Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

* * *

1. Band.

Erinnerungen

1810—1840.

Wien, 1875.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler

Erinnerungen

1810—1840

von

Heinrich Laube.

Wien, 1875.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

[illegible]
[illegible]

I.

Wie weit reicht unſere Erinnerung zurück in die Kindheit? Das iſt wol ſo verſchieden, wie wir Menſchen ſelbſt verſchieden ſind von einander in Anlagen und Kräften.

Ich erinnere mich eines Genrebildes, das mir jetzt noch deutlich wie einem Maler vor den Augen ſteht, und da bin ich kaum vier Jahre alt geweſen: ich ſtehe auf freiem Felde neben einem Pfluge, vor welchen zwei Pferde geſpannt ſind. Mein Großvater in einem Schafpelze ſteht neben mir und ſtopft ſich die Pfeife; ein kleiner weißer Spitz blickt neugierig zu uns in die Höhe. Das Feld iſt eben, und nur an einer Seite von einem dunklen Waldſaume eingefaßt.

Links und rechts liegt Finſterniß in mir über jener frühen Zeit. Nein! Ein Puppenſpiel im Wohnzimmer meines Großvaters auf dem Dorfe ſteht noch beleuchtet in einem Winkel meines Gedächtniſſes: Casperle zu Pferde fällt um, und ich ſchreie. —

Werden einzelne Nervenpunkte in unſerem Hirn ſtärker berührt als andere, und ſind dies die Gedächtnißpunkte, welche ſo lange vorhalten?

Und haben ferner dieſe Gedächtnißpunkte in unſerem Gehirn nur eine gewiſſe Reihe von Jahren Haltekraft? Alles aus der Jugend, wenn ſie einmal gedächtnißfähig geworden, behalten wir mit ſchreiender Genauigkeit. Das geht einige Jahrzehnte fort. Dann wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dieſe Haltekraft ſchwächer, und mit fünfzig Jahren ſcheint ſie abgenützt zu ſein. Wir vergeſſen dann ebenſo exact, wie wir früher behalten haben.

Aus meinem fünften Jahre weiß ich noch, daß ich eine vorzeitige Paſſion hatte, in die Schule zu kommen, und daß meine Mutter allein dieſe Paſſion entſchuldigte. Sie ſchnitt und ſchneiderte mir aus ihrem Brautkleide von façonnirtem braunen Atlas — ich könnte ihn malen! — eine Weſte zum feierlichen Eintritte in die Schule. Der Lehrer nahm gar keine Rückſicht auf dieſe Weſte, ſondern fuhr mich an: ich ſei noch zu jung und alſo zu dumm für ihn. Ich weinte, blieb aber ſitzen, kam wieder, und wurde doch regelmäßiger Schüler.

Anderthalb Jahre ſpäter kamen große Ereigniſſe, und die weiß ich nicht nur alle noch, ſondern da öffnete ſich, jetzt noch erkenntlich, dem ſechsjährigen Knaben ein Horizont, welcher ihm ein großes Stück Welt zeigte und für immer einprägte. Nicht ſechs Jahre, nein, ſechs und ein halbes Jahr war ich alt, als mir die Kriegsgeſchichte damaliger Zeit deutlich wurde und ſich in mein Gedächtniß grub. Das kann ich ausführlich erzählen, denn das hat viel mehr Intereſſepunkte für Jedermann, als die ſonſtigen kleinen Punkte eines unreifen Bubenlebens haben mögen.

Auch hiebei zeigt ſich das Räthſel, daß einzelne Punkte in unſerem Gedächtniſſe fortleuchten, während gleichzeitig andere erloſchen ſind. Von jener Scene auf dem Felde, von der braunen Weſte und dem groben Schullehrer hab' ich beſtimmte Erinnerung, und von den Truppenmärſchen, welche ein Jahr ſpäter durch unſere kleine Stadt zogen, habe ich keine. Nur ein dunkles Nachtbild iſt übrig. Reiter in weißen Mänteln ziehen in der Nacht unter eintönigem Geräuſch über den Markt nach dem Glogauer Thore hin, nach Oſten. Spätere Erklärung erſt hat mir geſagt: das ſind deutſche Reiter geweſen, welche zur franzöſiſchen Armee gehört haben und nach Rußland geritten ſind im Jahre 1812. Was aber ein halbes Jahr ſpäter in dieſen Kriegsdingen an mir vorübergegangen, das bedarf für mich gar keiner Erklärung, das iſt mir von Anfang bis zu Ende klar geweſen.

Jene Reiter ſind Sachſen, Baiern, Württemberger und Weſtfälinger — ſo nannte man bei uns die Weſtfalen — geweſen, und meine Mutter war auf dieſe deutſchen Beſtandtheile der franzöſiſchen Armee am ſchlimmſten zu ſprechen. Nicht aus vaterländiſchen Gründen, ſondern aus Gründen einer „kujonirten“ Hausfrau. Das Wort „kujonirt“ war damals alltäglich. Beſonders die Württemberger und Weſtfälinger galten für die „kujonirendſte“ Einquartierung. Vielleicht auch weil ſie deutſch fordern, alſo geläufiger fordern konnten, vielleicht auch, weil ſie mehr Bedürfniſſe hatten als die mäßigeren Franzoſen, und weil ſie im Verkehre gröblicher waren als dieſe. Wein und Weißbrot nur waren die Qualpunkte von Seiten der Franzoſen. Der dürftige Erdboden meiner Heimat wußte nichts von Wein und wenig von Weizen. Damals erſt erinnerte ſich mein Vater, daß ſechs Meilen von uns ein Gewächs vorkäme, welches Wein genannt würde, in Grünberg. Sonſt iſt in dieſem nördlichſten Winkel von Schleſien, wo Schleſien und die Lauſitz ineinander übergehen, der Wein ein vornehmes Ideal. Meine erſten Eindrücke von dieſem Ideal ſind denn auch gar nicht verführeriſch geweſen. Wir fuhren nun im Jahre 1813 öfters die ſechs Meilen hinüber nach Grünberg und holten Fäſſer voll Wein für die Franzoſen. Da gelangte ich denn auch zum Koſten, aber ich ſchüttelte mich von der Säure, und bin vielleicht deßhalb nie ein ſtarker Weintrinker geworden. Der Grünberger Jugendeindruck iſt mir heute noch lebendig. Die Franzoſen aber waren befriedigt, weil es doch Wein war. Mir ſcheint, ſie haben den Sprit gebraucht in unſerem Klima, wie man bei uns den Branntwein braucht.

Von einem Augenblicke an im Jahre 1813 weiß ich eine zeitlang, wol ein halbes Jahr lang, Alles. Schlugen da wol mit Einemmale die Ereigniſſe auf eine ganze Reihe von Gehirnnerven? Die Ereigniſſe kamen wie folgt:

ausgerüſtet, grüne Huſaren, zwei Bürgersſöhne, und von der Treppe des Rathhauſes hatte der Bürgermeiſter ihnen eine feurige Abſchiedsrede gehalten; Kopf an Kopf war die ganze Bevölkerung verſammelt geweſen, um die zu Pferde ſitzenden beiden jungen Männer, deren Namen und Phyſiognomie ich noch heute weiß. Jede Begeiſterung iſt zuverſichtlich. Niemand zweifelte daran, daß unſere gute Sache und unſer Muth ſiegen würden, ſiegen müßten. Die erſte große Kriegesnachricht, unklare Erzählung der Schlacht bei Lützen, hatte Niemanden irregemacht. Niemand ſagte, daß die Schlacht verloren gegangen; man ſprach nur von unſerer heldenmüthigen Tapferkeit und daß wir uns blos deßhalb zurückgezogen hätten, um eine beſſere Poſition für eine neue Schlacht zu wählen. Der am Erdboden vernommene Kanonendonner könne wol die neue Schlacht geweſen ſein, unfehlbar ein großer Sieg. Unſere Gegend werde jedenfalls von dem Kriegszuge nicht berührt werden, ſie liege weitab von der großen Heerſtraße. Nach der Lauſitz und dem gebirgigen Schleſien hin, wo dieſe Heerſtraße liegt, ziehen ſich breite, endloſe Waldungen hin. Tagelang hat man von uns aus in dem Sandboden derſelben zu fahren, ehe man wieder freies Feld und Görlitz ſieht — wir meinten, auch im ſchlimmſten Falle abgeſondert bleiben zu können vom Kriegsgetümmel.

Nach der Seite zu, wo man nach Görlitz fährt, am Saume der großen Waldungen, liegt Mückendorf, wo mein Großvater ein Bauerngut bewirthſchaftete. Wenn man über die Brücken kommt, ſieht man es liegen.

Was aber ſahen wir, mein Vater und ich, als wir jenſeits der Brücken waren? Nichts als Himmel und Franzoſen. Das ganze Feld vor uns dunkle Menſchenmaſſe, und hie und da blitzende Waffen. Sie ſchienen ſtillzuſtehen oder nur ſehr langſam in Bewegung zu ſein. Einzelne Reiter aber, grüne Chaſſeurs, kamen dahergeſprengt auf uns zu.

Eiligſt riß mich mein Vater nach rückwärts, um Reißaus zu nehmen. Da kamen Koſaken aus der Stadt geſprengt und

Es war Himmelfahrtstag — wir Proteſtanten haben nur Einen, Chriſti Himmelfahrtstag — und die Sonne ſchien prächtig. Ich ſpielte mit Kameraden im Hofe eines Kaufmannshauſes nahe bei meinem elterlichen Hauſe, und war eben im Spiele auf eine kleine Leiter geklettert, da ſtürzte der Hausherr in den Hof. Er war ein kurzer, dicker Mann mit krummen Beinen, gar nicht angethan zu ſchnellem Laufen. Jetzt lief er unglaublich ſchnell umher, ſchloß Thüren, und warf die Leiter um, auf welcher ich ſtand, ſo daß ich durch die Luft flog, und zu alledem ſprach er kein Wort. Unheimlich erſchreckt ſtoben wir Jungen von dannen. Als ich in unſer Haus trat, kam mein Vater eilig den Flur daher, und die Mutter rief: „Die Franzoſen kommen!"

Der Landesfeind! Etwas davon begriff ich, aber nur etwas. Ich lief dem forteilenden Vater nach und faßte ihn an der Hand, daß er mich mitnähme. Er hatte den Kopf zu voll, um an das Unpaſſende meiner Begleitung zu denken, und rief einem Vorübergehenden zu: „Nach Mückendorf geh' ich zu meinem Vater; ein Bote von ihm iſt eben gekommen und hat geſagt, die Franzoſen ſeien im Dorfe und hätten ihn an einen Zaunpfahl gebunden und wollten ihn erſtechen." — „Franzoſen? Das kann ja nicht ſein" — und weiter ging es zum gewölbten Thore hinaus über die Boberbrücken.

Zum Verſtändniß muß ich ſpäter erlangte Wiſſenſchaft einſchieben. Es war einige Tage nach der Schlacht bei Bautzen. Bautzen liegt in gerader Linie gegen zwölf Meilen von meiner Vaterſtadt entfernt, und die Sage ging ſeit zwei Tagen: man habe Kanonendonner gehört, als man draußen vor der Stadt das Ohr auf den Raſenboden gelegt. Geradeſo hieß es 1866 in Karlsbad, welches noch weiter von Königgrätz entfernt iſt und wo am Tage der Schlacht von vernommenem Kanonendonner erzählt wurde, den man am ſchütternden Erdboden erkannt habe.

In meiner Vaterſtadt war man in hohem Grade patriotiſch, und hatte den lebhafteſten Antheil genommen an dem Aufrufe zum Kampfe gegen Napoleon. Die Stadt hatte zwei Reiter verſchlimmerten unſere Lage. Eine ruſſiſche Batterie nämlich, auf Nebenſtraßen dem großen Heerzuge nachmarſchirend, war Tags vorher bei uns angekommen, und ſtand auf einer Wieſe öſtlich von der Stadt, auf der entgegengeſetzten Seite, von wo jetzt die Franzoſen kamen. Ein Koſakentrupp, welcher die Batterie begleitete, hatte vom Herannahen des Feindes gehört und jagte jetzt recognoscirend an uns vorüber auf die Franzoſen zu. „Franzuſchki! Franzuſchki!“ ſchrien ſie und feuerten ihre Piſtolen ab. Dies nutzloſe Piſtolenſchießen verſchlimmerte unſere Lage beträchtlich. Die heranſprengenden Chaſſeurs antworteten natürlich auf dieſe Begrüßung, und die Kugeln konnten ſich recht einfach in unſere Leiber verirren.

Das brachte für mich einen Zuſtand, wie man ihn bei einem qualvollen Traume durchmacht: wenn man um jeden Preis raſch vorwärts will und nicht vorwärts kommt. Ich kleiner Bub' konnte ja nicht ſo laufen wie mein Vater, der mich am Arme zerrte!

Bekanntlich waren die mit jungen Truppen errungenen Siege Napoleon's bei Lützen und Bautzen ſehr mühſam errungene und die Rückzüge der verbündeten Preußen und Ruſſen wohlgeſchloſſene. „Noch immer keine Gefangene!“ hat Napoleon im Vorrücken gegen Löbau, Reichenbach, Görlitz ärgerlich ausgerufen. Duroc, den er liebte, war auch gefallen durch eine Kanonenkugel, die aus dem Rückzuge einſchlug, und dort in der Gegend von Görlitz war ein Befehl ergangen, welcher uns jetzt in Sprottau ſo bitterlich traf. Das Victor'ſche Corps war beordert worden, links abzuſchwenken vom Hauptheere und zwiſchen Bober und Oder vorzurücken. Dieſes Corps kam durch den breiten Wald, durch die „Görlitzer Haide“, wo keine Nahrungsmittel zu finden waren, und kam nach mehrtägigem Marſche unweit Mückendorf und angeſichts von Sprottau auf freies Feld. Bei uns wollte es ſich laben. Da trifft es auf Koſaken, da kommen ihm Kanonenkugeln entgegen.

Die ruſſiſche Batterie fing an zu ſpielen. Die Franzoſen konnten nicht wiſſen, wie groß die feindliche Macht ſei, welche ihnen gegenüberſtünde, ſie gingen recognoscirend vor — wir ſaßen in der Falle eines Schlachtverfahrens.

Alle Hausthüren des Städtchens flogen zu, kaum ein Sperling blieb auf den Gaſſen zurück, als ich keuchend mit meinem Vater den Marktplatz erreichte und in unſer Haus ſchlüpfte. Kanonendonner, ſonſt unheimliche Stille! Aber die Neugier des Knaben behielt die Oberhand: über der Hausthür war ein Fenſter, zu dem hinauf kletterte ich, um auf den Markt zu ſehen. Oder richtiger auf den „Ring“, wie man in Oſtdeutſchland den Markt nennt. Das Rathhaus, die Fleiſchbänke, das Gerichtshaus ſtanden in der Mitte, „rings“ um ſie her breitete ſich der Markt. Da kamen ſie! Die Chaſſeurs! Je zwei Reiter im Schritt, das geſpannte Piſtol hochhaltend, „den blanken Säbel zwiſchen den Zähnen“, wurde hinzugeſetzt. Ich weiß nicht mehr, ob das wahr iſt. Die dunklen Geſichter der dunkelgrünen franzöſiſchen Reiter, die Bärenmützen, die ſchwarzwolligen Schabracken der Pferde, das Alles ſah ich noch, und wie ſie in den Gaſſen verſchwanden, die zum Glogauer Thore führten. Schauerlich wirkte das auf den Knaben. Der Krieg! Ich hatte von Menſchenfreſſern gehört, die unter den Ruſſen vorkämen, von Tataren, welche einen mächtigen Schnabel hätten ſtatt des Mundes — Vernichtung und Untergang bedeutete für den Knaben der ſo geſpenſtiſch ſich nahende Krieg.

Immer zahlreichere Trupps von Chaſſeurs folgten, endlich war der ganze Ring voll und eine Trompete wurde geblaſen. „Dies iſt das Signal zur Plünderung!“ rief Jemand. Ich weiß nicht, ob es ſeine Richtigkeit hatte in Betreff des Signals. Aber mit der Plünderung hatte es ſeine Richtigkeit, ſie begann.

Die kanonirenden Ruſſen hatten den kriegsrechtlichen Vorwand geboten, wenn es eines ſolchen bedurfte. Der Franzos war nicht blöde. Man haßte ihn, und er vergalt das Mißwollen, welches ihm entgegentrat. Aus jener Zeit ſtammt der unvertilgbare Groll gegen das Franzoſenthum, welcher noch heute in Preußen herrſcht und welcher auch auf den Theatern die Ueberſetzung franzöſiſcher Stücke trifft. Das Turnerthum, die altdeutſche Tracht, Jahn's Volksthum, die grimmigen Lieder gegen wälſches Weſen, all' das ſtammt aus den damaligen Franzoſenkriegen. Im weſtlichen Deutſchland und in Oeſterreich iſt das nie in dem Maße hervorgetreten. Dort hatte man wol nie in dem Maße von den Franzoſen gelitten. Das weſtliche Deutſchland, zum Rheinbunde genöthigt, war als ſogenannter Verbündeter milder behandelt worden. Selbſt in Sachſen, an das wir grenzten und deſſen König Napoleon's Bundesgenoſſe, deſſen Bevölkerung aber von dieſer Genoſſenſchaft nicht erbaut war, ſelbſt da war der Franzoſenhaß nicht ſo allgemein, nicht ſo intenſiv. Ich habe in ſpäteren Jahren manchen gebildeten Sachſen kühler und objectiver über dies Verhältniß ſprechen hören, als man je in Preußen ſprach. Und Oeſterreich hatte wol noch zahlreichere Kriege gegen Frankreich geführt, und die franzöſiſchen Heere waren bis über Graz herein, waren zweimal bis Wien gedrungen, aber es waren immer kurze Feldzüge geblieben — in Preußen dagegen war man eigentlich ſeit 1806, ſeit Jena, alſo ſieben Jahre lang, die Franzoſen nicht mehr los geworden, und man empfand überall, daß es Napoleon auf den völligen Untergang des preußiſchen Staates abgeſehen hatte. Da war der Haß lange und tief eingewurzelt. Und ſolch eine Plünderung war ganz geeignet, ihn zu nähren. Ich ſah ſie als kleiner Burſche an, ſie betraf unſere eigenen Habſeligkeiten, und dies zornige Gefühl gegen einen brutalen Raub iſt nie in mir erloſchen.

Im Hausflur ſtand ich und blickte durch die offene Thür in unſer Vorderzimmer, wo zwei lange Chaſſeurs all unſere Schränke und Commoden ausräumten. Als ſie ein mir wohlbekanntes Kleidungsſtück zu dem Haufen warfen, welcher zuſammengeſchnürt wurde, da ſtieß ich empört laute Schimpfworte aus — mein Vater gab mir eine Ohrfeige, warf mich in den Winkel und winkte meiner Mutter, mich mit fortzunehmen. Sie war eine junge Frau und war eben im Begriffe, ſich mit meinen zwei kleinen Geſchwiſtern zu flüchten. Da ich mich vorlaut erwieſen, ſo ſollte ich mit.

Wir flüchteten durch den Hof und das Hinterhaus über eine ſchmale Hintergaſſe hinweg. Dort war es noch ganz ſtill. Eine Anzahl niedriger Gebände mit Stallungen ſtand da vor einem großen Garten. All' das gehörte meinem Großvater, und wir bildeten uns ein, dort würde es ſtill bleiben und in dem Gartenhauſe würde uns kein Franzoſe behelligen. Das Gartenhaus lehnte ſich an die Stadtmauer, und über dieſelbe hinweg ſah man in das Flußthal der Sprotte, hüben und drüben ein Obſtbaumgarten. Da war nirgends ein Menſch. Nur den Kanonendonner hörte man hier deutlicher. Für mich etwas ganz Neues, eine ſpannende Romantik. Plötzlich hörte er auf. „Gott ſei Dank, nun wird's ruhig!“ ſagte die Mutter.

Es war die Ruhe der Niederlage, von der wir nichts wußten. Die Batterie war genommen. Später erfuhr ich, wie das zugegangen, und wie ein ruſſiſcher Kanonier alle Kanonen vernagelt. Mit dem Vernageln der letzten ſei er beſchäftigt geweſen, als die Franzoſen perſönlich bei ihm eingetroffen und ihn mit ihren Säbeln zuſammengehauen hätten. Er habe ſich um das Hauen, als ob es ihn nicht angehe, gar nicht gekümmert, ſondern habe, auf der Kanone ſitzend, fortgenagelt, bis er ſtückweiſe heruntergefallen. Dieſer Kanonier gehörte zu den homeriſchen Geſängen, welche ſich in den nächſten Jahren bei uns kleinen Leuten zuſammenſtellten.

Die Stille wurde denn auch bald in unſerer Nähe unterbrochen: aus den Stallungen, die an den Garten grenzten, drang Gepolter und Lärm zu uns herüber. Die Franzoſen hatten Pferde da untergebracht. Die Mutter ſchickte mich auf Recognoscirung. Mein Bericht lautete ſchauerlich. Ich hatte einen langen Kerl geſehen von ſchwarzbrauner Hautfarbe mit wolligem Haar, den erſten Mohren, der mir vorgekommen. — „Fort, fort!“ rief die Mutter, „hier ganz allein ſind wir noch ſchlimmer daran.“

Es ging alſo zurück, woher wir gekommen. Dort wurde nach wie vor geplündert, und die Plünderer hatten nur Augen für Sachen, kümmerten ſich nicht um Menſchen, ſo daß mein Vater Alles, was von weiblichem Geſchlechte und von Kindern im Hauſe vorhanden war, in einen Keller ſchieben konnte. Dort ſaßen wir mauſeſtill im Dunkeln. Eine Miethsfrau in unſerem Hauſe unterbrach endlich dieſe Schweigſamkeit. Sie flüſterte meiner Mutter zu, daß ſie eine Kanne Kaffee mitgebracht. Dieſe Kanne machte die Runde und kam auch zu mir. Ich ſchrie auf über das abſcheuliche Getränk und kriegte denn wieder ein „Kopfſtück“, wie man bei uns eine unausgebildete Ohrfeige nannte, weil meine laute Aeußerung unſeren Schlupfwinkel verrathen könnte.

Ich bemerke nebenbei, daß der Kaffee in Schleſien und Sachſen noch zwanzig Jahre ſpäter ein verdächtiges Getränk war. Man kann ſich vorſtellen, was dieſe unter Schreck gekochte Flüſſigkeit für eine Beſchaffenheit verrieth im finſteren Keller. Bekanntlich iſt der Geſchmack beſonders kritiſch, wenn man nicht ſieht, was man ißt und trinkt.

Jene Franzoſenzeit hat mein Verhältniß zum Kaffee beinahe für meine ganze Lebenszeit entſchieden. Erſt der Kaffee in Wien hat mich in dieſer Averſion und dieſem tiefen Vorurtheile irregemacht. Kein Menſch hat jetzt eine Vorſtellung von dem Worte „Continentalſperre“, welches man heute leichtſinnig ausſpricht wie irgend ein anderes Wort. Es bedeutete ſchreckliche Dinge: daß Kaiſer Napoleon, um die Engländer zu ärgern, keinerlei Colonial Producte zuließ in die Länder, welche unter ſeiner Botmäßigkeit ſtanden; Kaffee und Zucker hörten auf, oder wurden — was zunächſt noch ſchlimmer ſchien — ſie wurden neu erfunden, ſelbſtſtändig, bei uns ſchleſiſch erfunden. In Betreff der Nahrungsmittel traute ich aber von Jugend auf meinen ſchleſiſchen Landsleuten nicht recht. Da war ein kurländiſcher Baron in unſerem Hauſe als Miethsherr des erſten Stockes, ein vortrefflicher Mann, welchem meine Vaterſtadt auch ein Denkmal geſetzt. Der erfand in Einemfort, namentlich in Sachen des Kaffees und Zuckers, und wir mußten immer zuerſt koſten. Aus Gefälligkeit lobte meine Mutter Alles, auch die nichtswürdigſten Erfindungen, und ich als älteſter Sprößling mußte aus Gefälligkeit immer in nächſter Linie dieſe Erfindungen verſchlucken. Das ging allenfalls mit dem Zucker, der freilich zuerſt bitter genug aus der Kartoffel entſpringen ſollte, für den aber bald die edle Runkelrübe entdeckt wurde. Ich darf ſie nicht ſchelten, denn dieſer Parvenu iſt ja adelig geworden. In ihrer Jugend war ſie freilich voller Ungezogenheiten. Aber der Kaffee aus geröſteten Eicheln und von ähnlicher altdeutſcher Factur, aus Gerſte und verwandten Vegetabilien, die Benützung der Hagebutte und die außerordentliche Entdeckung der Cichorie, welche bald zum fabrikmäßigen Verdienſt-Adel erhoben wurde, das war ein dunkles Colorit der Franzoſenzeit und der Continentalſperre. Wer ſich deſſen deutlich erinnert, der trinkt heute mit Entzücken ſeinen Kaffee.

2.

Wir ſtecken noch im Keller. Alles ſchweigt wieder. Da hören wir das Raſſeln von Säbelſcheiden und hören den Vater. Die Chaſſeurs wollen auch unter der Erde plündern; der Vater muß ſie in den Keller führen, ſie ſuchen offenbar Wein — wir ſind verloren!

Aber nein, es geht an unſerer Kellerthür vorüber. Der Vater hat ſich mit ausgebreiteten Armen vor dieſelbe geſtellt, und das Licht hat nur den weiterführenden Gang beleuchtet. Das Säbelklirren verliert ſich nach dem großen Keller hin.

Dort lag ein halbes Gebräu Bier. Jedes Haus war brauberechtigt und verſchänkte dann ſein gebrautes Bier. Die Hälfte unſeres letzten Gebräus lag noch da. Die Chaſſeurs haben nun gemeint, den erwünſchten Wein gefunden zu haben. Ein Probetrunk hat ſie wüthend gemacht. Das hab' ich damals ſchon begreiflich gefunden, denn auch ich gehörte nicht zu den Verehrern unſeres Bieres; es iſt mir immer ſehr altdeutſch vorgekommen. Jedenfalls hatte es nur eine weit entfernte Aehnlichkeit mit dem deutſchen und vorzugsweiſe mit dem Wiener Biere, welches die jetzigen Franzoſen zu ſchätzen wiſſen.

Aber was haben dieſe Chaſſeurs in ihrer Wuth der Enttäuſchung gethan in unſerem Keller? Sie haben aus ſämmtlichen Fäſſern die Zapfe gezogen — als ſie wieder hinaufraſſelten, iſt unſer großer Keller ein Biermeer geweſen.

Eine Stunde ſpäter wurden wir frei. Die Infanterie war eingerückt unter Trommelſchlag, die Plünderung war abgeblaſen worden. Was half uns das?! 's war nichts übrig für's Plündern; uns fehlte Alles.

Und da hörte ich Frauen klagen, daß ſie den Infanteriſten, die auf den Straßen lagerten, nichts geben könnten! Dieſe Infanteriſten waren allerdings verhungert, verdurſtet und verſchmachtet; der Marſch durch die Görlitzer Haide hatte ſie hingerichtet. Nie Infanteriſt! dachte ich damals, denn die Cavallerie kommt immer zuerſt und nimmt Alles weg.

Wie die damaligen Franzoſen ausſahen? Ich finde, der Unterſchied iſt nicht groß von den jetzigen. Die kurzen Taillen, die Gamaſchen, die Bärenmützen ſind jetzt verſchwunden, die Truppen ſind jetzt leichter, behender. Aber ſteif waren die damaligen Franzoſen auch nicht, ihr Naturell war wie jetzt.

Sie blieben ſechs Wochen bei uns; es war ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden, und wir lernten ſie gründlich kennen.

Daß Napoleon dieſen Waffenſtillſtand einging, iſt ihm von ſeinen Verehrern zum Vorwurfe gemacht worden. Ich glaube, mit Recht. Er war im Siege, und wenn er auch des Nachſchubes aus Frankreich bedurfte, um den Sieg auszunützen, und wenn er auch für das Eintreffen dieſes Nachſchubes Zeit brauchte — auf der anderen Seite ſetzte er zu viel aufs Spiel mit ſolcher Kriegspauſe. Einem nationalen Verzweiflungskampfe gegenüber durfte er nicht darauf rechnen, Entmuthigung hervorgebracht zu haben durch die Schlachten von Lützen und Bautzen; er mußte im Gegentheile vorausſehen, daß ſich die preußiſchen und ruſſiſchen Heere ebenſo verſtärken würden, wie das ſeinige ſich verſtärkte, und er mußte endlich Oeſterreichs eingedenk ſein! Seit vier Jahren war Oeſterreich in Ruhe; das Schwarzenberg'ſche Armeecorps, welches für die ruſſiſche Campagne in der rechten Flanke offenbar nur figurirt hatte, war den Oeſterreichern kein ſchwächender Krieg geweſen; der Moment lag für Oeſterreich zu nahe, ſich endlich Revanche zu holen für eine zwanzigjährige Kriegsepoche, welche Oeſterreich ſo vielfach verkürzt hatte. Das konnte nur abgewendet werden, wenn Napoleon's Siegeslauf ununterbrochen vorwärtsſchritt. Die Pauſe ſolch eines Waffenſtillſtandes in Schleſien, in einer Gegend alſo, welche für Oeſterreich ſofort die Gelegenheit bot, auf die Verbindungs- und Rückzugslinie des Gegners in Sachſen zu rücken, ſolch eine Pauſe war ein zu großes Wagſtück. Es hatte nichts für ſich als eine Schwiegertochter. Marie Louiſens wegen ſollte Kaiſer Franz die ganze endliche Genugthuung von ſich weiſen? Das war Ifflandiſch gedacht.

Wir erfuhren von all dieſen Fragen nichts; es gab für uns keine Zeitungen, und ob unſere Rathsherren in hoher Politik kannegießerten, das weiß ich nicht zu ſagen. Das ging über den Horizont des Knaben. Ich weiß nur, daß unſer Leben vollſtändig franzöſiſch wurde und daß kein Menſch von einer möglichen Aenderung ſprach. Die Truppen waren maſſenhaft da, und ein großer General wohnte im Eckhauſe der Herrengaſſe: General Bertrand, derſelbe, welcher ſpäter mit Napoleon nach Helena ging und von deſſen Frau immer erzählt wurde, Napoleon habe ihr eine Liebesneigung zugewendet.

Eines Tages hörte ich auch, der Franzoſenkaiſer Napoleon, deſſen Namenstag eben mit Beleuchtung und ſonſtigen für uns Kleinſtädter ganz neuen Herrlichkeiten gefeiert worden, ſei in eigener Perſon abgeſtiegen vor dem Eckhauſe der Herrengaſſe, und man könne ihn zuweilen am Fenſter ſehen. In unſerem Vorderzimmer war ein Rittmeiſter einquartiert, und deſſen Burſche, Gardy geheißen, war mein intimer Umgang, er radebrechte etwas Deutſch, war gutmüthig und geſtattete mir allerlei Verkehr mit den Pferden des Rittmeiſters. Gardy nun vertraute mir, der Kaiſer ſei incognito angekommen; er wolle mit mir hingehen und mir ihn zeigen, ſobald der Kaiſer ans Fenſter träte.

Ich hatte kein beſonderes Verlangen. Die Neugier auf hiſtoriſche Perſönlichkeiten iſt nicht Sache früher Jugend. Sie ſetzt ſchon Reflexion voraus, welche dem Knaben noch fehlt. Außerdem war die feindliche Stimmung bei uns ſo groß, daß nur etwa ein oder der andere Rathsherr mitunter zugab, daß der Kaiſer Napoleon ein Menſch von Talent wäre. Wol aber waren Schimpfworte auf ihn aller Welt geläufig, und Carricaturen waren auch bis in unſer Städtchen gedrungen. Recht einfache, aber auf den Geſchmack des Knaben wirkten ſie; zum Beiſpiele ein ſchwarzes Tintenfaß, deſſen Stöpſel der Kopf Napoleon's. Die Unterſchrift lautete: „Napoleon in der Tinte“. Eine andere zeigte ihn in abgeriſſener Tracht mit einer Schaar verhungerter Hunde, und die Umſchrift beſagte: „Napoleon führt Hunde nach Bautzen“. Franzoſenfeindlich geſinnt war ich auch, wozu brauchte ich den widerwärtigen Franzoſenkaiſer zu ſehen?!

Ich glaube, Gardy ſelbſt wollte ihn ſehen. Beim Napoleonsfeſte hatten die Truppen Extra-Löhnung gekriegt, und Gardy hatte noch einige ſilberne Francsſtücke in der Taſche. Für uns beneidenswerthe Neuigkeiten, denn wir hatten herabgeſetzten Münzfuß und geringwerthiges Geld. Er kaufte mir für ein kleines Silberſtück Backwaare, und ſchleppte mich vor das Eckhaus in der Herrengaſſe.

Hier verläßt mich mein Gedächtniß; ich weiß nicht zu ſagen, ob ich den Kaiſer wirklich geſehen. Ich weiß nur ungefähr, daß zwei Männer am Fenſter erſchienen, daß Gardy ins Zappeln gerieth und daß er und andere Soldaten ſo etwas geſchrien haben wie „Vive l'empereur!“

Es hat überhaupt ſehr lange gedauert, es hat tief in meine Jünglingsjahre hinein gedauert, ehe ich mir gefallen ließ, daß Napoleon wie ein großer Mann beſprochen würde. Noch Heine gegen Ende der Zwanziger-Jahre mit ſeinem Preiſe Napoleon's in den Reiſebildern und Gedichten hat mich höchlich damit überraſcht.

Heine hat damit in Preußen das Eis gebrochen, das Eis des Haſſes und des Widerwillens gegen Anerkennung. Ich habe über jene Napoleons-Verherrlichung Heine's noch kurz vor 1830 ſehr ärgerliche und abfällige Reden gehört.

Endlich raſſelten die Trommeln und blieſen die Trompeten zum Abzuge. Der Waffenſtillſtand war aus, der Feind marſchirte gegen Süden ins ſchleſiſche Land tiefer hinein.

Ich möchte nicht ſagen, daß Alles aufathmete. Der Nahrungstrieb ſpricht überall ſein großes Wort. Während des Waffenſtillſtandes hatten die Franzoſen wol einen Theil ihrer Bedürfniſſe, wenigſtens im Privatverkehr, mit vollgiltigem Silbergelde bezahlt, und mancher Bürger ſagte: Das hat doch Nahrung gewährt!

Nach einigen Tagen erſt rief man „Pfui!“ über ſolche Aeußerungen, und die patriotiſche Stimmung ward wieder die alleinherrſchende. Alles harrte auf Nachrichten von der erſten Schlacht.

Ein Genrebild aus dieſer geſpannten Erwartungszeit ſteht vor mir. Die Sonne ſchien Vormittags und ein mir ſehr wohl bekannter Poſtillon — es gab nur zwei — des Namens Kärgel, fuhr an unſerem Hauſe vorüber. In der einzigen offenen Kaleſche des Poſtmeiſters hatte ein einzelner Mann geſeſſen. Es dauerte nicht zehn Minuten, da wurde ich gefragt, ob ich den Wagen hätte vorüberfahren ſehen und den Mann, und ob nach dem Glogauer Thore zu? Ja! antwortete ich. Das iſt ein franzöſiſcher Spion geweſen! — Ah? — Gleich darauf ſchwangen er — dann ſchieß' ich dich todt und fahre allein weiter. Alſo fahr' zu, was die Pferde laufen können, ſonſt biſt du des Todes!" — „Und du ſchlechter Kerl biſt zugefahren?!" ſchrie man. — „Freilich!" antwortete Märgel.

Man hat ihn nicht gehauen und nicht zerriſſen, aber aufgepaßt hat man jahrelang, wo das Geld zum Vorſchein kommen werde, das er doch ganz gewiß erhalten für ſein Zufahren. Man hat's nicht entdeckt, und Märgel's „Freilich!" iſt ſpäter, in ruhigen Zeiten, von Vielen begriffen worden. Große Anſpannungen im Bürgerleben dauern nicht ewig.

Die Landwehr-Reiter mit ihrem Zorn und Eifer, und wol auch mit einiger Ungeſchicklichkeit im neuen Kriegsdienſte, ſtehen noch deutlich vor mir. Die Landwehr überhaupt. Sie iſt mir eine tiefe, ſchöne Erinnerung geblieben. So viel, ja Alles einzuſetzen für die Befreiung des Vaterlandes, das macht einen unverlöſchlichen Eindruck, namentlich wenn man geſehen hat, wie ſehr den jungen Landwehrmännern jegliche Vorübung fehlte und wie ſie faſt waffenlos in Noth und Gefahr hineinliefen. Es kamen einmal vier ſolcher Landwehrmänner zu uns ins Quartier, und meine Mutter ſchlug die Hände zuſammen über die Unmöglichkeit, daß dieſe vier jungen, allerliebſten Burſchen die Soldaten-Anſtrengungen durchmachen ſollten. Es war Sommer, und ſie waren mit Staub bedeckt; ſich zu ſäubern in- und auswendig war ihre einzige Sorge, und zu dem Ende entwickelten ſie Kämme, Bürſten, Toiletten-Hilfsmittel, welche in unſerem Städtchen ganz unbekannt waren; dazu feine Hände, goldene Uhrketten und allerlei feine Bedürfniſſe, — meine Mutter hatte ganz Recht. Und doch waren dieſe Elegants ganz unzweifelhaft entſchloſſen, wenn's noththäte, geradenwegs in den Tod zu gehen, ja ſelbſt in Schmutz und gemeine Entbehrung, um die Franzoſen aus dem Lande zu jagen. Sie waren aus Berlin. Berlin war damals muſterhaft in Aufopferung und Vaterlandsliebe.

Die Entwicklung dieſes preußiſchen Nationalweſens habe ich von da an aufmerkſam mit angeſehen und mit erlebt. Die ſich zwei Landwehr-Reiter — es war Landwehr bei uns eingerückt — auf ihre Pferde und jagten im geſtreckten Galopp über das ſchlechte Pflaſter nach dem Gloganer Thore zu, Kärgel mit ſeinem Spione einzuholen. Allgemeine Spannung.

Was wird mit ſolch einem Spione geſchehen? fragte man. Wie damals der ruſſiſche Soldat wird er behandelt! lautete die Antwort. Dieſer ruſſiſche Soldat war vor dem Rathhauſe mit Säbeln gefuchtelt worden. Er war bis auf die Hüften nackt, und von jeder Seite hieb ein Soldat mit Leibeskräften mit flacher Klinge auf ſeinen Rücken. Man hatte zu fürchten, daß die Klinge einmal ſcharf fallen und den Mann mitten entzweihauen werde. Ein gräulicher Anblick, den ich mein Lebtag nicht vergeſſen. Der Rücken ſchwoll roth auf und das Blut ſpritzte, der Geſtrafte mußte weggetragen werden. Die Ruſſen überhaupt beſchäftigten unſere Phantaſie ſehr curios. Ihre Lieblingsſpeiſe war Sauerkraut — „Kapuſte“ verſtanden wir — und wann das in den Feldkeſſeln brodelte, da ſteckten ſie die ordinärſten Talglichte hinein, die im heißen Waſſer abſchmolzen bis auf den Docht. Das gab die Schmalzwürze.

Der Spion kommt nicht weg wie jener ruſſiſche Soldat, hieß es, mit flachen Säbelhieben; der wird erſchoſſen!

Da kamen die Landwehr-Reiter zurück, eines ihrer Pferde war lahm und mußte geführt werden; ſie hatten den Spion nicht eingeholt. Kärgel ſei gefahren mit den beiden Füchſen von der Poſt wie verrückt. Kärgel ſei ein Verräther und müſſe beſtraft werden, wenn er zurückkäme.

„Der kommt nie wieder zurück!“ ſchrie man, „der Spion hat eine Kriegskaſſe gehabt, aus der wird Kärgel ſchadlos gehalten.“

Nach einigen Stunden kam Kärgel doch zurück zu Weib und Kind. Er war nahe daran, zerriſſen zu werden. Seine Entſchuldigung war: „Als der Fremde die Reiter hinter ſich ſah, da zog er eine Piſtole heraus, ſpannte den Hahn und hielt ſie mir hinter den Rücken. Wenn uns die Reiter einholen, Poſtillon — ſchrie oberſte Regierung war auch damals nicht tonangebend, und hat eigentlich immer gedämpft. Friedrich Wilhelm der Dritte, der damalige König, war von Hauſe aus ein ſchüchternes Naturell. Eng rechtlich in ſeinen Anſchauungen, wurde er in die große Politik hineingeriſſen durch Männer wie York, Stein, Gneiſenau, Scharnhorſt, Schön, Stägemann. General York hatte das Signal gegeben, als er mit ſeinem preußiſchen Hilfsheer zum ruſſiſchen Feldzuge Napoleon's die Mitwirkung verſagte für die flüchtenden Franzoſen, als er ſich geradezu gegen ſie erklärte. Der König war außer ſich geweſen über dieſe Handlungsweiſe und hätte ihn vor ein Kriegsgericht geſtellt, wenn York in der Nähe geweſen wäre. Der König hatte auch gar kein Vertrauen zu dem allgemeinen Aufſchwunge ſeiner Unterthanen, zu der Errichtung ſolcher Landwehr, zu der Volksbewaffnung. Gefährlich für die Staatsidee und auch hoffnungslos war ihm das Alles. Lützen und Bautzen hatten ihm ſcheinbar Recht gegeben, und er nannte das Alles unreifes Poetenthum, welches zum Untergange führen werde.

Der große Erfolg dieſes Aufſchwunges hat wol ſeine Bedenken ein wenig zurückgedrängt, beſeitigt hat er ſie nie. Vor und nach dem Kriege und Siege bildeten die führenden Männer, Stein an der Spitze, das moderne Staatsweſen durch, welches ein neues Preußen gründete; aber es wurden ihnen nur einige Jahre Zeit dafür gelaſſen. Dann traten die obigen Bedenken des Königs immer maßgebender, immer ſtrenger in Kraft, und fünfundzwanzig Jahre lang hatten die Freiſinnigen in Preußen bittere Noth, nur die Grundpfeiler des modernen Staates aufrechtzuerhalten.

Von irgend einer Schwierigkeit, welche dem Aufſchwunge in der Heimat ſelbſt entgegentreten könnte, ahnten wir damals in unſerem Städtchen nichts, wir warteten nur ungeduldig auf Kriegs- und Siegesnachrichten. Es regnete Tag für Tag, und die Politiker ſagten: Das Wetter läßt keine Kriegsthaten aufkommen. Da verbreitete ſich plötzlich die Kunde: Es werden franzöſiſche Gefangene gebracht, es iſt was vorgefallen!

Ich habe ſpäter die kleine Katzbach oft geſehen. Sie plätſchert für gewöhnlich ganz ſeicht und unſcheinbar an der anmuthigen Stadt Liegnitz vorüber, und kein Menſch ſieht's ihr an, daß ſie ſo voll und ſo ſchlimm werden könne, um das Hauptmoment einer Schlacht abzugeben. Das nahe Rieſengebirge ſchwellt ſie zuweilen ſo mächtig an. Nun war ſie die Schweſter von Roßbach geworden, was in den Schlachtenliedern jener Zeit gewiſſenhaft ausgebeutet wurde als Omen unſerer Bäche für Franzoſen-Unglück.

Von da an iſt mein Gedächtniß wunderlicherweiſe wieder lange verſtopft. Ich weiß nichts vom Zutritte Oeſterreichs zur Allianz, nichts von den Schlachten bei Kulm in der Nähe von Teplitz, nichts von der Schlacht bei Dresden, ja nichts von der Schlacht bei Leipzig. Nur der Rhein-Uebergang iſt mir haften geblieben, eine nächtliche Scene, die ich wol habe erzählen hören. In einer finſteren Nacht iſt Blücher bei Kaub mit ſeinen Officieren in einen Nachen getreten und ans andere, damals franzöſiſche Ufer gefahren. Dann hat mir ein ſtammelnder und halbtauber Steuer-Controlor von einer Schlacht bei Brienne vorgeleſen und endlich von der Abfahrt Napoleon's nach der Inſel Elba.

Das gab Entrüſtung bei uns, das hör' ich noch. Warum man mit dieſem Uebelthäter ſo viel Umſtände mache! Warum man ihn nicht, wie Blücher kurzweg gewollt, erſchießen laſſe!

Das klingt roh fünfzig Jahre nachher, während welcher der Mann in der Geſchichte aufgewachſen iſt zu der Höhe eines rieſenhaften Heros. Die Gegenwart fragt immer nach *ihren* Schmerzen, das Vaterland nach *ſeinen* Leiden, und beide ſind berechtigt dazu. Was mit der Zeit über Beides hinauswächſt und geſchichtlichen Beſtand gewinnt, das iſt was Anderes. Und nicht einmal etwas Anderes. Jene Schmerzen und Leiden werden auch jenem Helden in Anrechnung gebracht, er muß ſie verantworten. Wohl ihm, wenn er auch dieſe Verantwortung überträgt. Und dann auch wohl uns! Wir gewinnen dann große Maßſtäbe.

Dieſer Transport der erſten Gefangenen iſt mir unvergeßlich. Das Mitleid mit den Verwundeten und mit den armen Burſchen, welche gleich einer Heerde getrieben wurden, das Mitleid überholte den ganzen Franzoſenhaß. Die Frauen liefen mit Nahrungsmitteln herzu, und wenn die escortirenden Landwehrmänner barſch verfuhren gegen die gefangenen Franzoſen, ſo ſchalt man auf Unmenſchlichkeit. Ich lief überall herum, um zu erkunden, ob etwa Gardy dabei wäre. Ein Verwundeter, welcher auf auf einem kleinen Leiterwagen durch die Stadt gefahren wurde, ſetzte uns Alle in Allarm; ich zucke noch heute, wenn ich daran denke. Zum erſtenmale erſchien mir der Krieg abſcheulich und entſetzlich. Der Mann war in den Hals geſchoſſen und konnte nicht leben, nicht ſterben. Ein kläglicher pfeifender Ton drang immerfort aus dem weit geöffneten Munde. Wir fragten gar nicht nach dem Treffen; die Landwehrmänner wußten auch nichts Rechtes. Erſt den anderen Tag kam voller Bericht: die Schlacht an der Katzbach war geſchlagen, Blücher hatte ſie geſchlagen, nur acht Meilen von unſerem Städtchen entfernt, und hatte ſie gewonnen. Das war ein Jubel! Und gerade der Regen, der lange Regen hatte geholfen. Die Katzbach war hoch angeſchwollen geweſen und hatte die Franzoſen verſchlungen, und unſere Leute hätten das heimiſche Regenwetter viel beſſer vertragen als der Feind aus milderem Klima. Als ob die Franzoſen mit dem Regen nicht vertraut wären, der in Paris reichlicher zu Hauſe iſt als bei uns!

Der Eindruck dieſes erſten Sieges war unermeßlich. Blücher beſonders wurde da für unſere Phantaſie geboren. Ich ſehe die Bilder noch, welche bald darauf zu uns kamen — ſie waren ganz ſchwarz, um das ſchlechte Wetter zu verſinnlichen. Noch einen Grad ſchwärzer waren die Reiter, welche durch die Dunkelheit ſprengten. Nur Reiter; Blücher voran, die naſſen Radmäntel flogen ſteif über den galoppirenden Roſſen. Blücher Mäntel hießen ſie von dieſer Stunde an. Es iſt dieſelbe Form, welche in der öſterreichiſchen Armee, ich glaube unter dem Namen Radmäntel, wohlbekannt iſt.

Die Reaction in Preußen, welche den Freiheitskriegen ſo raſch folgte, iſt den Maßſtäben für Napoleon's Größe gar ſehr förderlich geworden.

Ich habe oben geſagt, daß die oberſte Regierung auch 1813 ſchon und ſpäter in hohem Grade nur gedämpft und zurückgehalten habe. Und dennoch iſt Preußen fortwährend gewachſen. Wie reimt ſich das?

Es reimt ſich dadurch, daß dieſer Staat von Hauſe aus auf der Grundlage der Reformation gebildet worden iſt, auf der Grundlage eines freien Fortſchritts. Dieſe Grundlage hat nie im Stiche gelaſſen, wie viel auch dagegen geſündigt worden iſt.

Oeſterreich hat die entgegengeſetzte Erfahrung gemacht, und das hat der zweite Ferdinand verſchuldet in ſeiner Jeſuiten-Erziehung. Die öſterreichiſchen Lande waren bereits proteſtantiſch, namentlich [illegible]r es der Adel, welcher damals ſo viel bedeutete. Wenn Kaiſer Ferdinand ſich dieſem öffentlich eingeſtandenen Bedürfniſſe anſchloß, dem Bedürfniſſe, den Kirchenglauben in Uebereinſtimmung zu ſetzen mit der Bildung der lebenden Generation — dann entſtand kein dreißigjähriger Krieg, dann blieb das deutſche Reich ganz, es erhielt eine allen deutſchen Stämmen gemeinſchaftliche Kirche, es blieb der Mittelpunkt Europas.

Statt deſſen begann Ferdinand eine gewaltſame Reaction, welche nur einmal nachdrücklich von Kaiſer Joſeph unterbrochen wurde. Kaiſer Joſeph's Körperkraft unterlag dem ergrimmten Widerſtande reactionärer Elemente, ſein erkrankender Körper verſagte dem Geiſte längere Spannkraft, die ſpät eintretende Reform unterlag.

In Preußen dagegen hielt die ſeit Luther dreihundertjährige Gewohnheit freier Forſchung und Thätigkeit den allgemeinen Sinn aufrecht, und dieſer allgemeine Sinn ließ keine Reaction tiefere Dauer gewinnen.

In jedem Staate kommen Zeiten großer Noth, welcher die Regierung nicht gewachſen iſt, welche nur Abhilfe findet im Weſen und Trachten des allgemeinen Sinnes. Hat dieſer Sinn eine gute

Grundlage, eine Grundlage des Fortſchrittes, dann überwindet der Staat ſeine Noth. Und aus ſolchem Siege wachſen weitere Siege: denn der Kampf hat neue Kräfte befreit und entwickelt.

Hierin liegt die Erklärung, daß Preußen immer wieder aufkam, auch wenn ſeine Regierung rückwärts geſteuert hatte. Ueberall wußte man, daß ſeine Grundlage im Weſen des Fortſchrittes beruhte, und zum Theil deßhalb ſtrömten ihm auch 1813 alle ſchaffenden Kräfte aus Deutſchland zu. Stein war ein Naſſauer, York ſtammte aus England, Gneiſenau war ein Franke, Scharnhorſt und Hardenberg waren Hannoveraner, ſelbſt Blücher war ein Mecklenburger. Weil es der größte proteſtantiſche Staat war und iſt, ſtrömten und ſtrömen ihm immer alle frei gemachten Kräfte zu, und drängen ihn immer die tiefer liegenden Kräfte ſeines Landes aus den Reactionen hinaus, welche aus eigenſinnigen Perſönlichkeiten und herrſchſüchtigen Cliquen entſtehen.

Meine Knabenjahre ſahen den Aufſchwung, meine Jünglingsjahre die Stauung, meine erſten Mannesjahre die vollſtändige Reaction in Preußen — in dieſen Erinnerungsſkizzen wird ſich für Manchen das wieder abſpiegeln, was er vergeſſen hat.

3.

Nach dem Kriege entwich jede politiſche Theilnahme aus unſerem Städtchen. Wenigſtens wurde ein aufwachſender Knabe nicht das Mindeſte davon gewahr. Erwerb, Geld iſt Ein und Alles in kleinen Orten, wol auch in großen.

Politiker, welche dieſen Grundzug überſpringen, werden immer in Irrthum gerathen und zu keinen richtigen Reſultaten gelangen.

Uebrigens finde ich es vortheilhaft für jeden jungen Menſchen, in ſo beſchränkten Landſtädtchen aufzuwachſen, wo Ackerbau und Gewerbe vorherrſcht. Er bleibt der Natur nahe; er gewinnt wirkliche Einſicht in die Bedürfniſſe des einfachen Menſchen, in die Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche erforderlich ſind zum Kampfe ums Daſein. In die große Stadt mit größeren Geſichtspunkten kommt er ſpäter zeitig genug, und er kommt dann mit einer ſehr werthvollen organiſchen Grundlage in die große Stadt.

Was ſoll der Junge werden? Und was will er werden? Dieſe Frage und die ſuchende Beantwortung derſelben iſt ſchon ſehr ausgiebig für den jungen Menſchen, der das Naheliegende wählt und kennen lernt.

Ich habe mit dem Suchen nach dieſer Antwort ſchon als Gaſſenjunge Vorſtudien machen können. Die Mutter war eine Tochter des Fleiſchhauer-Aelteſten; ihre Schweſter war an einen Fleiſchhauer und Gaſtwirth verheiratet — dahin lenkte ſie meine Aufmerkſamkeit. So ging ich mit dem älteren Couſin auf die Schafweide hinaus und lernte die Eigenſchaften des furchtſamen Schafes kennen, welches ſo leicht erſchrickt, von dannen „prellt“ und in die Irre geräth. Ich begleitete ihn, wenn er aus meilen weiter Ferne Schweine und Ochſen holen mußte. Das Treiben ſolcher Thiere, die höchſt eigenſinnig und ſehr wenig marſchfähig ſind, iſt eine Kunſt, welche Geduld und Erfahrung heiſcht. Dabei lernte ich Land und Leute kennen. Daheim beim Schlachten und Verkaufen wurde mir die Anatomie des Thieres geläufig. Die Mutter und ich waren bei Tiſche Gourmands für beſondere Theile des Thieres, welche der Großſtädter Zeit ſeines Lebens nicht kennen lernt.

Aber dieſe Zukunft für mich fand keinen Beifall beim Vater und Großvater. Beide waren Baumeiſter; der Großvater war, ehe er ſich aufs Dorf zurückgezogen, Stadtbaumeiſter geweſen, und war doppelt ſtolz darauf, weil er ſich vom Bauernjungen zu dieſer Stellung emporgearbeitet. In Beiden war ſo was wie Künſtlerſtolz den Handwerkern gegenüber, und dieſem Stolze ſollte der älteſte Sprößling gerecht werden. Zum Aerger der

Mutter, welche ſtreng aufs Handwerk hielt und immer betonte: Nur Handwerk hat goldenen Boden! — Der Krieg hatte alle Nahrung heruntergebracht, auch die des Vaters; die Leute hatten kein Geld zum Bauen, obwol ihnen das kaum irgendwo in der Welt ſo erleichtert wurde, als in meiner Vaterſtadt. Denn die Stadtkämmerei ſchenkte faſt Holz und Ziegel, und erſetzte noch hinterher den vierten Theil aller Unkoſten. Ein idealiſcher Zuſtand, nicht wahr?

In das Baugewerk gerieth ich allmälig von ſelbſt hinein, weil ich dem Vater Boten laufen mußte zu dieſem und jenem Baue, oft weit aufs Land, die Arbeiter verzeichnen, Rechnungen entwerfen mußte. Und im Winter, wo nicht gebaut werden kann — ein Hauptgrund meiner Mutter gegen dieſen Beruf — da wurde gezeichnet, wurden Riſſe entworfen, ja, es wurde gebildhauert. Der Onkel Gaſtwirth brauchte einen neuen grünen Löwen an ſeiner Gaſthof-Fronte. Wir machten ihn. Wir erfanden uns dieſe Kunſt ganz ſelbſtſtändig, denn ſie war völlig unbekannt im Städtchen. Wir modellirten in Thon und goſſen in Gyps. Nur der mathematiſche Theil des Bauweſens war mir läſtig, ich hatte verzweifelt wenig Anlage dafür. Meine eigentliche Paſſion war: Romane leſen. Einen Bäcker beneidete ich höchlich. Wenn des Morgens ſeine Bäckerei erledigt war — zweimal Backen hätte man für Unfug angeſehen! — da konnte er ſich auf die Ofenbank ſtrecken und den ganzen Tag „ſchmökern“.

Die einzige Leihbibliothek war überaus gering: ſie hatte in einem kleinen Kaufladen Platz neben Zucker und Kaffee und allen Spezereien. Sie enthielt nur Ritter- und Räubergeſchichten, und ich hatte ſie denn auch bald erledigt.

Von Dichtern und großen Schriftſtellern hab' ich bis zu meinem vierzehnten Jahre kein Wort gehört. Ich glaube, Schiller und Göthe waren total unbekannt bei uns, obwol Schiller ſchon zehn bis fünfzehn Jahre todt war. Der Rath hatte zwei Kutſcher, welche Schiller und Wieland hießen. Kein Menſch wußte davon, daß die Namen Schiller und Wieland nicht blos Kutſchern ge hörten. Erſt als ich mit vierzehn Jahren aufs Gymnaſium nach Glogau kam, machte ich die Entdeckung, daß die Namen unſerer Rathskutſcher berühmt wären.

Außer der elementariſchen Schulbildung, die bis zu den lateiniſchen Conjugationen reichte und eine erſchreckende Elektriſir-Maſchine unverſtändlich in ſich begriff, gab's keine beſondere Cultur. Die Elektriſir-Maſchine blieb uns auch ein Räthſel, obwol ſich die ganze Claſſe oft ohne den Lehrer heimlich mit ihr beſchäftigte. Sie gäbe einen Schlag für Alle, hieß es, wenn ſich Alle anfaßten und wenn Einer lange genug drehte und dann auf die Glaskugel tippte.

Das geſchah denn in dem tiefen menſchlichen Bedürfniſſe des Schauerlichen, der Schlag kam in horrender, zwickender Gräßlichkeit, und wir liefen ſchreiend von dannen wie gezeichnete Sünder.

Selbſt der Tanzmeiſter mußte zugereiſt kommen. Er kam, und Tänze wie „Lang Engliſch“, die jetzt kein Menſch mehr kennt, wurden unter Zappeln errungen. Viel wichtiger war uns die nähere Bekanntſchaft mit den Mädchen des Ortes. Es iſt mir immer merkwürdig geblieben, daß der Geſchmack ſo frühzeitig allgemein anerkannte Linien innehält. Nicht nur welche die hübſcheſte, ſondern auch welche die liebenswürdigſte ſei, darüber herrſchte ſofort Einſtimmigkeit.

Endlich kam auch ein Theater zum Vorſchein, und das verdrängte all' meine anderen Intereſſen. Eine reiſende Geſellſchaft, die Butenop'ſche — unſere verſtorbene Frau Anſchütz war eine geborene Butenop — eröffnete ihren Tempel in einer Reitbahn. Dieſe Reitbahn war ein luftiges Gebäude, im Dache wenigſtens fehlte eine erkleckliche Anzahl von Schindeln. Ich kannte dieſe Lücken genau, denn dieſe Reitbahn ſtieß auf der Hintergaſſe an meines Großvaters Garten, deſſen hohe Aepfelbäume ich bis ins äußerſte Gezweig zu beſuchen pflegte. Dies Gezweig reichte bis ans Schindeldach, und mein Plan war gleich gemacht: von da oben durch die Lücken wollte ich zuſchauen. Denn Geld hatte ich nicht, um zwei Groſchen für den letzten Platz zu bezahlen.

Welches iſt nun wol der Mittelpunkt des Reizes, der mich ſo frühzeitig zum Theater zog? Das iſt nicht ſo leicht zu ſagen. Denn wenn man glaubt, weil ich eine Anzahl Theaterſtücke geſchrieben und weil ich lange Jahre Theater-Director geweſen: ich hätte eben die Theater-Paſſion von Jugend auf im Leibe gehabt — ſo irrt man ſich. Dem widerſpicht wenigſtens Vieles in meinem Leben. Auch mitten in der ausſchließlichſten Theater-Beſchäftigung habe ich nie die geringſte Neigung gehabt, ſelbſt zu ſpielen. Ich las vor, ich übte ein, ja ich ſoufflirte, ich betrieb nach und nach Alles, was man Vorſchule heißt, mit gründlichem Eifer, aber ich blieb immer unberührt von dem, was man unmittelbare Theaterpaſſion nennt.

Worin alſo lag der Mittelpunkt des Reizes für mich? Ich erinnere mich ganz klar: Damals in jener Reitbahn war es der Reiz des Geheimniſſes. Der Vorhang mit einer Lyra, die einleitende Muſik erregten mich; es war die Ahnung einer mir unbekannten höheren Welt, es war Romantik, wie Mancher kurzweg ſagen würde. Und in der That, der ganze bunte Kram hinter dem Vorhange, zu welchem ich mir bald, die Dachlucke aufgebend, Zugang verſchaffte; die curioſe, für einen Knaben dreifach intereſſante Wirthſchaft hinter den Couliſſen, das war es nicht, was meinem Intereſſe Stich hielt. Dort blieb ich niemals, wenn das Stück beginnen ſollte; ich kroch ſtets unter dem Podium hinaus in den Zuſchauerraum und ſiedelte mich im fernſten, dunkelſten Winkel an, um das Zittern des Vorhanges, wenn aufgezogen werden ſollte, im Ahnungsſchauer mit zu erleben, um in dunkler Einſamkeit die wunderbare Welt eines Ritterſtückes zwei, drei Stunden lang an mir vorüberziehen zu ſehen.

Auch was mich ſpäter nach langer Pauſe in Breslau wieder ins Theater zog, war Romantik. „Das Käthchen von Heilbronn" war's.

Und nach neuer langer Pauſe zum drittenmale „Monaldeschi". Am Ende auch ein romantiſches Thema.

Dabei gehör' ich doch gar nicht zu den beſonders romantiſch gearteten Schriftſtellern. Es muß wol noch etwas Anderes darin ruhen. Bedeutung überhaupt, Erhöhung, Erweiterung der Alltagswelt.

Und wenn ich einmal dabei bin, dann ergreift mich ganz die Macht einer Kunſt, welche mehr als irgend eine andere Alles berührt, was den ſinnigen Menſchen beſchäftigt und anſpricht: Geſchichte, Sitten, alle menſchlichen Beſtrebungen und Charaktere, eine unermeßlich ausgedehnte Welt! Und ſo wohlfeil kann man das Alles haben, man braucht nur ſtill zuzuſehen.

Es iſt müßiges Geſchwätz, das von einſeitigen oder blaſirten Leuten ausgeht und zu allen Zeiten vorausgegangen iſt: die Zeit des Theaters ſei vorüber, die Menſchen hätten Wichtigeres zu thun. Unwahr zu jeder Zeit! Das Theater iſt und bleibt die populärſte, wirkſamſte Kunſt. Keine andere kann ſo viel bieten. Es iſt immer des Schweißes der Edlen werth, ſich darum zu bemühen, es zu bereichern, es zu erhöhen.

Von dieſem Grundgedanken wehte gewiß ein Etwas in den Knaben hinein, der faſt ein halbes Jahr täglich zuſchaute aus ſeinem Winkel.

Ich genieße heute noch die Früchte davon. Das Repertoire jener Zeit — etwa 1818 — iſt mir eine dauernde Grundlage geworden, und auch wenn ich jahrzehntelang nicht eigentlich ins Theater ging, die neuen Stücke ſah ich doch immer an: das Jugend Repertoire in mir verlangte von ſelbſt ſeine Fortſetzung. Ebenſo blieb ich immer aufmerkſam, wie Hoch und Niedrig über das Theater urtheilte. Ich hatte einmal doch ein Inventarium und wollte wiſſen, in welchem Werthe es ſtünde.

Die Ritterſtücke jener Jugendzeit hielten lange vor. „Die Kreuzfahrer“, „Clara von Hoheneichen“ an der Spitze. Aus ihnen wuchs ſpäter auf dem Wege des „Pfefferröſels“, des „Sammtſchuhes“ und „Hinko's“ Charlotte Birch Pfeiffer hervor, die ins bürgerliche Stück überging. Und Räuberſtücke waren zahlreich: Ungarn vorzugsweiſe war ihr Schauplatz: „Horia und Glosta“

iſt ſolch ein Titel, den ich nicht mehr losgeworden bin, der „Räuber auf Maria Kulm“ nicht zu gedenken, welche in Böhmen ſpielten zwiſchen Karlsbad und Franzensbad. Daß Schiller auf das Thema der „Räuber“ gekommen, hatte unter den Schauſpielern endloſe Propaganda gemacht. Denn zumeiſt ſchrieben Schauſpieler die neuen Stücke, von Schröder angefangen bis auf Iffland, welcher damals König des deutſchen Theaters war, und bis auf Frau v. Weiſſenthurn.

Die Verfaſſer der Stücke blieben übrigens in meiner Vaterſtadt unbekannt, auch wenn ihr Name auf dem Theaterzettel nicht fehlte. Es iſt ſchon eine höhere Cultur, wenn ein Publicum dem Verfaſſer nachfragt. Schiller's „Räuber“ zum Beiſpiele wurden in unſerer Reitbahn aufgeführt; ich ſehe noch den dicken Schauſpieler vor mir, welcher den Franz Moor ſpielte: er hatte ſich das Geſicht mit hundert ſchwarzen Punkten betupft. Sie bedeuteten Blatternarben. Aber den Autornamen Schiller ſprach Niemand aus, unſer Rathskutſcher Schiller blieb in alleinigem Beſitze dieſes Namens. Von Iffland dagegen habe ich ſprechen hören. Einige Jahre ſpäter — in Glogau — ſagte ein Juſtiz-Commiſſarius, ein geiſtvoller Mann, in meiner Gegenwart: „Heute Abend wird „Leichter Sinn“ gegeben; das iſt ein feines Stück, es iſt von Iffland, welcher vortreffliche Schauſpiele ſchreibt.“ Auch bei dem Namen Kotzebue ſtutzte man wegen des „ue“ am Schluſſe, ob das ü oder ue ausgeſprochen würde. U, rief Einer. Das war alſo ein Kenner.

Franzöſiſche Stücke wurden gegeben trotz des Franzoſenhaſſes und der altdeutſchen Richtung, welche damals die großen Städte und Univerſitäten bewegte. Wir wußten nichts davon, und die Theater ſcheinen gar keine Notiz davon genommen zu haben. An zwei ſolcher franzöſiſchen Stücke erinnern mich ganz beſondere Vorfälle. Das eine hieß: „Clementine d'Entragues, oder: Die Belagerung von Aubigny“. Es war mir an dieſem Abende nicht gelungen, in den Tempel der Reitbahn einzudringen, und ich ſaß traurig auf einem Bauklotze, welcher in der Hintergaſſe lag. Neben mir ſtrickend die Mutter und eine Klatſchſchweſter derſelben. Die leidenſchaftliche tragiſche Schauſpielerin, eine Demoiſelle Richter, ſchrie ihre Clementine dergeſtalt, daß ihre Worte durch das zerlöcherte Schindeldach der Reitbahn bis zu uns drangen. „Das ſoll nun hübſch ſein, dieſes Geſchrei!" ſagte meine Mutter. Ich ſchaute auf bei dieſer Bemerkung, und habe ſie nicht mehr vergeſſen. Eine dramaturgiſche Reminiscenz.

Das zweite hieß: „Des Haſſes und der Liebe Rache". Es ſpielte in Spanien, wo die Franzoſen unter Napoleon erobernd eingedrungen waren und von den Spaniern auf Weg und Steg verfolgt, eventuell auch meuchleriſch ermordet wurden. Am Schluſſe eines Actes ſchoß der franzöſiſche Officier ſein Piſtol ab auf einen Spanier. Das Piſtol verſagte, und der Vorhang fiel unter großem Gelächter des Publicums. Ich kroch eilig unter dem Podium hinauf, um Director Butenop's Zorn anzuſehen gegen den Requiſiteur Krebs, den er immer auf dem Striche hatte. Richtig! er hielt ihn bereits am Kragen und ſchrie immerfort: „Das Publicum muß den Schuß hören, Canaille! Das Publicum muß den Schuß hören!" — Pautz! knallte der Schuß. Neues, noch ſtärkeres Gelächter im Publicum.

Als der nächſte Act kam, entdeckte mein junger Verſtand, daß der Director Recht gehabt: der Schuß hatte Folgen, er mußte alſo losgegangen ſein. Ebenfalls dramaturgiſche Reminiscenz.

Ueberhaupt täuſchen ſich die Großſtädter mit ihren ſtattlicher verſehenen Theatern, wenn ſie glauben, die gering ausgeſtatteten Theater kleiner Orte müßten einen ganz anderen und viel geringeren Effect machen. Sie machen ihn durchſchnittlich gerade ſo wie in den großen Städten. Die Phantaſie des Zuſchauers ergänzt unglaublich, und der andere Rahmen, der andere Maßſtab thut ſeine Schuldigkeit. Der Kern und die Hauptſache erſcheinen hier wie dort, und es machen nur Stücke eine Ausnahme, welche auf abſonderlich feinen oder dünnen Nuancen beruhen. Dieſe Stücke dauern aber auch in den Großſtädten nicht; es dauert nur, was ſtarke, allgemein verſtändliche Grundlagen hat.

Die Perſönlichkeiten der Schauſpieler gaben mir viel zu ſchaffen, oder weckten mir doch viel Gedanken. Sie waren ganz anders als die Menſchen in unſerer Stadt, welche ich Alle kannte. Ich kannte ſie wirklich Alle. Gar Mancher von der Neugaſſe oder von der Judengaſſe hat mir, dem ſpäteren Schriftſteller, Modell geſtanden. Eine kleine Stadt iſt eine offene Fundgrube für Charakter-Studien. Jeder Hausſtand wird hundertmal erörtert in der Klatſch-Unterhaltung, welche in kleinen Städten ungemein ergiebig iſt und die Zeitungen weit überbietet. Eine Druckerei gab's gar nicht, alſo auch nicht einmal ein Wochenblatt. Alles war mündlicher Austauſch, und ein neugieriger Knabe ſammelte täglich Perſonal-Kenntniſſe. Dazu hatte ich den fünf Jahre älteren Couſin Fritz aus dem „Grünen Löwen“, der lieferte das Schmalz zu dieſer Perſonal-Kenntniß. Er war ein ausgeſprochener Humoriſt, und wußte die Originale des Städtchens reizend einzutauchen in ſeine luſtige Lauge. Wir hatten von Fallſtaff bis zum Poins eine äußerſt zahlreiche Compagnie, und nicht nur Schuſter und Schneider, auch Standesperſonen denen wir ihre komiſchen Schwächen ablauſchten. Dieſe komiſchen Schwächen entwickeln ſich viel reichlicher, weil viel ſorgloſer in kleinen, einſamen Orten. Die Leute werden gar nicht geſtört in ihrer behaglichen Entwicklung, welche frühzeitig ſtilleſteht. Der Stadtpfeifer wie der Rathskämmerer und der Rabbiner waren verſteinerte Typen von ihrem dreißigſten Jahre an. Dieſer Couſin Fritz war mein Verführer zu humoriſtiſcher Satyre. Von ihm ſind auch die Märſche unſerer Schützengilde, welche beim Pfingſtſchießen aufgeſpielt und vom Stadtpfeifer zu unſerem Entzücken unter wunderbarer Mimik dirigirt wurden, auf die deutſchen Univerſitäten übergangen. Ich glaube, noch heute hört man dies „Radabum, radabum, tſching, tſching“ unter den Studenten, dieſe Articulirung der großen Trommel und der Becken.

Für dieſe Charakter-Studien nun waren die Schauſpieler eine allarmirende Neuigkeit. Der „Fauſt“-Spieler — den Goethe'ſchen kannte man nicht, ſondern den von Klingemann —

pflegte eine ausgeſprochene Liebſchaft mit der tragiſchen Liebhaberin und genirte ſich gar nicht. Der Luſtſpiel-Liebhaber ſaß im offenen Hausflur neben der Naiven und küßte ſie herzhaft. Man ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und die Mutter ſagte: Iſt das ein Volk! — Ein Genie von jungem Heldenſpieler kam zugereiſt mit ſehr ſchadhafter Jacke, aber Sporen an den Stiefeln, und lachte dem Kutſcher ins Geſicht, als dieſer Fuhrlohn verlangte. Dieſes junge Heldengenie konnte geläufig Franzöſiſch ſprechen, und unſere Honoratioren verkehrten reſpectvoll mit ihm: man munkelte, er ſei ein „Herr von“.

Mit Einem Worte: die Romantik war eingekehrt bei uns mit dem Theater, und die älteren Frauen ſagten mit Recht: Nun iſt's vorbei mit der Jugend!

So wie die Juden ein Sauerteig geworden ſind für große Städte, ſo waren die Schauſpieler eine Gährungshefe für kleine Städte — und für kleine Menſchen, wie ich einer war. Die ganze Welt war für mich verwandelt und erweitert, unabſehbar erweitert durch dieſe Schauſpieler-Geſellſchaft.

1.

Ich gehe fortwährend ſcheu an den geheimnißvollen Punkten des Jugendlebens vorüber. Es führt zu weit, oder vielmehr es führt zu ſehr ins Enge. Man macht das Ich zu wichtig, und ich möchte das zur Hauptſache machen, was ich geſehen und erfahren, das, was zur Kenntniß mancher Quellen in unſerer Entwicklung ſeit ſechzig Jahren beiträgt.

Ich ſchweige von den religiöſen Eindrücken, von den Schauer, welchen die öffentliche Confirmation zum Chriſten und die erſte Abendmalsfeier in dem Knaben erregte. Die bei uns herrſchende Form aber muß ich erwähnen. In der Kirche vor dem Altar wurden wir vierzehnjährigen Kinder geprüft in unſerer Wiſſenſchaft vom Chriſtenthume. Unſere Eltern und Verwandten, die ganze Stadt hörten zu. Das mag ſein Gutes haben, und doch muß ich eingeſtehen, daß unſer Herſagen von religiöſen Grundſätzen etwas auswendig Gelerntes hatte. Es iſt wol zu früh für ein vierzehnjähriges Geſchöpf, denn ein ſolches denkt noch nicht eigen, es ſpricht Gedachtes mechaniſch nach.

Die Familien hielten ſtreng an dieſen Gebräuchen der lutheriſchen Kirche, beſonders weil ein Theil der Einwohnerſchaft katholiſch war. Allerdings ein geringer Theil; wir waren die weit überwiegende Majorität, und wir fühlten uns als herrſchendes Geſchlecht. Es liegt ſo tief im Menſchen, ſich zu überheben. Die Katholiken waren uns wie Fremde, die geduldet würden. Fremdartig blieb uns ſtets ihr Gottesdienſt, wie einem anderen Welttheile angehörig. Meine Mutter ſprach oft davon, und immer wie von etwas Unbegreiflichem; denn die ganze Verſtandeswelt der Reformation, und faſt ausſchließlich dieſe war in uns lebendig. Was Luther darüber hinaus in unſere Kirche aufgenommen, daran rüttelte man nicht, man ließ es ungeprüft beſtehen, aber ich habe nie ein beſonderes Intereſſe dafür entdeckt. Nur wenn man über den katholiſchen Glauben ſprach, wurden dieſe myſtiſchen Stellen des Lutherthums: „Das iſt mein Leib und Blut" zum Beiſpiele erwähnt. Reformirte gab's bei uns nicht, und wir wußten nicht, daß dieſe ſagen: „Das bedeutet meinen Leib und mein Blut."

Eigentlich erhöhte die bei uns vorhandene katholiſche Kirche unſern evangeliſchen Eifer. Ihretwegen wurde er oft ganz lebendig. Namentlich bei der Wahl des Geiſtlichen. Wenn eine Lücke eintrat, ſo wählte die Gemeinde den neuen Paſtor. In Wahrheit wählte ſie nur den neuen Prediger. Es fanden nämlich Gaſtpredigten ſtatt, und die Gemeinde ſtimmte ab, welchen der Gäſte ſie haben wollte. Das war dann immer wochen-, ja mondenlang das Intereſſe der ganzen Stadt. Die freie Predigt war uns Mittelpunkt der Kirche, und daß die Katholiken ſchwache Prediger hätten, war der Grundvorwurf, den wir ihnen machten.

Wirklich boten dieſe Gaſtpredigten eine eigenthümliche und ſehr große Anregung in der kleinen Stadt. Die Kirche war dann überfüllt, und doch herrſchte Todtenſtille: man wollte kein Wort verlieren, welches der neue Mann ſprach, und hinterher die ganze Woche lang, bis der nächſte Gaſtprediger kam, wurde kritiſirt, wurde hin und wider gewogen, wurde der ganze Mann geprüft. Denn das zeigte ſich immer: nicht blos Vortrag und Inhalt der Predigt, nein, das Weſen des Mannes, welches aus Vortrag und Inhalt ſichtbar geworden, das wurde geprüft. Zweimal habe ich erlebt, daß des Gaſtpredigers ſympathiſches Weſen den Sieg davontrug über ſtärkeren Inhalt und kunſtreicheren Vortrag eines Andern. Und doch wurde die Form ſehr beachtet. Ein Rathsherr wollte einen Gaſtprediger durchaus nicht aufgeben, weil er ſo ſchöne, ſo durchdachte Bilder gebracht in ſeiner Predigt. Eines dieſer Bilder führte er immer wörtlich an und fragte ſtolz: Kann man ſich ſchöner ausdrücken?

Solche intime Betheiligung der Gemeinden am Gottesdienſte, der Kirchengeſang, an welchem Jedermann theilnimmt, die ausführliche Predigt und die ſelbſtſtändige Wahl des Predigers bilden für die evangeliſche Kirche das hauptſächlichſte Bindemittel. Dieſe Beſtandtheile ihres Kirchenweſens würden ſie ſich nie wieder nehmen laſſen. Wie tief das wurzelt, zeigte das Reformationsfeſt, welches ich 1817 mit erlebte. Vor dreihundert Jahren hatte Luther ſeine Theſen an die Kirche in Wittenberg angeſchlagen — das, den Anfang der Reformation bedeutend, wurde gefeiert, und dabei wurden alle geſchichtlichen Vorgänge der Reformation und alle Grundſätze und alle Gründe der Reformation in Predigt und in Schrift erörtert. Auch in Schrift, was bei uns unerhört. Druckwerke in Menge fanden ſich bei uns ein. Außerdem Bildniſſe der Reformatoren Luther und Melanchthon. Das war eine Bewegung von außerordentlicher Ausdehnung und Macht. Bei uns geradezu eine volle Wiedergeburt der Reformationszeit.

Als ich ſpäter erlebte, daß die katholiſche Kirche ein neues Dogma, das von der unbefleckten Empfängniß Maria's, einführte, da wurde ich lebhaft an das Reformationsfeſt von 1817 erinnert. Welch ein Unterſchied! Hier ein neues Wunder und dort eine erneute Prüfung aller Gründe. Und, wie mir ſcheint, hier keine Theilnahme der gebildeten Katholiken, dort aber eine eifrige Betheiligung aller denkenden Evangeliſchen.

„Evangeliſch“ iſt in meiner Heimat das Unterſcheidungswort, nicht „proteſtantiſch“. Man hat nichts gegen letzteres, aber es iſt nicht gebräuchlich. Es iſt am gebräuchlichſten in katholiſchen Ländern, weil es eine bloße Verneinung bezeichnet.

Wenn er confirmirt iſt, dann geht es mit dem Knaben ernſtlich an den Lebensberuf. Das Baufach blieb für mich im Vordergrunde. Ich war darin durch allerlei Praxis bei den Bauten des Vaters vorgeübt, und es ſollte nun an theoretiſche Bildung gehen; ich ſollte zunächſt auf ein Gymnaſium. Couſin Fritz war ſchon lange auf dieſem Wege voraus; er war ſchon in der oberſten Claſſe des Gymnaſiums zu Glogau, und dahin ſollte ich auch. Er wollte von da auf die Univerſität. Davon war bei mir nicht die Rede, dafür reichten die Geldmittel nicht. Nach den Franzoſenkriegen waren lange Jahre der Verarmung eingekehrt; meine Eltern waren nicht im Stande, Geld für mich auszugeben. Allwöchentlich ein Säckchen Kartoffeln und etwas Speck war für mich in Ausſicht, übrigens ſollte ich mich ſelber ernähren. Der gute Schulunterricht unſerer Bürgerſchule ſollte mich dahin gebracht haben, nun ſelbſt Unterricht in Elementarien zu geben. Und außer dieſem Erwerb wurde auf ſogenannte „Tiſche“ für die Ernährung des hungrigen Burſchen gerechnet. Tiſch bedeutete den Mittagstiſch, welcher in wohlwollenden Familien gedeckt wurde für einen armen, fleißigen Schüler.

So nahm ich Abſchied von der Heimat, von allen Gaſſen und Häuſern, von Feld und Wald. Feld und Wald ſind in der kleinen Stadt nahe und wichtig; man wächſt zur Hälfte auf wie auf dem Lande. Die Eltern beſaßen Aecker, der nahe Großvater ein Bauerngut, man nahm Theil an der Ausſaat, am Einernten, am Dreſchen und Mahlen, am Holzſchlagen draußen im unermeßlichen Walde. Man hütete mit großem Hunde des Nachts in der Feldhütte das Kartoffelfeld oder das Obſt im Obſtgarten, man ritt die ungeſattelten Pferde auf die Weide oder in die Schwemme, man lernte im Bober ſchwimmen, man ſuchte Edelſteine auf den Sandbänken und ſammelte Jaspisarten, ſammelte Vogel Eier, hielt ſich Kaninchen und Tauben, kurz, man war ein tief verzweigtes, wenn auch kleines Glied der Gemeinde — der Abſchied war ein großes Ereigniß.

Fünf deutſche Meilen iſt Glogau entfernt von Sprottau, und auf der Hälfte Wegs kommt man über einen kleinen Hügel. Was ſah ich da! Herr Gott, was iſt das? Am Horizont eine blaue Wand — das ſchleſiſche Gebirge, ſuperlativiſch Rieſengebirge benannt. Ich war außer mir vor Entzücken. So was hatte ich nicht für möglich gehalten. Meine ebene Heimat hatte am Horizont nie etwas Anderes gezeigt als eintönigen Kiefernwald — und auch bei Glogau fand ich nahe Hügel. Wie ſchön ward die Welt! Und wer aus ſchöner Gegend hinkommt, ſagt achſelzuckend: Wie dürftig und reizlos! Verhältnißmäßig! heißt das große Wort, durch welches wir gereizt und befriedigt werden.

Groß-Glogau, an der Oder gelegen, iſt eine ſtarke Feſtung. Man iſt eingekeilt hinter Wallmauern und Schanzen, der Weg ins Freie hinaus iſt weit, von Wald und Feld iſt innen keine Spur zu entdecken. Das war ein Unterſchied! Dazu die Lebensweiſe: täglich ſechs Stunden im Gymnaſium, welches wie eine Kloſterſchule abgeſperrt war, zwei Stunden Unterricht an ungekämmte Buben, denen ich eiligſt beibringen ſollte, was ich ſoeben ſelber erſt gelernt, dann drei Stunden häusliche Arbeit für die Schulaufgaben — elf Stunden ſicherer Zimmer-Arreſt. Zu alle dem wenig Licht, wenig Luft, aber tägliche Nahrungsſorge. Dieſe fünf Jahre liegen in meinen Gedanken wie fünf Jahre Feſtungsſtrafe.

Man ſoll mit Einemmale zu viel lernen, und es wird nicht gut genug gelehrt. Dies iſt der Schmerzensſchrei über unſere gelehrte Erziehung.

Und was lernte ich mit ſolchen Opfern? Alte Sprachen, die ich nicht genügend erlernte. Hebräiſch ſo viel, daß ich die

Schilder jüdiſcher Kaufleute nicht leſen kann, weil die Vocalzeichen oben und unten weggelaſſen werden, in unſerer Schule aber nicht weggelaſſen wurden. Griechiſch, ſo daß ich erſt in ſpäteren Jahren durch den alten Voß den Homer ordentlich kennen lernte. Und nun gar die außerordentlich ſchweren griechiſchen Tragiker, oder Plato und Pindar! Sie blieben für uns Bücher mit ſieben Siegeln. Dieſe Siegel löſten erſt in viel ſpäteren Jahren jene Ueberſetzungen, welche man ſich aus dem Griechiſch-Deutſchen ins Deutſche überſetzen muß. Lateiniſch allerdings, die Römerſprache, welche mehr Ausnahmen als Regeln hat, die lernten wir plappern, wie man heutigentags Franzöſiſch plappert. Wenn ich ſie aber jetzt ſprechen ſoll, da läuft „oui“ und „voilà“ dazwiſchen. Nur an den päpſtlichen Bullen und Allocutionen pflegt man ſich heutigentags noch zu üben, und das geſchieht nie ohne bitteren Aerger. Man ärgert ſich, daß man ſo viel vergeſſen hat, und ärgert ſich, daß andere alte Leute gar nichts Unnützes vergeſſen wollen.

Das Lateiniſche hatte die meiſten Lehrſtunden, und der Lehrer desſelben verſtand zu lehren. Es war der Rector ſelbſt. Das Lehren iſt ein Gewerbe, iſt eine Kunſt, welche ſpecifiſche Anlage vorausſetzen. Es wird erſchrecklich viel Zeit und Mühe verloren dadurch, daß man Leute lehren läßt, die kein Talent zum Lehren haben. Das Wiſſen des Lehrers nützt dem Schüler nichts, die Art, wie der Lehrer es wiedergeben, vortragen, erklären, dem Schüler verſtändlich, ja reizend machen und einprägen kann, nur das nützt dem Schüler, nur das ſtempelt den Lehrer zum Lehrer. Und das wurde und wird wol noch in den gelehrten Schulen unverantwortlich überſehen. Pädagogiſche Uebungen galten auch ſchon damals für nöthig, wenn ein junger Gelehrter Lehrer werden ſollte. Aber in ganz ungenügender Weiſe. Heute geſchieht allerdings viel mehr dafür, daß Lehrer lehren lernen, aber kaum genug. Und doch iſt es entſcheidend, wenn Schulen fruchtbar werden ſollen. Man muß zuerſt nach dem Talente des Lehrers fragen, wenn man Jemanden in einer

Schule anſtellt, und dann erſt nach ſeinem Vorrathe im Wiſſen. Ein Lehrtalent ſtiftet mit geringerem Wiſſen viel mehr Nutzen, als ein Coloß von Wiſſenſchaft, der zum Lehren kein Talent hat.

Trotzdem aber, daß ich für ſo lange Zeit nicht genug erlernt habe in den alten Sprachen, möchte ich den modernſten Realiſten nicht zuſtimmen, welche dieſe alten Sprachen ausgeſtrichen ſehen wollen in den Schulen. Ich möchte nur, daß man ſie beſſer lehre. Das Hirn des jungen Menſchen erhält eine feſte, eine unſchätzbare Structur durch die Grammatik der alten Sprachen, und das ganze innere Leben des jungen Menſchen gewinnt einen unſchätzbaren Gehalt durch Kenntniß dieſer Formenwelt, durch Kenntniß einer claſſiſchen Welt, deren Grundzüge beiläufig alle in den Verſtand des jungen Menſchen eingepflanzt werden.

Daß man nur das gut lehren kann, was man ſelbſt talentvoll kann, davon gab ein Lehrer den unfehlbaren Beweis. Er war ein Genie, welches zu Allem Fähigkeit beſaß, offenbar aber die ſtärkſte Fähigkeit und Neigung zu künſtleriſcher Schriftſtellerei in ſich trug. Sein Name war Röller. Ich glaube, er lebt als hochbetagter Greis noch, während ich dies ſchreibe. Alſo auch für Erhaltung des Daſeins war er ungemein begabt. Die Schriftſtellerwelt kennt von ihm Parodien auf Schiller's „Glocke“: „Der Kaffee“ und „Der Tabak“. Beſonders die Bereitung des Kaffee's, ſcherzhaft dem Glockenguß Schiller's folgend, machte in damaliger Zeit großes Glück. Dieſer Lehrer nun las unſere ſchlechten deutſchen Aufſätze und kritiſirte dieſelben in der Lehrſtunde. Dieſe Kritik iſt mir zeitlebens gegenwärtig geblieben und lehrreich geworden. Es war im Grunde Compoſitions Lehre. Alle Hilfsmittel für die Spannung eines Vortrages und namentlich einer Erzählung entwickelte der Mann uns einfältigen Tertianern. Wahrſcheinlich ganz unnütz für die große Mehrzahl, außerordentlich nützlich für zufällig anweſende Tertianer, die einſt Schriftſteller werden ſollten. Ich ſelbſt habe bis zu meinem dreiundzwanzigſten Jahre nicht im Traume daran gedacht, ein Schriftſteller zu werden, und doch ſind mir alle Lehrpunkte Röller's getreulich eingefallen, als ich anfing, öffentlich zu ſchreiben. Samenkörner ſind unberechenbar: ſie fallen auf ſteinigen Boden und ſind nichts, ſie fallen auf fruchtbares Land und keimen, keimen jahrzehntelang und kommen plötzlich als Frucht zum Vorſchein.

Um dieſen Lehrer gruppirte ſich die Gymnaſiaſten Theilnahme an poetiſcher Literatur, für einen Kleinſtädter wie ich etwas ganz Neues.

Ich wurde als Freund des Sohnes vom Hauſe in eine wohlhabende Familie wie ein Adoptivſohn aufgenommen, und da man in dieſer Familie die damals gebräuchlichen Journale hielt und die neu erſcheinenden Bücher kaufte, ſo kann ich ziemlich genau berichten, was damals literariſch Mode war. Die „Abendzeitung“, von Theodor Hell in Dresden herausgegeben, war in den erſten Zwanziger-Jahren das geſuchteſte Blatt. Die Erzählungen van der Velde's in der „Abendzeitung“ intereſſirten über die Maßen. Auf van der Velde folgte Tromlitz, aber ſein Reiz war geringer. Man las überhaupt nur belletriſtiſche Journale. Das gediegenſte war das bei Cotta erſcheinende „Morgenblatt“. Seine Mottos auf jeder Nummer, ſtets in Bezug auf den Inhalt der Nummer, waren ſtupende Zeugniſſe von Beleſenheit und richteten wirklich die Aufmerkſamkeit auf mancherlei ſchwere Lectüre. Die Gebrüder Hauff waren leitende Genien des „Morgenblatt“. Wolfgang Menzel mit ſeinen in ſchlagendem Style einhergehenden Kritiken ergänzte Macht und Einfluß dieſes Blattes einige Jahre ſpäter.

In jenen Zwanziger-Jahren erſchien die erſte zugängliche Geſammt-Ausgabe Schiller's. Sie wurde in meiner Adoptiv-Familie angeſchafft, und ich mußte ſie vorleſen vom erſten bis zum letzten Bande.

Aber nicht von da ſchreibt ſich bei mir der Eindruck her, welchen Schiller auf einen jungen Menſchen macht. Den hatte Couſin Fritz bewerkſtelligt. Der ältere Jüngling hat in all ſolchen Dingen entſcheidenden Einfluß auf den jüngeren. Man empfindet nur ſtark durch verwandtſchaftliche Mittel. Daß Fritz mir Prachtſtellen vorlas und daß er mir ſagte: Dies iſt unſer Dichter für's Leben, das wirkte auf mich, und die Dramen, beſonders von Schiller, deren ich in den abgeriſſenſten Exemplaren habhaft werden konnte, die prägten ſich ein wie mit glühenden Lettern.

Man las überhaupt damals gedruckte Dramen aufmerkſamer als jetzt. Grillparzer's „Goldenes Vließ“ imponirte uns höchlich; Müllner, der in Mode war, wurde genau geleſen, ſogar die „Albaneſerin“ beſchäftigte uns. Im Uebrigen waren damals noch zwei Richtungen populär, die jetzt ganz verſchollen ſind, die romantiſchen Rittergedichte und Wieland's heitere Epen. Nicht blos „Oberon“, der ſehr hoch ſtand, auch „Idris und Zenide“, „Die Waſſerkufe“ und all die ſinnlichen, leicht verſifizirten Erzählungen, welche die Sinnlichkeit allerdings aufſtachelten und in heutiger Zeit von den Moraliſten ſchwer verpönt würden, wenn ſie neu erſchienen. Es war eine Erbſchaft des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Sinnlichkeit in der Schrift und auf der Bühne in ausgedehntem Maße zugelaſſen wurde. Darin ſind wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſtrenger und abweiſender geworden. Ich glaube, ein Heinſeſcher „Ardinghello“ wäre heute gar nicht mehr möglich, und Wieland's leichter Sinn erführe die ſchnödeſte Begegnung. Er gehörte aber zu der aufblühenden Claſſik, und die Inquiſition ſchwieg öffentlich gegen ihn. Die geſchichtliche Entwicklung, organiſch vorſchreitend, findet da immer unerwartete Wege. Unerwartet ſollte man es doch wol nennen, daß ſich für Wieland in der veränderten Geſchmacksrichtung nicht Oppoſition eingeſtellt hat, und in Folge derſelben eine polemiſche Theilnahme. Das iſt nicht der Fall, ſondern das Gegentheil hat ſich eingeſtellt: Gleichgiltigkeit. Man lieſt Wieland nicht mehr.

Von unſeren damaligen Rittergedichten, von Alringer's „Doolin von Mainz“ und „Bliomberis“ erfährt ebenfalls unſer

Leſepublicum gar nichts mehr. Arioſto, der Vater ſolcher Epen, iſt ja ebenfalls für die Meiſten nur ein literargeſchichtlicher Name.

Aehnlich iſt es mit Ernſt Schulze's „Bezauberter Roſe“ ergangen, welche damals Jünglinge und Jungfrauen weich beſchäftigte. Das Sieb der Jahrzehnte hat große Löcher, erſtaunlich viel fällt durch, und nur die reichſten und ſtärkſten Naturen laſſen ſich nicht beſeitigen.

Ueberhaupt iſt in unſerer Zeit die Lectüre älterer Bücher beſchränkt worden. Die Gegenwart nimmt ſo gar viel geiſtige Kräfte in Anſpruch, die Intereſſen der Gegenwart ſind überall drängend, ja gebieteriſch, und der Ausdruck dieſer Intereſſen, die Zeitungen, verlangen ſo viel Zeit, daß die geſammelte Lectüre auf immer kleinere Kreiſe zuſammengedrängt wird. Auf kleinere Kreiſe der Leſer und der geleſenen Bücher.

Und doch begann ſchon damals in Preußen jene peinliche Richtung in der evangeliſchen Kirche, welche man Pietismus nannte und welche von Jahr zu Jahr ins Muckerthum ausartete.

Unſer Rector machte ſich zu einem Führer dieſer Richtung. Er war ein guter Pädagog, ein ſehr arbeitſamer, im Wirken conſequenter Mann: er betrieb es denn auch mit Eifer, das Gymnaſium fromm zu machen. So viel ich weiß, mit geringem Erfolge. Alles lehnte ſich dagegen auf, Lehrer und Schüler, wenn auch nur in der Stille; aber wir Alle konnten doch nicht verhindern, daß durch ſein Beſtreben eine trübe und klägliche Stimmung auf die Schule fiel, recht wie ein ſchwarzer Trauerſchleier.

Dieſe Richtung iſt zu wiederholtenmalen in den proteſtantiſchen Kirchen aufgetaucht, vorzugsweiſe in der evangeliſch lutheriſchen, und ſie wird noch oft auftauchen. Warum? Die Regierungen und ein Theil der Proteſtanten werden immer das Bedürfniß fühlen, feſter zu binden und feſter gebunden zu ſein. Luther's lebendig gebliebene Anknüpfungen an den römiſch katholiſchen Glauben werden ihnen dazu immer Verbindungsfäden darbieten.

Der preußiſche König Friedrich Wilhelm der Dritte ergriff die ſich darbietende Gelegenheit zu einem gewiß löblichen Zwecke, zu dem Zwecke nämlich: die verſchiedenen proteſtantiſchen Bekenntniſſe in ein Bekenntniß zu vereinigen, in eine Kirche. Man nannte dies die „Union“. Darin ſonderten ſich auf der einen Seite die „Altlutheraner“ ab, welchen das Unionsbekenntniß zu lax war. Auf der andern Seite die Proteſtanten, welche den Sinn dieſes Wortes aufrechterhalten wollten, welche den beſtimmten Abſchluß unter beſtimmten Dogmen und Formen fürchteten und abſolut nicht wollten. Das wird ein neuer Katholicismus! rief ein alter Conſiſtorialrath Schulz in Breslau, ein notabler Profeſſor evangeliſcher Theologie. Und ſo riefen Viele, welche das dogmatiſche Band loſe gehalten, welche die Freiheit aufrechterhalten ſehen wollen, die Freiheit für Ausbildung jeglichen Dogmas, jeglicher Kirchenform.

Die Union iſt dennoch durchgeſetzt worden, aber ſie hat kein volles Leben erzielt. Sie hat in mancher Conſequenz beſcheiden verbleiben müſſen, um nicht zu argem Widerſtand und Abfall herauszufordern.

Der römiſche Katholik iſt alldem gegenüber ganz berechtigt zu der ſpöttiſchen Frage: „Iſt das eine Kirche?!“ Aber der Proteſtant entgegnet mit der ſehr wichtigen Frage: „Wozu denn überhaupt nur Eine Kirche?!“ Hundertfache Abweichung in den ſtrebenden Geiſtern iſt ja doch unvermeidlich, ja iſt heilſam für die Ausbildung der Menſchen, warum denn dieſe ſtrebenden Geiſter ein für allemal bannen? Kommt ihr zu freier Kirche im freien Staate, dann wird ſich das Gleichartige ſchon zuſammenfinden, wenn auch in zehnfach von einander abweichender Geſtalt. Was ſchadet denn die zehnfache Geſtalt? Sie nützt im Gegentheile. Jede will der anderen überlegen werden an Geiſt und Sinn. Geiſt und Sinn wird dadurch ſtrebſam und lebendig erhalten, und alle die Leute, welche jetzt lügen und heucheln müſſen in einer großen Gemeinſchaft, deren Grundſätze ihnen nicht einleuchten, all dieſe ſogenannten Freigeiſter können ſich dann wirkſam machen durch ihre guten Gründe. Denn nur die guten Gründe werden alsdann wirken, die leeren und frivolen Vorwände werden verpuffen.

So führte unſer pietiſtiſcher Rector zu dem Gedanken: nicht eine Heerde und ein Hirt wird angeſtrebt werden in unſerem Jahrhundert, ſondern zahlreiche Heerden und Hirten werden entſtehen, aber Heerden und Hirten, welche nur das lehren und wollen, was ſie wirklich glauben.

5.

Jener pietiſtiſche Schleier lag wie Blei auf mir. Ich hatte keine Ader für dieſe Richtung, und ſehnte mich anderswohin.

Dazu war jener gewiſſe Freiheitsdrang in mir lebendig geworden, welcher in jungen Menſchen klar oder unklar pocht, und welcher nicht immer Arbeit und Pflichten von ſich weiſt, welcher aber Arbeit und Pflichten ſelber wählen will.

Dieſer Drang eines damaligen Gymnaſiaſten erblickte ſein Ideal im Studententhume. Das Studententhum war in jener Zeit wirklich noch eine eigenthümliche und mit gutem Rechte reizende Romantik. Couſin Fritz war ſchon ſeit Jahren auf der Univerſität und war Burſchenſchafter. Mit den Grundſätzen, Plänen und Hoffnungen dieſer Burſchenſchaft war ich längſt vertraut, ich ſchmachtete danach, in dieſen geheimnißvollen Bund einzutreten und mich durch Hingebung hervorzuthun. Die Anfangsgründe des Fechtens — des „Schlagens“ heißt der Studentenausdruck — hatte ich in Glogau ſchon erlernt von alten Burſchenſchaftern, welche ihre Feſtungsſtrafe abſitzen mußten für ihre Theilnahme an der verbotenen Verbindung, und der Anblick dieſer Strafe hatte mich nicht einen Augenblick irregemacht.

Da ergriff ich denn die Gelegenheit, welche ſich darbot zu einem Wechſel. Während der Sommerferien bepackten wir uns mit ſchweren Torniſtern, ſchnallten wol auch höchſt unnütze große Radſporen an unſere Stiefeln, und wanderten zu Fuß ins Rieſengebirge. Die ſatyriſche Bemerkung eines Sprottauers curirte mich von dieſen Sporen. Er hatte geſagt: „Laube Heinrich iſt vorgeſtern mit großem Gepäcke durch Liegnitz geritten“. Ich trat alſo diesmal beſcheidener auf und kam nach Schweidnitz, welches am Fuße der Berge liegt. Dortige Gymnaſiaſten, welche ich kennen lernte, zeigten mir, daß man auch auf einem Gymnaſium freier und anmuthiger leben könnte, als in Glogau. Schweidnitz war zwar auch eine Feſtung, aber eine verwahrloſte; man kam raſch hinaus ins Freie, und dieſes Freie hatte Hügel und Berge — kurz, ich ließ mich zum dortigen Rector führen und bat dieſen, mich einem Examen zu unterwerfen. Er that das, und zum Vortheile meines Schimmers bildete Latein die Hauptfrage; ich beſtand und erhielt die Verſicherung, daß ich nach einem halben Jahre zur Univerſität abgehen könnte.

So ſiedelte ich über und kam in eine ganz andere Welt. Die heitere ſchleſiſche Natur herrſchte hier, und auch die Wiſſenſchaft hatte ein fröhlicheres Geſicht.

Hier ſtand das Griechiſche in erſter Linie, weil der Lehrer dieſer Sprache das ſtärkſte Lehrtalent war, und in Folge deſſen erlebte ich einen Vorfall, welcher gar charakteriſtiſch iſt für Blindheit und Dünkel, welche auf großen Schulen einreißen können. Beim großen Examen, welches den Uebergang zur Univerſität beſtimmt und welches Abiturienten-Examen heißt, war es herkömmlich geworden, im Griechiſchen eine ungemein ſchwere Aufgabe zu ſtellen und eine geradezu claſſiſche Löſung von den Schülern zu erwarten. Die Tradition beſagte eben: im Griechiſchen leiſten die jungen Leute das Außerordentlichſte, und dieſe Tradition machte alle Augen blind. Wie dies ja dem Traditionsglauben ſo oft gelingt.

Die Aufgabe war gewöhnlich der deutſche Text eines vorzugsweiſe ſchwierigen griechiſchen Schriftſtellers. Dieſer Text ſollte von den Schülern ſo gut ins Griechiſche übertragen werden, daß die Schülerarbeit den Worten des griechiſchen Schriftſtellers vollkommen entſpreche oder wenigſtens ganz nahe komme. Dieſe ſtupende Leiſtungsfähigkeit war ſeit vielen Jahren ſtets im Examen erwieſen worden, ſie war der Stolz des Gymnaſiums, ſie war das Wunder der Schule.

Solche Aufgabe kam denn auch an uns. Ich erſchrak vor der Schwierigkeit. Mein Nachbar aber tröſtete mich und verſicherte mir, das Wunder würden wir ſchon zu Stande bringen. Das Unglaubliche finde in der Stille immer ſeine nüchterne Erklärung, wie das Fließen des Blutes beim heiligen Januarius in Neapel. Man wiſſe nämlich immer zu erfahren, wo der griechiſche Text zu finden ſei, welchen der Lehrer überſetzt. Der werde abgeſchrieben und unter die Abiturienten vertheilt. Der Discretion jedes Einzelnen bleibe es nun überlaſſen, kleine Abänderungen anzubringen, welche nicht gerade grammatiſche Fehler ſein dürften, und ſo werde immer das Außerordentliche präſtirt.

So geſchah es denn auch diesmal, und unſere Lehrer waren ſehr erbaut von unſerer Gelehrſamkeit. Ach, die Aufklärung blieb diesmal nicht aus für das Wunder unſeres Schweidnitzer Januarius. Das Conſiſtorium an der Breslauer Univerſität ſchickte diesmal als Präſidenten der Prüfungs-Commiſſion jenen ſchon erwähnten Profeſſor Schulz — David Schulz zur Unterſcheidung genannt. Das war unglücklicherweiſe ein rationaliſtiſcher Exeget, alſo ein in Prüfung des Textes ſehr geübter Mann. Die Grundſätze, welche er auf die Bibel anzuwenden gewohnt war, verriethen ihm ſchnell, daß wir falſche Iſidore wären, und das Spectakel war unermeßlich — mit der Tradition aber ging ein gut Theil Ruhmes zu Grunde, welchen die Schule mit Recht anſprechen konnte für ihr Griechenthum. Moral: Traditionen ſind ſchätzbar, aber offene Augen für Alles ſind noch ſchätzbarer.

Ich bezog nun die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Die Abſichten aufs Baufach nämlich waren in Glogau ſtille untergegangen. Zunächſt hatte ich in der Mathematik gar nichts gelernt, und Mathematik war nothwendig für eine Architekten-Laufbahn. Alsdann mußte ich eingeſtehen, daß meine Unwiſſenheit nicht blos auf den Lehrer zu ſchieben wäre. Er lehrte freilich, obwol er ein Mathematiker von wiſſenſchaftlicher Größe, recht unwirkſam. Aber der Hauptmangel lag in meinem Unverſtande. Unverſtand hat Unluſt am Arme; manches andere wiſſenſchaftliche Treiben aber lockte mich, und ſo hatte ich weiter ſtudirt, ohne mich mehr um Mathematik zu bekümmern. Wo hinaus? Das war eigentlich keine Frage bei armen Burſchen, die aus kleinen Städten ſtammten. Die wurden alle Theologen. Dies war das wohlfeilſte Studium und brachte zuerſt eine Anſtellung, wenn auch zunächſt nur die eines Hauslehrers. Alle großen und kleinen Land-Edelleute mietheten junge Theologen zur Erziehung ihrer Kinder.

Nach dem inneren Berufe für Gottesgelahrtheit wurde nicht beſonders gefragt. Das „Studiren“, wie man die Univerſitäts-Laufbahn nannte, war damals Mode, von exacten Wiſſenſchaften wußte man damals nichts. Technik, Chemie oder ſo etwas zur Lebensaufgabe zu machen, hätte für einen bedauernswerthen Irrthum gegolten, und im Grunde klammerte ſich Alles an den Staat. Eine Anſtellung, die mit dem Staate zuſammenhing, wurde geſucht, nur eine ſolche; jede freie Thätigkeit, welche lediglich auf ſelbſtſtändige Kraft angewieſen blieb, galt für abenteuerlich, ja für verdächtig. Uns damaligen Menſchen war die abſolute Staatsregierung eigentlich ganz angemeſſen, wir hatten keinen Muth und alſo auch keine Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu ſtehen.

So wanderte ich zu Fuß nach Halle, das Ränzel und die Guitarre auf dem Rücken. Die Guitarre gehörte zur damaligen Romantik; ich brauchte ſie gar nicht, und ſie paßte gar nicht zu mir, denn ich ſpielte und ſang auffallend ſchlecht. Ein Unterofficier in Glogau von der dortigen Regimentsbanda hatte vergeblich im Schweiße ſeines Angeſichts gearbeitet, mich muſikaliſch auszubilden. Der Schweiß war verſchwendet, und wenn ich Goethe'ſche Lieder krähte, zum Beiſpiele:

„Im Felde ſchleich ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr,"

da wurden meine ſonſt ſtillen Stubengenoſſen wild und kündigten mir den Miethvertrag.

Auf jener Wanderung hatte ich nur das Studententhum im Kopfe, die Theologie gar nicht. Ich hatte in Glogau eine Erfahrung gemacht, welche ich nicht mehr vergeſſen konnte und welche meinem Intereſſe für die Theologie höchſt abträglich geworden. Ich hatte dort ein blondes Mädchen verehrt — blond ſchien mir unerläßlich! — und dieſe recht kluge Blondine hatte mir eines Tages mitgetheilt, daß es Menſchen gäbe — da hatte ſie innegehalten und ſich ſelbſt laut gefragt, ob es wol gerathen wäre, mir, einem künftigen Theologen, ſo was mitzutheilen? Es könnte Gift für mich ſein. — „Was für Menſchen?" — „Nun denn in Gottes Namen: Menſchen, welche nicht an die Wunder in der Heiligen Schrift glaubten und —" „Und?" — „Und von unſerem Heiland ſagten, daß er ein Menſch geweſen ſei."

Ich war hoch aufgefahren. Sie beſchwor mich, die Geſellſchaft ſolcher Menſchen zu meiden!

Ich hatte es natürlich verſprochen. Aber ich war ſpäter doch an ſolche Menſchen gerathen, und ich wußte jetzt bereits, daß der wichtigſte theologiſche Profeſſor in Halle, des Namens Wegſcheider, zu dieſen Menſchen gehörte, und daß er in ſolchem Freigeiſte das Neue Teſtament erklärte. Daß ferner der Profeſſor, welcher das Alte Teſtament erklärte und Kirchengeſchichte vortrug, Geſenius geheißen, um kein Haar beſſer wäre.

Um es ehrlich zu ſagen: Mein Verhältniß zur Theologie war bereits mehr das der Neugier, als das eines Berufes. Das Leben auf der Univerſität war mein Ziel, nicht das Leben in der Theologie.

„Wo wohnt die Burſchenſchaft?" war meine erſte Frage, als ich, von langer Fußreiſe ermüdet, im Frühlinge 1826 in

Halle ankam. Sie hatte keine Adreſſe; ſie war verboten, ward verfolgt wie eine hochverrätheriſche Verſchwörung. Eine Studenten-Verbindung? Ja wol. Ich ſelbſt habe an dieſem Artikel zu zahlen gehabt bis tief ins Mannesalter hinein.

Die Burſchenſchaft war ein Ergebniß des Franzoſenkrieges; Kaiſer Napoleon I. hat ſie eigentlich geſtiftet.

Man irrt ſich ſehr, wenn man den eigentlich deutſchen Patriotismus und das Verlangen nach einem einigen Deutſchland weit zurücklegt in deutſcher Geſchichte. Dieſe Geſinnung und dies Beſtreben ſind modern. So lange formell ein deutſches Reich beſtand, tauchte ſolche Geſinnung nur zuweilen in beſonders hohen Geiſtern auf, wie Leibnitz zum Beiſpiele einer war. Männer wie Sickingen und Hutten mochten an etwas Aehnliches gedacht haben. Der Particulardrang, das Bedürfniß der Stämme, ſelbſtſtändig zu ſein, beherrſcht unſere ganze Geſchichte. Die ſächſiſchen Kaiſer brachten es unter den Ottonen am weiteſten mit dem gebietenden Kaiſerthume, vielleicht weil die Stammesmächte noch nicht hinreichend geſammelt waren. Die fränkiſchen und hohenſtaufiſchen, beide ſüddeutſch, hatten ewige Kämpfe mit den Norddeutſchen, und Heinrich der Löwe machte alle Anſtalt, eine Mainlinie einzuführen, ja Baiern dazu zu nehmen, und je ſchwächer die ſpäteren Kaiſer wurden, die immer Süddeutſche waren, deſto ſtärker entwickelte ſich der Particularismus. Die Reformation gab ihm vollends die Weihe. Sie war norddeutſch und machte im Süden kirchliche Eroberungen, welche im dreißigjährigen Kriege großentheils wieder verloren gingen. Die Einzelherrlichkeit ging aber auf Koſten des Ganzen triumphirend hervor. Sie fand ihre Fortſetzung, ja ihre höchſte Steigerung durch den abſoluten Staat, welchen Ludwig XIV. mit blendendem Erfolge in Frankreich einführte. Dieſe Blendung wirkte in unſerem Vaterlande überwältigend. Jeder Fürſt eines Stammes, oft nur eines Gaues in Deutſchland, wollte ein Louis Quatorze ſein, und die Vereinzelung ſtieg zum Höchſten. Mitunter wol auch zum Vortheile der einzelnen Cultur, denn um ſich glänzend zu zeigen in ihrer

Einzelherrlichkeit, widmeten manche Fürſten große Summen auf Kunſt und Wiſſenſchaft. Aber der Begriff eines einigen deutſchen Staates und eines deutſchen Patriotismus trat immer tiefer in Schatten.

Da kam der Eroberer Napoleon, da kam die Fremdherrſchaft, da kam die Befreiung. In dieſer Befreiung erſt wurde der Begriff Deutſchland wieder geboren, wurde der Wunſch geweckt, die deutſchen Staaten in Einen mächtigen deutſchen Staat zu vereinigen.

Dieſer Begriff und dieſer Wunſch brachte es wol zum „deutſchen Bunde“; aber die Grund-Ideen des deutſchen Bundes wurden bald verleugnet von den Machthabern, namentlich von den großen, von Oeſterreich und Preußen.

Oeſterreich ſperrte ſich ab, Preußen reagirte inquiſitoriſch gegen die vaterländiſchen Freiheitsgedanken, welche als revolutionär verfolgt wurden.

Dieſe Gedanken hatten vor und in dem Freiheitskriege einen Mittelpunkt gefunden im Tugendbunde, und aus dieſem Tugendbunde entſprang nach dem Freiheitskriege die Burſchenſchaft. Die Ermordung Kotzebue's durch Ludwig Sand, welcher in Jena der Burſchenſchaft angehörte, und das Wartburgfeſt, wo die Burſchenſchafter des preußiſchen Miniſters Kamptz Gendarmerie-Codex und dem entſprechende Edicte verbrannten, hatten zur Folge, daß ſich die preußiſche Reaction mit voller Gewalt gegen die Burſchenſchaft wendete und ſie zu einem Staatsverbrechen ſtempelte, welches zu jedem Amte unfähig machte und mit ſechs Jahren Feſtung beſtraft wurde.

Halle war eine preußiſche Univerſität, eine öffentliche Adreſſe der Burſchenſchaft konnte es alſo nicht geben. Wer dazu gehörte, trug nur zwei Farben, Schwarz und Roth: die dritte Farbe, das gelbe Gold, blieb weg. Komiſch genug. Man wußte ja doch aus den zwei Farben, wen man vor ſich hatte. Aber es hieß: dies bedeutet nur Neigung, nicht Wirklichkeit, eine eigentliche Burſchenſchaft iſt nicht vorhanden. Und ſo war es auch; man bildete nur

Kränzchen, nicht einen Kranz, der darum doppelt verfolgt wurde, weil er zuſammenhing mit allen ſolchen ſchwarz-roth-goldenen Kränzen auf ſämmtlichen deutſchen Univerſitäten. Gerade dieſer allgemein deutſche Zuſammenhang über die Particularſtaaten hinweg war der Regierung das wichtigſte Moment, das gefährlichſte, das revolutionäre.

Die Criminalgerichte machten übrigens ſpäter nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen „Kränzchen“ und vollen Burſchenſchaften. Dambach, der preußiſche Reim auf Hambach, wie man in den Dreißiger-Jahren den Groß-Inquiſitor in Berlin gegen die Burſchenſchaften nannte, dieſer blaſſe, lächelnde Mann ſagte in der Hausvogtei zu mir: „Kränzchen, Kranz und ſonſt was, das iſt nach Fauſt „nichts als Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsbild“, will ſagen Burſchenſchaft“.

War nun dieſer patriotiſch deutſche Gedanke in den Studenten zu jener Zeit wirklich lebendig? Auch in den jüngſten in den ſogenannten „Füchſen“, wie ich einer war?

Ich möchte das nicht ohneweiters bejahen. Wegen der Verfolgung war es wirklich ein Geheimbund, und die höchſten Ideen und Zwecke kamen nicht von ſelbſt an die theilnehmende Maſſe, ſondern waren wie ein Myſterium der älteren ſogenannten „Haupthähne“. Man erfuhr ſie allmälig und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Auf unmittelbare Bethätigung war es übrigens nirgends abgeſehen, nur auf mittelbare Verbreitung, auf Erziehung, auf eine geiſtige Propaganda.

Ich perſönlich kam frühzeitig an jene „Haupthähne“ und alſo zur Kenntniß der Myſterien. Man merkte mir den Eifer an, und ich hatte das Bedürfniß eines Inhalts für die neue Lebensepoche. Man ſah auch bald, daß mir der Unterhalt fehlte, und arme Teufel empfehlen ſich dadurch für Verbindungszwecke, daß ſie nichts zu verlieren haben, daß man ſie alſo als Kanonenfutter in vordere Reihen ſchieben kann.

Ich beſaß geradezu gar nichts. Durch Unterrichtgeben hatte ich mich die Gymnaſialzeit hindurch erhalten, und für die Univerſitätszeit rechnete ich auf ein kleines Stipendium von meiner Vaterſtadt Sprottau. Sie hatte mir's auch bewilligt, und ich erwartete es in Halle. Statt ſeiner kam ein Brief meines Vaters mit dem Nachweiſe, daß die Familie die erſte Jahresſumme abſolut gebraucht habe; ich hätte mich ja immer ſelbſt durchgebracht und würde dies jetzt in erhöhter Stellung noch leichter zuwege bringen als ſonſt. In erhöhter Stellung! Darin lag der ſchwere Irrthum, welcher mich anderthalb Jahre lang oft zum Hungerleiden verurtheilt hat. Nicht um die Welt hätte ich als Student wieder Unterrichtsſtunden geſucht. Dem ſogenannten Studentenberufe wollte ich ganz und gar leben, leben als freier Menſch. Wohnung und Nahrung ſollte ſich finden, meinte ich, wie ſie ſich finden für die Lilien auf dem Felde, für die Vögel unter dem Himmel. Collegien wurden von den Profeſſoren „geſtundet“, das wußte ich. „Geſtundet“ heißt: die Bezahlung wird bis zu der Stunde verſchoben, in welcher der Studioſus ein Amt antritt.

Mein Idealismus beſtand darin, daß ich die Studentenwelt für eine freie Gemeinſchaft hielt, welche in allen Dingen außerhalb der bürgerlichen Lebensbedingungen läge, und welche nun auch eine Art von Communismus zu ihren Eigenſchaften zählte. Es war immerhin etwas Wahres daran, und ich war auch nach der Lectüre des obigen väterlichen Briefes nicht übermäßig beſorgt. Das kleine Gartenzimmer draußen an der Saale, welches ich ſchon bezogen, mußte ich freilich aufgeben, denn baar Geld wie Miethe ſtand nun gar nicht mehr in meinem Kalender. Wo alſo zunächſt das Haupt hinlegen?

Dies bedenkend, ging ich den anderen Morgen die lange Strecke hinein in die Stadt, um das erſte Collegium, Exegeſe bei Wegſcheider, Erklärung des Neuen Teſtamentes, zu hören. Halle iſt eine weitausgedehnte Stadt und hat in ſeiner Mitte die „Salzkoten“, in denen von Halloren — einer ſlaviſchen Nachkommenſchaft, ſagt man — Salz bereitet wird. Es war Frühſommer, die Sonne ſchien prächtig, ich hatte Ruhe genug, um neugierig zu ſein und mir im Vorübergehen dieſe weiten einſamen Plätze der Salzkoten zu betrachten. Ein in die Fremde verſchlagener Hallor hatte mich in Sprottau Schwimmen gelehrt — die Halloren ſind alle gute Schwimmer. Er hieß Vinediger, und als Jemand kurz nach ſeiner Ankunft fragte: wo er denn her wäre, da hatte ein Schulkamerad weiſe geantwortet: Natürlich aus Venedig! Ich hatte aber bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß er aus Halle ſtammte. Mich heimelte es alſo an, dies Hallorenthum, und über das Vinedig des Schulkameraden nachträglich vor mich hinlächelnd trat ich auf dem Altmarkt hinaus. Da rief mich Jemand an aus einem Fenſter des erſten Stockes. Nicht mit Namen, ſondern mit dem Worte „Fuchs“. Es war ein alter Student, welcher mir anſah, daß ich ein Neuling wäre. Natürlich hatte ich mir gleich eine ſchwarz rothe Mütze gekauft. Sie war von rothem Kattun, mit ſchwarzem Muſter bedruckt, und koſtete nur einige Groſchen. Sie verkündete dem alten Studio, da oben im erſten Stocke, daß ich zu ſeiner Fahne gehörte; er war ein verdienter Burſchenſchafter aus Pommern und ein gebildeter, ſeelensguter Kerl. Meine Antworten intereſſirten ihn, er lud mich ein, in ſein Zimmer hinauf zu kommen, und ich ſtieg hinauf.

Um es kurz zu machen: Effeff — dieſe zwei F waren ſein Spitzname — hatte ſich den reinſten Idealismus des Studententhums bewahrt, und bot mir Wohnung, Brot und Tabak an, als er meine Lage kennen gelernt. Ich zog ſelbigen Tages zu ihm und habe anderthalb Jahre glücklich bei ihm gewohnt, ſeinen Tabak rauchend, ſein Hausbrot eſſend, wenn ſich im Laufe des Tages keine andere Nahrung für mich erſchwingen ließ. Geſegnet ſei dieſer liebenswürdige, feinfühlende Pommer aus der Greifswalder Gegend, des bürgerlichen Namens Buchſtein!

Wenn ich mir jetzt klar mache, was von den weiten Ideen der Burſchenſchaft denn wol wahrhaft lebendig in uns war und wurde, ſo muß ich ſagen, das eigentlich politiſche Moment war uns von geringer, eigentlich von gar keiner Bedeutung. Zeitungen laſen wir gar nicht. Eine dunkle Sage tauchte zuweilen unter uns auf, daß ein deutſcher Kaiſer wieder erſtehen müſſe, und daß der König von Würtemberg, welcher ſeinen Schwaben eine Verfaſſung gegeben, Kaiſer werden könnte. Das war Alles, was nach Politik ſchmeckte. Aber das gemeinſame deutſche Weſen war gründlich regſam unter uns. Wir verachteten die Landsmannſchaften, in denen nur der Märker zum Märker, der Sachſe zum Sachſen, der Weſtfale zum Weſtfalen ſtand. Je zahlreicher die Landsmannſchaften unter uns vertreten waren, deſto ſtolzer waren wir auf unſere reiche deutſche Landsmannſchaft, und man ſuchte gefliſſentlich den Umgang mit den recht fern liegenden. Ich hatte eine Paſſion für das tiefſte Niederdeutſch und ſuchte ihr Platt zu verſtehen. Namentlich die Holſteiner imponirten mir. Sie mußten fünf Jahre ſtudiren, ſo ſchwer waren ihre Examina, während wir uns mit drei Jahren begnügten. In Wahrheit zeichneten ſie ſich auch ſichtlich aus durch reiche Kenntniſſe, und ich hielt für nothwendig, mir ihre ſpitzen ſt und ſp anzugewöhnen. Es hat mir große Mühe gemacht, ſie mir ſpäter in Schleſien wieder abzugewöhnen, da der Lehrer und Prediger in Schleſien mit dieſer ſpitzen Ausſprache nicht beſtehen konnte. Die Sprache überhaupt ſtand uns bei dieſer immer gegenwärtigen Miſchung der Stämme fortwährend im Vordergrunde der Betrachtung und der Debatte.

Außerdem herrſchte ein ſtarker Ernſt unter uns für die Wiſſenſchaft und moraliſche Geſinnung. Der lüderliche Verkehr mit Frauenzimmern war geradezu verpönt und das bloße Saufen, Pauken und Renommiren der Landsmannſchafter wurde höchlich gemißbilligt. Dabei waren wir doch keineswegs Pietiſten, und weil wir uns durch Grundſätze ſichergeſtellt wußten, waren wir flott und luſtig auf unſerer Kneipe und pflegten die edle Fechtkunſt dergeſtalt, daß wir die beſten Fechter der Univerſität ſtellten. Ja, im engen Kreiſe ſcherzten wir wol auch über unſere ſtrengen Grundſätze und behandelten uns wie einen Staat, der von ſeinen Unterthanen viel verlangen muß, um etwas zu bekommen.

6.

Einem Holländer legt man immer die Aeußerung über ſeinen ausgelaſſenen Sohn in den Mund: Jugend muß austoben. Nur wenn der Junge als Jüngling ausgetobt habe, werde er ſpäter ein ſolider Mann.

Auf dieſen Holländer berufen ſich viele Vertheidiger des ausgelaſſenen Studentenlebens, und ſie ſagen herzhaft: Wer als Bruder Studio nicht frei und fröhlich getollt hat, der iſt und bleibt ein Duckmäuſer, und dem iſt nicht zu trauen.

Jedenfalls galt noch vor einigen Jahrzehnten die Freiheit des deutſchen Studenten für etwas höchſt Schätzenswerthes, ja geradezu für etwas Ideales.

Lief oder läuft da nicht viel Phraſe mit unter? War oder iſt dieſe geprieſene Frucht nicht hohl? Suchen wir die Beantwortung dieſer Frage dadurch, daß wir jenes ſogenannte herrliche Studentenleben einmal vom Morgen bis zum Abend, von einem Tage zum andern in all' ſeinen Einzelheiten betrachten.

Des Morgens war man einige Stunden wiſſenſchaftlich beſchäftigt. Dann ging man ins Colleg, etwa drei Stunden lang, vorzugsweiſe die Brotcollegia zu hören. Bei den Theologen gehört dahin die „Exegeſe", das iſt Erklärung der Bibel, vorzugsweiſe des Neuen Teſtamentes — des Alten freilich auch — und Kirchen- und Dogmengeſchichte. Ein philoſophiſches Collegium, namentlich Logik, darf auch nicht fehlen, obwol neun Zehntheile der Studenten keine Anlage haben zum theoretiſchen Philoſophiren, und deßhalb bei dieſen abſtracten Vorträgen eine zeitlang bedenklich leiden, bis das Naturell obſiegt über gute Vorſätze und bis dann anmuthige Zerſtreutheit oder ein ſanfter Schlaf Logik und Metaphyſik beſeitigt. Wenigſtens war es ſo damals in Halle: der Logik lehrende Profeſſor machte uns den Effect, als ob wir im

Sande wateten, und es iſt nicht ermunternd, im Sande zu waten Man ſagt freilich und Mephiſto ſagt es auch, der Geiſt werde da dreſſirt und in ſpaniſche Stiefel eingeſchnürt, aber durchſchnittlich entſteht keine Dreſſur. Es iſt dasſelbe Thema wie auf dem Gymnaſium: dort iſt Talent zum Lehren nöthig, hier Talent zum Vortrage. Ein guter Vortrag iſt ja darum gut, weil er gut lehrt, oder weckt, oder reizt. Unſer philoſophiſcher Profeſſor reizte nur zum Schlafen.

Auch Wegſcheider, der berühmte rationaliſtiſche Exeget, reizte durch ſeinen Vortrag nicht, aber er war nicht ohne Geiſt, und ſeine trockene Erklärung der Wunder weckte jegliche Aufmerkſamkeit. Geſenius endlich, welcher Kirchengeſchichte las, trug lebendig vor, und ſelbſt die eintönigen Propheten des Alten Teſtamentes — er las auch altteſtamentliche Exegeſe — behandelte er in einem ſo natürlichen Tone, daß man aufpaßte.

Das Verhalten der Studenten in den Hörſälen war durchwegs ſolid und ruhig, und der Grundcharakter war der eines ſtillen, geſammelten Zuhörens. Man ſchrieb auf quartförmig gebrochenen halben Bogen Alles nach, was der Profeſſor ſprach, und daraus entſtanden die ſogenannten Collegienhefte. Dies Nachſchreiben hatte ein völliges Syſtem von Abkürzungen, welches durch Tradition dem jungen Geſchlechte, den „Füchſen", überliefert wurde, und welche wol die Grundlage geworden ſind zu der ſpäter ausgebildeten Stenographie, zu der ſyſtematiſch entwickelten Kunſt des Schnellſchreibens. Man war in Kurzem ſo gewandt darin, daß man längere Sätze abkürzte und überhaupt ſo frei genug blieb, um unbefangen allen Nuancen des Sinnes zu folgen und die wol vorkommenden heiteren Wendungen des Vortrages durch Lachen zu markiren. Dies Lachen war discret und artete niemals aus. Bei den meiſten Profeſſoren waren auch dieſe ſogenannten „Witze" herkömmlich und kehrten alle Jahre wieder: man wartete geradezu auf ſie. Das iſt eben unvermeidlich, wenn derſelbe Gelehrte alljährlich dasſelbe Collegium lieſt. Er verſteinert darin, wenn er nicht ein ſtets ſtrebſamer Geiſt

iſt, und auf dieſe Weiſe erſtarren ſo viele Profeſſoren und erwerben ſich den Titel enger Pedanten. Ihre Aufgabe wird eng durch ſtete Wiederkehr, wenn ihre Triebkraft nicht darüber hinaus drängt.

So war man bis zur Mittagszeit mit lauter ernſtem Studium beſchäftigt, war Studioſus. Von da an wurde man Student im burſchikoſen Sinne des Wortes: man ging zu Tiſche, man ging auf den Fechtboden, man ging auf die Kneipe, man lebte. Nur die „Kameel" geſcholtenen Studioſi beſuchten auch Nachmittags bis in den Abend hinein Collegia. Von den eigentlichen Studenten thaten dies nur einige ſolide „alte Hähne" unter uns, welche Feinſchmecker waren für irgend eine Nebenwiſſenſchaft. Solche gab es, beſonders unter den Burſchenſchaftern, und ſie erzählten uns dann wol auf der Kneipe, was der beſondere Profeſſor da Beſonderes vorgebracht und angeregt habe. Der Sinn für Wiſſenſchaft war Grundgewäſſer.

Was das Zu-Tiſche-gehen anbelangt nach erledigter Studienzeit am Vormittage, ſo war ich perſönlich einem recht mißlichen Bettelorden verſchrieben wegen gänzlichen Mangels an Geldmitteln. Das Betteln ſelbſt war meinem Charakter arg zuwider, es blieb alſo nur Mangel und Faſten übrig. Das mag einem Mönche zur Noth bekommen, einem jungen Studenten bekommt es ſchlecht: Tabak und trockenes Brot meines braven Stubenburſchen Eſſeſſ half einigermaßen, aber doch nur einigermaßen, und für einen Groſchen rohen Schinken dazu gewinnen, war einigemale in der Woche meine beſtimmte Abſicht. Eine Fertigkeit aus dem Jugendleben in Sprottau kam mir dafür zu Hilfe. Im „grünen Löwen" meines Onkels war ein Billard geweſen und war von mir redlich benützt worden: ich war ein feſter Billardſpieler, und das verwerthete ich in Halle, um den Schinkengroſchen öfter zu erobern und die Faſttage jeweilig zu unterbrechen. Im Kaffeehauſe „zum Roland" auf dem Halliſchen Markte, in demſelben „Roland", welchen Heine in einem Gedichte verſpottet, fand ſich alle Tage eine Billardpartie zuſammen, welche „Boule" ſpielte — feinere Kenner ſchreiben „poule“ — dieſe Geſellſchaft beſteuerte ich ſo oft, als meine Kaſſe den Einſatz von zwei Groſchen leiſten konnte, und dort gewann ich in ziemlicher Regelmäßigkeit meine Schinkengroſchen.

Geſtärkt eilte ich dann auf den Fechtboden. Das Klirren und Trampeln dort war mir eine prächtige Muſik. In Glogau ſchon hatte ich von einem zur Feſtungsſtrafe verurtheilten alten Burſchenſchafter die Anfangsgründe der edlen Fechtkunſt erlernt; in Schweidnitz, wo an freien Nachmittagen die große Claſſenſtube der Prima zu wilden Fechtübungen benützt wurde, hatte ich Fortſchritte darin gemacht, und jetzt meinte ich als Fuchs ſchon mit einiger Sicherheit auftreten zu können. Das mußte ich ſchwer büßen. Der alte Burſche, ein Pommer, welchem ich als einzuſchlagender Fuchs zugetheilt wurde, nahm dieſen Dilettantismus mißfällig auf, und bläute mich entſetzlich durch, wenn ihm der Aerger aufſtieg. Oder richtiger: der vierſchrötige Mann ſtammte offenbar vom nordiſchen Geſchlechte der Berſerker, von denen man erzählt, daß eine unbezähmbare Wuth über ſie kommt während des Kampfes. Täglich kam dieſe Wuth über den alten Knaben. Eine halbe Stunde ſchlug er ruhig, dann erwachte die Leidenſchaft und wuchs und wuchs — ich wußte genau, das endigt mit einem Hiebe, der einen Ochſen todtſchlagen konnte, und dieſer Hieb, gewöhnlich eine ellenlange Seconde, ging über meinen Leib. Auch wenn ich ſie zweimal, dreimal parirte, die Berſerkerwuth legte ſich nicht, bis der Hieb ſaß, und endlich ſaß er doch. Wie ein Lazarus mit klaffenden Wunden bin ich damals monatelang herumgelaufen, das gehörte eben zum Kriegsweſen des Studententhums, und machte mich in der That gleichgiltig gegen jedes drohende Schwirren und Sauſen der Klinge.

Allerdings mag dies Fechtbodentreiben für Manchen die Rohheit ſteigern, welche in ihm niſtet. Einige Mecklenburger zum Beiſpiel pflegten am Schluſſe der Stunde ihre Hunde aufeinander zu hetzen und ſich am Kampfe derſelben zu ergötzen, ſowie denn auch jeder Hund nur danach geſchätzt wurde, ob und wie er ſcharf und tapfer jeden Streit aufnahm und führte. Aber der Sinn für Tapferkeit, welcher entſchieden geweckt wurde, iſt für den jungen Mann doch recht viel werth, und mich unterhielt auch die Betrachtung der äußerſt verſchiedenen Eigenthümlichkeiten in den Charakteren, welche ſich da wunderbar deutlich offenbarten. Der Gefahr gegenüber erſcheint das innere Weſen jedes Menſchen plötzlich nackt und unverhüllt. So war ein Fuchs neben mir, deſſen Eigenthümlichkeit uns Allen zu ſchaffen machte. Er war auch ein Pommer, und klar oder unklar mußte man bei ſeinem Anblicke auf den Gedanken kommen: mit ſolchem Menſchen iſt kein Geſetz, kein Staat möglich, denn er reſpectirte gar keine Uebereinkunft. Er reſpectirte ſie nicht auch auf die Gefahr hin, für ſeine Nichtachtung todtgeſchlagen zu werden. Iſt das ein Dickkopf! ſchrieen Alle. Er ging nämlich immer und immerfort, und durch nichts aufgehalten, geradeein auf ſeinen Gegner los. Hieb für Hieb dieſes Gegners mochte auf ihn fallen, er ging vorwärts, bis er Naſe an Naſe vor ſeinem Gegner ſtand. Der beſte Fechter — „Schläger“ ſagt man — wurde dadurch unmächtig, er mußte ihn mit der Fauſt zurückſtoßen. Da waren alle Fechtregeln müßig, und wir ſahen ein, daß eine Uebereinkunft vorausgeſetzt würde, und daß alle Kunſt nichtig würde, wenn der Andere dieſe Uebereinkunft nicht anerkennt. Solche Menſchen werden wol furchtbare Helden oder furchtbare Verbrecher.

Der ſpäte Nachmittag und der Abend gehörte der „Kneipe“. Sie war in der guten Jahreszeit für die Burſchenſchaft immer jenſeits der Saale, oder wie man zu ſagen pflegte, jenſeits der Loire in Paſſendorf, während des Winters in einem Wirthshauſe der Stadt. Der Ausdruck „Kneipe“ bezeichnete ſehr viel. Er bedeutete *unſer* Wirthshaus, einen Geſelligkeitsraum, der nur uns gehörte, was man neuerer Zeit, den Engländern folgend, „Club“ genannt. Dort fand man zu jeder Tageszeit Mitglieder der Verbindung, und vom ſpäten Nachmittage an ſammelte ſich dort die ganze Schaar der wirklich theilnehmenden

Verbindungsmitglieder, oft mehrere Hundert an Zahl, denn die Burſchenſchaft zählte damals, alle Mitläufer eingerechnet, gegen dreihundert.

Dort, beſonders in Paſſendorf, war jener heitere und ernſte Kameradenverkehr in Blüthe, welchen man fröhliches und intimes Studentenleben nennt. Man gruppirte ſich zu Geſprächen, gar oft zu ſehr ernſten, wiſſenſchaftlichen Geſprächen, man ſonderte ſich ab zu Erörterungen über Staatsangelegenheiten, will ſagen über Angelegenheiten der Verbindung, man veranlaßte luſtige Disputationen, denen alle geiſtreichen und witzigen Geſellen zudrängten, mit Einem Worte, man lebte ſorglos und fragte lächelnd beim Geſchicke an: Wo flattern die unzähligen Bänder des Glückes, des Wiſſens, des Vermögens, nach denen der Menſch nur die Hand auszuſtrecken braucht? Noch kürzer geſagt: man war Student in des Wortes geſelliger Bedeutung, ſorglos, luſtig und doch wißbegierig.

So kam der Abend, und nun ſchaarte ſich die Maſſe zuſammen an langen Tiſchen: das Commerciren begann, ein Vorſitzender dirigirte mit dem Ziegenhainer, deſſen Schläge auf den Tiſch die Anfänge und die Ordnung bezeichneten. Der Maſſengeſang erhob ſich wie rollender Donner, denn wenn einige Hundert junger Stimmen aufſteigen, getrieben und getragen vom Inhalte der Lieder, da gibt es einen gewitterhaften Klang. Enthuſiasmus trägt und treibt da. Die jetzigen Männergeſang-Vereine mögen von dieſen Studentengeſängen ſtammen, aber ſie ſind doch etwas ganz Anderes. Der jetzige Männergeſang bezweckt muſikaliſche Kunſt; für unſere Studentengeſänge war die muſikaliſche Kunſt nur Begleitung, der Inhalt unſerer Lieder war die Hauptſache. Welch einen Inhalt aber hatten wir auch! Einen prächtigen! Vaterland, Ehre, Freundſchaft, Tapferkeit, Tüchtigkeit jeder Art waren ſeine Elemente, und die jungen Herzen machten ſich begeiſtert Luſt in dieſen Geſängen. Das war ein Schwung, das war ein Leben von glühender Beſchaffenheit! Und dies war eine weſentliche Eigenſchaft der Burſchenſchaft, und nur der Burſchenſchaft. Denn nur ſie hatte Ideale, nur ſie knüpfte an die deutſchen

Freiheitskriege, nur ſie pflanzte ſie fort, die großen Hoffnungen auf ein ſtarkes, freies Deutſchland, auf ein gründlich tüchtiges Geſchlecht im Vaterlande. Für uns hatten die Körner, Arndt, Schenkendorf, Follenius ihre patriotiſchen Geſänge gedichtet und wenn Schenkendorf's Lied: „Wenn Alle untreu werden, ſo bleiben wir doch treu", wenn Arndt's: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein, o Gott vom Himmel ſieh darein", brauſend emporſtieg, da flog ein heiliger Schauer durch uns Alle, da waren Hunderte von jungen Männern zweifellos bereit, Gut und Blut einzuſetzen, da war ein echter, funkenſprühender Enthuſiasmus vorhanden, ein wirklich erhöhtes, poetiſches Leben. Mit Entzücken denk' ich noch jetzt daran.

Endlich gehört denn auch noch zur Ausfüllung eines Studententages die Schilderung eines Duells, einer Paukerei, wie der Student ſagt. Sie kam freilich nicht alle Tage vor, im Gegentheile: ſie kam bei der Burſchenſchaft ſelten vor, denn ſie wurde unter uns nur zugelaſſen, wenn ein Ehrengericht ſie für zuläſſig erklärt hatte, und zwiſchen uns und den Landsmannſchaftern herrſchte Verruf. Man gab ſich gegenſeitig keine Satisfaction. Nur von Zeit zu Zeit wurde der Janustempel geöffnet, damit aufgehäuftes böſes Blut abfließe und der lang verhaltene Groll nicht in rohe Thätlichkeiten ausarte. Aber die Paukerei gehört doch nothwendig zur Charakteriſtik des Studententhums, und gerade damals, in meiner Fuchsperiode, war der Janustempel offen, und ich kam als Schleppfuchs ſogleich an dieſes Schauſpiel. Schleppfuchs heißt nämlich der junge Student, welcher den „Paukapparat", das iſt ſämmtliches Duellgeräth, zuſammenſchleppen muß. Der Student macht Alles ſelbſt, er dingt keine Lohndiener, er hat dasſelbe Princip wie jedes ſtehende Heer.

Der Paukapparat beſtand aus den Schlägern, den Paukhoſen, den Handſchuhen, den ſeidenen Tüchern und einem weichen Filzhute.

Der Schläger, an einigen Univerſitäten auch „Hieber" genannt, iſt ein ſcharf geſchliffenes Schwert, entweder mit einem

Metallkorbe zur Deckung der Hand oder mit einer „Glocke“ zu dieſem Zwecke. Dieſe Glocke iſt eine flache Schale, golden ausſehend bei den Burſchenſchaftern, welche Schwarz Roth Gold führen, ſilbern bei den Landsmannſchaftern.

In Oſt-, Mittel- und Norddeutſchland herrſchte der Glockenſchläger. Nur Göttingen, ſtets apart und vornehm, machte eine Ausnahme: es hatte den Korbſchläger, wie Heidelberg, Bonn und Würzburg. Würzburg hatte gemiſchten Comment; auch auf Stoß paukte man dort. Die Stichwaffe — Stoßwaffe ſagt man — herrſchte ſonſt nur in Jena und Erlangen. Wunderlich genug in der Mitte Deutſchlands, während man dieſe franzöſiſche Waffe an der franzöſiſchen Seite, in Bonn und Heidelberg, nicht führt. Vielleicht iſt's altes Frankenthum; denn Erlangen liegt mitten in Franken, und das thüringiſche Jena iſt auch wol von fränkiſchem Zuſatze.

Unter heiligem Schauer that ich meinen erſten Dienſt als Schleppfuchs und ſah zu, wie dieſe Geräthſchaften verwendet wurden. Die Paukhoſe war eine neue Mode; ſie iſt ein wattirter Schurz, welcher Unterleib und Schenkel bedeckt. Hiebe in die Beine hießen Sauhiebe und waren unanſtändig. Die ſeidenen Tücher werden um Hals und Arm gebunden, um die Pulsader zu ſchützen, und das Hemd — man ſchägt ſich im bloßen Hemde, ſogar ohne Hoſenträger — das Hemd wurde unter der Achſelhöhle naß gemacht, damit auch dort die große Ader nicht leicht durchhauen werden könnte, denn feuchtes Leinen hemmt die Schwertesſchärfe. Der weiche Filzhut ſchwächt ebenfalls den ſcharfen Hieb, und die großen Fechthandſchuhe decken den Unterarm.

Nur geſteigerte Forderung „ohne Hut und Binde“ und in Ballhandſchuhen entfernt dieſe Schutzmittel. „Binde“ iſt die alte Bezeichnung trotz der Paukhoſe, welche ſtatt der früheren Lederbinde um den Unterleib eingeführt worden.

Sind die „Paukanten“ unter großer Stille in verſchiedenen Zimmern gerüſtet, ſo treten ſie, von Secundanten und Zeugen begleitet, in die Paukſtube. Sie ſehen ſchauerlich aus. Die beiden

Secundanten ſtecken nun den Kampfplatz ab. Der Eine legt ſich mit ſeinem Rappier aus, ſo lang er kann; die Spitze ſeines Rappiers muß die Bruſt des Gegenſecundanten erreichen, und mit Kreide wird da, wo der rückwärtige Fuß des ſich Auslegenden ſteht und wo die Füße des anderen Secundanten ſtehen, je ein Strich gemacht. Dies iſt die Menſur. Weicht ein „Paukant“ dergeſtalt hinter die Menſur, daß der Gegner auf dieſelbe tritt, ſo heißt der Weichende „gechaßt“, und das bezeichnet Feigheit. In Halle, kam das nicht leicht vor, weil dort „voltirt“ wurde. Man bewegte ſich im Kreiſe und wechſelte ſo die Menſur. Dort hatte es alſo keine Bedeutung, auf die Menſur des Anderen zu kommen. Das „Chaſſen“ tritt nur ein, wenn der Eine direct ſo weit hinter ſeine Menſur entweicht.

Sechs Mann ſtehen nun auf der Menſur, wenn die Handlung beginnt, drei auf jeder Seite: der Paukant, zu ſeiner Linken der Secundant mit dem Rappier, welcher ihm auf dieſer Seite den Unterkörper vor Sauhieben decken ſoll, zu ſeiner Rechten der Zeuge, welcher den Schläger in der Hand hält. Der unparteiiſche Zeuge, alſo die ſiebente officielle Perſon, ſteht beiſeite dazwiſchen. Kurze Pauſe. Dann commandirt der Secundant: „Auf die Menſur! Ergreift die Waffen!“ — Die Zeugen überreichen den Paukanten die Schläger. „Legt euch aus!“ — Dies geſchieht, und die beiden Zeugen treten zurück. — „Los!“ oder „X. haut aus!“ Dies iſt an verſchiedenen Univerſitäten verſchieden, und nun beginnt der Kampf. Der Secundant bleibt hart an der Seite ſeines Paukanten, und wenn er geſchickt iſt, ſo deckt er ihn an der linken Seite mehr, als er ſoll, nicht blos unten, ſondern auch oben, ſo lange es der Gegenſecundant duldet. Auf ſcharfe Rede und ſcharfes Weſen des Secundanten kommt ſehr viel an: er hat die „Paukerei“ in der Hand. Denn er entſcheidet auch durch ſein „Halt“ das Ende eines Ganges. Auf eine gewiſſe Anzahl von Gängen nämlich lautet die Forderung, und ein Gang ſoll nur aus ſein, wenn ein Hieb „geſeſſen“ hat, das heißt wenn der Gegner getroffen worden iſt. Mit dieſem „Halt!“ ſpringt der

Secundant ein und hemmt mit ſeinem Rappier den Schläger des Gegners: er bindet ihm die Klinge, wie der techniſche Ausdruck lautet. Gewöhnlich widerſpricht der Gegenſecundant, falls kein fließendes Blut geſehen wird, und der Wortſtreit lärmt zwiſchen den Secundanten, wie zwiſchen den Helden Homer's, bis der Unparteiiſche entſcheidet. Oft ſtumm nur dadurch, daß er einen Kreideſtrich an die Wand macht. Jeder ſolche Strich bedeutet einen Gang.

Ich war in fieberhafter Aufregung, als ich das Klirren und Poltern der erſten Gänge, das Voltiren und das Schreien der Secundanten vernahm, und als unſer Secundant nach dem dritten Gange rückwärts zu uns flüſterte: „Unausſtehlich! Unſer Kerl geht nicht drauf!“ — da meinte ich in einen Abgrund zu ſehen. Ich hatte geglaubt, das ſei toll genug; und jetzt ſagte der: Es genügt nicht! Sein Wort war aber centnerſchwer, er war unſer beſter Schläger, der erſte Schläger auf der ganzen Univerſität, ein langer, blaſſer, ſchwarzhaariger Weſtfale, im Umgange ein ungemein ſanfter Mann, ein Theologe obenein. Später hat er in Weſtfalen als Geiſtlicher zur frommen Partei gehört.

Die Beſchäftigung bringt eben wunderliche Reſultate zum Vorſchein: damals focht er täglich und trieb es zur Virtuoſität, ſpäter predigte er viel, und brauchte allmälig dazu einen virtuoſen Inhalt.

Dies Waffenſpiel um Wunden und Tod machte mir einen ſtarken Eindruck, es ſteigerte mir das Studententhum zu einer verzweifelt ernſten Bedeutung, denn ich erlebte bald nach dieſer erſten Hiebpaukerei eine Paukerei auf Stoßwaffen, welche einen tödtlichen Ausgang hatte.

Die ländliche Erziehung in meiner Vaterſtadt nämlich hatte mich mit Pferd und Wagen vertraut gemacht; ich war deßhalb Kutſcher geworden für eine Anzahl Studenten, welche aus Braunſchweig, Hamburg, Mecklenburg über Halle nach Jena reiſten. Es wurde ein Einſpänner ohne Kutſcher gemiethet; ich fuhr, blieb einige Tage in Jena und brachte dann das Gefährt wieder nach

Halle zurück. So kam ich in die anmuthige Welt der kleinen Univerſitätsſtadt im Saalthale. Aeußerſt behaglich ſprach mich hier in Jena Alles an. Die hübſche Landſchaft und das ganz andere Studentenleben hier, welches gleichſam familienhaft mit der ganzen Stadt verbunden war. Die Stadt ſchien nur für den Studenten vorhanden, und wie ein heutiges allerliebſtes Mittelalter gemahnte mich das Treiben. Der Student trug ſein leichtes Stoßrappier in der Collegien-Mappe mit ſich herum, und auf dem Markte ſtellten ſich die Paare einander gegenüber zu Fechtübungen. Keinem Menſchen fiel das auf, es gehörte zum Alltagsleben. Dazu das ſüddeutſche Element, welches mich zum erſtenmale wohlthuend anwehte, manchem Lüftchen ähnlich aus meiner ſchleſiſchen Heimat! Jena ſelbſt iſt noch nicht ſüddeutſch, aber es grenzt nahe daran, und über den Wald herüber aus Franken kamen damals zahlreiche fränkiſche Studenten, beſonders aus Erlangen. Mit ſolchen wurde ich bekannt in dem hiſtoriſch geweihten Burgkeller, von welchem das Wartburgfeſt ausgegangen war und der ganze Urſprung der Burſchenſchaft. Wie wohl gefielen mir dieſe ſo einfach natürlichen Franken, dies kernige, geſunde Weſen, welches künſtliche Rede und Tagesmode nicht kannte und lächelnd nicht kennen wollte. Ein ſolcher Franke nahm mich mit hinaus auf die Wöllnitzer Berge, wo eine Paukerei ſtattfinden ſollte, eine Paukerei, welche völlig verſchieden war von dem Toben auf der Halle'ſchen Stube.

Im Freien fand ſie ſtatt auf einem der vielen ſpitzen Hügel, welche das Saalthal hier einſchließen und welche eine liebliche Ausſicht bieten. Das Geräuſch des Duells war hier ſo gering in freier Luft und die Gefahr doch ſo groß, viel größer als auf unſerer Stube. Ein ſogenannter „Lungenfuchſer“, ein Stich in die Lunge, iſt ſo raſch, ſo unſcheinbar angebracht, der Unkundige bemerkt ihn gar nicht, und — der Tod ſpringt wie ein grimmiges Raubthier dem Getroffenen auf die Schulter.

Ich war kaum nach Halle zurückgekehrt, da ſtürzte einer von meinen neuen Bekannten aus Jena in unſer Zimmer. Haſtig und ganz verſtört. Den Tag nach meiner Abreiſe hatte er auf demſelben Wöllnitzer Hügel das Unglück gehabt, einen ſolchen „Lungenfuchſer“ auszutheilen. Der Getroffene war todt, der Sieger auf der Flucht, der Steckbrief ihm auf der Ferſe, wir ſollten und wollten ihm forthelfen. Er wollte nach Amerika, und nur ein Paß fehlte, ein Paß mußte ihm verſchafft werden.

Wie fingen wir das an? Jeder Student hat eine Karte, welche ihn als Studenten ausweiſt. Sie iſt auch nöthig, wenn der Student einen Reiſepaß haben will. Einer von uns gab ſeine Karte her für den Flüchtling, und wir geleiteten ihn zum Gerichtshauſe, denn der Paß mußte wegen des einzuſchreibenden Signalements perſönlich geholt werden. Die Gefahr beſtand nun darin, daß ſein Steckbrief ſchon vorläge und daß er erkannt würde. An jeder Straßenecke blieb Einer von uns zurück. Als Wegweiſer, wenn er fliehen müßte. Falls man ihn feſthalten wollte nämlich, ſollte er ſich losreißen.

Es dauerte eine Viertelſtunde. Dieſe Viertelſtunde Spannung erſchien uns wie eine Ewigkeit, und wir waren ſo geſteigert, daß wir den Rector ſelbſt niedergeſchlagen hätten, wenn er aufhaltend in den Weg getreten wäre. Polizeiliche Hinderniſſe galten dem Studenten für feindliche Anmaßung; ihre Bekämpfung galt für ein Verdienſt. Wir ſtammten offenbar aus dem Mittelalter.

Er wurde nicht erkannt, und wir ſpedirten ihn glücklich nach Hamburg, wo er ſich einſchiffen ſollte.

Nun kommt die Romantik. Dieſer unglückliche Sieger war ein Poet; er hatte ſchon ein Trauerſpiel geſchrieben, er hatte bereits einen jungen literariſchen Namen. Dieſen verlor er nun aber für immer, denn er mußte jetzt auf den neuen Namen ſeines Paſſes weiterleben. So lange wenigſtens, als er auf deutſchem Boden war. Und ich habe die Ueberzeugung, daß er ſich nicht eingeſchifft hat, ſondern auf deutſchem Boden geblieben iſt. Jener Paßname iſt ſpäter ein bekannter Schriftſtellername geworden — ich werde mich hüten, ihn zu nennen. Denn ich bin nicht mehr Student und reſpectire die Polizei.

7.

Es war der gefürchtete „deutſche Stoß“, welcher das letzte Unglück auf den Wöllnitzer Bergen herbeigeführt. Der Stoßdegen und die Stichwaffe ſind bekanntlich in Frankreich zu Hauſe, und wenn ſie leicht gehandhabt werden, gelten ſie auch für eine leichte Duellwaffe. Unter allen Umſtänden bieten ſie eine zierlichere Fechtweiſe als die Hiebwaffe, und obwol ich perſönlich die letztere handhaben gelernt, empfehle ich ſie allen Denen, welche die Gewandtheit des Körpers durchs Fechten ausbilden wollen. Namentlich Schauſpielern. In Jena war ſie auch in leichter franzöſiſcher Form einheimiſch; aber die Erlanger Studenten brachten damals die deutſche Form in Uebung, den feſten, nachdrücklichen Stoß, welcher geradeaus zum Ziele dringt, und ein gefährliches Ende macht. Man ſtritt damals viel darüber, ob man ſich nicht dagegen auflehnen ſollte. Jener tödtliche „Lungenfuchſer“ bot Anlaß genug zu ſolchem Streite.

Und zum Streite über das Duell überhaupt! rufen hundert Leſer. Nicht wahr? Dieſe Rohheit aus der Welt zu ſchaffen, welche als Genugthuung ſo nichtig, als Urtheil und Entſcheidung ſo unwahr, das wäre doch endlich an der Zeit. Namentlich in *unſerer* Zeit, welche nüchtern, vernünftig, praktiſch ſich überall befreit von überlebten Formen, überlebt, weil ein ganz anderer Inhalt Geſellſchaft und Staat durchdringt. Wenn das nur ſo leicht wäre! All' dieſe Gebräuche ſind ja nichts Zufälliges, ſondern beruhen auf einer tiefen Nothwendigkeit. Es iſt ſo natürlich, gegen das Duell zu eifern! und doch erinnert mich dies Eifern immer an Jean Paul's Mittel gegen Zahnſchmerz. Hundert Mittel — ſagt er — gibt's gegen den Zahnſchmerz, aber keines hilft.

Das Duell iſt ein Auskunftsmittel, weiter nichts. Aber ein ſolches iſt es, und das braucht man. Freilich ein blutiges und ein gefährliches. Wüßten wir nur ein anderes, das nicht blutig und gefährlich wäre! Die bloße Abſchaffung gelingt in Ewigkeit nicht, ſo lange nicht ein Erſatz geboten werden kann, und Ehrengerichte wie Ausgleichsgerichte — übrigens ſehr werthvolle Einrichtungen — brauchen es immer als letzte Inſtanz und verlieren ſofort ihre Macht, wenn ſie dieſe letzte Inſtanz ſtreichen wollen. „Wir tragen Jeder unſern Hundsfott im Leibe," hat einmal der alte Blücher geſagt. Dieſen „Hundsfott" beizeiten zu knebeln, iſt das Duell in jungen Jahren ein probates Mittel. Ich ſage probat aus eigener Erfahrung. Das erſte Duell beengte mir die Nerven recht unbehaglich, und ich mußte mich moraliſch zur Herzhaftigkeit zwingen. Das gelang; ſpäter bedurfte es einer geringeren Anſtrengung, allmälig bedurfte es gar keiner mehr. Dabei bin ich indeſſen immer der Meinung geweſen und bin es noch: die verſchärften Duelle, ſelbſt die Piſtolen-Duelle, taugen nicht für die Univerſität. Der alte einfache Styl mit mannichfachen Schutzmitteln iſt dem Zwecke entſprechend, und das Piſtolen-Duell ſchließt die perſönliche Behendigkeit aus, welche der Student ſich aneignen ſoll.

Von all dieſen Zweifeln und Fragen wußte ich damals nichts, nicht das Mindeſte. Die Studentenwelt war mir ein Staat, der über aller Frage, über allem Zweifel thronte. Ein privilegirter Staat. Wie der hohe Adel ſeine Privilegien als etwas Selbſtverſtändliches anſieht, ſo fühlten wir uns als privilegirte junge Herren der Welt. Es war eine prächtige Illuſion, war eine volle Poeſie. Sie hatte noch das vor dem hohen Adel voraus, daß ſie nicht auf dem Zufalle der Geburt ruhte, ſondern auf den erworbenen Kenntniſſen, welche allein zur „Matrikel" befähigten. Matrikel iſt das Document, welches zum Studenten ſtempelt, alſo der erworbene Adelsbrief. Unſere Poeſie hatte ferner den Grundgedanken voraus, daß wir unſere Herrlichkeit für Jedermann zugänglich hielten, für Jedermann erreichbar. Wer genug erlernt, um das Abiturienten-Examen zu machen, der kann Student werden, der iſt ein ebenbürtiger Genoſſe.

Mein Schulfreund aus Glogau, in deſſen elterlichem Hauſe ich jahrelang wie ein Adoptivſohn gelebt, kam gleich im erſten Sommer nach Halle und brachte Geld in Fülle zu einer Reiſe. Wir wanderten in die ſonnige Welt hinaus, zunächſt nach Thüringen. Wie aber wanderten wir! Wie Götter. Das will ſagen: unſere Bruſt war ſo voll von Zuverſicht, daß uns die ganze Welt gehörte, daß wir uns Alles erlauben dürften, daß wir eben in des Wortes vollſter Bedeutung Studenten wären, die privilegirten Herren der Welt.

Ja ein tüchtig Stück Mittelalter ſteckte feſt im Studententhume, geradezu ein Stück vom Raubritterthume. Götz von Berlichingen wäre unſer Held geweſen, wenn wir ihn gekannt hätten. Wir kannten ihn nicht; wir waren literariſche Barbaren. Goethe lebte noch in Weimar, er lebte noch ſechs Jahre, und zwar in unſerer Nähe. Wir aufgeblaſenen Burſche fragten nicht nach ihm und fragten nicht nach Weimar. In den Wald hinauf, wie man die thüringiſchen Berge nennt, welche hier Nord- und Süddeutſchland ſcheiden, in den grünen Wald trachteten wir. Um ſchöne Landſchaft war es uns zu thun, nicht um berühmte Menſchen. Und doch ſtolperten wir zufällig über ſie. Im weſtlichen Theile dieſer mit Laubholz bedeckten, weichgeformten Hügel — nach ſüddeutſchen Begriffen ſind es doch nur Hügel — iſt ein kleines, anmuthiges Thal, Wilhelmsthal geheißen, zu einer ländlichen Sommer-Reſidenz benützt worden für die weimar'ſchen Fürſten. Der Weg von hier nach der Wartburg hinüber gehört zu den ſchönſten Partien dieſes Waldgebirges, und dieſen Weg ſuchten wir. Neugierig ſchlenderten wir durch die parkartigen Anlagen Wilhelmsthals und ſchritten auf ein paar Zelte zu, welche auf einer Wieſe ſtanden. Da ſtürzten zwei rieſengroße Hunde uns entgegen mit wildem Gebell und unter allen Zeichen eines ernſthaften Angriffes. Wir vertheidigten uns mit unſeren Ziegenhainern und ſchrien wol auch fluchend in unſerer Bedrängniß. Kurz, beide Zelte öffneten ſich, und aus jedem trat ein Mann. Der Eine war klein und mit leichter Sommerjacke bekleidet, der

Andere war groß und trug einen Ueberrock. Der Kleine pfiff, der Große rief, und die Hunde ließen ab von uns. Statt zu danken für die Errettung, ſchalten wir wol weiter über ſolche Hundewirthſchaft, welche friedliche Wanderer bedrohte, und ſchritten fürbaß. „Der Kleine hat auch noch gelacht!“ ſagte mein Adoptivbruder grollend, und als wir nicht weit von den Zelten einem arbeitenden Gärtner begegneten, gaben wir dieſem ſchuldloſen Manne unſeren Unwillen zu erkennen. Er ſah uns ernſthaft an und ſagte gelaſſen: „Das ſind die großen Hunde Sr Durchlaucht geweſen, und der Herr Herzog ſelbſt mit dem Herrn Geheimrathe hat Sie errettet, denn mit den vornehmen Beeſtern iſt nicht zu ſpaßen“.

Der Herr Geheimrath war Goethe und der Herr Herzog war Karl Auguſt geweſen.

Das machte uns gar keinen Eindruck. Wir hatten noch kein Maß für bevorzugte Menſchen; wir fühlten uns als Studenten ſelbſt bevorzugt vor aller Welt.

Unſer Weg ging nach Kaſſel. Dort ſollte ein Luſtſchloß liegen ebenfalls nach einem Wilhelm benannt, welches erſtaunliche Herrlichkeiten darböte. Dies iſt die Wilhelmshöhe, das Verſailles der heſſiſchen Kurfürſten.

Wir wanderten durch die Pappel-Allee eine Stunde lang von Kaſſel hinaus nach dieſen Hügeln, auf denen ſchloßartige Gebäude ſtehen, von reichen Baumgruppen eingerahmt. Ein ſteiler Waldhügel ſteigt auf von dem Plateau, welches die Schlöſſer trägt, und auf der Spitze dieſes Waldhügels ſteht eine coloſſale Statue, ein Herkules. Von da herab brauſen die Waſſer, welche Sonntags losgelaſſen wurden, und unten zwiſchen den Schlöſſern öffnete ſich mit einem Kanonenſchlage die Rieſenfontaine, welche höher als die Schlöſſer einen mannsſtarken Strahl in die Lüfte ſchleudert.

Dieſe Sonntage waren das einzige Populäre, welches die Kaſſeler Herrſchaft aufzuweiſen hatte, und von Nah und Fern ſtrömten die Menſchen herbei, um die Waſſer ſpringen zu ſehen.

Ganz ſo, wie jetzt noch Sonntags die Pariſer nach Verſailles fahren, wenn die Journale Samſtags ankündigen: „Morgen ſpringen die Waſſer in Verſailles!“

Das war bekannt in ganz Mitteldeutſchland, und wir hatten unſere Reiſe ſo ſorgfältig eingerichtet, daß wir Samſtags in Kaſſel, Sonntags in Wilhelmshöhe wären. Politiſche Gedanken lagen uns ferne, und wir hörten gleichgiltig zu, als unterwegs in einem Wirthshauſe ein Weinreiſender erzählte: Schiller habe in ſeinem Trauerſpiele „Kabale und Liebe“ Kaſſel und den dortigen Hof gezeichnet, und der Menſchenverkauf nach Amerika, welchen der Kammerdiener in dieſem Stücke brandmarkt, ſei in Kaſſel geſchehen, weßhalb denn auch dieſes Stück dort nie aufgeführt werden durfte.

Es lagen noch vier Jahre zwiſchen damals und der Juli-Revolution; der Wiener Friede war wie Mohnſaft auf die deutſche Welt geträufelt, und wenn man auch der damaligen Burſchenſchaft politiſche Ziele nachſagt, ſo iſt dies nur ideal zu verſtehen. Unſer ideales Ziel eines deutſchen Reiches nahm wenig Notiz von den politiſchen Einzelheiten des damaligen Tages.

Das Soldatenweſen, welches ſich da zwiſchen den Schlöſſern auf Wilhelmshöhe entwickelte, war uns zudem aus der preußiſchen Heimat geläufig. Die Soldaten waren auch gerade ſo gekleidet wie die preußiſchen und marſchirten in Parade gerade ſo vor dem Kurfürſten, der auf der Schloßtreppe ſtand, linealmäßig vorüber, wie wir's gewohnt waren. Ein blutjunger kleiner Lieutenant, welcher den Zug führte, hatte das Unglück, beim Salutiren mit dem Degen gegen den Kurfürſten dieſen Degen aus der Hand fallen zu laſſen, und er hatte kaum Zeit, ihn aufzuheben, denn das marſchirende Lineal hielt nicht inne, und hätte ihn erbarmungslos niedermarſchirt, wenn er mit dem Aufheben nicht fertig geworden wäre.

Dieſer Vorfall oder Unfall war das wichtige Ereigniß des Tages. Ueberall hörten wir ihn beſprechen; der arme

Lieutenant galt für verloren, denn ſo was vergäbe der Kurfürſt nicht.

Dies charakteriſirt jene Zeit. Der Kurfürſt, ein mittelgroßer beleibter Herr, ſah auch wirklich unwirſch aus, als er nun über den freien Plan hinüberſchritt zu einer hohen, ſtattlichen Frau, welche ihn auf der Treppe des anderen Schloſſes erwartete. Es war die Gräfin Reichenbach, die Geliebte des Kurfürſten. Seine vernachläſſigte Gemalin war eine preußiſche Prinzeſſin, ich glaube eine Schweſter des regierenden Königs von Preußen. Sie war als Märtyrerin verehrt, und man erzählte von dringenden Vorſtellungen, welche von Berlin aus dem Kurfürſten gemacht wurden gegen ſo unwürdige Behandlung der Kurfürſtin; man ſetzte aber hinzu, daß dieſe Vorſtellungen ganz wirkungslos blieben, obwol ſie von einem mächtigen Staate ausgingen. Der Gebieter des Kleinſtaates fühle ſich um kein Haar weniger ſouverän als ein mächtiger König, und laſſe ſich nichts dreinreden in ſein herrichſames Leben. Beſonders ein heſſiſcher Kurfürſt ſei ganz unzugänglich in ſeiner eigenwilligen Machtvollkommenheit. Sie hatten alle einen ſtarken Willenskern, dieſe heſſiſchen Kurfürſten.

Das Kaſſeler Hoftheater war denn auch bis in die neueſte Zeit das Theater ſtrengſter Cenſur. Die populärſten Stücke durften dort nicht gegeben werden, weil dieſer oder jener unſcheinbare Zug Sereniſſimo mißfallen könnte. Es war eine Aufgabe für die Phantaſie, ſolche unſcheinbare Züge zu entdecken, wenn ein neues Stück erſchien. „Der geheime Agent“ zum Beiſpiele galt für unehrerbietig und wurde vom Kaſſeler Repertoire ausgeſchloſſen. Da kam der regierende Kurfürſt einmal nach Wien, und ich hatte die Naivetät, ihm dies Stück vorzuführen auf dem Burgtheater. Da er's nicht kennt, meinte ich, wird es ihn beſſer unterhalten als ein anderes. Und ich hatte es getroffen! Aergerlich hat er ſeinen Adjutanten gefragt, warum denn dies Stück in Kaſſel nicht gegeben würde?! Und bei ſeiner Heimkehr wurde es gegeben. — Die Furcht iſt eben die Seele der Cenſur und verbietet mehr als nöthig iſt.

Aus dieſem heſſiſchen Kurfürſtenthume, welches heute als ſouveränes Fürſtenthum verſchwunden iſt, wanderten wir nördlich in ein Königreich, welches heute ebenfalls ſeinen Titel verloren hat, ins Königreich Hannover.

Hannöveriſch-Minden war unſere nächſte Station, oder vielmehr der Mindener Wald war es. Da geſchieht etwas, was uns intereſſirte: zwei Flüſſe begegnen ſich da, umarmen ſich und ziehen in der Umarmung weiter, ein neues Weſen. Weſer heißen ſie von da an, wo die Fulda und die Werra zuſammengefloſſen ſind, und ſie wandeln langſam nach Bremen hinab und in die Nordſee. Dieſe Umarmung betrachteten wir aufmerkſam im Mindener Walde, denn unſer geographiſches Intereſſe war lebhafter als unſer politiſches.

Das Göttinger Land, in welches wir dann einzogen, war uns auch viel wichtiger als das Königreich Hannover, zu welchem es gehörte. Der Name Göttingen hatte eine Bedeutung für uns, die Bedeutung einer ariſtokratiſchen Univerſität. Hier war immer ein vornehmes wiſſenſchaftliches Leben geweſen, und zwar nicht blos darum, weil alle jungen Fürſten hier zu ſtudiren pflegten und alle adeligen Sprößlinge, welche Diplomaten werden ſollten. Nicht blos darum; auch die Profeſſoren hatten etwas Vornehmes. Von Leibnitz her, welcher in Hannover die wiſſenſchaftliche Bildung der Welt in großem Style vor Augen hatte und zu leiten ſuchte, war es Göttinger Styl geworden: nur die größten Capacitäten auf den Katheder zu berufen. Namentlich Jurisprudenz und Philologie hatten hier lange ihre ſtolzeſten Vertreter, und es war ein ganz entſprechendes Ereigniß, als in den Dreißiger-Jahren hier ſieben Profeſſoren auftraten gegen den Verfaſſungsbruch des Königs Ernſt Auguſt, und als ſie wie Römer ſtolz ins Exil wanderten, den ſittlich ſtrengen Dahlmann an der Spitze. Auch die vornehmſte Literatur-Zeitung, die „Göttinger Anzeigen“, eine echte Univerſitäts-Zeitung, kam von hier. Sie war das Ober-

Tribunal für alle Gelehrte; eine Kritik in den „Göttinger Anzeigen“ war ein Orden für jeden gelehrten Schriftſteller. Die Halle'ſche und Leipziger Literatur Zeitung wurden neben ihr wie redſelige Parvenus angeſehen. Sie ſind alle dahin! Die moderne Zeitung hat Alles verſchlungen, oder um höflicher zu ſprechen, hat Alles in ſich aufgenommen. Wer lacht da? Ein Gelehrter, welcher die große Wandlung in unſerem Leben anklagt, welcher die jetzige Welt gefälliger Oberflächlichkeit zeiht, und den Untergang der Gelehrten-Herrſchaft beweint. Umſonſt entgegnet man ihm: Aber die Naturwiſſenſchaft herrſcht ja wie niemals! Auch dazu zuckt er die Achſeln und ſagt: Stofflicher und nur ſtofflicher Kram, brutale Thatſache blos mit kurzer Folgerung bis zur nächſten Ecke, nicht aber höhere Bildung! Das nächſte Jahrhundert wird geringſchätzig auf unſere Zeit blicken; denn alsdann werden unſere ſtofflichen Entdeckungen weit überholt ſein; man wird die gedankenarmen Anfänge als etwas Selbſtverſtändliches kaum noch beachten und wird ausrufen: Das achtzehnte Jahrhundert mit Voltaire und Kant war ja viel größer als das neunzehnte mit ſeinen bloßen Notizen!

So ſpricht heute ein Gelehrter aus der alten Göttinger Zeit.

Wir jungen Burſchenſchafter waren ganz betroffen von dieſem Univerſitäts-Leben in Göttingen. Das war total anders, als wir es kannten. Eine Burſchenſchaft gab's hier gar nicht, und bei näherem Zuſehen fanden wir das ganz begreiflich. Die Burſchenſchaft wächſt aus demokratiſchem Boden. Hier war Alles ariſtokratiſch. Nicht einmal Landsmannſchaften traten hier zuſammen, ſondern Alles ſonderte ſich in kleinere excluſive Kreiſe. Clubs hießen ſie. Wol nach engliſchem Muſter, wie denn überhaupt das regierende Welfenhaus, damals auch in England auf dem Throne, mannichfaltige Formen und Gebräuche engliſchen Weſens in Hannover veranlaßt hatte. Wir hätten im Gaſthofe einkehren müſſen, etwas Unerhörtes bei der ſtudentiſchen Gaſtfreundſchaft anderswo, wenn uns nicht ein alter Burſchenſchafter der hier ſein letztes Halbjahr ſtudirend verbrachte, begegnet wäre. Staunend hörten wir ſeine Schilderungen dieſer von uns ſo verſchiedenen Studentenwelt. Der Verkehr unter den Studenten war äußerſt kühl, und im Uebelnehmen äußerſt empfindlich. Letzteres, das ausgeſuchte Uebelnehmen, iſt überhaupt im nördlichen Norddeutſchland zu Hauſe. Daher Paukereien hier in Fülle. Es gab eine eigene Claſſe von Anekdoten, welche fein malitiöſe Veranlaſſungen zur Herausforderung — zum „Contrahiren“ lautete der techniſche Ausdruck — ſchilderten. Auf den entgegengeſetzten Seiten der Straße zum Beiſpiele gehen Zwei aneinander vorüber, die ganze Breite der Straße liegt zwiſchen ihnen, ſie haben aber etwas gegen einander, und wollen eine Veranlaſſung zum Ausbruch ihres Grolls. Sie bleiben alſo ſtehen, und der Eine ruft zum Andern hinüber: Sie haben mich „gerämpelt“ (geſtoßen)! — Das weiß ich wohl! entgegnet dieſer — und ſo haben ſie „contrahirt“ und begegnen ſich anderen Tages auf der „Menſur“. Der „Sie-Comment“ gehört natürlich dazu; unſer brüderliches Du wäre hier grobe Beleidigung geweſen.

Heine hat bekanntlich eine zeitlang in Göttingen Jura ſtudirt und promovirt. Von hier iſt er nach Langenſalza gefahren, und hat ſich taufen laſſen. Ein tiefer Grundton ſeiner witzigen Malice entſpricht dem Göttinger Tone, welcher mich damals ſo überraſchte. Es waren etwa fünf Jahre her, daß er hier umhergewandelt war.

Die vornehm ſtrenge Gelehrſamkeit Göttingens war übrigens, wie ich in reiferen Jahren bemerkt habe, dem ganzen Bildungsweſen der hannoverſchen Lande tief entſprechend. Es gibt kaum irgendwo eine ſo gründliche Cultur unter den Gebildeten, eine ſo feine Ausbildung in Kenntniß und Geſchmack wie hier. Der kleine Detmold aus Hannover ſelbſt war ein rechter Typus dafür. Er ſtammte ſchriftſtelleriſch in gerader Linie von Lichtenberg, welcher ſeine jetzt vergeſſenen Satyren auch in Göttingen ſchrieb, und es iſt recht ſchade, daß ſeine kleinen Broſchüren über Kunſt kennerſchaft nicht geſammelt vorliegen in einem Bande. Sie ſind von claſſiſcher Malice. Im erſten deutſchen Parlamente ſetzte er ſich aus Malice gegen die Uebertreibungen auf die äußerſte Rechte, ja er trat aus blanker Malice in das letzte Reichsminiſterium, von welchem Niemand ſo gut als er wußte, daß es nur noch ein Puppenſpiel aufzuführen hatte. „Denn Alles was beſteht, iſt werth, daß es zu Grunde geht“, ſagte er lächelnd mit ſeinem hohen Tenor, als ich ihn damals um ſeine wunderlichen Gründe fragte, und ſein geiſtvolles Auge zwinkerte dazu, ſein breiter Mund verzog ſich zum Mephiſto-Winkel. Ein Stück Hamlet-Natur iſt an unſern Nordſeeküſten geradeſo zu Hauſe, wie an der engliſchen Küſte.

Von alledem gab mir Göttingen damals nur eine Ahnung; aber doch eine Ahnung, und dieſe verdarb mir ein wenig die Reiſe durch den Harz, welche wir von Göttingen aus antraten. Dieſes waldige Hügelland, welches man in Norddeutſchland das Harzgebirge nennt, und welches allerdings ein landſchaftlicher Segen iſt für die Flächen und Haiden nach der deutſchen See hinab, genügte uns nicht. Unſer heimatliches Hochland, mit noch größerer Ueberhebung Rieſengebirge geheißen, galt uns für ſtattlicher, und wir ſtiegen göttingiſch hochmüthig die Hügelketten hinab, welche ſich nach Thüringen hinunterſenken.

Da kamen wir in ein flaches Thal und erfuhren: hier lägen die niederſächſiſchen Kaiſer begraben, welche ihre Pfalzen oben im Harze gehabt. Dieſe einzige norddeutſche Kaiſerreihe hatte uns da oben ſchon beſchäftigt; wir waren in Goslar herumgekrochen und hatten nach Räumlichkeiten geſucht für die damaligen Reichstage; wir hatten gefragt, wo der erſte Heinrich, ein ſtarker, ſchöpferiſcher Mann, beim Vogelfang geſeſſen, als man ihm die Krone gebracht. Wunderliches Schickſal, daß deßhalb ein Mann von ſolcher Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch den unbedeutenden Beinamen: „der Finkler“ mit ſich ſchleppen muß! Jetzt ſuchten wir neugierig in Memmleben die Gruft dieſer gewaltigen Herren. Nichts! Nichts! Alles zerbröckelt, verwiſcht in dieſem kleinen Ackerbauflecken Memmleben. An den Ecken dieſes flachen Thales liegen drei ſolche Flecken: Wiehe, Wolmirſtädt, Memmleben, und der Volksmund läßt einen ſterbenden Kaiſer ſagen: Wie wohl mir ſteht mein Leben!

Einer dieſer Flecken hat denn auch richtig einen Kaiſer heutigen Styls hervorgebracht, modern hiſtoriſchen Styles nämlich. Im Flecken Wiehe iſt uns ein Hiſtoriker geboren worden, der Stand hält vor ganz Europa — Leopold Ranke.

Wie viel glückliche Stunden verdanke ich den Geſchichtsbüchern dieſes Mannes, glücklich durch die feine Beſchäftigung des Geiſtes, welche ſie gewähren. Man ſchätzt ein Ranke'ſches Buch erſt recht, wenn man das Geſchichtswerk eines Anderen nach der Lectüre eines Ranke'ſchen Buches leſen will. Vor zwei Jahren verſuchte ich dies mit Häuſſer's neuerer deutſcher Geſchichte. Vergeblich! Ich mußte ablaſſen. Die landläufigen Gedanken ſchmeckten wie ſchales Bier auf edlen Wein.

Ein feiner Hiſtoriker iſt ein dauernder Schatz für ſeine Nation. Er mildert Alles, weil er den menſchlichen Quellen der Handlung ſorgſam nachforſcht, wie ein Arzt den Lebensquellen nachforſcht; er belebt Alles dauernd, weil er die Wahrhaftigkeit zur Geltung bringt. Niemand geht der Phraſe ſo ſtandhaft aus dem Wege, wie Leopold Ranke.

Im Jahre 1834 ging ich an einem trüben Frühlingstage mit Varnhagen Unter den Linden in Berlin ſpazieren, da blieb dieſer plötzlich ſtehen und ſagte: „Betrachten Sie den kleinen Mann da drüben, der ſo leiſe vorüberſchiebt, das iſt der Verfaſſer der römiſchen Päpſte“. Dies war damals Ranke's neueſtes Buch. Die rechte Schulter etwas vorausſtreckend — der Schreibtiſch mag das verſchuldet haben — bewegt er ſich leicht und leiſe. Später bin ich ihm ein paarmal in Geſellſchaften begegnet. Er ſpricht ziemlich ſo, wie er ſchreibt, ohne Aufwand, unſcheinbar der Bemerkung nachgehend und der Folgerung. Die ſächſiſch-thüringiſche Heimat hat etwas ſächſiſchen Ton in ſeiner Rede zurückgelaſſen, und die harten wie weichen Conſonanten genirten ihn auf dem Katheder. Zur Erleichterung pflegte er ſie mit griechiſchen Buchſtaben zu benennen. „Pi, meine Herren," rief er, „nicht Beta!" Ein wenig hat mich Kopf und Figur Ranke's an Talleyrand erinnert, ein wenig. Er ſpricht mehr und trachtet nicht gerade nach Witz, weil er doch mehr Geſinnung hat als Jener.

Der Geſinnung halber betrachtete Varnhagen dieſen Geſchichtsſchreiber immer ziemlich mißtrauiſch. Die damalige gelehrte Politik des preußiſchen „Wochenblatts" von Jarke'ſcher Doctrin und die ſtockende Zeit waren recht gefährlich für Ranke. Er hatte das Bedürfniß, mitzuſprechen, und fing an, ſich auch in einer Zeitung zu äußern. Varnhagen zeigte ſchon mit Fingern auf ihn, als auf Einen, der ebenfalls in den künſtlichen Sumpf geriethe. Aber Ranke bemerkte das zeitig genug ſelber, und zog ſich raſch wieder zurück in ſeine Studien und weiter umſchauenden Betrachtungen.

Ein Hiſtoriker beſchädigt ſich durch Parteipolitik. Er hat die Summe zu ziehen, und ſich dafür unbefangen zu erhalten. Im Streite ſagt man zu viel; vom guten Hiſtoriker verlangt man aber zuerſt und zuletzt Weisheit.

8.

Im Winter ſchon, dem zweiten Halbjahre meiner Studentenzeit, begann das Strafgericht von Seiten des Staates für meine burſchenſchaftliche Paſſion. Es hat mich zwölf Jahre lang unerbittlich verfolgt, wie den Oreſt die Furien verfolgt haben. Daß die Furien nie ſchlafen, habe ich ganz deutlich erfahren. Ich weiß nicht, welch ein Hafer uns ſtach, bald nach Neujahr 1827 eine große Schlittenfahrt zu veranſtalten. Hoher Schnee muß uns verblendet haben; denn was wir ſonſt ſorgfältig vermieden, das legten wir bei dieſer Gelegenheit aller Welt vor die Augen: die ganze Burſchenſchaft präſentirte ſich im Schlitten wie auf dem Präſentirteller. Es kommt ja manchmal ſolch ein Freiheitsgelüſte über die vorſichtigſten Menſchen; ſie bilden ſich plötzlich ein, die lang geübte Vorſicht ſei unwürdig und unmännlich, und man müſſe zeigen, daß man Selbſtgefühl habe.

Meine Sprottauer Erziehung brachte es mit ſich, daß ich mit der langen Schlittenpeitſche umzugehen und leidlich zu knallen wußte. „Klatſchen“, nennt man's mit ſchwächlichem Ausdrucke in einigen Gegenden. Dieſe Fertigkeit wurde mein Verderben. Sie brachte mich auf einen der ſechsſpännigen Schlitten, in welchem unſere „Haupthähne“ ſaßen, und mein Eifer war nicht zu dämpfen. In der Ulrichsſtraße raunte mir ein Haupthahn zu: „Da ſteht der Univerſitäts-Richter vor der Hausthür!“ und plautz! knallte ich dem gefürchteten Manne herausfordernd unter die Naſe.

Er hatte ſich mein verführeriſches Antlitz gemerkt, und am nächſten Vormittage ſtand ich vor ihm als bezichtigter Delinquent. Seine Schlußfolge lautete: Im Sechsſpänner fahren nur Regenten, alſo auch Studenten-Regenten bei einer ſtudentiſchen Schlittenfahrt, alſo ſei ich ein Matador in der Burſchenſchaft. Umſonſt berief ich mich auf meine Jugend im Studentenſtaate, und daß jeder vernünftige Menſch doch wiſſen müſſe, ein Brandfuchs könne kein Matador ſein in einer Studenten-Verbindung. Umſonſt! Er lächelte niederſchmetternd, und verlangte genaue Auskunft über die in Halle beſtehende Burſchenſchaft, widrigenfalls ich im Carcer Muße finden würde, mich zu beſinnen.

Ich wurde denn durch den Pedell in den Carcer abgeführt. Die erſte Gefangenſchaft. „Für die gute Sache!“ ſagte ich vor mich hin, wie junge Fanatiker zu ſagen pflegen, und richtete mich ein fürs Märtyrerthum. Nicht um ein Königreich hätte ich die geringſte Notiz verrathen, und gleichfalls nicht um ein Königreich wollte der Unterſuchungsrichter den gefangenen Burſchen aufgeben, von deſſen Jugend er Aufſchluß zu erzielen hoffte. So verging Woche für Woche.

Ein Umſtand machte die Angelegenheit pikant: die Ernährung des Delinquenten. Geld beſaß ich nicht, ein regelmäßiger Mittagstiſch ſtand nicht in meinem Kalender. Als nun der Pedell fragte, von wo er mein Mittageſſen holen ſollte, und von mir zur Antwort erhielt, daß ich ſelten zu Mittag ſpeiſte und mich um gemeinen Geldbeſitz nie gekümmert hätte — da nahm er das den erſten Tag hin wie eine renommiſtiſche Studentenformel, und ging achſelzuckend fort. Auf ſeinem Rücken las ich die Worte: Hunger wird dich wol zahm machen! Als aber am zweiten Tage dieſelbe Scene ſpielte, da wurde ihm doch angſt, und er lief zum Richter mit der Meldung: der incarcerirte Student verhungert!

Flugs folgte neues Verhör. Der abgeſchwächte Burſche, mochte der Richter meinen, wird nun wol bekennen. Als dies aber nicht eintraf, mußte doch Meldung gemacht werden an den Regierungs-Bevollmächtigten. Es war unerhört, daß ein Student im Carcer von der Behörde geſpeiſt würde, wie man zweideutig ſagt; aber was blieb übrig? Der Hungertod für eine Schlittenfahrt wäre doch zu arg geweſen; am dritten Tage brachte mir der Pedell eine beſcheidene Freitiſch-Portion. Mürriſch bemerkte er dabei, die Behörde ſei ſehr ärgerlich, und ich würde um ſo länger ſitzen müſſen.

Pedell Seebach war ein Wahrſager: ich mußte ſechs Wochen ſitzen; für bloße Unterſuchung eine unerhörte Carcerdauer. Der Märtyrer war fertig, aber auch der unauslöſchliche Makel für meine Zeugniſſe: „Der Burſchenſchaft verdächtig“.

Ich weiß nicht, welcher Zug von Inſtinct mir im nächſten Sommer ſagte, es ſei nun genug der reinen Studenten-Poeſie, und es müſſe eine neue, dem praktiſchen Ziele näher zuſtrebende Epoche an die Reihe kommen. Meine burſchenſchaftlichen Freunde widerſprachen, und boten mir eine Sicherung der ökonomiſchen Exiſtenz, wenn ich in Halle bliebe. Es waren viele ältere „Hähne“

abgegangen, der Nachwuchs mußte in die Führung einrücken auf dem Fechtboden, auf der Kneipe und im Rathe, und unter dieſem Nachwuchſe ſetzte man Vertrauen auf mich. Ich ſelbſt blieb aber der Meinung, der Frühling ſei vorüber, und ich zog im Herbſte 1827 von dannen, an äußeren Beſitzthümern noch ärmer, als ich gekommen war, denn das Bett und der Mantel mußten veräußert werden, an inneren Schätzen nicht unerheblich reicher. Das Leben mit weiterem Ausblicke war mir geläufig geworden, der Ueberblick über meine Brotwiſſenſchaft, die Theologie, war mir gewonnen, und zwar im Weſentlichen gewonnen durch den Verkehr mit theologiſchen Kameraden, durch die Geſpräche mit ihnen. Viel mehr hiedurch als durch den Beſuch der Collegien. Endlich hatte der Zweifel in mir Wurzel geſchlagen, der Zweifel an den Idealen. Dieſer Zweifel war nicht giftig, aber er war nicht ohne Bitterniß. Alles hat eine Grenze, gar manches Schöne hat eine nahe Grenze — das war des Zweifels Inhalt. Leere Renommiſten, eigennützige Bundesbrüder hatten das zweifelnde Nachdenken geweckt; die Bitterniß war geſund, ſie bewahrte vor Faſelei, ohne den idealen Sinn zu vernichten.

Ich wanderte nach der Heimat zurück; diesmal ohne Guitarre. Leipzig war die erſte Station. Obwol nur fünf Meilen von Halle entfernt, und obwol eine zahlreiche Burſchenſchaft in Leipzig vorhanden, ſo ſtand doch Leipzig in geringem Verkehre mit uns. Es hatte einen ganz anderen Charakter. Halle war der Grenzort für die norddeutſchen Stämme. Nach Halle kamen die Pommern, Märker, Mecklenburger, Hanſeaten, Weſtfalen in großer Anzahl; nach Leipzig nicht. In Leipzig war der oberſächſiſche Stamm weitaus überwiegend. Die Univerſität hier iſt reich dotirt, der ſächſiſche Sinn für Bildung hat hier reiche Stiftungen gegründet, und die Landeskinder finden hier ungemeine Erleichterung. Dadurch bekam aber auch die Studentenſchaft einen ſpecifiſchen Charakter. Selbſt in der Fechtkunſt unterſchied ſie ſich ſpecifiſch von uns. Man ſchlug kürzer, feiner. Die Leipziger Terz, ein kurzer, feiner Hieb, war berühmt im Gegenſatze zur langen, wuchtigen Seconde von Halle.

Den einzigen Abend, welchen ich hier verweilte, ſuchte ich denn, weil ich mir fremd vorkam, die Burſchenkneipe nicht auf, ſondern gerieth ins Theater. Theater! Davon wußte ich kaum noch was. Zweimal etwa binnen anderthalb Jahren war ich zu Halle ins Theater gekommen und war nur mit dem Strome hingekommen. Frau Neumann, ſpäter Haizinger genannt, eine bildſchöne Blondine, hatte gaſtirt, und bei dieſer Gelegenheit zeigten ſich zu unſerer Ueberraſchung einige Paare waſchledener Handſchuhe unter den Burſchenſchaftern. Hier in Leipzig ſah ich „Minna von Barnhelm“. Und wer ſpielte Tellheim? Herr Emil Devrient. Einundvierzig Jahre ſpäter, alſo in dieſem Jahre noch, ſpielte er mit derſelben Lebensfriſche, wie es hieß, zum letztenmale in Leipzig. Er kann heute noch den Tellheim ſpielen. Das nennt man eine auf Dauer angelegte Conſtitution. Keines deutſchen Staates Conſtitution kann ſich mit der Devrient'ſchen meſſen. Dafür ſtammen auch dieſe De Vrients aus dem langlebigen Holland, und die Buchſtaben ihres Namens werden richtiger deutſch ausgeſprochen.

Die Herbſtregen floſſen hernieder, da ſaß ich wieder in Sprottau in unſerer Vorderſtube und ſtudirte die Halle'ſchen Collegienhefte ohne Intereſſe, und erſchrak, als die Mutter fragte, ob ich nicht bald predigen würde. Das Amt, auf welches ich zuſteuerte, lag gar nicht tief in meinem Sinne. Aber um die Mutter zu erfreuen, ſchrieb ich eine Predigt nieder. „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an im Gebet“ — das war mein erwählter pauliniſcher Text. Paulus iſt immer der Apoſtel für die Undogmatiſchen. Man ſieht's dem Texte an, daß er dem Dogma ſorgfältig aus dem Wege geht. Dieſe Predigt wurde meine Gaſtrolle, welche ich ſpäter an verſchiedenen Orten des ſchleſiſchen Landes wiederholt habe. Es half in Sprottau nichts, daß ich ſagte, ich ſei ja nur Student und noch nicht Candidat, ein Superintendent aber, welcher die Erlaubniß geben könnte, ſei in Sprottau nicht vorhanden. „Er iſt ja nicht weit!“ rief mein energiſcher Vater, „her mit der Predigt!“ Sie wurde einem Botenläufer eingehändigt, der trug ſie in die Wälder.

Einige Meilen tief in den Waldungen nämlich, welche unſere Felder umſäumten, lag ein Haideſtädtchen, und in demſelben hauſte und reſidirte ein Superintendent, welcher das Kirchenregiment führte über unſere Gegend. Wie ein Johannes in der Wüſte lebte er da verborgen und hatte den Ruf eines ſehr nüchternen, populären Wüſtenpredigers, welcher ſich mehr um Moral als um hiſtoriſche Dogmen kümmerte. Er hatte denn auch meine Predigt in der Geſchwindigkeit geleſen und gebilligt, und binnen zwölf Stunden war der Botenläufer wieder da und brachte die Approbation des Seelenhirten mit dicker Feder und ſchwarzbrauner Tinte unter meinem Manuſcripte. Jetzt konnte und mußte ich predigen.

Es geſchah in einer Dorfkirche, eine Stunde von der Stadt entfernt. Dort hauſte ein Prediger, welcher noch populärer war, als jener Superintendent, oder richtig geſagt, noch „gemeiner“ — ſo lautete bei uns der Ausdruck für „populär“. Er ſprach auf der Kanzel vom Sauerkraut und vom Schweineſchlachten zur Verwunderung der Stadtbewohner und hatte den Ruf eines Abraham a Sancta Clara. Dieſer Realismus auf der Kanzel hat mir ſchon damals einen Eindruck gemacht, und wenn mir Paſtor Leder — er hieß auch noch dazu wirklich Leder — auseinanderſetzte, daß unſer vornehmes Predigen in der Stadt ſeinen Bauern gar nichts nützte, ſo überzeugte er mich eigentlich. Das Verhältniß hat auch etwas vom Idealismus und Realismus in der Poeſie. Man konnte beim Leder die Erhebung vermiſſen, bei unſeren Predigern aber auch die treffende Wahrhaftigkeit und das geſunde Naturell des Talentes. Die Bauern waren mit Leder zufrieden und ſagten: „Er ſchüttelt uns doch!“

Auf dieſe Kanzel trat ich denn im weiten ſchwarzen Sergerock, Reverende geheißen, und mit ſchneeweißen „Bäffchen“ von meiner Mutter Hand.

Meine Stimmung war nicht ohne feierliches Bangen. Ich war nicht eben religiös, aber auch nicht freigeiſtig erzogen. Die Kirche war uns geachtet, der Verkehr mit Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, war uns ein redliches, ehrfurchtsvolles Verhältniß. Das lebte in mir trotz Wegſcheider's natürlicher Erklärung der chriſtlichen Wunder. Dieſe rationaliſtiſche Erklärung paßte mir nun nicht recht zu meiner Stellung auf der Kanzel, denn ich wußte, daß ich der Gemeinde davon nichts ſagen dürfte. Das gab eine Miſchung von Ehrfurcht und Unſicherheit. Die Ehrfurcht überwog, und ich fühlte mich ſehr erregt. Es peinigte mich deßhalb der Gedanke beſonders, daß ich ſtecken bleiben könnte. Die Pein ging nicht eben auf mich, der dadurch blamirt würde, ſie ging auf den heiligen Ort, welcher durch ſolche Unfähigkeit entweiht werden müßte. Dieſer Gedanke, daß ich der Kirche und der Gemeinde ein ſolches Aergerniß bereiten könnte, ängſtigte mich am meiſten und trieb mich zur Haſt, ſo daß ich viel eiliger ſprach, als gut war, ſo daß ich viel ſchlechter ſprach, als ich ſprechen konnte. Die Leute da unten, dachte ich, während ich die auswendig gelernten Worte redete — die Leute da auf den Kirchenbänken haben ja gar keine Vorſtellung davon, daß ihr Prediger auf der Kanzel ein Menſch ſei mit der erbärmlichen Schwäche eines verſagenden Gedächtniſſes, im Gegentheile! er iſt ihnen ein erhöhtes Weſen, und wenn er ſo gemein menſchlich ſtrauchelt und ſtecken bleibt, dann beſchädigt, ja vernichtet er ihnen den hohen Begriff der Kirche und erregt einen tempelſchänderiſchen Scandal.

Die Gefahr ging an meinem Haupte vorüber, ich verlor zwar einmal den Gedächtnißfaden, aber ich ſprach mechaniſch weiter, irgend etwas! Daß ich das konnte, das verlieh mir neue Sicherheit, und mit ihr fand ich den verlorenen Faden wieder. Ich hatte ſogar nicht nöthig, nach einem Hilfsmittel zu greifen, welches ich unſerem Primarius abgelernt und mir für den Nothfall zurechtgelegt hatte. Dieſer Primarius nämlich, ein ſehr beliebter, einfach ſprechender Prediger, brachte öfters Verſe vor in ſeiner Predigt, beſonders Gellert'ſche, welche einen Seelenzuſtand rührend ausdrückten. Couſin Fritz hatte mich aufmerkſam gemacht, und wir kritiſchen Buben waren durch längere Beobachtung zu dem Reſultate gekommen: wenn ſo ein Vers kommt, da iſt der Herr Primarius heraus aus ſeiner Predigt, da ſchiebt er ein, um ſich zu beſinnen. Denn dieſe Verſe kann er ohne Nachdenken herſagen. Da Fritz auch Theologe wurde, ſo hatten wir uns dies Rettungsſeil zurechtgedreht für den Nothfall.

Ich hatte es alſo nicht gebraucht und wurde beglückwünſcht von den Meinigen. Ich ſelbſt war nicht ſehr erbaut von mir, beſonders darum nicht, weil ich die Ueberzeugung hatte: das könnteſt du doch viel beſſer machen!

Man kennt oft in der Jugend inſtinctmäßig ſeine beſtimmte Fähigkeit, ohne daß man ein Bewußtſein davon hat. Ich will ſagen: ohne ein Verſtandesbewußtſein. Ich hatte gewiß ſchon als Knabe Talent zu mündlichem Vortrage. Ganz deutlich erinnere ich mich, daß ich in der Sprottauer Bürgerſchule dürftige Gedichte declamirte und Wirkung damit machte. Der Bürgermeiſter, ein vornehmer Herr von, der ſehr zurückhaltend war, rief Bravo! nach meiner Declamation, was er ſonſt nie that. Das hatte meiner Mutter Effect gemacht, mir nicht. Auf dem Gymnaſium in Glogau bekam ich die Hauptrolle in einem ſogenannten „Geſpräche“, welches der Rector ſelbſt abfaßte für den Rede-Actus, und in welchem er die Modegebrechen der Schüler geißelte. Zweckdienliche Scenen alſo, ſehr verhaßt bei den Schülern der höheren Claſſen. Dieſe machten mir, dem Quintaner, denn auch Vorwürfe über meinen wirkſamen Vortrag. Couſin Fritz war deßhalb wüthend auf mich. Ich ſah verdutzt drein, an die Urſache von alledem dachte ich nicht. Im nächſten Jahre — ich war Quartaner geworden — berief mich der Rector zu ſich und trug mir auf, das diesjährige Geſpräch den drei Quintanern einzuſtudiren. Die erſte dramaturgiſche Aufgabe alſo für den grünen Buben! Mein Verſtand erhielt aber gar keine Kenntniß von dieſer Fähigkeit; auch ſpäter nicht, als ich ſchon oft mit gutem Erfolge vorgeleſen hatte. Trotz dieſes Mangels an Kenntniß hatte ich jetzt nach der erſten Predigt die Empfindung: das könnteſt du viel beſſer machen!

Ich hab's auch beim ſpäteren Predigen eigentlich nie viel beſſer gemacht. Die Form einer Predigt iſt zu eintönig, wenn der Prediger nicht ganz ſicher und behaglich iſt in ſeinem Berufe. Iſt er das, beherrſcht er in Ruhe und Zuverſicht den ganzen Bereich ſeiner Aufgabe, dann freilich kann er auch die Predigtform mannichfach beleben. Das war nun nie mein Fall, ich fühlte mich immer eingeſchloſſen in einen engen Gang. Das dramatiſche Naturell in mir ſuchte ſich ſpäter wol einen Ausweg, aber auch dieſer Ausweg gefiel mir nicht eben und war auch nicht gefällig. Ich wurde ein Eiferer auf der Kanzel. Beſſert euch oder es hagelt des Himmels Strafe über euch! Das war etwa der ungefällige Fortſchritt meines Predigertalentes. Ich wäre ein moraliſcher Zelot geworden der bloßen Rhetorik zuliebe.

Ich ſaß monatelang daheim, während ich in Breslau ſchon immatriculirt war und die Collegien dort längſt begonnen hatten. Zunächſt weil ich des Collegienhörens ſatt war und die Vorſtellung hegte, gute Fachbücher, mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, führten wohlfeiler zum Ziele. Ein paar Jahre Collegien hören iſt ungemein lehrreich; es fällt ſehr viel ab beim öffentlichen und gemeinſchaftlichen Lernen, und man wird gleichſam in einer weiten Gegend ganz zu Hauſe. Dann aber ſoll man ſich zuſammendrängen laſſen durch Fachbücher, in denen man des Kernes ſicherer habhaft wird.

Außerdem wartete ich auf den Termin, welcher endlich eine kleine Summe des Stipendiums flüſſig machen ſollte. In einer neuen, größeren Stadt wieder mit nichts und Hunger zu beginnen, ſchien mir doch nicht rathſam. Freie Wohnung erwartete mich wol ſchon wieder bei einem Halle'ſchen Kameraden aus der Burſchenſchaft, welcher ebenfalls nach Breslau übergeſiedelt war.

Aber ich war bei aller Armuth anſpruchsvoller geworden, und wußte doch gar nicht, wie dieſe Anſprüche nur einigermaßen zu befriedigen wären. Mein Verhältniß zur theologiſchen Wiſſenſchaft hatte ſtarken Antheil an einen inneren Mißvergnügen, welches wie ein Nebel in mir herumzog. Ich ahnte unklar, daß dieſes Verhältniß ein Mißverhältniß wäre. Und doch ſah ich mich vergeblich um in allen Winkeln der Welt, ob und wo für mich eine erſprießliche Laufbahn zu finden wäre. Ich ſah keine. Verſtimmt reiſte ich im Winter nach Breslau. Die größere Stadt lockte mich gar nicht, ſie war mir Provinz neben der Burſchenſchaft, die ſich in alle Stämme Deutſchlands verzweigte, und wenn ich auch eine halbfertige burſchenſchaftliche Verbindung in Breslau zu erwarten hatte, die Grenzlage Schleſiens mußte es doch mit ſich bringen, daß faſt nur Schleſier zu finden wären. Polen etwa noch, für deren hochfahrendes Weſen ich von der Glogauer Schule her keinerlei Vorliebe empfand. Die Oder, welche durch das Flachland ganz Schleſiens läuft, an Breslau wie an Glogau vorüber, war auf ihrem rechten Ufer weit und breit von ſlaviſchen Elementen beſetzt, und das hatte mir immer einen wüſten Eindruck gemacht. Links der Oder bis gegen Oberſchleſien hinauf ſind lauter urdeutſche Bewohner, urſprünglich wol fränkiſche und thüringiſche Einwanderer, und der Gegenſatz iſt ungemein grell. Die Deutſchen ſind hier ſtrenger und abweiſender als irgendwo, nicht ein Atom ſlaviſchen Weſens nahmen ſie auf, und „polniſche Wirthſchaft“ war ein herrſchender Ausdruck für jegliche Ablehnung.

Als ich den erſten Morgen in Breslau erwachte, ſtand der Pedell vor meinem Bette. Das Univerſitäts-Gericht wünſchte meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wegen des ſteckbrieflichen Zuſatzes in meinem Halle'ſchen Zeugniſſe: „Der Burſchenſchaft verdächtig“. Wir waren wie gebrandmarkte Galeerenſklaven, die überall den Rock ausziehen und den nackten Arm zeigen mußten, weil man die eingebrannte Marke ſehen wollte.

Der Univerſitäts-Richter war indeß duldſamer als der Halle'ſche, und ich konnte ungeſtört untertauchen ins Breslauer Leben. Das that ich denn bei Ermanglung eines feſten, deutlichen Zieles in ausgiebigſter Weiſe. Wenn das Ziel fehlt, dann wird man melancholiſch oder liederlich; ich wurde liederlich.

Ich war bereits „alter Burſch“, und war als ſolcher und mit dem Rufe einer „guten Klinge“, mit dem Nimbus burſchenſchaftlicher Hingebung eine Notabilität, welcher man zutrauensvoll entgegenkam. Dies Zutrauen hatte lauter Folgen, welche mich zerſtreuen mußten. Das „blaue Haus“, der Anfang einer burſchenſchaftlichen Verbindung, ſollte ausgebaut werden zu einer vollen Burſchenſchaft. Dazu mußte ich mitrathen und mitthaten. Zu dem „Mitthaten“ gehörte die Ausmerzung bisheriger „Blauhäusler“, welche in die ſtrengeren Geſetze der Burſchenſchaft nicht paßten. Das waren aber rüſtige Leute, welche ſich nicht ausmerzen ließen mit Roſenwaſſer. Sie mußten genöthigt werden, und hinter ſolcher Nöthigung erſchien gewöhnlich eine Forderung, eine Paukerei, die man „pro patria“ wie der alte Ausdruck lautete, übernehmen mußte. Ich gerieth über und über ins Paukweſen hinein und hatte eine zeitlang jede Woche einmal zu ſecundiren. Das nimmt Zeit und Aufmerkſamkeit arg in Anſpruch, denn es läuft nicht immer glatt ab. Starke Verwundungen unter Anderem bringen gerichtliche Gefahr auch für den Secundanten. Gelegentlich wird man auch ſelbſt verwundet und muß geheilt werden, wobei Müßiggang und Spiel an die Tagesordnung kommt. Kurz, es war ein Kriegsleben, welches jede Sammlung vernichtete. Ich hatte auch einmal das Unglück, einen Gegner durch eine ſogenannte „Winkelquart“, das iſt ein ſteiler Kopfhieb, dergeſtalt zu verwunden, daß er beſinnungslos zuſammenſtürzte und die „Pauk-Aerzte“ Tod oder Wahnſinn in Ausſicht ſtellten. Welche Angſt und Sorge! Es wurde Flucht vorbereitet, und doch mußte weiterſecundirt werden, weil eben zahlreiche Streitigkeiten „hingen“, und ſofortige Erledigung heiſchten. Zufällig verliefen auch dieſe Duelle wieder blutig; man kam ſich wie ein Fleiſcherknecht vor, und marſchirte recta in die Rohheit hinein. Was Wunder, daß die Zwiſchenzeit mit Spiel ausgefüllt wurde! Wagniß und Hazard gehören zu einander, und „das edle Landsknecht“ blühte auf allen Bierbänken. Die Bierhäuſer waren charakteriſtiſch für Breslau; in jeder Straße war ein berühmtes Schild vom „Wilden Sautopf“ bis zum „Rothen Kegel“. Nach alter Städteromantik hatten die meiſten Häuſer in Breslau noch ihre wunderlichen Namen, und die proſaiſchen Hausnummern ſpielten eine ganz untergeordnete Rolle. Vormittags ſchon ſaß man in ſolchem Bierhauſe und ſpielte, und draußen in Marienau jagte uns, wie oft! nur die aufgehende Sonne fort von den Spieltiſchen. Es war ein wüſtes Leben. Ein verlornes, wenn man nicht die Anlage beſaß, es als pſychologiſche Studie zu verwerthen und mit Entſchloſſenheit einmal plötzlich zu ſagen: Bis hieher und nicht weiter!

Dabei übergehe ich noch die Zwiſchenacte, welche zum Motto: „Wein, Weib und Geſang“ folgerichtig gehören. Und dabei gehörten wir der Burſchenſchaft zuneigend noch zu den mäßigen, wie ſehr wir uns unterſchieden vom ernſten Style der Halle'ſchen Burſchenſchaft. Die Landsmannſchafter und die Wilden waren noch viel ärger. Ein Lieblingswort lautete dort: Iſt kein neues Laſterchen erfunden worden?! Wenn da der Holländer noch ſagte: „Jugend muß austoben“, ſo mußte er eben ſeines Grundſatzes ſehr ſicher ſein.

Ich verwundere mich jetzt ſelbſt, daß ich doch einigemale in das palaſtartige Haus gekommen bin, welches ſich an der Oder hinſtreckt und die Univerſität beherbergt. Ein altes Jeſuitenhaus mit prachtvollen Sälen, ich glaube unter Kaiſer Leopold eingeweiht, deſſen Abbild noch darin prangt, eine Erinnerung an öſterreichiſche Herrſchaft, welche mir Nachdenken verurſachte. Alles gereicht zum Guten! ſagt der Rabbi; die Jeſuiten haben dieſen Palaſt für ihre Zwecke gebaut und er dient jetzt Zwecken, welche den Jeſuiten nicht gefallen.

War ich trotz liederlicher Lebensweiſe dennoch ſchon etwas literariſcher Gourmand, daß ich, der kein Brotcollegium beſuchte, zuweilen ins Univerſitäts Haus ging, um literariſche Notabilitäten kennen zu lernen? Vielleicht. Ein Profeſſor der Geſchichte wurde allgemein verehrt und ein Philoſoph galt für intereſſant. Der Geſchichtsprofeſſor war der alte Wachler, ein Ideal des Studenten. Moraliſche Tüchtigkeit, Vaterlandsliebe, ſchlagende, wenn auch etwas geſuchte Kürze verfehlt nie ihren günſtigen Eindruck auf die Jugend. Der alte Herr war von kleiner Geſtalt und ſprach mit ungemeinem Nachdrucke. Kein Wort ging verloren, der ganze Vortrag war auf unmittelbare Wirkung eingerichtet. Jahr für Jahr mochte er dasſelbe wiederholen, gleichviel! Man wußte die Stichworte voraus! Gleichviel! ſie waren gut, ſie kamen mit etwas ſchnarrendem Organe immer warm aus dem Herzen, aus dem ganzen Manne, ſie zündeten immer.

Wachler hing noch zuſammen mit den Tendenzen des Tugendbundes und der Burſchenſchaft, ſeine Worte waren für mich ein Kuhreigen meiner Halle'ſchen Zeit. In der Literatur-Geſchichte ſprach er von Klopſtock wie ein Sohn von ſeinem Vater und recitirte Oden, wie ich es ſpäter von Sophie Schröder gehört. Das war eine Signatur der Zeit: man wucherte dankbar und ſparſam mit einem kleinen Pfunde poetiſchen Werthes.

Der Philoſoph hieß Henrik Steffens, ein deutſch gewordener Norweger, deſſen unwandelbarer Sprach-Accent die Studenten unterhielt. „Die alten Deutſken lagen unter den alten Eicken und Fickten“ war ein unvermeidlicher Refrain, wenn von Steffens die Rede war. Sein Vortrag war ein Gegenſatz zu Wachler. Bei Wachler Alles feſt, bei Steffens Alles flüſſig. Er ſprach in Dithyramben wie ein unerſchöpfliches Genie von allem Möglichen. Anthropologie hieß das Collegium, ſollte alſo vom Menſchen handeln. Es handelte aber von der Erde, von den Evolutionen und Revolutionen der Erde, ſo weit man ſie damals kannte. Jetzt kennt man mehr, die Steffens'ſchen Vorausſetzungen ſind überlebt, was bleibt nun von ſeinen Folgerungen, was bleibt vom ganzen Collegium übrig? Wie niederſchlagend für unſere Weisheit!

Seine Figur, ſein Weſen, ſeine Begeiſterung für eine wunderliche Miſchung von Wiſſen, Geiſt und poetiſcher Schwärmerei iſt mir übriggeblieben in der Erinnerung. Der hochgewachſene Mann ſprach wie in Verzückung; er war uns eine männliche Pythia auf dem Dreifuße. Der Katheder war ſein Dreifuß. Und das iſt anſteckend. Man ſchüttelte wol anfangs den Kopf, aber bald hatte er uns beim Schopfe und riß uns mit fort. Begeiſterung macht unwiderſtehlich. Trunken oder betrunken waren wir, wenn dies Genie unermeßlicher Combination zitternd vor Erregung ſchloß und vom Katheder ſtieg. Wir taumelten ins Freie. Im Freien geſtanden wir uns wol, daß es Schaumwein wäre.

Seinem Weſen ganz angemeſſen, ſchrieb er auch große Romane, welche damals viel Aufſehen machten. „Die vier Norweger“ zum Beiſpiele und „Walſeth und Leith“, weit angelegte, aber immer etwas wüſte Compoſitionen. Ganze Capitel über das tiefe, entdeckte Geheimniß des Pharaoſpieles erregten die leicht erregbaren Schleſier und drangen wol auch an unſere Landsknechttiſche. Vorüber! Wie beleuchtete Wolken vorüber! Wer lieſt jetzt noch „Walſeth und Leith“! Das geſunde Rückgrat, das regelmäßige Knochengerüſt hat gefehlt, und ohne dies hat keine Geſtaltung Dauer, ſei ſie noch ſo genial.

9.

Ich war ſelbſt eine Art Landsknecht geworden in des Wortes nüchternſter Bedeutung: ich lebte vom Waffendienſte. Was ich in Halle hartnäckig vermieden, das that ich in Breslau, ich gab Stunden, Fechtſtunden nämlich. Die Karten und die Klinge verſchafften das nöthige Geld. Ja, ein Ereigniß führte mich an die letzte Conſequenz dieſes wüſten Lebens, will ſagen auf den Punkt, daß ich meine ganze wiſſenſchaftliche Laufbahn hinter mich werfen und ein handwerksmäßiges Amt annehmen wollte.

Dies Ereigniß kam über mich in Geſtalt eines franzöſiſchen Fechtmeiſters, welcher an den Straßenecken einen „grand assaut d'armes“ angeſchlagen, und auf den großen Zetteln jedermänniglich aufgefordert hatte, ſich mit ihm zu meſſen. Schauplatz der Saal im „Hôtel de Pologne“. Dieſe öffentliche Probe ſeiner Fechtkunſt ſollte das Examen des Franzoſen ſein, ob er als Univerſitäts-Fechtmeiſter angeſtellt werden könnte.

Alle Studentenparteien ſchickten ihre Vorkämpfer hin; ich ſollte die Aufgabe übernehmen für die burſchenſchaftliche Partei. In meinem damaligen Leichtſinne hätte ich beinahe auch dieſe mir ſo nahe liegende Aufgabe vertrödelt. Ich kam zu ſpät; es hatten ſich wenigſtens ſchon zwei Studenten mit dem Franzoſen geſchlagen, als mir die Franzöſin, ſeine Frau, Entréegeld abforderte. „Warum nicht gar,“ rief ich, „Hiebe will ich zahlen, ſonſt nichts!“ Sie verſtand mich nicht, und ich kümmerte mich nicht um ſie, ſondern trat ein. Ein intereſſanter Anblick! Ringsum auf erhöhten Sitzen lauter würdige ältere Herren, Regierungsräthe, Juſtizräthe, Präſidenten, die ſämmtlich eine innere Theilnahme am tapferen Studententhume ſich bewahrt hatten, und die jetzt das Turnier betrachten wollten mit einem Ausländer; natürlich Alle des lebhaften Wunſches: der deutſche Student möge ſiegen!

In der Mitte des Saales der Franzoſe, ein baumlanger Mann, wunderlich gerüſtet mit einem Handſchuhe weit über den Ellbogen hinauf und mit einer Drahtmaſke vor dem Geſichte. Das zweite Gefecht ging eben zu Ende. „Wie ſteht's?“ fragte ich die Meinen, welche mir entgegenkamen unter Vorwürfen über meine Verſpätung. „Was kann er?“ — „„Wir wiſſen's nicht.

Die Gänge mit den zwei Landsmannſchaftern haben nichts ergeben. Er hat andere Rappiere, ohne Glocken; die beiden Landsmannſchafter haben wol deßhalb nur vorſichtig getaſtet, 's iſt nichts herausgekommen.""

Ich kam nun an die Reihe. Befangen war ich gar nicht, denn die tägliche Uebung ſeit Jahren hatte mir auch für Vertheidigung unerwarteten Angriffes Hilfsmittel genug und in dieſem Betracht Ruhe erworben. Ich verlor die Ruhe nur dann und wurde leidenſchaftlich, wenn ich angriff. Das Angreifen wollte ich hier aufſchieben, bis ich über die Fechtweiſe meines Gegners auf dem Klaren wäre, und ſo verlangte ich zunächſt nur, daß er abwechſelnd auch mit meinen Waffen föchte. Drei Gänge mit ſeinen Rappieren, drei Gänge mit unſeren! Das verweigerte er poſitiv und verlor dadurch an Achtung bei uns Allen, bei mir auch an Achtung für ſeine Fähigkeit. Mit größerer Zuverſicht nahm ich's alſo an, nur mit ſeiner Waffe zu fechten. Nun ſchnallte er ſich denn ſeine Drahtmaske vor's Geſicht und bot mir eine eben ſolche. Die lehnte ich ab — das Ding hätte mich nur gehindert — und wies ebenſo ſeinen coloſſalen Handſchuh zurück. Wie ein ungeſattelt Rößlein ſtand ich in meiner faſt kleinen Mittelfigur dem rieſigen, über und über gepanzerten Schlachtroſſe gegenüber. David und Goliath! rief ein alter Präſident, und ich hatte nun dreifach alle moraliſche Theilnahme für mich.

Wir begannen. Vorſichtig von beiden Seiten. Daß er auch vorſichtig blieb, beſtärkte mich in der Meinung: dies iſt kein großer Held. Das Halle'ſche Voltiren, welches ihn zu raſcher Bewegung nöthigte, ſetzte ihn ſichtlich in Verlegenheit, und nach einigen Minuten hielt ich es für gerathen, zum Angriffe überzugehen. Er ſollte mäßig geſchehen, aber wie gewöhnlich riß mich die aufſteigende Hitze fort, ich drang heftig auf ihn ein, und da er blos retirirte, immer heftiger — kurz, ein voll ausgehobener Hieb über den Kopf ſchlug ein und durch, ein Krachen und Poltern folgte, ſeine Drahtmaske war auf den Boden geflogen, das Blut ſchoß ihm aus dem Haare über die Stirn herab, ein donnernder Applaus der Zuſchauer erhob ſich, die Frau von der Kaſſe ſtürzte ſchreiend herzu und ſchrie mir franzöſiſche Scheltworte ins Geſicht über ſolche Barbarei; die Niederlage war ſchreiend und wurde wie im Circus ausgebeutet als ein Sieg des deutſchen Studenten über den Franzoſen.

Das Verdienſt war meines Erachtens gering. Ich war jetzt ſchon der Ueberzeugung, der Franzoſe wäre wol ein Fechtmeiſter auf Stoßwaffe, und hätte ſich nur zur Hiebwaffe herbeigelaſſen, weil ſie bei uns unerläßlich war, und weil er die Anſtellung als Fechtmeiſter ſuchte. Er benahm ſich übrigens tapfer und ſtellte ſich, als das Blut geſtillt war, zum zweiten Gange, obwol er nun ſicher wußte, daß er unterliegen müßte. Im zweiten Gange verſetzte ich ihm denn die lange Halle'ſche Seconde, welche auf dem coloſſalen Handſchuhe wie eine Petarde knallte. Sie konnte ihn nicht wieder verwunden, gewährte aber den vollen Knalleffect, und alle Zuſchauer drängten applaudirend und lachend in den Saal herab, jede Fortſetzung abſchneidend — die Niederlage war vollſtändig.

Tags darauf ließ mich die akademiſche Behörde rufen, und bot mir die Stelle eines Univerſitäts-Fechtmeiſters an. Die Stelle war mit einem ſtattlichen Gehalte dotirt, und die Verſuchung für mich war groß. Solch eine Summe jährlich und dauernd und ſogleich zu haben, eine Summe, welche den ſtärkſten Studentenwechſel verdreifachte und welche ich auch bei gelingendem Brotſtudium nur vielleicht im Alter erreichte — das galt ringsum für einen außerordentlichen Treffer. Und dennoch waren nur die rohen Genoſſen zujauchzend, die näheren Kameraden ſahen mich fragend an. Der Zweifel lag auf ihren Mienen. Ich ſelbſt, eigentlich immerfort arm wie eine Kirchenmaus, holte wol tief Athem bei der Betrachtung, daß nun die ewige Sorge um das tägliche Bedürfniß erledigt ſei; aber in Wahrheit erſchien mir die Sache doch wie ein Roman-Capitel, welches man überſchlagen müſſe, um an etwas Erquicklicheres zu gelangen in der Erzählung von Lebensſchickſalen. Es regte ſich ein literariſches Gewiſſen in mir, welches den Kopf ſchüttelte zu handwerksmäßig erworbenem Geld und Gut. Nein, nicht zu ſolchem Erwerbe, aber zu handwerksmäßiger Laufbahn für's Leben. Was dies literariſche Gewiſſen bedeutete, wußte ich ſelber kaum, denn meine Brotwiſſenſchaft intereſſirte mich nicht, und zu irgend einer eigentlichen Gelehrſamkeit ſpürte ich keine Anlage in mir. An ſchönwiſſenſchaftliche Literatur dachte ich mit keiner Sylbe. W[illegible]äre ich auf etwas gerathen, was beſondere Neigung und obenein beſonderes Talent vorausſetzte! Ich hatte keine Ahnung, daß von literariſchem Talente auch nur ein Atom in mir ſchlummern könnte. Als Gymnaſiaſt hatte ich wol wie mancher Andere mein Trauerſpiel „Conradin" angefangen, und die verſchiedenfarbigen Feldbinden genau verzeichnet, auch Monologe mit klingenden Reimen zahlreich angebracht. Ich hatte ferner bei verliebter Gelegenheit alltägliche Gedichte gemacht und ſie öfters in die Wochenblätter von Glogau und Schweidnitz befördert. Aber das Alles war mir ein Dilettantenthum geweſen, das ich ſelbſt im Studentenleben vergeſſen hatte. Nach dieſer Richtung regte ſich gar nichts in mir. Ich hatte auch von Jugend auf niemals Neigung gehabt für halbwüchſige Fertigkeiten. Was meinte alſo das literariſche Gewiſſen in mir, welches die Fechtmeiſterſtelle ablehnte? Das iſt ſchwer zu ſagen. War's ein Dünkel? Vielleicht. Aber er entſprang gewiß aus einem tieferen Bedürfniſſe.

Es hing vielleicht auch organiſch damit zuſammen, daß ich bald nach dieſem Fechtereigniß auf literariſche Theilnahme gelenkt wurde. In der Ohlauer Straße ſah ich eines Tages einen Theaterzettel an — was mir bis dahin in Breslau nicht eingefallen war — und las: „Das Käthchen von Heilbronn von Heinrich v. Kleiſt". Das lockte mich zu meiner eigenen Ueberraſchung. Ich griff in die Taſche, die acht Groſchen für's Parterre waren vorhanden; ich ging ſeit der Leipziger „Minna von Barnhelm" zum erſtenmale wieder ins Theater, und die Poeſie des „Käthchens“ erquickte mich vollſtändig. Ich weiß jetzt genau, daß der Vetter v. Strahl, ein angenehmer Converſations-Schauſpieler, kein voller Ritter war, und daß Käthchen von einer ſchon bejahrten Soubrette geſpielt wurde, der ich als Theater-Director die Rolle nicht gegeben hätte. Es war dieſelbe, welche einmal in Weimar beim Gaſtſpiele in Goethe's „Laune des Verliebten“ geſpielt und die Ehre gehabt hatte, dem Herrn Geheimrath v. Goethe vorgeſtellt zu werden. Er hat ihr eine Artigkeit ſagen wollen über ihr Spiel in ſeinem Stücke, ſie aber, in behaglichſter Unkenntniß und Soubretten-Gleichgiltigkeit für die Verfaſſer von Comödien, hat den Herrn Geheimrath mit den Worten unterbrochen: „Ach reden wir nicht von dem Schmarrn!“ Ihr war alſo die poetiſche Bedeutung des Käthchens nicht zuzutrauen, ſie hatte aber ein echtes Talent, und dies überholt ja ſo oft jegliche Bildung — ſie hatte mir ſehr gefallen und das Stück rumorte in mir. Die Vorhänge waren plötzlich in meinem Innern aufgezogen, die Vorhänge aus der Sprottauer Reitbahn; die Ausſichten lagen wieder vor mir in reizende Gegenden, unklar gemacht durch farbige Nebel. Und dieſe nebelhafte Unklarheit gehörte zum Reize.

Ich erzählte davon, und unter den ſtudentiſchen Genoſſen ging einer ſo darauf ein, daß er mich intereſſirte. Er hieß „Fähndrich Piſtol“ mit ſeinem Spitznamen, weil er ein Shakſpeare-Schwärmer war und Heinrich den Vierten, namentlich die Reden Falſtaff's immer im Munde führte. Dieſe Reden frappirten mich, der Humor darin ſchmeckte mir. Ich ging einigemale des Abends ſtatt ins Wirthshaus zu dieſem „Fähndrich Piſtol“, der ein feiner Geſell war, und er bereitete Grog und las mir Fallſtaff-Scenen vor. Sie harmoniren ungemein mit ſtudentiſchem Tone und Weſen, ſie lockten mich zu näherer Bekanntſchaft dieſes Dichters, der mir eigentlich noch ganz fremd war. Ich las Shakſpeare, und als ungeleckter Naturburſche in dieſer Literatur fand ich nicht Alles wohlſchmeckend. Ich klagte über Schwulſt, der mich ermüde, und gerieth dadurch in Debatten mit meinem

Fähndrich Piſtol und mit anderen Studenten, welche ſich Abends bei ihm einfanden. Es zeigte ſich bald, daß ſie ſämmtlich ſchöngeiſtig geartet waren, ja daß ſie ſchrieben. Sie zogen dicke Manuſcripte aus den Taſchen und laſen vor. Natürlich in erſter Linie Gedichte, dann aber auch Dramen. Geiſtreiche, dem Humor nachlaufende Reden waren die Hauptſache in dieſen Dramen. Shakſpeare war nachgeahmt und Ludwig Tieck. Von Letzterem waren die „Genovefa“ und der „Kaiſer Octavian“ die Vorbilder. Das Alles waren mir böhmiſche Dörfer, und mit Erſtaunen entdeckte ich, daß ich in einen poetiſchen Verein gerathen war. Ich entſchuldigte meine Anweſenheit und bekannte, daß ich nicht daher gehörte, denn ich ſei völlig Novize und könnte nicht den geringſten Anſpruch darauf machen, hier mitzureden. Ich entſchuldigte ferner mein vorlautes Debattiren über Shakſpeare und wollte mich entfernen. Sie ließen mich aber nicht gehen, ſondern verſicherten, mein naiver Standpunkt ſei ihnen willkommen, er bringe ihnen neue Geſichtspunkte.

In dieſem Kreiſe fand ich denn eine völlige Schule und hier hörte ich Collegien: Poeſie und Literatur-Geſchichte. Vielleicht, weil ich über ein Jahr gewildert und gar nichts gelernt hatte, waren alle Organe in mir bereit und empfänglich: ich faßte und ſammelte, wie ein Hamſter faßt und ſammelt. Wie fruchtbar wirkt auch jede Lehre, welcher man Neugier, Wißbegier und das Bedürfniß eines Intereſſes entgegenbringt. Auch die Scham über meine Unkenntniß ſo mancher literarwiſſenſchaftlicher Dinge trieb mich über die Maßen an, mich eilig und gründlich zu unterrichten. Oft über Nacht, um in der nächſten Verſammlung kampffähig zu ſein. Denn auch hier war der Kampf eine ſtehende Form. Ich war Laie und ſchuf nichts, ich bedeutete alſo nur etwas als Zuhörer, der ſeine Eindrücke in unbefangener Weiſe ausſprach. Die Mitglieder meinten, ich urtheilte ganz anders, als ſie ſelbſt urtheilten, und ſie ſchmeichelten mir mit der Verſicherung, ich hätte Anlage zu einem Kritiker. Ich war eben der Naturaliſt unter Fachmännern, und der Gegenſatz mochte ſie unterhalten; dieſer Gegenſatz aber war die Veranlaſſung zu lebhaften Kämpfen, und bei dieſen Kämpfen lernte Niemand mehr als ich. Die Shakſpeare-Erklärung von Franz Horn zum Beiſpiele war damals im Schwunge und ſpielte eine große Rolle in unſerem Vereine. Ich allein fand ſie ſüßlich, weichlich, überſchwenglich, und machte mir's zum Geſchäfte, ſie für jedes Shakſpeare-Stück neuerdings auf's Tapet zu bringen und ins Streit-Repertoire zu ſetzen.

Den Mitgliedern jenes poetiſchen Vereins in Breslau bin ich zu großem Danke verpflichtet; ſie ertrugen wohlwollend meine Unarten und ſind die eigentlichen Lehrer meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn geworden. Nur Einigen bin ich ſpät, ſpät im Leben flüchtig wieder begegnet. Einmal des Abends in Berlin, dreißig Jahre nach jener Breslauer Zeit, gehe ich in der Friedrichsſtraße an einem hochgewachſenen Manne vorüber und bleibe erſtaunt ſtehen. Er ebenfalls; wir erkennen uns. Es war jener „ſanfte Heinrich“ aus unſerem Vereine, der Unterrichtetſte und am mannichfaltigſten Begabte, von dem ich zumeiſt gelernt. Er iſt auch mit poetiſchen Arbeiten in die Oeffentlichkeit getreten. Jetzt war er ein hoher Beamter in Preußen, ich war Director des Burgtheaters in Wien, und unſer Austauſch über Lebensſchickſale ſeit der poetiſchen Vereinszeit — wir gingen trotz ſchlechten Wetters und im Dunkeln eine Stunde lang in der Friedrichsſtraße auf und ab — war reich an Inhalt. Im Grunde, das heißt im innerſten Sein und Weſen, fanden wir einander gar nicht verändert.

Einem Zweiten war ich einmal in Paris begegnet. Oder vielmehr er hatte mich aufgeſucht und ſtand plötzlich vor meinem Krankenbette. Ich lag gefährlich danieder, und da er Arzt geworden, ſo curirte er mich in der Geſchwindigkeit durch ein gewagtes Mittel. Wageſam, phantaſtiſch war das kleine, zierliche Männchen als franzöſiſcher Arzt noch gerade ſo, wie er's als immer ſchwebender, immer klingender Poet in Breslau geweſen war, ein ganz unmittelbarer Abdruck jener ſorgloſen Menſchen, wie ſie die Romantiker Tieck, Arnim, Brentano, Eichendorff ſo zahlreich geſchildert. Sie berühren nur mit den Fußſpitzen die Erde, ſie leben von Aepfeln und Weintrauben, haben gar keine Galle und warten lächelnd des Glückes, das ihnen in den Schooß fallen wird.

Dann war noch ein Romanzendichter unter uns, der ſich vornehmer ſpaniſcher Abkunft rühmte und der etwas Unſtetes, Fremdes an ſich hatte, aber wirklich vom ſpaniſchen Romanzenweſen war. Er iſt wie auf dem Zaubermantel Fauſt's in die Luft geflogen, es weiß Niemand, wo er hingekommen. Wol auch ſein Bruder nicht, ein bekannter Maler.

Fähndrich Piſtol habe ich nie wieder geſehen, ein Gedicht von ihm aber, die Ballade vom „ſchwarzen Douglas“, nie vergeſſen. Ich glaube, ſie würde jetzt noch werthvoll befunden werden, wenn ſie auf dem Markte erſchiene. Ueberhaupt waren die meiſten Mitglieder, wenn ich ſie mir jetzt mit meinem geſteigerten Anſprüchen vergegenwärtige, begabte Menſchen mit eigenthümlicher Phyſiognomie. Das iſt doch recht Deutſchland! In wie viel ſtillen Winkeln ſitzen die tauſend Originale voll Kenntniß und Talent, welche durch Zufall im Schatten bleiben, während die unternehmende, leichtere Sorte, zu welcher ich vielleicht ſelber gehöre, auf den öffentlichen Plätzen erſcheint.

Meine ganze Exiſtenz wurde verändert durch Theilnahme an dieſem poetiſchen Vereine. Auch wiſſenſchaftliche Studien fanden ſich wieder ein. Ich brauchte ſie ja! Wenn ich die unverdiente Ehre einer kritiſchen Kraft bewähren wollte, da mußte ich doch Kenntniſſe entwickeln, Grundlagen verrathen können. Die Debatten im „Vereine“ berührten alle möglichen Gegenden der Literatur. Ich fing wieder an zu leſen, und gut zu leſen. Man lieſt immer gut, wenn man aufmerkſam den Kern der Bücher aufſucht, wenn man mit der Abſicht lieſt, den Inhalt des Buches ſogleich zu benützen. Und wie ſchnell entdeckte ich, daß ich das vermochte! Recht im Gegenſatze zu meinen theologiſchen Brotſtudien. Da hatte ich ſtundenlang über den Büchern geſeſſen und nichts lebendig in mich aufgenommen. Jetzt ſchlug Alles Wurzeln. Es war eben wol jetzt Alles meinen Neigungen, alſo auch meinen Fähigkeiten entſprechend. Wir haben ja gar keine Fähigkeit, die nicht mit unſerer Neigung eng zuſammen hinge.

Und nun kam ein zweiter Factor hinzu, das Theater. Seit dem Beſuche des „Käthchens“ war ich öfters in ernſte Stücke gegangen, in poetiſche, wie wir ſagten. Wir beſprachen ſie im „Vereine“, und es zeigte ſich, daß ſich auch darin durch eine naturaliſtiſche Auffaſſung mich abſonderte von den Mitgliedern. Durch eine realiſtiſche, würde man jetzt ſagen. Man bekämpfte mich, ich vertheidigte mich und mußte alſo nach Gründen ſuchen.

Bald wurde ich dem Theater noch näher gebracht. Ein paar erſte Schauſpieler ſuchten mich auf und ſprachen mich um Hilfe an. Ich galt für einen Führer der burſchenſchaftlichen Partei, und jene Schauſpieler ſuchten Maſſenhilfe gegen eine Ungerechtigkeit der Direction. Dieſe wollte ungerechterweiſe ein Talent beſeitigen und würde daran verhindert werden, wenn wir zahlreich ins Parterre kämen und unſere Meinung ausdrückten über das Spiel dieſer Dame. Es war eine Dame, und leider war ſie nicht hübſch und hatte auch nur ein ſehr mäßiges Talent. Aber ſie war verfolgt, die Ritterlichkeit gebot unſeren Beiſtand. Seufzend leiſteten wir ihn und geriethen darüber in Discuſſionen, welche doch wiederum geeignet waren, meine Theater-Kritik auszubilden. Und dieſe Einleitung für's Theater-Intereſſe erhielt plötzlich noch einen Ruck nach vorwärts und eine wohlthätige Erſchütterung nach der Tiefe. Der Heldenſpieler Kunſt gab den Ruck nach vorwärts. Er trat auf als Karl Moor und allarmirte uns über die Maßen. Eine Antinousgeſtalt, ein mächtiges Organ, eine kräftige Natürlichkeit wirkte beſonders im erſten Acte fortreißend. Als er ſich auf die Erde warf und mit den Fäuſten auf den Boden ſchlug, Mitleid „aus den Steinen“ zu erwecken, da jauchzten wir wie elektriſirt. Das Drum und Dran ſeiner

Perſönlichkeit erhöhte die Illuſion. Er ſei zu Pferde angekommen, hieß es — es war mitten in einem ſehr kalten Winter — und in Einem Striche ſei er von Braunſchweig nach Breslau geritten. Das Pferd ſei aus dem Marſtalle des Herzogs und Kunſt ſei ein Liebling des Herzogs geweſen. Ein Streit habe den ſtolzen Künſtler verſtimmt und mitten in der Nacht ſei er von dannen geritten. Wir fragten nicht danach, ob er das Pferd zurückgeſchickt, wir fanden das Alles Karl-Mooriſch.

Es war in dieſem Kunſt ein tüchtig Stück realiſtiſcher Künſtlerſchaft, und dies traf uns. Ein viel feineres Stück realiſtiſcher Künſtlerſchaft folgte dieſem Karl Moor auf dem Fuße in der Geſtalt des Carlos aus dem „Clavigo“. Das war die wohlthätige Erſchütterung nach der Tiefe, oder richtiger die geiſtige Erſchütterung von der Bühne herab. Sie traf mich wie ein Blitzſtrahl, und ſie ging aus von Karl Seydelmann.

10.

Seydelmann ſtammte aus der Grafſchaft Glatz, einem gebirgigen Grenztheile Schleſiens, und hatte in Breslau als junger Mann längere Zeit geſpielt. Comödie geſpielt! wie er zu ſagen pflegte. Und recht mittelmäßig. Wie herkömmlich, war er im Liebhaberfache verwendet worden, und das war eben eine Verwendung geweſen und geblieben. Das Herz ſaß ihm nicht auf der ſchweren Zunge, die Figur von Mittelgröße hatte nichts Verführeriſches, ſein ganzes Weſen war kühl. So lebte er denn in der Erinnerung der Breslauer kein beſonderes Leben, und als er jetzt gaſtirend auftrat, lockte er die Leute nicht ins Theater. Zudem trat er auch noch im „Clavigo“ auf, der nirgends ein großes Publicum hat.

Er hatte ſich ſpäter im Charakterfache ausgebildet, war in

Darmſtadt zur Bedeutung gelangt und kam jetzt von Stuttgart, wo er neben Döring eine erſte Stellung einnahm. Von Stuttgart iſt er ſpäter unter großer Auszeichnung nach Berlin gekommen und dort nach wenigen Jahren hochgeſchätzter Wirkſamkeit geſtorben. An einer Herzkrankheit. „So geht's,“ ſagte er zu mir kurz vor ſeinem Tode, „die Leute haben mir immer kein Herz zugetraut, und nun leide ich ſo bitter daran und muß am Ende daran ſterben. Ich habe alſo leider ein Herz.“ — Ich glaube, er war noch in den Fünfziger-Jahren, als ihn der Tod ereilte.

Ich wußte gar nichts von dieſem Schauſpieler, der als Gaſt auf dem Zettel ſtand, aber mich und meine poetiſchen Genoſſen intereſſirte der „Clavigo“. Goethe war mir erſt in unſerem „Verein“ nahe gekommen, und er hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht durch ſeine einfache Wahrhaftigkeit, durch ſeine reizende Unmittelbarkeit des Ausdruckes. Ich meine nur die Schriften ſeiner erſten Perioden; über die ſeiner letzten Perioden ward ich als Ketzer berüchtigt in unſerem Vereine, und darüber gab's immer Streit.

„Clavigo“ als Jugendſtück lag mir am Herzen. Fähndrich Piſtol hatte mir erzählt, daß Merk ſich ſo abfällig darüber geäußert und dem jungen Goethe das Fortſchreiten in dieſer Form und Richtung verleidet hatte durch die Bemerkung: „Das können Anders auch!“ Darüber war ich ſehr zornig, denn ich fand ſchon damals, daß Goethe in keinem ſeiner Dramen ſo eigentlich dramatiſch geſchrieben, wie im „Clavigo“. Wenn ihn der naſeweiſe Merk nicht geſtört und Goethe ſeiner vorgefaßten Abſicht gemäß, in dieſer Form und Richtung weiter geſchaffen hätte — ! „Nein,“ riefen meine dichteriſchen Brüder, „er war zu Beſſerem beſtimmt, als zum Theaterdichter!“

Das Theater ſtand dieſen Jüngern eben nicht in erſter Linie. Sie waren und wurden auch Buchdramatiker, gemaltes Feuer.

Dennoch wurden ſie nicht minder als ich getroffen von der erſten Scene dieſes Seydelmann-Carlos. Das Haus war ſchwach beſucht, kein Menſch war dieſer Wirkung gewärtig.

Man gab „Clavigo“ damals noch fälſchlicherweiſe in modernem Coſtüme. Nur Seydelmann kam in Eſcarpins. Seine Erſcheinung und Haltung war vornehm; die Rede klang ein wenig ſchwerfällig, als ob die Zunge zu groß wäre, und der Ton hatte faſt etwas Schnarrendes. In den erſten Minuten befremdete er, aber man empfand Reſpect. Es wehte wie eine geiſtige Luft um den Mann, der ungemein ruhig ſprach und ſich geberdete. Dieſe geiſtige Luft drang von Satz zu Satz ſtärker auf uns ein, es wurde in allen Punkten, auch in den kleinen Pauſen, welche das Auge oder der Mundwinkel erklärte, es wurde in jeder leichten Handbewegung klar: dieſer Schauſpieler unterſcheidet ſich von allen anderen, der weiß genau, was er ſpricht, ja, der hat die Tragweite jedes Wortes in ſich durchgelebt, der ſpielt gar nicht Comödie, der iſt echt. Und mit dieſer raſch ſich aufdrängenden Ueberzeugung wuchs im Publicum die Theilnahme reißend ſchnell, es wurde todtenſtill im Hauſe, denn man wollte nicht einen Hauch dieſes Carlos verlieren, und als er die letzten unſcheinbaren Worte dieſes zweiten Actes ſprach, als er mit mäßigem und doch tief eindringlichem Accente ſagte: „Da macht wieder einmal Einer einen dummen Streich“ — da rief das ganze Haus einſtimmig den Namen Seydelmann, das ganze Haus bekundete durch Aufregung und Zuruf die Empfindung: das iſt ein erſter Schauſpieler.

Wir Verbündete ſahen uns förmlich betroffen an. Was iſt das? — Etwas Außerordentliches. Warten wir mit Definitionen den vierten Act ab, da hat er die große Hauptſcene.

Er machte Furore mit dieſem vierten Acte, und wir kamen wie berauſcht in unſere Vereinsſitzung, in der nichts getrieben wurde, als der Verſuch, dieſe unerwartete Macht zu definiren, das heißt zu ergründen.

Es iſt die Macht des Geiſtes in der Kunſt! lautete das Reſultat. Ja, was will das ſagen? Iſt der Geiſt nicht überall nöthig in der Kunſt? Nein, hieß es, nicht in ſo vorherrſchender Art. Das Gefühl und die Schönheit ſind ja auch herrſchende Potenzen; ſie ſind es aber nicht, welche bei Seydelmann hervortreten. Wer weiß, ob er Rollen ſpielen kann, welche Gefühl und Schönheit brauchen. Wahrſcheinlich iſt er auf einen beſtimmten Rollenkreis beſchränkt.

Das war gar nicht unrichtig. In Berlin nöthigte man ihn ſpäter zu manchen Rollen, die ſeiner eigenthümlichen Macht ganz fern lagen. Da mußte er einen Columbus ſpielen, von deſſen Natur er nichts beſaß, einen Hohenſtauffen-Kaiſer Friedrich, deſſen getragene Jamben ſeine Zunge und Lunge bitterlich quälten. Er eignete ſich nur für einen kleineren Kreis von Rollen. Die Verſtandeswelt, ſcharf, fein, vornehm ausgedrückt, das war ſeine Domäne. Einige herbe Töne verwitterten Gefühles mochten dazutreten, aber ſie mußten verwittert ſein und an Erfahrungen mahnen. Leicht und von ſelbſt klang es da nicht aus ihm. Cromwell zum Beiſpiele war ihm faſt ganz erreichbar. Sein Werth in der Theatergeſchichte wird nur darum ſo oft — beſonders von Schauſpielern — angefochten, weil man ihm zu viel nachſagen will. In ſeinem Bereiche war er vortrefflich, war er claſſiſch.

Der Eindruck ſeines Carlos war auf mich perſönlich geradezu entſcheidend. Nach einer gewiſſen Richtung hin iſt er mir fürs ganze Leben maßgebend geworden. So gerade lag in mir die Vorſtellung einer gut geſprochenen Rede, das Bild eines nachdrücklichen Vortrages. Und daß dies im Drama, daß dies auf dem Theater möglich und ſo außerordentlich wirkſam ſei, das hat mich dem Drama und dem Theater eigentlich zugeführt. Darin beruhte meine Neigung zu künſtleriſcher Schaffung: das entdeckte ich hier zum erſtenmale. Was war es, was iſt es in kurzen Worten? Der Rede eine Ueberzeugungskraft verleihen dadurch, daß man ihr ſeinen Geiſt wahrhaftig einprägt.

Das iſt und bleibt nur Proſa! riefen meine Vereinsfreunde. Ich aber meinte, daß von dieſer Grundlage aus jede Steigerung möglich und daß jede Steigerung nur von dieſer Grundlage aus wahrhaftig wirke.

Legen wir unſere Streitfragen Seydelmann ſelber vor! hieß es. Und wir gingen zu ihm. Wie ein freundlicher Diplomat empfing er uns, wie ein überlegener ruhiger Diplomat wirkte er auf uns. Wir waren ihm junge Enthuſiaſten, und zu meiner beſonderen Genugthuung warnte er uns vor den Shakſpeare-Uebertreibungen durch die Shakſpeare-Erklärer, welche der Bühne Schaden brächten, ja, er ſpöttelte mit großer Sicherheit über Franz Horn und deſſen Verhimmelung Shakſpeare's. In unſerer Streitfrage trat er natürlich auf meine Seite; jegliche Ueberſchwenglichkeit lag weit von ihm ab. Sie mußte von ſehr feſtem Boden aufſteigen und mit ſeltenen Kräften ausgerüſtet ſein, wenn er ſie nicht mit Achſelzucken aufnehmen ſollte. Ihm ſelbſt, ſeinen eigenen Kräften war ſie gar nicht erreichbar.

So gerieth ich damals Schritt für Schritt — und die Schritte folgten eilig auf einander — mitten in literariſche Frage und Thätigkeit hinein. Das wüſte Studentenleben verſank hinter mir, und wiſſenſchaftliches Studium auch nach anderen Seiten erwachte wieder. Namentlich Studium der Geſchichte, ſelbſt theologiſcher Geſchichte. Die Entwicklung der Glaubensſätze in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, was man kurzweg Dogmengeſchichte nennt, intereſſirte mich wieder bis auf einen gewiſſen Grad, und die unerſchöpfliche Fülle von Wendungen, ob der heilige Geiſt vom Vater allein oder auch vom Sohne ausgegangen ſei, ob die menſchliche Natur Chriſti eine einige, von ſeiner göttlichen Natur ſelbſtſtändig abgeſonderte geweſen ſei, fing an, mich künſtleriſch zu unterhalten. Ich ſah darin das unerſchöpfliche Gedankenſpiel eigenthümlicher Charaktere, welche ſich wie Helden einer Tragödie feſtrannten auf einzelnen Punkten. Und nun gar die Secten mit ihrem wunderlichen Ausbaue der Glaubenswelt, die Manichäer an der Spitze, die Gnoſtiker mit ihren geiſtvollen Spitzfindigkeiten, und das Alles in ſeiner Ausbreitung auf die lebendige Welt, auf die großen Kirchenverſammlungen, Concilien geheißen, auf dieſe mächtigen Schlußſcenen, in denen abgeſtimmt wurde über ſo künſtlich erdachte Glaubensartikel — das Alles erhielt jetzt Geſtalt für mich, ſeit ich ſchriftſtelleriſche Faſſung zu erſtreben anfing, ſeit ich Feuer gefangen für dramatiſches Leben. Ich war eben wol von Natur aus ziemlich unfähig für jegliche bloße Theorie, und die Geſtaltung mußte hinzutreten, um meinen wirklichen Antheil zu erwecken.

So kam ich denn auch unvermerkt dazu, allmälig ſelbſt etwas niederzuſchreiben, um es im „Vereine“ vorzutragen. Das Schriftſtellern begann, ohne daß ich es eigentlich gewahr worden bin. Die Aneignung, die Anempfindung, welche wir in der Kritik ſo zuverſichtlich tadeln und verſpotten, ſie iſt für mich wol eigentlich Anfang der Schriftſtellerei geweſen. Wenn Balladen und Romanzen vorgeleſen wurden, ſo kreißte es in mir mit ſolchem Thema, mit ſolchem Tone. Das iſt noch heute in mir der Fall: jede Schrift von Bedeutung prägt mir ihre Stimmung, ihren Rhythmus ein für kurze Zeit, und wenn ich ſchlechte Stücke geleſen habe, ſo komme ich mir ſelbſt erbärmlich vor in dramatiſcher Fähigkeit. Nur die handlungsloſen Luſtſpiele, welche meine Genoſſen reichlich anfertigten, trafen und erregten mich gar nicht. Sie entſtanden aus dem redſeligen, Witz haſchenden Style in Shakſpeare's Luſtſpielen, mit Zuthaten aus den Romantikern, beſonders aus den Märchen der Romantiker. Das Märchen galt für eine Quinteſſenz der Poeſie. Dieſe Luſtſpiele waren endloſe Dialoge, und das Spiel des Geiſtes — es fehlte nicht an Geiſt — wurde in jeder Nuance höchlich gewürdigt. Mich langweilten dieſe Schöpfungen immer bald, und ich verhehlte das nicht. Dadurch ärgerte ich meine Brüder in Apollo, ich errang aber doch durch Behauptung meines nüchternen Standpunktes mehr und mehr die Stellung eines unbeſtechlichen Kritikers, dem man ſeine Schrullen nachſah um ſeiner Wahrhaftigkeit willen. In Sachen Shakſpeare's zum Beiſpiele, deſſen Luſtſpiele mich nicht reizten, gewann ich Boden gegen die Genoſſen, ſeit ich eines Abends aus einer „Hamlet“-Vorſtellung begeiſtert und entzückt in den Verein gekommen war. Das war mein Shakſpeare, und nun wurde meine Abneigung gegen manierirte Shakſpeare-Formen aufmerkſamer hingenommen.

Ein Ereigniß hob mein Anſehen höher, als ich's verdiente. Die „Schleſiſchen Provinzialblätter“, eine Monatsſchrift, hatten einen Preis ausgeſchrieben für das beſte Gedicht. Wir Alle hatten unſere Bewerbung eingeliefert; auch ich, der ich im eigentlichen Gedichtemachen gar nichts bedeutete. Und es begab ſich, daß mir der Preis zuerkannt wurde für eine ſpaniſche Romanze, welche ich hingeſchickt. Niemand war erſtaunter als ich. Einen berauſchenden Eindruck machte mir aber dieſe Auszeichnung gar nicht. Jene Romanze — ich habe ſie nicht einmal aufgehoben — war das Ergebniß der poetiſchen Studien, welche ich in unſerem Vereine gemacht hatte, war — um es gemein auszudrücken — ein Fabricat. Offenbar empfand ich das, und deßhalb machte mir die Ehre keinen beſonderen Effect. Nicht einmal inſofern, als ſie doch ein gewiſſes Talent in mir bekundete. Meine Seele war gar nicht dabei betheiligt geweſen, es ſiel mir nicht ein, mich deßhalb als Dichter zu betrachten, und ich hatte auch ganz Recht mit dieſer Geringſchätzung. Meine ſpätere Entwicklung hat gezeigt, daß ich nach dieſer Richtung kaum eine untergeordnete Fähigkeit beſitze.

Aber auf die Vereinsbrüder wirkte dieſe Auszeichnung ſtark. Sie fanden unſern Verein dadurch geadelt, und ein alter Plan wurde nun ernſtlich in Angriff genommen. Der Plan beſtand darin, eine poetiſche Zeitſchrift herauszugeben. Jetzt, meinte man, ſei der Redacteur in mir gefunden, und die Studentenwelt werde unſer Publicum ſein. Der Titel der Zeitſchrift war natürlich „Aurora“, und die Sache wurde wirklich ins Werk geſetzt.

Da war ich denn mitten in der Schriftſtellerei, ja mitten in ſogenannter Literatur. Ein Redacteur iſt eine Art Regent, er muß alſo doch wenigſtens ſein Land, muß die Geſetze desſelben ungefähr kennen. Himmel! das koſtet Aufmerkſamkeit und Lectüre! Was mußte ich da Alles nachleſen! Was kann aber auch ein junger Menſch leſen, verſchlingen, verdauen! Nie lernt man ſo raſch und ſo viel, als wenn man das Gelernte auf der Stelle braucht.

Das Alles geſchah unter der angenehmen Einbildung, wir hätten einen Kreis von mehreren hundert Abonnenten. Wir hatten ſie auch, aber als der Zahltag kam, hatten wir ſie nicht. Zahlen iſt ein chimäriſches Wort für den Studioſus, und chimäriſch war dies ganze Reich unſerer „Aurora“, welches wir anfangs mit feierlichem Ernſte regierten. Allmälig — denn wir waren geſunde Leute — entdeckten wir jedoch, daß wir auf Wolken wandelten, und wir fanden die Faſſung, den curioſen Zuſtand mit Humor zu betrachten. Die intereſſante geiſtige Beſchäftigung blieb uns doch, auch wenn ſie nicht bezahlt wurde, und die Schulden — ja die Schulden, welche im zweiten Vierteljahre ſchon beim Buchdrucker ein ſtattliches Haupt erhoben, die wurden auf meinen Namen geſchrieben. Welche Ironie! Auf den Namen desjenigen, der am allerwenigſten hatte. Ich habe noch viele Jahre ſpäter von wirklich erworbenem Schriftſteller-Honorare abzahlen müſſen für jene „Aurora“-Studien in der Schriftſtellerei. Es waren alſo wiederum „geſtundete“ Collegiengelder.

Im Grunde hatten wir aber doch ganz Recht, uns kein graues Haar wachſen zu laſſen um die lumpige Geldfrage. Wir lebten ja, lebten ein literariſches Leben, welches all unſere beſten Kräfte anmuthig beſchäftigte und ſteigerte, lebten wie in der Fabel, mit Hoffnungen getränkt, von Plänen geſättigt und immerfort lernend. Wer ſpielend lernt, der gehört zu den Glücklichen dieſer Erde.

Natürlich gerieth ich dabei auch mehr und mehr ins Theaterleben hinein. Ich war ein Redacteur, und die „Aurora“ brachte Theater-Recenſionen. Das Theater-Perſonal, ja die Direction kümmerte ſich darum, es regnete Bekanntſchaften, es lockten Liebſchaften, das phantaſtiſche Daſein dehnte ſich aus.

Damals fing ich denn auch an, Stücke zu ſchreiben. Dürftige, ſehr dürftige Waare! Nur Eins war der Rede werth daran: ihre Entſtehungsweiſe. Sie entſtanden nicht abſtract, wie bei meinen Genoſſen, ſondern ſie entſtanden aus meinen Lebensſchickſalen. Dieſe erhöhte und erweiterte ich in romantiſcher Weiſe, und ſolchergeſtalt war ich bei jeder Perſon, bei jedem Vorgange wahrhaft betheiligt. Der Weg war ganz gut, aber mein Marſchiren war herzlich ſchwach. Anempfindung und Aneignung in der Form ſpielte mir auch jetzt noch eine zu große Rolle. Da tauchte zum Beiſpiel damals in Breslau ein neuer dramatiſcher Dichter auf, deſſen Namen wol jetzt nur noch Wenige kennen. Er iſt ſpäter als Hiſtoriker neuer franzöſiſcher Zeit aufgetreten und wird als ſolcher Manchem bekannt ſein. Eduard Arnd iſt der Name. Er brachte in den letzten Zwanziger-Jahren Tragödien („Zwei Edelleute von Venedig“), welche an die Atmoſphäre Byron's erinnerten: tieſe Unzufriedenheit mit dem geiſtloſen Treiben der Welt, und doch Andeutungen tiefer Hingabe an dies und jenes geheimnißvolle Etwas, kurz Romantik verzweiflungsvoller Signatur. Buchhändler Max, in den „Sieben Kurfürſten“ am Ringe, ein Verleger höheren Styles, brachte dieſe Arnd'ſchen Tragödien neben der deutſchen Ausgabe Oehlenſchläger's — wie iſt dieſer Deutſch-Däne jetzt vergeſſen! — und empfahl ſie uns. Max war als ein geſchmackvoller Mann eine Autorität für uns, und er war auch nebenbei Commiſſionär der „Aurora“. Wir ſchwelgten in dieſer Arnd'ſchen Romantik, und meine erſten Stücke entliehen ihren Athem ganz von ihr.

Im Grunde blieben es Schul-Exercitien, und der kritiſche Sinn war doch ſo ſtark in mir, daß ich mich über ihre Werthloſigkeit nicht täuſchen ließ und ſie nicht einmal den Vereinsbrüdern mittheilte. In Wahrheit hatte ich noch immer keine Vorſtellung, ob und wie Schriftſtellerei ein Lebensberuf ſein könnte: ich blieb in dieſem Betracht immer noch Theologe und machte deßhalb eines Tages dem mehrmals erwähnten theologiſchen Hauptprofeſſor, dem Conſiſtorialrathe David Schulz, einen Beſuch, um mich ſicherzuſtellen. Ich fragte den geſtrengen alten Herrn, der immer ziemlich mürriſch dreinſah, ob es der theologiſchen Behörde vereinbar erſchiene, daß man als angehender Geiſtlicher belletriſtiſche Schriftſtellerei triebe und zum Beiſpiele auch Theaterſtücke verfaßte.

Ich ſehe den geſtrengen Mann noch vor mir. Mein Eintritt ins Zimmer hatte ihn überraſcht; er war im Begriffe, ins Collegium zu gehen und ſich für dieſen Zweck die Stiefel anzuziehen. Er ſaß in Hemdärmeln da und hatte einen großen blanken Stiefel in der Hand, wie man ſie damals noch trug und über das enge Beinkleid bis zum Knie hinauf anzog. Bei meiner verfänglichen Frage hielt er inne in ſeinem Geſchäfte, ließ den großen blanken Stiefel in der Luft baumeln und ſah mich von unten herauf ſchweigend an. Kurzes ergrauendes Kopfhaar, ſchwarze buſchige Augenbrauen über kleinen, ſtechenden Augen und ſtarke Lippen gaben dem Kopfe etwas Drohendes, als er mich ſo von der Seite von unten bis oben maß. Ich meinte, es werde ein theologiſches Donnerwetter losbrechen. Es war wol auch im Entſtehen, aber der grundſätzliche Rationalismus mochte es in dieſer Pauſe zertheilen. Er ließ den baumelnden Stiefel auf den Fußboden nieder, und während er ihn langſam anzog und ſeinen Blick nur auf dieſe Beſchäftigung richtete, ſagte er trocken vor ſich hin: Wenn der Theologe übrigens ein tüchtiger Theologe ſei, ſo werde man's ihm nicht verargen, daß er Schriftſtellerei treibe, vielleicht auch nicht verargen, daß er für's Theater ſchreibe. Es komme freilich darauf an, welcher Art ſeine Theaterſtücke wären. Und — jetzt war der Stiefel angezogen, und der Blick ſchoß wieder auf mich — und aufpaſſen wird man allerdings, ob der alſo ſchriftſtellernde Gottesgelehrte nicht ſeine Zeit und Sammlung zerſplittere an abliegende Nebenſachen.

Ein Wink mit der Hand, welche nach dem zweiten

Stiefel griff, verabſchiedete mich, und ich war ſo klug wie zuvor.

Der anerzogene Trieb, einem Amte nachzuſtreben, behauptete ſein Recht. Meine dreijährige Studienzeit war um, auf meinem Collegienbogen ſtanden alle nothwendigen Vorleſungen als „gehört“ verzeichnet, obwol ich in Breslau ein gründlich unregelmäßiger Collegiengänger geweſen: ich reichte alſo dieſen Bogen ein und bat um die Aufgaben zum ſchriftlichen Candidaten-Examen. „Ueber die Erbſünde“, lautete die Antwort. Ich ſollte alſo meine Kenntniß und meine Anſchauung von der Erbſünde in lateiniſcher Sprache entwickeln. Was iſt Erbſünde? Wie zeigt ſie ſich bei dir? Die belletriſtiſche oder poetiſche Spielerei gehört wol auch dazu? Dieſe Fragen denkend, legte ich die feierliche Aufgabe zu den profanen Manuſcripten und beſchloß, ihr eine zeitlang mein Nachdenken zu widmen, wol auch in unſerem „poetiſchen Verein“ eine Diſputation darüber zu veranlaſſen.

II.

Die Schwingen wachſen ſchnell, wenn man ſie braucht. Das Theater faßte mich beim Schopfe, und ich mußte eilig fliegen lernen, denn man traute dem jungen Kritiker viel mehr zu, als er an Zutrauen verdiente. Der Heldenſpieler Kunſt brauchte eine neue Rolle, und da ich mehrmals erzählt hatte, daß ich mich mit dem Schwedenkönige Guſtav Adolph intim beſchäftigte, ſo hieß es: Vorwärts! vorwärts! das iſt ein gutes Thema!

Ich weiß abſolut nicht mehr wie ich auf die Idee gekommen, und weiß ebenſowenig, woher ich die Mittel geholt zu einer fünfactigen hiſtoriſchen Tragödie. Was ich an Dramen in der

Stille geſchrieben, war unbrauchbare Studie geweſen. Das Anſchauen größerer Stücke im Theater, wohin ich als Redacteur der „Aurora“ jetzt täglich ging, muß auferbaulich gewirkt haben in mir.

Kritiſcher Streit hatte wol auch ſehr gefördert. Es war eine öffentliche Polemik ausgebrochen in Breslau über die Dramen Schiller's, und in dieſen Streit war ich mit beiden Beinen geſprungen. Vielleicht hatte ich dadurch raſcher laufen gelernt. Der jetzt berühmte Profeſſor altdeutſcher Wiſſenſchaft, Wilhelm Wackernagel, war von Berlin nach Breslau gekommen und war in Karl Schall's Breslauer Zeitung als Recenſent aufgetreten. Er hatte mit äſthetiſchen Anſichten begonnen, die uns neu waren und die uns zum Theile nicht gefielen. Eigentlich waren ſie, wie ich jetzt glaube, beſſer, will ſagen reifer als die unſrigen. Er war von Goethe voll und betonte nachdrücklich, daß Goethe ſeine Charaktere perſönlicher bildete, als Schiller, ja, bei einer Kritik der „Braut von Meſſina“ führte er das in einer Weiſe aus, daß ganz Breslau aufſprang und für Schiller in die Schranken rief. Die Beatrice hatte er einen blos „lyriſchen Hauch“ genannt. Dieſer lyriſche Hauch ſtieg uns zu Kopfe, mir beſonders, der ich Schiller zum höchſten verehrte, und ich war denn mit Einem Satze in den Schranken und fuhr wie ein bellender kleiner Köter auf den mir weit überlegenen Wackernagel ein.

Seine Schwäche lag darin — und dieſe Schwäche iſt eine ganze Kategorie, welche in Deutſchland ſtehend geworden — daß er das eigentlich dramatiſche Moment, welches in Schiller weit aus ſtärker iſt als in Goethe, nicht zu ſchätzen wußte und über den Mängeln der Charakteriſtik die große Kraft dramatiſcher Führung überſah. Ueberſehen mußte, weil er ſelbſt keine dramatiſche Ader hatte; eine Erſcheinung, die noch alle Tage unter uns auftritt und unſere dramatiſche Kritik verwirrt.

Um zu ſtreiten, muß man die Waffe führen lernen: ich lernte alſo in unſeren Vorbeſprechungen über den Schiller-Feind wiederum eine Menge literariſcher Geſetze, und die mögen mir wol hilfreich geweſen ſein, ein den ganzen Abend füllendes, hiſtoriſches Trauerſpiel haſtig niederzuſchreiben, welches die Theater-Direction ſofort annahm und in Scene ſetzte.

In Wahrheit iſt's eine Studenten-Arbeit geweſen, und daß man ſie aufführte, iſt eben nur ein Zeugniß für leichtſinnige und oberflächliche Bühnenleitung. Gerade in Bezug aufs Theater ſpricht man ſo gern von der guten alten Zeit, und namentlich von deren Strenge und Gewiſſenhaftigkeit. 's iſt alles nicht wahr, ſagt Neſtroy. Im Gegentheile! Seit dreißig Jahren wird dem deutſchen Theater viel mehr literariſche Aufmerkſamkeit zugewendet, als in den dreißig Jahren vorher.

Damals wohnte ich zum erſtenmale einer Probe bei. Ohne Eindruck, ohne Nutzen. Niemand konnte ſeine Rolle ordentlich, und das befremdete Niemanden, es war alſo herkömmlich. Ich ſelbſt hatte nicht die Einſicht, das tadelnswerth zu finden und da mir ein befreundeter Schauſpieler zuraunte: Gelt, das kommt Ihnen curios vor! ſo bildete ſich in mir die Vorſtellung, das ſei in der Ordnung und könne gar nicht anders ſein. Breslau aber hatte ein wohlberufenes Theater, nur einige Jahre vorher war Anſchütz von hier ans Burgtheater übergegangen.

Bei der Aufführung ſelbſt indeſſen fand ich doch dies Nichtwiſſen der Worte bedenklich. Guſtav Adolph ſelbſt, Herr Kunſt, leiſtete darin mehr, als ich vertragen konnte. Der letzte Act war natürlich die Schlacht bei Lützen in voller Ausdehnung. Daß Shakſpeare's Schlachten für eine anders eingerichtete Bühne und für eine andere Geſchmacksbildung geſchrieben wären, kam einem dramatiſchen Jünglinge nicht zu Sinn. Ich hatte ja überall gehört und geleſen, daß dies vortrefflich wäre. Da es nun auch leicht war, ſo hatte ich mich mit aller Bequemlichkeit gehen laſſen. Daß es höchſt jämmerlich auf der Bühne zum Vorſchein kam, beſtürzte mich freilich. Aber neben mir ſaßen Officiere der Garniſon, und die zeigten lebhaftes Intereſſe für ſolche theatraliſche Strategie. Jetzt muß von der Seite der Angriff und dann von jener Seite die Umgehung kommen, richtig, richtig! riefen ſie und winkten mir beifällig zu. Wir ſaßen in erſter Reihe dicht an der Bühne, denn das Orcheſter war geräumt, es war Sonntags, und die große hiſtoriſche Tragödie eines einheimiſchen Studioſi hatte das Publicum gelockt. Dies Publicum wollte denn auch nicht umſonſt gekommen ſein und applaudirte übermäßig, wo ſich nur entfernte Gelegenheit dazu bot, ſelbſt das Schlachtgebet des Schwedenkönigs Kunſt. Dies Schlachtgebet iſt mir unvergeßlich geblieben als Theater-Symptom. Kunſt wußte kein Wort davon auswendig, und kniete als kluger Kriegsmann dicht vor dem Souffleurkaſten nieder; die Generale und Soldaten, welche keinen Souffleur brauchten, weil ſie nichts zu reden hatten, weit zurück nach dem Hintergrunde. Umſonſt! Dieſem Schwedenkönige, der bald ſterben ſollte, konnte kein Souffleur helfen. Wir auf der erſten Reihe verſtanden jedes Wort des Einbläſers; der dem Tode geweihte König war aber nicht ſo glücklich. Und darüber wüthend, ſchalt er denn immer nach jeder mühſam geſprochenen Zeile leiſe ins Souffleurloch hinein, vergeſſend, daß das Orcheſter geräumt war und daß wir ſo gut wie der Souffleur ſeine Scheltworte hörten. Man denke ſich nun in die Seele eines Poeten, der laut ſeine Worte, leiſe aber die gemüthlichen Aeußerungen des Schauſpielers hört, wie folgt: „Sieh' du auf uns herab, du Herr der Heerſchaaren“ — nichtswürdiger Bengel, ſperr' das Maul auf! — „und ſegne unſere Waffen, ſei mit uns!“ — der Kerl iſt nicht einen Schuß Pulver werth — —

Die Officiere lachten anſtändig ohne Geräuſch, das Publicum, welches die Zwiſchenreden nicht vernommen, applaudirte, als der fromme König aufſtand, und ich, ich hatte einen Blick in das Handwerk gethan, der mich beſtürzte.

Dieſe Erfahrung blieb wol nicht ohne Einfluß auf mich. Obwol ich kein theatraliſcher Idealiſt geweſen, wurmte mich doch ſolche Wirthſchaft, und ich wurde frühzeitig hart gegen Comödiantenthum. Der ſcheinbare Theater-Erfolg ging ſpurlos an mir vorüber, und die Wiederholungen des Stückes vor ſchwach beſetztem

Hauſe belehrten mich auch, daß der Erfolg hohl geweſen. Ich hatte aber Blut geleckt und ſchrieb ſchleunig einen fünfactigen „Moriz von Sachſen“. Nur im letzten Acte ſchrieb ich langſam und hielt mitunter inne. Die Schlacht bei Sievershauſen war wieder unumgänglich, und die Schlacht bei Lützen griff mir ſtauend in die Zügel — es dämmerte mir die Ahnung, daß dieſe ſchließenden Schlachtacte mißlich wären. Kurz, ich ſtockte in meiner Zuverſicht und gab das Stück gar nicht an den Director, welcher es für einen neuen Sonntag verbrauchen wollte. Das iſt „Futter für Pulver“, flüſterte es in mir, und äußerliche Veranlaſſung warf mich gerade um dieſe Zeit auf eine andere Seite. Ich hatte Karl Schall, den Redacteur der Breslauer Zeitung, kennen gelernt, und er übertrug mir plötzlich die Theaterkritik für dieſe Zeitung. Er that dies wol gerade in Folge unſerer Geſpräche über meine hiſtoriſchen Trauerſpiele. Meine ausgeſprochenen Zweifel, ob ſolche Stücke des Schreibens und Aufführens werth ſeien, ſprachen ihn an. Er war ein Humoriſt und meinte: ich ſollte nur ſo fragſam und nach dem Stein der Weiſen ſuchend die Recenſionen für ſein Blatt ſchreiben. Da käme man aus der Schablone heraus, und das würde die Leſer intereſſiren.

Ich bin Karl Schall lebhaften Dank ſchuldig: er behandelte mich mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit, und durch ihn erſt wurde ich in die actuelle Literatur eingeführt, in die Literatur, welche lebte. Wir in unſerem poetiſchen Vereine gehörten zur halbtodten Buchliteratur; Schall aber hatte ſeit Anfang des Jahrhunderts alles Literariſche perſönlichſt mit durchgelebt. Er kannte die Romantiker perſönlich, er kannte Goethe perſönlich, er war Goethe gefolgt, wie ein Regiſtrator ſeinem Chef folgt, bis in die kleinſte, nichtigſte Aeußerung. Sie war notirt bei ihm, als ob ſie in den „Fauſt“ gehörte.

So wurde ich wie in einen Freimaurer-Orden eingeführt, beſonders während unſerer kleinen Diners. Wir ſpeiſten allein, er und ich, und wenn der Hunger geſtillt war — das dauerte eine gute Weile bei ihm — und er ans Trinken kam, was auch eine gute Weile dauerte, da erzählte und ſchilderte er mir die innerſten Zuſammenhänge und die intimſten Begebenheiten der weimar'ſchen Periode und der romantiſchen Sprünge. Das Alles bildete ſeine Bibel. Er war ein Apoſtel und war dies mit Bewußtſein. Aus dem Kaufmannsſtande hatte er ſich als junger Menſch ſchon dieſer Aufgabe gewidmet, hatte all ſeine Zeit und all ſein Geld darangeſetzt, die damals in der That hochwichtige Entwicklung deutſcher Literatur in allen Ritzen kennen zu lernen, und als das Geld völlig aufgezehrt war, hatte er mit großer Geſchicklichkeit eine Zeitung in Breslau gegründet, die Breslauer Zeitung, eine Concurrentin für die allein herrſchende Schleſiſche Zeitung, dem reichen Hauſe „Korn“ gehörig. Auf das literariſche Moment hatte er dieſe Concurrenz gegründet, und mit dieſem Momente hatte er geſiegt. Er und ſeine Zeitung waren der literariſche Mittelpunkt des großen Herzogthums Schleſien geworden, eines Herzogthums ſo groß und bedeutend wie manches Königreich. Für Schleſien, welches immer reichhaltige literariſche Fähigkeit entwickelt hat — man denke nur an die Opitz, Lohenſtein, Hoffmannswaldau, Logau, Günther, an Holtei, Freytag! — iſt Karl Schall ein wirklicher literariſcher Apoſtel geworden.

Goethe war ſein Mittelpunkt und Endpunkt. Bis auf das kleinſte und feinſte Aederchen kannte er dieſen großen Dichter, und in all ſeinen Formen wußte er ihn auf das geſchickteſte nachzuahmen, namentlich in Gedichten. Das Reimen der zwei letzten Worte in Goethe'ſcher Manier war ihm geläufig wie die Mutterſprache. Und keineswegs blos die Formen, nein, die Geſinnung, die ganze Gedankenwelt, das große, freie Weſen des Meiſters lebte auf und fort in ihm. Freilich unmächtiger, weil er eine viel ſchwächere Natur war als Goethe, eine viel leichtere Natur: aber dieſes Fortleben eines ſo reichen Mannes auch in leichterer Perſönlichkeit war doch ſehr werthvoll und gewährte mir eine ungemeine Belehrung.

Daneben war er witzig, war aufmerkſam und geübt für Ergreifung der Tagesbegebenheit, war ein Luſtſpieltalent, war ein guter Vorleſer, war ein ehrlicher Dolmetſch des Shakſpeare-Humors. Ehrlich, denn er betonte nur das, was er wirklich wiedergeben konnte; er geſtand, daß er mit dem und Jenem nichts anzufangen wüßte. Dadurch unterſchied er ſich vortheilhaft von den Shakſpearomanen, die auch das Unverſtandene preiſen und auch das Unverdauliche empfehlen. Es ſteht damit wie mit allem Geſchichtlichen: nur das lebt wirklich fort, was auch die Nachwelt mit ihrem Odem beleben kann.

Sein Vortrag des Fallſtaff ſtrotzte von Wahrheit. Er hatte völlig das Aeußere Sir John's; wenn er in Wamms, Hoſen und Stiefeln des dicken Ritters fuhr, da bedurfte es nicht der geringſten Zuthat, keiner Watte und keiner Schminke, er brauchte nur hinauszutreten aufs Theater, und das ganze Haus hätte geſchrien: Das iſt er wirklich, der dicke Schäker! Auch das kleine Auge, liſtig und lüſtern lachend, war da, und das ſelige Gelächter über jede Kleinigkeit, ein Gelächter, welches ſich Selbſtzweck iſt, eine fragloſe Lebenswelle heiteren Daſeins. Auch der Gegenſatz fehlte nicht, kläglicher Kleinmuth bei Widerwärtigkeit. Von mir jungem Poltron ließ ſich der alte Herr tröſten und aufrichten, wenn ein empfindlicher Angriff ihn niedergeworfen. Dabei war er jeden Augenblick bereit, ſich zu verlieben, jeden Augenblick bereit, wohlthätig zu ſein weit über ſein Vermögen hinaus. Vom Honorarſatz für meine Recenſionen zum Beiſpiel war nie die Rede. Von Zeit zu Zeit ſah er mich mit glitzerndem Auge an, lachte brauſend und ſchrie: Wieder nichts in der Taſche?! — „Nichts." — Verderbliche Jugend — da! Nicht anſeh'n! Ich hab' auch nicht viel. — Und ſo gab er mir zehnmal mehr, als ich verdiente, und ſo machte er mich zum Journaliſten.

Plötzlich trat ein Zerwürfniß ein. Er ließ mich im Stich bei einer Polemik, er begünſtigte in ſeiner eigenen Zeitung meinen Gegner und verſtümmelte meine Worte. Auf meine Vorwürfe zuckte er blos die Achſeln; entrüſtet ging ich von dannen. Er war nicht ohne ſtarke Schwächen, und ich wußte damals noch nicht, daß man ohne Schwächen ſelten liebenswürdig iſt.

Ich ſelbſt hielt meine Polemik für ſo wichtig, daß ich ſie um jeden Preis ausfechten mußte, und ich war nichtswürdig genug, auf den Ruf der Capulets zu hören. Korn mit der Schleſiſchen Zeitung war Capulet, Schall mit der Breslauer Zeitung war Montague. Auf allen Straßen zogen ſie gegen einander vom Leder, und ſelbſt der Uebertritt eines ſo unreifen Burſchen, wie ich einer war, machte Aufſehen. Schall ſchäumte, und ich fühlte mich ſehr unbehaglich. Ich vermißte da unter den Capulets jeden literariſchen Ton, und als mir Vater Capulet zu einer langen Recenſion über „Hamlet“ ſagte: über ſolch ein altes Stück dürfe eine Zeitung nicht noch eine Kritik bringen, da büßte ich mein Verbrechen in Sack und Aſche. Ich bedurfte dringend einer Erholung. Sie kam in unerwarteter Weiſe.

Paganini trat zum erſtenmale in Breslau auf und begann ſeine Concerte im großen Muſikſaale der Univerſität. In dieſen Saal hatten nach ehrwürdigem Herkommen die Studenten Zutritt zu den Proben. Wir ſtrömten natürlich in Maſſe hin, und der Saal war ganz gefüllt, als das bleiche, ſchwarzhaarige Männchen in ſchwarzer Kleidung vortrat, um ſein Solo zu ſpielen. Unheimlich ſchweifte ſein dunkles Auge über die Studentenfülle hin, und Kundige unter uns flüſterten: „das iſt ihm ſehr unangenehm, denn er ſieht ſich ſehr viel zahlende Zuhörer für den Abend entzogen; er iſt ja unter Anderm auch geizig!“ — Sein moraliſcher Ruf galt überhaupt für ſehr unſicher, war wie ſein dürftiger Leib in ſchwarze Stoffe gehüllt, in düſtere Sagen. Er ſollte einen Menſchen getödtet haben, wol gar ſeinen Bruder, und deßhalb in langer Kerkerhaft verhalten worden ſein. Da habe er ſich eine Geige verſchafft, aber nur Eine Saite erlangen können. Auf dieſer Einen Saite habe er ſich jahrelang geübt und es ſolchergeſtalt zu dieſer enormen Fertigkeit gebracht, zu dieſer dämoniſchen Fertigkeit.

Richtig! Als die Einleitung des Orcheſters vorüber war und ſein Solo beginnen ſollte, da — markirte er blos.

Das war nicht unſere Rechnung, und das Grollen des Sturmes begann; bei der zweiten Nummer aber, als er es wieder geradeſo machte, da brach ein Sturm los, wie ich ihn mein Lebtag nicht gehört habe. Ein paar hundert Studenten, die mit Energie trommeln, pfeifen und ſchreien wollen, bringen einen Höllenlärm zu Stande. Umſonſt ließ Paganini das Orcheſter fortissimo ſpielen, um uns zu übertönen, das Orcheſter wurde von uns überſchrien, die ganze Muſica erlag der Rohheit. Da faßte Paganini einen weiſen Entſchluß: er lächelte. Wir ſchwiegen verblüfft vor dieſem Lächeln, und in die plötzliche Stille hinein ſpielte er die ganze Nummer auf ſeiner Teufelsgeige.

Das gab denn einen Erfolg, wie er ihn vielleicht nie erlebt: wenn ein paar hundert Studenten fanatiſch applaudiren, ſo machen ſie einen Himmelslärm. Und nun ſagten die Flüſterer: „Das iſt in Ewigkeit kein Mörder, das iſt ein guter Kerl!“ Und der Ruhm des ſchauerlich intereſſanten Geigers wurde durch alle Gaſſen poſaunt, Furore auf Furore folgte des Abends, und Breslau ſprach wochenlang von Paganini. Die Stadt war wie verwaiſt, als er von dannen gezogen.

Am erſten Tage dieſer Verwaiſung trat früh am Morgen ein Schauſpieler in mein kleines Zimmer der „Hutſchachtel“. So hieß das vorſpringende flache Häuschen in der Ohlauer Straße, welches ich bewohnte. Der Breslauer Humor für Häuſernamen war damals noch in Blüthe und „polniſcher Herrgott“, „Laterne“, „Löwengrube“ und derlei Titel ſpotteten noch der proſaiſchen Hausnummern. Der Schauſpieler wünſchte ein kleines Stück von mir, in welchem Paganini die Hauptrolle ſpielte; er ſelbſt wollte den Paganini darſtellen auf der Bühne. Er, der Schauſpieler, könne gerade ſo viel Violine ſpielen, um die Abſonderlichkeiten und Kunſtſtücke des Paganini'ſchen Geigens nachzuahmen, und gerade ſo wenig, daß man's für nichts Anderes halten könne, als für eine Traveſtie. Er habe Weib und Kind und würde ſich damit eine Exiſtenz gründen, wenn ich ihm das verlangte Stückchen ſchriebe. — Ich? — „Ja, gerade Sie!“

Ich war angenehm betroffen von dieſem Zutrauen, erklärte ihm aber ehrlich, daß ich das abſolut nicht könnte. Traurig ging Herr Juſt — dies war ſein Name — aus der „Hutſchachtel“, und ich ſah ihm nach die Ohlauer Straße entlang, ſah ihm nach wie Einer, der einen curioſen Trank verſchluckt hat.

Der Trank verurſachte eine Gährung in meiner Phantaſie, und aus der Gährung entwickelte ſich ein poſſenhafter Plan. Das Stück ſollte in China ſpielen; eine wunderſchöne Prinzeſſin gibt dem Drängen ihrer Vaſallen nach und verſpricht, ſich endlich zu vermälen. Aber ſie iſt eine artiſtiſche Natur, ſie erklärt, nur demjenigen ihre Hand zu reichen, welcher ſie durch irgend eine Kunſtleiſtung zu Seufzern und Thränen rühre. Bon! rufen die Vaſallen, und nun beginnt das Turnier. Ein Tenor flötet; die Prinzeſſin bleibt ungerührt, er fällt durch. Ein Tänzer ſpringt; die Prinzeſſin gähnt, er fällt durch. Beſtürzung verbreitet ſich. Da tritt Paganini im ſchwarzen Frack unter die chineſiſchen Großen, und ſchon ſeine Erſcheinung pikirt die Prinzeſſin. 's iſt doch was Anderes, ein Menſch ohne Zopf und in dieſem merkwürdigen Gewande, in einem Fracke! Vorn, wo man die Bekleidung braucht, kurz abgeſchnitten und hinten mit geſpaltenen Zipfeln für den ſchäkernden Wind. Die Aufmerkſamkeit der capriciöſen Dame iſt geweckt, und nun ſpielt er in chineſiſcher Form und doch mit ſo fremdartigem Reize. Nach der erſten Nummer ſeufzt die Prinzeſſin hörbar, und die Vaſallen gerathen in fragwürdige Bewegung; nach der zweiten Nummer entladet ſich die Hyſterie der vornehmen Dame in einen Strom von Thränen, es folgt die nothwendige Umarmung und das unerläßliche Ballet, welches allgemeines Entzücken ausdrückt; der Vorhang fällt über ſeligen Gruppen.

Dies dumme Zeug hatte ich bis Nachmittag niedergeſchrieben und mit dem Titel verſehen: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos", und Abends gab ich Juſt das Manuſcript mit der Bemerkung: da ſei mein guter Wille für ſeine Exiſtenz, aber ich verſtünde eben nicht, ſo was zu machen. Er ſah hinein, zwinkerte mit den Augen und ſagte: „Warten Sie nur!"

Acht Tage ſpäter ſah ich auf dem Theaterzettel: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos". Und Abends wurde der „Schmarrn" wirklich aufgeführt. Und was noch mehr: er machte Glück. Es iſt ganz erſtaunlich, was dem Publicum geboten werden kann, wenn es als Lächerliches geboten wird. Das Bedürfniß des Lachens iſt geradezu ſo gebieteriſch wie das Bedürfniß des Eſſens und Trinkens. Deßhalb war, iſt und bleibt die Poſſe eine ſo wichtige theatraliſche Form, und es verwundert mich immer, daß ſich ſo ſelten dramatiſche Talente derſelben bemächtigen. Sie macht nicht einmal den allerdings ſchwierigen Anſpruch eines Luſtſpieles: daß die Seele der Handlung eine heitere Seele ſei. Sie verträgt einen ernſten Kern und das erleichtert die Compoſition gar ſehr. Wer in gedrängter Form erzählen kann, braucht ſich nur einem luſtigen Dialogſchreiber zuzugeſellen, oder umgekehrt, und es würden ſofort ſogenannte ſolide Poſſen entſtehen, welche das Alltags-Repertoire ſättigen, ſo lange es an poetiſchen Talenten Raimundſcher Art dafür fehlt. Neſtroy, der nur ſatyriſche Fähigkeit hatte, iſt ſtets dieſen Weg gegangen; nur ließ er ſich ſeinen Mitarbeiter immer bloß auf die linke Hand antrauen. Er heiratete vorhandene Erzählungen, vorhandene Stücke. Weisflog's „Arme Seele von Zwickau", welche mich als Gymnaſiaſten in Glogau unterhalten hat, habe ich jetzt einige vierzig Jahre ſpäter als „Lumpaci-Vagabundus" wieder geſehen. Weisflog's Erzählung iſt lange todt, Neſtroy's Verheiratung mit ihr lebt noch.

Jener „Schmarrn": „Nicolo Zaganini" gründete wirklich auf einige Jahre die Exiſtenz des Schauſpielers Juſt. Er reiſte als Theater-Paganini durchs ganze deutſche Reich und beglückte namentlich die kleinen Städte, welche den wirklichen Paganini nicht geſehen. „Iſt doch Eau de Cologne ſelten echt, warum ſollten wir auf dem echten Paganini beſtehen!“ riefen die Kleinſtädter.

Zwanzig Jahre ſpäter trat Juſt Paganini zu meiner Ueberraſchung in Wien vor mich hin und empfahl ſich zu neuem Dienſte. Schwarzer Frack und Geige waren verbraucht, aber die Theater-Erfahrung war üppig gewachſen. Ich machte ihn zum Inſpicienten und Comparſen-Director am Burgtheater, und ſeine fabelhaft wuchernde theatraliſche Phantaſie hat mir manchen erſprießlichen Wink geſchenkt. Ein Theater braucht immer phantaſtiſche Leute, wie der Weinſtock heiße Sonne braucht, ſonſt wird es ſchal wie ungenügend ausgeſonnter Wein.

Mich ließ der alberne Erfolg dieſer Paganini-Poſſe ganz gleichgiltig; aber es war mir gar nicht gleichgiltig, daß ſich Karl Schall danach erkundigt hatte, und daß er in ſeiner Zeitung wohlwollend darüber hatte berichten laſſen. Ich fühlte lange, daß ich zu ihm gehörte, daß ich unrecht gegen ihn gehandelt, daß ich eine Debatte mit ihm brauchte über die Begriffe Poſſe und Luſtſpiel — denn gerade das war ein beliebtes äſthetiſches Fahrwaſſer bei ihm — daß ich ihn beſuchen ſollte. Und der liebenswürdige alte Herr kam mir zu meiner Beſchämung mit dem erſten Schritte entgegen: eins ſeiner winzig kleinen roſenfarbenen Billets fand ſich wieder ein in der „Hutſchachtel“ — eiligſt und ſtürmiſch wie ein Liebhaber, der ſeine Geliebte, wie dick ſie auch war! — nach langer Trennung wiederſehen konnte, ſtürzte ich hin und gehörte nun für immer wieder zum Hauſe Montague.

Das Luſtſpiel war Schall's ſteter Gedanke. Er hatte mit kleinen Comödien, namentlich mit der „Unterbrochenen Whiſtpartie“ glücklich debutirt vor Jahren und war nun jahrelang mit einem großen Luſtſpiele beſchäftigt. „Schwert und Spindel“ hieß es ſchon lange, aber es wurde noch immerfort daran gearbeitet. Daß dies immerwährende Daranarbeiten fehlerhaft, verſtand ich damals nicht. Jetzt weiß ich's. Schall war ein

Autodidakt. So nannte man diejenigen, welche keine gelehrte Univerſitäts-Bildung genoſſen, und daher ſtammte es, daß er ſein Luſtſpieltalent verdarb. Gerade deßhalb wollte er gelehrt, grundſätzlich äſthetiſch componiren, und überſprang er ſein einfaches, natürliches Talent. Der alte Goethe hatte ſeinen redlichen Theil an dieſem Irrgange. Ihm folgte Schall durch alle Windungen der Compoſition, welche mit dem Gedanken allein auszukommen meint und die kaum noch vorhandene ſchöpferiſche Friſche des Talents entbehren zu können glaubt. Sie iſt nicht zu entbehren für Compoſition. Von Jahr zu Jahr wird's deutlicher, daß die Schriften Goethe's aus ſeinen letzten zwanzig Jahren in undurchſichtige Nebel zurückweichen für das leſende Publicum. Und ſo blieb Schall's großes Luſtſpiel, weil es abſtract empfangen wurde, in den Nebeln der Vergeſſenheit hängen. Es wurde einmal, ich glaube in Berlin, aufgeführt und ging unter.

Raupach war in jenen letzten Zwanziger-Jahren allein thätig für das Luſtſpiel. Dürr und recht trocken. Er veranlaßte mich zu Luſtſpiel-Exercitien, die natürlich noch dürrer und trockener ausfielen, und insbeſondere unwahr. Der Raupach'ſche Luſtſpielweg entſtand aus einem poſſenhaften Gedanken und aus dieſem allein. Deßhalb führte ſein Beiſpiel ins Unwahre. Ich mußte mir und Schall eingeſtehen, daß ich gar kein Talent zum Luſtſpiele hatte. Er lachte und ſagte: „Junger Freund! Humor, der ſich behaglich breitmachen kann, kommt erſt mit den Jahren“. — Wenn er kommt! ſetzte ich hinzu. — „Freilich,“ antwortete er, nächſte Woche kommt Holtei von Berlin, der wird Ihnen ſchildern, wie man in der Stille wächſt. Seine „Lenore“ wird aufgeführt.“

12.

Das Schauſpiel „Lenore“, von Holtei, machte damals das größte Aufſehen; es wurde auf allen Bühnen, auf den großen wie auf den kleinen, mit durchſchlagendem Erfolge gegeben. Die populären Lieder, für deren Auffindung Holtei geradezu eine Wünſchelruthe beſaß, waren auf allen Straßen zu hören, ja das „Mantellied“ graſſirte wie eine ſentimentale Marſeillaiſe.

Denſelben Erfolg fand das Stück in Breslau. Der Balladenſtoff mit ſeinem poetiſchen Schauer am Schluſſe erhob auch das große Publicum, welches durch bürgerliches, allgemein verſtändliches Leben hineingeſchmeichelt worden war in das Thema. War das nicht ſehr anerkennenswerth vom Standpunkte des Theater-Kritikers? Gewiß. Aber Unſereiner wollte den Theater-Kritiker tief unter ſich ſehen, wollte ein literariſcher Kritiker ſein und verſtand nicht das Mindeſte von irgend einer neuen Bahn.

Zu neuen Bahnen hatte Holtei ſehr viel Anlage. Er bewahrte ſich immer eine unerſchütterliche Naivetät. Er war naiv im Erfinden, naiv im Ausführen, arbeitete nie nach der Schablone und erfand viel, weil er mit geſundem Auge da Wirkungen entdeckte, wo die gelehrten Schriftſteller nichts bemerkten. Seine Schwäche war immer nur im Geſchmacke zu ſuchen. Und das iſt ganz folgerichtig: wer neu und frei wählt, der wird leicht gegen herkömmliche Maßſtäbe verſtoßen, und was wir Geſchmack nennen, das iſt ſtets mehr oder minder dem herkömmlichen Maßſtabe unterworfen.

Zu Ende der Zwanziger Jahre, als in Berlin das Königsſtädter Theater rüſtig voranging in leichter theatraliſcher Arbeit, war Holtei auf dem Höhepunkte ſeiner dramatiſchen Production, und „Lenore“ war wol ſein größter Erfolg.

Bei mir half ihm das Alles nichts. Ich war recht ein Urbild jener jungen Recenſentenbrut in Deutſchland, die ohne Erfahrung abſpricht und zerfaſert. In keinem Lande Europas iſt die Production ſo preisgegeben wie bei uns; in keinem Lande Europas iſt die allgemeine literariſche Wehrpflicht ſo im Schwange, wie bei uns. Kaum unter den Flügeln trocken, krähen wir gelehrte Weiſen und geberden uns wie gebieteriſche Hähne. Nirgends wird auch ſo viel und ſo Unreifes gedruckt, wie bei uns, und die Klage unſeres Buchhandels, daß unſer Kaufpublicum ſo klein ſei, iſt gewiß zum Theile aus dieſer ſteten Ueberfüllung des Marktes entſprungen, aus einer Ueberfüllung mit mittelmäßiger Waare.

Statt zu unterſuchen, wo denn die unmittelbare Macht läge, welche dieſe „Lenore" doch erſichtlich aufs Publicum ausübte, legte ich meine kaum erlernten Maßſtäbe an das Stück, und da ſie nirgends paßten, ſo riß ich das Stück in hundert Fetzen. Ich that mir noch was darauf zugute, daß ich dem armen Schall zumuthete, ſeinen Freund Holtei ſo behandeln zu laſſen in ſeiner Zeitung. Unparteiiſche Gerechtigkeit! In Wahrheit unreifes Geſchwätz. Schall ließ es auch wirklich abdrucken, und ich machte ihm am Morgen, da die grimmige Kritik in der Zeitung erſchienen, meinen Beſuch, um ihm pathetiſch zu gratuliren zu ſeiner großliterariſchen Unbefangenheit.

Als ich eintrat, ſaß ein Mann in der Fenſterbrüſtung und las. Er war in einen langen blauen Rock gehüllt, trug eine breite weiße Halsbinde und hatte ein blaſſes, ernſthaftes Geſicht. Schall ſchrieb in großer Entfernung von ihm an ſeinem Redactions-Tiſche. Der Mann mit der weißen Halsbinde fragte juſt bei meinem Eintritte mit lauter Stimme: „Aber, Schall, wer iſt denn der Flegel, der das geſchrieben hat?"

Schall lachte über's ganze Geſicht, indem er meiner anſichtig wurde, und ſtatt einer unmittelbaren Antwort ſtellte er mich dem Herrn im blauen Rocke und weißer Halsbinde feierlich vor: Herr Laube.

Erſt nach einer ſchalthaften Pauſe vollendete er die Lu ſpielvorſtellung und ſprach zu mir: Dies iſt Herr v. Holtei.

Ich habe Holtei erſt ſieben Jahre ſpäter in Berlin kennen gelernt, denn an jenem Morgen bei Schall las er ununterbrochen in ſeiner Zeitung und kümmerte ſich mit Fug und Recht nicht im geringſten um den Recenſenten-Flegel.

Ich kümmerte mich indeſſen während der nächſten Monate recht dringend um mich ſelbſt, denn meine Schriftſteller-Laufbahn kam mir bedenklich vor. Das heißt: wie ein Dilettantismus. Und vor allen halbreifen Beſtrebungen habe ich von Jugend auf einen Widerwillen gehabt. Hier aber war meine Bedenklichkeit doch ſicher am Orte: es konnte ſich um mein ganzes Leben fragen. Je intimer ich mit literariſcher Welt bekannt geworden war, deſto deutlicher ſah ich ein, wie viel mir dazu fehlte. In erſter Linie Talent. Was ich in etwa zwei Jahren Alles zuſammengeſchrieben hatte für die „Aurora“, für die Zeitungen, für das Theater, das erſchien mir doch bei ernſtlicher Prüfung leicht, loſe, haltlos, und namentlich ohne die Signatur deſſen, was man Talent nennt. Erfindung, freie, ſtarke Erfindung, meinte ich, iſt das Grundkennzeichen literariſchen Talentes, und dies Grundkennzeichen konnte ich mir nicht zuſprechen.

Ach, das waren verdrießliche Monate, als ich mich wieder nach der Theologie umſah und mich mit dem Gedanken vertraut machte: die Aufgaben zu erledigen für's Candidaten-Examen. Conſiſtorialrath David Schulz mit dem blanken Stiefel in der Hand ſah mich mit ſpöttiſchem Auge an, und die langweilige Exegeſe mit hundert Auslegungen unbeſchreiblich einfacher Bibelzeilen gähnte mir entgegen — und doch geht's nicht anders, raunte mein Gewiſſen, denn dies iſt das Einzige, was du profeſſionsmäßig erlernt haſt, und eine Profeſſion, oder, wie meine Mutter zu ſagen pflegte, ein Handwerk hat allein einen ſichern Boden.

Dieſe verdrießlichen Monate fielen in den Frühling des Jahres 1830. Die Weltgeſchichte kam meinem Entſchluſſe zu Hilfe.

Ich hatte beide Zeitungen, die Schleſiſche und die Breslauer, täglich des Morgens gratis auf meinem Zimmer, und ich las ſie jeden Morgen. Ich las, ohne zu leſen: etwa wie man über China lieſt. Es geht Einen nichts an, man ſieht es gedankenlos durch, nichts haftet, nichts macht einen Eindruck, denn man hat keine wahrhafte Anknüpfung, man hegt für nichts ein wirkliches Intereſſe. So lange Einen die öffentlichen Dinge nicht irgendwie perſönlich berühren, bleiben ſie abſtract, bleiben ſie leblos.

So hatte ich denn auch Alles geleſen, was in Paris vorging, den Abgang Martignac's, den Eintritt Polignac's, die Ordonnanzen des Letzteren und die Prophezeihungen, welche ſich daran knüpften, Alles aber war nur bei mir durchmarſchirt, nichts hatte ſich niedergelaſſen. Da kam die Juli-Revolution ſelbſt, da kamen Thatſachen, Donnerſchlag auf Donnerſchlag, das wurde dramatiſch, das weckte meine Aufmerkſamkeit: nun fielen mir die vorhergehenden Motive ein, nun entſtand ein Zuſammenhang, nun erwachte mein Antheil, nun las ich plötzlich meine Zeitungen mit voller Aufmerkſamkeit und nun verſtand ich auch die Anwendungen auf unſere vaterländiſchen Zuſtände.

Zur Schriftſtellerei reizte mich dieſes übrigens nicht, es brachte mir nur einen neuen Inhalt, der ſich langſam in mir aufbaute. Langſam, denn nur allmälig wurde ich inne, daß oppoſitionelle Schulgedanken und daß namentlich burſchenſchaftliche Gedanken organiſch zuſammenhingen mit dieſem politiſchen Liberalismus. Das Alles wollte verarbeitet ſein und drängte mich viel mehr zu geſchichtlichen Studien, als zu irgend welchen Aeußerungen. Ich glaube, dies war der letzte Druck, welcher mich geradezu von der früheren Schriftſtellerei hinwegtrieb, welcher mich aus der Stadt trieb und in die Einſamkeit drängte.

So machte ich mir denn mit Gewalt klar, daß ich im Grunde ein Ex-Studioſus der Theologie wäre und den herkömmlichen Gang eines ſolchen Ex-Studioſus einzuſchlagen hätte. Deſſen „vidimirte Heerſtraße“ war eine Hauslehrerſtelle. Da unterrichtet man Kinder von Gutsbeſitzern, lebt in einem reizloſen Dorfe, kriegt zu eſſen und zu trinken und einen jährlichen Gehalt von 150 Thalern, führt ſich würdig und tugendhaft auf, der Jugend zum erbaulichen Vorbilde, und beſchäftigt ſich Abends mit den Examen-Arbeiten, welche Einem das Conſiſtorium auferlegt hat.

Das Idyll beginnt! ſagte ich nicht ohne Trübſeligkeit, als ich Abſchied nahm von den poetiſchen Genoſſen, von den Mädchen und luſtigen Kameraden und vom alten Freunde Karl Schall, der mich verſicherte, daß ich ein Eſel wäre und dieſen Zuſtand nicht vier Wochen aushalten würde.

Er irrte ſich. Ein treuer Kamerad aus dem Breslauer Patrizierſtande hatte mir eine Hauslehrerſtelle verſchafft bei ſeinem Oheim, der zwei Meilen von Breslau ein Gut beſaß und zwei Mägdlein wie zwei Knäblein. Die Gegend war von erſchreckender Nüchternheit, aber mein Principal war ein geiſtvoller Mann, der früher Arzt in Breslau geweſen war und Welt und Menſchen kannte, wie Aerzte ſie zu kennen pflegen. Das heißt gründlich realiſtiſch und nur realiſtiſch. Das war eine heilſame Koſt für meine phantaſtiſchen Schriftgedanken. Ihm war es ſichtlich erwünſcht, daß ſein Hauslehrer kein eingefleiſchter Theologe war und die Wahrheit ſuchte; daß er reiten konnte und Zeitungen las und bei einem Glaſe Rothwein für ein Geſpräch brauchbar wurde. Er lachte auch mit überlegener Unbefangenheit, als er entdeckte, daß ſeine Tochter beſſer Franzöſiſch verſtand als ich, der ich ſie in dieſer Sprache unterrichten ſollte, und als ich einen coq d'Inde als „Hahn von Indien“ überſetzte. Truthahn iſt kürzer! rief er luſtig und ließ ſich das Buch zeigen, deſſen Schwulſt uns viel zu ſchaffen machte. Es war Victor Hugo's „Hernani“, der damals neu war und die romantiſche Schule in Frankreich mit Sturmglocken einläuten half.

Ich wurde ein ſtiller, arbeitſamer Menſch, der es geradezu ablehnte, wenn man ihn Sonntags einmal mit nach der Stadt nehmen wollte. Nur einmal lockte es mich wie der alte Kuhreigen: ich las in der Zeitung, daß man an Schiller's Geburtstag ein Schillerfeſt feierte. Das traf mein Herz, und ich wanderte bei abſcheulichem Wetter zu Fuße nach Breslau, unterwegs einen Toaſt in Verſen componirend für meinen idealen Dichter.

Die Städte meiner literariſchen Jugend, Breslau und Leipzig, waren darin den großen Hauptſtädten lange voraus: ſie feierten Schillerfeſte, ehe in Wien oder Berlin an ſo etwas gedacht wurde. Doch nein! in Berlin gab's frühzeitig eine vornehme Gemeinde für Goethe, die oft einen Anlauf nahm zu Goethe-Feierlichkeiten, aber immer ſtecken blieb im vornehmen Anlaufe; denn es fehlte das Publicum für das Feſt und es fehlte das ſchöpferiſche Talent unter den Anſtiftern. Gedanken allein und Bildung reichen nicht zu, wenn man etwas ſchaffen will.

Eigentlich war auch die damalige Schillerfeier in Breslau recht dürr und trocken; ſie hatte ſogar etwas Trübſeliges, als an langer Tafel hie und da ein pathetiſcher Redner ſich erhob, um einen wirkungsloſen Vortrag aufzuſagen. Das hing wol eng zuſammen mit dem leeren Tone der Zeit: trotz Juli-Revolution fehlte es an Schwingung in den Gemüthern, fehlte es an friſcher Bewegung im Sinne der bureaukratiſchen Staatsmenſchen. Und ſtreng bureaukratiſch waren ſie Alle erzogen.

Nur Einer machte eine Ausnahme, und er hatte mich ſchon mehrmals lebhaft angeſprochen. Es war eine lange, ſehr lange Geſtalt mit einem kleinen Vogelkopfe und mit Augen in dieſem Kopfe, welche immer luſtig ſchimmerten. Er ſprach mit ſtarkem Anklange ans Niederdeutſche, was in Breslau auffiel und was mich angenehm an die niederdeutſchen Burſchenſchafter in Halle erinnerte. Dazu eine ganz unmodiſche Tracht: ein mantelartiger Rock, der die Mitte hielt zwiſchen einem Bettelmönche und einem fahrenden Schüler, und auf dem Kopfe ein maleriſches Zipfelmützchen. So hatte ich ihn mehrmals in dem abgelegenen Theile

Breslaus geſehen, welcher zum ſogenannten „Sande“ führt, zu einer Inſel, welche wol früher eine Sandbank geweſen und jetzt eine katholiſche Kirchenreſidenz war. Hier ſaß er tagsüber in einem Kloſterſaale als Bibliothekar, und wenn er in die Stadt herüber kam, da war er luſtig und ſprach verwegen. Wackernagel, welcher mit ihm verkehrte, hatte mich ihm vorgeſtellt, und er ſprach mit mir wie ein Meiſterſinger, der auf Reiſen iſt: die Geſetze der freien Kunſt frei behandelnd. Frei! das war der Charakter, welcher von ihm herabwehte auf mich.

Dieſer lange Mann mit dem reinlichen Vogelantlitze war der Einzige, welcher einen herzhaft klingenden Toaſt auf Schiller ſprach. Er hieß und heißt noch Hoffmann von Fallersleben. Was hat ihm dies „v. Fallersleben“ für giftige Nachrede verurſacht! Adels-Koketterie! ſchrie man in demokratiſcher Zeit und höhnte den eigenen Genoſſen. Denn gerade demokratiſch war Weſen und Talent Hoffmann's von jeher. Eine alte Manier der Minne- und Meiſterſänger hatte ihn veranlaßt, ſich nach ſeiner Heimat, nach dem braunſchweig'ſchen Städtchen Fallersleben „v. Fallersleben“ zu benennen; eine literar-hiſtoriſche Grille war's geweſen, weiter nichts, wol auch ein wenig literariſche Eitelkeit, um nicht im Meere der Hoffmanns zu verſchwinden. Iſt das nicht erlaubt, wenn man Hoffmann oder Müller heißt?

Einige Wochen nach dieſem Schillerfeſte kam mein Principal aus der Stadt — es war ein gräuliches Spätherbſtwetter — und ſchrie mir zu: Revolution in Warſchau! Nun geht's über Europa!

Er war ein kundiger Politiker und machte mich auf alle Fäden aufmerkſam, welche Europa zuſammenhielten; er bewies mir, daß ich eine polniſche Revolution unterſchätzte. Sie haben eine Armee! rief er, und ſind die beſten Soldaten der Welt!

Ich unterſchätzte dieſe Revolution, weil ich in Glogau und Breslau in ſteter Berührung mit Polen geweſen und durchdrungen davon war, daß ſie in ihrem ſtreitſüchtigen Hochmuthe ſich nicht vertragen und nichts geſtalten könnten. Der Ausdruck „polniſche Wirthſchaft“ war in Schleſien ſo landläufig, daß man dort abſolut nicht an die Möglichkeit eines polniſchen Staates glauben mochte. Perſönliche Sympathien fanden die Polen außerdem nirgends unter uns. Der Begriff einer Adelsrepublik ſpritzte überall aus ihnen hervor und machte ſie unangenehm für unſere demokratiſche Empfindung. Das war ganz naturgemäß, und das gerade hat ihnen bisher jedes Gelingen erſchwert. Es iſt nicht ihre Schuld, es iſt ihr Schickſal. Der herrſchende Stamm hat ſich als Adelsſtamm apart gehalten, hat die große übrige Bevölkerung niedergehalten. Was nützte es, daß der polniſche Adel unter ſich demokratiſche Gleichheit ſtandhaft durchgeführt und dem ärmſten Edelmanne immer ebenſoviel Anſprüche zugeſtanden, als dem reichſten? Die erobernde Kaſte iſt Kaſte geblieben, hat die Emancipation der niederen Stände, des eigentlichen Volkes, zu lange verſäumt, und hat damit verſäumt, ein gleichmäßig theilnehmendes Volk heranzubilden. So ſind die unterjochten ſlaviſchen Stämme keine eigentlichen Polen geworden und verſtehen unter dem Namen Polen nur die herrſchende Adelskaſte. „Ich bin Maſur,“ zum Beiſpiel, „nicht Pole!“ kann man heute noch hören. Wäre unſer Feudal-Adel nicht vom deutſchen Bürgerthume überfluthet worden, ſo wäre es uns vielleicht ähnlich ergangen; in Polen aber iſt das Bürgerthum ausgeblieben, und an dieſer Lücke krankt das polniſche Weſen immerdar.

Daher ſtammte auch die Unpopularität der polniſchen Gymnaſiaſten und Studenten die ich in Glogau und Breslau kennen gelernt. Sie geberdeten ſich als eine bevorzugte Kaſte, geberdeten ſich übermüthig! Dazu das Renegatenthum, an welchem wir Deutſche leiden, unſere widerliche Hingebung an prätentiös auftretende Fremde, dies Verleugnen deutſcher Herkunft, deutſchen Namens — dies bezahlten wir den Polen mit erhöhter Abneigung. Kurz, die polniſche Revolution fand nirgends wol geringeren Anklang, als bei uns in Schleſien, wenigſtens in dem Odergebiete Schleſiens.

Mein Principal behielt indeſſen Recht: daß ihnen Großfürſt Konſtantin eine treffliche Armee organiſirt hatte, das wurde von entſcheidender Wichtigkeit. Grimmige Schlachten folgten, und die Polen blieben obenauf. Wir an der Grenze waren reichlich mit Detailnachrichten verſehen, und gewaltige Thatſachen, wie eine dreitägige Schlacht bei Warſchau, verdrängten auch in mir die urſprüngliche Gleichgiltigkeit. Es war doch wirklich ein intereſſanter hiſtoriſcher Witz, daß Großfürſt Konſtantin, der Bruder des ruſſiſchen Kaiſers, immer ſeine Freude nicht verbergen konnte, wenn die Ruſſen geſchlagen wurden von den Polen. Er war ein Vater dieſer polniſchen Armee, und es war ihm eine Genugthuung, wenn er von ſeinen Schülern beſiegt wurde.

So verbreitete ſich dieſer polniſche Krieg über unſeren ganzen Winter, will ſagen über alle Intereſſen deſſelben, und ich gerieth allmälig in Feuer und Flamme. Partei zu nehmen iſt meiner Natur angemeſſen, und ehe der Frühling kam, war ich trotz alledem und alledem ein entſchloſſener polniſcher Parteimann. Mein Principal ſchürte ſo wacker, daß ich im Stande geweſen wäre, mitzufechten.

Ich erſetzte das durch hiſtoriſche Studien nach dieſer Richtung. Als der polniſche Krieg auf der Höhe ſtand und das Zünglein der Wage mitten inne hielt, brachte der alte engliſche Reformheld Lord Brougham — denn da drüben auf der ſogenannten Freiheitsinſel wurde die große Reformſchlacht geſchlagen — ein hiſtoriſches Eſſay über die polniſche Frage. Er rief auf geſchichtlicher Grundlage Europa auf für die Polen. Ich verſchlang die Schrift, ich ſtudirte, was er nur angedeutet, ich meinte, ſelbſt ſchreiben zu müſſen — die Schriftſtellerei wollte mich wieder beim Schopfe faſſen.

Mein Principal lächelte dazu und ſchüttelte das Haupt. Er war ein praktiſcher Mann welcher meinte: es ſei gute Politik, ſich nicht voreilig und unmittelbar an fremden politiſchen Händeln zu betheiligen. Man müſſe die Dinge an ſich kommen laſſen, nicht aber zu ihnen laufen. Die große Politik ſei Unterhaltung — ich ſollte Hauslehrer bleiben.

So geſchah's. Aber der Faden war doch wieder angeſponnen, und der Seiler, welchen wir Schickſal nennen, ſpann den Faden in der Stille weiter. Die Familie zog im Spätwinter einige Monate in die Stadt, und ich natürlich mit ihr. Da kam ich nicht nur mit den alten Genoſſen wieder in Berührung, welche meinen theologiſchen Rückzug beſpöttelten, ich kam auch in eine Berührung, welche mich dem polniſchen Kampfe unmittelbar nahe brachte. Das geſchah im ruſſiſchen Dampfbade, eine damals neue Einrichtung. Ein ſchöner Mann lag neben mir und ſtöhnte: ich fragte nach ſeinem Leiden und erfuhr, daß ihn eine Wunde peinigte. Er ſprach gebrochen Deutſch, und es ergab ſich bei näherer Erkundigung, daß er ein Pole wäre, daß er in der Schlacht bei Iganie verwundet worden, daß er zu ſeiner Heilung nach Breslau gekommen und daß er eiligſt in den Krieg zurück wollte, ſobald ſeine Wunde ſich geſchloſſen. So war ich denn perſönlichſt mitten in den Dingen, welche mich ſchon lange beſchäftigten. Und da der Pole ſah, daß ich allen Vorgängen genau gefolgt und warmen Antheil hegte, ſo öffnete er alle Schleuſen der Mittheilung und wurde Feuer und Flamme, als er hörte, daß ich ein Schriftſteller und daß ich ein Memoire ſkizzirt hätte. Das gerade wäre es, was ſie ſuchten und brauchten: die Preſſe und hiſtoriſche Memoires für auswärtige Mächte. Wielopolski werde eben nach England geſchickt, ein Anderer ſollte nach Paris. „Schreiben Sie, ſchreiben Sie! wir fahren nach Leipzig" — der Pole fährt immer, wenn er von Reiſen ſpricht — „und laſſen dort drucken, und dann fahren wir mit der gedruckten Broſchüre nach Paris."

Der Seiler drehte alſo heftig. Mein Principal hatte juſt ein großes Gut gekauft, welches weit, weit drüben im ſandigen Schleſien des rechten Oder-Ufers lag, da wo Schleſien ſelbſt polniſch (waſſerpolakiſch) und über die Maßen unſchön wird — dahin mochte ich nicht. Wir ſchieden von einander, nicht ohne Weh. Er war ein tüchtiger Mann, welcher mich liebevoll gefördert; ja es war mir faſt ängſtlich zu Muthe in meiner neuen Freiheit, denn der tägliche Verkehr mit meinem Polen belehrte mich bald, daß wir grundverſchiedener Nationalität angehörten und daß uns kaum ein allgemeines Princip gemeinſchaftlich war.

Die ganze Wahrheit zu ſagen: wie brav er war, wie tüchtig in völliger Hingebung, in fragloſer Aufopferung für ſein Vaterland, er muthete mich bei längerem Umgange doch wildfremd an, er ſchreckte mich zurück durch Züge despotiſcher Rohheit, und was das Schlimmſte war: er langweilte mich. Immer und immer nur Vaterland! Vaterland! — „Oicisna“! glaube ich, rief er — und für nichts weiter auch nur eine Aufmerkſamkeit, viel weniger einen eingehenden Sinn, das war doch gar zu öde! Und das iſt keine Ausnahme, im Gegentheile, es ergeht uns mit Slaven, auch wenn ſie recht gebildet ſind, franzöſiſch gebildet ſind — und die franzöſiſche Art iſt ſtets die Art ihrer Bildung — es ergeht uns mit ihnen wol immer ſo. Mit dem Mittelſtande, welcher ihnen fehlt, fehlt ihnen das mannichfaltige Geflecht von Intereſſen, welches uns belebt.

Wir waren ins Gebirge hinauf „gefahren“, weil er in einem Badeorte, in Salzbrunn, die Heilung ſeiner Wunde vollenden wollte. Hier wohnten wir auf Einem Zimmer, und ich ſchrieb täglich an dem Memoire. Es wurde eine genaue Schilderung aller Vorgänge und Perſönlichkeiten, welche den polniſchen Revolutionskrieg charakteriſirten. Mein Pole kannte Alles und Alle bis in die verborgenſten Falten, jeden Schlachtplan, wie er entworfen, wie er verändert, wie er ausgeführt worden, jeden General, jeden Miniſter. Ich lernte Strategie, für welche ich Fähigkeit in mir zu entdecken meinte; ich lernte ein Staatstreiben mit all ſeinen Intriguen kennen, ich lernte lebensvolle Charaktere kennen und die Konſtantin, Kaiſer Nikolaus, Paskiewitſch, Chlopicki, Skrzynecki, Dwernicki, Czarnowſki bis auf den unerſchöpflich erfinderiſchen Strategen Prondzinſki wurden mir ſämmtlich nach dem Leben portraitirt. Auch in Betreff der Faſſung lernte ich reichlich. Die Schrift hatte einen beſtimmten Zweck, einen diplomatiſchen, und mein Pole beanſtandete oft meine ſchönſten Phraſen. „Nicht zu viel, nicht zu ſtark!“ rief er einmal und das andere, „kein Superlativ, der macht die Staatsmänner ſcheu!“

So war der Frühſommer gekommen, wir waren dem Ende unſerer Arbeit nahe; die polniſche Armee war auf dem Höhepunkte ihres Glückes, war in voller Offenſive über die Narew gegen den Bug vorgedrungen und hatte überall die Ruſſen geworfen; der Tag unſerer Abreiſe nach Leipzig war feſtgeſetzt, und ich kam von einem Beſuche im Pfarrhauſe zurück. Dort erholte ich mich in deutſcher Familie, welche ich von meiner Schweidnitzer Gymnaſialzeit kannte. Ich kam über den Fürſtenſtein und durch den romantiſchen Fürſtenſteiner Grund zurück, eine romantiſche Landſchaft kleinen Styls, welche die Perle der dortigen, ſonſt ziemlich dürftigen Landſchaft heißt; ein Naturgenuß, den ich immer allein ſuchen mußte, denn mein Pole hatte kein Auge für Landſchaft, er blickte nur nach Innen und ſeufzte: „Oicisna“! — Da ſtürzte er mir entgegen, ein Zeitungsblatt in der Hand, geknickt, vernichtet, eine wirklich tragiſche Geſtalt, welche mich tief rührte. In der Zeitung ſtand die Nachricht von der Schlacht bei Oſtrolenka. Die ruſſiſchen Garden hatten Skrzynecki über die Narew zurückgedrängt, er hatte an der Brücke eine Schlacht geliefert und ſie verloren. Der Wendepunkt war eingetreten. Polens Kriegswagen rollte abwärts.

Mein Pole machte ſich keine Illuſion. „Wir ſind in Lebensgefahr,“ rief er, „und ich muß hin!“

Den Abend noch nahm er Abſchied. Unſere Schrift kam nun zu ſpät. „Ehe ſie gedruckt iſt,“ ſagte er weinend, „werden wir todt ſein!“ — Und ſo ſtieg er in den Wagen, ich hab' ihn nie wieder geſehen; er iſt in der letzten Schlacht bei Warſchau gefallen, wie mir polniſche Flüchtlinge ſpäter berichtet haben.

Ich ſelbſt wollte wenigſtens das Meine thun, die Schrift in die Welt zu bringen: ich ſchrieb ſie raſch zu Ende und ſchickte ſie nach Hamburg an Hoffmann und Campe. Dies war die Buchhandlung, welche ſich zum Stapelplatze machte für freiſinnige Bücher und welche denn auch ſpäter von einzelnen Regierungen in den Bann gethan wurde. Der Bann lautete dahin, daß alle Verlagsartikel dieſer Firma unbeſehen verboten waren und nicht verkauft werden durften. Die Erbſünde im Staatsleben wurde decretirt, ein weltliches Papſtthum kam in Mode. Allerdings hatte dieſe Hamburger Buchhandlung Veranlaſſung gegeben, ihr Seelenleben arg zu verdächtigen: ſie verlegte die Bücher Heinrich Heine's und hatte ſoeben eine Geſammtausgabe von Börne's Schriften gebracht. Beide Schriftſteller waren zwar eigentlich damals noch nicht ſo nackt hervorgetreten in revolutionärer Geſtalt; ſie trugen Beide noch artige belletriſtiſche Feigenblätter. Das Directeſte, was Heine gebracht, war eine Vorrede gegen den Adel, und in der Börne'ſchen Sammlung — großentheils Auszüge aus ſeiner kleinen Zeitſchrift: „Die Wage“, welche er in Frankfurt herausgegeben — war neben liberalen Buchkritiken humoriſtiſcher Nachtiſch die Hauptſache. Sein „Eßkünſtler“ von der Table d'hôte im „Schwan“ zum Beiſpiele war ein geſuchter Artikel. Aber die ſtrengen Regierungen hatten doch die richtige Witterung; es wurde damals ſchon deutlich, daß ſich die liberale Partei die Namen Heine und Börne zu Fahnenträgern erwählen würde. Beide ſtammten aus freien Städten, aus Hamburg und Frankfurt, Beide hatten ſich in die Stadt der Juli-Revolution, hatten ſich nach Paris begeben.

Es lag alſo nahe genug, daß ich mich mit meinem polniſchen Buche an Julius Campe, den Chef jener liberalen Buchhandlung in Hamburg, wendete. Im Salzbrunner Pfarrhauſe wartete ich die Antwort ab.

Ich ſchwebte ſchon wieder einmal zwiſchen mehreren Winden. Die Hauslehrerei, der Vorhof zur gottesgelehrten Wohnung, war wieder aufgegeben, und von ganz neuer Seite war ich wieder in das Zeltlagerleben der Schriftſtellerei gerathen. Wohin endlich?

Die Paſtor-Familie, beſonders das zahlreiche Töchter-Contingent in derſelben, hörte kopfſchüttelnd zu und ſichtlich mißvergnügt, wenn von ſolcher Schriftſtellerbahn die Rede ging. Freie Künſte! war das Schreckenswort, welches man dafür bereit hielt; unter dieſen freien Künſten figurirte aber neben dem Schauſpieler auch der Kunſtreiter und der Kammerjäger. Kammerjäger war der wandernde Mann, welcher Ratten und Mäuſe vertilgt in Haus und Hof.

Selbſt der alte Paſtor, ein recht lebhafter Kopf, warnte dringend vor abenteuerlichen Schritten und beſtritt mir zuverſichtlich, daß ich ungeeignet wäre für das Amt eines Paſtors. Wenn er Sonntag Mittags ſtark geſpeiſt, da ſchickte er mich zur Nachmittagspredigt auf ſeine Kanzel; die ganze Familie hörte meine ſtereotype Predigt an und zeigte ſich ſehr erbaut von meiner Rednergabe, der Paſtor ſelbſt aber ging dann mit mir durch Wald und Feld und wies mich auf die Verehrung hin, welche ihm, dem Seelſorger, alle Begegnenden ausdrückten. Das ſei doch eine Stellung im Leben, welche großes Genüge biete. „Und ſie macht Einen ſelbſt" — ſetzte er hinzu — „von Tag zu Tag beſſer. Ganz von ſelbſt trachtet man, jener Verehrung würdig zu werden, welche uns die Menſchen entgegenbringen."

„Aber das Dogma", rief ich, „das Dogma! All dieſen Leuten iſt es unzweifelhaft, und ich, der Lehrer, glaube nicht daran — welch ein lügenhafter Beruf!"

„So iſt es auch nicht, ſo wenigſtens nicht. In der Praxis lernen Sie bald, daß der ſchwache Menſch ſeinen Stab braucht. Dieſen oder jenen. Der eine iſt vorhanden, iſt bereit für Jedermann, hat das Zutrauen von Jedermann. Binnen Kurzem finden Sie, daß dies ein unſchätzbarer Vorzug iſt, und daß der Stab auch Ihnen handlich und werthvoll wird. Was wiſſen Sie denn?

Was Beſſeres? Nein. Und das Bedürfniß haben Sie auch, wie jeder denkende Menſch. Sie bilden ſich alſo ſelbſt Vorſtellungen von einem Jenſeits, vom Verhältniſſe zum Schöpfer. Dieſe Vorſtellungen ſind und bleiben vag und willkürlich. Sie wechſeln mit ihnen. Ihr Verſtand aber ſagt Ihnen bald, daß man ſolche Willkür, ſolche Vagheit, ſolchen Wechſel nicht der großen Menge zumuthen darf, denn dieſe würde dadurch nur beunruhigt, würde irre, würde wüſt. Eine wüſte Menge beſchädigt ſich und die Anderen fortwährend, ja zerſtört ſich und die Anderen; für eine ſolche iſt kein Zuſammenleben, kein Staatsleben möglich; der ewige Krieg, die Barbarei bricht dann über uns herein. Das Religionsleben iſt ja in ſeiner wichtigeren Hälfte Moralleben; geräth dies ins Schwanken, ins Zweifeln, ins Streiten, dann hält kein Grundſatz mehr feſt und kein Verhältniß iſt mehr ſicher. Und wenn Ihr Verſtand Ihnen dies Alles geſagt hat, dann ſetzt er auch hinzu: Seien wir froh, daß ein durch Tradition geheiligtes Tempelhaus vorhanden und den Menſchen ehrwürdig, ja tröſtlich iſt! Für dich ſelbſt — ſetzen Sie hinzu — wird es von Tag zu Tag werthvoller, weil es hundertfachen Anlaß bietet zu guter Mahnung, zu heilſamer Folgerung. Nicht wahr?“

Ich ſchwieg.

„Mit Einem Worte,“ ſchloß der alte Herr, „das Dogma wird Ihnen allmälig ein bloßer Rahmen, und an den Rahmen ſelbſt gewöhnen Sie ſich.“

So bearbeitet, kam ich nach Breslau zurück, miethete mir ein kleines Zimmer und begann wieder einmal uneingeſchränkt theologiſche Studien. Das Examen wenigſtens wollte ich erledigen. Des Morgens um Fünf ſchon kam ein junger Iſraelit zu mir und lehrte mich die Propheten des Alten Teſtamentes verſtehen, denn dieſe alten eifrigen Männer lagen mir am fernſten. Es ging mir aber wie in Halle, wo ich in früher Morgenſtunde Logik erlernen wollte: ich lernte nichts. Mein junger Lehrer war vortrefflich und iſt ſpäter eine Notabilität geworden in ſemitiſcher Sprachwiſſenſchaft, des Namens Fürſt: ich junger Schüler aber war geradezu unfähig. Das Thema intereſſirte mich nicht, und man lernt eben nur das, was Einen intereſſirt.

Und nun kam obenein Antwort aus Hamburg von Hoffmann und Campe. Julius Campe ſchrieb, er werde mein Buch über Polen ſogleich drucken. Das warf Feuer ins Dach, ein Feuer, welches die alten Propheten verzehren mußte. Jetzt zeigte ſich's, wohin die Neigung drängte, und jetzt wurde ich auch gewahr, daß ich mein kleines Paterrezimmer in der Taſchengaſſe geſucht hatte. Dort in der ſogenannten „kalten Aſche“ ſtand das Theater, dort verkehrten zu jeder Stunde des Tages Schauſpieler und Dichter, dort war der ungünſtigſte Platz für das Alte Teſtament; alſo denn! ſchloß ich —

Da ſchob ſich wiederum ein Balken vor meinen Schluß: ein Brief von einer Dame. Ich hatte dieſe Dame kennen gelernt, als ich draußen auf dem Dorfe Hauslehrer geweſen am linken Oder-Ufer. Die Dame wohnte am rechten Ufer in einem ſchloßartigen Herrenhauſe. Dort war ich einigemale zum Beſuch geweſen und dort hatte es mir ſehr wohl gefallen. Die Dame ſelbſt, die Herrin des Hauſes, war literariſch gebildet, war eine Freundin Karl Schall's, ſah öfters die Koryphäen Breslaus in Kunſt und Wiſſenſchaft bei ſich und verfügte über eine ausgeſuchte Bibliothek. Ein ganzes Zimmer war angefüllt mit guten, ſogar ſchön eingebundenen Büchern, und ſo wie ich als Knabe einen ſchweigſamen Bäcker in Sprottau für den glücklichſten Menſchen gehalten hatte, der jeden Nachmittag auf der warmen Ofenbank liegen und Romane „ſchmöckern“ konnte, ſo hielt ich es jetzt für einen idealiſchen Zuſtand, ſich täglich in ein ſolches Bibliothekzimmer ſetzen und gute Bücher leſen zu können. Ich hatte ein tiefes Bedürfniß, noch jahrelang lernen zu können, aber nur lernen, was mich anſpräche, nicht den Zorn Ezechiel's und Habakuk's. Und nun ſchrieb jene Dame: Wollen Sie Hauslehrer für meine beiden Kinder werden, ſo kommen Sie zu uns heraus. Aber Sie müſſen ſich binnen drei Tagen entſchließen!

So ſtand Herkules wieder am Scheidewege. Ach, Herkules ohne herkuliſche Eigenſchaften!

13.

Julius Campe, der liberale Hamburger Verlagsbuchhändler, welcher mich Anno 31 durch ſofortige Annahme meiner erſten hiſtoriſch-politiſchen Schrift in neue Zweifel ſtürzte, war ein eigenthümlicher Kauz. Man kennt ihn aus ſeiner unerquicklichen Correſpondenz mit Heine, deren Abdruck mancher redliche Leſer verwünſcht hat. In Leipzig und Hamburg habe ich ihn perſönlich kennen gelernt, und ich muß immerhin ſagen, daß er ein ziemlich merkwürdiger Mann war. Eine gedrungene Geſtalt, ein reinlich norddeutſches Geſicht mit ſcharfen lichten Augen. Er ſprach ſorgfältig und ſauber, und was er ſprach, war ein eigenes Gemiſch von Tarif und Grundſätzen. Der Tarif betraf die Buchkäufer in den verſchiedenen deutſchen Ländern, welche er wie ein literariſcher Geograph claſſificirte, und die Grundſätze beruhten auf hausbacken republikaniſchem Freiſinne, welcher immer an die freie Stadt Hamburg anknüpfte. Er war in den Freiheitskriegen Kriegsmann geweſen, ich glaube Huſar, und dies war die Grundlage all ſeiner hiſtoriſchen Folgerungen. Von dieſer Grundlage aus docirte er. Das politiſche Dociren war ihm ein Bedürfniß; er hatte ſich allmälig daran gewöhnt, eine politiſche Inſtanz in Europa zu ſein, wenigſtens in Deutſchland. Wenn etwas vorging, was ſeinen Grundſätzen widerſprach, da erhob er ſich wie ein buchhändleriſcher Staatsanwalt und ſagte: Dagegen muß eingeſchritten, dagegen muß eine Broſchüre oder ein ganzes Buch verlegt werden. Er hatte auch völlige Recepte für ſolche Broſchüren und Bücher, und mir ſelbſt hat er mehrmals dieſe Recepte ausführlich entwickelt. „Vor allen Dingen Humor, junger Freund!“ — ſagte er — „nie ohne Humor! Der iſt heutzutage unerläßlich, er verdoppelt die Zahl der Käufer.“

Manuſcripte gingen ihm zu wie einem Theater-Director, das heißt viel mehr, als er leſen mochte und konnte. Er beſoldete denn auch Hilfsleſer und ſah nur an, was auserwählt worden war. Seine Hauptthätigkeit verwendete er auf die Correſpondenz, welche er in ſchöner Handſchrift ſchreibſelig führte.

Sein Verlag wäre unmöglich geweſen ohne den deutſchen Bund. Der Bund als politiſche Macht nämlich verbot zwar dieſen Verlag und ächtete ihn, aber der Bund als ausführende Behörde ſorgte dafür, daß er entſtehen und beſtehen konnte. Folgendermaßen: In neununddreißig Staaten gab es neununddreißig Regierungen, und das war recht ſchlimm für einheitliche Durchführung beſchloſſener Maßregeln, war aber recht vortheilhaft bei Durchführung von Maßregeln, die von zweifelhaftem Werthe waren oder gar von ſchädlicher Beſchaffenheit. Die ſchlechten Maßregeln waren ebenſo ſchwer durchzuführen wie die guten; denn einige Regierungen blieben immer übrig, denen dies und jenes Gebot oder Verbot nicht dringlich erſchien. Beſonders wenn der angrenzende Staat heftig dafür ins Zeug ging, dann war dies ſchon Grund genug, ſich die Sache zu überlegen. „Warum geht der Staat dafür ſo heftig ins Zeug?“ — fragte man mißtrauiſch — „ſteckt dahinter nicht eine für uns bedenkliche Abſicht? Und jedenfalls müſſen wir zeigen, daß wir auch was bedeuten!“

Dieſer mannichfaltigen Macht, welche man jetzt Particularſtaat nennt und welche grunddeutſch iſt, germaniſch, um das Kind beim Taufnamen zu nennen, dieſer mannichfaltigen Perſönlichkeit im Staatsganzen ſchreiben denn auch Hiſtoriker das Gelingen der kirchlichen Reformation in Deutſchland zu. Die kirchlichen Rebellen fanden Zuflucht in Sachſen, in Heſſen und da und dort, und der Kaiſer ſcheiterte mit ſeinen Verboten. Auch in England ſchiebt man es der germaniſchen Grundlage zu, daß die kirchliche Reform ſich durchſetzte, und die Schweiz war ja erſt recht ein Herd für mannichfache Regierungen. Unter den romaniſchen Völkern dagegen war Frankreich in erſter Linie, trotz mächtigen Hugenottenthums, gerade durch ſeine Neigung zur einheitlichen Macht im Stande, und nur dadurch im Stande, die Reformation zu unterdrücken.

Aehnlich erging es von der Juli-Revolution an im deutſchen Vaterlande. Was in Preußen verboten wurde, blieb in Baden erlaubt; wer hier ausgewieſen wurde, flüchtete zum Nachbar; eine völlige Vertilgung war nicht erreichbar, und unter lächelndem Schweigen des Hamburger Senats verlegte Julius Campe.

Es muß eben Alles bezahlt werden: die deutſchen Unitarier werden ſich wundern, wenn ſie ihr Ziel erreichen, ſie werden ſich wundern, daß es monoton wird in unſerer Geiſteswelt und daß die wichtigen Widerſprüche verſtummen.

Ich perſönlich fand die Kraft, dem Sirenenrufe zu widerſtehen, welcher aus Campe's Annahme meiner Schrift durch meine Ohren ſäuſelte; ich entſchied mich für die Bibliothek in meiner neuen Hauslehrerei. Ob ich Theologe bliebe und würde oder ob ſonſt was? ich ſah es nicht am Horizonte, aber ich wußte ganz beſtimmt, daß ich noch lernen müßte, lernen — und ſo wurde ich wieder „Hofmeiſter“, wie die alte wunderliche Bezeichnung lautete für ſolches Amt.

Jene Bibliothek war eigentlich zum Beſuche da, ſie gehörte einem leichtlebigen Edelmanne, der reiſemäßig in der Welt draußen lebte. Er galt für einen geiſtvollen Epikuräer, der in origineller Weiſe das Leben genöſſe, ſich aber vorſichtig einen literariſchen Boden bewahrte. Er hieß Baron v. Baerſt und ſein Name war ſehr bekannt in Schleſien. Ich weiß nicht, ob er aus Schleſien ſelbſt ſtammte, ich bezweifle es faſt, aber die Miſchung ſeiner Eigenſchaften hatte etwas Schleſiſches. Vielleicht die nahe Berührung mit dem glänzendſten Slaventhume, mit dem polniſchen, hat in manchem ſchleſiſchen Gutsbeſitzer eine Neigung entwickelt zu epikuräiſcher Weltanſchauung. Genießen! Genießen! Die Rechtfertigung eines leichtſinnigen Syſtems legt man ſich zurecht durch zupaſſendes Studium. Rechtfertigung gibt ein Anſehen, gibt einen ſchätzbaren Anhalt für Stunden trüber Laune, und wenn man von Athen herab bis London und Paris die Sprüche heiterer Menſchen von Epikurus bis Rochefoucauld und Shaftesbury nachlieſt, ſo findet man eine Menge anmuthiger Spazierſtöckchen, auf die man ſich zu ſtützen ſcheint. Ein Führer dieſer Richtung war Baerſt. Er kam nach meiner ſchleſiſchen Zeit auch wieder zurück ins ſchleſiſche Land, übernahm nach Schall's Tode deſſen Zeitung und gab ein Buch heraus, welches Grundſätze heiterer Lebens-Philoſophie ſchmackhaft zu entwickeln ſuchte. Mancher Landjunker an der Oder und Spree hat's geleſen und würzt ſein Geſpräch mit den Spezereien dieſes Buches.

Für ſeine Bibliothek bin ich ihm zeitlebens dankbar: ſie hat mich ein Jahr lang ausgiebig genährt. Namentlich mit hiſtoriſchen Werken war ſie gut verſehen, und ſo wie mich Kirchengeſchichte immer mehr intereſſirt hatte als Exegeſe, ſo entwickelte ſich jetzt in mir die Neigung zu Geſchichtsſtudien ganz und gar. War es mangelhafter Sinn für Abſtraction und recht im Gegenſatze davon Sinn für all das, was wirklich geweſen, wirklich vorhanden? Doch wol. Geſtalt, greifbare Geſtalt brauchte ich, wenn ich Antheil hegen ſollte.

Die laufende Zeit und das Leben im ländlichen Herrenhauſe ſorgten reichlich dafür: der polniſche Krieg dauerte trotz Oſtrolenka noch eine zeitlang fort und nahte der Kataſtrophe. Flüchtlinge kamen ſchon jetzt und kehrten bei uns ein. Edelleute beim Edelmann. An dieſem geſelligen Verhältniſſe erkannte ich erſt recht deutlich, daß es eine ariſtokratiſche Bewegung war, welche da oſtwärts einige Meilen von uns in blutigem Kriege ſtand. Als nun gar der letzte Kampf dieſſeits der Weichſel vor den Thoren Warſchaus ausgekämpft, als Warſchau gefallen war, da kehrten die Fliehenden in ganzen Trupps bei uns ein, lauter Officiere, darunter die ſtolzeſten polniſchen Namen. Sie ſtrömten Alle nach Frankreich, welches ſie trotz ſteter Enttäuſchung immer wieder als ihr Rettungsland betrachten. In abgeriſſenen Uniformen, aber in feiner Salonhaltung ſaßen ſie bei uns zu Tiſche und ſprachen wie vornehme Leute von den Begebenheiten in Polen, die kaum vor einer Woche ſich ereignet hatten, wie von fernliegender hiſtoriſcher Angelegenheit. Sie waren nicht minder Patrioten als mein „oicisna“ ſeufzender Stubengenoſſe in Salzbrunn geweſen, aber ſie waren vornehmer. Die geſellige Form ſtand voran, und ſie verlangt Faſſung, ſcheinbare Gleichgiltigkeit auch bei den grimmigſten Vorfällen. Die ewige Hoffnung des Polen fehlte natürlich auch nicht — morgen, übermorgen kommen wir wieder! Im Tone der Salonſprache klang dieſe „ewige Hoffnung“ ungefähr wie eine Impertinenz.

Ich denke ganz gern zurück an das Jahr in jenem Herrenhauſe. Es lag in einem Teiche und bildete eine Inſel. Reizlos dehnte ſich die Erde ringsum, und auch die etwa zehn Minuten entfernte Oder war kahl; im Hauſe ſelbſt aber und dicht neben demſelben, wo man einige Büſche künſtlich angelegt, war's behaglich. Da waltete eine lebhafte Edelfrau, welche ſich für jegliche Kunſt und Wiſſenſchaft intereſſirte; da regierte ein Edelmann, welcher den militäriſchen Landjunker mit all ſeinen Nuancen vollſtändig darſtellte; da waren zwei Kinder, ein Mägdlein und ein Knäblein, welche meine Weisheit allerliebſt verehrten, und da ſprachen allwöchentlich Beſuche ein aus Breslaus höheren Kreiſen, welche Discuſſion brachten über Staat und Literatur. Der Staat als ſolcher kam damals, bald nach der Juli-Revolution, täglich in Rede. „Unbegreiflicherweiſe!“ rief der Hausherr, welcher „die Linie und die Landwehr“, kurz den preußiſchen Staat als etwas betrachtete, was über aller Discuſſion ſtünde, und welcher den ganzen Begriff einer ſogenannten „neuen Zeit“ lächerlich fand. Sein „Unbegreiflicherweiſe!“ war hiſtoriſch echt: vor dem Juli 1830 hatte man in Preußen den Staat wie eine unzweifelhafte Vollkommenheit betrachtet, wie ein Uhrwerk, an welchem nur ein Frevler rütteln könnte.

Alle Parteimeinungen waren bei Tiſche vertreten: Vater und Sohn waren conſervativ und ruſſiſch, Mutter und Tochter liberal und polniſch, die Schweizer Gouvernante kosmopolitiſch, und die Breslauer Gäſte verſtärkten bald dieſe, bald jene Seite — ich gerieth zum erſtenmale in meinem Leben in die tägliche politiſche Debatte und fand immerfort Veranlaſſung, Aufklärungen zu beſchaffen aus den Büchern der Baerſt'ſchen Bibliothek, ich machte eine politiſche Erziehung durch.

Jarke's „Politiſches Wochenblatt“ begann damals in Berlin und ſtiftete die Anfänge einer künſtlichen politiſchen Schule, welche ſpäter durch die Profeſſoren Leo und Stahl für Preußen von Bedeutung wurde. Das Blatt ward in unſerem Hauſe gehalten, und namentlich Karl Witte, ein Verwandter des Hauſes, welcher oft von Breslau zu uns herauskam, erklärte uns die Grundſätze deſſelben. Es iſt derſelbe Witte, welcher in früher Jugend ein Wunderkind war und trotzdem ein geſcheiter Mann geworden, ja als Dante-Forſcher eine Autorität geworden iſt, ein bildſchöner Mann von reicher Bildung und feiner, flüſſiger Rede. Die ſpitzen ſt und ſp, welche ich mir in der Halle'ſchen Burſchenſchaft ebenfalls von den Niederdeutſchen angewöhnt und der Kanzel wegen mühſam wieder abgewöhnt hatte, gaben ſeiner Rede etwas Süßliches und gefielen den Damen. Für den öffentlichen Vortrag iſt dieſe buchſtabenmäßig richtige Ausſprache bekanntlich nicht zu gebrauchen, denn alle Welt ruft: ſie widerſpricht dem vollen Charakter der deutſchen Sprache, ſie bringt eine liſpelnde Tönung hinein, welche unſerem Weſen nicht zuſagt. Und was alle Welt ſagt, das wird Geſetz für die Oeffentlichkeit. Das Theater iſt hierin entſcheidend. Selbſt in Hannover und Hamburg, wo man ſt und ſp buchſtabenmäßig ſpitz ausſpricht, ſchteht man und ſchpricht man auf der Bühne.

Von Jugend auf hab' ich immer lebhaft Partei genommen, ich bin bis in meine alten Tage dieſer Neigung verfallen geblieben, und ich wurde denn auch in dieſer mir neuen Welt der Politik ſehr bald ein leidenſchaftlicher Partiſan des Liberalismus. Der Liberalismus wurde mir die angewendete Theologie. Meine Examen-Aufgabe „Ueber die Erbſünde“ ſchrieb ich maſchinenmäßig und ohne inneren Antheil, „Chriſti Bergpredigt“ aber, den Kern des Chriſtenthums, meinte ich ins Werk geſetzt zu ſehen in den liberalen Grundſätzen eines neuen Staatslebens; ich ergriff dieſe liberalen Grundſätze wie die Leitfäden einer neuen Religion. Nein, nicht wie einer neuen, ſondern wie eine Herſtellung der alten Religion, des alten, echten Chriſtenthums. Meine theologiſche Wiſſenſchaft hatte mir ja deutlich gemacht, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert die hohe Lehre des Heilands verfälſcht und verdorben worden ſei. Vom Monotheismus an, vom Glauben an einen Gott an, von dieſer unſerer Erbſchaft aus dem Judenthume an hatte mir die Dogmen- und Kirchengeſchichte Verfall auf Verfall gezeigt: Vielgötterei, Abgötterei, Götzendienſt in allen Formen, Zurückdrängen des hohen ſittlichen Kernes, Vordrängen der Amtsleute und des Intereſſes dieſer Amtsleute, Prieſterthum ſtatt Chriſtenthum. Umſonſt hatte Chriſtus die eigennützigen Verwalter geſtäupt und aus dem Tempel gejagt, umſonſt hatte er gelehrt, daß Gott angebetet werden ſolle „im Geiſte und in der Wahrheit“ — der ganze heidniſche Kram des Römerthums wurde wieder hervorgezogen, alle erſinnlichen Aeußerlichkeiten wurden wieder zur Hauptſache gemacht, eine ſogenannte Göttlichkeit nach der anderen wurde wieder in Perſönlichkeiten eingeführt, der heidniſche Pontifex maximus erſchien wieder und in rieſenmäßig vergrößerter Geſtalt. Die heidniſchen Römer hatten ihn doch ſorgfältig beſchränkt unter die Bedingungen des Staates; die chriſtlichen Römer ließen ihn hoch über den Staat hinauswachſen, ließen ihn Götter ernennen und ließen ihn Vollmachten ausüben, welche Chriſtus ſelbſt nie in Anſpruch genommen, mit Einem Worte: die große, liebevolle Demokratie der chriſtlichen Lehre wurde eingeſargt in eine herrſchſüchtige Ariſtokratie der

Kirche, welche dem Worte und Weſen Chriſti ſchnurſtracks widerſprach.

Dieſem Laufe eines Jahrtauſends war in der Reformation Halt zugerufen worden. Dieſer Halt hatte aber eben nur eine kurze Strecke weit gewirkt. Die Aenderung war nicht allgemein geworden, war nicht durchgedrungen bis in die Tiefe. Der Bauernkrieg namentlich hatte Luther erſchreckt, hatte ihn zurückgeſcheucht vom Principe. Als ein praktiſcher Mann wollte er nicht Alles aufs Spiel ſetzen für Alles. So war eine Halbheit entſtanden, und ich meinte: für dieſe Halbheit in theologiſchem Urſprunge komme jezt die Erfüllung auf politiſchem Wege. Der Liberalismus war mir unbefriedigtem Theologen dieſe Erfüllung; er war mir die neue Bergpredigt, welche ihr Thema in alle Winkel des Unrechtes, wenigſtens der Ungerechtigkeit hineinführen, welche alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit bloßlegen und abſchaffen, wenigſtens grundſätzlich tödten ſollte. Iſt der Staat und die Geſellſchaft auf die Grundſätze der Gerechtigkeit und Liebe zurückgeführt, dann — meinte ich — wird auch die religiöſe Anſtalt der Geſellſchaft, dann wird auch die Kirche jene Wandlung finden nach dem Ideale hin, deſſen Grundlinien uns das Urchriſtenthum gezeichnet hat.

Das war eine tief erſprießliche neue Taufe, welche ich in jenem Herrenhauſe empfing. Ich hatte nun endlich einen Mittelpunkt, welcher mein Studium und meinen Beruf in ſich faßte, einen moraliſchen Mittelpunkt. Was er für mein äußeres Leben bedeuten würde, das wußte ich freilich noch nicht. Daß Schriftſtellerei daraus entſtehen ſollte, das lag mir noch fern. Viel näher lag es mir, dieſe moraliſche Welt praktiſch zu bethätigen. Ich meinte eigentlich, ein Privat-Apoſtel werden zu müſſen, ein Menſch, der predigt und handelt. Das Land am linken Jordan-Ufer lag vor meinen Augen, jene geheimnißvolle Wüſte, wo die Vorgänger Chriſti, die keuſchen Eſſäer ihren Glauben ausgebildet, wo Johannes der Täufer, wo Chriſtus ſelbſt ſich geſammelt hatte, wenn ein Abſchluß, wenn ein mächtiges Hervortreten geboten ſchien. Werden ſie nicht herüberkommen aus der Wüſte, die Stifter einer neuen Lehre? Ja wol! ſie erſchienen, ſie erſchienen damals, wie ich meinte, wirklich; ſie tauchten auf am Horizonte, die modernen Eſſäer. Ganz modern: nicht in der Wüſte, ſondern in Paris. Die Simoniſten traten auf in Paris und verkündigten ein modernes Chriſtenthum, ein praktiſch religiöſes Leben ohne Pietismus und doch voll frommer Thätigkeit. Der Buchhändler Veit in Berlin, einer jener idealiſtiſchen Juden, welche wie Nikodemus und Mendelsſohn dem ſtillen Opfer nachtrachten, brachte um jene Zeit ein Buch über den neuen Simonismus, ein ziemlich verworrenes, durch deutſches Philoſophiren verworrenes Buch — das ſtudirte ich mit Eifer und nicht ohne Pein. Die Zeitungsnachrichten aus Paris waren klarer: ich wurde irre — ziehe hin nach Paris, rief es in mir, ſieh und höre an der Quelle, ob Enfantin wirklich die Lehre verdirbt durch Ingenieurzwecke!

Wunderlich genug! Seit der Liberalismus wie eine höhere Aufgabe in Herz und Geiſt mir eingedrungen, war alles Schwanken in Betreff meiner theologiſchen Laufbahn zu Ende. Die Kanzel verſank ſpurlos, und meine Examen-Arbeit über die Erbſünde, in mittelmäßigem Latein vollſtändig geſchrieben, rutſchte gleichſam von ſelbſt unter die alten Studien-Manuſcripte. Alt, veraltet! rief's in mir — ſuch' und treibe Lebendiges!

Auch die materielle Sorge um Lebensunterhalt ſchwieg jetzt ganz und gar. „Denn wen der Herr erwählt, den will er ganz,“ heißt es in Ludwig's „Makkabäern“. Geiſt und Herz waren ganz dabei, der Leib muß mit; das Wie iſt gleichgiltig. Solche Unbekümmertheit wird Einem eben geſchenkt, wenn der Idealismus voll in unſere Segel bläſt. Ich rüſtete mein kleines Schiff zur Abreiſe in hohe See. Man fragte mich erſtaunt und beſorgt: Ja, wovon wollen Sie denn eigentlich leben? Von Schriftſtellerei? — und ich wußte nichts Deutliches darauf zu antworten. Schriftſtellerei war's eigentlich nicht, was ich vorhatte, wenigſtens nicht ganz, und ich fand es ganz richtig, als ein Freund rief: Ja, Menſchenkind, wenn du auch ein Buch ſchreiben kannſt und allenfalls noch ein zweites, was dann? Wo ſoll denn der Stoff herkommen und die Fähigkeit, immerfort neue Bücher zu ſchreiben?! — Ich fand das ganz richtig, ich wußte es auch nicht. Aber ein Dämon hatte mich am Schopfe; ich beharrte darauf, in die Welt zu gehen, über Leipzig nach Paris.

Campe hatte mein Buch über Polen noch immer nicht gebracht und gab keine Antwort auf meine Nachfragen. Unterdeſſen hatte ich aus den Mittheilungen unſerer polniſchen Flüchtlinge den Schluß des Krieges geſchrieben. Beides wollte ich, ſei's mit, ſei's ohne Campe, in Leipzig drucken laſſen, und ſo ſollte das Reiſegeld gewonnen werden für Paris. Ich packte meinen Koffer, ich nahm Abſchied, ich beſtellte einen Platz auf der Schnellpoſt — denn dieſe war damals noch das eiligſte Mittel der Beförderung — ich war eigenſinnig und hartnäckig wie ein Stier, und es verfing gar nicht bei mir, daß ich all meine Freunde die Köpfe ſchütteln ſah.

Der Poſtillon blies, und fort ging's. Es war ungefähr ſo, wie wenn man in ein Boot ſteigt und ſich vom Winde hinaustreiben läßt ins unermeßliche Meer, hoffend, man werde draußen auf hohem Meere wol dieſem oder jenem nützlichen Dinge begegnen. Es war ein Studentenſtreich in größerem Style.

Wie klein und ſtill war damals — 1832 — Leipzig! Man ſtritt noch darüber, ob der Anſchluß an den Zollverein was Gutes wäre. Eiſenbahnen galten für ſchwindelhafte Neuerungen, und die beiden Pferdebahnen, welche im deutſchen Bundesgebiete entſtanden waren — zwiſchen Fürth und Nürnberg und zwiſchen Budweis und Linz — fanden nur etwa Gnade, weil die Zugkraft mit Pferden wohlfeil genug wäre.

Dennoch war Leipzig der literariſche Mittelpunkt Deutſchlands durch Buchhandel und belletriſtiſche Zeitſchriften.

Nur dadurch, nur darin. Stuttgart machte Aufſehen durch große unternehmende Verlagsbuchhandlungen, welche ja auch dauernd dort Beſtand gefunden, und man ſprach von einer ſüddeutſchen Büchermeſſe, welche in Stuttgart gehalten werden ſollte. Man dachte an eine buchhändleriſche Mainlinie

Sie hatte ihr Bundeshaupt im Hauſe Cotta. Das „Morgenblatt", das „Ausland" und die europäiſche Allgemeine Zeitung waren die hoch reſpectirten Armee Contingente des literariſchen Südbundes. Der ſogenannte alte Cotta, der Freund Schiller's und Goethe's, lebte noch in Kraft und Fülle, ein Mann von wirklich großer buchhändleriſcher Thätigkeit wie Fähigkeit, ein Buchhändler, welcher in der That literariſch ſpeculirte.

Wie er das that, hatte ich ſelbſt ſchon erfahren. Ich, ein namenloſes, unreifes Scribentchen, hatte ihm aus jenem ſchleſiſchen Herrenhauſe mehrmals Pläne vorgelegt zu culturgeſchichtlichen Büchern, wie ſie einem leidenſchaftlichen jungen Kopfe beim Studium leicht und raſch in die Phantaſie ſpringen, und ich hatte immer von ihm ſelbſt ausführliche, eingehende Antworten erhalten, dergeſtalt eingehend, daß ſie meinen Gedankenkreis weit überflogen. Wo nahm dieſer Mann die Zeit her?! Und wie tief und ſolid waren die Grundſätze, auf denen all ſeine Pläne ruhten! Er war wirklich ein literariſch ſchaffender Staatsmann.

Von jenem Austauſche mit dem würdigen alten Herrn datirt meine Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung und mein Bedürfniß, dieſes Blatt jeden Tag zu leſen ſeit vierzig Jahren.

Zu Anfang der Dreißiger-Jahre war die Augsburger Allgemeine Zeitung die literariſch-politiſche Großmacht in Deutſchland. Sie war es durch zwei Eigenſchaften. Erſtens durch ihre Correſpondenten, zweitens durch ihre Beilage. Unter ihren Correſpondenten befanden ſich die wichtigſten Leute des Vaterlandes. Jeder Miniſter ſorgte dafür, daß ſeine Nachrichten in dieſem Blatte vorbereitet, daß ſie gut dargeſtellt, gut vertheidigt würden; jeder Publiciſt trachtete danach, daß ſeine Meinung in dieſem Blatte ausgeſprochen würde, denn er wußte, daß alle Machthaber dieſes Blatt laſen. Das Blatt war alſo täglich von unmittelbarer Bedeutung. Für die Beilage aber ſorgte der alte

Cotta in großem Style, er warb unermüdlich Capacitäten. Jedermann von Bedeutung ſollte daran theilnehmen. Jedermann von Bedeutung! Dies Princip hatte ſeinen Unterhandlungen mit Schiller zu Grunde gelegen, und dies Princip ließ er nie aus den Augen. Der Ausführung deſſelben widmete er die größten Anſtrengungen an Zeit und Geld.

So fühlte man ſich denn ſtets in wichtigſter Geſellſchaft, wenn man das Blatt las, in der Geſellſchaft, welche vor ganz Europa und darüber hinaus die deutſche Cultur vertrat. Denn der alte Herr hatte mit beſonderer Aufmerkſamkeit dafür geſorgt, daß auch da, wo die Allgemeine Zeitung nicht ihren eigentlichen Leſerkreis fand, ihre Exemplare an den entſcheidenden Stellen nicht fehlten und daß ſein Blatt auch im Auslande ein regelmäßig einkehrender Artikel war. In London und Konſtantinopel, in Rom und Liſſabon, in Petersburg und Madrid, ja in Alexandrien, am Cap der guten Hoffnung, in Nord- und Südamerika, in Oſt- und Weſtindien, ſelbſt in Auſtralien, ohne Goldlager damals noch ein dunkler Nebelſtern, war ſie zu Hauſe. Man ſprach in ihr zur ganzen Welt.

Das war zum Theil eine Folge ihres Charakters und kam nicht blos daher, daß die Entſtehung und Ausbildung einer großen Journaliſtik in Deutſchland erſt ſpäter eintrat. Es lag in ihrem Grundcharakter, welchen Goethe und Schiller weſentlich veranlaßt hatten und welchen der alte Cotta ſorgfältig pflegte: entgegengeſetzte politiſche Anſichten in dem Blatte vertreten zu laſſen. Dies Syſtem der Objectivität — der geſchichtlichen Dialektik möchte man ſagen — welches alle Stimmen vernehmen läßt, wird jetzt, da die Parteien ſcharf geſchieden und gegliedert ſind, tapfer verſpottet. Es hatte aber doch einen großen Werth, als die Theile ſich erſt aus dem Chaos ſonderten, und — hat ihn immer. Ueberheben wir uns nicht! Unſere Weisheit iſt Stückwerk und ſtets der Ergänzung bedürftig. Eine Alles bringende, Alles prüfende Zeitung wird für gebildete Menſchen ſtets ein Bedürfniß, ſtets eine Wohlthat ſein, eine in dieſem Sinne

„allgemeine Zeitung“ iſt ein unſchätzbarer Quell für Germanen, welche über die ganze Erde ziehen, welche auch in entfernteſter Einöde den Entwicklungsproceß des Staatslebens in allen Stadien mit durchmachen wollen, welche zweifeln und prüfen bis zum letzten Athemzuge. Der ſchneller fertige Romane mag ſolchen Quell leichter entbehren, der Germane bedarf dieſes Quelles.

Ohne dieſes Syſtem der allgemeinen Vertretung war denn auch die Allgemeine Zeitung damals in Oeſterreich abſolut nicht zuläſſig, und in welche kymmeriſche Nacht wäre der öſterreichiſche Kaiſerſtaat verſunken ohne die Allgemeine Zeitung! Sie hat ihm den Eintritt in die heutige Welt ermöglicht; denn ſie allein hat ihm moderne Bildung zugeführt, als dieſer Bildung alle Thüren verſchloſſen waren in Oeſterreich.

Ohne dieſes Syſtem war ſie auch mit aller Hilfe Metternich's nicht zuläſſig in Oeſterreich, wenn man zugibt, daß Metternich's Fürwort allein in den Dreißiger-Jahren ſie vom Verbote errettete. Und ich glaube: man muß das zugeben. Der alte Cotta würde viel zu erzählen haben, wenn er von dieſer ſeiner täglichen Sorge und von den tauſend Briefen an die rechten und linken Hände Metternichs ſprechen ſollte.

Metternich war nicht ohne Eitelkeit auf ſeinen Geiſt; er war ſtolz darauf, ſein Syſtem geiſtig bedeutend nennen zu hören. Je mehr ſich die liberale Welt ausbreitete, deſto eifriger geberdete er ſich als Staatsphiloſoph. Er wurde in älteren Tagen geradezu ein — ſoll ich ſagen Schwätzer? Man iſt verſucht, es zu ſagen, und doch ſagt man damit zu viel und zu wenig. Er ſprach unaufhaltſam wie Alexander v. Humboldt. Es ſcheint, als ob die alten Menſchengefäße, wenn ſie ein langes Leben lang fortwährend angefüllt worden, am Ende überlaufen. Beide, Humboldt wie Metternich, hörten nicht mehr zu, ſondern ſchütteten fortwährend aus. Metternich freilich hatte noch einen anderen Grund: er wurde im Alter ſchwerhörig. Schwerhörige, welche Inhalt beſitzen, ſind immer redſelig.

Es iſt mir übrigens noch nie gelungen, eine wirkliche Logik in das Weſen und Verhalten Metternich's zu bringen. Was man von ſeiner Perſönlichkeit hört und was man von ſeiner Thätigkeit ſieht — es hat keinen organiſchen Zuſammenhang. Am einleuchtendſten iſt mir noch immer geweſen, was ſeine näheren Freunde ſagen: er habe auf das innere Staatsleben Oeſterreichs durchaus nicht den Einfluß gehabt, welchen man ihm zuſchreibe. Der Regent des Innern ſei ganz und gar der Erzherzog Ludwig geweſen. Metternich habe auch dieſen Einfluß gar nicht erſtrebt. Zu ſolchem Unternehmen ſei er viel zu ſehr Epikuräer geweſen, viel zu bequem; denn ein ſolches Unternehmen hätte eine rieſenhafte Anſtrengung gekoſtet, hätte ein ausgebildetes Syſtem vorausgeſetzt, welches er gar nicht beſaß, und — es wäre ihm gar nicht geſtattet worden. Er hatte nur für die große Politik des Auswärtigen Beruf und Syſtem, und wenn er dieſen Beruf und dies Syſtem in ſeinen Reden und durch ſeine Schriftſteller auf das innere Staatsweſen anwenden ließ, ſo war dies ein blos abſtractes Treiben, ein Dilettanten-Treiben neben dem praktiſch arbeitenden Mechanismus, welcher das Innere Oeſterreichs regierte und welcher von den künſtlichen Grundſätzen der Herren Metternich, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Jarcke nicht die mindeſte Notiz nahm.

Wenn die Allgemeine Zeitung durch ihn geſchützt und um ſeinetwillen in Oeſterreich zugelaſſen wurde, ſo war dies der größte und der folgenreichſte Einfluß, welchen er auf das innere Staatsweſen Oeſterreichs ausübte. Es bleibt wahrſcheinlich, daß dies vorzugsweiſe ihm zu verdanken war. Die inneren Machthaber hatten großen Reſpect vor ihm, vor ſeiner noblen Perſönlichkeit, vor ſeiner diplomatiſchen Bildung, und ſie mochten ihn gewähren laſſen, wenn er ſagte: Wir müſſen vor Europa in einem ſolchen Weltblatte wie die Allgemeine Zeitung vertreten ſein! Sie glaubten wol auch nicht daran, daß der Same ſolch einer Zeitung keimen und aufſchießen könne in Oeſterreich, und Cotta mochte ſie beſchwichtigen dadurch, daß er immer auch

Artikel in ihrem Sinne brachte, daß er eben grundſätzlich entgegen geſetzte politiſche Anſichten vertreten ließ. Ohne dieſe Beſchwichtigung wäre auch Metternich nicht im Stande geweſen, ſchützend einzutreten für dieſe Zeitung. Denn im Grunde war ja doch auch er nur ein eingewanderter Edelmann aus dem Reiche, welchem man am letzten Ende in der Burg keineswegs das Schickſal der Erblande überantworten mochte. Ein wenig zu philoſophiſch erſchien er ohnedies immer, und die nüchternen Thronhalter ſchüttelten in der Stille öfters den Kopf über ihn.

Mit Recht. Er war unklar; unklar nach rechts wie nach links. Das blos Paſſende und das Kokette ſpielte eine zu große Rolle bei ihm. Varnhagen zum Beiſpiele hat mir ausführlich, hat mir geradezu wörtlich eine lange Unterredung mit ihm erzählt, welche er in den Dreißiger-Jahren zu Wien mit ihm gehabt. Da iſt Fürſt Metternich dem damals höflichen Liberalismus Varnhagen's eine ganze Strecke weit zuſtimmend gefolgt und hat dann Varnhagen unterbrochen, um ſeinen, den conſervativen Staat nun auch zu ſkizziren und um zu zeigen, daß in dieſem Staate alle weſentlichen Elemente des Liberalismus einheimiſch wären. Zweimal hat Varnhagen die Frage eingeſchoben: „Und der Fortſchritt? Der Begriff des Fortſchrittes findet Platz?“ — Beidemale hat Metternich dieſe Frage fallen laſſen. „Der Begriff des Fortſchrittes“ — ſchloß Varnhagen ſeine Erzählung — „fand keinen Platz bei ihm.“

Wie hohl, wie nichtig! Ein Syſtem mag noch ſo conſervativ ſein, es kann gut und lobenswerth ſein als ſolches, wenn es aber keine Entwicklung in ſich birgt, alſo keinerlei Fortſchritt, ſo iſt es doch eben ein todtgeboren Kind, ſo iſt es ein Spiel des Dilettantismus. Und ſolch ein Spiel war allmälig die Herrſchaft in der Friedens-Epoche vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1830 geworden. Die regierenden Potenzen waren völlig eingelullt in die Thorheit: es ſei ein dauernder Stillſtand eine Wohlthat und er laſſe ſich erzwingen.

Daß es aus dieſem ſchlaftrunkenen Zuſtande doch Auswege gäbe, Auswege ohne blanke Revolution, Auswege durch geiſtige Hilfsmittel, dafür war in jener Zeit die Allgemeine Zeitung das wichtigſte, das faſt einzige Organ. Ungeſchminkte politiſche Organe wurden unterdrückt; der Mannichfaltigkeit dieſer Zeitung aber, die ja ſogar in Oeſterreich zugelaſſen wurde, konnte ſelbſt der Bundestag nicht beikommen. Durch ſie, ſowie durch das „Morgenblatt“ und „Ausland“ gab Süddeutſchland damals den höheren Ton an in unſerem Vaterlande. Dort war auch der conſtitutionelle Staat in ſchüchterner Entwicklung, ſoweit dies der Bundestag zuließ.

Leipzig war nur der Hauptſitz belletriſtiſcher Journale, oder richtiger Zeitſchriften. Dieſe Zeitſchriften ſtammten aus der Weimar'ſchen Zeit, aus der Vorliebe für ſchöne Literatur, welche unſere große Dichterperiode geweckt hatte. Leute von ſehr mäßiger Fähigkeit, aber von encyklopädiſcher Betriebſamkeit hatten Wochenſchriften gegründet, welche ſchöngeiſtige Unterhaltung und Kritik verbreiteten. Die „Zeitung für die elegante Welt“, kurzweg die „elegante Zeitung“ genannt, und „Der Freimüthige“ waren die älteſten. Sie hatten mit dem Jahrhundert begonnen, die „Elegante“ in Leipzig von Spazier, „Der Freimüthige“ in Berlin von Kuhn gegründet. Dazu war ſpäter in Dresden die „Abendzeitung“ von Theodor Hell gekommen, welche mit romantiſchen Erzählungen von van der Velde und von Tromlitz die Familien-Unterhaltung beſorgte, und neuerdings hatte der „Komet“ in Leipzig, von Herloßſohn redigirt, eine leicht kräuſelnde Bewegung in dieſe ſonſt tief friedlichen Blätter gebracht. Herloßſohn aus Prag war der erſte öſterreichiſche Auswanderer, welcher „hinaus“ gefahren war, um Dinge drucken zu laſſen, über welche man ſich in Prag und Wien entſetzte. Ihm folgte ſpäter eine ganze Schaar, und es entſtand allmälig jene öſterreichiſche Colonie in Leipzig, unter welcher mannichfaltige Talente ſich hervorthaten, Kuranda zum Beiſpiele, Moriz Hartmann, Alfred Meißner.

Jene belletriſtiſchen Zeitſchriften hatten einen gar beſcheidenen Abſatz, und die paar hundert Abonnenten, welche ſie wirklich beſaßen, nehmen ſich neben der heutigen Journaliſtik recht dürftig aus. Man war anders eingerichtet: ein Exemplar befriedigte eine ganze Stadt. Dafür hatte man die Leſecirkel erfunden, aus denen die einzelne Nummer wochenlang von Haus zu Haus wanderte. In Mitteldeutſchland iſt jetzt noch etwas zurückgeblieben von dieſer wohlfeilen Verbreitung des Journals. Das Exemplar kommt auch verſpätet zurecht und wird um ſo ſorgfältiger, weil ohne Leidenſchaft geleſen.

Ich hatte ſchon recht klar die Empfindung, als ich damals nach Leipzig kam, daß dieſe belletriſtiſchen Wochenblätter nicht das bedeuteten, was ſie bedeuten wollten, und daß der Schwerpunkt des deutſchen Lebens anderswo liegen müßte. Ich las ſie kaum, und ich wollte ja eben auch nur ein Abſteigequartier in Leipzig nehmen, um mich für Paris zu rüſten.

Das ſchien auch zu gelingen. Campe antwortete endlich und ſchickte ein kleines Honorar. Unter ſeinen Stößen von Manuſcripten war mein polniſches Memoire verſteckt geblieben, er ſtellte es wieder zu meiner Verfügung, und ich redigirte es mit den reichlich vorhandenen Zuſätzen von neuem. Das konnte nirgends beſſer geſchehen als in Leipzig, denn hier war wirklich der Stapelplatz für die letzte polniſche Geſchichte. Der Schriftſteller Spazier, ein Sohn jenes Begründers der „Eleganten Zeitung“, war der Mittelpunkt geworden für das ganze polniſche Material, und er ſchrieb ein ausführliches Buch über den polniſchen Revolutionskrieg, ein dreibändiges Buch. Zahlreiche Polen waren hier durchpaſſirt und hatten ihm genaue Mittheilungen gemacht, wichtige Führer waren längere Zeit hier geblieben, um ihm genaue Auskunft zu geben, kurz es hatte hier eine Quelle geſprudelt, und ſie ſprudelte noch, eine unmittelbare und ſehr reichhaltige Quelle für Geſchichtſchreibung. Das erlebt man ſelten. Wir verglichen unſere Erfahrungen, wir debattirten und ſtellten feſt, wie dieſer Charakter, wie jene Begebenheit wahrhaftig zu ſchildern wäre, und da das Spazier'ſche Buch das wichtigſte geworden und geblieben iſt in Deutſchland über den polniſchen Krieg, ſo haben wir damals im Schweizerhäuschen des Roſenthales dauernde Steine geſchichtet.

Junge Buchhändler hörten zu, und einer von ihnen, Philipp Reclam, intereſſirte ſich für mich Fremdling und für meine kürzere Form dieſes Themas, er bot mir den Verlag an und brachte ſomit mein erſtes Buch. „Das neue Jahrhundert“ ward es genannt. Unter geringerem Titel that ich's nicht, der ich meinte, es müſſe in der Geſchwindigkeit Alles unter Einen Geſichtspunkt gebracht, es müſſe im Handumkehren die Welt reformirt werden. „Polen“ war natürlich nur der erſte Band dieſes „Neuen Jahrhunderts“, ich ſchrieb flugs einen zweiten Band, „Politiſche Briefe“ geheißen, in welchem alles Mögliche und Unmögliche dem Maßſtabe des Liberalismus angezwungen wurde. Reclam ſetzte auch dieſen in die Welt und hatte Noth, mein Ungeſtüm zu zügeln, denn ich war in einen Schreibefluß gerathen, der ganz und gar nicht zu jener Beſorgniß in Schleſien ſtimmte: wo wird ein zweites Buch herkommen?

Er hatte Recht, mich zu zügeln, ich gerieth in die Gefahr der Schreibſeligkeit, welche ſchwatzt.

So geſchah es aber, daß ſich mein Aufenthalt in Leipzig verlängerte. Der Spätherbſt war da, und ich wollte nun ernſtlich nach Paris, um die Simoniſten näher kennen zu lernen — da ereignete ſich etwas Unſcheinbares, was mich aufhielt und was weite Folgen hatte.

Ich war einigemale in das Theater gegangen und hatte es mittelmäßig gefunden. Für meine hochfliegenden Pläne war das Theater damals ein untergeordnet Ding, ein Ding zum Spaße. Und ſo zum Spaße, zu humoriſtiſcher Uebung ſchrieb ich eine Kritik. Reclam fand mich bei der Beſchäftigung und nahm das Blatt mit beim Fortgehen. Tags darauf ſtand ſie abgedruckt im „Tagblatte“ und machte Spectakel, und am Abende dieſes Tages trat ein langer älterer Herr in mein Zimmer und fragte mich, ob ich, wie er gehört, Verfaſſer dieſer Kritik wäre? — „Warum nicht?“ antwortete ich, eines beleidigten Theaterfreundes oder Schauſpielers gewärtig.

Er war weder das Eine noch das Andere; ihn intereſſirte nur die ſchriftſtelleriſche Form dieſer Kritik. Er war der Buchhändler Leopold Voß, Verleger der „Zeitung für die elegante Welt“.

14.

Buchhändler Voß wünſchte Beiträge von mir für ſeine „elegante Zeitung“, meine Schreibweiſe hatte ihm gefallen.

Das war allerdings von Bedeutung für mich, als ein Zeichen, daß ich ſchriftſtelleriſche Fähigkeit haben könnte. Aber dies war gar nicht mein Geſichtspunkt. Weder Handwerk noch Kunſt lag mir im Sinne, ſondern ein tieferer Lebensinhalt, den ich politiſche Religion nannte. Dieſe belletriſtiſchen Zeitſchriften intereſſirten mich auch kaum; ich hatte wol eine Ahnung, daß ihre Uhr abgelaufen wäre — ich dankte alſo Herrn Voß für ſein Anerbieten und lehnte ab.

Die Jedermann innewohnende Eitelkeit that indeſſen das Ihrige; ich ſchrieb flugs einen zweiten Theater-Artikel, und des anderen Tages war Herr Voß wieder da, ganz wie der Genius im Zauberſpiele.

Diesmal ging ſein Angebot höher: ich ſollte Mitredacteur werden. Der langjährige Redacteur hieß Methuſalem Müller, und er hieß nicht blos Methuſalem, er war ein Methuſalem. Das Blatt war altersſchwach und von einer unverkennbaren altmodiſchen Langweile. Was gäbe das für ein Geſpann?! ſagte ich mit Recht, und Herr Voß, ein verſtändiger Mann, mußte dies zugeben. Er ſchied mit jener Königsphraſe von mir, welche lautet: J'aviserai.

Spazier, Herloßſohn und die Leipziger Schriftſteller meiner ſonſtigen neuen Bekanntſchaft ſchalten meine Ablehnung aufs ſchärfſte und fanden meine Simonismus-Gedanken phantaſtiſch. Sie bekehrten mich nicht. Ich fand ihren Cirkeltanz „wie junge Katzen mit dem Schwanz“ aus der Hexenküche im „Fauſt“ ſchal und abgeſtanden und hielt den allwöchentlich wiederkehrenden journaliſtiſchen Brei von Notizen und Kritikaſtereien für eine Speiſe, welcher die Welt entwachſen und welche für mich eine breite Bettelſuppe wäre. Es wurde mir unbehaglich, beſonders auch darum, weil die Körperfriſche zu verſagen anfing — in ſo jungen Jahren! Hypochondrie, dieſer Geier, welcher an der Leber des Prometheus hackt, peinigte mich, und jenes alte Prometheusbild gemahnte mich an jedem Morgen als die Sorge und Verzweiflung, welche dem „Menſchenpack“ beſchieden wäre und welche der griechiſche Mythus als unvermeidliches menſchliches Schickſal vorgezeichnet hätte. „Weg damit!“ rief man, „das iſt blanke Einbildung, welche feſter Wille verſcheucht!“ Ich war anderer Meinung, war realiſtiſcher Meinung, welche den Byronſchen Weltſchmerz als am Körper haftend anſah, und ich verwendete meine letzten Thaler zu einer Reiſe nach Karlsbad, wo der körperliche Weltſchmerz ſeine Kriſis und mit gutem Glück ſeine Geneſung findet.

So kam ich zum erſtenmale nach Süddeutſchland, oder richtiger geſagt, unter Süddeutſche. Böhmen, insbeſondere Nordböhmen, iſt noch nicht eigentlich Süddeutſchland, obwol die Berglinie des Rieſen- und des Iſergebirges, der ſächſiſchen Schweiz, des Erzgebirges, des Fichtelgebirges und des Thüringerwaldes, welche ſämmtlich zuſammenhängen, eine wirkliche Grenze bilden zwiſchen Mittel- und Süddeutſchland, und alſo auch zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, da Mitteldeutſchland im Weſentlichen zu Norddeutſchland gehört. Die gründliche Unterſcheidung zwiſchen Nord- und Süddeutſchen liegt eigentlich nicht in der geographiſchen Lage, ſondern vielmehr in der verſchiedenartigen Abſtammung der jetzigen deutſchen Völkerſchaften. Die Stämme, welche einſt den Kern des deutſchen Reiches bildeten, bilden heute noch den Grundſtock deſſen, was wir mit zu engem Ausdrucke ſüddeutſch nennen. Den Rhein hinab, weit in den Norden hinein über Köln hinaus wohnen Abkömmlinge der Franken und herrſcht ſüddeutſches Weſen. Von dort öſtlich und nordöſtlich breitet ſich weithin der große, ſtarke Stamm der alten Sachſen, welche zur Kaiſerzeit den nordiſchen Gegenſatz bildeten zu den Kaiſer liefernden Stämmen der Franken und Schwaben — ein Gegenſatz, welcher im blutigen Streite Heinrich's des Löwen und Barbaroſſa's ſeinen Höhepunkt hatte und ſeine Entſcheidung fand bis in unſer Jahrhundert herein. Denn es gab von da an keine Kaiſerlinie mehr im Norden. Was wir aber jetzt, namentlich in der Politik, Nord- und Süddeutſchland nennen, das entſpricht dieſem alten Streite keineswegs. Das jetzt herrſchende Norddeutſchland iſt durchaus nicht das alte Sachſenthum, das iſt eine Neubildung, in welcher eine Zuthat ſlaviſchen Blutes von Bedeutung iſt. Heinrich der Löwe war ja auch Herzog in Baiern, und die Nachkommen der alten Sachſen, der Niederſachſen, haben heute noch urgermaniſche Eigenſchaften, welche ſie den Süddeutſchen in vielen Punkten nahe bringen. Die Empfindungsweiſe einem Theaterſtücke gegenüber iſt zum Beiſpiele in Hamburg der Empfindungsweiſe in Wien viel ähnlicher als in Berlin oder Dresden. Die Weſtfalen ferner, dieſer kernige Zweig der Niederſachſen mit ganz niederdeutſchem Rede-Accente, erinnern in ſolider Kraft der Erfindung, Unternehmung und Thätigkeit vielfach an die Schwaben. Sie ſind wie dieſe mit Körperſchönheit nicht eben geſegnet, aber begabt mit Energie des Sinnes. Kurz, die Unterſcheidungsworte norddeutſch und ſüddeutſch bieten nicht ſo einfache Unterſchiede, wie man glaubt; reichsdeutſch und neudeutſch wären bezeichnender, und wenn die begonnene politiſche Umgeſtaltung, welche das ſüße Wort Einigung auf ihre Fahne ſtickt, einen vollen Fortgang nimmt, dann werden andere Gegenſätze ihren Ausgleich zu ſuchen haben, als die zwiſchen Norden und Süden. Strenge Preußen ſagen auch in der Stille: Wer ſpricht denn noch anderswo als in künſtlicher Schriftſprache von Großbritannien? Man ſpricht von England. Wer wird von Deutſchland ſprechen — denken ſie hinzu — wenn die Einigung fertig iſt!

Das nördliche Böhmen iſt wahrſcheinlich von Franken bevölkert worden, welche über das Egerland, dieſen alten deutſchen Reichsbezirk, eingewandert ſind und ſich bis tief nach Schleſien hinein angeſiedelt haben. Guſtav Freytag meint behaupten zu können, daß auch Thüringer theilgenommen haben an dieſer Einwanderung. Mich gemahnte es in Karlsbad auch vielfach wie ſchleſiſche Heimat; wie bei mir daheim trachten und ſchwatzen die Bürgersleute, und ſitzen ſie gern vor der Hausthür und halten ſich Buchfinken und Rothſchwänzchen vor den Fenſtern, und ſind immer geneigt, Außerordentliches zu hoffen und das Leben fröhlich anzufaſſen. Leichter, durchwegs leichter wird Alles angefangen, als nördlich drüben jenſeits des Erzgebirges, und künſtleriſche Neigungen wie Fähigkeiten ſind zahlreich verbreitet, ſelbſt im Handwerke. Es gefiel mir außerordentlich in den erſten Tagen; auch die ariſtokratiſche Lebensweiſe der Cavaliere, welche ich hier zum erſtenmale ſah, gefiel mir. Denn dieſer Badeort war eine Art Sommer-Reſidenz für die Cavaliere; mit dem ganzen Train von Pferden, Wagen und Dienern kamen ſie daher und rollten in Vierſpännern durch das grüne Thal und veranſtalteten Tänze und Beluſtigungen. Man ſah es ihnen an: ſie lebten zu ihrem Vergnügen.

Das war mir neu. Die Edelleute in Preußen, welche man ſpäter Junker nannte, zum Unterſchiede von den Cavalieren, waren ganz anders. Sie waren dürftiger und ſparſamer und den anderen Volksclaſſen gegenüber ſteifer und zugeknöpfter. Sie waren und ſind auch weniger reich, und der kleine Adel iſt unter ihnen durch den militäriſchen Zuſchnitt des Staates zu einer Bedeutung gekommen, welche man im „Reiche“ nicht kannte und nicht kennt. Friedrich der Große hat im Weſentlichen dieſen militäriſchen Adel hervorgehoben. Wenn man ſeine Geſchichte in allen Einzelheiten ſtudirt, ſo ſtößt man hundertmal auf dieſen Punkt: daß einer ſeiner Officiere, daß dieſer oder jener Herr Von etwas begangen hat, was nach gemeinem Rechte hart beſtraft wird, und daß er die Strafe einfach ausſtreicht, weil ſein Officiercorps geſchont werden müſſe. Dieſes Officiercorps war der Degengriff ſeiner Kriegswaffe, der Kernesſtamm ſeines Heeres, und ſein Heer war ihm, der erobern wollte, die Hauptſache. Dies iſt Tradition geworden und hat dem kleinen Adel die bevorzugte Stellung erworben.

Der große Adel dagegen in Deutſchland ſtammt aus dem „Reiche", er ſtammt von großem Beſitze, von einer Territorialmacht, welche auf Bänken der Reichstage Sitze beſaß, und dieſe Caballeros, dieſe Cavaliere, welche ihren Beinamen von cavallo, vom Roſſe, vom rittermäßigen Streitroſſe erhalten haben, dieſe grands seigneurs, wie ſie in Frankreich hießen, ſah ich in Karlsbad zum erſtenmal.

Das ſind jetzt ſiebenunddreißig Jahre; wie raſch iſt die Zeit gegangen in ſiebenunddreißig Jahren! Jetzt erkennt man die Cavaliere nicht mehr in Karlsbad. Die Vierſpänner ſind ſpurlos verſchwunden, Alles erſcheint wie Mittelſtand. Abgeſehen von allem Anderen, hat die Eiſenbahn die Welt erſtaunlich verändert. Wer nimmt noch Wagen und Pferde mit ins Bad, und wie kann der Adel noch an Geldkraft es dem Manne der Börſe zuvorthun?!

Der Eindruck, welchen ich damals vom Regierungsweſen in Oeſterreich erhielt, iſt maßgebend für mein ganzes Leben geworden. Ich war zum erſtenmale in dieſem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate und war erfüllt von der norddeutſchen Anſicht, daß hier Alles verrottet, reactionär katholiſch, illiberal und von grenzenloſer despotiſcher Willkür ſei. Das fand ich nur theilweiſe beſtätigt. Den uneingeſchränkten Despotismus witterte man allerdings überall, und alle Kundigen führten ihn auf die

Perſon des Kaiſers Franz zurück, obwol ſie zugaben, daß dieſer Regent doch verhältnißmäßig populär wäre, weil er die behagliche Sprech- und Umgangsweiſe des Oeſterreichers überall zur Schau trüge. Insbeſondere waren ſelbſt die Cavaliere ſehr ſtreng in ihren Urtheilen über den Kaiſer, weil er auch ihre Vorrechte lächelnd mißhandeln ließe und ſie bei gelegentlichen Vorſtellungen in perſönlicher Audienz verſpottete. In gemüthlicher Weiſe ſtimme er ein in ihre Klagen und ſchelte tapfer mit auf die Regierung, als ob dieſe etwas außer ihm Liegendes und Unerreichbares wäre. Dabei geberde er ſich als großer Grundbeſitzer, welcher ebenſo leide, wie irgend ein anderer Herrſchaftsbeſitzer, und nachdem er ſie weidlich ironiſirt, entlaſſe er jeden Einzelnen mit einem banalen Troſtſpruche, der kein Atom von wahrhaftem Marke in ſich habe. „Er will auch unſerem Stande" — ſchloſſen ſie — „nicht die geringſte Selbſtſtändigkeit einräumen, ſondern nur ſeine Bureaukratie aufrechterhalten, weil er dieſe abhängigen Beamten ſtets in der Hand hält und durch jede ihm beliebige Verordnung wie gezügelte Roſſe führen kann."

Daneben fand ich alle Stände von dem Gedanken durchdrungen — doch nein! durchdrungen iſt wol zu viel, aber doch betheiligt an dem Gedanken, daß dieſes Regierungsweſen nicht das richtige wäre und daß beſonders die ſtrenge Abſchließung gegen geiſtigen Fortſchritt erheblichen Schaden brächte. Von der Zukunft, von einer möglichen oder gar wahrſcheinlichen Aenderung war im Jahre 1832 noch wenig die Rede.

Der geiſtliche Einfluß trat nicht bemerkenswerth hervor. Der Kaiſer geſtattete auch dieſen nur bis zu einem gewiſſen Grade. Die Unterthanen erzogen und geführt zu ſehen, ſo daß ſie in religiöſer Furcht und in jeglichem Reſpecte befangen blieben, das war ihm ſchon recht und nöthig, aber höhere Uebergriffe in weltliches Regiment von Seite der Geiſtlichkeit duldete er ebenſowenig, wie Eigenmächtigkeit des Adels. Bullen, Breves und ſonſtige Erläſſe von Rom durften ohne ſeine Erlaubniß nicht bekanntgemacht oder, wie man in Oeſterreich ſchreibt, nicht bekanntgegeben werden. Am placetum regium hielt er feſt wie Kaiſer Joſeph. Die Mehrzahl der Geiſtlichen ſtammte auch noch aus der joſephiniſchen Zeit, das heißt aus einer Erziehung, welche einen rationaliſtiſchen Hauch hatte, und der jeſuitiſche Hauch war noch fern.

Ebenſo fern waren noch die Streitigkeiten der Nationen innerhalb des Kaiſerſtaates. Kleine Pulsſchläge literariſchen Czechenthums in Prag fingen an ſich zu regen und wurden brav ausgelacht. Es erregte Verwunderung, daß ein Thun (Mathias) bei aller Abweiſung czechiſchen Treibens doch darauf beſtand, den Ausdruck „böhmiſch“ zu betonen, im Gegenſatze zu den Deutſchen. Die Miſchung von Slaviſch und Deutſch wollte er dadurch bezeichnet ſehen. Sonſt war damals noch Jedermann der Meinung, das deutſche Reichsland Böhmen gehöre eben doch zu den deutſchen Landen.

Die Ungarn, Cavaliere wie Bürgerliche, zeigten keine Spur von Widerwillen gegen das Deutſche. Sie ſprachen Alle fließend Deutſch, und die Meiſten waren nicht im Stande, Magyariſch zu reden. Deutſche Cultur, ſoweit ſie zugelaſſen wurde, herrſchte ohne Widerſpruch im Kaiſerſtaate, und kein Menſch hatte eine Ahnung, daß dies nach ſechzehn Jahren angefochten, nach dreißig Jahren gründlich verändert ſein könnte.

Und hier liegt die tiefe Schuld des damaligen Regierungsweſens: mit der Abſperrung von deutſcher Cultur hat es ſich das ſtärkſte Bindemittel des Reiches zerſtört.

Das iſt eben der Fluch der kleinen Geſichtspunkte, daß ſie Kupfermünze retten, Silber und Gold aber preisgeben.

Und doch war der weitere Geſichtspunkt ſchon dageweſen und brauchte blos beachtet zu werden. Kaiſer Joſeph der Zweite hatte ihn deutlich genug gezeigt: er germaniſirte in ſeinem ganzen Reiche, und nur ein Blinder konnte im Unklaren bleiben darüber, was er mit allgemeiner Förderung der deutſchen Sprache wollte. Deutſchen Geiſt, deutſche Cultur wollte er verbreiten und geltend machen in ſeinem ganzen Reiche. Wurde das mild und conſequent fortgeſetzt, ſo erſchuf man ein in ſich einiges Kaiſerthum und erreichte binnen einem frei gegebenen halben Jahrhundert einen unermeßlichen Vorſprung, eine ganze, deutſch gebildete Generation von Mehadia bis Laibach, von Fiume bis Gitſchin. Aber ſtatt ſich der Hauptſache zu bemächtigen — und das iſt der Geiſt, welcher ſich in einer Sprache äußert — ſtatt ſanft und freundlich aufzunehmen, was Kaiſer Joſeph vielleicht zu harſch begonnen hatte, fürchtete man ſich vor nichts ſo ſehr, als gerade vor dieſem Geiſte, und erdrückte ihn mit allen erſinnlichen Mitteln, nicht im entfernteſten ahnend, daß man den einigenden Lebensgeiſt des Reiches mit erdrückte. Schon Kaiſer Leopold begann dieſe Dämpfung, und Kaiſer Franz ſetzte ſie hartnäckig fort in einer überlangen Regierungszeit, den unſeligen Irrthum ſtreng feſthaltend und kurzſichtig immer eifriger ausbildend: es könne ein Staatsweſen gedeihen, welchem man die geiſtige Lebensluft entziehe. Jede Pflanze in Schönbrunn hätte ihm darthun können, daß ſie abſterbe, wenn man ihr Luft und Licht verſagt.

Dies war der Capitalfehl, aus welchem Oeſterreichs ſchwere Stockungen und Spaltungen ſämmtlich entſprungen ſind bis zum heutigen Tage. Welch eine unabſehbare Ernte lag vor der Wiener Kaiſerburg zu Anfang des Jahrhunderts! Nach Süden und nach Oſten hin unabſehbar. Ein deutſches Reich, welches ſich auf natürliche Weiſe immer weiter ausbreiten konnte. Welche deutſche Macht hätte daran denken mögen, dieſen natürlichen Kaiſer deutſcher Zunge und Bildung von Deutſchland abzuſchließen! Daß dies möglich geworden, liegt lediglich in dieſer blos verneinenden Regierung eines halben Jahrhunderts. So iſt die Erbſchaft der Kinder und Enkel eine immer wiederkehrende Verneinung geworden, und glaube man doch ja nicht, daß die kleinen Nationalitäten, welche ſich ſeit zwanzig Jahren abſondern, irgend einen Segen davon haben werden! Dies iſt ja das Treiben von Kindern, welche mit den Fingern in brennende Lichter greifen. Unſere großen Geiſter, Goethe an der Spitze, ſprechen von einer Weltliteratur, und in ſolcher Zeit wollen kleine Nationchen ohne charakteriſtiſchen Bildungskern ſich zur Selbſtſtändigkeit ablöſen! Was kann ihnen denn dieſe Selbſtſtändigkeit einbringen? Streit ohne Ende unter immerwährenden Opfern, eine Hingabe der beſten Lebenskräfte für die Bedürfniſſe der bloßen Exiſtenz, Verluſt der höheren Bildungsgenüſſe, welche nur einer großen, ausgebildeten Gemeinſchaft erreichbar ſind, und ſchließlich doch nur ein ſchmerzlicher Untergang durch irgend eine große geſammelte Macht, heiße ſie ſo oder ſo. Welche Weisheit kann davon träumen, daß kleine Völkerſchaften von geiſtiger Unfruchtbarkeit heutigen Tages ſelbſtſtändig beſtehen könnten! Entweder ſie lernen mühſam von den gebildeten Nachbarn, was ſie leicht und wohlfeil haben könnten, und verlieren in dieſer täglichen Schule ihre überſchätzte Eigenthümlichkeit, oder ſie ſträuben ſich gegen dieſes Lernen und dieſe Schule, und dann verkümmern ſie und erliegen in ihrer Schwäche der neuen Eroberung. Eine Generation bezahlt mit mühevollem Daſein ihren Traum, und die nachfolgende Generation ſchilt die Vorfahren, daß ſie ihr ſo viel Anſtrengung nöthig gemacht, um dem an Bildung überlegenen Staate nachzukommen. Dies iſt die Zukunft des Nationalitäten-Spieles in Oeſterreich.

Doch davon war, wie geſagt, damals noch gar nicht die Rede, wol aber bemerkte ich zu meinem Erſtaunen, daß die als zurückgeblieben verſchrienen Oeſterreicher ihre Allgemeine Zeitung ſorgfältig geleſen hatten, daß ſie äußerſt wiß- und lernbegierig waren, daß ſie eine hingebende Hochachtung hegten für Literatur und geiſtige Nahrung, beſonders in Sachen der Politik, daß ſie in großer Mehrzahl ungemein raſch auffaſſend und liebenswürdig und in Allem, was Talent und Kunſt betrifft, vorzugsweiſe begabt waren. Die Ausführung ferner all der despotiſchen Verordnungen, welche von Wien ausgingen, erfolgte faſt durchwegs in nachſichtiger und humaner Weiſe, ſobald man nicht auf die ganz untergeordneten, von jeder Bildung entblößten Beamten ſtieß, auf die ſogenannten „Böhmen“, welche bekanntlich das überwiegende Beamten-Contingent lieferten. Der höhere Beamte ſetzte ſeine Vorſchrift achſelzuckend ins Werk und gleichſam mit Entſchuldigung den todten Buchſtaben der Vorſchrift freundlich erläuternd und mildernd. Welch ein Schickſal, dachte ich damals ſchon, daß gerade dieſe leichtlebigen und menſchenfreundlichen Völkerſchaften Oeſterreichs in ein ſo enges Regiment geſpannt ſind! Wir haben kaum einen zweiten deutſchen Stamm, der ſo wie der öſterreichiſche zu Schwung und Enthuſiasmus geneigt iſt. Warum gerade ihm, der im kirchlichen Dogmatismus ſo unbefangen, ein zweiter Ferdinand, warum gerade ihm, der jegliches Geſetz human deutet, ein erſter Franz?!

Meiner beſcheidenen Lebensſtellung gemäß war damals in Karlsbad der Cavalier nicht mein natürlicher Umgang, und doch fand ich leichten Verkehr mit Einigen dieſes Standes. Das Temperament des öſterreichiſchen Cavaliers iſt leutſeliger als das des norddeutſchen Edelmannes, und der abgeſperrte Zuſtand des öſterreichiſchen Staates machte ihn neugieriger für Fremde, entgegenkommender für Perſonen, welche literariſch und öffentlich ſprechen mochten. Zwei Bekanntſchaften dieſer Art ſind mir unvergeßlich geblieben aus jener Zeit meiner erſten Berührung mit öſterreichiſchen Herren. Sie erſchienen mir wie Typen. Der Eine war der ſogenannte Landsknecht Fürſt Friedrich Schwarzenberg, der Andere ein böhmiſcher Graf, Friedrich Deym.

Sie vertraten total verſchiedene Richtungen: Fritz Schwarzenberg die conſervativ-hiſtoriſche, Fritz Deym die frei ſuchende.

Es wird kaum außerhalb Oeſterreichs ein ſo eigener politiſcher Charakter entſtehen und ſich entwickeln können, wie ihn Fritz Schwarzenberg darſtellt. Vielleicht noch in einem der alten Reichsländer am Rhein, in Weſtfalen, in Oberſchwaben, und auch da nicht ganz, weil der Mittelpunkt einer lebendigen, großen Monarchie und eines großen Heeres fehlt. Es iſt, als ob ſich von der Grafen- oder Ritterbank des deutſchen Reichstages ein Sproß fortgepflanzt hätte in dem heutigen, ſo grundverſchiedenen Boden. Ritterthum, Standesfreiheit und am letzten Ende doch volle Menſchlichkeit ſind die Grundeigenſchaften. Officielle Politiker wiſſen mit ſolch einem Manne abſolut nichts anzufangen, und das Mildeſte, was ſie von ihm ſagen können, lautet: Der iſt aber curios! In Wahrheit gibt es nichts Curioſeres, als ſeine Geſpräche und Debatten mit Felix Schwarzenberg, dem Hauptminiſter in Oeſterreich zu Anfang der Fünfziger-Jahre, dem Couſin Fritz Schwarzenberg's. Felix focht für nahe Ziele und kannte zur Erreichung derſelben nur Ein Mittel: das Fechten. Jeder Knoten, gordiſch oder öſterreichiſch, ſollte durchhauen werden; Fritz aber ſucht lauter organiſche Löſungen. So wurde der Weg des Einen zu kurz, der Weg des Anderen zu lang.

Felix war unbekümmert um ſein „zu kurz“, Fritz war immer bekümmert um ſein „zu lang“ und bezeichnete ſeufzend ſich ſelbſt als einen Politiker für den Poeten. Er empfindet und weiß gründlich, daß ſeine alte Welt untergeht und daß ein Verbindungsfaden nach dem anderen zerriſſen wird, ſchonungslos zerriſſen wird. „Was bleibt mir übrig, als ſterben,“ ſagt er ſeit Jahren wehmüthig, und er ſagt es wahrhaftig.

Man irrt ſich übrigens ganz in dieſem ſterbenden Ritter, wenn man in ihm einen Gegenſatz ſieht zu liberalen Ideen. Er iſt voll Liberalismus, voll Menſchenfreundlichkeit, nur in den Bildungsformen weicht er ab von uns. Die Gliederung in Stände iſt ſein tiefes Bedürfniß, die Gliederung in Nationenkreiſe hat er als kaiſerlicher Oeſterreicher ſo tief in ſich eingeſogen, daß ihm ſein centraliſtiſcher Vetter Felix eine Ungeheuerlichkeit war. Und ebenſowenig gefällt ihm doch auch die neuerliche gewaltſame Losreißung der öſterreichiſchen Nationen vom Mittelpunkte. Der gedankenarme und ſterile Uebergang aus dem deutſchen Kaiſerthume in ein öſterreichiſches Kaiſerthum, der bloße Polizeiſtaat des Kaiſers Franz iſt ihm die Quelle aller Verſchwemmung und Auflöſung.

Weil er denn in die officielle Politik ſeines Vaterlandes — die Schwarzenberg ſtammen aus Franken und ſind ſeit Jahrhunderten in Oeſterreich einheimiſch, vorzugsweiſe in Böhmen —

nirgends paßte, ſo begnügte er ſich mit einer loſen Stellung in der Armee, welche ihm immer Gelegenheit bot, Blut und Leben einzuſetzen bei ſchwerer Zeit, und ſuchte ſich übrigens in Europa die Landſchaften aus, in welchen für hiſtoriſches Recht gefochten wurde. Da ging er hin und focht mit den Völkerſchaften, welche ſich gegen das Neue wehrten. Er kam ſtets mit zerſtörter Illuſion zurück, aber nie ohne reichliche Ausbeute für Kenntniß, Verſtand und tiefere Einſicht. Das ſchrieb er nieder auf Papierſchnitzel, die er ſelbſt „Fidibus“ nennt und die er an Freunde vertheilt. Mitunter treffliche Gedanken gibt er da zum Verbrennen, und beſonders über militäriſche Dinge iſt er überaus lehrreich, da er geſund beobachtet und die hiſtoriſche Entwicklung des Krieges ſorgfältig ſtudirt hat. Für den Volkskrieg namentlich iſt er eine Fundgrube an Hilfsmitteln, und wenn er ſeine Kriegsfahrten in Spanien unter den Carliſten beſchreibt, da entwickelt er eine ſeltene Fähigkeit intimer Beobachtung und unverwüſtlich guten Herzens. Dem Gegner verſagt er nie ein Atom von Gerechtigkeit, und der Bauer, der Autochthone, iſt immer Gegenſtand ſeiner zärtlichen Theilnahme. Die Naturgeſchichte iſt ihm die allein wahre Geſchichte; daß die politiſche Geſchichte ſie ſo vielfach verleugnet, das iſt ſeine Pein.

Ein Mann von mittlerer Größe mit liebevollen blauen Augen, geht er durch unſere Welt wie ein fremder Zuſchauer. Wie Einer aus anderem Kirchſpiele hört er unſere Predigten an und ſchüttelt dazu achſelzuckend das Haupt. Was ſagen Sie dazu? — „Nichts. Ich bin eben aus einem anderen Kirchſpiele!“ In jahrzehntelangem Verkehre mit einander haben wir denn oft unſere Glaubensſätze der verſchiedenen Kirchſpiele erörtert und ſind dabei oft in den heftigſten Zank gerathen. Nie hat ihm die Güte verſagt, die heftigſten Aeußerungen nicht übelzunehmen. „Verſchiedene Kirchſpiele, ja verſchiedene Welten!“ rief er lächelnd, wenn wir uns nach ſolchen Scenen wiederſahen. Ein ſtarkes Gerechtigkeitsgefühl nöthigt ihn zur Nachſicht; er muß nämlich zugeſtehen, daß ein Staat ſeines Ideals jetzt unmöglich noch herzuſtellen iſt. Alle Vorderglieder, alle Vorbedingungen ſind verloren gegangen. Für den Dichter aber iſt Fritz Schwarzenberg eine unerſchöpfliche Quelle: er kennt alle Dinge bis an die fernſte Wurzel und iſt im Stande, Alles naiv anzuſehen, wie ein unverdorbenes Kind.

Ein rührendes Kind iſt er auch ſeinem Vater gegenüber, dem berühmten Feldmarſchall der Alliirten, welcher die Kriegsvölker alle in der Schlacht bei Leipzig commandirte. Jedes Wort, das über ihn geſprochen, jede Zeile, die über ihn geſchrieben worden, ſammelt er getreulich auf, und den kleinſten Tadel empfindet er bitterlich. Auch hierin zum Dulden beſtimmt; denn das große Verdienſt jenes commandirenden Feldmarſchalls iſt nie genügend gewürdigt worden. Jeder Alliirte drängte ſeine Leute und ſeine Verdienſte vor, und jeder ſprach lauter und zuverſichtlicher, als es dem öſterreichiſchen Naturell gegeben iſt, von ſich ſelbſt zu ſprechen. Ohne jenen commandirenden Schwarzenberg wäre es vielleicht nie zu einer alliirten Schlacht bei Leipzig gekommen; für dieſen Zuſammenhalt bedurfte es eines ſo mild diplomatiſchen, ſo entſagend nachgiebigen, ſo friedlich guten Kriegsmannes. Hoffentlich hinterläßt ſein Sohn Fritz einſt eine Lebensgeſchichte des Vaters, welche, unbekümmert um Widerſpruch, in einfachen Worten dieſen Führer und deſſen Weg ſchildert, einen Führer von edler Geſinnung und ſchöner Bildung, einen Weg durch Dornen und peinliche Schluchten.

Neben dieſem rückwärts blickenden Oeſterreicher Fritz Schwarzenberg war Fritz Deym ein vorwärts blickender. Wie mich dieſer Mann in dem damaligen Oeſterreich überraſchte! Es war gar nichts an ihm zu ſpüren von der Abſperrung europäiſcher Gedanken. Deym ſchwamm mitten in ihnen herum und zuckte traurig die Achſeln, daß man aus der bloßen Verhinderung ein Syſtem machen könnte. Er war ein ſpeculativ denkender Staatsmann, wie es nur irgend einer in der Schweiz, in England, in Amerika ſein mochte. Die Verbreitung der Gedanken kann man mit unermeßlichen Unkoſten eine zeitlang verhindern, die Gedanken ſelbſt nirgends. Und dann kommen ſie gequetſcht oder gar vergiftet zum Vorſchein, und das Reich wird auch durch Gutes beſchädigt.

Deym war ein Führer der kleinen Oppoſition im böhmiſchen Landtage, welche nur ſchüchtern die Augen aufſchlagen und auf Fragen richten durfte, die nicht ganz nach Politik ſchmeckten. Wie iſt dadurch ſpeciell Böhmen für das Reich zerrüttet worden! Gerade hier iſt ein ſehr deutlicher Uebergang zu norddeutſcher Bildung, und Prag namentlich war eine leſende und gut leſende Stadt. Hätte dieſer Leſeſamen beizeiten aufgehen können, welch eine ſänftigende Einwirkung deutſcher Cultur auf die entſtehende Geburt des Czechenthums wäre möglich geweſen! Jetzt iſt ja nur Unheil davon zu erwarten, da man ein hoffnungsloſes Weſen in dicke Halme hat aufſchießen laſſen.

Ich glaube, die Deyms ſind echt geborne Czechen. Fritz Deym hatte vollſtändig das Ausſehen eines Leſſing'ſchen oder Czermak'ſchen Huſſiten: buſchige Augenbrauen, einen ſeitwärts lugenden Blick, ſtruppiges Haar, feine Geſtalt. Und doch fühlte, dachte und ſprach er völlig deutſch, war er einer der Beſten unter uns, immer auf Gutes ſinnend für Arm und Reich, immer unbefangen auf Abhilfe bedacht für jedes Bedürfniß eines jeden Menſchen.

Daß ich ſolchen Leuten und ſolchen Eindrücken begegnen konnte bei meiner erſten Saiſon in Oeſterreich, das hat mich für immer geheilt von dem ſchablonenhaften norddeutſchen Vorurtheile über das zurückgebliebene katholiſche Reich der Phäaken.

15.

Ich ſelbſt machte bei meinem erſten Beſuche auf öſterreichiſchem Boden einen kummervollen Proceß körperlicher Wiedergeburt durch. Der alte Medicinalrath Wendt in Breslau, ein medicíniſches Talent von großer Energie, hatte des Morgens um Fünf — um dieſe Zeit empfing er ſeine erſten, natürlich armen Patienten — in ſeinem lauten Tone zu mir geſagt: Ihre Bruſtſchmerzen kommen nicht aus der Lunge, ſondern aus dem Unterleibe, Sie müſſen nach Karlsbad gehen! Darauf war ich nach Karlsbad gegangen, hatte meine Bruſtſchmerzen durch den Karlsbader Brunnen immerfort erhöht gefunden und hatte von allen Praktikern vernommen: Wer einen Schaden in der Bruſt hat, der trinkt ſich in Karlsbad den Tod. Da die Cur nun außerdem eine tief ſchwärzliche Hypochondrie zum Vorſchein bringt — um ſie zu heilen! ſagt jeder Karlsbader, und er ſagt es mit Recht — ſo war mein Zuſtand der eines zum Galgen Verurtheilten.

Dieſes Aug-in-Auge mit dem Tode, ein oft wiederkehrendes Gegenüber jedes phantaſievollen Hypochondriſten, hat außer der ihm innewohnenden Unannehmlichkeit mancherlei Gutes. Man lernt Teſtament machen, und dabei macht man ſich Vieles klar, was man bei gutem Muthe hinten im Dunkeln liegen läßt. Zudem war in den erſten Dreißiger-Jahren die ſtrengſte Ordensregel Mode in Karlsbad. Diät und Lebensweiſe waren den Karthäuſern abgelauſcht. Ich ſage Mode, denn das Studium der Karlsbader Geſchichte hat mich ſpäter gelehrt, daß früher roſenroth geweſen iſt, was einige Jahrzehnte ſpäter dunkelbraun erſchien und was jetzt, Anno 1869, wenigſtens wieder blaßroth geworden iſt. In ſolch einem allerdings ſehr ernſthaften, weil ſehr tiefgreifenden Bade finden diejenigen ihre ſchönſten Beweiſe, welche die Arzneikunſt geringſchätzen. Die armen Aerzte! Heilkünſtler ſollen ſie ſein, und ihre Kunſt iſt ſo unſicher, weil der Athem ihrer Kunſt, die Kenntniß der Natur, immerdar wechſelt. Ja, die Natur ſelbſt wechſelt ſogar. Und nun iſt noch dazu eine Epoche der Chemie über uns gekommen, welche täglich Neues entdeckt in Stoffen und deren Geſetzen und dadurch uralte Regeln haufenweiſe umſtößt — man wundert ſich, daß man bei alledem noch immer lebt, denn jeder Tag bringt Beweiſe, daß man ſich fehlerhaft ernähre, daß man geſetzwidrig exiſtire, daß die Polizei ſich hineinlegen müſſe in die allgemeine Dummheit. Man tröſtet ſich nur noch mit ſeinem Großvater, der vermöge ſolcher Dummheit achtzig Jahre alt geworden, und tröſtet ſich außerdem mit der leidigen Gewißheit, daß die Menſchenkinder niemals Alles ergründen werden und daß nach Jahrzehnten und ihren neuen Entdeckungen auch die jetzige Mode überlebt ſein werde. So weiß ich denn auch jetzt nach ſiebenunddreißig Jahren Karlsbader Cur meinen gallichten Mitmenſchen nichts Beſſeres zu empfehlen, als den Rath der eingebornen Karlsbader, alſo die Tradition der Erfahrung. Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das findet in Einfalt ein Karlsbader Gemüth.

Die Welt und meine Zukunft hatten ein aſchgraues Anſehen, als ich mich zur Abreiſe rüſten mußte, weil der Geldbeutel zu ſchlank wurde — damals gab's noch Silber in Oeſterreich — und weil die Geneſung doch unerreichbar ſchien. Paris und die Saint-Simoniſten zerfloſſen wie Nebelbilder vor meinen nächſten Sorgen, und Leipzig erſchien als einziger Anhaltspunkt. Sie wollen nach Leipzig? fragte eine kleine, etwas windſchief gewachſene Frau, die am Kaffeehauſe neben mir ſaß. Sie hatte ein ſcharfes, kluges Angeſicht und machte mir den Vorſchlag, Extrapoſt mit ihr zu fahren. Zu Dreien! Ihr Sohn werde der Dritte ſein. Angenommen! Ich erhielt natürlich den Rückſitz neben unruhigen Schachteln, die gehütet ſein wollten. Aber dies war der geringſte Uebelſtand. Dieſe beredtſame Dame machte mir ſchon auf der erſten Station Alles zunichte, was ich Günſtiges eingeſogen hatte über Oeſterreich. Sie war die Gattin eines öſterreichiſchen Beamten, der in Leipzig ſtationirt war, und ſie hatte den officiellen Katechismus des öſterreichiſchen Despotismus vollſtändig auswendig gelernt. „Was würde aus der Welt, wenn Krethi und Plethi mitſprechen dürfte“, ſchrie ſie, „Jeſus Maria! das wäre ja der Untergang aller anſtändigen Leute!“

Ich ſaß auf der Armeſünderbank während dieſes langen Poſtweges bis Leipzig, obwol ich mich, als wir auf ſächſiſchem

Grund und Boden ankamen, zu einer höflichen Oppoſition ermannte. Sie verſchlimmerte nur meine Lage neben den Schachteln, denn ſie erweckte bei der windſchiefen Dame etwas, was der Verachtung ähnlich ſah, wie ein Ei dem anderen. Es war ein ſchmerzliches Schlußcapitel der Karlsbader Cur, ſchmerzlich beſonders darum, weil ich während der fünf Wochen in Karlsbad von gar keinem Oeſterreicher ſo hatte ſprechen hören und alſo der Meinung geworden war, die despotiſche Regierung werde im ganzen Lande verleugnet.

Kleinlaut miethete ich mir in Leipzig ein beſcheidenes Zimmer und ſaß da in den erſten Tagen wie Einer, der nichts Tröſtliches von dieſer Welt zu erwarten hat. Einſam, freudlos und nutzlos wirſt du untergehen! dachte ich ſtill vor mich hin.

Da näherte ſich mir ein junger Mann, Julius Kiſtner, der Wirth im „Hôtel de Bavière“, wo ich zu Mittag ſpeiſte, ein junger, kräftiger Menſch mit der liebenswürdigſten ſächſiſchen Höflichkeit und mit der anmuthigſten Wißbegierde. Ich mußte neben ihm ſitzen, erhielt die beſten Biſſen der Tafel und wurde feſtgehalten, wenn alle Gäſte längſt fort waren. Weßhalb? Er wollte lernen, und ich mochte wol noch etwas vom Hauslehrer an mir haben. Geſchichte namentlich intereſſirte ihn über die Maßen, und ich trug ihm allmälig einen völligen Curſus vor von den Babyloniern bis auf Ludwig Philipp. Er floß über von Dankbarkeit und pries mich in der Stille jedem Tiſchgaſte bis über den grünen Klee. So kam ich zu wohlwollender Bekanntſchaft, und mein Zutrauen in mich ſelbſt wurde allmälig wieder gehoben. Unter dieſen Tiſchgäſten waren denn auch Leute, welche das geiſtige Zeug hatten, meiner Extrapoſtdame gerecht zu werden und mich wieder auf die mir natürlichen Fortſchrittsbeine zu ſtellen. Namentlich ein dicker Schwabe, der mit ſo wunderbarer Vehemenz lachte, daß ſelbſt meine Hypochondrie ſich vernünftig beſann und mir ein heiteres Schmunzeln geſtattete. Und doch war gerade dieſer ſo wohlthätig lachende Schwabe zeitweiſe der ſchwärzeſte Hypochondriſt und iſt in ſpäteren Jahren den ſchwarzen Bildern ſeiner Galle meuchlings erlegen. Bis dahin hat er aber rieſenhaft gearbeitet und geſchaffen. Er war freier Geſinnung halber einſt aus Würtemberg hinaus bis nach Amerika hinüber gemaßregelt worden, um derſelben Verfaſſung willen, welche Uhland als das „gute alte Recht“ beſungen. Von Amerika, wo er ſchaffen gelernt, war er jetzt zurückgekehrt und ſetzte unſere Wirthstafel mit ſeinen überſchwenglich genannten Plänen in kopfſchüttelnde Bewegung. „Projecte ſind's,“ ſagte man leiſe und laut, „überſpannte Projecte, nicht Pläne!“ Das Project, welches am lächerlichſten befunden wurde, war eine Eiſenbahn, die von Leipzig nach Dresden gebaut werden ſollte. Und ſelbſt ich, der über dieſes Eiſenbahnproject nicht erſchrak, ſah doch auch beſtürzt drein, wenn er beim Nachtiſche die prächtigen Laubwälder in den Leipziger Flußniederungen niedergeſchlagen ſehen wollte, weil Sachſen Kohlen genug habe und Kohle allein das richtige moderne Brennmaterial ſei. Denn es liege unter der Erde, den Platz auf der Erde brauche man nahe bei einer Stadt zu nöthigeren Dingen als zu Wäldern. Er ſchalt mich, weil ich ihm darin widerſprach, einen Poeten, und das war mir angenehm. Es regte ſich in mir nach einigen Wochen ein leiſer Drang, poetiſche Schriftſtellerei zu verſuchen; die Extrapoſtdame auf der einen Seite und dieſes Schwaben ausgebreitete exacte Kenntniß auf der anderen Seite hatten mich eingeſchüchtert in Betreff politiſcher Schriftſtellerei. Dazu muß man doch mehr wiſſen und länger beobachten, flüſterte es in mir, und wenn man Politik berührt, flüſterte es weiter, da muß man ſie in menſchliche Perſönlichkeiten verlegen. Wenn man alsdann auch irrt, dann irrt man doch anregend. Mein Schwabe lachte zwar zu poetiſcher Politik, aber ſein Spott ſtörte mich nicht; er nützte mir ſogar. Die erfinderiſche Fruchtbarkeit dieſes Mannes war außerordentlich, er befruchtete auch auf Gebieten, die er von ſich wies — es war Friedrich Liſt, der berühmte National-Oekonom.

Ich hatte es gar nicht bemerkt, daß eine ſtill fortſchreitende Wirkung Karlsbads ihren beſten Theil daran hatte, mich wieder an den Schreibtiſch zu drängen. „Als Chriſtgeſchenk zur Weihnacht beſcheert Karlsbad ſeine beſte Gabe!“ hatte man mir tröſtend in Karlsbad geſagt, und ich hatte ungläubig dazu gelächelt, ja, ich hatte es vergeſſen. Auch jetzt, als der Schriftſteller in mir wieder die Flügel regte, dachte ich mit keiner Sylbe an meine herbe Brunnencur. Wie denn unſere wichtigſten Geſchenke durchwegs mit gedankenloſer Undankbarkeit von uns aufgenommen werden. Kaum daß wir uns an den urſprünglichen Schenker erinnern, wenn die Gaben längſt verzehrt ſind.

Die Intereſſen der Zeit poetiſch zu geſtalten, die Intereſſen, welche mich und die mir verſtändliche Welt bewegten — das war der damalige Anfang, war der eigentliche Anfang meiner Schriftſtellerei. Die verſchiedenartigen Meinungen um mich her verſinnlichten ſich mir in verſchiedenartigen Menſchen, und alle dieſe Menſchen bildete ich mir aus zu eigenen Perſönlichkeiten, zu Charakteren, wie man's nennt, und jeden ließ ich ſprechen. Ganz anfänglich, in Briefen ließ ich ſie ſprechen, die Hippolyts und Konſtantins und Valers und wie ſie weiter hießen. Und nachdem Jeder ſeine Meinung ausgedrückt und ſeine Wünſche wie ſeine Vorſätze, da ſuchte ich für Jeden eine Begebenheit und verſchränkte dann dieſe Begebenheiten unter einander, ſo daß ein Roman entſtünde. Ich wußte kaum, daß ein Roman entſtehen ſollte, aber ich empfand das Bedürfniß, Vorgänge zu finden, welche eine Handlung bilden könnten. Dieſe Handlung ſchien mir das Suchenswerthe, ſchien mir das Neue, welches, aus mir bekannten Factoren entſtehend, mich ſelbſt überraſchen und aufklären würde. Nicht blos Raiſonnements! dachte ich; das bloße Beſprechen war mir in dem Tumult der Meinungen unerquicklich geworden. Nicht blos Sparren und Balken und Ziegelſteine, nein, zuſammenfügen, ein Haus aufbauen! Dann wollen wir ſehen, ob man darin wohnen kann, und daran wollen wir ſehen, wie und wodurch das nächſte Haus wohnlicher gemacht werden kann. Mit Einem Worte: erzählen muß man lernen — das war wol damals mein Grundgedanke. Der Begriff des Erzählens erſchien mir frühzeitig als das Hauptaugenmerk jedes Künſtlers, und Künſtler zu werden mochte wol damals ſchon mein Zielpunkt geworden ſein, da ich bemerkt hatte, es ſei verzweifelt ſchwer, ein bloßer Lehrer zu ſein. Dieſe Nothwendigkeit des Erzählens iſt mir auch bis heute eine Grundforderung geblieben, und zwar für alle Künſte. Auch der Muſiker, der Maler, der Bildhauer, der Baukünſtler, der Schauſpieler muß erzählen können, ſonſt wirkt er nicht. Mit anderen Worten: er muß naiv ſein können, ſein Werk muß aus naivem Anfange entſtehen und ſich aufbauen.

Ich weiß nicht mehr, wie klar oder wie dunkel das in mir lebte, als ich zu Leipzig in einer düſteren Stube der Nikolaigaſſe die Hippolyts und Konſtantins ihre Briefe ſchreiben ließ und in dieſer ſchwatzhaften, uranfänglichen Form einen Roman zuſammenſtellte; ich weiß nur noch, daß in wenig Wochen dieſe Schrift eine Roman-Phyſiognomie hatte und den übertriebenen Titel fand: „Das junge Europa“.

Die Folgen der argen Karlsbader Cur ſtellten ſich unbemerkt ein, ich ſchrieb fröhlich Tag für Tag und war dem Schluſſe nahe, als mein wißbegieriger Freund Julius, der Wirth im „Hôtel de Bavière“, eines Tages mitten unter den Aſſyriern zu mir ſagte: „Nun müſſen wir auch in Geſellſchaft und auf Bälle gehen!“ und mich in ein Haus am Roßplatze zog, um mich da vorzuſtellen.

Ich hatte von Jugend auf gern und viel getanzt, ich hatte gar nichts einzuwenden gegen dieſen munteren Weg zu einem jungen Profeſſor, welcher eine ſchöne Frau beſitzen ſollte — eine Frau von Geiſt und Bildung. Beide ſollten meine Wirthe ſein für den Ball am nächſten Abende.

Die Frau war nicht zu Hauſe, und es vergingen zwei Jahre, ehe ich ſie zu ſehen bekam. Der Mann war unwohl, lud mich aber ein zum Balle im „Hôtel de Pologne“. Einen Augenblick wenigſtens würde er hinkommen. Er kam auch, war ſehr freundlich und machte mir einen angenehmen Eindruck. Ich hab' ihn nicht wieder geſehen; er hatte ſich Tags darauf ins Krankenbett legen müſſen und iſt nicht wieder aufgeſtanden. Ein Steinwurf, welcher ihm bei einem Aufſtande Anno 30 an die Bruſt geflogen, hatte ihm einen langſam tödtenden Schaden verurſacht. Julius berichtete mir nach einiger Zeit: Heute haben wir unſeren guten Profeſſor begraben! Ah! rief ich, ohne zu ahnen, welch' große Bedeutung das für mich haben ſollte.

Im Jahre 34 wird es der Leſer bemerken. Jetzt müſſen wir auf den Ball zurückkehren, weil ſich da — es war eben ein Schickſalsdrama — etwas unmittelbar Wichtiges für mich ereignete. Ein langer, magerer Mann klopfte mich auf die Schulter; jener Buchhändler Voß war es, der ſchon zweimal bei mir geweſen und der mir mitten in einem Galopp zuraunte: Methuſalem tritt zurück, und ich hoffe, Sie werden zu Neujahr die Redaction der „eleganten Zeitung“ allein übernehmen.

Und die Saint-Simoniſten? Sie fielen mir wol auf der Stelle ein, aber ich war jetzt ſchon mehr auf Schriftſtellerei geſtellt als auf eine Religionsbahn.

So kam ich denn in das ausgefahrene Geleiſe eines Tagesſchriftſtellers. Die Zeitung erſchien wöchentlich, und an jedem Tage ſammelte ich, was am Samſtag eine Nummer bilden ſollte. Alles kam hinein, Alles! Politik, Wiſſenſchaft, Literatur. Dadurch meinte ich die abgeſtandenen Gewäſſer zu bewegen und zu beleben, und das ſchien auch zu gelingen, die Bewegung wenigſtens, denn die rückkehrenden Wellen umſpülten mich bald von allen Seiten.

So begann mir das Jahr 1833. Vom Standpunkte der Naivetät redigirte ich dieſe „elegante Zeitung“. Ich ſetzte nichts voraus beim Leſer; ich ſetzte bei mir ſelbſt nichts voraus von erlernter Wiſſenſchaft, ich wollte nur unbefangen erzählen, wie mir die Dinge vorkämen, die Ereigniſſe und die Schriften.

Da ſtrotzte es denn natürlich von Ketzereien. Eine Beſprechung Jean Paul's zum Beiſpiele erweckte einen Sturm gegen mich. Ohne Rückſicht auf den geweihten Namen, welcher damals für claſſiſch galt, ſprach ich hart über die gezerrte und oft verzerrte Form ſeiner Bücher. Ich bekannte wol die oft überraſchenden Edelſteine ſeiner Gedanken und geſtand, daß ſeine humoriſtiſchen Wendungen mich entzückt, ja ich lobte mehr, als herkömmlich war, die äſthetiſche Weisheit in ſeiner „Vorſchule der Aeſthetik“. Aber ich behauptete, dieſe Weisheit komme ſeinem eigenen Talente nicht zugute, und er wiſſe viel mehr, als er könne. Ich wagte geradezu auszuſprechen, daß er, im ſtets eng bleibenden Kreiſe ſeiner Manier verharrend, manierirt geworden ſei und geſchmacklos, wenn auch immer perſönlich liebenswürdig.

Mit derſelben Dreiſtigkeit wurde Alles getadelt, was mir unwahr ſchien in unſerer Schriftwelt, unwahr in unſerer ſocialen Welt, unfrei in unſeren politiſchen Einrichtungen. Meine Jugend drängte ſich dabei warmblütig hervor, und was als Bemerkung von Werth ſein mochte, das machte den herausfordernden Anſpruch auf ein Syſtem. Das Recht der Sinnlichkeit, in den Künſten von unbeſtreitbarer Wichtigkeit, wurde wol übermäßig betont und auch als ſociale Speculation unverzagt behandelt, ein bedenklicher Uebergriff für das ältere Geſchlecht, ein verlockender Reiz für junge Leute. Die Saint-Simoniſten in ſocialer Frage, Heinſe in literariſcher Form hatten mir die Anregung erzeugt, und das Sociale wurde mir ziemlich unklar vermiſcht mit dem Künſtleriſchen. Andere junge Schriftſteller gingen weiter als ich, der ich hiebei im Grunde nur künſtleriſche Freiheit erſtrachtete; ſie legten das Schwergewicht auf den ſocialen Gedanken und drängten die Frage um Ehe, die Frage um ein „freies Weib“ an die Spitze.

Letzteres geſchah indeſſen erſt in den nächſten Jahren; 1833 war von alledem nur die Knospe ſichtbar, und die von politiſchem Leben durchdrungene Literatur war die Hauptſache; Kritik, welche ſich ſchöpferiſch geberdete und in Wahrheit auch ſchöpferiſch ſein wollte, war die Parole.

Ludwig Wienbarg war der Erſte, welcher dieſem lebhaften Trachten einer belletriſtiſchen Zeitſchrift wie die „Elegante“ eine

Stütze brachte: ſeine „Aeſthetiſchen Feldzüge“ erſchienen als Buch und machten einen bemerkenswerthen Eindruck. Es fing an deutlich zu werden, daß eine junge Schriftſtellerwelt entſtünde, welche außerhalb der traditionellen Bahnen unſerer Claſſik und Romantik eine Exiſtenz und eine Wirkung hatte.

Am deutlichſten trat der Gegenſatz hervor gegen jene künſtliche Romantik, welche dem Paradiesvogel verglichen wurde. Dieſer Vogel, ſäuſelten die Romantiker, hat keine Füße und ſchwebt deßhalb immerwährend in der Luft zwiſchen Himmel und Erde.

Die erkünſtelte Situation, die geſchraubte, krankhafte Empfindung wurden plötzlich verſpottet, die Wahrheit wurde geſucht, die Wahrheit in den Ausgangspunkten und in den Zielen, im Weſentlichen das, was man ſpäter Realismus genannt hat. Man nannte es damals „junges Deutſchland“. Dieſer Beiname war bald gefunden, da wir ſelbſt die „jungen“ Triebe in Politik wie Literatur fortwährend betonten. Dieſer Beiname, von Wienbarg zuerſt quaſi officiell ausgeſprochen, entſtand aber viel harmloſer, als man jetzt glaubt, nachdem man ein „junges Italien“ und ähnliche politiſche Bezeichnungen vielfach erlebt hat. Dieſe politiſchen Bezeichnungen waren damals noch nicht vorhanden, und eine politiſche Verbindung „junges Deutſchland“ hat nie exiſtirt. Herr v. Tzſchoppe in Berlin hat jenen literariſchen Beinamen benützt, um eine polizeiliche Handhabe zu gewinnen für ſeine Bannbulle gegen eine Anzahl junger Schriftſteller, welche der damaligen Reaction unbequem waren.

16.

In Wahrheit beſtand zwiſchen uns jungen Schriftſtellern gar kein anderer Zuſammenhang als der einer verwandten Tendenz, und zwar einer nur im Allgemeinen verwandten Tendenz.

Mit Wienbarg zum Beiſpiel war ich in gar keiner Verbindung, nicht einmal in einer oberflächlich brieflichen; ich habe dieſen ernſt und gedrungen ſchreibenden Holſteiner erſt viele Jahre ſpäter einmal in Hamburg geſprochen. Sein Weſen hatte mit der freien Sinnlichkeit, welche dem „jungen Deutſchland“ zum Vorwurfe gemacht wurde, nicht das Mindeſte zu ſchaffen. Ein Buch, „Holland“ betitelt, welches er noch in den erſten Dreißiger-Jahren brachte und welches knappe, feſte Schilderungen enthält, erinnert mit keinem Zuge an die künſtlich gemachten Hallucinationen des Herrn v. Tzſchoppe.

Mit Heine, der ſchon ſeit zwei Jahren nach Paris ausgewandert war, hatte ich mich wol brieflich in Verbindung zu ſetzen geſucht, aber dieſe Verbindung war doch eine ſehr loſe. Sie ging nicht über den Austauſch einiger freundlichen Worte hinaus. Erſt ſechs Jahre ſpäter, nachdem die Kriegsnoth des „jungen Deutſchland“ überſtanden war, kam ich in näheren Verkehr mit ihm. Alſo auch der wichtigſte Böſewicht hatte keinen perſönlichen Theil an der jungdeutſchen Verſchwörung, welche Herr v. Tzſchoppe vorſpiegelte, um die Bannbulle gegen fünf Schriftſteller zu motiviren.

Karl Gutzkow und Theodor Mundt waren die zwei Berliner unter dieſen Fünf. Theodor Mundt hatte im Jahre 1833 noch keinen Zug von dem ſchlimmen Jungdeutſchthum, welches ihm zwei Jahre ſpäter zum Verbrechen gemacht wurde. Er war ein akademiſcher Schriftgelehrter, und nichts an ihm verrieth irgend eine gefährliche Erfindungskraft. Wie eine ältere Jungfer gerieth er kurz vor Verkündigung des Bannſpruches in einen Preis der Sinnlichkeit, welchen ſeine „Madonna“ künſtlich athmete. Künſtlich; denn ſie entſprang offenbar nur aus Theorie und Abſtraction, trug aber wahrſcheinlich gerade deßwegen in dem abſtracten Berlin dazu bei, dieſe ganze Richtung für ſyſtematiſch auszugeben. Insbeſondere weil Mundt Privatdocent war an der Berliner Univerſität. Wenn die Wiſſenſchaft anfing, den Cultus des Fleiſches zu predigen, dann mußte der Polizeiſtaat ſeine abſperrende Schuldigkeit thun.

Karl Gutzkow war in der Sache ſelbſt der viel wichtigere. Der Jüngſte von uns, hatte er ſchon mit zweiundzwanzig Jahren zwei Bücher gebracht, welche voll Gährungsſtoff waren: „Briefe eines Narren an eine Närrin“ und „Maha Guru, oder: Die Liebe eines Gottes“. Beide waren keine leichte Lectüre und nicht fürs große Publicum angethan. Aber ſie enthüllten ſtellenweiſe dreiſte Wendungen und verriethen einen geſchulten Kopf, deſſen mögliche Entwicklung die Aufmerkſamkeit ſpannte. Philoſophiſches Fundament in den „Närriſchen Briefen“ und philoſophiſcher Roman in „Maha Guru“ ließen den Leſer fragen: Wohin gelangt das, wenn die auf- und abwallenden Schleier und Nebel fallen, welche jetzt noch die Umriſſe unklar machen?

Mit ihm wurde ich am früheſten bekannt. Er bezeigte brieflich Theilnahme an dem Treiben der „eleganten Zeitung“, ohne jedoch Beiträge zu liefern, und ſchlug mir vor, eine gemeinſchaftliche Reiſe mit ihm nach Ober-Italien zu machen.

Die Sterne leuchteten dafür ganz günſtig: Karlsbad hatte gründlich Wort gehalten, ich war friſch und rüſtig, die literariſche Thätigkeit war in ermunterndem Gange, die Theilnahme für „die Elegante“ ſtieg und verbreitete ſich, und die Ausſicht auf Leben und Welt erſchien mir beinahe roſig. Wie ſehr auch Reaction oder wenigſtens Niederhalten von den größeren deutſchen Staaten drohte, die kleineren Staaten boten Luftlöcher in Fülle, und ich war ſo durchdrungen von der Wahrheit und Nothwendigkeit liberaler Staatsformen, daß ich den Sieg derſelben für unwiderſtehlich hielt. Es iſt nur eine Frage der Zeit! rief ich, wie man immer ruft bei gutem Gewiſſen, und „die Zeit“ iſt für junge Leute ſtets kurz und nahe. Jungen Leuten geht's dabei, wie bei einer Reiſe im Gebirge: der große, ſchöne Berg erſcheint ſo nahe, morgen ſchon werden wir dicht vor ihm ſtehen und ihn fröhlich erſteigen. Ach, und dann liegen ſo viele kleinere Berge und tiefe Thäler zwiſchen uns und dem großen Berge, daß wir abgemattet und zum Tode ermüdet werden, ehe wir an den Fuß des Berges kommen, und höchſt dankbar müſſen wir ſein, wenn wir's überhaupt ſo weit bringen, wenn wir's überhaupt erleben, das ſo nahe ſchimmernde Ziel unſerer Ueberzeugung wie unſerer Wünſche wirklich nahe vor uns zu ſehen. Unterdeſſen ſind wir ſelbſt anders, ſind wir insbeſondere anſpruchsvoller geworden, und der endlich erreichte ſchöne Berg kommt uns gar nicht mehr ſo ſchön vor, und wir haben erſtaunlich viel an ihm auszuſetzen, wenn wir endlich an ihm ſelbſt langſam emporklimmen. So iſt das Leben, und es iſt gut, daß es ſo iſt: der abſtracte Gedanke muß einen Inhalt finden, den wir nicht ahnen, ſonſt wär's ein oberflächlich Ding um dieſe Welt und wir würden uns bald langweilen über die leichte Waare, die wir ſelber würden.

An meinem guten Muthe hatte aber damals die literariſche Kunſt einen großen Antheil. Ich fühlte wol beim Schreiben des „jungen Europa“, daß ich ihrer noch lange nicht mächtig ſei, aber ich ſchwelgte doch in ihren geahnten Reizen, es erſchien mir doch wie ein ſehr glückliches Leben, wenn man Gedanken, Eindrücke und Erfahrungen verbinden und klären und zu einem Ganzen ausbilden könnte, wenn man ſchaffen könnte. Mit unbeſchreiblichem Gewinn und mit dem Genuſſe eines Studirenden las ich unſere Claſſiker, beſonders Goethe, obwol mein geweckter kritiſcher Sinn beim „Wilhelm Meiſter“ zum Beiſpiele nur an den Gedanken, Schilderungen und Abſichten hohes Genüge fand, an der Compoſition jedoch den vollen Fluß eines erfinderiſchen Talentes vermißte.

Ich war alſo ſehr wohl geſtimmt für eine Reiſe in fremde Länder. Am Gelde fehlte es nicht mehr: ein Buchhändler von enthuſiaſtiſcher Theilnahme für neue Productionen, Otto Wigand, hatte mir einen ganzen Haufen Goldſtücke gezahlt für das „junge Europa“, und ich hatte dieſen Haufen in meinen Hut geſtrichen, weil ich meinen ſolcher Laſt ungewohnten Taſchen das koſtbare Metall nicht anvertrauen mochte. Barhaupt hatte ich's nach Hauſe getragen. Es war der erſte Goldhaufe, der in meinen Beſitz gekommen, und er hatte etwas Fabelhaftes für mich, etwas wörtlich Fabelhaftes. Die ſchöne Fabel, meines Erachtens der Mittelpunkt literariſcher Kunſt, lag geöffnet vor mir wie ein Bergwerksſchacht, aus welchem Erzſtufen und Edelſteine entgegenblitzten. Ganz ſachgemäß, meinte ich, wird dieſer Schatz ſogleich in die Lüfte geſtreut für eine Reiſe nach Süden, und ich ſtieg in den Poſtwagen, der mich nach München bringen ſollte. Dort wohnte Gutzkow; ihn wollte ich abholen.

Die lange Poſtreiſe durch Baiern war ſehr ernüchternd. Mir war's, als hinge ein grauer Schleier über dieſem Lande, welches ja in ſeinem nordöſtlichen und öſtlichen Theile, in der Oberpfalz und dem Regensburger Gebiete, nicht eben von landſchaftlichem Reize iſt. Aber nicht die Landſchaft allein wob bei Wind und Regen den grauen Schleier, die politiſche Stimmung that es. Das düſtere Element eines polizeilichen Miniſteriums — damals Wallerſtein, ſpäter der clericale Abel — lag über Baiern, und der ſpäter hochgeprieſene König Ludwig galt damals ganz und gar nicht für lobenswerth. Seinem Kunſttreiben ſah man mißtrauiſch zu, und man nannte es Mißbrauch, wie den Kammern Geld abgenöthigt wurde für ſo forcirtes Gebahren und wie die Kammern überhaupt bedeutungslos gemacht wurden. Das Hambacher Feſt revolutionären Styles im Jahre 1830 und neuerdings der verwegene Ueberfall der Conſtablerwache in Frankfurt hatten vorzugsweiſe in Baiern ſtrenge Maßregeln zur Folge gehabt, welche beſonders dem Reiſenden unheimlich entgegentraten. Ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat ſtieg mit in den Poſtwagen, und ehe man's gewohnt wurde, ſo transportirt zu werden, war man immer des Aergſten gewärtig. Daß dies zum Schutze der Poſtpakete geſchähe, glaubte man nicht.

So kam ich zum erſtenmale nach München und eilte in Gutzkow's Wohnung. Er war nicht daheim. Im Engliſchen Garten werde ein großes Concert aufgeführt, dort werde er ſein. Ich ging denn auch dahin und ſah auf dem Wege mit Erſtaunen die wüſten Plätze in reizloſer Ebene, auf denen vereinſamte griechiſche Gebäude aufgebaut worden, und ſah kopfſchüttelnd daneben die dicken Blaſenthürme der ſtädtiſchen Hauptkirche und die ſtylloſen kleinen Häuſer der Vorſtadt, welche ans neue ſandige Griechenland grenzte. Erſt im Hofgarten und im kühlen Engliſchen Garten fand ich Harmonie. Das bläuliche Seifenwaſſer der Iſar, voll und ungeſtüm einhergehend, erſchien mir wie die beſte Gabe Münchens.

Die Leute kamen eben in Schaaren zurück von dem Concerte. Ich ſtellte mich am Wege auf, um ſie zu muſtern, mir einbildend, ich würde Gutzkow, den ich in meinem Leben nicht geſehen, wol erkennen. Es kam aber Niemand, den ich mit ſeinem Namen hätte anrufen mögen; es kamen lauter Geſichter und Geſtalten, denen man normale Geſundheit und körperliche Kraft abſah, denen man aber nicht gerade geiſtige Kraft und Feinheit zutrauen mochte. Der baieriſche Stamm hat ja durchwegs einen ſo feſten Körper, der an Eichenholz gemahnt und der auch in ſeiner Form harte Linien zeigt. Es iſt ein wunderliches Studium, wenn man die Wurzeln der Begabung entdecken und wenn man ſie typiſch nachweiſen will. Würde man in dieſen harten Umriſſen des baieriſchen Stammes die künſtleriſche Begabung ſuchen? Und doch iſt ſie ihm eigen, und zwar in hohem Grade. Für Alles, was Geſtaltung heißt, haben die Baiern ein hervorragendes Talent; Maler, Bildner, Architekten ſind zahlreich unter ihnen zu Hauſe.

Gutzkow, welchen ich am Abende fand, war eben kein Baier, ſondern ein Berliner, ſeinem Namen und wol auch ſeiner körperlichen Structur nach von halb ſlaviſcher Abſtammung. Die Quitzows und Rochows und Bredows waren die ſlaviſchen Bodenherren in der Mark, denen die Hohenzollern die Macht abringen mußten. Coloniſten vom Weſten her bis vom Rheine haben an der Spree ein Köln gebildet, wie die Waſſerſtadt von Berlin noch heute heißt, und haben den muthigen Bürgerſtand gegründet, welcher die ſlaviſchen Volkstheile mit ſich verquickt hat. So iſt der heutige Berliner entſtanden, welcher kräftiges

Bürgerthum und als Bodenſatz einen wilden, aus Slaventhum erinnernden Pöbel zeigt.

Es entſtehen denn in einer ſolchen volkreichen Stadt mannichfaltige, ganz und gar nicht typiſche Individuen. Der Zufluß für ſolche Städte bildet ſich nicht organiſch von Innen heraus, ſondern er entſteht durch maſſenhafte Einwanderung von Außen So ſind die großen Städte vorzugsweiſe Coloniſtenſtädte, und der Charakter ihrer Einwohner iſt kein typiſcher, ſondern iſt eine Moſaik. Am ſtärkſten da, wo die Urbewohner, wie in Berlin, einer anderen Nationalität angehört haben und ſchon von früh auf durch Coloniſten in den unteren Bereich gedrängt worden ſind.

Solche Gedanken ſchwirrten mir durch den Kopf, als ich mit Gutzkow nach Tirol hinauffuhr und als ich im Verkehre mit ihm die Einheit nicht finden konnte, welcher er angehörte. Zahlreiche und reiche Beſtandtheile traten mir entgegen: Wiſſen, Schule, Geiſt nach allen Richtungen; aber eigentlich eine unfaßbare Perſönlichkeit. Zuerſt und zuletzt iſt er ein Denker, ſagte ich zu mir, als wir über den Brenner fuhren. Ein Denker! und alles Künſtleriſche iſt angeeignet. Aber reichlich und ſorgfältig angeeignet. Bis auf den Styl. Selbſt über dieſen zeigt er theoretiſche Studien, und er weiſt geläufig nach, wo, wann und wie die Rede durch eine Frage unterbrochen und belebt werden müſſe, wo, wann und wie dieſe oder jene Redeform angewendet ſein könne. Und dies belegt er mit wiſſenſchaftlichem Nachweiſe aus den alten Sprachen, und wie Zumpt oder ſonſt ein Sprachgelehrter über dieſe und jene Nuance denke. Meine Stylgelehrſamkeit vom Glogauer Gymnaſium erſchien mir daneben recht dürftig, und Magiſter Röller's Regeln kamen mir vor wie bloße Hausmittel neben approbirten Recepten der Facultät.

Auch der ſchönen Natur gegenüber, welche da in Südtirol und am Gardaſee uns farbenreich entgegentrat, war ſein Verhalten ganz anders als das meinige. Oft ſchien es, als ob er die Schönheit gar nicht bemerkte; in einer ſpäteren Bemerkung zeigte ſich's aber, daß er ſie gar wohl bemerkt hatte, nur anders, gleichſam auf anderem Wege. Vielleicht weil er in großer Stadt aufgewachſen, welche ohne landſchaftlichen Reiz. Für ſolche Großſtädter wird auch der Naturreiz ein beſonderer Act der Bildung. Er war überhaupt viel ſchweigſamer, als ein Mann ſeines jungen Alters und ſeiner mannichfaltigen Wiſſenſchaft zu ſein pflegt. Seine mittelgroße Geſtalt erhielt dadurch etwas Suchendes, daß Hals und Haupt immer ein wenig nach vorn gebeugt waren; eine ſcharfe Naſe und das oft nur halb geöffnete, kurzſichtig ſcheinende Auge ſtimmten zu dieſer ſuchenden Haltung. Das Organ, ein angenehm hoher Bariton, war auch muſikaliſch geſchult; das kam gelegentlich im Zimmer überraſchend zum Vorſcheine. Im Freien hätte man nicht geahnt, daß er ſingen könnte.

Er machte durchwegs ganz andere Bemerkungen als ich, und als wir in Verona nach Romeo und Julia ausgegangen waren und die Arena betrachtet hatten, da kam ich zu dem Schluſſe: wir ſind zwei ganz von einander verſchiedene Menſchen, und es wird gar nicht leicht ſein, daß wir einander gegenſeitig gerecht werden.

Wir reiſten recht ungeſchickt. Oder vielleicht traf dieſer Vorwurf nur mich. Das Reiſen will erlernt und geübt ſein wie das Leben, und zu Anfang übereilt man beides. Der Hauptfehler liegt darin, daß man ausführliche, feſte Pläne macht, und daß man ſo viel als nur irgend möglich mit Einemmale ſehen und haben will. Statt deſſen ſollte ein Reiſeplan nur dahin lauten: Du willſt dieſen Monat jener Gegend widmen; wie weit du kommſt, wie viel du davon ſiehſt, das ſoll davon abhängen, wie viel dein Auffaſſungsvermögen ruhig verbrauchen und verwerthen kann. Wer lieſt ein Buch ohne zupaſſende Stimmung, wer geht in Geſellſchaft, ins Theater, wenn er ſich nicht frei und geeignet dafür fühlt? Und doch reiſt man haſtig und raſtlos von einer Merkwürdigkeit zur anderen und ſchlingt die verſchiedenartigſten Speiſen in ſich hinein ohne Rückſicht auf ſeinen Magen.

Ich verſchlang damals Ober-Italien ohne Rückſicht auf meine Verbrauchsfähigkeit, und als wir in Trieſt ans Land ſtiegen, erſchien es mir als das Wichtigſte, daß ich nun nicht mehr die kreideartige Polenta eſſen, den tinteartigen Wein trinken müßte. Ob ein fremdes Land und Volk fordern könne, der Reiſende ſolle ſich ihm fügen, das kam der jungen Unverſchämtheit nicht zu Sinne.

Wirklich fanden wir auch deutſches Brot und Rheinwein in Trieſt, und wir wurden nicht in der Illuſion geſtört, daß wir auf deutſchem Boden wären. Als ich dreißig Jahre ſpäter wieder einmal nach Trieſt kam, da mußte ich die deutſchen Spuren ſorgfältig ſuchen, da wurde die Stadt für eine italieniſche ausgegeben. Unſer einziger Hafen im Süden! Wir verdienten unſeren Untergang, wenn wir dieſen Hafen jemals aufgäben.

Wie das Land ausſieht von der adriatiſchen Küſte bis Wien, das konnten wir damals abſolut nicht entdecken. Wir wären ſo gern den Römerſpuren gefolgt, die über Carnutum nach der Vindobona gezogen ſind, umſonſt! Ein Regenmantel hüllte Alles ein; erſt als wir vom Semmering herunter kamen, in Niederöſterreich alſo, wurde die Welt wieder licht.

17.

Bei guter Beleuchtung ſah ich Wien zum erſtenmale, und es gefiel mir ſehr.

Gutzkow war in Baden geblieben, und ich lief Tag und Nacht umher. Zum „Sperl“ und nach Schönbrunn und auf den Wiener Wald hinauf; mir behagte Alles. Jede Stadt hat ihre eigene Atmoſphäre, und dieſe entſcheidet über Behagen oder Nichtbehagen. Mich wehte ſie an wie in Karlsbad, das heißt wie heimatlich. Das ſchleſiſche Weſen dünkte mir eng verwandt mit dem öſterreichiſchen: leichter Sinn, lebhafte Phantaſie, und zwar Phantaſie, welche durchaus ins Roſenrothe ſehen will, raſche Wallung des Gefühls — das Alles meinte ich an Jedermann zu entdecken, wie daheim. Vor einem Jahrhunderte noch hat ja auch Schleſien hieher gehört, eine gebirgige Ecke von Schleſien gehörte noch hieher, und ein Jahrhunderte dauerndes gemeinſchaftliches Staatsweſen macht ähnlich, wie eine Ehe den Mann und die Frau einander ähnlich macht. Dazu der gemeinſchaftliche ſüddeutſche Stammescharakter, der auch heute in Schleſien noch ſichtbar, obwol es ſeit hundert Jahren für Norddeutſchland erobert worden iſt. „Erobert, blos erobert!“ ruft der ethnographiſche Politiker, „alſo jederzeit bereit, wieder zurückzukehren!“ — So iſt es doch nicht. Religion und Staatsverfaſſung wirken tief ein. Nur der katholiſche Theil Schleſiens mag für Oeſterreich theilweiſe geneigt geblieben ſein, der große proteſtantiſche Theil hat ſich dem Norden hingegeben, und allmälig iſt Schleſien ein Ausgleichsland geworden für Nord- und Süddeutſchland. Das intolerante katholiſche Staatsweſen Oeſterreichs hat nach dem Tode Kaiſer Joſeph's das ſchleſiſche Volk Oeſterreich entfremdet.

Das Alles wußte ich, und dennoch behagte mir's in Wien. Mir war's, als ob ich zu alten Verwandten käme, von denen mir der Großvater erzählt, ſie ſeien für uns verſchollen und hätten ſich fremdem Glauben hingegeben. Die Jugend meines Großvaters gehörte wirklich noch unter die öſterreichiſche Herrſchaft in Schleſien, und er hat mir oft davon erzählt und mir die gelbſeidene Fahne mit ſchwarzen Rändern gezeigt, welche beim Pfingſtſchießen erſchien und von einem Kaiſer unſerer Schützengilde geſchenkt ſein ſollte. „Aber Luther!“ — rief er — „Luther hat uns getrennt!“

Immer und immer wieder, wo man heutigen Tages das Intereſſe Oeſterreichs berührt, da ſtößt man auf den Schickſalsnamen Oeſterreichs, auf den Namen Ferdinand's des Zweiten.

Sein fanatiſcher Kampf gegen die Reformation hat den Samen der Zwietracht und der Auflöſung in die Furchen gelegt.

Wenn man billig urtheilt, mag man ſagen: Ein Widerſtand gegen das Neue muß doch vorhanden ſein, damit das Neue ſich läutere: ein erhaltendes Princip alſo iſt doch immerdar nöthig, und dies erhaltende Princip vertrat Ferdinand. Reicht das zu für ſolche Lage und Frage, wie ſie Ferdinand vorfand? Nein. Er fand die öſterreichiſchen Erblande reformirt vor: der Adel, die Städte, die gebildeten Claſſen waren evangeliſch geworden; er mußte eine ſo tiefgehende Bewegung rückläufig machen, und zwar gewaltſam. Er war nicht conſervativ, er war reactionär; er trieb Revolution nach rückwärts. Und zwar im Glaubensbekenntniſſe. Das iſt von unermeßlicher Gefahr; denn Religion und Glaube iſt erſtens das geheimnißvollſte, eigenſte und heiligſte Gut jedes Einzelnen — die Mißhandlung dieſes Gutes beſchädigt die Seelen und wird nie vergeben. Religion und Glaube hingen zweitens in der deutſchen Reformations-Frage untrennbar zuſammen mit der Frage um Wiſſenſchaft und Bildung. Die katholiſche Hierarchie und vor Allem die Jeſuiten hatten der katholiſchen Lehre die Fortbildung abgeſchnitten und hatten dadurch Wiſſenſchaft und Bildung confiscirt. Die alte katholiſche Lehre hatte ihre freien Concilien und konnte ſich durch dieſe entwickeln; der päpſtliche und jeſuitiſche Katholicismus aber hatte dies Lebenselement der Kirche zerſtört — ein weiſer Regent mußte einſehen, das er mit ſolchem Kirchengeſetze ſeine Völker in den geiſtigen Stillſtand hineinnöthigte, daß er alſo auch ſeinem Staate die Weiterbildung vermauerte, daß er die Zukunft hingab.

Kein Strahl dieſer Weisheit iſt in Ferdinand dem Zweiten ſichtbar geworden, die Jeſuitenlehre, welche er in Ingolſtadt eingeſogen, hat ſeinen Kopf völlig gefangen gehalten, und ſo hat er mit energiſcher Charakterkraft ſeinen Völkern die Bildung vermauert. Die Bildung iſt aber die Zukunft eines Volkes.

Die ſchleſiſchen Kriege gingen im Weſentlichen deßhalb für Oeſterreich verloren. Der preußiſche König, welcher ſagte, es dürfe Jedermann nach ſeiner Façon ſelig werden, hatte dadurch die Sympathie des gebildeten Europa für ſich. Er benützte natürlich auch dieſen Vortheil und ließ durch ſeinem Marquis d'Argens in die Gazetten ſchreiben: der Krieg werde für die Proteſtanten geführt. Gleichgiltig, ob er dazu lachte, gleichgiltig, daß er die ganz proteſtantiſchen Leipziger aufs äußerſte brandſchatzte — das ging unter im Kriegslärm, aber die freiſinnige Parole flog über Europa.

Iſt es ſchwer auszuführen, warum auch die Kriege dieſes Jahrhunderts immer für Oeſterreich verloren gingen? Der Keim aller Niederlagen Oeſterreichs heißt immer Ferdinand der Zweite.

Solche Gedanken, von der ſchleſiſchen Verwandtſchaft mit Oeſterreich angeregt, beſchäftigten mich in den Morgenſtunden, wenn ich vom „weißen Roß“ in der Leopoldſtadt auf die Taborſtraße hinabſah. Ich ſchreibe ſie erſt jetzt auf. Damals hätte ich das für höchſt gefährlich erachtet, denn die Wiener Polizei galt für unvermeidlich. Jeden Augenblick, hieß es, kann ſie eintreten und deine Papiere in Beſchlag nehmen! Papiere ſind ihr das Allerwichtigſte auf der Welt, beſchriebene wie bedruckte.

Mein Gewiſſen war auch gar nicht ruhig, wie oft ich mir ſagen mochte: Du biſt ja noch ein ganz junger Autor, und von deinen Schriften wird noch gar nichts nach Oeſterreich gedrungen ſein. Ach was — ſtöhnte mein Gewiſſen — hier iſt die Polizei literariſcher als der Schriftſteller ſelbſt und das Publicum; die Polizei nimmt genaue Notiz von allen neuen Schriften, und was kein Menſch auf der Welt lieſt, das lieſt die Wiener Polizei. An ſie muß man ſich wenden, wenn man eine vollſtändige Literatur-Geſchichte ſchreiben will. Und wenn ſie etwas übelnimmt, ſo iſt man Allem ausgeſetzt, Allem! Eine Wohnung auf dem Spielberge bei Brünn wird gemiethet im Handumkehren, und kein Hahn kräht danach. Da iſt von keinem Rechte, nicht einmal von einem Proceſſe die Rede.

Es kommt ſelten oder gar nicht vor, denn bei alledem iſt man human!“ ſagte wol ein liberaler Wiener, wenn dies Thema zu Rede kam, aber im Grunde war doch dieſe Rechtloſigkeit der herrſchende Zuſtand. Man lebte auf Discretion.

Das Theater lag damals weit abwärts von meinen Intereſſen, und es überraſchte mich ſelbſt, daß ich faſt jeden Abend ins Burgtheater gezogen wurde. Die einfache, natürliche Art des Spielens gefiel mir ungemein, und ein großer Theil des Repertoires war mir neu. Das verdankt man der ſtrengen Cenſur. Weil ſie wirklich Neues nur in ſeltenen Fällen zuließ, nöthigte ſie zu einer Sparſamkeit und Sorgfalt, welche am Ende ſogar der Schauſpielkunſt zugute kam. Alte „Schmarrn“, wie man in Wien ſagt, wurden mit wohlvorbereiteter Hingebung geſpielt und mit minutiöſer Aufmerkſamkeit angehört. Es hatte ſich eine wahre Virtuoſität der Nuancirung entwickelt, und die Kleinigkeiten kamen zu großen Ehren. Natürlich kam dies vorzugsweiſe dem Luſtſpiele zu Gunſten, und zwar dem harmloſen Luſtſpiele. Geiſt war ein Luxusartikel. Geiſt iſt ein gefährlicher Patron, dem man nicht über den Weg trauen darf; er ſagt leicht etwas und meint etwas Anderes. Gemüth iſt unverfänglicher — nach der gemüthlichen Seite hin wurde alſo über die Maßen gearbeitet. Ich hatte in meinem Leben nicht im Theater ſo bei der kleinſten Gelegenheit auf Rührung und Weinen hinkitzeln geſehen und gehört. Raupach's „Müller und ſein Kind“, welches heute noch in Wien ſeine Schuldigkeit verrichtet, war damals nagelneu. Es war durchgefallen, und ich ſah es vor leerem Hauſe abſpielen. Niemand ahnte, daß es fortleben und die Wiener alljährig ſchütteln ſollte. Dies iſt das Verdienſt jener ſtrengen Cenſurperiode, welche aus wirthſchaftlichen Gründen ein politiſch harmloſes Stück ſo lang als möglich conſervirte. Ich perſönlich war ein theilnehmender Zuſchauer dieſer Kirchhofsgeſchichte, ſchon darum theilnehmend, weil die Begebenheit ganz in meiner Heimat ſpielt: der Gröditzberg liegt dicht hinter den Wäldern, welche meine Vaterſtadt umgeben, und ich bin oft da geweſen. Im

Frühjahre war er ein Sammelpunkt für Leute, welche Wald und Ebene ſatt hatten und einmal in Hügel und Berge blicken wollten. Raupach iſt in demſelben Falle geweſen. Er ſtammte aus Liegnitz, welches ebenfalls nur einige Meilen vom Gröditzberge entfernt iſt, und wird wol auch im Frühjahre dahin gewandert ſein. Der Volkston in dem Stücke iſt ganz echt, und darin liegt immer ein gewiſſer Kern. Daß die Quälerei garſtig und peinlich, wer möchte es leugnen! Und doch, eigentlich garſtig iſt ſie nicht: es wird in der Liebe und Entſagung der jungen Leute vielfach ein erhebendes Moment gefunden. Jedenfalls iſt es bei ſolch einem durchgefallenen Theaterſtücke ganz intereſſant anzuſehen geweſen, wie es wieder aufkommen, wie eine verunglückte Affaire ſich allmälig ausbeſſern und am Ende zu einem dauernden Siege wachſen kann. Sehr lehrreich für Theater-Directionen und Regierungen, daß man durch conſequenten Fortgang gar viel erreichen kann, wenn man eine Sache mit naturwüchſigem Kerne in der Hand hat. Papa Wilhelmi, ſchon 1833 der alte ſchwindſüchtige Müller, ſprach damals abſchmeckend über das Stück. Zwanzig Jahre ſpäter mußte ich ihn daran erinnern, daß das Publicum damals das Stück verworfen hatte. „Richtig!“ rief er, „ſo wechſeln die Urtheile!“ — Nein, die Urtheile haben hiebei nicht gewechſelt, aber die zuſchauenden Menſchen. Die nicht vorzugsweiſe äſthetiſch gebildeten Menſchen wurden allmälig inne, daß da in der Burg ein Stück gegeben würde, welches ſich eingehend und rührend mit dem Tode beſchäftigte, und bei deſſen Anſchauen man ſich unter wohlthuendem Weinen mit ſeinen geliebten Todten beſchäftigen könnte — ein Stück für den Tag, welcher den Todten gewidmet iſt, ein Stück für den Allerſeelentag. Dies entdeckte denn auch die Direction, gab es alljährig am Allerſeelentage und gewann ein Volksſtück. Wunderlich genug zu immerwährendem Aerger der Gebildeten und der Kritiker. Ich habe immer gemeint, es ſei nicht zu unterſchätzen, wenn das Theater in irgend einem intimen Zuſammenhange bleibt mit den Gefühlsbedürfniſſen des Volkes.

Im Zuſammenhange mit den religiöſen Gefühlen des Volkes iſt das Theater bei den Griechen und auch bei uns entſtanden, und jeden ſolchen Zuſammenhang muß man pflegen, wenn das Theater lebendig und mächtig bleiben ſoll. Künſtliche Aeſthetik vereinſamt es am tiefſten, und ſo iſt es auch in denjenigen deutſchen Städten am unwirkſamſten, wo man das Naturell gering achtet und die Abſtraction überſchätzt.

Neu war ferner damals im Burgtheater Bauernfeld's „Helene", welche dem Publicum ſehr wohl gefiel und auch wirklich ſehr gut geſpielt wurde. Mir war daran neu, daß ein Stück mit geringer Handlung und von nur leiſem Intereſſe durch die darſtellenden Perſonen bis zur Lebensfähigkeit gehoben werden konnte. Die ſtarken Perſönlichkeiten der Schauſpieler traten ein für die nur mäßige Kraft der Rollen und ergänzten den Dichter hinreichend. Auf anderen deutſchen Bühnen war dies kaum erreichbar, und ſolch ein Stück blieb auf Wien beſchränkt. Dort herrſchte für die guten Schauſpieler auch jene geiſtige Sabbathſtille — ein Ergebniß der Cenſur — jene geheimnißvolle Stille, in welcher das bloße Flüſtern eines geiſtigen Autors gehört, verſtanden und überreich gedeutet wurde. Und Bauernfeld hatte damals in ſeinem Athem etwas von Goethe, den er ſichtlich gut genoſſen hatte.

Fräulein Peche, ein ſchönes Mädchen mit ſympathiſcher Stimme, ſpielte die Helene, und ſelbſt ich vergab ihr einen ſchlimmen böhmiſchen Dialekt, welcher die Doppelvocale verunſtaltete; der Klang des Organs war beſtrickend. Caroline Müller ſpielte die muntere junge Dame und war reizend. Dieſe Schauſpielerin, welche ich damals mit großem Vergnügen öfters ſah, war eigentlich die einzige, welche Geiſt ausſtrahlte. Alle anderen — es waren etwa fünf oder ſechs, und hinter ihnen war das Nichts; die zweiten und dritten Rollen waren ungenügend, und das geprieſene Enſemble bezog ſich nur auf jene erſten Schauſpieler — alle anderen waren ſtarke Perſönlichkeiten und Talente, aber der Begriff „Geiſt" war nicht eben ihre Sache. Caroline

Müller dagegen hatte nicht nur Eſprit, ſie verrieth eine wirkliche geiſtige Kraft. Dieſe Kraft fand nicht viel Gelegenheit in jenem Repertoire, welches der damalige Director Deinhardſtein zuſammenſtellte und welches ihr meiſt nur recht oberflächliche Salondamen zutheilte: aber man ſah überall in ihren Rollen, daß ſie für das höhere Luſtſpiel ein Schatz wäre. Es gehörte zum herkömmlichen Unglücke des deutſchen Theaters, daß ſie durch Verheiratung vorzeitig unſerer Bühne entzogen wurde.

Ich dachte bei alledem nicht eigentlich ans deutſche Theater — das lag uns ganz fern, und noch ein Jahr ſpäter fand ich es barock und unzeitgemäß, als Gutzkow zu mir ſagte: Wir ſollten für's Theater ſchreiben! Ich ging ins Burgtheater wie ein Liebhaber, und ahnte nicht, daß ich je mit dieſer Kunſt näher zu thun haben könnte. So liegen ſie in uns verdeckt die Loſe, welche den Hauptinhalt unſeres Lebens bringen ſollen!

Auch in die Leopoldſtadt ging ich, um die Wiener Komiker zu ſehen und die ſogenannten Volksſtücke. „Lumpaci Vagabundus“ war neu, und Scholz als Schneider Zwirn entzückte mich. Ich fand ihn pudelnärriſch und lachte von Herzen über ihn. Ich lachte auch über das, was ich nicht verſtand; ich lachte mit, weil das Publicum herzlich lachte, und erkundigte mich erſt ſpäter, worüber ich gelacht hätte; über die Dialektwendungen, welche mir noch fremd waren und welche ich mit Vergnügen lernte. Denn ich habe immer vollen Reſpect gehabt für die Kernausdrücke jedes Volksdialektes. Sie ſind Kernpunkte von Lebensanſchauungen und ſind eigene Punkte eigenthümlichen Gedankenweges, nicht blos eigenthümlichen Ausdruckes.

Ich bin auch dreißig Jahre ſpäter, als ich officiell in Wien mit dem höheren Schauſpiele zu thun hatte und als die Volksſtücke ſehr vermiſchter und zweifelhafter Natur geworden waren, immer von Zeit zu Zeit in die Vorſtadttheater gegangen, um mich wieder auf einige Zeit — von der höheren Declamation zu curiren. „Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?“ ruft Fauſt — „wo faſſ' ich dich, einfaches, natürliches Wort, welches den Zuhörer unmittelbar trifft?“ rief ich, wenn ich ſtumpf und wüſt geworden war von dem lebloſen künſtlichen Sprechen im höheren Schauſpiel. Und da wirkte es immer erfriſchend auf mich, wenn ich talentvolle Komiker im Vorſtadttheater geradeaus, unmittelbar verſtändlich und echt wirkſam zum naiven Publicum ſprechen hörte.

Neſtroy, Schuſter Knieriem, erſchien damals erſt halb am Horizonte des Theaterhimmels in der Vorſtadt. Unſchuldig war er auch da nicht mehr, aber das Gift, welches ihn ſpäter ätzend und für Wien bedeutend machte, war noch dünn. Die geiſtige Kraft der Gemeinheit wird uns immer viel zu ſchaffen machen, und ſie iſt wohl angethan, uns zu verwirren, wenn ſie ſo oft und ſo richtig aus der Wahrheit ſchöpft, wie ſie das bei Neſtroy wirklich gethan. Er iſt dadurch für manchen unſichern Mann in Wien zum höchſt reſpectablen Volksphiloſophen geworden. Sein „'s iſt Alles nicht wahr!“ und ähnliche tief gefundene und cyniſch geformte Worte ſind den Wienern unauslöſchlich eingedrungen. Mit ihnen freilich auch eine Neigung des Aetzens und Vergiftens, welche tiefen Schaden verurſacht hat. Das iſt unvermeidlich, wenn der Schalksnarr der Vorſtadt Mephiſto heißt. Mit der Zeit verduften indeß die giftigen Beſtandtheile und die guten wahren Worte bleiben.

Das damalige Wien war übrigens doch im Vergleiche mit dem jetzigen recht ſtill und recht klein. Die innere Stadt bedeutete Alles. Was man „draußen“ nannte, die Vorſtadt auf drei Seiten, war weit entlegen, das breite, ziemlich wüſte Glacis gähnte dazwiſchen. Denn auch die niedrigen Baumalleen auf demſelben hatten ein Ausſehen wie ſkrophulöſe Kinder.

Der Boden gibt da nicht lange hinreichende Nahrung für Bäume, und ſie gehen in einem gewiſſen Alter aus wie Lichtſtümpfchen. Nachzuhelfen durch Verbeſſerung des Bodens war damals ein unbekannter Gedanke. Durch das Armmachen in der Gedankenwelt war die Regierung ſelbſt armſelig geworden im Denken. Wie viel hätte ſich thun laſſen in den Bereichen, welche nicht unmittelbar mit Politik zuſammentrafen, und wie wenig geſchah! Man fühlte ſich ſicher in der Stille, welche damals nach gewaltſamer Unterdrückung der Juliſtöße herrſchte, und ans Schaffen irgend welcher Art dachte Niemand. Metternich ſorgte nur für das Auswärtige, und die im Innern herrſchenden Miniſter waren herzlich unbedeutende Männer. Einige von ihnen habe ich zehn Jahre ſpäter in je einer längeren Unterredung kennen gelernt, den Miniſter des Innern, Grafen Kolowrat, und den Miniſter der Polizei, Grafen Sedlnitzky, und es iſt mir bei dieſen Unterredungen nichts eingefallen, als das bekannte Wort des alten Schweden Oxenſtierna, welches er ſeinem Sohne geſagt haben ſoll: „Du glaubſt gar nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!“ Herr Gott, waren die Köpfe dieſer beiden Männer öde und leer!

Dazu war die innere Stadt vermauert durch die Wälle, Baſteien genannt, und wie durch einen Schnürleib eingepreßt. Ein allerliebſter Spaziergang allerdings war die Baſtei, und ſie entwickelte kokett die ſchöne Lage Wiens, ſo nahe am Wienerwald-Gebirge und an einem raſchen Strome, und die Badener Berge in Sicht, ja den prächtigen Schneeberg, den Thürſteher der Alpen, am Horizonte. Aber dieſe Reize wurden theuer bezahlt. Das Leben in der Stadt entwickelte ſich gar nicht zu irgend einer ſchöpferiſchen Thätigkeit. Der muntere Fiaker, das behende und elegante Lohnfuhrwerk für Ariſtokratie, war in Blüthe, und was überhaupt in die Augen fiel, war ariſtokratiſcher Herkunft. Das iſt recht ſchön, aber es darf nicht allein ſein. Und das war es doch eigentlich. Die Verzweigung war und wurde nirgends angebahnt, und der Hinweis auf das ariſtokratiſche England hinkte deßhalb auf einem Beine. In England hat man die Verzweigung in hundertfältige Aeſte frühzeitig, ja grundſätzlich gewähren laſſen.

Nach einiger Zeit empfand ich denn auch, daß es mir an geiſtiger Nahrung fehlte in dieſem Wien. Die Theater waren bald erſchöpft, und das Burgtheater, welches ſeinem urſprünglichen Weſen nach geiſtige Nahrung hätte bieten können, verſagte in dieſem Betracht völlig. Die Cenſur beherrſchte die Stücke, und die Schauſpieler hatten ſich an dieſe Herrſchaft gewöhnt; die geiſtigen Flügel waren allmälig in die Taſche geſteckt. „Darin ſind wir Türken" — ſagte eine böſe Zunge — „wie bei dieſen die Frauen, ſo werden bei uns die Geiſter behütet von Eunuchen — von Cenſoren und Naderern, und das Bewußtſein der Schwäche ſteckt endlich auch die Geſunden an; man traut ſich nichts mehr zu und wird dumm."

Die einzige politiſche Zeitung, der „Oeſterreichiſche Beobachter", beſchäftigte ſich auch vorzugsweiſe mit der Türkei, die Wiener Zeitung mit gar nichts und Bäuerle's Theater-Zeitung mit den abfallenden Broſamen des Theaterklatſches. Nur Witthauer's Wiener Zeitſchrift trachtete nach Beſſerem. Aber es blieb beim Trachten, die Erlaubniß und die Kräfte fehlten. Ich hatte das Leſen der Zeitungen bald aufgegeben und ſpürte, daß ich nach und nach auch dumm würde. Im Schrecken darüber packte ich meinen Koffer und reiſte von dannen.

18.

Die Eilpoſt, in jener Zeit das ſchnellſte Beförderungsmittel, raſſelte binnen ſechsunddreißig Stunden von Wien nach Prag auf geradem Wege durch Gegenden, welche jetzt wie penſionirt daliegen mit ihrem Mittelpunkte Iglau, weil die Eiſenbahn einen weiten Umweg gen Oſten macht. Es ging in der That ſehr eilig, man hatte kaum Zeit, etwas zu eſſen, und die Poſtleute erſchienen wie Helden der Promptheit und Geſchwindigkeit. Ein anderes Beförderungsmittel wird erfunden, und jene Eile nimmt ſich aus wie faſt komiſche Ohnmacht! Wenn man jetzt zwölf Stunden von Wien nach Prag braucht, ſo klagt man über heilloſe Zeitverſchwendung. Und wir ſind dieſelben Menſchen. Ein erfinderiſcher Gedanke, welcher dazwiſchen liegt, ändert all unſere Gedanken.

Unſere Gedanken in der Eilpoſt ſuchten den Eindruck zu ſammeln, welchen Wien im Ganzen gemacht. Dieſer Eindruck war doch eigentlich gering, war nicht der einer großen Stadt. Die geiſtige Welt fehlte gar zu ſehr. Ein Abend im „blauen Stern“ ſchimmerte allein ein wenig. In jenem Wirthshauſe auf der Brandſtätte fanden ſich damals des Abends einige Literaten zuſammen, und dort ſahen und ſprachen wir einmal Grillparzer und Bauernfeld. Aber Grillparzer war ſchweigſam und Bauernfeld gerieth mit Gutzkow in ein gelehrtes äſthetiſches Geſpräch, deſſen Mittelpunkt Euripides war. Das Intereſſanteſte daran war mir hie und da ein Wort, welches Grillparzer dazu gab und welches immer entſchied. Man hörte ſtets heraus, daß ſeine äſthetiſche Regel nicht trocken geblieben, ſondern mit Lebensathem gefüllt war. Er war perſönlich in Griechenland geweſen, das wußte ich, und was er über die Alten ſagte, das war erſichtlich nicht bloße Schulweisheit, es war durchlebte Vergleichung. Aber er ſprach ſehr wenig aus dem Schattenwinkel hervor, in den er ſich geſetzt, man konnte ſeiner nicht habhaft werden. Ich hatte ſchon auf dem Gymnaſium in Glogau ſein „Goldenes Vließ“ geleſen und hatte großen Reſpect vor ihm. Beim Nachhauſegehen wandelten wir noch eine zeitlang in der Rothenthurmſtraße auf und nieder, und da ſprach er etwas mehr; in der Dunkelheit ſchien der Poet lauter zu werden. Aber aphoriſtiſch blieb er auch da, höflich, zurückhaltend.

In Prag war wieder Regenwetter geweſen und die Luft färbte Alles bleich und grau. Deßhalb wol machte mir die maleriſche Moldauſtadt einen nicht ſo günſtigen Effect, wie ſie mit ihren pittoresken Formen auf andere Leute zu machen pflegt. Ich vermißte den Reiz eines Horizontes. Auf der einen Seite kahle Hügel, auf der anderen ausdrucksloſe Fläche und im Innern arge Gegenſätze, welche Disharmonie erzeugen. Intereſſante

Gebäude, ſtattliche weite Plätze und Straßen neben gemeinen Häuſern und winkeligen Gaſſen, nirgends ein volles reines Enſemble. Reinheit, das war's vielleicht durchwegs, was ich vermißte. Die gemiſchte Bevölkerung mag hiezu die Veranlaſſung geweſen ſein, zum Mangel an Reinheit nämlich.

Das Czechenthum war übrigens damals noch nicht laut, es murmelte jedoch ſchon. Die ganze Frage um Deutſchland ſchwieg noch, und es fiel Niemandem ein, Oeſterreich als nicht deutſch anzuſehen. Ich weiß noch deutlich, wie ſehr es mich einige Jahre ſpäter in einer preußiſchen Zeitung überraſchte — ich glaube, es war eine militäriſche — daß die öſterreichiſche Monarchie mit ihren Ungarn und Slaven nicht eigentlich als ein deutſcher Staat zu betrachten wäre.

Als wir des Abends in unſeren Gaſthof heimkehrten, meldete uns der Lohndiener nicht ohne Zeichen von Betroffenheit, daß er auf der Polizei unſere Päſſe nicht erhalten, ſondern daß man ihm angezeigt hätte, wir ſollten ſelbſt hinaufkommen.

Dies ſchien uns befremdlich und bedenklich. Die geheimnißvolle Atmoſphäre der öſterreichiſchen Polizei fiel wie ein dichter Nebel auf uns. Was war da nicht Alles möglich! In Wien hatte man unſere nähere Bekanntſchaft nicht geſucht, unſere Päſſe waren von dort viſirt, und doch! — Ah, flüſterte man uns zu, Prag iſt ſtets viel ſchlimmer als Wien; im zweiten Orte thut man ſtets mehr als nöthig, um genug zu thun, und was der menſchenfreundliche Charakter des ſpecifiſchen Oeſterreichers auszugleichen ſucht, das verſchärft der buchſtabenmäßige Charakter des böhmiſchen Beamten noch.

Wir wußten nicht, ob das begründet wäre. Aus ſpäterer Zeit weiß ich allerdings aus eigener Erfahrung, daß Prag immer der ſchwierigſte Durchgangspunkt war für den Reiſenden mit Paß- und Zollfrage.

Unſer Verlangen ging gar nicht dahin, volle Aufklärung zu erhalten: wir reiſten in Nacht und Nebel der ſächſiſchen Grenze zu und ließen unſere Päſſe im Stiche.

Wahrſcheinlich lag nur eine polizeiliche Ueberhebung zum Grunde, welche mit Fremden willkürlich umſprang, uns aber doch zu guterletzt das norddeutſche Grauſen vor dem Polizei-Regimente in Oeſterreich beſtätigte. Wer hätte gedacht, daß ich's erleben ſollte, in Oeſterreich die Päſſe ganz abgeſchafft zu ſehen und von Sachſen aus kopfſchüttelnde Mißbilligung zu erfahren über ein ſo leichtſinniges Wagſtück. Der kürzlich verſtorbene geiſtvolle Lewinsky, welcher Oeſterreich in liberalen Einrichtungen viel weſentlicher genützt hat, als die liberale Phraſe ihm nachzurühmen gewußt hat, erzählte mir bei Abſchaffung der Päſſe, daß und wo man in Norddeutſchland dagegen warnenden Einſpruch erhoben.

Heimkehrend ſaß ich nun ruhig in Leipzig, redigirte die „Elegante Zeitung“ und ſchrieb ein Buch über meine Reiſe. Ich nannte es „Reiſenovellen“. In dieſer Form, in dieſem Titel bekundete ſich ſchon ganz deutlich, daß der artiſtiſche Weg mein Weg ſein würde. Nicht Theologe, nicht Politiker, nicht Socialiſt, man wird eben nur, was man werden kann, gleichgiltig ob man's im großen oder im kleinen Style wird. Das Samenkorn in uns iſt allein entſcheidend. Wohl dem, welcher es zeitig erkennt und ſich nicht die Natur einer Palme aufdisputiren läßt, während er nur das Korn einer Weide in ſich trägt. Wehe dem, der ſich künſtlich zu etwas machen will oder machen läßt. Dieſe Verziehung findet bei denjenigen ſtatt, welche zeitig die Naivetät verlieren und ſich ſelbſt nicht mehr eingeſtehen können, was wahr und echt in ihnen ſei. Nur wer dieſe Naivetät behält und geltend macht, nur der wird ſeinen richtigen Weg gehen, wird ſein richtiges Ziel erreichen. Sei es auch nur das kurz bemeſſene Ziel eines Handwerkers, es iſt ſein Glück und das Glück Anderer, wenn es ſein richtiges Ziel iſt. Denn nur dann wird er tüchtig und bleibt er geſund.

Ich habe öfters gehört und geleſen, daß dieſe „Reiſenovellen“ den Heine'ſchen „Reiſebildern“ nachgebildet ſeien. Heine iſt gewiß in mir mächtig geweſen, aber durchaus nicht dergeſtalt, daß ich an eine Nachahmung gedacht hätte. Der Begriff „Novellen“ hatte ja von vornherein einen anderen, einen objectiven Kern vor Augen. Ich war auch in Wahrheit damals noch gar nicht beſonders vertraut mit Heine, ich hatte die „Reiſebilder“ ſeit Jahren nicht angeſehen. In der Studentenzeit hatten ſie für mich eine Rolle geſpielt, eine ziemlich flüchtige, weil die Studenten poetiſche Blitze und Witze vorzugsweiſe daraus citirten. Ein tiefes poetiſches Etwas war von ihnen ſicherlich bei mir eingedrungen, eine dreiſte Naivetät des Ausdrucks, eine dreiſte Bezeichnung greller Contraſte; aber als Vorbild für ein Buch haben ſie mir gar nicht vorgeſchwebt. Börne ſtand mir damals viel näher für die Schrift. Sein reales, unmittelbares Anfaſſen deſſen, worüber er ſchrieb, entſprach ganz und gar meiner ſchriftſtelleriſchen Neigung, und ſeine nackte politiſche Welt war mir verſtändlicher als die poetiſch-politiſche Miſchung in Heine. Die viel reichere Welt Heine's iſt mir erſt ſpäter, iſt mir erſt allmälig aufgegangen.

Beide, Heine und Börne, waren übrigens von überwältigendem Einfluſſe auf die jungen Schriftſteller jener Zeit, und der Literar-Hiſtoriker muß ſie als Führer einer Epoche hinſtellen. Wenn auch Börne bald in den Hintergrund gerathen iſt, weil er keine ſchöpferiſche Fähigkeit hatte, ſein Einfluß auf den Styl in unſerer Schriftwelt iſt von nachhaltiger Bedeutung geworden. Er hat den Schwulſt verjagt und den bündigen, treffenden Ausdruck vorgezeichnet.

Beide lebten in jener Zeit fern vom Vaterland, Beide lebten als Flüchtlinge in Paris. Als Flüchtlinge ſozuſagen. Die Polizei hatte noch nicht nach ihnen gegriffen, Beide hatten aber gemeint, dieſem wahrſcheinlichen Griffe aus dem Wege gehen zu müſſen. Börne von Frankfurt, Heine von Hamburg aus, Beide aus ſogenannten freien Städten, Beide von jüdiſcher Abkunft. Der Spott unſerer Gegner, daß dieſe junge ſchriftſtelleriſche Sippe vom Judenthume ſtammte, war gar nicht unberechtigt. Etwas von der fanatiſchen

Sprechweiſe des Alten Teſtamentes iſt damals eingedrungen in unſere Schrift.

Von dieſer Sprechweiſe war ich allerdings bereits angeſteckt, aber ſie war's keineswegs, was mir vorzugsweiſe im Sinne lag, als ich dieſe „Reiſenovellen“ ſchrieb. Die Novelle war es; der Trieb nach Fabeln war es, welcher mich vorzugsweiſe ſtachelte. Fabeln erfinden, componiren, dichteriſch ſchaffen, das ſtand mir im Vordergrunde. Zum erſtenmale, glaube ich, war ich producirender Schriftſteller, und alle die politiſchen, ſocialen und ſonſtigen Wege, welche mich dahin geführt, waren mir nebenſächlich geworden. Jene Monde gehören zu den glücklichſten meines Lebens, und ich denke immer mit ſtillem Behagen an das Zimmer in „Reichel's Garten“ zurück, an welchem unten ein Arm der Pleiſſe langſam vorüberzog und von welchem der Blick damals auf weite Gärten, auf Wieſen und den fernen Wald hinüberſchweifte. Es war offenbar der Friede, welchen jede reine Kunſt mit ſich bringt, hier die Kunſt des Erzählens: war ſie auch unvollkommen in meiner Anfängerſchaft, ſie beglückte mich doch. Ich ahnte ein Vermögen in mir, welches ganz unabhängig wäre von der Gunſt oder Ungunſt des Tages.

Meine Aeſthetik ſelbſt war recht wunderlich. Sie hat mir als abſtracte Wiſſenſchaft nie Dienſte geleiſtet; ich habe ihre Regeln immer nur erkannt und verſtanden, wenn ich ſie bereits getroffen oder verletzt hatte. Für dieſe „Reiſenovellen“ hatte ich mir das Princip zurechtgemacht: die Oertlichkeit, die Landesſitte, der Menſchenſtamm müſſe mir den beſonderen Stoff und den beſonderen Geiſt für eine Novelle bieten. Ein Freund, welcher ſich mir damals anſchloß, beſtritt die Richtigkeit des Princips und nöthigte mich zu äſthetiſchen Debatten und demgemäß zu Studien über äſthetiſche Regeln. Er ſtammte aus Dresden, wo in jener Zeit Ludwig Tieck lebte und wo eine äſthetiſche Bildung viel von ſich reden machte. Guſtav Schleſier iſt ſein Name. Er hat ſich ſpäter durch ein publiciſtiſches Buch über „Oberdeutſchland“ — ſo nannte er Süddeutſchland — und durch Herausgabe

Gentz'ſcher Schriften bekannt gemacht. Aus dieſen Debatten iſt mir noch erinnerlich, daß ich zum erſtenmale einen wahrhaften Reſpect empfand für einen alten Schriftſteller. Das Preiſen der „Alten" war mir bis dahin meiſt wie angelernte Redensart erſchienen. Dieſer Alte, welcher mir tiefe Bewunderung einflößte, war Ariſtoteles. Seine Regeln machten mir den Eindruck vollendeter Weisheit, und ich fand, daß ſeine „poetiſche Kunſt" ein unvergänglicher Katechismus wäre. Ueber Formen, welche die griechiſchen Schriftſteller gar nicht kannten, gibt er Richtſprüche wie ein Seher, weil ſein wahres Geſetz hinausreichte in alle erſinnlichen Folgerungen.

An der Table d'hôte im „Hôtel de Bavière", für welche Freund Julius Kiſtner betriebſam eine wiſſenſchaftlich disputirende Ecke zuſammenſetzte, wurden täglich Kunſtgeſetze aufs Reine gebracht. Wir hatten da einen deutſchen Ariſtoteles, der viele Jahre lang in Rom gelebt und nun ſeit Jahren in einem Zimmer des Hôtels ein großes Buch ſchrieb, welches Winkelmann und Carſtens, Goethe und Angelica Kaufmann den Kopf zurechtſetzen ſollte. Trotz Juli-Revolution, Hambacher Feſt und Stürmung der Conſtablerwache in Frankfurt, trotz Börne's Pariſer Briefen und unſerer ungeſtümen belletriſtiſch-politiſchen Journaliſtik war das unterirdiſche literariſche Gewäſſer, welches alles Beſſere befruchtend hervorbringen ſollte, in jenen erſten Dreißiger Jahren immer noch das claſſiſche Trachten aus Winkelmann's und Goethe's römiſchem Leben. Unſere Renaiſſance nannten es die Kritiker mit Nachdruck, mit um ſo größerem Nachdrucke, je weniger eigentliche Schöpfungen daraus hervorgingen. Goethe war auch erſt vor anderthalb Jahren drüben im nahen Weimar leiblich verſtorben; man war der Briefwechſel gewärtig, welche angekündigt wurden und welche in den folgenden zwanzig Jahren ſo lange floſſen, bis ſie in jetzigen Tagen im Sandboden ſpurlos verſickerten. Ihr Lebenslauf iſt erſchöpft, und die am längſten voraus angekündigten haben die Erwartung am ſtärkſten getäuſcht, weil ſie zu ſpät kamen.

Die Welt wird es immer ſatt, von bloßen Ueberbleibſeln zu leben.

An dem Ariſtoteles unſerer Table d'hôte machte ich in jener Zeit ſchon die Entdeckung, daß er kein Ariſtoteles wäre und daß eine hiſtoriſche Kritik und eine Aeſthetik nichts fruchte, wenn in dem Kritiker und Aeſthetiker nicht ein ſchöpferiſcher Athem auf und nieder ſteigt. Der Mann ſprach wie ein Buch und wußte Alles, ja wußte Alles beſſer; als aber das weiſe Buch ſelber zum Vorſchein kam, da zeigte ſich's, daß er kein Buch ſchreiben konnte und daß die tauſend Notizen wirkungslos zerſplittert niederfielen.

Dies iſt mir eine dauernde Belehrung geworden über die meeresbreite Kritik in unſerem Vaterlande. In keinem Lande der Welt bildet ſie ein ſo breites Meer wie bei uns.

Ich geſtand mir ein, daß ich wol in mancher Beziehung ſelbſt dazu gehörte und aufmerkſamer werden müßte, vorſichtiger und milder im Urtheile über Bücher, Menſchen und Thaten, denen nachzudichten und nachzuthun ich keinen deutlichen Beruf in mir ſpürte. Dieſem Eingeſtändniſſe entſprang in meiner „Eleganten Zeitung" mancher überſchwengliche Preis neuer Autoren, zum Beiſpiele Heinrich König's, welcher mit ſeiner „Hohen Braut" auftrat. Ich habe dies nie bereut, und mancher Autor hat mir wie Heinrich König verſichert, daß er die Ueberſchwenglichkeit wol erkannt, daß ſie aber ſein Streben und Schaffen doch günſtig beflügelt habe.

Meine Zeitung wuchs in der öffentlichen Theilnahme, ich lebte und ſtrebte fröhlich, und ich hatte keine Ahnung, daß ich in Lebensgefahr ſchwebte wie ein Mann, der an einem Pferdehaare in der Luft hängt. Die Scheere öffnete ſich ſchon, um es durchzuſchneiden und mich Gott weiß wohin ſtürzen zu machen.

Ein kleiner Mann in Berlin machte es ſich zur Aufgabe, die naſeweiſen jungen Schriftſteller ſorgfältig zu beſeitigen. Zu ihnen gehörte ich, weil ich dreiſte Reden drucken ließ und in liberalem Sinne eine ganze Zeitſchrift leitete. Er nannte dies nicht blos naſeweis, er nannte es revolutionär und machte es ſeinem Chef begreiflich, daß mit dieſen unruhigen Köpfen ſummariſch aufgeräumt werden müßte.

Dieſer kleine Mann, von Ausſehen ein roſiger Knabe mit lichtblondem Haare, war der in Berlin amtirende Geheimrath Tzſchoppe, aus Görlitz gebürtig. Er war durch ein behendes, arbeitſames und „findiges“ Weſen — wie man in Oeſterreich ſagt — dem Kanzler Hardenberg aufgefallen und war durch dieſen befördert worden. Auch jetzt war er zu Händen des wichtigſten Miniſters in Preußen, des Fürſten Wittgenſtein, welcher nach Außen gar keine Rolle ſpielte, in der That aber der mächtigſte Miniſter war, der ſogenannte Hausminiſter. Schon ein älterer, vielerfahrener Mann von ſtiller Weltklugheit, welcher des Abends ſeine Partie Whiſt behaglich ſpielte, war er dem ebenfalls ſchon bejahrten Könige Friedrich Wilhelm III. der bequemſte und zuverläſſigſte Rathgeber. Die alten Herren wollten natürlich zuerſt und zuletzt Ruhe und Frieden, und was dieſe Ruhe und Stille nur irgendwie ſtörte, das erſchien läſtig, wol gar gefährlich. Friedrich Wilhelm III. hatte im Freiheitskriege 1813 Verheißungen gemacht liberalen Inhalts, welcher eine conſtitutionelle Verfaſſung in ſich ſchloß. Nach dem Siege war die Periode eingetreten, in welcher man dieſen Inhalt deutete. Die öffentliche Stimme war noch ſchwach vertreten geweſen, und man hatte ſie bald beſchränkt. Der Kanzler Fürſt Hardenberg, ein nobler Charakter, wäre gar wohl bereit geweſen zu einer conſtitutionellen Verfaſſung, aber er war ein Lebemann und in vorgerücktem Alter nicht mehr geneigt, hartes Holz zu bohren. Er hatte den erſten Augenblick nachgiebig verſäumt, in welchem es noch möglich geweſen wäre, erfolgreichen Widerſtand zu leiſten, und ſo war er fortgeſchleift und ohnmächtig gemacht worden, obwol er noch erſter Miniſter des Reiches war. Abgeſchwächt in all ſeiner Wirkſamkeit, war er zu Anfang der Zwanziger-Jahre geſtorben, und nun hatten ſich die rein bureaukratiſchen Fähigkeiten des Ruders bemächtigt, denen eine ſo tiefgehende Umgeſtaltung des Staates durchaus zuwider war.

Miniſter Boyen, Staatsrath Stägemann und noch einige geſinnungsvolle Männer aus der Zeit des Aufſchwunges hatten ſich in der Stille wol lange geſtemmt gegen die langſame Zerreibung jener liberalen Verheißungen, aber ſie hatten es umſonſt gethan — eine laute öffentliche Meinung kam ihnen nicht zu Hilfe, und Leute wie Stägemann waren nicht in ſo wichtiger Stellung, um erfolgreich ſprechen zu können. Von dem Letzteren und von Varnhagen iſt mir ſpäter dieſer Zerreibungsproceß bis ins kleinſte Detail geſchildert worden. Die Form dieſes politiſchen Familiendramas erkennt man in den „Denkwürdigkeiten“ Varnhagen's, welche Ludmilla Aſſing herausgegeben und welche ſo viele Leute geärgert haben. Es iſt freilich keine belebende Form, aber die intime politiſche Geſchichte ſolcher Zeit iſt ja doch nur auf ſolche Privatquellen angewieſen, welche aus ſtruppigem Sandboden ſickern.

Stägemann ſelbſt, welcher Vortrag beim Könige hatte, lebt in meinem Gedächtniſſe als eine tragiſche Figur. Er war ein kleiner Mann mit lahmen Füßen und hatte ſich bei den Freiheitskriegen hervorgethan durch patriotiſche Oden. Man hatte ihn den preußiſchen Tyrtäus genannt. Die Worte waren hart und ſtreng, Sinn und Geiſt dem Erhabenen zuſtrebend. Dieſer Sinn und Geiſt verblieb ihm bis ins Alter; aber wie contraſtirte er mit ſeiner Stellung! Er mußte im Alter lauter Verfügungen vorbereiten, welche ſeinen liberalen Sinn und Geiſt verneinten. Er weinte faſt, als er mir einmal in einer längeren Unterredung dieſe ſeine tragiſche Lage, wenn auch nicht ſchilderte, aber doch deutlich genug andeutete.

Im Frühjahre 1834 erreichte mich in Leipzig der Schatten dieſer in Berlin regierenden Welt. Geheimrath Tzſchoppe war auf mich aufmerkſam geworden, vielleicht weil er gehört hatte, daß unſere beiderſeitige Heimat ſo nahe aneinander grenzte. Der Stadtwald ſeiner Vaterſtadt und der meinigen nur liegt zwiſchen

Görlitz und Sprottau. Da mochte er eines Morgens zum Fürſten Wittgenſtein geſagt haben: „Es ſchreibt ſo ein junger Menſch, der unſerem Staate angehört, in Leipzig Bücher und gibt eine Zeitſchrift heraus in ultra-liberalem, will ſagen in revolutionärem Sinne. Das iſt ja doch mit Leichtigkeit zu verhindern, Durchlaucht! Unſer Geſandter in Dresden braucht nur zu verlangen, daß Sachſen dieſem vorlauten preußiſchen Unterthan den Aufenthalt in Leipzig nicht mehr geſtatte. Da geräth der Patron in den ſogenannten „Schub“ und es wiederholt ſich die Maßregel, wenn er in einem der kleinen liberaliſirenden Staaten, in Baden etwa, ſich wieder feſtſetzen will; er muß dann in die Schweiz oder nach Frankreich, wo er untergeht, und wir ſind ihn los.“ Fürſt Wittgenſtein wird gleichgiltig mit dem Kopfe genickt haben, und das Loos war geworfen, damals ein faſt allwöchentlich geworfenes Loos.

Die Sicherheitsbehörde in Leipzig — das Wort „Polizei“ war 1830 geſtrichen worden — citirte mich und zeigte mir an, daß mir der Aufenthalt in Leipzig nicht länger geſtattet werden könnte. Sie that dies achſelzuckend und drückte bei meiner Nachfrage ihr Bedauern aus, indem ſie mir offen erklärte, daß es durchaus nicht von ihr ausginge, ſondern auf auswärtige Reclamation geſchähe.

Da war denn mein ganzes literariſches Hausweſen, ſo jung und ſo angenehm, vernichtet. Die „Elegante Zeitung“ war an Leipzig gebunden und konnte nicht füglich aus einem Nachbarlande redigirt werden. Es war mir auch klar, daß die Niederlaſſung in einem Nachbarlande keine Niederlaſſung, ſondern eine Wanderung werden würde. Der ſogenannte „Schub“ war bereits herkömmlich. Und obwol zu jener Zeit neununddreißig deutſche Staaten exiſtirten, ſo gab's doch für uns junge, als unruhig verſchriene Brut nur wenig Neſter, welche für kurze Zeit Anhalt boten. Die ans Königreich Sachſen angrenzenden Herzogthümer hätten dem Winke aus Berlin nicht vierundzwanzig Stunden widerſtanden; Baiern im Süden war brutal illiberal.

Seine Frohnfeſten öffneten ſich wie Dante's Hölle, und die Abbitte vor dem Bilde des Königs übergoß doch jeden geſunden Menſchen mit glühender Scham. Landvogt Geßler mit ſeinem Hute war ja daneben ein Dilettant in erniedrigender Zumuthung. Das nächſte Land im Weſten war das originelle Kurfürſtenthum Heſſen, wo das kurfürſtliche Original kein Haus bauen ließ, wenn ihm die Lage nicht gefiel, und dieſe kleinen Staaten wie die anderen im Norden und Weſten boten literariſch keinerlei fruchtbaren Boden; ſie waren für den Schriftſteller tief abgelegene Provinz. Frankfurt etwa ausgenommen, wo aber der Bundestag ſeine bleiernen Fittige ausbreitete und nichts Friſches aufkommen ließ.

Blieb Baden und Würtemberg übrig. Vor Würtemberg warnte Friedrich Liſt, der neben mir ſpeiſte, und in Baden ſah ich für mich keine eigentlich literariſche Stätte. Eine ſolche brauchte ich aber, das wußte ich jetzt; die Simoniſten waren in Frankreich, waren für mich untergegangen, und für bloße Politik traute ich mir nicht hinreichende Fachbildung zu.

Dazu kam, daß ich eine gründliche Scheu hatte vor dem gewiſſen „Schub“ aus einem kleinen Polizeiſtaate in den anderen, und daß ich in innerſter Seele empfand, außerhalb des Vaterlandes magſt und kannſt du nicht beſtehen. Jener „Schub“ hätte mich aber — ſo war die damalige Zeit — ſicherlich über die deutſche Grenze hinaus gemaßregelt.

Ich entſchloß mich deßhalb kurzweg, nach Berlin ſelbſt zu gehen und mein Schickſal zu erwarten. „Dieſes Schickſal heißt Hausvogtei!“ riefen meine Leipziger Freunde. Nun denn, antwortete ich, lieber Gefängniß als das Leben eines Schüblings und Flüchtlings!

Und ich reiſte im kühlen Frühlinge 1834 nach Berlin.

19.

Berlin war damals eine recht ſtille Stadt; in einem großen Theile ſeiner „Friedrichsſtadt“ wuchs Gras hervor zwiſchen den kleinen Pflaſterſteinen. Es iſt ganz erſtaunlich, wie in einer bureaukratiſchen Monarchie der Charakter und das Weſen des Monarchen maßgebend wird für das ganze Weſen des Staates. Der bejahrte König war mißtrauiſch gegen jegliche Bewegung, gegen alles Neue, und mit verdrießlichen, kurz abgeſtoßenen Worten — das Zeitwort, welches ſie zum Satze verbindet, wurde ausgelaſſen — äußerte er ſich über ſogenannte „Projecte“. Dies war das Tadelswort für jedwede neue Unternehmung. Eigentlich war er viel weniger Militär, als die Hohenzollern zu ſein pflegen, aber die ſtreng militäriſche Form war ihm höchſt wichtig. Es gab ein Aufſehen durch den ganzen Staat, als der bekannte Porträtmaler Krüger ihn einmal nach Tiſche am Fenſter geſehen und dabei entdeckt hatte, daß der Uniformrock ſo weit vorſchriftswidrig geöffnet war, um ein Stück von der weißen Weſte ſichtbar werden zu laſſen. Der Maler hatte die geniale Dreiſtigkeit gehabt, ihn mit der ſichtbaren weißen Weſte zu porträtiren, und man hat ſich vor dem Augenblicke gefürchtet, in welchem der König dieſes dreiſten Bildes anſichtig würde. Das Bild war übrigens ſehr gut, und als der Augenblick überſtanden war und das Bild ſich über das Land verbreiten durfte, galt dieſes ſichtbare Stück Weſte für ein günſtiges Symptom milder Nachſicht.

Eine ähnliche Nachſicht wurde alljährlich gewiſſen Bällen im Concertſaale des Schauſpielhauſes zu Theil, für welche dem gebildeten Publicum der Zutritt geſtattet wurde und auf denen der König im Civil-Anzuge erſchien, mit Dieſem und Jenem kurze Worte wechſelnd. Für ebenſo wohlthuend charakteriſtiſch galt es, daß er nie das große, von Schlüter erbaute ſchöne Schloß bewohnte, ſondern das kleine Palais auf dem Opernplatze, und daß er nie anders ausfuhr als zweiſpännig. Alljährlich reiſte er zur Cur nach Teplitz, und die Zeitungen unterließen dann nie zu bemerken, daß er wieder in der unſcheinbaren gelben Kutſche abgereiſt wäre. Als ein Zeichen lieblichen Idylls wurde auch erzählt, daß er täglich Kartoffeln in der Schale verſpeiſe, wie ein geringer Bürgersmann. Eine große Einfachheit in ſeinem Privatleben, eine gegen Jedermann, auch gegen ſich ſelbſt ſtreng ſittliche Geſinnung und ſtreng ehrenhafte Denkweiſe waren von großem Einfluſſe auf ſeinen Staat und erhoben ihn bei ſo langer Regierung zu der Stelle eines hochgeehrten Monarchen. Die hohe ſtattliche Figur und das unwandelbar ernſte Antlitz erhöhten den perſönlichen Reſpect, welchen er einflößte, wenn man ihn auf einem ſtarken Roſſe die Truppenfront abreiten oder in den Thiergarten fahren oder des Abends — jeden Abend — im Theater ſah. In ſeiner kleinen Proſceniumsloge des Schauſpielhauſes — Luſtſpiel und kleines Ballet war ſeine Liebhaberei — war ein rother Vorhang ſo angebracht, daß er faſt ganz verdeckt zuſchauen konnte. Nur ſeine, ich glaube zur linken Hand angetraute Gattin, die Fürſtin von Liegnitz, eine aus Böhmen ſtammende Gräfin Harrach, eine ſchöne, wohlwollende Dame, ſaß immer vorn im Angeſichte des Publicums und erzählte ihm, wenn im Zuſchauerraume etwas vorging. Dann erſt ſchaute auch er hervor. Das geſchah ſehr ſelten, denn der kleine Zuſchauerkreis — er war faſt immer klein — war ſehr artig.

Nach ſeinem Tode erſchien in den Vierziger-Jahren ein Buch über ihn vom Biſchof Eylert. Es iſt dies ein proteſtantiſcher Biſchof, ein allerdings in der evangeliſchen Kirche ſeltener Titel. Die hohe Stellung hatte dieſen Geiſtlichen wol auch darum in nahe Berührung mit dem Könige gebracht, weil der König eine Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen, der lutheriſchen und der reformirten, zu Stande bringen wollte. Dieſe Vereinigung ward „Union“ genannt und ſpielt ſeit fünfzig Jahren in der norddeutſchen Kirchenwelt eine Rolle. Beim dreihundertjährigen Reformationsfeſte (1817) war ſie begonnen und beſonders in Preußen betrieben worden. Vollſtändig gelungen iſt ſie nicht, und ſie kann wol auch in der proteſtantiſchen Welt nie vollſtändig gelingen. Darin haben ja die Katholiken Recht, daß es keine einige proteſtantiſche Kirche geben könne, weil die proteſtantiſchen Grundſätze einer „allgemein“ gläubigen Unterordnung widerſprechen. Sobald man ſich das Recht vorbehalte, nach ſeiner eigenen Ueberzeugung und nach ſeinem eigenen Glauben oder Unglauben proteſtiren zu dürfen, dann ſei eine Allgemeinheit — und dies bedeutet das Wort „katholiſch“ — nicht erreichbar. Schon eine lutheriſche und eine calviniſche Kirche habe nur ein Uebergang ſein können, und habe keinen Anſpruch machen können auf volle Geltung und volle Dauer. Denn der proteſtantiſche Grundſatz verlange auch Luther und Calvin gegenüber volle Freiheit. Der Proteſtantismus trage nur Secten in ſeinem Schoße.

Dieſe Anſicht, viel wichtiger und folgenreicher, als gläubige Katholiken und Proteſtanten glauben, ſollte widerlegt werden durch die Union. Wenn Lutheraner und Calviner vereinigt wären, dann meinte man die evangeliſche Kirche begründet zu haben. Das Haus Hohenzollern gehört dem reformirten Glaubensbekenntniſſe an, und es war vom Könige ein bedeutender Schritt, daß er ein Bekenntniß aufſtellen ließ, welches die Lutheriſchen und die Reformirten unirte. Ein ſolcher Ausgleich wurde ſeit dem Geſpräche in Marburg zwiſchen Luther und Zwingli, welches den Ausgleich nicht erreichte, von der Mehrzahl der Proteſtanten immer gewünſcht. Von der Mehrzahl? So hieß es immer. Als nun die Union vom Throne aus eingeſetzt wurde, da zeigte ſich's, daß die Mehrzahl nicht ſo leicht zu haben wäre. Jeder Einzelne fragte plötzlich, wie Luther und Zwingli in Marburg, nach ſeinen unterſcheidenden Glaubensſätzen, und man ſchüttelte das Haupt darüber, daß dieſe unterſcheidenden Glaubensſätze verſchwunden ſein ſollten.

Das Wort „evangeliſch“ wurde damals in Preußen mit Nachdruck betont, und man betont es in dieſem Sinne auch jetzt noch. Man vermeidet ſorgfältig das Wort „proteſtantiſch“, weil es eine Verneinung bedeutet und dem Aufbaue einer Kirche widerſpricht, chroniſch, wie die Aerzte ſagen, widerſpricht. Wenn man auf dem Polizei-Amte bei Ausfertigung des Signalements auf die Frage: „Welcher Religion?“ antwortete: „Proteſtantiſch“ — da wurde man immer zurückgewieſen, und es wurde entweder „evangeliſch“ geſchrieben, oder man wurde neuerdings gefragt: „Lutheriſch oder reformirt?“

Aber auch das ſchöne Wort „evangeliſch“ reicht kaum zu für den Begriff eines Glaubensbekenntniſſes. Es bedeutet wol ein allgemeines Buch für religiöſe Geſetze, aber die Geſetze ſind noch nicht geordnet für ein Staatsweſen, es finden ſich ſogar einander widerſprechende Geſetze darin, und ſie bedürfen noch ganz der Redaction. Jeder will nun anders redigiren, und die theologiſche Wiſſenſchaft zeigt eine tauſendfältige Auslegung der Evangelien.

Darunter litt man damals ſeufzend in Berlin; darüber triumphirten und triumphiren höchlich die Katholiken. Solch ein Triumph iſt freilich leicht, aber er iſt über die Maßen koſtſpielig. Er koſtet eben die Freiheit und die Wahrheit. Wenn man nachlieſt, was unter der päpſtlichen Auslegung der Evangelien aus Chriſti Lehre geworden; wenn man entdeckt, wie unter mannichfachen Widerſprüchen und Fälſchungen das bunteſte Heidenthum theilweiſe wieder ſanctionirt worden iſt, dann findet man doch den Gewinn einer einheitlichen Kirche um dieſen Preis zu theuer erkauft, und man zieht es vor, die Freiheit fortbeſtehen zu laſſen mit all ihrer Zerſplitterung. Am Ende ergeben ſich doch unwandelbare Hauptpunkte, welche Mittelpunkt werden. Man muß nur darauf verzichten, daß alle Nebengänge gleichmäßig erſcheinen ſollen; man muß nicht verlangen, daß „allen Bäumen Eine Rinde wachſe“; man muß den Wald in ſeiner Mannichfaltigkeit willkommen heißen.

Der damalige König von Preußen mit ſeinen evangeliſchen Biſchöfen, Conſiſtorialräthen und Superintendenten war nun wol mit dem Thema der „Union“ nicht ſo weit zum Ur-Chriſtenthume zurückgegangen, und Leſſing's Gedanken darüber waren nicht maßgebend geweſen. Man hatte eben nur einen billigen Ausgleich vor Augen zwiſchen den Scheidepunkten der lutheriſchen und der reformirten Kirche, alſo zwiſchen erhöhter und nüchterner Anſchauung. Luther nahm bekanntlich manchen Glaubensſchwung aus ſeiner Auguſtinerzeit mit herüber in ſein Bekenntniß, und ſeine Abendmahlslehre zum Beiſpiel bewahrte das Myſterium der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Geiſt Chriſti, während die reformirte Erklärung eine Erklärung ſein wollte, und nur eine Erklärung. „Das iſt mein Leib und Blut“ heißt bei ihnen: „das bedeutet meinen Leib und mein Blut“.

Die Stifter der „Union“ meinten, bei den ſchwierigſten Rollen durch eine neutrale Faſſung den Schwierigkeiten obſiegen zu können, und das ſchien durchführbar zu ſein. Aber als man nun auch an die äußerliche Faſſung ging und den kirchlichen Gottesdienſt durch die ſogenannte „Agende“ feſtſtellte im Sinne dieſer Union, da wurde die Frage den verſchiedenartigen proteſtantiſchen Gemeinden gegenſtändlich, und da entwickelte ſich leiſe und laut eine kirchliche Oppoſition. Während wir nur an politiſche Fragen dachten, gährten in Preußen dieſe kirchlichen Fragen, und in dieſem Jahre (1834) fand ein öffentlicher Ausbruch ſtatt. Die Regierung hatte nämlich endlich befohlen, daß die Agende auch in all den Gemeinden eingeführt werden müßte, welche der Union nicht beigetreten waren, und — dieſe Gemeinden widerſetzten ſich nun poſitiv. Die Regierung griff zu Zwangsmaßregeln, in Religionsſachen ein gefährlich Ding, zumal bei germaniſchen Völkerſchaften! Die germaniſchen Menſchen ſind in der Religionsfrage viel eigenſinniger und freiheitsbedürftiger als in irgend einer politiſchen Frage. Nach heutiger Deutungsweiſe fragt man erſtaunt: „Wie kommt eine Staatsregierung dazu, Religion zu machen, Religion zu erfinden und die erfundene Religion anzubefehlen?“

Das iſt freilich auch in der proteſtantiſchen Welt ein geſchichtliches Herkommen. Wenigſtens iſt es einſt geweſen; heutigen Tages wird es wol nicht mehr anerkannt, und damals ſchon fand es in Preußen energiſchen Widerſpruch. Es ſchreibt ſich dies geſchichtliche Herkommen von Luther ſelber her. Die Autorität Roms hatte er zurückgewieſen, und doch brauchte er eine Autorität, um ſeine Lehre factiſch geſchützt zu ſehen gegen die Angriffe Roms. Da lag ihm der politiſche Herrſcher, da lag ihm ſein Kurfürſt von Sachſen am nächſten. Dieſer war der evangeliſchen Lehre vollſtändig zugethan und übernahm die ihm dargebotene Führerſtelle. So entſtand die Würde eines oberſten Landesbiſchofs in der Perſon des regierenden Fürſten — eine Würde, welche auch die oberſte Macht in ſich ſchloß.

Das hat denn natürlich die wunderlichſten Folgen gehabt. Man braucht nicht an den argen achten Heinrich in England zu denken, welcher, von Luther's Wendung angeregt, in frivolſter Weiſe engliſche Religion machte, man findet in Deutſchland ſelbſt die merkwürdigſten Folgen. In der Rheinpfalz namentlich. Fragt nur die Mannheimer und Heidelberger nach ihrer Kirchengeſchichte, und ihr werdet erſtaunliche Dinge hören. Jetzt hatten ſie einen reformirten Fürſten, und da mußten ſie, die Unterthanen, ſämmtlich reformirt werden. Dann bekamen ſie einen lutheriſchen Fürſten, und nun mußten ſie Alle lutheriſch werden. Der Nachfolger aber war wieder reformirt, und ſämmtliche Unterthanen mußten wieder zum reformirten Glaubensbekenntniſſe übergehen. Das Stichwort lautete jahrhundertelang: „Cujus regio, ejus religio", und das überſetzte man: „Die Religion des Landesherrn muß auch die des Landes ſein".

In dieſer Tradition, wenn auch durch einigen geiſtlichen Beiſtand gemildert, ging man damals in Preußen vor, um die Agende da einzuführen, wo ihr Widerſtand begegnete; es wurde militäriſch eingeſchritten gegen widerſtrebende Geiſtliche und Gemeinden.

Am ſtärkſten war der Widerſtand in Schleſien und von Seiten der Lutheraner. Natürlich! Die Lutheraner hatten mehr

Glaubens-Elemente als die rationaliſtiſchen Reformirten, und der Glaube iſt viel hartnäckiger als die Vernunft. Aus jener Zeit ſchreibt ſich die formelle Abſonderung der ſogenannten Alt-Lutheraner, die man nur eine Secte nannte, und doch ſtehen ſie dem Stifter des Glaubensbekenntniſſes am nächſten.

Obwol noch vor Kurzem ſelbſt Theologe, hatte ich ganz aus den Augen verloren, daß dieſe Bewegung in Preußen durch das Land zitterte. Ich erinnerte mich jetzt wol, daß die mir bekannten Geiſtlichen in Schleſien oft in eifrigen Geſprächen für und wider gekämpft; ich erinnerte mich auch, daß ich ſelbſt der Union zugeneigt geweſen und daß ich dem Könige zugeſtimmt in dem Unternehmen, die proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſe zu vereinigen. Ich habe eine Vorliebe für Concentration und habe keine Vorliebe für Secten. So wenig wie möglich Glaubensartikel! war immer mein Credo, und übrigens Freiheit! Dann ſchaart ſich die Menſchheit um eine hohe Fahne, und jeder Einzelne kann doch dem Drange ſeines Geiſtes und Herzens Genüge thun.

Dennoch machte es mir einen gar wunderlichen Effect, jetzt die Leute damit beſchäftigt zu finden, ob die neue Agende mit Waffengewalt eingeführt werden dürfe. Draußen pochte die Frage um politiſche Freiheit an die Herzen, ich ſelbſt ſah mich in die preußiſche Hauptſtadt geſprengt um die Pulsſchläge dieſes politiſchen Herzens, und in dieſer Hauptſtadt fand ich eigentlich ein ſehr beſchränktes Intereſſe für moderne Politik. Preußen war noch gründlich ein bureaukratiſcher Staat mit abſolutem Herrſcher.

Gleich in den erſten Tagen fand ich in Berlin einen Lehrmeiſter, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieſer Hauptſtadt und dieſes Reiches deutete.

Ich war im „Hôtel de Ruſſie“ eingekehrt und hatte mit Leichtigkeit ein ſchönes Zimmer vorn hinaus bekommen; der Fremdenverkehr war damals in Berlin recht gering. Ich wollte der Polizei, welche ich als Beſuch zu erwarten hatte, in graziöſer

Attitude erſcheinen, und ich wollte die paar Tage, welche mir noch zugedacht ſein mochten, angenehm wohnen. Wie ein Abſchiednehmender betrachtete ich das ſchöne Stadtbild vor meinen Fenſtern: ein Arm der Spree mit mächtiger Brücke, das Schloß, der ſogenannte Luſtgarten daneben, der kein Garten iſt und nichts Luſtiges zeigt, denn der ſogenannte Dom ſteht ohne beſondere Größe im Hintergrunde, der Springbrunnen vor dem Muſeum, und das Muſeum ſelbſt. „O Königin, das Leben iſt doch ſchön!“ ſeufzte ich, nachdem ich dieſen Anblick lange genug genoſſen, und ging aus, um mein wahrſcheinliches nächſtes Logis zu betrachten — das Gefängniß. Welches? Das war ſchwer zu ſagen, da ich nicht genau wußte, in welche Kategorie meine Uebelthaten gehörten, ob in die Kategorie der gewöhnlichen Spitzbuben oder in die der größeren Verbrecher, ob alſo Stadtvogtei oder Hausvogtei mir entgegenblühte. Ich wandelte zwiſchen beiden hin und her, zwiſchen der Königsſtadt und Friedrichsſtadt. Ferne Jugenderinnerungen wandelten mit mir, Vergleiche zwiſchen Sonſt und Jetzt. Als fünfzehnjähriger Burſche — ich war Quartaner in Glogau — war ich zum erſtenmale in Berlin geweſen, und zwar mitten im ſtrengſten Winter unter den harmloſeſten Umſtänden. Mein Vater hatte im Winter als Maurermeiſter, wenn die Riſſe und Bau-Anſchläge fürs nächſte Frühjahr angefertigt waren, wenig zu thun, und hatte plötzlich eine Speculation ausgeſonnen, welche uns in den Weihnachtsferien eine Unterhaltung gewähren ſollte. Die Pferde ſtanden müßig im Stalle. „Machen wir eine Verkaufsfuhre zuſammen,“ rief er, „und fahren wir die Waare die vierundzwanzig Meilen weit zum Verkaufe nach Berlin!“ Was denn? Das Obſt war gut gerathen im Herbſte, wir kauften getrocknete Pflaumen, Aepfel und Birnen und fuhren unter dem bedenklichen Kopfſchütteln der Mutter von dannen. Wir waren die Phantaſiemenſchen, ſie war die denkende Frau und fragte mit Recht, ob denn in der Mark die Pflaumen, Aepfel und Birnen dieſes Jahr ſchlechter gerathen wären, als bei uns in Schleſien? Das wußten wir gar nicht und ſagten getroſt:

Dort im Sande gibt's gar kein Obſt, wenigſtens kein gutes. Und ſo fuhren wir getroſt und begegneten einem grimmigen Winter, und auf den Berliner Märkten ebenſo guten Pflaumen, Aepfeln und Birnen, als wir von weither zugefahren hatten. Die Geldfrage geſtaltete ſich alſo mißlich, aber wir verzichteten doch nicht auf unſere Unterhaltung und gingen fleißig ins Theater. Natürlich auf den allerletzten Platz. Gewöhnlich war Raum genug; aber eine Vorſtellung der Gluck'ſchen „Armida" an einem Sonntage — ich glaube, es war der Neujahrstag — koſtete doch große Anſtrengung. Da war's voll, und ich kleiner Burſche konnte über die großen Menſchen vor mir nicht hinwegſehen. Es war da irgend ein Balken oder Haken hinter mir an der Wand, der war mein Helfer, wenn da unten auf der Scene etwas Beſonderes vorging. Mit Einem Satze erreichte ich ihn, und hing mich an ihm auf und blieb an ihm hängen, ſo lange es die Kräfte erlaubten. Solchergeſtalt habe ich die Zaubergärten Armida's genoſſen und Frau Milder, die große Gluck-Sängerin, angeſtaunt. Wer weiß, ob der romantiſche Zauber dieſer Oper an jenem Abende auf einen anderen Zuſchauer ſtärker gewirkt als auf mich, den baumelnden Quartaner! Ich könnte jetzt noch alles malen und erzählen: ein junger Menſch hat ja Organe des Aufnehmens, die nicht ein Atom unverzehrt vorüberlaſſen. Eine komiſche Oper wie das neue „Sonntagskind" mit den ausgelaſſenſten Poſſen Effecten, die ich im Schauſpielhauſe damals geſehen, ſteht noch mit allen Einzelheiten vor mir und gibt mir einen feſten Maßſtab zum Vergleiche zwiſchen damals und heute. Unglaublich harmlos war man damals auf dem erſten Theater der Hauptſtadt: eine Rakete platzte dem Komiker Rüthling auf der Spitze ſeiner Zipfelmütze in die Luft, und das erſte Publicum der Reſidenz fand das allerliebſt und erſchütternd komiſch.

Herumgelaufen war ich damals wie ein Wieſel, und ich hatte die Stadt abgeſucht bis in die fernſten Gaſſen: jedes neue Gebäude von Bedeutung, welches ſeitdem in den dreizehn Jahren neu entſtanden war, erkannte ich jezt ſofort als neu, und ich mußte ſagen: Gar viel iſt nicht neu entſtanden. Dreizehn Jahre vor 1869 haben hundertmal mehr geſchaffen in Berlin; denn im lezten Jahrzehnt iſt Berlin ungemein gewachſen, haſtiger als wol irgend eine andere Stadt, und zwar durch den Zudrang von Fabriken. Es iſt eine große Fabriksſtadt geworden.

Von den beiden Logis, die ich mir zugedacht meinte, ſchien mir die Stadtvogtei drüben in der Königsſtadt das intereſſantere. Die Hausvogtei am Schinkenplatze in der linealmäßigen, damals ſehr ſtillen Friedrichsſtadt zeigt gar keine Phyſiognomie. Eine einſtöckige Hausfront, ganz alltäglich und nüchtern, erinnert ſie nicht im mindeſten an ein Gefängniß. Solche Verſtellung beunruhigt; ich ziehe die ſchlimmen Leute vor, denen man die Bosheit anſieht. Die Höfe hinter der alltäglichen Front beſtätigten ſpäter meinen Geſchmack. Die Stadtvogtei dagegen in der belebten Königsſtadt grenzt hinten romantiſch an die Spree und hat von vorn ein zutraulicheres Angeſicht. Alle Augenblicke wird Jemand „eingeführt“, wie der techniſche Ausdruck lautet, ein Strolch, eine Dirne, ein Freigeiſt — das gewährt Unterhaltung und Gelegenheit zu Charakterſtudien. Dahin — dachte ich — dahin möcht' ich im Nothfall zieh'n! Das Schickſal hat dieſen Wunſch gehört.

Mein Hausgenoſſe im „Hôtel de Ruſſie“ war derſelben Meinung. Ich hatte da in der Geſchwindigkeit einen jungen blonden Mann kennen gelernt, der eine eigenthümliche Schriftſtellerlaufbahn begann. Er photographirte, würde man jezt ſagen. Damals kannte man die Lichtbilder noch nicht, und es war auch literariſch ganz neu, daß der Schriftſteller auf der Straße ſtehen blieb und die Leute abzeichnete, welche an der Haus- oder Straßenecke ſtanden. Er nannte ſie denn auch „Eckenſteher“ und trat auf mit kleinen dünnen Heftchen; es war wie eine Hauſir-Literatur, welche in Berlin großen Anklang fand. „Eckenſteher Nante“, welchen Beckmann ſpäter auf die Königſtädter Bühne brachte, war der Anfang einer demokratiſchen

Schriftwelt, welche Glaßbrenner damals im „Hôtel de Ruſſie“ erfand. Dieſer junge Glaßbrenner ſelbſt, ein friſches, witziges Berliner Blut, war enragirt liberal. Alles im Himmel und auf der Erde ward mit dem Maßſtabe des Liberalismus gemeſſen, und der liebe Herrgott konnte ſich in Acht nehmen vor dieſem Maßſtabe, wenn ſchlechtes Wetter eintrat oder die Gerechtigkeit in einem Bagatellproceſſe auf ſich warten ließ. Mir war der junge Raufbold in der Eleganten Zeitung gefolgt, und er ſchloß ſich mir an mit der Hingebung eines Glaubensgenoſſen, zu großer Erquickung für mich. Leute, die nicht aus der Schule, ſondern aus dem Volksmarkte in die Schriftwelt treten, haben für mich immer etwas ſehr Reizendes gehabt; ſie tragen keinerlei Brille und ſehen vielleicht weniger, aber ſie ſehen das, was ſie ſehen, beſſer als die Brillenträger. Die Rückkehr zum natürlichen Ausgangspunkte iſt überall der Wahrheit dienlich, in der Schriftſtellerei doppelt dienlich, denn nirgends ſo wie in der Schriftſtellerei iſt die überlieferte Schablone ſchädlich.

Glaßbrenner machte mir auf die liebenswürdigſte Weiſe die Honneurs ſeiner Vaterſtadt. Warum ſchlecht leben, rief er, wenn Einen in jedem Augenblicke der Kuckuk holen und dem freien Leben ein Ende machen kann! So oft die Thür aufging, meinte man, der Augenblick ſei da. Deßhalb waren wir ſo wenig als möglich zu Hauſe und fuhren beſonders täglich in den Thiergarten, damit ich vorſorglich noch mit freier Luft verſehen würde.

Damals begann hinter dem Brandenburger Thore wirklich freie Luft: außer den ſogenannten Zelten rechts und dem Hofjäger links weit draußen gab's im Thiergarten keine Häuſer. Und einſam war's. Wir genoſſen die Frühlingsſonne im offenen Wagen und rauchten gute Havanna-Cigarren, welche es damals für die Hälfte des jetzigen Preiſes gab. Damit waren wir ſchon im polizeilichen Unrechte. Nur auf der breiten Hauptſtraße, welche nach Charlottenburg führt, war das Rauchen erlaubt; in den Seitenſtraßen des Thiergartens, alſo auch im Freien, war es verboten. Verboten! dies war das Wort des Tages, wie

Brutus ſagt. Die Hauptſorge des Menſchen und Staatsbürgers war die Polizei. Wenn man auf der Straße rauchte, verfiel man in eine Strafe von zwei Thalern. Ein Bekannter von mir in Breslau führte ſtets in der Weſtentaſche zwei Thaler mit ſich für dieſen Nothfall — „der Kürze halber“, ſagte er; „wenn man ſie dem Gendarmen baar zahlt, ſo wird man nicht noch aufs Amt citirt und wird nicht noch moraliſch geſtraft. Eigentlich iſt auch dieſe Abkürzung polizeiwidrig, und der Gendarm braucht das Geld nicht zu nehmen, aber er nimmt's“.

Dieſen geſchichtlichen Charakterzug hatte ich kaum auserzählt, da flüſterte Glaßbrenner heftig: „Cigarre weg, der König fährt hinter uns!“ — Richtig! Im offenen Wagen fuhr er an uns vorüber und blickte verdrießlich auf unſeren Gruß. „Wenn er's nur nicht gemerkt hat! Dann wehe uns, und wehe Ihnen! Weil Sie Tabak geraucht, werden Sie entdeckt und ſtaatsrechtlich eingeſperrt!“ So ſagte leiſe ein ironiſirender Berliner, der auf dem Rückſitze uns gegenüber ſaß — der Typus jener gebildeten Berliner, welche jegliche Heiterkeit des Menſchen in die gelbe Livree eines logiſchen Neides kleideten. Ich ſage „kleideten“, nicht „kleiden“, weil ich glaube, daß dieſe Neigung des Ironiſirens damals ärger ausgebildet war in Berlin, als ſie es jetzt iſt. Der Mangel an Inhalt im öffentlichen Leben, das überall fühlbare Polizei-Regiment und die damals in Mode ſtehende Hegel'ſche Philoſophie, welche ein künſtliches Spiel mit Gedanken, wenigſtens mit Ausdrücken für Gedanken, in Gang gebracht, waren die Mutter jener ſpöttiſchen Denk- und Redeweiſe.

Unſer Wagen hielt endlich in der Mauerſtraße, und ich ſtieg aus, um vor meinem Untergange noch die Bekanntſchaft des Mannes zu machen, jenes „Lehrmeiſters, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieſer Hauptſtadt und dieſes Reiches deuten“ ſollte.

20.

Es war das ſtattlichſte Haus der Mauerſtraße und hatte, wie man in Wien ſagt, etwas „Herrſchaftliches“. Das iſt ſelten in Berlin: die Denkmale einer reichen Ariſtokratie ſind dort nicht vorhanden wie in Wien.

Ein Lohndiener, beſcheiden bürgerlich angethan und, wie ich ſpäter erfuhr, bürgerlich „Baumann“ gerufen, öffnet das Vorzimmer, ein großes, viereckiges Gemach, an allen Wänden bis an die Decke hinauf mit Büchern angefüllt, alſo ein Bibliothekszimmer. „Iſt der Herr Geheimrath zu ſprechen?“ — „Ich werde nachſehen.“ Dieſe unverbrüchliche Floskel Baumann's habe ich zwanzig Jahre in unverändertem Tonfalle gehört — ein conſervatives Zeichen in der Stille dieſer Wohnung eines Gelehrten, welcher ein unzufriedener Staatsmann war und die revolutionärſten Reden wie ein theoretiſcher Weltweiſer ruhig anhörte und trocken ausſprach.

Wer war dieſer Geheimrath? Aha! wird man rufen, wenn ich ihn ausſpreche. Er war damals eine Art geheimen Conſuls für aufſtrebende Schriftſteller jeglicher Richtung. Wiſſenſchaftliche, dichteriſche, politiſche Jünger wendeten ſich von Fern und Nah an ihn und fanden wohlwollende Aufnahme, ſachgemäßen Rath. Patronus hieß ſolch ein Mann bei den Römern. Mich hatte mein Leipziger Freund Guſtav Schleſier an ihn empfohlen.

Geheimer Legationsrath war ſein Titel, Varnhagen v. Enſe war ſein Name. Seine intimeren Freunde ſprachen das V wie F aus, Farnhagen, an die holländiſche Ausſprache des „van“ erinnernd, welche zum Beiſpiele Fandenk lautet. Er ſtammte auch aus dem nordweſtlichen Deutſchland, und es iſt mir nie recht klar geworden, was dies „von Enſe“ eigentlich bedeutete, obwol er mir ſelbſt einmal Auskunft darüber gegeben. Vielleicht war es die holländiſche Bezeichnungsweiſe eines Heimatsſitzes, wie man Heine nachſagte, ſeine aus Holland ſtammende Mutter des „van“

wegen, „von Geldern“ genannt zu haben. Vielleicht war es mehr, ſoweit es die Naturgeſchichte der Adelspartikel betrifft. Ich weiß nur, daß adelige und demokratiſche Gegner Varnhagen's dieſes „von Enſe“ oft zum Gegenſtande ihrer Polemik machten. Zu ſeinem Charakter gehörte Adelseitelkeit gar nicht, und ich habe mich nie beſonders um dieſen Namenszuſatz gekümmert. Er hatte in den Freiheitskriegen tapfer Partei genommen gegen Napoleon und war unter Hardenberg's Kanzlerſchaft in die preußiſche Diplomatie aufgenommen worden. Vielleicht dieſes Berufes halber, welchem ein Adelsname faſt für unerläßlich galt, hat er einen ausführlichen Familiennamen hervorgeſucht und legitimiren laſſen; denn er führte ihn ganz legitim! In unſere literariſche und politiſche Geſchichte iſt er als Varnhagen übergegangen, und auch in Berlin wurde er immer „Herr von Varnhagen“ genannt.

Bald nach den Freiheitskriegen war er als Miniſter-Reſident nach Karlsruhe geſchickt und war dadurch in die damalige Staatsentwicklung Badens verflochten worden, welche in Berlin Anſtoß erregte. In Baden entſtand das, was man in Berlin nicht entſtehen ließ, eine Repräſentativ-Verfaſſung, und Varnhagen war förderſam und thätig für dieſe Entſtehung. Das nahm man in Berlin übel und rief ihn ab. Als ein zur Dispoſition geſtellter, mißtrauiſch angeſehener Staatsmann lebte er nun ſeit etwa achtzehn Jahren in Berlin, getröſtet durch den Beſitz einer ausgezeichneten Frau, welche aus einer jüdiſchen Familie in Berlin ſtammte. Rahel Lewin war ihr Familienname; unter dem Namen „Rahel“ iſt ſie aller Welt bekannt geworden. Sie war vor einem Jahre geſtorben, und die Wunde des einſam gewordenen Gatten blutete noch friſch, als ich dieſe Wohnung zum erſtenmale betrat, in welcher ſie eine lange Reihe von Jahren mit ihm gelebt. In einem Bande hatte Varnhagen einen Theil ihrer Briefe und niedergeſchriebenen Gedanken drucken laſſen und dieſen Band als ein Andenken für Freunde verſchenkt. Das Buch war noch nicht im Buchhandel; erſt ſpäter iſt es unter demſelben Titel „Rahel“ und auf drei Bände erweitert öffentlich geworden und hat der geiſtvollen, fein fühlenden und fein denkenden Frau unzählige Freunde erworben.

Jener Band „für Freunde“ war in Leipzig auch an mich gekommen; ich hatte ihn mit großem Antheil geleſen und hatte dadurch einen erſten warmen Berührungspunkt mit Varnhagen. Er iſt warm geblieben eine Reihe von Jahren hindurch; ich glaube auch für ihn bis zu ſeinem Tode im Jahre 1858, obwol uns politiſche Parteinahme in den Jahren 1848 und 1849 auseinanderſprengte und eine Streitſcene herbeiführte, welche ich ſpäter erzählen werde.

Jetzt ſtand ich zum erſtenmale vor dieſem Manne, welcher durch ſein Verhalten 1848 und 1849 für Viele ein Räthſel geworden iſt. Er war immer kränklich und empfing die zahlreichen Beſuche — Alexander v. Humboldt war allwöchentlich darunter — im grauleinenen Schlafrocke. Nur wenn ein officiell vornehmer Name gemeldet wurde, mußte Baumann einen Tuchrock herbeitragen. Die Geſtalt war von kleiner Mittelgröße mit ſtark ausgearbeitetem Oberkörper, der ſchön geformt war; das „Geſtell“, wie man in Süddeutſchland ſagt, erſchien faſt ein wenig zu kurz für den ſtattlichen Oberleib. Der Kopf war fein geſchnitten und von feinem weißgrauen Haare ſpärlich bedeckt. Um den wohlgeformten Mund bewegten ſich die Empfindungen lebhaft und ausdrucksvoll, warme Theilnahme wie luſtiger Spott. Das Auge war verdeckt durch eine Brille und erſchien matt, wenn die Brille auf kurze Zeit entfernt wurde, matt durch Kurzſichtigkeit, aber gutmüthig in ſeiner Bläue. Die Stimme klang hoch und klar, angenehm, ſolange ſie nicht erhoben wurde, ſcharf, wenn die Rede in Leidenſchaft gerieth. Die Rede ſelbſt war von leichter Geläufigkeit, aller möglichen Wendungen fähig, ſowol in diplomatiſchem Rückhalte wie in wiſſenſchaftlich fließendem Ausdrucke, und ſogar der ſtärkſten, unmittelbarſten Bezeichnungen mächtig, wenn der Eifer in irgend einer Schilderung ſtieg oder gar feindliche Parteinahme in Fluß kam. In letzterem Falle konnte er einen ſo heißen Strom ausgießen, ſo naturaliſtiſch blutrünſtige Worte hervorſchleudern, wie man ſie dem damaligen, immer ſehr keuſch auftretenden Schriftſteller nie zugetraut hätte. Denn er galt damals für einen ſorgfältig zugeknöpften Mann, welcher immer nur mit Vorſicht ſich äußerte. Insbeſondere galt er für einen Goethianer peinlichſter Sorte, welcher auch das kleinſte Wort Goethe's aus den letzten dreißig Jahren genau aufgehoben und im Schreine der Verehrung aufgeſtellt hätte.

Daran war viel Wahres. Sie ſind wol jetzt ausgeſtorben, dieſe merkwürdigen Prieſter Goethe's, welche die Lebensanſchauung des großen Dichters zu ihrem Cultus gemacht. Höchſt verdienſtliche Männer, verdienſtlich um unſere Cultur. Was die Befangenheit der Orthodoxen, die Unfähigkeit der Beſchränkten, die Rohheit der Alltäglichen an Goethe's freier und fröhlicher Lebensweisheit verketzert, mißverſtanden und verdorben hatten, das ordneten die Goethe-Prieſter in ein billiges Syſtem, und bei jeder Gelegenheit theilten ſie davon aus und brachten es ſo in unſer Bewußtſein. Ich ſelbſt weiß eine ganze Reihe von Goethe-Paragraphen, welche ich nicht durch Leſung Goethe's, ſondern durch die Mittheilungen Schall's in Breslau und durch die Aeußerungen Varnhagen's in Berlin erfahren habe.

Ich weiß freilich auch, daß wir junges Volk oft ärgerlich geſpottet haben über dieſe trockenen Wiederkäuer, welche ſelbſt nichts ſchaffen könnten, und ich weiß ebenſo, daß man jetzt ähnlich ſpricht von den Wiederkäuern Shakſpeare's. Denn auf den Cultus Goethe's folgt der Cultus Shakſpeare's, und man muß zugeſtehen, daß dieſer unklarer und verworrener iſt, als der Goethe-Cultus.

Aber indem ich jetzt zurückblicke auf die Einwirkung jener Goethianer, muß ich doch zugeſtehen: ſie haben dem Dichter und uns gute Dienſte geleiſtet. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun," ſagt das Sprichwort, und die Gebäude entſtünden nicht ohne die Kärrner.

Der zweite Theil des „Fauſt“ war damals neu, und Varnhagen ſetzte mir wohl auseinander, daß er den erſten Theil an Bedeutung überragte und daß dies in der Zukunft den Deutſchen einleuchten würde.

Die Bedeutung eines Poëms iſt aber das Untergeordnete, die Macht des Poëms iſt die Hauptſache.

Die Unterhaltung mit Varnhagen hatte dadurch etwas ſehr Intereſſantes, daß ſeine Bildung ungewöhnlich mannichfaltig war. Wohin immer das Geſpräch ſich verirrte, überall war er bis auf einen gewiſſen Grad zu Hauſe. Sogar Poet war er geweſen. In Halle hatte er mit Neumann zuſammen einen Roman angefangen, und der erſte Band deſſelben war gedruckt worden. „Leſen Sie ihn!“ ſagte er mit ſeinem halb fragenden, halb ſpottendem Lächeln, und holte aus dem Vorzimmer ein Buch herbei — „leſen Sie! Vielleicht werden Sie fertig damit, ehe die Polizei kommt.“ „Verſuche und Hinderniſſe“, hieß es, und von ſelbigem Neumann iſt ſpäter eine Sammlung Schriften in drei Bänden erſchienen, welche wol unbekannt geblieben iſt, obwol ſie hübſche Sachen enthält und vom Jugendfreunde Varnhagen in zahlreichen Zeitungen beſprochen und empfohlen wurde. Wenn man Neumann heißt, muß man einen abſonderlichen Vornamen führen, um bemerkt zu werden. Das wußte Niemand ſo gut wie Varnhagen. Hundertmal hat er zu mir geſagt: „Wenn Sie ein Geheimniß recht ſicher aufbewahren wollen, ſo laſſen Sie es an einem beſcheidenen Orte drucken. Dann gilt es für bekannt gemacht, und Niemand kümmert ſich mehr darum.“

Er ſelbſt hatte erſtaunlich viel Vereinzeltes an den verſchiedenſten Orten drucken laſſen und ſtrotzte in dieſen Punkten von Erfahrung. So hatte er ſich auch angewöhnt, jede Notiz, die man irgendwohin in den Druck gab, mit pedantiſcher Vorſicht und Umſicht zu behandeln und ſie gegen alle möglichen Gefahren zu aſſecuriren. Dieſe Behandlung ſtammte nicht nur aus ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, ſie ſtammte wol beſonders aus der franzöſiſchen Fremdherrſchaft in Deutſchland, welche ſo lange die peinlichſte Vorſicht und Umſicht nöthig machte für Alles, was man ſchrieb oder gar drucken ließ. Und ſie war in ſein ganzes Weſen übergegangen. In mir perſönlich hat immer das Gegentheil gewirthſchaftet, die Unvorſichtigkeit, und Varnhagen war immer höchlichſt erſtaunt, wenn er mich auf dieſes Gebrechen aufmerkſam machte bei immer wiederkehrender Gelegenheit.

Sein Leben war in der erſten Hälfte unſicher und gefahrvoll bewegt geweſen. Das hatte ſich eingegraben bei ihm, wie ſich ja nur die Jugendeindrücke eingraben. Er war wie Heine, welchem er zeitlebens zugethan und verbündet geblieben, in Düſſeldorf geboren, und war wie Heine von dort nach Hamburg übergeſiedelt. Von dort war er nach Berlin gekommen, um — Medicin zu ſtudiren. Der Sinn für ſchöne Literatur hat die Medicin raſch überholt, und mit neunzehn Jahren ſchon hat er unter Beihilfe Chamiſſo's einen „Muſen-Almanach“ herausgegeben. Chamiſſo! Er lebte jetzt noch in Berlin, und Varnhagen lächelte immer freundlich, wenn auf ihn die Rede kam oder wenn man den alten Herrn mit langem Haare und dem ſteinernen Antlitze im einfachen altdeutſchen Rock vorüberſchreiten ſah, eine bewegliche Bildſäule aus früherer Zeit unter den modernen Menſchen. Er wohnte weitab in großer Anſpruchsloſigkeit, und man wurde ſeiner äußerſt ſelten gewahr in der weitläufigen Stadt. Varnhagen, überreich an kleinen charakteriſtiſchen Geſchichten von berühmten Leuten, unterließ nie, mit großem Behagen einen Vorfall auszumalen, welcher Chamiſſo in Coppet bei Frau v. Staël begegnet war. Er betraf Chamiſſo's Paſſion des Tabakrauchens aus langer Pfeife. Varnhagen rauchte natürlich nicht, und Auguſt Wilhelm Schlegel, der ebenfalls bei Frau v. Staël in Coppet wohnte, haßte als petit maitre, wie man den Elegant früher nannte, das Tabakrauchen mit Oſtentation. Im ganzen Hauſe zu Coppet durfte nicht geraucht werden. Das war denn für Chamiſſo eine große Pein. Wahrſcheinlich iſt ſchlechtes Wetter geweſen, und er hat nicht ausgehen können, um ſich in freier Luft zu entſchädigen, kurz, er hat ſich den bedenklichſten Ort für den Genuß einer Pfeife ausgeſucht, den Abtritt. Die Thür ſorgfältig verriegelnd, hat er dort geſchmaucht, ohne darauf zu achten, daß dieſer Ort ein nothwendiges Gemeingut ſei für ſämmtliche Hausbewohner. Daß dieſer nothwendige Ort eine Stunde lang für ſämmtliche Hausbewohner verſchloſſen geblieben, hat denn natürlich große Beſtürzung hervorgerufen, und der ſonſt ſo delicat ſich äußernde Varnhagen ſchilderte die Beſtürzung Schlegel's und der Frau v. Staël unter ſchallendem Gelächter in der munterſten Weiſe. Das war überhaupt die Entwicklung eines Beſuches bei ihm: wenn man eintrat, war er kläglich, faſt verdrießlich, und alle die kleinen oder großen Leiden des Körpers und in Folge derſelben die Leiden des Geiſtes fielen ſeufzend von ſeinem Munde und trippelten umher auf dem ſich zuſammenziehenden Antlitze, bis ein Ereigniß, gewöhnlich ein Zeitungsartikel oder ein Buch, zur Sprache kam. Da entwickelte ſich ein politiſches oder literariſches Thema, und er wurde geſünder. Dann verzweigte ſich das Thema und ſteigerte ſich, und er wurde lebhaft und friſch. Endlich kamen die zugehörigen Perſönlichkeiten an die Reihe, dann wurde er munter, ja ausgelaſſen, und man verließ einen kerngeſunden, unternehmenden Mann.

Eine Perſönlichkeit namentlich machte ihn ſtets redſelig. Das war Fürſt Metternich. Varnhagen hatte lange und nahe Verbindungen mit Oeſterreich gehabt; er war im Jahre 1809 von Tübingen aus nach Oeſterreich gewandert, um gegen Napoleon zu fechten. Dieſer Krieg von 1809 war in ganz Deutſchland populär, und aus jenem Jahre ſchreiben ſich alle die Lobeserhebungen Oeſterreichs in Liedern und Schriften von norddeutſchen Autoren, welche ſonſt feindlich gegen Oeſterreich ſprechen. Von Arndt zum Beiſpiele, der in ſeinem Liede vom deutſchen Vaterlande Oeſterreich „an Siegen und an Ehren reich“ nannte. Varnhagen focht bei Aſpern mit und wurde nach der Schlacht zum Officier ernannt; auch an der Schlacht bei Wagram nahm er Theil. Dort wurde er verwundet. Als er in

Wien geheilt worden, folgte er ſeinem Regimente nach Ungarn und trat mit ſeinem Oberſten, einem Prinzen von Bentheim, in näheren Verkehr als Adjutant deſſelben. Mit dieſem Prinzen machte er 1810 auch eine Reiſe nach Paris und ſah dort den Hof Napoleon's. Bis zum Jahre 1812 blieb er öſterreichiſcher Officier und machte als ſolcher in Prag Stein's Bekanntſchaft und Juſtus Gruner's, des großen und des kleineren Rädelsführers gegen Napoleon in jener europäiſch gewordenen Verſchwörung gegen den modernen Cäſar, welcher damals kurzweg der Corſe genannt wurde. Solchergeſtalt kam der junge Varnhagen in all die Verbindungen, welche mit Wort und That Krieg führten für die Befreiung des Vaterlandes. Als Oeſterreich das Schwarzenberg'ſche Corps ſtellen mußte zum Kriege gegen Rußland, verließ er den öſterreichiſchen Dienſt, kehrte nach Berlin zurück und ſchloß ſich als Hauptmann dem Tettenborn'ſchen Corps an. Dieſer Tettenborn war der Liebling ſeines Lebens, und von ihm, von deſſen liebenswürdigem, tüchtigem Weſen erzählte er ſtets mit warmer Hingebung. Die Befreiung Hamburgs, der Zug nach Paris mit dieſem Corps war ſeine Iliade. Unterwegs in den Kriegslagern ſchrieb er denn auch die „Geſchichte der Hamburger Ereigniſſe" und die „Geſchichte der Kriegszüge Tettenborn's", die Feder immer bei ſich führend und in jeder Pauſe benützend.

In Paris trat er in den diplomatiſchen Dienſt Preußens und kam mit dem Staatskanzler Hardenberg zum Wiener Congreſſe.

Unerſchöpflich war er in den Schilderungen dieſer Congreßzeit, und die Frage um Metternich war immer der Mittelpunkt ſeiner Schilderungen. Metternich überlebte ja alle die Staatsmänner und ſtand noch jetzt in aller Fülle der Macht, als die Beweggründe jenes großen Krieges und jener großen politiſchen Veränderungen längſt für überlebt und veraltet galten. Was Wunder, daß Varnhagen's Rede immer wieder auf ihn zurückkam!

Der diplomatiſche Nimbus übte auch offenbar einen unwiderſtehlichen Reiz auf ihn, der ſo lange mit diplomatiſchen Fäden hatte arbeiten und ſpielen ſehen, der zu Karlsruhe in dieſen Fäden gefangen worden war. Unſere ſpäteren Unterredungen haben ſich wie oft! um dieſen Begriff eines „Diplomaten" bewegt, welchen ich, ein junger, liberaler Theoretiker, durchaus als einen Künſtler der Täuſchungen abfertigen wollte und welchen Varnhagen als den Künſtler eines großen Inhaltes erhöhen wollte. Da brachte er denn immer Metternich in Frage. Er verſuchte es ſtets, ihm große Abſichten unterzulegen, und geſtand immer ſchließlich achſelzuckend ein, daß dem Manne der letzte Ernſt, die letzte Einſicht und die gründliche Charakterkraft gefehlt habe. Beſonders eine Unterredung mit Metternich, die er kürzlich — Anfangs der Dreißiger-Jahre — mit ihm gehabt hatte, ſpielte da eine große Rolle. Varnhagen hat mir dieſe Unterredung zu wiederholtenmalen bis ins kleinſte Detail erzählt, und es iſt wahr: ſie zeigte den öſterreichiſchen Staatskanzler in einem auffallenden Lichte Gutes wollender Bildung. Aber der Schluß blieb ſtets eine herbe Enttäuſchung. Das Wort, den Begriff des „Fortſchrittes" hat Varnhagen in unerbittlich wiederkehrender Frage ihm abnöthigen wollen, und das iſt abſolut nicht erreichbar geweſen. Was iſt das für ein Syſtem, welches keine Zukunft kennt?! Ein nichtiges. — Leider! ſeufzte Varnhagen ſelber, und ſprach doch nach einiger Zeit immer wieder von den glänzenden Eigenſchaften Metternich's.

Daß ein Mann von ſo ausgebreiteter Lebenserfahrung, von ſo mannichfaltiger literariſcher Uebung mich, den jungen Lehrling, höchlich intereſſiren mußte, das war wol natürlich. Er erſchien mir wie ein unerſchöpflicher Quell von all dem, was ich zu erfahren wünſchte. Täglich ging ich zu ihm und war glücklich, daß er dies zuvorkommend geſtattete und daß er mir lächelnd ſagte: ich muthete ihn an wie ein junger Officier, der ſich nach Feldzügen ſehnte. „Aber den Feldzug, welchen ich in Berlin erwartete," ſetzte er ſtirnrunzelnd und recht ernſthaft hinzu,

„dieſen Feldzug ins Gefängniß möchte ich doch eiligſt abbrechen; ich möchte von dannen reiſen.“ Mit einer Gefangennahme dürfe man nicht anfangen, und ſoweit er die Verhältniſſe und Herrn v. Tzſchoppe kenne, ſtünde mir eine ſolche ſicherlich bevor. „Bei der Willkür in unſerem Staatsleben,“ rief er mit hoher Stimme, „ſind Sie da allem Erſinnlichen ausgeſetzt. Fort! fort! Aus den Augen, aus dem Sinn. Wenigſtens vielleicht. Wird Ordre nach auswärts gegeben, dann kann ſich ſolch eine Ordre verſchleppen, wenn Sie nicht gleich zur Hand ſind. Hier aber ſind Sie unmittelbar zur Hand — alſo fort! Ein ſolcher Anfang mit Gefangennahme ſchleppt ſich durch's ganze Leben, denn jedes Ereigniß hat ſeine unabſehbaren Spinnfäden von Conſequenzen. Bei drohendem Sturme geht man nicht in See, ſonſt muß, wie Shakſpeare's Brutus ſagt, „die ganze Reiſe des Lebens ſich durch Noth und Klippen winden.“

Er hatte Recht; er war der Vorſichtige und Umſichtige. Ich aber war, wie geſagt, der Unvorſichtige. Im Dünkel der Jugend hielt ich die älteren Herren — zu denen er doch auch gehörte — für zaghaft geworden, und am nächſten Vormittage trat ich doch wieder bei ihm ein und verbeugte mich lächelnd bei ſeinem Gruße. „Leichtſinniger Mann! Sie ſind noch immer in Berlin?“ — Wo ſoll ich hin? — „Gleichgiltig! Nur fort von hier, wo die Löwengrube Ihrer wartet!“

Nun denn, ich habe einen Winkel entdeckt, der für mich geeignet ſcheint. Das ſüdweſtliche Ende meiner Heimat Schleſien, wo die Ausläufer des Sudetengebirges in hohen Hügeln abfallen, da gibt's kaum Poſtſtraßen, da wird auch die Polizei kurzſichtig, und da hat mein nächſter Aufenthalt einen Zweck. Es iſt da eine neue Curanſtalt entſtanden für eine ganz neue Cur. Alle menſchlichen Gebreſte ſollen da gründlich geheilt werden durch gemeines Waſſer. Meine Hypochondrie fängt wieder an zu wühlen in mir, dort kann ich ſie vielleicht erſäufen. — „In gemeinem Waſſer?“ — Ja, in gewöhnlichem Waſſer. Man trinkt es in Maſſe, und ſo wirkt es innerlich, und man badet darin und wird auch ſonſt noch in unerhörter Weiſe damit behandelt, und ſo wirkt es auch von Außen nach Innen. Die Waſſercur nennt man's, und ein Landmann, des Namens Prießnitz, iſt der Erfinder, welcher eigenhändig die Cur prakticirt; ein heilender Genius ſoll in dem einfachen Landmanne dort in abgelegener Gegend eingekehrt ſein und die aus der Mode gekommenen Wunder wieder verrichten.

„Da möcht' ich auch hin! Woher wiſſen Sie das?“ — Im Winkel einer Zeitung hab' ich die Nachricht gefunden. — „Oeſterreichiſch- oder Preußiſch-Schleſien?“ — An der Grenze; ich weiß es nicht genau; öſterreichiſch glaub' ich. — „Das iſt in dieſem Augenblicke beſſer für Sie.“ — Und Sedlnitzky? — „Er reſpectirt Curorte; alſo fort nach Gräfenberg, und ſchreiben Sie mir unter dieſer Adreſſe —“

Er ſetzte ſich hin und ſchrieb ſie auf. Ich nahm wieder einmal Abſchied von ihm und meinte nun ſelbſt, es ſei kaum rathſam, frank und frei in mein Hôtel zurückzukehren; die Polizei könnte ſchon auf mich warten. Ich war angeſteckt von ſeiner Beſorgniß und ſchlich durch eine Seitenthür in Glaßbrenner's Zimmer. Er lachte uns aus. Niemand ſei dageweſen, die Geheimräthe ſähen Geſpenſter, und im ſchlimmſten Falle würde man mich verhören wegen meiner Schriften, nicht aber gefangen ſetzen. Er hätte erſt geſtern den Polizeirath Duncker geſprochen über dieſes Thema, und dieſer wichtigſte Polizeimann, der Schrecken aller preußiſchen Uebelthäter, hätte gelacht zu einer Verhaftung wegen „Reiſenovellen“. Kurz, wir ſteigerten uns zum Spott über das furchtſam gewordene alte Geſchlecht, und ich gab meine Abreiſe wieder auf. Zwei Wochen war ich ſchon in Berlin, Zeit genug, wenn man mir an den Kragen gewollt hätte! So raiſonnirten wir Grünſchnäbel, gingen ruhig ins Opernhaus, wo Gluck's „Iphigenie“ vor leeren Bänken für den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm den Vierten, aufgeführt wurde, und legten uns dann tapferen Gemüthes zu Bette, wie wenn die Welt nicht anders ſein könnte, als ſie in unſeren jungen Hirnſchädeln abgebildet war.

21.

Als ich am nächſten Morgen erwachte, da erſchien mir Alles in anderem Lichte. Dieſes Erwachen früh und wenn man noch eine zeitlang im Bette verweilt, hat ſeine eigene Beleuchtung unſerer Angelegenheiten, ich möchte ſagen die klarſte Beleuchtung. Freilich eine nüchterne. Für mich wenigſtens. Und doch hat mir Gutzkow einmal geſagt, daß er des Morgens im Bette am ergiebigſten componire.

Ich componirte plötzlich meine Abreiſe und Reiſe. Die Sonne ſchien hell auf die Spree, und der Springbrunnen vor dem Muſeum glitzerte in Regenbogenfarben — die freie Natur war mir auf einmal unter allen Umſtänden wünſchenswerther als Stadtvogtei oder Hausvogtei. Ich packte in größter Eile meine Siebenſachen und fuhr ſchleunigſt auf die Poſt, jeden Augenblick fürchtend, ich könnte auf- und angehalten werden. Ich wurde es nicht.

Der reizloſe Weg durch die Mark nach Schleſien kam mir diesmal hübſch vor, weil er einen Gefängnißhof zum Gegenſtück hatte; ja die Lage von Frankfurt an der Oder, dem einzigen anmuthigen Punkte in dieſem Landſtriche, gefiel mir ſehr. Die arme Oder! Sie erlebt ſo wenig Reize. Nur ihre früheſte Jugend im Jablunka-Paſſe ſieht etwas von Bergen; dann geht ihr ganzes Leben durch flaches Land von Schleſien, der Mark und Pommern.

Einmal auf dieſem Wege, wollte ich doch nicht an der Vaterſtadt vorübereilen; ich verließ die Poſtſtraße, welche Sprottau nicht berührte, und fuhr in einem Extrapoſtwagen die zwei Meilen ſeitwärts hinüber. Der Extrapoſtwagen erſchien mir wie peinliche Ironie: er galt in meiner kleinen Vaterſtadt für das Fuhrwerk vornehmer Leute, und mir ſelbſt war doch nicht im mindeſten vornehm zu Muthe. Je näher ich der heimiſchen Stätte kam, je deutlicher ich die für Schaffütterung abgekuppten Bäume im ſteinigen Felde erkannte, die mir ſtets ein Gräuel geweſen, deſto grauer erſchien mir Exiſtenz und Zukunft. Ein ſogenannter Schriftſteller biſt du geworden, der kaum was kann und der ſchon ausgeſtoßen iſt und auf der Flucht! Er weiß durchaus nicht wohin. Und da plagte den Poſtillon der Teufel, als wir auf's ſchlechte Pflaſter der Vaterſtadt kamen, mit ſeinem Poſthorne loszublaſen, als brächte er im Triumphe den Kaiſer von Marokko. Die Leute ſtürzten vor die Hausthüren. Ich ſchrie ihm zu, er ſollte das Maul halten, aber ſeine Ohren waren voll gellender Poſthorntöne, er verſtand mich nicht; die Uebung ſeiner zweifelhaften Muſik mochte auch alle Gaben ſeines Verſtändniſſes in Anſpruch nehmen, er blies, als ſollten die Mauern von Jericho einſtürzen, und erſt ein heftiger Schlag auf ſeine Schulter brachte das Poſthorn mit einem ausgezeichneten Mißlaute zum Schweigen, die Pferde zum Stehen. Wir hielten mitten auf dem Markte, und die ganze Stadt wußte nun im Nu: Laube Heinrich iſt mit Extrapoſt angekommen.

Ich war eine unmeßbare Geſtalt für meine Heimat, auch für meine Eltern. Der junge Prediger, für den ich gegolten, kam als Weltmann wieder und hieß Doctor; ich hatte von Leipzig aus in Jena promovirt, weil in Leipzig jeder Schriftſteller Doctor genannt wurde und weil es unmöglich war, allen Leuten zu ſagen, ich ſei kein Doctor. Was iſt er eigentlich? fragten ſich die Sprottauer in der Stille. Er ſchreibt Bücher und Zeitungen, hieß es. Der Stand war ihnen ganz neu; aber da ich mit Extrapoſt gekommen und ſauber gekleidet war, ſo reſpectirten ſie den Stand. Geld, Gelderwerb iſt in kleinen Städten der erſte und der letzte Maßſtab.

Am ſchwerſten war es, meiner Mutter Erſatz zu bieten für den untergegangenen Prediger. Doppelt ſchwer, da ich nahe daran war, meine Schriftſtellerlaufbahn für eine verfehlte zu erachten, und ich ihr doch den Schmerz ſolch eines Bekenntniſſes erſparen wollte. Die Umgebung wirkt ja auf uns wie Luft und Witterung, welche unſer Wohl- oder Uebelſein hervorbringt, und die Umgebung in einer kleinen Ackerſtadt brachte helle Verzweiflung für mich. Von dem, was mich geiſtig bewegte, war keine Spur vorhanden; es gab nicht einen Brocken geiſtiger Nahrung für mich, und nach einigen Tagen fand ich mich ausgehungert wie eine Kirchenmaus und kam mir leer und dumm vor zum Entſetzen.

Daran ſeh' ich jetzt, wie ſeit dreißig Jahren die Bildung fortgeſchritten iſt in unſerem Vaterlande. Damals war das Städtchen ledig alles geiſtigen Verkehres, jetzt iſt es eine Stadt, und Zeitungen mannichfacher Farbe kommen hin, und neue Bücher werden geleſen, und die Leute wiſſen ganz gut, was ein Schriftſteller bedeute.

Nur der Polizei-Inſpector damaliger Zeit war ein Bücherleſer. Vom Handwerker hatte er ſich durch ſtille geiſtige Thätigkeit zu dieſem hohen Poſten aufgeſchwungen, und ich erinnerte mich jetzt, daß er bei den Zunftverſammlungen des Maurergewerks in unſerem Hauſe Unterhaltungen geführt, welche meinem Großvater, dem Oberälteſten des Gewerkes, böhmiſche Dörfer geweſen waren. Ich, als wohlbeſtallter Bürgerſchüler, erklärte ſie dem ſchwerhörigen Großpapa durch leiſes Schreien. Von Zeuris, Parrhaſius und Apelles, den griechiſchen Malern, hatte er, der Polizeirath, geſprochen, beim Bierkruge des ſogenannten „Quartals“. Dieſer Mann las in der Stille des Rathhauſes auch jetzt, wie ich bald verſpürte, ſeine Zeitung und fragte mich höflichſt nach meinem Paß. Dieſer Mann konnte mit Herrn von Tzſchoppe in Verbindung ſein; er hatte ſo curios gelächelt bei ſeiner höflichen Frage. Ich ſuchte mich damit zu tröſten, daß unſere Polizei ein rein ſtädtiſches Inſtitut wäre und in ſehr geringer Verbindung ſtände mit der Regierung; aber der Gedanke hatte etwas Schauerliches, daß ich in meiner Vaterſtadt verhaftet werden könnte. Das wäre ein entſetzlicher Scandal geweſen für die Meinigen, denn bei Verhaftungen dachte man da nur an Spitzbuben oder Raubmörder.

Der Polizei-Inſpector hatte eine ſehr hübſche Tochter, welcher ich immer den Hof gemacht. Sie war noch da und war noch ſehr hübſch — ich war nahe daran, ſie zu bitten, daß ſie den Vater ausfrage, und wenn ſich mein Verdacht beſtätigte, daß er mich auswärts in Empfang nehmen möchte. Kurz, es war ein kummervoller Aufenthalt, und ich machte ihm plötzlich des Morgens ein Ende, wie ich in Berlin ein Ende gemacht hatte. Mein Leben war eben bereits eine immerwährende Flucht geworden.

Wie von ſelbſt gerieth ich in die alte Schulſtraße, die ich ſo oft als Gymnaſiaſt gewandelt, und ſah mich nach neun Jahren wieder einmal vor den Wällen Glogaus. Ich hatte nichts da zu ſuchen und fand auch nichts in meiner jetzigen trüben Stimmung. Die eingemauerte Stadt war wie einſt — wann wird man die bewohnten Feſtungen los werden und wird zu befeſtigten Lagern übergehen, die nur von Soldaten bevölkert werden! — und die grauen Bilder der Schulzeit blieben grau. Lernen und lernen vom Erwachen bis zum Schlafengehen, und zwar unter immerwährendem klöſterlichen Ernſte ohne irgend welchen Sonnenſchein des Humors — das heißt doch die Jugend recht grundſätzlich verkümmern, und mit ihr den Körper, mit dem Körper aber auch Seele und Geiſt. Legt die Schulen in Feld und Wald und gebt dem Knaben ſo viel Freiſtunden wie Schulſtunden, ſie werden dann viel geſcheidtere Menſchen werden, jedenfalls glücklichere.

Sogar die Spiele der jugendlichen Phantaſie, die entzückenden Regungen des Herzens für irgend eine Blondine — blond mußte die Erſehnte abſolut ſein! — ſie erſchienen mir jetzt wie von grauem Mooſe überwachſen. Fort! fort! raunte es in mir, und auch in Breslau duldete es mich nicht, ich athmete erſt wieder ruhig auf, als ich in Gräfenberg untergebracht war.

Untergebracht. Der Ort war damals noch wie ein Indianerdorf, in welchem ein Weißer ſich angeſiedelt. Ein ſteinernes Haus gab's, in welchem Prießnitz die Ariſtokratie ſeiner Patienten wohnen ließ. Wenn es voll war, da wurden neue Ankömmlinge in die Bauernhäuſer geſteckt. Ein ſolcher Ankömmling war ich, und mein Zimmer war die Ecke einer Bauernſtube; dort ſollte ich ſchwitzen und gedeihen. Die anderen Ecken und die Mitte der Stube verblieben der Bauernfamilie und dem Geſinde, verblieben der ganzen idylliſchen Häuslichkeit einer Bauernwirthſchaft. Ich wohnte in einem eingebildeten Winkel, der jedem Blicke offen ſtand. Ungemein aufmunternd für meine Stimmung. Das Leben ging mir in reißender Schnelle abwärts, und Goethe's Vers: „Leb' mit dem Vieh als Vieh" klapperte mir von Früh bis Abends im Gehirne herum.

Dazu rauhes Frühjahrswetter, welches ſich hier am Abhange des Gebirges um einen Monat verſpätet hatte und zuweilen des Morgens mit ſauberen Schnee aufwartete. Das war von Wichtigkeit für mich, denn mein kaltes Bad lag im ſogenannten Garten beim Bauernhauſe, und wenn ich des Morgens unter einem Berge von Decken curmäßig in ſtrömenden Schweiß gelangt war, dann hatte ich, kärglich eingehüllt in einen dünnen Laken, hinauszuwandeln in jenen Garten und mich in das lockende Bad zu ſenken. Durch den Schnee hindurch war dies beſonders bibliſch und zähneklappernd trabte ich dann mit der rebelliſchen Frage zurück: Iſt dies der Teich Bethesda?

Prießnitz hatte wirklich etwas von einem Propheten. Nur ſprach er faſt gar nicht, was doch die bibliſchen Propheten ſehr reichlich thaten. Das iſt modern, dachte ich mir. Denn übrigens fehlte mir nichts zur Illuſion, daß ich mich unweit des Jordan im idumäiſchen Gebirge befände und daß die Grundſätze der Eſſäer hier eingeführt wären. Namentlich was Eſſen und Trinken betraf. Zum Frühſtück kaltes Waſſer, ſo viel als möglich, dann kalte Milch mit ſchwarzem Brot, dann immerfort kaltes Waſſer, ſo viel als möglich, dann kalte Douche oben im Walde, im freien Walde bei Wind und Regen und Schnee, dann endlich ſogenannte Malzeit im ſteinernen Hauſe, die urſprünglichſte Speiſe der Menſchheit, einige Jahrhunderte vor Erfindung der Kochkunſt, kaltes Waſſer dazu nach Discretion, das heißt wieder ſo viel als möglich.

Eine leiſe Frage an Prießnitz, ob dieſe Lebensweiſe im idumäiſchen Gebirge wirklich zu einem gedeihlichen Ziele führen könne, prallte ab von ſeinem unverbrüchlichen Stillſchweigen. Wenn man Glück hatte, ſo entdeckte man den Anfang eines ganz kleinen Lächelns auf ſeinem ſonſt unbeweglichen Antlitze.

Er war von hoher Mittelgröße und entweder in einen wohlerfahrenen ſchwarzen Frack oder in einen napoleongrauen Rock gehüllt. Bei unſerem lieblichen Frühlingsſchnee trug er Waſſerſtiefel an den Füſſen, und er ſah überhaupt aus wie ein ſtädtiſcher Bauer. Die Züge ſeines Antlitzes waren kräftig und hatten etwas Steinernes, da ſie ſelten in Bewegung geriethen. Die Stimme war ſanft. Eigentlich war er ganz Ohr; er hörte mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit zu. Das erweckt beim Patienten immer Zutrauen, denn der Leidende will zunächſt all ſeine Gedanken angebracht ſehen. Aus der Summe dieſer Gedanken, meint er, wachſe die Pflanze der Geneſung. Und wenn der Arzt ſo ausdauernd zuhöre, dann — meint der Kranke — ſei dies auch ein gewiſſenhafter Arzt. Das war Prießnitz ſicherlich. Die geheimnißvolle Bedeutung, welche von ihm ausſtrahlte, entſprang aus ſeiner gewiſſenhaften Erwägung, und dieſe wurzelte wol in ſeinem langſamen Denkproceſſe. Er ſtudirte fortwährend. Durch eigene Krankheit war er zum Nachdenken gebracht worden über Heilmittel, und das Waſſer hatte ſich ihm als wirkſamſtes Heilmittel erwieſen. Von Fall zu Fall hatte er dann in ſeiner Umgebung weiter probirt mit ſeinem einfachen Waſſermittel, zuerſt an ſeinen Gräfenberger Nachbarn, dann an den Freiwaldauern, die unten im Städtchen wohnten und die von ſeinen glücklichen Curen gehört hatten. Langſam hatte ſich ſein Ruf in den erſten Dreißiger-Jahren verbreitet, und er wurde jetzt — im Frühjahre 1834 — noch überall angezweifelt. Die Prießnitz'ſche Waſſercur galt noch für eine Marotte, der Mann ſelbſt aber wurde niemals Charlatan genannt. Ein alter Arzt aus Breslau, der ſeine Gicht jetzt eben hier heilen wollte, ſagte von ihm: Er iſt ein Genie, von der Natur zum Heilkünſtler beſtimmt.

Die ganze innere Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers zu kennen, iſt jedoch eine Vorbedingung für den Arzt, welche ein langes, genaues Studium vorausſetzt. Wie kann man heilen ohne Beherrſchung dieſes weiten Umfanges von Kenntniſſen? Dieſe Frage ſprach ich direct aus gegen Prießnitz. Er nickte langſam mit dem Kopfe, und noch langſamer gab er in abgeriſſenen Worten von ſich, daß er die aufgeſchnittenen Leiber der Thiere genau betrachtet habe. Und die Verantwortlichkeit — fragte ich weiter — welche Sie übernehmen bei ſchwer Kranken die hieher kommen? Da zuckte er leicht die Achſeln und meinte: er rufe ſie nicht her und weiſe auch viele zurück, denn ſeit einiger Zeit fänden ſich Kranke ein, denen der Tod ſchon auf der Zunge ſitze.

Sichtlich lag die Verantwortlichkeit wie eine ſchwere Laſt auf ihm, und ſie wol machte ihn ſo ſchweigſam.

Er iſt ſpäter etwas freier in ſeinem Weſen geworden, aber ein ſtiller Geſelle iſt er immer geblieben.

Eines Tages trat er zu ungewöhnlicher Stunde in meine Bauernſtube, um mir geheimnißvoll mitzutheilen, daß meine Exiſtenz bedroht erſcheine. Von der öſterreichiſchen Regierung ſei ich, wie er kürzlich erfahren, unter ſpecielle polizeiliche Aufſicht geſtellt, und geſtern Abends habe man ihm angezeigt, daß in den preußiſchen Grenzorten Befehl eingegangen ſei, mich feſtzunehmen, wenn ich die Grenze paſſirte. Soeben habe ihm aber ein kundiger Herr zugeflüſtert, daß ich vor Kurzem aus dem

Königreiche Sachſen verbannt worden. Was um Alles in der Welt, was für eine Gattung von Uebelthätern ich denn ſei? war mit ein wenig anderen Worten ſeine unſicher articulirte Schlußfrage.

Dabei war er wenig ängſtlich und mißtrauiſch. Als denkender Oeſterreicher wußte er, daß ſolche politiſche Verfolgung gewöhnlich ihre übertriebenen oder unnützen Gründe habe, und er rieth mir gutmüthig — das war er überhaupt — meine Cur in Gräfenberg unbekümmert fortzuſetzen.

So war ich denn ſelbſt hier im idumäiſchen Gebirge bereits wieder ein verdächtiges Mitglied der Menſchheit, welches unter dem Hemde am Oberarme ein Brandzeichen verbarg. Denn bekannt wurde es auf der Stelle, daß ein geheimnißvolles Verbrechen auf mir laſtete. Solcher Verdacht dringt wie die Luſt durch die unſcheinbarſte Ritze, weil er Jedermann willkommen iſt. Warum willkommen? Jedermann braucht einen Reiz für ſein langweiliges Leben, und benützt den kleinſten Anlaß zu großer Erfindung. Die Leute ſtecken dann die Köpfe zuſammen, wenn man vorübergeht, und ſprechen leiſe, verſtohlene Blicke auf uns werfend; man iſt geächtet.

Dazu kam die peinliche Wirkung der neuen Cur: ſie erregte mir ununterbrochenen Zahnſchmerz und König Lear's Hypochondrie. Hinunter! hinunter! ſeufzte ich mit dem märchenhaften Könige, aber es half nichts. Es war ein abſcheulicher Zuſtand.

Man erträgt ihn allenfalls in einem Curorte, welcher ſein hiſtoriſches Examen abgelegt hat; in Karlsbad läßt man ſich nachweiſen, daß dies eine herkömmliche Entwicklung ſei, und leidet getroſt weiter, denn man hofft mit leidlicher Zuverſicht, die Sonne werde doch einmal aufgehen. Aber die Waſſercur war nagelneu, der Ort und der Arzt waren Novizen, und wie viel Theilnahme ich auch für Prießnitz perſönlich hegte, ich mußte mir doch geſtehen: der Mann ſucht erſt ſeine Wiſſenſchaft. Der Himmel weiß, ob er ſie findet, und bei der Suche gehſt du leichtlich mit verloren.

Warten ferner, warten können iſt eine Eigenſchaft, welche ich in ſehr geringem Grade beſitze. Und nun warten gar in's Trübe hinein, in's Ausſichtsloſe! O nein. Da bin ich für eine Veränderung der Lage, wenn dieſe Veränderung auch keine Verbeſſerung darbietet. Fort! fort! trieb's in mir, und ich miethete mir einen Bauernwagen. Wohin?

Ich wußte es kaum. Nach Oeſterreich hinein? Es hatte keinen Sinn, in die geöffneten Arme Sedlnitzky's zu laufen. Die ganze übrige Grenze war aber Preußen, und auf dieſer Grenze wurde ich erwartet. Nicht nur Prießnitz ſagte mir das; Briefe aus Breslau berichteten mir, ich ſei in Berlin nur zufällig überſehen worden, und jetzt ſei wirklich Ordre gegeben, ſich meiner Perſon zu verſichern. Ich war aber nicht mehr in der Laune, mich verhaften zu laſſen, um endlich zur Ruhe zu kommen; ich war abgehetzt und ſchwermüthig. Durch Preußen hindurch nach Sachſen zurück wollte ich. Freilich war ich aus Sachſen bereits verbannt, aber es gab keinen anderen Weg für mich, um ins Freie zu kommen, als den über Sachſen. Durchreiſen, dachte ich, läßt man dich gewiß in Sachſen, denn man hat dich nur ausgewieſen, weil Preußen es verlangt hat.

Die Fahrt auf jenem Bauernwagen — ein Bund Stroh war mein Sitz — war durchaus die eines armen Sünders; insbeſondere wegen meiner troſtloſen Gemüthsſtimmung, die durch eine unvollendete Cur rein körperlich erregt war.

Durch waldiges Hügelland führte der Weg, und durch ein offenes Landſtädtchen, Johannesberg geheißen. Es iſt noch auf öſterreichiſchem Gebiete, und hier iſt der Dichter Zedlitz geboren. Beim Anblick dieſes Städtchens hob ſich meine Stimmung merklich. Durch den Genius eines Dichters, der hier noch in den Lüften waltete? Ach nein. Nicht ſo romantiſch, ſondern ſehr materiell lautete die Erklärung und die Entdeckung, welche ich hier machte. Unter den neueſten Hilfsmitteln der Gräfenberger Waſſercur nämlich ſpielten feuchte Handtücher eine Rolle, welche man um die Weichen ſchlang. Ihre Feuchtigkeit erzeugte geſteigerte

Wärme, und ihr ſchrieb man große Wirkungen zu. Dieſen Wirkungen mißtraute ich für meine Perſon, und ich entledigte mich hier in Johannesberg dieſer dampfenden Binde. Zu meinem Heile. Die peinigende Hypochondrie verdampfte auf der Stelle; ſie war durch dieſes Heilmittel hervorgebracht. Stolz auf dieſe Entdeckung theile ich dies nach ſechsunddreißig Jahren allen zur Hypochondrie geneigten Leidensgenoſſen mit und bitte um Entſchuldigung, daß ich's nicht früher gethan.

Freier athmend, ſah ich unten im ebeneren Lande das preußiſche Grenzſtädtchen vor mir, Patſchkau genannt. Dieſem entſcheidenden Punkte brachte ich doch wieder leidliche Entſchloſſenheit zu: ich commandirte meinem Gräfenberger Kutſcher „Halt!“ Er ſollte ohne mich durch den Grenzpoſten fahren; eine Viertelſtunde jenſeits der Grenze würde ich auf der Landſtraße ſeiner warten. Erſtaunt ſah er mich an. „Der Cur wegen, Freund, muß ich eine Strecke zu Fuß gehen,“ ſagte ich ihm zur Aufklärung.

In weitem Bogen umkreiſte ich das Städtchen und wartete dann auf einem Steinhaufen der Landſtraße. Wieder warten! Meine Schwäche. Aber die Viertelſtunde war längſt vorüber, meine Ungeduld war natürlich. Eine halbe Stunde ging vorüber, der Wagen erſchien nicht, drei Viertelſtunden — er kam nicht.

Kein Zweifel mehr, es war etwas vorgegangen, und die Phantaſie eines Verfolgten war in berechtigter Arbeit. Man hat meinen Koffer entdeckt im Stroh des Bauernwagens, denn ſchon des Zolles wegen unterſucht man auf der Grenze den Wagen; man hat gefragt nach dem Eigenthümer, und der Gräfenberger Eigenthümer hat mich beſchrieben — ſie werden kommen mit Spießen und Stangen, dich zu ſuchen, dich zu fahen. Vorwärts in einen Seitenweg, von dannen! Aber im Koffer iſt ein angefangenes Manuſcript, das kannſt du nicht aufgeben, es bietet deinen einzigen nächſten Unterhalt, und dieſes Ausreißen wie ein Dieb vor einer Gefahr, welche du vor fünf Wochen ſelbſt aufgeſucht, iſt deiner Natur zuwider; geh' hinein in den Rachen des Löwen, Patſchkau genannt! So raiſonnirte ich, offenbar weil ich des naſſen Handtuches und ſeiner lähmenden Kraft ledig war, und marſchirte reſolut rückwärts nach dem Städtchen zu, auf das Aergſte gefaßt.

Die Sonne ſchien warm, die Landſchaft und das Ackerſtädtchen waren ſtill und ganz menſchenleer. In dieſer Stille kam ich unangefochten an's Thor, in die erſte Straße, da — kam mir langſam mein Wagen entgegen. Der Kutſcher ging nebenher, Niemand geleitete ihn, Niemand ſaß auf dem Wagen. Warum ſo ſpät? Ein Pferd war unwohl geworden.

Jetzt war es wieder hergeſtellt, und wir trabten friſch unten am ſchleſiſchen Gebirge hin den Gegenden zu, welche mir aus der Schweidnitzer Schulzeit ſehr wohl bekannt waren. Das wohlgeformte Eulengebirge, welches auf Frankenſtein und Reichenbach herniederſieht, auf einen fruchtbaren Weizenboden Schleſiens, ſtand mir zur Linken ganz ſo wie einſt, da ich als hoffnungsreicher, ſorgloſer Studioſus hinaufgeblickt. Ich nur war faſt hoffnungslos und recht ſorgenvoll geworden. Ich bedurfte einer Anſprache, und als wir jenſeits Schweidnitz auf das Plateau von Salzbrunn hinaufkamen und ich die Kirche ſah, in welcher ich oft Nachmittags gepredigt, da hieß ich den Kutſcher ſeitwärts in den Kirchenweg fahren und vor dem Pfarrhauſe halten. Richtig! mein alter Freund, der gutmüthige Paſtor, trat auch wie beſtellt vor die Thür und erkannte mich flugs. „Etwas angegriffen ſehen Sie aus, Laube! Wo und was ſind Sie denn jetzt?“

„Ein Vagabund!“ — „Warum nicht gar! Steigen Sie nur ab!“ — „Nein ich muß weiter, ich habe Eile.“

In aller Eile hatte er mir als Wichtigſtes mitzutheilen, daß er ganz zufrieden ſei mit der Annahme der neuen Agende und ſich wohlbefände in Einhaltung der rechten Mitte zwiſchen Rationalismus und Supra-Naturalismus, wie er mir immer angerathen.

„Ja wol!“ — erwiderte ich — „indem Sie mir ſtets die Worte des Horaz empfahlen, welcher die Männer der Mitte die glücklichen nennt, beati, beati! Ich ſelbſt bin augenblicklich hier auf meinem Strohſitze recht weit von der Mitte entfernt.“ — „Wieſo?“ — „Ich bin jung, lieber Herr Paſtor, und ich meine, trotz des unbequemen Strohſitzes, die Jugend darf nicht in der Mitte anfangen, ſonſt geräth die Entwicklung der Welt in Stillſtand. Die Jugend ſoll über das Vorhandene hinaus trachten, damit der Umkreis unſerer Wünſche und Zuſtände erweitert werde. Man mag ſie immer dafür ſtrafen; ſie wird von der Strafe lernen, und die Strafe wird auch denjenigen belehren, welcher ſtraft. Horaz war kein junger Mann, als er ſeinen Vers von der glücklichen Mitte ſchrieb. Er war ein erfahrener Lebemann, der behaglich exiſtiren wollte und ſich mit dem neuen Kaiſerthume des Auguſtus friedfertig ſtellte. Die übergreifende Jugend kommt ſpäter auch zu einer „Mitte“, aber es iſt dann ihre Mitte, und nur als ſolche die richtige. Denn die erworbene Mitte hat ſich neue Maßſtäbe erworben.“

Der alte freundliche Paſtor wiegte den Kopf hin und her, er merkte etwas von meiner Bedrängniß und gab mir ſeinen Segen. Ich ſollte nur die Töchter abwarten und begrüßen, die ſämmtlich noch unverheiratet und drüben im Garten wären. „Nichts von ſchönen Mädchen, Papa, ich bin in einen Orden gerathen, welcher Paſtorstöchtern nicht gefällt. Gruß und Handſchlag, und wahrſcheinlich Ade für dieſe Welt!“

Fort raſſelte der Wagen über jenen buckeligen Landſtrich, welcher die großen Waldenburger Kohlenlager bedeckt und der damals nicht ahnen ließ, daß ein „Strike“ hier aufſteigen und ſociale Probleme mit Hunger und Kummer in Rede und That bringen werde — Probleme, welche unſerem damaligen Liberalismus noch ganz fremd waren. Solch ein allgemeiner Grundſatz wie der Liberalismus gleicht den großen Flüſſen. Man nennt nur Eine Quelle, aber zu dieſer Hauptquelle geſellen ſich unterwegs alle benachbarten Waſſerläufe, und ſo entſteht nach Ueberwindung aller Terrainſchwierigkeiten unten in der Ebene der breite mächtige Strom, welcher einer Geſchichtsepoche den Namen gibt und den Charakter und die Bewegung.

22.

Die eigentliche Flucht ſchien mir beendigt, als ich nach Dresden kam. Ich wußte wol, daß ich auch da nicht bleiben dürfte, und ſtieg deshalb außen in der Bautzener Vorſtadt ab, ein Fuhrmannswirthshaus für mein Theil erachtend. Aber ich wußte auch, daß ich in Sachſen nur Achſelzucken und eine fortweiſende Pantomime finden würde, jedoch keine krallende Hand.

Vielleicht — dachte ich — ermannt ſich auch ein Miniſter, dem befehlenden Wunſche von Außen eine diplomatiſche Schwerhörigkeit entgegenzubringen. Ich wollte alſo aus meinem Fuhrmannswirthshauſe in ein Miniſter-Hotel wandeln. Wie war das möglich zu machen? Gewöhnlichen Reiſenden, die vom Strohbunde eines Flechtenwagens ſich erheben, ſind doch die Miniſter nicht ohneweiters zugänglich. Ich ſuchte einen Mann auf, welcher meines Wiſſens bei einem königlichen Archive angeſtellt war und welcher mir zu wiederholtenmalen nach Leipzig geſchrieben hatte. Er hatte immer Ermunterung und Zuſtimmung für die liberale Faſſung der „Eleganten“ ausgedrückt, und ich durfte hoffen, guten Rath bei ihm zu finden. Ich fand auch Rath und That. Er war ein langer, hagerer junger Mann, der ſpäter ungemein bekannt geworden iſt, indem er ſeine archivaliſchen Studien in ein beißendes Buch zuſammentrug. Dieſes Buch war eine Sammlung pikanter Vorgänge an deutſchen Höfen, und der Mann hieß und heißt Vehſe. Er war von liebenswürdigſter Bereitwilligkeit für meinen Zweck, und ſein Liberalismus war ſo naiv, daß er meinte, es würde gar keine Schwierigkeit haben, meinen ferneren Aufenthalt in Sachſen zu erwirken. „Dafür haben wir Lindenau!“ rief er zuverſichtlich und führte mich ohne Verzug in das Hotel dieſes Miniſters.

Herr v. Lindenau war ſeit der Juli-Revolution, welche auch in Sachſen einen liberalen Syſtemwechſel hervorgebracht, der populäre Miniſter der freiſinnigen Richtung, und er war wirklich ein allgemein beliebter Staatsmann, namentlich auch beliebt durch ein menſchenfreundliches Weſen.

Vehſe gelangte ſofort in ſein Cabinet wie ein täglicher Beſucher, und ich wartete im Vorzimmer. Dieſe Leichtigkeit des Zutrittes machte mir die beſte Hoffnung.

Sie wurde getäuſcht. Vehſe kam ganz beſtürzt aus des Miniſters Cabinet und verrieth mir mehr, als er es eingeſtand, daß Herr v. Lindenau nichts mit mir zu ſchaffen haben wollte.

„Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“ — dieſes Schiller'ſche Wort ſchien für Vehſe geſchrieben; er ſchüttelte die Vorwürfe ab, welche ihm erſichtlich Lindenau gemacht hatte, daß er ihm einen compromittirten Schriftſteller ins Haus geſchleppt, und rief mit einer Art von Todesmuth: „Gehen wir zu Herrn v. Carlowitz!“

Dieſer Miniſter hatte keineswegs einen ſo liberalen Ruf wie Herr v. Lindenau, aber aus Vehſe's Aeußerungen konnte ich ſchließen, daß dem Herrn v. Carlowitz ein ſtärkeres ſächſiſches Bewußtſein und ein ſtärkeres Knochengerüſt des Charakters zuzutrauen wäre.

Das beſtätigte ſich auch. Ich wurde angenommen, und ein ältlicher Herr mittlerer Größe trat mir langſamen, nicht ganz leichten Schrittes entgegen. Das Antlitz, faſt wie Pergament, verrieth gar keine Wandlung, und auch das Auge ſetzte ſich gar nicht in Unkoſten; aber ich bemerkte doch, daß es ganz gut ſehe. Noch beſſer ſchien der ſtille Herr zu hören, eine Capital-Eigenſchaft für einen mächtigen Mann. Der ganze Kopf ſaß tief in einer dicken weißen Halsbinde und rührte ſich nicht; eine leichte Handbewegung nur forderte mich auf, meinen Fall und mein Geſuch vorzutragen.

Dieſer Vortrag ſchloß meinen ganzen literariſchen Lebenslauf in ſich, und demgemäß auch ein breites Stück Politik. Regungslos hörte Herr v. Carlowitz zu; ich hatte volle Gelegenheit, mich um den Hals zu reden in dieſem weiten Salon, der ſehr akuſtiſch zu ſein ſchien, und als ich endlich ſchwieg, erſchrak ich faſt über das Echo der Wände und über die Lautloſigkeit des neben mir ſitzenden Mannes. Die weiße Halsbinde ſchien ſich eher zu bewegen, als ſein Antlitz. Eine unheimliche Pauſe trat ein. Dann ſtreifte mich ein Viertelsblick ſeines Auges, welcher fragte: Sind Sie fertig?

Ich verneigte mich. Mein Geſuch ging dahin, in Leipzig bleiben zu dürfen als Redacteur der „Eleganten Zeitung“, unter dem Schutze Sachſens gegen das Ausweiſungsverlangen Preußens.

Endlich öffnete ſich der Mund, und ich hatte gegründete Ausſicht, daß der übrigens ſehr höfliche Herr auch ſprechen könne. Stumm hatte er mich begrüßt und bis daher kein Jota geſagt. Langſam und anſpruchslos fielen wie Perlen vier Worte aus dieſem Munde, nämlich: „Bleiben Sie in Dresden“.

In dieſen Worten lag eine wohlbedachte, eine vollſtändige Politik. Es fehlte ihnen nur ein geſcheiter Zuhörer. Ich war kein ſolcher, ſondern war unglaublich dumm.

Denn ich hatte nichts Eiligeres und nichts Alberneres zu thun, als nochmals in langer Rede auseinander zu ſetzen, daß Leipzig mir unerläßlich ſei zur Redaction der „Eleganten Zeitung“.

Als ich zum zweitenmale fertig war, folgte dieſelbe Pauſe, folgten dieſelben Worte: „Bleiben Sie in Dresden“.

Ich hörte aus dieſen vier Worten nur das Nein heraus für mein Geſuch und beſchränkte mich nun auf die geringere

Bitte, wenigſtens noch vierzehn Tage lang in Leipzig bleiben zu dürfen, damit ich meine Geſchäfts-Angelegenheiten ordnen könnte. Ein leichtes Kopfnicken und eine breite Handbewegung drückten aus: dieſe beſcheidene Bitte iſt Ihnen geſtattet. Und hiemit war die Audienz beendigt; ein ſtummer Abſchied erledigte ſich durch mehr oder minder graciöſe Verbeugungen.

Ich fuhr nach Leipzig und zeigte der über meine Ankunft betroffenen Sicherheitsbehörde an, daß mir der Herr Miniſter die Erlaubniß für vierzehn Tage gegeben habe. Es wurde mir nichts in den Weg gelegt; die blos mimiſche Bewilligung des Herrn Miniſters bewährte ſich alſo vollkommen.

Was nun? Die Berathung mit meinen Freunden, welche allmittäglich im „Hôtel de Bavière“ ſtattfand, überhörte wie ich das weiſe Wort des Miniſters: „Bleiben Sie in Dresden“, und ſo taumelte ich in ein Schickſal hinein, welches meinen nächſten ſechs Lebensjahren eine Verbrecher-Signatur und mit ihr ein hohes Maß von Schmerzen und Entbehrungen aufprägte.

Ich ſelbſt nämlich kam mit eingebornem Eigenſinne wieder auf den Entſchluß zurück, mit welchem ich vor ſechs Wochen Leipzig verlaſſen hatte, auf den Entſchluß, mich ſelber in Berlin der Verhaftung darzubieten. Als mir unterwegs die Verhaftung auf die Schulter zu ſpringen drohte, da war ich ihr entſprungen und jetzt in der Ruhe eines vorläufigen Hafens meinte ich doch wieder, dieſem Gehetztwerden müßte ein- für allemal ein Ende gemacht werden durch ein ſummariſches Opfer. Wie ging das zu? Die unmittelbare Empfindung iſt eben was Anderes, als die blos verſtändige Berechnung. Verſtändig! nach Verlauf neuer vierzehn Tage ſollte ich klar einſehen, daß ſie unverſtändig geweſen war.

Ich reiſte denn wirklich wieder nach Berlin und wartete dort auf meine Verhaftung.

Varnhagen mißbilligte mein Verfahren auf das heftigſte, indem er namentlich mir klarmachte, daß unter den preußiſchen politiſchen Zuſtänden und Stimmungen auf eine rein juridiſche Behandlung gar nicht zu rechnen wäre. Man würde unglaubliche Vorwände erfinden, mich feſtzuhalten, und einer abſoluten Regierung fehle es nie an Vorwänden, weil keine Behörde ſtark genug und willig genug ſei, den täuſchenden Mantel abzuziehen von dieſen Vorwänden.

Ich weiß nicht mehr, ob er darauf kam oder ob endlich mein eigener Verſtand entdeckte: was die Carlowitz'ſchen Worte bedeutet hätten. Kurz, ſie wurden mir plötzlich klar. „Wenn dieſer junge Schriftſteller“ — hatte er gemeint — „in Dresden bleibt, ſo wird der wiederum reclamirenden preußiſchen Regierung geantwortet: er iſt ja auf unſere Veranlaſſung nicht mehr in Leipzig, nicht mehr an der Quelle journaliſtiſcher Aeußerungen, welche ihn läſtig gemacht haben, er iſt in dem journaliſtiſch harmloſen Dresden unter unſerer nahen Aufſicht, und es kann abgewartet werden, ob er auch hier Exceſſe begeht.“

Solche wohlmotivirte Ablehnung war dem ſächſiſchen Staatsminiſter eine angenehme Genugthuung für die auswärtige Forderung, und für mich brachte ſie einen heilſamen Stillſtand zuwege. Zur Noth konnte ich auch von Dresden die nur wöchentlich erſcheinende belletriſtiſche Zeitung redigiren, bürgerlich aber hatte ich einen Anhalt gewonnen in dem ſelbſtſtändigen Verfahren des Staatsminiſters.

„Kehren Sie deshalb eiligſt nach Dresden zurück!“ ſchloß eines Abends Varnhagen unſer Geſpräch, und ich ging in mein Quartier an der Behren- und Friedrichsſtraßen-Ecke, mich mit dem Gedanken zu Bette legend: morgen könnte es geſchehen!

Die Weisheit kam zu ſpät. Als ich am nächſten Morgen beim Frühſtück ſaß, traten drei Männer in mein Zimmer, und Einer von ihnen kündigte mir an, daß er den Auftrag habe, mich und meine Papiere in Haft zu nehmen.

Dieſer eine Mann, wohlgenährt und von roſigem, freundlichem Angeſichte, war eine polizeiliche Berühmtheit jener Tage.

Wenn irgend ein gefährlicher Verbrecher eingefangen werden ſollte, da hieß es immer: Dunker wird ſeiner ſchon habhaft werden, dem Polizeirath Dunker entgeht Keiner! Daß ich ihm nicht entging, war nun freilich kein Kunſtſtück. Als ſolches betrachtete es auch Dunker nicht; dieſe literariſch-politiſchen Verhaftungen waren überhaupt nicht nach ſeinem Geſchmacke, er war eigentlich ſo liberal wie Einer von uns und intereſſirte ſich nur für Behandlung wirklicher Verbrecher.

So war denn auch unſer Austauſch von Reden bei einem ſo mißlichen Vorgange, wie eine Verhaftung iſt, ganz milde und friedfertig. Er fragte mich, ob eine Droſchke geholt werden ſollte, oder ob ich den Weg zu Fuße vorzöge, da er in Civilkleidern ſei und ſomit neben mir nicht wie ein Transportirender auffallen werde. Es war ein ſchöner Frühſommer-Morgen; ich ſtimmte für die Fußwanderung. Luft und Bewegung zum letztenmale!

So gingen wir den ziemlich weiten Weg hinüber nach dem Molkenmarkte, alſo nach der Stadtvogtei, meiner früheren Wahl gemäß. Ich war im Gemüthe ziemlich ruhig, war mir aber doch des ſchweren, unabſehbaren Momentes recht bewußt. Unabſehbar! Das war der Begriff, welcher mir am meiſten zu ſchaffen machte, und der Freiheitsſinn in mir flüſterte: Schneide ab! Entſpringe! — Der Polizeirath allein war neben mir, und wir wandelten auf ſchmalem Pfade durch Kartoffeln und Gemüſe eines Marktes dahin unter Bauernweibern und einkaufenden Köchinnen. Das erinnerte mich Alles an Feld und Flur und Natürlichkeit, es erſchien mir wie das Natürlichſte, daß ich mich der neuen Bekanntſchaft des corpulenten Herrn Dunker entſchlüge. Er ſah ſo behäbig aus in ſeiner Corpulenz, daß ich annehmen konnte, er werde mich ſicher nicht einholen, wenn's ans Laufen ginge. Ein albernes Anſtandsgefühl hielt mich ein wenig zurück; er hatte mir ſo harmlos vertraut, indem er allein mit mir die Wanderung angetreten! — Dieſe Anſtands-Convenienzen ſpielen eine wunderliche Rolle in unſerem Leben; ſie bedeuten ſo wenig und bewirken ſo viel. Wo die höhere Rückſicht ſie mit dem Fuße fortſtößt, da ſchreit die anſtändige Geſellſchaft ſo laut, und es braucht einer Tragödie, um über die kleinen Maßſtäbe dieſer anſtändigen Geſellſchaft hinwegzukommen. Wer ſagt mir denn aber, ob ich nicht in der erſten Scene einer Tragödie dahinwandelte durch die Gertraudenſtraße auf den Molkenmarkt zu?!

In den nächſten Monaten hab ich oft bedauert, daß ich die leichte Gelegenheit zum Entſpringen nicht benützt hatte.

Ein ſchmales Zimmer mit Einem Fenſter, welches auf einen kleinen leeren Hof blicken ließ, wurde meine Wohnung. Die Thür wurde verſchloſſen, ich war allein, war gefangen. Es war eben nicht viel anders, als da ich vor acht Jahren zu Halle im Carcer eingeſperrt wurde, damit ich Bekenntniſſe über die Burſchenſchaft machen ſollte. Und doch anders. Dort Univerſitäts-Gericht und Studentendinge, hier Staatsgericht und politiſche Dinge. Staat und Politik ſind verzweifelt weite Begriffe. Das iſt ein Netz mit tauſend Maſchen, in denen man hängen bleiben kann als kleiner Fiſch.

Und doch ſollten mir jene Studentendinge viel gefährlicher werden, als alle die Staats- und politiſchen Dinge, um welche ſich meine Verhöre bewegten!

Dunker verhörte mich auch. Er that es allein und ſchrieb eigenhändig die Protokolle. Er machte das ganz artig ab, ja liebenswürdig, und die Phyſiognomie der Unterſuchung gegen mich gewann einen recht harmloſen Ausdruck.

Dieſe Verhöre betrafen meine „Reiſe-Novellen“ und einzelne Artikel der „Eleganten Zeitung“: Anklage auf allzu freiſinnige Politik und Theologie lag zum Grunde. Dunker las die betreffenden Stellen vor und betonte das nachdrücklich was ſtrafwürdig erſcheinen ſollte. Aber die Betonung hatte etwas von einem lächelnden Fragezeichen in ſich und wenn ich einen Grund angab, ſo verſtärkte er dieſen Grund beim Niederſchreiben durch irgend einen kleinen Zuſatz. So wurden die Verhöre feine Luſtſpiel-Scenen: Dunker ſagte es nicht, daß er auf meiner Seite ſtünde, aber er handelte auf meiner Seite. Endlich kam das einmal zum Ausbruche bei einer Stelle in den „Reiſe-Novellen". Sie lautete: „Um die Kirchen iſt immer viel Wind". — „Wie können Sie das verantworten?" fragte Dunker mit einer Strenge des Tones, welche ſeinem weichen Organe gar nicht natürlich war. Ich berief mich auf die örtliche Stellung der Kirchen, welche immer auf freien Plätzen ſtünden, und auf freien Plätzen herrſche immer Zugwind; ich hatte aber das Wort Zugwind noch nicht ganz ausgeſprochen, da überraſchte uns ein ſchallendes Gelächter. Hatte uns Jemand zugehört? Nein, wir waren allein; wir Beide hatten ſo unwillkürlich gelacht.

Trotzdem wurde der discrete Luſtſpielton zwiſchen uns nicht geändert, es folgte keine platte Erklärung des Gelächters, ſondern Dunker ſagte, nachdem er ſich die überfließenden Augen mit dem Taſchentuche getrocknet: „Dieſe topographiſche Begründung iſt werthvoll, aber einſeitig. Was meinen Sie zu dem Beiſatze: Friedrich der Große hat dergleichen oft geſagt?" Ich entgegnete ſehr ernſthaft, daß ich für alle ähnlichen incriminirten Stellen zu Protokoll gäbe, ſie ſtammten aus dem Studium der Schriften, welche der preußiſche König Friedrich der Zweite in Druck gegeben, und ich glaubte deßhalb nicht, daß ſie im Königreiche Preußen ſtrafwürdig ſein könnten.

Erſt wenn das Verhör zu Ende, alſo der officielle Vorhang gefallen war, geſtattete ſich Dunker kleine Aeußerungen über Herrn v. Tzſchoppe und dies ganze kleinliche Syſtem, welches die Meinung der gebildeten Preußen wol nicht für ſich habe. Das iſt immer ein entſcheidendes Symptom, wenn die Beamten eines Staates über die Regierung hinausſehen und ihre Befehle nur mit Achſelzucken erfüllen.

Dunker meinte denn auch, ein juridiſcher Halt ſei gar nicht vorhanden für meine Gefangenſchaft, und ſie ſei auf die Länge nicht haltbar. „Wie lang iſt die Länge?" fragte ich. Darauf ſchwieg er.

Woche auf Woche verging. Draußen war ewiger Sonnenſchein; jener wunderbare Sommer des Jahres 1834 war im Gange; nur in meine gen Norden gelegene Zelle drang kein Sonnenſtrahl. Ich ertrug indeſſen mein Loos mit leidlicher Faſſung, weil mich Dunker's Aeußerungen trösteten. Künſtleriſche Beſtrebung kam mir zu Hilfe; ich hatte eine Roman-Anlage in mir, und es war mir ein Genüge, daß ich in meiner Gefängnißſtille ganz und gar in den bewegten Fluß einer Erzählung hinein geriethe. Die Tieck'ſchen Novellen, damals faſt die einzige epiſche Production, welche feineren Geiſt athmete, hatten die volle Romanform ziemlich verdrängt. Der Geiſt ſprang immer vorlaut heraus aus der Form, er ſchwenkte die Solger'ſche Freiheit der Ironie, die burſchikoſe Ueberhebung der Romantiker wie eine Fahne literariſcher Freiheit. Nur Einmal, in ſeinem „griechiſchen Kaiſer“, war Tieck jener künſtlichen Novellenform untreu geworden und hatte zu großer Ueberraſchung einen kleinen Roman gebracht, ſtatt einer großen Novelle. Die geſchwätzige Unterſuchung jener Zeit: „Worin unterſcheidet ſich die Novelle vom Roman“, hatte einen unerwarteten Stoß erlitten, denn der Novellen-Vater Tieck hatte auch dieſen „griechiſchen Kaiſer“ Novelle genannt. Mir aber hatte dieſer kleine Roman Tieck's einen viel ſtärkeren Eindruck gemacht, als irgend eine ſeiner Novellen; mir erſchien jetzt, was ich bisher Novelliſtiſches geſchrieben, zu unrein, zu flatterhaft in der Form, und ich meinte, einen guten Schritt vorwärts zu thun, wenn ich einfach erzählte. Das that ich denn in den langen Stunden der Stadtvogtei.

Ich hüllte mich alſo ſelbſt in Romantik, das Gefängniß half mir aber auch dabei. Es war das Polizei-Gefängniß einer großen Stadt und lieferte als ſolches ein großes Contingent romantiſch gearteter Figuren. Walter Scott hätte ſich mit Vergnügen einige Wochen hier aufgehalten, um Modelle zu ſtudiren, und wenn auch mein Vergnügen nicht ſo groß war, weil ich eben kein Walter Scott bin, ſo beſchäftigte und unterhielt mich doch immerhin das polizeiliche Geſindel einigermaßen. Denn trotz meines verſchloſſenen Zimmers kam ich doch in einige Berührung mit demſelben: ich hatte täglich eine ſogenannte Freiſtunde und wurde während derſelben in einen Hof geführt, wo ich unter dem Schutze einer Schildwache hin- und hergehen konnte. Der Weg dahin führte durch Partien des weitläufigen Häuſercomplexes und durch andere Höfe, in welchen ich zuweilen zahlreicher Inſaſſen meines Palaſtes anſichtig wurde. Außerdem hatte ich jeden Morgen Berührungspunkte mit meinen Hausgenoſſen. Mein einfaches Gemach wurde nämlich jeden Morgen geſäubert, und zu dieſem Geſchäfte wurden die Mädchen commandirt, welche eben eingefangen worden waren. Selten unterließ Eine, mir in der Geſchwindigkeit mitzutheilen, aus welchem nichtigen Grunde ſie dieſes Schickſal erfahren hätte. Oft, wenn die Säuberung meines Boudoirs recht ſorgfältig, alſo langſam von ſtatten ging, erhielt ich in gewählten Ausdrücken eine ganze Lebensgeſchichte in den Kauf, und nie fehlte die beiläufige Frage: was ich denn eigentlich verbrochen hätte? Man zerbräche ſich den Kopf darüber in den geſellſchaftlichen Kreiſen des unteren Stockwerkes, weil ich gar nicht zu paſſen ſchiene in die ſtadtläufigen Urſachen der Stadtvogtei. Es ſei gewiß auch eine niederträchtige Verleumdung, welche mich daher gebracht. Ich ſollte nur ja nicht nachgeben, denn die Polizei erlaubte ſich gar zu viel.

Es waren ſehr hübſche Mädchen darunter und meiſt ſehr ſtattliche; die märkiſche Race machte mir einen vortheilhaften Eindruck. Sentimental war ſelten Eine, es kam indeſſen auch vor. Vorzugsweiſe zeigten ſie ſich reſolut.

Während dieſes Säuberungsgeſchäftes blieb meine Thür offen und ich durfte hinaustreten auf einen weiten Corridor. Dort hatten, wie es ſchien, andere Gefangene eine Freiviertelſtunde, und ich konnte die verſchiedenartigſten Charaktere ſtudiren. Eines Morgens zu meinem Schrecken. Ein ſchwarzhaariges und ſchwarzbärtiges Geſicht, ſieben Achtel Haare bei einem Achtel Geſicht, grinſte mich plötzlich an und ſtieß einen wilden Ton aus. Der Aufſeher trieb ihn fort, ich aber meinte, einem Geſpenſte begegnet zu ſein und die Romantik E. T. A. Hoffmann's, die ja in Berlin entſtanden war, in aller Leibhaftigkeit auf den Schultern zu haben.

Während meiner wüſteſten Studentenzeit in Breslau nämlich war mir an einem regneriſchen Vormittage folgendes Unglück begegnet: Ich ſecundirte bei einer Paukerei, welche heftig und blutig verlief. Die Paukanten bluteten ſchon beide, aber die Wunden waren nicht tief genug, um vorſchriftsmäßig als Abſchluß erklärt werden zu können. Da ſprangen beiden die Klingen entzwei; es mußte eine Pauſe eintreten für Einziehung neuer Klingen, und um dieſe Pauſe auszufüllen, machte ich einen Gang auf Rappiere mit einem fremden Studenten. Wir kannten ihn gar nicht, und ich wollte ergründen, ob er eine gute Klinge führte. Er hatte eine „ſteile Auslage", welche die Spitze ſeines Rappiers immer meinem Auge entgegenſtreckte. Das machte mich wild, weil er ſolche Ungehörigkeit auf meinen Zuruf nicht änderte, wol nicht ändern konnte, und ich ſchlug mit großer Heftigkeit auf ihn los. In dieſen „Erinnerungen" hab' ich das Reſultat dieſer Heftigkeit ſchon erzählt, er erhielt einen vollen Hieb über den Kopf und ſtürzte zu Boden. Die Kopfhaut war durch einen negerartigen dichten Haarwuchs hindurch tief und lang durchgehauen, Blut überſtrömte das bleiche Geſicht, und dieſes blutig-bleiche Geſicht unter zottig krauſem ſchwarzen Haare prägte ſich mir tief ein, als man ihn aufhob und ins Nebenzimmer trug. Um ſo tiefer, als der Paukarzt erklärte, die Wunde ſei lebensgefährlich oder doch gefährlich für das Hirn, will ſagen den Verſtand des Betroffenen.

Und dieſer Kopf, diesmal ohne Blut, hatte mich jetzt, fünf Jahre ſpäter, in der Stadtvogtei angegrinſt und angeſchrien. War es derſelbe Menſch? War ich vielleicht ſchuld, daß er ſo heruntergekommen war bis zu den gemeinen Gefangenen des Polizeikerkers? Ich wurde den quälenden Gedanken nicht mehr los und brütete darüber noch, als der ewige Sonnenſchein draußen endlich untergegangen und Finſterniß eingetreten war.

Mein Wärter brachte mir Licht in die Zelle, welches bis zehn Uhr geſtattet war, und eben wollte ich ihn nach jenem Menſchen fragen — da fuhr derſelbe ſchwarzhaarige Kopf durch die Thürſpalte herein, und derſelbe Ton eines Wilden ließ ſich hören, wie des Morgens.

Der Wärter ſprang ſogleich nach der Thür, der Kopf verſchwand, der Wärter auch, die Thür ward zugeſchloſſen.

Ich hatte eine abſcheuliche Nacht. Es war, als ob ein reißendes Thier mich voll Rachedurſt verfolgte.

Am anderen Morgen hoffte ich Auskunft zu erhalten vom Wärter. Es kam ein anderer Wärter; ich habe nicht das Mindeſte erfahren können über jenen unheimlichen Geſellen.

Iſt dies nicht Gefängniß-Romantik trotz Walter Scott?

23.

Polizeirath Dunker blieb der Meinung, daß man binnen Kurzem meine Haft werde aufheben müſſen; ſie war nicht übermäßig ſtreng, und ich war mit dem Schreiben meiner „Krieger“ beſchäftigt, alſo nicht ohne innere Unterhaltung — dennoch litt ich und dachte an nichts als Befreiung. Ich glaubte nicht recht Dunker's Verſicherungen, daß man mich losgeben müſſe; Varnhagen's Worte klangen immer lauter in mir: „Man wird auch der Juſtiz Herr, wenn man die politiſche Frage über Alles ſetzt und wenn man auch das für eine politiſche Frage erklärt, was Furcht und Abſolutismus dazu geſtempelt ſehen wollen.“ Ich meinte unter einer Wolke zu ſitzen, welche ihren Blitz überall hin ſchleudern könnte, die Weisheit des Naturforſchers möge ſagen was ſie wolle.

Ein Monat war ſchon verfloſſen, draußen war ungetrübter Hochſommer, und wenn meine Freiſtunde mich in den Hof hinunterbrachte, da lief ich zwiſchen den vier Mauern umher, wie das gefangene Thier, welches nichts ſucht, als einen Ausgang. Eine ſchmale Ritze wird für unſere fortwährend grabende Phantaſie zum großen Loche, durch welches man getroſt hindurchſchlüpfen könne. Die Phantaſie wird krank, wenn ſie immerfort in denſelben Kreis gebannt bleibt, und das Bedürfniß der Freiheit iſt ſo ſtark wie das Bedürfniß der Nahrung. Der Menſch iſt in dieſem Punkte ganz wildes Thier, und ich glaube, er wird in dieſem Punkte nie ganz gezähmt.

Mein Spazierhof grenzte an die Spree; eine große Doppelthür öffnete ſich unmittelbar auf den Fluß. Gewöhnlich war ſie verſchloſſen, zuweilen aber machte ſich ein Aufſeher draußen am Waſſer zu ſchaffen und da ſtand die Thür eine zeitlang offen; ich hatte dann „das nahe Rettungsufer im Geſicht“. Beſonders nahe war die Straße drüben nicht, aber für meinen Drang war es nahe. Du ſpringſt in das langſam fließende Waſſer und ſchwimmſt hinüber! Wenn der Wachtpoſten auch eine Kugel in ſeinem Gewehrlaufe hat, ehe er zum Schießen fertig wird, ehe er losdrückt, biſt du inmitten des Fluſſes, er trifft dich nicht. Zuerſt geht es ja ſchnell mit dem Schwimmen, langſamer wird es erſt in der zweiten Hälfte, wenn die Kleider durchtränkt und namentlich die Stiefel voll Waſſer ſind. Wag' es!

Zwei-, dreimal war ich nahe daran — da erhob ſich unten auf den Stufen der Aufſeher, kam herauf und ſchloß das Thor. Das Unternehmen war völliger Wahnſinn. Richtig war nur, daß keine Brücke in der Nähe und daß die Verfolgung von der Stadtvogtei aus nicht ſo zeitig drüben ſein konnte wie ich. Aber wohin wäre ein von Waſſer triefender Menſch am hellen Tage gerathen?! Ich kannte gar keinen Zufluchtsort, und wie raſch wäre ich umringt geweſen von der gaffenden Menge, welche den pudelnaſſen Flüchtling als entſprungenen wahrſcheinlichen Spitzbuben feſtgehalten hätte.

Alles das wußte ich, wenn ich wieder nüchtern war, aber das Fluchtbedürfniß des Gefangenen iſt eben wie ein Rauſch.

Und bald erwies ſich's, daß mein Bedürfniß wohlbegründet geweſen; ich wurde ins Verhörzimmer zu Dunker gerufen, und er trat mir unter Zeichen der Trauer und des Beileids entgegen. „Unglücklicher!“ rief er, „Sie ſind in Halle Burſchenſchafter geweſen!“ — „Nun?“ — „Das hat man jetzt nach ſechs Wochen entdeckt, und nun hat man hinreichenden Grund zu längerer Haft. Jetzt werden Ihre Schriften Nebenſache, jetzt beginnt eine Criminal-Unterſuchung gegen Sie.“ — „Wegen einer Burſchenſchaft?“ — „Ja wol! Wer der Theilnahme an der Burſchenſchaft überwieſen iſt, wird zu ſechs Jahren Feſtungsſtrafe verurtheilt.“ — „Mehr nicht?“ — „Dieſe Geſetzesbeſtimmung exiſtirt. Sie iſt entſtanden in Folge der Ermordung Kotzebue's durch Sand, in Folge des Wartburgfeſtes, in Folge der langen Mainzer Unterſuchungs-Commiſſion, in Folge des Hambacher Feſtes, in Folge des Sturmes auf die Conſtablerwache in Frankfurt, in Folge der politiſchen Tendenz in der Burſchenſchaft, welche ſeit der Juli-Revolution auf den Univerſitäten ausgebildet worden iſt.“ — „Aber ich bin ja drei, vier Jahre *vor* der Juli-Revolution auf der Univerſität in Halle geweſen, und damals — es ſind ſieben Jahre her — hat kein Menſch, auch kein Burſchenſchafter an eine Revolution gedacht.“ — „Einerlei. Burſchenſchaft, ſagt man, iſt Burſchenſchaft. Dies Wort iſt eine criminelle Parole, und mit dieſer bloßen Anklage ſind Sie uns, der Polizei und der Stadtvogtei, entzogen, ſind Sie der Hausvogtei verfallen; ich muß Sie hinüberbringen, der Wagen wartet unten ſchon.“

Dies war Tell's Geſchoß — das Geſchoß des Herrn von Tzſchoppe.

„O Varnhagen,“ rief ich, „dein Wort wird Wahrheit!“ Wie Buckingham in „Richard dem Dritten“, als er zum Tode geführt wird, ruft: „O Margarethe, dein Fluch geht aus!“

Sechs Wochen hatte ich in der Stadtvogtei geſeſſen; ſie ſollten die Honigwochen meiner Gefangenſchaft werden.

Es war Sonntag Nachmittags, als ich neben dem Polizeirathe Dunker hinüberfuhr in die Hausvogtei. Die Leute eilten geputzt vorüber, um ſich irgend wo draußen zu erfriſchen, es war ſtrahlender Hochſommer; nur mir war tiefer Schatten beſchieden. Tiefer Schatten. Kein Sonnenſtrahl dieſes Vierunddreißiger-Weinſommers hat mich mehr beſchienen; nach Monaten erſt brachte mich die ſogenannte Freiſtunde in einen ſchmalen, gegen Norden gelegenen Hofraum, welcher ſorgſam von der Sonne gemieden wurde. Und ich liebte von Jugend auf wie ein Perſer die Sonne.

Mit einem warmen Händedruck ſchied Dunker von mir im Vorraume der Hausvogtei, der ſo harmlos ausſah wie das Vorzimmer zu einer Bürgerwohnung. Sofort aber änderte ſich die Scene, ich wurde durch ſchmale Gänge in einen ganz kleinen dunklen Raum geführt, und dort wurde mir der Charakter eines Verbrechers aufgeprägt. Das heißt, ich wurde am ganzen Leibe viſitirt, und Alles was man bei mir fand, wurde weggenommen, in erſter Linie mein Geld; Bücher und Cigarren, welche ich mitgebracht, desgleichen. Dann ließ man mich, den halb Entkleideten, ſtehen, ging fort und verſchloß die Thür, vor welcher eine Schildwache auf und nieder ging. Daraus ſchloß ich mit Recht, daß der kleine dunkle Raum meine jetzige Wohnung wäre. Er war es mehrere Monate lang — die traurigſten meines Lebens.

Warum er ſo dunkel war? Er hatte nur oben unter der Decke ein kleines Fenſter, und dies war von Außen verfinſtert durch eine Blechblende. Nur oben war eine Handbreit Raum frei gelaſſen in dieſer Blende, ſo daß ich, wenn ich unten an die Wand trat, eine Handbreit blauen Himmel ſehen konnte. Ein nackter Tiſch von Fichtenholz ſtand da; aber auch wenn ich auf dieſen Tiſch ſtieg, reichte mein Kopf nicht bis zu der blauen Lichtſpalte.

Außer dem Tiſche ein Schemel, eine Bettſtatt, ein blechernes Waſchbecken, ein Nachttopf — dies war mein ganzes Mobiliar.

Kein Buch, kein Blatt Papier, ich war lediglich auf mich angewieſen in dieſem düſteren Raume, auf meine Gedanken. Eine fürchterliche Anweiſung, wie ich bald erfuhr. Wenn die Gedanken gar keinen Abfluß, gar keinen Abſchluß finden, ſo verwirren ſie ſich, ſo fallen ſie einander gleichſam in die Haare, man faßt ſeinen Kopf in beide Hände, als wollte und könnte man verhindern, daß er im Wahnſinn auseinanderſpringe.

Wie oft während dieſer erſten Monate bin ich mit dem Schädel ins Bett hineingefahren, um das Handgemenge meiner Gedanken zu betäuben, zu erſticken.

Wenn ich des Morgens aufwachte und des trüben Raumes, des abſolut leeren Raumes wieder anſichtig wurde, da gähnten mich ſechzehn Stunden an wie eine öde Wüſte. Das Nichts, das gräßliche Nichts lag vor mir.

Ich Thor fand auch nicht das Einzige aus, was retten konnte: erſt ſpäter fiel mir's ein, daß Einem in proteſtantiſchen Ländern ein Buch nicht verweigert werden kann — die Bibel! Sie wäre mir ja eine unerſchöpfliche Fundgrube geweſen.

Ein Buch! ein Buch! Umſonſt rief ich, umſonſt ſchrie ich danach, und wenn ich ſchrie, ſo ward draußen der Gewehrkolben auf den gepflaſterten Fußboden geſtoßen, und in rauhem Tone wurde das Wort „Ruhig!“ hörbar, zum Zeichen, daß ich ſchweigend verzweifeln ſollte.

In den erſten Tagen ließ man mich auch auf das erſte Verhör warten. Endlich ward ich dazu abgeholt, und ich griff haſtig nach meinem Hute. „Nichts da!“ rief mein mürriſcher Gefangenwärter, ein robuſter Pommer, welcher dreimal des Tages mit ſehr reizloſen Nahrungsmitteln bei mir eintrat, „nichts da! Hier wird kein Hut getragen!“

Ich war indeß zu jedem Widerſtande entſchloſſen, ſtülpte meinen Hut auf den Kopf und ſpielte nach Kräften einen erbärmlichen Herrſcher. Der Inſtinct ſagte mir: Wenn du, einmal draußen, irgendwie entſpringen kannſt, ſo brauchſt du einen Hut. Eben deßhalb verbot ihn wol auch mein Pommer.

Mein handelnder Widerſpruch imponirte ihm aber doch: er ließ mich gewähren.

Ich kam in ſonnige Zimmer hinauf, welche auf den Schinkenplatz, jetzt Hausvogteiplatz geheißen, blickten. Meine Augen, von der ſteten Dunkelheit des „Loches“ geblendet — wie ich ſpäter erfuhr, trug meine Zelle dieſen Beinamen — zitterten und zuckten, aber mein Herz ſchlug hoch auf, ich ſah ja in der Ferne Menſchen wandeln, ſah, daß die Welt noch beſtand, noch in Bewegung war.

Ein kleiner Mann in dunkler, dürftiger Kleidung trat ein, betrachtete mich ſchweigend und begann in ganz wohllautender, ſanfter Stimme das Verhör. Das Geſicht, blaß, war ein wenig gelblich angehaucht, das dunkle Haar war kurz geſchoren. Seinen Fragen war abzumerken, daß er ſie ſchon tauſendmal gethan, daß er blaſirt dafür war und ſie geſchäftsmäßig erledigte. Natürlich! Die ganze Hausvogtei ſaß voll von ſogenannten Demagogen, und der Mann hatte ſchon Jahrzehnte vorher die Unterſuchung gegen Demagogen geführt, er war ſchon in Mainz bei der Central-Unterſuchungs-Commiſſion geweſen, mit Einem Worte, es war Dambach. „Der preußiſche Reim auf Hambach,“ ſagten die Gefangenen in der Hausvogtei.

Er war, wie ich ſpäter erfuhr, entſetzlich verhaßt bei den Gefangenen, und es wurden ihm grauſame Malicen nachgeſagt. Ich möchte das nicht nachſprechen. In ſolchem Gefangenhauſe herrſcht immerwährender unterirdiſcher Krieg, und der Chef des Hauſes, welcher abzuwehren und Geſtändniſſe zu entlocken hat, wird von ſelbſt Zielpunkt des Haſſes. Hier doppelt, denn dieſes Heer von Demagogen beſtand aus lauter jüngeren Männern von Bildung, und der Inhalt des Verbrechens war ſo ganz und doch ſo vag politiſche Parteiſache, daß dieſen Männern jede Maßregel wie tyranniſche Grauſamkeit erſcheinen mußte. Aus dieſer Stimmung erwuchs Trotz, und weil kräftige Naturen unter ihnen waren, ſo entwickelte ſich unter den Gefangenen auch rächende Bosheit, welche dem Chef des Hauſes täglich zu ſchaffen machte.

Am Ende war Dambach ſelbſt ein Leidender. Er war es darum, weil er Verſtand genug hatte, das Mißliche eines Staatsweſens zu überſehen, welches ſo viele junge Leute um vage Staatsbegriffe peinigte und erbitterte. „Dieſe jungen Leute werden alle deine perſönlichen Feinde," ſagte er ſich im Stillen; „tritt eine Aenderung ein im Staatsweſen, ſo wirſt du die Zielſcheibe von tauſend Pfeilen."

Das ſah ich ihm freilich beim erſten Verhöre nicht an, aber ich habe faſt drei Vierteljahre mit ihm zu thun gehabt, und habe alſo ſeinen Charakter ſtudiren können.

Bei den erſten Verhören, ja monatelang war er mir gegenüber ganz Creatur Tzſchoppe's: Inquiſitor eines heimlichen allmächtigen Gerichtes. Ein ſchwarzer Schleier lag auf der ganzen Welt; unter dieſem Schleier gähnten Abgründe links und rechts, in welche man ſtürzt, wenn man nicht der Regierung ganz zu Willen iſt. Man brach nicht gerade den Hals, wenn man hinunterſtürzte, nein, vom Schaffot ſprach er nicht, er hatte moderne Inquiſitions-Allüren, aber ewiges Verweilen unten in einem dieſer Abgründe, ewiges Gefängniß war die Loſung, welche er nicht verſchweigen zu dürfen glaubte. Aus Menſchlichkeit wollte er nicht verſchweigen, was ein armes Menſchenkind treffen könnte, welches, wie ich, nicht ſchleunigſt ſeinen Frieden beſiegeln wollte mit der Regierung. Er ſenkte ſein bleiches kleines Haupt auf die Bruſt, rieb ſich die Hände und ſprach halblaut vor ſich hin: „Mein Gott, darin haben Sie ja Recht, Herr Laube, bei dieſer Anklage gegen Schriften wie die Ihrigen und gegen Theilnahme an einer alten Burſchenſchaft kommt nicht gar viel heraus an Feſtungsſtrafe, etwas immerhin, aber nicht gar viel. Das weiß ja die Regierung! Und weil ſie's weiß, muß ſie zu ihrer eigenen Sicherheit dafür ſorgen, daß ein ihr unbequemer Schriftſteller ſo lange wie möglich verhindert werde, wieder in die Freiheit zu kommen. So lange wie möglich. Was iſt denn aber nicht möglich bei Unterſuchungen! Es findet ſich immer neuer Anlaß. Wer weiß, ob der Anlaß je für Sie endet;

ich an Ihrer Stelle würde beizeiten meinen Frieden machen und beſiegeln.“

Als dies ſo hingeſprochen war, daß es entweder unter den Tiſch fiel oder auf dem Tiſche liegen blieb, der uns trennte, hörte plötzlich das Händereiben auf und die Augenlider hoben ſich, der Blick ruhte auf mir —

Ich ſchwieg. Die Wirkung auf mich war ungeheuer: ich hatte nichts gehört als dies völlige Nein der Freiheit. „An Anlaß zu immer neuer Unterſuchung wird's nicht fehlen,“ das Gefängniß wird ſich alſo nie wieder für dich öffnen!

Mein Schweigen dauerte ihm zu lange, ſein Geſicht zog ſich in kleinen Falten verdrießlich zuſammen, er ſtand auf, öffnete die Nebenthür und rief den Referendarius herbei, welcher das Protokoll niederzuſchreiben hatte.

Dambach war ein Dienſtmann. Hätte der Dienſt liberale Grundſätze gebraucht, er hätte auch damit aufwarten können. Ich glaube ſogar, das wäre ihm lieber geweſen. Aus einem kleinen Orte der Provinz Sachſen nach Berlin berufen — ich glaube, weil er damals in Mainz Protokoll geführt — wollte er ſich der Auszeichnung und jeder Aufgabe würdig bezeigen. Unerbittliche Strenge gegen die liberalen Umtriebe, das war die Loſung, und dieſe Loſung prägte er ſich gewiſſenhaft ein. Allmälig wurde er ihr wirklich unterthan, denn die tägliche Speiſe, welche wir genießen, beſtimmt ja die Beſchaffenheit unſeres Blutes.

In dieſem Sinne hatte ich durch mein Schweigen ſein Wohlwollen verſcherzt; er behandelte mich mürriſch und ſtreng, ganz ſo wie einen Verſtockten, den man mürbe machen will.

Das Verhör ließ zunächſt meine Schriftſtellerei ganz beiſeite, die Fragen nach meiner Burſchenſchaft bildeten den ganzen Inhalt. Kennen Sie Den? Kennen Sie Jenen? Kennen Sie Dieſen? Dieſe Fragen mit ganz richtigen Namen belehrten mich, daß ich es mit einem Sachverſtändigen zu thun hätte, welcher wahrſcheinlich mehr wußte von jener Halle'ſchen

Studentenzeit als ich ſelbſt. Namen, welche ich lange vergeſſen, wurden mir abgefragt, und wenn ich zögerte mit meinem Eingeſtändniſſe, daß ſie in unſerem „Kränzchen“ geweſen, da lächelte Dambach unheimlich und gab dem Protokollführer einen Wink.

Viele Monate ſpäter erſt hab' ich entdeckt, was dieſes Lächeln bedeutete. Mein Zögern nämlich gab den voraus verkündeten „Anlaß“ zu neuer, zu längerer Unterſuchung. Da war ein Kränzchen-Mitglied aus Hinterpommern, auf das ich mich nicht beſinnen konnte, eines aus Oberſchleſien, eines aus der Rheinprovinz — nun hatte das Gericht Auftrag zu geben nach Hinterpommern, nach Oberſchleſien, nach der Rheinprovinz, Auftrag zu gerichtlicher Nachforſchung, ob die genannten Kränzchen-Mitglieder den p. p. Laube gekannt hätten. Das koſtete ſo und ſo viel Wochen, ja Monate, welche meine Unterſuchungshaft verlängerten. Dazu lächelte er.

Es erſcheint jetzt unbegreiflich, daß um ſolchen Krames willen eine Criminal-Unterſuchung geführt werden konnte gegen einen jungen Menſchen, und nicht gegen Einen, gegen Hunderte. Im Jahre 1826 und 1827 beſtand in Halle gar keine organiſirte Burſchenſchaft, und in dieſen Jahren war ich in Halle Student geweſen. Strenge Maßregeln der Regierung hatten zur Folge gehabt, daß die formelle burſchenſchaftliche Verbindung aufgelöſt worden war von den Studenten ſelbſt. Die Verbindung lag in Trümmern; wir hatten nur die Tradition der Verbindung und erhielten nur einen Uebergang zu einer neuen, welche zu günſtiger Zeit wieder errichtet werden ſollte. Dieſen Uebergang bildeten ſogenannte Kränzchen. Fünf bis zehn Studenten bildeten ein Kränzchen, kamen jeweilig zuſammen und beſprachen ſich über burſchenſchaftliche Dinge und Grundſätze. In ganz harmloſer, von praktiſcher Politik himmelweit entfernter Weiſe. Wenn überhaupt Politik in Rede kam, ſo war von den eben herrſchenden Zuſtänden des Staates gar nicht die Rede — wir laſen gar keine Zeitungen — ſondern nur von geſchichtlichen, von idealen Zuſtänden des Vaterlandes. Der Hauptgedanke war, daß alle deutſchen Stämme zuſammengehörten und ein Ganzes bilden ſollten. Wie? Das kam gar nicht in Rede, wir hatten gar keine politiſchen Pläne. Das Hauptgeſpräch bildete die burſchenſchaftliche Literatur, welche unſer Stolz war: die Bücher von Haupt und Herbſt, aus denen Abſchnitte vorgeleſen wurden. An dieſe Vorleſungen knüpfte ſich eine Beſprechung der burſchenſchaftlichen Grundſätze, deren Charakter patriotiſch und moraliſch war. Sonſt ging nichts vor in ſolchem „Kränzchen". Und ein Kränzchen wußte nichts vom anderen, verkehrte nie als ſolches mit dem anderen.

Das Alles wußte, wie ich ſpäter erfuhr, Dambach ganz genau, und dennoch behandelte er dieſes unſchuldige Kränzchenweſen wie eine ſtaatsgefährliche Verſchwörung und unterwarf ſie criminaliſtiſcher Strenge. Iſt es glaublich? Nein. Künftige Geſchichtsforſcher werden es für einen Mythus erklären. Aber die Staatsleute, wenn ſie ſich bedroht glauben in ihrer Tendenz, werden durch die unbarmherzige Logik zu Conſequenzen fortgeriſſen, welche am Ende wie Witze erſcheinen. Daß ſolche Witze ſchließlich wie Grauſamkeiten wirken, das muß mit Achſelzucken hingenommen werden. Dambach zuckte auch die Achſeln und ſagte: „Ja, lieber Herr, wenn Sie regieren und mit ſo viel principiellen Gegnern zu thun haben, da werden auch Sie zu allgemeinen Maßregeln greifen, und es wird auf gutes Glück ankommen, ob Sie dabei nicht auch zu Grauſamkeiten genöthigt werden. Ein weiſer Mann ſchließt in ſolcher Lage beizeiten ſeinen Frieden. Was bedeutet er denn? Die Staatsprincipien wechſeln ja doch wie die Jahreszeiten. Wer geht denn während des Sommers im Pelzrocke oder während des Winters in Nankinghoſen?"

Hiemit wurde ich entlaſſen und wieder ins „Loch" geführt. Von nun an war meine Exiſtenz in demſelben ein immerwährendes Sterben. „Man wird dir nie die Freiheit wiedergeben; du haſt dein Teſtament zu machen" — dies war das furchtbare Reſultat jenes Verhörs.

Der Abſchied vom Leben iſt für einen alten Mann ſchwer genug, denn die Grundbedingung jeder Creatur iſt das ihr inwohnende Bedürfniß des Lebens — was bedeutet dieſer Abſchied einem jungen Manne!

Es blieb keine Hoffnung als die auf einen Wechſel in der Regierung, und wie fern lag die! Im preußiſchen Staate war die zweifellos überherrſchende Stimmung eine gehorſame. Die große Mehrzahl auch der Gebildeten hegte wol liberale Geſinnungen, aber man hielt ſie für vereinbar mit einem abſoluten bureaukratiſchen Regimente. Man beklagte es, wenn dies Regiment zu Verfolgungen griff, aber man meinte: das wird vorübergehen; Vernunft und Billigkeit werden ſich ſchon wieder geltend machen. Von einer Energie in Forderungen des Liberalismus wie in Baden war gar nicht die Rede. Der König ferner war bejahrt; an eine Aenderung in ſeinen Anſichten war nicht zu denken. Er war hineingeärgert in ſtrenge Maßregeln gegen neue Ideen und war von ſeiner Berechtigung überzeugt. Und wie ſeine Ueberzeugung, war auch ſeine Geſundheit feſt — es ſtand gar kein Wechſel in naher Ausſicht.

So ſchlichen denn die dunklen Tage in jenem „Loche“ über mich dahin, und die Tage wurden Wochen, die Wochen wurden Monde — es war nicht blos Langeweile, es war die Langeweile der Verzweiflung. Die geiſtigen Fähigkeiten erſchlafften, die Phantaſie allein wirthſchaftete, die Phantaſie des Fiebers. Rand- und bandlos flog ſie umher. Das Leben, auch das einfachſte, iſt ein Kunſtwerk; es gibt aber kein Leben, es gibt kein Kunſtwerk ohne feſte Punkte, um welche die Bewegung ihre Linien zieht. Dieſe feſten Punkte fehlen einem Menſchen, der täglich vierundzwanzig Stunden im Dunkeln allein ſitzt und nicht den kleinſten Anhalt hat zu irgend einer Beſchäftigung. Ich will den Zuſtand hier nur andeuten, weil ich ihn ſchon einmal beſchrieben habe, und zwar im letzten Buche des „Jungen Europa“, genannt „Die Bürger“. Damals waren mir alle Einzelheiten dieſes wüſten Leidens noch lebendig; ich ſaß noch im Gefängniſſe, ich ſaß im ſechſten Monate, und die Feder, welche ich endlich erhielt, konnte friſch alle peinlichen Eindrücke aufs Papier zeichnen. Jetzt liegt es verwiſcht hinter mir in ſchwarzgrauer Dämmerung.

Das abſcheuliche Geſpenſt Hypochondrie ſetzte ſich natürlich zu mir auf den harten Seſſel und verließ mich auch im dürftigen Schlafe nicht. Natürlich, denn es fehlten dem Körper freie Luft und Bewegung. Auch die klägliche Freiſtunde im engen Hofraume fehlte in der erſten Zeit dem Gefangenen, welcher „mürbe gemacht“ werden ſollte. Ich meinte oft: wenn du Dante ſprechen könnteſt, du hätteſt ihm vielleicht einige Geiſtesqualen mitzutheilen, welche in ſeiner „Hölle“ nicht vorkommen. Die Furcht vor wirklichem Eintritte und Ausbruche des Wahnſinnes namentlich. Dieſe Furcht war die ſchärfſte Kralle, welche mich zerfleiſchte. Hinunter! hinunter, Hypochondrie! ſtöhnte ich mit dem alten König Lear, deſſen berühmtes Wort: „Mein Geiſt beginnt zu ſchwärmen“ wie eine Bremſe um meine Ohren ſummte.

In ſchweren Unglückstagen erkennt man die echten Dichter; ſie bleiben uns, wenn uns Alles verläßt. Wie oft hab' ich damals Goethe'ſche Verſe vor mich hin geſprochen und eine Kräftigung in ihnen gefunden, wie oft den einfachen Vers hergeſagt:

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr ew'gen Mächte!

Sie machen die Thränen fließen und bringen doch eine Genugthuung, denn ſie bringen den einſam Verlorenen in einen großen Zuſammenhang.

Wochen vergingen, ehe ich wieder zu einem Verhör geholt wurde; die kindiſchen Nachrichten aus Hinterpommern, Oberſchleſien und der Rheinprovinz gingen ſo langſam ein! Zur Abwechslung, wenn ſie gar zu lange zögerten, wurde eine Verhandlung eingeſchoben über meine Schriften. Diesmal nicht über „Reiſenovellen“, ſondern über mein erſtes Buch: „Das neue Jahrhundert. Polen“. Der Abriß polniſcher Geſchichte und die Erzählung des Revolutionskrieges von 1830 bot Anhaltspunkte zu Verbrechen. Umſonſt berief ich mich auf das Recht der Geſchichtſchreibung, das hier noch dazu einen fremden Staat, ein fremdes Volk betreffe. Dambach lächelte mitleidig und ſagte: Der Kaiſer von Rußland iſt Preußens Verbündeter, und er iſt auch noch der Schwiegerſohn unſeres Königs. Was ihm Uebles nachgeſagt wird, das iſt auch bei uns ſtrafbar.

Und die Folge hat gezeigt, daß Dambach darin Recht hatte, daß auch das Gericht in Preußen ſtrafbar fand, was gegen den Kaiſer von Rußland in Leipzig gedruckt worden war.

Ich hörte das beinahe gleichgiltig an, ich war bereits abgeſtumpft. Etwas mehr oder weniger an Strafbarkeit, was bedeutete das in meiner Lage! Meine Aufmerkſamkeit war nur auf das Fenſter gerichtet; ich lebte nur noch von der fixen Idee einer Flucht. Jenes Fenſter ging auf den ſonnigen Hausvogteiplatz hinaus, es lag im erſten Stocke, und dieſer Stock war nicht eben hoch. Unterhalb des Fenſters draußen war ein Sims, zwei Hände breit; auf den konnte man treten, das war ein Fußbreit Gewinn nach unten; der Sprung aufs Pflaſter hinab war kein übermäßiges Wagniß. Brach man kein Bein, ſo ſchritt man weiter, den Hut hatte ich ja; es war möglich, daß man ohne beſonderes Aufſehen von dannen kam. Dambach wurde zuweilen abberufen, ich war dann mit dem protokollführenden Referendarius allein, und dieſer litt erſichtlich unter ſeiner Aufgabe, er verhielt ſich äußerſt paſſiv. Er ſchenkte mir ſogar ein freundliches Wort, wenn Dambach hinaus war, er wendete nichts ein, daß ich aufſtand und ans Fenſter trat — er blickte nicht auf, als ich die Hand ans Fenſter legte, um es aufzumachen.

21.

Dambach trat ein, ehe ich das Fenſter öffnen konnte, und bewahrte mich vor einer wahrſcheinlichen Thorheit. Denn wenn ich auch glücklich hinunter und wenn ich auch glücklich weiter entkam, was wäre aus mir geworden, der ich nicht einen Groſchen Geld beſaß und eigentlich nur zwei Perſonen kannte, Varnhagen und Glaßbrenner? Glaßbrenner wohnte im Gaſthofe, dort durfte ſich ein entſprungener Sträfling nicht blicken laſſen, und Varnhagen, einen Geheimrath, dem der Staat Gelder zahlte, durfte ich doch nicht compromittiren.

Damit tröſtete ich mich, als ich wieder einſam in meinem „Loche“ ſaß und Woche auf Woche vorüberſchlich wie eine graue Schnecke.

Nach ungefähr zwei Monaten trat eine kleine Verbeſſerung ein; die Novizenzeit war überſtanden, weil Dambach offenbar gelangweilt war von meiner unergiebigen Prüfungsfolter. Denn „das Loch“ wurde als Prüfungsfolter angeſehen; ich wurde umquartiert. Die neue Wohnung war nicht viel beſſer, aber ſie war beſſer. Das einfenſtrige Stübchen war etwas länger, und das war von Wichtigkeit, da man den ganzen Tag nichts zu thun hatte, als auf und nieder zu laufen, und das Fenſter war niedriger angebracht. Es hatte ſeine Blende wie im „Loche“, aber weil es nicht mehr oben an der Decke war, ſo ließ es etwas mehr Licht herein, die Handbreit Himmel in der Spalte zwiſchen Fenſter und Blende ſchien erreichbarer.

Noch mehr! Meine bitterſte Klage, daß ich kein Buch bekäme, wurde geſtillt: es wurden mir Bücher verabreicht. O, das war ein Feſttag! Ja wir Thoren können viel Feſte haben auf dieſer Erde, wenn wir unſere Anſprüche ſparſam einzurichten verſtehen!

Die Enttäuſchung folgte freilich auf dem Fuße, als ich über die Bücher herfiel und ſie kennen lernte. Es waren eigentlich keine Bücher, es war der letzte „Einlauf“ von Neuigkeiten für den Redacteur der Eleganten Zeitung. Der Mann von Fach weiß, wie wenig das bedeutet. In Deutſchland wird ſo unglaublich viel Unnützes, Oberflächliches, ja Nichtiges gedruckt, daß ſolch ein „Einlauf“ oft kaum ein Korn enthält in breiter Spreu. Dies leichte Gedrucktwerden iſt nur bei uns zu Hauſe, ſo wie das dilettantiſche Dramenſchreiben, welches Spectakel macht in den Zeitungen, leeren Spectakel über das leere Nichts.

Unter den unnützen Broſchüren fand ſich aber doch ein Lieferungsheft „wirthſchaftlichen Lexikons“, deſſen einzelne trockene Artikel Knochen gaben für meine zerflatternden Gedanken. Ueber einen „Pflug“ oder Küchengeräth konnte ich nun nachdenken: das war doch eine Vorlage. Zuletzt, welch ein Fund zeigte ſich, ein wirklicher Band, ein ganzer Band, ein vollſtändiges Buch, das war eine wahre Entzückung! Inhalt für Tage, ja für Wochen! So viel bedeutet ein Buch, wenn man völlig einſam und geiſtiger Nahrung bis zum Verhungern bedürftig iſt. Meine Freude ſtieg bis zum Jubel, als ich ſah, daß es ein Band von Ranke's „Päpſten“ war, alſo eine tief gehaltvolle Nahrung. Alle Noth war vergeſſen, es waren Feſttage eingekehrt in meine erbärmliche Zelle, und ſogleich ging es an den Genuß.

Bald aber erkannte ich mit Schrecken, daß dies mit großen Lettern gedruckte Buch zu ſchnell von mir verzehrt wurde, was dann? Ich hielt inne, ich las jede Seite zweimal, ich las ſie dreimal, um langſamer ans Ende zu kommen. Ein Königreich für einen Bleiſtift und einige Blätter Papier, um Bemerkungen aufzuſchreiben! Nichts da! Bleiſtift und Papier blieb verſagt — das Buch und die nichtigen Schriften waren bald durchgeleſen, und die frühere Oede trat wieder ein. Tag auf Tag, Woche auf Woche kroch über mich hin; auch die Verhöre, welche doch eine Abwechſelung waren, hatten aufgehört; ein Vierteljahr war längſt vorüber; der Stumpfſinn hüllte mich in ſeinen wollenen Mantel.

Da kam ein Ereigniß. Ich hörte Geräuſch neben meiner Zelle, ich verſtand die Worte nicht, aber ich hörte ſprechen. Bis jetzt war es links und rechts neben mir todtenſtill, meine Nachbarzellen waren unbeſetzt geweſen. Jetzt wurde die eine bezogen; ein Leidensgefährte wurde dort einquartiert. Das verſprach Unerhörtes für die Leere meines Lebens. Wenn ich das Geräuſch des Sprechens vernommen, wer weiß, ob man nicht den Punkt entdecken konnte, an welchem auch ein Wort verſtanden werden konnte. Schon dies Probiren, dieſe Unterſuchung war ja eine Thätigkeit.

Als der Abend kam, begann ich dieſe Thätigkeit. Sobald die auf und ab ſchreitende Schildwache vor unſeren Thüren abwärts ging, fing ich an zu klopfen. Keine Erwiderung. Ich verſuchte es an anderer Stelle der Mauer. Nichts. An drei, an zehn anderen Stellen. Ich operirte mit meinem Schemel, den ich ſelbſt aufs Bett ſetzte, bis zur Decke hinan — umſonſt! Erſchöpft legte ich mich nieder, erſchöpft, weil der Körper matt war von der langen Verſchloſſenheit; aber doch belebt: ich hatte doch was zu thun! Hört es der Nachbar wirklich nicht, oder —? ja wol, das wird's ſein: er iſt neu, er hat noch Gedanken, die Stille und Einſamkeit iſt noch nicht ſtill und einſam genug für ihn, die Außenwelt rumort noch in ihm; morgen, übermorgen wird es ruhig in ihm werden, und da wird er dich ſchon vernehmen. Beglückt ſchlief ich ein mit Schiller's Worten:

„Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Damit er die Schwere des Daſeins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.“

Das ermüdende Gleichmaß! — Am dritten Tage erwiderte der Nachbar mein Klopfen, und nach einer Woche hatten wir den Punkt entdeckt im Winkel der Mauer, wo anfangs einzelne Laute, ſpäter ganze Worte verſtanden wurden. Es war eine außerordentlich langſame Verſtändigung, denn jedes einzelne Wort mußte zuweilen dreimal, fünfmal geſprochen werden, und die kleinen Verbindungsworte mußte man ſich ergänzen. Aber es war doch eine Verſtändigung.

Mein Nachbar war ein Thüringer, war auch wegen einer Burſchenſchaft eingeſperrt, und war — das klingt wie erfunden! — in Schleſien eben da Hauslehrer geweſen, wo ich ein Jahr lang gehauslehrert hatte. Und doch waren es bald nicht die leichten Anknüpfungen an Bekanntes, welche mich am meiſten intereſſirten, es war ſehr bald der neue Charakter eines Menſchen, welcher mich am beſten beſchäftigte, der Charakter eines Menſchen, den ich nur durch die kaum hörbare Stimme kennen lernte. Dies gab zu denken, gab zu folgern, dies allein war fruchtbar.

Es war ein guter Menſch von reichlicher, ehrlicher Bildung, ſanft und human; es war keine Faſer in ihm, welche Gefängniß verdient hätte. Aber Gefängniß war eben die Loſung des Tages.

Eines Morgens gab's Geräuſch in ſeiner Zelle, und dann wurde es ganz ſtill. Mein Klopfen fand keine Erwiderung mehr, er war fort. Fortgebracht oder frei? Ich wußte es nicht, ich weiß es nicht, ich habe über zwanzig Jahre lang nichts wieder von ihm gehört. Jetzt erſt, nach fünfundzwanzig Jahren, kommt mir aus der Schweiz ein Buch ins Zimmer, „Die Verbindung der Künſte auf der dramatiſchen Bühne. Eine Reihe akademiſcher Vorträge von Dr. Karl Robert Pabſt, Profeſſor der deutſchen Literatur an der Hochſchule zu Bern". Das Buch iſt mir gewidmet, es iſt ein gutes Buch, und ſein Verfaſſer iſt mein Zellen-Nachbar aus der Hausvogtei. So ſetzen wir unſere Unterhaltung fort, ohne uns zu ſehen.

Nun war ich wieder trübſelig, einſam; ich ſaß bereits im fünften Monate. „Das wird wol nie mehr anders werden in dieſem Leben!" ſeufzte ich vor mich hin, der Dambach'ſchen Worte eingedenk. Die Gewohnheit des Elends macht doppelt elend; denn man verliert die Kraft des geſunden Willens. Der krankhaft gewordene Wille arbeitet ſich ab mit phantaſtiſchen

Unmöglichkeiten; man kann nicht mehr ſchreiten und will deßhalb fliegen. Gerade das Fliegen aber kann ja noch immer nicht erfunden werden für uns Menſchenkinder, die wir Eiſenbahnen und Telegraphen zuwege gebracht. Ein Menſch, der fliegen will, wird alſo wol zunächſt ein Schwachkopf. In ruhigen Augenblicken, des Morgens beim Erwachen vorzugsweiſe, geſtand ich mir's öfters ein: „Du kommſt dem Cretin immer näher“.

Da meldete ſich der Roman wieder, der Roman im Leben, der mich fortwährend begleitet hat: die Zelle auf der anderen Seite wurde eines Tages beſetzt, und der neue Nachbar war ein naher Bekannter. Die Wand, obwol noch dicker auf dieſer Seite, vermittelte auch dieſe Entdeckung. Es war ein Schleſier, mit welchem ich in Breslau ſtudirt, mit dem ich zuſammen gewohnt, den ich eingeſchlagen, dem ich die Traditionen der Burſchenſchaft überliefert hatte. Mit dieſen Traditionen hatte er in Breslau eine Burſchenſchaft geſtiftet, und dieſer Stiftung wegen war er jetzt mein Nachbar in der Hausvogtei. Er hatte Grund, mich zu verwünſchen, und er that es auch; er war ein energiſcher Menſch, der leicht in Grimm ausbrach. Es war ihm aber auch ergangen, daß er Grund hatte, grimmig zu werden. Die ganze Univerſitäts-Spielerei lag weit hinter ihm, ſelbſt die ſtudirte Wiſſenſchaft; er war als kräftiger Naturmenſch Landwirth geworden, baute ſein Feld, pflegte ſeinen Forſt und dachte mit keiner Sylbe mehr an burſchenſchaftliche Träume. Da holt man ihn wegen ſolcher vergeſſener Träume vom Pfluge weg und ſperrt ihn ins Gefängniß. Er tobte wie ein Löwe im Käfig umher, der lange „Tannebaum“, wie er ſeiner hohen Geſtalt wegen in Breslau genannt wurde, und in die Wandecke ſchrie er zuweilen ſo brüllend hinein, daß die Wache den Gewehrkolben aufſtieß und grell Ruhe gebot.

Es hatte etwas Erfriſchendes, in dieſer öden Niedergeſchlagenheit einen aufbäumenden Menſchen zu entdecken, und dieſe Erfriſchung wuchs, als der Haus-Inſpector eines Abends vor mir ſtehen blieb, um mir eine Mittheilung zu machen. Dieſer ſchweigſame, übrigens höfliche Mann revidirte jeden Abend die Gefängniſſe und hatte mich erſichtlich im Verdachte, daß ich entweichen, daß ich ausbrechen wollte. Zu wiederholtenmalen wenigſtens befühlte er die Eiſenſtäbe an meinem kleinen Blendenfenſter.

Jetzt machte er mir die Mittheilung, daß ich einen Genoſſen in meine Zelle bekommen würde. Endlich! Das gab eine unruhige Nacht! Wer wird es ſein?!

Es war der „Tannebaum" ſelbſt. Der Herr Inſpector hatte keine Ahnung, daß wir Bekannte wären; er ſtellte uns wie im Salon einander förmlich vor, und wir verbeugten uns gegen einander ſtockernſthaft.

Nun folgten einige Tage, in denen die Gefängnißnoth vergeſſen war. Nur Tage! Die enge Zelle quälte uns bald, es blieben nur ein paar Quadratfuß übrig um zu ſchreiten, und der Charakter des „Tannebaum" brachte mich in eine neue Pein, ja geradezu in Gefahr. Wer Oehlenſchläger's Tragödien geleſen, der wird begreifen, was ich meine. Dieſer däniſche Dichter, der ſeine Stücke ſelbſt in ein leidliches Deutſch übertrug und nur bei entſcheidenden Wendungen das richtige Deutſch nicht treffen konnte, ſchildert mehrmals in ſeinen Helden die ſogenannten „Berſerker". Dieſe Berſerkerwuth iſt den nordiſchen Recken eigen, wie eine Familieneigenſchaft. Es iſt nicht blos Jähzorn, es iſt ein andauernder Zuſtand höchſten Grimmes, der nicht hört und ſieht und auf Alles losſchlägt, was in der Nähe iſt, auf Götter, Menſchen und Tiſche. Mein „Tannebaum" war nahe daran, ein ſolcher Berſerker zu werden. Er fand es ſo über alle Maßen frivol und ungerecht, ſich Lappalien halber aus dem Leben geriſſen und ins Loch geſteckt zu ſehen, daß er bei der kleinſten Veranlaſſung in ungemeſſene Wuth gerieth und in unſerer Nußſchale von Zelle Alles in Trümmer zu ſchlagen drohte.

Nach langer Windſtille alſo Sturm, ich war geradezu lebensgefährdet. Ein Schachſpiel war uns geſtattet worden —

dies war ein Geſchenk der Danaer. Nach einigen ſchrecklichen Erfahrungen mußte ich ſorgfältig darauf bedacht ſein, ihn gewinnen zu laſſen. Eine verlorene Partie war für ihn Veranlaſſung zu einem Wuthausbruche, welcher in dieſem Falle direct gegen mich gerichtet war. Und das in ſo engem, dreifach verſchloſſenem Locale! Wir konnten uns morden, und nach ſechs Stunden wurde es erſt entdeckt. Ich durfte ihn aber auch durchaus nicht merken laſſen, daß er mit meinem Willen gewann, das machte ihn noch toller. Ich mußte alſo mit Geſchicklichkeit ſchlecht ſpielen.

Dennoch war dieſer drohende Zuſtand beſſer als die frühere Oede. „Tannebaum“ war ein tüchtiger Menſch, brav und verſtändig, und allmälig wurden auch die Wuthanfälle milder: es kamen Stunden, in denen wir ruhig philoſophirten, und es wurde uns endlich auch die ſogenannte Freiſtunde bewilligt, binnen welcher wir in einem kleinen, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Hofe eine Stunde lang umhergehen durften bei jedem Wetter. Ich erfuhr dabei, daß der ewige Sommer vorüber und daß Winter in Berlin war. Ein halbes Jahr Gefängnißzeit war vorüber. Wie leicht ſchreibt und ſpricht ſich das, und welch eine ſchwere Laſt liegt darin!

Hiemit war aber auch der vierte Act des Gefängnißdramas erreicht; nach ſechs Monaten erhielt ich Tinte und Feder, ich konnte und durfte wieder ſchreiben. Mein Handwerkzeug war endlich da. Ich ergriff es mit einer Vehemenz, als ob das ganze Leben damit wieder gewonnen wäre.

Unſer Hirn iſt wie der Erdboden. Wenn dieſer lange ruht, ſo entwickelt er eine geſteigerte Fruchtbarkeit, und wenn das Hirn lange nichts loswerden kann, ſo ſammelt ſich in ihm ein außerordentlicher Vorrath. Ich ſchrieb und ſchrieb nun und entdeckte des Vorraths kein Ende; es gab kein Gefängniß mehr für mich, und nur der ärgerliche „Tannebaum“ erinnerte mich daran. Er war ärgerlich, weil ihm, der nicht Schriftſteller, das Schreibegeräth nicht ſo viel bedeutete, wie mir, und weil ihn mein immer währendes Schreiben vereinſamte. Und was ſchrieb ich nun in ſolcher Haſt? Alle die ſchmerzlichen Eindrücke des verlorenen halben Jahres? Nein, ich ſchrieb plötzlich einen neuen Roman, an den ich meines Wiſſens während der Gefangenſchaft in der Hausvogtei mit keiner Sylbe gedacht hatte. Die Vorrathskammern in unſerem Haupte und die Triebfedern, welche ſelbſt ohne unſer Bewußtſein raſtlos in unſerem Haupte arbeiten, ſind eben ein ewiges Geheimniß. Wir kommen ihm nicht bei mit all unſerer geſteigerten Kenntniß der materiellen Punkte, auch wenn wir ihm täglich näher zu kommen meinen. Das Letzte des Geheimniſſes bleibt immer übrig. Glücklicherweiſe ruht in ihm auch der Reiz, welcher unſerem Leben die Spannkraft erhält. Denn was wir auswendig wiſſen, das iſt uns auch erledigt.

Ich ſchrieb die Fortſetzung des „Jungen Europa“ und ging entſchloſſen ab von der Art des erſten Buches: „Die Poeten“, welches in doctrinärer Abſichtlichkeit befangen geblieben; ich meinte, der vollen Romanform, der reinen Erzählung mich ganz hingeben zu können und in ihr einen Fortſchritt für mich zu finden. „Die Krieger“ wurde der Titel, der letzte polniſche Krieg, welchem ich ſo nahe geweſen, die Unterlage. Eine miterlebte hiſtoriſche Action, deren Führer ich zum Theil perſönlich gekannt, frei menſchlich darzuſtellen, das ſchien mir gefangenem Menſchen das Leichteſte. Selbſt untergegangen, hielt ich den Untergang einer Nation geeignet für meine Schriftſtellerei. Das Nervengeflecht des Unglücks war mir ſo intim geworden in den langen, lichtloſen Tagen und ſchwarzen Nächte dieſer ſechs Monate!

Dieſer beſſere Zuſtand hielt einige Wochen an; dann ſank die Fluth wieder. Nichts einzunehmen und immerfort auszugeben im Schreiben, das konnte nicht von Dauer ſein. Ich war kein Alexander v. Humboldt, von welchem Varnhagen ſtets ausrief: „Immerfort gibt er aus und Niemand ſieht ihn einnehmen!“ — Man ſah es übrigens nur nicht bei Humboldt, der allerdings immer ſprach und nie hörte — wenn er allein daheim war, da ſorgte er wie kaum ein Anderer für Nahrung.

Ich wurde nach einigen Wochen wieder inne, daß wir auf unergiebiger kleiner Inſel kläglich hauſten, daß der Eine ſitzen bleiben mußte, wenn der Andere die möglichen fünf Schritte hin und her machte, daß wir einander auswendig wußten und einander nichts Neues mehr zu ſagen hatten, daß unſere philoſophiſchen Betrachtungen der Langeweile entſprangen und öde, langweilig wurden, und daß wir uns innerlich für verlorene Geſchöpfe hielten.

Da machte die träge Handlung unſeres traurigen Dramas plötzlich einen neuen Schritt — wir wurden umquartiert, und, o Wonne! wir erhielten ein kleines Gemach, welches nur Eiſengitter, aber keine Blende vor dem Fenſter hatte und uns auf einen großen Hof des Gefängniſſes blicken ließ. Wie geblendet vom Glücke ſtanden wir da und ſtarrten hinab. Wir ſahen Menſchen, ſahen unſere Schickſalsbrüder, welche da unten ihre Freiſtunde abmarſchirten. Wieder Menſchen, und unter ihnen vielleicht ſogar alte Bekannte! Richtig! Der Mann da im blauen Mantel iſt „Klingesporn", der zähe Burſchenſchafter aus Halle, mit welchem du Fuchs und junger Burſch geweſen biſt, nach welchem Dambach dich ſo oft gefragt. Auch ihn haben ſie alſo geholt. Ach, und wie ſieht er aus, der einſt ſo friſche Geſell! Krankheit hat ihm die Glieder ſchlotternd gemacht, er wankt wie ein Schatten in dem abgeſchabten Mantel, er ſieht herauf, er erkennt dich. Aber das große blaue Auge, welches dich grüßt, zeigt die Feuchtigkeit des Abſchiedes, des Abſchiedes vom Leben, es treibt mir die Thränen ins eigene Auge.

Wie traurig das war, es enthielt doch wieder Lebenselemente; auch jener Todesblick aus blauem Auge hing doch mit dem Leben zuſammen, um das gerungen wurde. In der nächſten Stunde kamen andere Bekannte, friſchere; Charakterſtudien boten ſich dar, die Hausvogtei war ſo voll! Der neue, zutraulichere Wärter erzählte uns, daß einige hundert Demagogen — das war unſer Titel — die Zellen bevölkerten und dem Herrn Inſpector ſchrecklich viel zu ſchaffen machten. Sie wären ſo ungeduldig und ſo klug. Immer wieder würden Durchſtechereien entdeckt, und ein weitläufiger innerer Zuſammenhang unter dieſen doch ſo ſorgfältig abgeſperrten Gefangenen. Es müßte Zauberei ſein! Leiſe ſetzte er hinzu, er habe die Nachtſtühle in Verdacht. Einer beſonders, der lange Cornelius, ſei der Schrecken aller Wärter und Tambach's ſelber, man fürchte ſich vor ihm. — Vor einem Gefangenen! Wie überlegen mußte der Menſch ſein! Wir kamen uns ganz klein vor und wurden außerdem inne, daß wir im abgelegenſten Winkel Sibiriens geſteckt haben müßten. Jetzt erſt entdeckten wir, daß wir einem Staate angehörten, und mit dieſer Entdeckung kam uns ein großes neues Intereſſe. Denn das Leben wird erſt intereſſant, wenn der Menſch weitere Beziehungen gewinnt. Jetzt erſt erwachten wir, indem wir bemerkten, es gäbe Muth auch in Feſſeln, und dieſer Muth bedeute auch da etwas. Nichts iſt ſo anſteckend als Muth und Furchtſamkeit. „Wir ſind Schächer geweſen, recken wir uns!“ rief Tannebaum, und er reckte ſich ſo, daß für mich kaum ein Winkel der kleinen Zelle übrig blieb, in welchem ich alle Schachpartien verlieren durfte.

Der Winter war überall im Abſchiednehmen, auch draußen in der Luft, und die langentbehrte Sonne ſchien bisweilen geradezu in unſere Zelle herein; wir gehörten wieder zur Welt, obwol wir eingeſperrt waren, wir meinten ganz poſitiv, daß wir am Ende doch wieder Menſchen werden könnten wie andere Menſchen, ein Gedanke, welcher mir wenigſtens ſo lange gründlich vergangen war. Ja, der neue, freundliche Wärter ſchloß eines Tages zu ungewohnter Tageszeit unſere Thür auf und verkündigte mit auffallender Haſt, ich ſollte ſogleich zum Verhöre gebracht werden. Ich? Zum Verhöre? Was gibt's für mich noch zu verhören?! Seit vielen Monaten iſt davon nicht mehr die Rede geweſen.

„Er wird frei, Bennewitz?“ ſchrie Tannebaum, und Bennewitz antwortete nicht. Mir zuckte es elektriſch durch alle Glieder.

„Leb' wohl! ich ſeh' dich nicht wieder; denn der Entlaſſene betritt die Gefängnißzelle nicht mehr," ſprach Tannebaum in leiſem, tiefem Tone, welcher eine beim Tannebaum unerhörte Rührung athmete, und drückte mir die Hand, daß ich hätte ſchreien mögen vor Schmerz.

Es war ſo. Ein Spruch des Kammergerichtes endigte meine Haft; auf bloße Unterſuchung war ich neun Monate gefangen geweſen, jetzt wurde ich entlaſſen gegen juratoriſche Caution, daß ich mich dem Urtheilsſpruche nicht entziehen wollte.

Ich trat aus dieſem Hauſe meiner Pein mit langem Athemzuge. Frei! Es regnete in Strömen, die Straßen waren ein Kothmeer; ich aber lief durch ſie dahin, als ob ſie paradieſiſch wären. Ungenügend bekleidet, denn im heißen Sommer war ich verhaftet worden, ohne einen Pfennig Geld, denn meine ganze Barſchaft war mir abgenommen und, wie es hieß, zur theilweiſen Beſtreitung meines Unterhaltes verwendet worden, dünkte ich mich doch ein Glückskind. Das ganze Leben hatte ja doch verloren geſchienen, nun ſtand es mir wieder offen!

So glaubte ich wenigſtens. Es war mir bei der Entlaſſung aufgegeben worden, mich ſogleich beim Polizei-Präſidenten von Berlin zu melden. Mein erſter Weg durch Regen und Straßenkoth ging alſo wieder zur Stadtvogtei hinüber, wo dieſer Präſident reſidirte. Wie ſchön war jetzt dieſer Weg trotz Regen und Koth im Vergleiche mit damals, als die Sonne herrlich ſchien, Polizeirath Dunker aber im Wagen neben mir ſaß, um mich in die dunkle Zelle zu führen!

Der Polizei-Präſident ſchrie auf bei meinem Anblicke. Bleich und elend ſah ich aus, und ich kannte mich ſelbſt kaum wieder, als ich mich nach ſo vielen Monaten zum erſtenmale wieder in einem Spiegel erblickte. Spiegel iſt ein Luxusartikel im Gefängniſſe. Beſonders den Bart, welcher bis auf die Bruſt reichte, fand er entſetzlich, den ſollte ich doch um des Himmels willen ſogleich abſchneiden laſſen. Sogleich? Ich griff in meine leere

Taſche und entſchuldigte meine Vernachläſſigung mit dem Mangel an jeglichem Toiletten-Hilfsmittel in der Gefängnißzelle.

Er war ein höflicher, wohlwollender Mann, welchem die Demagogen-Verfolgung erſichtlich keine Freude machte, wie ſie denn auch in der That ihren Urſprung nur in einem kleinen Kreiſe gebietender höherer Beamten hatte. Herr v. Tzſchoppe war die Axe dieſes Kreiſes, und Herr v. Rochow, der damalige Polizeiminiſter, ging des Weges mit, welcher von dem allmächtigen Hausminiſterium des Fürſten Wittgenſtein aus durch Tzſchoppe vorgezeichnet wurde.

Der Polizei-Präſident mußte in dritter Linie dieſen vorgezeichneten Weiſungen nachkommen und theilte mir denn jetzt ſo ſchonend wie möglich mit, was mir jetzt weiter bevorſtünde. „Weiter? Ich bin alſo nicht frei?“ — „Nicht frei, zu leben, wo Sie wollen. Sie müſſen unmittelbar von hier in den Poſtwagen ſteigen und in Ihre Vaterſtadt Sprottau heimkehren, wo Sie Ihren nächſten Aufenthalt zu nehmen haben.“

„Nach Sprottau? In dieſem Zuſtande? Mittellos, abgeriſſen, wie ein Verbrecher zum Entſetzen der Meinigen, welche in der kleinen Stadt nur den Criminalmaßſtab eines Sträflings für mich haben können? Nimmermehr! Lieber ins Gefängniß zurück.“

Der Polizei-Präſident zuckte ſchweigend die Achſel. Erſt als ich erklärte, daß die Gendarmen mich in den Poſtwagen ſchleppen müßten, ſprach er einige bedauernde Worte und ſetzte hinzu, daß eine Aenderung dieſes Befehles nur vom Polizeiminiſter ausgehen könnte.

„Von Herrn v. Rochow, der am ſtrengſten gegen uns ſogenannte Demagogen geſinnt iſt?“

„Ja.“

25.

Die damalige Männerwelt war nicht ſo bärtig wie die heutige, der Barbier gehörte zur polizeilichen Ordnung, und erſt das Jahr 1848 iſt den Barbieren gefährlich, der polizeilichen Ordnung abträglich geworden. Eine herkömmliche Erſcheinung in der Weltgeſchichte. Im „Coriolanus“ dürfen unſere Römer auf der Bühne volle Bärte tragen, da iſt das römiſche Staatsweſen noch voller Freiheit; im „Julius Cäſar“ dagegen erſcheinen die Römer barbiert. Glätte und Sauberkeit und Beſeitigung üppiger Auswüchſe gehören zur ſtrengen Staatsordnung.

Der Polizei-Präſident kam immer wieder auf meinen langen Bart und deſſen ſofortige Beſeitigung zurück. Uebrigens erwies er ſich jetzt wie damals, als ich im Sommer 1834 ſeiner Obhut und Herrſchaft in der Stadtvogtei überliefert worden war, als ein milder, menſchenfreundlicher Mann. Er übernahm die Verantwortung, daß ich ſo lange in Berlin bleiben dürfte, bis ich den Herrn Polizeiminiſter geſprochen und deſſen Erlaubniß erworben hätte, nicht nach Sprottau transportirt zu werden. Einmal in der Woche, und zwar des Abends, empfange Se. Excellenz, und an ſolchem nächſten Abende ſolle ich mich ohne Bart im Hotel deſſelben auf der Wilhelmsſtraße einfinden.

Dies geſchah. Varnhagen hatte mich mit den nothwendigen Geldmitteln verſehen, mir ein Zimmerchen zu miethen, mich zu kleiden und zu nähren. Leider muß ich eingeſtehen, daß ich dies geliehene Geld ſogleich mißbrauchte, um einem kleinen Laſter zu fröhnen, welches mir die lange Gefangenſchaft abgewöhnt haben ſollte. So viele Monate hatte ich nicht rauchen dürfen, und ich hatte es nun in der Hand, von dieſem Laſterchen für immer Abſchied zu nehmen. In dem Einen Punkte konnte ich nun doch gebeſſert ſein. Nein! Ich hielt die Beſſerung blos für einen Mangel an Freiheit, und meine erſte Sorge war's, mir Cigarren zu kaufen. So ſchlecht iſt der Menſch. Das wußten auch die Römer ſchon, denn ihr Sprichwort lautete: Treibe die Natur mit ſpitzem Eiſen aus, ſie kehrt doch immer wieder zurück.

Als ich ins Miniſterhotel auf der Wilhelmsſtraße kam, fand ich einen großen Vorſaal ganz angefüllt mit Leuten, welche Audienz ſuchten. Einer nach dem Anderen wurde hineingerufen, zwanzig, dreißig, vierzig kamen an die Reihe, nur ich nicht.

Zwei Stunden waren vergangen, der Letzte kam zurück, ich allein war noch übrig — da meldete der Diener: die Audienz ſei geſchloſſen.

Mir kann's recht ſein! dachte ich — aber der Polizei-Präſident, welcher auf den Beſcheid wartet und nicht das Recht zu haben glaubt, dich länger in Berlin zu dulden!? Richtig! Am anderen Morgen erfolgte polizeiliche Nachfrage und dringende Mahnung. Aber erſt in acht Tagen war wieder Audienz; es blieb nichts übrig, als mich noch acht Tage in Berlin zu laſſen.

Der Audienz Abend war wieder da, der Vorſaal voll wie vor acht Tagen, Alle kamen vor, nur ich blieb wieder übrig, bis kein Menſch mehr vorhanden — Pauſe. „Sie mögen hineinkommen!“ hieß es heute.

Ich trat in ein großes Zimmer; es war ganz leer. Da erſchien in der Seitenthür, welche zu einem Cabinet führte, ein Mann von kleiner Mittelgröße und blieb auf der Schwelle dieſer Seitenthür ſtehen. Er betrachtete mich aus einer Entfernung von wenigſtens zehn Schritten, betrachtete mich ſchweigend und ſchnupfte.

Es war Herr v. Rochow. Der Name war mir bekannt aus meiner früheſten Jugend durch ein Buch, welches wir als Kinder eifrig laſen. Das Buch hieß: „Der Kinderfreund“ und war in Preußen ungemein verbreitet. Ich glaube, der Großvater dieſes mich jetzt betrachtenden Miniſters hat es geſchrieben, und durch meinen Kopf flog der Gedanke: Sollte der Enkel Rochow nicht auch eine literariſche Ader haben, wenigſtens eine Ader, welche für literariſche Menſchen einiges Wohlwollen hegt? Dieſer Gedanke ſollte bald gründlich verſcheucht werden.

Ich erhielt kein Zeichen, daß ich näher treten ſollte, und er ſelbſt blieb auf der fernen Schwelle ſtehen, fing aber an laut zu reden, laut zu ſchelten. Eine Fluth von Scheltworten gegen Liberalismus und gegen liberale Schriftſteller ſtrömte mir von jener Schwelle entgegen. Und zwar in ſo heftigem Ton, daß dem Redner endlich die Stimme verſagte.

Obwol ich nun nach dreivierteljähriger Gefangenſchaft in gebrochener körperlicher Verfaſſung und mit meinem nächſten Schickſale in der Hand dieſes mächtigen Mannes war, konnte ich doch meiner Galle nicht gebieten bei ſo herausfordernd geringſchätziger Behandlung. Das Aeußerſte, was ich mir abrang, war, nichts zu entgegnen. Ich verbeugte mich ſtumm und trat meinen Rückweg an.

Da hörte ich ihn rufen, was das heißen ſolle? und hörte ihn hinter mir her kommen.

Ich blieb dann ſtehen, wendete mich und ſagte mit möglichſter Faſſung, daß ich mich nicht verpflichtet hielte, ſolchem Ausbruche von Scheltworten in ſolcher Form — ich weiß nicht mehr, was ich für Worte gefunden habe. Aber ſie müſſen nicht unbeſcheiden und doch ſo geweſen ſein, daß der Edelmann in dem mir jetzt ganz nahe ſtehenden Herrn Miniſter von ihnen berührt wurde. Er ſchien zu empfinden, daß er ſich in Haltung und Ausdruck übernommen hätte. Das war ein Gewinn für mich. Heftige Menſchen von übrigens nobler Geſinnung vergüten ihre Heftigkeit nachträglich durch Zugeſtändniſſe, welche ſie vorher um keinen Preis gemacht hätten. Sie entſchuldigen ſich nicht perſonlich, aber ſachlich.

Es entſtand nun doch eine Art von Unterredung, eine Art, denn viel Worte kamen auch jetzt nicht auf meinen Theil. Der Miniſter wiederholte in milderen Worten die Vorwürfe einzeln, welche er in ſeiner ſtrömenden Scheltrede maſſenhaft ausgeſchüttet, und erwartete auch jetzt nicht eigentlich eine Antwort von mir. Er verfügte über Axiome, und es handelte ſich für ihn ganz und gar nicht um beſtreitbare Sätze. Das war im Grunde natürlich. Er war Verwaltungs-Beamter geweſen — Regierungs-Beamter, wie man in Preußen ſagt — zuletzt Präſident des Regierungsbezirkes Sachſen. Männern ſolchen Amtes, denen Befehlen und Gehorchen die entſcheidenden Gegenſätze werden in täglicher Aufgabe, war die neue politiſche Zeit ein blos ſtörendes Dilettantenthum. Die ſtramme preußiſche Ordnung, aus den militäriſchen Formen von Friedrich Wilhelm I. her entſprungen, war ihnen das Rückgrat des Staates; in vielen Beziehungen ja auch mit Recht. Je länger nun ein Mann in dieſem nothwendigen Mechanismus mitgearbeitet hatte, deſto ſtörender war ihm die moderne Meinung, daß der Mechanismus nicht allein Alles bedeuten dürfe. Widerwärtig, wenn nicht wildfremd iſt ihm der Gedanke, daß Alles in dieſer Welt ſich entwickeln, alſo verändern müſſe, wenn es vor Verknöcherung bewahrt ſein wolle, vor Verſteinerung, vor Erſtarrung und Tod — jeder ſolche Gedanke gilt ihm am Ende für revolutionär. Aus dieſem Gedankengange ſind die bekannten Staatsdeviſen entſtanden, welche man früheren preußiſchen Staatsmännern ſo vielfach nachgeſagt: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“ und „Der beſchränkte Unterthanenverſtand hat nicht mitzureden“. Jene von der „Bürgerpflicht“ ſtammt übrigens aus der Zeit der Franzoſenherrſchaft, und Herr v. Kircheiſen erfand ſie, um Unruhen gegen die franzöſiſche Vergewaltigung hintanzuhalten. Da ſie einmal da war, dieſe Deviſe, ſo wurde ſie auch nach Vertreibung der Franzoſen als werthvolles Motto conſervirt. Den „beſchränkten Unterthanenverſtand“ hat man demſelben Herrn v. Rochow zugeſchrieben, welcher mir ſoeben ähnliche Grundſätze kategoriſch vorhielt.

Er hatte bis gegen Abend ein Diner mitgemacht bei einem Prinzen des königlichen Hauſes und warf mir unter Anderem auch vor, daß wir ſogenannten Liberalen auch dieſe Prinzen nicht mit derjenigen Unterthänigkeit betrachteten, welche ihnen zukäme.

Vergebens ſuchte ich einzuſchalten, daß ich ſeit neun Monaten gar nicht in der Lage geweſen wäre, in ſolchem Punkte etwas zu beobachten oder zu verſehen — der Strom rauſchte weiter, und es verging wol eine halbe Stunde, ehe die Frage meines ferneren Aufenthaltes in Rede kam. Endlich, um neben den großen Verhältniſſen des Staates auch dieſe Kleinigkeit zu berühren, fragte er mich, wo ich den hin wollte? — „Ich wünſche in Berlin zu bleiben.“ — Das wurde als unglaublich dreiſtes Gelüſte abgewieſen; die Reſidenzſtadt ſollte frei erhalten werden von ſolchem — er ſagte nicht ausdrücklich „Geſichter“, aber es fehlte nichts als das ausdrückliche Wort.

„Alsdann,“ ſagte ich, „würde ich Naumburg an der Saale wählen.“

„Das glaub' ich,“ rief er, „in der Mitte von Leipzig, Halle und Jena, wo links und rechts nahe Gelegenheit wäre mit Univerſitäten und Buchhändlern zu ſtörender Schriftſtellerei . . . .“

„Aber, Excellenz, ich bin nun doch Schriftſteller und muß von meiner Feder leben; ich muß alſo einen Ort wählen, wo mir literariſche Hilfsmittel erreichbar ſind.“

„Nein!“ ſchloß er. Und auf meine Bemerkung, daß der Herr Polizei-Präſident darauf warte, ob — ſetzte er hinzu, indem er ſich zum Abgehen ins Cabinet wendete: „Sie können noch einmal herkommen.“

Das klang wie die Möglichkeit einer Nachſicht. Der ganze Mann hinterließ mir den Eindruck wunderlich gemiſchter Eigenſchaften: hochfahrendes, ſich übernehmendes Weſen, beſchränkte, vorurtheilsvolle Anſchauung und dazwiſchen doch ein adeliges Feingefühl und die Fähigkeit einer gewiſſen Naivetät.

Er war von kleiner Mittelgröße und hatte einen ſchön geformten Kopf, deſſen Züge tief gefurcht waren, entweder von Leidenſchaften oder von Schmerzen. Wahrſcheinlich von beidem; er wurde bald darauf krank und hatte viel zu leiden. Dieſe zahlreichen Herren auf „ow“ im märkiſchen und mecklenburg'ſchen

Lande ſind ſlaviſchen Urſprunges, und namentlich dieſer Herr von Rochow mit ſeinem ſcharf geſchnittenen Antlitze erinnerte an die ſchöne Race der polniſchen Ariſtokratie, welche ſich ſo auffallend abhebt von ihrer Umgebung. Ich ſehe immer beim Anblicke dieſer ſarmatiſchen Edelleute einen Reiterſtamm aus Aſien kommen und in den Wäldern zwiſchen Dniepr und Oder vom Pferde ſteigen, den Knechten und Dienern befehlend, ſie ſollten Bäume niederhauen und die Erde pflügen, damit die Herren ſich niederlaſſen und bequem leben könnten. Nirgends ſind die „Herren“ ſo zahlreich wie in dieſen ſlaviſchen oder urſprünglich ſlaviſchen Ländern; ſie haben meiſt nur kleine Güter, die nicht minder „Herrſchaften“ genannt werden, wie die großen Beſitzungen im „Reiche“ (die polniſchen Schlachtzizen hatten am Ende gar kein Gut und blieben doch „Herren“), ſie verhielten ſich ſtets herriſcher und despotiſcher gegen ihre Untergebenen, als der eigentliche deutſche Reichsadel; und der Militär-Adel, welcher ſich aus ihnen entwickelt hat, iſt ein ganz organiſches Gebilde. Ein ganz organiſches und deßhalb ſehr wichtiges, einflußreiches Gebilde. König Friedrich der Große hat dies klar erkannt und hat dieſer Erkenntniß gemäß dieſen ſeinen Militär-Adel, ſein Officierscorps, ſtets grundſätzlich beſchützt und bevorzugt.

Dies iſt ein wichtiger Punkt in der Entwicklungsgeſchichte Preußens. Der Oeſterreicher nennt jeden gebildeten Mann „Herrn von“ und begreift kaum, daß das Wörtchen „von“ einen vollen Adel bezeichnen könne, denn er glaubt mit dem verſtorbenen Fürſten Windiſchgrätz, „daß der Menſch,“ will ſagen der Adel „erſt beim Baron anfange“. Der Cavalier im Reiche ferner betrachtet die „Herren von“, welche auf keiner Bank des deutſchen Reichstages einen Platz gehabt, kaum als Standesgenoſſen. Beide irren ſich in der Bedeutung des ſogenannten kleinen Adels in Preußen. Dieſe preußiſchen Edelleute, welche man neuerdings mit ſcharfen Accente „Junker“ genannt, ſind eine große Leibwache der preußiſchen Monarchie, wirkliche Fahnenjunker ihres Königs, und ſie ſind viel bequemer für ihren König, als die mächtigen Ariſtokraten anderswo. Die mächtigen Ariſtokraten machen auch große Anſprüche an die Herrſchaft, ſie wollen mitherrſchen, ja oft wollen ſie wenigſtens mitherrſchen. Der preußiſche Junker iſt darin beſcheidener und ſeinem Kriegs- und Dienſtherrn zuträglicher.

Dies wichtige Element in Preußen iſt außerdem ſehr zahlreich; die ſogenannten „Rittergüter" ſind durchſchnittlich von ſehr kleinem Umfange; jeder Kreis hat ihrer zu Dutzenden, und zur Stelle des „Landraths", welcher den Kreis beherrſcht und welcher grundſätzlich ein ſolcher Rittergutsbeſitzer iſt, wird überall eine reichliche Auswahl geboten.

Die Führung des Heeres alſo und die Führung der Landesverwaltung iſt in den Händen dieſes Landesadels, welcher ein ganz eigenthümliches Verhältniß hat zu ſeinem Landesherrn, ein ganz intimes Verhältniß. Was der Landesherr an politiſcher Macht verliert, das verliert auch der Landesadel — iſt es da nicht natürlich, daß eine große Zeitung entſtehen konnte wie die Kreuzzeitung? Iſt es da nicht natürlich, daß auch in heutiger Zeit, welche ſich eine freiheitliche nennt, die Entwicklung in Preußen abſolut nicht glatt und eben nach der Schablone des Jahrhunderts vor ſich gehen will? Es iſt ganz natürlich, ganz organiſch. Jener Herr v. Rochow lebt fort, und der Militär-Adel mit ſeinen Vettern, den Landräthen, bildet eine macedoniſche Phalanx — man vergleicht ja Preußen oft mit Macedonien — welche den loſen und lockeren Schlachtreihen in Deutſchland gar ſehr überlegen iſt. Der Ausgleich, der tiefere freiheitliche Ausgleich liegt wol erſt jenſeits unſerer Gräber.

Ich ſah nicht ſo weit, als ich damals aus dem Miniſterhotel in die Wilhelmsſtraße trat; ich dachte nur: der Polizei-Präſident muß eben noch acht Tage warten, bis du zum zweitenmale da oben bei dem heftigen Miniſter geweſen biſt. Gott weiß, wohin der dich zwingen, Gott weiß, was aus dir werden wird!

Sorgenvoll wandelte ich durch die ſtillen, zu jener Zeit ſchwach erleuchteten Straßen der Friedrichsſtadt, dieſes vornehmen

Stadttheiles von Berlin, welcher rechts und links von den Linden in großer Breite recht einſame Straßen hatte. Mondſchein und Regenſchauer wechſelten mit einander; ich ſchritt einher, ohne zu wiſſen wohin, und beſann mich erſt, als ich den „Schinkenplatz“ erkannte und das einſtöckige breite Haus vor mir ſah, welches der Mond plötzlich mit vollem Lichte übergoß. Erſchrocken ſtand ich ſtill; dieſe harmlos und friedlich ausſehende Front hat die Gefängniſſe der Hausvogtei hinter ſich. War es da hinten ſchlimmer? ſeufzte ich. — Ja! antwortete der Lebensmuth in mir, und ich kehrte um.

Jetzt erſt fiel mir ein, daß ich einen kleinen Salon in der Charlottenſtraße aufſuchen könnte, wo friſche, gebildete Menſchen zu finden wären, welche an meinem Schickſale theilnahmen und denen ich meine Audienz erzählen konnte. Varnhagen hatte mich dort eingeführt; er ſelbſt war jeden Abend dort zu finden. Es war einer jener kleinen, täglich offenen Salons, welche Berlin immer beſeſſen hat und welche ein Vorzug Berlins ſind. Niemand macht Anſpruch auf materielle Bewirthung, eine Taſſe Thee und ein Butterbrot iſt der äußere Anhalt; man will ſich ſehen und ſprechen, man will hören, was der Tag gebracht hat, will ſeine Anſichten austauſchen, die beſte Geſelligkeit, weil ſie anſpruchslos und täglich zu haben iſt. Die Süddeutſchen ſpotten gern über die Berliner Butterbrote und — gehen ins Wirthshaus. Dieſer Spott iſt nicht beſonders glücklich.

Fräulein Solmar war die Herrin dieſes Salons und die Erhalterin. In Wahrheit eine conſtitutionelle Regentin, denn eine ſolche iſt nöthig, um einem Salon freies Leben zu verleihen. Man muß da regieren, ohne daß es ausſieht, als ob man regierte, und das iſt recht ſchwer. Man muß geiſtig vertraut ſein mit allem Möglichen, was aufs Tapet kommen kann, und doch nicht als Blauſtrumpf erſcheinen, ſondern auch naiv fragen können, was Dies und Jenes bedeutet. Dadurch kommt der erzählende und erklärende Beſtandtheil in den Salon, und die blos dürre Kritik wird in Schranken gewieſen, der Klatſch wird eingeengt. Letzteres freilich in noch höherem Grade dadurch, daß die Regentin gutmüthigen, wohlwollenden Herzens iſt und jeglichen Mißton ſogleich zu dämpfen weiß. Fräulein Solmar beſaß all dieſe Eigenſchaften und war dabei heiter und anſpruchslos. Ueber dreißig Jahre habe ich ſie ſo regieren ſehen vom kleinen Sofa aus, und allerlei Notabilitäten hab' ich da kennen gelernt — mein erſter Gang des Abends war immer dahin, wenn ich einmal wieder nach Berlin kam, und immer fand ich ſie unverändert freundlich, immer ſicheren Trittes fortgeſchritten mit der Zeit: ſie alterte gar nicht. Wer ein fröhliches Naturell beſitzt, immer gute Bücher lieſt und täglich mit geſcheiten Menſchen verkehrt, der ſchlägt auch dem Alter ein Schnippchen: denn das Alter niſtet ſich nur ein, wenn man ihm Platz macht.

Neben Varnhagen, dem Stammhalter des Solmar'ſchen Salons, war in den Dreißiger-Jahren Eduard Gans ein Matador dieſes Kreiſes. Er war Profeſſor der Jurisprudenz, war aus Hegel'ſcher Schule und war Politikus von Beruf. Ihm fehlte ein Parlament, er war ein Redner. Oft wenn er eintrat, blieb er ſchon auf der Schwelle ſtehen und trug oratoriſch vor, was ſich zugetragen, was die Welt eben bewegte, welche Maßregel der verkommenden Regierung ihn in zornige Wallung verſetzte. Er gehörte zur ſchneidenden Oppoſition gegen das Regiment der Herren v. Rochow und Tzſchoppe, und ſoweit es anging, ſchrieb er demgemäß und ſprach er auf dem Katheder der Univerſität unter mächtigem Zulaufe der Studentenſchaft. Namentlich ſein Collegium über die franzöſiſche Revolution brachte die Machthaber in Harniſch.

Gans iſt von großem Einfluſſe geweſen auf die politiſche Bildung in Berlin. Die politiſche Geſchichte Frankreichs und Englands war ihm ſyſtematiſch geläufig, ſyſtematiſch! Das Syſtematiſche iſt in Norddeutſchland von großer Wichtigkeit. Ebenſo wichtig war es, das er beſonders die politiſche Entwicklung Englands klar zergliederte: denn der norddeutſche Sinn fühlt ſich unter den Engländern auf ſoliderem Boden als unter den Franzoſen, er fühlt ſich auf verwandterem Boden. Die

Aufſätze, welche Gans im philoſophiſchen Moniteur Berlins, in den „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin“ — man bemerke die feierliche Perrücke des Titels! — veröffentlichte und diejenigen, welche er in kleinen Schriften herausgab, waren trefflich geſchrieben, weil ſie den Reiz hiſtoriſcher Genauigkeit mit der warmen Darſtellung eines enthuſiaſtiſchen Theilnehmers verbanden und doch bei aller enthuſiaſtiſchen Theilnahme für einen Hampden die Zügel eines ſtreng prüfenden wiſſenſchaftlichen Mannes nie aus der Hand ließen.

Jenen höchſt wiſſenſchaftlich auftretenden „Jahrbüchern“ Berlins machte er übrigens viel zu ſchaffen. Damals hatte noch jede größere Univerſität ihre Zeitung, und auf die Halliſche, Leipziger und Jenaiſche Literatur-Zeitung ſahen die Berliner „Jahrbücher“ vornehm herab. Sie ſtanden in discreter Verbindung mit Altenſtein, dem gründlich gebildeten Unterrichtsminiſter in Preußen, welchem als Miniſterialrath Johannes Schulze, ein vortrefflicher, freier Wiſſenſchaft wie freiem Staate zugethaner Mann, zur Seite eifrig arbeitete. Miniſter wie Miniſterialrath waren durchaus nicht einverſtanden mit der illiberalen Regierungsform; aber der Miniſter beſonders mußte ſich doch bis auf einen gewiſſen Grad dem herrſchenden Syſteme fügen, und die dunklen Ausdrücke der Hegel'ſchen Philoſophie, dieſe Taſchenſpielerei philoſophiſcher Terminologie, waren die einzige Rettung. Mit ihnen konnte in den „Jahrbüchern“, welche von Hegelianern beherrſcht wurden, Manches geſagt werden, was dem Sinne nach verpönt war. Nur Gans durchbrach dieſe Hüllen, hinter denen man ſich verſteckte; er war am freieſten von der unpopulären Hegel'ſchen Ausdrucksweiſe, obwol auch er ein Schüler Hegel's; ſeine Aufſätze gingen geradeaus ins Verſtändniß und dadurch ins Blut. Er war eben von Natur ein Politiker, und als ſolcher hatte er das Bedürfniß, allgemein verſtändlich zu ſprechen. Der Styl iſt aber immer ein Reſultat des Bedürfniſſes, welches der Schreibende empfindet.

In den Dreißiger-Jahren war die Redaction dieſer „Jahrbücher“ eine ganz intereſſante Sache in Preußen; ſie war eine Art philoſophiſcher Camarilla, nicht im reactionären, ſondern im fortſchrittlichen Sinne. Sie hielt Sitzungen, an denen ein ganzer Kreis von Profeſſoren theilnahm. Da wurde oft eine ganze Sitzung mit Discuſſion über einen Artikel verbracht, der ein wenig zu deutlich ſich äußere über einen philoſophiſch-politiſchen Grundſatz. Die Welt hätte nichts davon gemerkt, denn verclauſulirt und verdunkelt war der Grundſatz immerhin vollſtändig, aber die Regierung konnte es merken, Herr v. Altenſtein konnte erſchrecken. Der ganze Zuſtand erinnerte an die Zeiten der katholiſchen Kirche, als Scholaſtiker über einen Dogmenſplitter leiſe anfragten in vorſichtigem Latein. Die Reſultate jener Discuſſionen waren denn auch immer nichtig, weil es an Klarheit und an Courage fehlte. Sie waren gerade ſo, wie das Ergebniß einer neuen Wahl, als Hegel an der Cholera 183[illegible] geſtorben war. Himmel und Erde war in Frage gekommen bei dieſer Wahl, und Profeſſor Gabler war gewählt worden, deſſen Namen heute kein Menſch mehr kennt. Kurz, Berlin war zu jener Zeit ultraphiloſophiſch, man lebte von Abſtractionen, und da man nichts Wirkliches in die Hand bekam, ſo war man ſtolz auf die Abſtractionen. Ein Menſch oder gar ein Schriftſteller ohne formell philoſophiſchen Apparat wurde über die Achſel angeſehen, wie bei den Römern ein barbarus. Die Dreißiger-Jahre waren unſer philoſophiſches Jahrzehnt unter beſonderer Aufſicht der Polizei.

Eduard Gans hatte Anlagen, aus dieſen Eiſenreifen herauszuſpringen.

Aber doch auch nur Anlagen. Die Erziehung in Schulweisheit ließ ihn nicht immer los, und ſein körperliches Naturell war nicht ohne ſchwammigen Einfluß. Er war von feiſter Leibesfülle, welche Blutandrang nach dem Kopfe veranlaßte. Das Antlitz war ſtark geröthet, die Augen traten hervor. Apoplektiſch! ſagte der Kundige, welcher ihn feurig peroriren und gleich darauf klein beigeben hörte, ſobald eine praktiſche Einwendung auf gefährliche

Folgen ſeiner Rede hinwies. Leider tödtete ihn auch wirklich ein Schlagfluß wenige Jahre nach den Tagen, welche ich hier ſchildere. Eines Morgens war die Stelle leer, an welcher ihn täglich der Berliner geſehen. Er arbeitete nämlich an einem Stehpulte bei offenem Fenſter, und Fenſter wie Stehpult befanden ſich in einem hohen Erdgeſchoſſe — Parterre ſagt man in Norddeutſchland — der Charlottenſtraße. Da ſah der vorübergehende Verehrer jeden Morgen den ſchwarzen Krauskopf und erzählte dann den ſtill hoffenden Genoſſen: das Parlament kann nicht lange mehr ausbleiben, denn Gans führte die Feder heute ſehr reſolut ausſehend, und Tzſchoppe huſchte eilig wie ein Wieſel aus dem Hauſe zum Fürſten Wittgenſtein hinüber; es iſt eine Wandlung im Anzuge.

In demſelben Hauſe nämlich -- Ecke der Charlotten- und Behrenſtraße — wohnte zu ebener Erde die Oppoſition in kleiner Wohnung, die Reaction aber im breiten zweiten Stockwerke oben. Zwiſchen Beiden, zwiſchen Gans und Tzſchoppe, logirte — wie der Berliner hochdeutſch ſagt — der gelähmte Tyrtäus Herr von Stägemann, der auf Reſignation angewieſene Liberalismus von Anno 1813, welcher amtiren mußte, wie der über ihm wohnende Herr v. Tzſchoppe anordnete.

Auch mein Schickſal wurde in jenem zweiten Stocke entſchieden, auch der Polizeiminiſter erhielt von daher die letzten Weiſungen. Das kleine, lichtblonde Männchen Tzſchoppe, geſchäftig von früh Morgens bis in die ſpäte Nacht, war die beſtimmende Unruhe in der politiſchen preußiſchen Uhr. Er las Alles und erzählte ſeinem nichts leſenden Chef von den drohenden Gefahren und fragte dann: ob? — Der Chef nickte blos mit dem Kopfe, und man nahm Dieſen oder Jenen von der Rotte Korah beim Kragen. Einer von Dieſen oder Jenen war ich, und Tzſchoppe allein wußte, in welchen Winkel ich binnen acht Tagen mit gebundenen Händen geſchleudert werden ſollte.

26.

Meine nächſte Audienz beim Polizeiminiſter fiel ſehr kurz aus. Excellenz hatten wichtigere Sorgen im Kopfe, als die Intereſſen eines Demagogen. Der Aufenthalt in Berlin wurde kurzweg verweigert, der Aufenthalt in Naumburg an der Saale geſtattet unter zeitgemäßen Androhungen, wenn ich meine Feder wieder ungebührlich brauchen ſollte. Der dortige Landrath werde mein Vormund ſein, nöthigenfalls meine ſtrafende Nemeſis.

Darin irrten ſich nun Se. Excellenz. Der Naumburger Landrath war ausnahmsweiſe ein Bürgerlicher, und war ein liberaler Mann, der mich ſehr wohlwollend und freundlich behandelte. Es war der Vater des berühmten Gelehrten Lepſius. Er empfahl mich der Fürſorge ſeines landräthlichen Secretärs, und dieſem war ich in manchen Punkten nicht liberal genug — ich kam in eine ganz andere Welt. Es rührte dies zum Theil daher, daß ein Ober-Landesgericht in der Stadt war, bei welchem ſich eine große Schaar von Auscultatoren und Referendarien befand. Dieſe jungen Juriſten gehörten faſt ſämmtlich der neuen Zeitrichtung an. Sie waren zumeiſt aus der Provinz Sachſen, und Sachſen iſt von der Reformation her ganz beſonders geneigt zu nüchterner, rationeller Auffaſſung der religiöſen wie bürgerlichen Verhältniſſe. Es fehlte ſogar nicht an ſelbſtſtändigen Denkern, an keimenden Reformatoren in dieſer Juriſtenſchaar, und wenn wir Nachmittags oben im Bürgergarten Kegel ſchoben, da geſtaltete ſich unter dem Poltern der Kugeln und Kegel die friſche Geſellſchaft zuweilen ganz ſo wie ein Vorparlament, welches Grundlinien entwarf für einen neuen Staat. Ein mittelgroßer Referendarius namentlich, mit großen, hervordrängenden Augen und einer weit in den Scheitel hinanreichenden Stirn, hielt Reden voll originellen Inhalts, in denen Socialismus pulſirte. Das Wort Socialismus war damals noch unbekannt, man nannte die Richtung wol ſaint-ſimoniſtiſch und ſchenkte ihr keine ſonderliche Beachtung. Der Name dieſes Socialiſten war auch nicht gerade vielverſprechend für notable Zukunft, er lautete „Schulze“. Jetzt iſt er längſt ein notabler Mann, nachdem er ſeine ſächſiſche Vaterſtadt zur Unterſcheidung von den tauſend Schulze ſeinem Namen beigefügt. Wer kennt jetzt nicht den Schöpfer der Genoſſenſchaften, „Schulze-Delitzſch“?

Er zeigte ſchon damals ein volles, warmes Herz für Alles, was Bedeutung hat in dieſer Welt, und jede gedankenvolle Regung intereſſirte ihn. Dazu hatte ihm die Mutter ein fröhliches Naturell mitgegeben, welches ihn leutſelig machte und gefällig für Jedermann — er brauchte nur die Lücke zu finden in der heutigen Geſellſchaft, um einzutreten und ſie auszufüllen als ein ſchöpferiſcher Mann. Er hat ſie gefunden und hat ſie tüchtig ausgefüllt zum Gedeihen für zahlreiche Menſchen. Das Inſtitut der „Genoſſenſchaften“, welches er eingeführt hat für die Arbeiter, iſt eine fruchtbare Pflanzung, welche reichliche Früchte trägt.

Er poetiſirte in jener Zeit, wie es der gebildete Sachſe faſt handwerksmäßig früh und ſpät im Leben zu betreiben pflegt, und Geſellſchaftsſcherze componirte er mit Virtuoſität. Den Leuten Freude zu machen, war eben frühzeitig ſein Beruf. Daneben war er, wie es glücklich geſtimmten Menſchenkindern eigen iſt, ein Naturſchwärmer, will ſagen, ein empfängliches Kind für jeden angenehmen Eindruck, welchen die äußeren Umriſſe der Erde bieten. Er zog mich gerne ſeitwärts von der Kegelbahn des Bürgergartens auf eine Bank und ſchilderte mir die anmuthige Landſchaft da unten: im Vordergrunde hinter der Stadt Naumburg das baumreiche Saalthal, nach Köſen hin durch Hügelzüge begrenzt und geſchloſſen, im Mittelgrunde eine breite Oeffnung, welche in das Unſtrut-Thal hinüber blicken läßt, und auf das Städtchen Freiburg im Hintergrunde. Dort wohnte der alte Jahn, der Turner „im Ausgeding“, ein überlebter Demagoge, der immer noch einherging, wie er vor dreißig Jahren einhergegangen war, im altdeutſchen ſchwarzen Rocke, ohne Weſte und Halstuch und in leinenen Hoſen. Ich hatte ihn ſchon vor neun Jahren als Student von Halle aus dort in Freiburg beſucht, und als ich ihn jetzt hier wiederſah — er kam zuweilen Sonntags nach Köſen — da erkannte ich, daß ich ihn auswendig wußte. Er hielt Haus mit zwei oder drei Gedanken, ein guter Wirth. Dieſe zwei oder drei Gedanken, Natürlichkeit und Einfachheit lehrend im Staatsleben, waren werthvoll, werthvoller als der Eigenthümer derſelben, welcher abſolut außer Stande ſchien, etwas dazu zu lernen, und welcher deßhalb wie eine übergangene alte Jungfer keifte und ſchalt auf die Gedankenmiſchung in der neueſten Zeit. Sein kräftiges Bauerngeſicht mit guten Augen und grauem Vollbart ſah ärgerlich drein, daß auch Frankreich genannt werden könnte in Betreff freier Staatsformen und geiſtreicher Schriftſteller; der „Franzmann“ blieb bei ihm angeſchrieben, wie er Anno 13 als Unterdrücker unſeres Vaterlandes mit Recht angeſchrieben geweſen war, und die jungen Schriftſteller, welche man „junges Deutſchland“ zu nennen anfing, waren ihm ein Gräuel. Wir zankten uns einmal an der Köſener Wirthstafel zum Schrecken der Badegäſte — vorzugsweiſe weiblichen Geſchlechtes — daß die Splitter flogen, und ſahen uns doch unter der Verſicherung wieder: „Darum keine Feindſchaft nicht!“ Wir gehörten eben zu zwei aufeinander folgenden und doch verſchiedenen Zeitgeſchlechtern. Da gibt es Verbindungsfäden, aber auch ſtarke Abweichungen. Der Baum ſieht eben anders aus, wenn er gewachſen iſt und ſeine Zweige ausgebreitet hat, als da er eine Gerte war.

Man will dem alten Murrkopf, der unterdeſſen längſt geſtorben, ein Denkmal ſetzen in der Haſenhaide bei Berlin, wo er die Turnerei in ihrer Entſtehungszeit eingeübt. Man thut wohl daran. Dieſe ſyſtematiſche Kräftigung des Körpers iſt unſerer Jugend zum Segen, und der ſtandhafte Gründer des Syſtemes verdient ein Denkmal.

Die ganze Lage meiner Verbannung dort an der Pforte von Thüringen war gar nicht übel: Umgang mit gebildeten

Menſchen und eine für norddeutſche Anſprüche anmuthige Landſchaft. Thüringen, das grüne, baumreiche Thüringen, beginnt hier zwiſchen Naumburg und Köſen; ein kleiner Bach bildet die Grenze. Die Brücke über denſelben heißt leider die „Saubrücke", und wir beklagten täglich, wenn wir nach Köſen hinauswanderten, daß der Uebergang aus Sachſen in die Romantik Sachſens — denn alſo betrachtet man die ſächſiſchen Herzogthümer, die thüringiſchen Länder der Erneſtiniſchen Linie — nicht einen poetiſcheren Namen trüge. Die „Pforte" entſchädigt dafür, die berühmte Schule „Schulpforte" nämlich, eine halbe Stunde jenſeits der Saubrücke. An einem wohlbeſtandenen Waldhügel gelegen und ſeit Jahrhunderten eine würdige Stätte gelehrter Bildung, ein Stolz neben den ſtolzen Fürſtenſchulen Sachſens, weiſt ſie auf ihren Namen hin und ſagt: Ich bin die Pforte zu Thüringen.

Trotz all dieſer äußeren Hilfsmittel hatte ich eine traurige Exiſtenz, denn die Nachwehen der Hausvogtei brachen hervor und ſchienen mich vernichten zu wollen. Der Körper, ſo lange eingeſperrt und gemartert, hatte alle Spannkraft verloren und neigte zu immerwährendem Schlafe. Bekanntlich ſtarb Leſſing auf ſolche Weiſe, daß ſteter Schlaf ihn einhüllte und ihm allmälig das Leben ganz erſtickte. Dies Bild ſtand mir täglich vor Augen und dabei die niederſchlagende Einſicht, daß ich auch in geſundem Zuſtande nicht ein halber Leſſing werden könnte, jetzt aber in ſo unfähigem Zuſtande gar kein Schriftſteller bleiben oder werden könnte, ſondern in Dürftigkeit verkommen müßte. Ich ſollte doch erwerben für den täglichen Lebensunterhalt, und konnte es nicht; wenn ich eine Viertelſtunde am Schreibtiſch ſaß, da fiel mir die Feder aus der Hand und ich ſchlief ein. Die Nerven waren durch die neun Monate Berliner Gefängniß völlig erſchlafft.

Es war umſonſt, daß ich nach Köſen hinauszog, um freie Landluft einzuathmen. Köſen war damals noch klein und leer, die Soolbäder dort kamen erſt in geringem Grade zu Anſehen, und nur eine kleine Anzahl von Frauen fand ſich ein mit ſkrophulöſen Kindern; die Eiſenbahnen fehlten noch, und mit ihnen fehlte die ſommerliche Völkerwanderung aus Berlin, welche jetzt alle ſogenannten ſchönen Gegenden in Norddeutſchland unſicher macht. Köſen bot noch reine Luft und Landleben und ich hatte mich eingemiethet oben am Heerwege bei Hammerling, dem berühmten Kuchenbäcker, an deſſen Schwelle jeder des Weges Fahrende anhielt, um ein Stück Kuchen zu kaufen und zu verzehren. Denn Kuchen und ſaure Milch ſind Nationalgenüſſe hier, wo Sachſen und Thüringen ſich die ſtammverwandten Hände reichen. Wie ein verkrüppelter Soldat ſaß ich da ſtundenlang im Fenſter und hörte den trivialen Geſprächen zu, welche von den Kuchenеſſern geführt wurden, ich war auf dem geraden Wege, wie man in Oeſterreich ſagt, ein Trottel zu werden.

Mühſam ſtellte ich aus einzelnen Aufſätzen der „Eleganten Zeitung“ einen Band zuſammen und nannte ihn „Moderne Charakteriſtiken“. Gutzkow, der mir behilflich war, Buchhändler-Honorare zu erwirken, hatte mir dieſen Titel vorgeſchlagen. Mir klang das garſtige Wort „Charakteriſtiken“, als ob mich ſpitze Nägel ins Ohr ſtächen. Aber richtig war es, und wir haben uns in den letzten Jahrzehnten an eine Anzahl von Ausdrücken gewöhnt, welche aus modernen Begriffen ſtachlig hervorgewachſen ſind. Darin ſind wir viel robuſteren Ohres geworden, als wir es früher waren. Der wohllautenden Dichterſtimmung näher, welche die Verſe Goethe's, Schiller's und der Romantiker in uns Allen erzeugt, waren wir für den Wohlklang der Worte viel empfindlicher, und ſelbſt Goethe, der aus geſundem Bedürfniß manch neues Wort eingeführt, hatte vielfachen Widerſtand gefunden, namentlich in Norddeutſchland. Als Heine zum Beiſpiele den Titel brachte: „Franzöſiſche Zuſtände“, da ſchüttelte man den Kopf über den unbrauchbaren Pluralis „Zuſtände“, und als darauf hingewieſen wurde, daß Goethe dieſen Pluralis eingeführt habe, da ſagte man ärgerlich: Der hat gar oft Worte gebraucht, welche nicht hochdeutſch ſind!

Die Schulmeiſter haben noch nie zugeſtanden, daß der Dichter die Sprache fortpflanzt; ihre Enkel ſchwören erſt auf das, was die Großväter verworfen, und ſie verwerfen zur Entſchädigung dafür wieder das neueſte Dichterwort.

Friſche Luft, der Athem Gottes und für mich von Kindheit auf die Univerſal-Medicin bei jeglicher Stockung des Leibes und Geiſtes, friſche Luft ſtand mir aber doch ausgiebig zu Gebote, und ich ſuchte ſie auf, ſoweit die dürftigen Kräfte Bewegung geſtatteten. Das linke Saal-Ufer bei Köſen erhebt ſich ſteil und zieht ſich in dieſer Erhöhung eine lange Strecke dahin. Dort oben über den ſogenannten „Saalhäuſern“ war es menſchenleer und ortsleer, dort ſtrich thüringiſche Alpenluft über eine wüſte Hochebene, dort hinauf ſchleppte ich mich täglich, um mein verdorbenes Blut anzufriſchen. Ein kleines Häuschen ſtand hoch oben über den Saalhäuſern, und dies war gemiethet von Naumburger Referendarien, unter denen zahlreiche Naturſchwelger. Heute fand ich Den, morgen Jenen, Schulze-Delitzſch am öfterſten. Da ſaßen wir ſtundenlang auf der Bank und ſchauten wie Moſes auf das gelobte Land hinunter, einander unter entſagendem Lächeln fragend: Wird etwas Lobenswerthes für uns entſtehen in dieſem Kanaan-Deutſchland, welches überall die jungen Baumſprößlinge nur zu Ruthen benützt? Die preußiſchen Referendarien waren wie die damaligen Schriftſteller auch ganz und gar auf Entſagung angewieſen. Ein Jahrzehnt unbeſoldeten Dienſtes hatten ſie vor ſich, um bei gutem Glücke endlich achthundert Thaler Beſoldung zu erringen, und Jedermann ſah nur im Staatsdienſte ſein Fortkommen; die Welt war eingeengt von einem Bretterzaune, welcher Amt hieß, kleines Amt. Schulze-Delitzſch zeigte wol darüber hinaus, aber man fand das phantaſtiſch, und ich dürftiges Schriftſtellerlein war auch ein abſchreckendes Beiſpiel für die ſogenannte Freiheit vom Staatsdienſte.

Weit drüben über Köſen hinaus, am rechten Saal-Ufer, wo die Höhen ſich ſanfter erheben, winkte uns die Ruine der Rudelsburg herüber, und ſprach: Am Ende war's zu meiner

Zeit, im Mittelalter beſſer; da waren die Einzelnen ſelbſtſtändig und bildeten ſich frei und tapfer ihr Leben! — „Ja,“ rief Schulze dazwiſchen, „wenn ſie zu der kleinen Anzahl von Herren gehörten, die als Herren geboren waren. Wer es mit der Geburt nicht getroffen, der war und blieb ein Nichts. Wir ſind doch ſchon viel weiter, und wir werden auch durch die jetzige Enge der Staats-Hämorrhoidarien hindurchkommen.“

Der Begriff des Staats-Hämorrhoidarius, welchen die „Fliegenden Blätter“ ſpäter erfunden, war damals in der Bildung begriffen, will ſagen: es wurde uns klar, daß ſolch ein Weſen ein dürftiger Homunculus wäre.

Menſchenfreundliche Aerzte in Naumburg und Köſen bewieſen mir übrigens, daß ich zur Herſtellung meiner zerrütteten Unterleibsnerven entweder Karlsbad oder ein Pferd brauchte. Karlsbad war unerreichbar, denn ich durfte meine Bannmeile nicht verlaſſen, und zur Haltung eines Pferdes hatte ich kein Geld. Wann hätte aber je der bloße Mangel an Geld einen phantaſtiſchen Menſchen davon abgehalten, eine Thorheit zu begehen oder etwas Großes zu unternehmen? Vom Vaterhauſe in Sprottau, das immer Pferde beſaß, lag die Vorliebe für dies edle Thier in meinem Weſen, und ziemlich unbedacht fuhr ich eines Morgens ins nahe Weimar'ſche hinüber zu einem Pferdemarkte. Buttſtädt heißt der Ort, welcher in dieſer Landſchaft als Roßmarkt den höchſten Ruhm beſitzt. „Du willſt nur ſchöne Thiere ſehen,“ ſagte ich mir, „du willſt durchaus nicht kaufen!“ Da wurde am Eingange des Ortes ein goldbraunes, wohlgenährtes Roß an uns vorübergeritten, und mein Begleiter, ein gefälliger Oekonom, rief mir zu: „Wie wär's, Doctor, mit dieſer Graditzer Stute?“ — „Gewiß nicht! Gerade dieſe Gattung iſt nicht mein Geſchmack. Ich liebe ſchlanke Thiere“ — und als wir Nachmittags den Markt verließen, ſaß ich auf dieſer Graditzer Stute; ich hatte ſie gekauft.

Das Thörichteſte, was ich in meiner Lage thun konnte! Ich hatte kaum ſelbſt zu eſſen und ſchaffte mir einen Freſſer an, der täglich mehrmals Hafer brauchte, und einen Wärter und einen Stall. Vielleicht ſtachelte aber doch nun das tägliche Bedürfniß meine Nerven an: es mußte etwas erworben, es mußte alſo geſchrieben werden, und ich brachte einige Novellen zu Stande für mein Roß, „Liebesbriefe“ und die „Schauſpielerin“ betitelt. Außerdem mußte das Roß benützt werden, ich mußte alſo täglich in den Sattel und hinaus ins Weite. Das weckt und verlockt. Bloße Gelegenheit iſt oft die Mutter großer Unternehmungen. Meine Stute war ſtätiſch, will ſagen, eigenwillig, und ich hatte weder Luſt noch Kraft, ſie zu erziehen. Zuweilen wollte ſie links, wenn ich rechts wollte, und zuweilen ließ ich ſie, um mich in keinen Streit einzulaſſen, ruhig gewähren. So kam ich in Gegenden, in welche ich gar nicht gewollt hatte, und ſo wurde die ſtaatsrechtliche Frage angeregt: Wie weit darfſt du denn überhaupt? Iſt die Strecke zwiſchen Naumburg und Köſen die unüberſchreitbare Bannmeile? Sollſt du ans Kammergericht in Berlin, wo dein Proceß liegt, ſchreiben, wie weit links oder rechts deine Stute laufen dürfe? Fängt man aber nur einmal an, die ſtaatsrechtlichen Begriffe zu dehnen, ſo werden ſie bald wie Kautſchuk. Einmal bei Sonnenuntergang ſah ich mich im „Webicht“, dem anmuthigen Gehölze vor Weimar, an die fünf Meilen von Köſen. Meine Stute hatte Neigung gehabt, den literarhiſtoriſchen Ort anzuſehen und anzuwiehern. Dann lenkte ſie links hinüber in die Hügel und brachte mich nach Jena. Dort konnte ich abſteigen, dort war vertrautes Land. Von hier war deutſche Burſchenſchaft und Demagogie ausgegangen, hier lebten noch alte Hähne aus der Wartburgzeit. Oken war freilich fort, aber Luden, der zeitlebens deutſche Geſchichte ſchrieb, lebte noch, und der taube Scheidler, ein kernfriſcher Patriot, und eine Zeitſchrift wurde hier herausgegeben: „Bran's Miscellen“, ein ſtilles, ſolides Blatt, welches den Hafer meiner Stute lieferte für kleine Beiträge, die ich von Köſen hinüberſendete; hier gab's bei meinem gutmüthigen Gaſtfreunde O. L. B. Wolff, einſt Improviſator, jetzt Profeſſor, einen geſelligen Abend mit jenen

Notabilitäten; hier wurde Deutſchland beklagt und neu aufgebaut. Herr v. Rochow hatte ganz Recht gehabt, als er mir zuerſt Naumburg abgeſchlagen wegen gefährlicher Nachbarſchaft; denn nun kam auch Leipzig an die Reihe, und das wurde für mich ſehr wichtig. Alles nur darum, weil ich mir leichtſinnig ein Pferd angeſchafft und nun Beſchäftigung brauchte für dies Pferd.

Julius Kiſtner nämlich, der liebenswürdige Gaſtwirth aus dem „Hôtel de Bavière“, beſuchte mich in Köſen und verlockte mich zu einer abenteuerlichen Expedition nach Leipzig. Von da war ich ja doch verbannt, ich durfte mich alſo dort nicht ſehen laſſen. „Trotzdem,“ rief Julius, „machen wir es möglich! Du reiteſt bis Lindenau, das letzte Dorf vor Leipzig, dort ſtellſt du gegen Abend dein Pferd ein und dort findeſt du meinen geſchloſſenen Wagen. Man kennt ihn, und am Thor fragt Niemand — es gab zu jener Zeit noch neugierige Thorwachen — ſo kommſt du unerkannt bis in den dunklen Hof des Hotel, und ich führe dich ungeſehen ins höchſte Dachzimmer. Dort beſuchen dich die Freunde während des Tages, und des Abends gehen wir vermummt aus. Was meinſt du?“

Ich meinte, das hätte einen reizenden Hintergrund. Ich hatte Julius bereits ausgefragt über alle Perſönlichkeiten, welche mich intereſſirten, und auch über eine Dame, welche ich bei meiner letzten, vom Miniſter Carlowitz bewilligten vierzehntägigen Anweſenheit flüchtig kennen gelernt. Sophie Schröder gaſtirte während dieſer vierzehn Tage im Leipziger Stadttheater, und ich war mit Guſtav Schleſier zur „Braut von Meſſina“ ins Theater gegangen. Dort ſah ich eine junge, ſchöne Dame dicht hinter uns im Sperrſitze. Schleſier kannte ſie und hatte mir oft von ihren geiſtigen Fähigkeiten erzählt. Es war die Witwe jenes freundlichen Profeſſors, deſſen Gaſt ich zu einem Balle im „Hôtel de Pologne“ geweſen und welcher bald darauf geſtorben war. Ich hatte die junge Frau, welche an jenem Tage unwohl geweſen, nicht geſehen; ich ſah ſie hier im Theater zum erſtenmale und wurde hier mit ihr bekannt. Nach der Vorſtellung geleiteten wir ſie nach Hauſe; nur bis an die Hausthür, ſie war zurückhaltenden Weſens. Ich hatte ſie ſehr anziehend gefunden, und als ich jetzt nach Naumburg gekommen, hatte ich mich angelegentlich nach ihr erkundigt. „Sie iſt mit ihrem Bruder" — hatte ich erfahren — „ſchon ſeit langer Zeit auf Reiſen und jetzt in Frankreich." Julius aber konnte mir nun berichten: Sie iſt zurückgekehrt und lebt ſtill in der Johannisgaſſe, geſellig faſt nur im Brockhausſchen Kreiſe verkehrend. Im Brockhaus'ſchen Kreiſe war ich eingeführt, dorthin konnte ich des Abends ſchleichen, und vielleicht konnte ich ſie dort finden: die Expedition wurde alſo beſchloſſen.

So erwachte doch endlich das Leben wieder mit ſeinen kleinen und großen Reizen, will ſagen mit ſeinen Träumen in die Zukunft hinaus. Wir leben ja faſt Alle ſo ungeſchickt, daß wir das Glück nie in der Gegenwart finden, ſondern immer in der Zukunft ſuchen.

Es war ein friſcher Herbſtmorgen, als ich von Naumburg nach Leipzig ritt, an der röthlichen Schönburg vorüber, über Hügelflächen und Thalmulden nach Weißenfels hinab. Im dreißigjährigen Kriege hieß dieſer Weg ein „Paß". Wallenſtein wie Guſtav Adolph wollten ihn haben; Guſtav Adolph errang ihn raſch und drang vor bis Weißenfels. Von da nach Leipzig hinab wird das Land eben, wird Schlachtfeld-Terrain; und ich ritt jetzt, mit den meiſten Local-Verhältniſſen jener Schlacht vertraut, langſam wie ein Sachverſtändiger die Straße entlang auf Lützen zu, Guſtav Adolph's gedenkend. Es gab eine Linie ſächſiſcher Herzoge, welche Sachſen-Weißenfels hießen und ſich ein Schloß in Weißenfels erbaut hatten. In dieſem Schloſſe, deſſen graues Schieferdach grell abſticht von den weißgelben Mauerflächen, übernachtete heute Colloredo, der kaiſerliche General Friedlands, und morgen übernachtete da der Schwedenkönig, und übermorgen übernachtete da dieſer Schwedenkönig noch einmal, aber als Leiche — die Schlacht bei Lützen lag dazwiſchen. Raſch,

raſch waren die Dinge hier gegangen, und mich haben dieſe Dinge um Lützen perſönlich immer mit betroffen; das erſte Stück, welches von mir aufgeführt wurde, „Guſtav Adolph", ſchloß auf dem Schlachtfelde von Lützen; Anno zweiunddreißig ferner, als man den zweihundertjährigen Gedächtnißtag der Lützener Schlacht feierte und den Schwedenſtein errichtete, ein Denkmal des Schwedenkönigs, da war ich als junger Kiel in die Welt eben nach Leipzig gekommen und hatte mir einen großen Fuchs gemiethet, um die Feier am Schwedenſtein cavaliermäßig mitzumachen. Das war auch gelungen, ſo weit dies bei rauhem Herbſtwetter — das Wetter war ganz wie 1632 — möglich war; auf dem Rückwege nach Leipzig aber war mein trabender Fuchs geſtrauchelt und war kopfüber mit mir hinabgeſtürzt in einen klaftertiefen Chauſſeegraben. Die Action hatte alle Chancen des Halsbrechens für ſich gehabt, Roß und Reiter betreffend, und ich betrachtete jetzt von meiner Graditer Stute dieſen bedenklichen Chauſſeegraben, welcher noch unverändert beſtand, und ſchwelgte in der angenehmen Erinnerung, daß ich damals den Hals nicht gebrochen hatte. Ich ahnte nicht, daß dieſer Weg von Lützen nach Leipzig noch mehrmals ſchickſalsſchwer für mich werden, daß er diesmal ſchon ein Schickſalsweg für mich werden ſollte; ich ſtellte meine Stute in Lindenau ein, ich ſtieg in die geſchloſſene Kutſche Julius Kiſtner's, ich fuhr unerkannt durch das Ranſtädter Thor — da, wo Napoleon unbekümmert um ſeine eigenen Truppen die Brücke ſprengen ließ Anno 13, um die Verfolgung zu hemmen — ich kam unentdeckt ins Dachzimmer des Hotels und war alſo wieder mitten in verbotenem Terrain, mitten in politiſcher Frevelthat, ein unverbeſſerlicher Böſewicht! Dabei blieb es nicht: vermummt ſtieg ich in die Gaſſen hinab bei mäßigem Laternenlichte und ſchlich nach der Querſtraße hinaus ins Brockhaus'ſche Hotel, um — Roman! Roman-Erfindung! ruft jeder wohlerzogene Menſch, wenn ich jetzt erzähle, daß jene Dame wirklich dort am Theetiſche ſaß und mir einen Hummernſalat präſentirte, als ich gerade neben ihr Platz gefunden — unwahrſcheinlicher Roman!

Wobei ſoll ich ſchwören, daß ich nackte Wirklichkeit berichte? Sie iſt eben mitunter auch romantiſch.

Das war ein Abend, welcher die ganze Stadt- und Hausvogtei vergeſſen machte! Und Frau Brockhaus verſtand die Wünſche eines in Liebe ſegelnden Staatsgefangenen; ſie veranſtaltete ein gemeinſchaftliches Mittageſſen zum nächſten Tage. Mittageſſen! Ich mußte ja das Tageslicht ſorgfältig ſcheuen in Leipzig, wie ſollte ich Mittags —? Ah, Leidenſchaft iſt erfinderiſch! Damals gab es in Dresden und in Leipzig noch Portechaiſen; eine ſolche ward an die Treppe des „Hôtel de Bavière" beſtellt, und mit verbundenem Antlitze ſtieg ich in dieſelbe, ihre Vorhänge feſt zuziehend. So wurde ich wie ein ehrwürdiges Weſen mitten durch die Stadt getragen, und als ich im Brockhaus'ſchen Hofe ausſtieg aus meiner Kutſche, trat eben wieder meine Coeurdame durch's Hofthor ein, und ich konnte ſie zu Tiſche führen — es waren Tage des märchenhaften Gelingens, wie ſie glücklicherweiſe in jedem Menſchenleben vorkommen. Die ſächſiſche Polizei ſtörte mich auch nicht, wol aber machte wiederum eine preußiſche Polizei-Behörde ein grelles Ende. Tzſchoppe hieß wiederum dieſe Behörde. Am nächſten Morgen nämlich, als ich noch träumend im Bette lag, wird die Thür meiner Dachſtube aufgeriſſen und ein roſig geſund ausſehender Mann ſtürmt herein und ſchwingt eine Zeitung wie eine Fahne. Eine Sturmfahne, eine Trauerfahne! Der Mann war Theodor Mundt, und aus der Zeitung las er mir vor: daß eine frevelhafte literariſch-politiſche Verſchwörung entdeckt und unter dem Namen „Junges Deutſchland" mit Bann und Interdict belegt worden ſei. Was dieſe „jungen Deutſchen" je geſchrieben und was ſie je ſchreiben würden, das ſei verboten und werde confiſcirt. „Heine, Gutzkow, Wienbarg ſind unſere Genoſſen" — fuhr Mundt fort — „der vierte heißt Laube und liegt im Bette, der fünfte bin ich, der vor dieſem Bette ſteht und Wehe! ruft über den Papſt Tzſchoppe.

Denn Tzſchoppe hat dieſe moderne Bannbulle, hat dies Interdict, welches uns alle Buchhandlungen verſchließt, erfunden und ſogar beim Bundestage durchgeſetzt. Wir müſſen Handarbeiter werden, gedruckt wird von uns nichts mehr. Der Bettelſtab iſt unſer Loos, nicht einmal des Tannhäuſers Stab, welcher ausſchlagen und grünen konnte bei gründlicher Bekehrung. Können wir uns bekehren?!“

So flog mein neuer Liebes- und Lebenstraum in alle Lüfte, ich aber auch vom Lager auf mit dem feſten Vorſatze, alle polizeilichen Aufenthalts-Verordnungen von mir zu ſtoßen und ihnen zum Trotze unmittelbar nach Berlin zu fahren und dieſen kleinen blonden Papſt, Ecke der Charlotten- und Behrenſtraße, zwei Treppen hoch, zur Rede zu ſtellen wie Einer, der zum Aeußerſten entſchloſſen iſt. „Er läßt Sie wieder einſperren!“ rief Mundt. — „Einerlei! ich habe das Bedürfniß, mich zu wehren.“

Und ſo geſchah es. Achtundvierzig Stunden ſpäter trat ich in jenes Haus, wo Gans unten ſchrieb, Herr v. Stägemann im erſten Stocke litt und im zweiten Stocke der kleine politiſche Papſt jeden Abend zu ſprechen war. Ich zog reſolut die Glocke, es ward geöffnet — ich ſtand vor ihm.

27.

Ich meinte, er wollte an die Decke ſpringen, der kleine Blondin, Herr v. Tzſchoppe, als er meiner anſichtig wurde. Ein polizeiliches Gebot zu übertreten war damals kaum denkbar in Preußen. Die gute preußiſche Staatsſitte, das Geſetz zu achten und zu halten, es koſte was es wolle, ging und geht durch alle Schichten des Volkes in Preußen, und dieſe Sitte bildet das

Rückgrat des Staates. Eine gute preußiſche Regierung muß ſich aber hüten, ein Spiel zu treiben mit dieſer guten Landesſitte: ſie muß nicht leichthin, nicht willkürlich Gebote und Verbote erlaſſen, ſie muß die Geſetzgebung nicht in die Hände der Polizei legen. Die Polizei iſt eine nützliche Anſtalt der Aufſicht und Vorſicht; ſie muß nicht mehr ſein wollen, ſonſt verleidet ſie den Menſchen das Leben, vernichtet auch die nothwendige, unter jeder Regierungsform nothwendige Freiheit, die unſchuldige Freiheit, und verrückt die Seele des Staates, verrückt die Geſetzgebung, welche einen höheren Standpunkt, weitere Umſicht, tiefere Vorbildung braucht, als die Polizei haben kann.

In Preußen beſorgte damals die Polizei Alles, und Tzſchoppe war ihr Haupt. Der Hausminiſter Wittgenſtein bevollmächtigte ihn und die Miniſter, der Polizeiminiſter ſelber, mußten mit einer Anzeige begnügt ſein, daß dieſe oder jene Maßregel nothwendig befunden worden, zum Beiſpiele der Bann, welcher fünf Schriftſteller aus der Reihe der Lebendigen ſtrich.

Bei allem Reſpect vor dem Geſetze, der auch mir in Preußen auferzogenem Menſchenkinde inne wohnte, hatte ich doch eine ſtarke Empfindung davon, daß ſolch ein Bann unſtatthaft wäre, und ſelbſt von den ſtrengſten Regierungsmännern nicht gebilligt werden könnte. Solch ein Bann widerſprach dem proteſtantiſchen Weſen, welches in uns Allen durch Erziehung und kirchliches Gewiſſen tiefe Wurzeln beſaß. An dieſe Wurzeln klammerte ſich auch jetzt unwillkürlich meine Rede, mit welcher ich dem vor Entrüſtung über mein Erſcheinen faſt ſprachloſen kleinen Polizeihaupte entgegentrat. Ich ſprach von einem Papſtthum, welches die Polizei in Preußen errichten zu wollen ſcheine. So etwas aber, wie das Verbot der Zukunft, habe ſelbſt das Papſtthum noch nicht decretirt. Das zu verantworten ſei unmöglich in einem proteſtantiſchen Staate.

Daß ich dieſe Saite anſchlug war mir offenbar von großem Vortheile. Die politiſche und polizeiliche Frage verſchwand davor, und dieſer Geſichtspunkt proteſtantiſcher Freiheit war auch einem Herrn v. Tzſchoppe nicht gleichgiltig. Er ſtimmte auf der Stelle ſeinen Ton herab, und ging auf Discuſſion ein.

Ueberhaupt — ſo ahnte mir damals ſchon, und ſo ſeh' ich es jetzt an — fühlte ſich Tzſchoppe durchaus nicht ſicher in ſeinen Schuhen. Der König war alt, ſein Haltpunkt, Fürſt Wittgenſtein, war alt, der Kronprinz — ſpäter Friedrich Wilhelm IV. — galt für einen Verächter des Polizeiweſens in der Politik, was ſtand zu erwarten, wenn ein Todesfall eintrat? Inneren Halt einer tieferen Ueberzeugung beſaß Herr v. Tzſchoppe nicht, er war ein leichter Verſtandesmenſch mit geſchickter Routine. Fürſt Hardenberg hatte den kleinen, äußerſt geſchmeidigen Jüngling aus Görlitz — Görlitz war eben erſt preußiſch geworden — in ſein Bureau genommen, und hatte ihn ſeiner anſchmiegenden Behendigkeit wegen gefördert. Bureaukratiſch war er in die Höhe gekommen, und von eigenen politiſchen Gedanken war nichts in ihm; irgend einer ſchöpferiſchen Fähigkeit war er nicht mächtig, das eben giltige Handwerkszeug der Politik war ſein Alles — was konnte er in ſtillen Stunden von ſeiner Zukunft hoffen? Nicht gar viel Tröſtliches. Es mußte ihn alſo recht unbequem anmuthen, als Polizeipapſt verſchrieen zu werden, und dem proteſtantiſchen Weſen, in welchem er ſelbſt aufgewachſen, als ein Tetzel gekennzeichnet zu werden. Wahrſcheinlich ſtammte die Formel von dem Verbote auch unſerer „Zukunft" von ihm perſönlich — kurz, es war ihm unbehaglich zu Muthe bei dieſer proteſtantiſchen Apoſtrophe, und er kam nicht mehr darauf zurück, daß ich augenblicklich nach Naumburg zurückkehren müßte, wie er mir Anfangs ſchneidend angekündigt hatte. Ich wiederholte eben ſo wenig, daß ich in Berlin bleiben würde, um meine Schritte zu thun, gegen die päpſtliche Maßregel, und ſo ſchieden wir von einander, ohne die Aufenthaltsfrage „bereinigt" zu haben, wie ein officieller Ausdruck lautet. Er entließ mich mit jenem ſüß ſauren Lächeln, welches ſein knabenhaftes, roſenrothes Geſicht in Falten kniff um Augen und

Mund, und welches eben ſo gut zum „Gehorſamen Diener“ paßte, wie zu dem Gedanken: „ich werde Dich ſchon noch faſſen“ Es war ein Köpfchen und ein ſpitzes Auge wie eines Marders oder eines Iltis.

Ich blieb in Berlin; dies Unerhörte ereignete ſich: eine höhere Polizeiweiſung blieb unbeachtet. Das Polizeiminiſterium hatte mich nach Naumburg verwieſen, und fragte jetzt nicht nach mir, obwol ich mich in der Kronenſtraße zu Berlin eingemiethet hatte. Sicherlich hatte Herr v. Tzſchoppe die Notiz ins Miniſterium gegeben: man laſſe ihn!

Varnhagen und Gans ſagten: „Das iſt ein wichtiges Symptom, ſie fürchten ſich, weil ſie mit dem Verbote der Zukunft zu weit gegangen ſind“

War dies damalige Berlin aber öde, unintereſſant und langweilig! Ich ging zuweilen ins Theater, um nur irgend eine Unterhaltung zu haben, obwol mich das Theater damals nicht beſonders intereſſirte, und das Hofſchauſpiel von ganz geringer Bedeutung war. Kleine Luſtſpiele, kleine Ballete waren die Liebhaberei des alten Königs, der jeden Abend hinter dem rothen Vorhange in der Proſceniumsloge ſaß, neben ihm die Fürſtin von Liegnitz, eine wohlwollende, beliebte Dame. Die draſtiſche Komik Gern's mußte den ſtillen friedfertigen Menſchen für Alles entſchädigen, auch für den eintönigen täglichen Spaziergang nach Charlottenburg. Anregend war dabei nur, daß man als Raucher ſich nicht vergeſſen, und nicht links oder rechts in den Thiergarten einbiegen durfte; denn alsdann wurde man von Gendarmes abgefaßt; nur auf der großen Landſtraße durfte man rauchen. Der berühmte Philologe Böckh marſchirte auch da alltäglich, und der hatte etwas Tröſtliches für mich. Er ſtammte aus Baden, und verleugnete ſeinen friſchen ſüddeutſchen Urſprung auch auf der Charlottenburger Chauſſee nicht: er ſchimpfte wie ein Rohrſperling auf die unerträgliche Polizeiwirthſchaft. Alle Jahre einmal in einer großen wiſſenſchaftlichen Rede vor dem gebildeten Publicum entſchädigten ſich ſolche liberale Gelehrte für den ausgeſtandenen langweiligen Druck des Jahres. Da wurde ein geſchichtliches Thema ſo behandelt, daß hinter geſchickt drapirten Schleiern ein gefährlicher Freiſinn vermuthet werden konnte. Bei Böckh war dieſer Schleier auffallend durchſichtig, und man ſprach mehrere Tage von ſeinem Wagniß.

Ich ſelbſt war ökonomiſch in der bedrängteſten Lage. Die Buchhändler zuckten die Achſeln: was war ein Buch ohne Autornamen! Das Publicum intereſſirte ſich für uns junge Autorenbrut, aber das Leſepublicum und noch mehr das Kaufpublicum iſt ſchwerhörig und kurzſichtig: es hört und ſieht nicht auf ein Buch, welches anonym erſcheint. So gewichtige, geheimnißvolle Stoffe, welche an ſich Aufſehen machen konnten, beſaßen wir ja nicht, um blos dadurch die Aufmerkſamkeit aufzurütteln; wir waren mit dem Untergange bedroht in dem großen Ocean des deutſchen Büchermarktes.

Ziemlich verſtopft war ich außerdem noch in den feineren Gängen geiſtiger Production, denn die Nachwehen der drückenden Gefangenſchaft laſteten immer noch auf meinen Organen! Dumm! dumm! dumm! ächzte ich faſt jeden Morgen, wenn ich mich an den Schreibtiſch ſetzte. Es war eine hoffnungsarme, trübſelige Exiſtenz dort in der Kronenſtraße.

Und an aufmunterndem Umgange fehlte es auch. Den Berlinern mit der ewigen Verſicherung „ſo kann's ja in Preußen nicht bleiben!" glaubte ich kaum noch; was half mir auch noch ein Wechſel nach ſo und ſo viel Jahren! Unterdeſſen verdarb ich. Was half er mir perſönlich überhaupt, wenn mein Hirn ſo vertrocknet blieb!

Und ein paar Nichtberliner, die mich öfters aufſuchten, erhoben meinen Muth auch nicht abſonderlich. Der eine gewiß nicht, der ſchlug ihn ſyſtematiſch nieder. Beide waren Juden, ans Leiden gewöhnt. Leidensgefährten erhöhen gewöhnlich unſere Melancholie. Jener Eine, welcher mich ſyſtematiſch niederdrückte, hieß Joel Jacoby. Ich hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Dort focht er Anfangs unter der liberalen Fahne mit Aphoriſmen ſentimentalen Geiſtes. Die ſammelten ſich zu einem Büchlein, „Klagen eines Juden“ betitelt, welches Theilnahme erweckte hie und da. Moderne Gedanken in Pſalmenſtyl, verſetzt mit altteſtamentlichen Anſchauungen. Augenaufſchlagen zu Jehovah, der ſich um Alles kümmern ſollte, um's Herz, um die Geldtaſche, um die Stellung in der Gemeinde. Es hat etwas Familiäres, etwas Intimes dies Verhältniß des gläubigen Monotheiſten zu ſeinem Gott. Es iſt ein Stab, welcher die Juden geſtützt hat ſeit weiland Titus. Und der talmudiſche Eſſig im Munde, welcher die Gedankengaſe zerſetzt, hat ſie das Wandern durch Europa, welches für ſie eine austrocknende Wüſte, überdauern laſſen. Aber für mich war jetzt in Berlin ſolch ein Autor in Sack und Aſche keineswegs ermunternd. Am wenigſten dadurch, daß er ſeinen Frieden gemacht hatte mit der Regierung. Nach und nach erfuhr ich nämlich, daß ſein Liberalismus, wie man ſich ausdrückte, conſervativ geworden, und daß er den Rochows und Tzſchoppes diente. Auf meine Vorwürfe ſetzte er mir auseinander: er ſei nur vom Südpole zum Nordpole gegangen, Pol ſei Pol, ſein Liberalismus beſtehe nach wie vor, er ſehe nur anders aus. Wir liberaliſirten nur mit Haut und Knochen, er ſuche aufs Blut zu wirken, und er nütze dort der guten Sache weſentlich, während wir am Ende ganz zur Unthätigkeit verdammt würden, wie Figura an mir bereits zeigte. Renegat! rief ich; er zuckte die Achſeln, ging fort, und blieb Wochen lang aus. Dann kam er einmal wieder, verſuchte zu lachen, und fragte, ob wir nicht das Thema ganz ſtreichen könnten aus unſern Geſprächen? — Nein. — Nun, dann werd' ich Ihnen beweiſen, wie nützlich ich bin! — Und nun ſchilderte er wirklich Dinge im Staatsleben, welche uns ſeitab lagen, und für welche er wohlthuend einwirken könnte. Auch wußte er wirklich Fragen des Liberalismus zu vertiefen — er war ein denkender Kopf, ein geiſtvoll ſpintiſirender Menſch — und wußte nachzuweiſen, daß er darin förderlich wäre. Nicht bei Tzſchoppe, welcher kurzen Gedärms, aber bei Rochow, welcher nicht viel gelernt, aber ein ſtaatsmänniſches Naturel habe.

Dieſer Joel Jacoby aus Königsberg mit ſchwankendem, wie knochenlos ſchlotterndem Leibe, mit zigeunerartigem Teint und mohrenkrauſem Haar, mit erſichtlicher Feindſeligkeit gegen das Waſchen und ſauber gehaltene Kleidung, hat wirklich eine intime Schriftſtellerpoſition bewahrt in der preußiſchen Regierung bis in die parlamentariſche Zeit hinein, und hat ſie nur durch ſeinen Tod verloren. Ich bin ihm nach langen Zwiſchenräumen zuweilen wieder begegnet, in Karlsbad zum Beiſpiele, und muß ſagen, daß er ſich immer auf der Höhe ſeiner abſonderlichen Stellung erhielt, die Oppoſitionswelt bekämpfend und für ſeine officielle Welt immer eigenthümliche Begründung ſuchend.

Mir hat er immer einen wärmeren Antheil bewahrt, und nie unterließ er, wenn wir uns oft nach Jahrzehnten einmal wiederſahen, lebhaft zu fragen: Nennen Sie mich noch Renegat? Verurtheilen Sie noch immer meinen damaligen Uebergang? Nichts lag ihm ſo am Herzen als die Antwort hierauf. Das Gedächtniß verläßt uns im Alter, nicht aber das Gewiſſen.

Der zweite Jude, der viel öfter als Jacoby zu mir auf die Kronenſtraße kam, hat die ganz entgegengeſetzte Laufbahn gemacht: er ſteht jetzt an der Spitze der ſtrengſten liberalen Richtung in Berlin. Er war noch ganz unbekannt, und ſchrieb kleine Hilfsartikel für Journale, welche elendiglich honorirt wurden. Er war arm wie eine Kirchenmaus, und ich ſogar, der auch nur wenig zu brechen und zu beißen hatte, erſchien wohlhabend neben ihm. So kam er denn eine Zeitlang gewöhnlich um die Mittagszeit zu mir, und theilte mein dürftiges, geſchmackloſes Mittagsmahl mit mir, welches ich aus einem nahen wohlfeilen Speiſehauſe auf mein Zimmer holen ließ. Er kam immer nur einen Tag um den andern, ſicherlich aus Beſcheidenheit; denn wahrſcheinlich ſpeiſte er an dem dazwiſchenliegenden Tage gar nicht. Beſcheidenheit, weiche Herzensgüte, tiefes Wohlwollen für die ganze Welt ſprach aus all ſeinen Aeußerungen, aus ſeinem ganzen Weſen. Er hatte die eigenthümliche Vorbildung genoſſen, welche bei den Juden auch den ärmſten Kindern zu Theil wird: die rabbiniſche Schulbildung in der hebräiſchen Sprache, die Kenntniß der Religions-Geſchichte und Geſetze, welche letztere bei den Juden faſt naturgemäß in die dialektiſche Form des Talmud und der übrigen poſthumen Bücher der Glaubenserörterung übergehen. Man ſollte glauben, die jüdiſchen Knaben verlören darüber viel Zeit für Erlernung nützlicher Wiſſenſchaft, und ihr Geiſt würde einſeitig gedrillt in den Evolutionen ſpitzfindiger Denkformen. Einen Nutzen hat dieſe Erziehung aber darin doch, daß eine ruheloſe Thätigkeit des Denkens in ihnen erweckt, und ihnen eine gewiſſe Syſtematik mitgegeben wird zum Kampfe um's Daſein. Haben dieſe Knaben wirklich Geiſt, ſo eignen ſie ſich dann als Jünglinge, wenn ſie herauskommen in den Tumult der Welt, leichtlich die verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften an mit dem früh erworbenen Handwerkszeuge des Geiſtes.

Deshalb ſtehen ſie auch den Proteſtanten immer näher als den Katholiken. Dem jungen Katholiken wird der Kirchenglaube als etwas Unfragliches überliefert, dem jungen Proteſtanten wird die Entſtehung deſſelben auseinandergeſetzt. Dieſe Entſtehung beruht auf Kämpfen. Da ſind die Streitpunkte zu erörtern, da iſt der geſchichtliche Zuſammenhang mit dem Anfange des Chriſtenthums nachzuweiſen, da wird der Urſprung aus der jüdiſchen Glaubensgeſchichte erklärt, da wird zuerſt und zuletzt die innere Rechtfertigung gelehrt. Es wird ein Proceß inſtruirt, welcher durch's ganze Leben gehen ſoll — und in alle Dem bebeſteht eine innere Verwandtſchaft mit den Juden. Deshalb treten auch die meiſten Juden, wenn ſie den Uebertritt zum Chriſtenthume organiſch vollziehen, zum Proteſtantismus über.

Dieſe Vorbildung hatte meinen jungen jüdiſchen Gaſt zum Studium feinerer Naturwiſſenſchaft geführt, und er erzählte mir davon, wenn der Austauſch über bibliſche Fragen, die mir als verdorbenem Theologen immer noch nahe lagen, erſchöpft war. Politik war eigentlich nicht ſeine Sache, wenigſtens nicht im

Wege der Parteifragen. Er hatte etwas von jenen ſemitiſchen Menſchen der Bibel, denen es ein Bedürfniß war, ſich in die Wüſte, in die Einſamkeit zurückzuziehen, um große Grundregeln religiöſer Wiſſenſchaft in ſich auszuarbeiten bis auf den Umfang weniger Sätze. Mit dieſen wenigen Sätzen kehren ſie dann unter die Menſchen zurück, und lehren ſanft und milde. Gutes zu ſtiften, die Menſchen glücklich zu machen iſt ihre Lebenstendenz; ſich ſelbſt vergeſſen ſie gern dabei. Ein Stück Brot findet ſich immer, und Waſſer überall. Luxus brauchen ſie nicht, und was heißt ihnen ſchon Luxus! Ich erſchrak in meiner Anſpruchsvölle, wenn ich das zufriedene Lächeln meines Gaſtes betrachtete. Obwol ein junger Mann, ſah er doch gar nicht jung aus: ſein Haar war ſchon dünn, ſeine Geſichtszüge waren ſchon gefurcht, und wenn er ſich erging in Ergießungen, wie Gerechtigkeit und Verträglichkeit einkehren werde bei den Menſchen, da ſagte ich wol: Sie ſind ein Schulmeiſter und werden einer bleiben!

Nun ja, er iſt einer geworden, aber ein ganz anderer als ich damals dachte. Sein Drang nach Gerechtigkeit und Verträglichkeit hat ſich feſter und feſter geſtellt, und mit Conſequenz und Nachdruck iſt er der wichtige, unerſchrockene Redacteur der „Volkszeitung" in Berlin geworden, welche einen ſo ſelbſtſtändigen und ſo tiefen Einfluß errungen hat in Preußen. Bernſtein — dies iſt ſein Name — iſt heute ein wichtiger, grundehrlicher Führer der unparteiiſchen Demokratie.

Ein recht ſtilles, kleinſtädtiſches Anſehen hatte Berlin damals in der Kronenſtraße, und all dieſen zahlreichen Parallelſtraßen der „Linden" in der Friedrichsſtadt. Breite Räume, niedrige Häuſer, ärmliche Bewohner, der Zukunft wartend, die damals Niemand erwartete. Der Nachtwächter hatte die Hausſchlüſſel und öffnete dem Schwärmer, welcher erſt nach zehn Uhr heimkehrte.

Ich ſetzte eine Broſchüre zuſammen, deren Titel den Autornamen entbehren könnte „Die franzöſiſche Revolution von 1789 bis 1830". Es war dies eine ſtille Verwegenheit, die Revolution als unbeendigt hinzuſtellen, und Alexander Duncker verlegte ſie, um mir ein kleines Honorar zuzuwenden. Dies Buchhandlungshaus der Duncker war ein Haltpunkt in Berlin: der Vater, ein patriotiſcher Preuße, über das Tzſchoppe'ſche Regiment verdrießlich die Achſeln zuckend, brachte in würdiger Ausſtattung die große Wiſſenſchaft, Leopold Ranke an der Spitze; der älteſte Sohn Max, ein profunder Hiſtoriker in jungen Jahren mit grauem Haare, ſetzte Becker's Weltgeſchichte fort, und gehörte als Burſchenſchafter zu uns Demagogen; der zweite Sohn Alexander war beſonnener Eklektiker; der dritte Sohn Franz war radical und wurde denn auch wirklich, ſobald Luftlöcher geöffnet wurden, Verleger jener Bernſtein'ſchen Volkszeitung. Das ganze Preußen in ſeinen guten Beſtandtheilen war in jenem Eckhauſe der franzöſiſchen Straße zu finden, und ich fand da einigen Troſt.

Man rieth mir dort unter Anderem, die „Reiſenovellen" fortzuſetzen. Sie wären populär, und könnten allenfalls den Autornamen entbehren. Das that ich mit meinen ſchwachen Kräften, bis ich mir ſeufzend eingeſtehen mußte: die Kräfte ſind zu ſchwach, du wirſt langweilig, und bedarfſt abſolut einer Blutverbeſſerung. Karlsbad! Aber hinaus ins Ausland durfte ich nicht, auch wenn mich, den „Gezeichneten", die damalige öſterreichiſche Regierung geduldet hätte. Sie hatte natürlich die Bulle gegen uns junges Deutſchland, ſie hatte den Bundesbeſchluß gegen uns, welchen Preußen zu Wege gebracht, mit heiligem Ernſte für ihre Staaten bekannt gemacht. Was alſo? Ein Handwerk ergreifen? Es wohnte ein Schuſter in meinem Hauſe, mit dem ich verkehrte. Auch in Glogau hatte ich längere Zeit in einer Schuſterwerkſtatt wohnen müſſen, ich war vertraut mit dieſem Handwerk, und der brave Meiſter unter mir war bereit, mich als Lehrling aufzunehmen und zu verköſtigen. Aber das ſtete Sitzen in dumpfer Zelle! Beſſer noch Maurer. Als Sohn eines Maurermeiſters hatte ich das als Knabe mitgetrieben, und dabei lebte man in der Luft. Wenn nur die zerriebene körperliche Kraft zureicht!

Da kam eine gute Botſchaft aus Mannheim. Mein junger Verleger dort, Heinrich Hoff, ſchickte Honorar für ein paar Bände Reiſenovellen, welche ich allmälig ſchreiben könnte. Guter Hoff! Da am Oberrheine war unſer Liberalismus in warmer Geltung. Jetzt rettete er mich; ſpäter aber ſtürzte er meinen ſanguiniſchen „Hoff“ ins Exil und in den Tod. Zwölf Jahre ſpäter nämlich trafen wir uns beim Vorparlamente in Frankfurt, und er hielt zur Fahne Hecker und Struve, und gerieth nach Amerika, wo ihn der Tod ereilte.

Ich ſchnürte jetzt mein Bündel, ohne die Polizei um Erlaubniß zu fragen, trug's in eine Droſchke, und fuhr hinüber in die belebtere Königsſtadt, wo die Poſt drei Uhr Nachmittags abging nach Stettin in Pommern. Dorthin wollte ich, und durch das „Haff“ hinaus nach Swinemünde an's Meer, wenn auch nur an die Oſtſee. Ihr Athem und ihre Wellen ſollten mich auffriſchen. Man hatte mir geſagt, es ſei dort wohlfeil, und ich wollte die „ordinaire“ Poſt nehmen, die für ein paar Thaler langſam nach Stettin rumpelte. Es ſchlug juſt zwei Uhr, als ich in den kleinen Nebenhof kam, in welchem das Bureau der Fahrpoſt war. Eine Stunde vor Abgang der Poſt mußte man ſein Billet löſen.

Ich eilte hinein, kaum zwei Minuten nach dem Schlagen der Uhr im Poſthofe trat ich ein und bat um das Billet. „Zu ſpät!“ hieß es kurz, „es hat Zwei geſchlagen!“ — Soeben erſt. — „Es hat geſchlagen!“ — Baſta! — Man gab mir wirklich kein Billet. Pünktlichkeit war die Deviſe; Zeitverluſt bedeutete nichts. Kein Menſch war vorgemerkt für den Poſtwagen; der Conducteur fuhr um drei Uhr allein ab. Der Staat verlor ſein Fahrgeld; aber der Beamte hatte ſeine Schuldigkeit gethan auf die Minute. „Ordnung muß ſin.“

Das hängt gewiß zuſammen mit der pünktlichen Organiſation, welche dem preußiſchen Heere die großen Siege ermöglicht hat. Aber die Verwandtſchaft iſt doch wol weitläufig.

Man durfte damals auch nicht einen Lohnwagen miethen, ohne auf der Poſt einen Schein zu löſen. Polizei und Poſt theilten ſich in die Beſchränkungen des Verkehrs. Der Staat ſchien dafür erfunden zu ſein, daß die Entwickelung niedergehalten würde.

28.

Da ſaß ich denn am Ausfluſſe der Oder, des Stromes, welcher meine Studienjugend in Glogau, in Breslau und bei den Landſitzen meiner Hauslehrerei begleitet hatte. Ich erkannte dieſe Oder nicht wieder in ihrer ſeeartigen Ausbreitung als Haff. Sie theilt ſich in drei Mündungen nach dem Meere hinaus. Die mittlere iſt bei Swinemünde, und ſie iſt ganz ſchmal. Steindämme ſchließen ſie ein.

Auf dieſem Steindamme ſaß ich alle Tage, und ſah in die endloſe Waſſerfläche hinaus, melancholiſchen Sinnes. Man übernimmt zu viel, dachte ich täglich, wenn man in jungen Jahren Politik ſchreiben will. Dazu gehört ja doch eigentlich eine Kenntniß und Beherrſchung aller Wiſſenſchaften. Sie münden ja alle in den Staat, wie alle Waſſer ins Meer. — Ich ſehnte mich nach einer Kunſtform, die man zu beherrſchen vermöchte.

Ein älterer Mann ſetzte ſich eines Tages neben mich. Ich wagte es nicht, ihn anzureden, obwol ich wußte wer er war. Sein Ruf ſchüchterte mich ein: er war als Nachfolger Hegel's nach Berlin berufen worden. Nachfolger Hegel's! Ein ſolcher Philoſoph flößte mir grenzenloſen Reſpect ein, wie man immer davor den größten Reſpect empfindet, worin man ſelbſt unfähig. Das abſtracte Philoſophiren im ausgerechneten Sinne eines Syſtems war für mich immer reine Mathematik, und die reine Mathematik war ſchon auf der Schule meine unheilbare Schwäche.

Der Mann hatte ein kleines Geſicht mit kleinen Zügen, und ich hätte ihm nach ſeinem Aeußeren nichts Großes zugetraut. Er hieß Gabler.

Allmälig iſt die Welt meiner damaligen phyſiognomiſchen Meinung geworden. Sie kennt jetzt ſeinen Namen nicht mehr. Man hat die bloß mathematiſche Fähigkeit, Gedankenformeln zu ordnen, damals überſchätzt; dieſe Fähigkeit hat nicht zugereicht für die Nachfolge Hegels.

In dieſer Richtung iſt überhaupt ſeit den Dreißiger- und Vierziger-Jahren eine tiefe Veränderung in Deutſchland vorgegangen. Noch bis in die Vierziger-Jahre hinein beherrſchte uns der philoſophiſche Formalismus; er galt für die höchſte Inſtanz, und alle ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Verdienſte wurden nur nebenher beachtet, eigentlich nur herablaſſend. Die Kenntniß der Gottesmacht in der Welt wurde nur im philoſophiſchen Syſteme geſucht und gefunden, und nur da geſchätzt, wo ſie in ſyſtematiſchen Formeln geſchloſſen auftrat. Rechnung und Quittung war erforderlich wie in der Buchhaltung eines Bankhauſes. Der alte Goethe ſogar wurde in ſeinen letzten Lebensjahren immer angetrieben, zu ſolch einem Formalismus Stellung zu nehmen, obwohl ſeine Natur dafür gar nicht geeignet und gar nicht geneigt war. Man berief ſich auf Schiller, der Kant ja in ſich aufgenommen und philoſophiſche Schulfähigkeit dargethan hatte. Was ein Dichter gekonnt, ſollte auch jeder andere Dichter können. Man beurtheilte auch den Dichter nur innerhalb der Kategorien, welche das philoſophiſche Syſtem feſtſtellte, ſowie Gervinus einige Jahre ſpäter die Dichter nach politiſchen Kategorien abſchätzte.

Demgemäß wurde damals in Halle ein großes Journal begründet, „Die Halliſchen Jahrbücher“, von Ruge geleitet, welches unſere ganze Literatur in dieſen formal philoſophiſchen Bock ſpannte. Es decretirte ganz wie der Jakobinerklubb, und die Guillotine war in Permanenz. Nur der Nebenredacteur Echtermayer durfte in einer Nebenſection, dem Mittelhochdeutſchthume, nach unphiloſophiſchen Principien ſchalten und guillotiniren. Jegliche freie Production in der Literatur war vogelfrei und wurde hingerichtet, wenn ſie nicht einen Geleitſchein ſyſtematiſcher Philoſophie oder wenigſtens mittelhochdeutſchen Compendiums aufweiſen konnte.

Das war eine Folge unſeres verſperrten Staatslebens. Der Trieb zum geiſtigen Handeln preßte ſich in dunkle Ecken — im philoſophiſchen Jargon konnte man ſagen was man verſtändlich nicht ſagen durfte — und trockene Einſeitigkeiten geberdeten ſich als ſchöpferiſche Kräfte.

In meiner Wohnung zu Swinemünde hatte ich einen Berliner Juriſten zum Nachbar, welcher Hegelianer war und mit Gabler verkehrte. Er ſetzte mir täglich beim Frühſtück auseinander, daß die Welt gar nicht anders ſein könnte, als ſie eben war, und nie anders werden könnte. Denn nur ſo entſpräche ſie den Kategorien der Philoſophie; dieſe ſeien die Proben der Richtigkeit. Wenn ich ſchüchtern einwarf, ob nicht am Ende dieſe Kategorien einer dürftigen Wirklichkeit angepaßt wären? da lächelte er ſehr geringſchätzig zu meinen Verſtandeskräften, und ſetzte mitleidig hinzu: Sie glauben immer noch an mögliche Ueberraſchungen in der Geſchichte. Die gibt es nicht. Wir wiſſen genau, wie die Dinge verlaufen müſſen. — Ich erfuhr dabei auf mindeſtens ein halbes Jahrhundert hinaus, wie wir uns befinden würden in Preußen, in Deutſchland, in der Welt.

Ich kam mir recht wie ein Betteljunge vor in dieſer Welt, welche ſo troſtlos für mich einſtudirt war. Der Aufenthalt in Swinemünde iſt auch nicht darnach angethan, einen trübſeligen Menſchen aufzurichten. Wie mein Glück auf Sand gebaut erſchien, ſo iſt dieſer Ort wirklich auf Sand gebaut, auf lauter Dünenſand. Eine ſandige Zunge hat ſich eingeſchoben zwiſchen dem Haff und der Oſtſee, und auf dieſer Zunge iſt die ſchmale Schifferſtadt erbaut, mit dem Antlitze gegen Süden, gegen das Haff. Dort klappert und ſtöhnt den ganzen Tag über das Schifferleben. Es ſtöhnt; denn die Rufe der arbeitenden

Schiffsleute ſind von einer traurig heulenden Muſik; es klingt immerfort, als ob ein Unglück geſchähe. Jegliches Schiffleben braucht gar ſehr des Preiſes, welchen die Beſchreiber ſo reichlich ſpenden. Eigentlich iſt es in ſeiner eintönigen Ordnung und in ſeiner Abgeſchnittenheit von fruchtbarer Natur herzlich traurig. Die Größe des endloſen Meeres, wenn man wirklich draußen iſt auf hoher See, iſt allerdings von poetiſcher Macht; aber Tag für Tag dieſelbe Macht, das erſchöpft die menſchliche Fähigkeit, und wird auf die Länge ein durchaus abſtracter Zuſtand, eine großartige Langeweile, großartig, ja, aber Langeweile.

Ich ſaß mit meinem juriſtiſchen Hegelianer vor der Thür im Sonnenſcheine, welcher den Sandboden erhitzte, unter einem Leinwanddache, das Haff von Schiffen verdeckt vor uns, das ſchwermüthige Ohi! der arbeitenden Matroſen in den Ohren, ein trübſeliges Frühſtück. Von der Oſtſee hinter uns keine Spur; man hat eine Viertelſtunde lang hinaus zu gehen über reizloſen Boden. Es war mir jämmerlich zu Muthe.

Da kam Hilfe. Eine Studentenſchaar fand ſich ein unter unſerm Leinwanddache. Sie machte eine Vergnügungsreiſe, und hatte aus der Badeliſte erfahren, daß ein jungdeutſcher Sünder bei der Frau Maſchke wohnte. Sie forderte mich auf, mit ihr nach der Inſel Rügen zu fahren. Sie hatten einen kleinen Schooner gemiethet, und wollten ſofort in See gehen. Frau Maſchke warnte mich, denn das würde mitunter lebensgefährlich mit ſo kleinem Schooner. Sie hatte nur zu Recht; aber ich war froh, meiner elenden Stimmung zu entrinnen, ich fuhr mit den Studenten durch den ſchmalen Hafeneingang hinaus in die offene See, links gen Weſten an Häringsdorf vorüber, welches Hügel und Bäume voraus hat vor Swinemünde, der berühmten Inſel zu. Sie hat einen romantiſchen Klang in Norddeutſchland dieſe Inſel Rügen, und gilt für ſchön. Altgermaniſche Erinnerungen weihen ſie, ein Hain und Waſſerſpiegel der Göttin Freya nämlich oben im Nordoſten, in der ſogenannten Stubbenkammer, und tüchtige Männer ſind dem deutſchen Vaterlande von dort gekommen, der alte Arndt zum Beiſpiele. Das Geſchlecht der Gagern ſtammt ebenfalls von Rügen.

Arndt hat auch ſehr gut über Schweden geſchrieben, und ich erinnerte mich mit Staunen, daß all dies Land bis an die Mark hinauf ſo lange ſchwediſch Land geweſen. Das fiel gar nicht auf vor zwei Jahrhunderten in Deutſchland. Unſer jetziger Vaterlandsbegriff war gar nicht vorhanden: in dem übermäßigen Titel „heilig römiſch deutſches Reich“ hatte ſich ein kosmopolitiſcher Gedanke in Deutſchland eingebürgert. Er hat ſeine Früchte getragen in unſerm Bildungsweſen, und hat uns an den Bettelſtab gebracht in politiſcher Macht. Die Studenten neben mir im Schooner, welche hier auf der See ihre auf dem Lande verbotenen ſchwarzrothgoldenen Bänder zum Vorſchein brachten, jene Farben, für welche ich fortwährend büßte und welche mir doch ſo theuer waren, ſie erinnerten mich, daß unſer jetziger Begriff des deutſchen Vaterlandes doch von uns herrührt, von der Burſchenſchaft. Der alte Arndt mit ſeinem Liede: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“, das wir ſo inbrünſtig geſungen, und das die Studenten hier auf offener See anſtimmten, dieſer Mann von der Inſel Rügen iſt unſer moderner Barde geworden.

Dies deutſche Vaterland war gar nicht vorhanden vor Entſtehung der Burſchenſchaft. Alle die hundert großen und kleinen Dynaſtien ließen es nicht entſtehen: ſie waren die Erben des untergegangenen heilig römiſch deutſchen Reiches, ſie perſönlich, und wir Burſchenſchafter galten ihnen für Räuber. Deshalb wurden wir ſo verfolgt.

Mit der Seeluft und mit ſolchen Gedanken wurde ich denn wieder friſcher. Ich gedachte mit Vergnügen meines geſchichtlichen preußiſchen Schulunterrichts und des großen Kurfürſten, welcher als prächtige Reiterſtatue Schlüter's auf der Schloßbrücke in Berlin ſteht, und der Schlacht von Fehrbellin, in welcher er die ſchwediſche Kriegsmacht in Deutſchland endlich gebrochen, und dieſe Länder an der nördlichen Oder dem deutſchen Vaterlande zugebracht. Hat man's auch damals ohne deutſches Vaterland nicht ſo angeſehen, es iſt doch ſo geworden.

Ich wanderte damals mehrere Tage auf der Inſel Rügen umher, und fand wol ihre Romantik und Schönheit geringer als wie ſie in Norddeutſchland angeſchrieben ſteht, aber ich fand bei dieſer Gelegenheit doch wieder beſſeres Blut für's Leben, alſo beſſeren Lebensmuth.

Der romantiſche Hauptpunkt auf Rügen iſt die ſchon erwähnte „Stubbenkammer“, die nordöſtliche Seite der Inſel. Da ſteigen mäßig hohe Kreidefelſen aus der See empor, und ſie ſind mit einem Buchenwalde bedeckt, und in dieſem Buchenwalde ruht ein dunkler kleiner See, welchen die norddeutſche Göttin Hertha bewohnt hat. Zur Miethe bewohnt hat; denn ſie iſt für uns wenigſtens ſo frühzeitig ausquartiert worden, daß wir keine rechte Vorſtellung haben von ihrer eigentlichen Herrſchaft. Unſere nordiſchen Götter ſind doch nie zu rechtem Anſehen gekommen unter uns, ſie leben nur in Schriften, ſie ſind nicht ins deutſche Volk gedrungen. Wenigſtens nicht in gerader legitimer Linie. Als Geſpenſter ſpuken ſie etwa hie und da in tief niederdeutſchen Volksgebräuchen; die Gelehrten aber müſſen erklären, von welcher Abſtammung dieſe Gebräuche ſind. Skandinaviſche Dichter, neuerdings Björnſon, geberden ſich hartnäckig ſo, als ob die alten Sagen wirklich in Skandinavien lebten. Ich glaube ſelbſt das kaum. Bei uns bedeuten ſie wenig oder nichts, und gehören nur ins Schriftthum.

Ich ſpürte alſo wenig oder nichts von geheimem Schauer bei dieſem dunklen See, in welchem heilige Roſſe gebadet worden ſein ſollen. Dazu bin ich auch kein Verehrer der nordiſchen Buchen, wie ſie hier ſind und wie ich ſie ſpäter im berühmten Thiergarten bei Kopenhagen geſehen. Ihre Stämme ſind bei weitem nicht ſo ſchön wie in unſern Buchenwäldern tiefer im deutſchen Lande; ſie gehen zu zeitig in ſtarke Aeſte aus. Ebenſo waren mir die Kreidefelſen nicht hoch genug, man kann allenfalls hinabkriechen bis an die See. Das beeinträchtigt die Romantik.

Ich glaube, der ſüdöſtliche Theil der Inſel, die ſogenannte Granitz, die ganz und voll mit Wald bedeckt iſt, würde mich am Wärmſten angeſprochen haben. Ein voller Wald iſt immer mächtig. Dorthin kamen wir aber nicht; die Idee, den nördlichſten Punkt Deutſchlands im Vorgebirge Arkona mit ſeinem Leuchtthurme eine Nacht bewohnt zu haben, trieb uns nach Norden. Die Idee mußte auch hier das Beſte thun; nicht einmal ein ungezogener Wind, der hier arg wirken ſoll, kam uns zu Hilfe. Das Intereſſanteſte war „die Schabe“. Dies iſt ein Weg, der halb durchs Meer geht: ein Wagenrad rollt auf dem Uferſande, das andere Rad im ſeichten Meerwaſſer. Solchergeſtalt kamen wir in den Mittelpunkt der Inſel zurück, wo ein Städtchen „Bergen“ liegt, der höchſte Punkt der Inſel. Der höchſte, aber kein hoher. Das Wirthshaus dort beſaß einen Schatz, eine ſchöne Kellnerin. Wirklich eine erfreuliche Bildung der niederdeutſchen Eigenſchaften für Frauenſchöne: hoher Wuchs, roſiges Fleiſch, große Augen. Ich war froh, daß doch wieder einmal von Schönheit die Rede war in dieſer bleichen Welt, und überließ den Cultus derſelben meinen Studenten. Ich ſelbſt wanderte einſam nach Putbus hinab, dem kleinen Seebade, in deſſen Hafen der Schooner lag, welcher mich nach Swinemünde zurückbringen ſollte.

Es ſchien ihm nicht gelingen zu wollen, wie Frau Maiſchke prophezeit hatte: ein Gewitterſturm überfiel uns, und wir mußten zunächſt bei einem Eilande anlegen.

Es liegen da gegenüber der weſtlichen Odermündung, Peene geheißen, einzelne kleine Landbrocken in der Oſtſee. An einem ſolchen Brocken, Ruden iſt ſein Name, landeten wir eilig.

Man kann ſich kaum was Melancholiſcheres denken als ſolch ein Inſelchen. Es iſt kaum ſo lang und breit als die Straße einer mittleren Stadt, und iſt ein unfruchtbarer Sandhaufe. Vereinzelte blaſſe Grashalme ſproſſen nur hie und da; man denkt bei ihrem Anblick an den ausgerauften grauen Kinnbart eines uralten Mannes. Ein paar dürftige Häuschen ſtehen da, und man begreift nicht, wovon die paar Leute in ihnen leben: jedwedes Nahrungsmittel muß ja von der Küſte drüben, aus Peenemünde, Greifswald oder Putbus geholt werden, und es wirkt immer entmuthigend auf uns, wenn wir bei Wohnungen von Menſchen die helfende Natur nicht entdecken können. Die paar Menſchen hier hatten auch ein Ausſehen, als ob ſie vergeſſen worden ſeien von der Natur und von den Mitmenſchen, und als ob dabei ihr eigenes Gedächtniß ſtumpf geworden. Unſere geiſtigen Kräfte leben nur, ſo lange ſie angeregt werden. Selbſt mit den Thieren ſcheint es ſo zu gehen: ein alter Hund und eine alte Katze blickten mit öden Augen verkommen zu mir auf. Ein kleines erbärmliches Steindruckbild, Schill vorſtellend, hing in dem leeren Zimmer, welches mich aufgenommen. Schill, die tragiſche Figur, war einmal flüchtig hier geweſen während ſeines Feldzugs. Und wahrlich, keine hiſtoriſche Figur in Norddeutſchland macht einen ſo niederſchlagenden Eindruck wie dieſer tapfere Schill! Mit ſeinem Freikorps hier in Niederdeutſchland und namentlich hier an den Küſten der Oſtſee kämpfend 1809 mußte er von der preußiſchen Regierung, für die er kämpfte, verläugnet werden, weil die Franzoſen die Herren waren über Preußen, und er fiel da drüben in Stralſund, Angeſichts von Rügen, in einem verzweifelten Straßenkampfe. Umſonſt! Alles umſonſt, was man an vaterländiſche Ideen ſetzt! Denkt man da, wenn man als ſchiffbrüchiger Burſchenſchafter auf dem öden, grauen Ruden liegt, umſonſt Alles! Mich überwältigte damals geradezu die Melancholie, und es ſchien mir Erlöſung, in den hoch rollenden Wogen der vom Gewitterſturm aufgewühlten Oſtſee unterzugehen. Fort, fort von dieſem verwünſchten Eilande!

Die beiden Schiffer des Schooners erklärten, das ginge nicht ſo ſchnell; das kleine Fahrzeug könne die hohe See nicht halten, wenn ſie ſo hoch ginge wie jetzt, und doch müßte man hinaus, denn hier von der pommerſchen Küſte her erſtrecke ſich eine lange Sandbank, der Peenemünder Haken, weit heraus in die See. Ueber ihn hinweg zu gehen ſei lebensgefährlich, er biete nur dritthalb Schuh Waſſer, der Schooner brauche aber mehr. Er fahre alſo auf, und fahre ſich feſt, und dann — „Und dann?“ fragte ich. — Und dann ſchlagen ihn die Wellen in Stücke und wir erſaufen!

Leidenſchaften ſind eben thöricht oder gewaltig. Meine Leidenſchaft war hier in Ruden Beides: ſie bewog die Schiffer, mit mir abzufahren. Nach kurzer Zeit war Schrecken und Reue da: wir fuhren auf, der Peenemünder Haken ergriff uns, der Schooner knurrte wie ein getroffenes Thier, das Seewaſſer färbte ſich gelb von dem Sande, welchen er aufwühlte, jeden Augenblick konnte er feſtſitzen, und dann war's vorbei mit dieſem Leben.

„Was thut's! 's iſt ja elend genug.“ — So hätte ich ja doch denken ſollen; aber die Lebensluſt, uns eingeboren als Lebensſeele, war fix bei der Hand, als um Sein oder Nichtſein mit einem Wurf gewürfelt wurde. Die Krankheit muß groß ſein, wenn der Menſch dem Tode freiwillig die Hand reichen ſoll: er thut es nicht, ſo lange nur noch ein einziger Tropfen Geſundheit in ihm pulſirt.

Ich rief eifrig den Wind zu Hilfe; er allein konnte uns retten, wenn er ſich ſtark genug in unſer Segel drängte, und uns hinaus warf aus der Sandbank. Er hatte die Gefälligkeit für uns, er warf uns hinaus.

Homer ſagt bei ſolcher Gelegenheit: dieſer oder jener Gott hat uns zugeſehen und ſich für uns erklärt. Dieſe Anſchauung iſt immerhin unterhaltend, und ich ſtimmte ihr zu, weil ich in Swinemünde einen Brief fand, welcher dieſe Rettung fortſetzte. Irgend ein Gott Homer's hatte ſich offenbar meiner erbarmt: meine Stimmung, mein ganzes Leben wurde plötzlich anders. Hinweg war die Schwermuth, und die Lebenshoffnung ſprang auf wie ein friſcher Bube. So ſind wir, die ſogenannten Herren der Erde, abhängig von einer Nervenzuckung unſers Leibes, abhängig von einem zufälligen Ereigniſſe, von der zufälligen Ankunft eines Briefes, den ein leichtſinniger Poſtbote hätte verlieren können.

Der Brief war von jener Dame, um deren willen ich von Naumburg aus heimlich in Leipzig geweſen, um deren willen ich mich am hellen Mittage in verhangener Portechaiſe durch die Leipziger Straßen hatte tragen laſſen — ſie ſchrieb mir jetzt, daß ſie meiner eingedenk, und daß ſie zu einer Sommerſaiſon in Köſen angelangt ſei.

In Köſen! Von da war ich, die ganze preußiſche Regierung herausfordernd, kürzlich entflohen, ich Thor! Meinem Glücke war ich entflohen.

Aber was hinderte mich denn, dahin zurückzukehren? Das Gebot der Confinirung: ich ſollte an einem beſtimmten Orte feſtſitzen. Bah! Ich war ohne zu fragen nach Swinemünde gegangen unter der Firma „Geſundheit und Seebad“ für den Fall der Nachfrage, warum ſollte ich nicht nach Köſen gehen unter der Firma „Salzſoole“, in welcher man dort im einſamen Kämmerlein badet. Nur nicht fragen! Wer viel fragt, kriegt viel Bericht.

Ich ging nach Köſen, und wurde ein neuer Menſch. Nicht gerade durch die „Salzſoole“, welche ich andern Leuten überließ.

Es gibt eben ein Etwas im Menſchen, welches in letzter Inſtanz aller bürgerlichen Hinderniſſe ſpottet. Man nennt es Poeſie und weiß nicht wie. Alles hört plötzlich auf in uns, was Tag und Nacht unſer Leben beherrſcht hat; wir haben's gerade zu vergeſſen, was uns Tag und Nacht unüberwindlich erſchienen. Es iſt etwas Höheres über uns gekommen, und wenn uns der Nachbar, welcher unſere Pein mit angeſehen, nach Ankunft dieſes Höheren mit verblüfften Augen betrachtet, weil wir auf einmal fröhlich und guter Dinge ſind, und wenn er uns erſtaunt fragt: Ja, ſind denn die Hinderniſſe beſeitigt? — ſo antworten wir lachend: „Nein! aber das Hinderniß in der armen Seele iſt in die Luft geflogen, die arme Seele iſt reich geworden und fragt den Teufel nach euren bürgerlichen Schulden. Die Welt iſt mehr als der preußiſche Staat und der Herr v. Tzſchoppe und das verbotene junge Deutſchland!“

Ich hatte Niemand mehr in Berlin gefragt, ob und wie ich gehen und kommen dürfte. Erſt im Herbſte kam ich nach Berlin zurück, und fragte Niemand, obwol ich die wichtigſten Dinge vorhatte.

Da ſagt der Herausgeber der Heine'ſchen Geſammtausgabe, es hätten **Unterhandlungen** ſtattgefunden, daß unſere Schriften mit unſeren Namen wieder zugelaſſen werden möchten, und nennt da insbeſondere meinen Namen. Daran iſt kein wahres Wort. Vielleicht hat ihm Heine irgend einen Bären aufgebunden, oder — was wahrſcheinlicher iſt — Heine hat in irgend einer Notiz ſolch einen angebundenen Bären in ſeinen Papieren zurückgelaſſen, welcher den Herausgeber irre geführt. Darin war Heine ſtark, malitiöſe Combinationen zu erfinden, welche einen ganz anderen Zweck hatten als ſie an der Stirn trugen.

Der Spuk mit unſerem Namensverbot iſt meines Wiſſens allmälig wie jeder andere Spuk verblaßt und verſchwunden, allmälig, aber ohne Rückfall. Ich erinnere mich keiner ausdrücklichen Verordnung, welche in Bezug auf dieſen Bannſtrahl erſchienen wäre. Ueber das Unſinnige eines officiellen Befehls geht ſelbſt die officielle Welt allmälig, wenn auch in der Stille, zur Tagesordnung über.

Ich perſönlich war ſchon im Herbſte 1836 nicht mehr ſonderlich davon beläſtigt: ich ſchrieb in erwachter munterer Stimmung Reiſenovellen. Das waren Fortſetzungen, welche, wie geſagt, allenfalls des beigedruckten Autornamens entbehren konnten, und in Baden, wo ſie gedruckt wurden, kümmerte man ſich wenig oder gar nicht um die Bannſtrahlen des Herrn von Tzſchoppe

Bei meiner Rückkehr nach Berlin im Herbſte ſagte mir Joel Jacoby, der im literariſchen Dienſte des Polizeiminiſteriums ſtand, lächelnd mit erhobenem Finger: „Sie ſcheinen uns ganz zu vergeſſen, ei, ei! Man ſchweigt, weil man Sie in Liebe weiß. Liebe gilt auch bei der Polizei für eine Garantie. Verliebte ſind nicht ſtaatsgefährlich. Aber übertreiben Sie Ihre Sorgloſigkeit nicht, denn das Syſtem iſt unverändert daſſelbe, und man will unerbittlich aufräumen mit der liberalen Coterie. So lange der König lebt iſt an keine Aenderung zu denken, und der König befindet ſich wohl. Seine Lebensweiſe iſt muſterhaft einfach und regelmäßig, ſie verſpricht ihm ein hohes Alter“.

Einige Tage nach dieſer Mahnung von einem eingeweihten Zöllner ereignete ſich auch wirklich etwas Bedenkliches: ich erhielt eine Citation zu Seiner Excellenz; dem Miniſter des Innern und der Polizei, Herrn v. Rochow. Was konnte das bedeuten? Gutes ſchwerlich.

Ich hatte die Unvorſichtigkeit begangen, ihn auf meine Perſon aufmerkſam zu machen. Den Tag vor dieſer Citation war ich, zu Pferde aus dem Thiergarten kommend, durch die Wilhelmsſtraße geritten, in welcher ſein Miniſterhotel lag. Vor dieſem Hotel ſtand er in Unterredung mit einem General. War es dieſer Kriegsmann, war es der Hafer, welcher mich ſtach: ich grüßte quaſi militäriſch, indem ich mein Roß Front machen ließ vor den Herren, die in der einſamen Wilhelmsſtraße deutlich auf mich, den Reiter, blickten. Hatte man dieſes auffallende Grüßen wie eine ironiſche Herausforderung angeſehen? Dieſe Möglichkeit ſtieg mir zu Kopfe, und ich ging nicht ohne einige Unruhe heut in die Wilhelmsſtraße in Folge der Citation.

29.

Ich wurde in denſelben Saal des Miniſterhotels geführt, in welchem ich vor anderthalb Jahren ſo lange hatte warten müſſen, in welchem mich endlich der Herr Miniſter ſo ſchnöde behandelt hatte. Heute brauchte ich gar nicht zu warten: Herr von Rochow ſtand ſchon in der offenen Thür ſeines anſtoßenden Cabinets und winkte mir ſchweigend, in dies Cabinet zu treten.

Sein Geſicht mit der Adlernaſe war bleich wie damals, aber das Auge blickte ruhig. Er deutete auf einen Stuhl neben ſeinem Schreibtiſche. Es lagen Acten auf demſelben. Sollte ich mich reſpectswidrig auf dieſe Acten ſetzen? Oder war es nur eine höfliche Pantomime, die keine Folge brauchte? Jedenfalls war es ein Symptom von Höflichkeit. Noch mehr: Seine Excellenz ging ſelbſt an den Stuhl und warf die Acten an die Erde und wiederholte die einladende Pantomime. Es fehlte nur, daß er, wie eine reinliche Hausfrau, das Taſchentuch hervorgezogen und den Stuhl abgewiſcht hätte.

Was hieß das? War der preußiſche Staat im Begriff, ein neues Syſtem einzuführen?

Nun ſaß Excellenz noch eine Weile ſchweigend in ſeinem Armſeſſel und ſchnupfte. Endlich fragte er mit halber Stimme: „Sie wollen ſich verheiraten?“

Herr Gott, dachte ich, iſt mir das vielleicht auch verboten? — Ich faßte mich nach Kräften, und antwortete bündig: Ja!

„Dann wollen Sie eine Hochzeitsreiſe machen?“

Wenn's ſein kann, o ja!

„Weil wir ſchon im Spätherbſte ſind? Das Wetter iſt ja milde. Es wäre mir angenehm, wenn Sie an den Rhein reiſ'ten.

Stumme Verbeugung von meiner Seite. Mir war's wie im Märchen. Mein militäriſcher Gruß zu Pferde gaukelte vor meinen Augen umher. Verhöhnte mich der mächtige Mann? Aber ſo viel Umſtände macht man ja nicht mit einem armen Schriftſteller, auch wenn man ihm einen Naſenſtüber geben will! Wo zielte das hin? Der Miniſter fuhr lächelnd fort, er lächelte wirklich:

„Aber nicht blos an den ſchönen Mittelrhein, ſondern auch an den Oberrhein —“

Kurz und gut: Straßburg war das mir zugedachte Ziel Dorthin ſollte Jemand geſchickt werden zur Beobachtung. Dort hatte Louis Napoleon ſoeben ſeinen Putſch gemacht, und es war dem

Miniſter um genaue Auskunft zu thun, ob der Napoleonide dort wirklich Chancen gehabt habe oder haben könne. Dieſe Beobachtung ſollte aber ganz unſcheinbar vor ſich gehen. Bei der Hochzeitsreiſe eines ſogenannten Demagogen werde ſicherlich kein Menſch daran denken, daß die preußiſche Regierung beobachten laſſe, und ich perſönlich ſchien dem Miniſter geeignet dafür, weil ich als Verfaſſer von Reiſenovellen Uebung beſäße in Betrachtung von Land und Leuten.

Es iſt alſo eine Aufgabe, welche mit dem Liberalismus oder Nichtliberalismus gar nichts zu ſchaffen hat? fragte ich.

„Gar nichts!“ antwortete er — „die franzöſiſche Frage betrifft es lediglich. Sie ſind ja doch ein Preuße und haben wol noch in Ihrer frühen Jugend unſere entſetzliche Franzoſenzeit erlebt, ermeſſen alſo, was die Frage bedeutet: ob ein Napoleoniden-Regiment in Frankreich wieder möglich ſei? Das bedeutete unter allen Umſtänden wieder Krieg. Zeitungsnachrichten genügen uns nicht, wir wollen von einem Augenzeugen erfahren, wie die eigentliche Stimmung in Straßburg beſchaffen ſei. Louis Napoleon hat ja doch dieſen Ort zu ſeinem Auftreten erwählt, weil er dort den ſtärkſten Anhang zu finden gehofft hat. Iſt das ein Irrthum geweſen, oder nicht? Denn das beweiſt nichts, daß der Aufſtand verunglückt iſt. Zufälle können das Mißlingen herbeigeführt haben. Ein ander Mal kann's gelingen. Wir wollen klar ſehen, ob die Napoleoniden dort im Elſaß noch wirklich eine entſchloſſene Partei haben. Jeder Napoleon auf dem Throne Frankreichs iſt eine Gefahr für Preußen.“

Nun, fünfunddreißig Jahre ſpäter — Rochow iſt ſchon lange todt — hat ſich dies Wort des Herrn v. Rochow bewährt.

Ich habe ihn ſelbſt nicht wieder geſehen. Den Auftrag aber übernahm ich damals mit Vergnügen, denn die Berufung an mein Gedächtniß für den Franzoſenkrieg von Anno 13 war richtig. Dieſe Franzoſenzeit ſtand wie eine abſcheuliche in meiner Erinnerung, ich liebte natürlich meine Heimat und mein Vaterland, und es war mir eine Freude, zu möglichem Nutzen desſelben etwas verrichten zu können.

Ich reiſte ſofort zur Hochzeit, und zwar nach Lützen. Leipzig, wo meine Braut wohnte, und wo die richtige Stätte geweſen wäre für die Trauung, war mir verſchloſſen, denn von dort war ich immer noch verbannt. Lützen war das nächſte preußiſche Städtchen. Dort wurde denn die Ehe eingeſegnet, welche mir die Lebensgefährtin ſchenkte.

Aus der Kirche ſtiegen wir in den Wagen, und fuhren nach Straßburg. Dort war aber nicht eine einzige Stimme zu vernehmen für Louis Napoleon. Nichts als Spott und Spott war zu vernehmen. Eine neue napoleoniſche Herrſchaft in Frankreich galt für eine Phantaſterei. Heinrich Heine war damals der einzige Menſch, der an eine Auferſtehung der Napoleoniden glauben mochte. Ein Poet! Und nicht ohne Manierirtheit! rief man, wenn ſeiner Napoleons-Gedichte erwähnt wurde. Er braucht einen glänzenden Mittelpunkt für dichteriſche Rede, was bedeutet das?!

Ich kannte Heine noch nicht perſönlich. Drei Jahre ſpäter erſt ſprach ich ihn zum erſten Male, und war nicht wenig erſtaunt, als ich ihn dieſe Frage viel ernſthafter und nüchterner vertreten hörte, als er andere politiſche Fragen vertrat. „Geh' nur in die Provinz, verkehre nur mit den Bauern“ — rief er — „und Du wirſt nicht mehr lachen über meine Träume. Ich träume mit aufgemachten Augen, und die Augen ſehen. Es fehlt nur an den Poſaunen. Sobald die Poſaunen dröhnen, werden es Reſurrectionspoſaunen, und die Reſte der großen Armee ſammt all ihren Kindern und Vettern ſtehen auf und ſchreien Vive l'empereur! Es werden Millionen ſein, und die Menge thut's. Die Menge braucht eine greifbare Standarte. Die napoleoniſche Standarte aber allein iſt greifbar. Nuancen der Charte ſind ſpitzfindiger Kram für den Bauer; er glaubt nur an das was er erlebt, er braucht einen ſichtbaren Gott.“

Von alle dem wußte ich damals in Straßburg noch nichts, und ich hätte es auch nicht geglaubt. Ich ſteckte bis über die Ohren nur in den ſtaatsrechtlichen Fragen bürgerlicher Freiheit, und es ſchien mir unmöglich, daß ſich ein Volk beim möglichen Regierungswechſel um etwas Anderes kümmern ſollte. Ich war um kein Haar weiſer als alle Welt, welche den Putſch des jungen Napoleon als einen Knabengedanken verhöhnte und ihm jegliche Bedeutung abſprach.

Demgemäß berichtete ich an Herrn v. Rochow der viel weiter und richtiger geſehen als ich. Denn zwölf Jahre ſpäter war ja dieſer Knabe Louis Herrſcher in Frankreich, und vierunddreißig Jahre ſpäter ließ er unter frevlem Vorwande ſeine Legionen gegen Preußen marſchiren.

Ich ſelbſt kam in keine weitere Berührung mehr mit Herrn von Rochow, obwol ich meinen Hausſtand in Berlin einrichtete. Man fragte nicht weiter nach mir; es ſchien Waffenſtillſtand zu herrſchen, und ich meinte wol leichtſinnig, es ſei nun Alles vorbei, Gefangenſchaft wie Confinirung ſei eine abgeſchloſſene Epiſode. So eingelullt lebte ich als ein geſelliger junger Berliner, der mit ſeiner Frau geiſtvollen Umgang ſuchte und fand. Varnhagen, Gans, Fräulein Solmar führten uns ein, und beſchirmten uns liebenswürdig.

Unter Anderem wurden wir mit der Frau Fürſtin Pückler-Muskau bekannt, eine Bekanntſchaft, welche für unſer ganzes Leben von Werth und Segen geworden iſt. Sie war die Tochter des verſtorbenen Staatskanzlers von Hardenberg, welcher aus dem Hannöveriſchen ſtammte und alle die feineren Eigenſchaften des beſſeren niederdeutſchen Adels in ſich vereinigte. Man ſchilt immer ſehr ausgiebig auf einen großen Theil namentlich des hannöver'ſchen Adels, der ſich durch Junkerhochmuth und ſonſtige üble Junkereigenſchaften hervorthue. Vielleicht mit Recht. Aber eine Gattung Adeliger im deutſchen Niederlande an der Elbe hinunter bis ins Schleswig'ſche hinab hat es immer gegeben, welche wahrhaft adeligen Grundſätzen wacker nachgeſtrebt hat.

Wer gedenkt nicht dankbar jenes holſteiniſchen Grafen Schimmelmann, der unſerm Schiller ungebeten die große Geldunterſtützung bot! Die vornehme Univerſität Göttingen, der geiſtige Mittelpunkt des niederdeutſchen Adels, hat in dieſem Betrachte treffliche Dienſte geleiſtet. Durch große Gelehrte gab ſie der Vornehmheit einen würdigen Inhalt und höhere innere Geſetze. Fürſt Hardenberg — von Preußen gefürſtet wie jetzt Bismarck — hat dieſen Göttinger Ductus in Wiſſenſchaft und Kunſt bis an ſein Lebensende bewahrt, und ein ſtarker Hauch davon war auch auf ſeine Tochter, die Fürſtin Pückler übergegangen. Sie hielt es für eine ihr zuſtehende Aufgabe, Leute von Geiſt und Talent mit entgegenkommender Freundlichkeit aufzuſuchen und aufzunehmen, und gewiſſe liberale Traditionen ihres Vaters aufrecht zu erhalten. Es wurde da nicht eigentlich politiſirt, aber dieſe liberalen Traditionen wurden vorausgeſetzt und ruhig angedeutet im Gegenſatze zu der eben herrſchenden Regierungsweiſe. Ihr Gatte, Fürſt Pückler-Muskau, war damals im Oriente, und Merkwürdigkeiten, welche er von dort ſandte, wurden als Veranlaſſungen benützt, Geſellſchaften von Notabilitäten am Pariſer Platze zu verſammeln. Dort, nahe am Brandenburger Thore, bewohnte ſie ein reizend ausſtaffirtes Parterre.

Unter dieſen Notabilitäten war Alexander von Humboldt eine der wichtigſten. Er ſpielte in ſolchen Geſellſchaften die eigenthümlichſte Rolle. Vom Momente ſeines Eintritts an ſchwieg nämlich Jeder und Jede, und er allein ſprach. Auch wenn er nicht formelle Vorträge hielt, was zuweilen geſchah, hatte und behielt er fortwährend das Wort. Ihm war dies ein Bedürfniß und der Geſellſchaft war es ein Bedürfniß, dieſen außerordentlich unterrichteten Mann fortwährend zu hören. Es wäre auch nicht zu ändern geweſen, wenn die Geſellſchaft dies Bedürfniß nicht empfunden hätte.

Ich erinnere mich genau eines ſolchen formellen Vortrages, zu welchem die Frau Fürſtin eingeladen hatte. Humboldt erſchien auf die angeſetzte Minute, an der Thür ſchon wie ein großer

Ambaſſadeur von der Wirthin empfangen. Eine mittelgroße, faſt kleine Geſtalt in verbrauchtem ſchwarzen Anzuge, ſchon damals mit ſilbergrauem Haupthaare, den Kopf ein wenig nach der Seite geneigt und mit den kleinen Augen im röthlichen Antlitze raſch und gleichſam im Vorübergehen aufſchauend. Er ſchlürfte unſcheinbar über den Fußboden hin, links und rechts eine leichte Verbeugung andeutend, dabei aber ſchon von der Thür an in ununterbrochenem Fluſſe zur Wirthin ſprechend. Nicht gar laut, aber ganz verſtändlich, in regelmäßig gebauten Sätzen. Wenn es der Wirthin gelang, ein höfliches Wort nach einem ſeiner kleinen Punkte zwiſchen den Sätzen einzuſchieben, ſo wurde dies einzelne Wort auf der Stelle der Ausgangspunkt zu einem neuen Satze, zu einer neuen Gedankenreihe, welche ſich links und rechts ausbreitete.

Man denkt ſich gern einen Weiſen als verhältnißmäßig ſtillen Mann, welcher aufmerkſam zuſieht und zuhört, und nur bei Abſchnitten und Wendungen der Dinge ſpricht. Zu dieſer Gattung gehörte Humboldt eben nicht. Er gehörte zu den Arbeitern, die nicht ruhen. Wenn ich ihn ſo ein paar Stunden geſehen und gehört hatte, da kam er mir immer vor wie der Verwalter einer immens großen Herrſchaft, welcher in der Nacht alle Rechnungen und Bedürfniſſe verglichen hatte, und am Tage von einem Punkte der Verwaltung zum andern eilte, überall die nächſten Linien der Thätigkeit vorſchreibend, überall ein fernes Ziel angebend. Dazwiſchen ſpricht er mit allen Leuten, welche ihm begegnen über alles Mögliche, und für alles Mögliche die höchſten Geſichtspunkte andeutend. Dazwiſchen macht er auch bei dem Gebieter der Herrſchaft und bei deſſen Umgebung pflichtſchuldige Beſuche, und hat ſich dafür eine formelle Höflichkeit angeeignet, welche kein Nachdenken koſtet, und welche ihm geſtattet, Bemerkungen einzuſchieben. Dieſe erweitern ſich zu wiſſenſchaftlichen Ausführungen; denn auch der Gebieter und die Gebietenden wiſſen es, daß er einen unermeßlichen Vorrath von Kenntniſſen und Folgerungen beſitzt. Sie laſſen ſich im Vorübergehen ein Quantum davon beibringen, und weil ſie Gebieter ſind, verſtopfen ſie den ewig ſprudelnden Quell, ſobald ſie ſich angefüllt fühlen. Er ſelbſt geht weiter und macht ſeine regelmäßigen Viſiten in der Nachbarſchaft und ſchüttet eine Wiſſensſchale rechts aus und eine Wiſſensſchale links. Auf dem Gange von Einem zum Andern arbeitet er in ſtillen Monologen an den Themen weiter, welche eben ſeinem Geiſte vorliegen, kehrt dann auf kurze Weile in ſein Zimmer zurück, welches Wände von Büchern hat, und welches angefüllt iſt mit Audienz ſuchenden Leuten aus allen fünf Welttheilen. Er ſpricht ſie Alle und hört das Nöthigſte von ihnen an, nur das Nöthigſte, will ſagen das was er etwa noch nicht wiſſen ſollte aus ihrer Welt. Er iſt durch langen Aufenthalt in Frankreich an die gute franzöſiſche Lebensart gewöhnt, jedem Frager zu antworten, alſo auch die Hunderte von einlaufenden Briefen zu beantworten. Auf dem kleinſten Stückchen Papier thut er das, damit nicht zu viel leerer Raum die Anklage auf ungebührliche Kürze erheben möge. Die Schrift lauft ſchief, er ſitzt nur mit halb zugewandtem Körper dabei, die andere Hälfte ſtrebt ſchon weiter, oder er ſchreibt auch auf ſeinem Knie. Eſſen und Trinken iſt völlige Nebenſache; Hilfsbedürftigen wohlzuthun iſt dies keinesweges, und der alte Diener muß eine genaue Liſte führen, und Erkundigungen nach der Würdigkeit der Hilfe Suchenden ſind fortwährend im Gange — ich habe mich oft gefragt: wie macht es der Schlaf, um ein kleines Plätzchen finden zu können bei Alexander von Humboldt? Er fand auch nur ein ganz beſcheidenes, und wurde oft kurzweg im Stuhle abgefertigt.

Ferner fragte ich oft Varnhagen: wie kann es ein Mann von dieſer Wiſſensfülle und Wiſſenskraft aushalten, ſo viel leeres Hofceremoniel mitzumachen, und mitten in einem Regierungsſyſteme zu leben, welches er doch nimmermehr billigen kann?

„Er billigt es auch nicht,“ lautete die Antwort, „und damit er ihm mitunter wenigſtens entgegentreten kann, muß er ſich

Zutritt oben erhalten, und damit er dieſen erhalte muß er da ſein und all das Ceremoniel mitmachen.“

Es iſt mir damals und ſpäter zweifellos klar geworden, daß Humboldt mitten in all den großen wiſſenſchaftlichen Fragen, welche ihn beſchäftigten, mitten in all den äußerlichen Hofpflichten, welche ihn in Anſpruch nahmen — ein liberales Regierungsſyſtem unwandelbar feſthielt in ſeinen Anforderungen. Man kann auch nicht ſagen, daß er damit ſchüchtern zurückgehalten: bei Gelegenheit jeder illiberalen Maßregel äußerte er ſeine abſprechende Meinung. Er that es oft ſarkaſtiſch und witzig, und fragte nicht darnach, ob und wie ungnädig ſeine Aeußerungen aufgenommen wurden. Seine Stellung war gefeit durch ſein wiſſenſchaftliches Anſehen.

Sein Bruder Wilhelm, preußiſcher Miniſter in der liberal aufſtrebenden preußiſchen Zeit nach dem Befreiungskriege, war damals ſchon todt. Unzufrieden mit dem Gange des Staates, hatte er ſich zurückgezogen und war vor Kurzem geſtorben. Beide ſtammten aus Tegel, einem Familiengute unweit von Berlin, Beide ſind mit Recht ein Stolz der Mark. Auch in Wilhelm waltete ein großes freies Streben.

Und doch mußte ich dieſen großen Alexander der Wiſſenſchaft immer eine Zeitlang nicht geſehen haben, wenn ich den ihm gebührenden Reſpect bewahren ſollte. Der Reſpect für ſeine Arbeit, für ſein Wiſſen und wol auch für ſeinen Charakter kann gar nicht groß genug ſein. Der Reſpect für ſein perſönliches Weſen ſchrumpfte mir immer zuſammen, wenn ich in ſeiner Nähe geweſen war. Von reichem, oft hohem und feinem Inhalte zum Beiſpiele war das geweſen, was er an jenem Abende bei der Fürſtin Pückler vorgetragen, wenn auch, künſtleriſch angeſehen, durchweg überladen, weil er von ſeinem Reichthume keine künſtleriſche Oekonomie zu beobachten wußte, und ich ſah mit Bewunderung auf den kleinen Mann, der ſeinen Vortrag beendigt hatte und ſich vom Seſſel erhob. Aber nun ſprach er fort im Abgehen von Zimmer zu Zimmer, auf jeder Schwelle ein

Weilchen ſtehen bleibend, und der Diener erſt, welcher die letzte Thür hinter ihm ſchloß, machte den letzten Punkt der unendlichen Rede. Dadurch entſtand die Vorſtellung: man habe ein überladenes Inſtrument vor ſich gehabt, nicht einen Menſchen, und dies Inſtrument werde auch draußen auf der Straße immer noch weiter ausgießen.

Ein einziges Mal hab ich ihn in ſeiner Wohnung geſprochen, vier Jahre ſpäter, und da war er ein wenig anders. Zu meinem Nachtheile. Da fragte er, und ich wußte nichts. Ich war in Algier geweſen und ich ſollte ſchildern. Von meinem Standpunkte aus, freilich einem ſehr beſchränkten Standpunkte neben dem ſeinen, fing ich die Schilderung an. Aber das war erſichtlich banaler Kram für ihn und er brach ſofort ſein ſeltenes kurzes Schweigen, und fing an, mich zu examiniren. Frage auf Frage quoll mir entgegen, nach Erdſchicht und Geſtein, nach Luft und Waſſer, und es blieb mir kaum Platz, mich mit meiner Unwiſſenheit bloß zu ſtellen. Am Ende lachte ich und er lächelte mit, denn er antwortete für mich vortrefflich.

War er eitel? Ich ſollte es nicht meinen. Er hatte wol kaum Raum und Zeit dafür. Seine Ziele waren zu zahlreich für perſönliche Nebenabſichten. Wenn Unverſtand ſich gar zu breit machte in der vornehmen Geſellſchaft, da ſprang er heraus aus ſeinen glatten ausweichenden Formen, und äußerte ſich zornig, poſitiv zornig. Zum Beiſpiele als das Tiſchrücken ſo gar viel Anwerth fand. „Wenn man Vernunft geſprochen“ Jahrzehnte lang, ſolchen Plunder geglaubt ſehen zu müſſen! Das ſchien ihm zu arg, als daß er blos witzig hätte ſtechen mögen, wie er es ſonſt that bei dieſer oder jener „Influenza“, welche geſunde Anſichten verdarb.

Er bleibt eine wunderbare Erſcheinung unter uns Menſchen. Zu viel! zu viel! ruft man immer bei ihm, auch bei ſeinem „Kosmos“, wenn man mit vorzugsweiſe künſtleriſchen Anſprüchen zu ihm tritt. Aber wie ſelten gibt es einen Menſchen, der zu viel giebt und doch lauter Werthvolles gibt!

Daneben begegnete ich damals in Berlin einem Manne wieder, welcher ein langes reichliches Leben immer künſtleriſch zu verwerthen ſuchte, und auch ſtellenweiſe zu verwerthen wußte. In Breslau bei Karl Schall hatte ich ihn geſehen, als ich ſeine „Lenore“ ſchülerhaft dreiſt und unrichtig heruntergeriſſen hatte — Karl von Holtei, meinen ſchleſiſchen Landsmann, der damals in Berlin wohnte. Er warf mir immer vor, daß ich mich des Schleſierthums ungebührlich entäußert hätte. Entäußert, denn innen bleibt man doch, was man von Jugend auf geweſen. „Du bleibſt doch ewig was Du biſt!“ iſt nur zu gründlich wahr. Holtei hat es zu einer Lebensaufgabe gemacht, durchweg Schleſier zu bleiben, und das machte mir ihn ſtets anheimelnd. Er feſſelt mich ſtets nach kurzer Unterredung vollſtändig: die ganze Natur des gemeinſchaftlichen Volksſtamms, meines Erachtens eines fränkiſchen Stammes, der ſich fern vom Urſitze eigen entwickelt hat, kommt dann über mich wie eine behagliche Wohlthat.

Holtei fühlte ſich damals, wie es ihm periodiſch immer ergangen iſt, nicht am rechten Platze. Wozu bin ich überhaupt noch vorhanden? ich bin ja ſchon lange fertig! pflegt er da zu rufen. Dann findet er wieder eine paſſende Aufgabe, und dann iſt er gar noch nicht fertig, und wird wieder ganz lebendig mit ſeinem unverſiegbaren Sanguinismus eines echten Schleſiers.

Ich rieth ihm damals, ſein Leben zu ſchreiben, welches ja mannigfaltig intereſſant wäre. Was iſt denn d'ran?! lachte er, und ſchüttelte den Kopf. Ein paar Wochen darauf aber kam er Abends zu uns und hatte ein dickes Manuſcript. Das las er uns vor. Es war der Anfang der „Vierzig-Jahre“, welche er ſpäter herausgegeben.

Sein Vorleſen iſt eine ſeiner beſten Eigenſchaften. Anſpruchslos, natürlich, lebensvoll. Es iſt eine ganz ſchleſiſche Eigenſchaft. Sie entſpringt aus der Fähigkeit, ſich geiſtig ganz hinzugeben, und dieſe Hingebung mit einfacher Unmittelbarkeit wiederzugeben.

Für Holtei's liebenswürdige Macht gibt es keinen ſtärkeren Beweis als ſeinen längeren Aufenthalt in Weimar und dort im Goethe'ſchen Kreiſe. Wie ein Kind im Hauſe war er dort geworden, und der alte Herr hatte ihn behandelt wie ein Papa. Eine Natur wie Holtei's wird eben überall intim.

In der damaligen ſtillen Zeit — Goethe war erſt vier Jahre todt — waren die Angelegenheiten unſerer großen Dichter noch das höchſte Intereſſe der Unterhaltung und Holtei erfriſchte uns höchlich mit ſeinen Schilderungen. Wie iſt dieſe kleine Welt unſerer großen Dichter jetzt in ſtillen Schatten gerückt, ſeit ſo viel vorgegangen iſt in unſerer politiſchen Welt!

Wo fände man jetzt nur die geringſte Aufmerkſamkeit für eine literariſche Täuſchung, welche ich mir damals in Berlin erlaubte, und welche unter Leuten wie Varnhagen, Gans, ja ſelbſt Humboldt ſtreitende Erörterung hervorrufen konnte. Die Unterredungen Eckermann's mit Goethe nämlich, oder richtiger die Reden Goethe's, welche Eckermann mittheilt, hatten mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Ich fand den alten Herrn darin gerade ſo, wie ich mir ihn immer vorgeſtellt, ſo geſund und weiſe; die Lectüre war für mich ein wahres Entzücken geweſen. Als verſchwiegener Dramatiker — mir ſelbſt verſchwiegen — ſchrieb ich neue Scenen zwiſchen Goethe und Eckermann, und gab ſie in einen Band der Reiſenovellen ſo, als ob ſie nagelneu aus Weimar kämen. Das erregte in unſeren Kreiſen einen allerliebſten Spectakel. Echt oder unecht? Das war die Frage. —

Kurz, ich lebte den langen Winter hindurch und bis in den Frühſommer 1837 hinein mit meiner Frau, als ob der Himmel voller Geigen hinge. Wir dachten gar nicht daran, daß ein Schwert des Damokles über mir hinge.

Es hing aber wirklich, und jetzt fiel es mir auf den Hals. Die Unterſuchung gegen mich in der Hausvogtei war ja doch in Geſtalt von Verhörsprotokollen an's Kammergericht befördert worden zur Urtheilsſprechung. Dies Urtheil war jetzt geſprochen worden, und lautete auf — ſieben Jahre Feſtungsſtrafe.

Man ſah ſich an und fragte ſich gegenſeitig: ob man träume? Ein Gerichtshof könne doch nur nach Geſetzesparagraphen ein Urtheil fällen; wo gäbe es denn aber Geſetzesparagraphen für ein vages Demagogenthum ohne Thaten? Es gab ſolche Paragraphen: man träumte nicht.

In Folge der großen Mainzer Unterſuchungscommiſſion gegen die burſchenſchaftliche Demagogie war ein Geſetz erlaſſen worden, nach welchem jede Theilnahme an einer Burſchenſchaft mit ſechs Jahren Feſtung beſtraft wurde. Sechs Jahre Feſtungsſtrafe für Theilnahme an einer Studentenverbindung, weil ſie die Einigung Deutſchlands vorbereiten wollte!

Wie nimmt ſich das heute aus, wo der Reichstag des vereinigten Deutſchland in Berlin tagt?!

Mir war nachgewieſen, daß ich Anno 26 und 27, alſo vor zehn Jahren, Theilnehmer an einer Studentenverbindung in Halle geweſen, welche zwar nicht alle Formen, aber doch die Ideen der Burſchenſchaft betrieben habe. Mir gebührten alſo ſechs Jahre Feſtungsſtrafe.

Für meine ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen war ein Jahr Feſtung als Entgelt ermittelt worden. Meine belletriſtiſchen Schriften hatten da nicht klar genug ſtrafrechtlichen Anhalt gewährt, dieſer ſchien aber geboten in dem erſten Buche, welches ich 1832 herausgegeben unter dem Titel: „Das neue Jahrhundert". Der erſte Band dieſes Buches enthielt eine Geſchichte Polens bis zum großen Aufſtande 1830 und 1831. In dieſer Geſchichte Polens ſei der Kaiſer von Rußland beleidigt worden. Dieſer, ein Schwager des regierenden Königs von Preußen, ſei ein Alliirter des Königs von Preußen, und weil dieſer Alliirte beleidigt worden, ſei ein Strafausmaß von einem Jahre gerechtfertigt. Summa ſieben Jahre.

Alſo zur Sühne für das Ausland wurde ich als Preuße zu einem Jahre Feſtungsarreſt verurtheilt. Iſt das kosmopolitiſch genug?

Obige ſechs Jahre für eine Burſchenſchaft hatten indeſſen allmälig, weil das Strafausmaß doch zu ſchreiend erſchien für eine Studentenverbindung, den Charakter der Münzherabſetzung in Oeſterreich erhalten. Man unterſchied wie zwiſchen Conventionsmünze und Wiener Währung. Was vor dem Jahre 1830 lag, alſo vor dem Ausbruche politiſcher Bewegungen, das wurde als Romantik, als eine Papierwährung erachtet. Burſchenſchaften vor dem Jahre 1830 waren alſo von ſechs Jahren auf ſechs Monat Strafzeit herabgeſetzt. Burſchenſchaften nach 1830 galten für voll, für Conventionsmünze, werth ſechs ganze Jahre. Mir gebührten alſo nach dem eingeführten Uſus für mein Studententhum nur ſechs Monate. Von dem Strafjahre für Rußland wurde mir aber nicht ein Tag erlaſſen — ich hatte alſo anderthalb Jahre abzuſitzen.

Meine arme Frau ſah troſtlos drein. An ſolchen Verbrecher war ſie gerathen!

30.

Der Reichthum an Demagogen, alſo an Feſtungscandidaten war zu jener Zeit in Preußen ſo groß, daß die zahlreichen Feſtungen von Pillau bis Saarlouis nicht zureichten. Es fehlte an ſo viel Localen in den Feſtungen. Man hatte deshalb den Ausweg gut heißen müſſen, die verurtheilten Staatsverbrecher in gewöhnlichen Städten gefänglich unterzubringen. Auf dieſem Nebenwege ſuchten wir denn nach einem ſchicklichen Orte, und beſchäftigten uns zuerſt mit Delitzſch, dem preußiſchen Grenzorte vor Leipzig. Schulze, jetzt Schulze-Delitzſch genannt, welcher als Referendarius in Berlin war, empfahl uns dieſen ſeinen Heimatsort mit triftigen Gründen. Ich wollte eben um dieſes Sansſouci beim Kammergerichte anſuchen, da kam eine Botſchaft von der Fürſtin Pückler: ich möchte ſie beſuchen.

Sie hatte die Freundlichkeit, mir Muskau anzubieten als wirkliches Sansſouci. Im alten Schloſſe da, welches jetzt als Polizeihaus diene, ſei der ganze erſte Stock leer; der könne uns als Wohnung angewieſen und eingerichtet werden.

Mit meinem Danke ſprach ich die Beſorgniß aus: ob ich auch von der Behörde die Erlaubniß gewinnen würde für dieſes ariſtokratiſch ſchimmernde Schloßgefängniß. „Oh,“ erwiderte die Fürſtin, „die beſorgt uns Tzſchoppe!“

Herr v. Tzſchoppe?! ſchrie ich auf — der gerade iſt mein ärgſter Gegner!

„Wenn auch! Er verdankt meinem Vater Alles. Dieſer hat ihn als kleinen Burſchen in ſeine Kanzlei aufgenommen, und ihn ſtetig gefördert. Den übernehm' ich, und ſeine jetzige Macht bringt die Erlaubniß zu Wege.“

Ich glaubte nicht recht daran. Wir ſaßen ſchon in einem Gaſthofe, weil der Wohnungstermin eben abgelaufen, und der Antritt der Feſtungshaft vor der Thüre war. Zaghaft fragten wir uns eines Morgens, wohin uns wol das Schickſal verſchlagen würde, da klopfte es — herein! — und herein trat im olivengrünen Röcklein ein kleiner lichtblonder Mann — Herr von Tzſchoppe!

Ich hatte ihn nicht mehr geſehen ſeit jener Apoſtrophe über das junge Deutſchland, und ſein Beſuch bei einem verurtheilten Demagogen war eine Ungeheuerlichkeit. Die Tochter Hardenbergs hatte wunderbar gewirkt. War ſo viel Dankbarkeit in ſeiner Seele für den verſtorbenen Staatskanzler, ſo war doch mehr Gemüth in dieſem kleinen Torquemada, als man ihm zuzutrauen pflegte.

Die geſelligen Formen ſind ein glättendes Oel, deſſen Kraft junge Leute und Doctrinäre unterſchätzen. Er hatte zu meiner Frau und zu mir zu ſprechen, und ſeine Rede gewann dadurch einen für mich ganz neuen Charakter. Kein Wort von unſern ſtaatlichen Gegenſätzen. Wol aber die höfliche Anzeige, daß der Präſident des Kammergerichtes bereits unterrichtet ſei von meinem Wunſche, meine Strafzeit in Muskau zu überdauern. Er ſei ein alter Bekannter von mir aus Schleſien, und werde meinen Wunſch befürworten, wir könnten uns alſo getroſt zur Reiſe nach Muskau rüſten.

Jener Präſident war allerdings ein Bekannter für mich, er war öfters zum Beſuch in das Haus der Gutsherrſchaft gekommen, bei welcher ich Hauslehrer war, und wir hatten uns ſtets grundſätzlich widerſprochen, ſobald auf Politik die Rede kam, und er meine naſeweiſen Bemerkungen eines Widerſpruchs gewürdigt hatte. Er war ein Tory reinſten Waſſers, und der ſollte jetzt mir nach Wunſche wirken! Geſellige Höflichkeit und perſönliche Empfehlung bedeuten eben im Staatsleben viel mehr als ich bis jetzt geahnt.

Es konnte den Herrn allerdings ziemlich gleichgiltig ſein, ob ich in Delitzſch oder in Muskau eingeſperrt würde. Man ſchickte mich nach Muskau.

Herrn v. Tzſchoppe hab' ich nicht wiedergeſehen. Sein Schatten beſchränkte mich aber noch in Muskau. Dort wurde ich einem Juſtizrathe überantwortet, welcher mich mit liebenswürdiger Nachſicht behandelte. Das alte Schloß, nur durch einen Weiher vom neuen Schloſſe getrennt, lag am Eingange des Parks, und der Park wurde mir als Raum zum Spaziergange bewilligt. Das war erſtaunlich viel, denn der Park war ſchon damals ſehr groß. „Nur nicht zu weit gehen!“ — ſagte mein Juſtizrath. — „Nur nicht zu lang ausbleiben! Denn Herr v. Tzſchoppe, ein Bekannter der Frau Fürſtin, kann jeden Tag einmal hier eintreffen, er hat es angekündigt, und es könnte von üblen Folgen ſein, wenn Sie dann gerade fehlten!“

Tzſchoppe's Schatten war mir alſo doch gefolgt. Ihm folgten dafür unſere Schatten, die Schatten der Verfolgten, der Eingekerkerten, der zu Grunde Gerichteten. Als einige Jahre ſpäter der Thronwechſel eintrat in Preußen, und das Tzſchoppe'ſche Polizeiſyſtem der Politik in Ungnade fiel, nahm er ſich das ſo zu Herzen, daß er den Verſtand verlor und ſich von den Geſpenſtern ſeiner Demagogen gehetzt glaubte. Dieſe Geſpenſter haben ihn zu Tode gepeinigt.

Wenn's nicht blos Ehrgeiz war, deſſen Verzweiflung ihn überfallen und verrückt gemacht, dann iſt dieſe Lady Macbeth im letzten Acte eines preußiſchen Geheimenrathes doch immerhin ein bemerkenswerthes Zeichen, ein Zeichen, daß dieſer Mann Gemüth beſeſſen, daß er mit Gemüth reactionär amtirt hatte und gemüthskrank werden konnte.

Mir iſt das einleuchtend: er war ein Renegat. In liberaler Schule Hardenbergs war er aufgewachſen, und dieſe Schule verläugnete er ſpäter vor ſich ſelbſt, um Carriere zu machen. Als nun plötzlich die Poſaunen dröhnten: Umſonſt! Du haſt umſonſt gegen dich ſelbſt gelogen und fällſt in Unmacht und Verachtung! Da konnte wol ein Nerv reißen, welcher den Verſtand zuſammenhält. Es iſt alſo immerhin von einiger Höhe, daß er noch die tragiſche Figur eines bürgerlichen Trauerſpiels werden konnte. Diejenigen ſind niedriger, welche bei gleicher Lage achſelzuckend und lächelnd mit Penſion zurücktreten, um ſchadenfroh weiter zu leben.

Nun, damals lebte er noch, und ängſtigte meinen Juſtizrath und mich, meinen braven Juſtizrath! Der hat es umgekehrt gemacht: als ſpäter die conſtitutionell genannte Regierung in Preußen Mißbrauch trieb mit der Conſtitution, und die Steuerverweigerung auftrat, da trat mein ehrlich liberaler Juſtizrath zu den Steuerverweigerern und — wurde abgeſetzt. Ein Held des bürgerlichen Dramas. Er iſt mir lieber als obiger Held des bürgerlichen Trauerſpiels, und wenn er noch lebt — Paſchke iſt ſein Name — ſo drück' ich ihm die Hand, über Zeit und Raum hinweg.

Unſere Widerſacher ſorgen richtiger für uns als unſere Freunde. Das klingt wie künſtlich gemacht; für mich iſt es immer blanke Wahrheit geworden. Das, wozu mich die Widerſacher genöthigt, das iſt mir immer gründlich gut bekommen. Die Nöthigung brachte Arbeit von meiner Seite zu Wege, alſo

Ergänzung meiner Gebrechen, alſo Vortheil. So wurde richtig für mich geſorgt.

Was mir die Freunde verſchafften, das verſchaffte mir allerdings bequemen Fortgang, und dafür iſt man allerdings gern dankbar. Aber die Bequemlichkeit erſchlafft und treibt keineswegs zum Fortſchritte. Dadurch wird alſo nicht eben richtig für uns geſorgt.

Die Widerſacher nöthigten mich jetzt anderthalb Jahre in einen ſtillen Ort: ſie nöthigten mich zur Sammlung, zum Studium. Beides war mir äußerſt heilſam.

Die Politik trat mir in den Hintergrund, die Literatur in den Vordergrund. Das war poſitive Hilfe für mich, der ich deutlich eingeſehen hatte, daß man zum handelnden Politiker juridiſche Kenntniſſe beſitzen müßte, welche mir Theologen fehlten, und daß ich nur Befriedigung finden könnte in einer künſtleriſchen Thätigkeit. In einer literariſch künſtleriſchen, da ich weder malen, noch bildhauen, noch muſiciren konnte.

Literariſches Studium alſo ſchien mir vorgeſchrieben, wie eine lange Brunnen- und Badecur. Dies begann ich ſyſtematiſch. Freilich ſtockte ich bald. Blos in mich aufzunehmen war meiner Natur nie angemeſſen, und paßte jetzt gar nicht mehr für mich, nachdem ich ſchon Jahre lang handelnd, will ſagen ſchriftſtellernd gelebt hatte.

Auch dafür fand ſich Rath. Leopold Schefer gab ihn mir. Er war ein Muskauer und lebte in Muskau. Lange Jahre war er oberſter Verwalter der Herrſchaft Muskau geweſen; jetzt lebte er im Penſionsſtande. Er hatte ſich am Ende des Städtchens ein originelles Häuschen gebaut, welches man für eine Kapelle halten konnte, etwa für eine griechiſche. Es ſtand in einem kleinen Gemüſegarten, und er hauſte da wie ein beſcheidener Bürger mit ſeiner Familie, welche ganz kleinbürgerlich geartet war. Alles an ihm, Schrift wie Weſen, erinnerte an Jean Paul, an einen Brahminen, welcher geduldig Sonnenſchein und Regen, Gedeihen und Vernichten hinnimmt, als Gaben der Weltſeele. Sie ſorgt am

Beſten für Alles; der Menſch hat zu danken für Alles, auch für das, was ihm nicht gefällt. Jedenfalls lernt er fortwährend, und wenn er der Weisheit zuſchreitet, ſo kann er ſich hochbeglückt nennen. Frau Schefer, die Gattin, war anderer Meinung, und verlangte reellere Gaben zur Beglückung: er aber lächelte zu ihren begehrlichen Einwendungen, nahm eine Priſe, und ging zur Tagesordnung über, zum Schreiben an einem großen Tiſche, welcher mit vollgeſchriebenen Papierbogen bedeckt war.

Er war von kleiner Geſtalt, und ſah ſehr ſchlicht aus. Ein röthliches Antlitz, ein ziemlich kahles Haupt, eine ruhige, immer ſinnige Sprechweiſe kennzeichneten ihn. Große Toleranz für alle Meinungen war ihm eigen. Er wußte aber auch jede Meinung ſo zu deuten und weiter zu führen, daß ſie zum Guten gehören, oder doch wenigſtens zum Guten leiten konnte.

Mittelpunkt in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Welt war die Erinnerung an einen längeren Aufenthalt in Italien und Griechenland, welchen er ſich in jungen Jahren verſchafft hatte. An die antiken Denkmäler der Kunſt knüpfte er immer mit Vorliebe an, und dort ſuchte er immer eine gewiſſe Weihe für ſeine künſtleriſchen Gedanken.

Hierin war er reich an originellen Wendungen. Originell, weil ſein perſönliches Weſen eigentlich gar nicht zu den äſthetiſchen Linien der Antike ſtimmte. Es ſtimmte viel beſſer zu den behaglichen Umriſſen eines demokratiſchen Volksfreundes. Der klaſſiſche Stempel ſchien an den falſchen Mann gekommen. Er hielt aber viel darauf, und brachte Anwendungen zum Vorſcheine, welche frappant erſchienen.

Solch eine Art von Disharmonie beunruhigt viele ſeiner Darſtellungen. An Erfindung reich, wurde er in der Ausführung leicht überladen und durch Jean Paul'ſche Ueberſchwenglichkeit ſchwer genießbar. Vergaß er zuweilen die großen äſthetiſchen Abſichten, dann gelang ihm manche Erzählung ungemein, insbeſondere durch pſychologiſche Zergliederung. In dieſer war er unermüdlich wie ein Maulwurf, und da gerieth er nur oft in

Gefahr einer geſuchten Subtilität, welche den Eindruck der Wahrheit verdarb. Seine „Künſtlerehe“, das Leben Dürers mit ſeiner Frau ſchildernd, iſt in ihrer Art ein kleines pſychologiſches Meiſterwerk. Zu Grunde lag Schefers eigene Ehe mit einer ſparſamen Hausfrau, einer übrigens ſehr braven Frau, welche ſeine künſtleriſchen Arbeiten vom Standpunkte der Hausfrau würdigte.

Sein Grundton war ein immerwährend reges Verhältniß zur Gottheit; er war ein Religionslehrer. Nicht Lehrer von Dogmen, ſondern von freien Gedanken und Empfindungen. Die ſtanden ihm ſtets bereit, und da Milde Alles in ihm ſänftigte — wenn auch nicht eben klärte — ſo gemahnte er mich immer an die Weiſen des Morgenlandes, welche umherziehen, wenig Eſſen und Trinken brauchen, und mit bedeutungsvollem Spruche Jedermann zu tröſten ſuchen. So zog er, wie oft! mit mir durch den weiten Park, und erklärte, verklärte mir Alles.

Darum begann auch ſeine Popularität im Leſepublicum erſt mit Herausgabe ſeines „Laienbreviers“. Da, in dieſen lehrſamen Sprüchen trat ſein Beſtes hervor, unverſtellt durch irgend welche äſthetiſche Gelehrſamkeit. Die äſthetiſche Schwäche darin, ſchlaffe, unſchöne Verſe, ſtörte den richtigen Leſer nicht. Und ſeine richtigen Leſer waren alle die beſſeren Menſchen, welche ihr Verhältniß zu Gott nicht befriedigt finden in enger Dogmatik, welche am ſtillen Abende oder Sonntags-Nachmittage eine freie Erbauung ſuchen für ihren Geiſt. Umſonſt warnte die Geiſtlichkeit vor Schefers pantheiſtiſchen Neigungen, auch fromme Leſer befreundeten ſich damit, daß man Gott nicht zu verlieren brauchte, wenn man ihn auch überall fände.

Moritz Veit und Lehfeld, die Berliner Verleger des „Laienbreviers“, waren beide philoſophiſch gebildete, gute Männer; ſie haben dem Muskauer Leopold den Lebensabend liebevoll verſchönt.

Nun, dieſer freundliche Leopold Schefer ſprach zu mir bald nach meiner Ankunft in Muskau, als ich meine literar-hiſtoriſchen

Studien begonnen, wie folgt: „Sie können nicht mehr blos ſtudiren; für uns Kriegsleute genügt das nicht. Sie müſſen aufſchreiben, was Sie da lernen, und daraus wird von ſelbſt ein Buch. Sie ſagen: das ginge nur von Leſſing an, in der altdeutſchen Literatur ſeien Sie zu ſehr Laie. Was heißt Laie? Mangel an Quellenſtudium? Das beſorgen Leute, welche nicht produciren. Die benützen wir in Kürze. Eine Einleitung bis zu Leſſing brauchen wir; benützen Sie die Quellenſtudenten zu einer bloßen Ueberſicht, und von Leſſing an erſt ſchreiben Sie ſelbſt mit eignen Gedanken und Anſchauungen. Sela!"

Pläne! Pläne! So lange wir Pläne machen leben wir. Gründen wir ſie darauf — und das thun wir gewöhnlich — unſere Schwächen zu verbergen, ſo beglücken ſie uns zunächſt am Stärkſten und führen ganz ſicher zu Enttäuſchung und Leid. Gründen wir ſie auf ſchwere Opfer von unſerer Seite, ſo leiden wir zunächſt, und wachſen und gedeihen allmälig von ſelbſt ins Glück hinein.

Aber ſei der Plan gut oder ſchlecht, wir brauchen ihn zum Leben. Wir wollen wenigſtens kleine Götter ſein, und uns das Schickſal ſelbſt bereiten. Wir fühlen uns der Menſchenhöhe entrückt, wenn wir keinen Lebensplan vor uns haben, wenn wir uns ganz dem Zufalle preisgegeben ſehen.

Ich war ganz zufrieden mit meiner Situation, da ich ein weites Feld literariſcher Thätigkeit vor mir ſah, und der Aufenthalt in dieſem alten Schloſſe mir freundlich zunickte von dem Waſſerſpiegel herauf, von den alten, prächtigen Bäumen, den grünen Wieſen, den fernen Hügellehnen des Parks herüber. Schönheit und Friede lächelten mir in die Fenſter eines alten Saales mit vielen Fenſtern und wenig Möbeln, in welchem ich ſitzen, ſchreiben, herumlaufen und weithin auf hölzernen Bänken Bücher ohne Zahl ausbreiten konnte. Der Polizeimeiſter im unteren Stocke, ein dicker aſthmatiſcher Mann, hatte mich verſichert, daß er nichts von Politik verſtehe, daß ihm alſo auch mein Verbrechen unverſtändlich wäre. „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß," ſchloß er; ich dürfte alſo ſeiner Unaufmerkſamkeit ſicher ſein, und ſpaziren gehn, ſo viel ich wollte.

Das that ich denn redlich. Der Park empfing mich wie eine Kirche, obwol oder weil ein Menſchengeiſt ihn durchwehte. Ein ſolcher Park iſt eine künſtleriſch geſchaffene Natur, und der beruhigende Hauch eines Kunſtwerkes ſtrömt von ihm aus. Er wirkte alſo auf mich ſo günſtig, weil ein künſtleriſcher Menſchengeiſt ihn durchwehte. Dies iſt durchaus nicht Phraſe; hundert und hundertmal hab' ich's empfunden. Wie der Maler mit Figur und Farbe, der Dichter mit Begebenheit, Charakteren und Handlung wirkt, und günſtig wirkt, ſobald er Harmonie erreicht, ſo wirkt Pückler in ſeiner Landſchaftskunſt mit Strauch, Baum, Raſen, Waſſer, Höhe und Tiefe, Ausſicht und Verhüllung in ſeinem landſchaftlichen Kunſtwerke. Ich wußte damals noch nicht, nach welchen Geſetzen, aber ich empfand die Wohlthat dieſer Geſetze ſogleich.

Es war Sommer, die Natur ſtand in Fülle, die Frau Fürſtin wohnte im Schloſſe und die Abende boten Geſelligkeit. Die Gefangenſchaft hatte das Ausſehen eines Geſchenkes.

Aber des Menſchen Sinn wechſelt wie die Jahreszeit. Als die Tage kürzer wurden, empfand ich doch bereits die geringe Verkürzung meiner Freiheit. Der Park war groß, faſt eine Meile im Umfange zu beiden Seiten des Fluſſes Neiſſe, zu beiden Seiten des Städtchens; aber er war meine Grenze. Gebt dem Menſchen ein ganzes Land zum Aufenthalt, aber ſagt ihm: die Grenze dieſes Landes darfſt Du durchaus nicht überſchreiten — und er wird ſich eingeſchränkt fühlen. Wir wollen abſolut das Verbotene, ſagten die Römer.

Die Fürſtin, eine kluge, zum Humor geneigte Frau, ſah mir's an und ſagte eines Tages: Wohlan denn, Doctor, riskiren wir die mögliche Ankunft Tzſchoppe's, ſchieben wir die Schuld auf mich, wenn Ungelegenheit entſteht, kurz: gehen Sie auf die Jagd! Das bloße Spazirengehen verſagt ſeine Kraft, die Jagd bringt einen Zweck hinzu und dieſer Zweck füllt bald den ganzen

Menſchen an. Denken wir dabei an mögliche Steigerung, begnügen Sie ſich alſo zunächſt mit der Jagd im Parke. Da gibt es Haſen, da gibt es Faſanen, da gibt es ſogar Rehe, und an den Feldrändern auch Rebhühner, der Raubvögel nicht zu gedenken, die überall ihre Beute ſuchen, und deren Abſchuß eine Wohlthat iſt für den Wildſtand. — Ein Jäger wurde mir zugetheilt, ſowie ein Gewehr und Schießbedarf.

Konnte man gütiger ſein?! Aber die Güte bedeutete leider nicht viel für mich — ich war kein Jäger, und die Jagd iſt ein Nichts für den, welcher ſie nicht zu üben und alſo auch nicht zu genießen verſteht. Was nützt der Kuh Muskat!

Ich war wol als junger Burſch in meinem heimatlichen Landſtädtchen, wo man zu allen ländlichen Beſchäftigungen gelangt, auch zum Verkehr mit einer Schießwaffe gekommen, ich hatte beim Pfingſtſchießen auch nach der Scheibe geſchoſſen, aber das Jagdſchießen war mir fremd geblieben. Es entwickelt ſich nur mit der Neigung zur Jagd, und die war für mich ausgeblieben, vielleicht weil ich in eine Feſtungsſtadt auf's Gymnaſium gerathen war. Einmal — ich war zu den Ferien daheim — war mir die Verſuchung nahe getreten, aber der kundige Verführer hatte gefehlt, der mir die Verſuchung zu deuten gewußt. Wir werden ja meiſt zu Leidenſchaften verführt durch kundige Praktiker. Ich war mit des Vaters Flinte in's nahe Wäldchen gegangen und da war ein Haſe vor mir aufgeſprungen. Statt raſch zu ſchießen war ich ihm raſch nachgelaufen auf's Feld hinaus. Jung und behend nahm ich's eben auch mit einem Läufer auf, wie der Haſe einer iſt. Dieſer Haſe hatte denn das ſeltene Geſchick erlebt, daß ein Menſch immer wieder bei ihm erſchien, wenn er ſich niedergeſetzt, und daß dieſer Menſch dies anſtrengende Geſchäft für Jagd hielt. Immerhin lag in dieſem komiſchen Beginnen doch jener Trieb des Erlangens, des Kriegens, welcher die Grundlage jeder Paſſion iſt, auch der Jagdpaſſion. Aber es war Niemand da, der mich auslachte und der eine Anleitung gegeben hätte: wie man den Haſen kriegen könnte. Der Trieb war untergeſunken. — In der Hauslehrerei auf dem Lande hatte ich dann die beſte Gelegenheit gehabt, Jagd zu üben. Ich war auch mitgegangen, aber ich hatte nichts getroffen, und Niemand hatte mich unterrichtet: wie man treffen könnte. So war mir's langweilig geworden, und ich war der Jagd fern geblieben. Ich hatte weder damals gewußt, noch wußte ichs jetzt, daß die Luſt an der Jagd dann erſt entſteht, wenn man eine Wirkung von ſich ausgehen ſieht, wenn man trifft und kriegt.

So ging ich denn auch jetzt ganz hoffnungslos mit meinem Jäger hinaus auf die Jagd. Da ereignete ſich's gleich beim erſten Male, daß ich einen Haſen traf. Er flog zuſammen wie vom beſten Schützen. Das machte mir einen außerordentlichen Effect. Von dem Momente an war ich denn auch für meinen Jäger eine reſpectable Standesperſon, und wir waren beide ſehr erſtaunt, als ich ſpäter nichts mehr traf. Es war eben nur ein Freiſchuß geweſen. Die Wirkung aber, die er in mir gemacht, war unauslöſchlich, die Paſſion war erweckt. Ich wollte und mußte nun die erforderliche Fertigkeit gewinnen. Ich entdeckte dem Jäger meine Schwäche, und bat um Unterricht und Belehrung. Die erfolgten denn. Ich exercirte wie ein Rekrut, allmälig errang ich eine ziemliche Fähigkeit, und die Jagdpaſſion loderte auf wie ein unlöſchbares Feuer.

Sie iſt mir treu geblieben, jetzt mehr denn dreißig Jahre, und hat mein Leben ſehr bereichert. Wie alle Paſſionen iſt ſie argen Fehlern ausgeſetzt und wird von all denen verurtheilt, welche ſie nicht kennen. Wie kann ein trockenes Herz Romeo und Julie verſtehen! Was weiß ein Stubenhocker von den Reizen in Wald und Feld! Wie mag ein Blinder über Farbe abſprechen!

Arger Fehler entſteht eben immer, wenn Leidenſchaft gebietet. Man muß ſie zu mäßigen ſuchen, und wird froh ſein, ihres mächtigen Dranges theilhaftig und fähig zu bleiben. Wer ohne mächtige Triebe lebt und leben muß, der vegetirt eben nur; wer aus Furcht vor Uebertreibung Alles vermeidet, der verliert eben auch Alles.

Nichts auf dieſer Erde iſt ohne Gefahr zu haben, und das Reizendſte iſt das Gefährlichſte.

Mir ſind die Reize der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit erſt aufgegangen, ſeit ich Jäger geworden. Da entdeckt man Zuſammenhänge zwiſchen dem was lebt und dem was für todt gilt und doch Leben bietet, da findet man Zutritt in geheime Werkſtätten der Natur, an welche man gar nicht denkt innerhalb der Städte.

Und all Das verdankte ich dem Herrn v. Tzſchoppe, der mich zum Demagogen geſtempelt! Jetzt freilich im erſten Ueberdrang der Paſſion war er wieder ſehr hinderlich. Seinetwegen durfte ich nicht hinaus in die Wälder, welche Muskau in meilenweitem Kreiſe völlig umſäumen und voller Jagdgethiere ſind. Hirſche, Wildſchweine, Auerhähne, Birkhähne, Füchſe — ach, der mir zugetheilte Jäger fand kein Ende in ſeiner verführeriſchen Schilderung. Neun Quadratmeilen, faſt lauter Wald, hat die Herrſchaft Muskau im Umfange, und ſtreckenweiſe meilenweit wohnt außer dem einſamen Förſter kein Menſch darin, nur das Wild iſt hier zu Hauſe. Ich aber hatte von der Frau Fürſtin die Erlaubniß, ſämmtliche neun Quadratmeilen als mein Revier zu betrachten — wenn Herr v. Tzſchoppe es zuließe.

Da lag das Paradies — von den Höhen des Parks ſah man ringsum den dunklen Waldſaum — und ich durfte nicht hinein. Was war natürlicher, als daß ich mit meinem Jäger Entweichungspläne ſchmiedete. Die Nebel ſtellten ſich ein, der Herbſt war da, die Fürſtin überſiedelte nach Berlin — jetzt bei unfreundlichem Wetter wird Niemand hergereiſt kommen, um einem Gefangenem nachzufragen, jetzt wird die Entweichung gewagt! Ehe der Tag graut wandern wir beide, mit Gewehr und Schießbedarf und Mundvorrath verſehen, über den Feldſtreifen hinüber in den Wald und da hinein, wo auch kein Holzweg einen wendiſchen Bauer herbeiführen kann. Der Morgennebel war dicht und bald meinte ich, wirklich im Urwalde zu ſein. Ein breiter Graben voll ſchwarzbraunen Waſſers war unſer Wegweiſer. Er ſprach freilich gegen den Begriff eines Urwaldes, aber er ſicherte uns den möglichen Rückweg aus dem bahnloſen Forſte. „Hier am ſchwarzen Graben“ — ſagte mein Jäger — „wechſeln immer ſtarke Hirſche!“ Der Boden war feucht, wir gingen lautlos dahin, „ſchleichen“ nennt's der Hirſchjäger. Da lag ein umgefallener Baum quer über den Graben, eine natürliche Brücke. Wir wollten hinüber; drüben ſollten die Hirſche noch lieber ſich aufhalten; aber es ging nicht: der runde Baum war von Nebelnäſſe glatt wie Eis. Vorwärts! lautlos auf dieſer Seite! Geſpenſterhaft ſahen die hohen Kiefern- und Fichtenbäume uns zu in ihren Nebelmänteln, kein Laut regte ſich — halt! Niemand rief halt, aber wir ſtanden beide wie die Mauern, denn wir hatten jenſeits des Grabens, und gar nicht weit von ihm einen Hirſch entdeckt. Die Büchſe lag am Backen, mein Schuß krachte in die Waldesſtille hinaus, der überraſchte Hirſch floh auf uns zu, und verſchwand im Dickicht. Im Nu waren wir zurück beim eisglatten Baumſtamm, im Nu waren wir über ihn hinweg, was eine Minute vorher unmöglich ſchien, ein paar Secunden ſpäter ſtanden wir vor dem erlegten Hirſch, der bereits verendet war — welche Aufregung, welche Genugthuung! man hat nur zerſtört, man hat getödtet; aber man iſt erfüllt davon, mit reſpektabelſter Geſchicklichkeit etwas Außerordentliches vollbracht zu haben. Die That, die Handlung, das glückliche Vollbringen belebt und erhöht uns. Das Handeln, das raſche, treffende Handeln iſt der Charakterzug, welcher zum Jäger ſtempelt. Das Wild wird ſichtbar, oft nur einen Augenblick ſichtbar, und in dieſem Augenblicke muß der Entſchluß gefaßt, muß die Handlung ausgeführt werden mit dem Aufgebote aller erreichten Fertigkeit. Das ſpannt, das ſtählt. Träumeriſches Hinwandeln gibt's da nicht, man vergißt die ganze Welt, nur der nächſten Schußmöglichkeit iſt man gewärtig, und nur für ſie hält man alle Kräfte in Bereitſchaft. Das iſt eben etwas ganz Anderes als das gewöhnliche Leben, und deshalb ſpannt es und ſtählt es, und bildet in uns eine neue Seite der Lebensfähigkeit aus.

Der Hirſch wurde mit Pulver beſtreut, damit der Fuchs nicht an ihn käme. Denn Pulver iſt Menſchenfabricat. Hinter ihm wittert Reinecke Menſchenliſt.

Der Hirſch blieb liegen; dem nächſten Förſter ſollte zur Nacht ſein Platz gemeldet werden; wir pirſchten weiter. Der Tag wurde nun auch licht, und wir kamen auf niedrige Hügel, die nur von Unterwuchs beſtanden waren, und Ausſicht gewährten. Da ziehen Rehe! Der Bock ſieht uns und ſchreckt. Das heißt er ſtößt eine Art Stoßbellen aus. Dort wird ein altes Thier, das Leitthier — eine alte Hirſchkuh, welche den ganzen Trupp anführt — aufmerkſam durch den „ſchreckenden“ Rehbock; und ſo weiter, und ſo weiter! den ganzen Tag hindurch. Mühſam fanden wir im Abenddämmer das dürftige Förſterhäuschen an einſamer Wieſe, wo unſere Beute angemeldet und auf hölzerner Bank die Nacht verbracht wurde. Am anderen Morgen weiter. Heut gegen Oſten, wie geſtern gen Weſten. Das Jagdhaus, ein altes verfallenes Schlößchen im älteſten, dichteſt beſtandenen Theile des Forſtes war das Ziel für den Abend.

Ehe der Abend kam, kam mein Gewiſſen auf: wenn drin im Amthauſe gefragt wird nach dem Staatsgefangenen! Ich kann's nicht erfahren hier auf Jagdwegen, die das Wild vorſchreibt. Und richtig! Als wir beim Förſter im Jagdhauſe eintraten, erfuhren wir: ein Bote iſt da geweſen nach dem fremden Herrn. Selbiger ſollte eiligſt nach Muskau kommen!

O Tzſchoppe! rief ich. Der Jäger hatte ein Pferd und einen Leiterwagen. Auf einem Bunde Stroh ſitzend fuhr ich nächtlings durch den finſtern Wald heimwärts meinem Verhängniſſe zu. Was iſt's für eins? Die Phantaſie malt ein ganzes Höllenbild aus Dante.

31.

Es war richtig wieder Tzſchoppe, welcher am Horizonte aufgetaucht war und mich ins Amthaus zurückgeſprengt hatte. Mein Gefängnißpathe Juſtizrath Paſchke hatte die Nachricht erhalten: der kleine Großinquiſitor ſei in Görlitz und kehre über Muskau nach Berlin zurück.

Noch war er freilich nicht da, und — er kam auch nicht. Aber er wirkte peinigend auch wo er nicht war und nicht hinkam.

Ich wurde bei dieſer Gelegenheit ermahnt, beſcheidener zu ſein und meinen wohlwollenden Pathen nicht bloßzuſtellen. Ich ſollte lieber fein häuslich an meiner Literaturgeſchichte arbeiten!

Das that ich denn. Ich that's immer in dem Gedanken, daß ich mehr für mich arbeitete als für andere Leute. Gewiß nicht für die gelehrte Kritik. Am wenigſten für die „Halliſchen Jahrbücher“. Juſt die gelehrten Literaturgeſchichten hatten mir von früh auf die ſchönſten Dichtungen verleidet.

Mein Buch erwuchs alſo allerdings nicht aus den ſchätzenswerthen Speichern der mittelhochdeutſchen Gelehrſamkeit. Die hatte mich nie intereſſirt. Ich machte mir für meinen vorliegenden Zweck nicht aus den Quellen, ſondern nur aus modernen Berichterſtattern, namentlich aus Roſenkranz, eine ſummariſche Ueberſicht zu eigen, welche für mich und meine mittelhochdeutſch-naiven Leſer genügen möchte. Mein Buch entſtand aus dem Drange nach Orientirung und Bildung. Zunächſt für mich, vielleicht auch für manchen andern Laien, ſoweit es uralte Literatur anging. Erſt von Leſſing an machte ich Anſpruch auf ſelbſtſtändiges Urtheil.

Auf Schefers Rath hatte ich ſolchergeſtalt im erſten Viertheile des Buchs auch die älteſte und alte Literatur in äußerlichen Linien zuſammengeſtellt, um anzudeuten, wie wir zu literariſcher That des letzten Jahrhunderts gelangt ſeien. Dies ward denn, wie ich Schefer vorausgeſagt, der Schopf, an welchen ein Couthon ſpäter in den Halliſchen Jahrbüchern mich packte, um mich unter das Fallbeil zu bringen. Die andern drei Viertheile des Buches wurden nicht angehört. Um was es mir zu thun geweſen: Anſchauung und Kritik der jungen Welt wurde mit keiner Sylbe erwähnt.

Niemand hat mich ſo angenehm dafür entſchädigt, ja weit über Verdienſt entſchädigt wie Heine. Er pries ſolche Form einer Literargeſchichte und erwählte ſie ſelbſt in ſpäteren Tagen und führte ſie aus. Allerdings viel glänzender und erfolgreicher, weil er es mit viel größerem Talente that. Es war ihm ſo einleuchtend wie mir, daß es doch recht wünſchenswerth ſei, die Welt der Dichtungen nicht immer blos von Gelehrten ſchildern zu laſſen, ſondern auch von Dichtern, ſeien dieſe Dichter groß oder klein. Auch die kleinen athmeten doch mit dichteriſchen Lungen, oder hätten doch wenigſtens dichteriſche Beſtandtheile in ihrem Blute, ſtünden alſo in verwandtſchaftlichem Verhältniſſe zu den Dichtungen, und hätten alſo wol auch ein leichteres und tieferes Verſtändniß für die Dichtungen als blos gelehrte Leute. Ein ſchreiendes Beiſpiel lag ja vor uns: Die Literaturgeſchichte von Gervinus, eingeführt und begleitet von Poſaunenſtößen, welche aus der gelehrten Welt heraus widerhallten durch alle Kreiſe. Und ich armer Schlucker konnte ſie eigentlich gar nicht leſen, dieſe außerordentliche Literaturgeſchichte. Mir widerſtrebte dieſer völlig unplaſtiſche Styl dermaßen, daß ich immer nach einer halben Stunde das Buch weglegen mußte. Ich mußte mir Alles erſt überſetzen was ich geleſen. Solch ein Styl formloſeſter Abſtraction, der ſich über Kunſt verbreitet und doch jedes künſtleriſche Behagen im Leſer vernichtet, iſt er denn nicht wirklich ſchon allein ein Zeichen, daß der Schreiber an falſcher Stelle ſchreibe? Und ſind die wichtigſten Urtheile nicht ganz entſprechend dieſer falſchen Stelle? Goethe ſchmählich heruntergeſetzt, weil völlig unverſtanden! Solche gelehrte Literaturgeſchichte mag für äußerliche Daten und Dinge, welche ein fleißiger Forſcher auf geſucht und zuſammengeſtellt hat, von löblichem Werthe ſein, für die Seele der Literatur iſt ſie es gewiß nicht. Ja, ſie iſt gar oft ſchädlich. Was hat Gervinus zum Beiſpiele über Shakeſpeare zuſammengeſchraubt, und Verworrenes wie Irrthümliches heraufbeſchworen! Da ſpricht er denn auch über Theater und Theaterwirkungen, und das dritte Wort iſt falſch. Kurz, Erfahrung und Geſchmack können ja doch nicht entbehrt werden, wenn über Dichtungen geurtheilt werden ſoll, und deshalb werden immer wieder Literargeſchichten nöthig ſein von berufenen Schriftſtellern, damit die Literaturgeſchichten von bloßen Gelehrten in die äußerlichen Schranken verwieſen werden.

Meine literargeſchichtliche Beſchäftigung wurde übrigens eine Zeitlang unterbrochen durch ein politiſches Ereigniß, welches ſelbſt die gefangenen Demagogen verblüffte: der Erzbiſchof von Köln wurde durch die preußiſche Regierung verhaftet!

Solch ein College für uns! Und von dieſer Regierung! Ja, der katholiſche Prälat hatte den einſamen Punkt getroffen, an welchem auch dieſe Regierung eine freiheitliche Erinnerung tief verborgen im geheimſten Inneren trug.

Friedrich Wilhelm III. war in Betreff der proteſtantiſchen Kirche — Verzeihung! ſo durfte man nicht ſagen, das war bloße Verneinung, „evangeliſch“ mußte es heißen — der nur auf Ruhe bedachte alte König war für die evangeliſche Kirche aufmerkſamen Sinnes und ſogar zum Handeln geneigt. Luther hatte ſeinen ſächſiſchen Kurfürſten an die Spitze der neuen evangeliſchen Kirche geſtellt, und das war für den König von Preußen ein hiſtoriſches Recht, welches er ſtreng in Anſpruch nahm. Sonſt allen Neuerungen abhold, und das ſogenannte Conſtituiren ärgerlich zur Seite ſchiebend, hatte er doch die evangeliſche Kirche neu conſtituiren gewollt. Das lutheriſche und calviniſche Glaubensbekenntniß hatte er vereinigen gewollt. Man nannte dies eben — wie ſchon erwähnt — „die Union“. In dieſer lobenswerthen Richtung zeigte er einen ſtetigen Eifer. Es erhoben ſich gegen die Union immer und immer wieder Schwierigkeiten, wie dies unvermeidlich iſt bei Glaubensangelegenheiten, denn da will jedes Individuum ſeine Gedanken und ſeine Grillen zur Geltung bringen, und die Herren Paſtoren alle unter einen Hut bringen zu wollen, heißt die Sterne am Himmel zählen wollen. Das gab ein ununterbrochenes Gemurmel, und aus dieſem murmelnden Gewirre heraus erhebt ſich plötzlich laut und dreiſt die Stimme eines katholiſchen Prälaten. Der König hat mir nichts zu befehlen! ruft dieſe Stimme. Man traut ſeinen Ohren nicht. Es iſt aber ſo: der katholiſche Prälat behauptet rundweg: der weltliche Landesherr habe in Dinge der Kirche gar nichts dreinzureden, ſondern das ſei lediglich Sache des Papſtes, des heiligen Vaters in Rom.

Unerhört! Welch contraſtirender Mißton, während in der evangeliſchen Kirche der Landesherr ſogar Glaubensartikel anordnete. Da war eine Bewegung unerläßlich für den König: der alſo ſprechende Prälat, wie hoch er auch ſtand als Erzbiſchof, wurde ins Gefängniß geführt.

Die Gedanken in Staat und Kirche haben eben ihre unvermeidlichen Conſequenzen. Sogar der Ruhe befehlende Friedrich Wilhelm III. konnte einer Conſequenz nicht entgehen, welche Handlung befahl und große Unruhe. Wundert man ſich nun, daß einige dreißig Jahre ſpäter Wilhelm I. Bismarck geſtattet, die Auseinanderſetzung zwiſchen Staat und Kirche nachdrücklich aufzunehmen?

So war's denn auch nicht zu verwundern, daß die im Gefängniß liegenden preußiſchen Demagogen mit einem Male die Fahne derſelben Regierung ergriffen, welche ſie ins Gefängniß geworfen. Aus allen Winkeln kamen Broſchüren zum Vorſchein gegen die römiſche Anmaßung. Gutzkow ſchrieb eine, und ich warf ſogleich meine Literargeſchichte zur Seite, und ſchrieb auch eine. Meiſt waren ſie gegen den alten Fanatiker Görres gerichtet, welcher nach den Befreiungskriegen — man hatte ſie vorgreifend Freiheitskriege genannt — ultradeutſch aufgetreten war mit großem Talente zündender Rede. Dadurch hatte er auch beim liberalen Publikum einen großen Stein im Brette, und die Verwirrung war einen Augenblick pikant genug, als er jetzt ultrarömiſch auftrat, ganz wie ein Kapuziner. „Athanaſius“ hieß ſeine Broſchüre für die päpſtliche Allmächtigkeit. „Görres und Athanaſius“ war meine Broſchüre betitelt. Ich bemerkte zum erſten Male wieder, daß ich Theologie ſtudirt hätte, und daß die Welt am Ende doch noch einen Ausweg finden könnte zur vernünftigen Freiheit.

Im inneren Verhältniſſe zwiſchen uns ſogenannten Demagogen und der preußiſchen Regierung wurde übrigens gar nichts geändert durch dieſe Vorgänge. Die Regierung ließ ſich unſere Parteinahme gegen den gemeinſchaftlichen Feind ſchweigend gefallen. Er wurde wie ein auswärtiger Feind angeſehen, was er denn auch im Grunde war und iſt, damals wie heute.

Aufgeregt durch dieſen lauten Streit um Freiheit des Staates gegenüber der fremden Kirche, empfand ich den Verluſt meiner perſönlichen Freiheit von Tag zu Tage immer peinlicher. Meine Beſchränkung war nicht groß, aber es war doch eine Beſchränkung. Sei es ein Seidenfaden, welcher den Vogel feſthält, er hält ihn doch feſt. Es wurde mir doch immer wieder eingeſchärft, daß ich nicht über den Park hinaus ſpaziren dürfe, und anderthalb Jahre ſind doch achtzehn Monate, ſind doch achtundſiebenzig Wochen, ſind doch, oh! fünfhundertſechsundvierzig Tage! Und es fielen zwei Winter in dieſe anderthalb Jahre. Da war die Fürſtin in Berlin, und wir ſaßen allein in den öden Räumen des alten Amthauſes. Die Abende wurden ſo lang, wenn die Knaben ſchliefen. Meine Frau hatte mir einen dreijährigen aus ihrer erſten Ehe zugebracht, der jetzt im deutſchen Reichstage bei der Fortſchrittspartei unſere Erziehung bethätigt, und hatte mir einen in dieſem Amthauſe geboren. Da flüchteten wir denn bisweilen zu den Hilfsmitteln, welche auf dem Lande und in kleinen Städten ſtill angewendet werden gegen den träge rückenden Zeiger der Uhr: wir ſpielten Karten mit einem Muskauer Bürgersmann, und lernten Schach ſpielen.

Schach iſt in der That ein Spiel aus dem Oriente, wo die Zeit keinen Werth hat, und l'hombre oder Whiſt hat auch ſonſt keinen Zweck als, wie man geiſtreich ſagt, „die Zeit zu vertreiben“. Vertreiben! Wie dankbar gegen den Schöpfer, wie dankbar für die Gaben, mit denen er uns ausgerüſtet!

Ich hatte als Student alle Kartenſpiele erlernt und geübt, auch dafür ſtudirte man! Jetzt nahm ich endlich Abſchied von dieſem koſtſpieligen Zeitvertreib, und wie es ſcheint für immer, denn — denn endlich, endlich kam der Kalender an den letzten Tag des Jahres 1838, der Neujahrstag 1839 war der Tag der Freiheit, und mit Aufgang der Winterſonne fuhren wir von dannen. Ich hatte mir vier Poſtpferde dazu beſtellt.

Wohin? In die weite Welt. Jedenfalls aus einem Staate hinaus, welcher die Demagogen erfunden hatte, und ſo ſorgfältig bewahrte. Frankreich war damals die Zuflucht aller Ungeduldigen, Paris war das Lager der unzufriedenen Deutſchen. Börne's „Briefe aus Paris“ waren ſo lange die Kriegsrufe geweſen für uns alle, und Heine ließ ſeine prächtigen Feuerwerke von da aufſteigen. Börne war in dieſer ſchlimmen Zeit geſtorben, Heine aber lebte in Fülle der Geſundheit und des poetiſchen Witzes. Dahin, dahin, laß uns Verworfne flieh'n!

Der Sanct-Simonismus, welcher mich vor ſieben Jahren gelockt hatte, war zwar verſchwunden; es war keine neue Religion aus ihm entſtanden. Seine Männer, Enfantin an der Spitze, hatten neue Bahnen realiſtiſchen Charakters eingeſchlagen, und wir wußten damals noch nicht, daß im Realismus eine neue Phaſe der Entwickelung aufkeime. Die Freiheitsfrage hatte auch keine Löſung in Paris gefunden, welche der jungen Ueberſchwenglichkeit genügt hätte: es herrſchte ein Orleans mit gemäßigtem Conſtitutionalismus. Aber ich ſelbſt war als eingeſargter Jungdeutſcher kein Jüngling verblieben, meine Anſprüche waren mannigfaltiger und dadurch mäßiger geworden, ich erwartete doch, hinreichende Nahrung im fremden Lande zu finden. Was weiter mit uns geſchehen würde, wir wußten es nicht. Wir ſorgten auch nicht. Zunächſt waren wir frei, und waren friſch genug, in fremdes Leben hinaus zu ſchreiten, und alles Mögliche zu hoffen.

Das letzte neue Buch, welches damals erſchienen war, erheiterte mich unterwegs vortrefflich: es waren „Die Pickwickier“ von Dickens, der damals Boz geſchrieben wurde. Es gibt alſo noch heitere Talente ſtarker Kraft, rief ich, die Welt iſt nicht verſauert, wie's hinter uns ausſah.

So ging's dahin, nachdem die Knaben in Pflege gegeben waren, durch die deutſchen Reichsländer nach dem Rheine. Mein gutmüthiger Kerkermeiſter, der Polizeiinſpector im Amthauſe, welcher die Politik ſummariſch verachtete, hatte mir einen Paß ausgeſtellt. Der brave dicke Mann fragte aus Grundſatz nicht, ob er das dürfte. „Wer viel fragt, kriegt viel Bericht“ war ſeine Parole, und ſo ſchrieb er denn tapfer in den Paß hinein „nach Dresden und Leipzig“. Juſt weil er die Politik verachtete, brauchte er ja nicht zu wiſſen, daß ich immer noch aus Sachſen verbannt war. Nur als ich noch den Zuſatz wünſchte „nach Paris“, da ſtutzte er doch. Das ſei zu weit für ein bloßes Polizeiamt. Aber lächelnd ſetzte er hinzu „die Polizei weiß ſich zu helfen“, und ſchrieb hinter „Dresden und Leipzig“ ein p. p. Triumphirend wies er mir dies p. p. und ſprach: dies hilft bis nach Amerika.

Das war für damalige Zeit eine unglaubliche Kühnheit, und die Folge wird zeigen, daß damals keine Kühnheit ohne Ahndung blieb. Aber ich mußte froh ſein, ſo viel zu haben. An höherer Stelle hätte ich wahrſcheinlich gar keinen Reiſepaß erhalten. Demagogen, auch wenn ſie durch Gericht und Gefängniß abſolvirt ſchienen, waren thatſächlich dadurch keineswegs abſolvirt, und brauchten jedenfalls nicht auf Reiſen zu gehen. Man mußte ſie im Auge behalten.

Wir raſteten ein paar Wochen in Kiſſingen. Dieſer Geſundbrunnen war damals im erſten Aufblühen. Ein erfindungsreicher Pächter Namens Bolzano betrieb die Propaganda des jungen Kiſſinger Ruhmes in bewundernswerther und in verdienſtlichſter Weiſe, und König Ludwig, welcher Gelegenheiten ſuchte für monumentale Bauten, hatte ſo eben eine Kolonnade in der Nähe des Rakoczy errichtet. Es war hier nur von heiterer Zukunft die Rede, für uns ganz was Neues und Erquickendes. Dazu ein Arzt von großer Bildung, der mich aufklärte über Geiſt und Stimmung des Frankenlandes. Es ſähe der preußiſchen wie baieriſchen Politik mißbilligend zu, ein Troſt für Unſereinen, daß man nicht allein ſtehe und nicht faſele. Die Kundigen waren ſchon damals keinen Augenblick in Zweifel über den Werth oder Unwerth des Königs Ludwig. Seine künſtleriſchen Schöpfungen wurden dankbar anerkannt, ſeine politiſchen Thaten verurtheilt, trotz einzelner liberaler Velleitäten. Die Frohnfeſten, in denen edle Männer wie Behr und Eiſenſtein ſchmachteten, galten für Zeichen eines harten abſolutiſtiſchen Sinnes.

Dann ging's den Rhein hinab. Wir wollten über Holland und Belgien nach Frankreich, und unſer p. p. hatte bis jetzt genügt. Zuletzt raſteten wir in Düſſeldorf, um Immermann aufzuſuchen. Bei Gelegenheit ſeines Romans „die Epigonen“, welcher ihn zuerſt an's große Publikum brachte, war ich mit ihm in Verbindung gekommen. Er gehörte, ein preußiſcher Juſtizbeamter, nicht eigentlich zur jungen literariſchen Welt, aber er bildete einen Uebergang von uns zur geſetzteren Klaſſe. Er ſollte der letzte Deutſche ſein, welchem ich die Hand drücken wollte.

In einer Schwurgerichtsſitzung fand ich ihn. Das war für mich ganz was Neues. Die preußiſchen Rheinprovinzen hatten im Rechtsleben Mancherlei aus dem Code Napoléon behalten aus der Zeit franzöſiſcher Herrſchaft, und galten für nicht gut preußiſch. „Der Prüß“ war ihnen ein fremdes, unſympathiſches Weſen. Düſſeldorf war davon ausgenommen, es war älter und beſſer preußiſch. Schon durch ſeine Maler-Akademie war es in wärmerem Verkehre mit dem Oſten. „Zu blau, zu blau!“ hieß es zwar immer von den Düſſeldorfer Bildern, aber ſie bildeten doch damals in Berlin einen künſtleriſchen Mittelpunkt. Die

Namen Leſſing, Bendemann und Hübner waren berühmte Namen. Von den Münchnern wußte und ſah man zu jener Zeit in Berlin wenig oder gar nichts. Leſſing galt für beſonders intereſſant und poetiſch. Bei aller Gemeinſamkeit unterſchied er ſich aber doch ſehr von den Romanzen- und Balladen-Malern des damaligen Düſſeldorf, welche ſo ſtandhaft nach Dichtungen Bilder componirten. Er that das wol auch, aber er that es doch anders. Sein „trauerndes Königspaar" nach Uhland und ſeine „Lenore" nach Bürger hatten doch einen eignen Proceß in ihm durchgemacht, ehe ſie Bilder geworden. Und vor Allem unterſchied er ſich durch ſeine Landſchaften. Stille und Einſamkeit in der Natur aufſuchend, athmeten ſie einen poetiſchen Zauber aus. Er hatte das poetiſche Publicum für ſich. Und das große Publicum hatte er gewonnen durch ſeine Huſſitenpredigt. Der ſchleſiſche Proteſtant wurde erſichtlich, und der iſt auch lebendig geblieben in ihm. Die ſpäteren Huß- und Lutherbilder haben ſeine Popularität aufrecht erhalten, und es iſt auch charakteriſtiſch, daß eine Bürgerſtadt wie Frankfurt am Main dieſe proteſtantiſchen Bilder für ſich, für ihr werthvolles Städel'ſches Muſeum angekauft hat.

Ich meinte, den ſchleſiſchen Landsmann — er ſtammt aus reizloſer ſchleſiſcher Gegend — aufſuchen und begrüßen zu dürfen, obwol man mir ſagte, daß er nicht leicht Jemand empfange. Er liebe die Einſamkeit ſeiner Landſchaften, und ſei faſt menſchenſcheu. Trotzdem gelang mir's, und ich fand einen ruhigen, allerdings ziemlich verſchloſſenen Mann, der von außen nichts wollte, und ganz in der Sammlung für ſeine Kunſt lebte.

Immermann hatte mich im Gerichtsſaale ähnlich angemuthet in ſeiner richterlichen Amtstracht. Er trug einen langen ſchwarzen Talar, und ſah aus wie ein evangeliſcher Paſtor. Sein Geſichtsausdruck war ſehr ernſt, faſt trübe. Das wurde aber ganz anders, als er das ſchwarze Kleid ausgezogen. Es kam nun ein ſtattlicher, wohlgenährter und lebensluſtiger Herr zum Vorſchein, welcher lächelnd von den Freuden der Welt ſprach, uns zur Tafel einlud nach einem benachbarten Städtchen, wo eine erfahrene Gaſtwirthin den beſten Rheinfiſch auf das Schmackhafteſte zu bereiten verſtehe, und zu der er uns führen werde.

Das that er denn auch, und erzählte uns des Breiteren und ſehr verſtändig von ſeiner Theaterleitung in Düſſeldorf und vom Münchhauſen, welchen er unter der Feder habe. Den werde er mir und Heine nach Paris ſchicken. Politik konnte nicht ausbleiben in unſeren Geſprächen, und da zeigte ſich denn wol, daß er ſich ganz anders zu unſerm Liberalismus verhielte als die uns im Stillen zuſtimmende öffentliche Meinung. Er war zwar Romantiker in literariſchen Dingen, aber in bürgerlichen Dingen war er Juriſt, war er preußiſcher Beamter, und that ſich auf pragmatiſche Ausführung der freien Ideen viel zu Gute. Nicht mit Unrecht. Es war Alles reifer und beſchränkender in ihm als in mir, und Manches hatte wol auch einen ſtark doctrinären Beigeſchmack. Aber Alles trat ſehr ernſthaft und nachdrücklich auf die Scene, und ich war meinerſeits ſehr geneigt, mich unterrichten und verbeſſern zu laſſen. Der ganze Eindruck war für mich ein wohlthätiger. Sterbliche Menſchen! Wer mir geſagt hätte, daß dieſem kräftigen Manne nur noch wenige Jahre zugemeſſen wären in dieſem Leben! Wie herzhaft ſchüttelte er mir die Hand beim Abſchiede! und er trug mir viel Grüße auf an Heine.

Er war recht verſchieden von Heine. Aber als junge Dichter, welche ihre erſten Producte in obſcuren Zeitungen abdrucken ließen, hatten ſie einander gelobt und vertheidigt, und waren ſo in literariſche Freundſchaft gerathen. Beide waren darin ſehr treu, auch Heine war das. Und was noch wichtiger: ſie hatten einen gemeinſchaftlichen Feind gefunden, den auf klaſſiſche Schrift pochenden Grafen Platen von Hallermünde. Ein gemeinſchaftlicher Feind iſt ein Freundſchaftsband. Ade! Wir ſtiegen auf's Schiff, und — haben ihn nie wiedergeſehen. Er ſtarb gar bald im ſchönſten Mannesalter.

Den Rhein hinab ging's auf breiter und tiefer Waſſerfläche über die deutſche Grenze hinaus nach Holland. Der Rhein iſt hier eine impoſante Waſſermaſſe. Um ſo empfindlicher war mir's, von den Schiffsleuten hören zu müſſen, daß dies gar nicht mehr der Rhein wäre. Vielleicht zur Erleichterung für Zollverhandlungen hat man hier dem Hauptarme einen neuen Namen gegeben, und einem Seitenarme, welcher zu ſchlechter Seemündung führt, den Namen Rhein verliehen. Ob das einſt die Holländer mit klarer Abſicht gethan?

Jetzt kümmerten ſich dieſe Holländer herzlich wenig um Deutſchland. Es war nicht zu fürchten als deutſcher Bund voll Demagogenhorden, welche die Kraft des Bundes untergraben ſollten. Man hielt alle Aufmerkſamkeit auf Belgien gerichtet, welches ſich kürzlich vom Königreich der Niederlande losgeriſſen, und dieſen Begriff vereinigter Niederlande zerriſſen hatte. Das war eine Losreißung, welche nur den Franzoſen und Ultramontanen zu Gute gekommen iſt. Die braven Vlamingen, der Norden Belgiens, welche urdeutſchen Stammes ſind, und intime Beziehungen zu uns hegen, ſind ſolchergeſtalt von uns abgeſchnitten, und ins franzöſiſche Sprachgebiet eingeſpannt worden. Die Holländer ſelbſt aber ſind uns dadurch ferner gerückt worden, weil ſie ſchwächer geworden ſind. Abzweigungen einer großen Nationalität fürchten immer Unterjochungen unter den großen Stamm, und fürchten ſie doppelt, wenn ihre Wehrkraft geſchwächt wird. Als vereinigte Niederlande waren ſie weniger beſorgt, und wären mit geringerem Mißtrauen in näheren Verkehr mit uns getreten, ein Vortheil für beide Theile. Nur für die Franzoſen und den Papſt wäre das kein Vortheil geweſen.

So ſah man es damals bei uns nicht an. Man nahm in Deutſchland überall Partei für Belgien, im Grunde gar für ein franzöſiſches Belgien. Einmal weil die Holländer uns immer geärgert hatten mit kleinlicher Kaufmannspolitik in der Rheinfrage, insbeſondere aber, weil damals die Freiheitsfrage alle andern Fragen beherrſchte. Da ſollten zwei verſchiedene Völkerſchaften, die holländiſche und die belgiſche nicht zuſammengeſchmiedet werden. Als ob die vlämiſche Bevölkerung in dieſem Sinne nicht zu Holland gehört hätte! Der walloniſch-franzöſiſche Theil Belgiens, lange nicht der dritte Theil des Königreichs der Niederlande, wurde alſo zur geſetzgebenden Majorität geſtempelt. Alles im Namen der Freiheit und aus Haß gegen den Wiener Congreß, welcher das Königreich der Niederlande geſchaffen.

Auch ich wußte damals den tiefen Zorn der Holländer nicht zu würdigen, ich ſteckte auch noch in den Schlingen der liberalen Stichworte. Wir verkennen die Holländer überhaupt leicht, indem wir nur von ihrem Phlegma ſprechen, und nur ihr Phlegma ſehen wollen. Sie ſind nicht nur überaus eigenſinnig, ſie ſind auch ſehr leidenſchaftlich. Nicht nur in ihrem Eigenſinn, ſondern in Allem was ſie für ihr Recht und ihre Beſtimmung erachten. Das ſind alle kleinen Nationalitäten, welche Bruchſtücke größerer ſind. Mit den Dänen iſt's eben ſo.

Leidenſchaftlich? Die phlegmatiſchen Holländer? ruft man lachend. Ja wol. Die Holländer ſind ſehr feſte Leute, und wo ſie ihre Eigenart angegriffen fühlen ſehr leidenſchaftliche Leute. Ich habe damals in Amſterdam ein Trauerſpiel aufführen ſehen im Theater, und bin höchlichſt erſtaunt geweſen über das leidenſchaftliche Feuer der Schauſpieler und über die ſtürmiſche Theilnahme der Zuſchauer. Erſtaunt, ja geradezu verblüfft, da ich im Laufe des Abends oft gelacht hatte über die Sprache. Unſere edelſten Ausdrücke, deren deutſcher Urſprung gar nicht zu verkennen war, klangen in der niederländiſchen Breite und Ausgerecktheit geradezu komiſch für mich. Für das holländiſche Publicum natürlich nicht, und als ich bemerkte, wie echt und ſtark das Publicum den Sinn auffaßte und ihm huldigte, da ſtockte mein Lachen, und verſchwand bald völlig.

Mit der holländiſchen Sprache ging's uns überhaupt wie in einem Vexirſpiele: weil ſie halbdeutſch klang meinten wir ſie auch halb zu verſtehen, und entdeckten endlich, daß wir ſie gar nicht verſtanden. Weiter drinnen im Lande verſtand man auch ſehr ſelten unſer Deutſch.

Nach einigen Wochen kamen wir uns wie ausgewechſelt vor. Die deutſchen Sorgen waren zurückgedrängt, und ein neuer Inhalt blieb aus. Stadt auf Stadt hatten wir geſehen, eine wie die andere! Landſchaft auf Landſchaft, eine wie die andere mit Canal, Pappelallee, Wieſe und Windmühle, Gemäldeſammlung auf Gemäldeſammlung, eine wie die andere! Wir ſtritten uns jeden Augenblick mit einander, wo wir dies, wo wir jenes geſehen oder erfahren, ob in Leyden oder in Harlem, oder in Utrecht, oder in Amſterdam — Alles hatte dieſelbe Phyſiognomie, das Haus, die Stadt, die Gegend.

Nur der Haag ſonderte ſich uns ab, die Reſidenzſtadt des Königs. Da iſt es ſtiller, da iſt ein Buſch vor dem Thore mit Dammwild, da war die preußiſche Geſandtſchaft, auf welcher unſer Paß viſirt werden mußte. Da gab's eine ängſtliche Mahnung an die Heimat.

Der Geſandte, ein herber Graf, fand den Paß mit ſeinem p. p. unglaublich. Ach was unglaublich?! Lächerlich, frech fand er ihn. Dies gemeine p. p. ſollte auch „nach Frankreich“ bedeuten können?! Solch eine reglementswidrige Philologie ſei noch gar nicht dageweſen! Wird nicht viſirt. Inhaber zurückverweiſen an den Heimatsort. Punctum.

Mit dieſem vernichtenden Beſcheide ging der geradezu beleidigte Graf von dannen, mich im Fortgehen von oben bis unten meſſend.

Da ſtand ich wie das Milchmädchen, dem der Topf zerſchlagen worden. In dem Topfe hatte das erſehnte Frankreich geſteckt mit all ſeiner freien Herrlichkeit. Da ſtand ich, der ſüßen, ewig polizeilichen Heimat gedenkend, welche ich leichtſinnig ein paar Wochen vergeſſen hatte. „Kann man das Vaterland an den Fußſohlen mit ſich nehmen?!“ hat Danton ausgerufen. In mir rief es: Ja! im Paſſe kann man es mitnehmen.

Ich ſtand unbeweglich, mit gläſernem Auge den Secretär anſchauend und nicht ſehend; denn ich erwog blos, ob und wie ich auch ohne Viſum durch Belgien nach Frankreich kommen könnte. Unter den damaligen Verhältniſſen kaum möglich.

Der Secretär war jung; das hatte ich nicht bemerkt in meiner Beſtürzung. Er fragte mich endlich nach einem neuen Buche, welches in Leipzig erſchienen wäre. Ich verſtand ihn gar nicht. Dabei ſtreckte er ſeinen Arm aus nach dem Paſſe, welchen ich in der Hand hielt. Ich wollte ihn nicht fahren laſſen, denn am Ende war's doch ein Paß und einer mit p. p. Der junge Secretär lächelte aber, nickte mit dem Kopfe, und ſagte halblaut: „es wird ſchon gehen!“ — Kurz, er viſirte ihn rundweg, gab mir ihn wieder, und wünſchte mir glückliche Reiſe.

Ich war dem jungen Deutſchland in Holland begegnet. Das Tzſchoppe'ſche Regiment hatte gar keinen Boden in der neuen Generation.

Nun ging's nach Belgien. Ein breiter, öder Strich Haideland trennt die beiden Staaten Holland und Belgien. Man fragt ſich, ob die Natur die Trennung dieſer beiden Staaten vorhergeſehen und dazu die Haide hergelegt habe? Oder hat man ſie zur Grenze gemacht, weil ſie einmal da war?

Nun kommen wieder Städte auf Städte in ſo großer Anzahl, und in ſo kurzen Zwiſchenräumen immer wieder große Städte, eine neue Auflage Hollands. Die Leute hier an der Nordſee haben ſich offenbar auf's angrenzende Meer verlaſſen. Von da würden alle Nahrungsmittel zugeführt werden, und man brauchte deshalb weniger Ackerland, man brauchte nur Geld und Schiffe. Und was für Städte hier in Belgien! Alle mit zahlreichen hiſtoriſchen Erinnerungen, mit großen Bildwerken — unter ihnen in der Kirche zu Antwerpen die Kreuzesabnahme von Rubens — und mit großen Baudenkmälern, namentlich in Stadthäuſern. Man wird wiederum überhäuft mit einer gewiſſen Gleichförmigkeit wie in Holland. Nur ſind hier die Gegenſtände noch ſtattlicher. Dem deutſchen Beſitze iſt das Alles entwendet worden bis auf die Namen. Wir kennen Antwerpen, Mecheln, Gent, Brügge, Löwen, Lüttich; an Ort und Stelle ſagt man aber Anvers, Malines, Gand, Bruge, Louvain, Liége. Ja, auch das uns ſo nahe liegende Lüttich wird nur Liége genannt. Und doch hat wie in Aachen der Stifter des deutſchen Reiches Carl der Große auch in Lüttich gern reſidirt. Ja ſo! Die Franzoſen nennen ja auch Charle magne als ihren Stifter. So viel hiſtoriſche Erinnerung gibt's hier wie hiſtoriſche Verwirrung. Julius Cäſar war ſchon hier, und nennt zuerſt den belgiſchen Stamm, von da hat man jetzt mit Stolz den Namen geholt. Dieſe Länder hier haben große Anfänge geſehen, große Uebergänge und erſichtlich auch große Wechſel der Bevölkerungen. Was ſind für die jetzige Politik Orte wie Lüttich, Trier und die ſüdlich und weſtlich davon liegenden Landſchaften! Einſt waren ſie Ausgangspunkte großer Reiche. Jetzt ſind's Wallonen-Bezirke. Wallonen, die wir nur aus Schiller's Wallenſtein kennen, wo ſie rauhe Soldaten-Contingente bilden. Auch Tilly war ein Wallone. Und in Wien ſind noch Wallonen-Familien übrig aus der Zeit, da die habsburgiſchen Kaiſer auch in Brüſſel herrſchten. Dieſe Wallonen ſprechen eine Sprache, welche uns anmuthete wie das Holländiſche. Will ſagen: Walloniſch klingt gerade ſo franzöſiſch wie das Holländiſche deutſch klingt. Man verſteht mit ſeinem Deutſch den Holländer nicht, und man verſteht mit ſeinem Franzöſiſch den Wallonen nicht.

Eine rechte Sammlung all dieſer anheimelnden und doch fremdartigen Eindrücke iſt die Hauptſtadt Brüſſel. Ich mußte mich immer beſinnen: wo biſt du denn eigentlich? Iſt es die erſte größere franzöſiſche Stadt? So ſcheint es, wenn man ins Theater kommt, oder in den Gerichtsſaal. Es gab gerade einen großen politiſchen Proceß, zu welchem ich natürlich eilte. Solch öffentliches Widerſpiel zu den geheimen Proceſſen Tzſchoppe's und Dambach's war ja für mich eine erwünſchte Speiſe. Nun, da meinte ich eben mitten in Frankreich zu ſein. Kam ich aber aus dem Gerichtshauſe und wandelte ich durch die untere Stadt aufwärts in mein Hotel, welches in der oberen Stadt lag, da paßte das Volksweſen, aus belgiſcher Mannigfaltigkeit zuſammengeſetzt, wieder gar nicht zum Franzoſenthume. In der obern Stadt wieder, die neu und regelmäßig gebaut, ſtill und vornehm iſt, war's ganz anders als unten. Die zahlreichen Schildwachen vor den officiellen Gebäuden, welche ich franzöſiſch um den Weg fragte, antworteten mir immer „tout droit“! Es klang, als ob ſie damit ihr franzöſiſches Lexikon erſchöpft hätten.

Was Cäſar „Belgien“ nennt, das war ein feſter einiger Stamm. Wie viel oder wie wenig mag davon übrig geblieben ſein unter dem Zudrange der Germanen, welche ſchon zu Cäſars Zeit überall, und beſonders hier nach Weſten hinüberdrängten? Jedenfalls wußte ich hier in meinem Hôtel des Flandres immer nicht recht, wo ich mich hiſtoriſch und politiſch befände, und ich glaube heute, fünfunddreißig Jahre ſpäter, immer noch nicht, daß dieſe zerſplitterten, buntfarbigen Niederlande ihre dauernde Staatsform gefunden haben. Die Prieſterherrſchaft, welche ſich in Belgien übermäſſig ausgebildet hat, wird wol über Kurz oder Lang den Anlaß bieten zu neuer Bildung und Geſtaltung.

Wir machten natürlich eine Partie nach dem Schlachtfelde von Waterloo, wie die Franzoſen und Engländer es nennen. Wir in Preußen nannten es Bellealliance von dem Pachthofe, bei welchem ſich Blücher und Wellington begegneten. Ein ſo bezeichnender Name für den Moment, welcher über eine Weltherrſchaft entſchied! Durch die glücklich gelungene Vereinigung zweier einzeln geſchlagener Kriegsheere wird der Kriegsfürſt jener Zeit beſiegt und vernichtet. Beſiegt durch Blüchers rechtzeitiges Eintreffen. Dieſes Mecklenburgers ganze Energie war nöthig, mit ſeiner bei Ligny geworfenen Armee herbeizueilen, und noch rechtzeitig anzukommen, um die erſchöpften Engländer zu erretten. Belle alliance! Und nicht einmal dieſen glücklichen Namen der Schlacht haben wir wenigſtens in Deutſchland durchgeſetzt, weil auch unſere deutſchen Schriftſteller vorherrſchend zum Namen Waterloo übergehen.

Von den Gegenſätzen aus jenem Kriege war jetzt, 1839, nichts mehr zu ſpüren in Belgien. Ludwig Philipp hatte eine franzöſiſche Armee in Bewegung geſetzt, um dieſe ſüdlichen Niederlande gegen die nördlichen zu beſchützen, was nach den belgiſchen Niederlagen bei Haſſelt und Löwen ſehr nöthig war, und es war ſogar ſein Sohn Némours zum Könige der Belgier vorgeſchlagen worden, kurz, es beherrſchte jetzt eine große franzöſiſche Partei das mannigfaltig zuſammengeſchweißte neue, kleine Königreich. Wie bis zum Rhein gegen uns, ſo wollte und ſollte Frankreich bis an den öden Grenzſtrich im Norden Belgiens ſeine Herrſchaft ausdehnen. Das war ſo Zeitgeiſt in damaliger Zeit. Lediglich weil Frankreich eine neue Freiheit beſaß oder beſäße, Deutſchland aber nur den Bundestag und Herrn von Tzſchoppe. Und das hat ſich ſeitdem in Wahrheit nur darum zu unſerm deutſchen Vortheil geändert, weil die damals hart beſtraften Gedanken der Demagogen Dauer und Weiterbildung gefunden haben in den deutſchen Köpfen und Gemüthern. Die Wege des Schickſals ſind eben die Wege des Geiſtes, nicht die Wege der Polizei.

Auch das reiſende Demagogen-Paar, meine Frau und ich, ſah damals nicht ſo weit, ſondern war im Franzoſenthume befangen. Nach Paris! riefen wir, fort aus der bloßen Vorſtadt von Paris!

Nur ein Brief war noch abzugeben, ein geheimnißvoller. Er war auf der Reiſe meiner Frau aufgedrängt worden, und ſollte an den polniſchen Flüchtling Skrynecki abgegeben werden, den Generaliſſimus der polniſchen Revolutionsarmee bis zur Schlacht bei Oſtrolenka. Er wohnte jetzt in Brüſſel, in der ſtillen oberen Stadt, wie wir vorſichtig erkundet hatten, und war kürzlich wieder von politiſcher Bedeutung geworden. In dem Hin und Her zwiſchen Belgien und Holland, welches die Conferenz der Großmächte in London zu beſchwichtigen und auszugleichen trachtete, war neuerdings ein Ausbruch des Krieges nahe geweſen zwiſchen Belgien und Holland, und für dieſen

Krieg hatte die belgiſche Regierung den General Skrzynecki zum Generaliſſimus der belgiſchen Armee erwählt. Dagegen, und ganz beſonders gegen dieſe Wahl eines polniſchen Feldherrn, hatte die Londoner Conferenz energiſch proteſtirt. Belgien hatte nachgeben und auch ſeinen erwählten Feldherrn aufgeben müſſen. Er weilte aber noch in Brüſſel.

Bei einbrechender Dunkelheit gingen wir in ſeine Wohnung, welche da oben am großen Platze gelegen war. Wir fanden ihn nicht zu Hauſe. Perſönlich aber ſollte der Brief abgegeben werden. Unſchlüſſig verließen wir das Haus. Alles was mit politiſchen Perſonen zuſammenhing erſchien damals gefährlich und wurde uns Geheimniß eingehüllt. Am Ende ſtand in dem Briefe, daß Strzynecki doch commandiren, und — was wußten wir! Warten wollten wir jedenfalls, denn es ſollte unſer letzter Abend in Brüſſel ſein, und der Diener hatte geſagt, ſein Herr werde bald kommen. Da hallten Schritte über den menſchenleeren Platz, ein langer Mann kam näher — das iſt er! flüſterte ich. In Karlsbad hatte ich ihn 1832 geſehen. Wir redeten ihn an. Als wir das Wort „Brief“ ausgeſprochen, winkte er mit der Hand zum Stillſchweigen, und führte uns ins Haus.

Sein gehaltenes, vornehmes Weſen, das ich Wochen lang in Karlsbad täglich beobachtet, paßte ganz zu der Atmoſphäre, welche 1839 noch ſo dick und ſchwer war, daß man überall vor Verdächtigung und Polizei zitterte. Er trug den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, als wollte er recht vorſichtig hören und ſprach mit nicht gar lauter, wohlthuender Stimme, ein blanker Gegenſatz zu dem ſtrammen älteren Chlopicki, welcher in Karlsbad neben ihm frei und unbefangen einherging. Auch galt Skrzynecki ſchon zur Kriegszeit in Polen für fromm, und achſelzuckend erzählten ſich die dreiſteren Officiere, daß er von den franzöſiſchen Blättern vorzugsweiſe den „Avenir“ läſe, das geiſtlich raiſonnirende Blatt des Abbé Lamennais. Geiſtlich! während ſie die feurigen Reden des Generals Lamarque und des Advocaten Mauguin aufſuchten in den franzöſiſchen Zeitungen. Geiſtlich und fromm!

Das paßte zum clericalen Belgien. Deshalb mochte man ihn hier gewählt haben. Dachte ich nicht auch daran, als ich ihn jetzt wieder in ſo ergebener Haltung vor mir ſah? Nein. Es war damals durchaus nicht bekannt, daß die Pfaffen allmächtige Führer in Belgien wären. Auch ich wußte nichts davon. Die kirchliche Theilnahme an dem Syſtem der vor neun Jahren geſtürzten älteren Bourbonen war ziemlich vergeſſen, und von den unterirdiſchen clericalen Gewäſſern in Belgien mochten nur die Eingeweihten wiſſen. Skrzynecki wußte ſicher davon. Er war übrigens im Zimmer mit ſeinem angenehmen Antlitze, ſeinen treuherzigen Augen und ſeinem ſanft verbindlichen Weſen derſelbe ſinnige, faſt tiefſinnige Mann, wie ich ihn früher kennen gelernt. Die Unterhaltung mit uns beſchränkte ſich auf höfliche Redensarten; der Brief blieb unbeſprochen.

Nach Paris! wiederholten wir, als wir ihn verlaſſen hatten, und am andern Morgen ging's mit dem großen Poſtwagen hinab in die Ebenen des alten Artois, durch reizloſes Land, Tag und Nacht dahin, bis bei Tagesanbruch der Conducteur rief: Voilà le Panthéon! — Der dicke Thurm des Pantheon, der Kirche Géneviève ſtieg am Horizonte auf, Paris lag vor uns, das damalige Mekka der gläubigen Liberalen.

32.

Ich kann nicht ſagen, daß mich etwas in Paris überraſcht hätte. Alles Dortige war fortwährend in Deutſchland ſo geprieſen worden, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn ich irgend etwas noch herrlicher gefunden hätte.

Im Gegentheile: ich fand vieles geringer. Vor allen Dingen fand ich die Schilderungen franzöſiſcher Romanſchreiber in ihren Pariſer Romanen arg übertrieben. Sie verfügen über ein luxuriöſes Material an Wohnungen, Wagen, Dienern und vielen äußerlichen Dingen, welche mir ſämmtlich hier in der Wirklichkeit dürftiger vorkamen. Die Wohnungen zum Beiſpiele enttäuſchen arg. Der Pariſer muß ſich durchſchnittlich in kleinen Räumen einrichten. Er thut das geſchickt, aber von breitem Comfort nach unſern Begriffen iſt da wenig oder nichts zu finden. Die Romanſchreiber ſehen da Alles durch ein Vergrößerungsglas.

Dazu kam, daß mich die Sprache ſehr im Stiche ließ. Wenn man ſie nicht von Jugend auf praktiſch gelernt hat, das heißt, wenn man nicht von Jugend auf ins Sprechen der fremden Sprache eingeführt worden iſt, dann wird man die Hemmniſſe des theoretiſch Erlernten nie wieder los, und ihr Gebrauch bleibt immer eine Anſtrengung. Ich hatte ſie ſchulmäßig gelernt, will ſagen auf dem Wege der Grammatik. Auf dem Gymnaſium wurde ſie gar nicht gelehrt, ich hatte alſo Privatunterricht genommen. Auf der Univerſität dachte kein Menſch ans Franzöſiſchſprechen, wir waren als Burſchenſchafter ja principiell deutſch und insbeſondere antifranzöſiſch. Lateiniſch ſprechen konnten wir geläufig, aber eine moderne fremde Sprache kam nie in Rede. Erſt in der Hauslehrerzeit kam für mich das Franzöſiſche wieder an die Reihe. In Wahrheit lernte ich da von meinen Schülern und Schülerinnen, wenigſtens was den Wortſchatz betraf. Ich erinnere an den coq d'Inde, den „indiſchen Hahn“, welcher ſich als „Truthahn“ entpuppte. Ich konnte mein Anſehen nur behaupten in der Grammatik, und die Bonnen und Gouvernanten waren mir unſchätzbare Kunden. Mit ihnen mußte man franzöſiſch ſprechen, es mochte gehen wie es wollte. Es ging auch darnach, aber am Ende ging es. Worte wie „l'homme“ brachten nur zuweilen bedenkliche Mißverſtändniſſe zu Wege. Für mich war l'homme „der Menſch“, für die Gouvernante bedeutete er „der Mann“, und da hörte ſie oft Liebeserklärungen, wo ich philoſophiſche Betrachtungen entwickelt zu haben glaubte. — Stete franzöſiſche Lectüre dazu, Umgang mit Polen, welche nicht Deutſch konnten, häufiges Vorleſen hatten mich denn allmälig ſo weit gebracht, daß ich meinte, unter Franzoſen beſtehen zu können. Ich beſtand aber nicht. Die Schildwacht in Brüſſel ſchon bewies mir das mit ihrem „tout droit“, als ich ſie nach dem Wege fragte. Auf den erſten Eindruck bedeutete mir tout droit „ganz rechts“, und dann erſt erinnerte ich mich, daß es „geradeaus“ heiße. Wenn man aber beiſpielsweiſe im Theater ſitzt, und ſich immer erſt erinnern muß an die gebräuchlichen Bedeutungen, da wird das ein heilloſer Zuſtand. Der Schauſpieler da oben auf der Scene wartet nicht, ſondern ſpricht weiter, und nach der erſten Vorſtellung muß man ſich ärgerlich eingeſtehen, daß man das Stück kaum in ſeinen Umriſſen verſtanden habe. Erſt nach Wochen, ja erſt nach Monaten wird es licht in unſerm Verſtändniſſe.

So ging es mir in Paris während der erſten Wochen, und das allein ſchon dämpfte meinen Enthuſiasmus. Ich mußte mich entſchließen, auch mit meiner Frau franzöſiſch zu ſprechen, denn nichts hält den Fortſchritt in fremder Sprache ſo auf, als wenn man dazwiſchen die Mutterſprache braucht. Wer eine Krücke haben kann, der lernt nicht laufen. Erſt als ich allein weite Touren ins Land hinein, namentlich eine längere nach der Normandie gemacht, kam ich mit ſo gelöſter franzöſiſcher Zunge nach Paris zurück, daß meine Frau vor mir erſchrak.

Um dieſe Zeit ſchon kam ich aber auf den Gedanken, und nach einem halben Jahre kam ich zu der klaren Einſicht, daß mir das fließende Franzöſiſchſprechen gefährlich würde. Die Lecture neuer Schriften von Heine beſtätigte mir dieſe Einſicht. Man wird unſicher über kleine Wendungen der Mutterſprache, man vermiſcht franzöſiſche und deutſche Wendungen. Heine's Schriften aus Paris ſtrotzen davon. Das iſt doch am Ende für einen deutſchen Schriftſteller ein gefährlicher Uebelſtand. Seine Macht, wenn er eine beſitzt, ruht doch in der Sicherheit, welche er dem Leſer einflößt, daß er die echte heimatliche Seele ausathme in jeder Kleinigkeit der Rede. Ueberraſcht er mit fremden Wendungen — nicht mit Ausdrücken, die verzeiht man — welche der

Mutterſprache widerſtreben, dann verliert er das Zutrauen. Verlieren ſchon Ueberſetzungen die Hälfte der Originalmacht, weil man die innere Steife der Uebertragung merkt, ſo verliert der Original-Schriftſteller noch mehr, wenn er „mantſcht". Dies von Tieck eingeführte Wort iſt das bezeichnende. Ein ſolcher „Mantſcher" erſcheint wie ein Renegat, der ſeinen Glauben abgeſchworen, und dem man deswegen auch keinen Glauben mehr ſchenkt.

Ich blieb alſo auf der Hut vor fließendem Franzöſiſch, und meine Frau hat mich oft lachend verſichert, daß mir das gelungen ſei.

Heine war verreiſt. Weitere Anknüpfung ſuchte ich nicht gleich, ich wollte mich allein und ſelbſtſtändig orientiren, ich wollte keine Ueberſetzung leſen. Bald merkte ich indeß, daß ein bloßes Anſchauen der Merkwürdigkeiten mich ermüdete, weil es mir nicht genügte. Dies ewige Anſchauen und Aufnehmen iſt für Menſchen, die nicht ſelber ſprechen, die nicht aus ſich ſelber ſprechen wollen, es iſt aber nicht für einen Menſchen, der etwas Eigenes hervorbringen will. Ich fing an zu addiren. Das heißt ich ſuchte zuſammenzurechnen was Notre-Dame, Louvre, Hôtel de Ville, Place de la Concorde, la Sainte-Chapelle und ſo weiter für eine Summe ausmachten, und warum? Auf die Rechnung folgte der Reim: ich ſuchte zuſammen zu reimen, ich ſuchte Geſchichte aufzubauen. Geſchichte hat für mich einen großen Reiz, und ich empfand ſofort das Bedürfniß, die franzöſiſche Geſchichte gründlich kennen zu lernen, an Ort und Stelle kennen zu lernen, und zu dem Ende — —

Da kam eine dramatiſche Unterbrechung, ein politiſcher Proceß auf Leben und Tod. Barbès und Conſorten — Blanqui und Martin Bernard in erſter Linie — hatten einen Sturz des Juli-Königthums verſucht, um die Republik einzuführen. Der Aufſtand war niedergeſchlagen, die Führer waren verhaftet worden, und ſtanden jetzt, oder richtiger ſaßen jetzt vor dem Gerichte des Pairshofes. Man erwartete Todesurtheile und auch

Vollziehung dieſer Todesurtheile. Da wollte ich zuſchauen. Drüben am linken Seine-Ufer, im Palais Luxemburg, wurde der Proceß öffentlich verhandelt, und es hatte keine Schwierigkeit, als Zuſchauer eingelaſſen zu werden, der Zudrang war gering, ein Zeichen, daß die Saiſon noch nicht gekommen war für republikaniſche Aufſtände. Das Juli-Königthum galt für ganz feſt. Die Herrſchaften in Frankreich haben einen Miethtermin für ihre Herrlichkeit. Der dauert eine gewiſſe Anzahl von Jahren. Fünfzehn bis zwanzig im Durchſchnitt. Jetzt nach neun Jahren dachte man noch nicht ernſtlich an die Kündigung der Juli-Monarchie.

Das konnte man auch den Pairs anſehen, welche hier in einem kleinen Saale des Luxemburg-Palaſtes als Richter ſaßen. Aeltere Herren ſind ſonſt leicht ängſtlich über die Sicherheit ihrer Exiſtenz, dieſe Pairs hier aber, alle in geſtickter Uniform, ſahen recht ruhig aus, ſogar gleichgiltig, ja wol gar gelangweilt. Mancher las ſein Journal, und blickte nur zuweilen auf, wenn der Präſident Pasquier einmal ſcharf ſprach, oder wenn ein Angeklagter ungewöhnlich laut wurde. Die Angeklagten ſaßen erhöht, in einer breiten Niſche, an ihrer Spitze links Barbès, ein bildſchöner junger Mann mit dunklem Vollbarte. Er war ein Südfranzoſe, von der ſpaniſchen Grenze her, und ich dachte an Barbaroux aus der erſten Revolution. Er vertheidigte ſich eigentlich nicht, er klagte an. Die beſtehende Regierung ſei illegitim, die Republik ſei legitim. Präſident Pasquier, ein kleiner hagerer Mann, in wunderlicher Amtstracht, mit farbigem Mäntelchen und mit einer aufgeſtülpten Haartour, welche ſich leicht verſchob, fuhr bei ſolchen Aeußerungen ſchwertſcharf dazwiſchen mit ſchneidenden Worten. Keiner machte auf den Gegner irgend einen Eindruck, Barbès nicht auf Pasquier, Pasquier nicht auf Barbès. Nur wenn auf die Ermordung eines Lieutenants die Rede kam, da erhitzte ſich Barbès, welchem perſönlich dieſe Ermordung ſchuldgegeben wurde. Barbès war erſichtlich ein zweifelloſer Fanatiker, und der alte Pasquier war erſichtlich eben ſo außer Zweifel, daß er ſammt der ganzen Pairskammer guillotinirt würde, wenn ſolche Republikaner einen Fußbreit Leben behielten.

Neben Barbès ſaß ein ſchmächtiges, blaſſes, blondbraunes Menſchenkind — ich weiß nicht mehr, ob es Blanqui oder Martin Bernard war, der Name Martin iſt mir im Gedächtniſſe haften geblieben — das unterſchied ſich gründlich von Barbès. Barbès war der herzliche Fanatismus, Martin der raffinirte. Er lächelte eigentlich zu dieſem Gericht um Leben und Tod, und ſprach nachläſſig, ſo wie er ausſah. Nur ſo beiläufig ſprach er und antwortete er, weil dies hergebracht ſei vor Gericht. Es verſtünde ſich von ſelbſt, hörte man aus den Reden heraus, daß die Republik die einzig geſetzliche und richtige Staatsform, und der Pairsplunder da unten im Saale ein uſurpirter Kram ſei, welchen man gelegentlich in die Seine hinab kehren müſſe mit einem ordinären Beſen. Wozu ihn dieſe erſchwindelte Pairsgeſellſchaft verurtheilen werde, das ſchien ihm äußerſt gleichgiltig zu ſein. Dieſer ſaloppe junge Menſch gehörte zu den Verſchwörern von Profeſſion, wie ſie Frankreich ſeit den Julitagen bis zum Kaiſerreich in ziemlicher Anzahl beſeſſen. Sie werden deportirt, und kommen wieder, um ins Gefängniß zu wandern. Sie haben nur auf kürzeſte Zeit eine Privatwohnung.

Barbès wurde zum Tode verurtheilt, und es hieß: er weigere ſich, ein Gnadengeſuch zu ſtellen. Nun ſchien es doch in Paris einigen Eindruck zu machen, daß am nächſten Morgen eine politiſche Hinrichtung ſtattfinden ſollte. Sie paßte nicht in die Stimmung der Zeit. Aber die Miniſter, ſagte man des Abends, verlangten ſie, und der König werde ihnen nachgeben. Am andern Morgen erfuhr man, daß Verwandte des Barbès doch in der Nacht ein Gnadengeſuch in die Tuilerien gebracht, und daß der Kronprinz, der Herzog von Orleans und deſſen Frau, die mecklenburgiſche Prinzeſſin Helene, es dringend befürwortet hätten. Der König habe es bewilligt, und Barbès ſei zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Als dies früh Morgens ſtatt des Befehls ſich für die Guillotine anzukleiden Barbès verkündet worden, da habe er mit tiefem Athemzuge geſagt: C'était une rude leçon.

Die Februar-Revolution 1848 hat ihn befreit. Aber im Mai 1848 war er ſchon wieder thätig in dem Aufſtande gegen die republikaniſche National-Verſammlung, und die Deportation wurde ſein Loos.

Welche Gedanken mußte dieſer Barbès'ſche Proceß einem deutſchen Burſchenſchafter erwecken! Hier in Paris ein blutiger Aufſtand und Begnadigung, daheim aber für manchen Cameraden, welcher nur poetiſche Träume gehegt für ein deutſches Reich, lebenslängliche Gefangenſchaft ohne Gnade.

Louis Philipp war 1839 auf der Höhe ſeiner Stellung. Die Sorge um Popularität mit dem Regenſchirme in der Hand war vorüber, er war König, und war es mehr, als die conſtitutionellen Führer wollten, weil er ein überlegener Kopf war, welcher die conſtitutionellen Formen mit Gewandtheit handhabte. „Der König herrſcht, aber regiert nicht!“ wurde ihm zugerufen, und er lächelte dazu. Ein erfahrungsreiches Leben, ein geübter Verſtand machte es ihm möglich, wie es dem Höchſtgeſtellten unter jeder Staatsform möglich iſt, überall die Entſcheidung herbeizuführen und zu treffen. Mit ſeiner Menſchenkenntniß wählte er dazu ſeine Miniſter. Er hatte ſich eine Auswahl derſelben zurechtgelegt für das verſchiedenartige Wetter: der brave Banquier Lafitte war nur brauchbar geweſen bei den heißen Juliwinden, welche Popularität erforderten bis in den abkühlenden Winter hinein; der zweite ſtrengere Banquier Caſimir Périer für ſtrenge kalte Tage, welche Vorrath an wärmenden Monarchiegeſetzen anhäufen müſſen; dann wurde für milde Zeit der noble Gentleman Molé erwählt; und als wieder Regenzeit kam und man ſich gründlicher ſchützen mußte in den Tuilerien, da kam der Profeſſor, der ſtarr dogmatiſche Proteſtant Guizot an die Reihe mit den ſteinernen Zügen und dem felſenfeſten Glauben an ſich und ſeine Weisheitsdoctrin. Erſt als ſolch Miniſterium drohendes Wetter veranlaßte, fand der König die erleichternde Abwechslung nöthig mit dem kleinen behenden Manne, welcher Thiers heißt, und welcher erfinderiſch iſt, neue Hoffnungen in den Franzoſen aufzuwecken. Der König liebte dieſen kleinen Mann, den Geſchichtsſchreiber der großen Revolution, gar nicht, und dieſer ſtets auf neue Thaten bedachte Thiers liebte auch den König nicht, wie das zu gehen pflegt, wenn zwei ſtarke Fähigkeiten neben einander gehen ſollen und doch nach verſchiedenen Zielen hin trachten wollen. Es war ein immerwährendes Duell zwiſchen ihnen, und zwar ein ſehr ernſthaftes. Ludwig Philipp hatte die Königsmacht voraus, und ſomit den Sieg in der Hand. So warf er ihn bei Seite, nachdem Thiers im nächſten Jahre — 1840 — durch kriegeriſche Fanfaren gegen Deutſchland die Stimmung in Frankreich wieder belebt hatte für das Haus Orleans. Der Kleine hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Kleine kann gehen. Thiers knirſchte über dieſe Ungleichheit der Waffen dergeſtalt, daß er ſich immer nach ſolchem Sturze hinreißen ließ zu den rückſichtsloſeſten Aeußerungen über den König. Ich habe dies ſpäter ſelbſt einmal angehört, als ich einmal die Ehre hatte, bei Thiers zu ſpeiſen, und an der Tafel neben ihm zu ſitzen. An einen unbedeutenden Fremden, wie ich einer war, richtete er, die Suppe ſchlürfend, die ſchlimmſten Bezeichnungen des Königs, Falſchheit und Treuloſigkeit in erſter Linie.

Daß ſich Ludwig Philipp 1848 einmal im Wetter irrte, und Guizot behielt, wo Thiers nöthig geweſen wäre, das brachte ihn um den Thron. Er war alt geworden und eigenſinnig, und bei Ausbruch des Kampfes unentſchloſſen. General Bugeaud machte ihm die richtigen militäriſchen Vorſchläge — er zögerte. Das iſt in Frankreich, wo man Abwechslung braucht, immer entſcheidend. Ein Gelingen beim Beginn einer Unternehmung bringt ſogleich Vergrößerung, bringt die Vergrößerung lawinenartig.

Seine Regierung war die glücklichſte und fruchtbarſte, welche Frankreich beſeſſen. Alles, Literatur, Kunſt, Handel und

Induſtrie blühte damals und war in fortſchreitender Bewegung. Der König war 1839 wol nicht mehr abſonderlich populär, und die Caricaturen, welche ſpäter ſeinen Kopf als Birne darſtellten — Philippon erfand die Birne — wurden nicht als reſpectwidrig abgelehnt, aber er war auch nicht unpopulär. Ich ſah ihn zum erſten Male im Tuilerienhofe, wo er eine kleine Revue abhielt. Er ritt im Schulgalopp an der Front entlang, und grüßte dankend den mäßig zahlreichen Hochrufen der Zuſchauer. Ein ziemlich großer fleiſchiger Körper, ein Kopf mit ſtarken Formen, ganz ein Bourbonenkopf. Er brachte Einem ins Gedächtniß, daß die Orleans ja doch auch Bourbonen ſind. Störend war mir das lichtbraune Haar, welchem man anſah, daß es eine Perücke war. Er grüßte nicht militäriſch wie bei uns, ſondern als Bürgerkönig mit Hutabnehmen, und ich hatte dabei immer Sorge um die Perücke. Der Geſichtsausdruck hatte für mich nichts Vertrauen Erweckendes, denn dieſe Freundlichkeit, wol in langer Erziehung eingeübt, erſchien mir gemacht. Wie lange hat auch dieſer Mann an ſich erziehen müſſen! Im herben Exile mußte er ſeinen Lebensunterhalt erwerben, und nach der Rückkehr der Bourbonen 1815 mußte er, neben dem Louvre im Palais Royal wohnend, fünfzehn Jahre warten und vorbereiten, bis die fallende Krone des Vetter Charles raſch aufgefangen werden konnte. Das koſtet Uebung im Geſichtsausdrucke. Raſch mußte die Krone aufgefangen werden und nicht ohne demüthigende Bücklinge vor der Volksmaſſe. Dieſe ſchmeichelnden Bücklinge und das feixende Lächeln, welches ſie begleitete, ſind ihm nie vergeſſen worden. Man ſah ſie ihm auch jetzt noch an. Das iſt ein Kaufpreis wie ein anderer! Ja doch, aber es gibt höhere Kaufpreiſe, welche doch günſtiger für den Charakter ſprechen, und dieſe Bemerkung iſt Ludwig Philipp bei ruhigen Beobachtern, nicht blos bei Gegnern nie erſpart worden. Seinem Ahnherrn Heinrich IV. muß die Bonhomie ehrlicher zu Geſicht geſtanden ſein. Er hatte noch mehr zu leiſten als Bücklinge, da er ausrief „Paris iſt eine Meſſe werth“, aber er leiſtete es mit beſſerem

Erfolge. Vielleicht, ja wahrſcheinlich iſt Ludwig Philipp eben ſo klug geweſen als der verſchmitzte Bearner, aber er war weniger „ingénu“. Der Bearner hatte bei ſeiner Klugheit ein freieres Naturell, und dies gibt den Ausſchlag, wenn es ſich um dauernde Popularität handelt.

Ueber die Klugheit Ludwig Philipps wurde 1839 viel geſtritten und geforſcht. Sehr viele wollten ſie mehr oder minder ſeiner Schweſter Adelaide zuſchreiben. Sie ſei ihm überlegen, ſie berathe ihn, und er folge ſtets ihrem Rathe. Bemerkenswerth bleibt es, daß nach ihrem Tode viele Schritte des Königs unweiſer erſchienen.

Das Familienleben dieſer Orleans war übrigens an ſich bemerkenswerth. Für Unſereinen wenigſtens, und es war mir auffallend, daß außer dem paſſiven Kleinbürger die Pariſer ſo wenig daraus machten, obwol ſie ganz gut wußten, wie patriarchaliſch es da oben in den Tuilerien herging mit einer ſo großen Anzahl von Söhnen und Töchtern, welche alle höchſt ſorgfältig erzogen wurden, und unter denen ſo begabte Menſchen waren. Eine Tochter, die Bildhauerin, war ein ſchönes Kunſttalent; der Kronprinz war ein ſchöner junger Mann, deſſen ruhige Faſſung, deſſen edles Weſen das Allerbeſte verſprach. Ich hab ihn im Spätherbſt 1839 einmal in der Nähe geſehen und ihn beobachten können, und ich muß ſagen: er hat mir den günſtigſten Eindruck eines Prinzen gemacht, den ich je erfahren. Daß er ſo hundsföttiſch zu Grunde gehen und aus dem durchgehenden Wagen ſpringend ſein Leben verlieren mußte, das war wol das größte Unglück, welches die Familie Orleans, vielleicht auch Frankreich treffen konnte. Wenn er 1848 dageweſen wäre, die Kataſtrophe hätte wol nicht ſtattgefunden, oder doch eine andere Wendung genommen, denn alle Welt traute ihm Gutes zu. — Daß Némours, ſein nächſter Bruder, legitimiſtiſch geſinnt wurde und ſeinen Vater als einen Uſurpator anſah, iſt doch auch achtungswerth, inſofern es Opferbereitwilligkeit darſtellt für die innere Ueberzeugung. Der folgende Bruder Joinville, eine kräftige Natur, wurde ein tüchtiger Seemann, und vielleicht nur durch ſeine Schwerhörigkeit an weiterer Entwickelung gehindert. Der nächſtfolgende, Aumale, hat ſich in neuerer Zeit als eine unzweifelhafte Capacität, nicht blos im Proceſſe Bazaine, hervorgethan — iſt das nicht ein ſeltener Reichthum in einer Familie?! Sie iſt auch von der nahe liegenden Schwäche der Bourbonen, von der Ergebenheit an die Cleriſei, eigentlich ganz frei geblieben, heutigen Tages eine ſehr wichtige Freiheit. Wie kommt es, daß ſolche Familie dennoch nicht populär bleiben konnte? Man ſagt: des Geizes wegen. Allerdings ſpotteten 1839 ſchon die Pariſer über ſchmutzige Sparſamkeit der Prinzen. Sie ließen ihre Handſchuhe putzen und trügen ſie als friſche! war eine höhniſche Notiz, welche man achſelzuckend herumtrug. Es kam nicht dagegen auf, daß Ludwig Philipp Bauten auf Bauten aufführte aus eigenen Mitteln und dafür kein Geld ſparte. Er iſt doch zu ökonomiſch! hieß es. Die Franzoſen verlangen Luxus, von oben erſt recht. Zum Theil darum hat das Kaiſerthum ſo viel Anhang, weil es großen Styl mit ſich bringt, ſei's in Eroberung, ſei's in Verſchwendung, ſei's ſelbſt in Laſtern und in Erfindung derſelben. Es erfindet doch! rufen die lüderlichen Genies, wie die lüderlichen Nichtigkeiten, und dieſe Leute rufen laut und werden weit gehört, und wenden ſich an die Phantaſie, ein mächtig Ding bei der Mode-Nation. Einer oder der Andere nennt's ſogar Poeſie, was im Kaiſerthume pulſire. Sie ſind eben Gallier, bei denen Cäſar ſeine Studien gemacht hat zum Cäſarismus.

Den Geiz wirft man auch heute noch den Prinzen von Orleans vor. Wahrſcheinlich iſt's nur Sparſamkeit. Aber auffallend iſt es, daß ſich dieſem notoriſchen Vorwurfe gegenüber nicht ein einziger ermannt zu einer erfreulichen Luxusthat, welche den Argwohn widerlegte. Auch Aumale nicht, der reiche Erbe der Condé's!

Ich perſönlich war auch wunderlich genug: die Freiheitsfrage hatte mich nach Paris getrieben, und ſchon in der erſten

Woche meines Aufenthaltes trat mir dieſe Frage in den Hintergrund. Oder vielmehr es trat mir in den Vordergrund, zu erfahren: wie iſt dies Frankreich zu der Rolle gekommen, uns in Europa die Freiheitsmuſik vorzuſpielen, während doch England in der Staatsfreiheit zu viel ſichererm Reſultate gelangt iſt? Der Hinweis auf England kam damals ſelten vor, und er kam nur vor bei ſtockernſthaften Leuten, welche kein aufmerkſames, kein verbreitetes Gehör fanden. Wie iſt dieſe ſo populäre franzöſiſche Muſik entſtanden? Mit einem Worte: ich empfand allem Uebrigen voraus das Bedürfniß, die franzöſiſche Geſchichte näher kennen zu lernen, ſie da kennen zu lernen, wo man ſie am Echteſten finden könnte, in Frankreich ſelbſt.

Ich ging in die große Bibliothek der Rue Richelieu, wo man ohne irgend einen Ausweis Zutritt findet und Bücher. Es iſt überaus lobenswerth, wie man da aufgenommen und behandelt wird; ich glaube, mancher unſerer heimiſchen Bibliotheksherren könnte da vortheilhafte Studien machen. Ein älterer Beamter hörte mich aufmerkſam an, als ich ihm auseinanderſetzte, zu welchem Zwecke ich Lecture ſuchte. Er war gar nicht verwundert, daß ich ihm nicht die Bücher nannte, welche ich zu haben wünſchte, ſondern daß ich ihn bat, ſie mir anzugeben. Er ging bereitwilligſt auf meine Wünſche ein und machte mir Vorſchläge, indem er dabei immer genau meinen Zweck in Rede zog. Ich fand dies idealiſch. Und dies Entgegenkommen hat der treffliche Mann Wochen lang, Monate lang mit mir eingehalten, immer freundlich, immer lehrſam. Das Buch, welches er mir vorſchlug, mochte noch ſo hoch in einem Winkel ſtehen, er ſtieg die Leiter hinauf und brachte mir's. Und ich konnte Alles mit nach Hauſe nehmen, ich ein Wildfremder, ohne irgend eine Caution!

So ſchleppte ich denn Woche um Woche alte und neue Bücher in meine Höhle. Unſere Wohnung hatte ſolch ein Anſehen; ſie lag in einer ſogenannten Cité. Dies iſt zumeiſt ein Schlupf zwiſchen andern Häuſern. Ein Gitter am Boulevard

St. Denis ſchloß einen nach dem Boulevard hin offenen Hofraum ab von der Straße, und weit hinten, dem Straßenlärme fern, lag die Wohnung, in der wir uns häuslich eingerichtet hatten. Wir hielten uns wie ruhige, gebildete Einwohner von Paris unſer Journal, und lebten betrachtſam. Ich hatte das Journal des Débats gewählt, für welches ich immer eine Vorliebe gehabt. Le National wäre eigentlich entſprechend geweſen für einen Demagogen. Er vertrat unter dem tüchtigen Armand Carrel, welchen ſpäter Emil Girardin, der Projectenmacher, im Duell tödtete, die beſonnene Republik. Aber mein Demagogenthum hatte nicht auf Republik geſteuert, meine politiſche Neigung ging auf freiſinnige Formen im Allgemeinen, ging auf reifliche Bildung im Beſonderen. Die „Débats“ vertraten das gebildete, gemäßigte Frankreich, und hatten unter den Gebrüdern Bertin einen großen Aufſchwung genommen. Nicht gerade in der Abonnentenzahl — dazu waren ſie nie populär genug — aber in der Mitarbeiterſchaft ausgezeichneter Schriftſteller. Auch die letzten Reſte der St. Simoniſten, meiſt Nationalökonomen, waren dort eingekehrt. Auffallend war mir nur immer das unwandelbare Feſthalten der Bertins an dem Montags-Feuilletoniſten Jules Janin. Er ſchwatzte doch gar zu breit, und ich habe nie einſtimmen können in das beſondere Lob, welches ihm auch von vielen meiner Landsleute geſpendet wurde. Später hab ich ihn perſönlich kennen gelernt, und ihn allerdings auch liebenswürdig gefunden, dieſen Repräſentanten literariſcher Bonhomie in Frankreich, aber ſeine Breite und Quabblichkeit — ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck als dieſen nicht ſchriftfähigen — iſt mir doch nie ſchmackhaft geworden.

Damals ſchrieb er hübſch über das Verſchwinden der „feuillage“ in Paris. Die Bäume verſchwänden zum Erſchrecken vor den vielen neuen Häuſern. Und doch war Paris damals noch reich an Bäumen, beſonders am linken Ufer „drüben hinter den ariſtokratiſchen Hôtels entre cour et jardin“. An Hausmann, den Häuſermann unter dem dritten Napoleon, war noch nicht zu denken, und doch wurde ſchon bitterlich geklagt. Jede Zeit hat eben andere Maßſtäbe, und ſie wechſeln wie hier binnen einigen Jahrzehnten.

Dies leſend ſaß ich eines Vormittags, und wollte eben zu meinen Schätzen der Rue Richelieu übergehen, da trat ein kleiner Mann in unſer Zimmer. Er war einfach, aber ſehr ſauber angezogen, und neigte den Kopf ſeitwärts ein wenig vorn über. Mit halblauter Stimme fragte er, ob ich ich wäre? — Ja wol. — Dann ſprach er deutſch. Es war Meyerbeer, Giacomo Meyerbeer auf dem Operntheaterzettel. Giacomo! Gewiß aus mehreren Gründen. Er war lange in Italien geweſen und hatte italieniſche Opern geſchrieben, die wir nicht kennen. Nur von dem „Crociati“ haben wir läuten gehört. Auf die Bühne hat er ſie weder bei uns noch in Paris gebracht, weil er ſehr ſtreng gegen ſich war und nur das aufführen ließ, was den wahrſcheinlichen Erfolg deutlich auf der Stirne trug. Aus Italien war er nach Paris gekommen, um ſich hier als Opern-Componiſt dauernd aufzuthun, nicht in Berlin, ſeiner Vaterſtadt. Er hatte in Berlin eine reiche, angeſehene Familie, und die großen Mittel waren ihm erreichbar, einen Opernerfolg zu ſichern, aber er ſpeculirte in großem Style. Ein Berliner Opernerfolg, auch der größte, blieb auf Deutſchland beſchränkt, Paris folgte nicht nach. Die große Oper in Paris verlangte den Vortritt und, ſoweit es irgend möglich, franzöſiſche Originalarbeit. Berlin hingegen folgte nach, wenn die Oper in Paris gefallen hatte. So wählte er mit Bedacht einen kosmopolitiſchen Standpunkt mit italieniſchem Vornamen, mit franzöſiſchem Texte und deutſchem Zunamen.

Ein Böhme, des Namens Lauska, war in Berlin ſein Clavierlehrer geweſen, Zelter ſein Compoſitionslehrer. Dann hatte er in Darmſtadt beim Abt Vogler weiter ſtudirt neben Carl Maria von Weber, und war zuerſt als Clavierſpieler in die Oeffentlichkeit getreten. Mit großem Erfolge. Man ſtellte ihn ſofort dem damaligen Clavierhelden Hummel an die Seite. Aber das genügte ihm nicht, er wollte Opern componiren. Er that's und brachte in München einen „Jephtha“, in Stuttgart und Wien ſogar eine komiſche Oper „Die beiden Khaliſen“ zur Aufführung. Ziemlich erfolglos. Da eilte er nach Italien, wo Roſſini die Welt entzückte und auch ihn. In deſſen Bahnen einlenkend, ſchrieb er ſieben Jahre lang ſechs Opern, von denen nur der „Crociato“ einigen Erfolg hatte, und ging dann nach Paris. Hier, nach Jahre langer reiflichſter Vorbereitung, war er 1830 mit „Robert der Teufel“ aufgetreten, und hatte glänzend geſiegt. Wiederum erſt ſechs Jahre ſpäter hatte er „Die Hugenotten“ gebracht, und den zweiten großen Sieg erfochten, der auch Deutſchland eroberte, welches ſeinen vielleicht genialeren Robert nicht ſo hoch geſchätzt hatte, und jetzt wartete alle Welt: was er Neues bringen werde. Ich fragte ihn natürlich auch. Er ſchüttelte lächelnd das Haupt. So naiv war er nicht, ſeine Pläne auf den Markt zu bringen, ſo lange ſie nicht Hand und Fuß hatten.

Er war ein ſehr kluger Mann. Und er war von unglaublichem Fleiße, von unglaublicher Sorgfalt in ſeiner Kunſt, und in Veröffentlichung derſelben. Das Wort Sorgfalt iſt wie für ihn erfunden.

Künſtleriſch war er ganz im Klaren darüber, daß eine Oper als dramatiſcher Vorgang intereſſiren müſſe — alſo kein „Japhet“ mehr! — und daß die Unbekümmertheit deutſcher Opern-Componiſten um die theatraliſche Wirkung des Textbuches tödtliche Folgen habe. Er hatte das Theater ſtudirt wie ein dramatiſcher Dichter, und ſuchte ſich den begabteſten Franzoſen aus für ſeine Texte, Eugen Scribe. Wie viel mochte das gekoſtet haben! Denn Scribe's Zeit war ſehr theuer, und der Componiſt eines „Crociato“ bot keine Gewähr. Sorgfältig arbeitete er nun mit Scribe am Textbuche. Selbſt ein ſo alter Praktiker wie Scribe mußte ſich die minutiöſe Sorgfalt gefallen laſſen, welche der Muſiker für jede Scene verlangte. Scribe hat ſpäter kläglich verſichert, daß ihm Niemand ſo zugeſetzt habe mit Vorſchlägen und Aenderungen wie Meyerbeer, und, was noch mehr ſagen will, daß Meyerbeer all ſeine Vorſchläge und Aenderungen durchgeſetzt habe.

Meyerbeer war reich, und benützte ſeinen Reichthum wiederum ſorgfältig für das Gelingen ſeiner künſtleriſchen wie ſeiner praktiſchen Abſichten; er ſparte da niemals. Auch die Zeit ſparte er nicht. Die künſtleriſche Form mußte ganz ausgetragen, ganz ausgearbeitet ſein, wenn auch noch ſo viel umgeändert, oder neu componirt werden mußte. Sorgfältig! ſorgfältig auch in der eigentlichen Kunſt. Und erſt recht ſorgfältig, wenn's an die Praktik geht, wenn die Aufführung nahe rückt, wenn ſie wirklich erfolgt, und gar erſt, wenn ſie vorüber iſt. Da darf Niemand unbeachtet bleiben, welcher dem Erfolge ſchaden oder nützen könnte, Niemand, auch nicht der kleinſte Scribent. Was wußte er von mir! Wenig oder nichts. Heine hätte ihm von meiner Ankunft geſagt, und hätte uns miteinander bekannt machen wollen, aber es dauere doch gar zu lange bis zu Heine's Rückkehr, und ſo beläſtige er den notabeln Landsmann mit ſeiner Viſite. Ueberſchwengliche Sorgfalt der Höflichkeit. Und dabei hatte er augenblicklich nicht einmal die Einführung einer neuen Oper vor, und hatte auch nicht die Heimkehr vor ins Vaterland. Es war nur Sorgfalt für eine doch mögliche Zukunft. Erſt als im nächſten Jahre Friedrich Wilhelm III. ſtarb, und ein romantiſcher Herr, Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, welcher einen berühmten Künſtler zu würdigen wußte, erſt da ging er nach Berlin zurück, um ſein „Feldlager“ zu ſchreiben, und General-Muſikdirector zu werden.

Meyerbeer hatte geradezu eine Kanzlei zur regelmäßigen Beſorgung der öffentlichen Stimmen. Leiſe wurde in Paris, in London, in Berlin, in Leipzig präludirt, wenn etwas von ihm kommen ſollte, auch wenn's nur eine Wiederaufnahme ſeiner Oper war, und von Woche zu Woche wuchs das Präludium zu ſtärkerem Tone, und die Zahl der Städte und ihrer Zeitungen wurde immer größer, und die Fragen und die Notizen erhoben ſich zum Forte, ja zum Fortiſſimo, bis der Paukenſchlag eintrat mit der wirklichen Aufführung. Es war ein wohlgeleitetes Preßbureau, ein Vorbild für Bismarck. — Da der Gegenſtand künſtleriſch wichtig und tüchtig, da ſeine Opern in der That von großer Macht waren, ſo wirkte das Alles wie ein Naturereigniß, und Niemand ahnte, daß es ein Ergebniß der Sorgfalt war. Sorgen und Falten war ſein Leben. Das Sorgen betrieb ſein Verſtand, das Falten ſein Talent. Auch die Widerſacher konnten nicht in Abrede ſtellen, daß er ſeine Opern mit großem Talente faltete.

Er iſt der Höhepunkt der Opernrichtung geworden, welche franzöſiſch-dramatiſche Oper heißt. Richard Wagner, welcher um jene Zeit ebenfalls in Paris war und in völliger Dürftigkeit lebte, erkannte dieſe erfüllte Form ſehr genau, und ging damals mit ſeinem „Rienzi" in dieſen Spuren. Ich kannte ihn von Leipzig aus, wo ich ihm einen Operntext „Koscziusko" angelegt hatte, und hörte hier ſchon aus ſeinen Reden, daß er über das Beiwort „franzöſiſch" hinaus, und eine deutſch-dramatiſche Oper erfinden möchte. Es war ein merkwürdiger Contraſt, als ich von der langen Unterredung mit Meyerbeer hinüber ging in die ärmliche Wohnung Wagner's, und nun dieſen rhapſodiren hörte über die Zukunft der Opernmuſik. Dort wohl ausgeglichene Glätte des melodiſchen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen: dort mühſam erworbene Ruhe, hier Unruhe: dort Reichthum der äußerlichen Mittel, hier gänzliche Armuth.

Meyerbeer war ein ſo feiner Weltmann, daß er's nicht mit einer Sylbe berührte: ich könnte einmal über ihn ſchreiben. Wol aber ſagte er lächelnd: Sie werden mir vielleicht auch noch einen Operntext verfaſſen! Daran glaubte er nicht im Geringſten. Er lächelte ſo ſchlau! Und ſprach ſo rückſichtsvoll wie ein Diplomat. Von Nebenbuhlern beſonders mit beſtrickender Hingebung. Er war wie ein Regent, welcher die gewöhnlichen Lebensfreuden fraglos hinopfert, um ſeiner Regentſchaft zu dienen.

Was er vom Leben hielt, und von dem ſeinigen voller Sorgen bei allem Reichthume? Das iſt ſchwer zu ſagen. Er war ein denkender Menſch, er hatte ſeine ausgebildeten Gedanken über Alles. Am letzten Ende war er Jude, welcher als Jude mißtrauiſch blieb, ob die Emancipation wirklich halten werde, und welcher ſich ſchon deshalb den Franzoſen hingab. Ihnen iſt der Jude unverdächtig, ihnen iſt ein Menſch wie der andere, meinte er. So nahm er immer Antheil an allen großen und kleinen Fragen des Liberalismus, hielt ſich aber vorſichtig wie ein Dachs in ſeinem Bau und fragte viel lieber, als daß er geredet hätte.

Was er im Grunde war? Ein Künſtler, und zwar mit großen Fähigkeiten. Welchen Weſens? Welchen Urſprungs? Seine Abſtammung, ſeine Erziehung, der Gottesdienſt ſeiner Väter ſind in den Herzpunkten ſeiner Opern deutlich ſichtbar. Die Synagoge mit ihren ins Mark dringenden Geſängen iſt klar zu hören, ſobald es ſich um tiefere Dinge handelt. Die Orcheſterbegleitung des böſen Bertrand im „Robert“, der Marcel und der vierte Act der „Hugenotten“, der Geſang der Wiedertäufer im „Propheten“, ſie ſtammen alle aus der Synagoge. Was man proteſtantiſch nennt im Marcel, das widerſpricht dem nicht: denn das lutheriſche Weſen klammert ſich an die Bibel, und die Bibel iſt ja jüdiſchen Urſprungs. Im Uebrigen, im Nebenſächlichen hatte er ſich die muſikaliſchen Formen jeglicher Richtung künſtleriſch angeeignet bis auf die Balletmuſik, welche er ſelbſt bei trivialen Themen geſchmackvoll zu veredeln wußte. Kurzum, er war ein muſikaliſches Talent höherer Gattung, der mit vollendetſter Syſtematik der literariſchen Induſtrie ſeine Werke einzuführen und aufrecht zu erhalten verſtand.

Wie außerordentlich er das induſtrielle Geſchäft in der Literatur verſtand, hab ich einige Jahre ſpäter an mir ſelbſt erfahren, und zwar in Berlin, wohin er, wie geſagt, zurückgekehrt war. Ich hatte ein Drama „Struenſee“ geſchrieben, und es Herrn von Küſtner, dem Intendanten des königlichen Hoftheaters in Berlin eingereicht. Dieſer nahm es an, und ſchrieb mir: die Aufführung wird vorbereitet. Ich wartete geduldig: endlich dauerte mir die Vorbereitung doch zu lange, und ich fragte nach der Urſache ſolcher Verzögerung. Da erfuhr ich denn, daß der Name Struenſee Todte erweckt habe. Meyerbeer's Bruder, Michael Beer, hatte früher auch ein Drama Struenſee geſchrieben, und das ſei jetzt aus der Vergeſſenheit hervorgezogen, und mit einer begleitenden Muſik des Bruders dringend zur Aufführung empfohlen. Nicht nur dringend, nein, auf das Dringendſte von hundert Seiten. Der in Berlin mächtige Meyerbeer betreibe das, die Muſik von ihm ſei nicht blos eine begleitende, es ſei eine große Muſik, gegen welche mein mageres Stück ohne Muſik nicht werde aufkommen können. Es helfe nichts, daß mein Stück an mehreren Bühnen ſtarken Erfolg gehabt, das Michael Beer'ſche aber nicht, es helfe nichts, daß Küſtner für mein Stück ſei, daß er es früher angenommen, daß wichtige Perſonen ihm beiſtimmten — es ſei Alles umſonſt, denn Meyerbeer entwickle eine force majeure, welcher auch der Intendant des Hoftheaters nicht zu widerſtehen vermöge. Und ſo geſchah es denn auch: das Beer'ſche Stück wurde aufgeführt, und die öffentlichen Stimmen floſſen über von Lob, zum Theil dieſelben Stimmen, welche früher, als es nur Michael gehörte, kurzen Proceß mit demſelben gemacht hatten. Ich mußte mich in Geſellſchaft des Intendanten ergeben und bat nur noch, das meinige hinterher auch aufzuführen. Küſtner ſtimmte zu. Aber auch das fand unermeßliche Schwierigkeiten, obwol der Intendant es wollte, obwol einige Leute in der Nähe des Königs es wollten, ja, obwol am Ende der König ſelbſt es wollte. Es fand ſich, daß der Hauptſchauſpieler für den Beer'ſchen gewonnen war und die Achſeln zuckte zur Erlernung eines neuen Struenſee. Küſtner war außer ſich über die unterirdiſche Macht, welcher er unmächtig gegenüber ſtand. Das war die Pariſer Schule, welche ich oben angedeutet. Erſt nach langer, langer Noth zwang er jenen Schauſpieler. Mein Stück wurde gegeben, und hatte den glücklichſten Erfolg. Nach einigen Vorſtellungen aber erkrankte jener Schauſpieler, und wurde erſt wieder geſund, als er den Beer'ſchen Struenſee wieder ſpielen durfte.

Jetzt in Paris ahnten wir Beide nichts von dieſer Zukunft, in welcher er mich ſo vollſtändig beſiegen ſollte. Er lud mich zum Diner ein ins Hôtel de Paris, wo er in der Rue Richelieu wohnte, ſobald Heine zurückgekehrt wäre, und blieb in der Thür noch einmal ſtehen unter den verbindlichſten Redensarten — er war über die Maßen höflich — und um mich zu fragen: ob ich den neuen Stern in der Tragédie, ob ich die Rachel ſchon geſehen? — Nein. — Nun ſchilderte er dieſen Stern mit den beſten Kennerworten, und bot uns zwei „stalles“ an für ihr nächſtes Auftreten, weil Plätze ſchwer zu haben wären.

Dieſer neue Stern war ein Stolz Iſraels, denn die Rachel, welche mit dem Bänkelſängerthume hatte anfangen müſſen wie ein armer Jude mit dem Wanderkrame, war von jüdiſcher Herkunft. Ricourt, der Director des Odeon-Theaters hatte ſie entdeckt und unterrichten laſſen. Und ſie war ein Stolz Jules Janin's, denn er hatte ſie empfohlen.

Ich ſah ſie nicht ſogleich, weil mein hiſtoriſches Studium mich drängte, hinauszufahren nach Verſailles und Fontainebleau, um an Ort und Stelle der franzöſiſchen Königsgeſchichte nachzugehen. Frankreichs Geſchichte war ja bis zur großen Revolution eine Königsgeſchichte, und es hatte ſich die Idee in mir ausgebildet, ganz Frankreich zu bereiſen, und an die königlichen Luſtſchlöſſer anzuknüpfen in der Schilderung des Franzoſenthums, welche ich ſchreiben wollte.

Das Theater intereſſirte mich in geringem Maße. Nur in ein Boulevard-Theater waren wir einige Male gerathen, weil es an unſerem Wege lag — das Vaudeville-Theater war zu jener Zeit dort — und weil uns ein Komiker, des Namens Arnal, ungemein erheiterte. Er wurde auch bald ein berühmter Komiker. Damals ſpielte er allabendlich in einer kurzen Poſſe „Passé minuit“, und ſpielte vortrefflich. Ich fragte die Logenſchließerin, ob das Stückchen ſchon gedruckt ſei? — Nein, es iſt ganz neu.

— Nach einigen Tagen überreichte ſie mir's aber, und zum Spott meiner Frau überſetzte ich's in unſerer „Cité d'Orleans", obwol ich mit dem deutſchen Theater gar nichts zu thun hatte. „Für Beckmann, für meinen luſtigen Landsmann!" ſagte ich zu meiner Entſchuldigung; und ihm habe ich's denn auch geſchickt. Unter dem Titel „Mitten in der Nacht" hat es lange gelebt, und Beckmann hat mir's zehn Jahre ſpäter noch im Burgtheater vorgeſpielt.

In der dramatiſchen Literatur Frankreichs herrſchte zu jener Zeit ein flauer Stillſtand. Der Kampf der Romantiker unter ihrem Heerführer Victor Hugo war ziemlich ausgekämpft. Die Romantik hatte geſiegt über die Claſſik. Die Franzoſen verſtanden unter Romantik ungezügelte Erfindung phantaſtiſcher Vorgänge und Perſonen unter freier Behandlung der geheiligten drei Einheiten des Ariſtoteles, der Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung. Shakeſpeare, hieß es, habe den Anſtoß gegeben zu dieſer Revolution, Shakeſpeare, welchen trotzdem die Franzoſen nicht ſchmecken können, auch heute noch nicht. Was die Einheiten anbelangt, ſo waren die Romantiker auch darin nicht juſt revolutionär, ſondern nur beſcheiden reformirend. Meines Erachtens mit gutem Grunde. Sie hielten ſich nicht mehr an die äußerliche Einheit; die innere bewahrten ſie. Im Grunde war's von der claſſiſchen Seite nur ein Kampf der Kritik geweſen, denn die Claſſiker hatten keine hinreichenden Vertreter in der Production. Caſimir Delavigne, welcher einer ſein ſollte, und es auch nur halb war, blieb unter allen Geſichtspunkten nur ein verſtändiges und recht mattes Talent. Die Schauſpielerin Rachel war viel wichtiger, inſoferne ſie die alte claſſiſche Form wieder zu Macht und Ehre brachte auf der Bühne. Sie enthuſiasmirte mit den alten Stücken von Corneille und Racine; alle Welt ſprach von Polyeucte, von Andromaque, von Bajazet, und die epigrammatiſchen Schlagworte — jetzt nennt man ſie geflügelte Worte — der claſſiſchen Dramen, ähnlich dem bekannten „qu'il mourut", ſpielten wieder eine Rolle.

Erſt einige Zeit nach der Unterredung mit Meyerbeer ſah ich die Rachel einige Male ſpielen. Später hab ich ſie öfters geſehen. Sie hat mich nie ſo enthuſiasmirt wie die Franzoſen. Wahrſcheinlich, weil ihre Vorzüge ſpeciell franzöſiſche waren: eine Auswahl franzöſiſcher Nachdrucksphraſen, welche ſie vortrefflich ſprach und mit dem ganzen Einſatze einer concentrirten Perſönlichkeit ausrüſtete. Alles Uebrige der Rolle behandelte ſie mit vornehmer Nachläſſigkeit, welcher eine geiſtige Kenntniß des Zweckes nicht abzuſprechen war, des Zweckes der Charakteriſirung. Aber ihr Zweck hatte immer nur die Stufenleiter vor Augen, welche zum Gipfel obiger Nachdrucksphraſe führt, er hatte nicht vor Augen: ein volles Menſchenthum zu entwickeln. Der Witz des Pathos war ihr höchſtes Ziel. Das hat für mich etwas Dürres und Unvollſtändiges.

Die magere Erſcheinung mit dem glühenden Auge, welches am Zielpunkte brennend ſticht, war dieſer Kunſtleiſtung ganz entſprechend, und ſo entſtand ein Ganzes, welches imponirte.

Demgemäß entfaltete ſie ihr Beſtes denn auch nur in einer Rollengattung, welche das Scharfe zur Hauptſache macht, und war am Wirkſamſten, wenn ſie das Böſe darſtellte. Ihre Athalie, die böſe Hebräerfürſtin Racine's, war das Vollendetſte, was ich von ihr geſehen.

Freundlich und wohlwollend konnte ſie wol auch nebenher ſein, aber nur nebenher. Gütig, aber nicht gut. Wenn ſie gut ſein ſollte, dann merkte man die Abſicht, man empfand, daß es der Verſtand war, welcher den guten Ausdruck anordnete.

Sie brachte es auch bis zur Liebenswürdigkeit, aber ſie brachte es dahin; man ſpürte, daß ihr ein warmer Theil des menſchlichen Weſens fehlte. Ich will nicht ſagen: des germaniſchen Weſens, weil ich ſpäter in Paris eine andere Künſtlerin erſten Ranges geſehen, welche auch keine Germanin war, ſondern ebenfalls aus dem Süden ſtammte, und doch dieſen warmen Theil in reizender Fülle beſaß. Aber das Wort „germaniſch“ wird es für Manchen klar machen, was ich meine.

Jene andere erſte Künſtlerin war eine Italienerin, Frau Riſtori. In viel ſpäterer Zeit ſah ich auch ſie zuerſt in Paris, und was ich bei Fräulein Rachel nicht gethan hätte, bei Frau Riſtori that ich's ſogleich: ich ſchrieb an die oberſte Hoftheater-Direction in Wien, ſie möge dieſe große Schauſpielerin zu einem Gaſtſpiele in Wien einladen.

Bei Fräulein Rachel entſtand die Kunſt im Kopfe, bei Frau Riſtori im Herzen, und der Kopf leitete nur.

Frau Riſtori iſt eine vollere Natur, und dadurch eine vollere Künſtlerin. Da iſt ein reicheres, ein ganzes, ein vollſtändiges Menſchenweſen. In dem ſchönen Körper wohnt und wallt eine Seele, welche nach allen Richtungen, nach dem Guten wie nach dem Böſen ausgiebige Accente verleiht. Nach dem Guten vielleicht ſtärkere und das laſſen wir uns gern gefallen. Aber der ſchlimme Dämon fehlt nicht, er iſt nur von etwas edlerer Herkunft. Von ihr habe ich die ſchönſten Leiſtungen der Schauſpielkunſt genoſſen.

Damals indeß war uns die Schauſpielkunſt ein fern liegendes Gebiet, und wir ſprachen über die vorſichtigen Manieren Meyerbeer's, da brachte der Garçon ein kleines Brieflein von — Heine. Er war da; wir konnten uns endlich ſehen.

33.

Wunderlich! Jude auf Jude kam uns in Paris entgegen: Meyerbeer, die Jüdin Rachel, Heine —

Iſt er nicht auch Jude? fragte meine Frau. — „Ich weiß es nicht genau, wie weit er's iſt," lautete meine Antwort. „Seine Mutter könnte eine Chriſtin geweſen ſein, er nennt ſie, gewiß mit Abſicht, von Geldern. Seine Familie, an deren Spitze der reiche und als vortrefflich geſchilderte Salomon Heine in Hamburg ſteht, iſt eine jüdiſche.“

Seit wann ſind denn die Juden in Europa ſo wichtig geworden, daß man ihnen bei allen Fragen und Thätigkeiten begegnet? Seit der franzöſiſchen Revolution? — „Den Spinoza hatten ſie ſchon früher!“

Eine überraſchende Auskunft gibt Theodor Mommſen, dieſer deutſche Gelehrte mit der ſtupenden Gelehrſamkeit, welche er doch ganz anders zu verwerthen weiß, als es bei den andern Gelehrten Mode iſt. Er weiß nicht nur Alles, und noch etwas mehr, er weiß es auch mit überlegenem Geiſte anzuwenden, und an richtige Punkte zu ſtellen im Staate, ja er hat ſogar poetiſchen Geſchmack. Und doch weiß das Publikum von ſeiner „Römiſchen Geſchichte“ ſo wenig, weil man ſie nicht zur Unterhaltung leſen kann, ſondern zur Bildung leſen muß, und in dieſem außerordentlichen Werke bringt er bei der Geſchichte Cäſars auch folgende Auskunft über die Juden:

„In gewiſſem Sinne könnte man allerdings neben Römern und Griechen noch eine dritte Nationalität nennen, die mit denſelben in der damaligen Welt an Ubiquität (Ueberallſein) wetteiferte, und auch in dem neuen Staate Cäſar's eine nicht unweſentliche Rolle zu ſpielen beſtimmt war. Es ſind dies die Juden. Das merkwürdige, nachgiebig zähe Volk war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimiſch, und überall und nirgends mächtig. Die Diadochen David's und Salomo's bedeuteten für die Juden jener Zeit kaum mehr als heutzutage Jeruſalem für ſie bedeutet; die Nation fand wol für ihre religiöſe und geiſtige Einheit einen ſichtbaren Anhalt im Königreiche Jeruſalem, aber ſie ſelbſt beſtand keineswegs in der Unterthanenſchaft der Hasmonäer, ſondern in der unermeßlichen durch das ganze parthiſche und römiſche Reich zerſtreuten Judenwelt. In Alexandria namentlich und in Kyrene bildeten die Juden innerhalb dieſer Städte eigene adminiſtrativ und ſelbſt local abgegrenzte Gemeinweſen, den Judenvierteln unſerer Städte nicht ungleich, aber freier geſtellt, und von einem „Volksherrn“ als oberſtem Richter und Verwalter geleitet. Wie zahlreich ſelbſt in Rom die jüdiſche Bevölkerung bereits vor Cäſar war, und zugleich wie landsmannſchaftlich die Juden auch damals zuſammenhielten, beweiſt die Bemerkung eines Schriftſtellers dieſer Zeit, daß es für den Statthalter bedenklich ſei, den Juden ſeiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann ſicher darauf zählen dürfe, nach ſeiner Rückkehr von dem jüdiſchen Pöbel (in Rom) ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geſchäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römiſchen Kaufmann zog damals der jüdiſche Händler ebenſo überallhin wie ſpäter mit dem genueſiſchen und venetianiſchen, und neben dem römiſchen ſtrömte das Capital allerorts bei der jüdiſchen Kaufmannſchaft zuſammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen dieſe ſo gründlich orientaliſche Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwol nicht der erfreulichſte Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichtsdeſtoweniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge ſich entwickelndes geſchichtliches Moment, das der Staatsmann weder ſich ableugnen noch bekämpfen durfte, und dem Cäſar vielmehr, eben wie ſein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntniß der Verhältniſſe, möglichſt Vorſchub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandriniſchen Judenthums, damit nicht viel weniger that wie ihr eigener David durch die Gründung von Jeruſalem, ſo förderte auch Cäſar die Juden in Alexandria wie in Rom durch beſondere Begünſtigungen und Vorrechte, und ſchützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römiſchen wie gegen die griechiſchen Localpfaffen. Die beiden großen Männer dachten natürlich nicht daran, der helleniſchen oder italiſch-helleniſchen Nationalität die jüdiſche ebenbürtig zur Seite zu ſtellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandora-Gabe politiſcher Organiſation empfangen hat und gegen den Staat ſich weſentlich gleichgiltig verhält: der ferner ebenſo ſchwer den Kern ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgibt als bereitwillig denſelben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt, und bis zu einem gewiſſen Grade die fremde Nationalität ſich aneignet — der Jude war eben darum wie geſchaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert Politien erbaut und mit einer gewiſſermaßen abſtracten und von vornherein verſchliffenen Nationalität ausgeſtattet werden ſollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirkſames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decompoſition und inſofern ein vorzugsweiſe berechtigtes Mitglied in dem cäſariſchen Staate, deſſen Politik doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, deſſen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war.“ —

Iſt das nicht neu?! Alſo lange bevor, ungefähr hundert Jahre bevor Kaiſer Titus Jeruſalem zerſtörte, wanderten die Juden ſchon. Sie hatten daheim noch einen Staat und die heilige Hauptſtadt, und dennoch wanderten ſie wie heute! Es liegt alſo wol in ihrem Blute? Das kann man doch kaum ſagen, denn ſie ſind ja ſeparatiſtiſch-national wie kaum ein anderer Volksſtamm, ſie beſtehen auf ihrem nationalen Judenthume jetzt noch nach faſt zweitauſend Jahren der Verfolgung und Pein. Aber vielleicht nicht auf ihrem nationalen, ſondern auf ihrem religiöſen Judenthume. Das mag es ſein, was ſie erhält und doch ewig theilt. Sie haben keinen Heimatsſinn, und es iſt doch ein kosmopolitiſches Element in ihnen, in ihrem Geiſte.

Dieſer Geiſt iſt von unermeßlicher Regſamkeit, er treibt ſie ins Weite, er treibt ſie zu Speculationen aller Art. Die Philoſophie, in welcher ſie ſich immer hervorgethan bis zu dem Höhepunkte Spinoza's iſt ja auch eine Speculation, wie der Handel mit alten Kleidern und den Wechſelbriefen auf Millionen. Es würde gar nichts ändern, wenn man ihnen Jeruſalem und Paläſtina wiedergäbe zu eigener Staatlichkeit — ihr ſpeculativer Geiſt würde die neue Schale ſofort wieder ſprengen, denn ſie würde ihnen zu eng werden. Sie würden nicht blos als Juden unter Juden leben wollen und leben können.

Sie ſind eben ein Sauerteig in der neueren Weltgeſchichte. Das heißt: ſeit die heidniſchen Götter ins Ausſterben gerathen ſind, und ſeit das Chriſtenthum aus ihrer Mitte hervorgegangen iſt.

Dies Chriſtenthum, vielleicht eben weil es von ihnen ſtammt, hat die ſchwerſte Zeit über ſie gebracht. Ihre eigentliche Verfolgung beginnt mit der Herrſchaft des Chriſtenthums, und erreicht ihre Höhe mit der Höhe des Chriſtenthums. Dieſe wurde im Mittelalter erreicht. „Liebet Eure Feinde“, predigte man, und peinigte die Feinde bis auf's Blut. Schopenhauer, glaub ich, ſagt einmal, daß von allen Religionen das Chriſtenthum am meiſten Blut vergoſſen habe.

Erſt ſeit das Chriſtenthum durch moderne Denker in Zweifel geſtellt, will ſagen discutirt worden iſt, erſt ſeit dieſer Epoche iſt die Zeit Cäſar's für ſie wiedergekehrt, und ſind ſie wieder geduldet worden.

Die franzöſiſche Revolution bedeutet den völligen Untergang des Mittelalters, und bedeutete für ſie Erlöſung. So haben ſie ſich in Frankreich einbürgern können. Dergeſtalt, daß man unter den Franzoſen ſelten oder gar nicht fragen hört: ob Der oder Jener ein Jude ſei? Sie ſind bürgerlich verſchmolzen. Allerdings nur bis zu einem gewiſſen Grade. Die vornehmeren Stände fragen auch dort heute noch nach der Herkunft und Abſtammung, und man fragt auch ſonſtwo darnach, wenn es ſich um eine Heirat handelt. Aber im geſelligen Alltagsleben ſind ſie verſchmolzen.

In Folge der Revolutionsgrundſätze iſt denn auch bei uns — langſam genug! — die Emancipation der Juden entſtanden, und der Sauerteig, als welcher ſie wirken, iſt immer wirkſamer geworden, weil er viel mehr Platz zur Wirkſamkeit gewonnen hat, und ſo iſt's ganz begreiflich, daß man an ausgezeichneter Stelle immer fragt: der iſt alſo auch ein Jude?

Starke geiſtige Potenz macht ſich überall geltend, und kein ruhiger Beobachter kann den Juden abſprechen, daß ſie eine ſtarke geiſtige Potenz, die wir Sauerteig nennen, in ſich tragen.

Mir war's immer ziemlich gleichgiltig, ob ein hervorragender Menſch Chriſt oder Jude, oder Moslem oder Heide wäre. Ich meinte nur immer, gewiſſe Aufgaben der Kunſt erforderten gewiſſe nationale Eigenſchaften, um unſerem Kunſtſinne zu genügen. Deshalb werde uns der Jude ein Schiller'ſches Drama nicht ſchaffen, und er werde im althebräiſchen Widerwillen gegen Gottesbilder nicht leicht ein beſonderer Bildhauer werden. Lyrik und Muſik ſtehe ihnen vorzugsweiſe nahe. Aber auch dieſes Vorurtheil erlebt jetzt manche Ueberraſchung, und wer mag wiſſen, in welchen Fällen allen der hiſtoriſche Sauerteig noch Neues und Brauchbares hervorbringt!

Heine ſelbſt reicht in ſeinen Thaten nicht weit über das hinaus, was man den Juden immer zugetraut hat. Geiſt und ſpeciell Witz iſt die Haupteigenſchaft in ihm. Und doch hab ich ſtutzen müſſen, als ich erfuhr, daß Männer wie Metternich großes Vergnügen fänden an Heine's Schriften. In der Geſinnung ein barer Gegenſatz des Dichters, was konnte er Feſſelndes finden in den Ketzereien Heine's? Da muß doch wol ein Etwas in Heine ſein, was ganz neu war. Vielleicht nur eine Miſchung, welche ein neues Talent poetiſch zu Wege gebracht hat.

Ueber ſeine bürgerliche Beziehung zu Juden- oder Chriſtenthum hat Heine nie zu mir geſprochen. Auch nicht in vertrauteſtem Geſpräche. Er liebte dafür einen romantiſchen Schleier. So hat er mir nie erzählt, daß er ſich in Langenſalza habe taufen laſſen. Und dabei ſprach er doch hundertmal über Eigenthümlichkeiten der Juden und Chriſten. Das that er immer wie ein Neutraler, als ob es ihn perſönlich gar nicht anginge. Er pries plötzlich einen Vorzug des jüdiſchen Weſens, und er verſpottete eben ſo plötzlich einen Fehler desſelben. Eben ſo lobte und verſpottete er nach verſchiedenen Seiten das Weſen des Chriſtenthumes. Man konnte allenfalls daraus entnehmen, daß er weder dem Judenthume, noch dem Chriſtenthume angehören wollte. Dabei konnte man nicht einmal an ſeinen Jugenderinnerungen merken, daß ſie jüdiſche wären und daß ſie wärmer athmeten.

Wir hatten ſeit meinem Eintritt in die Schriftſtellerwelt, ſeit 1832, alſo ſeit ſieben Jahren mit einander Briefe gewechſelt, und waren uns freundſchaftlich nahe gekommen. Ich hatte kaum daran gedacht, daß er vom Judenthume abſtammte, das war mir, wie geſagt, gleichgiltig. Jetzt erſt in Paris durch Meyerbeer und die Rachel wurde mir die Frage beachtenswerth.

Sein Aeußeres hatte gar nichts vom jüdiſchen Nationaltypus. Er war jetzt vierzig Jahre alt und ſtand in voller Kraft der Entwickelung, körperlich wie geiſtig. Ganz wie ein franzöſiſcher Abbé muthete er uns an. Eine Mittelfigur, fleiſchig und von feiner roſig angehauchter Haut. Sehr wohl geſchnittenes Antlitz mit zierlicher Naſe, mit nicht großen, ſchalkhaften Augen, mit graciöſem, ſehr ausdrucksvollem Munde, und braunem Haare, welches er halblang trug. Er ſprach raſch, meiſt in kurzen, vielfach witzigen Wendungen, welche ein ſarkaſtiſches Lächeln, zuweilen auch ein kurzes, helles Lachen begleitete. Der Stimmton war Tenor, ein faſt hoher Tenor, wenn er in längeren Reden etwas beweiſen oder vertheidigen wollte, und dabei ſteigernd die Stimme anſtrengte. Sie wurde indeß nie zu hoch, nie zu dünn, wenn auch in ärgerlichem Affecte etwas ſcharf. Gewöhnlich zwang er ſie dann ſelbſt nach der Tiefe, weil er auch in erhöhter Stimmung gern abtönend mit einem unerwarteten Sarkasmus ſchloß. Seine ſchöne Hand — er war überhaupt ſauber — ſpielte dabei immer mit, und gerade in ſeinen geſelligen Manieren hatte er etwas von einem franzöſiſchen Weltgeiſtlichen, welcher ſich mitten in der Lebhaftigkeit zurückhielt, innerlich aber zu lachen ſchien über ſeine Zurückhaltung.

Er war ganz Epikuräer aus der erſten Kaiſerzeit Roms, den Stoicismus höhnend durch ſehr menſchliche Bemerkungen, und doch augenblicklich bereit, den ſchlimm lächelnden Mund ernſthaft feſtzuhalten, ſobald eine Weltfrage berührt wurde, welche poetiſch aufgefaßt werden konnte. Augenblicklich war dann der jüdiſche Denker in ihm erweckt, und bei allem Epikuräismus ſprach er dann wie ein Geiſtlicher über die Geiſtesfreuden peinlicher Enthaltſamkeit. Die Opferluſt mit ihren geiſtigen Reizen erſchien dann wie eine raffinirte Erweiterung epikuräiſcher Grundſätze. Dieſe Opferluſt hielt ſich nur nicht lange auf in ſeiner Seele, das lebensluſtige Naturel vertrieb ſie raſch. Beim Disputiren und beim Schreiben wußte er ſie jedoch anzubringen als einen magiſchen Hintergrund.

So ſteht er mir in der Erinnerung halb Jude, halb Heide zur Zeit Cäſars, als keine Religion mehr Stich hielt, und man ſich doch ſehnte nach dem geheimnißvollen Reize irgend eines Cultus, ſtammte dieſer auch von den wilden Parthern jenſeits des Euphrat.

Bei einem ſolchen Manne war es durchaus irre führend, wenn man ihn nach politiſchen Grundſätzen beurtheilte. In der Politik lag ſein Schwerpunkt gar nicht. Wie ſein Napoleon-Cultus zeigt, welcher ganz unzeitgemäß war, hätte ihm wol ein geniales Kaiſerthum à la Cäſar am Beſten zugeſagt, unter welchem alle Tage ein Genieſtreich ins Leben treten könnte, ohne von Kammern und Grundgeſetzen behindert zu werden. Er ſtimmte freilich dem herrſchenden Liberalismus bei in allen weſentlichen Punkten, aber den Conſequenzen dieſer Punkte entzog er ſich vielfach. Theils aus Schwäche, theils aus Stärke. Aus Schwäche, weil er eben ein Epikuräer war, welcher ſich vom Genuſſe nicht abhalten ließ durch ein Geſetz. Das Geſetz hab ich ſelbſt gemacht, rief er dann lachend, ich kann's auch abändern, oder wie er im franzöſiſchen Jargon zu ſagen pflegte: ich kann's ſuspendiren, ſuspendiren! — Aus Stärke, weil er eine poetiſche Potenz war, welche über alle Schranken hinaus drängte, um Eigenes, um Neues, um Unerhörtes zu veranlaſſen.

Ich hielt es deshalb immer für ein Irreführen, daß man ſtets Börne und Heine nebeneinander nannte, als gehörten ſie eng zu einander. Das war gar nicht der Fall; ſie waren grundverſchiedene Leute. Für Börne war die Politik wirklich die Lebensfrage, das Ein und Alles, und der weiter ſchweifende Heine mußte ihm bei näherer Bekanntſchaft gründlich mißfallen. Das war denn auch eingetreten, nachdem ſie eine Zeitlang neben einander gelebt hatten in Paris. Der redliche Parteimann Börne hatte ſich entſetzt über den leichtfliegenden Heine, und der poetiſch trachtende Heine hatte ſich gelangweilt und geärgert über den eng einher ſchreitenden Börne. Der Verkehr zwiſchen ihnen hatte völlig aufgehört, und mit Groll über Heine war Börne geſtorben.

Jetzt, 1839, wollte nun Heine ein Buch ſchreiben über Börne. Davon ſprach er mir. Ich fand das falſch, und rieth ihm dringend davon ab. Der liberalen Sache konnte das nur ſchaden, und Heine's Schilderung des Börne'ſchen Weſens kam der Welt zurecht, wenn ſie in ſpäteren Jahren erſchien. Sie würde dann auch reifer und gerechter auftreten. Das war denn bald ein Gegenſtand täglichen Streites zwiſchen uns.

Heine war in ſolchem Streite niemals gröblich, niemals unangenehm. Er erfand immer große Geſichtspunkte. Riß man ſie ihm nieder unter der Bemerkung, daß er ja ſelbſt nicht an ſie glaube, da lachte er wol, beharrte aber doch zäh auf ſeiner Anſicht, auf ſeinem Willen. Er hatte ſich das Thema einmal aufgebaut, und an vielen Stellen geiſtreiche Wendungen hinein gezeichnet, ſogar gute Witze — wie kannſt Du verlangen, ſchrie er, daß ich das Alles aufgeben ſoll vor Deiner Parteiweisheit! Ich gehöre zu keiner Partei, oder doch nur — ſchloß er lachend — zu *meiner* Partei.

Im Laufe des Jahres ſchrieb er bekanntlich das Buch dennoch und brachte mir triumphirend das Manuſcript mit den Worten: Lies, und bleibe Deiner Sinne Meiſter! Es iſt außerordentlich.

Ich blieb meiner Sinne Meiſter und nannte das Buch leer und blos ärgerlich. Leer?! ſagte er erſtaunt. Ja, leer und ärgerlich, weil es ſich in bloßer Polemik herumtummelt, und keine eigentlich Heine'ſche Welt aufrichtet. In der Mitte wenigſtens, ſchloß ich, müßte ein Berg ſtehen Heine'ſcher Weltanſchauung, welcher die Börne'ſche Welt überragt.

Zu dieſer Kritik ſchwieg er verdrießlich und ging fort.

Wir ſahen uns dann lange nicht mehr, weil ich Paris verließ. Ich ging auf die Reiſe durch Frankreich, um die Luſtſchlöſſer aufzuſuchen, von denen aus die Könige Frankreichs Geſchichte dictirt hatten ſeit Franz dem Erſten. Die Reiſe dauerte ein halbes Jahr, und hat den Inhalt geliefert zu meinem Buche „Franzöſiſche Luſtſchlöſſer“.

Erſt im Winter kam ich nach Paris zurück, und das erſte Wort, welches mir Heine entgegenrief, war: „der Berg iſt errichtet!“

Er hatte die Dithyrambe von Helgoland in die Mitte hineingeſchrieben.

Mir genügte das nicht. Er aber machte ſich nichts aus meiner Ungenügſamkeit, und war heiter und guter Dinge. Dieſen ganzen Winter 39 und 40 war er's, wie ich ihn nie wieder geſehen. Verliebtheit ſpielte dabei eine Rolle. Verliebtheit iſt immer bei ihm daheim geweſen, und jetzt hatte er eine junge feiſte Franzöſin von der belgiſchen Grenze her in den Sinnen, ſogar im Herzen, wie es ſchien. Sie beſchäftigte und beluſtigte ihn vollauf. Sie beſaß den großen Vorzug einer gleichmäßigen, angenehmen Heiterkeit, für jeden Liebhaber ein Schatz, für Heine ein doppelter: denn Kopfſchmerz und arge Empfindlichkeit des Gemüthes verſtimmten ihn nur zu oft. — Eines Tages kam er ſtrahlend und ſagte: ich habe das große Frauenzimmer in eine Mädchen Penſion gegeben draußen in der Vorſtadt; heute iſt dort Ball, Ihr müßt mitkommen, und meine Mathilde tanzen ſehen! — Das geſchah denn, und es war wirklich unterhaltend, das kindliche Vergnügen Heine's zu beobachten. Ganz der Dichter eines Märchens trippelte er umher. Wie ein ausgelaſſener Knabe, der fröhlich Witze reißt über ſich ſelbſt, erklärte er uns ſtets im Vorüberhuſchen den Grund ſeines Wohlbehagens.

Bezeichnend für ihn iſt es immerhin, daß er dieſer Mathilde über fünfzehn Jahre lang ergeben und treu geblieben iſt bis an ſein Ende. Sie war, wie es mit der Heiterkeit verbunden zu ſein pflegt, ein gutmüthiges Naturell, welches kaum ein paar Worte deutſch erlernte, von ſeinen Poeſien nichts verſtand und ganz naiv bemerkte: die Leute ſagen, daß mein Henri ein großer Poet ſei; iſt es nicht ſchnurrig, daß ich gar nichts davon verſtehe? — Und gerade das fand Heine reizend, denn ſie liebe ihn alſo nur um ſeiner Perſon willen, nicht um ſeiner Talente, ſeines Ruhmes halber. „So triumphirt trotz der deutſchen Philiſter meine perſönlichſte Liebenswürdigkeit, die unwiderſtehlich iſt!“ rief er lachend.

Als ſpäter ſeine Krankheit ihn ergriff, hat er ſich auch vor dem Maire mit ihr trauen laſſen, um ihre Zukunft nach ſeinem Tode zu ſichern. Er war mit ihr der ſorgfältigſte Familienvater, auch ohne Kinder. Denn Kinder hatten ſie nicht.

Mir ſchmeichelte er in dieſem Winter gröblich mit meiner Literatur-Geſchichte, deren Form und Tendenz ihm zuſagte. „Ich werde nächſtens auch literariſche Charakteriſtiken ſchreiben,“ ſagte er, und er hat's ja auch gethan. Mein Buch wollte er durchaus ins Franzöſiſche überſetzt haben. Er warb denn auch wirklich einen armen Franzoſen, welcher zur Noth deutſch verſtand, und brachte mir ihn mit dem erſten überſetzten Bogen, der mit Leſſing begann. Ich fand indeß das Unternehmen gar nicht rathſam, weil die Ausdehnung auf drei Bände doch eine zu große Zumuthung wäre für die Franzoſen, und ich ſuchte, es ihm auszureden. Es dauerte lange, ehe ich ihn davon abbringen konnte; denn er war in ſeinen Vorſätzen überaus hartnäckig. Die literariſche Vermittelung mit den Franzoſen war ihm an's Herz gewachſen, ſeit die Ueberſetzung ſeiner Gedichte ſo überraſchend günſtigen Eingang gefunden hatte in Paris.

Es war auch in der That erſtaunlich, welche geachtete Stellung er dadurch bei den franzöſiſchen Schriftſtellern erworben hatte. Der witzig poetiſche Reiz ſeiner Schreibweiſe feſſelte ſie in hohem Grade. Sie reſpectirten ihn höchlich, ja ſie fürchteten ihn ſogar, wie ſie Jedermann fürchten, der mit Geiſt lächerlich machen kann.

Ich konnte das genau beobachten, weil er in dieſem Winter eine wahre Paſſion hatte, mich mit allen literariſchen Notabilitäten in perſönliche Bekanntſchaft zu bringen. Alle, auch die ſonſt verſchloſſenſten Thüren öffneten ſich ihm, und die George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin und wie ſie weiter hießen, behandelten ihn wie einen Pair.

Eines Abends kam er in ſeiner braunrothen Sammtweſte, auf welche er ſtolz war, und weißer Cravate, und ſchleppte mich zu einem Marquis de Cuſtine, der eine große Soirée gab. Da würde ich, lachte er, den ganzen „Krempel“ von Berühmtheiten finden. Denn der Marquis, welcher ein Buch über Rußland geſchrieben, ſei nur ein halber Literat, müſſe alſo für vollen Beſuch ſorgen, um ſelber voll auszuſehen.

Ich ſah da auch wirklich Balzac, Lamartine, Herr und Frau von Girardin und tutti quanti, und mit allen ſcherzte er wie ein eingeborener Franzos. Namentlich mit Balzac, der etwas Behagliches, um Eleganz Unbekümmertes, alſo auch nicht einmal eine ſo ſchöne braunrothe Weſte hatte. Ich glaube, er trug ſogar einen blauen Shlip ſtatt der weißen Kravate, und es war ihm deutlich abzumerken, daß dieſer geputzte Plunder von Geſelligkeit ihn gar nicht intereſſirte. Er war eine unterſetzte Geſtalt, ein dicker Kopf — tête carrée — aus welchem feſte Augen ſchauten, und deſſen Mund gutmüthig lächeln konnte. Ich ſah ihn erſtaunt an, hörte ihm erſtaunt zu, wie er im bequemſten Geſchwätz mit Heine tändelte, dieſer unerſchöpfliche Beobachter der Menſchen, welcher ſo unerbittlich alle Hüllen wegzieht vom Menſchenſchimmer, welcher ſo unermeßlich viel zu ſchreiben verſteht und immer mit überlegenem Geiſte ſchreibt. — Auch Frau von Girardin hatte ich mir anders gedacht: nicht ſo hoch gewachſen und ſtattlich. Neben ihr ſaß der ebenfalls hoch gewachſene, vornehm wie ein engliſcher Lord ausſehende Lamartine, und ſie ſprachen — offenbar Literatur! — mit einer Ausdauer, als ob ſie allein wären. Sie ſaßen auch im letzten einſamen Zimmer, ſich um die große Geſellſchaft gar nicht kümmernd.

Unvergleichlich war Heine in ſeinen Schilderungen der geſehenen Perſonen, wenn wir aus ſolchen Geſellſchaften nach Hauſe fuhren. Er ſah die Leute durch und durch, wenn er ſich auch gewöhnlich nur mit einer Seite derſelben beſchäftigte. Allerdings meiſt, um ſie zu geißeln. Mitunter jedoch auch, um ſie zu preiſen. Im Geſpräch war er billiger als in der Schrift.

Mich förderte er in Allem wie ein Bruder. Er war Gefälligkeit und Güte durchweg. — Man traut ihm wol die Güte nicht zu? Ganz irrthümlich! Er hatte ſogar einen weichen, wohlthätigen Sinn. Oft entſchuldigte er ihn vor ſich ſelbſt, indem er ſich ſelber deshalb ſchalt, und ſich „ein albernes altes Weib“ nannte. Aber mit dem Munde ſchalt er, mit der Hand gab er.

So wie er der treueſte Feind war, ſo war er auch der treueſte Freund. Wodurch unſere Freundſchaft ſo feſt hielt? Das mag ſchwer zu ſagen ſein. Sie hat über zwanzig Jahre bis zu ſeinem Tode unverbrüchlich gehalten, und faſt möcht ich ſagen: ſein Verdienſt an dieſer Dauer war größer als das meine. Ich hab ihm manches Leid angethan, er mir nie das geringſte. Es trennten uns doch eigentlich ſo verſchiedene Eigenſchaften. Zuerſt und zuletzt unſer Verhältniß zum Vaterlande. Er war kein Patriot, wie exaltirt er auch mitunter ſchrieb über Deutſchland. Das war lediglich Erinnerung an Jugendeindrücke. Im Grunde hatte er kein Vaterland. Ich aber hatte eins, und der Streit darüber hätte uns ja entzweien können, da ich ihm die Vorwürfe nicht erſparte. Durchaus nicht! Vielleicht blieb er mir juſt deshalb zugethan, weil ich ihm nicht ſchmeichelte und er doch wußte, wie werth ich ihn hielt. Er hielt mich für ehrlich. Das gelang ihm bei herzlich wenig Menſchen. Durch ſeine Schuld. Bei mir glaubte er ſagen zu dürfen: auf Dich verlaß ich mich in Noth und Tod. Das ſagte er auch manchmal ohne eine hinten angehängte humoriſtiſche Beſchränkung. Solche Beſchränkung zu unterlaſſen wurde ihm ſehr ſchwer. Der Geiſt war eben alleinherrſchend in ihm, und ließ dem Herzen nicht leicht das letzte Wort.

Das Wort Laune ſpielte eine Hauptrolle in ihm. Er war nicht nur launig, er war auch ſehr launiſch, ein wahres Aprilwetter in ſeiner Stimmung, und ſchob das — wie wir alle thun — auf körperliches Befinden. In der That war er viel geplagt von Kopfſchmerz. Wenn er körperlich ganz frei war, da konnte er auch in Geſellſchaft — ſonſt nicht ſeine Vorliebe! — ſouverän mächtig erſcheinen. Ich hab dies eines Mittags erfahren, als er mich zu George Sand führte.

Sie war eben erſt aufgeſtanden, damals körperlich eine noch üppige Dame mittler Größe mit vollem Munde und vollen Augen, und ſie lud uns ein zu ihrer Chocolade. Heine war ſie ſehr zugethan. Obwol ſelbſt nicht witzig, hat ſie doch ein leichtes Verſtändniß für graziös heitere Wendungen des Gedankens. Im Grunde war ſie ganz anders als Heine. Sie war und iſt conſtitutiv, deutſch geſagt erbauend; ſie wollte gründen, die Geſellſchaft auf neuen Grundlagen aufrichten, und war in dieſem Sinne fromm. Die Gottheit und die Menſchengüte ſollten gleichmäßig helfen bei dem neuen Schöpfungswerke. Da ſtörten ſie eigentlich Heine's Sarkasmen. Dennoch reſpectirte ſie dieſe Sarkasmen als eine eigenthümliche Kraft, welche ihr abging. — Chopin, der Clavierſpieler, eine ſchmächtige, liebenswürdig ſentimental erſcheinende Figur, war damals ihr Liebhaber, und er fand ſich ein zu ihrem Lever in Begleitung eines noch ſchmächtigeren, bejahrten Männchens. Dies war der damalige katholiſche Reformer, war der berühmte Lamennais. Bis in ſein Mannesalter war dieſer Bretone ein Vorfechter des allmächtigen Papſtthums geweſen, und Leo XII. hatte ihm den Cardinalshut angeboten. Erſt ſeit der Juli-Revolution war er zur Volkspartei übergetreten, und hatte in ſeinem Journale „L'Avenir“ den Staat und die Kirche gleichzeitig herausgefordert, „Gott und Freiheit“ zum Motto wählend. Der Papſt verdammte ausdrücklich dieſe Lehren

Lamennais', und dieſer ſchien 1832 reuig in ſich zu gehen, ja, er ſchrieb eine Erklärung, daß er fernerhin die orthodoxen Lehren der katholiſchen Kirche ſtreng befolgen werde. Es war ihm nicht möglich geworden, und zwei Jahre ſpäter gab er eine Schrift heraus, welche ganz Europa in Bewegung ſetzte. In alle Sprachen wurde ſie überſetzt — Börne ſelbſt überſetzte ſie für uns — und hundert Auflagen wurden von ihr gemacht. Sie hieß „Paroles d'un croyant“. Man nannte ſie das hohe Lied der Revolution, weil ſie auch im edelſten Franzöſiſch, im Style Boſſuets geſchrieben war. Und als ſie wiederum vom Papſte verdammt wurde, gab er „Affaires de Rome“ heraus, worin die Tendenzen des Papſtthums dargeſtellt wurden als widerſtreitend jedem natürlichen und chriſtlichen Rechte.

Auf dieſem Standpunkte des theologiſchen und politiſchen Radicalismus befand er ſich damals, als er bei der Sand eintrat, und ſich mit leiſen Bewegungen und Aeußerungen unter uns niederließ. Es herrſchte eine Seelenfreundſchaft zwiſchen ihm und George Sand, und Niemand paßte ungeſchickter zu dieſem Verhältniſſe als Henri Heine, welcher gerade heute von ausgelaſſener Stimmung und Geiſtesfriſche war. Die Hauswirthin erkannte auch ſogleich die Gefahr, und ſuchte das Geſpräch zu vereinzeln. Heine aber ließ nicht ab, ſich an den ſanft und wohlwollend ausweichenden Prieſter zu wenden und dem Geſpräche allgemeine Grundſätze zuzuführen. Es war nicht zu verkennen: er hatte die freche Neigung, Lamennais aufzuziehen, was die Franzoſen „railler“ nennen. Der Begriff „Pfaff“ war ihm ſtets antipathiſch. Um mein Vergnügen zu erhöhen, flüſterte er mir ins Ohr: „Dieſer ſentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papſt zu werden; hör' zu!“ Und nun rückte er hervor mit immer ſchärferen Fragen, Behauptungen und ſo witzigen Wendungen, daß er die Lacher auf ſeiner Seite hatte. Die Geſellſchaft war nämlich noch zahlreicher geworden: ein literariſcher Rochefoucauld und der geiſtreiche Schauſpieler Bocage hatten ſich eingefunden und ſtimmten Heine luſtig zu. Die Sand war in größter Verlegenheit, wenn ſie auch ſüßſauer lächelte zu den ſpitzkomiſchen Worten, und bat ihn immer wieder mit den Augen, er möchte doch aufhören! Lamennais ſelbſt lächelte ebenſo, und ließ ſich Alles gefallen von dem unbequemen Weltkinde.

Nie habe ich Heine ſo mächtig geſehen in geſellſchaftlichem Verkehre. Oft ſprach er ſein Franzöſiſch — das er übrigens fein cultivirte — zähe und ſtockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu ſuchen, die ſchlagendſten Ausdrücke wie ein überlegener Franzoſe; er herrſchte bei dieſem Lever wie ein Imperator des Geiſtes.

Ach, ich ſollte ihn nie wieder ſo erblicken! Wir gingen im Frühjahre nach Deutſchland zurück, und erſt ſieben Jahre ſpäter, 1847, kam ich wieder nach Paris und fand Heine — zerſtört! Durch eine unheimliche Krankheit zerſtört, die wol im Rückenmarke niſtete. Ein ſchmerzlicher Anblick, wie er taſtend am Stabe einherging, weil ihm die Augenlider von ſelbſt zufielen, und er ſie mit den Fingern aufheben mußte, um ſehen zu können. Futter für Pulver! ob wir Geiſt haben oder nicht.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

2. Band.

Gräfin Chateaubriant.

1. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

I. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

I.

„Ihr ſeid doch die wunderlichſten Leute, Ihr Gelehrten! Quält Euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar ſind, bildet Euch ein, durch künſtliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menſchen verſagt iſt, und verliert darüber den ſonnigen Tag und die warme Nacht, kurz Alles, was der geſunde Menſch haben und genießen kann!“

— Woher wißt Ihr denn, daß es den Menſchen verſagt iſt, über die Erde hinaus zu ſehen und zu reichen? —

„Woher ich es weiß? Aus mir ſelber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrloſt von der Natur, bin ich ſchwächer ausgerüſtet als Ihr? das hat noch Niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher dergleichen von mir behaupten wollte.“ —

— Von Euch, dem begabteſten, gewandteſten und glücklichſten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienſt zu verſtehen. —

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verſtandesfähigkeit in Zweifel ziehen?“

— Wie käme mir ſolche Verblendung, ja ſolche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet! —

„Nun, Budé, ich wäre alſo der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menſchengeiſtes betreffen, eine Stimme zu haben nicht wahr? Und ich verſichere Euch, ich habe niemals, wie ſehr ich all' meine Kräfte anſtrengte, jenſeits dieſes Lebens etwas Anderes ſehen können als undurchdringliche Finſterniß! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all' Euere Formeln und Argumente und Schlüſſe vor Augen, ich habe ſie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regalirt, ich handhabe ſie, ſtelle und ordne ſie trotz einer Weberfrau, welche hundert Fäden ordnend durch einander wirrt, ich erweiſe und beweiſe Euch Eure Reſultate und noch andere ſo augenſcheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunſt erweiſt, und — ſag's Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinaus reichte, und was ein einfacher Verſtand nicht ohne Eure Formeln wiſſen kann, 's iſt müßiger Plunder!"

— Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommener dadurch, auch wenn ſie Pferde bleiben nach wie vor? —

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöſe?"

Er hielt ſein Pferd an, und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andaluſiſcher Race, ſchüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, ſo daß es ihn ſtörte und ungeduldig machte. Das Thier des andern Reiters dagegen, einem Maulthiere ähnlich, verhielt ſich ſtill und geduldig. So verſchieden wie die Thiere, erſchienen auch die Reiter: der Unphiloſophiſche auf dem Andaluſier war ein hochgewachſener ſehr ſchöner Mann mit kurzgeſchorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die franzöſiſchen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwol beſtäubt und befleckt von der Reiſe zu Roß, war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Contraſt zu dem braunſchwarzen Tuchgewande und dem über der Croupe des Maulthieres hängenden grob härenen braunſchwarzen Mantel des anderen Reiters, welcher in ſeinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren ſeit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde daher geritten, wie er heutigen Tags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er ſelbſt in der noch am reichlichſten damit verſehenen Normandie von ſolcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen iſt. Auch gab es damals noch wenig große Heerſtraßen, am wenigſten in einer einſam abliegenden Küſtenprovinz, und zu einer ſolchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieſer Wald. Auf Raſenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenſtämme verſchwanden, einher reitend, ſchienen ſie ſich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Dieſe bewies ſich ihnen denn auch gefällig, und ſchien hell und klar, nach des älteren Herrn Verſicherung ein ſeltenes Glück in der nebligen Bretagne, wo man wie in England die Sonne meiſt nur verſchleiert erblicke. Sie neigte ſich in dieſem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und ſchimmerte in rothgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabſehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitſcherten noch einzeln, denn es war nicht nur ſpät am Tage, ſondern auch ſpät im Sommer, und minutenlang herrſchte jene Waldesſtille, welche in leiſem Flüſtern und Säuſeln dem Horchenden ſo Viel und ſo Ungewöhnliches zu verrathen ſcheint.

Ich habe nichts gehört! unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pauſe.

„Aber ich!" entgegnete der andere, ein wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr ſeid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört ſie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Scene mit einem einzigen Hauche ſchildern."

— Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forſchung. Die Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt ſind. —

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung ins Land; wir haben bereits genug damit zu thun, den widerſpenſtigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Prieſter auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfſcheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängeriſchen Deutſchen vom Herzen gönnen; je mehr ſie ſich darüber die Haare zerzauſen, und dem unreifen Spanier, ihrem blaſſen Kaiſer zu ſchaffen machen, deſto lieber ſoll's uns ſein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, ſo wollen wir's uns anſehen, wenn's fertig iſt; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes iſt, was ein ſächſiſcher Mönch ausbrütet.“

— Es iſt aber nicht zu kaufen, wie auf dem Jahrmarkte, Jeder, der's haben will muß es in ſich erleben und durchleben. —

„Nehmt Euch in Acht, Kanzellar, den König zu ſolchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und iſt Euch leidlich zu Willen für ein Wageſtück, denn das Wagen lockt ihn. Aber geht es ſo ins Weite und Unabſehbare, verſchleppt ſich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichſte und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt ſeid.“

— Habt keine Sorge, Admiral, wir ſind nicht ungeſtüm, und wenn man geneigt iſt, zu prüfen und zu wägen, ſo iſt man deshalb noch nicht geneigt, ins Werk zu ſetzen. Zwiſchen Wiſſen und Thun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rückſichtslos überfliegt. —

„Und ſeid Ihr kein Genie?“

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdeß langſamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmälig ein ſolches Geſpräch. Sie kamen von der Küſte und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten ſich von ihnen verirrt, und Diener wie Herren waren in der damals noch ſehr unwegſamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften ſie den König zu finden.

„Das iſt eine Jagd, ſo wahr ich lebe!“ rief der jüngere Reiter, indem er von Neuem ſein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es iſt nicht der gewöhnliche Bracken-Laut, der hinter dem Hirſche herjohlt, es iſt ein anderer, ſtärkerer, als ob Saupacker Angeſichts eines Ebers jagten!“

Der Abhang, an welchem ſie hinritten, wendete ſich plötzlich in einen ſcharfen Winkel, und ſie ſahen etwa tauſend Schritte abwärts zwiſchen den hohen Bäumen einen Waſſerſpiegel ſchimmern. Nur einzelne Sonnenſtreifen drängten ſich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die ſchwarze Waſſerfläche, und dieſe gewann dadurch einen geheimnißvollen Reiz.

Die alten Celten, ſagte der Kanzellar, welche ſich am Längſten und Mächtigſten hier in der melancholiſchen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in ſolchen Waldſeen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrſcheinlich ſchlummert auch da unten eine geſtürzte Gottheit. —

„Sie regt ſich, ſie erhebt ſich, horcht!“ —

Wirklich wurde die Waldesſtille durch ein plötzliches Plätſchern des Waſſers unterbrochen, und zwar ward das Plätſchern immer heftiger und ſtärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde ſtutzten und ſpitzten die Ohren, der Kanzler ſchlug ein Kreuz vor ſeiner Bruſt, und der andere Reiter ſah geſpannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rothes Gold verhüllten Waſſer hinab. Das Geräuſch im Waſſer hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüſch verwachſen war, und verwandelte ſich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiterregiment im Anzuge ſei. Der jüngere Reiter zog ſein Schwert, eine freudige Spannung lag auf ſeinem Antlitze, er ſchien errathen zu haben, was ſich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirſche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zu trollten, alte, ſchwere Hirſche mit dunklen, ſtarkbemähnten Hälſen und bemooſten Kronengeweihen. Er hielt das Schwert ihnen dergeſtalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel, und ein Strahl aufblitzte mit überraſchendem Schimmer. Die Hirſche ſtutzten, und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. Hoi ho! rief auf einmal der jüngere Reiter und ſchwenkte die blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter ſie gefahren wäre, prallten die Hirſche auseinander, und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, ſie ſolcherweiſe einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Dieſem Schrecken widerſtand das Maulthier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermutheten Seitenſprung, entledigte ſich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unſanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde deſſen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Waſſer entſtanden, und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derſelben Richtung, welche die Hirſche eingeſchlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Raſch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranſchnaubenden Thiere einige Schritte entgegengeſprungen, hatte das rechte Knie auf dem mooſigen Boden, und ſein Schwert, ſchief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie geſtemmt, um ſolchergeſtalt das wilde Thier ſich aufſpießen zu laſſen. Wie ſchnell dies auch geſchah, noch ſchneller war all' dieſe Anſtalt der Vertheidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum ſicheren Aufſpießen zu lang geweſen, war abgeglitten von der harzigen Bruſt des ungeſtümen Thieres, und ſtatt ſich tödtlich aufzurennen, hatte der Keiler unſern Reiter um und um gerannt. Der Moment war bedrohlich genug: das Thier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wuth, welche dieſen Thieren, ſobald ſie ſchmerzlich verwundet ſind, eigen iſt, ſchien einen Augenblick zu ſtutzen und zu wählen, ob es den ſeitwärts geſchleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn ſeine Hauzähne einbohren ſolle. Der Jüngere zog es auf ſich: er hatte ſich ſchnell wieder aufgerichtet, und obwol er ſein Schwert eingebüßt, ſo ſchrie er doch den übermüthigen Jagdruf ihm entgegen „hier Sau! hier Sau!“ Der Keiler ſtürzte ſogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber ſprang zur Seite, und das leidenſchaftliche Thier ſchoß vorüber. Der Umkehr ſicher, wollte er dieſen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumſuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geſchah, das Gehen und Greifen nach der Waffe dauerte doch länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von Neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er ſtürzte auf den Rücken, die unglücklichſte Art des Falles, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Thier trat ſogleich auf ihn und ſchlug ihn mit jenen entſetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwol dies Alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, ſo hatte dieſe kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu laſſen, und zwei große Saupacker von ſchmutzig gelber Farbe ſtürzten ſich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre ſcharfen Fänge an den Gehören des Thieres tief einſchlagend. Der Eber ſtieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wuth zugleich bezeichnete. Der Schmerz ſchien ſo groß zu ſein, und die Hunde ſchienen ſo feſt zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos ſtehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und Unterkiefer auf einander, gleichſam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an, und griffen es feſt an den Hinterläufen, ſo daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüſtung ohnmächtig erſchien.

Der jüngere Reiter arbeitete ſich nun hervor, und ſtand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerſchlitzt, ſein Angeſicht mit Koth und Blut beſprengt, ſein Muth aber ſchien ungebrochen, denn nachdem er ſich mit einem Ausdrucke von Genugthuung das gefeſſelte Thier betrachtet hätte, raffte er das Schwert wieder auf, und ſchickte ſich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu ſtoßen.

Haltet ein! rief der Kanzler, hört und ſeht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr geraden Weges daher kommt! Wir bedürfen ſeiner Gunſt, denn wir ſind beide verwundet, und unſere Thiere ſind entflohen; wollt Ihr ihn muthwillig aufs Aeußerſte erzürnen, daß Ihr das mühſam erjagte Thier vor ſeinen Augen tödtet? —

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Noth der Eberjagd empfunden, nun ſei auch die Freude mein, ſolchem Hauptſchweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretoniſchen Lehensherrn iſt ſolcher Aerger heilſam, und der König ſoll darüber lachen!“

Unter dieſen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte heran gekommen, die Hüfthörner blieſen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdthieres verkündet, und der Jagdherr ſprengte voraus, um ſein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er ſah zu äußerſtem Erſtaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zuſammenbrach unter dem wohlgeführten Fangſtoße desſelben.

Verwegener Menſch, was thuſt Du? rief er entrüſtet. Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitſche!

Der Admiral war im Nu von einer Schaar Jagdburſchen umringt, und hatte Eile ſich den Rücken an einer Buche zu decken, und die zudringlichen Buben ſich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr ſo unbekannt mit der Welt,“ rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad ſchwingend, dem Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht anſehen könnt, ich ſei kein Hinterſaſſe, ſondern ein Edelmann?“

Und wenn Ihr der König ſeid, Ihr ſollt mir nicht ins Jagdrecht eingreifen, bevor ich's geſtattet!

„Der König ſoll Euch empfindliche Antwort geben auf dieſe unziemliche Aeußerung!“

Der König muß wiſſen, und wenn er's nicht weiß, ſo ſoll er's lernen, daß dieſe Aeußerung nicht unziemlich iſt im Munde eines bretoniſchen Seigneur, der auf ſeinem Grund und Boden ſteht, und der alleiniger Herr iſt auf ſeinem Grund und Boden. Jungens, thut Euere Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden geſtiegen war, hatte ſich unterdeß ſo vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es miſchten ſich auch die Hunde darein und es entſtand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiſte Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Während deſſen war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen, und hatte neugierig und beſorgt ſich erkundigt, was dieſer Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieſer von den Jagdleuten umher geſtoßene Fremdling ſei.

Ein Valois-Affe ſcheint's zu ſein, ſagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es ſchien, als ob ſein blaſſes, verlebtes Geſicht von einer beſonderen Genugthuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen ſchönen Dame dieſe Genugthuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als ſie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewiſſe rohe Lüſternheit in dem Ausdrucke der ſchwarzen Augen, die er einen Augenblick auf ſie richtete, indem ſeine ſchmalen Lippen langſam die Worte betonten: Das iſt dem Schranzen heilſam, und ich kann ihm die Lection nicht angedeihen laſſen, ſobald ich ſeinen Namen gehört habe. —

Dies geſchah denn auch ſo eben: Wie es ſchien mit großem Schmerze hatte ſich der Kanzler aufgerichtet, und er ſchrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!

Mehr neugierig als gehorſam hielten die Jagdleute inne, und gaben ihm Raum, allgemein verſtändlich fortzufahren: Admiral Bonnivet iſt's, ein naher Diener und Freund des

Königs, den ein bretoniſcher Edelmann dahier unedel behandeln läßt!

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen ſeine Leute, und wandte das ſchwarzbärtige Geſicht halb verächtlichen Ausdrucks nach dem Kanzler: Wer ſeid Ihr ſelbſt, der ſo Unwahrſcheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet iſt zwar von äußerſt jungem Seigneur-Blute, aber er hat neben dem Könige ſo viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er ſich nimmermehr alſo vergehen wird, wie dieſer Mann. Auch iſt er, ſo viel wir hier zu Lande wiſſen, im Dienſte des Königs nach England geſendet mit Kanzellarius Budé, kann alſo nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer biſt Du alſo, braunkuttiger Mann, der Du mir ins Angeſicht lügſt?

Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr ſprecht, und dies mag Euch beweiſen, wie voreilig Ihr Lügen ſtraft.

Ich bin untröſtlich, wenn Ihr Recht habt! ſprach hierauf der Seigneur, und die Augen zuſammenkneiſend, als ob er ſchärfer ſehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck ſeines Geſichtes zu verändern. Wahrhaftig! ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriant's Boden, der Euch ſo garſtig bewillkommt hat.

Nun veränderte er in allen Stücken ſein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Thieren ausſenden, welche entlaufen waren, ſorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel ſich ſchmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgeſetzten Worten ſein Bedauern aus, daß er ihn in ſo unangenehme Berührung mit den Fäuſten ſeiner Jäger verſetzt habe. Bei alle dem verſchwand indeſſen vom bleichen Antlitze dieſes Grafen Chateaubriant jenes ſchlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verrieth, er freue ſich recht ſehr, daß dem ſchönen Admiral Bonnivet ſolche Mißhandlung widerfahren ſei. Beſonders deutlich zeigte ſich dies, als er ihn ſeiner Gemahlin vorſtellte, und ſeine Entſchuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet ſchien alle üble Abſicht in voller Ausdehnung zu überſehen, mußte aber gute Miene zum böſen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin ſchien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber ſehr anziehende Erſcheinung in dunklem Gewande auf weißem Roſſe. Ihr Antlitz, obwol es nicht blühend und friſch und nur leicht geröthet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verſchwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch ſchwebte um die braunen Augen und um die feſt geſchloſſenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raſchen Eintreten geiſtiger Geſpanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte ſich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorſtellte, und ſchien zu fragen: war es nicht etwa Deine Abſicht, bleicher Gemal, mir die Bekanntſchaft dieſes ſchönen Mannes und den Eindruck deſſelben zu verleiden, dadurch, daß Du ihn zerzauſt und erniedrigt von Dienerfäuſten zum erſten Male vor mir erſcheinen ließeſt?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächſte Weile ſeinen Groll, und gab ſich raſch den Aeußerungen einer befliſſenen Galanterie hin, wie ſie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm ſie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte ſie ſchon fünf Jahre lebte, war ſie an ſolchen Styl des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig iſt, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimat, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn ſie hatte es mit vierzehn Jahren verlaſſen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant zu werden. Die Galanterie hatte alſo für ſie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Geſellſchaft des Kanzlers wegen langſam eine Viertelſtunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, ſah ſie in einer rings von Wald umſchloſſenen und nur von niedrigen Hügeln unterbrochenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendſonne beleuchtete es eben vollen Glanzes und hob die Contraſte, welche es auszeichneten, grell hervor. Es beſtand nämlich aus einem alten und einem neuen Schloſſe, welche nur im oberen Stockwerke durch eine ſchmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, faſt nur aus einem weiten runden Thurme beſtehend, an den ſich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, ſah vermooſt, verwittert und ſchwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantiſchem Style, eine Ehe, welche damals die ſogenannte Renaiſſance hervorzubringen begann, vor Kurzem erbaut, ſchimmerte heiter in friſchem Geſteine. Plattes Dach, Arcaden, Gallerien und zierliche Thürme gaben ihm ein lockendes Anſehen. Eine breite Wieſe, über welche man weglos hinritt, zog ſich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forſte hervorkam, wendete ſich hier dergeſtalt, daß er ſich hinter dem neuen Schloſſe hinab ſchlängelte, und erſt zwiſchen ihm und dem alten Schloſſe unter jener Luftbrücke nach Nordweſt wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen ſichtbar an dem ſchwarzen Thurme des alten Feudalhauſes hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häuſern, aus denen ſpäter die Stadt Chateaubriant ſich gebildet hat.

Ah, rief Bonnivet, als er deſſen anſichtig wurde, da iſt ja das ſtattliche Haus, von deſſen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris ſo Viel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr ſpottetet damals über den alten Louvre-Thurm, um welchen her ein Schloß entſtehen ſolle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entſtehen könne, ſo daß der König mitten unter

Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müſſe. Ein bretoniſcher Herr, ſagtet ihr luſtig, wohnt beſſer als der ſogenannte Herr von Frankreich, beſſer als der junge Herr von Valois!

„Iſt denn dieſer Ausdruck ſo gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergeſſen habt? Wenn der junge Herr von Valois vom Hauſe aus nicht reich und mächtig war, und unſerer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, iſt's da verwunderlich, daß er als König von Frankreich ſchlechter wohnt als hundert andere Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umſonſt, den König auf Koſten der Seigneurie in die Höhe zu ſchrauben, er iſt oberſter Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böſes Blut mit Euren Prätenſionen."

Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in ſeinem Gewande, welcher in ſeiner Ueberſchrift das Zeichen trägt, daß das Königthum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich iſt. —

„Wir ſind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gaſtfrei ſind gegen Diener des Königs."

Und ſeid Ihr nicht ſelber Diener des Königs?

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame; dem Könige des Reiches aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reiches — und was iſt's für eine neumodiſche Ueberſchrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

Er nennt ihn „Majeſtät"!

„Was iſt das? Iſt dies dasſelbe Wort, welches der Prieſter gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

Daſſelbe Wort.

„Gott ſchütz Euch im Hochmuth! Was würde der Graf von Tremouille ſagen, wenn ich morgen an ihm ſchriebe ‚Eure Seligkeit, Graf von Tremouille‘?“

Er würde Euch die ‚Seligkeit‘ ebenfalls geben.

„Schwerlich, und thäte er's, ſo hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois ſoll um kein Haar Majeſtät mehr haben, weil ihn der Tudor jenſeits des Aermels ſo nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen ſind die Herren des Landes noch nicht geſtorben!“

Der König will ſich davon überzeugen, und reitet deshalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und die Bretagne zu beſuchen. — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß ſich anzuſehen für den Fall, daß er einmal ſelbſt eins bauen wolle. Ich glaube, er iſt jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung.

Bei dieſen Worten ſahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig auf einander und auf die Gräfin, als ob man von dieſer eine Aeußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine ſolche, wenigſtens ſchwieg die Dame, und er ſelbſt erwiderte nach kurzer Pauſe: Der Geſchmack für Architektur iſt ſeit fünf Jahren ſo verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr ſo viel Anſprüche machen kann wie damals.

Man war unterdeſſen am Portal des Schloſſes angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreiſtigkeit den Reitern entgegen lief, nahm die Aufmerkſamkeit des Grafen und der Gräfin ausſchließlich in Anſpruch. Es war deren einziges Kind, ein ſehr wohlgebildetes anmuthiges Geſchöpf Namens Conſtance, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verſchwenden ſchien. Er hob das Kind zu ſich auf's Pferd, und ritt mit ihm auf der Wieſe herum. Eine ſolche Abwechſelung war aber auch ſeinem Sinne vonnöthen, wenn er die Pflicht der Gaſtfreundſchaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäſte ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tiſche ſaß, wiederum nicht an herben Gegenreden und Bonnivet entſchloß ſich, am nächſten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Ausſicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Abſicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder ſchönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Weſen dieſer jungen Frau ſchien ihm verſagt zu ſein, denn ein ſolcher hätte ihm vielleicht beſſere Hoffnungen eröffnet. Sie ſaß im weißen Gewande lange ſchweigſam zwiſchen den Männern, konnte aber wol durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder verſchwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos in verſtecktem Thale ſtehen, aber Ton und Antwort lieblichſter Art haben für jeden ſtärkeren Lufthauch, der ſie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies beſſer aus, und es gelang ihm auch um ſo mehr, ſie ins Geſpräch zu ziehen, je weniger der offenbar eiferſüchtige Graf ihn, den älteren unſcheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin ſtörte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutſchland erhielt über die von einem Mönche angeſtiftete Kirchenrevolution, von den italieniſchen Künſtlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige ſelbſt, von der geiſtreichen Schweſter, der lebensluſtigen Mutter desſelben, von den intereſſanten Geſprächen an der Tafel des Königs, und ſie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerkſamkeit; ſie ſchlug ein Kreuz, wenn ſie nach dem inneren Weſen der deutſchen Ketzer fragte, aber ſie fragte darnach, und horchte geſpannt auf Budé's Erklärung, und ſchien nicht abgeneigt, der Oppoſition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde," ſagte ſie naiv, als ob es das zunächſt liegende Beiſpiel wäre, „wer anders könnte mich entſündigen, als ich ſelbſt! Gibt es nicht Dinge, die kein Menſch vergeben,

und die nur der ſchuldige Thäter in ſich ſelbſt erledigen kann?"

Bei dieſen Worten erhöhte ſich die feine Röthe, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut desſelben jene Anziehungskraft der matten, ſogenannt ſchmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Roth ſchimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, ſondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchſichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu gehen ſcheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones erſetzt, ja übertroffen, beſonders da dieſe junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in ſich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geſchweiften Linien, wie ſie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umriſſen, wie ſie der reiferen Frauen-Schönheit eigen ſind. Nur Hals und Oberbruſt — la gorge, worauf die ſonſt nicht eben ſchönen Franzöſinnen ſo ſtolz ſind — verriethen in Kraft und Fülle das ausgebildete ſüdliche Weib, deren hohe Geſtalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All dieſe Vermittelung zwiſchen Jungfrau und Frau zeigte ſich geſammelt in dem zugleich fragenden und ſchmelzenden Blicke des lebhaften und doch ſinnigen Auges, in dem keuſchen Schluſſe der Lippen, welche ſich zuweilen raſch öffneten, und eben ſo raſch wieder ſchloſſen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geſchwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreiſt erſchienen wäre. Dies geſchah namentlich, wenn ſie den Kanzler nach der Lebensweiſe und den Hauptperſonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erſt in Frankreich entſtand — wenn ſie nach den Aeußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemal hatte ihr ungünſtige Schilderungen davon gemacht, aber obwol ſie deſſen Anſichten auf Treu und Glauben hinnahm, ſo ſchien ſie doch auch nach Anderer Meinung über dieſe Perſonen und

Gegenſtände begierig zu ſein. Dieſer ernſthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und ſie glaubte, ſich ſeinem Urtheile und ſeiner Beſchreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indeſſen der Graf nicht, dem das ſtockende Geſpräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwiſchen Budé und der Gräfin zu folgen. Er miſchte ſich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einſeitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir ſind,“ ſprach er, „Gott ſei Dank in der Provinz noch nicht ſo weit, die Sittenreinheit und anſpruchsloſe Welt des verſtorbenen Königs Ludwig vergeſſen zu haben“, und je weiter der Todestag desſelben zurücktrete, deſto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater“ für König Ludwig.

Sind denn — unterbrach ihn Bonnivet — die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünſchen und Anſichten der gemeinen Leute herabgeſtiegen, daß ein ſolcher Beiname ihnen beſſer gefällt, als der Beiname des „ritterlichen Königs“, wie er unſerm Könige Franz aus allen Enden Europa's entgegenfliegt? Bei was ſchwört unſer König und Herr? Bei Edelmanns Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! iſt ſeine höchſte Betheuerung! Und dafür ſollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben ſein? Jetzt beſonders, da die gemeinen Leute ſich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?

„Wie ſieht jenes Hofleben,“ fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht geſprochen, „im Innern aus? Dergeſtalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor ſchützen muß wie vor Unrath und Verderbniß. Oder iſt des Königs Mutter, die luſtige Louiſe, jene Savoyardin, die gegen unſern Wunſch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, iſt jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zu Grunde richtet, iſt ſie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden ſie wahrhaftig paſſender genannt!“

Nun in der That, rief Bonnivet lachend, es wird den Pariſern ſchwer werden, den noch vor fünf Jahren ſo luſtigen

Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hôtel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heiterſten Grundſatze, und man wird Euch dort über die Maßen verändert finden. —

„Das ſoll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinirte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße Anmuth und Zierlichkeit zu ſtellen, malen und bauen zu laſſen, als ob dieſe Nebenſache der Mittelpunkt des Lebens ſein müſſe, an Trachten und Meubles verſchwenderiſch zu ändern, als ob es ſich um Puppen ſtatt um Edelleute handle, das Künſtlervolk in den Kreis der Edelſten des Landes zu ziehen, es mitreden zu laſſen, als wäre es unter ſeines Gleichen, ja wol gar die aufgeputzten Phraſen desſelben dem ſchlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!“

Verzeiht mir, Graf, erwiderte hierauf die Gräfin, und die leichte Röthe ihres Antlitzes erhöhte ſich, verzeiht mir einen beſcheidenen Widerſpruch: Iſt es nicht eben Aufgabe des Königthums, das zu ſchützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt iſt, was von den alltäglichen Erwerbe nicht beſtehen könnte, und was doch durch ſeine Gedanken und Thaten den menſchlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen iſt? So verhält es ſich ja wol mit Kunſt und Künſtlern, und deshalb ſollte ich glauben, es ſei dem Könige angemeſſen. —

„Sieh da, Frau Gräfin, wie dieſe aufgebauſchten Redensarten Euch ſchon geläufig ſind! Stammen ſie noch aus der ſtrengen Erziehung vom Schloſſe Foix, oder ſind ſie ganz friſch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau iſt abgeſchloſſen von der Mauer ihres Hauſes; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was darüber hinausgeht, iſt für ſie vom Uebel, und ich werde ſorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde.“

Hier wurde Graf Chateaubriant in ſeiner Rede unterbrochen, welche die Gräfin ſchmerzlich zu treffen ſchien, vielleicht doppelt ſchmerzlich, weil ſie in Gegenwart ſolcher Fremden und mit beleidigend höhniſchem Tone an ſie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligſt eintrat, und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu geſprengt.

Wär' es der König? rief Bonnivet und ſprang ans Fenſter. Aufgeregten Anſehens folgte ihm der Graf. Wahrhaftig, rief Bonnivet, ich erkenne beim ſchwankendem Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es ſind die goldenen Lilien, welche ſo weit leuchten!

Madame, ſprach der Graf, ſich raſch umwendend, Sie ſind krank, ziehen Sie ſich auf Ihr Zimmer zurück!

„Sie irren ſich, Graf, ich befinde mich wohl!“

Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rathe — gehorchen Sie mir!

Und mit dieſen Worten nahm er ſie bei der Hand und führte ſie hinaus, ihr ſanfter zuſprechend während des Gehens, als die barſche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrthum geweſen ſein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erſt noch am Morgen über die Loire hinüber reiten ſehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am Liebſten den Hirſch jagte und dem Wolfe nachſtellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landſtrich, welcher am linken Loire-Ufer öſtlich von Blois begann, und welcher ſich zwiſchen dem Beuvron- und

Coſſon-Fluſſe und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erſtreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen ſeiner zärtlichen Mutter Louiſe von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch deſſen ſtrenge Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Theil ſeiner Jugend zugebracht, und von daher ſchrieb ſich vielleicht ſeine Vorliebe für dieſe Gegend. Ueberhaupt aber lebten die damaligen Könige von Frankreich noch nicht ſo ausſchließlich in Paris, wie dies ſpäter geſchah, obwol „die gute Stadt“ Paris ſchon Jahrhunderte lang unzweifelhafte Hauptſtadt des Landes war. Der Vorſchlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptſtadt zu machen, war wol zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten ſich vorzugsweiſe gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schloſſe Pleſſis les Tours, einen Kanonenſchuß ſüdlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schloſſe von Blois, aber Paris hatte ſein Recht und ſeine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor ſie auch ſpäter nicht, obwol ein Valois, Heinrich III., Paris principienmäßig von der wichtigen Stellung entſetzen, und von Blois aus die aufrühreriſche Hauptſtadt, die Stadt der Guiſen, ſeiner Feinde, regieren wollte.

Es iſt dies wichtig gewordene Blois amphitheatraliſch am rechten Loire-Ufer an ziemlich ſteilem Abhange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schloſſe der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terraſſenförmigen Gärten umgeben iſt, ein lieblicher Ort der Roſen und der Fernſicht, ein anmuthiges Stelldichein der Liebenden im ſechszehnten wie im neunzehnten Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals ſchon nur noch einen ſchwarzen Thurm aus der gothiſchen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenſeite des Hauſes, welche man, von der unteren Stadt aufſteigend, zuerſt betritt, neu erbauen laſſen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppenthürme zwiſchen beide Flügel zu lehnen, welcher mit ſeiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßtheile bildete. Maurer und Steinmetze waren in großer Anzahl daran beſchäftigt, und es gab auf dem Hofe, deſſen eine Seite frei auf die Stadt, und deſſen weſtliche Seite frei auf den gen Amboiſe und Tours hinablaufenden Strom hinabſah, ein klapperndes Geräuſch der Handwerker. Dieſes einen Triangel bildende Schloß war um die Zeit, welche wir vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren öſtlichen Flügel wohnte Margaretha, die Schweſter des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermält war; in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und deſſen Mutter Louiſe, die ſtatt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erſt in Frankreich, und man war noch nicht ſo verwöhnt, um das Geräuſch der am Dache und an dem Thurme arbeitenden Handwerker allzu beſchwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louiſe trat zu wiederholten Malen auf den Corridor heraus, und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob ſie beſonderen Antheil an den Bauleuten nähme. Das war es indeſſen nicht, was ſie aus dem Zimmer trieb, ſondern ſie erwartete Jemand, und wie es ſchien mit großer Ungeduld, denn ſie war auch in ihrem Zimmer ſehr unruhig. Die Ausſicht, welche das große Fenſter dieſes Zimmers bot, bildete einen Gegenſatz zu dieſer Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht ſich hinter dem Schloſſe noch einige hundert Schritte in den Uferberg hinein, und hatte gegen die zerſtreuende Ausſicht und das Getreibe auf der Vorderſeite etwas traulich Heimliches. Ein Raſenplatz mit alten Nußbäumen zog ſich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufſteigenden Berges gebaut und mit Ahorn- und Platanen-Bäumen beſchattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüſch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Chriſtus-Bild ſah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Raſenplatz und Schloß. Die Nordſeite des Schloſſes warf tiefen Schatten hieher, und wenn nicht einige Kinder geſpielt hätten, ſo wäre auf dieſer Seite die vollkommenſte Stille geweſen.

Herzogin Louiſe aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelſtunde zu Viertelſtunde rief ſie ihren Diener und fragte, ob jenſeits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu ſehen ſeien oben vom neuen Thurme. Der Diener mußte es immer verneinen, und ſo kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß ſich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louiſe war eine volle, ſtattliche Frau, welche noch einige Anſprüche auf Schönheit hatte, und noch alle Anſprüche darauf machte, obwol ſie ſchon über vierzig Jahre alt und ein wenig ſtark geworden war. Scharfe Formen des Geſichtes, ſchwarzes Haar, brennende Augen, raſcher Gang und raſche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herriſches, welches allerdings durch einen einſchmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen ſchöne Zähne wies, gemildert wurde, ſobald ſie ſchmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus, und hatte noch bei Lebzeiten des verſtorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich beſcheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirthſchaftlichen Königin Anna Sammt und Seide getragen ohne feſtliche Veranlaſſung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des franzöſiſchen Adels von italieniſchen Prinzeſſinen beſonders geweckt und gefördert wurde, ſo daß erſt dieſe ſavoyardiſche Prinzeſſin und ſpäter die beiden Medicäerinnen Katharina und Maria, die Gemalinnen Heinrichs des Zweiten und des Vierten, in dieſem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die franzöſiſche Nation geübt haben. Man kann ſagen, daß vor dem jungen Frankreich, welches unter König Franz aus italieniſchen Einflüſſen ſich emporbildete, das fränkiſch-germaniſche Element bei weitem das vorherrſchende in Frankreich war, und daß erſt von der unter Franz allgemein, nicht blos in einzelnen Kunſttheilen bewirkten Renaiſſance die franzöſiſche Nation eine vorherrſchend romaniſche wurde.

Louiſe war in ſchwarzen Sammt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzöſiſche Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten ſich dafür ganz gefällig, und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit geſtatte ihm nicht ferner auszuſchauen vom Thurme, und Kerzen auf den Tiſch ſetzte, da machte die übrigens ſchlimm ausſehende Frau bei dem röthlichen Kerzenlichte wol noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieteriſchen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ ſprach ſie hierauf zum abgehenden Diener und ſetzte ſich haſtig auf einen jener hohen Stühle mit ſteifer Lehne, wie ſie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen ſind, und blieb unbeweglich ſitzen, bis Duprat, der Kanzler des Parlamentes, die erſte juriſtiſche Perſon des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

Er wird kommen! entgegnete dieſer, ein kleiner blaſſer Mann, mit braunrothem Haar und Barte, auf deſſen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbſtgenügſamkeit ausgeprägt waren, dergeſtalt, daß das Antlitz wie eine ſtehende Maske durch keinerlei Wendung des Geſprächs oder deſſen, was ſich ereignete, verändert wurde — er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß ſie ſich enger und enger zieht, je weiter er ſich von Blois entfernt.

„Er iſt zu vornehm, um an die Kraft einer juriſtiſchen Schlinge zu glauben.“

Ich habe ſchon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es ſeien die Formen des Rechts von Eiſen, das wir ſchmieden, und gegen welches kein Hochmuth aufkomme, ſei er noch ſo herrlich.

„Wird denn auch Chabot de Brion den Stand des Proceſſes ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion iſt leichtſinnig.“ —

Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren ſei, wenn er ſich nicht mit Euch verbünde, und ſolchergeſtalt der Proceß niedergeſchlagen werde. Desgleichen hab' ich Matignon, den bretoniſchen Herrn und des Connetables vertrauteſten Freund unterrichtet, er muß überzeugt ſein, und iſt ſicherlich bereits auf dem Wege hierher.

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz dieſer Connetable, juriſtiſche Ueberzeugung bringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbſchaft, welche wir ihm nehmen wollen, es iſt ſpitzfindig und zweifelhaft.“ —

Je ſpitzer es iſt, deſto ſchärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, deſto mehr iſt es in unſerer Gewalt. Wenn Sie, gnädigſte Frau, ſich nicht zutrauen, ihn zu —

„Was, Antoine Duprat?“

Ihn zu Ihren Füßen zu ſehen vermittelſt bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, ſo gedulden Sie ſich vier Wochen; ich verſpreche, in dieſer Zeit den Spruch heraus zu bringen. Dann iſt dem Connetable kein Zweifel mehr übrig, und mit Eurer Hand gewinnt er den verlorenen Proceß und die verlorenen Güter wieder.

„Ihr verſteht Euch ſchlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört ſich eher, als daß er ſich geſchmeidig einem ſo harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, iſt nicht mein Mann!“

Bei dieſer Rede trat ein beſtäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Brion, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louiſe nach dem Bourbonnais geſchickt worden war, um den Connetable Carl von Bourbon, deſſen Hand und Liebe ſie erzwingen wollte, nach Blois zu nöthigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der

Connetable eben vom Pferde ſteige und binnen einer Viertelſtunde bei ihr ſein werde.

Sie verabſchiedete ſogleich die beiden Männer, nachdem ſie ſich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen laſſen. Darauf ſtand in kurzen Worten verzeichnet, unter welchen Rechtstiteln ſie und der König die Hauptbeſitzungen Carls von Bourbon in Anſpruch nahmen. Carl von Bourbon nämlich war von Hauſe aus nur Graf von Bourbon-Montpenſier, und war als ſolcher keineswegs im Beſitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne geweſen, welche einen großen, gebirgigen Theil des ſüdlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigſten Seigneurien des Landes bildeten. Aber das ſaliſche Geſetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbſchaft geſtattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Suſanne, hinterlaſſen hatte, ſo trat Graf Carl als nächſter Vetter nach Peters Tode in deſſen Rechte. Dieſes Beſitzrecht war noch feſter dadurch genietet worden, daß Carl Suſanna heiratete, und blieb denn auch unangetaſtet, ſo lange die Heirat beſtand. Aber Suſanne ſtarb, und obwol ſie ein Teſtament hinterließ, in welchem ſie all ihre Rechte und außer dieſen auch alle Beſitzthümer, welche anderen Urſprungs und nicht dem ſaliſchen Geſetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuſchrieb, ſo war doch mit dieſem Tode allen Widerſachern Bourbons das Signal zum Angriffe gegeben. Unter dieſen Widerſachern ſtand obenan Louiſe von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wol eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm geſtanden, dieſe Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtſinnig wechſelhaften Lebenswandel und durch die Verheiratung Bourbon's. Bourbon war ein ſtrenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte, und ſich zum öfteren nachtheilig über die Vergnügungsluſt der Madame von Angoulême äußerte. Dieſe nun machte ſelbſt Anſpruch auf die Erbſchaft, da ſie eine leibliche Couſine Suſannas, und deshalb von näherer Verwandtſchaft mit den Bourbon'ſchen Herzogshauſe war als Carl von Bourbon. Die Nebenbeſitzungen waren ihr auch ſchwer zu beſtreiten, nur für die Hauptbeſitzungen ſtand ihr das ſaliſche Geſetz im Wege, und gegen dies Hinderniß hatte ihr der juriſtiſch überaus verſchmitzte und im Weſentlichen gewiſſenloſe Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche ſie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünſchte nicht, daß es zu den äußerſten Formen des Proceſſes kommen möchte, und hoffte einerſeits durch Schrecken, andererſeits durch Hinweis auf ſicheren Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeſchlagenen Ausgleichung durch Heirat zu bewegen. Zum Erſchrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entſtanden war, und welches dahin lautete, der Connetable ſei, mißvergnügt über das franzöſiſche Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiſer Carl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne, und bereits näher erforſche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverraths ſchuldig, ſobald es ſich beſtätigte.

Der ſtämmige, bärtige Mann, welcher in unſcheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, ſah indeſſen nicht aus wie ein Mann, der ſo leicht etwas fürchtete, oder leicht ſich einſchüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich ſei. Er war von mittlerer Größe und von jenem Wuchſe, welchen die Franzoſen viereckig und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte verſteckte Geſicht hatte grobe Züge, und drängte ſich über den Augen finſter zuſammen; als der Diener die Thür öffnete, zog der Connetable langſam den breitkrämpigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art ſelten und ungern mit dem Barett vertauſchte, vom buſchigen Haar, und trat langſam und ohne beſonders zu grüßen ſporenklirrend bis in die Mitte Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin ſorgfältig hinter ihm geſchloſſen hatte.

Carl von Bourbon war nicht geiſtreich, aber er beſaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verſchwenden, ehe ſie ihn zu näherem Eingehen bewegen konnte, und es wurde dies Eingehen nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch ſchön in Formen, und welche im einſamen Zimmer allein iſt mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und ſinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême — rief er aus — das Parlament zu juriſtiſchen Kniffen und ſchreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen.

„Gott bewahre uns auch vor ſolchem Verſuche!“ entgegnete ſie.

Nun, auf was hofft Ihr denn ſonſt? Könnt Ihr das ſaliſche Geſetz, welches von den fränkiſchen Zeiten her in unſerer Familie herrſcht, könnt Ihr's aus dem Gedächtniſſe des Parlaments und der Franzoſen wiſchen, wie man mit einem Schwamm geſchriebene Worte von einer Tafel wiſcht?

„Im Gegentheile, wir wollen das ſaliſche Geſetz zu Ehren bringen.“

Das heißt? —

„Der König, mein Sohn, wird als ſaliſcher Herr auftreten. Herzog Peter, Suſannas Vater, war ja doch vermält mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hauſe, mit ihr zeugte er Suſanna, nachdem im Ehecontracte verſprochen war“ —

Was?

„Die bourboniſchen Domainen ſollten ans königliche Haus fallen, wenn aus dieſer Ehe keine männliche Nachkommenſchaft erwüchſe. Iſt es nicht ſaliſch, wenn morgen der General-Advokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogthum in Anſpruch nimmt?“

Bei dieſen Worten ſtand der Connetable heftig von ſeinem Stuhle auf, und die Hand ausſtreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges ſprechen, blieb er vor der ſitzenden Herzogin ſtehen, und ſeine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er ſprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe ſchwebten, und die Herzogin ergriff ſanft ſeine Hand, und bat ihn, ſich wieder zu ſetzen, ruhig zu ſein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter ſein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es geweſen, wenn der Chef des Hauſes ſich nicht in feindſeligem Widerwillen vom königlichen Hauſe zurückziehe. — Die ſchöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektriſchen Kraft auf den Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die ſtreichelnde Hand. In der That ſtand das Gedeihen oder Nichtgedeihen ſeines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele, bei dieſer Zuſammenkunft. Mehr grollend als zornig warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachläſſige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigſten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erſte militäriſche Würde Frankreichs, daneben in Unthätigkeit und Nichtachtung laſſe, ja, daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold ſo unregelmäßig ausgezahlt, ſo hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht ſelbſt ſo herunter, Carl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauſes rechnet man nicht.“ —

Freund des Hauſes? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu ſchenken — — hat Euch Brion nicht davon geſprochen, wie wir unſere Herzogthümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unſere Hände vereinigt ſind? Erſchwert es mir nicht dergeſtalt, Carl, Euch Hand und Gut entgegen zu tragen!“

Madame —

Das Taſchentuch glitt ihr bei dieſen Worten vom Schooße hinab, und fiel ihr auf den vorgeſtreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaiſſance der anmuthigen Formen in Ritterſitte, aber er war doch in den Ueberlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Ritterthumes erzogen, und bückte ſich nach dem Tuche. Die großen Reiterſtiefel, welche er, unhöflich genug, zu dem Beſuche nicht abgelegt, erſchwerten ihm das Bücken, und er mußte ſich auf ein Knie niederlaſſen. Die gewandte Dame nahm dieſe Huldigung ſogleich wichtiger auf als ſie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, ſo daß ihre Arme ſein Haar berührten, ſagte ihm einige ſüß dankende Worte, und hielt ihn dergeſtalt länger in ſolcher Stellung feſt, als ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß und als ſeinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Carl“ — ſetzte ſie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zuſammen ein glückliches Kleeblatt, das Land beherrſchen, unſere Freunde fördern, unſere Feinde züchtigen!“

Aber Eure Freunde ſind meine Feinde!

„Das wird ſich ändern; Leute wie Bonnivet werden ſich Euch in anderem Lichte zeugen.“ —

Nimmermehr verkehr’ ich in Gutem mit dieſen geleckten Emporkömmlingen! rief der Connetable aufſpringend. Der Name Bonnivet’s, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches ſich zu ſeinem Vortheile leiſe um ihn ſchlang.

Hiermit war alle beginnende günſtige Stimmung zerſtört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr ſtets gefälligen Liebling und ſchönſten Mann des Hofes lebhaft beſchützte, war auch aufgeſprungen bei dieſem barſchen Ausdrucke, und erwiderte in der erſten Wallung des Unmuthes dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde immer heftiger: ſie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an ſeinen Leuten ins Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König ſpielen wolle, und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungeſtüm, daß ihm Niemand darein zu reden habe, daß der König ſein Lehnsherr, nicht ſein Souverän ſei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden ſie ſich erlaube, nichts ſei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im Entfernteſten zu Sinn ſtehe, durch Kuppelei ſeinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entſchied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesgluth ins Antlitz, und ſie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

Möge die Lection Euch beſſern! ſagte der übel berathene Mann noch im Hinausgehen, und befahl dem Ritter ſeines Gefolges, welcher auf dem Korridor ſeiner harrte, die Pferde ſogleich wieder vorführen zu laſſen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiſer Carl getreten ſei, trieb ihn, ein Zuſammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieſes Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen Wallung des Königs, welche die Herzogin Louiſe zu erregen nicht ermangeln würde, preisgegeben ſei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen, ſchon hatte er den Fuß im Steigbügel, da ſchmetterten die Jagdhörner durch den Thorweg herein, und in der rothen Beleuchtung von Kienfackeln erſchien auf hohem Roſſe König Franz.

Sieh da, Vetter — rief er — Ihr in Blois! Und wollt ſchon wieder fort? Nicht doch? Seid mir willkommen!

Und bei dieſen Worten war er vom Pferde geſprungen, und hatte dem ſich verbeugenden Connetable die Hand entgegen geſtreckt.

Er ließ die Hand nicht wieder los, und ſprach lachend: Ihr ſollt ſogleich dafür beſtraft werden, daß Ihr ſo ſelten kommt und bei ſeltenem Beſuche ſo eilig entweichen wollt, Ihr ſollt die Spiele, welche meine Schweſter veranſtaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize ſind, Ihr ſollt ſie auf der Stelle mitmachen. Dies ſei Euere Strafe, ſchlimmer Vetter und Lehnsmann! 's iſt eben die Zeit, in welcher meine Margarethe ihre Zunft verſammelt, der Abend iſt windſtill und warm, wir werden ſie im Freien hinter dem Schloſſe finden; gebt mir Eueren Arm!

So führte er den widerſtandsloſen Connetable, der dieſe theils ironiſche, theils gutmüthige Sorgloſigkeit halb zum Teufel wünſchte und halb rührend fand, zum Thore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schloſſe, welches vom Fenſter der Herzogin Louiſe geſehen wurde. Er war ſehr guter Laune, der König, und ſtand damals in voller Blüthe jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, ſchöner Mann voll Lebens- und Thatendrang, voll Sinn für Alles, was Geiſt und Herz beſchäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meiſter-Porträt Titian's nachgebildet ſind, ſchildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufſteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Titian'ſchen Bilde ſchmeckt ſich ſchon das Anſäuerliche ſpäterer Sorge hindurch, die erlebten Täuſchungen haben ſchon einen leiſen Hohn über die Züge gebreitet, die ſchöne Naſe iſt ſchon ſchärfer und größer, wie trotzend, hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreiſt, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der ſtille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte ſich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht: Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden und ein rothſeidenes Zelt, in deſſen Hintergrunde Erfriſchungen aufgeſtellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gaſtes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem

Zelte ſtand oder ſaß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, ſondern auf Kiſſen mehr ruhten als ſaßen, gemahnten den Fremdling an die Märchen-Geſellſchaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch dieſe Geſellſchaft einen Zweck, wie Sheherzade's Kreis der Tauſend und einen Nacht. Margaretha, des Königs Schweſter, eine hochgewachſene, wohlgebildete Dame, ſaß in der Mitte, und war die Herrin und Seele dieſer Zuſammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieteriſchem und doch lieblichem Ernſte, welche die munterſten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwol ſie ſelbſt den ernſthafteſten und ſtrengſten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder, und war durch eine ihr unerwünſchte Vermälung und durch ein gedankenvolles Naturell frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern und zur vorherrſchenden Theilnahme an deren Intereſſe gedrängt worden. Damals ſchon wurde ihr ſcherzhaft nachgeſagt, ſie ſei auf Seiten der in Deutſchland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieſelbe Dame die Reize des ſinnlichen Lebens und der daraus entſtehenden Künſte mit Vorliebe ſchildern und doch einer religiöſen Richtung zugethan ſein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber beſtand eben ihr reiches Naturell, daß ſie, ihrem Bruder überlegen, ſolche Gegenſätze friedlich in ſich verbinden konnte. Sie begrüßte anmuthig die Hinzutretenden und lud ſie zum Sitzen ein. „Unſer würdiger Freund Duchatel“ — ſagte ſie, auf einen alten Herrn deutend, welcher ſich verneigte — „hat heute zuerſt das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

Es geht alſo heute ernſthaft zu — ſagte hierauf König Franz — denn Freund Pierre befaßt ſich nicht mit luſtiger Waare. Ich hoffe, Meiſter Clément, Du wirſt uns ſpäter Deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!

Dieſe Worte waren an einen kleinen, verſchloſſen und liſtig ausſehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht beweglichen Naſenflügeln ſitzen mochte, und der ſich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in dieſen Kreis, ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Fauſt auf's Auge paßte, und welchen in dieſem Augenblicke nichts in der Welt weniger intereſſirte, als ein Geiſtes-Turnier mit Erzählungen und Phraſen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von deſſen Jugend auf, er wußte ſehr wohl, daß dieſes jungen Königs Manieren äußerſt ſchwer zu durchſchauen, äußerſt ſchwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt konnte ſagen: dies iſt jetzt des Königs eigentlichſte Stimmung und Laune und Abſicht; obwol frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künſtler ſeiner ſelbſt, wie er im Allgemeinen eine Künſtlernatur war durch und durch. Nicht daß er falſch und verſtellt geweſen, nein, aber das einfache und gedankenloſe Benehmen war außer ſeiner Natur, er genügte ſich ſelbſt nicht, wenn ſein Verhältniß zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu ſeiner künſtleriſchen Exiſtenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für ſich ſelbſt zu erſchaffen. In dieſer unberechenbar ſchöpferiſchen Laune ſeines Naturells lag der Widerſpruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Ritterthums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrthümlich ſolchen Glauben, weil er reicher war als die Vorſtellung, die er von ſich ſelbſt und von der Welt zu faſſen wußte.

Und wie mußte des Connetables Beſorgniß geſteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn ſeiner Erzählung unterbrochen wurde durch die Ankunft eines Mannes, den der König zu heimlichem Geſpräch ſogleich bei Seite führte, und der Niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam ſpornſtreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegen geſchickten Boten des Königs aufgefunden und eiligſt nach Blois beſchieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne geweſen ſei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louiſe angedeutet, ein übles Gewiſſen in Betreff einiger bretoniſchen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König ſpielten, er durfte vermuthen, daß Alles in einem genauen Zuſammenhange zu ſeiner Lage und Perſon ſtehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrath klar überſehe, um alsdann ſtracks gegen die Perſon des aufrühreriſchen Vaſallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forſchend umher, ob es möglich ſei, ſich ungeſehen aus dem läſtigen Kreiſe zu entfernen. Aber ſein ſtolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht geſtattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete ihn die Herzogin Margaretha bereits zum zweiten Male an; er war ſo mit ſeiner Lage beſchäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meiſter Cléments auch dieſe zweite Anſprache überhört haben würde, und daß er unpaſſend genug antwortete, aufs Neue verſtört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivet's zur Geſellſchaft.

Kennt Jemand die junge Gräfin Chateaubriant? ſagte der König. Bonnivet rühmt ſie als ein Ideal von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Uebertreibt er?

Gewiß nicht! erwiederte raſch Meiſter Clément.

Du kennſt ſie? Was Du nicht Alles kennſt! Und ich weiß nichts von dieſer ſchönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wol zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?

Alles ſchwieg.

Ich hab ihn ſeit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder geſehen. — Ihr werdet ihn wol kennen, Vetter Bourbon?

Nein! erwiderte der Connetable barſch.

Nicht? — Und bei dieſem Worte ruhte des Königs Blick forſchend auf dem Antlitze des Connetables, während ſein Mund die gleichgiltigen Worte ſprach: Wir hören, lieber Duchatel!

Peter Duchatel begann auf dieſes Zeichen ſogleich ſeine Erzählung folgendermaßen:

„Es handelt ſich um die abſonderliche Art von Erfindung eines Edelmannes, ſeine Liebe einer Königin zu erklären und wie dies ablief.

Am Hofe von Caſtilien war ein Edelmann, ſo vollkommen an Schönheit und guter Beſchaffenheit, daß man in ganz Spanien ſeines Gleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte ſeine Vorzüge, und noch mehr die abſonderliche Faſſung derſelben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe ſolche, vor denen Eis ſchmolz. Eliſor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um ſo ärger brennt, je weniger ſie ſich zeigt, verwunderte ſich ſehr über Eliſor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich ſo lieblos wäre, wie es den Anſchein habe.

Könntet Ihr, erwiderte er hierauf, mein Herz ſehen, wie Ihr meine Haltung ſehet, Ihr würdet mich nicht alſo fragen.

Nun wünſchte ſie zu wiſſen, wie er das meine, und drängte ihn ſo lange, bis er geſtand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar ſeines Erachtens die tugendhafteſte der ganzen Chriſtenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieſer Dame genannt hätte, ſo daß die Königin that, als ob ſie höchlich erzürnt ſei gegen ihn, und ihm ſchwor, ſie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriethe. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er ſagte nicht ohne Beſorgniß: Madame, wenn Ihr das erſte nächſte Mal auf die Jagd geht, werde ich ſie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr ſie für die ſchönſte und vollendetſte Frau der Welt halten werdet.

Auf dieſe Antwort hin ging die Königin ſo bald als möglich auf die Jagd, und Eliſor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte ſich einen großen Stahlſpiegel machen laſſen in Form eines Küraſſes, ſchnallte ihn vor ſeine Bruſt und bedeckte ihn ſorgfältig mit einem Mantel von ſchwarzem Fries, welcher äußerſt reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein mauriſch Pferd mit vergoldetem Geſchirr, und zog alle Blicke auf ſich, denn er ritt mit unglaublicher Geſchicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, ſtieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieſer Gelegenheit, da ſie ihm die Arme entgegenſtreckte, öffnete er ſeinen Mantel und ſprach: Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken! Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er ſie ſanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte ins Schloß zurück, ohne daß ſie etwas zu Eliſor geſagt hätte. Aber nach dem Abendeſſen rief ſie ihn und ſprach, er ſei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen verſprochen hätte. Deshalb werde ſie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Eliſor, fürchtend, die Königin habe nicht verſtanden, was er angedeutet, erwiderte feſt: es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am meiſten liebe.

Die Königin ſpielte die Unverſtändige weiter, und er mußte ſie fragen, was ſie denn in dem Stahlſpiegel erblickt habe? — „Nichts als mich ſelbſt!“ entgegnete die Königin. — Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben, als das, welches Ihr auf meiner Bruſt geſehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, ſondern wie Gott auf Erden, in deſſen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, ſo lange ich ſie verborgen trug, nicht meinen Tod ſein, da ich ſie enthüllt. —

Die Königin, ſei's um ſich zu verſtellen, ſei's um ihn zu prüfen, oder ſei's, daß ſie eben noch eine andere Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt ausſah, Folgendes: Eliſor, ich will nicht fragen, welche Thorheit Euch bewogen hat, eine ſo hohe und ſchwierige Zuverſicht zu faſſen — ich möchte nur wiſſen, wie lange Ihr dieſe Neigung ſchon in Euch tragt?

Eliſor durfte von ihrer ernſten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen, und ſagte ſchüchtern, daß ſchon von früher Jugend auf dieſe Liebe in ihm Wurzel geſchlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit ſieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, ſondern eine Krankheit ſo reich an Genüge, daß er die Geneſung für den Tod erachten müßte.

Da dem alſo iſt, ſagte die Königin, und Ihr ſchon eine ſo große Feſtigkeit bewieſen habt, ſo darf ich nicht leichtſinniger im Glauben ſein, als Ihr im Geſtändniſſe geweſen ſeid. Ich will alſo eine Wahrheits-Probe verſuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach beſtandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch ſelbſt ausgebt. Finde ich Euch alſo ſo wie Ihr ſagt, ſo werdet ihr mich finden, wie Ihr begehrt.

Eliſor bat ſehr um die Beſtimmung dieſer Probe, denn es ſei ſeiner Liebe nichts zu ſchwer!

Alſo, ſprach ſie, ſollt Ihr von morgen an dieſen Ort und dieſe Geſellſchaft verlaſſen und an einen abgelegenen Ort gehen, der in keinerlei Verbindung iſt mit meinem Aufenthaltsorte, ſo daß Keines Nachricht von dem Andern haben kann ſieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch ſchon die Probe von ſieben Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch ſieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wiſſen, was ich zu wiſſen und zu glauben habe.

Eliſor, im Begriff, ſich darein zu ergeben, ſetzte nur hinzu: Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der ſieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?

Hier, ſagte die Königin, indem ſie ihm einen Ring reichte, brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andere bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtniß brächte — ich Euch an dieſer Ringhälfte erkenne.

Eliſor zerbrach den Ring, und ſchied mehr todt als lebendig, rüſtete ſeine Abreiſe, verabſchiedete all ſeine Leute, und verſchwand mit einem einzigen Diener dergeſtalt, daß Niemand ſieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermeſſen, welch ein Zeitraum dies iſt.

Und dieſe ſieben Jahre waren mit der Minute um, da ging die Königin zur Meſſe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küſſend überreichte er eine Bittſchrift, die ſie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie ſie war, dergleichen täglich zahlreich entgegen zu nehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete ſie dieſe inmitten der Meſſe, und fand darin die Hälfte des Eliſor'ſchen Ringes. Sie war ſehr erſtaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu leſen, was in dem Briefe ſtand, befahl ſie ſogleich ihrem Almoſenier, den Eremiten holen zu laſſen. Der Almoſenier ſuchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten ſei, es wiſſe Niemand wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almoſenier dieſe unerwünſchte Gewißheit zu berichten hatte, ſo las die Königin unterdeß, was neben der Ringhälfte geſchrieben ſtand, und dieſes klang denn folgender Weiſe:

„„Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft ſelbſt über Leidenſchaft;
Denn ſie nöthigt zur Prüfung der Dinge,
Und zeigt, was halte und was ſpringe.
So prüft' ich mein Herz im innerſten Triebe,
Was der Grund wol ſei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wol bald bekennen,
Euere Schönheit ſei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grauſamkeit nicht zu trennen!
Die Grauſamkeit aber ſei nicht böſe,
Denn ſie ſei's allein, die mich erlöſe:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr ſehen,
Und ſo war's um die Macht der Schönheit geſchehen.

Für die Schönheit ſind auch der Jahre ſieben,
Noch nirgends ohne Nachtheil geblieben;

Mir aber ſind ſie zu Statten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die ſich ſo wehrt,
Die ſo erprobet und verſchiebt,
Daß ſolche Frau, Madame — nicht liebt.

Nach ſiebenjähr'ger Prüfungsfriſt
Denn alſo nichts zu ſagen iſt,
Als dies: Auf Nimmerwiederſehen,
Madame, 's iſt Viel zu Viel geſchehen,
Ob wir uns meiden oder ſehen,
Madame, auf Nimmerwiederſehen!""

Dieſer Brief ward nicht ohne großen Thränenſtrom und großes Erſtaunen geleſen, dem ein unglaubliches Bedauern folgte, denn der Verluſt eines ſolchen Mannes ſchien ihr jetzt ſo außerordentlich groß, daß ſie ſich trotz ihrer Königskrone wie die ärmſte Frau des Reiches vorkam, weil ſie das Beſte verloren habe, und verloren durch eigene Thorheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Thal, keine Höhle, kein Buſch, kein Strauch blieb undurchſucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umſonſt, und die ſchöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

Die Geſchichte ſpielt wol in früher Zeit, Duchatel? fragte der König.

Wegen der ſieben Jahre, ſchalt Meiſter Clément ein, und der König lachte ſehr. Clément, Clément, ſetzte er hinzu, Du wirſt alle Tage ſchlimmer, oder willſt Du nur die böſen Zungen, welche Dich ketzeriſcher Gedanken zeihen, Lügen ſtrafen?

Ich hoffe nicht — nahm die Herzogin Margareth das Wort — ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!

Aber, Margareth, ſieben Jahre! und nicht in wachſender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntniß, wenn der Termin verſtrichen, dann ſei auch unſere beſte Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schweſter, das iſt über die Ritterlichkeit hinaus, das iſt thöricht: Papa Lascaris, was ſagte man in Griechenland und Rom zu ſolcher Liebe?

Dasſelbe, was Du ſagſt, o König! erwiderte hierauf der ſchneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Alterthumskunde echt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derſelben in Frankreich, ſelbſt unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigſte gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um ſo ſorgfältiger hielt er dieſen griechiſchen Weiſen im Auge, ſeit ihm plötzlich vor einigen Jahren ſein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboiſe zum Tode erkrankt, ja in ſeinen Armen verſchieden war. Dieſer Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieſer ihm auch vollſtändige Abwartung ſeiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab ich zwar nicht, gnädiger König“ —

Du biſt und bleibſt doch der leichtſinnigſte Menſch —

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geiſt der jungen Gräfin ſchien ihn ſo zu feſſeln“ —

Alſo ſie hat auch ſolchen Geiſt?

„Sie unterhielt ſich mit ihm wenigſtens über eitel ſchwierige Dinge und fand kein Ende mit Fragen, ſo daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretoniſchen Grafen dabei Angſt werden kann.“

Das klingt immer beſſer; wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein paar Pferde dran ſetzen — ah, unſere Mutter, Margareth!

Der König und deſſen Schweſter und mit ihnen die ganze Geſellſchaft erhob ſich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranſchritt. König Franz umarmte ſie, und Bourbon ſah mit Entſetzen, daß ſie, den König feſthaltend, heftig, wenn auch leiſe in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit ſchießenden Blicken die Geſtalt des Connetable aus der

Geſellſchaft herausſuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden ſei. Wirklich wandte ſich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

Und was meint Ihr, Connetable, zu ſieben Jahren echter Treue?

Der Connetable, nicht raſch von Gedanken, aber feſt von Muthe, antwortete nicht ſogleich, ſondern beſann ſich. —

Ich bin auch in dem Falle, fuhr der König fort, jetzt nach ſieben Jahren Rechnung abzuſchließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen.

Königlicher Vetter, ſprach langſam und deutlich Bourbon, wenn das Verhältniß richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt iſt, da dünken mir ſieben Jahre Treue nicht mehr zu ſein als ſiebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da iſt der ſchwächere Theil nicht ſieben Stunden ſicher, und er lebt nicht mehr in Zuverſicht, ſondern iſt bloßer Laune preisgegeben.

Bravo, Vetter, ſprach haſtig, Margareth, Ihr kommt als geſunder Krieger unſeren ſchwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meiſter Clément, der darauf zu harren ſcheint, ergreife das Wort.

Ohne Seitenſprünge, Clément, rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern ſchien, laß eine Deiner nichtswürdigen Geſchichten heraus. Unmoraliſch ſind ſie doch alle, ſorge dafür, daß wir wenigſtens lachen können, denn es iſt ſchlechte Zeit.

„In der gascogniſchen Grafſchaft Aleth“ — begann Clément Marot mit großer Ernſthaftigkeit, „hatte Einer Namens Bornet eine anſtändige Frau geheiratet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigenthümlich ſein ſoll. Er ſelbſt indeſſen wünſchte ſein Nebenvergnügen; denn dafür bin ich der Mann, pflegte er zu ſagen, mir ſteht mehr zu. Dies Nebengelüſt richtete er auf das Kammermädchen ſeiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein beſonderer Held. Er hatte zum Beiſpiel den ſehr ſchlimmen Fehler, daß er ſeinem Nachbar, der ein Schneider und ſein vertrauter Freund war, Alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies ſoll nie von Nutzen ſein, und dieſer Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ ſich von ihm verſprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkoſung ablaſſen müſſe, wenn er ſich hinreichend an dem ſchönen Mädchen geletzt habe. Das will ich wol thun, ſprach Bornet und ſie gaben ſich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz anderer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verrieth ihr, wie ſie von ſolchen unerlaubten Nachſtellungen des Hausherren gepeinigt werde! Madame Bornet war ſehr betreten, und wünſchte ihren Gemal zu heilen von ſolcher Verirrung. Sie ſagte alſo zu dem Mädchen: Du biſt ſehr brav, und es ſoll Dein Schade nicht ſein, aber mit der Gröblichkeit erſticken wir dergleichen nicht! Zeige Dich jetzt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, Nachts in Dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber ſag mir genau, an welchem Tage Du das gethan, und mache aus, daß er nicht ein Wort ſprechen dürfe, weil ich es hören könnte. So that das Mädchen und der beſtimmte Abend kam, und Bornet und ſein Freund der Schneider waren der beſten Dinge und thaten ſich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hinterthür, damit ſie zu den Ihrigen aufs Land hinaus gehen könne, und erwartete ihren leichtſinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt ſich der Vorſchrift gemäß ganz ſchweigſam, und ſchied inmitten der Nacht ſehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu ſagen. Er wußte, daß ſein Freund der Schneider mit Ungeduld wartete, und ließ dieſen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widerſetzte ſich nicht, als ihr dieſer beim Scheiden den Ring vom Finger ſtreifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend ſehr viel halten, und woran ſich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, juſt mit dem Ringe will ich ihn morgen ſchön aufziehen, den Böſewicht!

Als Bornet ſeinen Freund den Schneider mit dem Ringe kommen ſah, ging ihm ein ſchreckliches Licht auf, denn er hätte dieſen Ring aus tauſenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und ſchrie: O, ich unglaublicher Eſel!

Wie denn? ſagte ſein Freund der Schneider.

Was alle Welt wie den höchſten Schatz behütet, das hab ich ſelbſt — nein, es gibt keinen dümmern Menſchen auf Erden!

Aber wie denn, Bornet?

Wie denn! Wie denn! Gib her den Ring und pack Dich zum Teufel!

Hör' auf, Clément, rief unter ſchallendem Gelächter ſämmtlicher Männer König Franz, Du verdirbſt die Jugend — was iſt?

Ein Courier aus Italien, berichtete ein Secretär und überreichte dabei das Paket, iſt ſo eben mit Depeſchen angekommen, die als ſehr dringend bezeichnet ſind!

Der König riß ſie haſtig auf, und als er einige Zeilen davon geleſen hatte, ſtieß er einen unarticulirten Ruf aus, und ſtampfte mit dem Fuße, ſo ſchmerzlich wie grimmig ausrufend: O Lautrec! Lautrec!

So rief Auguſtus: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! flüſterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für ſich künſtleriſch mächtigen Sinnes, und wol im Stande ſich zuſammen zu halten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerſtreut, halb im fortgährenden Grimme über die Nachricht, ſo daß dem vorlauten Dichter übel zu Muthe wurde. —

Was iſt, mein Sohn? rief die Herzogin von Angoulême.

Was iſt? Italien iſt verloren, weil Lautrec keine Unterſtützungen geworden ſind; die Aufgabe meines Lebens iſt geſcheitert. Wehe dem, der kein gut Gewiſſen, und Lautrec im Stich gelaſſen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und Niemand ſchonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!

Die Herzogin Louiſe erbebte ſichtlich, und wollte ſprechen, der König machte aber eine ſo entſcheidende Bewegung, daß Alles ſich auf der Stelle entfernte, und er allein blieb an dem zu luſtiger Rede erleuchteten und geſchmückten Orte. —

Connetable von Frankreich! rief er plötzlich, und dieſer, welcher ſich eilig in der beſtürzten Menge fortdrängte, war genöthigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachſene König ſtand mit untergeſchlagenen Armen mehrere Minuten ſtumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne, und begann endlich mit langſamer Betonung folgende Worte:

Connetable, es liegen die übelſten Zeugniſſe gegen Euch vor — Ihr ſteht mit Kaiſer Carl in Verbindung —

Der Connetable ſchwieg.

So ſagen die Zeugniſſe. Als Connetable des Reiches, als Prinz des königlichen Hauſes hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr thut nicht wohl, darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen —

Königlicher Herr —

Laſſen wir das! Ihr ſeid übel behandelt worden, Ihr ſeid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen Beide gut machen, was wir ſchlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs iſt in Gefahr, ſei ein würdiger Bourbon und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzuſtecken, bis wir am Po unſere ſiegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle Deine Truppen und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Biſt Du bereit?

Zu Eurem Dienſt, mein König!

Der König reichte ihm die Hand, und ſie gingen nach dem Schloſſe, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit ſeinem Gefolge verließ.

3.

Dieſe Verſöhnung war bereits nicht mehr möglich geweſen: Bourbon fand auf ſeinem Schloſſe Chantelle ſchon zum zweiten Male den deutſchen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem feſten Vertrage abzuſchließen. Er verließ ſich nicht auf die großmüthigen Wallungen ſeines Königs, er hatte zu tief hineingeſehen in den böſen Willen der Valois, und glaubte einer dauernden ſichern Exiſtenz im Bunde mit ihnen nicht mehr verſichert ſein zu dürfen, er ſchloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin verſprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domänen, welche ihm der König beſtritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine ſpaniſche Armee nach der Gascogne und dem Languedoc, eine engliſche und niederländiſche nach der Picardie, eine deutſche nach Burgund dringen ſollte. Die bourboniſchen Domänen ſollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich ſollte getheilt werden zwiſchen Kaiſer Carl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte ſchon in Blois einige vage Andeutungen von dieſem gefährlichen Pact gehabt, und ſeine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgetheilt, daß der Großſeneſchal der Normandie, Herr von Brezé ihr geſchrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgeſagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe ſie angeworben gegen den jetzigen Beſtand des Staates. Aber Franz hielt es ſeinem Naturell gemäß für beſſer, dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime ſelbſt zu erſticken, und hatte vor ſeiner Abreiſe nach Lyon nur den Befehl hinterlaſſen, jene Seigneurs zu fangen und an ſeine Mutter zu ſenden. Er ſelbſt aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais, und überraſchte den Connetable in Moulins. Hier wiederholte ſich die Scene von Blois, nur mit dem Unterſchiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung und, der Proceß möge vom Parlamente entſchieden werden wie er wolle, das ſichere Eigenthum der bourboniſchen Herrſchaft zuſicherte. Es war zu ſpät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch verſichert ſein, daß kein Verſprechen im Voraus ihn vor ärgſter Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag ſelbſt jemals aufgedeckt würde. Er that alſo ſeinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, ſich eingehend zu beweiſen, geſtand, daß ihn der Kaiſer geſucht habe, daß er aber auf nichts eingegangen ſei, entſchuldigte ſich mit augenblicklichem Unwohlſein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, verſicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So ſchieden ſie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufſicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte ſich wirklich langſam auf den Weg. In la Paliſſe aber riß er das Netz, und kehrte ſtracks über den Allier zurück nach ſeinem Schloß Chantelle, dem Könige ſagen laſſend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die bourboniſchen Domänen wieder gebe und den Proceß niederſchlage. —

Es war die höchſte Zeit für ihn geweſen: eben hatten die Boten der Herzogin Louiſe und des Kanzlers Duprat dem Könige die ausführlichen Geſtändniſſe jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marſchiren, eh' deſſen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf ſeinem Schloſſe belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf ſeine Anhänger entlaſſen und nach entfernten Rendezvous-Plätzen vertheilen, und ſelbſt mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als deſſen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um ſpäter unter tauſendfacher

Gefahr wieder zurück über den Rhone durch's Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Anſehen und der Nähe königlicher Macht dieſer furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar ſchnell unmächtig geworden, ſo war doch dies Gelingen damals nicht ſogleich zu überſehen, und die ſcheinbar noch unſichere Lage nöthigte den König, vom perſönlichen Zuge nach Italien abzuſtehen. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendſten Wetterwolken für Frankreich zuſammen gezogen, und kein Menſch mochte damals beſtimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden ſein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über Alles: die Untreue und der Verrath des mächtigſten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des ſchlichten Mannes, der ſchon inmitten des Truges ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieſer ſchreiende Widerſpruch gegen die Wiedergeburt einer Ritterswelt, wie ſie Leben und Seele des Königs beſchäftigte, dieſe Felonie beſtürzte ihn außerordentlich. Er war kein ſo zergliedernder Denker, daß er ſich jemals das ihm ſelbſt inwohnende moderne Element, das Element des Wechſelluſtigen, in allen möglichen Folgerungen vorgeſtellt hätte; dies würde ihm die Idee ſeiner eigenen ganzen Lebensexiſtenz ſehr erſchwert, dieſen vorliegenden Fall aber ſehr erleichtert haben.

Ohne dieſe Ueberſicht zu gewinnen, war er melancholiſch nach Blois zurückgekommen, und hatte ſich gegen Gewohnheit allein in ſein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, ſo machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt geſtattende Niſche des Zimmers bildete. Der König ſaß lange einſam im Schimmer dieſer Flamme, und ſtarrte trübſinnig hinein. —

Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Geſellſchaft befehle, fragte nach einigen Beſinnen der König zurück: Wer iſt hier in Blois von meinen gelehrten Herrn? Iſt Kanzler Budé gekommen, und noch nicht nach Paris?

Zu Befehl, Majeſtät, er iſt heut gekommen und noch hier.

Ah, ſchön. Alſo er — wer iſt ſonſt noch da?

Se. Hochwürden der Herr Biſchof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majeſtät zurückgekommen. —

Natürlich!

Herr Jean Juſte, der Sculpteur, und Herr Jean Couſin, der Maler, die morgen nach Paris gehen, und zuſammen mit Herrn Primatice reiſen wollten, der nach Fontainebleau will. —

Primatice iſt noch da? Schön! Und —

Herr Lascaris, Herr Marot —

Marot laß weg, bin heute nicht luſtig, doch nein, warum nicht! und vorher beſtelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!

So wie er dies geſagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tiſche lagen, und ging ſie ſorgfältig durch. Es war eigenthümlich an ihm, daß er eine große Kunſt des Ueberblicks in allen Geſchäften hatte, und daß er ſich ununterbrochen beſchäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas thun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfniß, deshalb waren immer Künſtler und Gelehrte um ihn, er mochte treiben was er wollte, und wenn er auf der Jagd umher ritt. Man ritt doch hie und da langſam, und da knüpfte er ein Geſpräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erſchöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm ſeine Gelehrten, wie er ſie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen ſo lange ausfragte und gleichſam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In dieſem Betrachte hielt er Duchatel ſehr hoch, den er lange Zeit als Vorleſer benutzte und von dem er zu ſagen pflegte, es ſei der Einzige, deſſen Wiſſen er nicht in zwei Jahren erſchöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf ſeine Neigungen, aber dieſe Zeit hielt er am allerwenigſten für verloren. Leb ich nicht dann erſt ganz, wenn ich genieße! rief er aus; alles Uebrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, deſto mehr hab ich Anknüpfung und Mittel zum Genuſſe, deſto eher erhalte ich mir die Geſundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erſte Bedürfniß zum Genuſſe. — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht, weil er raſches oder doch charaktervolles Eingehen auf ſeine Anregungen heiſchte, und ſchwankende Unſicherheit oder Halbwahrheit gröblich bei Seite ſtieß, und weil er Richtungen, die ſeinem Geſchmacke abſeits lagen, leicht mit gleichgiltiger Geringſchätzung behandelte. In ſolcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden ſuchte, war von den oben Genannten Jean Couſin, ein ſehr mannigfaltiger Künſtler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzoſe, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieſer Maler, Baumeiſter und Geometer in einer Perſon, und nur die Sculptur und den ſeineren Geſchmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Couſin, der von der Glas- zur Oelmalerei überging, war von überkräftigen Vorſtellungen im Geiſte Michel Angelo's, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne des Königs, der Raphael thurmhoch über Alles ſtellte, nicht genehm. „Der Menſch iſt das größte Kunſtwerk, Jean,“ ſagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht deſſen Ausdehnungen und Kreiſe.“ Couſin malte bei den Minimen in Vincennes das jüngſte Gericht, und beſchwerte ſich, daß ihn der König ſeltener als Andere beſuche. „Warum malſt du Höllenfratzen, die mir die Phantaſie verunreinigen ſtatt zu läutern!“ erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr ſo viel Zeit, als dieſe Worte einnehmen, mochten vergangen ſein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung ins Zimmer. Der König ſah auf, und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

Deine Darſtellung der Verſchwörung, Duprat, iſt ſehr klar gefaßt, und Deine Maßregeln, Dich ihrer zu bemächtigen, ſind ſehr geſchickt geweſen. Ich danke Dir. 's iſt abſcheulich, daß ſo tiefe Nichtswürdigkeit möglich iſt, und unſere Zeit und Thätigkeit in Anſpruch nimmt. Um ſo weniger Umſtände will ich damit machen, es muß den Seigneurs dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die ſolcher Felonie überführt ſind, ſollen ſchmählichen Todes ſterben. Du haſt ihrer hier in Blois?

Zu Befehl, Majeſtät, und ich müßte unterthänigſt bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon und von Argouges des Königs Gnade verſprechen mußte, um ſie redſelig zu machen.

Das Verſprechen iſt Deine Sache, die Gnade oder Ungnade iſt mein. Wer iſt der dritte?

Jean von Poitiers, dem nichts verſprochen iſt. Eure Majeſtät wiſſen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es iſt wegen der Zukunft —

Man wird in Zukunft nicht mehr dergleichen wagen, wenn man die raſchen bittern Folgen einmal geſehen.

Und thäten Ew. Majeſtät nicht beſſer, um aller Verantwortung baar zu ſein, Verhandlung und Urtheil, wie es der Sache angemeſſen iſt und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweiſen.

Damit ſie verſchleppt werde ins Nachdruckloſe, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hinderniſſe bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entſcheidet und nicht das Parlament.

Ew. Majeſtät entſchieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament geſprochen, und ich möchte vorausſagen, daß das Parlament in dieſem Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünſchen des Königs zurückbleiben wird; denn in dieſem Falle haben wir, Eurer Majeſtät ergebene Leiter desſelben, feſteren Boden als in anderer Frage, hier iſt der Hochverrath offenbar.

Ich brauche die Wirkung raſch!

Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei anderer Gelegenheit Früchte. —

Sind die Großſeigneurs der Normandie und Bretagne hierher beſchieden, wie ich von Lyon aus befohlen?

Sie ſind großentheils bereits angekommen. Mögen Ew. Majeſtät eine Form finden für die Remonſtranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus dieſen Provinzen entdeckt worden ſind. —

Sei unbekümmert um die Form, was der König thut, iſt Form. Auf morgen!

Hiermit war der Kanzler entlaſſen. Es gelang dieſem Manne nie, und doch war es die raſtloſe Abſicht desſelben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß und Ton zu kommen: er that Alles für ihn, drehte und peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen, und ward allerdings dafür von der Herzogin Louiſe in allen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandelbar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Oppoſition im Parlamente, welche dem despotiſchen Gelüſte des Königs bald hier, bald dort entgegen trat. Ein ſolcher Parlamentsrath war er nun gar nicht, das konnte der König ſehr gut wiſſen, aber der König wollte es vielleicht nicht wiſſen, und wollte wahrſcheinlich einem Manne nicht dankbar ſein, den er innerlich verachtete. Franz ſchätzte den Unabhängigkeits- und Rechtsſinn an Anderen wenig, er dachte ſich überhaupt nicht in Andere, er war gleichgiltiger Egoiſt, aber wer ihm zu Allem feil diente, den behandelte er eiskalt, und für all ſolche und ähnliche Verhältniſſe hatte er eine demüthigende Herren-Manier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben weil er ſo gleichgiltig egoiſtiſch und eine prächtige äußere Erſcheinung war, durch ſtolze Majeſtät den Franzoſen imponirte, wie nie vorher ein König, und wie nach ihm nur Ludwig XIV., deſſen imponirende Majeſtät aber viel mehr ein Ergebniß von Grundſätzen als wie bei Franz die Frucht eines rückſichtsloſen Naturells war.

Holla! rief plötzlich der König noch hinterdrein, als der Kanzler ſchon aus der Thür geſchritten — Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie ſollen ſich augenblicks in der Kirche verſammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Meſſe geleſen werden!

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Thür, welche in den neu gebauten Flügel des Schloſſes führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in deſſen Mitte eine gedeckte Tafel ſtand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künſtler umher gingen. Der König trat ein, und grüßte ohne ſie anzuſehen mit der Hand, ſeine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenſtand ſeiner Prüfung waren.

Iſt Primatice da? fragte er, ohne den Augen eine andere Richtung zu geben.

Zu Befehl, Majeſtät, ſagte ein wohlgebauter Mann von edlem, ſchönbärtigem Antlitze, und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände verſunken reichte er ihm die Hand, und ſagte leuchtenden Antlitzes: Du haſt das wieder ſehr ſchön gemacht, Meiſter! Weißt Du, daß die Narren ſagen, wir trieben unſere Künſte unchriſtlich ſinnlich? Die Sirenen und Faune in Simſen und Verzierungen ſeien allzu heidniſch!

Aber die Kunſt, ſprach Primatice in gebrochenem Franzöſiſch, iſt ja Gott in ſinnlichen Formen!

Nicht wahr? Gott erhalte uns ſcharfe Sinne!

Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleiſchigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten ſchmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlaſſen, dies bildet ja eben ſeit Brunelleschi das Weſen unſerer Renaiſſance, und Eure Majeſtät werden aus dem Plane Bramante's von Urbino zur neuen Peterskirche erſehen haben, daß es ſich in dieſer außerordentlichen Compoſition überall um volle Rundungen, um heidniſche Fleiſchesform handelt: die Kuppel des griechiſchen Pantheon ſoll das Ganze krönen.

Ich möchte das Werk beendigt ſehen, Primatice! Aber es ſchwebt mir eine andere Miſchung der Style vor, die mich noch mehr intereſſirt. Du magſt mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten bleſiſchen Grafen ein dürftig gothiſches Schlößlein am Saum eines unabſehbaren Eichenwaldes. Vom ſchmutzigen Thurme desſelben ſah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es gibt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die ſchwarzgrüne See von ſchwerer Sammtmaſſe zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit ſchlanken mauriſchen Zinnen, mit breiten, fleiſchigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohlthuenden Geſchmacks, mit lockend aufſteigenden, offen gehaltenen Thurmtreppen — noch weiter, noch freier, Meiſter, als die, welche Du mir hier angelegt haſt! — mit ſüdlichem Dache zum Luſtwandeln, zum Waldgenuſſe hoch in der Luft; laß Deine Phantaſie kreiſen, Meiſter, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guillaume, da biſt du ja! Iſt Dein Fuß heil, und Deine ſchöne Wirthin mit Dir in Blois?

Mein Fuß iſt heil, antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenſtervertiefung, aber meine ſchöne Wirthin iſt in der Bretagne geblieben.

Pfui doch! Iſt Chateaubriant hier?

Ja, Euerem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor Aller Blicken wie einen Juwel, und er hat Recht, ſie iſt ein Juwel.

Den ich ſehen will, foi de gentilhomme! mich dürſtet nach dem Anblicke eines ſchönen Weibes wie den Hirſch an dürrem Tage nach einer friſchen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen, und die ſchöne Schloßherrin überraſchen.

Thut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet ſie ein edles, dauerndes Verhältniß.

Aber reißt nicht dies ſchöne und edle Geſchöpf in wilde Kreiſe!

Ich ſehe, Du haſt Deine theologiſchen Aufträge für England noch im Kopfe! Du biſt zu gewiſſenhaft, Budé, das haſt Du in Rom erfahren, als Du Dich jahrelang wegen des Concordats von den heiligen Leuten täuſchen ließeſt!

Beſſer getäuſcht als täuſchend mit dem Edelſten! Meine Nachforſchungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinſchaft mit König Heinrich zu finden ſein dürfte. Es ſind unlautere Elemente in ihm: die Päpſte möchte er wol allenfalls los ſein, aber die Kirche will er nicht beſſern. Und in unſeren Schul- und Lehrplänen ſind wir ihm voraus, haltet nur feſt, Herr, an unſeren neuen Einrichtungen in Paris, ſo wollen wir die Wiſſenſchaft wol aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu beſolden. —

Die Mittel, die Mittel! Ich habe ſelbſt kein Geld, und Alles hat ſich bedrohlich, und neue Summen in Anſpruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geſchickt, über Nacht veraltet waren. Rathen und helfen ſollt Ihr! Du magſt morgen nach Tours hinabgehen und prüfen, ob es ohne allzu großen Scandal möglich iſt, das ſilberne Gitter vom Grabmale des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verſtand ſich auf Politik und nicht auf Kunſt, und Du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein ſchönes Gitter für ihren Heiligen nöthig und in Arbeit ſei — Jean Juſte, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmal des heiligen Martin, und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen ſei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch Anderes mit Dir zu berathen.

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn ins Freie an den Abhang der nach der Loire hinab ſieht. Die Diener waren hierdurch genöthigt, die Speiſen wieder abzutragen, damit ſie nicht kalt würden; ſie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene, hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speiſen weniger gut und friſch erſchienen. Er war ein gar ſchwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künſtler des Mahles harrten, zeigte er ſich darin ſo gleichgiltig, o nein, alle Großen des Reiches mochten geladen ſein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rückſicht, wenn ihn zur feſtgeſetzten Stunde irgend etwas Anderes intereſſirte. Drang der Geſchäfte war es ſelten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte: auch die Geſchäfte ließ er warten, ſchob er bei Seite, wenn ſeinem Sinne ein Reiz entgegen trat. Noch weniger war es Abſicht, den Herrn zu ſpielen, die ihn zur Rückſichtsloſigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fragloſe Egoismus ſeines Weſens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am lebendigſten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menſchen und hunderterlei Anſtalt um eine Stunde, damit er ein Geſpräch, welches ihn ſpannte, zu Ende brächte.

Es war eine finſtere Nacht und der Wind ſtrich hohl aber warm das Loirethal herauf. Der König ſetzte ſich auf einen Bauſtein und ſchwieg lange. — Ich halte Dir's hoch, Guillaume, daß Du der Königin Claude ſtets das Wort redeteſt, wenn ich haſtig war. Jetzt fehlt ſie mir mit ihrem ſtillen, richtigen Maße, und ihrem beſchwichtigenden ſanften Auge. Sie konnte ſchöner ſein, wie oft hab ich's bitterlich ausgeſprochen; aber ſie liebte mich feſt und war ſtets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte ſein, wie ich wollte. Ich ſpreche von ihr wie von einer todten Frau, Budé, denn die Aerzte ſehen täglich ihrer Auflöſung entgegen, ſie ſoll kaum noch einem menſchlichen Weſen ähnlich ſehen. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt iſt doch dies Frankreich wie ausgeſtorben, ich begegne keinem ſchönen Geſchöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und mein Zuſammenſein mit dem Papſte in Bologna denke nach der Marignano-Schlacht, in welchem Ueberfluſſe ſchwelgte ich da! es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!

Ihr wart mehr denn ſieben Jahre jünger, mein König!

Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit iſt in Frankreich dünne geſät, und ſchon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünſche dieſen Connetable, deſſen Umtriebe mich hier feſtbannen, und Ihr Alle wollt nun einen ſeltenen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verſchließen, was habt Ihr?

Wie glücklich wäre ich, mein König, könnte ich Brautführer ſein für dieſe liebliche Françoiſe, könnt ich ſie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegenbringen! Ach, es hat mich dieſer Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beſchäftigt, denn nie iſt mir noch ein Naturell begegnet, welches dergeſtalt wie für Euer Weſen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, ſchwärmeriſch und doch witzig, talentvoll in Allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, ſinnvoll für alles Gedanken-, für alles Formenleben, und ſchön wie ein Engel —

Budé, höre auf, dies Weib muß mein ſein, ſo wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!

Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch alſo von ihr geſprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weiſe!

Und kann ich nicht ernſthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Witwer? Wird nicht der Papſt um ein Wort ein Weib für mich ſcheiden?

Mein König!

Ich heirate nicht mehr aus Politik, ſeit die politiſche Heirat mich auf den Thron gebracht. —

O mein König, könnte es jemals alſo werden zwiſchen Euch und ihr! Ach nein, Ihr ſeid ein zu raſcher, viel verbrauchender Herr, Ihr ſeid nicht zu feſſeln, Ihr ſeid nicht —

Nun, was bin ich nicht?

Nicht treu!

Budé, Du wirſt dreiſt.

Das werd ich, mein Gebieter, ich weiß es.

Und Du irrſt Dich! Iſt nicht Treue der Mittelpunkt alles Ritterthums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?

Das ſeid Ihr, Herr!

Alſo! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es iſt mir hoher Ernſt, und ich will ſie ſehen, ſo wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt ſie ſchwerlich. —

Nein, ſie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig Mädchen, dem verlebten wüſten Grafen zugeführt; doch ſie iſt ihm ſtrenge Gattin.

Wie bewegen wir ihn, ſie daher nach Blois zu rufen?

Das bedürfte wunderbarer Künſte. Er verſieht ſich ſchlimmer und frecher Maßregeln von Bonnivet, und hat ſie unter ſtrenger Hut zurückgelaſſen und unter dem abſonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlaſſen, wenn er ihr das verabredete Zeichen ſendete. —

Was iſt das für ein Zeichen?

Es iſt die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau paſſen muß.

Er führt alſo die eine Hälfte bei ſich! Wenn man ſie nur auf vierundzwanzig Stunden haben könnte, meine Künſtler ſollten ſie ſchon zu Stande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel Guillaume.

Die Kirche drüben iſt ja erleuchtet, königlicher Herr!

Der König lachte und rief: Faſt hätt' ich's vergeſſen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unſer Ringherr iſt darunter, was iſt?

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schloſſes entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu berichten hatte, die Meſſe drüben wäre lang zu Ende, und die Seigneurs —

Die Seigneurs werden warten, bis ich geſpeiſt habe!

Und in den Saal der Garden tretend ſchwenkte er die Hand, und die Trompeten blieſen ſchmetternd das Signal, der König ſetzte ſich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz ins Haus geſchlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteſte Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Budé's Worte trotz alles Gegenſcheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es ſich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Abhub des erſten Ganges, da war Bonnivet's Diener ſchon auf dem Wege, der ſchwierigen Aufgabe nahe zu treten. Dieſer Diener, Namens Florio, war eine Eroberung, welche ſich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heim gebracht hatte. Italien war damals was heute Frankreich iſt: das raffinirte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande Europa's, die Anſtelligkeit der Italiener zur Intrigue war und iſt die größte, und Florio, aus Rom ſtammend, war einer der abgefeimteſten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäiſche Welt bewegten, waren ihm vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreiſen ſich damals die hohe Geiſtlichkeit bewegte, mag daraus erſichtlich werden, daß die Päpſte ſchon vor zehn Jahren auf einem Lateran-Concilium für nöthig befunden hatten, die „ketzeriſche Lehre von Sterblichkeit der Seele“ zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer ſo mancher intereſſanten logiſchen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geiſtlichkeit verdrängt, und hatte ſkeptiſchen und epikuräiſchen Syſtemen Platz gemacht. Jagd, Concerte, Dichtkunſt und Theater beſchäftigten außer den bildenden Künſten den genialen Papſt Leo, und man ſpielte vor ihm im Vatican Machiavelli's Luſtſpiel „la Mondragore“, worin das Mönchthum verlacht, und Leichtfertigkeit in ausgelaſſenſter Art vorgeſtellt wurde. Wie der Herr, ſo die Diener: die Prälaten eiferten dem Papſte nach und die Diener der Prälaten waren die raffinirteſten Burſchen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zuſammenkunft des Königs mit dem Papſte, welche den König mitten unter Künſte und Künſtler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florio's gekommen, und er hatte ihn ſeitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio ſtieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerſchaft Chateaubriants kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König, und reiſte mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte ſich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach Verlauf einer Viertelſtunde, daß ein ſtämmiger Bretone Namens Baptiſte, ein ſchon bejahrter Burſche mit röthlichem Haar und finſterer Miene der Hauptdiener Chateaubriants ſei, und nachdem die erſten Uebelſtände des ſchwer verſtändlichen Patois, welches Baptiſte redete — denn ein allgemeines Hochfranzöſiſch lag auch bei dem höheren Stande noch gar ſehr im Argen — überwunden waren, ſaß er ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigenthümlichkeit jeder einzelnen franzöſiſchen Völkerſchaft, und wußte vortrefflich, wie insbeſondere ein Bretone zu behandeln ſei. Dieſe Völkerſchaft hat am meiſten germaniſche Art, und iſt wol am dauerndſten und allgemeinſten von engliſchen Volkstheilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht ſie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiſte horchte mit Theilnahme Florio's Schilderungen des römiſchen Prälatenlebens, das dieſer, der ſich des Zutrauens halber für einen geborenen Franzoſen ausgab, in der Kriegsgefangenſchaft kennen gelernt haben wollte, und ſprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundiſchen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Touraine-Weines geſchoben hatte. Bald glühte der Zuhörer und folgte bereitwillig dem Vorſchlage Florio's, ſich aus der lärmenden und ſtörenden Geſellſchaft zurückzuziehen, um freier über Gott und Kirche ſprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Aeußerungen der Fremden, aber nur auf Koſten des Königs, den ſie in Schatten ſtellten neben ihren, wie ſie zweifellos meinten, eben ſo königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiſte eine Schilderung der deutſchen Ketzer und eine offene Beſprechung ſolcher Lehren begonnen, und Baptiſte, darauf ſehr begierig, ſchlug das Erwünſchte ſelbſt vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu ſeinem Abſteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieſer ſeine Blicke unter den umherliegenden Mantelſäcken umher, und zehnmal verſuchte er es auf andere Weiſe, Baptiſte für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wol aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretoniſche Diener, die Arme auf den Tiſch, den Kopf auf die Arme ſtützend, entſchlief, und ſchlief mit allen Zeichen ſchwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Aermel des Wamſes.

Die Wohnung des Grafen beſtand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungsthür offen ſtand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine beſondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte. Unten im Hofe ſtänden die Pferde des Grafen, wol zehn an der Zahl, und es ſchliefen die übrigen Leute ſeines

Gefolges theils im freien Hofraume, theils in den Ställen. Man machte damals keine Umſtände mit der Dienerſchaft: ſie bekam reichlich zu eſſen und mochte ſich übrigens nach einem Kopfkiſſen umthun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf ſeinem Erbe ſitzend, oder auf ſein Schwert pochend, der war kein Gegenſtand irgend welcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch beſſer gehalten. So hatte Baptiſte in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habſeligkeiten des Grafen waren wol auch hier umhergeſtreut, Wäſche, Kleidungsſtücke, Sporen, Waffengeräth, aber ein Schmuckſtück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, ſuchte er hier nicht, ſondern darnach richtete er ſogleich ſeine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er ſich prüfend durch einige laute Tritte über Baptiſte's feſten Schlaf vergewiſſert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräuſch der Reitknechte zu hören, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim ſei, und ſo durchſtöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiſte entführt, die offenen Mantelſäcke, die Schubladen und Schränke. Er fand nichts verſchloſſen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll und führte wenig Geld bei ſich; aber er fand auch nicht, was er ſuchte, und wiederholte ſich, verdießlich vor einem Käſtchen mit Ketten und Waffenſchmuck des Grafen ſtehend, was er ſich ſchon bei Einleitung des Unternehmens immer im Stillen vorgeſagt hatte: der Graf werde ſolch ein werthvolles Kleinod am eigenen Leibe verwahrt tragen. Dieſer ihm nicht tröſtliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichſte Geräuſch unterbrochen: er hörte die Hausthür öffnen und ſporenklirrende Tritte die Stiege heraufkommen. Das war allem Vermuthen nach der Graf. Florio eilte haſtigen leiſen Schrittes zu Baptiſte zurück, ſchüttelte dieſen heftig und löſchte die Lampe. Während dieſer im Dunkeln ſich nur unvollſtändig ermunterte, ſchlüpfte Florio unter die Decken von Baptiſte's Lager — denn er wollte nicht nur ungeſehen ſein, ſondern er wollte auch da bleiben — und der Graf trat ein, gröblich ſcheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte dieſen ſo gut es ging im Dunkeln nach ſeinem Zimmer hindurch, während Baptiſte ſchwerfällige Verſuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweiſe ſchienen die Seigneurs in vorherrſchender anderer Aufregung zu ſein, und deshalb wenig Acht auf die Umgebung zu haben. Sie ſprachen in den härteſten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der ſie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erſt durch den verhaßten Emportömmling Bonnivet hatte anzeigen laſſen, er würde ſie nicht eher ſprechen, als bis ſie jeden Theilnehmer an der bourboniſchen Verſchwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten. —

„Sind wir denn," rief Graf Chateaubriant in großer Entrüſtung, „Diener und Unterthanen dieſes übermüthigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als ſo übergreifender Lehnsherr ſich beträgt!? Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages heim reiten, wir alle nach Rennes, Ihr alle nach Rouen, und ihm vom Seneſchal jedes unſerer Reiche ſagen laſſen, er habe ſich übler Dienſte von uns zu verſehen, wenn er ſeinen formloſen Uebermuth nicht herabſtimme."

Ich kann leider für die Normandie nicht dazu rathen, ſprach der andere Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder ſchreiten ſah — denn mein Schwiegervater iſt in Lebensgefahr, und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürſprache beim Könige begebe.

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntniß des bourbon'ſchen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — iſt er Euch nicht zu Dank verpflichtet?"

Er ſcheint's für bloße Lehnspflicht anzuſchlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängniß des Grafen von Ballier geſtattet; meine Frau wird außer ſich ſein. Sorget, daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorſteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec iſt auf dem Wege daher, und höre, daß er zu ſchonungsloſer Verantwortung gezogen werden ſoll. Unſere Schritte müſſen wohl erwogen ſein, denn der König hat weit ausſehende Pläne, ſcheut wie Ludwig XI. keine Mittel, und wird wahrſcheinlich durch den ſchlimmen Duprat Herr des Pariſer Parlamentes, das in juriſtiſchen Wendungen unſern Landesherrlichkeiten am Liebſten überall abzwackt!

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was ſchiert uns das Pariſer, aber die Spitze müſſen wir ihnen bieten, ſonſt wachſen uns dieſe hörigen Menſchen zu Kopfe. Ihr thut Unrecht, Brezé, durch Anſchluß an dies Regiment der Valois irgend eine günſtigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer ſind ſie? Arme Ritter durch glückliches Ausſterben auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie thöricht war's, König Ludwig zu heiraten, und uns Bretonen an dies falſche Königshaus zu bringen, Deine liebliche Claude, unſeres Landes Blume an dieſen frechen Valois zu opfern, der Dich und Deine Erbſchaft Bretagne nicht zu ſchätzen wußte. Wie viel beſſer wäre uns, wir wären allein geblieben, oder hätten uns an England geſchloſſen!"

Nicht doch, Chateaubriant, das iſt unfranzöſiſch!

„Franzöſiſch! Was iſt franzöſich! Es iſt eben der Kram, den ſie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn Alles unter dieſem Namen geht auf Beeinträchtigung unſerer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unſere Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abſcheulich, wenn er an ihn griffe!"

Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!

„Das Unglück hat ihm beides verloren, Lautrec iſt brav und von Foix'ſchem Blute, ich denke, er ſoll ihm die Zähne weiſen! Aber wir müſſen uns rüſten, Brezé, es thut bitterlich Noth."

Wir ſprechen noch darüber, gute Nacht, Graf.

Während dieſes Geſpräches hatte Baptiſte, welcher ſeines Beſuches völlig vergeſſen zu haben ſchien, den Nachttrunk des Grafen, einen ſtarken Pokal mit Wein zurecht gemacht, und auf den Tiſch geſtellt, und hatte ſich, der eigenen Nachtruhe eingedenk, ſeinem Lager genähert, um die Decken aufzuſchütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er deſſen gar nicht gewärtig und nicht ſchnell von Begriffen war, ſo ereignete ſich dieſe Entdeckung nicht ohne Ruf des Erſtaunens und nicht ohne hervorgeſtoßene Fragworte. Unglücklicherweiſe geſchah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptiſte's Zimmer geleitete, um ihn durch dieſen einzigen Ausgang nach Vorſaal und Treppe zu führen, und Florio's Anweſenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren ſprang Florio in die Höhe, und verſuchte es, in eiligen Worten ſein Daſein der Wahrheit gemäß zu erklären und zu entſchuldigen; ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, ſagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: Er hat uns behorcht! — „Ach was!“ entgegnete dieſer, „was wir ſprechen, kann die ganze Welt hören!“ — Es iſt aber, ſetzte Brezé hinzu, ich kenne ihn, der Diener Bonnivet's! — „Was?“ ſchrie bei dieſen Worten der Graf laut auf, und ſprang nach einem mit Geräthſchaften angefüllten Tiſche, „wo iſt die Peitſche!?“

Ehe er ſie indeſſen hervorziehen konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangsthür, war hinaus und war verſchwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war dieſer Italiener in Verfolgung ſeiner Zwecke von erſtaunlicher Frechheit: er hatte im Nu überſehen, daß er, einmal erkannt, ſeinem Ziele nie wieder ſo nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorſatze, das Haus um keinen Preis zu verlaſſen, richtig vorausſetzend, daß man ihn am wenigſten jetzt in der Nähe vermuthen und ſuchen werde. Der Vorſaal beſtand, wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit, aus einer offenen Gallerie, welche um die Winkel des Hauſes umher lief. Statt alſo geradeaus nach der in Hof und Hausflur hinabführenden Treppe zu flüchten, wendete ſich Florio ſogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Gallerie keinen Ausgang bot, und drückte ſich hinter den nächſten Pfeiler. Wirklich ſtürmten auch die Verfolger geradeaus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. Sowie Florio inne wurde, daß ſie bis zur Treppenwendung vorüber waren, ſchlüpfte er behende durch die offen ſtehende Thür ins Zimmer zurück und eilte ſicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tiſche, auf welchen Baptiſte den Nachttrunk des Grafen geſtellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der andern holte er aus dem Wamſe ein Fläſchchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal. Dann taſtete er im Zimmer umher, einen Verſteck ſuchend, welchen er ſich ſchon vorher von Baptiſte's Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgeſpannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu ſchützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl und verlor das geleerte Fläſchchen aus der Hand. Darnach umher taſtend, hörte er, daß der Graf und Baptiſte die Treppe herauf zurück kamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläſchchen im Stiche zu laſſen, und eiligſt hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und verſetzte ſeinem Diener einen empfindlichen Peitſchenhieb. Baptiſte ertrug ihn ruhig und machte ſchweigend alles zurecht, was zur Nachtruhe ſeines Herrn gehörte. Dieſer, welcher ſich ſelbſt die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehen nach dem Pokale, und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiſte mit ſeiner ſchweren Sohle auf das Fläſchchen, daß es knirſchend zerſprang. — Was iſt da? rief der Graf, den Pokal abſetzend und hinzutretend. — Ich weiß nicht, murmelte Baptiſte, die Scherben zuſammen ſuchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete ſie bei der Lampe und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit daran. Er hielt ſie an die Naſe und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zuſammenhang aufſtauche. Dann rief er Baptiſte nahe zu ſich, und ſah ihm eine Minute lang ſtarr und forſchend ins Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falſch's in dem Diener ergründen wollte. Baptiſte zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Reſt!“ ſprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiſte verſtand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte ſich der Graf ſchweigend zur Ruhe, und Baptiſte, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer getragen, und deren Schein durch einen vorgeſchobenen Seſſel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, that desgleichen. Nach Verlauf einer Viertelſtunde ward Florio bei der eintretenden Todtenſtille inne, daß der römiſche Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüther ſeine Wirkung nicht verſage, und als Baptiſte erſt leiſe, dann laut zu ſchnarchen begann, öffnete er den Vorhang, neſtelte behutſam ſeine Schuhe auf, ſtreifte ſie ab, trug ſie an die Ausgangsthür und ſchlich nun an die offene Thür des Gemachs, in welchem der Graf ſchlief. Wol eine Viertelſtunde lang blieb er regungslos an der Schwelle ſtehen, mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchend, ob die Athemzüge des Schläfers tief und regelmäßig ſeien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leiſe an den Fuß des Bettes, und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinſah, deſto mürriſcher wurde das Geſicht des Italieners; denn wie ſehr ſich ſein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte ſich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, ſie würde an einer Kette auf der Bruſt hängen, aber die ſchwarz behaarte Bruſt des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, und zeigte doch nicht Kette noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entſchloſſenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Geſicht, vom ſchwarzen Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem ſchwarzem Haare dünnen Wuchſes umſäumt, die tiefliegenden Augen, die ſcharfe Adlernaſe, das ſtarre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus geſtreckte magere Hand, alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen ſchwollen ſogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgeſtreckten Armes zuſehends an, und die Hand erhob und krümmte ſich, als ob ſie ſich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß ſein würden, er ſchritt vor am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuſchlagen von der Bruſt. Erſt hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen ſolche Nähe irgendwie empfindlich ſein und zurückwirken werde. Er ſchlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an und ſchob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es war kein Ring zu ſehen, wol aber kam von der Schulter herab ein ſeidenes Schnürchen zum Vorſchein! Haſtig ſchob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldene Reif, juſt auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, ſondern nur eine ſeidene Schnur war, ſo ſtand es in ſeiner Macht, ſich durch einen Schnitt des Ringes ſelbſt zu bemächtigen, was von Hauſe aus nicht ſeine Abſicht geweſen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht thun ſolle, entſchied ſich aber doch für den urſprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf ſchon am nächſten Morgen den Verluſt bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog alſo lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus ſeiner Taſche, hob langſam am Schnürchen den halben Ring von der Bruſt des Schläfers und drückte ihn ſorgfältig in das Wachs, bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche desſelben hervorragte. Dieſe Verrichtung war die ſchwierigſte, denn er mußte ſich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Athem desſelben, der ihn getödtet, wenn er ihn betroffen hätte, ſtreifte ihm die Stirn. Wirklich erſchrak er auch vor einem Zucken der Augenlider des Schläfers dergeſtalt — er ſah ſie mit Entſetzen ſchon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachſe gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halſe des Grafen einen Ruck veranlaßte. Haſtig hob ſich die Hand des Grafen, griff nach der Bruſt, und ergriff krampfhaft die Hand Florio's und die geſchloſſenen Augen öffneten ſich zur Hälfte. Der verwegene Italiener bebte, aber beſtand dieſen Moment regungslos: der geringſte Widerſtand hätte wahrſcheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jeden Widerſtandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder ſchließen, die Muskeln der Hand löſten ſich wieder, ſo daß die Hand auf die Decke zurückfiel und Florio, der ſeine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, alſo unverletzt erhalten hatte, war ſomit frei, und zog ſich auf den Zehen in Baptiſte's Stube und nach der Ausgangsthür zurück. Hier ſteckte er erſt ſorgfältig ſeine Wachsform ein, trocknete ſich dann den Angſtſchweiß, welcher ihm die Stirne bedeckte, und glitt vorſichtig in ſeine Schuhe. Die Thür knarrte zwar, aber jetzt war er ſchon zu ſehr im Vorſprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrſcheinlich geweſen wäre — nur durfte die Hausthür nicht verſchloſſen ſein. Dies war indeß damals noch ſelten der Fall: man war nicht ſo verſchwenderiſch mit Schlöſſern und begnügte ſich mit Riegeln. So fand's auch Florio, ſchob leiſe die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, ſchlug ein Kreuz nach rückwärts, und entſchlüpfte.

* * *

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltſamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenſchaftlich und despotiſch genug, ohne näheres Zuſehen Alles für erlaubt zu halten, was ſeinem Willen dienlich ſei, und doch hatte er im Widerſpruche damit ſo viel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht ins Auge blicken zu mögen, ein Widerſpruch, dem wir überall bei begehrſamen, moraliſch nicht durchgebildeten Herrſchernaturen begegnen. Bonnivet, eine echte Günſtlingsnatur, welche nicht auf guten, ſondern nur auf gefälligen Rath bedacht iſt, kannte das Weſen ſeines Herren ganz und gar, und erwähnte bei ſolchen halb ertheilten Aufträgen des Gegenſtandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. Ins große reizende Sündennetz, genannt „gutes Glück", ſchlug dann lachend König Franz die mühſam und oft verbrecheriſch gereifte Aventure, und genoß ihrer leichtſinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgeſprochenen Dank ſeinen Glücksritter Bonnivet.

Dieſer, mit Florio berathſchlagend, erkannte wol, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen vierundzwanzig Stunden den halben Goldreif zu Stande bringen half, noch weiter nichts als der erſte Schritt gewonnen, und daß es ſehr ſchwierig ſei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, ſobald die Gräfin Blois ſich nähere, aus dieſer Stadt zu entfernen, dieſer ein unverfängliches Abſteigequartier zu bieten, und ſie wenigſtens eine kurze Zeit in der Täuſchung, es ſei Alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu ſolchem Ende mußte Florio mit Baptiſte wieder in Verbindung treten; denn es war wahrſcheinlich, daß der Graf ſeiner Gemalin Nachricht ſenden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallſige Bote mußte den falſchen Halbreif mitnehmen. Lautrec ſelbſt konnte auch den natürlichſten Anhalt für die eintreffende Schweſter bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und inſofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schweſter. Auch wünſchte Bonnivet, nach erſter Kriegsſtelle lüſtern, gar ſehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec laſtete, und ſah keineswegs voraus, wie ſo widerſtreitende Aufgaben zu vereinigen ſein würden.

Ein Glücksritter indeſſen verläßt ſich auf den Zufall und verlangt nicht, die Dinge bis ins Einzelne vor ſich ausgerechnet zu ſehen. Zunächſt hatte Florio den halben Reif paſſend an Ort und Stelle zu beſorgen, und zu dem Ende zechte er vierundzwanzig Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiſte, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefſchaften nach Chateaubriant abgehen werde. Dieſes Reiters habhaft zu werden, war ihm eine leichte Aufgabe. Ein paar Meilen unterhalb Blois auf halbem Wege nach Amboiſe, war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivet's überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unſchuldige Bote gefeſſelt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivet's, welcher dabei thätig und allein von der Abſicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar verſiegelt, und mit ſeidenem Faden zugeſchnürt, aber ſo kunſtlos, daß es dem geſchickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu ſchieben, und mit dem gelockerten ſeidenen Faden das Ganze wieder feſt zu verſchließen. Darauf machte er ſich ſelbſt das Vergnügen, nach der Landſtraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiſeite an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Feſſeln zu entledigen. Dieſer erwies ſich ſehr dankbar, fand bei Durchſuchung ſeiner Taſchen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florio's Rath ſorgfältig auf der Bruſt, entdeckte ſogar, daß ſein Pferd in der Nähe an einen Baum gebunden war, und theilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müſſe eine Verwechſelung geweſen und er müſſe ſtatt eines Anderen durchgehauen worden ſein. So ritt er, ſein Geſchick preiſend, vorſichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geſchah traf auf dem Schloſſe von Blois die beſtimmte Nachricht ein, Lautrec ſei mit mehreren Kriegsoberſten bereits in Romorantin eingetroffen, ſei in einer verzweifelten, aber keineswegs furchtſamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche ſeine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewiſſenloſen Diener des Königs ans Meſſer liefern würden. Eine Perſon in Blois verſtand dieſe Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen, Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay, rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch beſitze, welche ſie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400.000 Ecus ausgeſtellt. —

Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italieniſche Armee beſtimmt war? fragte Semblançay, ein ſchlichter, aber pünktlicher Geſchäftsmann, langen, ſchmalen Wuchſes und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienſte.

Ja doch! zeigt mir die Quittung!

Die Quittung iſt vorhanden, königliche Hoheit.

Zeigt ſie mir!

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieſer Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn ſo wichtiges Document dergeſtalt auszuſetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorſchläge der Herzogin einzugehen, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautere Weiſe den Beweis vorzuſpiegeln, daß jene 400.000 Ecus nach Italien abgeſchickt worden ſeien. Die Herzogin hatte dieſe Summe unterſchlagen, und es ſtand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieſes ihm verſprochenen Geldes wälzen, und daß eine ſtrenge Unterſuchung in Betreff dieſer Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen Perſonen ehrlich Verfahren und gut Gewiſſen kein hinreichender Schutz ſei, und daß er unklug handle, im Gefühl ſeines Rechtes ein mit der Herzogin gemeinſchaftliches Verfahren zurückzuweiſen. Sie entließ ihn äußerſt ungnädig und ſchickte nach Duprat, welcher damals in höchſter Inſtanz das ganze innere Staatsweſen verwaltete, und der nie um einen

Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung ſondern auf die Dauer errichteten Staatsſchuld erfand, und von dem ſich die Herzogin wol eines genügenden Rathes in dieſer bedenklichen Lage verſehen durfte.

Sie blieben lange zuſammen, und der erſte Schritt, nachdem ſie ſich getrennt, beſtand darin, daß ſie zum Könige ging, und ſich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder Seitens Semblançay's beſchwerte. Auch Duprat, ſetzte ſie hinzu, iſt ſeit einiger Zeit ſehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, deſſen Geiſtes- und Gedächtnißkräfte offenbar ſchwänden, begegnet ſein müſſe.

Nicht doch! erwiderte König Franz, Ihr irrt Euch wol: Vater Semblançay iſt mir ſtets ein braver und tüchtiger Diener geweſen.

Ich ſage Dir aber, mein Sohn, er iſt ſeit einiger Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als ſchon gezahlt abſtreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung beſaß.

Da ging die Nachricht ein, Lautrec ſei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretoniſchen und normänniſchen Seigneurs, an deren Spitze ſich Graf Chateaubriant hervorgethan habe, und zwar hervorgethan habe durch Zuverſichtlichkeit gegen den wahrſcheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anſchein, als wollten ſich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um dieſen vom Könige übel angeſehenen Kriegsoberſten wie um einen Mittelpunkt ſchaaren. —

Sie ſind nicht vom Pferde geſtiegen in der Stadt — hieß die neue Kunde — ſondern reiten in Wehr und Waffen und beſtaubten Reiſekleidern den Schloßberg herauf.

Das Ganze hatte in der That den Anſchein einer drohenden Oppoſition: der ganze offene Hof des Schloſſes wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Voraustritt Lautrec's wurde gleich darauf der Gardenſaal in gleicher Weiſe angefüllt. Es ſchien auf eine abſichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgeſehen zu ſein: Niemand fragte darnach, gemeldet zu werden, und die fragend entgegen tretenden, den Leibdienſt beim Könige verſehenden Edelleute wurden ohne weitere Erklärung bei Seite geſchoben. Lautrec ſelbſt verhielt ſich dabei am ruhigſten, und ſchritt ſchweigend und ſtreng ernſthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von ſchlanker Mittelgröße, tief gebräuntem Antlitze und glänzend ſchwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegeriſcher Geſchmeidigkeit und Feſtigkeit und von überlegener Faſſung. Das Geſchlecht der Foix, aus dem ſchönen Pyrenäenländchen gleichen Namens ſtammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeſchlecht: Gaſton de Foix war zur Zeit König Ludwig's der erſte Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und ſein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geſchlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die miteinander an Tapferkeit und kriegeriſcher Umſicht wetteiferten. Der jüngſte von ihnen, André de Foix, Sire de l'Esparre, war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich geſtorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marſchall von Foix hatte neben Lautrec, dem älteſten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec ſelbſt hatte ſich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in dieſem Feldzuge ein dem franzöſiſchen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entſcheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günſtige Gelegenheiten für entſcheidende Schläge verabſäumt hatte, dies ſchrieb man bereits allgemein dem Mangel an nöthiger Unterſtützung zu, welchem er von Frankreich aus preis gegeben worden ſei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrec's Seite gewärtig. Es war alſo vielleicht eben ſo viel Neugierde als Trotz gegen den despotiſchen König, was die Seigneurs die Treppen des Schloſſes hinauf drängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den großen Saal ſtellte ſich ihnen Chabot de Brion entgegen, und fragte im Namen des Königs, was dieſer ungemeldete Zudrang bedeuten ſolle?

Für die Seigneurs des Landes, junger Herr — rief Graf Chateaubriant — haben die Thüren des Königs und Lehnsherrn in Frankreich noch allezeit offen geſtanden und die Stände des Reiches haben ſich nie durch Bediente melden laſſen!

Seid Ihr — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — als Corporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?

Auf dieſe Frage entſtand ein Murmeln der Unſchlüſſigkeit unter den Seigneurs.

Dann mögen die Seneſchals der beiden Provinzen — fuhr Bonnivet fort — vortreten, auf daß ich ſie vor den König führe!

Es trat Niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: Wenn dies Euer Dienſt iſt, Herr Admiral von Bonnivet, ſo meldet mich dem Könige, und ſagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Thür ſtehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erſtatten über das franzöſiſche Heer in Italien.

Du redeſt unwahr, Lautrec von Foix! ſprach plötzlich zu allgemeiner Ueberraſchung der König ſelbſt, vor dem die Flügelthüren des Saales aufgeflogen waren und der mit drohender Miene auf der Schwelle ſtand.

Kein Foix ſpricht unwahr, König von Frankreich! entgegnete unerſchrocken Lautrec.

Wo gibt's ein franzöſiſches Heer in Italien, Kriegsoberſt ohne Krieger? Du haſt mein Heer vernichten laſſen, es exiſtirt nicht mehr. Und jetzt erſcheinſt Du in meinem Hauſe, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu ſuchen haben, und deren Gegenwart Deine Rechtfertigung erſchwert, ſtatt ſie zu erleichtern.

Ich habe dieſe Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten. —

Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt, rief jähzornig Graf Chateaubriant, weil wir ringsum die edelſten Häupter des Landes bedroht, und namenloſe Emporkömmlinge in Macht ſehen. — Dadurch iſt ſchon Bourbon zu Aeußerſtem getrieben worden, dadurch ſehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgeſetzt —

Es ſoll Dir, bretoniſcher Graf, geziemend erwieſen werden, daß Du Dich in Blois ungeziemend gegen Deinen König und Herrn betragen haſt; denn Du wirſt ſpornſtreichs von hier nach unſerer Stadt Paris reiten, und vor dem Parlamente erſcheinen, um Dein Recht zu hören.

Das Parlament von Paris iſt nicht mein Gerichtshof, erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige ſprechend, der auf dieſe Erwiderung nicht achtete, ſondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: Und Du, Lautrec von Foix, wirſt in dieſer Stadt verharren, bis ich Dich rufen laſſe zur Rechenſchaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die Ihr Euch unwürdig gezeigt für Berathung mit Eurem Könige und Herrn, die Ihr Euch trotzig erwieſen habt in einem Augenblicke, da die abſcheulichſte Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden iſt, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert ſein ſollte, ſich betrübt und hingebend zu beweiſen, Ihr werdet dieſe Stadt verlaſſen, bevor die Sonne untergegangen iſt, und werdet auf Eueren Schlöſſern erwarten, was Euer König und Herr über Euch und nicht mehr mit Euch beſchließt!

Nach dieſen mit ſchallender Stimme geſprochenen Worten trat der König zurück, und die Saalthüren ſchloſſen ſich wieder.

Wahrhaftig, Budé, ſagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant ſei nur noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächſter Stunde auf dem Schloſſe erſcheinen zu ſeinem Gericht — wahrhaftig, Guillaume, wir Menſchen bleiben uns ſelbſt, jeder ſich ſelbſt, die größten Räthſel! Sprich nicht ferner jenen deutſchen Mönchen das Wort, welche ſich anheiſchig machen, die religiöſen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geiſtern in meiner eigenen Perſon die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es ſelbſt nicht anders, daß ich ohne Calcul meinen geſtrigen Zorn zu meinem Vortheile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen, ſag' ich Dir, ich habe ohne weitere Ueberlegung Chateaubriant gerade von hinnen gejagt, da die Ankunft ſeiner Frau nahe bevorſtand, und habe Lautrec's Gericht verſchoben ohne den Gedanken, es könne wol, wie es nun geſchehen wird, mit jener Ankunft zuſammenfallen und könne die Schweſter dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das Alles hat vielleicht wie ein nur mit ſchwachen Umriſſen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren geſtanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich darnach gehandelt habe. Nun, was haſt Du mit Deinem trübſeligen Ernſte?

Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies ſeltene Frauenbild im Style einer gewöhnlichen Liebſchaft, wie ſehr ich Euch —

An Dir iſt wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!

Es iſt mir, mein König, in dieſem Falle ſo ſtrenger Ernſt mit alle dem, was ich geſagt habe und ſage, daß ich getroſt Eure Ungnade auf mich nehmen und meiner Gräfin rathen werde, Augenblicks wieder umzukehren —

Thörichter Menſch, habe ich's denn zurückgenommen, daß ich der edelſten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir ſolche Eindrücke werden, die ehrenhafteſten Schritte vorhabe? Hollah, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, Du darfſt die Gräfin nicht empfangen, wenn ſie, erſchreckt über die Abreiſe ihres Gemals, ihren Bruder ſucht, Du würdeſt das zu leichtfertig betreiben, und ſie würde nur noch ärger eingeſchüchtert. Budé mag es thun, und mag ſie zu meiner Schweſter führen.

Dies ward geſprochen im Saale von Blois um die Mittagsſtunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefſchaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältniſſe, und welche den König in eine ganz andere, nicht eben erfreuliche Stimmung verſetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher, und ſchien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec ſchritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte ſich ſtumm und verharrte ſtumm, ernſthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zuſehend. Dieſer ging mehrmals dicht an ihm vorüber, und blieb endlich dicht vor ihm ſtehen. —

Du biſt Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien ſandte?

Der bin ich.

Wo haſt Du mein Heer?

Es iſt verloren.

Wo iſt meine Mailänder Erbſchaft?

Sie iſt verloren.

Wer hat ſie verloren, unglücklicher Mann?

Ich nicht!

Verwegener, wer ſonſt?

Du haſt ſie ſelbſt verloren, König, denn Du haſt uns im Stich gelaſſen —

Was?

Ein Heer braucht Sold, denn es beſteht nicht aus Edelleuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das Eine, nicht für das Andere wurde von Frankreich aus auch nur im Mindeſten geſorgt. Erinnere Dich, mein König, daß ich nicht abreiſen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte. Reiſe getroſt, hieß es, man wird ſie Dir ſenden, ich reiſte und — was geſchah? Die Gendarmerie hat achtzehn

Monate gedient, ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großentheils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünſtigſten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn ſie wollten wenigſtens Beute machen, und ſie verſagten, als der erſte Anlauf mißlang —

Wie kannſt Du Dich auf Mangel an Sold berufen, da ich Dir doch die verſprochenen 400.000 Ecus gewiſſenhaft geſendet?

Du haſt ſie nicht geſendet!

Frecher Lautrec!

Mäßige Dich, König von Frankreich! Ein Foix, der jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, ſei er nur ſo groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Abſendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe ſelbſt. —

Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!

Bis dieſer erſchien, ging der König wieder umher, und zwar in noch größerer Aufregung als vor Beginn des Geſprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: Hab' ich Dir nicht befohlen, 400.000 Ecus ans italieniſche Heer zu ſenden?

Zu Befehl, Majeſtät.

Nun?

Die Summe war auch bereits zur Abſendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême, zu mir trat, die Summe in Anſpruch nahm —

Biſt Du mein Diener im wichtigſten Geſchäfte, und weißt nicht, wer Dir befiehlt?

Doch, Majeſtät! Ich widerſtrebte, ſo weit es ſchicklich war, gegen die Mutter meines Königs; Eure Majeſtät waren abweſend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —

Es bleibt mir nichts übrig gegen ſolche Dummheit als Schwert und Strick, weißt Du, grauer Thor, was Du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angouléme ſei gebeten — was hilft mir nun das Papier, das in Deiner Hand zittert wie das Gewiſſen in Deinem Buſen?

Mein Gewiſſen, königliche Majeſtät, iſt gut, denn dies Papier iſt die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgeſtellt hat über Empfang der 400.000 Ecus —

Zeig her! — Der König las, und ein convulſiviſcher Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch ſein Angeſicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben, und ſchwieg und ſah nach der Thür, durch welche die Herzogin eintreten ſollte. Vielleicht bereute er's ſchon, daß er ſeine Mutter einem Verhöre vor ſolchen Zuhörern ausſetzte; wenigſtens ging er ihr, da ſie eintrat, höflich entgegen, führte ſie vor Semblançay, und ſprach mit ſchwächerer Stimme als vorher: Madame, dieſer Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400.000 Ecus eingehändigt zu haben!

Und womit unterſtützt er dieſe Behauptung?

Hiermit! — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterſchriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf dieſen kritiſchen Augenblick und wohl berathen durch Duprat, las aufmerkſam und ſagte gleichgiltig: Dies iſt in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang beſcheinigt, was iſt ſonſt dabei, mein Sohn?

Was ſonſt? Mein Heer, mein Italien haſt Du mir verloren durch Wegnahme dieſer Summe!

Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man ſie nicht zu dieſem Ende von mir verlangt? Ich würde ſie gern geopfert haben, obwol ich ſie mit mancher Entbehrniß erſpart hatte —

Wie das? rief der König. Oh, Madame! rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden, weil er wohl einſah, wie gefährlich ihm dieſe Wendung werden konnte. Der König aber hielt dieſen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab ſie dahin ab, das Geld ſei ihr erſpartes geweſen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das alſo nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien beſtimmten Summe gemein habe. Semblançay! rief hierbei der König, alter grauer Sünder! Mit welcher Geſchicklichkeit haſt Du mich ſo viele Jahre über Deine Ehrlichkeit getäuſcht! — Semblançay, die Hand aufs Herz legend, wollte betheuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche ſagte: Wenn der König von Frankreich ſeine Mutter Lügen ſtrafen läßt, ſo ſollte er es doch in gemeſſener Form thun, dieſen Mann vor Gericht ſtellen und die Sache ſtreng unterſuchen laſſen; denn es iſt gegen meine Würde, einem Betrüger zu widerſprechen!

Oh, oh, wir waren unwürdig, ein Land ſchön wie Italien zu erobern! rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay anſehend. In dieſem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm, und machte ihm leiſe eine Mittheilung. Der König ging ſogleich ans Fenſter, riß es auf, und ſah aufmerkſam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausſtreckend und mit langſamer Betonung ſagend: Geh hinunter, Budé, und empfange den Gaſt, wie ich Dir befohlen!

Beſchäftigt Euch mit Lautrec, Majeſtät, flüſterte Bonnivet dem Könige zu — er ſteht unbeſchäftigt noch in der Mitte des Saales; ſobald er ans Fenſter tritt und ſeiner Schweſter anſichtig wird, ſo bemächtigt er ſich auch ihrer, und unſere Pläne werden erſchwert, wenn nicht gar vernichtet!

Der König aber war in den Anblick verſunken, der ſich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reiſe, unſicher in der Fremde, ſah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schloſſe tretenden Budé, ja ſie reichte ihm beide Hände, und auf die ſeinigen geſtützt ſprang ſie mit anmuthiger Geſchicklichkeit vom Pferde. — „Ihr habt ganz recht gehabt" — ſagte der König, immer noch hinabſehend, nicht eben leiſe zu Bonnivet — „dies ſcheint ein reizendes Geſchöpf zu ſein" —

Wenn aber Majeſtät Lautrec nicht beſchäftigen, ſo genießen Sie nichts davon als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert ſich eben dieſem Fenſter und Lautrec dem andern, nur das gleichgiltige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte. —

Da wendete ſich der König, winkte Lautrec, und ging mit ihm an die entgegengeſetzte Fenſterreihe des Saales, welche nach dem ſtillen Margarethen-Platze mit Nußbäumen und Kirchlein hinaus ging und ſprach mit halber Stimme zu ihm: Kannſt Du mir Deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluſte herbeigeführt hat?

Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein Syſtem vorſichtigen Krieges verſucht, welches den beſten Vorzug unſerer Edelleute und Gendarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungeſtüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies Syſtem hat uns geſchadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entſcheidend unglücklichen Ausſchlag gegeben.

Wir haben alſo doch gelernt, obwol wir verloren?

Das haben wir.

Beſſern wir uns alſo! Wir haben Gelegenheit, und Du mußt ſogleich wieder — wenn Du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen haſt — in den Steigbügel! Gieb mir Deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortſchritt iſt nur möglich, wenn man aufrichtig iſt gegen ſich ſelbſt. Wenn wir das nächſte Mal Mailand ſehen, ſo werden wir neben einander ſein, und Ungeſtüm und Vorſicht neben einander ſollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieſer unglückliche Semblançay wird ſich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und

Kragen verantworten, ob Unterſchlagung der 400.000 Ecus, ſorgt dafür!

Ich bin unſchuldig, Majeſtät!

Das wollen wir ſehen.

5.

So war denn die Intrigue gegen die Gräfin bereits inſoweit gelungen, daß ſie allein und dem Anſcheine nach ſchutzlos ins Haus des Königs gerathen war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr ſie erſt nach und nach, daß ihr Gemal ſchon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlaſſen habe. Aber ihr Gemal werde wahrſcheinlich binnen Kurzem zurückkehren, denn ſonſt hätte er Nachrichten für ſie, die ja auf ſein Geheiß ankam, hinterlaſſen, und die wenigen Tage werde ſie in dem Schutze der liebenswürdigen Margaretha beſtens aufgehoben ſein.

Die Gräfin zeigte ſich allerdings wie ein etwas verſchüchtertes Reh. Hätte ſie den Boden nur etwas feſter, hätte ſie nur irgend ein Zeichen von ihrem ſtrengen Gatten vorgefunden, ſie hätte ſich ja ſo gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bretoniſchen Einſamkeit in ſo lebhafte Umgebungen gekommen zu ſein. So lange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Aeußerung des Vergnügens mitten durch ihre tauſend Fragen der Beſorgniß, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend bleiben, die Herzogin Margaretha überhäufte ſie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ ſie willkommen heißen, und die Angſt überwältigte ſie dergeſtalt, daß ſie in Thränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankſeins ſich auf ihre Zimmer zurückziehen mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorſtand, denn ſie war in der Welt unerfahren, aber ſie begriff mit jenem den Frauen eigenthümlichen Inſtincte, der wie ein ſechſter Sinn ſie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entſcheidende Kriſis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte, ſcheut einen kritiſchen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emancipation Begehrenden läugnen — ſei es ihr anerzogen: die Frau entſcheidet ſich, auch wenn ihr die Wahl gelaſſen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Exiſtenz als für das Wagniß einer Aenderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einſamen Schloſſe oft bitterlich geweint über die Rohheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verſtand und mit den Füßen bei Seite ſtieß, der eben deshalb keine auf edlere Weiſe vermittelte, ſondern nur die gedankenloſe äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erſcheint und Widerwillen erweckt, ſobald ſie nicht Seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber ſie war ſo weiblich erzogen und in der Ehe ſo unterwürfig gewöhnt worden, daß ſie ſelbſt nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft Jahre lang das Unangenehmſte, weil wir erſt durch einen plötzlich ſich bietenden Vergleich oder Gegenſatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit ſei. — Sie hatte alſo in den erſten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor ſich, als wie ſie aus dieſer ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg und nach Chateaubriant zurückkommen könnte. Daß ſie ſchon um ihres ſo unverſchuldeten Eintritts in dieſe Welt der herbſten Behandlung vom Grafen entgegenſehen durfte, das wußte ſie wohl, aber ſie wollte ſich lieber ſolcher Strafe unterwerfen, als der wachſenden Pein des Gewiſſens. Denn obwol ſie mit einem prüfenden und den banalen Moralphraſen, welche der Graf hören ließ, weit überlegenen Geiſte ausgerüſtet war, ſo bildeten doch all jene Phraſen ein Gewiſſen in ihr, neben welchem ihr Geiſt, ſchüchtern und ohne Erfahrung, bei Weitem nicht aufkam. Hinweg! Hinweg! drängte alſo Alles in ihr. Aber ſie war eben auch in Blois nach wenig Tagen nicht blos durch äußere Bande gefeſſelt. Nicht etwa, daß ſie ihr ſchüchternes Auge zu einem der ſchönen und geiſtvollen Männer erhoben und einer raſchen Neigung ſich ergeben hätte, o nein, einem wie ſie gearteten Weſen war für den Uebergang in andere Lebenskreiſe eine Frauenmacht viel gefährlicher oder doch wirkſamer. Die Herzogin Margaretha war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der bedrängten jungen Frau ſchnell zu gewinnen, und den zu bewerkſtelligenden Wechſel vortrefflich zu leiten; denn Margaretha hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit ſelbſt zu ertragen und zu verbeſſern gehabt, ſie war lebhaft, ſie war geiſtig hochbegabt, ſie beſaß ein ſtarkes Bedürfniß wahrhaftiger Tugend neben dem ſtarken Bedürfniſſe genußreicher Exiſtenz, und ſie war vielleicht in allem, was die Wünſche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewiſſenhaft als ſonſt in irgend welchem Kreiſe. Und Galanterie war das junge Schooßkind jener Zeit! Es fand ſeine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Style der als würdig geprieſenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beſchützt von dem ſchmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt ſchöner Künſte und Verhältniſſe Hand in Hand gehen müſſe. Es iſt alſo gar wohl erklärlich, daß die Verfaſſerin der „Geſchichte beglückter Liebhaber“, jener ſchalkhaften Novellen, es nicht verſchmähte, dieſe unerfahrene Gräfin ſyſtematiſch den Provinzial-Grundſätzen abwendig zu machen. Dieſe begabte Verführerin, ein äußerſt ſchwer zu beurtheilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterſtützen, im Gegentheile verbarg ihr Franz die unſaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte, ſorgfältig, denn ſie nannte ſolche Abenteuer trivial und verzieh ſie nicht. Die alten Romane der Chevalerie waren ihre Lieblingslecture geweſen und hatten in ihr ein Syſtem zu Wege gebracht, von welchem viele Kenner den Geiſt und das Weſen der ſeit drei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten, zuweilen entarteten, immer aber intereſſant ſich darſtellenden franzöſiſchen Geſellſchaft herleiten. Rückſichtsvolle und aufopferungsluſtige Freundſchaft ſollte Grund und Boden alles Verkehres ſein, auch des Verkehres zwiſchen den verſchiedenen Geſchlechtern, denen auf dieſem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit geſtattet ſei. Margarethe erfand dafür jene ſogenannten „Alliancen“, welche Freund und Freundin wie Bruder und Schweſter angeſehen wiſſen wollten, und welche, auf geiſtiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen Ausdruck gegenſeitiger Liebe geſtatteten, und ſolcherweiſe ſyſtematiſch Tadel und Verdacht entfernen ſollten. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte ſie ſolchen Lebensſtyl eingeführt, und neben ihrem Bruder konnte ſie ihm eine ſo große Ausdehnung geben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben dieſe „Alliancen“ nicht ſo ſpirituell, wie ſie gemeint waren, ja Brantôme ſagt von der Stifterin ſelbſt, „ſie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß ſie mehr davon verſtünde, als ihr tägliches Brot“; aber es bildeten ſich doch Formen und Verhältniſſe, welche Geiſt und zierlichen Anſtand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Rohheit bewahrten. Hierin zeigt ſich ein intereſſanter Contraſt des ſechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich: im neunzehnten nämlich wurden dieſe Alliancen durch Simoniſten und Socialiſten dergeſtalt wieder aufgenommen, daß man ſie auf die ganze bürgerliche Geſellſchaft ausdehnen und das blos anmuthige Spiel mit Formen in ein ernſthaftes Grundgeſetz für freien Verkehr zwiſchen den Geſchlechtern umwandeln wollte. Margaretha, dem reformirenden Calvinismus mit großer Theilnahme, ja einige Jahre ſpäter mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrſcheinlich, wenn der Simonismus neben ihr entſtanden wäre, einzelne Theile desſelben ſyſtematiſch aufgenommen und ins Werk geſetzt, und darin die Grundverſchiedenheit von ihrem ihr oft ſo ähnlich erſcheinenden Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entſchiedener Egoiſt, war allem verbindlich machenden Syſteme abhold, und fand ſeinen Lebensreiz juſt im Gegentheile, im Willkürlichen und Augenblicklichen.

Es iſt nicht bekannt geworden, in wie weit Margaretha von ihrem Bruder eingeweiht worden ſei in die Abſicht, welche er damals vorhatte mit der Gräſin Chateaubriant. Wahrſcheinlich iſt die Verſtändigung nicht weiter gegangen, als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es ſich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geſchöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der ſolchen Edelſtein nicht zu würdigen wiſſe. Und das war hinreichend, das Intereſſe und die Beiwirkung Margaretha's zu erwecken. König Franz konnte auch in den erſten Tagen guten Gewiſſens ſich ſolcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräſin nur von Weitem geſehen, und erſt am dritten Tage verſchaffte ihm Margaretha, welche die Aufgabe als reizende pſychologiſche behandelte und um keinen Preis übereilt ſehen mochte, Gelegenheit, die ſchöne Françoiſe näher zu beobachten. Nicht daß ſie ihn zu ihr geführt hätte, ſo weit war die verſchüchterte Gräſin noch keineswegs ermuthigt ſondern dadurch, daß ſie ihm im offenen Nebenzimmer an einem Fenſter, welches in der Zwiſchenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieſes Fenſters eine Beute aus Italien, und hatte den damals in Frankreich noch unbekannten Spiegel-Vorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchſichtig war, von der andern aber bis zur Undurchſichtigkeit blendete. Dort ſah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche ſie der freundlichen Margaretha gegenüber bereits gewonnen hatte. Margaretha galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Perſon der königlichen Familie, welche ſittlich am höchſten zu achten ſei, und dieſer Ruf erleichterte ihr überaus die ſogenannte Bekehrung der Gräſin. — „Aber es iſt doch unerläßlich," ſagte die Letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigſtens ausführliche Kunde abſtatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe, wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant ſei ohne Weiteres unpaſſend.“ —

Und ich denke, erwiderte Margaretha, ihr gebt mir darin endlich Recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hieher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal ſagen Eures Rufes, ſondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit ſo wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft ſich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle preis giebt. Verdient ſolche Unritterlichkeit Rückſicht von Eurer Seite? Strafe verdient ſie. Die Männer ſind das, wozu wir ſie machen. Sie ſind leidenſchaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingeriſſenen Wahne, dem erſten und allein wichtigen Geſchlechte anzugehören, ſind ſie eigenſüchtig bis zum Grade der Gedankenloſigkeit. Wir müſſen ſyſtematiſch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müſſen die Männer täglich daran erinnern, wir müſſen darin zuſammenhalten wie für einen Cultus und jede Einzelne muß in ihren Verhältniſſen Wohl und Wehe ihres ganzen Geſchlechtes vor Augen haben, daß wir nichts Geringeres ſind, denn ſie. Glaubt nur, dies iſt auch zum Beſten der Männer: ohne ſtrenge Schranken und Bildungsmittel nützen ſie den Zauber ab, welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glückes, das nur Glück iſt, ſo lange wir deſſen nicht ſicher ſind.

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu ſolchen Maßregeln, welche die Herrſchaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja ſelbſt in der Religion: Er ſoll Dein Herr ſein!“

O pfui doch, Gräfin, das iſt ein altmodiſches Mißverſtändniß. —

„Kann denn die Religion auch altmodiſch werden?“

Wenigſtens die Deutung derſelben.

„Das mag ſein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeſchwören, wenn man uns räth, ein Syſtem zu errichten auch zwiſchen Ehegatten? Die Gefahr der Verſtellung und

Lüge? In meiner Erziehung iſt alles darauf hingeleitet worden, ich ſolle wahr und offen ſein, dies ſei die Grundbedingung aller Tugend und alles glücklichen Gewiſſens, und ich ſollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugeſprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunſt der Verſtellung üben, ein Getriebe der Täuſchung! Wie reimt ſich das?“

Unſchuldig Mädchen, das Ihr geblieben ſeid! Habt Ihr noch nie zugeſehen, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegenſätzen beginnt ſie, um bis zu feinen und feineren Unterſchieden hinaufzuführen und dann den allmälig geübten Menſchen dem eigenen Urtheile zu überlaſſen. Der junge unerfahrene Menſch iſt wie ein Kranker in der Geſellſchaft, man gibt ihm Krücken, an denen er geht, bis er ſich ſelbſtſtändig fühlt und ſie hinter ſich wirft!

„Aber ich fühle mich noch nicht ſelbſtſtändig, und iſt es denn überhaupt Beſtimmung des Weibes, ſelbſtſtändig zu werden?“

Dieſer Zweifel iſt ein Frevel gegen Gott, der in uns ſo vollkommene Menſchen geſchaffen hat, wie in den Männern. —

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreiſen, nicht aber in denen, welche Kraft und Muth und alle Vorzüge der Selbſtſtändigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geſchlechter, wenn ein jedes ſelbſtſtändig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und ſollte? Und unabhängig von einander können wir nicht leben, unſere Sinne verbieten es, und der ſüße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt iſt zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, ſpottet unſerer Unabhängigkeit; Selbſtſtändigkeit, meine ich, ſoll nicht die Deviſe des Weibes ſein!“

Sieh da, rief Margaretha und umarmte halb lächelnd, halb erſtaunt ihren Gaſt, der ſich eine ſchöne Röthe ins Antlitz geſprochen hatte, ſieh da, meine Liebe, Ihr ſeid ja geübter in Entwickelung von ſelbſtſtändigen Gedanken als all unſere Damen am Hofe es ſind! Ihr werdet ſie alle überſtrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturell. Und was hat Euch ſo frühzeitig zu ernſthaftem Gedankenleben gebracht? Das ſtille eheliche Glück auf behaglichem, einſamem Schloſſe?

„Ach, nein —“

Das Glück ſoll nicht zum Nachdenken führen.

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Beſtätigung eines Wunſches, der ſich mir ſelber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpaſſend für mich nach einem Syſteme ſchmeckt: Gäbe es nicht unſchuldige Mittel in unſerm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und edler zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?“

Arme Gräfin, wie gern möchtet ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände preis gegeben iſt. — Widerſprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib preis geben heißt, wenn man ihre Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es der großen Mehrzahl gleichgiltiger und des ſinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt.

„Und doch geht auch ſo viel feines und zartes Werk von den Männern aus, es iſt doch wol nur einzelnes Unglück, nicht gerade ſolchen Männern begegnet zu ſein! Welch eine wunderbar erhebende Welt iſt nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren ſeit einiger Zeit aus Italien nach Frankreich gekommen ſind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reiſte, geſehen habe. Da habe ich ſtaunend vor dem heiligen Michael Raphaels geſtanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach ſo erhebenden Reizen einer heiligen Familie desſelben Malers. Seht, da iſt mir Kraft und Anmuth, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in Einem zum erſten Male in meinem Leben entgegengetreten, und es iſt nie wieder aus meiner Seele geſchwunden, daß ſolche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehen könne, und daß uns Frauen wol immer die Macht einer ſo mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: war es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, ſolch unerhörte Kunſt auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künſtler nicht erſtaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon herauf kam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigſten Reliquien aus dem heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit aller Pracht der Feier, die all unſere Einbildungskraft belebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum erſten Male anſchauen. Dieſer kühne Sinn konnte nur von einem Manne kommen, denn er ſchloß ein neues, ſeines Rechtes ſich bewußtes Urtheil, er ſchloß die Kraft einer Neuerung in ſich, die uns Frauen von der Natur verſagt iſt“ —

Und dieſer Mann?

„Es war Euer Bruder, es iſt der König.“ —

Den Ihr nicht ſprechen wollt, und doch ſo zu ſchätzen wißt!

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu ſagen in meiner unpaſſenden Lage“ —

Während der letzten Rede war König Franz ungeſtüm aufgeſtanden, hatte dem neben ihm ſtehenden Budé die Hand gedrückt und zugeflüſtert: „Dies Weib iſt würdig einer Krone, Guillaume, ich danke Dir“, und hatte einen Schritt gegen die mit ſeidener Gardine verhangene Verbindungsthür gethan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte ſich erlaubt, die Hand feſt zu halten, und ihn dadurch und durch Bittworte daran zu verhindern, als aber die Gräfin ſprach: „Was hätte ich ihm zu ſagen“, da übermannte ihn der Drang ſeiner Galanterie, er ſchob alle vorgezeichneten Pläne bei Seite, und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, ſprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu ſagen, daß er von allen Großen ſeines Reiches noch nicht ſo ſchön verſtanden worden iſt, als von Euch, meine gnädige Gräfin“, und dabei ergriff er ihre Hand und küßte ſie, und bat um Entſchuldigung, daß er, das lebhafte Geſpräch vernehmend, einen Augenblick vor ſeinem Eintritt an der Thürſchwelle ſtehen geblieben ſei, um zu hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „ein ſolch Uebermaß meines eigenen Lobes, daß ich darauf hin ſogleich einen Fehler begehen, und Euch ſtören durfte.“

Mit dieſer Ueberraſchung ſchien der König den Beſtrebungen ſeiner Schweſter, die Gräfin zu ermuthigen, weſentlich geſchadet zu haben. Dieſe entzog ſich eher kalt als ſchüchtern den Artigkeiten des Königs, und ſie war offenbar davon betroffen, daß ſie ein Aufpaſſen, Behorchen überhaupt und ein berechnetes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie ſehr ihr auch in dem ihr ſelbſt verborgenen Innern der Antheil und Beifall des Königs ſchmeichelte, wie ſehr ſie auch in dieſer ihr ſelbſt verſchleierten inneren Welt ihres Herzens ein Theilnehmen an dieſen Lebenskreiſen wünſchte, ja wie ſehr ſie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflichtgefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten ſie doch entfernt von jeder, auch der kleinſten Hingebung an dieſe lockenden Verhältniſſe, und trieben ſie zurück in den einſamen, freudeleeren Kreis des bretoniſchen Schloſſes. Sie ſah voraus, daß ſie ſchon für den unverſchuldeten Eintritt ins königliche Schloß zu leiden haben würde, aber ſie beſaß jenen Muth der Frauen, den Muth, allen Leiden gebückten Hauptes entgegen zu gehen. Bis dahin von der ſanften Macht der Herzogin zurückgehalten, ſah ſie nun keine dringendere Pflicht vor ſich, als ihren Gemal zu unterrichten. Eine treue Dienerin Louiſon, welche aus der Pyrenäen-Heimat der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu ſenden. Denn es war der Gräfin nicht verſchwiegen worden, daß ihr Gemal eiligſt nach Paris gegangen ſei eines dringenden Geſchäftes wegen, aber obwol man hinzugeſetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, ſo war ſie doch bereits mißtrauiſch, und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimat.

Louiſon hatte ſich dies indeſſen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrigue und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derſelben, hatte ſein Standquartier beſchaulichen Müßigganges im Thorhüter-Saale des Schloſſes aufgeſchlagen, wo Alles was kam und ging vorüber mußte, und wo eine Niederlage ſämmtlicher Dienerſchaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein Leichtes, der ſuchenden Louiſon nachzuſpähen und die Abſendung des Briefes zu unterſchlagen. Louiſon war klug und theilte ihrer Herrin offen mit, daß ſie, einigen Zeichen nach, die richtige Abſendung des Briefes nicht für hinlänglich geſichert halte; und daß ſie rathen müſſe, einen zweiten zurecht zu machen, wenn der Frau Gräfin beſonders viel an zuverläſſiger Beſtellung desſelben liege. Nur war zu befürchten, daß es dem zweiten nicht beſſer ergehen würde als dem erſten, und die Gräfin, durch dieſes neue Anzeichen verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung verſetzt, entſchloß ſich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem kindlichen Charakter allerdings ganz angemeſſenen Wege. Sie hatte ſich nämlich, nachdem der König ſie überraſcht, nicht mehr aller Männer-Geſellſchaft entziehen können, welche ſich des Abends bei der Herzogin Margaretha einſtellte. Der König war auf Anrathen ſeiner Schweſter nicht wieder gekommen, und es hatten ſich zu Anfange nur die Künſtler und Gelehrten eingeſtellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheiterung, der würdige Budé ein Troſt war. Aber auch einige der luſtigen Ritter aus des Königs unmittelbarer Umgebung hatten ſich allmälig eingefunden. Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letzterer, ein ganz junger, bildſchöner Mann, zeigte ſich ſehr zurückhaltend und äußerſt achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verſchieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Abſicht der Zurückhaltung nicht lange durchſetzen konnte, und ſich bald in fröhlicher, kühner Galanterie gehen ließ. Es war ihm wohl zuzutrauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunſt gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am Beſten wußte, der König ſelbſt beabſichtigte. Aber dieſe freie Zuverſicht, welche vom Betragen aller übrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verſchüchternd auf die Gräfin. Eben weil ſie hier keinen Rückhalt ſah, ging ſie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phraſen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, ſo daß ſie eine Viertelſtunde lang ihre peinliche Lage zu vergeſſen ſchien. Einem Frauen-Naturell iſt eine ſolche Hingebung an den gefahrlos reizenden Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein ſo geſchmeidiges weibliches Naturell iſt auch gar wohl im Stande, mitten in ſolcher Bedrängniß und in augenblicklicher ſcheinbarer Selbſtvergeſſenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichſt zuneigt, und welchem ſie um jeden Preis vertrauen kann. So erſchien ihr Chabot de Brion, und ihm beſchloß ſie, ſich anzuvertrauen, ſeit ſie in Budé für alles entſchloſſene Handeln eine gewiſſe Unſicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entſchluß des unberechbaren weiblichen Genius. Nicht der ſicherſte Freund würde ihr dazu gerathen haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetiſche Neigung für die Gräfin im raſchen Aufſchuß begriffen war.

Sie that es. Bei der erſten Gelegenheit, da ſie ſich mitten in der Geſellſchaft allein mit ihm ſah in einer Fenſtervertiefung ſchilderte ſie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage und die Nothwendigkeit, ſichere Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu laſſen. Sie ſprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches ſie für ihn hege, ſie ſprach's in der Bitte ſelbſt aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüth, glücklichſt überraſcht durch dies Vertrauen, verſprach die Beſorgung des Briefes, den ihm Louiſon einhändigen würde.

Von dieſem Augenblicke an fühlte ſich die Gräfin frei und ſorglos und ward gegen alle Umgebung die rückhaltloſe Liebenswürdigkeit ſelbſt. Die Herzogin glaubte ſogar, ſich dieſer Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil ſie ſelbige dem Einfluſſe des ſchönen Bonnivet zuſchrieb, ein Einfluß, welchen ſie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie ſagte alſo, als die Geſellſchaft entlaſſen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin: es ſchienen die ſchönen Männer ihr beſſere Laune zu erwecken als die geiſtreichen.

„Die ſchönen?“ erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! Was wirkt lieblicher auf unſere Stimmung als die Schönheit!“

Und Ihr zieht die ſchimmernde Schönheit der ernſteren vor? ſetzte die Herzogin hinzu, welche ſich des falſchen Gegenſatzes, den ſie aufgeſtellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen ſtattlich ſchönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es ſich, wie Ihr Euch ſo fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und Laune handelt. Aber was iſt gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menſchen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen ſoll! Ich glaube nicht, daß ein ſchöner Mann ſo tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unſchöner. Die glatte, tadelloſe Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigenthümliche prägt ſich unſerer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden iſt.“

Dieſe Erklärung hatte für die Schweſter des Königs nicht viel Tröſtlicheres als die erſte fröhliche Aeußerung, und von dieſem Abende an wurde dieſe Gräfin das unverſtandene, aber um ſo lebhafter geſuchte Geheimniß für den Hof. Ihre Schüchternheit war verſchwunden, und zeigte ſich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieſer ſelbſt war in immer größere Haſt und Bewegung gerathen, je unwahrſcheinlicher es ſeiner Schweſter und ihm erſcheinen mußte, dieſes räthſelhafte junge Weib ohne weiteres für ſich zu erobern. Er war eiferſüchtig, ehe er noch die geringſte Ausſicht auf Beſitz hatte, und dieſe Leidenſchaft war ihm, dem zuverſichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. Sie ſteigerte alſo auch ſeine Wünſche und Abſichten zum höchſten, und was er früher unbedacht und zur Hälfte lügenhaft gegen Budé geäußert hatte von Erhebung dieſer Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollſtändiger Ernſt für den Fall, daß er nicht ohne ein ſolches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Verſprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter ſolchen Umſtänden war eine Woche vergangen, und ein aufmerkſamer Zuſchauer hätte ſagen müſſen, die Gräfin zeige Bonnivet den meiſten Antheil: mit ihm unterhielt ſie ſich am öfterſten, mit ihm lachte ſie am heiterſten. Gegen Brion konnte man ſie undankbar ſchelten, denn ſie ſprach wenig zu ihm und vermied bei dieſen kurzen Unterredungen, wie es ſchien, gefliſſentlich, alle tiefere Wendung des Geſpräches. Die Künſtler liebten ſie alle, denn ſie hatte ſelbſt Geſchick für Zeichnenkunſt, und copirte eifrig und ſchnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, ſo die Skizze des Grabmals Ludwig's XII., mit deſſen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juſte beſchäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ ſie ſich die Geſänge des Homer erzählen, und war dieſen älteren Herren Stunden lang die andächtigſte Zuhörerin, die ſich auch nicht weniger angeſprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderungen des griechiſchen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé ſein Thema vom Schloſſe Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortſchreitende Entwickelung der kirchlichen Reform in Deutſchland und der Schweiz ſchilderte. Kam der ſchalkhafte Meiſter Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, ſo endigte ſie mit irgend einer anmuthigen Wendung das ernſthafte Thema und bat Marot, ſie franzöſiſche Verſe machen zu lehren, ſinnige

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Deviſen, welche damals in höchſter Gunſt und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu dieſem Kreiſe, ſetzte ſich, und bat, theil nehmen zu dürfen. Auf der Stelle wurde ſie ſchweigſam und zurückhaltend, und hier wie ſonſt erfuhr er mehr von anderen als von ihr ſelbſt, daß ſie Talent und Geiſt mannigfachſter Art beſitze. Was braucht aber die Neigung ſolcher Zeugniſſe! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfallſigen Verſicherungen Budé's, Marot's und der Uebrigen hielt er für Artigkeiten, die man ſeiner ſichtbaren Vorliebe für den Gaſt und der ſchönen Dame erweiſen wolle. Indeſſen war er doch diesmal bereits ſo klug, die Galanterie bei Seite zu ſetzen und auf die ernſthaften Gegenſtände des Geſprächs einzugehen, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Disputiren und durch hundertfache Gedankenwendung erprüfen, lag nicht im Weſen des Königs, dies. ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältniſſe, auch gegebene Speculationen zu gruppiren, Pläne großen Styles zu entwerfen, mit ſchöpferiſcher und künſtlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Werth jeder Einzelnheit, und ſich allmälig in Zuſammenſtellung mehrerer ſolcher Pläne etwas überſpannt aber immer geiſtreich zu berauſchen, dergeſtalt, daß nach einer halbſtündigen Hingebung an ſolche wohl gegliederte Extaſe nicht nur Frankreich, ſondern Europa ein ganz verändertes Anſehen erhielt. Ein verändertes Anſehen, denn er hatte keinen Zug revolutionären Sinnes, der von innen und von Grund aus umgeſtalten will, in ſich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu thun und neu ſtellen, er wollte eben nur das Anſehen der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiſte der Welt verändert zu brauchen glaubte, das ſuchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. Ach — ſchloß er ſolch einen Erguß, indem er aufſtand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten ſchien, ſie möchten ſich entfernen — die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es iſt nichts vorbereitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eigenen Geſichtspunkte, von denen ich ausging, und Niemand iſt neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurch trüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit ſich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, ſie wieder aufzunehmen!

„Aber Eure Schweſter, königlicher Herr!“ erwiderte die Gräfin, welche ſolchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Intereſſe, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in ſich trug. Aufgeregt davon, daß ſie dieſen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigſten Manne neben ſich berührt ſah, achtete ſie im Anſchauen des Königs und in der Hingebung an dieſe Welt zum erſten Male nicht darauf, daß ſie allein gelaſſen war mit dem Könige. —

Meine Schweſter?! ſagte dieſer, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Themas, zur Hälfte Empfindung kokettirend, um das unſchuldige Weib ſicher zu machen — meine Schweſter iſt ein ſuchender Geiſt, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr ſagen will, ſie iſt nur meine Schweſter, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, ſie iſt nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins ſind, erſchafft man gemeinſchaftlich mit einander!

Die Gräfin ſchwieg, der König ſchwieg. Sie ſtand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbſtnachmittag, neben dem Lehnſtuhle, den ſie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne desſelben, ihr Kopf war gedanken- und theilnahmsvoll vorgebeugt und, wie ſich verlierend, blickte ſie auf das männlich ſchöne Antlitz des Königs, welches ſich zu Linien herber Trauer zuſammengezogen hatte und den Blick ſtarr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm ſtehenden Gräfin geheftet hielt.

Helft mir! rief er auf einmal, richtete ſich auf und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Dieſe erzitterte am ganzen Leibe und betonte kaum hörbar die Worte: Wie könnte ich, königlicher Herr!

Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werdet nach ihr mein Weib!

Ich bin, erwiderte leiſe wie vorher die Gräfin, welche zuſammen geſchrocken war, als ob ein Blitzſtrahl vor ihr in die Erde führe — ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!

Ihr ſeid da nicht am Orte, er iſt Eurer nicht werth, Ihr ſeid zu höherer Wirkung berufen!

Der Wille meiner Eltern, das Sacrament der Kirche haben mich ihm verbunden —

Was die Kirche bindet, kann die Kirche löſen — nicht dort liegen die Hinderniſſe; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich —

Ja, ich fürchte Euch, ſagte die Gräfin, und große Thränen rollten ihr über die Wangen, gebt meine Hände frei. Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugethan iſt, hört meine Bitte, die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes ſein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!

Bei dieſen letzten Worten hatte ſie dem ſie freigebenden Könige mit zitternder, brennender Lippe die Hand geküßt, und war hinweg geeilt. — Der König hielt ſie nicht auf, ſo ſchnell und ungewöhnlich überkam ihn dies Alles, ſo ungewöhnlich war ihm, dem ſonſt immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Feſt angeſetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Brion bei der Gräfin anfragen, ob ſie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erſcheinen. Schlüge ſie's ab, dann werde das Feſt ſo lange vertagt, bis ſie zuſage. Brion, der in etwas melancholiſcher Weiſe den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer

Aufregung. Aber ſie drückte ihm mit fieberhafter Feſtigkeit ihre Antwort dahin aus, daß ſie vor Ankunft ihres Gemals nicht öffentlich erſcheinen könne.

Graf Chateaubriant, entgegnete Brion, kann nicht mehr weit von Blois ſein. —

Mein Gott!

Der Bote, welcher Euren Brief beſorgt hat, bringt mir ſo eben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterſtatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Dienſten hat, hinzuſetzen, daß ſich der Graf ſehr entrüſtet bewieſen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schloſſe, und daß er den Brief ungeleſen bei Seite geworfen habe.

Weh mir!

Gebietet über meine Dienſte, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemals fürchten zu müſſen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher gerathen — denn ich weiß, oder vermuthe doch den ganzen Zuſammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nöthigen, ein edles Weib edel zu behandeln!

Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur ſeinen Arg —, ſeinen Unmuth will ich ſagen, das verſchlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch vom ganzen Herzen. —

Bei dieſen Worten trat Graf Chateaubriant ſelbſt ins Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber todtenbleich, er hielt den Degen blank in ſeiner Hand, und dieſer Degen war mit Blut beſpritzt, denn er hatte mit ihm Florio, welcher ſich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegen geſtellt, über den Haufen geſtoßen. —

Ich ſtöre? rief er beim Eintritte, als er ſeine Frau und Brion nahe bei einander in ſo bewegter Unterredung ſah.

Der Graf! rief ſie ſchreienden Tones, der mehr Entſetzen als Freude auszudrücken ſchien, und eilte auf ihn zu.

Euer Gemal, ſprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, dem Ihr folgen ſollt auf der Stelle!

Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hinderniß in den Weg tritt.

Was gäb's für ein Hinderniß, ſagte er, ſich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zuſprechend, wenn Graf Chateaubriant ſein verlocktes Weib aus dem Hauſe der Gewalt führen will?!

Brion näherte ſich den Gehenden raſchen Schrittes und den Grafen am Arme faſſend, ſagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: Dies iſt des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich ſein für ein geziemend Betragen gegen dieſen Ort und dieſe von aller Welt hochgeachtete Dame!

Junger Edelmann, der ſein Glück ſucht, dieſe Dame iſt mein Weib, und ſo wie Du ſie nicht ſchmähen ſollſt, ſo ſollſt Du ſie auch nicht loben, oder gar ihren Beſchützer ſpielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!

Laßt uns, Brion, rief die Gräfin, ich beſchwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweiſen, ſo eilt voraus und ſorgt, daß Niemand uns in den Weg trete!

Auf dieſe Worte ging Brion, ſich gegen die Gräfin verneigend, eiligſt an ihnen vorüber und nach dem Ausgangsſaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieſer aber ſchien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm verſetzt zu ſein, er preßte die Hand der armen Frau dergeſtalt, daß ſie wimmerte, und fuhr ſie wüthend an, als Brion die Thür hinter ſich hatte: Vortrefflich ſcheint Ihr bereits hier bekannt zu ſein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Bruſt in dieſen Zimmern der Schmach zurücklaſſen möchte, ein ſchreiendes Malzeichen für Mit- und Nachwelt!

Ihr thut mir entſetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen —

Weib!

Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen —

So frech haſt Du lügen gelernt in ſo kurzer Zeit! Und damit ſtieß er ſie von ſich, daß ſie zu Boden ſtürzte und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdeß war durch Florio's Geſchrei das ganze Schloß in Aufruhr gerathen; man eilte ſchon von allen Seiten dem heraustretenden Brion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Thür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei dieſem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen, und ſtürzte auf den Grafen los, der ſie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing, aber ſchnell von der Ueberzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

Der König! Der König! ſcholl es die Treppe herauf, und ehe noch Jemand ſich zu der regungslos daliegenden und für todt gehaltenen Gräfin wenden konnte, stand König Franz bei der Gruppe.

II.

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, alſo beinahe ein halbes Jahr nach der Kataſtrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schloſſe in Blois begegnet war, da ſaß der König an der Mittagsſeite des Schloſſes von Fontainebleau und ſah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgeſtecktes Garten-Parterre machten. Die Gebäude Fontainebleau's, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldſchloß mit Kapelle und Gotteshauſe vorfindend, iſt als eigentlicher Gründer des Schloſſes zu betrachten — waren damals ſchon in ſo ungewöhnlicher Wendung in einander verſchlungen, und Kirche, Kapelle, Gallerie und Hof zeigten ſich von Anfang an ſo verſchränkt zu einander geſtellt, daß dieſer Aufenthalt ein noch eigenthümlicher romantiſches Weſen hatte als heutigen Tags. Und viel mehr denn ſpäter beherrſchte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum thurmhoch wogte, und ſich trotz zahlreicher Axtſchläge gar nicht abdrängen laſſen wollte von dem alten Jagdhauſe der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräuſch der Menſchen, die Sonne fand dieſen meilenbreit von tieſem Forſte umgebenen Schloßplatz erſt einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein ſtrahlte in den Morgenſtunden herüber auf die niedrige Gras-Terraſſe, welche König Franz hier auf der

Mittagsſeite vor einem großen Galleriesſaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings ſangen ihre kurzen, luſtigen Weiſen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht ſtören. Auch der Kukuk war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erſte Mal wieder zu hören. Er zählte abergläubiſch, wie vielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kukuk ſchon vor Berechnung des fünfzigſten Lebensjahres abſetzte, da rief König Franz halb betroffen, halb luſtig: Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehauen und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieſes Frühjahr ihre Ausſchmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den erſten Knospen geſchmückten Buchenwalde leuchtete ein Waſſerſpiegel und der ſchwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies Alles im Einzelnen zu vollenden ſei, dies beſchäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schweſter um Vorſchläge. Es geſchah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfniß: ſelten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Planes, der nicht von ihm ſelbſt ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geſchmacks war er von hartnäckiger Selbſtſtändigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all ſeinen Umgebungen darin überlegen. Die Schweſter neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt, und hatte einen bei weitem weniger ausgebildeten Sinn für Plaſtik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Abſichten auf den Connetable, durch den immer noch ſchwebenden Proceß Semblançay's, welcher zu ſeiner Vertheidigung allerlei Uebles von ihr ausgeſagt und ihr ſonſt ſo vortreffliches Verhältniß zum Sohne doch einigermaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivet's Leichtſinn, der ſich ihr als Galan nur allzu oft nachläſſig und treulos erwies, und ſeit Erſcheinen der Gräfin täglich unaufmerkſamer geworden war, die luſtbedürftige Mutter erwiderte: Was fragſt Du uns, die wir doch nicht im Stande ſind, Dir etwas zu Dank zu rathen, beſonders ſeit die eigenſinnige Chateaubriant mit ihrem Geſchmacke Dir alles Andere in Schatten ſtellt —

Ach ja! ſagte der König haſtig aufſtehend, die Chateaubriant! Und ſie kommt nicht, und Brion bringt nichts zu Wege. —

Du biſt mir unbegreiflich, Franz, ſagte die Mutter halb ſpöttiſch, wie Du ſo viel Mühe an ein kindiſch Weib verſchwenden kannſt!

Was willſt Du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an ſie gedacht, und Du machſt mir in dieſem Augenblicke deutlich, daß ich ſie doch nicht im Geringſten vergeſſen, ſondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer ſcheinbar ſo ganz vergeſſen konnte, ohne daß ſich mir die Neigung im Geringſten verändert hätte!

Nachdem der König eine Weile ſchweigend da geſtanden, wendete er ſich plötzlich nach dem Schloſſe und verließ haſtig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in ſeiner Natur, dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können, was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergeſtalt in Bewegung ſetzen konnte, Erinnerung hatte ſonſt keine Macht über ihn.

Die Gräfin wird läſtig — ſagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pauſe — er muß ſie beſitzen, damit wir ſie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält ſie mächtig.

Die Herzogin von Alençon ſchwieg.

Nach jener Kataſtrophe, nämlich in Blois, war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geiſteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte ſich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, ſo lange die Gefahr nicht beſeitigt war, die größte Aufregung und einen Antheil gezeigt, deſſen ihn Niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beſeitigung der Gefahr mit ſo viel Rückſicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erſchienen, daß von ſeinen näheren Umgebungen Niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln und Niemand dem Gerücht widerſprechen mochte, es werde Budé mit dem Frühjahre nach Rom geſendet werden, um die Scheidung der Chateaubriant'ſchen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin ſelbſt wußte nichts davon: auch nachdem ſie ſo weit wieder hergeſtellt war, um am Geſpräch wieder theil zu nehmen, war ſie einer tief melancholiſchen Stimmung, ſobald von Mann und Weib geſprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit ſichtbarer Angſt vermieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu ſein. So war die rauhe Jahreszeit hereingebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war ſo weit wieder hergeſtellt geweſen, um mit der Herzogin von Alençon dieſe Reiſe machen zu können, und es ſchien aller Welt unzweifelhaft, daß es alſo geſchehen und daß ſie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefſten Erſchreckens und Abſcheus hörte ſie ſeit jener Kataſtrophe den Namen des Schloſſes Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlaſſenen Gemales nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde ſchon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maulthieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsſtunde bereit geweſen, auch dieſe Damen zum erſten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächſte Nachfrage war vergeblich geblieben, und erſt nach Verlauf einiger Wochen hatte man entdeckt, daß ſie ſich durch einen Diener des Grafen, welchen dieſer in Blois zurückgelaſſen, Pferde zu verſchaffen und ſich vom Reiſezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin ſie gegangen? war noch länger ein Räthſel. Man entſetzte ſich vor dem Gedanken, ſie ſei nach Chateaubriant. Florio's Kundſchafter berichteten endlich, in Chateaubriant ſei ſie auch nicht, ſelbſt nicht in dem alten Thurme des Schloſſes. Auch fehle Baptiſte, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreiſe des Hofes noch in Blois geſehen.

Die Gräfin war aber mit Baptiſte ſüdlich hinabgeritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimat Foix. Es war dieſer Entſchluß das ſchmerzliche Ergebniß ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürſtete, um ſich aller Männer-Rohheit zu entziehen, um ſich der Mannes-Welt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemals hatte ſie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinſchaft mit ihm geſchieden, und ihre frühere ſclaviſche Ergebenheit an dies Verhältniß mit einem Streiche beendigt, ach, der lange Aufenthalt in Blois hatte auch die ſchlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und ſie erkannte mit durchdringendem geiſtigem Inſtincte gar wohl, daß hinter dieſer ſtürmiſchen Befliſſenheit des Königs Franz der gefährlichſte Leichtſinn, die gefährlichſte Möglichkeit des treuloſen Wechſels höhniſch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Rohheit des Gatten. Welch eine Pein hatte ſich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte ſie ihr Kind, nach welchem ſie ſchmerzlichſt verlangte, und von welchem ſie durch einen ausgeſprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrſcheinlich für immer geſchieden würde; rings um ſich wußte ſie eine Welt, welche ihr die alſo herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder ſelbige doch unwürdigeren Beweggründen zuſchreiben würde; in ſich ſelbſt fand ſie, in ſtrengen Sitten auferzogen, keine vollſtändige Freiſprechung für ihr völliges Losſagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieſes Lebens, und in dem glänzenden Erſatze, der ſich für alles dies darbot, in der Liebe des Königs und zum Könige erkannte ſie Rauſch und Unſicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb ſie, dem Augenblicke und der Neigung ſich hinzugeben, und flüſterte ihr zu, das höchſte Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, ſondern bethätige ſich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewiſſen aber ſprach, es ſei ihre Pflicht unter alſo übel verſchlungenen Umſtänden: zu entſagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht aufs Handeln angewieſen, ſucht das Weib ihre höchſte Genugthuung im Entſagen — die Gräfin entfloh, um ſich in den heimatlichen Bergen, und wenn es Noth thäte hinter Kloſtermauern der beunruhigenden Welt zu entziehen. Der ſtrengen Mutter, die einſam auf dem Schloſſe Foix lebte, wollte ſie ſich unterwerfen, nachdem ſie ihr das gepeinigte Herz ausgeſchüttet. Und doch ſchlug ihr das Herz mehr in Angſt als Freude, da ſie auf der letzten Höhe ankam, und das maleriſche Heimatland in rauher Färbung des hereinbrechenden Winters vor ſich ſah. Der Wind flog ſtreng und ſtürmiſch hinter ihr her, und eilte in die Schlucht von Foix hinab, ſich an deren Felſen und Felſen-Schloſſe zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin ſich die Grafſchaft erweiterte und abplattete, trockene Blätter hoch aufjagend zu ſuchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier vom blaſſen Geſicht, und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leiſe vor ſich hinſprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einſame Fels von St. Sauveur zurückſtößt, wo iſt mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag ſchwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her ſahen dürr und troſtlos aus wie ein zerſtörtes Menſchenbild, das ſein Leben vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob ſich weſtlich über dem Oertchen und deſſen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Thurme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif ſchon den Scheitel ſäumte. Und hinter dem St. Sauveur thürmten ſich pyramidaliſch höher und höher, weißer und eiſiger bis an den Horizont die ſchon eingewinterten Pyrenäen nach der unnahbaren Maladetta hinauf. Alles ſchien ihr furchtbar und ſtarr, und auch die Arriège, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordoſten in dies Thal herabkommt, um den das Schloß Foix beſpülenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeſchwollenen Waſſern und mit Eisſchollen. Ihr Blick haftete unwillkürlich auf einem großen Kloſtergebäude, welches am Zuſammenfluſſe der beiden Ströme im Schutze des Thalwinkels lag. In dieſer Abtei wurde die heiliga Genoveſa verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an dieſe Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben ſich ihr entzöge, ermuthigte ſie allein, ihr müdes Roß zum Hinabſteigen in das Thal anzutreiben.

Baptiſte war ihren Blicken gefolgt, und glaubte, ſie verſtanden zu haben. Er ſchüttelte das Haupt. Nicht daß er um ſeine Zukunft beſorgt geweſen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Kloſterpforte verabſchiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören, und ſich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über die neue Glaubensfrage geſprochen, und durch Aufklärung ihn nur begieriger darnach gemacht. Aber eben dieſe Richtung eines naiv ſuchenden Geiſtes, welche ihn ſchon in Chateaubriant zu der leutſeligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöſter verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entſchluß, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen.

Seht nicht da rechts hinüber, gnädigſte Gräfin — ſprach er denn halblaut — in dieſen Häuſern wohnt Gott nicht mehr!

Aber Ruhe wohnt da, und im Nothfalle Schutz, Baptiſte. —

In der That fehlte ihr die ſichere Zuverſicht, bei der Mutter da oben im ſchwarzen Schloſſe Schutz oder Troſt zu finden, denn ſie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und ſie erinnerte ſich nur zu deutlich, wie herb deren Aeußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoiſe! Arm, denn ſie konnte ſich gegen ihr übles Schickſal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Liebloſigkeit herbeigeführt ſei, und daß es alſo dagegen nur eines geraden Widerſtandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, ſie liebte es, wenn auch nicht ſo zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei ins rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieſer alten Gräfin eherne Mauern, ſie vergab auch nicht die geringſte unehrerbietige Berührung derſelben. Und dieſe Richtung war ſehr natürlich entſtanden: vornehmen Standes hatte ſie eine auf dieſe Kreiſe beſchränkte Erziehung genoſſen, und war durch Heirat und Verlauf ihrer Ehe darin beſtätigt worden. Phöbus Graf von Foix, ihr Gemal, ſtammte aus einem uralten Geſchlechte, welches Jahrhunderte lang die Krone von Navarra getragen hatte: ein König von Frankreich war im alten Schloſſe von Foix nichts ſo Beſonderes, daß man deſſen Stellung und Rang auch nur die geringſte Unwürdigkeit nachgeſehen hätte, und eine geborene Foix war in dieſem Schloſſe nicht im Geringſten entſchuldigt, daß ſie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen ſei. Und konnte ſie ſich, die gepeinigte junge Gräfin, konnte ſie ſich darauf ſtützen, daß ſie nicht abgewichen ſei? Nein; denn der Schein war gegen ſie, und ſie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter ſtreng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt geweſen, ſich abzuwenden von der reizloſen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, ſich hinzugeben der reizenden Welt des Königs Franz; ſie hatte kein freies Gewiſſen, und konnte nicht beſtehen, ſie wußte es voraus, vor dem ernſten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Witwe hatte dieſe Mutter alle Schranken um ein Weib nur um ſo höher errichtet, und die Regeln des Anſtandes, deren ſie zum eigenen Schutz bedurfte, waren ihr im Intereſſe des Selbſtſchutzes aufgewachſen zu unerbittlichen Regeln einer geſellſchaftlichen Religion. Welchen Empfanges durfte ſich die in üble Stellung gerathene Tochter verſehen?! Ach, und ſchlimmer und entſetzlicher als alle die Fragen und Bedrängniſſe lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den ſie verabſcheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er gekommen ſei, ſie entſetzte ſich davor, und doch begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß ſie ihre Phantaſie überraſchte, welche ſich in die Conſequenzen dieſes Gedankens wollüſtig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der ſtörende Gemal, ſei todt, todt. — Mein Gott, mein Gott, ſchrie ſie auf, dies iſt der Teufel, und ſo ergreift er die Menſchen, um ſie verbrecheriſch zu machen! Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe ſie bei ſchnellerer Bewegung den dämoniſchen Einflüſſen.

Es war auch Alles von ſo übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schloſſe hinauf führte, fand ſie die engen ſteil aufſteigenden Straßen menſchenleer, und die wenigen Menſchen, denen ſie begegnete, ſtarrten ſie an, und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß ſie eine Reihe von Jahren, ſeit ihrer Verheiratung, nicht mehr daheim geweſen war, und daß ſo mancher Bekannte während deſſen geſtorben oder verdorben ſein mußte, ſie vergaß, daß ſie von Niemand erwartet wurde, daß ſie den Schleier wieder über das Antlitz geſchlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus dieſen rußigen Häuſerchen der Blech- und Eiſenſchmiede zum Vorſchein kam, ſie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in dieſem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuſer hinein getrieben hatte. Traurig ritt ſie den Schloßberg hinauf, und ſchrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier zurück und ſtreckte die Arme aus: ſie glaubte ihre Mutter im öſtlichen auf den Weg herab ſehenden Thurmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, ſie erkennt mich nicht,“ ſprach ſie halblaut, und die Arme ſanken ihr ſchlaff auf den Sattel, „ſie geht hinweg von ihrem Fenſter! Das Alter mag ſie drücken, denn ſonſt ſah ſie ſcharf wie der Falke auf unſeren Bergen!“

Langſam ritten ſie in den von Thürmen umeckten Schloßhof: alles war menſchenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch ſie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menſchen zu begegnen kam ſie in die Halle, einen hohen und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleideten Raum, in welchem ſonſt der Fremde empfangen, und ſonſt Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch das Schloß mit Geſang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war todtenſtill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf ſie zugeflogen, und erſchreckte ſie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er ſie kreiſend umflatterte, mit ſeiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!“ und rief ihr damit Entſetzen ins Herz, denn ihr erſter Gedanke war, ihr peinigendes Geheimniß werde bereits von allen Dächern und im Mutterhauſe drohend ausgerufen. Bald ſah ſie wol den Irrthum ein: Jacques, ſo hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte ſie ſogleich erkannt, und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, deſſen Endſylbe er von frühauf nicht ausſprechen konnte. Guter Jacques, Du bedeuteſt wol Unheil! ſagte ſie traurig, als ſie ſich beruhigt hatte, ihn auf den Handſchuh treten ließ und ihn ſtreichelte.

Indeſſen verſuchte es doch die ihr inwohnende geſunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu ſchieben: Man wird Dich nicht geſehen haben, flüſterte ſie, die Diener werden beſchäftigt, es wird die Mutter nicht geweſen ſein oben am Thurmfenſter, und in jetziger Jahreszeit iſt man keines

Beſuches gewärtig, am wenigſten des meinigen! Dieſen Ermunterungen ſich hingebend eilte ſie haſtig die ſteinerne Treppe hinauf, den gewölbten Corridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, ſo daß Jacques ſich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her ſchlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!“ Dieſer Ruf ſchlug allen Muth wieder darnieder, ſie blieb athemlos ſtehen, eh' ſie noch die Thür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da that ſich die Thür auf, ſie ſah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame, mitten im Zimmer ſtehen, rechts neben ihr einen Prieſter in violettem Talare, links ein ſchlankes Mädchen. Der Haushofmeiſter, ihr den Rücken kehrend, verbeugte ſich vor der alten Gräfin, wendete ſich dann, und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geſchloſſen wurde. ihr entgegen.

Sie hatte verſucht, ihrer Mutter entgegen zu eilen, aber der eiſige Blick derſelben hatte ſie gefeſſelt; ſie ſtand regungslos und ſtarrte dem ihr wohlbekannten Diener, der ſich jetzt vor ihr verbeugte ohne ihr ins Auge zu ſehen, in das faltenreiche Angeſicht.

Die gnädige Frau Gräfin von Foix, ſprach er mit faſt tonloſer Stimme, laſſen ſich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Dienſten ſei.

Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!

Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müſſe ein Irrthum, durch äußerliche Aehnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauſes Foix reiſe nicht allein durch das Land, ſondern lebe auf ihrem Schloſſe in der Bretagne neben ihrem Gemale dem Herrn Grafen von Chateaubriant. —

Die Gräfin, regungslos ſtehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeiſter, ſetzte nach einer Pauſe mit faſt weinerlicher Stimme hinzu: wenn die fremde Dame erlaube, ſolle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden verſorgt werden für die Weiterreiſe. —

Für die Weiterreiſe? — Mit dieſen Worten ſchwankte die Gräfin auf einen der ſteinernen Sitze am Corridorfenſter, und verhüllte ſich das Geſicht. Jacques war bei dieſer Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenſterſims getreten, und Guernard hatte ſich da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenſtervertiefung begeben, wo er den Entſchluß der Dame abwarten zu wollen ſchien; dicke Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

Wodurch hab' ich dies verſchuldet? fragte ſich die unglückliche Frau, und indem ſie die Ereigniſſe der letzten Monate an ihrem Geiſte und vor einem Richterſtuhle wie er im Schloſſe Foix geltend war, vorüber gehen ließ, brach ſich die verhaltene Thränenfluth freie Bahn, und es gewann die Selbſtanklage von Minute zu Minute feſteren Boden. Daß ſie nicht unverweilt, als ſie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt ſei, dies hielt ſie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerſtört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitenen Kerne der Foix, und ſie fand nach einer viertelſtündigen verzweiflungsvollen Noth jenen wunderbaren Muth, welcher die Frauen ſo ganz und gar von den Männern unterſcheidet, den Muth völliger Entſagung. Alles Glück, allen Reiz des Lebens gab ſie auf, und wollte leiden von dieſer Stunde an ſchweigſam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte ſie aber eines verborgenen Bewußtſeins der Unſchuld und Selbſtſtändigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logiſchen Raiſonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf ſtützte ſie ſich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieſer Halt wurde ihr genommen. Als ſie nach langer Pein zum erſten Male wieder aufſah, erblickte ſie neben ſich den Prieſter in violettem Gewande. Ein leiſer Ausruf der Freude — ſo nahe hatte ſie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: Florentin, Du kennſt mich noch und verläſſeſt mich nicht! Ich danke Dir! — Und mit dieſen Worten reichte ſie ihm die Hand.

Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!

Bringt Dich blos die Kirche?

Blos die Kirche? Françoiſe, was gibt es Größeres auf Erden?

Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes iſt wol noch weicher und lieber. —

Nicht Jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche ſind Jedermann offen. Françoiſe, erinnere Dich unſerer Jugend, erinnere Dich, was Dir unſer Beichtiger ſo oft zu ſagen pflegte! Wovor warnte er Dich zu wiederholten Malen? Vor ſündigem Selbſtvertrauen auf menſchliche Kräfte. Die Menſchen ſind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du haſt Dich Deines Gatten, Du haſt Dich Deiner Verhältniſſe überhoben in demſelben falſchen Vertrauen auf eigene Kraft. —

Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schickſal ergriffen und umhergeſchleudert worden. —

Schickſal iſt ein heidniſches Wort, und eine gute Chriſtin ſoll es nicht kennen. Du trachteſt nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift Dich das Ungewöhnliche in erſchrecklichſter Geſtalt. Du haſt den Gemal verlaſſen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, Deinen guten Namen ſturmesſchnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat, Du haſt Dich in eitler Einſicht über unſern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menſchen Erfundenes. —

Niemals, Florentin!

Sind nicht auf dem Schloſſe von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutſcher Ketzer mit Wohlgefälligkeit beſprochen worden, beſprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menſchlicher Beſprechung ſei? Habt Ihr nicht dergeſtalt unſern göttlichen Glauben herabgewürdigt bis zum prüfenden Maßſtabe unvollkommener und ſündiger Menſchen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Menſch es richtet? Und warſt Du nicht dabei? Ja, warſt Du nicht Allen voraus in den ſündigen Spielereien mit heidniſcher Kunſt, denen der König ſich hingibt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der ſchlüpfrige Weg, auf welchem Du Dich verloren haſt vom Wege der Pflicht und Ehre?

Florentin, ich bin unſchuldig!

Unſchuldig? Unſchuldig an Leib und Seele?

Françoiſe ſchwieg.

Iſt der Leib mehr, denn die Seele? War Deine Seele unverrückt bei dem Gemale, den Dir das Sacrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen Dich die Mutter erzogen? Siehſt Du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum ſie es nicht mehr erkennt? Was ſind Bande der irdiſchen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo ſind die Bande irdiſcher Welt, die Dich halten und ſchützen? Ein Lufthauch hat ſie gelöſt: wie ein Kind der Wüſte irrſt Du umher im ſchönen Frankreich, und verdirbſt in Verzweiflung und Reue, wenn Du noch die Kraft haſt, der gröblichſten Sünde auszuweichen, verdirbſt für Zeit und Ewigkeit, wenn Du ſchwach genug biſt, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Luſt verheißt, augenblickliche Rettung zu ſuchen. Dies iſt Deine Lage, und dieſe Lage iſt entſprungen aus dem Uebermuthe Deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.

Was ſoll ich thun?

Beten und büßen!

Ich büße und bete —

Und glaubſt doch Unrecht zu leiden! Du leideſt aber Recht, und Dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoiſe, der Boden dieſer Welt iſt von tauſend Abgründen durchkreuzt, und Du hüpfeſt darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeſchloſſener Tanzſaal wäre! Du behaupteſt, unſchuldig zu ſein, und ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß kein Menſch an Deine Unſchuld glaubt —

Florentin!

Kein Menſch! Nicht einmal Deine Mutter, nicht einmal ich!

Entſetzlich! Nun denn, ſo ſeid ihr grauſam, und mein Herz verliert wenig, wenn es Euch verliert. —

Bei dieſen Worten erhob ſich Françoiſe, zum erſten Male unterſtützt von einer Wallung des Zornes, und ſchickte ſich an, indem ſie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Prieſter und das Schloß der Ihrigen zu verlaſſen.

Dein Herz verliert das Theuerſte auf Erden, es verliert die Mutter!

Es hatte ſie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.

Es iſt Dir beſſer, ſagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches Du neben Deiner Mutter ſtehen ſahſt, iſt ein lebendiger Beweis dafür —

Wer iſt ſie?

Deines Vetters, des Herzogs von Infantado, Kind iſt ſie. Du haſt ihn in Deiner Jugend geſehen, dieſen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er iſt zu dieſer Trauer gekommen, weil er die Rathſchläge der Gottſeligen verſchmähte. Als er zwanzig Jahre alt war verfolgte er mit ſeinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in ſchwarzer Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen ſchönen Wuchs, einen ſchönen Fuß und einen, wie ſich die leichtſinnigen jungen Männer ausdrückten, verführeriſchen Nacken. Alles Uebrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war ſie von ähnlichen ſchwarzen Damen nur durch eine karminrothe Schleife zu unterſcheiden, welche ſie an der Bruſt trug. Das Gewühl trennte ihn von ſeinem Freunde, und es gelang ihm, von der ſchönen Dame die Zuſage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zuſammenkunft zu ſprechen und nicht die geringſte Erkundigung über Namen und Stand einzuziehen. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er ſeine ſinnliche Luſt befriedigen konnte: er verſprach feierlich, was verlangt war, und ſuchte, da das Rendezvous erſt in einer Stunde ſtatt finden konnte, im Maskengewühl nach ſeinem Freunde, um dieſem die gelungene Eroberung mitzutheilen. Denn die gedankenloſe Jugend iſt auch immer indiscret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein Paar falſche Dominos angeſprochen, fand er endlich den richtigen ſchwarzen, welcher ihn eben ſo dringend und in eben ſo indiscretem Drange ſuchte. Kurz, die Worte Beider fanden kaum neben einander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der ſchwarzen Dame mit karminrother Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächſten Stunde zugeſagt. Wir ſind genarrt! riefen Beide, und ſie machten ſich eiligſt auf, die ſpöttiſche Dame zu ſuchen, und zu Rede zu ſtellen. Aber ſie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde verfloſſen war, ſo beſchloſſen ſie, trotz der wahrſcheinlichen Täuſchung die von der Dame beſtimmten Orte der Zuſammenkunft — es waren zwei verſchiedene Orte — aufzuſuchen. Denn Jeder dachte bei ſich ganz im Sinne der weltlichen Freundſchaft: Mir wird ſie Wort halten, und mit dem ſtets überzuverſichtlichen Freunde wird ſie geſcherzt haben.

In der That fand der junge Herzog von Infantado ſeine Dame, aber er fand auch, als er am Morgen nach Hauſe kehrte, die Leiche ſeines Freundes an der nächſten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrothe Schleife, zierlich angeheftet an der Bruſt des Unglücklichen. Wie hing das zuſammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war ſo groß, daß er weniger dem Tode ſeines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieſer zur karminrothen Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht dieſe Schleife noch beim Stelldichein ſelbſt am Buſen ſeiner Schönen geſehen habe.

Daheim fand er indeſſen den Befehl ſeines Vaters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden ſollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genoſſenen Abenteuers, ſo reiſte er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerſtreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, ſo lange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genuſſe erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte ſein vierzigſtes Jahr in ledigem Zuſtande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu ſorgen, und er ſuchte unter den ſchönſten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höheren Geſellſchaftswelt nennt die verſchwelgte Jugend blos eine galante Jugend, und findet die Helden derſelben als geſättigte und erfahrene Kenner beſonders empfehlenswerth für die Ehe. Es hatte alſo keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado, ein ſchönes andaluſiſches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter und Schweſter waren ihr geſtorben, und ſolche Unabhängigkeit empfahl ſie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach ſo viel Erfahrung an Geſchick und Fähigkeit fehlen ſollen, ein neunzehnjährig Mädchen für ſich zu gewinnen! Beſonders nachdem ſie ihm eine Tochter geboren, öffnete ſie ihm alle, auch die kleinſten Geheimniſſe ihres Herzens. Unter dieſen war ein leichtſinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante ſeien Zwillinge und unintereſſant verheiratet geweſen; gemeinſchaftlich alſo hätten ſie ſich zu entſchädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen —

In gleicher Kleidung? fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbeſtimmter Schatten von Argwohn aufſtieg. —

Ja, ſchwarz, wie es die Landestracht in Andaluſien, und wie es einen ſchönen Fuß, ſchönen Wuchs und ſchönen Hals am günſtigſten heraushebt. Und um ſich zu erkennen ſteckte Jede eine karminrothe Schleife —

Vor die Bruſt?!

Ja, mein Gemal, vor die Bruſt — es intereſſirt Euch abſonderlich!

Abſonderlich! Weiter!

Wunderlich genug fanden ſie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen, von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —

Schwarze Dominos?

Schwarze Dominos! Ihr rathet vortrefflich. Ach richtig, Ihr ſeid ja um jene Zeit ſelbſt in Sevilla geweſen und habt wahrſcheinlich davon gehört!

Nicht das Mindeſte hab' ich gehört!

Nun, der andaluſiſche lebhafte Sinn ſchloß raſch ein flüchtiges Bündniß: meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern ſchwarzen Domino. Sie begegnen ſich des Nachts, wie ſie meinen, in vollkommener Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder ſonſtwer, denn die ſchönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geſchöpft, und einer der Dominos, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet —

Der Galan Deiner Mutter, oder der Deiner Tante?

Hierin lag die Pein: ſie wußten es nicht!

O Gott!

Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen neben einander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante von dem Morde erfuhren, war der Unglückliche ſchon beerdigt, und der zweite, wahrſcheinlich nicht getödtete Galan war trotz aller Aufmerkſamkeit Seitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu ſehen. Unbegreiflicherweiſe bemächtigte ſich beider Frauen von Stunde an eine ſtete Traurigkeit, ſie zogen ſich von der Welt zurück. —

Sie hatten beide Kinder?

Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Exiſtenz doch nicht bezweifeln? Ja wol, mein Couſin war gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenoſſe, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unſerer Mitte. Die Nachricht ſeines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloſter ſich ſehnend, welches mein Vater ihr verſchloß, ſiechte ihr nach; ich verlor ſie, als mich mein Vater zum erſten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte ſie mir dieſe Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraſchte, erſchrak ſie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war geſtorben, als wir vom Feſte heimkehrten. Aber was iſt Euch, mein Gemal, Ihr ſtarrt mich an mit entſetzlichen Augen!

Er hatte wol Urſache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerſtört: denn es war möglich, daß er ſein eigen Kind ſündlich in den Armen hielt. Er entſetzte ſich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte ſie für immer aus ſeinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat ſich zu Tode gegrämt über das geheimnißvolle, erſchreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog ſelbſt ſchwankt wie ein Geſpenſt umher, tiefſinnig und bis ins Innerſte zerſtört.

So, Françoiſe, führen die Wege der Welt! Vergnüglich und lockend erſcheinen ſie Anfangs, und führen von Conſequenz zu Conſequenz in unendlich Verderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man beginnt mit leiſen Wünſchen, die harmlos, ja unſchuldig ausſehen; Françoiſe, der Weg zum Tode, der Weg zu Gottes Schooß führt an tauſend Abgründen vorüber, und wer dies weiß, dem iſt es nicht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten ſicheren Straße abweicht, um dieſer oder jener flüchtigen irdiſchen Neigung zu genügen.

Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus meiner Bahn geſchleudert —

Und doch iſt's geſchehen!

Hilf mir!

Du mußt Hilfe wünſchen um jeden Preis!

Um jeden Preis wünſch ich ſie!

Du mußt abſchließen können mit Deinem Leben!

Es iſt zu Ende für mich in dieſem Augenblick, hilf mir!

Unſer Haus, das Haus zur heiligen Genovefa iſt Dir offen, wenn Du ernſtlich der Welt entſagen willſt.

Ich will's.

So folge mir!

Françoiſe, in überſpannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schaar peinlicher Scenen zu ſehen, ſchließt der ſchwache Menſch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit ſei beſſer. Die hohle Phraſe wohnt nicht blos in der theatraliſchen Sprache, ſie wohnt in allen, auch wortloſen Entſchlüſſen der Schwäche.

Als der Prieſter und Françoiſe den Corridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der raſche Hufſchlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Prieſter trat ans Fenſter, während die zerſtörte arme Frau mitten im Gange ſtehen blieb, und ſtarr vor ſich nieder ſah auf die ſteinernen Flieſe. Auch wenn ſie hinabgeſehen, ſie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für ſie angekommen ſei, Chabot de Brion, der mit dem Inſtinct einer romantiſchen Neigung ihre Fußſtapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entſagung ſah ſie in dieſem Augenblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in dieſem Augenblicke erſchrecklich, Florentin's Erzählung machte ihr ſelbſt Eltern- und Kindesliebe ſchauerlich. Einſamkeit, völlige Einſamkeit für immer, war ihr ganzer und einziger Wunſch. Der Prieſter Florentin hätte alſo gar nicht nöthig gehabt, ſie durch abgelegene Gänge zur Hinterſeite des Schloſſes hinaus, und von da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei zu führen. Chabot de Brion würde nichts über ſie vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre, und Baptiſte war doch nicht zu täuſchen: er hatte auf der Treppe geſtanden und gelauſcht, er folgte ihnen durch alle Gänge wie das Gewiſſen, und an der Abtei-Pforte trat er ſeiner Herrin entſchloſſen in den Weg.

Umſonſt! Françoiſe war der geiſtlichen Macht Florentins völlig anheimgegeben, ja ſie drang dem beſtürzten Diener das Verſprechen ab, ſie und die Gegend zu verlaſſen, und Niemand, aber Niemand mitzutheilen, wohin ſie ſich gerettet.

Die Pforte ſchloß ſich knarrend, und der alte Baptiſte, Thränen im Auge, ſtand mit gefalteten Händen vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Kloſtergebäuden. Der Arget und die Arriège, welche hier zuſammenſtrömen, rauſchten hoch auf mit ihren vollen Waſſern, und Baptiſte warf einen ſcheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluthen, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herüber toſten, als ahnte er, es werde ſich dort das Schickſal ſeiner Herrin eben ſo geheimnißvoll und ſchauerlich entwickeln. Seine Neuerungs-Gedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine ſicher begründete Anſicht über den verfehlten Zweck klöſterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung ſeiner Gedanken war ſchon ſtark genug für den leiſen Ausſpruch: Arme Herrin, zu großen Dingen berufen, läſſeſt Du Dich opfern der Furcht und dem todten Hinſtarren!

Traurig ſtieg er den Berg zum Schloſſe wieder hinauf — was ſollte er thun? Nach Genf will ich reiten, murmelte er vor ſich hin, und wenn wir in unabſehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unſrigen auch hierher geleiten vor die Genovefen-Abtei, und will meine Herrin befreien. Ein paar Jahre wird's wol dauern, eh' wir ſo weit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wol in dieſer Zeit ihres Irrthums inne werden.

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegen trat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu ſehen. Die Gräfin von Foix hatte ihm ſo eben die herbſten Dinge ſagen, ja ziemlich unverblümt die Thore weiſen laſſen, Baptiſte war ihm alſo die erwünſchteſte Begegnung. Aber ach, Baptiſte hatte ſeiner Herrin zugeſagt, ihren Aufenthalt ſtreng zu verſchweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die ſchöne Neigung für die Gräfin und um die anmuthigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm Alles mitgetheilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewiſſenhaft: er ertrug ſogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausſtieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiſte die Wahrheit verſchwieg war durch das abgetriebene Pferd der Gräfin, welches neben dem ſeinen in einem Thurmwinkel des Hofes angekoppelt ſtand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brion's, Baptiſte habe die Gräfin trügeriſch vom Hoflager hinweggelockt, um ſie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrſcheinlichkeit. Ich werde Dich binden und Dir mit dem Steigbügel-Riemen das Geſtändniß öffnen laſſen, rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigſamkeit des alten Dieners in immer größere Wuth verſetzte.

Aber während dieſe Scene inmitten des Schloßhofes vor ſich ging, ſammelten ſich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauſes, welche vom Haushofmeiſter eiligſt dorthin beſchieden waren, und dieſer ſelbſt trat in den Farben des Hauſes Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen voran, und führte ſie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von dem Fremden, hieß er ſie warten, und ſchritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Style eines Herolds fragend, ob er inne geworden ſei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen, und ob er dieſem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch dieſem alten Diener wurde es ſchwer, die wahrſcheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinweg zu jagen, und diplomatiſcher als Baptiſte ſetzte er auf eigene Verantwortung hinzu: dem Seigneur, welchen das Haus der Foix aus ihm unbewußten

Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genovefa-Abtei unten im Thale eine Herberge nicht verſagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf dieſen wichtigen Zuſatz, ſondern warf ſich aufs Pferd, nöthigte den gutwillig folgenden Baptiſte ſich mit den beiden Roſſen ſeinen Dienern anzuſchließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foix, Françoiſens Mutter, war bei der Geburt dieſes ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Auſſäugung einer Amme anvertraut werden müſſen. Dies blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoiſe, der Bruſt ihrer Mutter fern bleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derſelben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erſt nach Jahren von dieſer Niederkunft, und genas nur auf Koſten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemals den Tod für ſie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüſtiger und lebensſtarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angethan, ſeine Gemalin ſolchen Verluſt durch zarte Entſagung vergeſſen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein ſtolzer Charakter, ließ es, vielleicht ohne klares Bewußtſein der Härte, die Tocher entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und ſtreng. Dennoch liebte ſie es, liebte es eben dieſer hemmenden Umſtände halber eigenſinnig und gewaltſam. Um ſo weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoiſe gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Dieſe Margot war eines von jenen weiblichen Geſchöpfen, die blos Weib und Mutter ſind, und denen man nachſagt, daß ſie aus bloßer Gefälligkeit im Stande ſeien, das zu thun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und charaktervollen wie charakterloſen der entſcheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche bürgerliche Exiſtenz. Solche Margots ſcheinen vorhanden zu ſein, um die gedankenloſe natürliche Menſchlichkeit zu vertreten neben aller Convenienz. Mit vollſtändiger Gutmüthigkeit ausgerüſtet, entwaffnen ſie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moraliſten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot ſchon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringſte Heimlichkeit einen Sohn geboren, den ſie Florentin taufen ließ, und über deſſen Vater ſie bei dringender Nachfrage lachend zu ſagen pflegte, es müſſe ein vornehmer Prinz ſein, denn er habe wunderſchön ausgeſehen, als er am Heuſchober auf der Wieſe, an dem ſie geſchlummert, zu ihr getreten und ſie bei der Hand genommen habe. Weiter wiſſe ſie nichts von ihm; aber daß ihr Florentin auch ſehr ſchön ſei, das könne doch Jedermann ſehen.

Dieſer Florentin war fünf Jahre älter als Françoiſe, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger ausſähe, ſagte Margot, müſſe er auch ein Prieſter werden, und ſo ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoiſens und bis zu ſeinem zwanzigſten neben ihr theils auf dem Schloſſe, theils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Comteſſe befreundet. Als Graf Chateaubriant ſie hinweg führte, betrübte es ihn ſehr, und in dieſer Stimmung trat er dem Plane Margot's gemäß ganz in die Abtei, und wurde Prieſter. Françoiſe durfte ſich alſo von ihm der aufrichtigſten Theilnahme verſehen, als ſie in ſo unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß ſie ſich ihm ſo ſorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung ſich das Weſen dieſes Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böſe geworden. Aber was bei ſeiner Mutter gedankenloſe Gutmüthigkeit, ſinnliche Unbefangenheit geweſen, das hatte ſich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offener Kopf, welcher dem theologiſchen Kreiſe gewöhnlicher Prieſter bald überlegen und deshalb von den überlegenen Prieſtern der Abtei bald in die höheren Verhältniſſe der Prieſterſchaft eingeweiht wurde. Nicht ſowol durch die um ſich greifende Reformation, welche hier an der ſpaniſchen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöſe Papſtthum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Prieſter in viele Theile der Chriſtenheit verbreitet worden, welcher eine Art eſoteriſchen Prieſterthums darſtellte. Es war dies ein Jeſuitismus ganz anderer Art, welcher dem echten Jeſuitismus vorausging, ein ſinnlicher und künſtleriſcher Jeſuitismus, der nicht für die Kirche, ſondern für ſich, für die Schaar der Auserwählten täuſchen und erobern wollte. Er wendete ſich auch vorzugsweiſe an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch dieſe den Maſſen beizukommen, ſondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieſer Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geiſt nach außen hin lebendig und wirkſam erhalten werden müſſe, welche aber mit den intimeren Bedürfniſſen des aufgeklärten und geſchmackvollen Prieſters nichts zu ſchaffen habe.

So geartet trachtete Florentin ſchon ſeit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offenere Welt, ſei's nach Rom, ſei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anweſenheit Françoiſens am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Secretär des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte alſo auch die Geiſtesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margarethens und Budé's, und konnte den Einfluß derſelben auf Françoiſe ermeſſen. Ihm war es alſo zunächſt ſchon aus vielfältigem, politiſchem Grunde darum zu thun, ſich dieſer politiſch ſo wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die ſorgfältigſt gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenſchaft iſt beredſamer als aller Verſtand. Florentin hatte nicht gewußt, wie ſchön ſeine Milchſchweſter als Gräfin Chateaubriant geworden ſei, und als ſie ihm im ſtaubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verſchleiert und von Thränen und krampfhafter Bewegung entſtellt zum erſten Male wieder erſchienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andere Arme liefern ſollten. In ſolcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewieſen, nach ihrem Mantelſacke im Schloſſe geſendet, und dem Abte Bericht abgeſtattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit ſie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildſchöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm raſch der verwegene Gedanke, er ſei ein eben ſo ſchöner und zum Glücke eben ſo berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiſte hatte es mit ſeiner Zuſage des Stillſchweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchſt verdrießlichen Seigneur Chabot de Brion, der ihm wirklich die Steigriem-Hiebe angedeihen laſſen wollte, auf die Aeußerung des Haushofmeiſters, der Seigneur ſollte bei der Genoveſen-Abtei anfragen, aufmerkſam machte. Brion, im Städtchen Foix anhaltend, hatte ſich vorgenommen, dort jedenfalls den Reſt des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin ſei wenigſtens auf dem Schloſſe geweſen, und ſei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, ſie zu entdecken und ihr nahe zu kommen. Der Wirth der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es ſei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloßberg hinauf geritten. Brion warf einen drohenden Blick auf

Baptiſte, und fragte den Wirth, wie weit die Abtei vom Orte entfernt ſei.

Einen Büchſenſchuß, Seigneur; wenn ihr hinübergeht bis an die Waldecke am Strome und links hinumſchaut, ſo ſeht Ihr ſie. Der Pförtner iſt ein freundlicher Bruder und wird Euch für eine höfliche Zumuthung höflich Rede ſtehen, ob eine Novize oder eine Fremde eingetroffen ſei.

Brion machte ſich ſogleich auf den Weg, und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiſte Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu ſehen, ob es der Mühe werth ſei, ihn ganz aufzuſchieben. Der ſtattliche Herr im Federhute ſah allerdings darnach aus, und der Pförtner zeigte ſich entgegen kommend. Wahrſcheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein beſonderes Stillſchweigen von Florentin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Thorhüter eine Handvoll Silbermünze in die verſtändig entgegen kommende Hand zu drücken, und ſo erhielt die unverfängliche Frage für dieſen ſeines Poſtens kundigen Mann ſchnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft ſolchen Werth, philoſophirte der Pförtner in Eile, ſo wird der Werth ſteigen, wenn die Auskunft ſchwierig iſt. Er antwortete alſo ausweichend, und um Zeit für ſeine Politik zu gewinnen, bat er um den Namen der Dame, die einpaſſirt ſein ſollte. Kurz, Brion zeigte ſo unpolitiſchen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Verſicherung erhielt, er werde ſich erkundigen, und dem Seigneur am anderen Morgen Bericht erſtatten. Brion hatte indeß doch ſo viel entdeckt, daß die Gräfin wahrſcheinlich im Kloſter ſei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Ueberzeugung gekommen, daß er hier raſch verfahren müſſe, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeſchickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und ſich mit aller Zuverſicht und Behendigkeit eines ſolchen wappnend kehrte er an der Waldecke haſtig um und ſchritt eilends wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er ſcharf und rief dem ob ſolchen ſcharfen Zuges überraſcht heraus ſchauenden Pförtner gebieteriſch zu: Oeffne! Dieſer öffnete auch wirklich in der erſten Beſtürzung die kleine Thür, welche zwar zunächſt nur in ſeine Thorzelle, aus dieſer aber in den erſten Hof der Abtei führte, und ſah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur ins Angeſicht.

Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Raſch!

Melden? Ich? Ich bin blos Pförtner —

So rufe einen Laienbruder oder wer ſonſt dafür beſtellt iſt!

Aber ich darf meinen Pförtnerpoſten nicht verlaſſen. — Obwol er nicht wußte, ob etwas zu verbergen und ob dieſem Manne der Zutritt zu verſagen ſei, ſo machte er doch, nicht blos in der Abſicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, ſondern aus dem Inſtincte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt ſo ſchwer als möglich.

Ich werd' ihn verſehen bis Du wiederkommſt, Deinen Pförtnerpoſten —

Ich bitte; Ihr könntet wol nach ungewöhnlichen Grundſätzen öffnen und ſchließen —

Holla, ſchnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!

Hätte Brion gewußt, wie ſehr hilfreiche Eile ſeiner geliebten Gräfin Noth war, er hätte ſich auf keinerlei Meldung eingelaſſen, ſondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne Weiteres genöthigt, ihn nach dem Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brion's Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, ſeine Ueberlegenheit als dialektiſcher Prieſter und junger Mann über die verſtörte und verlaſſene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe ſeiner Rede jetzt himmelweit verſchieden von denen, die er ſelbigen Tages oben im Schloſſe entwickelt hatte — und ſie mußten es ſein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutrauen zu verſtohlener Freude einflößen — erſchreckte auch die unerwartete

Wendung in Weſen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis ins Innerſte, ach, ſie war doch ſo unglücklich, daß ſie ihrer eigenen logiſchen Kraft nicht mehr traute, und daß ſie ſich um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenſtand der Theilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdrucksloſe und Unbedeutendſte; wäre es ein Wunder geweſen, wenn Françoiſe dem ſchönen Jugendfreunde vertraulich und entgegen kommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um ſo vertraulicher, da ſie im Kleide prieſterlicher Würde, alſo ohne den verſchüchternden Anſpruch der Schönheit erſchien, da ſie das Zutrauen auf eine uneigennützige Freundſchaft des Milchbruders für ſich hatte, und — und was mehr war als Alles — da ſie aus dem ſichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitſchten Lebensſchifflein der armen Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der ſogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leiſtet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die laſtende Melancholie von Françoiſens Stirn zu ſcheuchen, denn er wußte ihr in ſchmeichelnder Entwickelung darzuſtellen, daß ſie eben nur um reizender Vorzüge willen in ſo peinliche Situationen verſetzt worden ſei, und daß die Pein dieſer Situationen viel mehr in ihrem furchtſamen Sinne als in den Situationen ſelbſt liege. — Willſt Du den grauen Stein beneiden, fuhr er fort, um die ungeſtörte Ruhe, welche er ſeiner Unſcheinbarkeit und Reizloſigkeit verdankt? Beſteht nicht Leben, wirkliches Leben blos aus Furcht und Verlangen, und aus dem geſteigerten, ſich gegenſeitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?

Und doch, Florentin, riethest Du mir ſelbſt, die Welt zu fliehen, weil ſie gefährlich —

Und weil Du für den Augenblick das Gleichgewicht Deiner Seele verloren haſt! Wärſt Du ſonſt nach Foix gekommen, wo Du bei einer liebloſen Mutter der trockenſten und ungenügendſten Anſichten und Grundſätze gewärtig ſein mußteſt? Du brauchſt Sammlung, und es iſt ein gutes Zeichen, daß Du Dich bis zum Bedürfniſſe dieſer Sammlung haſt verſtören laſſen, denn Du biſt verſtört worden, weil Du nicht in wüſter Gedankenloſigkeit beherrſcht ſein wollteſt, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreiſes nicht die Ruhe und die Macht in Dir fandeſt, zu herrſchen. Du biſt zum Größten beſtimmt: Du willſt Macht und Ruhe zugleich, und Du täuſcheſt Dich nur einen Augenblick über dieſe Ruhe, und verwechſelſt ſie mit der Lebloſigkeit. Wenn Du Dich einen Winter und einen Sommer in der Einſamkeit unſerer Thäler geſammelt haben wirſt, dann wirſt Du mit weitblickenden ſicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiederſehen, wirſt die Angoulême und Alençon überſehen, und wirſt verſtehen zu genießen, indem Du herrſcheſt, zu herrſchen, indem Du genießeſt und zu ſchaffen im Herrſchen und Genießen.

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoiſe iſt geiſtvoll genug, um in die Gefahr ſolcher Wendung einzugehen, und ſie iſt gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette ſie heute von dieſem Florentin, vielleicht iſt er ihr morgen ſchon nicht mehr gefährlich, wenn ſie ſich gefaßt und durch Deine Nähe, dies Zeichen ſchöner und ſtarker Theilnahme geſtärkt hat.

Leider war dies ungemein ſchwer. Nicht weil der Abt, dem Anſcheine nach ein gutmüthiger Mann, der ſtrengen Meinung geweſen wäre, jeglichen Edelmann von der ſchönen Gräfin entfernt zu halten, ſondern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er ſein ſollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrſcheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrſcheinlichkeit angekündigt durch einen Prieſter in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genoveſenſtiftes ſeit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mittheilungen machte, weil der Abt durch ſeinen Bezug zum Hauſe Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, ſo fein vorausgeſehen durch den Prieſter in Blois, war dem Abte doch überraſchend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber ſeit Wochen täglich die alte Gräſin beſuchte, hatte die junge Gräſin ſo überraſchend ſchnell in die Abtei ſelbſt gebracht, daß der Abt, ein Mann von langſamen und vorſichtigen Entſchlüſſen, nicht im Stande geweſen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieſer eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, deſſen nahes und günſtiges Verhältniß zum Könige er ſehr wohl kannte, kam ihm ſo plötzlich und ſo heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte ſich ihm ſo gern gefällig zeigen, und doch nichts voreilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes im Geringſten herabſetzen könnte! Dieſer Preis konnte aber durch den ſchönen Seigneur zweifach bedroht ſein: erſtens konnte dieſer auf eigene Rechnung die Gunſt der Gräſin ſuchen, und zweitens konnte er den Lohn für ſich allein beim Könige in Anſpruch nehmen, die ſcheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieſer Lohn ſollte ja den Prieſtern zukommen! Und dieſer Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf ſich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterſtützung die Abtei allein die ſchüchterne Dame geſtärkt und ermuthigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu beſtehen — kurz, ſchloß mit einiger Ungeduld der Abt ſeine lange Rede, in welcher er von allem Obigen das Gegentheil zu ſagen getrachtet, kurz, mein Seigneur de Brion, dieſe Angelegenheit iſt eine äußerſt ſchwierige, und ganz und gar nicht angethan, um im Handumkehren entſchieden zu werden.

Im Gegentheile, hochwürdiger Herr, es iſt hier nicht die geringſte Schwierigkeit für Euch und für die Abtei, da es ſich in keiner Weiſe um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, ſondern um die Meinung der Gräſin, einer ſelbſtſtändigen Dame, die Ihr mich hören laſſen ſollt.

Mich dünkt, die Gräſin habe dieſe Meinung deutlich genug dadurch ausgeſprochen, daß ſie das Hoflager aus eigenem Antriebe und ſelbſt flüchtig verlaſſen.

Kurz und gut, Ihr beſteht darauf, die Gräſin wie eine Gefangene zu betrachten?

Im Gegentheile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns geſucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!

Ihr beſchuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?

Der heilige Voluſian bewahre mich!

Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's gethan und werdet's vertreten; bei meinem Schwert verſichere ich Euch deſſen!

Aber Herr Chabot de Brion —

Ihr ſollt's an Euch zuerſt erfahren, daß das Concordat kein leerer Schall und Name iſt, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Aebte und Biſchöfe wählt, ja daß er die kürzlich geſchehenen Wahlen ſeiner Beſtätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?

Der Abt antwortete nicht auf dieſe directe Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Concordat abgeſchloſſen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete ſich aber in ſeiner Gegenrede unmittelbar auf die Zuſicherung, daß der König in Betreff dieſer Dame kein Hinderniß an der Genovefen-Abtei finden werde, da ja die ernſte Abſicht des Königs, dieſe ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt ſei. Es möge nur der König und der Bote deſſelben geſtatten, daß die Formen im Weſentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Theilen von guten Dienſten ſein; namentlich würden ſie allein die eingeſchüchterte Gräfin ermuthigen. —

Durch dieſe Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen und genöthigt, von Neuem auszuholen, ein Zeitverluſt, welcher Florentin zu ſtatten kam.

Florentin, der ſich auf Frauenherzen verſtand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen umſäumt, und dieſem jungen Prieſter lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umſchweife an die Hauptfrage, welche auf dem Wege ſeiner Jugendfreundin laſtete. Einige ſalbungsvolle Philoſophie, pflegte er zu ſagen, den verborgenen Wünſchen des Weibes eingeflößt, und dieſe Wünſche werden muthig und luſtig, denn die Weiber haben keinen Charakter, ſondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundſätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundſätze zuſtimmend, ſo ſind ſie dankbar wie die Kinder: ſie küſſen den Lehrer, der ſie zum Spiele hinaus läßt. Nur nicht als gedankenloſe Weſen wollen ſie behandelt ſein, und das ſind ſie auch nicht, wie beherrſchten wir ſie ſonſt durch Gedankenfolge! Gedanken haben ſie ſo viel als wir, aber jagt ihnen dieſe Gedanken durch einander wie eine Schaar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr ſie fangen und feſſeln könnt, die ungeſtümen; dies iſt ihnen gegenüber der Charakter, dem ſie ſich beugen.

Francisca, hob er an in dem halb ſpaniſchen Patois jener Gegend, welches die Gräfin ſeit ihrer Verheiratung nicht wieder gehört hatte, Francisca, liebſt Du den König Franz?

Florentin! ſchrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Seſſel in die Höhe, als ob ſie ein Schuß ins Herz getroffen hätte.

Du bejahſt meine Frage ſtärker als mit Worten, ſprich nicht, erwidere nichts, es wäre Umſchweif, verweile ruhig auf Deinem Sitze, und ſieh mir ins Auge! Furchtſames Kind, wie Deine Hand zittert, und Dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, Du ſeiſt ein ſtarkes Weib geworden, und es handelte ſich bei Dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewiſſen, darum trat ich Dich an mit greller Rede und grellem Bilde, vergib mir, Francisca, ich ſehe, daß ich Dich unnütz gepeinigt habe, Du biſt ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Francisca, Du leideſt Pein, für eingebildete Sünden, Deine Seele iſt überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend geweſen iſt, Deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, Deine Seele zu erniedrigen. So iſt die Welt verworren! Sie mißt Alles mit gleichem Maßſtabe, und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten Alles das thun, was Du nur in der Einbildung vor Dir ſiehſt, und lebten glücklich und in gutem Gewiſſen, während

Du Dich peinigſt um die bloße Möglichkeit, die Dir nahe getreten!

Und muß ich's nicht? entgegnete leiſe die Gräfin, wenn meine Seele empfindlicher iſt als Anderer, ſind nicht auch meine Pflichten feiner und ſtrenger als die Pflichten Anderer?

An Deiner Uebung im Philoſophiren, Franciſca, erkenn' ich, wie ſehr Du gelitten, wie ſehr Du gerungen. Arme Freundin! In falſchen Scrupeln wirſt Du vielleicht die Zeit Deiner ſchönen Jugendkraft verlieren, und wirſt zu ſpät zu der Einſicht kommen, daß es nur Scrupel geweſen, die Dich von der höheren Ueberſicht über die Fragen Gottes getrennt, die Dich getrennt von dem Glücke, welches Dir Gott beſchieden, indem er Dich eben ſo reich begabte, wie er's gethan, eben ſo reich wie es nöthig war, um einen ſinnigen König zu feſſeln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das ſchöne Frankreich!

Was iſt das, Florentin? Du redeſt einer ſündigen Neigung das Wort? Du verſuchſt mich! Deine Hand bebt in der meinigen.

Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die ſchwache Welt, welche ſo allgemeine Grundſätze braucht, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, ſo allgemeine, daß ſie bei begabteren Menſchen hundertfach Lüge werden und eine das Beſte zerſtörende Entſagung werden müſſen. Denn dieſe allgemeinen Grundſätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet ſein. Meine Hand bebt, Franciſca, weil ich zornig bin gegen mich ſelbſt, gegen meine Unfähigkeit, geſchloſſen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumſtößlich richtig vor meinem Geiſte ſehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Kloſters, um einzuſehen, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maßſtäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Dieſe Flucht iſt Ohnmacht, und dieſe iſt unwürdig eines Geſchöpfes, welches Gott reichlich ausgerüſtet mit ſegensvollen Mitteln für ſich und die Welt. Dieſe Flucht iſt Undank gegen

Gott, der den fruchtbaren Obſtbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehauen und zu Zaunholz verwendet werde.

Mir ſchwindelt vor Deinem Gedankengange, Florentin!

Mir auch, weil ich ihn vor Dir ausbreite ohne die Ueberzeugung, Dir ihn einleuchtend zu machen.

Und Du biſt Prieſter?!

Ich bin es, weil ich dazu beſtimmt war, ehe ich ſelbſt entſcheiden konnte, ich bin es, weil ich arm, und weil es der einzige Stand iſt, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geiſt und Gewiſſen der Menſchen die größte auf Erden iſt —

Und Du gehörſt zu den Reformatoren, deren Grundſätze aus Deutſchland kommen?

Nein. Die Formen ſind gleichgiltig und deren Wechſel iſt gefährlich. Jede Form, eine Hülſe des Geiſtes, vertrocknet, und wird über Kurz oder Lang zu enge; es mag ſich dafür intereſſiren, wem ſein Leben feil iſt, und wer an die Vollkommenheit einer menſchlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in ſo glücklicher Täuſchung Befangenen, ich kenne nichts Erdachtes, das nicht auch ſeinen Tod in ſich trüge, ich arbeite nur für eine perſönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein iſt unberechenbar —

Stirbt nicht die Perſönlichkeit auch, und ſicherer und früher als die Form?

Sie ſtirbt, denn ich ſterbe, aber meine Prätenſion ſtirbt mit mir, und ſo iſt mir der Tod eine Garantie gegen die Täuſchung.

Und wenn Deine Perſönlichkeit verdirbt?

Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?

Du biſt ſchrecklich.

Schrecklicher iſt die Tyrannei der Form!

Aber außer der Form iſt die Barbarei!

Du mißverſtehſt mich: ich geſtatte, ja ich fordere ſie für Jeden, der kein ſelbſtſtändiges Bedürfniß hat, und ich bewege mich ſtreng in der beſtehenden; ich finde den ſchönſten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrſchende kirchliche Form, die geiſtreiche Erfindung eines Jahrtauſends unendlich intereſſanter als den kahlen Verſuch der Neuerer. Auch Du haſt nicht vor ihr zu erſchrecken: ſie geſtattet dem Menſchen die Freuden der Welt, ſie verlangt nur, daß er ſich dafür abfinde durch Bekenntniß und Buße. Und Du, arme Franciska, übertreibſt, Du bekennſt und büßeſt noch bevor Du genoſſen, Du ſorgſt wie ein übermäßig guter Wirth für ein Capital an Buße, von deſſen Rente Du ein ganzes Leben unbeſorgt zehren kannſt in Wohlbehagen. Denn Du wirſt mir nicht vorreden wollen, daß ein Weib Deines Verſtandes blos aus beſchränkter Anſicht und blos aus Furcht vor dem Urtheile beſchränkter Anſicht ſeine ſchönſte Lebenszeit kaſteie —

Florentin!

Sage nichts! Ich habe Dich bewundert, daß Du die Stärke hatteſt, den König ſo lange entfernt von Dir zu halten, Du haſt dadurch für die Höhe der Neigung und für Deine bürgerliche Stellung meiſterhaft geſorgt, Du biſt jetzt ſicher, einen feſten Platz an ſeiner Seite zu gewinnen, und wenn Du Königin von Frankreich biſt, ſo magſt Du's mit Stolz ſagen, daß Du es nicht nur der Schönheit verdankeſt, welche Dir Gott geſchenkt, ſondern auch der geiſtigen Geſchicklichkeit, welche Du Dir ſelbſt erworben.

Aber Du entſetzeſt mich zum Aeußerſten, Florentin!

Das glaub' ich wol, ſagte er lachend und ihr die Hand küſſend, welche ſie hinweg ziehen wollte, und welche er feſthielt, — denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Raiſonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühſam in ein Syſtem ſtellen, iſt Euch Inſtinct, und deshalb heißt es auch ſo zierlich: die Weiber denken mit dem Herzen. Laſſen wir alſo die allgemeinen Phraſen, es gehört zum weiblichen Inſtincte, für ſich keine allgemeine Regel einzugeſtehen, und, wie es heißt, dem Herzen, dem ſyſtemloſen nach zu handeln. Verliere Dich nur nicht zu weit in der Selbſtpeinigung, welche Dir die formelle Tugend auferlegt, beuge Dich dieſer Tugend nicht gar zu furchtſam, erinnere Dich, daß Dein wahrhaftiger Menſch anders in Dir ſpricht, und erinnere Dich, daß Du mit fortgeſetzter Selbſtpeinigung den Tempel, welchen Gott in Dir errichtet, den ſchönen Leib zerſtöreſt oder doch beinträchtigſt. Hinweg mit der Falte zwiſchen den reizend geſchwungenen ſchwarzen Augenbrauen und ziehe die vollen Lippen, die zum Kuſſe beſtimmt ſind, nicht ſo peinlich nach innen. —

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geſchah; die frechen Worte des Mannes, dem ſie ſchweſterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten ſie ſo beſtürzt, daß ſie wie ſtarrend, und alles Leben nach innen drängend nur dieſen Worten nachdachte. Sie ſah und hörte und empfand in dieſen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern ſchob, ihre Bruſt mit Küſſen bedeckte, mit ſtarken Armen ſie ganz an ſich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der ſich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mittheilte, und ſie war durch die ſeltene Lage, in welche ihr Geiſt geſtürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerſtandslos und für das, was ſich zutrug, gedankenlos dieſem Manne zu verfallen, als an die Thür geklopft, und ſie durch Florentin ſelbſt, da er ſie aus ſeinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkürlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in dem ſie verhüllt geweſen, ſie war ſich plötzlich der ganzen Situation bewußt, und ſprang mit einem gellenden Schrei vom Seſſel auf, ihr Geſicht mit den Händen bedeckend. In einer andern Richtung außer ſich, ſtieß ſie ſchreiend den Kopf und die Hände von ſich, welche ſich plötzlich wieder unter Küſſen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erſt nach einer Weile inne, daß ſie Margot, ihre zärtliche Margot von ſich geſtoßen habe. Sie hatte geklopft, ſie war mit einer Dame ins Zimmer getreten, und hatte ihre geliebte Franziska umarmen wollen.

Franciska blieb noch lange ſprach- und regungslos, und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der Anfangs ihren Blick zu vermeiden ſuchte, aber bald die Kraft über ſich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entſetzlichen Lächeln auszuhalten. Das ſchöne jugendliche Antlitz des Prieſters, dunkel geröthet in dieſem Augenblicke, erſchien ihr wie ein tückiſches Gewäſſer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends geſehene ungeheuerliche Thiere verberge. Ein Fieberſchauer ergriff ſie und ſchüttelte ihren Leib wie eiſiger Froſt. Margot, die gutmüthige, war äußerſt beſtürzt, von ihrer Franciska ſo empfangen zu werden, und ſah verlegen bald auf die junge Dame, welche ſie mitgebracht, um ſie mit der Gräfin bekannt zu machen, bald auf ihren Sohn. — Ich fürchte, Florentin, ſagte ſie endlich langſam zu dieſem, Du haſt Deine leichte Stunde am falſchen Orte gehabt —

Dies iſt Fräulein Chimene von Infantado, nahm Florentin haſtig das Wort, um ſeine Mutter zu unterbrechen, — Eure Mutter, die Frau Gräfin, ſendet ſie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder geſtimmt worden ſei!

Ach leider nein, rief Margot, Gott weiß was die Frau Gräfin für falſche Vorſtellungen von ihrem ſchönſten Kinde hat, ſie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wiſſen. Vornehme Leute müſſen doch eben anders ſein als wir; ich habe auf eigene Hand die kleine Chimene hergeführt, die Dich kennen und tröſten wollte, Franciska. —

Dabei näherte ſich Chimene, ein ſchlankes Mädchen blaſſen Ausſehens der Gräfin und blieb verlegen ſtehen, als dieſe, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, ſich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieſer Chimene, deren große ſchwarze Augen ſtets in Thränen zu ſchwimmen ſchienen, deren Lippen nur blaßroth waren. Ein blaßgelber Hauch lag über dem edlen kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch, wie er jungen Mädchen eigen zu ſein pflegt, wenn ſie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche

Reiſe treten. Knapp ſaß ihr das ſchwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verſchloſſen, und nur der theuere Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die ſchmalen länglichen Hände und der ſchmalſte, feinſte Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweiſe, welche die Glieder ſchont und verfeinert. Wie es ſchien mehr beleidigt als verlegen blieb ſie einige Schritte vor der ſie noch immer nicht anblickenden Gräfin ſtehen und ſchwieg. Da öffnete ſich die Thür und der Abt erſchien mit Chabot de Brion. —

Brion, mein Erretter, ſchrie die Gräfin auf, flog dieſem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefſter gepeinigter Seele: O, mein Gott, mein Gott, Du haſt mich nicht verlaſſen!

So glücklich Brion über dieſen Empfang, ſo beſtürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin und nahm ihn zur Rückſprache in die Fenſterbrüſtung. Während deſſen ſagte die Gräfin haſtig mit halber Stimme zu Brion, er ſolle ſie ſogleich hinweg führen aus dieſem Hauſe, wohin es ſei und koſte es was es wolle. Was hätte Brion lieber verſprochen!

Thut's auf der Stelle!

Hier iſt mein Arm, Frau Gräfin. —

Ehe ſie aber bis zur Thür kommen konnten, hatte ſich Florentin, ihre Abſicht bemerkend, mit unprieſterlicher Haſt zwiſchen ſie und den Ausgang geſtellt, und in demſelben Augenblicke auch eine an der Thür hängende Schnur gezogen. Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tonfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, ſprach er ſelbſt zu Brion: Seigneur, dieſe Dame bleibt in der Abtei!

Prieſter, dieſe Dame verläßt die Abtei.

Nicht an Euerem Arm, nicht jetzt, Seigneur.

Warum nicht?

Es iſt nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu ſagen. Wenn es Euch gefällig iſt, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —

Das iſt mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wiſſen bereits, in welcher Abſicht ich hier bin —

Und bin ich, rief die Gräfin Chateaubriant, und ſah dem beſtürzt herzutretenden Abt ins Auge, bin ich denn eine Gefangene in der Genovefen-Abtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?

Der Abt, durchaus nicht ſicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während ſein Auge fragend an Florentin hing, und ſeine volle Geſtalt ſich würdevoll nach der Thürſchwelle an die Seite Florentins bewegte: Ihr ſeid nicht Gefangene, gnädige Frau, unſere Abtei, welche die heilige Jungfrau ſegnen möge, iſt kein Gefängniß, ſondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsſtätte!

Doch nur für ſolche, die ſie in Anſpruch nehmen, entgegnete die Gräfin, und zu denen gehöre ich nicht.

Alſo gebt Raum, fromme Väter, ſetzte Brion hinzu, und that mit der Gräfin einen Schritt gegen die Thür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüſtern: es iſt Alles für uns verloren, wenn ſie jetzt das Haus verläßt, unterſtützt mich und beſtätigt Alles, was ich anordne! und nach dieſen Worten ſtreckte er ihnen den Arm entgegen und rief: Entfernt Euch von dieſer Dame, Seigneur, wer Ihr auch ſeid. Sie iſt uns anvertraut, damit ſie geſchützt ſei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!

Wer hat mich Euch anvertraut, lügneriſcher Mann? rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüſtung Stärke fand.

Eure Mutter, die Frau Gräfin von Foix! Dieſe Erwiderung beſchämte die Gräfin und machte ſie ſtumm, veranlaßte aber Brion zu der heftigen Aeußerung: Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Iſt es nicht genug, daß ſie über ihr Kind einmal beſtimmt hat ohne Rückſicht auf das Glück desſelben? Ihr Mutterrecht iſt dahin, und dieſe Dame iſt ſelbſtſtändig!

Dieſe Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr iſt der Graf, deſſen Namen ſie führt. Und er gebietet, daß ſie in dieſer Abtei bleibe, bis er ſie abfordere.

Die Gräfin fuhr zuſammen bei dieſer Aeußerung Florentins und ein ſchmerzlicher Ruf drang aus ihrer Bruſt. Brion aber drückte ihren Arm feſt an den ſeinigen und rief heftiger als zuvor: Gebt Raum, lügneriſche Prieſter, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und ſichere Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in deſſen Namen ich hier handle, ſoll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel ſenden für ewige Zeiten.

Der Abt war außer ſich, daß es zu ſolcher Scene kam, und verſuchte es, beſchwichtigend einzuſchreiten, Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenſchnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: König Franz iſt unterrichtet von dem, was wir thun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchen-Mauern. Sagt ihm, wir ſeien ſeiner Worte gewärtig, und hielten es nicht für paſſend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem erſten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag ſie ohne Weiteres von uns in Anſpruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch, daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hauſe aus der Scheide zieht, die Thür iſt offen für Euch, und wenn Ihr hinausblicken wollt, ſo werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und Pforten beſetzt ſind von unſern rüſtigen Kloſterknechten, um Niemand paſſiren zu laſſen, als den, welchem wir die Thüre weiſen.

Bei dieſen Worten öffnete Florentin die Thür, und man ſah, daß er wahr geſprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu dieſem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute verſperrt war. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Dann wendete ſich Brion plötzlich, die Gräfin feſt am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Thür bleibenden Prieſtern entfernt war, um nicht von ihnen gehört zu werden, ſprach er leiſe und haſtig zur Gräfin: Ich kann Euch nicht ohne Euch Leib und Leben zu gefährden durch jene Bewaffneten hindurch bringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch ſagen kann: jetzt iſt es Zeit. Sei's mit Liſt, ſei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieſer Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügſam zu machen —

Der Prieſter tritt zu uns, Brion!

Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor dieſem Fenſter flattert, dann iſt der Augenblick da —

Als Florentin neben ihnen ſtand, ſchwieg er, küßte der Gräfin die Hand und ging nach der Thür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet ſein wolle. Es lag Florentin Alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlaſſen! Wenn Françoiſe mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ und zum Könige kehrte, ſo war er nicht nur perſönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoiſe keine perſönliche Anklage fürchtete — ſondern die Abtei, das Prieſterthum und die Laufbahn, welche er vor ſich hatte, war gefährdet. Françoiſe durfte alſo bevor ſich ihr Sinn geändert um keinen Preis aus der Abtei entlaſſen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um ſich dem Abte anzuſchließen.

Die Gräfin, in fieberhafte Aufregung verſetzt durch all dieſe Vorfälle, vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie ſtürzte Margot, der Mutter Florentins, in die Arme und beſchwor dieſe, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmüthigkeit ſelbſt, war auf der Stelle bereit: ſie gelobte Verſchwiegenheit gegen ihren Sohn und verſprach Herrn Brion mit Rath und That an die Hand zu gehen. Da die Abtei ihr offen ſtand bei Tag und Nacht, und da ſie Franciſca liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie ſehr ihr leibliches Kind durch dieſe Flucht beeinträchtigt werden könnte, ſo ſchien ſie allerdings das geeignetſte Hilfsmittel für dieſen Zweck zu ſein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß ſie gleich, noch dieſe Nacht ans Werk gehen und deshalb auf der

Stelle Brion nacheilen ſolle; denn ſie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand und vor ſich hinſprechend, wie das am Klügſten anzufangen ſei, eilte ſie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdeſſen völlig Nacht geworden und das Feuer im Kamine war am Verlöſchen. Draußen ſtürmte der Wind und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Aeſte ſchlugen unweit des Fenſters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoiſe war, ohne die Thür zu ſchließen, ans Fenſter getreten; fieberhaft beſchäftigte ſie nur der Gedanke an Flucht, und ſie wollte ſich zum erſten Male umſehen, wie ihr Zimmer nach außen gelegen ſei. Es war ein einfenſtriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Thür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foix zu blickte und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieſer Seite hin konnte ſie nicht ſehen, es konnte alſo auch andererſeits von der Vorderſeite nicht bemerkt werden, wenn es ihr möglich wurde, aus dem Fenſter hinabzukommen. Das Fenſter war nicht vergittert und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltſamen Entweichung gedacht, denn dieſe war noch ungemein dadurch unterſtützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche ſämmtliche Höfe der Abtei umſchloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß dieſe Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß faſſen zu laſſen, und ſo hoch, daß ſie beinahe bis an den Fenſterſims reichte. Es war alſo, da auch die Fenſterflügel bis an den Fußboden des Zimmers ſich öffneten, nur ein wenig gefahrvoller Schritt über den ſchmalen Abgrund zwiſchen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche gerade an dieſer Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit, den Erdboden zu gewinnen. Françoiſe, obwol zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günſtigſte ſei, denn gleich hinter dieſer Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete ſich, ſo weit ſie an den rundhin ſich wendenden Abteigebäuden hinabſehen konnte, eine freie Wieſe aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond und auf welche herab geſpenſtiſch weiß der St. Sauveur-Berg blickte.

Françoiſe öffnete das Fenſter, der Wind ruhte eben eine Zeit lang, und das Freie athmete ihr ſchweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiſte, als ob ſie ſchon viele Jahre lang gefangen ſei. War es nicht auch eine Gefangenſchaft, ſprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenſchaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit verfolgten und hetzten bis daher, wo die Kloſterpforten ſich hinter mir zugeſchlagen haben? Und ach, war nicht die Erziehung da oben auf dem Schloſſe ebenfalls eine Gefangenſchaft? Hielt mich nicht die ſtrenge — jetzt darf ich's wol ſagen, da ſich's ſo ſchmerzlich beſtätigt — die rauhe Mutter in eiſernem Gitter der Vorſchriften? O, meine Conſtance, mein Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz ſchmachtet wie der Wüſtenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Conſtance, ich will Dich leiten und führen, aber Dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verſtoße mich in die Wüſte, aber gieb mir mein Kind und ſchütze mich vor der Welt!

Sie war zuſammen geſunken am Fenſter, und ihr Geiſt vertiefte ſich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind ſich wieder erhoben hatte und in ſcharfem Zuge durch das offene Fenſter über ſie weg ſtrich nach der offenen Zimmerthür. Nicht daß ſie kalt wurde durch und durch, ſondern ein Gedanke ſchreckte ſie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geſchöpf, ein Mädchen, welches neben ihrer Mutter lebte, und welches ſie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge geweſen ihrer

Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geſchick und kein Intereſſe haben, gegen die Gräfin Foix zu ſchweigen! Weh mir! rief Françoiſe, das Unglück hängt ſich an meine Ferſen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlaſſen kann, ich verfalle dem ſchrecklichen Florentin!

Dieſe traurige Ueberzeugung in Betreff Florentins entſtand daher, daß Françoiſe die leiſen Schauer ſinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verfloſſenen Scenen zornigen Streites am Arme de Brions immer wieder empfunden hatte, ja daß ſie ihr, der Durchkälteten, ſelbſt jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen ans Herz traten. Wie der Ruf des Raben oben im Schloſſe klangen ſie ihr wie Verkündigung des Unterganges.

Starr blickte ſie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zuſammenſchauernd nach der offenen Thüre, durch welche der Schreckliche eintreten konnte, blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenſter, auf welchen das Rettungszeichen erſcheinen ſollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächſten Tanne, eine männliche Geſtalt ſtand auf der Ringmauer! Es wird de Brion ſein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, iſt eben im Begriffe, ans Fenſter zu eilen, da hört ſie den Kreuzgang herauf raſche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünſcht ihre Unbedachtſamkeit, die Thür nicht geſchloſſen zu haben, ſie zögert, ob ſie es noch thun ſolle, denn ſie hört in dieſem Augenblicke Brions Stimme, welche unter dem Fenſter leiſe ihren Namen ruft, ſie fliegt nach der Thür, um ſie zu ſchließen, und ſteht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den ſie nur zu gut erkennt, trotz des erloſchenen Kaminfeuers und des nur dämmerigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher ſich aus ihrer Bruſt herausdrängt, zu erſticken, um Brion nicht irre zu leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe ſie einen Entſchluß faſſen kann, was zu thun und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern ſei. Unterdeſſen hört ſie nur zu gut das kniſternde Geräuſch außen am Fenſter und um dies für Florentin zu übertäuben, beginnt ſie inſtinctmäßig laut zu ſprechen. Sie weiß anfänglich ſelbſt nicht, was ſie ſpricht, denn ſie will nur Geräuſch machen, aber alle ihre Organe ſcheinen unterrichtet zu ſein, daß gegen dieſen Mann nur Zorn auszuſchütten ſei, und ihr Geiſt wird bald inne, daß ſie dem ſchweigend zuhörenden Prieſter die ſchreiendſten Vorwürfe macht. Dabei iſt ſie inſtinctmäßig an der Thürſchwelle ſtehen geblieben und macht nun den Verſuch, die Thüre zu ſchließen. Da aber iſt die Grenze ihrer Macht: Florentin ergreift ihre Hand, und mit dieſer Berührung dringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von Neuem zu ihrem Herzen; ſie bedarf aller moraliſchen Anſtrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehen und zurück zu flüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht geſprochen, zieht die Thür hinter ſich zu und tritt zu ihr. Franciſca, ſagt er, Du haſt Recht, alſo zu ſprechen, aber Du thuſt mir Unrecht mit der Anklage, daß ich auf Dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für Dich, aber nach dauerndem. Ich habe Dich verſucht, weil ich Dich nicht mehr kannte und ich habe eingeſehen, daß ich Dich verkannt. Du biſt reiner, aber auch unerfahrener als ich glauben mußte. Deshalb iſt Dein Sieg über die Hinderniſſe der Welt ſchwerer, und Du bedarfſt meiner Hilfe mehr, als Du jetzt einzuſehen vermagſt. Nachdem ich Dich ſo falſch beurtheilt und unter ſo falſchen Geſichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß Du mir zunächſt glauben und mein Beſtreben um Dich anerkennen werdeſt. Und doch bedarf's dieſes Glaubens an mich, wenn Du ſiegen ſollſt. Deshalb, Franciſca, mußte ich jetzt auf Deinem Hierbleiben beſtehen. Aber auch wenn ich Dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich Dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehen laſſen. Das hieße allen Vortheil in die Winde ſtreuen, allen Vortheil, welchen Dein furchtſam tugendhaftes Weſen bis jetzt zu Wege gebracht. Wie, Franciska, Du liebſt den König, und —

Françoiſe, die unmöglich wollen konnte, daß Brion dergleichen hörte, unterbrach den Prieſter mit ſtarker Stimme: Was berechtigt Dich, Prieſter, zu ſolcher dreiſten Vorausſetzung?

Du liebſt ihn ſchwärmeriſch, fuhr Florentin ruhig fort, den ritterlichen König Franz, Du ſiehſt ihn bemüht, entbrannt für Dich, und fliehſt ihn um jeden Preis, kurz Du handelſt ſo tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß man Deine Tugend für klug, Deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegenſieht, da der König, welcher eine Geliebte geſucht hat, ausrufen muß: ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen, ihr Würdenträger des Thrones, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoiſe, und wartet am Thor der Genoveſen-Abtei bis der Abt Euch verkündet: der heilige Vater in Rom hat ſie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoiſe! Das Alles haſt Du weiſe bereitet durch bloße Tugend, Franciska, und wollteſt es mit einem Streiche vernichten, blos weil der Jugendfreund Dich, und weil Du den Jugendfreund mißverſtanden einen Augenblick lang? Oder wäre es nicht vernichtet, wenn Du Dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrauteſt, daß er Dich hinbringe wohin er wolle, mit Dir beginne was er wolle, und jedenfalls, er ſei noch ſo gutmüthig, Deinen Ruf gefährde, durch abenteuerliches, aller Deutung ausgeſetztes Geleit?

Dieſe geradeaus auf ihn zielende Wendung des Geſpräches mochte Brion, welcher von ſeinem Wachtpoſten aus Alles anhören mußte, da er das Geräuſch eines Rückzuges nicht wagen konnte, ſie mochte ihn dergeſtalt entrüſten, daß er eine raſche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter ſprechen wollte, hielt inne, ſah und horchte nach dem Fenſter, und ging, die unwillkürlich zwiſchen ihn und das Fenſter tretende

Françoiſe bei Seite ſchiebend, leiſen Schrittes darauf los. Es ſchien von dieſer Seite für die Gräfin Alles verloren zu ſein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche, zur Flucht ſo geeignete Lage des Zimmers aufmerkſam gemacht, zögerte Florentin wahrſcheinlich keinen Augenblick, den unſichern Gaſt anders zu beherbergen. Der vordere Theil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Prieſter, da erſt der zweite viel größere Theil hinter dem erſten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Urſprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Voluſianus, errichtet und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genoveſa, deren Cultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rückſicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geiſtlicher Herren in dieſem vorderen, älteren Hauſe an der Spitze der Abtei herrſchend geblieben, welche denn, je weniger ſie für das eigentliche Kloſter Geſchäft und Dienſt zu verrichten hatten, um ſo eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerkſamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpaſſende Lage des Zimmers bemerkend, wäre alſo nicht einen Augenblick um einen Wechſel verlegen geweſen, und es ſchien auch, als ob ihn bereits ſolch ein Gedanke beſchäftige, denn als er an dem offenen Fenſterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, ſah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts, maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten und verweilte dann mit dieſen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten ſchienen, eine lange Weile auf dieſer armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langſam und vorſichtig hinaus zu ſtrecken. Fürchtete er vielleicht, Françoiſe könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabſtürzen in die Spalte zwiſchen Abtei und Ringmauer? Wenigſtens fuhr er raſch wieder zurück ins Zimmer, als er eine heftige Bewegung derſelben vernahm — was gibt es?

Man kommt den Kreuzgang herauf —

Die Thür öffnete ſich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel ins Zimmer und beleuchtete die aufgeregte, blaſſe Gräfin und den Prieſter im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schloſſe, welche ein Paket trug. Sie benahm ſich ziemlich geſchickt, indem ſie den um das Paket ſogleich beſorgten Florentin mit lebhaften Vorwürfen antrat, daß er die von langer Reiſe und fortwährenden Aufregungen erſchöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe laſſe, und wie es ſcheine wol auch noch länger, ſogar in dem nothwendigen Wechſeln der Leibwäſche, welche das Mädchen herbeigetragen, ſtören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schloſſe ebenſo geweſen! Aber ihr gutes Herz hatte ſie trotz wiederholten Abwehrens der verſchwiegenen Chimene ſchwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In beſter Abſicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu ſofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schloſſe zu beſtimmen, da Françoiſe in der Abtei nicht beſtehen könne und verderben oder fliehen müſſe. Dieſe Abſicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhniſch und ſogleich veranlaßt wurde, ſelbſt Kenntniß zu nehmen von der Lage ihrer Tochter und ob eine Flucht derſelben möglich ſei. Wie ſtarr und gleichgiltig ſie ſich bisher über das Schickſal der Tochter gezeigt, ſie war nur inſofern gleichgiltig, als ſie der Feſthaltung des entarteten Kindes in der Abtei verſichert ſein zu können glaubte, ſie war aber nicht darüber gleichgiltig, daß der ohnedies erſchütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, ſondern für den Ruf derſelben war ſie beſorgt, und Chimene, ſonſt überaus ſtill und zurückhaltend, hatte es umſonſt verſucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlaſſen, ſie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umſonſt verſucht, die alte Dame von einem noch ſo ſpäten Hinabſteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, ſie hatte gebieteriſch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen, ſie zu begleiten.

Günſtiger ſchien es ſich mit dem gefährlichſten Gegner der Flucht zu geſtalten: Florentin, welcher ſeiner eingeſchüchterten Milchſchweſter wieder eine freundlichere Meinung von ſich beibringen wollte, ſtand ab von der Unterſuchung des Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenſter gerichtet, und er ging alſo unverweilt zum Pförtner hinab, und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeſchärft, dieſe Nacht vorzugsweiſe jenes Eckfenſter in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, ſeines Amtes ſorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er gethan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu laſſen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlaſſen hatte, ſchickte Margot die Magd hinweg, und drängte Françoiſe, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches ſie aus dem Pakete zum Vorſchein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienſchweſter, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte ſie ihr, daß ſie als Laienſchweſter Martha, bekannt in der Abtei als kundigſte Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlaſſen werde, um, wie es heißen ſolle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienſtleiſtung zu bringen. So käme ſie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriège warte Baptiſte mit drei Pferden — das dritte iſt für mich, mein Herzblatt, ſetzte ſie hinzu, denn ich verlaſſe Dich nicht eher wieder, als bis Du wieder glücklich biſt. Fürchte Dich nicht, in zehn Minuten iſt's abgemacht; gib mir nur noch Dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch ſchlage, denn Du brauchſt es —

Leider verloren ſie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchſucht werden konnte, und ſie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren ſie ſo weit, und Françoiſe, ſchon an der Thür, wollte noch einmal zum Fenſter eilen, um Brion, den ſie noch an der Mauer vermuthete, mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt ſie feſt und zog ſie mit den Worten hinaus: der fremde Herr iſt nicht im Geheimniſſe, nur Baptiſte und ich ſind es, willſt Du ihn haben, ſo genügt ein Wort im Städtchen an ſeine Leute, daß er uns zu finden wiſſe. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es iſt nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Thor des Städtchens geſchloſſen, und wir können dann nicht an die Arriège-Brücke, die Arriège iſt aber jetzt ſo groß und gefährlich, daß man ſie nirgend anderswo paſſiren kann.

Unter dieſen Worten waren ſie, die Thür hinter ſich angelweit offen laſſend, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des erſten Stockes endigte und wo man hinabſtieg in den Kreuzgang des Erdgeſchoßes, deſſen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoiſe hielt Margot an der Treppe einen Augenblick feſt, um Athem zu ſchöpfen, Angſt und ſchneller Gang hatten ihr die Bruſt zugeſchnürt. Es war Alles ſtill ringsum; durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, ſah man in den erſten Hof der Abtei hinab. Der Mond beſchien ihn klar, Niemand war zu ſehen. Da, als ſie eben hinabſteigen wollten, da hörten die Frauen hinter ſich, und ſie ſchraken zitternd zuſammen, ein Geräuſch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der ſich in dem gewölbten Gange, in der todtenſtillen Nachtzeit und in ſolcher Lage entſetzlich durch die Luft verbreitete.

Jeſu Maria! rief Margot und ſah ſich um, während die Gräfin in die Knie ſank, ohne das Haupt zu wenden. Gott ſteh uns bei! ſtöhnte plötzlich Margot, und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; ſie hatte keinen Menſchen geſehen, aber ein Rauſchen, ein näher kommendes, und eine dunkle Maſſe unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für ſie übernatürliche Erſcheinung, welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf ſie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren, und Margot ſprang auf und griff in die Luft, „Abſcheuliches Thier“, halb ärgerlich, halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!“

Es war der Rabe, welcher wahrſcheinlich durch das offene Fenſter eingedrungen und durch die offene Thür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen und hielt den mehrmals Knarrenden feſt, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts! Franciska!“ rief ſie, weiter ſchreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt und ſie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geſchieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten ſie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen und blieben unentſchloſſen ſtehen. „Zieh die Kapuze dicht ins Geſicht,“ flüſterte Margot, „und ſprich unter keiner Bedingung. Es iſt uns Niemand gefährlich als Florentin und er wird es nicht ſein. Still! Dies iſt ein raſcher Schritt, dies iſt Florentins Schritt, er darf Dich nicht ſehen, er würde mir mißtrauen — kauere Dich hier in den Schatten des Pfeilers“ —

Als Françoiſe dies that, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieſer aufflog und ſein gewöhnliches „François! François!“ ſchrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoiſe ſich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von ſichrerer Geiſtesgegenwart als vielleicht ſonſt, rief ihm entgegen, und ſtellte ſich ſo, daß ſie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoiſe gerade zwiſchen ihm und der Flüchtigen, dieſe decken könne: Biſt Du es, Florentin?

Ja.

Mit Aufzähmung dieſes Beeſtes von Jacques haſt Du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben iſt er oben zum größten Schreck Franciscas in deren Zimmer durchs Fenſter gekommen geradezu ins Bett, in welches ich die arme Erſchöpfte gebracht hatte.

So viel hatte ſie geſprochen, als Florentin inſoweit bei ihr war, daß ſie der Deckung Franciscas halber ſein Stehenbleiben wünſchte, und deshalb ihm plötzlich den ſchmalen Schein der Laterne ins Geſicht fallen ließ, hinzuſetzend: Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es ſich erhole.

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und ſchritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend, blieb ihm zur Seite bis er über Françoiſe hinaus war. Dann blieb ſie ſtehen und ſandte ihm, dem Weiterſchreitenden, noch eine Weile den Lichtſchein nach, wohl wiſſend, daß dadurch ihre Nähe in ſtärkeres Dunkel gehüllt würde, und ſich mit Scheltworten gegen Jacques den Anſchein gebend, als bliebe ſie deshalb ſtehen. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges ſo weit war, um nicht mehr geſehen zu werden, ſchloß ſie die Laterne und reichte Françoiſe die Hand, dieſe eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit ſchweigend. Unweit der Thür zum Pförtner flüſterte ſie: Muth, Francisca, hier warte eine Minute, damit ich nicht in Deiner Gegenwart dem Pförtner die Erklärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, Dich zu betrachten und Argwohn zu ſchöpfen.

Françoiſe, die Richtigkeit dieſer Maßregel einſehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margots hatte ſie viel größeren Muth. Dieſe aber trat gleich mit der mürriſchen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da ſei? — Wozu Martha? — Mein Gott, unſerer alten Gräfin iſt übel geworden von der heutigen Alteration. — Wegen der Gräfin Francisca? — Freilich, und da hilft die Martha immer am Beſten, ich begreiſe nicht, wo ſie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen, und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten. — Die dumme Magd vom Schloſſe hat mir ja kein Wort davon geſagt. — Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!

Margot eilte der eintretenden Françoiſe ſogleich entgegen und ſchritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durchs Zimmer.

Nun, ſagte dieſer, nach dem Riegel greifend, hat die Martha heute keinen Gruß für mich?

Laßt ſie doch, ſie iſt erſchreckt von der Krankheit, die ſich übel anläßt. —

Habt Ihr denn, ſagte der Pförtner, indem er ſich zurückwendete nach der inneren Eintrittsthür und das Aufſchieben des Riegels ſo lange verzögerte, habt Ihr denn noch Jemand hinter Euch, der an der Thür herumtappt und den Griff nicht finden kann?

Niemand mehr, mach' nur auf! In dieſem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittsthür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht ſo vertraut damit, oder wenigſtens im Augenblicke ſich nicht darauf beſinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erſt zu ſehen, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchſten Grade ungeduldig über die durch „das Beeſt", wie ſie ſich ausdrückte, verurſachte Zögerung, konnte ſie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beſeitigung des Riegels nöthig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, ſchwer geängſtigten Gräfin, deren Schweigen am Ende doch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all ſeine Verwunderung über den Raben, und ſein Erſtaunen über deſſen ungewöhnlichen Beſuch ausgeſchüttet hatte. Dieſer Zeitverluſt wurde allerdings entſcheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und ſo wie die Thür ſich öffnete, ſtanden Françoiſe und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens nachtheilig für die junge Gräfin. Die Thür nämlich öffnete ſich nach innen, Françoiſe und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müſſen, und es war ſomit auch für ein raſch entſchloſſenes Entrinnen der Weg verſtellt. Françoiſe war auch, tief erſchöpft von den immerwährenden Erſchütterungen, weit entfernt von dieſer Entſchloſſenheit: ſie that entſetzt einige Schritte rückwärts, und ehe ſie irgend einen Entſchluß gefaßt, war die Thür wieder verſchloſſen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend, erachtete theils den Beſuch Martha's hiermit für erledigt, theils folgte er einer Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Thür zu befehlen ſchien.

Es folgte eine Pauſe, welche zuerſt von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem dieſe Margot zurief: Geh voraus mit Deiner Begleiterin! — Und dabei deutete ſie auf die innere Eintrittsthür.

Hierbei allein, denn es waren dieſe Worte von dem verächtlichſten und hochmüthigſten Ausdrucke des ſteinernen Antlitzes der alten Frau begleitet, ſchwellte der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer Acht laſſend, und ſich hoch aufrichtend, ſagte ſie mit ſtarker Stimme: Oeffne, Pförtner!

Aber dieſer, einigen Zuſammenhang ahnend und ſich jedenfalls mit der ſogenannten Martha betrogen ſehend, machte keine Anſtalt zum Oeffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pauſe ſprach die Gräfin von Foix:

Scheint es rathſamer, Madame, Gegenſtände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerſtube? — Und als Françoiſe darauf ſchwieg, ſetzte jene hinzu: Gehorche, Margot, und führe uns, woher Du gekommen!

Während ſich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es ſelbſt, welcher die Rettungsflagge an die Tanne geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgeſtiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkſtelligen — mit erſtaunlicher Geduld geharrt auf den günſtigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit ſeinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und ſeinerſeits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, ſo ging doch die Hingebung nicht ſo weit, daß er ihm die ſchöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantiſcher Zug der Uneigennützigkeit in ſeiner Neigung, aber was dieſer Zug an Opfer fördern konnte, das mußte auf eine ſchöne Weiſe in Anſpruch genommen, nicht aber in den gewinnſüchtigen Calcul eines Anderen eingerechnet werden. Dieſer offen ausgeſprochene Calcul Florentins ergrimmte Brion dergeſtalt, daß es den Prieſter wahrſcheinlich das Leben gekoſtet hätte, wenn er, aus dem Fenſter ſpähend, dem zornigen Seigneur nahe gekommen wäre. Denn dieſer hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentins ſich dem Fenſter näherte, und die damals herzukommende Margot hatte ſomit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als ſie mit Françoiſe allein war, hörte Brion das Geflüſter fremder Stimme und verhielt ſich ruhig, da er nicht mit Beſtimmtheit wiſſen konnte, es ſei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüſtern aufhörte, rief er leiſe den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauſchte mit ſchwerem Flügelſchlage dicht über ſeinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name François gellend an ſein Ohr. Brion war nicht beſonders abergläubiſch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben ſeiner Zeit und aller Zeiten. Die Erſcheinung und der Name des Königs, der von Zeit zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei immer wieder heraufdrang, erſchreckten und befingen ihn ſo, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entſchluß faſſen konnte. Endlich, da Alles ruhig blieb, rief er von Neuem leiſe den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer

Pauſe wieder, da keine Antwort erfolgte, und entſchloß ſich am Ende jählings, in das Zimmer hinein zu ſteigen. In demſelben Augenblicke aber, da er es betrat, erſchienen die vier Frauen auf der Schwelle desſelben und das volle Licht von Margots Laterne fiel auf den erſchreckten Seigneur. Françoiſe ſchrie entſetzt auf: Brion! und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit nur zu gerechten Grund für geſteigerte Entrüſtung.

Zünde die Lichter an, Margot, ſagte ſie hierauf mit ſcheinbarer Ruhe. Schließe die Fenſter und leuchte dieſem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu ſein ſcheint, zum Pförtner hinab!

Brion, das Zweideutige ſeiner Stellung ſchmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix ſelber ſei, fand nicht ſogleich eine Wendung, vermittelſt welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantiſche Neigung iſt arm an Ausflucht — und gab auch den Verſuch einer Entgegnung auf, als er ſah, daß Françoiſe ihm mit der Hand zu winken ſchien, er möge ſich ohne Weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort geſprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, ſchon überbeſchäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erſtaunt ſein, einen Mann hinauszulaſſen, den er nicht herein gelaſſen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoiſe ſchwerlich erduldet und ſicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte als Françoiſe es vermochte. Denn dieſe unglückliche Frau richtete ſich ſelbſt nach feinerem, und deshalb ſtrengerem Geſetze als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeſchützt gegen Angriffe roher Gattung geweſen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche ſich ihrer in dieſem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was ſollte ſie erwidern, da ihr die Mutter mit ſchneidender Kälte ihr Leben ſchilderte von dem

Augenblicke an, als ſie nach luſtigem Leben lüſtern Schloß Chateaubriant verlaſſen habe hinter dem Rücken ihres Gemals! Pfui über Dich, ſprach die alte Frau, und das magere gelbe Geſicht derſelben von ſcharfen Formen einſtiger regelmäßiger Schönheit zog ſich in all ſeinen Falten um einen faſt lippenloſen Mund verächtlich zuſammen, während die lange, trockene, ſchneeweiße Hand quer durch die Luft ſtrich, als ſtreife ſie alle Blätter herunter von einem Zweige, pfui über Dich, herzloſe Mutter, die ihr Kind gleichgiltigen Leuten überlaſſen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemal zu Spott und Hohn ausſtellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu tödten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heiſchte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, coquett ſich entfernt von einem Könige, der keine Anſtalt macht, ſie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über Dich! Bis dahin hatteſt Du genug gethan, Dich des Namens Foix und Deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer langen und ſchweren Büßung bedürftig zu ſein. Aber Dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung Deiner Mutter wußteſt Du zu täuſchen: als ich Dich hinweggewieſen hatte von der Schwelle Deines Vaterhauſes, und Deine Schritte hieher nach dem Hauſe Gottes gerichtet ſah, da hoffte ich, Du würdeſt wenigſtens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein geweſen, eigen ſein müſſe. Wie täuſchte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges, wahrſcheinlich der echte Liebhaber neben dem hochgeſtellten — ich hätte mich ehedem geſchämt, dergleichen nur denken zu müſſen von wildfremden zügelloſen Weibern, und muß es jetzt ausſprechen von dem Weibe, das ich ſelber geboren! — der Galan folgte ihr ſchon auf dem Fuße, es war darauf abgeſehen, im Vaterhauſe das ſchamloſe Treiben fortzuſetzen, und da ſich dies verſchloß und das Gotteshaus ſich nicht zugänglich erwieſen hatte, ſo verſucht ſie eiligſt zu entweichen, ehe noch dem Galan das

Rendezvous abgeſagt worden iſt. Ueber Mauern und durch Fenſter kletternd, im Hauſe Gottes, in der erſten Nacht, welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, ſucht er ſie auf, die Verworfene! Ich ſelbſt, von Gott ſo hart geſtrafte Mutter, muß ihn überraſchen! Dies iſt Dein Leben, unſeliges Kind meiner Schmerzen und wenn Du vor dieſem Spiegel zum Tode erſchrickſt, wie Dein Antlitz und Dein zitternder Leib zu verkünden ſcheinen, ſo werde ich Gott danken, daß er Dich und mich erlöſt habe!

Damit wendete ſich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehen, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend nahm ſie keine Kenntniß davon, daß Françoiſe mit einem Laute entſetzlichen Schmerzes zu Boden ſtürzte und mit der Länge des Leibes aufſchlug auf dem ſteinernen Eſtrich des Gemaches. Sie ſchien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückſtieß und im Zimmer blieb, ſondern ſie ging hinaus und warf die Thür ins Schloß, daß es weithin ſchallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloſer Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt darnieder liege. Sie habe ſich im Fallen nicht nur ſchwer verletzt, ſondern ſie ſei auch von einem ſo furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß ſie von den raſendſten Phantaſieen gepeinigt fortwährend beſinnungslos und vom Tode oder einer Verſtandeszerrüttung bedroht ſei.

Margot erzählte ihm dies unter ſolchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja ſie ſetzte von Seiten Florentins hinzu, daß dieſer über die Liebloſigkeit der Gräfin von Foix tief entrüſtet, und nun ganz auf die Seite Françoiſens getreten ſei, Herr de Brion würde ihn heute ſogar verpflichten, wenn er ſich zu ihm in die Abtei bemühen wolle, um für den freilich unwahrſcheinlichen Fall der Geneſung Françoiſens Rückſprache zu nehmen, und desfallſige Nachrichten für den König zu beſprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über die Krankheit der Gräfin alles übrige und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, ſein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, beſonders dadurch, daß er Brion zugeſtand, er ſehe ſich jetzt getäuſcht in ſeinen Vorſtellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derſelben in die alten, ſo gefährlich für ſie ausgehenden Verhältniſſe rathſam und möglich ſei. Im Gegentheile ſchiene ihm für den Fall einer Geneſung unerläßlich, daß die Gräfin ſich nachdrucksvoll geſchützt ſähe gegen ihrem Gemahl und ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorſtehenden Tode der Königin Claude vom heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, ſo würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die ſicherſte Stütze zur Wiedererlangung der Geſundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorſtellen, und ihn, der als Prieſter bis jetzt ſtreng und vorſichtig habe handeln müſſen, Seiner Majeſtät als einen Mann empfehlen, der nun nach ſo heftigen Anzeichen bereit ſei, die Gräfin von einer ihr ſo gefährlichen Vergangenheit löſen zu helfen. Er ſei zu dieſem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zuſtande der Gräfin zukommen zu laſſen, und, falls ſich dieſer beſſere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegen zu nehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu ſein, faßte nur ins Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müſſe, und bat nur, die Unglückliche vor ſeiner Abreiſe nach Paris noch einmal ſehen zu dürfen. Obwol dies Florentin nicht wünſchenswerth ſchien, ſo verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Thunlichkeit des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, deſſen verhängnißvolles Fenſter jetzt verhüllt war, und in deſſen dunkelſtem Winkel jetzt die vor Kurzem noch ſo ſchöne Frau durch Röthe und Krampf entſtellt und der Beſinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene ſaß neben ihrem Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, ſtand neben dem Lager, und ſah angſtvoll in das Geſicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden ſei gegen die hitzige Krankheit.

Brion litt große Pein: die Gräfin, obwol die Augen offen haltend, erkannte Niemand und ſprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch ſelbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneeſturm flog durch das Thal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiſte die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauſchte der Winterſchnee wie ein Leichentuch über das hohe, gethürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiſte war bei ihm und hielt auf dieſer Höhe ſein Roß an, um noch einmal zurückzuſchauen. Der Schnee fiel ſo dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und deſſen Geleite nicht mehr ſah, die winterliche Einſamkeit übermannte ihn, er wendete ſein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine Schmiedewerkſtatt einzutreten und das Schickſal ſeiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Poſtweſens ermangelte, beſonders unter den höher geſtellten oder berufenen Ordens-Geiſtlichen ein ſyſtematiſcher Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewiſſes Uebergewicht ſelbſt über den mächtigen Adel verlieh. Dieſer unterhielt wol mit Leichtigkeit eine rege Mittheilung in der Provinz, aber dieſe auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geiſtliche Stand durch die wandernden Mönche, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Clerikern ganz ſyſtematiſch geordnet waren, in regelmäßigem Verkehr ſtand mit der ganzen chriſtlichen Welt. Auf dieſe Weiſe hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzutheilen, was er für dienlich erachtete, und auf dieſe Weiſe unterrichtete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwickelung und den Gang der Krankheit, über das, was ſie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantaſien Françoiſens angehört, ſchien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbeſorgt, daß Brion dem Könige nicht Alles mittheilen könne, theils weil das Verhältniß wie es eben lag und ſtand unverfänglich war auch für die ſtill einhergehende Nebenbuhlerſchaft Brions, theils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geiſtlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wiſſenſchaften leitete, ſo weit dieſer vom Clerus nicht unmittelbar abhängig war, aber ſie hielt ſich eben deshalb in um ſo lebhafterer Verbindung mit ihm, mit kirchlicher Klugheit ſchließend, daß der Feind der gefährlichſte ſei, von dem man nichts wiſſe, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direct von Florentin, ebenfalls zum Oefteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieſer gutmüthige Gelehrte ein einflußreicher Vermittler ſei zwiſchen König Franz und Françoiſe. Florentin, längſt darüber mit ſich einig, daß er beim Empfange Franciscas eine Thorheit begangen und dieſe um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöſchen habe, Florentin brachte in dieſen Wintermonaten, während das Werkzeug ſeiner Pläne zwiſchen Tod und Leben ſchwebte, die Angelegenheit in Paris ſo weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris ſelbſt gewiß war, wenn er dieſe Dame zur Macht am Hofe bringe, und für ſeinen ferneren Einfluß auf ſie haften könne. Man nahm dabei wenig Notiz von ihrer Neigung zu philoſophiſchen Religionsgeſprächen, weil man eben durch den vorausgeſetzten Einfluß Florentins, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, dergleichen geſichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geiſtreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entſchieden ausgebildete reformatoriſche Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas chimäriſch klingende Plan, ſie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernſthaft aufzunehmen und zu fördern ſei, das ließ man vor der Hand auf ſich beruhen, und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame ſich der beſtehenden Kirche erweiſen werde.

Während ſo in der Stille über ſie verfügt wurde, lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, deſſen Ausgang nicht abzuſehen war, und welches mitunter ſo heftige Paroxiſmen mit ſich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten ſtand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher ſcheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre erſten warmen Strahlen auf die Südweſtſeite der Abtei warf, und die ringsum ſteilen Höhen wieder ſo weit erſtiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wieſe vor Françoiſens Fenſter zu werfen, ja bis ins Zimmer ſelbſt, bis ans Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Geneſenden wieder lebendig, und ſie begann geordnet zu ſprechen und ſah ſich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die ununterbrochen bei ihr geblieben war, ſchien ſie unangenehm zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unſchuldige Kind habe damals das Geheimniß der Flucht verrathen und die Mutter herabgeführt vom Schloſſe? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach ſo verwüſtender Krankheit, welche das Gedächtniß für die letzte Lebensepoche zu ſchwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte dieſe nicht, aber auf überraſchende Weiſe war Alles, was ſie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit erlebt, thätig in ihr geweſen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war, als ob Alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zuthun während der Unbewußtheit des Geiſtes aufgewachſen ſei, ein wunderbar Beiſpiel, wie der menſchliche Organismus, der auch während unſerer Gedankenloſigkeit geiſtig arbeitet, und deſſen Thätigkeit während unſeres Schlafes von Niemand bezweifelt wird, ſelbſt während einer ſcheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinſten Spitzen des Eindruckes ausgegangen ſein, denn die Reſultate wichen ab von dem, was man hätte erwarten dürfen. Françoiſe hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß ſie Chimenen mißtraue, und doch war ein Verhältniß ſcheuen Mißtrauens in ihr aufgewachſen; Françoiſe hatte ferner die deutlichſten Beweiſe des Abſcheus vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen zärtlicher Art für dieſen bedenklichen Menſchen in ihr vorhanden; ſie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zuſammengeſtürzt und erwachte jetzt mit einer ſo eiſigen Gleichgiltigkeit gegen dieſelbe, daß ſie mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß ſie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, theilnahmslos zuhörte, als ſei von einer wildfremden Perſon die Rede. Noch mehr: ſie fragte mit vollſtändiger Unbefangenheit nach dem Könige und wie er ſeinen Antheil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da geweſen ſei, um ſelbſt nach ihr zu ſehen.

Florentin war entzückt. Er hatte ſich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinſten Ueberredungskünſte bedürfen, die Gräfin wieder in dieſe Bahn zu lenken, beſonders nach einer ſo erſchöpfenden Krankheit, nach welcher die Sinne, ein ſo gewaltiges Hilfsmittel für moraliſche Hingebung, ſchweigen würden. Mit Erſtaunen ſah er, daß ein ſchmachtender Zug allem Andern voraus dieſen noch ſchwachen, ſchönen Körper beherrſche, und daß nach den erſten Spaziergängen auf die ſonnige Wieſe hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieſer ſchmachtende Zug alle Pulſe des raſch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erſchien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze dieſe Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, ſich zurecht zu finden! Und doch war ihm Eines deutlich genug: dieſe aufblühenden Wangen, dieſe meiſt geſenkten und dann ſo tief aufglühenden dunkeln Augen, dieſer oft leiſe geöffnete Mund, der ſich täglich höher röthete über den kleinen friſch glänzenden Zähnen, dieſer Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war ſo wenig als früher ihm, dem ſie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum ſo raſch wieder auf, weil es einer entſchiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb hütete er ſich auch wol, ſeine eigene ſinnliche Freude nur im Mindeſten wahrnehmen zu laſſen, er hielt ſich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe alles aufs Spiel zu ſetzen. Ein Mönch nach dem andern trug dagegen die zuverſichtlichſten Nachrichten nach Paris, ja er ſah ſich bald auf dem Punkte, der ſo wunderbar plötzlich entſchiedenen Francisca Vorſicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringſchätzung wies dieſe jedes ſchüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Beſorgniſſe äußerte, und Furcht ausdrückte vor hohen herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war entrückt aller irdiſchen Rückſicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Dieſem war es ſehr darum zu thun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieſer Sache vorzuſchreiten, und je rückſichtsloſer die Gräfin die Zukunft hingab, deſto vorſichtiger äußerte er ſich nun in den Briefen nach Paris, deſto beſtimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König ſich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Franciscas zur Gemahlin unüberſteigliche Schwierigkeiten finde, und daß eine ſolche Schrift als unumſtößlich giltiger Contract vom Könige unterſchrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genoveſen-Abtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Muth, ſo verwirrte ſie ihn mit ihrer Anſchauungsweiſe, ihr etwas Beſtimmtes und Genaueres darüber mitzutheilen. Und doch wußte er genau, daß eine ſolche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich ſei, und es verſicherten ihn ſeine Correſpondenten in Paris, des Lebens und der menſchlichen Charaktere tief kundige Cleriker, daß mit dem Könige Franz ein feſt verbrieftes Abkommen durchaus nöthig bleibe. Von Tag zu Tag nämlich zeigte ſich immer deutlicher, daß der leichtſinnige Wechſel, die gedankenloſe Vergeßlichkeit eine Grund-Eigenſchaft dieſes Königs, nicht bloß eine Eigenſchaft ſeiner Jugend ſei. Er hat viel Gutes in und an ſich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines feſten Contractes, und nahm ſich vor, Françoiſe nichts davon wiſſen zu laſſen.

So ſtanden die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin ſchickte diesmal, denn die Frucht ſchien ihm nun völliger Reiſe nahe, einen Reitenden an Chabot de Brion mit den beſtimmteſten Forderungen und der beſtimmten Verſicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er ſie einholen wolle wie ſeine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoiſe mit dem Aufenthalte in der Abtei ſich begnügen werde, ſie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm ſehr mißlich geweſen, ſie noch einmal gegen ihren Willen zurück zu halten. Doch hätte er um keinen Preis geſchehen laſſen mögen, was gewiß in Kurzem geſchehen wäre: daß ſie ſich allein nach Paris begeben hätte. Als ſchlauer Handelsmann wußte er, wie ſehr dadurch ihre anſpruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Brions aufrichtige Vermittelung blieb er unbeſorgt: eine ſo einfache romantiſche Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zuſammen mit Brions Hingebung für den König und mit der Hoffnungsloſigkeit in Betreff Françoiſens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzuſtellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorſtellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieſer Liebe habe er Ausſicht, die Gräfin jemals wieder zu ſehen, und nur jenſeits der Erfüllung dieſer Liebe habe er Seitens der Gräfin eine freundliche Beachtung ſeiner eigenen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm ſich denn auch, wie Florentin erwartete: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum erſten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoiſens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs ſelbſt riſſen ihn fort, er ſagte die Wahrheit, und wirkte damit um ſo tiefer auf den König, je zögernder und unwillkürlicher er ſie ſagte, je mehr er ſelbſt erſchrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Paſſion.

In der Abtei trieben unterdeſſen Françoiſens entſchiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche ſpäter zwei Ereigniſſe das Verhältniß nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerſeits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andererſeits folgte zum erſten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung, und ſtieg von ihrem Schloſſe hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzuſehen.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchſchimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen ſchien; vom St. Sauveur herab rauſchten die Waſſer geſchmolzenen Schnees in zahlreichen Cascaden. Gräfin Françoiſe in leichtem weißen Kleide ſaß am offenen Fenſter und ſah nach der Wieſe hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die erſten Grasſpitzen des Frühlings aufzuſuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaßen:

„Es iſt eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die ſich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier, iſt unſeligerweiſe in den Aufſtand des Connetable von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurtheil ſprechen laſſen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reiches ſind abgeprallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenſpruch, er will meinen Vater hinrichten laſſen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung. Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewieſen, die Herzogin von Alençon hat umſonſt ihren Bruder gebeten, es gibt keinen Menſchen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, ſolche That der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe ſegnen.

Diana de Brezé.“

Und Françoiſe ſchrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater ſchenken, und ſchrieb dieſer Tochter, ſie möge dieſe Zeilen dem Könige überreichen. Eben war ſie damit fertig und hatte Margot die zuſammen gefalteten Papiere für den Boten gegeben, als die Thür aufging und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoiſe, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Urſache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen ſei, im nächſten Augenblicke aber von einem Reſte kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über ſie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die

Hand hin und ſprach: Du willſt Dich mit mir verſöhnen, Mutter, und ich danke Dir dafür!

Solche Worte aus dem Selbſtgefühle eines Glückes entſprungen, welches alle Frage und Unterſuchung ſtolz hinter ſich geworfen, waren nur geeignet, die ſanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indeſſen blieb ſie doch der wohlwollenden Abſicht ihres Beſuches noch ſo weit eingedenk, daß ſie nur erwiderte: „Dich verſöhnen? Eine Mutter vergibt, wenn ſie ihr verirrtes Kind beſtraft ſieht“.

Was haſt Du mir zu vergeben?

„Françoiſe!“

Du haſt mich mit liebloſen Worten an den Boden und in ſchwere Krankheit geworfen —

„Dein Gewiſſen hat Dich dahin geworfen!“

Mein Gewiſſen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt ſo heftig und ſo verſchieden in mich hinein ſprach. Jetzt iſt es ruhig; laſſen wir die Vergangenheit abgethan ſein.

„Wohl Dir, wenn Dir die Prüfung ſo wohl gediehen iſt, ich hoffe, Du wirſt nun auch thatſächlich Dein Leben ins alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und Du im Begriff ſteheſt, Verzeihung Deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten.“

Er kommt nicht vom Schloſſe Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu ſuchen, der mich gemißhandelt hat und den ich nicht liebe —

„Françoiſe!“

Der Bote kommt aus der Normandie vom Schloſſe des Seneſchal de Brezé, deſſen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurtheilten Vater in Anſpruch nimmt.

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?“

Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu ſchenken —

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?"

Ich liebe den König und der König liebt mich.

„Iſt das — Deine Beſſerung?"

Ich befinde mich wohl.

„Du biſt von Sinnen! Die entfernteſte Berührung mußt Du vermeiden, den Namen nicht mehr ausſprechen, Deinen Namen nicht mehr vor ihm ausſprechen laſſen, wenn Du geneſen willſt!"

Ich bin nicht krank, Mutter!

„Schweig, Du redeſt und handelſt kindiſch, und es that Noth, daß ich herabſtieg, um für Dich zu handeln. Heute noch kannſt Du ins Schloß hinaufziehen, damit ich ſicherer für Dich ſorgen kann — hat der Bote ſchon Antwort?"

Er hat Antwort.

„Eile hinunter, Chimene, und fordere ſie zurück, ich werde Antwort ſchreiben!"

Nicht doch, der Brief war an mich und von mir wird die Antwort erwartet.

„Eile, Chimene, ehe es zu ſpät wird, Deine Antwort iſt thöricht! Es iſt zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu ſchaffen habe und nichts zu ſchaffen haben wolle." —

Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!

„Die Unwahrheit?!"

Ich habe Dir ja geſagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt —

„Sprich ſolche frevelnde Worte nicht mit ſo herausfordernder Gleichgiltigkeit, wenn Du denn doch nicht das Schamgefühl haſt, ſie zu verbergen. Wenigſtens iſt die Zeit vorüber, daß ſolche verbrecheriſche Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde —"

Sie iſt nicht verbrecheriſch dieſe Neigung, und ſie wird im Gegentheile jetzt erſt offen —

„Nicht mehr verbrecheriſch? Iſt die Königin begraben? Graf Chateaubriant todt?“

Für mich iſt er todt. Du verſtehſt mich nicht, Mutter, ſprechen wir von andern Dingen.

„Wehe Dir, wenn Du bei Sinnen biſt und ich Dich verſtehe! Wehe Dir, wenn —“

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeiſter Guernard, welcher eintrat und berichtete: Es ſei eine unmittelbare Geſandtſchaft des Königs von Frankreich im Schloſſe von Foix angekommen und wünſche der Gräfin von Foix vorgeſtellt zu werden. — Die alte Gräfin — ihrer Tochter, wie ſie glaubte, auch ſpäter noch ſicher — wendete ſich nach der Thür, und man ſah in dieſem durch Rede und Plan zum erſten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Geſandtſchaft aufſteigen, wie ſie Bonnivet ſicher nicht erwartet hatte. Bonnivet nämlich ſtand an der Spitze jener Geſandtſchaft. Ehe die alte Dame indeß bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat ſchon wieder eine neue Botſchaft ins Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin ſelber: Ein Abgeſandter des Königs von Frankreich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoiſe von Chateaubriant. —

Er werde abgewieſen auf der Stelle! rief die Gräfin von Foix, an der Thür ſich umwendend — und ich begreife Euch nicht, Prieſter Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erhebt, wo nur —

In einer Viertelſtunde, Frau Gräfin von Foix, werd’ ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Geſandtſchaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geſchrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König ſeit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwol er ihm das ſchönſte Heer und ſchönſte Land nicht ohne Schuld verloren.

Mein Sohn Lautrec möge ſorgen, daß er keiner Gunſt mehr bedürfe — ich erwarte, Prieſter, daß Du hier die Thüren ſchließeſt und mir auf dem Fuße folgeſt.

Dies ſagend ſchritt ſie den Kreuzgang hinauf und ſah mit Erſtaunen, daß dieſer Vorderhof der Abtei von den Kloſterknechten geſchmückt wurde, als bereite ſich eines der großen Kirchenfeſte vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Gallerien der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangsthor war geöffnet, und von ihm aus über den erſten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Capitelſaale der Abtei im Mittelgebäude führte, und die Freitreppe ſelbſt hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbiſchof erwartet würde. Ja hinter den großen Fenſterthüren des Capitelſaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte ſie den Abt ſelbſt in großem Ornate einherſchreiten zu ſehen mit einem weltlich gekleideten Manne, den ſie nicht erkennen konnte hinter dem vorſchreitenden ſtattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte tapfere Frau eine ihr ungewöhnliche Angſt, die Angſt des Alters, die Angſt der Unzulänglichkeit für geheimnißvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersſchwache Kräfte von allen Seiten auf ſie eindrängen; ſie hatte keine klare Vorſtellung von dem was drohete, ſie empfand nur bis ins Innerſte die Drohung, und ſie war zu ſtolz und zu eilig, um bei Nebenperſonen nach den Urſachen ſolcher Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl ſagte ihr, als Herrin des Landes werde ſie auf ihrem Schloſſe den officiellen Zuſammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entſcheiden müſſen.

Aber auch Florentin fühlte ſich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er ſtörenden Einſpruch befürchtete in das, was ſich vorbereitete, einen Einſpruch, den er beſchwichtigen zu können hoffte durch perſönliche Ueberredung. Deshalb ſprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoiſe: daß des Königs Vollmacht eingetroffen ſei, und daß ſie die contractliche Form derſelben ohne beſondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er ſelbſt den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoiſe verſtand nichts von alle dem, als daß der König ſende, und daß die Vollendung ihres Schickſals nahe ſei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältniſſen berechnete, weil ſein Herz oder ſeine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht vorausſehen, daß er all ſeine Vorſorge und all ſeine Eroberung für das weltliche Wohlergehen Françoiſens aufs Spiel ſetze, wenn er nicht zugegen und thätig oder im Nothfalle hinderlich ſei bei Ueberreichung des ſo mühſam vorbereiteten Contractes. Er hielt ſich alſo nicht auf, ſondern eilte nach dem Schloſſe, wo er ſeine Nähe für die ſtörrige alte Dame nöthiger glaubte. So verließ er Françoiſe in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um ſie abzuholen nach dem Capitelſaale. Denn dort ſollte ihr die Botſchaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Brion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erſtere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verſchleiern ſchien, näherte ſich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geſchehen war, und entledigte ſich unter einer gewiſſen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeſchrieben zu ſein ſchien, mit großer Feinheit die Mitte zwiſchen einer formellen Brautwerbung und einer ſchmeichelhaften Einladung, ans Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgeſprochen — der ſie liebe, und der ihr die Ehren zu erweiſen wünſche, welche ſein Herz und ihr hoher Werth ihn drängten, der Dame ſeines Herzens und der ſchönſten wie begabteſten Frau des Königreiches zu erweiſen. Dies Document — ſetzte er hinzu, indem er ihr eine zuſammengefaltete Schrift überreichte — ſichert Euch, gnädigſte Frau, die Zukunft auch für den unwahrſcheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hinderniſſe ſich unüberſteiglich zeigen ſollten.

Françoiſe entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röthe ſtieg auf ihr Antlitz, und als ſie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, ſah ſie davon auf und rief:

Wer hat die Schrift verfaßt?

Eure beſten Freunde, erwiderte haſtig der Abt, der die ſichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Urſache zuſchrieb, welche der wirklichen Urſache ganz entgegengeſetzt war — und Ihr mögt ſicher ſein, daß alle möglichen Wechſelfälle der irdiſchen Welt und Gunſt darin zu Eurem Vortheile reiflich vorgeſehen und bedacht ſind.

Dann bin ich ſehr zu beklagen, daß meine beſten Freunde ſo unwürdig für mich geſorgt. Aber ich habe, Gott ſei Dank, einen Freund, der alle überragt: es iſt der König; zwiſchen ihm und mir bedarf's keines Vertrages über die Sorgen meiner ſonſtigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunſt und eines Vortheils, die keines Vertrages bedarf: ich liebe den König!

Bei dieſen Worten faßte ſie das Document mit beiden Händen, und ehe der Abt, deſſen ſchweres Verſtändniß nicht zeitig genug den Ausgang vorherſah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte ſie die Schrift zerriſſen.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerkſamkeit von außen her in Anſpruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male alleſammt, und ein volles Trompetengeſchmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Thore, welches den geöffneten Glasthüren des Capitelſaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah eine Schaar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten blieſen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeſchloſſenen Hofe ſchallte wie der Ruf zum jüngſten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldenen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf ſchwarzem Roſſe erſchien blühenden Ausſehens und prächtiger Miene der König Franz, dem ſo viele ſtattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis an die Freitreppe mit berittenen Roſſen erfüllt, ſie nicht faſſen konnte. Françoiſe ſah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blaſenden Trabanten erſchienen und bemerkte es nicht, daß durch alle Thüren des Capitelſaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, ſie ſah aber mit ſteigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, ſie erzitterte vor Freude, als, nachdem ſich dieſe Vorreiter ſeitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende ſchwarze Roß im Thorgewölbe ſichtbar wurde — er iſt's! er iſt's! mein König François! rief ſie jubelnd und eilte bis an die Glasthüren der Freitreppe. Dort blieb ſie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude ſtehen; der König ſah ſie, winkte ihr mit beiden Händen, ſprang vom Roſſe und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und ſank vor Aller Augen auf dem Balcon der Treppe in ſeine Arme. Die Trompeten ſchmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, ſchwenkten ihre Barets und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgang-Bogen des erſten Stockes geſeſſen, und durch den plötzlichen Lärm aufgeſtört war, flog kreiſend über den Reitern und dem ſchönen Paare im Hofe umher, und ſchrie heftiger als jemals „François! François!“

Der König führte Françoiſe in den Saal, und machte dem ſich zum Reden anſchickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es ſei die Förmlichkeit nicht nöthig, oder er möge warten, bis der Lärm ſich gelegt. Der Abt, einigermaßen in ſeiner Faſſung geſtört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentſtücken zuſchritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauberkeit des Raumes beleidigte. Er machte alſo eine Anſtrengung, dem Paare voraus zu kommen, und die Fetzen zu beſeitigen. Dies ging nicht von ſtatten, ohne daß der König, welcher die Verſammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und ſich ein Wenig niederbeugend zu dem mühſam beſchäftigten Abte fragte er denn haſtig „Was iſt?“ Ehe aber der Abt ſo viel Haltung und Athem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegengeſtreckten Pergamentſtreifen zu erklären, hatte Françoiſe ſchon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Haſt und ſehr erhitzt eingetreten und hatte dem König leiſe aber lebhaft etwas mitgetheilt. Dieſe Mittheilung ſchloß mit den Worten: zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!

Dies war das Pferd, welches Françoiſe mit dem Könige hinwegführen ſollte: kaum aber hatte er ſie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Geſtalt von der Hüfte an eingehüllt, ſo erſchien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix. In jäher Haſt ſchritt ſie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerade auf den König los. Dieſer ſtieg eben an der Freitreppe auf ſein Pferd. — Halt, rief die Gräfin, und trat auf die erſten Stufen der Treppe, als wollte ſie ſo hoch ſein wie er, und ſtreckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte ſie ihn greifen und halten — hierher ſieh, Franz von Valois, und gieb Rechenſchaft —

Bonnivet, welcher dies vorher geſehen, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt und hatte ihnen befohlen, zu blaſen Fanfare auf Fanfare, daß kein menſchlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin ſetzten ſie dies ins Werk, und umſonſt erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man ſah nur mit Entſetzen, daß ſie ſprach, und ahnete, daß es ein Fluch ſein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem ſchmetternden Trompetenſchalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Geſtalten unter dem Thorwege verſchwanden, ſtürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe zu Boden vom

Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter, und hörten erſt auf, als der königliche Zug über die Arriègebrücke gezogen, und jenſeits derſelben hinter der Höhe verſchwunden war. Als man ſchon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da ſah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.

III.

9.

Im Sommer 1524 hatte ein ſchweres Gewitter das Schloß Chateaubriant rundum eingehüllt wie in einen ſchwarzen Mantel. Es war gegen Abend und die dichten, tief herabhängenden Wolken brachten eine graue Finſterniß hervor, die viel unheimlicher wirkte, als die Finſterniß der Nacht. Der Donner grollte ununterbrochen rings um das Schloß, und einzelne heftige Schläge, von breiten Blitzen begleitet, zeigten an, es ſtehe ein furchtbarer Ausbruch des Wetters unmittelbar bevor, um ſo furchtbarer, da kein Tropfen Regen die Wolken erleichterte.

In alſo drohender Stunde ſaß der Graf Chateaubriant in dem alten Thurmſchloſſe, welches durch die früher beſchriebene ſchmale Brücke mit dem neuen Schloſſe verbunden war. Dieſe Brücke führte unmittelbar in das Mittelgeſchoß des Thurmes, welches einen einzigen Saal bildete, und die Thür an der Brücke war der einzig gangbare Eintritt zu dieſem jetzt ſo düſteren Raume. In früherer Zeit war eine der Brückenpforte gegenüberliegende Thür der Ein- und Ausgang dieſes Saales geweſen und hatte einige Stufen abwärts zu niedrigen Gebäuden geführt, welche ſich von der Weſtſeite an den Thurm anlehnten. Aber ſeit Erbauung des neuen Schloſſes hatte man dieſe Gebäude, mit Ausnahme der Ställe, verfallen laſſen und die Thür war vermauert worden. Der Thurm ſelbſt beſtand aus drei Etagen, welche innen durch verkleidete Treppen von geſchwärztem Eichenholze mit einander verbunden waren. Fallthüren am Gipfel dieſer Treppen ſchieden oder verbanden, je nachdem man ſie öffnete oder ſchloß, die drei Stockwerke. Das unterſte, etwa zehn Ellen über dem Waſſerſpiegel der Chère, welche den Thurm von der Oſt- und Nordſeite beſpülte, war das düſterſte, denn es hatte nur kleine Fenſter und dieſe waren mit Eiſenſtäben vergittert. Graf Chateaubriant hatte es zu ſeinem Schlafzimmer erwählt, ſeit die Gräfin ihn verlaſſen hatte. Das neue, ſchöne Schloß war ihm von da an verleidet und das Thurmzimmer im Mittelſtocke war ſeit der Zeit ſein Wohnzimmer geworden. Im dritten Stocke hatte er ſein einziges Kind, die kleine Conſtance mit Louiſon, welche damals von Blois nach Chateaubriant heimgekehrt war, als die Gräfin ſich nach den Pyrenäen begeben hatte, wohnhaft eingerichtet. Er wollte das Kind nicht nur vor jeder möglichen Entführung Seitens der Mutter, welche es zu wiederholten Malen verlangt hatte, ſicher ſtellen, ſondern er wollte es auch in ſeiner unmittelbaren Nähe wiſſen, denn er liebte es ſehr. Louiſon war ihm durch die damalige Rückkehr aus Blois und durch ihre Aeußerungen nach der Rückkehr werth geworden. Er wußte nicht, daß ſie der Gräfin viel mehr anhing als ihm, und daß ſie bei der Heimkehr nur darum ſtrenges Urtheil über die Gräfin geäußert hatte, um den Grafen und die Nähe des Kindes zu gewinnen. Aber obwol er dies und ihre Abſicht, bei erſter guter Gelegenheit das Kind der Mutter zuzuführen, nicht kannte, ſo hielt er doch an der Vorſicht feſt, ſie und Conſtance nicht ohne ſeine Begleitung aus dem Thurme zu laſſen. Wenn er allein hinausging, ſo ſchloß er ſtets die Brückenpforte, und vertraute den Schlüſſel nur dann, wenn er eine längere Abweſenheit vorhatte, einem erprobten Diener. In den erſten Monaten verließ er den Thurm gar nicht, weil ihn die Untreue Baptiſte's mißtrauiſch gemacht hatte gegen Jedermann. Erſt als Baptiſte zurückgekehrt war — denn er hatte ſich in Foix dem königlichen Zuge und ſeiner Herrin wieder angeſchloſſen und hatte es von Fontainebleau aus auf

Gefahr ſeines Lebens, ſeiner Herrin zu Liebe und zur Vereinigung mit Louiſon gewagt, ſich auf Chateaubriant einzuſtellen — erſt als dieſer verwegene Schritt Baptiſtes ihn über Dienertreue wieder in etwas beruhigt hatte, vertraute er einem alten Diener, deſſen Vorfahren den Chateaubriant's gedient, ſo weit man ſich der Chateaubriants erinnerte, den Schlüſſel zur Brückenpforte für den Fall, daß er über Nacht ausbleiben könnte. Unglücklicher Graf! Eine einfache, beſchränkte Dame hätte ihm all das Glück eines Ehelebens bieten können, deſſen er bedürftig war. Die Vorzüge Françoiſens, vollkommen überflüſſig für ihn, ſtürzten ihn nicht nur in eheliches Unglück, ſondern verwirrten ihm auch alle übrigen Grundbedingungen eines geſicherten Lebens. Er hielt es nicht für möglich, daß dieſer Baptiſte durch die Heimkehr ſein Leben einſetzen könne für etwas anderes als für die das Gewiſſen beſtimmende Dienerpflicht, er glaubte den Verſicherungen des alten Lebensgenoſſen, daß er es für Schuldigkeit eines Chateaubriant'ſchen Dieners gehalten, die Gräfin Chateaubriant nicht mutterſeelenallein in der Fremde zu laſſen und daß er bei ihr geblieben ſei, weil ſie geſagt, der Herr habe es befohlen. Erſt in Fontainebleau ſei er unſicher geworden, denn dort habe er zum erſten Male gehört, die Frau Gräfin wolle gar nicht mehr Gräfin Chateaubriant heißen, und da habe er ſich ein Herz gefaßt, heimzureiten und bei ſeinem Herrn anzufragen, wie er ſich zu verhalten habe. Graf Chateaubriant glaubte dieſen Verſicherungen auch darum, weil er Baptiſte immer brav und beſonders immer einfach, keiner beſonderen Klugheit fähig geſehen hatte, er glaubte ihm und ließ ihm nur die ordinäre Peitſchenſtrafe, die Strafe für eine alltägige Ungeſchicklichkeit zukommen, — aber er war in ſeiner Herrenſicherheit doch erſchüttert durch das Betragen dieſes Dieners. Kurz, der arme Graf fühlte ſich überall in Rand und Band des Lebens gelockert, und er muß deshalb nachſichtiger beurtheilt werden, wenn er im Verlauf der Dinge immer grimmiger und übergreifender ſich geberdet.

Er ſaß während des grollenden Wetters im Mittelſaale des Thurmes und ſpielte mit den Locken ſeiner Tochter, die ſich ihm auf den Knieen ſchaukelte und ſich immer enger an ihn ſchmiegte, in je tieferes Dunkel der weite, öde Raum gehüllt wurde, von deſſen dicken Wänden lebensgroße, äußerſt gröblich gemalte Bildniſſe der verſtorbenen Grafen Chateaubriant geſpenſtiſch herabſtarrten. Der Stammvater des Hauſes beſonders, welcher dem Stuhle des Grafen gegenüber hing und wahrſcheinlich nur nach der Phantaſie der genealogiſchen Vollſtändigkeit zu Liebe gemalt war, hatte bei der dunklen, gewitterhaften Beleuchtung ein entſetzliches Anſehen durch ein paar Augen, welche wie Räder rund aus der Höhe herabſtarrten.

Dieſer Mann, welcher ſich an ſeinem Kinde letzen wollte, aber offenbar zerſtreut und mit ſeinen Gedanken anderswo beſchäftigt war, mochte ſehr unglücklich ſein. Wer mag entſcheiden was am ſchmerzhafteſten in ihm fraß! Ob der eigenthümliche Grad von Neigung, welchen er doch für ſeine ſchöne Frau gehegt und welcher ſich verworfen ſah; ob der beleidigte Mannesſtolz, der ſich bei öffentlicher Weibesuntreue rieſengroß und ſchmerzhaft in dem Manne zu erheben pflegt; ob der Stolz des Edelmannes, der ſeine Hausehre preisgegeben ſah? Wenn alles das zuſammen ihn peinigte, jetzt war eine ſehnſüchtige Wehmuth vorherrſchend: ſein trauriges Auge drückte den Wunſch aus, der Gattin vergeben, ſie wieder aufnehmen, ihr ein Loos bereiten zu können, welches ſanfter und lieblicher wäre, als ſie es vor der Entfernung vom Schloſſe Chateaubriant erfahren hatte.

Da öffnete Gillover, der eisgraue Diener des Hauſes, welchem der Graf die beſondere Wacht des Thurmes übertragen hatte, die Brückenpforte und ließ einen Fremden eintreten, der höflich grüßend auf den Grafen zuſchritt. Dieſer erkannte in dem beſtaubten, übrigens fein gekleideten Manne, ſchmalen, geſunden Angeſichtes erſt am Tone der Stimme ſeinen Freund Brezé, den Seneſchal der Normandie. „Wißt Ihr, was in der Welt vorgeht?“ fragte dieſer nach den erſten Begrüßungen.

Nichts weiß ich ſeit faſt einem halben Jahre, erwiderte der Graf. Seit drei Monaten peinigt mich eine Melancholie, die Gott weiß woher kommt, und die mich daheim gehalten hat in dieſem Zimmer, fern von jedem Edelmanne, den ich hätte fragen können nach der Welt. Und was vorher geſchehen war, hatte ſeinen Weg noch nicht gefunden in die ſtille Bretagne. Erzählt mir, wenn's was Tröſtliches iſt, und verſchweigt mir das Schlimme, ich bin jetzt kläglich wie ein Weib für alle ſchreckhaften Eindrücke.

„Tröſtlich iſt's freilich nicht, Leidensgenoſſe.“ Leidensgenoſſe? Iſt Diana von Brezé — „Wir ſprechen ſpäter von den Weibern!“ Iſt Euer Schwiegervater frei oder todt?

„Weder frei noch todt. Davon ſpäter! Glück hat's nirgends gegeben, auch für Frankreich nicht. Vielleicht erfreut's Euch aber doch, daß unſer Aller Freund Bonnivet die Schuld trägt am neuen Landesunglücke, und Lautrec's Scharte ausgewetzt hat durch größere Scharte. Der König, den Gott erleuchten möge über ſeine Lieblinge alltäglicher Herkunft, hatte ihn dieſes Frühjahr an die Spitze der neu errichteten Armee von Italien geſtellt, und Bonnivet hat dieſe neue Armee wie ein Schüler verloren. Nicht etwa in einer tapferen Schlacht, nein, auf Rückzügen und Rückzügen, und an der Seſia hat er die Blume unſerer Ritterſchaft dem Verderben ausgeſetzt —“

Bayart?

„Bayart ſelbſt, der Ritter ohne Furcht und Tadel, lebt nicht mehr. Nachdem er wie ein Löwe den über den Fluß nachdringenden Feind eine Zeitlang aufgehalten, hat ihm die Steinkugel einer Büchſe das Rückgrat zerſchmettert. Jeſus, mein Gott, ich bin todt! hat er gerufen, hat den Kreuz ſeines Degens geküßt und ſich unter einen Baum ſetzen laſſen, das Antlitz gegen den Feind zugekehrt, denn auch im Tode ſollte der Feind ſeinen Rücken nicht ſehen. Und Bourbon iſt der erſte geweſen, der in der Begierde Bonnivet zu fahen, bis an den Baum gekommen iſt. Ach Herr von Bayart, hat er ausgerufen, wie jammert's mich, Euch ſo zu ſehen, Ihr, der Ihr ein ſo muſterhafter Ritter wart! — Mein Herr, hat Bayart erwidert, über mich iſt nicht zu jammern, denn ich ſterbe in Ehren, aber mich jammert Eurer, den ich fechten ſehe gegen ſeinen Fürſten, gegen ſein Vaterland und gegen ſeinen Schwur! — So iſt er geſtorben unter dem Wehklagen der Feinde Frankreichs, die ihn liebten wie wir ob ſeiner Tugenden.“

Es ſterben alle Tugenden in dieſem Lande, Brezé!

„O es iſt eine grenzenloſe Klage über das ganze Land ausgebrochen, als man Herrn Bayart's Leiche über die Alpen gebracht hat in ſeine Heimat, das Dauphiné. Einen Monat lang iſt jegliches Spiel und jeder heitere Zeitvertreib von ſelbſt unterblieben, und alle Welt ſagt, es bedeute dieſer Tod dem Lande ſchweres Unheil.“

Er bedeutet, was ſchon iſt: die Rittertugend geht zu Grabe, des Königs Laune erhebt ſich über Brauch und Geſetz, und die Emporkömmlinge, die Menſchen der Gunſt, ſtrecken ihre ſchmutzigen Hände aus über die Seigneurs des Landes. Und ihr ſpracht mir noch in Blois von einem großen Frankreich, das ſich bilden werde! Ein Frankreich der Avanturiers, ein Schattenſpiel weniger Jahre!

„Leider ſcheint Ihr Recht zu behalten; Bourbon iſt mit den Spaniern und Italienern durch die Corniche herab über den Var gegangen, in die Provence eingedrungen und geht geraden Weges auf Lyon. Dort, fürchtet man, werden alle Seigneurs aus Bourbonnais, Auvergne, Forez, ſelbſt Languedoc ihm zufallen, und die Mehrzahl des Adels aus den übrigen Provinzen wird ihm förderlich ſein zum Sturze des Königs, dem Bonnivet das letzte und einzige Heer verloren. So ſoll der Plan, um des willen Bourbon flüchtig geworden, mit reißender Schnelligkeit ſich verwirklichen und Frankreich getheilt werden unter England, Spanien und Bourbon. Wir im Norden kämen an England —“

Und dieſe Nachrichten nennt Ihr nicht tröſtlich, de Brezé? rief Chateaubriant und ſprang vom Seſſel auf.

„Nein, Chateaubriant."

Willkommen ſei mir der Tag der Rache gegen dieſen frechen Valois!

„Vielleicht bedarf ich in Kurzem der Rache eben ſo gegen ihn, und dennoch —"

Was iſt mit Diana von Brezé?

„Sie iſt, wie Françoiſe von Chateaubriant gegen meinen Willen nach Fontainebleau gereiſt."

Auch vernarrt in den Mann mit der großen Naſe? Sie wird mir zu meiner Frau verhelfen, und eine Dritte wird dann die Eure wieder nach der Normandie bringen, denn der Sultan von Frankreich liebt zum Troſte für die Seigneurs den Wechſel!

„Ich hoffe, Ihr übertreibt. Diana will ihren Vater befreien, der noch immer unter dem aufgehobenen Schwerte im Louvre-Thurme ſchmachtet. Das Fürwort der Gräfin Chateaubriant hat ihm die Strafe aufgeſchoben, aber nicht aufgehoben."

Kluger Valois, der gewußt hat, mit der Gnade einträglichen Handel zu treiben; ſo hat er doch für die ſchöne Diana auch noch einen Preis!

„Um dies zu verhindern will ich ſelbſt an den Hof, und da dort die Umſtände ſo peinlich geworden ſind, hab' ich Euch vorſchlagen wollen, mich zu begleiten."

Ich, nach Fontaineblau —?

„Hört mich zu Ende. Die Noth dort iſt nicht allein um des vordringenden Bourbon halber groß, es drängen noch andere Ereigniſſe; die Königin Claude liegt in den letzten Zügen."

Todt?!

„So gut wie todt. Den Phantaſieen des Königs iſt nichts mehr im Wege, und da ein Kampf auf Leben und Tod bevorſteht, in welchem der König ſelbſt das Schwert ziehen muß, ſo könnt Ihr ermeſſen, wie die üblen Rathgeber der Gräfin, die Budé und Florentin und Conſorten, den König mit Zumuthungen beſtürmen. Er ſoll ſie, da eine Scheidung jetzt ſchwer zu erlangen iſt, ſo lange der Papſt mit dem Spanier verbündet bleibt, zur Regentin des Reiches ernennen während ſeiner Abweſenheit, ſolcherweiſe voraus verkündigend, was ſich ereignen werde nach Erlangung des Scheideconſenſes und nach Verlauf des Trauerjahres. Ihr ſeht, nach dem Tode der Königin ſteht Alles auf dem Spiele, und jetzt oder nie muß gehandelt werden, wenn Ihr Euer Weib nicht für immer aufgeben wollt. Und mich dünkt, Eurem Charakter nach müſſe es Euch widerwärtiger ſein, ſie als Königin von Frankreich denn als reuige Gräfin Chateaubriant zu ſehen.“

So iſt's. O, Brezé, ich ſchäme mich meiner Schwäche, ich liebe mein Weib noch, auch da ſie ſich und mich entehrt hat, und mein Herz iſt ſo ſchwach, daß es noch immer auf ein dürftiges, wenn auch ein ganz dürftiges Familienglück hoffen will; — es iſt ſchmachvoll!

„Wir brauchen unſere Weiber für's Haus und für die Ehre, wir können nicht gegen das Schickſal.“

Nein, Brezé, ich werde meiner Herr werden, ich habe mir eine Grenze geſteckt, ich habe mir geſchworen und ich wiederhole dieſen Schwur bei Gottes Blitzen, die meine Ahnenbilder beleuchten: wenn mein Weib noch einmal die Hand zurückweiſt, die ich ihr noch einmal biete, dann laß ich Gericht halten über ſie, wie die Bretonen gethan in grauer Vorzeit gegen die Ehebrecherinnen und laſſe ſie tödten von der Hand meiner Knechte, ſo mir Gott helfe!

Es war unterdeß immer finſterer geworden, und bei den letzten Worten Chateaubriants krachte Donner und Blitz zuſammen über dem Schloſſe, daß alles Bewegliche erbebte und die kleine Conſtance ſchreiend ſich an den Vater klammerte, der ſelbſt todtenbleich geworden war. Denn vor ſeinen Augen hatte ſich im grellen Lichte des Blitzes das Bild des älteſten Ahnherrn an der Wand bewegt und es ſtürzte jetzt praſſelnd vor ihm auf den Boden. In demſelben Augenblicke öffnete Gillover die Brückenpforte und führte im Scheine einer Kienfackel Baptiſte ins Gemach. Baptiſte trug einen Brief in der Hand und überreichte ihn den Grafen mit den Worten: Gnädigſter Herr Graf, es iſt nicht meine Schuld, daß die Frau Gräfin heimlicherweiſe dieſen Brief an mich ſendet, hier iſt er —

Der Graf riß ihn auf, ohne auf das Siegel zu achten. Er enthielt die Nachricht, daß die alte Gräfin Foix geſtorben ſei, und Baptiſte um jeden Preis die kleine Conſtance nach Schloß Foix bringen und Margot übergeben möge, die deſſen gewärtig ſei.

Das ungeſtörte Glück hat keine Geſchichte. Was wäre zu ſagen über die erſten Monate, welche Franz und Françoiſe im Schatten von Fontainebleau neben einander verlebten! König Franz beſaß die überaus beglückende Fähigkeit in hohem Grade, die Fähigkeit ganz und gar und lediglich einem einzigen Intereſſe zu leben und zu dienen, und die ganze übrige Welt darüber hintanzuſetzen. Er dachte nicht daran, daß es ein Ende nehmen würde, obwol er ſchon ſo oft erfahren, daß ſeine ſtärkſten Neigungen ein Ende genommen hatten; er dachte nicht daran, weil ſein Naturell ſich der Energie bewußt war, auch am Ende eines Intereſſes neue Lebensreize zu ſchaffen. Und Françoiſe dachte noch weniger daran; ſie war eben das poetiſche Weib, welches keine halben Verhältniſſe eingehen kann, und welches, einmal entſchloſſen und hingebend, rückhaltslos ſich hingiebt, keine andere Grenze vor Augen ſehend als den Tod. Je lebhafter ſie gekämpft für Pflicht und Sitte, deſto völliger hatte ſich die Leidenſchaft ihrer bemächtigt, da der Gedankenkampf für Pflicht und Sitte ihr verwirrt worden und Pflicht und Sitte unterlegen war, da ferner ihr Körper durch die Nervenkrankheit eine Wendung erlebt hatte, welcher Florentins Umarmung unvertilgbar eingeprägt blieb. Denn auch die Sinne haben ihr hartnäckig Gedächtniß.

So ward ſie in Fontainebleau, wohin der König ſie von der Genoveſen-Abtei führte, die freie, rückhaltloſe Gefährtin des

Königs, und ihr Betragen gegen alle Umgebung und die ganze übrige Welt erlitt demgemäß eine völlige Umwandlung. Sie war nicht mehr ſchüchtern und beſcheiden, denn ihrem Sinne nach ſtahl ſie keineswegs die hohe und mächtige Stellung, nein, dieſe Stellung und Macht kam ihr zu durch das höchſte Recht der Erde, durch die Liebe.

Louiſe von Angoulême, des Königs Mutter, empfand dies natürlich zuerſt und empfand es mit dem größten Widerwillen, und ward zuerſt die Feindin Françoiſens, dieſer hochmüthigen Creatur, wie Louiſe ſie nannte, dieſer verſtellungskundigen Schlange, welche mit Sanftheit und Unſchuld coquettirt habe und ſich jetzt geberde wie eine geborene Königin. War doch ſogar Duprat in den erſten Monaten ſchwankhaft geweſen, ob er nicht beſſer thäte, ſich dieſer aufgehenden Sonne anzuſchließen, ſtatt ihr, wie Louiſe von Angoulême ſtürmiſch verlangte, Schatten werfend entgegenzutreten. Françoiſe nämlich, welcher auch die Verwandten Semblançay's bittweiſe genaht waren, wie politiſches Unglück an jede neue Macht ſich klammert, Françoiſe hatte dieſen wie der Diana von Brezé ihre Hilfe verſprochen und war dadurch ſogleich auf den Boden Duprat's gerathen. Duprat, die kühne Logik der Liebe nicht begreifend, ſuchte hinter dem königlich ſicheren Auftreten der Gräfin irgend ein anderes geheimnißvolles Verhältniß der Sicherheit, und zögerte deshalb mit dem Widerſtande. So geſchah es, daß er dem Könige nicht nachdrücklich abrieth von irgend einer Milde für St. Vallier und Semblançay, ſondern daß er, um der Gräfin gefällig zu ſein, Aufſchub des Gerichtes und Erleichterung der Haft zuläſſig fand. Dadurch ward aber auch die Feindſchaft der Angoulême gegen Françoiſe zur unerbittlichen Schlacht geſteigert, denn ihr Duprat abwenden, hieß, ihr die Hauptſtütze entziehen, und Semblançay retten, hieß, ihren frechen Betrug ans Tageslicht fördern.

Nach dieſer Seite alſo ward die Gräfin ſogleich vom Aeußerſten bedroht, denn es konnte der Herzogin von Angoulême nicht ſchwer werden, Duprat zu erweiſen, daß die Zuverſichtlichkeit der Gräfin nichts weiter ſei als Mangel an Erfahrung und die Unverſchämtheit einer Günſtlingsnatur. Die politiſchen Verhältniſſe kamen dieſem Erweiſe zu Hilfe. Duprat mußte einſehen, daß der König, ringsum von Spanien, Deutſchland und England bedroht, unmöglich ſo unpolitiſch ſein könne, im Falle einer Wiederverheiratung allem politiſchen Vortheile zu entſagen und eine unmächtige Gräfin des eigenen Landes zu ehelichen, die er bereits ohne eheliche Verpflichtung bei ſich habe. Iſt denn mein Sohn, ſetzte ſie hinzu, von bürgerlicher Art, daß er des Reiches und des anmuthigen Wechſels vergeſſen könne? Iſt denn etwa bisher die bürgerliche Treue ſein Fehler geweſen? Wählt raſch, Duprat, oder ich überhebe Euch der Wahl, indem ich Euch vernichte. Ich kann einen Theil meiner bedenklichen Handlungen meinem Sohne eingeſtehen, er iſt mein Sohn und vergiebt mir, aber was dabei auf Eure Rechnung zum Vorſchein kommt, das vergiebt er nimmermehr einem Manne, dem er ohnedies nicht zugethan iſt.

Dieſe Logik war entſcheidend für Duprat, und die Gräfin war demnach noch nicht zwei Monate in Fontainebleau, als dieſes gefährliche Paar bereits mit aller Kraft an ihrem Sturze arbeitete. Florio, der noch am Degenſtiche Chateaubriant's ſiechte und deshalb ſeinen Herrn nicht zum Feldzuge nach Italien begleitet hatte, ward unverzüglich nach Mailand geſendet. Auf Bonnivet konnte ſich die Herzogin verlaſſen; im Herzen leer und gleichgiltig wie der Stutzer aller Zeiten hatte er für keine Regung Gedächtniß. Ob ihm die ſchöne Gräfin Chateaubriant jemals gefallen oder nicht gefallen, ob ſie ihn erhört oder nicht erhört, das kam nicht in Betracht. Oder doch! Ein ganz kleiner Stachel zur Feindſchaft war dem eitlen Manne doch im Sinne hängen geblieben, daß dieſe Dame, welche er entdeckt und um welche er ſich bemüht hatte, ſtets gleichgiltig, ja hochfahrend gegen ihn verharrt war. Dies machte ihn doppelt geſchickt zu der Aufgabe, die übrigens ganz in ſeine Günſtlingsrolle paßte. Wäre der König beſtändig und treu geweſen, ſo hätte der Günſtling am meiſten darunter gelitten. Er lebte vom Launenwechſel des Herrn; je mehr er Bedürfniſſe im Könige erwecken konnte, deſto mehr Gelegenheit fand er, ſich thätig und nothwendig für deren Befriedigung zu erweiſen, und je thätiger und nothwendiger er ſich erwies, deſto reichlicher belohnte ihn der König. Bonnivet, dem der eiferſüchtige Adel die Fähigkeit abſprach, eine Armee zu führen, war ganz gewiß der Mann, eine dem Geſchmacke des Königs gefährliche Schönheit in Italien zu entdecken. Und dies verlangte die Herzogin von ihm. Ganz anders verfuhr ſie in Betreff Brion's, deſſen Neigung zur Gräfin ihr wohlbekannt war. Die alltägliche Intrigue würde getrachtet haben, dieſe Neigung zu nähren und zu irgend einem Ausbruche zu treiben, welcher die Gräfin in Verlegenheit bringen und den König eiferſüchtig machen könne. Die Herzogin Louiſe verſtand die Intrigue beſſer: ſie wußte ſehr wohl, daß Eiferſucht die Pein iſt, welche das Leben der Neigung am ſicherſten friſtet. Ihr Plan war auf eine ganz entgegengeſetzte Anſchauung gebaut: Brion wurde zum Heere nach Italien geſendet. So verlor die Gräfin nicht nur einen Freund und Beſchützer, ſondern, was der Herzogin von viel größerer Wichtigkeit war, einen Bewunderer. Sie kannte ihren Sohn auf und nieder; nicht dadurch, daß man ihm eine Sache ſtreitig machte, verleidete man ſie ihm, ſondern dadurch, daß man die Sache werthlos und wohlfeil darſtellte. Das durfte nicht unmittelbar geſchehen, aber ſie konnte dafür ſorgen, daß ihr Sohn überall, wo von den Vorzügen der Gräfin die Rede war, nur jenes gefällige Zuſtimmen ſah, welches dem Gebieter gar bald verräth, man lobe nur mit, weil er ſelber lobe. Raſche, künſtleriſche Menſchen ſind aber auf den Beifall der Umgebung geſtellt, dieſer Beifall iſt ihnen die zum Leben, das heißt zum Genuſſe nöthige Atmoſphäre, und ſolche Menſchen werden ſtets eine Neigung in ſich erblaſſen ſehen, welche Niemand beneidet, ja die Neigung wird ihnen mehr und mehr entſchwinden, je deutlicher ſie erkennen, daß Niemand ihren Geſchmack theilt.

Die Herzogin ſorgte dafür, daß ihr Sohn dies an ſich erfahre, und ſtimmte alle Hofleute auf Töne, die in dieſen Accord ausgingen, wie man eine Laute ſtimmt. Es ſollte keineswegs ein Ton wie der andere klingen. Die ſchwierigſte Aufgabe hatte ſie bei ihrer Tochter, welche weder hier noch ſonſt wo lebhafte Partei nahm, welche aber der Gräfin herzlich zugethan blieb; denn ſie verſtand das Herz und den Werth Françoiſens. Nach einigen Verſuchen kam auch die Herzogin Louiſe zu der Ueberzeugung, ſie dringe hier nicht gerade aus zum Ziele, und es müſſe ein Umweg verſucht werden, um das Urtheil Margarethens, das weniger beſtechlich war als irgend eines, und das den größten Werth für den König hatte, verdächtig zu machen. Sie ſprach alſo ihrem Sohne von dem übeln Einfluſſe, welchen die ketzeriſchen Grundſätze auf Margarethe gewännen; es brächten ſie dieſe Grundſätze mehr und mehr um den großen Blick, welcher fürſtlichen Perſonen zieme, ja ſie wäre bereits ſo in kleinbürgerlicher Moralität befangen, daß ſie blos deshalb noch immer an der ſo zu ihrem Nachtheil veränderten Chateaubriant hielte, weil ſie dieſelbe ihm zugeführt. Sie ſei Schuld, pflege ſie zu ſagen, daß dieſe Frau ihr häusliches Glück geopfert habe, und müſſe nun zeitlebens für ſie ſorgen.

Dieſe Wendung war doppelt gefährlich. Franz war von Natur undankbar für veraltete Dienſte, und hier wurde er an Dankbarkeit für Liebe erinnert! Daß Françoiſe rettungslos unglücklich ſein würde, wenn ſie ſeine Neigung verlöre, daß ſie alſo ganz und gar und nur auf ſeine Neigung angewieſen ſei, das war ihm eine unangenehme Gedankenfolge. Sie müßte dich alſo ſchon um ihrer ſelbſt willen lieben! war ſeine nächſte Idee; pfui doch, ſo umarmt man das Waſſer mit aller Kraft, um ſich oben zu erhalten und nicht zu ertrinken!

Herzogin Louiſe blieb bei dieſen Vorbereitungen nicht ſtehen, ſie wußte, daß ſie noch zwei Hauptſtützen der Gräfin zu erſchüttern hatte: Budé und Florentin, den ſchönen Prieſter, welchem bald nach Françoiſens Abreiſe von Foix die erwartete Beförderung nicht entgangen und der als reich dotirter Prälat nach Paris gekommen war. Mit irgend einer Verdächtigung der Gräſin bei Budé durchzudringen, das erwartete ſie nicht, denn ſie empfand ſehr wohl, daß dieſer einfache und unbefleckte Charakter außerhalb ſolcher Kreiſe lag. Aber eben die Gewiſſenhaftigkeit, welche ihn für ſolche Zwecke unnahbar machte, konnte benutzt werden gegen ihn und gegen die Gräſin; denn was könnte nicht durch geſchickte Zuthat und Wendung zu Gift gemacht werden in dieſer Welt! Wenn Budé veranlaßt wurde, immer und immer wieder den König an ſeine Eheverheißung zu mahnen, ſo machte er ſicher recht bald ſich, die Verheißung und die Gräſin, welcher die Verheißung gewidmet worden, dem Könige läſtig. Ferner mußte Budé tugendhafter Weiſe vor dem Beichtvater Françoiſens, vor dieſem klugen Florentin, gewarnt werden, damit er ſeinerſeits ſeinen Schützling, die Gräſin, warne vor dieſem bedenklichen Menſchen. Jedenfalls wurde dadurch wenigſtens Mißtrauen geſäet, und die Gräſin mußte von ihren unter einander entzweiten Freunden widerſtreitende Rathſchläge und irgend welches Unheil ernten. Florentin, Anhänger der beſtehenden Kirche, war bereits ein natürlicher Gegner des ketzeriſch geneigten Budé; in dieſer Richtung mußte die Gegnerſchaft geſchürt, und damit ſie nachdrücklicher würde, Florentin, der zugänglichere, zu höherer Stellung befördert werden. Wenn Florentin wußte, woher ihm die Beförderung käme und ferner kommen könne, ſo durfte ſich die Herzogin von dieſem Lebeprieſter dauernder Dienſte verſehen. Weil er klug war, ſollte er jetzt von der Gegnerin befördert werden, und eben weil er klug ſei, meinte die Herzogin, würde er wol bald zu wählen wiſſen zwiſchen der Freundſchaft mit einer Heldin vorübergehender Königsliebſchaft und der Freundſchaft mit der dauernd mächtigen Mutter des Königs. Daß er nebenher ein ſchöner Mann ſei, überſah die Herzogin Louiſe auch nicht.

So viel Fäden nach allen Richtungen wurden gelegt und geknüpft, um nach einiger Zeit die harmlos in Liebe dahinlebende Françoiſe feſtzufangen in lauter Situationen und Verhältniſſen, die ihr des Königs Gunſt entziehen mußten. Da aber dies Alles Zeit brauchte und die Herzogin von den Aerzten die beſtimmte Verſicherung erhielt, das lange Siechthum der Königin Claude im Hôtel des Tournelles zu Paris nahe ſchleunigem Ende, nach dem Hintritte der Königin aber von der jetzt ſo leidenſchaftlichen Neigung des Königs ein voreiliger für die Zukunft verpflichtender Schritt zum Vortheile der Gräfin zu befürchten ſtand, ſo mußten außer dieſen ſicheren, aber langſamen Mitteln ſogleich einige raſche Streiche verſucht werden. Der erſte fiel mit dem Auftrage Bonnivet's zuſammen und war auf des Königs Reizbarkeit in Betreff eines ſchönen Weibes berechnet, der zweite betraf die Sicherheit der Herzogin ſelbſt in Betreff des Semblançay'ſchen Proceſſes. Wurde dieſer bis über den Tod der Königin hinaus verzögert, ſo konnte die ſchon ſo deutlich an den Tag gelegte für Semblançay günſtige Einmiſchung der Gräfin verderblich werden in einem Augenblicke, wo der König des einzigen äußerlichen Hinderniſſes einer förmlichen Erhebung der Gräfin ledig wurde. Die Herzogin ſchickte alſo auf der Stelle Duprat, den ſie nach Fontainebleau berufen hatte, um ihn zur entſchiedenen Parteinehmung zu beſtimmen, nach Paris zurück, indem ſie als thatſächliche Probe ſeiner dauernden Anhänglichkeit von ihm verlangte: binnen drei Tagen müſſe Semblançay's Verurtheilung in ihren Händen ſein, um durch ſie und durch ſie allein dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt zu werden.

Ferner ſchickte ſie einen Boten nach der Normandie. Er trug einen Brief an Diana von Brezé, die ſie vorigen Sommer in Blois, da ihr Sohn nichts ſah als die widerſtrebende Françoiſe, geſehen und ſehr ſchön gefunden hatte. Dieſer Brief verſicherte Diana des lebhafteſten Mitgefühls Seitens der Herzogin für das bedrohte Schickſal des gefangenen Grafen St. Vallier, und beklagte es, daß Diana ihr Gnadengeſuch für den Vater durch die Gräfin Chateaubriant an den König gebracht habe. Dieſe ſei von Glück und Zerſtreuung berauſcht und habe der Angelegenheit ſchwerlich die nöthige Theilnahme gewidmet. Diana möge unverzüglich nach Fontainebleau kommen, am beſten ohne Vorwiſſen ihres Gemahls, und bei ihr, der Herzogin, abtreten. Die Herzogin werde dann zu günſtiger Stunde, und nachdem der König paſſend vorbereitet ſei, ihr Audienz, und wenn nicht Alles trüge, die Begnadigung des Vaters verſchaffen.

Jean von Poitiers Graf von St. Vallier hatte kein beſonderes Intereſſe für die Herzogin; es war ihr alſo einerlei, ob er am Leben bliebe, wenn mit dieſer Bitte um ſein Leben ihr ſonſtwie gedient werden konnte.

Alle dem hatte Françoiſe nichts entgegenzuſtellen als ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebe! Freilich die zwei mächtigſten Waffen, aber doch nur mächtig regelmäßigen Naturen gegenüber. König Franz war auch in der Liebe eine völlig unregelmäßige Natur; geliebt zu werden ſchmeichelte ihm allerdings, wie jeder menſchlichen Natur, aber er war ein verwöhnter König und hatte ſein Naturell zu ſehr an Undankbarkeit gewöhnt, als daß Françoiſe aus Liebe zu ihm auf irgend eine ihm ungewöhnliche Milde hätte rechnen dürfen. Was aber die Macht ihrer Liebenswürdigkeit betraf, ſo hing dieſe ganz davon ab, daß Françoiſe all jener feindſeligen Abſichten gegen ihr Liebesverhältniß nicht gewahr wurde, daß ſie überhaupt in Allem, was von äußeren Intereſſen den König mit berühren konnte, völlig unbefangen blieb. War dies nicht der Fall, zeigte ſie ſich geſtört oder nur betroffen, ſo gewann ſie nicht nur nicht — wie dies zwiſchen gleichmäßig Liebenden eintritt — für ihren Geliebten an erhöhter Lebenstheilnahme, weil ihr eigen Lebensglück bedroht erſchien, ſondern ſie verlor für Franz den höchſten Reiz, den Reiz der Uneigennützigkeit, oder, wenn man es ſo ausdrücken darf, der Unperſönlichkeit. Es ſtörte ſeine Illuſion, es war dieſem bis in die unſichtbaren Faſern ausgebildeten Egoismus läſtig, wenn die Geliebte auch außer ihm noch Sorgen haben könne, obenein Sorgen, welche bei Gelegenheit ſeine eigene Aufmerkſamkeit und Hilfe in Anſpruch nehmen möchten.

Dies darf nicht dahin mißverſtanden werden, als ob er nicht bereit geweſen wäre, der Dame ſeines Herzens zarte und beglückende Aufmerkſamkeit zu widmen; im Gegentheile zeigte ſich ſein königlich-ritterliches Weſen verſchwenderiſch darin, und er ſchenkte wie ein Gott. Aber er mußte es ſchenken können, es mußte ihm nicht der leiſeſte Anſpruch von der anderen Seite ſichtbar werden; er ſchenkte mit Freuden eine Krone, aber es verſtimmte ihn, die Sorge auch nur für einer Stecknadel Werth unter der Form moraliſcher Verpflichtung auf ſich zu nehmen.

Françoiſe war im geraden Gegenſatze hierzu Hingebung und Aufopferung ſelbſt in allen Gedanken der Liebe; es war ihr Seele der Liebe, in Allem, aber in Allem, auch in Sorge und Leid, ja ganz beſonders in Sorge und Leid dem Geliebten einverleibt und — wenn dies Wort geſtattet würde — eingeſeelt zu ſein. Es war vorauszuſehen, daß ihre poetiſche Unbefangenheit auch im Geliebten ſolche Stimmung vorausſetzen würde, und daß juſt dieſe liebenswürdige Vorausſetzung über kurz oder lang dem Könige einen unangenehmen Eindruck herbeiführen möchte.

So lag alſo auch in ihrer Liebe und Liebenswürdigkeit, welche allein ſie ſchützen ſollten, neue Gefahr für ſie, und dieſe Gefahr trat zuerſt ins Werk. Der König hatte ihr an einem der letzten Juni-Abende angekündigt, er werde am nächſten Morgen nach Paris reiſen, und es wäre ihm angenehm, wenn ſie ihn begleitete. Der drückend warmen Jahreszeit wegen ſollte die Reiſe auf der Seine gemacht werden. „Du ſollſt mich erheitern, Françoiſe — ſetzte er hinzu — es dringen von allen Seiten ungünſtige Nachrichten auf mich ein, und der Gang nach Paris iſt mir ohnedies ein ſchwerer. Die Auflöſung Claudes iſt nahe bevorſtehend, und ich habe die peinliche Aufgabe, ein Weſen, das ich hochſchätze, noch einmal zu ſehen. Es wird mir gar zu übel ausgelegt, wenn ich mich dieſer Form entziehe, und man hat Recht, auf Erfüllung einer ſolchen Lebensform zu beſtehen. Aber peinlich iſt ſie mir im höchſten Grade, denn die von der Krankheit zerſtörte Frau iſt kaum noch ein Schatten von dem, was ich an ihr geehrt habe, und wir wollen uns auch das Gebot der Form ſogleich zu einem anregenden Lebensacte ausbilden, wir wollen, nachdem ich den kurzen Beſuch erledigt, nach St. Denis hinüberreiten zu Jean Juſte, der noch am Grabe Ludwigs beſchäftigt iſt. Ich will den Eindruck des Sterbebettes zu Vorſtellungen über ein Grabmal Claudes benutzen, damit wir den Plan dafür ſogleich mit Jean Juſte feſtſtellen können. Du magſt bei Vincennes ans Land ſteigen, damit Du dort die Kleider wechſeln und Dich zu Pferde ſetzen kannſt. Reiteſt Du dann langſam durch die Stadt, ſo hole ich Dich bald hinter Paris wieder ein."

Françoiſe hatte von dieſer Mittheilung lauter üble Eindrücke. Sie hatte bisher immer, ſo weit es anging, eben der Königin Claude wegen Paris vermieden, ſie fand es unſchicklich für ihre Stellung, gerade jetzt am bevorſtehenden Todesaugenblicke mit dem Könige hinzugehen, und den König gewiſſermaßen nur auf eine Viertelſtunde zu beurlauben für eine ſo heilige Pflicht! Noch mehr: des Königs alſo an den Tag gelegte Geſinnung für eine Gattin, welche ihm ſo lange treu und ergeben und auch werth geweſen war, dieſe erſchrecklich gleichgiltige, ja liebloſe Geſinnung fiel ihr wie ein beängſtigender Nebel auf das Herz. Nicht daß ſie dabei ſogleich an ihre eigene Zukunft, welche ſich hierin ſpiegeln könne, gedacht hätte; ach nein, ſie war noch zu hingebend in Liebe, um ihres eigenen Vortheils oder Nachtheils eingedenk zu ſein. Aber die Liebe hat einen weiten Horizont um ſich und dieſer Horizont iſt rein und ſchön, und jede Wolke, welche aufſteigt, ſei es auch noch ſo weit ab, iſt ihr augenblicklich ſichtbar und bedrohlich, auch wenn dieſe Wolke niemals mit Regen und Sturm heraufſteigen könnte. Daß Franz ſo denken und empfinden, oder vielmehr ſo gedankenlos und unempfindlich ſein könne, war für Françoiſe die Wolke, und ſie erlaubte ſich zum erſten Male mit ſanften Worten anderer Meinung zu ſein als er, und abzurathen von ſeinen Anordnungen. König Franz war nicht eben eigenſinnig; er ließ ſich leicht beſtimmen, wenn er ſelbſt noch keine ausgebildete Abſicht hatte; hatte er aber eine ſolche, ſo war ſie ihm feſt und werth, wie eine Skizze dem Maler, wie das Modell dem Bildner, und der Vorſchlag zur Aenderung, der nicht von ſeinem Standpunkte ausging, war ihm verdrießlich. Er wurde bei ſolcher Gelegenheit ganz König und Herr, und mit einer kurzen, ſchneidenden Handbewegung wurde jeder abweichende Vorſchlag zerſchnitten. Françoiſe beſtand länger, als der guten Laune des Königs vortheilhaft war, auf der Idee, ihm das Unpaſſende einleuchtend zu machen und ihn dadurch von den Planen abzuwenden. So ſah ſie zum erſten Male, wie ſich die hohe Stirn des Königs über der ſchmalen, vorſpringenden Naſe in eine Falte zuſammenzog, welche dem Ausdrucke des Geſichtes eine bedrohliche Schärfe verlieh. O pfui doch, François! rief ſie, und der weibliche Genius, welcher ſich mit dem glücklichſten Talente an äußerliche Erſcheinungen heftet, half ihr über die entſtehende erſte Entzweiung hinweg, pfui doch, François! das entſtellt ja Dein ſchönes Antlitz wie ein Säbelhieb. Ei ei! ich ſehe, Du kannſt gar keinen Widerſpruch ertragen, auch nicht den der Liebe.

Gute Françoiſe, das Leben iſt viel breiter und geſchäftiger als die Liebe glaubt; in allen Winkeln harren die Anſprüche! Wenn ich auf Viertelſtunden beſchränkt bin für ernſte Pflicht, ſo ſieht die Liebe nur auf die kurze Spanne Zeit, welche ich zu vergeben habe; wodurch aber die Spanne Zeit bedingt iſt, das ſieht ſie nicht. Ich fürchte, es wird ſchlimmer kommen! Was jetzt dem Tode gegenüber geſchieht, das kann gar bald auch dem Leben gegenüber eintreten; wenn die Nachrichten vom Heere in Italien ſo fortfahren, wie ſie heut begonnen haben, ſo wird der trübe Morgen unerwartet da ſein, an welchem mir kaum eine Viertelſtunde übrig ſein wird zum Abſchiede für Dich. —

O nein, Franz, Du wirſt nicht von mir Abſchied nehmen, wenn Du in den Krieg ziehſt; Du weißt, ich dauere zwei, drei, ja wol auch mehr Tage hinter einander zu Pferde aus; Du nimmſt mich mit nach Italien, Du zeigſt mir Mailand und Bologna, vielleicht gar Rom, wo Raphael noch vor Kurzem gemalt hat. —

Nein, liebe Françoiſe, das geht nicht. —

Oh!

Es geht nicht, ſo lange der Krieg dauert. Was man thut, thue man ganz. Schwert und Kuß hinter einander, nicht neben einander, und wenn der Kuß ſich hinzudrängt, ſo ſei er ein gedankenloſer und flüchtiger, wie er dem Weibe erprobter Neigung nicht gebührt. Laß Dir von Budé erzählen, wie der tapfere Antonius, ſeine Cleopatra mit in die Seeſchlacht führend, daran zu Grunde ging. Nein, in Fontainebleau ſollſt Du mich erwarten, wenn mich die Trommete ruft, und über die Alpen ſollſt Du erſt reiten, wenn ich geſiegt habe und gen Rom ziehe, Raphaels Wandgemälde zu betrachten.

Das wird eine traurige Zeit ſein, wenn Du nicht da biſt! Ach Deine Mutter, die ich gern lieben möchte, ſieht mich mit unfreundlichem Auge an! —

Halte Dich an meine Schweſter, die iſt Dir hold! Klage nicht, Françoiſe, Weinerlichkeit verdirbt dem Weibe die Schönheit, dem Manne dem Muth!

Nein, ich will nicht klagen, Franz, mit Dir habe ich auch immer Muth, aus Deinen Augen leuchtet er mir, aus Deinen Geberden fliegt er mir entgegen. Aber was bin ich ohne Dich? Hilf mir darum zu einem Troſte! Ich habe geſtern erfahren, daß meine Mutter endlich ganz dem Schlage in der Genoveſen-Abtei erlegen, daß ſie geſtorben iſt, ohne mich geſegnet zu haben. Sie hat mich mißhandelt, aber ſie that es wol aus Liebe; ſie war meine Mutter und ihr Daſein war doch immer für mich ein Troſt, wenn auch ein ſchauerlicher. Ich wußte doch, daß Jemand in der Welt ſei, dem ich zur Strafe angehörte, wenn ich dich überlebte. —

Ich ſterbe früher denn Du, Françoiſe, und langes Leben iſt auch ein Unglück, wenn man nicht einen zähen Leib hat wie die Eiche des Waldes. Den habe ich nicht, leider nicht! Es lauert ein feines Gift in irgend einem verborgenen Winkel meines Blutes und mahnt mich zuweilen in ſtillen Nächten mit den Schauern der Ohnmacht. Dies treibt mich dann zu einer Haſt und Ungeduld, welche ich ſelbſt verwünſche, die ich aber nicht überwinden kann. Vergieb mir, wenn Du — und Du wirſt es zumeiſt, denn Dich allein liebe ich und verletze ich deshalb am tiefſten — wenn Du oft jählings betroffen wirſt von dieſer Haſt meines Weſens. Es iſt dieſe Haſt der krampfhafte Verſuch meines von Hauſe aus ſo geſunden Naturells, den fremden Krankheitsſtoff auszuſcheiden und zu zerſtören. Ach, der Verſuch gelingt nicht! Es kauert ſich der feindliche Dämon zu unſichtbarer und ungreifbarer Kleinheit zuſammen ſo lange ich tobe, und wenn mein Toben erſchöpft iſt, da erhebt er ſich wieder langſam, aber mit entſetzlicher Sicherheit. — Du erſchrickſt davor, gute Françoiſe, Du wirſt blaß! Beruhige Dich! Ich übertreibe, weil ich nicht den kleinſten Krankheitsſtoff vertragen kann, weil ich eine kindiſche Furcht habe vor dauernden Schmerzen, vor ſiechender Unmacht. Ich weiß es, daß ich übertreibe, faſſe Muth, Françoiſe, es wird vorübergehen, und große Erſchütterungen, die mir wahrſcheinlich nahe ſind, wie ein Kampf um Krone und Leben, werden mich über dieſe Bagatellen hinausbringen. Was biſt Du ſchön, Françoiſe! Deine Schultern und Arme ſind voll geworden, ſeit Du in Fontainebleau, Dein Haar ſtrahlt täglich größeren Glanz, Deine Lippen ſchwellen täglich ſchöner und Dein großes Auge, immer noch unſchuldig, zeigt doch in ſeinem aufſteigenden Feuer, daß es immer kundiger geworden ſei der ſüßen Liebe!

Es freut ſich, daß Du mich ſchön findeſt! O Gott, welch ein Glück iſt Schönheit! Man wohnt in einem goldenen, überall harmoniſchen Palaſte, und jede Bewegung unſeres Leibes wird uns ſelbſt ein Reiz!

An einem mondhellen Abende ward dies geſprochen. Franz und Françoiſe kamen luſtwandelnd aus dem Waldgarten über jene Terraſſe herauf, wo im Vorfrühlinge der König die Kukuksrufe gezählt hatte. Fünf Marmorſtufen von der Terraſſe aufwärts begann, ſieben Bogenfenſter breit, die erſte und ſchönſte Gallerie, welche der König in Fontainebleau angelegt und nach ſeinem Namen benannt hatte. Dieſe Gallerien, lange, mit allem Aufwande jeglicher Bildnerei geſchmückte Säle, waren der verſchwenderiſcheſte Ausdruck eines wiedergeborenen Kunſtſinnes. Alle wiedererweckte Beziehung auf das claſſiſche Alterthum wurde darin in Gemälden, Statuen und Verzierungen angebracht; von jedem Sims herab, aus jedem Knauf oder Schnörkel des Holzſchneiders entwickelte ſich ein Gedanke an antike Vorſtellungen, ja die zweite große Gallerie, welche der König außer dieſer Franz-Gallerie anlegen ließ, verſinnlichte nur das Leben und die Abenteuer des Homeriſchen Helden Odyſſeus, war eine Verbildlichung der Odyſſee und hieß auch die Gallerie des Ulyſſes.

Eine ſo überreich aufquellende neue Kunſtzeit, welche ſich, wie die Renaiſſance that, einem vergangenen Geſchmacke anſchloß und welche ſo maſſenhaft alle einzelnen Theile hervorbrachte und anbrachte, Thüren und Thore, Treppen und Balcone, Geſimſe und Bogen, Karyatiden und Schnörkel, Chiffern und Wappen, Kreiſe und Flächen, Bilder und Statuen, Farben und Metalle, eine ſolche Kunſtzeit, ſollte man glauben, hätte leicht zur Ueberladung verleitet ſein können, da es ihr doch offenbar an einem ausgebildeten geiſtigen Principe gebrach. Aber das ſpecifiſch ausgebildete Geſchmackstalent ſpottet hier wie anderswo unſerer theoretiſchen Vorausſetzungen. Ihr werdet immer wieder, flüſtert es uns ſpöttiſch zu, einen neuen Kreis der Nothwendigkeit ausfinden, in welchen ſich alle menſchliche Hervorbringung fügen, von welchem ſie ausgehen müſſe, und das inſtinctmäßig bildende Talent wird doch immer wieder, unbekümmert um euren Nothwendigkeitskreis, ſeine Formen erfinden, und dieſe Formen werden länger dauern in ihrer Vollkommenheit, als eure weiſeſte Theorie dauert. Gott offenbart ſich eben mannigfaltiger, als der nur mit dem Talente des Denkens begabte und vom Talente des Bildens verlaſſene Theoretiker glauben oder doch ſagen mag. Und daß die Talente auf einander neidiſch ſein können, eine Unwürdigkeit, welcher ſie nie und nirgends entgangen ſind, dies iſt ein traurig Zeugniß, wir ſeien in der Menſchengeſchichte noch niemals auf jener Höhe der Anſchauung geweſen, auf welcher alle Arten göttlicher Offenbarung im Menſchen gleich hoch gewürdigt werden.

Oder war es in jener Renaiſſance-Zeit nicht blos die Kraft der Talente, war es die Jugend und der jugendliche Enthuſiasmus derſelben, welche die übervolle Hervorbringung vor Schwulſt bewahrte? Ach, es iſt ſo leicht, irgend eine neue Erklärung hinzuwerfen! Und daneben bleibt das Wunder ſtehen, unberührt, unerklärt in ſeiner Seele, das Wunder der Raphael'ſchen Zeit. Mitten aus einer bis zum Tode überreifen, durch bloßes Raffinement überreifen Welt, welche allen Glauben erſchöpft hat, und nur mit einem Aberglauben tändelt, deſſen ſie ſich bewußt iſt, mitten in einer im höchſten Princip bereits aufgelöſten und durch die aufſtehende Reformation am Leben bedrohten Welt erwachen die Künſte in höchſter, noch niemals wieder erreichter Vollendung, mitten in jener principiellen Nichtigkeit malt Raphael mit einer bezaubernden Reinheit des Geſchmackes, mit einem himmliſchen Zauber der Schönheit! Und zwar einer Schönheit, die, züchtig und ſinnlich zugleich, den Mönch und den Lebemann gleichmäßig entzücken kann, als ob Gott ſelbſt ſeine Menſchen gemalt hätte mit dem Reize der Keuſchheit und Sinnlichkeit, welche er beide in ſie gelegt. Woher ward dieſem ſanft leichtſinnigen Künſtler, der lächelnd und genießend unter luſtigen Prälaten Rom's lebte, woher ward ihm die Offenbarung?

Eben ſo tadellos in Geſchmack war des Königs Gallerie, obwol ſie den weiten Raum bis an die Decke angefüllt hatte mit Schmuck und Zierde aller Art, mit Wappen und Trophäen, mit Säulenverſchlingung und buntem Getäfel. Der Geſchmack, den alle Bildung ſteigert und vervollkommnet, iſt ein ſo urſprünglich Talent, wie das Talent des Denkers und des Zeichners, und König Franz, dem es in hohem Grade eigen war, hätte ohne ſeine Primatice und Le Roux, und wie ſie weiter hießen, Paläſte entworfen und Gallerien geſchmückt eben ſo ſchön, als er es mit ihnen that. Er war darin ſo fein organiſirt, daß er, mit Françoiſe in die Gallerie eintretend und mit ganz anderen Gedanken beſchäftigt, dennoch bemerkte, daß die aus Nußbaumholz geſchnitzte, mit Moſaiken verſehene Felderdecke Vergoldungen brauchte, um in Harmonie zu ſein mit den bunt gefüllten Wänden. Das Mondlicht glitt wie ein Traum auf dem ſpiegelglatten Eſtrich des unabſehbaren Raumes dahin und beleuchtete hier einen der brennenden Salamander, des Königs überall angebrachtes Sinnbild, dort einen glänzend aufgeſchirrten Elephanten, welcher den Triumph von Marignano ausdrücken ſollte. Und unhörbar glitt das ſchöne Menſchenpaar, Franz und Françoiſe, auf dem glatten Eſtrich dahin Arm in Arm bis zu einem ſchmalen Wandfelde, welches mit dem Basrelief eines ſchlafenden Nymphs angefüllt war, und vor welchem der König ſtehen blieb. Ein Druck auf die Wand, und das Wandfeld öffnete ſich als Thür, und man ſah in ein erleuchtetes Cabinet, auf deſſen Fläche Semele gemalt war, Semele im Feuer Jupiters vergehend. Da hinein trat das Paar, das Wandfeld ſchloß ſich hinter ihnen, und, aus dem Cabinet einige Stufen niederſteigend, kamen ſie in die ebenfalls erleuchtete Zimmerreihe, welche Françoiſe bewohnte.

Es harmonirte mit ihrem Sinne und mit dem Geſchmacke des Königs, daß ſie, öffentlich überall als Herrin behandelt, geheimnißvoll und entfernt vom Könige wohnte. Denn des Königs Zimmer lagen auf der anderen Seite der Gallerie, und noch geſchieden von dieſer durch Vorzimmer, Treppen und Gänge, und die Thüre, welche der ſchlafende Nymph deckte, war unbekannt.

Das obige Geſpräch verlor ſich beim Eintritt in Liebkoſungen, und erſt als der König Abſchied nahm, gedachte Françoiſe wieder der Sorgen, welche die mögliche Abreiſe des Königs erregt hatte. Nur eine kurze Zeit war der Liebesrauſch im Stande geweſen, die Sehnſucht nach ihrer Tochter in den Hintergrund zu drängen; jetzt erhob ſich dieſe Sehnſucht in voller Kraft. Ach nicht zu ihrem Heile! Hätte ſie gewußt, daß ein neuer Wendepunkt ihres Lebens nahe bevorſtünde, und daß es für dieſen von größter Wichtigkeit ſei, Alles zu vermeiden, was dem Könige in Bezug zu ihr einen verſtimmenden Eindruck geben könne, ſie hätte geſchwiegen mit der Bitte um Entführung ihres Kindes von Chateaubriant. —

Ach das Kind! erwiderte er, den Kinder als unfertige, immerdar fordernde Weſen gar nicht intereſſirten, und dem das Geſchöpf aus früherer Umarmung ſeiner Geliebten faſt widerwärtig war, — laß es doch aufwachſen wie es mag! Es wird ſich jetzt von Dir entwöhnt haben, und die Entführung deſſelben von Chateaubriant, ohnedies mit großen Schwierigkeiten verbunden, würde einen Lärm verurſachen, der mir im jetzigen Augenblicke ſehr nachtheilig wäre. Jetzt eben brauche ich die gute Stimmung der Seigneurs. Kinder ſind überall im Wege! Erſt beeinträchtigen ſie Eure Schönheit, dann Eure Theilnahme, und am Ende erinnern ſie uns gröblich, daß wir alt werden und Platz machen möchten. Wo wollteſt Du denn hin mit dem Geſchöpfe, wenn es dem brutalen Grafen glücklich entriſſen wäre?

„Wohin — ?“

Doch nicht hierher nach Fontainebleau? Nicht doch! Solcher familienmäßige Anhang erinnert unangenehm an die Schattenſeite der Liebe, an Sorge und Zukunft — das folgenloſe Geheimniß iſt auf der Stelle zerſtört! Wo das Kind geſehen wird, gibts ein Verwundern, ein Fragen und Flüſtern und Erzählen! Denke nur an meine Mutter. —

„So will ich's nach Foix bringen, damit ich's zuweilen beſuchen kann." —

Beſuchen! Die Lebenspläne kreuzen laſſen für ein ſo kleines, noch unbedeutendes Weſen, — ſchlag Dir's aus dem Sinne, Françoiſe, und ſchlafe wohl!

Zum erſten Male hatte ſie mit Thränen des Leides dem Könige gute Nacht geſagt; ſie dachte nicht über den Charakterzug nach, welcher ſich darin ausdrückte, ſie folgerte nicht, ſie empfand nicht einmal in voller Stärke die alſo enthüllte Liebloſigkeit, aber ſie empfand Trauer. Sie liebte mit unbedingter Neigung, welche die Eigenſchaften des Geliebten wie das Schickſal ſelbſt hinnimmt; es lag ihr der Gedanke unendlich fern, daß es von den Eigenſchaften des Geliebten abhängen könne, ob die Neigung Dauer und Berechtigung habe. Eben ſo felſenfeſt war aber auch ihr mütterliches Gefühl, und ehe ſie am anderen Morgen nach der Seine hinabritt, wo das Fahrzeug ſie erwartete, ſchrieb ſie an Baptiſte jenen Brief, welchen dieſer dem Grafen von Chateaubriant mittheilte.

Leider wurde ſie während der Waſſerfahrt ihrer traurigen Stimmung nicht ſo weit Herr, um ſie dem Könige zu verbergen. Er war ohnedies nicht guter Laune; der Gang zum Sterbelager, die bedrohte Politik, die Einwendungen, welche ihm Françoiſe gemacht, und die ihm um ſo unbequemer waren, je mehr er einen Theil ihrer Richtigkeit anerkennen mußte, die läſtige Mutterſorge endlich ſeiner Geliebten, die ihr nicht kommen ſollte an ſeiner Seite, Alles das belegte ſeinen Sinn. Niemals noch hätte Françoiſe, um ihm zu gefallen, ihres Antheils an heiterem Naturell ſo ſehr bedurft, als auf dieſem mit bunten Teppichen und Flaggen ausgeſchmückten Schifflein, welches zwanzig Ruderer pfeilſchnell den Strom hinabtrieben, und welches außen ſo luſtig, innen ſo traurig erſchien. Unter einem Baldachin ſaß der König, abgeſondert vom Gefolge, ſeiner Herzdame gegenüber und blickte mit halb geſchloſſenen Augen prüfend auf ſie. Wer ihn kannte, mochte ihm anſehen, daß der Groll, jener alltägliche, das Behagen zerſtörende Umgangsgroll, immer höher und breiter in ihm aufſtieg und bei erſter Gelegenheit ſchneidend hervorzubrechen drohte. Ein fröhlich Lächeln auf dem Geſichte Françoiſens, eine lebensfriſche Bemerkung von ihren Lippen wäre hinreichend geweſen, dieſen Groll auf der Stelle zu zerſtreuen; denn ſo ſehr ihn zuſammengekauerte Traurigkeit an Leuten, die ihm lieb waren, quälte und verſtimmte, ſo ſehr war er der geringſten heiteren Wendung zugänglich. Ja, ſein Weſen, der Heiterkeit wie der Lebensluft bedürfend, griff oft um jeden Preis nach ſolcher Wendung, weil es ſich gar zu ſehr gedrückt fühlte von trüber Luft des Umganges.

Françoiſe wußte das nicht, und ſie fühlte ſich ihm zu eng verbunden, und war zu natürlich, als daß ſie an eine Coquetterie gedacht hätte. So kamen ſie ſchweigſam nach Mélun, an deſſen Häuſern die Seine hinſtrömt. Aergerlich ſah der König, daß Boten und Seigneurs ſeiner harrten, und daß deshalb einen Augenblick angehalten werden müſſe. Während er die überreichten Depeſchen aufriß, traten Budé und Florentin an Bord, eines Blickes vom Könige harrend, damit ſie ihm vortragen könnten, was ſie von Paris auf den Weg nach Fontainebleau getrieben und in Mélun angehalten hatte bei der Kunde, König Franz komme den Waſſerweg herab.

Unglücklicherweiſe benutzte Budé die Pauſe, um der Gräfin zuzuflüſtern, Semblançay's Schickſal ſei auf dem Punkte der Entſcheidung, und zwar einer für den alten ehrlichen Diener lebensgefährlichen Entſcheidung. Budé ſetzte mit leiſem Vorwurfe hinzu, ob ſie denn des unglücklichen Mannes beim Könige vergeſſen habe. Sie hatte das nicht, aber es gab keinen übler gewählten Augenblick, den König in dieſer Angelegenheit anzutreten, als den jetzigen, keinen übleren für die Bitte und für den Bittenden.

Das gute Herz Françoiſens ließ ſie aber keine Rückſicht darauf nehmen, und als Budé und Florentin durch eine Handbewegung des Königs eingeladen waren, in das wieder in Bewegung geſetzte Fahrzeug einzuſteigen, erinnerte ſie mit ſanfter Stimme den König daran, daß er ihr gnädige Rückſicht auf Semblançay's Schickſal verſprochen habe, ſie aber eben von Budé erfahre, er ſei mehr als je in Gefahr. —

„Madame,“ unterbrach ſie der König, „Ihr habt zu allen Dingen größeres Talent als zur Politik; denn Politik heißt: das Nöthige zu richtiger Zeit thun. Luſtig ſein, wenn Andere luſtig ſind, wird nicht zum Verdienſt angerechnet, verſtimmt ſein, wenn Andere verſtimmt ſind, und Segel wie Steuer gehen laſſen, wie es dem Winde gefällt, das iſt Jedermann erreichbar; in ſolchem Zuſtande aber von dem gelangweilten Nachbar noch eine Rückſicht in Anſpruch nehmen, welche leicht unabſehbare Mißlichkeiten in ſich ſchließen kann, dies, Madame, iſt ſo über die gebräuchliche Politik hinaus, daß Ihr ſelbſt unmöglich auf ein Gelingen rechnen könnt.“

Ich verſtehe Euch nicht mein König.

„Das wird mir einleuchtend!“

Eure Rede iſt dergeſtalt eingehüllt in Gewänder von Vorausſetzungen und Nebenblicken, daß mir mein ſchweres Verſtändniß ſehr natürlich ſcheint.

— Auf dieſem Wege konnte König Franz zum Aeußerſten getrieben werden. Denn er wollte es ſich ſchon als etwas Beſonderes angerechnet ſehen, daß er ſeinen Unmuth nur in einer verdeckten Rede ausgeſprochen; dieſe Rede nun auch noch richtiger Weiſe unklar nennen zu hören, das brachte ihm zum Zittern vor Unleidlichkeit. Wie wir denn immer da am ungezogenſten werden, wo es zur Hälfte unſere eigene Schuld iſt, daß eine urſprünglich gute Lage ſich in Pein verkehrt hat; aus tiefem Hintergrunde hören wir ſchon die Vorwürfe unſeres Gewiſſens, und, um ſie zu betäuben, entrüſten wir uns ungebührlich. Fehler, die uns ganz fremd ſind, laſſen uns immer kalt. König Franz ſuchte zitternd nach einem all ſeinen Aerger ſattſam und giftig ausdrückenden Worte für Françoiſe; denn er gehörte zu den jähen Naturen, welche im Zorne nicht nur keinen Unterſchied machen, gegen wen ſich der Zorn ausſchütte, ſondern welche im Gegentheile juſt die ſonſt geliebten Perſonen am empfindlichſten treffen wollen. Ehe er indeß dies Wort finden konnte, ſprach Florentin, welcher das Gefährliche der Situation vollſtändig überſah, dazwiſchen und leitete den Aerger des Königs auf ſich, oder vielmehr — denn er war von raffinirter Klugheit — auf Budé. Er ſchilderte nämlich mit ſalbungsvoll geiſtlichen Worten Semblançay's Lage, eine Lage unſchuldig wie die des Kindes im Mutterleibe, und ſchilderte den bevorſtehenden Juſtizmord, und alles dies, wie er weislich hinzuſetzte, auf Budé's Bericht. Natürlich fuhren die Wetter des Königs auf dieſen in Fragen und Vorwürfen, die hinter einander herſtürzten wie Donner und Blitz. Budé aber, oft zu ſanft und unentſchloſſen, hielt immer Stand, wo offenbarem Unrecht gegenüber zu treten war, und dieſe gemeſſene und wohl begründete Oppoſition brachte den König in die allerübelſte Stellung. Nachzugeben war ihm nicht mehr möglich, denn er war in all ſeinen Behauptungen allzu maßlos geſteigert worden, und es miſchte ſich in die Rechtfertigung Semblançay's allzu viel Sünde ſeiner Mutter und Sünde ſeines eigenen, gar oft leichtſinnigen Regimentes. Dieſe Sünden aufzuhäkeln wie ein verworrenes Gewebe, das war am wenigſten in ſolcher Stimmung des Königs Abſicht, wol aber ward es von Minute zu Minute ſeiner Stimmung angemeſſener, mit einem einzigen blutigen Streiche all dieſen läſtigen Kram zu erledigen, und mit einem ſchneidenden Worte der Ungnade und Verbannung die läſtigen Umgebungen abzuſchütteln. Wer die unbeſchränkte Gewalt hat, iſt gar leicht in der Verſuchung, alle läſtige Logik mit einer tyranniſchen Geberde zu erſticken.

Genug! rief denn endlich auch König Franz, und es lag in dieſem Worte und in dem Geſtus, der ſie begleitete, und der von den Augenbrauen herabzuckte über Schulter und Arm bis in die ſtarr ſich ausſpreizenden Finger, — es lag darin eine Wuth, und es ging davon ein Schrecken aus, daß Françoiſe ein ſchmerzliches „Ach!“ ausſtieß, und daß Budé wie Florentin entſetzt einen Schritt zurücktraten. Keiner wagte es mehr, die eintretende Todtenſtille zu unterbrechen. Sie ſahen ſchüchtern — denn die Gewaltſamkeit des Königs wirkte gebieteriſch durch deſſen vornehme und mächtige Perſönlichkeit — und ſchlimmer Dinge gewärtig auf den Herrn, welcher Niemand anblickte, ſondern ſtarren Auges hinabſah auf die Waſſerfläche, als ob er den Wald von Vincennes heranziehen wolle, um ſogleich dieſer unangenehmen Fahrt und Geſellſchaft ledig zu werden.

So ſtieg er auch ohne ein Wort zu ſprechen ans Ufer und zu Pferde, und ritt ohne ein Wort zu ſprechen von dannen, nur begleitet von den Leuten des unmittelbaren Dienſtes.

Françoiſe ſah ihm lange Zeit nach, und erſt als Florentin fragte, ob es verabredet geweſen ſei, daß ſie nicht mit dem Könige nach Paris reite, deutete ſie mit der Hand auf das Schloß von Vincennes, welches fernher aus dem Eichen- und Buchenwalde ſchimmerte, und ſchritt langſam, geſenkten Hauptes voraus in den Waldesſchatten, denn die Sonne brannte blendend auf dem Ufer.

Während die Freunde Françoiſens dieſe um Aufklärung über das Betragen des Königs und mit Rathſchlägen für die nächſte Zukunft beſtürmten, ritt König Franz in grimmigſter Stimmung nach Paris hinein. Die Depeſchen, welche er in Mélun erhalten berichteten nichts Geringeres, als daß Bonnivet, wie früher Lautrec, allein auf dem Wege ſei, ihm den Verluſt des Heeres anzuzeigen, und daß die Feinde, von Bourbon und dem Marquis de Peſcaire geführt, geraden Weges auf die Provence marſchirten. Es mußte von ſeiner Seite Entſcheidendes geſchehen; aus den Trümmern des zerſtreuten Heeres und mit energiſchen Maßregeln mußte ein neues Heer errichtet, er ſelbſt mußte an der Spitze desſelben geſehen werden, um die Macht der franzöſiſchen Waffen wieder herzuſtellen. Solche Verhältniſſe, die raſcheſten

Entſchlüſſe heiſchend, waren nicht geeignet, dem ergrimmten Manne viel zarte Rückſicht irgend einer Art zu geſtatten, nicht gegen ſterbende, nicht gegen lebende Weiber. Die Königin Claude fand er auch in einem Zuſtande, daß weder Hilfe, noch Unterredung angebracht ſein konnte; er entfernte ſich alſo auch ſchnell wieder von einem Anblicke menſchlicher Kläglichkeit, der ihm unter allen Umſtänden zuwider war, und ließ Duprat rufen. Bevor dieſer erſchien fertigte er Befehle aus nach allen Seiten des Reiches, und ordnete leider in dieſer üblen Stimmung gegen Françoiſe und deren Freunde bereits alles Weſentliche, was die Regierung des Landes während ſeiner nun ſicher bevorſtehenden Abweſenheit anging.

„Wer genießt das meiſte Anſehen im Lande,“ rief er Duprat entgegen, „um die Regentſchaft kräftig zu führen, wenn ich plötzlich ſtürbe oder außer Landes müßte?“

Das Parlament, Sire.

„Ach was! Und wer regierte das Parlament am leichteſten?“

Die Königin Mutter, die Frau Herzogin von Angoulême.

„Deren rechte Hand Du biſt, gälte es Recht oder Unrecht; — das Pergament in Deiner Hand iſt gewiß nichts Geringeres als Semblançay's Todes-Urtheil, deſſen meine Mutter ſo bedürftig iſt?“

Der Parlamentshof fragt nicht nach Bedürftigkeit, ſondern nach Recht. —

„Biſt Du — und bei dieſen Worten nahm der König das Pergament und hielt, es mit ſeinen Augen überfliegend, in ſeiner Rede inne — biſt Du von der Schuld Semblançay's überzeugt?“

Sire —

„Warte mit Deiner Antwort, bis ich vollſtändig gefragt. Ich werde dieſen Proceß, der meine Mutter ſo nahe betrifft, unterſuchen laſſen von drei unparteiiſchen und gewiſſenhaften Leuten, die Ihr alle nicht kennen ſollt, dies ſage ich Dir voraus, nun gehe mit Deinem Gewiſſen und Deiner Zukunft zu Rathe, denn ſie ſtehen beide auf dem Spiele bei Deiner Antwort; Du haſt Zeit, bis ich das Urtheil ſorgfältig geleſen, dann erſt erwarte ich Deine Antwort!“

Der König las, der bleiche Duprat verrieth durch keine Miene, was in ihm vorging. Als der König nach ſorgfältiger Durchleſung den Blick wieder auf ihn richtete, fand er dasſelbe ſtarre Antlitz des Parlamentspräſidenten.

„Jetzt ſprich!“

Das Urtheil iſt zu Recht!

„Was Recht! Das Recht macht Ihr, je nachdem die Thatſachen zugerichtet ſind — haſt Du hier ehrlich zugerichtet?“

Sire —!

„Iſt der alte Semblançay der peinlichen Frage unterworfen geweſen?“

Nicht mehr als der Rechtsgang geſtattet. —

„Und der geſtattet ſo viel als nöthig iſt zu einem Geſtändniſſe, das man braucht!“

Unſere Mittel, die Wahrheit zu erforſchen, ſind allerdings beſchränkt —

„Beſchränkt! Sie ſind ſo unbeſchränkt, daß Ihr die Angeklagten auch zum Geſtändniſſe der Unwahrheit bringen könnt! Beſchränkt! Grauſam ſind ſie — aber darum handelt ſich's nicht in dieſem Augenblicke, ſondern um Deinen Schwur bei Leib und Leben“ — und unter dieſen Worten ſtand der König auf und trat dicht vor Duprat, ihm in die grauen Augen blickend, als wollte er ihm bis ins Innerſte blicken — „um Deinen Schwur, ob Du Semblançay für ſchuldig hältſt!“

Ich halte ihn für ſchuldig.

„Und zwar des Verbrechens, deſſen er angeklagt iſt? Antworte ohne Winkelzug!“

Es war auf ſolche Frage allerdings kein Winkelzug, wie ihn das jeſuitiſche Gewiſſen Duprat's bisher geſucht und gefunden, mehr übrig, das Verbrechen mußte ganz und blank begangen ſein und ohne verdächtiges Säumen. Duprat, nie auf halbem Wege ſtehen bleibend, war der Mann dazu, und nach einem kaum bemerkbaren Zucken des Halſes, als ob eine Voreiligkeit hinabgeſchluckt werde, wiederholte er des Königs Worte: ſchuldig des Verbrechens, deſſen er angeklagt iſt.

Es entſtand eine lange Pauſe. Dann ſprach der König wie für ſich: „Armer Semblançay! Muth iſt die größte Tugend und beherrſcht die Welt!“ — Dann ſetzte er für Duprat hinzu: „Ich gratulire meiner Mutter zu Deiner Freundſchaft“. —

Ich bin erſt Richter, ehe ich Freund ſein darf.

„Laß das! Wir kennen uns. Bewahre ihr ſo nachdrückliche Freundſchaft auch wenn ich fern bin. Entſchloſſenheit gibt ein ſtarkes Regiment, und ein ſtarkes Regiment iſt, wenn auch nicht das beſte, doch das ſicherſte. Wirſt Du meiner Schweſter ebenſo zugethan ſein, wenn ſie Regentin wird?“

Sire, die Frau Herzogin von Alençon iſt Gemahlin eines Vaſallen, und forderte als ſolche und als mißtrauiſch angeſehene Katholikin zum Widerſpruche heraus. —

„Seitens Deiner?“

Seitens der Vaſallen des Reiches; ich ſelbſt widerſpreche keiner Wahl meines Herrn.

„Auch der Françoiſens von Foix nicht?“

Wenn es nur eine Françoiſe von Foix gäbe! Noch aber gibt's nur eine Françoiſe von Chateaubriant und Eure Majeſtät werden nicht einen bretoniſchen Boudeur zum Titularregenten machen wollen.

„Poſſen! Die Foix ſind ein energiſch Geſchlecht!“

Man rühmt die Liebenswürdigkeit der Gräfin, ich kenne weder ihre Energie, noch ihre politiſchen Fähigkeiten —

„Das weiß Gott, ich kenne ſie auch nicht.“

Und Sie ermeſſen, Sire, welch eine Erfahrung, welch eine Sicherheit nöthig ſein werden, ein Reich zu verwalten, welches ſeit beinahe zehn Jahren alle Fäden in die ſtarke Hand eines einzigen Mannes gegeben hat. —

„Du meinſt, meine Mutter kenne allein den Zuſammenhang der Fäden?“

Unerläßlich wäre es jedenfalls, Sire, daß die Semblançay'ſche Angelegenheit erledigt würde, bevor die hohe bei dieſem Proceß betheiligte Perſon an die Spitze des Regiments träte.

„Und ihren Gegner ſelbſt hinrichten ließe?“

Sie könnte ihn ja auch begnadigen.

„Eins wäre ſo unſchicklich wie das andere. Und wenn ich ihn begnadigte?“

Dann ſetztet Ihr Eure Mutter mit einem garſtigen Flecken des Mißtrauens auf den höchſten Platz in Frankreich!

„Biſt Du ſo gewiß, daß ich ſie dahin ſetze?“

Ich bin Euerer Weisheit gewiß.

Halb zerſtreut, denn er betrachtete bald Duprat, bald die Bilder im hohen Zimmer des Hôtels des Tournelles, wo dieſe Scene ſich begab, ergriff der König die Feder und zeichnete ſtehend, langſamen Zuges ſeinen Namen unter das Todesurtheil. Dann ging er raſch aus dem Gemache, ohne Duprat oder das Papier weiter anzublicken.

— Während ſich dies begab, waren Françoiſe und ihre Freunde in einem mit Hirſchgeweihen ausgeſchmückten Parterreſaale in ſorgenvoller Betrachtung über das Benehmen des Königs und über die Zukunft der Gräfin. Florentin war am tiefſten niedergeſchlagen und wiederholte, ſo wie es egoiſtiſche Freunde zu thun pflegen, ſeine ſtehende Klage, daß Françoiſe im Capitelſaale der Genovefen-Abtei den Contract zerriſſen habe. Großmuth der Jugend, ſetzte er predigend und ärgerlich hinzu, bezahlt die Schulden der Welt und darbt dafür im Alter! Wer ſich Wallungen hingibt, iſt des Bettelſtabes gewiß! Nichts bindet und dauert als gerichtlich niedergeſchriebenes Wort. —

Françoiſe ſah ihn gleichgiltig an, während Thränen über ihre Wangen liefen.

„Nach dieſer Probe übler Laune und Gleichgiltigkeit — fuhr Florentin fort — ſind wir kaum noch eines lockenden

Erfolges gewiß, wenn ich Dich mitnehme zu unſeren Nonnen in Paris und dem Könige vorenthalte, bis er den zerriſſenen Contract erneuert. Wer weiß ob er nachfragt!

Jedenfalls, gnädige Frau, ſprach Budé, der im Saale auf- und niedergegangen war und jetzt vor ihr ſtehen blieb, jedenfalls müßt Ihr ihm ein Zeichen Eures Unwillens geben und nun Eurer erſten ganz richtigen Regung folgen, Paris in dieſem Augenblicke zu vermeiden. Dies Schloß iſt ein würdiger Aufenthalt; verweilet hier; ich werde alle unſere Freunde unterrichten, und von morgen an ſollen die Duchatel, Marot, Primatice, Juſte und Lascaris einen Hof um Euch bilden mit mir und Couſin, der drüben in der Minimenkirche malt, daß der König mit Scham erkennen ſoll, wie wir ihm zum Trotz Anmuth, Schönheit und Verdienſt zu würdigen wiſſen, und wie wir in Euch ſo gut wie in ihm den Mittelpunkt unſeres geiſtigen Lebens verehren. Herzogin Margarethe, die ich ſogleich unterrichten werde, zögert gewiß nicht einen Augenblick, neben Euch an die Spitze des Vincenner Hofes zu treten, und nur was langweilig und abſichtsvoll iſt, ſoll in Fontainebleau bleiben. Unſer ſanguiniſcher Herr bereut jetzt ſchon, was er gethan, und einſehend, wo ſein beſſeres Leben weile, wird er büßend zum Hofe von Vincennes kommen wie ein Troubadour, der gegen die Deviſe ſeiner Dame gefehlt. Dies iſt dann der Augenblick, Semblançay's Begnadigung als Sühne zu heiſchen und eine würdige Stellung Euch auszubedingen neben der übelwollenden Frau von Angoulême für den Fall, daß der König ſelbſt in den Krieg zöge. Nicht wahr, Ihr billigt meine Anſicht und folgt meinem Rathe, gnädige Frau?

„Ich danke Euch,“ erwiderte dieſe, indem ſie Budé die Hand reichte, „lieber Budé, aber ich finde weder in meinem Herzen, noch in meiner Stellung ein Recht zu ſolcher Oppoſition gegen den König. Was Florentin ſagt, begreife ich kaum, und was ich davon begreife, das iſt mir zuwider. Ich liebe den König und bin von ihm geliebt. Er iſt übler Laune geweſen und hat mich des Anſehens nicht gewürdigt, als er ſchied. Die Männer ſind doch wol alle mitunter rauh; mein Gott, wie viel ſchlimmer war ohne Veranlaſſung oft Chateaubriant und hatte doch nicht die tauſend Regierungsſorgen, und meinte doch auch, mich zu lieben! Ihm fügte ich mich, und ſollte Franz die Uebereinkunft brechen um einer herben Stimmung, um einer Grille willen? Nicht doch! Wie möchte ich ihm wehe thun, der zu einer ſterbenden Gattin ging und beſtürmt iſt von allerlei ſchwerer Sorge und Pflicht! Wie nähme ich mich aus neben einer Gattin, die ihm ſo viel wird verziehen haben, auch um meine Schuld wird verziehen haben?! Zu ſeinem Troſte bin ich da, in ſolchem Augenblicke mehr als je; und auch wenn er mich ſo unwillig empfängt wie er mich verlaſſen, es iſt ihm doch eine kleine Genugthuung, daß ich ihm folge und angehöre auch bei trüber Zeit."

Dabei winkte ſie nach den Pferden, und Budé küßte ihr gerührt die Hand und führte ſie hinaus, Florentins mißbilligende Aeußerungen und Gegenvorſtellungen aber blieben theils unbeachtet, theils erfolglos. Als ſie mit ihrem Dienergefolge die Allee nach Paris hinabritt und er und Budé ihre Maulthiere beſtiegen hatten, um ihr zu folgen bis ans Thor von St. Denis, da ſagte jener mehr erbittert als verdrießlich zu dieſem: „Sie wirft ſich ihm dergeſtalt an den Hals, daß es mich nicht im Geringſten verwundern ſoll, wenn er ſie eines Tages wegwirft wie etwas, das er am Wege gefunden!"

O nein, hochwürdiger Herr, ein gutes Weib übertrifft eben ſo weit einen guten Mann an Höhe des Sinnes, als ein ſchlechtes Weib den ſchlechten Mann in niedriger Geſinnung überbietet. Und unſer König verſteht ſich auf hohen Sinn. Was iſt's im ſchlimmſten Falle? Ein Weib wie unſere Freundin kann unglücklich, aber niemals elend werden.

Florentin ſah den Sprecher halb verächtlich über die Schulter an und erwiderte nichts. Erſt nach einer Weile, als Budé ſein Thier antrieb, um die Gräfin einzuholen, ſprach er ärgerlich: „Nehmt doch den Zügel an, ich kann nicht füglich in dieſem

Augenblicke, da die Königin im Verſcheiden liegt, mit der Geliebten des Königs durch die Straßen meiner Gemeinden reiten!“

Tröſtet Euch! Am Thore von Bercy nimmt die Gräfin ihre Maske vor!

„Als ob man nicht die halbköniglichen Farben ihrer Leute erkennte!“

Ihr ſchämt Euch, deſſen ſich der König nicht ſchämt?

„Der König iſt ein weltlicher Herr!“ —

— Die Pariſer, damals wie jetzt politiſch aufmerkſam bis in die Geheimniſſe der Schlafzimmer und dem Familienanſtande ſtrenger zugethan als jetzt, empfanden es allerdings unwillig, daß im Augenblicke des Verſcheidens ihrer Königin die Gräfin Chateaubriant mit königlichem Gefolge durch die Hauptſtadt reite. Und ſie waren im Voraus unterrichtet davon: die Herzogin von Angoulême, welcher eine Beleidigung der Gräfin auf offener Straße höchſt erwünſcht geweſen wäre, hatte am Morgen einen Eilboten mit dieſer Nachricht an ihre Freunde geſendet. Zahlreiche Menſchenmaſſen waren von der Baſtille an nach der damals erſt im Entſtehen begriffenen Place royale vom Mittage an verſammelt und gerüſtet geweſen, ihr Beleidigungen zuzurufen. Zum Erſtaunen der Maſſe war dagegen der König allein erſchienen, und die Maſſe, halb geſchmeichelt von einer Aenderung, welche ſie ihren Maßnahmen zuſchreiben mochte, halb geärgert durch ſolche Entziehung des anzugreifenden Gegenſtandes, um deßwillen ſie Stunden lang gewartet, entſchädigte ſich durch ein Vive le roi, welches zur Hälfte gutmüthig war, zur Hälfte nur gerufen wurde, damit man doch, einmal zum Schreien verſammelt, etwas rufen könne.

König Franz, ein König der Seigneurs, liebte den Zuruf der Maſſe nicht, auch wenn er ein beifälliger war. Er hatte die ſeinem Charakter gemäße Empfindung, daß man auch zum Zeichen des Mißfallens berechtige, wenn man das Zeichen des Beifalls erkenntlich hinnehme. Er war alſo ganz wie immer vornehm und ohne das geringſte Wohlgefallen darüber auszudrücken durch die Menge hindurch geritten. Nur darin, daß er obenhin und leicht, kaum merkbar einige Male mit Augenlidern und Kopfe gegrüßt hatte, war er von ſeiner gewöhnlichen Weiſe abgewichen. Denn gewöhnlich grüßte und dankte er einer Volksmenge oder einzelnen Manans, wie man Jahrhunderte lang die Nicht-Edelleute nannte, gar nicht. Es war dies nicht Hochmuth, es war jene egoiſtiſche Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht eine charakteriſtiſche Beziehung zu ihm hatte. Und was nicht Seigneur war oder ſonſtwie bevorzugtes Geſchöpf, das hatte keine Bedeutung für ihn. Dennoch war ihm der Zuruf des Volkes an jenem Tage von einiger Bedeutung geweſen; er hatte ihn daran erinnert, daß Françoiſe mit ihrer Bedenklichkeit Recht gehabt, denn er empfand jetzt ſelbſt, daß ein ſo aufmerkſam beachteter Einzug mit ihr an ſolchem Tage etwas Unpaſſendes geweſen wäre.

Was Françoiſe dadurch für die Zukunft vielleicht gewann im Sinne des Königs, das verlor ſie thatſächlich durch die Ueberreſte der Volkshaufen, welche ſich noch in den Straßen herumtrieben und welche ſie ſogleich erkannten. Zweideutige und mitunter auch gröbliche Zurufe empfingen ſie an der Rue royale, und verletzten nicht nur ihr Schamgefühl, ſondern auch ihren Stolz bitterlich. Das Volk haßt mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit überall die Finanzbeamten, als ob dieſe allein die Veranlaſſung ſeien, daß es Steuern bezahlen müſſe. In Frankreich beſonders iſt es ſeit vielen Jahrhunderten dem Volke immer eine Genugthuung geweſen, wenn ein hoher Finanzbeamter geſtürzt wurde. Semblançay's, eines würdigen, rechtlichen Mannes peinlicher Proceß war den Pariſern alſo auch ein ſehr willkommenes Ereigniß geweſen, und die Chateaubriant hatte ſich ihnen unmittelbar dadurch verhaßt gemacht, daß ſie dem alten Manne beim Könige das Wort geredet habe. Sie wollten ihn hängen ſehen den alten Fuchs, an den ſie ſchon ſo viele Taillen bezahlt, ja der ihren Vätern ſchon Geld abgenommen!

Darauf bezügliche Verhöhnungen mußte denn Françoiſe in reichlichem Maße anhören. Entſetzt von dieſer Lage blickte ſie hinter ſich, um Budé's und Florentins, welche ſie nahe bei ſich glaubte, Schutz in Anſpruch zu nehmen. Sie waren nicht da; wol aber ſchloß ſich die vom Geſchrei anwachſende Volksmenge hinter ihr zuſammen und trennte ſie immer weiter von Budé, der gleich darauf um die Baſtillenmauer bog, und ſich der nicht ausweichenden Menge halber nicht mit ihr vereinigen konnte. Sie litt unerhörte Pein, beſonders da ſich in der enger werdenden Gaſſe rohe Männer bereits an ihr Pferd drängten und der Augenblick perſönlicher Mißhandlung nahe zu ſein ſchien.

Wie in Traumbildern, die vom Winde gepeitſcht gleich Wolkenſchatten einander jagen, ſo flog ihr Leben der letzten Zeit an ihren faſt geſchloſſenen Augen vorüber. Alles Entſetzen ihrer Stellung ſchaute ihr ſo erſchrecklich daraus und aus dieſem öffentlichen Scandale, dem Höhepunkte ihres Schickſals, wie ſie meinte, entgegen, daß ſie einen Augenblick allen Willen und alle Thatkraft verlor und unmerklich ſelbſt ihr Pferd anhielt, als ob es ihre Beſtimmung ſei, ſich zur Sühne den Mißhandlungen des Volkshaufens preiszugeben. Zwei der verwegenſten Männer des Haufens benutzten dieſen Moment, und der eine vertrat dem langſam ſchreitenden Pferde den Weg, der andere ſtreckte die Hand nach ihr ſelbſt aus. „In die Seine! In die Seine mit ihr! Damit die gute Königin Claude eine Kammerfrau finde unterwegs!“ ſchrie der Haufe mit wildem Gebrüll, als er ſah, daß ſich der Gegenſtand der Entrüſtung ſo gutwillig ergab. „Ein gutes Pferd iſt Goldes werth, wenn man's zu führen weiß!“ ſang in dem Augenblicke, da die ſchwere Hand des Handwerkers ſie berührte, eine ſchallende Stimme neben ihr, und Françoiſe fuhr aufgeweckt wie eine Nachtwandlerin, ſei es von der ſie entſetzenden Berührung, ſei es von dem Geſange, mit Kopf und Hand in die Höhe. Das Blut der Foix war in ihr erregt, und der Entſchluß ſchoß auf in ihrer Seele wie ein glühender Wetterſchein, der Entſchluß, den Kampf anzunehmen auf Leben und

Tod mit dem Schickſale. Mit aller Gewalt ſchlug ſie ihre Reitgerte raſchen Streiches einmal dem Bürger, der nach ihr griff, ins Angeſicht, das andere Mal auf den Kopf ihres Pferdes. Der Mann, in die Augen getroffen, taumelte zurück, während das Pferd in heftigem Satze den anderen umwarf und vollen Laufes auf der ſchlecht gepflaſterten Straße dahinflog, daß die Funken ſprühten und die Menſchen aus einander ſtoben. Die Diener, längſt mit Ungeduld dieſes Tempos harrend, ſtürmten ihr nach, und bei der plötzlich eingetretenen Ruhe in der Rue royale hörte man das Stampfen der galoppirenden Roſſe bald ferner und ferner.

„Marot's Chanſon hat ſie gerettet!“ rief lachend der Bürger, welcher umgeworfen worden war und ſich unbeſchädigt aufrichtete. „Wo iſt er?“ ſetzte er hinzu, „der Schelm war doch eben neben uns!“

„Aber ſchön iſt ſie und reiten kann ſie wie die Königin Iſabeau!“ rief die Stimme des Sängers aus einem Haufen.

„Das iſt wahr!“ ſchrieen Andere, und ein allgemeines Gelächter folgte. Es war ſchwer zu ſagen, ob man den Bürger auslachte, der ſich die gepeitſchten Augen in ungeſchickter Stellung rieb, oder ob es dem Attentate aus dem Stegreife galt, welches durch die Entſchloſſenheit einer ſchönen Frau ſo plötzlich geendigt war.

Françoiſe aber jagte unaufhaltſam durch Paris, bis ſie dergeſtalt verirrt war, daß ſie halten und einen Diener um Rath fragen mußte. Es war ſpäter Nachmittag, als ſie außerhalb der Stadt den Thurm von St. Denis vor ſich ſah.

Einer jener heißen Sonnentage war es, an welchen die Luft des Tages verdickt und dunſtig, gegen Sonnenuntergang aber in rothgelbem Scheine wunderbar durchſichtig erſcheint. Es wandelt dann Alles unter dem Himmel in dieſer Beleuchtung einher, wie man es auf alten Heiligenbildern zu ſehen gewohnt iſt: ſcharf abgeſchnitten von der Luft und wie angehaucht von einer gewiſſen ſteifen Feierlichkeit. In dieſer wunderbaren

Beleuchtung ſah ſie weithin über die Ebene von St. Denis den König reiten, der bereits auf dem Rückwege begriffen und nur von wenig Cavalieren begleitet war. Sein Anblick hatte bei dem grellen Himmelslichte etwas Geſpenſtiſches; auf ungewöhnlich hohem ſchwarzen Pferde erſchien er, ein ſehr hochgewachſener Mann und den Begleitern weit voraus, wie ein unterirdiſch Weſen, das im Brande der Sonne aus den Erdklüften an die Oberfläche heraufgeſtiegen ſei, um in unheilvoller Abſicht einen Theil der Welt zu beſehen.

Er ritt auch wirklich ohne Weg und Steg querfeldein, weil es ſeinem Naturell zuwider war, denſelben Weg zwei Mal hinter einander zu machen, und Françoiſe hatte Mühe, über Gräben und allerlei Hinderniſſe zu ihm zu kommen. Trotz ihrer Vorliebe für ihn empfand auch ſie jenen geſpenſtiſchen Eindruck, welchen ſo oft ein unerwartetes Zuſammentreffen innerer und äußerer Umſtände hervorbringt. Aber dieſer geſpenſtiſche Eindruck übte keine Macht aus auf ihre jetzt eben hoch geſteigerte Stimmung; einen Augenblick zerſchmettert von dem Attentate in Paris, hatte ſich der ihr angeborene Muth ein- für allemal zu der Einſicht und dem Entſchluſſe erhoben: ſie wandle am Abgrunde und ſie müſſe ſich wehren auf Tod und Leben gegen jegliches Hinderniß, das ihr bedrohlich in den Weg trete. Schwärmeriſch und wie alle Schwärmerei uneigennützig liebend, hatte ſie bis dieſen Tag ihre Stellung neben dem Könige niemals vom politiſchen Standpunkte betrachtet; was kümmerte ſie äußeres Anſehen und äußere Macht! Jetzt hatte ſie plötzlich dicht nach einander ihre Liebeswelt bedroht geſehen von innen her durch den launiſchen König, der offenbar durch politiſche Verwickelung zu liebloſer Laune getrieben war, und von außen her durch Zudringlichkeit der Volksmaſſen. Hier wie dort war es alſo, wie ſie glaubte, Mangel an politiſcher Macht, der ſie bedrohte, und ſo bildete ſich in ihr mit einem Male der auffallende Wechſel, daß ſie für ihre Liebe und trotz ihrer Liebe von Stunde an eine mächtige politiſche Stellung erzwingen wollte.

Dadurch war ihr Weſen außerordentlich verändert und der König zeigte ſich bald davon betroffen. Als er ihrer auf dem Felde anſichtig geworden, hatte er nicht eben mit wohlwollendem Auge auf ſie geblickt; daß ſie nach den Scenen am Vormittage dennoch ſeinem Vorſchlage von geſtern gefolgt ſei und ſich nach ſo herber Behandlung dennoch ſtreng gehorſam zeige, das machte ihm, dem eigenſinnigen Manne, keinen günſtigen Eindruck. Was ſich ſo widerſtandslos behandeln läßt, das reizt denjenigen Mann nicht, welcher keiner ſich ſelbſt verläugnenden Liebe fähig iſt. Er empfing die Gräfin alſo hochmüthig und lieblos, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ſo ſpät eintreffe. Wie war er verwundert, als ſie erwiderte:

„Das iſt Eure Schuld, König Franz, der Ihr Euer Volk in Paris ſo ſchlecht im Zügel habt, daß es ſelbſt Eurer nächſten Freundin mit Brutalität den Weg vertreten und ſie mit Hohn und Spott, ja ſelbſt mit Mißhandlung bedrohen kann.“ —

Die Pariſer?!

„Die Pariſer, die Eurem Regimente ſo wenig Ehre machen. Doch davon handelt ſich's nicht eben, denn man kann ſchwach regieren und doch ein ſtarker Freund ſein. Aber daß ein als ritterlich geprieſener König die Dame ſeines Herzens gedankenlos einem offenbar vorbereiteten Attentate des Pöbels ausſetzt, das, Sire, iſt erſtaunlich!“ —

Françoiſe?!

„Gräfin von Foix iſt mein Name, König von Frankreich, ſeit ich dem Namen meines Gemahls entſagt, und ſeit ich eingeſehen habe, daß die vertrauliche Benennung, welche ich Euch geſtattet, nicht nur keine Liebe, nein, nicht einmal alltägliche, jeder Dame gebührende Achtungsbezeugung mit ſich bringt.“

Man ſollte glauben, die Gräfin habe ſich nur mit großer Mühe eine Zeit lang in dieſem Tone erhalten können, da er ihrem Weſen fremd, und da er ihr, dem Könige gegenüber, den ſie liebte wie nur jemals vorher, äußerſt ſchwer geweſen ſei. Aber dem war nicht ſo. Ihre Liebe blieb ungeſtört davon; die Liebe hätte ihr mitten in dieſem

Geſpräche, welches ſich durch des Königs beſchwichtigende Gegenrede immer mehr belebte, — die Liebe hätte ihr in dieſer halb zornigen Aufregung jedes Opfer möglich gemacht, wenn ein ſolches im Augenblicke nothwendig geworden wäre, denn die Liebe zum Könige war eben ſo friſch und ſtark in ihr wie je vorher. Die Weltdame nur, die Frau der Geſellſchaft war zum erſten Male, war endlich in ihr zum Bewußtſein gekommen. Daß ſie ſich der rohen Gemeinheit ausgeſetzt geſehen, dies hatte endlich all das in ihr wach gerufen, was von Seiten ihrer Freunde immer und immer neben ihr geſprochen worden und was immer ohne Wiederhall in ihren Sinn gefallen war. Jedes dieſer Worte wachte wie von langem Schlummer in ihr auf: was Budé, was Brion, was Florentin von Stellung und Schutz jemals geſagt, die ihr der König ſchuldig ſei, das Alles erhob ſich jetzt geſammelt und geſchloſſen in ihr. Es war leblos geblieben, ſo lange die Liebe ohne Arg vertraut hatte auf den liebenden König; es wurde lebendig, da ſich von allen Seiten die Ueberzeugung aufdrängte, dies Vertrauen könne getäuſcht und in dieſe Täuſchung des Vertrauens könne wol auch die Liebe ſelbſt mit hineingeriſſen werden.

Vielleicht auch war ſie durch Florentin und durch das Hofleben ſo weit verdorben worden, daß der Ehrgeiz in ihr Macht gewann neben der Liebe, daß der Eigennutz eine Stelle fand in dieſem ſonſt ſo uneigennützigen Herzen. Oder ſind nicht all dieſe Ausdrücke zu hart? That es denn ihrem Herzen und ihrer Liebe irgend einen Eintrag, daß ſie ſich eines Stolzes bewußt wurde, welcher ihr zukam durch Geburt und Erziehung, und welchen ſie hegen durfte nach ſo viel rückſichtsloſer Hingebung, als ſie dem Könige bewieſen? Königliche Herrin zu ſein war ja den Anſprüchen eines Herzens nicht fremd, welches Liebe zum und Liebe vom Könige klar und feſt in ſich trug und welches Leib und Leben für dieſe königliche Liebe ohne Weiteres hingegeben hätte! Im Grunde konnte nur der oberflächliche Zuſchauer von dieſer endlich eintretenden Wendung im Weſen eines Weibes überraſcht ſein, eines Weibes, welches überall, ſowol in Gehorſam als in Kraft zur Selbſtopferung, als in endlicher voller und offener Hingebung an ihre Liebeswelt ſtark ausgeprägte Züge offenbart hatte.

Der König freilich war ein ſo oberflächlicher Zuſchauer geweſen; denn ſeine Eitelkeit, durch Mannesſchöne und hohe Stellung begünſtigt, hatte ihn über die geheimen Widerſtandskräfte des Weibes völlig ſorglos und gedankenlos gelaſſen. Völlig unerwartet traten ſie ihm jetzt entgegen und beſtürzten ihn, ſo weit ſie ihm gegründete Vorwürfe unritterlichen Betragens vor's Angeſicht hielten. Denn ein ritterlicher König, ein ritterlicher Herr in aller Ausdehnung des Wortes zu ſein, dies war der Grundton ſeines Stolzes. Deshalb war er anfangs zum Aeußerſten beſtürzt, und verwirrte ſich in der Scham vor ſeinen eigenen kleinlauten Erwiderungen, eine Scham, die ihm neu und empfindlich peinigend war. Er achtete nicht auf Weg und Richtung und ritt planlos neben der Gräfin dahin, welche überaus prächtig ausſah in dieſer ſtolzen Wallung auf ſchaum- und ſchweißbedecktem Zelter. Von Aufregung und Tageshitze glühte ihr Angeſicht, der runde Federhut mit breiter Krempe war aus dem Geſichte nach hinten zurückgewichen, das ſchöne ſchwarze Haar drängte ſich hervor, die Wangen glühten und die Spange des grüngoldenen Reitgewandes, welche es über der Bruſt zuſammenhielt, war ausgeſprungen, ſo daß die Oberbruſt, von raſtlos ſtrömender Rede und Erhitzung gehoben, dem Blicke entgegentrat.

Solche Schönheit verdrängte ihm in etwas die Pein der Erniedrigung, und ſobald dieſe Pein ein Wenig zurücktrat, gewann auch das Intereſſe die Oberhand, das Intereſſe, eine ſo überraſchende Wendung in dem Charakter ſeiner Herzdame zu erleben. „Warum haſt Du nicht einige Stunden früher ſo geſprochen!“ rief er unwillkürlich und ohne weitere Erklärung aus.

„Erſt ſeit einigen Stunden,“ erwiderte Françoiſe raſch, „haſt Du ſolche Worte nöthig gemacht!“

Lediglich mit ſich beſchäftigt, waren ſie ſolcherweiſe abſichtslos auf eine Anhöhe vor Paris gekommen, die man ſonſt nicht gern betrat, und die der König an jenem Tage um jeden Preis vermieden hätte, wäre er frei und der Umſicht fähig geweſen. Jetzt war es zu ſpät dem Anblicke zu entgehen, der ſich entgegendrängte. Dichte Volksmaſſen wälzten ſich von Paris den Berg herauf, und in ihrer Mitte zeigte ſich, umgeben von berittenen Trabanten, ein bärtiger Menſch mit blutrothem Mantel und auf ſchwarzem Karren ein alter, todtenbleich ausſehender Mann. —

Der König fuhr ſich mit der Hand über die Augen, wie um ſich zu beſinnen, wo er ſei und was dies zu bedeuten habe. Unterdeß war die Menge, die ihn geſehen und erkannt, haſtig näher gerückt mit wildem, die Luft erſchütterndem Geſchrei. Franz hatte ſich mit Entſetzen überzeugt, er ſei auf Montfaucon, der Hochgerichtshöhe bei Paris, und der bleiche arme Sünder mit ſchneeweißem Barte, der ihm die magern Hände entgegenſtreckte, ſei Niemand anders als Semblançay, den Duprat ſchleunigſt zum Galgen befördern laſſe. —

„Was iſt das?“ rief Françoiſe, — „ſchon wieder dieſe brutalen Töne, dieſe erſchrecklichen Maſſen! —“

„Hinweg! hinweg!“ rief der König und griff nach dem Zügel ihres Pferdes. —

„Horch! einen Augenblick noch!“ ſagte haſtig Françoiſe und beugte ſich nach dem Halſe des Thieres, als ob ſie deutlich hören wolle, was die Leute ſchrieen, — „um Gotteswillen! Franz, hörſt Du? Sie ſchreien Dir Vivat für — für — das Todesurtheil, — dieſer Greis, wer iſt's?“

„Hinweg! hinweg!“ Und mit dieſen Worten ſpornte er ſein Pferd bis auf's Blut, und riß Françoiſens Zelter am Zügel mit hinab, ſeitwärts biegend von der Volksmaſſe und über Stock und Stein dahin jagend nach der Stadt, über welcher eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten.

Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den dunkelnden Straßen war Alles in Bewegung, und ſämmtliche Glocken läuteten, daß man in der Nähe der Kirchen wie betäubt war. Françoiſe, öfter in Gefahr vom Pferde zu fallen, und fieberiſch aufgeregt durch alle Vorgänge des Tages, rief ihm umſonſt zu wiederholten Malen zu, was vorgehe? und wer der Unglückliche geweſen ſei? was die Aufregung und das Glockengeläute bedeute? Er antwortete nicht, und im Lärm der galoppirenden Pferdetritte und der überall tönenden Glocken ging es fort und fort durch die immer finſterer werdende, brauſende Stadt.

Am jenſeitigen Thore aber, welches nach Corbeil hinausführte, war der König genöthigt, einen Augenblick zu halten, weil das Thor ſchon geſchloſſen war. Während die Diener vorritten und ſchrieen: „Oeffnet das Thor für den König!“ fand ſie Zeit, einen Trabanten zu fragen. —

„Semblançay wird gehenkt und die Königin Claude iſt geſtorben,“ antwortete eintönig der Trabant.

10.

Die Dinge waren ihrer Entſcheidung nahe gerückt; Bourbon belagerte Marſeille, Bonnivet ſelbſt war angekommen in Fontainebleau, des Königs Abreiſe zum Heere ſtand vor der Thür, und vor dieſer Abreiſe mußte das Wichtigſte entſchieden werden. Die Regentſchaftsfrage und die Stellung der Chateaubriant erſchien aber allen Leuten am Hofe als das Wichtigſte, und Niemand wußte darüber etwas voraus zu ſagen, ſelbſt die Herzogin von Angoulême nicht, obwol ſie, vom Hôtel des Tournelles aus am Sterbetage der Königin Claude datirt, eine ziemlich poſitive Zuſchrift ihres Sohnes in Händen hatte, daß ſie in ſeiner Abweſenheit die Zügel der Regierung führen ſolle. Sie kannte ihren Sohn zu gut, als daß ſie ſich mit dieſer Zuſchrift des

Ausgangs ſicher geglaubt hätte. Er bindet ſich nicht, ſelbſt nicht durch ſeine eigenen Ausſprüche und Beſchlüſſe, er geſtattet jedem Tage ein neues Recht, und die letzte Stunde vor ſeiner Abreiſe wird erſt entſcheiden, wer die Herrſchaft an ſeiner Statt erhalten wird. So ſprach ſie zu Duprat, der ihr über Semblançay's Ende berichtet hatte, und trug ihm auf, den feinen Prälaten Florentin ihr unverzüglich nach Fontainebleau zu ſchicken. Sie wußte, daß er in Vincennes mit der Gräfin geweſen, und ſie war der Meinung, von ſeinen Rathſchlägen rühre es her, daß ſich von jenem Tage an eine ſo auffallende, der Gräfin günſtige Aenderung zeige im Verhältniſſe des Königs zu ſeiner Herzdame, eine Aenderung, von welcher die Herzogin in der entſcheidenden Stunde das Schlimmſte befürchtete. Dieſer Florentin alſo müſſe um jeden Preis gewonnen werden, damit er eiligſt wieder vernichte, was er geſchaffen.

Ach! und das war ſo leicht! Er hatte in Vincennes nicht gerathen, er war ſeiner Milchſchweſter bereits ſo gut wie abtrünnig, weil er die Unmacht derſelben zu erkennen glaubte, er hatte von da an den höflichen Verſicherungen der Herzogin bereits ein gefälliges Ohr geliehen, er harrte nur ihrer poſitiven Aufträge.

Den vollen Grund zu ſagen: Florentin ward durch den Aberglauben, welcher damals mehr als je unter dem höheren Clerus ſyſtematiſch herrſchte, von ſeiner Milchſchweſter abgedrängt. Alle geheimnißvollen Zeichen waren gegen ſie; je tiefer er eingeweiht wurde durch die Kundigſten ſeines Standes in Paris, je feſter und ſicherer er ein Horoſkop ſtellen lernte, deſto hoffnungsloſer wurde er für Françoiſe, und in Folge deſſen auch deſto kälter; denn er verband ſich nur mit dem, was Erfolg verhieß in der Welt.

Als er nun auf Duprat's Mittheilung ſogleich hinübereilte nach Fontainebleau, und, zuerſt in Françoiſens Zimmer eintretend, den Raben Jacques wieder bei ihr fand, den er ſeit dem Aufenthalte in der Heimat nicht wieder geſehen, da gab der

Anblick dieſes Vogels den letzten Ausſchlag, wenn es noch eines ſolchen Ausſchlages bedurfte.

Jacques, welcher damals die Gräfin und den König nur eine Strecke Weges begleitet hatte, war jetzt mit Chimene nach Fontainebleau gekommen, als dieſes verlaſſene Mädchen nach dem Tode der alten Gräfin Foix eine Zuflucht bei Françoiſe geſucht hatte. Bemerkte ſie's nicht, oder wollte ſie es nicht bemerken, daß Françoiſe ihr abgeneigt, wenigſtens mißtrauiſch gegen ſie geſinnt ſei? Sie ſah und hörte nicht darauf, ſie liebte Françoiſe, wie ein junges Mädchen im Stande iſt, ein älteres mit Schwärmerei zu lieben. Und wenn ſie ihr den Raben mitbrächte, der ihr von Jugend auf angehört hatte, ſo glaubte ſie ihr eine beſondere Freude zu machen.

Florentin, der zuerſt bei der Gräfin eingetreten war, um ſich erſt an der aufrichtigen Quelle über den jetzigen Stand der Verhältniſſe zu unterrichten, fand weder Françoiſe noch Chimene, aber er fand den Raben. Er kannte die verborgene Thür in der Gallerie, und war durch das Semele-Cabinet eingetreten; denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß er Françoiſens Beichtiger war. Als er in den leeren Zimmern zu ſeinem Schrecke nur von Jacques begrüßt wurde, deſſen Ankunft ihm unbekannt geblieben, da fühlte er ſich auf einmal zweifellos beſtimmt, und ging von da ſtehenden Fußes zur Herzogin.

Iſt es ſo gar wunderlich, daß ein mit großen Verſtandeskräften ausgerüſteter Menſch dergeſtalt gemeinem Aberglauben unterworfen war? Der herrſchende Ton unter den damaligen Prieſtern erklärt es hinreichend. Außer denen, die immer beſtehen und alle Revolutionen überdauern, das heißt außer den gedankenloſen, welche der hergebrachten Formel blindlings folgen, zerfielen ſie in zwei Theile: ein Theil neigte zur Reform, und der andere Theil entſchädigte das geheimnißvolle Bedürfniß, welches den Menſchen innewohnt und welches die Bürgſchaft unſerer höheren Bedeutung und ewigen Beſtimmung iſt, durch Hingabe an die Glaubenskünſte aller Zeiten. Solche Glaubenskünſte werden Magie und Zauberei genannt, ſobald ſie nicht zu einer geläuterten, das heißt auf einfache Sätze zurückgeführten und allgemein angenommenen Religionsform gediehen ſind, oder ſobald ſie ſich in verwegener Speculation von der allgemein angenommenen Religionsform trennen. Solche Parteiung iſt bei allen Völkern, denen eine ausgebildete Geiſteswelt erreichbar geweſen, und iſt zu allen Zeiten eingetreten. Prometheus und Siſyphus hat man mit Recht die Fauſte der alten Welt genannt, und Hekate wurde mit ihrem Hofſtaate von Hunden, Schlangen und Scheuſalen eine vom Dogma abliegende Königin der Unterwelt für die Griechen, eine Zaubermutter, deren Reich Horaz in dem bekannten Verſe meint: Wenn ich die Ueberirdiſchen nicht rühren kann, ſo werd' ich die Unterwelt bewegen! Die Unterwelt wurde überall das weite, unfaßbare Reich der Zaubergewalten. Wie tief hatte Moſes dieſe Gefahr für den beweglichen Menſchenſinn erkannt, und wie ſtreng hatte er die Theilung der Gottheit, in welcher Theilung er all dieſe Gefahr erblickte, in ſeiner Lehre verdammt. Aber auch ſein Volk entging dieſem Dualismus nicht, welcher im ganzen Oriente herrſchte, und aus der babyloniſchen Gefangenſchaft brachten die Juden das Heer der Dämonen mit, denen Satan gebietet. Durch allerlei Hinterthüren ſtahlen ſich dieſe unmoſaiſchen böſen Geiſter in die jüdiſche Religion, und ſie finden ſich als anerkannte Gewalten vor, als das Chriſtenthum auftritt, welches die Dämonen austreiben, der alten Schlange, dem Satan, den Kopf zertreten will, und ſie alſo unmittelbar anerkennt. Mehr und mehr traten dieſe feindlichen Gewalten unmittelbar hervor in den ſich ausbildenden Glaubensbekenntniſſen des Chriſtenthums, und der Satan heißt bald überall der Fürſt der Welt. Mit dieſem Gedankengange erbten ſich hundert Traditionen in der Prieſterſchaft fort, wie dieſe böſen Mächte zu beherrſchen ſeien. Was wir beherrſchen, das iſt uns dienſtbar, was uns dienſtbar iſt, das wollen wir ausbeuten, — alſo iſt die Folge im Menſchengeiſte. Die Magie alſo, die Kenntniß geheimnißvoller Gewalten, ward wieder errichtet unter dem erlaubten Titel der Teufelsbeherrſchung und Teufelsaustreibung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits eine ganz ausgebildete Theorie des Zauberweſens vorhanden, deſſen Adepten beſonders aufgeklärte Prieſter waren. Der ſogenannte „Hexenhammer“, ein Criminalcodex, nach welchem man Hexen richtete, und aus welchem man ſich zu ſeinem Privatzwecke unterrichtete, iſt ein Zeugniß, wie ausgebildet und bis ins Einzelne ausgebildet dieſe Theorie damaliger Zeit war. Und es war dies Zauberweſen damals eines von jenen öffentlichen Geheimniſſen, deſſen Benutzung nur unter gewiſſen beſchwerenden Umſtänden beſtraft wurde. Der aufgeklärte italieniſche Clerus, welcher den Ton angab für Europa, machte aus ſeinen derartigen Neigungen gar kein Hehl, und Pomponazzi lehrte in Padua und Bologna öffentlich Magie, das heißt: die Wiſſenſchaft, das verſiegelte ſymboliſch magiſche Hieroglyphen- und Wunderbuch Natur zu entſiegeln. Die bibliſchen Wunder zum Beiſpiel ſchrieb er der natürlichen Magie zu, und die bizarrſten Vorſtellungen, wie man ſich in ein Thier verwandeln oder ſeinen Geiſt einem Thiere einhauchen könne, waren gang und gäbe. Daß ſich Adam und Eva an der Schlange verſehen und dadurch den jetzigen Menſchenleib erhalten hätten, das war keinem Adepten zweifelhaft. Der Menſch ſei viel ſchöner geweſen und die Schlange wol auch. Wenigſtens habe ſie auch Hände und Füße gehabt, die ihr nun in die Haut eingewickelt ſeien wie einem Wickelkinde. Zur Zeit der Wiederherſtellung aller Dinge, und wenn wir erſt den vollſtändigen Höllenzwang gefunden, dann würde Alles wieder in ſeine ſchönſte Geſtalt zurückkehren. Tiefſinnige Gedanken alter und moderner Philoſophen waren in Beiſpielen geläufig, wie die Vorſtellung vom Baſilisk zeigt, der durch ſeinen bloßen Blick tödtet. Er tödte nämlich blos durch die Begierde zu tödten, welche er in ſeinen Blick zuſammendränge, wie denn der philoſophiſche Gedanke, daß Gedachtes dadurch, daß es gedacht worden, auch zur wirklichen Exiſtenz gekommen ſei, ſchon von Plotin herab der magiſchen Wiſſenſchaft eigen war.

Wie mußte dies Alles einen von ſonſtigem Glauben entblößten, aber an Phantaſie und Verſtand reichen Mann wie Florentin locken, da er es halb verſchleiert und von den ſtattlichſten Prälaten hoch geachtet in Paris vorfand! Mit ſolch einem Glauben fand man ein Bedürfniß des Glaubens ab, deſſen man ſich doch dem ſtets gefürchteten Schickſale gegenüber nie ganz entſchlagen kann, und tauſchte doch nur einen Glauben ein, den man ſeinem Bedürfniſſe anmaß, den man erweiterte oder verengte, je nach Belieben! Florentin wurde ein eifrigſter Adept, um ſo eifriger, je neuer ihm dies Gebiet noch war, je tiefer er es verwachſen glaubte mit der Hierarchie. Und in dieſem erſten Stadium ſeines Glaubens fand er jetzt den Raben bei Françoiſe, denſelben Raben, der ihr in der Abtei, das wußte er, ſo verhängnißvoll geweſen war. Der Rabe war von erſchrecklicher Wichtigkeit in aller magiſchen Kunſt! „Dr. Johann Fauſtens Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch, oder der ſchwarze Rabe, auch der Dreifache Höllenzwang genannt, womit ich die Geiſter gezwungen, daß ſie mir haben bringen müſſen, was ich begehret habe, es ſei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Spring-Wurzel, und was ſonſt mehr dergleichen auf Erden“ — dieſes wichtige Buch war in Frankreich und auch ihm bereits nicht blos dem Titel nach bekannt, und mit Schauer floh er vor dem ihn erkennenden und verfolgenden Jacques durch die Tapetenthüre in die Franz-Gallerie hinaus.

Die Herzogin Louiſe von Angoulême bewohnte die abgelegenſte Seite des damaligen Schloſſes; Florentin hatte über einen Hofplan zu ſchreiten, welcher nach der jetzigen Stadtſeite zu die Wohnung des Königs begrenzte, und mußte dann durch einen kurzen, aber düſteren Bogengang hindurch, um in das von der Herzogin eingenommene Seitengebäude zu kommen. Sie wohnte gern abgeſondert, denn ſie hatte immer beſondere Dinge vor, welche die neugierigen Hofleute nicht ſehen ſollten. Sonſt hätte man nicht gewußt, warum ſie dieſen älteſten und engſten Theil des Jagdhauſes von Fontainebleau mit ſchmalen Fenſtern und ſchmalen Gemächern ſich auserwählt, der vielleicht ſchon von Ludwig dem Heiligen zur Herberge benutzt worden war, und der ſpäter in dem fünffach eingeſchachtelten Gehäuſe von Schlöſſern Fontainebleau's verſchwunden iſt.

Als Florentin eintrat, verabſchiedete ſie eben Bonnivet, welcher eine junge ſchöne Dame an der Hand führte. Bonnivet war es durchaus nicht anzuſehen, daß er eben aus einem höchſt unglücklichen Feldzuge, deſſen übler Ausgang beſonders ihm zugeſchrieben wurde, heimgekehrt war; der heitere Leichtſinn war ihm eigen wie ſonſt, er küßte der Herzogin bedeutungsvoll die Hand wie ehedem, und fragte mit einem unnachahmlichen Seitenblick auf die junge Dame nach den Befehlen der ihm ſtets gnädigen Louiſe.

„Keinen Leichtſinn!“ flüſterte dieſe raſch, als ob ſie unmittelbar auf jenen Seitenblick antwortete, „der Augenblicke ſind wenig und der günſtige will ergriffen ſein. Mein Sohn badet im rothen Pavillon, und er iſt am günſtigſten geſtimmt für das Geſuch dieſer Dame, wenn er im Begriff iſt, den Pavillon zu verlaſſen. Seid muthig, Madame, und ſprecht mit voller Hingebung. Adieu! Ihr mögt mir Bericht erſtatten, Bonnivet, ich gehe nicht aus vor Tafelzeit.“

Als Bonnivet mit ſeiner Dame das Zimmer verlaſſen hatte, wendete ſich die Herzogin mit einem lange forſchenden Blicke zu unſerem jungen Prieſter. Sie ſprach nicht, als ob ſie gefürchtet hätte, durch Sprechen die Prüfung zu ſtören. Und der verſchmitzte Florentin hatte nicht ſo viel dreiſte Haltung des Auges, wie ſie Kraft der Herausforderung beſaß; er ſchlug es nieder und begann das Geſpräch gegen ſeine Abſicht. Denn von zwei Unterhändlern iſt derjenige im Nachtheile, welcher die Rede anfängt, auch wo es ſich nur um Abſchluß längſt beſprochener Dinge handelt.

„Die Frau Herzogin haben befohlen“ — ſagte denn Florentin, um ihr wenigſtens ſolcherweiſe die erſten Schritte zuzuſchieben.

Nicht daß ich wüßte! entgegnete ſie lächelnd.

„Dann bitte ich um Verzeihung, denn es iſt dann ein Mißverſtändniß von Seiten des Herrn Kanzlers, auf deſſen Einladung ich heute nach Fontainebleau und hierher gekommen bin!“

Habt Ihr Euer Beichtkind ſchon geſprochen? Ihr werdet ſie ſehr befriedigt gefunden haben von der neuen Coquetterie, die ſie angewendet hat gegen meinen Sohn, und deren Erfindung ich Euch zuſchreibe, um weßwillen Ihr mich erſtaunt ſeht über Euren Beſuch.

Florentin fühlte nach dieſen Worten keinen Boden unter ſich. Françoiſe war alſo in voller Macht, und er ſelbſt, im Begriff ſie zu verrathen, war im Begriff eine Thorheit zu begehen. — Er ſtotterte ungeſchickt einige ablehnende Worte.

Die Herzogin hütete ſich wohl, ihn zu unterbrechen, und als er ſeine unvollſtändige Phraſe beendigt hatte, fühlte er wiederum den zudringlich prüfenden Blick auf ſich ruhen, und die Pauſe dehnte ſich wieder.

Ihr ſeid nicht unterrichtet, Herr Prälat, ſagte ſie darauf langſam, und kommt, mir Euren Rath anzubieten! Ihr ſeid nicht entſchieden, welche Partei Ihr ergreifen ſollt, und kommt, Euch als mein Parteinehmer die Belohnung auszubedingen! — Laßt es gut ſein mit halben Worten, Ihr braucht noch Uebung, um damit zu täuſchen, Ihr braucht noch Uebung, nicht getäuſcht zu werden. Wenn die Gräfin wieder in voller Macht wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit ſolcher Nachricht empfangen?

„Ich ſchwanke nicht mehr“ — entgegnete Florentin, der ſich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen — „ſeit ich am Todestage der Königin die politiſche Unfähigkeit meines Beichtkindes geſehen, und ſeit ich in der Zukunft geleſen, daß ſie ungeſchützt vom Könige zu Grunde gehen werde!“

Ei, ſind Eure Bücher der Zukunft in ſo deutlicher Sprache geſchrieben?

„Ich ſchwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich ſie verlaſſen müſſe, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an dieſem Hofe ſuchen ſoll.“

So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit Unhöflichkeit. Vielleicht war dieſe Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war ſie die Mächtige der Zukunft?

„Der Zukunft? Das iſt wol möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das iſt Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns.“

Was? Zwanzig Jahre! Das iſt wenigſtens originell, wenn es ſich blos um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr habt heute keinen guten Tag, Herr Florentin.

„Dieſe ſechszehnjährige Dame hat große Anlagen, aber ſie werden langſam reifen, und jetzt hat ſie nichts als den augenblicklichen Reiz der ſechszehn Jahre.“

Kennt Ihr ſie denn?

„Diana von Brezé war bei mir, ehe ſie nach Fontainebleau kam, und zwar ſchon vor acht Tagen, ehe ich das weltliche Schickſal meines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich hielt ſie aber für ſo ungefährlich, daß ich ihr ſelbſt dringend gerathen, hierher zu gehen, und daß ich ſie mit guten Rathſchlägen ausgerüſtet habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen.“ —

Hiermit war die Reihe der Ueberlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimniß und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillſchweigen war alſo jetzt von anderer Art, und als ſie es enden wollte, winkte ſie Florentin, einen Seſſel einzunehmen und ſetzte ſich ſelbſt, indem ſie ſprach: Es iſt ſchade, daß eine ſichere Uebereinkunft mit Euch ſo ſchwer, faſt unmöglich iſt!

„Sicher iſt nur der Tod, und ich bin ſicherer als die Mehrzahl der Menſchen, weil ich mich keinen Leidenſchaften hingebe, und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann.“

Welche Neigung iſt's?

„Eine hohe Stelle im geiſtlichen Regimente, zunächſt eine biſchöfliche.“

Und wer ſie Euch verſpricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr ſie habt?

„Wer ſie mir verſchafft, dem diene ich treu, ſo lange er mir mit Wahrſcheinlichkeit eine höhere verſchaffen kann.“

Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?

„Gewiß glaub' ich's.“

Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin ſein werde?

„Nein.“

Ihr habt alſo die Chimäre, daß Eure Gräfin ſo raſch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?

„Ich will ſorgen helfen, daß dieſe Hoffnung eine Chimäre geweſen!“

Iſt da noch Sorge nöthig? Ich begreife mich ſelbſt nicht, daß ich ſo überſpannte Furcht einen Augenblick habe berückſichtigen können. Mein Sohn ſelbſt hat mich poſitiv darüber beruhigt.

„Der König ſelbſt weiß noch nicht, wie der entſcheidende Moment auf ihn wirken wird, und was er Euch verſprochen, iſt um ſo unſicherer, wenn Eure vorige Bemerkung aufrichtig gemeint iſt und die Liebesgewalt der Gräfin neue Gewalt errungen hat. Das kann nur dadurch geſchehen ſein, daß ſich die Tochter der Foix energiſch erhoben, daß ſie die Hinopferung Semblançay's als ein unwürdig Betragen gegen ſie, die ſtets beſchwichtigte Bittſtellerin, geltend gemacht, daß ſie Erſatz oder Trennung geheiſcht hat. In alle dem iſt der König des Irrthums und der Schwäche überwieſen; er ſieht ſie kräftiger als er geglaubt, und ſieht ſich in beſchämendem Fehl gegen ſie in Betreff Semblançay's.

Er hat alſo gut zu machen, und ein Liebhaber, der gut zu machen hat, übertreibt immer, keine Entſchädigung iſt ihm groß genug, und hier liegt die größte Entſchädigung zur Hand, die Verleihung der Regentſchaft. Was der Nüchterne Chimäre nennt, das iſt dem in Leidenſchaft Befangenen das Willkommenſte, eben weil es über das Maß des Herkommens hinausragt. Rechnet dazu den Tod der Königin, der von unermeßlicher Wichtigkeit iſt für den Charakter und alſo für den Anſpruch der Gräfin. Dieſer Tod hat wahrſcheinlich zu Wege gebracht, daß ſie, die bis daher ſchüchterne Geliebte, das Haupt erhoben hat, und daß ſie es erſt nach dieſem Todesfalle gethan, muß dem Könige die vorhergehende ſchüchterne Hingebung doppelt im Preiſe ſteigern! Nein, Frau Herzogin, die Chimäre kann Euch bei dem poetiſchen Sinne des Königs gefährlich werden, ſobald noch irgend eine überſpannende Gelegenheit hinzutritt, oder ſobald wir nicht eine herabſtimmende Gelegenheit herbeiführen.“

Ihr müßt Euren Uebertritt werthvoll machen, Prälat.

„Das iſt er auch, ſelbſt wenn ich Euch nur abrathen wollte von dem Experimente mit der ſechszehnjährigen Diana, welches Admiral Bonnivet ohne Zweifel vortrefflich leiten wird.“

Und warum abrathen?

„Dieſe noch bedeutungsloſe Diana, welche ſich ohne Widerſtand hingiebt, wird im Könige keine andere Neigung erwecken, als wie er die flüchtig begangene Untreue der wahrhaft Geliebten beſchönigen und vergelten könne durch blendende Zeichen der Ergebenheit.“

Bei dieſen Worten trat Bonnivet allein ins Zimmer, und ſein faunenhaftes Lächeln verkündigte, daß Alles wohl gelungen ſei.

Erzählt! rief die aufſtehende Herzogin, dieſer Prieſter iſt mit uns!

„„Das Glück war äußerſt günſtig,““ ſprach Bonnivet mit Selbſtgefälligkeit. „„Florio hatte das Bad des Königs und den Spaziergang der Chateaubriant ſo paſſend einzurichten gewußt, daß der König eben aus dem Pavillon trat, als die Chateaubriant hinten aus dem Walde trat. Sie hat es alſo aus der Ferne geſehen, wie ich die ſchöne Brezé dem Könige zuführte, wie ſie ihm zu Füßen fiel und wie er ſie aufhob und in den Pavillon geleitete. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, ihr den Zuſammenhang zu erklären, die Schönheit der liebenden Tochter Valliers, die gnädige Stimmung des Königs zu ſchildern, und ihr auf eine, ich ſchmeichle mir, intereſſante Weiſe auseinanderzuſetzen, warum die junge Dame denn doch ganz richtig am Ende vorgezogen habe, ihr Heil ſelbſt zu verſuchen für die Begnadigung ihres Vaters, ſtatt ſich länger auf eine unwirkſame Fürſprecherin zu verlaſſen. Solch eine Herzdame iſt aber einzig! Sie bittet für Semblançay, und er wird gehenkt, ſie bittet für Vallier, und wir müſſen deſſen ſchöne Tochter zur Unterſtützung der Bitte herbeiholen.““

Ich fürchte, unterbrach hier die Herzogin mit erhobener Stimme den etwas geckenhaft ſich geberdenden Admiral, ich fürchte, Florentin, Ihr habt Recht, und wir haben einen thörichten Streich gemacht!

„Den gefährlichſten von der Welt,“ ſprach dieſer mit Nachdruck, „da er in ſo frivoler Weiſe die Tochter Vallier's gröblich bloßgeſtellt und die Gräfin auf die gerechteſte Weiſe entrüſtet hat. Das war eine paſſende Veranſtaltung, wenn es dem Könige darum zu thun war, eine läſtige Geliebte zu verabſchieden. Da aber ſeine Liebe für ſie in vollſter Kraft ſteht, ſo führt dieſe Scene unfehlbar zu nichts Anderem, als daß es ihn den leidenſchaftlichſten Scenen mit Françoiſe ausſetzt, Scenen, die mit überſchwenglichen Liebesopfern Seitens des Königs, Hand und Krone einbegriffen, endigen können.“

Mein Gott, Bonnivet, Ihr habt ſeit einiger Zeit kein Glück! Eilt, und beſtimmt den König zu eiliger Abreiſe, damit er ohne Verſöhnung mit der Chateaubriant und ohne den Einfluß dieſer Verſöhnung ſcheide und die letzten entſcheidenden Anordnungen treffe.

„„Aber ich verſtehe nicht““ —

Eilt, erfindet Nachrichten, laßt Marſeille gefallen, Bourbon vor Avignon angekommen ſein, macht, daß mein Sohn heute Abend reiſt!

Hab' ich nicht Recht? fragte die Herzogin beſorgten Ausdruckes Florentin, als Bonnivet das Gemach verlaſſen; denn die Klugheit des Prieſters hatte ihr bereits durch dieſe Proben richtigſter Bemerkung eine Achtung eingeflößt, welcher ſie bereitwillig ihre eigene Fähigkeit unterordnete. Sie wich dem Manne, der klug und ſchön zugleich war, und Florentin war ſcharfſinnig und verwegen genug, vorherzuſehen, daß er auf dieſem Wege ſelbſt Regent von Frankreich werden könne.

Er küßte alſo feurig die dargebotene Hand, und öffnete all ſeine Kenntniſſe und Rathſchläge für glückliche Erledigung der bevorſtehenden Kataſtrophe. Und ſeine Kenntniſſe, täglich genährt durch die Mönchspoſt aus allen Theilen des Reiches, waren unſchätzbar in dieſem Augenblicke; denn er wußte, daß binnen vierundzwanzig Stunden wichtige und ganz unerwartete Bundesgenoſſen gegen die Gräfin in Fontainebleau eintreffen würden, Brezé und Chateaubriant. Deshalb billigte er den Plan, des Königs Abreiſe möglichſt zu beſchleunigen. Wenn die entrüſteten Seigneurs nur einige Stunden freien Zutritt im Schloſſe hätten, meinte er, ſo gebe dies einen für den König ſo widerwärtigen und namentlich die Gräfin ſo bloßſtellenden Lärm, daß ihm der Gedanke einer Regentſchaft Françoiſens völlig verleidet und er nur darnach trachten würde, aus dieſem Chaos hinwegzukommen.

Und das Glück des Aberglaubens, das Glück der Verwegenheit war auch an dieſem Tage in beſter Laune! Während er noch ſprach, meldete man der Herzogin, welche bereits die nächſten Sorgen der Schloßwacht und Schloßherrſchaft verſah, daß die beiden Seigneurs in Fontainebleau eingetroffen ſeien, und daß der Hauptmann der Trabanten um Verhaltungsmaßregeln bitte über Zutritt oder Nichtzutritt dieſer Herren.

Man hindere ſie in nichts, und den Seneſchal Herrn von Brezé führe man zu mir, entgegnete ſie und verabſchiedete den Diener. — Noch Eins! ſetzte ſie hinzu, Florio, Bonnivet's Diener, ſoll zu mir kommen.

Entwickelt mir, ſprach ſie hierauf zu Florentin, Eure Vorſtellungen, wie der Hergang im Einzelnen am beſten zu veranlaſſen ſei. Ich erkenne den Vortheil nicht, welchen Chateaubriant's Anweſenheit bringen kann — Brezé iſt ein Hofmann und hat weder als Widerſtand noch als Förderung viel zu bedeuten — aber es iſt mit Chateaubriant's Anweſenheit auch unmittelbare Lebensgefahr verbunden!

„Glaubt Ihr, daß die todte Françoiſe gefährlich ſei?“

Ach! —

„Da ſie nicht ſiegen konnte neben dem Könige, ſo erwartet ſie jedenfalls früh oder ſpät Jammer und Elend; ein raſches gewaltſames Ende iſt ihr eine Wohlthat.“

Nicht doch, was kümmert ſie mich! Mein Sohn kann aber gefährdet ſein von der Brutalität des bretoniſchen Grafen!

„O nein! Nach alle dem, was ich höre, iſt dieſer Seigneur zur Hälfte Polterer und ermangelt des nachdrücklichen Kerns. Er rächt ſich an ſeinem Weibe, das iſt Alles. Und wir können zuthun, daß er dem Könige nicht zu nahe komme.“

Und der Hergang?

„Ich denke mir ihn ſehr einfach: die Gräfin, entrüſtet über den König, läßt dieſen um keinen Preis zu ſich, und erfährt nichts von der bevorſtehenden Abreiſe, wir aber laſſen den Grafen Chateaubriant zu ihr, und erwarten, was ſich zwiſchen ihnen begiebt.“

Die Herzogin, belebt und geröthet durch die Verhandlung einer für ſie ſo wichtigen Intrigue, bat Florentin, ihr in ein kühleres Gemach zu folgen, und ſchritt ihm voraus, lächelnd und heiter.

Françoiſe war um dieſelbe Zeit in Verzweiflung. In Folge der Todestage der Königin und Semblançay's war unerwartet ein neues Leben in ihr Verhältniß zum Könige gekommen. Dem Aufſchwunge ihres Charakters gemäß, welchen ſie an jenem Tage gewonnen hatte, war ſie, obwol tief verletzt durch die Nichtbeachtung ihrer Semblançay'ſchen Fürbitte, zu ſtolz geweſen, auch nur ein Wort der Klage gegen den König auszuſprechen. Er dagegen, ſeines Unrechts ſich bewußt, und erniedrigt durch die ſtolze Haltung Françoiſens, hatte all die ſchönen Anlagen ſeines ritterlichen Herzens erregt gefühlt, hatte ſich dem Tadel gegen ſich ſelbſt mit der liebenswürdigſten Aufopferung hingegeben, hatte mit Uebertreibung und mit poetiſcher Erfindung ihr aufgezählt, was er Alles gegen ſie unterlaſſen, was er Alles gegen ſie begangen habe, war mit einem Worte hinreißend geweſen. Du ſollſt mir nicht vergeben, hatte er ſie unterbrochen, als ſie ſeinen Selbſtanklagen Einhalt thun wollte, Du ſollſt mir wenigſtens nicht ſogleich vergeben! Buße ſollſt Du mir auferlegen, ſtrenge und ſchwere, und erſt wenn ich ſie würdig ertragen, magſt Du meine Bitte anhören und entſcheiden, ob ich wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne an der Pforte des Semele-Zimmers!

Françoiſe war ſelig geweſen. Ihr Ideal zeigte ſich gerechtfertigt, für Vergangenheit und Zukunft glaubte ſie nun zu wiſſen, alle Störungen ihrer Liebe ſeien nur äußerliche! Und der Aufſchwung ihres weiblichen Stolzes war ihr nun auch gerechtfertigt. Sie hatte wol mitunter gezweifelt, ob er aus ihrem reinen Herzen, oder ob er nicht vielmehr aus eigennützigem, ihrer Liebe unwürdigem Triebe entſprungen ſei! Aber ſie ſah nun eine ſo ſchöne Wirkung desſelben, ſie hörte vom Könige ſelbſt, daß dieſer Aufſchwung ihm ein prächtiges Glück ſei, das ihn vor Selbſtvergeſſenheit jetzt und in Zukunft bewahren ſolle. Wie liebte ſie ſich deshalb, daß auch in ſchlimmer Lage und bei gewaltſamem Anſtoße, den ſie ſich ſelbſt gebe, nur Würdiges von ihr ausgehe! Und was iſt es ein Glück, ſich ſelbſt lieben, ſeinem Naturell, des Adels ſicher, vertrauen zu können!

Hätte nicht der König, dem Alles eine künſtleriſche Rundung erhalten mußte, mit Entſchiedenheit darauf gedrungen, von ihrer Huld mindeſtens eine Woche lang ausgeſchloſſen ſein zu müſſen, o, ſie hätte ihn ja feuriger als je in die Arme geſchloſſen bei jener nächtlichen Rückkehr nach Fontainebleau!

So war das Verhältniß geweſen bis zu jenem entſcheidenden Tage. Franz hatte bis zu dieſem Tage ſtreng Wort gehalten mit anſpruchloſer Befliſſenheit, und noch am Morgen dieſes Tages hatte er ihr ein zärtlich Billet geſchrieben in naiven Verſen Marot'ſcher Gattung, welche die Bitte ſchüchtern genug ausdrückten, ob er heute Abend nach der Tafel die Pforte des ſchlafenden Nymph befreit vom inneren Riegel finden, und ihr ſein reuiges Herz zu Füßen legen dürfe.

Die Ankunft Chimenens, welche Guernard vom Schloſſe Foix bis Fontainebleau begleitet hatte, war der Gräfin in ſolcher Stimmung ganz willkommen geweſen. Es drängte ſie, Jemand wohlzuthun. Sie vergaß ihr Mißtrauen gegen das in der That unſchuldige Mädchen, welches mit ſchwärmeriſcher Neigung an ihr hing, und lieber zu ihr, die ſie immer zurückgedrängt, als heim nach Spanien gewollt hatte, da ihr Aufenthalt im Schloſſe Foix ſeit dem Tode der alten Gräfin unpaſſend geworden war.

Chimene, ein ſonſt verſchloſſenes, ſchweigſames Kind, drückte ihre Hingebung an Françoiſe ſo ſtark und innig aus, und zeigte ſich ſo gereift, daß Françoiſe eine Vertraute, die ſie bis daher nicht gehabt und freilich auch nicht entbehrt hatte, gefunden zu haben glaubte. Das überſchwengliche Glück drängt ja am meiſten zur Mittheilung.

Daß König Franz aber am letzten Tage liebeheißer Erwartung, mit der es ſeinem Herzen innigſter Ernſt war, daß er an ſolchem Tage freche Untreue begehen konnte, wer erklärte es nicht aus der körperlichen Leichtfertigkeit ſinnlicher Männer, die am Schwächſten ſind, je länger ſie des Kuſſes ihrer Geliebten entbehrt haben, und je näher ſie die heiß erſehnten Küſſe der

Geliebten vor ſich ſehen! Uebrigens muß zu des Königs Entſchuldigung bemerkt werden — wenn ſein, ſolcher Untreue ganz angemeſſenes Naturell der Entſchuldigung bedarf — daß Niemand mit Gewißheit hat behaupten können, König Franz habe Diana von Brezé in jenem Pavillon aufgenommen, wie Bonnivet es darſtellte. Man weiß nur, daß er ihr die Begnadigung ihres Vaters Jean von Poitiers, Grafen von St. Vallier an jenem Tage bewilligte, und man weiß nur, daß ſie ſich ſpäter der Umarmung eines Königs nicht abgeneigt zeigte. Den Namen ihres Gemahls aufgebend, iſt ſie als Diana von Poitiers unwandelbare Lebensgefährtin Heinrich's des Zweiten, Königs von Frankreich geworden, welcher ein Sohn war Königs Franz. Ob ſie um deßwillen eine Umarmung dieſes Letzteren ſtets in Abrede geſtellt hat, da eine ſolche jeglichem moraliſchen Gefühle peinlich und dem Könige Heinrich doppelt peinlich ſein mußte, das iſt nicht zu entſcheiden. Françoiſe von Chateaubriant aber, welcher die Begnadigung Jean von Poitier's bisher verſagt worden, und welche unter ſolchen Umſtänden erfuhr, ſie ſei der Diana von Brezé bewilligt, Françoiſe, ſelbſt in leidenſchaftlicher Liebe, konnte nicht zweifeln an ſchreiender Untreue, und verbrachte die andere Hälfte jenes Tages in faſt beſinnungsloſer Verzweiflung.

Als der Tag ſich neigte und es dunkel wurde, lag ſie auf einem Ruheſitze in jenem Zimmer, welches an das Semele-Cabinet grenzte. Ihre Thränen waren verſiegt, aufgelöſt hing ihr ſchwarzes Haar über das verweinte und von Schmerz entſtellte Geſicht, über die ſtürmiſch arbeitende Bruſt herab. Chimene, welche Bonnivet's giftigen Bericht unten im Garten mit angehört hatte, war zu ihr getreten, und hatte um irgend etwas Tröſtliches zu ſagen, ihre Hand ergriffen. Aber jetzt war ihr, der Unglücklichen, wiederum gegenwärtig, was ihr in den Tagen des Glücks keiner Beachtung werth geſchienen hatte: daß ihr nämlich dieſe Chimene überall Unglück gebracht habe, überall! Entſetzt ſtieß ſie die Hand des armen und ihr ſo wohlwollenden Mädchens von ſich! Ach, und wir ſind alle ſo, und die tiefſinnigen

Grübler weiſen uns nach, daß wir ein Recht zu dem Glauben an glückliche und unglückliche Hände neben uns haben. Denn der Rapport zwiſchen den Menſchen wirke ringsum in der Welt wie auf electro-magnetiſcher Kette, und die zuſammen paſſenden Geſchöpfe förderten, die unpaſſenden verdürben einander das Schickſal.

Während deſſen klopfte es an der Thür, welche das Zimmer mit den andern Gemächern der Gräfin verband. Traurig ging Chimene hin um nachzuſehen; Françoiſe aber ſprang auf, eilte in das Semele-Cabinet hinein und drückte den Riegel an der Tapetenthür, der übrigens vorgeſchoben war, wo möglich noch feſter in ſeine hemmende Lage. Nicht um die Welt mochte ſie den Mann, welcher ihr Herz und ſeine eigene Liebe ſo arg verrathen, jemals wieder durch dieſe ihr bis dahin ſo reizende Thür eintreten ſehen.

In der That war es eine Nachricht vom Könige, welche Chimene im vorderen Zimmer gefunden hatte, die Einladung zu einem nächtlichen Gaſtmahle, und die Kunde, von dieſem Gaſtmahle hinweg mitten in der Nacht gehe der König zum Heere.

„Sage dem Diener, ich ſei krank — nein, nicht krank! Ich will nicht krank ſein, ich will ihm wenigſtens nicht ſelber ſagen laſſen, daß ich krank ſei um ſeinetwillen. Sage einfach, ich könne nicht! Sage, was Du magſt, es iſt nichts mehr zu verderben, das Leben iſt aus!“

Als Chimene die Thür öffnete, um hinaus zu gehen, ſtand Budé, der unterdeſſen angekommen, auf der Schwelle, und Françoiſe, die ſeiner anſichtig geworden, ſtürzte ihm entgegen, fiel an ſeine Bruſt und weinte bitterlich.

Budé ſuchte ſie zu beruhigen, aber er ſteigerte dadurch nur ihren Schmerz. —

„Ihr fragt nicht“ — ſchrie ſie auf — „Ihr fragt nicht, warum ich weine? Ihr wißt es alſo, es iſt alſo öffentlich! Jedermann weiß es! O Barmherzigkeit!“

Nein, liebe Gräfin, nein, es iſt nicht öffentlich! Bonnivet, dem es ein Vergnügen iſt, mich zu kränken, und der Euch abgeneigt iſt, weil Ihr Euch niemals ihm geneigt bewieſen habt, Bonnivet hat es mir mit ſeiner gemeinen Schadenfreude zugeflüſtert. Françoiſe, höret den König! Es iſt wahrſcheinlich nicht wahr, es iſt wahrſcheinlich nur eine Kriegsliſt Eurer Gegner, um Euch wenige Stunden vor der Abreiſe des Königs mit dieſem zu entzweien, damit er keinerlei Anordnungen für Euch treffe während ſeiner Abweſenheit. —

„O guter Budé, ſo iſt es nicht. Mit meinen eigenen Augen hab' ich ſie zu ſeinen Füßen geſehen unten vor dem Pavillon! Er erfuhr ihre Bitte, er ſah ihr Flehen, er kennt die Angelegenheit Jean von Poitier's bis auf die geringſte Nebenſache — was braucht er ſie in den Pavillon zu führen, wenn nicht — geht, geht, laßt mich allein! Es tödtet mich davon zu reden!“

Ich gehe zu ihm und dringe auf Wahrheit!

Damit entfernte ſich Budé nach der Seite, von welcher er gekommen war, und Françoiſe lag wieder regungslos und vor ſich hinſtarrend auf dem Ruheſitze. Es war allmälig ganz dunkel geworden, Chimene, nicht ſowol verletzt als traurig, kam nicht wieder zu ihr, die Gräfin blieb eine lange Zeit allein im finſtern Gemache, deſſen hohe Fenſter erſt oben am Geſims leiſe gefärbt wurden vom aufgehenden Monde. Der Mond kam immer ſpäter in die Gemächer von Fontainebleau, weil er erſt den hohen Wald zu überſteigen hatte. Ach, dieſe beneidete Gräfin, welcher die politiſchen Zuſchauer nach Claude's Hintritte die Krone Frankreichs zutheilten, ſie war die unglücklichſte Creatur im königlichen Luſtſchloſſe Fontainebleau. Sie dachte nichts, die Gedanken fuhren kreuzweis wie Schwerter in ihrem Sinne umher und vernichteten einander, ſie empfand nur, und ſie empfand nur Schmerz. Da — was begegnet ihr? — da weicht mit einem Male das Zittern aus ihren Gliedern, ſie ſpannen ſich, und der ganze Körper ſpringt auf, geſpannt horchend. —

Der Tritt des Königs iſt es, der eiligſt über die Franz-Gallerie ſchreitet, und den ſie erkennt, ach, ſo genau erkennt. Jetzt iſt er am ſchlafenden Nymph, er drückt an der Feder, umſonſt! — er rüttelt, umſonſt! — Da ruft er, und durch die Spalte kommt ihr deutlich die Stimme zu, der Name, den er ruft, ihr Name, Françoiſe!

Wunderbar war ſie anzuſchauen bei dem ſchwarzen Monddämmer, der ſich allmälig im Zimmer verbreitete: vorgebogenen Leibes, den nur ein leichtes weißes Gewand dürftig verhüllte, vorgeſenkten Armes, der eine ſchöne Linie bildete von der länglichen, glänzenden Schulter herab, die kleine Hand zur Fauſt geballt, das Auge blitzend, man weiß nicht, ob von Zorn allein, der Körper leiſe, kaum merklich bebend! Wer aber das Antlitz deuten konnte, auf welches mehr und mehr ein blaſſer Rückſchein des Mondſchimmers fiel, dem wurde es offenbar: dieſe ſchmerzlichen Linien um den Mund ſie verrathen mitten durch allen Zorn hindurch die unzerſtörbare Liebe, und wenn der König noch mehrmals ruft, ſo ſiegt die Liebe, und Françoiſe öffnet; — der König wiederholt ſeinen Ruf, und pocht dabei an die Thür! Dies Pochen verletzt ſie, ihre Augenbrauen ziehen ſich zuſammen, das Beben der Glieder erſtarrt zur Unbeweglichkeit. —

Da öffnet ſich die Thüre zu den inneren Gemächern und Guernard leuchtet mit Kerzen Florentin voraus, der ungemeldet hinter ihm eintritt. Die Gräfin ſchreit auf, und bedeckt ſich das Geſicht mit den Händen: „Hinweg mit den Kerzen! Sie zerſtören mir das Augenlicht!“

Florentin hatte nichts dagegen, im Mondesdämmer mit der Gräfin allein zu ſein, obwol ihn nichts weniger als Liebesgedanken daher führten. Einmal zur Parteinahme gegen ſie getrieben, hatte er nur raſche, entſcheidende Mittel vor Augen, und er hatte Viel erfahren und Viel vorbereitet in der letzten Viertelſtunde: zuerſt die Nachricht, es ſeien nicht blos Bonnivet's erkünſtelte Beſorgniſſe vorhanden, um den König noch in dieſer Nacht zum Heere zu rufen, ſondern Brion ſei eingetroffen von

Lyon mit der beunruhigenden Kunde über die Fortſchritte der Feinde, über die unerläßliche Nothwendigkeit, daß der König ſelbſt in Lyon, dem Sammelpunkte eines neuen Heeres, erſcheine, wenn dieſes Heer überhaupt zuſammen komme, und wenn der Adel in Beaujolais, Bourbon und der Auvergne nicht offen auftreten ſolle für den heranrückenden Connetable.

Daß der König alſo ſcheide, war nicht mehr zweifelhaft; daß er vor ſeiner Abreiſe ferner durch einen nun öffentlich ausgedrückten Machtſpruch die Regentſchaft beſtimmen werde, war ebenfalls gewiß: die Feierlichkeit und das Bankett waren bereits angeſagt. Daß man in Betreff der Gräfin des Ausgangs nicht ſicher ſei, ſobald noch eine Viertelſtunde übrig bleibe zur Verſöhnung zwiſchen zwei Liebenden wie Franz und Françoiſe, das war dem Prieſter nur allzu deutlich, ſeit er im Vorübergehen wenige Worte einer Scene zwiſchen dem Könige und Bonnivet angehört hatte. Es waren noch nicht fünf Minuten verfloſſen, ſeit er durch die offenſtehende Thür jene Worte gehört, und des Königs furchtbare Stimmung daraus erkannt hatte, furchtbar gegen Bonnivet, furchtbar für alle die, welche mit all ihrem Heile an die Regentſchaft der Herzogin gefeſſelt waren. Der König nämlich zeigte ſich unterrichtet von der Mittheilung und Deutung, welche Bonnivet der Gräfin über das Rendezvous mit Diana gemacht, wahrſcheinlich war er im Augenblicke vorher durch den von der Gräfin kommenden und noch neben ihm ſtehenden Budé unterrichtet worden, er war purpurroth vor Zorn geweſen und hatte die Hand an den Degen gelegt, als wolle er Bonnivet über den Haufen ſtoßen. —

Er wird nun zu ihr dringen, hatte Florentin weiter eilend gedacht, er wird ſie, verſöhnt oder nicht verſöhnt, auf den Thron ſetzen, um ihr einen außerordentlichen Beweis ſeiner Neigung zu geben, und wenn dies nicht verhindert oder in gefährliches Zuſammentreffen anderer Art verwandelt werden kann, ſo iſt die Schlacht für uns verloren!

Alſo denkend war er durch die Vorzimmer geeilt, um über Hof und Garten — denn es gab außer durch die Franz-Gallerie keine andere unmittelbare Verbindung mit den Gemächern, die Françoiſe bewohnte — in die Wohnung der Gräfin zu dringen und dieſe zu ſtimmen und dergeſtalt unnahbar zu machen, wie es ihm paſſend erſcheinen würde. In den Vorzimmern hatte er Florio angetroffen, mit welchem er ſchon bei der Herzogin den Hauptſchlag der Intrigue eingeleitet, und hatte ihn beauftragt, nach Verlauf einer Viertelſtunde ans Werk zu gehen, denn nach Verlauf einer Viertelſtunde werde die Tapetenthür am Semele-Cabinet geöffnet, das heißt zum Oeffnen aufgeriegelt ſein.

Florio nämlich, deſſen Verſchmitztheit in wenig Worten ein hinreichender Ueberblick im Zimmer der Herzogin gegeben worden, hatte es übernommen, den Grafen Chateaubriant durch die Franz-Gallerie an die Tapetenthür, durch die Tapetenthür in die Gemächer der Gräfin einzuführen, wenn ihm von Herrn von Brezé's eigener Handſchrift ein Zettel ausgeſtellt würde, des Inhaltes: „Vertraue dieſem Manne, er iſt auf unſerer Seite.“

Dieſen Zettel hatte der Seneſchal auf die Verſicherung der Herzogin, er ſolle nur dafür dienen, den Grafen in die Gemächer ſeiner Frau zu bringen, ausgeſtellt, beſonders da man hinzuſetzen konnte, das Verhältniß zwiſchen dem Könige und der Gräfin ſei in dieſem Augenblicke dermaßen zerſtört, daß die perſönliche Erſcheinung des Grafen Chateaubriant bei ſeiner Frau wahrſcheinlich hinreichend ſein werde, dieſe zur augenblicklichen Rückkehr mit ihm nach der Bretagne zu veranlaſſen.

Mit dieſem Zettel und einer Maske vor dem Geſichte, welche bei ſo gefährlichem Dienſte nicht auffallen konnte, und welche wegen des früheren Zuſammentreffens zwiſchen ihm und Chateaubriant dem Italiener nöthig ſchien, hatte dieſer Florio es übernommen, den bretoniſchen Seigneur anzutreten, ſobald ihm Florentin den Zeitpunkt bezeichnen würde, und ihn an Ort und Stelle zu führen. Der Tod der Königin, die bevorſtehende

Abreiſe des Königs und die damit verbundene Regentſchaftsernennung hatte eine große Menge Seigneurs nach Fontainebleau geführt, und Graf Chateaubriant konnte ſich wol von irgend einem derſelben eines ſolchen Freundſchaftsdienſtes verſehen, und es auch begreiflich finden, daß ein Edelmann die Hand böte zur Schlichtung eines den Haus- und Landesfrieden ſtörenden Verhältniſſes, ohne doch dafür ſeine perſönliche Mitwirkung offenen Geſichtes eingeſtehen zu wollen. Es bedurfte alſo nicht einer übergroßen Courage Florio's zur Uebernahme dieſes Auftrags, und ſeigneurmäßig aber unſcheinbar gekleidet, machte er ſich alſo flugs nach Florentins letzter Ordre auf, den Grafen Chateaubriant aus einem der Sommerhäuſer, welche ſeit einigen Jahren für Unterkunft fremder Herren nahe am Schloſſe entſtanden waren, rufen zu laſſen, um ihm mit halber Stimme, geſtützt auf den Empfehlungszettel, ſeinen Dienſt anzutragen.

Er war vorſichtig genug, ſeinen Herrn, den der König eben verlaſſen hatte, von dem zu unterrichten, was vorgehen ſolle, und dieſer, obwol voller Wuth über den ſchmählich ausgedrückten Zorn des Königs, war doch Günſtling genug, dieſe Gelegenheit für einen dem Könige wahrſcheinlich nothwendigen Dienſt zu ergreifen. Denn er hatte geſehen, daß der König von ihm hinweg ſeinen Weg gegen die Franz-Gallerie hin genommen, und ſetzte voraus, da er ſoeben von Florio die Exiſtenz der Tapetenthür erfuhr, der König ſei zur Chateaubriant geeilt, und es könne ſich ein gefährliches und ihm, dem Bonnivet, doch willkommenes Zuſammentreffen zwiſchen dem Könige und dem Grafen Chateaubriant ereignen. Willkommen, denn es ſetzte den König in einige Gefahr und in ſichere Verlegenheit, ſtrafe ihn alſo auf der Stelle für ſeine Schmähung gegen Bonnivet, und es gebe ferner Gelegenheit für Bonnivet, ſich unerwartet und höchſt erwünſcht für den König dienſtbar und hilfreich zu erweiſen.

Dies Alles bereitete ſich vor, als Florentin bei der Gräfin eintrat.

Da mit dem Verſchwinden Guernards, der die Lichter wieder mit ſich nahm, eine Pauſe eintrat, ſo hörte er das wiederholte Rütteln an der Tapetenthür. Vermuthend, dies ſei der König und eines Vorwandes bedürftig, hinaus an den Riegel zu kommen und dieſen für die ſpätere Ankunft des Grafen Chateaubriant zurück zu ſchieben, ergriff er dieſe Veranlaſſung und trat in das Cabinet, indem er leiſe zu Françoiſe ſprach:

„Du wirſt ihn doch nicht ſehen wollen, nachdem er ſich ſo unwürdig betragen?!“

Um Gotteswillen nicht! Um Gotteswillen laß den Riegel unberührt!

„Sei ohne Sorge, ich will die Thür unterſtützen, daß ſie nicht einer Gewaltſamkeit weiche.“

Und ſo trat er hinauf dicht an die Thür, ſein Ohr daran lehnend und horchend, ob der König ſich entferne, während Françoiſe, über des Prieſters Abſicht beruhigt, in das größere Zimmer zurückgegangen war. — Er hörte den ſich entfernenden und ſchallenden Schritt des Königs, welcher nach der gegenüberliegenden Flügelthür der Gallerie ſich verlor, und als Florentin vernahm, daß dieſe Flügelthür ins Schloß geworfen wurde, da zog er leiſe den Riegel auf und ging zurück ins Zimmer der Gräfin. Eine nochmalige Rückkehr des Königs war ihm unwahrſcheinlich, und das Ziel der Ueberredung, welche er vorhatte, glaubte er nun dahin ſtecken zu müſſen, daß es unverträglich mit der Würde Françoiſens ſei, in der nächſten Zeit öffentlich zu erſcheinen. Daß damit nur der heutige Abend und die einbrechende Nacht gemeint ſei, brauchte nicht erwähnt zu werden. Für den Fall, daß Françoiſe die ſo nahe bevorſtehende Abreiſe des Königs ſchon erfahren hatte oder noch erfuhr, durfte ſeines Erachtens nur das unverzeihliche Betragen des Königs in grelles Licht geſtellt werden. Er ſetzte alſo in ſeiner Anrede die Untreue des Königs und die ſcandalöſe Oeffentlichkeit derſelben am heutigen Tage wie eine unzweifelhafte Sache voraus, und fügte die

Frage hinzu, was die Gräfin in ſolcher zum Aeußerſten geſteigerten Lage zu thun gedenke?

Françoiſe ſchwieg. Sie lag mit dem Haupte auf der Lehne des Ruheſitzes, und der ſinnliche Prieſter ſah mit Neid und Lüſternheit auf den ſtolzen Nacken, der von dem unterdrückten Schluchzen der armen Frau zu zucken ſchien. Mit Neid, weil er dieſe junge, kräftige Schönheit mit der welkenden Louiſens von Angoulême verglich. Die Hoffnung tauchte ihm wieder auf, welche er in der Genovefen-Abtei ſo raſch hatte aufgeben müſſen, und er fing an zu bedauern, daß er dem rohen Grafen die Bahn geebnet — vielleicht könnte er die zerſchmetterte Frau, wenn ſie heute noch einige Stunden vom Könige getrennt gehalten wurde, dahin bewegen, hinter Kloſtermauern von Neuem eine Zuflucht zu ſuchen, und vielleicht gelänge es ihm mit der Zeit —

Aber er unterbrach ſeinen eigenen Gedankengang; denn die Zeit der Einwirkung war ihm karg zugemeſſen.

„Françoiſe“ — hob er feierlich an — „was beſchließeſt Du für Deine Zukunft?“

Françoiſe ſchwieg.

„Ich habe das Unglück gehabt“ — fuhr er fort — „bei dem Eintritte in Deinen jetzigen Lebenskreis wirkſam geweſen zu ſein; ich werde zeitlebens daran büßen. Aber ich that's, weil ich einen großen Wirkungskreis Dir geöffnet glaubte, und weil man ein Unrecht gegen Einzelne wol begehen darf, um große Zwecke zu fördern. Es iſt anders geworden: Du haſt Deinen Gatten gefährlich verletzt, haſt alle häuslichen Pflichten hinter Dich geworfen, haſt das Aergerniß der Geſellſchaft aufgeweckt, haſt durch übles Beiſpiel unberechenbar geſchadet, und — haſt für all das keinerlei Erſatz geboten. Du haſt Deine Aufgabe nur als eine Aufgabe Deiner perſönlichen Neigung, Deines perſönlichen Vortheils angeſehen, und haſt nicht der Kirche, nicht dem Staate, nicht einmal unglücklichen Bittſtellern irgend einen Vortheil, irgend eine Hilfe zu verſchaffen gewußt; ja, in dieſer beſchränkten, in dieſer eigennützigen Auffaſſung Deiner Lage haſt Du ſogar die Sicherheit und Dauer Deines perſönlichen Verhältniſſes ganz und gar nicht zu ſchützen verſtanden. Françoiſe, Du biſt Deiner Aufgabe nicht gewachſen! Wo man keine Tugend ſucht, da erwartet man wenigſtens Klugheit, wo man weder Tugend noch Klugheit findet, da erwartet man wenigſtens Glück, das beſchwichtigende Glück der Welt! Nichts von alle dem iſt hier vorhanden; — was iſt nun allein noch übrig, um vor dem gemeinen Loſe der Gedankenloſigkeit zu bewahren? Der Stolz, Françoiſe, der Stolz allein! Habe ihn! Wiſſe zu endigen! Nie ſehe dieſer König Dein Antlitz wieder, und kein gleichgiltiger Zuſchauer ſei im Stande, Dir ſein lächelndes Bedauern auszudrücken. Hier iſt meine Hand, um dieſem Stolze, welcher Dir Noth thut, behilflich zu ſein! Ich führe Dich von hinnen in eine ſtille Verborgenheit, wohinein kein Ton dringen ſoll, kein Hauch dieſer für Dich vergifteten Welt! Ergreife meine Hand! Je früher Du fliehſt, deſto edler, deſto leichter iſt Deine Flucht!“

Françoiſe hatte ſich erhoben, und ſie ſchien bereit, ſich mit ihm nach der Thür zu wenden, welche durch ihre Gemächer hinausführte ins Freie; aber wer möchte entſcheiden, welche Regung in ihr die vorherrſchende geweſen ſei bei jener Wendung nach der Thür! Ihr Stolz war allerdings aufgeregt, aufgeregt ohne Florentins Rede; der trotzige Gedanke, ſich raſch und für immer dem unwürdigen Geliebten zu entziehen, dieſer Trotz war ihr willkommen; — aber auch der andere Pol magnetiſcher Kraft zog ſie nach jener Thür! Sie hörte Tritte, Geräuſch, unverſtändliche Rede, ſie ſchrie auf — denn der König trat aus jener Thür in ihr Zimmer. Von der Tapetenthür abgewieſen war er über den Hof geeilt, um durch den äußeren, öffentlichen Eingang zu ihr zu dringen, und an Guernard wie an Chimene haſtig vorübereilend war er unaufhaltſam bis in das letzte, ihm wohlbekannte Gemach geſchritten.

Als Françoiſe aufſchrie und zurücktrat, wollte er ſie ergreifen; aber Florentin, der alle bisherigen Bemühungen auf's

Spiel geſetzt ſah, ſtellte ſich verwegen zwiſchen ihn und ſie und ſprach: „Sire, dieſe Dame gehört von heute an der Kirche und will von keinem weltlichen Arme mehr berührt ſein!“

Du biſt von Sinnen, Prieſter! Françoiſe!

Françoiſe ſchwieg, aber ſie erhob abwehrend ihren Arm, und es lag ein Ausdruck in dieſer Bewegung, der ſo Zorn wie Abſcheu ausdrücken konnte, ein Ausdruck, welchen der König niemals an ihr erfahren hatte.

Des Königs Verrath an ihrer Liebe und Florentins Rede hatten die gewaltſamſten Entſchlüſſe in ihr aufgeregt. Bei der erſten Nachricht durch Bonnivet war ſie betäubt worden; es hatte ihr ſolch eine Untreue, ſolch eine rohe Untreue unmöglich geſchienen, und doch hatte ſie nach ſo greller Anzeige keine ſichere Kraft zum Zweifel gehabt. Das liebende Herz hatte indeſſen bald die Oberhand gewonnen, und hatte ihr zugeflüſtert, eben weil die Untreue ſo roh wäre, ſei ſie unmöglich oder ſie ſei — ſo ſophiſtiſch iſt ein der Liebe bedürftiges Herz! — von keiner Bedeutung. Budé hatte dieſe Beſchwichtigung, welche ein furchtſames, unerfahrenes Herz ſich zurechtlegen wollte, ganz ihrem Bedürfniſſe gemäß in einen leidlichen Zuſtand eingewiegt, und wenn der König zu ihr gedrungen wäre vor Florentins Ankunft, ſo hätte er ſie wahrſcheinlich beruhigen können, ja ſie hätte ihm vielleicht ſogar verziehen, wenn er ihr eine gedankenloſe Untreue der Sinne eingeſtanden hätte. Jetzt aber war durch Florentins Wendung des Geſichtspunktes Alles in ihr verändert, jetzt war aller Gegenſatz der Liebe in ihr aufgeregt, der Zorn loderte, der Haß, bis dahin unerhört in ihrer Seele, erhob ſeine Alles übertäubende Stimme, und es war in dieſem Augenblicke keine Verſöhnung möglich.

Der König vermochte entweder im unſicheren Mondesdämmer nicht, ſolche Stimmung im Antlitze einer Frau zu erkennen, welche ihn bis dahin ſtets hingebend geliebt hatte, oder der Gedanke an die Möglichkeit ſolcher Stimmung lag ſeinem hochmüthigen Sinne überhaupt zu fern, kurz, er verſah ſich in ſeiner Geliebten durchaus nicht einer aufs Aeußerſte getriebenen Gegnerin, und veranlaßte durch eine ſeiner unwiderſtehlich befehlenden Handbewegungen, welche die Schulter des Prieſters ſtreifte, dieſen Prieſter, ſeine trennende Stellung zwiſchen ihm und der Gräfin zu verlaſſen und ſich nach der Thür zurückzuziehen. Eine zweite Handbewegung nöthigte ihn, der doch den unmittelbaren Zorn des Königs nicht auf ſich ziehen mochte, aus der Thür zu weichen und das Paar allein zu laſſen. Komme was mag! dachte der weichende Cleriker, welcher bei einem jähen Tode des Königs eine lange Regentſchaft der Herzogin nicht ungern vorausſah.

Sobald er hinaus war, eilte der König auf Françoiſe zu, und war des Glaubens, als dieſe ihm eben ſo haſtigen Schrittes entgegenkam, die Scene der Ausſöhnung beginne mit jener leidenſchaftlichen Umarmung, welche dergleichen Scenen zu ſchließen pflegt. Wie war er erſtaunt, als Françoiſe ihm den Dolch, welchen er neben dem Schwerte an der Hüfte trug, aus der Scheide riß und einen Schritt zurücktretend ihm die im Mondeslichte blitzende Waffe entgegenhielt mit dem Ausrufe:

„Es iſt Dein Tod, Verräther, wenn Du es wagſt, auch nur den Saum meines Gewandes zu berühren!“

Françoiſe! war das einzige Wort, welches der wirklich erſchrockene König hervorbrachte. Er ſtand wie eingewurzelt, und bedurfte einer minutenlangen Sammlung für eine weitere Frage.

Ehe er dieſe ausgeſprochen, hörte er die Tapetenthür des Semele-Cabinets öffnen, hörte er den ſporenklirrenden Tritt eines Mannes, ſah er eine lange dunkle Geſtalt hinter Françoiſe eintreten. — „Wer iſt da?“ ſchrie er auf und zog ſein Schwert.

Chateaubriant! ſchrie Françoiſe, welche ſich entſetzt von dieſen Schritten wie von der Annäherung eines Geſpenſtes umgewendet hatte nach einer Seite, die ihres Wiſſens für einen Menſchen unzugänglich war. Sie ſchrie's mit einem gellenden

Laute, und der Dolch fiel dabei aus ihrer Hand klirrend auf den Fußboden. Mit emporgehobenen Armen blieb ſie wie erſtarrt ſtehen, ihre Augen drängten ſich aus den Höhlen, als ob ſie mit aller menſchlichen Kraft des Sehens unterſcheiden wollten, ob es das Geſpenſt oder der irdiſche Leib ihres Gemahls ſei, ihr Mund war halb geöffnet, keine Miene, keine Fieber zuckte an ihr. — Da ſah ſie, daß auch er das Schwert zog, da hörte ſie die ihr, ach ſo traurig! wohlbekannte Stimme:

„Chateaubriant, der Euch zu richten kommt, Ehebrecher!“

Und mit einem herzzerſchneidenden Wehrufe ließ Françoiſe ihre Arme und ihr Haupt ſinken, ohne einen Schritt zu weichen. Tödtet mich, ſagte ſie nach der Pauſe einer Secunde, und ſagte es mit ſchwacher, aber deutlicher Stimme, tödtet mich, Chateaubriant, und Ihr werdet wohlthun Euch und mir!

Als König Franz in dieſem Augenblicke das Schwert Chateaubriant's ſich erheben ſah, trat er eiligſt vor und ſtellte ſich, das ſeine ausſtreckend, zwiſchen Françoiſe und den Grafen, ſprach aber kein Wort. Er hatte gleich nach dem Eintritte Chateaubriant's die Sammetmaske, welche er im Bruſtkleide getragen hatte, vor das Antlitz geſteckt, theils aus ritterlicher Achtung für die Dame, bei welcher er betroffen wurde, theils aus dem ihm eigenthümlichen ritterlichen Uebermuthe, welcher in Sachen der Galanterie Niemand hindern wollte, ſich an ſeine Perſon zu halten. Es konnte Chateaubriant nichts erwünſchter ſein, als mit dem Schwerte gegen einen Mann einzudringen, der ſich nicht als ſein König und Lehensherr ihm gegenüberſtellte, ſondern als einfacher Edelmann. Dennoch überfiel ihm die eingeborene Scheu des Vaſallen vor dem Lehensherren, und als ob er dieſe beſchwichtigen wollte — denn er erkannte die Geſtalt des Königs vollkommen — rief er noch, als ſich ſchon ihre Degen kreuzten:

„Françoiſe von Chateaubriant, iſt dies der Verräther?“

Françoiſe ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann mit feſter Stimme: Es iſt der Verräther!

Dies war das Signal zu einem Kampfe, der bei dem unſicheren Mondlichte und in einem mit den hohen Seſſeln und langen Tiſchen damaliger Sitte angefüllten Gemache nicht regelmäßig, aber leicht mörderiſch werden konnte, und in welchem gleich nach den erſten Paraden und Wendungen der Graf im Nachtheile erſchien, weil er mit der Räumlichkeit unbekannt und dem Könige an Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt nicht gewachſen war.

Die Gräfin war anfangs, als gehöre ſie nicht zu dieſer Welt des blutigen Zwiſtes, unbeweglich ſtehen geblieben wie eine bewußtloſe Klippe im Meere, um welche herum ſich die Wogen brechen. Nach jenem jähen Anlaufe, welchen zum erſten Male Zorn und Haß in ihrem Herzen genommen hatten, war ſie aufrechtſtehend beſinnungslos geworden, oder vielmehr es hatte ſich eine Vergeſſenheit alles Irdiſchen ihrer bemächtigt, daß ſie wie ein gleichgiltiger Zuſchauer inmitten eines Kampfes bleiben konnte, der ſich ſo dicht um ſie her bewegte, daß Arme und Schwerter oft an ihrem Gewande hinſtreiften. Sie ſah und hörte nicht nach außen, ſie hatte ein Geſicht in ihrer inneren Welt, das all ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. In der Genoveſen-Abtei ſah ſie die Gräfin Françoiſe ſchlafen im Mondenſcheine, und bei ihr ſtand die alte Gräfin Foix, die ſtrenge, ach die lieblos geſcholtene Mutter, und ſie ſprach langſam der Schläferin ins Ohr: Du wirſt nirgends Ruhe finden, weil Du all Deine Pflichten verlaſſen haſt, um Deiner Luſt nachzugehen; der Mann, dem Du Dich hingibſt, wird Dich lachend verrathen und wird Dein Herz mit dem unſauberen Dampfe des Rachegefühls erfüllen, und Du wirſt die Menſchen zu gegenſeitigem Morde treiben, und wirſt elend ſterben eine von Gott, von der Hoffnung und jedem tröſtlichen Gefühle verlaſſene Creatur.

Dieſe Stimme des Inneren wurde aber hier unterbrochen, weil ſie übertäubt ward durch den dröhnenden Fall eines der Kämpfer, ein Fall von ausgeſtoßener Verwünſchung begleitet, und durch das aufklirrende Schwert ſo verſtärkt, daß Françoiſe dadurch in die ſie umgebende Welt zurückgebracht wurde, und daß ſie, entſetzt über inneren und äußeren Graus, aufſchrie und entfloh.

In dem Augenblicke, da dies geſchah, trat auch, von der Gräfin indeſſen unbeachtet, durch das Semele-Cabinet ein neuer Kämpfer ein mit blankem Schwerte und mit dem Rufe: „Hierher Bretone, hierher mit dem Schwerte der Felonie!“

Dies war Bonnivet, welcher in der Franz-Gallerie das Klirren der Schwerter gehört und für nöthig erachtet hatte, ſeinem Herrn beizuſpringen. Der König aber fand dies Nachſchleichen und Beiſpringen ſehr vorwitzig, und ſagte dem Günſtlinge, der ſeinen ſchwarzen Tag zu haben ſchien, unſaubere Worte. Der König nämlich war aufrecht und Chateaubriant lag am Boden, regungs- und lautlos.

Als König Franz ſeinen Degen einſteckte und nach der Franz-Gallerie hinausſchritt, ohne ſich des Geringſten um den erlegten Gegner zu kümmern, wagte Bonnivet, der im dämmerigen Gemache nirgends, auch nicht am Fußboden den Gegner des Königs entdecken konnte, eine beſcheidene Anfrage, ob Chateaubriant entflohen ſei —?

„Woher weißt Du, daß es Chateaubriant war?“

Durch Florio, der ihn hergeführt, entgegnete zögernd Bonnivet, der in der Haſt eine Kenntniß verrathen hatte, die er in der Beſonnenheit nicht gezeigt hätte, der aber, einmal ſo weit, die Wahrheit für zweckmäßiger hielt als eine ſchwer zu ſchürzende Lüge.

„Woher weiß Florio dieſe Thür? Und wer hat ihn beauftragt, den Grafen hier einzuführen?“

So viel ich weiß, Eurer Majeſtät Mutter.

„So viel Du weißt? Als ob Du nicht wahrſcheinlich Alles wüßteſt, da Du ſelbſt hier im Finſtern herumgekrochen und mir beigeſprungen biſt wie einem Pagen, der ſeinen Degen noch nicht feſthalten kann. Segne Dein Geſchick, daß er geworfen war, ehe Du neben mir warſt — und laß Dich nie wieder in einer Intrigue meiner Mutter betreffen, in einer Intrigue, welcher ich nicht ſelbſt wildfremd bin. Hierbei bin ich ſelbſt ein genarrter Theil.“ —

Mein König! —

„Laß! foi de gentilhomme, ich ſehe nun ein, daß ich in einem Labyrinthe umhertappe und doch habe ich wahrhaftig keine Zeit, mich zurechtzufinden. — Daß Euch die Peſt! So habt Ihr mir doch Alles verwirrt mit Françoiſe!“ — und nachdenkend blieb der König bei dieſen Worten inmitten der Gallerie ſtehen, welche ihrer ganzen Länge nach vom Monde beſchienen wurde, ſo daß die glatten Eichenholzvierecke des Bodens und die goldenen Verzierungen der Wände und Deckenflächen zauberiſch ſchimmerten.

„Ich begriff ſie nicht, ich verſtand ſie nicht,“ — fuhr er fort — „ihr Benehmen war von einer Heftigkeit, die ich nie an ihr geſehen! Was mag da Alles vorgegangen ſein?! O Mutter!“

„Sage“ — ſetzte er nach einer Pauſe und in anderem Tone hinzu, indem er hinausſchritt aus der Gallerie — „iſt ein Beſuch bei der Gräfin? Eine junge Dame mit wunderſchönen Augen?“

Ich glaube, ja.

„Wer iſt's?“

Eine Infantado.

„Eine ſpaniſche Familie?“

Zu Befehl, Sire.

„Sie wird ſehr ſchön. — Was macht ſie hier? Uns behorchen im Dienſte des Kaiſers?“

Sie iſt mit den Foix verwandt.

„So? Die Gräfin iſt mir unerklärlich!“

Was Schönheit betrifft, ſo werden Majeſtät zu Mailand in der Signora Clariſſa ein Wunder der Welt ſehen. —

„Warum biſt Du denn nicht in Mailand geblieben bei dieſem Wunder der Welt!“

Sire —

„Laß nachfragen, ob der Erzbiſchof und die Deputationen von Paris gekommen ſind, in der Franz-Gallerie ſoll der Abſchied gerüſtet werden!“

Mit dieſen Worten ſchritt der König in die Zimmer ſeiner Schweſter, zu der er immer flüchtete, wenn ſein Herz beunruhigt war. Dies war es aber in hohem Grade über Françoiſe, deren geheimnißvolle Leidenſchaftlichkeit ihn überaus beſchäftigte. Herriſche Gleichgiltigkeit dieſes Mannes! Kein Gedanke, kein Auftrag für den niedergeſtreckten Grafen Chateaubriant kam ihm! Das war für ihn erledigt. Aber innigſte Theilnahme für Françoiſe war in ihm lebendig, denn ſeine Seele war viel reicher als ſeine Handlungsweiſe darzuthun ſchien.

Während der Unterredung des Königs mit ſeiner Schweſter unterrichtete Bonnivet die Herzogin von Angoulême von dem, was vorgefallen, und von der bedenklichen Stimmung des Königs. Dieſe Dame war damals nur von zwei Gedanken beſchäftigt, nämlich von dem, welcher ſie ſeit der Geburt ihres Sohnes beherrſchte, von dem Gedanken an ſein Glück und Wohlſein, und von dem Gedanken, es könne ihr die Gräfin Chateaubriant als Regentin des Reiches vorgezogen werden. Sie gerieth alſo bei Bonnivet's Mittheilung, nachdem ihre Angſt wegen des Zweikampfes beruhigt war, von Neuem in quälende Unruhe über ihres Sohnes Abſichten mit der Gräfin, und eilte, Bonnivet mit den Vorbereitungen des Abſchiedsfeſtes beauftragend, nach den Gemächern des Königs. Daß der Erzbiſchof von Paris nach Fontainebleau beſchieden ſei, ſchien ihr eine geheimnißvolle und überaus bedenkliche Vorbereitung.

Der König war noch nicht zurückgekehrt in ſeine Zimmer, und ſie wollte deshalb eilig wieder hinweg, um ihn bei Margaretha aufzuſuchen. Der Kammerdiener verſicherte aber, es ſei ſo eben Befehl gekommen, den ſchönſten Anzug des Königs bereit zu halten, er werde ſogleich erſcheinen und die Kleider wechſeln. Mit dieſen Worten legte der Diener einen dunkelrothen mit goldenen Lilien beſäeten, mit goldenen Franſen umſäumten Sammetmantel über die Stuhllehne, ſtellte die Schuhe zurecht und legte das Barett auf einen Marmortiſch. „Eure Hoheit,“ ſetzte er hinzu, „können ihn auch leicht auf dem Wege zu der Frau Herzogin verfehlen; Seine Majeſtät läßt alle Wochen neue Geheimtreppen und Geheimthüren in dieſem Schloſſe anbringen, und erſcheint immer unerwartet bald von dieſer, bald von jener Seite.“

Während ſie noch ſchwankte, trat Budé ein und Chabot de Brion, lauter Parteinehmer für die Chateaubriant, wie die Herzogin mit immer ſteigernder Unruhe bemerkte.

„Seid Ihr hierher beſchieden?“ fragte ſie haſtig.

Die Männer machten eine bejahende Verbeugung. Brion, von der ſüdlichen Frühlingsſonne ſtark gebräunt, hatte ein melancholiſches Anſehen. Auch dies ſteigerte die Beſorgniß der Herzogin. Er liebt ſie — ſprach ſie zu ſich — und weiß vielleicht, daß ſie ihm heute noch für immer entriſſen wird. Denn wenn der König ſie wirklich erhebt, ſo hat ein junger Liebhaber keine Ausſicht auf Verzweiflung ſeiner Schönen, und keine Ausſicht, im Tröſten der Verzweiflung endlich ſelbſt an die Reihe zu kommen.

„Kanzler Budé“ — fragte ſie plötzlich — „iſt's von Euch ausgegangen, daß der Erzbiſchof von Paris für heute nach Fontainebleau beſchieden iſt?“

Nicht daß ich wüßte!

„Was ſoll er hier?“

Wol nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Großwürdenträger des Reiches, welche alle herbeſchieden ſind, damit ihnen der König die Sorge fürs Land, welches er auf unbeſtimmte Zeit verläßt, ans Herz lege. —

„Budé!“ — und dabei winkte ſie ihm mit den Augen, nahe an ſie heranzutreten, und ſprach leiſe — „ſagt mir die Wahrheit, und betrachtet mich nicht im entſcheidenden Augenblicke als eine vom Neide ganz verblendete Feindin. Wenn mein Sohn die Françoiſe dergeſtalt liebt, ſo wird ſie auch mir lieb werden als Freude meines Sohnes, und wird in mir die treueſte Stütze finden. Hat der König mit ihr und dem Erzbiſchofe etwas vor?“

Was könnte er?! Sie iſt ja noch Gräfin Chateaubriant und gute Katholikin, und zu ihrer Scheidung bedürfte es ja erſt eines Dispenſes vom heiligen Vater in Rom.

„Stellſt Du Dich ſchwerfällig? Was in den Formen fehlte das käme hintennach; es gäbe bloß eine Art ſpiritueller Verlobung, um der Dame eine officielle Anwartſchaft zu verleihen. — Aber, Budé, es wäre ein Mißgriff, der beiden Theilen Schaden brächte, Françoiſe und dem Könige; das ganze Land würde aufſchreien, denn Claude hat kaum die Augen geſchloſſen.“

Und doch wäre es ein Unglück, wenn der König gar nichts für die Gräfin thäte. In welch einer bedrängten Lage ließe er ſie zurück?!

„Weshalb bedrängt?“

Sie iſt durch ihre offen bewieſene Neigung dem gerechten Vorwurfe aller Welt bloßgegeben, der Hof, den ihr, königliche Frau, bis daher geleitet, iſt ihr nicht günſtig geſinnt, denn Ihr ſeid es nicht, und man iſt einer bevorzugten Perſon nicht leicht aus freiem Antriebe geneigt, hier hat die Gräfin alſo nach der Abreiſe des Königs kein Bleiben, wenigſtens hat ſie kein Heil zu erwarten.

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich ihr nicht abhold ſein werde, wenn ſie nicht unzeitige Anſprüche erhebt?!“

Der Graf, ihr Gatte, iſt bekannt als harter, ſchonungsloſer Mann.

„Ach was! das iſt vorbei!“

Wie? — Thut der Königs nichts für ſie, bevor er, vielleicht auf Jahre, ſcheidet, ſo hat ſie keine Stätte in Frankreich.

„Uebertreibung; das hinge Alles von ihr allein ab. Und wäre ihr Beſcheidenheit unerreichbar, ſo gäbe es ja Klöſter genug für anſtändiges Zuwarten, und Schloß Foix ſteht ihr ja jetzt ebenfalls offen."

Königliche Frau! Euer Sohn der König verlangt überall für die Krone eine Macht und Bedeutung, wie ſie bisher in Frankreich unbekannt waren. —

„Darin helf' ihm Gott weiter!"

Ich wünſche es auch; — ſoll dies aber gelingen, ſo muß Alles, was mit dem Könige zuſammenhängt, großmüthig und großartig erſchienen. Das Weib, welches der König liebt, muß ſchon durch dieſe Liebe den Widerwärtigkeiten der Geſellſchaft enthoben ſein, und wer da vollends räth, ſolch ein Weib rückſichtslos in dieſe Widerwärtigkeiten hinauszuſtoßen, der iſt kein Freund des neuen Königthums.

„Schulweisheit! Ihr könnt doch Euer Lebtag nicht verleugnen, daß Ihr ein bürgerlicher Gelehrter ſeid!"

Das will ich auch nicht.

„Nun, es ſei daran etwas Wahres! Will ich denn Widerwärtigkeiten für ſie? Ich will ihr im Gegentheil ein Aufſehen verhüten, das ihr Widerwärtigkeiten bringen müßte, ich will ſie ſchützen, ich! Ihr thätet viel klüger, dieſen meinen guten Willen, der aus Liebe für meinen Sohn erwächſt, in Anſpruch und dankbar hin zu nehmen. Denn aller politiſche Geſichtspunkt ſpricht gegen Euch; ein Vernichtungsſtreich gegen die Chateaubriant träfe ja auch den übermüthigen Adel, welcher auf gleicher Höhe mit dem Könige zu ſtehen meint, und für jede ſeiner Damen die Krone paſſend findet!"

Solcher Streich träfe aber den Adel an einer Stelle, an welcher er tüchtig und ehrenhaft, er träfe die Hausehre. Die beneidet der Bürger dem Adel nicht, denn auch der Bürger will ſie und hat ſie. Wen verwundete alſo der Streich? Den, von dem er ausginge. Und wer wäre das?

„Der König!“ rief es aus den Vorzimmern, und man ſah ihn raſchen Schrittes durch die Gemächer daher kommen.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief die Herzogin, und eilte ihm entgegen und umarmte ihn, wie eine Braut einen Bräutigam, deſſen Ankunft verzögert worden iſt, umarmt. — „Mein Sohn, was haſt Du vor?“ ſetzte ſie hinzu, nachdem er ihre Zärtlichkeit erwidert.

Was ich vorhabe? — Woher dieſe Aufregung, Mutter? Was iſt geſchehen?

„Thu' nichts, Franz, was Deine Mutter kränken müßte!“

Wie ſollte ich! Aber was iſt vorgefallen?

„Nichts, François. Ich bin nur in Sorge, ich ſehe in allen Vorbereitungen zu Deinem Abſchiede üble Anzeichen für mich — was ſoll der Erzbiſchof?“

Er ſoll mich verheiraten! — Du wirſt blaß? Vergieb meine gute Laune, wenn ſie Dich erſchreckt, und verliere Deine Zeit nicht, Dein Anzug verlangt ſie heute gebieteriſch, denn Du mußt heute in voller Pracht erſcheinen, und ſpäteſtens in einer halben Stunde. Wer von den Damen zu ſpät kommt, wird's bereuen! Adieu, Mama, ich küſſe Deine Hände, Adieu! Du wirſt mit mir zufrieden ſein. Schweizer Boten haben zwei Prachtgewänder aus Genua mitgebracht, eins iſt ſchon verſchenkt — biſt Du neidiſch? — das andere erwartet Dich auf Deinem Zimmer. Du weißt, wie gern ich Dich in italieniſchem, in königlichem Glanze ſehe, Du haſt ſo königlichen Wuchs, Adieu! — Martin, meine Kleider!

Bei dieſen Worten führte er die Herzogin hinaus aus ſeinem Zimmer und kehrte ſogleich zurück, Angeſichts der Männer ſeine Oberkleider zu wechſeln. Brion, an den er einige Fragen und Befehle über militäriſche und Reiſeangelegenheiten richtete, ward bald entlaſſen. — „Noch eins!“ rief er ihm nach, „Du haſt die günſtigſten Augen für die Gräfin Chateaubriant!“

Sire! —

„Wie liebenswürdig, er wird roth darüber, Budé. Sieh dieſe beneidenswerthe Jugend! Und Du haſt die Dame ſeit Deiner Rückkehr noch nicht geſehen?“

Nein, Sire!

„Ah, ich muß Dich belohnen für Deine Kriegesmühen! Eile zu ihr, es wird ihr einen guten Eindruck machen, Dich zu ſehen, denn ſie iſt Dir ſehr gewogen, ſage ihr, und ſage es ihr herzlich, daß ich ſie inſtändig bitten ließe, zur Abſchieds-Audienz und zum Bankett in die Franz-Gallerie zu kommen. Sie wäre im Unrecht gegen mich, und ich wollte ihr ausdrücken, wie ſehr ich ihr verziehe. Käme ſie nicht, ſo müßte ich glauben, ihr Unrecht wäre nicht aus einem Drange ihres Herzens entſtanden, ſondern aus unlauterer Quelle entſprungen, und ſie ſollte mich nicht mit ſo traurigen Gedanken von ihr ſcheiden laſſen, der Himmel weiß auf wie lange, denn wir hätten einen Krieg vor uns auf Tod und Leben, und nur Ausſicht auf Sieg, wenn wir Alles einſetzten und Alles Tag für Tag. Gutes Glück für Deine Botſchaft, Brion!“

„Nun, Kanzellar“ — wendete er ſich, als Brion alſo verabſchiedet war, zu Budé — „was bringſt Du? Du willſt Anweiſungen für Deine Schulen und Anſtalten während meiner Abweſenheit, Du willſt Geld, nicht wahr? — Ja, lieber Freund, es iſt böſe Zeit, Künſte und Wiſſenſchaften ſind für den Augenblick abgeſetzt, denn es handelt ſich ums Beſtehen des Reiches. Ein Mann mit dem Schwert iſt auf ein Vierteljahr mehr werth als mein Primatice und Dein Collegium. Die Lanzknechte wollen Sold, und ſelbſt wenn ich uns gerettet habe, ſo muß ich mir Truppen halten, um von den hochmüthigen Vaſallen unabhängig zu werden, 's iſt wenig Ausſicht für unſere Pläne, Budé, das weiß Gott, aber wir wollen hoffen, das koſtet nichts und tröſtet doch! Runzle nicht die Stirn, ich kann's im Augenblicke nicht ändern. Deine Seele weiß, wie ich unſerem Plane anhänge, einen dritten Stand heraufzubilden als Widerhalt gegen die großen Seigneurs, laß mir nur Ruhe bis ich den Kaiſer beſiegt und Italien in Händen habe, friſte Dein Collegium, ſo gut es gehen will! Ich kann doch nicht meine Künſtler verabſchieden, die alle in voller Arbeit ſind.“

„Sieh mal genau zu, Martin, ob Flecken am Wamſe ſind und ob ich's wechſeln muß! — Nein? — Das wundert mich! — Uebrigens, Budé, freu' ich mich doch ſehr, Italien wiederzuſehen, und ich denke, wiederum reichlich Künſtler und Kunſtſchätze mitzubringen.“

Ich bewundere Euren guten Muth, Sire, da jetzt noch Frankreich ſelbſt in Gefahr und der Weg nach Italien von einem ſiegreichen Feindesheere verlegt iſt.

„Foi de gentilhomme, die Welt ſagt immer, ich ſei zu zuverſichtlich, und Du thuſt desgleichen. Ihr mögt Recht haben, aber Zuverſicht iſt mein ſtärkſtes Schwert, ich kann's nicht miſſen. Du ſollſt Dich wundern, wie dieſer Bourbon, den Gott ſtrafe, und Pescaire aus Frankreich eilen werden ohne einen Schwertſtreich von meiner Seite, ja ohne daß ſie mich und Frankreichs Heer geſehen haben. Nicht doch, man ſoll die Zukunft nicht berufen und ſeine Erwartungen nicht ausſprechen, die Zukunft ſieht's nicht gern, errathen zu ſein, und ändert dann ihr Antlitz über Nacht. Martin, ſchlage drei Kreuze vor meinen Mund, damit das leichtſinnige Wort gebannt ſei, und ſieh nicht ungläubig drein, Budé, Du ſtehſt ohnehin im Verdachte der Ketzerei.“

Möge das Glück Euch ſo ſtattlich krönen wie Ihr's zu nützen wißt, mein König, der Ihr ein König des Glückes ſeid. Aber Ihr werdet doch einige Vorſorge gegen mögliches Unglück treffen?

„Warum nicht gar! — Den linken Schuh zieh' ſchärfer an, Martin! — Wer das Unglück bedenkt, der beleidigt das Glück!“

Auch für die Oberverwaltung des Reiches trefft Ihr keine beſondere Anordnung?

„Du erwarteſt eine ſolche? — Ich weiß, wo Du hinaus willſt, Budé, und tadle es nicht. Du hältſt unter allen Tugenden die Ehrlichkeit am höchſten, darum biſt Du der Kanzler meiner Volkserziehung. Glaubſt Du, daß Du ein beſonderer Herrſcher wäreſt mit der Ehrlichkeit um jeden Preis? Ich fürchte, mir iſt die Liebe ſo gefährlich an der Spitze des Regiments, wie es Dir die Ehrlichkeit wäre. Wer kennt die Weiber! Wer mag etwas über ſie vorausſagen! Weiber und Wetter, wer iſt ihrer Herr?!“

Es gibt doch ſtetige, Sire.

„So? Ich glaube, in dieſem Punkte iſt meine Wiſſenſchaft reicher und wichtiger als die Deine. Nun, Gott mag Frankreich regieren, wenn der König außer Landes, Frankreich wird's brauchen. Auf Wiederſehen, Budé, in der Gallerie!“

Unterdeß war es in und um Françoiſe gar wechſelvoll hergegangen; der raſche Wechſel iſt ja das Loos aller unerlaubten Liebesverbindung, iſt die Pein und die Lebensquelle derſelben! Françoiſe war aus dem Zimmer des Kampfes durch alle ihre übrigen Gemächer an Chimenen vorüber geeilt, als flüchtete ſie vor lebensgefährlicher Verfolgung. Chimene folgte ihr hinaus über den Hof, durch den Garten in den Wald hinein; ſie drängte ſich ihr nicht auf, ſie ließ die Gepeinigte, welche endlich unter einer Eiche niederſank, eine Zeit lang ungeſtört; aber ſie wollte ihr für den Fall der Noth nahe ſei. So ſtand das mitleidende ſpaniſche Mädchen geduldig und furchtlos im ſchauernden Walde, den die Mondesſtrahlen geiſterhaft beleuchteten, und blicke auf die unglückliche Freundin, welche regungslos am Eichenſtamme lehnte, und nur erkennbar war durch ihr weißes Gewand.

Dieſe Lage hätte wol Stunden lang dauern können, wenn nicht der nach dem Schloſſe zu wehende Wind einen Trupp Wildpret ungeſtört hätte daher kommen laſſen bis in die unmittelbare Nähe der beiden Frauen. Das Wild ſuchte nächtlicher Weile die ſaftigen Wieſen ums Schloß, und wurde des Windes wegen der Menſchennähe erſt inne, nachdem es zum Theil ſchon an Françoiſen vorüber war. Nun ſtürzte es mit heftigem Gepolter erſchreckt zurück, und ſchreckte Françoiſe auf, in deren quäleriſchen Phantaſieen die ſchwarzen, ungeſtümen Wildgeſtalten augenblicklich eine fürchterliche Bedeutung fanden. Dies war der Augenblick für Chimene, deren Nähe die überreizte Gräfin zunächſt gar nicht befremdete. Erſt als ſie wieder in der Nähe des Schloſſes waren, zeigte ſich Françoiſe gefaßt, überſah den Zuſammenhang, dankte ihr mit krampfhaftem Händedrucke, erzählte ihr, was vorgefallen, und bat ſie, mit Guernard nachzuſehen, was der Kampf für einen Ausgang gehabt habe, und ob vielleicht ein Verwundeter oder gar Getödteter im Zimmer geblieben ſei. Ich ſelbſt habe nicht den Muth dafür, ſetzte ſie fieberhaft zuſammenſchauernd hinzu, als ſie wieder in den vorderen Gemächern angekommen waren.

Chimene war von Natur herzhaft und erbot ſich, allein nachzuſehen, damit auch Guernard, obwol ein erprobter Foix'ſcher Diener, nicht ohne Noth in ein ſolches Geheimniß gezogen würde. Die Wohnung war nämlich ſo beſchaffen, das bis jetzt die Dienerſchaft der Gräfin unbetheiligt von den Vorfällen geblieben ſein konnte. Sie bildete einen abgeſonderten Flügel, der ſeitwärts der Franz-Gallerie von einem Hauptgebäude des Schloſſes abſtand, und erſt ſpäter in ſtumpfwinkliger Verlängerung einen inneren Hof bilden half. Jetzt war er ein verlorenes Ende des Schloſſes, welches nur nach der ſüdlichen Seite durch ein im Bogen ſich hinziehendes Gitter mit dem Gartenzugange oder Gartenhofe des Hauptgebäudes in Verbindung ſtand. Die Treppe zur Eintrittsthür theilte dieſen Flügel in zwei ungleiche Theile, den rechten Theil bewohnte Chimene und die Dienerſchaft der Gräfin, den linken nach dem Semele-Cabinet hin die Gräfin allein. Das Eintrittszimmer an der Treppe bildete das Vorzimmer für beide Theile, und dort hielt ſich an jenem Abende nur Guernard auf. An ihm vorüber war Florentin eingetreten, und er hatte durch Chimenens Fürſorge den bald darauf ankommenden König nicht geſehen. Chimene nämlich, in einem der vorderen Zimmer

Françoiſens am Fenſter ſtehend, hatte den König, deſſen Geſtalt ſie aus Tauſenden heraus erkannt hätte, eiligen Schrittes über den mondhellen Gartenhof kommen ſehen. Dieſer Weg führte nirgends anders hin als zur Gräfin, ſie wollte aber nicht, daß Guernard, der ernſthafte, mit den Verhältniſſen des Hofes noch unbekannte Diener, den König, der ohne Begleitung war, zu ſolcher Stunde in der Gräfin Zimmer erblickte; ſie lief alſo haſtig ins Vorzimmer, ſchickte Guernard unter einem raſch erdachten Vorwande in ihr eigenes Zimmer, und war ſolchergeſtalt allein beim Eintritte des Königs zugegen. So hatte Guernard, der den Prieſter wieder hinweggehen geſehen — denn Florentin hatte keinen Beruf gefühlt, einem wahrſcheinlich blutigen Ausgange dieſer Dinge nahe zu bleiben — keine Ahnung, daß noch ſonſt jemand in den Zimmern ſein könne, und deshalb wollte ihn Chimene erſt im Falle der Noth in Anſpruch nehmen. Sie nahm alſo einen Armleuchter und ging muthigen Schrittes bis an die letzte Thür vor dem Kampfgemache. Die Thür war durch Françoiſe ins Schloß geworfen — Chimene horchte; ſie hörte nichts. Sie faßte ſich ein Herz die Thür zu öffnen, gewärtig, daß der Anblick eines Verwundeten oder gar der eines Todten ihr entgegenſtarren werde. Nichts iſt Schauerlicher, als Nachts mit Licht in ein finſteres Gemach treten, und einen blutigen Gegenſtand erwarten zu müſſen. Es überrieſelte ſie auch kalt, als die Thür in Schloß und Angeln knarrte; aber ſie trat ein mit vorgehaltenem Lichte: es war todtenſtill, kein Seufzer, kein Röcheln war zu hören, kein Menſch war zu ſehen! Ein Tiſch, ein Stuhl waren umgeſtürzt, die Vorhangthür zum Semele-Cabinet war geöffnet — ſie wagte ſich leiſen Schrittes auch dahin, auch hier war es leer! Hätte ſie gewußt, daß ſie nur ſorgfältiger zu ſuchen brauchte, um eine erſchreckende Entdeckung zu machen, der Muth wäre ihr wol geſunken und ſie hätte Guernard zu Hilfe gerufen. Aber wann wir zu finden fürchten, dann ſuchen wir auch oberflächlich.

Raſch eilte ſie zurück, und theilte fliegenden Wortes der Gräfin mit, daß es glücklich abgelaufen zu ſein ſcheine; dann ging ſie zu Guernard, zweideutig fragend, ob etwas vorgefallen? Denn ſie wollte wiſſen, ob einer der Kämpfer während ihrer Abweſenheit im Walde den Ausgang durch die Zimmer geſucht habe. Guernard verneinte ohne Arg. Sie mußten alſo beide nach der Gallerie hinaus ſein.

Während ſie noch neben Guernard im Eintrittszimmer ſtand, leuchtete Fackellicht über den Gartenhof daher, zwei Pagen ſchritten vor einer Dame die Treppe herauf, die Dame war Margarethe, Herzogin von Alençon.

Es wäre die würdige Aufgabe eines ganzen Buches, alle die Uebergänge im Herzen Françoiſens zu beſchreiben, welche im Zeitraume einer halben Stunde vor ſich gingen, und welche nöthig waren, ihr beſtürmtes Weſen wiederum ruhig, vertrauensvoll und harmoniſch zu ſtimmen. Gelang dies, ſo war es eine natürliche und leicht zu bewerkſtelligende Folge, daß ſie einwilligte, bei der großen Abſchieds-Ceremonie zu erſcheinen. Und Margaretha war die geeignete Dame, ſolche Uebergänge zu leiten, die Umſtände waren verwickelt und unklar genug, die in der Tiefe mächtig herrſchende Neigung Françoiſens, welche ſtets zur Verſöhnung mit dem Könige und zum Könige trieb, mächtig zu unterſtützen. Die größere Beweglichkeit des weiblichen Charakters macht ihn ja eben ſo reizend, ſo ſchwach und ſo unerſchöpflich zugleich. Was war denn auch — flüſterte die Neigung in Françoiſe — für ſicherer Grund zum Zorn gegen den König vorhanden? Die Scene mit Diana von Brezé war offenbar durch Bonnivet, der gegen die Stellung der Chateaubriant arbeitete, verläumderiſch übertrieben worden, um Franz und Françoiſe im entſcheidenden Augenblicke zu entzweien. Würde die in ſolchem Punkte gegen ihren Bruder ſtrenge Margaretha davon ſprechen wie von einer Nichtigkeit?! Und war nicht vorauszuſetzen, daß ſie genau unterrichtet ſei, ſie, welche inmitten aller Parteiungen des Hofes ſtand, und das Vertrauen Aller beſaß, ſie, welche der König ſelbſt ausgerüſtet hatte mit ſeinen Entſchuldigungen und Wünſchen?! Würde er den Hauptgrund der Entzweiung unbeachtet gelaſſen haben? Gewiß nicht! Und doch ſprach Margaretha nur in gleichgiltigem Tone und beiläufig von Diana, und alle Entſchuldigung des Königs war dahin gerichtet, daß er ſein Verſprechen gebrochen und vor Ablauf der acht Tage ohne Erlaubniß zu ihr gedrungen ſei. Mein Gott, ſprach Françoiſe zu ſich, darnach wäre ja ich mit meiner Härte, mit meinem Widerſpruche in ſchreiendem Unrechte! Die Liebe nur hat ihn zu mir getrieben, iſt das ein Grund des Zornes für mich? Ja, nachdem ich ihn dem racheluſtigen Chateaubriant in meiner Verblendung wie einen Verräther bezeichnet, tritt er vor mich und ſchützt mich gegen das ausgeſtreckte Schwert des blind eindringenden Grafen, und nachdem ein ſo gefährlicher Kampf beendigt iſt, hat er keine andere Sorge, als mich, die ungerecht Zürnende, zu verſöhnen! Er ſendet die Schweſter, er ſendet Brion, der mir ſo zugethan, der mir ſo werth, und den wiederzuſehen nach langer Trennung mir eine Freude iſt!

Noch mehr: ein genueſiſches Kleid ward gebracht, welches der König geſendet für die Gräfin, ein prachtvolles Gewand von braunrothem Sammte! —

Hätte Françoiſe nüchtern hinzugedacht, daß im Betragen des Königs Alles von übertriebener Buße ſei für ein ſo kleines formelles Vergehen, welches die Liebe ſtets entſchuldigt, ſie wäre wahrſcheinlich der Wahrheit näher gekommen. Aber ſie war nicht in der Lage, nüchtern zu prüfen! Der Augenblick drängte: wenn der Mond unterging, dann war der König fort, vielleicht auf Jahre, und ſie hatte ihn aus Eigenſinn nicht mehr geſehen, hatte ſich in Liebloſigkeit von dem Manne getrennt, der ihre einzige Liebe und Hoffnung auf Erden war, hatte verſcherzt, daß er ihr eine Stellung anwies während ſeiner Abweſenheit, eine würdige Stellung unter neidiſchen Widerſachern! War es nicht natürlich, daß ſie aufſprang, Margarethen umarmte, und mit Chimene hinwegeilte, um ſich zu ſchmücken für die Audienz, zu ſchmücken mit allem Glanze wie er paßte für ſolche Feierlichkeit und für ein ſo prachtvolles genueſiſches Gewand! Schöne Françoiſe, freue Dich des ſchimmernden Augenblicks, Du haſt der Freuden ſo wenige im Leben!

Chabot de Brion war glücklich, die Königin ſeines Herzens zum Feſte zu führen: er hätte gern ein gutes Zeichen für die Zukunft darin geſehen, wenn er nicht eine zu wahrhafte Liebe für Françoiſe gehegt hätte. Ach, er wußte nur zu gut, daß ihr Glück geſcheitert ſein mußte, wenn das ſeinige ſich erhöbe.

In den Gartenhof herab ſchimmerte die Franz-Gallerie wie von tauſend Kerzen erleuchtet: die Fenſterthüren und Fenſter nach dieſer Seite ſtanden offen, und als ſie die Marmortreppe vom Gartenparterre hinauf geſtiegen waren, dehnte ſich der prachtvolle Raum vor ihnen aus in unabſehbarer Länge wie ein Feengedanke. Darin erhebt ſich jene Renaiſſance-Epoche beſonders in Bauwerken, daß ſie darnach trachtete, Ungedachtes, blos Geahntes durch Gruppirung von Maſſen anzudeuten und das lockende Geheimniß, dieſe Seele der Romantik, in der Fülle und unerhörten Wendung klaſſiſcher Formen, lebendig und wirkſam zu erhalten.

Dieſe Gallerieen der Renaiſſance waren nicht nur die Säulengänge der Alten, ſie boten in ihrer lang aufſteigenden, dem Auge entweichenden Flucht, in ihrem kühnen Style der Verzierung und in ihrer überladenen, aber durch Vollendung jedes einzelnen Theils gebieteriſchen Fülle des Schmucks, ſie boten in alle dem einen Zauber der Phantaſtik, welcher die verwegenſten Gedanken und Pläne im ſinnigen Beſchauer weckt.

Die Menge der Hofleute und Würdenträger des Reiches, welche zum Feſte beſchieden waren, wandelte in unregelmäßigen Gruppen auf und nieder, denn der König war noch nicht eingetreten, und der ſchimmernde Thron, den eine kolaſſale Lilienkrone überragte, ſtand noch leer. Fünfzig Pagen umgaben ihn mit Kerzen, denn Menſchen waren damals noch wohlfeiler als Geräthe, und der ungeheure Raum nahm außer andern fünfzig Kerzen-Pagen auch noch hundert Candelaber in Anſpruch.

Die Gruppen ordneten ſich und begrüßten achtungsvoll die Schweſter und die Geliebte des Königs: Einer flüſterte dem Andern zu, in der nächſten Stunde werde ſich verwirklichen, was bisher als ſchüchternes Gerücht umhergewandelt ſei, die Gräfin werde zur Herzogin von Romorantin erhoben und zur Regentin des Reiches eingeſetzt werden, der Erzbiſchof von Paris werde ihr die Herzogskrone und außerdem einen Marmorblock ſegnen, den Grundſtein eines neuen Wunderſchloſſes, welches ihr der König in der Sologne bauen wolle.

Alle Künſtler, welche ſie früher in Blois geſehen, drängten ſich zu ihr, um ihr zu huldigen: ſie waren alle voller Freude, daß eine der Kunſt ſo günſtige, des Geſchmacks ſo kundige, daß eine ſo wunderſchöne Dame ihre gebietende Herrin werden ſolle — da rauſchte ſchmetternde Muſik aus dem innern Hofe herauf, die Flügelthüren öffneten ſich, und der König erſchien, ſeine Mutter an der Hand führend, der Erzbiſchof in vollem Ornate, umgeben von farbigen Prieſtern und Chorknaben, folgte ihm auf dem Fuße.

Der König führte ſeine Mutter bis an die Stufen des Thrones, dann machte er ihr eine Verbeugung, und ging auf ſeine Schweſter zu, welche mit Françoiſe inmitten der Künſtler ſtand, dankte ihr, daß ſie ihn mit ſeiner Freundin verſöhnt und dieſe hergeführt habe und richtete dann an Françoiſe ſelbſt die liebevollſten Worte. Die Macht ſolcher Worte war immer außerordentlich, denn es lag ein ſeltener Zauber in ſeiner Freundlichkeit und eine unwiderſtehliche Kraft männlicher Zuverſicht in all ſeinem Benehmen und all ſeiner Geberde. Denn mochte er auch der That nach oft leichtfertig werden, er hatte nie den Anſchein der Leichtfertigkeit und er hatte, um noch mehr zu ſagen, auch nicht die Abſicht der Leichtfertigkeit. Jeder Wunſch, der ihm aufſtieg, war ihm wichtig, und deshalb betrieb er eigentlich auch die leichteſte Galanterie, ſobald ſie ihm eben von einem ernſtlichen Wunſche geboten war, mit Gewiſſenhaftigkeit. Das heißt allerdings nur: mit Gewiſſenhaftigkeit für den Zweck ſeines Wunſches. Und darin lag ſeine Macht. Es kam aber bei ſolcher Eigenſchaft nur darauf an, ihm mit geiſtiger Ueberlegenheit den Wunſch niemals ganz zu erfüllen und immer durch neue Wendung zu beleben. Mit ſolcher geiſtigen Gewalt war er dauernd zu feſſeln, wie in ſeiner ſpäteren Zeit die Mademoiſelle de Heilly bewieſen hat. Bloße Liebe freilich, echte, weil hingebende Liebe, Liebe wie ſie Françoiſe für ihn hegte, war mit dieſem Manne in größter Gefahr des Unglücks. Sie mußte ihm zum Beiſpiele an jenem Abende widerſprechen, da er ſie bat, ihm zu ſeiner Mutter zu folgen, ſie dieſer Mutter für die Dauer ſeiner Abweſenheit empfehlen zu dürfen wie ſeine Braut — denn in dieſem Schritte lag dasjenige, was man ſtets mit ihm vermeiden mußte: daß Abthun einer Angelegenheit, einer Verpflichtung. Mit dieſem Abthun befreite er ſich, und es war von da an ein neues Glück, eine neue Eroberung nöthig, um ſeines Antheils ſicher zu werden.

Die Herzogin von Angoulême, welche eben gegen Florentin, der im Geleite des Erzbiſchofs gekommen war, in haſtigen Worten ihre tödtliche Beſorgniß ausdrückte vor dem, was bevorſtehen könne, wurde bleich wie der Tod, als ſie den König, die Gräfin an der Hand führend, gerade auf den Thron zuſchreiten ſah, an deſſen Stufen ſie ſtand. Und ihre Beſorgniß war ganz gerecht, ſie war gerecht, auch wenn ſie wußte, daß ihr Sohn für den Augenblick nicht mit der Abſicht, die Geliebte hinauf zu führen, auf den Thron zuſchritt. Eine plötzliche Wallung war hinreichend, daß der König that, was er ſelbſt nicht beabſichtigt hatte, was ſich aber als Gelegenheit ſeinem romantiſchen Sinne ſo verführeriſch darbot.

Geübt in kühner Faſſung, fand ſie, als das Paar noch etwa fünf Schritte vom Throne entfernt war, als die Verſammlung, todtenſtill werdend, den König ſelbſt aufmerkſam zu machen ſchien, ſie erwarte etwas Außerordentliches, als dem Könige wirklich die Hand unter dem Drucke der geliebten Hand zuckte und die Wallung zum Herzen ſtieg, für ſeine Françoiſe die allgemeine Erwartung nicht zu täuſchen — die Herzogin von

Angoulême fand in dieſer bedrohten Lage augenblicks den Muth, dem Paare entgegenzugehen und ſolcherweiſe den Weg nach dem Throne zu vertreten. Wäre dies herb oder irgendwie proteſtirend geſchehen, es hätte die Wallung des Königs zu Gunſten Françoiſens beflügelt. Aber die Mutter kannte ihren Sohn: ſie that ſich die äußerſte Gewalt an, und trat mit Honig auf den Lippen zu der verhaßten Gräfin, mit kluger Berechnung deren beide Hände ergreifend und ſie dadurch vom Könige trennend. Als der König die Liebesverſicherungen der Mutter für die Geliebte, die eifrigſten Verſicherungen derſelben in Betreff der bevorſtehenden Zukunft hörte, entſchwand ihm die Wallung, denn der Drang des verborgenen Antriebs und Widerſtandes hörte auf, es war erreicht, was er im Voraus beabſichtigt hatte: die beiden Frauen, die er vereinigt wiſſen wollte, ſah er Hand in Hand, und allein, in ritterlich königlicher Majeſtät ſchritt er auf den Thron hinauf und winkte mit der Hand dem Erzbiſchofe, welcher mit ſeinem Gefolge auf einer dafür errichteten, mit Purpur bedeckten Eſtrade Platz genommen hatte. Der Erzbiſchof, ein ehrwürdiger Greis, trat einen Schritt vor und erhob beide Arme, ein Zeichen, daß er ſprechen wolle.

Es trat eine lautloſe Stille ein, und der Erzbiſchof ſprach in kurzen würdigen Worten aus, daß es Befehl des Königs und eine Aufgabe ſeines heiligen Amtes ſei, in ſo verhängnißvollem Augenblicke, da der König das bedrohte Reich verlaſſe und in mörderiſchen Kampf ziehe, Jedermann zu ermahnen, im Namen Gottes zu ermahnen zur leutſeligſten Eintracht. Aller Neid, fuhr er fort, aller Zwiſt möge abgethan und unter die Füße geworfen ſein auf dieſer Stelle, und Gott möge unſer Gelübde, welches wir hiermit feierlich ablegen, gnädig aufnehmen, das Gelübde, all unſere perſönlichen Abſichten und Wünſche abthun zu wollen zum Beſten des Reichs, ſo lange der geſalbte Herrſcher desſelben fern von uns weilet.

Bei Ausſprechung des Gelübdes hatte ſich der Erzbiſchof auf die Kniee niedergelaſſen, und die ganze Verſammlung in der

Gallerie war dieſem Beiſpiele gefolgt, es herrſchte eine feierliche Pauſe.

Die überraſchendſte Erſcheinung unterbrach dieſelbe: aus der Tapetenthür des Semele-Cabinets, welche mehr nach der Gartenſeite der Gallerie und frei von der im oberen Theile der Gallerie verſammelten und jetzt knieenden Geſellſchaft war, trat mit Geräuſch ein verſtört ausſehender Mann. Seine Kleidung war in Unordnung und beſtäubt, ſein Antlitz bleich und mit Blut befleckt, er hatte keine Kopfbedeckung und hielt ein blankes Schwert in der Hand — es war der Graf Châteaubriant.

Ueber einen Stuhl rücklings fallend während des Kampfes mit dem Könige, hatte ſich ſein Kopf gegen die Stufe des Himmelbettes geſchlagen, welches in einer mit ſeidenem Vorhange verſehenen Niſche ſtand. Der Schlag hatte ihm die Beſinnung geraubt, der wieder zufallende Vorhang hatte den größten Theil ſeines Körpers verdeckt, und der umgeſtürzte Seſſel hatte den Augen der oberflächlich ſuchenden Chimene die unter dem Vorhange hervorragenden Füße entzogen. So hatte er unentdeckt und ohne Hilfe Stunden lang beſinnungslos gelegen, bis die Erſchütterung der von Chimenen im Hinweggehen zugeworfenen Thür die Lebensgeiſter wieder in ihm erweckt hatte. Allmälig, aber ſehr langſam, waren ſie wiedergekehrt, und jetzt erſt war er zu der Faſſung gekommen, daß er wieder gehen und die Thür, durch welche er eingetreten, beim Mondeslichte wieder aufſuchen konnte.

Die blendend erleuchtete Gallerie fiel ihm wie Blitzesfeuer auf die geſchwächten Augen, und er ſtand eine lange Zeit, ohne zu wiſſen, was um ihn her ſich begäbe.

Der Verſammlung aber erſchien er als ein drohend Herausfordernder; die Wirkung der frommen Worte des Erzbiſchofs war augenblicks vernichtet, Jedermann erhob ſich und ſah bald auf den Grafen, bald auf den König, welcher letztere eine Stufe herunter ſchritt vom Throne, ſtarr hinblickend auf die für ihn dreifach überraſchende Erſcheinung. Er hatte den Grafen erſtochen geglaubt, und als er vorhin mit Françoiſe Hand in Hand ging, hatte er ſich vorgeſetzt, Bonnivet vor der Abreiſe noch zu befehlen, daß der Leichnam in dieſer Nacht ohne Wiſſen der Gräfin durch Florios Fürſorge beſeitigt werde. Jetzt aber ſah er dieſen Mann in vollem Kerzenſcheine aufrecht ſtehend vor ſich — iſt er Geſpenſt? iſt er lebendig? Uneingedenk deſſen, daß alle Blicke auf ihn gerichtet ſeien, zog der König ſeinen Degen um nachzuſehen, ob denn kein Blut an der Klinge hafte die ſeines Erachtens den Grafen durchbohrt. Sämmtliche Seigneurs aber, dieſen Grund nicht errathend, zogen ebenfalls ihre Degen, und es gewährte einen prachtvollen Anblick, all die geſpannten, glänzend geſchmückten Menſchen mit blanken Schwertern zu ſehen, denen unbeweglich ein einziger todtenbleicher Mann gegenüber ſtand. Da ſchmetterten die Kriegsfanfaren des kriegeriſchen Reiſegefolges, welchem der König die Stunde beſtimmt und als Sammelpunkt den Gartenplatz vor der Gallerie angewieſen hatte, durch die offenen Thüren und Fenſter herein, und brachten Bewegung in die geſpannte Scene: man ſah Fackellicht den Platz vor der Gallerie erfüllen, hörte das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen und bemerkte, daß der König den Degen wieder einſteckte und ſich wegwandte, zum Zeichen, daß er die Erſcheinung des Grafen nicht weiter beachten, und die Erledigung des Abſchiedsactes nicht weiter verzögert ſehen wollte. Alles kam in Bewegung, vermiſchte ſich und drängte ſich nach dem Throne, und kaum gewahrten es Einzelne, daß auf einen Wink der Herzogin von Angoulême der Prälat Florentin die Hand der beſtürzten Gräfin Chateaubriant ergiff und die willenloſe dem jetzt gefaßten und ihr entgegentretenden Grafen Chateaubriant zuführte.

Françoiſe ſah und hörte nichts, bis ihr Gemahl ſie anrief: Gräfin Chateaubriant!

„So nennt man mich“ — ſprach ſie, nachdem ſie tief Athem geholt, kaum hörbar.

So wird man Euch nennen bis zu Eurem Tode — hört, was ich Euch zu ſagen habe, und blickt mich an dabei, wenn Ihr es könnt!

„Ich kann es nicht“ —

Gott iſt gerecht!

„Ich kann's!“ rief ſie plötzlich und richtete ſich auf.

Wehe Dir! Ich erwarte Dich auf Schloß Chateaubriant, damit Du Deine Tochter ſegneſt und Dein Gericht erleideſt.

Bei dieſen Worten trat Chabot de Brion, wahrſcheinlich ohne Auftrag, aber getrieben vom Drange, der Gräfin beizuſtehen, hinzu und ſprach:

„Der König fragt, was Euch hierher geführt —“

Sagt dem Könige: ein bretoniſcher Edelmann brauche keine beſondere Veranlaſſung, um vor den Thron zu treten, denn er ſei Pair des Reiches. Ich aber ſuchte nicht den König von Frankreich, ſondern Franz von Valois, der mir Rede zu ſtehen habe.

Während deſſen war der wichtigſte Act am Throne vor ſich gegangen, die Herzogin von Angoulême war zur Regentin des Reiches ernannt, der Herzog von Vendôme zum General-Lieutenant von Ile de France, der Herzog von Guiſe zum Statthalter der Champagne und Burgunds, der Groß-Seneſchal de Brezé zum Statthalter der Normandie, der Graf de Laval zum Statthalter der Bretagne, und der Marſchall Lautrec zum Statthalter von Guyenne und Languedoc. Dieſe letzte Ernennung allein ſchien einige Rückſicht auf Françoiſe zu verrathen. Alles drängte ſich nach dem Ausgange, von welchem her aufs Neue Kriegsfanfaren ſchmetterten, und welchem auch der König ſich zuwendete. Der Graf Chateaubriant wurde durch die herzudrängende Menge getrennt von ſeiner Gemahlin und dieſe ward an Brion's Arme hinaus auf die Treppe geführt. Der König, an der Hand ſeiner Mutter nach dem Ausgange ſchreitend, ſchien ſie überall unruhig mit den Augen zu ſuchen, und als er ihrer endlich beim heraufdringenden Fackelſcheine anſichtig wurde, eilte er auf ſie zu, ergriff ſie, die auf den Füßen Schwankende, bei der Hand und legte ſie an die Bruſt der lächelnden Mutter, mit Blick und Handbewegung eindringlicher als Worte es vermocht hätten, die verlaſſene Frau der mit dem Reiche belehnten anempfehlend.

Dann wendete er ſich raſch, warf Allen mit der Hand einen Kuß des Abſchiedes zu, umarmte die herbeieilende Margaretha flüchtig, aber herzlich, und ſtieg die Treppe hinab nach dem harrenden Roſſe, unter unaufhörlichem Rufe der Verſammlung „Es lebe der König! Es lebe der König!“ ſich aufſchwingend und hineinſprengend in den ſchwarzen Wald, den viele hundert Fackeln nur um ſo ſchwärzer erſcheinen ließen.

◆

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's
geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

3. Band.

Gräſin Chateaubriant.

2. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

2. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

IV.

II.

Der Marſchall Lautrec an Françoiſe Gräfin von Chateaubriant.

Du fragſt mich zum erſten Male um Rath, Françoiſe, und fragſt mich um Nachrichten über den König. Die eine wie die andere Frage iſt erſtaunlich. Neben der Regentin des Reiches lebend biſt Du ohne zuverläſſige Nachricht vom Schickſale des Königs und Heeres, und nachdem Du mit größter Verwegenheit aus dem wohlanſtändigen Kreiſe Deines Lebens herausgetreten biſt, nachdem Du das Aeußerſte gethan, frägſt Du mich um Rath! Ich würde meinen Augen nicht trauen, ſähe ich nicht aus einzelnen Aeußerungen Deines Briefes, daß Du über Deine Lage und über die Lage der Dinge unklar und in Täuſchung befangen biſt. Vom Könige haſt Du Vorſtellungen und Erwartungen, als ob er ein Jüngling von ſiebzehn Jahren und in den Wallungen ſeiner erſten Liebe begriffen ſei. Armes Geſchöpf! König Franz iſt der grauſamſte Liebhaber, weil er der leichtſinnigſte iſt! An das Abenteuer mit Diana von Brezé haſt Du nicht glauben mögen, und biſt der Meinung geweſen, es ſei der König treuen Herzens zu Dir von Fontainebleau gegangen und eben dieſes treuen Herzens halber dürfeſt Du ihm nicht zürnen darüber, daß er Dir keine andere als eine vertrauliche Stellung neben ſeiner Mutter hinterlaſſen. Das Herz könne doch nicht mehr thun, als die Geliebte ans Herz der Mutter legen, und wenn die Mutter dies Vertrauen zu Deinem Schaden mißbrauche, ſo ſei dies doch nicht die Schuld des Königs. Armes Geſchöpf! Wußte denn etwa der König nicht, daß ſeine Mutter Dir immer abhold war bis zum Vergiften, daß dieſe Mutter nichts liebt als ſich und ihn, daß ſie ihm wol eine anſpruchsloſe Maitreſſe, nicht aber eine anſpruchsvolle Geliebte wie Dich für erſprießlich hält?! Was that er alſo, als er Dich ſeiner Mutter empfahl? Er überantwortete Dich Deinem Schickſale. Willſt Du zur Beſtätigung meiner Anſicht hören, wie er ſich einige Tage nach ſeinem Abſchiede von Dir benommen hat, der Mann, welchem Du ſo zarte Empfindung zuſchreibſt? Als er durch Manosque ritt, ſah er eine junge Dame von großer Schönheit, ein Fräulein von Voland, und hielt auf der Stelle an und bewarb ſich auf die zudringlichſte Weiſe um die Gunſt derſelben, und überließ das Heer in der ſchwierigſten Lage von der Welt gedankenlos ſeinem Schickſale, denn er, Dein treuer Liebhaber, hatte alle Gedanken auf Eroberung eines ſchwachen Mädchens geſtellt. Dieſes Fräulein von Voland war keuſch, und beſaß ſelbſt einen heroiſchen Sinn der Keuſchheit; dadurch iſt ein Abenteuer, deſſen Gleichen König Franz dutzendweiſe ſucht, landkundig geworden. Sie hat nämlich nichts Geringeres vorgenommen, als ihr ſchönes Geſicht ſtechendem Schwefeldampfe auszuſetzen, damit es entſtellt werde, und dem Manne, welchem jedes Lärvchen gefährlich, nicht mehr begehrenswerth erſcheine! Dieſer Scandal hat alle Welt entrüſtet, aber Deinen Liebhaber nicht gebeſſert und deſſen Kuppler Bonnivet nicht entmuthigt.

Aber man ſpricht, es ſei unmöglich, verliebten Leuten die Wahrheit zu ſagen über den Gegenſtand ihrer Neigung; wenn dieſe Wahrheit ihnen nicht wohlgefällig ſei, ſo glaubten ſie nicht daran, möge ſie von der heiligen Jungfrau Maria ſelber kommen. Das muß wol ſo ſein, denn es wird Dir doch wahrhaftig nicht an Gelegenheit gefehlt haben — basta, ich verſtehe mich nicht auf dergleichen Dinge; glaube Du Gutes oder Uebles von Deinem Götzen, aber höre nun auch den Rath eines in der Welt erfahrenen Bruders zu Ende, da Du ihn doch einmal begehrt haſt. Du hätteſt ihn nur früher begehren ſollen! Uebrigens habe ich gar nichts dawider, daß Du Dich an mich gewendet haſt und daß Du Dich wieder an mich wendeſt, wenn es Dir ein Bedürfniß iſt. Helfen freilich werd' ich Dir nicht können, wie Du im Verlauf dieſes Schreibens aus meinem Temperament in Betreff Deiner Lage erkennen wirſt.

Deine Lage hängt genau zuſammen mit der des Reiches und des Königs, denn Du haſt Dich dem Könige und Reiche preisgegeben — um alſo über Deine Lage etwas Gründliches zu beſtimmen, muß ich Dir zeigen, was meinen Erfahrungen nach aus König und Reich werden wird.

Der König iſt von gar viel ſchön geputzten Herren umgeben bei dieſem Feldzuge; es ſind darunter ſehr würdige Führer, wie der Graf von Saint-Pol, der Herr von la Trémoille und die Marſchälle la Paliſſe, unſer Bruder Lescun und Montmorenci, welche letztere nur noch etwas jung und vielleicht nicht hinreichend umſichtig ſein mögen. Aber wie ſie auch ſeien, ſie haben in den Anordnungen nichts zu bedeuten neben dem ſchwatzhaften und vorlauten Bonnivet, welchem leider der König mit einer unbegreiflichen Verblendung zugethan iſt — ach, was ſag' ich „zugethan", das thäte ja nichts! aber der König folgt ihm, und dies wird zum größten Unglück führen; denn dieſer Bonnivet, welcher übrigens nicht ohne vielfache Geſchicklichkeit iſt, hat keine gründlichen Kenntniſſe des Krieges und hat keinen gründlichen Charakter. Deswegen faſelt er, und verfährt bald nach dieſem, bald nach jenem Syſteme und hat nirgends Nachdruck. Der König neben ihm wird zwar Manches ergänzen an dieſen mangelhaften Eigenſchaften, denn im Kriege iſt Franz durchaus nicht flatterhaft, ſondern eigenſinnig und halsſtarrig tapfer. Aber er iſt, was ihm kein Menſch wird ſagen mögen, weil er beſonders ſtolz darauf iſt, er iſt des großen Krieges nicht mächtig, weil er deſſen nicht kundig iſt. Es mag ſchwer ſein, dies einleuchtend auseinanderzuſetzen. Er hat nämlich oft, und beſonders aus der Ferne einen großen Blick für die Kriegspläne, weil er ein ſehr lebhafter und geſchickter Geiſt iſt. So hat mich der Beginn des jetzigen Feldzuges, der mich nach den erſten Nachrichten beſtürzte, doch bald überraſcht durch das kühne Manoeuvre, den Feind in der Provence als Nebenſache zu behandeln und links über die Alpen nach der Lombardei hinabzuſteigen, als führte dort eine Landſtraße und als wäre der Feind in der Lombardei. Dies ging offenbar vom Könige aus und gelang vortrefflich; Pescaire und Bourbon mußten, um nicht von Italien abgeſchnitten und in den Rücken genommen zu werden, eiligſt über die liguriſchen Alpen zurück, und der König war bereits in Verceil, als ſie ins Monferrat hinab kamen. Gutes Glück lohnte den geſcheidten Plan; das gefährliche Mailand war durch eine mörderiſche Epidemie erſchöpft und konnte ſich nicht vertheidigen, Pescaire und Bourbon konnten nur eiligſt ſchwache Beſatzungen ins Schloß von Mailand, nach Aleſſandria und nach Pavia werfen und mußten bis an den Oglio zurück. Nun kommt's, was ich vorhin ſagte: mitten im Kriegsgetümmel verläßt der große Ueberblick den König; da fehlt's an Ruhe, da fehlt's an Erfahrung und an Einſicht in den neuen Krieg. Denn der Krieg iſt ſeit Carl dem Achten in immerwährender Umwandlung begriffen, und es iſt ein Unglück, daß der König gerade unſern Gaſton und den braven Bayart zu ſeinen Vorbildern erwählt hat, denn die Vorzüge dieſer ausgezeichneten Männer gehören eben zu einer Kriegsmethode, welche alle Tage unwirkſamer wird. Der König inmitten der Manoeuvres fühlt, daß er der Uebung ermangele, und wirft ſich, um doch etwas Tüchtiges zu thun, auf den Styl des Ritterthums. Die geputzten Herren neben ihm — Gott gebe, daß es nicht verderblich wird, dem unfähigen Herzog von Alençon ein Commando anvertraut zu haben, und unſer Vetter von Navarra braucht auch Gottes Hilfe! — dieſe Krieger von Gnaden des Fechtmeiſters haben ihn nun unſeliger Weiſe darin beſtärkt, und da hat es denn links und rechts geheißen: Nein, wir dürfen das Mailänder Schloß und Pavia nicht ungenommen hinter uns laſſen, und das hat in ſeinen Ritterkram gepaßt, und nun verliert er Zeit und Mühe und ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, Pavia zu nehmen, und läßt den Feinden alle erſinnliche Muße, daß ſie ſich wieder ſammeln und erholen. Ich zittere, ich zittere, wenn ich daran denke, wie Pescaire und Bourbon mit aufgelöſten Truppen ängſtlich dem Augenblicke entgegen geſehen haben, an welchem der König kommen, ſie angreifen und tief ins Venetianiſche hinauf werfen würde! Oh!

Das iſt nun nicht geſchehen, der günſtige Augenblick iſt verloren, der famoſe ſpaniſche Capitain Antonio de Leyva vom Schlage der Cortez und Pizarro vertheidigt Pavia mit grauſamer Zähigkeit, eine Woche nach der andern vergeht, Pescaire faßt ſich in Lodi, Bourbon wirbt friſche Lanzknechte in Deutſchland und der Franche-Comté, trennt Savoyen von der Allianz mit uns, und mit Entſetzen ſehe ich den Tag kommen, da unſere Armee eine Schlacht annimmt zwiſchen Pavia, dem Teſſino und dem anrückenden Pescaire und Bourbon. Denn die Carouſſel-Krieger werden dem Könige den Kopf anfüllen mit den altmodiſchen Phraſen: man dürfe ſich nach ſolchen Anſtrengungen nicht zurückziehen! Gott bewahre uns vor einer Kataſtrophe! Und ſie iſt nur gar zu wahrſcheinlich, da der König obenein lauter ausgreifende abenteuerliche Expeditionen angeordnet hat, als handelte es ſich darum, durch haltloſe Eroberungen die Welt und ſich ſelbſt über das Mißliche ſeiner Lage zu täuſchen; ſo hat er den Marquis von Saluces gegen Genua und den Herzog von Albanie gar gegen Neapel geſendet und ſich geſchwächt, daß meine Eingeweide ſich vor Angſt zuſammenziehen, wenn ich denke, daß er in dieſer Lage zu einer Schlacht getrieben werde.

Alſo: wenn es gut geht, ſo iſt nichts gewonnen, denn alles bis jetzt Errungene iſt hohl und an Frieden und Sieg und Ausſichten für Dich iſt auch im günſtigen Falle nicht zu denken. Geht es aber ſchlecht, und dies iſt leider wahrſcheinlich, ſo muß der König an eine politiſche Heirat denken, und ich, Dein leiblicher Bruder, würde ihm dazu rathen, wäre Deine Antwartſchaft auf die eheliche Verbindung mit dem Könige auch noch ſo ſicher, denn

Frankreich iſt gänzlich erſchöpft und kann kein neues Heer aufbringen. Was ſteht Dir alſo jeden Falles bevor?

So liegen die Dinge von außen, armes Geſchöpf! Wie ſehen ſie innerlich aus? Deine Hoffnung iſt auf Wind gebaut, Deine Ehre iſt beſchädigt, Deine Pflichten ſind aufs Gröblichſte verletzt, dergeſtalt, daß der Fehl nicht wegzuwiſchen wäre, auch wenn morgenden Tages der heilige Vater Deine Ehe mit Chateaubriant löſte und Dich einſegnete zur Königin von Frankreich. Eine Foix wird um nichts erhoben dadurch, daß ſie Königin von Frankreich wird. Ich mag rechts, ich mag links hin ſehen, ich ſehe Dich verloren, arme Françoiſe! Ich ſehe für Dich nur die traurige Wahl zwiſchen zwei Abgründen, denn ich bin gewohnt, die Dinge bei ihren nackten Namen zu nennen: entweder Du mußt nach Chateaubriant zurück und über Dich ergehen laſſen, was Dein Gemahl über Dich verhängt, oder Du mußt Dich ins Kloſter zurückziehen und für immer aus der Welt verſchwinden. Dies iſt Deine Lage, wähle!

Und da ich rathen ſoll, ſo rathe ich das Letztere; denn es iſt würdiger, Du führeſt mit Entſchloſſenheit zu Ende, was Du mit verwegenem Leichtſinn begonnen, als daß Du kläglich auf halbem Wege umkehreſt und Dich und unſern Namen der Rache eines gekränkten Bretonen ausſetzeſt. Das mütterliche Stöhnen um Dein Kind muß dann freilich aufgegeben werden; ich begreife es auch nicht. Haſt Du es für Dein Glück aufgeben können, ſo magſt Du es auch im Unglücke miſſen! Und es iſt ein Mädchen; ſchlag Dir's aus dem Sinn. Es zu rauben iſt unehrenhaft gegen einen Gemahl, deſſen Ehre Du preisgegeben.

Haſt Du den Muth, meinen Rath anzunehmen, ſo will ich in der Genoveſen-Abtei Deine anſtändige Aufnahme vorbereiten, und Dir Gefolge ſenden, welches Dich von Fontainebleau ſicher nach der Heimat bringt.

Dieſer Brief war für die Gräfin ein neuer Schmerz; nicht blos weil er neue Anklagen des Königs enthielt, ſondern weil er leidenſchaftslos ein herbes Urtheil über den König fällte, eine ruhmloſe Zukunft für ihn vorausſagte, und weil er ihre Liebe zu ihm wie ein entſchiedenes Unglück behandelte, für welches ohne Umſchweife Abhilfe geſucht werden müſſe. Wie entſchlöße ſich ein liebendes Herz, das heißt mit andern Worten ein auf Glück hoffendes Herz, ſeine Welt plötzlich und mit einem Male zu vernichten! Dazu bedarfs eines langen Kampfes, denn die Hoffnung iſt des Menſchen gewaltigſte Lebenskraft, man lebt nur vermöge derſelben, und die Kriſen der Verzweiflung bewegen ſich immer darum, daß man in der Unfähigkeit, ſich ein neues Ziel der Hoffnung zu errichten, dem Selbſtmorde verfällt, oder daß man eben das Ziel der Hoffnung wechſelt. Niemand will das Letztere glauben, weil es herkömmlich iſt, im Beharren auf einer Hoffnung die Einheit und Stärke des Charakters zu finden, aber es iſt dies im menſchlichen Herzen die ſtets belebte Scene der Täuſchungen. Der ſtärkſte, aber des Lebens bedürftige Charakter iſt ſo reich und erfinderiſch darin! Kein Wunder, daß man ſo zuverſichtlich immer von Dämonen und kleinen Teufeln in uns geſprochen hat; dieſe Acte der Täuſchung, welche das Leben verlängern und wol auch beleben, ſo lange es ſich nicht um einen Wechſel zwiſchen grellen Gegenſätzen handelt, dieſe Acte der Täuſchung werden oft in uns bewerkſtelligt unter immerwährendem Proteſtiren von Seiten unſers alten Menſchen und deſſen abſterbender Hoffnungswelt, ja unſer Geiſt und Charakter, kurz Alles, was unſere höhere Seele ausmacht, ſcheint ſich ununterbrochen und doch erfolglos jenem Wechſel der Hoffnung zu widerſetzen, und doch bewerkſtelligt ſich dieſer Wechſel wie ein Lebensact gleich dem Schlafe, welcher unſern moraliſchen Widerſtand unmerklich, aber völlig entwaffnet.

Ein ſolcher Wechſel entwickelte ſich ſeit längerer Zeit in Françoiſe, und was ihm hinderlich entgegen trat, das konnte ſie wol ſchmerzlich betrüben, aber es konnte den Gang des Wechſels nicht hemmen. Er hatte begonnen mit der erſten Entdeckung, daß der geliebte Franz in dieſer und jener Einzelnheit anders ſei als das Ideal, welches ſie von ihm im Herzen getragen. Der erſte gewaltige Ruck war eingetreten am Todestage der Königin Claude; wie jeder tapfere und tüchtige Charakter thut, ſo hatte Françoiſe damals verſucht, durch Gegenhandeln das ſie beſtimmende Geſtirn anders zu ſtellen. Die Täuſchung wurde ihr auch gefällig erleichtert: Franz, das mächtigere und im Verhältniſſe zu ihr durchweg beſtimmende Weſen, hatte ihren Widerſtand dadurch gebilligt, daß er ihn liebenswürdig fand und ſich ihm ſcheinbar nachgiebig erwies. In der That aber war es nur ein Uebergang für ſie geworden, geringere oder doch andere Anſprüche an den König zu machen. Sie hatte nur ihre eigene Perſon geltend gemacht, aber die feinere Forderung, die Forderung, Franz ſolle zartere Rückſicht für ſie im Herzen tragen, die hatte ſie ſchon aufgegeben, als ſie ihm Vorwürfe machte wegen ihrer Preisgebung in den Straßen von Paris, als ſie ihm unter ſchmerzlichen Weh den Tod Semblançay's verzieh. Und welche Rieſenſchritte im Wechſel mußte ſie von da an machen! Dürfen wir denn glauben, daß ſie ganz und gar an die Richtigkeit des Abenteuers mit Diana von Brezé geglaubt habe? O nein. Aber die Liebe war ſtärker als der Zorn. Die Liebe war nur einer Verſicherung des Königs bedürftig: das Abenteuer ſei eine Verläumdung. Mit dieſer Verſicherung — alſo gebot die Liebe in ihr — muß Alles beendigt und vergeſſen ſein! Nach dieſem großen Schritte ward es dem reißend fortſchreitenden Wechſel ſchon leichter, nach der Abreiſe des Königs zu ſagen: Mögen die Menſchen es deuten wie ſie wollen, er hat mir doch den ſchönſten Beweis ſeiner Neigung gegeben, daß er mich an das Herz der mir abgeneigten Mutter gelegt hat! Iſt dies nicht viel mehr als ein Diadem?! Die Weſen, welche ihm die theuerſten ſind auf Erden, will er liebevoll einig unter einander ſehen; kann er dafür, daß ich die Neigung ſeiner Mutter nicht gewinnen kann? Der Erfolg richtet doch nicht über die Abſichten. Und das

Märchen von Manosque und dem Fräulein von Boland, welches Lautrec erzählt, wie unverkennbar iſt dies von Mund zu Mund übertrieben und dem Könige zur Laſt ausgelegt worden! Was hat er denn gethan? Er hat ſie ſchön und begehrenswerth gefunden! Mein Gott, ſoll er über der Liebe zu mir den Sinn für Schönheit verlieren, welcher ihn von je her ſo wunderbar befähigt hat für Schöpfungen des Geſchmacks? Geſchähe dies, ſo wäre es ja meine Pflicht, die Ueberſpanntheit des Fräulein von Boland nachzuahmen und mich ihm widerwärtig zu machen, damit er ſeinem königlichen Berufe wiedergegeben würde. Was weiß denn auch der Kriegsmann Lautrec von der Liebe? Behandelt er ſie nicht wie eine Frage des Standrechts, wenn ein Lanzknecht angeklagt iſt?! Nein! Ich habe mich auch nur an ihn gewendet, um über den Krieg genaue Auskunft zu erhalten, da Franz nicht Zeit hat, mir Briefe zu ſchreiben, ich habe mich an Lautrec gewendet, um einmal zu verſuchen, ob mir der Bruder in irgend etwas behilflich ſein könne. Ich habe mich geirrt, und ich weiß nun genau, daß Niemand außerhalb des Liebespaares eine richtige Einſicht in das Liebesverhältniß hat und einen richtigen Rath geben kann. Florentin hat mich ſtets übel berathen, und Margaretha wie Budé und Marot übertreiben, wenn ſie fortwährend verſichern, ich dürfte nicht, was auch des Königs Mutter thue, aus dem königlichen Schloſſe weichen. Ich gäbe die Stellung auf, welche mir der König ſelbſt angewieſen, ſobald ich wegginge! Als ob es ſich zwiſchen mir und Franz um ſolch eine Aeußerlichkeit handelte! Und Lautrec würde bald einſehen, daß ich auf dem Schloſſe von Foix eben ſo gut aufgehoben ſei als in der Genovefen-Abtei.

In dieſem Gange bewerkſtelligte ſich der Wechſel in Françoiſe. Er verſtellte zunächſt Alles um ſie her, damit für jeden Preis der Glaube an die Liebe des Königs gerettet werde. Von dieſem Glauben allein lebte ihre Seele. Nicht blos aus dem Grunde, welchen ſie jetzt nannte, hatte ſie an Lautrec geſchrieben, nein, ein Reſt ihrer alten Sinneswelt, des Foix'ſchen Stolzes, hatte ſie dazu getrieben, ſie verleugnete ihn aber nun gegen ſich ſelbſt, da ſie ihren Liebeshalt durch Lautrec's Auffaſſung bedroht ſah, ſie behandelte nun die peinigende Handlungsweiſe der Herzogin von Angoulême, welche ſie zum Schreiben an Lautrec gedrängt, wie eine äußerliche Nebenſache, ſie wollte ihr nun aus dem Wege gehen, als ob Lautrec nur geantwortet hätte: geh' in unſere Heimat! All das Andere, was er geſagt, war gegen das Herz ihrer jetzt einzigen Lebenshoffnung gerichtet, ſie konnte nichts davon annehmen, wenn ſie nicht verzweifeln wollte.

Es war wieder ſpät im Jahre, und ein kalter Wind trieb die trockenen Baumblätter über den Gartenhof vor ihrem Fenſter in Fontainebleau. Sie ſaß an dieſem Fenſter und ſah in die ſchwarzgrauen Wolken, welche haſtig über den Wald hinwegzogen. Ihr Geiſt lebte in fernen Hoffnungen, und der Brief Lautrec's, welcher neben ihr lag, konnte ihre keine weitere Aufmerkſamkeit abgewinnen. Auch das Urtheil über den Krieg, welches darin enthalten war, bekümmerte ſie nicht ſehr: ſo wie er den König übrigens einſeitig beurtheilt — dachte ſie — ſo wird es auch in der Kriegsangelegenheit geſchehen, denn Lautrec iſt ein wenig rechthaberiſch und pedantiſch.

Im Schloſſe zu Fontainebleau war es todtenſtill; der Hof war längſt nach Paris, und nur Françoiſe war allein zurückgeblieben, um der Herzogin von Angoulême und deren böswilliger Behandlungsweiſe nicht länger ausgeſetzt zu ſein. Ihre Freunde waren damit einverſtanden, blieb ſie doch nach ihrer Meinung ſolchergeſtalt in des Königs Hauſe. Zu dieſen Freunden gehörte jetzt mehr als je der wunderliche Marot, der ihr bei dem Attentate in Paris ſo erfolgreich durch einen geſungenen Vers zu Hilfe gekommen war. Sie wußte nicht, daß er damals der Sänger geweſen, aber ſie ſah ihn ohnedies gern, weil er ein aufgeweckter, äußerſt mannigfaltiger Kopf war, der in leichten, oft frivolen Formen ein ſelbſtſtändiges Gedankenleben fetzenweiſe um ſich warf. Seine Lebensſtellung, obwol vom Könige begünſtigt, blieb doch eine mißliche; der König nämlich hatte wol den freien

Sinn, das Talent Marot's unbekümmert um die niedrige Geburt des ſcherzhaften Dichters auszuzeichnen, aber er war doch ſeiner Zeit nicht ſo weit voraus, daß er Marot gegenüber jemals deſſen niedrige Geburt ganz aus den Augen gelaſſen hätte. Marot blieb ihm des Kammerdieners Sohn, den ſeine Gunſt allein erhoben hätte und hielte. Die franzöſiſche Dichtkunſt hatte damaliger Zeit noch keinen Stil, ſie hatte ihn weder im bürgerlichen Leben, noch in ihrer literariſchen Form, und Marot, ſo ungünſtig zum Leben geſtellt, war nicht geeignet, einen ſolchen zu ſchaffen. Der Geiſtliche Rabelais, welcher ſich einige Jahre ſpäter zu regen begann, konnte dies in ſeiner unabhängigen clericaliſchen Stellung viel eher, und er that es in einer ſatyriſchen Oppoſition, welche Marot Kopf und Kragen gekoſtet hätte. Und doch war ſich dieſer eines überlegenen ſelbſtſtändigen Berufes bewußt, und der an den Hofnarren erinnernde Ton, welcher ihm gar oft begegnete, hätte ihn boshaft machen können, wäre er nicht mit einem äußerſt gutmüthigen und heiteren Naturell begabt geweſen. Françoiſe aber und deren Stellung mußte ihn vorzugsweiſe vielfach intereſſiren, da es ſich bei dieſer Stellung ebenfalls um ein ungewöhnliches Emporkommen durch perſönliche Vorzüge handelte, und da Françoiſens Weſen dem Talent gegenüber völlig frei war von Vorurtheilen des Standes. Vielleicht ſeiner verborgen liegenden Oppoſition halber gegen das Herkommen hatte Marot der immer weiter um ſich greifenden Reform eine lebhafte Theilnahme zugewendet, und er fühlte ſich auch von dieſer Seite zu Françoiſe hingezogen, weil er mit ihr frei über dies Thema ſprechen konnte. Ja er hatte einmal die Aeußerung hinzuwerfen gewagt, daß ſie vermittelſt der Reform eine hochwichtige Rolle für Frankreich ſpielen könne: machte ſie den König der Reform geneigt, ſo wäre nicht nur ihre Scheidung vom Grafen ohne die von vielen günſtigen Umſtänden abhängige Dispenſation durch den Papſt überflüſſig, ſondern ſie würde auch, wie einſt König Chlodwigs Gemahlin, von unabſehbarem Einfluſſe auf Bildung und Seelenheil der Franzoſen.

Mochte dies auch lächelnd von ihr zurückgewieſen werden, einem Weſen wie dem ihrigen, welches bereits in Allem nur noch auf die leidenſchaftliche Neigung geſtellt war, blieb dieſe Beziehung dennoch haften, und die Reform, obwol niemals ausgeſprochen zur gemeinſchaftlichen Fahne erhoben, war vielleicht ihr und Margaretha und Budé und Marot das gemeinſchaftliche Band der Vereinigung.

Dieſe drei Perſonen waren denn auch in dieſem einen Rathe für ſie einig: ſie dürfe der Regentin zum Trotz das Haus des Königs durchaus nicht mehr verlaſſen. Sobald ſie dies thäte, würde die Regentin alle Minen des Widerſtandes und der Verläumdung in Wirkſamkeit ſetzen, und in dieſem Falle mit gutem Erfolge. Die Gräfin gelte nämlich überall nach der letzten Scene in der Franz-Gallerie für gewiſſermaßen verlobt mit dem Könige und der Mutter des Königs zur Obhut übergeben. Daß ſie in dem einſamen Fontainebleau bliebe, verziehe man, entferne ſie ſich aber von da anderswohin als ins Hôtel des Tournelles zu Paris, wo die Regentin Hof hielt, ſo wäre dies für die Regentin eine erwünſchte Gelegenheit, die ihr übertragene Beſchützungsrolle unter großem Lärmen aufzugeben, und zwar unter einem Lärmen, welcher Françoiſe die Rückkehr an den Hof, ſobald der König heimkomme, zum Aeußerſten erſchwere.

Und doch war Françoiſe geneigt, faſt genöthigt, Fontainebleau zu verlaſſen. Beim Abgange des Hofes nach Paris hatte die Regentin nichts zum Unterhalte der Gräfin angeordnet, ſondern Alles, was darauf Bezug und dafür Dienſt hatte, mit nach Paris genommen. Wer heißt ſie in Fontainebleau bleiben! Wenn es ihr neben des Königs Mutter nicht gefällt, weil dieſe ihr nicht immer gefällig iſt, ſo mag ſie zuſehen, wie ſie beſtehe!

Die arme Françoiſe konnte aber wirklich nicht neben der Regentin beſtehen; denn dieſe war nicht nur unfreundlich, ſondern ohne Unterlaß beleidigend, um Françoiſe den Aufenthalt neben ihr unerträglich zu machen, und Françoiſe konnte und wollte doch neben dieſer feindlich geſinnten Frau den angemeſſenen Stolz nicht verläugnen. — In dieſer Lage, am Gewöhnlichſten Mangel leidend und durch rauhes Wetter ſchon ſeit Wochen ohne Nachricht von ihren Freunden in Paris, hatte ſie an Lautrec geſchrieben und jetzt eben die obige Antwort erhalten. Noch im Nachſinnen darüber ward ſie durch Marot's Ankunft erfreut, welchen Guernard, der einzig übrig gebliebene Diener vom früheren Königstroſſe zu Fontainebleau, bei ihr einführte.

Dergleichen Beſuche waren nicht ohne Gefahr für den Dichter, welcher nur von der Gunſt des Königs und in Abweſenheit deſſen von der Gunſt der Regentin lebte. Budé ſchon forderte ungern das Mißwollen derſelben heraus durch offene Parteinahme für die Gräfin, denn der Stand der Dinge hatte ſich durch die dauernde Abweſenheit des Königs ſehr verändert, und war durch den ſich in die Länge ziehenden Krieg immer mißlicher geworden für diejenigen, deren Gewiſſen nicht ganz rein war in der Geſinnung für Louiſe von Angoulême. Eine dauernde Oberherrſchaft iſt ja wie dauernder Sonnenſchein oder dauernder Regen: ſie entdecken jede Ritze, dringen in den verborgenſten Ort, werden zudringlich, werden unerbittlich. Es war tapfer genug, daß Budé und Marot ſo lange an der verfehmten Gräfin hielten in einer Zeit, da jeder Tag ein neues, bedrohliches Gerücht verbreitete. Bald ſollte der König eine große Schlacht verloren haben, bald an der Epidemie, welche in Mailand herrſchte, tödtlich erkrankt, bald ſchon geſtorben ſein. Niemand traute den Nachrichten, welche von der Regentin ausgingen, und doch hatte nicht leicht Jemand außer ihr unmittelbar Nachricht vom Kriegsſchauplatze. Es war alſo Marot nicht zu verargen, daß er ſich immer ſehr vorſichtig nach Fontainebleau begab, und um keinen Preis von irgend Jemand, der mit dem Hofe zuſammenhing, geſehen ſein wollte, und es war alſo wol verzeihlich, daß er diesmal ſehr beſtürzt vor ihr erſchien, denn bei jäher Wendung des Weges um die letzte Waldecke dicht vor dem Schloſſe war er unvermuthet in die Nähe einiger auf Maulthieren reitenden Cleriker gerathen, und glaubte unter ihnen Florentin erkannt zu haben, dem er trotz Françoiſens Gegenverſicherungen durchaus nicht traute. Er hatte ſeinen Klepper ſogleich in einen Fußweg abgelenkt, hatte ihn bei einem Köhler eingeſtellt und kam nun erſt gegen Abend zaghaft zum Vorſchein, bei Guernard genau ſich erkundigend, ob der Prälat angekommen ſei. Guernard hatte verneint und ihm zugeſagt, daß der gasconiſche Landsmann, falls er käme, nicht eingeführt werden ſolle, ohne daß Herr Marot benachrichtigt und außer den Geſichtskreis desſelben gebracht worden ſei.

Françoiſe war der Meinung, Marot habe ſich geirrt, da Florentin ſeit der Abreiſe des Hofes nicht mehr nach Fontainebleau gekommen ſei, und ſich einige Male brieflich bei ihr mit Mangel an Zeit entſchuldigt habe, ſie ſtets zur Ueberſiedelung nach Paris auffordernd.

„An Zeit mag es ihm wol auch fehlen," engegnete Marot, der ſich am Kaminfeuer zurecht geſetzt hatte, „denn man wird nicht durch Müßiggang in ſo jungen Jahren ſicherer Candidat des zunächſt ledigen Biſchofſitzes, und unſere Frau Herzogin-Regentin verlangt Arbeit für Gunſt —"

Und was ſollte ihn jetzt plötzlich bei ſo rauhem Herbſtwetter hierher ſprengen zu mir?

„Ich habe hinten am Stalle einen Reiter geſehen, deſſen Leibbinde die Foix'ſchen Farben zeigte —"

Und Ihr wißt, daß ich nicht den Luxus eines Reiters erſchwingen kann, und verwundert Euch — es iſt Lautrec's Courier, welcher mir eben den Brief, von dem ich Euch geſprochen, überbracht hat —

„Und welcher die Ankunft des Prälaten ganz wohl verurſacht haben kann. Ich habe nämlich dieſe Foix'ſche Leibbinde geſtern Abend im Hôtel des Tournelles irgendwo — ich weiß nicht mehr, wo? denn es fällt mir erſt jetzt ein, weil ſie mir jetzt erſt eine Bedeutung gewinnt — ſchimmern ſehen und ich bin jetzt überzeugt, daß Lautrec in ſeinen Depeſchen an die Regentin auch Eurer erwähnt hat und daß darauf irgend etwas erfolgt. Jetzt haltet nur um Gotteswillen feſt, und laßt Euch nicht bereden, Fontainebleau zu verlaſſen, da Euch kein Freund rathen kann, dies Fegefeuer dahier mit der Hölle ſelbſt im Hôtel des Tournelles zu vertauſchen.“

Dies Feſthalten, lieber Marot, wird immer unwahrſcheinlicher, da ich ſelbſt zu denen übergetreten bin, welche meine Abreiſe von hier für nöthig erachten.

Sie beſchwichtigte ſeinen hierauf erfolgenden Ausruf des Erſchreckens und fuhr fort: Erſtens halte ich dieſe Beſorgniß, mein Ruf und meine Zukunft hingen ab von meinem Ausharren hier oder im Schloſſe zu Paris, für ungegründet. Ich glaube vielmehr, daß dieſe Anſicht gefliſſentlich von der Regentin aufgebracht und verbreitet worden iſt, um mich zu quälen, mich ungeduldig zu machen und in der Ungeduld zu irgend einer für ſie beleidigenden Scene zu treiben, in Folge deren ſie mich unter einem Scheine des Rechts aus dem Hauſe des Königs entfernen könne. Mein Verhältniß zum Könige iſt ja ſo tief innerlich begründet, daß es nicht von ſolchen Aeußerlichkeiten abhängt, ob ich während ſeiner Abweſenheit hier oder da wohne. Ferner iſt es meiner Stellung am Ende doch unwürdiger als ſonſt etwas, daß ich mich länger dem gemeinen Mangel der alltäglichen Lebensbedürfniſſe ausgeſetzt ſein laſſe — ich bin kaum im Stande, ſetzte ſie halb lächelnd hinzu, guter Marot, Euch ein genügendes Abendeſſen auftragen zu laſſen, der Ihr vom weiten Ritt ein Verlangen nach Speiſe mitbringen müßt, wie es uns dahier in unſerer ausgehungerten Feſtung faſt gefährlich werden kann —

„Aber, gnädigſte Frau,“ entgegnete Marot halb lachend halb entrüſtet, „warum erlaubt Ihr mir nicht, daß ich der Herzogin von Alençon nur einen Wink gebe in dieſem Betracht —“

Nein, Marot, man muß eine Tochter nicht in die Lage ſetzen, daß ſie über ihre Mutter erröthen, oder daß ſie in

Widerſtreit mit ihrer gerathen müſſe. Und außerdem, lieber Marot, iſt noch ein Grund vorhanden — aber was war das? War das nicht ein Geräuſch von der Gallerie her? Und doch wohnt kein Menſch auf jener Seite!

Sie befanden ſich nämlich in demſelben Zimmer, welches den Zweikampf zwiſchen dem Könige und dem Grafen geſehen hatte, und welches an das jetzt ebenfalls halb offen ſtehende Semele-Cabinet ſtieß. Die Gräfin liebte es vorzugsweiſe, weil ſie immer hier den König geſehen hatte. Die verborgene Thür nach der Gallerie war feſt verriegelt; dennoch hatte Françoiſe ganz recht gehört, es war Jemand an dieſe Thür gekommen und hatte an der Feder gedrückt. Und Marot hatte bei ſeiner Ankunft auch recht geſehen, es war dieſer Ankömmling vor der verborgenen Thür Niemand anders als Florentin, der auf der andern Seite des Schloſſes bei den Geiſtlichen der Kapelle abgeſtiegen war, um bei dieſen erſt Erkundigungen über die Lebensweiſe der Gräfin einzuziehen, und der jetzt, um eines Regenſchauers halber den freien Hof zu vermeiden, von dieſer Seite den Zugang geſucht hatte. Der ihm eingeborne und ausgebildete Zug, auf unerwarteten Wegen zu nahen um zu überraſchen oder zu horchen, hatte auch vielleicht nur den Regen zum Vorwande genommen, um ſich ſelbſt zu genügen. Dieſer Drang, Verborgenes zu ſammeln und dabei oder damit wunderbar zu überraſchen, dieſer Drang nach wunderbarem Anſcheine iſt ja eben ſo ſehr hoch poetiſchen wie tief intriguirenden Menſchen eigen, und Florentin, welcher durch ſeine Neigung zum Aberglauben jenen nahe zu kommen trachtete, hatte zu dieſen die beſte Anlage. Ueber die finſtere Gallerie mit einer erborgten Laterne nach dem Bilde des Nymphen ſchreitend wollte er dieſem Naturell gemäß keineswegs ſo ohne Weiteres zur Gräfin eintreten, ſondern er wollte ſpähen, ob das Getäfel der Geheimthüre nicht eine Spalte zum Durchblicken, oder ob das Semele-Cabinet nicht eine Zeitlang Raum zum Horchen darböte. Keins von Beiden war der Fall, die Spalte fehlte und ins Semele-Cabinet konnte er nicht gelangen.

Da erſt verſuchte er's, durch heftigen Druck die vielleicht nur im Getäfel verquollene Thür zu öffnen und verſchaffte ſich durch das hierdurch erregte Geräuſch, was in dieſem Falle dem leiſen Schleichen nicht erreichbar geweſen war. Françoiſe nämlich, über das Geräuſch erſchreckend, war an die ſeidene Faltenthür, welche zwiſchen ihrem Zimmer und dem Cabinet war, geeilt, und hatte die obigen Worte geſprochen, indem ſie die Schnur dieſes Vorhanges zog und die Verbindung zwiſchen dem Zimmer und Cabinet ganz öffnete. Dadurch ward ein ſchnurrendes Geräuſch hervorgebracht, welches bis zu Florentin drang, und zwar deutlicher als die ängſtlich geſprochene Frage Françoiſens. Er vermuthete nun, ſie ſei nahe bei ihm, und hörte denn nun auch, da ſie bald darauf noch etwas ſprach, ſie ſei nicht allein. Sogleich ſchloß er die Laterne — denn ſeine Kenntniß dieſer Thür ſollte nicht unnöthig verrathen werden — und horchte mit verhaltenem Athem. Er hörte die Stimme eines Mannes; Marot war ebenfalls auf das Cabinet zugegangen, um die erſchrockene Françoiſe nicht ohne Schutz zu laſſen und hatte nach dem Cabinet hinein ſprechend ſie zu beruhigen geſucht. Florentin kannte dieſe Stimme, aber ſie war doch durch die Tapetenthür ſo gedämpft, daß er ſie nicht erkennen konnte. Françoiſe und Marot zogen ſich auch, nachdem ſie ihrerſeits gleichfalls eine Weile gehorcht und nichts weiter vernommen hatten, vom Cabinet ins Zimmer zurück, aber auch dieſe bis jetzt ſo unſcheinbare Entdeckung ſchien für Florentin von Werth zu ſein. Er ſtellte ſeine Laterne, nachdem er ſie verlöſcht, an den Boden, und zwar gerade ſo, daß ſie umgeſtoßen werden mußte, wenn Jemand aus der Tapetenthür trete. Dies ſollte ihm ein Zeichen ſein, ob Jemand von dieſer Seite ſich entfernt habe, während er durch den regelmäßigen Eingang zur Gräfin eingetreten ſei. Nach dieſem hin richtete er nun im Dunkeln ſeine Schritte, indem er mit dem Hauptſchlüſſel, welchen er nach Auftrag der Regentin beſaß, die unmittelbar auf den Gartenhof führende Flügelthür der Gallerie öffnete. Hurtig ſchlüpften ihm während dieſes Ganges allerlei

Pläne durch den Kopf, die bald davon ausgingen, Françoiſe könne einen Liebhaber außer dem Könige haben, oder es könne ihr auf einleuchtende Weiſe einer angedichtet werden. Es handelte ſich im Hintergrunde dieſer Pläne nicht darum, Eiferſucht beim Könige zu erregen, ſondern darum, den guten Ruf der Gräfin ſo zu beflecken, daß ihre Aufführung dem Könige einen Grund zum Bruche bieten könne. Marot's war er da, wo dieſer ihn geſehen, nicht anſichtig geworden, Budé wußte er in Paris — wer konnte es ſein? Mit ſolchen Gedanken trat er vor Guernard ins Vorzimmer und redete dieſen ſogleich mit der verfänglichen Frage an: „Ich ſtöre die Gräfin?"

Der alte geübte Diener, Marot's Bitte eingedenk, erwiderte mit Geſchicklichkeit, er wolle nachſehen und ſeine Hochwürden möchten einen Augenblick verziehen.

Seine Hochwürden waren aber nicht dieſer Meinung, ſondern erwiderten: „Ich kann ſelbſt nachſehen, der Diener Gottes hat zu ſeinem Beichtkinde immer Zutritt, wenn dies Beichtkind nicht — es iſt ja doch Niemand Fremder bei der Frau Gräfin?"

Nicht daß ich wüßte, entgegnete Guernard, welchem die Würde und landsmannſchaftliche Bekanntſchaft des Prälaten im Beſtehen auf ſtrenger Form hinderlich waren.

„Und das müßteſt Du doch wiſſen, es ſteht alſo nichts im Wege" — ſagte Florentin und ſchritt auf die Thür zu.

Ich bitte um Vergebung, ſprach Guernard, der doch um keinen Preis ſein Amt und das ſeinem Amte angemeſſene Verſprechen gegen Marot vernachläſſigen wollte — es ſteht mir nicht zu, ohne ausdrücklichen Befehl meiner Gebieterin Jemand zu ihr eintreten zu laſſen, und ich muß mich in dem vorliegenden Falle doch lieber ihrem Unwillen ausſetzen, daß ich mein Amt Eurer Hochwürden gegenüber zu peinlich beobachtet hätte, als daß ich — gedulden ſich Eure Hochwürden nur eine Minute.

Und damit vertrat er ihm den Weg zur Thür, deutete höflich auf einen Seſſel und ging hinein, die Thür ſorgfältig hinter ſich ſchließend.

Florentin war nun überzeugt, daß ein den Verhältniſſen nach unerlaubter oder bedenklicher Beſuch bei der Gräfin ſei, und mit der ihm eigenen Frechheit folgte er nach kurzem Beſinnen dem Diener. Während er durch das erſte Zimmer ſchritt, fiel ihm wol die Beſorgniß auf, ſeinem dreiſten Beginnen könne der Degen eines verwegenen Seigneurs entgegenblitzen, aber, wunderlich genug! eine gehäſſige Eiferſucht trieb ihn eben ſo weiter wie die politiſche Neugier. Er hatte die Schönheit der Gräfin und das Feuer, welches ihm in der Abtei die Umarmung derſelben erregt, niemals vergeſſen, er war der Politik und dem Könige gewichen, daß er aber auch jedem Anderen weichen ſollte, erweckte in ſeiner unreinen Seele den ärgerlichſten Neid. Er griff entſchloſſen an die zweite Thür, bis zu welcher er gekommen war — ſie öffnete ſich nicht; Guernard, dies Nachdringen des Prieſters befürchtend, hatte ſie hinter ſich verriegelt. Nun war es Florentin unzweifelhaft, daß er ein Liebes-Rendezvous ſtöre und die Triebe in ihm wurden uneins, denn der politiſche Trieb wollte ſich über eine ſo folgenreiche Entdeckung freuen, welche der alten Sinnenneigung eine eiferſüchtige Pein verurſachte. Darin aber waren Politik und Eiferſucht einig, daß dieſe Entdeckung vollſtändig ausgebeutet werden ſolle zum Verderben der Gräfin.

Guernard's Anmeldung beſtürzte Marot zum Aeußerſten und ſetzte auch Françoiſe in Verlegenheit; ſie war natürlich entſchloſſen, den Dichter nicht dem Zorne der Regentin auszuſetzen und verſah ſich überhaupt von dem Beſuche Florentins keiner guten Abſicht. Das Betragen dieſes ihres Milchbruders war denn doch am Ende ſeit der Abreiſe des Königs ſo unzweifelhaft parteinehmend für die Regentin geworden, daß ſelbſt die argloſe Françoiſe ihm nicht mehr vertrauen konnte. Es war indeſſen nicht rathſam, ihn abzuweiſen und durch dieſe Beleidigung geradezu herauszufordern, Marot ſelbſt rieth davon ab, und Guernard bemerkte ſchüchtern, als eine Pauſe eintrat: der Herr Prälat habe ſich ſehr argwöhniſch gezeigt, und es wäre wol gut, wenn er angenommen werden ſollte, daß dies ſo raſch als möglich geſchehe.

Die Wohnung hatte außer der verborgenen Thür keinen anderen Ausgang als den, welchen Florentin durch ſeine Gegenwart ſperrte, und das Geheimniß der Tapetenthür an irgend Jemand zu verrathen, ſchien Françoiſe unzuläſſig, Marot mußte alſo verſteckt werden. Wohlan denn, rief ſie, Meiſter Clement, ſetzt Euch hier in das Semele-Cabinet und verhaltet Euch geduldig und ruhig, ich ſchließe den Vorhang. Guernard, führe den Herrn Prälaten bis ins anſtoßende Zimmer —

„Aber, gnädigſte Frau Gräfin —“

Raſch, raſch, Guernard, ich will eben ſo raſch mit ihm endigen!

Guernard ging, Marot ließ ſich im dunkeln Cabinet nieder, Françoiſe, nachdem ſie ihm ſcherzhaft empfohlen, ein Gedicht in dieſer Einſamkeit zu machen, und nachdem ſie die ſeidene Faltenthür zugezogen hatte, nahm den Leuchter und trat in das anſtoßende Zimmer. In demſelben Augenblicke ward Florentin durch die gegenüberliegende Thür durch Guernard eingeführt, und jetzt erſt ſah Françoiſe, daß ſie eine Vorſicht vergeſſen und wahrſcheinlich Guernard's Erinnerung daran überhaſtig abgewieſen hatte. Der Tiſch zum Nachteſſen war in dieſem Zimmer gedeckt und es waren drei Couvert's aufgeſtellt. Guernard glaubte es damit gut machen zu können, daß er ſich ſogleich nach dem Anrichtetiſche wendete und überflüſſiges Geräth von da zur Tafel trüge, als hätte er jetzt erſt nach Ankunft des Gaſtes ein drittes Couvert aufgelegt. Aber er täuſchte den Prälaten nicht, und als Guernard das Zimmer verlaſſen hatte wies Florentin ſogleich mit ausgeſtreckter Hand auf die Tafel und drückte ironiſch ſein Bedauern aus, daß er ein Nachteſſen ſtöre, welches ſo einladend vorbereitet ſei.

„Du ſiehſt, daß Guernard nicht Deiner Meinung iſt, er hat ein Couvert für Dich aufgelegt!“ erwiderte die Gräfin ärgerlich, daß ſie dadurch genöthigt war unwahr zu ſprechen und ihn zu einem Mahle einzuladen, welches der arme Marot hungrig abwarten müſſe.

Guernard ſcheint für einen Geiſtlichen anders zu decken als für einen Seigneur, ſagte er lächelnd.

„Wie denn? Das dritte Couvert iſt für Chimene!“

Dann werden wir ein viertes brauchen.

„Haſt Du Jemand mitgebracht?“

Nein, er iſt allein gekommen.

„Wer iſt's?“

Du fragſt für mich! — Aber endigen wir dies Spiel, das ich, wie Du ſiehſt, durchſchaue. Dein ſträflich weltlicher Sinn macht reißende Fortſchritte, Françoiſe, und Du ſcheinſt nicht zu ahnen, daß Dein Leben, welches jetzt nur am dünnſten Faden einer bereits zweifelhaften Königsgunſt hängt, rettungslos hinaus geſchleudert wird ins Toben der Elemente, ſobald dieſer dünne Faden zerreißt.

„Biſt Du von Sinnen, Mann, was willſt Du mit dieſer unverſtändlichen Predigt?“

Ich will Dir ſagen, daß Du lügſt und trügſt —

„Unverſchämter Mann, verlaſſe mich auf der Stelle und laſſe Dich nie wieder vor meinem Angeſicht ſehen! Nachdem er mir in der Genoveſen-Abtei unter allen möglichen Lockfarben den dreiſten Schritt meines Lebens vorgeſtellt und mich dazu gedrängt hat ohne eine Ahnung zu haben von dem Gefühle, welches allein ihn rechtfertigte oder doch entſchuldigte, ohne eine Ahnung zu haben von Liebe und Hingebung, nachdem er ferner mich verlaſſen, ja befeindet hat, als ihm anderswo raſcherer Gewinn winkte, kurz, nachdem er alle Winkelzüge eines unlauteren Herzens vor mir entfaltet hat, tritt er frech mit moraliſcher Anforderung vor mich hin! Hinweg! Du biſt ein gemeiner Menſch und im höchſten Grade unwürdig des Kleides, welches Du trägſt!“

Florentin war einen Augenblick überraſcht von dieſem Zornesausbruche, der ihm ſeiner Würde wegen unangenehm ſein mußte. Er lächelte nicht mehr, ſondern ſah finſter und grimmig auf die Gräfin und ſchwieg ſo lange, bis dieſe ſich zum Gehen wandte — dann ſprach er raſch und bannte ſie bald durch den Sinn ſeiner Worte an den Platz, welchen ſie verlaſſen wollte: „Ein böſes Gewiſſen täuſcht ſich gern über ſich ſelbſt, indem es Steine ſtrafender Tugend auf Andere ſchleudert. So ſteht es mit Dir; und ich will Dir's nun deutlich ſagen, warum? Auf Liebe berufſt Du Dich, ſie ſoll Dich entſchuldigen, oder gar rechtfertigen! Gute Werke allein entſchuldigen, nicht aber ein Gefühl, welches das wohlfeilſte auf Erden iſt, weil es ſich durch die Sinne aufdrängt und berauſchendes Vergnügen mit ſich führt. Wahrhaftig, 's iſt ein erſtaunlich Verdienſt: zu lieben und der Liebe ſich hinzugeben! Jedes leichtſinnige Geſchöpf erwirbt ſich dies Verdienſt. Deine Liebe aber konnte Verdienſt werden, wenn Du Verſtand und Menſchenliebe beſeſſen hätteſt, ſie neben dem Throne zu begründen; darum war ich ihr Anfangs behilflich. Aber Du haſt aus Deiner Liebe nichts zu machen gewußt als ein vergängliches Spiel der Sinne, und darum biſt Du nichtig und ſtrafbar geworden. Wo ſind Deine guten Werke? Was Du beſchützen ſollteſt, das haſt Du ins Verderben geſtürzt. Semblançay iſt der Raben Futter am Galgen, und Jean von Poitier's Freilaſſung iſt ſchmählich bezahlt worden mit der Ehre ſeiner Tochter! Die leichte Lebensweiſe des Königs, die Du beendigen ſollteſt durch die Macht Deiner Liebe, iſt ſchlimmer geworden als je, und das Fräulein von Boland hat neben Dir eine Märtyrerin ihrer jungfräulichen Ehre werden müſſen. Die Einigkeit des Königshauſes iſt durch Dich zerſtört, da Du Dich ungeſchickt zwiſchen Mutter und Sohn geſtellt haſt; die Einheit des Landes iſt durch Dich bedroht, da Du die Wortführer der Ketzerei begünſtigſt. Das ſind Deine Werke! Und womit krönſt Du das große Gefühl, einen Gemahl verrathen, ein Kind verlaſſen zu haben für eine Neigung, die ihrer Ueberſchwenglichkeit und Macht kein

Opfer zu groß erachtet, womit? Mit der leichtſinnigſten Untreue an dieſer gewaltigen Neigung, mit einer Untreue, die Dich, wie ich Dir vorhin ſagte, den rohen Elementen zum Raube hinauswirft aus dem Hauſe des Königs, ſobald ich von hier nach Paris zurückkehre und erzähle, daß Du zur Nachtzeit einen Mann in Deinen Zimmern verbirgſt und ſolchergeſtalt den ſogenannten Brautſtand mit dem Könige von Frankreich feierſt! Nun wiederhole, daß ich von Sinnen ſei, wenn ich Dich des Lugs und Trugs zeihe! Oeffne doch die Thüren vor mir bis zur Gallerie hinüber, und ich will Dir beweiſen, daß Du gelogen und betrogen.“

Es war in dieſer ſophiſtiſchen Rede ſo viel niederſchlagend Wahres für Françoiſe, daß ſie nichts zu erwidern fand: Entrüſtung, daß dieſer gewiſſenloſe Mann alſo ſprechen konnte, und Pein, daß der brave Marot preisgegeben werden müſſe, um eine allerdings gefährliche Verleumdung abzuwenden, beſchäftigten ihren Sinn und verſagten ihr die Rede. Und doch ſah ſie wohl ein, daß ein längeres Schweigen den Verdacht gegen ſie nur rechtfertigte. Was ſollte ſie thun? Marot's Schickſal der racheluſtigen Regentin ausſetzen? Nimmermehr; lieber wollte ſie ſelbſt leiden. Ja, jegliche Rechtfertigung vor dieſem Prieſter, den ſie nun verabſcheute, ſchien ihr unwürdig, ſchien ihr demüthigend zu ſein für ihren Stolz! Mag er hingehen und meinen Namen beſudeln vor ganz Frankreich! dachte ſie, da ihre Entrüſtung raſcher wuchs als ihre Beſorgniß, und mit einer unnachahmlich großartigen Bewegung des Körpers, der vor einer Schlange auszuweichen und das giftige Thier gleichzeitig von ſich zu ſchleudern ſchien, mehr aus Abſcheu denn aus Furcht, wandte ſie ſich nach der Thür, durch welche Florentin eingetreten war, öffnete ſie weit, deutete mit vorgeſtreckter Hand darauf, und befahl ihm mit blitzenden Augen, dahinaus zu gehen. Es war eine ſolche Gewalt darin, daß der ſonſt ſo freche Prieſter dieſem wortloſen Befehle wich und daß er keine Erwiderung verſuchte, als er an der Schwelle die leiſe geſprochenen Worte Françoiſens hinter ſich hörte: „Gemeine Creatur!“

Die Gräſin war ſo außer ſich, daß ſie Guernard, welcher eben aus dem Vorzimmer ins Gemach trat, durch welches Florentin ſchritt, mit lauter Stimme zurief: „Dieſer Mann wird nie wieder bei mir eingeführt!“

Ach, die Entrüſtung ließ ſie nicht daran denken, daß dieſer Mann wirklich mit Waffen hinwegging, die ihr für alle Zukunft den Eintritt in das Königshaus verwehren konnten! Was war aber das? Florentin blieb im vorderen Gemache horchend ſtehen wie ſie im daran ſtoßenden Zimmer: zahlreiche Hufſchläge, als wie von einer großen Schaar Reiter herrührend, drangen vom Gartenhofe herauf! Was konnte ſie in dieſen ſo lange verlaſſenen Ort führen? War es eine Botſchaft vom Könige? Kehrte er ſelbſt unerwartet zurück? Selbſt Florentin hatte dieſen Gedanken und es entging ſeinem raſchen Verſtande nicht, daß dann die Lage leichtlich gefahrvoll für ihn geändert werden könne. Die wahrhafte Entrüſtung Françoiſens hatte ihn wohl belehrt, daß der Verdacht mit einem Galan kaum richtig ſein könne. Vielleicht war der König ſelbſt in den hinteren Zimmern, und ſein Gefolge kam jetzt erſt! Kurz, er wendete ſich zurück und näherte ſich mit einigen verſöhnlichen Worten der Schwelle des Zimmers, in welchem Françoiſe ans Fenſter geeilt war. Sie wies ihn aber, ſeiner anſichtig werdend, ebenſo beleidigend hinaus, wie ſie kurz vorher gethan, und er ging nun mit dem Vorſatze, dies reichlich zu vergelten, ſei auch der König ſelbſt in Fontainebleau.

Es mag auffallen, daß Françoiſe mit einem Male und ſo überaus plötzlich ein Verhältniß brach, deſſen mißlichen Grund und Boden ſie bis daher nicht einmal gegen ihre warnenden Freunde zugegeben hatte. Aber der Hergang war doch natürlich: edle und liebende Gemüther, welche fern von der mannigfach zuſammengeſetzten „Welt“ genannten Geſellſchaft auferwachſen ſind, glauben durchaus nicht eher an eine berechnete Bosheit, als bis ſie ſelbſt davon zur Verzweiflung getrieben werden. Bis dahin halten ſie auch die deutlichſten Proben ſchlechten Betragens für Ergebniſſe halb des Zufalls, halb einer dreiſten

Laune des Urhebers, der ſeinem Geiſte zur Abwechſelung Verwegenes in Bewegung ſetzt und am Ende ſelbſt nicht mehr im Stande iſt, das in Bewegung geſetzte Verhältniß zu hemmen. Ein ſolcher verwegener Spieler war Florentin für Françoiſe geweſen, und jetzt erſt, da ſie ihn das für Spiel gehaltene Betragen gar darſtellen ſah als ein durchdachtes und mit Tugendfedern geſchmücktes Werk, da ſie mit Schrecken überblickte, wie dies raffinirte Betragen gerade ihr Schickſal von Schritt zu Schritt immer übler verwickelt habe, und wie es eben die unſchuldigſte Veranlaſſung begierig ergriff, um eine Schnur zu ihrer völligen Erdroſſelung daraus zu drehen, jetzt erſt erſchien auf einmal wie in grellem Blitzesleuchten die Summe dieſes Menſchen, das Bild vorbedachter Bosheit vor ihren Augen, und ſie hätte jetzt jählings und gröblichſt mit ihm brechen müſſen, wenn auch ihr Leben ſelbſt mit dieſem Bruche aufs Spiel geſetzt worden wäre. Es war Alles empört in ihr, und ihre Empfindungen wurden denn auch mehr und mehr, je länger ſie im ſtürmiſchen Verkehre der Welt umhergetrieben war, in raſche Aeußerung übertragen, in raſche Handlung verſetzt. Sie war keineswegs noch die zaghafte bretoniſche Gräfin, welche auf dem Schloſſe Blois erſchien und vor jedem bedeutungsvollen Worte erſchrak: die Liebe war täglich in ihr gewachſen, und weil dieſe Liebe nie einen Augenblick ihres Lebens ſicher war, ſo waren auch alle handelnden Kräfte der jungen Frau unmerklich mit der Liebe gewachſen. Denn die Kräfte der Seele entwickeln ſich wie die der Natur nur dem Anſpruche gemäß, welchen das Bedürfniß macht. Das Wild der Haiden erhält ein längeres und dichteres oder ein ſchwächeres Winterhaar, je nachdem der Winter ſtrenger oder gelinder hereinbricht.

Die moraliſche Genugthuung drängt allen äußeren Nachtheil, den ſie mit ſich führen mag, in den Hintergrund, und Françoiſe fühlte ſich leicht und frei, daß ſie ein- für allemal mit dieſem heuchleriſchen Menſchen gebrochen und ſich ſeiner wenigſtens als ſogenannten Freundes entledigt hatte. Sie dachte nicht an die Zukunft mit ſolcher Feindſchaft, und wieviel ſie nothgedrungen erfahren und gelernt hatte vom eigennützigen und unſauberen Treiben der Weltleute. Die ſüßen Vorſpiegelungen der Liebe hatte ſie doch noch nicht verloren, in Sachen der Liebe glaubte ſie doch noch getroſt, wenn ſie auch bereits manche Schwäche geſchloſſenen Auges hinzunehmen gelernt hatte, an Dauer und Reinheit der Empfindung, an uneigennützige und edle Haltung. Wie hätte ſie anders gekonnt, da ſie ſelbſt mit voller Kraft liebte! Anſichten und Urtheile, die unſerem Denk- und Empfindungskreiſe fremd ſind, können uns durch gewaltſame Zudringlichkeit aufgenöthigt werden, wie die Kreiſe Florentins ihr gewaltſam aufgenöthigt wurden zur Erkenntniß und Verabſcheuung; aber übrigens und weſentlich erwarten wir von der Welt nur dasjenige, was wir ſelbſt zu bieten geneigt ſind. So konnte Françoiſe leicht und getroſt einen neuen Feind in den Hof hinabtreten, die von den Roſſen ſteigenden Reiter anſprechen ſehen und mit Zuverſicht erwarten, was ihr dieſe befremdlichen Ankömmlinge bringen möchten.

Florentin ſelbſt, von der ſpaniſchen Grenze ſtammend, hatte zu ſeiner Verwunderung bald erkannt, daß es Spanier ſeien, welche zur Gräfin Chateaubriant wollten, aber die natürliche Zurückhaltung dieſer Nation hatte ihm keine weitere Auskunft gewährt. Der franzöſiſche Führer, deſſen ſie ſich bedient und den er ausfragte als ſie größtentheils ins Vorzimmer der Gräfin eingetreten waren, wußte nichts zu ſagen, als daß ſie ihn in Pithiviers geworben, daß ſie ſehr reich zu ſein ſchienen und zwei große Maulthiere mit Damenſätteln mit ſich führten. — Sollte die Gräfin entführt werden? Das konnte ſie für den König nur im Preiſe ſteigern. Ließ ſie ſich entführen, entfloh ſie den Händen der Regentin? Und zwar mit Spaniern, den jetzigen Feinden des Reiches? Das war unwahrſcheinlich. Jedenfalls war aber Stoff in Fülle geboten, aus all dieſen Beſtandtheilen, welche mit dem überraſchten Rendezvous zuſammentrafen, einen Roman zu bilden, der ein geheimes Verſtändniß mit dem Kaiſer und ſonſtige üble Abenteuerlichkeit im Hintergrunde zeigen und die Gräfin verderben könne. Er eilte nach ſeinem Abſteigequartier bei den Geiſtlichen, um einen Boten nach Paris zu ſenden, der eine Abtheilung bewaffneter Reiter aufs Eiligſte herbeiſcheiden könne, damit er den Umſtänden gemäß im Stande ſei, auch gewaltſam einzuſchreiten. Auf dem Wege durch die Gallerie, den er einſchlug, um nach ſeiner Laterne zu ſehen, fiel es ſeinem umherſpähenden Geiſte ein, daß es wol eine Geſandtſchaft des Herzogs von Infantado ſein könne, um Chimene aus einem Lande abzuholen, welches in blutigem Kriege mit Spanien begriffen ſei. Dies war das Wahrſcheinlichſte. Er fand ſeine Laterne unverrückt und horchte eine Zeitlang an der Tapetenthür. Er unterſchied in der That Françoiſens Stimme, er hörte, daß ſie den Namen „Chimene“, den Namen „Infantado“ ausſprach, dann war es ſtill, die Behorchten hatten ſich vom Cabinet entfernt. — Es iſt ſo, wie ich mir vorgeſtellt, dachte Florentin, indem er hinwegging, und ſie wird mitgehen, wenn paſſend auf ſie eingewirkt wird!

Raſchen Schrittes eilte er nach ſeiner Wohnung, beſtellte, daß ſich ein berittener Förſter aus dem anſtoßenden Jagdhauſe fertig machte zum eiligſten Ritte nach Paris, und ſchrieb an die Regentin und an Françoiſe.

Während deſſen hatten ſich Françoiſe, Chimene und Marot zum Nachteſſen geſetzt, und es wurde über die Abreiſe berathſchlagt, welche der Herzog von Infantado ſeiner Tochter vorgeſchrieben. Der Kaiſer, hieß es in dem Schreiben des Herzogs, habe es ungnädig bemerkt, daß die einzige Tochter eines ſpaniſchen Grands im Augenblicke ſolcher Kriegskriſis am Hofe des feindlichen Königs verweile; er werde ſehr dankbar ſein, wenn die Frau Gräfin ſeiner Tochter eine weibliche Begleiterin bis an die Grenze mitgebe.

Chimene war ſehr betroffen von dieſem Verlangen; ſie liebte Françoiſe innig und fiel ihr weinend um den Hals, weinend über eine Trennung von dieſer älteren Freundin, welche ſeit der

Abreiſe des Königs zutraulicher und liebevoller gegen ſie geworden war als ſie je vorher geweſen.

„Gute Chimene,“ erwiderte küſſend die Gräfin, „ich werde Dich bis Foix begleiten.“ —

Um Gottes Willen nicht, rief Marot, das hieße der Regentin den Sieg in die Hände geben!

„Nicht doch, Marot! Dieſer Florentin würde mich von nun an dergeſtalt peinigen, daß ich in Kurzem doch entwiche, und das geſchähe dann nur unbequemer und auffallender als jetzt, da ich meiner kleinen Pflegbefohlenen das Geleit bis an die Grenze ihrer Heimat gebe. Und dann — hierbei neigte ſie ſich zu Marot und flüſterte ihm das Folgende wie aus politiſchem Inſtincte leiſe ins Ohr — de Brïon hat mir etwas mitgetheilt, was mich nach jener Gegend zieht und was die Intriguen der Herzogin mit einem Streiche vernichten würde, weil es mich früher als alle meine Widerſacher in die Nähe des Königs brächte. Ich wurde vorhin unterbrochen, als ich Dir's ſagen wollte: der König hat eine Landung in Catalonien vor, und wenn dies geſchieht, ſo führe ich ihm Lautrec und den Arriere-Bann des Languedoc und der Guyenne über Figueras zu Hilfe, — wird das nicht ſchön ſein?! Und iſt nicht — ſetzte ſie laut hinzu — mein väterliches Schloß Foix unter allen Umſtänden ein paſſender Aufenthalt für mich?!“

Marot ließ ſich indeß nicht irre machen. Er kannte die Lage der Dinge und die Eigenſchaften der in Rede kommenden Perſonen zu gut, als daß er über die große Gefahr eines ſolchen Schrittes einen Augenblick in Zweifel geweſen wäre. Wie ſehr auch Chimene auf ihn ſchalt, wie geiſtreich Françoiſe Gründe entwickelte, er blieb dabei, nachdrücklich abzurathen. Da brachte Guernard Florentins Brief, der ganz darauf berechnet war, die Gräfin in ihrem Vorſatze der Abreiſe zu beſtärken. Er ſagte darin, daß ſie ihn gar nicht zur Mittheilung des Befehls habe kommen laſſen, der ihn von Paris nach Fontainebleau geführt. Die Frau Regentin, unterrichtet von zweideutigen Beſuchen, welche ſich öfter bei der Frau Gräfin von Chateaubriant einſtellten, befehle ihr, unverzüglich, das heißt noch morgenden Tages, nach Paris zu kommen und ihre Wohnung im Hôtel des Tournelles zu nehmen.

Françoiſe, hochroth von Zorn, nachdem ſie dieſen Brief geleſen, reichte ihn ſtumm an Marot, erhob ſich vom Seſſel und gab an Guernard Befehl, auch ihre Abreiſe zu rüſten. Auch Marot verſtummte nach Durchleſung des Briefes, und ſo ſchien denn das ins Werk geſetzt zu ſein, was die Gegner der Gräfin als entſcheidenden Schritt zu deren Sturze herbeigewünſcht hatten.

Marot hatte einen ſo richtigen Blick, daß ihn keinerlei Ueberredung über das Gefährliche des Schrittes täuſchen konnte; auf das zeitraubende Einpacken weiblicher Habſeligkeiten, denen nur Packpferde zu Gebote ſtanden, rechnend, eilte er nach ſeinem Pferde, um bis zum Morgen Paris erreicht und die Herzogin Margaretha um perſönliches Einſchreiten erſucht zu haben. Wie auf einem Gemälde ſah er den Gang vor ſich, den das Schickſal Françoiſens nehmen würde vom Tage der Flucht aus Fontainebleau: die Regentin wird dieſe Flucht darſtellen unter den abſcheulichſten Farben, und die Gräfin vor aller Welt bezeichnen als eine nach Abenteuern und ſinnlicher Unterhaltung lüſterne, anſtändigen Umganges von nun an unwürdige Frau. Er ſah den Brief vor ſich, den ſie ihrem Sohne nach Italien ſchreiben werde. Mein Sohn, mein Sohn — werde es darin heißen — wie haben wir uns getäuſcht in dieſer heuchleriſchen Chateaubriant! Herrſchſüchtig, gefallſüchtig, zügellos im Drange nach Zerſtreuung hat ſie nach Deiner Abreiſe alle meine Geduld auf die Probe geſtellt. Ich war ihr zuwider, weil meine Nähe ſie in Schranken einengte, und mit frecher Stirn erklärte ſie mir, daß ſie mir nicht nach Paris folgen werde. Alle meine Bitten waren umſonſt, ſie blieb in Fontainebleau, um dort ungeſtört ihre Stelldichein mit Liebhabern aller Gattung abhalten zu können. Ich ſchickte, ich ſchrieb, ich beſchwor unaufhörlich, denn die ſcandalöſeſte Nachrede erhob ſich bereits überall offen um mich her, und alle ehrenwerthen Leute beſchworen mich, die Hand von ihr abzuziehen, denn Du würdeſt ja doch in aller Zukunft ein ſolches Geſchöpf keines Blickes mehr würdigen. Auch ich war der Meinung, aber ich wollte doch ſtreng erfüllen, was Du mir aufgetragen. Es war umſonſt. Als ich endlich entſchieden befahl, ſie ſolle nach Paris zurückkehren, da krönte ſie ihr ſchamloſes Betragen dadurch, daß ſie mir ſagen ließ: was kümmere ſie das Haus Valois! Und bei hellem Tage zog ſie mit Gott weiß wie viel Galanen nach Spanien hinüber zu Deinen Feinden. Du wärſt nicht mein Sohn, wärſt nicht König von Frankreich, wenn Du uns und Deinem königlichen Hauſe jemals die Schmach anthäteſt, ſolch ein Geſchöpf wieder über unſere Schwelle zu führen!

So wird dieſe Flucht vor dem Könige erſcheinen, ſagte Marot vor ſich hin, als er ſich im Dunkeln ſelbſt ſein Pferd ſattelte. Und der König, ſprach er weiter, ach unſer leichtſinniger Herr, der ſo ſchnell vergißt, der wird halb lachend, halb ärgerlich ſagen:

Souvent femme varie
Fou qui s'y fie!

und einen Tag lang wird er trauern, daß die Ritterſitte überall die Welt verlaſſe und nirgends mehr Treue zu finden ſei, den Tag darauf aber, nachdem dies überwunden iſt — denn Trauer haftet nicht in ihm — wird er ein verborgenes Behagen empfinden, von einer Verpflichtung erlöſt zu ſein, denn er iſt nicht gewiſſenlos und empfindet eine ſolche gegen Françoiſe, und muß irgendwie davon losgeſprochen werden, um die unglückliche Gräfin ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ja wol, unglückliche, Du ſelbſt hilfſt ihn losſprechen. —

Dieſe Gedanken ausſpinnend hatte Marot die Vorſicht in Betreff Florentins außer Acht gelaſſen und war von ſeiner Köhlerherberge aus dicht auf den Gartenhof des Schloſſes, an welchem der nächſte Weg vorüberführte, zugeritten. Jetzt ſah er ſich plötzlich im Lichtſcheine der Fenſter Françoiſens neben einem Manne, der aufmerkſam nach jenen Fenſtern hinüberſah. Als ſein Pferd auf das Pflaſter des Hofes trat, wendete ſich der Mann nach ihm zu, und Marot ſah mit Schrecken, daß es Florentin ſei. —

So war denn zu all dem widerwärtigen Verdachte Anlaß gegeben worden, ohne daß Marot auch nur den Vortheil davon gehabt hätte, nicht erkannt zu werden! Er verſuchte indeß auch hier noch das Letzte und warf ſein Pferd zurück, um den verbergenden Wald wieder zu gewinnen. Aber ach, er hörte hinter ſich des Prieſters Ruf: „Marot, heda, Marot!“

Herr Marot war kein Held und hatte etwas vom Strauße, der ſich geſichert glaubt, wenn er den Feind nicht ſehe. Die ſtrafende Regentin vor Augen, welche durch den Prieſter unterrichtet ihn zur Rede ſtellen würde, ſpornte er ſein Pferd und ritt trotz aller entgegenſchlagenden Aeſte dergeſtalt mitten in den Wald hinein, daß er nach einer Viertelſtunde vollſtändig verirrt war und daß ſeine beabſichtigte Hilfeleiſtung für Françoiſe im entſcheidenden Augenblicke ganz verloren ging. Als der unfreundliche Tag graute, fand er erſt nach einigen Stunden einen Weg, und nachdem er dieſem wieder einige Stunden gefolgt war, kam er todtmüde in dem Flecken Malesherbes an, und ward von Bauern belehrt, dieſer Ort ſei ebenſoweit von Paris entfernt als Fontainebleau, nur mit dem Unterſchiede, daß von Fontainebleau aus eine Straße nach Paris führe, von Malesherbes aber nicht, daß er alſo am beſten thäte, nach Fontainebleau zurückzureiten, wenn er anders den höchſt ſchwierigen Weg dahin durch den Wald wieder finden könne.

Marot, im höchſten Grade abgeſpannt, erſchrak vor dem Gedanken, wieder nach Fontainebleau zu kommen, und überließ, deutlich ausrechnend, daß nun doch jede Hilfeleiſtung von ſeiner Seite zu ſpät eintreffe, die Gräfin mit einem tiefen Seufzer ihrem Schickſale. Des Poeten ſanguiniſche Natur gab ſich dem Drange des Augenblickes hin und entſchlief in einer Bauernhütte zu Malesherbes, während die unheilvolle Wendung in Françoiſens Leben bei Fontainebleau vor ſich ging. Als er erwachte war der kurze Lauf der Spätherbſtſonne ſchon wieder zu Ende, und die Bauern erklärten, es ſei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Weg nach Etampes hinüber rathſamer, er warte noch bis zum nächſten Morgen.

So kam er denn erſt nach Paris, als dies ſchon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant ſei von einem ſpaniſchen Herzoge, den ſie ſchon ſeit einiger Zeit bei ſich in Fontainebleau verborgen habe, von da entführt worden. Eine kleine Schaar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeſchickt, um dieſen Scandal zu verhindern, habe ſich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengeſtellt, ſich aber zurückziehen müſſen, da der Herzog ein großes Reitergefolge bei ſich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr ſchnöde abgewieſen habe. Es ſeien nun Couriere an alle Statthalter bis an die ſpaniſche Grenze abgeſendet, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen, da man auch politiſche Verrätherei dahinter vermuthe, und ſo nehme denn die Liebſchaft des Königs mit dieſer ausgelaſſenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoiſe an Kanzler Budé.

Schloß Foix, 15. Februar 1525.

Es wäre Alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal ins Auge ſehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er iſt ſo weit und ſo gefährdet, und Alles zwiſchen ihm und mir iſt ſo nebelhaft unſicher! Nicht doch, ich will nicht undankbar ſein: die ſtille Wintereinſamkeit hier im Schloſſe meiner Kindheit war mir gar wohlthätig, und Lautrec, der zweimal hier geweſen iſt, war immer gut, wenn auch herb. Er iſt nun einmal in Stahl und Eiſen aufgewachſen, und kann's nicht begreifen, wie man ſo lieben kann, um Alles darüber zu vergeſſen. Er hat auch ganz Recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh anthue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern ſpäter dafür büßen, und es iſt ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den ſchalkhaften Mund, den ſtolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das ſinnige Wort, die unerſchöpfliche Regſamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anſpricht und feſſelt! Er iſt eben mein Leben und ich bin ihm nun einmal begegnet, iſt das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Conſtance aber thut mir Lautrec geradezu Unrecht, wenn er ſagt, ich ſei eine gefühlloſe Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich Alles aufgeboten, mein Kind zu haben, aber ach, die zuverläſſigſten Menſchen haben mich dabei im Stich gelaſſen, vielleicht gar verrathen. Ihr erinnert Euch des breitſchulterigen Dieners mit röthlichem Haar, Namens Baptiſte, ſolltet Ihr ihn nicht in Blois geſehen haben? Der ſchien mir treu ergeben, und wollte mir meine Conſtance um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Koſten ſeinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was ſoll ich thun? Auch hierin muß ich wie in Allem auf meinen Franz warten, er wird ſchon Rath wiſſen. Ach, Franz! Ich ſchreibe ſo haſtig hin, lieber Budé, um eine Angſt zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erſt am Ende des Briefes ſagen will, damit ich Euch, dem ich ſo unbeſchreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geſchenkt, was Alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgeſprengt, ja mit abſcheulicher Sicherheit behauptet worden iſt, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, ſie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein nichtiges Ding, das Gottes Reichthum nimmer erkannt hätte. Denn ob ich ihn auch mit vielen Schmerzen erkenne, ich bin doch unendlich reicher, ja glücklicher in dieſen Schmerzen als ich vorher war in der Armuth und Dunkelheit des Friedens. Alſo laß mich ſchweigen, Budé, von den erſten Monaten dahier, als mir Lautrec und der Abt unten Alles das mittheilten, was ein Weib tödten mag, wenn ſie nicht liebt über alles Weh hinaus. Das Schlimmſte waren die Aeußerungen des Königs, die man erfahren haben wollte, und die gewiß erlogen waren. Meiſter Clément, der gute, half mir von dieſer Pein. Wie viel gute Menſchen gibt es doch! Er entwich gewiß nicht blos um der Regentin und um ſeinetwillen aus Paris, der gute Marot hatte gewiß auch meine Noth vor Augen, als er, der ſchüchterne Poet, ſeinen Weg ins Kriegslager nahm mitten in Gefahren hinein, deren er ſo ungewohnt. Und ſiehſt Du, Budé, daß ich Franz beſſer kenne als Ihr Alle ihn kennt: lächelnd und gnädig hat er ihn, den die Mutter ſo angeſchwärzt, aufgenommen und angehört, und hat ihm auf die Wangen geklopft und geſagt: Ja, ja, ſie mögen ihr arg mitgeſpielt haben! — Ich werd's dem vortrefflichen Clément nie vergeſſen, daß er mir damals aus dem Lager vor Pavia gleich geſchrieben hat und ſeit der Zeit regelmäßig ſchreibt mit den Courieren, die an Lautrec kommen. Wie könnte ich es von Franz verlangen, der ſo überhäuft iſt mit den wichtigſten Sorgen! So erfahre ich doch immer wörtliche Aeußerungen von ihm, mitunter ſogar einen Gruß und erfahre genau, wie er ausſchaut und wie ihm zu Muthe iſt. Ach ja, nun muß ich es ſagen, Budé! Ich habe ſeit vierzehn Tagen keinen Brief von Marot, und in der hieſigen Gegend und überall, von wo man eine Kunde hört, läuft wie unterirdiſches Donnern ein Gerücht umher, deſſen Urſprung kein Menſch zu bezeichnen weiß, und das in ſeiner Unbeſtimmtheit entſetzlich klingt: es ſei mitten in zauberhaften Gärten Italiens bei Sonnenſchein und bei Mondenſchein eine ſchreckliche Schlacht geſchlagen worden zwiſchen Franzoſen und Spaniern, und es ſeien alle Franzoſen getödtet worden, ſo, daß ihre Leichen häuſerhoch geſchichtet lägen, und auf dem höchſten Haufen läge der König ſelber ausgeſtreckt, das todte Antlitz und die am Schwert erſtarrte Hand gen Himmel gerichtet! — Ein entſetzliches Geſpenſt, das gewiß unſere Mönche ausgebreitet haben; denn ſie ſprechen hier ſchon überall von der ſträflichen Nachſicht, die der König gegen die Ketzer hege. Sagt mir doch mit dem rückkehrenden Boten, was für Nachrichten aus Italien gekommen ſind: ich verharre in großer Angſt die zehn Tage, welche der Reiter braucht.

Wie undankbar bin ich doch! Faſt hätte ich Euch zu danken vergeſſen für die Schriften, welche Ihr mir in meine Einſamkeit geſendet habt, und welche ich mit Hilfe eines ſprachkundigen Prälaten der Abtei, eines alten würdigen Herrn, großentheils verſtanden zu haben glaube. Freilich ſind meine Verſtandeskräfte nicht ſtark genug, um ſich mit einiger Zuverſicht des Reformplanes bemeiſtern zu können. Ich muß meine Schwäche ſo weit eingeſtehen, daß ich noch gar keinen einigen Plan herausfinden kann; freilich habe ich auch Alles durcheinander geleſen, was die Schweizer, was die Wiedertäufer, was die Bauernapoſtel und was Luther ſelbſt geſagt haben. Der Letztere ergreift es für mich am tiefſten, und wenn er uns den „freien Willen“ abſpricht und die „guten Werke“ nicht für nothwendig erklärt, ſo ſtimme ich ihm von ganzer Seele bei. Wie bin ich zu meinem Schickſale gekommen? Doch wahrlich nicht aus freiem Willen! Ein Gott hat mich ergriffen, wie Dein Freund Lascaris ſo ſchön ſagt, ein Gott iſt mein Wille. Und nach dem Urtheile der Welt habe ich nur üble Werke gethan, und fühle mich doch nicht belaſtet! Aber wie kann Luther gegen Kreuzzüge wider die Ungläubigen ſprechen! Es iſt ja unſer Beruf, das geltend zu machen, was uns theuer iſt: dadurch ja allein handelt unſere Seele. Der Reformator iſt ſchüchtern, weil er durch den Zweifel gegangen iſt und den

Zweifel nur in der Wallung überwunden hat. Habe ich Recht, Budé? Was würde Franz ſagen, wenn man den ritterlichen Glaubenskampf verbieten wollte! Ich meine, wer nicht für ſeinen Glauben kämpfen will, der hat keinen Glauben. Und das iſt es wol eben: die Dinge hängen alle eng, unglaublich eng zuſammen, und die Folgerungen beſtürzen uns bis ins Herz hinein und erſchüttern uns den Glauben, welchen wir uns mühſam auferzogen. Es iſt ein furchtbar Werk, das da angefangen worden iſt: die Bauernapoſtel haben mich entſetzt mit ihrem Schrei nach Gütergemeinſchaft, Abſchaffung aller Rechte und Pflichten! Heilige Jungfrau, ich bin wol auch ſchon auf verwegene Ideen gekommen, wenn ich unter dem Volke vollſtändig begabte und dadurch von der Natur zu Allem berechtigte Menſchen geſehen habe — Baptiſte war beinahe ſo, Guernard iſt es ganz und gar, denn er hat außer der Begabung eine Faſſung und Enthaltſamkeit, wie ſie wenigen Seigneurs erreichbar iſt — aber ich wage mich darin nicht weiter, und die Bauernſcenen in Deutſchland haben mir allen Muth geraubt. Dem Könige wüßte ich dies auch in keiner Form gefällig darzuſtellen. Und noch Eins: wie kann man die Fürbitte der Heiligen ausſtreichen wollen! Darin liegt ja das innerſte Geheimniß der Liebe, der wunderbare Zauber, welchen ein Menſch für den andern in Bewegung ſetzen kann durch bloße Kraft des Herzens. O nein! Ich weiß, daß ich vor Franz von dieſer Erde ſcheiden werde, und ich weiß, daß es mich noch in einer anderen Welt beglücken wird, wenn ſich ſeine Gedanken zu mir wenden und Hilfe heiſchen von mir hierhin oder dahin. Das wird ja eben mein Geiſt, mein neues Leben ſein, daß ich wirke für das, was mir theuer geweſen iſt vom Beginn meines Gedächtniſſes.

Schilt nicht, Budé! Was wäre die neue Lehre, wenn ſie nicht auch vom Geſichtspunkte oder wenn Du willſt vom Herzenspunkte des Weibes beleuchtet und gebildet worden wäre. Und von dieſem aus muß ich denn auch billigen, daß mein Prälat der Reform eine zu gröbliche Rückkehr zu den rohen Tendenzen und

Traditionen des alten Teſtamentes Schuld gibt. Ich finde in alle dem, was er mir da mittheilt von Iſaak und Jacob und von der fanatiſchen Leidenſchaftlichkeit der Juden wenig Erbauliches und Evangeliſches und glaube ihm gern, daß dieſe Dinge, zum erſten Male ins Volk gebracht, garſtige Leidenſchaften aufſtacheln helfen. Belehre mich darüber, Budé!

Aber vor allen Dingen ſprich mir von ihm, denn er iſt meine Welt, und alles Andere beſchäftigt mich nur in Bezug auf ihn. Daß Ihr keine Bilder mehr wollt in den Kirchen, das vergebe ich Euch ſo wenig, wie er es Euch vergibt. Keine Bilder! Und doch ſehen wir Alles, das Beſte nur im Bilde! Was hätten die Glücklichen für ein Glück ohne die Kunſt? Platten Vortheil. Und wie ertrügen die Unglücklichen ihr Schickſal ohne ſie?!

Dieſer Brief kam viel ſpäter als Françoiſe gehofft hatte nach Paris, und an dem verhängnißvollen 24. Februar, an welchem ſie bereits eine Antwort erwartete, war er noch nicht in Budé's Händen. Das mochte zum Theil an Lautrec liegen, der ſich von Toulouſe, der Hauptſtadt ſeiner Statthalterei, eben entfernt hatte, als Françoiſe den Brief dahin ſandte, damit er von dort mit den Depeſchen nach Paris geſendet werde. Lautrec ritt um jene Zeit öfter als nöthig war an den Rhone hinüber, welcher die Grenze ſeiner Statthalterei bildete, um den Nachrichten aus Italien näher zu ſein. Jedermann war darauf geſpannt, und wie dies bei großer Spannung zu geſchehen pflegt, beängſtigt durch böſe Ahnungen. Denn jede verſchobene Entſcheidung erregt krampfhaft die Phantaſie. Zum Theil mochte aber auch die ſpäte Ablieferung des Briefes in Paris ſelbſt ihren Grund haben: einem Frauenregimente maß man die gefährliche Einführung bei, Briefe zu eröffnen und allenfalls zu unterſchlagen, deren Inhalt Bedenken erwecken könnte. Die Regentin Louiſe von Angoulême mochte in dem damals überreizten

Zuſtande des Landes Veranlaſſung finden zu ſolchen unlauteren Eingriffen, denn namentlich Paris ſtrotzte von bedrohlicher Stimmung. Man hielt es dort für unzweifelhaft, daß die Regentin üble Nachrichten vom Heere zurückhalte, und beſonders einige Prieſter benutzten den vorhandenen Unruheſtoff, um eine ſchallende Willensäußerung aufzubringen gegen die Ketzerei, welche in Frankreich noch nicht das geringſte Hinderniß erfahren hatte, welche ſogar am Hofe durch die Herzogin Margaretha und den Kanzler Budé begünſtigt ſein ſollte, und welche offenbar vom Rheine her mit einem gefährlichen Einbruche der aufrühreriſchen ſchwäbiſchen Bauernmaſſen drohte.

Kurz, erſt am zweiten März in der Mittagſtunde erhielt Budé jenen Brief und gleichzeitig eine Ladung, ſich im Hôtel des Tournelles bei der Frau Regentin einzuſtellen. Er achtete nicht auf den Diener, der ſich ohne Weiteres zurückzuziehen ſchien.

Nachdem er den Brief geleſen, weggelegt und ſich zum Ausgange angeſchickt hatte, ſprach er traurig vor ſich hin: Unglückliche Françoiſe, Du hoffſt noch, wo keine Hoffnung mehr vorhanden iſt! Nach der erſten Jugendliebe brauchen wir immer einen äußeren Anreiz, wenn unſere Neigung mächtig und dauernd ſein ſoll: der Gegenſtand unſerer Neigung muß dann ſchwer erreichbar oder höher geſtellt ſein als wir, oder muß Glanz und Ehre oder Reichthum mit ſich bringen. Ohne ſolchen Anreiz ermattet gar bald unſere Phantaſie, denn nur einmal kommt unſere Neigung aus reinem Herzen. Und König Franz! Weiß er Dich auch gerechtfertigt vor den Lügen ſeiner Mutter, was iſt ihm das! Entſchädigen und belohnen kann er überall, das iſt ihm kein Reiz. Erobern will er, Widerſtand lockt ihn, die erſte Ergebung berauſcht ihn — Dein entſcheidender Moment, Françoiſe, iſt dahin, iſt verloren, ſelbſt wenn er Dich ſchön und liebenswerth wiederfände!

Traurig ſchritt er über die hölzerne Brücke, welche damals oberhalb des Louvrethurmes über die Seine führte — denn das Collegium, welches er gegründet hatte und bewohnte, lag am linken Ufer und war noch abgeſondert von der mehr aufwärts angebauten und bevölkerten Stadt — traurig bog er in der Gegend der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois nach der St. Honoré-Straße in den belebteren Theil von Paris, und ſah mit Beſorgniß, daß die Bürger in ungewöhnlichen Gruppen verſammelt waren, heftig redeten, und da, wo ſie ihn erkannten, finſter auf ihn blickten.

Die Regentin hatte ſich lange nicht um ihn gekümmert, er hielt es für rathſam, erſt bei der Herzogin Margaretha vorzuſprechen, um über Stimmung der Mutter und Stand der Dinge nachzufragen, und es konnte ihm nichts erwünſchter ſein, als daß er im Gardenſaale einen Diener Margarethens fand, der bereits ſeiner harrte. Er ahnte nicht, daß jener Diener der Regentin, Florio, welcher ihm den Brief überbracht, die Zerſtreuung des keine Thür ſchließenden Gelehrten benutzt, ſich im Vorzimmer verborgen und den Brief an ſich gebracht hatte, ehe Budé noch aus dem Hauſe war. Er ahnte nicht, daß dieſer Menſch eben mit ſeiner Beute an ihm vorüberſchritt nach den Zimmern der Regentin hinüber, als die Herzogin Margaretha ihm ſelbſt an ihrer Thürſchwelle entgegentrat.

„Wir ſind in unglaublicher Pein, Budé" — ſprach ſie — „noch immer keine Nachrichten vom Heere, und Paris in kindiſcher Aufregung, und meine Mutter in beſter Laune, dies Alles uns entgelten zu laſſen."

Uns?

„Uns, und zwar unter dem Vorwande, daß wir die Ketzerei begünſtigten. Ich habe eben eine ſchmerzliche Scene mit ihr gehabt: ſie behauptet, das Volk rotte ſich zuſammen, weil es durch die fürchterlichſten Prophezeihungen in Angſt und Schrecken geſetzt ſei, dieſe Prophezeihungen gründeten ſich aber darauf, daß vom Throne herab die Ketzerei geduldet werde, und daß dem Throne und Lande deshalb die ärgſte Züchtigung bevorſtehe. Ihr ſeid's, rief meine Mutter, Du, Budé, Marot und was ſonſt zu der heilloſen Chateaubriant hält, die Ihr dieſe Gährung durch

Euer Geſchwätz erzeugt habt. Ich weiß es, ſetzte ſie hinzu, daß Budé mit der Chateaubriant Briefe wechſelt im Intereſſe der ſogenannten Kirchenreform, und ich werde ihn ſammt ſeiner Gräfin dem Volke zum Sühnopfer hinwerfen — heiliger Gott, ſeht nur, welche drohende Menſchenmaſſe aus allen Straßen quillt und ſich um das Hôtel zuſammendrängt! Was iſt die Welt kindiſch! Du haſt doch nichts Schriftliches ausgehen laſſen, was Duprat in die Hände geliefert werden könnte? Denn er iſt verhaßt wie die Peſt, und ergriffe begierig die Gelegenheit, ſich durch ein Ketzergericht beliebt zu machen. Mein Bruder kann Dich jetzt nicht ſchützen, Gott weiß, ob er nicht ſelbſt des Schutzes bedarf!"

Ehe Budé antworten konnte, erſchien ein neuer Diener der Regentin mit der Anfrage, ob Kanzler Budé den Befehl erhalten habe. —

Ich bin zu Befehl! unterbrach ihn Budé und folgte dem Zurückeilenden.

„Ich folge Dir auf dem Fuße, Budé, meine Gegenwart iſt Dir von Nutzen — à propos! ſie machte ſich geſtern Abend luſtig darüber, daß unſer deutſcher Reformator nichts Eiligeres zu thun habe, als zu heiraten. Offen geſtanden, ſie hat Recht; er hätte die Aufgabe nicht ſo bürgerlich faſſen und einſam ohne trivialen Zuſammenhang mit der Alltagswelt bleiben ſollen." —

Solche Bemerkung konnte wol der Königsſchweſter, die ſich ungefährdet wußte und einen dreiſten Charakter beſaß, in ſolchem Augenblicke kommen. Budé war ſchwerlich geſtimmt dafür, und eilte nicht ohne Beſorgniß in den Saal, welchen ihm der Diener zeigte. Wenn auch nicht für ſeine Perſon, für ſein Lebensintereſſe fürchtete er eine ſolche Zorneskriſis, wie ſie jetzt durch den unglücksſchwangern politiſchen Zuſtand zu gefährlicher Höhe geſteigert werden konnte.

Das regneriſche Wetter, wie es dem nördlichen Frankreich heute noch eigen iſt und damals, als noch die Wälder in aller Ausdehnung beſtanden, in noch höherem Grade eigen war, hüllte an jenem Tage Paris wie in ein graues Tuch. Als Budé in den ſteinernen Saal trat, war es ſo dunkel, obwol um Mittagszeit, daß er mit ſeinem etwas kurzſichtigen Blicke zunächſt nur die Regentin erkannte, welche mit haſtigen Schritten auf den ſteinernen Flieſen umherſchritt. Dies Hôtel, welches der König vorzugsweiſe in Paris bewohnte, da vom Louvre erſt der uralte Thurm beſtand und die Tuilerien, vierzig Jahre ſpäter erſt erbaut, damals dem Namen und der That nach nur Ziegeleien waren, dies Hôtel, genannt des Tournelles, von der alten Mode, überall Erkerchen und thurmartige Vorſprünge uno Thürmchen anzubringen, und von dem alten Verſammlungsorte der zwölf Parlamentsrichter, der lange Zeit aus einem Thurmzimmer dieſes Hauſes beſtand, war dem Könige Franz niemals angenehm. Der alte fränkiſche Geſchmack, welcher winklige Räume, kleine Fenſter, ſchmale Treppen liebte, herrſchte darin trotz aller angebrachten Aenderungen, und dieſer Geſchmack beſcheidener Lehnsherrſchaft war dem modernen Könige zuwider. Er brauchte weite und große Verhältniſſe, ſein Baugeſchmack hing eng zuſammen mit ſeinem ſouveränen Regierungsgeſchmacke, über welchen er ſich freilich, Ritterthum und neues Königthum kraus durcheinander miſchend, nicht ſo klare Rechenſchaft zu geben wußte als über den Styl ſeiner Bauten.

Hölzernes Getäfel bis an die Hälfte der Wandhöhe lief um die Mauern dieſes Saales herum, und war ringsum einige Fuß hoch vom Boden zu Sitzen mit hölzernen Armlehnen aus Eichenholz ausgearbeitet, ſo daß das Ganze theils an eine Kapelle, theils an uralte Rathhausſäle erinnerte. In einem Winkel ſtand vor dieſen Sitzen ein ſchmaler Tiſch, und hinter dieſem Tiſche ſaßen, auch für einen nicht Kurzſichtigen kaum erkennbar, drei Männer in talarartigen Gewändern. Der eine war Florentin im violetten Prälatentalar, der andere Duprat im rothen Richtergewande, der dritte deſſen Schreiber, welcher zum Protokoll die Feder geſpitzt hielt, im langen Kleide von ſchwarzer Serge. An der einzigen Eingangsthüre ſtanden zwei rieſenhohe

Trabanten mit Spießen, am mittleren der drei Fenſter, welche in den Hof des Hôtels führten, lehnte der Leibdiener der Regentin, welcher beauftragt ſein mochte, zu berichten, was ſich da unten ereigne. Der rieſelnde Nebel nämlich, welchen Budé bei ſeinem Ausgange kaum bemerkt, hatte ſich in einen vollſtändigen franzöſiſchen Winterregen verwandelt, und hatte die Bürger aus den Straßen hereingetrieben unter die niedrigen Arkaden, welche innerhalb des Hofes um das erſte Stockwerk des Hôtels umher liefen. Dies heftige Regenwetter und das Hereindrängen der Maſſe war ſo plötzlich geſchehen, daß man dem Zudrange durch Schluß des Thores nicht hatte vorbeugen können, und dieſe aufrühreriſche Maſſe der Bürgerſchaft, deren wirrender Stimmenlärm von Zeit zu Zeit mitten durch das Plätſchern des Regens hindurch heraufdrang, ſchien die Haſt der im ſchwarzen Gewande umherſchreitenden Regentin beſonders zu ſteigern. Nach den erſten Fragen und Aeußerungen ſah die Lage Budé's ſehr übel aus, und Margarethens Meinung, er könne zum Sühnopfer für das aufrühreriſche Volk auserſehen ſein, ſchien ſich zu beſtätigen. Da er Duprat und deſſen Schreiber nicht erkannte, und keines förmlichen Verhörs, noch deſſen gewärtig war, daß jener Schreiber all ſeine Worte zu Papier brächte, ſo antwortete er anfangs unbefangen und unvorſichtig auf die Fragen der Regentin: welchen Theil er bisher genommen habe an der Reform? Es war überhaupt nicht ſeine Abſicht, allen Antheil daran abzuleugnen, und daß er dieſe Abſicht nicht hatte, war in dieſem Augenblick von unmittelbarer Lebensgefahr für ihn. Die Regentin, der Liebe wie des Haſſes in ausgedehntem Maße mächtig, haßte ihn, weil er ihre Lebensweiſe zum Oefteren öffentlich getadelt hatte, und weil er unwandelbarer Beſchützer der Chateaubriant war. Sie wußte wohl, daß der König außer ſich ſein würde über den Verluſt ſeines Studienkanzlers, aber ſie meinte, in ſo drohendem politiſchen Augenblicke die Staatsraiſon für ſich zu haben, und ſie war ſelbſt, vielleicht nicht blos durch die politiſche Gewitterſchwüle, in dieſem Augenblicke krankhaft geſteigert. Kurz, ſie fragte in ihn hinein, mit dem Vorſatze, ihn zu verderben.

„Du gibſt Dir alſo gar nicht die Mühe zu leugnen“ — erwiderte ſie dann auf Budé's Zugeſtändniſſe — „daß Du thätigen Antheil an der ketzeriſchen ſogenannten Reform nimmſt?“

Wenn Ihr es thätigen Antheil nennt, daß ich meine Kenntniſſe gebrauche, um die ſchwierige Aufgabe löſen zu helfen —

„Und daß Du die ketzeriſchen Grundſätze mündlich und ſchriftlich verbreiten hilfſt! Das haſt Du gethan! Du haſt der Schweſter Deines Königs die Ohren damit erfüllt, Du haſt eine Perſon, welche eine Zeitlang wichtig war in dieſem Reiche, ja welcher eine Zeitlang mit der ſtolzeſten Ausſicht auf Erhebung geſchmeichelt wurde, welche alſo um ihres Einfluſſes auf Frankreich willen allen Neuerern eine Hauptperſon wurde, Du haſt die Gräfin Chateaubriant ſyſtematiſch der katholiſchen Kirche abtrünnig zu machen geſucht! Kannſt Du es leugnen?“

Ich habe das Thema mit ihr beſprochen —

„Du haſt ſie ſogar ſchriftlich damit beſtürmt, nachdem ſie ſich bereits der ihr von voreiligen Freunden zugedachten hohen Stellung unwürdig gemacht und in lüderlicher Lebensweiſe aus unſerer Nähe entfernt hatte, Du haſt —“

Dergleichen hat die Gräfin Chateaubriant, welche eine verehrenswerthe Dame iſt, nie gethan —

„Wir fragen Dich nicht um Deine befangene Meinung über dieſe verlorene Frau, wir beſchuldigen Dich, daß Du beſtrebt geweſen und beſtrebt biſt, ſie zur Königin des Ketzerthums in Frankreich zu machen, und daß Du jetzt noch, da das Land in ſchwerer Beſorgniß, dieſen verrätheriſchen Verkehr durch aufreizende Briefe mit ihr unterhalten haſt, kannſt Du es leugnen?“

Dies kann ich leugnen.

„Verräther, heute erſt haſt Du einen Brief von ihr erhalten, der von ausbündigen Prätenſionen und von Ketzereien ſtrotzt!

Kanzler Duprat, haltet dieſen Beweis dem lügneriſchen Manne unter die Augen!“

Als Kanzler Duprat vortrat und Budé den entwendeten Brief Françoiſens in deſſen Händen ſah, war er einen Augenblick ſo beſtürzt, daß ihm das Wort verſagte und er nicht auseinanderſetzen konnte, wie er ſein Ableugnen verſtanden wiſſen wollte. Die Regentin deutete dies Schweigen als Eingeſtändniß, und, da eben vom Hofe herauf Steine in die Fenſter des Saales flogen, und der Stimmenlärm zu dröhnendem Tumulte anſchwoll, ſo rief ſie mit erhöhter Stimme Florentin zu, er ſolle ans Fenſter treten, und dem Pariſer Pack verkündigen: der Vater aller Ketzerei in Frankreich ſei ſoeben entlarvt worden im Kanzler Guillaume Budé, und er ſolle dem Gerichte und der allgemeinen Sühne noch in dieſer Stunde zugeführt werden hinaus nach Montfaucon — noch Eins! Seine Helfershelferin ſei die Gräfin Chateaubriant, und noch in dieſer Stunde ſollten bewaffnete Reiter von Paris abgehen, um dieſelbe zum Spruche des geiſtlichen Gerichts, welches von jetzt an in dieſer Stadt errichtet werde, herbeizuholen, die Bürger der St. Honoré-Straße dürften ſich auf ein intereſſantes Schauſpiel freuen!

Während Florentin nach dem Fenſter ſchritt, befahl ſie den Trabanten, Budé zu ergreifen. —

Ehe aber der Prälat das Fenſter öffnen und die Trabanten Hand anlegen konnten, war die Herzogin Margaretha, welche bei den letzten Worten eingetreten war, haſtig bis zu Budé vorgeſchritten, hatte dieſen bei der Hand gefaßt und mit eben ſo ſtarker Stimme gerufen: haltet ein!

„Zurück Margaretha!“ rief die Regentin und ſtreckte die Hand nach ihr aus, als ob ſie Budé von ihr trennen wollte; Florentin ferner, dem ſolche Störung unnütz ſchien, öffnete ohne auf Margarethas Ruf zu achten das Fenſter.

Ich beſchwöre Dich im Namen unſeres Familienglücks, liebe Mutter, ſagte Margaretha haſtig, aber leiſe zur Regentin, regiere Deinen Zorn, er iſt Franz theuer, und Franz vergibt

Dir nie, wenn Du dem Ungeſtüme einer böſen Stunde folgſt und ihm einen Mann tödteſt, der ihm Freund und von unſchätzbarem Werthe, und den er auch um das größte Verbrechen nicht tödten ließe — Du verlierſt Deinen Sohn, wenn Du jetzt Deinem Zorne folgſt!

„Schweig!" entgegnete Louiſe und blickte nach dem geöffneten Fenſter, von welchem ſich Florentin ſo eben eilig zurückzog, weil er mit einem Hagel von kleinen Steinen dergeſtalt begrüßt worden war, daß er nicht ſchnell genug hatte beiſeit kommen können und daß Blut über ſein Antlitz herunter ſchoß. „Canaillen von Manants!" ſchrie die Regentin auf und wandte ſich, eine leidenſchaftlich beherzte Frau, ſelbſt nach dem Fenſter. Unerwartet wurde ſie von einer magern Hand feſtgehalten. Der ehrwürdige Biſchof Pierre Duchatel war eingetreten und hatte ſie ergriffen; er genoß damaliger Zeit bei allen Parteien des größten Anſehens, und dies Anſehen war auch für die Regentin von Ehrfurcht gebietender Macht. Seine plötzliche Erſcheinung, die ſie in ihrer Zornesbewegung nicht bemerkt hatte, trug dazu bei, daß ſie einen Augenblick verſtummte, und ihm zum Sprechen Zeit ließ. —

„Gnädigſte Herrin," ſprach er langſam, „Euer Leben darf nicht ſo gefährlichem Zufalle ausgeſetzt werden, es iſt zu koſtbar, es iſt dem Lande doppelt koſtbar in dieſem Augenblicke, da ganz Frankreich zittert für Euren Sohn, unſern König. Wiſſet Ihr denn, was für eine Nachricht durch Paris fliegt wie ein geflügelter Bote des Todes? Kein Menſch weiß, wo ſie her gekommen ſei, und doch lautet ſie in Worten Eures Sohnes, die Euch wie mir von erſchrecklicher Aechtheit erſcheinen müſſen —"

Welche Nachricht?

„Ihr habt keinen Brief vom Könige?"

Nein.

„Aber Paris hat einen, und er iſt kurzen und ſchrecklichen Inhalts!"

Welchen Inhalts?

„‚Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht,‘ hat König Franz nach Paris geſchrieben.“

Gerechter Gott!

Von allen Seiten begleitete ein Schreckensſchrei dieſen Ausruf der Regentin und eine Pauſe trat ein.

Habt Ihr ſelbſt dieſe Worte geleſen? fragte endlich zitternd die Regentin.

„Nein, gnädigſte Frau,“ erwiderte Duchatel, „kein Menſch hat ſie geleſen, und doch zweifelt kein Menſch an ihrer Richtigkeit, und als ob ſie am Firmament geſchrieben ſtünden für Jedermann, ſo hört man von Jedermann die entſetzlichen Worte: ‚Tout est perdu fors l'honneur!‘“

Es war eine Zeitlang todtenſtill im Saale; auch im Hofe des Hôtels war es unter den Volksmaſſen plötzlich todtenſtill geworden, man hörte nur den Regen plätſchern, und den reißend ſchnell herannahenden Hufſchlag eines Roſſes. Dieſer Hufſchlag ſchien die Pariſer Bürger in geſpannte, ſchweigende Aufmerkſamkeit verſetzt zu haben. Ein über und über mit Koth beſpritzter Reiter flog um die Ecke, bog ins Thor des Hôtels und ſtürzte mit dem erſchöpften Pferde inmitten des Hofes, deſſen große Steine waſſerglatt waren, raſſelnd zu Boden. Ehe man ihm beiſpringen konnte, war er ſchon auf den Füßen und auf dem Wege nach der ſchmalen Treppe, das arme Thier ſeinem Schickſale überlaſſend, und an ſeiner ledernen Botentaſche heſtelnd, als müſſe ſie geöffnet ſein, ehe er die Treppe erſtiegen. Lautlos aber einmüthig drängten ſich alle Bürger hinter ihm her die Treppe hinauf — man ſah dies Alles vom Saale herab kommen, denn auch dort war Jedermann ans Fenſter geeilt, und weder Regentin noch ſonſt Jemand achtete in dieſem Augenblicke auf die nachdringende Maſſe oder auf ſonſt etwas: die Botſchaft des Couriers verſchlang allen andern Antheil, und auf einen Wink der Regentin, welche übrigens, ſchrecklicher Nachricht gewärtig, regungslos ſtehen blieb, wurde der beſudelte Reiter ſogleich mitten in den Saal gelaſſen.

Er überreichte der Regentin einen breit gefalteten Brief, und während dieſe, ihn öffnend, ausrief: „Er lebt, Gott ſei Dank! es iſt die Schrift meines Sohnes!“ fragte er, wo er ein zweites, für den Herrn Kanzler Budé beſtimmtes Schreiben abgeben könne. Während Budé es in Empfang nahm, und die Pariſer Bürger in den Saal drangen, hatte die Regentin den Brief geöffnet und wollte ihn eben mit begierigen Augen überleſen, als wiederum die magere Hand Duchatels ſie berührte und dieſer unter allgemeinem Zurufe das Verlangen ausſprach, daß ſolche für ganz Frankreich gleich wichtige Nachricht laut verleſen werde. Die hierbei zurufenden Volksmaſſen, denen die ebenfalls patriotiſch betheiligten Trabanten den Eingang nicht ernſtlich gewehrt hatten, verhielten ſich übrigens achtungsvoll und mit abgenommenen Mützen, als ob ſie mit dem Eintritte in den Palaſt ſelbſt ganz andere Leute geworden ſeien.

Die Regentin, unter dem Einfluſſe der Ueberraſchung und der Mutterſorge — und am Ende hätte die Politik nichts dagegen zu ſagen gehabt — las das Schreiben des Königs mit lauter aber heftig zitternder Stimme wie folgt:

„Madame! Um Euch in Kenntniß zu ſetzen, wie ich den Druck meines Mißgeſchicks trage, ſo iſt mir von allen Dingen nichts übrig geblieben als die Ehre und das gerettete Leben, und ich habe, damit Euch die Nachrichten über mich doch von einigem Troſte ſeien, gebeten, daß man mich ſchreiben laſſe an Euch. Dieſe Gnade hat man mir bewilligt, und ich bitte Euch, keinem verzweifelten Schritte Euch hingeben zu wollen und Eurer gewohnten Klugheit eingedenk zu ſein; denn ich hoffe, daß mich doch am Ende Gott nicht ganz verlaſſen wird, und empfehle Euch Eure Enkel, meine Kinder, Euch bittend, dem Träger Dieſes freies Geleit nach und von Spanien zu geben, wohin er zum Kaiſer geht um Nachricht, wie er wolle, daß mit mir verfahren werde.“

Dieſer faſſungsloſe Brief furchtbaren Inhaltes fiel wie ein langer, zerſchmetternder Donnerſchlag auf alle Perſonen im

Saale. Gerade die Faſſungsloſigkeit der Worte, die man am wenigſten gewohnt war bei Aeußerungen des Königs Franz, ſteigerte den Eindruck des Unglücks bis zum Aeußerſten. Die Regentin, welche kaum noch im Stande geweſen war, die letzten Zeilen auszuſprechen, fiel mit ſchreiendem Schluchzen rücklings über und in die Arme des Mannes, den ſie eben vernichten gewollt, Guillaume Budé's. Margaretha ſtand lautlos, ihre Glieder flogen zitternd, als ob ſie der ärgſte Fieberfroſt ſchüttelte und Thränen rollten ſtromartig über ihre Wangen. Alle übrigen Anweſenden ſtießen nur vereinzelt erſchreckende Seufzer des Weh's aus, und ſchwiegen. Auch die Bürger von Paris ſtanden wie feſtgebannt und ſchweigend.

Der Biſchof Duchatel ermannte ſich zuerſt, und rief ihnen mit gebrochener Stimme zu, indem er den Prälat Florentin durch Hand und Blick aufforderte bewerkſtelligen zu helfen, was er anriethe: „Geht in die Kirchen und betet für König und Land, betet inbrünſtig wie die Iſraeliten es thaten, als der Aſſyrier an der Grenze war und ihren König gefangen hatte. Und alle Glocken ſollen läuten, und alle Welt ſoll zu Gott ſchreien um Hilfe!"

Mein Sohn, mein Sohn! ſchrie mit einem Male in herzzerſchneidendem Tone die Regentin, die ſich aus halber Ohnmacht empor riß, mein Sohn gefangen! Barmherziger Himmel ſchütze ihn! Eilt beten, beten, alle Welt ſoll beten!

Und während ſich die Bürger, beſtürzt von der Nachricht und von dem leidenſchaftlichen Schmerzesausdrucke dieſer Mutter, die man immer nur als ſtolze Herrin geſehen hatte, aus dem Saale hinausdrängten, faſt eilig hinausdrängten, als wäre es hier, wohin ſie noch kurz vorher gewaltſam geſtrebt hatten, ſchauerlicher denn anderswo, ſah ſich die Regentin ſtarren Auges im Kreiſe um, und fiel, indem ſie die Hand nach Budé ausſtreckte, ihrer Tochter Margaretha, von Neuem laut aufſchluchzend, in die Arme.

Dieſe Bewegung gegen Budé hin war keine unwillkürliche geweſen: ſie gehörte zu den Naturen, welche unbekümmert um das, was im Wege ſtehen könnte, jederzeit da, wo es ſich um Weſentliches handelt, dem natürlichen Drange folgen, und für welche es in Augenblicken der Kriſis keinerlei Convenienz, keinerlei Rückſicht gibt. Sie bat Budé nicht um Verzeihung, daß ſie ihn kurz vorher mit dem Tode bedroht hatte, nein, ſie dachte jetzt, als ſie ihm die Hand hinſtreckte, mit keiner Sylbe an das, was der ſchrecklichen Nachricht vorausgegangen war, ſie wußte nur noch dieſe Nachricht und Budé's Anblick erinnerte ſie daran, daß er einer der treueſten Freunde ihres Sohnes, und für dieſen ſtets werth und belebend ſei. Meinem Sohne muß auf jede mögliche Weiſe geholfen werden! Das allein war ihr Gedanke, und zu dieſem Gedanken gehörten Budé und Margaretha. —

„Eilt zu ihm!“ rief ſie denn auch, als ſie vor Schluchzen wieder ſprechen konnte, „damit ihm einiger Troſt werde, damit er ſich nicht der Melancholie hingebe — ach, mein armer Franz! — Nehmt die Chateaubriant mit Euch, ihr Anblick wird ihn erfreuen — ich ſelbſt, ich will auf der Stelle an den Kaiſer ſchreiben und ihn beſchwören — da ſteht ja der Unglücksbote noch —“

Gnädigſte Frau — unterbrach ſie Budé, der in der Größe ſeines Herzens ihr ohne Weiteres das Attentat auf ſein Leben vergeben hatte — erholt Euch erſt, ehe Ihr etwas anordnet.

„Und er wartet, er ſchmachtet in Gefangenſchaft!“

Wir können ihm erſt nützen, wenn wir genau unterrichtet ſind —

„Da haſt Du Recht, Budé, ganz Recht —“

Und der Courier hat mir ein Schreiben, der Aufſchrift nach von Chabot de Brion, mitgebracht, ordnet nichts an, bis ich nachgeſehen habe, ob es uns nähere Aufſchlüſſe bringt —

„Oeffne, ſo öffne doch — lies! lies!“

Budé ſah bei Eröffnung des Briefes, daß der Eingang ſich auf ihn und die Gräſin Françoiſe perſönlich bezog und wollte dies überſchlagen, er winkte alſo dem Diener der Regentin, einen

Seſſel für die erſchöpfte Herrin herbeizubringen und ſuchte haſtig mit den Augen, wo der Brief die Darſtellung der allgemeinen Angelegenheiten aufnähme.

„Lies um Gotteswillen!“ rief ungeduldig die Regentin, „all Euer Perſönliches iſt ja jetzt gleichgiltig, es iſt ja Alles verändert, Alles ſchrecklich neu, lies, lies, wir billigen ja jetzt Alles was Ihr wünſcht, wenn mein Sohn dabei gerettet werden kann, lies!“

So las denn Budé, ohne ein Wort zu unterſchlagen, Folgendes:

„Im Unglücke denkt man ſeiner Freunde am lebhafteſten, lieber Budé. Ach, nicht damit ſie uns helfen ſollen, das erneuerte Andenken an ſie iſt uns ſchon eine Hilfe. Ich habe ſeit unſerer Abreiſe von Fontainebleau weder an Euch noch an Françoiſe geſchrieben, weil ich Herr meiner unglücklichen Sehnſucht zu werden hoffte durch hartnäckiges Abweiſen derſelben von meinem Gedächtniſſe. Es gelang mir nicht, und wäre mir auch ohne Marot's Ankunft nicht gelungen, der uns die unwürdige Handlungsweiſe der Herzogin von Angoulême in Betreff Françoiſens enthüllte. Dadurch wurde die Theilnahme des Königs für eine Liebe, die er nicht zu ſchätzen weiß, wieder angeſchürt und meine Eiferſucht, meine Sehnſucht ward von Neuem entflammt. Ich hab' es zuweilen — warum ſoll ich es Euch nicht geſtehen, braver Budé? — ich hab' es zuweilen verwünſcht, daß Franz mein König und Lehensherr ſei, und daß ich ihm deshalb nicht mit Herz und Schwert einen Schatz ſtreitig machen könne, den er nicht verdient. Wo früge aber die Neigung nach Verdienſt, ſie iſt despotiſch wie es der König von Frankreich ſein möchte. Glaubt übrigens den gebräuchlichen Reden nicht, daß ich zu denen gehörte, welche ihn in dieſem Beſtreben unterſtützten, nein, ich bin nur einmal gleichen Schrittes und Weges mit Bonnivet gegangen, und dies eine und letzte Mal freilich habe ich dadurch zum allgemeinen Verderben beigetragen. Wir haben eine Schlacht vor Pavia geliefert, Budé, haben ſie total verloren und ſind alle gefangen. Die Blüthe unſeres Adels iſt getödtet, unſer Heer exiſtirt nicht mehr, unſer König und was ihm treu, iſt in den Händen habſüchtiger und ränkeluſtiger Feinde —"

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes unterbrach hier den Vorleſer.

„Ich ſchreibe dies, Budé, auf die Gefahr hin, daß man meinen Brief, welchen der Feind abſenden muß, öffne. Was iſt an meinem Schickſale gelegen! Ich habe nichts zu hoffen auf der Welt. Ihr ſollt, ſo viel an mir liegt, ein getreues Bild unſeres Unglücks erhalten, es wird für die Zukunft lehrreich ſein, und ſo habe ich doch vielleicht vor Pavia einigen Nutzen geſtiftet."

„Wir haben keinen Führer gehabt, der gleichzeitig genial und erfahren geweſen wäre. Daher kam uns die Kataſtrophe, denn daher kamen uns die Spaltungen und der ſtarre Eigenſinn. Der König iſt ein genialer Kriegsmann, er iſt ungemeiner Pläne und einer raſchen ungemeinen Anſtrengung fähig, des Muthes gedenke ich nicht erſt, denn der iſt ihm zweifellos im höchſten Grade eigen. Aber der König hat zu wenig Uebung im großen Kriege, der jetzt alljährlich neu ausgebildet wird, ſeine jüngeren Lieblinge unter den anführenden Seigneurs, Bonnivet, Montmorency, St. Marſault und ich, hatten nicht viel mehr Uebung als er, und die geübteren wie la Tremoille, la Paliſſe, Foix-Lescun, Louis d'Ars, verſtanden nicht, in die kühnen Ideen des Königs einzugehen, und ſo waren wir innerlichſt eigentlich immer ohne Zuſammenhang. Das brach ſchrecklich zu Tage am 24. Februar."

„Der Feind rückte ſchon vor vier Wochen von Lodi herüber gegen uns an, Pescaire, Lannoy und Bourbon führten ihn. All unſere älteren Führer, den alten Marſchall Chavannes la Paliſſe an der Spitze, ſchrieen in den König hinein, er ſoll ſich nicht einſperren laſſen zwiſchen Pavia und das anrückende kaiſerliche Heer, er ſolle die Belagerung Pavias für den Augenblick aufheben, auf Mailand zurückgehen und dort eine feſte

Stellung einnehmen. Wir jüngeren aber waren der Meinung, es ſtünde uns ſchlecht an, eine ſo lange betriebene Unternehmung wie dieſe Belagerung Pavias vor dem heranziehenden Landesverräther Bourbon aufzugeben, Bonnivet beſonders ſprach voll kriegeriſchen Uebermuthes dagegen, und der König hatte ſich in Voraus verſchworen, lieber zu ſterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben. So blieben wir denn und verſchanzten uns nach Kräften am linken Ufer des Teſſino, welcher dem Feinde den Zutritt zu Pavia verſperrte. Dorthin lehnte ſich unſer rechter Flügel; die Front unſeres Lagers von der Seite nach Lodi ward durch einen Wallgraben vertheidigt, und unſer linker Flügel ſtützte ſich auf den Park von Mirabello, der von Mauern eingeſchloſſen iſt. Ach, Budé, dort hab' ich neben dem unſeligen Herzog von Alençon gefochten.“ —

Mein Gott! rief bei Nennung ihres Gemahls die Herzogin Margaretha.

„Dieſe Villa, dieſer Park, deſſen Sträucher und Bäume bereits im hieſigen frühen Frühling zu knoſpen begannen, iſt ein zauberiſcher Aufenthalt. Sie ſind lange der Lieblingsſitz der Herzöge von Mailand geweſen und hatten früher nur Dichter und Liebende geſehen und gehört. Zum erſten Male ſollten ſie die donnernden Kanonenſchläge und den mannigfachen Todesſchrei vernehmen. Ich wohnte mehrere Wochen in der prächtigen Villa unangefochten mit dem Herzoge von Alençon; wir bildeten die Arrièregarde unſeres Heeres und waren am wenigſten darauf gefaßt, Mittelpunkt einer entſcheidenden Schlacht zu werden. Die weiten Mauern des Parks waren auch ihres großen Umfanges wegen nicht vollſtändig zu decken und es hieß allgemein, der Feind leide an großem Geldmangel und halte nur mühſelig ſeine Söldner zuſammen. Wie thöricht! Dieſe Spanier haben ja in Amerika unerſchöpfliche Quellen, man ſagt, es würde das Gold dort gegraben wie bei uns der Eiſenſtein; kurz, gegen all unſer Vermuthen hatte der Feind die Abſicht, gerade durch unſeren Park ſich einen Weg nach Pavia zu bahnen. Und wie der Erfolg gezeigt hat, war dieſe Abſicht ganz klug berechnet, denn der König mußte ſein verſchanztes Lager verlaſſen, um uns in Mirabello zu unterſtützen. In der Nacht zum 24. Februar, als ich mit dem Herzoge am Brettſpiele ſaß, hörten wir eine lebhafte Kanonade vom Lager des Königs her. Wir ſchickten Reiter aus, um Erkundigung einzuziehen und freuten uns, daß ſich der Feind die Köpfe einrennen wolle an den Palliſaden des alten Galiot de Genouillac, der unſere Verſchanzungen geleitet hatte und unſere Batterieen befehligte. — Wir Unglücklichen ſpielten ruhig weiter im Brett, und unſere einfältigen Reiter berichteten auch weiter nichts, als daß ſich der Feind gegen den Wallgraben im Schirme der Nacht nutzlos verſuche. Während deſſen arbeiteten die Spanier mit allen Kräften an unſerer Parkmauer, die Kanonade ſpielte nur auf, um das Geräuſch der Picken und Hacken zu übertäuben, und als der Tag graute, erfuhren wir zu unſerem Erſtaunen, es ſei eine Breſche von dreißig bis vierzig Toiſen Breite in der Parkmauer niedergeworfen und die ſpaniſche Armee ziehe im Sturmſchritt durch den Park nach Pavia hinüber. Ihr könnt denken, wie haſtig wir dreinfuhren in die Reihen, welche jenſeits unſerer äußerſten Linken wie ein dunkler Wald vorüberzogen. Das ging auch Anfangs vortrefflich und der Feind ſchien ſich Alles ſo eingerichtet zu haben, um gliederweiſe niedergemäht zu werden. Wir fielen mit voller Wucht in ſeine Flanke, und der alte Galiot hatte ſeine Schlünde vom Lager aus meiſterhaft gegen einen breit ausgehauenen Waldflügel gerichtet, welchen die Spanier überſchreiten mußten. Dieſen Flügel entlang warf er denn Alles nieder, was der ſpaniſchen Avantgarde, die wir unter den Händen hatten, in Maſſe nachdrückte. O, wie verheißungsvoll war die herbe Morgenluft und die roth aufſteigende Sonne: man ſah nur Köpfe und Arme der Spanier fliegen in der breiten Waldſchneiße von Galiot's Kugeln, ihre Reihen löſten ſich und ſie liefen zerſprengt nur noch einer nach dem andern, um das kleine Thal hinter den Flügel zu gewinnen. Da, ach, daß ich es ſagen muß! trat die unheilvolle Wendung ein: ich hatte dem

Könige anzeigen laſſen, daß ich ſo eben diesſeits des Flügels im Park ein ſpaniſches Bataillon zerriſſen und einige Kanonen genommen hätte und der König ſah ſelbſt, daß der Feind nur noch einzeln und flüchtig ſich zeigte, er hielt alſo voreilig den Sieg für geſichert, gab ſeinem Ungeſtüme vorzeitig nach und ſtürzte ſich mit der Gensdarmerie hervor aus dem Lager zum niederwerfenden Angriff. Bourbon und Pescaire ſollen gejubelt haben bei dieſem Anblicke, denn der König gab damit nicht nur ſeine feſte Stellung auf ſondern er maskirte auch unſer Geſchütz dadurch, daß er ſich gerade vor ihm herauswarf und es ſolchergeſtalt ſelbſt zum Schweigen nöthigte. Die Garniſon von Pavia benutzte denn auch dieſen Augenblick, hervorzubrechen unter Anführung des furchtbaren Antonio de Leyva, der uns ſo lange getrotzt hatte. Er drängte am Lager vorüber, das nicht mehr Truppen genug hatte, ihn zu hemmen und ſchloß ſich an den langſam vor uns weichenden ſpaniſchen Vortrab, der ſich auf die eiligſt aufmarſchirenden Schlachtreihen Pescaire's und Bourbon's zurückzog. Nun begann die volle Schlacht: wir hatten einen weſentlichen Vortheil unſerer Stellung verloren, aber wir hatten den vollen Muth des Gelingens, und es wäre vielleicht Alles gut geworden, wenn Jedermann ſeine Schuldigkeit gethan hätte. Leider geſchah das nicht, und leider trat der ſchreiendſte Mangel gerade neben mir ein. Ich bildete mit dem Herzoge von Alençon alſo den linken Flügel nach der Mailänder Straße zu, an uns ſtieß zu unſerer Rechten ein ſtarkes Corps Schweizer, nach dieſem kam der König im Mittelpunkte der Schlacht und umgeben von der Blüthe des Landes; zwiſchen ihm und dem rechten Flügel kam eine verwogene Truppe deutſcher Lanzknechte, gegen 5000 an der Zahl, die letzten Ueberreſte der alten Banden aus Geldern und Weſtphalen, maſſive Leiber mit ruhiger, durchgreifender Courage, das Kaiſerhaus haſſend allerwege und im Reichsbanne vom Kaiſer Carl; den rechten Flügel endlich führte la Paliſſe. So ſtanden wir, ach, in meiner letzten Stunde werde ich's noch ſehen, wie die Morgenſonne über unſere Schlachtlinie vom alten

Paliſſe herüber, der vorgeritten war, um ſich umzuſchauen, die Reihen entlang ſchien bis zu dem gleichgiltigen Gemahle Margarethens, der am äußerſten Flügel hielt, als denke er bei erſter Gelegenheit umzukehren. Zwei Figuren ragten über Alle aus der Mitte hervor: die eine war König Franz, auf deſſen prachtvollem Helme und Harniſche die Morgenſonne mit beſonderem Wohlgefallen zu ruhen ſchien, wie fröhlich wehten ſeine weißen Federn im Morgenwinde zu uns hin, wie ſchrie ſein Hengſt, aus Tauſenden heraus erkennbar! Die zweite war der dunkle Herzog von Suffolk, der letzte Sproß des königlichen Hauſes York in England, den das regierende Haus Tudor geächtet hatte, und der bei uns die deutſchen Lanzknechte führte, ein finſter ausſehender langer Herr von erſtaunlicher Tapferkeit, deſſen Beiname „Weiße Roſe“ in grellem Widerſpruche ſtand mit der ihm eigenen düſteren Erſcheinung. Auf ihn und ſeine Schaar fiel wie ein Hagelwetter der erſte Angriff des Feindes: Bourbon warf ſeine deutſchen Lanzknechte auf unſere Deutſchen und dieſe Leute würgten einander, als ob Bären an einander geriethen. Die unſrigen, von den dazu beſtimmten Schweizern nicht unterſtützt, erlagen dem übermächtigen Andrange, die hohe „weiße Roſe“ fiel und Bourbon konnte ſich ſiegreich gegen unſeren rechten Flügel kehren. Siegreich! Das Schickſal war dieſem übeln Bourbon fortdauernd günſtig, auch unſer rechter Flügel ward geworfen, und der alte Paliſſe hat es nicht erlebt. Sein Pferd iſt tödtlich getroffen worden, die Maſſe iſt über ihn hergeſtürzt und ein neapolitaniſcher Capitän hat ihm den Degen abgenommen. Ein gemeiner Spanier aber, dem Italiener das gute Glück ſolch einer Gefangennehmung beneidend, hat ſeine Büchſe angeſchlagen und unſeren alten Krieger niederträchtiger Weiſe erſchoſſen. Es war ein grauenvoller Tag! Ihr könnt übrigens denken, daß unterdeſſen der König ſelbſt nicht müßig war, er wie wir waren in volle Arbeit getreten. An der Spitze ſeiner Gensdarmerie riß er die feindlichen Reiterreihen nieder immer eine nach der anderen; einen Marquis von St. Ange, der vom großen

Skanderbeg abſtammen ſoll und vier, fünf andere Führer des Feindes tödtete er mit eigener Hand; hier war furia francese, hier war glorreicher Kampf! Hoch König Franz! ſchrieen die Seigneurs in ſeiner Nähe und mähten und warfen ſo ſchön, ſo gewaltig! es wäre um die Spanier geſchehen geweſen, hätte Pescaire nicht ein Mittel ergriffen, das unritterlich genug war gegen ſolche Ritter, das aber freilich furchtbaren Erfolg hatte. Er verſtreuete, wie man eine Hand umwendet, gegen zweitauſend baskiſche Büchſenſchützen unter ſeine Reiter, eine unerhörte Art, die Reiterſchlacht zu vernichten! und ließ nun dieſe furchtbar gewandten und wie die Füchſe geſchmeidigen Schützen ſchießen und laden, laden und ſchießen auf unſere glänzendſten Rüſtungen und Wappenröcke, daß es nur zu bald ein Entſetzen wurde für Frankreich. Die Kerle ſollen bis mitten unter uns geweſen ſein, um in größter Nähe unſere Seigneurs vom älteſten Kriegsruhme von den Pferden zu ſchießen, wie man das widerſtandsloſe Wild niederwirft auf der Jagd. Grauenvoll, grauenvoll ging es her, raſch nach einander ſah man von den Pferden verſchwinden Louis de la Trémoille, und Ihr wißt, ein Trémoille iſt immer ein halbes Heer; Louis d'Ars, Bayart's Lehrer und Freund; San Sévérino, des Königs Großſtallmeiſter; den Baſtard von Savoyen; den Marſchall Foix-Lescun, Françoiſens zweiten Bruder — nun iſt nur Lautrec noch übrig von dieſem Kriegsgeſchlecht! — ach, und immer neue und neue! Nur die Helmfedern des Königs blieben immer noch hoch und es gelang ihm noch einmal, mit voller Wucht vorzubringen. Pescaire ward geworfen und verwundet, Lannoy mußte zurück, es hatte einen Augenblick in der Mitte ausgeſehen, als ſei der Sieg noch möglich, aber ach! wie ſoll ich's beſchreiben?! Ich hatte mich mit meinen Leuten mehr und mehr nach rechts zurückgedrängt, in die keilförmige Oeffnung hinein, welche der König in die Feinde bohrte, da werd' ich auf einmal mit Schrecken inne, daß es links neben und hinter mir leer iſt, leer! Der Herzog von Alençon hatte bei den Nachrichten: die Lanzknechte ſeien erwürgt, der rechte Flügel geworfen, la Paliſſe todt, Trémoille, Foix todt, und die Mitte kämpfe nur noch für ihr Leben, er hatte den ſchwachen Kopf verloren und ſich mit der ganzen Gensdarmerie des linken Flügels zu ſchmählicher Flucht verhängten Zügels gewendet und das entſetzliche sauve qui peut —“

Unterbrecht Euch einen Augenblick, bat hier mit ſanften Worten der Biſchof Duchatel, — die Frau Herzogin von Alençon iſt beſinnungslos!

Solch ein Wicht von Gemahl, der den König und Frankreich ins Verderben geſtürzt, verdient keine Theilnahme, mein Kind, ſchrie die Regentin, indem ſie ihrer Tochter beiſtand.

Nicht aus Theilnahme für ihn, aus Scham, Alençon zu heißen, vergingen mir die Sinne, Mutter. —

Und der König! mein Sohn, mein tapferer Sohn, was wird mit ihm, fahrt fort, Budé, ich ermanne mich an ſeinem Muthe!

„und das entſetzliche sauve qui peut“ — fuhr Budé im Vorleſen fort — „hatte die Schweizer neben und hinter mir weggeriſſen, ich ſah nichts als Staub und einzelne Flüchtige nach der Straße von Mailand zu und hiermit waren wir verloren; denn nun fiel die ganze ſchwere Schlacht auf den König allein und die Seigneurs, die ſich um ihn drängten!“

Mein Sohn, mein Sohn, wie hab' ich ſtatt zu klagen nur Gott zu danken, daß Dein Leben erhalten worden iſt in ſolcher grauſamen Noth! rief die Regentin.

„Es entſtand ein Gemetzel, denn von rechts und links ſchwenkte der ſiegreiche Feind auf dieſen unſeren letzten Kriegshaufen zuſammen, es wurde ein Schlachten, mein Herz zittert, wenn ich daran denke, was alles Entſetzliches in einer Viertelſtunde um mich her geſchah! Ich ſah Bonnivet, den Unglücklichen, auf den die Hauptverantwortlichkeit des Tages fiel und der ihn nicht überleben wollte, ich ſah ihn barhäuptig, beſtäubten, blutigen, ſtarren Antlitzes dem biederen Diesbach, dem Anführer der treulos gewordenen Schweizer zuwinken und zurufen, ſah wie ſie, beide den Tod ſuchend, vorgeſtreckten Hauptes in die Spieße der Bourbon'ſchen Lanzknechte hinein rannten, und rücklings überſtürzten, ſah wie die Schaar um den König geſpalten wurde, wie der König, voll Blut von oben bis unten, allein focht, wie ſein Hengſt endlich hoch aufbäumte und mit ihm zuſammenſtürzte —"

Jeſu Maria!

„und ich flog in dem Augenblicke ebenfalls mit meinem getroffenen Roſſe zu Boden. Ach, verwundet und matt konnte ich nicht hervor unter der Laſt des Thieres und mußte wehrlos dreinſchauen, wie Bourbon umher ſuchte nach Bonnivet, um ihn zu erſchlagen, und wie er läſterte, als er das Racheopfer ſich entzogen fand. Der Tod beruhigt: Unglücklicher, hat er ausgerufen, Du biſt ſchuld am Unglücke Frankreichs und an dem meinigen! Als ob Bonnivet ihm gerathen hätte, Landesverräther zu werden!"

„Als man mich hervorzog war Alles vorbei. Der König hatte ſich vom ſtürzenden Pferde zu befreien gewußt und zu Fuß weiter gefochten wie ein Löwe. Umſonſt hatten ihm die Soldaten zugerufen, ſich zu ergeben; er hätte das Schickſal la Paliſſe's gehabt, wäre nicht Pompérant, der Gefährte Bourbons, dazu gekommen und hätte ihn erkannt und angerufen. Er hat ihn gebeten, ſich Bourbon anzuvertrauen, König Franz hat zornig erwidert, daß er mit dieſem Verräther nichts zu ſchaffen habe —"

O, mein Cäſar!

„und da iſt denn Lannoy, der Vicekönig von Neapel herbeigerufen worden, und hat knieend das blutige Schwert des Königs in Empfang genommen, das ſeinige dafür dem König bietend."

„So verlief, lieber Budé, die unglückliche Schlacht bei Pavia. Die Blüthe Frankreichs iſt dahin: was nicht todt iſt, das iſt gefangen, und wir ſind unſerer ſo viele hier unter den Feinden — der König von Navarra, Graf St. Pol, Fleuranges, Montmorency, auch der kleine Marot, der dicht neben dem Könige verwundet und gefangen worden iſt — und die feindlichen Soldaten ſelbſt ſind ſo berauſcht von der Tapferkeit des Königs, daß es uns manchmal vorkommt, als ſei das Alles ein Traum, und als ſeien wir noch unter unſern Leuten. Aber ach, die Wunden brennen und erinnern uns an die herbe Wirklichkeit und ſoeben höre ich, daß der König, damit er dem gefährlichen Enthuſiasmus der deutſchen Lanzknechte, die ihn zum Führer haben wollen, entzogen werde, in eine Feſte gebracht werden ſoll. Ich ſchließe, um dieſe Blätter dem Boten mitgeben zu können, welcher ein Schreiben des Königs an die Frau Regentin bringen darf. Der Sieg unſerer Feinde iſt ſo groß, daß es ihnen gleichgiltig iſt, was wir darüber in die Heimat berichten. Tröſtet die Gräfin! Das Herz bricht mir, wenn ich an ihren Schmerz denke.“

„Euer Chabot de Brion.“

Es trat eine Pauſe nach dieſer Vorleſung ein: Der ſchreiende Schmerz hatte ſich bereits in Ausrufungen Luft gemacht und der traurige Moment war nun gekommen, in welchem Jedermann in weher Verzichtleiſtung all die bevorſtehenden traurigen Folgen an ſeinem Geiſte vorüberziehen läßt. Dieſe Folgen konnten entſetzlich werden, denn die Exiſtenz Frankreichs ſtand auf dem Spiele. Kein Heer, kein Führer, kein König war mehr vorhanden, und der Sieger von Pavia, Kaiſer Carl der Fünfte, der von den flandriſchen und brabantiſchen Städten im Norden den Rhein aufwärts bis in die Franche Comté, ja jetzt bis ins Mittelmeer hinein Frankreich umſchloß wie eine Schlange, der als König von Spanien über die Pyrenäen eben ſo ungehindert eindringen konnte, der im Bündniſſe mit England war, und dieſem Erbfeinde Frankreichs die Küſtenprovinzen von Bayonne bis Dünkirchen überlaſſen mochte, der mit dem ſüdlichen Hochlande Frankreichs den Sieger Bourbon entſchädigen würde, dieſer furchtbare Kaiſer erſchien nach dieſer Niederlage der Franzoſen wie ein Dämon des jüngſten Gerichts für Alles, was bis daher in Frankreich geherrſcht hatte. Ein Wink von ihm ſchien hinreichend, um dies bereits ſo ſtolze Königreich auszuſtreichen.

Die Regentin, wie lebhafte Mutter ſie war, hatte auch die volle politiſche Einſicht und fand vielleicht deshalb raſcher als jeder Andere die Kraft zum Handeln. Denn politiſche Noth treibt, während andere Noth oft nur lähmen mag. Sie winkte dem Diener, einen kleinen eichenen Tiſch aus einem Winkel des Saales in die Mitte herzubringen vor den Lehnſeſſel, in welchen ſie geſunken war, und das Schreibematerial vom Gerichtstiſche, welcher jetzt ſeine Bedeutung verloren hatte, herbeizuholen. Ihr Buſen flog, ihre Lippen zuckten, aber dennoch ſchrieb ſie mit feſter Hand. Budé ſah die Ueberſchrift „Mon bon fils“ und glaubte deshalb, und weil die Feder ohne Stockung dahinflog, es ſchriebe die Regentin an König Franz. Sie ſchrieb aber an den Kaiſer und beſchwor dieſen, ihren Sohn königlich zu behandeln, und ſchrieb an den Hafencapitän von Marſeille, Galeeren abzuſenden an die italiſche Küſte, und ſchrieb an den Herzog von Geldern um Lanzknechte, und ſchrieb an Lautrec und an den Herzog von Vendôme: ſie zeigte in dieſem furchtbaren Augenblicke die volle Kraft der Regierungsfähigkeit. Sie bedurfte deren aber auch ganz und gar, denn die Proben drängten ſich nun einzeln herbei, da die Nachricht vom grenzenloſen Unglück wie ein Sturmwind durch Paris gefahren war. Noch ſtand oder kauerte vielmehr die Herzogin Margaretha an der Eichenbank, welche um den Saal herumlief, in unbeſchreiblichem Schmerze, denn ſie hatte ihren Gemahl, der jetzt Frankreich und ihren Bruder auf eine ſo nichtswürdige Weiſe ins Verderben ſtürzte, nicht einmal geliebt, ſie hatte ſich einer Convenienzheirat mit ihm geopfert und erntete nun ſo entſetzliche Früchte von dem Opfer. Noch ſtand Duprat regungslos neben ſeinem Schreiber: als ſcharfſinniger Mann überſah er mit innerem Grauen, welch Unheil ihm perſönlich aus dieſem Unheil des Landes erwachſen könne. Er hatte bis daher Alles auf die Gunſt des regierenden

Königshauſes geſtellt und dem Könige wie der Regentin zu Gefallen das Parlament tyranniſch genug behandelt. Nur zu gut kannte er die eigentliche Stimmung des Parlamentes, und durfte nicht zweifeln, daß dieſe jetzt drohend hervorbrechen, und ſeine Stellung, wenn nicht ſeine Freiheit und ſein Leben bedrohen werde. Ebenſo harrte Florentin regungslos der Dinge, die da kommen ſollten; auch er hatte nur Nachtheil zu erwarten, und die Aeußerung der Regentin, Françoiſe dem Könige als Tröſterin zu ſenden, bedrohte ihn unmittelbar. Nur für Budé, welchen des Landes Unglück tiefer betrübte als irgendwen, weil er am Lande ſelbſt, am Könige und an den mit dem Könige beſchloſſenen und nun ins Unberechenbare hinaus geſchobenen Plänen einer gründlichen Bildung des Landes mit ganzer Seele hing, nur für ihn eröffnete ſich mit jener Aeußerung der Regentin doch eine günſtige Ausſicht. Françoiſe wieder zur Macht zu bringen, war ihm nicht nur eine Herzensangelegenheit, ſondern auch von verheißungsvoller Bedeutung für all ſein Lebensintereſſe. Der Sinn für Reform in der Kirche, der Sinn für neue Bildung aller Art kam ſeines Erachtens mit ihr zur Herrſchaft, und wie ein ſanguiniſcher Gelehrter in ſeiner theoretiſchen Vorliebe die nächſten politiſchen Hinderniſſe für unbedeutende materielle Hinderniſſe erachtet, welche dem höheren Geiſt ohne Weiteres weichen müßten, ſo ſchlug er es gering an, daß der Fanatismus des herrſchenden Glaubens die Landes-Calamität ausbeuten könne bis zur Ausrottung aller Spur von Reform, und daß jetzt mehr als je dem Könige eine politiſche Heirat unabweisliches Bedürfniß, ja vielleicht einziges Rettungsmittel werden könne. Er ſah geſpannten Blickes auf die haſtig und unabläſſig ſchreibende Regentin; ſobald ſie nur das erſte Mal aufblickte, wollte er ihr vorſchlagen, mit der Herzogin Margaretha die Gräfin Françoiſe abzuholen, und mit dieſen beiden dem Könige angenehmſten Frauen nach Italien, und ſo weit es irgend erreichbar, in des Königs unmittelbare Nähe zu eilen.

Aber die Regentin ſchrieb und ſchrieb, die quälende Stille im Saale des Hôtels des Tournelles ward von keinem andern Geräuſche unterbrochen als dem, welches die eilig getriebene Feder und der außen plätſchernde Regen verurſachten. Der König und Frankreich ſollten verloren ſein und doch hatte es hier im Schooße der oberſten Landesmacht das Anſehen, als ſei überall tiefſte Ruhe. Budé, halb mit dem Rücken nach der Eintrittsthür gekehrt, bemerkte es erſt an der auffallend entſtehenden Unruhe des ſonſt ſo unveränderlichen Duprat, daß von jener Thür her eine Verwandlung der Scene ſich ankündige. Sich umwendend ſah er, daß in ſchwarzer Amtstracht die Räthe des Parlaments geräuſchlos, geiſterhaft einer nach dem andern eintraten, und im weiten Halbkreiſe ſchweigend ſich aufſtellten. Die Regentin wurde ihrer nicht gewahr und ſchrieb und ſchrieb.

Duprat verſuchte es, ſich ſeinen Amtsgenoſſen zu nähern, aber es gelang ihm nicht. Wollte er die Regentin durch kein Geräuſch ſtören, oder entſetzten ihn die eiskalten Blicke der Parlamentsräthe? Dieſe Leute, welche er bis daher ſo leicht geführt und beherrſcht hatte in unbefangen tyranniſchem Style, dieſe Leute ſchienen ihn gar nicht mehr zu kennen — verändert ein politiſches Ereigniß die Menſchen wie ein Luftwechſel das Wetter? Denn auch Duprat war ganz verändert, und je geſcheidter er ſonſt war, deſto wichtiger war dieſe Veränderung an ihm, deſto wichtiger für ihn ſelbſt: Es mußte doch plötzlich gewaltig viel Grund der Beſorgniß für ihn vorhanden ſein. Aus welchen Seelentheilen iſt das Gewiſſen zuſammengeſetzt? dachte Budé, der ihn betrachtete. Es nehmen doch gewiß alle daran Theil, und der Herzloſe und Kluge wird verlegen und betreten, ja geräth vom bloßen Gewiſſen aus in Verzweiflung, wenn ihm ſein eigener Verſtand die Gelegenheit aufdringlich zeigt, über ſich ſelbſt beſchämt zu ſein. Das Wiſſen unſerer Schwäche bildet das Gewiſſen.

Endlich ſah die Regentin von ihrem Schreiben auf, und erblickte die drohenden ſchwarzen Geſtalten. Es durchzuckte ſie wie ein Dolchſtich; denn ſie wußte wohl, daß hiermit die Auflehnung gegen ihr Regiment begann und daß die Revolution jetzt von allen Seiten über ſie hereinbrechen werde. Aber ſie beſaß ein mächtig Naturell: Keine Schwäche zu zeigen war jetzt die Hauptſache, und ſie ſah auf die düſteren faltenreichen Geſichter der Parlamentsräthe mit großen, feſten Augen und ſo lange, daß mancher von ihnen ſeinen Blick ſenken mußte. Die Gewohnheit des Herrſchens iſt zur Hälfte die gerechte Fähigkeit des Herrſchens: die Parlamentsräthe waren im Rechte, und der fragend ſtrafende Blick der Regentin ſetzte doch einige in die Verlegenheit des Unrechts. Sie ſprach kein Wort zu ihnen, ſondern winkte dem Diener. Dieſer ſchien ſie zu verſtehen und ging hinaus. Unterdeß faltete ſie die Briefe; als ſie damit fertig und der Diener noch nicht zurück war, ſtand ſie auf und ſchritt auf die Parlamentsräthe zu. Der Vicepräſident derſelben hielt dies für den erwarteten Augenblick und begann zu reden —

Geduld, unterbrach ſie ihn, noch iſt Wichtigeres zu erledigen, als Euer Beileid anzuhören!

Nicht unſer Beileid allein auszudrücken ſind wir gekommen —

Es iſt Euer Amt, Alles in Beſchwerden einzuhüllen — unterbrach ſie ihn von Neuem — und ſo werdet Ihr denn auch im Augenblicke großer Landesgefahr die Erſten ſein, welche mit Klage und Beſchwerde Entzweiung erheben werden, ſtatt auf doppelt nöthige verſtärkte Einigung zu denken. Dies Klappern Eures Handwerks hat Euch bisher immer weiter vom Platze der Herrſchaft entfernt und wird Euch, wenn Ihr ſo fortfahrt, noch weiter davon entfernen —

Bei dieſen Worten kam der Diener mit brennenden Wachskerzen zurück, ſtellte ſie auf den Schreibtiſch der Regentin und legte Siegelwachs, Seidenfaden und Petſchaft daneben. Aber es folgten ihm auf dem Fuße eine Menge halb herrenmäßig halb bürgermäßig gekleideter Männer, die ſich hinter den Parlamentsräthen aufſtellten. Es war dies die Municipalität von

Paris und auch von dieſer mochte die Regentin kein bloßes Beileid erwarten, das Zucken ihres Antlitzes verrieth, daß ſie der fortgeſetzten Vorbereitung ſolcher Maſſenangriffe ſchwerlich länger die Spitze bieten könne und eine neue Wendung des Benehmens ſuchen müſſe. Im Stile ihres ſtolzen Benehmens wenigſtens Zeit für Ueberlegung zu gewinnen, wendete ſie ſich zum Diener, der das Siegelwachs ſchon bereit hielt, und reichte ihm den erſten Brief. Er träufelte das Wachs darauf und überreichte ihn dann wieder der Regentin, welche, nachdem ſie das Petſchaft darauf gedrückt, nach dem italieniſchen Boten rief. Dieſer Unglücksbote, mit Schweiß und Koth bedeckt, hatte in einem Winkel des Saales geharrt. Als er hervortrat, ſtreckte die Regentin ein offenes Blatt dem Diener hin, mit dem Finger den Ort andeutend, wohin das Wachs zu träufeln ſei und ſprach gleichzeitig zu dem Courier:

Dein Dienſt ſoll Dir königlich belohnt werden. Du haſt uns eine Unglücks-Nachricht gebracht, aber eine Nachricht, daß das Unglück geringer ſei als unſere aufgeſchreckte Einbildungskraft ſich vorſtellte. Hilf nun durch Deine Eile, daß dem Könige raſch geholfen werde. Je ſchneller Du dieſen Brief nach Madrid beförderſt, deſto eher iſt der König von Frankreich wieder in Paris. Hier — und dabei ſiegelte ſie das offene Blatt — iſt Dein Geleitsbrief. Gott ſchütze Deine Eil!

Der ſteif gewordene Bote polterte hinaus und die Regentin ſiegelte ſchweigend weiter. Dann übergab ſie drei Briefe dem Diener, bei jedem langſam die Aufſchrift vorleſend: An den Herzog von Geldern — der Reiter ſoll fliegen und dem Herzoge mündlich wiederholen, daß er ſeine Lanzknechte geradeaus über Paris führen ſoll; — An den Herzog von Guiſe — er ſoll die Truppen aus der Champagne ebenfalls über Paris führen; — An den Grafen Lautrec von Foix, der die ſavoyiſche Grenze zu beſetzen hat — für die beiden erſten die beſten Pferde aus meinem Stalle!

Als der Diener hinausging, blieb ſie nachdenkend, von den Deputationen abgekehrt vor dem Tiſche ſtehen, einen noch ungeſiegelten Brief, wie es ſchien blos mechaniſch ergreifend. Es fing an, bei dem ununterbrochen ſtrömenden Regen zeitig dunkel zu werden, und die zwei Kerzen auf dem Armleuchter erhellten den düſtern Saal nur nothdürftig.

Der Vicepräſident unterbrach jetzt zum zweiten Mal die Stille und jetzt hatte die Regentin keine Veranlaſſung mehr, ihn wiederum zu unterbrechen. Er trug in nachdrücklichen und an Kraft immer wachſenden Worten die Beſchwerden des Parlamentes vor, welches ſeit Jahren vom Könige beeinträchtigt worden ſei. Das Parlament habe das Concordat nicht einregiſtrirt und doch nehme die Regierung fortwährend Bezug darauf, als wäre es ein unbeſtrittenes Geſetz. Das Parlament beſtehe darauf, daß die frühere Ordnung der kirchlichen Dinge, der alten Pragmatica gemäß, allein geſetzlich ſei. Das Parlament verlange ferner, daß die Stellen im Staatsdienſte, vor allem die Richterſtellen nicht fürder käuflich ſein ſollten für Geld; es werde der Richterſtand aufs Gemeinſte dadurch entwürdigt. Das Parlament verlange nachdrücklich, daß die außerordentlichen Commiſſionen für immer abgeſchafft würden. Sie entzögen den Angeklagten alle Sicherheit freien Richterſpruches, ſie entwürdigten das Recht zum Liebediener der Gewalt. So iſt Semblançay — ſetzte der Präſident hinzu — auf eine unrechtmäßige Weiſe verurtheilt worden, ein Mann, der uns Allen für tugendhaft gilt, iſt von einer der Parteilichkeit verdächtigen Commiſſion geradezu gemordet worden und unſer Kanzler, mit Entrüſtung müſſen wir es ſagen, ſteht all dieſen Ungeſetzlichkeiten an der Spitze! Er wird von uns Allen ſeiner Stellung für unwürdig erklärt und wir beſtehen darauf, daß er von dieſer Stunde an ſein Amt niederlege und vor Gericht geſtellt werde.

Der Kanzler Duprat?

Duprat! Duprat! ſchrieen die Räthe alleſammt. Er werde gerichtet zur Sühne Semblançay's! riefen die Kühnſten, als der erſte Ruf verhallt war. Jedermann vernahm dieſe Worte und Duprat zitterte in Todesangſt.

Iſt dies Alles, was Ihr in ſo günſtiger Stunde verlangt? ſprach nach einer Pauſe die Regentin.

Die unglückliche Stunde des Landes ſei wenigſtens eine günſtige für das bürgerliche Recht, entgegnete der Präſident, welches Gefahr läuft, in einem willkürlichen Regimente des Königs unterzugehen. Der Himmel hat den König geſtraft, das Schwert, worauf er überall allein ſich geſtützt, iſt zerbrochen, es iſt alſo jetzt der richtige Augenblick für uns, zurückzufordern, was man uns mit Gewalt entriſſen hat, unſere Rechte und Freiheiten! Der Himmel hat ein Zeichen gegeben, daß es anders werden muß, wenn Frankreich beſtehen ſoll. Die ſchreckliche Niederlage bei Pavia iſt Strafe des Himmels! Ihr laßt die Ketzerei überall ungeſtraft ihr Haupt erheben; worauf ſollen wir ſchwören und ſchwören laſſen, wenn die Regierung uns die Religion anbrechen und verdächtigen läßt? Wir verlangen Gericht gegen die Ketzer!

Gericht gegen die Ketzer! ſchrieen die Räthe und die Municipal-Deputation ſtimmte donnernd ein in dieſen Ruf. Die Scene ward tumultuariſch und die Regentin hatte die Uebermacht vornehmer Ruhe hiermit verloren. Alles drängte ſich näher an ſie heran. Auf Duprat und Budé blickend ſchien ſie zu überlegen, ob es nicht gerathen ſei, dieſe beiden Männer zu opfern, um den ausbrechenden Sturm zu beſchwichtigen. Budé erkannte mit Schrecken, daß Alles wieder zu ſeinem Nachtheil geändert ſei und das Entſetzen, welches ihm vorher, da für ſeine Freundin keinerlei Ausſicht vorhanden ſchien, fremd geblieben war, ergriff ihn jetzt, da er wieder hoffen durfte, ſie dem Könige zuzuführen. Er griff wie ein Ertrinkender um ſich und faßte die Hand des greiſen Duchatel. Dieſer alte würdige Mann folgte auch ſogleich der Aufforderung und mühſam den leeren Seſſel der Regentin erſteigend gebot er mit mächtiger Prieſterſtimme Ruhe.

Er war ein allgemein verehrter Mann: Einer nach dem Andern ſchwieg, als man ihn erblickte und hörte, und er gewann Raum, zu ſprechen und zum Frieden zu mahnen. Ehe dies indeß wirkſam geſchehen konnte, ſchrie einer der Municipalmänner, welcher hinten im Getümmel verblieben war und welcher den zur Ruhe winkenden und ſprechenden Biſchof noch nicht geſehen und gehört hatte: Greift zu, Ihr Herren! Es kommt eben Botſchaft vom Gouverneur, daß er ſich zu uns ſchlägt und uns Waffen ausliefert. Die Valois können Frankreich und Paris nicht mehr ſchützen, wir müſſen es ſelber thun! Greift den Budé, der unſere Söhne verderben läßt durch kauderwelſchen Unterricht und der als Hauptketzer die Noth über uns heraufgebracht hat. Er iſt zwar mager genug — ſetzte der dicke Mann, ein Kupferſchmied, der ſein Viertel mit Nachdruck zu regieren wußte, mit einem Anfluge guter Laune hinzu — mager genug, um einen ſchlechten Braten abzugeben, aber bei ſchlechter Zeit und zur Faſtenzeit ſchickt ſich's nicht anders, greift ihn!

Die Municipalherren drängten ſich hinzu, dieſem Aufrufe zu folgen, die Regentin zog ſich ſo gut es anging aus dem Tumulte zurück, und ſchien die beiden bedrohten Männer aufzugeben; Florentin, der ihr zur Seite geweſen, hatte ſich davon gemacht. Da erhob ſich Margaretha, die bis daher theilnahmslos verblieben war und drängte ſich durch die Menge zu Budé und Duchatel und griff, als ſie ihre Stimme und ihre Geberden ungehört und unbeachtet ſah, einen der Parlamentsherren nach dem Degen, zog ihn raſch aus der Scheide und ſchwang ihn verwegen um die Köpfe der nahe zuſammengedrängten Aufrührer, ſo daß dieſe theils vom Blitzen, theils vor der leicht verwundenden Berührung zurückwichen und ein leerer Raum ſowie eine augenblickliche Stille entſtand. Seid Ihr Franzoſen?! rief ſie heftig, dieſen Augenblick der Stille benutzend, — nimmermehr ſeid Ihr das! Ihr zeigt Euch roh im Unglücke, roh gegen Frauen, roh gegen Leidende! Kennt Ihr mich? Wißt Ihr, daß ich des Königs Schweſter, daß ich eine Valois bin, daß ich das grenzenloſe Elend erlebe, von meinem unwürdigen Gatten zu hören, ſeine Feigheit ſei ſchuld am Unglücke bei Pavia!

Deſto ſchlimmer für uns, ſchrie der Kupferſchmied, wenn die Prinzen von Geblüt hinter dem Hochmuthe die Feigheit verbergen. — Iſt's ein Grund, größere Rückſicht zu verlangen, wenn man das Unglück hat, größere Schuld zu haben? ſetzte ein Parlamentsrath hinzu und die Dazwiſchenkunft der Herzogin ſchien die Aufregung nur zu ſteigern. Umſonſt rief der Biſchof Duchatel mit gewaltiger Stimme über den Lärm hinweg und ermahnte zum Frieden, die Parlamentsräthe ergriffen eigenhändig den ihnen verhaßten Duprat, die Municipalherren ergriffen Budé und in politiſcher Meinung vereinigten ſich alle zu der offenbar vorgefaßten Abſicht, dem Frauen-Regimente der Valois ein Ende, und den nach Alençon nächſten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendôme zum Regenten zu machen. Da, als ſie ſich bereits mit ihren Gefangenen zum Rückzuge wendeten, änderte ſich die Scene: dröhnenden Schrittes marſchirten die Trabanten des königlichen Hauſes, auf Befehl der Regentin heimlich durch Florentin herbeiſchieden, in den Saal, durchbrachen mit vorgehaltenen Hellebarden die erſchreckt auseinander fahrenden Aufrührer und theilten das große Gemach, zwei Mann hoch aufgeſtellt, von der Thür bis an die entgegengeſetzte Wand und linkshin wie rechtshin die Spieße ſtreckend, in zwei Theile. Die Regentin, dies vorausſehend, hatte ſich hinter den Schreibtiſch Duprat's der Thür gegenüber aufgeſtellt und erhob nun, da der Schrecken vollſtändiges Stillſchweigen heibeigeführt, ihre Stimme:

Das Parlarment von Paris liefert ſeinen Vicepräſidenten, der unehrerbietig und aufrühreriſch geſprochen, als Geiſel aus, damit er im Chatelet den Ausgang der Klage, welche Ihr gegen den Kanzler Duprat erhoben, abwarte!

Die Municipalität von Paris thut Desgleichen mit Darennes, dem Kupferſchmiedmeiſter und darf ſich verſichert halten, daß ſein Kopf fällt, ſobald die Municipalitat noch einmal einen nur entfernt dem heutigen ähnelnden aufrühreriſchen Schritt verſucht. Der Herzog von Vendôme wird Euch weitere Nachricht von mir geben, wenn Ihr vor Ankunft der Geldern'ſchen

Lanzknechte und Guiſe's Truppen noch eine nähere Auskunft begehrt. Prevoſt, thut, wie ich befohlen!

Der Anführer der Trabanten verhaftete ohne irgend einen Widerſtand zu finden die beiden bezeichneten Männer, und alle übrigen entfernten ſich eilig, als auf einen Wink der Regentin der durch die Trabanten beſetzte Ausgang frei gegeben wurde.

Noch in derſelben Nacht reiſten die Regentin, die Herzogin und Budé gegen Lyon: dieſe, um dem Süden näher alle möglichen Anſtalten zur Unterſtützung oder Befreiung ihres Sohnes und zur Deckung der Landesgrenzen zu treffen, letztere beide um mit der Gräfin Françoiſe, welche durch einen Eilboten nach Avignon beſchieden wurde, dem Könige Geſellſchaft und Troſt in die Gefangenſchaft zu bringen. Die Regentin erhob ſich in dieſer ſchrecklichen Lage zur Höhe einer umſichtigen, mäßigen und doch energiſchen Herrſcherin und zur Höhe einer Mutter, welche alle Vorurtheile zum Opfer brachte, die ſchmerzhafte Lage ihres Sohnes zu erleichtern. Es iſt gleichgiltig, ſagte ſie zu Budé, was ich bisher von der Chateaubriant gedacht und wie ich in ihrem Betreff gehandelt habe, ſie iſt meinem Sohne werth, und fern ſei es von mir, ſie ihm von nun an, da er des Troſtes ſo bedürftig iſt, zu entziehen. Mit dieſer Aenderung der Lage verſchwindet auch mein Groll gegen Euch und Ihr könnt meines Schutzes ſicher ſein. Ihr ſeid meinem Sohne ebenfalls werth, Ihr ſeid welterfahren, ſeid im Vatican von Eurer früheren Geſandtſchaft her bekannt, ſeid vertraut mit den hundertfältigen Verhältniſſen Italiens, die jetzt bei der ungebührlich aufſchießenden, den Italienern unbequemen Uebermacht des Kaiſers leicht für einen Umſchwung zu handhaben ſein werden, geht, und arbeitet für Befreiung meines Sohnes, für Milderung der Niederlage. Ihr werdet die Italiener bereit finden, ſie haſſen den Spanier; hütet Euch vor Lannoy, dieſer Wallone gehört dem Kaiſer, aber ſchließt Euch an Peſcara, er iſt zugänglich und begabt und redet Bourbon ins Gewiſſen. Vor allen Dingen befreit meinen Sohn und ermahnt ihn, ſich als Gefangener Italiens, nicht des Kaiſers zu zeigen. Sucht eine Küſtenſtadt für ſeinen Aufenthaltsort auszuwirken und eilt, eilt!

13.

Die Sonne war untergegangen nach einem heißen Herbſttage, eine leichte Abendluft hatte ſich erhoben und wehte anmuthig durch die hohen Buchsbaumhecken, welche ein uraltes Thurmgemäuer umwucherten. Aus dieſem Thurme, welcher ringsum verſchloſſen während der Tageshitze kein Lebenszeichen verrathen hatte, ſtiegen jetzt zwei Diener die ſteinerne Treppe herab in einen Gartenraum, der durch undurchdringliche Hecken des wilden Feigenbaumes und der Aloe an den Seiten abgeſchloſſen war von tiefen Abgründen und der im Hintergrunde begrenzt wurde durch einen uralten ſpaniſchen Palaſt. Hinter dieſem Palaſte dachte ſich die Landzunge ab und das Terrain verband ſich gleichförmiger mit der tiefer liegenden Stadt. Dieſe Stadt war Madrid, jener Pallaſt ward bewohnt vom Herzoge von Infantado, jener Thurm war der Alcazar, eine Feſte aus der Maurenzeit, wie ſie ſich in jeder bedeutenden Stadt des mittlern und ſüdlichen Spanien vorfand.

Hierher hatte der ſpaniſche König und römiſch-deutſche Kaiſer Carl ſeinen Gefangenen von Pavia bringen laſſen und erſt ſeit er ihn hier hatte, hielt er ſich des Gefangenen für verſichert. Daß es ſo weit gekommen war lag vorzüglich in den ſo ganz von einander verſchiedenen Charakteren der beiden Herrſcher: Carl der Fünfte, ein nüchterner Politicus verſtand es wohl, den poetiſchen König Franz zu berechnen, dieſer aber, königlichen Sinnes phantaſirend, königlichen Stil auch im ſiegreichen Gegner vorausſetzend, irrte ſich völlig in dieſem Kaiſer und gab ſich ihm dadurch völlig in die Hände.

Dies hatte ſich folgendermaßen zugetragen.

Lannoy hatte nach dem Siege von Pavia den König Franz, um ihn dem Enthuſiasmus der kaiſerlichen Truppen und einem aus ſolchem Enthuſiasmus leicht möglichen Befreiungsverſuche zu entrücken, nach der Feſtung Pizzighetone geführt. Dieſe liegt an der Adda zwiſchen Lodi und Cremona. Es kam dieſem verſchlagenen Wallonen Alles darauf an, den gefangenen König den Einflüſſen Peſcara's und Bourbon's zu entziehen und er hütete ihn deshalb ſo unſcheinbar, aber auch ſo ſorgfältig wie möglich vor aller Berührung mit dieſen Heerführern, die ſich mit vollem Rechte vorzugsweiſe den Erfolg von Pavia zuſchrieben, und hütete ihn ebenſo vor der Verbindung mit den Franzoſen, welche ſich unter allen Geſtalten herzudrängten. An dieſer Vorſicht ſcheiterte auch die Hoffnung der Regentin, ihrem Sohne in der Schweſter, der Geliebten und dem Freunde Troſt und Rath zu ſenden. Umſonſt blieb Margaretha nach reiflicherer Ueberlegung in Marſeille zurück und ließ Françoiſe und Budé vorausziehen gen Pizzighetone, um auszukundſchaften, ob es für die Schweſter des Königs rathſam ſei, ſich unter die Feinde des Reiches zu wagen und ob ein unmittelbarer Verkehr mit dem Könige von Lannoy zu erlangen ſei. Lannoy war zu ſehr auf ſeiner Hut, um dem Könige Rathſchläge zukommen zu laſſen, und Budé hatte Wochen- ja Mondenlang die Herzogin zu vertröſten. Er ſelbſt und Françoiſe konnten nicht zu dem Gefangenen durchdringen, und erfuhren am 8. Juni zu ihrem großen Schrecken, daß der König zur Nachtzeit hinweggebracht worden ſei von Pizzighetone.

Es war nämlich Lannoy gelungen, König Franz in dem ritterlich phantaſtiſchen Glauben zu beſtärken, Kaiſer Carl betrachte des Gefangenen Lage vom edelſten Standpunkte, und es gebe für den König nichts Rathſameres, als ſich ohne Rückhalt der Großmuth des Kaiſers anzuvertrauen. Die Art, wie Kaiſer Carl die Nachricht von der Schlacht bei Pavia aufgenommen, war allerdings geeignet, auch einen nüchternen Gefangenen in falſche Hoffnung einzuwiegen. Er hatte nicht geſtattet, daß Siegesfeuer angezündet und daß die Glocken geläutet würden. Der Sieg ſei ſo groß, hatte er erklärt, daß Gott allein die Ehre gebühre und daß er die ſchönſte Veranlaſſung ſei, durch Milde gegen den Feind ſich dankbar zu erweiſen. Noch mehr! ſetzte Lannoy hinzu, indem er dies dem Könige berichtete: der Biſchof von Osma hat dem Kaiſer gerathen, Eure Majeſtät ſo bald wie möglich und ſo billig wie möglich frei zu geben; denn — hat er bemerkt — man kann ihn doch nicht in immerwährender Gefangenſchaft halten, und wenn man ihm zu harte Bedingungen auferlegt, ſo wird er ſie brechen und den Krieg wieder anfangen mit Aufbietung aller Kräfte Frankreichs, welches trotz des Sieges bei Pavia noch unberührt von uns geblieben iſt.

So war's gekommen, daß Franz in der erſten Zeit ſeiner Gefangenſchaft den hingebendſten Brief an den Kaiſer geſchrieben hatte. „Ich habe," hieß es darin, „keinen andern Troſt in meinem Leide als die Hoffnung auf Eure Güte. Seid Sieger Eures Sieges! — Der Wille eines Fürſten wie Ihr kann nur ein ehrenvoller und großmüthiger ſein. Und für ſolche Ehrenhaftigkeit und ſolches Erbarmen mit mir könnt Ihr aus einem unnützen Gefangenen Euch einen Sclaven für immerdar in mir umtauſchen."

Solche Hingebung war dem Charakter des Königs Franz vollkommen angemeſſen: das etwa Erniedrigende darin war für die Geſinnung, aus welcher es entſprang, keineswegs erniedrigend. Er war durchdrungen von dem ritterlichen Gedanken, der erbetenen Großmuth dankbar zu entſprechen, und um ſo größere Opfer zu bringen, je freier man die Wahl des Opfers ihm ſelbſt überließe. Seine Befangenheit und ſein Irrthum über die Zeitverhältniſſe beſtanden eben darin, daß er eine Zeit der bereits überall nöthig gewordenen gewinnluſtigen Politik ſo behandelte, als ob die europäiſchen Staaten in ſcharf gezogenen Grenzen und auf unwandelbaren Grundpfoſten vorlägen, und als ob er und der Kaiſer, zwei Hauptperſonen im Kampfe für europäiſches Gleichgewicht oder Uebergewicht eines Staates, zwei Privatperſonen werden könnten um einer ritterlichen Wallung halber, die ihm eigenthümlich war. Außerdem fühlte ſich ſein Naturell durch die Gefangenſchaft zu ausſchweifenden Schritten gedrängt. Dies Naturell, an freie Bewegung, an große Unternehmung gewöhnt, ward durch die Gefangenſchaft bis zur Verzweiflung gepeinigt und ward dadurch zu übertriebenen Entſchlüſſen für ſich und gegen ſich gedrängt. Die letztere Richtung machte ſich denn auch in eben ſolchem Uebermaße geltend, als die Antwort des Kaiſers eintraf und die bitterſte Enttäuſchung für ihn brachte. Der Kaiſer verlangte nicht weniger als: Burgund und die Picardie für ſich, die Provence und das Dauphiné außer den früheren Bourbon'ſchen Ländern für Carl von Bourbon, und die Normandie und die Guyenne und Gascogne für den König von England, ſo daß alſo das bereits ſo ſtolze Königthum Frankreich auf ein eingeengtes Binnen-Fürſtenthum zurückgebracht worden wäre. Franz riß ſein Schwert aus der Scheide, ſchrie dem Geſandten des Kaiſers zu: „Sagt Eurem Kaiſer, daß ich lieber ſterben als darein willigen wolle“ und war im Begriffe, ſich zu entleiben. Mit großer Mühe ward er daran verhindert. — Auf die Ueberſpannung nach dieſer Seite folgte denn nach einigen Wochen neue Abſpannung, und er ließ dem Kaiſer antragen, daß er all ſeine Rechte auf Italien und Flandern aufgeben, daß er Bourbon in alle verlorenen Rechte und Beſitzthümer einſetzen und ihm ſeine Schweſter Margaretha zur Gattin geben wolle — der Herzog von Alençon nämlich war vor Scham und Gram einige Wochen nach der Schlacht von Pavia geſtorben — daß er endlich des Kaiſers Schweſter, die Königin-Witwe von Portugal ehelichen und Burgund als die ihr gehörige Mitgift, welche den Kindern aus dieſer Ehe verbliebe, anerkennen wolle.

Dies that er, obwol er Françoiſe in ſeiner Nähe wußte, denn Lannoy hatte ihm dies, um ſein Verlangen nach Freiheit zu ſtacheln, keineswegs verſchwiegen, er that es, denn er lechzte nach Freiheit.

Aber dem Kaiſer genügte dies bei Weitem nicht; nach wochenlangem ungeduldigem Harren kam wieder ein ablehnender Beſcheid, und Lannoy ſah nun ſein Opfer ſo weit zermalmt als er es wünſchte, um den ihm zugedachten Hauptſchlag mit Erfolg verſuchen zu können. Er redete ihm vor, dieſe Schwierigkeiten entſtünden nur durch die einrathenden und zwiſchentragenden Miniſter und Geſandte, und würden auf der Stelle verſchwinden, wenn die beiden Herrſcher perſönlich mit einander unterhandeln könnten. Dieſer Vorſchlag war nur zu gut auf den Charakter des Königs Franz berechnet: mit einer mächtigen und ihrer Macht ſich bewußten Perſönlichkeit begabt, hoffte er, in Spanien ſelbſt, Aug' in Auge mit dem Kaiſer leichtlich ans Ziel zu kommen. Er ſah ſchon die großherzigen ſpaniſchen Granden um ſich, denen die ritterlichen Traditionen noch in Fleiſch und Blut lebten, und die ihm ſicherlich beiſtehen würden, es reizte ihn, auf eine ſo eigenthümliche Weiſe Spanien ſelbſt zu ſehen, und dieſem ſtolzen Volke einen auch im Unglücke ſtolzen König zu zeigen; er lechzte überdies nach einer Abwechſelung ſeines unerträglich einförmigen Zuſtandes in der Feſte Pizzighetone. Jeder Gefangene glaubt, etwas Anderes werde auch etwas Beſſeres ſein. Hätte Franz nur ein einziges Mal mit Budé ſprechen können, der neben Françoiſe in einem Landhauſe an der Adda wohnte und harrte, er wäre von ſeinem unſeligen Vorhaben ſchnell abgewendet worden. Budé hatte ſich überall Verbindungen eröffnet, außer Lannoy zeigten ſich ihm alle Führer zugänglich, ja es bildete ſich bereits unter Pescara's Leitung und unter ganz beſtimmter Form ein Abfall Italiens vom Kaiſer, kurz, es war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß König Franz über kurz oder lang in Italien befreit werden könne. Von alle dem erfuhr der König nichts, und Lannoy wußte ihm im Gegentheile die romantiſche Idee einer Reiſe nach Spanien ſo wünſchenswerth darzuſtellen, daß König Franz ritterlichen Stiles ſogar alle wahrſcheinlichen Mittel einer Befreiung, die ſich ihm auf der Ueberfahrt bieten konnten, ſelber unmöglich machte, um nur die Reiſe möglich zu machen. Der Befehl der Regentin nämlich, mit den Galeeren an der italieniſchen Küſte zu kreuzen, um für eine Befreiung des Königs bereit zu ſein, war ſorgfältig ins Werk geſetzt worden: Doria, im Dienſte Frankreichs, und Lafayette überwachten ſcharf das liguriſche und das tyrrheniſche Meer; Lannoy hätte die Ueberfahrt nach Spanien mit dem Könige nicht wagen können, hätte ihm nicht der König ſelbſt einen Befehl an ſeine Admirale ausgeſtellt, einen Befehl des Inhalts: daß ſie der Ueberfahrt Lannoy's nicht nur durchaus nicht hinderlich ſein, ſondern ſogar ſechs franzöſiſche Galeeren zum ſicheren Geleit bis an die ſpaniſche Küſte mitſenden ſollten!

Unter ſolchen Umſtänden verließ der Vicekönig von Italien Lannoy mit ſeinem verblendeten Gefangenen in der Nacht des 7. Juni die Feſte Pizzighetone, ging mit ihm nach Genua und ſchiffte ſich dort ein nach der cataloniſchen Küſte.

Es war eine jener zauberiſchen Nächte Italiens: unter dem beginnenden Mondſcheine ſchwamm ein weißer Duft, welcher die Gegenſtände phantaſtiſch einhüllte, und die von der Hitze des Tages befreiten Menſchen ſchwärmten ſingend umher zwiſchen Weinbergen und Maisfeldern. Françoiſe und Budé waren unter ihnen, als ein großer Trupp walloniſcher Reiter aus der Feſtung heraus die Straße entlang gezogen kam. Sie hüllten wie in einen ehernen Mantel den koſtbaren Gefangenen ein, aber die ahnende Liebe, Françoiſe, meinte über all die verdeckenden Reiterköpfe hinweg die weiße Feder, die eigenthümliche Kopfhaltung ihres Königs zu entdecken, ſie verließ haſtig den Arm Budé's und rief „François!“ — die weiße Feder wendete ſich, aber der Zug ſetzte ſich in Trab, Budé trat zu ihr und ſchalt ſie eine Thörin. —

Am andern Morgen wurde es kundig, daß die Liebe ganz recht geſehen und daß König Franz Pizzighetone verlaſſen habe.

Budé flog mit Françoiſe zu Pescara nach Mailand — dorthin, hieß es, ſei der König, obwol er zum Thor von Piacenza heraus geführt worden ſei. Der König war nicht in Mailand, und Pescara ſtellte ſich, wie Budé glaubte, ebenfalls überraſcht. Lannoy, ſagte er nachdenkend zu der eindringlich bittenden Françoiſe, hat davon geſprochen, den König nach Neapel zu bringen —

Nach Neapel, Budé!

Umſonſt eilten ſie dahin, Pescaire und Bourbon waren ebenfalls getäuſcht, auch ihnen wurde der König entführt!

In Valencia ward er gelandet und dort von den ſchönen Frauen des Landes, von den ritterlichen Granden mit mannigfachen Zeichen von Theilnahme, ganz wie er erwartet hatte, empfangen. Er ſtach auch ſo vortheilhaft ab von dem wortkargen, ernſten Carl, der immer mit ſtillen politiſchen Plänen beſchäftigt war und um Glanz und Schimmer der Erſcheinungswelt ſich wenig kümmerte. Aber Carl hatte natürlich kein Wohlgefallen an den Aeußerungen der Valencianer und ließ ihn vom Schloſſe Xativa bei Valencia, wo auch ein Handſtreich vom Meere her für Befreiung des Gefangenen zu fürchten war, nach Madrid führen. Ein Thurm des Alcazar nahm ihn hier auf, ein Gartenplatz, wie er oben beſchrieben iſt, war ihm zum Spaziergang angewieſen, ein Maulthier, welches er der Erwartung gemäß ausſchlug, ward ihm zu jeweiligem wohlbegleitetem Ritt angeboten, und der ſpaniſche König, der römiſch-deutſche Kaiſer, auf deſſen perſönliche Bekanntſchaft Franz ſo große und theure Hoffnung geſetzt, Carl ließ ſich nicht blicken, nicht in Madrid, nicht im Alcazar. Er blieb in Toledo und entſchuldigte ſich mit dringenden Regierungsgeſchäften; denn er fürchtete mit Recht, bei perſönlicher Unterhandlung zur Großmuth genöthigt zu werden, und er trachtete, ein nüchtern politiſcher Mann, nach größtmöglichem politiſchem Gewinn.

So war dem getäuſchten Könige in herbem Jammer der Sommer und Herbſt überaus traurig vergangen, ſchwere

Melancholie hatte ſich ſeines ſanguiniſchen Temperamentes bemächtigt, ſein Antlitz war blaß, ſein Auge eingefallen, ſein ſonſt ſo ſtolzer Gang ſchwankend, als er an jenem Herbſtabende in ſeinen Garten heraustrat. Die Gefängnißwärter trugen ein Ruhelager hinter ihm her und ſetzten es ins Freie, denn er war ſo abgemattet, der ſonſt ſo ungeſtüme Mann, daß er nach einigen Gängen ſich immer niederlaſſen mußte. War es ein Wunder? Völlig vom Glück verlaſſen, ein Mann, der des Glückes bedurfte wie die Pflanze der Sonne bedarf, ſah er überall das gelingen, was er für niedrig hielt, ſah er ungeſtraft das verachten, was ihm die Seele des Lebens war. Die Felonie Bourbons war ſiegreich, der unkönigliche Kaiſer — denn wie er einen ſo vertrauensvollen Gefangenen behandelte, das mußte dieſem Gefangenen unköniglich erſcheinen — ſchritt unaufhaltſam vorwärts zur alleinigen Herrſchaft in Europa! Die Gemeinheit regiert die Welt und das Ritterthum wird Chimäre! In dieſen Worten drückte er bitterlich aus, was ihm die Seele zerfraß.

Dieſe Abendſtunden waren ſeit Monden ſein einziger geringer Lebensreiz; die Freunde, welche mit ihm gefangen waren, Chabot de Brion und Anne de Montmorency ſahen es ungern, daß er ſich ſtets um dieſe Zeit von ihnen trennte, weil ſie meinten, er ergebe ſich in dieſen Stunden völliger Einſamkeit noch rückſichtsloſer der Sorge und Verzweiflung. Dem war aber nicht ſo: ſein überaus bewegliches Herz hatte ein romantiſches Intereſſe gefunden und zehrte daran mit der Unbefangenheit und gedankenloſen Hingebung eines Edelknaben. Allabendlich nämlich vernahm er einen Geſang, der ihm von Blois her theuer war, eine Romanze, die Françoiſe oft auf dem Balcone ſeiner Schweſter geſprochen, und welchem er, damals vom erſten, lieblichen Liebeszauber für die ſchüchterne Gräfin gefeſſelt, mit Entzücken auf der Terraſſe gelauſcht hatte. Stammte die Romanze aus der halbſpaniſchen Heimat Françoiſens, und war ſie deshalb auch in Madrid bekannt, oder lag noch eine nähere Beziehung zum Grunde, er wußte es nicht, er empfand nur, daß ſie ihn anfänglich wie vergangenes Glück und mehr und mehr wie ein neu erreichbares Glück gemahnt hatte. Die Altſtimme der Sängerin war ſo geheimnißvoll kräftig und innig, und das Geheimniß, in welches ſie ſich hüllte, verdrängte von Tag zu Tage mehr die Anknüpfung an Françoiſe, erhöhte den Reiz des Abenteuers, das keinen weiteren Zweck zu haben ſchien. Die Stimme kam aus dem alten Pallaſte, der ſeinen Garten begrenzte, und zuweilen erſchien auf kleinem Balcone am linken Flügel des Palaſtes eine Frauengeſtalt; ſie ſchien die Sängerin zu ſein, ſang aber nie, wenn ſie ſich zeigte, und zeigte ſich nur bei dunklen Abenden, niemals im Mondesſchimmer. Mehrmals ſchon hatte Franz ſie angeredet, denn es trennte ihn nur ein eiſernes Gitter von dem ſchmalen Vorplatze des Pallaſtes, niemals aber hatte ſie ihm geantwortet, immer war ſie vom Balcone verſchwunden, wenn er ans Gitter trat und die Stimme erhob.

Es ſtanden keine Wachen hinter dieſem Gitter, und es war ihm frei geſtellt, in jenem Palaſt einzutreten, in welchem Brion und Montmorency ihr weniger behindertes Gefangenleben führten. Aber er hatte, da denn der Kaiſer einmal ihn ſtreng wie einen Gefangenen angeſehen wiſſen wollte, von vornherein trotzig darauf beſtanden, dieſer Gefangenſchaft auch alles Anſehen einer kleinlichen Behandlung zu geben: er hatte mit Entrüſtung das angebotene Maulthier ausgeſchlagen und niemals mit einem Schritte den Palaſt betreten. Er wußte, daß in den jenſeitigen Höfen des Palaſtes, ja unter ihm am Fuß der Abgründe, Trabanten und Späher in Menge Wache hielten, und daß der Herzog von Infantado, wenn auch nicht unter officiellem Namen ſein Hüter ſei. Wie oft ihn dieſer auch einlud, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, oder ſeine Schachpartie bei ihm zu ſpielen, immer hatte es der König ſtolz abgelehnt mit dem Bemerken, er ſei des Kaiſers Gefangener im Alcazar, und er wolle den Schlummer des römiſchen Kaiſers dadurch nicht beunruhigen, daß er einen Fuß aus ſeinem Gefängniſſe ſetze; wenn ein Grand von Spanien mit dem Könige von Frankreich ſpeiſen wolle, ſo möge er ſich nach dem Alcazar bemühen.

Brion und Montmorency, die täglich zu ihm kamen, wußten ihm über die Sängerin keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Herzog wol eine ſchöne Tochter haben, daß er ſie aber in der Einſamkeit eines Kloſters verſteckt halten ſolle, weil er ſie nicht liebe, und ſie, wie man das zu thun pflege mit Dingen, die man der Welt nicht zuträglich erachtet, für den Himmel beſtimmt habe. Im Palaſte werde nie eine Dame geſehen, der man eine ſo junge, ſchöne Stimme zutrauen könne.

König Franz war an jenem Abende mehr als gewöhnlich erſchöpft; der Arzt, welchen ihm der Herzog von Infantado ſeit einiger Zeit täglich ſandte, hatte erklärt, es leide der König an einem verzehrenden Fieber, und es ſei wahrſcheinlich, daß ſeine Lebenskraft völlig erliege, wenn man nicht ein Mittel fände, ſeinen geſunkenen moraliſchen Muth aufzurichten. Auf der Stelle hatte der Herzog von Infantado, welcher ohnedies wie die ſämmtliche Grandezza Spaniens mit der Behandlung des Königs unzufrieden und dem leidenden Ritter zugethan war, einen Reitenden nach Toledo geſendet, und dem ſpaniſchen Könige melden laſſen: er ſei in Gefahr, alle Vortheile einer ſo ungewöhnlichen Gefangenſchaft mit dem Gefangenen ſelbſt, der ſichtlich dem Tode entgegen gehe, zu verlieren. — Das Gerücht von dieſem Zuſtande hatte ſich in Madrid verbreitet, und es waren an jenem Tage alle Kirchen angefüllt geweſen mit edlen Spaniern und Spanierinnen, die eingeſtandenermaßen für den König von Frankreich beteten. Ganz Madrid mißbilligte das Benehmen des Kaiſers, und man erzählte ſich mit einer gewiſſen Genugthuung, daß derſelbe vor einigen Tagen einen flammenden Brief von Erasmus, dem gelehrteſten Manne in der Chriſtenheit, erhalten habe, worin der tapfere, allen Künſten und Wiſſenſchaften ſo förderſame König Franz dem ſpaniſchen Könige ſtarken Ausdruckes ans Herz gelegt, ja worin dieſer letztere vor Europa verantwortlich gemacht worden ſei, wenn durch ſeine Härte die Welt einen aller höheren Bildung ſo günſtigen Herrſcher verlieren ſollte.

Vielleicht war dieſe Steigerung der beſorglichen Lage des Königs ein Grund, daß jene romantiſche Frauen-Erſcheinung im Palaſte Infantado heute zum erſten Male zeitiger und deutlicher erſchien als je vorher. Das erſte Mondviertel ſtand am wolkenloſen Himmel, die Luft war ungewöhnlich klar; der König lehnte ermattet auf ſeinem Ruhelager, und die traurigſten Gedanken erfüllten ihn: in der Fülle ſeiner Kraft und ſeines Schaffens, in der Fülle ſeiner Lebensluſt ſo lange gefangen, unabſehbar lange gefangen zu ſein! Denn er beſaß, wenn auch nicht die Macht, doch den Trotz des Eigenſinns, und hatte in ſolcher Stimmung ſchon zu wiederholten Malen den Gedanken gefaßt, das Gefängniß nie wieder zu verlaſſen, wenn es nur mit ſo ungeheurem politiſchem Opfer, wie der Kaiſer es begehrte, geſchehen könne. Ueberkam ihn der Trotz, dann fühlte er ſich wol eine Zeitlang erhoben, aber die Melancholie nahm ihn bald darauf nur um ſo mächtiger ein. Er war eine jener ſonnigen Naturen, die zur Ertragung ihrer Exiſtenz immer in irgend einem Winkel derſelben eine kleine Freude ſehen müſſen, denen völlige Reizloſigkeit des Lebens der Tod ſelber iſt. Jene kleine Freude ward dann, unbekümmert um alle übrige Conſequenz ſeiner Lage, von ſeiner Phantaſie groß gezogen und immer größer gebildet, bis ſie alles Uebrige deckte und verbarg, und dem ganzen Leben eine neue Geſtalt verliehen hatte. Es mochte dies wol eben die bildende Künſtlernatur in ihm ſein. Und zwar die bildende; denn es zeigte ſich kein lyriſcher Beſtandtheil dabei, wie ungetrübt ſein Wohlwollen für Françoiſe von Chateaubriant war, ſeine Phantaſie ging nicht zurück zu ihr, ſeine Phantaſie — ſoll man ſie eine egoiſtiſche oder eine ſtets ſchöpferiſche nennen? — ſchuf ihre Geſtalten und Verhältniſſe immer in vortheilhaftem Zuſammenhange mit dem, was vor ihm lag. Zu einer dauernden Gefangenſchaft in Spanien brauchte ſie die Liebe einer vornehmen ſpaniſchen Dame, welche mit den Gelegenheiten des

Landes und der Landesſitte vertraut, welche in den ihm zunächſt liegenden Kreiſen mächtig ſei, ihm wenigſtens ein beſchränktes Paradies zu ſchaffen, welche vielleicht, denn Phantaſie will keinen Zügel, aus dem Herzen des ſpaniſchen Landes heraus ungewöhnliche und deshalb mit der Ehre verträgliche Befreiung erſchaffen könne. So waren ſeine Träume ſchon bei der unbekannten Sängerin, und ſein Auge ruhte unwillkürlich auf jenem Balcone, als in der That eine Frauengeſtalt dort erſchien und ihn unwillkürlich von ſeinem Sitze emporzog, wie man von den Mondesſtrahlen ſagt, daß ſie den tödtlich getroffenen Menſchen-Vampyr wieder beleben und zu voller Lebenskraft wieder aufrichten. Franz war vielleicht der Frauenliebe gegenüber eine ſolche Vampyr-Natur, und eine Atmoſphäre neuer Frauenliebe hatte die Kraft übernatürlicher Belebung für ihn. Er ſchritt wie von Geiſtern getragen leiſe aber unaufhaltſam nach der linken Ecke des Eiſengitters, wo er dem Balcone und der weißen Frauengeſtalt am Nächſten, bis auf einige Schritte nahe war. Das Herz ſchlug ihm in lange entbehrter Freude, als er im Mondesſchimmer eine feine jugendliche Geſtalt zu erkennen glaubte, und mit einer Stimme, die ſüße Erregung verrieth, ſprach er caſtiliſch: Wer biſt Du, Engel, der mich in tiefem Leid erquickt?

Könnt' ich Euer Leid vermindern! — klang die Erwiderung im reinſten Franzöſiſch — wär' ich ein Engel, Euch wäre ſchon geholfen! Ich bin nur ein Bote, der Euch verkündigt, die beſſere Zeit ſei unterweges —

Sie iſt ſchon da mit der Verkündigung!

Der ſpaniſche König wird kommen, er muß kommen auf die Berichte, die man ihm abgeſtattet hat von Euch. Ihr werdet Euch ſprechen und Euer Loos wird ſich wenden.

Wer biſt Du!

Hört mich weiter, königlicher Herr! Eure Schweſter, die Herzogin Margaretha hat von unſerm Könige verlangt, daß er ihr Zutritt geſtatte nach Spanien und in den Alcazar; ſie hat ihn erlangt, ſie kommt, Euch zu tröſten, Euch zu pflegen, Euch zu befreien, und ſie führt mit ſich —

Führt ſie Dich mit ſich, wenn ſie mit mir von hinnen zieht? — Gutes Kind, der Weg über die Pyrenäen iſt weit und ſchwer von Madrid für einen gefangenen König von Frankreich, und der Kaiſer in Toledo iſt weit und ſein Herz liegt tief, die kleinen Mittel finden es nicht aus, für mich lebt nur Troſt im Herzen des Weibes!

Nun, dies Weib, deſſen Herz Euch gehört, naht —

Wäre ſie da!

Morgen vielleicht iſt ſie ſchon da!

Warum nicht heute, warum nicht jetzt? Ich habe keine Zeit zu warten, mein Leben verſiegt — laß ſie da ſein, reich mir Deine Hand, Euer Kaiſer hat mir ſo viel Freiheit gelaſſen, daß ich gerade Deine Fingerſpitzen berühren und in der Berührung mein erſtarrtes Blut wieder beleben kann!

Und Ihr fragt mich nicht, wer mit Eurer Schweſter kommt?

Ich habe keine Zukunft, ſchenk mir die Gegenwart!

Man kommt!

Mit dieſen Worten trat die Dame raſch ins Zimmer zurück. — Der König ſah und hörte nichts; der Wiederkehr harrend ſtand er unbeweglich am Gitter; die Luft war ruhig, nicht das mindeſte Geräuſch ſtörte die nächtliche Stille, aber eine Viertelſtunde verging und kein Lebenszeichen ließ ſich vernehmen von dem Balcone. Da erklang endlich die Laute, die er ſchon ſo oft gehört, aus dem dunklen Balconzimmer, und die Stimme, welche er bereits liebte, erhob ſich, aber es war nicht das wohlbekannte Lied, es war eine caſtiliſche Romanze, die langſam geſungen Wort für Wort zu ihm drang:

„Kam der König vom Gebirge,
Ritt ein rabenſchwarzes Roß,
War der ſchönſte, ſchwarz von Augen,

Unter einem ſchönen Troß,
War ein König, ganz ein König!"

„Hielt er ſtill am Felſenſchloſſe
Unter ſteinernem Balcone:
Warum, rief er, blaſſes Mädchen,
Bleibſt Du fern von meinem Throne,
Von den Armen Deines Königs?"

„Niemand ſah das blaſſe Mädchen,
Und nur er vernahm die Stimme:
„‚Ach ich fürchte mich, mein König,
Vor der Liebe Luſt und Grimme,
Vor der Liebe eines Königs!‘"

„‚Denn der König und die Sonne
Seh'n zu Viel, um treu zu ſein,
Und der Herzen gar zu viele
Hoffen auf den gold'nen Schein
Einer Sonne und des Königs!‘"

„‚Zieh vorüber, zieh vorüber,
Treue brichſt Du allerwegen —
Meine Arme ſind verſchloſſen!
Doch mein Herz iſt voller Segen
Ach für Dich, Du biſt der König!‘"

Die Abweſenden haben Unrecht! Das lag ſo tief im Blute des Königs Franz, daß ihm gar kein beſonderes Nachdenken erweckt wurde über die Gleichgiltigkeit, welche er gegen Françoiſens verkündigte Ankunft bewieſen hatte. Denn verſtanden hatte er es ganz wohl, daß ſie es ſei, von welcher die geheimnißvolle Dame ſprach, als ſie auf eine Begleiterin Margarethens hindeutete. Aber was da weiter? Sie war noch nicht da, ſie war ſeit einem Jahre fern von ihm, was kann ſich Alles in einem Jahre verändert haben an Schönheit, an Verſtand, an Intereſſe! Nicht daß er gedacht hätte: Du liebſt Françoiſe nicht mehr, oder: ſie wird nicht mehr ſchön, ſie wird Dir in dieſem Augenblicke läſtig ſein! Nichts von alle dem! Aber ſie war nicht da, die Liebe zu ihr ſchwieg; vielleicht wird ſie wieder laut ſprechen, wenn er ſie erblickt; er beſchäftigt ſich aber nicht mit einem Vielleicht des Intereſſes, er braucht unmittelbares Leben, er iſt in vollem Antheile für die geheimnißvolle Dame, die ihm geſtern nach Beendigung der wunderlichen, aber himmliſch geſungenen Romanze kein weiteres Lebenszeichen gegeben hat. Die ganze Nacht hindurch hat er die eigenthümliche, wunderbar wohllautende Betonung gehört „Ach für Dich, Du biſt der König!“ Es giebt keinen feineren Reiz als den der Stimme, er weckt die zarteſten verborgenſten Kräfte unſerer Phantaſie und unſerer Sehnſucht. Menſchen, denen keinerlei Schönheit und Kunſt einen edleren Eindruck machen kann, öffnet ein Ton das Herz, die Trivialſten fühlen von der Muſik Empfindungen und Richtungen in ſich angeregt, die ihnen ſonſt wildfremd geblieben ſind und wol auch mit dem Verklingen der Töne wieder wildfremd werden, kurz der Ton iſt uns noch immer der größte Zauberer, weil wir den Nerv nicht bezeichnen können, den er, und er allein berührt. Es iſt ein Nerv eigenthümlichen Denkens, eines Denkens, das von der hergebrachten Logik kaum die Kleidung entlehnt und in unerhörten Kreiſen, halb Folgerung, halb Schöpfung, ſich bewegt. Dieſer Magnetismus des Tons, wenn man verſchiedene Elemente in eine Bezeichnung zuſammenmiſchen darf, erfüllte dem Könige den ſiebzehnten September 1525 mit jenem ſcheinbar grundloſen Rauſche wohliger Phantaſie, die nicht Rede ſteht über das Behagen, das ſie durch alle Adern ſtrömt. Es drängte ihn, Chabot de Brion, der ſeit Bonnivet's Tode und durch die Mitgefangenſchaft ihm am nächſten ſtand, das Abenteuer und die daher ſtammenden Wallungen ſeines Weſens mitzutheilen, als Brion wie gewöhnlich des Vormittags aus dem Palaſte herüber kam in den Alcazar, um Geſellſchaft zu leiſten, die politiſche Lage zu beſprechen oder Schach zu ſpielen mit dem Könige. Brion war ein edles Gemüth, aber er konnte ſich doch einer freudigen Regung nicht erwehren, als er den König zum erſten Male ſo innerlich abgewendet ſah von Françoiſe. Er wußte wohl, daß ſich aus einer ſinnlichen Untreue bei dem lebhaften Naturell des Königs keine Folgerung ziehen laſſe auf deſſen wirkliches Herzensintereſſe, aber er ſah mit freudigem Erſtaunen, daß ſich die jetzige Untreue des Königs auf eine viel bedeutendere Art ankündigte. Und wenn ihm dabei der Schmerz Françoiſens vor die Seele trat, ſo erſchien ihm auch daneben die eigene Liebe zu ihr, eine unendliche Liebe, die Erſatz bieten könne für den Verluſt einer noch ſo reichen Welt. Denn zuverſichtlich und ſtolz war der Liebling eines Königs Franz.

Er theilte alſo dem Könige bereitwillig mit, was er über die geheimnißvolle Dame zu vermuthen ſich berechtigt glaube. Der König werde ſich erinnern, daß die Gräfin Chateaubriant in der letzten Zeit zu Fontainebleau eine junge Dame neben ſich gehabt habe —

Foi de gentilhomme, ich habe ſie am letzten Abende geſehen, und erinnere mich, daß ſie wie ein Engel ausſah! Aber —

Dieſe Dame war, ſo viel ich weiß, dieſelbe, welche auf Schloß Foix erzogen worden, eine Chimene von Infantado, die Tochter unſers Wirths, des Herzogs von Infantado, der eine unerklärliche Abneigung gegen ſie hegen ſoll.

Wie?

Ich weiß durch Meiſter Marot, daß ſie mit der Gräfin Schloß Fontainebleau verlaſſen hat, um nach Spanien heimzukehren, es ſcheint mir alſo, da ſie auch der Gräfin Lieder ſingt, ziemlich ſicher zu ſein, daß dieſe Unbekannte und Chimene von Infantado eine und dieſelbe Perſon iſt. Warum ſie der Herzog uns allen ſorgfältig verbirgt, mag Gott wiſſen, vielleicht eben um ihrer Schönheit und ihres Reizes willen, die keinem Franzoſen beſtimmt ſein ſollen. —

Es war der erſte glückliche Tag, den der König in ſeiner Gefangenſchaft verlebte, er hoffte mit Ungeduld auf den Abend;

das ſchwankende Bild Chimenens, welches er aus der Erinnerung hervorzuholen trachtete, verſchönerte ſich noch in ſeinen ungewiſſen Zügen mit dem Nebel ſpaniſcher Mondnacht, mit den Steigerungen, welche ihm der durch Leid überſpannte König beilegte, und nahm all ſein Sinnen und Träumen ein. Er beachtete die officiell eingehende Nachricht nicht, daß ſeine Schweſter wirklich unterwegs zu ihm ſei, er beachtete nicht, daß der Herzog von Infantado, der Biſchof von Osma und andere Granden ihm mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit an dieſem Tage aufwarteten, und mit ungewöhnlicher Zuverſichtlichkeit verſicherten, der König von Spanien werde nicht länger ſäumen, ſich perſönlich in Madrid einzuſtellen und die mißlichen Umſtände des Königs von Frankreich zu ſchlichten — er harrte nur des Sonnenunterganges, und beklagte ſich nur über die Hitze des Tages.

Dieſe Stimmung ſchlug indeſſen in die entgegengeſetzte über, als der Abend kam, als eine Stunde nach der andern dem einſam am Gitter harrenden Könige verging, ohne daß die Balconthür ſich geöffnet, ohne daß der mit Sehnſucht erwartete Geſang ſich irgendwo erhoben hätte. Aus der Stadt herüber klangen leiſe die Serenaden verliebter Caſtilier, aber um den alten Palaſt her regte ſich kein Ton als das Flüſtern des Nachtwindes in einem hohen Cypreſſenbaume, an welchem der König lehnte.

Dieſe Enttäuſchung wirkte auf den überreizten Franz mit unerhörter Gewalt: genöthigt ſeit ſo langer Zeit an ſeinem guten Glücke zu verzweifeln, ſah er auch hierin wieder nichts als die harte Ungunſt des Schickſals. Sie liebt Dich nicht! rief er ingrimmig aus, als er nach Mitternacht verzweiflungsvoll die Treppe zum Alcazar hinaufſchritt, — ſie iſt ein blödes, thörichtes Kind, das nur ein dürftig Mitleid für den Geliebten ihrer Freundin empfunden hat, und das kindiſch erſchrocken iſt vor dem Ausdrucke meines lebhaften Gefühls. Es iſt aus mit mir! Auch das kleinſte Glück wendet mir den Rücken, ich bin machtlos und ſterbe kläglich bemitleidet im Lande romantiſcher Liebe! Sterben, ſterben will ich auch, denn todt bin ich bereits! —

Nach dieſer Erregung brach das Fieber, welches ſeit langer Zeit in ſeinen Adern einher ſchlich, mit heftiger Gewalt aus; die Diener eilten noch in der Nacht nach dem Arzte, denn der König, der ſich auf ſein Lager geworfen, redete in wilden Phantaſieen und war beſinnungslos.

Unter ſolchen Umſtänden brach der achtzehnte September an. Brion und Montmorency verließen das Zimmer des Königs nicht, und waren in der größten Beſorgniß um ihn. Mit der Abſpannung, welche der Gluth des Fiebers am Morgen gefolgt, war ihm die Beſinnung wieder gekehrt, aber er war von einer Theilnahmsloſigkeit und Abgeſtorbenheit, daß Alles um ihn her in qualvolle Angſt gerieth. Der enge Raum, welchen dieſe noch in mauriſcher Einrichtung beſtehenden Gemächer des Alcazars gewährten, erhöhte nur das Peinliche der Lage: das Schlafzimmer des Königs war ungemein ſchmal und empfing nur wenig Licht von der Gartenſeite. Dem Bedürfniſſe heißeſter Länder gemäß waren auch in Spanien die arabiſchen Häuſer ſo eingerichtet, daß ſie überall faſt eben ſo breites Mauerwerk als Zimmerbreite enthielten, und ſchon zu damaliger Zeit, als doch erſt die Uebergänge vom engen Feudalſchloſſe zum Palaſte ſich bewerkſtelligten, fand der von Italien nach Spanien verſetzte Seigneur oder Künſtler ſelbſt die berühmte Alhambra in dieſem Betracht unter ſeiner Erwartung. Der Alcazar zu Madrid aber konnte gar keinen Anſpruch machen auf einen Vergleich mit den vorzüglicheren Bauwerken der mauriſchen Zeit; die Mauren hatten der dürren caſtiliſchen Hochebene Madrids durchaus nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche ſie unter den ſpäteren chriſtlichen Königen erhielt und welche ſie auch, in Deutſchland der Mark vergleichbar, viel mehr dem energiſchen Charakter der Bewohner als ihren natürlichen Vorzügen verdankte. Dazu waren die kleinen Fenſter des Alcazars ringsum durch hölzerne Schirme geſchloſſen und es herrſchte in den kleinen Zimmern und ſchmalen Gängen ein immerwährendes Halbdunkel, welches die trübe Stimmung Brions und Montmorency's noch erhöhte.

Es war um die Mittagszeit, als ſie durch Kanonenſchüſſe überraſcht wurden. In kleinen Pauſen folgten ſich dieſe regelmäßig, und von ihren Sitzen auffahrend riefen die beiden Seigneurs einſtimmig: Das muß der Kaiſer ſein!

König Franz zeigte nicht die geringſte Theilnahme an dieſer wichtigen, ſo lange ſchmerzlich erſehnten Nachricht. Brion erſchrak bis ins Innerſte bei der Bemerkung, daß der verhaßte Gegner nun gerade in einem Augenblicke eintreffen ſolle, da die ſonſt ſo mächtige Perſönlichkeit des Königs von Frankreich völlig zerbrochen und unmächtig ſei, um von einer perſönlichen Zuſammenkunft, für welche ſo viel geopfert worden, nur den geringſten Vortheil zu ziehen. — Haſtig eilte er hinaus, um im Palaſte Infantado genauere Kunde einzuholen.

Es war der Kaiſer! Als Brion in die Halle des Palaſtes trat, von wo man die Höfe und den Platz nach der Stadt hin überſehen konnte, erblickte er ſchon den Zug reitender Trabanten, welche in der roth und ſchwarzen Tracht und mit den blank gezogenen Pallaſchen in der Mittagsſonne ſchimmerten, und langſam in den erſten Hof einritten auf ihren koloſſalen pechſchwarzen Hengſten aus Niederland. Hinter ihnen kam über den Platz eine breite Schaar berittener Herren — „Es iſt der König von Spanien!“ rief der eilig zu ihm tretende Herzog von Infantado — „eilt hinüber, Herr Chabot de Brion, es Eurem Könige anzuſagen.“

Dies iſt Sache des ſpaniſchen Königs! erwiderte dieſer nach kurzer Pauſe, während welcher er ſtarr auf die näher kommende Schaar blickte, um die Perſon des Kaiſers heraus zu finden — der König von Frankreich wird ſchwerlich heute zu ſprechen ſein.

„Um Chriſti willen, Herr Chabot de Brion, in dieſem wichtigen Augenblicke keine kleinliche Empfindlichkeit! Wir wünſchen wie Ihr ein ehrenvolles Ende dieſer mißlichen Gefangenſchaft; gebt unſerm Könige nicht gerechten Anlaß zu neuer Verzögerung!

Brion ging haſtig nach dem Alcazar zurück — „Gattinara iſt neben dem Könige, wie ich ſehe“ — rief ihm der Herzog von Infantado nach — „und er hat dem König bemerkt, wenn er ſeinen Gefangenen ſähe, ſo ſei der Gefangene dadurch ſo gut wie frei, denn es käme ein König zum andern —“

Brion hörte das Ende dieſer Rede nicht; er hatte den bekannten ſchwarzen Hut Bourbons in der Schaar erblickt, ihm ſchwoll das Herz vor Zorn und Angſt, daß ſein gefeierter König zerſtört, perſönlich nichtig in ſo entſcheidendem Augenblicke erſcheinen ſolle, in einem Augenblicke, der wenigſtens gewiß eine perſönliche Genugthuung zu Wege gebracht hätte, wenn König Franz in der ihm ſonſt eigenthümlichen vornehmen Gewalt erſchienen wäre.

Und doch ſah er wohl ein, daß die Freiheit Aller auf dem Spiele ſtand, ach, Montmorency und er dürſteten darnach wie Wüſtenwanderer nach einer Quelle!

In dieſer zwieſpältigen Stimmung, welche den dargebotenen Vortheil ausgebeutet und doch auch den franzöſiſchen Stolz nicht ausgeſetzt ſehen wollte, trat er wieder in des Königs Gemach und beſtätigte mit krampfhaftem Händedrucke dem fragenden Montmorency, es ſei der Kaiſer. Noch mehr, ſetzte er mit gepreßter Stimme hinzu, er iſt ſchon an der Schwelle! Was thun mit unſerm kranken Herrn, der ein Bild des Jammers darſtellt, ſtatt unſern ſtolzen König darzuſtellen!?

Was thun? entgegnete barſch Montmorency, ein in Fülle der Geſundheit und Jugend ſtrotzender Kriegsmann, er muß ſich ermannen, und er wird ſich ermannen, unſer König! Er beherrſcht Frankreich, er wird doch ſeinen Leib beherrſchen können! Mein König, rief er mit ſtarker Stimme und ergriff des Königs Hand, der Kaiſer Carl iſt vor der Thüre, um endlich ſeiner Schuldigkeit nachzukommen, und Euch zu ſprechen!

Der Kaiſer Carl! erwiderte Franz mit ſchwacher Stimme und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Wollt Ihr Euch nicht erheben und ihm das ſtolze Herrſcherantlitz Frankreichs zeigen? ſetzte Montmorency hinzu.

Ich bin krank und kraftlos, und — muthlos, Montmorency, ſprecht ſtatt meiner!

Heilige Jungfrau Montmorency's! der blaſſe dürftige Kaiſer iſt endlich in unſerer Nähe und unſer ſtattlicher König iſt ſchwächer, denn ein Fieber!

Da trat ein Diener ein und meldete des Kaiſers Kanzler Mercurin von Gattinara —

Er komme! rief haſtig Brion —

Er warte! rief mit ſtärkerer Stimme Montmorency. Soll der Spanier, ſetzte er gegen Brion hinzu, unſern König in ſolchem Zuſtande ſehen?!

„Der König von Spanien tritt in den Alcazar!“ ſcholl es ſpaniſch aus einer donnernden Trabantenſtimme durch den Gang herauf, „der König von Spanien tritt in den Alcazar“ word es in derſelben Mundart dicht an der Thür des Krankengemaches mit ſchallender Stimme wiederholt, und eine drückende Stille herrſchte hierauf in dieſem Gemache. Man ſah, daß es König Franz verſtanden hatte, eine hohe Röthe flog ſchnell über ſein eingefallenes, vom ſtarken Barte beſchattetes Antlitz; aber die Röthe ging raſch vorüber wie ſie gekommen war, regungslos blieb Franz auf ſeinem Lager, man ſah nur am zitternden Hemd, daß ſeine Bruſt mächtig arbeitete, die körperliche Ermattung ſchien den moraliſchen Schwung nicht aufkommen zu laſſen.

Wohl denn! ſprach Montmorency, ſo werd' ich ihn abweiſen an der Thür, und ihm ſagen, daß er zu ſpät komme!

Weh uns! ſeufzte Brion, während Montmorency ſein Vorhaben auszuführen nach der Thüre ſchritt. Montpezas, ein franzöſiſcher Edelmann, der ſich mit ritterlicher Hingebung ſeit dem Tage von Pavia zum Leibdiener des Königs gemacht hatte, trat in dieſem Augenblicke ein und rief: der Kaiſer folgt mir auf dem Fuße!

Führ' ihn in den Sternenſaal, Montmorency! rief jetzt plötzlich und Allen zum Erſtaunen König Franz, während er ſich krampfhaft aufrichtete — dort werd' ich ihn ſelber empfangen!

Kein Anderer vielleicht als Montmorency hätte dieſem Befehle eine Folge zugetraut, denn König Franz, vom Lager auf den Teppich tretend und ſich aufrichtend, zitterte und ſchwankte wie ein vom Winde bewegter Baumzweig, und er mußte mit beiden Händen nach dem hinzu eilenden Brion faſſen, um ſich aufrecht zu erhalten.

Aber Montmorency ging und König Franz, obwol an allen Gliedern zitternd, ließ ſich trotz Montpezas' Erinnerungen die Kleider anlegen und ſagte, als dies Geſchäft mühſam vollendet war und er eine Minute um Kräfte zu ſammeln geſeſſen hatte, zu Brion: Leih' mir Deine Schulter, Brion, und ſtehe feſt!

Damit erhob er ſich, legte ſeine Hand auf Brions Schulter und verſuchte es ſolchergeſtalt, hinauszugehen. Schon an der Thürſchwelle mußte er ruhen, aber mit der Hand feſter in Brions Schulter greifend, ſchritt er weiter.

Es hatte jener Sternenſaal ſeinen Namen davon, daß er, den ganzen Raum eines Thurmes in ſich begreifend, zu ſeiner Decke die Sterne des Himmels ſelber hatte, die man am Tage ſelbſt erblicken konnte. Kuppelartig hoch oben zugehend blieb eine runde Oeffnung in der Höhe übrig, welche nur in der rauhen Jahreszeit verdeckt, ſonſt aber dem freien Eindrange der Luft und des Lichtes offen gelaſſen wurde. Da dies Thurmgemach, unten etwa zehn Schritte breit, ſehr hoch und in ſeiner Luft- und Lichtöffnung ſehr ſchmal war, ſo drang in Ermangelung jeglichen Fenſters der Tagesſchein nur dürftig zum Boden herab, und die nackten, aber mit phantaſtiſcher Stuckarbeit verzierten Wände waren an fünf Stellen mit Armleuchtern verſehen, deren

Kerzenſchein den Bewohnern dieſes eigenthümlichen Raumes das Tageslicht erſetzte. Und inſoweit war doch die Gefangenſchaft eine königliche, daß in den Lebensbedürfniſſen königlicher Stil obwaltete und daß die Kerzen dieſes Geſellſchaftsſaales Tag und Nacht brannten.

Montmorency, von höchſtem franzöſiſchem Stolze in dieſem Saale, hatte den Kaiſer ſtumm begrüßt und in dieſen Salon geleitet. Auch der Kaiſer hatte geſchwiegen, bis ſie eingetreten waren; dann wendete er ſich mit einem höflichen Ausdruck des Antlitzes an den einfach gekleideten Seigneur, deſſen Geſicht, einfach ſtarke Züge und Formen zeigend, ſtockernſthaft drein ſah und ſprach: Euer Name, Herr?

Montmorency.

Ah, es freut mich, den Herrn eines ſo alten und berühmten Namens kennen zu lernen.

Es freut mich nicht, daß Eure kaiſerliche Majeſtät ihn unter ſolchen Umſtänden kennen lernt.

Euer König iſt unwohl?

Langeweile macht krank; er und ich nehmen uns beſſer aus, wenn wir zu Pferde ſitzen und die Trompete ſchmettert —

Wie bei Pavia! Ich weiß es — ſetzte er raſch hinzu mit einer leichten Handbewegung, welche ein Zucken der Hände Montmorency's beſchwichtigen zu ſollen ſchien — daß die franzöſiſchen Herren mit einer bewunderungswerthen perſönlichen Tapferkeit gefochten haben, und daß ich den Erfolg des Tages nur ihrem Unglücke und Gottes Gnade für mich ſchuldig bin — ich will nicht hoffen, daß es mein königlicher Bruder Franz von Frankreich iſt, welcher dort der Stütze eines Führers bedarf!?

Ihr ſeht den König von Frankreich! erwiderte barſch Montmorency.

Verzeiht, mein königlicher Bruder, ſprach der Kaiſer, indem er dem eintretenden Könige einige Schritte entgegen ging, verzeiht, daß ich ſo ſpät meiner Schuldigkeit nachkomme, Euch in Spanien zu begrüßen.

Ihr kommt, mein Herr, Euren Gefangenen zu ſehen.

Nein, ich komme, meinen Bruder und Freund zu ſehen, den ich in Freiheit ſetzen will.

Die beſten Früchte reifen am langſamſten! erwiderte Franz mit einem melancholiſchen Lächeln. Für meinen Wunſch und Euren Ruhm, ſetzte er hinzu, möge Gott geben, daß es für mich nicht zu ſpät geworden iſt, die langſam gereifte Frucht zu genießen. Ihr findet meinen ſonſt gar tüchtigen Körper durch die Luft des Alcazars zerſtört —

Das wolle die heilige Jungfrau zum Beſten wenden! Es wäre uns ein ewiger Vorwurf, Euch in Spanien irgendwie an Leibeskräften gefährdet zu wiſſen, und ich hoffe zu Gott, die Erledigung unſerer Geſchäfte, welche nun wol in glatten Gleiſen zu ſchleunigem Ende gehen wird, ſolle Euch bald wieder Kraft und Lebendigkeit verleihen.

Solche Wendung des Geſprächs war die gefährlichſte für König Franz, der nicht nur ein ſanguiniſcher, leicht zu unbegründeter Hoffnung geneigter Charakter, ſondern ein wirklich großmüthiger Menſch war, welcher edle Abſichten bereitwillig vorausſetzte und das Verhältniß zwiſchen zwei Herrſchern von einem zu hohen Standpunkte anſah, als daß ihm ein Gedanke kaufmänniſcher Ausbeutung ſolch einer Zuſammenkunſt in die Seele gekommen wäre. Da er alſo den Kaiſer königlichen Stils ſich äußern hörte, ſo gab er ſich alsbald ſeinem ritterlichen Naturell hin, auf keinerlei Einzel-Bedingung einzugehen, ja durch vornehmes Ueberbieten alles deſſen, was von Seiten des Kaiſers wie Zugeſtändniß oder Opfer ausſah, den königlichen Ton in höchſter Höhe zu erhalten. Dies war aber gerade die Richtung des Geſpräches, welche Kaiſer Carl am Lebhafteſten wünſchte. Er fürchtete eben, Franz werde genau und ſcharf die Bedingungen ſeiner Freilaſſung erörtern wollen und damit hätte er den Kaiſer, der außer von Gattinara noch von drei Granden des Reiches begleitet war, in die übelſte Lage verſetzt. Denn er konnte es wol wagen, mitten unter der großſinnigen und ſtolzen Grandezza das verdeckte, unüberſehbare Spiel der Politik mit mancherlei kleinen Mitteln zu treiben, dieſe Mittel erſchienen niemals officiell öffentlich; aber er konnte den ſtolzen Sinn der Grandezza nicht ohne Gefahr ſo beleidigen, daß er einem beſiegten und von aller Ariſtokratie Europa's hochgeachteten Könige übertriebene Bedingungen der Freilaſſung aus Kriegsgefangenſchaft mündlich wiederholt hätte, oder billige Forderungen des Königs mäkelnd und feilſchend abgeſchlagen hätte. Er war ohnedies in Allem was königliche Erſcheinung betrifft und was ſeinen moraliſchen Eindruck nie verfehlt, gegen dieſen franzöſiſchen König im Nachtheile, obwol dieſer krank war. Die Lebenskraft des Königs Franz erhöhte ſich mit den Anſprüchen, welche auf ihn eindrangen, mit den Ausſichten, welche ihm des Kaiſers Aeußerungen öffneten, und als man zwei offene Stühle in die Mitte des Saales rückte, damit die beiden Herrſcher nahe bei einander ſich niederlaſſen möchten, da beeinträchtigte die hohe breitſchulterige und doch fein gebildete Figur des franzöſiſchen Königs, der einen Augenblick ohne Brions Stütze aufrecht neben dem Kaiſer ſtand, dieſen blaſſen Kaiſer gar ſehr. Die röthliche Kerzenbeleuchtung erhöhte dem Könige die dunkeln Schatten des bärtigen Antlitzes, der dunklen Augen, der gebieteriſchen Naſe, und färbte günſtig die augenblickliche Bläſſe des übrigens energiſch gebildeten Antlitzes, während ſie das röthliche Blond des Kaiſers in Haar und Bart, und das verwaſchene Weiß von deſſen blaſſem Geſichte nicht zu heben vermochte. Seine unſchön zugeſchnittene Mittelfigur erſchien unvortheilhaft neben der des Königs, und nur das dunkelblaue, ſtillfeſte Auge konnte ihm für den aufmerkſamen Beobachter den Gedanken an eine Ueberlegenheit ſichern, die er wirklich beſaß, und auch in jener Unterredung wirklich geltend machte.

Als ſie ſich geſetzt hatten, ruhte dies Auge eine Weile, welche Franz mit leichter Höflichkeitsrede ausfüllte, auf dem

Könige, als wollte es an dem ſchönen Gegner die offene Stelle, durch welche einzudringen, und den Mittelpunkt, an welchem feſtzuhalten wäre, entdecken. Dennoch war etwas ungewöhnlich und war nicht bloß ein verſtändig Mächtiges bei mancher Gelegenheit in dieſem Auge Kaiſer Carls: es wurde zuweilen ſtarr, trat in ſich zurück mit dem Blicke, und war dann von unheimlicher Anmuthung. Raſch wie der Gedanke flog nur einen Augenblick lang dieſe wunderliche Blendung über des Kaiſers Auge, er hob ein wenig das Haupt, als jage er dies Erbtheil der wahnſinnig gewordenen Mutter von dannen und als beſinne er ſich, daß er dieſem poetiſchen Könige der Illuſionen nur nüchternen Verſtand entgegen zu ſetzen habe.

So geſchah es denn auch: er machte den fieberhaft aufgeregten König reden, und hielt durch ſparſame und immer zuvorkommende Einrede den angefangenen allgemeinen Ton der Unterredung feſt wie den Zügel eines in beſtimmte Gangart geſetzten Roſſes. Allerdings blieb der Eindruck der Liebenswürdigkeit, des großen königlichen Stils fortwährend auf Seiten des Königs Franz, auch für die Spanier, welche mit gerunzelter Stirn und Augenbraue dem kargen Weſen ihres Herrſchers zuſahen. Aber der endliche Sieg mußte dem Kaiſer bleiben, deſſen Worte und Verſprechungen alle gewogen waren.

Eine feine Hand — ſagte er mit der angedeuteten Abſicht, die Zwieſprache zu endigen — kommt uns zu Hilfe, uns freundlich und ſanft auseinander zu bringen: die verwitwete Frau Herzogin von Alençon, Eure Schweſter, hat an mich geſchrieben um freies Geleit, und ich denke, dieſe geiſtreiche Dame in den nächſten Tagen kennen zu lernen und Euch zuzuführen.

Dabei erhob ſich der Kaiſer, und wenn je ſo war jetzt der Augenblick gekommen, irgend eine beſtimmte Zuſage von ihm zu verlangen. König Franz, dem die Nervenanſpannung wie immer wohlgethan, und der ſich bereits wieder ſo kräftig fühlte, daß er keiner Stütze mehr bedurfte, empfand denn auch wol die Nothwendigkeit, aus den allgemeinen Formeln herauszutreten. Er drückte dem Kaiſer ſeine Freude über die Ankunft der Schweſter aus, und ſetzte hinzu, daß er nun der ſchließlichen Forderungen für ſeine Freilaſſung gewärtig ſei.

Zweifelt nicht, entgegnete der Kaiſer ſchnell, an meiner aufrichtigſten Bereitwilligkeit. Die Frau Herzogin, die von nun an eine mir gefährliche Geſchäftsträgerin zwiſchen uns ſein wird, bringt Euch die neueſten Nachrichten aus Frankreich, und dieſen gemäß werdet Ihr mir Eure letzten Vorſchläge machen. Die Ketzerei in Deutſchland, deren unvermeidliche Folge, ein roher Bauernkrieg, der auch bis über Eure lothringiſche Grenze losgebrochen iſt, macht es uns zur dringenden Pflicht, zuſammenzuhalten, und ich hoffe, Euch bald mit mir verbündet zu ſehen gegen die hereinbrechende Barbarei des gemeinen Gedankens.

Durch dieſe Wendung war das nähere Eingehen in Unterhandlungen wiederum beſeitigt, und unter beſten Wünſchen für des Königs Geſundheit verließ der Kaiſer den Alcazar.

Der König, Montmorency und Brion waren allein im Sternenſaale zurückgeblieben. Alle drei, innerlich zufrieden mit der vornehmen, ja überlegenen Haltung, welche gegen den anfänglichen Anſchein Frankreich in dieſer Zuſammenkunft behauptet hatte, ſahen einander an und brachen gleichzeitig in ein ſchallendes Gelächter aus.

Wir haben wiederum gar nichts gewonnen, rief Brion mitten im Gelächter, als die Ehre!

Dieſer weiſe römiſche Kaiſer, rief Montmorency in dem nämlichen Tone, ſchlüpft um ſeinen Raub umher wie der Fuchs, der ſich ebenſo fürchtet, die ſtachliche Beute anzugreifen, wie ſie fahren zu laſſen!

Foi de gentilhomme, ſagte der König, der Jammer iſt nun aber doch dem Ende nahe! Er ſieht, daß er uns nicht zur Bettelei und Pflichtvergeſſung herunter bringt, und die öffentliche Stimme nöthigt ihn zum Anſtande.

Die eitel-leichtſinnigen Franzoſen waren in vollſtändigem Irrthume.

König Franz war durch die Aufregung wieder vollſtändig belebt und hatte ſich durch ein heiteres Mahl mit ſeinen Leidensgefährten hinreichend geſtärkt, ſo daß ihn der hereinbrechende Abend wieder eben ſo aufgelegt fand zum Liebesabenteuer, wie er es vor dem heftigen Krankheitsanfalle geweſen war. Alle Kriſen in ihm waren heftig und raſch, und ſeine Wünſche und Begierden waren von hartnäckiger Dauer, ſo lange ihnen die Befriedigung verſagt wurde. — Als Brion und Montmorency bei einbrechender Dunkelheit den Alcazar verlaſſen und ſich nach dem Palaſte zurückgezogen hatten, erwachte ihm von Neuem das unwiderſtehliche Verlangen, die geheimnißvolle und im geheimnißvollen Dunkel ſo zauberiſch lockende Dame an ſein Herz zu drücken. Es lebe das galante Abenteuer! Es lebe der Zauber des Weibes! rief er, aufgeweckt durch Mahl und Wein, vor ſich hin, und ſtieg mit dem Vorſatze heute den Balcon zu erſtürmen in den Garten hinab.

Ungewöhnliches Hin- und Hereilen mit Lichtern, ungewöhnliche Bewegung in dem Palaſte ſchrieb er der Anweſenheit des Kaiſers zu, von deſſen Begleitung vielleicht einige Gäſte beim Herzoge von Infantado zurückgeblieben ſeien. Er wußte durch Brion's Mittheilungen, daß er dadurch nicht behindert werden konnte, weil die Wohnung ſeiner Schönen eine völlig abgeſonderte Ecke des Palaſtes bilde, und man, vom Alcazar in den Flur des Palaſtes tretend, über die erſte kleine Treppe linker Hand jedenfalls ungeſtört in dieſen geheimnißvollen Bereich des Hauſes gelangen könne. Er war entſchloſſen, dies zu verſuchen, ſobald die Anweſenheit ſeiner Dame im Balconzimmer vorauszuſetzen ſei, und ſich keine andere Gelegenheit durch Entgegenkommen der Dame oder vermittelſt des nicht eben hohen Balcons darbiete. Den Eigenſinn alſo, durchaus nicht das Gitter zu überſchreiten, hatte er hinter ſich geworfen. Dieſe trotzige Periode ſeiner Gefangenſchaft ſei nun mit dem Beſuche des Kaiſers geſchloſſen.

Es gab nichts, was ihn mehr und unangenehmer hätte ausſetzen können, als dieſer Vorſatz! Namentlich an einem Tage, der ganz Madrid, der den Palaſt Infantado ſo ungewöhnlich in Bewegung ſetzte! Aber es gab auch nichts Dreiſteres, als des Königs Rückſichtsloſigkeit, wenn ſein Verlangen von Ungeduld geſtachelt wurde. Er mußte dann haben, was er heiſchte, er mußte es auf der Stelle haben, und wenn es Wohl und Wehe einer Welt aufs Spiel geſetzt hätte, und einen Tag ſpäter ohne die mindeſte Gefahr zu haben geweſen wäre.

Nur dazu hatte er Geduld, auf der ſteinernen Treppe vor dem Alcazar zu ſitzen, und irgend eines Lebenszeichens im Balconzimmer zu harren. Da er des Entſchluſſes ſicher war, ſo reizte ihn das Harren auf ein Signal. Romantiſche Maurin, flüſterte er lächelnd vor ſich hin, Du irrſt Dich, wenn Du meinſt, mich ungeſtraft herausfordern zu können! Ich gehöre nicht zu den unthätig ſchmachtenden Troubadours. Oder — ſpaniſch Blut iſt heißes Blut! — iſt es vielleicht gar die höchſte Zeit? Hat ſie mir geſtern ſchon gezürnt, daß ich vorgeſtern die dargebotene Gelegenheit nicht entſchloſſener ergriffen, den Balcon nicht erſtiegen habe, durch das Gitter, über die Treppen nicht hinauf gedrungen bin? Foi de gentilhomme, ich bin wol kläglich und furchtſam geworden in meinem heilloſen Kerker! So wird es ſein, und ich habe Eile, meine Ehre als romantiſcher Abenteurer aufrecht zu erhalten! —

In dieſem Augenblicke zeigten ſich Lichter auf der linken Seite des Palaſtes, ſie leuchteten und verſchwanden an mehreren Fenſtern vorüber, ſie wurden feſt im Balconzimmer — der König ſprang auf, er eilte ans Gitter, er ſah eine Dame, ſie verſchwand aber wieder und die Balconthüren waren geſchloſſen, es zeigte ſich nichts weiter, es verlautete nichts. Die Ungeduld ſchlug über ihm zuſammen, er riß das Gitter auf, er eilte unter dem Balcon! Aber es war von dieſem Balcon aus nicht der geringſte Anhalt nach unten hin geboten, er war nicht zu erreichen! Der König wendete ſich raſch und trat in den Flur des Palaſtes, deſſen Thür nur angelehnt war, wem aber begegnete er da? — dem Herzoge von Bourbon, der eben die Haupttreppe rechts herabgekommen war, und ſich nach den Höſen zu gewendet hatte. Der König erkannte ihn, der im vollen Lampenlichte des Flurs dahinſchritt, auf der Stelle, Bourbon, der nur halb ihm zugewendet war, ſchien ihn nicht ſogleich zu erkennen, wohl aber ſchien ihm die Figur des Königs aufzufallen, die im Dunkel der Flurthüre ſich bewegte. Er hemmte ſeinen Schritt, unentſchloſſen that der König einen Augenblick desgleichen, faßte ſich aber ſchnell und betrat die ganz an der Thür belegene Treppe linker Hand.

Er bemerkte, daß Bourbon nicht weiter ging — der ſchwere Schritt des ſtarken Kriegers hatte vorher ſtark genug auf dem Marmorboden des Flurs geklungen — und äußerſt unangenehm berührt von dieſer Begegnung ſchritt der König, an lauter widerwärtige Folgen denkend, die dunkle, ihm unbekannte Treppe langſam aufwärts.

Ach was! Spreche er, zu wem er möge! Die Dinge dahier ſind von heute an geändert und meiner Gunſt bedarf er doch, wenn er auch durch Friedensartikel in ſeinen Beſitz wieder eingeſetzt wird; ſein Bourbonnais wachſe noch ſo ſehr in die Breite, er bleibt mein Vaſall, und iſt meines guten Willens bedürftig!

Alſo denkend war der König in einen matt erleuchteten Vorſaal gekommen, ſeiner Berechnung nach konnte ihn nur noch eine Mauerbreite von etwa drei Fenſtern trennen vom Balconzimmer, welches er ſuchte. Er ſtand vor einer niedrigen Flügelthür, die ſeinem leiſen Drucke wich und ihn in ein großes, eben ſo matt wie der Vorſaal erleuchtetes Zimmer führte. Aber o Himmel, in dem daran ſtoßenden Gemache, welches ſeiner Berechnung nach das Balconzimmer ſein mußte, und deſſen halbe

Thür ein wenig geöffnet war, hörte er eine Frauenſtimme ſprechen! Seine reizende Unbekannte war alſo nicht allein. Und wenn es nur ihre Kammerfrau war, ſo war es eine üble Verlegenheit für ihn, denn wahrſcheinlich nahm ſie ihren Ausgang durch das Gemach, in deſſen Mitte er eben ſtand, und — was ihm noch übler dünkte als dies: die Unbekannte hatte alſo wol, da ſie ſich nicht allein verhielt, ſchwerlich auf einen ſolchen Ausdruck ſeiner romantiſchen Sinnesart, wie das dreiſte Eindringen in ihr Zimmer, gerechnet.

In dieſer Verlegenheit glaubte er auch obenein hinter ſich auf dem ſchmalen Vorſaale Schritte zu hören, ſo daß ihm alſo auch ein ſicherer Rückzug abgeſchnitten war. „So iſt denn jeder Gran von Glück,“ knirſchte er in ſich hinein, „aus meinem Leben gewichen! Der erſte Schritt, den ich aus dem ſtieren Leid heraus ſetze, wirrt mich in die unwürdigen Nothwendigkeiten des Täuſchens und Lügens. Daß Dich die Peſt! Brion und Montmorency muß ich geſucht haben — man kommt!“

Die Stimme aus dem vermeintlichen Balconzimmer nämlich hatte ſich der halbgeöffneten Thür genähert, er hörte die Worte „Muth, es wird Alles gut werden!“ und erwartete mit wieder gewonnener Zuverſicht, ſeine Unbekannte auf der Schwelle erſcheinen zu ſehen, er hatte in dieſen Worten ihre Stimme erkannt. Aber nein, auf der entgegengeſetzten Seite, mehr nach rechts, nach den Höfen zu, hörte er eine Thür öffnen und ſchließen und bemerkte, daß es ſtill in dem Zimmer wurde, daß ſeine Dame alſo allein ſein müſſe. Leiſeſten Schrittes, wie er ihn auf der Jagd erlernt, ſchlich er bis an den halb offenen linken Flügel der Thür, um ins Zimmer blicken zu können. Er ſah die Dame, wunderſchönen Wuchſes, den Rücken ihm zukehrend, an einem Tiſche beſchäftigt, wie es ſchien mit Ordnen von Schmuckſachen. Der üppigſte Nacken, die ſchönſten Arme hoben ſich vom dunklen Haare, vom ſchwarzſeidenen Gewande, der König ſtand vor einem Reize, der ihm ſo lange entzogen worden, der ihm wunderbar traulich und mächtig verführeriſch winkte, er ſtand eine Zeitlang unbeweglich und ſchwelgte in dem Anblicke, und folgte begierig den leichten Bewegungen der ſchönen Arme. Dann trat er, der lebhaften Neigung ſeines Naturells ſich hingebend, raſch ins Zimmer. Die Dame wendete ſich eben ſo raſch und zeigte ſich in Aufhebung der Arme, in Raſchheit und Heftigkeit der Bewegungen ſo ungeſtüm, daß er ihr Antlitz nicht ſogleich unterſcheiden konnte, aber mit Ueberraſchung ſah und fühlte, daß ſie an ſeine Bruſt flog.

Es war Françoiſe.

Franz war gutmüthig genug, ſich dieſer unerwarteten Begegnung zu freuen. Warum ſollte er auch nicht! In Liebe, wenn auch nicht eben in herzlicher Treue war er von ihr geſchieden, flüchtige Treuloſigkeiten abgerechnet hatte nichts ſein Grundverhältniß zu Françoiſe geſtört, und die Kriegsunfälle konnten doch nur geeignet ſein, ihm eine hingebende Frauenliebe werther und theurer zu machen. Die romantiſche Neigung zu der geheimnißvollen Dame dieſes Palaſtes ferner war doch bis jetzt nur ein tändelndes Spiel ſeiner Phantaſie, einer durch Einſamkeit überreizten Phantaſie geweſen. Am Ende mußte ſolche phantaſtiſche Neizung zum Vortheile Françoiſens ſelber gedeihen, da ſie das zufällige Glück hatte, ſeiner liebeſüchtigen Stimmung im entſcheidenden Augenblicke ſelbſt entgegen zu treten, und reizend entgegen zu treten! Denn der König fand ſie ſchön, ſchöner als je, liebenswürdig, ja liebenswürdiger als je in den Ergüſſen eines wahrhaft liebenden, ſich ſelbſt verläugnenden, ſeinen Liebesgegenſtand über Alles verherrlichenden Herzens. Der ſo lange aufgedämmte Strom voller Liebe ergoß ſich jetzt über ihn, den ſo tief Verarmten, mit voller berauſchender Fluth. Alles Glück hatte ſich ihm ſeit langer Zeit verſagt, nur dies engelgleiche Geſchöpf war ihm unerſchütterlich ergeben geblieben, und erſchien jetzt wie ſein guter Genius, ihm lang vermißte Lebensfreude, farbige Hoffnungen, herzliche Zuverſicht in vollem Maße wiederzubringen.

Ja, die Innigkeit ihres Weſens, die Heiterkeit einer Laune, die ihr neben dem Geliebten in vollem Schwunge liebenden

Uebermuthes ſprudelte, gewährten ihm eine ſelige Stunde; aber wenn dieſes Glück von Dauer ſein ſollte, ſo mußte dies endlich wieder vereinigte Liebespaar auf der Stelle nach Frankreich abreiſen können. Dann vielleicht kam nie zur Reiſe, was in dem Charaktergange des Königs leider vorbereitet war zum Verderben dieſes Liebesverhältniſſes. So erſcheint wol plötzlich ein Gewitter am Himmel und ſcheint durch Donner und Blitz und fruchtbaren Gußregen die verzehrende Schwüle einer heißen Jahreszeit umzuändern, aber das Wetter erſchöpft ſich, die herrſchende Stimmung der Atmosſphäre iſt nicht gründlich überwältigt worden, und mit der neu aufgehenden Sonne iſt die vorige Schwüle und Dürre wieder mächtig, als ob keine Unterbrechung ſtatt gefunden hätte.

Franz war wol gutmüthig, aber nur in beſtimmter Lage, die Gutmüthigkeit war nicht ausgeſchloſſen von ſeinem Charakter, aber ſie war kein herrſchender Grundzug desſelben. Seinem Unternehmungsſinne, und dieſer war ſeinem Herzen wie ſeinem Geiſte eigen, durfte nicht unmittelbar neben der gutmüthigen Regung ein Wink, eine Verſuchung erſcheinen, ſie wirkten immerdar ſtärker als die gutmüthige Regung. So hätte er die romantiſche Lockung ſeiner geheimnißvollen Dame vielleicht vergeſſen, oder ſie wäre untergegangen in ſolcher Freude des Wiederfindens, wenn Françoiſe dafür geſorgt hätte, daß ihn an dieſem Abende nichts mehr daran erinnert hätte. Und es wäre ihr ſo leicht geworden! Sie durfte ihn nur hinüberführen zur Schweſter Margaretha, mit der ſie angekommen war und die im andern Flügel wohnte, ſie durfte ihn nur eiligſt entfernen aus dieſen Gemächern ſeiner Gefängnißromantik, in welchen die Urheberin dieſer Romantik wohnte, und jeden Augenblick erſcheinen konnte. Denn Niemand anders als ſie war es geweſen, welche kurz vor Eintritt des Königs Françoiſe verlaſſen, auf kurze Zeit verlaſſen hatte. Aber wie konnte Françoiſe daran denken! Nach ſo langer Trennung den Geliebten wieder im Arm haltend ſollte ſie klug ſein, wo nicht einmal Aufforderung zur Klugheit vorlag! Doch ſollte ſie's! Hierin, und hierin allein lag das Geheimniß, einen Mann wie König Franz dauernd zu feſſeln. Coquetterie im guten, vielleicht auch ein wenig im ſchlimmen Sinne war dieſer Künſtler-Natur gegenüber unerläßlich; durch unerwartete Verſagung, unvorhergeſehene Wendung mußte ihm das Sichere immer wieder unſicher, das Einfache mannigfaltig, das Liebesleben ein Roman werden, den nicht ſeine Laune und der Zufall, ſondern die Geliebte erfand. Leider glauben gerade die beſten Frauen ſo ſelten, daß die Liebe, wenn ſie dauernd ſein will, auch eine Kunſt ſein muß, ja ſie rechnen ihrem Herzen zur Ehre, was ſie der Kunſt zum Schaden thun. Françoiſe, ein reich begabtes Frauen-Naturell hatte einen Moment lang die Idee, den König inmitten des Liebestaumels hinweg zu führen, damit er die geliebte Schweſter begrüße. Gleichgiltig, ob dieſe Abſicht nur zur Hälfte aus einem künſtleriſchen Gedanken und zur andern Hälfte aus ihrem guten Herzen, Margarethen den Bruder eiligſt zuzuführen, ſtammen mochte; es wäre ihr Glück geweſen, wenn ſie ſelbige ausgeführt hätte, ihr Schickſal ſtand in dieſer ſcheinbaren Kleinigkeit auf dem Spiele.

Aber der König war ſo glücklich und ſo lieb in ihren Armen, er ſchalt ſo lieblich, daß ſie an etwas Anderes denken könne! Dennoch kam ſie darauf zurück, und traf die am Eindringlichſten klingende Saite, indem ſie erzählte, daß Budé und Meiſter Clément mitgekommen wären, und daß der letztere ſeine in der Gefangenſchaft ausgebildeten Talente der Intrigue vortrefflich gepflegt habe. Liebenswürdig und geiſtreich habe er ſie ununterbrochen von Station zu Station dergeſtalt in Bewegung geſetzt, daß der König, auf Marot's Vorbereitungen eingehend, mit ziemlicher Sicherheit ſogleich entfliehen könne. Die Pferde, ſetzte ſie hinzu, ſtehen bis Navarra bereit —

Für den König von Frankreich?

Nicht doch, für ihn, der als deutſcher Fürſt uns hergeleitet hat im Auftrage des Kaiſers und der mit neuen Aufträgen für die Regentin flugs wieder zurückkommen werde. In ſeinem

Gefolge, das er als ziemlich zahlreich angekündigt hat, könnteſt Du in ſechsunddreißig Stunden an der Grenze, und ſomit in Freiheit ſein.

Wäre ich aus dieſem ſorgfältig bewachten Palaſte heraus, und wäre ich meines eigenen Verſprechens, des Kaiſers Gefangener ſein zu wollen bis zum Friedensſchluſſe entbunden! —

Komm! Dieſer Poet iſt unerſchöpflich, er wird auch für dieſen zweiten, mißlichen Punkt eine Auskunft wiſſen. Hör' ihn wenigſtens. Für den erſten Punkt weiß er ſicherlich, und für dieſen gibt es heute, da man ſchaarenweiſe ſeit unſerer Ankunft hier aus- und eingeht, am erſten Rath. Vielleicht kehrt die Gelegenheit nicht mehr ſo günſtig wieder.

Der Poet blendet Dich: das nimmt ſich in der Schilderung artig aus, aber in der Wirklichkeit hat Marot zu wenig Uebung. Und bedenke die entſetzliche Lage, wenn es mißlingt! Wenn ich wie ein kläglicher Sünder vor dieſen ſtolzen Spaniern wieder erſcheinen müßte, oh!

Aber es kann gelingen! Und da der Kaiſer unbegreiflich niedrig all ſeinen Vortheil des Tages von Pavia darauf geſtellt hat, Dir, dem gefangenen Helden, Opfer abzupreſſen, da er mit ſeinem ſiegreichen Heere nicht ein Dorf Frankreichs während der anderthalb Jahre erobert und Deiner klugen Mutter hinreichende Zeit gelaſſen hat, neue Bündniſſe zu ſchließen, neue Truppen zu werben, und die Grenzen zu ſichern, ſo verliert er, betritt erſt Dein Fuß ohne zurückgelaſſene Bedingungen und Verſprechungen die Grenze, allen bisherigen Vortheil! Komm, höre, überlege!

Seit wann biſt Du denn ſo politiſch geworden, Françoiſe?

Mein Gott, ſeit ich nichts Beſſeres zu thun hatte, ſeit mein Liebhaber mich verlaſſen!

Sie küſſend erhob ſich der König, um ihr wirklich zu folgen — da ging die Thür hinter ihnen auf, dieſelbe Thür nach dem vorderen Theil des Palaſtes, durch welche vorher die geheimnißvolle

Dame ſich entfernt hatte, und dieſe ſelbige Dame trat ins Zimmer.

König Franz, umſchauend und ſie erblickend, ſtand wie verzaubert ſtill: die Frau, welche er am Arme hielt und welcher er noch eben vollen Herzens zugethan geweſen war, ſie war vergeſſen, ſeine Seele flog dieſem jugendlichen Geſchöpfe zu, und haftete in dieſen großen dunklen Augen, an dieſem die lieblichſte Melancholie ausdrückenden Munde, an dieſer feinen, in edlen weißen Stoff gekleideten Geſtalt. Das glänzend ſchwarze Haar, in langen Locken ringsum wallend, die dichten ſchwarzen Augenbrauen, und die überaus leiſe aufgehauchte Röthe verliehen dieſer Jugend einen Ausdruck von Ernſt und Beſtimmtheit, welcher jede leichtſinnige Regung zurückwies, und welcher jegliche Regung zu erheben ſchien. Ja, es war daſſelbe Mädchen-Antlitz, welches er an jenem Abende in Fontainebleau flüchtig geſehen hatte, es war Chimene. Aber das Mädchen war volle Jungfrau geworden. Die dunklen Augäpfel auf dem blauweißen Grunde hatten Energie, der Mund Feſtigkeit, der Hals Fülle, die Schultern Rundung gewonnen, ſie übertraf ſelbſt das Bild phantaſtiſcher Träume des Königs, und die tiefe aber milde Stimme, die er nun in der Nähe wieder vernahm, bewegte ihm das Herz in lieblichſtem Wohlbehagen.

Vergebt, ſprach ſie, ich habe, unbedacht heran tretend, Eure letzten Reden gehört, und möchte mit allem möglichen Nachdruck den Rath meiner Freundin Françoiſe unterſtützen. Flieht, König Franz!

Wollt Ihr uns begleiten auf unſerer Flucht?

Ich habe erfahren — ſetzte ſie erröthend hinzu, ohne die Frage des Königs zu beantworten — was der Kaiſer nach ſeinem Beſuch im Alcazar geäußert hat: es benimmt Euch jede Ausſicht auf die geringſte Nachgiebigkeit und Billigkeit von ſeiner Seite, und gibt Euch ein Recht, alle ritterliche Rückſicht, durch welche Ihr Euch ohne förmlichen Friedensſchluß zur Haft verpflichtet glaubt, bei Seite zu ſetzen.

Sprich, Chimene, was hat er geäußert? fragte Françoiſe, da der König dergeſtalt in den Anblick des Mädchens verſunken war, daß er ſelbſt bei dieſer wichtigen Behauptung keine Frage ſtellte.

Er hat meinem Vater anbefohlen, die Wachſamkeit zu verdoppeln, da der König von Frankreich in wunderlichen Illuſionen befangen ſei, und ſicherlich, wenn jetzt nach Ankunft der Herzogin von Alençon die Bedingungen wieder blank zur Sprache kämen, heftige Enttäuſchung empfinden werde. In Folge derſelben könne er irgend einen verwegenen Entſchluß zur Selbſtbefreiung faſſen. — Mein Gott! ſetzte ſie leiſe und haſtig hinzu, indem ſie nach der Thür zurückeilte und dieſe leiſe öffnete, um hinaus zu blicken.

Was iſt? rief der König, Ihr verlaßt uns doch nicht!

Ich glaubte Geräuſch zu hören; dieſer Theil des Hauſes iſt durchkreuzt und durchbrochen von geheimen Gängen und Thüren, daß man nirgends ſicher iſt vor Horchern. Und ſeit Abend ſind, wahrſcheinlich auf Befehl des Kaiſers, lauter neue Geſichter im Hauſe erſchienen; eilen wir hinüber zu den Eurigen, dort ſind wir ſicherer.

Sie hatte vollkommen Recht gehabt. Ihr eigener Vater, der ſie von ihrer Jugend auf mit Grauen und Mißtrauen betrachtet, der von ihrem Geſangs-Verkehr nach dem Alcazar hinüber etwas bemerkt, und von dem weggehenden Bourbon erfahren hatte, König Franz ſei in dieſen Theil ſeines Hauſes getreten, zeigte ſich, als ſie hinweggegangen waren, einen Augenblick an einer Oeffnung der Tapete, die neben einem lebensgroßen Bilde Chimenens angebracht und bis dahin vollkommen unſichtbar geweſen war. Das vertrocknete gelbe Geſicht des alten Spaniers blickte unheimlich von dorther, aus der halben Höhe des Zimmers über das Gemach herab, als ob er ſich überzeugen wolle, daß er zu ſpät gekommen und daß Niemand mehr zugegen ſei. Es verſchwand nach einer Minute wieder ſpurlos wie die Oeffnung ſelbſt.

Dieſer Mann war keineswegs geneigt, den gemeinen Wächter oder gar Spion des ſpaniſchen Königs abzugeben. Ihm war es ſogar zuwider, daß der König von Frankreich ſo behandelt werde, und er hatte, als Kaiſer Carl zu ſolchem Ende den Palaſt Infantado in Anſpruch genommen, ganz wie ein ſpaniſcher Grand die merkwürdige Antwort gegeben: mein Haus iſt meinem Könige zu Dienſt, aber ich werde es verlaſſen oder niederreißen, ſobald es den geforderten Dienſt eines Gefängniſſes ſolcher Art erfüllt hat. — Von dieſer Seite alſo hätte König Franz nichts zu beſorgen gehabt, aber durch Chimenens Hinzutreten wurde dies Verhältniß äußerſt nachtheilig für König Franz geändert. Jede Berührung, auch die entfernteſte, mit dieſer Tochter, die er für ſein Unglückskind hielt, und von der aus er ſich mit irgend einer ſchrecklichen Kataſtrophe bedroht glaubte, beobachtete er mit argwöhniſchem Argusblicke, beſonders ſeit ſie ſich mit auffallend feſtem Eigenſinne geweigert hatte, in ein Kloſter zu gehen, und mit unerhörter Entſchiedenheit darauf beharrt war, die Zimmer ihrer verſtorbenen Mutter zu bewohnen.

Eine heimliche Flucht des königlichen Gefangenen ferner, die des Herzogs Fahrläſſigkeit zugeſchrieben werden könnte, hätte er um jeden Preis verhindert, wenn die Beabſichtigung derſelben ihm bekannt wurde. Das Amt eines ſolchen Wächters war ihm zwar tief verhaßt, aber einmal halb und halb dazu verpflichtet, hätte er es im Nothfalle auch mit unerbittlicher Strenge ausgeübt. —

Die beiden Damen und der König kamen indeß unbehindert zu den neuen Ankömmlingen hinüber, die in Beſtürzung geweſen waren, daß auf geſchehene Nachfrage der König im Alcazar vermißt worden war, und die nun um ſo lebhafter die Freude des Wiederſehens ausdrückten. In ſeiner aufgeregten Stimmung begrüßte Franz die geliebte Schweſter vielleicht noch inniger, und beharrte er noch länger bei dem Ausdrucke perſönlicher Theilnahme, als es ſonſt geſchehen wäre, aber Margaretha ſelbſt drang endlich auf Erledigung der politiſchen Frage, welche ſie nach Spanien gebracht hatte, und führte damit bald die entſcheidende Frage „Flucht oder nicht Flucht?“ herbei. Hoffe nichts, rief Margaretha, von dieſem bleichen Manne, der nichts empfindet, der nur rechnet wie der Kaufmann. Ich habe ihn geſprochen, am Thore der Stadt empfingen mich ſeine Leute und führten mich zu ihm; er iſt wie eingemauert in ſeine unbilligen Forderungen, und hat mich mit einer Eiſeskälte, deren ich Zeit meines Lebens mit Schrecken gedenken werde, verſichert, daß ich den Zweck meiner Herkunft, Dein Wohl, Franz, nur dann erreichen würde, wenn ich Dich bewöge, dieſe Forderungen zu bewilligen. Denn nur nach dieſer Bewilligung würdeſt Du frei.

Und welche ſind's? fragte der König, der nicht eben arg davon betroffen, ſondern zerſtreut zu ſein ſchien.

Burgund, Flandern, Artois ſollſt Du abtreten, Deine Freunde, den König von Navarra, den Herzog von Geldern, den la Marck, ſollſt Du ihm preisgeben, den Connetable und deſſen Genoſſen in alle alten Rechte und Beſitzungen einſetzen, eine halbe Million Ecus zahlen, ja —

Noch mehr?

Ja, die bisher dem Connetable verſprochene Schweſter des Kaiſers —

Eleonore?

Eleonore heiraten.

Foi de gentilhomme, das geht über Alles!

Ein leiſer Ausruf Françoiſens und Chimenens hatte die letzte Bedingung begleitet, und der König, leichtſinnig lächelnd, denn er gedachte nimmermehr ſolche Bedingungen einzugehen, ſetzte hinzu, indem er ſich dieſen Damen zuwendete: Sie ſoll außerordentlich blond ſein und eine eben ſo hervortretende Unterlippe haben wie ihr Bruder.

Scherze nur, ſprach Margarethe, es iſt nur zu bitterer Ernſt. Bourbon, dem ſie beſtimmt war, und dem nun dafür das Herzogthum Mailand verſprochen worden iſt, hat mich hierher begleitet, und mich nur zu tief in den Abgrund um uns her blicken laſſen. Sei er wie er ſei, er iſt doch Franzoſe, und ſein Herz ging ihm auf als er uns ſah; er iſt unglücklich, grenzenlos unglücklich, ſein Verrath am Vaterlande und an Dir zerfrißt ihm das Herz, und von dieſem Kaiſer ſieht er ſich fortwährend hingehalten und getäuſcht. O, dieſer ſpaniſche Carl, dieſer fühlloſe Kaiſer iſt undankbar ſelbſt gegen den einzigen Franzoſen, dem er ſein Glück bei Pavia verdankt. Bourbon ſchied von mir mit dem Rathe, Dir um jeden Preis zur Flucht zu helfen, es ſei Dein einzig Heil, und auch ihm werde es eine wohlthuende Rache an dieſem Kaiſer ſein.

Eines Verräthers Rache! murrte der König in ſeinen Bart, die Strafe iſt ihm gerecht. Was ſagt Europa, wenn ich fliehe, ich, der ich mich ſelbſt geſtellt, der ich alſo mein eigener Wächter bin.

Clément Marot, der jetzt ganz ſtattlich kriegeriſch ausſah, und mehr Sicherheit als ſonſt verrieth, nahm auf dieſe Aeußerung des Königs ein wenig vorlaut das Wort, und rief: Ueberläßt er Euch die Wache, Sire?

Im Gegentheile, ſprach Brion. Was ſagſt Du dazu, Budé, Du haſt ein fein gebildet Rechtsgefühl.

Ich ſage, je früher Eure Majeſtät das rechte Ufer der Bidaſſoa betreten, deſto eher wird Frankreich wieder glücklich —

Deſto weniger verliert es Provinzen. Du weichſt aus, nun denn, Montmorency, Du biſt der Mann dazu, entſcheide, die Damen hier haben mich ſchon losgeſprochen, und eine iſt ſelbſt Spanierin, entſcheide Du!

Sire, wer mir nicht traut, dem bin ich nichts ſchuldig!

Topp! ſo gehen wir ans Werk!

Eine Todtenſtille trat ein nach dem Ausſpruche dieſes Entſchluſſes, und König Franz ſetzte nach einer Pauſe hinzu: Und ſo geſchehe es denn im Nothfalle auf Tod und Leben! Macht Eure Schwerter locker, Ihr Herren! Tritt man uns entgegen, ſo brechen wir durch eine Mauer von Lanzen.

Wir ſind alſo einbegriffen? rief Brion.

Natürlich! Wer zurückbliebe, könnte ſchlimm gebettet ſein. Wie viel haſt Du Pferde bereit, Clément?

Zehn gute Pferde, Sire.

Vortrefflich, dann wird auch unſere ſchöne ſpaniſche Alliirte verſehen, die uns doch nicht verlaſſen wird, hoffe ich?! Ihr Damen mögt nach der erſten Station die Straße nach Catalonien einſchlagen, damit ihr nicht zu ſolcher Eile genöthigt ſeid; denn verfolgen wird man nur uns.

Verzeiht, Sire — unterbrach ihn hier Chimene — wenn auch die Seigneurs eingeſchloſſen ſind, ſo reichen unſere Paßmünzen nicht aus; ich will aber verſuchen, deren beim Haushofmeiſter des Palaſtes auf unverfängliche Weiſe noch einige zu erwerben.

Dieſe Paßmünzen waren alte Goldſtücke vom Umfange eines doppelten Quadrupels mit dem Infantado'ſchen Wappen, alſo aus einer Zeit, da dieſe Familie noch das Recht beſeſſen hatte, eigene Münzen zu ſchlagen. Daß für ſolchen Zweck des bloßen Ausweiſes ſo werthvolle, dem Verluſt leicht ausgeſetzte Goldſtücke gewählt wurden, war ein echter Zug ſpaniſchen Grandenſtolzes, und der Herzog hatte ſeinem Haushofmeiſter ausdrücklich eingeſchärft, bei Austheilung derſelben durchaus nicht ſparſam zu ſein, ſo weit ſie von Perſonen gefordert würden, denen die Abſicht eines Befreiungsattentates nicht eben zugetraut werden dürfe.

In dieſem Betracht alſo hätte die Erlangung neuer Paßmünzen für Chimene keine Schwierigkeit gehabt. Sie erhielt ſie denn auch, wie ſie vorgab, für einige Herren aus dem Gefolge Bourbons, welche der Herzogin von Alençon aufwarten wollten, und der Haushofmeiſter hielt es nicht für nöthig, gegen die Tochter des Hauſes zu erwähnen, daß der Herzog ſelbſt heute bei ihm geweſen ſei, um ſich nach der Zahl der ausgegebenen Paßmünzen zu erkundigen und daß er ſtrengere Vorſicht als bisher bei Austheilung neuer empfohlen habe.

Chimene ſelbſt war übrigens keineswegs Willens, der Aufforderung Königs Franz gemäß die Flucht bis nach Frankreich zu theilen. Sie wollte den König befreit, und ihre Freundin Françoiſe, der ſie mit faſt religiöſer Anhänglichkeit ergeben war, an der Seite des Königs glücklich ſehen. Nachzuweiſen, woher dieſe Anhänglichkeit an eine Dame, die ihr oft genug herb begegnet, entſtanden ſei, dies möchte große Schwierigkeit haben. Jugendliche Gemüther edlen Stoffes weihen ſich ſo gern ſolchen Perſonen ihres Geſchlechtes, die ihnen einige Jahre an Alter voraus ſind, und deren Lebensweiſe und Schickſale etwas Beſonderes darbieten. Sie bilden ſich aus ſolchen Perſonen verkörperte Ideale, und ordnen ſich ihnen unter ſelbſt in den wichtigſten Empfindungen und in den für ſie ſelbſt wichtigſten Intereſſen. Ob Chimene den König Franz liebenswerth und deſſen Neigung für ſich ſelbſt wünſchenswerth gefunden, das kam ihr in ſo deutlicher Faſſung niemals zur Frage. Françoiſens Nebenbuhlerin zu ſein, wäre ihr eine verbrecheriſche Stellung geweſen, und je entſchiedener ihr der König ſeine Vorliebe bekundete, deſto feſter wurzelte ſich ihr Vorſatz, nach der Befreiung desſelben in den Palaſt des Vaters zurückzukehren, und die Schuld des Attentates auf ſich zu nehmen. Unter eitel trüben Verhältniſſen erzogen, war ihre Seele ſtets dem Opfer zugewendet, und Opfer zu bringen ſchien ihr das natürlichſte Loos zu ſein. Auch hatte ſie eine innere Scheu vor dem Leichtſinne des Königs, und wäre wahrſcheinlich zurückhaltend gegen ihn geblieben, ſelbſt wenn ſie eine ſiegreiche Nebenbuhlerſchaft mit Françoiſe für möglich gehalten, ſelbſt wenn ſie die bereits erwähnte hingebende Geſinnung für die Freundin nicht in ſo hohem Grade empfunden hätte.

Es war übrigens Alles vorbereitet zur Flucht, als ſie zu den Franzoſen zurückkehrte. Für den König war der weite Sammetmantel gebracht worden, den er im Lager von Pavia zu tragen gewohnt geweſen, den man aber in Madrid, wo er nur wärmere Jahreszeit verlebt, nie an ihm geſehen hatte, und

Montmorency, der ſtets in grober praktiſcher Kriegskleidung einherging, hatte ihm einen breitkrempigen, das Geſicht tief beſchattenden Hut gegeben. Auch ſollte er größerer Sicherheit wegen nicht ſelbſt ſeine Paßmünze vorzeigen, ſondern Märot ſollte dies für ihn thun.

So war denn der Augenblick des Wagniſſes da, der Herbſtabend war bis gegen die neunte Stunde vorgerückt, und die zur Flucht Entſchloſſenen waren alle an die Fenſter getreten, durch welche man nach den Höfen hinaus, alſo auf das zu betretende Kampfesfeld blickte. Eine allgemeine Stille war unter ihnen eingetreten, Jeder ſchien zu würdigen, wie viel vom Gelingen oder Mißlingen abhänge. Das Mißlingen war nicht ſo gefährlich, als überaus peinlich, und das empfand Jeder, obwol Keiner gegen den Plan aufgetreten war. Die Ueberlegenheit Königs Franz im Alcazar-Gefängniſſe war bis jetzt eine moraliſche geweſen, der adelige Sinn hatte ſich erhaben und ſtolz fühlen können neben dem Kaiſer, der das Kriegsglück in ungroßmüthiger Weiſe ausbeutete. Dieſe moraliſche Ueberlegenheit ward jetzt aufs Spiel geſetzt. Im Fall des Gelingens, nun, da konnte man ſie entbehren, man gewann die Freiheit dafür, und mit der Freiheit den Raum, vor aller Welt zu beweiſen, es ſei ſolch ein Schritt gegen die unedle Behandlungsweiſe des Kaiſers nöthig geweſen. Im Fall des Mißlingens aber? — dieſe düſtere Wolke lag auf allen Geſichtern eben ſo ſchwarz, wie ein dunkles Wolkengebirg aufgethürmt lag auf den Guadarrama-Bergen, die man jenſeits Madrid im lichten Vollmondſcheine von den Fenſtern aus erblickte, ſo hoch und feſt gethürmt, daß man nicht mehr unterſcheiden konnte, was Berg, was Wolke ſei. Die Männer wußten eben auch nicht mehr, was Gefängniß-Hypochondrie, was gegründete Beſorgniß in ihnen wäre. Gedemüthigt zu ſein iſt viel ſchmerzlicher, als gefangen zu ſein, und gedemüthigt waren ſie, wenn es mißlang.

Auf denn, rief der König endlich, haben wir den Muth gehabt, es zu beſchließen, ſo müſſen wir auch den Muth haben, es auszuführen. Gott weiß, daß ich auch lieber in einen Regen von Kugeln hineinſchritte, als in dieſe Pforten ſpaniſcher Wächter. Vorwärts! Ich mache den Anfang mit unſerem ſpaniſchen Schutzengel und Marot, mir folgt Montmorency mit Margaretha, dann Brion mit Gräſin Françoiſe, und der bedächtige Budé ſchließt den Zug.

So geſchah's. Was gegen die Zerſtreuung zuträglich war, daß nämlich Franz ſeine neue Neigung, Brion ſeine alte Liebe am Arme führte, das war freilich der Vorſicht nicht eben förderlich. Und Vorſicht war doch gar ſehr vonnöthen. Chimene vor Allen hätte unbefangen ſein ſollen, ſie ſchauerte aber in Angſt und ungekannter Regung zuſammen, als ſie des Königs Arm feſt an dem ihrigen, als ſie den immer dringender werdenden Druck desſelben fühlte, als ſie im Flur des Palaſtes ſchon leiſe Reden des Königs hörte, welche ihr alles Blut zum Herzen trieben. König Franz beſaß dieſe Macht des Muthes, oder ſoll man in dieſem Falle ſagen: dieſe Macht des Leichtſinns, die Gefahr, welche er ſelbſt für entſetzlich erkannte, im entſcheidenden Augenblicke zu verachten, zu vergeſſen. Iſt dies blos eine glückliche Miſchung der Galle, wie der Phyſiolog behauptet, oder iſt es eine vom Körper unabhängige moraliſche Kraft? Was iſt denn aber vom Körper unabhängig? Und zeigt ſich nicht dieſe, deshalb brutal genannte Verachtung der Gefahr ſo oft bei gedankenloſen, ſcheinbar jedes moraliſchen Schwunges unfähigen Menſchen? Die meiſten Gattungen des Muthes ſind wol eben ſo wenig wie die Seele an einzelnen Orten des Körpers, in einzelnen Eigenſchaften des inneren Lebens aufzuſuchen, ſondern gehören untrennbar jener Geſammtheit der Perſon an, welche wir Charakter nennen, damit wir doch für etwas Unbeſtimmbares einen unbeſtimmten Ausdruck haben. Und ſo gehörte es zu des Königs Charakter, ſich in ſo gefährlichem Augenblicke einer auflodernden Liebesneigung hingeben zu können.

Am Ausgange des Flurs unter dem Hauptportale des Palaſtes war der erſte Wachtpoſten und in dieſem Falle der gefährlichſte zu paſſiren. Hier beſonders wäre ein Wegwenden des königlichen Antlitzes am Nöthigſten geweſen, denn dieſer Pförtner konnte am erſten den König geſehen haben, da er nur in müßigen Abendſtunden bis an den hinteren Ausgang des Flurs gewandelt ſein durfte, um den fremden König im Alcazar-Garten zu erblicken. Wie groß auch die Gleichgiltigkeit eines Pförtners zu ſein pflegt, bei dieſem einzigen Falle, der den Anblick eines gefangenen Königs von Frankreich bot, war doch wohl zu erwarten, daß der alte Pförtner ein Uebriges an Neugier gezeigt haben würde. Und ſo war es; der Pförtner hatte den König zu wiederholten Malen geſehen, und hatte zu wiederholten Malen geäußert, daß er es gar nicht nobel fände, wenn ein König ſo hoch gewachſen ſei wie ein galiziſcher Gebirgsbauer. Ein vornehmer Mann, hatte er hinzugeſetzt, den vorherrſchenden Wuchs unter der ſpaniſchen Grandezza vor Augen habend, dürfe nicht über Mittelgröße ſein; man käme ſonſt auf den Gedanken, er habe ſich die Glieder durch Leibesarbeit ausdehnen müſſen. Dieſer alte Perez war alſo ein überaus gefährlicher Poſten; ſein Aufenthaltsort war auf der rechten Seite des Flurs gelegen, wenn man aus dem Palaſte hinausſchritt. Der König alſo wendete ihm, wenn er ſich ſeiner Dame zuneigte, geradezu das Antlitz entgegen. Die Wohnung des Pförtners war kellerartig einige Stufen tief, und Chimene hoffte, mit ihrem Begleiter durch den nur angelehnten Thorflügel ohne des Pförtners Zutritt hinaus zu kommen, da er nicht wie gewöhnlich an ſeiner Thür zu ſehen und die Paßmünze an ihn nicht vorzuzeigen war. Dazu nämlich waren an den Ausgängen der vor dem Palaſt liegenden Höfe noch zwei Pförtnerpoſten errichtet. Sie bat alſo, ihre Verwirrung bemeiſternd, als ſie in der Nähe von Perez Thür waren, den König mit haſtigem Worte, jetzt zu ſchweigen und den Kopf nach der andern Seite zu wenden. Der König aber dachte in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, welche durch unmittelbare Berührung Chimenens aufgeregt war, nur an ſeine Liebeserklärung, und das Gebot des Schweigens und Abwendens bezog er nur darauf. Er neigte ſich alſo nur näher zu ihr, und ſprach nur noch lauter, ſie möge nicht ſo hartherzig ſein —

Um Gotteswillen ſchweigt, Perez ſitzt auf der Treppe und kennt Eure Stimme wie Euer Antlitz.

Wer iſt Perez?

Der Pförtner, ſeinen Namen hörend, wendete ſich mit dem Geſicht nach dem Flur, denn er hatte ſeitwärts auf der erſten Stufe geſeſſen, und hatte geſchlummert. Ohne dieſes laute Wort des Königs wären die Flüchtlinge alſo wahrſcheinlich unbemerkt vom Pförtner aus dem Palaſte gekommen. Jetzt hing Alles davon ab, daß er wieder beruhigt und vom Aufſtehen abgehalten wurde. Chimene wollte alſo den Austritt beſchleunigen und den angelehnten Thorflügel raſcher aufmachen, als Marot, der auf des Königs linker Seite ſchritt, thun konnte. Aber theils war das Thor für ihre ſchwachen Hände und für raſche Oeffnung zu ſchwer, theils duldete dies des Königs Galanterie nicht. Er wollte ſelbſt zugreifen und konnte dies doch auch nach franzöſiſcher Weiſe nicht thun, ohne dabei zu ſprechen, welches in dieſem kritiſchen Augenblicke von größter Gefahr ſein mußte. Glücklicher oder unglücklicher Weiſe ſprach er dabei den Namen Chimenens aus, und der ſchläfrige Perez mochte dadurch verſichert werden, es handle ſich um ſeine Herrſchaft, deren Austritt durch Zuvorkommenheit zu erleichtern ſei. Er traf alſo allerdings Anſtalt, ſich zu erheben, um den Thorflügel ſelbſt zu öffnen, wurde aber bald inne, daß er doch zu ſpät komme; dem kräftigen Griffe des Königs war die Thür raſch gewichen, und er war mit ſeiner Dame und Marot hinaus, ehe Perez aufgeſtanden war. Die Thür blieb weit offen, und da Montmorency mit Margaretha dicht hinter dem Könige gingen, ſo kamen ſie ebenfalls unbefragt durch das Thor. Leider war Brion dadurch, daß er die für den König zitternde Françoiſe am Arme führte, eben ſo unpaſſend betheiligt und befangen, wie der König an Chimenens Seite, und obwol er nicht ſo laut und rückſichtslos ſprach, ſo zögerte er doch mehr als rathſam war, und kam erſt in dem Augenblicke an den Ausgang, als Perez von der offen ſtehenden Thür den hereindringenden Zug der Abendluft in ſeinen rheumatiſchen Gliedern verſpürte, und dadurch erweckt und zu dem Entſchluſſe gebracht wurde, die Thür wieder anzulehnen. Brion aber, der im Palaſte wohnte, war dem Pförtner ganz genau bekannt, das Licht einer Fackel, welche am Eingange der Pförtnerwohnung loderte, fiel voll auf den Ausgeng, durch welchen Brion eben mit Françoiſe ſchreiten wollte; ein Blick des Pförtners konnte das Unternehmen vernichten, denn Perez würde ſicherlich, Brion erkennend, ſolchen Lärm erhoben haben, daß ſein Ruf über den Hof hinüber bis zum nächſten Wachtpoſten gedrungen wäre, und dort geſteigerte Aufmerkſamkeit erweckt, alſo auch den Durchgang der übrigen Flüchtlinge erſchwert hätte.

Budé, vollſtändig beſonnen und die Größe der moraliſchen Gefahr des Mißlingens vollkommen würdigend, hatte ſich mit aller erdenklichen Aufmerkſamkeit ausgerüſtet. Er ging abſichtlich einige Schritte hinter Brion und Françoiſe und rief Perez ſogleich an, als dieſer aus ſeiner Thür in den Flur trat. Dadurch ward deſſen Blick rückwärts in den Flur gerichtet, und von Brion abgelenkt. Ehe Budé nun dem Pförtner die unverfängliche Mittheilung gemacht, daß er zu den Fremden gehöre, die heute erſt angekommen ſeien, und zu überflüſſigem Ausweis die Paßmünze vorgezeigt hatte, war Brion bis gegen die Mitte des Hofes hinaus.

Beim Aufbruche war noch flüchtig beſtimmt worden, daß kein Paar auf das andere Rückſicht nehmen ſolle; auch an der Stelle, wohin Marot die Pferde beſchieden, ſollte der zuerſt Ankommende keine Minute Zeit verlieren. So war denn, während dieſe Zögerung zu einiger Beſorgniß Brions und Françoiſens mit Budé vorging, der König mit Chimene und Marot bereits dicht vor der zweiten Wachtſtation, wenn wir den Pförtner als erſte bezeichnen. Dieſer innere Hof, der Stierhof genannt, ward durch zwei Gebäudeflügel gebildet, welche noch mit dem Hauptpalaſte zuſammenhingen, und welche vom Hauptpalaſte aus halbkreisförmig gebaut waren mit der Ausbeugung nach außen, als ſollten ſie einen Circus bilden. In der That wurde der alſo entſtehende runde Hof auch öfters zu Stiergefechten benutzt, welche die Herzöge von Infantado zu ihrem und ihrer Freunde Vergnügen ins Werk ſetzten, und trug davon ſeinen Namen. Dieſe Flügelgebäude wurden im untern Geſchoß von der Dienerſchaft des Hauſes bewohnt, das obere Geſchoß bildete halbkreisförmige Gallerien bis zu dem Punkte, wo ein Raum von etwa dreißig Schritt zu offenem Thor übrig geblieben war. Da endigte dieſe Fortſetzung des Palaſtes, und es zeigten ſich links und rechts einſtöckige ſchmale Wachthäuſer, die jetzt mit Trabanten angefüllt waren, und an deren Schwelle Tag und Nacht zwei Wächter ſaßen. Dieſe Häuschen klebten wie Neſter links und rechts an den Enden der Flügelgebäude, nahmen ſich nicht eben vortheilhaft aus, und ſtammten offenbar aus neuerer Zeit. Wahrſcheinlich benutzte man ſie ſonſt zu Aufenthaltsorten für die Kampfſtiere, wenn ein ſolches Gefecht vorbereitet wurde. Wenigſtens hatten ſie Thüren, die unmittelbar in den eben beſchriebenen Hof gingen, und welche alſo ſonſt zum Eintritt der Stiere benutzt werden konnten. Jetzt aber waren dieſe Thüren, obwol Trabanten vor ihnen ſaßen, nicht von ſo großer Wichtigkeit, ſondern die breite Front dieſer Wachthäuſer, und zwar vom Palaſte aus das letzte Fenſter derſelben, war für die Flüchtlinge der entſcheidende Punkt. Jedes dieſer Eckfenſter nämlich ſowol im Wachthauſe rechter, als in dem linker Hand war zu einer Thür erweitert worden, und in dem ſchmalen Gemache, zu welchem dieſe neue Thür unmittelbar führte, ſaßen eben Tag und Nacht die Wächter. Dicht vor dieſer Thür war der eigentliche Verſchluß des Hofes, der von einem Wachthauſe zum andern hinüberging, und aus drei Abtheilungen beſtand. Wie oben geſagt, war dieſer Austrittsraum etwa dreißig Schritte breit. Zwanzig davon nahm in der Mitte der Hauptzugang ein, durch welchen Wagen und Pferde einpaſſirten. Er war durch ein kunſtvoll gearbeitetes, mit breitgeſchmiedeten Roſen verziertes eiſernes, ſehr hohes Thorgitter geſchloſſen. Die breiten Roſen waren vergoldet und ein zierlicher Mauerbogen, mit breiten Ausſichtslöchern durchbrochen, wölbte ſich darüber hin. Er ruhte auf Pfeilern von dunklem Marmor, die mit dem Wappen des Hauſes bedeckt waren, und rechts wie links von dieſen Pfeilern ſchloſſen zwei ſchmälere, ebenſo wie das große gearbeitete, aber nicht überdachte Eiſengitter den offenen Raum. Dieſe letzteren gingen bis an die Ecke der Wachthäuſer, bildeten im Ganzen je eine Thür und waren für die Fußgänger beſtimmt. Es war herkömmlich geworden, daß Jedermann, der in den inneren Hof von der Stadt aus hinein wollte, an der Pforte, die ihm zur linken Hand lag, klingelte, und daß Jedermann, der aus dem inneren Hofe hinauswollte nach der Stadt, ebenfalls die Glocke des ihm links liegenden Wachthauſes zog, ſo daß ſich Aus- und Eingehende nie begegnen konnten.

Chimene, dieſe Sitte kennend, richtete alſo mit dem Könige und Marot ihre Schritte nach der linken Pforte, und empfahl dem Könige, mit ihr in den Schatten des Bogenpfeilers zu treten, ſobald Marot die Paßmünzen dem Wächter zeigen werde. Wie ſehr ſie durch die unermüdliche Befliſſenheit des Königs für ſie befangen und geſtört wurde, ſo fiel es ihr doch auf, als ſie den Gittern des Stierhofes nahe kamen, daß hinter dieſen Gittern eine ungewöhnliche Helle ſchimmerte. Durch die Gitter hindurch überſah man den anſtoßenden zweiten Hof, welcher der Vorhof hieß und von noch viel größerem Umfange war. An deſſen fernem Ausgang — ein plumper Thurm, durch welchen ein zweimal gewendetes Thorgewölbe führte, bildete ihn — ſah ſie ebenfalls ungewöhnlichen, den Mondſchein überleuchtenden Lichtſchimmer, und ſie blieb erſchreckt ſtehen, und unterbrach den König mit der Bemerkung, daß dieſe Erleuchtung etwas ganz Neues und für ihre Flucht überaus bedenklich ſei. Der König aber, niemals geneigt, das einmal Begonnene aufzugeben, und jetzt mehr als gewöhnlich aufgeregt, erwiderte raſch: es müſſe jetzt durchgeſetzt werden, und ſie werde ihm Glück bringen.

So griff denn Marot nach der Glocke; Chimene fiel ihm aber in den Arm und auf den Wächter deutend, der in dem offenen ſchmalen Zimmer ſtand, flüſterte ſie Marot zu: es ſei beſſer, den weithin ſchallenden Glockenklang zu vermeiden, und den Wächter zu rufen. Sie rief alſo ſelbſt und der Wächter kam. Marot trat ihm entgegen und zeigte die drei Paßmünzen; Chimene blieb mit dem Könige einige Schritte zurück im Schatten des Pfeilers. Das konnte nicht auffallen, da das Gitter ſich nach dem Stierhofe zu, alſo ihnen entgegen öffnete. Ihr Zurücktreten konnte alſo darnach ausſehen, als wären ſie damit vertraut und blieben der Gitterthür aus dem Wege. An den offenen Fenſtern des Wachthauſes ſtanden Trabanten und betrachteten ſie und Marot, den der Wächter mit Beſichtigung der Paßmünzen aufhielt. Wozu dieſe ſorgfältige Prüfung? dachte Chimene in ſteigender Angſt — „Seit einer Viertelſtunde," ſagte endlich der Wächter, „iſt verſchärfte Ordre da, Jedermann, der hinaus will, zum Kaſtellan drüben im Vorhofe begleiten zu laſſen, geduldet Euch alſo einen Augenblick, Sennor, daß ich Trabanten zu Eurem Geleit rufe!"

Laßt meinen Arm, Sire! flüſterte Chimene —

Nicht doch!

Um Chriſti willen, laßt mich, ich muß vortreten, Ihr müßt im Schatten bleiben, ſonſt ſind wir verloren, der Kaſtellan kennt Euch —

Dadurch war ſo viel Zeit verloren, daß der Wächter zum Fenſter der Trabanten gelangt war, und wegen der nöthigen Begleitung zu ſprechen angefangen hatte — die vortretende Chimene unterbrach ihn mit der Bemerkung, ob er ſie, die Tochter des Hauſes nicht kenne, und ob er nicht einſehe, daß in ihrer Begleitung ſolche Vorſicht und Weitläufigkeit nicht nöthig ſei?

Der Wächter verbeugte ſich, winkte abwehrend den ſchon heraus tretenden Trabanten und ſchritt zur Pforte, um ſie zu öffnen. Während deß trat der König unvorſichtig aus dem

Schatten hervor, um Chimenens Arm wieder zu nehmen — „bleibt an meiner rechten Seite, um Gottes Willen an der rechten Seite!“ flüſterte ſie, „und bückt Euch!“ Sie ſah, daß ein neuer Führer die Trabanten befehligte, er war nahe herzu getreten, er konnte den König erkennen, denn Alles deutete auf erweckten Verdacht.

„Gehören die Herrſchaften alle zu Eurer Herrlichkeit Geſellſchaft?“ fragte der Wächter, indem er das Gitter öffnend zur Seite trat, und Marot, Chimene und der König eben hindurch ſchreiten wollten. Chimene wollte nicht einen Augenblick auf dem gefährlichen Punkte verweilen, weil ſie fürchtete, der König bliebe auch ſtehen in der verrätheriſchen Beleuchtung, die von einer Fackel an der Außenſeite des Pfeilers ausging; ſie antwortete alſo nicht ſogleich und erzeugte dadurch eine bedenkliche Pauſe. „Zwei Paare und ein Garçon!“ rief Marot, der ſie unterſtützen wollte. — Was iſt ein Garçon? entgegnete mürriſch der Wächter, den die ſchlechte Ausſprache des Spaniſchen, das fremde Wort, und das unordentliche Verfahren, zu dem er ſich aus unſicherer Reſpectsrückſicht herbeigelaſſen hatte, verdrießen mochten. Der König lachte über die Erkundigung nach dem Begriffe Garçon und über Marot’s Lage, wendete ſich um und ſprach: Ein Garçon iſt ein weltlicher Mönch.

Chimene ſchrak zuſammen über dieſe Unvorſichtigkeit, welche ſo ganz unſpaniſch den Wächter ſtörriſch machen konnte, und den König ſeinem Schickſale in der grellen Fackelbeleuchtung überlaſſend, ging ſie die bereits gewonnenen Schritte wieder zurück zum Wächter und ſagte ihm mit zutraulichem Ausdrucke: es gehörten die folgenden fünf Perſonen zu ihrer Geſellſchaft.

Hiermit war aber, was ſie eben hatte vermeiden wollen, ein längeres Hin- und Herreden erzeugt, welches Zeitverluſt und erhöhte Aufmerkſamkeit herbeiführte, denn der Wächter fragte nun ausdrücklich, ob ſie die Verantwortlichkeit wegen Unterlaſſung des Trabantengeleits übernehme.

Ich übernehme ſie.

„Seine Herrlichkeit der Herr Herzog ſind ſelbſt vor Kurzem hinaus, vielleicht nur der neuen Ordre wegen nach dem Vorhof-Thurme, und die Nichtbeachtung des neuen Befehls könnte alſo ſogleich zur Sprache kommen —“

Ich verantworte es, erwiderte Chimene mit Zuſammenraffung all ihrer Kraft, denn jene Nachricht, es ſei ihr Vater wahrſcheinlich am Eingangsthurme, war die ſchrecklichſte, welche es gab; die Kniee bebten dem ſpaniſchen Mädchen, die ſich des Verbrechens gegen ihren Vater, das ſie zu begehen vorhatte, und der ohnedies widerwilligen Stellung, welche zwiſchen ihm und ihr herrſchte, gar wohl bewußt war.

Jetzt bedurfte ſie ſelbſt der unterſtützenden Hand des Königs und beachtete es nicht, daß die ganze Geſellſchaft wohlbehalten bis in die Mitte des Vorhofes gekommen war. Hierher ſchimmerte der Fackelſchein, der vor und hinter ihnen ſtrahlte, am ſchwächſten, hier blieb ſie ſtehen und ſagte, all ihrer Umgebung zum größten Schrecken: Wir ſind verloren!

Das war eine entſetzliche Ueberraſchung für Alle, denn Alle hatten ſich glücklich geſchätzt, unaufgehalten bis zum letzten Wachtpoſten vorgedrungen zu ſein. Zudem hielt man dieſe Thurmwacht am Vorhofe für oberflächlicher und deshalb unwichtiger, da dieſer von einſtöckigen Wirthſchaftshäuſern und Ställen in weitem Kreiſe gebildete Hof durchweg nur von niedrigſter Dienerſchaft und dem Stallgeſinde bewohnt wurde, und auch um des Verkehrs mit Pferden und Maulthieren willen, mit Schlachtochſen und Schlachthammeln größerer Freiheit im Ab- und Zugange bedurfte. Im Thorwege des Thurms wurde zwar gewöhnlich auch ein hölzernes, aus Spitzbalken grob zuſammengefügtes Fallgitter vorgeſtellt, aber man wußte, daß das Aufziehen und Niederlaſſen dieſes Gitters einem halbblinden Knechte des Kaſtellans anvertraut war, der ſich gewöhnlich aus ſeinem Stübchen, welches in halber Treppenhöhe am Thorgewölbe angebracht war, gar nicht erſt herab bemühte, um die Berechtigung deſſen, der hinaus wollte, zu prüfen, ſondern den oft ein Peitſchenknall oder ein haſtiger Zuruf veranlaßte, daß er am Mechanismus, welcher das Fallgitter aufzog, drehte, und ſo den Ausgang öffnete.

Man war alſo ganz und gar nicht geneigt, Chimenens Anſicht, hier drohe die größte Gefahr, wahrſcheinlich zu finden, noch weniger billigte man ihren Rath, an der Schwelle der Freiheit umzukehren. Wie? So unverhofft, ſo ſchnell, ſo leicht nach halbjähriger Gefangenſchaft vor dem letzten, ſchwachen Hinderniſſe, vor einem hölzernen Gitter, welches ein ſchwachſinniger Knecht aufheben kann, zu ſtehen, ein Königreich, ſein Königreich dahinter zu erblicken, und da umzukehren?! Nein, das war nicht Sache Königs Franz! So weit ging ſeine Verblendung nicht für ein anziehend Mädchen! So nahe am Ziele erwachte der unternehmende Königsſinn mit Ungeſtüm, und er hörte jetzt nicht mit liebender, ſondern mit herriſcher Ungeduld, was Chimene Beſorgliches vorzubringen hatte.

Chimene aber war ihrer Sache nur zu gewiß: Fackeln leuchteten am Thurmthore, das war nie dageweſen —

Ein Tag wie der heutige, entgegnete ihr Brion, iſt auch noch nicht vorgekommen! Der Kaiſer hat den Alcazar beſucht: vielleicht hat man erwartet, er werde erſt ſpät zurückkehren, man hat die Fackeln vorbereitet, und hat, da ſie einmal vorhanden waren, Gebrauch davon gemacht, da ohnedies der Beſuch aus Frankreich im Palaſte eingetroffen iſt.

Und der Befehl, jeden Auspaſſirenden dem Kaſtellan vorzuſtellen? Und der Herzog von Infantado, der ſelbſt die Wachtpoſten unterſucht?

Uebertreibung des Wächters!

Der Herzog von Infantado geht nie um dieſe Stunde aus, er iſt nirgend anders als dort im Thurme, in der Wohnung des Kaſtellans, die heute gegen Gewohnheit finſter iſt wie das Grab, ſicherlich, damit man ungeſehen von da den erleuchteten Theil des Hofes überblicke. Wahrſcheinlich beobachtet er uns ſchon, und tritt uns in den Weg, ſobald wir im Thorwege erſcheinen.

Wir wären hinaus, ehe er herab käme!

Wird nicht der kurzſichtige Schließer heute ſtrengere Anweiſung haben? Seht, um Gotteswillen ſeht, da zwiſchen den Mauerzacken des platten Thurmdaches bewegt ſich etwas! Dort wird gewacht! Es iſt der Federhut des Herzogs — eilen wir zurück! durch die linke Pforte des Stierhofes eintretend, raſch an Perez vorüber kommen wir unbemerkt zurück —

Nimmermehr! rief der König, Ihr ſeht Geſpenſter, ich entdecke auf dem Thurmdache nichts als die unbeweglichen Mauerpfoſten, und die Schießſcharten ſind alle licht vom Mondesſcheine. Ein Paar Holzſtücke ſind uns nur noch im Wege, wir wären kindiſch, jetzt umzukehren. Spürt der Herzog wirklich umher, iſt er wirklich in der Nähe, und ſieht er uns hier, ſo haben wir auch ohne den letzten Verſuch die üble Nachrede verwirkt, haben alles Uebel ohne die Möglichkeit des Gewinns. Vorwärts! Brion und Montmorency bemächtigen ſich des blödſichtigen Schließers, wenn er die Oeffnung verweigert, machen ihn unſchädlich und öffnen ſtatt ſeiner. Vorwärts!

Es wurde nicht beachtet, daß Chimene bemerkte, es ſei vom Thorgewölbe aus gar kein Aufgang zur Wohnung des Schließers und raſch und ordnungslos eilte die Geſellſchaft über den lichten Platz vor dem Thurme, ohne Verweilen in das Thorgewölbe hinein.

Auch hier brannte oben am dunklen Fenſterloche des Schließers eine Fackel, und beleuchtete die Eichenbohlen, welche kurz vor der Windung des Gewölbes den Weg verſperrten —

Oeffne, Schließer! rief der König ſelbſt in ſpaniſcher Sprache.

Eine kurze Weile zeigte und regte ſich nichts, dann erſchien aus dem Loche ein Kopf mit buſchigem Haar, ein mageres grämliches Geſicht, welches mit vorgehaltener ſchmutziger Hand die Geſellſchaft erſt betrachten zu wollen ſchien.

Oeffne, Pedro! rief Chimene.

Gebt das Wort! rief mit roſtiger Stimme der Schließer.

Welches Wort? entgegnete muthlos Chimene.

Das Wort, welches Euch der Kaſtellan geſagt.

Eine ängſtliche Stille trat ein; das Ungewöhnliche war alſo wirklich eingetreten: es war eine Parole nöthig. Der König betrachtete fragend Chimenen, Chimene zitterte und ſchüttelte das Haupt.

„Der König!“ rief Franz auf gutes Glück hinauf.

Neue Pauſe. War es unter tauſend möglichen Worten glücklicherweiſe das richtige?

Der Schließer, ſeinen Kopf zurückziehend, ſprach endlich: So heißt es nicht!

Zurück! zurück! flüſterte Chimene, ich höre, daß es die Treppen im Thurme herabpoltert, das iſt der rieſengroße Kaſtellan, er kennt Euch, Sire.

Wo iſt der Zugang zum Loche des Schließers? fragte der König eben ſo leiſe, aber haſtig — führt Brion und Montmorency dahin!

Unmöglich! Der Weg geht durch das Zimmer des Kaſtellans —

Der Kaſtellan kann ſterben wie jeder Andere, flüſterte Montmorency mit rauher Stimme.

Eure Hand für meinen Fuß, unterbrach Brion Montmorency, wenn ich den eiſernen Ring an der Mauer erreiche, ſo ſchwinge ich mich hinein, ſeßle und öffne.

Das Alles folgte ſich zwar ſchnell, aber ſobald das letzte Wort geſprochen war, ſah man auch am Fenſter des Schließers einen anderen Kopf erſcheinen, es war der Kopf des Herzogs von Infantado.

Bückt Euch, Sire, flüſterte Chimene, mit dem Hute, damit er Euch nicht erkennt!

Meine Herren von Frankreich, es iſt meinen Leuten nicht angezeigt worden, daß unſer König heute Abend Euren Gegenbeſuch erwartet, und wenn Ihr darauf beſteht, ſo will ich den

Herrn Kanzler Gattinara fragen laſſen, ob geöffnet werden ſolle — heda, Trabanten!

Auf dieſen Zuruf regte es ſich jenſeits der Windung im Thurmgewölbe, und dröhnend marſchirte eine ſtarke Abtheilung Trabanten heran bis ans Holzgitter.

Als ſie ſtill ſtanden ſprach der Herzog weiter: Beſteht Ihr darauf, ſo ſende ich ſogleich einige dieſer Leute zum Kanzler, ich riethe aber unmaßgeblich, da der König von Spanien längere Zeit in Madrid bleibt, die Anfrage bis auf paſſendere Zeit zu verſchieben, der König iſt des Abends gern allein.

Marot fragte leiſe den König: Iſt's aufzugeben, Sire?

Was bleibt denn übrig? fragte dieſer mürriſch zurück.

Wir danken Eurer Herrlichkeit, unterbrach denn Marot die peinliche Pauſe und zeigte ſich nach aufwärts in vollem Lichte — und wollen dankbar Eurem Rathe folgen, unſere Angelegenheit bis morgen zu verſchieben.

Nach Eurem Gutdünken! entgegnete der Herzog und zog ſich zurück.

Die Flüchtlinge, denen die feine Wendung des ſtolzen Grand, der kein Gefangenwächter und Anzeiger ſein wollte, die fehlgeſchlagene Unternehmung einigermaßen verſüßte, thaten desgleichen. Stumm, niedergeſchlagen gingen ſie dahin, wohin ſie der Wachtpoſten an der linken Seite ungeſtört, Perez unbeachtet gehen ließ.

Als ſie im Palaſte angekommen waren, begann Budé, in eine männliche Wehklage über das Mißlingen den Troſt zu miſchen, daß doch unter ſolchen Umſtänden der Verſuch ewig geheim bleiben werde, da der Herzog den König entweder gar nicht bemerkt oder nicht habe bemerken wollen —

Er hat ihn nicht bemerkt — er ſchweigt Zeitlebens — er iſt von echtem Adel! ſprach Dieſer, ſprach Jener.

Nur der König, der ſich in einer Zimmerecke, das Hinterhaupt an die Wand ſtützend, die Arme übereinander ſchlagend, niedergelaſſen, hatte fortwährend geſchwiegen, und erſt bei den letzten Aeußerungen ſah man ihn mit den Schultern eine mißbilligende Bewegung machen. Alles ſchwieg und blickte auf ihn. Von der Leichtfertigkeit einer plötzlichen Neigung, wie er ſie beim Ausbruche gezeigt hatte, war keine Spur mehr zu entdecken; ſein Auge ſuchte Chimenen nicht, und wenn es ihr begegnete, ſo war es unwandelbar ernſt und nachdenkend.

Ihr preiſt und klagt, begann er langſamen Tones und in ſich gekehrten Blickes, leider unrichtig. Iſt es einem Könige angemeſſen, ſeine Schritte gefällig verſchwiegen zu ſehen, der artigen oder unartigen Rückſicht eines Mannes ausgeſetzt zu ſein, eines Mannes, der nicht einmal ſein Vaſall oder Unterthan iſt? — Weg da. Wir ſind auf unpaſſender Bahn! Entweder wir mußten den Schritt nicht unternehmen, oder wir müſſen ihn ruhig in unſer Auge faſſen, da er uns einen höckerigen, gemeinen Rücken zeigt. Wie anders? Wollen wir dieſe junge Dame, die uns geleitet hat, für uns büßen laſſen? Pfui! Sie hat den Zorn ihres Vaters auf ſich geladen, es iſt unſere Schuldigkeit, dieſen Zorn auf uns zu ziehen. Ich bitte alſo das Fräulein, den zürnenden Vater, der ſie um Rechenſchaft anſpricht, zu mir zu ſenden, damit ich ſie vertrete, ſo gut ich kann. — O Gott, täuſchen wir uns doch nicht! Dieſe leichtſinnige Stegreif-Unternehmung hat die letzte Hoffnung zerſtört, die Gefangenſchaft wird von nun an immer förmlicher, der Kaiſer, der davon wiſſen wird, wenn er auch nie davon ſprechen ſollte, der ſeine bisherige und ſeine künftige Unritterlichkeit damit beſchönigen wird, der Kaiſer läßt von morgen an keinen Fußbreit ſeiner grauſamen Bedingungen fahren, wir ſind auf dem traurigen Punkte angelangt, uns entweder mit niedergeſchlagenen Augen aller ſchmählichen Friedensbedingung zu unterwerfen, oder — hier erhob ſich der König und machte eine Pauſe —

Oder? fragte ängſtlich Margaretha — oder auf die Krone Frankreichs zu verzichten, ſprach der König mit feierlichem Nachdruck, und Zeitlebens Gefangener im Alcazar zu bleiben.

Ein allgemeiner Schrei der Entgegnung, der Verneinung folgte dieſen unerwarteten Worten, und Alle drängten ſich proteſtirend um den König. Er machte aber mit vorgeſtreckter Hand und unverändert feierlicher Miene eine ablehnende Bewegung gegen Alle, ſanft gebieteriſch, aber dergeſtalt, daß Jedermann tief erſchrocken ſchwieg, zurücktrat, und ihn hinaus gehen ließ nach dem Alcazar.

Er hatte die Thüren hinter ſich offen gelaſſen, man hörte ſeinen Schritt weithin und die Treppe hinab; Margaretha und Françoiſe eilten ans Fenſter und brachen in ſchmerzliches Weinen aus, als ſie den hohen, unglücklichen Mann allein durch den Garten nach dem ſchwarzen Alcazar, dem vielleicht lebenslänglichen Gefängniſſe ſchreiten ſahen.

Das Schickſal ergreift jedes Wort von Bedeutung und verwirklicht es; denn wir ſelbſt, die wir das Wort uns zum Gericht geſprochen, ſind die Hauptſchöpfer unſeres Schickſals, und wir führen uns über das Haupt herauf, was wir ſelber fürchten, ja was wir vergeſſen zu haben ſcheinen; wir ſind in allen Dingen unſere eigenen Ankläger, Richter und Urtheils-Vollſtrecker.

So hatte ſich auch König Franz an jenem verhängnißvollen Abende ſein weiteres Schickſal in Spanien vorgezeichnet: es lag in ſeinem Charakter, welcher einer heroiſchen Sühne bedurfte für den leichtfertigen Fluchtverſuch, er hatte dies Bedürfniß des Charakters ausgeſprochen und es dadurch genöthigt, ſich zu verwirklichen. Nicht die Unterirdiſchen hören und ergreifen unſere prophetiſchen Worte, wir ſelbſt und unſere Nachbarn hören ſie, unſer Charakter, unſere Stellung in der Welt nehmen ihr Verhältniß dazu ein von Stunde an, und ſo fügt ſich wie Stein zu Stein unſer Geſchick.

Wie lebhaft die Friedensunterhandlungen folgenden Tages begannen durch die Vermittelung Margarethens, wie lebhaft die Räthe des Kaiſers zur Billigkeit riethen, wie befliſſen zur Ausgleichung der Herzog von Bourbon erſchien, der eine innige Verbindung mit der verwitweten Margaretha wünſchen mochte, es ſcheiterte Alles an dem harten Sinne des Kaiſers. Kein perſönlicher Einfluß, keine Stimmung drängten ihn um eine Linie hinter die Bedingungen zurück, welche er von vornherein nach der Schlacht von Pavia zwiſchen ſich und Frankreich gezogen hatte.

So vergingen zwei Monate, und wie die Jahreszeit immer rauher und trüber wurde, ſo ſteigerte ſich auch die herbe und trübe Stimmung im Palaſte Infantado, den der König Franz jetzt alle Abende betrat. Auch das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen den Perſonen dieſes Kreiſes ſelbſt hatte ſich mehr und mehr unerquicklich, ja peinlich ausgebildet. Das Verhältniß, welches ſich zwiſchen der Herzogin Margaretha und Bourbon zu bilden begann, ward vom Könige entſchieden gemißbilligt, und kam deshalb zu keiner eigentlichen Blüthe, da in Margaretha keine lebendige Neigung, welche durch Hinderniſſe gereizt werden konnte, ſondern nur eine freundſchaftliche Theilnahme an dem unglücklichen Manne, eine durch deſſen Entgegenkommen geſchmeichelte Eitelkeit, und die politiſche Abſicht vorhanden war, durch eheliche Verbindung mit dieſem wichtigſten Vaſallen und Feinde der Krone der Krone ſelbſt und dem ohnedies ſo arg geſtörten Regimente des Bruders eine Hilfe zu bringen. Es ward denn immer ſorgfältig vermieden, daß Bourbon, der faſt täglich nach dem Palaſte kam, jemals mit dem Könige zuſammenträfe. Wie eifrig er ſich auch zeigte, den Frieden, welchen Franz ſo lebhaft wünſchte, abſchließen zu helfen, ja wie deutlich er ſich, wo eine Wahl geſtellt wurde zwiſchen ſpaniſchem und franzöſiſchem Vortheil, der Wortführung für den letzteren zuwendete, König Franz war in dieſer Angelegenheit unbeugſam, unerbittlich. Für Bourbons Felonie gab es in ſeinem Herzen keine Verzeihung.

Frauen gegenüber nennt man freilich die Untreue nicht Felonie und iſt man nachſichtiger gegen ſich wie gegen Andere. Zuweilen ſchien es wol, als ob er die ihm ſtets arglos ergebene Françoiſe mit mitleidiger Theilnahme betrachtete. Mitleidige Theilnahme iſt in ſolcher Lage ein erſchreckliches Wort, und es drückt auch nicht ganz richtig aus, was hier auszudrücken iſt: ſeine Neigung zu dem ſchönen, liebenswürdigen, ihm unwandelbar treuen Weibe war nicht erſtorben, er fand ſie nach wie vor ſchön, er fand ſie liebenswürdig, aber er hätte ſie wahrſcheinlich reizender gefunden, wenn er ihrer Treue weniger ſicher geweſen wäre. Er betrachtete ſie wie eine Ehefrau, deren Schönheit und Vorzüge man anerkennen muß, und der man es zum Vorwurfe machen möchte, daß ſie keinen Grund zu Vorwürfen gibt, weil dies ein Mangel an Leben in ihr ſei, und weil aus dieſem Mangel die träge Theilnahme des Mannes entſpringe. In der That litt der König, Zeit ſeines Lebens an ſtete Bewegung in freier Luft gewöhnt, um jene Zeit an Trägheit der Organe, Trägheit der Lebensverlangniſſe, welche üble Laune und egoiſtiſches Zuſammenziehen zur Folge hat, und welche den Menſchen doppelt undankbar und unempfindlich macht gegen das, was ihm leicht erreichbar von außen geboten wird. Zärtlichkeit bedarf vor Allem einer gewiſſen Friſche des Blutes. Sein Blut ſtockte, und ſo war auch die raſche Befliſſenheit, welche er bei erſter Begegnung gegen Chimene gezeigt hatte, in dieſer trüben Zeit ſtiller geworden. Aber er ſah ſie ſeltener, er hatte ſie noch zu erobern, und ſie beſaß die herbe Friſche der Jugend, welche auch dem trägſten männlichen Organismus, gleichſam wie ein Erſatz deſſen was ihm fehlt, lockender iſt als die aufgeblühte weibliche Schönheit. Sie belebte ihn alſo, auch wenn er jetzt nicht geſtimmt war, dies lebhaft wie ſonſt auszudrücken.

Chimene hatte übrigens nach dem Abende des 18. September nur eine flüchtige Unterredung mit ihrem Vater gehabt, worin ihr dieſer, die Abſicht und das Einzelne jener abendlichen Expedition mit keiner Silbe berührend, angekündigt hatte, daß er es lieber ſehe, ſie bezöge ſein Haus in Toledo ſo lange die Franzoſen in Madrid wären. —

Die Gräfin Chateaubriant, hatte ſie darauf erwidert, iſt meine einzige Freundin auf der Welt, warum wollt Ihr mich von ihr trennen?

Ich halte es nicht für nöthig Dir zu bemerken, daß dieſe Dame eine ungeſetzliche und nicht löbliche Stellung einnimmt, und alſo für eine junge Dame, für eine Prinzeſſin Infantado, ein unpaſſender Umgang iſt.

Ihre Stellung iſt eine unglückliche, und es wäre unlöblich, wenn ich, die ich ſie liebe, ihr das entzöge, was ihr die gleichgiltige Welt verſagt.

Die Welt iſt nicht gleichgiltig, ſondern es heißt, König Carl werde ſie moraliſchen Aergerniſſes halber nachdrücklich bitten laſſen, ſich aus Madrid zu entfernen.

O mein Gott, wie gemein ſind die Gedanken der herrſchenden Männer!

Was ſagſt Du?!

Ihr Vater war todt, Ihr Gatte war roh, Ihre Mutter war hart, Ihr Bruder iſt kalt, Ihr Geliebter iſt — ſie ſprach das Wort nicht aus, ſetzte aber, in ſolcher Weiſe vor ſich hinſprechend hinzu — das iſt der Schutz und Troſt für einſame Frauen!

Der Herzog ging hinweg, ohne das Thema weiter zu berühren, ohne auf die Entfernung der Tochter wieder zurückzukommen: ſo wie ihn abergläubiſche Furcht einerſeits von ſeiner Tochter entfernte, ſo verhinderten ihn auf der andern Seite Vorwürfe des Gewiſſens, gebieteriſch ſtreng mit ihr zu verfahren. Da er ihr keine Liebe ſchenken konnte, und eben wieder aus ſolchen Aeußerungen nur zu deutlich erſah, wie ſchmerzlich ſie dies empfand, wie ſehr ſie ſich ihrer unnatürlichen Lage bewußt war, ſo brachte er keinen Vorwurf über ſeine Lippen. Erkannt hatte er ſie gar wohl an jenem Abende unter dem Thorgewölbe des Thurmes! Jener Vorfall und dieſe Unterredung dienten nur dazu, ſein Weh über dies Kind, ſeine abergläubiſche Furcht vor demſelben zu verſtärken.

Wenn Chimene kein Herz zu ihm faßte, ſo entſprang dies wohl aus derſelben Urſache: von Jugend auf entfernt von ihm hatte ſie in der Kälte, mit welcher er ſie endlich empfing, nicht einmal den Namen „Tochter“ heraus hören können, denn er nannte ſie weder Tochter, noch nannte er ſich Vater.

Sie hatte ſich gefliſſentlich zurückgehalten von den jenſeitigen Zimmern der Herzogin Margaretha, wohin der König ſtets bei untergehender Sonne ſich begab, um zuerſt die politiſchen Unterhandlungen zu beſprechen, dann zu Abend zu ſpeiſen, dann mit Montmorency, Brion oder Budé eine Partie Schach zu ſpielen, wenn er, wie dies jetzt gewöhnlich der Fall war, zu anderer Unterhaltung ſich nicht aufgelegt fühlte. Aber dieſe Zurückhaltung erreichte auch den Zweck nicht, welchen ſie dabei im Auge hatte, dem Könige nämlich auszuweichen, und ihrer Freundin Françoiſe alleinigen Raum zu laſſen für Aufheiterung des Königs. Er ließ dann nach ihr fragen, ließ den kleinen David, wie er ſich ausdrückte, bitten, mit der Zither zu kommen und dem ſchwermüthigen Saul die Melancholie zu verſcheuchen durch Spiel und Geſang. Oder er kam auch ſelbſt herüber in ihre Gemächer, welche ſie mit Françoiſe getheilt hatte, und Françoiſe ſelbſt mußte ſie ins Balconzimmer holen, letzteres ſtets zu peinlichſter Empfindung für Chimene. Verrieth auch Françoiſe noch nichts von der ſchmerzlichen Eiferſucht, die ihr erregt werden konnte — und ſie war engelsgut genug, um ihrem Geliebten für jeden Preis Freude zu gönnen, und ſpäter als jede andere Frau Neid zu empfinden — Chimene, in täglichem Kampf mit den eigenen Gefühlen ſo ſchmeichelhaft erweckter Neigung, fühlte für ſie das Drückende der Verhältniſſe und war unaufhörlich bemüht, Abhilfe dafür zu ſuchen. Sie ermunterte Françoiſe, den Geſang zur Harfe, den ſie während ihrer Jugendzeit unter Anleitung eines Mönchs der Abtei betrieben hatte, wieder aufzunehmen. Aber die Stimme war vernachläſſigt, die

Friſche derſelben war verloren, und das Gehör war nicht geübt genug, um halb falſche Töne zu erkennen und zu vermeiden. Der König, mit dem feinſten Sinne für den künſtleriſchen Ton begabt, ſchrie erſt ungeduldig und lachend auf, hielt ſich beim zweiten Male, wiederum lachend, die Ohren zu und bat ſie beim dritten Male, dieſe Verſuche aufzugeben.

Am Ende waren die beiden Freundinnen denn doch auch nur Frauen, nur Menſchen! Chimene mochte ſich's ſelbſt und Andern noch ſo ſorgfältig verbergen, der Honig des Behagens, welchen jede Bevorzugung, jede erregte Neigung in das Herz deſſen träufelt, der ausgezeichnet und begehrt wird, durchdrang ſie doch, und erzeugte manche unbedachte Aeußerung der überlegenen Kraft, wenn nicht des Uebermuthes. Namentlich die muſikaliſche Uebung war dazu gar zu herausfordernd, und Françoiſe, welche niemals große Neigung für Chimene empfunden hatte, wurde endlich ungeduldig, und wurde, Gott ſei Dank! wie Marot ſtill für ſich hin ſagte, endlich eiferſüchtig. Es war an einem regneriſchen, ſtockfinſtern Novemberabende, als ſie ihren Unmuth über die ſtets herbe Aeußerungsweiſe des Königs endlich einmal dadurch zeigte, daß ſie plötzlich aufſtand, auf eine herbe Anrede des Königs das Zimmer verließ und über Treppen und Flur in ihre Gemächer hinüber eilte.

Marot folgte ihr verſtohlen und fand ſie in Thränen. Aber ſie beweinte nicht nur ihr Geſchick, ſie beweinte auch, daß ſie ihrer Empfindlichkeit nachgegeben und dadurch den König verletzt hätte.

Wollte Gott, rief Marot ungeduldig darüber, Ihr hättet ihn längſt verletzt, dann wäre er längſt liebevoller gegen Euch!

Wie? Thut ihm die Welt nicht weh genug? Wäre es nicht entſetzlich, wenn die, welche ihn lieben, ihm noch Verdruß bereiten wollten!?

Solcher Verdruß iſt ihm erſprießlicher als ſtete Nachgiebigkeit, denn ſolcher Verdruß belebt ihn, während ihn die ſtete Nachgiebigkeit langweilt.

Langweilt? Meiſter Clément, was wäre das für ein Herz, das von einem liebenden Herzen gelangweilt werden könnte?

Das wäre das Herz eines unternehmenden Mannes, welches in Athem erhalten ſein will, das Herz unſers Königs.

Françoiſe ſah ihn ſchweigend und fragend an mit ihren großen, noch thränenfeuchten Augen, und ſprach langſam nach dieſer Pauſe: Du verwechſelſt, Marot, die Gefallſucht alltäglicher Neigungen mit einem tieferen Liebesbedürfniſſe.

Nicht doch! Der erhabenſte Menſch braucht Speiſe und Trank, die edelſte Frucht braucht die richtige Abwechſelung von Sonnenſchein und Regen. Eure Herzen ſind nicht allein, ſind nicht abgeſondert von den Bedürfniſſen Eures übrigen Menſchen, Eures Geiſtes, Eures Körpers, alſo müßt Ihr Eure Herzen, wenn deren Wohlſein gedeihen ſoll, durch ein richtiges Gleichgewicht Eurer übrigen Kräfte und Verlangniſſe unterſtützen. Zeigt dem Könige, daß Ihr ihn entbehren könnt, und es wird ſich zeigen, daß er Euch nicht entbehren kann.

Dann müßte ich anders handeln, als meine Natur, als mein Charakter mich zu handeln drängt?

Allerdings, und dies nennt man eben, wie König Franz ſagt, Bildung. Macht ein Kunſtwerk aus Eurer Neigung. Seinem natürlichen Weſen überall folgen, das iſt, verzeiht mir, äußerſt leicht, das leiſtet Jedermann.

Du biſt ein Schalk, Clément!

Das auch. Ich wollte, Ihr entwickeltet die Schalkhaftigkeit, welche in Euch ruht, und welche von Eurer eintönigen Liebe niedergehalten wird.

Du magſt nicht ganz Unrecht haben, ich werde mich gleichgiltig zeigen.

Ich habe ganz Recht, und Ihr müßt viel mehr thun, als Euch gleichgiltig zeigen. Gleichgiltigkeit verletzt, Ihr müßt aber reizen. Neigung müßt Ihr zeigen nach der Seite hin, von welcher ſie Euch geboten wird.

Marot!

Nehmt's nicht ſo religiös! Iſt Brion nicht der Mühe werth? Ihr ſollt's bald am Könige ſehen, ob dem ſo iſt. Mißverſteht mich nicht! Was will ich denn? Euch glücklich an der Seite des Königs, vielleicht einſt auf dem Throne Frankreichs ſehen. Euch und den König will ich glücklich ſehen. Brion iſt ein braver Seigneur, dem ich alles Glück gönne, aber von Euch nur eine flüchtig erſcheinende und wieder verſchwindende Flagge des Glücks. Die Lebenskunſt beſteht darin, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterſcheiden, das Dauernde vom Vorübergehenden. Ich kenne den König von früh auf, und was ich an ſeiner früheſten Jugend nicht geſehen, das hat mir mein Vater, der in den Schlöſſern herumgeſtoßen wurde, berichtet. Nun, demnach habe ich von Eurer erſten Begegnung des Königs an gewußt, daß Ihr ſeine wahre und einzige Liebe ſeid. Es iſt meine Schuldigkeit, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Dergleichen Spielereien, wie das Zitherſpiel und der ſchöne Augenaufſchlag der kleinen ſpaniſchen Prinzeß beacht' ich ſo wenig wie ſchwarze Wolken am Morgenhimmel, dieſe Wolken machen aus Tag nicht Nacht, dergleichen romantiſche Liebhabereien, deren unſer Herr Zeit ſeines Lebens bedurft hat und bedürfen wird, vernichten die eigentliche Sonne in ihm nicht, und gehen vorüber wie Wolken. Das ſind Kleinigkeiten, nach denen man nicht hinſehen darf, obwol ich eben höre, daß die Frau Regentin Jean Couſin herſchickt, um die kleine ſpaniſche Prinzeß, welche den König tröſte, zu malen. Wir wollen ſie in Eurem Zimmer im Louvre aufhängen, wenn wir nach unſerer Rückkunft das Louvre gebaut haben werden, und wollen einſt, wenn der vaterländiſche Regen — und unſer kothiges Paris wird nie daran Mangel leiden — an die Louvrefenſter ſchlägt, wie heut der ſpaniſche an dieſe ſchlecht verwahrten Fenſter, wir wollen dann, mit Zufriedenheit das Bild betrachtend, ausrufen: Es war doch recht hübſch, daß der König im Alcazar ein ſo allerliebſtes Geſchöpf mit der Davidsharfe fand. Das wollen wir, aber jetzt wollen wir von dieſer Nebenſache zu unſerer Hauptſache übergehen.

Zudringlicher Rath der Freunde für Veränderung unſerer Lebensweiſe iſt eine Lebensgefahr für Leute, die eine Eigenthümlichkeit haben, und deren Werth und Macht in dieſer Eigenthümlichkeit beruht. Françoiſe empfand das, aber ſie empfand es nur, ſie wußte es nicht, deshalb widerſetzte ſie ſich ſchwach und ſchwächer, und gab leider am Ende nach. War ſie doch über die größere Weltklugheit Marot's und über wohlmeinende Geſinnung für ſie außer Zweifel, und hatte ſie doch zu eigenem Nachtheile bisher immer ſehen müſſen, daß die bloß herzliche und aller Berechnung entzogene Hingebung ihrer Macht keine Dauer zu Wege brächte.

Ach, es war ihr Geſchick, daß die traurigſte Wendung desſelben von ihren Freunden ausgehen ſollte! Brion nämlich, von einer ſtets unerwiderten Neigung verzehrt, hatte ebenfalls den Moment ergreifen zu müſſen geglaubt, in welchem ſie zum erſten Male dem Könige charaktervoll entgegen zu treten ſchien, und war ihr ebenfalls nach einiger Zeit gefolgt. Es war ihm gelungen, unbemerkt von der Geſellſchaft die Thür und den Ausgang zu gewinnen, das Blut drängte ihm nach Kopf und Herzen, er wußte ſelbſt nicht was er wollte, aber er fühlte die unwiderſtehliche Nothwendigkeit, der Geliebten die hilfreiche und die in ſchwärmeriſcher wie ſinnlicher Liebe zitternde Hand zu bieten. So eilte er, betäubt und faſt taumelnd über den Flur und die Treppe hinauf. Unterdrückte Leidenſchaft bricht ſich oft plötzlich Bahn, es koſte was es wolle, jahrelange Rückſicht verſchwindet oft vor einer einzigen dargebotenen Gelegenheit, vor einer einzigen Ueberwallung des Blutes, welche in Schwindel und Ungeſtüm zum Verwegenſten treibt. — Als er ins Vorzimmer trat, vernahm er durch die nur angelehnte Thür Marot's Stimme und hörte ſeinen Namen, hörte die Worte: „Iſt Brion nicht der Mühe werth?“ Er wußte ſich Marot geneigt, er war verwirrt, es flog ihm durch den Sinn, daß dieſer entſcheidende Augenblick ergriffen werden müſſe. Das durfte nicht geſchehen unter offenbarem Mitwiſſen Marot's, dieſer durfte ihm alſo hier nicht begegnen! Er eilte auf den Vorſaal zurück, er kannte dieſe Gemächer ganz genau, er war zu wiederholten Malen, wenn Françoiſe und Chimene drüben bei der Herzogin neben dem Könige ſaßen, hierher geeilt mit gequältem, übervollem Herzen, um wie ein echter ſchwärmeriſcher Liebhaber ſich an den Orten zu laben, welche ſonſt der Geliebten zum Aufenthalte dienten, ſein Haupt in die Kiſſen zu drücken, auf welchen ſie zu ruhen pflegte. Wer weiß, ob nicht der kühne Wagegeiſt des franzöſiſchen Seigneur in dieſen Stunden gepflegten Liebesſchmerzes einſtige Abenteuer und die Hilfsmittel zu denſelben ins Auge gefaßt hatte! Wer weiß, ob der bloße Zufall, die bloße Neugier des Liebhabers ihm zu Entdeckungen in der Räumlichkeit verholfen hatte. Daß ſolche zu machen waren, hat die geheimnißvolle Erſcheinung des Herzogs von Infantado gezeigt, welche am Abende der Flucht neben dem Bildniſſe Chimenens an der Wand des Balconzimmers geſpenſterhaft hervorgetreten war. Kurz, Brion hatte den Ort entdeckt, an welchem der Herzog damals geweſen war, um wahrſcheinlich die unglückliche Tochter, von welcher er Schmach und Unglück für ſein Haupt fürchtete, zu belauſchen. Leider waren er und Brion nicht die Einzigen, welche dieſen Ort kannten. Seit der Ankunft des Kaiſers in Madrid war unter anderer Benennung ein Aufſeher im Palaſte erſchienen, wie es hieß um dem ſtolzen Herzog den mißlichen Wachtdienſt zu erleichtern, das heißt im Grunde, abzunehmen. Dieſer Brabanter hatte mit voller Goldeshand den Haushofmeiſter hinter des Herzogs Rücken bewogen, alle Schlupfwinkel des alten Palaſtes aufzudecken, und ſo war dieſer ſchlimmſte Feind ebenfalls zur Kenntniß eines Verſteckes gekommen, den Brion nur zum kleinſten Theile kannte. Im Schlafzimmer Françoiſens nämlich an der Wand nach einem Kleidungsſtücke derſelben in verliebten Spiele langend war er ausgleitend mit der nach Anhalt greifenden Hand auf eine verborgene Feder gerathen, und hatte dadurch zu ſeiner großen Ueberraſchung eine Tapetenthür geöffnet. Es war nicht gleich zu erkennen, was ſie zu bedeuten habe, denn ſie zeigte keinen Durchgang nach einem andern Raum, ſondern in ganz ſchmalen Stufen ſtieg dahinter die Mauer aufwärts zu halber Zimmerhöhe, dann erſt kam links und rechts hohler dunkler Raum. Neugierig klomm er hinauf und fand, daß gegenüber eben ſolche Stufen abwärts führten, und daß auf der andern Seite eine eben ſo verſchloſſene Tapetenthür in die Zimmer führte, welche Chimene jetzt bewohnte. Ihm lagen zunächſt nur Françoiſens Zimmer am Herzen, er ſtieg alſo wieder hinauf und tappte in dem dunklen Gange in der Richtung vorwärts, welche nach der Seite des Alcazar zu führte, und in welcher das Balconzimmer, hart an das Schlafzimmer ſtoßend, kommen mußte. Eine ſchmale Lichtſpalte verrieth ihm die Oeffnung neben dem Bildniſſe im Balconzimmer, er entdeckte, daß man ſie handbreit oder ganz öffnen und ſchließen konnte, und jubelte über dies entdeckte Mittel, Françoiſe gelegentlich von da belauſchen zu können.

Dorthin nun eilte er jetzt durch Chimenens Zimmer, um das Geſpräch der Geliebten mit Marot, welches ihn ſelbſt zu betreffen ſchien, anzuhören, und ſobald Marot ſie verlaſſen und ihm der Muth bliebe wie jetzt, die Zimmer der Geliebten durch die Tapetenthür zu betreten. Chimene war noch drüben neben dem Könige, der Eintritt hatte alſo keine Schwierigkeit. Dem gewöhnlichen Hergange nach blieb ſie noch lange, ſänke ihm alſo der Muth, oder hinderte ihn Marot's längere Anweſenheit, ſo konnte er deſſelben Weges ſeinen Rückzug bewerkſtelligen. — Raſch kam er in ſeinen Verſteck, und hörte, daß ſie lachend Marot verſprach, von ſeiner Lebenskunſt ſich aneignen zu wollen, ſo viel ihr erreichbar ſei —

Still, unterbrach ſie dieſer, und trat an die nur angelehnte Thür des Balconzimmers, — ich höre männliche Schritte die Treppe heraufkommen, ich höre eine männliche Stimme — es iſt der König, welcher Chimene herüberführt! Da iſt unerwartet ſchnell die Wirkung Eures erſten Widerſtandes! Zum erſten Male habt Ihr Euch unwillig gezeigt über ſeine Tyrannei und da iſt er auch zum erſten Male ſeit langer Zeit auf dem Wege, Euch aufzuſuchen — ſtill! Er wird ſein Püppchen auf dem Vorſaale beim Eintritte in ihr Zimmer verabſchieden! Benützt die Gelegenheit, ſeid karg! Aber laßt mich auf der andern Seite hinaus, er darf mich hier nicht finden, ſonſt würde er hinter Eurem neuen Benehmen ſogleich meine Einmiſchung erkennen, und dadurch verlöre es ſeine Wirkung.

Es gibt keinen zweiten Ausgang als den durch Chimenens Zimmer, und der iſt im jetzigen Augenblick nicht einzuſchlagen, Ihr müßt alſo bleiben!

Unmöglich. Wer weiß ob nicht gar die thörichte Verläumdung von Fontainebleau wieder aufgeregt würde. Wie wenig wahrſcheinlich mein Anſtrich auch iſt, daß ich ein Liebhaber der ſchönen Gräfin Chateaubriant ſein könne, die Verläumdung Eures Geſchmacks fand doch einigen Glauben, weil ſie zugleich eine Verläumdung Eures Rufes war, und —

Ihr übertreibt in der Beſcheidenheit, Meiſter Clément!

Nicht mehr als Ihr in der Artigkeit — und wenn der König auch das erſte Mal gelacht hat, das zweite Mal könnte es ihm nicht lächerlich ſein.

Nun, dann ſpielt Ihr die Rolle, welche Ihr Brion zugedacht habt, iſt ſie Euch ſo mißfällig?

Scherzt nicht! Mir, einem Emporkömmlinge, könnte ſie übel bekommen. Je weniger man an Euren Geſchmack für meine Liebhaberrolle glaubte, deſto mehr würde man an meine Zudringlichkeit glauben, und mir eine Züchtigung für nöthig erachten — er tritt ins vordere Zimmer! Um Himmels willen wo ſoll ich hin?

Bleibt Marot!

Um keinen Preis; ich kenne das Stirnrunzeln meines Herrn!

Bei dieſen Worten hatte er die Balconthür geöffnet, und weil er vielleicht hoffte, von da hinab zu kommen, ſchlüpfte er hinaus und zog raſch die mit ſeidenen Vorhängen bedeckte Glasthüre hinter ſich zu.

Kaum war das geſchehen, ſo ſtand auch der König im Zimmer und richtete herzliche Worte an Françoiſe zur Entſchuldigung für ſein jetzt ſo oft mürriſches und heftiges Weſen, das von der quäleriſchen Lebensweiſe im Gefängniſſe herrühre. Ich entfremde mir, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Marot's Schrecken auf einen Seſſel niederließ, ich entfremde mir durch dieſen widerwärtigen Kaiſer, der meine Laune ſo verdrießlich macht, am Ende auch noch meine beſten Freunde. Auch Brion hatte ſich entfernt, Budé war unwohl weggegangen und das Geſpräch war nicht loszubringen von der unglücklichen politiſchen Lage. Margaretha erwartet heute Abend noch einen Courier von der Mutter, in deſſen Begleitung vielleicht die neuen Gäſte, die ſie uns zuſenden will, eintreffen, Couſin und Florentin — Du liebſt dieſen Prieſter nicht?

Er liebt mich nicht mehr —

Nicht mehr? Und Du biſt erſchrocken bei ſeinem Namen, als ob er eine Gefahr für Dich ſei?

Er iſt ein intriguanter Menſch.

Was thut Dir's, wenn er keine Veranlaſſung hat zu Intriguen gegen Dich! Die Mutter rühmt ihn als ſehr klug und geſchickt, und ſolche Leute brauch ich, um aus des Kaiſers Schlingen zu kommen, gegen welche unſere Tapferkeit ſo wenig ausrichtet als ein ſtarkes Roß auf ſumpfigem Boden: ein leichter, vielgeſpaltener Krallenfuß ſchlüpft hoffentlich beſſer darüber hin. — Aber wer kommt ſo ſpät noch zu Dir?

Man hörte nämlich Geräuſch herannahender Schritte im Vorzimmer, und gleich darauf die Stimme der Herzogin Margaretha, welche fragte, ob ſie mit Montmorency eintreten könne. Nachdem der König bejaht, trat ſie haſtig ein und ſprach, indem ſie ihm Briefe überreichte: Der Courier iſt da, und der Prieſter und Maler mit ihm. Sie bringen bedenkliche Warnungen der Mutter, Brion ſoll davon wiſſen, aber er iſt nirgends aufzufinden, Marot muß alſo ſogleich zu Bourbon eilen, wo iſt Marot? ich meinte er ſei hier; Budé iſt ſchon zu Bett, ich kann ihn nicht in dem Wetter hinaustreiben — hier, hier ſind die wunderlichen Warnungen!

Dabei zeigte ſie dem Könige eine Stelle des Briefes und ging dann unruhig im Zimmer auf und ab, jedesmal, wenn ſie an die Balconthür kam, die Gardinen derſelben ein wenig lüftend, als wollte ſie nach dem Wetter ſehen, jedesmal aber davon ablaſſend und fragenden, unruhigen Blickes nach dem Sitze des leſenden Königs zurückkehrend.

Unglaublich! rief endlich der König.

Was wäre noch unglaublich an dieſem Handelsmanne, den ſie Kaiſer nennen!

Iſt Dir denn wirklich ein Termin anberaumt in Deinem Geleitsbriefe? Du haſt ja nie davon geſprochen.

Allerdings. Ich habe Dir nicht davon geſprochen, weil ich Dich nicht beunruhigen wollte mit der Idee dieſer krämerhaften Strenge. Denn was hat ein gefangener König für Ausſicht, wenn er ſieht, daß man ſeiner leiblichen Schweſter vorſchreibt: So und ſo viel Tage darfſt Du den Bruder ſehen, und keinen Tag länger, und der Tag, welchen Du länger verweilſt, bedroht Dich, Mitgefangene zu werden?! Sollte ich Dir dergleichen erzählen, als ich kam, um Dich mit Hoffnungen aufzurichten?! Und ich hielt es ſelbſt für bloße Förmlichkeit —

Das iſt es auch nur!

Verblenden wir uns doch nicht länger! Gattinara hat ſchon warnend davon zu Brion geredet, ich habe Brions Mittheilung in den Wind geſchlagen! Bourbon hat mich aufmerkſam gemacht, ich habe nicht darauf geachtet! Sind wir etwa ſo klug und vorſichtig wie unſere Mutter, welche alle Nachrichten der Prieſterſchaft auszuſpähen verſteht, welche über jeden Schritt und Gedanken des Kaiſers beſſer unterrichtet iſt, als wir es ſind hier in Madrid ſelber? Und die Mutter ruft: Mache Dich auf! Der Prieſter, den ſie ſendet, und der eingeweiht iſt in alle Geheimniſſe Europas, ſpricht: Die Gefahr iſt vor der Thür! Sie iſt's, wenn dieſer Kaiſer ſeinen Geleitsbrief wörtlich anwenden läßt.

Darnach habe ich nicht mehr volle drei Tage Friſt, und wenn ich jetzt zu Pferde ſteige, ſo muß ich Tag und Nacht reiten, um vor Ablauf dieſer Friſt den Grenzboden Navarras zu erreichen!

Wo iſt der Prieſter?

Kam er nicht hinter uns, Montmorency? fragte Margaretha, und ging, ohne Antwort zu erwarten, ſelbſt nach der Thür, welche zum Vorzimmer führte, öffnete ſie und rief nach Florentin. Der Prälat fehlte nirgends, wo er einwirken konnte, er hatte im Vorzimmer geharrt, und trat ein.

Der König, welchem mit dieſem Manne die Scene in Fontainebleau lebendig wurde, und welcher dieſem Prälaten nicht eben zugethan war, zog die Brauen zuſammen als er ihn erblickte, und betrachtete ihn ſchweigend. Dann fragte er langſam, worauf ſich die Beſorgniß gründe, daß der Kaiſer den Termin des Geleitsbriefes buchſtäblich behandelt ſehen wolle zu perſönlicher Gefährde der Herzogin.

Mein erſter Gang, Sire, als ich in Madrid eintraf, war zum Beichtvater des Kaiſers gerichtet, und dieſer hat mir verſichert, unſere Beſorgniß ſei in dieſem Punkte nicht ungegründet.

Der Kaiſer iſt nicht rückſichtslos gläubig.

Sein Beichtvater aber, Sire, hört leiſe.

O Königthum, Königthum, rief König Franz ſchmerzlich aus, wie ſollſt Du gedeihen in ſolchen Händen! Nein, nein, ſetzte er hinzu, es iſt nicht möglich!

Bedenkt, Sire, ſprach Florentin beſcheidenen Tones, daß es dem Kaiſer von großem Intereſſe iſt, eine für Euch ſo wichtige und lebhafte Unterhändlerin wie die Frau Herzogin zu beſtürzen und zu entkräften. Wenn ſie erfährt, daß ſie bedroht iſt, ſo verliert ſie entweder in den letzten entſcheidenden Stunden die überlegene, den Unterhandlungen nöthige Ruhe, und eilt, nur auf eigene Sicherheit bedacht, aus dem Lande, oder ſie ſetzt ſich der eigenen Gefangenſchaft aus, und iſt dann als Mitgefangene des freien Verkehrs wie des freien Ueberblicks verluſtig —

Darnach, unterbrach ihn der König, könnte der Kaiſer ſelbſt die Beſorgniß lebendig gemacht und zu unſern Ohren gedrängt haben, als wolle er den Geleitsbrief wörtlich behandeln laſſen, um uns mit dieſer Nachricht in Beſtürzung zu ſetzen, ohne daß er die wirkliche Abſicht zu ſo kleinlicher Handlungsweiſe hätte! Das ſieht ihm ähnlich. Wir müſſen deutlichere Auskunft haben —

Und zwar ſogleich! rief Margaretha. Sogleich! beſtätigte der König. Wo iſt Marot? Er iſt ja wol am Vertrauteſten mit Bourbon und Gattinara? Und er iſt behende. Auch wäre er ja mit Budé und Françoiſe in gleicher Gefahr? Ruft ihn! er ſoll hinüber, und für ſeine Haut Gattinara's Rath einholen.

Ja, mein Gott, ſagte Margaretha, er iſt nicht da! Es iſt unbegreiflich, wo er am ſpäten Abende und bei ſolchem Wetter ſein kann!

Ich will nachfragen, ſprach Montmorency und entfernte ſich.

Françoiſe war im Begriff, ſich zu erheben und zu ſagen, wo Marot ſei. Sie war über deſſen Verſteck in größte Verlegenheit gerathen, ohne doch eigentlich ſich ſelbſt ſagen zu können, warum ſie verlegen ſei. Uebelſtände bilden ſich eben wie Lawinen: die abgelöſte Flocke, von der ſie anheben, ſcheint nicht der Beachtung werth, und die Vergrößerung bildet ſich dann ſo blitzſchnell, wie unſere allen Widerſtand ausſchließende Beſtürzung. Als zum erſten Male nach Marot gefragt wurde, ſchwieg ſie, weil er ſie einmal darum gebeten, und weil er doch einmal ſich verborgen hatte; ſie ahnte nicht, daß auf ſeine Abweſenheit ſo viel Nachdruck gelegt, daß ſein Verſteck unter ſo feierlich artenden Umſtänden ungewöhnlich auffallend, ja ihrem Rufe gefährlich werden könne. Weil ſie bei der erſten Nachfrage geſchwiegen hatte, war ſie mitſchuldig geworden, und es ward ihr nun ſchon ſchwerer, einen Verſteck aufzudecken, den ſie ſelbſt durch Verſchweigung gebilligt hatte. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, denn ſie wußte, daß der körperlich nicht eben verwegene Poet nicht füglich vom Balcon hinab käme, und daß jeden Augenblick eine Entdeckung möglich ſei, weil die Herzogin wegen einer Sendung in die Stadt hinüber nach dem Wetter ſehen und deshalb auf den Balcon hinaustreten dürfte. Ihre Verwirrung ward dadurch erhöht, daß ihr der letzte Abend, den ſie in Fontainebleau zugebracht, grell ins Gedächtniß trat. Dort war es ebenfalls Marot geweſen, deſſen unſchuldigen Beſuch man zu ihrem Nachtheil gedeutet hatte, und zu alle dem erſchien wie damals Florentin, der Unglücks-Prophet für ſie. Sein ſpöttiſch forſchender Blick war es auch, der auf ſie fiel, als ſie ſich ein Herz faſſen, ſich erheben und einfach ſagen wollte: Marot iſt hier, er ſteht auf dem Balcone draußen. Dieſer Blick erbitterte ſie; vor ſolchem Zeugen wollte ſie nicht eine zweideutige Scene veranlaßt ſehen, und außerdem erhob ſich in dieſem Augenblick der König, in den Alcazar zurück zu kehren, weil er ſich angegriffen fühle. Damit ſchien ja die erwünſchte Erlöſung einzutreten, denn mit dem Könige entfernten ſich jedenfalls auch die Uebrigen aus Françoiſens Zimmer.

Leider geſchah es nicht ſo, und leider ward durch dieſe Aeußerung des Königs auch Brion zu einem Schritte veranlaßt, den er ohne dieſe Aeußerung wohl nicht gewagt haben würde. Er war nämlich ſchon durch die Ankunft des Königs im Balconzimmer in große Verlegenheit gerathen, denn dieſe Ankunft ſchloß ein, daß auch Chimene bereits in ihre Zimmer zurückgekehrt und ihm dadurch der Rückzug abgeſchnitten ſei. Wirklich entdeckte er durch den erhöhten Lichtſchimmer, welchen ihr Eintritt veranlaßte, daß auch nach dieſer Seite eine Oeffnung in der Mauer dem Späherauge geboten ſei, und erblickte durch dieſe Oeffnung Chimenen ſelbſt, die ſich eines Theils ihrer Ueberkleider entledigte, und ſich nachdenklich auf einen Ruheſitz lehnte. Zu jeder andern Zeit würde den jungen heitern Seigneur dieſer verſtohlene Anblick eines halb entkleideten ſchönen Mädchens, die keinen Lauſcher ahnte, vortrefflich unterhalten haben, jetzt aber blickte er nur nach dieſer Seite, weil er einem quäleriſchen Anblicke auf der andern Seite ausweichen ſollte. Denn er mußte erwarten, dort ſeine geliebte Françoiſe in den Armen des Königs zu ſehen, da dieſer offenbar gekommen war, ſein Unrecht gut zu machen, und da eine Verſöhnung zwiſchen entzweiten Liebenden nur um ſo lebhaftere Zärtlichkeit zu bringen pflegt. Im erſten Augenblicke alſo war es ihm eine äußerſt willkommene Ueberraſchung, als er die Stimme der Herzogin Margaretha im Balconzimmer vernahm. Er wendete ſich nun raſch wieder nach dieſer Seite, und verfolgte mit großem Intereſſe, was ſich da ereignete. Daß er ſelbſt vermißt wurde war ihm wol unangenehm, aber daß Marot's Verſteck zu einer ſo bedenklichen Verlegenheit für Françoiſe ſtieg, hatte einen halb komiſchen und noch einen unausgedachten andern Reiz für ihn. Das beſte Herz entledigt ſich, wo ſeine geheimſten und lebhafteſten Wünſche einer Möglichkeit des Gelingens nahe kommen, es entledigt ſich nicht ganz des Eigennutzes. Und Brion hatte doch auch etwas von allen Eigenſchaften eines leichtſinnigen Seigneurs: er hoffte, Françoiſe tröſten zu können, wenn die Scene da unten zu ihrem Nachtheil ausginge, und ihr Verhältniß zum Könige ſtöre. Denn auch er erinnerte ſich gar wohl des Gerüchtes, welches damals ins Lager vor Pavia gekommen war, und von einem geheimnißvollen Umgange der Gräfin Chateaubriant mit Marot erzählt hatte, und er erkannte ganz wohl, daß dadurch die Scene, welche ſich da unten vorbereitete, viel ernſter werden könne, als ſie ſonſt es zu werden verdient hätte. Es war die plötzliche Abreiſe Françoiſens von Fontainebleau ihren Feinden und Freunden niemals ganz aus dem Sinne gewichen, und jede Anknüpfung daran konnte mit Begierde aufgegriffen werden.

Daß Brions Mitleid für Françoiſe nicht alle andere Regung überwog, ſollte ihm indeß auf der Stelle eine Züchtigung herbeiführen. Ehe nämlich die Wendung der Scene ſo weit gekommen war, daß Montmorency zur Aufſuchung Marot's ſich entfernte, hörte Brion in ſeinem dunklen Gange zu ſeiner erſchreckendſten Ueberraſchung Geräuſch, und zwar ein Geräuſch, welches ſich ihm näherte.

Um den Zuſammenhang genauer zu überſehen, iſt ein näheres Eingehen auf dieſen Theil des Palaſtes nöthig. Wahrſcheinlich war dieſer Flügel der älteſte Theil desſelben, und war früher in unmittelbarer Verbindung mit dem Alcazar geweſen. Wenigſtens entdeckte man am weſtlichen Abgrunde des Alcazargartens damals noch Grundgemäuer, und die Mauern in dieſem Palaſtflügel waren von einer ſo außerordentlichen Dicke, daß ſie ſich auffallend von den Mauern im andern Flügel unterſchieden. Es ſteht zu vermuthen, daß von der inneren Ecke im Stierhofe bis zum Balconzimmer und vielleicht von dieſem bis zum Alcazar der Harem der mauriſchen Fürſten, welche einſt hier reſidirt, geweſen war, und daß zur heimlichen Beobachtung der Frauen die obere Aushöhlung der Wand bewerkſtelligt worden ſei. Die alten Romanzen erzählen uns hinreichend von der Neigung dieſer Frauen, Abenteuer mit chriſtlichen Rittern anzuknüpfen, und was der Moslem im Morgenlande ſelbſt nicht nöthig hatte für Bewachung des Harems, das mochte ihm hier bei gemiſchter Bevölkerung nöthig ſcheinen. Kurz, in der jetzt halb abgerundeten Ecke des Stierhofes, links, wenn man aus dem Palaſte trat, und da wo ſich der eine halbkreisförmige Flügel an das Hauptgebäude anſchloß, zeigte ſich, unſymmetriſch gegen die andere Seite, ein niedriger Thurm mauriſcher Form zwiſchen Hauptgebäude und Flügel. Er war von ſehr geringem Umfange und glich einem Minaret. Dieſer Thurm war der eigentliche Schlüſſel zu dem geheimen Wandgange, und mit dieſem Schlüſſel war für gutes Gold der Brabanter Agent des Kaiſers durch den Haushofmeiſter bekannt gemacht worden. Der Thurm hatte oben am Dache eine eiſerne Thür, die ein blos Neugieriger, wenn er ſie offen geſehen, nicht leicht überſchritten hätte, denn ſie ſchien in einen dunklen Rauchfang hinabzuführen. Der damit Vertraute ließ ſich aber getroſt hinab, ſein Fuß berührte in der Tiefe einer Manneshöhe feſten Grund. Dort begann nämlich eine Wendeltreppe, welche hinableitete bis zum Beginn des Mauerganges, der früher alſo wol alle Zimmer bis zum Alcazar berührt hatte, jetzt aber nur noch die vier Zimmer Chimenens und Françoiſens Preis gab, nämlich das Zimmer Chimenens, in welchem ſie eben war, und das Schlaf-, Balcon- und große Vorzimmer Françoiſens.

Der Brabanter mochte von der Ankunft neuer Franzoſen und davon unterrichtet ſein durch ſeine Späher, daß ſich der König und einer der Ankömmlinge in dieſen Theil des Palaſtes begeben habe, er mochte alſo den Augenblick als einen beſonders günſtigen zum Horchen ergriffen haben, denn er war es, den Brion die Wendeltreppe im Thürmchen herabſteigen hörte. Der ſchwere Niederländer trat nicht allzu leiſe auf, und der Schall, welcher nirgends anders hinaus konnte, drängte ſich Brion ſtark entgegen. Dieſer, obwol mit dem geheimen Zugange durch den Thurm nicht bekannt, wurde doch unzweifelhaft inne, daß Jemand von dieſer Seite ſich nahe, und da er um keinen Preis hier als Lauſcher überraſcht ſein mochte, der Nahende ſei wer er wolle, ſo dachte er ſogleich an Flucht. Denn ein Verbergen ſchien nicht möglich, oder doch äußerſt mißlich. Brion wußte nicht, wie weit ſich der Gang, welcher oberhalb der niedrigen Zimmerthüren hinlief, nach der Gartenſeite zu erſtreckte, und ob nach dorthin auch noch eine Oeffnung zum Lauſchen vorhanden ſei. Wenn er ſich alſo nach dieſer Richtung zurückzog, ſo konnte ihm der neue Ankömmling leicht dorthin folgen, um eine andere Oeffnung zu benutzen, und konnte ſolcherweiſe auf ihn ſtoßen. Geſchah dies aber auch nicht, ſo war eine vollkommene geräuſchloſe Ruhe, die ihm beim Verbergen auferlegt geweſen wäre, faſt unmöglich neben einem ſtill Lauſchenden, denn man hörte in dieſem engen Raume den Athemzug eines Andern auf große Entfernung. Dies Alles überdachte er haſtig, während die Schritte des Brabanters unerbittlich näher kamen, und er entſchloß ſich denn zur Flucht. Aber ſie mußte augenblicklich geſchehen, denn ſie führte eine Strecke dem heran ſchreitenden Feinde entgegen, da die Tapetenthüren rechts zu Chimene, links zu Françoiſens Schlafgemach von Brion aus nach der Richtung zu lagen, von welcher die Schritte ſich näherten. Und wohin dann? Rechts oder links? Chimene in das Geheimniß ziehen? Nur im äußerſten Nothfalle! Sie konnte auch dergeſtalt erſchrecken, daß ſie um Hilfe rief, und Alles aufſtörte. Auf der andern Seite aber war Françoiſens Schlafgemach, ſo lange der König bei ihr blieb, der bedenklichſte Zufluchtsort. Secunde auf Secunde verſtrich über dieſer Wahl, der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn, er ſtand noch immer an der Oeffnung neben dem Bildniſſe, der Brabanter mochte an den letzten Stufen der Wendeltreppe ſein — da hörte Brion, daß der König nach dem Alcazar hinüber wolle! Dies entſchied ſeine Wahl, er eilte an die Tapetenthür links, kroch haſtig hinab, öffnete, und trat in Françoiſens Schlafgemach. Raſch drückte er die Tapetenthür wieder zu auf die Gefahr, von dem nahenden Feinde gehört zu werden; und nun, nachdem er Athem geſchöpft, wendete er ſich gegen das Balconzimmer. Seines Erachtens mußten dort nur Françoiſe und Marot noch zugegen ſein; er wollte horchen, ob Marot nicht auch ſchon ſeinen Abſchied vorbereite. Aber, o Himmel, mannigfaches Geräuſch von Stimmen verrieth ihm, daß der König nicht hinweggegangen, daß die ganze Geſellſchaft noch zugegen ſei.

Margaretha nämlich hatte ihres Bruders Ankündigung, daß er ſich ermattet fühle, und nach dem Alcazar ſich zurückziehen wolle, mit Unwillen aufgenommen und ihm entgegnet, es ſei jetzt wahrlich nicht der Augenblick, körperlicher Schwäche nachzugeben und eine Angelegenheit zu verſchieben, welche für ihn wie für ſie von den gefährlichſten Folgen werden könne. Es müſſe in der nächſten Stunde entſchieden werden, ob ſie unbekümmert um den Termin des Geleitsbriefes noch länger hier bleiben, oder ob ſie noch in dieſer Nacht aufbrechen müſſe —

Nun ſo ſchafft den Marot, und endigt! hatte der König ungeduldig ausgerufen, und ſich wieder niedergelaſſen.

Erbittert über den Bruder, der ſo wenig Theilnahme bewies, rief Margaretha aus, indem ſie ſich nach der Balconthür wendete: Nun, ſo wird denn nichts übrig bleiben, als daß ich ſelbſt Bourbon aufſuche!

Warum nicht gar! murmelte der König.

Es fällt ein dichter und eiskalter Regen, bemerkte Florentin.

Wenn ich fliehen muß, ſo werd' ich nicht nach Regen oder Kälte fragen dürfen, rief Margaretha und riß die Balconthür auf, um dennoch nach dem Wetter zu ſehen.

Der Balcon war überdacht, ſie mußte alſo, um ihre Hand prüfend in die freie Luft hinausſtrecken zu können, hinaustreten bis an das Geländer. — Man hörte ſie einen Schrei des Schreckens ausſtoßen, man ſah ſie ins Zimmer hereinſtürzen und mit der Hand auf die offene Balconthür deuten. Françoiſe ſchrie auf; was iſt? rief der König. — Marot erſchien an der Balconthür!

Ein peinliches Stillſchweigen trat ein, und weder Marot, noch Françoiſe hatten die Geiſtesgegenwart, es zu benutzen und die einfache Wahrheit vorzutragen. Jenen verließ die gute Laune, die hier am Ort geweſen wäre, vor dem furchtbar fragenden Blicke des Königs, der ſich auf ſeinem Seſſel nach ihm herumgewendet hatte, und Françoiſe ſtand blutroth da vor dem höhniſchen Blicke Florentins, vor den Augen Margarethens, welche halb ungläubig, halb entſetzt mit bohrender Frage auf ſie eindrangen.

Was der Verleumdung Florentins früher nicht gelungen war, das ſchien jetzt dem Zufalle zu gelingen, und der abergläubiſche Prieſter nahm dies für eine Rechtfertigung ſeines damaligen Verdachtes, ſeiner damaligen Verleumdung, und er allein benutzte die lange Pauſe, um die abſcheulich wirkſamen, weil erklärenden Worte zu ſprechen: „Gerade ſo wie im vorigen Herbſte zu Fontainebleau!“

Der König wendete ſeine Augen auf ihn und dann auf Françoiſe, welche durch Florentins Worte vom Zorne mit noch höherer Röthe übergoſſen wurde, und nun im Zorne ſprechen wollte. Aber um den Grund anzugeben, aus welchem ſich Marot verſteckt, mußte ſie — wenigſtens ſtand ihr in ſolcher Verlegenheit nichts als die nackte Wahrheit vor Augen — erzählen, daß Marot ihr Coquetterie angerathen, oder doch — ſie fand ſich nicht zurecht, ſie ſtotterte und ſtammelte, und eben weil ſie unſchuldig und für ſolche Lage unerfahren war, erſchien ſie im höchſten Grade verdächtig. Dadurch wurde auch Marot in qualvoller Befangenheit erhalten, und als er endlich ſo weit geſammelt war, um einen geordneten Vortrag zu verſuchen, ging die Thür des Vorzimmers auf, und Montmorency trat haſtig ein mit der Nachricht, Bourbon ſelbſt ſei im Vorzimmer, und begehre, unverzüglich bei der Frau Herzogin eingeführt zu werden, die Freiheit derſelben ſtände wirklich auf dem Spiele —

Er trete ein! rief Margaretha.

Halt da! ſprach der König und erhob ſich. Ich habe nichts mit ihm zu thun! Hindern will ich Euch nicht, aber Angeſicht gegen Angeſicht ſollen der König von Frankreich und Carl von Bourbon nicht geſehen werden.

Mit dieſen Worten ging er nach der Thür, welche zum Schlafgemache Françoiſens führte, da er nicht an Bourbon vorüber durch das Vorzimmer ſchreiten wollte. Als er die Thür öffnete, ſah er Brion ſtehen — foi de gentilhomme, ſchrie er auf und griff ans Schwert, — das iſt zu Viel!

Alle eilten herbei. Françoiſe erſtarrte zur Bildſäule — der Mann, deſſen glühende Neigung zu ihr allgemein bekannt war, wurde bei einbrechender Nacht in ihrem Schlafzimmer gefunden!

„Der arme Poet hat alſo wohl nur vor Ueberfall warnen wollen, und hat ſelbſt nicht mehr zurück gekonnt!“ ſprach mit halber Stimme Florentin zur Herzogin Margaretha, ſolcherweiſe wiederum die jetzt viel ſchrecklichere Pauſe ausfüllend.

Brion war muthiger als Marot, und redete haſtig zum Könige: Uebereilt Euch nicht, Sire, es iſt hier nur ein böſer Zufall im Spiele, der eine unſchuldige Dame in falſches Licht ſtellt — die Gräfin weiß nichts von meiner Anweſenheit —

Schweig! rief grimmig ausbrechend der König, und indem er ſich zu faſſen ſuchte und ſich zu der Geſellſchaft wendete, ſetzte er ſtockend hinzu: Bourbon wartet Eurer, und ihn kümmern dieſe Vorfälle, deren Zuſammenhang von mir ausgeht, hört Ihr? nicht im Mindeſten — geht an Euer Geſchäft!

Damit trat er ins Schlafgemach und winkte Brion, es zu verlaſſen. Dieſer hatte vernommen, daß es ſich um einen wichtigen politiſchen Beſchluß handelte, und hatte die Faſſung, daran zu denken, daß der Horchverſteck von einem Fremden, wahrſcheinlich dem Kaiſer Angehörigen eingenommen ſein könne. Er wollte alſo anempfehlen, daß man die Berathung im andern Flügel des Palaſtes vornähme, konnte aber vor der heftigen Geberde des Königs nicht zu Worte kommen. Ja er bewirkte durch ſeinen wiederholten Verſuch der Einrede noch obenein den zwar leiſe, aber mit gefährlichſtem Zornesanzeichen ausgeſprochenen Befehl des Königs: ſich flugs nach dem Alcazar hinüber zu begeben, und dort des Königs Rückkehr zu erwarten. Brion kannte den König genau und wußte, daß jetzt auf eine noch ſo beſcheidene und vernünftige Einrede der ſchrecklichſte Ausbruch, vielleicht blitzſchnelles Niederſtoßen des Widerſprechenden durch das Schwert des Königs bevorſtünde. Er ſchwieg und entfernte ſich. Der König warf die Thür des Schlafgemachs hinter ihm zu, und ſank wie zerbrochen in einen Seſſel.

Franz war nicht mehr der zuverſichtliche mächtige Herr, den Eiferſucht gelockt hätte, der gleichgiltig geweſen wäre gegen eine Geliebte, die ſeine ungeſtüme Neigung überlebt hatte. Er ſah ſich ſeit langer Zeit vom Glück verlaſſen, getäuſcht in aller Zuverſicht, gedemüthigt! Nichts gelang, nirgends bewährte ſich der perſönliche Zauber, der ihn ſonſt ſo ſicher und übermüthig gemacht, ſogar Chimene entwich ihm. Françoiſe allein war ihm ein immerwährender Troſt geweſen: ſie hatte ſich ſeiner Macht unverbrüchlich unterthan gezeigt, und jetzt, jetzt erſchien ein ſo grelles Zeugniß, daß auch ſie, auch ſie ihm untreu ſein könne. Auch ſie! Was fragte er, ein verwöhnter Herrſcher, ob er hundertfach Veranlaſſung dazu gegeben, ob er ſelbſt ihr längſt nicht mehr angehörte! Handelte ſich's um ihn? Es handelte ſich um ſie! Alſo auch über ſie hatte er ſeine Macht verloren!

So früh gehſt Du zu Grabe! ſeufzte er in tiefem Weh, und die Melancholie, mit der ihn das Gefängnißleben ſo lange und ſo eng umſponnen, bemächtigte ſich ſeiner bis zu Thränen, und er, der nie im Kleinen entſagen konnte, er ſteigerte ſich in eine Entſagung hinein, die wenigſtens in ihrer Größe ſeinem Naturell angemeſſen war, und die wenigſtens in ihrer Größe ihm eine Genugthuung gewährte. Glücksnaturen ſind im Unglück entweder klein oder heroiſch, das Mittelmaß nur tragen ſie nicht: bei hereindringendem Verluſte Alles, aber Alles wegzuwerfen aus eigenem Antriebe, das ſchmeichelt doch ihrem Stolze, denn ſie haben Stolz; nicht blos Eitelkeit.

Nachdem er ſo eine Viertelſtunde mit ſich gerungen, erhob er ſich raſch, richtete ſich zuſammen zu heldenmäßigem Entſchluſſe, und trat in das Balconzimmer. Er war jetzt gleichgiltig gegen Bourbon's Gegenwart, er hatte Größeres vor als dasjenige war, was Raum hatte im Maße des Vaſallen und Lehnsherrn.

Alle wären beſtürzt geweſen über ſeinen Eintritt, wenn nicht die Mehrzahl der Anweſenden ſchon ohnedies mit beſtürzter Seele zu ringen gehabt hätte. Françoiſe ſaß leichenblaß zur Seite auf einem Seſſel, Marot ſtand verſtört neben ihr, Montmorency lehnte an der Wand, und ſeine zuſammengedrückten Züge deuteten auf verhaltenen Grimm, Bourbon, der in zwei Jahren unter der Laſt des Landesverraths um zehn Jahren gealtert war, und graue Haarſpitzen um die breiten Schläfe zeigte, ſtand mitten im Zimmer, und trat erſchreckt einen Schritt rückwärts als der König erſchien; Margaretha ging in höchſter Aufregung auf und nieder, und ſtürzte ihrem Bruder mit den Worten entgegen: O, Franz, welch eine Welt! Alles iſt niedrig und gemein!

Iſt Eure Frage entſchieden? fragte dieſer im ruhigſten Tone.

Entſchieden zur Schmach des Kaiſers! Er harrt nur der Stunde, da mein Geleitsbrief abgelaufen ſei, um auch mich in Gefangenſchaft zu ſchlagen.

Danke dem Herzoge und nimm Abſchied von ihm. Du haſt Eil', und ich auch, denn es bleibt uns noch Wichtiges zu erledigen.

Auf Bourbon's hartem Antlitze bewegte ſich's wie eine Schlacht unter ſchneidenden Gefühlen, der Ausdruck wurde ſchmerzlich, die weicheren Regungen ſchienen zu ſiegen, und er trat ſchwankend einige Schritte auf den König zu, als ob er Willens ſei, ſich ihm zu Füßen zu werfen; König Franz machte eine ablehnende Bewegung, die mehr Hoheit als Stolz ausdrückte und Bourbon feſſelte in dem Drange, der ihn trieb. Er ſtand ſtill, zwei dicke Thränentropfen rollten ihm über die gefurchte braune Wange in den ſchwarzen krauſen Bart, er raffte ſich zuſammen, daß ſein Schwert klirrte, trat haſtig zur Herzogin, ergriff deren Hand, küßte ſie, und ging eilig hinweg.

Gott ſei mit Euch, Bourbon, rief ihm Margaretha mit bewegter Stimme nach, und betrachtete eine Weile ſchmerzlichen Ausdrucks die Thür, hinter der er verſchwunden war, und hinter der man ſeinen ſchweren Schritt abwärts tönend hörte.

Sorge für Roſſe, Marot! In einer Stunde reiſt die Herzogin, ſprach der König. — Setzt Euch zum Schreiben, Prälat, fügte er in derſelben feierlichen Ruhe hinzu, indem er ſich zu Florentin wendete.

Was haſt Du vor, Franz?

Das Nothwendige, Schweſter.

Marot war hinweg; Florentin trug Lichter zu einem Schreibtiſch, der in einem Winkel des Zimmers ſtand.

Der König folgte ihm zu dieſem Tiſch und ſprach mehrere Minuten lang leiſe zu ihm; Margaretha und Montmorency ſahen in ſteigender Spannung hin, als Florentins Geſichtszüge das lebhafteſte Erſtaunen ausdrückten, und als der König einen Einwand mit erhobener Stimme kurz abwies. Françoiſe blickte ſtarr vor ſich an die Erde, ſie ſchien an nichts Theil zu nehmen.

Setzt Euch und ſchreibt wie folgt ohne Widerrede! hörte man den König ſagen. Florentin gehorchte, und wer dieſes Charakters genau kundig war, mochte an den Mienen des Gleißners erkennen, daß er gar nicht ungern gehorchte. König Franz, ſich auf die hohe Stuhllehne des Prälaten ſtützend, ſprach ihm leiſe zu, was er ſchreiben ſollte. Es war bald geſchehen; Florentin ſtand auf und bot dem Könige eine eingetauchte Feder. Franz nahm ſie, trat vor den Tiſch, überlas ſtehend die Schrift, beſann ſich eine Zeitlang, und legte die Feder hin.

Er ging nach der offenen Balconthür und ſah eine Zeitlang ſchweigend in die finſter ſtürmiſche Nacht hinaus.

Was haſt Du vor? rief Margaretha noch einmal und eilte zu ihm.

Das Nothwendige! erwiderte er noch einmal, wendete ſich nach dem Zimmer und ging, einen Augenblick auf Françoiſe blickend, von Neuem zum Schreibtiſch. Er ſetzte ſich und unterſchrieb die Schrift.

Macht eine Abſchrift davon, Prälat, und leſ't ſie dann vor, ſagte er aufſtehend, und ging wieder zur Balconthüre, diesmal ſeine Schweſter am Arme mit ſich führend.

Du wirſt dieſe Schrift der Mutter mitnehmen, ſprach er zu ihr, während er ſtarr in die Nacht hinaus blickte, und wirſt ihr von mir ſagen, ſie ſolle unverzüglich darnach handeln.

Was befiehlt die Schrift?

Du erfährſt es ſogleich. Habe Dank für die Liebe, welche Du mir bewieſen, bewahre ſie mir ferner, Margaretha, ach, ich bin ihrer gar bedürftig.

Franz, mein Franz, was iſt Dir?

Seid Ihr fertig, Prälat? — So leſ't.

Florentin ſchrieb haſtig die letzten Worte, ſtand dann auf, und las, wie folgt:

„Wir haben gewollt und durch ein dauerndes und unwiderrufliches Edict hiermit beſtimmt, daß unſer ſehr werther und geliebter Sohn Franz, Dauphin des Vienner Landes, von jetzt an erklärter ſehr chriſtlicher König von Frankreich ſei, und als König gekrönt, geſalbt, geweiht und daß ihm allein als wahrem Könige gehorcht werde.“

Jeſu Maria! war der gemeinſchaftliche Schrei der drei Zuhörer noch ehe der Prälat geendigt hatte, und alle drei, Margaretha, Françoiſe und Montmorency, waren zu ihm geſtürzt, die Schweſter an ſeine Bruſt, die andern zu ſeinen Füßen, ihm die Knie umklammernd, und in unbeſchreiblicher Verwirrung Klagen, Bitten, Beſchwörungen rufend in herzzerſchneidender Inbrunſt.

Der König blieb unerſchütterlich; ſeine Thronentſagung blieb unverändert. — Margaretha wurde überwältigt vom Schmerze, und ſank beſinnungslos zu Boden. Françoiſe, deren Antlitz in Thränen gebadet war, griff krampfhaft nach ſeinen Händen, die er ihr entziehen wollte, und ſprach mit einem Tone, der durch die Seele ging: O, ſo laß mich wenigſtens bei Dir, daß ich Dein Leid theile bis in den Tod!

Auch Franz ſchien davon erſchüttert zu ſein, er faßte ſich aber gewaltſam, ſtreifte ihre Hände ab, und ſprach: Madame, Ihr habt Euch des Königs Franz nicht würdig gezeigt; ich bitte Euch, dies Haus vor dem nächſten Morgen zu verlaſſen; ich will allein ſterben.

Mit dieſen Worten ging er hinaus, zuſammenzuckend bei dem gellenden Schrei des Weh's, welchen er die fallende Gräfin ausſtoßen hörte.

V.

14.

Im ſüdweſtlichen Frankreich mündet unterhalb Rochefort ein ſelten genannter Fluß in den Ocean. Er iſt von großem Verdienſt, denn er iſt, obwol ſchmal, tief und von gleichmäßiger Strömung, und ſchwere Schiffe können über eine ſtarke Tagereiſe in ihm aufwärts ſegeln. Die Ufer ſind überaus lieblich: ſaftige Wieſen ſteigen links und rechts hügelan und verlieren ſich in Laubwaldungen; Ritterſchlöſſer aus der älteſten Zeit, eine gar ſeltene Erſcheinung in Frankreich, ſpiegeln ſich mit breiter uralter Form, ganz verſchieden von unſern rund aufgethürmten Burgen, in ſeinem grünen, reinen Gewäſſer. Die alte Taillebourg, welche in den Romanzen aus Ludwigs des Heiligen Zeit zu Hauſe iſt, neigt ſich mit ihren bleichen Sandſteinmauern wie eine ſteinerne Romanze in die Fluth. Charente iſt der Name des Fluſſes; Saintonge iſt der Name dieſer Gegend, Saintes iſt die Hauptſtadt, lauter Namen, die von den alten Santonen, deren Bekanntſchaft uns die Römer überliefert, herſtammen. Das Römerleben hat in dieſem Landſtriche vielerlei Zeugniſſe hinterlaſſen, und dies alles zuſammen: die Erinnerungen an verſchiedenartige uralte Geſchichtsepochen, die Abgelegenheit von großer Heerſtraße, der beſcheidene und doch mächtige Fluß, die dunklen Laubwälder weihen dieſen Landſtrich vorzugsweiſe zu einer poetiſchen Exiſtenz. Mehr als anderswo ſcheint es hier natürlich, daß ein romantiſcher Held aufwachſe, und daß er hierher zurückkehre aus Stürmen und Täuſchungen der Welt; oder daß ein geprüftes Liebespaar hier ſeine Wohnung aufſchlage unter den weitſchattenden Zweigen der ſchöner als anderswo gedeihenden Laubholzbäume, an den grünen Ufern dieſer tiefen Charente, in welche die Fluth des Oceans täglich heraufſteigt wie ein Gruß gnädiger Gottheit.

Drei Meilen aufwärts von Saintes lag in dieſem ſchönen Flußgelände das Schloß Cognac auf einem Hügel dicht über der Charente. Man ſah nordwärts aus den ſchmalen Fenſtern dieſes Schloſſes über den Fluß auf Wieſen, die ſich langſam hinaufzogen zu rings geſchloſſenen Buchenwäldern. Südwärts lief der Hügel in weicher Raſenſenkung hinab in einen mit uralten Bäumen geſegneten weiten Park, durch welchen eine Ulmenallee in der Mitte dem Blicke unabſehbar ſich hinzog in neue Waldfernen. Das Städtchen Cognac ſelbſt lag unter Bäumen verſteckt rechts unter dem Hügel vom Schloſſe aus.

Unter einer Ulme dieſes Parks war König Franz geboren, in dieſem Schloſſe hatte er ſeine früheſte Jugend verlebt, und hierher richteten ſich ſeine Gedanken in der einſamen Gefangenſchaft, welche nach jener entſcheidenden Novembernacht noch ſo viel einſamer und trauriger geworden war. Wenn wir am Ende unſeres Lebenskreiſes zu ſtehen glauben, dann wenden ſich unſere Blicke gern auf den Anfang unſers Lebens zurück, wie das zum Tod verwundete Jagdthier mit letzter Anſtrengung das Gebüſch zu erreichen trachtet, in welchem es ſeit Jahren Ruhe und Schutz gefunden.

Wenn eine Zeit käme, dachte der König, in welcher man ihn, deſſen Herrſchaft übertragen und von keiner Gefahr mehr ſei, ruhig ziehen ließe, dann wollte er in ſeiner grünen Heimat zu Cognac ein zertrümmertes Leben beſcheiden zu Ende führen. Deshalb waren im Winter Befehle auf dieſem Schloſſe eingetroffen, daß Alles in wohnlichem Stande erhalten, die Forſten gepflegt, das Wild geſchont werden ſolle. Die alten Diener wußten nicht recht, was davon zu halten ſei, denn König Franz galt für einen verlorenen Mann, und der alte Haushofmeiſter auf Cognac, der ſeit einiger Zeit öfters Briefſchaften erhielt, war von mürriſcher Verſchwiegenheit; von ihm war nichts zu erfahren. Aber man ſah mit Erſtaunen, daß er jetzt — es war gegen die Mitte des März 1526 — die Arbeiten zum Empfang von Herrſchaften verdoppeln ließ, und man ſah mit noch größerem Erſtaunen, daß ein ergrauter Diener in unbekannte Farben gekleidet ankam, daß er höflich vom Haushofmeiſter aufgenommen wurde, und daß dieſer Fremde die Befugniß erhielt, die Zimmer am weſtlichen Thurme nach ſeinem Gutdünken einzurichten. Wer da weiß, wie peinigend ſolche Neugier für alte Diener iſt, und wie jede Kleinigkeit als Beweis für irgend eine Vermuthung ausgebeutet wird, der wird gern glauben, daß die alten Diener auch ohne weitere Hilfsmittel bald inſoweit auf dem Reinen waren, es gälten dieſe Vorbereitungen der Aufnahme von Damen. Nun kam außerdem aus dem fünf Meilen entfernten Angoulême die Kunde, es ſei die Regentin Louiſe mit großem Gefolge nach Bordeaux hinab gereiſt; die Diener ſchloſſen alſo ihre Vermuthungen dahin ab, ſie werde bei ihrer Rückreiſe nach Paris in Cognac einen Frühlingsaufenthalt nehmen. Nur der fremde Diener, deſſen Farben keineswegs die der Angoulême's waren, ſtörte dieſe Berechnung noch immer einigermaßen.

Auch für einen Wohlunterrichteten mochte es damals ſchwer ſein, über die nächſte Zukunft irgend etwas mit Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen: die Novembernacht in Madrid hatte nicht nur plötzliche und tiefe Veränderungen herbeigeführt, ſondern dieſe Veränderungen waren bereits am nächſten Morgen wieder innerlich ganz und gar umgeſtaltet. Der König nämlich, nach der Thronentſagung in den Alcazar zurückkommend, ließ Brion, welcher dort ſeiner harrte, nicht ſogleich vor ſich, ſondern blieb noch mehrere Stunden allein. Er hatte die ungeheuere Aufgabe vor ſich, eine Gedankenwelt der Entſagung, welche ſeinem natürlichen Weſen durch und durch zuwider war, ſeinem Weſen einzuverleiben. In allen Theilen ſeiner Seele zuckten die ſchmerzhaften Flämmchen auf, welche ihm ſein wahres Innere beleuchteten, und ihn darüber belehrten, es ſei nur ein erkünſtelter Zuſtand der Reſignation, in welchem er ſich befinde. Hätte er ſich im Schmerz über dieſe Zuckungen ſogleich entſchloſſen, Brion anzuhören, es hätte noch Alles anders werden können. In dieſen Stunden aber erfüllte ſich das, was er gegen die echte Wahrheit ſeines Charakters eingeleitet hatte. Françoiſe nämlich erhob ſich vom Boden und hatte nicht nur Weh und Verzweiflung, ſondern Erbitterung im Herzen, Erbitterung, daß der Mann ihrer grenzenloſen Liebe und Verehrung auf ein Paar nichtige Zufälle hin ſie ungehört verdammen könne. Das Foix'ſche Blut ſiedete in ihrem Herzen, wie es damals am Todestage der Königin Claude in Paris aufgewallt war, und es ſiedete jetzt in noch viel heftigerem Maße, denn auch unſere ſeltenſten Gefühle bewegen ſich in Steigerungen nach aufwärts oder nach abwärts, ſie wiederholen ſich niemals in gleichem Maße. Margaretha's Nähe war auch nur geeignet, dieſe Steigerung im Zorne zu begünſtigen. Margaretha, die ihr ſtets wohlgeſinnte Freundin, war durch Alles was vorgegangen in fieberhafte, für jede beſonnene Prüfung unfähige Heftigkeit verſetzt; Margaretha zog den unſeligen Entſchluß der Thronentſagung auf die ſchreienden Zeugniſſe untreuen Lebenswandels der Gräfin, welche den König in Verzweiflung getrieben; Margaretha zeigte Françoiſe ſchweigende Verachtung. Dieſe aber war viel zu ſtolz, nur den geringſten Verſuch der Rechtfertigung zu machen. Sie verließ ihr eigenes Zimmer vor der Herzogin und ging zu Chimene. Obwol ſie auch zu dieſer, welche offenbar die ungetheilte Neigung des Königs zu ihr beeinträchtigt, kein günſtiges Zutrauen hatte, ſo war ſie doch bei dieſem lauteren Mädchen eines unbefangenen Sinnes gewiß. Sie bat Chimene, welche erſchreckt aus dem Schlummer auffuhr, ihr durch den Haushofmeiſter ſogleich Pferde und zwei männliche Diener zu verſchaffen, damit ſie binnen einer Stunde ſich auf die Reiſe begeben könne. Chimene ſchrie auf und fragte entſetzt, was vorgefallen ſei; Françoiſe aber hätte in dieſer Stimmung nicht einem Gott erzählen mögen, was ſie ſo eben erfahren und erlitten habe; ſie wies dieſe Theilnahme Chimenens hart zurück, und wiederholte nur kalt ihre Frage, ob Chimene ihr zu Reiſemitteln und Reiſebegleitung auf der Stelle verhelfen könne, ſonſt verließe ſie zu Fuße Madrid.

Chimene, den Mangel an Vertrauen mit liebender Seele überſehend, war bereit, und ſetzte im Hinausgehen hinzu: Ich hoffe, Du wirſt mich nicht verſtoßen, weil Dir Andere weh gethan, und wirſt mich an Deiner Seite behalten!

O nein, Chimene, Du biſt dem Könige ein Troſt, Du wirſt hier bleiben. Ich bedarf keines Troſtes.

Aber ich bedarf Deiner, und verwehrſt Du mir, neben Dir zu ziehen, ſo ziehe ich hinter Dir! entgegnete ſie und ging zu ihrem Vater. Dieſer war entſetzt über die Idee, daß ſeine Tochter ſich wieder öffentlich der übel berufenen Gräfin anſchließen wolle: er möge wählen — ſprach ſie feierlich — zwiſchen großem und kleinem Uebel. Bleibe ſie hier, ſo widerfahre dem Namen Infantado ein großes Unheil; gehe ſie, ſo bliebe das Haus Infantado unbetroffen. — Der Herzog wußte nicht, was ſie meinte, aber er wich ſeiner geſpenſtiſchen Furcht, und ließ ſie gewähren.

Um die zweite Stunde der Nacht ritten Françoiſe und Chimene mit zwei Dienern über die Höfe des Palaſtes, und das Fallgatter des Thorthurmes erhob ſich vor ihnen diesmal ohne Weiteres. Ein ſchneidender Wind von der Guadarrama herabfegend über die Madrider Hochebene trieb ihnen den Regen ins Antlitz; erſt eine halbe Stunde nach ihnen kam die Herzogin Margaretha mit ihrem Gefolge, zu welchem Marot und Budé gehörten. Nicht bei dieſem, nicht bei jenem Zuge wurde ein Wort gewechſelt.

Der König hatte für Jedermann ſeine Thür unterſagt, er ſah auch ſeine Schweſter nicht mehr; erſt gegen Morgen, als ihm die Oede unerträglich wurde, ließ er Brion zu ſich. Er hatte ſich vorgeſetzt, dieſer ſolle das eigentliche Thema mit keinem Worte berühren, und ihm anzukündigen, daß er ſelbigen Tages auf ſeine Auswechſelung beim Kaiſer antragen wolle, daß Brion alſo nach Frankreich heimkehren könne. Den undankbaren Freund mit Wohlthaten zu überhäufen, dies war die Art der Genugthuung, welche das erſchütterte Naturell des Königs damals brauchte. Wenn alle Reize verſagen, der Reiz, welchen Großmuth und Stolz auf uns ausüben, bleibt dem gefeſſelten Löwen.

So wurde es aber nicht: Brion überfiel ihn, der im geheimſten Grunde des Herzens einer befriedigenden Erklärung bedurfte, er überraſchte ihn, den ſchwach Verbietenden, mit einer einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung. Darin verſchwieg er nicht, daß ihn Liebesdrang zum Abenteuer getrieben, betheuerte aber einfach und ohne Prunk, daß Françoiſe keine Ahnung davon gehabt habe.

Der König lebte auf bei dieſer Erzählung; ſie trug in ihrem romantiſchen Detail, welches der augenblicklichen Prüfung ſich darbot, für den Sinn des Königs eine überzeugende Kraft der Wahrheit. Er kannte Brion auf und nieder, und ſetzte alſo nur hinzu, ob dieſer ſein ritterliches Wort zur Bekräftigung ſolcher Ausſage einſetzen könne — laß mich ausreden, unterbrach er den raſch auf die Forderung eingehenden, ich verzeihe Dir jedenfalls für die romantiſche Erfindung, ich behalte Dich an meiner Seite, auch wenn Du Dein Wort nicht darauf legen kannſt, auch wenn Du nur obenhin verſicherſt, ich könnte mich auf Deinen guten Willen verlaſſen!

Ich ſchwöre Euch, Sire, bei meinem ritterlichen Ehrenworte, daß ich Euch reine Wahrheit berichtet habe.

Mein Gott, was haben wir für thörichte Dinge gemacht! rief der König aufſpringend, und eilte aus dem Zimmer, aus dem Alcazar. Er war ſich ſelbſt wiedergegeben, er wollte zu Françoiſe eilen und abbitten, um Auflegung ſchwerer Buße bitten, um Verzeihung flehen.

Es war zu ſpät; ſie war hinweg, Chimene mit ihr! Auch Chimene!

Sich ſchreienden Unrechtes bewußt zu ſein gegen die Geliebte, das iſt für jeden edlen Menſchen ein Sporn, der zu ſtärkerem Ausdrucke, zu lebhafteren Beweiſen der Neigung treibt, als unſern natürlichen Wünſchen entſprechend iſt. Solch ein künſtlich erzeugter Gegenſatz täuſcht gar oft ein Liebespaar über die wirkliche Stärke der Empfindungen. Hier wurde des Königs Leid über den Verluſt Chimenens zurückgedrängt durch den Schmerz, welchen er über die Kränkung Françoiſens empfand, und vielleicht genügte er ſeinem Weh über Chimenens Verluſt gleichzeitig, indem er Courier auf Courier, Brief auf Brief der beleidigten Gräfin nachſandte, um deren Verzeihung und Rückkehr zu erbitten. Chimene war ja mit ihr, es konnte ja auch ihrem Herzen gelten, daß er ſein ſchreiendes Unrecht gegen Françoiſe zu entſchuldigen trachtete.

Zu dieſer Auslegung indeſſen iſt keine äußere Veranlaſſung vorhanden, die Briefe und das Benehmen des Königs zeigen im Gegentheile von einer innigen poetiſchen Zärtlichkeit für Françoiſe, wie ſie im ganzen Verlaufe der Liebesgeſchichte noch niemals von ſeiner Seite bekundet worden war.

Und gerade jetzt, da ihre innere Vereinigung mit dem Könige den Punkt poetiſcher Innigkeit erreichte, den ſie ſtets ſo ſehnſüchtig herbei gewünſcht hatte, gerade jetzt war ſie den Worten des Königs unzugänglich. Die Briefe des Königs erreichten ſie noch in Urgel auf der Reiſe, fanden ſie in Foix, wo ſie ihren Aufenthalt wieder genommen hatte, aber es wurde kein einziger von ihr geleſen. Die erſten ſandte ſie unberührt zurück, und um die folgenden hüllte ſie einen Umſchlag, auf welchen ſie durch Chimenens Hand ſchreiben ließ: „Die Gräfin Françoiſe an König Franz“. So gab ſie ihm all die verſiegelten Worte und Schwüre zurück.

Er ſelbſt war in den erſten Wochen nach dieſer Trennungskataſtrophe zu beſſeren politiſchen Ausſichten gelangt, denn der

Brabanter hatte dem Kaiſer die Nachricht von der Thronentſagung hinterbracht, und dies war für den Kaiſer eine Schreckenskunde geweſen. Den gefangenen König von Frankreich, der ſeine Gefangenſchaft mit großen politiſchen Opfern löſen mußte, in einen gefangenen Privatmann verwandelt zu ſehen, der für ſeine Befreiung nichts mehr bieten konnte, das war natürlich nicht des gewinnluſtigen Kaiſers Rechnung. Er zeigte ſich alſo flugs nachgiebiger als bisher, um eine Verzögerung oder einen Widerruf dieſes Actes herbeizuführen, und ſo wurde dem Könige Franz die Hoffnung genährt, das Ende ſeiner Gefangenſchaft ſei nahe, und er werde bald perſönlich auf Schloß Foix ſagen können, was die Geliebte ſich brieflich nicht ſagen laſſen wolle. Dieſe Stimmung erhielt ſich bis gegen das neue Jahr, 1526. Kaiſer Carl hatte trotz der Abdankungsacte gezögert, in allen Hauptſachen nachzugeben und ſolchergeſtalt den Freiheitsvertrag abzuſchließen, weil er bei ſchärferem Hinblick auf Perſonen und Verhältniſſe folgende Zweifel und Bedenken nicht abweiſen konnte: Die Regentin Louiſe — ſagte er ſich — liebt ihren Sohn ſehr, ſie wird ihn nicht leicht einer ewigen Gefangenſchaft ausſetzen, ſie wird ihn, den Herrſchbegierigen, den zum Herrſchen ſo wohl Ausgerüſteten, welcher in der Blüthe der Jahre ſteht, ſie wird ihren Cäſar François nicht ſo ohne Weiteres vom Throne ſteigen laſſen, ſie wird zuwarten, ob ich mich nachgiebiger zeige, wenn ich etwas verlauten höre von dieſer verzweifelten Abſicht; ſie wird mich am Ende ſelbſt unterrichten vom Vorhandenſein einer Abdankungsacte, und dann iſt es eben auch noch Zeit für mich, nachzugeben. Oder die Abſicht iſt noch ſchlauer, und da ich bis jetzt, fünf Wochen nach Abfaſſung der Acte, noch keine andere Kunde als die durch meinen ſicheren Späher erhalten habe, ſo iſt dieſe ſchlauere Abſicht die wahrſcheinlichere: ſie laſſen zu derſelben Zeit, in welcher ich hier den Befreiungstractat mit dem Könige abſchließe, unter dem Siegel vorläufiger Geheimhaltung dem Parlamente die Abdankungsacte mittheilen, und veröffentlichen ſie erſt, ſobald mein Gefangener in Freiheit iſt, und den franzöſiſchen Boden betritt. Dann heißt es, ich habe mit einem Könige Tractate abgeſchloſſen, der im Augenblicke des Abſchluſſes nicht mehr König geweſen, alſo auch für Vollziehung des Tractats nicht verantwortlich ſei. Die Abdankungsacte alsdann nach erlangter Freiheit zu vernichten, iſt einem Kinde, dem kleinen Dauphin gegenüber, formelle Kleinigkeit, und der Betrogene bin ich!

In dieſer Zeit und in Folge dieſer Umſtände faßte der Kaiſer wahrſcheinlich zum erſten Male den Gedanken, den Friedenstractat jedenfalls nur unter der Bedingung abzuſchließen, daß König Franz mit ſeiner Perſon für gänzliche Vollziehung desſelben einſtünde, und das Verſprechen ablege, im entgegengeſetzten Falle zurück zu kehren in ſeine Gefangenſchaft.

Die Franzoſen wurden dieſes Mißtrauens während der fortgeſetzten Unterhandlungen natürlich inne, und ſo erklärt es ſich, daß unter einem Könige, welcher ritterliches Weſen aufzufriſchen trachtete, Winkelzüge, Zweideutigkeiten und beſchönigter Wortbruch, kurz Unritterliches aller Gattung bei dieſer wichtigen Angelegenheit zum Vorſchein kam, und daß doch König Franz nicht allein dafür verantwortlich zu machen iſt. Sein ritterlicher Schwung, der eben nichts Organiſches der Zeitverhältniſſe war, hatte ſich dem nüchtern politiſchen Kaiſer gegenüber fortwährend getäuſcht und benachtheiligt geſehen, und es entſchloß ſich der König am Ende, den gebieteriſchen Forderungen ſeines Landes und ſeiner Umgebungen nachzugeben.

Dahin war König Franz nach Eintritt des Jahres 1526 gebracht, und hierdurch wurde auch in all ſeinen inneren Lebensverhältniſſen eine neue Wendung herbeigeführt. Abgeſehen vom Verhältniſſe zur Gräfin, welches er auf des Königs Geheiß mit keiner Silbe berühren durfte, mochte wol Florentin, der in Madrid geblieben war, einen wichtigen Einfluß auf den König ausgeübt haben. Obwol Franz den Prieſter nicht liebte, ſo konnte er ſich doch dem gewandten Verſtande desſelben nicht entziehen, und der poetiſche Aberglaube desſelben, dem jeder Gefangene Thüren und Thore bereitwillig öffnet, ward dem Könige bald eine anziehende Beſchäftigung. Was gibt es denn auch Verlockenderes für einen Unglücklichen als das weite Reich abergläubiſcher Träume, welche aus dem Munde eines ſonſt überlegenen Verſtandesmenſchen entgegen treten! Außerdem hatte Florentin die nie ruhende Mönchspoſt für ſich, welche den König genauer als je vorher ein anderes Mittel über alle geheimen Abſichten und Gedanken Europas unterrichtete. So kam es, daß im Könige Franz eine ſtrenge Stimmung gegen alle Kirchenform ſich vorbereitete, und daß die Unterhandlungen mit dem Kaiſer von jetzt an den oben bezeichneten unlauteren aber praktiſchen Charakter annahmen. Die Idee einer ſo weit ausſehenden Regentſchaft der Herzogin Louiſe, wie ſie die Abdankungsacte zuſicherte, war dem Prieſter allerdings noch viel reizender geweſen, als die ſchwierigere, jetzt dargebotene Möglichkeit, ſich des Königs ſelbſt zu bemächtigen, aber jene Idee ward durch die Mutterliebe der Regentin gar zu ſehr beeinträchtigt, als daß der ſchlaue Prieſter auf ihr hätte beharren mögen. Die Regentin hatte ihm angezeigt, daß ſie, wenn noch irgend ein anderes Mittel übrig ſei, durchaus nicht auf Koſten ihres Sohnes Regentin bleiben wolle: er ſetzte alſo, auf dieſer Abdankung ſteif verharrend, ſowol die Gunſt der Regentin als die Duldung des Königs aufs Spiel, und deshalb arbeitete er für die Befreiung des Königs um jeden Preis.

Mochte es der König empfinden, daß er in ſolchen Kreiſen der Rathſchläge, daß er innerhalb der ihn umſtellenden Netze eines Florentin ſeine Einheit des Charakters verlöre? Iſt es zu verkennen, daß König Franz gegen das Ende ſeiner Gefangenſchaft Schritte und Züge entwickelte, die nicht mit ſeinem früheren Weſen in Einklang zu bringen ſind, und ſeinem ſpäteren Charakter und Lebensſtile etwas Unruhiges und Jaches mittheilen? Nein, es iſt offenbar, daß die widrigen Lebenshemmniſſe ihn außer ſich trieben, und daß er, die Politik Carls überbietend, in

Verzerrung gerieth. Gewiß empfand er damals eine um ſo größere Sehnſucht, denjenigen Lebenstheil früherer Zeit, mit welchem er noch zuſammenhing, ſorgſam zu pflegen und für die unſichere Zukunft zu retten. Er vertiefte ſich inniger als er jemals gethan in ſein Liebesverhältniß mit Françoiſe. War er doch hier ſicher, daß nie ein unendler Mißton wie in andern Verhältniſſen ihn erröthen machen würde! Er ſchrieb ihr von Neuem, er ſchilderte ihr, daß er ſeine Zukunft mit ihr dort wieder aufnehmen möchte, wo ihm Welt und Liebe einſt idealiſch vorgeſchwebt habe, unter den Bäumen zu Cognac, wo er ſeine Jugend verlebt. Sie möge noch einmal Vertrauen zu ihm faſſen, dort unter den alten Ulmen werde er gewiß beſſer und liebenswürdiger ſein als jemals anderswo. „Ich empfinde es ſchmerzlich," ſetzte er hinzu, „daß ich niemals Deine ſchöne Liebe würdig erwidert habe. Ich war ſtets zu eigennützig, zu zerſtreut, zu äußerlich, zu undankbar! Im Parke meiner Jugend denke ich mein beſſeres Selbſt, das mir die wirre Welt ſo lange entwendet, wieder zu finden. Du kennſt es noch gar nicht, Françoiſe, ach, ich kenne es ſelbſt kaum noch, aber ich weiß: dies beſſere Selbſt iſt es allein, was Dich zu mir gezogen hat. In unſerer glücklichen Zeit wehte es noch zuweilen um mich wie eine eigenthümliche Atmoſphäre. Laß mir den Glauben, daß ich ſie in Cognac wieder gewinnen werde. Begieb Dich, ich bitte herzlich, begieb Dich nach Cognac! Ich laſſe die nöthigen Anſtalten für Deine dortige Wohnung treffen. Unterſtütze mich in dem ſüßen Glauben, das Haus meiner Jugend werde mich wiedergebären. Ich habe herbe, ach für mein Gewiſſen herbe Opfer zu bringen, daß ich dieſem Spanien entrinne — ich werde ſie bringen und hoffe mit dem Frühlinge an Deinem Herzen mich zu tröſten. Erzähle mir von meinem Schloß an der Charente! ich ſehne mich ſo ſehr darnach, Dich dort zu wiſſen, Deine Worte, Deine Gedanken von dort zu vernehmen!"

Auch dieſer Brief kam uneröffnet in den Alcazar zurück mit der neuen Aufſchrift: „Gräfin Françoiſe an König Franz".

War es Françoiſens Unſtern, der ſie veranlaßte, den Geliebten hartnäckig von ſich zu weiſen, da er hingebender und liebender geſinnt war als je vorher?

Es ſchmerzte den König, aber er zürnte nicht. Darin war er edel bis in die geheimſten Falten des Herzens: beleidigter Stolz, wie er Françoiſe nach jener Scene zukam, hatte ihm eine ſo volle Berechtigung, daß ſich ein gewiſſes Etwas in ihm ſogar freute über ihren ſtandhaften Zorn. So muß das Weib Königs Franz empfinden! flüſterte dies Etwas, und er ſetzte ſich von Neuem an den Schreibtiſch, legte all die zurückgeſandten Briefe auf einander, ſchrieb einen neuen an Chimene, legte ihn hinzu und richtete Alles an dieſe. Er theilte ihr in kurzen Worten mit, was er der Freundin geſagt, wie und warum er ſie gebeten habe, nach Cognac zu gehen. Chimene möchte ihr die Briefe einhändigen, und möchte ſie, wenn auch dieſer Verſuch fehlſchlüge, zur Ueberſiedelung nach Cognac bewegen. Vielleicht ſchon in einigen Wochen komme er ſelbſt dahin, und vielleicht gelänge es dann ſeiner perſönlichen Bitte, die beleidigte Freundin zu verſöhnen.

Chimene glaubte nicht mehr an eine glückliche Vereinigung zwiſchen dem Könige und ihrer Freundin; ſie wußte zu gut, wie ſich der König ihr gegenüber benommen hatte, und wie ein Mann ſolchen Weſens Françoiſe über kurz oder lang grenzenlos unglücklich machen müſſe. Sie wollte auch keine Gemeinſchaft mit ihm hinter dem Rücken Françoiſens, ſie hatte erfahren, wie empfindlich dieſe dafür war. Aus dieſen Gründen öffnete ſie das Paket nicht, ſondern übergab es der Freundin mit dem Bemerken, es enthalte jedenfalls die zurück geſandten Briefe, und ſie möge beſtimmen, ob es zu öffnen ſei.

Wie kann ich? entgegnete Françoiſe, die Aufſchrift lautet an Dich!

Ich habe nichts mit dem Könige zu ſchaffen, und es iſt unzweifelhaft, daß er nur meine Vermittelung für Dich nachſucht. Beſtimme.

Es bedarf keiner Vermittelung zwiſchen mir und ihm! ſagte Françoiſe, deren Empfindlichkeit ſtets gereizt wurde durch eine Erinnerung an des Königs Theilnahme für Chimene — und es gibt keine Vereinigung mehr zwiſchen mir und ihm! ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich abwendete und ans Fenſter trat, als wolle ſie zu ihrer Zerſtreuung das ſchneebedeckte Thale der Arriège betrachten. Die Winterſonne glänzte auf den Schieferdächern des Städtchens Foix und zwei große Bergadler ſchwebten langſam darüber hin. Jacques, der Rabe, welcher am Fenſter ſaß, ſchrie ſein „François! François!“ den Raubvögeln nach.

Chimene mochte das Stillſchweigen nicht unterbrechen; ihr Auge ruhte zerſtreut bald auf dem Briefpaket, bald auf der von ihr abgewendeten Freundin. Plötzlich kehrte ſich dieſe zu ihr und fiel ihr ſchluchzend um den Hals. Zum erſten Male ſeit der Kataſtrophe in Madrid fand Françoiſe wieder Thränen, ſtromweis floſſen ſie, als ſollte ſie nun mit einem Male von dem Monate lang krampfhaft zuſammen gehaltenen Schmerze befreit werden. O Chimene! ſprach ſie endlich unter immerwährendem Schluchzen, es zerreißt mir das Herz, ihm zürnen und entſagen zu müſſen; aber ich muß es! Hinter jeder neuen Verſöhnung mit ihm liegt neue, noch tiefere Schmach, liegt völlige Verzweiflung und Tod! — Entferne dieſe Briefe, ich könnte unterliegen und ſie öffnen, und wenn ich ſeine Worte leſe, ſo wäre meine Kraft des Widerſtandes dahin!

Mit dieſen Worten eilte ſie hinweg, in Chimenen die traurige Ueberzeugung zurücklaſſend, daß für ſolche Liebe Trennung wie Vereinigung gleich großes Elend bringe.

Der König aber wurde um dieſe Zeit ſo lebhaft von den zum Abſchluß eilenden Unterhandlungen in Anſpruch genommen, daß er weniger ſchmerzlich die erwartete Antwort vermißte. Je näher ihm die Freiheit kam, deſto lebendiger wurde ihm auch wieder das Vertrauen auf ſeine perſönliche Macht, und die ſanguiniſche Vorſtellung geſtaltete ſich ihm täglich feſter: Françoiſe und Chimene harrten ſeiner bereits in Cognac. Florentins

Horoſkop-Stellung hatte ihm verkündet, daß ihn die Heimat mit einer Schönheit und Liebe begrüßen werde, deren Freudenquelle bis an das Ende ſeines Lebens nicht mehr verſiege. Der König lächelte über den Propheten, der den Sieg ſeiner Gegnerin voraus verkünde, und der Prophet lächelte über den kurzſichtigen König, der nicht ahnte, daß man aufmerkſam den geheimſten Regungen ſeines Herzens gefolgt, und mit Aufwand aller coquetten Kräfte dafür beſorgt geweſen war.

Florentin hatte an demſelben Tage, es war der 13. Januar, in einem Briefe der Regentin die Nachricht erhalten, das Geſuchte ſei über alle Erwartung glücklich gefunden, er möge nun, es koſte was es wolle, die Unterhandlungen abſchließen. Es ſei Alles bereit für ihre Abreiſe nach Bayonne, und ſobald er das Signal gebe, breche ſie auf. — Er eilte alſo ſogleich zu Gattinara und brachte noch an demſelben Abende die Abſchrift des endlichen Tractats dem Könige in den Alcazar mit der officiellen Nachricht, daß der Kaiſer bereit ſei, ihn morgen zu unterſchreiben, wenn der König mit ſeiner Unterſchrift das feierliche Verſprechen gewiſſenhafter Erfüllung des Tractates geben wolle.

Endlich! rief der König. Nun ſo übernimm denn Dein Amt! Du biſt verantwortlich als Diener der Kirche für Alles was Du bindeſt und löſeſt.

Das bin ich! erwiderte der Prieſter mit frecher Zuverſicht, und geleitete den König in den Sternenſaal, wohin er ſchon Montmorency, Brion und zwei neue Abgeſandte der Regentin beſchieden hatte. Einer dieſer Abgeſandten war ein Adept Duprats, ein Parlaments-Präſident de Selve, der um ſeiner ſcharfen Augen und Ohren willen dazu erwählt war; der zweite war ein eisgrauer Biſchof, der um ſeiner ſtumpfen Sinne halber die Sendung erhalten hatte. Dieſer alte Mann verließ ſich in alle dem, was ihm zu thun auferlegt werden mochte, auf den berühmten Prälaten Florentin, welcher bei aller hohen Geiſtlichkeit in hohem Anſehen ſtand.

Der König erſchien raſchen Schrittes in dem kleinen Saale, der diesmal ſchwächer erleuchtet war als bei der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer, und befahl Florentin, ſogleich ans Werk zu gehen. Eure Schreiber, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Selve wendete, ſind bereit? — Zu Befehl, Sire! erwiderte dieſer und deutete auf zwei in ſchwarze Roben gehüllte Menſchen, welche ſich abſeits an der Wand mit Schreibzeug bereit hielten. — Daß ſie genau Regiſter halten, ſprach der König halblaut zu Selve, vom Allem, was der Kaiſer verſpricht!

Es ſind die feinſten Notare von Paris, Majeſtät! Sie hören und ſehen, was kein Menſch hört und ſieht.

Ans Werk, Prälat! rief der König und ließ ſich nieder, und bat leiſe, während Florentin ſchon begann, den alten Biſchof, ſich ebenfalls niederzulaſſen, da für ein ſo hohes Alter die aufrechte Stellung beſchwerlich ſei. Der alte Mann wollte proteſtiren, der König beharrte auf ſeinem Vorſchlage und ſo wäre dem Biſchofe, auch wenn er nicht ſchwerhörig geweſen wäre, der Eingang des Florentin'ſchen Vortrages, welcher mit ſchwächerer Stimme als die weitere Folge desſelben geſprochen wurde, ohnedies entgangen. Dieſer Vortrag lautete aber dahin: daß im Namen des gegenwärtigen höchſt würdigen Herrn Biſchofs von Tarbes die folgende Verhandlung volle Sanction der heiligen Kirche habe, daß die heilige Kirche den folgenden Vertrag, als einen durch Gefangenhaltung und Marter dem allerchriſtlichen König von Frankreich abgepreßten, vor Gott und Gewiſſen für unverbindlich und nichtig erkläre, und dem gemißhandelten Könige von Frankreich frei ſtelle, in wie weit er ihm Folge geben wolle.

Nachdem Florentin dieſe Worte von einer Pergamentrolle verleſen, und nachdem ſich während dieſer Leſung nichts weiter ereignet hatte als ein Geräuſch, welches Montmorency mit ſeinem Schwerte verurſachte, nahm Florentin von der kleinen Tafel, die vor ihm ſtand, eine eingetauchte Feder und legte die Pergamentrolle dem Biſchofe von Tarbes auf die Kniee, indem er ihm mit der einen Hand die Feder reichte, mit der andern aber, dergeſtalt, daß der Schatten dieſer Hand die eigentliche Schrift verdeckte, ihm die Stelle anzeigte, wohin er ſeinen Namen ſchreiben ſolle. Mit zitternder Hand that dies der Biſchof, es unterſchrieb alsdann Florentin ſelbſt, und es unterſchrieben der Reihe nach alle Anweſende außer dem Könige.

Nachdem dies erledigt war, verlas der Prälat den Friedenstractat. Er enthielt im Weſentlichen dieſelben Bedingungen, welche Margaretha bei ihrer Ankunft dem Könige mitgetheilt, und an welchen der Kaiſer unerbittlich feſtgehalten hatte. Die beiden älteſten Söhne des Königs ſollten für Erfüllung des Tractates als Geiſeln ausgeliefert werden, und König Franz mußte ſich verbindlich machen, in die Gefangenſchaft zurückzukehren, falls nach vier Monaten nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt ſeien. Auch die Heirat Eleonorens war darin ausbedungen.

Nach beendigter Vorleſung herrſchte Todtenſtille. Der König unterbrach ſie endlich und ſtand auf. Florentin trat zu ihm, und ſagte leiſe: Das beſte Zeichen winkt Eurer Majeſtät, der Jupiter ſteht ſenkrecht über Eurem Haupte!

Franz blickte aufwärts nach der offenen Kuppel des Saales und betrachtete den tief glänzenden Stern. Darauf ſprach er: Die Kirche hat uns in Schutz genommen, es ſteht uns nicht mehr an, zu zaudern!

Und damit trat er an den Tiſch und unterzeichnete den Tractat.

Am andern Morgen erſchien Florentin damit bei Gattinara, damit ihn dieſer in des Kaiſers Cabinet trage. Gattinara betrachtete den Prieſter mit forſchenden Augen und ſagte: Der Kaiſer müßte Burgund beſetzen und dieſen Tractat zerreißen. Ein Vertrag, der zu viel fordert ſchadet beiden Theilen — ſeid Ihr nicht der Meinung, Prälat?

Warum beiden Theilen? fragte dieſer ausweichend zurück.

Weil ihn der allzu bedrückte Theil nicht hält! entgegnete Gattinara, ein ſcharfſichtiger Italiener und betrachtete unverwandt den Prälaten.

Wenn König Franz ihn nicht halten wollte, warum hätte er ihn nicht vor einem halben Jahre unterſchrieben? Er enthält dieſelben Bedingungen, die Ihr damals machtet. Glaubt Ihr, unſer König habe die Gefangenſchaft ſo vergnüglich gefunden, um ſie um ihrer ſelbſt willen ſo lange zu genießen?

Ich war nicht für die Gefangenſchaft, ich bin nicht für den Tractat! ſprach Gattinara, und ging in des Kaiſers Cabinet.

Aber der Kaiſer war nicht hier, nicht dort Gattinara's Meinung, und an demſelben Tage, dem 14. Januar, ward der Form nach dieſe Angelegenheit erledigt. Auch hierin ließ indeß der Kaiſer zu ſtiller Freude der auflauernden franzöſiſchen Juriſten ſeine zähe Vorſicht nicht aus den Augen, und beſtimmte zum Tage der Befreiung erſt den 10. März. Die Juriſten und Florentin beruhigten den hierüber ergrimmten Franz mit dem Bemerken: Der Kaiſer ſei ja hiermit der erſte, welcher den Vertrag breche.

Der Winter erſchöpfte ſich in jenem Jahre ungewöhnlich zeitig. Schon Ausgangs Februar wehten öſtlich und weſtlich von der Pyrenäenkette warme Lüfte, und der ſtrenge Lautrec ließ ſich vielleicht dadurch mit beſtimmen — denn die weichen Frühlingslüfte mildern jedes Herz — Chimenens wiederholten Bitten nachzugeben, und endlich einmal die einſame Schweſter auf dem väterlichen Schloſſe aufzuſuchen. Chimene hatte ihm immer wieder nach Toulouſe geſchrieben, Françoiſe zehre ſich auf in unglücklichſter Seelenſtimmung, und es müſſe durchaus etwas für ihre Zerſtreuung und Erheiterung geſchehen.

Als er eben durch das Städtchen Pamiers geritten war, und ſein Pferd in vollem Scheine der wohlthätigen Mittagswärme den Berg über dem Orte langſam erklimmen ließ, hörte und ſah er einen Reiter geſtreckten Laufs hinter ſich her kommen. Es war ein ihm nachgeſendeter Courier, welcher als eilig bezeichnete Depeſchen der Regentin brachte. Sie enthielten den Befehl, Lautrec ſolle ſich in den nächſten Tagen zu Bordeaux einfinden, die Regentin werde ſelbſt dort ſein, und ihm die weiteren Aufträge ertheilen. Sie beträfen den Empfang des Königs, welcher gegen Mitte des nächſten Monats auf franzöſiſchem Boden anlangen werde.

Lautrec, ein ſehr ſtolzer Mann, gehorchte in allen Dingen der ihm verhaßten Regentin ungern: er hatte ihr nie vergeben, daß ſie ihm ſeinen italieniſchen Feldzug durch Unterſchlagung der Hilfsgelder vernichtet, und ſeine weit ausſehende Kriegslaufbahn beeinträchtigt hatte. Es verdroß ihn jetzt, in ſo anmaßendem Tone mehrere Wochen früher als nöthig ſchien nach Bordeaux beſchieden zu werden. Ihre letzten Tage der Alleinherrſchaft verherrlichen zu helfen war keineswegs nach ſeinem Geſchmacke.

In ſolcher Stimmung kam er auf ſein Schloß Foix und ward von Chimene in der Halle empfangen. Die leidende Françoiſe verlaſſe ſelten ihr Zimmer, wiſſe noch nichts von ſeiner Ankunft und bleibe auch beſſer ſo lange darüber in Unkenntniß, bis er über alle Einzelnheiten ihrer Lage unterrichtet und zu irgend einem Vorſchlage der Aenderung ausgerüſtet ſei. Eine ſolche Aenderung ſei unerläßlich: Françoiſe verzehre ſich; ſie liebe den König jetzt wie ſonſt, verſchließe dies gewaltſam vor ſich ſelbſt, und habe hartnäckig bisher alle Verbindung mit dem Könige, deren ſie wie der Lebensluft bedürftig ſei, zurückgewieſen. Auch ich war der Meinung, ſetzte Chimene hinzu, daß ſie mit dem Könige, der ihre Liebe mißhandelt, für immer brechen müſſe, aber jetzt bin ich rathlos, ſeit ich ſehe, daß dieſer Bruch ſie unzweifelhaft tödtet.

Beſſer ſterben, als unwürdig um Leben betteln!

So ſteht es nun wol ſeit unſerer Abreiſe von Madrid nicht, ſondern der König hat fortwährend die Stellung des Bittenden eingenommen: er hat zu drei Malen geſchrieben und Françoiſe hat keinen Brief geöffnet, ſie hat alle an den König zurückgeſchickt.

Ihr könnt alſo nur vermuthen, daß der König darin um Gunſt bitte. Um die Lage vollſtändig zu beurtheilen müßte man die Briefe kennen.

Sie ſind wahrſcheinlich in dieſem Paket enthalten, welches der König ſpäter an mich geſendet hat.

Warum habt Ihr es nicht geöffnet?

Chimene erröthete: ſie hätte ſich ſelbſt und Lautrec geſtehen müſſen, daß es nicht geſchehen ſei, um Françoiſens Eiferſucht zu verhüten. Sie berief ſich alſo nur darauf, daß ſie nicht habe Vermittlerin ſein mögen, wo die Freundin keine Vermittelung gewünſcht habe.

Ihr wißt ja aber nicht zuverläſſig, daß die Briefe des Königs an Françoiſe darin enthalten ſind! Es kann ſonſt ein wichtiger Auftrag des Königs, vielleicht eine politiſche Mittheilung an mich, der ich hier an der Grenze befehlige, darin eingeſchloſſen ſein. Ich bitte Euch, öffnet raſch.

Das wäre ein Verrath an meiner Freundin!

So erlaubt mir, daß ich öffne!

Und ohne ihre Erlaubniß abzuwarten hatte er bereits das Paket entſiegelt, ihr den obenauf liegenden offenen Brief gereicht und die Briefe des Königs an Françoiſe herausgenommen. Als Regent eines kleinen Königreichs, wie Guyenne und Languedoc eins bilden konnten, war er vor dem ſtolzeſten Siegel nicht ſchüchtern, er öffnete alſo auch ohne weiters des Königs Briefe, während Chimene den ihrigen las, und vertiefte ſich in dieſelben.

Er hatte nie geliebt, nicht einmal galant war er jemals geweſen; er hatte mit dem Könige nie anders als geſchäftlich verkehrt, was Wunder! wenn ihm dieſe Sprache der Briefe höchſt überraſchend und erſtaunlich vorkam. An eine andere Perſon als an ſeine Schweſter gerichtet hätte er ſie vielleicht thöricht gefunden. Unter dieſen Umſtänden fand er ſie rührend; ſie ſchmeichelte ſeinem Foix'ſchen Stolze; denn ſie war der innigſte Ausdruck liebevoller Theilnahme und Achtung, welche König Franz jemals einer Dame gewidmet hatte, und er hatte auch niemals im Einfluſſe einer Situation geſchrieben, welche für den Eindruck auf einen ſtrengen Mann gleich Lautrec ſo günſtig geweſen wäre als die damalige in Madrid.

Lautrec ſtand lange wortlos, nachdem er die Briefe beendigt: ſie wirkten nicht nur auf ſeinen Rath für die Schweſter, ſie wirkten auf ſeine eigene Welt. Ein leiſes Weh flocht ſich um ſein Herz, und er ſprach unwillkürlich und mit ungewöhnlich milder Stimme: Warum habe ich nie etwas davon erfahren?

Nie? fragte Chimene. Was iſt's Beſonderes? Mir ſpricht er nur davon, ſie nach Cognac zu führen —

Lautrec lächelte und betrachtete mit aufmerkſamem Auge, wie er nie vorher gethan, die blaſſe Spanierin. Führt mich zu Françoiſe! ſprach er nach kurzer Pauſe. — Wir wollen mit ihr berathſchlagen!

Das iſt nicht möglich, Graf! Sie iſt feſt entſchloſſen, ihn nicht wiederzuſehen. Haltet Ihr's für rathſam, ſie nach Cognac zu geleiten, ſo darf ſie nicht ahnen, daß es des Königs Schloß ſei, und daß der König ſelbſt es betreten könne. Bedenkt auch, daß ſie künftig mehr als früher Eures vollen Schutzes gegen die ihr übelwollende Regentin bedürfen würde —

Gott helfe mir! daran ſoll's ihr nicht fehlen! Solch eine Liebe iſt ja wie ich ſehe das Rührendſte auf der Welt, und mit ſolchen Geſinnungen Königs Franz und an meinem Arme ſoll die Ränkeſucht der Angoulême wol niederzuhalten ſein.

Der gute Lautrec kannte den Zuſammenhang der Dinge nicht, und war geblendet wie ein Jüngling von der Sprache des Königs. Ueber den Friedenstractat wußte er nichts Genaues, alſo auch nicht über die darin einbegriffene Heirat Eleonorens, von der es allgemein hieß, ſie ſei vom Kaiſer dem Connetable verſprochen. Er hatte alſo dem Ausdrucke der Briefe nach nichts weniger als das vor Augen, was alle Welt längſt aus dem Reiche der Möglichkeit geſtrichen hatte: eine Erhebung ſeiner Schweſter auf den Thron von Frankreich.

Und nun ſah er in dieſer ihm neuen poetiſchen Stimmung die von Schmerz gepeinigte abgehärmte Schweſter, welche im Kampfe zwiſchen Stolz und Liebe um viele Jahre gealtert war, die um nichts in Thränen ausbrach, was fehlte zu ſeinem Entſchluſſe, hier die Zügel in die Hand zu nehmen, welche ſeines Erachtens nur durch Ungeſchick verworren ſeien?

Sanft wie er nie gethan, ſchalt er Françoiſe, daß ſie die rauhe Jahreszeit in ſo rauhem Gebirgslande verbringe bei ihrer offenbar angegriffenen Geſundheit, er ordnete alles zur Reiſe an, er ſchickte insgeheim Guernard nach Cognac voraus, er verſprach der Schweſter, die ach ſo glücklich war über die ſo warme Theilnahme des Bruders! ſie in milde Luft zu führen, er ließ eine Sänfte rüſten, er führte ſie nach Toulouſe, er geleitete ſie, nachdem er ihr dort Ruhe und Erholung gegönnt, nach der Charente hinab. Mit keiner Silbe verrieth er ſeine Kenntniß der Briefe: ſie ſollte vom Glück überraſcht werden. Es war ihr Schickſal, daß der gute Wille ihrer Freunde ſie überall ins Unglück führte. Oder iſt dies immer das Schickſal guter Menſchen, wenn das Glück ihnen abhold iſt?

Am 5. März um die Mittagsſtunde ſahen die neugierigen Diener des Schloſſes Cognac einen Reiſezug die Ulmenallee heraufkommen. Es war voller Sonnenſchein, und vom hohen Schloſſe aus entdeckte man am Gipfelſaume des Parkwaldes ſchon jenen gelbgrünen Schimmer, welcher die erſten Blätterknospen des Jahres verräth, und den wirklichen Eintritt des Frühlings verkündet. — Neugierig folgten ſie alle dem fremden Diener — es war Guernard — auf die Rampe, und betrachteten forſchend die Ankömmlinge. Neben einer Sänfte ritt ein bärtiger Seigneur, und neben ihm ſaß auf kleinem navarriſchen Pferde ein ſchöner Knabe mit afrikaniſch brauner Geſichtsfarbe.

Auf der andern Seite der Sänfte ritt eine bäuerlich gekleidete, wohlgenährte Frau, die ganz nach der Landesſitte im Saintonger und Rocheller Lande wie ein Mann zu Pferde ſaß, und ſich mit beſonderem Wohlgefallen das hoch liegende ſtattliche Schloß zu betrachten ſchien. Ein Rabe ſaß vor ihr auf dem Sattelknopfe. Hinter der Sänfte folgte ein ſtattlicher Trupp Reiter, dem Anſcheine nach theils aus Seigneurs, theils aus Kriegsleuten beſtehend.

Eine hoch gewachſene, ganz ſchwarz gekleidete Dame ſtieg aus der Sänfte, als der Zug auf der Rampe angelangt war. Der ſchwarze Hut, das ſchwarze Lockenhaar mochten ihr blaſſes Geſicht noch blaſſer erſcheinen laſſen, ihr großes Auge aber, welches auf den Diener fiel, als dieſer hinzutrat, um ihr behilflich zu ſein und ihr Gewand zu küſſen, dies Auge hatte einen engelguten Blick, und ihre Stimme, die ſie zu dem bärtigen Seigneur erhob, klang wie melancholiſche Muſik. — „Wo ſind wir, Lautrec?“ fragte ſie.

An der Charente!

„O hier iſt's ſchön und traulich! Hier möcht' ich bleiben! Es iſt mir, als kennt' ich dies Alles, und doch kann ich es nur aus Schilderungen oder Träumen kennen; denn ich bin nie hier geweſen. Dieſe rieſenhohe Ulme da an weichem Abhange zum Beiſpiele —“

Dies iſt die Königsulme — ſprach ein vorlauter Diener des Schloſſes.

Schweig! unterbrach ihn Lautrec. Der Diener hatte erzählen wollen, daß dieſe Ulme von der Geburt des Königs den Namen habe, und ſo wäre das Geheimniß voreilig verrathen worden. Lautrec wollte aber, daß dies erſt geſchehen ſollte, wenn er an Chimenen — ſie war der mauriſch gefärbte Knabe — einen Boten ſendete mit der Nachricht, es ſei der König nahe bei Cognac. Dann ſollten ihr des Königs offene Briefe gereicht, und ſie ſollte unterrichtet werden, dies Schloß ſei nicht eine neue Beſitzung Lautrec's, ſondern ſei das Geburtshaus des Königs, welches er für ſie geſchmückt habe.

Lautrec konnte nun auch füglich nicht länger ſäumen, die Regentin in Bordeaux einzuholen. Er verließ alſo noch an demſelben Abende Schloß Cognac, nachdem er Françoiſe baldige Rückkehr gelobt, Chimene herzlich gegrüßt und Margot — dieſe Mutter Florentins und Amme Françoiſens war die männlich reitende Bäuerin geweſen — genau aufgegeben hatte, Françoiſe vor aller Zudringlichkeit der Schloßdiener aufmerkſam zu bewahren. Sie war zu dem Ende ſammt Guernard ſo weit ins Geheimniß gezogen worden, daß Gräfin Françoiſe einer Ueberraſchung wegen den Namen dieſes Schloſſes nicht kennen ſolle. Leider war Françoiſens ſchweigſame Theilnahmsloſigkeit von der Art, daß Niemand genöthigt wurde, ihr einen falſchen Namen zu nennen: ſie ſprach wenig, ſie fragte gar nicht. —

Lautrec fand die Regentin in Bordeaux ſehr ungehalten darüber, daß er ſich ſo wenig beeilt habe. Der König hat befohlen, ſagte ſie unwillig, daß Ihr mit ſeinen Söhnen an der Bidaſſoa ſeid, wenn er ankomme; Ihr ſollt ihn empfangen und den Dauphin und Herzog von Orleans, die armen Geiſeln, den Spaniern überantworten. Die Kinder ſind ſchon in Bayonne. So machte ſich denn Lautrec ebenfalls unverweilt eben dahin auf den Weg. Der Hofſtaat dieſer Regentin, den ſie zu Lautrec's Verwunderung mit ſich im Lande herum zog, war ihm ohnedies zuwider. Dieſe geputzten Damen und Herren machten ihm, da er eben die Söhne des Königs dem Erbfeinde ausliefern ſollte, einen unangenehmen Eindruck. Die Regentin wollte auch nach Bayonne aufbrechen, und er nahm ſich alſo vor die Prinzen ſogleich mit ſich über Bayonne hinaus nach St. Jean de Luz, der letzten franzöſiſchen Stadt, zu nehmen, um dieſer Hofgeſellſchaft zu entgehen. Hatte ſich doch auch die Herzogin Margaretha, welche ſonſt immer würdig und freundlich gegen ihn geweſen, diesmal kalt gezeigt! Vielleicht Françoiſens halber? War auch die edle Margaretha neidiſch geworden über die dauernde Herrſchaft Françoiſens im Herzen des Königs? Er wußte es nicht, aber es war ihm dies ein Grund mehr, dieſen Weiberhof in Bayonne nicht abzuwarten. Nur ein junges Mädchen, ein neues Hoffräulein neben der Regentin hatte ſeine beſondere Aufmerkſamkeit erregt, ſie hatte ihn auffallend an Chimene erinnert. Die abenteuerliche Spanierin konnte doch nicht Françoiſe plötzlich verlaſſen, die Knabenkleider, die mauriſche Hautfarbe abgeſtreift haben, um eine neue unbegreifliche Maskerade als Hoffräulein aufzuführen?! Dies Hoffräulein hatte ſich ihm nicht genähert, er hatte ſie nicht ſprechen hören, er hatte nicht nach ihrem Namen gefragt.

Unterdeß war König Franz wirklich auf dem Wege nach der ſpaniſch-franzöſiſchen Grenze, begleitet von Lannoy und Alarcon, einem Kriegsführer des Kaiſers, und einer ſtarken Truppenabtheilung Reiter und Fußgänger. Der letzteren halber machte man kurze Tagereiſen, und erſt am 17. März brachte ein ſpaniſcher Bote Lautrec die Nachricht, der König ſei bereits diesſeits Toloſa und nähere ſich Fontarabia, ſeiner letzten Station auf ſpaniſchem Gebiet; fünfzig Reiter würden ihn bis ans linke Ufer der Bidaſſoa geleiten, eine gleiche Anzahl nur möge franzöſiſcher Seits am rechten Ufer erſcheinen.

Auf dieſe Nachricht hin hielt Lautrec am Morgen des 18. März vor dem letzten franzöſiſchen Flecken Andaïe im Bidaſſoathale, und erwartete den endlich entſcheidenden Moment. Die fünfzig gewaffneten Reiter ſchimmerten in der Morgenſonne, welche in ihrem Rücken über die franzöſiſchen Berghöhen heraufſtieg und die blauen Nebel der Stromſchlucht zertheilte. Nur links von ihnen, ſüdlich aufwärts ins Pyrenäengebirg bot die Gegend dieſes Gebirgsſchauſpiel eines dampfenden Stromes, der tief unten zwiſchen hohen Bergen hervorbricht. Rechts von ihnen erweiterte ſich das Land zu einer kleinen Hügelebene, in deren Mitte das unſcheinbare Städtchen Irun liegt. Die Bidaſſoa wird hier ruhig und durch die herauf ſteigende Meeresfluth mächtig, denn der Ocean iſt nördlich nur noch eine Viertelmeile entfernt, und man ſieht ihn an der Mündung des Fluſſes hereinglänzen in zwei ſchmalen Streifen; inmitten der Bidaſſoamündung nämlich ſteht ein hoher Fels und zertheilt die Ausſicht. Lautrec hatte ſich ein Zelt am Ufer aufſchlagen laſſen, und ſaß am Eingange desſelben mit den kleinen Söhnen des Königs, Franz und Heinrich, Knaben von acht und ſechs Jahren, die ſich freuten, den Vater wieder zu ſehen, und arglos von ihrer Luſtreiſe nach Madrid ſprachen. Neben dem Zelte ſchaarten und wieherten die Roſſe der königlichen Dienerſchaft, und vor allen ein feuriger türkiſcher Hengſt, welcher prächtig aufgeſchirrt und für den König beſtimmt war. Man erzählte heimlich, und nicht ohne ſich zu bekreuzigen, es habe die Regentin, Alles zur Befreiung ihres Sohnes in Bewegung ſetzend, auch mit dem Großtürken, dem Sultan, Unterhandlungen angeknüpft, und der habe unter Anderem auch dies wilde Pferd geſendet mit dem Bemerken, es werde den König befreien.

Damals gab's noch keine Brücke über die Bidaſſoa, der geringe Verkehr von einem Lande zum andern wurde durch Kähne bewerkſtelligt. Jetzt lag in der Mitte des Fluſſes eine Barke vor Anker, die von der heraufſteigenden Meeresfluth immer höher gehoben wurde. Neutrales Gebiet vorſtellend war ſie ganz leer und hatte ein geſpenſtiſches Ausſehen. Ihr gegenüber war auf ſpaniſcher Seite ein Boot mit der rothen caſtiliſchen, auf franzöſiſcher Seite ein gleiches mit der weißen franzöſiſchen Flagge angelegt. Die Schiffer lagen auf dem Boden ihrer Fahrzeuge und keinerlei Volksmenge, keinerlei ſonſtige Anſtalt verrieth auf ſpaniſcher Seite, daß ein ſo wichtiges Ereigniß von dort bevorſtehe. Lautrec's Blick ſah von Zeit zu Zeit forſchend hinauf über die Irun'ſche Ebene, welche nach der Meeresfeſte Fontarabia aufſteigt, und von dort aus links im Halbkreiſe, ein Wall gegen den Ocean und das tiefere Spanien, von Berghöhen eingeſchloſſen iſt. Wie klar die Frühlingsſonne ſchien und die Mauern des eine Viertelmeile entfernten Fontarabia, die Berge hinter Irun beſtrahlte, er konnte nichts entdecken. Gegen die Mittagsſtunde endlich ſchimmerten Waffen von der Feſte herab und kamen näher. Es trat eine dunkle Wolke vor die Sonne, man ſah die Reiter Lannoy's — denn ſie waren es — im Thale nicht mehr, aber über Irun blitzte ein feuriger Schein und ein weißer Pulverdampf auf, ein Kanonenſchuß dröhnte, der König Franz war im Anzuge. Lautrec erhob ſich und näherte ſich mit den Prinzen dem Boote, des Signals zum Einſteigen gewärtig.

Das ſpaniſche Reitergeſchwader, Irun zur rechten Seite unberührt laſſend, kam im Trabe daher, hinter ihm der König, Brion, Florentin, Lannoy und Alarcon — Montmorency war ſchon früher mit dem unterzeichneten Tractate nach Frankreich entlaſſen worden. Der König ſprang raſch vom Pferde und trat in den ſpaniſchen Kahn, nach dem franzöſiſchen Ufer mit der Hand herüberwinkend. Lannoy und Alarcon folgten ihm, und acht Reiter ſtiegen von den Pferden und traten ebenfalls ins Boot. Auf Lautrec's Wink geſchah dasſelbe von acht franzöſiſchen Reitern, welche zu ihm und den Prinzen in das Fahrzeug hinabſtiegen. Lannoy winkte mit der Hand, gleichzeitig ſtießen die Boote von beiden Ufern und nach Verlauf einer Minute hatten beide die Barke inmitten des Fluſſes von beiden Seiten erreicht, und die Schiffer befeſtigten ſie mit eiſernen Haken an dieſen neutralen Punkt, der jetzt belebt wurde: Der König, Lannoy und die acht ſpaniſchen Soldaten ſtiegen zuerſt hinein, ihnen folgten die acht franzöſiſchen. Alarcon blieb im ſpaniſchen, Lautrec mit den Prinzen im franzöſiſchen Fahrzeuge.

Eine ſecundenlange Pauſe trat ein, während der König ſeine Söhne aufmerkſam und ſchmerzlich betrachtete. Dann machte er eine leichte Bewegung mit dem Haupte, als wollte er die Sorge verſcheuchen, und Lannoy nahm aus Lautrec's Händen den Dauphin und reichte ihn Alarcon in das ſpaniſche Boot. Alsdann nahm er den Herzog von Orleans und that desgleichen. Der König blickte hinweg. Als Lannoy mit halber Stimme ſprach: Es iſt geſchehen! trat der König raſch, die Hand auf Lautrec's Schulter ſtützend, in das Boot ſeines Landes, ſagte ohne umzublicken den Spaniern ein kurzes Lebewohl und rief den Schiffern, die auf Lautrec's Wink den Kahn von der Barke löſten, mit lauter Stimme zu: Vorwärts.

Er ſah nicht mehr zurück nach ſeinen Söhnen, ſein Blick ſchweifte die Höhen von Andaïe aufwärts, er bebte vor Begierde, den Fuß auf ſeines Reiches Boden zu ſetzen, und ehe der Kahn angelegt war, ſprang er ans Ufer. „Nun bin ich wieder König!“*) rief er aus, ſprang ohne Hilfe des Steigbügels auf das vorgeführte türkiſche Pferd, und jagte in vollem Roſſeslaufe den Berg über Andaïe hinauf, ohne die Ueberfahrt ſeiner Begleiter, ohne Lautrec und deſſen Geleit abzuwarten.

Lannoy ſah ihm vom andern Ufer nach und ſchüttelte das Haupt, er mochte in dieſem Augenblicke wenig Vertrauen haben zum Tractate von Madrid, und hielt es für rathſam, ihm ſogleich einen Abgeſandten nach Bayonne nachzuſchicken, um an die Vollziehung des Tractates mahnen zu laſſen.

König Franz ritt in einem Roſſeslaufe den maleriſchen Weg, der bergauf, bergab mehrere Stunden weit nach St. Jean de Luz führt, und dort erſt griff er dem ſchweißtriefenden Thiere in den Zügel. Dort an der Brücke, wo die Meeresfluth herauftritt bis an einen hohen Berg hinter der Stadt, wartete er Lautrec's und der Uebrigen, und ließ ſich anreden und beglückwünſchen von ſeinen Franzoſen, indem er lächelnd und ſchweigend ſie betrachtete und von den Erfriſchungen genoß, welche ſie herbeitrugen, als ob ein Heer zu ſpeiſen und zu tränken ſei. Die Sonne ſtand im Mittage und ſchien heiß herab auf dieſe erſte Stadt Frankreichs, die ſich an den Fuß des Gebirgs und Meeres zugleich lieblich gebettet hat.

Als Lautrec kam, ritt der König weiter, um noch zum Abende in Bayonne zu ſein; er gönnte dem Pferde wenig Ruhe, und fragte den Marſchall in dieſen ſeltenen Pauſen nur nach politiſchen Dingen. — Endlich ſahen ſie die Kathedrale von Bayonne, die allein über die Graswälle dieſer einfach gelegenen Stadt emporragte. Die Nachmittagsſonne ſpiegelte ſich noch auf den Fenſterſcheiben der Kirche. Unter zwei großen Platanen-Bäumen, denen freilich das Laub noch fehlte, war ein Zelt aufgeſchlagen, und der König erkannte von Weitem Mutter und Schweſter, die auf die Straße hervortraten. Er ſprang vom Pferde, umarmte ſie lange und ſah ſich dann im Kreiſe der Herren und Damen um, Bekannte zu begrüßen. — „Foi de gentilhomme, Chimene!“ rief er plötzlich vor einer jungen Dame aus, welche lächelnd zurücktrat und ſchelmiſch erwiderte, ſie hoffe nicht, eine Chimäre zu ſein!

---

*) „Me voici roi derechef!“

Chimene von Infantado! Nein? — Nein —

Nein, mein Sohn, ſprach die Regentin, welche mit dem Ausdrucke lächelnder Genugthuung zugeſehen, dieſe Dame iſt eine gute Franzöſin meines Hofes, Anna von Piſſeleu, Fräulein von Heilly genannt.

Nicht möglich?!

Ich bin ganz erſchrocken, daß Eure Majeſtät mir durchaus keine Exiſtenz zugeſtehen wollen! ſagte die Dame luſtigen Tones.

Sie hatte in der That eine überraſchende Aehnlichkeit mit Chimene und es waltete hierbei kein Zufall. Von des Königs Vorliebe für dieſe Spanierin unterrichtet, hatte die Regentin den Maler Jean Couſin blos darum mit Florentin nach Madrid geſendet, daß er dort das Bildniß Chimenens copire und ihr bringe. Mit dieſer Abbildung forſchte ſie in ganz Frankreich umher und ließ Florio überall umherſpähen, ob nicht eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit in Antlitz und Figur eines jungen Fräuleins aufzufinden ſei. Die Uebelwollenden haben immer gutes Glück: das Fräulein von Heilly, jung, geiſtreich, lebensluſtig und ſchön, eine Franzöſin in verführeriſcher Bedeutung des Wortes, im Beſitz aller Anlagen zur Gefallskunſt dieſer

Nation ward entdeckt, ward ſogleich an den Hof und in der Regentin Schule gezogen. Sie ſollte die nächſte Frauenzukunft ihres Sohnes, deſſen Geſchmack die Mutter vortrefflich kannte, bilden, ſie ſollte dem erſchütterten Regimente der verhaßten Chateaubriant ein völliges Ende machen. Die Aehnlichkeit mit dem Bildniſſe Chimenens war auf den erſten Hinblick wunderbar, und bei näherem Zuſehen hatte die Franzöſin friſchere Farben, vollere Formen, raſcheres Auge, belebteren Mund und ein keckes Naturell zum Entzücken für den König.

Gegen Ende März kam der Dienertroß der Regentin nach Cognac und Chimene erfuhr dadurch die unmittelbar bevorſtehende Ankunft des Königs. Es überfiel ſie eine große Angſt, Lautrec's Anweiſungen Folge zu leiſten, Françoiſen die Briefe zu überreichen, und ſie, die über den Aufenthaltsort unbekümmerte aufzuklären. Hatte ſie doch ſchon in Foix ihre eigene Verkleidung blos darum vorgenommen, um vom Könige nicht erkannt und nicht beachtet zu werden. Ob ſie ſelbſt bei dieſer Entſagung litte, das ließ ſie nicht zur Betrachtung in ſich aufkommen; ſie faßte nur ins Auge, daß die eigentliche Chimene der Freundin Françoiſe beeinträchtigend im Wege ſei neben König Franz. Dieſe Chimene ſollte verſchwinden; aber Chimene, die Freundin Françoiſens, Chimene, die als ſolche Freundin an keine Kleidung, keine Geſichtsfarbe gebunden ſei, ſie ſollte neben Françoiſe bleiben, denn ſie fühlte und ahnte nur zu deutlich, daß Françoiſe gar ſehr einer männlich erſcheinenden Freundin bedürfe und bedürfen werde.

Uebergab ſie aber jetzt nicht die Briefe, unterrichtete ſie nicht Françoiſe, ſo wurde die Freundin von der Ankunft des Königs übereilt. Oder ſollte ſie unter irgend einem Vorwande das Schloß mit ihr verlaſſen? Ach, es war und blieb nur zu deutlich, daß Françoiſe trotz alles Ortswechſels und aller Zerſtreuung zu Grunde ging in ihrem entſagenden inneren Kampfe.

Françoiſe verbarg wol die Thränen, aber nur um ſich zur Nachtzeit dem Strome derſelben widerſtandslos hinzugeben.

Chimene entſchloß ſich denn ihrem Charakter gemäß eines Morgens zur entſcheidenden Handlung, und übergab der Freundin die offenen Briefe mit den Worten: Lautrec hat ſie geöffnet und hat verlangt, Du ſolleſt ſie leſen.

Die Aufregung Françoiſens war außerordentlich, und doch hielt Chimene es für rathſam, ſie allein zu laſſen. Die Kämpfe des Herzens wollen Einſamkeit! dachte ſie und ging hinaus auf den Söller des Schloſſes, von welchem man ſüdlich hinab über den Park blickte, wohl eine Wegſtunde weit nach der Gironde-Abdachung hinunter. Sie achtete nicht auf die Ausſicht, ſie vertiefte ſich in die Zukunft der Freundin, denn die Zukunft der Freundin war die ihrige. So mochte wohl eine halbe Stunde verſtrichen ſein, da wurde ihr Blick plötzlich gefeſſelt: am äußerſten Ende der Ulmen-Allee ſtieg eine Staubwolke auf! Es iſt ein Zug von Reitern, es wird der König ſein!

Raſch eilte ſie zu Françoiſe. Dieſe ſtand mitten im Zimmer, einzelne Zähren rollten ihr über die blaſſen Wangen, aber ein ſanft heiterer Ausdruck der Züge verkündigte Chimenen, die Wirkung der Briefe ſei eine günſtige geweſen. Wie hätte es auch anders ſein können! Eine ſolche Liebe, auch wenn ſie ſich auf dem ſtolzeſten Standpunkte der Entſagung glaubt, bedarf der Hoffnung, greift nach der Hoffnung, wie das Herz, welches ein im Herzen verzweifelnder Menſch erſticken will, nach Lebensluſt ringt.

Wir ſind in Cognac, Chimene? fragte ſie mit halblauter Stimme, und die Stimme bebte, als ob ſie ſchwankte zwiſchen Furcht und Glück.

In Cognac. Haſt Du es nicht geahnt?

Ach, ich habe es gewußt, daß er ſo ſchreiben würde, und ich habe mich vor dieſer Freude gefürchtet, und fürchte mich noch davor, denn ſie hat keine Dauer zwiſchen ſo verſchiedenen Charakteren, wie wir verſchieden ſind, Franz und ich!

Die Größe des Glücks wird ja nicht nach der Dauer des Glücks geſchätzt!

Nein, nein! Aber der neue Schmerz, der hinter der Verſöhnung harrt, wird mich tödten! Mag er's! Nein, Chimene, nein! So ſoll es endigen das Verhältniß wie es jetzt ſteht, ſo iſt es ſchön und edel, und ich kann ruhigen Herzens den Tod erwarten. Dies will ich ihm ſchreiben und dann wollen wir fliehen, und uns unnahbar verbergen. Jetzt iſt Alles gut, auch Lautrec, der gute Lautrec iſt für mich, ich werde mein Leben im ſtillen Glück der Seele beſchließen. Nur Eins will ich mir noch gönnen, ich will dieſen Park genießen, der ſeine Jugend geſehen, der ihm ſo theuer iſt, den Ulmenbaum will ich ſehen und umarmen, unter welchem er geboren wurde, und mit dieſen Eindrücken will ich ſcheiden!

Bei dieſen Worten war ſie hinaus geeilt auf den Söller, um jetzt mit Bewußtſein dieſe Gegend, die ihrem Geliebten ſo werth, zu überblicken. Ehe Chimene aber ſie einholen konnte, hörte ſie einen befremdlichen Ausruf Françoiſens und ſah dieſe in größter Aufregung zurückkommen. Gerade als ſie auf den Söller hinaus getreten, war die Regentin mit Florentin und großem Gefolge auf der Rampe angelangt, und hatte zu ihr heraufgeblickt.

Es iſt zu ſpät zur Flucht, Chimene!

Sie wird nicht nöthig ſein.

Der König! Der König, Françoiſe! rief Margot, die ins Zimmer ſtürzte. Nun raſch an die ſchönen Kleider! Er ſteigt ſchon vom Pferde! Mein ſchlechter Florentin iſt auch da! Stille Jacques!

Der König war in unſteter Stimmung, das ſpaniſche Gewiſſen peinigte ihn: er hatte Lannoy's Geſandten in Bayonne erwidert, die Burgunder müßten doch erſt befragt werden, ehe ſie einem neuen Herrſcher übergeben würden! Er hatte gleich nach ſeiner Ankunft in Bayonne an Heinrich von England geſchrieben, und eine lebhafte Verbindung mit dieſem gegen den

Kaiſer, welche Louiſe vorbereitet, feurig angenommen. Er hatte die ebenfalls vorbereiteten Intriguen in Italien gegen den Kaiſer ſogleich ſeiner Theilnahme verſichert, kurz er hatte Alles gethan gegen den Kaiſer, und nicht das Geringſte für Erfüllung des Tractats von Madrid. Des Kaiſers Geſchäftsträger folgten ihm von Station zu Station, und bedrängten ihn wie ſein Gewiſſen. Als er auf der Rampe in Cognac vom Pferde ſtieg, holte ihn ein Bote von Bordeaux ein mit der Nachricht, Lannoy ſelbſt ſei auf dem Wege nach Cognac. Was Wunder, daß er unſtet war, daß er ſich zu betäuben ſuchte, daß ihn das fröhliche Weſen des Fräulein von Heilly, die er eben vom Pferde hob, die erwünſchteſte Zerſtreuung war, daß er endlich in dieſem Tumult ſeiner Briefe nicht gedachte, die er vor einem Vierteljahre an Françoiſe geſchrieben, die Françoiſe nicht beantwortet und an deren Folge ihn Lautrec, der ſtolze Lautrec nicht erinnert hatte. Dieſer Kriegsmann war in ſeiner Herzenseinfalt der Meinung, dergleichen habe der König ſo deutlich vor Augen, wie er ſelbſt noch zehn Jahre ſpäter die Geſtalt Chimenens und die Worte derſelben in der Halle von Schloß Foix vor Augen haben würde.

Der König rief, man ſolle die Tafel rüſten, und die Damen, welche am raſcheſten ihre Kleider gewechſelt hätten, ſollten belohnt werden.

Womit? rief Fräulein Heilly.

Mit Erfüllung der Wünſche, die ſie ausſprechen werden.

Weh uns! Wir wünſchen immer das Thörichte.

Was Thörichtes! Wenn's uns nur Freude macht! Die Freude iſt theuer!

Weil unſere Schwerfälligkeit wohlfeil iſt.

Ich hoffe, Ihr ſollt anderer Meinung werden auf Cognac, mein Fräulein! Aber das Schloß iſt klein; Montpezas! Die Jäger ſollen Stunde für Stunde den Wald abſpüren, der Wald iſt groß, ſein Moos iſt weich, und ſollen Stunde für Stunde die Jagd bereit halten!

Für morgen früh?

Ach was! Ein ſchlechter Jäger, der ſein Wild nur einkreiſt, wenn es ruht! Für jeden Augenblick! für den Abend, für die Nacht, was weiß ich, wann die Stunde des Verlangens ſchlagen wird!

Lautrec mußte dem Könige folgen zu politiſcher Berathſchlagung, und die Regentin, welche Françoiſe geſehen hatte, und deren Bruder nicht aus dem Auge laſſen wollte, folgte ihnen und trieb den König vom Rathe zur Tafel. Sie überſah den Zuſammenhang und die wahrſcheinliche Folge noch nicht, ſie wollte zunächſt die unvermeidliche Begegnung Françoiſens mit dem Könige verzögern.

Das ſchien nicht ſchwer zu ſein; der König hatte das heitere Fräulein Anna neben ſich bei Tafel ſitzen, war guter Dinge, und trank in vollen Zügen den Wein von Burgund, den er ſo lange entbehrt hatte. Er vergaß darüber, daß der habſüchtige Kaiſer den Boden dieſes Weines in Anſpruch nehme, daß Lannoy vor der Thür ſein, daß die eigentliche Liebe ſeines Herzens, die arme Françoiſe, in ſchmerzlicher Verlaſſenheit ſein könne.

Ach, das war ſie! Sie wußte den König im Schloſſe, wußte ihn umgeben von ihren Feinden, erfuhr, daß er zur Tafel gegangen ſei mit all dem gleichgiltigen Troß des Hofes, und erhielt kein Lebenszeichen, nicht das geringſte Zeichen des Andenkens von ihm! Hatte er ihrer geſpottet, indem er ſie hierher beſchieden? Die Diener, offenbar von der Regentin herab veranlaßt, deckten und verſahen ihren Tiſch nicht und bemerkten gröblich auf Guernard's Nachfrage: heute ſei keine Zeit, und wenn ſeine Dame nicht zur Tafel des Königs gezogen werde, ſo müſſe ihr Einzug ins Schloß Cognac wol auf einem Irrthum beruhen.

Muth, Françoiſe, Lautrec wird den König verfehlt, und ihn nicht unterrichtet haben von Deiner Anweſenheit auf Cognac; bedenke, daß Du nicht geantwortet haſt.

Graf Lautrec von Foix iſt drüben bei der Tafel, bemerkte ſchüchtern Guernard und ging hinaus. — Der alte Diener war ſo tief gekränkt, wie es nur ein Graf von Foix ſein konnte, und er ging in ſeinem Zorn über die Vorſäle hinüber gerade hinein in den Speiſeſaal des Königs, um ſeinen Grafen zu ſprechen über dieſe ſeiner Herrin unwürdige Lage. Anfangs wurde er nicht bemerkt unter den vielen Dienern, welche Speiſen ab- und zutrugen, und welche es dann nicht ſogleich wagten, den fremden, an der großen Tafel umherſuchenden Diener wegzuweiſen. Bald trat indeſſen der Tafelmarſchall, von einem Diener der Regentin aufmerkſam gemacht, in dieſer Abſicht auf ihn zu; jetzt aber hatte Guernard des Grafen Lautrec finſter blickendes Antlitz dem Könige gegenüber bemerkt! Er hörte alſo nicht auf den Tafelmarſchall und ging geraden Weges nach dem Sitze Lautrec's. Der Tafelmarſchall wollte ſeine Anrede vor der aufmerkſam gewordenen Dienerſchaft nicht ſo achtungslos behandelt ſehen, ſchritt ihm eilig nach, faßte ihn am Arme und ſprach lauter als vorher in ihn hinein. Guernard, dem es ganz recht war, in der Nähe des Königs Aufmerkſamkeit zu erregen, antwortete dem Tafelmarſchall eben ſo laut, und zog wirklich den Blick des Königs auf ſich, da er bereits in der Nähe von Lautrec's Stuhle war. Lautrec, die Stimme Guernard's vernehmend, wendete ſich um, ſein braunes Antlitz wurde dunkelroth, der Säbelhieb, der ihm bei Ravenna das Geſicht geſpalten hatte, blieb erſchreckend blaß, und Guernard erkannte mit Entſetzen, daß er nicht im Foix'ſchen Sinne gehandelt habe.

Was iſt Euch, Lautrec?

Nichts, Sire!

Dadurch wurde Brion, der an der andern Seite Fräulein Heilly's ſaß, aufmerkſam: er erkannte Guernard auf der Stelle und rief unbedacht und ſo laut, daß es der König hören konnte: Guernard, Gräfin Françoiſens Diener!

Gräfin Françoiſens? Wie kommt der hierher? rief der König.

Mit meiner Gebieterin, Eurer Majeſtät zu dienen! ſprach Guernard dreiſt, ſich ehrfurchtsvoll verneigend vor dem Könige.

Gräfin Françoiſe iſt auf Cognac? fragte erſtaunt und haſtig Franz, indem er ſeinen Pokal unſanft auf die Tafel ſetzte.

Schon ſeit einiger Zeit! entgegnete Guernard.

Mein Gott! rief der König und ſprang von ſeinem Stuhle auf. Meine Briefe! ſetzte er leiſer hinzu. — Aber Lautrec —?!

Sire!

Habt Ihr davon gewußt?

Allerdings, Sire!

Und habt mir kein Wort davon geſagt?!

Ihr habt nicht gefragt, Sire.

Führe mich! rief der König Guernard zu und ging hinweg. Jedermann war aufgeſtanden, die Tafel war unterbrochen, die erſtaunten Hofleute traten in Gruppen zuſammen.

Die Erſcheinung der Gräfin Chateaubriant und dieſer bewieſene Antheil des Königs waren aber auch etwas Außerordentliches. Man muß bedenken, daß die Ungnade derſelben und die gemeine Veranlaſſung dieſer Ungnade in Frankreich allgemein bekannt geworden war, daß aber die Rechtfertigung derſelben, ein Ergebniß der Privatunterhaltung zwiſchen Brion und dem Könige, keine Gelegenheit gehabt hatte, ſich zu verbreiten. Brion hatte zuerſt nicht davon geſprochen, weil er die ihm zufällig dadurch näher geſtellte Geliebte nicht gefliſſentlich wieder den gemeinſchaftlichen Freunden des Königs und Françoiſens empfehlen wollte zu Aufnehmung der alten Pläne einer Heirat zwiſchen Françoiſe und dem Könige. Und als er endlich erfuhr, wie tief und gefährlich Françoiſens Ruf durch dies Mißverſtändniß beſchädigt worden ſei, als er endlich in Briefen nach Frankreich die Unſchuld Françoiſens in Schutz nahm, da glaubte man ihm nicht, da nannte man ſeine Rechtfertigung der Gräfin eine zartſinnige Verleugnung ſeines Liebeserfolges, und nicht die Gräfin, ſondern er gewann in der guten Meinung der Zuſchauer.

Der König aber hatte kein Wort darüber geäußert. Die Rechtfertigung der Gräfin wirkte einerſeits auf ſein perſönliches Verhältniß zu ihr, und erzeugte jene liebevollen Briefe, und wirkte andererſeits nur auf den Act ſeiner Thronentſagung. Dieſer hatte den letzten entſcheidenden Anſtoß dadurch erhalten, daß er ſich auch in ſeiner perſönlichſten Welt machtlos geglaubt hatte. Als er erfuhr, daß dies ein Irrthum geweſen ſei, verſank auch die Idee der Abdankung mehr und mehr vor ſeinem wieder auflebenden Selbſtvertrauen. Er erinnerte die Regentin nicht daran, die Acte dem Parlamente vorzulegen und fand es doch auch natürlich nicht für nöthig, dieſer Regentin, welche er Françoiſen abgeneigt wußte, auseinander zu ſetzen, aus welchen inneren Gründen er zur Abdankung getrieben worden, aus welchen inneren Gründen er jetzt davon zurückgekommen ſei. So erfuhr Louiſe nur durch Florentin, daß wieder Boten nach Foix geſchickt würden, und daß das Verhältniß wol noch nicht ganz beendigt ſei. Sie hütete ſich wohl, davon etwas verlauten zu laſſen, ſie beharrte unwandelbar dabei, Gräfin Françoiſe habe ſich unwürdig betragen und ſei eine verlorene Frau. Kein Menſch zweifelte daran, ſelbſt Margaretha nicht, ja ſelbſt Budé gewann durch Marot's Verſicherung nicht eine beſtimmte Ueberzeugung von der Unſchuld Françoiſens. Marot war auch ihm ein verdächtiger Zeuge, theils weil das Gerücht, welches ihn damals in Fontainebleau in die zweideutige Aufführung und Abreiſe verwickelt hatte, jetzt wieder Bedeutung gewann, theils weil er als heiterer Poet das Vertrauen auf gewiſſenhafte Wahrhaftigkeit nicht für ſich hatte. Und außer gegen Budé durfte Marot gar nicht wagen, eine Rechtfertigung der Gräfin zu verſuchen: die Regentin war allmächtig und hätte ihn zermalmt.

Aus alle dem erklärt ſich, mit welchen Augen die Tafelgeſellſchaft in Cognac die Erſcheinung der Gräfin Françoiſe anſah. Außer Brion und Lautrec nahm Niemand im Saale freundlichen Antheil an ihr.

Dieſe Beiden blieben denn auch ganz vereinzelt, und Brion, der in Verlegenheit war, trat zu jenem. Es bedurfte ganz des kriegeriſchen Stolzes eines Lautrec, um dieſem Geflüſter, dieſen Blicken Trotz zu bieten, um einen lauten Ausbruch beſonders in der Gruppe zu verhindern, welche ſich um die Regentin gebildet hatte. Lautrec war der Mann dazu: ſeine ſtrengen, feurigen Augen hielten Alle im Zügel, ja, die Verſtärkung durch Brions Zutritt ſchien ihm faſt unerwünſcht zu ſein. Die zahlreiche Geſellſchaft erſchrak ſogar trotz ihrer Uebermacht, als Lautrec plötzlich die Stimme erhob und der Regentin zugewendet ſprach: Wünſcht die Frau Herzogin von Angoulême etwas von mir, daß ſie mich ſammt ihrer Umgebung ſo aufmerkſam betrachtet?

Selbſt die dreiſte Herzogin ward durch dieſe Herausforderung beſtürzt. Lautrec war vielleicht der einzige Mann, vor dem ſie Scheu hegte und bei deſſen Anblick ſich etwas von Gewiſſen in ihr erhob. Sie geſtand ſich's kaum, daß ſie ihn haßte wie ihren ſchlimmſten Feind, die Scham über die Semblançay'ſche Erinnerung hielt dies Geſtändniß in ihr zurück. Dennoch erwiderte ſie nach einer Pauſe:

Man fragte ſich allgemein, ob auch Ihr überraſcht geweſen ſeid von der Nachricht, daß die Gräfin Chateaubriant auf Cognac ſei.

Nein.

Ihr wußtet alſo davon?

Ja. Ich ſelbſt habe ſie herbegleitet.

So? — Deshalb alſo kamt Ihr ſo ſpät nach Bordeaux?

Zum Theil deshalb, Frau Herzogin.

Des Königs Dienſt war Euch weniger wichtig!

Ich war in des Königs Dienſte, als ich die Gräfin Françoiſe nach Cognac begleitete.

Wie das? riefen die Herzogin Louiſe und Margaretha gleichzeitig.

Der König hatte die Gräfin zu wiederholten Malen dringend gebeten, Schloß Cognac zu beſuchen.

Unbegreiflich! rief Margaretha, während die gehaltenere Louiſe ſich die Lippen zuſammenpreßte.

Was findet Ihr unbegreiflich, Frau Herzogin von Alençon? ſprach Lautrec barſch und trat einige Schritte näher.

Es muß uns verwundern, nahm die Herzogin Louiſe raſch das Wort, daß der König dieſes Beſuchs mit keiner Silbe erwähnt und daß er ihn bei ſeiner Ankunft vergeſſen hat.

Woher wißt Ihr, daß er ihn vergeſſen hatte, daß überhaupt dabei etwas zu vergeſſen war? Gräfin Françoiſe hat ihm nicht ſchriftlich geantwortet und ſagt ihm jetzt erſt mündlich ihre Antwort.

Graf Lautrec, Ihr nehmt einen Ton an, den —

Den Semblançay hätte annehmen ſollen, ehe es zu ſpät dafür wurde.

Dieſe überdreiſte Anſpielung fiel wie ein Donnerſchlag in die Geſellſchaft und die Herzogin Louiſe ward purpurroth. Ehe ſie indeſſen etwas erwidern konnte, trat der König in den Saal. Er führte die Gräfin Françoiſe am Arme, und indem er raſchen Wortes ſein Bedauern ausdrückte, daß durch ſeine Schuld die Tafel unterbrochen worden, geleitete er Françoiſe zu ſeinem Sitze und winkte mit der Hand, daß man ſich wieder niederlaſſen möge. Während dies von allen Seiten geſchah, flüſterte die Herzogin Louiſe dem Fräulein von Heilly einige Worte zu und verließ den Saal. Die Herzogin Margaretha und Fräulein von Heilly folgten ihr.

Der König that, als ob er es nicht bemerkte, und ſprach angelegentlich zu Françoiſe. Er hatte es aber ſehr wohl bemerkt und er ſprach nur um ſo eifriger, je ſchwerer es ihm von Minute zu Minute wurde, der peinlichſten Empfindungen Herr zu werden. Er hatte Françoiſe zum Erſchrecken verändert gefunden; der tiefe Gram, die ſchmerzlich errungene Entſagung waren wie ein zerſtörender Winterreif über ihre Schönheit dahin gegangen, und von der früheren Heiterkeit ihres Weſens war jede Spur ausgelöſcht. König Franz bedurfte in ſeiner jetzigen Lage vor allen

Dingen munterer Anregung, denn er hatte ein ſchlechtes Gewiſſen. Die erhöhte Innigkeit, dieſe tragiſche Innigkeit Françoiſens war ihm jetzt wie ein unmittelbares Unglück: er wollte nicht an die tiefer liegenden Kreiſe des Herzens erinnert ſein, innerhalb dieſer Kreiſe gab es nur ſchmerzliche Vorwürfe für ihn. Deshalb verkürzte er die erſte Begegnung mit Françoiſe ſo ſehr und führte die Widerſtrebende ſo eilig unter die Tafelgeſellſchaft. Er hatte nicht nach Chimenen gefragt, er hatte auch nicht überlegt, daß für Françoiſe und für ſein eigenes Verhältniß zu ihr dieſe unvorbereitete Einführung derſelben in einen feindlichen Geſellſchaftskreis die allermißlichſte von der Welt ſei. Und jetzt erſt erkannte er am Weggange der ihm wertheſten Perſonen, an der verlegenen ſtummen Haltung aller übrigen, daß er allein noch einen Werth lege auf dieſe Gräfin Françoiſe, auf dieſe obenein ſo traurige Françoiſe. Er allein! In Sachen des Geſchmacks allein zu bleiben, das kann den feſteſten Mann beirren. Und dabei noch vom Gegenſtande ſeiner Wahl ſo unangenehme Eindrücke zu empfinden, wie Franz ſie ſoeben empfand, das iſt Qual, nichts als Qual. Er war wie auf der Folter, und trank haſtig einen Becher Burgunderweins nach dem andern, theils aus Zerſtreutheit, theils um ſich aufzuheitern. „Aus Pietät eine Geliebte neben ſich erhalten!“ dieſer Gedanke, dieſer ihm widerwärtige Gedanke tanzte wie ein Irrlicht vor ſeinen Augen umher.

Da wurde angekündigt, Lannoy, der Vicekönig von Neapel ſei auf Cognac eingetroffen. Faſt hätte der König ausgerufen „Gott ſei Dank!“ ſo bedürftig war er eines äußeren Anſtoßes nach anderer Richtung, mochte auch das Thema Lannoy's ein noch ſchwierigeres ſein. Er hob die Tafel auf und entſchuldigte ſich bei der Gräfin, ſie der neuen Geſchäfte halber nicht zurück begleiten zu können. Brion übernahm dieſes Amt der Galanterie, und der König bemerkte mit immer ſteigendem Mißbehagen, daß ſämmtliche Anweſende flüſternd auf Brion und Françoiſe blickten und daß offenbar Jedermann in dieſem Augenblicke an das

Madrider Gerücht einer Liebſchaft zwiſchen dieſen beiden Leuten dachte. Foi de gentilhomme, murmelte er vor ſich hin, das geht nicht länger! Ich nehme mich aus wie ein gutmüthiger Narr, der nur darum von ſeiner Geliebten nicht verlaſſen ſei, weil er König iſt. Das ſtünde mir an! Keine Freude zu haben, und wie ein Betrogener mich verlacht oder bedauert zu wiſſen! Das muß ein Ende nehmen! Heda Prälat!

Dieſer Ruf galt Florentin, welcher ſich eben mit den Uebrigen aus dem Speiſeſaale entfernen wollte.

Der König trat in ein anſtoßendes kleines Zimmer, und ſtellte ſich unter das Bogenfenſter, welches eine ſchöne Ausſicht bot nach der tief unten fließenden Charente und nach den jenſeits aufſteigenden Wieſen und Wäldern, welche mit dem erſten Grün des Frühlings überflogen waren. Die Welt wird wieder ſchön, dachte er, nur mir ſoll kein neuer Frühling vergönnt ſein.

Ihr müßt Launoy empfangen, Florentin! ſagte endlich der König, indem er ſich umwendete und mit haſtigen Schritten im kleinen Zimmer auf- und niederging. Müßt ihn hinhalten, ſetzte er hinzu, ich will ihm Feſte geben, um ihn zu zerſtreuen. Sagt ihm, er ſollte mit mir nicht vom Tractate ſprechen, ich wäre ſehr ärgerlich, bei den Burgundern und allen übrigen Franzoſen ſo große Schwierigkeit in Betreff des Tractates zu finden, aber er ſollte mich nur nicht überdrängen, ich würde es ſchon dahin bringen, daß die weſentlichen Punkte gehalten würden, obwol ich eigentlich durch die Kirche vom ganzen Tractate dispenſirt ſei.

Gäb's keine andern Schwierigkeiten, Sire, dann wäre unſere Sorge nicht groß.

So? — Was gibt's denn ſonſt?

Eure Majeſtät peinigen ſich unbegreiflicherweiſe mit todter Neigung und eingebildeter Verpflichtung.

Prälat!

Die Wahrheit iſt immer nackt, aber ſie allein hilft! — So ſtört Ihr, Sire, Euer Wohlſein, ſtört Euch dadurch den freien Blick, welcher jetzt ſo überaus noth thut, ſtört die Eintracht und den einigen Eifer Eurer Umgebungen, ſtört die Unterhandlung mit Spanien am empfindlichſten Punkte. Ich weiß genau, daß der Kaiſer, ein bürgerlicher Familienvater, vor allen Dingen einen Beweis zarter Rückſicht für Eleonore ſeine Schweſter, Eure tractatmäßige Braut, erwartet. Darin beſonders, hat er zu ſeinem Beichtvater geäußert, werde er Euren guten Willen erkennen, und wenn der vorhanden ſei, hat er hinzugeſetzt, ſo finde ſich alles Uebrige leichter. Dann könne er Euch Zeit laſſen, Euch mit dem Lande zu einigen über die Opfer, welche der Tractat heiſche, und mit einem rückſichtsvollen Schwager gebe es in allen Dingen eine leichtere Einigung. Der Kaiſer nun, Ihr müßt Euch deſſen erinnern, wurde auch von dem Augenblicke an zugänglicher, als die Gräfin Chateaubriant Madrid verlaſſen hatte und als die Kunde laut wurde, Euer Verhältniß mit dieſer Dame ſei aufgelöſt. Trotzdem wurde mir damals ſchon durch dritte und vierte Hand, vom Kaiſer und der Königin Eleonore ausgehend, mitgetheilt, daß letztere nicht an Eure aufrichtige Abſicht eines ehrenvollen Ehebündniſſes glauben könne, bevor Ihr nicht ein gewiſſermaßen officielles Zeugniß Eures Bruches mit der Gräfin an den Tag gelegt hättet. Es ſei mit dieſer Dame ein ganz anderes Verhältniß, als mit irgend ſonſt einer, welcher ſich Euer lebhaftes Temperament in leichter Neigung zuwende. Dieſe Gräfin habe man eine Zeitlang als wahrſcheinliche Königin betrachtet, dieſe Gräfin ſei vermählt, ihre Stellung zu Euch ſei alſo der ſtrengeren ſpaniſchen Sitte gegenüber ein Scandal, dieſe Gräfin habe einen gefürchteten und mächtigen Bruder, dieſe Gräfin endlich ſei bereits öffentlich der Hinneigung zur Ketzerei beſchuldigt worden.

Nun, wo ſoll das hinaus?

Dahinaus, daß wir Lannoy, der ſie zu ſeinem größten Erſtaunen jetzt wieder an Eurer Seite findet, einen Beweis geben müſſen, Ihr ſeiet keineswegs Willens, das Verhältniß mit der Gräfin wieder aufzunehmen. Mit dieſem Beweiſe werden wir leichtes Spiel mit ihm haben, ohne dieſen Beweis freilich möchte ich nicht dafür ſtehen, daß wir nicht zu einer unumwundenen Erklärung über den Tractat genöthigt würden, wie ſie doch wahrlich vor einem feſteren Abſchluſſe mit England und Italien nicht an der Zeit iſt. Auch Eures Rufes wegen brauchen wir Zögerung Jetzt richtet ganz Europa die Blicke auf Euch und auf den Tractat, nach einem halben Jahre aber iſt tauſenderlei Anderes geſchehen und man hat die Anſicht über den Tractat verwirrt.

Aber was ſollte das für ein Zeichen ſein? Ich kann die unſchuldige Gräfin doch nicht aus Cognac und aus meiner Nähe verbannen?!

O nein! Jede Gewaltſamkeit brächte uns auch Lautrec auf den Hals, der ohnedies ſehr ſtark auftritt und jetzt eben erſt, während ihr die Gräfin holtet, Eurer Frau Mutter eine beleidigende Scene über die vergeſſene Semblançay'ſche Angelegenheit aufſpielte. Und dieſer Lautrec iſt gefürchtet und mächtig, Ihr werdet nicht ohne Noth ſeinen Stolz herausfordern wollen!

Zur Sache, Prälat, und rede nicht, als ob ich mich vor einem Seigneur fürchtete.

Die Sache, Sire, wäre etwa folgende: Im Begriff, die Schweſter des Kaiſers zu ehelichen — wenigſtens ſagt doch der Tractat ſo — ſeid Ihr durch den politiſchen Anſtand genöthigt, von der Gräfin Françoiſe dasjenige zurück zu verlangen, was ſie als unzweideutige Zeugniſſe Eures Liebesverhältniſſes beſitzt, und was ſie zu ärgerlicher Verhöhnung der ſpaniſchen Braut gelegentlich aufzeigen könnte.

Aber ſie hat ja nie eine größere Schenkung von mir angenommen!

O, die größeren Schenkungen hätten nichts zu ſagen. Schlöſſer und Wälder ſprechen nicht von Liebe; aber die kleineren Dinge, Ringe und Spangen, Deviſen und Briefe, ſie ſind die gefährlichen Zeugen zärtlicher Neigung, ſie ſprechen zu deutlich und ſprechen unumwunden —

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen durch den Eintritt der Herzogin Louiſe. Sie war in großer Bewegung, daß Margaretha noch heute Abend Cognac verlaſſen und daß Fräulein von Heilly ſie begleiten werde.

Thörichte Weiber!

Vor allen Dingen aber, ſetzte die Herzogin hinzu, gieb Befehl, wer Lannoy empfangen und was mit ihm geſchehen ſoll; er geht unten in der Halle auf und nieder und Niemand empfängt ihn, alle Welt iſt verſtört von dem geſpenſtiſchen Wiedererſcheinen der Chateaubriant.

Foi de gentilhomme, das wird eine Laſt, König zu ſein! rief der König und ging nach der Thür.

Warum biſt Du auch ſo bürgerlich, alle alten Liebhabereien mit heiligem Reſpect zu behandeln! rief ihm die Herzogin nach.

Florentin unterrichtete ſie nun auf der Stelle, in welche Bahn er die wieder nöthig gewordene Intrigue geleitet, und ſie billigte den Weg vollkommen. Denn — bemerkte ſie haſtig — entweder widerſetzt ſie ſich mit Hilfe Lautrec's, und dann wird durch deſſen rohen Seigneur-Ton der König zu durchgreifender Härte getrieben, oder ſie nimmt es ſentimental, und weicht unter Thränenwolken großer Gefühle; jedenfalls werden wir ſie los! Dein Bisthum, Florentin, erwartet Dich in Paris, wenn Du dieſen Streich bis zum Gelingen durchführſt. Sage dem Könige, ich ſei zur Herzogin Margaretha und der kleinen Heilly, um Abſchied zu nehmen, das thut auch ſeine Wirkung. Annas Lebensluſt iſt ihm bereits unentbehrlich.

Sie war kaum hinweg, ſo kam der König zurück und zwar aufgeregt in hohem Grade. Er hatte Lannoy zudringlich und Lautrec bei ihm gefunden.

Lautrec iſt die Urſache der Zudringlichkeit geweſen; denn Lannoy weiß, daß die Foix' Eurer Majeſtät ein Haupthinderniß des Tractates ſind.

Ach was Foix'; was bedeuten mir die Foix'!?

Zeigt das dem Vicekönige, Sire, und Ihr werdet ſogleich ſehen, wie er den Ton ändert.

Der König fragte nach ſeiner Mutter und eilte ihr auf der Stelle nach, als Florentin mittheilte, was ſie hinterlaſſen. „Das fehlt noch," rief er beim Hinausgehen, „daß ich mit der Langweiligkeit allein in Cognac bliebe!"

Kaum war er hinaus, ſo ſetzte ſich Florentin an den Schreibtiſch, welcher in der Fenſterbrüſtung ſtand, und entwarf den Brief, welchen der König an die Gräfin Françoiſe ſchreiben ſollte. Er wußte gar wohl, daß es leichter ſei, ihn zur Unterſchrift für ſolch einen Brief als zur Abfaſſung desſelben zu bewegen. Ein Federzug kann ohne Ueberlegung geſchehen, aber der kleinſte Brief kann auf hundert Gedanken führen, und am Ende wäre die Liebenswürdigkeit des Königs im Stande, ein ſolches Opfer dergeſtalt von Françoiſe zu verlangen, daß dieſe nichts weiter darin erblickte, als ein durch die Politik abgenöthigtes äußerliches Opfer.

Als der König zurückkam, dunkelte es bereits. Die Herzogin Louiſe hatte ihm rund heraus erklärt, daß er die ſchöne Anna in ſeinem Leben nicht wiederſehen würde, wenn er nicht ein Ende mache mit dieſem überlebten Chateaubriant'ſchen Verhältniſſe, und wenn er dieſer ſo harmloſen Anna, die ihm vom erſten Tage ihrer Bekanntſchaft an ſo anmuthig offen zugethan geweſen ſei, nicht ein Pfand wirklicher Zuneigung einhändige, ſei es auch nur der einzige Ring, welchen Gräfin Françoiſe noch heute bei Tafel zur Schau getragen habe. Des Königs Salamander, umſchloſſen von einer Deviſe, könne doch auch in der That nur von einer Dame am Finger getragen werden, wenn dieſe Dame des Königs volle Liebe und die volle Achtung der Welt genieße. Nur unter ſolcher Bedingung, hatte die Kupplerin hinzugeſetzt, könne ſie dies ihr anvertraute Mädchen der Neigung des Königs überlaſſen. Sie iſt mein Schützling — hatte ſie geſchloſſen — und ich habe ſie deshalb auch vor Dir bisher wie einen Augapfel behütet; ich werde nun mehr thun, als ſie behüten, ich werde ſie

Deinem Blicke für immer entziehen, wie ſehr es auch weinen mag das ſonſt ſo luſtige Geſchöpf! — Und in der That hatte der gewaltſam ins nächſte Zimmer eindringende König das heitere Mädchen in Thränen beim Einpacken ihrer Putzſachen gefunden. — „Wartet bis zum nächſten Morgen!“ hatte der König geſagt, „ich werde einen Ausweg ſuchen. Wo iſt Margaretha?“ — Man hatte es nicht gewußt. Wahrſcheinlich ſei ſie ſchon nach Angoulême voraus.

Mit dieſen Eindrücken kam der König zurück nach dem Zimmer, in welchem Florentin mit dem fertigen Briefe ſeiner harrte.

Was haſt Du da geſchrieben? Das iſt an die Gräfin? Prieſter, das iſt ja meine Handſchrift! Bin ich blödſichtig, oder biſt Du ein Verbrecher?

Ich bin ein Verbrecher, Sire. Oder vielmehr meine Hand iſt's, denn ich habe es abſichtslos gethan. Ich hatte mich in Euer Verhältniß zur Gräfin vertieft, und in Gedanken auf das Papier geworfen, was bei einer ſo mißlichen Situation, dem Herzen nicht zu allergrößtem Leide und der Politik doch zum Vortheile, geſagt werden müſſe; und dabei war mir ſelbſt die Täuſchung ſo groß geworden, daß die Handſchrift der Eurigen ähnlich gerathen iſt.

„Mehr als ähnlich — und das wird nicht Dein Vortheil ſein.“ — Dies vor ſich hinſprechend ſchrieb der König, gleichſam um die Handſchriften zu vergleichen, ſein „François“ unter den Brief, betrachtete die Schrift und ſchüttelte das Haupt. Er ſchien den Sinn der Worte gar nicht zu beachten, es war auch ſchon zu dunkel, um mit Leichtigkeit leſen zu können, er ſchien nur die Aehnlichkeit der Schriftzüge zu prüfen. Dann legte er den Brief auf den Tiſch und ging an das entgegengeſetzte Fenſter, durch welches man auf den Hof und die Rampe des Schloſſes blickte.

Der dreiſte Florentin benutzte den Augenblick, um den Brief zu falten und ihm die Aufſchrift zu geben.

Wo iſt Brion?

Wahrſcheinlich noch bei der Gräfin Françoiſe! Er muß ihr doch treu ergeben ſein. Solche Treue tröſtet jede Frau.

Sag ihm, wie die Umſtände mit Lannoy liegen, und was mich zu dem Schritte genöthigt. Er ſoll der Gräfin den Brief übergeben, und ſie in liebevoller Weiſe auf die Nothwendigkeit der Maßregel aufmerkſam machen. Setze in einer Nachſchrift hinzu, daß ich ihr für die Bagatellen, welche ich zurückerbäte, Schloß Chenonceaux ſchenkte am Cher in der Touraine, baſta!

Ehe er dieſe entſcheidenden Worte geendigt hatte, riß er das Fenſter auf und rief in den Hof hinab nach ſeinem Montpezas, der vorüberſchritt: Montpezas, beſtelle Roſſe, Fackeln und Jäger, in einer halben Stunde brechen wir auf zur Jagd.

Florentin hatte die dreiſte Abſicht, der Gräfin Françoiſe den Brief mit der entſetzlichen Forderung ſelbſt zu überreichen. Man kann nicht wiſſen, dachte er, wie ſolch ein Liebhaber auch das Giftigſte unſchädlich zu machen wiſſe. Noch eins! fuhr es ihm durch den Sinn: damals in Fontainebleau hatte ihm durch Vermittelung der Herzogin Louiſe Florio ein Fläſchchen italieniſchen Giftes eingehändigt für den Fall, daß Françoiſe in der Verzweiflung ſelbſt nach einem ſolchen Endmittel verlange. Er führte es ſeit der Zeit immer wohlverwahrt bei ſich und eilte jetzt nach ſeinem Zimmer, um es einzuſtecken. Vielleicht verlangte ſie's heut! Und ihr ſei wohler, dachte er aufrichtig, ſie ſei hinweg aus dieſer Welt, die nach ſo völligem Bruche mit dem Könige ihr nur Entſetzen und Trauer biete. Er dachte noch weiter: dieſe Neigung zwiſchen König Franz und Françoiſe hatte ihm das Anſehen, als ſei ſie für beide Theile nur durch den Tod zu endigen. Wie ungleich in der Laune Franz auch gegen Françoiſe ſei, ſein Herz gehöre ihr doch immer und immer wieder, und Françoiſe ſei ſeine einzige wahre Liebe. Ueber kurz oder lang könne er ſie wieder aufſuchen, und dieſer Kampf gegen ein ungelegenes Weib müßte von Neuem Zeit und Kräfte in Anſpruch nehmen. Er wollte ſie ja auch nicht vergiften, er wollte ſie nur für den Fall rettungsloſer Verzweiflung mit einem Hilfsmittel ausrüſten! — Mit Grundſätzen bloßen Eigennutzes und ohne irgend eine religiöſe Ueberzeugung kommt man ja inmitten großer Intriguen am Ende immer unverſehens dicht an die Seite des unmittelbaren Verbrechens. Und man kleidet ſich's und ſtreichelt ſich's, je länger man's neben ſich hat, ſo artig zurecht daß man es zuletzt ſelber nicht mehr erkennt, und es für ein harmloſes, von der unkundigen Welt nur verſchrienes Weſen hält.

Margot kam ihn entgegen, als er in das Vorzimmer der Gräfin trat, und fragte ihn ziemlich unwirſch, was er wolle. Du bringſt der Franciſca immer nur Trauriges, ſetzte ſie hinzu, und findeſt jetzt eben die Seigneurs Lautrec und Brion bei ihr, welche Dich ebenfalls nicht leiden können. Was treibſt Du denn eigentlich, daß Du Dich mit aller Welt verfeindeſt?

Vor Lautrec fürchtete ſich Florentin; in deſſen Gegenwart den Brief zu überreichen ſchien ihm lebensgefährlich, denn wenn dieſer eiſerne Menſch einmal in Zorn gerieth, ſo war ein Degenſtoß durch den Leib für jeden verdächtigen Nachbar zu beſorgen. Florentin entſchloß ſich alſo ſogleich, die eigene Abgabe des Briefes und den ſie begleitenden Commentar aufzugeben. Lautrec's Zorn, meinte er, wird mich wol erſetzen! — Er bevollmächtigte alſo ſeine Mutter, den Brief an Brion einzuhändigen, und dieſem im Namen des Königs die Ueberreichung desſelben an die Gräfin aufzutragen.

Das iſt wol wieder ein Unglück? fragte Margot ängſtlich.

Gott bewahre! der König will eine Jagd bei Fackelſcheine veranſtalten! erwiderte Florentin, und zog den Brief ſammt dem Fläſchchen aus ſeiner Bruſttaſche.

Was iſt in dem Fläſchchen?

Still, das iſt nicht für Euch Frauen! Aber es kann Dich belehren, wie Unrecht Du mir thuſt, indem Du mich immer üblen Willens gegen Franciſca zeihſt. Mit großer Gefahr hab ich dies Fläſchchen den Spaniern entriſſen, die um ihrer Königin von Portugal willen, welche der König heiraten ſoll, unſere Francisca aus dem Wege räumen wollten —

Gerechter Gott!

Still! Die Gefahr iſt nun vorüber, wir haben's in Händen das Gift!

Gift! Um Gotteswillen, gieb her, daß ich's vernichte!

Nein, nein! Du könnteſt Schaden damit anrichten!

Ich! laß los!

Befaſſe Dich nicht mit ſolcher Gefahr, Mutter! Auch um es zu verſchütten, bedarf es der größten Vorſicht, ein zufällig vergoſſener Tropfen kann ein Geſchöpf tödten, und es iſt ſtark genug, um die Charente zu vergiften.

Aber er hatte ſich's ganz gern entreißen laſſen, und blickte ſchadenfroh der hinwegeilenden Margot nach.

Wie ſollte man die Scene beſchreiben, welche der Ueberreichung des Briefes folgte! Françoiſe fiel aufſchreiend von ihrem Seſſel, und während Margot und die auf den Schrei herbeieilende Chimene damit beſchäftigt waren, ſie in das zerſtörte Leben zurückzurufen, laſen die Männer den Brief.

Unterdeß war es dem Könige leid geworden, daß er ſich zur Zurückforderung der Liebespfänder hatte bewegen laſſen. Florentin hatte Recht: Franz liebte Françoiſe dauernd. Gewiſſenspein, erhöht durch die ſpaniſche Angelegenheit, welche ebenfalls ſeinen Charakter unaufhörlich quälte, trieb ihn umher, und machte es Martin faſt unmöglich, ihm die Jagdkleider anzulegen. Der beſſere Menſch behielt im Könige die Oberhand, und er eilte hinüber nach Françoiſens Zimmer, um die Forderung zurück zu nehmen, ſein Unrecht zu erklären und abzubitten.

Im Vorzimmer aber trat ihm Lautrec ſchon entgegen, der ſeinerſeits auf dem Wege war, in die Gemächer des Königs zu bringen, und ſeinem Zorne furchtbaren freien Lauf zu laſſen. Dieſe Begegnung zerſtörte alle Hoffnung für Françoiſe, denn

Lautrec überfiel den König mit einer ſolchen Fluth von Vorwurf und Schmähung, daß dieſer ebenfalls erzürnt und auf ganz andere Gedanken als Gedanken der Abbitte kommen mußte. Eine kurze Weile hatte des Königs perſönliche Stimmung den Vorwürfen Lautrec's widerſtanden, als dieſer aber auf keine Beſchwichtigung hören wollte und dem Könige den Weg mit den Worten vertrat: „Franz von Valois iſt unwürdig, die Schwelle einer Gräfin von Foix wieder zu betreten!“ und dabei die Hand an den Degen legte, da war des Königs verſöhnliche Geduld am Ende, und er riß das Schwert aus der Scheide. Auch ihm ſchwollen die Adern des Antlitzes auf, wie Lautrec, und mit grimmiger Stimme rief er dieſem zu: Tritt zur Seite, frecher Lautrec, oder ich trete auf Deine Leiche!

Lautrec war nicht der Mann, einer Drohung ſich zu beugen, am allerwenigſten im Zorne und in einer ſolchen Herzensangelegenheit. Denn der Stolz des Foix'ſchen Hauſes war ſeinem Herzen ein Lebensintereſſe, und die Schweſter war ihm ſeit Kurzem theurer als je. In einem Nu alſo war ſein Schwert blank, und hier war König Franz in größerer Gefahr als damals im Schwerterſtreite mit Chateaubriant: Lautrec war ein furchtbarer Fechter, furchtbar, weil er außerordentliche Geſchicklichkeit und weil er die praktiſche Kriegsübung beſaß, welche ohne Firlefanz der Hand- und Armſtöße geradeaus auf des Gegners Bruſt eindringt, endlich weil der König, der bereits zur Jagd gerüſtet, nur das kürzere Jagdſchwert gegen Lautrec's langen Degen hatte.

Françoiſe ſelbſt, ſein ſtets von ihm gemißhandelter Schutzengel mußte es wieder ſein, welche ihn rettete. Aus ihrer Betäubung erwachend hörte ſie die heftigen Worte der Streitenden. Und wenn ſie vom Todesſchlafe erwacht wäre, hätte ſie aus tauſend Stimmen die des Königs erkannt. Schwerterklirren folgte; ſie ſprang auf! Wo iſt Lautrec?

Brion, entrüſtet über den König und von widerſtreitenden Gefühlen hin und her geworfen, deutete ſchweigend nach der Thür zum Vorzimmer. Er mochte keine Partei nehmen.

Er ficht mit Franz! rief Françoiſe und eilte aus der Thür. Haltet ein! ſprach ſie mit ruhiger Stimme und trat zwiſchen die Schwerter, als ob es ihr Wunſch geweſen wäre, durchbohrt zu werden.

Die Kämpfenden fuhren beide erſchreckt mit den Schwertern zurück. Françoiſe war todtenbleich.

Dies iſt Dein König, Lautrec! ſprach ſie, ohne den König anzuſehen. Ich bitte ihn für Dich um Verzeihung; er wird ſie mir gewähren —

Mehr als das! Mehr als das, Françoiſe — er war plötzlich gefaßt und vom Anblicke der todtenbleichen Françoiſe bis zu Thränen gerührt. — Gebiete über mich!

Ich danke Euch. Mehr will ich nicht.

Gebiete, Françoiſe! und hierbei warf er ſich vor ihr auf die Kniee, und weinte wirklich, — gebiete, fordere, damit ich meine Scham vergeſſen kann, ich flehe zu Dir, fordere meine Krone!

Ich danke Euch! Es iſt zu ſpät.

Und hiermit wandte ſie ſich nach ihrem Zimmer.

O mein Gott! rief der König und ſtreckte die Arme nach ihr aus, mein Gott, Du haſſeſt mich, Françoiſe!

Nein, Franz! erwiderte ſie mit derſelben ruhigen Stimme, immer ohne ihn anzublicken und trat in ihr Gemach. Der König und Lautrec hörten, daß ſie es hinter ſich verſchloß.

Franz erhob ſich, aufgelöſt wie man ihn nie geſehen und ſtürzte Lautrec um den Hals: Oh, Ihr ſeid edel und gut und nur ich, auf deſſen Schultern ein gefährdet Königreich laſtet, nur ich werde zu Verirrungen getrieben, die meiner Seele fremd ſind, Lautrec, fremd, wildfremd. Erhalte mir meine Françoiſe, meinen guten Engel, Lautrec, ſonſt bin ich verloren, ſonſt ſind wir alle verloren.

In dieſem Augenblicke tönten die Fanfaren der Jagdhörner von der Rampe herauf und Florentin trat in das Vorzimmer. Dem Könige nachſpähend, hatte er mit Schrecken entdeckt, daß dieſer zur Gräfin geeilt ſei; der Dämon trieb ihn, endlich einmal zu unglücklicher Stunde, dem Könige nach, und als der König von den Fanfaren aufgeſchreckt ſich von Lautrec abwandte, war der Prälat der erſte Gegenſtand, welcher ihm ins Auge fiel.

Ha Du, rief Franz, und der wunderbar jache Wechſel der Stimmungen bewerkſtelligte ſich in ihm wie ein Blitz, Du an meinen Ferſen, ſchlechtes Gewiſſen! Du, der Du des Königs Handſchrift nachahmſt! — Lautrec, dieſer Schleicher hat den abſcheulichen Brief an Françoiſe geſchrieben! — Du böſer Dämon ſollſt fertig ſein mit mir. Wenn Du in fünf Minuten noch auf Cognac biſt, wenn Du auf hundert Meilen noch einmal meinem Hofe nahe kommſt, ſo ſoll Dich Deine farbige Kutte vor empfindlicher Züchtigung nicht ſchützen. Marſch!

Aber auch noch im Sturze war dieſer Prieſter der Gräfin Françoiſe ſchädlich geweſen: er hatte die einer mißhandelten Liebe gerechte Reue des Königs unterbrochen. — Ohne dieſen Wechſel wäre es dem Könige vielleicht nicht möglich geweſen, jetzt aufs Pferd zu ſteigen und zur Jagd bei Fackelſcheine und luſtigem Hörnerklange hinaus zu reiten in die Wälder.

Ach, in Françoiſens Seele gab es keine Unterbrechung mehr für die Erkenntniß des Unglücks. So ſteht der Beſitzer eines Palaſtes vor der Feuersbrunſt, welche dies ſein Haus verzehrt, und die helle Lohe läßt ihm nicht den geringſten Zweifel mehr übrig, daß Alles, Alles verloren gehe, daß kein Schmuck, kein ſtiller Winkel von ſeinem Beſitzthum übrig bleibe, und er nichts zu thun habe, als einſam hinauszuwandern in die unwirthliche, bedrohliche Nacht.

Aber ſie war ſo gründlich vorbereitet worden für das entſcheidende Unglück, und ſie hatte eine zum großen Opfer ſo reiflich ausgebildete große Seele, daß ſie keine Ausflucht ſuchte, daß ſie den Muth, ja das Bedürfniß hatte, ihr Schickſal nicht nur ganz und ohne Zucken hinzunehmen, ſondern es auch in ganzer Schwere über ihrem Haupte zu verſammeln.

Das Glück iſt unmöglich — ſprach ſie leiſe zu ſich — das Glück, für welches Du heilige Pflichten hintangeſetzt, ſo ergieb Dich nun auch ganz den Pflichten und deren drohender Rache.

Sie entfernte Brion und Lautrec, ſie wehrte Chimene und Margot von ſich und ſaß eine halbe Stunde im dunklen Zimmer allein. Sie weinte keine Thräne, die Zeit der Thränen war vorüber, ach, ſie hätte ſagen können: die glückliche Zeit der Thränen. Denn als ſie noch weinen konnte, da konnte ſie ſich auch noch in Täuſchungen, in Hoffnungen für die Zukunft ſchaukeln. Nach jener letzten Täuſchung, nach jenem letzten Schritte des Königs gab es keine Hoffnung, keine Zukunft mehr für ſie. Der König mochte verleitet ſein, ſei's durch was es ſei, darüber war kein Zweifel möglich: der König iſt lieblos!

Sie faßte in jener halben Stunde einen unwiderruflichen Beſchluß, ſie verfaßte ihr Teſtament wie ein Menſch, der in nächſter Stunde den Tod erwartet. Darauf rief ſie Guernard. Er brachte Licht, und ſie reichte ihm ein prachtvolles Käſtchen, welches aus Elfenbein geſchnitzt und mit Golde ſtrotzend ausgelegt war. Dies Käſtchen enthielt alle Ringe, Spangen und Ketten, welche ſie vom Könige beſaß. Nimm all den Schmuck heraus — befahl ſie in einem Tone, der keinen Widerſpruch duldete — und ſchmilz ihn über dem Feuer zu einem Klumpen.

Dann ſchrieb ſie an den König. Und als dies geſchehen war, ſchlug ſie ihre nothwendigſten Habſeligkeiten in ein ſeidenes Tuch. Es fiel ihr dabei auch das Fläſchchen in die Hände, welches Margot in der Angſt um ihre ohnmächtige Herrin auf den Teppich geworfen hatte. Sie ſah, daß mit italieniſchem Worte auf dem Boden des Fläſchchens geſchrieben ſtand: „Gift“. Ihre Hand zuckte — —

Aber ſie wollte ſich ihrer Pflicht nicht entziehen. Sie hatte es um Liebe gethan, ſie wollte es nicht thun um des Leids willen, das ihrer harrte. Ach, ihr Mutterherz hatte wol ſchweigen können, aber gelebt hatte es immer. Wie willkommen ihr ein raſcher Tod geweſen wäre, er iſt mir nicht geſtattet, flüſterte ſie, ich gehöre meinem Kinde, ich gehöre meinem — Gatten!

Sie wollte allein nach Schloß Chateaubriant; nur Guernard ſollte ſie begleiten, und noch in dieſer Stunde wollte ſie auf den Weg.

König Franz ahnte dies nicht. Allerdings gab er ſich der Jagd nicht hin, wie er es vorgehabt hatte bei Anbefehlung derſelben: er entführte die ſchöne Anna wol in einſame Waldthäler, doch nicht um mit ihr zu koſen, ſondern weil ein zerſtreuter unruhiger Geiſt ihn trieb, und raſtlos, ſchweigend führte er das durch ſein Schweigen verſtörte Mädchen in ungehemmtem Roſſeslaufe weglos und ziellos hierhin und dahin. Sie war zum Oefteren nahe daran, zu verunglücken, denn in dieſen abgelegenen Theilen des Waldes fehlte der Fackelſchein. Am Ende rief ſie dem Könige zu, ſie könne ſich nicht mehr auf dem Pferde erhalten. —

Dies geſchah um dieſelbe Zeit, da Chimene Françoiſens Abſicht einer heimlichen Flucht entdeckte, Lautrec herbeirief und die Gräfin beſchwor, ihre Begleitung anzunehmen. Sie abzuhalten von der Reiſe nach Chateaubriant ſchien unmöglich, Lautrec und Chimene beſtanden auch nicht darauf, ſie fühlten, daß es ſich um eine dem Gewiſſen nothwendige Buße, um einen feierlichen Lebensſchluß handle, ſie baten nur dringend um Erlaubniß des Geleits bis an die Pforte von Chateaubriant, ſie beſtanden darauf, als Françoiſe erwiderte: allein bin ich geflohen, allein will ich heimkehren.

Dadurch ward ihre Abreiſe ſo weit verzögert, daß Franz noch Zeit hatte zur Rückkehr nach Schloß Cognac, bevor ſie ſelbiges verließen, wenn er einer plötzlich in ihm aufſchreienden inneren Stimme folgte. Er hielt nämlich ſein Pferd nicht an, um der erſchöpften Anna beizuſtehen, nein, er that's, ohne auf dieſe zu achten, er that's vor ſich hinſtarrend in den ſchwarzen Wald, als ob er Geiſter ſähe, die um ſein Haupt herum ſchwebten, als ob er einem Geflüſter derſelben, das ſchwer zu verſtehen ſei, aufmerkſam horchte, mit halb geöffnetem Munde horchte. „Sie verläßt mich?!" ſchrie er auf einmal mit entſetzlicher Stimme. Sie hallte ſchauerlich im finſtern Buchenwalde wieder, und Anna fürchtete ſich bis zum Zittern vor ihm, der ihr den Verſtand zu verlieren ſchien.

Eine Minute horchte er nach dieſem Ausrufe noch unbeweglich, dann ſtieß er einen unarticulirten ſchmerzlichen Ton aus, und flog mit ſeinem Pferde in den wegloſen hohen Wald hinein, als ob Roß und Reiter ſich das Haupt zerſchellen ſollten an den harten Buchenſtämmen.

Wenn er ſo fortreitet, findet er Françoiſe noch auf Cognac und vielleicht gelingt es ihm gut zu machen, was freilich nur durch eine ſtrenge Umwandlung ſeines Weſens gut zu machen iſt. Schon war er dicht am Ausgange des Waldes und ſah die Lichter des hochgelegenen Schloſſes Cognac ſchimmern; da war die Kraft des Roſſes erſchöpft: es ſtrauchelte, indem es einem Stamme ausbiegen wollte und flog mit dem Könige voller Wucht gegen eine andere Buche, alſo daß Roß und Reiter ſchwer verwundet zu Boden ſtürzten.

Die Verwundung des Königs war ſtark und gefährlich: er konnte nicht wieder aufſtehen, ja er konnte nicht rufen, er wurde von Zeit zu Zeit ohnmächtig vor Schmerz. — Es dauerte über eine Stunde, ehe das Geſchrei der ſich zu Tode fürchtenden, verlaſſenen Anna Jäger herbeizog, es dauerte noch viel länger, ehe man den König auffand. Der Frühlingsmorgen ſtieg ſchon über die Baumkronen empor, als er auf einer Tragbahre unter heftigen Schmerzen auf Cognac ankam. Seine erſte Frage war dennoch nach Françoiſe.

Sie hat dies elfenbeinerne Käſtchen geſendet —

Und?

Man ſagt, ſie ſei gegen Mitternacht mit Graf Lautrec fortgeritten.

O, mein Gott! mein Gott! — Oeffne das Käſtchen! Was enthält's?

Einen Klumpen Gold und dieſen Brief —

Oeffne ihn, ich kann meine Hände nicht bewegen, raſch! Halt ihn mir zum Leſen vor!

> „Dies ſind die Ringe, Spangen und Ketten, welche mir der König geſchenkt; es fehlt nicht der kleinſte Reif daran. Die Briefe und Deviſen, welche er mir geſchrieben, ſind in mein Herz gegraben, wie ſoll ich ſie ihm wiedergeben, da er mein Herz verſchmäht hat, oder nicht verſteht? Möge er glücklich ſein! Auf Gottes weiter Welt wünſcht es vielleicht Niemand ſo von Herzen als
>
> Françoiſe von Chateaubriant.“

O mein Gott, mein Gott, welch eine Perle hab' ich blind und frevelhaft mit Füßen getreten! rief ſchluchzend der König und verhüllte ſein Haupt. Moraliſche und körperliche Schmerzen ſchüttelten ſeinen Leib, daß er jammervoll ſtöhnte.

Laß zwanzig reitende Boten gen Barbézieux, gen Pons, gen Angoulême jagen — ſchrie er plötzlich mitten in ſeinen Schmerzen auf — jeder Fußpfad, der nach der Garonne hinabführt, ſoll verfolgt werden, und weiter immer weiter, wenn man ſie nicht einholt bis nach Foix hinauf! Der König ließe ſie fußfällig bitten, ſie möge nach Cognac zurückkehren, ich wäre am Tode, ich könnte nicht ohne ſie ſterben!

Louiſe von Angoulême war zugegen, und ſie litt wie unter tauſend Schwertern: ihr Florentin verbannt, ihr Sohn in Lebensgefahr, und die verhaßte Chateaubriant in des Sohnes Herzen mächtiger als je. Denn auch ſie wußte nicht, daß Françoiſe, die man nach Süden hin ſuchte, nach Norden hinabritt.

15.

Graf Chateaubriant wartete in ſeinem Thurme. Es war Florentins Werk geweſen, daß er nach des Königs Abreiſe von Fontainebleau nichts mehr unternommen hatte. So willkommen der Herzogin und dem Prieſter ein ſolcher Verbündete geweſen wäre, nach den heftigen Schritten, welche er gewagt, und nach dem Antritte der Regentſchaft Seitens der Herzogin, ſchien es ihnen doch nicht mehr rathſam, die vom Könige empfohlene Gräfin ihm Preis zu geben. Die Unſchicklichkeit wäre zu groß geweſen, und jedes ſolche Attentat auf die Gräfin hätte den König zu ſehr für dieſe aufgeregt. Man erwartete ohnedies zuverläſſig, daß Françoiſe, ſchnöder Behandlung ſatt, über kurz oder lang Fontainebleau verlaſſen werde; dann erſt, wenn ihrem Rufe hierdurch ein heftiger Stoß verſetzt worden, würde es an der Zeit ſein, ſie auf eine geſchickte Weiſe dem Grafen zu überantworten. Daß dieſe Flucht aus Fontainebleau nur eine halbe Wirkung haben, durch die Schlacht bei Pavia aus den Augen gerückt werden und daß deren erwartetes Verhängniß ſich erſt in Madrid erfüllen werde, das alles konnte man nicht vorausſehen. In jener Nacht alſo, da der König nach Italien zog, war Florentin im Getümmel zu Chateaubriant getreten und hatte ihn gewarnt vor längerem Verweilen. Obwol der Regentin die Neigung des Königs zur Gräfin widerwärtig und ſie vielleicht eben ſo lebhaft wie er eine Beendigung des Verhältniſſes wünſche, ſo müſſe ſie doch jetzt des Anſtandes halber die Gräfin ſchützen. Der Graf hätte alſo ſtrenge Maßregeln gegen ſich zu erwarten, wenn er länger hier verweile. Dagegen möge er verſichert ſein, daß man raſtlos in ſeinem Intereſſe handeln werde. Allmonatlich ſolle er Nachricht erhalten, und der Prieſter wußte es ihm einleuchtend zu machen, daß man ſo ohne ſein Zuthun zu einer paſſenderen und leichteren Löſung des Verhältniſſes gelangen werde, als wenn er, unbekannt mit den feineren Fäden, ſich hinein miſche. Chateaubriant war damals unfähig zu neuen Plänen, er litt von dem Sturze heftige Schmerzen am Kopfe, und was die Ueberredung des Prieſters nicht vermocht hätte, das hätte das ſchwindlichte Gefühl perſönlichen Unvermögens, das Bedürfniß augenblicklicher Ruhe bewirkt: er beſchied ſich und ging nach der Bretagne zurück. Die monatlichen regelmäßigen Nachrichten, welche ihm ein Mönch aus Angers brachte, überzeugten ihn, daß ſeine Angelegenheit in ſorgfältigen Händen ſei und daß er zuwarten könne. Auch fühlte er ſich während der Abweſenheit des Königs weniger getrieben, und er unternahm nichts gegen die Gräfin, als man endlich erfahren hatte, ſie ſei in Foix, weil ihm Florentin ſagen ließ: das Verhältniß ſei bereits durch der Gräfin Flucht aus Fontainebleau ſo gut wie aufgelöſt, er möge ſeine endlichen Maßregeln aber ja ſo lange verſchieben, bis der König zurückgekehrt ſei. Wäre dies erſt geſchehen, und hätte ſich dieſer ohne die Gräfin wieder in Frankreich eingerichtet, ſo hätte es keine Bedeutung, was mit der alsdann vergeſſenen Françoiſe geſchähe. Widerführe ihr aber jetzt etwas Auffallendes, ſo könnte es noch bewegend auf den König wirken, in Theilnahme für die Gräfin, in thatſächlichem Haſſe gegen den Grafen. Nach der Kataſtrophe von Pavia waren die Mönchsnachrichten lange ausgeblieben, aber von Madrid aus war im Winter die Mittheilung gekommen, es ſei jetzt Alles zwiſchen dem König und der Gräfin zu Ende und ſobald Florentin mit dem Könige aus Spanien heimgekehrt, dann werde er dem Grafen den Zeitpunkt bezeichnen, von welchem an er rückſichtslos gegen ſeine Gattin verfahren könne.

Auf Bezeichnung dieſes Zeitpunktes wartete jetzt Graf Chateaubriant mit Geduld: er hatte hinreichende Proben gehabt, daß er ſich auf Florentin verlaſſen könne. Florentin aber war durch die Ereigniſſe in Cognac überraſcht worden und ſo hielt die Gräfin Françoiſe mit Chimene, Lautrec und Margot vor dem Schloſſe Chateaubriant, ohne daß der Graf eine Ahnung von ihrer Ankunft hatte.

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen und der Graf war in den Wald hinaus geritten, um ſeine Falken ſteigen zu laſſen. Gillover bewachte das alte Thurmſchloß, in welchem Louiſon mit Conſtance am nördlichen Fenſter ſaßen und über die Chère nach dem Forſte hinüber blickten, in welchen der Graf geritten war. Sie ſahen alſo die Ankömmlinge nicht, denn dieſe kamen von Süden. Es war todtenſtill im neuen Schloſſe, vor welchem ſie abſtiegen, und der Gräfin, welche hier von ihren Begleitern Abſchied nehmen wollte, ſchlug das Herz lebhaft. War es das Herz der Mutter, welche ihr Kind wiederſehen ſoll, oder war es das Herz der Gattin, welche vor ihren Richter treten und ſich deſſen Gericht unterwerfen wollte?

Sie hatte eiſern darauf beſtanden, geraden Weges daher zu reiten. Umſonſt hatten Lautrec und Chimene gebeten, ſie möge ſich in ein Kloſter zurückziehen. Und meine Tochter? Und meine Pflicht? hatte ſie unerſchütterlich erwidert. Das aber hatten ſich Lautrec und Chimene hinter ihrem Rücken gelobt, ſie an der Schwelle von Chateaubriant nicht zu verlaſſen, ſondern ſie einzuführen und ihr längeres oder kürzeres Bleiben von dem Benehmen des Grafen abhängig zu machen.

Das erklärten ſie ihr jetzt, als ſie von den Pferden geſtiegen waren. Sie widerſprach, aber man ſah, daß ihre Glieder zitterten und daß ihr Widerſpruch ſchwach war.

Es zeigt ſich kein Menſch? rief Lautrec.

Ah, da iſt Baptiſte, der mich verlaſſen hat! ſagte die Gräfin mit halber Stimme, auf den Diener blickend, der haſtig hinter dem alten Schloſſe hervorkam und auf ſie zueilte. Er mäßigte indeß plötzlich ſeine Eile, indem er nach dem Fenſter im Mittelſtocke des alten Schloſſes verſtohlen hinaufſah und kam nun langſam näher zur ſteinernen Brücke, auf welcher die Ankömmlinge ſtanden.

Nun, Baptiſte, Du haſt mich verlaſſen! So komm' ich nun ſelbſt, zu fragen nach Conſtance. Wie geht's meiner Tochter? ſprach die Gräfin ſanft.

Oh, oh! entgegnete ſtockend Baptiſte, und wiſchte ſich die Augen — treten Sie nicht hinein! Jetzt iſt's noch Zeit; er iſt nicht da, der Herr Graf! Das Schloß iſt leer wie eine Kirche — kehren Sie um! Nein, nein, das iſt am Ende der Augenblick, Conſtance zu nehmen! Wir ſchlagen die Thür ein zum alten Gillover und eh' er zurückkommt, ſind wir fort.

Jetzt nicht mehr, Baptiſte! Das iſt zu ſpät — Du hätteſt mich früher nicht verrathen ſollen!

Oh — gnädigſte Frau Gräfin! wenn ich Ihnen — und dies ſagte er ihr ganz leiſe — in meinem Leben noch was nützen ſollte, ſo mußt' ich's wohl ſo machen. Sonſt hätte er mir nie wieder getraut, und zu helfen war damals doch nicht. Thun Sie auch ja garſtig gegen mich, wenn Sie hier bleiben — aber 's iſt beſſer, Sie bleiben nicht hier.

Ich muß bleiben, Baptiſte — geh' und melde uns!

Gillover öffnet nicht, wenn er Sie erblickt, das iſt ein Satan!

So geſchah es denn auch: Gillover öffnete die Brückenpforte nicht und Françoiſe konnte ihr Kind nicht ſehen. Man mußte auf die Rückkehr des Grafen warten, und da dieſe erſt gegen Abend erfolgen konnte, ſo mußte man ſich in dem verödeten Schloſſe einrichten auf die Gefahr, daß der heimkehrende Wirth die ungeladenen Gäſte aus der Thür weiſe. Dieſe Unſicherheit machte den Tag zu einem überaus qualvollen für alle Theile: wie in ſchwüler Gewitterluft, die jeden Augenblick mit zerſtörendem Blitze ſich entladen könne, bewegten ſie ſich einher.

Françoiſe fand ihre Zimmer ſo, wie ſie ſelbige bei ihrer ſchnellen Abreiſe nach Blois verlaſſen: das Kleid, welches ſie damals abgelegt, um den Reifrock anzuthun, hing noch über dem Seſſel. Ach, ſeufzte die Angſt in ihr, hätteſt Du es doch nie vertauſcht! Dicker Staub lag auf allen Geräthen, keines Menſchen Fuß ſchien ſeit jener Zeit in dieſen Räumen geweſen zu ſein. Ein Vöglein, welches ſie ſich im Bauer gepflegt, war dabei zu

Grunde gegangen: kaum noch kennbar lag es als verweſte Leiche am Boden des Bauers. Uebler, ſtockiger Geruch erfüllte die Zimmer, ſo wie er aus ſchlimmen Gefängniſſen entgegen dringt.

Es hatte für ſie etwas beſonders Qualvolles, daß ſie ſich jetzt hier einrichten ſolle, um vielleicht bei der Rückkehr des Grafen ſogleich wieder ausgewieſen zu werden. Aber die Frauennatur geſtattete es doch nicht anders: Margot half lüften, abſtäuben und ordnen, und ein ununterrichteter Zuſchauer hätte glauben können, es handle ſich hier um nichts weiter, als um häusliche Behaglichkeit.

Während dem gingen Chimene und Lautrec in der prächtigen Gallerie dieſes neuen Schloſſes auf und nieder. Dieſe Gallerie ward durch vierzig Arkaden gebildet, und galt für ein Wunder des Luxus in der anſpruchsloſen Bretagne. Chimene war wieder in Frauenkleidung: im letzten Nachtquartiere hatte ſie ſich der Knabentracht entledigt, doch nicht ohne ein demüthigendes Gefühl. Des Königs wegen, der ſie nicht erkennen, der durch ſie nicht wieder gehindert werden ſollte in ſeiner Aufmerkſamkeit für Françoiſe, hatte ſie die Verkleidung gewählt, und hatte auf Cognac erfahren, daß dies eine ganz überflüſſige Sorge geweſen ſei. Franz hatte mit keiner Silbe nach Chimene gefragt. Ein Mädchen ſei noch ſo aufopfernd für ihre Freundin, ſie weiſe noch ſo tapfer den Liebhaber ihrer Freundin zurück, wenn er ſtatt der Freundin ihr ſelbſt den Hof macht, ſie wird doch einer ärgerlichen Empfindung nicht entgehen, wenn der Liebhaber ſich ihr gehorſam zeigt und die Aufmerkſamkeit für ſie vergißt. Und Chimene war ein edles Geſchöpf und war von melancholiſcher Art: was einem gewöhnlichen Mädchen ärgerliche Empfindung erregen mußte, das hatte tiefere Folgen für die Infantado, welche ſich von Jugend auf verſtoßen geſehen hatte. Du biſt nicht beſtimmt zu irgend einem Glück, ſagte ſie ſich, nicht zu ſtillem Genuſſe des ſchwächſten Freudeſchimmers, Dein Vater hat Recht. Ziehe dich zurück, Du ſtörſt nur! Françoiſe haſt Du beeinträchtigt und warſt doch nur das Intereſſe eines vorübergehenden Spielwerkes für Franz!

Dein Vater hat Recht! Ach, wenn Dein Herz ſich hätte öffnen dürfen der Neigung des Königs, oh, wie wäre die Welt ein unabſehbarer Himmel geworden! Still! Und ſei dies unerblühte und doch überall ſchädliche Leben beendigt, damit es nicht durch halbe Gefühle, durch halbe Unwahrheit befleckt werde in ſeiner Traurigkeit.

Dieſe Gedankenrichtung bezog ſich auf Lautrec, deſſen Herz ſich ihr hingab mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit. Sie fürchtete ſich vor einer unmittelbaren Erklärung, denn ſie war feſt entſchloſſen, Liebe und Hand des ihr übrigens werthen, tüchtigen Mannes abzulehnen. Konnte ſie nicht für immer an Françoiſens Seite bleiben — und ſie fürchtete vom Grafen Chateaubriant das Schlimmſte — dann war es ihr Vorſatz, in einem Kloſter ihr Leben zu beſchließen. Solche Naturen, unter ſolchen Umſtänden aufwachſend, ſind die Perlen des Kloſters und für ſie iſt das Kloſter eine wirkliche Zuflucht.

So drängte ſie Lautrec's Geſtändniß, welches dem natürlichen Manne fortwährend entſchlüpfen wollte, immer eifrig zurück und ſprach immer wieder nur von der Gefahr Françoiſens — da bellten Hunde und wieherten Pferde, der entſcheidende Augenblick war da, Graf Chateaubriant kehrte mit ſeinen Falken heim, er hielt auf der Brücke und hörte Baptiſte's Bericht. Françoiſe kam eilig zu Lautrec und Chimene in die Gallerie, ihre Hände, mit denen ſie die der Freunde ergriff, flogen, die Angſt war übermächtig geworden.

Chateaubriant reichte ſeinen Falken dem Jäger und nahm aus deſſen Hand die Jagdbeute, wahrſcheinlich um ſie ſeiner Tochter zu zeigen, einen Brachvogel, der mit dem Frühlinge aus dem Süden gekommen war. Dann ſtieg er vom Pferde und erwiderte nichts auf Baptiſte's Anzeige. Er verbarg ſeine Aufregung unter Schweigen und trat ins Schloß.

Françoiſe, nach Faſſung ringend, ſah mit ſtarrem Auge nach der großen Thür der Gallerie, durch welche ſie ſeinen Eintritt erwartete. Sie ſtand mit Lautrec und Chimene unweit dieſer Thür, welche ungefähr in der Mitte des Schloſſes war, da ſich weſtlich nach dem alten Schloßthurme hin die Gallerie ſelbſt in halber Schloßlänge erſtreckte bis zum Ausgange auf die Brückenpforte, und auf der öſtlichen Seite, alſo jenſeits der Gallerietḧür die Zimmer lagen, welche ſie ehedem mit dem Grafen bewohnt hatte.

Die Thür öffnete ſich nicht, aber Chimene flüſterte ihr zu: da hinten iſt er! Françoiſe wendete ſich, und blickte die Gallerie entlang. Der Graf war dort am Ende des Saales durch eine Seitenthür eingetreten und ſchritt, ihnen halb den Rücken zukehrend, nach dem Ausgange der Brückenpforte. Er öffnete dieſe und verſchwand hinter der zugeworfenen Thür.

Hat er uns nicht geſehen? Will er ſich vorbereiten? — Sie harrten faſt eine Stunde lang, es regte ſich nichts in dem öden Schloſſe. Endlich rief Lautrec, das ſei unerträglich und er werde hinübergehen.

Um Gotteswillen verlaß mich nicht! ſprach Françoiſe.

Nun, ſo gehen wir alle drei! Sie gingen. Als ſie auf der Luftbrücke zwiſchen dem alten und neuen Schloſſe ſtanden, klopfte Lautrec. Niemand antwortete, Niemand öffnete. Lautrec drückte auf das Schloß: zu ſeiner Ueberraſchung gab es nach, die Thür öffnete ſich und ſie ſahen den Grafen und Conſtance inmitten des Zimmers am Speiſetiſche, Louiſon hinter dem Stuhle des Kindes, Gillover hinter dem des Grafen.

Conſtance! rief Françoiſe und eilte an Lautrec vorüber nach ihrem Kinde, es in ihre Arme ſchließend und mit Küſſen bedeckend.

Das Kind kannte ſie nicht und ſträubte ſich.

Es iſt Deine Mutter, Conſtance, ſprach der Graf. — Darauf erhob er ſich und begrüßte mit Kälte, aber leidlicher Höflichkeit Lautrec und Chimenen. — An Françoiſe richtete er keine Frage und beantwortete die ihrigen, welche ſich auf Einrichtungen des Hauſes bezogen, ohne Empfindlichkeit, ohne Härte, aber freilich eiſeskalt. Daß Conſtance zu ihr ins neue Schloß hinüberziehe, das verweigerte er ganz einfach und ohne einen Grund dafür anzugeben. Der Grund war allerdings einleuchtend genug: Das Kind liebte den Vater und kannte die Mutter nicht.

Kurz, nach Verlauf einer Woche war Lautrec beruhigt über die Angſt vor irgend einer gewaltſamen Kataſtrophe, welche vom Grafen über Françoiſe hereinbrechen könne, und er wäre abgereiſt, wenn ihn nicht Chimene zu längerem Bleiben aufgefordert hätte. Nicht weil er deren Hand noch zu gewinnen hoffte, blieb er länger auf Chateaubriant, nein, ſie hatte ihm mit trauriger Offenheit ihr Herz enthüllt; ſondern weil Chimene immer noch für Françoiſe fürchtete. Dieſer Graf Chateaubriant, ſagte ſie zu Lautrec, iſt wie ein unreines dunkles Gewäſſer, ich weiß ſeine Tiefe nicht, ich kenne ſeinen Grund nicht. Sagt immerhin, daß er ſich von Tag zu Tage gebeſſert habe, daß er bereits auf manches Geſpräch eingehe, ich kann ihm nicht trauen: ſein Auge, ſeine Seele ſind verhüllt.

Das waren ſie. Chateaubriant hatte einen ausgebildeten Plan der Rache gehabt vor Ankunft ſeiner Gattin. Aber in dieſen Plan gehörte nicht die freiwillige Rückkehr derſelben, es gehörte nicht der gefürchtete Lautrec, es gehörte nicht dazu, daß ein wochenlanger friedlicher Umgang zorneslähmend einwirken würde. Denn die Gräfin betrug ſich wie die Ergebung ſelbſt in jegliche Strafe, Lautrec verkleinerte das Unrecht ſeiner Schweſter durchaus nicht, wenn im Geſpräche mit dem Grafen dieſem eine herbe Wendung entfuhr, und um Chimene war ein ſo ſtreng keuſches Etwas ausgebreitet, daß der Graf ſelbſt keinerlei rohe Gedanken in ſich aufkommen ließ, ſo lange dieſe blaſſe Spanierin neben Françoiſe war.

In dieſer Weiſe gingen die gefürchteten Tage ohne irgend ein bedrohliches Ereigniß vorüber: auch Chimene mußte am Ende ſicher werden und Lautrec, welchen politiſche Pflichten riefen, ziehen laſſen. Er verſprach, bald wiederzukehren und tröſtete damit ſeine Schweſter, welche ſeit ihrer Ankunft in

Chateaubriant und trotz aller friedlichen Zeichen trauriger und ſchwermüthiger war als damals, da ſie ohne äußere Noth den gefährlichen Entſchluß der Rückkehr gefaßt und ausgeführt hatte. Rührte dies vielleicht daher, daß ſie ſich überflüſſiger ſah im Hauſe des Gatten, als ſie geglaubt hatte? Daß ſie in Haß oder Liebe auf leidenſchaftlichere Aeußerung gefaßt geweſen war? Daß ſie ihr Kind, ein blaſſes eigenſinniges Geſchöpfchen, ſich völlig entfremdet fand? In der That, ſie konnte glauben, ihre Gegenwart auf Chateaubriant ſei nicht für Haß, nicht für Liebe, nicht für Strafe, nicht für Vergebung nöthig.

Als Lautrec hinweg war, veränderte ſich nichts. Ein frühzeitiger heißer Sommer drückte auf die Bretagne, und das Leben auf Schloß Chateaubriant war matt und ſtill. Da führte ein einziger Abend eine plötzliche Veränderung herbei. Chimene hatte einen Brief von Lautrec erhalten, worin ihr dieſer aus Blois meldete, der König habe vor, wegen engerer Vereinigung der Provinz Bretagne mit der Krone perſönlich in dieſe Provinz zu kommen, damit er das Parlament in Rennes zu einer ihm alle Beſitzesrechte übertragenden Acte bewegen könne. Montmorency, welcher günſtige Verbindungen mit dem Parlamente der Bretagne angeknüpft, werde ihn begleiten. Man möge ſich alſo in Chateaubriant vor einem Beſuche ſicher ſtellen, welcher nur neue gefährliche Störung bringen könne, und welchen der König jedenfalls beabſichtige, denn er ſpreche fortwährend mit hingebender Sehnſucht von Françoiſe. — Chimene ſuchte ſogleich den Grafen auf, um ihm dies mitzutheilen und ihn auch im Namen Françoiſens um Vorſichtsmaßregeln zu bitten. Sie fand ihn im dritten Stockwerke des Thurmſchloſſes, er genoß die Abendkühle und ſah zum Fenſter auf den Fluß hinab, wo Gillover und Louiſon auf einem Kahne die kleine Conſtance hin- und herfuhren. Er war alſo ganz allein im alten Schloſſe, und nachdem er die Nachrichten, wie es ſchien, gleichgiltig angehört und die davon erhitzte Chimene lange betrachtet hatte, ſchlang er plötzlich ſeine Arme um ſie und riß ſie an ſich. Das ſchwache Mädchen ſchien verloren zu ſein gegen die Gewalt plötzlich erwachter brutaler Sinnenluſt. Aber es brach zu ihrer Hilfe ein neues Unglück über dies Haus herein, als ob des Grafen Frevel auf der Stelle gezüchtigt werden ſolle. Man hörte durch die offene Fallthür aus dem zweiten Stock herauf Thüren werfen und das Klaggeſchrei Louiſons, welches zu wiederholten Malen „Conſtance! Conſtance!“ hören ließ. Nicht blos der Störung wegen alſo, ſondern weil dieſem einzigen Lieblinge, den er auf Erden hatte, ein Unheil zugeſtoßen zu ſein ſchien, gab der Graf die im Widerſtande faſt erſchöpfte Chimene frei. Was iſt? Was iſt mit Conſtance? ſchreiend ſtürzte er die Treppe hinab.

Das Kind, vielleicht durch Waſſer- und Abendluft erkältet, war im Kahne ohnmächtig geworden und war jetzt noch beſinnungslos. Offenbar hatte die eingeſperrte Lebensweiſe, welcher das Kind um der Sicherheit vor Raub ſo lange unterworfen worden, einen gefährlichen Krankheitskeim in demſelben entwickelt und es lag jetzt wie eine kleine Leiche auf dem Lager, als Chimene vorübereilte, um Françoiſe herbeizurufen.

Sie ſelbſt verließ im erſten Entſetzen über die Frechheit des Grafen augenblicklich das Schloß, und eilte mit Baptiſte, deſſen ſie habhaft geworden war, und der ihrem Vorgeben nach einen Arzt holen ſollte, nach einem Kloſter, welches nordwärts hinter den Wäldern Chateaubriant's lag. Von dort wollte ſie wirklich auf ihrem Pferde einen der Arznei kundigen Geiſtlichen mit Baptiſte ſenden, ſie ſelbſt aber wollte hinter den Kloſtermauern zurück bleiben. Sie wagte es nicht, Françoiſe den Grund ihres Wegbleibens anzugeben, als Baptiſte noch in der Nacht mit dem Arzte ſie verließ; aber ſie ſetzte voraus, die Krankheit des Kindes werde ja jetzt alle Aufmerkſamkeit derſelben in Anſpruch nehmen.

So war es auch. Françoiſe war acht Tage lang Tag und Nacht am Lager ihrer Tochter. Am neunten Tage ſtarb Conſtance, und als Françoiſe, die von körperlicher und moraliſcher Anſtrengung bewußtlos hingeſunken war, wieder zu ſich kam, fand ſie ſich im Thurmſchloſſe, und zwar im dritten Stockwerke auf ihrem Lager, welches mit andern nothwendigen Geräthſchaften aus ihren Zimmern im neuen Schloſſe hierher gebracht worden war. Der Graf hatte beſtimmt, ſie werde künftig hier wohnen. — Er war furchtbar verändert; das Kind allein ſchien ſeine menſchliche Verbindung mit dem Leben gebildet zu haben. Alle die Jahre lang aufgehäuften Vorwürfe gegen die Gräfin brachen jetzt in roher, entſetzlicher Macht hervor. Auch für den Verluſt des Kindes machte er ſie jetzt, und ach, nicht ohne Grund verantwortlich. Verſuch es, rief er, wie lange die Gefangenſchaft in dieſem Raume einem weiblichen Geſchöpfe zuträglich iſt. Dein theurer Valois wird nächſtens vorüberreiten, und wenn Du Luſt haſt, Deiner Gefangenſchaft ein ſchleuniges Ende zu machen, ſo brauchſt Du dann nur ans Fenſter zu treten: ich werde für das Ende ſorgen.

Demüthig und ohne Widerſpruch nahm ſie Alles hin; die Marter war ihr faſt willkommen.

Nach einiger Zeit ſchien es, als ob des Grafen Zorn an dieſer Widerſtandsloſigkeit ermattete: er ſchwieg mehrere Wochen, ja er ließ ſein Bett in das Zimmer Françoiſens ſetzen. Wurde dies auch in der Ecke, welche von dem Platze des ihrigen am entfernteſten war, aufgeſtellt, und wurde es auch wie das ihrige von einer Tapetenwand eingeſchloſſen, ſo war ihr doch dieſe Einrichtung und ſolche Nähe die peinlichſte aller bisherigen Beſchränkungen.

Eine Zeitlang ergab ſich daraus keine unmittelbare Störung für ſie: nur zuweilen hörte ſie in der Nacht ein unterdrücktes Schluchzen des Grafen. Er weint um ſein Kind! und Du kannſt ihn nicht tröſten! Du haſt alles Unglück über ihn gebracht und biſt außer Stande, ihm irgend einen Erſatz zu bieten! dachte ſie in Verzweiflung.

Wer da weiß, wie überwältigend das Weinen eines Mannes auf die ſchuldbewußte Gattin wirkt, der wird es begreifen, daß Françoiſe von ihrem Lager aufſtehen, ein Nachtgewand umwerfen und zu ſeinem Bette treten konnte, daß ſie davor niederknieen und ihn brünſtig um Verzeihung bitten konnte. Vielleicht, ſagte ſie, beruhigt es Dich, wenn Du Dich über den gerechten Zorn gegen mich erhoben haſt, wenn Du ſiehſt und glaubſt, daß ich Dein Leid mitempfinde in unſäglichem Schmerze!

Es brannte über ſeinem Haupte ein ſchwaches Nachtflämmchen, und bei deſſen Scheine blickte er, ſich aufrichtend, mit unverhehltem Erſtaunen auf Françoiſe. Die verſchiedenſten Empfindungen durchkreuzten ſeinen Sinn und flogen über ſein Antlitz; es iſt die Hauptſchwäche mittelmäßiger Menſchen: in gerührter Stimmung alle Gegenſätze für ausgleichbar zu halten. Die Rührung nimmt bei ihnen den alltäglichen Lauf der Zärtlichkeit, die Zärtlichkeit ſteigert ſich mit alltäglichem Drange der Sinne, und zwiſchen gleich mittelmäßigen Naturen bewerkſtelligt ſich ſolchergeſtalt eine Verſöhnung, welche ſo lange täuſcht, als die Anſpannung der Nerven dauert und als der tiefer liegende Zwieſpalt durch keinen äußeren Zufall berührt wird.

Alſo war es im Grafen Chateaubriant. Unmittelbar hinter Leid und Thränen ſteht bei ſolchen Naturen die Zärtlichkeit, welche in ſchwammigem Herzen raſch aufſchießt und von bereitwilliger Sinnlichkeit raſch aufgenommen wird. — Er legte eine Hand auf das herabwallende Haar der Gräfin, die andere auf die Schulter, von welcher das Nachtgewand zurückgeglitten war, er meinte, großherzig zu ſein, und es war auch vielleicht etwas davon in ſeiner Abſicht, bis die elektriſche Sinnenmacht einer ſeit Jahren entbehrten Berührung die moraliſche Regung jach überholte, bis er, dieſer Regung folgend, als ob ſie nur ſeinen moraliſchen Aufſchwung vervollſtändige, die Gattin umfaßte und zu ſich heraufzog aufs Lager.

Aber Françoiſe war anderer Natur: für ſie war der Abgrund zwiſchen ihr und dem Gatten durch nichts auf der Erde auszufüllen, am Wenigſten durch eine ſinnliche Wallung, ſie war geſchieden von ihrem Gatten, und ſolch eine täuſchende Sühne war ihrem edleren Sinne ein Graus.

Schreiend riß ſie ſich mit aller Gewalt aus den Armen des Grafen und ſtürzte hinweg —

Von da an war ein gewaltſamer Untergang kaum noch von ihr abzuwenden: vergebende Liebe, wie der Graf ſeine dargebotene Umarmung nannte, ſchnöde abgewieſen zu ſehen, das iſt ein Dolchſtoß für jegliche Eitelkeit, und dagegen ſchlägt dieſe mit geſchloſſenen Augen, bis ſie keinen Widerſtand mehr verſpürt, und bis ſie die heuchleriſche Undankbarkeit, wie ſie den Gegner bezeichnet, getödtet zu haben glaubt zum Wohle der Menſchheit. Vielleicht war es für Steigerung der Wuth gar nicht nöthig, daß der Graf am Morgen nach jener Nacht durch den Mönch aus Angers einen Brief Florentins erhielt, in welchem ihn dieſer mit Spott und Vorwürfen überhäufte. „Wie?“ hieß es darin, „Himmel und Erde ſetzt Ihr in Bewegung, um die Ehebrecherin in Eure Gewalt zu bekommen, und nun, nachdem dies endlich gelungen, nachdem wir ſie Euch mit unermeßlichen Opfern ausgeliefert — ich ſelbſt habe mir dadurch den Haß des Königs und Verbannung zugezogen — nachdem wir ſie Euch ins eigene Haus gebracht, ohne daß Ihr einen Fuß darum zu rühren gehabt, nachdem Ihr müßig den Triumph einer von ſelbſt reuig heimkehrenden, der Strafe bedürftigen Gattin genoſſen habt, nun gebt Ihr uns zum Danke das Schauſpiel eines mattherzigen Hahnreis, der zufrieden iſt, das geſtohlene Eigenthum beſudelt und entwerthet wieder zu erhalten?! Iſt das Euer Seigneurſtolz neben einem despotiſchen Könige? Iſt das die Lehre, die Ihr ihm geben wollt?! Wahrhaftig, er wird den Bretonen mit Recht ins Antlitz lachen, wenn er jetzt nach Rennes kommt, und erzählen hört, daß Alles wieder in Ordnung ſei auf Schloß Chateaubriant —“

Der Brief war ohne Ortsbezeichnung und ohne Namensunterſchrift; aber Chateaubriant kannte die Handſchrift nur zu wohl, und die raſchen Maßregeln, welche er nun ergriff, zeigten nur zu deutlich, wie richtig dies Oel auf die Gluth ſeines Grimmes geträufelt ſei.

Margot, welche bisher auch in den Thurm zur Bedienung der Gräfin zugelaſſen worden war, mußte nun das Schloß gänzlich meiden und flüchtete weinend ins Kloſter hinüber zu Chimene. Die Gräfin ſelbſt ward durch Gillover in das unterſte Stockwerk des Thurmes geführt und dort eingeſchloſſen. Dieſer Raum war dunkel und feucht, und die Fenſter desſelben waren mit Eiſenſtäben vergittert. Nur Gillover ward vom Grafen in das Geheimniß gezogen, ſelbſt Baptiſte nicht, obwol der Graf gegen dieſen ziemlich vertrauensvoll war. Er trug ihm auf, unter den übrigen Dienern und in der Umgegend zu verbreiten, der Graf habe die Gräfin fortgejagt, weil ſie die Ehre des Chateaubriant'ſchen Namens befleckt. Sonſt kümmere Dich um nichts! hatte der Graf hinzugeſetzt, — und ſchwatze nicht mit Louiſon, Weiber ſind weinerlich!

Louiſon war ſeit Conſtance's Tode zur übrigen Dienerſchaft im Erdgeſchoſſe des neuen Schloſſes geſchickt worden. Offenbar wollte alſo Chateaubriant Baptiſte's Theilnahme ſich vorbehalten, ohne ihn doch völlig in die Sache einzuweihen. Baptiſte aber wußte gar bald, daß die Gräfin nicht fort ſei: er hatte bemerkt, daß Gillover eine reichlichere Mahlzeit aus der Küche empfinge als für den Grafen allein erfordert werde, und er hatte ſpät am Abende im unterſten Stocke des Thurmes Licht geſehen. Wer ſollte dort wohnen? Gillover ſchlief auf einer Decke, die er ſich des Abends innen im Thurme vor die Brückenpforte breitete, und wozu hätte er Licht gebraucht, wenn ihm ſeine Wohnung da unten angewieſen wäre! Zu traurigem Anzeichen ſaß auch Jacques, der Rabe, vor dem Gitter.

Er nahm ſich alſo vor, gleich in der nächſten Nacht mit dem Kahne, der unter der Brückenpforte angehängt war, bis unter das Fenſter des unterſten Thurmgeſchoßes zu fahren, man konnte zur Noth die Eiſenſtäbe erreichen vom Kahne aus und ſich an ihnen ſo weit in die Höhe ziehen, um in das Zimmer hineinzublicken. Am gegenüberliegenden Fenſter dieſes Geſchoſſes auf der Landſeite war das Terrain abſchüſſig und das Fenſter alſo höher. Außerdem waren aber auch dort die Hundehütten, die Ausgänge der Wirthſchaftsgebäude, und deshalb größere Schwierigkeiten einer geheimen Verbindung.

Der laue Nachtwind war unruhig, und ſo glaubte Baptiſte unbemerkt bis unter das Fenſter gekommen zu ſein, er hemmte den Kahn mit dem vorſtauenden Ruder und griff mit der andern Hand nach einer Eiſenſtange. Wirklich ſah er ſeine blaſſe Herrin im ſchwarzen Kleide, bleich ausſehend, ein Bild des Jammers, — da ſchob ſich ihm aus der andern Hand das Ruder, der Kahn glitt ihm unter den Fußſpitzen, mit denen er ihn bloß berührte, in der Strömung von dannen, und im Eifer darum fiel er in den Strom. Er war indeß mit dem Waſſer vertraut, und holte den Kahn ein unterhalb des Thurmes. Er wußte genug, und nachdem er ihn raſch wieder hinauf gerudert, rannte er in den naſſen Kleidern flugs nach dem Walde, nach Chimenens Kloſter.

Ach, auch durch ſie war Hilfe ſchwer erreichbar, am wenigſten raſche. Lautrec war am andern Ende Frankreichs, vielleicht gar ſchon, wie verlautet hatte, mit einem Kriegsauftrage nach der Grenze Italiens, und über des Königs Stimmung hatte ſie die übelſten Nachrichten gehört: die beſten Freunde Françoiſens ſchienen unter ſchwerer Ungnade zu leiden. Budé ſollte wegen ketzeriſcher Anſichten zu ſtrenger Unterſuchung gezogen, Marot eben deshalb ſogar in den Kerker geworfen ſein. Obwol verbannt, ſchien Florentin und deſſen Dämon doch noch fortzuwirken. Dennoch mußte etwas geſchehen, Baptiſte meinte unverhohlen, es ſei im Thurme auf eine ſtille Ermordung der Gräfin abgeſehen. Und ſo ſandte denn Chimene die einzige Perſon, über welche ſie verfügen konnte, die weinende Margot, mit einem Kloſterknechte gen Paris, daß ſie ſich dort an Brion und im Nothfalle an den König ſelbſt wende.

Wie mißlich und langſam erſchien aber dies Mittel gegen das, was ſich in ſelbiger Nacht vorbereitete im Thurmſchloſſe Chateaubriant's. Dort ſaß der Graf im Mittelgeſchoß dem greiſen Gillover gegenüber am eichenen Tiſche, den eine kupferne Lampe matt beleuchtete. Er hatte dem alten Diener einen Sitz geſtattet, weil er ſich vertraulich zeigen, und den Alten um Rath fragen wollte. Er war nicht von ſo feſtem Kern, den Tod der Gräfin, welchen er wirklich begehrte, frank und frei auf ſeine Schultern zu nehmen, und er war überhaupt noch nicht im Klaren, wie er mit ihr endigen ſolle. Gillover, alter Ueberlieferungen kundig, ſollte beirathen.

Ich thäte, ſprach dieſer langſam, wie mir mein Großvater oft erzählt hat, daß die alten Bretonen bei ſolchem Unheil in der Ehe gethan haben.

Was haben ſie gethan, Gillover?

Wenn ein Herr ſein Weib um Ehebruch züchtigen wollte, ſo beſchied er zwölf Herren aus der Umgegend zu ſich mit der Bitte, ſie möchten um Ehegericht zu halten in ſein Haus kommen. Es wäre eine Schande geweſen für jeden Eheherren, dies abzuweiſen, denn in früherer Zeit war man darin gewiſſenhaft, und es gibt auch, Gott ſei Dank, noch zwölf Seigneurs in der Bretagne, welche den alten Brauch genau kennen und welche ſich einſtellen, wenn man ſie richtig fordert.

Weißt Du, wie die Forderung lautete?

So gut wie mein Paternoſter.

Nun, wenn nun die zwölf Herren kamen —?

Ja, wenn ſie kamen, ſo kamen ſie in braunen Mänteln, die eine Kapuze hatten über's ganze Geſicht, ſo daß nur Augen und Mund frei blieb. Am Thor ſagten ſie „ich bin bretoniſcher Eherichter", und traten ein und ſetzten ſich ſchweigend im Halbkreiſe nieder. Der Kläger führte dann ſein Weib vor ſie und erzählte, weſſen er ſie anzuklagen habe, und forderte Vollmacht zur Strafe —

Dieſe Strafe war der Tod —?

Der Tod. Des Eheherrn Leibdiener öffnete der Ehebrecherin die Adern an beiden Armen und an beiden Füßen, ſobald die zwölf Richter ihre Hände kreuzweis auf den Tiſch gelegt und geſprochen hatten: „Es geſchehe bretoniſch Eherecht!“

Es geſchehe alſo! rief Graf Chateaubriant und ſprang vom Tiſche auf. Dies, Valois — ſetzte er hinzu — der Du die Provinzen und die Macht der Seigneurs vernichten willſt, ſei Dir ein Stoß ins übermüthige Herz!

Darauf holte er Schreibmaterial und ließ ſich von Gillover die briefliche Forderung vorſagen, um ſie zwölfmal aufzuſetzen. Das Schreiben ging ihm langſam von der Hand und er brachte die halbe Nacht damit zu. Unterdeß hatte Gillover, aller alten Seigneurcharaktere der Bretagne kundig, zwölf Namen vorbereitet, an welche die Schreiben mit Sicherheit auf Erfolg gerichtet werden konnten. Darunter war der letzte der Name Matignon, welcher damals in Blois vergebens von Duprat dem Könige zur Begnadigung vorgeſchlagen worden war, als ein halb normänniſcher, halb bretoniſcher Edelmann, der mit Bourbon ſich verſchworen hatte. Man flüſterte im Lande, er ſei damals dem Henker entflohen und lebe verſteckt auf ſeinem Schloſſe. Ihm mußte ſolch' eine Gelegenheit zur Rache am Valois doppelt willkommen ſein, und wenn das Gerücht log und er nicht mehr am Leben war, ſo durfte man von ſeinem Bruder die größte Bereitwilligkeit erwarten zu ſolch' einem Racheſtreiche gegen den König. Die letzte Adreſſe ward alſo ohne Vornamen „an den regierenden Herrn von Matignon“ abgefaßt, und Gillover ging nun ſogleich, da der Tag eben graute, in die Wirthſchaftsgebäude hinab, um ein halbes Dutzend Knechte zu beſtellen, die ſogleich Pferde ſatteln und die Briefe beſorgen ſollten. Baptiſte war bereits wieder zurück, und ihm als den zuverläſſigſten ward der Brief an Matignon aufgegeben, weil der am weiteſten, an der Nordgrenze der Bretagne aufzuſuchen, und weil bei dem Zweifel, welcher Matignon jetzt regiere, mit einiger Umſicht zu verfahren ſei. So wurde der einzige Freund

Françoiſens in den entſcheidenden Tagen von ihr entfernt: auf Mitternacht nach dem Tage des heiligen Aegidius war das Gericht anberaumt. Fünf Tage waren noch bis dahin, und zum Ueberfluß trug der Graf dem traurigen Baptiſte noch auf, als ſich dieſer eben aufs Pferd ſchwingen wollte: er möge Herrn von Matignon, der vielleicht nur des Nachts reiſe, ſelber begleiten, da jener als halber Normann der Wege in der Bretagne wahrſcheinlich nicht genau kundig ſei.

Durch dieſen Zufall wurde die Gräfin der letzten Hilfe beraubt.

Die ſchrecklichen fünf Tage vergingen ihr in vollſtändiger Einförmigkeit: hatte Gillover von der Annäherung mit dem Kahne etwas bemerkt, oder wollte er nur ihre Qual häufen, kurz, er vernagelte die Fenſter ihres Gefängniſſes mit Brettern, und entzog ihr ſomit das Tageslicht. — Sie verlor kein Wort darüber, ſie ſprach überhaupt keine Silbe: ihre Seele war wund und voll ſtechenden Schmerzes in allen, ach in all ihren Organen; die Welt war ihr verleidet bis ins Innerſte, ſie wünſchte den Tod, und das Giftfläſchchen von Cognac, welches ſich unter ihren Geräthſchaften in dies ſchreckliche Thurmſchloß mit verirrt hatte, war ihr jetzt ein Troſt. Durch die ſchlecht ſchließende Fallthür hatte ſie vom mittleren Stockwerke herab ſo viel vernommen aus Chateaubriant's und Gillover's Reden, daß ihr ein ſchreckliches Gericht bevorſtehe. Das wollte ſie erdulden als letzte Sühne für ihr Vergehen, dann aber wollte ſie ſich den brutalen Händen eines Henkersknechtes durch das Gift entziehen. Sie beſchönigte ſich dies dadurch, daß ſie ſolcherweiſe dem Grafen eine Tödtung erſpare, die ihm doch vielleicht ſpäter das Gewiſſen beunruhige — er ſolle von ihr nicht das Mindeſte mehr zu leiden haben. Die Sophiſterei des Egoismus, die uns bis zum letzten Augenblicke nicht verläßt, flüſterte ihr auch zu: Angeſichts des Henkers iſt ja der Selbſtmord nur eine Selbſthilfe der Ehre!

In dieſer Faſſung erwartete ſie die Mitternacht nach Aegidius, die Giftphiole an ihrem Buſen verborgen haltend. Die

Fallthür an ihrer Decke war geöffnet, und ſie hörte zahlreiche Männertritte über das Eſtrich des Mittelgeſchoßes hinſchreiten; ſie zweifelte nicht daran, daß ihre entſcheidende Stunde gekommen ſei, und wandte ſich im Gebet zu Gott. Wäre ſie weniger ſtolz geweſen, ſo hätte die letzte Wendung ihres Schickſals wol eine zerknirſchte Frömmigkeit in ihr hervorbringen können, aber theils die Religionsanſichten, welche Budé in ihr geweckt hatte, theils der Foix'ſche Zug ihres Charakters hatten dies verhindert. Sie läugnete ſich nimmer, daß ſie der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, aber ſie hoffte getroſt, daß ſie deren nicht unwürdig ſei. Was ſie verlockt habe, ſeien ja Eigenſchaften geweſen, welche Gott ebenfalls in ſie und Andere gelegt, und wenn ihr Widerſtand nicht hinreichend geweſen, ſo möge ihn Gott ihrer menſchlichen Schwäche verzeihen und zum Theil den Wettern der menſchlichen Geſellſchaft zurechnen, welche ſich zerſtörend gerade auf ihr armes Herz entladen hätten.

„Françoiſe von Chateaubriant, ſteig herauf und erſcheine vor Deinen Richtern!" ſcholl plötzlich durch die lichte Oeffnung der Fallthüre die Stimme des Grafen herab in ihre Finſterniß.

Sie folgte unweigerlich. Der mit Kienfackeln erleuchtete weite Raum blendete Anfangs ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge, ſie erkannte nicht gleich was ſie umgab und ſchwankte einen Augenblick. Aber ſie faßte ſich und blickte bald mit ruhigem und beſcheidenem Blicke auf die verhüllten Geſtalten, welche hinter einer Tafel ſaßen. Die Tafel war inmitten des Raumes und die ihr zugekehrte Seite derſelben war frei. Dort ſtand ihr Gemahl, ſeine Fauſt auf die Tafel ſtützend und ihr das Antlitz nur halb zukehrend.

Sie fragte nicht, ſie harrte. Nach einer minutenlangen Stille begann der Graf:

Dies, bretoniſche Herren, iſt die Frau, welche mir vor Gott und meinem Wappen als Gemahlin zugeſegnet worden iſt. Sie hat ihren Schwur gebrochen, leider vor aller Welt, und es bedarf keiner Zeugen und keines Beweiſes für ihren Ehebruch.

Es iſt der frechſte, den ein bretoniſch Gericht noch erfahren hat: dem Franz von Valois hat ſie ſich ergeben wie eine Magd, ſie iſt in ſein Haus gezogen, ſie iſt bei ihm geweſen bei Tag und bei Nacht, ich fordere, bretoniſcher Graf von Chateaubriant, gegen ſie bretoniſch Eherecht!

Alles ſchwieg. Da erhob ſich unter einer der Kapuzen eine alte, roſtige Stimme: Wer iſt der Aelteſte unter uns, daß er die Angeklagte frage? Ich lebe ſiebzig Jahre.

„Ich lebe achtzig!“ entgegnete eine tiefe Stimme, ſchauerlich klingend wie ein Ruf des jüngſten Gerichts. — „Françoiſe von Chateaubriant, geborne von Foix! Iſt die Anklage gerecht, oder iſt ſie's nicht? So ſprich, daß ſie es ſei, oder warum ſie's nicht ſei?“

Die Gräfin, bleich und ſchön, zögerte mit der Antwort nur einen Augenblick, dann ſprach ſie mit feſtem Tone: Die Anklage iſt gerecht!

Solche unbedingte Ergebung ſchien die Richter ſelbſt zu überraſchen, und ein Geräuſch an der Brückenpforte, vor welcher draußen Gillover Wache hielt, verzögerte außerdem das Urtheil.

Aber das Geräuſch hörte auf, und Chateaubriant, ſich mit vollem Antlitze gegen die Richter wendend, rief noch einmal: Ich fordere bretoniſch Eherecht!

Wie ein Wetterſtreich fielen mit einem Male die Arme der Richter kreuzweis auf den Tiſch, und der Aelteſte des Gerichts wollte eben den Spruch rufen und begann ſchon: „Es geſchehe“ — da unterbrach ihn ein Richter mit dem Schrei: Halt ein! Der zwölfte Richter neben mir verſagt! Seine Arme ſind am Schwert, ſtatt auf der Tafel. Er iſt kein Bretone!

„Nein!“ rief dieſer mit furchtbarer Stimme und ſprang in die Höhe, ein hochgewachſener Mann, und ſchlug die Kapuze von ſeinem Haupte, „nein, es iſt kein Bretone! Es iſt Euer König, der Euch frevelnde Seigneurs mit dem Schwerte richten wird!“

Die Verwirrung war unbeſchreiblich bei dieſer Erſcheinung Königs Franz, die bretoniſchen Seigneurs fuhren ſchreiend von ihren Sitzen auf und zogen ihre Schwerter. Der König war mit augenblicklichem Tode bedroht und Niemand bemerkte es, daß die Veranlaſſerin dieſer Scene, daß die jetzt unbeachtete Françoiſe gerade jetzt den Tod freiwillig umarmte, und ihre Giftphiole mit einem Zuge leerte. Qual und Schmach hatte ſie ſtandhaft ertragen bis an die äußerſte Grenze: nicht um die Krone des Erdkreiſes hätte ſie von Neuem beginnen mögen, und um ſo weniger, je tiefer ſie beim plötzlichen Anblicke des Königs empfand, daß ſie ihn noch mit aller Kraft ihrer Seele liebe.

Dieſer aber, der hiervon keine Ahnung hatte, zog nicht einmal ſein Schwert gegen die ſchreienden und ihre Schwerter zückenden Seigneurs. Er war nach der Bretagne gekommen, dies Land ſich unmittelbar anzueignen, er war hier erſchienen, ſowol für Françoiſe als gegen dieſen Act der eigenmächtigen Seigneurs. Nicht nur Margot war ihm begegnet, ſie konnte ihm nur unbeſtimmte Andeutungen geben — durch Matignon ſelbſt und Baptiſte war er eingeweiht und hergeführt worden. Matignon war in der That damals hinter des Königs Rücken von Duprat verſchont worden. Die Herzogin Louiſe hatte die Verantwortlichkeit übernommen und ihn während ihrer Regentſchaft freigelaſſen, weil Duprat verſicherte, die Sache des Königs ſei bei ähnlich vorkommenden Fällen verloren, weil Niemand mehr eine Verſchwörung oder ſonſtigen Verrath entdecken würde, wenn der König die dafür zugeſtandene Belohnung hinterher nicht leiſtete. Matignon ſollte ſich indeſſen nicht öffentlich zeigen, bis die Herzogin Louiſe in einer günſtigen Stunde des Sohnes Zuſtimmung erwirkt habe. In dieſem Zuſtande eines halb Geächteten erhielt Matignon die Ladung nach Chateaubriant, und erfuhr gleichzeitig, daß am nächſten Tage der König Franz auf ſeiner Reiſe nach Rennes in Laval erwartet werde. Er faßte einen herzhaften Entſchluß. Des Königs Stimmung gegen die Anmaßungen der Seigneurie kennend, hoffte er beſonders in dem vorliegenden Falle des ſelten gewordenen Ehegerichts, und weil des Königs Geliebte davon bedroht war, dem Könige einen weſentlichen, königlicher Belohnung werthen Dienſt zu erweiſen, und ritt Tag und Nacht mit Baptiſte nach Laval, den König dort zu erwarten. Er traf ihn, er entdeckte ihm Alles, und erhielt Verzeihung. Der König übernahm Matignons Rolle und trat, von Baptiſte bis an die Brückenpforte geleitet, unerkannt und unverdächtig mit dem Loſungsworte unter die Richter. Brion und Montmorency folgten ihm mit einer großen Zahl anhänglicher Seigneurs, und ſie hatten das Geräuſch verurſacht, welches einen Augenblick die Verhandlung geſtört hatte. Die Erwürgung Gillovers hatte das Geräuſch hervorgebracht. Sie harrten an der Pforte auf des Königs Signal zum Eintritte.

Er aber wollte der Gefahr trotzen und weder das Schwert ziehen, noch bewaffnete Hilfe zeigen, um die moraliſche Macht ſeines Königthums im Aeußerſten zu erproben oder zu begründen. — „Nieder mit den Schwertern,“ rief er alſo mit donnernder Stimme, „und hört Euren König, der gekommen iſt, Eurer Barbarei Einhalt zu thun!“

Wir ſind keine Barbaren, wir ſind Bretonen! war die drohende Antwort.

„Iſt es nicht barbariſch, das Herz eines Weibes, die Liebe, das edelſte und mächtigſte Gefühl des Menſchen nach groben, äußerlichen Anzeichen richten zu wollen? Was wißt Ihr greiſen Männer von der Macht der Neigung? Von wannen kommt die Neigung? Von Gott, der in uns wohnt. Und mit Spießen und Stangen wollt Ihr fahn, was in unſerm geheimſten Innern Gott ſelbſt regiert? Und gegen ein Weib richtet Ihr das Henkerbeil, gegen ein Weib, welches aus eigenem Antriebe, aus herbem Pflichtgefühle zu dem Manne zurückgekehrt iſt, der ſie mißhandelt hat von Anbeginn, deſſen brutale Rache ſie zu gewärtigen hatte? Nimmermehr würd' ich dies dulden, auch wenn dieſes ſelbige Weib nicht mein Herz beſäße. Gegen derlei bin ich König von Frankreich! Das Edelſte im Menſchen hab' ich zu ſchützen gegen rohe Form barbariſchen Geſetzes. Durch derlei verwirkt Ihr Eure veralteten Provinz-Geſetze! Frankreich ſoll nicht werden, wie unſer Nachbarland jenſeits der Vogeſen, wo hundert Herren regieren und durch gegenſeitigen Widerſpruch die Macht des Reiches verhindern. Es ſoll werden wie *ein* Mann; dazu bin ich nach der Bretagne gekommen — gerechter Gott, was geſchieht mit Françoiſe?! Sie ſinkt zu Boden!“

Bei dieſen laut aufgeſchrienen Worten wendeten ſich die immer noch verhüllten Seigneurs, welche nur eine Pauſe zum Ausbruche erwarteten, mit ihm nach Françoiſe und rieſen dröhnend: „der bretoniſche Gott hat ſie gerichtet!“ und ſtürzten auf den König. Aber die Thür hatte ſich auch geöffnet bei dem erneuten Aufſchreien, und die Freunde des Königs, Brion und Montmorency an der Spitze, drangen über Gillovers Leiche herein mit dem Schlachtſchrei Mittelfrankreichs: „Hier St. Denys!“

Dies beſtürzte die Bretonen und des Königs furchtbares „Halt!“ feſſelte ſie noch einmal. Daß er unbekümmert um die Gefahr an der ſterbenden Françoiſe niederfiel, daß Brion und der Knecht Baptiſte unter Schluchzen desgleichen thaten, hätte auch ſteinerne Herzen rühren müſſen.

Françoiſens Auge brach nach dem letzten unbeſchreiblichen Blicke auf den König; ihre Lippen bewegten ſich tonlos, ihre Hand drückte mit krampfhafter Anſtrengung noch einmal des Königs Hand und ſie verſchied.

Alles war todtenſtill. Dem Könige liefen die Thränen ſtromweis über die Wangen — er winkte endlich, ohne aufzublicken den Vermummten, welche auf einen Haufen eng bei einander ſtanden, mit der Hand abwehrend zu, und ſprach mit von Thränen erſtickter Stimme: Geht! Ich kenne Euch nicht! Möge Gott meinen Frevel an dieſem Engel nicht kennen!

Sie gingen, Chateaubriant in ihrer Mitte, unbehindert hinweg.

Dieſer unglückliche Graf floh für längere Zeit von ſeinem Hauſe; ſpäter verhalf ihm Montmorency, der die Bretagne zu ordnen hatte, zu ſtiller Rückkehr auf ſein für immer gezeichnetes Schloß, in welchem das Grabmal Françoiſens mit einer Grabſchrift Marot's noch heute zu ſehen iſt.

Louiſon hat ſie ins Grabgewand gehüllt, ihr treuer Baptiſte hat den Dienſt des Königs und Brions ausgeſchlagen, und iſt nach Genf gewandert. Nur der Rabe Jacques iſt dem Schloſſe treu geblieben und hat den nach Jahren zurückkehrenden Grafen mit ſeinem Schreckensrufe „François“ begrüßt.

Bemerkungen.

Ueber das rein Hiſtoriſche des vorliegenden Stoffes iſt für die Leſer, welche auch den thatſächlichen Boden ſolcher Romantik prüfen wollen, noch Folgendes anzuführen:

Das Schickſal der Gräfin Chateaubriant iſt trotz aller neuen Forſchungen noch ganz ſo in ſagenhaftes Dunkel gehüllt, wie ich es vor drei Jahren in meinen „Franzöſiſchen Luſtſchlöſſern“ ſkizzirt habe. Das ſcheint befremdlich bei einer nicht ſo fern abliegenden Zeit und bei Franzoſen, welche für ihre Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte ſo viele Hilfsmittel haben und verwenden. Es iſt aber ſo: ſogar Jacob le Bibliophile (P. Lacroix), der in ſolchen hiſtoriſchen Details große Kenntniß beſitzt, und der ſich neuerdings mit Aufhellung dieſer Chateaubriant-Mythe beſchäftigt hat, iſt nicht aufs Reine gekommen. Die Gräfin ſoll erſt 1537, elf Jahre nach dem Bruche ihres Verhältniſſes mit dem Könige geſtorben ſein; ſogar den Monat — October — ihres Todes bezeichnet man. Sie ſoll während dieſer elf Jahre noch einige Male am Hofe erſchienen, und der König ſelbſt ſoll 1531 und 1532 zweimal zum Beſuche auf Schloß Chateaubriant geweſen ſein. „Dennoch“ — ſagt Henri Martin, der neueſte gründliche Geſchichtsſchreiber dieſer Epoche — „bleibt über das Ende der ſchönen Gräfin ein tiefes Dunkel, und wir können die Tradition darüber nicht mit Beſtimmtheit zurückweiſen.“ —

In der hiſtoriſchen Angabe und Folge hält ſich der Roman für alles Weſentliche treu an die Geſchichte, ſo weit ſie aufgeklärt iſt. Nur Lautrec's Niederlage in Italien und Bourbons Abfall vom Könige ſind des Roman-Organismus halber der Zeit nach umgeſtellt worden. Sie liegen nämlich in der Geſchichte um ein Jahr auseinander, und zwar iſt Lautrec's Niederlage 1522, alſo ein Jahr früher erfolgt als Bourbons Abfall. — Auch Semblançay's Tod iſt für das Roman-Intereſſe zeitiger herbeigeführt worden: der unglückliche Mann hat bis zum Jahre 1527 im Gefängniſſe geſchmachtet, und iſt dann hingerichtet worden wie der Roman beſchreibt. —

— Ueber die Schlacht von Pavia, deren Beſchreibung ich ſonſt überall unklar gefunden, bin ich Martin gefolgt, der außer franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Quellen auch unſern tapfern Landsmann Frundsberg benutzt, und den Hergang der Schlacht deutlich und landsmannſchaftlich unbefangen entwickelt. —

— Daß ich des Königs weltberühmten Brief „Madame, tout est perdu, fors l'honneur“ nur als eine Pariſer Sage habe erſcheinen laſſen, dazu bin ich leider gezwungen worden durch die ganz poſitiven Nachrichten, welche man neuerdings, — beſonders in den Staatspapieren des Cardinals Granvella auf der Bibliothek in Beſançon — aufgefunden hat. Die ſcharfen Gläſer der Forſchung vernichten uns eine Sage nach der andern. Jener Brief nämlich Königs Franz, der an die Regentin ins Hôtel des Tournelles vom Courier gebracht wird, und welcher von dem berühmten lakoniſchen Texte nur den Anklang enthält „de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve“, jener in Faſſung und Satzfolge ſchlotternde Brief iſt echt, und weil er um ſeiner Faſſungsloſigkeit im Deutſchen ſich faſt unverſtändlich ausnimmt, gebe ich ihn hier in ſeiner urſprünglichen Sprache:

„Madame, pour vous avertir comme je porte le ressort de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve; et, pour ce que mes nouvelles vous seront de quelque peu de reconfort, j'ai prié qu'on me laissât vous ecrire. Cette grace m'a été accordée, vous priant ne vouloir prendre l'extrémité de vos fins, en usant de votre accoutumée prudence, car j'ai espérance à la fin que Dieu ne m'abandonnera point, vous recommandant vos petits enfans et les miens; vous suppliant faire donner sûr passage, pour aller et retourner en Espagne, au porteur, qui va devers l'empereur pour savoir comment il veut, que je sois traité.“

— Gleichfalls echt iſt die Abdankungsſchrift, welche Franz dem Prälaten Florentin in Madrid dictirt, und ſie lautet im Originale wie folgt: „Nous avons voulu et consenti par edit perpetuel et irrévocable, que notre très-cher et amé fils François, dauphin de Viennois, soit dès à présent declaré roi très-chrétien de France, et comme roi, couronné, oint, sacré, et qu'il soit à lui seul, comme à vrai roi, obéi.“ —

Chateaubriant, mit t, iſt die richtige alte Schreibart, die Gräfin wird nirgends anders, und die Stadt Chateaubriant noch heute ſo geſchrieben. —

— Die Familie Budé iſt der Reform wegen ſpäter ausgewandert nach der Schweiz und nach Deutſchland. Die Schweizer Linie führt noch den alten Namen, und Voltaire's Beſitzung Ferney unweit Genf gehört jetzt einem Grafen Budé; die deutſche Linie hat nach damaliger Art ihren Namen lateiniſch gemacht und heißt Budäus oder Buddeus. —

— In der Kirche des Mathurins zu Chateaubriant ſieht man das Grabmal der Gräfin Françoiſe mit ihrem Bildniſſe in Marmor, errichtet, wie es heißt, von ihrem Gemahle. Darauf ſteht Folgendes geſchrieben:

Epitaphe

F. F. 1525 F. F.

Peu de telles.

Prou de moins

Sous ce tombeau git Françoise de Foix,
De qui tant bien chacun voulait en dire
Et le dissant onc une seule voix
Ne s'avança d'y vouloir contre dire.
De grand beauté, de Grâce, qui attire
De bien savoir, d'intelligence prompte,
De bien d'honneur, et mien que ne raconte
Dieu éternel richement L'étoffa.
O Viateur, pour l'abreger le compte
F. F. Cy git un Rien, La où tout triompha. F. F.

Point de plus

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

4. Band.

Franzöſiſche Luſtſchlöſſer.

1. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Franzöſiſche

Luſtſchlöſſer.

Von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

I. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

I. Fontainebleau 1

II. Chambord 87

III. Eu 169

I.

Fontainebleau.

1.

Wollt Ihr die Leiden der Menſchen verſtehen, ſucht ihre Freuden auf, geht ihren Freuden nach: Hinter den goldenen Pforten, neben den kryſtallenen Fenſtern und Spiegeln liegen zuſammengeſchobene Schatten. Dieſe dunklen Striche, dieſe körperloſen Schatten ſind nichts Selbſtſtändiges, Ihr könnt ſie nicht faſſen und greifen, Ihr könnt nicht nach ihnen ausgehen, ſie ſind nirgends allein. Aber ſie ſchlüpfen auf Euren Leib, in Eure Taſchen, in Eure Bruſt da, wo Ihr vorüberwandelt, ohne ihrer zu denken. Die Leiden der franzöſiſchen Könige, dieſe Leiden um den Verluſt einer Welt, Ihr findet ſie nicht im volksſtolzen Paris, nicht in dieſer fragloſen Gleichheit, die in der Straße, im Salon, im Schloſſe herrſcht, nicht auf dem Grèveplatze, der ſeit dem Blutregen oft wieder gepflaſtert iſt, Ihr findet ſie in der gebrochenen Stolzeinſamkeit der franzöſiſchen Luſtſchlöſſer. Da ſind die alten ſelbigen Wälder, der alte ſelbige Schmuck, da ſind die Springbrunnen, die Statuen, die Wappen noch alle, dort iſt der Schatten echt, der auf Euch ſchlüpft. Es iſt der wahrhaftige Schmerz der Könige von Frankreich.

Es hat ein Maler einſt geſagt: Wenn ich einen Menſchen malen will, der auf das Schmerzhafteſte ſchluchzt und weint, ſo male ich ſein Geſicht, wie es in vollem Lachen ſich ausnimmt. Zwei, drei kleiner Striche braucht's dann nur, und es ſtellt ſich das inbrünſtigſte Elend dar.

Und die Schlöſſer ſuchend, finden wir denn auch das Land Frankreich, wir können ihm nicht ausweichen, und es ſteht uns dann eine Antwort zu auf die Frage: iſt denn ganz Frankreich in Paris? Und zwiſchen Freuden und Schlöſſern und mannigfacher Landſchaft und Begebenheit entſtehen uns die Hauptfiguren der Landesgeſchichte heimlicher, vertrauter und inniger als zu Paris, wo ſie nur im Putz erſcheinen.

Brauſendes Paris, wie betäubſt du zuerſt, wie zerſtreuſt du dann, wie lockſt du endlich, wenn man des Abends die Boulevards entlang ſchreitet! Tauſend Gaslichter flimmern und lecken hinauf in die Kronen der Bäume: der Sterne und eines Himmels ſpottend, deſſen Niemand gedenkt: lau ſtreicht wie Liebesathem die mäßige Sommerluft; jedes Haus, jedes Haus flimmert im Sonntagsſchmucke der prächtigen Waaren und Stoffe, die alle verführeriſch ausgelegt ſind wie die Reize der Nymphe; die Menſchheit trödelt und ſtrömt lachend und ſicher, und überall hüpft dieſe Tänzerin unter den Sprachen, dieſes eilige, pikante Franzöſiſch umher: die Verkäufer unnützen Krams und von Literatur aller Art ſchreien, die Griſetten, die Kinder der beweglichen Freude, necken, die Gamins treiben ihre Poſſen, es iſt Leben und Glück und ſichere Leichtigkeit, wohin man ſchaut. Glückliches Land, fröhliches Frankreich! denkt man. Aber man iſt noch etwas wüſt von dem raſtloſen, von dem toſenden Treiben, man iſt noch fremd und noch empfindlich, man denkt: eine Fahrt auf das Land, in die ſtille Provinz ſoll dir wohlthun, man biegt in eine der vielen Straßen ein, die vom Boulevard alle nach der Seine führen. Fontainebleau! Ja, dahin gehen Abends um Zehn die Poſtwagen, mit der aufgehenden Sonne iſt man am Eingange des berühmten Waldes von Fontainebleau. Man wählt Fontainebleau. Wenn man eine Viertelſtunde abwärts nach der Seine gegangen, und in den ſich kreuzenden Straßen etwas irre gegangen iſt, da kommen enge Gaſſen, es wird düſterer, es wird ſtiller. Auf eine Kirche ſtößt man, die eng hinter Häuſern verſteckt iſt, man wird gewahr, daß der Mond am Himmel ſteht und an dieſer verſteckten Kirche ein prächtiges Portal beleuchtet. Es iſt die Kirche des heiligen Euſtachius, eines Mannes, der mit dem heiligen Dionyſius, Martinus, Antonius, Marcellus und Honorius wichtige Punkte von Paris benennen hilft. Das Heiligenzeichen, das St., iſt überall an den Pariſer Ecken noch geblieben, die St. Denis, St. Honoré, St. Martin, St. Antoine, St. Marcel ſind noch in aller Welt Munde, heilig, heilig! die Leute überſetzen ſich das St. hier nicht, wie es die deutſchen Beſucher thun, St. heißt Saint, was mehr? Wir ſprechen viel weniger in Deutſchland und vielleicht deshalb ſind die Worte noch nicht ſo abgegriffen, noch nicht ſo um den vollen Goldwerth gebracht, und beim Worte „heiliger Chriſt“ empfinden wir noch jenen wunderlich gemiſchten Schauer. Schauer! Das Wort iſt unbekannt in Paris, juſt dieſe Heiligen-Straßen ſind die Hauptſchauplätze des Bürgerkrieges, juſt dieſe Heiligen-Namen umſchließen das Paris der Emeuten, der Barricaden: von St. Antoine bis zum St. Denis iſt ſtets das Hauptſchlachtfeld: aber die Heiligen ſind durchaus gleichgiltig dabei, nicht einmal der alte National-Schlachtruf „St. Denys!“ kommt als Nationalreiz irgend einem heutigen Kämpfer in den Sinn. Was St. Denis und Montjoie! Das iſt alles vergeſſen, das ſteht unbekannt hinten in nächtlichem Schatten der Geſchichte, man iſt modern.

Dergleichen Gedankenſchweiſe bringen in Paris immer zu Wege, daß man in lebhaften Straßen geſtoßen, getreten, erſchreckt, von Wagen und Pferden bedroht wird, und nächtlings in der Gegend von St. Euſtache verirrt man ſich in dem Gaſſengedärm und kann in bedenkliche Hände fallen. Geräth man mit der Nachfrage an einen Mann von der echten alten Bourgeoiſie, der in weißen Hemdsärmeln und weißen Pantalons an der Thüre ſteht, o, dann iſt man wohl berathen. Paris iſt gar reich, und nicht blos die Stadt der Bewegung, und dieſe Leute der Bourgeoiſie ſind auch nicht die Epiciers, nicht die feiſten Gewürzkrämer des Conſtitutionel, nicht die Sprecher der Nationalgarde, ſie ſind unberührte idylliſche Figuren der großen Stadt, der Grundſtock und die Garantie, daß ein Paris und ein Frankreich beſtehen wird immerdar. Sie ſind wie der Meeresgrund dieſer Stadt: wenn es auch oben tobt, da unten iſt ein gleicher, klarer Waſſerſtrom, und der Schaum und die Springfluth Europas, die Revolutionärs von Profeſſion, welche durch die Straßen dieſer Bourgeoiſie brauſen, ſie ſind ganz andere Franzoſen! Sie ſind die bekannten, und das Ausland könnte glauben, die Bourgeoiſie exiſtire gar nicht mehr, Alles ſei exaltirt, paſſionirt oder raffinirt. O nein, die Bourgeoiſie exiſtirt in der Stille der Häuſer und Straßen, und nicht blos im Quartier latin, in allen Theilen der Stadt. In der Gegend von St. Euſtache weiſt der Bourgeois freundlich-ernſthaft den verirrten Fremden zurecht, und zeigt ihm nebenher die Stelle, wo in dieſem Straßengewinde Heinrich der Vierte zu Schaden kam, als ſein Wagen wegen Stockung der Communication halten mußte, als Ravaillac den Moment benützte, auf das Rad des Wagens ſprang und dem König das Meſſer in den Leib ſtieß. Der Bourgeois zeigt das gern, denn Heinrich IV. iſt für den franzöſiſchen Bourgeois der liebſte König. Der heutige Ausdruck „Bürgerkönig“ hat eine ganz andere Schattirung, und berührt näher die Spezereihändler und die Materialiſten und die Redner der Nationalgarde als den alten Bourgeois. Dieſer iſt einfacher, ritterlicher, dem Gedächtniſſe Heinrichs entſprechender, es fehlen ihm Nachtheile und Vorzüge moderner Art, er verehrt das Bild eines ritterlichen Bürgerkönigs, ohne gegen einen modernen Bürgerkönig etwas einzuwenden. Er kennt auch Heinrich IV. nur, wie ihn die Sage überliefert hat — mein Gott, wie viel Ewigkeiten ſind in Paris zwei Jahrhunderte!

Der Fremde indeſſen, dem der Bourgeois die Stelle der Mordthat und den Weg auf den Quai der Seine weiſt, vergißt über dem Andenken an jenen Mord ſeines Führers, er dankt ihm kaum: hinter ihm liegen die ſchimmernden Boulevards, hier in den dunklen Gaſſen ſtellt ſich das Gedächtniß jenes großen Mordes vor ihn, und eben tritt er an die ſteinernen Ufer der Seine. Da flimmern wieder Lichter, aber ſtiller, gedämpfter, der Strom trennt, der Menſchenlärm iſt beſchwichtigt, und wenn auch noch

Lampenſtrahlen neben den Sternen auf dem Waſſer ſchaukeln, das Waſſer, ein einiges Element, übt ſeine elementariſche Macht: der beſtürmte deutſche Menſch athmet auf, und ſchreitet gedankenfreier über den Pont neuf. Warum? Er iſt auf der Brücke, über dem Waſſer, im vollen Mondſchein, und damit ſeiner heimatlichen, das heißt der Welt ſeiner Poeſie näher.

Hier auf dem Pont neuf ſteht die Reiterſtatue Heinrichs IV. Die Brücken von Paris ſind ein begründeter Stolz dieſer Stadt. Als Margarethe von Burgund noch in der Tour de Nesle ihre Liebesorgien feierte, als man noch ein Kreuz ſchlagend am Ufer der Seine entlang ſchlich, wenn man nächtlicher Weile Licht erblickte in dieſem ſchwarzen Gebäude, als noch jedesmal am Morgen nach ſolcher Nacht die Wellen der Seine den Leichnam eines ſchönen Edelmannes hinabſpülten nach Sèvres zu, damals blühten die Fährleute noch an der Seine, und Kähne trugen von einem Ufer zum andern die Geſchäftsleute. Paris hatte noch nicht ſeine Flaneurs, wie es jetzt ſeine Schlenderer nennt, die gedankenlos oder Gedanken ſammelnd umherſtreichen über die Boulevards, über die Quais, über die Brücken. Wie weit dahinten in der Nacht liegt dieſe Zeit der hauptſtädtiſchen Unſchuld! Von Paſſy bis Bercy, welch' ein Diadem von ſchönen Brücken. Wäre nicht am Eintritt der Seine die Brücke von Bercy, ſo bezeichneten die beiden ſtolzeſten und uns verhaßteſten Namen den Gruß und den Abſchied der Pariſer Seine: die zweite Brücke nämlich, wenn man von Fontainebleau herabgeſchwommen kommt, iſt die Brücke von Auſterlitz, und die letzte, wenn man hinabſchwimmt nach St. Cloud und St. Germain, iſt die Brücke von Jena. Blücher war über dieſen Namen ſo ergrimmt, — und wer mag's ihm verübeln! — daß er dies ſchöne Bauwerk in die Luft zu ſprengen befahl. Talleyrand, um dies zu verhindern, erklärte, daß er ſich lieber ſelbſt darauf ſtellen, als dies zugeben wollte. Blücher nahm dieſe rhetoriſche Form eines Mannes, der die Opfer nicht liebte, wörtlich und erwiderte: es wird mir ſehr angenehm ſein. Man ſagt, Alexander habe dem Diplomaten dieſe mißliche Probe erſpart.

Auf den Boulevards, wo ſie bergig werden, bei dem Thore von St. Denis und St. Martin, und auf einigen Brücken, beſonders dem Pont royal und Pont des arts hat Paris einen höchſt maleriſchen Anblick aufgethürmter Steinmaſſen, und gemahnt mit ſeinen hohen, giebelloſen, ſchornſteinbeſäten Häuſern ganz und gar an ſtolze Städte des Südens. Wie dunkle Feierlichkeit ruhen ſtets im Hintergrunde auf der Inſel, dem älteſten Paris, die breiten, ſtumpfen Thürme von Notredame. Nachts, auf dem Pont neuf, den Heinrich baute, unter der Bildſäule dieſes von aller Welt genannten Henri quatre erregt es lange Gedanken, wenn man hinabblickt auf dieſe Inſel, auf das lateiniſche Viertel, den geſchichtlichen Anfang dieſer Stadt, wo jede Spanne Raum ein geſchichtliches Factum erlebt hat. Denn dies iſt der Reiz von Paris: alle Tage in neuer Beleuchtung an die Geſchichte Europas erinnert zu ſein.

War es nöthig, denkt man neben dem erzenen Reiter, war es unerläßlich, Heinrich von Bearn, daß du deine proteſtantiſche Meinung dahin gabſt, um mit dem Oele des heiligen Dénis geſalbt zu werden? Denn dies iſt das Moment, von welchem aus die große Entwickelung Frankreichs ſo krampfhaft, ſo gewaltſam, ſo erſchütternd für ganz Europa wurde. Das Temperament eines jungen Mannes, der in den Pyrenäen Raubvögel ſchoß, der Eindruck, den ſein Lehrer des Breviers auf ihn machte, vielleicht eine einzelne Erinnerung an eine geheimnißvolle Stunde im Pyrenäenthale, dies beſtimmte den Gang europäiſcher Geſchichte in unermeßliche Fernen der Zukunft hin.

Warſt du ein hartnäckiger Huguenot, Heinrich, wie mancher deutſche Wanderer käme nimmer zu dir auf den Pont neuf, denn dein Mangel an Hartnäckigkeit, dein leichter Sinn hat Frankreich und Frankreichs größte Gedanken zu uns tief in die nordiſchen Kieferwälder, und uns ſo zahlreich nach Paris gebracht.

Dies iſt Paris: ein halbſtündiger Weg von den Boulevards bis an die erſte Straße jenſeits der Seine iſt in einer halben Stunde nicht zu beſchreiben, überall muß man ſtille ſtehen und betrachten und bedenken.

Jenſeits des Pont neuf beginnt eine ganz andere Stadt: der Luxus des faſhionablen Paris verſchwindet, die Cafés führen kein Eis, und wer Wohnungen und Einkäufe ſucht, der findet die Preiſe beſcheidener. In einem kleinen Hofe der Rue Dauphine beſteigt man die Kutſche, die allnächtlich nach Fontainebleau rollt. An den Quais nach Südoſten zu geht eine Zeitlang der Weg dahin, man ſieht das kleine ſtille Todtenhaus am Ufer, die Morgue, dieſen ſo nützlichen und ſo ſchrecklichen Gaſthof der Todten, dieſes Rendezvous der Leichenromantik. Dies kleine großſtädtiſche Etabliſſement, dieſe Adreſſe der Todten trägt gewiß mit Schuld, daß die franzöſiſche Romantik mitunter ſo grauenvoll geworden iſt. Ein Publicum, das hier täglich in der Wirklichkeit einen ſchrecklichen Romanſchluß aufſuchen kann, verbraucht im erfundenen Romane die ſtärkſten Ueberraſchungen. Anfangs iſt die Morgue nur für die Opfer der Seine geweſen. Wenn Jemand vermißt wurde, ſah man in der Morgue nach, ob er im Fluſſe verunglückt ſei. Seit es aber in Paris ſo zahlreiche Gelegenheit gibt, zu verunglücken, hat die Seine ihre Hauptrolle eingebüßt, und bei großen Todtenfeſten, bei Ementen und Revolutionen iſt dies kleine Haus ein gar beſuchtes Schlußtheater, man macht Queue wie vor der italieniſchen Oper, um von einer Todesgewißheit überraſcht zu werden. Es iſt ein kleines Haus des bloßen und des entſetzlichen Schreckens, und der Mann, welcher neben dem Leichenzimmer wohnt, ſtets neuer Kunden gewärtig, verſieht ſein Amt ruhig und kaltblütig wie der Paßcommiſſarius, liebt und haßt wie jeder Andere, ißt und trinkt, kann überraſcht werden durch ſeine Geliebte, durch ſein Kind, bleibt ein Menſch. Das Alles kann der Menſch!

So denkend iſt man tief hineingerathen in das kleine Gekrös des lateiniſchen Quartiers, wo alle Straßen noch eng, als läge die Stadt im tiefſten Süden, wo, ganz urſprünglich pariſiſch, jeder Rinnſtein noch mitten durch die Straße läuft, wo jenes ewige Kothtalent Pariſer Gaſſen in ſtiller Feuchte gedeiht, um deswillen die Römer den Ort Lutetiae genannt hätten. Der Erdboden von Paris iſt offenbar ein leiblicher Vetter vom Halliſchen: ein leichter Sprühregen genügt für Paris wie für Halle, jene echteſte Maria-Farina-Miſchung zu erzeugen, welche man Straßenkoth nennt. Aber dieſes enge Quartier der Lateiner hat etwas Zutrauliches. In vielen abgelegenen Straßen von Paris iſt man jetzt des Lebens, wenigſtens der Uhr und Börſe nicht mehr ſicher, dergleichen fällt alle Wochen vor, und der Engländer reiſt um deswillen nicht mehr nach den Appenninen. Die Zufriedenen nennen das ein unvermeidliches Uebel der großen Stadt, oder eine Folge der neumodiſch ſocialen Theorien, welche die Begriffe über das Eigenthum verwirrt hätten; die Unzufriedenen ſchieben es auf ſchlechte Polizei und Regierung, und beſchwören, daß unter dem nächſten Regimente all ſolche Bedürftigkeit aufhören werde. Je größer die Stadt wird, deſto mehr Erklärungstheorien werden nöthig ſein: Man vergißt, daß Paris bereits ſo viel Menſchen auf einem Haufen beſitzt, wie ein deutſches Königreich dritter Claſſe auf ſo und ſo viel Quadratmeilen, und hier auf dem Haufen ſind's eitel raſche, heftige, heftig-begehrende Franzoſen.

Das Alles gilt nicht vom lateiniſchen Quartiere, da iſt man bedürftig, aber ehrlich, es iſt Atmosſphäre der Wiſſenſchaften, und wo eine ſolche weht, da gibt es wol Mangel, aber ſelten Gewaltſamkeit. Die Wiſſenſchaft wirkt ehrlich auch auf den Zuſchauer, der nichts weiß; er ſieht Schätze anderer Welt vor ſich, das hebt ihn, anderer Geltung, anderen Curſes wenigſtens, das entringt ihm den Maßſtab des ordinären Tages und Beſitzes. — Aber jenſeits Latiums in Paris kommen noch weite, wüſte Strecken der Stadt, das Café iſt ſchon lange zum Eſtaminet geſunken, nun ſinkt es zum Cabaret, zur einſamen Kneipe, die Stadt dauert ſo lange, daß man ihrer in dieſer gleichgiltigen Ausdehnung ſatt wird, und die Barrière herbeiwünſcht. Hier iſt denn gewiß eine Promenade nächtlicher Friſt nicht ohne Gefahr, und die freie Landſtraße dürfte ſicherer ſein, als ſolch' ein ödes Pariſer Viertel. Hat doch hier eine Diligence etwas von einem Räuber-Rendezvous: alle Augenblicke tritt ein Blouſenmann — in Paris der gefürchtetſte Name — aus einem Winkel hervor, winkt und feſſelt damit die Pferde, und ſteigt auf die Wagendecke hinauf, welche ſie — pathetiſch oder ſpöttiſch? — die Imperiale nennen. Den Gedanken an Herrn von Nagler, das verblichene Bild eines blinden Paſſagiers, vergißt man ſchon im lateiniſchen Quartiere, denn faſt jeder Gewürzladen ſcheint ein Bureau zu ſein, das einen oder mehrere Paſſagiere aufbewahrt und nun eiligſt aufhockt. Draußen unweit der Barrière überſteigt das die ausſchweifendſte deutſche Phantaſie von blinden Paſſagieren, die Blouſen fallen wie Heuſchrecken ſchwarmweiſe an die Riemen des Verdecks und kriechen auf die Imperiale. Es gibt ein Sprichwort: Paris iſt der Himmel für die Frauen, das Fegfeuer für die Männer und die Hölle für die Pferde. Das Sprichwort gilt für ganz Frankreich.

Endlich erſcheint die Barrière, aber deshalb noch nicht die geräuſchloſere deutſche Chauſſee, nach welcher ſich ein deutſches Ohr und Nervenſyſtem ſehnt, denn der Pariſer Eindruck iſt zuerſt Getöſe und Getöſe, und eben um dieſes Getöſe einmal los zu werden geht der Deutſche in den erſten Tagen nach Fontainebleau. Aber was er vielleicht auf der Reiſe bis Paris nicht bemerkt hat, deſſen wird er jetzt mit Schrecken inne, daß nämlich die meiſten franzöſiſchen Heer- und Landſtraßen gepflaſtert ſind wie die Straße der Stadt. Deutſche Chauſſee kannte man lange gar nicht: wo nicht Pflaſter war, da war nur unſicherer Feldweg, und der incomfortable Franzos iſt im Stande, unſere ſanften Chauſſeen gar nicht als ordentliche Straßen anzuerkennen, weil ſeine viereckigen Pflaſterſteine und der ununterbrochen harte Spectakel fehlen. Daß man ſchreien muß, wie in Paris, um eine Unterhaltung zu führen, daß man Nerven hat, bemerkt er gar nicht, und das engliſche Wort Comfort, das deutſche Behaglichkeit überſetzt er mit „Divertissement“. Neurer Zeit haben ſich denn in manchen Provinzen auch unſere Chauſſeen eingeſtellt, eine außerordentliche Annehmlichkeit zu dem Reichthume an Heerſtraßen, den Frankreich beſitzt.

Endlich weht die friſche Luft des freien Feldes ins Coupé, dieſer ſättigende getränkte Dunſtkreis von Paris — man hat bekanntlich in Paris weniger Hunger als anderswo — liegt unten im Seinethale. Was iſt das? Hundegebell, hohe Mauerſchatten bei der unſichern Nachtbeleuchtung? Da ſchläft abgeſondert le Bicètre, dies Haus, oder richtiger dieſe kleine Stadt, wo ſo viel Unglückliche wohnen. Sie ſind ausgeſtoßen aus dem Lebensmittelpunkte der Welt, aber ſie haben friſche Luft und einen ruhigen Schlaf vor Wagengeraſſel. Gott gebe ihnen ein gut Gewiſſen dazu, und mancher Pariſer kann ſie beneiden. Wie deutſch! Gut und ſchlecht Gewiſſen ſtärkt und 'frißt nur in Deutſchland, der Pariſer hat keine Zeit dazu. Ganz ernſtlich, der Lärm iſt viel zu groß, des Geſchäfts und Geredes iſt zu viel, als daß Jemand Zeit und Anlage hätte für dies ſtille Inſtitut, das man in Deutſchland Gewiſſen nennt. Es iſt durchaus franzöſiſche Art, darauf hinzuarbeiten, daß ein artiges, meiſt nur ein artiges Vermögen es möglich macht, ſich zurückzuziehen, und von der Rente zu leben. Deshalb arbeitet, ſchafft und rafft der Franzoſe bis in die vierziger Jahre ſo raſtlos, ſo blind, ſo geradeaus, daß man ſich nur beim Rentier nach dem erkundigen könnte, was wir Gewiſſen nennen. Der Rentier aber thut nichts mehr, nichts Gutes, nichts Schlechtes, er hat ſich ſelbſt abſolvirt. Kurz, es läßt ſich da nirgends ein Gewiſſen anbringen. — Die Ueberzeugung nimmt man übrigens mit aus Paris, daß vielleicht in keinem Ort der Welt ſo unermüdlich gearbeitet wird, als in dieſer Stadt des leichten Sinnes und des Vergnügens.

2.

Ich erwachte mit der aufgehenden Sonne, die auf den grünen Wald von Fontainebleau fiel. Mit hohen Bäumen, wie eine beſtellte grüne Mauer ſondert er ſich vom Felde und von der übrigen Landſchaft. Es iſt dies dieſelbe Stelle, wo einſt die Hofleute Franz des Erſten dem deutſchen Kaiſer Carl V. entgegenzogen in fantaſtiſchen Götter- und Nymphenkleidern, was ſich dieſem geſetzten Manne gegenüber thöricht genug ausnimmt; dieſelbe Stelle, bis wohin Napoleon 1804 dem Papſte entgegenfuhr. Am ſogenannten Kreuze des Saint-Hérem hob er den heiligen Vater in ſeine Carroſſe, ſetzte ihn zu ſeiner Rechten und begann nun jene langen Unterredungen, denen zunächſt eine Krönung in Notredame und ſpäter eine Haft in Fontainebleau folgte. Das erſte Mal, 1804, war es tiefer Herbſt, Novemberwetter, aber die Zeit war grün für den heiligen Vater, ein Kaiſerthumscandidat, der die Kirche anrief, ſaß neben ihm. Das zweite Mal, 1812, war es warmer Juni, aber der Papſt war ſchon drei Jahre lang von Ort zu Ort geſchleppt worden, vom Vatican nach Florenz, von Florenz nach Turin, von Turin nach Dijon, von Dijon nach Savona, und von da kam er, ein alter, leidender Mann, in dieſen Wald des Nordens, und ein Gendarmen-Obriſt ſaß diesmal an ſeiner Seite.

Solchergeſtalt eilen geſchichtliche Scenen dem Beſucher Fontainebleaus entgegen, man erwehrt ſich ihrer kaum, um unbefangen zu ſehen, wie denn dieſer Ort in ſeiner einfachen Wirklichkeit beſchaffen ſei. Die Straße iſt majeſtätiſch breit, wie alle franzöſiſchen Landſtraßen, die Buchen und Eichen, beſonders die Buchen, ſind ſtattlich hoch, ich war des ſchönſten Waldes gewärtig und voller Freude über die Morgenſonne, die ſo günſtig ihre Lichter und Strahlen warf in die licht- und dunkelgrünen Schatten. Ein Linien-Regiment kam daher gezogen, ohne Sang und Klang, aber in jener bequemen Manier des Militärs in Frankreich, die uns anfänglich auffällt, und nach wenig Monaten natürlich und paſſend erſcheint für anſtellige Leute. Die blitzenden Bajonette, die lichtgrauen Ueberröcke, die rothen Hoſen, der galliſche Hahn auf den Czakos, groß und gelb ſchimmernd, nahmen ſich maleriſch aus auf dem dunklen Waldesgrunde. Als dies Zwiſchenſpiel vorüber war, trat die Waldesſtille ein. Die Waldesſtille? Ich wußte mir's nicht zu ſagen, es war todtenſtill, aber nicht ſtill wie in unſeren Wäldern, wo man immer ein leiſes Gebären der Schöpfung zu hören glaubt, nein, hier war es todtenſtill. Das Terrain wurde hügelig, man ſah bauſchige, bewachſene Thäler, und ferne Hügelzüge, immer bewachſen und hie und da mit Steinblöcken bedeckt. Ich erinnerte mich, daß der Wald ſieben bis acht Lieues im Umfange haben ſoll, und freute mich auf dieſe ſeltene Erſcheinung in Frankreich, wo man Wälder für das Gegentheil von Civiliſation hält und Waldeinſamkeit für Leere und Langeweile.

Sieben bis acht Lieues ſagen die Leute in Fontainebleau; die officiellen Beſchreiber, deren Zahl gedruckt wird, ſagen fünfundzwanzig Lieues, alles von Büſchen dazu rechnend, was ſich nah oder fern findet. Sie berufen ſich aber auf die Grenzpflöcke, 1050 an der Zahl, die unter Ludwig XIV. ringsum geſetzt worden ſind.

Es geht bergab, und die Häuſer von Fontainebleau erſcheinen, immer voraus die Zollſtätten, l'Octroi, wodurch jede größere Stadt ihren Zutritt proſaiſch macht. Der Ort, ziemlich ausgedehnt und von achttauſend Menſchen bewohnt, die breiten Platz haben, erſchien leer und todt. Aber es war noch früher Morgen, das konnte ſich ändern. Ich nahm ein Cabriolet, um mich wieder hinausführen zu laſſen auf all die berühmten Kreuzwege — Carrefours — Jagdrendezvous und Waldplätze, denen dieſer und jener König den Namen gegeben. Vom Schloſſe bemerkte ich nichts. Es liegt mit dem Orte in einer breiten Waldestiefe, und wenn man nicht zufällig die Eiſengitterſeite des Hofes gewinnt, welcher „Hof des weißen Roſſes“ heißt, ſo wird man des Schloſſes nicht gewahr. Es präſentirt ſich nirgends, ſelbſt dann nicht, wenn man es geſucht und gefunden, und wenn man nach einem Hauptanblicke ausgeht. Coquett oder ſchüchtern oder ungeſchickt zeigt es immer nur Seiten und Stücke.

Der Reiz des Waldes iſt für den Einſamen, er läßt ſich nicht zeigen wie eine Merkwürdigkeit, er läßt ſich nur finden, und Jeder findet einen anderen. Dafür iſt der Franzoſe und die franzöſiſche Sprache nicht gemacht. Jener betrachtet Alles unter voraus beſtimmten Kategorien, und iſt darum ein Held der Bureaukratie, der Centraliſation — dieſe hat nur für Fertiges eine Bezeichnung, Neues, was nicht unter ihren Händen ergrauen kann, verdirbt ſie, denn ſie hilft nicht ſchaffen, ſie hilft nur bezeichnen, und, im Herzen proſaiſch, hilft ſie nur proſaiſch bezeichnen. Allerdings bezeichnet ſie aber auch aus dieſem Grunde, wie ihre Tante, die lateiniſche Sprache, unzweideutiger, als ſonſt eine Sprache. Das Jus dort, die Diplomatie hier ſind wohlgeborene Kinder. — Aber wie nimmt ſich dieſe franzöſiſche Art aus, wenn ſie ſich in die poetiſchen Bereiche eindrängt, wo eben der Reiz im Unberechneten ruht, wenn ſie ſich zu Cabriolet mit Euch in den Wald begiebt, und bald hier vor einem Baume ſtill hält, bald dort vor einem Steinhaufen, ſtattlich recitirend: dies iſt das Bouquet des Königs, jenes iſt der weinende Felſen!

In der erſten Viertelſtunde nämlich von Fontainebleau aus bewahrt der Wald das ſtattliche Anſehen, das hohe Buchen gewähren, und einer der ſchönſten Bäume, der ſich frei aufſchießend oberwärts in zwei Stämme theilt, heißt denn das Bouquet des Königs. Bald dahinter bemerkt man, daß die Figuren hohen Holzes nur auf der Pariſer Seite noch ſtreckenweiſe vorherrſchend ſind, daß nach den andern Gegenden hin weit, weit überwiegend höheres oder niederes Strauchholz den Wald bildet. In den Jahren 1793 und 94 hat Paris maßlos in Fontainebleau ſchlagen laſſen. Dieſes Faßreifenholz beugte meinen Muth gar ſehr danieder, und ich bemerkte nun auch, daß wir in einem tief ſandigen Boden dahin trödelten, und daß von den gerühmten Felſen nichts zu erwarten ſtehe als dürftiges Sandſteingebilde. Dieſer weinende Fels — rocher, qui pleure — iſt denn auch ein ganz unbedeutendes Lager einiger Sandſteinblöcke; an dem einen tropft von Minute zu Minute ein Tröpfchen Waſſer, ein Tröpfchen in voller Wahrheit des Ausdrucks. Um mir alſo nicht durch dieſe kindiſche Rhetorik allen beſſeren Eindruck vernichten zu laſſen, entledigte ich mich aller franzöſiſchen Führung. In der Nähe dieſes traurigen Steins iſt eine Jägerwohnung, wo man ſich nothdürftig unter[illegible]n kann. Sie iſt einſt ein kleines Kloſter zufriedener Mönche geweſen, und der einſame Jäger hat hier einen friſchen Trunk und eine Meſſe gefunden. Jetzt findet man nur den Trunk und die dürre Nachricht, daß es mit der Jagd in dieſem Walde vorüber ſei. Der kleine noch übrige Reſt von Wildpret iſt ausgerechnet und zugezählt wie beim Winkelbäcker die Semmel. So iſt es faſt in ganz Frankreich, dies Vaterland ritterlicher Jagd iſt dieſes Schmuckes beinahe ganz entkleidet. Man hat es hier nicht begriffen, daß Beſitz und Recht des Ackerbauers geſchützt und geſichert ſein kann auch ohne maßloſe Ausrottung des freien Thiers, deſſen Verfolgung ſo tief in die intimſten Reize der Natur führt, deſſen Bekriegung ſo reizend übt, deſſen Fleiſch lieblicher und geſünder iſt als irgend ein anderes.

Traurig ſtrich ich durch das niedrige Holz, das mir nun ſeines dramatiſchen Lebens beraubt war, und ſuchte eine Höhe zu gewinnen. Ich gewann ſie, und labte mich am weiten Blicke auf die ſtillen Waldthäler, die ſich öſtlich hinüberziehen nach der Champagne zu. Sie ſind nicht ſo friſch und ſaftig wie im feuchteren Deutſchland, die Wieſen fehlen, wo in ſo früher Morgenſtunde der Hirſch und das Reh heraustreten und ſich ſonnen, aber ſie übten in ihrer ſtillen Weite doch ihren Reiz auf den Wanderer. Wüſte Steinpartien dazwiſchen auf den Hügeln und auf der Tiefe erwecken die nachdenkliche Melancholie, dies Sinnen über die Erdexiſtenz, dem man ſich im Walde ſo dringend hingiebt. Es war in früheren Jahrhunderten eine Kriegsſtrafe, die den Beſiegten traf, daß ihm der Wald bis auf eine ſchimpflich kleine Höhe niedergehauen wurde. Dies geſchah nicht aus ökonomiſcher Holzrückſicht; die Leute kannten den poetiſchen Zauber des hohen Waldes. Und ſo lag vielleicht neben dem ökonomiſchen Vorwande auch in den Revolutionen ein Inſtinct des Haſſes gegen die Vortheile der Ariſtokratie, daß man von Paris auszog gegen die königlichen Forſten, und das Wild und den Zauber des Waldes vernichtete. Nach der Juli-Revolution that man dies nicht nur in Rambouillet, wo man ſtatt des erwarteten Kampfes gegen Carl des Zehnten Truppen alles Wild niederſchoß, man kam auch hierher nach Fontainebleau gezogen und that desgleichen. Es iſt begreiflich, daß man einen beſchränkten Hirſchjäger, der ſo nebenher das tiefſte Intereſſe der Nation angreift, am Ende auch auf dem Terrain verfolgt, wo er gedankenlos ſeine Freuden geſucht. Viel trauriger iſt der Eindruck, den die erſte Revolution den alten Schlöſſern in der Provinz für immer aufgeprägt hat. Da ſind die geſchichtlichen Zeugniſſe zerſtört, weil man die Geſchichte haſſen und aufheben mußte, und es hat das Anſehen, als ob man in der Provinz, fern vom Mittelpunkte und Kerne des revolutionären Gedankens, in dieſen Nebenſachen viel eifriger und gründlicher zu Werke gegangen ſei. Paris begnügte ſich doch im Weſentlichen mit der Baſtille. Dies Denkmal ſchleifend hatte man der politiſchen Symbolik genug gethan. Jede Provinz aber hielt ſich für verpflichtet, etwas Baſtillenartiges zu opfern. Zweierlei tritt hierbei an den Tag: es iſt ein Irrthum manches deutſchen Hiſtorikers und der antirevolutionären Partei, daß die Revolution nur hauptſächlich in Paris gelebt habe, in den Provinzen aber unbedeutend geweſen ſei. Sie war von unermeßlicher Popularität und von innerlichſter Kraft auch in den Provinzen. Daß die entſchloſſenſten Fanatiker von da nach Paris zu pilgern pflegten, ſei gar nicht in Anſchlag gebracht, denn es iſt dies eine gewöhnliche Erſcheinung. Fern vom Schauplatze der That bildet ſich Alles ideal und phantaſtiſch zu übernatürlicher Größe. Aber außerdem erkennt man noch heute, daß alles wirkliche Leben der Provinz leidenſchaftlich an der Revolution gehangen habe.

Die zweite Erſcheinung hängt damit zuſammen, ſcheint aber von Hauſe aus all dieſen Stämmen eigen zu ſein, welche jetzt Frankreich bilden. Sie fühlen ſich nämlich von aller Geſchichte Frankreichs vor der Revolution wie durch ein unüberſehbares Meer getrennt, oder richtiger ſie fühlen es nicht mehr, weil ſie es ſind. Alles was jenſeits liegt, und was einmal in Erwähnung kommt, ein Sieg, ein großer Mann, ein großes Wort, das erſcheint nur einzeln, wie eine Tradition, wie eine Bemerkung, aber eine organiſche Folge ſucht und findet Niemand darin. Höchſtens wird es ungeprüft in den weitläufigen Begriff „la France“ geworfen. Und doch iſt die Geſchichte Frankreichs trotz der klaffenden Revolutionsſchlucht ſo ganz organiſch! Die Franz, die Richelieu, die Louis XIV. ſind die erſte lange Hälfte der Revolution, und die Revolutionsſitten wachſen auf in Paris wie ein Lebensgeſchäft: der Ligueur, der Frondeur iſt ein früherer Sansculotte.

Eben ſo iſt es mit dem geſchichtlichen Erbtheile der einzelnen Provinzen. Es iſt total vergeſſen und von dem weitläufigen Begriffe „la France“ verſchlungen. Sprecht an Ort und Stelle von Burgund, von der Normandie, der Bretagne, von Aquitanien, was erfahrt Ihr? Etwa ein ſpecielles Leben der Erinnerung, ein Seitenintereſſe der beſondern Landesgeſchichte? O bewahre. Ah, ja, ſagen ſie, ſo hieß es einmal — das iſt ihnen eine Curioſität ohne weitere Bedeutung. Sie haben keinen geſchichtlichen Sinn, und unſere Romantik iſt ihnen unbekannt. Dies erſchwert aller Dichtung das Leben in Frankreich und erleichtert alle Politik. Sie ſind nicht wie wir ein mannigfaltiges, intereſſantes Volk, ſie ſind eine gegenwärtige, ſtets zum augenblicklichen Handeln geneigte Nation. Sie haben kein Gepäck, und ſind darum ſo leicht zu bewegen, ſo ſchwer zu feſſeln, und haben darum eine ſo ganz andere hiſtoriſche Aufgabe als wir. —

— Ich hatte noch einen höheren Berg gefunden und ſaß auf Steinen, unter norddeutſchen Freunden, unter Kiefern, die auf dem Hügellande überall gedeihen, wenn nichts anderes mehr gedeihen will: nächſt der Birke die beſcheidenſten, gütigſten Bäume unſers Nordens. Die Sommerſonne lag feſt auf dem weiten Waldkeſſel von Fontainebleau, und dieſer Keſſelform verdankt die Gegend ihre berühmten Weintrauben, deren Krone die „treille du Roi“ am Schloſſe mit dem berühmten Gutedel — Chasselas. Wenn indeſſen die franzöſiſchen Statiſtiker von den Alpengewächſen der Berge und von den tropiſchen Pflanzen der Niederung ſprechen, die hier in geringer Entfernung von einander wüchſen, ſo gehört das ins Thema der unwahren Contraſte, das ſie bei aller Naturbeſchreibung ſuchen. Denn jener deutſche, jener Göthiſche Naturſinn iſt ihnen verſagt, welcher das Unſcheinbare oder das Charakteriſtiſche zu genießen weiß. Sie beſchreiben ihre „belle France“ faſt durchgängig falſch, dichten ihr Reize auf, die ſie nicht hat, und ſprechen von denen nicht, die ſie wirklich beſitzt. Ich kam mit dem Vorurtheile nach Frankreich, daß dieſer Ausdruck „belle France“ eine franzöſiſche Uebertreibung ſei — dieſes Vorurtheil wurde gedemüthigt, ich kannte noch nicht die Hälfte dieſes gewaltigen Körpers Frankreich, und mußte zugeſtehen, daß es ein geſegnetes, ein tief mächtiges, ein ſchönes Land ſei. Aber es iſt, wenigſtens für unſere Augen, eine andere Schönheit, als ſie in der franzöſiſchen Beſchreibung erſcheint.

Eben ſo hat dieſe ermattete Welt Fontainebleaus für uns andere Reize. Dieſer wechſelnde Erdboden, bald dürr, bald ſüdlich treibend, dieſe Todtenſtille, dieſer eigene Anblick der Stadt, wie er ſich mit den ſteilen Schornſteinen von der Waldhöhe bietet, dieſe weite Umgarnung mit grünem Laube, ſo daß die Stadt wie ein Jagdhaus erſcheint, dieſe trockenen Flächen, in welche der Wald ausgeht, dies Alles gibt uns ein intereſſantes Bild aus dem alten Gatinais. So hieß ſonſt dieſer Theil von Isle-de-France, als er noch von ſeinen Vicomtes beherrſcht wurde. Vielleicht iſt die Gegend nicht immer ſo ſtill geweſen. Hier nämlich entdeckte ich den Grund dieſer Todtenſtille. Es gibt keine Vögel. Man ſchauert im Walde vor einem ſolchen Gedanken, eine Welt ohne

Sang, ein Wald ohne Klang, ohne Vögel. Hoffmann hätte es bis dahin ausgeführt, daß auch kein Echo in dieſem Walde möglich ſei, daß die Franzoſen alles Beſte ſtets mit ſich herum trügen auf allen Gaſſen, Alles auf der Lippe, auf der Oberfläche, und nichts im Hintergrunde, ja, daß ihnen aller poetiſche Reſonanzboden, aller muſikaliſche Hintergrund fehle. Die armen Franzoſen! Bei allem Mangel, den wir entdecken oder andichten, beherrſchen ſie die Welt mit ihrer Sitte und ihrem Worte. Aber es iſt wahr, nicht blos in dieſem entzauberten Walde von Fontainebleau mangeln ihnen die Vögel, ganz Frankreich iſt arm daran. Man hat geſagt, die Franzoſen ſprächen ſelbſt zu viel, und hätten außerdem zu viel Katzen. Böſe Zungen! Frankreich hat allerdings Katzen in außerordentlicher Menge und Schönheit, ich bin ihnen oft auf dem Felde begegnet, wo ſie den Vögeln nachtrachteten, und ich habe nicht bemerkt, daß ihnen Jemand das verübelte. Man bemerkt bald, daß der Franzoſe die Jagd mehr wie eine raſche Zerſtörung als wie einen lieblichen, wiederkehrenden Krieg betrachtet. Deshalb iſt bei aller Vernichtung des Wildes das Raubthier noch viel mehr verbreitet als bei uns, in allen Theilen von Frankreich gibt es noch Wölfe, in den Pyrenäen noch Bären. Die franzöſiſche Phraſe über Deutſchland wäre gerade umgekehrt richtig. Wir haben, die wir nach franzöſiſchem Ausdrucke im Lande der Wölfe und Bären wohnen, wir haben keine ſolchen Beſtien, Frankreich aber hat deren noch in großer Zahl. Der gründliche deutſche Jäger, der ſich noch poetiſch vertieft in die Geheimniſſe des Waldes und des Thierlebens, er läßt das Raubzeug nicht beſtehen. Nur in der alten Pfalz zwiſchen Baiern und Böhmen ſoll es noch einige Beſtien geben, und das iſt ein vergeſſener Strich, der zwiſchen Altbaiern und Altböhmen liegt, wir können nicht dafür, ja es weiß bei uns ſelten Jemand davon; aber all unſere Wälder im Norden, die noch ununterbrochen dauern, auch wenn man Tage und Nächte hindurch fährt, ſie ſind rein von Wolf und Bär, und nur der intereſſante Fuchs, der keinem Menſchen was thut, findet ſich noch. Doppelt auffallend iſt es in Frankreich, wo es gar keine eigentlichen Wälder mehr gibt — aber in Waldſtrichen von einigen Lieues Ausdehnung werden ſie des Wolfes nicht Herr. Daß ſelten ein Schnee, ein verrätheriſcher Spurſchnee über Nacht liegen bleibt vor dem milderen Klima, das mag dazu kommen zur franzöſiſchen Ungeduld im Jagen.

Man hat auch geſagt, die vorherrſchende Kalk- und Kreideerde durch Frankreich und der daher rührende bruſtbeſchwerliche Staub verjage die Vögel, er verderbe ihnen die Stimme. Ein alter deutſcher Muſikus, der in Paris lebt und allwöchentlich einmal den Kalvarienberg beſucht, erklärt allwöchentlich die Franzoſen für unmuſikaliſch, weil ſie die Natur nicht anzuſehen verſtünden, und deshalb ſeien auch alle Vögel aus dieſem vermaledeiten Lande fortgezogen, denn ſie brauchten wie jeder Muſiker Aufmerkſamkeit, Theilnahme und nach Umſtänden auch Beifall, der Franzoſe aber verſtünde ſie nicht, und gebe nicht Acht auf ſie. — Der alte Muſikus kann ſich indeſſen doch nicht von den Franzoſen trennen, und liebt ſie im Grunde doch, und ſie ſind auch im Grunde nicht ſo unmuſikaliſch, wie ſie von uns und durch ihre Sprech-Sprache gemacht werden. Es iſt dies Alles nicht die Wahrheit, aber wahr iſt es, und die Vögel fehlen. Die Auflöſung iſt: man ißt alle Vögel, alle, man ſchießt alle todt, und ſchont nur Krähe und Elſter.

Geſtehen muß ich übrigens, daß der Vogelgeſang ſchon im ſüdlichen Deutſchland abnimmt. Dies prächtige Süddeutſchland iſt ſonſt von der Natur ſo viel mehr begünſtigt als der deutſche Norden, hätte der Himmel ein Einſehen gehabt, dem Norden mehr und zahlreichere Vögel zu geben? Alte Leute in Baiern verſichern, ſeit einigen Jahren hätten die Vögel zuſehends abgenommen. Oder ſind vielleicht die Leute nur alt geworden? In Frankreich ſcheint's immer ſo geweſen zu ſein, man vermißt den Vogelgeſang nicht. Oder werden der Menſchen zu viel und werden die Vögel verſcheucht, wie der Dampf auf Eiſenbahnen und Flüſſen ſie verſcheucht, und wo ſoll das hinaus? Auf den deutſchen Schulen lehrt man, die Singvögel lebten nur in der gemäßigten

Zone, und wo die heiße anfinge, da würden die Vögel farbig und ſchön, und ſängen nicht mehr.

Und doch, wo die Geſchichte einmal ihre Gewänder ausgebreitet und ihren Sitz gehabt hat auf längere Zeit, da entweicht niemals ganz der Werdezauber. Solche Orte behalten immer die Inſchrift einer Werkſtatt Gottes, und ſei die Inſchrift auch noch ſo verwiſcht oder verwittert, ſie übt ihre Macht auf uns. Ich ſah von meiner ſonnigen Höhe unten in ſchwarzem Schatten eins jener Jagd-Rendezvous. Es kommen da Waldwege von mehreren Seiten zuſammen, es bildet ſich ein runder Raſenplatz, ein Steinhaufe mit zerfallendem Kreuze ſteht in der Mitte. Da iſt der prächtige Franz, der liebenswürdige Heinrich ermüdet vom Pferde geſtiegen, hat einen Trunk, einen Imbiß genommen, er winkt, und die Hörner rufen weithin durch den Forſt, daß Waffenſtillſtand eingetreten iſt für den Hirſch. Oft kommen von fern Kriegsboten oder Geſandte, denn der König iſt in der Herbſtzeit oft Wochen lang nur im Walde zu finden, ſie berichten, ſie fragen, ſie drohen, ſie bitten, und in der Waldeslaune zwiſchen Becher und Jagdhorn und Hunden wird regiert, oft friſcher als in den ſeidenen Zimmern.

Der Tag war zu hell, der Wald zu niedrig, um Sagen und Märchen zu erleben, obwol das wärmere Europa ſeine Sagen meiſt in gutem Wetter ſpielen läßt. Offen geſtanden, unſer ſchlechtes Wetter, das wir immer dazu nöthig erachten, macht ſie nur auch intereſſanter. Hier in dem mittleren Frankreich ſind die Zeiten der Römer, der Gallier, der Franken viel mehr verwiſcht als an den Küſten des Oceans, es lohnt nicht der Mühe zu wiſſen, daß hier in der Isle-de-France und beſonders in der Brie und dem Gatinais an der Seine und Marne Senonen und Belgier gewohnt. Das iſt Alles ſpurlos in Franzoſen nivellirt. Am Ocean aber, wo keltiſche und germaniſche Völkerſchaften geſeſſen und eingedrungen, da hat ſich auch die Sage tiefer eingefurcht, und in der Normandie wiſſen ſie noch wie man vom ſchwarzen Jäger, der nächtlings mit lärmenden

Hunden vorüberzieht, und der den Tod bringt, wenn man ihn anruft.

Wenn der weiße Mond auf den Waldgründen an Fontainebleau liegt, ſo ſieht man wol auf ſchwarzem Roſſe König Franz über die Höhen reiten, neben ihm die heitere poetiſche Schweſter Margarethe von Navarra, die Novellen erzählt, den ernſthaften Bayard, den ſchlecht gewachſenen Narren Triboulet, und eine Schaar Künſtler, die von Bauten und von ſinnlicher Pracht erzählen, die Schlöſſer erfinden und mit Italien und Griechenland prahlen. Der Zug geht lärmend und blitzend über die Hügel, man hört Gelächter und laute Rufe. Hier unten aber im dunklen Wege reitet König Heinrich auf dem ſeidenweißen Roſſe, das ihm ſtets die Maler geben. Er iſt allein, ſein Herz iſt verliebt wie immer, ſein Schenkel beſchleunigt fortwährend den Schritt des Thieres, ſeht Ihr ihn leuchten zwiſchen dem ſchwarzen Gezweige? Dort am Eingange von Fontainebleau ſteht ein einſames Haus, darin wohnt Gabrielle d'Eſtrées, die ihn erwartet.

3.

Man nennt Fontainebleau gern das älteſte Luſtſchloß in Frankreich, und hat doch ſo wunderliche Verſuche der Namensableitung angeſtellt, daß am Ende ein Jagdhund Franz des Erſten die Hauptrolle ſpielen muß. Es hätte alſo erſt im ſechzehnten Jahrhunderte ſeinen Namen bekommen, obwol ſchon von 1169 eine Charte Ludwigs VII. exiſtirt, mit der Unterſchrift „Gegeben öffentlich in unſerm Palaſte bei Fontene-Bleaudi". Unſere Philologen würden höchlich und mit Recht erſtaunt ſein über dieſe mangelhafte Ableitung vom Jagdhunde Bléau. Dieſer Hund, durſtig von der Jagd, habe die ſchöne Quelle im jetzigen engliſchen

Garten entdeckt, und davon ſei der Ort Fontaine de Bléau und ſo weiter genannt worden. Die Abkürzung von Fontaine de belle eau klingt ſchon viel beſſer, da ſchönes Waſſer in Frankreich wirklich von großer Bedeutung iſt, kurz, man kennt den Urſprung des Namens nicht ordentlich.

Auch der ſinnigſte König aus Frankreichs früherer Zeit, Ludwig IX., der Heilige, liebte vorzugsweiſe dieſe Waldthäler, und nannte ſie, wie ſpäter Heinrich IV., ſeine ſüße Einſamkeit. Philipp der Schöne, den wir in Deutſchland den falſchen Münzer nennen, dieſer merkwürdige König, der die Juden verfolgte, die Tempelherren vernichtete, den Papſt verhöhnte, der alle Geſtaltungen von Religion frivol behandelte, war hier in Fontainebleau geboren, und ſtarb hier 1314, gläubig wie jeder andere Chriſt die Sacramente ſuchend und empfangend. Er hatte den Hirſch gejagt, und ſein Pferd hatte ihn ſo heftig gegen einen Baum angerannt, daß er zum Tode verletzt hinſtürzte.

Der elfte und zwölfte Ludwig bevorzugten die Ufer der Loire, jener oberhalb Tours gen Poitiers hin, wo er auf ſeinem verwünſchten Schloſſe Pleſſis-lez-Tours ſaß, dieſer, ein einfach bürgerlicher Mann, fühlte ſich nur in Blois zu Hauſe.

Wie für uns die franzöſiſche Geſchichte, ſo wird auch für Fontainebleau die Zeit erſt intereſſant mit Franz dem Erſten. Mit ihm beginnt das moderne Frankreich, und es war keine unpaſſende Modegrille, ſeinen Renaiſſance-Geſchmack heutigen Tags noch einmal zu beleben. Franz iſt der eigentliche Vater von Fontainebleau, und von ihm trägt es auch jetzt noch alles Angeſicht und allen Stempel. Seit ihm hat dieſes Schloß viele Hauptacte der franzöſiſchen Geſchichte ſpielen ſehen, es war oft und lange ein Geburtspunkt Frankreichs, und nicht blos darum, daß im wörtlichen Sinne des Ausdrucks Könige und Prinzen aller Art hier geboren wurden, ſondern darum, daß große Lebensacte von hier ausgegangen ſind. Sogar als es nicht mehr Maitreſſe, als es dem ſtolzen Verſailles gewichen war, kam der folgenreichſte Act Ludwigs des Vierzehnten hier zur Welt, die Zurücknahme des

Religionsedicts von Nantes im Jahre 1685. Mit dieſer Unterdrückung der Religionsfreiheit ward aller Gedankenfortſchritt dergeſtalt zuſammengeknebelt, daß alles Blut und alle Kraft des Fortſchrittes ſich nach dem convulſiviſchen Geſammtausbruche der Revolution hindrängte.

Am geſtaltvollſten iſt Fontainebleau unter Franz, unter Heinrich IV. und unter Napoleon, deſſen vorletzter Act, einer der wichtigſten im Geheimniſſe des Napoleon'ſchen Charakters, in dieſem Schloſſe ſpielt. Die Hauptſcene dafür war der Hof des weißen Roſſes — la cour du cheval-blanc — mit ſeiner merkwürdigen Treppe, welche in Geſtalt eines Hufeiſens vom Schloſſe herabführt.

Dieſer Hof bietet nach der Stadt zu den Haupteingang zum Schloſſe. Ein eiſernes Gitter, erſt von Napoleon herrührend, läßt ihn von außen ſehen. Sonſt haben auch hier Gebäude vorgeſtanden, und ſelbſt dieſen theilweiſen Anblick verſperrt. Das Schloß ſpaltet ſich nämlich in vier Höfe, von denen jeder eine ſelbſtſtändige Welt beherrſcht, eine abgeſchloſſene Welt, die von der andern nichts weiß und nichts ſehen läßt. Es können vier verſchiedene Könige hier wohnen, ohne ſich in den Weg zu kommen. Wären die erſten Stockwerke à jour durchbrochen, ſo gewönne man den intereſſanteſten Umblick, aber auch dann keinen ganzen und der eigenthümliche Reiz dieſes Schloſſes ginge verloren. Dieſer beſteht eben darin, daß man ſich in einem unentwirrbaren Netze von Mauern und Höfen, von Zimmern und Sälen, von Gängen und Treppen, von Ausſichten und Weltgegenden gefangen ſieht, die ganze Geſchichte Frankreichs von Franz bis Napoleon wirrt ſich um Fuß und Auge, man muß ſich widerſtandslos ergeben. Das ſpaniſche Drama mit den intereſſanten Winkeln und unerwarteten Thüren, die Hofintrigue mit kurzen Schritten und plötzlichen Rückzügen, die heimliche Liebſchaft mit aller romanhaften Erleichterung des Rendezvous, mit allem möglichen Schutze gegen Ueberraſchung, alles das ſtellt ſich in dieſem Fontainebleau dar. Dadurch iſt auch möglich gemacht, was ſich ſo ſelten in Frankreich findet: der behagliche Zauber des Comforts, die heimlichen, lauſchigen Gemächer und Räume, die Mannigfaltigkeit des Charakters. Die Franzoſen gleichen ſich untereinander viel mehr als wir, und ſind dadurch in Maſſe mächtiger, im Einzelnen unintereſſanter; unſere Sprache hilft jeder Eigenthümlichkeit, die franzöſiſche widerſtrebt ihr. Die Räume in Fontainebleau ſcheinen von all ſolcher franzöſiſchen Art eine Ausnahme zu machen. Man findet den Rahmen der verſchiedenſten Zuſtände, bald eine bürgerlich unter Bäumen verborgene Wohnung, feſt abgeſchloſſen gegen Morgen, und jede andere Himmelsgegend unerreichbar, alles hinweiſend auf Dichtung und flüſternde Stille: bald einen lachenden, offenen Zimmerkreis gegen Abend, bereit für geſellige Unterhaltung. Wie ſtill und würdig ſind Napoleons Zimmer, wo er die Abdankung der Weltherrſchaft unter Schmerzen niedergeſchrieben! Der kleine Tiſch iſt noch da, worauf ſein Arm geruht, das Facſimile der Abdankung hängt unter Glas und Rahmen an der Wand, man erſchrickt vor dieſen wenigen Zeilen und glaubt's ihnen anzuſehen, daß ein ſtolzes, verwöhntes Herz ſich nur unter Krampf von der unendlichen Herrlichkeit losgejagt. Denn nicht leicht iſt irgendwo die Schriftſtellerei von wenigen Zeilen ſo mühſam dargeſtellt: bald iſt ausgeſtrichen, bald iſt eingeſchoben, bald iſt darüber, bald darunter eingeſchrieben — ſo ſchwer mag es ſein, vier Zeilen für die Weltgeſchichte zu redigiren, wenn man darin ſeinen Tod gutheißen ſoll, und doch bei jedem neuen Buchſtaben glaubt: vielleicht wär's noch nicht nöthig! — Wie behaglich zierlich, klein und fein, weiß leuchtend und beſcheiden ſind in einer ganz andern Ecke die Zimmer der Maintenon, man glaubt ſie im ſchneeweißen Morgenkleide darin ſitzen, auf den offenen Park hinab ſchauen, mit den berühmten ſchönen Fingern auf glattem Papiere herumtippen zu ſehen. Und zwiſchen alle dem ſchlängeln ſich die Corridore, die ſchmalen Treppchen, ſteigen die ſtolzen Treppen, gleiten dahin die prächtigen Gallerien.

Man ſoll gothiſche, Renaiſſance- und moderne Bauart in Fontainebleau ſehen. In Wahrheit iſt die Renaiſſance-Bauart die durchaus vorherrſchende Phyſiognomie, wenn auch in Betreff des Stils Fontainebleau nichts rein darbietet. Ein Engländer hat es ein Rendezvous von Schlöſſern genannt; damit iſt der Charakter nach mehrern Seiten bezeichnet, auch nach der Vermiſchung des Stiles hin. Chambord iſt ein viel reinerer Typus und ein viel ſchönerer der Renaiſſance, die ſich hier mehr unordentlich und intereſſant als vollkommen in den Thurm-Schornſteinen bietet, in den zuſammengeſetzten Säulencapitälern, in dem Schmucke der Franz-Gallerie, des Saales Heinrichs des Zweiten, und in der Anordnung des „ovalen Hofes". Verſailles iſt viel reiner und ſchöner in Betreff des ſpäteren Stils. Vom Gothiſchen ſind in Fontainebleau nur für ein ſuchendes Auge Symptome in einzelnen Fenſtern und Simſen. Vor Franz iſt es, allem Anſcheine nach, nur das geweſen, was die Franzoſen ein Manoir nennen, eine Behauſung, und er hat es erſt zu einem Schloſſe zuſammengerafft. Sein F und ſein Salamander auf Schornſteinen und Platten iſt auch noch jetzt das Hauptwappen. Denn Alles, was der Sohn, Heinrich II., mit Fleiß und Eifer nachgebaut und ausgebaut, und mit ſeiner und der Diana von Poitiers Chiffre geſchmückt, kommt auf Rechnung des Stiles, den der Vater eingeführt und den der Sohn nur cultivirt hat.

Der Hof des weißen Roſſes, von dem Pferde Marc Aurels ſo genannt, das Franz errichten ließ, iſt zwar der größte, aber weder durch Stil noch Gebäude ausgezeichnet. Man entdeckt, wie geſagt, in dieſem Hofe keine weitere Fortſetzung oder Möglichkeit des Schloſſes, und weiß nicht, warum man ſeitwärts im Fond des Hofes durch eine kleine Thür und einen niedrigen Gang geleitet wird. Aus dieſem Gange heraustretend ſteht man in der Cour de la Fontaine. Dieſer zweite Hof iſt von geringerem Umfange, aber ſchöner, im Stile eines italieniſchen Palais. Auf der Fontaine ſteht eine Statue des Ulyſſes und die Ausſicht geht auf den großen Teich des engliſchen Gartens und auf den Pavillon, der inmitten desſelben iſt. Dieſer Teich-Pavillon ſoll unter Franz ein aufgethürmtes, eigenthümliches Bauwerk geweſen ſein, wahrſcheinlich zierlich und intereſſant, denn im ſchlanken Thurmaufbau der Gebäude leiſteten Franzens Meiſter Außerordentliches. Jetzt fehlt der Thurm, und das Ding ohne Stil und Geſchmack ſieht einem Schwanen- oder Entenhauſe ähnlich. Es hat, als Peter der Große Frankreich beſuchte, ein wildes Mittageſſen erlebt, das der Czar mit den Seinigen, und nur mit den Seinigen, wie die Franzoſen mit geſelligem Schreck erzählen, dort eingenommen hat. Sie ſetzen hinzu, daß die Einſchiffung nach beendigter Tafel ſehr bedenklich und daß es nöthig geworden ſei, die Herrn Ruſſen in die Karoſſen zu tragen, nachdem man ſie glücklich ans Ufer gebracht. Ein Diner Ludwigs XIV. auf dieſem Waſſer hat ein ganz anderes Anſehen: die beſiegten Helden der Fronde, die ſtolzen Condé und Beaufort ſervirten dem Könige die Tafel, mit zierlichſtem Anſtande die Schüſſeln auftragend, „eben ſo groß,“ ſagt der Franzoſe, „in dieſer niedrigen Dienſtleiſtung, wie in ihren Siegen“.

Abermals entdeckt man in dieſem zweiten Hofe keine mögliche Fortſetzung des Schloſſes, und gelangt abermals ſeitwärts durch einen gewölbten Gang in den dritten, in den ovalen Hof. Es geht wie im Zauberſpiele, und zuſammenaddirend und fortbauend denkt man bald ein rundes Zauberſchloß mit originalen Höfen und Flügeln nach aller Himmelsgegend zu haben. Dieſer ovale Hof zeigt die meiſten Lebenszeichen Heinrichs IV., obwol er der älteſte iſt und einige gothiſche Fußſtapfen bewahrt. Mit einer Säulenreihe in der Tiefe und einem eleganten Pavillon am Ausgange des Hofes beherrſcht König Heinrich dieſen älteſten Hof, der einſt eine Art Feſtung „cour du donjon“ hieß. Aber ſo lieb man König Heinrich haben kann, und ſo viel wackerer er auch vielleicht war — ſehr vielleicht! — als Franz, man kann ſich's nicht verhehlen, daß der ſchlanke, kühne Geſchmack des letzteren ſchon unter Heinrich ſinkt. Es ſind da in dieſem Hofe einige Reſte aus der Renaiſſance-Zeit, eine Treppenthür, ein Porticus mit einer Loge, die an Franzens Meiſter Primatice, Nicolo, Roux und an Serlio erinnern, und hinter deren graciöſen Linien des Geſchmackes alles Spätere weit zurückbleibt. Für die Paläſte hat ſpäter Ludwig XIV. in Manſard ein gutes Talent geſunden, das durch breite Striche und Flächen den genialen, ſchlanken Schwung der Primaticc zu erſetzen ſuchte. Aber ſteigt man in die ſonſtigen Details ſpäterer Zeit hinab, deren ſich die heutige Mode unter dem Namen Rococo bemächtigt hat, ſo erſchrickt man vor den kleinen Linien, dem bunten Farbenplunder, vor all dem Krimskram des Weibergeſchmackes, der doch eine hiſtoriſche Geltung, ja eine Wiedererweckung hat erleben können. Die Zeit Franz des Erſten, geiſtig nur ſtrebſam, mit gar keinem ſonſtigen Talente der Schöpfung geſegnet, in vieler Form des Staats und Gedankens roh, hebt ſich ſo ſtolz darüber empor. Wodurch? Durch einige italiſche Künſtler, für deren Wahl Franz eine glückliche Hand hatte, durch klaſſiſche Muſter, die ſie vor Augen trugen, durch den geſunden, ritterlichen Tact des Königs, dieſe Muſter in den ſcheidenden Rittergeſchmack einzuweben, kurz, durch den Geſchmack des geſchichtlichen Muthes. Er bildet die Renaiſſance, und der Geſchmack an Kleinigkeit, der Geſchmack des Eigenſinns bildet das Rococo.

Jener Pavillon am Eingange des ovalen Hofes iſt übrigens eins der zierlichſten Producte aus Heinrichs Zeit. Der Ausdruck Triumphbogen dafür gibt noch ein deutlicheres Bild und Heinrich ließ ihn zu einem ſeltenen Zwecke errichten. Oben nämlich, unter einem à jour gefaßten Bogen wurde ſein Dauphin öffentlich vor allem Volke getauft. So hoch und frei trat dieſer Ludwig XIII. vor die Welt, der ſpäter ein ſo ſchüchterner König wurde. Er hatte das Unglück, deſſen er nie Herr werden konnte, das eigenthümliche Unglück, einen großen Vater, einen großen Sohn und einen großen Miniſter zu haben. Zwiſchen die Geſtalten Heinrichs des Vierten, Ludwigs des Vierzehnten und Richelieus geſtellt zu ſein, iſt keine Ruhmeserleichterung, drückt nun ein magerer, ſehniger Arm wie Richelieu's noch obenein ſchonungslos danieder, dann verſchwindet ein ſchlichter Jägersmann, wie Ludwig XIII. war, völlig unter den breiten Schatten.

Bis hierher hat man ſich ſtets nach der Seite gewendet, um in den folgenden Hof zu ſchlüpfen, das Schloß hat uns alſo für den Bildeseindruck eine leidlich runde Form dargeboten. Hier aber entgleitet es uns auch dafür: man geht durch jenen Taufbogen, alſo nicht mehr in der Rundung, ſondern wie gerade hinauswärts aus dem Schloſſe nach dem letzten Hofe, nach der „cour des offices“ oder „des cuisines“, einem weiten ausdrucksloſen Raume, der mit ſeinen Gebäuden die Form des Schloſſes unfaßbar macht, weil er ſich aus der Rundung regellos hinausbauſcht.

Es liegt aber eine Macht des Fontainebleau darin, daß man es auch mit dem ſorgfältigſten Blicke nicht umgreifen kann. Man bewältigt es nicht und bleibt ihm ſomit unterworfen, wie man in dem inneren Labyrinthe dem Führer auf Gnade und Ungnade hingegeben iſt. Es gleicht der Geſchichte dieſes unberechenbaren Frankreich, jeder Profeſſor wird daran zu Schanden.

Das Innere des Schloſſes wird beherrſcht von den prächtigen Gallerien, deren es einſt ſechs gegeben hat. Drei davon, die der Hirſche, einſt unter Heinrich dem Vierten mit Geweihen garnirt, die der Rehe und die des Ulyſſes exiſtiren nicht mehr. Die Franz des Erſten, Heinrichs des Zweiten und der Diana ſind noch vorhanden. Die letztere ward unter Napoleon und Ludwig XVIII. wieder hergeſtellt, und um alle übrige Reſtauration hat ſich Ludwig Philipp ein unſchätzbares Verdienſt erworben. Aus Schutt und Staub ſind die prächtigiſten Arbeiten wieder auferſtanden, und beſonders für alle Fresken hat die enkauſtiſche Manier Wunder gethan. Fontainebleau iſt ſeit der Juli-Revolution wieder geboren.

In aller großen Form übt der Renaiſſance-Geſchmack einen kühnen, prächtigen Reiz. Dieſe Gallerien von einem ſo kühnen Wurfe locken unwiderſtehlich ihre Länge entlang, die verſchwenderiſchen Treppen hauchen einen Zauber, der unvergleichlich. Anders muthet uns heutigen Tages das Detail an. Der Ausführung, meiſt von den beſten Meiſtern, zollen wir gern allen Preis, aber all dies mythologiſche und allegoriſche Thema wirkt leblos auf uns. Wir ſehen dahinter, daß die Aufnahme klaſſiſchen Geſchmacks nur äußerlich und nicht durchgebildet vor ſich gehen konnte in einer Zeit, die nur mit Muth aber ohne innerliche Welt zu ſchaffen begann. Die Ueberlieferung anmuthiger Formen bleibt uns werthvoll, die romantiſche Zuthat intereſſant, aber es kann dieſes Detail allein nirgends den lebensvollen Eindruck auf uns üben, den es im großen Wurfe des Baues ſelbſt auf uns übt. In dieſem nämlich hat es die volle Wucht einer jungen hiſtoriſchen Macht: dazu iſt kein ausgebildetes Bewußtſein nöthig, dazu genügt eine allgemeine, kühne Abſicht, jener geniale Unternehmungsgeiſt, der mehr inſtinctartig als bildesfeſt getrieben iſt. Wir finden dieſen ungreifbaren Hauch geſchichtlicher Genialität in der ganzen Wendung, welche Frankreich unter Franz dem Erſten nahm, er iſt Atmoſphäre jener Zeit, und wir vermiſſen die einzelnen Beweiſe dafür, wenn wir an die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Königs, wenn wir an das Detail dieſer Zeit gehen. Daher das Unglück, welches dem alltäglichen Hiſtoriker begegnet, der die Wendung, den Umſchwung nicht ableugnen kann, und der in der Detailmanier ſich doch genöthigt ſieht, dieſem Könige und ſeiner Umgebung alles Verdienſt abzuſprechen. Der Mittelpunkt dieſer Renaiſſance und der Mittelpunkt in Franz ſelbſt war Geſchmack, Geſchmack als Inſtinct, Geſchmack im Großen. Das Beſte daran läßt ſich nicht nachrechnen und aufzählen, denn es war Trieb, nicht Kenntniß und Bewußtſein, und es wurde eben deshalb nach hundert Seiten hin befleckt, wo es mit den Fragen einer gefolgerten Idee zuſammentraf.

Deshalb, weil aus einer ganz allgemeinen Empfängniß ſtammend, iſt aller große Bau dieſer Zeit, der Thurm, das Schloß, die Treppe, die Gallerie, ſo viel mächtiger als alles Detail. In dieſem Detail gelingt Manches zu guter Stunde, und der Genius des Geſchmacks zwingt Alles glücklich zu einem Stile — aber die ſelbſtſtändige Schönheit gebricht oft, und um den beſten Genuß davon zu haben, muß man es nur im Ganzen überſchauen.

Welche Fülle dieſer vergangenen Welt der großen und kleinen Appartements, der vergoldeten Medaillons auf den

Wänden, der prächtigen Kamine, welche Fülle gibt Fontainebleau! Auch jener taffetne Hofeindruck franzöſiſcher Schlöſſer kann hier nicht aufkommen, nicht die beliebte Tradition alter Fräuleins, die alle genialen Geſelligkeit-Aperçus auswendig wiſſen von Franz dem Erſten bis Carl den Zehnten, alle die charmanten Nuancen der Bildung, welche ſich nur in den petits appartements zeigen durften. Denn da, heißt es, war der Hof en famille, in den grands appartements entfaltete ſich nur Etiquette. All dergleichen ſind Gedanken aus Verſailles, nicht aus Fontainebleau. Aber man fand in Fontainebleau über der Capelle der heiligen Dreieinigkeit — es gab drei Capellen im Schloſſe — jene Inſchrift der franzöſiſchen Königszeit, die ſo ſtolz und ſo folgenreich herausgefordert hat: „Betet Gott an, und dann den König“.

Wenn ich aus dem langen, ſchönen Eindrucke, den mir das Innere dieſes Schloſſes gewährt, noch einige Hauptpunkte herausheben will außer den Gemächern Napoleons und der Maintenon, ſo iſt es immer wieder die glänzende, wie ein Freudentag ſchimmernde Gallerie der Diana, wo die meiſten Bilder Heinrich den Vierten, le roi chevalier, feiern, wo vor Kurzem unſere nordiſche Prinzeſſin Helene eine Hochzeitstafel fand, an der gegen dreihundert Franzoſen ſaßen. Es iſt ferner der Raum unter dieſer Gallerie, den man nicht ſieht, der aber düſter mit ſeinen gewaffneten Hirſchköpfen vor der Phantaſie aufſteigt. Da unten in der gallerie de cerfs nämlich ließ die ſchwediſche Chriſtine den Monaldeschi, ermorden. — Es iſt endlich ein wunderlich Zeichen unſerer Zeit, das nicht aus dem Gedächtniſſe will. Die Wiederherſtellung des Schloſſes muß den König Ludwig Philipp ſehr große Summen gekoſtet haben und koſten; da iſt unter anderem ein großer Saal mit großer Mühe und ſchwerem Aufwande wieder in Stand gebracht und reich ausgeſchmückt worden, ſehr reich und theuer: dieſer Saal heißt der Saal Ludwig Philipps und wird von ſchweren doriſchen Säulen getragen: dieſe Säulen, mitten in dem maſſiven, ſtattlich und echt hergeſtellten Fontainebleau, dieſe Säulen ſehen wie Marmor aus, und wenn man die Hand daran legt, ſo erfährt man, daß ſie von Holz ſind. In Frankreich! wo der Marmor jedem Bürger zu Gebote ſteht!

Wäre das nöthig für den Saal des Bürgerkönigs?

4.

Die Königin Chriſtine hatte im Sommer 1654 dem ſchwediſchen Throne von freien Stücken entſagt. Sie wollte unter dem ſchönen Himmel der Künſte und des Genuſſes, ſie wollte in Italien leben, und reiſte durch Frankreich. Man nahm ſie ausgezeichnet in Frankreich auf. Deſſen eingedenk, und vielleicht wieder begierig nach dem Pompe einer großen Monarchie, wollte ſie drei Jahre ſpäter, Anfangs October 1657, den franzöſiſchen Hof zum zweiten Male beſuchen. Zu Staunen und Aerger erhielt ſie den Befehl, nicht nach Paris zu kommen, ſondern in Fontainebleau zu bleiben. Ludwig XIV. war damals noch ſehr jung, und Mazarin regierte.

In dieſer ärgerlichen Stimmung ereignete ſich die merkwürdige Hinrichtung Monaldeschi's. Der Pater Lebel in Fontainebleau, der die ganze Begebenheit vom Anfang bis zu Ende angeſehen, hat ſie ausführlich niedergeſchrieben. Sein Bericht iſt im Weſentlichen folgender:

Am 6. November 1657 des Morgens ein Viertel auf Zehn ward ich zur Königin von Schweden gerufen, die in der Conciergerie des Schloſſes wohnte. Ich fand ſie allein in ihrem Zimmer, und nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bezeigt, fragte ich nach ihrem Begehr. Sie ſagte, um mit größerer Freiheit zu ſprechen müßte ich ihr folgen, und ging mir voraus in die

Hirſchgallerie. Dort fragte ſie, ob ich ſchon einmal zu ihr geſprochen. Ich erwiderte, daß ich nur die Ehre gehabt, ihr meine Reverenz zu bezeigen, und daß ſie die Güte gehabt, mir dafür zu danken, ſonſt nicht. Darauf äußerte ſie, ich trüge ein Kleid, das Vertrauen erweckte, und ich mußte verſprechen, das Geheimniß unter dem Siegel der Beichte zu verwahren, das ſie mir anvertrauen wolle. Ich erwiderte ihr, wie die Schrift ſagt: Es iſt gut, das Geheimniß des Königs verborgen zu halten.

Nach dieſer meiner Antwort gab ſie mir ein Paket Papier, das an drei Orten verſiegelt und ohne Aufſchrift war, und befahl mir, es ihr wieder einzuhändigen, in Gegenwart deſſen ſie es heiſchen würde. Dieſes verſprach ich. Dann befahl ſie mir, Zeit, Tag, Stunde und Ort wohl zu merken, wo ſie mir das Paket gegeben, und ohne weitere Unterhaltung zog ich mich zurück mit dem Paket und ließ die Königin in der Gallerie.

Sonnabends, am zehnten Tage deſſelben Monats November, Mittags um ein Uhr, ließ mich die Königin abermals rufen. Ich ging erſt in mein Cabinet, um das Paket mitzunehmen, weil ich dachte, ſie ſchickte deshalb. Darauf folgte ich dem Kammerdiener, der mich durch die Thüre des Donjon in die Hirſchgallerie führte, und gleich nach unſerm Eintritte die Thüre ſo ſorgfältig verſchloß, daß ich darüber erſchrocken war. Gegen die Mitte der Gallerie hin bemerkte ich die Königin, die mit einem aus ihrer Suite ſprach, den man den Marquis nannte (ich weiß ſeitdem, daß es der Marquis von Monaldeschi war), und ich näherte mich der Fürſtin, ihr meine Verbeugung machend. Sie verlangte mit lauter Stimme in Gegenwart des Marquis und dreier Männer, die da waren, das Paket, welches ſie mir anvertraut. Zwei der drei Männer waren an die vier Schritt von der Königin entfernt, der dritte ſtand ziemlich nahe bei ihrer Majeſtät. Ich trat zu ihr und überreichte ihr das Paket. Nachdem ſie es entgegen genommen und eine Zeit lang betrachtet, öffnete ſie es, und nahm die Briefe und Schriften, welche darin waren. Sie ließ ſie den Marquis ſehen und leſen, und fragte ihn mit ernſter Stimme und würdiger

Haltung, ob er ſie kenne. Er verneinte es, wurde aber bleich. „Wollt Ihr dieſe Briefe und Schriften nicht anerkennen?“ ſagte ſie darauf — es waren in der That nur die Abſchriften, welche dieſe Königin ſelbſt gemacht hatte. —

Als ihre ſchwediſche Majeſtät beſagten Marquis eine Zeit lang brüten gelaſſen über dieſe Copien, zog ſie darunter die Originale hervor, hielt ſie ihm unter die Augen, nannte ihn einen Verräther, und hieß ihn anerkennen ſeine Hand- und Unterſchrift. Sie fragte ihn mehrere Male, worauf denn der Marquis ſich entſchuldigend antwortete ſo gut es ging, und den Fehl auf andere Perſonen ſchob. Endlich warf er ſich zu den Füßen dieſer Königin und bat um Gnade. Zu gleicher Zeit zogen die drei Männer, die da zugegen waren, ihre Degen aus der Scheide, und ſie haben ſie nicht wieder hineingeſteckt, als bis der Marquis gerichtet war.

Er erhob ſich und zog die Königin in einen Winkel der Gallerie, und dann in einen anderen, und bat immerfort, ihn zu hören und ſeine Entſchuldigungen anzunehmen. Ihre Majeſtät ſagte niemals nein, ſondern hörte ihn mit einer großen Geduld, und ohne die geringſte Beſchwerlichkeit und Zorn zu zeigen. Dann wendete ſie ſich zu mir, als der Marquis ſie aufs Aeußerſte drängte, ihn zu hören und zu erhören, und ſagte: Mein Vater, ſeht und bezeugt, daß ich — und hier näherte ſie ſich dem Marquis und lehnte ſich auf einen kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Griffe — nichts beeile gegen dieſen Mann, und daß ich dieſem Verräther und Treuloſen alle Zeit gebe, und mehr als man von einer beleidigten Perſon verlangen kann, um ſich zu rechtfertigen, wenn er kann.

Der Marquis, ſehr bedrängt durch die Königin, gab ihr Papiere und zwei oder drei kleine, aneinander gebundene Schlüſſel, die er aus ſeiner Taſche zog, und es fielen ihm dabei zwei oder drei Geldſtücke aus dieſer Taſche; und nach einer Conferenz, länger denn eine Stunde, konnte der Marquis durch ſeine Antworten die Königin doch nicht zufrieden ſtellen, die Königin näherte ſich wiederum mir ein wenig und ſagte mit erhobener, aber ernſter und gemäßigter Stimme: Mein Vater, ich ziehe mich zurück und überlaſſe Euch dieſen Mann, bereitet ihn zum Sterben und tragt Sorge für ſeine Seele. Als dieſer Befehl ausgeſprochen war, erſchrak ich ſehr, und der Marquis warf ſich ihr zu Füßen und ich ebenfalls, um Gnade bittend für den armen Marquis. Sie ſagte aber, das könne ſie nicht, und dieſer Verräther ſei ſchuldiger und verbrecheriſcher, als die zum Rade verdammt werden. Er wiſſe ſehr gut, daß ſie ihm als einen treuen Unterthan die wichtigſten und geheimſten Gedanken mitgetheilt, gar nicht in Betracht zu ziehen, was ſie ihm Güter geſchenkt, mehr denn einem Bruder, als ſolchen hätte ſie ihn immer betrachtet, und ſein eigenes Gewiſſen ſollte ihm zum Henker dienen.

Nach dieſen Worten zog ſich die Königin zurück, und ließ mich und die drei Männer, die ihre Degen nackt hielten, in der Abſicht, die Execution zu vollſtrecken. Als die Königin hinaus war, warf ſich der Marquis vor mir nieder, und beſchwor mich inſtändig, ihr nachzugehen und ſeinen Pardon zu erwirken. Die drei Männer aber preßten ihn zu beichten mit dem Degen gegen die Nieren, ohne jedoch zuzuſtoßen, und ich, Thränen im Auge, ermahnte ihn, Gott um Gnade zu bitten. Der Anführer dieſer Drei ging noch einmal zur Königin um Begnadigung des armen Marquis, kam aber traurig wieder, weil die Herrin Eile befohlen, und ſprach weinend: Marquis, denkt an Gott und Eure Seele, es muß geſtorben ſein. Bei dieſen Worten warf ſich der Marquis wie außer ſich ein zweites Mal zu meinen Füßen, mich um Verwendung beſchwörend. Dies that ich und fand ihre Majeſtät allein in ihrem Zimmer mit ganz klarem Geſicht und ohne die mindeſte Bewegung. Ich näherte mich und fiel weinend und ſchluchzend nieder, und bat um die Schmerzen und Wunden Chriſti, Gnade zu üben an dieſem Marquis. Sie zeigte ſich betrübt, dies nicht zu können nach der Treuloſigkeit und Grauſamkeit, welche dieſer Unglückliche gegen ihre Perſon geübt. —

Da ich das Vergebliche dieſer Bitten ſah, nahm ich mir die Freiheit ihr vorzuſtellen, daß ſie im Hauſe des Königs von Frankreich ſei, und daß ſie wohl beachten möge, was ſie executiren laſſe und ob der König das gut heißen werde. Darauf antwortete ſie mir, ſie halte dieſe Juſtiz Angeſichts des Altars und nehme Gott zu Zeugen, wenn ſie, an die Perſon des Marquis gehend, nicht allen Haß bei Seite gethan, und ſich nur an das Verbrechen und den Verrath dieſes Mannes halte, der nie ſeines Gleichen gehabt. Und wenn auch der König von Frankreich ſie in ſeinem Hauſe wie eine flüchtige Gefangene beherbergte, ſo ſei ſie Herrin ihrer Willensmeinungen, Juſtiz zu laſſen und zu üben an ihren Dienern jeden Orts und jeder Zeit, und ſie ſei nur Gott Rechenſchaft ſchuldig für ihre Handlungen, und — ſetzte ſie hinzu — das was ſie thäte ſei nicht ohne Beiſpiel.

Ich entgegnete, daß einiger Unterſchied ſtattfände, wenn die Könige ſo etwas bei ſich zu Hauſe thäten, und wenn anderswo. Aber ich hatte dieſe Worte kaum geſprochen, ſo gereuten ſie mich auch ſchon, weil ich fürchtete, der Königin zu arg zugeſetzt zu haben, und im Weggehen machte ich ihr nur noch einmal Vorſtellungen, ob ſie nicht beſſer thäte, den armen Marquis dem Könige zu überantworten für einen formellen Proceß. —

Was! rief ſie, ich, in der abſolute und ſouveraine Juſtiz über meine Untergebenen wohnen ſoll, ich ſoll mich dahin gebracht ſehen, gegen einen verrätheriſchen Diener nachzuſuchen, deſſen Verbrechen, geſchrieben und unterſchrieben von ſeiner eigenen Hand, in meiner Macht ſind!

Das iſt wahr, ſagte ich, aber Eure Majeſtät iſt zur Hälfte betheiligt. Da unterbrach ſie mich und ſagte: Nein, nein, mein Vater, ich werd' es den König wiſſen laſſen, geht hin, und bereitet ihn zum Tode, ich kann nicht nachlaſſen. —

So ſchickte ſie mich zurück. Aber ich erkannte am Wechſel der Stimme in den letzten Worten, daß, wenn die Königin die Action hätte verſchieben und den Ort wechſeln können, ſie es unzweifelhaft gethan hätte. Aber die Sache war zu weit gediehen für einen andern Entſchluß, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Marquis entweichen und das eigene Leben ausgeſetzt zu ſehen.

In dieſer Extremität wußte ich nicht, was thun und wozu mich entſchließen. Weggehen konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt, ich war durch eine Gewiſſenspflicht verbunden, dem Marquis beizuſpringen und ihn zum Sterben zu bereiten.

Ich kehrte alſo in die Gallerie zurück, umarmte den Unglücklichen, der in Thränen ſchwamm, und ermahnte ihn in den beſten Ausdrücken, ſich zum Tode zu entſchließen und zu ſchicken, da in dieſer Welt keine Lebenshoffnung mehr für ihn exiſtire.

Bei dieſer Nachricht ſtieß er zwei oder drei laute Schreie aus, ſtürzte auf die Kniee vor mir, der ich mich auf eine Bank der Gallerie geſetzt, und begann ſeine Beichte. Aber ſchon weit darin vorgerückt, erhob er ſich plötzlich zwei Mal und ſchrie. Ich ermahnte ihn, ſich zu faſſen, und er beendigte ſeine Beichte lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch, wie er's eben am Beſten konnte, in der Beſtürzung, die er litt. Als ich ihn um Aufklärung eines Zweifels fragte, trat der Almoſenier der Königin in die Gallerie, und ohne die Abſolution bei mir abzuwarten, ſtürzte der Marquis auf ihn zu, von Neuem Hoffnung ſchöpfend. Sie ſprachen leiſe zuſammen eine ziemlich lange Zeit, hielten ſich bei den Händen und hatten ſich in einen Winkel zurückgezogen. Als ihre Conferenz beendigt war, ging der Almoſenier hinaus und nahm mit ſich den Anführer der drei Männer: es dauerte aber nicht lange, ſo kam dieſer allein zurück und ſagte: Marquis, befehlt Eure Seele Gott, denn ohne weiteres Zaudern gilt's nun zu ſterben. Haſt Du gebeichtet? — Dies ſprechend drängte er ihn an die Wand am Ende der Gallerie, wo das Bild iſt von St. Germain-en-Laye, und ich konnte mich nicht ſo ſchnell umwenden, wie er ihm einen Stoß in den Magen gab von der rechten Seite. Der Marquis wollte ihn pariren und griff mit der rechten Hand nach dem Degen, der Andere zog zurück und ſchnitt ihm drei Finger ab, der Degen aber blieb verbogen. Darauf rief dieſer einem Anderen zu, der

Marquis müſſe inwendig verwahrt ſein, wie er denn auch in der That ein Panzerhemd darunter trug von neun bis zehn Pfund. Da wiederholte nun jener ſelbige ſeinen Streich und zwar ins Angeſicht, dergeſtalt, daß der Marquis aufſchrie: Mein Vater! mein Vater! Ich näherte mich ihm, und die Andern traten ein wenig zur Seite. Mit einem Knie auf dem Boden bat er Gott um Gnade, und ſagte mir noch etwas, worauf ich ihm die Abſolution ertheilte unter der Buße, den Tod zu erleiden für ſeine Sünden, und denen zu vergeben, von denen ſein Tod käme. Als er abſolvirt war, warf er ſich auf die Flieſen nieder, und indem er fiel gab ihm Einer einen Hieb über den Oberkopf, der die Knochen auseinanderriß. Da, der Länge nach ausgeſtreckt, machte er ein Zeichen, man möge ihm den Hals durchhauen, und jener nämliche gab ihm auch zwei oder drei Streiche auf den Hals, ohne ihm jedoch damit viel anzuhaben. Denn das Panzerhemd, das innen am Halskragen des Wamſes hinaufging, parirte und hinderte die Macht des Hiebes. Ich ermahnte ihn unterdeß, Gottes eingedenk zu ſein und auszudauern mit Geduld, und ſagte andere ähnliche Dinge. Da trat der Anführer an mich und fragte, ob er ihn nicht zu End bringen ſollte. Ich fuhr ihn rauh an und ſprach, daß ich ihm darüber keine Rathſchläge zu geben hätte, ich verlangte das Leben, nicht den Tod des Mannes. Er bat mich ſodann um Verzeihung und geſtand ein, daß er Unrecht gehabt, mich ſo was zu fragen.

Unter dieſem Zwiegeſpräch hörte der arme Marquis, eines letzten Streiches gewärtig, die Thür der Gallerie aufgehen, faßte ſogleich wieder Lebensmuth, wendete ſich um, und da er in dem Eintretenden den Almoſenier erkannte, ſchleppte er ſich ſo gut es ging zu ihm, ſich am Getäfel der Gallerie fortſchiebend, und flehte um Gnade. Er rang die Hände und ſagte ihm etwas wie beichtend. Dieſer aber verwies ihn auf Gott, und nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, gab auch er ihm die Abſolution und zog ſich zurück, mir auftragend, daß ich beim Marquis bleiben ſolle; er wolle zur Königin gehen. Zu gleicher Zeit durchbohrte derjenige dem Marquis die Kehle, welcher ihm vorher nach dem Halſe gehauen, und welcher jetzt mit dem Almoſenier auf ſeiner linken Seite geweſen, und dies geſchah mit einem ziemlich langen und ſchmalen Degen. Von dieſem Streich fiel der Marquis auf die rechte Seite und ſprach nicht mehr. Aber er athmete noch über eine Viertelſtunde, während welcher ich ihm immer zurief, und ihn ermahnte aufs beſtmöglichſte. Nachdem er ſo ſein Blut verloren, endigte dieſer Marquis ſein Leben um drei Viertel auf Vier Nachmittag. Ich ſprach ihm das „De profundus“ mit einem Gebet, und darauf legte der Anführer ihm ein Bein und einen Arm herum, knöpfte ihm Ober- und Unterhoſe auf, durchſuchte ihm die innere Taſche, und fand nichts weiter, als in der Seitentaſche ein kleines Stundenbuch der Jungfrau und ein kleines Meſſer. Sie gingen dann alle drei fort und ich hinterher, um die Befehle ihrer Majeſtät einzuholen. Die Königin, vergewiſſert über den Tod des Marquis, bezeigte ihr Leid, daß ſie zu dieſer Execution genöthigt geweſen, daß ſie aber gerechte Juſtiz geübt für ſolch Verbrechen, und daß ſie Gott bitte, ihm zu verzeihen. Sie trug mir auf, daß er weggebracht und beerdigt werde, und verſprach, mehrere Meſſen für die Ruhe ſeiner Seele leſen zu laſſen. Ich beſorgte eine Bahre und einen Karren wegen der Dämmerung, der Schwere und des ſchlechten Weges, und ließ ihn durch meinen Vicar und Capellan und drei Leute nach der Pfarrkirche von Avon geleiten, mit der Ordre, ihn in der Kirche nahe beim Weihkeſſel zu beerdigen, welches denn gethan und ausgeführt wurde um drei Viertel auf Sechs des Abends. — — —

Dies die Hinrichtung eines verrätheriſchen Geliebten, eine Luſtſchloßſcene jener Zeit, die viel zu denken giebt. Mazarin bezeigte der ſchwediſchen Majeſtät im Namen ſeines Königs das höchſte Mißfallen darüber. Was antwortete ſie?

„Herr Mazarin, diejenigen, welche Euch die Umſtände Monaldeschi's, meines Stallmeiſters, mitgetheilt, waren ſehr ſchlecht unterrichtet. Ich finde es ſehr befremdlich, daß Ihr ſo viel Leute in Bewegung ſetzt, um Euch über die Wahrheit der Thatſache aufzuklären. Euer Verfahren ſollte mich indeß nicht Wunder nehmen, ſo thöricht wie es iſt, aber ich hätte nie geglaubt, daß Ihr oder Euer junger ſtolzer Herr es wagen würdet, mir darüber die geringſte Erinnerung zu machen.

Erfahrt denn, ſo viel Ihr Euer da ſeid, Diener und Herren, Große und Kleine, daß es mir gefallen hat, ſo zu handeln, daß ich Niemand, ſei's wer es ſei, Rechenſchaft geben muß oder will von meinen Handlungen, obenein Prahlern Eurer Art. Ihr ſpielt eine eigene Figur für eine Perſon Eures Ranges, aber was Euch auch bewogen hat, mir zu ſchreiben, ich gebe zu wenig darauf, um mich nur einen Augenblick darum zu kümmern. Ihr ſollt wiſſen und ſagen für Jedermann, der's hören will, daß Chriſtine ſich ſehr wenig kümmert um Euren Hof, und noch weniger um Euch, daß ich, um mich zu rächen, keines Recurſes brauche an Eure erſchreckliche Macht. Meine Ehre hat's ſo gewollt, mein Wille iſt ein Geſetz, das Ihr zu reſpectiren habt; ſtill zu ſchweigen iſt Eure Schuldigkeit, und manche Leute, die ich um nichts höher anſchlage als Euch, thäten ſehr wohl, zu lernen, was ſie ihres Gleichen ſchuldig ſind, ehe ſie einen ſo unpaſſenden Lärm erhöben.

Wißt denn, Herr Cardinal, daß Chriſtine überall, wo ſie verweilt, Königin iſt, und daß an jedem Orte, wo es ihr zu wohnen gefällt, die Leute, wie arge Schelme ſie auch ſein mögen, ihr mehr werth ſind als Ihr und Eure Vertraute.

Der Prinz von Condé hatte wohl Recht, auszurufen, da Ihr ihn unmenſchlich zu Vincennes in der Gefangenſchaft hieltet: Dieſer alte Fuchs wird nie aufhören, die guten Diener des Staats zu beleidigen, bis das Parlament dieſen berühmten Schurken von Piscina abdankt oder ſtreng beſtraft.

Glaubt mir, Julius, betragt Euch darnach, mein Wohlwollen zu verdienen, das koſtet keine großen Studien, und Gott behüte Euch, jemals die geringſte Indiscretion gegen meine Perſon zu verſuchen. Wäre ich am Ende der Welt, ich würde unterrichtet von Euren Schlichen, ich habe Freunde und Höflinge zu meinem Dienſt, die eben ſo geſchickt und wachſam ſind als die Eurigen, wenn auch weniger gut bezahlt.“ —

Vierzehn Tage nach dieſem Briefe erſchien Ludwig XIV., begleitet von ſeinem Premierminiſter Mazarin, in Fontainebleau, um der Königin Chriſtine einen feierlichen Beſuch abzuſtatten.

War Mazarin furchtſam? ohne Galle? Oder trug der junge König den Gedanken einer abſoluten Königsmacht ſchon ſo ausgebildet in ſich, daß er dies Privatrecht über Leben und Tod auch in dieſer penſionirten Königin, auch gegen einen mächtigen Miniſter gutheißen und weihen wollte? Oder hat Ludwig XIV. von der Chriſtine gelernt?

Dies ſind die Geheimniſſe franzöſiſcher Luſtſchlöſſer.

5.

Das Schloß iſt nach der Seite hin, wo es nicht gedeckt wird von der Stadt, mit Gärten begrenzt, die in Alleen und Baumpartien mehrſeitig in den Forſt ſich ſchlängeln. Was könnte ſchöner ſein! Es fehlt da eine ſtarke, talentvolle Hand, welche dieſen verſtückten Theilen verſchiedener Jahrhunderte eine gemeinſchaftliche Weihe gäbe. Franz hat ſich eine Gartenpromenade mit einer

Terraſſe angelegt, Heinrich hat das niedergeriſſen und was anderes angefangen, Ludwig XIV. hat im Ganzen umgewälzt, Napoleon, überall England haſſend, nur nicht in Poeſie und Garten, iſt mit einer engliſchen Anlage zuletzt dageweſen. Das wird vielleicht bei Gebäuden intereſſant, wo das Menſchenwerk in ſich fertig wird, und nicht gegen den Plan nächtlings und frühlings weiter wächſt oder verdorrt, bei Gartenanlagen wird es eine Wüſte. Denn der Garten iſt ein Gedicht, das mit jedem Frühjahre neu gefeilt ſein will, weil es in unmittelbarer Berührung mit der forttreibenden Natur. Dieſe wiederkehrende poetiſche Hand fehlt den Gärten von Fontainebleau, und ſie haben darum etwas Unordentliches, vielfach Trockenes und wenig Erquickliches. Der ſterile Sandboden neigt ohnedies zu ſolchem Eindrucke, und war ſchon Heinrichs Verzweiflung. Sä't doch Gascogner, rief er im launigen Aerger den klagenden Gärtnern zu, ſäet Gascogner, die kommen überall fort!

Es fehlt aber nicht ſo an Gedeihen, wie man dem Boden abſehen läßt, edle Bäume wachſen, der feine Baum Frankreichs, die Platane, dieſe überall ſchattende franzöſiſche Linde iſt in Gruppen und Alleen reichlich vorhanden. Es fehlt nur ſyſtematiſche Pflege und Talent. Die Franzoſen ſollen nach Muskau gehen und lernen: dort gibt's einen ſchlechteren Erdboden und gar keinen geſchichtlichen Boden mit behilflichem Reize, und dort ergreift Euch eine Gewalt der Naturkunſt, von welcher das begabtere aber nicht benutzte Fontainebleau nichts weiß. Aber ein Geſchmack für Natur iſt dazu erforderlich, der allerdings nicht franzöſiſch zu ſein ſcheint, denn der Gipfel franzöſiſcher Gartenkunſt unter le Notre iſt ein architektoniſcher Reiz und vielleicht ein Reiz der Ueberſichten und Farben, aber keineswegs ein Reiz der Naturkunſt, wie der Fürſt Pückler ihn zu ſchaffen und zu lehren weiß. Ferner ein Fleiß und eine Sorgfalt iſt dafür erforderlich, als wenn es ſich um die Anordnung von Alexandrinern handelte, ein ſolch kläglicher Raſen, wie er dicht am großen Teiche, alſo dicht am Waſſer, Angeſichts des Schloſſes, ſeine Verdrießlichkeit, ſeine ſtaubige Unordnung ſtreckt, ein ſolcher Raſen iſt nicht zu dulden. Das Gedächtniß deſſen, was juſt hier in der Nähe ſich Alles zugetragen, lockt auch die gedankenloſen Blicke hierher, und auch ſie ſehen die träge Welt des Bodens, wo ſonſt Sammtteppiche lagen. Unter den Kiefern des engliſchen Gartens nämlich zeigen noch einige Steine die Spuren einer Grotte, der man ausſchweifende Dinge nachjagt. Sie ſei die Badegrotte Franz des Erſten geweſen, und er habe ſelten allein und nicht in Geſellſchaft von Männern da gebadet. Die Tradition hat ein unſicheres Anſehen, ſie gibt dem Könige als ſtete Badegenoſſin jene Diana von Poitiers, welche ſpäter und ohne Wechſel die Maitreſſe ſeines Sohnes Heinrich war. Wir werden ſpäter ſehen, daß ihr Verhältniß zu Franz keineswegs ein ſo entſchiedenes, deutliches geweſen, wie ſolche Grottenwelt vorausſetzen ließe. In der Dianengallerie ſtellt ein Bild dar, wie Franz ſie zum erſten Male ſieht: ſie iſt ein ganz junges Mädchen und bittet um Gnade für ihren Vater. Wo ſie ſonſt auf Bildern, Chiffren und hiſtoriſchen Zeugniſſen erſcheint, da iſt ſie ſtets mit Heinrich II. verbunden, der ſie leidenſchaftlich liebte und zur Herzogin von Valentinois erhob. Sie kann deshalb immer einen Bezug haben zu dieſen Grottenfreuden Königs Franz, denn ſolche Sage entſteht nicht ohne Veranlaſſung, aber ſie hat ſchwerlich die Hauptrolle geſpielt. Die Grotte ſelbſt, von zwei in Kryſtall gefaßten Springbrunnen belebt und getränkt, mit Fresken geſchmückt und allem Luxus damaliger Zeit ausſtaffirt, ſcheint ein gepflegtes Spielwerk des Königs geweſen zu ſein. Madame de Villedieu erzählt, es ſei eine Niſche darin geweſen, und dieſer Niſche gegenüber ein Spiegel. Der König habe auch den Hofleuten beiderlei Geſchlechts darin zu baden erlaubt, in der Niſche aber ſei eine unſcheinbare Oeffnung geblieben, von wo aus man den Spiegel vortrefflich überſehen.

Napoleon, der hier zuletzt gepflanzt, hatte keine Zeit für ſolch leichtſinniges Spiel der Sinne, und dem verlaſſenen Garten, dem unbelebten Schloßhofe, der hier herüber ſchaut, ſieht man jetzt nichts mehr an von dieſem üppigen Uebermuthe. Tiefe Grabengrenzen zwiſchen den verſchiedenen Gärten erinnern nur etwa noch von fern daran, daß man ſich hier abſperren könne zu unbelauſchter Ausſchweifung, und wenn der Abend niederſinkt, hat man Eile, ſich aus dieſen Eiſengittern wieder hineinzufinden in die Schloßhöfe und aus ihnen in die Stadt, denn dieſer engliſche Garten führt nicht ins Freie, ſondern iſt ein ſtreng gehaltener Vaſall des Schloſſes. Die flachen, offenen Gärten auf der andern Seite ſind dagegen offen für Stadt und Spaziergänger, und dort iſt auch die Plantanenallee, wo ſich die vielfach abgebildete Scene zwiſchen Heinrich und Sully ereignete. Sully, tief verläumdet von den Höflingen, war nahe am Sturze, man hielt den König an einem ſchönen Jagdmorgen für reif, den ſparſamen Miniſter ins Exil zu jagen. Das Jagdroß war vorgeführt, der König hatte ſchon einen Fuß im Bügel, da hielt er inne, trat zurück, und eilte gedankenſchwer in die Allee, haſtig auf- und abgehend. Er winkt einem Pagen und läßt Sully rufen. An allen Ecken, von allen Fenſtern ſehen die Höflinge vergnügt zu, die Kataſtrophe iſt da. Sully kommt, es beginnt eine eiskalte Unterredung. Aber ſie erwärmt ſich, ſie wird innig, Heinrich ſpricht ſo offen, daß Sully ihm zu Füßen fallen will — nicht doch, ruft der König, und nimmt ihn in ſeine Arme, dieſe Höflinge ſollen Dich nicht in ſolcher Stellung ſehen und nicht glauben, ich hätte Dir ihre Verläumdungen zu verzeihen.

Liebenswürdiger Heinrich! Ueberall, wo man Dir in Frankreich begegnet, wirſt Du geliebt! Allen übrigen Königen zählt man die Schwächen auf, und wägt ſie. Dir zählt man ſie auf, um ſie lachend hinter ſich zu werfen. Allen übrigen zählt man die Liebſchaften vor, und heiſcht Rechenſchaft und Erſatz was ſie an Geld, Zeit und Sitte gekoſtet. Dir nicht, und Du hatteſt die meiſten. Bei Dir nur ſagt man: er war ein fröhlicher Franzoſe. Ja, er gehörte zu den glücklichen Naturen des Sonnenſcheins, die ſich Alles nach der lichten Seite kehren, die Alles von der lichten Seite anfaſſen, und denen das Bedenklichſte gelingt, oder verziehen wird, denn er war doch tapfer und thätig und meinte es doch gut, ſagen die Leute, und er war doch auch mitten in der Heiterkeit ein äußerſt kluger Herr. So viel vermag ein ſtarkes, mächtiges Naturell, ſo viel vermag ein immer offenes, immer liebendes Herz. Er wechſelte den Glauben, er verführte Weiber, er ließ hinrichten, aber wer ſpricht davon in Frankreich! Man ſpricht von Heinrichs Herzensgüte, von ſeinem Geiſte, davon, daß er immer zu verzeihen wußte, weil ſein Herz immer offen geweſen. Spielend und lachend, aber unter Spiel und Gelächter furchtbar fechtend, warf er die letzten Guiſen, warf er die blutigen Ligueurs darnieder, und unter lachendem Scherze parirte er die zahlreichen Mordanfälle, bis er in vorgerücktem Alter dem einen erlag, nicht eher, als nachdem er der geliebteſte König Frankreichs geworden war.

Aber dieſe Natur des Sonnenſcheins erklärt ſeine Exiſtenz doch nicht völlig. Man wird deſſen inne, wenn man des Abends von der Gartenſeite Fontainebleau's, der Maintenon-Avenue vorüber, in die Stadt zurückkehrt, und dort im Vorübergehen noch einen Blick durch die Eiſenſtäbe wirft, welche den Hof des weißen Roſſes von der Stadt trennen. Da ſind keine Bäume, es iſt nackt und ernſt bei hereinbrechendem Abende wie in der Mittagsgluth. Hier ergab ſich der zweite franzöſiſche Herrſcher, von dem Frankreich ſo viel ſpricht, hier ergab ſich Napoleon in ſein Schickſal. Denn von Ludwig XIV. ſpricht man wenig, man ſchreibt nur von ihm. Und wie anders iſt dieſe große Napoleons-Natur, als die Heinrichs, eine Natur in Wettern wie jene im Sonnenſchein. Und es fehlte ihr, was jene ſo ſicher hielt in Heiterkeit, es fehlte ihr das legitime Recht. Daß Heinrich die Krone von Erbſchaft wegen gebührte, das erleichterte alles Spiel ſeines Herzens. Verdienen konnte er ſie nebenher, Napoleon mußte ſie alle Tage verdienen: alle Morgen, wenn er erwachte, mußte dies ſein erſter Gedanke, ſein Gedanke des Tages ſein. Da wird das offene Lachen des Herzens nicht begünſtigt, wäre es auch in der Anlage reichlicher vorhanden, als es bei Napoleon war. Da bildet ſich der

Unterſchied zwiſchen einem römiſchen Franzoſen und zwiſchen einem gascogniſchen Franzoſen wie eine eiſerne Grenze hervor.

Der Abend war ſtill, und ein ſchmales Mondviertel leuchtete ſpärlich von der Seite, als ich durch die Gitter zum letzten Male in dieſen Eintrittshof blickte. Die merkwürdige Napoleon-Scene, wodurch Fontainebleau neuerdings und mehr als durch alles Andere hiſtoriſch geweiht worden iſt, ſie kam zum Abſchiede über mich wie eine weiße Nachtwolke.

Die Scene iſt ſo wichtig für den franzöſiſchen Charakter, ſie hat ein ſo theatraliſches Anſehen, wie es uns oft erkältet, und iſt doch innerlich echt, und ſtellt darum eine Erſcheinungsgröße des Volkes dar.

Alle Schlachten, alle Siege halfen nichts im Frühjahre 1814, der Kaiſer ſiegte einen Tag um den andern, und Blücher, geſchlagen oder nicht geſchlagen, ging vorwärts gen Paris. Zu Troyes hörte der Kaiſer am 30. März, Paris ſei gefallen, und am folgenden Morgen um ſechs Uhr ſchon war er in Fontainebleau. Die großen Appartements blieben verſchloſſen, dafür war keine Zeit, man richtete ſich militäriſch ein, Napoleon ging in ſeine ſtillen Zimmer, die er ſtets in Fontainebleau bewohnte, und die ungeſehen in einen Garten blicken. Am Abende und nächſten Morgen kamen die Heerſäulen an aus der Champagne und von der Pariſer Seite und gruppirten ſich um Fontainebleau. Sie waren noch furchtbar genug, und Marmont commandirte noch mit einer beträchtlichen Macht Paris und dem Feinde gegenüber. Der erſte und zweite April waren ſtill und düſter, man hörte nichts Beſonderes aus Paris. Der Kaiſer hatte nur militäriſche Gedanken. In der Nacht zum dritten kam der Herzog von Vicenza aus Paris, Napoleons Unterhändler mit den Alliirten, und eilt in die Zimmer des Kaiſers. Es iſt noch Hoffnung da, ſagt er, für die Kaiſerin und den König von Rom, aber Sie müſſen ſich raſch entſcheiden, Sire, ſonſt dringen die Bourbons durch mit ihren Anſprüchen. — Wie denn? — Was entſcheiden? — Sie müſſen abdanken, Sire.

Er war noch in voller Kriegsrüſtung, die ihm ſtets ſo mächtig, und mitten heraus ſollte er, ein Familienvater, für Frau und Kind verzichten auf die Herrſchaft Frankreichs und Italiens, wenn er auch alles ſonſtige Land für den Augenblick vergeſſen hätte. Er ſchüttelte das Haupt und ging zur Seite. Vicenza drängt, aber der Kaiſer macht eine ablehnende Bewegung mit der Hand, und wie der Tag kommt ſteigt er zu Pferde, um die Vorpoſtenlinie zu bereiten. Das hat er im Griff, das läßt ihn denken und giebt doch andere Gedanken und erfüllt ihn doch mit Sicherheit, er fühlt ſich noch in Kriegesmacht, der Soldat begrüßt ihn mit dem Geſchrei: nach Paris, nach Paris!

Der Tag vergeht, wiederum in der Nacht kommt ein Reitender von Marmont geſendet und zerreißt die Nachtruhe, wenn es eine ſolche für den Kaiſer gab. Die aufgeriſſene Depeſche beſagt, daß der Senat die Abſetzung des Kaiſers proclamirt hat. Was Senat! Dieſes machtloſe Inſtrument — — Der Krieg ſoll ſeinen Gang gehen, der Morgen des 4. April bringt den Befehl, das Hauptquartier näher an Paris zu verlegen, zwiſchen Ponthierry und Eſſonne. Mittags iſt die gewöhnliche Parade im Hofe des weißen Roſſes. Darnach tritt eine demokratiſche Wendung ein, die in der Geſchichte ſelten ausbleibt, wenn Noth an Mann kommt, die aber bei dem ſonſt ſo eigenmächtigen Napoleon einen faſt traurigen Eindruck macht, den man in Deutſchland mit den Worten bezeichnet „es muß nahe vor ſeinem Ende ſein“. Er nimmt nämlich die Oberofficiere der Armee mit in ſeine Zimmer und es wird eine Berathung eröffnet über den Stand der Dinge.

Sie verlängert ſich tief in den Nachmittag hinein, und als die Thüren aufgehen, und die Officiere heraustreten, erfährt man: Der Kaiſer hat abgedankt, zu Gunſten ſeines Sohnes und ſeiner Frau, er redigirt ſelbſt die Urkunde. —

Alles dienende Glück iſt verſchwunden! Wie niederſchlagend erſcheint's, daß ſolch ein Entſchluß, ſolch ſchwerer Entſchluß eines Napoleon nutzlos, zu ſpät iſt! Ueber einem leeren Ei des Unglücks hat er gebrütet, der alte, ſonſt ſo mächtige Adler. Es iſt zu ſpät, rief man den Ueberbringern dieſer großen Urkunde, den Herzögen von Vicenza und von der Moskwa entgegen: das Reich der Napoleoniden ſoll ganz zu Ende ſein. —

Noch ehe der Kaiſer dies erfährt, trifft ihn ein Schlag, der ihn allem Anſcheine nach noch ſpäter ſchmerzhaft berührt: Es war wieder Nacht, es gab keinen Schlaf mehr für das ſtolze Haupt im alten Luſtſchloſſe, da ſprengt der Oberſt Gourgaud in den Hof, und eilt haſtig zum Kaiſer. Was iſt? Marmont, Herzog von Raguſa, ein geliebter Napoleoniſcher Marſchall, hat ſeinen Poſten verlaſſen, iſt zum Feinde nach Paris übergegangen — Fontainebleau und der Kaiſer ſind ſchutzlos. Das iſt nicht möglich! ruft er aus, das iſt nicht möglich!

Als er nicht mehr an der Wahrheit zweifeln konnte, wurde ſein Blick ſtier, er ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſaß eine lange Zeit unbeweglich und lautlos — „der Undankbare!“ rief er dann auf einmal, „er wird unglücklicher ſein als ich!“

Und er iſt's geworden. In der Juli-Revolution zu unentſchloſſenem Kampfe gegen die Nation genöthigt, hat er auch den letzten Halt, die Heimat verloren, und irrt ruhm- und ruhelos von Land zu Land. Ein unſeliger Schritt hat das Leben eines, wie man ſagt, ſanften und guten Mannes vernichtet. Dies ſind untrügliche Zeichen einer ſtarken Nation: ſein Land, ſeine Fahne verlaſſen wird gebrandmarkt, die Umſtände ſeien noch ſo ſchwer zu richten, die Veranlaſſung ſei noch ſo wirkſam. Dieſe Beſchränkung muß eine Nation feſthalten, darin muß ſie bornirt ſein, wenn ſie politiſch ſtark werden will. Wo hat man von einem Engländer gehört, daß er gegen England gefehlt! Sei er auch ein einſamer Mann tauſend Meilen von der Heimat geweſen. So wird Rußland keine dauernde Gefahr für Europa ſein, ſo lange ſeine Staatsmänner aus dem Auslande genommen und nicht Ruſſen ſind. Die Politik als Geſchäft iſt gefährlich für den Nachbar, aber nicht innerlich mächtig; man erwirbt mit dem Verſtande, aber man ſiegt und hält nur mit Verſtand und Herzen.

Napoleon, in ſolchen Fragen der Menſchheit rundum feſt in ſich abgeſchloſſen, empfand und überſah ſolch ein Ereigniß tief und weit. Wie Marmont's, ſo war es ihm auch ein Zeichen ſeines eigenen Unterganges; es arbeitete in ihm ſtürmiſch, er mußte davon ſprechen, und dictirte eine Proclamation an die Armee, worin er es erzählte, und die an ihrem Schluſſe deutlich ſehen ließ, er werde ſelbſt dem Geſchicke weichen.

Sechs Tage kämpfen ſeine Bevollmächtigten in Paris gegen den Strom, der Alles, was Napoleon heißt verſchlingen will. Am 11. April kommt Vicenza zurück mit der Nachricht: Alles iſt umſonſt. Es waren herbe Tage für den Kaiſer, und Fontainebleau, wo er im Alter ruhen wollte, wie er öfter andeutet, hat ihn binnen wenig Tagen raſch altern ſehen. Man ſpricht bekanntlich von einem Vergiftungsverſuche, zu dem er hier geſchritten, und dem ſeine ſtarke Natur widerſtanden. Man weiß nichts Sicheres darüber, und er iſt unwahrſcheinlich.

Jedenfalls war er voller Lebenspläne, als ihm Vicenza die letzte Entſcheidung gebracht. Die verſchiedenſten Pläne wurden noch dieſen 11. April in ſeinen Zimmern aufgeſtellt, durchgeſprochen, verworfen. Kannte er die Franzoſen ſo, daß ſie dem entſchiedenen Strome ſich hingäben, und daß er darum nichts mehr verſuchen wollte? War ſein Abſcheu vor dem Bürgerkriege wirklich ſo echt und tief? Er war's; und außerdem war die Ausſicht eines zähen Krieges mit langſamen Erfolgen nicht ſeine Sache. Endlich, er fühlte in ſich den hiſtoriſchen Helden, der mit nichts Halbem und Mittelmäßigem enden durfte. Die großen römiſchen Phraſen waren ihm nichts Aeußerliches, wenigſtens nichts Aeußerliches geblieben, er hatte ſeinen Sinn ganz und gar an große und ganze Verhältniſſe gewöhnt, er ſetzte ſich nieder an jenen kleinen Tiſch und ſchrieb haſtig jene berühmte Abdankung. Daß er ausſtrich, corrigirte und einſchob, zeigt nicht nur, wie er bewegt, ſondern auch, wie er ſich des Verhältniſſes bis in alle Nuancen bewußt war. Die Proclamation lautet:

„Die alliirten Mächte haben ausgeſprochen, daß der Kaiſer Napoleon das einzige Hinderniß ſei für Wiederherſtellung des Friedens in Europa. Deshalb erklärt Napoleon, getreu ſeinem Schwure, daß er für ſich und ſeine Kinder verzichtet auf die Throne Frankreichs und Italiens, und daß es kein perſönliches Opfer giebt, das des Lebens ſelber nicht, welches er nicht zu bringen bereit ſei für das Wohl Frankreichs."

„Napoleon."

So viel ich mich erinnere, war unter anderem die Verſtärkung „das des Lebens ſelber nicht" — même celui de la vie — über die Zeile eingeſchoben. Der Wurf des Satzes iſt im Franzöſiſchen voller und ſchwerer, da es vermittelſt der Participialconſtruction nur ein in ſich verſchlungener Satz iſt. Dieſes directe Erbtheil der römiſchen Sprache, deſſen ſich im gewöhnlichen Leben der gewöhnlichſte Franzoſe bedient, iſt ein großer Gewinn für den ununterbrochenen Strom der Sprache. Unſere Ausholungs-Conjunctionen die „Da" und „Weil" und „Nachdem" und „Inſofern" zerſpalten und zerhacken, beläſtigen mit den ſpät kommenden Zeitworten den Gang und zerbröckeln den überſichtlichen Eindruck. Der Liebhaber des Details kann mit Genugthuung ſehen, daß Napoleon bei dieſem großen Acte ſich des römiſchen Erbtheils bedient. Es iſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, daß das Franzöſiſche eigentlich nicht Napoleons Mutterſprache war, wenn er es auch von Kindheit auf gelernt. Lätitia hat italieniſch zu ihm geſprochen. Die Guiſen hielten es noch für ein unüberſteigliches Hinderniß zwiſchen ſich und der franzöſiſchen Krone, daß ſie nicht urſprüngliche Altfranzoſen ſeien. Napoleon hat es überwunden, und ganz andere Gründe entrangen ihm den Sieg.

Nach Abfaſſung jenes Satzes vergingen noch traurige acht Tage in Fontainebleau, ehe ſeine Todeszukunft geordnet war. Er ſah in ſeinem kleinen Garten den Haſelbuſch und die Platane Frühlingskeime und Blätter entfalten, und der ſchmerzliche Gedanke ſchnürte ſein Herz zu: Du wirſt die volle Frühlingspracht und den weichen Sommer in Frankreich nicht mehr erleben! Dein niedrigſter

Soldat hat dies vor Dir voraus, vor Dir, dem Kaiſer, Du nur wirſt ausgeſtoßen!

Es erſchien der merkwürdige Beſchluß, ihm die Souveränetät der Inſel Elba zu geben. Ein höchſt wunderlicher Beſchluß! Es iſt ſo viel Ironie wie Gutmüthigkeit darin, und ſo viel Gutmüthigkeit wie Mangel an Politik, dem Kaiſer der Erde, dem kein anderer Rechtstitel der Macht als der des Schwertes zugeſtanden wurde, dieſem gefürchteten Kaiſer eine kleine Souveränetät zu ſchenken, nachdem ihm das Schwert aus der Hand gerungen war. Und die Souveränetät einer Inſel, die ſo nahe an Frankreich liegt! Der Beſchluß gleicht einer poetiſchen Inſel, die man in kleinem Geſchmacke mitten in den Ocean der Politik verlegen will; der erſchöpfte Held ſollte dort Dichter werden, Kohl pflanzen und ſpielen, man gab ihn auch eine Handvoll Soldaten dazu mit. Es iſt ſo ein deutſcher Zug darin, der aus Oeſterreich kam, und eine poetiſche Wallung Alexanders, der einſt zu Erfurt mit dem Manne in poetiſcher Politik geſchwärmt hatte.

Ich erinnere mich, daß man dieſen Beſchluß in Preußen gar nicht begreifen konnte. In Preußen haßte man Napoleon wol auch am Innigſten. England, ſein ewiger Feind, hatte ihn und ſeine Armeen nie geſehen, es hegte nur jenen politiſchen, jenen Begriffshaß, der nichts Unmittelbares, nichts menſchlich Dramatiſches hatte, und der deshalb ſpäter auch ſo langſam marternd zu Tage kam. In Spanien und in Preußen hatte Napoleon ans Herz und an die Nieren gegriffen, man kannte die Eingeweide ſeines Heeres, der Eroberung und Unterdrückung intim, man fühlte alles eigenthümliche Leben bis in die innerſten Kammern bedroht und angegriffen, man verlangte, daß die Perſon ſolches Urhebers perſönlichſt zerriſſen, vernichtet werde. Es wäre auch wol das Enſetzlichſte geſchehen, wenn Napoleon preußiſchen Truppen in die Hände gefallen wäre. Die Franzoſen haben keine Vorſtellung davon, und die Schonungsloſigkeit der preußiſchen Heere in Frankreich iſt ihnen bis jetzt im Gedächtniſſe, allein hervorragend, verhaßt hervorragend aus dem Getümmel der Kriegserinnerung. Das kann nicht ſchaden, ſolch ein ſcharfes Verhältniß bürgt immer für Leben beider Theile. Daß ſie das Wort Preuße noch jetzt in Frankreich immer mit einer gewiſſen Erregung vernehmen, das iſt beſſer, als ſich gleichgiltig oder mitleidig aufgenommen zu ſehen. Der grimme Haß, den ſie in Spanien fanden, hält ſie heute noch in Reſpect vor einem innerlich aufgelöſten Lande, das ohne ſolchen Reſpect ihnen leicht wie eine bequeme Beute, oder wie ein unbedeutender Spielball ausſehen könnte. Die Nationen können im Großen und Beſten vereinigt ſein, ohne ſich perſönlich auszuwiſchen und aufzugeben. Die ſorgfältig bewahrte und eifrig ausgebildete Verſchiedenheit, die ſich ſelbſtſtändig auszuzeichnen ſucht, ſie iſt das unberechenbare Mittel, die Welt in Mannigfaltigkeit und dadurch eben mächtig zu fördern. Blinder Haß und blinde Verſchwommenheit in Hingebung ſind von gleichem Uebel.

Der Napoleonshaß in Preußen hatte offene Augen, ja er hat ſich bei gar viel geſund-ſehenden, etwas nüchternen und zähen Naturen bis heute ganz friſch und lebendig erhalten. Preußen und die angrenzenden Staaten ſind noch verſehen mit jenen ſtrengen Männern, welche unerbittlich den alten Feind weit von ſich halten, die den Kopf ſchütteln zu einer Jugend, welche ſich von der poetiſchen Fata morgana beſtechen läßt, und in bunte Herrlichkeit des Wortes einhüllt jenen verhaßten Empereur. Seien wir billig, ſeien wir klug! Dieſe grauen Leute ſind uns erſprießlich, ſind uns Noth, ſie haben Recht für ihren Theil im Staate, ſie wirken gut als Sauerteig. Es iſt ſchön, ſich poetiſch zu berauſchen, aber es iſt gut, daß es auch nüchterne Leute gibt; der Rauſch thut außerordentliche, aber auch thörichte Dinge. Der Miniſter Stein war im Civil der Anführer dieſer unerweichlichen Veteranen des Haſſes. Blücher war der ſoldatiſche Ausdruck dafür, der roheſte, aber auch der wirkſamſte; ſeine Ungeſchlachtheit, ſeine Unbedachtheit, ſein roher aber nie ſinkender Säbel, dies ganz ordinäre aber unverwüſtliche Huſarenelement hat den Napoleon niedergebracht, es war Napoleons Untergang 1814 und 1815. Siege helfen nur, wenn der Beſiegte weicht oder

Wie verhielt ich mich nun ſelbſt zu dieſen Schulfragen? Was hatte ich ſelbſt für Grundſätze guten Schauſpiels, und wie wollte ich ſie als Director bethätigen?

Für mich iſt die Darſtellung des Menſchen auf der Bühne die Hauptſache. Wahrhaftigkeit iſt mir alſo die Grundregel.

Für mich haben Leſſing und Schröder das Geſetzbuch unſerer Schauſpielkunſt angelegt; ich halte es für unſeren Beruf, dieſes Geſetzbuch zu achten, einzuführen und weiterzuführen.

Innerhalb dieſer Weiterführung ſoll unſere Aufmerkſamkeit darauf gerichtet ſein, neue Richtungen ſtreng zu prüfen, ſtreng dahin zu prüfen, ob ſie der Schauſpielkunſt wirklich Erweiterungen bieten, und ob dieſe Erweiterungen unſeren Grundregeln widerſprechen oder entſprechen.

Wenn ſie ihnen entſprechen, ſo ſollen ſie willkommen geheißen und gefördert werden.

Wenn ſie ihnen nur nicht widerſprechen, ſo ſoll ihre Ausbildung nicht behindert, wohl aber ſorgſam bewacht werden.

Wenn ſie ihnen widerſprechen, ſo ſollen ſie abgewieſen werden.

Aber auch in dieſer Abweiſung ſoll gewiſſenhaft geprüft werden, aus welchen Quellen ſie entſprungen ſind. Und wenn dieſe Quellen werthvoll, dann ſoll alle Anſtrengung gemacht werden, den guten Urſprung gefährlicher Lehren in organiſche Wege zu leiten, damit die Güte des Urſprungs unſerem Principe der Wahrhaftigkeit zur Förderung gereiche.

Dies gilt für die Weimar'ſche Schule. Ein großer poetiſcher Inhalt war hier der Urſprung, eine übertreibende Leitung brachte die Gefahr. Die Leitung fand ſtatt in ſogenannt antikem Sinne und in conventionell franzöſiſchen Formen. Der antike Sinn bringt für uns unwahre Motive mit ſich, und jene conventionellen franzöſiſchen Formen beſchränken den lebensvoll wahrhaftigen Ausdruck über Gebühr, das heißt über die Art und Kraft der Empfindung hinaus, welche unſerem nationalen Weſen zuſteht.

Bei dieſer Weimar'ſchen Schule aber, der wichtigſten ſeit Leſſing und Schröder, ſteht es außer Frage, daß die Quelle und der Urſprung höchlichſt zu achten ſind. Sie bergen einen neuen Inhalt, eine Erweiterung und Erhöhung unſerer Poeſie, welche über Leſſing hinausreichen.

Wenn wir nun die Uebertragung dieſes großen Inhalts auf die Bühne für übertreibend und der Wahrhaftigkeit für abträglich halten — und dies iſt meine Meinung — dann ſteht die dramaturgiſche Aufgabe vor der Frage: Wie kann die gefährliche Lehre guten Urſprunges unſerem Principe der Wahrhaftigkeit doch ſo organiſch einverleibt werden, daß ſie der Entwicklung des Schauſpieles zum Vortheile gereicht?

Dies iſt bei der Tragödie in's Werk zu ſetzen. Und nur in der Tragödie bedeutete Weimar viel; im Luſt- und Schauſpiele bedeutete es Nichts.

Die Dichtungen Schiller's und Goethe's haben uns höhere Blicke geſchenkt, haben Gedanken und Empfindungen populär gemacht, welche den Gebildeten beglücken, und ſelbſt den gewöhnlichen Menſchen erheben.

Dieſe neu gewonnene Erhebung ſoll und kann der Bühne erhalten bleiben.

Sie bleibt ihr nicht erhalten, wenn in Weimar'ſcher Manier blos geſangsmäßig declamirt wird. Dabei drängt ſich dem Zuhörer der Gedanke auf, daß der declamirende Schauſpieler nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle iſt.

Sie wird aber erhalten, wenn der Schauſpieler ſo ſpricht, daß die Rede erkennbar einem vollen Verſtändniſſe der Worte entſpringt. Dies Verſtändniß entfernt ein leeres oder unwahres Pathos.

Es iſt alſo auf der Bühne bei höherem poetiſchen Inhalte eine Steigerung des Ausdrucks zu fordern im Sinne der Weimar'ſchen Dichter; der Weimar'ſche Jambengeſang aber iſt als übertrieben und überlebt abzuweiſen.

In Sachen der Erſcheinung, welche Goethe in ſeiner Vorneigung für Plaſtik ſo ſtark betonte, iſt gemeſſene und edle Haltung dankbar aufzunehmen. Dieſe Haltung und Bewegung ſoll aber nicht wie ein aparter Selbſtzweck auftreten, ſondern ſie ſoll ſich unterordnen und anpaſſen. Die innere Bewegung iſt wichtiger; die äußere muß ihr folgen. Sie ſoll ihr nicht unſchön folgen, aber auch nicht abſichtlich ſchön, nicht ohne Zuſammenhang mit der Seele der Situation, alſo nicht künſtlich ſchön. Letzteres geſchah offenbar in Weimar.

Dies war in Kürze mein allgemeines Princip für die jetzige Schauſpielkunſt, welches ich in Leipzig einzuhalten gedachte.

Wie dachte und denke ich mir nun die Directionsführung in Aeſten und Zweigen?

Ein vollſtändiges Repertoire iſt das Ziel. Und um dies zu erzielen, ein vollſtändiges Perſonal.

Man erreicht es ſpät, wenn man große Mittel hat; man erreicht es nur annähernd, wenn die großen Mittel fehlen. Dennoch muß man dies Ziel in erſter Linie ſtandhaft erſtreben. Decoration und Scenerie überhaupt gehören in zweite Linie.

Wenn nicht ein vollſtändiges, ſo iſt doch ein ſolides Repertoire immer erreichbar. Es giebt dem Publicum und den Schauſpielern einen feſten Inhalt, und iſt dieſer einmal vorhanden, dann bilden ſich geſunde Folgerungen.

Ein vollſtändiges Perſonal iſt heutzutage in Deutſchland dem reichſten Theater-Inſtitute kaum erreichbar, weil zwanzig Theater bereit ſind, einzelne und nur einzeln vorhandene Fachtalente mit großen Opfern feſtzuhalten. Ein Pachttheater in einer Mittelſtadt muß darauf verzichten, erſte Fachtalente zu erlangen; es muß ſie ſich erziehen.

Erziehen! Da iſt der Punkt, welcher den Lebensnerv jeden Theaters berührt. Wo man ihn gering achtet, da wächſt die Pflanze Mittelmäßigkeit empor. Und man achtet ihn faſt überall gering. Man weiſt den Begriff Erziehung ſogar hochmüthig zurück, oder man verſteht nicht zu erziehen.

Hier allein liegt der Fehl," um deßwillen man vom „Verfalle" des Theaters ſprechen kann, nicht, wie man fälſchlich ſagt, im Mangel an Bildung, im Mangel an gutem Willen. Die Theater ſiechen, weil die innere Ausbildung vernachläſſigt wird, die Ausbildung der Schauſpieler, die Ausbildung der Scene und der Inſceneſetzung. Die Erziehung der Schauſpieler, die Aufziehung des Stückes wird mangelhaft betrieben.

Und was noch ſchlimmer iſt: hiefür fehlt es an Talenten. Schröder, Iffland, Schreyvogel haben hiedurch gute Theater geſchaffen und erhalten. Es fehlen uns wirkliche Dramaturgen. Nichts mehr und nichts minder.

Auf dieſen Begriff der Erziehung und Aufziehung baute ich meine ganze Direction, und ich glaube feſt, daß dies unter allen Umſtänden das Gedeihliche iſt für die Schöpfung und Erhaltung eines guten Theaters: bei ſorgfältiger Ausbildung des Stückes auf der Scene die Schauſpieler ſorgfältig auszubilden.

Mitten im Winter (am 1. Februar) anfangend, hatte ich gar keine Ausſicht, das Perſonal ſogleich nach meinem Bedarfe zu ergänzen; ein Jahr war dazu nöthig. Ich mußte mir's alſo neu geſtalten innerhalb des vorhandenen Beſtandes. Iſt dies möglich? Die Leute haben ja doch ihre Fächer und ſind nicht in andere zu ſchieben! Ja, es iſt in dieſem Punkte viel mehr möglich, als die Routine glaubt. Jene Fächer ſind ebenfalls vielfach nur das Ergebniß der Routine, und die Fachleute ſehen ſich mitunter ihr ganzes Leben lang nicht um in ihrem Innern, ob ſie denn nicht noch andere Töne als die herkömmlichen Fachtöne in ſich bergen. So bleiben zahlreiche Eigenſchaften in den Schauſpielern brach liegen, weil ihnen kein pſychologiſch aufmerkender Zuſchauer ſagt: Da lebt und webt ja ein Charakterzug in dir, für welchen dir nie eine Entwicklung geſtattet wird!

Ich war denn nun durch die Umſtände getrieben, Dieſen und Jenen aus ſeiner Schablone zu drängen.

Vor allen Dingen aber mußte ich meine Thätigkeit auf einen Punkt richten, welcher trotz der Weimar'ſchen Schule, ja recht innerhalb der Marodeure dieſer Weimar'ſchen Schule bitter vernachläſſigt iſt auf dem deutſchen Theater. Das iſt das Sprechen, das iſt der Vortrag. Man ſollte meinen, dies müſſe doch für jeden Schauſpieler, für jeden Director die erſte Sorge ſein. Sie iſt es aber nicht, und in dieſem Vorwurfe hatte Tieck ganz Recht, und Immermann war auf richtigem Wege, dafür große Anſtrengungen zu machen. Er machte ſie nur leider nach der Art Goethe's, vorzugsweiſe in einer einzigen Richtung, wie es der Weimar'ſche Ultraismus mit ſich brachte, in der Richtung des Verſes. Die „ſublimen Versmaße“ haben da viel Unheil angerichtet. Statt mit dem Einfachen zu beginnen, begann man mit dem Zuſammengeſetzten, und weil man dies mühſam eingepaukt hatte, war der Ton für das Einfache verloren gegangen.

Ich meine, man muß mit der nüchternen Proſa beginnen und zur höheren Proſa aufſteigen, um endlich auf wohl gelegtem Fundamente an den Vers zu gelangen.

Seit Jahren hatte ich einen Vortragslehrer geſucht. Unterdeſſen hatte ich mich ſelbſt vielfach dieſer Aufgabe unterzogen; denn auch im Burgtheater, wie groß deſſen Mittel, war es fortwährend nöthig geweſen, unfertige Talente heranzubilden. Ich hatte keinen gefunden. Die Aufgabe iſt auch ſehr ſchwer, und kann wohl nur in Verbindung mit einem Dramaturgen gelöſt werden, welcher die Grundſätze immer wieder mit dem Lehrer discutirt, welcher immer controlirt, ob die Gefahr einer ſtehenden Manier nicht einſchleiche, welcher endlich genau prüfen hilft, ob die verſchiedenen Perſönlichkeiten mit ihren verſchiedenen Sprachmitteln auch mit unterſcheidender Verſchiedenheit behandelt und geführt werden.

Kürzlich meinte ich einen jungen Mann gefunden zu haben, welcher weſentliche Eigenſchaften für dies Amt beſitze. Er war jahrelang Schauſpieler geweſen, hatte aber ſeiner kleinen Geſtalt wegen nicht ausgiebig genug zu den Rollen gelangen können, welche ihn am meiſten intereſſirten. Deßhalb war er nach Frankreich gegangen, um franzöſiſcher Schauſpieler zu werden. Die Franzoſen ſind wirklich für das Aeußere des Schauſpielers viel nachſichtiger als wir; ſie fragen zum Beiſpiele auch viel weniger als wir nach dem Alter ihrer Liebhaber und Liebhaberinnen, und Mademoiſelle Mars, welche ich noch die Mademoiſelle de Belle-Isle habe ſpielen ſehen, als ſie ſechzig Jahre alt war, iſt in Frankreich keine gar zu auffallende Ausnahme. Die kleine Geſtalt des deutſchen Schauſpielers war alſo in Paris kein Hinderniß. Die Sprache war die größte Schwierigkeit. Dafür geſtatten die Franzoſen nicht die mindeſte Nachſicht: die Sprache des Schauſpielers muß ganz correct ſein. Es bedurfte alſo für Strakoſch — ſo heißt er — ſorgfältiger Vorbereitung und Uebung, ehe er ſeinem Ziele nahetreten konnte. Dies Ziel war zunächſt Eintritt in's Conſervatoire, in welchem die Schauſpielkunſt gelehrt wird, ſo weit ſie ſich lehren läßt. Das heißt der Vortrag wird ſyſtematiſch gelehrt. Die wichtigſten Schauſpieler des Théâtre Français ſind Lehrer. Regnier iſt neuerer Zeit einer der wichtigſten. Er hat ſich des jungen fremdländiſchen Candidaten wacker angenommen, und dieſer konnte es endlich wagen, in einer öffentlichen Akademie dem Pariſer Publicum franzöſiſche Gedichte und Monologe aus den Claſſikern vorzutragen. Die ganze Preſſe ſprach ſich günſtig darüber aus, und der junge Mann ſollte in das zweite ſubventionirte Theater, in's Odéon, aufgenommen werden für tragiſche Liebhaber. Dieſe fehlen Frankreich auf das Empfindlichſte, weil ſchwärmeriſche Hingebung unter den Franzoſen immer ſeltener, eine Ergänzung vom Auslande alſo erwünſcht geworden iſt. Da erkrankt Strakoſch an einer gefährlichen Anſchwellung des Armes und der Hand und kehrt zur Heilung nach Wien zurück. Die Heilung erfolgt ſehr langſam und hinterläßt eine Lähmung der Hand in ſolchem Maße, daß der rechte Arm in der Binde getragen werden muß. Hiemit iſt ihm die Laufbahn eines Schauſpielers verſagt, und er muß zum Lehrfache übergehen.

Ich kannte all dieſe Vorgänge und hielt es für vortheilhaft, daß ein deutſcher Schauſpieler die ganze franzöſiſche

Vortragsſchule ſyſtematiſch durchgemacht. Den tragiſchen Vortrag der Franzoſen, eine nationale Convention, können wir nicht brauchen, wohl aber die Bildung des Sprechorganes, die klare Beſtimmtheit der Ausſprache, welche ſie verlangen. Gerade darin ſündigt der deutſche Schauſpieler. Meine Frage ging alſo nur dahin, ob Strakoſch frei geblieben wäre von den franzöſiſchen Anſchauungen über dramatiſche Poeſie, welche nicht die unſerigen ſind, und von Manieren des Vortrages, welche für uns Unarten ſind. Ob er ferner der guten Traditionen unſeres deutſchen Theaters eingedenk geblieben und ob er meinen Anſichten über dieſelben zugänglich wäre. Beides traf ein, und längere Proben hatten mir's beſtätigt; ſo engagirte ich ihn denn, wie man einen Schauſpieler engagirt, als Vortragslehrer an meinem Theater.

Dies neue Amt iſt natürlich wie jede Neuerung vielfach angezweifelt worden. Es hat mir treffliche Dienſte geleiſtet. Jedem Theater iſt es zu empfehlen. Wenn es nur nicht ſo ſehr an Perſönlichkeiten fehlte, die für dieſes Amt geeignet und vorgebildet ſind!

Wie aber iſt es möglich, wird man fragen, einen ſolchen Lehrer den Schauſpielern annehmbar zu machen? Durchſchnittlich wollen ſie ja nicht belehrt, ſondern beklatſcht werden. Das iſt wohl wahr, aber doch nur zum Theil wahr. Künſtler, welche auf den vergänglichen Augenblick angewieſen ſind, gerathen allerdings von ſelbſt in alle üblen Regungen der Habſucht und der Ueberhebung. Aber es finden ſich unter ihnen doch immer edle Naturen, welche für ihren Fortſchritt zu

Opfern bereit ſind, und es giebt unter ihnen eine Jugend, welche lernen will, weil ſie lernen muß. Dieſe Beſſeren und dieſe Jungen entſchließen ſich für den Lehrer, und wenn dieſer Lehrer gut lehrt, ſo kommen die Folgen ſehr bald zum Vorſchein: guter Vortrag auf der Bühne wird vom Publicum ſofort bemerkt, und bald ausgezeichnet. Das macht Aufſehen, das erregt Neid. Man fragt nach der Urſache, man leugnet ſie eine Zeitlang ab, und wenn man ſie endlich anerkennen muß, dann iſt das Eis gebrochen, dann vereinigt man ſich zu dem beſchwichtigenden Ausdrucke: Eigentlich iſt's richtig, beim Einſtudiren einen Zuhörer zu haben; man hört ſich ſonſt nur immer ſelbſt, man kommt nicht auf's Klare, ob man zu viel oder zu wenig thut, der Zuhörer erſt kann uns aufklären!

Kurz, allmälig ſammelt ſich ſchon ein Contingent, welches „ſtudiren“ will. Nur die „Komödianten“ bleiben zurück, und an denen iſt Nichts verloren. Ferner bleiben die eigentlich „Aelteren“ zurück, diejenigen, welche in ihrer Art unwandelbar und zu ſteif geworden ſind, um noch irgend eine Aenderung mit ſich vorzunehmen, und diejenigen, welche einen gewiſſen Ruf erlangt haben. Letztere halten es unter ihrer Würde, „Lectionen zu nehmen“, wie ſie's nennen. Trotzdem haben auch ſie Gewinn von einem an der Bühne wirkenden Vortragslehrer, denn ſie werden recht wohl gewahr, welche Vortheile die „Studirenden“ auf der Scene entwickeln, und mehr oder minder eignen auch ſie ſich dieſe Vortheile an. Iſt es aber erſt einmal ſo weit, daß dieſe Vortheile verſtanden und fürchtet. Keins von Beiden that Blücher, und ſo machte er den Sieger todt. Das ſoll man im Auge behalten, um nicht im poetiſchen Schreck heutiger Geſchichtsanſicht rücklings hinzutaumeln, wenn einige Falten der Tradition geöffnet werden, und man erfährt, wie Blücher den Napoleon anſah, und wie er ihn huſarenmäßig haßte. „Wenn wir ihn kriegen“ — überliefert eine Blücher'ſche Sage — „ſo laß' ich ihn aushauen.“

Giebts ein wohlfeiler Mittel, zwei hiſtoriſche Figuren mit einem Male in den Koth zu ziehen? An den einen würde man ſtets mit ekelvollem Widerwillen denken und das Bild des Kaiſers wäre für immer beſudelt, da es nicht darauf angelegt war, einen religiöſen Märtyrer darzuſtellen, der unbeſchadet ſeines Schimmers das Unwürdigſte erfahren kann.

Habt Ihr Euch erholt und Euch die Unmittelbarkeit eines Vaterlandskrieges vor Augen gebracht, dann werdet Ihr die milde Größe eines Mannes um ſo höher bewundern, der, von derſelben Staats- und Kriegspartei, den Kaiſer und die franzöſiſche Welt ſo hoch achtete, wie's jetzt die Geſchichte thut, der den Krieg förderte und die Bedingungen des Friedens ſänftigte, der die desfallſigen Vorwürfe ſeiner erbitterten Mitbürger gelaſſen trug, um die freiere Luft der Weltgeſchichte frei, rein und in Ehren zu erhalten. Das war Hardenberg. Frankreich hat ſich bei ihm zu bedanken. Uns waren beide Sorten von Männern, die der Stein-Blücher und der Hardenberg nöthig und unſchätzbar.

Und dazwiſchen empor, wie eine Palme zwiſchen alten Eichen und Linden, iſt das Kaiſergedicht juſt bei uns aufgewachſen in aller ſchlanken, aufeilenden Schönheit. Aller Welt unerwartet hat es, kaum zehn Jahre nach dem Kriege, Heine angeſtimmt, einen neuen wunderbaren Ton, und die verſchiedenſte Politik giebt ſich einem Sangeszauber hin, welcher rein menſchliche Größe ſingt. Die Kataſtrophe in Fontainebleau entlockt im fernen deutſchen Norden Thränen der Theilnahme, man fragt nicht, wer den Kaiſer beſiegt, warum man ihn beſiegt, man blickt nur mit menſchlicher anerkannt werden, dann entſchließt ſich in guter künſtleriſcher Wallung auch Einer oder der Andere „von Ruf", zuerſt vornehm, und alsdann einfach mit dem Vortragslehrer über deſſen Grundſätze des Vortrages zu ſprechen. Es wird beſtritten, es wird gebilligt, und zuletzt ſagt Einer oder der Andere: Nun, ich will noch einmal „naiv" werden, und auch einmal eine wichtige Rolle mit Ihnen durchſprechen.

So bleiben am Ende nur diejenigen übrig, welche in der That keine Belehrung und keine Uebung brauchen, das ganze Theater aber hat den Gewinn, daß der Sprache eine immer erneute allgemeine Aufmerkſamkeit gewidmet wird. Allmälig wird an ſolchem Theater wenigſtens klar und deutlich geſprochen, ein gemeiner Vorzug freilich, aber ein Vorzug, welcher leider keineswegs allgemein iſt.

IX.

Vorbereitung der „Demetrius"-Aufführung in Leipzig. Die Leſeprobe. Die Theaterproben. Schauſpieler und Dramaturg.

Ich habe geſagt, daß es den deutſchen Theatern jetzt zu ſehr an dramaturgiſcher Hilfe fehle. Was iſt darunter zu verſtehen?

Ich will meine erſte Inſceneſetzung in Leipzig beſchreiben. Dabei werden die meiſten Geſichtspunkte deutlich werden, welche in den Bereich dramaturgiſcher Hilfe gehören.

„Demetrius" war zur erſten Vorſtellung beſtimmt. Ich habe verſucht, das Schiller'ſche Fragment auszufüllen, inſoweit auszufüllen, daß ein ganzes Stück entſtehe. Hält ſich dies auf der Bühne, dann iſt das Schiller'ſche Fragment dem Theater gewonnen, auch wenn Fortſetzung und Schluß weit zurückbleiben hinter dem genialen Anfange Schiller's.

Daß meine Fortſetzung weit zurückbleiben müßte, das wußte ich natürlich, und ich verſuchte deßhalb auch gar nicht, im Schiller'ſchen Tone fortzufahren. Eine künſtliche und doch unzureichende Nachahmung ſchien mir das Mißlichſte. Ich ging von der Vorausſetzung aus, daß Schiller ſelbſt ſeinen ſkizzirten Plan geändert hätte, wenn er an die Ausführung des ganzen Stückes gekommen wäre. Denn der Plan enthielt, wie es bei Schiller's Plänen zu Dramen immer der Fall war, viel zu viel für ein Theaterſtück.

Wenn man näher zuſieht, wie entſchloſſen, ja vernichtend Schiller mit ſeinen Plänen umging, ſelbſt mit ſcheinbar fertigen Stücken umging, dann wird Einem klar, daß er die überhäufte Anlage ſeiner „Demetrius"-Skizze ſcharf zuſammengeſtrichen haben würde. Wie iſt er mit ſeinem „Fiesko" umgeſprungen! Er haßte ihn geradezu, und verhinderte in ſeinen letzten Lebensjahren, ſoweit es an ihm lag, die Aufführung desſelben. Für Mannheim hatte er auf Dalberg's Anrathen einen letzten Act gemacht, welcher faſt unbekannt geblieben iſt. Er iſt ſehr vereinfacht: die unglückliche Ermordung der verkleideten Leonore fällt ganz weg, und Fiesko legt zuletzt die Herzogswürde nieder, bleibt alſo, wie er angekündigt, Genuas edelſter Bürger und, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch am Leben. Wo überhaupt Schiller mit dem Theater ſelbſt in Verbindung kam, mit Iffland in Berlin, mit Goethe in Weimar, da zeigt er ſich überall von einer Entſagung für ſeine Compoſition, von einer Kraft der Abänderung, welche den Laien mit Staunen, ja mit Schrecken erfüllen. Er wäre noch ſchonungsloſer gegen einen Plan verfahren, der wie zum „Demetrius" nur in erſter Skizzirung vorlag.

Daß ich alſo vom Schiller'ſchen Plane abgegangen, das machte mir keine Sorge; meine Sorge beſtand nur darin, ob meine Fortſetzung das Feld werde halten können bei einer Aufführung.

Dafür exercierte ich nun Tag und Nacht mit meinen Truppen, und ſolches Exercitium, will ſagen eine ganz praktiſche Thätigkeit iſt ein weſentlicher Beſtandtheil meiner Dramaturgie. Die Theorie ſoll nicht fehlen, aber ſie hilft nicht viel, wenn ſie ſelbſtſtändig auftreten will; ſie hilft, wenn ſie inmitten der Praxis als Beleuchtung erſcheint.

Der Vortrag des neuen Stückes war die Hauptſorge. Er iſt nur richtig anzuordnen, wenn jeder Inhaber einer Rolle den Zuſammenhang ſeiner Rolle mit dem Ganzen, wenn er das ganze Stück kennt. Dazu dient die Leſeprobe. Sie mußte alſo vorausgehen.

Es wurde möglich gemacht, daß ſie wohl anderthalb Monate vor Beginn meiner Direction ſtattfinden und daß ſomit Zeit gewonnen werden konnte zu ausführlichen Verarbeiten.

Leſeprobe! Sie iſt ein Actus, welcher beim deutſchen Theater immer ein Gegenſtand des Streites geweſen iſt. Jede literariſche Theater-Direction legt das größte Gewicht auf die Leſeprobe. Goethe that das in hohem Grade, ja es war ihm die Hauptprobe, weil ihm das Einſtudiren der „ſublimen Versmaße“ eine Hauptſache war. Das Einſtudiren konnte im Zimmer und am Tiſche leichter geſchehen, als auf der Bühne. Immermann folgte dieſem Beiſpiele, jedoch nur bei denjenigen Stücken, welche eine große literariſche Bedeutung hatten.

Dieſe Männer hatten Recht; für ihren Hauptzweck war die Leſeprobe die Hauptprobe. Ihr Hauptzweck war nicht das Drama, ſondern das geſprochene Wort.

Die Schauſpieler ſind faſt durchgängig dagegen. Sie ſind kaum für eine Leſeprobe in ſtrenger Aufmerkſamkeit zu erhalten, denn ihnen iſt es nur um Kenntniß des Inhalts zu thun, welchen das Stück in ſich birgt, durchaus nicht um den beſonderen Ausdruck dieſes Inhalts. Die Beſſeren leſen lieber das Stück in der Stille. „Das unterrichtet uns vollſtändiger“ — ſagen ſie — „als wenn es vorgeleſen wird.“ Die meiſten Schauſpieler, ſelbſt die beſſeren, leſen auch nur mittelmäßig; ja viele weniger als mittelmäßig. Und die auf der Bühne wirkſamſten, leſen zumeiſt geradezu ſchlecht. Vorleſen und Spielen, ſagen ſie, ſind ganz verſchiedene Dinge. Die Schauſpieler der älteren Schule, welche mehr oder minder von der Schröder'ſchen Richtung abſtammen, ſind auffallend unbehilflich beim Leſen, obwohl Schröder ſelbſt auf eine gute Leſeprobe hielt und ſelbſt gut las. Die jüngeren Schauſpieler leſen ſämmtlich beſſer; das literariſche Moment iſt ſtärker in ihnen und lebendiger. Von den älteren laſen alle diejenigen am beſten, welche einen Zuſammenhang mit Weimar hatten, zum Beiſpiele Anſchütz.

Selbſt die leichtfertigen Franzoſen — rufen die Anhänger der Leſeprobe — ſchätzen und üben die Leſeprobe mehr als wir! — Die Franzoſen thun darin noch viel mehr. Sie machen ihr Stück am Tiſche halbfertig, ehe ſie mit ihm an eine Theaterprobe gehen. Die genau ausgeführte Form iſt ihnen ein Weſentliches in jeder Kunſt, auch in der Schauſpielkunſt, und ſie verlangen auch das kleinſte Detail ſauber ausgearbeitet. Die Gleichmäßigkeit der Sprache, geläutert bis auf den Hauch, iſt ihnen ſelbſtverſtändliche Vorbedingung. Da ſie nun außerdem im Privatverkehre freier und lebhafter ſich äußern, und in der Handhabung des Wortes durch die unverrückbar feſtgeſtellten Normen ihrer Sprache mit größerer Sicherheit ſich äußern, ſo wird es ihnen viel leichter, auch am Leſetiſche ſchon alle dramatiſchen Nuancen auszugeben. Zudem haben ſie in ihren Stücken und Rollen ſelten Aufgaben, welche Geheimniſſe einer Hamlet-Natur enthielten und welche vorſichtige Abſtufungen geböten. Durchſichtige Klarheit — für uns auf Koſten der tieferen Bedeutung — iſt ja die Eigenſchaft ihrer Dichter, alſo auch die Eigenſchaft ihrer Stücke und Rollen.

Man ſieht, der Begriff Leſeprobe birgt reichlichen Stoff zum Streite.

Ich ſelbſt bin für *einige* Leſeproben, habe es aber ſelten dazu bringen können. Widerwille der Schauſpieler und die gebotene Ausnützung der Zeit — unſer Schauſpieler ſagt, er verliere ſie bei einer wiederholten Leſeprobe — haben meine Abſicht gewöhnlich vereitelt. Und doch iſt das Bedürfniß einer zweiten Leſeprobe oft ſo klar! Das Bedürfniß nach feſtzuſtellender Aufklärung über Scenen und Partien des Stückes, über den feineren Zuſammenhang überhaupt.

Gewöhnlich hab' ich die Ergänzung darin geſucht, daß ich ſelbſt eine Hauptrolle las, und am Schluſſe der Leſeprobe ein Geſpräch und eine Discuſſion über Stück und Rollen veranlaßte. Wenn man ſelbſt lieſt, ſo erzwingt man ſchon dadurch eine erhöhte Aufmerkſamkeit der Schauſpieler und nöthigt ſie mittelbar, mit vollerem Ausdrucke zu leſen, als ſie ſonſt zu thun pflegen, und wenn man Geſpräch und Discuſſion veranlaßt, ſo gewinnt man mancherlei Aufklärung, welche ſchon darum beherzigt wird, weil die Schauſpieler ſelbſt bei dieſer Aufklärung betheiligt geweſen ſind.

Bei dieſer Leſeprobe des „Demetrius“ las ich den Schuisky, weil ich eine eigenthümliche Betonung für dieſe wortarme Rolle wünſchte — eine langſame, pauſirende und doch oft ſehr nachdrückliche Betonung. Der Vortheil zeigte ſich auch ſofort: einer der beſſeren Schauſpieler, der eine andere Rolle bekommen hatte, meldete ſich mit dem Geſuche um die Schuisky-Rolle; ſie hatte ihn getroffen, und er meinte, das Zeug dafür zu haben. Solcher Eindruck iſt immer beachtenswerth, und man thut dann wohl, den Grenzpfahl des Rollenfaches gering zu achten. Neigung und Zutrauen für eine Aufgabe ſind in jeder Kunſt ein Vorſprung. Ich gab ihm die Rolle, und er hat ſie gut geſpielt.

Nun kam der Vortragslehrer an die Reihe. Das vorhandene Perſonal war ungenügend für die Beſetzung der Rollen; der Vortragslehrer mußte alſo bei den jüngeren, der Schulung zugänglichen Mitgliedern die ungenügenden Kräfte zu heben ſuchen durch Einübung des Vortrages. Namentlich war dies nöthig für den Träger der Hauptrolle, für die Rolle des Demetrius. Sie war an einen jungen Schauſpieler gekommen, welcher gute Hilfsmittel beſaß, Geſtalt, Organ, dramatiſches Leben, welcher aber die Anwendung dieſer Hilfsmittel nicht verſtand. Er ſprach mit gutem Organe undeutlich, indem er zuließ, daß ein Ton den anderen erdrückte, und ſpielte ungeſchickt, indem er Ausdruck, Haltung und Bewegung nicht zu regeln wußte. Er war deßhalb beim Publicum discreditirt, und ich hörte von allen Seiten ein lautes „O weh!“ als bekannt wurde, daß er den Demetrius ſpielen ſollte.

Bei großen Theatern, das heißt bei denen, welche ein großes Publicum haben, welche alſo mit neuen Stücken nicht gar ſehr zu eilen brauchen, ſondern die alten getroſt wiederholen können, und auch bei den Theatern, welche nur einigemale in der Woche Schauſpiel haben, wird den Schauſpielern nach der Leſeprobe eine Friſt von zwei bis drei Wochen gegeben zur wörtlichen Erlernung der Rollen. Exemplare des Stückes circuliren während dieſer Wochen, damit ſich die Inhaber wichtiger Rollen ihre Kenntniß des Stückes, welche ſie in der Leſeprobe erlangt, ergänzen können. Es iſt immer ein gutes Zeichen, wenn der Schauſpieler dieſe Studiums-Lectüre nachſucht, denn ſie befähigt ihn, auch die feineren Fäden des Zuſammenhanges und der Motivirung kennen zu lernen und dadurch ſeine Rolle in einen folgerichtigen Zuſammenhang mit dem Ganzen zu bringen.

Dann kommt die erſte Theaterprobe. Man verlangt da bei einem großen Theater, daß alle Rollen feſt memorirt ſind. Mit Recht. Ich perſönlich bin darin nicht allzu ſtreng, weil ich gerne die erſte Theaterprobe zeitig halte, zeitiger, als der herkömmliche Termin vorſchreibt. Sie iſt für mich nur Orientirungs-Probe, bei welcher ich nicht den Anſpruch mache, daß der Schauſpieler ſchon vollkommen Herr ſeiner Worte ſei. Ich habe immer gefunden, daß die Worte richtiger und ſchlagender eingelernt werden, wenn der Schauſpieler auch äußerlich auf dem Theater die Situation kennen gelernt hat, in welcher er ſie ſprechen muß. Es wird dann ſein ferneres Memoriren lebensvoller, ich möchte ſagen unmittelbarer. Das abſtracte Weſen mit ſeiner Steifheit und ſeinen unvermeidlichen Irrthümern gegenüber den realen Dingen kommt nicht auf. Dieſe realen Dinge, hier die wirklich geſpielte Scene, bringen immer Ueberraſchungen und machen Veränderungen nöthig in dem abſtract Eingelernten. Sitzt dieſes Eingelernte nun ſchon ganz feſt, dann ſtößt die nothwendige Veränderung auf Schwierigkeit. Das Umlernen iſt aber dem Schauſpieler das Allerbeſchwerlichſte.

So bin ich denn bei einer erſten Probe überhaupt nur Wegweiſer. Das Aeußere der Scene wird dem Schauſpieler kurz vorgeſtellt, Ab- und Zugänge werden angegeben, Stellungen oberflächlich angeordnet, und nur für entſcheidende Momente des Stückes wird ſchon jetzt angedeutet, daß hier Nachdruck nöthig ſein werde.

Der Inſceneſetzer — und er muß der Dramaturg für das Stück ſein — braucht vor allen Dingen eine plaſtiſche Phantaſie. Die ganze Erſcheinung des Stückes muß in ihm vorhanden ſein. Eben ſo wird auch nur der ein noch nicht aufgeführtes Drama, welches aufgeführt werden ſoll, richtig leſen und beurtheilen, welcher mit dieſer plaſtiſchen Phantaſie begabt iſt. Nur wenn er bei der Lectüre Alles in dem Stücke verkörpert vor ſich ſieht, wird er ſagen können: Das Stück wird ſich auf dem Theater ſo oder ſo ausnehmen, und es iſt deßhalb rathſam, es aufzuführen, oder es iſt nicht rathſam. Weil man dieſen Unterſchied in der Lectüre nicht hinreichend beachtet, kommt man oft zu befremdlichen Gegenſätzen in der Beurtheilung von Dramen. Kundige Literaten loben ein poetiſch inhaltsvolles Stück und ſchelten, daß es nicht dargeſtellt werde ſtatt eines poetiſch werthloſen Machwerkes, welches in Scene geſetzt wird. Letzteres erfüllt eben die Bedingungen der Erſcheinungswelt, und jenes erfüllt ſie nicht. Die Armuth kommt an die Reihe, weil ſie gehen und ſtehen kann, der Reichthum wird zurückgelegt, weil er das nicht kann und fliegen will. Auf dem Theater fliegt man eben nicht.

Wenn dem Dramaturgen dieſe Art von Phantaſie nicht hinreichend zu Gebote ſteht, dann wird die Inſceneſetzung, gewiß wenigſtens die erſte Probe, ein mißlicher Vorgang. Wenn er immer wieder die Naſe ins Buch ſtecken muß, um auszufinden, welche Weiſungen nöthig ſeien, dann verliert er mehr und mehr den nothwendigen Ueberblick, und die Schauſpieler miſchen ſich ein mit Beſſerwiſſen und Rathſchlägen, was ſie gar zu gerne thun, um nicht geleitet oder gar beherrſcht zu erſcheinen, und es entſteht das Chaos. Hat er aber das ganze Bild der Vorgänge, welche das Stück bilden, klar im Kopfe, und ordnet er demgemäß ruhig und ſicher an, ſo fügt ſich Jedermann ſtill der Führung, und das Ganze, oberflächlich behandelt, iſt in ein paar Stunden aufgebaut wie ein Gebäude. Es ſchadet gar nicht, wenn bei ſpäteren Proben Einiges geändert werden muß; man braucht nur zunächſt feſte Umriſſe für das Ganze. Sind die raſch gewonnen, dann geht der

Rührung auf den Beſiegten, auf den Kaiſer, der Abſchied nimmt von all ſeiner Herrlichkeit.

Merkwürdig, was wir romantiſche Spielleute Europas ſind! Frankreich hat einige kalte Odenverſe für Napoleon hervorgebracht, und nichts was der Heine'ſchen Kaiſer-Poeſie nur an die Kniee reichte! Liegt darin einer der Gründe, daß ſie Heine wie eine franzöſiſche Notabilität anerkennen, obwol ſie nur den Proſatheil ſeines Kaiſerpreiſes kennen? Schwerlich. In Paris iſt Napoleon viel, viel länger todt, viel, viel tiefer in vergeſſenem Hintergrunde als in Deutſchland. Nur in den Oſtprovinzen lebt er noch als mächtiges Gedächtniß, in den einſt deutſchen und halbdeutſchen Provinzen, im Elſaß, in Lothringen, in der Franche Comté und im Dauphiné — uns gehört die Treue und der Zauber des Todes.

Am 20. April 1814 um die Mittagszeit waren alle Anſtalten fertig zur Abreiſe des Kaiſers. Die Wagen ſtanden gepackt im Hofe des weißen Roſſes. Die Garde marſchirte auf in dieſem Hofe, um ihm die letzten Ehren zu erweiſen, dem Sterbenden. Es war ein Uhr, da trat er aus ſeinen Zimmern. Der Weg bis die Treppe hinab in den Hof war geſäumt von den Getreuen, die den Abſchied nicht verſäumen wollten. Es ſind wenig große Kriegsnamen darunter. Napoleon gab Jedem die Hand und ging eilig die Treppe hinab. Einen Augenblick verſchwand er zwiſchen den Reiſewagen, ſtand aber plötzlich dicht vor der Garde. Er macht ein Zeichen mit der Hand, er will ſprechen. Er ſprach ſonſt ſelten, er hielt keine Reden, er gab nur etwa ein Motto vor Beginn einer Schlacht. Jetzt will er reden, wo er Schlachten und Regiment auf immer verlaſſen ſoll, das Herz, das ſonſt verſchloſſen, geht ihm auf — es wird todtenſtill über Fontainebleau, er ſpricht:

„Soldaten meiner alten Garde, ich ſag' Euch Lebewohl. Seit zwanzig Jahren hab ich Euch beſtändig gefunden auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes. In der letzten Zeit wie in der Zeit des Glücks habt Ihr nicht aufgehört, Muſterbilder zu ſein

Schauſpieler zuverſichtlich an die Ausarbeitung ſeiner Rolle, und nur der junge Dichter verzweifelt, daß ſein nuancenreiches Werk ſo hohl und äußerlich dargeſtellt werden ſolle.

„Nun, iſt's nicht ſo? Unſer trauriger Liebhaber iſt ein unbrauchbarer Demetrius?“ fragte mich nach der erſten Probe alle Welt.

Auch bei der zweiten Probe thut man wohl, ſich noch nicht mit Einzelnen oder Einzelheiten zu beſchäftigen. Die Formen im Großen, bei der erſten Probe nur einmal angeordnet, müſſen in kurzen, bündigen Worten den Schauſpielern motivirt, müſſen feſtgeſtellt werden. Wirklich feſtgeſtellt iſt nur das, was dem Schauſpieler in ſeiner Urſache klar geworden. Dann nur belebt er es, und nur das Belebte wirkt im Publicum. Dieſe Motivirung und Belebung der Umriſſe im Großen bei der zweiten Probe iſt ſehr wichtig für den faßlichen Eindruck des Ganzen. Die Hauptſachen werden ins Licht geſetzt, die Nebenſachen im Schatten gelaſſen.

Die dritte Probe gehört der Ausarbeitung von Scenen. Aber auch jetzt noch, auch bei der Ausarbeitung von Scenen iſt die Dichtung der Geſichtspunkt für den Dramaturgen, der Schauſpieler noch nicht. Man mag dem Schauſpieler wohl Bemerkungen machen, aber man macht ſie nur nebenher, man hat im Weſentlichen vor Augen: wie tritt das Stück in Scene?

Und hier komme ich zu einer Behauptung, welche zahlreichen Widerſpruch finden wird. Es kann nur ein Dramaturg, behaupte ich, ein Stück gut in Scene ſetzen, der ſelbſt im Stande iſt, ein Stück zu machen. Das bloße Verneinen, das bloße Streichen eines Regiſſeurs genügt nicht immer, es muß oft wirklich geändert, es muß oft wirklich zugethan werden, es iſt alſo oft die Fähigkeit des Schaffens erforderlich. Das zeigt ſich erſt auf der Scene, erſt wenn die Geſtaltung in all ihren Verbindungen deutlich hervortritt.

Meiſtentheils erſtreckt ſich dies Bedürfniß der Zuthat nur auf kleine Zuſätze und Aenderungen. Dennoch kann ſie ein Regiſſeur nicht machen, welcher niemals ſchriftſtelleriſch producirt hat. Es gehört ein Hauch dazu und ein Schick, welchen er nicht beſitzt. Ohne dieſen der Dichtung ſich einſchmiegenden Hauch und Schick erſcheinen dieſe Zuſätze und Aenderungen hölzern und machen nur aufmerkſam auf die Lücke, ſtatt ſie zu decken. Das höhere Handwerkszeug gehört dazu, um es ſo geringſchätzig wie möglich zu benennen.

So lange es Kleinigkeiten bleiben, hat der Dichter Nichts dagegen, wenn er zugegen oder nicht ganz Neuling iſt. Zugegen bei der Probe, empfindet er ſelbſt am ſtärkſten, wo eine Abänderung heilſam, und er modelt die vorgeſchlagene nach ſeiner Ausdrucksweiſe. Nicht zugegen und nicht erreichbar, läßt er ſich wohl ſolche Kleinigkeiten gefallen, ſobald er Vertrauen zum Dramaturgen hat. Will dieſer größere Veränderungen vornehmen, dann muß er ſich natürlich die Erlaubniß des Dichters einholen, oder dem Dichter Vorſchläge machen, welche dieſer dann entweder ablehnt — was ſelten der Fall iſt — oder ſelbſt ausführt, oder unter gewiſſen Bedingungen in der Ausführung dem Dramaturgen überläßt.

Zwei Drittheile der neuen Stücke, ich glaube die Zahl ſo hoch greifen zu müſſen, zwei Drittheile gehen daran zu Grunde, daß ihre Schwächen ohne Beachtung und ohne Verbeſſerung bei den Proben bleiben. Gar oft iſt die Verbeſſerung leicht, und durchſchnittlich wird doch der Fehl nicht eher entdeckt, als bis er bei der erſten Aufführung entgegentritt. Man kann alſo getroſt ſagen: Das ungenügende Probiren, nicht blos in Bezug auf die Schauſpieler, ſondern in Bezug auf die Stücke, verarmt unſer Repertoire, ſchwächt unſer Theater.

Bei der vierten Probe ſteht das Stück in all ſeinen Fundamenten feſt, und die Aufmerkſamkeit des Dramaturgen gehört nun ganz dem Schauſpieler.

Da ſtößt man denn immer auf den Ausruf: Ach, die Schauſpieler laſſen ſich ja doch Nichts ſagen! Sie ſind in ihrer Eitelkeit durch jede Bemerkung verletzt, und ſind in ihrer mangelhaften Bildung außer Stande, eine künſtleriſche Aenderung an ſich ſelbſt vorzunehmen!

Das iſt Alles unrichtig, wenigſtens in dieſer Allgemeinheit unrichtig. Sobald die Schauſpieler bemerken, daß ihr Theater ernſt angefaßt, daß die Probe gründlich geleitet, daß ihre ganze Kunſt ſtreng und genau ins Auge gefaßt wird, dann ſind ſie in der Mehrzahl ſogleich bereit, ſind ſie ſogar eifrig, auch das Ihrige beizutragen. Selbſt Enthuſiasmus, das eigentliche Fluidum ihres beſſeren Weſens, entwickeln ſie dann für alle Vorbereitungs-Stadien der Darſtellung. Sie ſind wie Soldaten ganz abhängig von der Führung, welche ihnen zu Theil wird. Freilich auch meuteriſch wie Soldaten, wenn nicht immerfort Siege eintreten, jeglicher Verhetzung zugänglich und wandelbar wie Aprilwetter. Das mag in der Beſchaffenheit ihres Naturells liegen, welches für ihre Kunſt erforderlich iſt: große Fähigkeit der Wandlung gehört zu den Erforderniſſen dieſer Kunſt. Man hoffe alſo nicht, übermäßige Selbſtverleugnung bei ihnen zu finden oder ſicher dauernde Treue; aber Hingebung für die Zwecke ihres Standes und ihrer Kunſt iſt keineswegs ſelten bei ihnen.

Hegen ſie nun einmal Vertrauen zu dem Dramaturgen, welcher vor ihnen auf der Probe ſitzt, dann geſtatten ſie ihm auch die Einmiſchung in ihre Rede wie in ihr Spiel.

Man ſtellt ſich auch irrthümlich vor, es bedeute dieſe Einmiſchung zumeiſt ſogenanntes Corrigiren der Rede. Dies iſt keineswegs die Hauptſache. Natürlich am allerwenigſten bei den Schauſpielern, welche mit dem Vortragslehrer im Verkehr ſtehen, denn dieſer wird vom Dramaturgen in Kenntniß gehalten, welche Betonung in den etwa ſtreitigen Redepunkten des eben aufgeführten Stückes einzuhalten ſei. Die Hauptſache iſt, daß der Dramaturg den Schauſpielern ſchaffen hilft, ſchaffen in allen Wendungen der Situation. Er ſitzt außen, er hat den Ueberblick, während der Schauſpieler im Kreiſe ſeiner Rolle eingeengt iſt. Der Dramaturg kann Einſchnitte und Abſchnitte entdecken, deren Nothwendigkeit dem Schauſpieler verborgen bleibt, deren Hervorhebung aber die Scene abſtuft und belebt; er kann die Worte und Reden bezeichnen, welche durchaus ſtark und eindrucksvoll ans Publicum kommen müſſen, damit das richtige Verſtändniß des Ganzen erreicht werde; er allein kann Licht und Schatten über das ganze Gemälde vertheilen.

Für dieſe Einwirkung iſt jeder Schauſpieler dankbar, und wenn ſie bei der Inſceneſetzung fehlt, ſo fehlt eben dem Gemälde die letzte Hand. Deßhalb ſind die meiſten Aufführungen im deutſchen Theater unfertig, deßhalb wirken ſie auf das gebildete Publicum nicht vollſtändig, deßhalb klagt man klar oder unklar über den Verfall des Theaters. Es ſind Mittel genug vorhanden, aber die Anwendung der Mittel iſt liederlich, die künſtleriſche Regelung derſelben, vor allem Anderen die letzte künſtleriſche Regelung derſelben auf den Proben iſt auf dem deutſchen Theater ungenügend. Führer dazu, wie Schröder, Iffland, Schreyvogel, fehlen zu ſehr.

Auch die größere Anzahl von Proben hilft nur wenig ohne ſolche Führer. Das Spiel wird dann wohl geläufiger, aber nicht ausdrucksvoller. Beſſer iſt's immerhin, wenn die Proben zahlreich ſind. Leider ſind die deutſchen Schauſpieler in der Mehrzahl probenfaul. Vielleicht auch darum, weil Proben ohne einen immer wieder neu ſchaffenden Führer, welcher die Scene bei jeder neuen Probe mit neuen Nuancen bereichert und erſichtlich gründlicher ausarbeitet, weil Proben ohne ſichtbares Fortrücken der Arbeit den Schauſpieler ermüden, ja am Ende langweilen. Unſere Schauſpieler ſind aber auch darum probenfaul, weil ſie das Detail der Ausführung unterſchätzen, weil ſie als unreife Idealiſten dieſe genaue Ausführung für Handwerkerei halten. Sie geben vor, man verderbe ſich die Begeiſterung, wenn man ſich zu lange und zu kleinlich mit Rolle und Stück beſchäftige.

Dagegen iſt wirklich nicht ganz aufzukommen. Der Widerwille gegen Detail-Arbeit in der Kunſt liegt in unſerem Naturell. Verlieren wir doch auch ſehr viel Stücke, weil die Dichter mit der erſten, gewöhnlich raſchen Ausführung derſelben erſchöpft ſind. An ſorgfältige Ausarbeitung, an prüfende Umarbeitung, ſelbſt wenn die Fehler erkannt ſind, geht nicht leicht ein Autor; er fängt lieber eine neue Arbeit an und kommt dann gewöhnlich zu demſelben Reſultate: daß die genaue Ausführung fehlt, daß er ſie nicht vornehmen mag, daß er ſie auch nie erlernt, weil er ſich nie darin verſucht, und daß er, oft nur aus dieſem Grunde, kein Stück auf die Bühne bringt.

Die Franzoſen unterſcheiden ſich in dieſen Punkten grell von uns. Ihre Autoren arbeiten an der Ausführung ihrer Stücke mit unermüdlicher Genauigkeit. Das mag freilich nicht dahin führen, daß ſie große poetiſche Stücke erzeugten, aber es führt doch dahin, daß ſie viel mehr brauchbare Stücke zu Stande bringen als wir. Ihre Schauſpieler halten zehnmal mehr Proben als die unſrigen. Das ſchafft aus ihnen vielleicht nicht viel große Schauſpieler, aber es erwirbt eine große Anzahl ſicherer Schauſpieler, und bringt Darſtellungen zuwege, bei denen das neue Stück nicht leicht wie bei uns an unzulänglicher Aufführung ſcheitert.

Dieſe Verſchiedenheiten ſind tief begründet, und ich ſpreche nicht im Entfernteſten dafür, daß wir es eben ſo machen ſollten wie die Franzoſen. Wir würden wohl, wenn wir es überhaupt könnten, unſer Beſtes dabei einbüßen. Aber gegen unſere Probenfaulheit iſt ſolch ein Hinweis denn doch der Rede werth. Die Converſations-Stücke zum Beiſpiele, welche beiden Nationen doch bis zu einem gewiſſen Grade gemeinſchaftlich ſind, müſſen wohl ein anderes Anſehen haben, wenn ſie das Ergebniß von drei bis vier Proben, als wenn ſie die Frucht von dreißig bis vierzig Proben ſind.

Fünf, ſechs, ſieben Proben ſind jetzt das höchſte Maß auch für ein ſchweres großes Stück, und man darf es, wie geſagt, nicht füglich weiter treiben, wenn man die Schauſpieler nicht abſtumpfen will. Nur wenn ſich Gelegenheit bot zu längeren Pauſen zwiſchen den Proben, wenn ſie in zwei Abtheilungen anzubringen waren, dann habe ich es ohne Schwierigkeit zu einer größeren Anzahl gebracht, und dann auch mit augenſcheinlichem Vortheile für die Darſtellung. Der ausgeſtreute Same der erſten Probenabtheilung hatte Wurzel geſchlagen, die Frucht reifte nun günſtiger als ſonſt bei den letzten Proben.

Die letzten Proben gelten dem Enſemble. Die kleinen Rollen werden nachgebildet, die Comparſen werden geübt, die Statiſten eingeordnet, und alle Nuancirungen in den wichtigeren Rollen finden ihre Beſchränkung oder Ausdehnung je nach dem Bedürfniſſe des Geſammt-Eindruckes.

„Und wie ſteht es nun mit dem Demetrius-Spieler? Wird er nicht Alles verderben? Er wird, wenn Sie noch ſo viel Proben halten!“

So ſprachen die beſten Leipziger am Morgen des erſten Februar, als ich die letzte Demetrius-Probe abhielt, die erſte im neuen Hauſe, wo Abends die Aufführung ſtattfinden ſollte. Denn dieſes neue Haus hatte bis dahin mein Vorgänger gebraucht, ich hatte im kleinen alten Theaterhauſe meine Polen und Ruſſen einüben müſſen.

X.

Zwiſchenvorhang. Zwiſchenactsmuſik. „Demetrius.“ v. Leman. Mittell. Engelhardt. Günther-Bachmann. Delia. „Wildfeuer.“ „Schach dem König.“

Die Vorſtellung des „Demetrius“ ging gut von ſtatten und gefiel. Auch der Darſteller des Demetrius gefiel. Er ſei nicht zu erkennen! So habe er nie geſprochen! Das ſei ein anderer Menſch! rief alle Welt. Es war ſomit erwieſen, daß ein guter Vortragslehrer von Nutzen iſt. Das hat ſich mir ununterbrochen bewährt: dieſer Demetrius-Spieler hat mir unter derſelben Beihilfe Judah in den „Makkabäern“, Brutus im „Cäſar“, ja Wilhelm Tell preiswürdig geſpielt, ſo lange die Uebungen im Gange blieben. Er ſank allerdings zurück in Verworrenheit und Hohlheit, ſobald die Uebungen vernachläſſigt wurden, aber das war die Schuld ſeiner Perſönlichkeit, welche nicht hinreichende geiſtige Kraft beſaß, das Gewonnene feſtzuhalten und zu übertragen. Bei anderen Individualitäten haben wir durch ſolche Lehrübung dauernden Gewinn erreicht, Gewinn, welcher für jede neue Rolle die Frucht einer Vorbildung zeigte und ſo allmälig eine ganz vortheilhafte Ausbildung zuwege brachte. Ich ſelbſt hatte dabei auf den Proben nur für eigentlich dramatiſche Accente nachzuhelfen, da ich die Rede an ſich in vollſtändiger Richtigkeit vorfand. Ein außerordentlicher Vortheil, wenn die nothwendigſte und wichtigſte Vorbedingung ſich ſchon erfüllt zeigt bei der erſten Theaterprobe, und der Dramaturg ſogleich den feineren Anforderungen nachſtreben kann!

Zwei Einrichtungen fand ich vor im Leipziger Theater, welche ſpeciell norddeutſch ſind: den ſogenannten Zwiſchenvorhang, welcher bei Verwandlungen niedergelaſſen wird, und die Abſchaffung der Zwiſchenactsmuſik.

Ich halte beide Einrichtungen für Verſchlechterungen, und ich habe ſie wieder abgeſchafft.

Der Zwiſchenvorhang iſt auch nach Süddeutſchland gedrungen und mag für grobe Stücke, für ſogenannte „Bilder“ und Tableauſtücke vortheilhaft ſein. Für ein wirkliches Drama zerſtört er die organiſche Folge im Geiſte des Zuſchauers, wirkt er wie ein Actſchluß, und zerſtückt ſomit den Act. Er iſt die blanke Zerſtreuung, und wirkt auflöſend.

Es iſt wahr, das Abräumen bei offener Scene iſt auch eine Störung, und wenn es nicht prompt erfolgt, eine läſtige Störung. Aber es iſt keine Zerſtörung. Unſer Geiſt bleibt bei der Sache, er ſpannt nicht aus. Was da oben äußerlich vorgeht mit der Scene, das iſt, wir wiſſen es, eben nur ein äußerliches Geſchäft, eine Convenienz, an welche wir gewöhnt ſind. Der Zwiſchenvorhang iſt ein Abſchluß, und zwar ein Abſchluß da, wo keiner ſein ſoll. Er iſt ein künſtleriſcher von Tapferkeit und Treue. Mit Leuten Eurer Art wäre unſere Sache nicht verloren, aber der Krieg wäre endlos, es wäre der Bürgerkrieg, und Frankreich würde nur unglücklicher. Ich habe all meine Anſprüche denen des Vaterlandes geopfert; ich gehe — Ihr, meine Freunde, dient Frankreich weiter! Sein Glück war ſtets mein einziger Gedanke, es wird ſtets das Ziel meiner Wünſche ſein. Beklagt nicht mein Geſchick — habe ich drein gewilligt, mich zu überleben, ſo geſchah auch dies um unſers Ruhmes willen. Ich will die großen Dinge niederſchreiben, die wir zuſammen verrichtet — lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte Euch Alle an mein Herz drücken, laßt mich wenigſtens Eure Fahne umarmen!“

Da ergriff der General Petit den Adler, und brachte ihn dem Kaiſer. Napoleon empfing den General mit ſeinen Armen, und küßte den Adler. Es trat ein Augenblick der Stille ein, man ſah den Kaiſer tief bewegt, und hörte das leiſe Schluchzen der alten Soldaten. Dann raffte ſich der Kaiſer auf, und fügte mit feſter Stimme hinzu: „Lebt wohl noch einmal, meine alten Gefährten! Möge dieſer letzte Kuß in Eure Herzen gehen!“

Er wendete ſich um, ſtieg raſch in den Wagen, in welchem ihn General Bertrand erwartete, und dahin, nach dem Süden, rollte der Reiſezug, der Zug ins Exil, von Fontainebleau bis ans mittelländiſche Meer begleitet von franzöſiſchen Reitern, Soldaten des Kaiſers.

6.

Als er nicht mehr handeln konnte, da wollte er ſchreiben; er ſprach von ſeiner Schriftſtellerei wie von einem neuen Feldzuge. Das hat er ſicherlich gethan, um die Hiſtoriker für ſich

Fehler. Von den unzähligen Acten gar nicht zu reden, die uns verwirrend über den Hals kommen mit dieſer häufigen Sceneſchließung — eine Verwirrung, welche unruhig macht, ungeduldig, und welche ganz poſitiv die Langeweile herbeiruft.

Das Abſchaffen der Zwiſchenactsmuſik iſt eine Barbarei. Muſik vor Beginn einer dramatiſchen Darſtellung und während der Pauſen erhöht die Stimmung, erhält die höhere Stimmung; ſie iſt ein überaus werthvolles poetiſches Hilfsmittel. Die Benützung ſolch eines poetiſchen Hilfsmittels müßte erfunden werden, wenn es unbekannt geblieben wäre in den Schauſpielhäuſern; das längſt erfundene Hilfsmittel zerſtören, heißt Poeſie zerſtören. Seht ſie nur an die Schauſpielſäle, in denen auch der Orcheſterraum von Zuſchauern beſetzt iſt! Dieſe Zuſchauer blicken wie fragend drein: Was wollen, was ſollen wir hier? Was ſteht zu erwarten? Eine Discuſſion? Eine Vorleſung? Oder gar eine Hinrichtung? Da giebt's keine Spur von Sammlung für einen künſtleriſchen Vorgang, welcher unſere Phantaſie, unſer Herz, unſeren erhobenen Geiſt in Anſpruch nehmen ſoll. Nein, gründlich nüchtern bleiben wir, und der Gedanke liegt ganz nahe: 's iſt doch curios, daß man ſich daher ſetzt, um drei Stunden lang ein überſpanntes Treiben da oben anzuſehen, eine künſtliche Erregung, eine Faxe!

Ich liebe es gar nicht, daß ſich die Muſik breit mache im Schauſpiele; ich finde Beethoven's Muſik zum „Egmont“ ſehr ſchön, aber ſie beläſtigt mich in der „Egmont“-Vorſtellung, weil ſie mir keine Ruhe läßt für den Genuß der Dichtung, und weil ſie mir dadurch die Dichtung beeinträchtigt. Aber ſo ſtörend Muſik ſein kann, wenn ſie mit breiter Selbſtſtändigkeit im Drama auftritt, ſo förderlich kann ſie ſein, wenn ſie beſcheiden wichtige Punkte des Dramas begleitet und dadurch hebt, wenn ſie die Pauſen in der Aufführung des Dramas mit ihrem Schwunge und ihrem Reize belebt, mit jenem Reize ſinnlicher Anregung, welche unſere Gefühlsnerven in Schwingung verſetzt. Hauptkunſt in der Oper, ſoll ſie im Drama Hilfskunſt ſein, nicht mehr und nicht weniger.

Die Muſiker ſelbſt ſind ſämmtlich, ich weiß es, geſchworene Feinde der Zwiſchenactsmuſik. Ihr kindlicher Stolz will ſich nicht zu Hilfsarbeit hergeben. Nächſtens wird der Maler ein Bild, der Bildhauer eine Statue für die Bühne verweigern, weil Bild und Statue nicht die Hauptgegenſtände auf der Bühne ſeien. Man wird unbedacht eingeſtehen, daß man von der tiefinneren Zuſammengehörigkeit aller Künſte Nichts weiß, und daß man ein künſtleriſcher Handwerker iſt. Wenn dann auch die Dichter keine Operntexte mehr ſchreiben werden, weil der Text nur eine Folie ſei für die Muſik in der Oper, dann wird die Thorheit offenbar werden.

Freilich iſt Zwiſchenactsmuſik eine undankbare Aufgabe für die Muſiker, und es wird auch der wohlfeile Spott derer nie ausgehen, welche übertriebene Forderungen an dieſelbe machen. Trotz alledem iſt ſie nothwendig.

Die Abſchaffung derſelben in Norddeutſchland iſt von Berlin ausgegangen, und zwar vom dortigen Hoftheater. Sparſamkeit, hör' ich, iſt das Motiv dieſer Tödtung geweſen.

Wie die meiſten norddeutſchen Theater war auch das Leipziger dieſem verführeriſchen Vorgange gefolgt. Einige tauſend Thaler wurden damit erſpart.

Ich war gar nicht ſicher, ob mir dieſe Summe nicht ſehr empfindlich ſein würde beim Abſchluß der Jahresrechnung, aber ich war ohne Bedenken entſchloſſen, ſie in die Schanze zu ſchlagen. Wie konnte ich ein gutes Schauſpiel aufbringen wollen mit dieſem Niederſchlage von Trockenheit, welcher die Schauſpiel-Vorſtellungen arg beeinträchtigt? Am Ende iſt es auch eine falſche Sparſamkeit; denn wenn die Vorſtellungen reizloſer werden, dann werden ſie auch in geringerem Maße beſucht.

Wunderlich genug, benützte ich bei all meiner Abneigung doch für die „Demetrius"-Vorſtellung den Zwiſchenvorhang. Hier war wirklich eine Gelegenheit, für welche er ausnahmsweiſe taugt. Mitten im zweiten Acte endigt das Schiller'ſche Fragment und beginnt meine Fortſetzung. Es ſchien mir rathſam, hier nicht einfach zu verwandeln, ſondern einen Abſchnitt anzudeuten durch Herablaſſen des Zwiſchenvorhanges. Das Publicum ſollte aufmerkſam gemacht werden: hier hört Schiller auf, faßt euch in Beſcheidenheit für den Fortgang! Es faßte ſich. Die Einführung der Ruſſen — des Czars, ſeiner Tochter und des Bojaren Schuisky — knüpft ſich in dieſer zweiten Hälfte des zweiten Actes mit dem Erſcheinen des uns bekannten Polen Sapieha ſogleich unmittelbar an den Fortgang der Begebenheit, an das Heranziehen des Demetrius gegen Moskau. Man vergißt, daß ein geringerer Autor ſpricht, weil man ſich für dieſen Fortgang intereſſirt, und weil nun der Schluß des Actes ſchon eine Entſcheidung bringt, zeigte man ſich einverſtanden und applaudirte. So kam man raſch in eine Entwicklung hinein, welche ganz abweicht von dem Plane Schiller's; der gefährliche Begriff einer Vergleichung trat ganz zurück, und man erklärte ſich am Schluſſe für befriedigt, weil man keine Schiller'ſchen Anſprüche zu machen brauchte.

Ich habe vor Jahren zuerſt verſucht, das Schiller'ſche Fragment auf die Scene und ins Repertoire zu bringen. Das geſchah im Burgtheater, und einige Bühnen unternahmen es dann ebenfalls. Ueberall mit Glück. Aber es iſt kaum möglich, den bloßen Anfang eines Stückes dauernd einzubürgern. Acte der Pietät und der literariſchen Merkwürdigkeit bedürfen immer eines beſonderen Anſtoßes, und das eigentliche Publicum iſt nur vorhanden für die eigentliche Form eines Theaterſtückes, das heißt für ein ganzes Stück. Auch in Leipzig war das Fragment gegeben worden und ſchon längſt wieder verſchwunden. Jetzt erſchien dieſer dramatiſch ſo prachtvolle polniſche Reichstag zum erſtenmale auf dem neuen Theater der Stadt und nahm ſich da in dem großen ſchönen Hauſe imponirend aus. Für ſolche Scenen, in denen Alles mit Nachdruck vorgetragen werden kann und zahlreiche Gruppen ſich entwickeln, iſt allerdings ſolch ein weiter Raum vortheilhaft. Ich empfand dies, eingedenk des ſchmalen Burgtheaters, ſehr lebhaft und ahnte noch nicht, daß ich dieſen Vortheil theuer würde bezahlen müſſen mit der ungenügenden Wirkung aller Stücke, welche den großen Nachdruck des Vortrages nicht geſtatten.

Eines unſerer äſthetiſchen Geſetze ferner kam bei dieſer Aufführung in lebhafte Discuſſion, und die factiſche Erledigung des Streites ſchien gegen die theoretiſche Forderung zu ſprechen. Ich habe nämlich in dieſem Demetrius die theoretiſche Forderung ſcheinbar gering geachtet, daß der tragiſche Held eine Schuld begangen haben müſſe; ohne dieſe ſei es unrichtig und unwirkſam, ihn dem Tode zu überliefern. Letzterer Fehl ſcheint meinem Demetrius anzuhaften; er iſt bis auf die Höhe des vorletzten Actes in gutem Glauben, daß er der echte Demetrius ſei, und als er nun erfährt, daß er das Werkzeug eines Betrügers, da verſucht er es nicht, den Betrug durchzuſetzen, ſondern zeigt ſich bereit, zu entſagen, ſobald ſich die volle Wahrheit ſeines unechten Urſprunges herausſtellt. Die Schuld des Betruges alſo weiſt er von ſich. Wie kann er nun nach unſerer äſthetiſchen Theorie eine tragiſche Figur ſein? Er kann es nicht! ſagt der Vertreter unſeres äſthetiſchen Geſetzes.

Ich hatte immer die Erfahrung gemacht bei Prätendenten-Stücken, daß der Prätendent ſtets die Theilnahme des Publicums von dem Augenblicke an verlor, in welchem er ſich entſchloß, den Betrug auf ſich zu nehmen, und als Betrüger weiter zu handeln. Ich zweifle nicht, daß ein Schiller dieſe unzweifelhafte Gefahr auf ſich nehmen und wohl auch — bis auf einen gewiſſen Grad — beſtehen könnte mit ſeinem mächtigen Talente. Dies Talent traute ich mir nicht im Entfernteſten zu; ich entſchloß mich alſo, des äſthetiſchen Geſetzes wohl eingedenk, meinen Demetrius trotz dieſes Geſetzes rein zu erhalten von dem Betruge. Wird man ihm dann auch das Mitleid ſchenken, welches man einem tragiſchen Helden ſchenkt? Dies war die Frage.

Das Publicum in Leipzig hat Ja geſagt, und da ich dies Stück öfter als irgend ein anderes wiederholen konnte, es alſo die volle Theilnahme des Publicums beſitzen mußte, ſo war dies erſte Ja auch durch die Folge beſtätigt. Eben ſo war der Erfolg an anderen Orten. Iſt nun dadurch erwieſen, daß unſere äſthetiſche Forderung einer Schuld falſch oder doch zu ſtreng iſt? Das möcht' ich durchaus nicht behaupten; wohl aber möchte ich darauf aufmerkſam machen, daß der Begriff einer Schuld viel mannigfaltiger ſei, als man bei raſcher Kritik anzunehmen pflegt.

Nicht blos der Betrug iſt eine Schuld. Und eine Schuld trägt auch dieſer Demetrius. Iſt er nicht ohne beſondere Prüfung in einen ſo großen, ſo gefährlichen Anſpruch hineingetreten? Hat er nicht damit das Leben von Tauſenden hingeopfert? Geſteht er nicht ſelbſt, daß Eitelkeit ihn abgehalten habe von jeder näheren Prüfung? — Meint man endlich, den Begriff des Schickſals als eines mächtigen Factors gänzlich beſeitigt zu haben in der Dichtung, weil man ihn ganz mit Recht aus derjenigen Dichtung weiſt, welche mit roh zermalmender Kraft niederſchlägt und den freien Willen des Menſchen für nichts erachtet? O nein! Damit beſeitigt man das Schickſal nicht. Die Dichtung wird eine geheimnißvolle

Gewalt der Urgeſetze, welche wir Menſchenkinder nie ganz entziffern und ergründen können, immer anerkennen müſſen, wenn ſie nicht nüchtern und naſeweis werden, und damit den Charakter der Dichtung verlieren will. Und hiemit iſt geſagt, daß ein Menſch in furchtbare Kreiſe eintritt, wenn er leichtſinnig eine ſolche Action beginnt wie Demetrius, und daß dieſer Leichtſinn in den unerbittlichen Conſequenzen der Weltgeſetze allerdings eine tragiſche Schuld ſein kann.

Dieſe erſte Vorſtellung, welche in geſchloſſenem Gange ſchwungvoll von ſtatten ging, erwarb der neuen Direction ein volles Zutrauen der Leipziger. Der Zudrang zum Abonnement war groß, und nur ich hegte die Beſorgniß, daß bald Enttäuſchung eintreten würde. Ich erkannte aus vielen Aeußerungen, daß jener Idealismus, welchen die Weimar'ſche Schule geſäet, in Norddeutſchland ſogleich aufſproſſe und unreif in Halme ſchieße, ſobald das Theater ein ernſtes Streben bekundet. Der mäßige Sinn für ein ſorgfältig gepflegtes Theater mit fleißig geübtem Enſemble und mit einem Repertoire, welches auch dem leichteren Stücke Raum giebt, dieſer behaglich künſtleriſche Sinn, welchen ein täglich ſpielendes Theater durchaus braucht, war nur einem kleinen Theile des Publicums eigen. Große Ziele, mit großen Worten bezeichnet, ſtanden bei Vielen im Vordergrunde. Oder richtiger: die Vielen hatten nur einen Vordergrund. Auf dieſem Vordergrunde marſchirten gebieteriſch all die heroiſchen Geſtalten auf, welche literariſche Schulbildung als erforderlich bezeichnet hatte für Leute von claſſiſcher Bildung.

Dieſen ganz ehrenwerthen Leuten gegenüber war denn mein Weg zu einem langſamen, gegliederten Aufbau ein ſehr ſchwieriger. Hätte ich einen vollen Kreis von erſten Künſtlern und ein unerſchöpfliches Budget gehabt, ich hätte dieſe Leute auch damit nicht befriedigen können. Denn bei einer gewiſſen Halbbildung, welche den hohen Autoritäten nachläuft und ſich mit hohen Namen deckt, um ſelbſt dadurch hochgewachſen zu erſcheinen, gilt der Weg zum Ziele Nichts. Ja, ſelbſt bei jenen Strebſamen gilt er Nichts, welche ehrlich nach Bildung trachten, welche aber von geringem künſtleriſchen Naturell ſind. Sie wollen gleich das Ziel erreicht ſehen, und zwar das höchſte. Wo in der Bevölkerung viel künſtleriſcher Sinn vorhanden, da hat das Theater ein leichtes Spiel, und da entſteht auch am leichteſten ein gutes Theater. Da verſteht man die Mittel und Wege, welche zum Ziele führen ſollen, und erleichtert ſie, unterſtützt ſie. Wo der künſtleriſche Sinn überſchrieen wird von einer blos theoretiſchen Schulbildung, da wird das Ideale unförmlich und geräth in unklare Uebertreibung. Dieſe Uebertreibung aber iſt jeder organiſchen Entwicklung nachtheilig; ſie zerſtört hochmüthig die nothwendigen Mittel und Wege, und gelangt im Theaterleben immer wieder zu einem ſchlechten Theater. Sie will den Bau von oben angefangen ſehen.

Das Ende meiner Leipziger Vorgänger, das Ende Küſtner's und der Fall Schmidt's ſtanden mir vor Augen in den erſten Monaten. Beides iſt nicht eingetroffen; aber die Anläufe dazu habe ich zu überwinden gehabt.

Es gelang mir, mitten in der Winterſaiſon einige talentvolle Schauſpieler zu erlangen, namentlich Herrn v. Leman, Herrn und Frau Mitterwurzer. Herr v. Leman, welcher eine Reihe von Jahren erſter Komiker am hannover'ſchen Hoftheater geweſen und welchen ich ſchon in Wien nach Beckmann's Tode ins Auge gefaßt, iſt ein werthvoller Schauſpieler. Sein Ton und Weſen iſt von natürlicher Einfachheit und bleibt unerſchütterlich fern von Uebertreibung, in welche ein wirkſamer Komiker nur zu leicht verlockt wird, wenn der komiſche Effect im Publicum aufſchäumt. Leman iſt ein ſolider Charakter-Komiker, durch ein voll ausgebendes Organ unterſtützt, welches ſeine ganze Fülle hergiebt zum Lachen. Zu ſeinem eigenen Lachen nämlich. Die Fähigkeit zum Lachen iſt von großer Wichtigkeit beim Luſtſpiel-Schauſpieler. Echt, voll und breit, wirkt das Lachen des Schauſpielers unwiderſtehlich und iſt ein Symptom, daß der Darſteller innerlich frei, daß er Behagen ausſtrömen kann, daß er geſund, daß er eine Natur iſt. An dieſem Symptome erkennt das Publicum auf der Stelle ſeinen Mann, und es erklärt ſich für ihn, denn ein geſundes Lachen erweckt Behagen und erweckt Zutrauen in brave Tüchtigkeit. Zudem fehlt nie der andere Pol in entſprechender Kraft: wer gut lacht, der weint auch gut, will hier ſagen komiſch. In Bauernfeld's „Kriſen" weint Herr v. Leman als Lämmchen in weinſeliger Melancholie noch wirkſamer, als Beckmann es vermochte, und als Piepenbrink in Freytag's „Journaliſten" lacht er faſt noch mächtiger als La Roche, welcher doch in dieſer Specialität ſich auszeichnet.

Die große Wahrhaftigkeit im Ausdrucke des Herrn v. Leman geſtattete ihm auch ernſte Rollen, welche kein Pathos brauchen, ſondern mit Gemüthstönen begnügt ſind. Er gehört im Ganzen zu der immer ſeltener werdenden norddeutſchen Schauſpieler-Art, welche mit der Hamburger Schule verwandt iſt. So probirt er auch, wie man unter Schröder probirt hat, aufmerkſam und gründlich. Viel mehr als mancher junge Selbſtherr war dieſer ältere Künſtler bereit, alle Einwendungen des Dramaturgen zu beachten, auf all meine Vorſchläge einzugehen, wenigſtens prüfend einzugehen. Denn im Luſtſpiele hängt das Gelingen komiſcher Vorſchläge ganz und gar davon ab, ob ſie dem Naturell des Schauſpielers zuſagen.

Er war mir im erſten Monate ſehr zuträglich für Bildung eines ſoliden Luſtſpiel-Repertoires. Dafür bot auch das Perſonal, welches ich vorfand, einige bemerkenswerthe Kräfte, namentlich Herrn Mittell für Bonvivants und feinere Charakterrollen im Luſt- und Schauſpiele. Selbſt einen guten Komiker fand ich vor in Herrn Engelhardt, der voll ſcharfen Humors zu größerer Laufbahn ganz geeignet wäre, wenn er ſeine ganze Laufbahn noch einmal von vorn anfangen, will ſagen ganz anders anfangen könnte. Das Herausſchleudern von Stücken und das ungenügende Probiren derſelben verdirbt in Deutſchland treffliche Talente. Die Fähigkeit des Memorirens verfällt, die Ausarbeitung bleibt dem Zufall bei der Aufführung überlaſſen, das ſogenannte Genie führt das große Wort; es überſpringt hochmüthig das Probiren, welches einzunehmen! Wie? — Daß die Reſtauration wenig für Fontainebleau machte, hing wol zuſammen mit dem tiefen Stempel, den Napoleon beim Scheiden darauf gedrückt. Jeder Menſch ſucht inſtinctmäßig nur die Erinnerungen auf, die ihn fördern. —

Daß der Deutſche, von Fontainebleau kommend, Bibliotheken und Geſchichtswerke ſucht, iſt auch nicht befremdlich, denn das Werden iſt für den Deutſchen das Sein. Erſt läßt er ſich gern von der romantiſchen Scenerie und That überraſchen und reizen, und hält ſtill dazu mit kindlicher Aufmerkſamkeit. Er lieſt den hiſtoriſchen Roman mit Heißhunger, ſagt aber am Ende, wenn das Buch aus und er noch lange nicht geſättigt iſt: Da kann doch viel bloße Erfindung und Spielerei untergelaufen ſein, man muß ſelber zuſehen.

Er geht deshalb von Fontainebleau direct nach der rue Richelieu in Paris, allwo die große ſtille Bibliothek iſt, allwo Jedermann, er ſei woher er wolle, er trage einen zerriſſenen Rock oder einen goldgeſtickten, ohne Weiteres eintreten, ohne Weiteres irgend ein Buch der Welt verlangen, ſich niederſetzen und leſen kann. Man gibt ihm das Buch, er lieſt bis der Saal geſchloſſen wird, er dankt Niemand, er läßt es liegen, unſichtbare Geiſter beſorgen all die Kleinigkeiten, wodurch ſonſt der Gelehrte beläſtigt und geſtört wird. Dies große Haus wartet nur wie eine gaſtfreie Karavanſerei auf Ankömmlinge, die leſen wollen und ſchreiben; ſie hält Stühle, Tiſche, Tinte, Bücher dafür bereit, und ſie nimmt keinen Sou, keinen Dank dafür.

Der nächſte, das heißt der am ſchnellſten zurückgelegte Weg von Fontainebleau dahin geht auf dem Waſſer. Eine halbe Stunde öſtlich abwärts vom Orte fließt die Seine hinab nach Paris, und Dampfbote ſind bereit. Weiße Sandſteine und idealiſch ſchöner Streuſand werden da täglich hinabgefahren nach den Schiffen — dies iſt der letzte Eindruck, den man von Fontainebleau mit ſich nimmt. Die Fahrt geht raſch, die Ufer ſind faſt ununterbrochen artig, ohne mehr zu ſein, Hügelzüge, belaubt oder mit Wein bepflanzt, weiße Landhäuſer, moderne Schlöſſer, Ortfür mittelmäßige Muſikanten erfunden ſein möge, und ſo entſteht das Stückwerk. Stückwerk iſt eben Verfall, dem man nicht zu verfallen brauchte, Verfall der Vorſtellungen wie der Talente. Ein Opfer dieſer lüderlichen Wirthſchaft war denn auch das Talent unſeres Komikers, der in ſoliderer Gewöhnung recht bemerkenswerth hätte werden können.

Recht im Gegenſatze zu dieſer zerfahrenen Schauſpielerei hat ſich ein langjähriges Mitglied des Leipziger Theaters, Frau Günther-Bachmann, die gewiſſenhafte Vorbereitung für all ihre Aufgaben zur künſtleriſchen Pflicht gemacht. In Oper wie Schauſpiel zuverläſſig, iſt ſie mit dem ſtets ſicheren bürgerlichen Vater, Herrn Stürmer, dem Theater eine unwandelbare Stütze geweſen. Sie war als Soubrette der Liebling des Publicums und iſt jetzt für ältere Frauen eine feine Charakterkraft. Fein ſelbſt im komiſchen Fache, wenn auch nicht in der breiten Ausdehnung des Faches, welches ſie ſpielt. Nicht die komiſchen Alten, welche durch vollen naturwüchſigen Humor wirken ſollen, ſind ihre eigentliche Sphäre, ſondern die feineren komiſchen Rollen ſind ihr Element. Diejenigen humoriſtiſchen Wirkungen ſind ihr leicht erreichbar, in denen der Humor, aus ſchmaler Oeffnung hervorzüngelnd, mit den Uebertreibungen des Verſtandes ſpielt.

Ferner fand ich in Fräulein Delia eine jugendliche Salondame und Luſtſpiel-Liebhaberin vor, welche durch brillante Erſcheinung und gewandte Haltung ein Mittelpunkt für's Converſationsſtück werden konnte, ſobald ihr Redevortrag von Eintönigkeit befreit und mannigfaltiger gegliedert wurde. Dieſem Studium gab ſie ſich denn mit außerordentlichem Eifer hin, und unter Beihilfe des Vortragslehrers entwickelten ſich ihre Fähigkeiten erſtaunlich ſchnell und ausgiebig. Sie wurde bald eine wichtige Schauſpielerin, welche den geiſtigen Gehalt eines Stückes zu tragen vermochte, und welche bald auch weit über das Luſtſpiel hinaus eine ſchöne Wirkſamkeit entfaltete.

Mit dieſen Kräften war das Luſtſpiel ſchon bis auf einen reſpectablen Grad auszubilden. Das geſchah redlich, indem unſere beſten Luſtſpiele in ſorgſam gepflegten Proben einſtudirt wurden. In gereiftem Enſemble erſcheinend, fanden ſie auch Beifall und Anerkennung; aber hinter dieſer beifälligen Anerkennung flüſterte doch ſchon vernehmlich das Befremden: Wo bleibt das größere, wo bleibt das große Repertoire? Wie lange ſollen wir warten auf die Verkörperung des Ideals?

Die Idealiſten mußten eben warten, denn für die Tragödie war das Perſonal nicht ausreichend. Eine routinirte tragiſche Liebhaberin war wohl vorhanden, ſie war ſogar von urſprünglich ſtarkem Talente; aber die Grazien waren an der Wiege ausgeblieben, und die lange Uebung war in Manierirtheit ausgeartet; ich konnte dieſen unſchönen Bewegungen, dieſen erkünſtelten Tönen nicht füglich das Herz einer Tragödie anvertrauen. Was iſt eine tragiſche Liebe, wenn unſere Seele nicht wohlthuend berührt wird von der weiblichen Heldin dieſer Liebe? Ein Declamations-Exempel, das man nicht zum zweitenmale aufſucht. Ich hatte wohl in Herrn Grans, der längere Zeit Hofſchauſpieler in Weimar geweſen, einen gebildeten Darſteller für tragiſche Rollen, aber er war im Uebergange begriffen aus dem Liebhaberfache und mußte den Mittelpunkt eines neuen Faches erſt ſuchen. Der tragiſche Charakter-Darſteller war mir nicht ſtark genug, und Heldenvater wie Heldenmutter fehlten; meine Verſuche mit der Tragödie mußten vorſichtig einhergehen.

Da kam eine Hilfe in dem jungen Ehepaare Mitterwurzer. Er wenigſtens war auch in der Tragödie Charakter-Liebhaber und konnte als Marquis Poſa auftreten. Das geſchah mit Glück, eine größere Begabung war offenbar, und das Publicum erklärte ſich ſofort für ihn. Eben ſo deutlich wurde es bald, daß ſeine Fähigkeit von großem Umfange war und von der Tragödie bis zur Poſſe reichte — freilich von gefährlichem Umfange und ſtrenger Aufſicht bedürftig. Ich konnte nun dem Publicum neue Stücke bringen. Zunächſt „Wildfeuer“, von Halm, und das Wiener Preisſtück „Schach dem König“, von Schauffert.

Die mit dreiſtem Talente geführte Abſonderlichkeit „Wildfeuer“ hat in Norddeutſchland einen ſchweren Stand. Man iſt dort nicht gar leicht geneigt, einer curioſen Idee des Theaterſtückes zu folgen; man denkt zuerſt an die Würde und verdirbt ſich dadurch gern das Behagen. Dem entſprechend ſpielen die dortigen Schauſpieler ſolch kühne Compoſition durchſchnittlich zu ernſthaft. Der humoriſtiſche Hauch, welcher im „Sohn der Wildniß“ wie in dieſem „Wildfeuer“ leiſe weht, geht dann zu Grunde, und das Publicum kriegt ſo

Etwas in die Hand, was kein ausgetragen Kind iſt, und was man nicht zu claſſificiren weiß. Die Mehrzahl der Menſchen aber will Ordnung, und ſagt dann bei ſolchem Stücke: Das iſt nichts Rechtes.

Hier iſt die Inſceneſetzung entſcheidend. Herr Mitterwurzer hat Humor, und führte auf mein Anrathen dieſen Marcel an den ſchwierigen Grenzlinien ſo ſchalkhaft, daß der Zuhörer ein behagliches Zutrauen faßte, und ein beſtimmtes, alſo ordentliches Genre zu erkennen glaubte. So ward das äſthetiſche Gewiſſen ſichergeſtellt; man gab ſich hin. Und da ich für das als Knaben verkleidete Mädchen eine ganz junge Schauſpielerin, Fräulein Fürſt, beſaß, welche beim Vortragslehrer ihren Part trefflich eingeübt hatte, und zu der fein ausgearbeiteten Rede die reine Unbefangenheit wie Drolligkeit der Jugend brachte, ſo machte das Ganze einen vollkommen günſtigen Eindruck, und das Stück errang einen durchgreifenden Erfolg.

Leichter war's mit „Schach dem König", aber von geringerer Dauer. Die Shakeſpeare-Gattung in der erſten Hälfte imponirt einem Publicum, welches die Autorität um jeden Preis reſpectirt. Es läßt ſich die übermäßig zahlreichen Anfänge der erſten Acte, welche keine entſprechenden Folgen haben, ſtill gefallen, und läßt ſich in der zweiten Hälfte durch poſſenhafte Ausführung entſchädigen. Der gute Humor, welchen der Autor wirklich hat, thut da gute Dienſte. Man lacht, und der Lachende iſt wohlwollend: das Stück wurde gut aufgenommen. Aber daheim mochte beim Wiedererzählen des Stoffes die äſthetiſche Rechnung nicht ganz geſtimmt haben. So war die Aufmunterung zum Beſuche verloren gegangen, und das Stück mußte zeitiger vom Repertoire verſchwinden, als man nach der erſten Aufnahme vermuthet hatte.

XI.

„Minna von Barnhelm." Frau und Herr Mitterwurzer. „Die Makkabäer." „Der Sommernachtstraum." Die großen und die kleinen Schauſpielhäuſer. Ein Theater-Publicum.

Auch nach dieſen Novitäten und deren günſtiger Aufnahme blieb mir klar, daß mein Publicum immer noch in der Erwartung harrte, die Hauptſache werde wohl erſt kommen. Nur eine Elite dieſes Publicums würdigte die Arbeit und Anſtrengung, welche nöthig iſt, um ein wohlvorbereitetes, im Ganzen richtig wirkendes Schauſpiel aufzubauen. Umſonſt äußerten die Verſtändigen, wir haben doch ſchon ein gutes Enſemble! Ach ja! erwiderte man — aber wo bleibt Schiller und Goethe und Leſſing und Shakeſpeare? wo bleibt die große claſſiſche Welt, die wir ja doch in unſerem neuen großen Hauſe erwarten können?!

Ich zuckte die Achſel und erklärte ärgerlich, daß davon noch lange nicht die Rede ſein könnte, und daß in einer mittleren Stadt mit mittleren Kräften immer nur unter einer gewiſſen Einſchränkung davon die Rede ſein würde. Dies verſtimmte ſichtlich. Wie erſtaunt war ich alſo, da ich auf einmal die ganze öffentliche Meinung für mein Theater gewann. Ohne beſondere Abſicht hatte ich „Minna von Barnhelm“ in Scene geſetzt, weil mein Perſonal für die Rollen paßte. In der Frau Mitterwurzer, welche aus Graz ein guter Ruf begleitete, meinte ich eine gute Franciska gefunden zu haben; Herr Mitterwurzer, das wußte ich, werde ein lobenswerther Tellheim, Herr Mittell ein richtiger Paul Werner, Fräulein Delia eine geeignete Minna ſein, und in Halle auf einem Theater dritten Ranges hatte ich einen jungen Schauſpieler Krauſe geſehen, welcher realiſtiſches Talent in der Weiſe Döring's beſaß. Er, hoffte ich, werde zum Juſt taugen. Ein anderer ganz junger Schauſpieler, Namens Kahle, welchen ich für leichtere Charakterrollen engagirt, werde den Riccaut und Herr Engelhardt werde ſicherlich den Wirth präſtiren. Und ſiehe da! das erwies ſich nicht nur durchgängig als richtig, es gab nicht nur eine gute Vorſtellung, ich hatte auch das autoritätsbedürftige Sehnen der Leipziger in's Herz getroffen. Das Stück war ja von Leſſing! Jetzt konnten ſie ſich hingeben, und das thaten ſie, auch in der zweiten Hälfte des Stückes, welche ſich etwas ſchleppend und peinlich immer um die Axe eines grilligen Eigenſinnes bewegt. Von dieſem Uebelſtande war in der Aufnahme nicht das Mindeſte zu ſpüren, das Stück war ja von Leſſing, die Wirkung erſchien ungetrübt vortrefflich, die Leipziger hatten mit Einemmale ein gutes Theater.

Ich freute mich deſſen, ohne mir zu verhehlen, daß die Urſache ſchwere Bedenken in ſich ſchlöſſe.

Unbedenklich freute ich mich über meine Frau Mitterwurzer, in welcher ich, ganz ohne mein Verdienſt, ein wirkliches Talent gefunden. Sie erinnerte mich ein klein wenig an Louiſe Neumann. In ihrer Schalkhaftigkeit nämlich, welche erfriſchende Tropfen oft mitten in's Enſemble muthwillig hineinſprengt. Das kann man nur, wenn eine Grundlage von allerliebſter Laune vorhanden iſt. Die war vorhanden, und außerdem ein durchaus echter, wahrhaftiger Ton, der ohne Umweg unmittelbar auftritt und eintritt, und der auch bereits ganz wirkſam für die Scene ausgebildet war. Kurz, es war eine Schauſpielerin. Ein feines, anmuthiges Naturell, zwar nur mit kleinen Mitteln des Organes ausgerüſtet, aber dieſe kleinen Mittel ſehr geſchickt benützend. Für meine Zwecke eine Perle. Da brauchte es nicht der ewigen Einwendungen: „Einfach, natürlich, geradeaus ſprechen, mein Fräulein! Den Zuhörer nicht im Unklaren laſſen über die Endſylben oder gar über das Ende des Satzes! Dem entſcheidenden Worte Raum verſchaffen, daß es voll an's Verſtändniß komme! Das Antlitz in Uebereinſtimmung ſetzen mit dem Inhalte Ihrer Rede, und ſelbſt Leib, Hände und Füße davon wiſſen laſſen! Ein Ganzes darſtellen, klar und deutlich, nicht verſchwommen, und ſprechen auch wenn man ſchweigt!“

Nichts von Alledem brauchte Frau Mitterwurzer, geborene Renner, ein Theaterkind, die Tochter einer guten Schauſpielerin, zu hören; ſie verſtand mich, wenn ich nur einen Finger bewegte; ſie war durchwegs in künſtleriſcher Faſſung, nur über Mehr oder Minder war mitunter zu ſprechen, und wenn man eine Ritze zeigte, die zu öffnen wäre für neue oder verſtärkte Wirkung, da wußte ſie gleich, wie das zu bewerkſtelligen ſei. Man athmet auf und ſegnet die meiſt ſo unerſprießliche Dramaturgie, wenn man an ein echtes Talent kommt. Freilich wird auch das Talent der Frau Mitterwurzer ſofort geringer erſcheinen, wenn ihr die dramaturgiſche Führung ausbleibt. Denn das Vermögen, ſelbſtſtändig zu ſchaffen, iſt doch nicht groß genug.

Es iſt ihr Talent überhaupt nicht ſo umfangreich wie das ihres Gatten, des Herrn Mitterwurzer. Dafür iſt es ſicherer und zuverläſſiger in ſeiner engeren Begrenzung. Herr Mitterwurzer wird bei großen Rollen nicht hinreichend unterſtützt von ſeinem Organ, und wird durch ein excentriſches Etwas ſeines Weſens leicht über die Grenzlinie geriſſen, welche der Rolle innewohnt. Wenn er Dreißig ſagen ſoll, ſo iſt er immer verſucht, wenigſtens Einunddreißig zu ſagen. Nur wenn er hierin feſtere Faſſung und Geſchmacksſicherheit gewinnt, hat das Theater an ihm ein erſprießliches Talent.

Nach einigen Monaten konnte ich denn nun an eine große tragiſche Aufgabe gehen. Ich wählte die „Makkabäer“ von Otto Ludwig, in welchen eine Heldenmutter auf Engagement gaſtiren konnte. Das Stück iſt eine ſchwere Probe für ein großes Enſemble. Nicht ſowohl in dem ſtürmiſchen zweiten Acte, welcher dreifach Maſſen in Handlung ſetzt, ſondern wegen des dritten Actes. Im zweiten Acte, welcher den Ausbruch des jüdiſchen Aufruhrs gegen die Syrier bringt und das Zertrümmern des Götzenbildes durch Judah, hat die Handlung durch den Dichter eine fortreißende Macht. Wo der Dichter in voller Stärke waltet, da iſt die Darſtellung immer leicht, auch wenn ſie äußerlich noch ſo ſchwierig ſein mag. „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper ſchafft.“ Wenn das Wehen des Geiſtes in der Compoſition einen ſo gewaltigen, einigen Zug einhält wie hier, da genügt zur wirkſamen Inſceneſetzung allenfalls Fleiß und Routine eines kundigen Regiſſeurs. Im dritten Acte aber liegt die Schwierigkeit des Stückes, weil da die Schwäche des Stückes liegt. Von hier an ſoll plötzlich Lea der Mittelpunkt des Dramas, Judah ſoll abgelöſt werden. Das iſt gefährlich auf der Scene. Kein Publicum giebt ſich gutwillig her zu einem völligen Wechſel inmitten des Kunſtwerkes; denn das Publicum hat wie das Kunſtwerk ſeine vorgezeichneten Lebensbedingungen. Die hauptſächlichſte dieſer Bedingungen heißt: organiſche Folge. Wenn alſo wie hier der Organismus des Stückes neu anheben will, da erfährt das innere Weſen des Publicums einen ſtörenden Ruck. So raſch wie möglich muß klar werden, daß es ſich nur um eine Verſtärkung handelt. Auf eine Verſtärkung geht das Publicum ein. Hier, im dritten Acte der „Makkabäer“, handelt es ſich aber nicht blos darum; denn Lea will nicht blos verſtärken, ſie will die Hauptheldin werden; ſie bleibt es in den folgenden Acten. Dem Inſceneſetzer liegt alſo die ſchwere Sorge ob, ſo raſch wie möglich Antheil zu gewinnen für Lea, und das hat der Dichter ungemein dadurch erſchwert, daß er gerade hieher die an und für ſich trefflichen Scenen gelegt hat, welche die Wankelſchaften und Städte, darunter das uralte Melun, und das oft ſcherzhaft genannte Corbeil. In dieſem Landſtriche nämlich ſpielten die Hauptkämpfe zwiſchen Ligue und Hugenotten, und die letzteren wurden verhöhnt von den Pariſern, daß ſie Corbeil inne hätten — Paris habt Ihr nicht, aber Ihr habt Corbeil!

Wenn wir zurückgehen auf die Zeit, wo die Luſtſchlöſſer, les châteaux de plaisance, in Frankreich wichtig und intereſſant wurden, wo der Hof, wo die Galanterie, wo der übermüthige König von Frankreich entſtand, wo die großen und kleinen Spielereien mächtig, die franzöſiſche Welt Modewelt, die franzöſiſche Sprache Modeſprache wurden, kurz, wo das Frankreich aufſtand, das wir unter dieſem Namen verſtehen, — da haben wir die Ufer der Charente zu ſuchen. Dieſer reizende Fluß, grün wie der Chryſopas, geht durch ein grünes Wieſen- und Hügelland nach dem Ocean hin, und beſpült eine Stadt und ein Schloß, das dem Namen nach in Deutſchland jeder ordinäre Säufer kennt, denn der Name iſt Cognac. Wirklich hat der ſtarke Branntwein, welcher ſo heißt, ſeinen Namen von dieſem Orte, und wird noch heute dort fabricirt. Dort wurde am 12. September 1494 Franz der Erſte geboren. Die Mutter ging im Park ſpazieren, am großen Teiche hin, und ward plötzlich von der Ankunft eines Sohnes überraſcht, die Wehen überfielen ſie dergeſtalt, daß ſie kaum den Schatten einer Ulme gewinnen konnte. Unter deren grünen Zweigen ſah Franz zum erſten Male die Welt, ein echtes Kind grüner Fröhlichkeit. Man hat den Baum lange gepflegt: aber er iſt geſtorben, die Zeit der Turniere und Schlöſſer war vorüber. Da hat man denn einen Nachfolger gepflanzt, um die Königsulme nicht einzubüßen, wenn es auch nicht mehr die echte iſt, und die zeigt man heute noch. Cognac iſt der Geſchichte gefolgt, und heute ein fleißiger, proſaiſcher Fabriksort. Er war nicht des Königs Sohn, und es ſtand nicht zu vermuthen, daß müthigkeit und die jähen Umſprünge der jüdiſchen Parteien anſchaulich machen. Sie gerade verwirren das bereits ſtutzige Publicum vollends, und laſſen den Antheil für Lea nicht hinreichend aufkommen. Kann man da als Dramaturg nicht behilflich ſein durch Lichtung und Zuſammenſchiebung, kann man da nicht aufräumen und vollen Platz, volle Aufklärung ſchaffen für Lea, dann iſt die Niederlage unvermeidlich. Ich hatte ſie im Wiener Burgtheater erlebt bei der erſten Aufführung des Stückes, und war dort trotz vielfacher Wegräumung nie ganz Herr geworden über dies Gebrechen.

Ich deute das hier ſo ausführlich an, um nachzuweiſen, daß zur Inſceneſetzung eine dichteriſche Einſicht und ein dichteriſches Können erforderlich iſt. Hier genügt nicht bloßes Streichen, hier muß auch umgeſetzt und zugeſetzt werden.

Bei einer erſten Inſceneſetzung mit neuen Kräften konnte ich das hier beſſer zu Stande bringen als in Wien, wo ich das ſchon Vorhandene nur verbeſſern durfte. Ich brachte es auch bis auf einen gewiſſen Grad zu Stande. Die Theilnahme des Publicums ſank, aber ſie wendete ſich nicht ab; es entſtand wenigſtens keine Gefahr, und das willige Mitgehen mit der neuen Heldin war gewonnen. Da dies nun im letzten Acte überreich belohnt wird durch den Dichter, welcher hier gewaltige tragiſche Scenen für Lea geſchaffen, ſo wurde ein großer Erfolg des ganzen Stückes errungen. Ueberall geſtand man ein, das ſei neu, noch nicht dageweſen auf der Leipziger Bühne und ſei überwältigend. Die Witwe

Otto Ludwig's, welche in Dresden lebt, war herübergekommen und ſah die Vorſtellung. Unter welchen Empfindungen!

Ja, für große Stücke ſolcher Art war ich zu Leipzig im Vortheile gegen das Burgtheater: ein großes Haus, ein großes Orcheſter, welches die ſchöne begleitende Muſik Titl's zu voller Wirkung brachte, die Opernmaſſen für die Parteien im zweiten Acte und ein proteſtantiſches Publicum, welchem die bibliſche Geſchichte viel geläufiger iſt, als einem katholiſchen.

Dieſer letzte Vorzug iſt mir indeſſen doch weniger wirkſam erſchienen, als ich erwartet hatte.

Nun war wohl alſo das Ziel erreicht? Nun drückten wohl die Leipziger ihre Befriedigung aus in Betreff ihres Theaters? Nur ſehr bedingungsvoll. Solch ein neues Dichterwerk wie Ludwig's „Makkabäer“ entbehrt doch deſſen, was man bei Bildwerken die „Patina“ nennt; es iſt noch nicht hinreichend geweiht und geſtempelt durch Zeit und Anerkennung. Die Claſſicität muß wie alter Adel feſtſtehen, wenn ein Publicum ſich ganz ergeben ſoll, welches die Stütze der Autorität verlangt zur Sicherſtellung ſeines Votums.

Nun denn, rief ich, geben wir den „Sommernachtstraum“! Da haben wir zwei Autoritäten, Shakeſpeare und Mendelsſohn. Die Stadt, obwohl aus eigener Natur nicht eben muſikaliſch, pflegt faſt ſeit einem Jahrhundert ſtrenge Muſik. Streng! iſt das Loſungswort, wie ſchon die Inſchrift im Gewandhausſaale beſagt, welcher Hörplatz iſt für die wohlberufenen Gewandhaus-Concerte. „Ein ſtrenges Werk giebt wahre Freude“ iſt da lateiniſch angeſchrieben, und Mendelsſohn hatte da

Jahre lang gewaltet. Klatſcherei und Klatſchfeindſchaft, das unvermeidliche Erbtheil kleinerer Städte, hatte zwar auch ihm den Aufenthalt oft herb verbittert, und er hat oft mir ſelbſt, der ich gleichzeitig mit ihm den Ort bewohnte, ſeine Klagen ausgeſchüttet. Aber er hat es überſtanden, er iſt nach dem erſten Weggehen wiedergekommen, und dann iſt er dageblieben, bis ihn leider frühzeitig der Tod abrief. Er iſt ein hochverehrter Name in Leipzig, und ſeine Muſik zum „Sommernachtstraum“ iſt eines ſeiner beliebteſten Werke geblieben. Bringen wir die mit unſerem guten Orcheſter, mit unſeren hilfreichen Opernkräften, auf unſerem für Decoration ſo günſtigen Theater! Das öffnet uns die Pforte der Gunſt; der große Name Shakeſpeare und eine ſorgfältig eingeübte Darſtellung, für welche unſere Kräfte reichen, für welche unſere komiſchen Kräfte ungemein decken, werden durch die alſo geöffnete Pforte ſiegreichen Einzug gewinnen. Gehen wir an die Arbeit!

Wir thaten dies mit vollem Fleiße. Ich konnte es auch mit den Vortheilen der Erfahrung thun, da ich das wunderliche Werk ſchon öfters in Scene geſetzt und oft geſehen hatte. Die unglücklichen Liebespaare ſind eine Hauptſchwierigkeit. Kein Menſch intereſſirt ſich in Wahrheit dafür, denn klar oder unklar merkt Jedermann, daß ſie nur das inſtinctmäßig ſinnliche Moment der Liebe darſtellen. Ein Tropfen Saft von dieſer Blume entzündet die Neigung, ein Tropfen Saft von anderer Blume löſcht ſie aus. Es wird nur phyſiſch experimentirt mit der Liebe. Wie kann unſer dichteriſches

Herz, welches ein edelſtes Geheimniß in der Liebe ſehen will, da ernſtlich in Anſpruch genommen werden! Der Dramaturg iſt alſo darauf angewieſen, den breiten Redeſtrom der Liebespaare zu kürzen, wo er tiefere Motivirungen heuchelt, und den ganzen Ton der Unterredungen leichter zu halten, ja wo es irgend angeht, heiter zu ſtimmen. Das Publicum geht ſogleich auf dieſe heitere Stimmung ein, und hiemit iſt ein laſtender Stein von der Aufführung des „Sommernachtstraumes“ gehoben.

Mein Publicum war erbaut von dieſer Vorſtellung, erbaut von der bunten Welt, welche da mit augenſcheinlicher Sicherheit an Auge und Ohr vorübergaukelte. Die eigentlichen Schauſpielfreunde ſind immer etwas betroffen von dieſer Miſchung, welche Rede, Decoration, Muſik, Geſang und Poſſenkram in Einem Topfe vereinigt. Die alten Burgtheaterfreunde ſchüttelten ungläubig das Haupt dazu, als ihnen dieſer Topf zum erſten Male ausgeſchüttet wurde. Man tröſtete ſie mit dem beſchränkten Raume und der ſchlechten Akuſtik des Burgtheaters. Wären dieſe Hinderniſſe nicht vorhanden, ſo würde die Poeſie noch viel mächtiger hervortreten.

Hier in Leipzig waren nun dieſe Hinderniſſe nicht vorhanden; was mächtig hervortreten konnte, das trat hervor, und Hackländer zum Beiſpiel, welcher einer Vorſtellung beigewohnt, verſicherte mit Nachdruck: er habe nie eine ſo vollkommene Aufführung des „Sommernachtstraumes“ geſehen. Dennoch hörte ich Stimmen, welche Zweifel äußerten, ob ſolche Aufführungen dem deutſchen Schauſpiele förderlich wären.

Dieſe Stimmen gingen nicht gegen die Direction, nicht gegen die Art der Aufführung, ſie gingen gegen die bunte Miſchung, welche den einfachen Sinn für das Drama verwirrte durch Ueberladung mit ſo verſchiedenartigen Ingredienzien.

Wunderlich genug, dieſer Stimmen mußt' ich mich freuen. Sie zeigten mir, daß mein eigentliches Streben nach einfachem Schauſpiel Anhang beſäße, Anhang gewänne. Dieſe Stimmen wurden mehr und mehr mein Troſt. Sie vermehrten ſich zuſehends und haben allmälig eine Gemeinde gebildet, welche meiner Direction eine unwandelbare Stütze wurde.

Auch für mich wurde die erfolgreiche Aufführung des „Sommernachtstraumes" ein wichtiger Fingerzeig. Sie erinnerte mich an die Beſorgniß, welche mir in den erſten vier Wochen meiner Direction aufgeſtiegen war. Die Beſorgniß, ob dies ſchöne Haus nicht zu groß wäre für meinen Zweck, für den Zweck eines guten Schauſpiels? Ja, für die Aufführung großer Stücke, in denen faſt Alles ſtark geſprochen werden kann, in welchen Maſſenwirkungen nöthig ſind, für Aufführung eines „Sommernachtstraumes" mit opernhafter Zuthat, dafür iſt ein großes Haus ſehr werthvoll. Aber wie ſteht es um den Hausbedarf des Schauſpiels, um den Haushalt mit einfachen, feinen, intimeren Stücken, welche den ſtillen Reiz des Schauſpiels darbieten? Wie ſteht es darum? Sehr übel. Die Mimik geht verloren, das mäßig ausgeſprochene Wort iſt kaum verſtändlich, die leiſen Uebergänge verſchwinden — das beſcheidene Schauſpiel iſt abgeſchwächt, iſt in zweite Linie gedrückt. Das iſt ſehr ſchlimm.

Ich habe ſichere Gelegenheit gehabt, die Probe anzuſtellen. Ich hatte nämlich auch das alte Theater mit ſeinem kleinen, ſehr gut angelegten Saale zur Verfügung. Da hört und ſieht Jedermann genau und leicht, da iſt die Zuhörerſchaft und die Zuſchauerſchaft nahe bei einander, und jede Regung des Einzelnen pflanzt ſich leicht fort auf die Anderen, da entſteht ſchnell das Enſemble, welches nicht nur oben auf der Scene, welches auch unten im Zuſchauerraume walten ſoll, da bildet ſich raſch und ganz die Atmoſphäre, welche das Bühnenſpiel begleiten und durchdringen muß, damit der Schauſpieler in lebendigen Rapport gerathe mit den Zuhörern. Welch ein Unterſchied in der Wirkung der Stücke drängte ſich uns da entgegen! Ein Stück, welches wirkungslos im neuen Hauſe vorübergegangen war, wurde hier im alten, kleineren Hauſe ein ganz anderes Stück. Wirkung auf Wirkung ſprang hervor, und Schauſpieler wie Publicum waren total verändert, Beide zu ihrem Vortheile verändert.

Ich will nur Ein Beiſpiel erwähnen. Es war ein Journaliſtentag in Leipzig geweſen, und fünf Vertreter von Zeitungen aus den entgegengeſetzten Theilen des Vaterlandes waren gegen Abend auf meinem Zimmer. Sie bedauerten, daß im neuen Hauſe Oper und nicht Schauſpiel wäre, ſie wollten aber doch in's alte Theater gehen, wo „Umkehr", ein franzöſiſches Converſationsſtück, gegeben würde. Ich rieth ihnen davon ab. Das Converſationsſtück franzöſiſcher Art findet an und für ſich wenig Anklang in Leipzig. Die Tageskritik hat es immer principiell befeindet und nur die Fehler deſſelben nachgewieſen. Die Vorzüge waren bei mittelmäßigen Darſtellungen nicht ſichtbar geworden. So war denn auch dieſe „Umkehr“, welche im Wiener Burgtheater großes Glück gemacht, wirkungslos vorübergegangen im neuen Leipziger Hauſe, und ich wollte die Gäſte vor einem mißlichen Abende behüten. Ich vermochte es nicht; ſie gingen doch in die „Umkehr“. Zu meinem Leidweſen. Als Wirth mußte ich aber doch auch hin. So ſpät wie möglich, dachte ich, und kam erſt in die Mitte der Vorſtellung. Was fand ich? Die belebteſte Stimmung, die vollſte Theilnahme. Das im neuen Hauſe wirkungsloſe Stück war im alten Hauſe von immerwährender, von treffender Wirkung. Meine Gäſte drückten ſämmtlich ihre Befriedigung aus.

So ſteht's mit den großen Häuſern: ſie ruiniren das Schauſpiel. Wenn ſich denn endlich eine Stadt entſchließt, eine Anſtrengung zu machen für das deutſche Schauſpiel, ſo wird ſie durch die maßgebenden Großſprecher verführt, den „Tempel“ mit allem möglichen Aufwande und dem entſprechend ja recht groß zu bauen. Die Geldmittel werden bis zur Erſchöpfung auf die Aeußerlichkeit verwendet, für den gediegenen Inhalt bleibt dann Nichts übrig, und das Mißverhältniß führt zu einem mittelmäßigen Theater. Da zeigt ſich, daß nur die Oper am Platze iſt, für deren Koſtſpieligkeit die Mittel nicht zureichen, denn man hat ſchon unverhältnißmäßige Summen auf das Haus verwendet, und kann nun nicht gar noch die Theaterführung unterſtützen; man muß im Gegentheile doch auf einigen Zins bedacht ſein und Pachtgeld einfordern. Die Oper macht große ſceniſche Anſtrengungen nöthig, braucht ſtarke Maſchinerien, und nachdem man in Leipzig ein wirklich ſchönes Opernhaus gebaut, hatte man zuletzt für die ſceniſchen Einrichtungen ſparen müſſen. Die Verſenkungen waren deßhalb kraftlos geblieben, und Hüon im „Oberon“ wurde nur bis in des Leibes Mitte emporgehoben. So war die Oper beſchädigt, und das Schauſpiel mußte ſein Daheim im kleinen alten Theater ſuchen.

Möge das zur Warnung dienen für andere Städte! Mögen ſie beſcheidene Häuſer bauen, damit ſie einen Sparpfennig übrig behalten für den inneren Gehalt.

Ich halte es überhaupt für einen Irrweg bei uns, die Schauſpielhäuſer durchaus monumental bauen zu wollen. Vielleicht iſt auch dieſer Irrthum entſtanden aus übertriebener Nachahmung der Antike. Sie brennen ja alle ab, die Schauſpielhäuſer! Wer wird denn die großen Koſten eines monumentalen Baues auf einen Gegenſtand verwenden, welcher ſo ſehr, ja faſt ſicher der Zerſtörung durch Feuer ausgeſetzt iſt wegen ſeiner inneren Beſchaffenheit und Verwendung! Voll Leinwandfetzen, an denen die Flamme geſchäftsmäßig herumlecken muß, tragen ſie ja ihre Brandſignatur auf der Stirn. Und daß nicht einmal die ſteinernen Umfaſſungsmauern übrig bleiben müſſen, haben die zerbröckelten Trümmer des ſchönen Dresdener Hauſes zu unſerem Schrecken dargethan.

Dieſe für's Schauſpiel zerſtörende Größe des Saales war mir, wie geſagt, in den erſten Wochen ſchon ſchwer auf's Herz gefallen und hatte mir den Gedanken erweckt: Hier wirſt du ſchwerlich dein Ziel, die Gründung eines guten Schauſpiels, erreichen, hier wirſt du deßhalb auch ſchwerlich den wahrſcheinlichen Reſt deines Lebens zubringen wollen. Ich hatte nämlich einen Contract mit der Stadt abgeſchloſſen, welcher an die ſieben Jahre Dauer verlangte.

Der große Erfolg des „Sommernachtstraumes“ machte dieſen Gedanken wieder arg lebendig. So viel Aufwand, ſo vielerlei war nöthig, war angebracht in dieſem Hauſe!

Dazu kam ein zweites Bedenken, welches ſich mir immer deutlicher entwickelte im Verlaufe der erſten drei Monate. Es lautete dahin: Du haſt hier kein vollſtändiges Publicum. Für ein ſolches iſt die Stadt nicht groß genug oder richtiger, nicht mannigfaltig genug. Dies Publicum beſteht in Wahrheit aus Kaufleuten und Advocaten, aus Advocaten und Kaufleuten. Die Ueberzahl von Advocaten in dieſer wichtigen Handelsſtadt iſt der Welt wohl nicht bekannt, ſie iſt aber wirklich vorhanden und ſtempelt die einfachſten Verkehrsverhältniſſe. Bei der unbedeutendſten Abmachung drängt ſich die advocatiſche Vorſicht ein, und die Frage macht Einem den Kopf wirr: Was kann, was wird das für Folgen haben, wenn es über dieſe gleichgiltig ſcheinende Abmachung zu einem Streite kommt? Man kann nicht mehr unbekümmert über eine Wieſe gehen, denn entweder ſteht angeſchrieben: „Hier liegen Fußangeln“, oder man denkt, hier fehlt die Tafel, welche vor Fußangeln warnt. — Nun ermeſſe man, wie dieſer herrſchende Gedankengang einwirken muß auf eine Kunſtwelt, welche dreiſter Erfindung bedürftig iſt. Da iſt „unwahrſcheinlich, unglaublich, für verſtändige Menſchen geradezu unmöglich" das dritte Wort. Nicht blos Nüchternheit heißt die Loſung, ſondern Zweifelſucht. Zweifelſucht als ſtehender Artikel vor den Erfindungen der Phantaſie iſt aber doch wahrlich dem Gifte für Theater-Compoſition recht nahe verwandt.

Und wo iſt das Gegengift in ſolchem Publicum? Der Handelsſtand iſt doch auch nicht geneigt, der freien Erfindung Solidität zuzutrauen. Dennoch iſt er leichter zu haben für die Phantaſie, als das eingefleiſchte Advocatenthum. Die Univerſität aber bleibt übrig. Leipzig hat ja eine Univerſität, und zwar eine ſehr gute, ſehr ſtark beſuchte. Allerdings hat mein Theaterſtreben von da getreuliche Unterſtützung erhalten. Von hier aus hat ſich der Kern des mir freundlich folgenden Publicums entwickelt, mit unverbrüchlicher Stetigkeit und zuletzt mit überraſchender Kraft entwickelt. Aber die Stärke dieſes Factors iſt im Verhältniſſe zu obigen beiden Factoren nicht zureichend. Eine kleine Anzahl von Profeſſoren — und es nimmt doch nur eine geringe Minderzahl theil am Theater — kann nicht den Ton angeben im Theater. Die Studenten aber, welche mir ſtandhaft Wohlwollen bewieſen, ſind nicht mehr wie früher fleißige Theatergänger. Das Parterre, welches ihr Platz, hat außerdem in dem neuen Hauſe eine ungünſtige Lage gefunden; es ſteckt im dunkeln Hintergrunde, fern von der Bühne, unter dem Ueberbau des erſten Stockwerks; es erſchwert alſo die Theilnahme.

Die Univerſität kann demnach den Grundton der Stadt nicht umſtimmen, und außer ihr ſind keine freien Stände oder mit ihm ein König von Frankreich geboren worden ſei. Ludwig XII. war in ſeinen beſten Jahren, und man konnte nicht von einer wahrſcheinlichen Ausſicht reden für die jüngere Linie des Hauſes Valois. Denn alſo hieß das Haus eigentlich ſchon ſeit Philipp von Valois, man nennt es aber gewöhnlich erſt ſeit Franz mit dieſem Namen, weil ihm, dem Angoulême, Ludwig XII. das Herzogthum Valois ſchenkte. Dieſer Name Valois wurde von nun an das Stichwort bis zum Tode Heinrichs des Dritten für allen hohen Adel, dem die Krone im Wege war, oder der ſie ſelbſt wollte, wie das Haus der Guiſen, ferner das Stichwort für allen Proteſtantismus, den jeder Valois verfolgte.

Von Franzens Vater, dem Herzoge von Angoulême, ſpricht man nicht, wol aber von ſeiner Mutter, einer Louiſe von Savoyen, einer Frau von ſtarker Leidenſchaft. Man hält ſie für die Begründerin des ſinnlichen Treibens um die Könige von Frankreich her, das vorher nur vereinzelt und niemals herrſchſam da geweſen war, und das von ihr überging auf die Frau ihres Enkels, auf Catharina von Medicis. Bei Carl VII., den die Jungfrau von Orleans bei uns bekannt gemacht, erinnert man ſich wol der Agnes Sorel, aber als einer beſcheidenen Dame, und das weichliche Hoflager hatte keine weitere Bedeutung, als daß es den Krieg gegen die Engländer verabſäumen ließ. Ludwig XI., der cyniſche Tyrann, der mäßige, ſchlaue Menſch, hatte nichts mit Weiber- und Hofregiment zu thun, er umgab ſich nur mit Büchſenſchützen. Carl VIII. fand nicht Zeit genug, ſeine leichten Neigungen ſyſtematiſch zu machen, und der nächſte Vorgänger, Ludwig XII., war ein ſchlichter Mann mit beſcheidenen Bürgerſitten, der ſpäter oft mit Beſorgniß dem lang aufſchießenden Franz und deſſen leichtſinnigen Manieren zuſah und ausrief: Dieſer große Junge wird Alles verſchleudern, was ich geſammelt.

Man hat jene Mutter Franzens hart getadelt um ihres Betragens willen, um des Tones willen, den ſie angegeben; ſie habe dem Sohne die Maitreſſen ſelbſt zugeführt, und allen

Genoſſenſchaften vorhanden, welche im Theater mitſprechen und das Publicum vervollſtändigen. Ariſtokratie, Militair, Luxusmenſchen fehlen. Ein paar kleine Edelleute, ein paar Officiere der kleinen Garniſon, ein paar Elegants der Kaufmannswelt erinnern nur daran, daß da im Vergleiche zum Publicum einer Großſtadt eine große Lücke iſt. Kunſt iſt ja ſelbſt ein Luxus; ſie kann nicht füglich ein Publicum entbehren, welches den materiellen Erwerb nicht zu ſeiner Lebensaufgabe macht.

So kommt es, daß ganze Gattungen von Stücken gar nicht verſtanden werden von der großen Ueberzahl dieſes nicht vollſtändigen Publicums. Ich gewahrte oft mit Erſchrecken, daß geiſtvolle Worte und Wendungen ſpurlos vorübergingen; der Theil des Publicums, für welchen ſie wirkſam, fehlte eben.

Daraus ergäbe ſich denn, daß nur große Städte ein gutes Schauſpiel haben könnten, und zwar große Hauptſtädte, welche eine große Bedeutung und in ihrer concentrirten Stellung ein vollſtändiges Publicum beſitzen? — Ich kann nicht Nein ſagen zu dieſer vorwurfsvollen Frage. Wenigſtens nicht in Betreff des Schauſpiels. Die Oper hat nicht ſo mannigfaltige Vorbedingungen.

XII.

Clara Ziegler. Kruſe's „Gräfin“.

Vor Jahren lernte ich in München eine junge, ſehr hoch gewachſene Dame kennen, welche ſich dem Theater widmen wollte. Ihr hoher Wuchs und ihr ſchönes Alt-Organ eigneten ſich zum Heroinenfache; aber ſolche Qualitäten eignen ſich nicht zur Anfängerſchaft auf einer erſten Bühne. Ich war damals Director des Burgtheaters und konnte deßhalb nicht ſogleich an ein Engagement denken, obwohl mich die junge Dame intereſſirte. Sie war derſelben Meinung. Sie wollte auf kleineren Bühnen erſt die nöthige Uebung gewinnen und unſer Geſpräch bewegte ſich darum, wie dies am raſcheſten und ſicherſten zu bewerkſtelligen wäre. Ihr Lehrer, der treffliche Schauſpieler Chriſten, ſtand ihr zur Seite, und ich hegte die feſte Hoffnung, ſie ſpäter in Wien einführen zu können. Mein Abgang vom Burgtheater vereitelte dieſe Hoffnung, und als ich ſie wiederſah, war ſie eine nahezu ausgebildete, ſchon viel bedeutende Schauſpielerin, ich aber ein Privatmann, welcher ihr Nichts weiter zu bieten hatte, als guten Rath.

Im Sommer 1868 war's, als ich ſie wiederſah, und zwar in Leipzig, wo ſie engagirt war und in großem Anſehen ſtand. Es war wohl davon die Rede, daß Herr v. Witte mir die Leipziger Direction abtreten wollte, aber die Rede bewegte ſich noch unter lauter Fragezeichen. Ich konnte ihr alſo, die im Begriffe war, aus dem Leipziger Engagement zu ſcheiden, keine beſtimmten Anträge machen. Sie war auch bereits in Unterhandlung mit dem Münchener Hoftheater.

Es war Clara Ziegler. Die Rollen, welche ich damals von ihr ſpielen ſah, zeigten mir, daß ſie außerordentliche Mittel beſäße zur Darſtellung von Heroinen. Selbſt in wichtigen Converſations-Rollen — als Gräfin in der „Vornehmen Ehe" Feuillet's — intereſſirte ſie mich, und ich war durchdrungen von der Ueberzeugung: da iſt Alles vorhanden für eine erſte Schauſpielerin; eine aufmerkſame Leitung braucht nur vor Abwegen zu ſchützen. Ihre ſtarken äußeren Mittel könnten ſie freilich, weil ſie wohlfeil Wirkungen erzielen — ſo fürchtete ich — leichtlich in dieſe Abwege verleiten.

Unſereiner betrachtet ja ein aufkeimendes Talent immer mit den Augen eines Familienvaters, der die Zugehörigen bis auf die höchſte Staffel bringen möchte. Ich entſchloß mich alſo, die noch entfernte Möglichkeit von meiner Uebernahme der Leipziger Direction näherzurücken und für wahrſcheinlich zu halten, damit ich mich in ein näheres Verhältniß zu ſolchem Talente bringen könnte. In dieſem Sinne ſetzte ich ihr auseinander, daß es für uns Beide von Vortheil ſein dürfte, wenn Leipzig ihr Engagements-Ort bliebe und ſie dort unter meiner Theilnahme alljährlich einige Rollen ſorgfältig einſtudirte. Einen Theil des Jahres könnte ſie dieſe Rollen als Gaſtrollen verwerthen. Immer wieder zurückkehrend in den Rahmen eines planmäßig geleiteten Schauſpieles, würde ſie vor Ausſchreitungen und Manierirtheiten bewahrt bleiben, in welche profeſſionsmäßiges Gaſtiren nur zu leicht führte. Durch ihre ſtarken, an und für ſich ſchon auf das Publicum wirkenden Mittel ſei gerade ſie einer ſolchen Gefahr ausgeſetzt, der Gefahr — eine ſogenannte Bumbum-Schauſpielerin zu werden.

Mit meiner Direction war indeſſen noch Alles zu vag, und die Anträge, welche ſie von München erhielt, waren zu poſitiv und zu vortheilhaft, als daß ſolche Geſpräche zu einem Abſchluſſe hätten gedeihen können. Ich ſpreche hier nur davon, um zu zeigen, daß ich große Erwartungen hegte von dieſer Schauſpielerin, und daß es ganz natürlich war, im Sommer 1869, als ich nun wirklich ſeit fünf Monaten das Leipziger Theater dirigirte, ein längeres Gaſtſpiel von ihr zu wünſchen. In Leipzig war ſie zuletzt vergöttert worden, dort war alſo ihre Wiederkehr auf mehrere Wochen höchlich willkommen, und ich perſönlich freute mich, ihre Fortſchritte zu betrachten. Ueberall machte ſie als Gaſt großes Glück und im Wiener Burgtheater Furore. Dort verſtand man ſich doch früher beſtens auf neue Talente, ich durfte alſo erwarten, ihre Gaben in gereifter Ausbildung wieder zu ſehen.

Sie trat auf als Iſabella in der „Braut von Meſſina". Das große Haus war voll, Jedermann freute ſich auf den

Genuß, und ich freute mich über die Theilnahme des Publicums. Nur ein paar Hände klatſchten zur Begrüßung. Dieſe kühle Zurückhaltung iſt charakteriſtiſch für das Publicum im norddeutſchen Theater. Alle, die da ſaßen und nicht klatſchten zur Begrüßung, liebten und bewunderten Fräulein Ziegler; aber jetzt im voraus, ehe ſie ſich wieder bewährt, eine Lobeserhebung auszudrücken, das geht gegen ihr kritiſches Gewiſſen und ihre Gewohnheit.

Es iſt überhaupt eine durchgehende Erſcheinung in den norddeutſchen Theatern, daß die urtheilende Aeußerung des Publicums langſam, ſpät abgegeben wird. Man ſagt, das Naturell der Norddeutſchen ſei kühler und operire insbeſondere da langſamer, wo Phantaſie und Gefühl in Anſpruch genommen werden. Das mag ſein. Gewiß iſt, daß die raſche Begleitung der Ausdrücke und Vorgänge auf der Bühne, wie ſie in Süddeutſchland ſtattfindet, in den norddeutſchen Theatern nicht bemerkt wird. Phantaſie und Gefühl ſeien eben ſo vorhanden, ſagen die Norddeutſchen, aber ſie äußern ſich nicht, um nicht zu ſtören. Es ſei unkünſtleriſch, ſetzen ſie hinzu, die Entwickelung einer Rede oder Scene mit Beifall zu unterbrechen; der Actſchluß ſei dazu geeignet.

„In Folge deſſen", ſagt der Süddeutſche, „habt ihr ein weniger lebendiges Spiel auf eurer Bühne, weil der Schauſpieler auf den Höhepunkten ſeiner Rede oder Scene keine Lebenszeichen von euch erhält und deßhalb unſicher wird, ob er in treffender Weiſe ſpreche und ſpiele. Seine Zuverſicht ſinkt deßhalb, ſeine Macht wird geringer, und dadurch ſinkt auch die Macht des Stückes, es wird Alles in der Darſtellung ſchwächer. Das iſt keine Störung, was zur Erhöhung dient, und wenn man nur nach den Actſchlüſſen ſein Urtheil abgiebt, ſo gleicht das einer quittirten Rechnung, ſobald das Geſchäft erledigt iſt. Es mag richtig und wohlüberlegt ſein, aber es iſt nur geſchäftsmäßig, es iſt, um den günſtigſten Ausdruck zu brauchen, nur kritiſch. Künſtleriſch mitthätig iſt unſere Art; denn ſie hilft ſchaffen, ſie will nicht blos richten."

Einigermaßen verſchieden iſt übrigens dieſes Verhalten des Publicums in den verſchiedenen Städten Norddeutſchlands. Berlin als große Stadt äußert ſich raſcher und lebendiger, Hamburg ebenfalls.

Nun, in dem vorliegenden Falle, in dem kühlen Empfange ihres bisherigen Lieblings Fräulein Ziegler war es vielleicht von Einfluß. Sie ſpielte nicht ſo wirkſam wie früher, und einige Enthuſiaſten riefen: „Sie iſt verſtimmt durch den froſtigen Empfang!"

Die impoſante Erſcheinung, das ſprechende Auge, das ſonore Organ wirkten einnehmend wie früher, aber jede Ausarbeitung der Rolle fehlte. Die Rede war ohne geiſtige Accente, der Charakter blieb Schablone, der Drang und Ausdruck des Gefühles im letzten Acte verblieb äußerlich und deßhalb unmächtig. Nichts kam aus tieferem Quell, Alles ſchien nur oben im Bereiche der Stimmbildung zu entſtehen.

Das Publicum war betroffen; ganz entſprechend erſchien auch der Beifall nur äußerlich, nur ſchwach; er kam nur von den fernen Rändern, die Mitte blieb faſt unberührt.

War ſie verändert? War das Publicum verändert? Beides. Sie war nicht fortgeſchritten, das Publicum aber hatte ſich fünf Monate hindurch an einen anderen Ton gewöhnt, an den Ton der Wahrhaftigkeit. Es hatte ſich entwöhnt von der bloßen Declamation. Während ich in der Stille oft geſcholten auf die, wie mir's ſchien, ungenügende Hingebung, hatte ſich in der Stille dieſes Publicum doch hingegeben, und ſich Forderungen angeeignet, welchen ein äußerliches Komödienſpiel nicht mehr genug that. Ich hatte die Solidität eines norddeutſchen Publicums unterſchätzt.

Die Kritik, welche — mit Ausnahme eines, und zwar des populärſten Blattes — durch redliche Aufmerkſamkeit mich unterſtützte, ſprach ungefähr eben ſo wie das Publicum über dieſe erſte Rolle. Vielleicht noch ſtrenger, jedenfalls ſtrenger als mir erwünſcht war, der ich den wichtigen Gaſt freundlich aufgenommen ſehen wollte.

Es kam die zweite Rolle, Medea, und mit ihr eine Beſſerung. Hier konnte man mit der Auffaſſung rechten, welche zu viel abſichtliche Härte verrathe, aber hier wurden doch viele Scenen ſo gut geſpielt, daß man ihnen innerlichen Nachdruck nicht abſprechen konnte. Die großen Mittel waren denn auch hier trefflich am Platze. In dieſer Richtung harter Leidenſchaft ſcheint die ſtärkſte Begabung dieſer Schauſpielerin zu ruhen. Königin Eliſabeth im „Eſſex" iſt eben deßhalb auch eine ihrer beſſeren Rollen. Was ſie ſonſt ſpielte, Jungfrau von Orleans, Iphigenie, Romeo, entſprach der Iſabella, und übertraf ſie wohl noch an innerer Leere, an banaler

Aeußerlichkeit. Welche romantiſche Pauke wird Schiller's Jungfrau, wenn nicht ein tiefer Wunderglaube die Knoſpe ſchwellt! wenn die ſchönen Verſe ſo beiher gepaukt werden, daß man zu bemerken glaubt, die Sprecherin ſchlage blos mit den Händen und blicke dabei wo anders hin, um ſich zu unterhalten, um ſich zu zerſtreuen, denn die eingelernte Handarbeit bedürfe keiner näheren Aufmerkſamkeit! Und was iſt Iphigenie, wenn ſie nicht ein fein beſaitetes Weſen iſt, wenn der Hauch edler, geiſtiger Weiblichkeit nicht auf uns herniederweht von ihr! Sie iſt ja ganz Seele. Eine Griechin, welche die feinſten Empfindungen des Chriſtenthums athmet. Die Aufführung dieſes Goethe'ſchen Stückes ſollte man überhaupt unterlaſſen, wenn man nicht eine gänzlich geeignete Schauſpielerin für die Titelrolle hat. Dieſer ſchöne Frauen-Charakter iſt das Ein und Alles für den Eindruck des Stückes. Faſt alles Andere iſt uns Griechenthum, unſerer Bildung vielleicht vertraut, unſerer Empfindung fern. Ich habe nur zwei der Rede werthe Iphigenien geſehen, Frau Crelinger und Frau Bayer-Bürck. Frau Crelinger, mit welcher Fräulein Ziegler einiges Gemeinſchaftliche haben mag in Geſtalt und Tonmitteln, war auch kalt, aber der Sinn in Iphigeniens Reden war verſtanden und wurde ausgedrückt, was bei Fräulein Ziegler durchaus nicht der Fall iſt. Frau Bayer-Bürck dagegen brachte das Verſtändniß auf weichen Wellen der Anmuth und Wärme, ſie gab uns die Illuſion, daß eine Griechin ſo entſagend chriſtlich empfinden, daß eine Chriſtin ſich und die Welt ſo ſchön faſſen könnte.

Fräulein Ziegler ſpielte auch den Romeo. Das Spielen von Männerrollen durch Frauen ſtößt in Deutſchland auf ziemlich allgemeinen Widerwillen und Widerſpruch. Es gilt für einen überwundenen Standpunkt der griechiſch-römiſchen wie der Shakeſpeare-Zeit. Mir iſt es auch nicht leicht recht; aber bei gewiſſen einzelnen Rollen hab' ich nicht ſoviel dagegen, wie die Mehrzahl unter uns. Zum Beiſpiele gerade beim Romeo nicht. Man ſchreit auf: Gerade da iſt es uns zuwider, bei dieſem Typus eines Liebhabers! Darin eben liegt mein Grund, daß mich ein weiblicher Romeo nicht übermäßig ſtört. Für mich iſt Romeo nicht eben der Typus eines Liebhabers, er hat mir nicht wahrhaft Fleiſch und Bein mit ſeinem Uebergange von Roſalinden zu Julien, mit ſeiner Knabenverzweiflung neben Pater Lorenzo, mit ſeinem Ritt von Mantua zur Gruft in Verona und dem ſofort beſchloſſenen Selbſtmorde. Es fehlen mir zu ſehr alle realen Merkmale; er iſt mir nicht der Typus, ſondern nur die Idee eines Liebhabers. Seine nur ſinnlichen Beziehungen verlieren für mich Nichts, wenn eine Frau in dieſen Mannskleidern ſteckt, weil ich dieſe nur ſinnlichen Beziehungen ganz wohl abgeklärt brauchen kann in der geſchlechtsloſen Darſtellung. Fragt nur einige unſerer ſinnigen jungen Liebhaber, ob ihnen die Rolle des Romeo beſonders am Herzen liege? Sie werden mit der Antwort zögern, und nach einigem Beſinnen werden ſie antworten: Nein. Es fehlt der Figur das Knochengerüſt; ſie hat zu viel bloße Gallert.

Demnach hätte Fräulein Ziegler ſie wohl darſtellen können. Und doch konnte ſie's nicht. Die Fülle von heißer Zärtlichkeit, welche der Dichter dieſem jungen Manne eingehaucht, braucht wenigſtens ein zärtliches Herz für die Darſtellung. Fräulein Ziegler begnügte ſich mit dem künſtlich modulirten Tone der Zärtlichkeit, mit dem bloßen Redeſpiel, welches noch obenein der rhetoriſchen Sauberkeit und Genauigkeit ermangelt. „Es kommt Alles blos aus dem Halſe“ — rief ein Kritiker — „tiefer herauf wird Nichts geholt.“

Endlich kam noch eine Rolle, welche ich im Jahre vorher von ihr geſehen hatte in Leipzig, und welche ſie damals ſehr gut geſpielt hatte, die Frau von der Straß in den „Böſen Zungen“. Da wurde es denn nur allzu klar, daß ſie Rückſchritte gemacht: ſie ſpielte die Rolle jetzt ungenügend, weil äußerlich. Die üble Frucht des virtuoſen Gaſtſpielens lag deutlich vor uns. Das Handwerk tritt in den Vordergrund bei dieſem Gaſtſpieltrain, die Vertiefung und Hingebung hört auf, die Bumbum-Kunſt, welche ich ihr als Gefahr bezeichnet hatte, iſt da mit großer Trommel und klirrendem Becken. Es kam eine völlige Trauer über das beſſere Leipziger Publicum, ja ich kann ſagen, über den größten Theil des Publicums, und die Theilnahme wurde ſchwächer und ſchwächer für die letzten Rollen eines Lieblings, welcher mit Recht ein Liebling geweſen.

Glücklicherweiſe fehlt es nicht an Anzeichen, daß Fräulein Ziegler trotz allen Unmuthes über eine ſolche Erfahrung doch des Grundes inne geworden iſt, welcher eine ſolche Erfahrung herbeigeführt hat. Denn es verlautet von München, daß ſie neuerdings mit größerer Sammlung an neue Aufſinnlichen Trödel begünſtigt. Es ſind hierbei zwei Epochen zu unterſcheiden. In der erſten lebt ſie noch ſtill der Erziehung ihrer Kinder, und Niemand ſagt ihr Uebles nach, in der zweiten wird ſie ſo munter und unternehmend, als begänne ſie eine orientaliſche Jugend. Das Urtheil darüber iſt ſehr ſchwer, beſonders wenn man — wie zu geſchehen pflegt — die ganze Folge franzöſiſcher Geſchichtsentwickelung dahineinzieht, wenn das Temperament einiger Weiber den weltgeſchichtlichen Gang verantworten ſoll. Da hat Louiſe von Savoyen und Catharina von Medicis die Frivolität erweckt, daraus iſt Sittenverderbniß und Verſchwendung entſtanden, daraus Abſolutismus und Finanznoth und endlich die Nothwendigkeit der Revolution. Alles das wächſt aus dem Schooße eines ſinnlichen Weibes; die Gottheit, welche der größte Frevler nicht läugnen kann, die Geſchichte in ihrer tauſendfach bedingten, immer übermenſchlichen Entwickelung, ſie entſpringt im Gelüſt eines Weibes!

Es iſt im Allgemeinen das ſinnliche Moment des Südens, welches den Unterſchied macht zwiſchen alt- und neufranzöſiſcher Geſchichte. Es beginnt unter Franz und verdrängt das nüchterne Frankenthum. Genuß und Kunſt entwickeln ſich innen und außen. Und da dieſer Wechſel vom Könige ausgeht, und wirklich halb orientaliſche Traditionen im Geleite hat, imperatoriſche aus Italien, imperatoriſche aus dem griechiſchen Kaiſerthume, ſultaniſche von den Arabern her und den eindringenden Türken, ſo wird ein monarchiſcher Abſolutismus das politiſche Ziel. Franz tritt damit noch kühner auf, als Ludwig XIV. die Franz'ſche Erbſchaft ausbildete. Man vergleiche: der König von Frankreich war im Anfange des Franz'ſchen Regimentes noch ſo abhängig, daß er kein Geld erheben konnte, wenn der Kanzler nicht das dem Kanzler allein zukommende Siegel unter die Scheine drückte. Es exiſtirt ein Brief des Königs, wo er den abweſenden Kanzler dringend um das Petſchaft bittet, weil er durchaus Geld brauche und gar keines vorhanden ſei. Und der alſo abhängige Franz ließ die Deputirten des Parlaments Stunden lang im Vorzimmer gaben gegangen ſei. Beſtätigt ſich das, ſo iſt immer noch Vortreffliches von ihr zu erwarten, denn ihre Mittel ſind außerordentlich. Sie bedürfen nur ſorgfältiger Verwendung, um in dem ſpecifiſchen Fache energiſcher Heroinen Vorzügliches zu leiſten. Ob es ihr gelingen kann, die geiſtigen und wärmeren Theile eines Menſchenweſens in ſich zu entwickeln, das iſt freilich eine weitere Frage. Kann ſie mit Ja beantwortet werden, weil beſcheidene Einkehr in ſich ſelbſt, weil ehrliches Studium beſcheiden und ehrlich eintreten, dann kann Fräulein Ziegler eine unſerer erſten Schauſpielerinnen werden.

Für mich war das Gaſtſpiel dieſer Dame, wie ſehr ich den Fehlgang ihres Talentes bedauerte, troſtreich geworden. Es bewies mir, daß ich ein aufmerkſames, ein ſinniges Publicum beſaß. Ich bildete mir nicht ein, es erſt gebildet zu haben, o nein! aber ich nahm die Erklärung eines Leipzigers dankbar an, welcher ſagte: „Die reichlich vorhandenen beſſeren Elemente im Publicum haben ſich allmälig zuſammengefunden. Ein gleichmäßiger Schritt und Ton auf der Bühne hat das Zutrauen geweckt: eine volle Abſicht ſtreng eingehalten zu ſehen. Das intereſſirt alle Beſſeren, und ſie ſammeln ſich um das, was ausſieht wie ein Mittelpunkt. Indem ſie ſich aber ſammeln, werden ſie maßgebend im Theater, und ſo entſteht ein ſolides Publicum“.

Solch eine Art von Solidität iſt allerdings ein norddeutſcher Charakterzug. Man iſt nicht raſch in der Auffaſſung und Hingebung, aber man iſt feſt und treu. Man iſt vielleicht weniger begabt für die unmittelbare Empfängniß des rein künſtleriſchen Momentes, aber man iſt beeifert und begabt für jede Wiſſenſchaft, und was man ſich auf dieſem langſameren Wege zu eigen gemacht, das hält man feſt wie ein Dogma, das bereichert man ſich durch gewiſſenhafte Erwerbung jeder darauf bezüglichen Kenntniß. Man trachtet nach logiſcher Ordnung, man trachtet nach einem Syſteme. Deßhalb findet in Norddeutſchland Alles einen Halt, was in Wiſſenſchaft und Kunſt auf einem ernſthaften Boden ſteht.

Unter dieſen Umſtänden hielt ich mich nun für befugt, es auch mit einem neuen Stücke zu verſuchen, welches nicht die geläufige theatraliſche Form für ſich hatte, wohl aber den Stempel literariſcher Bedeutung.

Wenn man das Experiment jedem Theater zumuthet — die literariſche Kritik iſt ſehr eilig damit —, ſo ſtößt man auf zwei Hinderniſſe. Das erſte Hinderniß iſt das Publicum, welches im Theater die regelmäßige Form eines Theaterſtückes begehrt, und ſich abwendet, wenn es ſie vermißt. Es wendet ſich nicht ab aus literariſchen Gründen, nein, es wendet ſich ab, weil es die Wirkung vermißt, welche von der Darſtellung ausgehen ſoll. Dieſe Wirkung geht eben nur aus von einer richtig erfüllten Form.

Und hier iſt zu ſagen, daß in Norddeutſchland dies Hinderniß von Seiten des Publicums ein geringeres iſt, als in Süddeutſchland. Im ſüddeutſchen Publicum waltet der künſtleriſche Inſtinct vor, er ſchüttelt ſogleich das Haupt bei einer mangelhaften Form. Im norddeutſchen Publicum waltet die Bildung vor, ſie hält Stand in der Theilnahme, ſobald geiſtige Kraft erſichtlich wird in der mangelhaften Form.

Experimente mit literariſch bedeutenden, in der Form aber unfertigen Stücken ſind alſo in Norddeutſchland eher zu wagen, als in Süddeutſchland.

Das zweite Hinderniß für ſolche Stücke iſt die Frage des Erwerbes. Solche Stücke können nicht Caſſe machen, denn ſie können nur die Gebildeten für ſich haben, das große Publicum bleibt ihnen aus. Die Frage des Erwerbes iſt aber für die meiſten Theater eine unerläßliche. Deßhalb habe ich in der vorausgehenden hiſtoriſchen Skizze über das norddeutſche Theater es als lobenswerth bezeichnet, daß die kleineren Hoftheater einen Beruf darin ſuchen und finden, unverſuchte Stücke in Scene zu ſetzen, welche durch geiſtigen oder poetiſchen Inhalt vielleicht den Mangel an theatraliſcher Form bedecken könnten. Dieſe kleineren Hoftheater haben Zuſchuß von ihren Fürſten, können alſo eher den ausfallenden Gelderwerb aufs Spiel ſetzen, und ſie haben außerdem in den kleinen Reſidenzſtädten ein ſo kleines Publicum, daß ſie ohnehin nicht auf viel Wiederholungen eines Stückes rechnen können, daß alſo kein erheblicher Schaden entſteht, wenn ſolch ein Experiment ganz verunglückt. Weimar, ſeiner literariſchen Tradition getreu, zeichnet ſich in dieſem Betracht noch immer rühmlich aus in Aufführung fraglicher Dramen.

Gewöhnlichen Stadttheatern, die meiſt Pachttheater ſind, kann ſolch Wagniß kaum zugemuthet werden.

Mein Wagniß in Leipzig betraf ein hiſtoriſches Drama, welches mir ſchon vor einem Jahre nach Wien ins Haus geſchickt worden war, als ich gar kein Theater zur Verfügung hatte. Der Autor wollte nur ein Urtheil hören. Er hatte ſich nicht genannt und ließ es mir, wie er ſagte, durch Dr. Heinrich Kruſe, den Redacteur der Kölniſchen Zeitung, zuſenden. Dieſer ſollte und wollte meine Meinung dem Verfaſſer mittheilen.

Das Stück intereſſirte mich als literariſche Leiſtung in hohem Grade. Die Charaktere waren voll Kern und zum Theil voll Humor, ſie waren mannigfaltig und waren ſtreng durchgeführt. Der ganze Ton war ſelbſtſtändig, weit entfernt von jeder Schablone und wohlverſehen mit reifen, zuweilen weiſen Sprüchen; der Hergang anziehend genug. Der Schauplatz zudem, Oſtfriesland, neu und eigen; die Sprache im Einzelnen ſchlicht, klar und von geſunder Kraft. Die theatraliſche Form nachläſſig, zerſtreut, ungenügend.

Dies Urtheil ſchrieb ich an Dr. Kruſe mit voller Betonung der Vorzüge, mit ſchwacher Betonung der theatraliſchen Schwäche. Er antwortete mir darauf, daß er ſelbſt der Verfaſſer wäre und daß er es wohl gern ſehen würde, wenn „Die Gräfin“ — ſo heißt der Titel — aufgeführt werden könnte.

Das wollte ich denn jetzt in Leipzig verſuchen. Obwohl das Stück von vornherein in den Buchhandel gegeben, alſo Jedermann zugänglich war, ſo hatte ſich doch kein Theater daran verſucht.

Die Hauptſchwierigkeit bei unſeren Buchdramen liegt immer in dem Mangel an Zuſammendrängung des Intereſſes und der Handlung. Ariſtoteles hat umſonſt bewieſen, daß dies unerläßlich ſei für ein Drama. Man hat dies Bedürfniß der Einheit in Frankreich übertrieben — denn Ariſtoteles hat es in der franzöſiſchen Enge nicht verlangt —, man hat es bei uns ſeit dem Einfluſſe Shakeſpeare's verachten zu dürfen geglaubt. Zu großem Nachtheile unſeres Dramas, denn die Forderung des Ariſtoteles iſt gründlich weiſe und richtig. Bei uns geht man mit epiſchem Grundgedanken an ein Drama; das „Nacheinander“ hält man für hinreichend, das „Miteinander“ iſt aber erforderlich, das „Gegeneinander“ belebt erſt die dramatiſche Form.

Kruſe's „Gräfin“ iſt nicht frei von dieſem epiſchen Gebrechen; aber ſie hat doch ſchöne dramatiſche Scenen. Sie näher an einander zu bringen, war die Aufgabe der Einrichtung für die Scene, und der Dichter ſelbſt war dazu behilflich.

Nachdem ſo der Text, freilich nur nothdürftig, für die Scene zuſammengeſchoben war, ging ich ans Probiren, welches doppelt ſchwer iſt bei einem oft noch epiſch ſpringenden Stücke. Man muß bei den Sprüngen erhöhte Energie der Spielenden einſetzen, damit raſch Klarheit eintritt für das Publicum, und damit überraſchender Nachdruck die unterbrochene Theilnahme des Publicums ſogleich wieder wecke.

Ich hatte in Frau Straßmann-Damböck eine ſehr geeignete Darſtellerin der Gräfin ſelbſt erworben. Schöne, mächtige Geſtalt, feſte, ſtrenge Rede, herriſche Geberde gaben alle Hilfsmittel für die eigenwillige Regentin und Mutter, welche in richtiger, aber rückſichtsloſer Handlung all ihre Kinder zu Grunde richtet. Ich hatte ferner für den ſehr originellen Humor eines Grafen von Oldenburg in Herrn Mitterwurzer einen ganz paſſenden Schauſpieler, den Nichts ſo ſehr intereſſirt, als die Aufgabe, eine noch nicht dageweſene Originalität zu veranſchaulichen. Ich hatte endlich für die charaktervolle Liebhaberin, für die Tochter der Gräfin-Mutter in Fräulein Delia eine ſehr einſichtige Schauſpielerin, welche die Herbheit und die Kraft einer ſo ungewöhnlichen Liebhaberin feſt zeichnete und doch im entſcheidenden Augenblicke die Liebhaberin enthüllte — mit dieſen drei ſicheren Figuren gingen wir ins Treffen und gewannen es. Das norddeutſche Publicum ließ ſich nicht ſtören von den epiſchen Reſten der Compoſition, es gab ſich dem Intereſſe hin für die ſcharf gebildeten Charaktere, für den kernigen Inhalt der Vorgänge, für die tragiſche Wahrheit des Ausganges — das Stück hielt Stand, und die gebildeten Leipziger achteten es nachhaltig. Ich konnte es wiederholen und hätte es alljährlich wieder gebracht, wenn meine Direction nach Jahren gezählt hätte.

Daſſelbe Stück wurde ein Jahr ſpäter im Wiener Burgtheater aufgeführt und hatte einen ganz entgegengeſetzten Erfolg, das heißt einen ungünſtigen.

Dieſelbe Darſtellerin der Gräfin ſogar, Frau Straßmann, war in Wien ganz anders als in Leipzig. Sie hatte ſich dem ganz andern Tone in der Wiener Darſtellung gefügt und war dadurch verändert worden. In Leipzig war der Ton des Stückes, welches, fern von Declamation, überall Einfachheit und realiſtiſche Wahrheit athmet, einfach und wahrhaftig genommen worden. Die Gräfin ſelbſt folgte da friſch ihrem Herrſchernaturell, und weil das Naturell unumwunden in den Vordergrund trat, ſo verletzte die Gräfin nicht, wie hart man ſie auch fand. In Wien aber verſchwand unter einer declamatoriſchen Feierlichkeit jenes lebensvolle Etwas, und die Handlungsweiſe der Gräfin wirkte empörend. In Leipzig gaben die frieſiſchen Edelleute von vornherein den Ton an für das Stück. Derb führten ſie ſich ein, und ein humoriſtiſcher Hauch drang vor. Dadurch war eine realiſtiſche Stimmung angeſchlagen, das Publicum wurde behaglich angemuthet, Lächeln und Lachen wurden ihm nahegelegt. Eine ausgeſprochen humoriſtiſche Figur ferner, der Graf von Oldenburg, wurde mit ſtarken Farben eines Ritters dargeſtellt und erweckte durchſchlagende Luſtigkeit im Publicum. So entſtand eine heitere Atmoſphäre, welche bei den folgenden ernſten Scenen ihre Wirkung äußerte. In dieſen ernſten Scenen nämlich bringt das Stück mitunter originelle heitere Wendungen. Auch in Leipzig lachte man über dieſelben, aber dies Lachen ſtörte nicht, man war ſchon an mannigfaches Lachen gewöhnt.

In Wien fehlte dieſe ganze realiſtiſche Färbung. Die frieſiſchen Edelleute waren nicht humoriſtiſch, der Graf von Oldenburg war fein, und die Atmoſphäre in den ernſten Scenen war nun ſo: daß man über die originellen Wendungen nicht nur lachte, ſondern daß man ſie auslachte.

So viel bedeutet Inſceneſetzung. Sie kann das ganze Geſicht, ja das ganze Weſen eines Stückes ändern. In doppeltem Maße bei einem Buchdrama, welches Theatergeſicht und Theaterweſen ganz von der Inſceneſetzung erwartet.

Damit ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß die Leipziger Inſceneſetzung dem Stücke in Wien einen Erfolg bereitet haben würde. Keineswegs. Der große Factor Publicum bleibt übrig, welcher eben in Süddeutſchland, und beſonders in Wien für eine theatraliſch mangelhafte Form kaum zu gewinnen iſt.

XIII.

„Die Harfenſchule“, von Brachvogel. „Iſabella Orſini“, von Moſenthal.
„Aſchenbrödel in Böhmen“, von Hans Hopfen. „Advocat Hamlet.“
„Marion“, von Paul Lindau. Richard Kahle. „Wilhelm Tell.“

Von neuen hiſtoriſchen Stücken hatte ich eine ganze Reihe vor, weil ich bemerkte, daß die Theilnahme des Publicums für dieſelben nicht gering wäre. Nur wegen meines unerwartet raſchen Abganges ſind einige von ihnen, wie „Der Graf von Hammerſtein“, von Wilbrandt, wie „Erich XIV.“, von Koberſtein, wie Guſtav Freytag's „Fabier“, nicht zur Aufführung gekommen. Unter denen, welche ich in Scene ſetzen konnte, ſind die wichtigſten: Brachvogel's „Harfenſchule“ und Moſenthal's „Iſabella Orſini“.

Die Brachvogel'ſchen Stücke ſind voll ſchwarzen Blutes, aber es iſt Blut, und dies macht Wirkung auf die Zuſchauer. Wenn man ſie lieſt, ſo meint das äſthetiſche Gewiſſen: ſolche gröbliche und rohe Empfindungen können ja nur Widerwillen erwecken! Aber die Theaterkenntniß flüſtert hinter dem äſthetiſchen Gewiſſen die Worte: Einerlei! Es ſind doch Empfindungen, und das große Publicum iſt nicht ſcrupulös.

Wenn es nur getroffen wird, ſo äußert es ſich zuſtimmend, und die feineren Naturen ſchweigen, laſſen den Beifall über ſich ergehen, und ſind am Ende auch dankbar, daß den Schauſpielern Gelegenheit geboten wird zur Ausbildung lebensvoller Rollen. Das Intereſſe an der Schauſpielkunſt tritt in den Vordergrund, und das hat auch ſein Gutes, ja es iſt nothwendig für die Entwicklung des Theaters. Neue dichteriſche Meiſterwerke ſind ſo ſelten, daß die Schauſpielkunſt verdorren würde, wenn ſie nur auf ſolche warten müßte.

Dieſer Beaumarchais in der „Harfenſchule" ſchöpft ſein ganzes Pathos aus dem Zorne gegen die verderbte franzöſiſche Geſellſchaft kurz vor der Revolution, gegen die gemeinen Mittel, welche gang und gäbe geworden ſind im Verkehr. Er entblödet ſich aber nicht, eben ſolche Mittel anzuwenden gegen die nichtswürdigen Ariſtokraten. Wie kann da ſein Pathos wirken? Es wirkt doch beim großen Publicum, denn dieſes folgt nicht ſo genau den feineren Fäden der Motive, es iſt populären Stichworten unterworfen und verſagt den Unterdrückten nie ſein Mitleid, wenn dieſe Unterdrückten auch ſelbſt nicht ganz ſauber ſind. Herr Mitterwurzer findet in dieſem Beaumarchais reichlichen Anhalt zu draſtiſcher Charakteriſtik, er wird den Beifall ſchon herauspreſſen, und dieſer Beifall wird dann dem ganzen Stücke zugute geſchrieben.

So geſtaltete ſich denn auch der Erfolg. Eine merkwürdige Erfahrung hat Leipzig mit dieſem Stücke gemacht, die Erfahrung: daß der erſte Darſteller einer neuen Rolle, wenn er Talent hat, die Rolle für ſein Publicum unumſtößlich warten, fuhr ſie dann an wie Domeſtiken und ſagte: Ehe die Sonne aufgeht, werdet Ihr abgereiſt ſein! Es war im Februar, der Regen goß in Strömen, alle Bäche und Flüſſe waren ausgetreten, das Reiſen war unter den damaligen Umſtänden, wo es an Straßen und Brücken gebrach, faſt unmöglich, man ſtellt es dem Könige vor, man bittet: Sie ſind entweder morgen auf der Reiſe, erwidert er, oder im tiefſten Loche, ich will ſehen, welch Parlament ſie befreien ſoll. — —

Jenem ſinnlichen Momente des Südens gegenüber entwickelte ſich zu derſelben Zeit das rein-geiſtige Moment des Nordens in der Reformation, und durch dies Zuſammentreffen wird der Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts eine ſo große Wetterſcheide. Die ſinnliche Genußwelt franzöſiſcher Herrſchaft drückt die ſtrenge Geiſtigung ſcharf danieder, ein Verſuch der Einigung ſolcher Extreme erſcheint unter Heinrich IV., geht aber juſt durch die genußluſtige Natur des Königs verloren. Das Temperament zieht ihn zur heiteren Sinnlichkeit, entführt ihn nicht nur dem nüchternen Hugenottenthume, ſondern hält ihn auch ab, einen conſequenten Durchkampf ſolcher Extreme zu geſtatten oder zu fördern. —

Franz, ein Sohn ſeiner Mutter, ein Sinnenmenſch um und um, ohne die geringſte Anlage zu religiöſer Vertiefung, hielt aus Inſtinct fraglos am Katholizismus, und ließ auf den Plätzen von Paris die Ketzer verbrennen. Die innere Welt derſelben intereſſirte ihn ſo wenig, daß er eine lange Zuſchrift Calvins gar nicht las; dergleichen war nicht für ihn da, wenn auch gegen Gewohnheit der proteſtantiſche Prediger weniger lang, wenn er auch intereſſant geſchrieben hätte. Und inſtinctmäßig kannte Franz auch die politiſche Gefahr, die ſeiner Exiſtenz von proteſtantiſcher Seite drohte. Er ſchloß mit dem Papſte ein Concordat, das ſelbſt die katholiſchen Seigneurs in Frankreich zu günſtig für den Papſt befanden. Franz ſtritt über einige Hauptpunkte mit dem Nuncius, und drohte ihm, wenn der Papſt nicht nachgäbe, mit dem Proteſtantismus. Der Nuncius feſtſtellt. Er behält ſogar oft Recht gegen den ſonſt überlegenen Schauſpieler, welcher ſie nach ihm ſpielt. Die Rolle iſt eben geſchaffen wie ein neuer Menſch, und wenn ſpäter nicht eminent überlegene Mittel eine neue Phyſiognomie dieſes Menſchen bringen, ſo ſagt das Publicum: es iſt falſch, wir kennen ja dieſen Menſchen, er iſt ganz anders! Solch eine Macht der Schöpfung liegt in der wirkſamen Charakteriſtik eines Schauſpielers.

Dieſe „Harfenſchule" wurde gleichzeitig in Berlin gegeben, als wir ſie in Leipzig aufführten; ſie wurde in Berlin mit großem Erfolge gegeben, und der Darſteller des Beaumarchais ſpielte die Rolle ganz anders als Mitterwurzer in Leipzig. Später hat dieſer Berliner Darſteller die Rolle ſtatt Mitterwurzer's in Leipzig geſpielt und keine Wirkung gemacht. Wahrſcheinlich würde es Mitterwurzer eben ſo ergehen, wenn er hinterher den Beaumarchais in Berlin ſpielen wollte. Jeder Ort glaubt nur an ſeinen erſten Darſteller, wenn derſelbe wirkſam geweſen iſt.

Moſenthal's „Iſabella Orſini", viel edler gehalten in den Empfindungen, hatte geringeren Erfolg. Allerdings zum Theil darum, weil die Kritik im populären Oppoſitions-Blatte das Stück grimmig zerzauſte. Aber wohl auch darum, weil man nicht recht an die Wahrheit des Inhalts glaubte. Das große Publicum ergiebt ſich viel eher der Rohheit als der künſtlichen Beſchönigung, und von der letzteren iſt dieſe in den erſten drei Acten ſehr gut aufgebaute „Orſini" nicht ganz frei. Unſittliches, vielfach verbrecheriſches Leben im Florenz der geſunkenen Medicäer umgiebt uns ringsum, und mitten in ſolcher Umgebung ſollen wir daran glauben, daß ein Ehemann ſeine Frau ermorden müſſe, nicht weil ſie einen Liebhaber hat, nein, weil ſie ganz ohne Anſpruch auf Beſitz eine platoniſche Neigung im Herzen hegt und übrigens Alles thut, den Gegenſtand dieſer Neigung von ſich zu weiſen. „Das iſt mir zu ſpitz“, ſagt Muley Haſſan, und ſagte Mancher im Publicum, als die zwei letzten Acte nur peinlich die grauſame Marter entwickelten, daß dieſe arme Frau abſolut erwürgt werden müßte. Raffinement führt gern zur Grauſamkeit, und wenn man Raffinement in der Dichtung verſpürt, da wird man kalt, und die Hingebung bleibt aus.

Wenn übrigens von Reform oder Belebung des Theaters die Rede ſein ſoll, ſo ſind doch moderne Stücke die Hauptſache, Stücke, welche Vorgänge und Intereſſen der Gegenwart darſtellen. Die verſteht Jedermann, daran nimmt Jedermann ohne Weiteres Antheil, dadurch alſo entſteht von ſelbſt Leben und Bewegung. Und ſo lange es an dieſem Leben, an dieſer Bewegung fehlt, ſo lange iſt das Theater nicht der Factor, welcher es ſein ſoll und ſein kann.

Da liegt unſere Schwäche. Sie entſpringt theils aus unſerer romantiſchen Neigung für Fernes, Nebelhaftes, Geheimnißvolles, eine Neigung, welche für das Gedicht im Allgemeinen vortheilhaft ſein mag, für's Theater aber ſehr viel Unklares, Mattes und Paſſives mit ſich bringt. Sie entſpringt anderntheils aus unſerer Scheu vor der nackten

Oeffentlichkeit und aus unſerem künſtleriſchen Ungeſchick, oder wenigſtens aus unſerer künſtleriſchen Schwerfälligkeit.

Aus unſerer Scheu vor der nackten Oeffentlichkeit, weil wir eigentlich erſchrecken, wenn die Figuren und Intereſſen der uns umgebenden Gegenwart auf der Scene erſcheinen. Wir ſind im Durchſchnitte häusliche Seelen, wir meinen, das Hausgeheimniß werde profanirt, wenn Perſonen und Worte aus unſerer Umgebung auf dem Theater zum Vorſchein kämen. Und wir ſind durch zwei Jahrhunderte dem öffentlichen Handeln entwöhnt worden. Die Regierungen haben im Großen für uns gehandelt, die Polizei hat es im Kleinen gethan. Es iſt uns immer geſagt worden, daß wir uns nicht darum zu kümmern hätten, daß wir minderjährig wären und der Vormundſchaft bedürften. Das haben wir in der Mehrzahl unbedenklich geglaubt, und da es zu unſerem häuslichen Sinne paßte, ſo iſt unſere natürliche Schüchternheit gründlich ausgeweitet worden.

Das künſtleriſche Ungeſchick ferner oder wenigſtens die künſtleriſche Schwerfälligkeit iſt uns ebenfalls inſofern von Natur eigen, als wir für leichte Form, für raſche Beweglichkeit innerhalb derſelben nicht eben ſonderlich angethan ſind. Wir ſchaffen eher ein großes, ein tiefgedachtes und tiefempfundenes Kunſtwerk als ein kleines, leicht empfangenes. Die Combination eines „Fauſt“ liegt uns näher als die Combination eines Luſtſpieles.

Dazu kommt unſere ſtaatliche Beſchaffenheit. Wir ſind immer föderativ geweſen und werden es wohl bis auf einen gewiſſen Grad immer bleiben. Jede Eigenart, jeder Stamm will ſeinen eigenen Abſchnitt, ſeine abſondernde Begrenzung haben. Jeder Stamm will unter ſich ſein und bleiben. Das iſt eine erweiterte Häuslichkeit mit all ihrer Scheu und Scham bei öffentlichen Dingen. Dies iſt die Urſache, daß wir viel mittlere oder kleinere Hauptſtädte haben und eigentlich keine Hauptſtadt. Die mittleren und kleineren Hauptſtädte ſind aber im Grunde lauter kleine Städte. Bis auf einen gewiſſen Grad kennen ſich da alle Leute — da muß man vorſichtig ſein mit Theaterfiguren! Selbſt die großen Hauptſtädte Wien und Berlin werden erſt ſeit Kurzem große Städte. So lange Wien ſeine Wälle und Baſteien hatte, war nur die innere Stadt, ein ſehr mäßiger Umfang, die Stadt Wien, und die Beſucher des Burgtheaters kannten ſich Alle perſönlich. Eben ſo hat Berlin erſt im letzten Jahrzehnt gleichſam plötzlich ſich zur Großſtadt ausgedehnt.

Wie ſollte unter ſolchen Umſtänden die künſtleriſche Freiheit leicht entwickelt werden, deren ein modernes Theaterſtück wirklich bedarf? Woher ſollte da die Uebung kommen, welche unſerem langſamen Geſtaltungsſinne noththut? Woher ſollte der Inhalt kommen, da unſere großen und kleinen Hauptſtädte wenig Gemeinſames haben und viel Verſchiedenartiges?

Ich kann es gar nicht beſchreiben, welche Sorten von Komödien einem deutſchen Theater-Director eingeſendet werden! Welche Sorten! Die Zahl iſt Legion; faſt jeden Tag kommt eines. Eben ſo ſind die Sorten unerſchöpflich. Kleinbürgerlich auf der einen Seite, wie für das Verſtändniß eines abgelegenen Dorfes, und auf der anderen Seite Alles aus Rand und Band, die Willkür und Formloſigkeit ſelbſt, lauter Welt-Ideen, die keine Füße und keine Hände haben. Der Mangel an Talent für Compoſition aber ſchreiend.

Wie in unſerem Buchhandel zehnmal mehr Bücher erſcheinen, als gedruckt zu werden verdienen, und wie gerade in der künſtleriſchen, der ſogenannten ſchönen Literatur das ungenügende Talent ſich zudrängt, ſo werden Stücke geſchrieben mehr denn des Sandes am Meere, und jeder eilige Autor will vom Theater-Director geleſen und aufgeführt werden. Drei Viertheile ſind hiſtoriſchen Stoffes. Natürlich! Da braucht der Stoff nicht erfunden zu werden. Die Erfindung eines modernen Stoffes verlangt unzweifelhafte Schöpfungskraft.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſucht man denn, ob in dieſem oder jenem Stücke der Gegenwart ſo viel Leben und Talent pulſire, daß eine Aufführung rathſam und dadurch die Förderung eines Talentes möglich ſei. Denn die Einſtudirung und Aufführung eines Stückes fördert den Autor mehr als ein ganzes Heft voll kritiſcher Bemerkungen und Rathſchläge. Er entdeckt da ſelbſt ſeine Fehler und Vorzüge, und nur was man ſelbſt findet, das wächſt in uns.

Drei ſolcher Stücke habe ich binnen Jahresfriſt ausgewählt und in Scene geſetzt.

Zuerſt „Aſchenbrödel in Böhmen“ von Hans Hopfen. Mit kühner Hand ſind hier die ſocial-politiſchen Verhältniſſe

Böhmens dramatiſirt, wie ſie heutigen Tages unſere deutſchen Landsleute dort peinigen. Vorgänge in einer Familie, in welcher Czechenthum und Deutſchthum an einander ſtoßen, bilden das Thema. Die erſten beiden Acte bewegen ſich nicht ohne Geſchick und immer lebensvoll in conventionellen Geleiſen. Die letzten beiden Acte ſuchen ihre nothwendige Steigerung in romantiſcher Begebenheit, welche ſtarke, den conventionellen Gang heutiger Geſellſchaft überſchreitende Mittel in Anwendung bringt. Dadurch entſteht eine Ungleichheit, welche den Eindruck beirrt. Die Aufnahme war trotzdem wohlwollend. Der kundige Zuſchauer ſagte: Es iſt blutvoller Drang vorhanden, Drang nach dramatiſchem Leben. Wenn es hie und da noch roh ſich äußert, ſo fehlt es doch auch nicht an Proben geiſtiger Gewandtheit, und es ſteht zu hoffen, daß der Autor in weiteren Productionen die nöthige Ausgleichung ſeiner offenbar vorhandenen Kräfte finden werde.

Das zweite derartige Stück: „Advocat Hamlet“, ſtellt ein verhülltes Liebesverhältniß in die gefährlichen Störungen hinein, welche leichtſinniges Beamtenthum und Beſtechung bei Staatslieferungen über ein unbeſcholtenes Kaufmannshaus heraufbeſchwören. Modernes Staatsleben bildet das Gerüſt für den äußeren Fortgang, und der letzte Act ſtellt die volle Verhandlung eines Schwurgerichtes dar. Dieſes frappirend Neue einer modernen Theaterſcene, welches Reden und Gegenreden mit ſich bringt, iſt wohl nicht leicht den äußerlichen Declamations-Effecten zu entwinden, und der letzte, der

Schwurgerichts-Act, thut dem Stücke wohl Eintrag bei der Kritik. Im Theater war dies nicht der Fall, und von den neuen modernen Stücken erlebte dieſer „Advocat Hamlet“ die meiſten Aufführungen.

Das dritte moderne Stück war „Marion“, von Paul Lindau. Es iſt ganz in franzöſiſcher Form geſchrieben, und zwar nicht in der guten franzöſiſchen Form. Die erſten Acte nur, welche ein Converſations-Stück einzuleiten ſcheinen, ſind frei von der grellen, unäſthetiſchen Weiſe dieſer franzöſiſchen Richtung und bekunden ein graziöſes Talent des witzigen Ausdruckes, welches den Journaliſten Lindau ungemein auszeichnet. Die zweite Hälfte verfällt in die unäſthetiſche Richtung, welche Victor Hugo anführt, und welche neuerdings auch in converſationelle Dramen modernen Inhaltes übertragen worden iſt. Das Unäſthetiſche beſteht im Weſentlichen darin, daß leichte Verhältniſſe in ſpielendem Tone zu ſchweren Conflicten geſteigert werden und keine andere Löſung finden, als einen Piſtolenſchuß oder eine tödtliche Schwindſucht der Hauptperſon, oder ein ſonſt gewaltſames Ende. Von innerer Harmonie eines Kunſtwerkes iſt gar nicht mehr die Rede, und das hohe Ziel eines Kunſtwerkes geht verloren. Was iſt denn dieſes Ziel Anderes als die Verſöhnung der Gegenſätze, ſei es im möglichen Ausgleiche vermittelſt edler Geſinnungen, ſei es im tragiſchen Untergange, welcher uns erhebt? Von dieſem echten tragiſchen Momente iſt keine Spur in dieſen franzöſiſchen Dramen; der Tod bringt da die Sache zu Ende in Ermangelung eines anderen

Mittels. Was bleibt da für den Zuſchauer? Die unaufgelöſte Diſſonanz, weiter Nichts. Kopfſchüttelnd geht er von dannen; aufgeregt allenfalls, aber unbefriedigt.

In Sachen der Tragik ſind die Franzoſen überhaupt für uns mißlich. Sie waren feiner und für uns verſtändlicher in den Stücken Racine's. Und ſelbſt da fehlt für uns immer noch ein Etwas, welches in der Verſchiedenheit galliſcher und germaniſcher Nationalität ruhen mag. Das galliſche Weſen erſcheint uns immer zu dünn, wenn es an die tragiſche Löſung kommt. Bei Racine ſucht es unſerem Vorwurfe zu entſchlüpfen, indem es ſich graziös geſtaltet; in dieſen neueren Dramen tritt es einfach brutal auf.

Unſeren äſthetiſchen Anforderungen am nächſten ſcheint noch George Sand zu ſtehen; in ihrem Romane „Pierre qui roule“, welcher ſich nur mit Schauſpielern und der Schauſpielkunſt beſchäftigt, ſind alle äſthetiſchen Linien fein und ſinnig angedeutet, und der Roman ſelbſt entſpricht ganz unſerem künſtleriſchen Anſpruche, daß die Diſſonanzen gründlich aufgelöſt werden müſſen, nicht blos durch irgend einen Gewaltſtreich. Aber George Sand, welche ſo ſchön ſchreibt und erzählt, welche ſogar dramatiſch ſchön erzählt, verliert immer ihre eigentliche Kraft, ſobald ſie ein wirkliches Drama verfaßt. Dann fehlt ihren Vorzügen die echt dramatiſche Macht.

Paul Lindau, welcher lange in Frankreich gelebt, iſt über dieſe Fragen wohl unterrichtet und wollte dieſe „Marion“ nur wie einen erſten Verſuch betrachtet ſehen. Aber er wollte ihn auch ſelbſt betrachten vom Parterre aus, um den vollen Eindruck zu bekommen, daß dieſer raſche Weg einer jungen, eleganten Dame von der Koketterie bis ins Spital nicht ganz äſthetiſch wirke. In dieſem Sinne nur gab ich es denn wie ein Correctionsſtück. Vielleicht nützt es uns, indem es einem ſtrebſamen Autor genützt hat.

Beim Publicum habe ich geringen Vortheil davon gehabt. Es nahm es ziemlich günſtig auf, wenigſtens nicht ungünſtiger als manches beſſere franzöſiſche Stück. Kritiſche Unterſcheidungskraft trat nicht hervor. Es fehlte zwar nicht an richtigen Stimmen, aber dieſe gehörten nur einer kleinen Elite des Publicums an.

Ueberhaupt drängte ſich mir bei allen anderen Stücken immer deutlicher die Einſicht entgegen: Es iſt bei dem unvollſtändigen Publicum ſolch einer mittleren Stadt unerreichbar, den ganzen geiſtigen Reiz eines Theaters zu erwecken und zu ſichern. Wenn es ſelbſt nicht an einzelnen Stimmführern fehlt, ſo ſind es meiſt ſolche, die ihre Stimme im Theater nicht erheben, und ſie erheben ſie nicht, weil ſie durchſchnittlich geſetzte Leute ſind, und weil ſie ſpüren, daß ſie eben doch vereinzelt bleiben würden.

Wenn aber der Geiſt der Zeit nicht mitſpricht im Theater, ſei es noch ſo leiſe, noch ſo discret, wenn der Athem des Publicums nicht verräth, daß er den geiſtigen Athem des Stückes da oben in ſich aufgenommen, dann fehlt dem Theater der nothwendige Sauerſtoff, dann wird ein Theater mehr oder minder nur ein äußerlicher Unterhaltungsort.

Ich griff alſo nach ſolchen Erfahrungen immer wieder zur großen Tragödie. Da, wußte ich, konnte ich immer wieder Illuſion finden für die Bedeutung meines Amtes. Die Autorität des Gebotenen half da, das norddeutſche Bedürfniß der Bildung fand da ſeine Rechnung, und äußerte ſich gebildet zuſtimmend, man konnte ſich einbilden, für höhere Zwecke gearbeitet zu haben in ungezählten Proben. Es iſt dies auch wahr; aber es iſt nicht Alles. Die poetiſche Erhebung iſt im Theater eine Hauptſache, ja! Die geiſtige Bewegung iſt aber auch eine, und der Seufzer iſt erklärlich, iſt berechtigt, wenn man dieſer geiſtigen Bewegung ſo ſchwer und ſo dürftig inne wird.

Ich ſetzte „Julius Cäſar“ in Scene und „König Lear“. Das Heranbilden junger Talente unter den Schauſpielern war dabei eine Erhöhung meines Intereſſes. Der Vortragslehrer Strakoſch hatte Monate lang vorzuarbeiten für Hauptrollen, und täglich wurde auf dem Spaziergange im Roſenthale, einem prächtigen Walde am Thore Leipzigs, in aller Einzelheit durchgeſprochen, nach welcher Richtung die Fähigkeit der jungen Leute zu üben, unter welchen Geſichtspunkten die Charaktere der Rollen ihnen klarzumachen, auf welche Punkte ihre Kraft zu ſammeln wäre. Einen jungen Mann, der als Luſtſpiel-Schauſpieler zu uns gekommen, und der als Franz Moor, als Mephiſto, als Shylock, als Carlos im „Clavigo“ unter ſorgfältiger Vorbereitung ins Charakterfach eingeführt worden war, nun auch in der großen Heldenvaterrolle des König Lear zu verſuchen, das war ein Verſuch, welcher lächelte blos und ſprach: ein anderer Glaube, ein anderes Regiment.

Ja wol, ja wol, rief Franz, ſo denk' ich auch, und umarmte den Nuncius. —

— Man ſieht denn auch die ſchönere Sinnenwelt in Franzens Mutter ſtark ausgebildet. Wie ſtürmiſch, wie über Alles liebt ſie dieſen Sohn, liebt ſie die Tochter Margarethe. Die Jugend an der Charente war von ihr gepflegt und bewacht wie ein Schatz des Himmels. Es exiſtirt unter dem Titel Memoiren eine Art Tagebuch von ihr, das ziemlich trocken Hauptbegebenheiten ihres Lebens, ſtets in wenig Zeilen, aufführt. Aber dieſe trockene Chronik iſt durchgrünt von friſcheſter Mutterliebe. Wie freut ſie des Sohnes Wildheit, denn er ſoll Leben entwickeln, und wie iſt ſie doch beängſtigt, denn er hat von Jugend auf ebenſo, wie ſein ganzes Leben hindurch all das kleine Unglück, das die Gliedmaßen in Gefahr bringt und oft auf lange niederwirft. Sie läßt ihn reiten und ſieht's mit Entſetzen, daß ein wildes Pferd mit ihm durchgeht nach dem engen Buchenwalde hin, er iſt erſt ſieben Jahr alt, dieſer François, er wird verloren ſein!

Noch bedenklicher ergeht es ihm, da er vierzehn Jahre alt iſt. Es ſcheint in Frankreich unter den Buben ein Bombardir-Feſtungs-Spiel damals Jahrhunderte lang Mode geweſen zu ſein, überall findet man's erwähnt, und der Krieg beſtand ja auch zumeiſt in Vertheidigung und Eroberung feſter Plätze. Die Buben, unter denen François, werfen ſich mit faulen Aepfeln und ähnlichem weichen Geſchoß, der Kampf belebt ſich aber, die Kämpfer greifen nicht nur in der Hitze, ſondern hitzig nach Steinen, und François wird von einem ſolchen am Vorderkopfe dergeſtalt getroffen, daß er bewußtlos niederſtürzt. Man denke ſich die Mutter, die es aufſchreibt, wenn er ſich einen Dorn ins Bein geſtoßen, und die es ausdrückt, daß jeder kleine Schmerz, der ihn peinige, ihr das Herz umkehre. Und diesmal war ſein Leben in Gefahr.

Die Kindesliebe iſt in Frankreich ſo ſtark, ſo jeden Augenblick zu Ergüſſen der Theilnahme und Zärtlichkeit bereit, wie wir monatelange Vorſtudien heiſchte. Iſt das Organ ſtark genug und ausdauernd genug? Denn Lear iſt eine Hauptſchlacht für das Organ. Iſt das urſprüngliche Gefühl des noch jungen Darſtellers ſtark und ausgiebig genug? Denn ein Gluthſtrom des Gefühles muß unter dem Fluche des ergrimmten Vaters dahinrauſchen, und ein Strom von Thränen muß langſam unter den Worten fließen, wenn der alte Mann aus dem Wahnſinne erwacht und ſich ſelber „alt und kindiſch“ nennt. Iſt die Haltung eines Greiſes erreichbar für einen ſo jungen Künſtler? Und welche Hilfsmittel ſind ihm dafür zu bieten?

Richard Kahle — das iſt der Name des jungen Künſtlers — gab ſich dieſen Studien hin mit unabläſſiger Ausdauer. Er hatte vor dem erwähnten Demetrius-Darſteller voraus, daß er die Einſtudirung mit geiſtiger Kraft betrieb, während Jener lediglich auf das Gedächtniß des Talentes angewieſen war. Bei dieſem mußte denn auch die Einübung immer wieder neu begonnen werden, wenn das Gedächtniß nachließ; bei Kahle blieb Alles feſt beſtehen, Form, Wendung, Haltung, Betonung, wenn es einmal feſtgeſtellt und errungen war. Die geiſtige Vermittlung erwies ſich als dauernder Mörtel. Das Schwierigſte bleibt immer die Beſiegung des Accentes, welchen man von Jugend auf geſprochen. In ſolchem Accente liegen tief eingehüllt alle ſtarken und alle ſchwachen Eigenſchaften des Stammes, welcher ſich den Accent gebildet hat. Er hat ihn ja eben aus ſeiner Eigenthümlichkeit herausgebildet. Der Berliner — Kahle iſt einer —

iſt am leichteſten zum Luſtſpiele verwendbar. Art und Ton nimmt die Dinge leicht und dreiſt. Sehr ſchwer zur Tragödie; die tiefere Hingebung widerſtrebt ihm. Der Ton iſt ſogleich geneigt zum Declamiren, ſehr ſpröde aber zum tieferen Ausdrucke des Gefühls.

Kahle überwand dieſe Schwierigkeit vollſtändig, und in erſter Linie ſein Erwachen aus dem Wahnſinne, die rührendſte Gefühlsäußerung, gelang ihm außerordentlich. Ich hatte dieſe Töne von Anſchütz noch im Ohre; die Töne von Kahle erreichten ſie. Der Erfolg war groß. Kahle iſt denn auch nach meinem Abgange von Leipzig ſogleich im Berliner Hoftheater als eine erſte Kraft angeſtellt worden.

Einen eben ſo großen Erfolg hatten wir mit „Julius Cäſar" errungen. Ich wagte mich nun auch mit kühner Neubeſetzung an ein Schiller'ſches Stück. Da iſt, ich wiederhole es, ein unbeſtrittener Erfolg viel ſchwerer als bei einem Shakeſpeare'ſchen. Beim Schiller'ſchen Stücke tritt der Idealismus in all ſeine höchſten Rechte: Jedermann kennt es genau und trägt ſein Bild von den Hauptfiguren mit ſich herum, ja auch von den Nebenfiguren. Da iſt ſelbſt eine geiſtvolle eigenthümliche Faſſung des Schauſpielers gefährlich, man iſt da höchſt mißtrauiſch gegen Experimente. Die Charaktere ſind unveränderliche Typen geworden im Publicum, und wenn auch nur eine kleine Eigenſchaft fehlt im Weſen des Darſtellers, da wird man ſchon verdrießlich. Dazu kommt, daß die Shakeſpeare'ſchen Charaktere an ſich dem Schauſpieler mehr Gelegenheit bieten zu beſonderer Ausführung; er kann da den Zuſchauer intereſſant beſchäftigen durch eigene geiſtige Zuthat. Das fällt weg bei Schiller. Gediegen ſoll da Alles ſein, nicht blos intereſſant.

Alle übrigen Schiller'ſchen Stücke hatten wir wohl auf dem Repertoire, aber wir hatten nichts Abſonderliches damit vorgenommen. Sorgfältig eingeübt, hatten ſie die herkömmliche Wirkung gemacht, nur etwa die „Räuber" hatten Aufſehen erregt durch ein ſtürmiſches Enſemble. Aber die Räuber zählen nicht zu den geheiligten Werken Schiller's, und in ihnen pulſirt ja auch Shakeſpeare. Franz Moor iſt ja eine Nachgeburt des dritten Richard.

„Wilhelm Tell", das letzte Werk des Dichters, war noch nicht auf unſerem Repertoire. Daran ging ich nun mit der Abſicht einer charakteriſtiſchen Inſceneſetzung. Dieſes Stück bietet dazu Gelegenheit. Es unterſcheidet ſich ſichtlich von Schiller's vorhergehenden Productionen, und die Romantiker ſelbſt, Wilhelm Auguſt Schlegel an der Spitze, welche die Schiller'ſchen Dramen ſtets benagt hatten, erklärten den „Tell" für einen Fortſchritt des Dichters, weil er hier auf Naturwahrheit und Mannigfaltigkeit eingegangen wäre.

Dagegen iſt allerdings die dramatiſche Form von geringerer Macht. Die Scenen zerſplittern ſich, und der letzte Act hat eigentlich keine Aufgabe mehr. Mit dem Tode Geßler's iſt die perſönliche Frage erledigt und das Drama lebt und ſtirbt mit den Perſonen. Die Befreiung der Schweiz, welche im letzten Acte noch gefeiert werden ſoll, iſt ein abſtracter Begriff, kein dramatiſcher, wenn die damit beſchäftigten

Perſonen abgethan ſind. Die Einführung des Parricida iſt eine geiſtvolle Epiſode, geiſtvoll, weil ſie den Mord Tell's, weil ſie die Ermordung Geßler's adeln ſoll. Sie adelt den Mord auch, freilich nur bis auf einen gewiſſen Grad, und Goethe's Bedenken über dieſen Punkt iſt nicht ganz überwunden. Aber ſie bleibt eine unter allen Umſtänden gewaltſame Epiſode, und eine Epiſode im letzten Acte, welche nachträglich den Hauptactus des Stückes durch Vergleichung erhöhen ſoll, bleibt etwas ſehr Mißliches. Sie wird denn auch an vielen Theatern weggelaſſen. Auch im Burgtheater. Nicht blos, wie man vorgiebt, aus politiſchem Grunde. Warum ſollte denn der Kaiſermörder nicht auftreten in ſeiner Verzweiflung und unter den zerſchmetternden Vorwürfen, welche ihn treffen?! Sie bleibt weg aus dramatiſchem Grunde. Ich ſelbſt hab' ſie auch ſehr ſelten ſpielen ſehen. In Leipzig gab ich ſie, weil das Publicum daran gewöhnt war und Herr Grans aus Weimar'ſcher Schule den Parricida gut ſpielte. Meine Bedenken dagegen ſind auch durch dieſe Aufführung etwas geringer geworden, aber nicht verſchwunden. Im Burgtheater legte ich die Scene der hohlen Gaſſe, die Ermordung Geßler's in den letzten Act und ließ nur eine kurze Verwandlung folgen, den Jubel der Schweizer über die Befreiung. Das verſtärkte den Eindruck, welchen das Stück ſonſt in Wien gemacht. Wie ſehr man's liebt, und ſeines Inhaltes wegen doppelt liebt, da man ſo lange in Oeſterreich Freiheit und Freiheitsſtücke hat entbehren müſſen, ein ſtarkes Zugſtück war es in Wien nicht geworden, wie außer der „Braut von Meſſina“ alle Schiller'ſchen Stücke ſind. Der letzte Act war die Urſache der geringeren Zugkraft.

In Norddeutſchland iſt es anders. Da iſt „Tell“ vollgiltig an der Caſſe. Das iſt bezeichnend: die dramatiſche Form ſteht da nicht in erſter Linie, ſondern der große Dichter.

XIV.

Die Tellvorſtellung. Eine „geſinnungsvolle" Kritik derſelben. Attentat eines Schauſpielers auf einen Schriftſteller. Entlaſſung des Schauſpielers. Theaterſcandal.

Wir hatten mit unſerem jungen Naturaliſten, welcher unter ſorgfältiger Lehre und Vorübung den Demetrius, den Judah, den Brutus bewältigt und wirkſam dargeſtellt hatte, nun auch den Schritt weiter gewagt bis zum Tell. Tell gehört wie Brutus zu den geſetzten Helden und fordert einen ruhigeren Nachdruck, als er dem Darſteller von Liebhabern und jugendlichen Helden erreichbar zu ſein pflegt. Da es mit dem Brutus leidlich gelungen war, ſo durften wir hoffen, es werde auch mit dem Tell gelingen können. So geſchah es auch. Es fehlte wohl noch hie und da in den ruhigen, breiter ausgeprägten Partien der Rolle an dem herzhaften Kerne, welcher den gedrungenen Landmann bezeichnet, aber die Leiſtung war annehmbar, und das Publicum nahm die ganze Vorſtellung nicht nur an, es nahm ſie mit einem ſtürmiſchen Beifalle auf, der mich ſehr angenehm überraſchte. Ich meinte viel gewonnen zu haben, indem ich die Vorſtellung eines Schiller'ſchen Stückes zu ſo großen, geradezu demonſtrativen Ehren gebracht. Die Preſſe that deßgleichen, ſie war des Lobes voll; die ganze Stadt ſprach einſtimmig von dem großen Erfolge, und aller Anſchein war vorhanden, daß meine Direction ſich durch die lange Reihe von beifällig aufgenommenen Darſtellungen feſtgeſtellt habe in der Achtung des Publicums.

Da kam ein hinkender Bote hinterher. Das populäre „Tageblatt“, welches mir vom erſten Tage meiner Direction an durch Herrn Rudolph Gottſchall eine „geſinnungsvolle Oppoſition“ angekündigt und dieſe oppoſitionelle Geſinnung bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten bis daher bethätigt hatte, dieſes bis in die unterſten Schichten Leipzigs verbreitete und von Jedermann geleſene Blatt war mit ſeiner Kritik über die „Tell“-Vorſtellung einige Tage lang zurückgeblieben. Verſpätet brachte es nun eine ſolche, und zwar eine, welche kein gutes Haar ließ an der ganzen Vorſtellung. Selbſt Schiller war nicht verſchont. Er ſchreibt vor, daß am Schluſſe des zweiten Actes, am Schluſſe alſo der Rütli-Scene, die Bühne offen bleiben, die Landleute nach hinten gehen und eine rauſchende Muſik einfallen ſolle. Das hatten wir getreulich befolgt; Reinecke, der Componiſt des „Manfred“, hatte in ſchöner Begleitungsmuſik die Forderung Schiller's beſtens erfüllt.

Auch dieſen Theil der Inſceneſetzung fand die „Tageblatt“-Kritik des Herrn Gottſchall höchſt tadelnswerth. Die Bühne am Actſchluſſe offen zu laſſen und mit unnützer Muſik vorzurücken, ſei ganz fehlerhaft.

Ich war das gewohnt und machte mir darüber keinen Kummer. Das Publicum, meinte ich, wird ja ſeinen Schiller kennen und an dieſer Einen Bemerkung gewahr werden, was die ganze Schmähung zu bedeuten habe.

Ich hatte mich geirrt. Das Wort in einem ſolchergeſtalt verbreiteten Blatte iſt von unberechenbarer Macht. Alle die, welche die Vorſtellung nicht geſehen, nahmen es gläubig auf und — dies iſt das Merkwürdige! — machten auch diejenigen irre, welche die Vorſtellung geſehen und ſtürmiſch beklatſcht hatten. Ich ſah an dieſem Tage Leute die Achſel zucken über die „Tell“-Vorſtellung, welche vor drei Tagen mit Enthuſiasmus von ihr geſprochen hatten.

Dies nebenher. Die Hauptſache wurde, daß in dieſer Kritik auf eine andere, lobende Recenſion hingedeutet und der Tadel einer Schauſpielerin zurückgewieſen wurde, welche die Braut des jungen Tell-Darſtellers war. Daraus entwickelten ſich unerwartete Folgen. Der junge Schauſpieler hatte in dieſem Paſſus über ſeine Braut gar nichts Arges gefunden und hatte noch gegen Abend, kurz vor Anfang des Theaters, gleichgiltig und ſcherzend darüber geſprochen. Ins Theater kommend aber wird ihm geſagt, jener Paſſus habe einen beleidigenden Sinn für ſeine Braut — was durchaus nicht der Fall war — und er ſei berufen, Rache zu nehmen an jenem Recenſenten, welcher die Veranlaſſung geworden zu ſolcher Beleidigung ſeiner Braut. Richtig gehetzt ſtürzt er nach dem Zuſchauerraume, in welchem jener Recenſent zu finden ſei, und er findet ihn unglücklicherweiſe auch. Der Recenſent will eben aus dem Mittelbalcone auf den Corridor hinaustreten, da wird er ohne Frage und Rede von dem Schauſpieler überfallen und mit geballter Fauſt ins Auge geſchlagen. Das Blut ſtürzt ihm über's Geſicht, er ſieht und hört nicht, was mit ihm vorgeht. Die Damen auf dem Mittelbalcone, welche dieſen blutigen Ueberfall in der offenen Thür ſehen, ſchreien auf, Männer ſtürzen ſich auf den Angreifer, und der Verwundete wird fortgeführt.

Der verwundete Schriftſteller war in Gefahr, das Auge zu verlieren. Verdienſt des Angreifers war es gewiß nicht, daß nach einigen Tagen der Arzt erklären konnte: weil der Schlag um einige Linien weiter nach rechts gefallen ſei, werde dieſer Verluſt nicht eintreten.

Es war nicht zweifelhaft, daß ein ſolcher Scandal im Theater ſelbſt und im Angeſichte des Publicums die härteſte Ahndung erfahren mußte, über welche ein Theater-Director verfügen kann. Ich eilte aufs Rathhaus, um der Theater-Commiſſion meine Mittheilung zu machen.

Die Stadt Leipzig nämlich hat ſich leider einen großen Antheil an der Regierung des Theaters vorbehalten, obwohl ſie daſſelbe verpachtet. Sie ſetzt Verwaltungs- und Aufſichtsbeamte ins Theaterhaus, und wo ein Conflict mit den Leuten des Directors ausbricht, da läßt ſie gar keine contradictoriſche Verhandlung zu, ſondern verurtheilt im abſoluten Herrſcherſtile die Theaterleute auf bloße Ausſage der ihrigen. Sie verlangt ſogar genauen Ausweis der Theatereinnahmen, welche dann die Runde durch die Stadt machen und, wenn ſie vortheilhaft für die Direction lauten, ungemeſſene Anſprüche aufſtacheln. Lauter Dinge, die Nichts taugen, weil ſie zwiefache Regierung darſtellen, und Zwietracht nähren. Dieſen Antheil an der Regierung vermittelt eine Theater-Deputation, welche aus zwei Mitgliedern des Raths beſteht, und welche der Bürgermeiſter beherrſcht. Der Vorgang war ihnen ſchon bekannt, die ganze Stadt war voll davon, und ich war gewärtig, daß ſie ihn ſehr ſtreng anſehen würden. Man hält mit Recht in Leipzig ſeinen glänzend aufgebauten Kunſttempel ſehr hoch, und ich war der Meinung, ſolche rohe Störung des Hausfriedens und der Hauswürde müßte große Entrüſtung erregen. Man ſteht ſo hoch in der Welt, als man ſich ſelbſt ſtellen kann, und verdient ſeinen Platz, wenn man die Anerkennung ſeiner Höhe zu erzwingen vermag. Hier war eine Gelegenheit, die Würde des Hauſes wahrzunehmen und in Geltung zu ſetzen. Die Theater-Deputation ſchien aber dem Falle eine geringere Bedeutung beizulegen als ich, und verhielt ſich paſſiv. Der hinzutretende Bürgermeiſter deßgleichen. Ich blieb trotzdem der Anſicht, daß ein nachdrückliches Exempel aufgeſtellt werden müßte gegen den Einbruch der Rohheit in die Kunſtverhältniſſe. Wer möchte ſich mit dem Theater beſchäftigen, welches ſeiner Natur nach täglicher Mißbegegnung ausgeſetzt iſt, wenn die Direction einer ſo ausgeſetzten Anſtalt nicht jede Ausſchreitung von Seiten des Publicums oder der Theater-Mitglieder kräftig zurückweiſt!

Auch meine tägliche Conferenz neigte ſich zur Paſſivität in dieſem Falle. Dieſe Conferenz beſtand aus dem Opernes in Deutſchland gemeinhin nur bei den Iſraeliten ſehen. Ich habe ſie in allen Theilen Frankreichs ſo ſtark, ſo leidenſchaftlich erblickt, daß es mich oft, ſehr oft zum Nachdenken getrieben. Wir ſtellen uns leicht die abſtract politiſchen Franzoſen blaſirt vor, und ach, dieſe Nation iſt es ſo wenig, iſt ſo friſch, ſo feurig, ſo gewaltig in den einfachen Empfindungen, daß wir uns vertrockner daneben erſcheinen. Die Franzoſen ſind viel ſüdlicher als man in Deutſchland glaubt. Und in Paris iſt man weniger blaſirt, als auf den deutſchen Schriftſtuben. Ihre Förmlichkeit weiß ſich Alles appetitlich zu machen, ſie ſind ſo leicht intereſſirt, ſo neugierig, ſo theilnehmend, ſo gutmüthig — auch gutmüthig? O, in den Provinzen Frankreichs begegnen Euch ſo zuvorkommende, ſo brave, ſo herzliche Menſchen, wie Ihr ſie nur im herzlichſten Deutſchland ſuchen mögt. Und was ein Volk unüberwindlich und in ſich unzerſtörbar macht: alle einfache Empfindung iſt ſtark, unzweifelhaft elementariſch wie das Meer, das überall elementariſch mahnend an die Küſten ſchlägt. Ueberbildung und Verbildung iſt vielleicht nirgends ſeltener als in Frankreich, das natürliche Gebot bleibt fraglos, auch das oberſte, dem man ohne Weiteres, ohne Prüderie, ja mit claſſiſcher Einfalt nachgeht auch in den gebildetſten Kreiſen. Dieſe Louiſe von Savoyen iſt noch heute überall in Frankreich zu finden, die in ihr Tagebuch ſchreibt, daß Franz mit ſechszehn Jahren, kurz ehe er zum erſten Male ins Feld zog, ein Uebel gehabt, das eine Dame in England um keinen Preis ausſprechen ließe, wenn ſie, gegen Erwartung, Namen und Bedeutung unglücklicherweiſe irgendwo erfahren.

Dieſe zärtliche Gruppe aus Cognac von Mutter, Sohn und Tochter dauert auch feuerfeſt durch das Leben aller Drei. Zwiſchen Sohn und Mutter entſtand eine harte Probe, als ſie eine Geldſumme, wichtig und unerläßlich für den Krieg, unterſchlagen hatte. Der Mangel dieſes Geldes vernichtete einen Feldzug, und es kam ſchrecklich zur Frage. Louiſe ließ ſich wahrſcheinlich das Unverantwortliche zu Schulden kommen, und ſchob die Anklage unwahr auf einen Beamten. Es gab dabei nur einen Moment, wo der

Director, den Kapellmeiſtern und den Regiſſeuren, ſechs Männern, welche jeden Tag mit mir zu Rathe ſaßen über Wohl und Wehe des Inſtitutes. Nur Einer von ihnen billigte mein Vorhaben ſtrenger Ahndung. Die Anderen machten geltend, daß der mißhandelte Recenſent ungünſtig angeſehen werde in der Stadt, weil er früher bei extremer Polemik gegen das Theater eine hervorragende Rolle geſpielt. War er darum weniger ein Schriftſteller, der nicht geprügelt werden ſollte von jähzornigen Schauſpielern? Ich kannte ihn nur als einen dramaturgiſchen Enthuſiaſten, der immer mit geiſtvoller Phantaſie über unſere Inſceneſetzungen geſchrieben hatte und immer nur die höhere artiſtiſche Theilnahme am Theater zu fördern geſucht hatte. Wer und wie er aber auch ſonſt geweſen ſein mochte, er war hiebei ein Schriftſteller, welcher von einem unter meiner Direction ſtehenden Schauſpieler im Theatergebäude und im Angeſichte des Publicums überfallen und mißhandelt worden, und welchem ich als Director eine Genugthuung ſchuldig war. Ich ſuchte ſie ihm dadurch zu geben, daß ich trotz aller Paſſivität und Abrathung um mich her — den Schauſpieler entließ.

Ich ſchlug mir ſelbſt damit die größte Wunde, indem ich eine Hauptperſon aus meinem Enſemble riß und den größten Theil meines Repertoires zerſtörte. All die unſägliche Mühe, welche wir uns gerade mit dieſem jungen Schauſpieler ſo erfolgreich gegeben, war dahin, und er perſönlich, der offenbar nur verhetzt worden, that mir herzlich leid — aber wie ſoll das Theater gedeihen, wenn man ſeine moraliſchen Grundbedingungen untergraben läßt!

Die Folgen dieſer Entlaſſung ließen nicht auf ſich warten. Das „Tageblatt“ rief dem geprügelten Schriftſteller mit Behagen zu: „Wer heißt ihn denn die Kritik des „Tageblatts“ zum Gegenſtande von Angriffen machen“ — „wollt Ihr durch vollſtändig ungerechtfertigte Kämpfe gegen daſſelbe Euch Lorbeern oder Gönner verdienen, ſo ſeht zu, daß Euch das wohl bekomme. Es hat ſchon mehr als Einer bei ſolchem und ähnlichem Beginnen den Kürzeren und Kürzeſten gezogen“. — Gleichzeitig öffnete es ſeine Spalten dem ſiegreichen Schauſpieler, welcher ſich denn als Held drapirte, und alle Schauſpieler, die ſich zurückgeſetzt glaubten, ſchloſſen ſich triumphirend dieſer noblen Richtung im literariſchen Stadtorgane an. Mit allen Mitteln wurden nun Umtriebe gepflegt, an der willkürlichen und grauſamen Theater-Direction Rache zu üben.

Die Rache formulirte ſich dahin: der entlaſſene Schauſpieler müßte wieder eingeſetzt und ein paar ſogenannte Lieblinge des Directors müßten fortgejagt werden. Mittel für dieſen Zweck war: Scandal im Theater zu machen, bis dieſe Forderungen erfüllt wären.

Jene ſogenannten „Lieblinge“ waren der Schauſpieler Claar und der Vortragslehrer Strakoſch. Claar, ein literariſch gebildeter Mann, hatte mich im Leſen der zahlloſen Manuſcripte unterſtützt, und Gutachten über dieſelben abgegeben. Deßhalb wurde er von den Gegnern Dramaturg genannt, und daß er dies wäre — er war es gar nicht — galt für ein ſträfliches Unrecht. Er hatte aber auch die Unvorſichtigkeit begangen, ein Spottgedicht über den kritiſchen Führer des

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02176/036

obigen „Tageblatt“, über Rudolph Gottſchall, abdrucken zu laſſen. Der Vortragslehrer war als ſolcher allen mittelmäßigen und allen blos naturaliſtiſchen Schauſpielern ein Gräuel. Das Theater brauchte keinen Schulmeiſter, und die Schauſpielkunſt ließe ſich nicht erlernen! Fort mit ihm!

Als nun Claar das erſtemal nach dieſem Vorgange auftrat, wurde aus dem Parterre heftig geziſcht. Er nahm keine Notiz davon, ſondern ſpielte tapfer weiter. Man ziſchte aber auch weiter, und der Regiſſeur trat vor und fragte, ob das Publicum wollte, daß weitergeſpielt würde. „Freilich!“ rief das unbefangene Publicum von allen Seiten. Hiemit war die Oppoſition vom Publicum verleugnet und ſchwieg bis zum Schluſſe des Stückes. Vor dem Fortgehen äußerte ſie nochmals ihre Unzufriedenheit und rief ſich zu: Auf morgen!

Dies geſchah am Samſtag. Das „Morgen“ war alſo ein Sonntag, welcher im neuen Theater Oper, im alten Theater Schauſpiel brachte. Dieſem Schauſpiele nun im alten Theater, wo es ſtets ungenirter zugeht, galt die Ankündigung.

Ich trug dem dort amtirenden Regiſſeur auf, im Falle der Noth anzukündigen, daß ich auf dem Bureau bereit wäre, der Oppoſition Rede zu ſtehen, daß ſie ſich dahin bemühen, die Vorſtellung ſelbſt aber ungeſtört laſſen möge.

Einzelne Schauſpieler ſorgten dafür, daß dieſe Aufforderung vorzeitig bekannt wurde, und des Abends keine Wirkung machen konnte. Die Sache geſtaltete ſich zu einem zielloſen „Ulk“, wie man in Norddeutſchland, zu einer „Hetz“, wie man in Süddeutſchland ſagt. In den Bier- und Schnapsſchenken wurden Sonntag Nachmittags Leute mit Billeten verſehen, die nicht im Geringſten zum Theater-Publicum gehörten. Und demgemäß formte ſich denn auch Abends der beſtellte Scandal. Wüſt und phyſiognomielos. Die Behörde, in Kenntniß davon wie alle Welt, that nicht das Mindeſte zur Verhütung, nicht das Mindeſte zur Eindämmung in Grenzen, welche einen Zweck des Oppoſitionstreibens bezeichnet hätten. So wurde es denn ein roher, unklarer Tumult, welcher die ſpielenden Schauſpielerinnen ſo erſchreckte, daß ſie ohnmächtig zu Boden fielen. Fräulein Delia ſtürzte bei offener Scene zuſammen und war an allen Gliedern gelähmt. Sie mußte fortgetragen werden und blieb tagelang im Zuſtande totaler Lähmung. Es ſchien zweifelhaft, ob dieſe völlige Erſtarrung der Glieder wieder gehoben werden könnte.

Der Eindruck dieſes Abends war in Leipzig ſo niederſchlagend wie empörend. „Leipzig hat keinen Pöbel“, war bis daher ein beliebtes Wort geweſen. „Es hat ſeinen Pöbel!“ rief man jetzt von allen Seiten und fragte ſich verſtört: Warum das Alles? Weil ein Schauſpieler entlaſſen worden, und eine Clique ſich dagegen aufgelehnt, das „Tageblatt“ aber den Aufruhr geſchürt hat!

Ich eilte am nächſten Morgen aufs Rathhaus und fand meine Theater-Deputation vollſtändig terroriſirt. „Sie müſſen den Forderungen des Publicums nachgeben“, war Anfang und Ende ihrer Rede. — „Des Publicums“ — fragte ich — „halten Sie dieſe Leute von geſtern Abend für das Publicum?“

Die Antwort beſtand in Achſelzucken, und auf meine weitere Frage, worin dieſe „Forderungen“ beſtänden? kam die in den Schauſpielerkreiſen beliebt gewordene Formel zum Vorſchein: Claar und Strakoſch entlaſſen!

Entlaſſung für Entlaſſung, alſo eine Sühne! Ohne inneren Sinn und Zuſammenhang! Und das ſoll ſich eine öffentliche Kunſtanſtalt durch brutalen Lärm dictiren laſſen?!

Neues Achſelzucken mit den geflüſterten Worten: Publicum iſt der Herr!

Alſo eine Revolutions-Scene ohne Originalität. Nein, originell war's doch, daß eine Theater-Emeute ſo viel Wirkung ausüben konnte.

Ich war denn anderer Meinung, und verweigerte die Entlaſſung, obwohl mir Herr Claar ſchon angezeigt hatte, daß er einem ſolchen Theatertreiben gegenüber dringend ſeine Entlaſſung verlangte.

Mittags kam die Theater-Deputation auf mein Bureau, und wiederholte ihren Rath, die beiden Herren zu entlaſſen. Ich wiederholte meine Weigerung. Ihnen auf dem Fuße folgte Herr Claar ſelbſt mit der beſtimmten Erklärung, daß er nicht eine Stunde länger an einer Bühne bliebe, auf welcher man ſchutzlos ſolcher Rohheit ausgeſetzt wäre.

Dieſe Mittheilung war der Rathsbehörde ſehr willkommen, die öffentliche Anzeige von Claar's Austritt war doch wenigſtens ein ſcheinbares Opfer für den Moloch, wenn es auch nur ſcheinbar war, und das zweite Opfer entzogen blieb. Des Abends ſollte von Seite des Rathes eine Aufforderung zur Ruhe im Theatergebäude angeſchlagen werden. Niemand wußte zu ſagen, ob das helfen würde, denn Jedermann, den man fragte, verleugnete die Kenntniß von dieſen Umtrieben, und wußte nicht zu erklären, wer ſie anzettle, wer ſie führe.

Mir ſelbſt war darum zu thun, daß in erſter Linie feſtgeſtellt würde, ob mein eigentliches Theater-Publicum zu dieſem Aufruhr gehöre oder nicht. Was half es mir, daß überall geſagt und gedruckt wurde: „Es gilt ja nicht Ihnen, es gilt ein paar mißliebig gemachten Perſonen, und es iſt ja nur eine Clique, welche aus Rache dieſe Mißliebigkeit ausbeutet!“ Was half mir das? Der Lärm traf ja doch mein Theater; ich wollte ins Klare kommen, um auf die eine oder andere Art ein Ende zu machen. Ich entſchloß mich alſo, an dieſem Abende vor's Publicum zu treten und eine deutliche Antwort zu erwirken.

Dieſe Abſicht verſchwieg ich, damit ich nicht einer vorbereiteten Wirthſchaft entgegenträte. Erſt als ich von Hauſe fortging, ſprach ich ſie aus, und zwar dahin, daß ich den ganzen Hergang mit ſeinen Urſachen vortragen und dem Urtheile des Publicums anheimgeben wollte. Ein erfahrener Freund, der bei uns war, ſchrie auf und beſchwor mich, wie dies bisher Jedermann gethan hatte, mich nicht perſönlich in dies unberechenbare Getümmel zu miſchen. Ich beharrte auf meinem Vorſatze. Als er ſah, daß ich nicht abzubringen war, rieth er wenigſtens dringend, die längere Rede über den Hergang und deſſen Urſachen zu unterlaſſen, denn ſie ſetze mich ja den Unterbrechungen aus, und mit ihnen erneutem Tumulte.

Das mußte ich richtig finden. Was ſollte ich nun aber ſagen? Jetzt wußte ich's in Wahrheit ſelber nicht, und ich kam im Theatergebäude an wie ein entwaffneter Soldat.

Dort leuchtete mir ein Anſchlag entgegen von „Bürgermeiſter und Rath“, zu deſſen Leſung ſich die Leute drängten. Er ermahnte das Publicum zu anſtändigem Verhalten, verſicherte aber, daß man den Ausdruck der Unzufriedenheit mit der jetzigen Direction durchaus nicht behindern wolle. Das war der Sinn, meiſterhaft in kurze Worte gefaßt. Es blieb mir gar kein Zweifel, daß Bürgermeiſter und Rath die Unruheſtifter äußerſt höflich behandeln zu müſſen glaubten, und in Betreff der wahrſcheinlich ſehr fehlerhaften Direction ihre Hände in Unſchuld wüſchen.

Das war denn noch eine Herzſtärkung für meine Abſicht, vor ein alſo vorbereitetes Publicum zu treten, ohne daß ich wußte, was ich ihm ſagen ſollte. Der Zorn hat indeſſen ſein Gutes, „Unmuth hat ein Vorrecht“, wie Kent ſagt im „König Lear“, und der Zorn ſtieg mir zu Kopfe. Ich befahl, noch vor der Ouvertüre den Vorhang aufzuziehen. Es geſchah, und ich ging hinaus. Das Haus war übervoll, denn das Intereſſe an dem bevorſtehenden Lärm hatte die Leute gelockt. Todtenſtille empfing mich. Ich erklärte, daß ich das Theater inmitten einer Kunſtvorſtellung nicht für geeignet hielte zum Kampfplatze zwiſchen einzelnen Theilen des Publicums und der Direction. Hier habe die Kunſt zu walten, nicht die Debatte. Ich hätte deßhalb mich ſchon erboten, anderswo Rede zu ſtehen, und da man dies Anerbieten verworfen, ſo würde ich in der Preſſe ausführliche Auskunft geben über die obwaltenden Streitigkeiten. Dem unbefangenen Publicum müßte ich es überlaſſen, ob es mich noch des Vertrauens würdig erachtete, welches mir bis daher geſchenkt worden ſei.

Verbeugung, Abgang, vollſtimmiger, ſtürmiſcher Beifall, der nicht endigen wollte und mich nöthigte, noch einigemal aufziehen zu laſſen und dankend hinauszutreten.

Hiemit war der ganze Spuk zu Ende. Nicht Eine mißbilligende Stimme war vernehmbar geworden, obwohl die ganze Oppoſition im Hauſe war; das eigentliche Publicum hatte ſich erhoben, offenbar nicht das „Publicum" der Theater-Deputation, welches Opfer verlangte.

Ich erzähle dies ausführlich, weil dergleichen vorzugsweiſe im norddeutſchen Theater vorkommt. Man leſe Schröder's Lebensgeſchichte. Was haben ihm die Hamburger in ſolcher Weiſe zu ſchaffen gemacht! Und doch wollten es nie die eigentlichen Hamburger geweſen ſein. Es iſt auch glaublich, daß ſie's nicht waren. Die norddeutſchen Städte, in denen kein Hoftheater ſtrenge Sitte aufrechterhält, haben immer zahlreiche Contingente von Theaterbeſuchern, die nicht wirklich Theaterfreunde ſind, die nicht aus künſtleriſchem Bedürfniſſe das Theater beſuchen, ſondern die den öffentlichen Ort beſuchen zu beliebiger Unterhaltung. Dieſe Contingente haben nun, wie die Norddeutſchen überhaupt, ein ſtarkes Rechtsgefühl. Wird ihnen erzählt, daß da oder dort ein Unrecht begangen wurde von der Direction, ſo flammen ſie auf, und drängen um Beſtrafung der Direction. Ob die Erzählung richtig ſei, das iſt eine Frage, welche bei Theater-Angelegenheiten nur zu leicht verwirrt wird, denn die Erzählung geht meiſt von Schauſpielern aus, welche ihrem Berufe gemäß leidenſchaftliche Naturen ſind. Uebertreibung bleibt da nicht aus, und egoiſtiſche Auffaſſung drängt ſich in den Vordergrund — ſie ſind ja mit ihrer kein bleibendes Denkmal zurücklaſſenden Kunſt auf den Tag angewieſen, auf die raſch verfließende Gegenwart. Da werden alle Vorfälle romanhaft ausgeſchmückt und, wenn's erſprießlich ſcheint, zu Schauer-Romanen ausgeweitet. Nun gar, wenn ein Recenſent, das verhaßteſte Weſen, im Spiele iſt, wenn eines bloßen Recenſenten wegen ein begabter Schauſpieler aus Amt und Brot geſetzt worden iſt! Die nur mittelgroße Stadt wird da der fruchtbarſte Boden: in Ermanglung der großen Staatsintereſſen, welche in einer Hauptſtadt unmittelbar hervortreten, und die Menſchen bewegen, iſt in der Provinzſtadt der Klatſch ein wirkliches Bedürfniß. Kann er aufgeſteift werden zu einiger Bedeutung, zu einer Bedeutung für die Stadt ſelbſt — und die Angelegenheiten des Stadttheaters ſind ja ſehr leicht dafür auszugeben — o dann iſt er hochwillkommen, iſt im Grunde auch berechtigt, und ſetzt ganz ſolide Leute in Bewegung.

Und das wäre in Süddeutſchland anders? Ja, ich glaube, es iſt anders. Es fehlt dort auch nicht an dieſen Elementen zu einem Theaterſcandal, und er kommt auch vor. Aber er kommt ſeltener vor, und nimmt nicht leicht einen ſo bösartigen Charakter an. Dem süddeutſchen Theater-Publicum iſt es mehr Ernſt um den naiven künſtleriſchen Genuß;

Sohn als König den gewohnten Reſpect gegen ſeine Mutter aus den Augen ließ, zu ihr ſtürmte und Rechenſchaft verlangte. Aber er fand ſogleich die Mäßigung wieder, obwol er das Unrecht der Mutter durchſchaute, und mit einer gewiſſen Größe ſprach er: Wir waren unwürdig des Glücks, machen wir es ein anderes Mal beſſer.

Während er bei Marignano focht, lag ſie auf den Knieen in der Kirche, und betete unabläſſig für ihn, „denn ich liebe ihn mehr als mich“ — ſchreibt ſie — „er iſt mein Sohn, mein prächtiger Cäſar“.

Und mit der Schweſter Margaretha, die ſpäter nach Navarra heiratete und die Großmutter Heinrichs IV. wurde, hatte er ſein ganzes Leben hindurch das liebenswürdigſte Verhältniß. Sie war auch äußerſt förderſam für alle Kunſtthat ſeiner Regierung, denn ſie war nicht nur immer heiter, alle Hinderniſſe wegſpottend, ſondern ſie hatte auch einen vortrefflichen Geſchmack, und ſie war mehr als er, ſie war productiv, ſie hat in den Pyrenäen die übermüthigſten Dinge geſchrieben, die „marguérite de la Marguerite des princesses“, die „Nouvelles de la Reine de Navarre“, Erzählungen, des Boccaccio würdig. Franz hat zwar auch Gedichte niedergeſchrieben, und ſie ſind geſammelt auf der Pariſer Bibliothek zu finden, aber man hat nicht nöthig, ſich beſonders darnach umzuſehen. Wenn Margarethe mit dem Bruder zuſammenkam, da mußte er ihr alle Liebſchaften und Abenteuer erzählen, die er ſeit der letzten Beichte erlebt und alle ſchlimmen und alle hübſchen Umſtände: ſie gab ihm dafür guten Rath, und zeichnete die Sachen auf. Wenn man's geſchickt herausfindet, kann man alle Avanturen Franzens in Margarethas Schriften leſen.

Man ſieht, es war ein romantiſcher, inniger Grund in der Jugend und dem Hauſe dieſes Königs, und wenn man ſpäter erfährt, wie er ſein Königshaus, ſeinen Kamin, ſeine Tafel mit intereſſanten und klugen Leuten umgab, und deren Geſprächen meiſt aufmerkſam und günſtig war, ſo hat man ſchon einen Blick der Bildungszweck ſpielt da nicht eine ſo ausgeſprochene Rolle wie in Norddeutſchland, und man iſt deßhalb auch weniger kritiſch. Das kritiſche Weſen iſt aber der Grundquell, aus welchem auch der äußerliche Streit im Theater entſpringt.

Für mich waren dieſe Vorfälle tief abſchreckend. Ich mußte es dankbar anerkennen, daß man in der Stadt Adreſſen an mich circuliren ließ, welche mir die Mißbilligung dieſer Umtriebe an den Tag legen, von allen Gebildeten der Stadt an den Tag legen ſollten; ich mußte es dankbar anerkennen, daß in wenig Tagen viele hundert Unterſchriften dafür gefunden wurden, und daß dieſe Unterſchriften die beſten Namen der Stadt aufwieſen — die Ueberzeugung konnte mir nicht wiedergegeben werden, daß an ſolchem Orte eine ernſthafte künſtleriſche Führung des Theaters nicht immer wieder rohen Inſulten ausgeſetzt bleiben würde. Ich machte alſo mein Teſtament. Das zu kleine, in ſeinen wenigen Beſtandtheilen unvollſtändige Theater-Publicum, bei welchem nicht alle Gattungen des Schauſpiels hinreichend Anklang finden können, einerſeits und die zu große Bühne andererſeits, welche in dem weiten Saale das intimere, feinere Schauſpiel wirkungslos verbleiben läßt, hatten mir ſchon die Hoffnung entzogen auf ein dauerndes Werk meines Theatergeſchmackes. Jetzt hatte ſich auch noch gezeigt, daß ich durchaus nicht die Gunſt der regierenden Stadtbehörde genöſſe, welche einem Theater-Director unter obigen Umſtänden abſolut nothwendig iſt — was für eine Zukunft war das für mich?! Mein Hauptzweck, ein gutes Schauſpiel auf dauerhafter Grundlage, ſchien unerreichbar, weil es an den erwähnten wichtigen Vorbedingungen fehlte, und gelegentlich wüſter Spectakel war in ſicherer Ausſicht, mit welchem ich mich perſönlich ohne irgend einen anderen Schutz herumzubalgen hätte. Nein, dachte ich, das ſoll dein Lebensziel nicht bleiben! Aber ich hatte noch über ſechs Jahre Contract, wie wäre der zu löſen?

Ich wußte es nicht und arbeitete weiter. Nicht unverdroſſen, aber doch gewiſſenhaft, wohl auch bald wieder gekräftigt durch die ſichtlich erhöhte Theilnahme des Publicums, welches die Erinnerung an jene rohen Scenen auslöſchen wollte. Ich muß immer wiederholen, daß ich einen vortrefflichen Kern des Publicums hatte. Wäre das Drum und Dran nur ein wenig günſtiger, die Zuſammenſetzung des Publicums etwas mannigfaltiger, der Schauſpielſaal etwas kleiner, und die regierende Behörde etwas förderſamer, Leipzig könnte ein gutes Schauſpiel haben und bewahren. Es iſt wohlhabend genug, bietet einigemale im Jahre als Handelsmittelpunkt durch die Meſſen die Einnahmen einer großen Stadt und ſtützt auch im Sommer das Theater, weil die Einwohner da nicht wie in großen Städten auswandern, die zahlreich durchreiſenden Fremden aber einen Abend verweilen, falls ſie einer guten Theater-Vorſtellung ſicher zu ſein glauben.

XV.

„Egmont.“ Schiller's Bearbeitung. Coriolanus. Björnſtjerne-Björnſons Dramen. „Hans und Grete.“ Sperrung des Theaters.

Die unruhigen Vorfälle waren vergeſſen, und wir beſchäftigten uns mit neuen Inſceneſetzungen des „Egmont“, des „Coriolanus“ und eines Erſtlingsſtückes von Spielhagen, „Hans und Grete“ geheißen.

An den „Egmont“ gehe ich immer mit ſchwerem Herzen. Man lieſt ihn mit Entzücken, und wenn er auf der Scene erſcheint, fehlt jenes dramatiſche Etwas, welches Leben und Kraft ausathmet, und den Zuſchauer gleichſam feſtigt in ſeiner Theilnahme. Die dramatiſche Form erweiſt ſich von der Scene herab als nicht ganz erfüllt, und eine gewiſſe Schlaffheit des Eindruckes quält uns, weil wir doch das Stück innerlich und herzlich lieb haben.

Das wird dann in gutem Glauben auf die Darſtellung geſchoben; aber ſelbſt die gute Darſtellung kann es nicht vermeiden.

Das iſt immer ſo geweſen, und iſt durch die an ſich ſehr ſchöne Beethoven'ſche Muſik nicht beſſer geworden, wohl aber ſchlimmer. Dieſe ſchöne Muſik begleitet zunächſt einen ganz anderen „Egmont", als ihn Goethe geſchrieben, einen „Egmont" Beethoven's, einen kräftigen Freiheitshelden, während Goethe einen geſetzlichen, liebenswürdigen Mann in intimen Scenen geſchildert hat, welcher erſt im Gefängniſſe, alſo unmächtig, freiheitsluſtige Monologe ſpricht. Dieſer innere Widerſpruch zwiſchen Muſik und Drama kann ja nur innere Unruhe im Zuhörer erzeugen. Und außerdem bleibt ja durch das immerwährende Auftreten der Muſik, ſelbſt wenn der Vorhang gefallen, kein Athemzug der auch nur äußeren Ruhe übrig; man wird überhäuft von Anregung, und kein kräftiger Höhepunkt, kein gebieteriſcher Haltpunkt erleichtert unſere Sammlung. Der vierte Actſchluß allein, die einzige wirklich dramatiſche Scene, die zwiſchen Alba und Egmont, das einzige Aufeinanderprallen der Gegenſätze, belebt uns endlich, und wir ſind da auch für die einfallende Muſik dankbar. Aber die Muſik hört wiederum nicht auf, und verſchwemmt uns die Wirkung, welche wir ſo nöthig brauchten.

Das iſt freilich immer ſo geweſen, noch ehe Beethoven's Muſik dazu gekommen: auch in Weimar unter Goethe's eigener Leitung. Der Theater-Erfolg des „Egmont" hat auch damals den Erwartungen gar nicht entſprochen, welche man von einem ſo gehaltvollen Poëm, von ſo natürlichen, ſo geſunden und ſo reizenden Figuren hegen durfte. Der Zutritt der nie ruhenden Muſik hat den Uebelſtand nur noch erhöht.

Schiller machte dieſelbe Erfahrung, als er „Egmont" in Weimar aufführen ſah, und entſchloß ſich zu einer Umarbeitung.

Das geſchah in der Zeit ſeines bereits ganz gefeſtigten Freundſchaftsverhältniſſes zu Goethe. Mißtrauiſch waren ſie Beide lange Zeit von einander fern geblieben, ehrlich waren ſie langſam einander näher getreten, und ganz vertrauensvoll gab ſich Goethe endlich dem Freunde hin, wo dramatiſche Dinge in Frage kamen. Er hatte durch die Aufführung der Schiller'ſchen Stücke die Ueberzeugung erlangt: in dieſem Punkte, in dem Punkte der Theaterwirkung iſt Schiller ſtärker als du.

So wendete er denn auch gar Nichts ein, als Schiller den „Egmont" umarbeiten wollte und umarbeitete. Er ließ ſein alſo verändertes Stück getroſt auf ſeinem Theater aufführen, und als die guten Freunde natürlich nicht unterließen, bei der Berichterſtattung ihr Bedauern auszudrücken, daß dieſer und jener ſchöne Zug verändert, alſo entſtellt worden, und die Regentin gräulicherweiſe ganz weggelaſſen ſei, da ging er auf ihre Klagen über Schiller's Aenderungen gar nicht ein, ſondern äußerte nur, daß es ihm leid wäre um die Regentin. Er billigte augenſcheinlich die übrigen Aenderungen.

Sie machen wirklich das Stück dramatiſcher. Wenn Vanſen ſchon im erſten Acte erſcheint und als Unruheſtifter Egmont überliefert, von dieſem aber freigelaſſen wird, dann iſt dieſe Figur allerdings motivirter. Und wenn in der Scene zwiſchen Oranien und Egmont, wo immer nur von Möglichkeiten die Rede iſt, nun Schreiber Richard wirklich die Nachricht bringt: „Alba iſt da!" dann iſt ein mächtiger Eindruck erreicht.

Auf dem norddeutſchen Theater iſt die Schiller'ſche Bearbeitung mehrfach gegeben worden. Das Berliner Hoftheater zum Beiſpiele hat ſie, meines Wiſſens, lange benützt. Ich weiß nicht, ob auch jetzt noch. Und als Diezmann ſie in der Cotta'ſchen Ausgabe von Schiller's und Goethe's Dramen abdrucken ließ, wie jedes andere Drama von Schiller und Goethe, da las ich ſie zum erſtenmale aufmerkſam und faßte den Wunſch, ſie einmal in Scene zu ſetzen, die Regentin aber nicht ganz zu ſtreichen, ſondern ihre beiden Scenen in Eine zuſammenzuziehen. Das würde, meine ich, Goethe Freude gemacht, und Schiller würde es zugelaſſen haben. Eine Scene von ſo außerordentlicher Charakteriſtik, auch wenn ſie mit der Handlung des Stückes gar nicht verbunden iſt, würde ſelbſt das dramatiſche Gewiſſen Schiller's geſtattet haben.

Ferner ging ich an die Vorbereitungen zu „Coriolan". Es iſt das geſchloſſenſte Stück von den römiſchen Stücken Shakeſpeare's, und ein geſchloſſenes Stück mit ſo reichem Inhalt erzwingt ſich immer einen Achtungserfolg. Auf mehr rechnete ich nicht, denn dieſer reiche Inhalt des „Coriolan" iſt heutzutage nicht populär wie zu Shakeſpeare's Zeit. Damals gab es für den „Globus" in London eine große ariſtokratiſche Welt, und die Southamptons und Genoſſen mochten erbaut ſein von den Wuthausbrüchen und den Schimpfreden des ariſtokratiſchen Coriolan. Das heutige Publicum in Deutſchland iſt demokratiſch, und nur der Reſpect vor dem großen Namen Shakeſpeare hält es ab, ſeinen Unwillen zu äußern über die Ausbrüche des ſtolzen, vornehmen Römers.

Sollte nicht auch dieſer Reſpect — dachte ich — in Leipzig noch weiter reichen? Man iſt ja in Leipzig ſo ſyſtematiſch darauf bedacht, die Zeichen literariſcher Bildung auf den Firſt des Theater-Gebäudes zu ſtecken; man ordnet die dramatiſche Unterhaltung unter, wenn man es mit einem geweihten Autor zu thun hat, man ſteigert ſich aus literariſchem Grundſatze zum Applaus! Sollte nicht unter ſolchen Umſtänden auch der ariſtokratiſche Coriolan eine ſcheinbar größere Wirkung machen als in Wien, wo das Publicum unmittelbarer ſich hingiebt oder fernhält? Vielleicht, ja wahrſcheinlich. Jedenfalls machen die Schauſpieler eine gründliche Schule durch bei der Einübung eines ſo ſchweren Stückes. Die Maſſenſcenen ſind ungemein ſchwer und ſind undankbar. Wenigſtens im Vergleiche mit der großen Volksſcene im „Julius Cäſar". Und die Sprache iſt in unſeren Ueberſetzungen äußerſt hinderlich. Nirgends ſo wie hier empfindet man den Uebelſtand, daß unſere Shakeſpeare-Ueberſetzer keine Dramatiker ſind. Bei den entſcheidenden dramatiſchen Scenen ſuchen und finden ſie keine entſcheidenden Ausdrücke, ſondern ſchachteln ein, und wählen unklare Worte, welche dem Schauſpieler jegliche Hilfe verſagen. Wochenlang habe ich vier, fünf Ueberſetzungen verglichen, und vergeblich nach treffender Rede geſucht. Am Ende mußte ich die Reden ſelbſt ſchreiben. Die ſceniſche Folge natürlich muß man ſich durchaus ſelbſtſtändig einrichten, da Shakeſpeare bei ſeinem Theater, welches bei den feſten Wegweiſern keiner Verwandlung bedurfte, mit dem Scenenwechſel verſchwenderiſch umgeht.

Um dieſe Zeit erfuhr ich, daß man auf dem kleinen Hoftheater in Meiningen einen neuen norwegiſchen Dramatiker aufführte. Norwegiſch! das klang hoffnungsvoll für's deutſche Theater. Die Schweden, ein gothiſcher Stamm, ſind franzöſiſch geartet; die Norweger, ein germaniſcher Stamm, ſtehen uns viel näher. Das erfährt Jeder, der einmal von Schweden aus über die Skjölen gefahren und des großen Unterſchiedes inne geworden iſt zwiſchen dem ſchönen, vornehmen Schweden und dem kräftigen norwegiſchen Bauernvolke.

In der Sorge um Erweiterung unſeres Theater-Repertoires, für welches unſere heimiſche Production kaum zureicht, nimmt man die Nachricht von einem neuen, uns ſtammverwandten Dramatiker mit lebhaftem Intereſſe auf. Nun wußte ich wohl, daß ein Hoftheater wie in Meiningen nicht viel Federleſens zu machen braucht mit ſeinem kleinen Publicum, und daß der Wille des literariſch aufmerkſamen Herzogs hinreicht, um ein fremdartiges Stück bis auf einen gewiſſen Grad aufrechtzuerhalten, was da nicht zu bewerkſtelligen iſt, wo man auf ein ſelbſtſtändiges Publicum angewieſen iſt. Aber es ſchien mir doch angezeigt, näher zuzuſehen.

„Hulda“ hieß das Stück, welches man in Meiningen gegeben; Björnſtjerne Björnſon heißt der Dichter. Während ich „Hulda“ las, kam aus Chriſtiania ein Brief von dieſem Dichter an mich, in welchem er um eine ſceniſche Einrichtung des „Fauſt“ erſuchte, den man in Chriſtiania aufführen wollte. Da war alſo ſchon eine erwünſchte Wechſelwirkung zwiſchen den beiden National-Theatern. Dieſe norwegiſchen Dramen ſind von Edmund Lobedanz in Kopenhagen recht gut ins Deutſche überſetzt, und in der „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker“ in Hildburghauſen herausgegeben worden. In tendenziöſer Vorrede eifert Lobedanz gegen die ſkandinaviſche Literatur, welche in dieſem Jahrhunderte von Oehlenſchläger und Heiberg im Däniſchen (welches mit dem Norwegiſchen eng verwandt) und von Tegner im Schwediſchen repräſentirt worden. Da ſei nicht viel vorhanden von der „urnordgermaniſchen oder nordiſchen Abkunft“. Oehlenſchläger bringe eine „lauwarme, von der Oberfläche ſchöpfende, mit weichlichem oder kindlichem Romanticismus geſchwängerte Literatur-Atmoſphäre“, und Heiberg bete eine „kleinliche Formvollendung“ an. Obwohl Dänemarks „größter Dialektiker und Kritiker“ und „mit feinem Sinn für das Komiſche ausgeſtattet“, ſei Heiberg doch eine „epikuräiſche, diplomatiſche Natur“ geweſen, habe gar zu viel auf Eleganz und Scribe gegeben, kurz, habe zu ſehr das Franzoſenthum begünſtigt. Auch neuere Dramatiker wie Hauch, Hertz, Munch hätten nur eine „Alltagsgeſchichten-Literatur“ angebaut, und „für das Volk in ſeiner Größe, Schönheit, Reinheit und Frömmigkeit kein oder wenig Verſtändniß gehabt“.

Alles dies, was man an jenen Männern vermißt, ſei nun in Björnſtjerne vorhanden. Er ſei ein echter nordiſcher Dichter, welcher aus dem Volke ſelbſt ſtamme, und deſſen ureigenes Weſen in Leid und Freud kenne, welcher aus den „Eddaen und Sagaen“ unmittelbar ſchöpfe, das „nordgermaniſche Heidenthum in ſeiner Größe, Schönheit, ſeiner Herbigkeit und ſeinen Verirrungen auffaſſe, und klar, ruhig, meiſt wortkarg, aber zu Zeiten mit der Beredtſamkeit eines reißenden majeſtätiſchen Gebirgsſtromes und in tiefen plaſtiſchen Zügen darſtelle, was ſein Seherauge geſchaut".

Dies Lob iſt wohlverdient: Björnſtjerne Björnſon iſt ein Poet. Und er iſt ein speciell norwegiſcher, was ſeinen Ruhm in Skandinavien erhöhen mag. Auch wir leſen ihn mit Intereſſe und halten öfters ſtill bei dem Ausrufe: Rührend, tüchtig, ſchön!

Aber wenn wir Mehreres von ihm geleſen haben, ſo erſcheint uns ſeine Form doch etwas eintönig, doch etwas wie ſtehende Manier, zu welcher man nur von Zeit zu Zeit rückkehren mag. Vor allen Dingen kommen wir bald zu der Ueberzeugung: das iſt wohl nur zum Leſen, das iſt wohl kaum zum Darſtellen auf unſerer Bühne.

Am wenigſten iſt „Hulda" dafür geeignet. Sie gerade ſtrotzt von norwegiſcher Manier. Dieſe Manier beſteht in Sprüngen, in Auslaſſungen, in Lücken. Der poetiſche Sinn des Zuhörers iſt fortwährend aufgefordert, dieſe Lücken auszufüllen. Das wirkt einigemale günſtig, denn der Hörer fühlt ſich geſchmeichelt von dem Zutrauen, und das Breittreten der Uebergänge wirkt ja auch leicht proſaiſch. Aber die Lückentheorie darf nicht regelmäßig wiederkehren, und ſie iſt auf der Bühne überhaupt kaum brauchbar. Die Bühne hat es mit dem großen Publicum zu thun, nicht mit einem ausgewonnen in das Verhältniß eines leichtſinnigen Königs zu einer ſo bedeutenden Sache wie die Renaiſſance iſt, die Wiedergeburt von Kunſt und Wiſſenſchaft. Es iſt im Verhältniſſe zu ſeiner Mutter eine ſo warme Farbe, wie man ſie ſonſt nur zwiſchen dem Liebhaber und der Geliebten ſucht: Er wachte ganze Nächte an ihrem Bette, wenn ſie unpäßlich war und nicht ſchlafen konnte. Als er die einzige Schlacht, die er in ſeinem Leben gewann, als er die Schlacht bei Marignano geſchlagen hatte unter dem weit entfernten Gebete ſeiner Mutter, und nun zurückkehrte nach Frankreich, da flog ſie ihm entgegen, und wie ein jungfräuliches Glück erzählt ſie's: bei Siſteron ſah ich ihn zum erſten Male wieder, er kam an der Durance herauf geritten, und er war geſund und ganz, und ich lag glücklich in ſeinen Armen.

7.

Es ſchurzte ſich dem jungen Manne Alles romanhaft: dem Könige Ludwig ward kein Sohn, er rief ihn zu ſich, er gab ihm Liebe, er gab ihm den Blick auf die Krone, er gab ihm ſeine Tochter zur Braut, zur Gattin, ſeine einzige geliebte Claude, er gab ihm kriegeriſche Vorbilder. Gaſton de Foix, einer der ſchönen Prinzen aus dem Gebirgslande Foix in den Pyrenäen, war damals der Stern des Krieges, und das Vorbild für Franz; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel — le bon chevalier sans paour, wie ihn die Chronik ſchreibt — war der Fels der Ritterſchaft; im Angriffe ein Windhund, in der Vertheidigung ein Eber, auf der Flucht ein Wolf, wie man von ihm ſagte. Staunend und voll Eifer blickte Franz auf beide; denn ſeine Natur und ſeine Erziehung gingen mehr auf perſönliches Ritterweſen, auf Theilnahme an Kunſt, als auf politiſch Leben. Man erwählten, welchem man eine beſondere Beihilfe zumuthen darf, um es beſonders zu reizen.

Dieſe Form ſtammt aus einem einſamen Lande und iſt den Leſern, vielleicht auch den Zuhörern in einem einſamen Lande angemeſſen. Dort giebt es wenig Städte und keine großen Städte. Sogar wenig Dörfer. Einzelne Gehöfte in großer Entfernung von einander ſind die vorherrſchenden Wohnungen. Da iſt das Schweigen mehr zu Hauſe als das Sprechen; da vertiefen ſich die Leute allerdings mehr in ſich ſelbſt, und die Sagen der Vorzeit bleiben länger grün, weil die Abwechslung der geſchichtlichen Jahreszeiten ſehr ſelten eintritt. Das Alles ſind aber nicht gerade Eigenſchaften für's Theater, wo man das einſame Leben wohl gern einmal in wenig Acten vorüberführen ſieht, wo aber das bewegte Leben ſeine geſammelte Stätte hat.

Deßhalb ſchien mir's rathſam, von Björnſtjerne's Stücken zunächſt ein kleineres auf unſerer Bühne zu verſuchen. Es heißt: „Zwiſchen den Schlachten", iſt einactig und enthält zuſammengedrängt die meiſten guten Eigenſchaften dieſer norwegiſchen Art. Auch hat es Nichts zu ſchaffen mit den Eddas und Sagas, deren Inhalt unſerem Publicum fremd iſt, und nicht ſo leicht, wie man denkt, vermittelt werden kann. Iſt doch die griechiſche Götterlehre, bei Goethe und Schiller noch ſo geläufig, auffallend zurückgewichen in unſerem ſtark gegenwärtlich gewordenen Sinne, wie viel mehr ſind dies Sunna und Freya und derlei Namen wie Begriffe! Das mag als Ausgangspunkt für einen ſkandinaviſchen Dichter von großem

Werthe ſein, inſofern die Grundzüge ſeiner Nation damit zuſammenhängen; zur Uebertragung auf andere Nationen, ſelbſt auf ſtammverwandte, wird das Theater nicht der richtige Boden ſein. Björnſtjerne mißbraucht dies übrigens nicht, er iſt wahrhaftiger und realer, als man es nach der Ankündigung von Lobedanz erwarten ſollte, er verſchmäht den gelehrten Apparat, mit welchem ſich gern Halbpoeten herausputzen. Und deßhalb hat mich „König Sigurd", das wichtigſte ſeiner Dramen, eine Trilogie, am ſtärkſten gelockt zu einer Inſceneſetzung. Da iſt nervige Charakteriſtik und in der erſten Hälfte ein feſter Gang. Aber die endliche Entwicklung entfernt ſich doch wieder weit von unſeren Anforderungen an ein Theaterſtück, vereinſamt ſich wie norwegiſches Leben in Monologen, und bringt die entſcheidende Handlung, deren dramatiſches Anſchwellen wir erwarten, in plötzlicher, enttäuſchender Kürze.

Zunächſt legte ich mir alſo nur „Zwiſchen den Schlachten" zurecht für die nächſte Zukunft und bedauerte, daß man in Meiningen nicht „König Sigurd" verſucht, ſtatt der uns ganz abliegenden „Hulda".

Unmittelbar aber ging ich an die Inſceneſetzung von Spielhagen's „Hans und Grete". Dieſer namhafte Romandichter war mit dieſem Bauernſtücke zum erſtenmale in die Reihe unſerer Dramatiker eingetreten, und ſchon das erweckt immer große Freude, ermuntert zu raſcher, gründlicher Förderung des neuen Stückes, damit der neue Kriegskamerad guten Muthes bleibe. Ein Bauernſtück iſt mir bei ſolcher

Gelegenheit doppelt willkommen, weil es die conventionelle Jambenphraſe ausſchließt, an welche ſich neue Dramatiker nur zu gern anklammern, von ſchönen Worten eine Unterſtützung erwartend, welche immer ausbleibt, ſobald Wort und Handlung nicht einander ſachgemäß decken.

Spielhagen hat dies Drama nach ſeiner Novelle erbaut, welche beim Leſepublicum ſehr populär geworden. Es ſtand zu fürchten, daß der epiſche Charakter des Stoffes nicht ganz überwunden wäre. Ich fand dieſe Furcht nicht begründet bei der Lectüre des Stückes: es intereſſirte mich vollſtändig und gefiel mir. Da ich aber die Novelle nicht geleſen, dem Stoffe gegenüber alſo ganz unbefangen geblieben, ſo war der Eindruck, welchen die Lectüre auf mich gemacht, gewiß der richtige, will ſagen derjenige, welchen das Stück von der Scene herab machen konnte. Denn Unſereiner lieſt ja ein Stück ganz mit den Augen und Ohren eines Zuſchauers im Schauſpielhauſe.

Wenn man nun dieſem Eindrucke genau folgen kann bei Beſetzung der Rollen, dann kann man auch bis auf einen gewiſſen Grad zuverſichtlich der Aufführung entgegenſehen. Bis auf einen gewiſſen Grad! Denn jede Aufführung iſt eine Schlacht, und unterliegt allen Zufällen des Schlachtenglücks oder -Unglücks.

Sichere Gefahr iſt immer vorhanden, wenn man die Hauptrollen nicht durch ganz entſprechende Schauſpieler beſetzen kann. Entſprechend in dem Grundzuge der Rolle. Wehe dem Schauſpiel-Director, welcher ſich verleiten läßt, den Grundcharakter der Rolle geringzuachten und ſie einem Schauſpieler zu geben, welcher allerlei andere Vorzüge hat, und welcher mit all dieſen anderen Vorzügen ſchon den Beifall des Publicums erringen werde! Das wird er vielleicht, das wird er ſogar wahrſcheinlich, aber das Stück wird unter all dieſem Beifalle zu Grunde gehen. Ein Schauſpieler mit geringeren Mitteln, der aber der Grundeigenſchaft ſeiner Rolle entſpricht, wird weniger Beifall finden, aber er wird das Stück tragen helfen. „Das Stück iſt Nichts, wird jedoch vortrefflich geſpielt", iſt ein äußerſt verdächtiges Lob und bedeutet ſehr oft: das Stück iſt falſch beſetzt geweſen.

An dieſem Stücke, „Hans und Grete", haben ſich neuerdings dieſe Bemerkungen nur zu deutlich bewährt. Da verlockt der Hans, ein Bauernburſche mit mancherlei Nebeneigenſchaften, dazu, dem Naturburſchen die Rolle zu geben. Ein Naturburſche iſt immer mehr oder minder komiſch, und tiefernſter Nachdruck iſt nicht ſeine Sache. Hans iſt aber bei allen nebenſächlichen Scherzen ein gründlich ernſthafter Kerl und ein gründlich ernſthafter Liebhaber; als ſolcher iſt er Führer und Träger des Stückes, er iſt das Rückgrat desſelben. Spielt ihn nun ein noch ſo begabter Naturburſche, ſo fehlt der Halt im Stücke, es kommt ins Schwanken. Alle behaglichen Nebenwirkungen des Naturburſchen, welche Publicus allerliebſt findet, kommen nur dem Schauſpieler zugute, nicht dem Stücke, und ſchon inmitten des Dramas erlahmt das Intereſſe für den Gang deſſelben. Dann fehlt nur noch, daß man die Grete, weil es ein Bauernmädchen, der naiven

Liebhaberin giebt, um das Stück zu ruiniren. Sie iſt ebenfalls eine ſtockernſte Liebhaberin, und am Schluſſe des vierten Actes, den ſie zu tragen hat, vollkommen tragiſch. Die naive Liebhaberin macht den Actſchluß fallen, weil ſie für den vollen Ausdruck tragiſcher Empfindung gar nicht die Mittel beſitzt, und Hand in Hand mit dem Naturburſchen Hans ſteht ſie am Schluſſe auf den Ruinen des Stückes „Hans und Grete".

Dies Kunſtſtück oberflächlicher Beſetzung habe ich ſpäter im Wiener Burgtheater erlebt, und jeder Wiener lächelt mitleidig, wenn man ſagt: „Hans und Grete" iſt ein hübſches Stück. Ein Theaterſtück iſt für jedes Publicum nur das, was die Darſtellung daraus gemacht hat. Da giebt's und da gilt keine Appellation an den wirklichen Werth des Stückes.

In der Meinung, daß ich die Hauptadern des Organismus „Hans und Grete" richtig erkannt und in der Beſetzung richtig in Gang gebracht, begann ich die Proben und führte ſie mit einem gewiſſen Behagen, da ich das Enſemble leicht und ſicher ſich geſtalten ſah. Es kam die letzte Probe, und es kam und ging und fügte ſich Alles nach Wunſch, wir waren bereits im vierten Acte — da trat der Hausinſpector des Theaters zu mir und meldete mir, daß der Rath angeordnet habe: es könnte heute nicht geſpielt und das Theater müßte auf längere Zeit geſchloſſen werden.

Der Plafond im Saale drohte mit Einſturz, wenigſtens „bröckelte" es von da herunter.

Es mußte ein Thurmgerüſte errichtet werden; die Herſtellung des Plafonds würde wohl anderthalb Monate dauern, und eben ſo lange natürlich auch die Schließung des Theaters.

„Das kommt von der Uebereilung, von dem herriſchen Dreinfahren des Bürgermeiſters, als die Eröffnung verzögert werden ſollte, weil ein Sachverſtändiger den Plafond nicht für haltbar oder doch höchſtens für zwei Jahre haltbar erklärt hatte. Da mußte auf Befehl doch eröffnet werden. Nun ſind die zwei Jahre um, und der Schaden bricht los!“ — So riefen die techniſch kundigen Leute, welche dem Betreiben des Baues und der Eröffnung beigewohnt hatten.

Wer ſollte nun den Schaden tragen? Ich verlor täglich eine Einnahme von vier- bis fünfhundert Thalern, denn die tägliche Abonnementsquote betrug über dritthalbhundert Thaler und die durchſchnittliche baare Tageseinnahme über zweihundert, und mir war doch das Theater verpachtet für den ausgeſprochenen Zweck, darin Komödie zu ſpielen — wer anders als der Verpächter hatte den Ausfall zu decken, wenn durch ſeine Schuld die Unmöglichkeit eintrat, das verpachtete Haus für den ausgeſprochenen Zweck zu benützen?

Ich konnte zwar im kleinen alten Theater fortſpielen, aber dieſe Möglichkeit bot juridiſch keine Entlaſtung, denn mein Pacht des alten Theaters war ein abgeſonderter, und die Einnahmen dort konnten bei weitem nicht den Ausfall auch nur annäherungsweiſe decken. Die Abonnenten, auch wenn ſie gewollt hätten, konnten dort nicht untergebracht werden, und das ſtehende Theater-Publicum pflegte gar nicht, oder doch nur in ſeltenen Ausnahmen dorthin zu gehen.

Ich machte alſo beim Rathe Anſpruch auf volle Entſchädigung, und ſchlug für die Baareinnahme die Ziffern des vergangenen Jahres an denſelben Monatstagen vor.

Man zögerte mit irgend einer officiellen Erwiderung, und beiläufig äußerte der Herr Bürgermeiſter auf meine mündliche Anfrage: „Das wird ein Proceß entſcheiden müſſen“.

Advocat und advocatiſch immer Anfang, Mitte und Ende jeder Angelegenheit! Auch wo Ausgleich und Billigkeit nahe liegen ſollten, in einer öffentlichen, gegenſeitigen Vertrauens bedürftigen Angelegenheit immer in erſter Linie der formelle Streit!

Dieſe Aeußerung des Bürgermeiſters brachte in mir die Entſcheidung zur Reife. Die unabänderlichen Hinderniſſe für das ſtetige Gedeihen eines erſten Schauſpieles: ein Publicum, welches nicht zahlreich genug für Wiederholungen, nicht vollſtändig genug in ſeinen Beſtandtheilen, ein Haus, welches zu groß für intimes Schauſpiel, ein ordinäres Klatſchweſen, welches gefliſſentlich geſchürt und bis zur Beſchönigung des Fauſtrechtes geſteigert wurde von dem „Tageblatte“, dem Organe der Stadtbehörde — das Alles ſchien mir auf die Länge unvereinbar mit der Gründung einer höheren dramatiſchen Kunſtanſtalt. Ich hatte auch in jener Eingabe, welche die Entſchädigung verlangt, ſchon ausgeſprochen, daß ich bereit ſei, von der Direction zurückzutreten. Jetzt erſchien mir die Frucht zum Abfallen reif.

Es kam noch Eins hinzu: Würdige Männer der Stadt hatten mich ſeit Monaten, beſonders ſeit dem Scandaltage im alten Theater, aufmerkſam gemacht, und mit ausgeſprochener Entrüſtung aufmerkſam gemacht, daß meine Direction offenbar die Ungunſt des Herrn Bürgermeiſters zu tragen habe. Er ſei gewohnt, auch in der Theaterleitung den Herrn zu ſpielen, und da ihm dieſe Herrſchaft jetzt unerreichbar geblieben, ſo ſei er zur Feindſchaft gegen die Direction übergegangen, welche ich überall verſpüren müßte. Ich brauchte mich nur der Haltung zu erinnern, welche die Rathsbehörde bei obigem Theaterſcandal angenommen.

Die gemeinfeindliche Haltung des „Tageblattes“ gegen ein ſo hochwichtig ſtädtiſches Inſtitut wie das Stadttheater ſei ja nur möglich, weil die ſonſt ſchmiegſame Redaction an oberſter Stelle Billigung fände, und jedenfalls keinem Widerwillen begegnete.

Und in dieſem Sinne weiter und weiter ſprachen Männer in mich hinein, welche zu den ruhigen Stützen der Stadt gehörten.

Ich bin von Natur arglos, und es konnte mir viel entgangen ſein. Erinnern mußte ich mich aber jetzt, daß allerdings der Herr Bürgermeiſter ſchriftlich in mich gedrungen hatte, Engagements vorzunehmen, welche ich nicht für zweckmäßig hielt. Ich hatte ſie abgelehnt und darauf Briefe von ihm erhalten, welche voll Gereiztheit Vorwürfe gegen mich ſpritzten von kleinlichſter Gattung.

Und nach Alledem bezweifeln Sie — riefen meine ruhigen Bürger —, daß er Ihr Widerſacher? Wir kennen ihn beſſer!

Kurz, all dies zuſammen machte mir die Lage und die Aufgabe dergeſtalt unerſprießlich und unleidlich, daß ich zu einem mir begegnenden Rathsherrn mein ſchon ſchriftlich gethanes Angebot wiederholte, indem ich kurzweg äußerte: Am liebſten wäre mir's, wenn man mich meines Contracts entbände, und mich meiner Wege gehen ließe!

Dies Wort war auf fruchtbaren Boden gefallen.

XVI.

Rücktritt des Directors. Penſionsverhältniſſe. Kritik. Tragiſche Schuld. Abſchied.

Als ich am folgenden Tage die unterbrochene letzte Probe von „Hans und Grete“ im alten Theater wieder aufnahm, ſuchte mich jener Rathsherr auf, und ſtellte mir die Frage: ob es mir Ernſt geweſen ſei mit dem Wunſche, meines Contractes entbunden zu werden.

Es war klar, wohin dieſe Frage ſteuerte. Man ſtand einer großen Geldforderung gegenüber, und die bevorſtehende Unterſuchung: wer durch Uebereilung des Baues ſchuld daran wäre, hatte ihr Mißliches. Trat die Direction ab, welche die Geldforderung erhob, ſo war Nichts zu zahlen, die peinliche Unterſuchung unterblieb wahrſcheinlich auch, und die ganze Verlegenheit war aus der Welt geſchafft. Ich erwies alſo dem Rathe und Bürgermeiſter, welche bei ſo ſchwerwiegenden Fragen die Controle der Stadtverordneten zu beſtehen haben, eine Gefälligkeit, wenn ich Andeutung und Angebot aufrecht erhielt und mich zur Löſung meines Contractes bereit erklärte.

hat es ſeinem Lehrer Boiſy zum Vorwurfe gemacht. Aber in andere Dämme geleitet, hätten die Fähigkeiten Franzens vielleicht gar keinen Vorzug entwickelt. Man kann nicht aus jedem Menſchen jedes Beliebige machen, wenn es was Rechtes werden ſoll: man erzieht dann am beſten, wenn man die ſtärkſte Anlage fördert. Daß die Mannigfaltigkeit, daß aller Umkreis der menſchlichen Macht erfüllt werde, dafür gibts ſo viel tauſend Menſchen, dafür gleicht keiner dem anderen.

König Ludwig ſchickte Franz zuerſt an der Spitze von Truppen nach der Guyenne, und zwar commandirte ihm der junge Alba gegenüber. Es wird nichts beſonderes darüber gemeldet, er war tapfer bis zur Verwegenheit, aber ſein Krieg begann ohne weiteres Glück, wie er es ſtets geblieben. — Als in der heißen Schlacht bei Ravenna Gaſton gefallen, da mußte König Ludwig alle Hoffnung auf den jungen Thronerben ſetzen, der freilich erſt achtzehn Jahr alt war. Aber Ludwig fühlte ſich ſchwach, und wollte nichts verzögern, er rüſtete 1514 dem noch nicht Zwanzigjährigen die Hochzeit mit der lieblichen Claude. Mit Claude's Mutter war die Bretagne zum erſten Male an den König von Frankreich gekommen, Claude brachte ſie denn auch ihrem Franz als Morgengabe, und mit dieſem feſten Lande des Meeres eine unerſchütterliche Liebe, eine innige zärtliche Neigung für den jungen Ritter. Dieſe ſanfte Liebe hat viel in der Stille gelitten, hat manche ſtille Thräne geweint; denn um beglückt zu werden hätte ſie eines ganz anderen Temperamentes bedurft, als Franz es beſaß, der ungeſtüme, der abenteuerliche, der wechſelvolle, der ungetreue. Er ſcheint von Hauſe aus nur eine brüderliche Zuneigung und nicht mehr für Claude gehegt zu haben. Aber es iſt ihm nachzurühmen, daß er ſie bis zu ihrem Tode mit der zarteſten Achtung behandelt hat, ja er hielt ihre Stellung und ihre Einſicht ſo hoch, daß er ihrem Rathe oft die wichtigſten Staatsfragen unterwarf. Das iſt nicht genug, wenn man Liebe will, aber es hält das Haus in mäßigem Gleichgewichte, und es iſt bezeichnend für Franz, daß er bei allem abenteuerlichen Leichtſinne den häuslichen Kreis nie

Ich erklärte mich bereit, und am ſelbigen Tage Abends um 10 Uhr erhielt ich die officielle Zuſtimmung zur Auflöſung des gegenwärtigen Contractsverhältniſſes.

Das war nun doch ein gar zu burſchikoſes Geſchäftsverfahren. Ohne irgend eine, wenn auch nur ſummariſche Stipulation, was aus dem Perſonale und meinem Inventarium werden ſollte! Dieſen Partezettel ſchickte ich alſo zurück, und ging den anderen Morgen aufs Rathhaus, um dort zu wiederholen, daß mir die Auflöſung des Pachtverhältniſſes allerdings genehm wäre, daß ſie aber doch begleitet ſein müßte von einigen näheren Auseinanderſetzungen und Sicherſtellungen. Damit zum Beiſpiele nicht eine ſofortige Schließung des Theaters und dadurch peinliches Aufſehen, unabſehbare Verwirrung einträte, erbot ich mich, zunächſt gratis die Direction fortzuführen, bis ein neuer Director gefunden wäre. Dem Herrn Bürgermeiſter erſchien auch dies wie ein Luxus, und es mußte ihm begreiflich gemacht werden, daß es doch nicht ganz gleichgiltig wäre, wenn die Stadt ohne Theater verbliebe, und das Perſonal eines ſo großen Organismus in plötzliche Auflöſung geriethe.

Ich dirigirte denn als Mandatar der Stadt weiter fort, und dieſer Zuſtand einer freiwilligen Direction dauerte noch ein paar Monate. Es wurden dies die ausgiebigſten Monate meiner Directionsführung. Nicht nur der treffliche, zahlreiche Stamm des Publicums, welcher immer treu zu meiner Fahne gehalten, betheiligte ſich jetzt mit erhöhter Lebhaftigkeit, auch das übrige Publicum that deßgleichen, und die Schauſpieler wetteiferten in größter Hingebung. So bildete ſich allmälig die Meinung aus, und wurde täglich feſter, dies Interim würde damit endigen, daß ich die Direction auch formell wieder übernähme. Das Collegium der Stadtverordneten erwies ſich mir außerordentlich geneigt, und verpflichtete mich zu ſtetem Danke; es ſtellte mich ſicher in Betreff meines Inventariums, und kam mir in allen Dingen wohlwollend entgegen. Die Herſtellung des Plafonds ferner war in kaum vierzehn Tagen zu Stande gebracht, und ſomit der Geldverluſt in großem Maße verringert worden — was hindert uns noch, bei einander zu bleiben?! rief die öffentliche Stimme von allen Seiten.

Das Hinderniß ſtand feſt in meiner innerſten Ueberzeugung, daß ich dort nicht am Platze wäre, und das Ziel nicht erreichen könnte, um deßwillen ich mich überhaupt mit dem Theater beſchäftigte: ein durch gutes Enſemble feſtes erſtes Schauſpiel.

Wie war dies möglich — um noch Näheres anzuführen — bei folgenden Erfahrungen? Ein gutes Penſions-Inſtitut iſt heutigen Tages unerläßlich. Gute Schauſpieler treten nicht ein bei einem Theater, welches ihnen nicht eine Gewähr bietet für Hinfälligkeit und Alter. Leipzig aber beſitzt nur ein ganz veraltetes Penſions-Inſtitut, welches dieſe Gewähr nicht bietet. Wenn der Schauſpieler nicht ein Bein bricht, oder ſonſtwie unwiderleglich als decrepit ſich ausweiſen kann, da erhält er keinen Pfennig, auch wenn er Jahrzehnte lang zu dieſem Penſionsfond beigeſteuert. Zu wiederholten Malen hatten mir werthvolle Künſtler den Engagements-Abſchluß verweigert um dieſes ungenügenden Inſtitutes willen. Eine meiner erſten Sorgen war es alſo geweſen, ein neues, den jetzigen Anforderungen entſprechendes Statut ausarbeiten zu laſſen.

Das reichte ich ein bei der Theater-Deputation des Rathes. Ein halbes Jahr verging, ehe es ſo umgearbeitet war, wie es giltig werden ſollte. Endlich war es fertig und war gut. Dr. Karl Heym iſt der Verfaſſer. Es wurde uns beim Theater zur Unterſchrift vorgelegt. Wir unterſchrieben es auf der Stelle. Ein erfahrener Leipziger aber lächelte dazu. Warum? „Das iſt nicht von ihm oben an der Spitze ausgegangen“ — ſagte er — „das wird nicht eingeführt!“ Der Mann hat Recht behalten: es iſt nicht mehr zum Vorſchein gekommen; das alte unbrauchbare iſt in Giltigkeit geblieben.

Trotzdem ließen wir uns verleiten, für das untere Perſonal, welches in jenem Statute keine Stelle gefunden, ein ganz neues Penſions-Inſtitut einzurichten. Wir machten Statuten, wir ſammelten Geld. Das wichtigſte Mitglied der Raths-Deputation war uns behilflich und redigirte die Statuten ſo, wie es die dort übliche Form nöthig machte, und verſprach, ſie einzureichen und in kurzer Friſt die Beſtätigung zu veranlaſſen. Monat auf Monat verging, ein halbes Jahr verging, die Beſtätigung aber kam nicht, und iſt nicht gekommen. Der erfahrene Leipziger lächelte, und ſprach wie oben. Wir ſchickten am Ende das geſammelte Geld — es war eine ſtattliche Summe — aufs Rathhaus, um es nur unterzubringen. Die armen Leute aber, für welche wir ſorgen gewollt, ſahen traurig zu.

Wie war ſolchem Gebahren gegenüber ein gedeihlicher Zuſtand möglich! Wie war Vertrauen und Hoffnung ferner möglich, wenn man deutlich ſah, daß die oberſte Behörde die meiſt unwahre Feindſeligkeit gegen unſere Darſtellungen in dem „Tageblatte" der Stadt ſchmunzelnd betrachtete! Unwahr nicht nur war zumeiſt dieſe Feindſeligkeit, ſie war auch äſthetiſch fehlerhaft und dadurch beſonders ſtörend. Herr Rudolph Gottſchall, welcher dieſe „geſinnungsvolle" Oppoſition des „Tageblattes" führte, ſchadete unſerem Theater am tiefſten, wenn er lobte. Er iſt ein ganz geſchickter Styliſt, der mit hundert Händen einen großen Umkreis von Zeitſchriften mit Berichten und Urtheilen verſorgt. Schon dieſe Thätigkeit verleitet zu oberflächlichem Weſen, wie es in ſeinen dramatiſchen Arbeiten zu Tage tritt. Auch ganz hübſche Stoffe und Abſichten verzetteln ſich da ſtets zu rhetoriſchen Ausläufen ohne Kern, weil Sammlung fehlt und innere Wahrheit.

Dieſe Gattung von Schriftſtellern entwickelt ihre überſchwemmende Thätigkeit da am meiſten, wo der Buchhandel zahlreiche und große Sammelwerke herausgiebt. Der Buchhandel braucht ſogenannte fixe Vormeiſter zu dieſer Fabriksarbeit. Dieſe Vormeiſter ſchreiben alles Mögliche, und können Nichts ganz. Sie verlieren, wenn ſie's je gehabt, das intime Intereſſe für Literatur und Kunſt in der immerwährenden Fabriksarbeit, und ihre perſönlichen Beziehungen drängen ſich überall in den Vordergrund. So wie ſie nichts Eigenes ſchaffen, weil ihnen die Schablone unentbehrlich iſt für ihre übermäßige Thätigkeit, und weil dieſe Schablone allmälig jede Eigenthümlichkeit zurückdrängt, ſo werden auch die landläufigen Stichworte das Ein und Alles für ihre Kritik. Bei der Theaterkritik ſind natürlich die Weimar'ſchen Stichworte die geſuchteſten, denn ſie haben, auch wenn ſie mißverſtanden zur Anwendung kommen, die Weihe großer Namen für ſich. Und ſo war denn das Aeußerliche der Weimar'ſchen Schule, und nur das Aeußerliche, auch für Rudolph Gottſchall der traditionelle Apparat, von welchem er lebte für ſeine „Tageblatt"-Kritiken. Die charakteriſtiſche Darſtellung von Menſchen und der wahrhafte Ausdruck von Empfindungen wurde zur proſaiſchen Nebenſache geſtempelt, und die Schauſpieler, welche in dieſer Richtung ſtreben, wurden als niedrige Realiſten herabgeſetzt. Die Trum-Trumſchläger aber mit aufgebauſchter, innerlich hohler Declamation wurden geprieſen als poetiſche Träger der Kunſt. Das iſt ein ſo directer Gegenſatz zu der Schauſpielkunſt, welche ich erſtrebe, daß ich nur immer aufzuklären hatte bei den beſſeren Schauſpielern, welche mir talentvoll und redlich folgten. Die Couliſſenreißer ſahen gehoben auf uns herab, und der ſchwächere Theil des Publicums wurde immer wieder verdorben in ſeinem Geſchmacke. Es iſt wahr, alle übrigen Kritiker unterſtützten uns einſichtig und unerſchütterlich: Karl Biedermann in der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung", Wilhelm Buchholz in der „Leipziger Zeitung", Franz Hirſch in den „Leipziger Nachrichten", Paul

Lindau in ſeinem „Salon“ und „Neuen Blatte“ — aber ſie konnten nicht hindern, daß das in jedem Hauſe heimiſche „Tageblatt“ ſein äſthetiſches Gift dem großen Publicum einimpfte — einem Publicum, welches keine andere Nahrung hat und ſucht, als die des „Tageblatts“.

Da ſpreche ich noch gar nicht von den Stücken, welche durch ſolche Kritik geſchädigt werden. Die neuen werden nicht in Rückſicht auf das Wachsthum des Repertoires beſprochen — dies Wachsthum iſt ja gegen den Wunſch des Recenſenten —, ſie werden nach den Stichworten der Kameradſchaft behandelt. Die alten aber werden nach jener lyriſch-dramatiſchen Tabulatur beurtheilt, in Folge deren das Stellen-Declamiren unſerem Drama und unſerem Theater ſo viel geſchadet hat, und ein echter Dramatiker wie Grillparzer, welcher dem Klingklang nicht huldigt, wird als ungenügend beiſeitegeſchoben. Als wir „Des Meeres und der Liebe Wellen“ aufgeführt, da ſchrieb Rudolph Gottſchall wegwerfend über ſolche Beſtrebung und ſagte mit nackten Worten: Dieſer Grillparzer iſt ja doch nur ein ſecundäres Talent!

In einer großen Stadt, wo Rede und Gegenrede hundertfach widerhallt, da mag ſolch kritiſcher Unverſtand von keiner Wirkung ſein. In einer mittleren Stadt, durch das verbreitetſte Organ ausgeſaunt, iſt er von großer Wirkung und lähmt das Theater.

Man kann freilich ſagen: Ein Bürgermeiſter und ein Recenſent machen doch immerhin eine Theaterführung nicht unmöglich! Nein; aber wenn dieſe dauernden Störungen hinzukommen zu den unwandelbaren Uebelſtänden, welche eine mittlere Stadt mit ſich bringt für Errichtung und Erhaltung eines erſten Schauſpiels, da wirken ſie mit zur Entſcheidung.

Ich blieb bei dem reiflich gefaßten Entſchluſſe, dieſe Direction nicht wieder zu übernehmen, und betrieb meine letzten Inſceneſetzungen mit verdoppeltem Eifer, da ich ſie nun gleichſam als Privatmann wie eine freie Kunſt betreiben, meinem Nachfolger die Caſſe mit ihnen füllen konnte.

Zuerſt kam „Hans und Grete“ und machte vollſtändiges Glück; es wurde Caſſenſtück. Spielhagen ſah die Vorſtellung, und drückte ſeine Zufriedenheit dadurch aus, daß er ſagte: „Jetzt erſt ſehe ich mein Stück, obwohl ich es in Hamburg und Berlin ſchon angeſehen“.

Das will doch eben ſagen: ein Stück erſcheint erſt ganz auf der Bühne, wenn es eine richtige Beſetzung und auf den Proben eine ſorgſame Ausarbeitung ſeines Gedankengangs, eine Hervorhebung ſeiner wichtigen Geſichtspunkte, eine Inſchattenſtellung ſeiner unwichtigen Partien findet. Das hatte ich erſtrebt, und der geſunde Organismus des Stücks machte ſich nun als ſchöner Erfolg geltend.

Dann gingen wir an den „Egmont“ nach der Schillerſchen Einrichtung mit Beibehaltung der Regentin. Es war nicht zu verkennen, die von Schiller angebrachten dramatiſchen Wendungen machten das Stück wirkſamer. Die Ankündigung des Schreibers Richard während der Unterredung Egmont's mit Oranien: „Alba iſt da!“ erwies ſich von ſchlagender Kraft. Ein Windſtoß des Schreckens erzeugte Todtenſtille im Hauſe, und was Egmont und Oranien nun noch zu ſagen hatten, das erhob ſich zu unmittelbarer Eindringlichkeit.

Trotz des günſtigen Erfolges wurde ich den Gedanken nicht los, welchen ich bei meiner mangelhaften Demetrius-Figur erwähnt habe: wo liegt denn hier die tragiſche Schuld Egmont's, welche ihn nach unſeren äſthetiſchen Anforderungen dem Tode überantworten muß? Hat der Mann nicht alle Eigenſchaften, noch recht lange und glücklich zu leben? Er thut nicht das Mindeſte während des Stückes, was einen gerechten Rückſchlag der Spanier veranlaſſen dürfte. Er ermahnt im Gegentheile die Bürger zur Ruhe und Ordnung, und erſt als er gefangen iſt, ſpricht er in Monologen von Freiheit und Befreiung, was jeder Gefangene thut. Seine Hinrichtung iſt im dramaturgiſchen Sinne unmotivirt. Schade um den liebenswürdigen Mann! ſagen wir am Schluſſe; aber eine tragiſche Erſchütterung kann da nicht eintreten, eine Erſchütterung darüber, daß große Anſtrengung aus dieſem oder jenem tieferen Grunde habe ſcheitern müſſen.

Und iſt es denn mit Shakeſpeare's „Julius Cäſar“ anders? Was verbricht er denn vor unſeren Augen, das ihn todeswürdig machte? Daß er „auf Cimber's Banne feſt beſteht“? Was iſt uns Cimber's Bann! Eine Polizeimaßregel, deren Werth oder Unwerth uns fernliegt. Nur die allgemeine Anklage liegt vor, daß er das römiſche Staatsweſen ſo verändert, wie es den Verſchwornen mißfällig. Und dieſe

Anklage liegt nur erzählungsweiſe vor uns, der That nach liegt ſie hinter uns. Wir ſehen Cäſar Nichts wollen, thun und verüben, was ein tragiſches Schickſal für ihn heraufbeſchwören müßte in unſerer Theilnahme. Unſere Theilnahme für ihn bleibt denn auch ganz kühl, und doch entſteht eine große Tragödie, aber eine ſtaatliche Tragödie, für welche der Name und die Perſon Cäſar's eintreten muß.

In Summa: Wir müſſen vorſichtig ſein mit unſeren äſthetiſchen Paragraphen von der perſönlichen tragiſchen Schuld. Sie reichen keineswegs immer aus, oder werden doch oft nur durch künſtliche Deutungen für ausreichend ausgegeben. Die ganze Atmoſphäre aber in einer Tragödie bedeutet viel mehr, als man zu betonen pflegt. In dieſer Atmoſphäre kann ein hinreichend tragiſches Element ruhen, ohne daß es an den einzelnen Perſonen paragraphenmäßig ſichtbar würde.

Im letzten Stücke jedoch, welches ich auf der Leipziger Bühne in Scene ſetzte, im „Coriolanus“, da tritt das perſönliche tragiſche Recht in voller Klarheit auf. Coriolanus überhebt ſich als ariſtokratiſcher Parteimann bis zur Beleidigung, bis zur Ungerechtigkeit, bis zur Verachtung, ja er geht zum Feinde über und wird zum Vaterlandsverräther. All das thut er mit leidenſchaftlicher Kraft. Da erſcheint der Rückſchlag nothwendig und gerecht. Er kann allerdings nicht weich tragiſch werden, er kann nicht erſcheinen wie eine gedankenvolle, feine Lebensfragen umſpannende Kataſtrophe; aber er erſcheint doch wie ein tragiſches Gericht. Es iſt aufgeräumt am Schluſſe, wenn Coriolan unter den Spießen der Volsker niederſtürzt, und — wir ſind zufriedengeſtellt.

Dieſe freilich etwas trockene Einheit iſt auch — was bei Shakeſpeare ſelten — in der Form dieſes Dramas durchgeführt. Geradeaus geht es zum Ziele, und was wegzuſtreichen iſt für die Einrichtung unſerer Bühne, das iſt nur Häufung gleichartigen Materials, welches an ſich und durch zu zahlreiche Verwandlungen ermüdet; es iſt nirgends Abweichendes vom Hauptthema vorhanden.

Dadurch wird die Aufführung und Wirkung dieſes Shakeſpeare'ſchen Stückes erleichtert. Kaum ein anderes von ihm hat einen ſo einfachen, geſchloſſenen Gang. Aber es hat doch große Uebelſtände für's Gefallen: die Volksſcenen ſammeln ſich, wie geſagt, nirgends zu einer theatraliſchen Macht wie im „Cäſar"; ſie ſind charakteriſtiſch, aber in ihrer Wirkung zerſplittert, ja ſie ſind in ihrer Wirkung nur Hilfsmittel für die unwillkommenen Aeußerungen des „Coriolanus". Die populären Scenen werden alſo dadurch unpopulär gemacht. Wenigſtens in heutiger Zeit, welche doch im Grunde durchwegs demokratiſch iſt. Der Held des Stückes verhöhnt den ganzen Grundton unſerer Zeit, er ſchlägt ihm ins Geſicht, und da er als Held des Stückes in den Hauptſcenen ſiegreich dargeſtellt wird vom Dichter, ſo geht ja Hohn und Fauſtſchlag ins Publicum ſelber. Wie ſoll da Gefallen entſtehen?

In Norddeutſchland eher als in Süddeutſchland. Das erfuhr ich in Leipzig. Auch wenn ich den Reſpect vor dem ſchreiend verletzte, obwol auch ſeine zweite Gattin nicht die Wahl ſeiner Neigung und Zärtlichkeit war.

Nach jener erſten Hochzeit im Mai 1514 waren nur einige Monate vergangen, da ſchürzte ſich in dem ſonſt ſo einförmigen, bürgerlichen Hauſe König Ludwigs die romanhafteſte Lage. Der alte Herr hatte ſich bereden laſſen, noch einmal zu heiraten, und zwar eine junge blühende Prinzeſſin aus England, die erſte und letzte engliſche Prinzeſſin, die auf dem Throne Frankreichs geſeſſen, die ſchöne Marie, die Schweſter Heinrichs des Achten. Hiermit ward Alles in die größte Unruhe geſtürzt: wenn dieſe Ehe mit einem Leibeserben geſegnet wurde, ſo war die Krone Frankreichs, die er ſchon mit den Fingern berührte, für Franz verloren! Allerdings verſicherten die Aerzte: Ludwig XII. zeugt keine Nachkommen mehr. Aber was iſt ärztliche Wiſſenſchaft wenn ein Reich auf dem Spiele ſteht; wer mag ſich darauf verlaſſen! Und eine junge lebensgierige Fürſtin, wer will ſie hüten! Wir wollen's, ſprach Louiſe und Claude. Sie bringt vielleicht ihren Liebhaber ſchon mit aus der Heimat? So war es, und dies verwickelte den Roman. Franz erhielt den Befehl, die neue Königin in Boulogne zu empfangen, und ſie dem Könige entgegen nach Abbeville zu führen, wo in der alten Kathedrale die Hochzeit geſegnet werden ſoll. Schweren Herzens geht er nach Boulogne und ſieht das Schiff nahen — er bietet Marien die Hand, um ſie ans Ufer zu geleiten, und ſieht und empfindet mit Staunen, mit Freude, mit Angſt, daß ſie wunderſchön, daß er ſie ſelbſt beſitzen möge. Ehe er ſie bis Abbeville geführt, iſt er ſelbſt leidenſchaftlich verliebt, und ſich ſelbſt der gefährlichſte Nebenbuhler des Nachfolgerechtes. Er hat aber auch mit eiferſüchtigem Auge der Zärtlichkeit ſchnell entdeckt, daß der Liebhaber wirklich im Gefolge iſt. Er nennt ſich Charles Brandon, und iſt ein Sohn von Heinrichs des Achten Amme, ein Liebling dieſes Königs, den dieſer zum Herzog von Suffolk ernannt hat. Gefahr von allen Seiten! Franz iſt nicht gewohnt, ſeiner Leidenſchaft etwas zu verſagen, weil es gefährliche Folgen haben könne, und er ſieht auf der andern Seite

Claſſiſchen abziehe, welcher in Leipzig eben ſtärker antreibt oder zurückhält, als in einer ſüddeutſchen Stadt: die Objectivität im Allgemeinen zeigt ſich bei ſolcher Gelegenheit im norddeutſchen Publicum ſtärker. Die Objectivität; das will hier ſagen: die Unbefangenheit, die Unperſönlichkeit des Publicums. Dieſe Unperſönlichkeit mag bei hundert anderen Stücken ein theatraliſcher Nachtheil ſein, denn ſie bringt Kälte. Hier, bei einem Stücke wie „Coriolanus", iſt ſie ein Vortheil und erſcheint wie künſtleriſche Höhe des Publicums, welches ſich ein Stück blos um deſſen künſtleriſchen Werthes willen gefallen läßt, nicht um deſſen Gedanken-Inhaltes willen.

So ſtrafte eigentlich der norddeutſche Geſchmack mich ſelbſt, der ich immer über dieſe Kälte geklagt, indem das Leipziger Publicum die Vorſtellung des „Coriolanus" geradezu mit Enthuſiasmus aufnahm. Sie war allerdings reiflich ausgearbeitet, und ein Enſemble von lebensvoller Sicherheit belebt immerhin ein Publicum; Herr Mitterwurzer ferner leiſtete als junger Schauſpieler manches Vorzügliche als Coriolanus, Herr Kahle war in Ton und Benehmen ein guter Menenius, und Frau Straßmann, von Natur ſehr geeignet für die Volumnia, und für ſorgfältiges Probiren ſehr aufmerkſam, brachte die große Scene im vierten Acte ſo wohl gegliedert, ſo reich in Wendung und Ausdruck und ſo mächtig auf den Höhepunkten, wie ich die Rolle nie geſehen. Das Alles half wohl den großen Erfolg erklären; aber ein wichtiger Bundesgenoſſe für ſo überſchwenglichen Erfolg war doch wohl, daß die Vorſtellung ein Abſchied war. Man wußte

Dies ſind ſeltene Vortheile einer mittleren Stadt, und es lag wohl auch ein Theil der Schuld an mir, daß ich nicht länger aushielt. Eine dauernde Begründung lag nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, wenn ich nicht durch längeres Dirigiren in einer Großſtadt verwöhnt geweſen wäre, und wenn ich mehr Geduld beſeſſen hätte. Es war auch für mich ernſtlich die Frage, ob ich nicht doch bleiben ſollte, als mir eine von mehr denn ſiebenhundert Notablen der Stadt unterſchriebene Adreſſe den Wunſch ausdrückte, ich möchte das Theater fortführen. Vielleicht legte mein etwas ungeberdiges Naturell zu großes Gewicht auf die Hemmungen, welche mir von Oben her unterirdiſch entgegengetreten waren.

Jedenfalls erſieht man aus dieſen Bemerkungen, daß ein Anderer wohl Boden finden kann in einer ſolchen mittleren Stadt für den Aufbau eines guten Schauſpiels. Denn ich muß hinzuſetzen: die Theilnahme des Publicums wächſt in ſolcher Stadt ſtetig, ſobald dem Schauſpiele eine ſolide Pflege nachgeſagt werden kann, und es entwickelt ſich eine Antheilnahme in Familien und Schichten der Bevölkerung, welche man ſonſt nirgends zum Theater-Publicum rechnet. Ein wohlhabender, der Bildung zuſtrebender Bürgerſtand zeigt ſich als eine unerſchöpfliche Quelle.

Möge ſolch ein Anderer dort oder anderswo bald meine Stelle einnehmen zur Pflege, wenn auch zur beſcheidenen Pflege des deutſchen Schauſpiels in Norddeutſchland!

Glaube man nicht, daß ſolch eine beſcheidene grundſätzliche Pflege des Schauſpiels von geringer Bedeutung ſei! Die

Wirkung eines Kunſtwerkes iſt tief, iſt ſtark; die immer wiederkehrende Wirkung, wie ſie ein grundſätzlich gepflegtes Schauſpiel bieten kann, iſt ein bildender Segen für jede Stadt. Die Maßſtäbe von Jedermann bis zum kleinen Handwerker hinab erhöhen ſich, veredeln ſich. Und die Strahlung nach Außen wird ſehr wichtig! Ein grundſätzlich gepflegtes Schauſpiel macht auch die mittlere Stadt zu einer Hauptſtadt.

Bürgermeiſter und Rath ſolcher Städte mögen das wohl bedenken, und mögen Act nehmen von den Leipziger Erfahrungen, welche ich in dieſen Skizzen angedeutet habe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Literariſcher Anzeiger.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Dramatiſche und dramaturgiſche Werke

im

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Benedix, Dramatiſche Werke. 1.—25. Bd.
—— Der mündliche Vortrag.
Brunier, Friedrich Ludwig Schröder.
Czerwinski, Geſchichte der Tanzkunſt.
Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt. 1—4. Bd.
—— Meine Erinnerungen an Felix Mendelsſohn Bartholdy.
Groſſe, Dramatiſche Werke. 1.—7. Bd.
Guttmann, Gymnaſtik der Stimme.
—— Grundſätze der äſthetiſchen Bildung des menſchlichen Körpers.
Koffka, Iffland und Dalberg.
Köhler, Die Melodie der Sprache.
Laube, Dramatiſche Werke. 1.—11. Bd.
—— Das Burgtheater.
—— Das Norddeutſche Theater.
Ludwig, Der Erbförſter.
—— Die Makkabäer.
Mähly, Weſen und Geſchichte des Luſtſpiels.
Roſenthal, Dramatiſche Werke. 1.—5. Bd.
Paſqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar.
Wagner, Der Ring des Nibelungen.
—— Oper und Drama.

Roderich Benedix.

Dramatiſche Werke.

1. Band. 3. Auflage. — Die Männerfeindinnen, Luſtſpiel in 5 Acten. — Das bemooſte Haupt oder der lange Iſrael, Schauſpiel in 4 Acten. — Die Sclaven, Schauſpiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

2. Band. 3. Auflage. — Die Sonntagsjäger, Luſtſpiel in 1 Act. — Die Mode, Luſtſpiel in 3 Acten. — Doctor Weſpe, Luſtſpiel in 5 Acten. — Der Weiberfeind, Luſtſpiel in 1 Act. 1½ Thlr.

3. Band. 2. Auflage. — Der Steckbrief, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der Liebestrank oder die neue Erfindung, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der alte Magiſter, Schauſpiel in 4 Acten. 1½ Thlr.

Benedix: Dramatiſche Werke.

4. Band. 2. Auflage. — Unerſchütterlich, Vorſpiel in 1 Act. — Der Ruf, Luſtſpiel in 4 Acten. — Entſagung, Luſtſpiel in 1 Act. — Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

5. Band. 3. Auflage. — Die Banditen, Luſtſpiel in 4 Acten. — Eigenſinn, Luſtſpiel in 1 Act. — Die Sündenböcke, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der Proceß, Luſtſpiel in 1 Act. 1½ Thlr.

6. Band. — Die Lügnerin, Luſtſpiel in 1 Act. — Die Penſionärin, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der Kaufmann, Schauſpiel in 5 Acten. 1½ Thlr.

7. Band. 3. Auflage. — Die Hochzeitsreiſe, Luſtſpiel in 2 Acten. — Die Eiferſüchtigen, Luſtſpiel in 1 Act. — Der Liebesbrief, Luſtſpiel in 3 Acten. — Die drei Edelſteine oder Walter's Irrfahrten, Märchenpoſſe in 4 Acten. 1½ Thlr.

8. Band. 3. Auflage. — Die Künſtlerin, Luſtſpiel in 1 Act. — Angela, Liederſpiel in 1 Act. — Das Gefängniß, Luſtſpiel in 4 Acten. — Der Sänger, Liederſpiel in 1 Act. — Die Phrenologen, Luſtſpiel in 1 Act. — Das Lügen, Luſtſpiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

9. Band. 2. Auflage. — Mathilde, Schauſpiel in 4 Acten. — Ein Luſtſpiel, Luſtſpiel in 4 Acten. — Paula, Drama in 3 Acten. 1½ Thlr.

10. Band. 2. Auflage. — Oben wie unten, Luſtſpiel in 2 Abtheilungen. 1. Die Dienſtboten, Luſtſpiel in 1 Act. 2. Die Herrſchaft, Luſtſpiel in 1 Act. — Die alte Jungfer, Luſtſpiel in 4 Acten. — Das Concert, Luſtſpiel in 4 Acten. 1½ Thlr.

11. Band. — Auf dem Lande, Luſtſpiel in 4 Acten. — Die Geſellſchafterin, Schauſpiel in 3 Acten. — Die Schuldbewußten, Luſtſpiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

12. Band. — Ohne Paß, Luſtſpiel in 1 Act. — Junker Otto, Luſtſpiel in 4 Acten. — Die Stiefmutter, Schauſpiel in 3 Acten. — Nein, Luſtſpiel in 1 Act. — Das Dienſtmädchen, Genrebild in 1 Act. — Die Großmutter, Genrebild in 1 Act. 1½ Thlr.

13. Band. — Die Pasquillanten, Luſtſpiel in 4 Acten. — Wallrade, Drama in 4 Acten. — Eine Fuchshetze, Poſſe in 6 Bildern. 1½ Thlr.

Benedix: Dramatiſche Werke.

14. Band. — Der Teufel und der Schneider, Volkspoſſe in 5 Acten. — Blaubart, Luſtſpiel in 2 Acten. — Das Goldteufelchen, dramatiſches Volksmärchen in 5 Acten. 1½ Thlr.

15. Band. — Der Störenfried, Luſtſpiel in 4 Acten. — Die Crinolinen-Verſchwörung, Luſtſpiel in 3 Acten. — Brandenburgiſcher Landſturm, hiſtoriſches Luſtſpiel in 4 Acten. 1½ Thlr.

16. Band. — Die Fremden, Luſtſpiel in 3 Acten. — Gegenüber, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der Phlegmatikus, Luſtſpiel in 1 Act. — Die Prüfung, Vorſpiel in 1 Act. — Der Mädchen Waffen, Vorſpiel in 1 Act. — Günſtige Vorzeichen, Luſtſpiel in 1 Act. 1½ Thlr.

17. Band. — Die Verlobung, Schauſpiel in 3 Acten. — Sammelwuth, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der Dritte, Vorſpiel in 1 Act. — Die Pflegetöchter, Luſtſpiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

18. Band. — Auf dem Heirathsbureau, Schwank in 1 Act. — Vater und Tochter, Schauſpiel in 4 Acten. — Die Doppelgängerin, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der Kaſſenſchlüſſel, Luſtſpiel in 1 Act. — Eine Whiſtpartie unter Frauen, Luſtſpiel in 1 Act. — Ausreden laſſen, Luſtſpiel in 1 Act. 1½ Thlr.

19. Band. 2. Auflage. — Doctor Treuwald, Luſtſpiel in 4 Acten. — Herrſchſucht, Luſtſpiel in 3 Acten. — Die zärtlichen Verwandten, Luſtſpiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

20. Band. — Der geheimnißvolle Brief, Luſtſpiel in 1 Act. — Das Armband, Luſtſpiel in 1 Act. — Müller als Sündenbock, Schwank in 1 Act. — Die Epigramme, Luſtſpiel in 3 Acten. — Das Mutterſöhnchen, Luſtſpiel in 3 Acten. — Verſalzen, Luſtſpiel in 1 Act. 1½ Thlr.

21. Band. — Aſchenbrödel, Schauſpiel in 4 Acten. — Zwiſchenträgerei, Luſtſpiel in 4 Acten. — Der Strauß, Genrebild in 1 Act. — Die Werbung, Genrebild in 1 Act. 1½ Thlr.

22. Band. — Der Bahnhof, Luſtſpiel in 3 Acten. — Der achtundachtzigſte Geburtstag, Familienbild in 3 Acten. — Die relegirten Studenten, Luſtſpiel in 4 Acten. — Die Neujahrsnacht, Schauſpiel in 1 Act. 1½ Thlr.

Benedix: Dramatiſche Werke.

23. Band. — Abenteuer in Rom, Luſtſpiel in 5 Acten. — Der Hageſtolz, Familienbild in 3 Acten. — Weihnachten, Familienbild in 1 Act. — Ein altes Sprichwort, Luſtſpiel in 1 Act. 1½ Thlr.

24. Band. — Pflichtgetreu, Luſtſpiel in 3 Acten. — Reden muß man, Luſtſpiel in 3 Acten. — Plautus und Terenz, Luſtſpiel in 1 Act. — 1813, Kriegsbild in 2 Acten. 1½ Thlr.

25. Band. — Alldeutſchland hinein! Kriegsbild in 5 Acten. — Landwehrmanns Chriſtfeſt, Familienbild in 1 Act. — Der Sohn der Höckerin, Luſtſpiel in 4 Acten. 1½ Thlr.

Ludwig Brunier.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künſtler- und Lebensbild. 2 Thlr.

Inhalt: Vorrede. — Schröder's Geburt und Jugendjahre. — Schröder als Schauſpieler. — Schröder in den Rollen Shakeſpeare's. — Schröder als Schauſpieldirector. — Die Leiden des Schauſpieldirectors. — Die Freuden des Schauſpieldirectors. — Schröder als Menſch. — Zwei Duelle Schröder's. — Schröder als Patriot. — Schröder bei Davouſt. — Schröder's Verkehr mit berühmten und vornehmen Perſönlichkeiten. — Der Tod Charlotte Ackermann's. — Schröder's Tod und Todesfeier.

Eduard Devrient.

Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt. 7 Thlr. 15 Ngr.

1. **Band.** Geſchichte der mittelalterlichen Schauſpielkunſt.
2. **Band.** Die regelmäßige Schauſpielkunſt unter der Prinzipalſchaft.
3. **Band.** Das Nationaltheater.
4. **Band.** Das Hoftheater.

Meine Erinnerungen an Felix Mendelsſohn Bartholdy, und ſeine Briefe an mich. Mit dem Porträt (Büſte) Mendelsſohn Bartholdy's in Stahlſtich. 2 Thlr.

Julius Groſſe.

Geſammelte dramatiſche Werke.

1. Band.	Die Ynglinger, Tragödie in 5 Aufzügen.	20 Ngr.
2. Band.	Die ſteinerne Braut, Komödie in 5 Aufzügen.	20 Ngr.
3. Band.	Johann von Schwaben, Trauerſpiel in 5 Aufzügen.	20 Ngr.
4. Band.	Friedrich von der Pfalz, Trauerſpiel in 5 Aufzügen und einem Vorſpiel.	20 Ngr.
5. Band.	Der letzte Grieche, Trauerſpiel in 5 Aufzügen.	20 Ngr.
6. Band.	Gudrun, Schauſpiel in 5 Aufzügen.	20 Ngr.
7. Band.	Judith (nach Hebbel), Tragödie in 5 Aufzügen.	20 Ngr.

Wilhelm Koffka.

Iffland und Dalberg. Geſchichte der claſſiſchen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargeſtellt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich Laube.

Dramatiſche Werke.

1. Band.	Monaldeschi oder die Abenteurer, Tragödie in 5 Acten.	1 Thlr.
2. Band.	Rococo oder die alten Herren, Luſtſpiel in 5 Acten.	1 Thlr.
3. Band.	Die Bernſteinhexe, Tragödie in 5 Acten.	1 Thlr.
4. Band.	Struenſee, Tragödie in 5 Acten.	1 Thlr.
5. Band.	Gottſched und Gellert, Luſtſpiel in 5 Acten.	1 Thlr.
6. Band.	6. Auflage. Die Karlsſchüler, Schauſpiel in 5 Acten.	1 Thlr.
7. Band.	Prinz Friedrich, Schauſpiel in 5 Acten.	1 Thlr.
8. Band.	2. Auflage. Graf Eſſex, Trauerſpiel in 5 Acten.	1 Thlr.
9. Band.	Montroſe, der ſchwarze Markgraf, Trauerſpiel in 5 Acten.	1 Thlr.
10. Band.	Der Statthalter von Bengalen, Schauſpiel in 4 Acten.	1 Thlr.
11. Band.	Böſe Zungen, Schauſpiel in 5 Acten.	1 Thlr.

Heinrich Laube.

Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutſchen Theater-Geſchichte. Mit dem Porträt des Verfaſſers in Stahlſtich. 3 Thlr.
In engl. Einband $3^1/_2$ Thlr.

Das Norddeutſche Theater. Ein neuer Beitrag zur deutſchen Theater-Geſchichte. 2 Thlr.

Otto Ludwig.

Dramatiſche Werke.

1. Band. Der Erbförſter, Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 1 Thlr.
2. Band. Die Makkabäer, Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 1 Thlr.

J. Mähly.

Weſen und Geſchichte des Luſtſpiels. Vorleſungen. 20 Ngr.

Inhalt: Einleitung. — Das Luſtſpiel der Griechen. — Das Luſtſpiel der Römer. — Das Luſtſpiel der Italiener. — Das ſpaniſche Luſtſpiel. — Das Luſtſpiel der Franzoſen. — Das Luſtſpiel der Engländer. — Das Luſtſpiel der Dänen. — Das deutſche Luſtſpiel.

S. H. Moſenthal.

Der Sonnwendhof. Volksſchauſpiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. 24 Ngr. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Die deutſchen Comödianten. Drama in 5 Aufzügen. 24 Ngr. In engl. Einband 1 Thlr.

Pietra. Tragödie in 5 Aufzügen. 24 Ngr.
In engl. Einband 1 Thlr.

Der Schulz von Altenbüren. Volksſchauſpiel in 4 Aufzügen. 24 Ngr. In engl. Einband 1 Thlr.

Iſabella Orſini. Drama in 5 Aufzügen. 24 Ngr.
In engl. Einband 1 Thlr.

in Brandon das entſchloſſenſte Liebesfeuer, in den Augen Mariens das heißeſte Verlangen. Der Kopf kann ihm wirbeln, aber er iſt jung und friſch, und klüger als man glaubt.

Claude und Louiſe wachen über die Königin wie mit Schwertern, die Arme iſt keinen Augenblick allein, und niemals darf ſie allein ſchlafen: Eine Ehrendame, die Baronin d'Aumont, erhält das Recht und die Verpflichtung, im Zimmer der Königin zu ſchlafen, wenn der König abweſend iſt. Arme Marie, armer Brandon!

Man erzählt, Franz habe die Situation noch ſchärfer gefaßt, er habe Brandon zur Rede geſtellt, und nichts geſchont, nicht Bitte, nicht Verſprechung, nicht Drohung — der König iſt ſchwach, die unpaſſende Aufregung macht ihn täglich ſchwächer, jeder Tag, jede Nacht kann ihm den Tod bringen, bis dahin, Brandon, müßt Ihr entſagen, ganz und gar, ich will Euch entſchädigen, ich will — foi de gentilhomme — für Euch um die Hand der jungen Witwe werben beim Könige von England. Aber es iſt Euer völliges Verderben, wenn Ihr unbeſonnen ſeid!

In den Memoiren des Marſchalls von Fleuranges und noch mehr in Varillas findet ſich ſolche Nachricht über dieſen Roman. Man findet den Bericht nicht genug begründet, und dies Geſpräch nicht wahrſcheinlich — es iſt im Gegentheil ſo wahrſcheinlich, daß man es erfinden müßte, wenn's nicht da wäre. Franz hielt auch Wort genau nach dieſem Geſpräche. Man ſieht, er war hier klüger als leidenſchaftlich, wo es ſich um die höchſte Macht handelte. Der Leib dieſer Marie war ihm zwiefach werth, aber was er ſonſt nicht konnte, hier konnte er's: den Werth ſinnlichen Verlangens zurückſtellen.

Was ſchien es ihm zu helfen? Erſt ſagte man ſich's leiſe, dann ſagte man ſich's laut im Schloſſe, dann ſagte man ſich's in Paris: Die ſchöne Königin iſt ſchwanger, es wird eine Regentſchaft geben, denn der alte König Ludwig, der Vater des Volks, iſt darüber hin, er wirds nicht lange mehr treiben. Franz mit ſeiner Familie war in übler Lage und Stimmung. Es war ein

Ernſt Pasqué.

Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Epiſoden und Urkunden dargeſtellt. 2 Bände. 3 Thlr.

Richard Wagner.

Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfeſtſpiel für drei Abende und einen Vorabend. 2 Thlr.

1. Abtheilung: Das Rheingold. — 2. Abtheilung: Die Walküre. — 3. Abtheilung: Siegfried. — 4. Abtheilung: Götterdämmerung.

Oper und Drama. Zweite, durchgeſehene Auflage. Drei Theile in Einem Bande. 2 Thlr.

Inhalt: Erſter Theil. Die Oper und das Weſen der Muſik. — Zweiter Theil. Das Schauſpiel und das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt. — Dritter Theil. — Dichtkunſt und Tonkunſt im Drama der Zukunft.

* * *

Im unterzeichneten Verlag iſt ferner erſchienen:

Roderich Benedix.

Der mündliche Vortrag. Ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbſtunterricht. In 3 Abtheilungen. 2 Thlr.

1. Theil. Die reine und deutliche Ausſprache des Hochdeutſchen. Dritte, durchgeſehene Auflage. 7½ Ngr.

2. Theil. Die richtige Betonung und die Rhythmik der deutſchen Sprache. Zweite, vermehrte Auflage. 22½ Ngr.

3. Theil. Die Schönheit des Vortrags. Zweite, vermehrte Auflage. 1 Thlr.

Albert Czerwinski.

Geſchichte der Tanzkunſt bei den cultivirten Völkern von den erſten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen und 9 alten Tanzmelodien. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oskar Guttmann.

Gymnaſtik der Stimme. Anweiſung zum Selbſtunterricht in der Uebung und dem richtigen Gebrauche der Sprach- und Geſangsorgane. Zweite, verbeſſerte Auflage. 24 Ngr.

Inhalt: Vorbemerkungen. — Einleitung. — Von den Stimmorganen: Muskeln, Athmungsorgane. — Von der Thätigkeit der Stimmorgane. — Die richtige Ausſprache des Alphabets und kritiſche Folgerungen. — Das Athmen. — Schlußbemerkungen.

Grundſätze der äſthetiſchen Bildung des menſchlichen Körpers. Praktiſches Lehrbuch zum Selbſtunterricht für alle gebildeten Stände, insbeſondere für Bühnenkünſtler. Mit 98 in den Text gedruckten Abbildungen. 1½ Thlr.

Inhalt: Vorbemerkungen. — Erſte Abtheilung: Anatomiſch-phyſiologiſche Grundbegriffe. — Zweite Abtheilung: Pädagogiſche Gymnaſtik. Die einzelnen Gliedmaßen. Sämmtliche Gliedmaßen. — Dritte Abtheilung: Aeſthetiſche Gymnaſtik. Die äſthetiſche Plaſtik. Die äſthetiſche Mimik. — Vierte Abtheilung: Grundelemente des Tanzes. — Fünfte Abtheilung: Grundelemente der Fechtkunſt. Das Stoßfechten. Das Säbel- oder Hiebfechten. — Sechſte Abtheilung: Grundſätze der Bekleidung. — Siebente Abtheilung: Anwendung der in unſerm Buche aufgeſtellten Regeln für das bürgerliche Leben, den Salon und die Bühne.

Louis Köhler.

Die Melodie der Sprache, nach dem Leben beobachtet, in ihrer Anwendung beſonders auf das Lied und die Oper. Mit Berührung verwandter Kunſtfragen dargelegt. 20 Ngr.

* * *

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Druck von J. J. Weber in Leipzig

Daniel Rochat.

Schauſpiel in 5 Akten

von

Victorien Sardou.

Deutſch von

Dr. Heinrich Laube.

Hamburg,
Hoffmann & Campe
1880.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript unter Vorbehalt aller Rechte.

Das Recht zur Aufführung von „Daniel Rochat“ iſt rechtmäßig nur zu beziehen:

Für Deutſchland und Rußland durch Herrn Felix Bloch in Berlin, 37 Mohren-Straße,

für Oeſterreich-Ungarn durch Herrn J. Wild in Wien, 2 Friedrich-Straße.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Perſonen:

Daniel Rochat.
Doctor Bidache.
Wilhelm Fargis.
Caſimir Fargis.
Charley Henderſon.
Clavaron.
Turler.
Mirmanr.
Septimus Clarke.
Audran.
Pierron.
Stephens.
Miß Lea Henderſon.
Miß Eſther Henderſon.
Miſtreß Pauwers.
Miß Arabella Bloomfield.
Miß Ellen Bloomfield.
Eine junge Dame.
Deren Gatte.
Laurent.
Julien.

Erſter Akt.

Saal im Schloſſe zu Ferney. Im Hintergrunde Thüren und Fenſter auf den Garten hinaus. Seitenthüren. Links im Hintergrunde ein Buffet mit Bäckereien und Erfriſchungen. Ein Tiſch. Fauteuils.

1. Scene.

Caſimir. Laurent.

Laurent.

Sie beſitzen alſo keine Eintrittskarte, mein Herr?

Caſimir (im Reiſeanzuge).

Nein.

Laurent.

Dann bitte ich um Entſchuldigung, aber ich darf Ihnen die Beſichtigung des Schloſſes nicht geſtatten.

Caſimir (öffnet ſein Reiſehandbuch).

Wie? hier in meinem Joanne heißt es ausdrücklich: „Täglich von 12—4 Uhr, ausgenommen Sonntags“.

Laurent.

Für gewöhnlich wohl, mein Herr. Der Beſitzer des Schloſſes hält ſich ſonſt verpflichtet, den Verehrern des unſterblichen Voltaire den Beſuch ſeines ehemaligen Wohnſitzes anſtandslos zu gewähren. Aber Sie wiſſen ohne

Zweifel, mein Herr, daß wir in Ferney heute ein Feſt begehen, das hundertjährige Jubiläum des großen Mannes.

Caſimir.

Und die feierliche Enthüllung ſeiner Büſte! In Genf war das an jeder Mauerecke zu leſen, ſo gerieth ich auf den Einfall, bei dieſer Gelegenheit gleich das Schloß zu beſichtigen.

Laurent.

Das iſt aber ein Einfall, den vorausſichtlich die verſchiedenſten Leute haben werden.

Caſimir (verbeugt ſich).

Danke!

Laurent.

Deshalb wurde nur eine ganz beſchränkte Anzahl Karten, auf Namen lautend, ausgegeben, deren Beſitzer allein berechtigt ſein werden, ſich hier im Salon von den Anſprachen zu erholen und den berühmten Redner in der Nähe zu ſehen.

Caſimir.

Welchen berühmten Redner?

Laurent.

Herrn Daniel Rochat.

Caſimir.

Ah, der Deputirte! Steht der auch auf dem Programm?

Laurent.

Hier, mein Herr, ſehen Sie einen Ehrenſtuhl bereit, ſeine müden Glieder aufzunehmen. Hier ein kleiner „Lunch“ für ſeine Freunde und unſere Gäſte.

Caſimir.

In der That, weiter kann man die zartfühligſte Aufmerkſamkeit nicht treiben! (Reicht ſeine Viſitenkarte.) Wollen Sie dieſe Karte dem Hausherrn übergeben und ſagen ....

Laurent.

Er iſt nicht zugegen, mein Herr. Geſtern Abend iſt er nach Paris gereiſt.

Caſimir.

Ein ſchlauer Herr, dieſer Hausherr! Auf dieſe Art hält er ſich alle Reden vom Leibe. — Behalten Sie die Karte immerhin, da ſie einmal ausgeſpielt iſt. Geben Sie ſie ihm und melden Sie ihm meine Hochachtung!

Laurent (hat geleſen, raſch).

Fargis! — Mein Herr, Sie heißen ...

Caſimir.

Fargis, Caſimir Fargis.

Laurent.

Wären Sie vielleicht verwandt mit unſerem Nachbar, mit Herrn Fargis, dem Gelehrten?

Caſimir.

Ich bin ſein Bruder.

Laurent.

O, das iſt ganz was anders! In dieſem Falle, mein Herr, dürfen Sie hier bleiben, gehen und kommen, ſelbſt — (auf das Buffet deutend) conſumiren wie es Ihnen beliebt. Herr Fargis iſt unſer guter Bekannter; ſein Bruder braucht keine beſondere Erlaubniß.

Caſimir.

Alſo ....

Laurent.

Jetzt bitte ich aber, mich zurückziehen zu dürfen. Ich habe noch Vorbereitungen für die Illumination zu treffen.

Caſimir.

Nur zu! Doch, noch eine Frage. Hier, nicht wahr, iſt der Salon?

Laurent.

Des großen Voltaire, ja wohl. Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie auf dieſen kleinen Ofen aufmerkſam zu machen, der den Beifall aller Kenner findet.

Caſimir.

Recht hübſch, in der That.

Laurent (nach rechts weiſend).

Hier zeigen wir das Schlafzimmer des großen Philoſophen, — (Caſimir geht rechts) — welches ſich in Wahrheit auf dieſer Seite befand. (Zeigt nach links.)

Caſimir (erſtaunt).

Ah!

Laurent.

Ja. Der Schloßherr bewohnt es ſelbſt und zeigt es daher den Beſuchern lieber auf der andern Seite. Das iſt ihm bequemer.

Caſimir.

Je tiefer ich in den Charakter dieſes Schloßherrn eindringe, deſto mehr muß ich ſeinen praktiſchen Sinn bewundern. — Was hat das niedliche Weiberlärvchen zu bedeuten, das dort über dem Bette hängt?

Laurent (in gedämpftem Tone).

Herrn von Voltaire's Wäſcherin. Ich will Ihnen rauher, windiger Winter vom Jahre 1514 zum Jahre 1515. In der erſten Nacht des neuen Jahres tobte ein ſolcher Sturm in Paris, daß die Seine an die Fenſter der Bürgersleute ſprang, und man meinte, der jüngſte Tag ſei da. In ſelbiger Nacht, da Franz noch traurig, tiefſinnig und verdrießlich im Zimmer umhergeht, kam die Nachricht: Der König ſchickt, der König liegt auf dem Tode, er will Monſeigneur, den Herzog von Valois, ſprechen.

Franz eilt an des Königs Bett, der König denkt wirklich zu ſterben, und beſchwört ihn: mache mein Volk glücklich! Franz tröſtet, der Anfall werde vorübergehen, er weint mit den Umſtehenden — aber der König verſchied in der ſelbigen Nacht.

Am Morgen trat Franz vor die Königin Marie und fragte: Bin ich König von Frankreich?

Ich kenne keinen andern, erwiderte ſie. Man ermeſſe, wie rüſtig er ſich aufrichtete nach ſo ſchwerer Sorge, wie er die Boten ſandte, wie er Anſtalten traf. Des Nachts bei Fackelſcheine ließ er ſich in Rheims ſalben.

Auch Brandon ließ er rufen, er war ihm Dank ſchuldig. — Es exiſtirt eine Nachricht, daß Marie ſich gegen Franz für ſchwanger erklärt, ſie hat aber nichts für ſich. — Franz ſagte zu Brandon: Ich kenne Eure Gefühle, veranlaßt, daß der König von England an mich ſchreibe, ich werde mich für Euch verwenden. Aber verſprecht vorher, nichts zu unternehmen, was Verdruß geben könnte. — Suffolk-Brandon verſprichts bei ſeinem Kopfe, und geht hin, und heiratet drei Tage darauf die junge Königin Witwe, ganz wie eine Geduld, die ſo lange geſpannt und gedehnt worden, daß ſie auf einmal zerſpringt. Franz erfährt's, und läßt ihn rufen: Ihr wißt, was Ihr verſprochen, und was eingeſetzt?

Ich weiß es, antwortet Brandon zitternd, aber wenn Ihr die Liebe kennt, die Folter — Ihr werdet verzeihen.

Franz hat wahrſcheinlich gelacht; wenigſtens hat er erwidert: Ich verzeihe Euch nicht, ich verdamme Euch nicht, ich will an meinen Bruder, den König von England ſchreiben, von ihm hängt Euer Loos ab.

nicht verhehlen, mein Herr, daß dieſe Dame ſeiner Zeit viel ſpöttiſche Nachrede davontrug.

Caſimir.

Menſchliche Schwächen! Bedecken wir ſie!

Laurent.

Wenn Sie wünſchen, bitte einzutreten und ſie in der Nähe zu betrachten.

Caſimir.

Meiner Treu, nein! Wozu? Nun iſt ſie doch ſchon zu weit!

Laurent (erblickt den eintretenden Fargis).

Ihr Herr Bruder! (Zieht ſich zurück.)

2. Scene.

Caſimir. Fargis.

Fargis.

Wie? Du?

Caſimir.

Ja! Ich!

Fargis (umarmt ihn).

Hier in Ferney? Welche Ueberraſchung!

Caſimir.

Und Deine Frau, Deine Kleinen?

Fargis.

Befinden ſich wohl. Aber woher kommſt Du?

Caſimir.

Von Monte-Carlo.

Fargis (ſieht ſich um).

Allein?

Caſimir (lächelnd).

Mein Diener iſt mir vorausgereiſt.

Fargis.

Nein, ich meine ....

Caſimir.

Ich habe Dich verſtanden. Jene, welche meinem Leben Reiz verlieh? Ich verließ ſie am Spieltiſche und ſie hat es nicht einmal gemerkt.

Fargis.

Ah, deſto beſſer!

Caſimir.

Niemals, dacht' ich mir, würde ſich eine beſſere Gelegenheit finden, Bekanntſchaft mit Deiner Villa zu machen, welche Du Dir am Genferſee gekauft, und ich war auf dem Wege nach Verſoix, als dieſe Flaggen und Feſtprogramme meine Neugierde reizten. Ich ließ meinen Kutſcher von der Straße ablenken und an das Schloßgitter heranfahren; ein Einfall, den ich ſchon anfing zu bereuen, als Du kamſt, — zur rechten Zeit.

Fargis.

Wahrhaftig, zu ſehen gibt's hier nicht mehr viel.

Caſimir.

Du kommſt ſelbſtverſtändlich als Feſttheilnehmer und geladener Nachbar?

Fargis.

Zu Fuße. Ich wohne ganz nahe. Nach beendeter Feier machen wir den kleinen Spaziergang nach Hauſe miteinander. Aber, was iſt das, Freundchen, mir ſcheint gar, Du wirſt wohlleibig. Hoho, nimm Dich in Acht!

Caſimir.

Ja, Du haſt Recht, ich ſollte mich mehr rühren.

Fargis.

Thuſt Du denn gar nichts? Müſſiggänger!

Caſimir.

Was ſoll ich thun? Du kannſt leicht reden. Erſtens biſt Du aus einer ganz anderen Generation, zehn Jahre älter als ich. Ihr Kinder des Bürgerkönigthums ſeid dem Schooße einer ernſter ſtrebenden Epoche entſtiegen. Außerdem biſt Du ein Schlaukopf! Du ſagteſt Dir: „Die 75000 Livres Rente, welche unſer braver Vater einem Jeden von uns hinterließ, werden mich nicht vor grauenhafter Langeweile bewahren, wenn ich mir nicht beizeiten ein kleines Steckenpferd entdecke". Und zur größeren Sicherheit haſt Du Dir gleich deren drei oder vier angeſchafft: die Mineralogie, die Geologie, die Anthropologie u. ſ. w. Das iſt vor Allem geſund. Man kommt viel in freie Luft, man macht Bewegung, man unternimmt Ausflüge, Reiſen, um irgend einem verwitterten Kieſelſteine oder einem alten Gerippe nachzujagen. Das geht alles in's Blut! Man begeiſtert ſich für eine Sache, man betreibt ſie leidenſchaftlich, man polemiſirt, zankt, geräth außer ſich — kurz: man lebt! In Wahrheit, es gibt nur zwei Klaſſen von Menſchen: die Indifferenten, will ſagen: Dummköpfe, und die Paſſionirten, will ſagen: Narren! Du biſt unter die Narren gegangen. Ich beneide Dich.

Fargis.

Du haſt Dir alſo noch gar kein ſolches Steckenpferd — wie Du ſagſt — ausgefunden?

Caſimir.

Ich habe es mit Raritäten-Sammeln verſucht.

Fargis.

Nun gut! Vorwärts!

Caſimir.

Es geht nicht. Das war moraliſcher Zwang, alſo hatte ich auch kein aufrichtiges Vergnügen davon. Nein, nur einer Liebhaberei habe ich mich ernſtlicher ergeben: die Weiber! In dem Artikel war ich ſogar ein bedeutender Sammler. Aber da hatte ich auch kein Glück. Der echte Steckenpferd-Reiter hält ſich an ſeltene, angezweifelte, unentdeckte und unentdeckbare Stücke, und die zu finden iſt freilich ſchwer.

Fargis.

Verſuche einmal mein Steckenpferd zu beſteigen! Ich reiſe morgen nach Tirol, wo ſoeben ein prachtvolles Exemplar des Höhlenmenſchen aufgefunden wurde. Komm' mit, vielleicht iſt das nach Deinem Geſchmack!

Caſimir.

Was fällt Dir ein! Kann man ſich zur Begeiſterung zwingen? Der Menſch verſuche ſeinen Geſchmack nicht! Das heilige Feuer entzündet ſich nicht ſo mir nichts, dir nichts, wie eine Cigarre an der andern. Nein, ſiehſt Du, ich werde meinen Beruf ſchon entdecken. Aber wo? Das iſt die Frage! Ich erwarte noch immer den zündenden Funken, der die unbekannte lodernde Flamme in mir anfachen ſoll!

Fargis.

Na, dann warte! — (Sieht nach der Uhr.) Dieſe Feſtfeier läßt lange auf ſich warten.

Caſimir.

Redeſt Du am Ende auch?

Fargis.

Ich? Wie käme ich dazu?

Caſimir.

Als Geologe! Sollte denn Voltaire ſich nicht auch ein wenig mit Geologie befaßt haben?

Fargis.

Ja, aber wie! Die foſſilen Muſchelthiere unſerer Alpen hielt er für Ueberreſte eines Auſtern-Frühſtücks!

Caſimir.

Vom philoſophiſchen Standpunkte alſo?

Fargis.

Nein, nein! Ich bin nur meines alten Freundes wegen hier. **Rochat kommt.**

Caſimir.

Ah, Ihr kennt Euch?

Fargis.

Von der Schule her. Wir ſaßen nebeneinander im Collège Charlemagne und ſind ſeither gute Freunde geblieben, trotzdem unſere Anſchauungen divergiren. Nicht um Alles hätte ich verſäumt, ihm bei dieſer Gelegenheit wieder einmal die Hand zu drücken, — wenn er die Gelegenheit nur nicht verſäumt! Er hat ſich arg verſpätet. Bidache, der mir begegnete, iſt in äußerſter Beſorgniß.

Caſimir.

Bidache? Wer iſt Bidache?

Fargis.

Wie? Du kennſt nicht Bidache, den Doktor Bidache, Daniel's alter ego?

Caſimir.

Nein. Auch ein Deputirter?

Fargis.

Ja, Dank ſeinem Freunde, von dem er völlig abhängt. Einer jener wohlberathenen Menſchen, die ſich keinerlei Selbſttäuſchung über ihre eigene Mittelmäßigkeit hingeben und es vorziehen, ſich von einem Fähigeren in's Schlepptau nehmen zu laſſen, um in ſeinem Gefolge Ziele zu erreichen, die ihrer eigenen Kraft unerreichbar geblieben wären. Schon im Collège, wo er ein mäßig veranlagter, aber pünktlicher Schüler war, hing er ſich an Daniel und diente ihm als Laufburſche, wogegen dieſer die Correctur ſeiner Ueberſetzungen beſorgte. Später, nachdem er Medicin ſtudirt hatte, traf er als Arzt ohne Praxis wieder mit Daniel zuſammen, der — inzwiſchen Advocat geworden — bereits als Volksredner von Ruf auf allen Wahlverſammlungen glänzte und ſeiner großen politiſchen Zukunft entgegenging. Sofort trat er in vertraulichſte Beziehungen zu ſeinem ehemaligen Schulgenoſſen und wurde der eifrigſte Apoſtel jener überraſchend ſchnell errungenen Popularität, welche den jungen Mann im Nu aus dem Gerichtsſaale in die Kammer verſetzte. Wenn Du heute bei Daniel Rochat vorſprichſt, empfängt Dich — Bidache! (Er war verheirathet, lebt aber geſchieden von ſeiner Frau.) Bidache frägt nach Deinem Begehren, hört Dich an und entläßt Dich mit huldvollen Redensarten. „Wir werden ſehen was ſich thun läßt!" ... und dergleichen. Immer: Wir! In Wirklichkeit ſeinem Gebieter unbedingt ergeben, behandelt er ihn öffentlich ziemlich barſch, um ſich den ſchönen Schein unparteilicher Freundſchaft zu ſichern. Trotzdem übt er doch großen Einfluß auf ihn, was um ſo begreiflicher erſcheint, als er in der That eine aufrichtige, wenn auch nicht ganz uneigennützige Zuneigung für den Mann hegt, deſſen Glück und Vermögen er als ſein eigenſtes Werk und alſo auch halb und halb als ſein Eigenthum betrachtet.

Caſimir.

Und bei alledem iſt der Menſch auch Arzt? Woher nimmt er nur die Zeit?

Fargis.

O, die hat er. Wir haben an zwei Dutzend ſolcher Herren in der Kammer, die dem Lande Recepte verſchreiben. Ihre Kranken befinden ſich dabei ausnehmend wohl.

Caſimir.

Alſo, er iſt hier?

Fargis.

Ja, in dienſtlicher Eigenſchaft.

Caſimir.

Bei der Apotheoſe Voltaire's?

Fargis.

Naive Seele! Bei der Apotheoſe ſeines Patrons. Daniel Rochat heißt der Held des Tages! Voltaire iſt nur ein ſchicklicher Vorwand. Wie eine alte, verſtaubte Gypsbüſte, die man für den beſonderen Zweck geſäubert hat, thront er im Hintergrunde, um Abends behängt mit dürren Kränzen wieder in die Rumpelkammer zu wandern. — Ah, da kommt Herr Vidache!

3. Scene.

Vorige. Bidache mit **Audran, Pierron, Stephens.**
Beſucher kommen und gehen von Laurent geführt.

Fargis.

Nun? Iſt er da?

Bidache.

Keine Idee! Nicht einmal in Sicht! — Ich begreife nichts mehr! Das iſt unerhört!

Fargis (ſtellt vor).

Mein Bruder Caſimir! Herr Dr. Bidache!

Bidache (ſtellt ſeinerſeits vor).

Meine Herren! — Herr Pierron, Zeichner. — Herr Audran von der „Neuen Republik“. — Miſter Stephens vom „New-York Herald“. — Meine Herren, mein berühmter Freund, Herr Wilhelm Fargis, deſſen Name weltbekannt iſt, und ſein Bruder . . .

Caſimir (grüßt).

Bitte! Spielt keine Rolle!

Fargis (zu Bidache).

Was gedenkſt Du nun zu thun?

Bidache.

Ich habe Clavaron, meinen Sekretär, nach Genf beordert. Er frägt, erkundigt ſich, ich warte indeß.

Fargis.

Und das Publikum?

Bidache.

Wartet auch. Es beſucht einſtweilen das Grabmal und die berühmte, von Voltaire ſelbſt erbaute Kirche. Voltaire als Kirchenpatron!

Fargis.

Aber auch ein abſcheuliches Bauwerk, dieſe Kirche!

Bidache.

Das allein entſchuldigt ihn.

Eine junge Dame

(Begleitet von ihrem Gatten und Laurent tritt aus dem Schlafgemach).

Hier alſo iſt der Salon?

Laurent.

Ja wohl, Madame!

Der Gatte (bemerkt, daß ſie umherblickt).

Was ſuchſt Du denn?

Die Dame (zu Bidache).

Entſchuldigen Sie, mein Herr ....

Bidache.

O, Madame, ich ſchätze mich glücklich.

Die Dame (leiſe).

Kann man ihn nicht ſehen?

Bidache.

Wen, Madame?

Die Dame.

Nun, Voltaire! (Allgemeine Bewegung. Sie fährt trotz verzweiflungsvoller Geberde ihres Gatten fort.) Natürlich ſitzt er im Lehnſtuhl. Ein Hundertjähriger! Das iſt eine Sehenswürdigkeit! Ich möchte gar zu gerne ein paar Worte mit ihm reden!

Bidache.

Oh, das wird ſchwer gehen!

Der Gatte

(Nimmt ihren Arm, um ſie wegzubringen).

Komm', gehen wir!

Dame.

Aber nein! Warte doch!

Der Gatte.

Es geht abſolut nicht ... Ich werde Dir das auseinanderſetzen .... Komm' nur! (Führt ſie gewaltſam ab.)

Vidache.

Dieſe Leute! Und nun ſetzen ſie ſich wieder auf die Bahn und fahren weiter!

4. Scene.

Vorige. Clavaron.

Vidache.

Ah, Clavaron! — Nun? Daniel ....

Clavaron (außer Athem).

Keine Spur von ihm!

Alle.

Ah!

Clavaron.

Ich habe in allen Gaſthöfen nachgefragt, in allen Bahnſtationen. — Nichts und wieder nichts!

Vidache.

Nicht einmal einen Brief, eine Depeſche?

Clavaron.

Nichts!

Vidache.

Das iſt niederſchmetternd!

Fargis.

Telegraphire!

Vidache.

Wohin?

Vielleicht mit dieſer Familienangelegenheit begann das gute Verhältniß, das immer zwiſchen ihm und Heinrich VIII. beſtanden hat. Franz nannte ihn — und dies war neu — Majeſté, um rückwärts ſo genannt zu werden, und man gefiel ſich gegenſeitig.

Die junge Witwe und Wiedervermählte ſchrieb ebenfalls nach England: Deine Einwilligung, geliebter Bruder hätteſt Du verſagt, aber Verzeihung wirſt Du bewilligen. Was ſollte Heinrich thun? Nicht verzeihend mußte er ſeinem Lieblinge den Kopf abſchlagen laſſen. So wurde dies gewitterſchwere Verhältniß eine bürgerliche Ehe ganz für ein deutſches Taſchenbuch. Kein Menſch fragt mehr, ob der Leib dieſer ſchönen Marie fruchtbar geweſen.

Franz aber, ein leichter Sinn, herrſchluſtiger, als verliebt, lachte hinter dem ſchönen Weibe her, die nach England ging, ſchwur, es ſei abſcheulich, dieſe Schönheit zu verlieren — aber enfin, es gäbe andere Schönheiten, und er ſei König von Frankreich.

Ein altes Wort aber in Frankreich ſagt: Wenn Gott zwei Söhne hätte, und um die Erbtheilung verlegen wäre, ſo gäbe er dem einen den Himmel, dem anderen Frankreich.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damals noch nicht nach der Charte regiert wurde.

8.

Wer denkt jetzt noch daran, wie langſam der große Körper zuſammengeſtückt worden iſt, welcher Frankreich heißt. Man gedenkt deſſen ſo ſelten, daß es faſt Niemand mehr weiß; es liegt ein franzöſiſcher Nationalſtolz darin, Frankreich wie etwas von undenklichen Zeiten her Beſtehendes anzuſehen. Sie haben auch

Fargis.

Nun, dorthin wo er ſich aufhält!

Vidache (außer ſich).

Weiß ich denn, wo er ſich aufhält!

Fargis.

Du weißt alſo gar nicht? ....

Vidache.

Nein, das iſt es ja eben! Er hat mir einen Streich geſpielt. Am 5. trete ich des Morgens bei ihm ein: — er war verſchwunden, in einem Fiaker fortgefahren mit Diener und Reiſeſack. Ich eile zu ſeinen Schweſtern nach Vincennes: die alten Närrinnen wiſſen von nichts. Ich kehre ganz beſtürzt nach Hauſe zurück — und finde folgenden Brief: „Lieber Freund, ich habe das Reden, Empfangen und Beſuchemachen ſatt, ich muß in die freie Luft, in die Einſamkeit. Drei Wochen Ferien werden mir gut thun. Ich ſage Dir nicht, wohin ich gehe, da ich ſelber keine Ahnung davon habe, aber am 31. komme ich nach Ferney. Finde Dich ebenfalls ein mit Clavaron. Ein Händedruck von Deinem Daniel.“ — Ich ſtürze ſofort in einen Wagen — ein bedeutender Menſch wie er durchfährt nicht Paris, ohne ſeine leuchtende Spur zu hinterlaſſen — und eine Stunde ſpäter wußte ich, daß er nach Baſel abgereiſt war. Ich telegraphire. Antwort: Abgeſtiegen Hotel Drei Könige unter dem Namen Richardet. Wieder abgereiſt, unbekannt wohin.

Fargis.

Alſo verſchollen?

Vidache.

Glücklicherweiſe leſe ich in der Frankfurter Zeitung vom 11. die Geſchichte von dem Stationschef in Zürich, der ihn erkennt und ihm einen Blumenſtrauß überreicht, welchen er mit der hiſtoriſchen, aber ungeſchickten Antwort: „Ich bin nicht der, für den Sie mich halten!“ ablehnt. Am 15. neues Indicium. „Der Patriot von Lauſanne“ verräth ſeinen Aufenthalt am Vierwaldſtädter-See als Begleiter zweier Frauen ....

(Bewegung.)

Fargis.

Ah!

Bidache.

Oder Fräuleins. Engländerinnen, denen er Feldſeſſel und Regenmäntel nachträgt.

Caſimir.

Ei, ei, ei!

Bidache.

Nun taucht er unter und ich verliere ihn ganz aus dem Geſicht. Erſt am 25. taucht er in einem Berner Blättchen wieder auf, das heißt: am Neuenburger See.

Fargis.

Mit ...?

Bidache.

Mit den Engländerinnen, natürlich. Nun, neuerliches Untertauchen und Verſchwinden in's Unbekannte, in's Nichts!

Fargis.

Keineswegs. Von Neufchâtel führt ihn ſein Weg hierher. Er kommt!

Bidache.

Er kommt nicht, wie Du ſiehſt!

Clavaron.

Was ſoll man davon denken!

Bidache.

Welch' ein Scandal! Welch' eine ungeheure Ohrfeige der ganzen Schweiz! Und übermorgen erwartet man ihn in Turin, binnen acht Tagen in Narbonne!

Caſimir.

Wenn aber Weiber im Spiele ſind, wenn die Liebe dazwiſchen tritt ....

Bidache.

Die Liebe! die Liebe! Ich laſſe ſie gelten; ich geſtatte ſie ſogar für die Mußeſtunden, aber förmliche Liebesreiſen auf allen Seen — dazu haben wir keine Zeit!

5. Scene.

Vorige. Turler. Mirmann.

Turler.

Beſter Herr, die Leute werden ſchon ungeduldig.

Bidache.

Und wir erſt, Herr Adjunct!

Mirmann.

Wir dürfen den Beginn nicht mehr verzögern.

Bidache.

Bedaure ſehr, meine Herren ... Mehr als Sie ... Sie dürfen glauben, irgend ein Unfall ...

Turler.

Auf der Eiſenbahn?

Bidache.

Wo denken Sie hin. Auf dem Schiffe höchſtens. Er reiſt nur mehr zu Schiff.

Mirmann.

Wir haben einſtweilen die Ouverture zu Wilhelm Tell ſpielen laſſen, um Zeit zu gewinnen.

Bidache.

Sehr gut!

Turler.

Dann den Kuhreigen.

Bidache.

Ausgezeichnet!

Turler.

Damit wird man aber bald fertig.

Bidache.

Alſo was anderes! Wenn wir auch nur zehn Minuten gewinnen! Irgend etwas, irgend ein Gericht um den Braten zu erwarten! — Zeigen Sie einmal die Speiſekarte.

Mirmann (lieſt das Programm).

„Erſte Abtheilung: Siegesmarſch. Genfer Feſt-Hymne.“ — Da ſtehen wir.

Bidache.

Gut.

Mirmann.

„Feſt-Cantate mit Harfenbegleitung. Enthüllung des Denkmals. Artillerieſalven. Feſtrede Ihres hochberühmten Freundes ....“

Bidache.

Allgemeiner Jubel!

Turler.

Und Zwiſchenpauſe. Lunch, Erfriſchungen.

Bidache.

Sehr gut!

Mirmann.

„Zweite Abtheilung: Poetiſche Epiſtel an den Patriarchen von Ferney, verfaßt und geleſen von Herrn Morin, Profeſſor der Rhetorik am Genfer Lyceum. — Gelegenheits-Feſtſpiel in einem Akte, gedichtet von Frau Beckmann, Verlagsbuchhändlers-Wittwe. — Philoſophiſche Symphonie über die Entwicklung der menſchlichen Geſellſchaft vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. — Feſtchor. — Feſtmarſch und Feſtzug. — Dritte Abtheilung: Feſtbankett zu 250 Couverts. Endlich, großes Feuerwerk. Die Feſtfronte zeigt folgendes Bild: Voltaire, den Despotismus mit Füßen tretend, in der Rechten die Fackel der Wahrheit über den Erdball ſchwingend, während er mit der Linken der Heuchelei die Larve vom Geſichte reißt."

Bidache.

Ein hartes Stück Arbeit! — Erlauben Sie! (Nimmt das Programm.) Wie, wenn wir gleich mit der poetiſchen Epiſtel kämen? Damit wäre wenigſtens eine Nummer überſtanden.

Turler.

Unmöglich, ſo lange das Denkmal nicht enthüllt iſt! Der Dichter wendet ſich immer direct an die Geſichtszüge des Gefeierten. „So lächelteſt Du, ja wohl, unſterblicher Greis!" ꝛc. Das geht doch nicht, wenn ſein Kopf noch in der Leinwand ſteckt!

Bidache.

Alſo, das geht nicht. — Aber vielleicht das Gelegenheitsſtück dieſer ehrſamen Verlagsbuchhändlers-Wittwe?

Mirmann.

Das ginge eher.

Vidache.

Alſo ja? Gut. — Während dem bleiben wir alle hier verſammelt und erwarten ihn . . .

Clavaron.

Er iſt da!

Vidache.

Rochat?

Clavaron.

Ja! Er iſt da, er iſt da!

Vidache.

Gerettet!

6. Scene.

Vorige. Daniel Rochat mit **Julien**, ſeinem Diener, der einen Reiſeſack trägt.

Vidache (eilt ihm entgegen).

Endlich!

Daniel (reicht ihm beide Hände).

Grüß' Dich, Doctor! Guten Tag, Clavaron! Ah und . . . Fargis! Mein guter Fargis, auch! — Meine Herren . . . . .

Vidache (ſtellt vor).

Herr Adjunkt Turler — Herr Mirmann, General-Feſtordner.

Daniel.

Sehr erfreut, meine Herren, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich habe mich ein wenig verſpätet.

Vidache.

Nur um eine Stunde.

Daniel.

Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung.

Turler.

O, bitte, wir ſind zu glücklich. —

Mirmann.

Zu ſtolz auf die Ehre, die Sie uns erweiſen ...

Daniel.

Erlauben Sie .... (Ruft den Diener.) Julien! — (Zu Bidache.) Haſt Du mir Sitze reſervirt?

Bidache.

Natürlich! Tribünenſitze. Wie viele brauchſt Du?

Daniel.

Nur zwei. (Zu Julien.) Du warteſt den Wagen ab, übergibſt die Karten, machſt Dich davon und meldeſt mir ſofort, daß ſie da ſind.

Julien.

Zu Befehl. (Ab.)

Bidache.

Sie! Alſo Damen?

Daniel.

Ja, Damen!

Bidache.

Meinetwegen! Aber dieſe Herren wollen Deine Ankunft verkünden.

Daniel.

Ach, laſſen Sie mich erſt Athem ſchöpfen!

Bidache.

Verſteht ſich! — (Zu Turler.) Alſo das Feſtſpiel voran, meine Herren! Sie ſehen, es muß ſein. Benachrichtigen Sie uns, ſobald die Hülle fallen ſoll.

Turler.

Herr Rochat erſcheint alſo erſt ....

Bidache.

Mit Voltaire zuſammen. (Für ſich.) Und wir ſtecken den Beifall ein!

Caſimir (zu ſeinem Bruder).

Der Vater des Debütanten! — Ich will mir lieber das Feſtſpiel anhören. Auf Wiederſehen! (Mit Turler und Mirmann ab. Bidache ſchließt die Thüre hinter ihnen.)

7. Scene.

Bidache. Daniel. Fargis.

Daniel (ſitzt).

Dieſe Hitze!

Bidache.

Willſt Du Dich abkühlen? Einen Grog vielleicht?

Daniel.

Gern.

Fargis.

Kommſt Du von Genf?

Daniel.

Nein, von Verſoix, wo ich nur in aller Eile Frühſtück und die obligate weiße Halsbinde zu mir nahm. Ich fuhr um den Park herum, um der Menge zu entgehen.

Bidache (mit dem Grog).

Welche Dich da vorne erwartet mit Reden und Böllern.

Daniel.

Eben darum. Aus der Ferne ſchon ſah ich eine ganze Proceſſion weißgekleideter Mädchen mit ungeheuern tricoloren Blumenſträußen bewaffnet.

Bidache.

Du wirſt ihnen doch nicht entgehen!

Daniel.

Nachher, meinetwegen! Doch jetzt, in dieſem Augenblicke ....

Fargis.

In der That, Du ſcheinſt zerſtreut, aufgeregt ....

Bidache.

Fieberiſch!

Daniel (trinkt).

Ein wenig wohl.

Bidache.

Aber Dein Teint iſt geſund, blühend, Dein Auge blitzt — Du ſiehſt aus wie Zwanzig!

Daniel (gibt das Glas zurück).

Ach ja, vierzehn Tage Einſamkeit und Ruhe, welche Erquickung an Leib und Seele!

Bidache (zwiſchen den Zähnen).

Schöne Einſamkeit!

Fargis.

Du haſt die große Tour über die Seeen gemacht?

Daniel.

Ja, die große claſſiſche Rundreiſe, die Jeder gemacht haben muß.

Fargis.

Immer incognito?

Daniel.

Und überglücklich, wie Goethe ſagt: „wieder einmal nur ein Menſch zu ſein wie alle andern vor Dir, Natur!“ — den harten Panzer der Convenienz abwerfen und mich ungehindert auf grünem Raſen wälzen zu dürfen.

Bidache.

Ganz allein?

Daniel.

Wie?

Bidache.

Nun ja, der Wagen voll Damen ....

Daniel.

Es ſind nur zwei.

Bidache.

Zwei Engländerinnen!

Daniel.

Woher weißt Du?

Bidache (zeigt ſeine Zeitungen).

Ja, die Preſſe!

Daniel.

Wie? Die Preſſe hat ſich darum gekümmert ....

Bidache.

Glaubſt Du denn, ein Mann wie Du reiſe wirklich unerkannt durch die zwölf Kantone!

Daniel

(Hat die Zeitungen durchgeſehen, ſteht auf).

Alberne Tröpfe, welche dieſe anbetungswürdigen Frauen für Abenteuerinnen halten.

Bidache.

Ah, alſo es ſind keine ....

Daniel.

Welch' ein Einfall! Weit gefehlt! Zwei vollendete Weſen, Geſchöpfe einer beſſeren Welt, idylliſche Naturen!

Bidache.

Erzähle doch!

Daniel (ſieht nach der Uhr).

Später.

Bidache.

Wir haben ja Zeit.

ihre Geſchichte ſo eingerichtet, daß Alles vom Sturze der Römer an im Intereſſe der Franzoſen, als Geſchichte der Franzoſen geſchehen iſt. Die Merovinger und Karolinger ſind ihnen ohne Weiteres die alten franzöſiſchen Könige, an den Fingern zählen ſie in ununterbrochener Reihe vom fabelhaften Pharamund bis zum deutlichen Ludwig Philipp. Jene ſind die beiden erſten Königsſtämme — Race nennen ſie's — und mit Hugo Capet, bei welchem wir franzöſiſche Geſchichte anheben, beginnen ſie ſchon ihre dritte Race. Franken heißt ihnen Franzoſen, de Thou ſchon ſchreibt „Francs ou François“. Unſere hiſtoriſche Gewohnheit läßt das ohne Weiteres vorüber, wenn von den Chlovis und ſolchen auſtraſiſchen und neuſtriſchen Leuten die Rede iſt, aber bei Carl dem Großen macht es uns einen unangenehm überraſchenden Eindruck. Dieſer Carl wird uns ohne ein Wort unter den Händen weg escamotirt, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde, daß Charlemagne für alle Welt nur franzöſiſch Charlemagne heiße und ein unzweifelhaft blos franzöſiſcher Held ſei. Daß für uns erſt ein Frankreich nach dem Vertrage von Verdun und der Franzoſe mit dem Frankreich eigenen Geſchlechte der Capetinger beginnt, ich glaube, das iſt ihnen ganz unbekannt. Wenigſtens die Art, wie noch heutigen Tages ein unterrichteter Mann erſten Ranges, ein Mann wie Guizot, von geſchichtlichen Urſprüngen Deutſchlands redet, dieſe Art ſchließt eine völlige Unkenntniß deutſchen Gedankens ein über deutſche Urſprünge, und iſt in dieſer Unkenntniß geradezu unverſchämt. Wir haben wirklich eine volle, in ſich gegliederte und eine reiche Staatswelt viele Jahrhunderte früher, ehe an ein Frankreich zu denken war, ehe dieſer Landſtrich mehr war, denn ein unzuſammenhängend Chaos von Verſchiedenheiten, wir haben eine alte germaniſche Welt. Davon haben doch auch die Franzoſen gehört, man hat ihnen, läſtig genug, zuweilen dargethan, daß der Gedanke dieſer und jener Inſtitution germaniſch ſei, ihnen durch Franken, durch Normänner, durch Burgunder zugekommen. Wie entledigt ſich Guizot ſolchen Zudranges? Er nimmt jeden Gedanken, jeden Zug einzeln und

Daniel.

Gut denn, ſei's! — Eines ſchönen Morgens war ich allein auf dem Wege von Littau nach Luzern, wohin mein Diener mit dem Gepäck vorausgefahren war. Ich folgte auf gut Glück einem abgelegenen Fußpfade, vergnügt vor mir her ſummend wie ein fahrender Schüler, als mich plötzlich ein entzückendes Bild an die Stelle bannte. Ein vom Schneewaſſer angeſchwellter Bach lief quer über den Weg, auf welchem mir zwei Mädchen vorangewandert waren. Sie hatten ihre Mappen, Schirme und Botaniſirbüchſen abgelegt und waren eben im Begriffe einen Uebergang herzuſtellen, indem ſie flache Steine in's Waſſer warfen, das ſie über und über beſpritzte. Jeden Wurf begleitete ein heller Schrei und fröhliches Gelächter, das um ſo ungedämpfter klang, da ſie mich nicht bemerkten. Unwillkürlich genieße ich den Anblick des lieblichen Spieles, bis ich die kleinen Hände ſich vergeblich an einem großen Steine abmühen ſehe und vortrete, um die ſchwerere Arbeit, die mir rechtlicherweiſe zukommt, für mich zu beanſpruchen. Anfänglich ein wenig eingeſchüchtert, nehmen ſie doch kurz entſchloſſen meine Dienſte an, und ſo machen wir uns zu Dritt luſtig an's Werk. Zehn Minuten ſpäter war die kühne Ueberbrückung fertig und ich ſtand in der Mitte, reichte ihnen die Hand und geleitete ſie an's and're Ufer. Drüben angekommen machen ſie ſich zurecht, grüßen höflich, gehen weiter und laſſen mich da ſtehen, allein, mit jenem unbeſtimmt-traurigen Gefühl der Leere, der Enttäuſchung im Herzen, welches uns der Abſchied von einer ſchönen Frau doch ſtets verurſacht, ſei ſie uns im Grunde noch ſo gleichgiltig.

Bidache.

Oh, Empfindeleien à la Rousseau!

Fargis.

Eine Reiſe nach Ferney mit einem kleinen Umwege über Les Charmettes.

Daniel.

Denſelben Abend noch erfuhr ich aus der Fremdenliſte des Hotels, meine ſchönen Fremden ſeien engliſche oder amerikaniſche Miſſes. Am andern Tage finde ich ſie wieder auf dem Schiffe. Unſer kleines Abenteuer berechtigt mich, ſie zu grüßen. Ich ſtelle mich vor, natürlich unter meinem angenommenen Namen. Sie behandeln mich mit jener angenehmen Freiheit und Sicherheit im Umgange, welche der gewohnte Verkehr mit fremden Leuten auch dem weiblichen Geſchlechte dieſer ſtets auf Reiſen befindlichen Nationen gewährt. Sie gehen nach dem Rigi. Ich auch. Und ſo weiter: Zur Tells-Kapelle, nach Altorf ꝛc. — wohin man eben geht. Das ſtete Zuſammenſein auf dem Schiffe, auf Ausflügen, bringt uns einander näher. Die Jüngere zeichnet, ich ſpitze die Bleiſtifte. Die Aeltere botaniſirt, ich pflücke Blumen. Im Handumdrehen werde ich — nicht „ihr guter Freund" — das wäre zu viel geſagt — aber, wie die Jüngere es auf gut engliſche Art und Weiſe reſervirt ausdrückt: „ihr guter Reiſekamerad". Sie kehren nach Genf zurück, wo ſie ſtationiren. Ich muß auch nach Genf, alſo machen wir den Weg wieder miteinander und zwar nach Uebereinkunft über Bern und Neufchâtel. — Nun plagt mich das böſe Gewiſſen! Wäre es nicht an der Zeit, ihnen endlich zu ſagen, wer ich bin? Ich zaudere. Soll ich mein Incognito aufgeben, in welchem ich mich ſo wohl befinde? Mit eins meinen hübſchen kleinen Roman zerſtören? — Die ſanft ſchlummernde Hexe Politik früher als nöthig wachrufen? Und wie — wenn ſie dem andern

Lager angehörten? Wenn mein Geſtändniß das Lächeln von ihren Lippen zauberte, wenn mein wahrer Name ſie erſchreckte? Bei dieſem Gedanken fühle ich mich ſo ernſtlich beunruhigt, daß ich mir die entſcheidende Frage ſtelle. Welche Wichtigkeit könnte ich ſonſt der Meinung zweier junger Mädchen über mich beimeſſen, die ich acht Tage früher noch nicht kannte! Ja, ich muß es mir ſelber eingeſtehen, daß ich großen Werth auf ihre Achtung lege, auf ihre Theilnahme, ihre Zuneigung — das heiß vielmehr .... nicht auf ihre, nein! auf ihre! Die Eine beſchäftigt insbeſondere alle meine Sinne, ſie, die Aeltere, Lea! Und Euch, meine guten Freunde, will ich es auch gerne eingeſtehen, daß ich nicht ſonderlich des Weges achtete, den ich an ihrer Seite zurücklegte, in leichter Vertraulichkeit der gemeinſchaftlichen Wanderung, welche die Stunden beflügelt, die Sinne verwirrt und den Herzſchlag beſchleunigt, daß es alle Schranken überſpringt und, der Gefahr nicht achtend, dem warnenden „Halt!“ des Verſtandes nur noch ein übermüthiges „Zu ſpät!“ entgegenſetzt.

Bidache (verſtimmt).

Du biſt verliebt? Du?

Daniel.

Und wieder geliebt, ich bin deſſen gewiß! Schließlich war ich nicht mehr allein Derjenige, der Zuſammenkünfte und vertraute Geſpräche herbeiführte, und heute Morgen, als ich Abſchied nahm, zitterte ihre Hand in der meinen. Auf meine Frage, ob ich mich heute nach ihrem Befinden erkundigen dürfe, rief die Jüngere ein herzliches: „Das verſteht ſich doch von ſelbſt!“ Aber ſie ſchwieg und ihr Schweigen ſprach noch beredter. Ja, ich fühle, ich weiß es, ſie liebt mich! Und dieſe Ueberzeugung, ſollte man meinen, müßte mich zu meinem Selbſtbekenntniſſe ermuthigen . . . .

Bidache.

Ja.

Daniel.

Nein, ich bringe es nicht über die Lippen. Zwanzigmal vielleicht ſchon faßte ich den feſten Vorſatz, und immer wieder zauderte ich und verſchob die Entſcheidung, aus Furcht den holden Zauber zu brechen.

Fargis.

Aus Euern Geſprächen muß Dir aber doch klar geworden ſein, welchen Anſchauungen ſie huldigt?

Daniel.

Kaum. Die Engländer ſind darin reſervirter als wir. Doch gab es einige günſtige Anzeichen für mich.

Bidache.

Ah!

Daniel.

Wir betraten zuſammen verſchiedene Kirchen: Niemals eine Spur von Bigotterie. Alſo katholiſch iſt ſie nicht, wenigſtens trägt ſie es nicht zur Schau.

Bidache.

Das iſt ſchon etwas!

Daniel.

Und ſie kommt zur Voltaire-Feier, wozu ich ihr Billets verſprochen!

Bidache.

Das iſt noch mehr!

Daniel.

Wir ſprachen auch einmal über die Schweiz. Sie ſagte, das Land gefiele ihr ſehr, weil man darin frei ſei wie in England. Ich fügte hinzu: Und in Frankreich. O, verſetzte ſie lächelnd, Eure franzöſiſche Freiheit gleicht ein wenig dem Genius der Baſtille, erhobenen Fußes ſchwebend, ſtets bereit, davon zu fliegen. — Ganz ſeelenvergnügt will ich erwidern, proteſtiren und wahrſcheinlich mein Geheimniß verrathen: — da fährt die Jüngere von ihrer Zeichnung auf: „Um Gotteswillen, wie kann man nur bei dem herrlichen Wetter von Politik ſprechen!“ — Und wiederum ſchwieg ich.

Bidache.

Weshalb denn? Es war ja ganz klar. Sie iſt liberal, denn ſie liebt die Freiheit.

Daniel.

Aber welche? Jeder verſteht ſie anders und meint die ſeine. — Aber ich war doch entſchloſſen, mich nicht von ihr zu trennen, ohne mich ihr zu entdecken. Nur der Gedanke hielt mich wieder zurück, welch' übles Anſehen dies Bekenntniß habe in letzter Stunde des Abſchieds. Gab es denn keinen andern Ausweg? Sie kommt hierher. Ich werde ihr gegenüberſtehen, ſie wird mich erkennen und hören. Erhobenen Hauptes, unter freiem Himmel will ich die Lehren bekräftigen, die den Stolz meines Lebens ausmachen. So handle ich ehrlich ihr gegenüber und vergebe mir nichts. Sie erfährt auf einmal, wer und was ich bin und die Entſcheidung fällt. Entweder ſtimmt ihre Ueberzeugung mit der meinen, und dann verzeiht ſie mir ohne Weiteres das harmloſe Verſteckensſpiel, deſſen Ausgang mir nur zum Vortheile gereicht. Oder ſie geht von dannen und hat keinen Händedruck, kein gutes Wort für mich — und es bleibt mir nichts von den wenigen an ihrer Seite zauberſchnell verlebten Stunden, als die Erinnerung an ein unnennbares, entſchwundenes Glück. — Es iſt alſo keine gewöhnliche Rede, die ich halten will; ich lege mein Glaubensbekenntniß ab, vor ihr und für ſie. In dieſer Stunde vielleicht entſcheidet ſich das Glück meines ganzen Lebens — und Ihr werdet es jetzt vielleicht auch begreiflich und natürlich finden, daß ich ein wenig Lampenfieber habe. —

Bidache.

Du wirſt brillant ſein. Und das iſt die Hauptſache. Was aber Deine Geſchichte da betrifft . . . .

Daniel (ſieht nach der Zeit).

Zwei Uhr. Sie muß ſchon da ſein.

Fargis.

Woher kommt ſie?

Daniel.

Von Verſoix.

Fargis.

Und wo haſt Du Dich von ihnen getrennt?

Daniel.

In Verſoix, wo ſie eine Villa am Seeufer bewohnen.

Fargis (einfallend).

Ein Ziegel-Rohbau mit der engliſchen und amerikaniſchen Flagge auf dem Dache?

Daniel.

Ja wohl.

Fargis.

Dann weiß ich Beſcheid: Miſſes Henderſon.

Daniel.

Du kennſt ſie?

Fargis.

Oberflächlich, ja. Ich bewohne ſeit zwei Monaten Verſoix und wir ſind Nachbarn.

Daniel.

Ah!

Fargis.

Nur ein ſchmaler Graben trennt meinen Garten von dem ihrigen, vielmehr von dem ihrer Tante, Miſtreß Pauwers.

Daniel.

Die verwittwete Schweſter ihres Vaters.

Fargis.

Welche ihr ganzes Vermögen jenen Wohlthätigkeitszwecken opfert, für die reiche Engländer eine eigene Begabung beſitzen. Es iſt unglaublich, was ſie in der Gründung von Arbeitsſtuben, Volksbibliotheken, Leſezimmern, Suppenanſtalten, Medicamenten-, Kleider- und Brochüren-Vertheilungen ſchon geleiſtet hat. Für Medicamente und Pflaſter, die ſie ſelbſt bereitet und nöthigenfalls auch verabreicht, beſitzt ſie eine beſondere Leidenſchaft. Im Jahre 54 ſtand ſie im Feldzuge in der Krim an der Spitze einer Ambulanz. Ueberflüſſig hinzuzufügen, daß die Frau hohe Achtung verdient.

Daniel.

Und die Nichten?

Fargis.

Liebenswürdige Mädchen. (Das weißt Du beſſer.) Frühzeitig verwaiſt.

Daniel.

Ja. Der Vater war ein Engländer, die Mutter Amerikanerin. Sie ſind in London geboren, in Boſton erzogen. Das weiß ich Alles, aber — haben ſie eine politiſche Farbe?

Fargis.

Darüber weiß ich nichts.

Daniel.

Ihr Vater aber . . . Was war der? Von Adel oder bürgerlich?

Fargis.

Wenn mir recht iſt, war er Groß-Induſtrieller und ſaß im Hauſe der Gemeinen.

Daniel.

Wigh oder Tory?

Fargis (achſelzuckend).

Ha! . . .

Daniel.

He! . . . Darauf kommt Alles an.

Vidache.

Alles nicht. Sind ſie reich.

Fargis.

In die Millionen.

Vidache.

Darauf kommt es an!

Daniel.

Oh nein, darauf kommt es gar nicht an!

Vidache.

Ich dächte doch. Teufel hinein! Das Genie iſt auch eine Mitgift! Ein Kerl, der in einigen Wochen Miniſter ſein wird; eines Tages vielleicht Präſident der Republik! Heißt das nichts? Iſt das nicht mehr werth als alle Millionen der Erde?

Daniel.

Oh! . . . .

Vidache.

Sprichſt Du noch? Kein Wort mehr! — Willſt Du uns denn wegwerfen an ein paar Millionen? Weiter nichts? Das lohnte ſich der Mühe! Weiß Gott, ich hatte eine beſſere Meinung von uns!

8. Scene.

Vorige. Julien.

Daniel.

Ah! . . . Nun?

Julien (athemlos).

Die Fräuleins ſind da, gnädiger Herr!

Daniel.

Gut!

Julien.

Aber nicht allein . . . mit der Tante . . . und ich hatte nur zwei Karten.

Daniel.

Wie ungeſchickt! Wärſt Du doch gekommen!

Julien.

Ich wollte ja, aber die Damen gaben es nicht zu. Fräulein Eſther erklärte, ſie mache ſich gar nichts aus der Rederei und gehe lieber im Parke ſpazieren.

Daniel.

Und ihre Schweſter? . . .

Julien.

Fräulein Lea ſitzt ſchon auf der Tribüne mit der Tante. Sehr ſchöne Plätze, erſte Reihe!

Daniel.

Gut. — Alſo gehen wir!

9. Scene.

Vorige. Turler. Mirmann. Caſimir. Clavaron. Audran. Pierron (der Zeichner) am Eingange.

Turler.

Das Feſtſpiel iſt zu Ende, meine Herren. Wir ſchreiten an die Enthüllung des Denkmals, wenn Sie nichts dagegen haben.

Daniel (trinkt).

Meine Herren, ich bin bereit!

(Entfernter Kanonenſchuß.)

Bidache.

Die Kanonen donnern: Auf zur Schlacht! Zum Sieg! Vorwärts!

Daniel (zu Bidache und Fargis).

In mir zittert Alles. Nie noch war mir ſo bange zu Muth.

Bidache.

Ein gutes Omen! Du wirſt großartig ſein.

Daniel.

Wohlan, meine Herren, wenn Sie mich geleiten wollen . . . .

Turler.

Hier, wenn's beliebt. Hier hinaus kommen wir auf dem kürzeſten Wege zur Rednertribüne.

Bidache (zu Daniel).

Sei gefaßt, ein glänzender Empfang ſteht Dir bevor! (Leiſer.) Sie iſt eine Engländerin: Laß die Jungfrau von Orleans aus dem Spiel! (Gehen durch die rechte Seitenthür ab.)

Fargis (im Abgehen zu Caſimir).

Kommſt Du mit?

Caſimir (ſieht nach dem Hintergrunde).

Ja, gleich, gleich!

(Zwei Kanonenſchüſſe. Großer Applaus hinter der Scene.)

10. Scene.

Laurent. Caſimir. Eſther.

Caſimir

(Betrachtet Eſther, die im Rahmen der Mittelthüre erſcheint).

Der Anblick iſt mehr werth als alle Reden der Welt! — Entzückend!

ſagt: dieſer exiſtirt ebenfalls bei dieſem indianiſchen Stamme, jener exiſtirt bei jenem Volke in der Südſee, und ſo weiter. Sollte es nicht möglich ſein, in dieſer geiſtlos hiſtoriſchen Manier alles Erſinnliche zuſammenzuſtellen aus Oſt und Weſt, am Ende auch eine Art Menſchen aus allerlei Thierbeſtandtheilen?

Wir bezahlen unſere hiſtoriſche Entwickelung vom alten Germanien herab theuer genug durch Langſamkeit, und die Franzoſen haben in wirklich franzöſiſcher Geſchichte hinreichend gethan und gewonnen, um uns einen hiſtoriſchen Adel zu gönnen, der ihnen nicht gehört. Denn in dieſem Punkte halten wir alle auf Ahnen und ſind ahnenſtolz; dies iſt auch ein Moment des Adels, ein Seelenreiz der Vergangenheit, welcher nicht nur voll Reiz, ſondern auch voll Macht iſt. Und wo er aufhält in der Bildung, da vertieft er auch. Ein Volk, das ſich ſeine Geſchichte entwenden läßt, iſt des Todes würdig, und des Todes. —

Ein Louis unter den Capetingern war einſt ſo arm, daß er nur die Domäne Laon beſaß. Es waren fleißig erwerbende Regenten gefolgt, und doch kam erſt kurz vor Franz Burgund an Frankreich, noch mit Franz erſt die Bretagne, und noch dicht vor Franz beſtritten ſogar die Lothring'ſchen Herzöge das Recht der Krone auf die Provence. Was bleibt, wenn man dieſe großen Provinzen abzieht? Und hinzugethan, was fehlte noch Alles an Frankreich, als Franz zur Regierung kam? Das feiſte Flandern gehörte ihm nicht, nicht Artois, nicht Lothringen, nicht die Franche Comté, nicht Rouſſillon, nicht die Cerdagne, noch weniger der Elſaß. Aber das franzöſiſche Reich hatte von vorn herein den großen Vortheil, von der feſten Mitte aus weiter greifen zu können. Der flache Mitteltheil des Landes, die Ebenen von Berri und Orleans, die Ebenen der Champagne, von Isle de France, dies Königreich von Paris war immer ein feſter Grundſtock, das Land von Revers, von Bourbon, die Marche, das Pferdeland Limouſin, die bergige Auvergne und das Lyoner Land hielten immer zuſammen für ein enges aber feſtes Frankreich, das nach allen Seiten greifen konnte.

Laurent.

Beſitzen Sie eine Eintrittskarte, mein Fräulein?

Caſimir (ſchnell).

O, die Dame bedarf keiner.

Laurent

(Verneigt ſich und verſchwindet im Garten).

Eſther (zögert einzutreten).

Entſchuldigen Sie, mein Herr . . . wem verdanke ich dieſe unerwartete Begünſtigung?

Caſimir.

Ihrem ergebenen Diener Caſimir Fargis, mein Fräulein.

Eſther.

Unſer nächſter Nachbar in Verſoix iſt ſeit Kurzem Herr Wilhelm Fargis . . .

Caſimir.

Mein Bruder.

Eſther.

Wir kennen ihn nur von einigen freundnachbarlichen Angelegenheiten her, wobei er ſich außerordentlich gefällig zeigte.

Caſimir.

Wollen Sie ihm erlauben, mich vorzuſtellen?

Eſther.

Ihrer Nachbarin Miß Eſther Henderſon.

Caſimir.

Mein Bruder darf ſich mit Recht ſeiner neuen Beſitzung rühmen.

Eſther.

Mein Herr — jetzt will ich Sie nicht länger des Vergnügens der Theilnahme am Feſte berauben.

Caſimir.

Ich müßte lügen, wollt' ich ſagen, daß mir dieſe Beraubung unangenehm wäre.

Eſther.

So haben wir denſelben Geſchmack. Meine Tante und meine Schweſter ſind auf dem Feſtplatze. Ich ziehe es vor, dieſen kleinen Ofen aufzunehmen, deſſen Portrait ich für ein Aquarellbild dieſes Salons benöthige.

Caſimir.

Sie malen?

Eſther.

In meinen Mußeſtunden.

Caſimir.

Haben Sie denn andere auch?

Eſther

(Zeichnet ſtehend in ein Skizzenbuch).

Ha, das will ich meinen! Im Hauſe meiner Tante hat man Beſchäftigung genug.

(Applaus in der Ferne.)

Caſimir.

Ah, der berühmte Redner hat Erfolg.

Eſther.

Kennen Sie ihn?

Caſimir.

Herrn Rochat? Sehr wenig. (Bietet ihr einen Stuhl.)

Eſther.

Danke. (Zeigt das Buffet.) Wollen Sie ſo freundlich ſein, mir etwas Brotkrume zu verſchaffen?

Caſimir.

Sehr gerne — aber hier gibt's nur Butterſtollen.

Eſther (lacht).

Dann nicht. — Voltaire! Ein ſchönes Thema!

Caſimir.

Haben Sie ihn geleſen?

Eſther.

Nur ſeine Tragödien. Shakeſpeare iſt mir lieber.

Caſimir.

Ein Geſchmack, der ſich wohl verfechten läßt.

Eſther.

Bitte, leihen Sie mir doch Ihr Federmeſſer! Ich habe das meine im Wagen liegen gelaſſen.

Caſimir.

Mein Federmeſſer? Ich habe keines.

Eſther.

Ach, Sie ſind doch der unverfälſchte Franzoſe! Kein Federmeſſer! Jedermann hat doch ein Federmeſſer!

Caſimir.

Wozu?

Eſther.

Mein Gott, als nothwendiges Requiſit zu allen möglichen Verrichtungen .... was man auch mache ....

Caſimir.

Ich mache nichts.

Eſther.

Aber doch, ſeien ſie entweder Gelehrter, oder Künſtler, oder Soldat .....

Caſimir.

Nichts dergleichen.

Eſther.

Advokat? ....

Caſimir.

Nicht einmal das.

Eſther.

Alſo, was ſind Sie denn?

Caſimir.

Gar nichts.

Eſther.

Gar . . . . ?

Caſimir.

. . . . nichts.

Eſther.

Ah! — Haben Sie denn gar keine nützliche, vernünftige Beſchäftigung?

Caſimir.

Gar keine. Ich bin reich.

Eſther.

Ein Grund mehr.

Caſimir.

Zum Arbeiten?

Eſther.

Allerdings.

Caſimir.

Zu welchem Zwecke?

Eſther.

Nun, um zu arbeiten. Arbeiten heißt leben und wir ſind verpflichtet dazu. Die Armen arbeiten wohl für die Reichen; darum ſollen auch die Reichen für die Armen arbeiten.

Caſimir.

Ah, Sie ſind Socialdemokratin!

Eſther.

Davon verſtehe ich nichts. Ich weiß nur, daß der wahre Gentleman die Hände nicht in den Schooß legt.

Caſimir.

Aber — ich kann mich doch nicht auf's Bretterhobeln verlegen!

Eſther.

Warum nicht? Mein Vetter Charley, der reichſte Grundbeſitzer in Cumberland, hat in ſeinem Hauſe eine mechaniſche Werkſtätte errichtet, worin er viele Arbeiter beſchäftigt. Und bis nach Norwegen ſogar reiſt er, um an Ort und Stelle ſeine Stämme auszuwählen.

Caſimir.

Und dabei iſt er vergnügt?

Eſther.

Außerordentlich!

Caſimir.

Ich kann mich nicht gut als Tiſchlermeiſter denken.

(Applaus in der Ferne.)

Eſther.

Es gibt ja noch andere Gewerbe. Werden Sie Hammermeiſter! Errichten Sie ein Gußwerk! Schmieden Sie Eiſen, Stahl, Kupfer . . . .

Caſimir.

Hammerſchmied, geht auch nicht.

Eſther.

Alſo Landwirth. — Da können Sie ackern, drainiren ſäen, neue Arten züchten . . . .

Caſimir.

Kohl und Rüben pflanzen . . . . Nein, noch weniger.

Eſther.

Aber ſagen Sie mir, was machen Sie den ganzen Tag?

Caſimir.

Ich unterhalte mich.

Eſther.

Und wenn Sie ſich genug unterhalten haben . . .? Wird Ihnen das nicht langweilig?

Caſimir.

Dann geh' ich auf Reiſen.

Eſther.

Vortrefflich! Da haben wir gleich etwas. Reiſen Sie nach Afrika!

Caſimir (macht ein Geſicht).

Nach Algier?

Eſther.

O nein, weiter! Treten Sie in die Fußtapfen der Cameron, Livingſtone, Baker! Dringen Sie in das Innere des dunkeln Welttheils! Stanley iſt den Congo herabgeſchwommen. Verfolgen Sie ihn ſtromaufwärts!

Caſimir.

Den Congo?

Eſther.

Ja.

Caſimir.

Halten Sie das für ſehr nützlich?

Eſther.

Sie fragen noch? Die Verbindung zwiſchen der Oſt- und Weſtküſte, zwiſchen beiden Weltmeeren würden Sie herſtellen! Dem Sklavenhandel an die Wurzel gehen und dem ganzen Elfenbein-Vorrath des Innern Verkehrswege nach Außen eröffnen! Man würde Sie bewundern?

Caſimir.

Wenn ich lebendig wieder herauskäme!

Eſther.

Und kämen Sie nicht wieder, das wäre noch ruhmvoller. Denken Sie an Livingſtone!

Caſimir.

Ich danke. Afrika iſt nichts für mich. Es iſt zu heiß da.

Eſther.

Gehen Sie nach dem Nordpol!

Caſimir.

Da iſt es mir zu kalt.

Eſther.

Dann bleibt Ihnen allerdings nur noch der Genferſee, wo man kein Federmeſſer braucht, um an deſſen Ufern herum zu ſpazieren, und wo es nichts zu entdecken gibt.

Caſimir.

Vielleicht doch!

Eſther.

Was denn?

Caſimir.

Zum Beiſpiel, eine gewiſſe, liebenswürdige junge Dame ....

Eſther.

Meinen Sie mich?

Caſimir.

Keine andere! —

Eſther.

Erſtens haben Sie da gar keine neue Entdeckung gemacht, denn dieſe liebenswürdige junge Dame kennt man an Ort und Stelle ſchon lange. Und zweitens werden Ihnen Jene, die ſie näher kennen, ſagen, daß ſie über gewiſſe Dinge ihre eigenen Gedanken hat.

Caſimir.

Zum Beiſpiel?

Eſther.

Zum Beiſpiel, daß es höchſt verderblich iſt, ſich mit einem Müßiggänger abzugeben. Nicht genug, daß er ſelber die Zeit vergeudet, er raubt ſie auch Anderen.

Caſimir.

Daraus folgt?

Eſther.

Daß Ihre Entdeckung vollkommen überflüſſig war.

Caſimir.

Wenn aber beſagter Müßiggänger nichts ſehnlicher wünſchte, als beſchäftigt oder verwendet zu werden, ... irgendwie ... nur nicht am Congo, ſondern etwas näher, in der Nachbarſchaft ...

Eſther.

Das ließe ſich hören. — Bleiben Sie länger bei Ihrem Bruder?

Caſimir.

Von nun an — immer!

Eſther.

Dann kann ich Sie vielleicht gebrauchen.

Caſimir.

Das iſt Alles, was ich verlange.

Eſther.

Haben Sie wenigſtens ordentliche Studien gemacht?

Caſimir.

Na, es geht. Aber ich war auf der Univerſität.

Eſther.

Das will allerdings nicht viel heißen. — Sind Sie gut bewandert in Geographie?

Caſimir.

Oh .... nein.

Eſther.

Geſchichte?

Caſimir.

Na, — nein, auch nicht.

Eſther.

Mathematik?

Caſimir.

Noch weniger.

Eſther.

Sprechen Sie fremde Sprachen?

Caſimir.

Ja. Italieniſch.

Eſther.

Alſo italieniſch können Sie. Weiter!

Caſimir.

Deutſch auch.

Eſther.

Deutſch? Deutſch leſen und ſchreiben?

Caſimir.

So gut wie franzöſiſch.

Eſther.

Das iſt ja ausgezeichnet! Sie ſind angeſtellt! Sie ſind mein Lehrer der deutſchen Sprache!

Caſimir (entzückt).

Ihr Lehrer, o, mit Wonne!

Eſther.

Das heißt — nicht mein Lehrer, ſondern jener meiner Kinder.

Caſimir (ſtarr).

Ihrer Kinder?

Eſther.

Ja. Einige dreißig — aus dem Dorfe, für die wir, die Tante meine Schweſter und ich, Sonntagsſchule halten.

Caſimir.

Ach ſo, Schulkinder alſo!

Eſther.

Denen meine Tante ein eigenes Schulhaus erbaute, das wir überwachen.

Caſimir (lachend).

Eine ſonderbare Idee! Meiner Treu, echt engliſch!

Eſther.

Finden Sie ſie ſo lächerlich?

Caſimir.

Nein, aber immerhin ... ſeltſam genug. Jedenfalls ein eigenes Vergnügen.

Eſther.

Wie? Sie wollen nicht?

Caſimir.

Im Gegentheil! Der Ihrige mit Leib und Seele!

Eſther.

Alſo, abgemacht! (Bietet ihm die Hand.) Morgen treten Sie ein!

Caſimir (entzückt).

Wann Sie wünſchen! (Für ſich.) Ach, ſie iſt hinreißend! Der zündende Funke — vielleicht iſt er da!

(Applaus, Zurufe, Tuſch hinter der Scene.)

Eſther.

Ach, die Rede iſt zu Ende.

Franz fand auch noch keine Marine, keine National-Infanterie, keinen Handel, keine Künſte. So viel war noch zu thun in Frankreich! Ludwig XII. ſchob immer die Schuld auf den Adel, wenn er der Lücken gedachte, und ſagte dann: Dieſer Adel iſt wie Actäon, die Pferde und Hunde freſſen ihn auf. Ein großer Fürſt kann aber mehr thun, als epigrammatiſch ein Uebel bezeichnen. Daß Franz zum Beiſpiele den Havre anlegte, war viel mehr werth als eine geiſtreiche Bemerkung. Er war überhaupt mehr talent- als geiſtvoll, es exiſtiren nicht ſchöne Worte von ihm, aber der Drang zu Anlagen war ſo groß, daß alle Abſicht, die er hegte, auch die unklare, unausgebildete, in eine Thatſächlichkeit überging, in eine Anſtalt. Dieſe überwuchſen ihn ſelbſt und ſeine Einſicht, ohne ihm deshalb fremd zu ſein. Man urtheilt deshalb ſehr leicht; die Welt um ihn ſei größer geweſen als er. Aber wenn man näher zuſieht, ſo fehlen doch die Namen, denn ein paar Künſtlernamen thun es nicht, mit deren Zank und Künſtlerneid er ohnedies alltäglich zu ſorgen und zu ſchlichten hatte. Franz war die Hauptperſon, nicht blos weil er König war, ſondern weil er Franz und König war. Er war voller Leben. Dies iſt das Wort für ihn, wenn man ſieht und einräumt, daß es ihm an wirklichem Genie, an bewußter Ueberlegenheit und an Glück gebrach. Er war voll königlichen Unternehmens. — Da er hierzu Tact und Geſchmack beſaß, ſo war dies ſeiner Zeit von außerordentlichem Werthe.

Voltaire nennt die Zeit Franzens eine Zeit der Verſchwendung und des Unglücks. Dies iſt Beides richtig, ſagt aber nicht das Richtige. Franz verbrauchte viel, und wol auch manchmal unnützerweiſe; aber der Oekonom kann keinem Talente die Rechnung ſchreiben, denn alles Talent exiſtirt außerhalb der vier Species. Ferner, Franz öffnete Quellen der Einnahme, die vorher unbekannt waren, und die nicht alle den Bürger und Bauer mehr bedrückten. Endlich, Franz hinterließ nicht nur keine Schulden, ſondern wohl verſehene Kaſten. Sieht dies nicht faſt aus wie Genialität? Sparen kann die Mittelmäßigkeit; frei und fröhlich ausgeben, und doch ſammeln kann nur, wer erfindet.

II. Scene.

Vorige. Daniel. Bidache. Fargis. Turler. Mirmann. Clavaron. Andran. Pierron. Stephens. Laurent.

(Die Seitenthüre rechts wird aufgeriſſen. Daniel erſcheint, umdrängt von der noch beifallklatſchenden Menge, ſetzt ſich, den Schweiß von der Stirne trocknend, rechts nieder. Der Garten im Hintergrunde füllt ſich mit beifallklatſchenden und rufenden Zuſchauern, welche von Laurent und Policiſten abgehalten werden. Andere Damen und Herren füllen den Salon. Alles iſt aufgeregt, begeiſtert. — Muſik, Tuſch in der Entfernung.)

Clavaron. Andran. Pierron. Stephens.

Bravo! Bravo!

Bidache.

Das iſt ein Triumph! Was?

Turler.

Großartig!

Mirmann

(Gerührt, Daniel's Hände faſſend).

Ach, mein Herr! . . . . Ach! Ach! . . . .

Daniel.

Oh, mein Herr . . . .

Eine Stimme (im Hintergrunde).

Hoch Rochat!

Alles.

Hoch! Hoch! Bravo! Bravo!

Caſimir (klatſcht).

Ja, Bravo! Bravo!

Fargis.

Haſt Du ihn denn gehört?

Caſimir.

Nein. Ich klatſche aus Ueberzeugung.

Eſther (zu Caſimir).

Wie? Das iſt ....

Caſimir.

Daniel Rochat, ja wohl, mein Fräulein.

Eſther.

Ah, nicht möglich! — Und Lea! Wo iſt ſie?

(Verſchwindet auf kurze Zeit im Hintergrunde. Am Buffet wird ſervirt. Gruppen bilden ſich, Daniel wird reſpektvoll allein gelaſſen.)

Fargis

(Daniel die Hand drückend).

Du haſt Dich ſelbſt übertroffen.

Daniel

(Lea in der Menge ſuchend).

Wirklich, ich glaube nicht übel geſprochen zu haben.

Bidache

(Nimmt ein Glas von einem Präſentirbrette, reicht es ihm).

Beruhige Dich, großer Mann, ſie kommt!

Daniel.

Ich war gut disponirt. Und dann — ſie war da .... mir gegenüber ... ihr Auge feſt auf mich gerichtet. Ich ſah ſie ohne ſie anzuſehen. Und als auch ſie mir Beifall klatſchte, o, da wußte ich ... Aber wo bleibt ſie denn? Warum iſt ſie nicht ſchon hier?

Fargis.

Dort ſeh' ich ihre Schweſter.

Daniel.

Ihre Schweſter, gut; aber ſie! Sie ... ſie kommt nicht!

Fargis.

Doch. Da iſt ſie.

12. Scene.

Vorige. Lea.

(Lea erſcheint in der Thüre mit Eſther. Laurent will ihr den Eintritt verwehren. Bidache ſtürzt hin, ſchiebt Laurent beiſeite und führt ſie mit tiefer Verbeugung ein, mit der Hand auf Daniel weiſend. Er ſorgt während des Folgenden unauffällig dafür, daß ſie ungeſtört bleiben.)

Lea

(Raſch auf Daniel zutretend, gerührt).

Oh, mein Herr, wie ſchön . . . wie wunderſchön haben Sie geſprochen!

Daniel

(Freudeſtrahlend, ihre dargereichten Hände ergreifend).

Miß Lea, dieſer Beifall übertönt jeden andern! Der geht in's Herz!

Lea.

Ich habe vor Freude geweint, ich will es geſtehen; und ich konnte mich nicht zurückhalten, ich mußte zu Ihnen kommen und es Ihnen ſagen. Die Tante hütet einſtweilen unſere Plätze. O, mein Herr, ſolche Worte und Töne zu finden iſt nicht Jedem vergönnt. Wie reich ſind Sie an Verſtand, Geiſt und Gemüth, und wie vollendet verwerthen Sie die köſtliche Gabe der Beredtſamkeit! Sie ſind ein Meiſter ihrer Kunſt — und wie garſtig war es von Ihnen, ſich ſo zu verläugnen!

Daniel.

Verzeihen Sie mir denn mein unſchuldiges Incognito?

Lea.

Warum auch verbargen Sie ſich vor uns?

Daniel.

Ich wagte es nicht, Ihnen meinen Namen zu nennen.

Lea.

Sie wagten nicht? . . . .

Daniel.

Mein Name klingt eben nicht allen Ohren wohlgefällig. Wenn Sie meiner Ueberzeugung fremd geweſen wären.

Lea.

Wie? Ich, eine Tochter Amerikas, des Landes der Freiheit, eine freie Britin, einer republikaniſchen Familie entſproſſen — und fremd der Sache der Freiheit, der mein Vater ſein ganzes Leben geweiht?

Daniel.

Hätte ich das geahnt! Wie freut es mich nun, es zu vernehmen! Aber ſo zweifelte ich an Ihrer politiſchen Meinung und hatte Angſt davor. Ja wohl, Angſt! Hingen doch an ihr ſo große, ſo entſcheidende Hoffnungen meines Herzens! Nur von dem Augenblicke an, Miß Lea, war ich wieder im vollen Beſitze meiner ſelbſt, als ich ſah, wie Sie mir Beifall ſpendeten.

Lea.

O, mit vollen Händen!

Daniel.

Und aufrechtſtehend. Ich ſah es wohl, Sie waren aufgeſtanden. O, von dieſem Augenblicke an lief ich Sturm! Und wenn ich in der That eines echten redneriſchen Aufſchwunges fähig geweſen, ſo verdanke ich es nur Ihnen; denn alle Kraft, Ausdauer und Ueberzeugung, alle Glut und Begeiſterung ſog ich aus Ihrem Anblicke; der Born meiner Beredtſamkeit waren Sie!

Lea.

Dürfte ich es glauben!

Daniel.

O, glauben Sie es!

Lea.

Obzwar ich nicht wenig ſtolz darauf wäre, ſolche Begeiſterung einflößen zu können und immer zugegen ſein möchte, wenn Sie ſprechen.

Daniel.

Das hängt nur von Ihnen ab.

Lea (wird verlegen).

Aber wir ſind nicht allein. Man ſieht auf uns.

Daniel.

Und Sie ſehen das? Ich ſehe nichts. Wir ſind allein. Ich ſehe, ich höre nur Sie!

Lea.

Schön, ... aber ich verſichere Sie, daß auch Leute zugegen ſind, die auf uns ſehen und allerlei vermuthen werden.

Daniel.

Sollen ſie! Und was vermuthen ſie? Iſt es denn nicht wahr? ...

Lea.

Aber ....

Daniel.

Daß ich Sie liebe ... und daß Sie mir geſtatten, es Ihnen zu ſagen!

Lea.

Sie ſuchen aber eine ſo unpaſſende Gelegenheit dazu aus ....

Daniel.

Ich ſuchte ſie nicht, ich fand ſie. Die Gunſt des Augenblicks ermuthigt mich und Ihre Ergriffenheit ...

denn Ihre Hand zittert noch immer, Lea, und aus einem anderen Grunde ...

Lea.

Hören Sie denn nicht! Man ſieht auf uns, man flüſtert ſich bereits zu.

Daniel.

Nein, nein!

Lea.

Ja, ja! Ich fühle die Blicke hinter mir. Ich wage nicht mich umzukehren, aber ſie ſind da.

Daniel.

Was liegt daran! Sollen ſie flüſtern!

Lea.

Laſſen Sie wenigſtens meine Hand los!

Daniel.

O nein! Eher müſſen Sie mir erſt Antwort geben!

Lea.

Worauf?

Daniel.

Ob Sie geſtatten, daß ich Sie liebe.

Lea.

Ich habe nichts dagegen. Weiß ich es ja doch ſchon lange und habe es Ihnen nicht verboten.

Daniel.

Ha, Lea!

Lea.

Aber jetzt laſſen Sie meine Hand los, ja?

Daniel.

Um keinen Preis! Jetzt ſchon gar nicht!

Lea.

So bitten Sie doch gleich darum, daß ich ſie Ihnen laſſen muß!

Daniel (küßt ihre Hand).

Ah, Lea! Meine liebe, liebe Lea!

Lea.

Sachte, ſachte!

Daniel.

Ach, ich möchte es hinausſchreien in alle Welt! Ich will es auch! Ich will ſchreien!

Lea
(hält ihm den Mund zu).

Nein! Nein! Was fällt Ihnen ein! Sie werden doch nicht! (Ruft.) Eſther!

Eſther (eilt herbei).

Nun, liebe Schweſter?

Lea (auf Daniel zeigend).

Mein Gatte!

Eſther (reicht ihm die Hand).

Das verſteht ſich! Compromittirt hat er Dich bereits genug.

Bidache
(Der kein Auge von Daniel verwendete, ihm die Hand drückend, raſch und leiſe).

Biſt Du ſo weit? — Kann's jetzt weiter gehen?

Daniel (freudeſtrahlend).

Ja, ja ....

Bidache.

Go a head! (Zu Turler.) Bitte!

Turler (zu Daniel).

Wenn Herr Rochat vielleicht die Güte haben möchte, der zweiten Abtheilung des Feſtprogramms beizuwohnen...

Daniel.

Mit Vergnügen, meine Herren. Sofort. Erlauben Sie nur . . . (Zu Lea, die mit Eſther ſpricht.) Miß Lea, darf ich Sie an Ihren Sitz zurückgeleiten?

Lea.

Arm in Arm?

Daniel.

Natürlich!

Lea.

Wollen Sie mich denn mit Gewalt in's Geſchrei bringen?

Daniel.

Das will ich in der That!

Lea (heiter).

Nun denn, ſei's!

(Gehen nach hinten, gefolgt von Turler und Mirmann. Alles weicht ehrerbietig zur Seite und grüßt. Zurufe, Hoch's und Hüteſchwenken beim Hinaustreten Daniel's in den Garten. Tuſch in der Nähe. Alles drängt nach. Pierron, Audran, Stephens umringen Bidache und beſtürmen ihn um Auskünfte, die ſie im Fluge notiren.)

Pierron.

Alſo dieſe Dame. —

Bidache (wichtig).

Bitte ſehr — Fräulein! — Anglo-Amerikanerin Millionärin!

(Alle notiren.)

Laurent.

Ihr Name?

Bidache.

Miß Lea Henderſon.

Pierron. Audran.

Henderſon — Mit H?

Bidache (zu Fargis).

Mit H?

Fargis.

Mit H!

Alle (wiederholen).

Mit H! (Nachdem ſie geſchrieben, ſchließen ſie gleichzeitig ihre Notizbücher und gehen rückwärts ab. Die Menge verliert ſich langſam hinter Lea und deren Schweſter.)

Clavaron (kommt gelaufen).

Doctor, die Muſik ſoll Miß Lea zu Ehren etwas ſpielen. Was denn?

Bidache.

Das God save the queen!

Clavaron.

Abwechſelnd mit der Marſeillaiſe vielleicht?

Bidache.

Beide zugleich! Das macht mehr Lärm.

Clavaron.

Gut. (Läuft, Alles umrennend, ab; ſchreit hinaus.) Muſik! Das God save the queen! die Marſeillaiſe!

Bidache

(Allein im Vordergrunde, fächelt ſich mit einer Zeitung Luft zu).

Endlich! Nun wird man uns nicht mehr nachſagen, daß wir keine Frau haben. Wir haben ſie! Und was für eine! (Wendet ſich nach rückwärts, um Eſther ſeinen Arm zu reichen.)

Der Vorhang fällt.

Ende des erſten Actes.

Zweiter Akt.

Großer Salon bei Miſtreß Pauwers. Im Hintergrunde der Park und ein Theil des Genferſees (Grandes baies). Breite Fenſteröffnungen. Veranda mit umrankten Stützpfeilern. Rechts und links vorne: Seitenthüren. Große Flügelthüren in den abgeſtumpften Ecken; links nach dem Speiſezimmer, rechts nach der Leihbibliothek.

I. Scene.

Miſtreß Pauwers. Charley.

(Beide ſitzen. Charley im Reiſeanzuge. Mrß. Pauwers ordnet verſchiedenfarbige kleine Broſchüren. Sie bedient ſich eines Naſenklemmers.)

Mrß. Pauwers.

Sie ſind alſo Knall und Fall von London aufgebrochen, lieber Charley.

Charley.

Sofort nach Empfang Ihres Briefes, der mir ſo unerwartete Neuigkeiten meldete.

Mrß. Pauwers.

Denken Sie ſich auch meine Ueberraſchung, als mir Lea auf der Rückfahrt von Ferney die bereits getroffene Wahl ihres Gatten mittheilte. Sie wiſſen, Charley, ich hatte Sie im Auge, nachdem doch Ihre Neigung zu Ihrer Couſine (welche übrigens Ihren deutlich kundgegebenen

Napoleon nennt ihn einen Turnier- und Salon-Helden, einen der großen Pygmäen. Er war Beides neben einem ſo innerlich dichten Charakter wie Napoleon, der ſo viel Keime reif in ſich trug, und ſich ſo viel Glück, will ſagen ſo viel Macht zu bahnen wußte. Dieſe letzte Kraft, der echte Stempel des Helden, mangelte Franz, deshalb muß er einem Napoleon und neben einem Napoleon klein, ſpieleriſch erſcheinen. Die Geſchichte braucht aber andere Maßſtäbe als Napoleon, denn ſie hat mehr Intereſſe zu nehmen als er.

Franz machte einen Napoleon möglich durch die Weiterbildung eines Despotismus, den Ludwig XI. geiſtreich angelegt, und den Franz ſchwunghaft, fortreißend, thatſächlich, ohne doctrinäre Erläuterung in Geſtalt ſetzte. Er machte einen Napoleon möglich, durch alle ſinnliche Richtung, die er den Franzoſen gab, durch das Inſtitut eines Hofes, der ganz Frankreich auf einen Fleck zuſammendrängte, erſt in Glanz und Geiſt, dann zu Grund und Stoff einer Oppoſition, die einen richtigen und ſtolzen Mittelpunkt des Angriffs darin fand, im Spiegel des Hofes ſich einträchtig zuſammenhielt, und ſo vermittelſt des Hofes die ungeheuerſten Ereigniſſe und Gedanken herbeiführte. Denn nichts entſteht im Leeren: Wind und Welle ſind nur, wo ſie Widerſtand finden.

Vor Franz gabs keinen Hof in Frankreich, und ein Hof entſtand dadurch, daß die Weiber ihre öffentliche Rolle begannen. Daher heißt es noch heute richtig einer Frau den Hof machen, wenn man ſie mächtig macht. Franz pflegte zu ſagen: ein Hof ohne Damen iſt ein Jahr ohne Frühling, ein Frühling ohne Roſen. Man nannte auch bald nicht blos das mehr den Hof, wo der König war, ſondern wo die Damen waren.

Wie überall waren die erſten Fürſten in Frankreich Anführer des Heeres. Ihr Hof waren tapfere Kriegsgenoſſen, die in Geſellſchaft den wilden Stier jagten, aßen und richteten. Aber Alles in der Welt ſucht ſich eine Form, um für erſt zu dauern, dann zu erſtarren, dann zerſtört zu werden. Denn das zur Form Geſammelte zerſtört ſich beſſer. So trat mit Clovis der erſte

Abſichten keinen Vorſchub leiſtete — muß ich bemerken) — für niemand ein Geheimniß war. Jedoch zur Liebe kann man ſich nicht zwingen. Es war ihr nicht beſtimmt, Ihre Frau zu werden. Nur getroſt, wir werden ſchon eine andere finden, die Ihrer würdig ſein wird. Und das will nicht wenig ſagen, mein Kind.

Charley.

Von mir ſei nicht die Rede. Aber ſagen Sie: Billigen Sie Lea's Wahl?

Mrs. Pauwers.

O, verſteht ſich! Ganz und gar! Sie ausgenommen wüßte ich ihr keinen paſſenderen Gemahl. Zwar, als Amerikanerin könnte man mich voreingenommen halten für einen Mann, welcher auf dem alten Continent die Ideen der neuen Welt verficht, aber ich verſichere Sie, mein Kind, als Menſch rechtfertigt er vollauf die große Achtung welche man ihm als Politiker zollt. Er iſt von einer Liebenswürdigkeit, einer vornehmen Haltung! . . . Ah, ich ſage Ihnen, bezaubernd, bezaubernd! Und was ſeine Beredſamkeit betrifft, ſo wollte ich, daß Sie ihn gehört und geſehen hätten, wie er daſtand vor der Büſte Voltaires und uns das Schickſal Calas' vor Augen hielt, des armen unglücklichen Calas! Und ſeine Gattin, ſeinen Sohn, ſeine Tochter, ſeinen Eidam, ſeine Schwiegertochter und deren Kinder, ſeine Enkelchen — alle, alle unglücklich und beweinenswerth. Ich habe ſo viel geweint, daß ich Nachts darauf fürchterliches Alpdrücken bekam. Das ganze Zimmer war voll kleiner Cala's, alle ſchwarz gekleidet und weiße Mützchen auf; und ſie heulten und jammerten und ich jammerte mit, daß die Thränen über den Fußboden liefen. Das ganze Zimmer war überſchwemmt, die Flut ſtieg und die kleinen Cala's ſchrieen ohrenzerreißend, kletterten an meinem Bett hinauf, klammerten ſich an die Vorhänge . . . Ach, es war entſetzlich! Der einzige Troſt bleibt Einem, daß ſich das Alles im vorigen Jahrhundert zugetragen hat.

Charley.

In der That.

Mrs. Pauwers.

Und dann, ſeine Rede in Narbonne! Charley! Haben Sie ſie ſchon geleſen?

Charley.

Noch nicht.

Mrs. Pauwers.

O, die müſſen Sie leſen! Ich ſage Ihnen, ein Meiſterſtück! Es handelt ſich um eine Prozeſſions-Geſchichte und was er über dieſe mittelalterlichen Religionsgebräuche alles zu ſagen wußte, war erſtaunlich! Erſtaunlich, mein Kind! Welche wunderbare Kunſt der Rede beſitzt dieſer Mann! Er würde einen großartigen anglicaniſchen Paſtor abgeben.

Charley.

Ich höre, er iſt hier.

Mrs. Pauwers.

Seit geſtern Abend wieder. Heut nach Tiſche war die Verlobung.

Charley.

Ohne Dispens?

Mrs. Pauwers.

Das iſt hier nicht, wie bei uns, Charley, man braucht nur das amtliche Aufgebot und das iſt bereits vollzogen. Sein Freund, der Doctor Bidache, hat die nöthigen Papiere in Paris beſorgt und an Herrn Turler, unſeren Adjunkten, geſendet.

Charley.

Und wann ſoll die Vermählung ſein?

Mrs. Pauwers.

Donnerstag.

Charley.

Schon?

Mrs. Pauwers.

Nach engliſcher Anſchauung allerdings folgt ſie ein wenig raſch, aber Sie dürfen nicht vergeſſen, Kind, daß ſie bereits drei Wochen zuſammen auf der Reiſe waren, und daß die gemeinſchaftlichen Ausflüge, die Fahrt auf ſo vielen Seeen die Vertraulichkeit ungemein befördert haben. Ferner muß Sir Daniel nach Paris zurück; die Politik nimmt ihn wieder in Beſchlag. Es iſt alſo ganz natürlich, daß er die letzten Tage ſeines Urlaubs ausnützen will.

Charley.

Ich ſehe wohl, daß er es Ihnen angethan hat.

Mrs. Pauwers.

Wie er es Ihnen ſelbſt anthun wird, Charley, Ihrer leichtbegreiflichen Abneigung zum Trotze.

Charley.

Sie wiſſen, liebe Tante, daß ich nicht der Mann bin, der ſich von ſeinem Eigennutze beſtimmen läßt, beſonders in dieſem Falle, der mich ſo nahe angeht, muß ich mein Urtheil zurückhalten. Es ſcheint mir jedoch — muß ich geſtehen — als ob Sie ſich in dieſer Sache gar zu raſch entſchloſſen hätten.

Mrs. Pauwers.

Kurz und gut. Echt amerikaniſch.

Charley.

Ja wohl. — Sie haben den Mann höchſtens zwei, drei Male geſehen.

Mrs. Pauwers.

Nur zweimal, nicht öfter. Denſelben Abend noch, an welchem er uns ſeinen erſten Beſuch machte, ging er nach Italien, wo er, ſcheint es, eine geheime Miſſion zu erfüllen hatte. Und von dort kam er auf dem Umwege über Narbonne, wo er die glänzende Vertheidigungsrede hielt, erſt geſtern zurück.

Charley.

Und Sie glauben ihn genügend zu kennen?

Mrs. Pauwers.

Ich bin überzeugt, er iſt ein vollendeter Gentleman.

Charley.

Das bezweifle ich nicht.

Mrs. Pauwers.

Ein glühender Patriot, ein aufgeklärter überzeugungstreuer Politiker und — was die Hauptſache iſt — der größte Feind des Papismus — nach mir, verſteht ſich. Gleich bei ſeinem erſten Beſuche ließ er uns darüber nicht in Zweifel. „Miſtreß Pauwers, ſagte er, Sie werden nicht darüber erſtaunen, daß ein Mann, der ſoeben die Lobrede auf Voltaire gehalten, vollſtändig mit der Kirche gebrochen hat und ihres Segens zu ſeinem Ehebunde nicht bedarf". Worauf ich ſelbſtverſtändlich erwiderte, daß ich ganz ſeiner Meinung ſei und daß er ſich in einem Hauſe befände, woraus der eitle Aberglaube ſeit Langem verbannt iſt.

Charley.

Gut, aber . . . .

Mrs. Pauwers (ohne ſich zu unterbrechen).

Um es mit einem Worte zu ſagen, Charley, wenn man ihn hört, fühlt man, daß der Geiſt über ihn gekommen iſt und daß er die Gabe beſitzt, ihn mitzutheilen, daß dieſer Mann vor allen anderen berufen und auserwählt erſcheint, dem römiſchen Götzendienſt den letzten Schlag zu verſetzen. Er iſt der ſtarke Simſon, der die Säulen des Petersdomes faſſen und zertrümmern wird.

Charley.

Und dann, Tante?

Mrs. Pauwers.

Dann, mein Kind, errichten wir auf den Trümmern unſeren Tempel, den einzigen und wahren der anglicaniſchen Hochkirche.

Charley.

In Rom?

Mrs. Pauwers.

Ueberall! Nur ſie allein darf herrſchen!

Charley (lächelnd).

Und Sie glauben wirklich, Tante, daß Herr Rochat ſich herbeiläßt, ein dienſtbares Werkzeug Ihrer Pläne zu werden.

Mrs. Pauwers.

Mein Kind, der [illegible] mir ſicher! Noch laſſe ich ihm Zeit, ſich von den [illegible] Schlacken der Abgötterei zu läutern, dann ſchreite ich an's Werk. Nicht umſonſt bin ich vom Himmel ausgerüſtet mit der Kraft des Proſelytismus. Man weiß, was für wunderbare Bekehrungen mir gelungen ſind. In Inkerman z. B. an einem Haufen roher Soldaten, welche Flüche und Verwünſchungen ausſtießen und ſich geberdeten . . . wie wahre Heiden. Sehen Sie, es bedurfte nur einiger guter Worte meinerſeits, einige Gläschen Branntwein — und ſie wurden fügſam wie die Lämmer.

Charley.

Zugegeben, aber . . .

Mrs. Pauwers (zeigt ihre Broſchüren).

Sofort nach der Hochzeit bearbeite ich ihn ſyſtematiſch mit meinen Broſchüren — und in vierzehn Tagen iſt er einer der Unſern. Dafür ſtehe ich!

Charley.

Wie Sie glauben, Tante. Lea zu Liebe wünſche ich ſogar, daß Sie Ihre proſelytiſche Kraft nicht überſchätzen.

Mrs. Pauwers.

Ah, da kommt Eſther! (Klingelt und übergibt während des Folgenden dem eintretenden Diener die früher geordneten Broſchüren.)

2. Scene.

Vorige. Eſther (aus der Leihbibliothek).

Eſther (auf ihn zueilend).

Ah, Charley, unſer guter Charley.

Charley.

Mein liebes Couſinchen! — Wie gehts? Eigentlich ſollte ich gar nicht fragen, angeſichts dieſer blühenden Roſen.

Eſther.

Aber Sie, Charley, Sie ſind recht blaß.

Charley (ſchnell).

Das kommt von der Reiſe. Ich bin die Nacht durchgefahren.

Mrs. Pauwers.

Wo bleibt Lea?

Eſther.

Sie iſt eben mit Herrn Rochat nach dem See zugegangen. Ich hole ſie.

Charley (raſch).

Thun Sie es nicht, ich bitte ... Ich komme eben an und wollte nur ſchnell unſere Tante begrüßen. Ich muß mich erſt ein wenig in Stand ſetzen.

Mrs. Pauwers.

Und ich begleite Sie, um nachzuſehen, ob man Ihr Zimmer in Ordnung gebracht hat. — Wo iſt unſer junger Freund, Eſther?

Eſther.

In der Bibliothek. (Oeffnet die Thüre und man erblickt Caſimir an einem Tiſche ſitzend.) Er linirt Schreibhefte für ſeine Schüler.

Mrs. Pauwers.

Brav! (Zeigt ein Fläſchchen.) Ich habe da etwas für ihn. Hier, Charley, ſehen Sie ein Muſter der moraliſchen Erweckungsverſuche, welche ich mit Eſther's Hilfe unternehme. Der arme Junge befand ſich bereits in einem hochgradigen Zuſtande der Verkommenheit.

Charley.

Das ſieht man ihm nicht an.

Mrs. Pauwers.

Sittlicher Verkommenheit, wohlverſtanden! Er beſitzt 80000 Livres Rente.

Charley.

Ah, ich bitte um Entſchuldigung.

Mrs. Pauwers.

Eſther hat ihn aufgeleſen, (ſeufzt) eine barmherzige Samaritanerin, aus dem Staube, in dem er lag: friſirt, parfümirt, roſenrothe Binden um den Hals, kurz, ganz beſeſſen von Eitelkeit und Weltſünde. Und nun — Sie ſehen es, Charley — entringen wir ihn ſchon dem Laſter des Müßiggangs.

Charley.

In der That.

Mrß. Pauwers.

Des Morgens hält er Schule, Abends lieſt er uns vor, tagüber beſchäftige ich ihn in meinem Laboratorium und um ſeine Mußeſtunden auszufüllen, muß er einen Katalog unſerer Volksbibliothek anlegen und die Bände nummeriren. — Wie mir ſcheint, hat er eben ſeine Hefte fertig ... Rufen Sie ihn ſchnell, Eſther, damit er dem Satan Müßiggang nicht in die Krallen falle!

Eſther.

Herr Caſimir!

3. Scene.

Vorige. Caſimir.

Caſimir (eilt herbei).

Miß Eſther? ...

Mrß. Pauwers.

Mein Neffe, Miſter Charley ... Herr Caſimir Fargis! — Haben Sie die Gefälligkeit, lieber Nachbar, dies der Frau Podara, unſerer Milchfrau, zu überbringen.' Ihr Kind hat den Keuchhuſten. Drei Löffel voll jede Viertelſtunde. Sie müſſen ſie ſelbſt verabreichen, denn die Arzenei ſchmeckt gar nicht gut und der Kleine iſt ſehr ſchlimm.

Caſimir (nimmt das Fläſchchen).

Am Ende beißt er.

Mrſ. Pauwers (ruhig).

Sehr wahrſcheinlich! Sie frühſtücken dann mit uns, nicht wahr?

Caſimir.

Mit Vergnügen, gnädige Frau, mit weit größerem Vergnügen als . . . (Zeigt das Fläſchchen.)

Mrſ. Pauwers.

Gut alſo. — Kommen Sie, Charley.

4. Scene.

Caſimir. Eſther.

Caſimir.

Nein, Miß Eſther, das iſt gegen die Abrede. Ich bin nicht verpflichtet als Kindsmädchen zu dienen.

Eſther.

Bitte, als Arzt!

Caſimir.

Uebrigens iſt mir Alles recht. Ich will alles thun und dulden wie Jakob, als er Laban's Schafe hütete. Sie merken, daß ich auch die Bibel leſe, die Sie mir geſchenkt haben. Alles, um ein Gentleman nach Ihrem Geſchmack zu werden. Obwohl mir ſcheinen will, Jakob habe in Wirklichkeit viel mehr Aehnlichkeit mit einem Beduinen, als mit einem Gentleman.

Eſther.

Pfui doch! . . Nun laufen Sie aber ſchnell.

Caſimir.

Um deſto eher zurückzukehren, ja! (Nimmt ſeinen Ueberrock von einem rückwärtigen Fauteuil, bemerkt eine orangefarbige Broſchüre in der Seitentaſche desſelben.) Schon wieder!

Eſther.

Beliebt?

Caſimir.

Ah! (Kommt wieder vor.) Miß Eſther, erklären Sie mir doch eine merkwürdige Naturerſcheinung in dieſem Hauſe.

Eſther.

Welche?

Caſimir.

Dieſe! (Zieht die Broſchüre heraus.) Seit acht Tagen etwa bin ich das ausgeſuchte Opfer verſchiedenfarbigſter Broſchüren! Dienstag fand ich die erſte in meinem Hute. Sie trug den einſchmeichelnden Titel: „Lies mich nur, ich bin ſo klein“. Die zweite — (zieht eine blaue aus der Rocktaſche) vorgeſtern in meinem Cigarrenetui: (Lieſt den Titel) „Schleudere dies Gift von Dir!“ mit einem Motto: „Dampf ging auf von ſeiner Naſe und verzehrend Feuer von ſeinem Munde, daß es davon blitzete“ aus dem 18. Pſalm, welcher ſich offenbar vorahnend auf das Tabakrauchen bezieht. Dieſe ſchwefelgelbe, die mir heute durch die Poſt zugekommen, ſchlägt einen ironiſchen Ton an: „Ein Wort über Deine Cravatten!“ — Und dieſe endlich: (lieſt den Titel der eben gefundenen) „Stecke nie die Hände in den Sack!“ Wer erlaubt ſich dieſen Spaß mit mir!

Eſther (lachend).

Die Tante.

Caſimir.

Wie?

Eſther.

Aber es iſt kein Spaß, ſondern Ernſt. Als Präſidentin der Geſellſchaft zur Veredlung der Menſchheit, genannt: „Der Seelen Narrenthurm“, erſpäht ſie die ſchwache Seite

Wechſel ein in dieſen Verhältniſſen. Bei ihm ſpricht man zuerſt von Rechten der „Krone“. Mit Charlemagne ſteigert ſich das, er nimmt Kaiſertraditionen auf; bis zu ihm kannte man nur ein „Haus des Königs“, unter ihm wird's „le sacré palais“ — sacrum palatium. Als die große Perſönlichkeit ausging, ſpaltete ſich das aufgenommene Vorrecht in ariſtokratiſche Vorrechte, und die Majordome, Haushofmeiſter, wie wir ſie überſetzen, Maitres du palais, wie ſie Frankreich nennt, werden die Hauptträger derſelben.

Hugues Capet, welcher die ſogenannte dritte Königsrace beginnt, war ein ſolcher Maitre du palais. Der Hof war unter ihm wieder ganz klein, er hatte fünf Hausofficiere um ſich, das war Alles. Henault hat aus Du Tillet folgende wichtige Notiz von den Jahren 1103, 1104 und 1105 notirt:

„Der König Philipp (I), um ſeine Verordnungen (chartes) und Briefe zu autoriſiren, ließ ſie unterſchreiben von ſeinen Groß-officieren, vom échanson chambrier, grand maitre, und dem connétable de France.“

Der König und der Connetable wußten noch meiſt nichts weiter zu ſchreiben als ein Kreuz oder ein Monogramm zu malen, und der Grand-Chancelier ſchrieb dazu was dies zu bedeuten habe.

Gegen Ende der Regierung Ludwigs IX., des Heiligen, wurden dieſe Rechte der Ariſtokratie ſchon wieder beſchränkt, und der König begann wieder Art und Macht Carls des Großen.

Ludwig XI. gab ſeinen officiers de la maison den Titel officiers de France, und begann damit die große Wendung, das Königshaus mit Frankreich zu identificiren, und einen Hof vorzubereiten, der früher nur als Privatgeſellſchaft vorhanden ſein konnte, und in allen Dingen ein ganz ander Anſehen hatte. Weihnacht und Oſtern nämlich kamen die großen „seigneurs territoriaux“ in des Königs Haus, das nur aus deſſen Familie und den wenigen „grands officiers“ beſtand. Ihre Weiber brachten ſie niemals mit. Und übrigens waren die seigneurs ſehr ſorglos, ihres Nächſten, vermöge welcher er zur Sünde neigt — ſie nennt das „ſeinen wunden Punkt“ — und macht ihn vermittelſt einer kleinen bezüglichen Broſchüre in zarter Weiſe darauf aufmerkſam. Die Geſellſchaft hat alle möglichen wunden Punkte vorhergeſehen und ganze Ballen davon auf dem Lager.

Caſimir

(Läßt ſeinen Ueberrock betrübt niederhängen und nachſchleifen).

Oh, ich fürchte ſehr, daß alle Broſchüren der Welt nichts ausrichten werden gegen mich verſtockten Sünder!

Eſther.

Seht es wirklich ſo arg um Sie?

Caſimir.

O, Miß Eſther, noch nicht ſo arg, daß ich für das Schöne unempfänglich wäre — für Sie zum Beiſpiel. — Für den Unterſchied von Gut und Böſe aber hab’ ich gar keinen Sinn mehr.

Eſther.

Sie verläumden ſich ſelbſt.

Caſimir.

Nein! (Schlägt ſich auf die Bruſt.) Da drinnen iſt’s ſchwarz, pechſchwarz, und wenn mir keine Erleuchtung kommt, eine innerliche, meine ich .....

Eſther.

Die Tante wird das beſorgen.

Caſimir (ſchnell).

Nein, die Tante nicht. Beſorgen Sie es lieber!

Eſther.

Ich?

Caſimir.

Ja. Sie müßten ſich meine Bekehrung zum Ziele ſetzen. Sie ganz allein, abgeſondert ... Das heißt: mit mir ... unter vier Augen ſtets ...

Eſther.

Hui!

Caſimir.

Welch' eine fromme Aufgabe wäre das für Sie?

Eſther.

Wirklich? Aber Sie ſchwatzen da und vergeſſen das Kind. Es huſtet immerfort. Gehen Sie! Gehen Sie! (Ab in die Bibliothek.)

Caſimir.

Die Range wird noch biſſiger geworden ſein. Zur größeren Sicherheit will ich ihm alles auf einmal einſchütten. (Will ab.)

5. Scene.

Caſimir. Bidache, (welchen ein Diener einführt).

Caſimir.

Ah, Herr Doctor!

Bidache.

Mein Herr!

Caſimir.

Sie kommen von Paris?

Bidache.

Soeben!

Caſimir.

Und wünſchen Ihren Freund zu ſprechen, nicht wahr? Er iſt im Park.

Bidache (Hut und Ueberrock ablegend).

Der Diener verſtändigt ihn von meiner Ankunft.

Caſimir (zeigt ihm das Fläſchchen).

Sagen Sie, Doctor, halten Sie das für wirkſam gegen Keuchhuſten?

Bidache (ohne hinzuſehen).

Nein.

Caſimir.

Erſt müſſen Sie es doch anſehen! Sie können ja gar nicht wiſſen, was es iſt.

Bidache.

Wie ſollt' ich auch? Hab' ich's denn verordnet?

Caſimir.

Ah, das iſt ein triftiger Grund! Entſchuldigen Sie! — Da kommt Herr Rochat. — Auf Wiederſehen, Doctor! (Ab.)

6. Scene.

Bidache. Daniel.

Daniel.

Wie? Du biſt ſchon da? Ich erwartete Dich erſt Freitag wiederzuſehen.

Bidache.

Ja, ich komme früher, weil — Wir ſprechen noch darüber. Vor Allem aber erlaube, großer Mann, daß ich Dich umarme und Dir aus vollem Herzen innigen Dank ſage für Deine bewunderungswürdige Rede von Narbonne!

Daniel.

Sie hat ihre Wirkung an Ort und Stelle nicht verfehlt.

Bidache.

Und erſt in Paris! Ich bringe Dir Glückwünſche und Anerkennungen die Menge.

Daniel.

Meine Freunde ſind alſo zufrieden?

Bidache.

Entzückt! — Und Deine Heirath .... Da, Zeitungen und Briefe. Lies nur! — Deine Heirath bildet das Tagesgeſpräch. Die Geſchichte macht natürlich ungeheures Aufſehen und ärgert gewiſſe Leute ſehr.

Daniel

(Ueberfliegt während der folgenden Reden Briefe und Zeitungen).

Wie?

Bidache.

Nicht ohne Grund, muß ich ſagen. Ich kenne drei oder vier Damen, die Dich feſt auf's Korn genommen hatten und die deshalb am Donnerstag nicht illuminiren werden.

Daniel

(Immer nur mit getheilter Aufmerkſamkeit).

Alſo, man richtet mich aus!

Bidache.

Aus Leibeskräften. Zuerſt haben ſie ausgeſprengt: es ſei eine bloße Geldheirath.

Daniel (achſelzuckend).

Meinetwegen!

Bidache.

Dann erzählte man, eine amerikaniſche Abenteurerin habe um zehntauſend Dollars gewettet, Du würdeſt binnen drei Wochen ihr Mann ſein, und Du wärſt ihr in's Netz gegangen.

Daniel (lacht).

Zu dumm!

Bidache.

Aber nun kommt's ernſter! Nach einer überſchwenglichen Lobpreiſung Deiner Narbonner Rede ſteht da ein kleines eſſigſaures Entrefilet, das Du nicht überſehen darfſt. (Lieſt). „Man wundert ſich billig, daß dieſe Heirath fern von hier, in der Schweiz vor ſich gehen ſoll. Die Sache hat ihren Grund. Einer leichterklärlichen, aber nicht ebenſo leicht zu rechtfertigenden Schwäche nachgebend, wird der berühmte Redner dem ausgeſprochenen Wunſche ſeiner Braut willfahren und wie man hört, ſeiner Ehe die kirchliche Weihe nicht vorenthalten.“ (Bewegung Daniels). Das iſt noch nicht Alles! höre! (Lieſt). „Warum ſollte er auch? Uebrigens gibt es ein Präcedens. Man weiß, daß ſelbſt Danton im gleichen Falle nicht vor einem Glaubensbekenntniſſe zurückſchrak. Freilich hatte Danton zuvor nicht die berühmte Rede von Narbonne gehalten!“

Daniel.

Das iſt niederträchtig!

Bidache.

Ich habe natürlich ſofort eine Erklärung eingeſendet, worin wir die kirchliche Einſegnung entſchieden in Abrede ſtellen.

Daniel.

Ueberflüſſige Sorgfalt!

Bidache.

Nicht ſo ganz, denn die Leute ſchütteln die Köpfe, unſere Freunde ſelbſt verwundern ſich. Warum eine ſo plötzliche verſteckte Eheſchließung in der Fremde, denkt ſich Jeder. Warum in Genf und nicht in Paris?

Daniel.

Weil Genf das Domicil meiner Gattin iſt.

Bidache.

Richtig, aber die Verläumder haben dadurch freies Spiel. Die Sache iſt unklar! Man kann es nicht begreifen, daß ein Mann wie Du ſich auf ſo unſcheinbare Weiſe vermähle, während er ganz Paris bei ſeiner Hochzeit haben könnte.

Daniel.

Eben um es nicht zu haben, ziehe ich mich zurück. Um dieſen Komplimenten, Händedrücken, Glückwünſchen und Blumenſträußen, um Allem mit Eins zu entgehen, wodurch mir die Freude dieſes Tages zur Plage, die nothwendige Ceremonie förmlich zur Frohnarbeit verkehrt würde.

Bidache.

Einverſtanden, aber ein Mann der Oeffentlichkeit hat Verpflichtungen gegen die Oeffentlichkeit.

Daniel.

In öffentlichen Angelegenheiten wohl, aber als Privatmann iſt er nur ſich ſelbſt verpflichtet. Wenn ich heirathe, heirathe ich mir zu Liebe, alſo in ſehr privater Angelegenheit.

Bidache.

Allerdings, aber heirathe in Paris!

Daniel.

Ich bitte Dich, laß mich zufrieden! Du redeſt umſonſt. Uebrigens ſind wir hier aufgeboten, das gäbe dort wieder Verſpätungen.

Bidache.

Die Dir auf keinen Fall erſpart bleiben.

Daniel.

Wie?

Bidache.

Wenn Du nicht in Paris Hochzeit halten willſt, biſt Du gezwungen ſie aufzuſchieben.

Daniel.

Wodurch?

Bidache.

Donnerstag, nicht wahr, ſollte ſie ſein?

Daniel.

Ja.

Bidache.

Und Donnerstag beginnt in der Kammer die Debatte über die neue Regierungsvorlage.

Daniel.

Wie, Donnerstag ſchon?

Bidache.

Schon? Die Sache iſt lange genug verſchleppt worden. Endlich kommt ſie in Fluß. — Alſo rechne einmal nach: Donnerstag, Freitag.... Samstag früheſtens kannſt Du in Paris eintreffen. Das wäre zu ſpät. Das Miniſterium rechnet auf Dich wie alle Welt. Du mußt in die Debatte eingreifen. Ans Heirathen dürfen wir alſo gar nicht denken! Es handelt ſich um Großes. Deine Pflicht gebietet Dir, Deine Fahne im entſcheidenden Augenblicke nicht im Stiche zu laſſen.

Daniel.

Wer denkt auch daran! — Aber es hätte nichts gemacht, wenn dieſe Debatte ein paar Tage ſpäter begonnen hätte.

Bidache.

Dir bleibt alſo nur der eine Ausweg: Abreiſen — heut Abend, ſpäteſtens morgen früh — Sitzung mitmachen, Rede halten, Lorbeeren einſammeln. Nach der Votirung des Geſetzes kommen wir hierher zurück und heirathen in aller Bequemlichkeit.

Daniel.

Ich weiß was Beſſeres!

Bidache.

Das iſt?

Daniel.

Wir heirathen gleich.

Bidache.

Noch vor Donnerstag?

Daniel.

Heute, auf der Stelle.

Bidache.

Ah! — Ja, dann geht's! Aber wie wäre das möglich?

Daniel.

Ganz leicht. Aufgeboten ſind wir bereits.

Bidache.

Aber wird Deine Frau eine ſo überſtürzte Trauung eingehen wollen?

Daniel.

Eine Amerikanerin wie ſie, deren Koffer ſtets gepackt ſind, wird nichts dagegen haben. (Läutet.)

Bidache.

Gut. Wie ſteht's aber auf dem Bürgermeiſteramte?

Daniel (zum eintretenden Diener).

Benachrichtigen Sie Miß Lea, daß ich ihr eine dringende Mittheilung zu machen habe. — Haſt Du einen Wagen?

Bidache.

Ja. Er wartet draußen und Clavaron ſitzt darin.

Daniel.

Eile mit ihm zu Herrn Turler, dem Adjunkten. Das Gemeindehaus iſt gleich in der Nähe. Er iſt einer der Unſeren, ein ſehr gefälliger Menſch. Setze ihm die Sache auseinander und erſuche ihn, uns im Laufe des Tages oder noch beſſer, noch heute Vormittag zu trauen. Hier vor dem Frühſtück.

Bidache.

Hier im Hauſe?

Daniel.

Das geht in Frankreich, alſo geht's auch in der Schweiz.

Bidache.

Es muß gehen!

Daniel.

Und wir erſparen dadurch das Hin- und Herfahren, brauchen uns nicht zudringlicher Neugier auszuſetzen und vermeiden ſo völlig den feierlich officiellen Anſtrich, der mir in die Seele zuwider iſt. Darauf beſteigen wir den Courierzug und ſind morgen früh in Paris.

Bidache.

Wo ich Dir ein reizendes Häuschen ausgefunden habe.

Daniel.

Iſt es eingerichtet?

Bidache.

Vollkommen eingerichtet.

Daniel.

Vortrefflich! — Alſo vorwärts!

Bidache.

Ich fliege!

Daniel.

Halt! Warte! Lea muß erſt einverſtanden ſein.

Bidache.

Richtig! Das iſt wahr!

Daniel.

Da iſt ſie ſelbſt.

7. Scene.

Vorige. Miſtreß Pauwers. Lea.

Lea.

Sie wünſchen mich zu ſprechen?

Daniel.

Entſchuldigen Sie, Miß Lea, ich wollte Sie eben aufſuchen. Sie kennen den Doktor?

Lea.

Gewiß.

Daniel.

Miſtreß Pauwers ich ſtelle Ihnen Doktor Bidache vor. Mein beſter Freund.

Mrß. Pauwers (reicht ihm die Hand).

Alſo auch der unſere.

Bidache.

O, Madame …

Daniel.

Keine langen Komplimente, wenn ich bitten darf. Wir haben keine Zeit.

es war das Haus des Königs, das erſte Amthaus des Landes, weiter nichts, und das Land waren ſie. — Von Garden war lange nur unbedeutend die Rede; erſt ſeit Carl VII. gab's hundert Schotten, „cent gentilhommes au bec de corbin ou de faucon“, wie man ſie unter Ludwig XI. nannte.

Kurz, vor Franz gab's keinen Hof. Er ſchuf ihn mit allem Luxus, mit allem klugen Deſpotismus gegen Garantien, mit allem Reize, ſo daß alles Leben und alle Welt des Landes nur um den König her zu finden iſt. Seine Mutter führte dieſen großen Reigen an, ſie ſuchte die ſchönen Mädchen aus, die Schweſter Margaretha gab eine andere Würze, das Spiel der Phantaſie und des witzigen Geiſtes, und Franz breitete über Alles den Glanz der Formen im Raum und Feſte, und brachte die Bewegung mit dem Begehren und Wechſeln. So entſtand mit den Weibern die Intrigue und der Luxus, und die Galanterie. Was iſt Galanterie? Montesquieu ſagt: ſie iſt die Lüge der Liebe. Iſt ſie nicht auch der Witz der Liebe? Der König war von alle dem der Mittelpunkt, das Herz der Galanterie, einer franzöſiſchen Welt, die von ihm herſtammt. Dem Könige gefallen wurde höher geſtellt als jede Pflicht. So entſtand die tragikomiſche Erſcheinung in Frankreich, daß das Wort Ungnade — disgrace — der Gipfel des Unglücks wurde, daß ein Exil vom Hofe ſo viel wurde wie Tod. Natürlich entſtanden damit die Zeichen des Vorzugs, die Unterſcheidungen und alle die kleinen Zeichen und Vorſchriften, welche man Etiquette nennt. Der König allein hat beim Zubettgehen einen goldenen Leuchter mit zwei Armen, dies iſt eins der älteſten Kennzeichen.

Der wichtige Schritt der Galanterie beſtand darin, daß Franz ſeine Maitreſſe ohne Blödigkeit zur erſten Perſon des Hofes machte. Jedes Weib brauchte nur einem Hofmanne zu gefallen, um deſſen Weib und damit courfähig zu werden. Juſt unter Franz begann zwar überhaupt der Gedanke einer Ahnenprobe, einer geſchriebenen Genealogie; aber man verlangte nur männliche Probe, die Weiber galten alſo entweder alle für adelig oder für gleichgiltig.

Lea.

Haben Sie's ſo eilig? Was ſteht denn Großes auf dem Spiele?

Daniel.

Unſere Vermählung.

Lea.

Wie?

Daniel.

Der Doktor bringt mir ſoeben eine ganz unerwartete Nachricht, liebe Lea. Die Kammer-Debatte, der ich unbedingt beiwohnen muß, beginnt ſchon Donnerstag.

Lea.

Wie? An unſerem Hochzeitstage.

Daniel.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ich kein Wort darüber verlieren möchte, wenn es ſich um eine weniger wichtige Angelegenheit handelte. Aber Sie werden die Wichtigkeit derſelben ermeſſen, wenn ich Ihnen ſage, daß es jetzt darauf ankommt, den Ideen zum Siege zu verhelfen, die ich in Ferney und Narbonne verfochten habe und verfechten werde, ſo lang ich lebe.

Mrs. Pauwers.

Wie ein echter Ritter, Sir Daniel, das muß man ſagen.

Daniel.

Sie wiſſen es ja, Lea, Sie vermählen ſich einem Soldaten. Und dieſer Soldat kommt zu Ihnen und ſagt: Am Donnerstag gibt es eine Schlacht. Aber das thut nichts, wir machen doch Hochzeit. Sollen ſie ohne mich fertig werden!

Lea.

Ich würde dieſen Soldaten nicht mehr zum Manne nehmen.

Daniel.

Dieſer Antwort war ich ſicher und Sie ſehen mich ſchon entſchloſſen, Donnerstag in Paris zu ſein. Ich wollte nur Ihre ausdrückliche Einwilligung vernehmen.

Lea.

Ja, aber! . . . Was nun?

Mrs. Pauwers.

Wir reiſen Alle miteinander und feiern die Vermählung in Paris.

Daniel.

Daran dachte ich auch einen Augenblick; aber Lea kennt den Grund meiner Vorliebe für Genf. Dazu geſellt ſich hier ein neuer. Soeben erhalte ich dieſen Brief von meinen Schweſtern. Ich habe Ihnen, Lea, bereits von ihnen erzählt. Zwei alte Fräuleins, mir an Jahren bedeutend überlegen, die nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern meine Erziehung übernahmen, denen ich dafür hoch zu Dank verpflichtet und herzlich zugethan bin, trotzdem ſie ungebührlich feſt am Althergebrachten hängen und ſich einer maßloſen Gottſeeligkeit hingeben.

Mrs. Pauwers.

Ah!

Daniel.

Meine politiſche Ueberzeugung ärgert ſie, meine Philoſophie bringt ſie zur Verzweiflung. Eine ganz unglaubliche Anzahl Wachskerzchen brennt in dieſem Augenblicke in allen Pariſer Kirchen für mein Seelenheil. Fragen Sie nur Bidache.

Lea.

Die guten Herzen!

Mrs. Pauwers.

Welche Götzendienerei! Wahre Feueranbeter dieſe Frauen!

Daniel.

Sie ſchreiben mir nun da — einen rührenden Brief, ich verſichere Sie, denn die innigſte Frömmigkeit hat ihn eingegeben — und beſchwören mich, meine Ehe vor dem Altare zu ſchließen wie meine Eltern gethan haben, in der Kirche, in der ich getauft worden; ich möge doch als Chriſt kein ſo ſchlechtes Beiſpiel geben, zum Aergerniſſe aller Gläubigen, zum großen Kummer Derer, die mich lieben!

Lea.

Nun, wenn Sie ihnen dadurch wirklich großes Herzeleid erſparen können . . .

Mrs. Pauwers (raſch).

Wenn auch, Sir Daniel! Keinesfalls geben Sie nach! Nur der verdient ein Mann zu heißen, der in Wort und That eins iſt. Durch ſolche ſchwächliche Nachgiebigkeit ſtützt man nur das alte Vorurtheil. Keine Kirche, keine Prieſter mehr? Nieder mit allem eitlen Formelkram!

Bidache (entzückt).

Ah! Das heißt geredet! Das laſſe ich mir gefallen!

Daniel.

Ich bin ganz derſelben Meinung, liebe Lea, und wie ſchwer es mir auch ankommt, ich gebe der Bitte meiner Schweſtern nicht nach.

Mrs. Pauwers.

Recht ſo!

Daniel.

Nur möchte ich meiner Weigerung eine mildere Form geben. Fände unſere Vermählung vor ihren Augen in Paris ſtatt, ohne Prieſter und Altar, ohne Brautkleid und Schleier, ſo wäre ihre Bekümmerniß leicht grenzenlos. Hier, fern von ihnen, wird ſie das Aergerniß, das ich gebe, doch weniger verletzen. Und ſind wir einmal in Paris, erkennen ſie erſt Ihren ganzen Werth, dann vergeben und vergeſſen ſie ſicher Alles um der Zuneigung willen, die ſie gewiß zu Ihnen faſſen werden. Und Sie, Lea, ſollen ſie nicht minder lieb gewinnen. Glauben Sie mir, ſie ſind es werth.

Lea.

Ich liebe ſie ſchon jetzt! Und es bleibt dabei: Wir vermählen uns hier. Alſo muß die Trauung um einige Tage aufgeſchoben werden.

Daniel (fröhlich).

Nein, im Gegentheil, ſie muß beſchleunigt werden! Wir heirathen ſogleich!

Lea.

Noch heute?

Daniel.

Wenn Sie nichts dagegen haben — auf der Stelle!

Lea (ſtößt einen leiſen Schrei aus).

Ah!

Daniel.

Alles iſt bereit. Der Doctor eilt zu Herrn Turler, bringt ihn ſammt ſeinem Schreiber hieher und in einer Viertelſtunde iſt Alles geſchehen. Sie ſehen, es kann nichts Einfacheres geben.

Lea.

Aber! ... Mir ſchwindelt faſt! — Aber in der That, ich finde keinen vernünftigen Grund dagegen. — Was meinen Sie, Tante?

Mrs. Pauwers.

Ich? Oh! — Der Menſch iſt reizend! Ein wahrer Yankee!

Daniel.

Alſo?

Lea.

Alſo — abgemacht!

Daniel.

Ich danke Ihnen!

Bidache.

Eine Pariſerin hätte ſicher tauſend Bedenken gehabt. Die Toilette, das Reiſegepäck, die Näherin, die Wäſcherin und weiß Gott was noch! Hoch Amerika! — Ich laufe um Herrn Turler . . Darf ich ihn zum Frühſtück einladen?

Mrs. Pauwers.

Selbſtverſtändlich! Das iſt doch das Wenigſte.

Bidache (beiſeite zu Daniel).

Ein paar wunderbare Weiber! Wunderbar! (Ab.)

8. Scene.

Vorige ohne **Bidache.**

Daniel.

Erlauben Sie, ich ſchreibe nur einige Worte an Fargis, unſern Zeugen. (Sezt ſich links und ſchreibt.)

Lea.

Wir haben noch Einladungen zu machen, Tante.

Daniel (ſchreibend).

So wenig als möglich, nicht wahr?

Mrß. Pauwers.

Zwei bis drei Perſonen nur. Miſtreß und Miſſes Bloomfield, zwei ausgelaſſene Geſchöpfe zwar, aber unſere Verwandten. Wir müſſen ſie daher wohl oder übel einladen.

Lea.

Und Miſter Clarke.

Mrß. Pauwers.

Selbſtverſtändlich.

Lea.

Wenn er nur daheim iſt.

Mrß. Pauwers (ſteht auf).

Um dieſe Zeit immer. Ich halte es für geziemender, daß Sie ſelbſt ihm ſchreiben, Lea. (Klingelt.)

Lea.

Ja wohl. (Schreibt.)

Mrß. Pauwers (zu dem Diener).

Jean, dieſe Einladung an Miſtreß Bloomfield. Jenen Brief an Miſter Clarke.

Daniel.

Und dieſen an Herrn Fargis.

Mrß. Pauwers.

Sollte Miſter Clarke nicht zugegen ſein, ſuchen Sie ihn auf. Es iſt dringend.

Jean.

Zu Befehl, Madame.

Lea (erhebt ſich, ſchreibt die Adreſſe).

Einerlei, ein wenig improviſirt ſieht es doch aus.

Daniel.

Beinahe wie eine Entführung.

Lea.

(Gibt ihren Brief dem Diener. Dieſer geht ab.)

Mrs. Pauwers.

Was wird der arme Charley dazu ſagen, dem wir bisher ſchon zu raſch waren.

Daniel.

Entſchuldigen Sie . . . Charley, wer iſt das?

Mrs. Pauwers.

Mein Neffe, Lea's Vetter, der eigens von London zur Vermählung hieherkam. Er iſt auf ſeinem Zimmer. Haben Sie ihn geſprochen, Lea?

Lea.

Nein, Tante. (Zu Daniel.) Der Gedanke an Ihre armen Schweſtern bringt mich beinahe um meine Freude. Darf ich ihren Brief leſen?

Daniel.

Welche Frage!

Lea.

Ich will ihnen ſchreiben, wenn Sie es erlauben.

Daniel.

Wie lieb und gut ſind Sie, Lea!

Lea.

Tante, ein wenig Toilette müſſen wir doch machen.

Mrs. Pauwers.

Wie Sie wünſchen, meine Liebe!

Daniel.

Nur keinen großen Staat!

Lea.

O nein! Amerikaniſch-einfach! Immer amerikaniſch! Da kommt ſchon Herr Fargis! — Auf Wiederſehen!

(Die Damen ab nach rechts.)

9. Scene.

Daniel. Fargis.

Fargis.

Ergreifen die Damen vor mir die Flucht?

Daniel.

Nein, ſie kommen gleich wieder. — Haſt Du meine Zeilen erhalten?

Fargis.

Auf dem Wege hieher. Alſo es iſt richtig, Ihr werdet heute noch getraut?

Daniel.

Hoffentlich!

Fargis.

Das heißt, das Eheglück mit gepflanztem Bajonnet erſtürmen, in der That. Warum aber zogſt Du es vor, in's Hotel zu gehen, ſtatt bei mir abzuſteigen?

Daniel.

Ich fand Niemanden zu Hauſe, weder Dich noch Deine Frau.

Fargis.

Ich brachte ſie zu ihrer Schweſter nach Lauſanne und fuhr heute früh allein wieder zurück. Aber das machte nichts. Mein Bruder war doch da!

Daniel.

Nein! (Lachend.) Der iſt nur hier zu finden.

Fargis.

Wahrhaftig, er wohnt eigentlich hier.

Daniel.

Unter uns geſagt, ich glaube, meine kleine Schwägerin hat ihn ganz und gar berückt.

Fargis.

Das verzeihe ich ihm.

Daniel.

O gewiß! — Alſo Dein Haus war leer, deshalb ging ich ins Hotel. Uebrigens reiſe ich ja Abends wieder ab. Du weißt warum.

Fargis.

Ja wohl.

Daniel.

Daß ich Donnerstag in Reih und Glied treten muß, wirſt Du einſehen. Um ſo mehr jetzt, nach meiner Rede in Narbonne. Du haſt ſie doch geleſen?

Fargis.

Ja!

Daniel.

Nun, was ſagſt Du dazu?

Fargis.

Ich ſage nichts, wie Du ſiehſt.

Daniel.

Ah, biſt Du denn nicht einverſtanden damit?

Fargis.

O ganz und gar nicht! Ich halte dafür, daß Jedermann frei ſein ſoll, nach ſeiner Art zu Gott zu beten.

Daniel.

Doch nur unter der Bedingung, daß ſeine Art jene des Nachbars nicht behindere.

Fargis.

Das war bei der Prozeſſion doch nicht der Fall.

Daniel.

Entſchuldige, doch! Es war eine öffentliche Begehung eines religiöſen Aktes, welche von der gegentheiligen

Ueberzeugung als demonſtrative Herausforderung angeſehen werden konnte.

Fargis.

Gilt das, dann haſt Du auch kein Recht, Voltaire's Büſte öffentlich aufzuſtellen.

Daniel.

Ah!

Fargis.

Nun ja! Ehrlich geſtanden, iſt das nicht auch eine Herausforderung?

Daniel.

Was muß ich hören! Biſt Du ſo ganz verändert? Ich hielt Dich für liberal!

Fargis.

Bin ich es nicht, weil ich Gewiſſensfreiheit verlange?

Daniel.

Wir hindern keinen Menſchen zu glauben, was er will.

Fargis.

Das möchte auch ſchwer gehen. Aber Du nörgelſt an den religiöſen Bräuchen.

Daniel.

Sobald ſie ſich unſerer Sache feindlich zeigen ja. Soll ich ſie denn unterſtützen?

Fargis.

Nein, aber dulden. Das wäre vor Allem nur gerecht und von Deinem Standpunkte ſelbſt jedenfalls klüger und geſchickter, als ſie zu bekämpfen und dadurch Deinen Gegnern eine Art Märtyrthum zu verſchaffen. Unter Jenen, die Du verfolgſt, befinden ſich viele, die ſich bereitwillig Deiner Sache anſchließen möchten; aber nicht genug, daß Du ſie abſtößeſt, Du reizeſt ſie zum Widerſtande, treibſt ſie ge-

Was nebenbei, wenn von Race-Gedeihen die Rede ſein ſoll, nicht nur bequem, ſondern auch förderſam iſt und was die engliſche Lordſchaft immer friſch erhält. Auch begnügte man ſich bei jener Ahnenprobe mit einem Geſchlechtsnachweis von 115 Jahren. — Welche Verführung lag damit vor den Frauen! Die Staatswelt öffnete ſich ihrem Reizvermögen, wie jetzt der geiſtigen Fähigkeit jedes Mannes die Staatswelt in Frankreich offen liegt. Die Weiber wollten alſo gefallen, wenn nicht anders um jeden Preis. Dies heißt: man wurde galant. Und es iſt zu ermeſſen, welch eine Gefahr mit dieſer neuen Welt nach Frankreich kam.

Die Ehrendamen am Hofe waren in zwei Partien getheilt, die große und die kleine Truppe (bande). Jene war den Neigungen der Hofleute übergeben, dieſe war dem Könige und deſſen Söhnen vorbehalten. Später, zur Zeit der Guiſenmacht, war der Groß-Cardinal von Lothringen eine wichtige Hoffnung für die kleine Bande. Man avancirte natürlich, wenn ſich Vorzüge darſtellten, von der großen zur kleinen Bande, und in dieſer bis zur Maitreſſe des Königs. Diana von Poitiers hat dieſes Avancement vollſtändig gemacht. Kein heiteres Weib in Frankreich hatte mehr etwas anderes zu wünſchen, als den König zu reizen. Brantome ſagt, König Franz hätte alle diejenigen für Gecken und Narren erklärt, die keine Geliebte beſäßen.

Endlich wurde auch die Geiſtlichkeit durch das Concordat an den Hof gezogen, und ſo ſind nun alle Elemente beiſammen, deren Gährung das moderne Frankreich bildete.

Dieſe Glasperlenbude franzöſiſcher Eitelkeit und Hofſchranzerei erſcheint leicht unwürdig unter der Feder. Wozu die kindiſche Thorheit und Ausſchweifung verfolgen bis in die geheimen Kämmerchen? — Um dieſe Glasperlenbude gruppirt ſich aber ganz Frankreich, und auch das Wichtigſte und Werthvollſte kommt dabei zum Vorſchein. Es ſcheint gleichgiltig, daß unter Franz die Marquis aufkamen, und juſt an dieſe Adelsclaſſe hing ſich ſpäter alle Ausſchweifung der Zeit, die ausſchweifende Frechheit des ſchlechten Adels und der ausſchweifende Haß des demokratiſchen waltſam Deinen Feinden in die Arme und beraubſt Dich ihrer Kräfte. Das iſt keine gute Taktik.

Daniel.

Märtyrer, die verfolgt werden!! Sollte man nicht glauben, wir verbrennen ſie?

Fargis.

Wenigſtens macht Ihr ihnen heiß!

Daniel.

Das ſagen ſie!

Fargis.

Sie fühlen es!

Daniel.

Und die möchten ſich unſerer Sache anſchließen!

Fargis.

Warum nicht?

Daniel.

Geh doch! Ein Bund zwiſchen Frömmlern und Gottloſen, mit Leuten wie Du und ich.

Fargis.

Entſchuldige, wie Du!

Daniel.

Ah! Biſt Du kein freier Denker mehr?

Fargis.

Ich denke und wahre die vollkommene Freiheit meines Denkens. Aber von da bis zur abſoluten Glaubensloſigkeit iſt noch ein weiter Weg.

Daniel

(An den Tiſchrand gelehnt, die Arme kreuzend).

Alſo, Herr Philoſoph, was Deiner Vernunft nicht zuläſſig erſcheint?

Fargis.

Was ſie in Abrede ſtellt, verhindert nicht das, was ſie anerkannt.

Daniel.

Und was erkennt ſie an?

Fargis.

Das Weſentliche.

Daniel.

Erkennſt Du das an und empört Dich nicht der craſſe Irrthum, der es allenthalben verhüllt, verfinſtert und entſtellt? Faßt Dich nicht ein heiliger Zorn, angeſichts dieſes ganzen Wuſt's ſinnloſer Gebräuche, kindiſcher Glaubensſeligkeit, dumpfen, lächerlichen Aberglaubens, und möchteſt Du nicht gerne mit einem Streiche alledem ein Ende machen können?

Fargis.

Ich möchte vielmehr die Menſchheit davon läutern ohne Zorn, ſchonend und milde und allmälig, um die Blume nicht zu verletzen, indem ich ſie von Dornen ſäubere.

Daniel.

Schön, aber ſprechen wir weniger allgemein. Wie hältſt Du's z. B. mit Deiner Frau?

Fargis.

Gut, ſprechen wir von meiner Frau.

Daniel.

Sie iſt fromm, nicht wahr?

Fargis.

Ja, aber mit Verſtand.

Daniel.

Und Du duldeſt ihre religiöſe Meinung?

Fargis.

Selbſtverſtändlich.

Daniel.

Und geſtatteſt ihr die öffentliche Bethätigung derſelben?

Fargis.

Warum nicht? Soll ich ſie um ihre Ueberzeugung bringen, in der ſie ſich ſo wohl befindet? Was könnte ich ihr dafür geben? Was? Nichts. Das wäre nicht edel, nicht klug meinerſeits. Sie glaubt an Gott auf ihre Art und iſt davon beglückt. Deſto beſſer für ſie und für mich! Bewahre mich der Himmel vor einer freidenkeriſchen Frau in meinem Hauſe! Ein Weib ohne Religion iſt eine umgewendete Betſchweſter. Alles was ich thun kann, iſt, ihr von Zeit zu Zeit über gewiſſe Dinge wiſſenſchaftlichen Aufſchluß zu geben. Die neuen Lehren irritiren oft ihre angeerbten Ideen und erſchüttern ihren liebgewordenen Glauben. — aber ſchließlich kommt ſie doch ſehr bald zu der Einſicht, daß Gott dabei Nichts einbüßt — im Gegentheil — und befreit von Irrthümern, neugeſtärkt in ihrem Glauben, nimmt ſie lächelnd von mir Abſchied und ſagt: „Ich gehe in die Kirche". Ich reiche ihr das Meßbuch, wir küſſen uns und Alles iſt wieder gut.

Daniel.

Gottlob, Du biſt kein Clericaler, Du biſt ein Philoſoph!

Fargis.

Und religiös dabei.

Daniel.

Zu welcher Religion aber bekennſt Du Dich?

Fargis.

Zu jeder.

Daniel.

Und ich zu keiner!

Fargis.

Das iſt wenigſtens deutlich, wenn es auch ſonſt nichts iſt.

10. Scene.

Vorige. Bidache.

Bidache.

Victoria!

Daniel.

Iſt alles abgemacht?

Bidache.

Ohne weitere Schwierigkeit. (Zu Fargis.) Grüß Dich! (Zu Daniel.) Das eidgenöſſiſche Geſetz iſt ſehr bequem, es geſtattet den Vollzug der Trauung im eigenen Hauſe auf ein ärztliches Zeugniß hin, welches die phyſiſche Verhinderung beſtätigt. Ich habe ſofort mit Unterſchrift beglaubigt, daß Du nicht aus dem Zimmer gehen darfſt. Herr Turler wird in zehn Minuten mit Standesregiſter, Akten und Schreiber erſcheinen und Du wirſt alſo noch vor dem Frühſtück in den Hafen der Ehe einlaufen.

Fargis.

Hier?

Bidache.

Hier!

Daniel.

Ganz unter uns. Ich habe mir jedes Ceremoniell verbeten.

Fargis.

Alſo die bürgerliche Trauung einfach, dafür aber wahrſcheinlich die andere . . .

Bidache.

Welche andere? Es gibt keine andere.

Fargis.

Du begnügſt Dich bloß mit der bürgerlichen Trauung!

Daniel.

Scheint Dir die bürgerliche allein nicht ernſthaft und bindend genug?

Fargis.

Dir und mir gewiß; aber Deiner Frau?

Daniel.

Meiner Frau desgleichen.

Fargis.

Hat ſie ſich dazu verſtanden? Das wundert mich.

Daniel.

Wie ſo? Als Amerikanerin . . . .

Fargis.

Eben deshalb. Aber die Tante?

Bidache.

Die Tante? Die Tante hält noch größere Stücke auf die bloße Form, als ihre Nichte. Keine Kirche, keine Prieſter mehr! „Nieder mit allen eitlen Ceremonien!“ Das ſind ihre eigenen Worte.

Fargis.

Ich beuge mich.

Bidache.

Kränkſt Du Dich am Ende darüber?

Fargis.

Nicht für mich. (Geht nach rückwärts, begrüßt Mrß Pauwers und Eſther, die mit Caſimir eintreten.)

Bidache.

Was ſagſt Du dazu? Der riecht ja förmlich nach der Sakriſtei!

Daniel.

Eine ganze Stunde ſchon predigt er mir die religiöſe Toleranz.

Bidache.

Er iſt alſo ſchwarz geworden!

II. Scene.

Vorige. Caſimir. Miſtreß Pauwers. Eſther. Fargis
(Nimmt ſeinen Bruder vor, während Mrß. Pauwers und Daniel rückwärts Befehle ertheilen. Eſther ſpricht mit Bidache.)

Fargis.

Ah, Du Schelm! Sieht man Dich endlich einmal! Du ſteckſt ja fortwährend hier! Was treibſt Du denn?

Caſimir.

Pſt! Ruhig! Still! Lache nicht! Rühre Dich nicht! Ein köſtlicher Spaß: Ich laſſe mich bekehren!

Fargis.

Wozu? Durch wen?

Caſimir.

Zur Tugend. Durch Eſther.

Fargis.

Durch Eſther?

Caſimir.

Wie König Ahasverus! Du ſiehſt, ich bin bereits bibelfeſt. Sie hat auch ein Steckenpferd, nämlich: ihre Schule. Ich nun, getreu meinem Syſteme unbedingter Toleranz den Weibern gegenüber, ſchmeichle ihrer fixen Idee und gebe mich zu Allem her. Ich liniire die Schreibhefte der Herren Buben, ich ſinge mit ihnen, buchſtabire, lautire, aber immer in ihrer Geſellſchaft. Ich weiche nicht von ihrer Seite. Ach, ſie iſt ein Engel! Wenn Du ſie dieſen Morgen inmitten ihrer Kinderſchaar geſehen hätteſt, in kurzem Sommerkleidchen, den Nacken frei, ihre blonden Locken nach allen Seiten auseinanderflatternd, und dazu die lachende Morgenſonne über ſie und das ganze Bild ausgegoſſen — nein! ich hatte große Luſt, ſie in die Arme zu faſſen, davon zu tragen und hinein zu beißen, wie ein Verrückter!

Fargis.

Und wohin ſoll das führen?

Caſimir.

Darnach frage ich nicht.

Fargis.

Oho! keine Dummheiten, das ſage ich Dir!

Caſimir.

Pſt, ſie kommt.

12. Scene.

Vorige. Charley.

Mrs. Pauwers.

Gut, daß Sie kommen, Charley! Ich habe ſchon wieder eine Neuigkeit für Sie. Die Vermählung findet noch heute ſtatt.

Charley (ergriffen).

Heute?

Mrs. Pauwers.

Sir Daniel muß früher nach Paris zurück.

Charley.

Und Lea hat eingewilligt?

Mrs. Pauwers.

Das verſteht ſich!

Charley (faßt ſich).

Dann iſt ja alles gut. — Wollen Sie mir die Ehre erweiſen, Tante, und mich Herrn Rochat vorſtellen. —

Mrß. Pauwers.

Herr Neffe, erlauben Sie . . . Mein Neffe Charley Henderſon, Esquire.

Daniel.

Mein Herr! . . .

Mrß. Pauwers.

Sagen Sie doch: Vetter!

Charley.

Sagen Sie: Freund — und ſeien Sie verſichert, daß Sie in Charley Henderſon einen Mann finden, der ſtets bemüht ſein wird, dieſen Titel zu rechtfertigen.

Daniel.

Und ich, mein Herr, will mich beſtreben, dieſes freundſchaftliche Entgegenkommen zu verdienen.

13. Scene.

Vorige. Lea.

Lea.

Ah, Charley! Mein lieber, guter Charley, willkommen. (Charley hält gerührt ihre Hand ohne Worte zu finden. Mrß Pauwers nimmt Daniel unauffällig bei Seite.)

Lea (etwas verlegen geworden).

Unſere ſchnelle Entſchließung hat Sie vielleicht überraſcht, Charley.

Charley (gefaßter).

In der That, Lea. Aber Sie haben Recht. Da Sie entſchloſſen ſind, warum noch zögern.

Lea.

Charley, hegen Sie gegen mich irgend einen Groll?

Charley.

Ich, liebe Lea? Weshalb? Ich habe Sie geliebt, Sie erwiderten meine innige und tiefe Neigung nicht, gaben mir auch niemals die leiſeſte Hoffnung. Hab' ich denn ein Recht, mich zu beklagen? Heute in anderer Eigenſchaft an Ihrer Seite zu ſtehen, als in derjenigen eines Zeugen Ihres Glückes, zöge ich freilich vor. Doch zum letzten Male beſchleicht mich hier ein neidiſches Gefühl. Von heut' an will ich Ihres Bundes mit einem Andern nicht anders gedenken, als mit dem Wunſche, daß Sie in der Liebe dieſes Mannes all' das Glück finden mögen, daß ich Ihnen ſelbſt bereiten wollte.

Lea (drückt gerührt ſeine Hand).

Dank, Charley! Sie ſind ein ganzer Mann und ein wahrer Freund!

14. Scene.

Vorige. Miſtreß und **Miſſes Arabella** und **Ellen Bloomfield.**

(Arabella und Ellen, heiter, ausgelaſſen, laufen zu Lea vor, während Daniel im Hintergrunde ihrer Mutter vorgeſtellt wird.)

Arabella.

Lieber Schatz, da ſind wir! Wie geht's?

Ellen.

Heut' alſo iſt der große Tag für Dich?

Lea.

Nun ja!

Arabella.

Und hier ſoll die Schrift gemacht werden?

Ellen.

Hier im Salon!

Arabella.

Ach, das iſt reizend! Wir haben ſo etwas nie geſehen.

Ellen.

Und Herr Turler wird es thun?

Eſther.

Er muß gleich kommen.

Arabella.

Ach, das iſt ein überaus liebenswürdiger Mann, dieſer Herr Turler.

Ellen.

Und ein Mann von Welt!

15. Scene.

Vorige. Turler. Der Amtsſchreiber (mit Regiſter und Akten).

Ein Diener (meldet).

Herr Turler! Herr Berly!

Daniel (ihm entgegen).

Theuere Lea, — Herr Turler, der ſo liebenswürdig iſt, ſich ſelbſt zu uns zu bemühen.

Lea.

Ich habe bereits das Vergnügen, Sie zu kennen, mein Herr! Wir haben bei Frau Augrand in Genf mit einander getanzt.

Turler.

In der That, gnädiges Fräulein, eine der ſchönſten Erinnerungen meines Lebens.

Arabella.

Guten Tag, Herr Turler!

Pöbels. Die Marquis kamen mit Catharina von Medicis aus Italien, und Franz, immer bedacht auf Lockung durch neuen Reiz, adoptirte ſogleich den Titel. Vor ihm gab's in Frankreich nur zwei Marquis. Franz hat durch den Schwung einer gewiſſen Ritterlichkeit und durch die geſchmackvollen Ketten der Unterſcheidung, welche er den Seigneurs wie Ehren um den Hals warf, woran er ſie aber in Wahrheit hielt und feſſelte, er hat durch Mittel des Geſchmacks den Adel leichter unterjocht als ſonſt ein König. Unter Ludwig XI., der das Werk nachdrücklich begann, entzogen ſich die Seigneurs noch mürriſch dem Joche, und man nannte ſie „boudeurs“. Davon iſt unter Franz nichts mehr zu ſpüren. Unter ſeinen Nachfolgern wurde das Hof- und Titelweſen, und der ſtolze Majeſtätsanſpruch weiter ausgebildet, aber die Franz'ſche Perſönlichkeit fehlte, ein Weib hatte die moderne Krone unter den Valois aufrecht zu halten, zwar ein außerordentliches Weib, aber ein Weib, Catharina von Medicis. Der Adel bemächtigte ſich als Herr der ſtreitenden Zeitintereſſen, und unter ſolcher Fahne fühlte er als Ligueur noch einmal allen alten Stolz gegen die Krone, beſonders durch Repräſentanten wie die Anjou-Lotharingier waren, die ehernen Guiſen. Aber auch da, unter den drohendſten Scenen, erkennt man, daß der Adel das Opium der Eitelkeit, das ihm Franz bereitet, ſchon tief im Geblüte trug. Man trotzte immer nur innerhalb der Formen, ſelbſt der ſpieleriſchen Formen, die Franz eingeführt hatte. Und der letzte Verſuch der Adeligen als Frondeurs, aufgeſchreckt durch Richelieu's knöcherne Hand, dieſer Verſuch unter Mazarin und dem jungen Louis XIV. erſcheint im Gefolge der Hofſitten bereits wie ein bloßes Paradeſpiel der Oppoſition.

So tief wurzelte ſich die ſcheinbare Aeußerlichkeit, welche unter Franz aufkam. Sonſt war Seigneur eben Seigneur geweſen, das war hinreichend: Herr war Herr, ſo oder ſo benannt. Franz führte eine Stufenfolge ein, obenan den Duc, dann den Marquis, dann den Comte, dann den Prince, dann den Baron, dann den ſchlichten Seigneur — der Adel ließ ſich das gefallen,

Turler (reicht ihnen die Hand).

Ah, Miß Bloomfield! Sehr erfreut! Nun, wie fiel Ihre geſtrige Kahnpartie aus?

Ellen.

Schlecht! Wir ſind durch und durch naß geworden! (Sprechen weiter, ſtoßen zeitweiſe großes Gelächter aus.)

Bidache.

Ah, meine Zeitungen! — Was iſt das? (Nimmt das Packet, das er vorhin Daniel gegeben. Obenauf liegt eine kleine roſenrothe Broſchüre.) „Herrn Doktor Bidache“. Alſo richtig für mich. (Liest.) Hüte Deine Vatermörder! (Verblüfft.) Wie komm' ich denn dazu? (Durchblättert die Broſchüre, wirft ſie ſchließlich in die Ecke.)

Der Amtsſchreiber
(Der ſich einſtweilen an dem Tiſche eingerichtet).

Wenn die Herren Zeugen die Güte haben wollten, ihre Namen anzugeben.

(Bidache, Daniel, Fargis, Charley geben zu ihm.)

Eſther (zu Caſimir).

Was hat er da für ein Buch?

Caſimir.

Das Standesregiſter.

Eſther.

Wozu dient es?

Caſimir.

Darin wird unterſchrieben. Haben Sie denn nie eine Civil-Trauung geſehen?

Eſther.

Nein. In England verfaßt der Kanzeliſt, der Regiſtrator alle dieſe Schreibereien allein auf ſeinem Bureau.

Fargis (ruft).

Caſimir!

Caſimir.

Hier bin ich! (Geht unterzeichnen.)

Arabella (mit Turler kokettirend).

O Sie ſind zu beſcheiden, Herr Turler! Sie haben eine wunderbare Stimme!

Turler.

Bitte! Sie iſt höchſtens angenehm.

Ellen (zu Eſther).

O, meine Liebe, Herr Turler hat uns vorgeſtern ein ungariſches — oder neapolitaniſches Volkslied zum Beſten gegeben .... Ich weiß nicht mehr, was es war ...

Turler.

Die Rodeska!

Arabella.

Nein, dieſes meine ich! (Spielt ſtehend die Melodie auf dem Klavier.)

Turler.

Ach ſo, dieſes! Ja, das iſt ſchwediſch.

Arabella (zu Ellen).

Richtig, ſchwediſch wollt' ich ſagen! (Spielt weiter, trällert Melodien mit Ellen. Turler iſt vorher nach rückwärts gegangen und hat vom Diener ein kleines Packet in Empfang genommen.)

Bidache

(Mit Fargis vorkommend, nachdem ſie mit dem Amtsſchreiber, der erſtaunt iſt, über den Vorgang fertig geworden).

Ein bischen feierlicher könnte es zugehen, ja!

Fargis.

Glaube mir, nie wird ein Weib die Civilehe ernſt nehmen. Vor dem Bürgermeiſter lachen ſie alle. Erſt in der Kirche kommen die Thränen.

Bidache.

Warum aber?

Fargis.

Die Civilehe iſt ein Werk des Verſtandes, die kirchliche: Sache des Gefühls. Die erſte iſt ſo zu ſagen männlichen Geſchlechtes, die zweite aber weiblich. Darum kann auch eine ohne die andere nicht beſtehen.

Vidache (zuckt die Achſeln).

Was Dir nicht einfällt.

Daniel.

Herr Turler, wenn Sie jetzt die Güte haben wollten....

Turler

(Oeffnet das Packet und nimmt ſeine in Papier gewickelte Schärpe heraus).

Ich ſtehe zu Dienſten.

Mrß. Pauwers

(Bei der ein Diener angefragt hat).

Wird es lange dauern, Herr Turler?

Turler (ſeine Schärpe knüpfend).

Fünf Minuten, gnädige Frau, nicht länger. Wir übergehen alle überflüſſigen Formalitäten.

Mrß. Pauwers (zum Diener).

Alſo läuten Sie nur die Tiſchglocke wie gewöhnlich.

Arabella (zu Eſther).

Wozu nimmt er denn die Schärpe um?

Eſther.

Ich weiß nicht. Wahrſcheinlich iſt es der Brauch.

Turler

(Hinter dem Tiſche. Daniel und Lea ihm gegenüber, die Andern ringsumher. Die Miſſes lorgnettiren fortwährend).

Nachdem alle erforderlichen Aktenſtücke beigebracht ſind und in Ordnung befunden worden. (Der Schreiber deutet auf ein Aktenbündel.) Schreiten wir zur Eheſchließung.

(Lieſt das Geſetz von einem auf Pappe aufgezogenen Blatte.) „Artikel 165: (zu Beiden wohlwollend) Die Ehegatten ſchulden ſich gegenſeitige Treue, Hilfe und Unterſtützung. (Zu Daniel energiſcher.) Der Gatte iſt verpflichtet, ſeine Frau zu beſchützen. (Zu Lea mit feiner Intention.) Die Gattin iſt verpflichtet, ihrem Gatten überall hin zu folgen, wo er ſeinen Aufenthalt zu nehmen für gut findet. — Der Gatte dagegen muß ſie bei ſich aufnehmen und mit dem nöthigen Lebensbedarfe verſorgen nach dem jeweiligen Stande ſeiner Mittel und Erwerbsverhältniſſe.“ Herr Jean Daniel Rochat, iſt es Ihr feſter Wille, mit dem hierorts anweſenden Fräulein Sarah Lea Henderſon die Ehe einzugehen?

Daniel (bewegt).

Ja!

Turler.

Miß Sarah Lea Henderſon, iſt es Ihr feſter Wille, mit dem hierorts anweſenden Herrn Jean Daniel Rochat die Ehe einzugehen?

Lea (ruhig).

Ja!

Turler.

So erkläre ich Sie denn für ehelich verbunden. Im Namen des Geſetzes! (Zu Daniel, dem der Schreiber die Feder reicht.) Haben Sie die Güte zu unterzeichnen.

Arabella (laut).

Das iſt alles?

Turler (graziös).

Ja wohl, mein Fräulein.

Ellen.

Wie? Schon aus?

Bidache (zu Fargis unwirſch).

Was will ſie denn mehr? Soll am Ende noch getanzt werden.

Turler (zu Lea).

Haben Sie die Güte zu unterzeichnen!

Lea (heiter).

Hier?

Turler.

Hier! (Sie ſetzt die Feder an, hält inne, zieht ein Härchen aus derſelben und unterſchreibt darauf ganz ruhig.)

Fargis (zu Bidache).

Die Braut iſt gar nicht gerührt, er dagegen ſehr ernſt. Siehſt Du, die männliche Ehe.

Daniel (gibt Turler die Hand).

Ich danke Ihnen, mein Herr!

Turler (galant zu Lea).

Jetzt, gnädige Frau, erlauben Sie mir beſcheiden ein Recht in Anſpruch zu nehmen, welches mir zwar nicht das Geſetz, aber die Sitte gewährt. (Küßt ihre Hand.)

Bidache (zu Fargis).

Gewiß, der Civil-Ehe fehlt es am nöthigen Zauber. Dem muß entſchieden abgeholfen werden. (Geht mit den andern unterſchreiben.)

Ellen (zu Turler, der ſeine Schärpe ablegt).

Iſt das Seide?

Turler.

Wie Sie ſehen.

Arabella (nimmt ſie um, beſieht die Farbe).

Wirklich, ſehr hübſch!

Bidache (zu Fargis, ſieht auf die Uhr).

Ich habe einen wahren Wolfshunger.

(Es läutet.)

Fargis.

Man läutet auch ſchon zum Frühſtück.

Bidache.

Na, klingt Dir dieſes Geläute nicht luſtiger in die Ohren, als jenes der Kirchenglocken.

Fargis.

O, luſtiger auf jeden Fall!

Daniel (hält Lea's Hände).

Meine inniggeliebte Lea! Endlich! hatte ich nicht Recht? Wie ſchnell war die Ceremonie überſtanden.

Lea.

O, Ceremonie war gerade keine dabei. Es war genau ſo, wie geſtern bei der Unterzeichnung des Vertrages.

Mrs. Pauwers
(Erblickt Clarke, den ein Diener einführt).

Lea! Miſter Clarke!

16. Scene.

Vorige. Clarke. Später **Clavaron.**

(Lea wird plötzlich ernſt, ebenſo die anderen Damen. Sie geht ihm bis an die Thüre entgegen. Alles iſt gemeſſen und feierlich.)

Mrs. Pauwers (vorſtellend).

Mein Neffe, Herr Rochat. Sr. Ehrwürden, Miſter Septimus Clarke.

Bidache (zuckt zuſammen, tritt vor, für ſich).

Sr. Ehrwürden!!

Daniel (überraſcht).

Mein Herr! . . .

Clarke.

Wie glücklich bin ich, mein Herr, durch die heilige Weihe dieſes Tages mit einem Manne in Berührung zu kommen, der ſo Großes ſchon im Dienſte der Wahrheit geleiſtet.

Daniel
(Nachdem er mit Bidache einen Blick gewechſelt).

Ich fühle mich ſehr geehrt, mein Herr.

Charley.

Ehrwürdiger Herr!

Clarke (begrüßt ihn lebhaft).

Ah, lieber Miſter Charley, Sie hier? (Gehen nach hinten.)

Daniel (raſch und leiſe zu Lea).

Wer iſt dieſer Herr!

Lea.

Miſter Clarke.

Daniel (ungeduldig).

Ja!

(Bidache und Fargis horchen herüber.)

Lea.

Hat Ihnen meine Tante denn nicht geſagt? . . . Unſer Prediger, der uns nachher einſegnen wird. (Geht zu ihm.)

Daniel (ſtarr vor ſich hin).

. . . Einſegnen wird . . . .

Bidache (ebenſo, leiſe).

Was ſagſt Du dazu?

Daniel (faßt ihn krampfhaft am Arm).

Schweig!

Der Haushofmeiſter.

Es iſt ſervirt.

(Mrß. Pauwers tritt mit Clarke in das Speiſezimmer, deſſen Thüre geöffnet bleibt, ſo daß man einen Theil deſſelben überſieht.)

Lea.

Herr Turler. (Turler reicht ihr den Arm; ſie folgen.)

Eſther

(Fröhlich zu Daniel, der in ſich gekehrt daſteht).

Kommen Sie, Herr Schwager! Hätten Sie ſich die Geſchichte früher überlegt! Jetzt iſt's zu ſpät! (Daniel reicht den Arm und folgt.)

Clavaron (zu Bidache).

Wer iſt denn der ſchwarze Herr mit der weißen Binde?

Bidache.

Das iſt der Notar!

Clavaron.

Aber er ſprach da hinten vom Tempel ....

Bidache.

Nun ja, vom Tempel Hymens! Ein verbrauchtes Bild zwar, aber in der Schweiz — wo der Einfluß Jean Jacque's noch ſo nachhaltig iſt.

Clavaron.

Ach ſo! (Zu Arabella.) Mein Fräulein. (Folgen in das Speiſezimmer.)

Fargis.

Miß Bloomfield, darf ich bitten? (Geht mit Ellen. Caſimir und Bidache bleiben noch übrig.)

Caſimir

(Zu Bidache, der ſich die Stirne trocknet).

Doktor, reichen wir uns auch die Arme.

Bidache.

Ja, danke! (Nimmt mechaniſch den dargebotenen Arm.)

Caſimir.

He? Iſt Ihnen ſchlecht?

Bidache.

Nein, etwas ſchwindlig nur.

Caſimir.

Beim Frühſtück wird Ihnen ſchon beſſer werden.

Bidache

(Geht zwei Schritte nach hinten, bleibt vor dem Bilde der um die Tafel ſtehenden und Clarke zuhörenden Gäſte erſtarrt ſtehen, hält ſich an Caſimirs Arm feſt).

Was macht denn der Unglücksmenſch noch immer da?

Caſimir.

Der Paſtor? Er ſpricht das Tiſchgebet.

Bidache.

Das Tiſchgebet? Da ſind wir in ein ſchönes Wespenneſt gerathen. —

Der Vorhang fällt.

Ende des zweiten Actes.

Dritter Akt.

(Dekoration wie im zweiten Akte.)

I. Scene.

Bidache. Fargis. Caſimir. Eſther.

(Eſther ſervirt im Hintergrunde den Kaffee. Bediente reichen die Taſſen. Außerhalb in der Veranda ſitzen oder ſtehen gruppenweiſe Lea, Miſtreß Pauwers, Miſtreß Bloomfield, Arabella, Ellen, Daniel, Mr. Clarke (ſichtbar), Fargis und Bidache ſind vorne allein.)

Bidache (ſitzt, ſchlürft ſeinen Kaffee).

Ein ausgezeichnetes Frühſtück! Vortreffliche Küche! Vortrefflicher Keller!

Fargis (ſteht, die Taſſe in der Hand).

Denen Dein vortrefflicher Magen alle Ehre erwieſen hat. Ich gratulire!

Bidache.

Lieber Freund, wer durch 15 Jahre ſo zu Mittag gegeſſen hat wie ich, der holt das in ſeinem ganzen Leben nicht mehr nach.

Fargis.

Aber Du haſt Dich doch ſchon ſo ziemlich erholt?

Bidache.

Gott ſei Dank, es macht ſich! — Und wenn der ſchwarze Punkt nicht am Horizonte ſtünde . . . .

und war damit ſchon unterjocht. Unter dem Sohne — Heinrich II. — ging es reißend in der Conſequenz vorwärts, aber in der Conſequenz nach oben, die directe Anrede wurde unterſagt, und die dritte Perſon anbefohlen. Ein alter Edelmann, Pasquier, ſagt verdrießlich ſonettenhaft darüber:

„On ne parle à la cour que de sa majesté,
Elle va, elle vient, elle est, elle a été.
N'est-ce faire la couronne en quenouille?“

Die Damen durften dem Könige nichts mehr reichen, nichts von ſeiner Hand empfangen, ohne dieſe Hand zu küſſen. Sie gaben bei großer Tafel dem Könige die naſſe Serviette, ſie mußten im Zimmer der Königin auf der Erde ſitzen. „Diner avec le roi“ ward die höchſte Ehre, die Ludwig XIV. ſpäter noch ferner von ſich ſtellte, ſie verwandelnd in das bekannte „Monter dans les carosses“.

Unter Franz war das Alles noch neu, konnte nicht peinlich genommen werden und hatte vielleicht durch einen lebhaften, kriegeriſchen König eine intereſſante Färbung. Man vergaß aber ſehr bald, daß es intereſſant erhalten ſein müſſe, und legte ſo den Keim zu unabſehbaren Folgen, zur Abnützung aller Form. Der Stoff des Ehrgeizes ward Futter der Eitelkeit, die Noblesse par brevet entſtand, die Abenteurer aus Italien bildeten den Orden der Marquis, und dieſer Titel war ein Jahrhundert ſpäter bereits ſo geſunken, daß die Frau von Sévigné ihn ſchon 1675 profané nennt, usurpé, gâté, daß Ludwig XIV. ihn verachtete und wahrſcheinlich ſelbſt Molière veranlaßte, ihn im l'impromptu de Versailles auf das Niedrigſte zu verſpotten.

Die Adelsbriefe waren ein Kroneinkommen geworden, ein Trafik, und unter dem letzten Valois, Heinrich III., ging der Abſatz ſchon ſo ſchlecht, daß tauſend Stück vorräthig lagen ohne Käufer. Denn was gemein wird, iſt keine Auszeichnung mehr, und hat keinen Werth. La Roque in ſeinem „traité de la noblesse“ erzählt die Geſchichte von einem Ochſenhändler, die allein hinreicht, um das Anſehen des franzöſiſchen Adels zu

Fargis.

Der Paſtor, meinſt Du?

Bidache.

Daniel machte bei Tiſche gute Miene zum böſen Spiel, aber im Grunde muß es ihm in allen Nerven zucken. O, ich kenne ihn!

Eſther

(Aus dem Hintergrunde Liqueurflaſchen zeigend).

Herr Bidache, iſt Ihnen vielleicht gefällig?

Bidache.

O, mit Vergnügen, mein Fräulein! (Geht zu ihr.)

Fargis

(Zu ſeinem mit der Taſſe vorkommenden Bruder, auf Eſther blickend).

Du haſt Recht! Köſtlich! — Aber ich bin beruhigt, Sie führt Dich an der Naſe herum!

Caſimir.

Glaubſt Du! Ich bin ihr bereits unentbehrlich.

Fargis.

Als Laufburſche, ja.

Caſimir.

Mein Princip: Ich mache ihr Conceſſionen. Weiter nichts.

Eſther.

Herr Caſimir!

Caſimir.

Miß Eſther!

Eſther.

Zur Feier des Tages habe ich unſeren Schülern heute frei gegeben.

Caſimir.

Ah, wirklich ein ausgezeichneter, wohlthätiger Gedanke!

Eſther.

Sie ſind alle da.

Caſimir (erſchreckt).

Wer? die Rangen, alle?

Eſther.

Sie dürfen im Obſtgarten Crocket ſpielen. Halten Sie Ordnung draußen, und vertheilen Sie dann das Vesperbrot unter ſie.

Caſimir.

Ich?

Eſther.

Mit mir.

Caſimir

(Stürzt ſeinen Kaffee hinunter, verbrennt ſich dabei).

Ah, dann! — Eine Sekunde, Miß Eſther; nur ſo lange, daß ich mich noch ein wenig verbrenne, und ich fliege.

Eſther.

Aber ſchnell! — Sie zanken ſich ſchon. (Geht auf die Veranda.)

Fargis.

Raſch, raſch! Du mußt Butterbrote ſtreichen.

Caſimir.

Für ſie thue ich Alles! Wenn ſie es verlangt, will ich ſogar welche eſſen.

Fargis (geht).

Doctor, kommſt Du mit?

Vidache.

Ich ſuche meinen Hut. Ah, hier! (Nimmt ihn, eine kleine grüne Broſchüre entfällt demſelben.) Das iſt doch .... Jetzt möchte ich gerne wiſſen, wer mir in einemfort ſolchen Miſt zuſteckt? (Will ſie ärgerlich wegwerfen.)

Caſimir (wie oben).

Das kann ich Ihnen ſagen. Die Tante.

Bidache.

Die Tante?

Caſimir.

Dieſe Broſchüren ſind ihre Marotte. Mich bombardirt ſie den ganzen Tag damit. Aber es iſt zu Ihrem Beſten.

Bidache.

Worein mengt ſich die Frau?

Caſimir.

In Alles. Haben Sie vielleicht irgend welche Fehler?

Bidache.

Nicht daß ich wüßte!

Caſimir.

Sie wird Ihnen ſchon dahinter kommen.

Fargis (will die Broſchüre anſehen).

Wie iſt doch der Titel?

Bidache (lieſt).

„Die Schlange wohnt in Deinem Teller!"

Caſimir.

Sehen Sie! Die Gefräßigkeit! Sie ſind erkannt.

Bidache.

Die Schlange? Was meint ſie damit?

Caſimir.

Den Satan! Sie nennt ihn auch „den alten Gentleman".

Eſther (rückwärts).

Herr Caſimir, ſchnell! Sie ſchlagen einander ſchon!

Caſimir (ſtellt ſeine Taſſe nieder).

Ich komme! Verdammte Bälger! Ich fliege, Miß

Eſther, ich fliege! (Geſchrei hinten. — Sich entfernend.) Na wartet, Ihr Schlingel! wartet nur, ich will Euch faſſen!

Bidache (conſternirt).

Sie glaubt an den Teufel! Da ſind wir ſchön angekommen!

(Während des Vorhergehenden hat ſich die Geſellſchaft nach und nach in den Garten verloren; zuletzt ſieht man Lea ſich von Daniel trennen. Sodann tritt er auf).

2. Scene.

Daniel. Fargis. Bidache.

Daniel.

Ich ſuchte Euch!

Bidache.

Sind wir allein?

Daniel (fieberhaft aufgeregt).

Endlich, ja! Lea trifft ihre Vorbereitungen für die Abreiſe. Die Tante zeigt Vetter Charley die Bibliothek und das Schulhaus. Miſter Clarke und Turler ſchieben Kegel und die Andern gehen ſpazieren. Schließe die Thüre, daß wir uns beſprechen. Die Lage iſt ernſt und die Zeit drängt.

Bidache

(Schließt die Thüre im Hintergrunde).

Fargis.

Um welche Stunde ſoll es in den Tempel gehen?

Daniel.

Um 2 Uhr, ſo viel ich gehört habe. Du begreifſt, daß ich mich nicht näher darnach erkundigte.

Bidache.

Woher, um Gotteswillen, kommt uns der Schlag!

Fargis.

Du ſchienſt doch vollkommen im Klaren?

Daniel.

Wie ſollte ich nicht? War denn jemals zwiſchen uns die Rede von kirchlicher Trauung — außer im verneinenden Sinne? Als ich dieſe Schwelle überſchritt, war mein erſtes Wort: Keine Kirche, kein Prieſter! Alle waren es zufrieden.

Fargis.

Ja, in's Proteſtantiſche überſetzt heißt: „Kein Prieſter, keine Kirche!“ — Platz dem Paſtor! und hoch der Tempel!

Daniel.

Ein Weib, welches mir in Ferney mit vollen Händen Beifall ſpendete und nach der Rede von Narbonne an den Hals flog!

Fargis.

Nun iſt's geſchehen. Du kannſt nicht mehr zurück. Was iſt auch weiter dabei? Du gehſt in den Tempel und damit gut.

Bidache.

Was? In den Tempel?! Der gefällt mir mit ſeinem Tempel! — Und das ſcheint Dir ganz ſelbſtverſtändlich?

Fargis.

Nun ja!

Bidache.

Geh', Du biſt wohl nicht recht geſcheidt? Kann er denn ſo etwas thun, er, Daniel Rochat!

Fargis.

Was hindert ihn daran?

Bidache.

Was ihn daran hindert? — Alles! Seine Ueberzeugung, ſeine Schriften, ſeine Reden, ſeine Vergangenheit, ſeine Zukunft, ſeine Wähler — und meine Artikel! — Ein derartiger Widerſpruch alles deſſen, was er geſagt und noch ſagen wird oder ſagen könnte, wäre unerhört! Was? Wir ſollten an den Stufen des Altars niederknieen, Miniſtranten abgeben? Er, Rochat? Ich, Bidache? Nein, ich danke; ſie haben mir ohnehin ſchon öfter unter die Naſe gehalten, daß mein Bube von den Jeſuiten erzogen wird!

Fargis.

Dacht' ich's doch! Alſo auch Du ....

Bidache (lebhaft).

Ganz gegen meinen Willen! Meine Frau ſpielt mir den Poſſen.

Fargis.

Ach, geh'! (Lacht.)

Bidache.

Aber wir wären verhöhnt, beſchimpft, ſchmachvoll in Acht und Bann gethan!

Fargis.

Man läßt die Leute reden ....

Bidache.

Und ſeine Popularität wäre dahin!

Fargis.

Wenn er ſie um ſolchen Preis erkaufen muß —

Daniel (einfallend).

Halt! Bidache trifft nicht den Kern der Sache.

Bidache.

Entſchuldige! ... Doch!

Daniel.

Nein! — Hier handelt es ſich nicht darum, der öffentlichen Meinung ein Opfer zu bringen. Mich beſtimmt nur die eigene Meinung und mein Gewiſſen. Ich laſſe mich nicht in der Kirche trauen, weil einer meiner Lebensgrundſätze lautet: „Keinerlei prieſterliche Einmiſchung bei der Geburt, in der Ehe, beim Sterben". Das iſt klar und einfach; Ihr braucht nach keinen anderen Beweggründen zu ſuchen.

Fargis.

Hier handelt es ſich aber nicht um die Kirche, ſondern um den Tempel!

Daniel.

Das heißt um die Kirche in anderem Coſtüm!

Bidache.

Mit einem Prieſter im Frack und einem Pult als Altar!

Daniel.

Aber ein Altar bleibt es doch! —

Bidache.

Mit einem Herrgott obenauf!

Fargis.

Gut, ſprechen wir uns einmal aus! — Im Ernſte! Seid Ihr denn gegen jede religiöſe Meinung? Heißt denn wirklich Eure Loſung: Keine Religion mehr!

Daniel.

Wozu iſt ſie gut? Meine Vernunft ſträubt ſich dagegen, Dinge gelten zu laſſen, die ſie nicht begreift. Kann ich es denn über mich gewinnen, alle meine Gedanken, alle meine Handlungen, nach angeblich ewigen Wahrheiten einzurichten, die man mir nicht beweiſen kann? Soll ich denn wahnwitzigen Träumereien und Hirngeſpinnſten die Herrſchaft über mein Leben einräumen? Das Wirkliche, das Wahre, hier liegt es feſt! (Erhebt ſich und ſtößt mit dem Stuhl kräftig auf den Boden.) Der Grund und

Boden, worauf ich geboren bin, wo ich lebe und ſterbe. Und mir das aufgezwungene Daſein ſo angenehm als möglich auszuſchmücken mit erfinderiſchem Geiſte — das iſt mein Recht und was die ganze Menſchheit fördert, das zu fördern iſt meine Pflicht. Wäre ich denn nicht ſinnverwirrt, mir ein erdichtetes Schickſal zu erträumen, das irgend in den Wolken meiner harren ſollte, da doch mein Weg ſo wohl abgemeſſen vor mir liegt, daß ich das hier und dort vor Augen habe: — die Wiege und das Grab.

Fargis.

Iſt es denkbar! Eine Welt ohne Gott!

Bidache.

Oh, wir haben ihn lange genug ertragen!

Fargis (zu Bidache).

Alſo fort mit ihm! Es gibt keinen mehr! Das iſt ausgemacht! — (Zu Daniel.) Wenigſtens begehe nicht in Deinem Hauſe den unverzeihlichen Fehler, den Du auswärts begangen. Wirf nicht die religiöſe Frage darin auf! Du vermählſt Dich mit einer unterrichteten, aufgeklärten Frau, deren religiöſe Anſchauung nicht über das erlaubte Maß hinausgeht, und Du ſetzeſt all' Dein Glück auf's Spiel, nur um dieſem unglückſeligen Tempel auszuweichen. Betritt ihn doch! Wenn nicht für Dich, gehe für ſie!

Bidache (in derſelben Stellung, ruhig).

Opportuniſt!

Daniel.

Trauſt Du mir im Ernſte eine ſolche Feigheit zu?

Fargis.

Keine Feigheit, nur ein Zugeſtändniß.

Daniel.

Zugeſtändniſſe ſolcher Art ſind vom Uebel. Wir machen deren ohnehin zu viel und bieten der Kirche eine willkommene Handhabe. An unſeren Müttern, unſeren Weibern hält ſie uns feſt, und es iſt hohe Zeit, daß Leute unſeres Schlages endlich entſchieden und rückſichtslos mit ihr brechen. Unſer Beiſpiel wird ſchon Nachahmung finden.

Bidache (in derſelben Stellung).

Maſſenhaft!

Daniel.

Weiß ich denn übrigens, ob Lea dieſer Ceremonie beſondere Wichtigkeit beilegt? Vielleicht ſieht ſie darin nur eine Sache der Mode und Convenienz, ein bloßes Vorurtheil der Sitte, nichts Weſentliches und verzichtet darauf beim erſten Wort.

Fargis.

Wenn ſich Dir aber ihre gefeſtete Ueberzeugung entgegenſtellt?

Daniel.

So werde ich ihr den Beweis liefern, daß ich mich unmöglich derſelben dienſtbar machen kann.

Fargis.

Und wenn ſie trotzdem darauf beſteht? — Entweder Du gibſt nach — dann iſt es beſſer, Du thuſt es gleich — oder Du bleibſt feſt: — Wohin aber führt Dich das?

Bidache.

In den Tempel auf keinen Fall! Das iſt die Hauptſache.

Fargis.

Ach was! — Die Hauptſache iſt Eure Ehe, Euer Glück! Paris iſt wohl eine Meſſe werth!

Bidache

(Ruhig, fortwährend ausgeſtreckt, den Blick gegen die Decke).

Jeſuit!

Fargis (verbeugt ſich).

Ah, darauf war ich gefaßt. Er kommt nur etwas ſpät damit. — Höre nicht auf dieſen Narren und —

Bidache (ſich aufrichtend, unterbricht)

. . . und hole Dir heute den prieſterlichen Segen, gehe morgen zur Predigt und ſinge übermorgen Pſalmen! Gib nur fingerbreit nach und Du biſt verloren. Laß' Dir mein Beiſpiel eine Warnung ſein! (Stehend, ſich an Fargis wendend.) Auch ich vermählte mich mit einem Mädchen, das kaum religiös, vielmehr indifferent zu nennen war, und durch ſechs Jahre verlief unſer gemeinſchaftliches Leben ungeſtört. Eines Tages verfällt unſer einziges geliebtes Kind in eine gefährliche Krankheit. Es ſcheint unrettbar. Meine Frau, die abgöttiſch an dem Kleinen hing, verlor förmlich den Kopf, ſie wurde fromm, lief alle Kirchen ab, machte alle möglichen Andachten mit, — gelobte, das Kind nur weiß oder blau zu kleiden, was weiß ich! Genug, das Kind iſt endlich gerettet; jedoch nicht an den Arzt, noch an den Vater wendet ſich die mütterliche Dankbarkeit, natürlich nur an Gott. Sie hat ein Gelübde für den Fall abgelegt, irgend eine Wallfahrt zu unternehmen. Ich erkläre das für Blödſinn, den ich nimmermehr geſtatten würde. Darauf hin Zank und Streit — und Thränen! und zum erſten Mal zeichnet ſich der Schatten des Pfaffen auf meinem Bettvorhange ab. Auf das Aeußerſte gereizt, verjage ich ihn, aber er kommt heimlich wieder, und die Geheimthuereien, die Lügen und Liſten vermehren und kreuzen und verwickeln beleuchten: er ſoll durchaus einen Adelsbrief kaufen und will nicht, und er wird am Ende ausgepfändet, um den Brief bezahlt zu haben, und von Adel zu ſein. Als dies Unweſen 1789 ſo fürchterlich zur Sprache kam, hat man ausgerechnet, daß 15.000 adelige Familien in Frankreich ſeien, und 13.000 alſo und ähnlicherweiſe geadelt. Unter den übrigen 2000 ſeien 1400 alte verdiente Familien geweſen, verdient im Kriegsdienſt, in der Magiſtratur, in ſonſtig perſönlicher Auszeichnung, alſo wirklicher Adel, und 600 alter Erbadel. Man ſetzt aber hinzu, daß von dieſen, die wirklich dem Lande einverleibt, nur ſehr wenige emigrirt und daß die Emigrirten meiſt Hof- und erkaufter Adel geweſen ſeien.

Der Prinz von Artois, nachmals Carl X., fragte in Coblenz jeden neu ankommenden Emigranten: Nicht wahr, Ihr ſeid Edelmann? — „Ja, Sire.“ — Ich wußt' es. Sagte der Ankömmling: „Nein, ich bin nicht Edelmann,“ ſo erwiderte der Prinz: Ihr ſeid aber werth, es zu ſein.

Dies iſt eine ganz richtige Logik, die von Franz dem Erſten ſtammt, ſie hatte nur den Fehler, daß ſie ſchneeweiße Haare trug. Ein Mann wie Franz I. kann nicht dreihundert Jahre unverändert leben. Franz paßte, aber er war kein unabhängig großer Mann.

9.

Was die Leute gelernt haben, wird ihnen weniger beneidet, als was ſie gefunden. Iſt das nicht ganz billig und gerecht? Man lernt nur das Mittelmäßige, und Jedermann kann lernen. Alle Größe liegt außer oder über dem Gelernten, alle Größe iſt Talent oder Tugend. Man übt ſie, aber man lernt ſie nicht.

ſich um mich her, ſo daß ich bald nicht mehr Herr in meinem eigenen Hauſe bin. Oder gehorcht man, ſo geſchieht es mit verächtlich zuckenden Mundwinkeln, mit langen, ſtummen Seufzern, himmelwärts verdrehten Augen, mit einer niederträchtigen Reſignation, die bis auf's Blut peinigt. Ich bin ja der Gottloſe, der Verfluchte! Und ſo geht das fort, bis eines Tages mein Bübchen ſelbſt die naive Frage an mich richtet: „Iſt es denn wahr, Papa, daß Du in die Hölle kommſt?“ — Nun endlich ſehe ich klar. Aber zu ſpät. Das Unglück war geſchehen. Die Frömmlerin hatte die Mutter verdrängt, wie dieſe die Gattin ertödtet hatte. Meinen Knaben ſelbſt, mein eigenes Fleiſch und Blut hat man mir abwendig gemacht! Um das Heiligſte auf Erden, um die Liebe und Achtung des Kindes für den Vater hat man mich heimtückiſch beſtohlen! Ich bin außer mir. Ich drohe und wüthe ..... Lächerliche Wuth, die nur noch mehr zum Widerſtande reizt! Ein Zuſammenleben wird fortan unmöglich; Freunde legen ſich in's Mittel, wir trennen uns und der Knabe verbleibt der Mutter bis zu dem geſetzlich feſtgeſtellten Zeitpunkte, das heißt, bis er hinreichend verdummt ſein wird, um mir ohne Gefahr für ſein Seelenheil ausgeliefert werden zu können. Und da ſtehe ich, ein Gatte ohne Frau, ein Vater ohne Kind, weder verheirathet, noch ledig, noch verwittwet, und bloß weil ich unvorſichtig genug war, Gott in mein Haus eingelaſſen zu haben. Durch die offenſtehende Thür ſchlich ſich das ſchwarze Geſpenſt ein und wuchs und dehnte ſich, bis es an dem Tage, da ich mein Haus von ihm ſäubern wollte, die Maske wegwarf und laut ausrief: „Nicht ich, Du mußt es verlaſſen! Dein Haus, Dein Weib, Dein Kind, Alles gehört mir!“

Fargis (ruhig).

Und einzig und allein durch Deine Schuld!

Vidache.

Meine Schuld!?

Fargis.

Weſſen ſonſt? Du verſpotteſt und bedrängſt die mütterliche ſich zu Gott wendende Dankbarkeit. Du verletzeſt Deine Frau in ihrem eigenſten Gefühle und wunderſt Dich, daß Du keine Macht mehr über ſie beſitzeſt. Ihr Fanatismus entſpringt Deiner Unduldſamkeit, Deiner verrückten Glaubensloſigkeit ihre verrückte Frömmelei. Frägt ſich's nun, wer der Verrücktere von Euch Beiden iſt: ſie, die Alles, Du, der an gar nichts glaubt.

Vidache.

Und ich ſage ....

Lea

(Erſcheint draußen, einem Diener Befehle ertheilend).

Daniel (ſieht ſie).

Schweigt doch! — Lea! — Laßt mich allein mit ihr.

Fargis.

Alſo es bleibt bei Deinem Entſchluſſe!

Daniel.

Ich will in's Reine kommen.

Fargis.

Bedenke aber, wie gefährlich eine ſolche Auseinanderſetzung ....

Daniel.

Ich will ſie aber.

Fargis (nimmt ſeinen Hut).

Möge ſie Dir wohlbekommen!

Vidache.

Amen, ehrwürdiger Herr. — (Führt ihn ab.) Aber räumen wir das Feld. (Zu Daniel.) Wir bleiben in der Nähe. Du brauchſt bloß zu rufen.

Lea

(Tritt ein; ſie grüßen und gehen durch die Bibliothek ab.)

3. Scene.

Daniel. Lea.

Lea.

Alles iſt bereit, lieber Daniel.

Daniel.

Zur Reiſe, meinen Sie.

Lea.

Die Wagen ſind für zwei Uhr beſtellt. In einer Viertelſtunde begeben wir uns in den Tempel. Wir gehen zu Fuße, durch den Park; es ſind höchſtens zweihundert Schritte. Nach der Trauung ſtehen die Wagen ſchon bereit, um uns nach der Bahn zu bringen und wir reiſen — — reiſen miteinander durch's Leben.

Daniel (führt ſie zu einem Sitze).

Ja, theure Lea, fortan auf's Innigſte einander verbunden, einander gehörig bis auf unſere Gedanken ....

Lea (unterbricht).

Sie werden mich für recht neugierig halten, daß ich mich ſo raſch in meiner Rolle als Frau zurechtfinde — aber welche große Frage wurde hier ſoeben feierlich berathen?

Daniel.

Wir plauderten.

Lea.

So laut? — Als ich eintrat, ſchienen Sie mir ſehr ernſt und bis in mein Zimmer drang der Lärm heftiger Rede und Gegenrede. Es gab Zank und Streit?

Daniel (raſch).

O, einen Wortſtreit höchſtens!

Lea.

Worüber?

Daniel (leicht).

Ueber Religion, Politik und dergleichen. Fargis ereiferte ſich ein wenig, indem er ſeine Meinung verfocht dem Doctor gegenüber. Natürlich, der Doctor iſt ein ausgeſprochener Atheiſt ....

Lea.

Ah, ein Atheiſt! Gibt es alſo wirklich ſolche Menſchen?

Daniel (lächelnd).

O ja, — ſehr viele ſogar.

Lea.

O, viele kaum?

Daniel.

Mein Wort darauf.

Lea.

Ich bedauere ſie.

Daniel.

Warum? Bidache fühlt ſich nicht im Geringſten unglücklich dabei.

Lea.

Weil er wahrſcheinlich nicht wähleriſch iſt in der Art ſeines Glückes. Aber laſſen wir Ihren Freund und — —

Daniel.

Im Gegentheil, ſprechen wir von ihm, ich bitte Sie.

Lea.

Weshalb?

Daniel.

Weil er einer meiner vertrauteſten Freunde iſt und Sie von einem Manne, der täglich in unſerem Hauſe verkehren wird, keine falſche Meinung haben dürfen. Er iſt ein hochehrlicher, anſtändiger Menſch, das dürfen Sie mir glauben.

Lea.

Das verſteht ſich ja von ſelbſt; er iſt ja Ihr Freund. Mir ſcheint nur ſeine Geiſtesrichtung bedauernswerth.

Daniel.

Wieſo? Er beſitzt unläugbar viel Geiſt.

Lea.

Und dennoch wendet er ihn dazu an, ſich ſelber zu beweiſen, daß dieſer Geiſt nicht ewig iſt?

Daniel.

Vielleicht wäre es ihm ſelber nur angenehm, ſich die gegentheilige Ueberzeugung zu verſchaffen. Offenbar iſt es ihm nicht gelungen. Als Gelehrter folgt er ſeiner Wiſſenſchaft und wenn ihm dieſe ſagt: Es gibt keinen Gott . . . . .

Lea.

Hat er Beweiſe dafür?

Daniel.

Keine poſitiven . . . .

Lea.

Und ohne ſolche kommt er zu uns, zu Leuten, die ruhig in ihrem Glauben wohnen, und ſagt: „Ihr glaubt, es gibt Etwas dort oben? Nein. Leer iſt Alles, und ſchwarz in Wahrheit, was Euch blau ſcheint“. — O pfui! — Aber, nicht wahr, das haben Sie ihm ſelbſt ſchon beſſer geſagt und der Augenblick iſt etwas ſonderbar gewählt zu ſolchen Auseinanderſetzungen.

Daniel.

O nein, liebe Lea, ich finde ſie ganz an der Zeit. Indem Sie ſich zu mir geſellen, treten Sie auch in Bund mit meinen Freunden, meinen politiſchen Zielen und Neigungen.

Lea.

Gewiß.

Daniel.

Und ich muß Ihnen geſtehen, die Lebensanſchauung des Doctors iſt auch jene des größten Theiles meiner Freunde.

Lea.

Ihrer politiſchen Freunde!

Daniel.

Meiner politiſchen Freunde, ja. Und Sie, Lea, welche gleich mir die Republik wollen ....

Lea (lebhaft).

Die chriſtliche, aber nicht die Republik ohne Gott.

Daniel.

Gut, jedoch ....

Lea.

Und in Amerika!

Daniel (eindringlich, aber ſacht).

Wir ſind aber nicht in Amerika.

Lea.

Eben darum. Das eine ſchließt das andere nicht aus. Sie ſelbſt, Daniel, ſind ja ein Beiſpiel dafür.

Daniel.

Ich?!

Lea.

Ja.

Daniel (ſehr ſanft).

Ich, theure Lea, — täuſchen Sie ſich nicht! — Ich denke faſt ebenſo wie meine Freunde . . . .

Lea.

Sie?

Daniel (ſehr zart).

Ich, ja.

Lea.

Sie — ein Atheiſt!

Daniel.

Liebe Lea . . . . .

Lea (beſtürzt).

Oh, iſt es denn möglich! Auch Sie, Daniel? Auch Sie?

Daniel.

Liebe Lea, hören Sie mich an! Ich bitte Sie, hören Sie mich an! — Sie theilen das allgemeine Vorurtheil, welches ſich in Demjenigen, der ſich zu keiner Religion bekennt, einen Menſchen vorſtellt, der einzig ſeinen Leidenſchaften fröhnt und ſich leichtlich aller Pflicht entzieht, der niemals ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte, ein aufopferungsfähiger Vater zu ſein vermöchte. Welch' ein Irrthum, meine Lea! Weit gefehlt, ganz im Gegentheil! Statt ſich in unſinnigen Träumereien von einem beſſeren Jenſeits zu verflüchtigen, concentriren ſich alle ſeine Gedanken auf das Diesſeits, auf die geliebte kleine Welt, die ſich um ihn als Mittelpunkt bewegt. Jeder Pulsſchlag ſeines Herzens gilt der theuren Wirklichkeit, die ſich vor ihm entwickelt, die er mit Händen faſſen kann: Seiner Familie, ſeinem Weibe, ſeinen Kindern! Und deſto mächtiger erfüllt ihn das Gefühl der Liebe zu ihnen, da es gar nichts mehr gibt, das er mehr, das er inniger lieben müßte.

Lea.

Kann ſein, aber . . . .

Daniel.

Laſſen Sie mich vollenden, Lea. — Sie proteſtirten gegen ein Staatsleben ohne religiöſe Grundlage. „Wie, eine atheiſtiſche Politik!“ riefen Sie aus. Ja doch! Ja, wir ſind Atheiſten, Gottloſe, und das iſt ein Glück für die Menſchheit; denn wir ſind nicht mehr egoiſtiſch beſorgt um unſer eigenes Seelenheil in einer andern Welt, wir denken nur an das leibliche Wohl unſeres Nächſten in der beſtehenden. Alle Aufmerkſamkeit, die wir keinem perſönlichen Gotte mehr zuzuwenden haben, widmen wir den Menſchen, den Armen und Elenden, den Bedrückten, Betrogenen und Leidenden, jedem Unglücklichen, dem die Religion nur eine erdichtete Schadloshaltung im Jenſeits verſpricht; dem ſie zuruft: „Ergib Dich d'rein! Alles führt zum Guten! Später findet ſich ſchon Rath!“ — Und dem wir zurufen: „Nein, jetzt gleich muß Rath geſchafft werden! Dein himmliſches Glück iſt illuſoriſch, wirklich, leider nur zu wirklich! iſt Dein irdiſches Unglück. Wozu läſſeſt Du Dich an's Kreuz ſchlagen? Du ſollſt Dich nicht mehr opfern! Das Paradies, welches man Dir da drüben verheißt, der unverbürgte Himmel ſoll Dir nicht genommen ſein, wir wollen uns an's Werk machen und ihn Dir hier verſchaffen, hier auf Erden!“ — Iſt das nicht auch gut und edel, großmüthig, milde und barmherzig? Ein Ziel, der höchſten Anſtrengung werth? Und weil ich es erhoffe und mit allen Kräften darnach ſtrebe, ſcheine ich Ihnen bedauernswerth, Lea, und noch mehr: ſtrafbar, ein Verbrecher!

Lea.

Das iſt Speiſe für den Leib, Daniel, aber nicht das

Brot der Seele. Es gibt noch ein ſchlimmeres Elend als das der Armuth — das Leid im Herzen. Was bleibt dann allen Bekümmerten und Beladenen, denen das Leben Wunden ſchlug, deren Blicke ſich ſehnſüchtig aufwärts richteten zum erhabenſten Tröſter — was bleibt ihnen dann?

Daniel.

Das ſtumme Dulden, wie zuvor.

Lea.

Nein, nicht wie zuvor! Früher ſagte man ihnen: Ergebt Euch d'rein, Eurer harrt der Lohn! während Ihr ihnen ſagt: Ergebt Euch d'rein, Eurer harrt das Nichts!

Daniel.

Das Leben iſt einmal ſo.

Lea.

Und nachher . . . nach dem Tode . . . . Könnt Ihr den Tod verhindern?

Daniel.

Nein.

Lea.

Was gebt Ihr dann Jenen zur Antwort, welchen ein theures Weſen entriſſen wird, der Gattin, die ihren Gatten, der Mutter, die ihr Kind beweint und in ihrem Schmerze Euch entgegenſchreit: „Nicht wahr? es gibt ein Wiederſehen?" Was antwortet Ihr ihnen?!

Daniel.

Nein! Leider!

Lea.

Und raubt ihnen kalten Herzens, unbarmherzig, die letzte Hoffnung, den letzten Troſt! Und Ihr brüſtet Euch noch und fragt: „Bin ich nicht gut und milde und barmherzig?" Nein, Ihr ſeid es nicht, ſeid weder gut, noch barmherzig. Ihr ſeid nur grauſam, weiter nichts.

Daniel.

Lea, liebe Lea, beruhigen Sie ſich doch!

Lea.

Ach, wenn Sie wüßten, Daniel, welchen Kummer Sie mir verurſachen! Ich hielt Sie für ſo edel, ſo erhaben, für das Vorbild und Muſter eines begeiſterten Verfechters aller großen Ideen der Menſchheit mit dem ſtolzen Wahlſpruch: „Erobere die Erde um den Himmel zu gewinnen!“

Daniel.

Abgeſehen von dieſem Wahlſpruche, Lea, — ein ſolcher begeiſterter Verfechter bin ich wirklich.

Lea.

O, nein, nein! Das iſt ganz etwas Anderes. Das heißt nicht den Irrthum zum Vortheile der Wahrheit bekämpfen, das heißt einen noch größeren Irrthum an deſſen Stelle ſetzen.

Daniel

(Faßt ihre beiden Hände, ſucht ſie zu beruhigen).

Theure Lea, reden wir nicht mehr von Dingen, die Sie kränken. Wir werden ja in unſerem ganzen Leben Zeit genug finden, uns darüber auszuſprechen.

Lea.

Und ich werde Sie zu Gott zurückführen, Daniel; das ſchwöre ich Ihnen!

Daniel.

Gut denn, ſei's, mein liebes Herz; aber wir haben Dringenderes zu beſprechen.

Lea.

Was denn?

Daniel.

Lieben Sie mich, Lea, lieben Sie mich noch immer?

Große Menſchen der Geſchichte und alle Künſtler ſind deshalb der übelſten Nachrede ausgeſtellt, alle That des Geſchmacks wird am mißwilligſten angeſehen von der Nachwelt. Da muß Alles gut und glücklich geweſen ſein, ſonſt hängt man ſich ans kleinſte Häkchen, um gegen Leichtſinn, Glanzſucht, Verſchwendung zu declamiren. Man verzeiht nur das Nützliche, das Schöne iſt unnütz.

Das iſt auch in der Ordnung. Das allgemeine, gefolgerte Urtheil kann nur auf Dinge gehen, die zu berechnen ſind, der Geſchmack iſt nicht zu berechnen, er hat kein Erbrecht, als ſeinen Vorzug, er muß ſeinen Platz erobern, die Leute der Ordnung müſſen ſtets ſeine Feinde ſein.

Franz hat viel mehr Feinde bei den Hiſtorikern, weil er Geſchmack hatte und geſchmackvoll thätig war. Bilder und Schlöſſer neuen Stiles verzeiht man nach einigen Jahrhunderten, weil ſie zu tief verwachſen ſind mit dem Sinne der Zeit, die auf ihre Entſtehung gefolgt iſt. Man reißt zu viel auseinander, wenn man ſie wegwünſchen will. Die Titian und Primatice verzeiht man Franz. Die Bilder beſtehen auch noch, die Schlöſſer können noch Wohnungen abgeben — man geht vorüber. Aber wo derſelbe Geſchmack an vergänglicherem Stoffe ſich gezeigt, da kühlt man ſein Müthchen. Eine neue Kleidertracht verzeiht man nicht. Man rügt es, daß Franz den Schnitt des Wamſes verändert, daß er die zierliche, ſaubere Mode der Hemdaufſchlitze in den Aermeln aufgebracht, das Barett mehr nach der Seite geſetzt und ähnliche Dinge veranlaßt habe. Wäre es aber nicht angenehm, wenn Heinrich der Vierte, ein ſo galanter Mann, ſich mit derſelben Eleganz zu kleiden gewußt hätte, wie ſein Vorfahr, wenn er am Bildniſſe des erſten Valois, an dieſer freien, üppigen Erſcheinung des Menſchenkörpers ausgefunden hätte, daß ihm ſelbſt die kropfartige Halskrauſe ſehr übel ſtehe? Es ſtört wirklich die Illuſion, dieſen liebenswürdigen Heinrich auf allen Bildern und in allen Büſten garſtig zu finden, nicht blos weil er wirklich nicht hübſch war, ſondern namentlich, weil er ſich oben herum geſchmacklos

Lea.

Ah, aus ganzer Seele, und jetzt noch mehr, da ich die Ihre vom Verderben retten muß.

Daniel.

Nun denn, theure Lea, würden Sie mir auf der Stelle einen Beweis Ihrer Liebe geben?

Lea.

Fordern Sie welchen Sie wollen, Daniel; nichts ſoll mir zu ſchwer fallen.

Daniel.

Es iſt ganz leicht, geliebte Lea. Ich möchte nur, — daß wir nicht in den Tempel gehen.

Lea (erſtaunt).

Ich verſtehe nicht . . . . .

Daniel.

Sie werden mich gleich verſtehen. Sie wiſſen, wir ſind nicht eben gute Freunde, die Kirche und ich . . . .

Lea.

Ja, aber unſer Tempel hat mit der Kirche nichts zu ſchaffen.

Daniel.

Tempel, Kirche — Kirche, Tempel! Das iſt ein und daſſelbe. (Bewegung Lea's.) O, laſſen wir jeden Glaubensſtreit beiſeite — ich bitte Sie darum. — Nicht wahr, liebe Lea, Sie wünſchen den Ruhm und die Größe Ihres Gatten, wünſchen ihm glücklichen Erfolg in Allem, wornach er das Recht und heute ſogar die *Pflicht* hat zu ſtreben, um es Ihnen zu Füßen zu legen. Sie dürfen aber überzeugt ſein, daß es das ſicherſte Mittel iſt, meine ganze politiſche Macht, die mir ſo viele Feinde zugezogen, im Nu zu zerſtören, wenn ſich ihnen mit dieſer religiöſen

Handlung ſo bequeme Gelegenheit bietet, überall auszuſchreien, daß meine Thaten meine Worte Lügen ſtrafen, daß ich der eigenen Lehre abtrünnig, Meineid und Verrath begehe, wo ich als Beiſpiel voranleuchten ſollte.

Lea.

Wahrhaftig, Daniel, Sie überraſchen mich derart, daß ich mir ſelber einrede, ich habe Sie nicht recht verſtanden. Im Ernſte, Sie wollen nicht, daß Miſter Clarke den Segen über unſere Ehe ſpreche?

Daniel.

Nichts weiter. Damit rüttle ich nicht im Geringſten an Ihrer Ueberzeugung. Ihr Glaube ſei Ihnen unbenommen. Ich verlange von Ihnen nur die Aufopferung der äußerlichen Form, der kirchlichen Verhüllung, des Cultus .....

Lea.

Daniel! Das verlangen Sie von mir? Sagen Sie doch gleich lieber: Sie wollen mich nicht mehr zur Frau!

Daniel (lächelnd).

O, entſchuldigen Sie, das ſind Sie bereits.

Lea.

Was?

Daniel.

Meine Frau.

Lea.

Wie? Wir wären verheirathet!

Daniel.

Unwiderruflich!

Lea.

Wo? Wann? Wie? Durch wen?

Daniel.

Hier. Vorhin. Durch Herrn Turler.

Lea.

Wie? Jene leere Formalität meinen Sie? Wirklich, Daniel, wir wären im Ernſte Mann und Frau, weil dieſer Herr irgend welche Floskeln über uns ſprach?

Daniel (immer lächelnd).

Das heißt, die Geſetzesformel, welche unſeren Bund heiligt. Ich verſichere Sie, liebe Lea, ich ſage Ihnen nichts als die volle Wahrheit.

Lea.

Wie? Alſo die drei, vier Worte genügen, welche dieſer Herr ſprach, der ſo gut tanzen kann?

Daniel.

Ob er gut tanzen kann oder nicht, — übrigens, Miſter Clarke ſchiebt Kegel — er vertritt das Geſetz und wir ſind Mann und Frau, durch die Civil-Ehe, welche allein rechtsgiltig und ſittlich begründet iſt.

Lea.

Sagen Sie doch das nicht, Daniel! Wir in England kennen auch dieſe amtliche Einſchreibung, aber kein Menſch hält das für die eigentliche Trauung.

Daniel.

Sehr mit Unrecht. In Frankreich aber .....

Lea.

In Frankreich ſo gut wie anderswo betrachtet man es als Formalität, Vertragsabſchluß, Schreiberei, Buchhaltung .... und dergleichen, aber die Trauung iſt das nicht. Nein, nein, das iſt Ihr Ernſt nicht, Daniel! Es kann nicht Ihr Ernſt ſein.

Daniel

(Kniet auf dem Sopha, ſie ſteht, von ihm durch die Lehne geſchieden, er faßt ſie bei den Händen).

Nun, liebe Lea, wodurch — glauben Sie, wird die Ehe bindend?

Lea.

Durch den Schwur allein.

Daniel.

Wohlan, haben wir uns nicht Treue geſchworen?

Lea.

Hier? Vor dem Spieltiſch?

Daniel.

Das Möbel thut doch nichts zur Sache — —

Lea.

Im Gegentheil, darauf kommt es an! Altar und Prieſter verbürgen die Heiligkeit der Handlung!

Daniel.

Oh, Heiliges iſt wohl nicht viel dabei!

Lea.

Wie? Gott ſelbſt hat ſie geſtiftet!

Daniel (einfallend).

Damals ja! Das iſt ſchon lange her, mein Kind! Adam und Eva ſind ewig ſchon vorbei! Reden wir nicht mehr davon! Unſere heutige Ehe iſt etwas weniger primitiv.

Lea.

Aber immerhin eine göttliche Einrichtung.

Daniel.

Sagen wir: Eine menſchliche! Wir leben nicht mehr im Paradieſe, Lea, wir ſind in Genf, hier, auf feſtem Grund und Boden, den wir treten, das iſt unſer Element.

Halten wir uns feſt daran, ich bitte, ich beſchwöre Sie, liebe Lea, und verſuchen wir nicht in blaue Luft zu fliegen! — Vom Himmel ſprechen wir ein andermal, morgen oder wann Sie wollen. — Vielleicht heut' Abend!

Lea.

Auf der Stelle, Daniel! Hier gilt kein Aufſchub, da der Himmel unſeren Bund ſegnen ſoll.

Daniel.

Aber wir ſind verbunden, wiederhole ich Ihnen, und vor aller Welt!

Lea.

Mich ausgenommen aber, — und meine Meinung wird man auch ein wenig gelten laſſen müſſen. (Steht auf.) Wohlan, Daniel, ich fühle mich nicht im Geringſten als Ihre Frau, ich halte mich gar nicht dafür und werde mich nur dann als vermählt betrachten, ſobald ich an Ihrem Arme aus dem Tempel ſchreite!

Daniel (ſteht ebenfalls auf, etwas nervös).

Das heißt — Lea, Sie ſind ein Weib wie alle anderen und laſſen ſich trotz Ihrer höheren Geiſtesgaben gängeln von dem Glanze äußerlichen Gottesdienſtes. Die dunkeln Wölbungen, die hohen farbigen Fenſter, der myſtiſche Opferrauch, die feierlichen Orgelklänge — das Alles wirkt auf die Nerven und befängt die Sinne. Und wenn Herr Turler mit einem ſchöngeſtickten Chorrock angethan gekommen wäre, ſtatt im ſchwarzen Frack, und wenn er zwiſchen vier Wachskerzen und zwei Blumentöpfen unter entſprechender Muſikbegleitung ſeines Amtes gewaltet hätte, würden Sie ſich — Dank dem ſchönen Coſtüm, der Decoration, der ganzen Scenerie — vollkommen verheirathet vorkommen. Geſtehen Sie, das iſt doch in Wahrheit etwas kindiſch.

Lea.

Sie irren ſich, Daniel. Miſter Clarke erwartet uns im ſchwarzen ungeſtickten Rock, dort in dem beſcheidenen Tempel des Dorfes, wo es keine Glasgemälde, keinen Weihrauch, keine Orgelklänge gibt. Wenn mich aber darin ein Gefühl überkommt; welches ich vor Herrn Turler nicht empfand, ſo beweiſt dies nur, welche tiefe Kluft den geſetzlichen Vorgang von der heiligen Weihe trennt. Wenn dann mein ganzes Weſen in dem Augenblicke, da ich Ihnen ewige Liebe und Treue ſchwöre, in ein Gefühl unendlicher Zärtlichkeit zuſammenſchmilzt, ſo ſage ich mir: „Gott iſt da! Er hört Deinen Eid!“ Und alle frommen Schwüre meines Herzens richte ich an ihn!

Daniel.

Das iſt alles recht ſchön und gut, aber ....

Lea.

Dringen Sie nicht weiter in mich — Daniel. Sie würden mir vergeblich neuen Kummer bereiten. Uebrigens haben Sie kein Recht ſich zu beklagen. Das Opfer, welches Sie mir bringen ſollen, iſt unvergleichlich geringer, als jenes, das Sie von mir verlangen. Sie haben nur in eine Formalität, die Ihnen unnütz ſcheint, zu willigen, während ich auf etwas verzichten müßte, das mir unerläßlich dünkt. Vergleichen Sie mein Daſein mit dem Ihrigen und ſehen Sie ſelbſt, ob ſich unſere beiden Wünſche die Wage halten, ob Sie ſchwanken dürfen zwiſchen der geringen Unannehmlichkeit, die Ihnen dadurch erwächſt, daß ich Sie vor den Altar bringe und dem tiefen, unheilbaren Schmerze, den Sie mir bereiten, wenn Sie ſich weigern, mich dahin zu führen. (Daniel bleibt unbeweglich.) Ich mache mich fertig, in fünf Minuten bin ich wieder da, Sie reichen mir den Arm, führen mich zum Tempel, und Sie werden ſehen, theurer Freund, man verläßt ihn um nichts ſchlechter, als man ihn betreten. Morgen wollen wir vom Himmel ſprechen (wie Sie ſagten) und ſo glücklich ſein, daß Sie es wohl oder übel eingeſtehen werden müſſen, daß es einen gibt. Auf Wiederſehen alſo! (Ab.)

4. Scene.

Daniel. Fargis. Bidache.

Daniel

(Oeffnet, ſobald Lea abgegangen, heftig die Bibliothekthüre und kommt ſtumm wieder vor. Im Garten ſammeln ſich die Perſonen der erſten Scene).

Bidache.

Nun?

Daniel.

Umſonſt! Ich habe nichts erreicht.

Bidache.

Haſt Du nachgegeben?

Daniel.

Nein! Aber ſie kommt gleich wieder und Alles bereitet ſich ſchon, uns zu folgen, wie Du ſiehſt. Nun heißt's: ſich entſcheiden, ſofort, im Augenblick.

Bidache.

Laſſe Dich nicht einſchüchtern! Bleibe feſt! — Sie iſt ein Weib, ſie liebt Dich und wird ſich fügen.

Fargis.

Sie iſt ein Weib, ſie iſt fromm und wird ſich nicht fügen.

Bidache.

Ach was! — Halte Stand!

Fargis.

Und Du reizeſt ihren Glauben zum Widerſtande! — Nein, geh' nur in den Tempel, geh'! Man wird ſehr wohl begreifen, daß Du nur dem Wunſche Deiner Frau nachgegeben, und Dich dafür nicht geringer achten — wogegen ſie Dich deſto höher lieben wird.

Bidache.

Welch' ein Wahnſinn! Im Gegentheil! Die Weiber wollen es einmal, daß man ihnen widerſteht. Gib nach und Du biſt abgethan! Beharre, und ſie wird zahm und betet Dich an!

Fargis.

Folg' ihm nur und Du biſt verloren!

Bidache.

Folge ihm nicht und Du biſt gerettet!

Daniel

(Hat ihnen ſtehend zugehört ohne ſich zu regen, ſtützt ſich auf die Lehne des Fauteuils).

Und da ſteh' ich — und da ſtehen wir alle, auf der Höhe unſeres aufgeklärten Jahrhunderts, im vollen Strahle der Freiheit! Immer und überall dieſer leere Traum, dieſer furchtbar drückende Alp einer verjährten mittelalterlichen Religionsanſchauung! — Und unter unſeren Füßen, über unſerem Haupte, draußen im Freien und unter unſerem Dache, am häuslichen Herde oder auf der Landſtraße ..... bis an die Schwelle des Brautgemaches verfolgen uns die zähen Söhne des im Dunkeln lauernden Ungeheuers, das nach uns ſchnappt, uns umſtrickt, begeifert und verſchlingt! Ha! So wahr ich lebe, wenn ich diesmal noch davonkomme, dieſe Viertelſtunde, die ich jetzt durchlebe, ſollen ſie mir theuer bezahlen!

Fargis.

Gib Acht! man kommt!

5. Scene.

Vorige. Miſtreß Pauwers. Miſtreß und **Miſſes Bloomfield. Charley. Caſimir. Turler.** Später **Lea. Eſther.**

(Alle Damen in Soirée-Toilette.)

Mrß. Pauwers.

Es iſt Zeit, lieber Neffe. Miſter Clarke erwartet uns.

Daniel (Lea ſuchend).

Ich möchte vorher noch mit Lea ſprechen.

(Geht gegen die Thüre wo ſie abgegangen; in demſelben Augenblicke erſcheint ſie mit Eſther. Beide in Hüten.)

Arabella.

Da kommt ſie ſchon.

Daniel

Faßt ſie bei der Hand, führt ſie vor, während alle Anderen zurückſtehen).

Lea, ich will mit Ihnen reden, mit Ihnen allein.

Lea (ängſtlich).

Weshalb?

Daniel.

Weil .... Weil ich nicht in den Tempel gehe! (Lea macht eine Bewegung.) Das erkläre ich Ihnen und halte es für überflüſſig, es vor allen dieſen Leuten zu wiederholen.

Lea.

Daniel!

Daniel.

Ich beſchwöre Sie, theure Lea, geben wir unſeren Freunden nicht das Beiſpiel eines ſolchen Scandals.

Lea.

Wir? Daniel?! Sie allein provociren ihn!

Daniel (nimmt ihren Arm).

Geben Sie mir Ihren Arm, geliebte Lea, mir, Ihrem Gatten, und folgen Sie ihm in ſein Haus, welches ja auch das Ihre iſt und das uns erwartet.

Lea (ihren Arm eben ſo ſanft zurückziehend).

Ich bin bereit, Daniel, Ihnen überallhin zu folgen, wie es der Gattin ziemt; vorerſt aber gehen wir nach dieſem Hauſe dort. Nur durch dieſes führt der Weg zu jenem.

Daniel.

Ich habe Ihnen die Gründe angegeben, welche ſich dem widerſetzen. Ich dachte, Lea, Sie ſollten ſie begreifen und mich nicht dazu zwingen, meine Weigerung laut auszurufen; ich hoffte auf Ihre ſchweigende Gewährung.

Lea.

Wie, Daniel? Sie wären im Stande, laut zu ſagen .....

Daniel.

Wenn Sie mich dazu zwingen, muß ich wohl ....

Mrs. Pauwers (zu Lea vorkommend).

Nun, mein Kind, ſind Sie zu Ende? Gehen wir endlich?

Lea (blickt Daniel bittend an).

Daniel (ebenſo).

Lea, bedenken Sie es wohl! Gehen wir?

Lea (raſch ſeinen Arm ergreifend).

Nach jenem Hauſe?

Daniel.

In das meine!

Lea

(Zieht, ohne zu ſprechen, ihren Arm zurück).

trug. Und er war doch ſonſt in ſo viel Zügen ein vervollkommneter Franz: der Reiz des Weſens an Franz war bei ihm zur unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit des Herzens geſteigert, der fauniſche Zug der Sinnlichkeit zum leicht-ſinnlichen Zuge gemildert, der despotiſche Tic zur raſchen Handlung geſänftigt, wo durchgreifende That unerläßlich.

Die Deviſen und Sinnbilder dieſer und der folgenden Zeit ſtammen nicht von Franz, wie man es ihm als Spielerei nachgeſagt. Sie beſtanden ſchon vor ihm und waren aus Italien eingebracht. Sie ſind übrigens, eben als etwas Sinniges, ganz artig, und hatten der Welt nur durch den Verfall und Mißbrauch des Adels Anſtoß gegeben. Warum ſollte nicht Jedermann, der Sinn und Geiſt dazu hat, ſeinen Charakter ſelbſt bezeichnen dürfen durch ein Zeichen, durch ein Wort!

Ludwig XII. hatte zuerſt eine Deviſe angenommen, und war doch ein ſo einfacher Mann, ein Stachelſchwein mit den Worten „Cominus et eminus“ — „von nah und fern“. Dies gründet ſich auf die artige Jägerfabel jener Zeit, daß ein Stachelſchwein auch ſchießbare Stacheln habe, und daß es in die Ferne wie mit Pfeilen ſchieße, wenn es angegriffen ſei. — Franz führte bekanntlich einen Salamander im Feuer, den man verſchwenderiſch auf allen Gebäuden ſeiner Zeit angebracht ſieht, mit den Worten „Nutrisco et extinguo“ — „ich ernähre und vertilge“. Es iſt ſchwer, einen netten Sinn hineinzubringen, das Gewand iſt zu weit. Es war dies eine Art ritterlicher Myſtik, man konnte alles Mögliche aus ein Paar Worten machen, und der Führer ſolcher Deviſe wußte oft ſelbſt nichts Rechtes. Jede Zeit, jeder Stand braucht etwas Myſtik, wie jede Lebensluft etwas Stickſtoffgas. Die philologiſchen Hof-Zeichendeuter haben ſich in Combinationen erſchöpft über jene Deviſe, die Boiſy ſeinem Schüler gegeben hat.

Der Drang nach Sinnen- und Kunſtwelt hat denn auch die breite Hauptlinie ſeines Lebens gezogen. Dies war die Linie nach Italien. Mailand und Neapel will er beſitzen, dieſes Ver-

Daniel (laut zu Miſtreß Pauwers).

Nein, Miſtreß Pauwers, nein, wir gehen nicht!

(Allgemeine Bewegung.)

Mrß. Pauwers.

Wie? Was ſoll das heißen?

Lea.

Daniel!

Daniel (ohne ſie zu beachten).

Das heißt, Miſtreß, daß ich mich für genügend verheirathet erachte wie ich es bin, und daß ich nicht einſehe, wozu unſere Ehe einer neuerlichen Beſtätigung bedürfen ſollte.

Mrß. Pauwers.

Ich begreife nicht, — Lea, erklären Sie mir doch . . . . .

Lea.

Tante . . . . Daniel weigert ſich in den Tempel zu kommen! —

(Allgemeine Bewegung.)

Mrß. Pauwers.

Wie ſagen Sie?

Eſther (zu Lea eilend).

O, meine arme Schweſter!

Bidache (zu Daniel, leiſe).

Nur muthig! Bleibe hart! So iſt's recht!

Mrß. Pauwers.

Wo ſind wir denn? Was muß ich hören? Was bieten Sie uns alſo, mein Herr? Die freie Liebe?

Daniel.

Die Ehe, Miſtreß, welche dieſer Herr (auf Turler zeigend) rechtskräftig vollzogen hat.

Mrß. Pauwers.

Dieſer Herr!

Daniel.

Herr Turler wird es Ihnen beſtätigen, Miſtreß Pauwers, daß wir uns hier nicht in London befinden und .....

Mrs. Pauwers.

Das merke ich, mein Herr! Kein Gentleman im vereinigten Königreiche würde ſich eines ſolchen Benehmens unterfangen!

Daniel.

Sie werden mir erlauben, Miſtreß, als Franzoſe zu handeln, der ich zu ſein die Ehre habe.

Mrs. Pauwers.

Genug der Worte, mein Herr! Sie haben um die Ehre einer Verbindung mit uns angeſucht. Meine Nichte hat Sie ihrer Hand gewürdigt. Halten Sie denn auch, ich bitte, Ihr Verſprechen, reichen Sie ihr den Arm und führen Sie ſie zum Tempel, wie ſich's gebührt.

Daniel.

Ich bedaure ſehr, mich dieſer Formalität nicht unterwerfen zu können. Madame weiß um meine Gründe.

Mrs. Pauwers.

O, Miß Lea Henderſon, wenn's beliebt.

Daniel.

Entſchuldigen Sie — Madame Daniel Rochat, meine Frau!

Mrs. Pauwers.

Miß Henderſon, mein Herr, Miß Henderſon noch einmal, und immer, und mehr als je!

Daniel.

Liebe Lea, machen Sie dieſer peinlichen und nutzloſen Auseinanderſetzung ein Ende!

Mrs. Pauwers.

Charley! ich hoffe, Herr Rochat wird begreifen, daß ſeine Anweſenheit in meinem Hauſe jedes vernünftigen Grundes entbehrt.

Charley.

Sie hören, mein Herr. —

Daniel.

Ja wohl. (Durchſchreitet die Bühne unter allgemeinem Stillſchweigen, wendet ſich und ſpricht entſchloſſen, aber mit mühſam bewahrter Feſtigkeit.) Lea, Sie haben einen Eid darauf abgelegt, mir überall hin zu folgen! Wollen Sie mir Ihre Hand reichen und mit mir gehen?

Lea (ebenſo entſchloſſen, traurig).

Ich habe geſchworen, meinem Gatten zu folgen, und Sie, Daniel, ſind nicht mein Gatte.

Daniel.

Ich bin's!

Lea.

Vor dem Geſetze vielleicht, nicht vor meinem Gewiſſen.

Daniel.

Und ſagt Ihnen Ihr Gewiſſen nicht, daß jeder Eidſchwur heilig iſt?

Lea.

Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen! Ich wende mich an Sie ſelbſt, Daniel. Welches Vertrauen könnten Sie in meine eheliche Treue ſetzen, wenn Sie mich wankelmüthig fänden in meiner religiöſen Ueberzeugung? Würden Sie denn ein Weib als Gattin heimführen wollen, welches Gott verläugnete, nur um Ihre Schwelle zu überſchreiten?

Charley.

Wohlan, mein Herr, laſſen Sie ſich beſtimmen . . . .
(Vibache macht eine Bewegung, Fargis hält ihn zurück.)

Lea.

Thun Sie es mir zu Liebe, ich bitte, ich beſchwör Sie! Es koſtet Ihnen ſo wenig, und Sie machen mich dadurch ſo glücklich — ſo glücklich! . . . wie ich es gar nicht ſagen kann, und ich will Ihnen dafür ſo zärtlich liebend, ſo ganz ergeben ſein, ſo dankbar, ach, ſo unendlich dankbar, Daniel. —

Daniel.

Ich kann nicht!

Lea.

So leben Sie wohl! Adieu!

Daniel.

Adieu? Adieu? — (Will auf ſie zuſtürzen.)

Charley (vor ihm).

Mein Herr . . . .

Fargis, Bidache (ihn zurückhaltend).

Daniel!

Daniel.

Es iſt wahr! Ich vergeſſe mich! Aber wo lebt ein Mann, der ſo wie ich, in ſolcher Stunde, ſolchem Wahne wehrlos gegenüber ſtand!

Fargis.

Komm', gehen wir!

Daniel.

Nein!

Bidache.

Komm, ich bitte Dich!

Fargis.

Herr Turler, ſprechen Sie!

Turler.

Herr Rochat — —

Daniel.

Ja, mein Herr, ja, Sie haben Recht! Nun heißt es mit kaltem Blute Entſchluß faſſen in ſo ſeltſamer Lage .....

Fargis.

Komm' zu mir!

Daniel.

Ja. Zu Dir .... Gehen wir! (Sieht Lea an der Thüre, ſtößt einen Schrei aus.) Lea! (Sie bleibt erwartungsvoll ſtehen, er fährt mit ſtarker Stimme fort.) Nein! Nein, und tauſendmal Nein! (Lea geht mit ihrer Tante und Schweſter ab; nachrufend.) Trotz alledem kann Niemand Dich mir rauben! Du biſt und bleibſt mein Weib! — Kommen Sie, meine Herren! kommen Sie!

Vidache (holt ſeinen Hut, bei Seite).

Victoria!

Der Vorhang fällt.

Ende des dritten Actes.

Vierter Akt.

Kleiner ebenerdiger Salon bei Lea. Im Hintergrunde eine Glaſthüre nach dem Park. Rechts in ſchräger Wand des Mittelgrundes die Thüre nach dem Schlafgemache. Links gegenüber eine Verbindungsthüre. Rechts vorne ein kleiner Damen-Schreibtiſch. Links, erſte Couliſſe, ein Kamin. Sofa, Fauteuils ꝛc. links. In der Mitte ein Tiſch. Lampen brennen. Im Hintergrunde beleuchtet die untergehende Sonne den See und den Park.

1. Scene.

Eſther. Caſimir. Ein **Diener.** Später **Fargis.**

Eſther
(Aus der Mitte eintretend zu einem der Licht bringenden Diener).

Herr Caſimir iſt dort im Salon, nicht wahr?

Diener.

Ja, gnädiges Fräulein!

Eſther.

Bitten Sie ihn zu mir.

(Diener geht links ab; Caſimir tritt auf.)

Eſther.

Haben Sie mein Billet erhalten?

Caſimir.

Jawohl, Miß Eſther! Ihr Auftrag iſt beſorgt. Mein Bruder kommt im Augenblick.

Eſther.

Danke!

Caſimir.

Wo befindet ſich Miß Lea jetzt?

Eſther.

Sie ſitzt draußen auf der Terraſſe im Geſpräch mit Charley und der Tante. Ein trauriges Geſpräch nach einer Mahlzeit, die nicht luſtig war. Man ſpricht von Regen und Sonnenſchein. Niemand denkt an das, wovon er ſpricht. Niemand hört zu, Niemand antwortet — — Ach, eine tödtliche Beſtürzung liegt auf dem ganzen Hauſe!

Caſimir.

An der ich ebenſo Antheil nehme, als ob ich zur Familie gehörte.

Eſther.

Davon bin ich überzeugt, Herr Caſimir. Sie bleiben doch bis Ihr Bruder kommt?

Caſimir.

Jawohl, Miß Eſther, und benütze die Gelegenheit, um Ihnen über das Verhalten unſerer Jungen auf dem Spielplatze vorhin Rapport zu erſtatten.

Eſther.

O, jetzt habe ich wirklich keinen Sinn dafür!

Caſimir.

Ich begreife das, Miß — aber Sie werden einſehen, unſer pädagogiſcher Beruf verpflichtet uns jederzeit.

Eſther (nimmt ein Blatt Papier entgegen).

Alſo?

Caſimir.

Die Liſte der Strafen, welche ich dictiren mußte. Wegen Inſubordination: Gaſp, Mabel, Joſuah erhielten kein

Butterbrod. — Burnet Eduard: Nichtswürdige Regungen, hat mir die Zunge gezeigt. Ich habe nur ſchwer der Verſuchung widerſtanden, ihm ein Kopfſtück zu geben.

Eſther.

Oh, ein Kopfſtück! Einem Ebenbilde Gottes!

Caſimir.

In der That, nur durch die Erwägung dieſes Umſtandes bewogen, begnügte ich mich, ihn bei den Ohren zu nehmen. Was aber Schwartz Emil betrifft, den Sie als „Schlingel“ bezeichnet finden — dieſer Herr hatte die Frechheit, in der großen Allee meine Carricatur in den Sand zu zeichnen.

Eſther.

Oh!

Caſimir.

Im kurzen Röckchen, einen verrückten Damenhut auf dem Kopfe, mit Chignon und Sonnenſchirm und darunter als erklärenden Text — was ich kaum zu wiederholen wage: „Miß Caſimir Henderſon!“ — In der Vereinigung unſerer beiden Namen, Miß Eſther, erblicke ich allerdings kein beleidigendes Moment — im Gegentheil, ich vermuthe eine maliciöſe Abſicht dahinter, die mir ſogar nicht im Geringſten mißfällt; aber „Miß Caſimir“ verdirbt den Spaß: „Miß Caſimir“ kann nicht durchgehen! Ich überlaſſe es Ihnen, Miß, eine gebührende Züchtigung dieſes Spötters auszuſinnen.

Eſther.

So tadelnswerth ſein Vergehen auch ſein mag, — ſcheint Ihnen nicht, daß der kindliche Scharfblick damit einen Ihrer wunden Punkte getroffen hätte?

Caſimir.

Am Ende ſchickt der mir jetzt auch Broſchüren?

Eſther (auf ſeinen Anzug deutend).

Geſtehen Sie nur, Ihre bereits als allzu weltlich beanſtandete Tracht entbehrt des ernſten, Ihrem Berufe entſprechenden Charakters ....

Caſimir.

Entſchuldigen Sie ...

Eſther.

Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an Miſter Clarke.

Caſimir.

An dem Paſtor?

Eſther.

Welches Kind unterſtünde ſich, einem ſo ernſten, langen Rocke, wie dem ſeinigen, die gebührende Achtung zu verſagen?

Caſimir.

Ja, er! Aber ich!

Eſther.

Darin liegt eben das Imponirende!

Caſimir.

Sie wollen alſo, daß ich ebenfalls? ...

Eſther.

Ihr Herr Bruder! (Fargis wird von einem Diener eingeführt.) Tauſend Dank, mein Herr, daß Sie unſerer Aufforderung Folge leiſten. Ich benachrichtige ſogleich die Tante. (Ueber die Terraſſe ab.)

Fargis.

Fehlt Dir etwas? Du ſiehſt ſo niedergeſchlagen drein.

Caſimir.

Ich fürchte, mein Prinzip reißt mich hin. Die Conceſſionen nehmen kein Ende!

Fargis.

Du biſt mir ein ſchöner Held! Willſt verführen — und mir ſcheint — ſie verführt Dich.

Caſimir.

Es ſieht ganz ſo aus!

Fargis.

Und an der Naſe dazu!

Caſimir.

Wenn ich das wirklich wüßte —?

Fargis.

Nun?

Caſimir (plötzlich ernſt).

Wäre ich ſehr betrübt!

2. Scene.

Vorige. Miſtreß Pauwers. Lea. Eſther. Charley (aus dem Garten).

Mrs. Pauwers.

Wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, lieber Nachbar!

Fargis.

Ich werde mich ſtets glücklich ſchätzen, Miſtreß, Ihnen meine Dienſte widmen zu können.

Lea.

Auch meinen herzlichen Dank, Herr Fargis!

Mrs. Pauwers.

Meine Nichte weiß aus Herrn Rochat's eigenem Munde, daß Sie keineswegs ſeine Anſchauungen theilen. Wir glaubten deshalb, keinen beſſeren Rath einholen zu langen hat ihn zerſtört und belebt, hat den ewigen Krieg mit Carl dem Fünften erweckt und erhalten, und den Franz'ſchen Roman geſchürzt. Nicht die politiſche Idee der Hohenſtauffen zog ihn nach Italien, wenn es auch politiſch ſein mochte, den mächtigen Carl von dort zu vertreiben. Franz war der Künſtler, Carl der Politiker dieſer Zeit, und in aller beſonnenen, organiſchen Bildung und Klugheit war ihm dieſer Kaiſer weit überlegen. Wie leichtſinnig es klinge: Franz trug vielleicht den Krieg nach Italien, um Italien zu ſehen, und das bunte Kriegesſpiel in dieſem ſchönen Lande zu entfalten. Der abenteuerliche Gedanke überraſcht auch das Schickſal, Franz wird das erſte und einzige Mal vom Kriegsglück begünſtigt, und ſo gründet ein dreiſter Wurf das Anſehen ſeines Lebens, dieſer Neigungs-Feldzug gibt dem jungen Könige die Stellung in Frankreich, in Europa, in der Geſchichte.

Man kannte damals nur einen Weg über die Alpen, den über den Mont Cénis und Mont Genèvre. Der war vertheidigt, und um den Schweizern überraſchend und wirkſam zu nahen, bedurfte man eines andern. Die Stütze der Armee, Ritter Bayard, war aus dem Dauphiné, das ſich an den piemonteſiſchen und ſavoyiſchen Alpen hinzieht. Wenn man heute von Grénoble aufwärts das wunderſchöne Thal von Gréſivaudan hinanſteigt, ſo ſieht man die Ruinen des Bayard-Schloſſes, ernſt beſchattet von Tannenbäumen. Bayard, der den Bär, den Wolf und die Gemſe fleißig gejagt hatte daheim, kannte die Berge, und konnte ſagen, ob ein neuer, unerwarteter Weg auszufinden ſei. Aber Bayard zuckte die Achſeln. Da ſtellte ſich ein piemonteſiſcher Jäger ein und erbot ſich, das Heer über die Gebirge zu führen. Der junge König griff ſchnell nach dieſem romantiſchen Anhalte, und wie Hannibal, wie ſpäter Napoleon, kletterte er mit Mann und Roß und Train über die Felſen, und erſcheint unvorhergeſehen den Schweizern gegenüber in der lombardiſchen Ebene. Die Schlacht bei Marignano entbrennt, eine Schlacht gegen die für unbeſiegbar geltenden Schweizer, ein Hochgenuß für den kriegs- und ruhmkönnen, als den Ihrigen, mein Herr, umſomehr, als Ihre freundſchaftlichen Beziehungen zu Herrn Rochat uns möglicherweiſe ſehr förderlich ſein könnten. (Ladet zum Sitzen ein.) Vor allem Anderen erlauben Sie mir die Frage: Iſt meine Nichte verheirathet? Iſt ſie es nicht? — Charley behauptet: Ja; ich behaupte: Nein. — Wer hat Recht?

Fargis.

Miſter Charley, Miſtreß.

Mrs. Pauwers.

Alſo, ſie iſt verheirathet, wirklich verheirathet?

Fargis.

Sie dürfen davon völlig überzeugt ſein, Miſtreß!

Mrs. Pauwers.

Hören Sie, Lea?

Lea.

Ja, Tante.

Fargis.

Nach dem Geſetze geht die Civil-Trauung der religiöſen vor. Die menſchliche Geſellſchaft, der Staat, ſichert ſich damit ſein unläugbares Recht, denn die Ehe bedeutet nicht blos einen Bund der Seelen, ſondern auch eine Vereinigung der Intereſſen, einen geſellſchaftlichen Vertrag, der Rechte und Pflichten der verſchiedenſten Art nach ſich zieht, welche das Geſetz nicht allein feſtſetzen, ſondern auch ſicherſtellen muß. Die allererſte Sicherſtellung beſteht nun darin, daß der Vertrag, einmal geſchloſſen, rechtsgiltig wird. Sie ſind zu einſichtsvoll, um dies nicht vollkommen in der Ordnung zu finden.

Mrs. Pauwers.

Vollkommen; aber was wird nun aus der kirchlichen Trauung?

Fargis.

Die iſt ein Herzensbedürfniß, wie die bürgerliche eine Forderung des Verſtandes. Der blos religiöſen Ehe fehlt die geſetzliche Kraft, der blos rechtsgiltigen die ſittliche Weihe. Beide vereint erſt ſtiften den harmoniſchen Bund!

Mrs. Pauwers.

Folglich bildet die Unterlaſſung der einen eine furchtbare Lücke.

Fargis.

Das iſt meine Meinung.

Mrs. Pauwers.

Und Herr Rochat reißt, indem er uns unſeren religiöſen Theil verweigert, nachdem wir ihm ſeinen civilen gegeben, zwiſchen uns eine unüberſteigliche Kluft.

Fargis.

Ich habe ihn genug davor gewarnt.

Mrs. Pauwers.

Sie pflichten alſo meiner Nichte vollkommen bei, wenn ſie auf ihrer religiöſen Hälfte beſteht?

Fargis.

Vollkommen!

Mrs. Pauwers.

Gut. Das ſteht feſt. — Zweite Frage, lieber Nachbar. Wenn nun meine Nichte hierzulande, in der Schweiz, für verheirathet gilt, gilt dieſe Ehe auch . . . in England, zum Beiſpiel?

Fargis.

Thatſächlich wohl, jedoch ihre perſönliche Verpflichtung erliſcht im Auslande. Ein geſetzlicher Zwang könnte gegen ſie nur in dem Lande ausgeübt werden, woſelbſt der Vertrag abgeſchloſſen wurde.

Mrs. Pauwers.

Wie, ein geſetzlicher Zwang könnte gegen ſie ausgeübt werden? . . .

Fargis.

Gewiß . . .

Mrs. Pauwers.

Herr Rochat könnte? . . .

Fargis.

Seine Rechte geltend machen.

Mrs. Pauwers.

Und meine Nichte zwingen? . . .

Fargis.

Ihm in ſein Haus zu folgen.

Mrs. Pauwers.

Aber, mein Herr, das iſt ja barbariſch, ein Geſetz für Wilde, für Rothhäute!

Fargis.

Sittlich betrachtet, mag das allerdings roh erſcheinen, aber rechtlich kann es nichts Logiſcheres geben. Von dem Augenblicke an, da das Geſetz den Ehebund geheiligt hat, muß es denſelben wohl mit allen ſeinen Conſequenzen in Schutz nehmen.

Lea.

Demnach kann Herr Rochat die Aufforderung an mich richten, morgen mit ihm abzureiſen.

Fargis.

Im Namen des Geſetzes!

Lea.

Und wenn ich mich weigere, kann er . . .

Fargis.

Polizeiliche Hilfe in Anſpruch nehmen.

Eſther.

Wie, Gensdarmen!

Fargis.

Setzen wir nur gleich hinzu, daß Daniel unmöglich zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen wird. Ein Ehemann mag unrecht handeln, wenn er ſeine . . . entflohene Gattin, mit der er ſchon länger im gemeinſchaftlichen Haushalte gelebt, zur Rückkehr in die eheliche Behauſung nöthigt. Indem wir ihn tadeln, lächeln wir zugleich über ſolche gewaltſame Wiedervereinigung. Etwas ganz Anderes aber wäre es, wenn eine junge Frau, die nur dem Namen nach eine iſt, derartig rohen Bedingungen unterworfen werden ſollte. Unſer Zartgefühl fühlt ſich dadurch ſo verletzt, daß kein Mann von guter Lebensart ſich dazu verleiten laſſen wird. Aber abgeſehen von allen dieſen Gründen würde ein einziger hinreichen: die Furcht, ſich lächerlich zu machen. Seien Sie überzeugt, daß Daniel zu klug iſt, um nach der Polizei zu rufen und den Pariſern einen ſo ſchönen Anlaß zur Heiterkeit zu geben — wenngleich nunmehr zur Genüge bewieſen erſcheint, daß dort der Fluch der Lächerlichkeit nicht mehr tödtlich wirkt.

Lea.

Wozu, glauben Sie, wird er ſich entſchließen?

Fargis.

Darüber bin ich gänzlich ununterrichtet, Miß Lea; denn ich ergriff zu raſch Partei für Ihre Sache, als daß er mich noch in's Vertrauen zöge. Nachdem er Ihr Haus verlaſſen, bezog er das meine, um allen läſtigen Deutungen eines Aufenthaltes im Gaſthofe zu entgehen. — Neuer Beweis für die Richtigkeit deſſen, was ich ſoeben die Ehre gehabt, Ihnen zu ſagen. — Sofort beſprach er ſich mit Herrn Turler über die Rechte, welche ihm das eidgenöſſiſche Recht ſichert und überzeugte ſich von der Uebereinſtimmung desſelben mit dem franzöſiſchen. Darauf, während ich dem Herrn Adjuncten das Geleite gab, ſchloß er ſich mit dem Doctor zu einer Berathung ein, der ich nicht beigezogen wurde und die nicht weniger als zwei Stunden währte. Bei Tiſche erſchien er anſcheinend ruhig und entſchloſſen — wozu? Das weiß ich nicht. Während der Mahlzeit ſprach er ſich nicht darüber aus. Wir waren beim Kaffee, als mein Bruder mir Ihren Wunſch, mich zu ſprechen, mittheilte, und Daniel ließ mich gehen, ohne mir auch nur mit einer Miene ſeine Abſichten zu verrathen.

Mrs. Pauwers.

Zweifelsohne ſind es alſo die ſchwärzeſten von der Welt!

Lea.

Aber Tante!

Mrs. Pauwers.

Heute Nacht kommen die Gerichtsdiener! O, meine Nichte, die Gottloſen ſind Alles im Stande! Wißt Ihr, meine Kinder, was uns bevorſteht? Mein prophetiſches Auge verkündet es mir!

Lea.

Was, Tante?

Mrs. Pauwers.

Heute Nacht kommen die Gerichtsdiener! Die bewaffnete Macht wird Sie ausheben und dieſem Menſchen lebendig in die Arme liefern!

Esther.

Aber Tante, das ſteht im Walter Scott!

Fargis.

Nein, heutzutage kommt das nicht mehr vor.

Mrs. Pauwers.

Lea, mein Kind, glauben Sie mir! Uns bleibt nur Eines übrig. Kein Augenblick iſt zu verlieren. Die Nacht iſt klar, der See ruhig . . . wir beſteigen die Yacht wie zu einer unſerer gewöhnlichen Spazierfahrten bei Mondſchein, gewinnen irgend eine Station am andern Ufer, benützen den nächſtbeſten Zug und ſind in London, eh' noch die Gensdarmen eine Spur von uns haben!

Eſther.

Auf dieſe Art, Tante, kommen wir vollſtändig aus dem Geleiſe! (Deutet beiſeite durch Geberde an, daß ſie den Vorſchlag der Tante für verrückt hält.)

Mrs. Pauwers.

Charley, was ſagen Sie?

Charley.

Ich theile Eſther's Anſicht, Miſtreß; wir haben weder die Gerichtsdiener noch die bewaffnete Macht zu befürchten, höchſtens den Beſuch eines Polizei-Commiſſärs.

Fargis.

Nicht einmal den!

Mrs. Pauwers.

Und käme nur er allein — ſollen wir ihn denn erwarten? Sollen ſich denn in meinem Hauſe die Skandale Schlag auf Schlag wiederholen? Sollen wir denn der ganzen Flut geſtempelter Bogen, gerichtlicher Vorladungen, dem ganzen Heer der Rechtsvertreter die Thüre öffnen? alle Schrecken der Juſtiz über uns ergehen laſſen? — Nein, Charley; Sie ſind der einzige Mann im Hauſe, das Haupt der Familie, bekennen Sie ſich offen einverſtanden mit meiner Abreiſe!

Charley.

Erſparen Sie mir die Antwort, Miſtreß!

Mrs. Pauwers.

Warum?

Charley.

Sie wiſſen — ich bin nicht völlig unparteiiſch in dieſer Sache ....

Fargis (für ſich).

Höre ich recht?

Mrs. Pauwers.

Das heißt, Sie ſind einverſtanden, aber Sie ſcheuen ſich, es zu erklären.

Charley.

Lea allein kommt die Entſcheidung zu.

Mrs. Pauwers.

Nun, Lea, ein Wort von Ihnen und wir ſegeln ab.

Lea.

Entſchuldigen Sie, Tante, ich bin gar nicht für die Abreiſe.

Mrs. Pauwers.

Ah!

Lea.

Ich würde mir damit unnöthigerweiſe den Schein des Unrechts aufladen. Eine gute Sache läßt man nicht im Stich, man vertheidigt ſie. Abreiſen hieße ſie in aller Welt herabſetzen und für aufgegeben und beſiegt erklären, während ſie nur bedroht erſcheint. Wir ſtehen uns feindlich gegenüber, leider ja! aber nichts weiter. Daniel hat bereits begonnen, ſein Unrecht einzuſehen, vielleicht ſieht er es völlig ein und meine Abreiſe verſchlöſſe ihm den Weg zur Rückkehr. Das wäre mehr als ungerecht. Wohlan, Tante, Sie haben es von dieſem Herrn gehört:

Ich bin nicht ganz und gar vermählt, das iſt wahr, aber ich bin es doch ein wenig. Wie ſchwach auch das Band ſei, welches mich an Daniel feſſelt, habe ich denn ein Recht, es zu zerreißen, bevor ich nicht Alles daran geſetzt, es zu befeſtigen? Es handelt ſich hier um eine Herzensfrage, Tante, die der bloße Verſtand nicht vertreten kann — aber ich weiß nur das eine: So lange ich hier verweile, fühle ich mich als ſeine auf ihn harrende Braut. Wenn ich abreiſte, würde ich mir ſelber vorkommen wie ſeine flüchtige Frau.

Charley.

Und der letzte Grund, den Sie nicht angeben, Lea — der ſtärkſte, wenn auch vielleicht nicht der beſte — iſt: Ihre Liebe, welche durch ſein Betragen nicht vermindert, ſondern vielmehr entflammt wurde zu einer Art heiliger Miſſion. Sie glauben ſich verantwortlich für ſein Seelenheil und dieſer Glaube beglückt Sie — nicht wahr, Lea?

Lea.

Es iſt ſo.

Charley.

Das entſcheidet. — Sie begreifen alſo, Tante, daß Lea nicht abreiſen kann, nicht abreiſen darf.

(Zwei Diener treten ein, der eine mit dem Thee, der andere mit einer Karte.)

Mrß. Pauwers.

Gut, ich ergebe mich drein. Erwarten wir den Philiſter!

Eſther (hat die Karte angeſehen).

Da iſt er ſchon!

Lea.

Daniel?

Eſther.

Nein, der Doktor!

Fargis.

Aha, eine Botſchaft!

Eſther.

Ein gutes Zeichen.

Mrs. Pauwers.

Empfangen Sie ihn, Lea?

Lea.

Mir ſcheint es ſchicklicher, Tante, daß Sie vorerſt den Grund ſeines Beſuches erfahren. Ich kann mich doch in keine Auseinanderſetzung mit dieſem Herrn einlaſſen.

Mrs. Pauwers.

Sie haben Recht. Ziehen Sie ſich zurück, wenn nöthig, benachrichtige ich Sie. (Lea rechts in ihr Zimmer.) Bleiben Sie, Charley; auch Sie, verehrter Nachbar! Sie nehmen den Thee, indeß ich Herrn Bidache empfange. (Zum Diener.) Ich laſſe bitten.

3. Scene.

Vorige ohne **Lea. Bidache.**

Mrs. Pauwers.

Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, mein Herr!

Fargis (raſch und leiſe zu Bidache).

Kommſt Du als Taube mit dem Oelzweig?

Bidache (ebenſo).

Vielleicht! . . . (Sucht Lea, ſetzt ſich nicht.) Ich hätte gewünſcht, Madame Rochat zu begrüßen.

(Fargis und die Anderen gehen nach hinten zu Eſther, die den Thee ſervirt.)

Mrs. Pauwers

(Steht gleichfalls auf, ſehr erſtaunt).

Entſchuldigen Sie . . . Madame?

Bidache.

. . . Rochat . . . Daniel . . . Daniel Rochat!

Mrs. Pauwers (ganz unſchuldig).

Ich habe nicht die Ehre, dieſe Dame zu kennen.

Bidache (für ſich).

Das iſt ihre fixe Idee! (Laut.) Alſo das bisherige Fräulein Lea Henderſon.

Mrs. Pauwers.

Ah, ſehr wohl! Sie meinen meine Nichte! Miß Lea iſt auf ihrem Zimmer und befindet ſich etwas leidend.

Bidache.

Geſtatten Sie alſo, daß ich als Arzt . . .

Mrs. Pauwers

(Ihn mit einer Geberde zurückhaltend).

Entſchuldigen Sie — ſind Sie Homöopath?

Bidache.

O nein! — Was glauben Sie denn?

Mrs. Pauwers.

Meine Nichte läßt ſich nur homöopathiſch behandeln.

Bidache (für ſich).

Natürlich, die Homöopathie iſt der mediziniſche Clericalismus. (Er ſetzt ſich.)

Mrs. Pauwers.

Wenn Sie von Seite Ihres Freundes irgend einen Auftrag an ſie haben, mein Herr . . . .

Bidache.

In der That, ich komme, Sie zu bitten . . .

Mrs. Pauwers.

Feſtzuſetzen, um welche Stunde morgen die religiöſe Ceremonie ſtattfinden ſoll?

luſtigen Franz, der wie ein Lanzenknecht im dichteſten Gedränge ficht, die Streiche ringsum auf ſich lockend durch die ſchimmernden Goldlilien auf dem azurblauen Panzer, durch die funkelnde Zier — rose d'escarboucles — auf ſeinem Helme. Denn Pracht, Glanz und Schönheit war ihm wichtiger als Sicherheit.

Die Schweizer ſtanden wie Mauern, die Nacht fiel auf die Felder, der Mond ging auf. So lange er ſpärlich leuchtete, ſo lange man die weißen Schlüſſel der päpſtlichen Schweizer auf dem Magen und der Achſel erkennen konnte, ſo lange ſchlug man zu. Aber es wird völlig finſter. Beide Theile müſſen raſten, wirr durcheinander gemiſcht im hitzigen Kampfe. Franz hält mitten im Gefilde, mitten unter den Schweizern, man ſchließt einen Kreis um ihn, man zündet eine Fackel an. Wer gut im Dunkeln ſieht, ſoll auf einige Schritte weit ſich umthun, wie man gelegen ſei. Wunderlich genug! lautet die Nachricht, fünfzig Schritt von uns ſteht die Hauptmacht der Schweizer, löſcht die Fackel aus, ſie erkennen den König! Dieſer ſtreckt ſich in voller Rüſtung auf eine Kanone, man erwartet ungeduldig die Morgendämmerung. Sie kommt, Alles raſſelt auf, und noch vier Stunden lang wird gefochten, da weichen langſam die Schweizerglieder rückwärts, aber langſam, feſt, in Ordnung wie Mauern. Franz empfindet wohl, daß es nicht gut ſei, die Verzweiflung alſo Weichender zu wecken, er findet den guten Ausdruck, „wir ſuchen den Sieg, nicht das Blutbad", er läßt nicht verfolgen. Dies iſt ſein Geſchick: da wo er am glücklichſten iſt, iſt er nicht entſchieden glücklich. Und er empfand dies richtig, wie jeder geſunde Menſch nicht nur die Grenze ſeiner Kraft, ſondern ſeiner Wirkung voraus kennt: hitzige Venetianer, die auf dem Schlachtfelde ankamen und den weichenden Feind verfolgten, erfuhren zum Schaden ihres Leibes, daß er Recht gehabt.

Eben ſo mußte Franz ſeiner Natur gemäß dieſen Sieg künſtleriſch krönen, eine ſchöne Ritterform, die ſchon aus dem Gebrauche wich, mußte ſich darſtellen, die Blume der franzöſiſchen Krieger, Bayard, wird gerufen, er ſoll den König zum Ritter

Bidache.

Nein.

Mrs. Pauwers.

Nein?

Bidache.

Keine Idee!

Mrs. Pauwers.

Herr Rochat hat ſich alſo nicht anders beſonnen?

Bidache.

Es wäre wohl erſtaunlich, Miſtreß Pauwers, wenn er eine Sache, die ihm um zwei Uhr Nachmittag wahnwitzig erſchien, um zehn Uhr — (ſieht auf die Uhr) ganz richtig, zehn Uhr Abends — höchſt weiſe finden würde. Derlei kommt nur auf dem Wege nach Damaskus in der Prallſonne vor und das nennen wir dann einen Schlaganfall. — Nein, ich komme ....

Mrs. Pauwers.

Ich ſehe, mein Herr, daß Sie die Grundſätze Ihres Freundes theilen.

Bidache.

Bitte um Entſchuldigung, er theilt die meinigen.

Mrs. Pauwers.

Alſo Sie ſind ein Atheiſt! (Benützt den Naſenklemmer.) Ah! endlich komme ich dazu, einen zu ſehen!

Bidache.

Bitte, weiden Sie ſich! ... Alſo ich komme ....

Mrs. Pauwers

(Unterbricht ihn, das Augenglas abſetzend).

Wirklich, man begreift es bei gewiſſen Leuten, daß ſie ſich ſelber als das Produkt des Zufalls betrachten.

Bidache.

Hm?

Mrſ. Pauwers.

„Denn — ſagt der Prophet — die Sünde hat ihres Leibes Wohlgeſtalt zerſtört. Sie haben vom Haſen die gabelförmigen Füße, vom Baſilisken das Auge und ſie ſind wie die Schnecke, welche kriechend zergeht.“

Bidache (ruhig).

Das gibt's nicht. Der Haſe hat keine gabelförmigen Füße, der Baſilisk exiſtirt nicht und die Schnecke zergeht nicht, wenn ſie kriecht. — Alſo ich komme ....

Mrſ. Pauwers

(Steht auf, begeiſtert, im Bibeltone).

„Der Wahnwitzige ſprach bei ſich ſelber: Ich allein bin Gott der Herr! Und ſiehe, was mit ihm geſchehen wird“.

Bidache (ruhig ſitzend, für ſich).

Geduld, ſie hat ihren Anfall!

Mrſ. Pauwers.

Die Sonne ... (unterbricht ſich) Eine Fabel!

Bidache (für ſich).

Sie wird nicht fertig. — (Laut.) Bitte!

Mrſ. Pauwers

(Deutet mit übertriebener Geberde abwechſelnd nach der Decke und auf den Boden, während Bidache ſitzend ihren Geſten mit den Augen folgt).

„Die Sonne und der Koth!“ — Eines Tages rief der Koth voll Stolz aus: „Seht doch, wie ich glänze.“ — Jawohl, ſprach zu ihm die Sonne, wenn ich Dich beſcheine! „Was antwortete der Koth, Du? Du erlöſcheſt und ich erleuchte fortan die Welt!“ — Statt aller Antwort ſandte die Sonne ihre mächtigen Strahlen aus und der Koth vertrocknete zu Staub und verflog in alle Lüfte! (Setzt ſich wieder.)

Bidache.

Eine köſtliche Dichtung, meiner Treu! und von einem packenden Naturalismus, der höchſtens in der berühmten Liebesgeſchichte vom Haſen und dem Schmetterling ſeines Gleichen findet. Soll ich ſie Ihnen erzählen? Ein Haſe liebte einen Schmetterling ...

Mrſ. Pauwers.

Mein Herr, ebenſo ungeheuerlich, wie der Gedanke an die Vereinigung ſolcher verſchieden gearteter Weſen wäre ein Bündniß zwiſchen einer Frommgläubigen und einem Atheiſten!

Bidache.

Oh, entſchuldigen Sie; doch nicht ... das iſt ganz etwas Anderes .....

Mrſ. Pauwers.

Alſo, Sie kommen, mein Herr? ...

Bidache.

Danke! ... Ich war im Begriffe, etwas Dummes zu ſagen. — Ich komme denn, werthe Frau, um Fräulein Lea einen Brief ihres Gatten zu übergeben.

Mrſ. Pauwers.

Einen Brief?

Bidache.

Hier iſt er. Wollen Sie die Güte haben, denſelben zu befördern. Ich warte auf Antwort. (Miſtreß Pauwers nimmt den Brief, riecht und huſtet.) Riecht er vielleicht nach Tabak?

Mrſ. Pauwers.

Vielmehr nach Schwefel und Pech, wie alle Werke der hölliſchen Schlange ....

Bidache (ruhig).

Geben Sie ſich weiter keine Mühe, Miſtreß Pauwers! Die Schlange, der Satan, ich bin es ſelbſt. Ich hoffte es Ihnen verbergen zu können, aber umſonſt, Sie haben mich erkannt. Ja, ich bin's, der „alte Gentleman".

Mrß. Pauwers (graziös).

Oh, von Alter — keine Rede! und von Gentleman — nicht die Spur! (Ab zu Lea.)

Bidache (bei Seite).

Alte Bibel!

4. Scene.

Vorige ohne **Miſtreß Pauwers.**

Fargis (kommt raſch vor).

Nun, Herr Botſchafter?

Bidache.

Ich warte.

Fargis.

Worauf?

Bidache.

Siehſt Du, wir plätſchern hier im ſchönſten metaphyſiſchen Gewäſſer und nur die Experimentalmethode, die Natur, bringt uns wieder auf feſten Boden. Die gute Mutter Natur! Sie bleibt doch immer unſere letzte Rettung!

Fargis.

Das heißt?

Bidache.

Das heißt: Wir ſtellen unſere Verliebten einander gegenüber, allein, Aug' in Auge, und ihre Vereinigung erfolgt von ſelbſt, auf ganz natürlichem Wege, in Folge der gegenſeitigen Anziehung.

Fargis.

Und Du haſt das ausgeheckt?

Bidache.

Ich!

Fargis.

Ein ruchloſer Plan! Du hoffſt alſo, daß die Liebe…

Bidache.

Alle Theologie über den Haufen wirft!

Fargis.

Und die religiöſe Trauung findet ſtatt?

Bidache.

Die religiöſe? — Geh' doch! Die naturaliſtiſche, ja, oder gar keine!

Fargis.

Aber …

Bidache.

Sie kommt!

5. Scene.

Vorige. Miſtreß Pauwers. Lea.

Mrß. Pauwers.

Meine Nichte bringt ihre Antwort ſelbſt, Herr Doctor!

Bidache (verbeugt ſich).

Lea.

Daniel erſuchte mich in dem Briefe, welchen Sie zu überbringen ſo freundlich waren, ihm noch heute Abend eine Unterredung zu gewähren.

Bidache.

Ja wohl, Madame.

Lea.

Wir ſind hier unter Freunden und ich wünſche Allen meine Antwort zur Kenntniß zu bringen. Ich ſchreibe: „Mein lieber Daniel, heute Abend iſt eine Unterredung unmöglich. Wir beſprechen uns beſſer morgen früh. Beſtimmen Sie die Stunde“. (Reicht ihm den Brief.) Wollen Sie die Güte haben, Herrn Rochat dieſe Zeilen zu übergeben?

Bidache.

Geſtatten Sie jedoch, Madame, daß ich auf unſerer Bitte beharre und ....

Lea.

Sie bemühen ſich umſonſt, mein Herr, ich verſichere Sie!

Bidache (ärgerlich, nimmt den Brief).

Ich bedauere ſehr.

Mrs. Pauwers (ſehr zuvorkommend).

Darf ich Ihnen eine Taſſe Thee anbieten?

Bidache.

Zu gütig! Es drängt mich, meinen Freund von dem Mißerfolge eines Schrittes zu unterrichten, der doch ſo natürlich war.

Fargis (trinkt ſeine Taſſe aus).

Zu natürlich! (Laut.) Warte doch!

Bidache.

Nein, nein, er erwartet mich mit Ungeduld. Meine Damen ....

Mrs. Pauwers.

Mein Herr .... Ich ſage Ihnen nicht „Adieu“. Dieſer Ausdruck könnte Ihnen unangenehm in die Ohren klingen.

Bidache (grüßt äußerſt liebenswürdig).

Oh, aus Ihrem Munde, Miſtreß, nur angenehm
(Geht ab.)

6. Scene.

Vorige ohne **Bidache.**

(Eine Kammerfrau ſchließt mit Hilfe der Diener die Fenſterläden im Hintergrunde.)

Mrs. Pauwers.

Der Unverſchämte!

Eſther.

Wenigſtens haben wir jetzt bis morgen Ruhe und die Tante braucht ſich nicht mehr vor den Gensdarmen zu fürchten.

Mrs. Pauwers.

Wir laſſen Sie allein, Lea. Sie bedürfen der Ruhe, mein Kind. Ihr Benehmen und Ihr Brief haben mich entzückt.

Lea.

Wenn ich es recht bedenke, Tante, war der Brief etwas hart.

Mrs. Pauwers.

Nicht im Geringſten!

Lea.

Doch! und mich drückt ein wenig das Gewiſſen. Herr Fargis, wenn Sie Daniel ſagen möchten, daß er morgen früh einen anderen empfangen ſoll, einen etwas . . . etwas längeren.

Mrs. Pauwers.

Wollen Sie ſich wirklich noch abmühen, ihm zu ſchreiben?

Lea.

Das iſt im Augenblick geſchehen, Tante! Und ich möchte nicht, daß ihm der heutige Abend durch ein peinliches Gefühl getrübt würde.

Fargis.

Ihr Auftrag ſoll augenblicklich beſorgt werden, Miß Lea.

Lea.

Dank, lieber Nachbar, und gute Nacht!

Eſther.

Soll ich Dir Geſellſchaft leiſten?

Lea.

Wozu? Begebt Euch zur Ruhe und ſammeln wir Alle neue Kraft zum morgigen Kampfe. Gute Nacht, guter Charley! (Reicht ihm die Hand, er küßt ſie ſtumm.) (Zu den Andern.) Auf morgen alſo!

Mrs. Pauwers.

Gute Nacht, mein Kind!

(Alle links ab. Die Kammerfrau ſchlägt die Portière des ſanft erleuchteten Schlafgemaches zurück.)

Lea (tritt an den Schreibtiſch).

Du kannſt gehen, Claudia. Sollte ich Deiner bedürfen, klingle ich.

Kammerfrau.

Zu Befehl, Miß. (Ab.)

7. Scene.

Lea. Später **Daniel.**

Lea

(Oeffnet den Schreibtiſch, bereitet ſich zum Schreiben vor, überlieſt erſt Daniels Brief).

„Iſt es denn möglich, Lea, daß zwei Menſchen, die ſich lieben, an ſolchem Tage dahin gelangen, einander Briefe zu ſchreiben? Wahrhaftig, ich frage mich ſelber, ob das alles wirklich ſo iſt. Zu dieſer Stunde, mein theures Leben, ſollte ich Sie in meine Arme ſchließen und nun trennt uns ein unglückſeliger Wahn. Wir wohnen Thür an Thür, unſere Häuſer ſind nur durch ein dünnes Bächlein geſchieden, das Laubwerk der beiden Ufer verſchlingt ſich hinüber und herüber — und wir ſind hundert Meilen weit auseinander! Ich beſchwöre Sie, Lea, laſſen Sie uns, wenn auch nur einen Augenblick, vertraulich einander entgegenkommen! Empfangen Sie mich heute Abends nur eine Minute, eine Sekunde lang! Laſſen Sie uns unſeren Hochzeitsabend nicht in ſo grauſamer Abſonderung vertrauern! Ich war erregt vorhin, heftig, verletzend ſogar vielleicht, ich bekenne und bereue es. Vergeben Sie mir, ich bitte Sie darum! Ich will mich Ihrer Milde würdig zeigen und Ihnen beweiſen, daß in dieſem gottloſen Herzen dennoch ein Götterbild Raum hat, das Ihre, und eine Religion, die unerſchütterlich feſthält an demſelben: meine Liebe!“ (Mit dem letzten Worte tritt Daniel von links ein, ohne daß ſie ihn ſofort bemerkt. Er legt ſeinen Hut auf einen nächſt der Thüre befindlichen Seſſel. Das Geräuſch beim Schließen derſelben erregt Lea's Aufmerkſamkeit. Sie ergreift eben die Feder. Ohne ſich umzuſehen.) Biſt Du's, Claudia?

Daniel (hinter ihr, zart).

Nein, ich bin's, Lea.

Lea (ſteht auf).

Sie? hier?

Daniel.

Sie ſchrieben mir eben, nicht wahr?

Lea.

Ja wohl ... ich war eben im Begriffe ....

Daniel.

So habe ich denn recht gethan, hieher zu kommen und uns dieſen Verkehr aus der Ferne zu erſparen. Als ich Ihre — etwas kühlen Zeilen erhielt, womit Sie mir dieſe Unterredung verweigerten, faßte ich einen ſchnellen Entſchluß. Ich überſprang den Bach zwiſchen beiden Gärten — die allenthalben erleuchteten Fenſter verriethen mir, daß ſich alles ſchon zurückgezogen habe, — ich ſchritt raſch über den Flur und geradenwegs hierher. Kein Menſch hat mich geſehen, und wenn — iſt meine Anweſenheit heute Abend hier nicht ſelbſtverſtändlich? Iſt an Ihrer Seite nicht mein Platz?

Lea.

Und ſcheint es Ihnen auch ſelbſtverſtändlich, daß ſich Ihre Freunde darüber allerlei Gedanken machen werden? (Will zum Kamin, um zu klingeln.)

Daniel (ſteht davor, hält ſie auf).

Was thun Sie?

Lea.

Ich rufe.

Daniel (ebenſo).

Ihre Leute? Um mich in deren Gegenwart zu verabſchieden?

Lea.

Oh! — Deſſen halten Sie mich doch nicht fähig, Daniel. Ich laſſe meine Tante und meine Schweſter herunterbitten, nichts weiter.

ſchlagen. Champier erzählt die Scene. Herriſch und befehlshaberiſch betrug ſich Franz, der geweiht ſein wollte, unterthänig Bayard, le bon chevalier, dem er doch die Kraft der Weihe zugeſtanden. Der Geiſt ſolcher Scene war von der Welt und von ihm gewichen, der Formenſchimmer allein lockte ihn, und übte ſeine Macht auf die Umgebung.

Dies unterſcheidet Franz vom Kaiſer Max, der noch vier Jahre neben ihm auf dem Throne ſaß, und mit dem er als ritterlicher König auf den erſten Anblick ſo viel Aehnlichkeit hatte. Max war naiv im Ritterthume, er glaubte es dogmatiſch, und wollte es dogmatiſch halten. Franz war ſchon moderner Despot, ihn reizte nur die Form, die er, ein Herr und Künſtler, beliebig handhaben wollte. Darum übte er noch Macht mit einer Form, in welcher Max nur Unmacht entwickelte.

Daniel (wie oben).

Sie ruhen bereits. Wozu ſie wecken?

Lea.

Sie glauben doch nicht, daß ich zu dieſer Stunde in eine Unterredung willige?

Daniel.

Und weshalb nicht, geliebte Lea?

Lea.

Daniel, Sie haben es nicht mit einer Ihrer Landsmänninnen zu thun. Bei uns zu Hauſe lehrt man die Mädchen die Gefahr kennen, wogegen ſie ſich vertheidigen ſollen; und ich verſtehe ſehr wohl, was Sie wollen. Sie denken ſich: „Möge man nur meinen nächtlichen Beſuch erfahren; das wird hinreichen, um Lea ſo zu compromittiren, daß ſie ſich morgen nicht mehr weigern kann, mir zu folgen. Ich vermeide den Tempel und Alles iſt gewonnen". — Geſtehen Sie's nur, das hofften Sie?

Daniel.

Und noch mehr, Lea.

Lea.

Das heißt unredlich handeln und treulos gegen mich und Sie! — Gehen Sie! Begehen Sie nicht die Nichtswürdigkeit, heute ein Mädchen zu entehren, das morgen Ihre Frau werden ſoll.

Daniel.

Wie? meine Anweſenheit wäre eine Entehrung für Sie, liebe Lea? Man würde ſich ſicher weit mehr verwundern, wenn ich jetzt nicht hier bei Ihnen wäre.

Lea.

Mit welchem Rechte ſind Sie's? Sie ſind mehr als mein Bräutigam, aber weniger als mein Gatte. Noch einmal, gehen Sie, Daniel! Laſſen Sie die Leute nicht etwas vermuthen, das nicht iſt.

Daniel.

Das aber ſein würde, ſein ſollte, Lea, wenn Sie mich ſo ſehr liebten, wie ich Sie liebe!

Lea.

Ich liebe Sie aus ganzer Seele, Daniel. Sie wiſſen es gut. Und eben deshalb will ich mich Ihrer würdig bewahren.

Daniel (zärtlich, halblaut).

Und weshalb bewahrſt Du Dich, vielmehr, entziehſt Du Dich mir wieder? Gehörſt Du nicht ſchon mir? Du haſt mir Dein Herz geſchenkt und es zurückzunehmen haſt Du kein Recht!

Lea.

Daniel, ich rufe! ... (Will nach dem Schlafzimmer, bleibt ſtehen, das Gefährliche ihres Eintrittes begreifend.) Nein, nicht hier! — Daniel, gehen Sie fort! Ich bitte Sie!

Daniel.

Nicht eher, bis ich weiß, ob Du mich wahrhaft liebſt.

Lea.

Nur von Ihnen hängt es ab, ſich deſſen zu verſichern. Da drüben ſteht der Tempel und ſeine Pforten eröffnen ſich uns bereitwillig ſelbſt jetzt, in der Nacht.

Daniel.

Laß ihn ſtehen! Suche das himmliſche Glück nicht in der Ferne! Laß' uns hier bleiben, ſüßes Herz, allein mit unſerer Liebe! Das iſt der Gott, dem ich dienen will, mein Leben lang!

Lea.

Läſtern Sie nicht, Daniel! Es gibt keine Liebe ohne Gott!

Daniel.

Doch! Du ſiehſt es wohl. Ich liebe Dich ja!

Lea.

Aber ſchlecht! Und das ſchmerzt mich!

Daniel.

Beſſer, hundertmal beſſer liebe ich Dich, wie Du mich! Iſt das Liebe, wenn Deine kühle Vernunft fortwährend klügelt, was erlaubt iſt, was nicht, ob es morgen erlaubt ſein wird, zu dieſer oder jener Stunde, um dieſen oder jenen Preis, und damit zwiſchen uns — ſogar noch an der bräutlichen Schwelle, das troſtloſe, eiskalte Gottesbild aufrichtet? Iſt das auch Liebe? — Liebe Lea, denkt ein Weib, welches wahrhaft liebt, noch an Gott? Ihr höchſter Gott iſt ihre Liebe.

Lea.

Liebe nennen Sie die irdiſche, ſterbliche Leidenſchaft?!

Daniel.

Es gibt keine andere!

Lea.

Welche kein ewiges Leben kennt, in dem ſich unſere Seelen wiederfinden?

Daniel.

Was liegt daran, wenn uns das irdiſche alle ſeine Freuden ſpendet.

Lea.

Welche Freuden aber! Deren Ende man ſo bald erlebt! — Oh ich möchte lieber mein Herz mit beiden Händen erfaſſen und erwürgen, eh' ich ihm Alles für ſo wenig opfere.

Daniel.

Für ſo wenig? Es iſt alſo wahr, Du liebſt mich nicht!

Lea.

Jch liebe ihn nicht! Jch liebe ihn nicht! Die Erde iſt ihm genug! Man lebt, man liebt, man ſtirbt und damit gut! Aber mir genügt nicht einmal ein Leben voll Liebe, ich wünſche ihr ewige Dauer — und ich liebe ihn nicht! — Undankbarer, wenn ich Dich nicht alſo liebte, müßteſt Du mich darum knieend bitten! Jch liebe Dich nicht und will, daß Du mein ſeiſt, hier und dort, überall und immer! Jmmer! — Wag' es denn, und ſprich mir noch von Deiner endlichen Liebe angeſichts der meinen, die unendlich, ewig ſein möchte und vergleiche Deine Leidenſchaft die am Boden kriecht, mit der Empfindung meiner Seele, die ſich zum Himmel ſchwingt!

Daniel.

Und ſtößt Du die wirkliche Gegenwart von Dir um dieſer Unendlichkeit willen, die nicht iſt — nicht iſt, ſage ich!

Lea.

Nun denn, ſo erdichte ich ſie! Denn ich bedarf ihrer! Mich dürſtet darnach!

Daniel

(Schließt ſie in die Arme und zieht ſie zu ſich auf das Sopha).

O Du myſtiſche Seele!

Lea.

Daniel, mein Daniel! Laſſe Dich überzeugen! laß' Dich rühren! (Gleitet zu ſeinen Füßen.) Glaube mir! Glaube mir doch! Jch flehe Dich an und kniee vor Dir: Laß' Dich lieben, wie ich es verſtehe, glaube, fühle ... lieben in Gott! Er hat mich auf Deinen Weg geſtellt; um Dich zu ſich zurückzuführen durch meine Liebe! Seien wir nicht undankbar! Wenn ich lebe, danke ich es ſeiner Gnade. Thu' denn auch etwas ihm zu Liebe! Und mir zu Liebe!

So viel bin ich doch werth! Und ich will Dich dafür ſo — ſo innig wieder lieben — grenzenlos! Und wie gut, wie groß, wie erhaben werden wir ſein! — Und was verlange ich dafür? So wenig! — Glaube nur an Deine Seele! Iſt das ſo ſchwer? Nicht wahr, Du glaubſt an Deine Seele? Sage, daß Du eine Seele haſt! Sag es mir!

Daniel (Aug' im Auge).

Zwei! — Deine und meine!

Lea.

Unſere! — Sage, Du glaubſt an Gott! Nur ein wenig! Ein ganz klein wenig nur!

Daniel.

Ich glaube an den Gott in Deinem Herzen und an den Himmel in Deinen Augen!

Lea (begeiſtert).

Nein, an dieſen nicht, an jenen, den einzig wahren!

Daniel.

Der wahre Himmel iſt bei uns! (Will ſie auf die Lippen küſſen.)

Lea

(Springt raſch auf und entzieht ſich ihm nach rechts).

Zurück, Verführer! Du willſt mich verderben! Hebe Dich hinweg!

Daniel (fleht).

Lea!

Lea.

Hinweg von mir! Ich trotze Dir! — O wie dumm und feige, meine ganze hingebungsvolle Wonne zu zerſtören, um Deiner dämoniſchen Luſt willen, mich meines Glaubens zu berauben!

Daniel.

Ein Dämon biſt Du ſelbſt, der mich reizt und mir entflieht, der mich Stunde um Stunde zur qualvollen Pein verdammt, zu ſehen wie Du meiner Umarmung unaufhörlich entſchlüpfſt.

Lea.

Unglückſeliger, ſo laſſe mir doch die Freude, ohne Reue Dein zu ſein, ganz, ungetheilt und wonnetrunken! Ich ſehne mich ja darnach, ſo komm' mir doch zu Hilfe! Komm!

Daniel.

Und wenn ich wollte . . . Zu dieſer Stunde! . .

Lea (mit einem Freudenſchrei).

Du willſt! (Eilt an die Hinterwand, öffnet die Thüre, man erblickt den Park.) Sieh! Dort . . . jenes Licht . . . Miſter Clarke's Wohnung. Wir gehen durch den Garten und ich kehre zurück als Deine Frau, Deine wirkliche Frau. Komm, komm ſchnell!

Daniel.

Wieder und wieder dieſe Kirche!

Lea.

Oh! welch ein Mann! — Ich liebe ihn, es bedarf nur einiger Schritte, einiger Worte, daß ich in ſeine Arme ſinke — und er zaudert noch, er weigert ſich und ruft dabei laut: Ich bete Dich an!

Daniel.

Bis zum Wahnſinn und das weißt Du nur zu gut! Du berauſcheſt mich mit jener erbarmungsloſen grauſam-raffinirten Koketterie der Frauen Deiner Heimath! Und Du biſt ärger noch als ſie, myſtiſche Frömmlerin!

Lea

(Zwiſchen der Ausgangsthüre und jener des Schlafgemaches).

Gott will es! Ich kämpfe ſeinen Kampf! Neige Dich vor ihm, und ich bin Dein!

Daniel.

O, wie feige, erbärmlich, widerwärtig, dieſe Stunde ſo auszunützen! Da mich Deine Worte, Deine Blicke, die Nähe dieſer Schwelle berücken und berauſchen!

Lea.

Glaubſt Du, — Dich allein?

Daniel.

Dich nicht! O nein, Du biſt Herrin Deiner Sinne! Kalt und vernünftig mißbrauchſt Du die Verirrung meines Herzens!

Lea.

Um Dich der ewigen Weisheit entgegen zu führen! — Komm denn, Opfer meiner Liebe, Sklave meines Herzens, ergib Dich, komm! Die Sterne ſeh'n auf uns, der See flimmert im blauen Lichte, die Lüfte durchſchwängert ſüßer Wohlgeruch, die Erde hat ihr Feſtkleid angethan zur Feier unſ'rer Hochzeitsnacht! So komm! .. komm!

Daniel.

Das heißt — mit Dir allein?

Lea.

Allein? Wir beide! Ich und Du!

Daniel.

Iſt niemand hier, der uns belauſcht ....

Lea.

Alles ſchläft!

Daniel.

O Lea! Daß Du mich dazu gebracht haſt!

Lea.

Wohlan . . .

Daniel.

Wohlan! So komm!

Lea (wirft ſich an ſeine Bruſt).

Ah, mein Geliebter, mein Gatte, mein König und mein Herr! (Zieht ihn mit ſich fort.)

Daniel

(Auf der Schwelle ſie umſchlungen haltend).

Vorher aber . . .

Lea.

Vorher?

Daniel.

Schwöre! Schwöre mir!

Lea.

Was?

Daniel.

Daß Niemand außer jenem Prieſter erfahren ſoll, was ich jetzt für Dich thun will!

Lea.

Niemand?

Daniel.

Niemand! Schwöre mir! — Und ſollte man's behaupten, mußt Du es . . . .

Lea.

Läugnen?

Daniel.

Wenigſtens verſchweigen.

Lea (macht ſich los).

Oh, das wäre nichtswürdig!

Daniel.

Lea!

Lea.

Das ſollte ich thun? — Ich?

Daniel.

Höre ....

Lea.

Ich ſollte es vor Gott verſchweigen, daß ich Dein bin, wie ein Verbrechen?

Daniel.

Höre doch!

Lea.

Ich ſollte mich einer ſolchen feigen Lüge ſchuldig machen? Nimmermehr! Hörſt Du es wohl! Nimmermehr! Verläugne Deinen Glauben, wenn Du willſt, — ich bekenne ihn. Ich bin eine Chriſtin und ſchäme mich nicht, eine zu ſein! Ich rühme mich deſſen laut!

Daniel.

Laß Dir ſagen ....

Lea (achtet nicht darauf).

O es iſt erbärmlich! Erbärmlich! Ich flehe, ich weine, ich werfe mich zu Deinen Füßen! Ich gebe mich Dir ganz hin, ganz! Ich verlange nichts von Dir als eine kurze herzliche Regung, das Opfer einer Sekunde — und Du feilſcheſt noch um den Preis?! Und ich ſtehe gegen Alles zurück! Deine Parteigänger, Deine Hofmacher, Deine Schmarotzer, Dein ganzer Troß kommt vor mir! In meiner Umarmung noch denkſt Du an die Möglichkeit eines Compromiſſes zwiſchen Deiner Liebe und Deiner wahnwitzigen Gottloſigkeit, zwiſchen Deiner Frau und Deiner unheilvollen Popularität, zwiſchen dem Haufen und mir! Geh', geh' lieber, ich bitte Dich, geh'! Ich möchte mich vergeſſen!

Daniel.

Nun denn! Nein, ich habe nichts geſagt! Ich verlange nichts von Dir! Komm!

Lea.

Nun will ich nicht mehr!

Daniel.

Lea!

Lea.

Ich will nicht mehr! Thöricht war ich, in eine ſolche heimliche Trauung zur Nachtzeit zu willigen, die Du noch immer verläugnen konnteſt oder — wenigſtens verſchweigen! Aber ich will ſie verkünden, ausſchreien in alle Welt! Mein Triumph iſt es ja, Dich vor Gott gedemüthigt zu haben. Und ich ſollte mich deſſen nicht freuen und rühmen? Nachdem der Himmel Dich überwunden, ſollte ich zuſehen, wie Du argliſtig ſeinen Sieg verkleinerſt? Fürwahr, Du kennſt mich ſchlecht! — Daniel, höre mich wohl! Entweder Du betrittſt jene Stätte, begleitet von den Meinen und allen Deinen Freunden, mit Wiſſen der ganzen Gemeinde und im hellen Tageslichte durch die große Pforte: — oder — ich ſchwöre Dir's bei Gott! — Du überſchreiteſt niemals dieſe Schwelle!

Daniel.

Schweig! Ich bitte Dich, ſchweig ....

Lea (am Kamin, den Glockenzug in der Hand).

Machen wir ein Ende! — Hören Sie mich an. Ich läute jetzt, man kommt und ich erkläre Ihre Anweſenheit folgendermaßen: Sie haben ſich anders beſonnen und ſind hiehergekommen, feſt entſchloſſen, ſich auf der Stelle mit mir trauen zu laſſen. Ich wecke meine Leute, ſchicke um Ihre Zeugen und Miſter Clarke vermählt uns vor

Aller Augen. Hüten Sie ſich jedoch, meine Worte Lügen zu ſtrafen! Sollten Sie den Verſuch machen, Ihre Gegenwart in anderer Weiſe zu rechtfertigen, ſo reiſe ich noch in dieſer Nacht ab und Sie ſehen mich niemals wieder!

Daniel (vorſtürzend, um ſie zu hindern).

Halt ein!

Lea.

Es iſt geſchehen. — Jetzt können Sie gehen, bevor man kommt, durch den Park wie früher, ohne daß man Sie ſieht und Alles iſt aus zwiſchen uns. Dieſe Freiheit laſſe ich Ihnen noch. Aber beeilen Sie ſich, denn ich höre Schritte da oben und ehe fünf Minuten um ſind, kommt Jemand.

Daniel

(Scheint zu überlegen).

Lea (blickt ihn erwartungsvoll an, freudig).

Du bleibſt?

Daniel.

Der Zauber iſt gebrochen, Lea. Dir allein gegenüber war ich zu Allem bereit, vor Zeugen aber — Nein! Den Muth der Schmach und Heuchelei habe ich nicht.

Lea.

Du gehſt alſo?

Daniel.

Um Deiner Ehre willen.

Lea.

Du gehſt? Du gehſt?

Daniel.

Morgen ſehen wir uns wieder und was ich Dir heute verſprochen, will ich halten.

Lea.

Gib Acht, Daniel, gib wohl Acht! Morgen iſt es vielleicht zu ſpät für unſere Liebe!

Daniel.

Dazu müßte ſie erſtorben ſein, und niemals war ſie lebendiger in unſeren Herzen, als eben jetzt!

Lea.

Und Du gehſt? Unglücklicher, ſo bleib! Bleib!

Daniel.

Nein! — Auf morgen, Lea! Auf morgen! (Eilt hinaus.)

8. Scene.

Lea. Eſther. Die Kammerfrau.

Lea (in's Herz getroffen).

Oh!

Eſther.

Was iſt Dir? O mein Gott! Du biſt bleich wie der Tod ....

Lea (erſchöpft).

Ich ... Ich fühle mich nicht wohl .... Mir iſt eiſig kalt. Schließe die Thür .... (Sinkt am Sopha nieder. Die Kammerfrau ſchließt eilig die Gartenthüre.)

Eſther.

Sie wird ohnmächtig! ... Lea! Theure Lea!

Der Vorhang fällt.

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Akt.

Empfangsſaal bei Fargis. Rechts eine Thüre nach dem Garten. Seitenthüren. Links im Hintergrunde ein Tiſch.

I. Scene.

Eſther. Ein Diener.

Eſther

(In Morgentoilette, einen Strohhut in der Hand, aus dem Hintergrunde. Sie wird von einem anderen Diener eingeführt. — Zu dem mit Aufräumen beſchäftigten Diener).

Herr Fargis iſt nicht hier?

Diener.

Nein, mein Fräulein. Vielleicht im Park.

Eſther.

Wenn Sie ihn ſehen, bitte, ſagen Sie ihm, daß ich ihn einen Augenblick ſprechen möchte.

Diener.

Aber Herr Caſimir iſt zugegen. Wenn Sie einſtweilen mit ihm ſprechen wollen, gnädiges Fräulein . . Da iſt er ſchon! (Ab.)

2. Scene.

Eſther. Caſimir.

(Caſimir im langen zugeknöpften Rock und weißer Binde.)

Eſther.

Du lieber Gott, Sie ſehen ja aus, wie ein angehender Paſtor!

Caſimir (ernſt).

Miß Eſther, hiermit bin ich an der äußerſten Grenze der Conceſſionen angelangt. Weiter geht's nicht mehr.

Eſther (lächelnd).

Nun . . . deſto beſſer!

Caſimir (verblüfft).

Wie? Ihnen zu Gefallen hab' ich's ja gethan!

Eſther.

Entſchuldigen Sie. — Iſt Ihr Herr Bruder zu Hauſe?

Caſimir.

Ich denke. — Gibt es etwas Neues heute Morgen?

Eſther.

Ich glaube, daß wir endlich einen Ausweg finden.

Caſimir.

Ah!

Eſther.

Und das würde mich in Rückſicht auf meine arme Schweſter ſehr freuen. Heut Nacht waren wir recht beſorgt. Jetzt iſt ſie ruhiger und ich athme wieder auf.

Caſimir.

Es gibt alſo eine Löſung?

Eſther.

Ich hoffe.

Caſimir

(Nimmt einen Stuhl, ſetzt ſich neben ſie.)

Dann, Miß Eſther, iſt vielleicht der Augenblick gekommen, auch unſere Angelegenheit in's Reine zu bringen.

Eſther.

Unſere Angelegenheit?

Caſimir.

Wie ſteht's denn mit meinem Gehalt?

Eſther.

Ihrem Gehalt?

Caſimir.

Ich kann ja doch nicht umſonſt Schulaufſeher bleiben — in ſolchem Coſtüm obendrein!

Eſther.

Ich hoffte, Sie würden darin Ihren Beruf erkennen.

Caſimir.

Und Schullehrer werden? — Nein! Dazu habe ich keinen Beruf! — Ich habe ihn lange geſucht ... meinen Beruf ... und ich habe ihn auch gefunden ... meinen Beruf! ... Nun bin ich gar nicht mehr in Zweifel darüber! Mein Beruf iſt: Sie zu heirathen!

Eſther.

Ah!

Caſimir.

Denn ich liebe Sie ganz unvernünftig, Miß Eſther! — Sie haben es vielleicht gar nicht bemerkt.

Eſther.

O doch!

Caſimir (entzückt).

Und? ... Und? ... Alſo? ...

Eſther.

Was kann ich dagegen thun?

Caſimir.

Wenn Sie mir vielleicht ſagen möchten, daß Sie ſich's gefallen laſſen!

Eſther.

Oh, ſeht doch den richtigen Pariſer, der ſich einbildet, er brauche blos aufzutreten, daß ihm alle Herzen zufliegen.

Caſimir.

Um alle iſt es mir weniger zu thun, als vielmehr....

Eſther (unterbricht ihn).

Geſtehen Sie nur, Sie ſahen mich und dachten ſich: „Dieſe kleine Engländerin iſt gar nicht übel. Ich will ihr den Hof machen und ſie erobern“.

Caſimir.

Ich geſtehe es.

Eſther.

Das lob' ich mir! Sie ſind doch aufrichtig! — Ich meinerſeits durchſchaute Sie und dachte: Der verdient einen Merks!

Caſimir (ängſtlich).

Einen Merks!

Eſther.

Uebrigens iſt er auf den erſten Blick juſt nicht unangenehm ....

Caſimir (geſchmeichelt).

Ah!

Eſther.

Genau beſehen jedoch iſt er leichtſinnig, oberflächlich, eitel, ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt — und das iſt ſchlimm, denn er iſt träge, arbeitsſcheu . . .

Caſimir.

Oh, Miß Eſther . . .

Eſther.

Stimmt es oder nicht?

Caſimir.

Es ſtimmt.

Eſther.

Er iſt im beſten Zuge, alle möglichen Tollheiten zu begehen, ſich zu ruiniren, ohne daß er, noch ſonſt Jemand Vortheil davon zöge — ſeien wir barmherzig und entreißen wir ihn dieſem Zuſtande!

Caſimir.

Darum alſo —?

Eſther.

Schickte ich Sie in die Schule! — Nicht um zu lehren, ſondern um zu lernen.

Caſimir.

Und ich war ſehr brav!

Eſther.

Ja.

Caſimir.

Und fleißig . . .

Eſther.

Ja.

Caſimir.

Nun alſo . . .

Eſther.

Ich ſah alſo: Es iſt noch Hoffnung vorhanden. Er hat ein gutes Herz . . .

Caſimir.

Das iſt wahr.

Eſther.

Er ſieht auf die Kinder . . . Alſo Stoff zu einem guten Familienvater.

Caſimir.

Und zu einem bewunderungswürdigen Gatten, einem ganz außerordentlichen Gatten!

Eſther.

O, der Gatte ſteht auf einem anderen Blatte!

Caſimir.

Es käme blos auf einen Verſuch an . . .

Eſther.

Nein, nein, ſprechen wir nicht davon! Sehen Sie, Lea hat ſich auch getäuſcht! Ein Mann, der nicht einmal in den Tempel gehen will!

Caſimir.

Aber ich will ja in den Tempel gehen, in die Synagoge, in die Moſchee, in die Pagode, wohin Sie wollen!

Eſther.

O zu viel, zu viel! — Ah, Ihr Herr Bruder!

3. Scene.

Vorige. Fargis.

Fargis (legt einen Gartenhut ab).

Miß Eſther! Welcher glückliche Zufall führt Sie zu mir? — (Bemerkt ſeinen Bruder.) Oh!

Eſther.

Ja wohl — ſehen Sie ihn lieber nicht an! — Meine Tante ſchickt mich, Sie zu bitten, ob Sie uns nicht bis 10 Uhr, alſo in einer halben Stunde, hier empfangen möchten, uns Alle, ſie, meine Schweſter, Charley und mich.

Fargis.

Mein Haus, ich ſelbſt, ſtehen zu Ihren Dienſten.

Eſther.

Alſo abgemacht!

Fargis.

Kommt es zu einer Löſung?

Eſther.

Ich glaube.

Fargis.

Soll ich Daniel darauf vorbereiten?

Eſther.

Iſt der Doktor bei ihm?

Fargis.

Nein.

Eſther.

Dann ſagen Sie ihm nichts. Herr Vidache wird ihn ſchon in Kenntniß ſetzen.

Fargis.

Alſo, ich ſage nichts?

Eſther.

Nichts, wenn Sie ſo gut ſein wollen. Aber ich hätte Ihnen etwas im Vertrauen zu ſagen. — Erlauben Sie, Herr Caſimir? (Nimmt Fargis' Arm.)

Caſimir.

Ich bitte, mein Fräulein! . . . (Streift inzwiſchen die Schleifen von Zeitungsblättern ab.)

Eſther (rechts).

Lieber Nachbar, ſagen Sie, was halten Sie von Ihrem Bruder als . . . als Ehemann?

Fargis (lebhaft).

O, ein ausgezeichneter Ehemann! Ausgezeichnet!

Eſther (ebenſo).

Meinen Sie wirklich?

Fargis.

O gewiß!

Eſther.

Er hat nämlich um meine Hand angehalten.

Fargis.

Recht hat er! Und wie glücklich wäre ich, Miß Eſther, wirklich glücklich, wenn Sie meine Schwägerin würden!

Eſther.

Ja, aber er kann's nicht erwarten!

Fargis.

Glaub's wohl!

Eſther.

Und ich möchte nicht vom Heirathen reden, ſo lange Lea Kummer hat. Sie begreifen, nicht wahr?

Fargis.

Das iſt klar. Was ſoll ich ihm aber ſagen, wenn er mich um den Inhalt unſeres Geſpräches fragt?

Eſther.

Laſſen Sie ihn hangen und bangen!

Fargis.

O, das wäre zu hart! Darf ich ihn ermuthigen?

Eſther.

Nein, nein! Dann wäre er nicht mehr zu halten.

Fargis.

Alſo — ſoll ich ihn entmuthigen?

Eſther.

Ja, aber nur ein wenig — nicht zu viel!

Fargis.

Gut, nicht zu viel. (Küßt ihre Hand; beiſeite.) Es gilt!

II.

Chambord.

Eſther (laut).

Alſo hier, nicht wahr?

Fargis.

Hier.

Eſther.

Auf Wiederſehen! — Meine Herren! — (Am Ausgange zu Fargis.) Nicht wahr? Nicht zu viel!

Fargis.

Nein, nein! Kaum!

Eſther (raſch ab).

Caſimir
(Läuft ſofort auf ihn zu, packt ihn am Arme).

Was hat ſie Dir geſagt?

Fargis.

O, das war kein guter Einfall, Lieber; kein guter Einfall! Dieſes kleine Weſen hat ein Köpfchen . . .

Caſimir.

Zum Entzücken!

Fargis.

Ich meine das Innere. Du wirſt ſchön an der Leine geführt werden!

Caſimir (glücklich).

Wie? Ich werde geführt werden? (Rüttelt ihn.) So ſprich doch, elender Menſch! Kain! — Ich muß ihr nach! (Schießt hinaus, ihr nach.)

Fargis.

Meiner Treu, auch gut! Sollen ſie miteinander fertig werden!

4. Scene.

Daniel. Fargis.

Daniel.

Weißt Du nicht, wo der Doctor iſt?

Fargis.

Nein.

Daniel.

Seit dem frühen Morgen iſt er aus und noch immer nicht zurück. Wo ſteckt er denn nur!

Fargis.

Wahrſcheinlich kommt er bald! — Warſt Du im Park?

Daniel.

Ja, ich gehe herum, wie Einer, der das Fieber hat. (Setzt ſich.) Ich verſuchte, zu Miſtreß Pauwers hinüber zu ſehen. Niemand kam in den Garten. Das ganze Haus ſcheint noch im Schlafe zu liegen. Und um dieſe Stunde ſchickt ſich noch kein Beſuch!

Fargis.

Gedulde Dich!

Daniel.

Du ſiehſt — ich bin dabei.

Ein Diener (bringt eine Karte).

Dieſer Herr läßt fragen, ob Herr Rochat ihn empfangen möchte.

Fargis (hat die Karte angeſehen).

Charley?

Daniel.

Charley!

Fargis.

Selbſtverſtändlich! Nur herein!

Daniel.

Was kann er wollen?

Fargis.

Das wirſt Du gleich erfahren. Ich laſſe Euch allein.

Daniel.

Nein, nein, Du biſt willkommen.

5. Scene.

Vorige. Charley.

Charley.

Verzeihen Sie dieſen frühzeitigen Beſuch, meine Herren!

Daniel.

Sagen Sie vielmehr, mein Herr, daß Sie uns dadurch verbinden. Ich glaube, die Anweſenheit meines Freundes Fargis . . .

Charley.

Kann uns beiden nur wünſchenswerth ſein, mein Herr.

Daniel (reicht ihm einen Stuhl).

Wollen Sie die Güte haben . . . .

Charley.

Mein Herr, mein Vorhaben wird Sie vielleicht überraſchen, jedenfalls aber werden Sie dem Gefühle Rechnung tragen müſſen, dem es entſpringt. Ich komme in der verſöhnlichſten Stimmung und mit keinem anderem Rechte als jenem, welches mir als Haupt der Familie zuſteht, — da Miſtreß Pauwers und ihre Nichten leider keinen anderen Beſchützer haben, als mich.

Daniel.

Eine Pflicht, welche ich bald mit Ihnen zu theilen ſo glücklich ſein werde.

Charley.

In dieſer Hinſicht erlaube ich mir Ihnen einige Bemerkungen zu machen über die peinliche Lage, in der Sie ſich befinden. Es will mir ſcheinen — verzeihen Sie, wenn ich mich vielleicht allzubeſtimmter Ausdrücke bediene — daß Sie den rechten Weg verfehlen und daß, wenn die Frage unlösbar ſcheint, ſie es nur darum iſt, weil ſie ſchlecht geſtellt worden. Ich möchte ſelbſt behaupten, daß ſie dadurch, daß man ihr einen blos religiöſen Charakter auferlegte, vollſtändig verkehrt und verfälſcht erſcheint.

Daniel.

Ah!

Charley.

Ich möchte jede religiöſe Anſchauung in dieſer Sache vermieden wiſſen und den einzig richtigen Boden dafür wiedergewinnen, auf den ſie gehört. Es handelt ſich hier einfach darum, redlich zu ſein. Nach meiner Meinung mußte die Frage beiläufig ſo geſtellt werden: Herr Daniel Rochat hat um Miß Henderſon's Hand angehalten. Miß Henderſon hat ſie ihm zugeſagt. Hat ſich nun Herr Daniel Rochat durch ſeinen bloßen Antrag nicht ſchon thatſächlich Miß Henderſon gegenüber verpflichtet, derſelben alle Garantien zu liefern, welche ſie in Betreff der Rechtsgiltigkeit ihrer Ehe beanſpruchen zu müſſen glaubt? Und darf er ſich nun unter dem Vorwande, ſeinerſeits genügend verſichert zu ſein, dieſer Verpflichtung entziehen und Miß Henderſon's Anſprüche hintanſetzen? Bedenken Sie wohl, mein Herr, das ſpricht kein Anglikaner, kein Katholik, kein Atheiſt; ſondern ein Mann aus der guten

Geſellſchaft wendet ſich an ſeines Gleichen und frägt: Iſt das ehrlich? Iſt das recht?

Daniel (verlegen).

Mein Herr . . .

Charley.

Ich erlaube mir keine Schlußfolgerung. Es iſt eine Gewiſſensfrage, und ich überlaſſe die Antwort Ihrem eigenen Urtheile. Die Ehre allein gebietet Ihnen ſchon, Ihrem Bündniſſe mit Miß Henderſon unbedenklich jede Feſtigung zu verleihen, die ſie zu fordern das Recht hat. Ich bin zu ſehr von Ihrer Rechtlichkeit überzeugt, mein Herr, um nicht Ihre Antwort vorauszuſehen.

Daniel.

In der That, mein Herr, von dieſem Standpunkte wurde die Frage bisher nicht erörtert.

Charley (erhebt ſich).

Nun iſt ſie's. Ueberlegen Sie, mein Herr.

Daniel (ebenſo).

Noch eins! — Weiß Miß Henderſon um Ihren Gang zu mir?

Charley.

Nein, mein Herr.

Daniel.

Sie wiſſen alſo nicht, wie ſie heute gegen mich geſtimmt iſt?

Charley.

Ganz und gar nicht. — Ich weiß nur, daß man heute Nacht ſehr beſorgt um Sie ſchien, nachdem Sie fort waren.

Daniel.

Wie? Sie wiſſen —?

Charley.

Ich habe keine Veranlaſſung, es geheim zu halten. Ich war im Park, als Sie kamen. Später ſah ich Sie wieder gehen und entnahm daraus, daß auch dieſe zweite Unterredung Ihre Ueberzeugung nicht wankend gemacht habe.

Daniel.

Und als Sie mich in den Park dringen ſahen, hielten Sie ſich nicht für verpflichtet, mir das Haus zu verbieten?

Charley.

Mit welchem Rechte, mein Herr? — Das war Miß Lea's Sache.

Daniel.

Ja wohl! — Alſo, Sie ſind nicht, wie ich glaubte, auf ihre Veranlaſſung zu mir gekommen?

Charley (raſch).

Gewiß nicht! Mich würde ſie nicht zu ſolchem Gange wählen.

Daniel.

Warum nicht?

Charley (verlegen, will gehen).

Mein Gott, es wäre doch etwas ſonderbar . . . Erlauben Sie, meine Herren, daß . . .

Fargis (zu Daniel, raſch und leiſe).

Dringe nicht auf Antwort!

Daniel (erſtaunt, laut).

Wie? — Im Gegentheil, ich dringe auf Antwort! Niemand ſtünde ihr näher. — Warum alſo nicht? — Ich bitte Sie!

Charley.

Laſſen wir das, mein Herr. Davon iſt nicht die Rede. Erlauben Sie nun, nachdem ich Alles geſagt habe . . .

Daniel.

Nein, mein Herr, Sie haben mir nicht den Grund angegeben ....

Fargis.

Wenn Du uns dazu zwingſt, gut, ich will ihn Dir ſagen.

Charley.

Entſchuldigen Sie, mein Herr ... Nun ſage ich ihn ſelbſt, um Herrn Rochat über Dinge, die ihm nicht unbekannt bleiben dürfen, vollſtändig aufzuklären. — Miß Lea hätte mich zu dieſem Gange nicht gewählt, weil ich, lange bevor ſie die Ehre hatte, Ihre Bekanntſchaft zu machen, hoffen durfte, dereinſt ihre Hand zu erhalten.

Daniel.

Sie haben ſie geliebt?

Charley.

Ich darf es geſtehen, mein Herr. Ja. Und jetzt geſtatten Sie mir ...

Daniel.

Und lieben ſie noch! Ja, ja, es iſt klar! Sie lieben ſie noch immer und Sie kommen aus freien Stücken zu mir und überwinden ſich — — O mein Herr, das iſt ſehr ſchön, ſehr edel von Ihnen!

Charley.

Es iſt ehrlich, weiter nichts. (Will gehen.)

Daniel (hält ihn zurück).

O bleiben Sie, mein Herr, bleiben Sie! Ich verſtehe Sie und glauben Sie mir, ich bin Ihres Vertrauens nicht unwürdig. Wir befinden uns Alle als rechtſchaffene Leute in einer ſo ſchwierigen Lage, welcher gerecht zu werden meine eigene Kraft ſo wenig ausreicht, daß ich des Beiſtandes eines ſo edelgeſinnten Herzens wie des

Ihren nicht entbehren könnte. Seien Sie überzeugt, daß ich die gewichtigen Forderungen, welche Sie geltend machen, nicht unterſchätze; und doch nöthigen mich wieder andere Beweggründe. Vergeſſen Sie nicht, was ich der großen Sache, die ich verfechte, den Ideen, die ich vertrete, alles ſchulde. Es herrſcht ein ſolcher Zwieſpalt zwiſchen meinem öffentlichen und meinem Privatleben, daß ich wahrhaftig Ihrer ganzen Nachſicht bedarf. Ich bin ſehr betrübt, mein Herr, ſehr unentſchloſſen, mit einem Worte: ſehr unglücklich. Aber ich ſchwöre es Ihnen, ich habe keine andere Abſicht, keinen anderen Wunſch als den: um jeden Preis ein ehrlicher Menſch zu bleiben, deſſen Stolz es ſein ſoll, Ihnen mit gutem Gewiſſen die Hand reichen zu können.

Charley.

Wohlan, mein Herr, ſo kommen Sie mit mir und ...

Fargis.

Da iſt der Doktor!

6. Scene.

Vorige. Sidache.

Sidache.

Rühre Dich nicht vom Fleck! Es wäre umſonſt. — Und höre! — Dieſer Herr ſtört uns gar nicht.

Daniel.

Woher kommſt Du?

Sidache.

Aus Genf, wo ich für Dich gearbeitet habe, und tüchtig dazu.

Daniel.

Wie ſo?

Bidache.

Höre nur! — Ich ſtieg aus dem Bette mit dem feſten Vorſatz, unſerer ſchiefen Lage um jeden Preis ein Ende zu machen. — Mohammed ſitzt, der Berg rührt ſich nicht, es iſt auch keine Ausſicht vorhanden, daß ſie einander näher rücken — und wir müſſen ſpäteſtens morgen früh in Paris ſein! Ich eile zu Miſtreß Pauwers. Das war kühn; denn wir Zwei verſtehen keinen Spaß mit einander. — Sie empfängt mich nichtsdeſtoweniger und merkwürdig! im Nu waren wir einig, ſo zwar, daß ich ſchon mit Schrecken dem Augenblick entgegenſah, wo ſie mich an die Bruſt drücken würde. — Wir ſteigen in den Wagen, nehmen Turler mit und fahren zu Mirmann — Du erinnerſt Dich: Der General-Feſtordner von Ferney. — Er iſt Sachwalter und Rechtsgelehrter von Ruf. Ich lege ihm unſeren Fall vor und er findet ſofort den richtigen erwünſchten Ausweg.

Daniel (ungeduldig).

Das heißt?

Bidache (beruhigt ihm durch eine Geberde).

Das heißt: Außer den fünf oder ſechs hauptſächlichen Gründen — gegenſeitige Mißhandlung, Bedrohung der perſönlichen Sicherheit, Ehebruch, liederliche Lebensweiſe, Wahnſinn ꝛc., — welche unbedingt die ſofortige Eheſcheidung nach ſich ziehen, (Bewegung Daniels) räumt das eidgenöſſiſche Geſetz dem Richter die ſehr elaſtiſche Befugniß zur Auflöſung derſelben ein, „wenn ein thatſächlicher Beweis vorliegt, daß das eheliche Band durch Gründe irgend welcher Art weſentlich gelockert erſcheint.“

Daniel.

Aber . . .

Vidache.

Erlaube! Ich bin gleich fertig. — Im vorliegenden Falle nun iſt das Band bereits mehr als gelockert, mehr als gelöſt ſogar, es iſt noch gar nicht geknüpft. Entgegengeſetzte religiöſe Meinung — hier in Genf an der Tagesordnung — iſt im Geſetz beſonders vorhergeſehen. Die Löſung Eurer Ehe iſt alſo nicht im Geringſten zweifelhaft, ſondern ſo gut wie vollzogen.

Daniel.

Die Löſung?

Vidache.

Ja.

Daniel.

Alſo das iſt Dein Ziel? Scheidung?

Vidache.

O nein, nein! Entſchuldige! So ſchnell geht das nicht. Nur nichts überſtürzen! — Höre mich ruhig an, wenn Du kannſt! Mirmann, von dem ich ſoeben komme, ſetzt eine Schrift auf, welche Ihr Beide — oder auch nur Du oder Deine Frau allein — zu unterzeichnen braucht, um die Wohlthat des Geſetzes anzurufen. Der Reſt iſt dann bloße Formſache. Dieſe Schrift wird nun Deiner Frau vorgelegt und nun ſtehen wir am Wendepunkte! Und das iſt mein Werk! — Madame Rochat wird in die Enge getrieben und zu einem Entſchluſſe gedrängt. Sie kann nicht mehr aus. Sie muß entweder auf ihren Gatten verzichten oder auf ihren Tempel und die entſcheidende Wahl treffen zwiſchen Gott und Dir! Weil Sie Dich aber liebt, weil Du da biſt und weil — der Abweſende ſtets Unrecht hat, wird Gott den Kürzeren ziehen. Wir reiſen ab und die Geſchichte hat ein Ende.

Daniel.

So? Wenn ſie aber unterzeichnet?

Bidache.

O, dann iſt mir ein Meiſterſtreich gelungen, für den Du mir zeitlebens danken mußt!

Daniel.

Ah!

Bidache.

Denn es ſteht unumſtößlich feſt, daß ihre Frömmigkeit ihre Liebe überbietet und Dir Dein Haus zur Hölle machen würde. Laß ſie unterzeichnen, thue desgleichen, Ihr ſeid geſchieden, wir kehren nach Paris zurück und binnen achtundvierzig Stunden ſind wir glänzend eingetreten für mein Eheprogramm: Civil-Ehe und Scheidung!

Daniel.

Geh' — Du ſchnappſt über! — Worein mengſt Du Dich? Was berechtigt Dich zu ſolchem üblen Eifer?

Bidache.

Meine Freundſchaft!

Daniel.

Spare ihn in Zukunft! — Und dieſe rohe, empörende Alternative gebe ich nicht zu, nicht für meine Frau, noch für mich und ich verbiete Dir, merk' es wohl, ich verbiete Jedermann, ihr eine derartige Schrift zu unterbreiten. (Nimmt ſeinen Hut.) Ich will ſelbſt nicht, daß ſie ausgefertigt werde.

Bidache (bleibt ſtehen, kalt).

Zu ſpät! Es iſt geſchehen!

Daniel.

Geſchehen?

Bidache.

Die Ausfertigung, heißt das. Wegen der Unterzeichnung wollten wir nicht zum Notar. Daher hat Miſtreß Pauwers, die für augenblickliche Scheidung ſchwärmt und Dich gar nicht mehr bei ſich ſehen will, Fargis um Gaſtfreundſchaft erſucht. (Fargis bejaht.) In fünf Minuten ſind die Herren da.

Daniel.

Mit?

Bidache.

Mit Miſtreß Pauwers.

Daniel.

Und Lea?

Bidache.

Man hat ſie verſtändigt. Was ſie thun will, iſt ihre Sache.

Daniel.

Konnte ſie denn glauben, das alles ſei mein Werk? Dieſer tolle Einfall ſei der meine? Ich ſollte an Scheidung denken? Sie damit bedrohen? — Ich liebe ſie ja, und mehr als je! Geht, Ihr ſeid ausgemachte Narren! Geht mir mit Eurer Tintenkleckſerei? Sie liebt mich, ich liebe ſie, das überwindet Alles! Uns trennen? Sinnloſer Aberwitz! — Seht, ſie kommen nicht einmal her. Ich will zu ihr!

Ein Diener (tritt ein, zu Fargis).

Miſtreß Pauwers läßt fragen, ob ihr Beſuch genehm iſt. Miß Lea desgleichen.

Fargis (geht ihnen entgegen).

Daniel (beſtürzt).

Sie iſt gekommen.

7. Scene.

Vorige. Lea. Miſtreß Pauwers. Caſimir. Eſther. Turler. Mirmann.

(Mirmann und Turler gehen an den Tiſch links und breiten ihre Akten aus. Die andern auf derſelben Seite im Hintergrunde. Daniel und Lea abſeits.)

Daniel (eilt ihr entgegen, führt ſie vor).

Lea, ich ſchwöre Ihnen, daß ich von nichts wußte, daß Alles ohne meine Einwilligung geſchah!

Lea (ihre Bewegung beherrſchend).

Ich weiß, Daniel. Man hat es mir geſagt.

Daniel

(Sieht ſie überraſcht und zweifelnd an, führt ſie zu einem Sitz).

Und Sie ſind gekommen — wozu?

Lea.

Wir müſſen einen Entſchluß faſſen, mein Freund. Ich bin des Streites müde, glauben Sie mir. Mir gebricht es an Kraft und Muth, ihn fortzuſetzen und auch Sie werden, gleich mir, das Ende herbeiſehnen.

Daniel (wie oben, neben ihr ſitzend).

Zu dieſem Ende mußten Sie erwarten, daß ich zu Ihnen käme, wie ich eben wollte. Was haben wir mit dieſen Leuten zu ſchaffen? Warum, meine Liebe, geſellen Sie ſich durch Ihre Gegenwart zu einer Kundgebung, die unſer gleich unwürdig iſt?

Lea (nach einem Stillſchweigen, tieftraurig).

Was thut's! — Nun bin ich hier. — Was geſchieht, Daniel? Einer von uns muß ſeiner Ueberzeugung Gewalt anthun. Ich verweigere es und halte mich auch nicht mehr für berechtigt, von Ihnen ein ſolches Opfer zu fordern. Ich würde Sie zum Heuchler machen. Sie haben es geſagt und hatten Recht. Ich fühl' es wohl.

Daniel (raſch).

Nein, Lea, nicht ſo! Geſtehen Sie nur, Sie machen mich für dieſe abſcheuliche Komödie verantwortlich und die verletzte Empfindlichkeit ſpricht aus Ihnen.

Lea.

Nein, Daniel, die Vernunft ſpricht aus mir.

Daniel (ſieht ſie entſetzt an).

Lea.

Ich habe viel nachgedacht ſeit geſtern. Wiſſen Sie, was ich fürchte? Daß wir uns beide arg getäuſcht haben. Daß ich nicht Jene bin, die Sie zu finden glaubten, wie Sie, mein Freund, nicht Jener ſind, an den ich glaubte!

Daniel.

Nein, Lea, wir haben uns nicht getäuſcht. Sie ſind die beſte, die geliebteſte aller Frauen und ich bin noch immer der Mann, den Sie Ihrer werth fanden; der Alles thun will, um Sie zu verdienen ..... Wenn ich denn entſchloſſen wäre, jenen Tempel zu betreten, nicht insgeheim, nein! am hellen Tage, wie Sie wünſchten ...

Lea (traurig).

Sie würden es morgen bereuen, Daniel! (Bewegung Daniels.) Sie bereuen es ſchon jetzt! Nie werden Sie mir dieſes in leidenſchaftlicher Erregung des Augenblicks gebrachte Opfer Ihrer Ueberzeugung verzeihen und ich werde mein Leben lang Gewiſſensbiſſe empfinden, es Ihnen auferlegt zu haben. Widerſprechen Sie nicht, mein Freund, das iſt unſere Zukunft. Dies wird die nie verſiegende Quelle gegenſeitiger Verbitterung, gegenſeitiger Vorwürfe bilden und da ich niemals ungläubig werden kann, wie

Sie nicht ſobald gläubig werden, die traurige Urſache unſeres Meinungsſtreites demnach fortbeſteht, ſo wird er ſich auch immer wieder erneuern und unſere Herzenswunde wird immer tiefer und tiefer freſſen und all unſer Lebensglück verzehren. Das iſt die Wahrheit, Daniel . . . wir müſſen ſie doch einmal in's Auge faſſen und aller Täuſchung ein Ende machen.

Daniel.

Wenn ich Ihnen aber ſchwöre, Lea, daß niemals ſelbſt nur ein Hauch des Vorwurfs, ein Wort der Reue . . .

Lea.

Wenn auch! Kann ich denn ein Opfer annehmen, das Ihnen ſo ſchwer fällt? Hat es denn noch Werth? Es erfreut mich nicht, es quält mich nur. Nicht dieſe erzwungene Ergebung hatte ich im Sinne; aus innerſtem Herzen heraus und freudig ſollten Sie es bringen! Wenn ich Sie nun auch vor den Altar bringe und Ihr Herz iſt nicht dabei — was für ein Sieg! Wie weit davon ſteht der Triumph, den mein Glaube über Ihren Geiſt zu erkämpfen wähnte. Nicht zwingen wollt' ich Sie, Daniel, nein, Sie ſollten glauben, meinen Glauben mit mir theilen. Aber umſonſt, es iſt mir nicht gelungen und verwundet ziehe ich mich zurück, tief verwundet in meinem Glauben an Gott und tödtlich getroffen in meiner Liebe.

Daniel.

Lea, Sie erſchrecken mich! Was ſagen Sie da? Woher dieſer froſtige Verſtand Ihrer Rede, den ich nicht an Ihnen kannte?

Lea.

Ich ſehe die Dinge, wie ſie ſind. Keine Macht der Erde macht mich heute wieder zu der, die ich geſtern war.

Und heute Morgen, als ich traurig erwachte und in meinem Herzen nach dem ſüßen Bilde ſuchte, das darin wohnte und Ihre Züge trug, Daniel, (gerührt) da fand ich es nicht mehr! Es iſt dahin!

Daniel (zu ihren Füßen ſinkend).

Aber ich habe Deines treu bewahrt! Hier — hier lebt es, hochgeliebt!

Lea.

Verjag' es, uns trennt ja Alles!

Daniel.

Nein! Denn Du weinſt!

Lea.

Ich weine um unſere verſtorbene Liebe, um den zerſtörten Traum meines Herzens, um Alles — Alles, was Du gemordet haſt!

Daniel.

Es iſt nicht todt, Geliebte. — Komm' zur Kirche, ſei mein Weib! Denke nicht mehr an das Opfer, das ich bringe, ſchließe daraus nur, wie groß, wie innig meine Liebe iſt! — Komm auf der Stelle! Komm mit den Deinen, mit allen unſeren Freunden! Komm! — So komm' doch! (Erhebt ſich voll Schreck, da ſie ſich nicht rührt). Oder . . . Weigerſt Du Dich jetzt?

Lea (bewegungslos).

Nein, Daniel. Ich habe verſprochen, unter dieſer Bedingung Ihre Gattin zu werden und als ehrliches Mädchen will ich mein Wort halten, wenn Sie darauf beſtehen.

Daniel.

Wenn ich darauf beſtehe? — Nicht Ihre Ehrlichkeit rufe ich an, Lea! Sie ſollen nicht mein Weib werden, weil Sie Ihr Wort gaben! Sie ſollen mein ſein, wie geſtern, wie heut Nacht!

Lea
(Erhebt ſich mit Anſtrengung, trocknet ſich die Thränen).

Wohlan, mein Freund, ich bin bereit!

Daniel (troſtlos).

Nein, nicht ſo! Nicht ſo! Nicht willenlos, nicht gezwungen, beglückt will ich Dich und glücklich!

Lea.

Ich thue was ich kann, Daniel. Ich gehe dorthin wie Sie, ohne Ueberzeugung. Ich weiß nur zu gut, wohin es uns führt.

Daniel.

Zum Glücke!

Lea.

Ach, leider nein!

Daniel.

Wie? Dann alſo kamſt Du hierher zur .... (deute auf den Tiſch und die Schrift) zur Scheidung! Zur Unterzeichnung dieſer Schrift, die uns trennt? — Iſt es möglich? Dahin biſt Du gekommen! Dahin ſind wir gekommen! — Und ich ſollte dies unterzeichnen? Dich verlieren? (Auf Charley ſehend.) Dich verſchenken? — Nein! Nie! Niemals! Hörſt Du es wohl? Niemals!

Lea.

Wohlan, ſo gehen wir zur Kirche!

Daniel
(Blickt ſie ſchmerzerſtarrt an, ſeine Augen füllen ſich mit Thränen, er bleibt ſprachlos. — Pauſe).

Lea (von Rührung überwältigt).

Sie machen mir großen Kummer, Daniel! Glauben Sie mir! — Wohlan, ſagen Sie, was ich thun ſoll.

Daniel (umſchlingt ſie plötzlich: wüthend).

Du ſollſt mich lieben! Ich will es! Hörſt Du? Ich will's!

Lea (ſich ſanft entwindend).

Ich folge Ihnen, wie geſagt.

Daniel.

Nicht alſo! — Unglückſelige, welche fürchterliche Rache haſt Du erſonnen! Du folgſt mir, aber kalt, ſtarr, eiſig, wie eine Leiche! Mit jedem Worte, jedem Schritte reißt ſich ein Stück Deiner Seele von meinem Herzen los und ſchwindet, ſchwindet fern . . . und ferner und ich vereinſame immer mehr und mehr. Ich ſuche Dich und — ſehe Dich nicht mehr. Ich rufe Dich — Du hörſt mich nicht. Ich breite die Arme nach Dir aus, und Du entfliehſt mir wie ein Schatten, entfliegſt mir wie ein Traum!

Lea.

Ich bin ja hier, Daniel, und gehorche Ihnen.

Daniel (außer ſich).

Ich will aber nicht, daß Du mir gehorchſt. Alles eher, als dieſe tödliche Ergebung! Tobe, ſprühe Zorn, wenn Du magſt, ſo wie heute Nacht. Das war noch Leidenſchaft, Blut, Leben! Aber dieſer kalte Tod, der uns mit eiſiger Hand auseinander reißt, iſt entſetzlich! — Ich will nicht, will nicht! Und Du willſt auch nicht! Sage doch, daß Du nicht willſt! (Faßt ſie bei der Hand, ſie wendet ſich ab, um ihre Thränen zu trocknen. Er ſieht ſie eine Weile ſtarr an, läßt endlich ihre Hand los, die wie leblos herabfällt.) Nichts! Deine Hand iſt eiskalt, wie Deine Thränen! — Nichts! — Nichts mehr! Alles todt! O mein Gott, ſo iſt's denn aus! (Birgt das Haupt in die Hände und an die Lehne des Fauteuils.)

Lea (nach einer Pauſe).

Daniel, was ſoll ich thun?

Daniel.

Unterſchreibe! (Fällt weinend in den Stuhl zurück.)

Fargis

(Reicht Lea den Arm, führt ſie an den Tiſch: ſie nimmt die von Turler gereichte Feder und unterſchreibt, das Taſchentuch an die Augen drückend. Alles geſchieht lautlos und ſtill. Nachdem ſie geſchrieben, helfen ihr die Tante und Eſther auf und geleiten ſie hinaus).

Daniel

(Steht in großer Bewegung auf, wie ſie über die Schwelle tritt, folgt ihr mit den Augen, einen Abſchiedsblick erwartend, der aber ausbleibt.)

Charley

(Grüßt und folgt mit Caſimir den Frauen. Turler und Mirmann erwarten Daniels Unterſchrift. Fargis hält ſchon die Feder).

Bidache (umſchlingt Daniel; mit Wärme).

Muth! — Und vorwärts! Durch Kampf und Schlacht!

Der Vorhang fällt.

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

10.

Bis zur Reformation führten alle Wege nach Rom. Seit fünfzig Jahren führen alle nach Paris. Wenn man in die Provinz reiſt, ſo geſchiehts wegen der Saiſon, nicht wegen der Provinz.

Und wie rund rollt ſich's von der Seine nach der Loire das Land hinab, das nach der Mitte Frankreichs fällt in das Loirebecken. Sie ſind hoch geprieſen in Frankreich die Ufer der Loire, und einer der liebenswürdigſten Schriftſteller dieſes Landes, Alexander Dumas, ſtellt ſie am höchſten, ſogar über die Ufer des Rhone. Nach deutſchem Geſchmacke verdienen ſie dies keineswegs. Aber der Geſchmack beider Nationen wird in aller Frage über Naturſchönheit ſelten zuſammengehen. Der Franzoſe iſt viel unabhängiger von der Natur als wir es ſind, unabhängiger von ihren Einflüſſen im Uebeln und im Beſten. Er erträgt geſund und fröhlich mit geringen Schutzmitteln ſchlechtes Wetter und Reizloſigkeit der Gegend, und die mittelmäßige wie die wundervollſte Gegend hat für ihn nicht eine einzige Stimme aus dem romantiſchen Chore der Gottheit, welcher für den germaniſchen Sprößling darin gebunden liegt. Aller Natur gegenüber iſt der Franzoſe römiſch-galliſcher Tactiker, und er findet ſich da zum Zeichen der Erziehung mit einem conventionellen Ausdrucke ab, wo jeder Deutſche Dichter wird, und zu gebären und zu ſchaffen beginnt. Des Franzoſen einzig mögliche Poeſie iſt die That, nicht

Louiſon.

Louiſon.

Novelle

von

Heinrich Laube.

Braunſchweig.
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1881.

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erſtes Capitel.

Es war Frühling und die Sonne ſchien. Sie ſchien zu Brüſſel in ein großes Gemach, welches artig möblirt war und in deſſen Mitte ein großer Tiſch ſtand, ein Arbeitstiſch zum Schreiben. Links und rechts lagen Folianten auf dem Tiſche.

An dieſem Tiſche ſaß und ſchrieb ein ſchöner Mann in ſauberer Kleidung. Er hatte einen ſchwarzen Lockenkopf; ſein Antlitz war edel geformt und im unteren Theile von einem glänzend ſchwarzen Vollbarte bedeckt.

Der Mann hieß Rambert und war ein Profeſſor aus Paris. Seit einem Vierteljahre faſt war er in Brüſſel und wohnte in einem Gartenhauſe der Vorſtadt. Er war ein Geſchichtſchreiber und ſtudirte in den Archiven und Bibliotheken Brüſſels die Zeit Karl's V., deſſen Geſchichte er ſchreiben wollte; oder richtiger: aus deſſen Geſchichte er einen Eſſay, eine Charakteriſtik Karl's V. bilden wollte. Er war eine Künſtlernatur, und er ſuchte ſich für ſeine hiſtoriſche Wiſſenſchaft künſtleriſche Formen. Lange Bücher waren ihm zuwider.

Um gute Luft zu haben, hatte er ſich in Brüſſel nach einer Gartenwohnung umgeſehen und ſie beim

Gärtner Miet gefunden mitten in einem großen Garten. Papa Miet und deſſen Frau bewohnten das Parterre, Profeſſor Rambert den erſten Stock, in welchen jetzt die Frühlingsſonne breit hereinſchien.

Herrn Rambert war dies angenehm, denn der Winter war ſehr kalt geweſen und die Sonne verkündete nun denn doch deſſen Ende. So las er mit Behagen ein Actenſtück, welches ihm einige beſondere Details über Karl V. verrieth, wie er ſie juſt für ſeine Schilderung brauchte — da klopfte es an ſeiner Thür. Es war ihm unangenehm, gerade jetzt geſtört zu werden, aber er war ein in franzöſiſcher Höflichkeit auferzogener Mann, und er rief nicht unfreundlich: „Herein!“

Es war Frau Miet, die Hausfrau, welche unter Verbeugungen eintrat. Sie war nicht groß, aber dick. Das Antlitz mochte in der Jugend hübſch geweſen ſein, die Jugend jedoch war ſchon lange dahin, und jetzt war es faſt gewöhnlich. Auch die Stimme war nicht gerade angenehm, aber ſie hätte ſich anhören laſſen, wenn die Rede kürzer geweſen wäre, als ſie zu ſein pflegte.

Jetzt entſchuldigte ſie ſich beim Herrn Profeſſor wegen ihrer zudringlichen Störung oder, wie ſie ſich unnützerweiſe verbeſſerte, wegen ihrer ſtörenden Zudringlichkeit, aber ſie und ihr ſtiller Mann bäten um die Unterſtützung des Herrn Profeſſors.

„Unterſtützung? Womit? wozu?“

„In Sachen unſerer Tochter, der Louiſen.“

„Was fehlt Ihrer Louiſen?“

„Alles Mögliche. Zunächſt Verſtand, Beſcheidenheit und Geduld.“

„Mehr nicht?“

„Nein, mehr nicht. Sie iſt heut' Morgen aus dem Kloſter entlaſſen worden. Die Zeit ihrer Erziehung dort, die wir redlich bezahlt haben, iſt abgelaufen; jetzt iſt ſie gebildet.“

„Iſt ſie das?“

„Ja; ſie iſt fertig. Sie hat alles Erdenkliche gelernt, viel mehr als ich. Nun aber geht der Spectakel los.“

„Wie ſo?“

„Sie will aufs Theater.“

„Ah?!“

„Sie kennen ſie ja, werther Herr Rambert, Sie haben ſie jedesmal geſehen und gehört, wenn ſie Ferientage hatte und hier war. Sie wiſſen, daß ſie hübſch iſt, ſehr hübſch.“

„Allerdings.“

„Daß ſie eine helle Stimme hat und ſchön ſingt.“

„Nicht immer richtig.“

„Das macht die Jugend; das findet ſich. Sie iſt ja kaum ſechzehn Jahre alt. Na, und luſtig iſt ſie und urkomiſch. Sie kann lachen, daß man abſolut mitlachen muß, und weinen kann ſie auch, daß es einen Stein erbarmt. Das konnte ſie von frühauf, wenn ihr etwas abgeſchlagen wurde und ſie ſich kreuzunglücklich fühlte. Man hielt ihr Weinen nicht aus, ſo erbärmlich wurde Einem dabei zu Muthe; man mußte nachgeben, mußte ihr ihren Willen thun.“

„Mußte ſie verziehen.“

„Meinen Sie? Miet meint's auch. Aber wer iſt beſonders ſchuld? Miet, mein Mann. Er läßt ſich Alles von dem Mädchen gefallen, und hinterher ſchilt er, wenn man ihr Alles nachgeſehen hat. Kurzum, jetzt iſt die Paſtete ſo gut wie gebacken, jetzt heißt's: ſie kann lachen und weinen, wie man's auf dem Theater braucht, und jetzt will ſie durchaus zum Theater. Und das will nun der Miet nicht zugeben. Warum nicht? Der Moral wegen. Louiſon könnte unmoraliſch werden, das heißt Schulden machen, Liebſchaften anfangen und unſeren Herrgott vergeſſen. Das iſt nun wohl zu viel auf einmal, aber das Eine iſt richtig: eine ſolide Heirath kommt ſelten zu Stande mit einer Schauſpielerin. Sie tändeln zu viel, wollen zu hoch hinaus, weil ſie gar zu ſchöne Gelegenheit kriegen, und weil ſie ſich einbilden, die Schönheit und Liebenswürdigkeit könne kein Ende nehmen. Und ſparen thun ſie ja alle nicht, die Komödianten! Was ſoll man da ſagen?“

„Man ſoll zuerſt fragen, ob das Mädchen Talent hat!“

„Talent? Na, wie geſagt, das hat ſie wohl, das Talent. Aber Miet ſagt auch, der Herr Profeſſor Rambert ſollte erſt gefragt werden, der verſtände das mit dem Talente. Sie verſtehen's?“

„Das verſteht kein Menſch.“

„Warum nicht gar!“

„Man kann nur vermuthen. Man kann nur ſagen: es iſt wahrſcheinlich, oder es iſt nicht wahrſcheinlich.“

„Das wär' nicht viel — na, da kommt ſie ja ſelbſt mit dem Vater! Verzeihen Sie nur unſere Aufdringlichkeit!“

Papa Miet, die Louiſon an der Hand, trat ein und verbeugte ſich. Louiſon knixte.

Papa Miet hatte ſchon weißes Haar. Dies Mädchen, ſein einziges Kind, war ihm erſt ſpät in der Ehe geboren worden, und war ſein Herzblättchen. Aber er war ein ſolider Bürger, welcher ſein Gartengeſchäft — er zog Sämereien und junge Bäume — ehrlich betrieb und vor einer Theaterlaufbahn ſeines Kindes eine inſtinctive Furcht hegte. Das ſagte er jetzt mit wenig Worten und bat Herrn Rambert, dem Mädchen die Thorheit auszureden.

Das Mädchen lachte dazu, und zwar gutmüthig. „Herr Rambert," ſagte ſie übrigens, „verſteht das beſſer."

„So? Woher weißt du denn das?"

„Ei, Sie ſind ja aus Paris, wo das Komödienſpiel zu Hauſe iſt, und Sie haben mir ja neulich geſagt, daß es eine ſchöne Kunſt ſei; neulich als Sie mich an meinem Ferientage mitgenommen haben ins vornehme Theater in der oberen Stadt. Es war ſo ſchön, und der putzige Liebhaber war ſo komiſch!"

Dazu lachte ſie wieder, und das ſtand ihr allerliebſt.

Sie war, obwohl kaum ſechzehn Jahre alt, von voller Mittelgröße und bildhübſch. Rabenſchwarze Haare, ſchwarze Augenbrauen und dunkle Augen ſchattirten ein Antlitz und einen Hals von blendender Weiße. Die Röthe auf den Wangen und dem kleinen ſchwellenden Munde forderten gleichſam zum Kuſſe heraus, und wenn ſie die Lippen öffnete beim Sprechen oder Lachen und die kleinen blendenden Zähne zeigte, da gefiel ſie Jedermann über die Maßen. Und über all' dieſe Aeußerlichkeiten ſtrahlte eine unſchätzbare Eigenſchaft: ſie war ſympathiſch, man hatte ſie ſogleich lieb.

Auch Profeſſor Rambert hatte ſie gern, und es ſchien ihm nicht beſonders ernſt zu ſein, als er jetzt darauf ausging, ihr abzurathen.

„So ſchnell geht das nicht mit dem Komödienſpiele," ſagte er lächelnd, „da muß Unterricht vorhergehen."

„Auf den Unterricht wart' ich ja."

„Und dann kommt die Prüfung, ob Talent vorhanden iſt."

„Talent hab' ich gewiß, das weiß ich."

„Woher weißt du's?"

„Wir haben im Kloſter oft insgeheim Komödie geſpielt, und da war ich immer die Beſte. Das ſagten die Anderen alle.“

„Das beweiſt nur, daß die Anderen wenig oder kein Talent hatten. Bis jetzt kannſt du noch gar nichts. Du kannſt nicht ſtehen, nicht gehen, dich nicht ſetzen und kannſt vor allen Dingen noch nicht ſprechen.“

„Ah!“ riefen alle drei, Vater, Mutter und Tochter.

„Geh' einmal da hinüber zum Sopha!“

Sie ging.

„Siehſt du! Die Füße ſtehen einwärts, der Schritt iſt ungleich. Wenn dich Jemand anſtößt, ſo wirſt du umfallen, weil du künſtlich gehen willſt und kein Gleichgewicht haſt. Jetzt ſetz' dich aufs Sopha! — So! das heißt fallen, nicht ſich ſetzen. Steh' auf! — Das iſt zu brüsk, das heißt aufſpringen. — Und nun ſprich!“

„Was denn?“

„Da aus dem Buche auf dem Sophatiſche. Das iſt die Phèdre von Racine. Schlag auf und lies vor, gleichgültig wo du anfängſt.“

Sie las mit lauter Stimme.

„Verſtehſt du, was du da lieſeſt?“

„Nein.“

„Siehſt du! Was der Sprecher nicht verſteht, das verſteht der Hörer auch nicht. Du mußt alſo erſt verſtehen lernen.“

„Ja, das ſind Verſe, und da ſteht ‚Tragédie‘. Ich will keine Tragödie ſprechen, ich will luſtig ſprechen.“

„Auch um luſtig zu ſprechen, mußt du gut ſprechen können, ſonſt mögen die Zuſchauer deine Luſtigkeit nicht.“

Sie ließ die Arme ſinken und ſah betrübt aus. Dann kam ſie langſam bis dicht zu Herrn Rambert:

die Betrachtung. Darum iſt er politiſch mächtig, und der Natur gegenüber platt. Das verbindet ſich genau mit ſeiner Dichtkunſt. Wenn eine Schönheit darin iſt, ſo iſt ſie ein Ausdruck gefaßter, praktiſcher Welt. Darüber hinaus ins Unentwickelte reicht ſie niemals; eine übermenſchliche Prophezeihung wird ſie nimmer.

Wir Deutſche leiden unter den Vorzügen des Gegentheils. Denn zur Familie dieſer Vorzüge gehört auch alle unklare Faſelei, alle unthätige Hingebung an Unbeſtimmtes, all unſer Dahlen mit der Natur, ſo weit dieſe in Wahrheit nur etwas Lebloſes, nur ein Linienhaftes iſt. Statt den Inhalt zu geben, ſind wir begnügt, ihn zu ahnen. Aber wunderbar! in welcher unberechenbar logiſchen Folge entwickeln ſich die Wechſel in den Völkern! Seit uns das alte Vaterland mit Recht vorwirft, wir hätten uns in manchem äußeren Verlangniſſe von der alten vaterländiſchen Art abgewendet, ſeit der Zeit erweiſt ſich's, wie lange und tief dieſe wirkliche Wechſelung in unſerer Geiſtes- und Herzenswelt ſchon vorbereitet war. An die dreißig Jahre baut ſich juſt neben einer Naturphiloſophie eine Lehre auf, die Hegel'ſche, worin die Natur, die alte Volksſouveränetät in Deutſchland, zurückgewieſen wird in das blos todte Daſein, worin das rein menſchliche Weben himmelhoch über alles bloße Naturweben erhoben wird. An die zwanzig Jahre ſpringt eine Dichtungsweiſe, die Heine'ſche, über Baum, Strom und Berge, dieſen todten Stoffen nur ein Leben verleihend, das ihnen augenblicks der menſchliche Geiſt ſchenkt, und ſomit ein überraſchendes. Es ſtammt alſo dies Leben nicht mehr von den Umriſſen, ſondern von der Bewegung deſſen, was Menſch iſt.

Im entgegengeſetzten aber entgegen kommenden Sinne die Franzoſen! Sie verſuchen es, der Natur eine eigene Sprache abzugewinnen, nicht mehr begnügt mit der conventionell franzöſiſchen, welche ſie ſonſt redete. Und Einzelnen, wie Georges Sand, gelingt's.

Dieſe Wendung, ſich zu ergänzen, iſt bei uns allgemeiner und ſtärker als in Frankreich. Wir haben nichts zu ändern als

„Helfen Sie mir, daß ich das Alles lernen kann. Ich werd's ſchon lernen, wenn's auch noch ſo ſchwer iſt. Bitte!“

Es trat eine Pauſe ein. Endlich ſagte Herr Rambert: „Zum Gehen und Stehen, zum Niederſetzen und Aufſtehen brauchen wir einen Tanzmeiſter. Den wollen wir im Théâtre de la monnaie ſuchen, wohin wir heut' Abend zuſammen gehen wollen.“

Louiſon jauchzte auf.

„Kauf' eine Loge! Hier haſt du Geld dazu. Sprechen werd' ich dich lehren. Des Abends. Adieu!“

Tochter und Mutter gingen ab. Papa Miot aber blieb ſtehen und ſchüttelte den Kopf.

„Abwarten, Vater Miot!“ ſagte Herr Rambert, „abwarten! Wenn kein vollſtändiges Talent vorhanden, dann werd' ich abrathen. Sie müſſen dann dafür ſorgen, daß mein Abrathen was hilft. Das junge Ding hat erſichtlich einen ſtarken Willen, und Sie ſind ſchwach ihr gegenüber.“

„Nein.“

„Iſt aber Talent vorhanden, dann liegt eine ſchöne, reiche Laufbahn vor ihr; denn ſie iſt ſehr hübſch.“

„Immer eine gefährliche Laufbahn.“

„Allerdings. Alter Freund, wir ſind Alle täglich und ſtündlich von Gefahren umringt. Jedenfalls können wir's nicht ändern, denn ſo ein Beruf pocht unwiderſtehlich. Sie iſt ja doch in guten Grundſätzen erzogen?“

„Ja.“

„Und iſt ehrlich?“

„Grundehrlich.“

„Alſo abwarten, Papa Miot. Adieu!“

Rambert war nicht vom Seſſel aufgeſtanden und ſah jetzt dem langſam abgehenden Gärtner nach, eine ganze Weile. Dann wandte er ſich zu ſeinen Archivſchriften und ſagte vor ſich hin: „Immerhin eine Abwechſelung, welche intereſſiren kann.“

Er hatte viel erlebt, dieſer Herr Rambert. Sein ſtattliches Aeußere, ſeine angenehmen Formen hatten ihm viel Glück gebracht beim weiblichen Geſchlechte. Aber er meinte, in dieſem Betrachte fertig zu ſein mit der Welt. Er trug keinerlei Verlangen, er war ganz kühl geworden, um nicht zu ſagen blaſirt. Blaſirt war er nicht. Aber auch dieſer reizenden Knoſpe Louiſon gegenüber ging nicht ein Schatten von Liebesgedanken durch ſeinen Sinn. Es war nur Wohlwollen, es war ein Kunſtintereſſe, welches er empfand. Sein Weſen war zur Reiſe eines Künſtlerſinnes ausgebildet, und ſeine äußerliche Lage bot ihm alle Hülfsmittel. Er war reich und ganz unabhängig. Er hatte gar keine Verwandte und hatte nie das Bedürfniß einer Heirath empfunden. Behaglich war er durch alle Reize des Lebens hindurchgegangen und hatte an allen Theil genommen. Dichtkunſt, Malerei, Bildhauerei, Muſik, Theater, alles das war ihm nahe geweſen in Paris. In ſeiner Wohnung dort hatte er ſchöne Gemälde und Bildwerke, muſikaliſche Inſtrumente und eine ausgeſuchte Bibliothek. Das Theater hatte ihn ſtets intereſſirt; er war aber vorzugsweiſe ein Habitué des Théâtre français. Die künſtleriſche Tradition dieſes erſten Theaters war ihm geläufig, er las ſelbſt Stücke vor mit beſter Wirkung — nur die eigene Hervorbringung, das was man Production nennt, war ihm verſagt in alle dem. „Der Menſch kann nicht Alles haben und muß ſich begnügen, verſtehen und genießen zu können.“ So ſprach er, und zu der dramaturgiſchen Aufgabe mit dieſer munteren Louiſon lachte er wie zu einer harmloſen Unterhaltung in ſeinem ſtillen Leben zu Brüſſel.

Zweites Capitel.

Rambert war des Abends mit Louiſon im Theater geweſen und hatte mit Staunen und Vergnügen geſehen, wie ſehr das Mädchen an der Vorſtellung des Stückes theilnahm, mit welchem Eifer ſie der Handlung folgte, wie treffend ihre haſtig herausgeſtoßenen Bemerkungen waren über den Gang des Dramas und über die Leiſtungen der Schauſpieler. „Sie iſt ein dramatiſches Talent!“ hatte er ſich ſagen müſſen, und außerdem hatte er gehört, wie in der Nebenloge ein Herr zu einem anderen ſagte: „Dies ſchöne Mädchen muß eine jüngere Schweſter der Patti ſein; aber ſie iſt noch ſchöner.“

Louiſon war größer und voller als die Patti und hatte vor dieſer trefflichen, aber bleichen Sängerin die lebensvollen Farben des Antlitzes voraus.

Dieſe halblaut geſprochene Aeußerung hatte auf Rambert einen ſtarken Eindruck gemacht. Man muß wiſſen, hatte er ſich geſagt, wie ſie den Leuten erſcheint; dies iſt bei einer Schauſpielerin entſcheidend.

Er hatte alſo mit Zuverſicht die Erziehung Louiſon's begonnen und beginnen laſſen. Vormittags unterrichtete im Erdgeſchoß eine weiſe Tanzlehrerin, und Abends kam Louiſon in den erſten Stock herauf zu ihm, um vorzuleſen und im Sprechen geübt zu werden.

Die weiſe Tanzlehrerin war entzückt über ihre Schülerin. Nicht ſowohl über ihre Fortſchritte in der Haltung und in den Verbeugungen de rigueur als über das ganze Weſen des reizenden, ja bezaubernden Geſchöpfes. Eine Laufbahn erſter Claſſe prophezeite ſie, alle Männer würden ſich ſofort verlieben, und die Frauen würden nichts dagegen haben, denn Louiſon mache durch freundliche Güte auch den Frauen einen gewinnenden Eindruck.

Rambert dagegen war von dem Erfolge ſeines Unterrichts ganz und gar nicht entzückt, ja er war beſtürzt darüber. Louiſon traf den Ton für die Racineſchen Verſe gar nicht, ſie blieb ſchülerhaft im Ausdruck, und wo Empfindung hervortreten ſollte, da zeigte ſich Unzulänglichkeit. Sie ſchnappte gleichſam danach, Gefühl aus ſich herauszupumpen, und das gelang nur ſehr unvollkommen. Es kam gezwungen zum Vorſchein und deshalb unwirkſam.

Louiſon ſelbſt mußte das Alles zugeſtehen und war betrübt darüber.

Endlich ſagte ſie einmal: „Aber, Herr Rambert, warum laſſen Sie mich immer nur Verſe leſen und ſchwere Reden? Ich will ja nicht tragiſche Rollen ſpielen!“

„Das verſtehſt du nicht, Kind,“ erwiderte er; „jegliche Rolle, auch die heitere, beruht darauf, daß die Sprache gebildet ſei. Die gebildete Sprache iſt unerläßliche Grundlage, wenn überhaupt von Kunſt des Schauſpiels die Rede ſein ſoll. Und wenn man keine Künſtlerin iſt auf der Bühne, ſo iſt man eine Handwerkerin, für welche ſich gebildete Leute nicht intereſſiren.“

Dieſe herben Worte waren des Abends geſprochen worden, und ſtill, ohne Widerrede war Louiſon fortgegangen.

Am anderen Morgen war ſie verſchwunden. Die Mutter kam entſetzt um Mittag zu Herrn Rambert hinauf und berichtete ſchluchzend: das Kind müßte durchgegangen ſein, auch ihre Kleider wären fort. Der Herr Profeſſor müſſe ſie wohl gemißhandelt haben, denn von ihm hinunterkommend, habe ſie bitterlich geweint.

Rambert war erſchrocken. Er war allerdings, wie es ihm jetzt ſchien, hart geweſen gegen das Mädchen, und ſein Gewiſſen flüſterte einen Augenblick: Am Ende haſt du da eine Dummheit gemacht.

Der Anblick des Papa Miot quälte ihn geradezu. Lautlos ſtand der alte Mann da und faltete die Hände. Das Mädchen war ſein Alles, und ſein naſſer Blick fragte den Profeſſor: Haben wir's verſchuldet, daß ich ſie nicht mehr habe?

Und nun kam die weiſe Tanzlehrerin, um Unterricht zu geben. Sie ſchlug, nicht ohne Grazie, die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief die aufklärenden Worte: „Louiſon iſt auf irgend ein Theater gegangen und wird zu Grunde gehen. Ein ſo junges, ſo ſchönes Mädchen ganz allein, jeglicher Verführung ausgeſetzt; mon dieu, mon dieu, was thun?!"

„Einen Theateragenten aufſuchen und hierher ſchicken, Madame," ſagte Rambert, „welcher Nachforſchung anſtellt bei allen Bühnen, zunächſt hier in Brüſſel, dann in der Provinz."

„Und dann in Frankreich!" ſetzte die Tanzlehrerin hinzu.

„Warum nicht gar! So weit geht's nicht im Handumkehren. Hat ſie denn Reiſegeld?"

„Vermuthlich," ſagte betroffen Vater Miot. „In meiner kleinen Kaſſe, die nicht verſchloſſen war, fehlen hundert Francs.“

„Damit kommt ſie nicht weit. Alſo den Agenten, Madame, den Agenten!“

Madame Tanzlehrerin eilte fort, ſo ſchnell es ihre grundſätzlich zierliche Gangart zuließ.

Binnen einer Stunde war ein Theateragent zur Stelle. Er kannte Louiſon, denn er hatte ſie neben dem Herrn Profeſſor Rambert im Theater geſehen, und er hatte, wie er verſicherte, ſogleich die künftige dramatiſche Künſtlerin in ihr entdeckt. So ſähe man nur aus, wenn man von Raſſe wäre. Er hätte ihr ſchon Anträge machen wollen, und jetzt werde er ſie — das unterliege keinem Zweifel! — ſofort ausfindig machen, wenn Geld daran gewendet werde, Geld!

Der Herr Profeſſor gab ihm Geld, und gab ihm reichlich.

Aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, und Louiſon wurde nicht entdeckt.

Wo war ſie? — Sie hatte ſich recht unſcheinbar gekleidet, hatte ein Eiſenbahnbillet für die letzte Claſſe nach Valenciennes — alſo nach Frankreich — gelöſt, war dort recta zum Schauſpieldirector gegangen und hatte ſich zum Engagement gemeldet.

Der Director war frappirt geweſen von der jugendlichen Schönheit und Anmuth des Mädchens und hatte gleich ja geſagt. Dann erſt hatte er ſie gefragt, was ſie für ein Repertoire habe.

Sie hatte erwidert: „Ich ſpiele jede Rolle, wenn ich die Rolle über Nacht im Hauſe habe.“

„Ah ſo!“ hatte er gelacht, „alſo gar kein Repertoire! Am Ende noch gar nicht geſpielt?“

„O ja. Aber nicht öffentlich. Glauben Sie mir getroſt: von heut' zu morgen ſpiel' ich jede Rolle.“

Er glaubte es zwar nicht, aber ſie gefiel ihm ſo, daß er ſie behielt und ihr zunächſt ein paar kleine Rollen zutheilte, ja ihr ſogar vorſchußweiſe eine kleine Gage auszahlte.

Sie miethete ſich bei einer beſcheidenen Bürgerfamilie ein ganz kleines Stübchen und war bei ihren Miethsleuten ſchon nach ein paar Tagen wie ein Kind vom Hauſe eingerichtet. Sie beſaß eben eine entgegenkommende Freundlichkeit und ein ſo liebevolles Weſen, daß Jedermann meinte, ſie ſei ihm beſonders gewogen. Wohlgefälligkeit, dieſe Gabe des Himmels, war ihr in die Wiege gelegt worden.

Die erſte Probe kam, eine kleine Scenenprobe für ſie, und alle Mitglieder des Theaters hatten ſich als Zuſchauer eingeſtellt. Der Director hatte überall geſagt: ein wunderſchönes Geſchöpf, ein offenbares Genie ſei dieſe Novize! Da wollten denn die Schauſpieler die Schönheit genießen, und die Schauſpielerinnen wollten ſie kritiſiren, um der Uebertreibung widerſprechen zu können. Man übertreibt ja immer, ſagten ſie, bei ſolcher Gelegenheit, und beſonders ein Director thut das, um Zulauf herbeizulocken.

Sie probirte ganz geſchickt, aber zu ihrem eigenen Erſtaunen ängſtlich. Tapfer war ſie aufgetreten, als es aber ans Sprechen kam, da fing ſie an, ſich zu fürchten. Daran, dachte ſie, iſt der Profeſſor ſchuld! Sie ſprach beklommen und machte den Eindruck einer gewöhnlichen Anfängerin. Des Abends ging's nicht beſſer. Alle Welt jedoch fand ſie ſehr hübſch.

Der Director wurde ſtill, und ſeine Hoffnung auf ein Kaſſe machendes Genie ſank tiefer und tiefer, da eine zweite und dritte Rolle nicht beſſer ausfiel.

Louiſon aber wurde in ihrer kleinen Wohnung — zum Staunen ihrer Vermiether! — ſehr viel beſucht von eleganten Männern, welche ihr ſämmtlich verſicherten, daß ſie eine ausgezeichnete Künſtlerin wäre.

Louiſon lachte zu dieſen Verſicherungen. Einzelne dieſer Herren bewarben ſich zudringlich um ihre Gunſt — ſie lachte auch dazu und öffnete raſch die Thür zu ihren Wirthsleuten unter dem Vorwande, daß es zu warm in ihrem Zimmerchen geworden wäre.

Ihre Wirthin war eine ganz kluge Frau und noch nicht alt. Sie erklärte ihr, was dieſe zudringlichen Herren wollten. Louiſon ſagte: „Aha!" und nickte. Die Wirthin ſetzte hinzu, dieſe Herren würden ihr auch Geld geben, viel Geld, wenn ſie ſich ihnen hingeben wollte.

Darauf erwiderte Louiſon: „Das Geld kennt' ich wohl brauchen, aber was die Herren dafür haben wollen, das würde meinem guten Vater gar nicht gefallen, und das gefällt mir auch nicht. Und ich brauche auch noch etwas nöthiger als Geld."

„Was denn?"

„Ich brauche Uebung, um die dumme Angſt los zu werden, und ich muß was lernen. Hier mit den kleinen Röllchen werd' ich die Angſt nicht los, und ich lern' auch nichts. Ich bilde mir ein, wenn ich ordentliche große Rollen zu ſpielen hätte, da würde ich mit der größeren Rolle auch größere Courage kriegen. Man hat da mehr im Sinn und in der Hand, man iſt nicht gleich fertig und kann in einer nächſten Scene gut machen, was man in der früheren verdorben hat. Ich glaube beinahe, ich ſollte ein kleineres Theater aufſuchen, wo ich mehr zu thun kriegte. Außerdem ängſtige ich mich freilich auch um meinen Vater, der nicht weiß, wo ich bin. Alle Tage will ich ihm ſchreiben. Aber wenn ſie zu Hauſe erfahren, wo ich bin, da holen ſie mich fort und laſſen mich nicht weiter ſpielen. Richtig!

Ich werde ihnen doch ſchreiben, aber ich werde den Ort nicht angeben, von wo ich ſchreibe. Morgen aber — erſchrecken Sie nicht, ja ſo ſoll's werden! — morgen werd' ich von hier durchgehen und mir einen kleineren Ort ſuchen, wo nur ein kleines Theater iſt und wo ich Rollen bekomme. Habe ich Recht?"

Die Frau Wirthin ſagte, das verſtände ſie nicht; und am anderen Tage war Louiſon wieder verſchwunden.

Drittes Capitel.

Rambert war nicht mehr in Brüſſel, als Louiſon's Brief ankam. Die Verzweiflung der Eltern hatte ihn gepeinigt, er war nach Paris zurückgekehrt.

Hier bewohnte er in den Champs Elyſées ein Haus, welches ihm gehörte. Es war nicht groß, aber es bot für einen einzelnen Herrn überflüſſigen Raum. Es war ein Stockwerk hoch, und der erſte Stock enthielt ſechs Zimmer: einen großen Salon, ein großes Arbeitszimmer, ein Bibliothekzimmer, ein Schlafzimmer, daneben ein Ankleidezimmer und ein Badezimmer. Dort wohnte er ganz allein. Im Erdgeſchoß rechts vom Eingang war ſein Speiſezimmer, Rauchzimmer, Billardzimmer und Garderoberaum. Links vom Eingange war die Wohnung für Diener, Wirthſchafterin, Köchin, Stubenmädchen und die Küche. Kutſcher und Reitknechte wohnten bei der Stallung, welche ſeitwärts am Garten ſtand und für ſechs Pferde, Wagen- und Reitpferde, Raum bot. Der Garten hinter dem Hauſe war nicht groß, aber reich an großen Linden und Ahornbäumen.

Er fuhr oder ritt täglich mehrere Stunden aus. Vorzugsweiſe ins Bois de Boulogne und darüber hindie Neigung, der Franzoſe aber muß dafür eine überall eingeſchmiedete Form zerbrechen. Alle franzöſiſche Exiſtenz iſt in ſtrenge Form gebracht bis ins unſcheinbarſte Detail herab. Deshalb iſt die Nation ſo feſt, ſo bequem, wenn man ſie kennt, ſo langweilig, wenn man aus den Ländern der Perſönlichkeiten kommt. Deshalb nennt ſie ſich mit Recht die gebildete Nation Europa's, deshalb wird ihr jeder wirkliche Wechſel ſo ſchwer und krampfhaft.

Im Allgemeinen nennt auch jetzt noch der Franzoſe das eine ſchöne Gegend, wo ſchöner Waizen wächſt, wo Gemüſe und Wein gedeiht. Er ſagt noch jetzt von einer maleriſchen Gegend „elle est pittoresque mais aride“ — eben ſo wie der ſchlechte Geſchmack bei uns ſagt von einem ſchönen Gedichte: ja, es mag ſchön ſein, aber man lernt nichts daraus. Jenes „mais“ zeigt, was der Franzoſe eigentlich nur bemerkt und was er eigentlich nur will.

Und die Loire ſchmeichelt größtentheils dieſem Maßſtabe. Am wenigſten noch in ihrem Striche von Orleans abwärts nach Blois. Da tritt auch keine beſondere Fruchtbarkeit den Ufern nahe. Im Sommer bietet ſie einen dürftigen Anblick: ſie hat ein flaches, breites Sandbett, und iſt ſo arm an Waſſer, daß viel mehr Sandfläche als Waſſerfläche entgegen gähnt, und daß an vielen Stellen ein Heer Infanterie, überall ein Heer von Reitern ſie paſſiren kann. Betroffen fragt man bei Orleans, wo iſt die ſtolze Loire? Wo ſind die Mandelbäume der Frau von Chezy in der Euryanthe? Wo iſt dies Paradies Adolars? Ach, das ſtolze Orleans zeigt ſich gar einfach! Hätte es nicht eine hübſche quer durchſchneidende Straße von oben nach unten, nach der Loirebrücke, hätte es nicht einen wundervollen Dom, es wäre ganz eine kleine, reizloſe Stadt. Der Thurm, wo die Jungfrau gehauſt und commandirt, nimmt ſich unbedeutend aus, das Haus der Agnes Sorel, wie das Haus Franz des Erſten ſind unſcheinbar, ſchwarz, in Nebenſtraßen verſteckt, im Handwerkstreiben verborgen; die Statue Johannas iſt weniger als mittelmäßig. Das Mädchen von Orléans hat in Frankreich wenig Glück gehabt, ihre Erſcheinung aus, zuweilen auch durch die ganze Stadt Paris. Es intereſſirte ihn, was da gebaut wurde und was da vorging. Abends fuhr er ins Théâtre français oder in die Oper, in die große Oper wie in die komiſche. In anderen Theatern ſah er nur erſte Vorſtellungen an, und zwar nur im Gymnase, Vaudeville, Odéon und den Variétés. Die ferneren Boulevardtheater unter jeweiliger Ausnahme der Porte St. Martin beſuchte er gar nicht. La Gaité, Ambigu comique und ſo weiter waren nicht ſeine Sache.

Bei ſeiner Rückkehr von Brüſſel war er recht verſtimmt. Das Verſchwinden dieſer Louiſon machte ihm Sorge, weil er ſich einige Schuld beimaß. Aergerlich theilte er dies ſeinem Freunde Juron mit. Freund iſt nicht das richtige Wort, er hatte eigentlich keinen Freund. Er war wohl zu ſehr Egoiſt, um Freundſchaft zu hegen; es fehlte ihm in ſeiner unabhängigen Lage an dem Bedürfniſſe eigentlicher Freundſchaft, und es fehlte ihm an Hingebung. Juron, mit welchem er viel verkehrte, war ihm nur ein Genoſſe. Er ſah ihn gern bei ſich, weil er durch ihn Alles erfuhr, was in Paris vorging, die literariſche Welt betreffend wie die politiſche und geſellſchaftliche. Der Familienklatſch, der Umgangsklatſch fehlte dabei nicht, und er bringt doch eine gewiſſe Mannigfaltigkeit herbei.

Er ſelbſt, Rambert, verkehrte mit Familien und mit der Geſellſchaft überhaupt gar nicht. „Das nimmt nur in Beſchlag,“ ſagte er, „koſtet Zeit, verlangt Theilnahme für unnützen Kram und belaſtet oft mit läſtigen Verpflichtungen.“

Juron war ſein Widerſpiel. Nicht daß er mehr Herz für Andere gehabt hätte; o nein! er war ganz herzlos, was man von Rambert durchaus nicht ſagen konnte. Juron war der Unterhaltung bedürftig, der

Abwechſelung. Er wollte von Allem wiſſen, er wollte überall zuſehen; und da er ein Mann von Geiſt war, ſo hatte ihn dies ſein Naturell zur Schriftſtellerei in den Journalen geführt. Indeſſen ſchrieb er zunächſt nur kleine Artikel, ſogenannte Entrefilets, welche in ihrer ſcharfen Faſſung vielen Journalen willkommen waren. Sie wurden ihm auch gut bezahlt, und das war für ihn nicht unwichtig, denn er war ohne Vermögen. Wohl auch deshalb hielt er ſo treu zu Rambert, deſſen freigebiger Haushalt mancherlei Bequemlichkeit bot. Von Hauſe aus Juriſt, hatte er doch dieſe Laufbahn aufgegeben, weil ſie ihm zu trocken war und weil man ihm bei Zeiten geſagt, daß er gut ſchriebe.

Junggeſell war er wie Rambert, und ans Heirathen dachte er ſo wenig wie dieſer. Aber er hatte niemals wie Rambert edle Neigungen gepflegt, welche vergangen waren und volle Stille zurückgelaſſen hatten. Dieſe Stille war bei Rambert doch nicht ganz ohne edle Erinnerung. Juron war vom Liebesleben mit Frauen keine Spur im Herzen geblieben. Dabei war er ganz im Gegenſatze zu Rambert immer verliebt. Ein angehender Vierziger wie Rambert, aber von ungünſtigem Aeußeren — er war lang, mager und ſein Kopf mit wenig Haaren ſah verdrießlich aus — war er gewiſſermaßen auf ein Raubleben angewieſen im Liebesbedürfniſſe. Das gelang ihm zuweilen in überraſchender Weiſe, weil er gefürchtet war bei Sängerinnen, Tänzerinnen und Schauſpielerinnen, welche nicht öffentlich geſagt haben wollten, daß ihr ſchön ausſehender Pfirſich doch einen ſchwarzen Punkt habe, gefürchtet wegen der gefährlichen Entrefilets.

Er ſpeiſte oft bei Rambert, welcher eine ſehr gute Küche führte, und Rambert erzählte ihm denn gleich beim erſten Wiederbegegnen, warum er verſtimmt ſei wegen Louiſon.

Juron lachte und meinte, dieſer Vogel Louiſon ſei ja leicht einzufangen. „Du biſt verliebt in ſie?"

„Bewahre!"

„Oder noch ärger: du liebſt das Mädchen! Denn du beſchreibſt ſie ja wie einen Zauber von Anmuth."

„Herr Gott nein! Ich bin weder verliebt in ſie, noch lieb' ich ſie. Louiſon iſt ja noch ein Kind, und mir iſt gar kein Liebesgedanke nahe getreten bei dem angenehmen Kobolde. Aber wie findet man ſie auf?"

„Soll ich's beſorgen?"

„Wenn du kannſt!"

„Freilich kann ich's. Theaterperſonal, ſoweit es franzöſiſch ſpricht, iſt hier in Paris unfehlbar zu entdecken. Miot heißt ſie?"

„Ja."

„Ich beſorg' es."

Das war leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Sie hieß auf dem Theaterzettel eben nicht Miot. Nach einiger Zeit mußte Juron eingeſtehen, daß es nicht gelinge, eine Demoiſelle Miot aufzufinden. „Aber," ſetzte er endlich weiſe hinzu, „vielleicht nennt ſie ſich nicht Miot!"

„Wer weiß es!"

Da kam ein Brief von Mama Miot an den Herrn Profeſſor. Er war nicht allzu orthographiſch, aber er berichtete doch klar, daß die Tochter endlich geſchrieben habe, daß ſie wirklich Theater ſpiele und ſich wohl befinde. Papa möge ihr Alles verzeihen. Leider habe ſie vergeſſen, den Ort anzugeben, von welchem aus ſie geſchrieben, der Agent jedoch habe geſagt, das könnte man aus dem Poſtſtempel erfahren, und da habe man mit Mühe zuſammenbuchſtabirt, daß der Ort Valenciennes heißen müſſe.

„Na, da haben wir ja, was wir brauchen. Alſo nach Valenciennes, wenn du Reiſegeld daranwenden willſt!“

„Das muß ich wohl,“ ſagte Rambert, „meines Gewiſſens halber. Willſt du vielleicht ſelbſt —?“

„Ich ſelbſt. Ein ſchönes Märchen zu entdecken und zu —“

„Juron, keine Späße! Das Märchen iſt rein wie Morgenthau.“

„Der bereits einige Monate im Theater liegt, ja doch — einerlei, ich reiſe morgen.“

Viertes Capitel.

Er fand ſie natürlich nicht. Sie war indeß nur einige Stationen weit bis nach St. Quentin gekommen und hatte dort einen alten wohlerfahrenen Director gefunden, welcher klüger war als der in Valenciennes. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit hatte er wie dieſer zu ſchätzen gewußt, aber er hatte ſie geſchickter ausgefragt und ſie erſt infolge einer intimen Unterhaltung engagirt. „Sie ſind,“ hatte er geſagt, „was wir eine ‚ingénue‘ nennen, und müſſen alſo ganz anders beſchäftigt werden, als man's in Valenciennes gethan. Hier ſind drei Rollen. Flugs lernen und dann zu mir kommen. Des Abends nach der Vorſtellung. Da nehmen wir ſie zuſammen durch, fröhlich und dreiſt, und ich ſage Ihnen einige kleine Hülfsmittel. So wird's raſch vorwärts gehen.“

Und ſo war's auch gegangen. Er hatte ſie frei gemacht von Allem, was ihr Rambert eingetrichtert, ganz frei. Sie durfte und mußte ganz ungenirt ſprechen, wie ihr der Schnabel gewachſen war. Mit höheren Worten: ſie mußte und durfte ſich ganz ihrem Naturell hingeben und ſich um gar nichts weiter kümmern.

Das gerieth gleich beim erſten Male gut. Man applaudirte. Augenblicks wuchs ihr Vertrauen, ihre Angſt wich hinweg wie ein Nebel, ſie gab ſich der Situation rückſichtslos hin, ließ ſich fröhlich gehen und wurde binnen wenig Wochen ein Liebling des Publikums von St. Quentin.

So ſtand's mit ihr, als Juron durch St. Quentin reiſte, ohne zu ahnen, daß ſie dort wäre. Er kam nach Valenciennes und fand keine Demoiſelle Miot auf dem Theaterzettel, und auch im Theater, wo er nachfragte, kannte man keine. Auch der Director wußte keine Auskunft zu geben, bis Juron das Mädchen nach Rambert's Schilderung näher beſchrieb. „Ah," rief er, „das kann die ſchöne Louiſon ſein, welche uns durchgegangen!" — „Wohin?" — „Das weiß ich nicht. Fragen Sie bei ihren Wirthsleuten!" — Das that Juron, und da kam zu Tage, daß ſie einen Brief an Mr. Miot nach Brüſſel geſendet — ſie war's alſo! „Wohin iſt ſie gereiſt?" Die Bürgersleute wußten nur, daß ſie nach der Pariſer Richtung gefahren wäre.

Nach dieſer Richtung reiſte nun auch Juron und ſtieg in jedem Orte aus, wo es ein Theater gab, um nach Demoiſelle Louiſon zu fragen. Es gab keine. Endlich nach mehreren Tagen ſtieg er auch in St. Quentin aus und fand auf dem Theaterzettel: „Der Weg durchs Fenſter. **Lise Pomme — Demoiselle Louison.**" Da war ſie gefunden.

Er ſuchte ſie nicht ſogleich auf, ſondern ging Abends ins Theater, um ſie ſpielen zu ſehen. Er war entzückt.

Louiſon war jedoch gar nicht entzückt über ihn, als er zu ihr kam. Er gefiel ihr ganz und gar nicht, obwohl ſie ſeine dramaturgiſchen Auslaſſungen über ſie, über die Schauſpieler neben ihr und über Komödie überhaupt mit offenem Munde ſtaunend anhörte. Denn davon verſtand ſie trotz ihrer Unerfahrenheit Mancherlei, und dies Mancherlei erſchien ihr richtig und wichtig, jedenfalls richtiger, als was Herr Rambert über das Theaterweſen geſagt.

Aber wenn auch Herr Rambert, wie ſie jetzt glaubte, das Richtige nicht getroffen, wie gern dachte ſie an ihn, wie hoch hielt ſie ihn neben dieſem Herrn Juron! Denn zudringlich geberdete ſich dieſer in widerwärtiger Lüſternheit, deren ſie ſich kurz angebunden erwehrte.

Sie wußte überhaupt noch nichts von Neigung zum Manne. Die Männer waren ihr alle gleichgültig, auch die ſchönſten. Und nun gar ein ſo garſtiger wie dieſer Pariſer Herr Juron!

Endlich brachte aber dieſer Herr Juron doch zum Vorſchein, was einen Eindruck auf ſie machte: er wollte ſie nach Paris bringen. Nach Paris!

Ah, das war ja ihr höchſter Wunſch! „Und was würde Herr Rambert dazu ſagen?“ rief ſie vergnügt.

„Er erwartet Sie. Er richtet eine Wohnung für Sie ein in ſeinem Hauſe.“

„O, das wäre charmant! Da ſchreib’ ich gleich meiner Mama, daß ſie kommt und mich begleitet.“ — Sprach’s und eilte an den Schreibtiſch.

Eine Mama! Juron ſah ſüßſauer drein; aber was blieb ihm übrig?

Er brauchte auch nicht lange zu warten; nach fünf Tagen war die belgiſche Mama in St. Quentin, machte ihrer Tochter die unerläßlichen Vorwürfe, war aber bereit, mit ihr nach Paris zu gehen. Wenn’s denn einmal nicht anders wäre und es beim Komödienſpiel bleiben ſollte, dann müßte doch das junge Mädchen einen weiblichen Schutz bei ſich haben! So ſagte ſie getroſt zu Herrn Juron, welcher ſich anſtändig verbeugte.

Es ſtand nichts mehr im Wege, als das Engagement in St. Quentin, welches bis zum Schluſſe der Saiſon galt. Da half der Frühling. Er war warm vorgerückt, und mit den wärmeren Tagen wurde das kleine Theater überhaupt geſchloſſen. Der brave alte Director hatte Louiſon gern und wollte ihrem Glücke nicht im Wege ſtehen; er bedang ſich nur noch ein paar Benefizvorſtellungen aus, welche ihm ein paar gute Einnahmen verſchaffen konnten, und damit war auch Louiſon einverſtanden. Denn ihre Eitelkeit fand bei ſolchen Extraabenden unter ihrer Firma immerhin ihre Rechnung, und an ſolcher Eitelkeit fehlte es ihr ſchon nicht, wenn dieſe auch noch mäßig war.

Dabei ſah Mama ihre Tochter zum erſten Male Komödie ſpielen, und ſah ſie unter den günſtigſten Umſtänden. Sie fand natürlich, daß ihre Tochter ein beiſpielloſes Talent wäre und daß dies dem Papa Miot ausführlich geſchrieben werden müßte.

So kam's, daß dieſe drei Perſonen, Herr Juron, Madame und Demoiſelle Miot, eines ſonnenhellen Morgens nach Paris fuhren. Herr Juron beſtritt die Reiſekoſten, wozu ihn ja Herr Rambert ausgerüſtet, und er hatte natürlich auch nicht unterlaſſen, Herrn Rambert Tag und Stunde der Ankunſt brieflich zu melden.

Rambert war darüber ſehr erfreut. Sein Gewiſſen war nun beruhigt, und bei der günſtigen Schilderung Juron's von Louiſon's Talent, welches er verkannt hätte, war er nun ſelbſt der Meinung, daß er ihr in Paris eine vortheilhafte Laufbahn bereiten könnte. An die Spiegelfechtereien einer „ingenue“ hatte er freilich in Brüſſel nicht gedacht. „Sei's denn,“ ſagte er, „jetzt mit einer ingénue verſucht!“

Er ließ unten rechts, wo das Speiſezimmer war, eine Wohnung einrichten für Mutter und Tochter. Dazu war Raum genug vorhanden; der Speiſeſalon war ſehr groß, das Rauch- und das Billardzimmer waren ſehr geräumig, wenn man das Billard entfernte. Dahinter waren auch noch Räume, welche bisher unbenutzt geblieben waren, und das Vorzimmer faßte zahlreiche Schränke für die Garderobe der Künſtlerin. Zu ſeinem Speiſezimmer ſollte künftig oben das Bibliothekzimmer gemacht werden. Es kam Alles in gute Ordnung.

Zur beſtimmten Stunde kamen ſie an, und Louiſon fiel Herrn Rambert fröhlich um den Hals, küßte ihn und nannte ihn Onkel. Sie war allerliebſt. Die Dienerſchaft Rambert's ſah das und wunderte ſich höchlich. Jean beſonders, der Kammerdiener, war ſtarr.

Dieſe Dienerſchaft mußte ſich eben daran gewöhnen, daß ihr ſonſt ſo vornehmer einſiedleriſcher Herr ein Familienleben einführte. Nach Verwandten ſah doch Mama Miot nicht aus! Das Haus verlor an Anſehen, und jeder vom Dienſtperſonal bekam mehr Arbeit. Jean fand es einfach unſchicklich.

Louiſon und Mama richteten ſich ſchnell ein. Das gehört auch zum Talent einer Schauſpielerin, leicht und raſch ein wohlverſehenes Zelt aufzuſchlagen. Was an häuslicher Bequemlichkeit etwa fehlte, das benannte Louiſon unbefangen, und Rambert ließ es ſogleich anſchaffen. Ueber Mein und Dein hatte ſie gar keine Scrupel, und der Gedanke ſchien ihr ganz fremd zu ſein, daß der gute Herr Rambert Alles bezahlen müßte. Die Sache war entweder da oder ſie kam wie beim Tiſchleindeckdich ſofort. An die Märchenwelt des Tiſchleindeckdich glaubte ſie ohne Nachdenken, das gehörte zum Künſtlerleben.

Die Mama ging zufrieden mit. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß ihre Tochter ein Mittelpunkt gefälliger Männerwelt, daß ſie ein Genie wäre, für welches keine Geldausgabe zu hoch ſein könnte. Sie ſah behaglich zu, wenn alle Tage zum Diner neue Gäſte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 0217/037

war für ein proſaiſches Land zu poetiſch, um bei der Kunſt eine würdige Verherrlichung zu finden. Voltaire hat ſie beſchrieben, und die Stadt ihres Feuertodes, Rouen, hat ſich auch einer mittelmäßigen Bildſäule zu ſchämen.

Aber ſprachen wir nicht von einer poetiſchen Wendung in Frankreich? Wahrlich, des Königs Tochter, eine Orleans, hat eine Statue hinterlaſſen, die den ganzen Zauber dieſer romantiſchen Erſcheinung ausdrückt, und die unſerer Schiller'ſchen Tragödie vollwürdig iſt. Wie unſer Dichter, und noch früher, grauſam früh hat dies edle Talent hinweg gemußt von unſerer Erde. —

Man hat es jetzt erkannt, daß der Dom das einzige Denkmal iſt, daß die alte Stadt Aurelians den altfranzöſiſchen Punkt Orleans am würdigſten darſtellt. Man reißt Häuſer und ganze Straßen nieder, um einen würdigen, großen Zugang zu öffnen für die Kathedrale, welche bis jetzt mit ihrer ſteinernen Pracht abſeits lag, halb verborgen. Welch einen Contraſt mit Departements und Religionsloſigkeit bilden die Kirchen in Frankreich! Wenn man ohne Schema reiſt, romantiſch von Stadt zu Stadt jenſeits des Rheins von Cöln bis Narbonne, von Antwerpen bis Nizza, ſo glaubt man, die Kirchenbauten ſeien unzählbar. Das ſüdweſtliche Deutſchland hat ſeinen ſchönen Theil an dieſer thatſchweren Welt der Geſchichte, wovon das weſtliche Europa der intereſſante Teppich. Wie arm, wie neu, wie wappenlos erſcheint daneben unſere beſcheidene, magere Heimat, der Nordoſt von Deutſchland, auf den wir doch ſo ſtolz ſind, und wo unſerm Glauben nach der feinſte Geiſt Europas in der Stille ſchafft! Ach, dieſer Troſt eines Glaubens iſt uns ſo nothwendig.

Die geſegnete Erde Europa's liegt nach dem Sonnenuntergange hin. Wir haben nur den Verſtand, die Genügſamkeit, die Kartoffel und den Willen. O, das iſt viel. Aber die Rebe, die Lebensluſt, den Reichthum, die Geſchichte haben die Völker des Weſtens. Wie oft in der Normandie müßt Ihr ſtill halten vor einem unſcheinbaren Städtchen, denn es hat einen Dom, der kamen, Freunde oder Bekannte Rambert's und Juron's, oder auch Unbekannte, welche plötzlich Viſite gemacht, um ſich Louiſon vorſtellen zu laſſen und nun beim Champagner das Hoch der jungen Künſtlerin ausbrachten. Sie fand es unterhaltend, daß ein Rundgang in allen Pariſer Theatern beſchloſſen wurde, damit Louiſon die Pariſer Komödie in allen Gattungen kennen lernte.

Dieſe Tournée, wie die Franzoſen ſagen, nahm ein paar Wochen in Anſpruch und war in der That ſehr lehrreich für Louiſon. Sie war auch für Rambert intereſſant, inſofern er den Geſchmack Louiſon's bei den ſehr verſchiedenen Genres beobachten konnte. Er gab das höhere Genre des Théâtre français immer noch nicht auf für Louiſon, und man mußte ihm zweimal dahin folgen, einmal zu einer Tragödie und das andere Mal zu einem Converſationsſtücke. „Siehſt du wohl,“ flüſterte er Juron zu, „wie aufmerkſam ſie der Tragödie folgt!“ — Juron ſchüttelte das Haupt. Es war aber richtig: Louiſon ſah und hörte mit voller Aufmerkſamkeit zu. Nach der Vorſtellung jedoch ſagte ſie nur zögernd einige Worte darüber auf Rambert's Frage, und als er ſie drängte, ausführlich zu ſprechen, da ſetzte ſie mit einiger Verlegenheit hinzu: „Ich bin dafür offenbar noch zu einfältig. Ich verſtehe wohl den Hergang und die ſchönen Reden, ich glaube auch gern, daß das was Ausgezeichnetes iſt, aber es kommt mir doch Alles fremdartig vor und — wenn ich's ſagen darf — unnatürlich. Man braucht gewiß dazu mehr Bildung, als ich beſitze.“

„Alſo“ — ſagte Rambert — „mit der Bildung wird dein Geſchmack ſich dazu erheben?“

„Das weiß ich nicht; das mußt du beſſer wiſſen.“

Sie nannten ſich du, wie das ſchnell zu geſchehen pflegt zwiſchen Künſtlern und Kunſtfreunden. Beide Theile wollen geſchwind über die alltägliche Convenienz hinaus.

Nach dem zweiten Abend, nach einem Converſationsſtücke, äußerte ſie ſich munterer und erfreuter. Aber doch auch nicht enthuſiaſtiſch, wie man's von einer Schauſpielerin aus der Provinz, welche nie eine ſo vollendete Vorſtellung geſehen, hätte erwarten ſollen. Dabei wußte ſie jedoch, die Tragödie und das Converſationsſtück betreffend, genaue Rechenſchaft zu geben von allen Einzelheiten und namentlich vom größeren oder geringeren Verdienſte der Schauſpieler. Man ſah, daß ſie genau und gleichſam ſachmäßig zugeſchaut und zugehört hatte.

Als nun die Boulevardtheater, Gymnase, Variétés und ſo weiter, an die Reihe kamen, da wurde ſie lebhafter und immer lebhafter, da gefielen ihr die Stücke der Darſteller ſehr. Selbſt bei den ferneren Boulevardbühnen, Gaité, Ambigu comique, zeigte ſie munteres Intereſſe. Auch dem Schauerdrama in der Porte St. Martin folgte ſie mit vollem Antheil, aber ſie wußte nichts Beſonderes darüber zu ſagen.

Das Thema über die Natur und ihr künſtleriſches Weſen war nun Gegenſtand der Debatte zwiſchen Rambert, Juron und einigen näheren Bekannten, welche ſich dem Huldigungswagen dieſer ſchönen neuen Künſtlerin angeſchloſſen. Man debattirte wohl auch in ihrer Gegenwart, und ſie hörte lachend zu, mitunter jedoch auch ſinnend. — Unter den Beſuchern kam auch einmal ein Herr Lauriſton, welchen Rambert einen vornehmen Poeten nannte. Louiſon wurde ſeiner aber nicht gewahr. Er blieb ſchweigſam abſeits und kam auch nicht wieder.

Wie nun die Pariſer Carrière beginnen? Das wurde die herrſchende Frage. Sie wurde bald dahin entſchieden, daß Louiſon jetzt bei voll hereinbrechendem Frühling, kurz vor dem Schluſſe der Saiſon nicht auftreten dürfte. Denn dies würde den Eindruck beeinträchtigen. Erſt im Herbſte ſollte ſie auf der Pariſer Bühne erſcheinen, und Juron hatte bereits Anträge von mehreren Directoren. Louiſon's Erſcheinung hatte ſchon hinreichendes Aufſehen gemacht.

Das war eigentlich Louiſon gar nicht recht. Sie wollte gleich auftreten und fügte ſich ungern der ganz beſtimmten Widerrede Rambert's. Dieſer verlangte auch nachdrücklich, daß ſie wieder Sprechſtudien vornehmen ſollte bei ihm; ſie hätten ihr doch gewiß treffliche Dienſte geleiſtet für ihre Rollen in St. Quentin.

Das gefiel ihr gar nicht. Solch gelehrtes Lernen war gar nicht nach ihrem Sinn. Am Ende gab ſie jedoch der Mama nach, welche ſagte: „Der Herr Profeſſor thut viel für dich, ſolche Gefälligkeit biſt du ihm ſchuldig.“

Sie fügte ſich alſo, war aber nur da nachgiebig, wo es ſich um gute franzöſiſche Ausſprache handelte, blieb dagegen eigenſinnig, wo Rambert die herkömmliche Betonung des Sinnes verlangte. Es beſteht dafür bei den Franzoſen eine genaue und ganz unerbittliche Tradition, und auf dieſe ging das dreiſte Mädchen durchaus nicht ein.

Dabei war doch ihr Verhalten zu Rambert, dem ſchönen ſtattlichen Manne, ein vertrauenvolles, ja ein grenzenlos vertrauenvolles, ein nahezu zärtliches ohne eigentliche Zärtlichkeit. Sie hatte ihn gern, mochte man ſagen. Und von ihm galt daſſelbe. Auch er hatte ſie gern, ohne daß ein eigentlicher Liebesfunke in ihm vorhanden war. „Sie iſt immer noch ein halbes Kind!“ ſagte er, „und ihr Herz iſt noch unberührt. Vielleicht,“ ſetzte er hinzu, „vielleicht bleibt das immer ſo.“ Und er hatte nichts dagegen.

Dieſe Anſicht erhielt plötzlich einen Stoß. Nachdem man in allen Theatern geweſen, gerieth man eines

Abends in den Circus, und dort gefiel es Louiſon außerordentlich. Als die Clowns auftraten und ihre derben Späße ausſtreuten, da lachte ſie geradezu unanſtändig. Beſonders einer dieſer Clowns, ein Spanier des Namens Roſas, erheiterte ſie bis zu völliger Ausgelaſſenheit. Zum Erſchrecken Rambert's verließ ſie ihren Sitz und ſtieg über die Bänke hinab bis dahin, wo nur noch eine leichte Barrière ſie vom Boden der Arena trennte. Hier klatſchte ſie unaufhörlich in die Hände und rief ſo lange: „Bravo, Roſas! Bravo, Roſas!“ bis dieſer mit einem Kernſpaße und Sprunge dicht bei ihr war und ſie luſtig anredete. Sie antwortete ebenſo luſtig, und das ganze Auditorium applaudirte dieſem improviſirten Dialoge zwiſchen einem bildſchönen Mädchen und einem kräftigen Clown. Er war von wohlproportionirter Mittelgröße und von kautſchuckartiger Geſchmeidigkeit der Glieder, mit denen er Bewegungen machte von ungemeiner Art und von komiſcher Wirkung. Der Kopf, eingerahmt von ſchwarzem Haar und Bart, hatte etwas Martialiſches, und ſein gebrochenes Franzöſiſch, welches er mit ſtarker Stimme hervorſtieß, erhöhte den komiſchen Effect ſeiner in die Luft geworfenen Späße.

Rambert war entſetzt über ihr Betragen und ſchickte ihr die Mama nach, um ſie zu holen. „Adieu, Roſas, auf Wiederſehen!“ rief ſie und kehrte lachend mit der ſcheltenden Mama zum ſcheltenden Herrn Rambert zurück.

„Was iſt's denn da weiter,“ ſagte ſie, „wenn ich dem prächtigen Roſas meinen Beifall ausdrücke? Er amüſirt mich königlich, er hat ein großes komiſches Talent. Ich möcht' ihn alle Tage ſehen und hören.“

Dieſer Wunſch ſchien ſich auch zu erfüllen. Roſas hatte ſich erkundigt nach dem ſchönen Mädchen, hatte ihre Adreſſe ausgeforſcht und erſchien um Mittag des nächſten Tages in ihrer Wohnung, ihr ſeine Aufwartung zu machen und ſich ihrem ferneren Wohlwollen zu empfehlen.

Louiſon war ganz erbaut von ſeinem Beſuche und freute ſich, ihn auch in bürgerlichem Anzuge luſtig und komiſch zu finden. Er war ganz elegant gekleidet, und nur Weſte und Halstuch in grellen Farben erinnerten daran, daß er einen ſehr in die Augen fallenden Geſchmack hätte.

Mama war erſchrocken über dieſe Viſite. Was würde Herr Rambert dazu ſagen! Am Ende kündigte er ihnen die Gaſtfreundſchaft! Zunächſt müßte ihm dieſes Ereigniß jedenfalls verborgen bleiben. Wenn ihn nur Jean, der geſtrenge Kammerdiener Jean nicht geſehen hatte!

Dabei miſchte ſie ſich aber doch in das Geſpräch, um beiläufig etwas Näheres zu erfahren über die Verhältniſſe Sennor Roſas', namentlich wie viel er Gage hätte und ob er verheirathet wäre.

Er war nicht verheirathet, behauptete, aus guter Familie zu ſtammen, und nannte eine Gagenſumme, die hoch war. „Ich verbrauche ſie nicht,“ ſetzte er hinzu, „habe brav geſpart und beſitze ſchon ein artiges Vermögen. Wenn mich“ — flüſterte er der Mama ins Ohr — „wenn mich Ihre Fräulein Tochter heirathen wollte, ich möcht' es gleich, ſo würde ſie's gut haben, und wenn ſie ſelbſt eine glänzende Theatercarrière macht, was ich beſtimmt glaube, ſo werden wir in Paris eine ſolide und glänzende Ehe führen.“

Für Mama Miot war dies von Wichtigkeit. Ihr erſter und letzter Gedanke war eine gute Verheirathung Louiſon's. Herr Rambert und deſſen Freigebigkeit gefielen ihr wohl, aber das iſt doch, ſagte ſie ſich, nur eine angenehme Laune. Die geht vorüber und gewährt keine Sicherheit. Auch die Theaterlaufbahn Louiſon's hielt ſie nicht für ſicher. Theater! Theater! meinte ſie, iſt doch ein wandelbar Ding. Und wenn dem Kinde was paſſirt, wenn ſie krank wird oder auch nur heiſer, oder wenn ſie gar bei ihrer Lebhaftigkeit einmal eine Gliedmaße bricht — aus iſt's alsdann mit dem ganzen Schwindel! Nein, ſchloß ſie, ein Mädchen braucht einen zuverläſſigen Ehemann, und dieſer Roſas ſcheint zuverläſſig zu ſein.

Sie begünſtigte es alſo, daß Sennor Roſas alle Tage um zwölf Uhr zum Beſuche kam und wenigſtens eine Stunde verblieb, ehe man hinaufging zum Frühſtück mit Herrn Rambert. Sie ging auch oft in ein anderes Zimmer, damit die jungen Leute nicht genirt wären, wenn ſie ſich Heimlichkeiten zu ſagen hätten.

Hiermit ſetzte ſie die ganze angenehme Exiſtenz ihrer Tochter aufs Spiel. Wenn Herr Rambert von einer ſolchen Liebſchaft erfuhr, ſo mißfiel ihm das gewiß in hohem Grade und er zog ſeine Hand ab von den weiblichen Miots.

Es konnte aber gar nicht ausbleiben, daß er es erfuhr. Am Ende erzählte es ihm Louiſon in ihrer unbekümmerten Naivetät. Sie hatte es bis jetzt nicht gethan — was die Mama faſt verwunderte und was der Mama den Glauben erweckte, Louiſon meine es ganz ernſthaft mit der Vorliebe für Roſas.

That ſie es auch wirklich nicht, ſo that es doch wahrſcheinlich Jean, der Kammerdiener. Jean war ſehr ſtolz und hielt auf den Stolz ſeines Herrn. Er war ein mageres Männchen von etwa vierzig Jahren, alſo vom Alter Rambert's. Er trug ſich ſehr elegant, ſchon um ſeinem Herrn Ehre zu machen, wie er zu ſagen pflegte. Denn außer dem Wohlbefinden ſeines Herrn war ihm deſſen Vornehmheit der wichtigſte Punkt.

Er pflegte mit Empfindung zum Maitre d'hôtel eines Pairs von Frankreich zu ſagen: „Es iſt vornehmer, wenn man keinen Titel braucht, um vornehm zu ſein. Mein Herr iſt ſo reich wie irgend ein erblicher Pair, und was dazu kommt, mein Herr iſt hochgebildet und zu ſeinem Vergnügen, zum bloßen Luxus nebenher ein großer Gelehrter, ja er iſt, und das bedeutet noch mehr! er iſt ein Mann von Geſchmack. Das läßt ſich gar nicht lernen und nicht erwerben, das iſt eine feine Gabe Gottes.“

Dieſem Jean mit ſolchen Grundſätzen war die Wirthſchaft mit der jungen Schauſpielerin und gar mit der gewöhnlichen Mama im Hauſe von vornherein unangenehm geweſen. Er hatte es entſchuldigt mit der Schönheit und dem Liebreiz Louiſon's. Denn dieſen Liebreiz empfand auch er wie alle Welt. Louiſon war überall von der Dienerſchaft ſehr geliebt, weil ſie freundlich, ja liebevoll gegen dieſelbe war. Auch Jean war dadurch beſtochen. Aber die Mama mißfiel ihm poſitiv, und als der Clown Roſas zum Beſuche kam, war er höchſt pikirt. Er war ja mit im Circus geweſen, er erkannte ihn ſogleich im Civilkleide und der geſchmackloſen rothen Cravatte, für ihn ein Gegenſtand der Verachtung. Ein Clown mit rothem Halstuch, fi done! Und dieſer Clown kam wieder und wieder. — „Nein!“ ſagte er, „das geht nicht! Und dazu die Höflichkeit der alltäglichen Mama gegen den Geſellen — nein, o nein!“

Er konnte das Alles beobachten, er wohnte unten gegenüber, und er machte ſich außen zu thun, wenn der Weggang des Poſſenreißers, wie er ihn nannte, zu erwarten ſtand, und wenn Mama beim Abſchied zum Wiederkommen einlud.

„Dem muß ein Ende gemacht werden,“ ſagte Jean, und damit die Kenntnißnahme von dieſer üblen Aufführung vollſtändig einſchlüge bei Herrn Rambert, zog er Herrn Juron ins Vertrauen, damit dieſer die garſtige Nachricht an Herrn Rambert bringe.

Juron hörte aufmerkſam zu, als Jean die Klage vorbrachte. Ihm kam der Fehl Louiſon's erwünſcht. Dies Mädchen hatte ſo gar kein Entgegenkommen bewieſen für ſeine Zärtlichkeit, ſie kümmerte ſich fortwährend ſo gar nicht um ihn, ſie ſpottete wohl gar zuweilen über ſeine Bosheiten gegen alle Welt — ihr war eine Lection heilſam.

Er ſagte alſo Rambert Alles. Rambert fand die Sache ſehr widerwärtig. Zunächſt indeß ſchob er Juron einen Theil der Schuld zu.

„Wie ſo?“

„Du biſt immer dagegen geweſen, daß ich ſie zu ordentlichen Studien nöthigte, zu Corneille und Racine. Das hätte ihren Sinn gehoben und vom Gefallen an ordinären Späßen abgewendet.“

„Redensarten! Hier handelt es ſich nicht bloß um Späße, ſondern um eine Liebſchaft.“

„Das glaub' ich nicht.“

„Ich werd' dir's beweiſen. Jetzt iſt's gegen eins; der Clown iſt lange da, jetzt nimmt er Abſchied und die Zärtlichkeit ſteigt zur Höhe; jetzt geh' ich hinab und trete raſch ein. Ich werd' dir erzählen, wie ich die jungen Leute gefunden; es ſind junge Leute!“

Und eiligſt ging er hinab.

Er hatte ganz Recht: es war der richtige Augenblick. Louiſon und Roſas hatten ſich wie gewöhnlich luſtig unterhalten; Roſas hatte Schnurren erzählt und mitunter ausführlich vorgetragen, wobei er alle körperlichen Schwenkungen machte wie im Circus. Das Civilkleid war ihm dabei gar nicht im Wege: es war nicht eng geſchnitten und geſtattete einen Sprung über

Tiſch und Seſſel. Ja, dieſer Sprung nahm ſich faſt noch komiſcher aus als im Circus, weil die Civilkleider einen curioſen Contraſt bildeten. War ſolche dialogiſche Unterhaltung erſchöpft — Louiſon hatte ihre luſtigen Bemerkungen dazu gegeben —, dann kam eine Sammlung von ſchlanken Druckſchriften an die Reihe, welche er mitgebracht. „Ein Vademecum für Lacher“, das war eine Sammlung von komiſchen Zwiegeſprächen, ein Auszug von Schnurren und ſchlagenden Witzen, welche Louiſon und Roſas nun gemeinſchaftlich laſen, um gemeinſchaftlich zu lachen.

Heute war das beſonders gut gerathen, und Louiſon war vom Sitze aufgeſprungen, um zu ausgelaſſenem Lachen im Zimmer umherzutollen. Roſas war ihr gefolgt, hatte ſie um die Taille genommen, damit ſie ſtehen bliebe, und war eben im Begriff, ſie zu küſſen, wenigſtens auf die Wange zu küſſen, da ihr Mund noch ein wenig abſeits war — da ging die Thür auf und Herr Juron ſtand im Zimmer.

Louiſon war ſo unachtſam geweſen, die Thür nicht ordentlich zu ſchließen; ſie war eine Ritze breit offen geblieben. Juron hatte alſo eine ganze Weile zuhören, ja faſt zuſehen können, und er war juſt da eingetreten, wo ein zärtlicher Abſchluß, den er unterbrechen wollte, in Scene geſetzt wurde.

Roſas trat eiligſt zur Seite; er ſchien betroffen zu ſein von dieſer Störung.

Louiſon blieb ruhig ſtehen.

„Es thut mir leid,“ ſagte Juron boshaft, „geſtört zu haben.“

„Mir auch!“ erwiderte Louiſon.

„Ah, Ihnen auch? Offenherzigkeit iſt eine ſchöne Sache. Ich habe das Vergnügen, Sennor Roſas zu ſehen, Clown im Circus?“

„Der bin ich.“

„Gratulire, gratulire! Laſſen Sie ſich nicht vertreiben.“

„Ich war ohnehin im Begriff, Abſchied zu nehmen.“

„Hab's bemerkt.“

„Und ſo hab' ich die Ehre.“

Er küßte der immer ruhig daſtehenden Louiſon die Hand und ging.

„Vergeſſen Sie ja nicht,“ rief ſie ihm nach, „mir die Fortſetzung des Vademecums zu bringen!“

„Des Vademecums?“ ſagte Juron und nahm die ſchlanken Druckſchriften in die Hand. „Ah, welch eine edle Literatur! Viel unterhaltender als Racine.“

„O ja. Ihnen wird's nichts helfen, Ihnen wird das Lachen zu ſchwer.“

„Allerdings wird es mir ſchwer zu lachen, wenn ich ſehe, wie ſich eine junge Künſtlerin wegwirft an Faraiſen und an einen Circusclown.“

„Wie ſo denn wegwirft?“

„Eine Liebſchaft mit einem Clown heißt unter gebildeten Leuten: ſich wegwerfen.“

„Eine Liebſchaft?“

„Der Clown hat Sie ja eben geküßt!“

„Nicht ganz. Und was weiter?“

„Was weiter? Wollen Sie ihn vielleicht heirathen?“

„Heirathen? O nein. Ich will überhaupt nicht heirathen. Mit Roſas habe ich auch keine Liebſchaft, das iſt luſtige Unterhaltung, welche ja Sie nichts angeht. Sie ſind ja nicht mein Vormund.“

„Nun denn, Herr Rambert iſt es doch wohl einigermaßen durch die überſchwängliche Gaſtfreundſchaft, welche er Ihnen angedeihen läßt, und es zeigt geringe Dankbarkeit von Ihnen, wenn Sie in ſolcher Weiſe ſein Vertrauen, ſeine Freundſchaft, ſeine großen Geldopfer vergelten.“

unſern Hauptſtädten ein architektoniſches Juwel wäre. Kaum aus Paris heraus, kaum eingetreten in die alte Provinz Orléanois, und Chartres mit ſeiner Domespracht nöthigt Euch, ſtille zu ſtehen, und Orleans und Tours und Nantes und Poitiers, und jede neue Stadt desgleichen, und wohin Ihr Euch wendet, die grauen, feſten Zungen alter, ſo alter Geſchichte hemmen Euren Fuß und erfüllen Euch mit Ehrfurcht vor einer Nation, die ſo reich zuſammengewebt iſt, die ſich ſo leichtſinnig ohne Ahnenſtolz giebt, die Ihr im innerſten Herzen doch abgeſchmackt behandelt, weil Ihr ſie nicht kennt und verſteht, und die unermeßlich, unermeßlich mächtig iſt.

Der Dom zu Orleans, ein gothiſcher Bau, hat einen eigenthümlichen Reiz, er hat zum ſchlanken gothiſchen Wuchſe etwas ſüdlich Sattes durch ſeine Thürme. Sie ſchießen nicht jungſchmächtig, nicht gereckt auf nach gothiſcher Art, ſie erheben ſich mehr rund und gefüllt, mehr ſtattlich als zierlich, wie ſüdliche Weiber ſich ausnehmen neben nordiſchen. Die goldene Sonne des Juli, des Centrums von Frankreich, lag auf dieſen weißgrauen Steinen.

Ich ſtieg hinauf, um das Land zu überſehen, einen Hauptſitz der alten Gallier, das Land der Carnuten. Ein wenig nach Oſten, die Loire aufwärts, ſaßen die Sennonen, ſo berühmt im Cäſar. Cäſars Commentarien muß man neben dem Guide bei ſich führen, ſie ſind eine gar gute Reiſebeſchreibung durch Frankreich. Verwünſcht ſeien die Departements, die ſtarke politiſche Macht neuer Zeit, ſie haben den großen Reiz altfranzöſiſcher Provinzen vernichtet, haben den Arm ſtark, aber das Herz arm gemacht. Der alte Franzoſe weiß noch den Namen jedes kleinen Ländchens, und Frankreich war an ſolcher charakteriſtiſchen Sonderung ſehr reich. Der junge Franzoſe fragt nicht mehr darnach, und hat er auf Drängen des Fremden mühſam ausgefunden, daß hier oder da Turonen, Bretonen, Gascogner, Auvergnaten geweſen ſeien, ſo ſchneidet er ungeduldig die Betrachtung ab, und ſagt: enfin, wir ſind Franzoſen!

„Dankbarkeit? Ehrlich geſagt, ich höre immer davon ſprechen, muß aber offen geſtehen, daß ſie mir unbekannt iſt."

„Unbekannt?! Nun wahrhaftig, Aergeres kann doch ein junges Geſchöpf nicht ſagen!"

„So? Das mag wohl ſein. Nun, da Sie mir mein Betragen ſo arg vorwerfen, beſonders darum, weil Herr Rambert mir ſo große Opfer bringt, ſo wollen wir ihn ſelber fragen, ob er ſo ſchlimm von mir denkt. Thut er das wie Sie, dann wird es wohl ſchicklich ſein, daß ich ihm die ferneren Opfer erſpare und meine Wege allein gehe. Steigen wir hinauf zu ihm und hören wir, was er ſagt."

Der ſonſt ziemlich cyniſche Herr Juron ſtand ganz ſtarr da bei ſolchen Worten.

„Gehen Sie voraus, Herr Juron, um mich ungeſtört anzuklagen, ich komme bald nach; meine Friſeuſe wartet."

Fünftes Capitel.

Rambert hatte ſchweigend den Bericht Juron's angehört, völlig ſchweigend.

Juron war entrüſtet über dies Schweigen und ſagte heftig: „Ja, ſoll dieſes moraliſch verdorbene Weib noch länger auf deine Koſten verpflegt werden?“

„Moraliſch verdorben? Das nimmt ſich curios in deinem Munde aus, der du ſonſt in der Kunſt und im Kunſtgetriebe nichts von Moral wiſſen willſt!“

„Alles hat ſeine Grenze. Grundſätzliche Undankbarkeit eines jungen Geſchöpfes iſt ja doch entſetzlich.“

„Iſt hier wohl nur leichtſinnige Phraſe. Das Mädchen wird wohl beſſer ſein, als es ſich ſelber ſchildert. Es kann aber auch ſein, daß ſie erſt unglücklich werden muß, ehe ihre egoiſtiſche Frechheit zu Boden fällt. Gönnen wir ihr noch einige Zeit des gedankenloſen Glückes. Der Geſchmack für den Clown iſt das Schlimmſte. Dem müſſen wir ſie entziehen. Der Sommer kommt; ich werd' ſie auf meinen Landſitz in der Gironde mitnehmen und dann in ein Seebad — da iſt ſie!“

Louiſon trat unbefangen ein, küßte wie gewöhnlich den guten Onkel Rambert auf die Wange und fragte ganz fröhlich nach dem Spruche des hohen Gerichtsherrn.

„Ich bin nicht dein Gerichtsherr; ich bin, wie du ſagſt, dein Onkel. Als ſolcher frag' ich dich: liebſt du dieſen Clown und willſt du ihn heirathen?“

„Herr Gott, laßt mich doch endlich mit dem Heirathen in Frieden! Ich denke nicht daran; ich ſtell' mir's vor als etwas, das ich in meinem Leben nicht brauchen könnte. Einem Manne anzugehören, ganz anzugehören, um und um und über und über, puh, das iſt ja unangenehm und peinlich.“

„Aber du liebſt ihn doch!“

„Was weiß ich! Ich hab' ihn gern, weil ich luſtig bin, wenn er neben mir iſt.“

„Ob du ihn liebſt? ſteht die Frage.“

„Ja, was heißt denn Liebe? Das müßt ihr ja beſſer wiſſen als ich. Ich denk' mir's nach den Rollen, die ich gelernt, und nach den Stücken, die ich geſehen und geleſen, das muß noch ganz was Anderes ſein. Ich kann's und verſteh's wahrſcheinlich noch nicht.“

„Das glaub' ich auch. Ich gehe in den nächſten Tagen auf mein Landgut in der Gironde und von da ſpäter ins Seebad, wahrſcheinlich nach Biarritz; willſt du mit?“

„Freilich, wenn ich darf.“

„Aber auf dem Lande wirſt du dich langweilen.“

„Warum?“

„Die ſtille Natur iſt nichts für dich, die unterhält dich nicht.“

„Warum nicht?! Man kann da herumſpringen, wie man will, und kann man nicht auch fiſchen, jagen, reiten?“

„O ja; willſt du reiten lernen?“

„O ja, das möcht' ich wohl. Und liegt nicht Biarritz an der ſpaniſchen Grenze?"

„Ja, man ſieht von da eine lange Strecke der ſpaniſchen Küſte. Das reizt dich wohl, weil Spanien das Vaterland des Sennor Roſas iſt?"

„Ah, auch die Spanierinnen ſind intereſſant mit ihren Schleiern und Fächern."

„In Biarritz jedoch ſind nur Basken und Baskinnen."

„Aber wir fahren einmal hinüber, wenn's ſo nahe iſt? Wir fahren übers Meer? Darauf freu' ich mich. Und das Baden im Meer, das denk' ich mir ſehr hübſch."

Rambert war nicht ſehr erbaut von dieſen Antworten, aber er wollte nicht weiter in ſie dringen trotz aller dazu aufmunternden Geſten Juron's, und er wollte namentlich die ſtörende Anſicht Louiſon's über Dankbarkeit nicht zur Rede bringen, weil er ihre Aeußerung darüber gern für kindiſches Geſchwätz halten mochte. Ein junges Mädchen, meinte er, dürfe man nicht zu eigenſinniger Vertheidigung einer unbedacht ausgeſprochenen Thorheit nöthigen. Das ſetze ſich dann feſt. Und bei Louiſon's eigenſinnigem Kopfe ſei es vorherzuſehen, daß ſie auch gegen ihr beſſeres Weſen das einmal behauptete Unrecht vertheidigen werde. Seine Vorliebe für Louiſen wollte verhüten, daß ſie ſich ſelbſt compromittirte. Auf Umwegen und in guter Stunde ſei das Thema mit ihr zu erörtern.

Er ſchwieg alſo eine Weile und ſagte dann langſam: „Ehe wir reiſen, ſollſt du auch mich erſt öffentlich auftreten ſehen."

„Onkel?!"

„Du ſollſt mir zuhören."

„Und zuſehen?"

„Auch das, wenn du willſt. Ich heiße Profeſſor, mache aber durchſchnittlich nur einmal im Jahre von zu Gehör brachte — alles das machte den Effect guter Geſellſchaft, klaren Wiſſens und edlen Geſchmacks. Das Ganze hatte etwas durchaus Vornehmes, und am Schluſſe drängten ſich Damen und Herren der erſten Reihen zu dem aufſtehenden Rambert heran, um ihm Glückwünſche und Dank in beſter Manier auszudrücken, was Rambert wie ein vollendeter Gentleman aufnahm ohne Ziererei und ohne Arroganz.

Der Saal leerte ſich langſam, und Vieler Blicke hafteten auf der ſchönen Louiſon, welche harrend daſtand. Wie es ſchien, harrte ſie auf Rambert, welcher von der Eſtrade heruntergeſtiegen war. Juron, ihr Begleiter, war ihr augenblicklich entführt worden durch einige Damen, die er angeſprochen, und ſie erſchien verlaſſen. Rambert, welchem ſie von Weitem entgegennickte, kam ſogleich zu ihr, unbekümmert darum, daß die zuletzt abgehenden Studirenden einander zuwinkten und erſichtlich den vornehmen Profeſſor beneideten, welcher eine ſo ſchöne junge Dame übrig behalten vom Publikum.

Das ſtörte, wie geſagt, Rambert gar nicht. Er bot Louiſon den Arm und führte ſie über die Eſtrade nach dem Ausgange, welcher nur für ihn beſtimmt war und an deſſen Schwelle Jean mit leichtem Paletot ſeiner wartete.

Jean's Geſichtsausdruck ſchien es zu mißbilligen, daß ſein Herr mit dem jungen Mädchen ſeinen Rücktritt nähme aus ſo ehrenvoller Geſellſchaft; aber Rambert blickte nicht auf das mißvergnügte Geſicht ſeines Dieners, ſondern ſagte heiter: „Da Juron dich verlaſſen, ſo muß ich dich nach Hauſe bringen.“

Jean meinte zur Warnung für ſeinen Herrn bemerken zu müſſen: es würden ſicher Studirende unten am Wagen auf die Abfahrt des Herrn Profeſſors warten.

„Warum ſollten ſie nicht?“ ſagte Rambert, „nun werden ſie nicht bloß mich, den ſie ja kennen, erblicken, ſondern auch eine ſchöne Dame, welche ſie noch nicht kennen.“

Jean ſchüttelte ärgerlich den Kopf und folgte verdrießlich. Er war im ſauberſten Salonanzuge, der Kutſcher in ſeiner faſhionableſten Kleidung, die Pferde vor dem ſchönſten Coupé waren im glänzendſten Geſchirr — und dazu nun dies Komödiantenmädchen, die Flamme eines Clown aus dem Circus! Unanſtändig.

Und es war unten ſo, wie er gedacht. Studirende warteten, grüßten und ſtaunten, daß ihr gelehrter Herr eine ſo prächtige Jugend, welche ihn voll Heiterkeit anblickte, in den Wagen hob, und daß er unter fröhlichen Aeußerungen neben ihr Platz nahm.

Rambert war beſter Laune über das Gelingen ſeines Vortrags, und es war ihm offenbar darum zu thun, um die Lobſprüche ſeines künſtleriſchen Naturkindes zu genießen. Er war eben auch ein Menſch, der Lob brauchte. Zunächſt rief er jedoch plötzlich, als Jean die Wagenthür ſchließen wollte: „Warte!“ und zu Louiſon ſetzte er hinzu: „Wir könnten bei deinem künftigen Director vorfahren, um die letzte Abmachung wegen deiner Debüts im Herbſte feſtzuſtellen — alſo, Jean, auf dem Boulevard Montmartre vor dem Gymnaſe halten! Vorwärts!“

Als wollte er ſie verpflichten, ehe ſie über ſeinen Vortrag ſpräche.

„Nun ſage,“ fuhr er fort, „wie iſt dir denn dies Alles vorgekommen?“

„Sehr ſchön! Sehr ſchön! So vornehm, daß ich's wohl gar nicht beurtheilen kann. Für den Vortrag ſelbſt bin ich noch zu dumm, da muß ich noch ſehr viel lernen.“

„Ich wert' dich's ſchon lehren.“

„Und Alles ſo ſehr feierlich! Ich hab' einen ungeheuren Reſpect vor dir gekriegt, Onkel.“

„Kann nicht ſchaden.“

„Und die Idee, daß ich eigentlich gar nicht dahin gehöre, wo es ſo exquiſit hergeht, daß ich einem ſo vollendeten Vortrage gar nicht gewachſen bin, dieſe Idee —“

„Wird allmälig ſchwinden.“

Der Wagen hielt. Sie waren vor der Wohnung des Directors, welche Jean kannte, ſtiegen aus und fanden den Director im Disput mit einem kleinen feiſten Herrn, welcher ſehr laut ſprach, als ſie eintraten.

Der Director ſtellte ihn vor als Herrn Malevy, einen wichtigen dramatiſchen Auteur, welcher leider ſehr eigenſinnig wäre, wenn ſich's um Inſceneſetzung ſeiner allerdings ſehr wirkſamen Stücke handelte.

„Ja wohl!“ rief Herr Malevy, „denn die Directoren kommen alle zu einer gewiſſen Schablonenpraxis, und darin ſtecken bleibend, wollen ſie die Wirkung eines neuen Stückes vorher beſſer kennen als die Autoren. Sie kennen aber nur das Herkömmliche und verkennen das Neue.“

„Nun, hier iſt was Neues,“ entgegnete der Director, „eine ſchöne junge Künſtlerin, und wir brauchen für ſie was Neues, ein Stück, welches für ihre eigenthümliche Perſönlichkeit paßt. Zeigen Sie, Herr Malevy, daß Sie das ſchreiben können, dann wird Demoiſelle Louiſon anfangs October in Ihrem neuen Stücke auftreten.“

Herr Malevy war elektriſirt von dem Aeußeren Louiſon's und von dieſem Auftrage. Er ſprang mit beiden Füßen in das Geſpräch mit ihr und überſchüttete ſie mit Artigkeiten und Fragen. Vorzugsweiſe mit Fragen.

„Unſer ſonſt ſo vorurtheilsvoller Director,“ ſagte er, „hat hier einmal vollſtändig Recht. Eine neue Künſtlerin braucht ein neues Stück. Wenn ſie in einem alten Stück auftritt, dann muß ſie unbillige Zinſen zahlen für ihre Vorgängerin in ihrer Rolle. Vergleiche und Vergleiche häufen ſich da. Wie hat das die X. gemacht! Und erſt die Y.! Nein, Mademoiſelle, neu muß man ſein, und alſo auch originell. Man muß die Rolle ‚geſchaffen‘ haben, wie der Kunſtausdruck lautet. Wenn dem nun ſo iſt, dann iſt vor Allem nöthig, daß ich Sie kennen lerne, denn Ihre Rolle muß Ihr eigenthümliches Weſen widerſpiegeln. Sich ſelbſt ſpielt man ja doch am beſten.“

„Es wird uns freuen,“ ſagte ſofort Rambert, „wenn Herr Malevy mir das Vergnügen ſeines Beſuches ſchenkt. Demoiſelle Louiſon wohnt in meinem Hauſe und ſteht unter meiner Protection. Nächſter Tage gehen wir auf mein Landgut in der Gironde. Wenn Herr Malevy, welcher meines Wiſſens ein beſonderer Naturfreund, uns dahin begleiten oder uns nachfolgen will, ſo wird er in den Reizen einer artigen Landſchaft ſich ergehen können, ſei's wandelnd oder fahrend oder reitend, wie es ihm gefällt.“

„Reitend?“

„Ja wohl. Und wird im täglichen Verkehr auch das reizende Naturell meiner Mündel völlig auffaſſen können mit ſeiner unübertroffenen Fähigkeit, das Charakteriſtiſche und Pikante jeder Perſönlichkeit ſpielend zu entdecken.“

„Braviſſimo, Herr Rambert, ich bin dabei!“

Der Vorſchlag gefiel Herrn Malevy über die Maßen. „Natur! Natur!“ rief er, „das iſt meine ſchwache Seite. In dieſem Steinhaufen Paris vertrocknet man endlich.“

Und dabei wendete er ſich mit neuen Fragen und Fragen über ihre Lebensſchickſale an Louiſon. Sie wußte ſich gar nicht zu retten vor dem eindringlichen kleinen Manne, der's abſolut nicht glauben wollte, daß ſie noch gar keine Lebensſchickſale gehabt hätte. „Die haben Sie ja doch gehabt," verſicherte er, „und die werd' ich auch erfahren, zuverläſſig, Mademoiſelle, die muß ich erfahren. Sie werden ja der Faden unſeres Stückes."

Dabei ſtrich er einmal um das andere ſeinen buſchigen grauen Backenbart, welcher ein feiſtes, roſig gefärbtes Geſichtchen mit funkelnden Augen begrenzte. Ein feiner Mund und eine unerſchöpflich witzige Suade machten, daß man bei all' ſeiner Petulanz ganz angenehm von ihm berührt wurde.

Es ward dann abgemacht, daß er binnen vierzehn Tagen nach Rambert's Landgute in der Nähe des Städtchens Pons käme, und daß er dort das neue Stück ſchreibe, deſſen Entwurf ja wohl in den nächſten vierzehn Tagen gemacht ſein würde.

„Wird! Wird entſtanden ſein, entſteht ſchon!" rief er enthuſiaſtiſch, und hierauf trennte man ſich.

Einige Tage nachher reiſte Rambert mit Louiſon und ihrer Mama nach dem Süden. Juron wollte ebenfalls ſpäter nachkommen.

Rambert war alſo jetzt eine Zeit lang allein mit Louiſon, denn Mama zählte nicht, und er war wie auf eine große Probe begierig: wie ſich Louiſon im einfachen Landleben, vorzugsweiſe auf den Zauber der ſtillen Natur angewieſen, zeigen oder entwickeln werde. Das ſchien ihm von größter Wichtigkeit zu ſein in Bezug auf das innere Weſen und den tieferen Charakter Louiſon's. Hat ſie dafür keinen offenen Sinn, meinte er, und findet ſie darin keinerlei Genüge, ſo iſt ihr

Liegt denn aber jener hiſtoriſche Zauber der Provinzen blos darin, daß ſie alt, daß ſie durch Zeit und Erinnerungen geweiht ſind? Nein, ſie waren eine von innen heraus gegliederte unterſchiedene Exiſtenz. Jetzt ſind ſie mit Uebergehung alles innerlichen Unterſchiedes von außen nivellirt. War es nicht möglich, auch das Unterſchiedene in geſammte Macht zu einigen? Und ſollen wir dies bei deutſch-politiſcher Speculation nicht im Auge behalten? Wir müſſen's wol, wenn nur das Kleinſte gelingen ſoll.

Nach Süden hinab, jenſeits der Loire, ſchräg gegenüber von Orleans, liegt ſolch ein abgeſondert Ländchen, die Sologne, das ſich in Armuth noch viel Eigenthümlichkeiten bewahrt, wie es am ſtrengſten der Bretone thut, ein wenig der Normanne, der Baske, der Provençale und in den innerſten Bergen des Landes der Auvergnat und der Limouſinier. Der Solognat, ein ſandiges, oder von Schilf-Teichen bedecktes Land bewohnend, ſteckt bei der Trauung nicht nur ſich den Ring ſelbſt an den Finger, ſondern auch der Braut zum Zeichen der Herrſchaft. Er hält wie ſie bei der Trauung eine brennende Wachskerze in der Hand, um zu wiſſen, wer am erſten ſterben wird. Derjenige nämlich, deſſen Licht am ſchnellſten brennt.

Noch auf dem Sandboden, wenn auch am Ende der Sologne, links alſo, wenn man die Loire hinabfährt, ſteht das Schloß Chambord. Vom Fluſſe ſelbſt ſieht man es nicht, weil das ſüdliche Ufer ſich etwas erhebt, und dies königliche Jagdſchloß deckt, dies Schloß, einzig in der Welt. Die bloße Neugier fuhr vorüber, und gewahrte nicht die prächtige Einſamkeit des Königs Franz am Walde Chambords. Denn auch die Heerſtraße nach Blois und Tours und Nantes hinab geht am nördlichen Ufer des Fluſſes. Auf dem Schloſſe zu Blois, da, wo die Zauberin Catharina von Medicis die Sterne beobachtet, giebt es einen einzigen Punkt, von wo man die weißen Schimmer von Chambord entdeckt.

Vom Dome in Orleans ſieht man weiter, aber Chambord verbirgt ſich. Man ſieht da nördlich das Land ſanft aufſteigend

Künſtlerthum doch nur ein oberflächliches und eitles. Zeigt ſie jedoch volle Empfänglichkeit dafür, dann iſt das Märchen ein Schatz, der ſorgfältig gehütet zu werden verdient.

Jedoch auch für dieſen zweiten günſtigen Fall regte ſich kein eigentlicher Liebestrieb im Herzen Rambert's. Er hatte ſie lieb und würde ſie doppelt lieb haben, ſagte er ſich, wenn ihre innere Entwickelung gleichen Schritt hielte mit ihren bisherigen Vorzügen; aber an eigentliche Liebe dachte er nicht, und es ſchien auch wirklich keine Anlage mehr in ihm vorhanden zu ſein für eigentliche Liebe.

Die Landſchaft um ſein Gut herum war einfach und angenehm. Er hatte dies ſein Landgut Beaurepos genannt und war gern dort während eines Theils des Sommers. Das Wohnhaus war ein altes Schlößchen aus der Zeit Franz' I., der unweit von hier aufgewachſen war und nach der Charente hinauf viel verkehrt hatte. Das Schlößchen war umgeben von uralten Bäumen, Reſten jener „haute futaie“, welche als hohe Wälder der Stolz des alten Adels, der eigentlichen Grandſeigneurs geweſen waren. Dieſe prächtigen Bäume, Ahorn und Platanen in der Mehrzahl, erſtreckten ſich vom Schlößchen bis hinab zum kleinen Fluſſe auf einem grünen Raſenboden und bildeten nicht ſowohl einen Park als einen großen Hain. Nordwärts vom Schlößchen ſtieg das Land hügelförmig in die Höhe, und hier auf trockenem Boden zog ſich ein Nadelholzwald weit hinauf, welcher Rambert ebenfalls gehörte. Rambert hatte keine Neigung zur Jagd, aber für ſeine Gäſte ließ er hier das Wild ſchonen und hegen. Seitwärts oberhalb des Schlößchens, alſo dicht am Nadelholzwalde, ſtanden die Wirthſchafts- und Stallgebäude, und hier wohnte der Verwalter des Gutes, zu welchem unten jenſeits des Flüßchens links und rechts hügelauf und hügelab Getreidefelder und Weingärten gehörten.

Vom Schlößchen abwärts hatte man durch den Hain einen vielfach offenen Ausblick auf den Fluß und auf ferne bewaldete Höhen jenſeits des Fluſſes. Hier an dieſem Ausſichtspunkte hatte Rambert am Schlößchen eine Veranda anlegen laſſen, in welcher er ſich den größten Theil des Tages aufhielt, und hier ſaß er jetzt an einem Morgen des Frühſommers. Die Vögel im Haine ſangen noch, warme Stille lag ringsum verbreitet, und hier begann Rambert's Prüfung, ob im Herzen Louiſon's Raum und Empfänglichkeit wäre für die ſtille Natur.

Das Alles war ihr neu und ſchien ihr ſehr zu gefallen. Sie ſprach wenig und hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, wenn Rambert die einzelnen Reize dieſer ſtillen Welt hervorhob.

Ihm ſelbſt ſchien ſie dabei näher und näher zu kommen, das heißt, ſie wurde vertraulicher, als ob eine Zärtlichkeit in ihr aufwachte, welche bisher in ihrem munteren Weſen gar nicht vorhanden geweſen. Sie fuhr ihm mit der Hand in das lockige ſchwarze Haar und ſagte: „Neulich in der Vorleſung flüſterte eine der Damen ihrer Nachbarin zu: du könnteſt ein Aſiate ſein, ein Perſer oder Armenier, wie Herr Malevy wohl einer iſt. Biſt du ſo was? Nein!“

„Nein. Wir aus dem Süden Frankreichs grenzen eben näher an die Orientalen.“

„Nein, du biſt keiner. Sonſt könnt' ich nicht ſo nahe mit dir verkehren. Vor einem Orientalen, wie du's nennſt, würde ich mich ſcheuen, der hat was Fremdes.“

„Und du ſcheuſt dich vor mir nicht?“

„O, gar nicht!“ und dabei küßte ſie ihn auf die Wange.

Das war ihm ganz behaglich, aber es war ihm doch nicht mehr, und er fuhr gleichmüthig fort: „Ich weiß, was du willſt, Schmeichlerin!“

„Was denn?“

„Jean!“ rief er, und Jean trat aus dem Schlößchen.

„Jean, iſt der Damenſattel von Bordeaux angekommen.“

„Ja wohl!“ antwortete Jean nicht ohne Aerger.

„Ah! biſt du lieb!“ jauchzte Louiſon.

„Der Reitknecht Jacques ſoll ihn auf die Fuchsſtute, auf die Sochne, legen und für mich den Scheitan ſatteln.“

„Gleich hinaus? Aber ich habe noch nie auf einem Pferde geſeſſen.“

„Die Sochne iſt lammfromm, und wir reiten heute nur Schritt, damit du nicht herunterfällſt. Zieh' dein Reitkleid an.“

Kurz, nach einer Viertelſtunde hatte er ſie aufs Pferd gehoben und ihr deutlich aus einander geſetzt, wie ſie die Zügel zu führen und wie ſie das Knie anzupreſſen habe, und zwiſchen ihm und Jacques auf der anderen Seite ritt ſie langſam durch den Hain zum Fluſſe hinab. Sie war ſelig. Alles begriff ſie ſchnell, und Rambert meinte deshalb, man könnte ſogleich einen Ausflug über die Brücke hinüber in die Hügellandſchaft wagen. Es ging wirklich; ſie ſaß bald ganz unbeſorgt auf dem Roſſe und ſchaute guten Muthes umher, einzelne Partien der Gegend mit einem „hübſch!“ auszeichnend, ſo daß Rambert meinen konnte: ſie hat Sinn für die Natur! Da kam eine Störung. Ein Bauer mit einem Eſel zog an ihnen vorüber, und der Eſel ſchrie plötzlich. Sochne erſchrak, zog ſich zuſammen und Louiſon verlor den Sitz. Sie ſank nach der Seite in Rambert's Arme, der ſein Pferd raſch an Sochne hinangedrückt hatte. Jacques ſeinerſeits hatte Sochne ſogleich am Zügel feſtgehalten, und Louiſon konnte ſich wieder in ihren Sitz einrütteln.

Da war eine Umarmung vorgefallen, und Rambert — nein, auch dieſe Umarmung ging ſpurlos an ihm vorüber. Er blieb der Onkel.

Louiſon ſelbſt war nicht beſonders erſchrocken und ſagte gefaßt: „Ich weiß nun, worauf es ankommt; ich muß das Knie immer feſt andrücken, das vergeſſ' ich nicht mehr.“

Sie vergaß es wirklich nicht, ſie hatte auch für dieſe Kunſt Geſchick. Tägliches Ausreiten brachte es in einer Woche dahin, daß ſie allein ihr Pferd führen und daß Jacques hinter ihr zurückbleiben konnte. Nach vierzehn Tagen ritt ſie ganz tapfer.

Aber nun wollte ſie früh und ſpät reiten, und Rambert brachte [illegible] nicht mehr zu einem Spaziergange mit ihr, deſſen geſammelte Stimmung ihm geſtattet hätte, ihren Sinn für Naturreize zu beobachten. Und nun kam Herr Malevy dazu. Jetzt war die Prüfung unmöglich, die Einſamkeit zu Zweien war am Ende. Er hatte nur erfahren, daß ſie ein raſches Auge beſitze für maleriſche Punkte der Landſchaft, weiter nichts.

Nun war die Zerſtreuung da mit dem witzigen Schriftſteller, der immer witzig ſein wollte und es auch wirklich meiſtens war, eine Lockung, welcher Louiſon immer folgte. Dabei, geſtand ſich Rambert, kann ſich kein Seelenleben entwickeln.

Wohl aber entwickelte ſich Malevy's Stück. Das Gerippe der Komödie, welches er mitgebracht, war darauf berechnet, daß jeder Act mit einem Lebensacte Louiſon's ausgefüllt würde. Sie mußte alſo erzählen, ausführlich erzählen, was ſie noch wußte von ihrer früheſten Jugend.

Bei der Erziehung im Kloſter ſollte der erſte Act beginnen. Der Verkehr mit den Mitſchülerinnen ſollte luſtig zur Einleitung dienen. Dann ſollte eine, die im Alter etwas vorgerückt war, den Mittelpunkt der Intrigue bilden. Sie hatte Billetdoux nach außen gewechſelt, ſie hatte ein Rendezvous im Kloſtergarten gewagt. Ganz zufällig kommt Louiſon in die Nähe und hört mit Staunen die gegenſeitigen Liebeserklärungen. Sie findet das ſehr hübſch. Aber die Intrigue iſt von der Oberin entdeckt worden, das Rendezvous wird geſtört, wird überfallen, und es folgt eine feierliche Unterſuchung. Louiſon, welche man in der Nähe geſehen, ſoll Zeugniß ablegen. Wie benimmt ſie ſich? Lügt ſie? Sie lügt nicht, ſagt aber nichts aus zum Schaden der Mitſchülerin; kurz, es kommt ein ſchlagender Moment für eine — ingénue. Dann folgt die Aufführung eines Stückes, und da extemporirt ſie in Bezug auf Liebesſchwüre allerliebſt.

Zweiter Act. Glühendes Verlangen Louiſon's nach dem Theater. Unterrichtsſtunden bei Rambert. Naive Aeußerungen Louiſon's, als ihr das Talent abgeſprochen wird. Komiſche Verzweiflung und dann herzhafter Entſchluß zur Flucht. Vorbereitungen dazu mit den Kleidern. Dann küßt ſie den ſchlafenden Vater. Rührung. Mitten in der Rührung ſtiehlt ſie dem Vater Geld und begründet in einem merkwürdigen Monologe ihr Recht zu dieſer Miſſethat.

„Notabene,“ ſchob Malevy dazwiſchen, „bei den Unterrichtsſtunden müſſen wir die nothwendigen Liebesverhältniſſe vorbereiten. Das Mädchen verſteht es noch nicht, wenn der Vortragsmeiſter Liebesregungen für ſie empfindet.“

„Sind Sie toll, Malevy, mir ſolche Dinge öffentlich anzudichten!“ rief Rambert, welcher nicht weit von ihm und Louiſon in der Veranda ſein Journal las.

„Toll? Wie ſo? Ich kann doch nicht ein Drama zu Stande bringen ohne Liebesneigung und Liebesſteigerung? Hier iſt ja nur von einer kleinen Flamme die Rede, welche ganz natürlich —“

„Und ganz Paris erführe, daß der verliebte Seladon mit kleiner Flamme Profeſſor Rambert wäre!“

„Ah, das wäre charmant!“ rief Louiſon.

„Charmant? Das verbitt' ich mir ernſtlich. Thörichtes Mädchen! Ich war nie in dich verliebt und bin es nicht. Malery, das geht nicht.“

„Geduld! Geduld! ſtrenger Herr. Das Publikum braucht's ja nicht zu glauben. Die Eltern nur ſollen's glauben, Papa und Mama Miot. Die eigentlich erſte Liebſchaft kommt ja erſt in Paris, die Liebſchaft mit einem Seiltänzer.“

„Was?!“ ſchrie Louiſon.

„Sie werden ja roth! 's iſt alſo richtig.“

„Nein, Malery,“ ſagte Rambert aufſtehend, „eine ſo grelle Benutzung wirklicher Vorgänge für ein Theaterſtück iſt unzuläſſig.“

„Unbeſorgt, edler Profeſſor! Das ſieht nur in der Skizze ſo grell aus, in der Ausführung verſchwinden die Aehnlichkeiten. Aber Sie haben Recht: man muß ein Stück nicht componiren in Gegenwart der Perſonen, welche darin vorkommen und handeln ſollen. Die ſchreien immer. Baſta! Mademoiſelle Louiſon, Sie haben verſprochen, mit mir ſpazieren zu reiten.“

„Können Sie denn reiten, Pariſer?“ fragte Rambert.

„Na, ob! Alle freien Künſte ſind mir unterthan.“

Es geſchah, wie er wünſchte; und er fiel richtig vom Pferde, aber auf eine ſo drollige Weiſe, daß Louiſon herzlich dabei lachen konnte und daß auch Rambert lachte, als Malery wie Falſtaff aus einander ſetzte, daß er dieſen Fall, das heißt einen Purzelbaum beabſichtigt habe, um das Herz Louiſon's für ſein Stück zu prüfen. Seine Vorausſicht über den Charakter dieſer Dame habe ſich bewährt: ſo wie ſie keine Dankbarkeit kenne, ſo empfinde ſie auch kein Mitleid. Ehe ſie noch gewußt, ob er den Hals oder wenigſtens einige Rippen gebrochen, habe ſie aus vollem Halſe gelacht. Dankbarkeit und Mitleid ſeien untergeordnete Empfindungen für ein künſtleriſches Genie, und das ſei von Wichtigkeit für ſein Stück.

Rambert blieb nicht ohne Beſorgniß, daß Malevy, ein ſehr indiscreter Geſell, ihn und Louiſon compromittiren könne in ſeinem Drama, und beauftragte den endlich ankommenden Juron, dies zu verhindern. Juron hatte als Schriftſteller größere Macht über Malevy und bezweifelte nicht, daß er mit ihm zu Stande kommen werde.

Dabei vergingen die heißen Sommertage, und man rüſtete ſich zur Reiſe nach Biarritz. Ueber das innere Weſen Louiſon's war Rambert nicht eben vorgerückt an Kenntniß, denn es zeigte ſich nicht klar, ob ihr Sinn für die Natur mehr wäre als karges Wohlgefallen an landſchaftlichen, alſo nur an maleriſchen Reizen. Und auch ein zweiter Verſuch der Aufklärung über ihr inneres Weſen führte nicht zum Ziele. Dieſer zweite Verſuch betraf die Lectüre. Rambert gab ihr Bücher aller erſinnlichen Art und ermahnte ſie zum Leſen derjenigen, welche ihr zuſagten. Dadurch allein ſei Bildung zu erwerben. Sie las hier und da, weil er eben nachfragte, ein Buch, und beim Geſpräch über daſſelbe zeigte ſich, daß ſie es gut geleſen. Sie kannte den Inhalt genau. Aber ihr Bericht verrieth, daß ihr die Lectüre kein beſonderes Intereſſe erweckt hatte, und ſie zeigte niemals Luſt, ein neues Buch anzufangen.

Zweifelnd blickte Rambert auf das ungetrübt heitere Märchen, welches täglich in Malevy drang, ihr die

Rolle einzuhändigen, welche ſie in ſeinem Stücke zu ſpielen hätte. Dies intereſſirte ſie mehr als Alles.

Jean, welchem der Briefbote aus Pons täglich die angekommenen Briefe einhändigte, berichtete ſeinem Herrn Rambert außerdem, daß allwöchentlich ein Brief an die Demoiſelle ankomme, welcher ſicherlich vom Clown Roſas herrühre. Rambert's Zweifel wurden dadurch nur erhöht.

Die Abreiſe war endlich auf den nächſten Tag feſtgeſetzt. Malery, welcher fleißig gearbeitet hatte an ſeinem Drama, wollte nach Paris zurück, weil er das Landleben doch verdummend fand, und bat Louiſon am letzten Abend um einen Beſuch auf ſeinem Zimmer. „Erſchrecken Sie nicht," ſagte er lachend, „ich bin ein Courmacher ohne Conſequenz, ich kann nicht einmal compromittiren. Und es handelt ſich gar nicht um mich, ſondern um unſere Komödie und um Ihre Rolle. Die Komödie iſt ſo gut wie fertig, Sie ſollen ſie in den Hauptumriſſen kennen lernen, damit Sie Ihre Rolle verſtehen, und Sie ſollen Ihre bereits ausgeſchriebene Rolle in Empfang nehmen."

„Ich komme."

„Aber Sie ſollen darüber gegen die Herren Rambert und Juron abſolut ſchweigen."

„Ich werde ſchweigen."

So kam ſie denn äußerſt neugierig auf ſein Zimmer, und es zeigte ſich in ſeiner Einleitung, daß er die Beziehungen auf Rambert und auf Roſas vollſtändig angebracht hatte, und daß ſie ſelbſt ſprach und handelte, wie ſie in ihrem bisherigen Leben geſprochen und gehandelt hatte.

Sie erſchrak, erſchrak von Scene zu Scene mehr, ſagte aber nichts, ſondern blickte ihn am Ende nur ſchweigend an.

„Nun, gefällt's Ihnen?"

„Sehr. Aber —"

„Schönes Kind," ſprach er plötzlich mit ungewöhnlichem Ernſte, „was man will, das muß man ganz wollen. Sie wollen eine Schauſpielerin von Wirkung werden?"

„Ja."

„Sie wollen mit Ihrem erſten Auftreten in Paris einen durchſchlagenden Erfolg erringen?"

„Ja."

„Nun, hier in dieſem Manuſcripte ſind dazu die richtigen Mittel. Das weiß ich. Schwächen Sie dieſe Mittel ab durch Rückſichten auf perſönliche Bekanntſchaft, ſo ſchwächen Sie das Stück und ſchwächen Ihre Rolle, ja wir verderben wahrſcheinlich Beides. Ich ſage verderben. Denn gerade in dieſem Punkte, den Sie abſchwächen wollen, pulſirt die eigentliche Kraft des Stückes und Ihrer Rolle. Verſtehen Sie mich?"

„Ich glaube, ja."

„Nun, ſo zeigen Sie, daß Sie eine künſtleriſche Natur ſind, daß Ihnen die Kunſt und der künſtleriſche Erfolg höher ſteht als irgend ein Privatverhältniß. Acceptiren Sie Stück und Rolle, wie ſie wirkungsvoll vorliegen, und verſchweigen Sie Rambert, Juron und Jedermann, wie Stück und Rolle beſchaffen ſind. Wollen Sie?"

Nach kurzer Pauſe ſagte ſie: „Ja, ich will."

„Bon! Da iſt die Rolle. Niemand darf ſie ſehen, und Sie werden dieſelbe in der Stille lernen. Wenn es im Herbſt zu den Proben kommt, dann werd' ich dafür ſorgen, daß Niemand zugelaſſen wird, auch Juron und Rambert nicht. In unſerem Falle mit einer wichtigen Debütantin, welche überraſchen ſoll, erzwingt das der Director unter dem Vorwande, daß der Reiz der Neuheit vollſtändig gewahrt werden müſſe."

Und nun erzählte er ihr den ganzen Vorgang des Stückes und las ihr wichtige Scenen ganz vor, ſo daß ſie nach einer Stunde den Gang des Stückes, den Zuſammenhang mit ihrer Rolle kannte.

Als er fertig war, wiederholte er die Frage: „Wir ſind einig über unverbrüchliches Schweigen?"

„Einig" — antwortete ſie feſten Tones, ihren Freund und Wohlthäter entſchloſſen verrathend.

„Und nun," fuhr er fort, „bitt' ich mir pränumerando einen Kuß aus für den vorbereiteten Triumph!"

Dabei putzte er ſich den grauen Schnurrbart mit dem Taſchentuche ab — er war leider ein Schnupfer — und breitete die kurzen dicken Arme aus.

Louiſon machte keine Umſtände, ſondern lachte und verabreichte ihm dieſen Kuß.

Des anderen Tages reiſte er mit ſeinem verrätheriſchen Manuſcripte nach Paris, und Rambert, Juron, Louiſon und Mama reiſten nach Biarritz.

Rambert hatte keine Ahnung, daß ihn ſein künſtleriſches Pflegekind ſo ganz als Künſtlerin behandeln und hintergehen könnte.

gen Paris und Isle de France hin, baumreich und voll, noch ganz von jener Mittelfärbung, welche das grüne Erdlicht des Nordens trägt, und welche ſchon einen Schimmer gewinnt von dem tieferen Tone des Südens, von Braun und Roth. Jenſeits, ſüdlich der Loire, ſtreckt ſich das Land platteben nach dem Berry hin, nach Bourges, welches der Mittelpunkt von Frankreich, und weiter. Aber vor den einfachen, fruchtbaren Feldern des Berry wirkt die ſtille Waſſerwelt der Loire noch weithin. Sümpfe, Teiche, karger Boden ſind da jetzt noch nicht bezwungen. Hier, und noch tiefer ins Innere hinein, nach der Provinz Marche hin, hat ſich denn auch die rohe Welt des galliſchen Edelmannes am längſten erhalten. Nicht des luxurioſen Seigneurs, ſondern des rohen Feudalherrns, die Welt der Mauprat, die uns Georges Sand ſchildert. Da ſind Haiden und Wälder, wohinein die Revolution am ſchwerſten und ſpäteſten drang. Ganz anders war von jeher das Volk, das die Loire entlang wohnt. Es war ſtets das juste milieu von Frankreich, das juste milieu mit liebenswürdigem Maße, und nicht ohne Schwäche. Hierher flüchteten die Könige, wenn ſie von allen Seiten bedroht waren, wenn das ſüdliche Land, wild in Aeußerungen, ſie bedrängte, wenn der Norden, der geiſtige Sitz aller Revolution Frankreichs, mit ſchonungsloſer Folgerung ihnen ans Leben ging. Hier fanden ſie, wenn nicht Schutz, doch Ruhe. Man iſt hier mild und ſanft und billig. Maßvolle Autoren, wie Alfred de Vigny, nennen es darum gern das wahre Frankreich, das Land von Blois — le pays blaisois — und die Touraine. Die franzöſiſche Anmuth iſt hier zu Hauſe, man ſpricht ein reines, einfaches Franzöſiſch, nicht ſo ſchnell und pikant wie in Paris, aber klar und voll. Die franzöſiſche Macht aber wohnt hier nicht. Beſonders am ſüdlichen Ufer der Loire, wo die Touraine tief hinab geht nach dem Süden mit ihrem weichen, milden Erdreiche, da wird auch das Volk allzu weich, wird energielos, und der ſprudelnde Franzoſe verliert ſich. Blois ſelbſt hält ſich am günſtigſten in der Mitte, wie der König, den es geboren und gehegt und gepflegt, Ludwig XII. Ebenſo das

Sechstes Capitel.

Es war eins der kleineren Häuſer in Biarritz für Rambert gemiethet worden, und in dieſem richtete er ſich ein mit den beiden Damen und mit ſeiner Dienerſchaft. — Dieſe Häuſer ſind zumeiſt einſtöckig und haben einen Balcon. Für Juron war kein Platz, er mußte ins Wirthshaus. Dorthin wurden auch die Reitpferde Rambert's mit den Reitknechten gebracht, als ſie einige Tage ſpäter ankamen.

Rambert war alſo in ungeſtörtem häuslichen Verkehr mit den Damen Miot und führte ſie ſofort im Orte umher, um ſie zu orientiren, da er ſelbſt die dortigen Seebäder ſchon mehrmals gebraucht.

Es war ein leicht bedeckter, ſchöner Sommertag, und die leichten Wolken waren ſehr erwünſcht, denn Biarritz iſt arm an Schatten. Rambert's Aufgabe war übrigens dankbar, denn der Ort liegt ſchön. Auf hoher Küſte angebaut, ſchaut er in den Ocean weit hinaus. Man ſieht, ſo weit das Auge reicht, das unendlich ſcheinende Meer. Mit hohen Wogen dringt es herein in den Winkel zwiſchen Spanien und Frankreich, mit einem Wogenſchlage kommt es brauſend daher, wie man ihn kaum in einem anderen Seebade findet. Links gegen Süden erblickt man deutlich den Ausfluß der Bidaſſoa, die Grenze Spaniens, und folgt gegen Weſten dieſer Küſte weit, weit hinaus bis zum Horizonte, welchen der Ocean bildet. Rückwärts gegen Oſten nach dem nahen Bayonne hin iſt das franzöſiſche Land, hier Land der Basken, einfach und eben. Nach Norden nur in kurzer Entfernung, da wo der Fluß Adour ins Meer mündet, tritt maleriſch ein Leuchtthurm in die Luft. Es fehlt, wie geſagt, an Bäumen, und von einem Walde iſt auch in der Ferne keine Spur. Hecken von Buchsbaum müſſen ihn erſetzen.

Louiſon war ganz betroffen von den großen Verhältniſſen dieſer Küſte, als Rambert ſie hinüberführte an den Abhang über dem eigentlichen Badeſtrande, betroffen über die haushohen Wellen, welche da unten heranſtürmten. Mama Miot bekreuzigte ſich. Hier könnte doch kein ſterblicher Menſch baden!

„Da unten aber, wie Sie ſehen, baden doch Menſchen, und die ſind alle ſterblich,“ ſagte Rambert. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „iſt da links drüben eine ganz kleine Bucht, wo das eingefangene Meer ſich ruhig verhält. Dort badet man auch, wenn man ſich vor den hohen Wogen hier unten fürchtet, und dort kann Louiſon morgen ihre Saiſon beginnen.“

„Nein, nein! Hier! hier!“ rief ſie, mit Staunen hinabblickend, „hier muß es ja wunderſchön ſein.“

„Hier müſſen wir einen Fiſcher miethen, welcher dich bei den Händen hält, denn die Wellen werfen dich um.“

„Miethen wir! Aber hier!“

So ſtiegen ſie denn trotz der ſtöhnenden Mama hinab, und Rambert empfahl ſie einem freundlichen Basken, welcher das Badehemd beſorgt — es iſt dort

Alles offen, und Jeder ſieht den Anderen, auch die Andere — und welcher für jegliche Sicherheit haftet.

„Nur keine Furcht, Mamſell!“ ſchrie er in den Waſſerlärm, „der Tyran kriegt uns nicht!“

„Wer iſt der Tyran?“ fragte ſie.

„Das iſt die Ebbe,“ antwortete Rambert, „welche den Menſchen hinauszieht ins Weite. Folgt er ihr, der Verſucherin, und wird dann von der Fluth überraſcht, dann iſt er verloren.“

„Jeſus!“ ſchrie Mama Miot.

Rambert war ſehr erfreut, daß Louiſon ſo viel Intereſſe zeigte an den Wundern der Natur, und ſo viel muthiges Intereſſe.

Er führte ſie denn nun täglich hinab zu der Holzbaracke des Fiſchers, in welcher deſſen Frau die Badetoilette bereit hielt, und er beobachtete von Weitem, indem er ſelbſt badete, ob ſie auch gut behütet werde.

Sie war in den erſten acht Tagen von einſchmeichelnder Liebenswürdigkeit für ihn, war ſinnig und aufmerkſam für ſeine Reden wie kaum je. Sie las Stunden lang in den Büchern, welche er ihr gab, ja ſie ermunterte ihn zu ernſten Geſprächen, wenn ſie an ſeinem Arme ſpazieren ging. Der ganze Theaterteufel ſchien ausgetrieben zu ſein von den neuen Eindrücken. Rambert war ganz beglückt; er lächelte überlegen zu Juron's Geſpött über das Idyll, in welches er ſich hineintäuſchen ließe.

Dies Lächeln wurde Juron endlich zuwider, und er ſah ſich nach anderer Geſellſchaft um. Die fand er denn auch drüben, ein wenig abwärts unweit der ſtillen Bucht, wo die vornehmen Leute badeten. Dort hatte ſich eine große Coterie gebildet von Engländern, Pariſer Sportsmen und Gentilshommes, wie man ſie nannte, aus allen Ländern Europa's. Dort fand er beſſere

Unterhaltung. Man hatte dort ein Kaffeehaus, wo über Pferde und Moden geſchwatzt, wohl auch witzig geſchwatzt wurde, und wo ſich ein ſehr beſuchtes Spielzimmer vorfand. Dort begegnete er namentlich einem Pariſer Bekannten, einem jungen Irländer, welcher ihm ſehr zuſagte durch Keckheit, Unterhaltungsluſt und tollen Muth. Es war dies ein hoch gewachſener Mann mit rothem Haar und rothem Vollbart, von jenem Braunroth, welches die italieniſchen Maler der Renaiſſancezeit ſo gern gemalt haben. Ein ſcharf geſchnittenes Antlitz, blendend weiß und doch ohne Sommerſproſſen, und ſtechende Augen zeichneten ihn aus. Er machte viel Aufwand, obwohl er ein jüngerer Sohn, alſo nicht reich war, und man ſagte ihm viel Schulden nach. Vielleicht deshalb war er der verwegenſte Spieler.

„Der macht ſeinen Weg zur Höhe oder zur Tiefe in raſchem Tempo, und dieſe Leute ſeh' ich gern," ſagte Juron in Louiſon's Gegenwart, und dieſe fuhr fort:

„Er ſieht mich immer durch ſein eingeklemmtes Glas an, als wollt' er mich ſtechen. Wie heißt er?"

„O'Brien."

Nach acht Tagen ſaß ſie neben ihm in jenem unteren Kaffeehauſe. Die Ueberraſchung von Meer und Land war vorüber, und ſie war Juron's Einladung da hinab gefolgt, um doch auch das ariſtokratiſche Biarritz kennen zu lernen. Rambert hatte dazu den Kopf geſchüttelt, aber Louiſon hatte geſagt: „Eine Schauſpielerin muß Alles kennen lernen, und Onkel Rambert geht mit."

„Das thut er wohl nicht, aber er wird dich nicht hindern."

Juron's Einladung war nicht ohne nichtswürdige Abſicht. Er hegte einen tiefen Groll gegen Louiſon, weil ſie ihn unſympathiſch fand, und es erſchien ihm wie eine Genugthuung, wenn dem thörichten Rambert thatſächlich bewieſen würde, daß dieſe beſtechende junge Schauſpielerin doch eben nichts Beſſeres ſei als eine Komödiantin, welche ihrer Vergnügung und ihren Vortheilen nachliefe, wo dieſe nur immer zu finden wären. Deshalb brachte er ſie unter dieſe lüderliche Jeunesse dorée im unteren Kaffeehauſe. Da werde ſie Verlockungen in Fülle finden und ihnen ſicherlich unterliegen. Denn es ſei gar zu verführeriſch, alle Welt um ſich her gleichen Sinnes zu ſehen in der leichtſinnigſten Anſchauung des täglichen Lebens. Dieſe jungen Leute, Söhne reicher Eltern, ſündigen auf das Beſitzthum der Alten los bei Tag und Nacht. Am Ende, ſagen ſie, muß doch die Familie für uns zahlen oder ſonſtwie für uns einſtehen, und wozu wären wir jung, und wozu gäbe es Pferde, Weiber und Spiel und was ſonſt noch, als um uns zu ergötzen! Ein Narr, der's verſäumt.

Für eine Künſtlerin iſt dieſer luſtige Standpunkt doppelt verlockend. Sie lebt und webt ja im freien Gebilde der Phantaſie. Wie ſollte es ihr nicht gefallen, dieſe phantaſtiſche Welt auch in der Wirklichkeit um ſich zu ſehen und zu genießen!

Sie horchte zuerſt erſtaunt zu, wenn dieſe jungen Helden des Leichtſinns Alles in der Welt fraglos für ſich in Anſpruch nahmen, Geld und Geldeswerth wie eine Chimäre behandelten, mit der man Poſſen treiben dürfte, und der ſchönen jungen Künſtlerin alles Mögliche zu Füßen legten.

Abſonderlich jener O'Brien that ſich darin hervor. Er erklärte ihr ſogleich, unmittelbar nachdem Juron ihn vorgeſtellt, daß er ſie ſchon in Paris bewundert und daß er ſein ganzes Leben ihr widmen wolle. Sie ſei die Dame, welche ſein Herz ganz und für immer erobert habe. Sie möge rückſichtslos über ihn gebieten. Was ſie wünſche, was ſie befehle, er werde es zu Stande bringen, koſte es Millionen, koſte es auch Menſchenleben. Wenn ſie darüber lache, weil ſie's für Uebertreibung halte, ſo lache er mit, wiederhole aber mit feierlichem Ernſte: er habe kein Wort zu viel geſagt, ſie ſolle ihn getroſt auf die Probe ſtellen, und ſie werde ſich überzeugen, daß er Wort halte bis an die Pforten der Hölle.

Louiſon war nüchtern und klug genug, um die Uebertreibungen O'Brien's als ſolche zu erkennen, aber trotzdem blieb doch ſehr viel Behagliches für ſie übrig; und da nun einer nach dem anderen von dieſen jungen Lebemännern ſich vorſtellen ließ und jeder preiſende Worte für ſie im Munde führte, da hätte ſie doch von Stein ſein müſſen, wenn ſie nicht dieſe Exiſtenz charmant gefunden hätte. Daß eine magere Engländerin, welche am Nebentiſche dieſe Ueberſchwänglichkeiten „shoking" fand, ſich ärgerlich entfernte, war nur geeignet, ihren wohlthuenden Eindruck zu erhöhen; beſonders als zuletzt noch ein Graf Bilſac, welchen ſie ſchon einige Male in Paris neben Rambert geſehen, zu ihr trat und mit halblauter Stimme ihr ſeine Verehrung ausdrückte. Er unterſchied ſich von den Uebrigen durch ein geſetztes Weſen, ſprach ruhiger und einfacher, aber bat ſie geradezu um ihre Hand.

Sie erzählte das Alles freimüthig dem Onkel Rambert, als ſie nach Hauſe kam, und war etwas betroffen, als er ſich ſchweigend dazu verhielt und mit der Hand eine ſo gewiß wegwerfende Bewegung machte.

„Sie werden dich verderben," ſagte er endlich ernſten Tones, „denn Eitelkeit und Leichtſinn werden dir die Kraft entziehen, dich zu ſchützen."

Der Onkel gefiel ihr da nicht, und ſie gedachte des

Wortes, welches ſie von den jungen Cavalieren über ihn gehört hatte: er ſei ein Sauertopf, ſei ein Philiſter.

„Von alle den gedankenloſen Schwindlern“ — fuhr Rambert fort — „iſt Graf Vilſac vielleicht auszunehmen, der ſchlimmſte aber iſt jener O'Brien, und er iſt vorzugsweiſe angethan, dir Unheil zu bereiten. Er iſt, wie ich von Engländern höre, ein vollendeter Taugenichts. Sein eigener Bruder hat ihn endlich aufgegeben. Laß dich ernſtlich gewarnt ſein. Am beſten wär's, du vermiedeſt das Kaffeehaus da unten.“

„Uebertreiben wir nicht auch!“ warf Juron dazwiſchen, der eingetreten war. „Eine Künſtlerin muß auch dieſe Welt kennen lernen, um verſtändig in ihr zu ſpielen, wenn ein Stück an ſie kommt, welches ſich in dieſen Kreiſen herumtummelt. Demoiſelle Louiſon wird ſich an dies Flittergold gewöhnen und es bald zu unterſcheiden wiſſen von echtem Golde. O'Brien iſt immerhin ein merkwürdiges Original von Courage und Thatkraft.“

Louiſon folgte indeſſen doch dem Onkel und vermied einige Tage das Kaffeehaus. Sie ritt mit Rambert ſpazieren, da die Pferde angekommen waren. Aber ſobald die Jeunesse dorée das bemerkt hatte, ließen ſich namentlich O'Brien und Vilſac Miethpferde aus Bayonne kommen, geſellten ſich zu ihnen und baten um die Erlaubniß, ſie begleiten zu dürfen.

Rambert fand das läſtig und gab das Ausreiten auf. Der Zeitpunkt ſchien näher und näher zu rücken, wo er dieſen anmuthigen Kobold doch endlich, wie Juron immer anrieth, aufgeben, aus ſeiner Nähe entlaſſen, Louiſon ſammt Mama ihrem Schickſale anheim geben würde. Eine Verſtimmung folgte der anderen. Auch Jean ſorgte dafür. Eines Morgens berichtete er in klagendem Tone, daß Sochne lahm wäre. Demoiſelle ſei geſtern nach Bayonne hinein und von Bayonne heraus ſo wild über Stock und Stein geritten —

„Sie iſt nach Bayonne geritten?"

„Ja wohl! Um den Clown zu ſprechen, den Roſas."

„Der iſt in Bayonne?"

„Der war geſtern in Bayonne. Jacques' Beſchreibung paßt Zug um Zug. Dieſer dumme Reitknecht iſt wie jeder unſerer Dienſtboten von der Demoiſelle eingenommen, der wird nichts Nachtheiliges über ſie erfinden, und der Klotz weiß nicht, was der Clown bedeutet, den ſie im Gaſthofe beſucht und der ſie beim Abſchiede aufs Pferd gehoben hat."

In dieſem Augenblicke trat Louiſon ins Zimmer, um zu fragen, ob Onkel Rambert nicht endlich einmal wieder mit ihr ausreiten wollte.

„Dein Pferd, die Sochne, iſt lahm. Du haſt ſie geſtern überjagt. Was hatteſt du denn ſo eilig in Bayonne zu thun?"

Louiſon log nicht. Sie antwortete alſo ruhig: „Ich wollte einen Bekannten ſprechen, der auf dem Wege nach Madrid durch Bayonne kam und nur ein paar Stunden dort blieb."

„Nach Madrid? Am Ende der Spanier, dein Freund, der Clown Roſas?"

„Ja wohl," ſagte ſie ohne Stocken.

Rambert ſchwieg und verabſchiedete Jean mit einem Winke.

Er war nun allein mit ihr und im Begriffe, das entſcheidende Wort auszuſprechen und ihr die Trennung anzukündigen.

Sie hatte ſich neben ihn geſetzt, und er hatte ſie nicht angeſehen. Jetzt wendete er ſich zu ihr, und ihre reizend fröhlichen Augen trafen ihn wie Sonnenblicke.

Sie erſchien völlig unbefangen, ſtreckte ihm die Hand entgegen und ſprach herzlich: „Wenn dich das junge Volk unten vom Kaffeehauſe beläſtigt, ſo laß uns doch einmal die Richtung nach dem Adour hinüber einſchlagen. Dann finden ſie uns nicht, und wir können wieder einmal einſam mit einander reden, was mir in der letzten Zeit gefehlt hat.“

Hierdurch wurde Rambert wieder irre; ihr Weſen wurde plötzlich wieder das Räthſel, welches ihn neuerdings intereſſirte.

Dazu kam im nächſten Augenblick ein neuer Zug ihres Charakters, welcher ihn geradezu verblüffte. Bisher hatte er ihr immer unter dem Titel eines Taſchengeldes kleinere und größere Summen angeboten für ihre Luxusausgaben. Sie hatte oft gezögert, ſie anzunehmen, und wenn ſie dieſelben angenommen, ſo hatte ſie wie beſchämt dazu geſchwiegen. Jetzt zum erſten Male bat ſie ihn frank und frei mit heiterer Miene — um fünfhundert Francs.

Höchſt überraſcht fragte er: „Was haſt du denn vor?“

„Ich habe meine ganze Barſchaft geſtern verloren.“

„Verloren?“

„Im Spiel.“

„Du haſt geſpielt?“

„Ja wohl. Unten im Kaffeehauſe. Das iſt ſehr unterhaltend, und zuerſt hab’ ich immer gewonnen. Das war reizend! Hernach aber hab’ ich Alles verloren, und da war ich in Verzweiflung, daß ich kein Geld mehr hatte, um mir das Verlorene wiederzuholen.“

„Das taugt nichts, mein Kind.“

„Was?“

„Daß du ſpielſt. Das Spiel iſt wirklich ein Laſter. Und wenn leichtſinniges Volk das leugnet, ſo glaube mir wenigſtens, wenn ich dir ſage: das Spiel iſt ein Unglück. Wer ſpielt, der tödtet ſich für alles Uebrige, was den Menſchen hält, bewegt, erhöht. Wenn im Herbſte dein Debüt gelingt, ſo wirſt du eine hohe Gage bekommen. Was iſt die höchſte Gage gegen den immer vorhandenen Haufen Geldſtücke auf dem Spieltiſche, welchen du mit einem Zuge gewinnen kannſt? Nichts iſt ſie. Der Spieltiſch kann ja in jedem Augenblicke mehr einbringen als dein Beruf im ganzen Jahre. Der Spieltiſch wird dir alſo Eins und Alles. Deine Kunſt wird Nebenſache, und da am Ende jeder Spieler verliert, ſo geräthſt du unrettbar ins Elend. Spiele nicht mehr!“

Sie hatte die Augen niedergeſchlagen und ſagte kein Wort.

„Willſt du mir's verſprechen?“

„Nicht gern. Es macht mir ſo viel Vergnügen.“

Erſtaunt hörte er dieſe naive Offenherzigkeit. — Und ſie beſtach ihn wieder. Das Räthſel dieſes Geſchöpfes wurde immer mannigfaltiger, und er meinte, ſich ſagen zu müſſen: der eigentliche Fond iſt doch wunderbar ehrlich, ſchlag' nicht hinein!

Ohne ein Wort zu ſagen, öffnete er den verſchloſſenen Theil ſeines Schreibtiſches, nahm eine Note von tauſend Francs heraus und reichte ſie ihr.

„Du wirſt ſie verſpielen.“

„Ich werd' gewinnen.“

„Du wirſt ſie verſpielen und zu dieſem Zwecke nie einen Sou wieder von mir erhalten, weil du taub biſt gegen die Lehre eines erfahrenen Mannes. Dann wirſt du Schulden machen, um deiner Neigung zum Laſter Genüge zu thun, und wirſt untergehen moraliſch wie künſtleriſch. Geh' deines Wegs. Reiten können wir heute nicht. Sochne iſt lahm.“

Sie fiel ihm um den Hals, küßte ihn und flog hinweg.

daranſtoßende Vendome, und Anjou, das an dieſes grenzt. Dieſe familiärſten Namen der Prinzen Frankreichs, treue Familienſitze des Königshauſes, die ſich nördlich von der Loire hinabziehen von Orléans bis an die Bretagne, verkündigen alle das innerliche, treue Frankreich. Die Bretagne, ein ſpät erworbenes Land, aus ganz andern Elementen zuſammengeſetzt, am zäheſten alter, eigener Sitte getreu, begrenzt ſcharf dies fränkiſche Königsland.

Die Geſchichte verlegt auch den religiöſen Hauptſitz des alten Gallien in dieſe Gegenden. Zwiſchen Orléans und Chartres hat ſich tiefe Waldung hingebreitet, und darin haben die Druiden Gott angebetet.

Wie dieſe Länder an die Krone gekommen ſind, das iſt ein unintereſſantes Weſen, weil es ſich überall in ähnlichen Sproſſen wiederholt. Wenn man den Hergang kennt von einer dieſer Provinzen, ſo genügt bei den übrigen ein Wort. Unter den Nachfolgern des Clovis gab's ein Königreich Orléans, das ſpäter an Auſtraſien kam, dann zum Herzogthume Frankreich gehörte und von Hugo Capet der Krone einverleibt wurde. Dieſe verſchenkte es dann als Lehen nach ihrem Belieben, und ſo gab es Ludwig XIV. ſeinem Bruder, von dem die jetzige Familie Orléans leiblich und ſolchergeſtalt namentlich abſtammt. Die Revolution, die all ſolchen Beſitz aufhob, verleibte dann auch Orleans 1793 dem Staate. Der Convent vereinfachte alles Erbrecht.

Blois hatte ſchon vom neunten Jahrhunderte an eigene Grafen. Sie ſchlugen ſich ſchon frühe brav für die Könige, und hießen eine Zeitlang Herzöge der Franzoſen und Grafen von Paris. Der Sohn Helenens trägt alſo keinen unerhörten Namen. Die Römer nannten den Ort castrum blesense, und daher ſtammt das Beiwort, das jetzt noch die Leute von Blois bezeichnet, Blaiſois. Sonſt muß man mit den lateiniſchen Ableitungen vorſichtig ſein, wenn die Verwandtſchaft nicht ſo unzweifelhaft iſt wie hier, wie bei Orleans, wie bei Vendome — ventorum domus — deſſen hohes Schloß ein wirkliches Eckhaus der Winde iſt. Man überſtudirt leicht den celtiſchen Urſprung, der unſerer

Siebentes Capitel.

Sie wollte recta hinab ins Kaffeehaus, wo den ganzen Tag Geſellſchaft und Spiel zu finden war. Eigentlich war es ihre Badeſtunde. Aber ihr Eifer fürs Meer hatte nachgelaſſen. Das war ſo ihre Art: das Neue wurde mit faſt leidenſchaftlichem Eifer ergriffen und nach einiger Zeit als verbraucht unterlaſſen. Das freie Baden da unten auf der Plage hatte jedoch auch für ein junges Mädchen ſeine Uebelſtände, und beſonders für ein ſo geſuchtes und umworbenes Mädchen wie Louiſon. Die Courmacher, O'Brien und Vilſac an der Spitze, kannten ihre Stunde und fanden ſich immer ein, um aus der Ferne zuzuſchauen, wie der brave Fiſcher die ins Badehemd eingehüllte Louiſon in die Wellen hineinführte und hielt. Da ihre Beine immer weggeſchleudert wurden von dem Wellenſturme, ſo wurde doch auch zuweilen unten das Badehemd ein wenig verſchoben, und die fernen Zuſchauer erblickten auf Augenblicke den nackten Fuß und zuweilen noch etwas mehr. O'Brien pflegte ſich obendrein mit einem Operngucker zu bewaffnen und gerieth dann gewöhnlich in Streit mit dem Grafen Vilſac, welcher geltend machte, daß dies verboten ſei, und welcher die Fiſcher zu Schiedsrichtern herbeirief. Dieſelben entſchieden gegen O'Brien, und im Aerger darüber erlaubte ſich dieſer ſpitze Worte gegen Vilſac. Dieſer, ein ruhiger Mann, entgegnete wohl mit Maß, aber es wurde von Tage zu Tage klarer, daß dieſe beiden jungen Leute die Neigung zu Louiſon ſehr ernſt auffaßten und daß ſie eiferſüchtig auf einander waren in immer ſteigendem Grade.

Louiſon wußte von alle dem und unterließ deshalb das Baden.

Aber ein Mephiſto war vorhanden. Juron ſpielte den Hetzer. Nicht bloß weil er einen Ausbruch der Feindſchaft herbeiführen wollte zum Aerger ſeines Freundes Rambert, ſondern auch weil er den Grafen Vilſac weggedrängt ſehen wollte. Dieſem war es erſichtlich voller Ernſt damit, Louiſon zu heirathen, und gerade das wünſchte Juron abſolut nicht. Das ihm abgeneigte Mädchen eine geliebte reiche Gräfin werden zu ſehen, das ſchien ihm unerträglich. O'Brien's Bewerbung dagegen unterſtützte er. Ziemlich genau wußte er, daß Louiſon dieſen O'Brien gar nicht mochte, ja daß ſie ſich vor ihm fürchtete. Da, meinte Juron, könne denn ein erſprießlicher Scandal entſtehen bei der frechen Handlungsweiſe des irländiſchen Ariſtokraten. O'Brien hatte mit dürren Worten zu ihm geſagt: „Dieſe Louiſon muß mein werden, oder ich erſchieße ſie.“

Juron hatte nicht unterlaſſen, dieſe Aeußerung Louiſon mitzutheilen. Sie hatte wie gewöhnlich dazu gelacht. Dieſe ganze Courmacherei der jungen Cavaliere ſchmeichelte natürlich ihrer Eitelkeit, aber berührte ſie innerlich gar nicht. Sie hielt das für eine nicht üble Unterhaltung ohne Conſequenz. Nur das beſcheidene, unerſchütterlich ergebene Betragen des Grafen Vilſac trat ihr zuweilen etwas näher, und ſie betrachtete dieſen feinen jungen Mann zuweilen mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit.

Es war ihr alſo ganz angenehm, als ſie jetzt, da ſie mit der Tauſendfrancsnote bewehrt aus dem Hauſe trat, juſt den Grafen Bilſac ihr entgegenkommen ſah. Ihre Badeſtunde kennend, hatte er gewartet und bot ihr jetzt ſeinen Arm zur Begleitung hinab an den Strand.

„An den Strand?“ ſagte ſie, „ich habe eigentlich keine Luſt zum Baden. Die Zuſchauer ſtören mich. Und dann begleitet mich auch Herr Rambert ſeit einiger Zeit nicht mehr. Er iſt unzufrieden mit mir.“

„Warum?“

„Weil ich ſpiele.“

„Mademoiſelle, geſtatten Sie mir die Bemerkung: da hat er Recht.“

Louiſon ſah ihn an und ſchwieg. Nach einer Weile ſagte ſie: „Sie ſpielen ja auch.“

„Nur um in Ihrer Nähe zu ſein; ich bin kein Spieler. Und eine junge Dame ſeh' ich nicht gern — pardon! von Ihnen ſeh' ich Alles gern, aber —“

„Aber es wäre Ihnen lieber, wenn ich's unterließe.“

„Spielen und ſpielen, liebes Fräulein, iſt ein Unterſchied. Einmal an den Spieltiſch treten, um die Aufregung zu koſten — wer möchte das tadeln! Wenn aber eine junge liebenswürdige Dame handwerksmäßig dem Spielgewinne nachgeht —“

„Dann hört ſie auf, liebenswürdig zu ſein?“

„Das nicht —“

„Ich werde heut' nicht ſpielen. Ich werde Herrn Rambert und Ihnen folgen. Was fang' ich nun aber an, um mich nicht zu langweilen? Machen wir eine Partie nach Spanien hinüber!“

„Mit Entzücken!“

„Aber übers Meer!“

„Uebers Meer. Wenn's möglich iſt. Wir haben hier mehr Fiſcher als Schiffer. Fragen wir die Fiſcher!“

Während ſie zum Strande hinabgingen, um die Fiſcher zu fragen, betrachtete Louiſon eigentlich zum erſten Male den Grafen Vilſac mit ungetheilter Aufmerkſamkeit. Der Schwall von Courmachern hatte ſie bisher gehindert, Unterſcheidungen zu ſuchen zwiſchen ihnen. Jetzt erſt empfand ſie deutlich, daß dieſer Graf Vilſac ihr angenehm wäre, vielleicht der angenehmſte von allen. Er war von mäßiger ſchlanker Größe, blaſſer Geſichtsfarbe, ſchlichtem, kurz gehaltenem dunklen Haar. Sein großes braunes Auge hatte etwas Zutrauliches, und ſein ganzes Weſen war beſcheiden und fein. Was ihr beſonders gefiel, war ſein ſanfter Sprachton und ſeine ſtille Haltung. Man wurde ſo gewiß ruhig und getroſt neben ihm.

Die Fiſcher meinten: das ginge nicht, mit einem Kahne nach der ſpaniſchen Küſte hinüberzufahren. Die See wäre zu ſchwer für einen leichten Kahn, es wäre ſchwül, und man dürfe das Meer nicht verſuchen. Vielleicht drüben hinter dem Teiche — wie ſie das Bad unter dem Kaffeehauſe abſchätzig nannten — da fände ſich vielleicht Rath für die Herrſchaft. Dort ſei die Brandung ſchwächer, und dort lege zuweilen ein kleiner Segler aus Fontarabia an, wie es heiße, mit Schmuggelwaaren, namentlich mit Cigarren, wie die Douaniers meinten.

„Gehen wir alſo dorthin, liebes Fräulein!“

„Gehen wir!“

„Aber auf einem Umwege, um nicht beim Kaffeehauſe vorüberzukommen.“

„Warum nicht?“

„Die ganze Schar Ihrer Verehrer würde herzuſtrömen und mitfahren wollen. Ich möchte aber — Ihre Erlaubniß vorausgeſetzt — allein mit Ihnen fahren.“

„Das würde auffallen, und —“

„Ihren Ruf ausſetzen. Nun, mein verehrtes Fräulein, ich habe Sie wohlüberlegt um Ihre Hand gebeten, ich wiederhole dieſe Bitte jetzt. Der Ruf meiner Braut ſoll nicht angetaſtet werden, dafür ſtehe ich ein.“

„Lieber Herr von Vilſac, dieſer Troſt hilft mir nicht, da ich nicht heirathen will. Gehen wir indeſſen weiter, am Ende iſt kein Schiff da.“

Man ging, und ſiehe, es war ein Schiff da; ja es war juſt im Begriffe abzuſegeln, und der Schiffer war ſehr bereit, das ſchöne Paar mitzunehmen, es auch bis gegen Abend zurückzubringen.

Letztere Verſicherung entſchied bei Louiſon. Eine kurze Spazierfahrt mit Vilſac, was ſei’s denn weiter! meinte ſie, und mit einer ſchnippiſchen Handbewegung ging ſie auf das Brett zu, welches in das Schiff hinüberführte.

Da drang die Jeunesse dorée vom Kaffeehauſe lärmend herab. O’Brien hatte Louiſon und Vilſac erſpäht und flog wie ein Pfeil voraus, Vilſac zur Rede ſtellend, mit welchem Rechte er die Dame entführen könne?

Dieſe Frage, in halb humoriſtiſcher Form, war doch ſo ſcharf ausgeſprochen, daß ihre Frechheit deutlich zu Tage trat.

Vilſac antwortete ruhig und ausweichend: er wüßte nicht, daß Demoiſelle Louiſon oder er dem Herrn O’Brien Rechenſchaft ſchuldig wären.

„Sie, Herr Graf, ſind mir allerdings Rechenſchaft ſchuldig, und zwar auf der Stelle!“ rief O’Brien mit bebender Stimme.

„Farceur!“ ſagte Vilſac halblaut, trat ins Schiff und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Der Wind blies in das aufgehißte Segel von Norden, und das Schifflein flog dahin.

Louiſon hatte nichts von den Streitworten gehört. Sie war gleich ins Vordertheil des Schiffes geſchritten und hatte alſo keine Ahnung, daß ſich da zwiſchen ihren beiden Verehrern eine Kataſtrophe vorbereitete. Fröhlich rief ſie Vilſac zu, daß ihr dies Schaukeln auf den Meereswellen ſehr behagte.

Kaum war dies geſprochen, da kam das Schiff aus der ſtillen Bucht in den Wogendrang hinaus, und das Unbehagen der aufdämmernden Seekrankheit machte ſie ſtill.

Vilſac ging es nicht beſſer. Es blieb zwar nur bei der Androhung des unangenehmen Zuſtandes, aber für ein zärtliches Paar ließ doch dieſe widerwärtige Störung keine Stimmung aufkommen. Ein enthaltſames Schweigen herrſchte ununterbrochen, und Louiſon bereute es, daß ſie ſo unüberlegt in eine Seefahrt hineingeſprungen wäre. Denn auch der endliche Ruf „Fontarabia!“, das Signal der ſofortigen Landung, erfreute ſie kaum: ſie mußte ja wieder zurück!

Aufathmend ſtieg ſie aus, und wer ſtand vor ihr? Sennor Roſas.

Hatte er ihr in Bayonne geſagt, daß Fontarabia ſein Heimathsort wäre, und hatte ſie deshalb der Partie dahin zugeſtimmt? Oder war es ein Zufall?

Jedenfalls war ſie diesmal nicht ganz ohne Verlegenheit. Ihr körperliches Unbehagen wich langſam, aber ihr ſonſtiger heiterer Muth verſagte noch eine Weile. Mit dieſem Muthe hätte ſie der Contraſt wohl unterhalten: links den derben Clown, rechts den feinen Grafen als Courmacher neben ſich zu haben.

Jetzt dauerte es eine Weile, ehe ihr Gleichgewicht wiederkehrte, nachdem ſie den Clown dem Grandſeigneur hatte vorſtellen müſſen.

Die Stadt anſehen! wurde die Loſung; richtiger: das Städtchen, welches nur eine Hauptſtraße oder Hauptgaſſe zu haben ſchien und welches allerdings der Belgierin und dem Franzoſen ſpaniſch vorkam mit all' den Handwerksleuten vor den Thüren.

Roſas machte ſich nützlich, indem er dem Grafen einen ganz kleinen Laden zeigte, welcher Havannacigarren bot, hundertmal beſſer und wohlfeiler als in Frankreich, wo der Staat das Tabacksmonopol ausbeutet.

Das franzöſiſche Geld paßte nicht. Roſas wechſelte und unterhielt ſich lärmend luſtig mit ſeinen Landsleuten. Das laute Geſpräch führte neugierige Fontarabier herbei, und unter ihnen auch Verwandte des Roſas. Sie machten ihre Verwandtſchaft geltend, um vorzugsweiſe von der ſchönen Dame beachtet zu werden, welche ja die Freundin ihres Vetters wäre. Dies hätte Louiſon neuerdings in Verlegenheit ſetzen können neben dem zuſchauenden Grafen. Das war aber nicht der Fall. Die Unbehaglichkeit der Meerfahrt war vorüber, und ſie lachte bei den ſtürmiſchen Handküſſen der Roſas'ſchen Familie.

Da nahte das Schlimme. Ein heftiger Windſtoß brauſte plötzlich durch die Gaſſe. Die Fontarabier ſchrien: „Das Wetter, das Wetter!“ und flohen mit ihren Habſeligkeiten in ihre Häuſer. Die Straße war in einem Nu ſtill und leer, nur die Schiffer ſtürzten vom Hafen herbei, um zu melden, daß die Rückfahrt heute unmöglich wäre. Ein Gewitter mit Sturm ſei im Anzuge, und das daure in dieſem baskiſchen Winkel ſeine vierundzwanzig Stunden. Da wage ſich Niemand aufs Meer hinaus.

Kaum war dies ausgeſprochen, da ſtürzte ein Platzregen herab, und es galt die größte Eile, um die dürftige Locanda zu gewinnen, in welche Roſas Louiſon und den Grafen Vilſac geleitete.

„Eine üble Beſcherung!“ ſeufzte nun doch auch einmal die ſonſt ſtets unbekümmerte Louiſon. Mama und Herr Rambert wußten von nichts, und ſie war zwiſchen zwei ſo unvereinbaren Verehrern in einem unbehaglichen Wirthshauſe abgeſchloſſen von der Welt.

„Schaffen Sie uns einen Wagen, Sennor Roſas!“ rief ſie.

„Wagen, Sennora, giebt's hier nicht. Allenfalls Maulthiere. Und das würd' Sennora beluſtigen. Sennora ſitzt auf der einen Seite des Rückens, auf der anderen hängt ein Korb mit Steinen, des Gleichgewichts halber gerade ſo ſchwer wie Sennora. Sennora erfährt alſo in Fontarabia, wie viel ſie werth iſt, das heißt wie viel ſie wägt. Nur ein Hinderniß ſteht noch im Wege: bei Regen und Sturm geht das Maulthier nicht aus dem Stalle, denn es iſt klug und eigenſinnig. Und zu guter Letzt iſt der Landweg über Irun dreimal ſo lang als der Seeweg, und kein gewiſſenhafter Spanier kann ſagen, wann oder ob überhaupt Sennora morgen in Biarritz ankommen.“

„Wir müſſen uns alſo, liebes Fräulein, hier einrichten, ſo gut es geht, und das Wetter abwarten,“ ſagte Graf Vilſac und blickte verdrießlich auf den nicht von der Stelle weichenden Roſas.

Man ſaß eine Zeit lang unſchlüſſig in dem rauchigen Locandaraume, unſchlüſſig und verſtimmt, denn auch die Späße des Clown beluſtigten weder Louiſon noch den Grafen, und die allmälig hergeſtellte Mahlzeit mundete nicht. Die großen Bohnen ſowie Knoblauch und Zwiebeln überraſchten mehr als ſie ſchmeckten, und die

Sorge um einen beſonderen Wohnraum für Louiſon wurde dringend.

Sie lachte ſeltener als ſonſt; der ſchweigende Graf ſtörte ſie, und nicht ohne Verſtimmung zog ſie ſich Abends in die Einſamkeit zurück, da man endlich ein wüſtes Stübchen eine kleine Stiege hoch für ſie hergerichtet hatte.

Der Graf begleitete ſie bis hinauf; Roſas aber auch, und ſie verabſchiedete Beide mit einem Lächeln, welches ungewöhnlich war. Ein kleiner ſaurer Tropfen war darin zu ſpüren, die größte Seltenheit bei Louiſon.

Die beiden grundverſchiedenen Liebhaber und die ganze Lage dieſer Reiſepartie erweckten zum erſten Male einen Zuſtand in ihr, welcher an Nachdenklichkeit grenzte. Heirathen? Beide Verehrer beabſichtigten das. Und doch lag ihr das ſo fern. Gegen die Perſon und das milde Weſen des Grafen Vilſac hatte ſie eigentlich nichts einzuwenden; er würde auch nichts dagegen haben, daß ſie Schauſpielerin bliebe, und das war für ſie unerläßliche Bedingung. Sie konnte ſich den Verkehr mit ihm ganz angenehm denken, angenehmer als mit irgend einem Anderen; aber dauernd? wohl gar ausſchließlich? O nein, nein! Darin fand ſie nur Armuth. Der Begriff Liebe war ihr eben noch völlig fremd. Möglicher noch erſchien ihr ein längerer Verkehr mit Roſas. Oft lachen zu können, ſei doch beſonders wünſchenswerth, und daran denkend, lachte ſie jetzt ſogleich, als ſie auf dem harten Lager ſich ausſtreckte; ſie lachte nachträglich über einige Späße, welche der luſtige Mann während ihrer Verſtimmung vorgebracht hatte, unwirkſam vorgebracht hatte. Aber auch an den gebunden ſein; nein, o nein! Dabei lachte ſie noch einmal herzhaft und — ſank in Schlaf.

Und ſie ſchlief die ganze Nacht.

Am anderen Morgen weckte ſie die heiße Sonne, welche durch ein zerbrochenes Fenſter in ihren kleinen Schlafraum hereinbrach. Es war ein wolkenloſer Tag, ein prächtiges Wetter. Alle Welt hatte ſich geirrt, denn auch das Meer war ſpiegelglatt, und die beſtellten Maulthiere wurden ausgelacht, als ſie von Roſas herbeigebracht wurden. Man brauchte ſie nicht mehr, man konnte zu Schiffe heimkehren.

Bilſac fragte aber doch, ob ſie vielleicht den Landweg vorzöge. Er verſprach ihm ja längeres Alleinſein mit ihr, obwohl der zudringliche Roſas bis an die Grenze, bis an die Bidaſſoabrücke mitgehen wollte.

„Nein!“ erwiderte ſie, „ich muß bei Zeiten heim. Aber einen kleinen Spazierritt auf den Maulthieren können wir vorher machen, der iſt mir neu.“

Dies geſchah. Ganz Fontarabia ſah zu, und ſie fand es luſtig. Die Maulthiere gehen immer nur Schritt; Roſas konnte bequem nebenher ſchreiten, konnte die Landſchaft erklären, die nahen Berge hinter Irun benennen und komiſche Bemerkungen machen, welche Louiſon durch Gelächter zu honoriren wußte. Sie hatte eine ausgeſprochene Neigung für jegliche Witzesform, vielleicht auch für Geiſtesform, und ſie war erſtaunt, daß der ernſthafte Graf Bilſac darüber gar nicht lachte.

Es wurde indeſſen zu heiß in dieſer ſchmalen Ebene zwiſchen den Pyrenäen und dem Meere, ſie kehrten alſo bald um und waren gegen Mittag am Hafen, um ſich einzuſchiffen.

Roſas wollte mitfahren. Der Graf vereitelte das aber durch einen Wink für den Schiffer. Dieſer ſtieß ab vom Lande, als Roſas einige Schritte zurückgetreten war, um ſeinen ungeſtümen Verwandten Stillſchweigen zu gebieten. Sie ſchrien immerfort Vivas in die Lüfte für die ſchöne Sennora Roſas. Ein furchtbarer Lärm

Vermuthung nicht ſo nahe liegt. Paris zum Beiſpiel leiten wir ſeines ausgezeichneten Kothes halber als Lutetia gern vom römiſchen lutum, Kothe, her, und doch iſt auch dies wahrſcheinlich celtiſcher Abſtammung, und unſere philologiſchen Scherze über dieſe alte Nobleſſe des Pariſer Unraths ſind Fehlgeburten.

II.

König Franz machte noch große Umwege, und zwar unnütze, ehe er wieder hierher an die Loire kam, und Chambord bauen ließ. Er ging erſt noch einmal nach Italien in kriegeriſcher Rüſtung, ging zur See nach Spanien, weil er beſiegt war, und kam ſpät über die Bidaſſoa wieder nach Frankreich, an die Loire. So war es 1526 geworden, ehe er den Bau von Chambord begann. Camborium, nach alter Sprache, war ein altes, altes Jagdſchloß der Grafen von Blois geweſen; es wird ſchon am Ende des elften Jahrhunderts erwähnt. Franz kannte es von ſeiner Jugend her, da er mit ſeiner Mutter eine Zeitlang in Romorantin, dem Hauptſtädtchen der Sologne, gelebt hatte. Der Landſtrich gehörte ſchon ſeinem Hauſe, und die erſten Jagdfreuden hatte er im Walde von Chambord erlebt. In der einſamen Gefangenſchaft malte er ſich das Ideal aus, hier ein prächtiges Schloß zu haben am Saume des Waldes. Der Hirſch fehlte ihm in Spanien; von dem platten Dache in Chambord; dachte er ſich, wirſt Du ihn heraustreten ſehen auf die Wieſen, wenn Du Dein Schloß hoch baueſt und frei. Er gewann den Plan ſo lieb, daß er ihn gleich ins Werk ſetzte, da er wieder in Freiheit, wieder König in Frankreich war.

Es war ein böſes Zeichen, daß Bayard ſterben mußte vor dieſem zweiten Zuge nach Italien, le bon chevalier sans paour.

entſtand, als ſie das Schiff abſtoßen und Roſas abgewieſen ſahen. Auch ſein Zuruf an Louiſon ging in dieſem Lärm unter, und er konnte nur durch Geſten ſeine Verzweiflung und ſeine Liebe ausdrücken. Das that er ausgiebig. Vilſac ſah es nicht, und Louiſon lachte, indem ſie mit der Hand dankte.

Die See war ruhig, kein körperliches Unbehagen ſtörte das Paar, und Vilſac konnte innig zu ihr ſprechen. Sie hörte ſchweigend zu, meiſt mit niedergeſchlagenen Augen. Als ſie endlich die Augen erhob und ihn voll anblickte, da hoffte er — er war im Irrthum. Sie ſchüttelte nur ein wenig ihr reizendes Haupt und ſagte leiſe: „Jetzt nicht; ich muß noch eine Weile frei bleiben. — Ich werde ſchön ankommen bei Herrn Rambert und bei der Mama,“ ſetzte ſie raſch hinzu, und die intime Werbung war weggeſchoben, wie man eine Flaumfeder in die Luft bläſt.

Als ſie landeten, war Niemand am Strande. Er führte ſie zu ihrer Wohnung und fragte an der Schwelle, ob er mit hinaufgehen und erklären dürfte —

„O nein, nein. Addio!“

Achtes Capitel.

Gedankenvoll, ſchwermüthig ging er von dannen. Gedankenvoll, weil er die Frage nicht mehr abweiſen konnte, ob dies zaubervolle Geſchöpf nicht doch ganz ohne Herz und deshalb aufzugeben wäre.

Als ob das ſo ginge! Als ob der Eigenſinn der Neigung auf irgend eine Abmahnung hörte!

Und dabei beging er noch den Fehler, ſich an der Straßenecke umzuwenden. Da geſchah, was er vermeiden ſollte: er ſah ſie, die an ihrer Hausſchwelle ſtehen geblieben war und ihm nachblickte. Schleunigſt wollte er zurückkehren, aber ſie winkte Nein! und verſchwand im Hauſe.

Nicht hundert Schritte war er weitergekommen, da ſtand O'Brien vor ihm in all' ſeiner Frechheit und ſtellte ihn unverſchämt zur Rede: wie er es hätte wagen können, Louiſen zu entführen.

Dem ſonſt ruhigen Bilſac ſchwoll nun auch die Zornesader, und er entgegnete ſcharf: „Was berechtigt Sie denn zu ſolcher Frage?“

„Mein Verhältniß zu Fräulein Louiſen!“

„Ihr Verhältniß? Was für ein Verhältniß?“

„Wozu lange Reden! Sie wiſſen oder wiſſen nicht, und dann erfahren Sie's jetzt. Dies Mädchen muß mir gehören, mir. Das iſt mein Sport; und wer mir da in den Weg kommt, den werf' ich um. Zunächſt alſo Sie."

„So ohne Weiteres?"

„Ohne Weiteres! Ziehen Sie ſich auf der Stelle zurück von Louiſon, oder betrachten Sie ſich als geohrfeigt von mir."

„Mein Herr aus Irland! Man kann den Duellunſinn nicht unverſchämter mißbrauchen, als Sie es thun, und ich bin leider als Mitglied der ſogenannten vornehmen Geſellſchaft außer Stande, Ihnen ohne Antwort den Rücken zu kehren. Ich muß alſo Ihre Secundanten erwarten."

O'Brien lachte hell auf, und eine Stunde ſpäter waren ſeine Secundanten, franzöſiſch „Zeugen" genannt, beim Grafen Bilſac. Es wurde ein Piſtolenduell feſtgeſetzt, welches noch ſelbigen Abend jenſeits der ſpaniſchen Grenze ausgeführt werden ſollte.

Man ritt und fuhr Mittags dorthin.

O'Brien hatte ein Billet an Louiſon zurückgelaſſen, welches ihr gegen Abend eingehändigt wurde.

Sie ſaß auf dem Balcon neben Rambert, als Jean es ihr überreichte. Rambert war verſtimmt über ihre ſpaniſche Partie, und ſie ſelbſt war ſtill. Sie dachte an Bilſac, und warum ſie ihn nicht heirathen wollte. Denn daß ſie dies nicht wollte, ſtand vor allem Nachdenken feſt. In ſolcher Lage las ſie das Billet. Es lautete:

„Mademoiſelle! Ich reite ſoeben nach Spanien, um den Grafen Bilſac todt zu ſchießen, weil er es gewagt hat, als ernſthafter Bewerber um Ihr Herz und Ihre Hand aufzutreten. So wird es Jedem ergeben, der zwiſchen mich und Sie, ſchöne Louiſon, tritt. Ich verlange Ihre Liebe und Ihren Beſitz. Je zeitiger Sie mir Beides gewähren, deſto barmherziger erweiſen Sie ſich für die Menſchheit. Je länger Sie zaudern, deſto mehr Menſchenleben wird es koſten.

Ihr O'Brien."

Louiſon zuckte die Achſeln, als ſie geleſen, und reichte Rambert das Billet. Schmeichelhaft für ſie war es immerhin, und Schmeichelei verfehlt ja nie ihre Wirkung. Was übrigens abſcheulich darin war, das klang ja unglaublich.

Rambert warf das Blatt verächtlich zu Boden und ſagte: „Dieſer frevelhafte Patron meint zu wiſſen: Alles ſei ihm erlaubt, und jedes Weib ſei durch Einſchüchterung und gebieteriſche Willenskraft zu gewinnen. Am Ende hat er Recht in Betreff der Weiber!"

„Warum nicht gar!"

Während der Rede Rambert's war Juron auf den Balcon getreten und wiederholte jetzt ſpöttiſch Louiſon's „Warum nicht gar!" hinzuſetzend: „Kennt das weiſe Fräulein die Geſchichte von der Klapperſchlange?"

„Ach, was hab' ich mit Klapperſchlangen zu thun!" ſprach ſie ärgerlich.

„Wer weiß!" antwortete Juron. „O'Brien hat etwas von einer Klapperſchlange, und er nähert ſich Ihnen doch recht ſichtlich. Das gefräßige Thier, die Klapperſchlange, beſitzt eine elektriſche Anziehungskraft. Das arme Kaninchen, welches in ſeine gefährliche Nähe kommt und ſo gern entfliehen möchte, empfindet einen entſetzlichen, unerklärlichen Drang, der drohenden Klapperſchlange näher und näher zu rücken und endlich von ſelbſt in den aufgeſperrten Rachen derſelben hineinzuſchlüpfen."

„Tolles Zeug!" ſagte Louiſon und ging auf ihr Zimmer.

Sie wurde aber die ganze Nacht das abſcheuliche Bild nicht los: den aufgeſperrten Rachen der Schlange mit dem Kopfe O'Brien's. Und was bei ihr eine außerordentliche Seltenheit war, ſie ſchlief dieſe Nacht nur Viertelſtunden lang und ſchlief unruhig und unerquicklich. Am anderen Morgen kam ſie ganz verſtört zum Frühſtück. Rambert war auch ſehr ernſthaft, und man ſprach ſehr wenig. Da, unerwarteter Weiſe ſo früh, kam Juron und war in großer Aufregung. Schon von Weitem rief er: „Alſo richtig, es iſt geſchehen! Es iſt geſchehen!“

„Was denn?“

„Das Duell hat ſtattgefunden. Beide haben gleichzeitig geſchoſſen; O'Brien iſt der Arm zerſchmettert, Bilſac iſt todt.“

„Oh!“ ſchrien Rambert und Louiſon und fuhren von ihren Sitzen in die Höhe.

„Binnen ein paar Minuten todt“ — fuhr Juron fort. Die Kugel iſt durch beide Lungenflügel gedrungen. Er hat kein Wort mehr ſprechen können, das Blut iſt wie ein Strom aus dem Munde gefloſſen.“

Völliges Stillſchweigen folgte; Louiſon war todtenbleich geworden.

„Dieſen Henkersknecht O'Brien ſollte man unter die Guillotine bringen!“ rief endlich Rambert.

„Es wird ihm gar nichts geſchehen!“ ſagte Juron. „Die Sache iſt im Auslande vor ſich gegangen, und die Behörde in Bayonne braucht nichts davon zu wiſſen. Niemand wird ihr auch davon ſagen. Bilſac iſt aus der Welt, und O'Brien behält vielleicht einen lahmen Arm, voilà tout.“

So geſchah's auch. Der Vorfall verblieb in dem Kreiſe der jungen Sportsmen, und von der übrigen Welt in Biarritz fiel es Niemand auf, daß ein junger

Mann weniger am Strande und im Kaffeehauſe zu ſehen war.

Rambert aber gab ſeiner Entrüſtung heftige Worte und erklärte, nicht länger in Biarritz bleiben zu wollen. „Der freche Burſche,“ rief er, „könnte uns mit dem Arm in der Binde beſuchen wollen, und ich müßte ihm die Thür weiſen. Wozu das abwarten!“

Binnen vierundzwanzig Stunden wurde die Reiſe bewerkſtelligt. Sie ging zurück auf ſein Landgut.

Louiſon verhielt ſich ſtill und nachdenklich — zum erſten Mal in ihrem Leben.

Rambert fand dies richtig und natürlich, und ihr ſtilleres Weſen machte ihm von Neuem einen günſtigen Eindruck. Er ſprach den Namen O'Brien nicht mehr aus und ſuchte Louiſon wieder an die Studien zu bringen. Sie ging willig darauf ein, und es folgte eine Zeit ruhiger Exiſtenz.

Juron war nicht mitgekommen, Niemand ſtörte die Ruhe, und Louiſon ſchien nach einiger Zeit beruhigt und unbefangen zu werden.

Da kam ein Brief von Malevy mit den letzten Aenderungen des Stückes und ihrer Rolle, ſowie mit ausführlicher Anweiſung für das Studium der letzteren. Das belebte ſie vollſtändig. Der Brief beſagte auch, ſie möchte ſo bald wie möglich nach Paris kommen, damit er die letzten Hülfsmittel der Einſtudirung in Anwendung bringen könnte. Das habe Eile, denn die Saiſon ſollte mit dieſem Stücke und ihrem erſten Auftreten eröffnet werden.

Sie theilte dies Rambert mit und erklärte, daß ſie abreiſen möchte.

Rambert wollte das Stück leſen; ſie aber, die ſonſt ſo wahrhaftige, leugnete rundweg. Alles, was ihre Theaterkunſt betraf, ging ihr über jedes Geſetz. Sie verleugnete, daß ſie das Stück beſitze, Malevy's Zuſendung enthielte nur abgeriſſene Scenen, aus denen man nicht klug werden könnte. Sie müßte eben mit Malery zuſammenkommen, um die Rolle lernen zu können. Er möge ſich doch ja in ſeiner ländlichen Behaglichkeit nicht ſtören laſſen. Kurz, ſie reiſte mit ihrer Mutter nach Paris, und er gab ihr die ſchriftliche Ordre mit an die in Paris verbliebene Haushälterin, für die Bedürfniſſe der beiden Damen aufmerkſam zu ſorgen. So ſchieden ſie in beſcheidener Freundſchaft und beſtem gegenſeitigen Wohlwollen von einander. Wie werden ſie ſich wiederſehen!

Unterwegs machte Mama Miot ihrer Tochter Vorwürfe, daß ſie nicht doch eine reiche Heirath dem unſicheren Theaterleben vorzöge. Der Graf Bilſac hätte ihr ſehr gefallen; er ſolle auch ſehr reich ſein und hege ja, wie man geſehen, ernſthafte Abſichten.

„Die ernſthafteſten, aber er iſt todt.“

„Was?!“

„Der O'Brien hat ihn erſchoſſen.“

„Der rothhaarige Lump! Aber, Kind, was iſt dir? Was ſtarrſt du mich ſo an? Biſt du unwohl?“

Louiſon ſchwieg eine lange Zeit zum Schrecken ihrer Mutter. Endlich erzählte ſie ihr in langſam geſprochenen Worten den Brief O'Brien's und die Geſchichte von der Klapperſchlange Juron's.

„Du biſt verrückt!“ ſchrie die Mutter. „Der rothe Menſch ſteckt voller Schulden und hat nichts von Hauſe zu erwarten, wie mir Jean aus einander geſetzt. Alles gehört ſeinem älteren Bruder. Außerdem iſt's ja ein gräulicher Patron — daran denkſt du doch nicht, Unglückskind?“

„Nein, aber ich fürchte mich.“

„Dummes Zeug! Ich laſſe ihn nie wieder in dein Zimmer.“

Neuntes Capitel.

All' das, was zu Louiſon's Naturell gar nicht paßte, war wie weggeblaſen, als ſie nach Paris kam, Malevy ſich einſtellte und das Durchprobiren der Rolle begann. Louiſon war ganz ſo heiter wie ſonſt, war ganz Schauſpielerin, welche über Malevy's Mimik herzlich lachte, wenn er ihr eine Scene vorſpielte. Solch Vorgeſpieltes konnte ſie nicht brauchen. „Das mache ich mir ſelber!“ rief ſie.

Eins nur machte ſie für Augenblicke ſtutzig: die neue Umarbeitung des Stückes und der Rolle beſtand darin, daß ihre Lebensgeſchichte und ihr Verhältniß zu Rambert num ganz deutlich, ganz unverkennbar den Inhalt des Stückes bildete. Das ſollte doch, meinte ſie, mehr verhüllt werden! Rambert werde das ſehr übel nehmen.

„Um Gotteswillen nicht!“ rief Malevy. „Gerade dadurch, daß es echt und wahr iſt, weckt es in Ihnen die echten Naturlaute, durch welche wir den ſchlagenden Eindruck beim Publikum erreichen und durch welche Sie als ein Talent erſten Ranges erſcheinen.“

Das beſchwichtigte ſie, und ſie fuhr mit ihm zur erſten Probe, nachdem auch das Singen der Couplets genügend vorbereitet war. Es hatte ſich erwieſen, daß ihre Singſtimme klangvoll und daß ihr muſikaliſches Gehör vortrefflich war; ſie ſang glockenrein. Die Natur hatte eben nichts vergeſſen zu ihrer Ausrüſtung.

Der Portier des Theaters war angewieſen, keinen Menſchen einzulaſſen während der Proben, und das Stück erhielt auch noch keinen Titel, damit nichts Klares darüber verlauten könnte, wenn etwa beſchäftigte Mitglieder doch davon ſchwatzen ſollten. Sie waren auch übrigens nicht geneigt, viel davon zu erzählen, da zu ihrem Aerger alle Effecte Louiſon zufielen und ſie mit ihren Rollen ziemlich unzufrieden waren.

So gelang's, daß nichts Beſonderes von dem vorbereiteten Stücke in den Journalen verlautete. Die Schreiber der Entrefilets, wie Juron, waren auch in der Mehrzahl noch nicht in Paris, und das Stück ſtand feſt in den Proben, als der September ſchon vorgerückt war und die Geſellſchaft, welche das neugierigſte Theaterpublikum bildete, allmälig nach Paris zurückkehrte.

Malevy beſorgte außerdem, daß Journaliſten zahlreicher Blätter in die Wohnung Louiſon's eingeführt würden, um bezaubert zu werden von ihrer Schönheit und Anmuth.

Das gelang denn auch durchweg, und plötzlich lief die Anzeige durch alle Zeitungen: „Uebermorgen die erſte Vorſtellung der Komödie Louiſon, Hauptrolle Mademoiſelle Louiſon.“

„Uebermorgen“, damit viele abweſende Theaterfreunde noch Zeit fänden, für dieſe erſte Neuigkeit der Saiſon nach Paris zu eilen.

Das Haus war denn auch brechend voll, und ehe der Vorhang aufflog, gab's ein dringendes Flüſtern und Fragen: „Was bedeutet es denn, daß Stück und Debütantin denſelben Namen führen?“ — „Das Stück iſt ihre Lebensgeſchichte,“ war die Antwort, welche Malevy in Umlauf geſetzt hatte. — „Ah! ah!“ — Doppelte Spannung.

Der Vorhang ging in die Höhe. Louiſon erſchien im Mädchenkleide der Brüſſeler Bürgertochter, jung und friſch wie ein bethautes, erſt aufblühendes Röslein. Ein beifälliges Murmeln ging durchs ganze Haus. Charmant! charmant! ſagte Jedermann halblaut. Sie war auch wirklich reizend und zankte ſich mit Vater und Mutter allerliebſt, als dieſe nicht wollten, daß ſie Schauſpielerin werde.

Ebenſo antwortete ſie mit naiven Drolligkeiten dem wohlweiſen Profeſſor Lampré, welcher ſie abhalten wollte. In Lampré war Rambert's Name verwandelt. Der brave Rambert ſaß ſtill auf ſeinem Landſitze Beaurepos und ahnte nichts von dem Attentate, welches ſein Liebling gegen ihn ausübte. Seine Schulweisheit wurde unter Zuſtimmung des Publikums von ſeinem Pflegekinde verſpottet. Der Act ſchloß mit einem Monologe, in welchem die ingénue Louiſon all' ihre herzige Naivetät entwickelte, vom Publikum mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen. Der Sieg Louiſon's war hiermit ſchon entſchieden.

In den nächſten Acten folgte die luſtige Zurechtweiſung Juron's, welchen ſie zu großer Erheiterung des Publikums einſperrte; es folgte noch eine intime Scene mit dem Profeſſor, der unter Vorbehalt nach Liebe fragte und dem ſie auf die liebenswürdigſte Weiſe antwortete, daß ſie für dies Thema wohl noch zu jung wäre; es folgte eine ausgelaſſene Scene mit dem Clown Roſas, in welcher ſie mehr Komik entwickelte als der Clown, und es folgte endlich der Auftritt eines roth-

Und er war erſt achtundvierzig Jahre, und in voller Kraft und Rüſtung, und in vollem Kriegesgeiſte, als er den 30. April 1524 in einem Gefechte fiel. Er und Carman, ſein Roß, fehlten bei Pavia! Le Carman war ein Wunder wie Bayard. Vor Ravenna ward es einſt dergeſtalt von Piken und Degen durchbohrt, daß Bayard abſteigen muß. Armer Carman! Führt ihn zurück, daß er ungeſtört ſterben kann. Am andern Morgen weckt ihn ein Gewieher — das iſt Carman's Stimme! Oho, wenn Du ſingſt, ſo wirſt Du leben! Komm, Carman! Und es kam, das Roß, und er ließ es heilen, und von Stund' an wurde er noch einmal ſo tapfer, als er geweſen. Seit dem Tage von Ravenna nämlich hatte Carman gegen alle nackten Säbel und Piken eine ſolche Wuth, — bei geringeren Naturen hätte die Erinnerung Furcht hervorgebracht — daß er mit offenem Rachen darauf los ſtürzte, welches ein großes Vergnügen war für den „bon chevalier!“

Man kann dies in den Memoiren nachleſen, die ſo einfach geſchrieben ſind, wie dieſer Mann beſchaffen war. Ach, er fehlte bei Pavia!

Und der Connetable, ein Bourbon, fehlte nicht nur, er focht gegen Frankreich, ihm ein ewiger Schmerz, den Franzoſen ein Gräuel. König Franz hatte harte und tyranniſche Züge, aber gegen den Connetable hatte er ſich gut benommen, es war eine unſelige Verwickelung der Anſprüche, welche dieſen Mann zur Flucht und zu den Feinden Frankreichs trieb. Es exiſtirt eine Beſchreibung, wie er, durch die Bergſchluchten des Dauphiné mit Pompérant irrend, um Savoyen zu erreichen, auf ein einſames Schloß kommt, und verkleidet um ein Nachtlager bittet, der Connetable von Frankreich! Noch hat der König nichts gegen ihn befohlen oder unternommen, jeder gute Franzoſe weiß nur: der Connetable aus dem Hauſe Bourbon iſt untreu an Frankreich und dem Könige! Hier tief in den Bergen, an der Grenze, wird er hier nicht eine Nacht Ruhe finden? Man kennt ihn nicht, man ſetzt ſich zur Abendtafel, man geräth in der Unterhaltung auf ſeinen Abfall — und hier iſt zu ſehen, welch ein Sinn Frankreich haarigen Irländers, welcher in ſehr gebrochenem Franzöſiſch erklärte: ſie müſſe ihn lieben oder er ſchieße ſie todt. Die ſchüchterne Grimaſſe, welche ſie ihm machte, erregte ſprudelnde Heiterkeit im Publikum, und eine Stimme rief: „Polizei!“ Unter allgemeinem Gelächter erſchien wirklich die Polizei und führte den Irländer ab, weil er geſtörten Geiſtes wäre.

Kurz, es gefiel Alles unter der fröhlichen Führung Louiſon's und die Vorſtellung ſchloß mit ihrem vollſtändigen Triumphe, ſowie mit der Ueberzeugung im Publikum, Paris habe ein prächtiges neues Talent gewonnen und das Theater eine außerordentliche Zugkraft.

Louiſon wurde denn auch unmittelbar nach dem Schluſſe — ſie war noch im Coſtüm — vom Director mit hoher Gage engagirt.

Die Habitués des Theaters ſtürzten auf die Bühne, um ihr und dem Director Glück zu wünſchen und den Vorſchlag zu machen, daß man den erfolgreichen Abend mit einem ſplendiden Souper kröne bei den Frères provenceaux im Palais royal. Allgemein angenommen! Man erwartete nur die Umkleidung Louiſon's und brach dann mit ihr auf.

Der bittere Tropfen wird aber keinem Sterblichen erlaſſen. An der Ausgangsthür des Theaters traten zwei Männer Louiſon entgegen und nöthigten ſie ſtill zu ſtehen. Der eine war Juron, der andere O'Brien.

Juron überſchüttete ſie mit Vorwürfen, ihn und Rambert öffentlich lächerlich gemacht zu haben, Rambert, welcher ſie mit Wohlthaten überſchüttet habe. Er ſchloß mit einem „Pfui!“, welches ſie empfindlich traf, denn es war verdient.

O'Brien daneben, den Arm in der Binde, ſagte lächelnd: „Sie haben mich als Iriſhman vor der ganzen Welt lächerlich gemacht, das iſt eine Schuld, welche Sie mir abzuzahlen haben, abzuzahlen mit Liebe. Sie ſehen, ich habe auch einen Arm für Sie geopfert; machen Sie ſich gefaßt auf reichliche Entſchädigung, welche ich mir — ich ſchwör's! — bei Ihnen holen werde. Alſo auf Wiederſehen!“

Zehntes Capitel.

Louiſon war ſchwer betroffen von den Reden der beiden Männer. Der Jubel über den Erfolg flog wie eine Dampfwolke von dannen.

Sie hatte ihn ohnedies immer für ſicher gehalten, dieſen Erfolg, denn die Theaterwirkung lag wie eine Naturnothwendigkeit in ihrem Weſen. Warum hätte denn ſonſt, meinte ſie, alle Welt ihre Perſon überall fetirt! Die Freude über den Erfolg war ihr alſo nicht ſo zu Sinn geſtiegen und hielt nicht Stand, als Juron und O'Brien eine wirkliche Sorge und eine drohende Sorge in ihr aufriefen. Rambert war die wirkliche, O'Brien die drohende Sorge. Rambert der gute, der ſo liebe Profeſſor! Sie fühlte klar, daß ſie da im Unrecht wäre, in einem peinlichen Unrecht. Den Begriff der Dankbarkeit hatte ſie wohl immer abgewieſen von ſich, aber hier lag noch etwas Anderes vor, das empfand ſie wie ein Stechen, ein Unrecht, das man Unanſtändigkeit nennen mochte, kurz etwas, das mit Ehrlichkeit und Ehre verquickt wäre, und dafür hatte ſie eine beſtimmte Empfindung.

Sie ſagte alſo, als man im Palais royal ankam, zu ihrer Mutter leiſe: „Ich kann heute nicht mehr in Rambert's Hauſe ſchlafen, ich habe ihn verrathen.“

„Biſt du närriſch?“

„Nein, aber gepeinigt bin ich. Wir wollen nach dem Souper in einen Gaſthof fahren. Morgen früh ſuchen wir eine Wohnung, und du holſt draußen unſere Habſeligkeiten. Ich gehe nicht mehr hin, bis ich dem Profeſſor geſchrieben habe und bis er mir verziehen hat — wenn er's thut!“

Die Mama war ſprachlos, ſie verſtand von alledem nichts. Aber es gab nicht Platz noch Zeit zu weiterer Unterredung. Elegante Herren führten Louiſon zur Tafel; man begann gleich mit Champagner und Toaſten, Louiſon mußte liebenswürdig, mußte heiter erſcheinen.

Ihr Nachbar ſtellte ſich als Herr Ferval vor. Er war ein charmanter Lebemann in der Gegend der Fünfziger und von unverwüſtlicher Sicherheit, daß unſer Leben ohne Umſtände genoſſen werden müſſe. Er unterließ nicht, ſich als zweifelloſen Garçon zu bezeichnen, und er war ein Kenner der Frauen. Er bemerkte raſch, daß Louiſon befangen wäre, und fragte vergnügt: „Was fehlt Ihnen? Es iſt immer ein Vortheil für den Anbeter, wenn der Dame etwas fehlt; da kann er helfen. Zu Stande bringen kann man Alles!“

„Eine Wohnung fehlt,“ ſagte ſie faſt nur vor ſich hin.

„Sonſt nichts?“

„Ich bin ein Gaſt in meiner jetzigen,“ fuhr ſie fort, „und ich habe meinen wohlwollenden Gaſtgeber leichtſinnig beleidigt; ich kann alſo heute nicht in meine bisherige Wohnung zurückkehren.“

„Das trifft ſich ja wie beſtellt!“ rief er. „Vor drei Monaten hat ſich eine capriciöſe Dame am Boulevard Montmartre, alſo nahe bei Ihrem Theater, ein luxuriöſes behagliches Neſt eingerichtet, und geſtern hat ſie ſich mit ihrem Liebhaber, meinem Freunde, gezankt und iſt nach London abgereiſt, zunächſt auf Nimmerwiederſehen. Das trefflich eingerichtete Appartement ſteht leer und harrt einer neuen Miethérin. Die ſind Sie! Ich führe Sie nach dem Souper hin und führe Sie ein. Ja?"

„Ja."

„Aber es iſt noch ein Wölkchen übrig auf der Stirn; was bedeutet das? Iſt das nicht auch zu verjagen?"

„Es macht mir ein Mann die Cour, den ich fürchte."

„Sie fürchten, ihn zu lieben?"

„Das wohl nicht. Ich fürchte ſeine Dreiſtigkeit. Ihr gegenüber fühle ich mich unerklärlich ſchwach."

„Ah, das iſt ein ſchwerer Fall. Da können Sie verloren gehen."

„Oh!"

„Ja, ja. So was hab' ich mit angeſehen. Da iſt ein eiſern durchgeführter Entſchluß nöthig."

„Welcher?"

„Ihre Thür verſchloſſen halten für ihn mit allen Mitteln und mit unerſchütterlicher Conſequenz. Haben Sie einen männlichen Diener?"

„Nein."

„Den brauchen Sie, und zwar einen handfeſten. Eine Kammerfrau genügt da nicht. Ich hab' einen ſolchen und kann ihn augenblicklich entbehren. Morgen Vormittag iſt er zu Ihrer Diſpoſition. So! das Wölkchen entweicht. Nun ein Glas Champagner auf freundliche Kameradſchaft. Ich liebe die dramatiſchen Talente, ſo lange ſie friſch ſind, und — keine Sorge, Fräulein, ich bin nicht zudringlich. Was nicht geſchenkt wird zwiſchen Männlein und Fräulein, das hat keinen

Werth. Alſo unbekümmert um gute Kameradſchaft zwiſchen Louiſon und Ferval, ja?"

„Jawohl."

Ihr Leichtſinn hob nun wieder die Flügel. Sie fühlte ſich befreit und gab ſich der fröhlichſten Stimmung des Feſtes und den Schmeicheleien hin, welche es für ſie regnete. Schmeicheleien ſind ja Jedermann gefährlich, Künſtlerinnen aber unerläßlich. Sie ſind ihr Lebensblut. Was iſt eine Kunſt, die nicht gefällt? Und was fehlt einer Kunſt, wenn ſie gefällt? Die Dauer? Ach, wer zweifelt, der hat kein Talent!

Louiſon war mit einem Ruck in die leichte Lebensſtimmung der Schauſpieler mitten hineingehoben. Sie übernahm ein Logis, welches ſehr ſchön, aber ſehr theuer war. Die Gage war ja groß. „Beruhige dich, Mama, wir werden übrigens ſparen."

Louiſon und Sparen! Der Train ergriff ſie wie eine Meereswoge. Eine Kammerfrau wurde gemiethet, eine Schneiderin, eine Friſeuſe, ein Dienſtmädchen, und Narciß, der handfeſte Diener, wurde angeſtellt mit beträchtlichem Monatslohn. Die luxuriöſe Lebensmaſchine war binnen wenigen Tagen in vollem Gange. Beſuche eleganter Herren kamen in großer Anzahl, man verabredete tägliche Zuſammenkünfte im Bois de Boulogne, Ferval beſtellte eine permanente Miethequipage, und da die geliehenen Reitpferde mißfielen, ſo beſorgte er ihr eigene, eins für ſie, eins für den Reitknecht, welcher geſchmackvoll coſtümirt wurde. Der Stall war gar nicht weit, Alles fügte ſich leicht, wie von ſelbſt. Das iſt immer der Fall, wenn man die Geldſummen nicht einzuſchränken braucht. Nach Verlauf einer Woche hatte ſie einen Etat, welcher ihre Gage überſtieg. Aber weder ſie noch die Mama konnten rechnen, und auch die Mama ſprach nicht mehr von zu theuren Dingen, ſie war berauſcht, und der Train gefiel ihr.

Nach Verlauf einer Woche fand Louiſon aber doch eine Viertelſtunde, um den Brief an Rambert zu ſchreiben, welchen ſie ſogleich hätte ſchreiben ſollen. Sie geſtand ihr Unrecht offen und ehrlich ein und ſagte: „Ich weiß es mit nichts zu entſchuldigen als mit dem unwiderſtehlichen Drange, auf der Bühne zu reüſſiren, und wenn noch Aergeres nöthig geweſen wäre, ich hätte auch noch Aergeres ergriffen. Die ganze Wahrheit zu ſagen: dieſer Drang iſt ſo unwiderſtehlich, daß er mich vielleicht zu einem Verbrechen treiben könnte. Verzeih' mir, lieber Onkel, bitte, bitte, ich bin darin unzurechnungsfähig."

Der Brief ging in die Provinz hinaus aufs Landgut, wo Rambert noch wohnte. Er kam wohl zu ſpät, denn Juron mochte ſchon arg geſchürt haben. Es erfolgte keine Antwort.

Juron fing auch in den Journalen an, ihren Erfolg zu benagen. Malevy kam eines Tages entrüſtet mit einem zweideutigen Entrefilet. Dies Entrefilet ſpottete über den Begriff der Dankbarkeit im Herzen einer Theaterprinzeſſin. — „Das iſt er!" rief ſie, — „Das iſt Juron!" rief er und ſetzte hinzu: „Es muß ihm etwas angethan werden! Ich bring' Ihnen einen Klopffechter, dem erzählen Sie Details von Juron, damit er ſie drohend öffentlich andeuten und Juron einſchüchtern kann, größere Deutlichkeit in Ausſicht ſtellend. Uebrigens, reizende Louiſon, müſſen wir eine neue Rolle vorbereiten für die zweite Hälfte der Saiſon; ich komme nächſte Woche mit Plänen. Einer gährt ſchon in mir mit einer erzwungenen Heirath. Wie wär's mit O'Brien als Hauptperſon?"

„Oh!"

„Man ſagt, er komme täglich zu Ihnen und er rühme ſich Ihrer Gunſt. Seine Wette im Club hält er aufrecht, eine rieſenhohe Wette, daß er Sie noch dieſen Winter heirathen werde.“

„Um Gotteswillen, das iſt Alles erlogen. Ja, er kommt faſt täglich, aber Narciß läßt ihn nicht herein. Nichts von ihm, Malevy, der iſt zu ſchlimm!“

„Dann verſichern Sie ſich ja Ihres Narciß. Den beſticht er, wenn er gerade Geld gewonnen hat, oder er ermordet ihn, wenn er ohne Geld iſt. Außerdem wohlzumerken! er ſoll jetzt unermeßlich reich werden. Sein Bruder, der Majoratsherr, ſei der Schwindſucht verfallen und habe nur noch eine kurz bemeſſene Friſt zu leben. Die Erbſchaft aber, das Majorat, welche ihm dann zufällt, ſoll koloſſal ſein. Dieſer Joſuah — ſo heißt er — hat alſo jetzt ſchon einen rieſigen Credit. Sie haben' Recht: der iſt ſchlimm, wenn Sie ihn nicht lieben.“

„Lieben?! Ich fürchte, ich verabſcheue ihn.“

„Hm, hm! Das wäre alſo dort in Irland kein übler Stoff zu einem Senſationsdrama, in welchem Sie ihn ermordeten.“

„Ich?!“

„Davon ſprechen wir noch. Jetzt Adieu! Und Narciß hoch halten im Solde!“

Ach, ſolch ein Künſtlernaturell wie Louiſon iſt gar nicht geeignet, die Bedingungen des wirklichen Lebens einzuhalten. Ja, es erkennt ſie nicht. Solch ein Geſchöpf lebt und webt in idealen Verhältniſſen, um nicht zu ſagen in phantaſtiſchen. Die grellſten Hinderniſſe werden ja in den Komödien am Schluſſe immer ſpielend beſeitigt. Dieſe Komödienwelt aber herrſcht ſouverän in der Gedankenwelt der Schauſpieler.

Im Verkehr mit der ſogenannten Jeunesse dorée

Bay[illegible]

ſah und hörte Louiſon nichts als fröhlichen Leichtſinn; jegliches Hinderniß wurde verlacht. Geld bedeutete gar nichts. Sie bedachte nicht, daß all' dieſe jungen Leute ihre Familien hinter ſich hatten, daß ſie ſelbſt aber nichts hinter ſich hatte als ihre feſte Gagenſumme.

Als nun die erſte Forderung einer Geldſchuld ſtreng an ſie herantrat, da lachte ſie und warf ſie ins Schubfach, ein paar Stunden ſpäter in ihrer Empfangsſtunde ihren Courmachern ſpöttiſch erzählend, der Gläubiger habe mit gerichtlicher Klage und Pfändung gedroht. Allgemeiner Aufſchrei der Courmacher, allgemeines Anerbieten, dieſe Schuld ſofort zu übernehmen. „Nicht doch!“ rief ſie, „nicht doch! Geld verdirbt die Freundſchaft.“

Das war ſo hingeſagt, gedankenlos, eine erlernte Phraſe. Aber der Eindruck blieb bei ihr nicht aus, daß ja Leute genug vorhanden wären, für ſie einzutreten, wenn einmal wirklich Noth an Mann käme.

Eine zweite drohende Geldnote ward ihr eines Mittags überreicht, als gerade Ferval neben ihr ſaß. „Zum zweiten Male ſchon erlaubt man ſich ſolche Drohungen,“ ſagte ſie und reichte Ferval die Note.

„Ah, das muß man ſich nicht gefallen laſſen,“ ſprach dieſer — „erlauben Sie, daß ich das flugs beſeitige.“ — Und er ging hinaus und zahlte dem Boten die verlangte Summe.

Louiſon hatte nicht Zeit gehabt, das zu verhindern, aber ſie empfand doch gleich, daß dies unpaſſend ſei.

Ein paar Tage darauf bemerkte ſie auch, daß Ferval's Benehmen gegen ſie dreiſter geworden. „O nein, nein!“ rief ſie, „wohin würde das führen!“

Sie war durchweg in all' dem Verkehr keuſch und unnahbar und benutzte nun eiligſt den Rath ihrer Friſeuſe, die Summe anderswo aufzunehmen, bei einem

„ſehr ordentlichen Manne“, wie die Friſeuſe ſagte, damit ſie ſofort Ferval zugeſtellt werde. „Der ‚ſehr ordentliche Mann‘,“ fuhr die Friſeuſe fort, „berechnet nur mäßige Zinſen.“

Da nun Louiſon von Zinſen gar nichts verſtand, die Forderungen aber immer zahlreicher einliefen, ſo nahm ſie immer neue Summen auf von dem „ſehr ordentlichen Manne“ und ſtellte am Ende auch Wechſel aus. Was wußte ſie von der Bedeutung eines Wechſels! Kurz, um Neujahr etwa war ſie über und über verſchuldet, und eine Unterredung mit dem „ſehr ordentlichen Manne“ belehrte ſie, daß ſie auf einem gefährlichen Wege ſei und daß eine beiläufige Bemerkung ihres Stubenmädchens Roſe, „Wucherſchulden thürmten ſich auf wie Berge“, eine arge Bedeutung hätte.

Jetzt erſt erkannte ſie die Gefahr und ſah ſich nach Hülfe um. Wo gab's die? Ah, ſie hatte ja doch ſo viel Briefe von Anbetern bekommen, welche alle glänzende Anerbietungen enthielten. Sie hatte alle unter einen Beſchwerſtein gelegt und las ſie jetzt noch einmal durch. Als ſie fertig war, ließ ſie Kopf und Arme ſinken. Es war ihr klar, daß all' dieſe Anerbietungen einen ſchlimmen Hintergrund hatten — ſie erwarteten für ihr Opfer Hingebung der jungen ſchönen Dame.

„Um keinen Preis der Welt!“ flüſterte ſie vor ſich hin. Aber was thun? Der letzte Mahnbrief hatte äußerſt brutal mit Pfändung ihrer Habſeligkeiten gedroht. Was thun?

Da hörte ſie im Vorzimmer einen heftigen Stimmenwechſel und ein Geräuſch, als ob ein Menſch zur Erde fiele. Der Menſch war Narciß, und vor ihr ſtand O'Brien.

„Verzeihen Sie, meine Liebſte“ — ſagte er — „es blieb mir am Ende nichts übrig, als mit Gewalt zu ſo ſtark gemacht: Es iſt kein Schloßherr da, nur eine Herrin, und ſie erklärt kühl und unumwunden, daß ſie den Connetable von Bourbon todt oder lebendig ausliefern werde an den König von Frankreich, wenn er, wiſſentlich für ſie, ihr Gebiet beträte. — Nie war ihm ſein unglücklicher Entſchluß ſo zum Herzen geſtiegen, und in derſelben finſteren Nacht noch, unter Lebensgefahr entweicht er aus dem Schloſſe und flieht in die Berge, die er nicht kennt, die Abgründe weniger fürchtend als ſeinen Schmerz und eine patriotiſche Franzöſin. Und darin iſt Frankreich ſtets daſſelbe geblieben, einem Connetable von Bourbon, einem Marmont, einem Bourmont gegenüber.

Wie ein gemeiner Reiter gekleidet führte er den Feind, Italiener und Spanier und Deutſche, bei Pavia gegen den König und das Heer von Frankreich. In Trauer wollte er ſiegen, den Tod und ſeinen Feind, den Admiral Bonnivet, ſuchend auf allen Seiten des Schlachtfeldes. Er fand den Sieg, er fand Bonnivet, und er behielt den alten Schmerz. Bonnivet, nach deſſen Blut er dürſtete, war ſchon getödtet. So war die Rache gebrochen, und die betäubende Hitze erkaltete zu den traurigen Worten: Unglücklicher Bonnivet, Du biſt Schuld an der Niederlage Frankreichs und an der meinigen!

Es war ein fürchterlicher Tag, der Tag bei Pavia, der 24. Februar 1525, und doch iſt es den Berichten ſchwer abzuſehen, welcher Streich, welcher Fehl eigentlich die franzöſiſche Niederlage verurſacht. Ranke ſchildert ſie neuerlichſt in ſeiner „deutſchen Geſchichte“ und bei ihm iſt das einzig ſichtbare Motiv eine plötzlich allgemeine Feigheit der franzöſiſchen „hommes d'armes“. Davon habe ich in franzöſiſchen Quellen nichts gefunden; verſchweigen ſie's aus Nationaleitelkeit? Vielleicht. Aber die durch Ranke ſo talentvoll geltend gemachten Hilfsmittel für Geſchichtsſchreibung: die Geſandtſchaftsberichte, die Spiegelung der Vorfälle und Perſonen, die Spiegelung nämlich an benachbarten, fremden oder gar feindlichen Höfen und Zuſchauern, dieſe Hilfsmittel ſind intereſſant und haben ihren Werth, wenn ſie

Ihnen zu dringen. Ihr Diener wurde flegelhaft und mußte beſeitigt werden. Aber erſchrecken Sie nicht! ich bin nicht ſo ſchlimm, wie ich Ihnen bisher erſchienen bin, ich hab' nur einen feſteren Willen als die Ferval und Conſorten, welche Sie mit Geldanerbietungen in Ihrer Noth beleidigen. Außer dem feſten Willen habe ich auch redliche Abſichten, redlichere als dieſe Fanfarons, welche eine Maitreſſe in Ihnen ſuchen. Ich ſuche in Ihnen eine Ehefrau — ich beſchwöre Sie, nehmen Sie ein paar Minuten furchtlos Platz und hören Sie mich ohne Vorurtheil an!“

Sie ſank auf einen Seſſel; er holte ſich einen und ſetzte ſich in ihre Nähe.

Bei allem Schreck mußte ſie ſich doch eingeſtehen, daß er von ſeiner früheren Brutalität keine Spur zeigte, ſondern daß er ſanft, ja liebenswürdig ſpräche. Er war deſſen fähig, denn er war ein reichbegabtes Menſchenkind.

„Ich wiederhole es,“ ſprach er nun ſanft, „ſchenken Sie mir die Anſtrengung, mich zehn Minuten lang ohne Vorurtheil anzuhören! Ich verdiene es kaum, das iſt wahr, denn ich habe Sie durch Tollheiten eingeſchüchtert. Aber ich kann doch Einiges zu meiner Entſchuldigung vorbringen. Nicht bloß meine grenzenloſe Liebe zu Ihnen. Denn bei Gott dem Allmächtigen! als ich Sie das erſte Mal geſehen, da iſt es wie ein Schickſalsſpruch in mir aufgeſprungen: dies iſt das Weib, welchem du angehören mußt dein Leben lang, ſie iſt dein Lebenszauber. Daß ich hinzugeſetzt: ſo wie ich Ihnen angehörte, ſo müßten auch Sie mir angehören, das iſt wahr. Daher meine frechen Drohungen. Aber ſie werden Ihnen erklärlich und vielleicht auch verzeihlich erſcheinen, wenn Sie meine Erziehung kennen. Dieſe Erziehung hat aus mir einen heftigen, oft gewaltſamen Menſchen machen müſſen. Meine Mutter und die Umſtände haben mich verzogen. Der Lord, mein Vater, ſtarb früh und hinterließ meiner Mutter große Herrſchaften und zwei Söhne, meinen älteren Bruder David und mich, der ich Joſuah getauft bin. Der Vater hatte meinen Bruder David vorgezogen und mich gering geachtet. Meine Mutter that nun nach ſeinem Tode das Gegentheil; ſie achtete David, für welchen ſie bis zu ſeiner Großjährigkeit die Güter verwaltete, gering und behandelte mich mit einer geradezu leidenſchaftlichen Liebe. Mir wurde Alles gewährt, auch an Geldmitteln Alles; meinem Bruder wurde auch das entzogen, was ihm gebührte. Er war von kränklicher Leibesbeſchaffenheit, namentlich ſchwach in der Bruſt. Der Aerger über die Mutter ſchwächte ihn noch mehr, und der Widerwille gegen mich beherrſchte ihn allmälig ganz. Da ſtarb meine Mutter plötzlich an einem Schlagfluß. Gerade um die Zeit, als David's Mündigkeit eintrat. Nun rächte er ſich an mir. Er jagte mich fort und entzog mir die Gelder, welche mir zuſtanden. Sie können ermeſſen, wie das auf den verzogenen Joſuah, auf mich wirken mußte. Ich lebte in heller Empörung, und natürlich in gänzlicher Armuth. Nur ein entfernter Verwandter meiner Mutter unterſtützte mich einigermaßen. Ich wurde ein wilder Abenteurer, ein Spieler und was weiß ich! Da kam Rettung, Rettung von zwei Seiten. Die erſte und wichtigſte kam von Ihnen. Ich ſah Sie und war verwandelt. Man ſagt: wer liebt, wird gut. Jedenfalls wurde ich beſſer. Ich wollte und will zwar noch Alles vernichten, was mich von Ihnen trennen könnte, aber in meinem Inneren iſt doch eine Welt aufgegangen, welche ich früher gar nicht kannte. Ich möchte ſagen: eine Welt des Wohlwollens. Ich ſehe immer Ihr

Bild, und das wirkt zähmend, beſchwichtigend auf mich. Ich behandele die Menſchen anders als früher, und ich bin überzeugt, Sie können mich, wenn Sie mir angehören, zu einem guten, wenigſtens zu einem gelinden Menſchen machen. — Die zweite Seite der Rettung kam aus Irland. Es war die beſtimmte Nachricht, daß David's Bruſtleiden Lungenſchwindſucht geworden und daß ſeine Tage gezählt ſeien. Er könne den Ausgang des Winters nicht überleben. Dann bin ich Lord O'Brien und ſehr reich. Ich kann Ihnen alſo ein Leben bereiten, wie Sie's in Ihrer Künſtlernatur nur wünſchen können. Ungern laſſe ich Sie beim Theater, denn ich bin eiferſüchtig, aber ich laſſe Sie, wenn Sie's poſitiv verlangen. Ich thue Alles, was Sie wollen. Augenblicklich bitte ich um nichts, als daß Sie mir alle Wechſel und Schuldſcheine übergeben, damit ich ſie bezahlen und Sie befreien kann von der gemeinen Sorge, und daß Sie mir Zutritt geſtatten in Ihr Haus. So werden Sie mich allmälig kennen lernen, und zwar beſſer als bisher. Sie werden mich durchweg beſcheiden und genügſam finden, denn ich habe eingeſehen, daß ſich Liebe nicht ertrotzen läßt. Ich will, wie geſagt, nur, was Sie wollen."

Damit ging er, indem er ſich tief verbeugte.

Louiſon blieb regungslos ſitzen. Sie war in ſolcher Verwirrung, daß ſie abſolut ſelbſt nicht wußte, was ſie empfände, was ſie dächte. Das war ja ein ganz anderer Mann, als er bisher geweſen! Geweſen? Vielleicht nur erſchienen. Sein blaues dunkles Auge, früher immer drohend, wie ruhig, wie mild hatte es geblickt! Der Mund mit prächtigen weißen Zähnen hatte nichts mehr gehabt vom früheren Zucken. Der unbewegliche Arm in der Binde dazu hatte jeden Gedanken entfernt an ſonſtige Gewaltſamkeit.

Aber der Fall im Vorzimmer, ehe er eingetreten?

Das konnte nur Narciß geweſen ſein. Hatte O'Brien den Diener niedergeworfen?

Sie griff mechaniſch nach der Klingel, welche auf einem Tiſchchen neben ihr ſtand, und läutete.

Narciß trat ein. Er ſah niedergeſchlagen aus und zuckte die Achſeln. Er ſei über einen Zipfel des Teppichs geſtolpert und gefallen, als er dem fremden Herrn den Eintritt verweigern wollte.

Alſo auch hier keine Gewaltthat O'Brien's! dachte ſie. Es fiel ihr nicht ein, daß dieſer Narciß von O'Brien beſtochen ſein könnte. Es fiel ihr überhaupt nichts ein, als daß ſie ſich doch noch fürchtete vor dieſem O'Brien und daß ſie ſich Vorwürfe machte wegen dieſer Furcht. Denn er ſei ja gut und ſanft geweſen. Dabei blickte ſie nach dem Fach in ihrem Schreibtiſche, in welchem alle Schuldforderungen lagen. Die hatte er ja verlangt. „Das nicht!“ ſagte ſie, und Ferval fiel ihr ein, welcher neulich für ſie bezahlt hatte.

„Wie viel hat denn neulich Herr von Ferval für mich gezahlt?“ fragte ſie.

„Zweitauſend Francs,“ antwortete Narciß.

„Können wir die noch auftreiben?“

„O ja, gegen hundert Procent Zinſen.“

„Beſorgen Sie alſo die Summe und liefern Sie dieſelbe an Herrn von Ferval ab mit meinem Dank.“

„Zu Befehl.“ — Und er entfernte ſich.

Das waren alſo wieder viertauſend Francs Schulden mehr. Sie hatte die Schuldſcheine nie ſummirt, ſie wußte gar nicht, wie hoch die Geſammtſumme ſich belaufe. Das wollte ſie jetzt thun — aber da trat die Friſeuſe ein, um die Tagesfriſur herzurichten.

Dieſe Friſeuſe hieß Nanette und war eine etwa dreißig Jahre alte Pariſerin, wohl erfahren, ſehr geſchickt und gar nicht ohne Geiſt, welche ſich viel darauf zu

Gute that, beinahe blond zu ſein. Sie kannte die Theater und Paris gründlich und war für Louiſen in allen Dingen förderſam geweſen, beſonders in Geldſachen. Sie wußte für Alles Rath, nahm Alles leicht und war deshalb behaglich und bequem für Louiſen.

Jetzt betrachtete ſie lächelnd die ſchöne junge Dame, welche das Hervorziehen der Schuldſcheine aufgegeben hatte und lautlos daſaß, Nanettens Friſiren ſich ruhig gefallen laſſend.

Nach langem Stillſchweigen ſeufzte endlich Nanette und flüſterte: „Man lernt doch die Männer nicht aus! Dieſer Lord O'Brien iſt eine neue Merkwürdigkeit. Mademoiſelle hat ihn endlich empfangen? Mit Recht! Denn iſt der verwandelt! Sein Diener wartete unten beim Coupé. Den hab' ich geſprochen, als ich kam, weil ich hörte, daß ſein Herr bei Ihnen wäre. Na, weiß der zu erzählen! Sein Herr ſei ſich gar nicht mehr ähnlich. Eines Abends — er ſei aus unſerem Theater gekommen und habe Mademoiſelle ſpielen ſehen — habe er ihm Ordre gegeben, ſeine ganze Hausordnung zu ändern, alle Beſuche abzuweiſen und nur den irländiſchen Geiſtlichen vorzulaſſen, welcher im Hotel Glasgow wohnt. Der ſei jetzt täglich bei ihm und ſpeiſe auch mit ihm. Er ſpeiſt jetzt zu Hauſe und geht nicht mehr in den Club. Seine Pferde hat er verkauft und lebt ſparſam wie ein Gewürzkrämer. Derſelbe Herr, der früher das Geld zum Fenſter hinauswarf! Von ſeiner früheren Heftigkeit ſei keine Spur mehr vorhanden, er ſei geduldig und ſanft, aber traurig. Ich begegnete ihm auf der Treppe, als er von Mademoiſelle kam, und er grüßte mich. Dabei ſtrauchelte er mit dem Fuße und wollte ſich am Geländer halten. Das Geländer war aber an der Seite ſeines kranken Armes. Den zog er unbedacht aus der Schleife, dieſer ſchien aber den Dienſt zu verſagen. Der Lord ſtöhnte wie vor Schmerz und hielt ſich mit dem geſunden Arme einen Augenblick lang an meiner Schulter feſt. Dann holte er tief Athem, ſah mich gutmüthig an und dankte mir. Kurz, es iſt, wie unſer Pfarrer ſagt, ein Paulus geworden aus dem Saulus. Merkwürdig!“

Louiſon dachte wieder nicht im entfernteſten daran, daß auch Nanette, die erfahrene Pariſerin, beſtochen ſein könnte. Sie ſtand auf, ließ ſich einen großen Shawl umhängen und ging aus, ohne ein Wort zu reden. Wohin? Den Boulevard entlang bis zur Madeleinenkirche. Dort trat ſie ein, kniete an einem Seitenaltar nieder und betete lange, lange.

Sie war, wie es in Belgien Sitte, im getreuen Kirchenglauben erzogen, und in ihrer Gläubigkeit ſowie in Befolgung aller kirchlichen Vorſchriften und Gebräuche hatte ſich nichts an ihr verändert trotz allen bunten Verkehrs in ihrem Leben.

Sie betete echt und warm, die heilige Jungfrau möge ſie beſchirmen und erleuchten in ihrer Noth, in ihrem Zweifel.

Auf dem Rückwege begegnete ſie vor dem Grand Hotel Juron, welcher geringſchätzig und ohne Gruß an ihr vorüber wollte. Sie aber blieb ſtehen und ſagte: „Verzeihen Sie mir, Herr Juron; es thut mir ſehr leid, daß ich Ihnen weh gethan. Sagen Sie daſſelbe, ich bitte, dem guten Herrn Profeſſor! Ich flehe ihn an, mir eine Unterredung zu ſchenken. Ich bin in ſchwieriger Lage rathlos, und zu keines Menſchen Rath habe ich ein ſo unbedingtes Vertrauen als zu dem des Herrn Rambert. Iſt er in Paris?“

„Ja.“

„Wollen Sie die Güte haben?“

„Wozu? Er ſpricht Sie nicht mehr.“

Nach dieſen Worten ging Juron weiter. Louiſon blieb betrübt ſtehen. Endlich blickte ſie auf die gegenüber harrenden Fiaker und griff in ihre Taſche. Sie wollte hinausfahren zu Rambert. Aber ſie hatte kein Portemonnaie in der Taſche und es fing heftig an zu regnen. Haſtig eilte ſie nach Hauſe, haſtig ſchrieb ſie einen neuen Brief an Rambert und bat ihn, ſie zu empfangen. Sie ſchrieb die Wohnung genau auf die Adreſſe und gab den Brief Narciß zu ſofortiger Beſtellung. Er ſollte ihn ſelbſt abgeben.

Dann legte ſie ſich aufs Sopha; ſie war todmüde, und ſie ſchlief auch ein und ſchlief, bis Roſe ſie weckte. Es war finſter, ſie aber mußte ins Theater, um ſich anzukleiden und zu ſpielen. Das Stück „Louiſon" wurde ja nach Pariſer Sitte auch nach Monaten Abend für Abend aufgeführt.

Narciß hatte den Brief nicht beſtellt, ſondern auf einen Tiſch im Vorzimmer geworfen, weil eben ein Gläubiger eingetreten mit zudringlicher Forderung. Gleichzeitig war Roſe, das Dienſtmädchen, ins Vorzimmer gekommen und hatte zugehört, wie Narciß dieſen Dränger mit groben Worten abfertigte und ziemlich handgreiflich aus dem Vorzimmer hinausexpedirte. Narciß ging ebenfalls hinaus, und Roſe hörte, daß der Gläubiger mit Pfändung drohte und daß Narciß erwiderte, das ſollte er nur thun, je eher deſto beſſer.

Roſe ſchüttelte dazu den Kopf; ſie mochte Narciß überhaupt nicht leiden. Ihrer Herrin aber, welche ſich immer freundlich gegen ihre Dienſtleute benahm, war ſie herzlich zugethan. Sie war die Tochter eines Schulmeiſters in den Vogeſen und hatte vier Schweſtern. Alle hatten aus dem Hauſe gemußt, um ſich ihren Unterhalt zu ſuchen, und alle hatten einen guten Schulunterricht genoſſen. Roſe war auch ſonſt aufgeweckten

Geiſtes und hatte aus einzelnen Aeußerungen ihrer Herrin ſich zuſammengereimt, daß ein Profeſſor Rambert früher ihr Beſchützer geweſen. Jetzt las ſie deſſen Adreſſe auf dem Briefe, welchen Narciß auf den Tiſch geworfen, und dachte: die arme Herrin ſucht Hülfe in ihren bedrängten Umſtänden, und der Schlingel Narciß wirft den Brief bei Seite! Er geht fort, ſetzte ſie hinzu und öffnete die Vorſaalthür. Richtig! Narciß ging mit dem Gläubiger die Treppe hinunter. Geſchwind holte ſie ihr grobes Umſchlagetuch gegen den Regen, ſteckte den Brief zu ſich und trug ihn hinaus zu dem Herrn Profeſſor.

Als ſie zurückkam, trat ihr Narciß herriſch entgegen mit der Frage, ob ſie einen Brief vom Tiſche genommen. Sie ſchüttelte den Kopf und ließ ihn ſtehen.

Der Brief kam alſo in Rambert's Hände. Er las ihn, hielt ihn noch eine Zeit lang in der Hand und legte ihn dann auf den Schreibtiſch. Der Eindruck war erſichtlich günſtig. Es waren Monate vergangen, ſeit er durch Juron die Nachricht erhalten von dem Attentate Malevy's und Louiſon's auf dem Theater. Juron hatte es auf die gehäſſigſte Weiſe geſchildert. Rambert hatte ſich unbeſchreiblich verletzt gefühlt und auch bei ſeiner Rückkehr nach Paris Juron Recht gegeben, daß einem Mädchen von ſo verwerflichem Charakter für immer der Rücken zuzukehren ſei. Ja, ſie verdiente eine Züchtigung! hatte Juron zugeſetzt. Das hatte Rambert mit einer Handbewegung abgewieſen.

Er war eine grundgute Seele, und er hatte Louiſon ſehr lieb. Unter Schmerzen hatte er ſie aufgegeben und ihren erſten Brief nicht beantwortet. Die Zeit aber hatte den häßlichen Eindruck gemildert, und ob man ihn erkannt habe in der Theaterfigur, davon hatte er wenig erfahren, weil er nicht in Paris geweſen. Ueber die

Scene aber, in welcher Juron gefoppt und eingeſperrt wird, hatte er wohl gar ſpäter, wenn er daran gedacht, lachen können, indem er ſein Lachen damit entſchuldigte, daß er ausrief: „Verdient hat er's.“ Was ihn ſelbſt betraf, ſo hatte er nach einiger Zeit ärgerlich die Frage in den Hintergrund geſchoben, in das „Schuttzimmer“, wie er's nannte, wohin Jedermann ſeine Enttäuſchungen wirft.

So fand ihn der heutige zweite Brief. Er fand ihn, möchte man ſagen, vorbereitet zur Verſöhnung. Der Brief war auch in Louiſon's beſter Art geſchrieben, einfach und rührend. „Wohlan denn!“ ſagte Rambert und faßte den Entſchluß, dieſen Abend ins Theater zu fahren, das abſcheuliche Stück über ſich ergehen zu laſſen und Louiſon anzuſchauen, anzuſchauen als Talent ohne Rückſicht auf ihre Perſon und ihren moraliſchen Werth.

Juron kam um ſechs Uhr zu ihm und ſpeiſte mit ihm. Beim Deſſert hatte Rambert die Unvorſichtigkeit oder, um es richtiger auszudrücken, die gutmüthige Wallung, Juron ſeinen Entſchluß mitzutheilen.

„Um Gotteswillen nicht!“ ſchrie Juron. „Die Leute werden mit Fingern auf dich zeigen und dich verhöhnen.“

„Ah? — Nun denn — ſo werd' ich's unterlaſſen.“

Glücklicherweiſe wurde Juron um halb Acht abgerufen, und als Rambert allein war, kam ſein Gedanke nochmals auf die ganze Frage zurück. Ein gebildetes menſchliches Weſen für immer aufzugeben wegen eines einzigen garſtigen Zuges? Iſt das human? Iſt das weiſe? Iſt es vortheilhaft? Sie hat dir ja doch viel Freude gemacht — er läutete und beſtellte den Wagen.

Das Hauptſtück des Abends, „Louiſon“, begann erſt um acht Uhr, er konnte noch zum Anfange im Theater ſein, und er kam zurecht. Der Vorhang ging eben in die Höhe, als er im Hintergrunde einer Loge Platz nahm. Das Publikum konnte ihn kaum ſehen, und dieſes Publikum kannte ihn nicht, es war nicht das Publikum der erſten Vorſtellungen.

Louiſon's Auftreten fiel wie Sonnenſtrahl in ſein Herz. Er hatte ſie doch ſehr gern, und die erſten Scenen in Brüſſel waren ihm eine liebe Erinnerung. Später lachte er unverhohlen über den gefoppten Juron. Freilich, als nun ihre Liebelei mit ihm daran kam und er wohl wie ein genarrter Liebhaber erſcheinen konnte, da wurde ihm ſchwül. Aber Louiſon ſpielte das Alles, wohl gerade heute, weil ſie ſo traurig war, mit einer ſo mädchenhaften Decenz, daß er auch dies nachſah; kurz, ihre liebreizende, talentvolle Perſon wurde ihm ganz und gar einziges Intereſſe an der Vorſtellung, und am Schluſſe hatte ſie ihn ganz wieder gewonnen.

Nach Hauſe kommend, ſchrieb er raſch auf eine Viſitenkarte, Louiſon möchte am nächſten Tage um elf Uhr zu ihm kommen, und übergab die Karte Jean mit dem Auftrage, ſie am folgenden Morgen ſelbſt bei Mademoiſelle abzugeben.

Welch ein Glück für Louiſon! Nun konnte ſie gerettet werden, gerettet, denn ſie war in Lebensgefahr.

Am anderen Morgen erſchien Jean in Louiſon's Wohnung. Ungern und verdrießlich, denn es war ihm widerwärtig, daß der Verkehr mit dieſer Komödiantin wieder angeknüpft wurde. Welche Erniedrigung ſeines Herrn! Er hatte es ja erfahren — denn ſolche Diener erfahren Alles, was ihre Herrſchaft betrifft —, daß ſie ſeinen Herrn aufs Theater gebracht. Wie konnte ſein vornehmer Herr ſich nun doch wieder herbeilaſſen! „Ah!“ ſtöhnte er ärgerlich im Vorzimmer, „wer übernimmt hier eine Karte des Herrn Profeſſor Rambert für Mademoiſelle Louiſon?“

fortwährend in zweiter Linie der Geltung bleiben. Sie geradezu für entſcheidende Hauptquelle anzunehmen, heißt ja doch die Nachricht aus zweiter und dritter Hand vorziehen, heißt den Nachbar befragen, auch wo man den Thäter ſelbſt befragen kann. Wer wird denn einmal die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution oder Napoleons vorzugsweiſe aus den Archiven von Wien ſchreiben wollen! Wer möchte unſere Geſchichte aus Paris beziehen! Volle Nationalitäten haben wie ſtarke Perſonen ihr gerechteſtes Richtmaß zunächſt in ſich ſelbſt. — Den franzöſiſchen Berichten nach kam und entwickelte ſich der Tag von Pavia unberechenbar, wie eben Kriegsglück kommt und ſich entwickelt: die Franzoſen gerathen beſonders dadurch in Verwirrung, daß ihre Hauptleute ringsum fallen. Die Basken ſchießen nur auf Officiere, und nur auf Kopf und Herz; mit ihren Izards in den Pyrenäen nehmen ſie es nicht ſo genau. So fällt die Blüthe Frankreichs; Tremouille, ein beſter Ritter, erhält mit einem Schlage eine Kugel ins Herz und eine in den Kopf. Aller Adel fällt um den König. Es war die Pflicht des Groß-Stallmeiſters, die Streiche auf den König zu pariren — eine entſetzliche Arbeit bei Pavia, wo die Streiche wie Platzregen herabſtürzten, wo Franz in einer ſchimmernden Rüſtung von Silberdraht und im leuchtenden Federbuſche alle Schläge auf ſich lockte wie ein goldener Blitzableiter. St. Severin, der Groß-Stallmeiſter, that redlich ſein Mögliches, bis er fiel. Als man ihm zu Hilfe eilte, ſchrie er noch: ich brauche nichts zum Sterben, ſchützt den König. Das Gewühl war ſo dicht, daß Niemand mehr ſchießen konnte. Franz, noch hoch zu Roſſe, konnte nicht vorwärts wegen eines Walles von Leichen. Seine beſten Freunde bildeten, zuſammengeballt mit Feinden, dieſe Mauer, und das brechende Auge manches Geliebten ſchürte ſeine Wuth. Wer andrang, empfing einen Todesſtreich von ihm. Da ward ſein Pferd getroffen, es ſtürzt, es wälzt ſich auf ihn — Spanier und Deutſche ſtürzen über ihn, und ſtreiten ſich um dieſen Gefangenen. Franz aber rafft ſich unter dem Schlachtpferde hervor, und obwol tief blutend aus der Stirn und aus den Beinen, nimmt er den Kampf

„Ich!“ antwortete der anweſende Narciß. Und er ſetzte hinzu: „Iſt das derſelbe Profeſſor Rambert, bei welchem Mademoiſelle früher —“

„Ja doch.“

„Sie iſt nicht etwa vom Herrn Lampré?“

„Rambert!“ ſagte Jean indignirt mit ſcharfem Tone, ging und ſchlug die Thür zu. Er hatte die Malice mit Lampré wohl verſtanden — denn er hatte das Stück geſehen — und war wüthend. „Das ſoll mein thörichter Herr ſchon erfahren!“ brummte er vor ſich hin.

Woher wußte Narciß das Alles? — Von O’Brien, der ihn beſtochen hatte und der ihm den Auftrag gegeben, jede Annäherung zwiſchen Louiſon und dem Herrn Rambert nach Möglichkeit zu verhindern. Deshalb hatte er den Brief Louiſon’s an Rambert nicht beſtellt, deshalb ſteckte er jetzt die Karte Rambert’s in die Taſche, um ſie O’Brien abzuliefern, der ihm angekündigt hatte, er werde heute das Fräulein wieder beſuchen.

Louiſon hatte ihm auch das frühere Verbot der Zulaſſung O’Brien’s nicht wiederholt. Bald darauf kam O’Brien wirklich, und nach einem kurzen leiſen Wortwechſel mit ihm ging Narciß ins Zimmer, um ihn anzumelden.

Er fand große Verwirrung. Mama Miot war plötzlich erkrankt. Sie hatte heftig geſtöhnt und lag jetzt ohnmächtig auf dem Sopha. Louiſon ſelbſt eilte in den Vorſaal, ſich bei O’Brien zu entſchuldigen, daß ſie ihn jetzt nicht annehmen könne, und rief Roſe. O’Brien dankte dafür, daß ſie ihn perſönlich unterrichtete, wünſchte der Mama raſche Wiederherſtellung und ging.

Roſe brachte Eau de Cologne und beſpritzte reichlich die Mama. Als dies nichts half, ſagte ſie ärgerlich: die Mama hätte beim erſten Frühſtück einen halben

Hummer verzehrt und eine Flaſche ſchweren Wein getrunken, es würde ein Arzt nöthig ſein. Oben im dritten Stocke wohne einer, ſie hätte ihn vor einer Viertelſtunde hinaufſteigen ſehen, ob ſie ihn nicht holen ſolle?

„Ja wohl, ja wohl!“

Als er kam, war Mama ſchon aus der Ohnmacht erwacht, ſtöhnte aber entſetzlich. Der Arzt, ein junger Mann, war durch Roſe ſchon unterrichtet über den halben Hummer und ſchrieb raſch ein Recept, welches Roſe augenblicklich in die Apotheke trug.

Louiſon fragte ihn leiſe, ob es bedenklich ſei? Er ſah ſie lächelnd an und erwiderte nach kurzer Pauſe: ganz und gar nicht. Aber Mama ſollte mäßiger ſein — vorſichtiger, verbeſſerte er — im Eſſen und Trinken, ſonſt könnte ſie gelegentlich einen Schlagfluß erleiden.

Mama ſchrie auf, und Louiſon verwunderte ſich über das Lächeln des jungen Mannes, welcher ſich neugierig in dem luxuriös eingerichteten Zimmer umſah.

„Kennen Sie mich?“ fragte ſie.

„Nein, ich habe nicht die Ehre.“

Sie nannte ſich, und er erwiderte wie entſchuldigend, daß er kein Theatergänger wäre. Er hätte für Theater keine Zeit und kein Geld. Seine Praxis wäre noch zu klein, und das Studium ſeiner Wiſſenſchaft nähme ihn noch ſehr in Anſpruch.

Sie bot ihm Karten an für die heutige Vorſtellung in ihrem Theater. Er lehnte ab. Gerade heut' Abend habe er Theil zu nehmen an einem wichtigen Conſilium.

„Es intereſſirt Sie auch nicht —?“

„Das möcht' ich nicht ſagen. Ich hab' einen Jugendfreund, einen ausgezeichneten Mann, der Stücke ſchreibt. Vergeblich, denn er bringt ſie nicht zur Aufführung. Der erzählt mir wohl von dem wunderlichen Theaterleben; er hat mir auch von Ihrem Stücke erzählt!“

„Vielleicht gingen Sie morgen mit Ihrem Freunde in unſer Theater?"

„Ein Arzt kann nicht dreißig Stunden voraus über ſeine Zeit verfügen. — Mama muß ſich zu Bett legen und bis morgen früh nichts eſſen und trinken."

Mama ſtöhnte ſchmerzlich.

„Morgen früh werd' ich wiederkommen, wenn Mademoiſelle es wünſchen."

„Gewiß."

Damit ging er. Louiſon ſah ihm erſtaunt nach, erſtaunt, daß es Menſchen gäbe, welche ſich ſo gar nicht ums Theater kümmerten. Der kühle junge Mann mit großen dunklen Augen verwunderte ſie höchlich, und ſie ſprach vor ſich hin: „Es giebt alſo doch Menſchen, welche das Theater gar nicht brauchen. Unbegreiflich!"

Eine halbe Stunde ſpäter ſchimpfte Mama Miet heftig auf den albernen Doctor, weil das Recept ſie in ſeinen unangenehmen Folgen abſcheulich beläſtigte. Dazu brauche man keinen Doctor!

Louiſon ſelbſt fühlte ſich von Sorgen und Kummer belaſtet. Solch ein Zuſtand war ihr völlig neu, und ſie fand in ſich gar kein Mittel zur Vertheidigung. Von Rambert kam keine Antwort; zudringliche Gläubiger aber kamen fortwährend und gingen unter Drohungen hinweg. Und nun ſtürmte auch noch Malevy herein mit Vorwürfen, daß ſie ſeit einiger Zeit ohne Animo ſpiele und das Stück herunterbringe.

„Herr Gott!" ſchrie ſie nun einmal ungeduldig auf, „Abend für Abend dieſelbe Rolle ſpielen, das muß ja langweilig für mich werden. Ich bin da keine Künſtlerin mehr, ich bin eine Drehorgel, die abgeleiert wird!"

„So?" erwiderte er ärgerlich, „dann müſſen Sie ans Théâtre français gehen, wenn Sie ſo wähleriſch ſind."

„Ach, aus der Welt möcht' ich gehen; es reißt ja

Alles entzwei rings um mich her, und ich weiß nicht mehr, was laſſen, was thun!“

„Sie werden damit endigen, einen reichen Eſel zu heirathen und die ganze Kunſt zu verrathen. Adieu!“

„Am Ende hat er Recht,“ ſagte ſie troſtlos vor ſich hin, und energieloſer als je ſpielte ſie dieſen Abend, ſo daß der Director am Schluſſe zu ihr trat und ihr Vorwürfe machte. Sie konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Grell, verzerrt gingen alle Menſchen, alle Zuſtände an ihr vorüber, und erſt als am Morgen der junge Doctor — Zech hieß er und war ein Elſaſſer — bei ihr eintrat mit ſeinen kühlen Fragen und kurzen Antworten, da kam es ihr vor, als wäre ein kühler Luftzug ins Zimmer gedrungen. Sie ſah ihn aufmerkſam an, als er der verdrießlichen Mama den Puls fühlte und über deren Zornausbrüche wegen des Receptes nur kurzweg lachte.

Hübſch fand ſie ihn gar nicht mit dem blaſſen Geſichte voll Bart und in der faſt ärmlichen Bekleidung eines gedrungenen ſtarken Körpers. Die Hand war klein und die Stimme wohlklingend.

„Es iſt vorüber,“ ſagte er langſam zu Frau Miot, „aber es wird wiederkommen und gefährlich werden, wenn Sie ſich nicht mäßigen.“

„Mäßigen? Gefährlich? Was?“

„Gefährlich für Ihr Leben.“

„Jeſu Chriſt!“

„Ja wohl. Sie neigen zur Völlerei, denn Sie eſſen und trinken zu ſtark. Noch zweimal ſolch ein Anfall, und beim dritten Male rührt Sie der Schlag.“

„Maria und Joſef!“

Und ſich zu Louiſon wendend, ſetzte er hinzu: „Sie müſſen Acht geben, warnen und am Ende mit Gewalt abhalten. Wie’s ſcheint, kann man ſich eben in ſolcher

Künſtlerwelt nichts verſagen. Wer das aber nicht kann, der geht zu Grunde. Die Natur iſt einfach, den Menſchen aber drängen ſeine Gelüſte zur Vielfältigkeit, und daraus entſteht das Leiden.“

„Das körperliche?“

„Ja, und damit auch jedes andere. Die Senſationen des Körpers bringen auch die Gefühle zu Wege, und wenn die Senſationen krankhaft ſind, dann entſtehen auch krankhafte Gefühle, welche das Gleichgewicht zerſtören und dadurch unglücklich machen.“

„Wir armen Schauſpieler, die wir alle Gefühle, auch die ſchlimmen, darſtellen ſollen!“

„Das thut Ihnen nichts. Das wird ein Turnen, und die Abwechſelung gleicht den Schaden aus. Aber zu Hauſe, im bürgerlichen Leben, muß der Schauſpieler nüchtern ſein. Er beſonders muß geordnet und mäßig leben und ſich dadurch vor Sorgen behüten. Sorgen untergraben ihn. — Heut' Abend übrigens bin ich frei, Mademoiſelle, und nehme zwei Karten an, wenn Sie dieſelben haben.“

„Jawohl. Hier ſind ſie. Und ich freue mich, vor Ihnen ſpielen zu können.“

Sie ſpielte an dieſem Abend lebhafter als in der letzten Zeit, und als ſie beim Nachhauſekommen dem Doctor Zech, welcher ebenfalls heimkehrte, auf der Treppe begegnete, fragte ſie ihn: „Nun, was ſagen Sie zu unſerer Komödie?“

Er ſchwieg eine Weile und antwortete dann: „Ich weiß es noch nicht.“

„Ah!? — Wollen Sie eine Taſſe Thee mit mir trinken? Vielleicht beſinnen Sie ſich.“

„Thee dürfen Sie ſpät Abends nach dem Spielen nicht trinken; das beeinträchtigt den Schlaf. Trinken Sie ein Glas Bier aus meiner Heimath, Straßburger

Bier, das macht dumm und iſt dadurch wohlthätig für Sie nach geiſtiger Aufregung."

„Auch das. Roſe wird's uns verſchaffen; ſie iſt auch eine Elſaſſerin und wird die Quelle kennen."

Roſe kannte die Bierquelle und brachte das Bier. Louiſon war ein wenig betroffen von ſeinem „Ich weiß es noch nicht" und ſuchte ihn zur Faſſung ſeines Urtheils zu bringen am gedeckten kleinen Tiſche, wo ſie einander gegenüberſaßen.

Er kam ſehr langſam zu dieſer Faſſung. Der ganze Vorgang im Theater ſei ihm neu, er ſei nie ein Theatergänger geweſen und habe ſich von Jugend auf nur mit der wirklichen Welt beſchäftigt, mit der realen, wie man's nenne. Eigentlich ſei ihm das Theater übertreibende Spielerei.

„Faxe?"

„Ja. Es erinnert mich immer nur an meine kindiſche Jugend. Meine Kameraden ſpielten Soldaten oder Räuber, und ich ſollte mitthun. Mir aber war's gleichgültig."

„Sie hatten wenig Phantaſie?"

„Wahrſcheinlich. Und ſo ſteht's noch mit mir. Phantaſiren iſt für mich Krankſein, wenigſtens Träumen. Will ſagen: Zeitverluſt. Das Theaterpublikum, hab' ich deshalb immer gemeint, beſteht aus Leuten, die nichts zu thun haben oder die nichts thun wollen, die ſich die Zeit vertreiben. Die Zeit vertreiben! Dies Wort ſagt ja Alles. Die Zeit, die kurze Spanne, welche dem Menſchen vergönnt iſt, vertreiben, das heißt beſeitigen — iſt das nicht einfach unſinnig? — Verzeihen Sie! Dies gilt vielleicht nicht ganz von guten Schauſpielern — die haben eine beſondere Naturgabe auszuüben —, das gilt alſo nicht Ihnen, denn ich glaube: Sie ſind eine gute Schauſpielerin."

„Warum glauben Sie das?“

„Sie haben mich durch Einfachheit und Natürlichkeit getäuſcht. Das iſt etwas. Was Nachdenken anregt, das iſt etwas. Und Sie haben mir gefallen. Das iſt auch etwas, wie ich mir hinterher überlegt habe. Weil Sie mir gefielen, wurde ich ſelbſt munterer, ich möchte ſagen: fähiger. Eine mediciniſche Streitfrage, welche mich ſeit einiger Zeit beſchäftigt und peinigt, weil ich ihr nicht beikommen konnte, erſchien mir plötzlich in verſtändlichem Lichte, weil offenbar mein Verſtand munterer und findiger wurde.“

Louiſon lachte. Der junge Mann, ein ihr wildfremdes Weſen, gefiel auch ihr, und als das Geſpräch die nächſten Dinge berührte: ihre Wohnung, ihre Geſundheit, ihre Lebensweiſe, lauter reale Dinge, welche allein ihm nahe lagen, da ging ſie bereitwillig darauf ein. Es kam ihr vor, als erholte ſie ſich von ihren Wirrniſſen, indem ſie kindlich aufrichtig ihre Verhältniſſe beſprach und ſich durch ſeine trockenen Bemerkungen veranlaßt fühlte, ihm Dinge zu ſagen, welche man ſonſt niemals einem neuen Bekannten ſagt. Wie er’s auffaßte, trat Alles für ſie in ein neues Licht, und das war ihrer Traurigkeit ſehr willkommen. So erfuhr er denn auch, daß ſie von Schulden erdrückt wäre.

„Das geht nicht!“ ſchrie er auf. „Ich dulde nicht einen Franc Schulden an mir. Das machte mich ja abhängig, beeinträchtigte meine Freiheit. Bezahlen, gleich bezahlen!“

„Ja, womit? Mama ſagt: mit einem reichen Manne, den ich heirathe.“

„Das iſt nicht ſchlecht. Kennen Sie einen reichen Mann, der Sie heirathen will und den Sie möchten?“

„Nein. Ich möchte überhaupt nicht heirathen. Leiblich einem Manne anzugehören, widerſtrebt mir.“

„Das iſt eigentlich gegen die Natur, welche nur durch Fortpflanzung beſteht. Bei Ihnen iſt's unentwickelte Sinnenthätigkeit. Sie ſind noch ſehr jung. Ich bin leider in demſelben Falle, obwohl viel älter als Sie. Die Natur holt das nach, denn ſie iſt unerbittlich. Man muß nur geduldig warten. Das thu' ich. — Aber Ihre Schulden drängen. Haben Sie nicht ſo einen thörichten Gönner, welcher für eure ſogenannte Kunſt ſchwärmt? Haben Sie einen?“

„Ich hatte ihn; aber ich hab' ihn verloren.“

„Den müſſen Sie wieder gewinnen. Geht das nicht?“

„Ich hoffe es.“ — Und nun erzählte ſie ihr Verhältniß zu Rambert, und wie ſie zweimal bittend an ihn geſchrieben.

„Und auch den zweiten Brief hat er nicht beantwortet?“

„Nein.“

„Briefe ſind Krücken; die wirft man weg. Gehen Sie doch ſelbſt zu ihm!“

„Ich ſchäme mich.“

„Ah ſo! Vielleicht könnte mein Freund Lauriſton, der iſt in der vornehmen Welt zu Hauſe —? Aber nein, den wollen wir nicht hineinmiſchen. Er neigt ohnedies ſchon zu Wunderlichkeiten. Aber ich bin gefeit — nun denn, ſchicken Sie mich zu ihm; morgen hab' ich Zeit.“

Louiſon ſchrie auf und ſah ihn zweifelnd an. „Wir kennen uns ja kaum,“ ſagte ſie fragend.

„Hinreichend!“ erwiderte er lachend. „Ich bin Arzt. Ihrer Mama ſchrieb ich Recepte, und Ihnen — verſchaff' ich Hülfe für die überſpannten Nerven. Ich verſuch's wenigſtens. 's iſt ein Gang zu einem neuen Apotheker, der Rambert heißt. Sie gefallen mir — unbeſorgt deshalb! Ich bin kein Courmacher und werde nie einer werden. Sie gefallen mir als eine gelungene Schöpfung der Natur; die möcht' ich erhalten ſehen. Soll ich zu Herrn Rambert gehen?"

„Ich weiß nicht —"

„Aber ich weiß es. Schreiben Sie mir die Adreſſe auf und gehen Sie dann ſchlafen; es iſt ſpät. Morgen Abend bring' ich Beſcheid. Ja? — Wo wohnt er?"

Louiſon ſagte mit halber Stimme die Adreſſe; er ſchrieb ſie in ſeine Agende, reichte ihr die Hand und ſagte: „Gute Nacht!"

Elftes Capitel.

Louiſon hatte geſchlafen und immerfort geträumt. Das war ihr nichts Neues, denn ſie träumte ſtets, ſobald ihr die Augen zufielen. Aber beim Erwachen wußte ſie abſolut nicht, wie es in ihr ausſähe. Ob ſie wie Tags vorher nur traurig ſein oder ob ſie hoffen dürfte. Dieſe neue Bekanntſchaft mit dem Doctor Zech rumorte wunderlich in ihr. Seine nüchternen Aeußerungen über das Theater hatten etwas ſo Befremdliches für ſie. Aber was er ihr übrigens zugeſprochen über ihre Lage, das war ſo einfach und tüchtig, daß es ihre Hoffnung belebte.

Er wird Rambert ſprechen, er wird ihn durch ſeinen ehrlichen, wahrhaften Ton bewegen — es kann noch Alles gut werden! dachte ſie, und beim Frühſtück wie beim Friſirtwerden ſprach ſie heute behaglicher als ſeit langer Zeit mit Roſe und Nanette, obſchon ihr Beide entgegengeſetzte Rathſchläge gaben.

Roſe war für ungeheure Sparſamkeit, um nach und nach abzahlen zu können. Wenn die Gläubiger ihre Sparſamkeit und ihren Ernſt ſähen, ſo würden ſie ſich gedulden.

zu Fuße auf und ſtreckt noch zwei zu Boden — tauſend Stimmen ſchreien: ergib Dich, oder Du ſtirbſt! Er hört nicht, er will nicht hören. Da erſcheint Pompérant, er erkennt ihn trotz Blut und Schmutz, wie der Franzoſe ſagt, an dieſer königlichen Courage, er drängt ſich durch, er wirft die Soldaten auseinander, er ruft „es iſt König Franz“, er ſtürzt ihm zu Füßen, er beſchwört ihn, ſich zu ergeben. Der König ſammelt Athem — Wem? — „Dem Connetable von Bourbon.“ — Lieber ſterben, ſchreit Franz, zitternd vor Wuth, als dieſem Verräther mich ergeben! Ruft den Vicekönig!

Dieſer kommt, empfängt knieend des Königs Schwert, küßt ihm die Hand und überreicht ihm einen andern Degen.

Franz läßt ſich in die Kirche führen, um zu beten. Eine Inſchrift aus den Pſalmen iſt das Erſte, was er ſieht: Es iſt mir gut, daß Du mich gedemüthigt, damit ich erlerne Deine Gebote — er lieſt es ruhig und beugt ſein Haupt.

Nicht nach Pavia führt mich, das ich ſo lange belagert, ſpricht er darnach, als er ſich aufgerichtet. Man führte ihn unter ein Zelt. Ermattet ſetzte er ſich, und ſchrieb an ſeine Mutter die altfranzöſiſchen Worte: tout est perdu, fors l'honneur!

Und nun lachte er, als Alles gelaufen kam, ihn zu ſehen. Ein Soldat zeigt ihm eine goldene Kugel und ſagt: Die war expreß für Dich, wenn ich Dir begegnete, und ich hatte noch ſechs ſilberne für ſechs franzöſiſche Anführer. — Wie viel haſt Du noch? — Blos noch die goldene. —

Der Connetable will ihn ſprechen. Er komme. Er empfängt ihn kalt, aber förmlich, wie einen Prinzen von Geblüt. Es kommt ein franzöſiſcher Edelmann nach dem andern, ſie waren in Sicherheit geweſen, hatten ſich aber zur Gefangenſchaft geſtellt, um mit dem Könige zu ſein, da ſie deſſen Unglück vernommen. Beim Auskleiden fehlen die Diener. Es meldet ſich ein Freiwilliger. — Wer ſeid Ihr? Wie's ſcheint Franzoſe? — Ja, Sire. Es war ein franzöſiſcher Edelmann, Montpezat. Er

Das fand Nanette lächerlich. Eine Künſtlerin dürfe ſich nicht mit Geldſorgen quälen, das verderbe ihr Talent. Tag für Tag in Gunſt der Oeffentlichkeit könne ſie Tag für Tag ein unvorhergeſehenes Glück erwarten. Der ſo ungemein reizenden Louiſon könne jeden Augenblick die Million eines Enthuſiaſten in den Schoß fallen. Gefalle ihr nach einiger Zeit dieſer Millionenmann nicht, ſo könne ſie Scheidung und das Heirathsgut verlangen, welches ſie ſich natürlich vor der Trauung ausbedungen habe.

Bei dieſen Worten trat Narciß ein und ſagte: „Ich weiß nicht, Mademoiſelle, wie ich verfahren ſoll. Sie haben geſtern lange mit Herrn O'Brien geſprochen, ſoll ich ihn ferner abweiſen? Er iſt im Vorzimmer.“

„Abweiſen!“ flüſterte Roſe.

„Natürlich annehmen!“ ſagte Nanette laut — „ich bin fertig; Mademoiſelle Louiſon ſieht heute brillant aus.“

Louiſon ſagte nicht Ja, nicht Nein. Narciß nahm das für Ja und öffnete O'Brien die Thür.

Dieſer erkundigte ſich zunächſt nach dem Befinden der Mama, er war voll Höflichkeit und Zurückhaltung, und als die Dienerinnen fortgegangen, ſagte er plötzlich: „Warum, ſchönes Fräulein, vergiften Sie ſich das Leben mit kleinlicher Sorge. Ich ſeh's, daß die unbedeutende Schuldenlaſt Sie zu Boden drückt. Das iſt ja Thorheit! Für ausgezeichnete Menſchen iſt das Geld eine Nebenſache, die früher oder ſpäter ſich einſtellt. Was hindert Sie, die Schuldſcheine dort aus dem Schubfache zu nehmen und mir zu übergeben? Die Angſt, daß Sie dadurch mir verpflichtet würden. Aber das iſt ja eine thörichte Angſt! Was thäte ich denn mit einer Zuneigung, welche ich nur einer Geldzahlung verdankte? Es iſt niederdrückend, daß Sie mir ſolch eine Gemeinheit zutrauen. Ja, ich hoffe, daß Sie wieder fröhlich werden, wenn Ihnen die Laſt abgenommen iſt, und daß Sie dann in Ihrer neu erwachten Fröhlichkeit auch mich freundlicher anſehen als bisher. Aber das iſt auch Alles. Ihre Gunſt kann ich doch nur langſam erwerben; denn ich habe zu viel geſündigt. Aber dies Sündigen iſt vorbei, ich werde wie Jakob geduldig ſieben Jahre um Sie werben und habe nur eine Bitte."

„Was für eine?"

„Sie ſollen Ihr Talent ſchonen. Sie ſchädigen es durch dieſe Hingebung an Kummer und Sorge. Ich habe mich geprüft, und ich weiß jetzt, daß Sie mich nicht bloß durch Ihre Perſon, nein, daß Sie mich vorzugsweiſe durch Ihr Talent bezaubern. Wenn Sie mich ſpäter doch, von meiner Standhaftigkeit beſiegt, heirathen wollten, ſo machte ich's zur Bedingung, daß Sie beim Theater blieben. Wir ſetzten es wörtlich in den Heirathsvertrag, daß unſere Ehe aufzuhören hätte, wenn Sie Ihren guten Humor verlören und das Theater verließen."

Da hätte ja doch Nanette Recht, dachte Louiſon, welcher O'Brien nichts Willkommeneres ſagen konnte.

Sie lächelte und ſtand auf wie zur Verabſchiedung. Er ſtand ebenfalls raſch auf und rief: „Sie geben mir alſo die Schuldſcheine" — und dabei ſtreckte er den Arm aus, um ſie in Empfang zu nehmen.

Louiſon trat erſchreckt einen Schritt zurück und ſagte: „Das iſt ja Ihr verwundeter Arm, welchen Sie ausſtrecken. Er iſt alſo geheilt. Warum tragen Sie ihn noch in der Binde?"

„Geheilt iſt er nicht, und nun ſchmerzt er."

O'Brien's Antlitz zeigte einen plötzlich veränderten, ſchlimmen Ausdruck.

Louiſon entfuhr leiſe das Wort „Vilſac“, und ſie machte eine raſche Abſchiedsbewegung mit ihrem Arme.

Er ſchob langſam und mit Vorſicht den Arm wieder in die Schleife; ſein Antlitz ſuchte ſichtlich die ſanften Züge wiederzugewinnen, und nach einer Pauſe ſagte er faſt lächelnd: „Es werden wohl Jakob's ſieben Jahre werden. Aber Sie geben mir doch jetzt die Schuldſcheine?“

Louiſon ſchüttelte den Kopf und ſchellte mit der kleinen Glocke, welche in ihrer Nähe auf einem Tiſche ſtand. Roſe trat raſch ein; O'Brien ging unter tiefer Verbeugung.

„Der meint's nicht gut. Ich traue ihm und auch dem Narciß nicht,“ flüſterte Roſe.

Louiſon hörte nicht darauf. Sie ließ ſich vollſtändig ankleiden und ihren Shawl geben. „Ich will Luft ſchöpfen,“ ſagte ſie; „du kannſt mich begleiten, Roſe.“

Sie ging in die Champs Elyſées hinaus, am Hauſe Rambert's vorüber. All' ihre Gedanken waren darauf gerichtet, ob der Doctor Zech dort oben im erſten Stock Erfolg haben werde. „Ach!“ ſeufzte ſie, „wie glücklich war ich hier! Könnt' ich's wieder werden!“

Abends nach dem Theater kam der Doctor Zech, wie er's verſprochen.

Louiſon flog ihm entgegen, ergriff ſeine beiden Hände und rief: „Nun?“

„Im Grunde ſteht's ganz gut,“ ſagte er in ruhigem Tone; „aber hier im Hauſe zeigen ſich verdächtige Symptome. Herr Rambert hat ja geſtern eine Karte an Sie hergeſandt mit der Einladung, ihn um elf Uhr Vormittags zu beſuchen — die haben Sie wohl nicht erhalten?“

„Nein.“

„Er hat ſie nicht durch die Poſt, ſondern durch ſeinen Leibdiener hergeſchickt. Er nannte Ihre richtige Adreſſe. Was heißt das?"

„Einerlei!" rief Louiſon; „erzählen, erzählen! Was ſagt Herr Rambert?"

„O nein," erwiderte Zech, „erſt klar machen, warum die Karte nicht abgegeben worden iſt."

Roſe, welche eben Bier und Thee brachte, ſagte trocken: „Narciß."

Louiſon und Zech blickten ſtaunend auf ſie, und nun ſetzte ſie raſch aus einander, wie ſie an vielen Zeichen bemerkt habe, daß Narciß mit den Herren Ferval und O'Brien heimlich verkehre und gewiß ein Schelm ſei.

„Rufen Sie ihn herein!" ſagte Zech.

„Jetzt iſt er nicht da; Abends geht er immer aus."

„Alſo morgen. Jetzt mein Bericht; er läßt ſich hören. Herr Rambert iſt im Theater geweſen, er hat Sie ſpielen ſehen."

„Ah!"

„Sie haben ihm gefallen. Er mißbilligt Ihre Lebensweiſe, aber er iſt bereit, Sie zu empfangen. Morgen Vormittag um Elf."

Louiſon fiel ihm um den Hals und war außer ſich vor Freude.

„Ich hab' ihm auch geſagt, daß Sie von einer großen Schuldenlaſt bedrückt ſind."

„O! das hätten Sie nicht thun ſollen!"

„Alles muß man ſagen. Wenn er ſie nicht bezahlt, was haben Sie dann gewonnen?"

„Den beſten Freund, ein reines Gewiſſen."

„Viel werth. Hoffentlich kommt das Andere von ſelbſt; er iſt ja jetzt unterrichtet, und wenn er nicht von ſelbſt davon anfängt, dann bitten Sie ihn."

„Das kann ich nicht."

„Kann ich nicht! Konnten doch Schulden machen.

Ich kann Ihnen zunächſt nicht mehr förderlich ſein, ich reiſe morgen mit dem Früheſten nach Straßburg zu einer ärztlichen Verſammlung. Und vergeſſen Sie nicht, den Narciß vorzunehmen und eventuell fortzujagen. Sie müſſen ohnedies dieſe theure Wohnung und dieſen koſtſpieligen Hausſtand aufgeben. Womöglich morgen ſchon. Beim Concierge hinterlaſſen Sie mir Ihre neue Adreſſe, wenn Sie mich wiederſehen wollen. Somit Gott befohlen! Gute Nacht!“

Louiſon hatte dies Alles kaum gehört; ſie dachte nur an die Zuſammenkunft mit dem guten Onkel, ſchlief kaum und war am anderen Morgen ſchon vor elf Uhr unterwegs nach den Champs Elyſées.

An Narciß hatte ſie nicht mehr gedacht, und als Roſe hartnäckig daran erinnerte, ſagte ſie: „Später! ſpäter!“

Als ſie in Rambert's Zimmer trat, ſaß er am Schreibtiſche auf ſeinem Lehnſtuhl und wendete ſich ihr zu, mit der Hand winkend. Sie ſtürzte ihm zu Füßen, küßte inbrünſtig ſeine Hand und ſchluchzte.

Er hob ſie auf und küßte ſie auf die Stirn mit den Worten: „Thörichtes Kind, was haſt du Alles angerichtet!“

„Verzeihung, lieber Onkel, Verzeihung!“

„Beichte Alles, damit ich dir verzeihen kann.“

Und nun erzählte Louiſon ihr Leben, ſeit ſie ihn verlaſſen, mit einer rührenden Aufrichtigkeit. Sie war mit einem Male wieder das kindlich naive Mädchen, welches aus St. Quentin zu ihm gekommen war. „Die Welt iſt eben größer, als ich mir gedacht“ — ſchloß ſie — „ich verliere mich in den hundert Zudringlichkeiten.“

„Du ſchaffſt ſie dir ſelbſt. Wozu dies Heer von Courmachern? Haſt du dich endlich doch in einen verliebt?“

„O nein!"

„Wozu alſo dies Heer täglich empfangen! Wozu die Luxuswohnung! Zieh' dich ins Enge und Einfache zurück!"

„Ja, ja, das will ich."

„Laß nur Leute zu dir kommen, welche für deinen Geiſt oder für dein Herz etwas bedeuten."

„Ja, ja, das will ich."

„Lerne Bücher leſen. Du haſt gewiß gar nicht mehr geleſen?"

„Ich hab' keine Zeit."

„Verſchaff' dir Zeit dadurch, daß du dich unzugänglich machſt."

„Ja, ja, das will ich."

Und nun ſprang mit der Beruhigung ihre ganze frühere Heiterkeit wieder in die Höhe; ſie lachte wieder echt und trieb ihr ausgelaſſenes Weſen mit dem guten Onkel, welchem ſie die Haare aus der Stirn ſtrich und die Falte zwiſchen den Augenbrauen glättete, als ob gar keine Störung zwiſchen ihnen eingetreten wäre.

„Speiſe heute mit mir!" ſagte er.

„Ja, ja! — Herr Gott nein, das geht ja nicht. Während deiner Speiſeſtunde muß ich ſchon im Theater ſein, ich ſpiel' ja alle Tage."

„Widerwärtig!"

„Aber zum Frühſtück komme ich."

„Das geht nicht."

„Warum nicht?"

Rambert zögerte mit der Antwort. Juron kam ſeit einiger Zeit regelmäßig zum Dejeuner, und vor Juron ſcheute er ſich einzugeſtehen, daß er die Sünderin wieder aufgenommen.

„Das paßt mir jetzt nicht," ſagte er endlich, „und du mußt auch erſt Juron beſchwichtigt haben."

„Juron? Nein, Onkel; Juron iſt kein guter Mann, der iſt nicht wie du. Den will und kann ich nicht beſchwichtigen!“

„Schon wieder der Trotzkopf! Das iſt eine ſchöne Beſſerung!“

Da trat Jean ein, verdrießlichen Ausſehens, und meldete einen Beſuch — „von der Univerſität,“ ſetzte er nachdrücklich hinzu. Es war ihm offenbar darum zu thun, die Komödiantin wieder aus dem Hauſe zu treiben.

„Den muß ich empfangen,“ ſagte Rambert; „alſo auf Wiederſehen! Wann? Wie? Zu dir kommen kann ich nicht, nachdem du mich compromittirt haſt, und ſo lange du in deinem Saus und Braus lebſt, man alſo unter die dreiſten Nichtsthuer deines Umgangs gerathen kann. Du zu mir? Wunderlich! Auch das iſt ſchwer. Bis zum Frühſtück arbeite ich, und da ſtörſt du mich. Dann kommt — Juron und bleibt oft lange.“

„Nach dem Theater!“

„Ich geh' jetzt zeitiger zu Bett. Aber ich werd' dir's ſagen laſſen, wenn ich noch einmal in dein Theater komme, um dich wieder ſpielen zu ſehen. Dann nehm' ich dich mit. Was iſt dir?“

„Ich weiß nicht — eine Wolke — daß die Verhältniſſe uns ſo aus einander halten, daß ich —“

Sie ſtockte. Ihn um Hülfe anzuſprechen in ihrer Geldnoth, lag doch ſo nahe, da er ihr verziehen. Er hätte auch wahrſcheinlich dieſe Hülfe gewährt — aber ſie brachte eine ſolche Bitte nicht über die Lippen, jetzt gewiß nicht in ſolcher Eile und mit dem letzten Worte. Es widerſtand ihr, ſeine Verzeihung ſogleich auszubeuten. Sie ſchwieg, umarmte ihn lebhaft und ging.

Geſenkten Hauptes kam ſie die Stiege herunter, und Roſe ſah ſie betroffen an.

Es war ein heller Wintertag; ſie gingen zu Fuße nach Hauſe, völlig ſtill ſchweigend.

Für die drängende Geldnoth war nichts errungen. Roſe, ein kluges Mädchen, ſchien das zu errathen. Sie ſagte plötzlich: „Liebes Fräulein, jagen Sie den Narciß fort! Ich hab's deutlich bemerkt: er hetzt Ihnen die Gläubiger auf den Hals, er ſtachelt ſie zur Pfändung.“

Louiſon ſchwieg. Es war aber richtig, was das Mädchen geſagt: ſie fand ihr Vorzimmer voll von Gläubigern, und dieſe kündigten ihr rohen Tones die Pfändung an, wenn nicht bis morgen Vormittag Zahlung geleiſtet würde.

Ferval, welcher zum Beſuche kam, erlöſte ſie. Er ſchickte die Gauner mit der Bemerkung fort: morgen Vormittag würden ſie befriedigt werden.

„Womit denn?“ ſagte Louiſon trübſelig, als ſie allein waren.

„Folgendermaßen!“ erwiderte Ferval leichten Tones; „‚Unglück in der Liebe, Glück im Spiele‘, iſt ein wahres Wort; ich hab's zehnmal erlebt. Sie haben aber Unglück in der Liebe, denn Sie können nicht lieben, Sie werden alſo fabelhaftes Glück im Spiele haben. Spielen Sie!“

„Wo denn?“

„Bei mir. Es hat ſich ein Cercle gebildet aus der Crème unſeres Clubs. Großentheils Millionäre. Wir ſpielen hoch, ſehr hoch. Ein Gewinn oder Verluſt von hunderttauſend Francs iſt etwas Gewöhnliches, das kaum bemerkt wird. Ihr Schuldenconto wird ſich kaum über fünfzigtauſend Francs belaufen; in einer Viertelſtunde können Sie die gewonnen haben und alſo morgen die Gläubiger abfertigen. Verſtehen Sie Faro?“

„Ein wenig.“

„Haben Sie Karten da?“

„Ja. Mama legt Patiencen.“

„Geben Sie ein Spiel her! Ich lehre Sie die Feinheiten des Faro.“

„Aber ich allein unter lauter Männern!“

„O nein. Meine Schweſter iſt eine Spielratte, die nimmt immer Theil, und einige alte Herren bringen ebenfalls Damen mit. Sie werden gar nicht auffallen. Alſo das Spiel Karten!“

Es wurde gebracht, und er belehrte ſie mit großer Sachkenntniß. Sie ſelbſt hatte ja Paſſion fürs Spiel, und von dem leichten Tone Ferval's angeſteckt, ſagte ſie endlich: „Was bleibt mir denn auch übrig? Aber der Einſatz! Ich hab' ihn nicht.“

„Hier iſt er!“ ſagte O'Brien, welcher ſoeben eingetreten war und eine Tauſendfrancnote auf den Tiſch legte. „Sie dürfen mich nicht abweiſen,“ fuhr er fort, „denn es iſt kein Geſchenk; wir ſpielen Moitié von dem Momente an, wenn Ihre Schuldenſumme —“

„Fünfzigtauſend Francs,“ ſchob Ferval ein.

„Wenn alſo fünfzigtauſend Francs gewonnen ſind, beginnt unſer Moitiéſpiel. Ich ſelbſt ſpiele eigentlich nicht mehr, aber ſolch eine Ausnahme geſtatte ich mir, weil ich überzeugt bin: Sie gewinnen und werden eine läſtige Sorge los, da Sie ja doch Niemand von uns überlaſſen, Ihre Gläubiger zu befriedigen.“

Es kam mehr Beſuch, und das Thema wurde ſo heiter und ſicher beſprochen, daß Louiſen gar nicht mehr in die Stimmung kam, nein zu ſagen. „Ich hole Sie im Theater ab,“ ſagte O'Brien, als man fortging, „und rechne auf Ihre glückliche Hand.“

Die nie ruhende Phantaſie iſt ja die vorherrſchende Eigenſchaft der Künſtler. Das Unglaubliche macht ſie ihnen glaublich, das Unmögliche zeigt ſie als möglich. Louiſen ſchwelgte an dieſem Nachmittage und Abende in der Ausſicht, im Faroſpiel ihre ganze Geldmiſère zu beſeitigen. Mindeſtens! Sie hoffte, noch viel mehr zu gewinnen und dann wieder frei und luſtig zu leben, unabhängig von Jedermann. O'Brien, geſtand ſie, hat ſich hübſch benommen, wirklich liebenswürdig. Du kannſt nun vertrauensvoller mit ihm verkehren."

Louiſon fuhr denn des Abends nach der Vorſtellung in trefflicher Laune mit ihm nach der Wohnung Ferval's. Sie war ſehr ſchön, dieſe Wohnung. Ferval, der einzige Sohn eines Bankiers, verwendete ſeine zahlreichen Coupons mit Geſchick und Geſchmack zu ſeiner Unterhaltung. Alles Andere dieſer Welt war ihm gleichgültig. Intereſſante Unterhaltung für ſich täglich und ſtündlich zu haben, war ſein Lebenszweck, das allein. Darin unterſtützte ihn eine bombenfeſte Geſundheit und in Folge derſelben eine unverſiegbare gute Laune. Die Dame, welche er bei Louiſon ſeine Schweſter genannt, war eine alte Geliebte, welche er vor Jahren verlaſſen, welche aber ihn nicht verlaſſen hatte, was er ſich lachend gefallen ließ. Sie hatte ihn gegen Louiſon gehetzt, welche ſie für gefährlich erachtete. Das war kaum richtig. Es kam ihm nicht viel darauf an, Louiſon für ſich zu gewinnen, aber es verſprach ihm Unterhaltung, dies liebloſe Märchen in geſpannte Situationen zu treiben. Wie wird ſie ſich benehmen? Wird ſie nicht doch am Ende dir zufallen? dachte er. Auf Lug und Trug kam es ihm bei ſolchen Späßen nicht an, wie er's nannte, und deshalb hatte er ihr Narciß zugetheilt, welcher ihre Angelegenheiten zur Kataſtrophe treiben ſollte. Daß Narciß ſich auch von O'Brien beſtechen ließ, wußte er nicht.

Er empfing ſie mit der ſogenannten Schweſter unter ausgeſuchter Höflichkeit in einem eleganten Salon, wo ein kaltes Souper ſervirt wurde, und ſtellte ihr ein Dutzend Herren vor, zuletzt auch eine alte Dame.

blieb denn auch bei ihm, und ſtieg vom Kammerdiener bis zum Marechal de France.

All ſolche Wallung ritterlicher Theilnahme, wie anmuthig nimmt ſie ſich aus mitten in der Thatſächlichkeit! Die Franzoſen kommen nur leicht in die Gefahr, dies in der Folge, im Erzählen, im Behandeln zu übertreiben. Eine Memoirenſchrift wie Bayard's iſt in den nächſten Jahrhunderten nach Franz ſelten geworden. So erzählen ſie Folgendes: Zur Zeit Heinrichs des Vierten war eines Abends Schauſpiel in Madrid. Es waren viel vornehme Herren und Damen zum Zuſchauen im Theater, und man gab ein Stück, worin die Schlacht bei Pavia vorkam. Der König Franz fiel zu Boden, ein Spanier ſetzte ihm den Fuß auf die Gurgel und nöthigte ihn, um ſein Leben zu bitten. — Die Scene war allerdings unangenehm für einen franzöſiſchen Geſandten, der ebenfalls unter den Zuſchauern ſaß. Er hieß Emeri Jaubert de Barrault, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf die Scene zu ſpringen, und dem Soldaten-Schauſpieler ſeinen Degen durch den Leib zu rennen. — Und die Spanier? Von ihnen ſagt dieſe, wol franzöſiſch erfundene, Geſchichte nichts, ſie ſetzt nur triumphirend noch hinzu, das Stück ſei nicht wieder gegeben worden. —

Während König Franz ungeduldig in Italien gefangen ſaß und Antwort auf ſeine Auslöſungsvorſchläge erwartete, kam die Nachricht von der Niederlage bei Pavia nach Frankreich. Sie erzeugte natürlich die größte Verwirrung. Louiſe, des Königs Mutter, leidenſchaftlich wie ſie war, ſchien unterzugehen in Schmerz und Schluchzen und Verzweiflung, alle Umgebung hatte den Kopf verloren und ſtürmte auf ſie ein, dem Duc de Vendome, einem Bourbon, augenblicks die Regentſchaft zu übergeben. Aber ſie zeigte ſchnell, daß ſie nicht blos für das Frivole leidenſchaftliche Kraft beſitze. Bei der Zumuthung, die Zügel des Reichs

Dieſe alte Dame war die wirkliche Ehefrau eines alten Herrn, und Beide waren Spieler von Profeſſion. Nicht daß ſie nöthig gehabt hätten, Geld zu gewinnen, nein, ſie waren wohlhabend, aber ſie hätten ſich gelangweilt ohne Hazardſpiel. Wie andere Leute jeden Abend ins Theater gehen, ſo gingen ſie jeden Abend zu einem Hazardſpiel. Und ſie ſpielten correct und gewiſſenhaft, dieſe beiden Leute, welche Madame und Monſieur Legrand genannt wurden.

Das Souper wurde kurz abgefertigt, und die Geſellſchaft verfügte ſich in ein dunkel tapezirtes, aber durch Gasflammen blendend erleuchtetes Zimmer, wo ein grün überzogener Tiſch ſtand, von etwa einem Dutzend Stühlen mit ſteifer Lehne umgeben.

Man ſetzte ſich ſogleich. Ferval kündigte ſich als Bankier an. Ein Diener ſtellte eine Caſſette vor ihn auf den Tiſch; Ferval nahm daraus Geldrollen und Banknoten mit dem Bemerken: die Bank beſtehe aus zweimalhunderttauſend Francs und verpflichte ſich, eine Stunde lang Stand zu halten, wenn ſie nicht früher geſprengt werde. Eine prächtige Stutzuhr an der Wand ſchlug eben Mitternacht; alſo bis ein Uhr werde das Spiel dauern. „Ordnen Sie Ihr Spiel, das Spiel beginnt,“ ſchloß er.

Jedermann legte ſeine Barſchaft vor ſich hin. Louiſon bat den neben ihr ſitzenden O'Brien, ihr die Tauſendfrancnote in kleinere Noten umzuwechſeln, was er bereitwillig that, und ſie ſetzte hundert Francs aufs Aß.

Ferval ſchlug ab. Es dauerte lange, endlich kam das Aß. Louiſon hatte gewonnen. Sie bot flugs Paroli. Nach ein paar Secunden kam das Aß wieder, und ſie hatte wieder gewonnen. Sie blickte auf O'Brien; dieſer nickte mit dem Haupte. Sie bot

Sixleva und — gewann wieder. In großer Aufregung ſteigerte ſie weiter und weiter — ihre Kühnheit machte Aufſehen — und gewann auch den höchſten Satz. Eine große Summe wurde ihr zugeſchoben; ſie hätte vor Vergnügen aufſchreien mögen. O'Brien rieth ihr nun, eine neue Karte zu wählen. „Nein," ſagte ſie, „man muß treu ſein im Glück," und ſetzte tauſend Francs wieder aufs Aß. Nun verlor ſie. Betroffen blickte ſie auf O'Brien. Der lachte und wiederholte: „Eine andere Karte! Man muß auch bei Freunden die Anſprüche nicht überſpannen." — Sie nahm den König und — gewann. — „Sehen Sie," flüſterte O'Brien, „immer mir folgen, ich bin Ihr guter Genius. Ich ſelbſt verliere immerfort; nun rathen Sie auch mir! Soll ich auf die Dame ſetzen?" — „Ja." — Die Dame gewann. — „Eins nützt dem Anderen," fuhr er fort, „Sie ſehen, daß wir verbunden leben ſollen." — „O!" ſchrie ſie halblaut; ihr König hatte verloren. „Zurück zum Aß!" Das hielt ihr wieder Stand, und in immer aufſteigendem Glücke wurde ſie ſo erregt, daß ſie unbedacht O'Brien's Hand faßte und drückte mit den Worten: „Dank Ihrem Darlehn, ich werde frei!" — Da ſchlug die Stutzuhr Eins, und Ferval ſchloß das Spiel.

Louiſon war davon ſehr unangenehm überraſcht, ſie war ſo gut im Zuge. „Morgen wird's auch Mitternacht," ſagte O'Brien; „wie viel haben Sie gewonnen?" — „Ich weiß es nicht; vielleicht fünfzigtauſend!" — „Zählen wir!" — Es waren nur ſechsundzwanzigtauſend. „Wie ſchade!" rief Louiſon, ſetzte aber haſtig hinzu: „Alſo morgen; Sie holen mich wieder ab."

Sie war in vollem Fieber und freundlich wie nie für O'Brien, der ſie nach Hauſe brachte.

Triumphirend zeigte ſie Roſe, welche ſie auskleidete, ihren Gewinn. Roſe war ganz betroffen. „Morgen hol' ich mir die anderen ſechsundzwanzigtauſend, und dann ſind wir die Blutſauger los.“

„Das thät' ich nicht,“ ſagte Roſe.

„Warum nicht?“

„Beim Spiel herrſcht der Teufel, ſagte mein Vater, und der Teufel iſt treulos. Morgen können Sie Alles wieder verlieren. Mit dieſen ſechsundzwanzigtauſend aber können wir uns Ruhe verſchaffen für lange Zeit.“

„Du biſt ein Haſenfuß. Wer nicht wagt, gewinnt nicht.“

Das Morgen kam. O'Brien holte ſie nach der Vorſtellung wieder ab. Prächtig hatte ſie diesmal geſpielt in ihrer glücklich aufgeregten Stimmung, und er ſagte es ihr mit überſchwänglichen Ausdrücken. Denn natürlich hatte er wieder die ganze Vorſtellung angeſehen.

Um Mitternacht ſaßen ſie wieder wie geſtern, nur daß heute Herr Legrand die Bank hielt. Madame Legrand ſaß neben ihm und controlirte wie ein Thorſchreiber. Sie pflegte eine kurze Lache aufzuſchlagen, wenn ihr Gatte, der Bankier, eine gewinnende Karte aufgelegt hatte.

Louiſon gewann wieder und ſteigerte ihr Spiel verwegen. O'Brien warnte ſie. Umſonſt. Ihre ſechsundzwanzigtauſend Francs, welche ſie vor ſich liegen hatte, waren ſchon mit einem Hügel von Goldrollen und Bankſcheinen bedeckt, da — ſie war bei der höchſten Steigerung — ſchlug das Glück um; ſie verlor.

In dieſem Augenblicke war Juron eingetreten, ein Vertrauter im Hauſe Ferval. Louiſon bemerkte ihn nicht, ſie bemerkte nur, daß die ſogenannte Schweſter Ferval's ihr dringend zunickte, Alles zu wagen. „Wer wagt, gewinnt,“ flüſterte ſie, und Louiſon erwiderte: „Ja wohl!“

Hitzig ſetzte ſie nun fünftauſend Francs. Verloren! Zehntauſend Francs. Verloren! Kurz, drei Viertelſtunden nach Mitternacht hatte ſie all' ihr Geld verſpielt, Alles, was ſie geſtern und was ſie heute gewonnen. O'Brien desgleichen. Sie konnte nicht mehr ſetzen und ſank an ihre Stuhllehne zurück.

Da ſprach Herr Legrand lächelnd zu ihr: „Mademoiſelle, die Bank creditirt vierundzwanzig Stunden lang auf Ehrenwort." — Madame Legrand äußerte ſich mit ihrer kurzen Lache und zupfte ihren leichtfertigen Gatten am Aermel. Er ließ ſich aber nicht ſtören, ſondern fuhr fort: „Hier ſind fünftauſend Francs. Wollen Sie?"

Louiſon nickte. Er ſchob ihr fünf Goldrollen zu, jede zu tauſend Francs, und Louiſon ſpielte weiter.

Als es ein Uhr ſchlug, waren auch dieſe fünf Rollen verloren.

Zwölftes Capitel.

Man hatte ſie beim Aufbruch bedauert, aber lachend bedauert. Dergleichen war bei dieſen Leuten von keinem Belang. Ferval beſonders ſah dabei lachend auf O'Brien, welcher Louiſen den Arm bot, um ſie zum Wagen und nach Hauſe zu geleiten. Sein Geſicht drückte eine unheimliche Befriedigung aus.

Louiſon ſprach kein Wort, aber ſie war todtenbleich. O'Brien tröſtete ſie in ſanften Worten und ſetzte flüſternd hinzu: „Unglück im Spiel ſoll Glück in der Liebe bedeuten. Stünde zu hoffen, daß Ihr Herz erwacht wäre, für Ihren ſicherſten Freund erwacht wäre, dann begänne ein neues, glückliches Leben für uns Beide."

Sie ſah ihn an, als wollte ſie ihn bis auf den Grund durchſchauen, und ſagte nach einer Weile: „Morgen fünftauſend Francs auf Ehrenwort zu bezahlen und tauſend Francs an Sie."

„Ach!" ſchob er wegwerfend ein.

„Und nun die Pfändung, welche nicht länger ausbleiben wird. Welche Schmach!"

„Das darf nicht eintreten bei einer Dame, welche mein Herz beſitzt," ſagte er feſt, „bei einer Dame, welcher ich meine Hand anbiete. Ich komme morgen

Vormittag, um abzuhelfen. Faſſen Sie heute Nacht einen herzhaften Entſchluß."

„Ich kann's nicht ertragen, einem Manne anzugehören!" rief ſie ſchluchzend, als ſie aus dem Wagen ſtieg.

„Angehören!" ſagte er nachdrucksvoll, „angehören! Das iſt ja Uebertreibung. Ich reſpectire Ihre volle Freiheit und verlange nichts weiter, als daß ich wie Ihr rechtmäßiger Beſchützer in Ihrer Nähe verweilen darf."

Sie blieb einen Augenblick an der geöffneten Hausthür ſtehen und ſagte halblaut: „Ihr Ehrenwort darauf?"

„Mein Ehrenwort."

Narciß, welchem der Concierge geläutet, erſcheint mit Licht im Hausflur, und als Louiſon an ihm vorübergeſchritten, neigt er ſich wie fragend zu O'Brien; dieſer aber ſagt leiſe: „Morgen früh Alle rufen!"

Als Roſe ſie auskleidete, weinte Louiſon ſtill vor ſich hin, und als dieſe theilnehmend fragte, erzählte ſie ihr Alles, auch O'Brien's Anerbieten.

„Um Gotteswillen nichts von Dem!"

„Warum nicht Der, wenn's denn doch Einer ſein muß. Wie ſoll ich denn morgen zahlen?"

„Ach, wenn nur Doctor Zech da wäre! Der könnte mit den Wucherern verhandeln. Sie müßten warten oder herunterlaſſen. Sie haben ja doch eigentlich nicht die Hälfte hergegeben."

„Das hieße betrügen. Was ich verſprochen, das muß ich als ehrliche Perſon zahlen, auch wenn ich zu Grunde gehe."

„O Gott, o Gott! Doctor Zech hat einen vornehmen Freund, der reich iſt und der jede Woche ein paar Mal zu ihm kommt. Der würde vielleicht — oder ſchreiben Sie das Unglück, das ganze Unglück dem Herrn Profeſſor Rambert. Schreiben Sie gleich. Morgen früh trage ich den Brief hinaus. Er hilft gewiß."

„Du haſt Recht!“ rief Louiſon und ſetzte ſich im Nachthemd an den Schreibtiſch, mit fliegender Feder ſchreibend. Das ſchöne Mädchen zitterte dabei wie Espenlaub und mußte zuweilen inne halten, weil die Buchſtaben verzerrt wurden.

Aber der Brief wurde fertig, adreſſirt und Roſe eingehändigt. Dann ſtürzte ſich Louiſon, von einem Weinkrampfe ergriffen, ins Bett und winkte Roſe zum Fortgehen.

Die friſche Natur that ihre Schuldigkeit: nach einer Viertelſtunde war Louiſon feſt eingeſchlafen.

Als ſie erwachte, ſtand die bleiche Winterſonne ſchon hoch am Himmel und ſchien auf ihr Bett. Vor demſelben ſtand ſtill wartend Roſe und ſagte, als Louiſon die Augen aufſchlug: „Der Brief iſt beſorgt. Courage, Fräulein!“

Die war allerdings nöthig, denn Narciß hatte auch die Morgenſtunden benutzt, und das Vorzimmer füllte ſich nicht nur mit Gläubigern, ſondern auch mit Gerichtsdienern. Zahlung oder Pfändung! war das Stichwort.

Roſe wollte Niemand ins Zimmer laſſen, mit Beſtimmtheit verſichernd, bis Mittag werde das Geld da ſein und Alle würden bezahlt werden. Man lachte höhniſch.

Da kam Madame Miot herzu, ſchrie und rang die Hände und ſtürzte ins Zimmer zu ihrer Tochter. „Mach' ein Ende, Kind,“ rief ſie, „und heirathe O'Brien, ſonſt ſind wir verloren!“

„Was weißt du von O'Brien?“

„Narciß hat mir Alles geſagt. O'Brien hat geſtern Abend, als du die Treppe heraufgeſtiegen, zu Narciß geäußert: wenn du heute nicht ja ſagteſt, ſo bringe er Mutter und Tochter um, das heißt mich und dich!“

„Das iſt nicht wahr.“

„Es iſt wahr, und er thut's, wie er den unſchuldigen Grafen Villſac todtgeſchoſſen hat.“

Da trat O'Brien ſelber ein, ruhigen, freundlichen Weſens.

„Wiederhole in ſeiner Gegenwart, was du ſoeben geſagt, Mama!“

„Was denn?“ fragte O'Brien.

„Wiederhole es, was du ſoeben von Herrn O'Brien geſagt!“

„Nun denn, ja! Sie wollten mich und meine Tochter ums Leben bringen, wenn meine Tochter nicht Ihre Frau würde.“

„Sonſt nichts?“ fragte O'Brien lächelnd. „Liebe Mama, wir haben Dringenderes zu thun mit den Leuten draußen. Mit Umbringen fängt man nicht an.“

Die letzten Worte ſprach er mit einem böſen Blicke auf die Mama, welchen Louiſon nicht geſehen, mit einem ſo böſen Blicke, daß Mama Miot ſich zu Louiſon flüchtete, ſie mit beiden Händen anfaßte und mit erſtickter Stimme ſagte: „Er thut's! Sag' ja!“

„Hab' ich Vollmacht,“ ſagte er mit freundlicher Stimme zu Louiſon, „hab' ich Vollmacht, als Ihr Bräutigam draußen mit den Leuten zu verhandeln?“

„Ich hoffe, bis Mittag ſie bezahlen zu können.“

„Ah! Um ſo beſſer. Dann werd' ich ſie im Zaum halten bis Mittag.“ Und er ging hinaus.

Mama Miot redete weinend in ihre Tochter hinein: ja zu ſagen und Beider Leben zu retten. Und was für ein Leben! O'Brien werde, wie Narciß ſage, binnen wenigen Tagen ein veritabler Lord und ungeheuer reich ſein!

Louiſon war auf den Stuhl geſunken und ſprach kein Wort.

O'Brien kam zurück und berichtete: „Die Leute ſind fort und werden erſt um Mittag wiederkommen, alſo in einer Stunde.“

Louiſon blickte auf ihre Mutter und ſagte: „Das nennſt du umbringen?“ und zu O'Brien gewendet, ſagte ſie: „Laſſen Sie mich dieſe Stunde allein, lieber Freund, ich muß mich ſammeln in Ihrem und in meinem Intereſſe.“

Er verbeugte ſich höflich, küßte ihr zierlich die Hand, flüſterte: „Vertrauen Sie mir getroſt!“ und ging.

Louiſon ſaß todtenſtill da bei allen Vorwürfen, welche die aufgeregte Mama über ſie ſchüttete, und Mama fand reichliche Unterſtützung in der eintretenden Nanette, welche ohne Weiteres die Morgenfriſur an der unbeweglich ſtill haltenden Louiſon ins Werk ſetzte.

„Glauben Sie mir, Mademoiſelle,“ ſprach ſie mit dem Tone tiefſter Ueberzeugung, „glauben Sie mir, jedes weibliche Geſchöpf bleibt ein halbes Geſchöpf, wenn es keinen Mann hat, und für jedes weibliche Geſchöpf giebt es nur einen Augenblick, in welchem es zugreifen muß. Ich habe dieſen Augenblick leider verpaßt und ärgere mich darüber jeden Tag. Leider dachte ich auch, er paßte nicht für mich, der zuerſt meine Hand begehrte. Ich fand ihn zu heftig, zu befehlshaberiſch, weil ich jung und verwöhnt war durch meine Courmacher. Ich meinte, das Befehlen müßte von mir ausgehen, und wenn nicht, ſo könnte ich Brutalitäten ausgeſetzt ſein. Ach, wie albern war ich! Er war eben ein kräftiger Mann und ſprach und handelte ſcharf. So aber muß der Mann ſein, wenn wir glücklich werden ſollen. Er heirathete dann die unausſtehliche Fiammina, meine Couſine, eine arrogante Perſon, und wir Alle prophezeiten ihr Unheil und ewigen Zank und Streit, und ſiehe da — ach, daß ich's eingeſtehen muß! — es iſt die glücklichſte Ehe geworden; die Fiammina beherrſcht ihn, und er läßt ſich lachend Alles gefallen, ja, er ſagt geradezu: ſie hat mich gezähmt. So wird's auch Ihnen gehen mit Lord O'Brien. Der iſt accurat ſo wie mein damaliger Bewerber, aber er hat die Paſſion für die Demoiſelle, und die ändert Alles. Und dazu iſt er vornehm und reich. Glauben Sie mir, das iſt und bleibt eine Hauptſache für uns Frauen. Wir müſſen was bedeuten, man muß auf uns ſehen, wenn uns behaglich zu Muthe ſein ſoll. Und wir müſſen nicht genöthigt ſein, zu rechnen, wir müſſen das Geld ausgeben dürfen, ohne es anzuſehen, wenn uns die Laune treibt. Dann erſt ſind wir guter Stimmung und lachen die Welt aus!"

Dieſe Standrede — Louiſon blickte einige Male in die Höhe zu der Rednerin — wurde unterbrochen durch Roſe. Dieſe flog jauchzend ins Zimmer, einen Brief hoch haltend, einen Brief von Herrn Rambert, wie der Bote geſagt.

Louiſon ſprang in die Höhe und riß zitternd das Couvert auf, ohne die Adreſſe zu leſen. — Furchtbare Enttäuſchung! Der Brief war nicht von Rambert, ſondern von Juron, und lautete alſo:

„Mademoiſelle! Herr Profeſſor Rambert beauftragt mich, auf den früh am Morgen von Ihnen erhaltenen Brief ſogleich zu antworten, da ich in der Lage war, meinem Freunde nähere Auskunft über Sie mitzutheilen. Er iſt empört über Ihr Erſcheinen am Spieltiſche unter derartiger Männergeſellſchaft und Maitreſſen, empört über das Verſpielen großer Summen, während Sie von Pfändung bedroht ſind, über Anlehen auf Ehrenwort, die Sie gar nicht bezahlen können, wahrſcheinlich auch nicht bezahlen wollen, empört über das ganze unqualificirbare Treiben einer grundſätzlichen Theaterprinzeſſin. Er verbietet Ihnen hiermit, ſich jemals wieder ſeiner Bekanntſchaft zu rühmen und ſich ihm jemals wieder zu nähern. Er bedauert, Ihre in andere Hände zu geben, richtete ſie ſich in die Höhe, trocknete die Augen, ließ alle Prinzen und Gouverneurs zuſammenrufen, ordnete, berieth, befahl, war des Königs Mutter, die zu zeigen wußte: Wenn mein Sohn, der König auch gefangen iſt, ſo iſt er doch nicht geſtorben.

Franz, dem die Unterhandlungen zu langſam ſchlichen, ließ ſich von ſeinem harſchen Temperamente zu einem unglücklichen Schritte fortreißen. Dieſe ritterliche Tradition, die eben unterging, hatte er mit Kaiſer Max völlig gemein, daß er die Perſönlichkeit für allmächtig hielt. Dies ward zum Unheil, da er juſt den Fürſten vor ſich hatte, in welchem die neue politiſche Miſchung, die mannigfaltige Rückſicht ſo reif ausgebildet war. Franz beging denn unter ſolchen Umſtänden eine politiſche Thorheit, ſich nach Spanien bringen zu laſſen. Er rechnete auf ritterliche Wallung des Gegners, weil er ſich ſelbſt einer ſolchen fähig wußte. Das war liebenswürdig an ihm, er wußte aber nicht, daß dieſe Art und ſolche Erwartung auch von Oberflächlichkeit zeugten, und daß ein Kaiſer moderner Politik nicht nach ſolchen Wallungen zu berechnen ſei. Sie gehörten, dieſe Wallungen, in eine Zeit, wo die Verhältniſſe noch ein unmittelbares Ergebniß feſter Sitte, feſten Glaubens waren. Sitte und Glaube waren aber juſt in mächtiger Wandelung begriffen, einer Wandelung, die Carl der Fünfte mit klugem Maße zu benutzen wußte. Franz, überall mehr temperamentsmäßig als logiſch verfahrend, riß in ſeinem Lande ebenfalls die Vortheile ſolcher Wandelung an ſich, indem er die unumſchränkte Monarchie zu ſeinem Vortheile ausbildete, und ſtellte ſich doch nicht vor, daß ſein politiſcher Feind die Verhältniſſe einer neuen Bedingungswelt gegen ihn geltend machen könnte. Ueberall monarchiſch-politiſch verfahrend, wo es ſeinen Vortheil betraf, erwartete er von einem klugen Feinde nichts als alte Ritterlichkeit! Darin war er beſchränkt. Er kannte die tieferen Fäden ſeiner Zeit, und er kannte ſeinen Gegner nicht. Dieſer Gegner war in wahrhaft perſönlicher Frage ebenſo ritterlich als er, wie ſich ſpäter zeigen wird, aber er kannte ſchärfer den Unter-

Carrière unterſtützt zu haben, da ſie nur dazu dient, ein liederliches Leben zu führen und als Maitreſſe unwürdig zu enden. Denn einem ſo entwertheten Geſchöpfe werde nie ein Ehrenmann ſeine Hand reichen.“

Der Brief fiel Louiſon aus der Hand auf den Boden; ſie aber wies mit beiden wankenden Armen alle Anweſenden aus dem Zimmer. Sie ſtand lange ſtill und ſah auf den unten liegenden Brief. Endlich raffte ſie ſich zuſammen, und mit den Worten: „Ich will das Gegentheil beweiſen!“ ging ſie an ihren Schreibtiſch und ſchrieb:

„Ich bin bereit, Ihre Ehefrau zu werden. Sorgen Sie dafür, daß die Trauung durch den Prieſter unverzüglich vollzogen wird. Unterhandeln Sie mit den Gläubigern, wie es Ihnen als Ehemann zuſteht, und befriedigen Sie dieſelben. Aber ſchonen Sie mich! Laſſen Sie mich auch beim Theater. Sie waren gut und treu in aller Abſcheulichkeit der letzten Tage. Ich hoffe, ich verſpreche meinerſeits, Alles zu thun, daß unſere Ehe zu einem Bande der Achtung, der Treue und auch der Neigung werde. Aber jetzt, für die nächſte Zeit, ſeien Sie mir behülflich. Helfen Sie mir um Gotteswillen über den Vorwurf hinweg, der mich quält, der jede beginnende Neigung in Haß und Abſcheu verwandeln würde, wenn ich ihn zugeben müßte, über den Vorwurf, daß ich mich an Sie verkaufe. Fordern Sie von mir, auch wenn ich Ihre Gattin bin, kein Zeichen, keine Erweiſung hingebender Liebe. Laſſen Sie mir Zeit! Warten Sie, bis ich es Ihnen geſtatte, bis mein Herz es mir ſelbſt geſtattet. Verſprechen Sie mir das klar und bündig und ohne Umſchweife auf Ihr Manneswort.“

Dann ſaß ſie, auf das beſchriebene Blatt hinſtarrend, unbeweglich, bis die angekündigte Stunde verlaufen war und O'Brien eintrat. Ohne ein Wort zu ſagen, reichte ſie ihm das Blatt. Er las es und ſagte ruhig: „Ein Handkuß iſt aber erlaubt?"

„Ja," antwortete ſie.

Er küßte ihr die Hand, bat ſie, aufzuſtehen, ſetzte ſich an ihren Platz und ſchrieb auf ihren Brief dicht unter ihren Namen: „Ich verſpreche auf Ehre und Gewiſſen, dies Alles getreulich zu erfüllen. O'Brien."

Dann reichte er ihr das Papier, ſie überflog es noch einmal, ſteckte es in den Buſen und reichte ihm zum Dank die Hand.

„Verlaſſen Sie ſich darauf wie aufs Evangelium!" rief er und ſetzte hinzu: „Binnen zwei Stunden ſind Ihre Gläubiger und Herr Legrand befriedigt. Rüſten Sie während dieſer zwei Stunden Ihre Koffer zur Abreiſe nach Irland. Dorthin geht ein Prieſter, Pater Patrik, mein würdiger Freund, zu Ihrem Schutze mit uns, und am Tage unſerer Ankunft in Dublin celebrirt er unſere Trauung. Es iſt ein Familiengeſetz im Hauſe der O'Brien, daß ihre Ehen auf iriſchem Boden geſchloſſen werden müſſen, um gültig zu ſein. Sind wir einig?"

„Ja. Aber was fang' ich mit meinem Theater an? Dort muß ich heut' Abend ſpielen."

„Man wird was Anderes heute geben, wenn Sie dem Director ein Billet ſchreiben, daß Ihr Ehegatte den Contract mit dem Theater auflöſe und Sie heute noch von Paris hinweg in ſeine Heimath führe. Dies Billet ſenden Sie erſt ab, wenn wir in den Reiſewagen ſteigen, damit uns nicht Hinderniſſe bereitet werden können durch den Director. Alſo auf Wiederſehen in zwei Stunden!"

„In zwei Stunden."

Dreizehntes Capitel.

Louiſon war von alle dem wie betäubt. Es kreiſten in ihrem Kopfe die Gedanken: was iſt wirkliche Welt? was iſt deine Welt, die Welt der luſtigen Komödie? Du weißt es nicht; du weißt nichts zu thun, du mußt Alles geſchehen laſſen.

Da trat Roſe ein und die Mama. „Nun?“ fragte die Mama.

„Uebers Meer werde ich nach Irland reiſen in zwei Stunden und dort O'Brien's Frau werden.“

Mama ſchrie zweimal auf. Beim Worte „Meer“ erſchrocken, beim Worte „Frau“ zufrieden. „Endlich!“ ſagte ſie. „Aber das Meer vertrag' ich nicht. Ihr kommt doch wieder?“

„Ja.“

„Dann wart' ich in Brüſſel. Jetzt muß ich aber [illegible]a!“ und ſie lief fort.

Roſe ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein!“

„Aber was ſonſt?“

„Ich weiß es nicht. Wenn nur Herr Doctor Zech da wäre!“

„Aber er iſt nicht da!“

„Haben Sie ihn denn wirklich lieb, den —?"

„Ich weiß es nicht. Aber er iſt doch hülfreich und ſcheint mich zu lieben."

„Ich trau' ihm nicht."

„Da lies!"

Sie reichte ihr das Blatt; aber noch ehe Roſe fertig war mit dem Leſen, wurden Stimmen hörbar aus dem Vorzimmer. Es waren die Gläubiger, und man hörte Narciß laut ſagen: „Geduld! Lord O'Brien hat Alles übernommen und kommt ſogleich." — Hierauf wurde es ſtill.

„Nehmen Sie mich mit?" fragte Roſe.

„Freilich! Und das Blatt hebe auf! Du biſt ordentlicher als ich."

„Dann unterſchreiben Sie doch geſchwind!" Und ſie reichte ihr einen Zettel und einen Bleiſtift.

Sitzend unterſchrieb Louiſon ihren Namen.

„In zehn Minuten bin ich wieder da!" ſagte Roſe und ging fort.

Louiſon blieb regungslos ſitzen. Da trat O'Brien ein mit der Frage: „Und das Billet an den Director?"

„Das habe ich noch nicht geſchrieben," ſagte Louiſon leiſe.

O'Brien ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb das Billet, ihr ſodann die Feder reichend, damit ſie es unterzeichne.

Sie ſtand auf, trat an den Schreibtiſch, las das Billet und — zögerte. Sie blickte O'Brien, der neben ihr ſtand, in die Augen. O'Brien nickte freundlich, und — ſie unterſchrieb.

Er ſteckte es in ein Couvert, ſchrieb die Adreſſe und ging nach der Thür. Ehe er ſie öffnete, ſagte er noch: „Sie müſſen ſich ankleiden, liebe Louiſon, und fertig machen! Unſer Geiſtlicher kommt ſogleich. Und die Mama?"

„Die geht nach Brüſſel zurück.“

„Gut. So fahren wir über Brüſſel nach Oſtende. — Nun die Rechnungen!“

Louiſon öffnete das Schubfach. O'Brien nahm den ganzen Stoß von Papieren und ging ins Vorzimmer zu den Gläubigern. Dort verlas er die einzelnen Namen und Summen, und jeder Einzelne meldete ſich zu ſeiner Rechnung. Er unterließ nicht, bei Dieſem und Jenem zu ſagen: „Hundert Procent!“ und den Kopf zu ſchütteln. Dann ſprach er mit einem gewiſſen Nachdruck: „Schlag ſechs Uhr in meiner Wohnung zur Empfangnahme des Geldes. Narciß, du ſagſt den Leuten meine Adreſſe, du empfängſt dort die Leute und warteſt auf mich, wenn ich noch nicht da ſein ſollte.“

Narciß ſprach deutlich und genau die Adreſſe aus und öffnete die Ausgangsthür. Sie waren ein wenig unſchlüſſig, aber ſie gingen. Als Narciß hinter dem Letzten die Thür ſchließen wollte, trat Ferval ein. Er betrachtete O'Brien und Narciß und fragte lachend: „Alles im Gange?“

O'Brien nickte und ſagte halblaut: „Aber erſt nach dreimal vierundzwanzig Stunden eincaſſiren! Es könnte in die Zeitungen kommen und mich ſtören. Du ſendeſt mir den Betrag nach Dublin ins „Kleeblatt“.

Da kam Roſe zurück und fragte, was aus den Sachen würde, die man nicht mitnehmen könnte, und aus dem Logis?

„Herr Ferval übernimmt Alles. — Du willſt wohl mit uns?“

„Ja, Herr.“

„So hilf Alles fertig machen!“

O'Brien, Ferval und Narciß gingen fort. Gegen zwei Uhr erfolgte die Abreiſe, und um fünf Uhr verkündeten Theateraffichen, daß Demoiſelle Louiſon plötzlich erkrankt und daß deshalb „relâche“ im Theater nöthig ſei.

Der iriſche Geiſtliche, welcher mitreiſte, beſchäftigte als neue Figur Louiſon und Roſe angelegentlich. Auf Louiſon's Verlangen ſaß Roſe in demſelben Coupé. Dieſer Geiſtliche war ein noch junger Mann mit kurz geſchnittenem glattem Haar, glatt raſirt, ſchwarz gekleidet, ein ſchwarzes Seidenkäppchen auf dem Scheitel und ward vorgeſtellt als Pater Patrik. Er ſprach ſchlecht franzöſiſch und ſprach vielleicht deshalb wenig. Er ſchlief viel in ſeiner Ecke. Daſſelbe that Mama Miot.

Als man nach Brüſſel kam, blieb der Pater Patrik auf dem Bahnhof zurück, während Mama, Louiſon, Roſe und O'Brien hinausfuhren zu Papa Miot. Roſe hatte auf dem Bahnhof bleiben ſollen, Louiſon hatte aber wiederum verlangt, daß ſie mitführe.

Papa Miot war ſehr erſtaunt, als er die Neuigkeit erfuhr, daß ein Schwiegerſohn vor ihm ſtünde — „Ein Lord!“ flüſterte ihm Mama ins Ohr —, erſtaunt, ja betroffen. Der „Lord“ ſchien ihm nicht zu gefallen, und Louiſon ängſtigte ihn auch. Sie war ſo ernſthaft, wie er ſie nie geſehen, wenn auch ſehr zärtlich gegen ihn.

Begrüßung und Abſchied wurden auf O'Brien's Treiben kurz gehalten. Und doch hatte der Abſchied des Vaters etwas Rührendes, da der alte Mann ſein Kind noch einmal zurückrief, als ſie ſchon im Hausflur war. Er umarmte ſie noch einmal, heftiger als es ſonſt ſeine Art war, und ſagte mit erſtickter Stimme zu der dabei ſtehenden Roſe: „Behüten, behüten!“ Dann ging er ins Zimmer.

Roſe flüſterte Louiſon zu: „Reißen wir aus, Fräulein! Es geht. Dort iſt eine Hinterthür. O'Brien und die Mama, welche ihm das Geleit giebt, ſind auf der anderen Seite voraus; wir ſchlüpfen in die Stadt und verbergen uns. Geſchwind! Der Mann macht Sie ja unglücklich."

Louiſon folgte ihr wirklich einige Schritte. Dann blieb ſie ſtehen, hielt Roſe an der Hand feſt und ſagte: „Ich darf nicht; er hat Alles für mich gethan, und er hat meine ſchriftliche Zuſage. So wie er mir Wort hält, ſo muß auch ich ihm Wort halten. Er meint's auch gut mit mir."

„Nein!" ſagte Roſe ärgerlich, folgte aber ihrer Herrin.

Und ſo ging die Reiſe weiter. Zunächſt mit der Eiſenbahn nach Oſtende, dann mit dem Dampfſchiff nach England, dann auf raſend ſchnell fahrenden Bahnzügen quer durch England, endlich wiederum mit einem Dampfboot nach Dublin.

Der Verkehr unterwegs blieb von Seiten O'Brien's ſanft und freundlich gegen Louiſon. Erſt als das Dampfboot in die Nähe von Dublin kam, wurde die Rede O'Brien's etwas lauter, ſeine Annäherung an Louiſon dreiſter.

„Ich hab's vorausgeſagt!" flüſterte Roſe heimlich zu Louiſon und ſetzte hinzu: „Der duckmäuſeriſche Pater gefällt mir auch nicht; er macht curioſe Augen auf mich, tritt mir auf den Fuß und greift nach meinem Arme."

Louiſon ſchwieg dazu, verlangte aber bei der Ankunft im Dubliner Hotel, daß Roſe mit ihr in demſelben Zimmer ſchlafen ſollte.

Da brauſte O'Brien zum erſten Male auf, dieſes Verlangen zurückweiſend.

Louiſon ſah ihn betroffen an, erwiderte aber ruhig: „Ich beſtehe darauf."

Er zuckte, beſann ſich aber und machte eine zuſtimmende Bewegung mit der Hand. Louiſon und Roſe erhielten ein gemeinſchaftliches Zimmer.

Es war gegen Abend, als ſie ins Hotel kamen. Sie ſpeiſten zuſammen, und Pater Patrik war zum erſten Male geſprächig, offenbar weil er iriſch reden konnte mit dem ernſthaften Wirthe, welcher aufmerkſam zuſah, ob ſeine Kellner die Bedienung prompt leiſteten, namentlich in Betreff der ſchweigſamen Louiſon.

Als man ſich trennte, kündigte O'Brien Louiſon an, daß am nächſten Tage um die Mittagsſtunde die Trauung vollzogen werden ſollte, und zwar auf ihrem Zimmer.

„Wo nehmen wir aber die Zeugen her?“ rief Roſe.

O'Brien, unangenehm berührt durch die naſeweiſe Frage, mochte doch nicht behaupten, daß Zeuginnen für die Braut unnöthig wären, ſondern ſagte: „Du ſelbſt kannſt Zeugin ſein.“

„Und die männlichen Zeugen? Nicht wahr, Herr Pater, es ſind männliche Zeugen nöthig?“

Der Pater ſagte: „Yes.“

„Was ſchwatzt die Närrin! Die männlichen Zeugen werden nicht fehlen, ich bin ja hier wie zu Hauſe. Alſo um die Mittagsſtunde morgen. Gute Nacht!“

Roſe war außer ſich. Sie war voll von Mißtrauen. Eine rechtſchaffene Natur mit geſundem Verſtande, wehrte ſie ſich mit Hand und Fuß gegen dieſe Heirath und ſchlug beim Schlafengehen Louiſon nochmals dringend vor, ſich dieſem Ehebündniſſe noch in dieſer Nacht durch die Flucht zu entziehen.

Louiſon geſtand ihr, daß ſie bei dem Gedanken erzitterte, von einem Manne wie O'Brien gewaltſam umarmt zu werden.

„Nun alſo!“

„Aber er hat ja ſchriftlich zugeſagt, dies nicht zu thun. Nur ſo wie ich erwarte, daß er Wort halten werde, ſo muß auch ich Wort halten. Ich weiß ja ohnedies nicht mehr, was ich will, was ich werde, denn ich habe gar keinen Haltepunkt mehr in mir. Wenn ich nun ſelbſt noch unehrlich würde, dann müßte ich vergehen, wie ein Nichts geradezu vergehen.“

Dennoch ſchlief ſie keine Minute in dieſer Nacht. — Roſe dagegen ſchlief feſt und ordnete am nächſten Vormittage — da es nun doch nicht mehr zu ändern war — Alles an zur Feierlichkeit, ſoweit dieſe ihre Herrin betraf. Sie packte den Koffer aus, ſie machte das weiße Atlaskleid zurecht, ſie verſchaffte ſich durch das Dienſtmädchen einen Orangenzweig und flocht denſelben ins Haar Louiſon's, ſie putzte ihre blaſſe, ſchweigende Herrin ſorgfältig.

Als es zwölf Uhr ſchlug, war ſie fertig, und mit dem Glockenſchlage traten die Herren auch ein: Pater Patrik, O'Brien und zwei elegant gekleidete Herren.

Der Pater trug einen ſchwarzen Prieſterrock und zog die kirchliche Stola aus der Taſche. Dieſe legte er auf einen kleinen Tiſch, welchen einer der Zeugen in die Mitte des Zimmers rückte. Der andere Zeuge zündete zwei Kerzen an und ſtellte ſie auf den Tiſch.

Vor dieſen Tiſch trat nun der Pater und winkte dem Brautpaare, ihm gegenüberzutreten. Als dies geſchehen, nahm er ein Büchlein aus dem Gewande und las eine lateiniſche Litanei mit eintöniger Stimme ab. Hierauf fragte er kurz in franzöſiſcher Sprache, ob Braut und Bräutigam aufrichtig das Ehebündniß wünſchten. Man hörte nur das laute „Yes“ O'Brien's, und ſofort verlangte er von den Zeugen, daß ſie ihre Namen nannten. Sie nannten zwei iriſche Namen, und der Pater ergriff nun die Sto[illegible]hlang ſie um die vereinigten Hände O'Brien's [illegible] Louiſon's — Louiſon's Hand zitterte heftig, O'Brien drückte ſeine

Hand feſt in die ihrige — und ſo ſprach er lateiniſch den Segen über das Paar, damit ſchließend, daß er franzöſiſch ſagte: „So ſeid ihr ein Ehepaar!“

Die Zeugen und der Pater entfernten ſich, und O'Brien umarmte Louiſon mit dem Ausrufe: „Nun biſt du mein!“

Louiſon wich zurück und ſagte heftig: „Das iſt gegen unſeren Vertrag!“

„Mein biſt du, ſag' ich. Und jetzt fahren wir ſpazieren; ich zeige dir unſere Hauptſtadt Dublin. Kleide dich an, in einer halben Stunde hol' ich dich ab.“ Draußen auf dem Corridor rief er den Zeugen nach: „Warten, warten! Ihr müßt ein Telegramm unterſchreiben, das ich nach Paris ſende.“

Louiſon ſank auf einen Seſſel, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Als Roſe eintrat und ſie umkleidete, ſagte Louiſon: „Roſe, es iſt geſchehen, und mir iſt, als wäre ich jetzt noch unglücklicher.“

„Ich bin immer der Meinung geweſen. Gebe Gott, daß wir uns irren.“

„Er nennt mich du und hat mich umarmt, was der Vertrag unterſagt.“

„Vertrag!“ rief Roſe mit dem Tone der Geringſchätzung. Weiter aber wurde nichts zwiſchen ihnen geſprochen, unter Stillſchweigen geſchah die Umkleidung, und ſie war kaum beendet, da trat O'Brien ein, um ſie in ſeinem Wagen abzuholen.

Es war ein Wintertag mit jeweiligen Sonnenblicken, welche durch ein feines Schneewehen hindurchſchimmerten. Louiſon ſah wenig von den Plätzen, Straßen und Häuſern, welche ihr O'Brien preiſend zeigte. Das ſchien ihn auch wenig zu kümmern, er war mehr darauf bedacht, ihr luſtig in die Augen zu ſehen und ſie an ſich zu ziehen.

ſchied zwiſchen der fürſtlichen Perſon und dem Fürſten. Carl war Franz überlegen in aller Politik. Daß Franz durch ein offenes, fortreißendes Temperament, daß er durch Talent und Sinn für Talent in anderem Bereiche ſchöpferiſcher einwirken konnte als Carl, das kam hier nicht in Frage. Hier handelte es ſich um Sein oder Nicht-Sein, nicht aber um Geſchmack.

Freilich hoffte Franz auch von der Meerfahrt mehr Gelegenheit, befreit zu werden, als er mitten im feindlichen Italien hatte. Er hoffte auf ſeine Galeeren im Mittelmeere. Sind nun die Berichte über dieſe Ueberfahrt unzulänglich und verworren, oder war des Königs eigene Ausſicht unklar und verworren, kurz, es iſt nicht klug zu werden aus dem, was ſich auf dem Meere ereignete. König Franz ſaß auf dem Deck und ſah mit Schmerz die Schiffe hingleiten an den Küſten der Provence, an den blauen Bergen ſeines Königreiches. Man ſteuerte nahe an den Hieriſchen Inſeln vorüber, von Toulon, von Marſeille konnte man mit guten Gläſern den gefangenen König ſitzen ſehen. Giebt's keine Franzoſen mehr? Wo bleibt Andreas Doria mit den Galeeren? Und ſiehe da, am Golfe von Lyon erſcheint Andreas Doria, und er macht die ernſtlichſten Anſtalten. Der Vicekönig von Neapel, Lannoi, der den König führte, läßt ihm zurufen, es ſei der Tod des Königs, wenn er angreife. Franz war doch nicht der Mann, den ſolche Drohung eingeſchüchtert hätte, und Doria kannte ihn und ließ ſich auch durch dieſe Drohung nicht ſtören im Andrange. Da — wer begreift's? — tritt Franz ſelber an den Bord ſeines Schiffes und befiehlt ihm, ſich zurückzuziehen. —

Von da an ſchwammen die Galeeren friedlich und ungeſtört bis an die ſpaniſche Küſte. Hier bot ſich eine neue Gelegenheit zur Befreiung. Man war ſchon einige Tage am Lande, da rotteten ſich die Soldaten zuſammen vor dem Hauſe, worin Lannoi mit dem Könige wohnte, und brachen in offene Revolte aus, weil ihnen der Vicekönig den Sold ſchuldig geblieben war. Das Rufen, das Schreien wird immer drohender, das Feuern beginnt, Franz, an eine Marmorſäule gelehnt, ſteht mitten im

Es wurde zeitig dunkel, und ſie bat ihn, heimzukehren, es würde ihr kalt.

„Du ſollſt ſchon erwärmt werden!“ rief er und befahl dem Kutſcher, nach dem Hotel zu fahren.

Als Louiſon auf ihr Zimmer kam, fiel ſie Roſe um den Hals und weinte heftig.

„Führe mich in eine Kirche, Roſe; Gott allein kann helfen, du haſt Recht. Mir iſt angſt und bange. Er nennt mich du und drängt ſich an mich. Sein Auge, ſein Mund, ſein ganzes Geſicht, ſeine Stimme ſind verändert. Sie ſind roh wie damals in Biarritz; der Mann hat ſich verſtellt — wird er wenigſtens Wort halten?“

„Nein.“

„Roſe?! — Verlaß mich nicht, Roſe! Mir iſt zu Muthe, als ſollte ich hingerichtet werden.“

„Alſo thun wir jetzt, was ich immer vorgeſchlagen habe: fliehen wir! Ich weiß den Weg zum Hafen, verbergen wir uns auf einem Schiffe!“

Sie ſtanden vor einer kleinen Kirche. Die Thür war offen; es war eine katholiſche Kirche. Ein Lämpchen dämmerte vor einem Muttergottesbilde.

„Alſo, liebes Fräulein! Ach nein, Sie ſind eine Frau —“

„Ich kann nicht entfliehen, Roſe. Ich muß mein Wort halten, ſo lange er das ſeinige nicht bricht.“

„Dann wird's zu ſpät ſein.“

„Das ſtell' ich der Mutter Gottes anheim.“

Und mit dieſen Worten eilte ſie vor den Altar, kniete nieder und betete inbrünſtig um Schutz.

Nach zehn Minuten erhob ſie ſich und ſchien gefaßt.

Komm, Roſe, er erwartet mich zur Tafel mit ſeinen Freunden. Halten wir unſer Wort. Wer recht thut, dem geſchieht recht, hat mein Vater in Brüſſel geſagt."

Die Tafel war in O'Brien's Zimmer, und außer dem Pater Patrik nahmen die zwei Trauzeugen daran Theil. Es wurde lärmend getrunken, und Louiſon ſah mit Schrecken, daß beſonders der Pater übermäßig trank. Er hielt dazu luſtige Reden in der für ſie unverſtändlichen Landesſprache, und der Champagner floß in Strömen. Louiſon meinte unter Wilden zu ſein. Sie erklärte endlich O'Brien, ſich zurückziehen zu müſſen, ſie ſei unwohl.

„Geh', Täubchen, und putze dein Gefieder für mich!" rief er und wollte ſie küſſen.

Sie entfloh. Ein ſchallendes Gelächter der Tiſchgeſellſchaft begleitete ihre Flucht.

Eilig rannte ſie nach ihrem Zimmer und rief nach Roſe. Roſe war nicht da — aber ſie kam eben mit Schnee bedeckt.

„Wo biſt du denn?! Hilf mich geſchwind auskleiden, mir fliegen die Hände, ich will ſchleunigſt ins Bett, um mich zu erwärmen."

Roſe half eifrig, und Louiſon ſetzte hinzu: „Verlaß mich ja nicht, gute Roſe!"

„Gewiß nicht." — Gleich darauf aber ſchrie Roſe: „Himmliſcher Vater, mein Bett iſt fort! Das hat er fortſchaffen laſſen, er will Sie überfallen!"

Entſetzt richtete ſich Louiſon auf und ſagte nach kurzer Pauſe: „Er hat ja verſprochen, er muß ja Wort halten —"

„Er wird es nicht —"

„Roſe, was ſagſt du da?!"

„Eine Thorheit. Ich dachte an die Burſchen in unſerem Dorfe, die kümmerten ſich den Kuckuck um ein Verſprechen, wenn die Trauung vorüber. Aber die vornehmen Leute ſind ja anders —"

Da hörte man die jauchzende Stimme O'Brien's vor der Thür. Dieſe wurde aufgeriſſen, und luſtig rief er: „Endlich, Täubchen, endlich ſind Jakob's ſieben Jahre um und deine weichen Arme, deine heißen Küſſe ſind erobert, die leere Komödie iſt aus.“

Auf Louiſen's Bett zuſchreitend, erblickte er Roſe, und nach ihr mit dem Arme greifend, ſchrie er: „Hinaus, Dirne! Du haſt hier nichts zu ſuchen. Dein Bett ſteht gegenüber im Dienerzimmer, wohin du gehörſt.“

Roſe war ſeinem Arme behende entſchlüpft; er aber ging, von Weinlaune erregt, auf Louiſon zu.

„Roſe!“ ſchrie Louiſon.

Roſe bedurfte der Aufmunterung nicht. Sie hatte ſchon mit ſtarker Hand den Glockenzug an der Thür ergriffen und läutete mit einer Kraft, daß es durchs ganze Haus ſchallte. Mit der anderen Hand hatte ſie die Thür geöffnet und rief gellend in den Corridor hinaus: „Hülfe! Hülfe! Räuber und Mörder! Hülfe!“

O'Brien ſtürzte auf ſie zu, faßte ſie grimmig bei den Schultern und warf ſie zur Thür hinaus; aber das ſtarke Vogeſenmädchen hielt außen die offene Thür feſt und ſchrie unausgeſetzt: „Hülfe! Hülfe! Räuber und Mörder!“

Kellner und Dienſtmädchen flogen herbei mit: „Was iſt? Um Gotteswillen, was geſchieht?“ Ja, der Wirth des Hauſes ſelbſt, ein ſtämmiger Walliſer, kam den Corridor entlang und rief ſchon aus der Ferne: „Ruhe! Ruhe!“

Er hatte offenbar ſchon im Laufe des Tages O'Brien und Genoſſen mit Aufmerkſamkeit angeſehen und auch die niedergeſchlagene junge Frau beobachtet. Er hielt auf die Ehre ſeines Hauſes und trat ziemlich barſch an den tobenden O'Brien heran mit den Worten: „Donnerwetter, Mylord, mein Haus ſteht zwar in Irland, aber ich bin ein Walliſer und halte auf Ruhe und Anſtand in meinen vier Pfählen."

Und dabei wies er auf das offen ſtehende Zimmer, in deſſen Mitte die arme Louiſon ſtand, mit flehender Miene auf ihn blickend. Sie war aus dem Bett geſprungen und hatte ſich nur eiligſt mit einem Tuch umhüllen können.

„Was ſchwatzeſt du da!" polterte ihm O'Brien entgegen — „was ſchwatzeſt du da, fremder Sachſe, von Ruhe und Anſtand, wenn ich eine Dienſtmagd meiner Ehefrau aus dem Zimmer werfe, weil ſie ſich unverſchämt aufführt! Fort mit euch Allen! Fort auf der Stelle!"

Und dabei ging er erhobenen Armes auf die Kellner und Dienſtmädchen los, welche erſchrocken zurückwichen.

Unterdeſſen ſchob der Wirth Roſe ins Zimmer hinein, ſchlug die Thür hinter ihr zu und ging dann O'Brien nach, welcher die Dienſtleute vor ſich her jagte. Er faßte O'Brien kräftig am Arme und ſagte halblaut: „Geduld, Mylord, ſo werden wir die Leute nicht los. Nur wenn wir fortgehen, endigt der Scandal, und Sie kommen zu Ihrem Ziele. Folgen Sie mir, meinetwegen zankend, dort hinten in mein Zimmer. Dann iſt die Sache zu Ende für das Volk, und die Leute verſchwinden von ſelbſt. In zehn Minuten iſt Alles leer, und Sie kehren unbehelligt zurück zu Ihrer Ehefrau."

Und nun nahm er O'Brien unter den Arm und ging mit ihm auf die Leute zu, ihnen ſagend, es walte da ein bloßes Mißverſtändniß und er befehle ihnen, den Corridor zu räumen.

Sie wichen langſam zurück bis zur Treppe, neben welcher des Wirthes Zimmer lag. „Marſch!" rief er noch einmal und führte den noch halb widerwilligen O'Brien hinein, die Thür hinter ſich ſchließend.

Das Mittel half. Die Leute hatten nichts mehr zu ſehen, nichts mehr zu hören und gingen kopfſchüttelnd von dannen.

Roſe aber hatte dieſe Zeit benutzt, ihre Herrin mit fliegender Haſt angekleidet, ihr Mantel und Shawl umgehängt und ein am Ofen liegendes Packet ergriffen. „Jetzt iſt's Zeit zur Flucht!“ flüſterte ſie.

„Ja,“ hauchte Louiſon, „er iſt ein Schurke!“

Roſe eilte nun an die Thür, öffnete ſie nur eine Spalte weit, um hinausblicken zu können; dann ſagte ſie: „Leer! Alles fort. Kommen Sie! Rechts, rechts! Nicht umſchauen! Dort iſt eine Hintertreppe, die führt auf die Nebengaſſe. So begegnen wir Niemand.“

Dabei hatte ſie Louiſon an der Hand gefaßt, um ſie zu führen, weil nach rechts hin die Beleuchtung des Corridors aufhörte.

Schweigend ſchlichen ſie die dunkle Treppe hinab. — Da ſtrauchelte Louiſon und fiel.

„Haben Sie ſich weh gethan?“

„Ja.“

„Die Zähne auf einander beißen und weiter, wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“

„Was nützt es denn? Wohin? Wir wiſſen's nicht.“

„Doch, doch, ich weiß es.“

„Und wir haben kein Geld.“

„Falſch, falſch! Wir haben auch Geld; nur auf und weiter!“

„Sie kamen glücklich aus dem Hauſe heraus.

„Wieder rechts!“ ſagte Roſe, „und raſch!“

„Wohin denn?“

„Zum Hafen. Ich hab's ja lange kommen ſehen! Während Sie ſpeiſten, bin ich am Hafen geweſen. Ein Dampfſchiff geht in der Nacht nach England, und ich hab' ja Ihr Geld, Ihre Monatsgage. Sie haben mir ja noch im letzten Augenblicke in Paris die Quittung unterſchrieben, und dieſe hab' ich damals eincaſſirt. Sie kümmerten ſich ja um nichts. Ich hab's kommen ſehen, und dies Packet iſt ſchon lange fertig. 's iſt unſere Wäſche drin, und auch etwas Schmuck von Ihnen. Wir kommen fort, wenn wir nur jetzt — können Sie nicht ſchneller gehen?"

„Ja, ja!"

„Sie ſind alſo nicht mehr lahm?"

„Nein."

„Auch wenn Sie's wären, jetzt gilt's! wie unſer Schulmeiſter ſagte."

Der Schnee fiel in dicken Flocken. Aber Roſe, kaum einen Moment unſicher, verirrte ſich nicht. Sie kamen glücklich aufs Dampfſchiff und erhielten eine Cabine mit zwei Lagerſtätten, eine über der anderen.

„Kriechen wir unter die Decken," flüſterte Roſe, „und rühren wir uns nicht, bis das Schiff in Bewegung kommt. Der Schurke könnte uns hierher verfolgen."

So war es auch. O'Brien hatte den Rath des Wirthes, den Abzug der Dienſtleute abzuwarten, nicht lange befolgt; er hatte die Zimmerthür aufgeriſſen, und als er den Corridor leer gefunden, war er nach dem Zimmer Louiſon's gegangen, den noch immer dreinredenden Wirth zurückſtoßend. Er kam dort an in dem Augenblicke, als Roſe und Louiſon die dunkle Hintertreppe hinabſchlüpften. Als er das Zimmer leer fand, ſtürzte er zum Wirth zurück und verlangte eine Durchſuchung des Hauſes.

Der Wirth wurde grob, weil dies eine Erhöhung des Scandals mit ſich brächte, und ſetzte wegwerfend hinzu: „Die geängſtigte Frau iſt auch gewiß nicht mehr im Hauſe, ſondern auf der Flucht — vor der Brautnacht.“ Die letzten Worte ſprach er leiſe.

O'Brien verſtummte einen Moment. Die Rede ſchien ihm einzuleuchten. Endlich fragte er barſch: „Wann geht das nächſte Dampfboot nach England?“

„Um elf Uhr. Da ſchlägt's juſt elf.“

Man hörte eine Uhr auf dem Corridor ſchlagen.

Unter wildem Fluchen ſtürzte O'Brien die Treppe hinab, aus dem Hauſe hinaus. Der letzte Wagen war eben fortgefahren. Er ſah ihn noch, er lief ihm nach, beſann ſich aber, ob er nicht dabei Zeit verlöre, wenn er den Wagen doch nicht einholte, und wendete ſich jählings, um zu Fuß nach dem Hafen zu laufen.

Der Hafen lag voll von Schiffen, und er verlor wieder einige Zeit, ehe er den richtigen Dampfer fand, an welchem gerade die Landungsbrücke ausgehoben wurde. Er ſprang auf die ſchon in Bewegung geſetzte Brücke und ſchrie: „Sind ſoeben zwei Damen aufs Schiff gekommen?“

„Weiß nicht,“ antwortete ein Matroſe und ſetzte ſogleich hinzu: „Zurücktreten, wenn Sie nicht naß werden wollen.“

„In drei Teufels Namen Antwort, ob zwei Damen —“ ſchrie O'Brien in echt iriſchem Landesaccent.

„Brücke abheben!“ klang gut engliſch ein Commando hinter dem Matroſen.

Der Matroſe hob, O'Brien flog zurück, fiel aber nicht ins Meer, ſondern auf den ſteinernen Strand.

Der Dampfer ſtieß ab.

Vierzehntes Capitel.

Die Geſchicke, welche uns treffen, bilden unſeren Charakter — pflegt man zu ſagen.

Louiſon wußte nichts von dieſer Weisheit. Sie wußte nur, daß ſie ein machtloſes Geſchöpf wäre, welches auf uferloſer See dahingetrieben würde.

Roſe hatte für Alles geſorgt bei ihrer Fahrt durch England, und ſie waren eines Morgens in Calais angekommen.

Die Winterſonne ſchien hell, und die Meereswellen, auf welche Louiſon rathlos zurückblickte, ſchimmerten wie Silber.

„Gott ſei Dank!“ ſeufzte ſie, „man ſpricht franzöſiſch um uns her. Aber was nun?“

„Wir müſſen nach Paris mit dem nächſten Zuge, unſer Geld reicht noch dazu.“

„Und was ſollen wir in Paris?“

„Den Doctor Zech fragen, den Herrn Rambert fragen.“

Louiſon zuckte zuſammen bei dem Worte „Rambert“. Seine letzten Worte in Juron's Briefe waren zerſchmetternd, waren entſcheidend für ſie geweſen.

„Vielleicht ſollte ich nach Brüſſel," ſagte ſie vor ſich hin, „in die Heimath, die ich nie hätte verlaſſen ſollen. Ich möchte das verunglückte Leben einer Künſtlerin aufgeben, ein ſtilles beſcheidenes Leben führen, den Vater tröſten und von ihm wieder getröſtet werden."

„Das bleibt uns ja noch übrig, wenn in Paris nichts anzufangen iſt. Wär' ich ſo ſchön wie Sie und hätte ſolche Gaben, ich ſetzte meinen Kopf auf gegen die ganze Welt und wollte mich ſchon oben erhalten."

Sie fuhren nach Paris. Spät Abends kamen ſie an und kehrten in einem kleinen Gaſthofe ein, welchen Roſe kannte. Oben auf der Höhe, dem Montmartre zu, lag er, wenn man durch die Rue des martyrs hinaufſteigt gegen die äußeren Boulevards hin. Er war von Elſäſſern gehalten, und Roſe ſprach deutſch mit den Wirthsleuten.

Sie bekamen im dritten Stock ein Zimmer mit einem Alkoven. Im Alkoven ſtanden zwei Betten, und dort ſchliefen ſie — gegen Erwarten — tief und feſt.

Selbſt Roſe erwachte ſpät am Morgen, ſtand ſtill auf, kleidete ſich an und ging zur Wirthsfrau hinunter, Kaffee beſtellend. Sie trug ihn ſelbſt hinauf.

Louiſon war nun auch erwacht, richtete ſich auf im Bette und beſann ſich, wo ſie wäre.

„In Paris. Auf zum Frühſtück! Dann ſchreiben Sie an Herrn Rambert, und ich ſuche den Herrn Doctor Zech auf. Zwiſchen elf und zwölf pflegt er auf einen Sprung nach Hauſe zu kommen, um zu ſehen, ob ein Kranker auf ihn warte. Sie, Fräulein, laſſen Ihren Brief durch das Dienſtmädchen in den nächſten Poſtkaſten werfen. Sie ſehen, dort ſteht ein kleiner Schreibtiſch mit Feder und Tinte und einigen Blättern Papier. Meine Landsleute halten ihr Haus hier in guter Ordnung."

Es war gegen elf, als ſie fortging. Louiſon ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Es ſchien ihr eine Erleichterung, Alles niederzuſchreiben, was ſie ſeit dem unſeligen Spielabende bei Ferval erlebt, und ihr Bericht fing mit den Worten an: „Ich kann nicht mehr lachen.“

Roſe aber lachte munter, denn ſie fand ihren Doctor Zech. Ein eleganter junger Mann ſaß bei ihm mit einem dunkelblonden Kopfe und ſchönem Vollbarte. Er ſah ſie aufmerkſam an mit ſeinen milden blauen Augen, und als er ihren Namen hörte, ſtand er auf und ſchien ſie ohne Worte zu fragen.

Zech freute ſich herzlich, als er ſie eintreten ſah, und rief: „Glück auf, Roſe! Ihr ſeid alſo wieder da? Iſt's richtig? Iſt Fräulein Louiſon wieder unten?“

„Nein,“ antwortete Roſe, nun recht ernſthaft, „ſie iſt in der ‚Stadt Colmar‘.“

Jetzt erhob ſich auch Zech von ſeinem Frühſtück, blickte auf den anderen Herrn und ſagte: „Das iſt Herr Lauriſton, ein alter Freund deiner Herrin; du kannſt Alles ohne Rückhalt erzählen, es kommt an ſichere Leute.“

Herr Lauriſton war derſelbe Mann, deſſen Zech einmal gegen Louiſon erwähnt hatte als eines jungen Dichters, welcher Theaterſtücke ſchriebe, aber nicht zur Aufführung bringen könnte. Er ſah ernſt aus, mochte etwa dreißig Jahre alt ſein, war ſchlank gewachſen und von feinem Weſen. Das leicht geröthete Antlitz mit einem kleinen geſchloſſenen Munde hatte einen ſinnigen Ausdruck; er hörte Roſe zu, als ob er ihr die Worte vom Munde nähme.

Roſe erzählte Alles, Alles; aber dieſer Herr Lauriſton wollte immer noch Näheres, Ausführlicheres.

Als ſie die Scene in Dublin ſchilderte, wo O'Brien auf die im Bett liegende Louiſon losſtürmte mit den

Kugelregen, Lannoi weiß kein Mittel der Beruhigung. Da geht Franz ans Fenſter, zeigt ſich den Truppen und wirft ihnen Geld hinab. Sie rufen ihm Vivas zu, und da er ſonſt nichts will, ſo zerſtreuen ſie ſich.

Wenn ich Carl ſehe, dachte er immer noch, ſo gleicht ſich das Alles in einem Geſpräche aus. Aber Carl machte gar keine Anſtalt, ihn zu ſehen. Gleich daran that ſich kund, wie falſch Franz ſpeculirt. Er ward ohne weitere Formalität nach Sciativa in Valencia gebracht, wohin ſonſt die Könige von Arragon ihre Staatsgefangenen eingeſetzt. Lannoi erwirkte mit Mühe, daß der Gefangene näher an Valencia wohnen dürfe, um ihm doch eine kleine Jagd möglich zu machen. Aber während Lannoi nach Madrid geht, dem Könige berichtet, und huldvoll aufgenommen wird, läßt dieſer König Franz in die Nähe von Madrid bringen. Denn die Nähe des Meeres bei Valencia ſchien ihm nicht rathſam für ſolchen Gefangenen.

Was thun? Dieſe Frage bewegte alle Großen Spaniens. Es war eben eine Frage, wo alte Sitte und neues Verhältniß ſich um den Rang ſtritten. Saß ein alter ſpaniſcher Grand auf dem Throne, ſo hatte Franz richtig ſpeculirt, dann wurde er in alter freimüthiger Form behandelt und entlaſſen. Carl hatte ſeine große Noth in Spanien: die Rittertradition war hier noch allmächtig. Als jener Connetable, der ſein Vaterland in feindlicher Abſicht verlaſſen hatte, nach Spanien kam, erbat Carl von Marquis de Villane den Palaſt zur Wohnung für dieſen Gaſt. Ich habe meinem Könige, erwiderte dieſer, nichts zu verſagen, aber wenn dieſer Bourbon abgereiſt iſt, werde ich ſelbſt dies mein Haus, worin er gewohnt, in Brand ſtecken.

So drängten denn auch jetzt die Großen den ſpaniſchen König, nur großmüthig ritterlich mit Franz zu verfahren: der Biſchof von Osma ſagte, man müſſe einen billigen, alſo ſoliden Frieden ſchließen, und vertrauensvoll auf die Erkenntlichkeit des Gefangenen ihm ohne weiteres die Freiheit geben.

Worten: „Nun, Täubchen, Jakob's ſieben Jahre ſind endlich um und deine weichen Arme, deine heißen Küſſe ſind erobert, die leere Komödie iſt aus," da machte dieſer Herr Lauriſton mit der Hand eine Bewegung, als ob er Jemand niederſchlüge.

Er ſprach auch zuerſt, als Roſe geendigt hatte.

„Du ſiehſt, Zech, es iſt ein Bubenſtück unſerer Jeunesse dorée. Es hängt Alles zuſammen, es wird Alles klar. O'Brien hat im Club eine hohe Wette gemacht, er werde die ſchöne Louiſon dahin bringen, daß ſie ſich ihm ergebe. Das Mädchen hat ihn rufen hören, es ſollte ein Telegramm unterſchrieben werden. Er hat gleich nach der Eheſchließung an ſeine Conſorten hierher telegraphirt, daß die Wette gewonnen ſei, und Ferval hat in die Zeitung gebracht, was wir geleſen, daß Louiſon nun O'Brien angehöre. Ferval ferner hat ihm die hohe Summe der gewonnenen Wette nach Dublin geſchickt. Ich trat zufällig bei ihm ein, als er ſeinem Diener einen Geldbrief übergab mit dem Auftrage, das Porto nach England auszulegen. Jetzt iſt der Augenblick da, dieſe frechen Sportsjäger einmal am Kragen zu faſſen.

„Ach, was helfen Recriminationen! Wie helfen wir der mißhandelten Schauſpielerin?" fragte Zech trockenen Tones.

„Sehr wahr. Aber juſt über dieſe Sportsjäger hinweg führt die Straße, um ihr zu helfen. Haſt du heute Zeit?"

„Ein paar Stunden."

„So nimm mich mit zu ihr und ſtell' mich ihr vor. Bis jetzt hab' ich das abſichtlich vermieden, nun aber iſt's eine Pflicht. Wir wollen mit ihr berathen."

„So komm und führe uns!" ſagte Zech und klopfte Roſe auf die Wangen. Sie wurde roth und lachte verlegen, was doch ſonſt nicht ihre Art war, und als er, Lauriſton anblickend, hinzuſetzte: „Dies Märchen aus den Vogeſen hat ſich kreuzbrav aufgeführt!“ da ſchienen ihre Augen naß zu werden.

„Edel und tüchtig!“ ſprach Lauriſton, und das erſchütterte Roſe völlig; ſie wollte dem ſchönen neuen Bekannten, welcher ihr außerordentlich gefiel, die Hand küſſen, was er jedoch nicht zuließ.

Lauriſton hatte ſeinen Wagen vor der Thür, und ſie waren bald vor der kleinen „Stadt Colmar“ angekommen. Da bat aber Roſe die beiden Herren, als ſie bis in den dritten Stock hinaufgeſtiegen waren, eine kleine Weile auf dem Flur zu warten, Louiſon werde im Negligée ſein, und man müßte ihr Zeit laſſen, ihr einziges Kleid anzuziehen. „Denn wir haben in Dublin nur gerettet, was wir auf dem Leibe hatten.“

„Nun, Lauriſton,“ ſagte Zech, als ſie ins Zimmer geſchlüpft war, „ſo lange haſt du dich gewehrt vor der Bekanntſchaft, und jetzt —“

„Jetzt heißt es, einem ausgezeichneten Talent Hülfe bringen.“

Lauriſton nämlich hatte bisher die perſönliche Bekanntſchaft Louiſon’s abſichtlich vermieden, obwohl er in Rambert’s Hauſe ſchon einmal in ihrer Nähe geweſen. Aus dem Theater kannte er ſie genau; er war ſogar einer ihrer lebhafteſten Verehrer. Aber er war ein Poet und wünſchte, ihr Verehrer zu bleiben. Perſönliche Bekanntſchaften mit Schauſpielerinnen hatten ihn zu wiederholten Malen arg enttäuſcht. Er wollte nicht in die Lage kommen, auch von der reizenden Louiſon enttäuſcht zu werden. Noch mehr: er hatte ſich für ſein neueſtes Drama ein Märchen erfunden, welches alle Reize und Talente Louiſon’s, aber einen ganz anderen Charakter beſaß als den, welchen man an Louiſon kannte.

Er hatte ſich für ſein Drama die luſtige Louiſon in eine ſentimentale, ja nahezu tragiſche Perſon umgewandelt.

Zech wußte davon und ſagte jetzt: „Du biſt am Ende ſchuld durch deine Viſion, daß dies heitere Geſchöpf ernſthaft geworden iſt. Wirſt du ihr helfen können durch deine Verbindungen?“

„Ich werd’s verſuchen.“

Lauriſton war der Sohn wohlhabender Eltern, welche ihn aus Grenoble im Dauphiné nach Paris geſchickt hatten zur mediciniſchen Ausbildung. Sein Vater war Arzt geweſen, Alfred ſollte auch Arzt werden. In dieſer Schule war er mit Zech bekannt geworden. Sie waren grundverſchieden, und gerade deshalb ſchienen ſie ſich für einander zu intereſſiren. Zech lachte über Lauriſton’s Idealismus, Lauriſton ſpottete über Zech’s Realismus, den er wohl auch Materialismus nannte. Nur Eins fand er richtig an Zech’s Entgegnungen: die oft wiederkehrende Bemerkung, daß ſolch ein idealer Phantaſt wie Lauriſton nicht zum ärztlichen Beruf paſſe. Deshalb kehrte auch Lauriſton dieſem Berufe den Rücken, als ſein Vater plötzlich ſtarb, denn nur des Vaters wegen hatte er ſich zu den mediciniſchen Verſuchen herbeigelaſſen. Er widmete ſich nun ganz ſchöngeiſtigen Studien und ſuchte ſeinen Verkehr in ſchriftſtelleriſchen und eleganten Kreiſen. Das Vermögen, welches er von ſeinem Vater geerbt, geſtattete ihm die Mittel, wie ein kleiner Seigneur abzuwarten, ob ſich ein hinreichend ſchöpferiſches Talent in ihm entwickeln werde. Zech ſpottete luſtig über ſeine dramatiſchen Verſuche, welche es nicht bis zum Lampenlichte brachten, und nicht minder über ſeinen Umgang mit der ſogenannten vergoldeten Jugend, jeunesse dorée, welche ja nur aus Nichtsthuern und angenehmen Taugenichtſen beſtehe.

„Nun ſiehſt du,“ ſagte Zech auf dem Vorſaale,

„daß ſie nicht nur Nichtsthuer ſind, ſondern höchſt nichtsnutzig, ja ſchlimmer noch —“

„Schlimmer noch!“ erwiderte Lauriſton.

Da kam Roſe und führte ſie ins Zimmer mit der Bitte: „Sanft, ſtill! Sie erſchrickt ſo leicht.“

Zech ſtellte ſeinen Freund vor und führte das Wort. Lauriſton verhielt ſich zurückhaltend und nur zuhörend; Louiſon war einſilbig und ſaß traurig da.

„Sie iſt eben krank!“ flüſterte Roſe Zech ins Ohr.

„Blaß ſind Sie geworden über Gebühr,“ ſagte endlich Zech, „und wir wollen trachten, Sie wieder roth zu machen. Ich ſchreib' Ihnen Recepte; erzählen Sie unterdeſſen meinem Freunde, was er zu wiſſen braucht von Ihren ſauberen Cavalieren, die er alle kennt. Kommen Sie, Roſe, zu mir und hören Sie meine Erklärung der Recepte. Ihr müßt euch jetzt zweckmäßig ernähren.“

„Wir haben ja kein Geld,“ ſagte Roſe leiſe, als ſie zu ihm an den Schreibtiſch trat.

„Das findet ſich,“ entgegnete er.

Lauriſton fragte Louiſon nicht nach den Vorgängen. Er wußte, daß ihr das peinlich ſein würde. Er ſprach von ihrer Kunſt, die ſo grell geſtört worden; er ſprach von den verzweifelnden Gedanken über Kunſt und Leben, welche in ihr aufgetaucht ſein müßten; er ſprach vom Ausgleich zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, der geſucht werden müſſe und der auch zu finden ſei.

Da erhob ſich ihr Blick, zweifelnd, fragend. — Sie ſeufzte.

Lauriſton fuhr aber unentwegt fort und ſchob geſchickt kleine Fragen ein, welche ſich auf ihre Gedanken und Stimmungen bezogen. Wie beiläufig beantwortete ſie dieſelben kurz und aufrichtig.

All' das unterbrach aber Zech in ſeiner kurzen

Manier. Er habe nicht länger Zeit, und das Wichtigſte wäre: feſtzuſtellen, was zunächſt geſchehen müſſe. „Wollen Sie ſich, ſchloß er, „noch einmal an Profeſſor Rambert wenden?“

„Ich wollt' es, ja, und habe ihm Alles geſchrieben, aber es widerſtrebt mir, den Brief abzuſenden.“

„Das begreife ich,“ ſagte Lauriſton. „Einer von uns muß erſt vorher mit ihm geſprochen haben. Sein letzter Brief war, wie ich höre —“

„Nicht ſein Brief. Juron hat mir Herrn Rambert's Meinung geſchrieben.“

„Ah, ah! Das ändert Alles. Geduld, Mademoiſelle, es wird ſich Alles ordnen.“

„Ruhig hier bleiben,“ ſagte Zech im Fortgehen, „noch ein paar Tage ruhig hier bleiben! Roſe ſoll heut' Abend zu mir kommen, um uns über Einzelheiten noch nähere Auskunft zu geben. Mademoiſelle möge ihr, damit ſie das könne, Alles erzählen, aber Alles. Wir kommen morgen wieder; bis dahin adieu!“

Beide gingen. Roſe gab ihnen das Geleit und nahm unbefangen eine Banknote, welche ihr Lauriſton mit den Worten gab: „Ein Vorſchuß, bis ſie wieder ins Engagement getreten.“

„Darf ich ſagen — ?“

„Nein; es kommt von Zech.“

Zech lachte und — winkte Roſe zutraulich mit der Hand ſeinen Abſchied zu.

„Was wollteſt du denn mit den Recepten?“ fragte Lauriſton unterwegs. „Iſt ſie denn körperlich krank?“

„Ja, Idealiſt. Meinſt du denn, eure Ideen fallen euch vom Himmel herab? Sie wachſen aus eurem Körper empor, gewöhnlich krankhaft, und wenn ſie zerſtört werden, ſo wird auch der Körper geſtört. Die Nerven dieſes Mädchens ſind zerriſſen. Können wir ſie nicht wieder verbinden, ſo wird ſie ſchwachſinnig oder gar verrückt. Ich kann übrigens da nur wenig helfen; die Hauptſache mußt du leiſten. Sie hat keinen Glauben mehr, und du biſt ja gläubig, äſthetiſch gläubig, — oder nicht?“

„Allerdings. Zunächſt aber muß ſie entdecken, daß es noch gute Menſchen giebt. Das müſſen wir bewerkſtelligen. Ich gehe alſo gleich zu Ferval, den ich zufällig näher kenne. Er hat mitgethan, wie Roſe's Aeußerungen andeuten; er ſoll's verantworten. Er iſt kein Held; er wird mir weitere Wege eröffnen. Adieu!“

Als er in Ferval's Wohnhaus trat, begegnete ihm auf der Treppe Narciß. Lauriſton kannte ihn nicht, ſonſt hätte er ihn ſofort aufgehalten. Aber ein Diener Ferval's kam ihm zu Hülfe, indem er von oben eine Bemerkung nachrief und dabei den Namen nannte. Den Namen Narciß wußte Lauriſton von Roſe. Roſe haßte gerade ihn und ſchob ihm Schlimmes zu.

„Sie heißen Narciß?“ fragte Lauriſton raſch.

„Zu dienen.“

„Ich habe Aufträge für Sie. Iſt Herr Ferval zu Hauſe?“

„Ja.“

„Dann bitte ich, mit mir hinaufzuſteigen und eine Viertelſtunde im Vorzimmer zu warten. Sie werden dann gerufen werden.“

Narciß folgte. Lauriſton trat ein bei Ferval.

Lauriſton ſtand in einem gewiſſen Anſehen bei dieſen Sportsmännern, weil er ein literariſcher Mann war und dabei doch „gentlemanlike“ lebte. Die Journale hatten kleine Arbeiten von ihm gebracht, und man wußte, daß die Theaterdirectoren von ſeinen Manuſcripten mit Achtung ſprachen. Dazu kam, daß er mit dieſen Jüngern des Sports gelegentlich verkehrte und doch erſichtlich ihre Geſellſchaft nicht ſuchte, obwohl er mit Pferden und Waffen ganz beſonders vertraut war. Die Waffen betreffend, galt er geradezu für eine der beſten Klingen in Paris. Wenn ſolch ein Mann ihre Geſellſchaft faſt vermied und gewiß nicht ſuchte, ſo gab ihm das eine überlegene Stellung.

Ferval empfing ihn alſo ſehr entgegenkommend.

„Ich bin beauftragt,“ ſagte Lauriſton, „einige ernſte Fragen an Sie zu richten, Herr Ferval.“

„O! ich höre.“

„Sie gehören zu dem Club, deſſen Mitglied ein Irländer iſt, Namens O'Brien?“

„Ja.“

„Die Journale haben erzählt, daß dieſer O'Brien eine hohe Wette in Ihrem Club abgeſchloſſen: er werde Demoiſelle Louiſon dahin bringen, daß ſie ſich ihm ergebe.“

„Er hat ſie geheirathet.“

„Ich frage, ob die Wette beſtanden hat?“

„Sie iſt ganz loyal ausgezahlt worden, als O'Brien melden konnte, daß die Eheſchließung ſtattgefunden. Ich ſelbſt habe die Summe nach Dublin geſendet.“

„Sie ſelbſt. So? Die Wette hat alſo wirklich ſtattgefunden. Ein Sport um Tugend, Ehre und Lebensglück einer unbeſcholtenen Künſtlerin!“

„Wenn ich Ihnen ſage, daß eine Heirath —“

„So ſage ich Ihnen, daß es dieſem Herrn O'Brien und Ihrem verehrlichen Club viel lieber geweſen wäre, wenn die Heirath hätte umgangen werden können. Hab' ich Recht?“

Ferval machte nur eine Bewegung mit der Hand.

„Ich bitte um Antwort.“

„Und ich bitte um Auskunft, wohin Sie, Herr Lauriſton, mit dieſer Frage wollen?“

„Das werden Sie ſogleich des Näheren erfahren. Herr O'Brien hatte Demoiſelle Louiſon zur Einwilligung in Abreiſe und Eheſchließung dadurch vermocht, daß er feierlich verſprochen, ihre Schulden zu bezahlen. Hat er das gethan?"

„Das iſt doch nicht meine Sache!"

„Einigermaßen doch; es iſt eine Spielſchuld auf Ehrenwort dabei, welche hier aus Ihrem Hauſe ſtammt, und Sie hatten die Dame hierher geladen. Iſt dieſe Spielſchuld bezahlt? Sind die übrigen Schulden bezahlt? Ich bitte um Antwort."

„Die Spielſchuld — da haben Sie Recht, die iſt unangenehm, da ſie hier — ſie iſt wahrſcheinlich nicht bezahlt, denn Madame Legrand hat ſich neulich beklagt."

„Eine Ehrenſchuld! Die Ehre der jungen Künſtlerin verrathen! Wie nennt man das?"

„Ja, ja — aber das Alles iſt doch nicht meine Sache, wenn O'Brien —"

„Wußten Sie, daß die Schulden nicht bezahlt ſeien, als Sie Herrn O'Brien die hohe Wettſumme nach Dublin ſchickten, mit welcher Summe ja die Schulden bezahlt werden konnten — wußten Sie's?"

„Wie konnte ich —?"

„Sie konnten nicht? Wußten Sie's nicht von Ihrem früheren Diener Narciß, welchen Sie der Dame anempfohlen, welcher die Dame offenbar verrathen hat und welcher heute noch in Verbindung mit Ihnen iſt?"

„Mit mir in Verbindung?"

„Er ſteht draußen im Vorzimmer."

Jetzt entſtand eine Pauſe. Ferval konnte ſich nicht mehr verleugnen, daß er ſich ſolche Inquiſition nicht länger mehr gefallen laſſen durfte, ſondern daß er ſie durch ein herausfordernde Wort beendigen mußte. Sollte er?

Er war nicht gerade furchtſam, aber Lauriſton war ein gefährlicher Duellgegner. Nun ſollte gerade er für die ärgerlichen Unſauberkeiten des frechen O'Brien eintreten? Auch ſchämte er ſich doch ein wenig der zu Tage tretenden unmoraliſchen Handlungsweiſe gegen eine wirklich unbeſcholtene Künſtlerin. — Ach! — ſchloß er ſeinen Gedankengang — es iſt geſcheidter, hierbei nach Kräften auszugleichen, indem man das Unanſtändige von ſich wegſchiebt und ein bloßes Geldopfer nicht ſcheut. So ſagte er denn, die Pauſe unterbrechend, Folgendes:

„Herr Lauriſton, Ihr Standpunkt mir gegenüber iſt nicht ganz richtig. Ich gebe zu: die Sache iſt unſauber. Aber daran habe ich keinen Theil. Das iſt O'Brien's Theil. Ich habe gedankenlos zugeſehen, das mag wahr ſein, und ich bin deshalb gern bereit, abzuhelfen. Die Spielſchuld an Madame Legrand zum Beiſpiel, weil ſie in meinem Hauſe contrahirt worden iſt, übernehme ich gern.“

„Poſitiv?“

„Poſitiv.“

„Und die anderen Schulden? Bezahlen Sie die auch? Oder bezahlt ſie der Club für ſein wortbrüchiges Mitglied?“

Ferval zuckte die Achſeln.

„Wenn nicht, dann wird die ſchmutzige Affaire bekannt gemacht durch die Zeitungen; es wird bekannt gemacht, welche Mitglieder Ihr Club in ſich ſchließt, ein Club, der ſo viel Geld bereit hat für — pikante Wetten.“

„Vielleicht aber ſind die Schulden ſchon bezahlt.“

Lauriſton maß den alſo ſprechenden Ferval mit einem Blicke, welchen dieſer denn doch übel nehmen mußte. Aber er kam nicht zur Aeußerung, denn

Lauriſton riß die Thür auf und rief Narciß ins Zimmer.

„Sie haben,“ ſagte er, „damals im Vorzimmer der Demoiſelle Louiſon den Auftrag übernommen, Abends ſechs Uhr die Gläubiger der Dame auszuzahlen. Haben Sie das gethan?“

„Das hab' ich nicht gekonnt, denn Herr O'Brien hat kein Geld zurückgelaſſen.“

„Das wußten Sie vorher. Sie haben die Gläubiger wiſſentlich getäuſcht und können zu gerichtlicher Verantwortung gezogen werden. Sie haben ferner Briefe unterſchlagen an die Dame und von der Dame, Sie haben ſich beſtechen laſſen gegen Ihre Herrſchaft von O'Brien und von — Anderen. Ihre Verantwortung wird Ihnen ſchwere Noth bringen, und ich werde dafür ſorgen, daß Ihre Unthaten öffentlich bekannt werden, damit Niemand mehr Sie in Dienſt nehme.“

„Aber ich bitte, Herr Ferval, Sie ſelbſt haben ja —“

„Hansnarr!“ ſchrie Ferval. „Mir haben Sie bloß geſagt, daß die Gläubiger Wucherer wären und daß ſie volle Quittung leiſten würden, wenn ſie die Hälfte bekämen.“

„Iſt dem ſo?“

„Ja.“

„Würden Sie, Herr Ferval, dieſe Hälfte bezahlen für O'Brien? Oder würden Sie Ihren Club beſtimmen, daß er ſeinem Ruf zu Liebe dieſen Betrug ſeines Mitgliedes ausgleiche?“

„Wie groß iſt die Summe?“

„Sechsundzwanzigtauſend Francs,“ ſagte Narciß etwas kleinlaut.

„Vielleicht iſt der Club dahin zu beſtimmen,“ ſagte Ferval, nicht viel weniger kleinlaut.

So dachte Carl nicht, und Alba allein hielt zu ihm und nannte dergleichen Romanſtreiche. Aber dieſe Partei der Aufklärung war klein. Carl hielt die Sache hin, und ſah ſeinen Gefangenen nicht.

Was litt dieſer! Sein froher Muth, ſeine Lebensader ging verſiegen, zerſtreut, ſchweigſam ſchwankte er im Zimmer umher, nachdenklich, und Nachdenken war für ſeine Perſon ein Beginn von Krankheit. Eine Natur des Talentes findet die Gedanken auf den Fußſteigen des Thuns und Beginnens, eine ſolche Natur kann ſich nicht ſchicken, auf die Suche auszugehen von Gedanken, von bloßen Gedanken. Eine Künſtlernatur findet die Form und mit ihr den Sinn, den Leib und mit ihm die Seele, nicht umgekehrt.

Und die einzige Geſellſchaft, die er manchmal ſah, das einzig Leibliche was ihm kam, da ihm die Jagd abgeſchnitten oder verleidet war, ſpaniſche Granden, was ärgerten ſie ihn! Ja, die ritterliche Sitte war ihm und ihnen gemeinſam, aber das modern-monarchiſche Gelüſt, das ihm der neue Lebensreiz, das beleidigten ſie täglich und ſtündlich; denn ſie verwarfen es im Feudalſtolze. Alles Neue iſt allein und geplagt.

Sie verlangten, daß er ſich verneigte und beugte, wenn er zu ihnen eintrat. Er that es nicht, er erkennt ſolche Pairſchaft nicht mehr an. Aber ſie ſind eben ſo ſtolz auf den bloßen Schein, ſie laſſen die Thür niedriger machen, daß er ſich bücken muß beim Eintritte. Und er? er tritt rücklings ein.

Eines Tages ſpielt ein ſpaniſcher Grand mit ihm und verliert viel. Der König iſt müde, der Grand will Revanche, der König will nicht — da wirft der Grand das Geld auf die Tafel und ſchreit voller Wuth: Du haſt ganz Recht, Du brauchſt das gewonnene Geld, um Dich auszulöſen!

Darauf zieht Franz den Degen und erſticht den Edelmann. Es entſteht ein erſchrecklich Geſchrei am Hofe, man beſtürmt den Kaiſer — was ſoll ich thun? ſagt der Kaiſer, dem der übermüthige

„Ich warte bis morgen früh zehn Uhr. Hier iſt meine Adreſſe“ — er gab Narciß ſeine Karte —; „ſind bis morgen früh zehn Uhr die Quittungen in meiner Hand, ſo unterlaſſe ich die öffentliche Beſprechung dieſer — Unſauberkeiten. Narciß hat ſein nächſtes Schickſal in ſeiner Hand. Adieu, Herr Ferval.“

Er ging. Aber an der Thür wendete er ſich noch einmal und ſagte: „A propos Zahlung, Herr Ferval! Sie iſt mit Fug und Recht von dem Herrn O'Brien einzutreiben, denn er hat die pikante Wette nicht gewonnen; er muß alſo nicht nur die ihm ſo eilig zugeſendete Summe zurückſchicken, ſondern hat den Verluſt der Wette zu zahlen. Ihr Club iſt alſo über und über gedeckt.“

„Nicht gewonnen?!“

„Nein. Er hat eine ſchriftliche Zuſage, Demoiſelle Louiſon nicht zu beläſtigen, in roher Weiſe brechen wollen, und Demoiſelle Louiſon hat ſich ſeiner vertragswidrigen Annäherung durch die Flucht entzogen. Sie hat ſich alſo ihm nicht ergeben, wie die pikante Wettformel lautet, ſondern iſt nur ſeine leider angetraute Ehefrau geworden. Es iſt ihm nur gelungen, durch ſolch ein unlösbares, weil katholiſches Eheband eine große Künſtlerin zu lähmen und vielleicht für immer ihrer Kunſt zu entziehen, denn ſie iſt, obwohl aus ſeinem Bereiche, in einem Zuſtande der Verzweiflung, der Verzweiflung an allem Guten in der Welt, ſo daß für ihr Leben zu fürchten iſt. Wer zu dieſem Heldenſtück beigeſteuert hat, der iſt um den Ruhm nicht zu beneiden. Adieu!“

Erregt, aber mit dem Reſultate ſeines Schrittes wohl zufrieden, ſchritt Lauriſton nach ſeiner Wohnung. Ferval, das wußte er, war leichtfertig, aber er war nicht ohne edle Wallungen. Er werde die Schuldenlaſt

Louiſon's beſeitigen, ſei's mit Hülfe des Clubs, ſei's im Nothfalle aus ſeinen eigenen reichen Mitteln.

Lauriſton's Wohnung lag in dem vornehmen Fauburg St. Honoré, welcher rückwärts über Gärten nach den Champs Elyſées bis zur Seine ſchaut. Dort bewohnte er ein hohes Mezzanin, ein ſehr behagliches Appartement. Im Hofe hatte er Stallung für drei Pferde und Remiſe für die einſpännigen Wagen, welche man in Paris ſo gern hat.

In ſeinem Arbeitszimmer, welches eine ausgeſuchte kleine Bibliothek enthielt, lag auf dem Schreibtiſche ein zierlich eingebundenes Manuſcript. Er trat an denſelben, nahm es in die Hand und blätterte darin.

Es war dies jenes Theaterſtück, deſſen Zech gegen Louiſon erwähnt hatte und welches von mehreren Theaterdirectoren zurückgewieſen worden war. Einer von ihnen hatte bei der Zurückweiſung geſagt: es ſei zwar in literariſcher Form und Correctheit der Verſe ganz ausgezeichnet, aber es fehle ihm die Actualität, welche für den Theatererfolg unerläßlich bleibe. Unter Actualität verſtehe er die Eigenſchaft des Inhaltes, welche das Publikum wie etwas Echtes anmuthe, wie etwas, was noch heutigen Tages jeden Augenblick ſich ereignen könne. Dadurch allein werde die theatraliſche Handlung dem Intereſſe des großen Publikums nahe gerückt.

Nachdenklich hielt er das Manuſcript eine Zeit lang in der Hand und ſagte vor ſich hin: „Die Actualität wäre da zur Umarbeitung." Dann legte er es zur Seite, ſich niederſetzend, um an ſeine Mutter zu ſchreiben.

Seine Mutter lebte noch in Grenoble, und er hegte die tiefſte Pietät für dieſelbe. Ebenſo hingebend, ja ſchwärmeriſch liebte ſie ihn. Bei Lebzeiten des Vaters hatte ſie die Partie des Sohnes genommen, als er zum Studium der Medicin gezwungen wurde, und das literariſche Talent ihres Sohnes war ihr Stolz. Poetiſchen Weſens, war es ihr Ideal, ihren Alfred zu einer literariſchen Notabilität heranwachſen zu ſehen. In dieſem Sinne war nach dem Tode des Vaters ein reger Briefwechſel im Gange zwiſchen Sohn und Mutter. Er theilte ihr ſeine Pläne, ſeine Arbeiten mit, und es lag alſo nahe, daß er ihr jetzt ſein entſtehendes Verhältniß zu der unglücklich gewordenen Louiſen nicht vorenthielt.

Er hatte ihr ſchon früher einige Male über die neue Erſcheinung dieſes ſchönen und talentvollen Mädchens geſchrieben. Louiſon hatte bei ihrem erſten Auftreten einen bezaubernden Eindruck auf ihn gemacht, aber als er ſie öfter geſehen, hatte er der Mutter geſchrieben: „Wie ſchade, daß dies Mädchen nichts weiter wird, als was ſie iſt, ein heiteres, ja luſtiges Naturell mit der entſprechenden Gabe des Talents. Sie hat nichts, als was ſie von Hauſe aus beſitzt. Kein Gedanke anderer Regungen als derjenigen ihres Naturells iſt ihr nahe getreten. So kann ſie denn eigentlich nur lachen. Man muß aber lachen und weinen können, wenn man ein volles dramatiſches Talent ſein will. Schade! ſchade!“ hatte er zu wiederholten Malen geſchrieben.

„Und doch iſt's gut,“ hatte die Mutter geantwortet, „daß es ſo iſt. Denn in dies Mädchen würdeſt du dich verlieben, das leſ' ich aus deiner Beſchreibung heraus. Ich wünſche aber ganz und gar nicht, daß du dich in eine Schauſpielerin verliebſt. Ihrem Berufe gemäß ſind ſie alle leichtſinnig und treulos. In einer Liaiſon — und die muß man vermeiden — reiben ſie den Liebhaber auf, ſei's nur durch Eiferſucht, welche ſie ihm nahe legen, und zu einer Ehe eignet ſich ihr Beruf und ihr Charakter nicht, denn ihr Charakter bildet ſich nach ihrem Berufe."

Louiſon war alſo in dem Briefwechſel zwiſchen Sohn und Mutter ein oft dageweſenes Thema, und es lag nahe, daß er ihr die neueſten Schickſale der Künſtlerin, ſo wie er ſie aus Roſe's Erzählung genau kannte, ausführlich ſchilderte. Nachdem er auch die Unterredung mit Ferval mitgetheilt, ſchloß er den Brief mit den Worten: „Das Mädchen iſt bleich wie der Tod, und Freund Zech ſpricht es wohl nicht aus, aber er ſcheint ſie für lebensgefährdet zu halten. Moraliſch erliegt ſie einer vollſtändigen Apathie, und ſo bin ich wie Zech entſchloſſen, Alles zu thun, um ſie zu erretten."

Abends ging er zu Zech. Dort fand er Roſe ſchon, welche berichtete, daß ſie keinen Rath mehr wüßte mit ihrer Herrin. Sie habe ein Kleid für ſie gekauft, um ihr einen Ausgang ins Freie, etwa in den nahen Park von Monceau, möglich zu machen, aber Louiſon habe ſich ruhig ankleiden laſſen und dann ſei ſie abſolut nicht aus dem Zimmer zu bringen geweſen. Sie ſchüttele den Kopf, ſetze ſich immer wieder vor den Schreibtiſch und leſe immer wieder den Brief, welchen ſie an den Profeſſor Rambert geſchrieben. „Was ſoll daraus werden?!" rief Roſe und weinte.

Zech war zornig, zornig gegen ſich ſelbſt und ſeine Wiſſenſchaft. „Solche Krankheiten bringen den ruhigſten Arzt aus dem Häuschen!" ſchrie er geradezu. „Wir wiſſen nicht nachzuweiſen, wie und wo das Blut verdorben wird durch Traurigkeit des Patienten, wie und wo das verdorbene Blut die Nerven lähmt und die edlen Organe beſchädigt. Solche Krankheiten gehören vor den Irrenarzt; ich bin aber keiner."

Lauriſton ſuchte Beide zu tröſten, indem er das Abkommen mit Ferval erzählte und darthat: Louiſon ſei nun Niemandem mehr einen Sou ſchuldig und könne alſo ruhig in ihre frühere Wohnung zurückkehren. „Sie war doch pränumerando bezahlt?“

„Ja wohl!“ ſagte Roſe, „und wir haben ja noch Vielerlei dort zurückgelaſſen, namentlich Kleidungsſtücke. Aber das Fräulein wird nicht hinzubringen ſein.“

„Verſuchen wir's! Ich komme morgen Mittag und werd' ihr zureden.“

Lauriſton kam am folgenden Mittage und erfuhr allerdings von Roſe, daß all' ihr Zureden bis jetzt nichts geholfen. Namentlich in jene Wohnung, wo ſie zu Grunde gegangen, wolle ſie um keinen Preis zurück.

Sie ſaß, wie Roſe erzählt hatte, vor dem Schreibtiſche und hatte die Hand auf den Brief an Rambert gelegt. Das Geſicht war überaus bleich, die Miene ſtarr.

Als Lauriſton ſie begrüßte, blickte ſie ihn lange ſchweigend an, und ein Hauch von Röthe flog über ihre Wangen. „Endlich!“ ſagte ſie — zu großer Ueberraſchung Lauriſton's mit ſchwacher Stimme. — „Ich habe Sie ſchon im Theater geſehen. Nicht wahr?“

„Ich weiß nicht —“

„Sie ſaßen auf der erſten Bank und ſchauten ohne Glas auf mich.“

„Ja.“

„Und dann ſind Sie noch zweimal wiedergekommen und haben auch einmal ganz allein in die Hände geklaſcht — für mich.“

„Ja, ja! Konnten Sie das von der Bühne herab mitten im Spiel bemerken?“

„Gewöhnlich nicht, aber das hab' ich bemerkt.“

Lauriſton war betroffen von dieſer Bemerkung, ſehr angenehm betroffen, und ſuchte nun ein Geſpräch einzuleiten über den Eindruck einer Schauſpielerin, welche die Welt von den Brettern herab anſchaut — über die Alles verklärenden Lampen hinweg.

„Verklärend?“ fragte ſie. Sie folgte alſo doch dem Gedankengange, und leiſe ſetzte ſie hinzu, indem ſie mit dem Haupte nickte: „Sie täuſchen, die Lampen, ſie täuſchen.“

„Das ſollen ſie ja auch. Man iſt in einer erhöhten Welt auf den Brettern, in der Welt der Poeſie.“

Sie nickte wieder, aber es zog ein ſchmerzliches Lächeln um ihren Mund.

Lauriſton verſuchte nun dies Thema auszuführen und auf ihren Zuſtand, auf ihr Schickſal anzuwenden: daß man ſich als Künſtlerin nicht ſtören laſſen dürfe durch die gemeine Proſa des Lebens, welche Niemand ſo arge Täuſchungen bringe als höheren Naturen. Das ſei doch nur Schatten zum Lichte. Schatten ſei überall nöthig, ſonſt geriethe man ins Verſchwommene. Je härtere Schickſale der Künſtler erlebe, deſto mehr Inhalt gewinne er für ſeine Kunſt, deſto wahrhaftiger entwickele ſich ſein Talent.

Sie erwiderte nichts. Es war unklar, ob ſie dem Sinne der Worte folge. Sie folgte vielleicht doch und widerſprach im Inneren, denn ihre ſchneeweiße Hand krampfte den Brief an Rambert ein wenig zuſammen.

„Schenken Sie mir den Brief!“ ſagte Lauriſton.

„Wozu?“

„Sie haben darin ihren Schmerz ausgedrückt, ausgehaucht möchte ich ſagen. Dies könnte mir ein Hülfsmittel werden für eine Aufgabe, welcher ich nicht recht gewachſen bin. Ich ſchreibe ein Stück.“

„Ein Theaterſtück?“

„Ja. Eine Künſtlerin iſt der Mittelpunkt, und ich bin bei einer Scene, welche den tiefen Schmerz meiner Heldin ausdrücken ſoll über Kränkungen, die ſie erlitten, den Schmerz über die Zerſtörung ihrer Ideale."

„Die Arme! Hat ſie Talent?"

„Großes Talent. Es iſt Vittoria Accorombona. Aber ich habe nicht Talent genug, ſie über den Abgrund hinwegzuheben, welchen ſie vor ſich zu ſehen glaubt."

„Glaubt?"

„In ihrer Einbildung. Sie iſt eben ſehr ſtark, ihre Einbildung, weil ihr Talent ſtark iſt."

„Und darüber hinweg —?"

„Und darüber hinweg wird mir Ihr Brief helfen."

„Da! da!" — und haſtig reichte ſie ihm den Brief.

Hocherfreut meinte er nun ſo weit zu ſein, daß er ihr den Wechſel der Wohnung, das Beziehen ihrer früheren Wohnung vorſchlagen dürfte.

Das war aber ein Irrthum. Bei dieſem Vorſchlage fuhr ſie zuſammen und machte eine ſcharf ablehnende Bewegung.

Er mußte es aufgeben, und erſchüttert von der unberechenbaren Geiſtesabweſenheit, in welcher doch plötzlich wieder das Verſtändniß aufleuchtete, ſtand er auf.

Sie that desgleichen und machte ihm eine leichte Verbeugung, welche Verabſchiedung bedeutete.

Da ſchoß ihm ein dreiſter Gedanke durch den Sinn, und er ſagte getroſt: „Das wird aber dem guten Profeſſor ſehr leid thun."

„Wem? Was?"

„Dem Profeſſor Rambert."

„Sie kennen ihn?"

„O, ja wohl! Ich war früher ein Hörer ſeiner Vorträge, und da ich ſelbſt Schriftſteller werden wollte, hab' ich ſeine perſönliche Bekanntſchaft geſucht. Ich war mehrmals in ſeinem Hauſe und habe auch Sie dort geſehen. Und heute bin ich ihm in der Akademie begegnet und habe ihm erzählt, daß Sie von einem Nichtswürdigen außer Landes gelockt und betrogen worden, vorgeſtern aber in verzweifelter Stimmung nach Paris zurückgekehrt ſeien. Da war er ſehr erſchrocken und fragte, ob er Sie ſehen könnte."

„Ah!"

„Ja wohl, habe ich geantwortet. Sie ſitzt traurig in ihrer früheren Wohnung am Boulevard."

„Der Onkel!"

„‚Morgen Mittag,' ſagte er raſch, ‚werde ich ſie aufſuchen und zu tröſten verſuchen.'"

„Der Onkel! Der gute Onkel!" und ihr ſtarres Geſicht belebte ſich, und ihre Hände zuckten.

„Der Onkel Rambert, ja! Da ſollten Sie aber heute dort wieder einziehen, um morgen eingerichtet zu ſein und ihn empfangen zu können."

„Freilich! freilich! — Roſe! Roſe!"

Roſe trat ein.

„Du haſt Recht gehabt, Roſe, wir müſſen ſogleich in unſere alte Wohnung, damit der gute Onkel nicht umſonſt — aber — aber die ſchlimmen Leute, die Gläubiger und gar die Gerichtsdiener, vielleicht auch O'Brien, der Lügner, ſie alle werden da —"

„Das iſt Alles beſeitigt, Alles geordnet."

„Von wem?"

„Von Ihren Freunden, und der Lügner darf ſich nicht mehr nach Paris wagen, man kennt ihn jetzt. Das Nähere morgen, wenn ich mit dem Onkel komme. Alſo auf Wiederſehen dort!"

„Auf Wiederſehen!" ſagte ſie mit geſunder Stimme.

Lauriſton war über ſich ſelbſt erſchrocken, über ſeine Lüge. Aber ſie hatte doch günſtig gewirkt, und vielleicht war ſie wahr zu machen.

Es war richtig, daß er den Profeſſor kannte, näher kannte, und mitunter über literariſche Fragen mit ihm verkehrte.

Er fuhr alſo ſofort zu ihm in die Champs Elyſées und las unterwegs den Brief Louiſon's.

Es war Mittagszeit, und er fand Rambert beim Frühſtück. Juron war bei ihm.

Sie hatten eben geſpeiſt und zündeten ihre Cigarren an. Lauriſton bat um ein Privatgeſpräch und Juron ging.

Rambert bot Lauriſton einen Seſſel, und Letzterer begann mit den Worten:

„Ich komme im Intereſſe Ihres früheren Schützlings, der Demoiſelle Louiſon.“

„Sie iſt mein Schützling nicht mehr. Wie ich aus den heutigen Journalen erſehe, iſt ſie ihrem Director durchgegangen, und zwar in die weite Welt mit einem gewaltthätigen Irländer.“

Dabei reichte er Lauriſton ein Journal. Dies enthielt die erſte öffentliche Nachricht über Louiſon's Schickſal; ſie lautete alſo:

„Die beliebte Künſtlerin Dlle. Louiſon hat plötzlich ihr Theater im Stich gelaſſen und iſt mit einem irländiſchen Cavalier von dannen gefahren. Selbiger Cavalier war eine große Wette eingegangen, daß er dieſe bisher männerſcheue Dame für ſich gewinnen werde, und er hat alſo ſeine Wette gewonnen. Die Theaterwelt hofft, die reizende Künſtlerin werde nach einiger Zeit munter zurückkehren und in ihrem neueſten Stücke auftreten.“

„Dieſe unangenehme Notiz, welche ich nicht gekannt,“ ſagte Lauriſton, „iſt nicht richtig; ſie enthält aber Richtiges. Demoiſelle Louiſon iſt allerdings mit einem Irländer O'Brien abgereiſt —“

„Mit einem ruchloſen Manne!“

„Ja wohl — und iſt mit ihm in Dublin vermählt worden.“

„Vermählt?!“

„Durch einen katholiſchen Prieſter. Sie iſt O'Brien's angetraute Gattin.“

„Das arme Geſchöpf!“

„Und Sie, verehrter Herr, ſind die Veranlaſſung geweſen zu dieſem unſeligen Schritte.“

„Ich?!“

„Leider ja. Sie haben ihr einen Brief ſchreiben laſſen, welcher die verhängnißvollen Zeilen enthielt: ‚Sie können nur noch eine Maitreſſe werden, nie aber eine Ehefrau.‘“

„Das hätte ich —?“

„In ihrer übrigens ſchon verzweifelten Lage hat ſie wenigſtens beweiſen wollen, daß ſie eine Ehefrau werden könne.“

„Das hätte ich —?“

„Das haben Sie ihr ſchreiben laſſen durch Ihren Freund Juron.“

„Niemals! Er hat mir erzählt, daß er ſie am Spieltiſche gefunden, daß ſie mit dem nichtswürdigen O'Brien eine Liaiſon habe und ein abſcheuliches Leben führe.“

„Darauf haben Sie auf das arme Mädchen bitterlich geſcholten —“

„Allerdings.“

„Und er iſt hingegangen und hat ihr in Ihrem Namen und Auftrage, wie in dem Briefe geſagt iſt, vernichtende Worte und unter ihnen jene gefährlichen Worte von der Maitreſſe und Ehefrau geſchrieben. Dieſe Worte allein haben Louiſon's troſtloſen Entſchluß veranlaßt, O'Brien's Ehefrau zu werden.“

Große ganz gelegen erſtochen war von einem Könige, „ich beklage den Mann, aber ich tadle ihn“. —

Es iſt ſehr ſchade, daß Bayle dieſe Geſchichte als unauthentiſch verwirft, hiſtoriſch iſt ſie.

12.

Es war eine traurige Zeit für die Freude in Frankreich. In der Bretagne, die ohnedies kein heiteres Land iſt, lag auf einem Schloſſe Tag und Nacht Kummer und Leid. Das Schloß hieß Chateaubriant, und liegt in der hohen Bretagne, wenig Meilen oberhalb Nantes.

Wir denken ſo gern, Alles was Franzoſe heißt, ſei frivol, ſei leichtſinnig. Unter den Meernebeln auf der Weſtküſte Frankreichs, in der Normandie und Bretagne, in zwei großen, mächtigen Provinzen findet ſich ſo viel Ernſt und Melancholie, daß wir gleich mit einem Ausdrucke bei der Hand ſein würden, den wir nur gar zu oft anbringen, mit dem Ausdrucke nämlich: ach wie deutſch ſieht es hier aus! Was uns ruhig, häuslich, langſam erſcheint in der Fremde, das nennen wir deutſch. In der Normandie läßt ſich das noch eher hören, der alte Normannenſtamm, obwol er uns ein guter Feind und Räuber war, wie anderen Völkern, er ſtammte doch aus dem nördlichen Europa, das wir uns als ein gothiſch-germaniſches gern zum Ahnenthume zulegen. Aber auch in der Bretagne machen wir ſolche Verwandtſchaftsanſprüche, hier kann die Vetterſchaft doch nur die allerweitläufigſte ſein. Es haben mehrere Einwanderungen von Großbritannien ſtattgefunden, aber das waren juſt nicht unſere Vettern, welche England verließen, das waren eben Briten, die von unſern Vettern verdrängt wurden. Und dennoch, unſere vaterländiſche Empfindung täuſcht

Rambert hatte längſt die Cigarre weggelegt und ſah jetzt ſprachlos auf Lauriſten.

Dieſer erzählte nun die Vorgänge von Louiſon's Abreiſe bis zu ihrer Wiederkehr und überreichte ihm dann den zerknitterten Brief derſelben, welcher mit den Worten begann: „Ich kann nicht mehr lachen.“

Rambert las ihn, und als er ihn beendigt, ſagte er mit bebender Stimme: „Junger Freund, das iſt ja entſetzlich!“

„Das iſt es. Da ich die Ehre hatte, Sie zu kennen, ſo war ich der Meinung, ein Brief wie jener Juron'ſche könnte nicht von Ihnen ausgegangen ſein —“

„Nein, nein! Und ich kündige dem boshaften Juron ſofort meine Freundſchaft auf.“

„Und ich rechnete auf Ihre Hülfe.“

„Mit Recht. Aber wie iſt da zu helfen, wenn ſie vermählt iſt?!“

„Sie iſt aber außerdem in Lebensgefahr durch ſtille Verzweiflung, welche ſich ihrer bemächtigt hat. Nur ein Menſch iſt vorhanden, der noch Einfluß auf ſie übt und der ſie tröſten könnte. Dieſer eine Menſch ſind Sie!“

„Ich?“

„Ja. Ich komme ſoeben von ihr. Meine Troſtſprüche waren ganz wirkungslos, als ich aber Ihren Namen nannte, da gerieth ſie in zitternde Bewegung, und als ich ihr ſagte: Sie würden zu ihr kommen, da war ſie wie verwandelt und verſprach ſogleich in ihre alte Wohnung zurückzukehren, was ſie bis dahin hartnäckig verweigert hatte.“

„Gehen wir ſogleich!“

„Wir müſſen mit Vorſicht verfahren. Auf Ihr edles Herz vertrauend, verehrter Herr, hab' ich Sie für morgen Mittag angekündigt, und um den Erfolg zu ſichern, müſſen wir uns verſtändigen. Wir müſſen gemeinſam eine Methode befolgen. Sie glaubt offenbar an nichts mehr, was ihre Perſönlichkeit, was ihr Verhältniß zur Kunſt, was die Kunſt überhaupt betrifft; ſie fühlt ſich, mit einem trivialen Worte ausgedrückt: bankerott.“

Beide Männer beriethen nun eine Heilungsmethode, wie man einen Erziehungsplan beräth, und kamen darin überein, daß Lauriſton am nächſten Tage den Profeſſor abholen werde.

Fünfzehntes Capitel.

Louiſon hatte ſich gutwillig in ihre frühere Wohnung geleiten laſſen. Roſe hatte den Doctor Zech gerufen und dieſer mit Vergnügen ausgeſagt, der Puls habe Leben gewonnen. Sie ſollte nur eine kräftige Mahlzeit zu ſich nehmen und ſich dann ſchlafen legen.

Auf der Reiſe hatte ſie noch gegeſſen, in Paris nicht mehr.

Auch jetzt nach Zech's Vorſchrift hatte ſie nur wenig eſſen können, aber ſie war bald eingeſchlafen und hatte geſchlafen, bis die Zimmeruhr elf ſchlug. Da war ſie aufgewacht und hatte geſagt: „Jetzt wird mein Onkel kommen —“

Als er kam, ſtürzte ſie ihm zu Füßen, umklammerte ſeine Kniee und ſchluchzte: „Verzeihung! Verzeihung!“

„Armes Kind, du haſt *mir* zu verzeihen, haſt mir den abſcheulichen Brief zu verzeihen. Aber ich habe keinen Theil daran, Juren hat gelogen!“

„Ach! — ach!“ — Sie ſprang auf, ſchüttelte ihre ſchwarzen Locken und ſtieß unarticulirte Töne der Freude aus. „Und du haſt — du haſt mich“ — langſam bildeten ſich die Worte — „du haſt mich nicht verſtoßen?“

„Warum nicht gar! Helfen möcht' ich dir gern."

„Du verachteſt" — ihre Stimme ſchrie — „du verachteſt mich alſo nicht?"

„Ich liebe dich ja."

Sie ſchrie noch lauter, während die Thränen ſtromweiſe über ihre Wangen liefen: „Und ich darf — ich darf dich wieder umarmen?"

„Komm an mein Herz!"

Sie umarmte ihn convulſiviſch und küßte ihn zum Erſticken.

Die Apathie ſchien überwunden, und wenn auch nicht vollſtändig — denn heftige Ausbrüche in allerlei Fragen unterbrachen noch öfters die Unterhaltung — ſie nahm doch Theil an den Vorſchlägen Lauriſton's und Rambert's, welche ihre nächſte Lebensweiſe und ihre Zukunft betrafen.

Dieſe Vorſchläge waren ſorgfältig vorbereitet von den beiden Männern.

„Wie kannſt du, ſchlimmes Kind," ſagte Rambert, „von Verachtung ſprechen wie von etwas Möglichem! Du biſt ja jetzt ein beſſeres Geſchöpf, als du warſt, da du zu mir kamſt und als du mich verließeſt."

„Beſſer? Ich?"

„Allerdings. Damals behaupteteſt du mit dreiſter Stirn: Dankbarkeit ſei nichts werth und dir fremd."

„Leider!"

„Siehſt du, jetzt ſagſt du ‚leider'! Als das Schickſal an dein innerſtes Weſen hart gegriffen hat, da iſt zum Vorſchein gekommen, daß auch die Dankbarkeit darin wohnt."

„Du glaubſt?"

„Ja, warum hat es denn einen wohlthätigen Eindruck auf dich gemacht, als es hieß: ich käme zu dir?"

„O!"

„Warum denn? Weil das edle Gefühl dankbarer Anhänglichkeit aufgeweckt wurde in deinem Herzen. Dein Herz war eben früher noch nicht aufgeſchloſſen; dein Herz und jedes feinere Gefühl in dir. So geht's uns Menſchen. Wir wiſſen gar nicht, was und wie wir ſind, bis die Schickſalsſchläge unſere verborgenen Fähigkeiten entwickeln."

„Ich, die ich ſo unbedacht hineingelebt ins Verderben, ich wäre —?"

„Beſſer als früher. Biſt du nicht eine gläubige Katholikin?"

„Natürlich!"

„Nun, hat dein katholiſcher Glaube nicht das Fegefeuer? Wozu? Das Fegefeuer des Glaubens läutert die Seele von ihren Schlacken, um ſie fähig zu machen für den Himmel. Du biſt jetzt durch ein irdiſches Fegefeuer hindurchgeriſſen worden, welches deine Seele auch geläutert hat."

„Für einen Him—"

„Für einen Himmel auf Erden; das heißt für ein glückliches Leben."

„Ach, lieber Onkel, ich bin ja verheirathet, verheirathet mit einem Manne —"

„Den du nicht liebſt."

„Den ich" — ſie ſprach nicht weiter, aber ihr ganzer Körper ſpannte ſich wie zum Widerſtande — ein deutliches Zeichen, daß ihre moraliſchen Kräfte wiederkehrten.

„Den du nicht achteſt," ergänzte Rambert. — „Recht; du haſt dich ja auch frei gemacht von ihm."

„Aber er kann kommen, kann mich peinigen; ich bin ihm ja angetraut!"

„Dafür ſind wir da, um dich zu ſchützen, ich und dein neuer Freund hier, Herr Lauriſton."

Sie reichte Lauriſton haſtig die Hand, ſah ihm in die Augen, während ihre eigenen naß wurden, und ſagte: „Sind Sie mein Freund? Ach ja, ſeien Sie's!"

„Ich bin's, und es wird uns ſchon gelingen, Sie frei zu erhalten von dem Wüſtling, in deſſen Gewalt die Noth Sie getrieben. Es wird uns auch gelingen, Ihr Talent wieder aufzurichten und es in neue Bahnen zu führen, vielleicht ſogar in höhere Bahnen."

„Ich ſoll wieder ſpielen?" ſchrie ſie faſt.

„Wär's möglich?!"

„Gewiß. Ich bring' ein neues Stück für Sie."

„Geduldig! Geduldig!" unterbrach Rambert. „Nicht von heut' zu morgen. Das Fegefeuer ſoll Alles läutern, auch die Kunſt."

„Ja, ja."

„Was du früher abgewieſen, das ſollſt du jetzt annehmen."

„Alles, Alles."

„Lernen ſollſt du, lernen. Auch Leſen lernen, wie ich dir ſo oft vergeblich gerathen."

„Alles, Alles. Herr Lauriſton wird mir helfen, ja?"

„Ich werde nur die Hülfsmittel beſorgen helfen. Ihr Talent braucht nichts weiter als neue Anhaltspunkte."

„O nein, nein! Ich brauche viel mehr. Aber ich werde fleißig ſein und folgſam."

Bei dieſen Worten trat Doctor Zech ein und war höchſt erſtaunt, als er ſeine Kranke leuchtenden Auges auf ſich zukommen ſah. Damit war aber auch der Höhepunkt überſchritten für dieſe Kranke: ſie ſank ihm ohnmächtig an die Bruſt.

Der Uebergang war zu jäh geweſen für ihre erſchütterten Nerven, und Zech erließ Rambert wie Lauriſton nicht einige Worte des Tadels, während er Louiſon mit Beihülfe Roſe's zum Sopha brachte.

„Ich bitte, uns allein zu laſſen und achtundvierzig Stunden lang nicht mehr hier zu erſcheinen,“ ſagte er harten Tones zu Lauriſton und Rambert.

Auf ihre beſtürzten Fragen erwiderte er kurz: „Nein, Gefahr wird nicht eintreten; aber längere Ruhe iſt nöthig.“

Sie warteten nur, bis Roſe winkte, daß ſie wieder zu ſich komme, und gingen dann ſtill von dannen.

Auf der Treppe ſagte Rambert: „Ich halte es für rathſam, Louiſon wieder hinaus in meine Wohnung zu nehmen; aber bei dieſer Schwäche iſt eine Ueberſiedelung wohl voreilig.“

„Und doch wäre ſie wünſchenswerth,“ ſprach Lauriſton, „denn ihr Hierſein in der bekannten früheren Wohnung bleibt kaum verſchwiegen, und es drängt ſtörende Neugier herbei.“

„Alſo den Concierge vor Allem gewinnen!“

Rambert ſpendete dieſem Concierge ein paar Goldſtücke unter der Forderung, daß er die Anweſenheit der Demoiſelle Louiſon Jedermann verſchwiege und daß er jeden Anfragenden damit abweiſe: die Dame ſei noch nicht zurückgekehrt.

Die Hand auf der Bruſt verſprach es der Concierge.

Auf der Straße, ehe Jeder in ſeinen Wagen ſtieg, fuhr Lauriſton fort: „Ihr Verborgenſein iſt ſehr wichtig. Die Preſſe hat ſchon angefangen, von ihr zu ſprechen; ſie wird fortfahren, ſie wird combiniren. Ferval und der Club werden erzählen, daß O'Brien nicht zum Ziele gekommen, daß Louiſon verſchwunden ſei. Dann wird man ſie in Paris vermuthen, in ihrer alten Wohnung. Man wird einen Roman erfinden ſchlimmer Sorte, und O'Brien — Louiſon hat ganz Recht — wird ſie verfolgen, wird ſie hier finden, wird ſein geſetzliches Gattenrecht geltend machen, welches die Frau zum Manne nöthigt."

„Alles richtig. Alſo ſo bald als möglich zu mir!" — So ſchloß Rambert und ſtieg in ſeinen Wagen.

Lauriſton ging zu dem ſeinen. — Da ſtand der flanirende Ferval neben ihm. Höchſt unerwünſcht! Juſt vor der früheren Wohnung Louiſon's.

Mit einem Blicke auf das Haus rief denn auch Ferval haſtig: „Sie iſt alſo hier?"

„Wer?"

„Louiſon."

„Warum?"

„Warum? Sie haben mir ja doch geſagt, daß ſie ſich in Dublin der Eheſchließung mit O'Brien entzogen hat. Da verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß ſie entflohen ſein wird, und wohin ſollte ſie denn entfliehen als hierher, wo ihre Wohnung und ihr Beruf auf ſie warten. Alſo ſie iſt oben?"

„Das weiß ich nicht. Nach meinen Nachrichten, welche ich Ihnen mitgetheilt, ſcheint es vielmehr, daß ſie nach Brüſſel zu ihren Eltern geflüchtet iſt. Sie mußte ja auch vorausſetzen nach O'Brien's Wortbrüchigkeit, daß er ihre hieſigen Schulden nicht bezahlt habe, und ſie wird ſich wohl nicht beeilen, in dieſe Schlacht mit Gläubigern und Gerichtsdienern zurückzukehren. Was haben denn Sie übrigens und Ihr Club gethan in dieſer Frage?"

„Wir haben Alles ausgeglichen. Sie iſt keinen Sou mehr ſchuldig. Wir ſind gentlemanlike verfahren."

„O'Brien muß es Ihnen ja doch erſetzen."

„Sie iſt ihm durchgegangen. Daraus wird er folgern, daß auch er zu nichts mehr verpflichtet ſei."

„Jedenfalls muß er die Wettſumme zurückſenden."

„Vielleicht. Wer weiß! Die Preſſe wird jetzt losziehen und ihm zu Hülfe kommen."

„Die Preſſe?"

„Ja wohl. Ich bin Juron ſoeben begegnet. Der iſt voll Wuth gegen Louiſon. Sie hat ſein Freundſchaftsverhältniß mit Rambert zerſtört, Rambert hat ihm die Freundſchaft ihretwegen aufgekündigt. Dafür wird er ſich rächen und Louiſon in den Zeitungen bloßſtellen."

„Der Brave!"

„Was wollen Sie! Jeder Verletzte wehrt ſich, und — die Welt will unterhalten ſein."

„Möchten Sie wohl Herrn Juron ſagen, daß man ihn dafür zur Rechenſchaft ziehen werde?"

„Thäten Sie nicht beſſer, das ſelber zu thun? Woher ſtammt denn Ihr Eifer für dieſe Schauſpielerin, und woher wiſſen Sie denn überhaupt —?"

„Ich bin ein Poet, Herr Ferval, und Poeten nehmen immer Partei für die verfolgte Unſchuld ſowie gegen freche Verfolger. Sagen Sie das Herrn Juron!"

Damit ſtieg er in ſeinen Wagen. Er unterließ aber nicht, rückwärts zu blicken, und ſo ſah er denn, was er befürchtet: Ferval ging in das Haus Louiſon's.

„Er iſt reich," ſagte ſich Lauriſton; „er wird dem Concierge mehr geben als Rambert; er hatte dort regelmäßigen Zutritt, da er früher die Wohnung gleichſam übernommen; er wird Louiſon finden — das Geheimniß iſt nicht zu halten, morgen werden die Zeitungen ihre Raketen ſteigen laſſen, das Weitere wird nicht ausbleiben. Was thun? — Nichts iſt zu thun; man iſt ohnmächtig, und O'Brien wird voll Wuth zurückkehren und ſein Recht als Ehegemahl geltend machen."

Das Letzte ſagte er ſich, als er wieder vor ſeinem

Schreibtiſche ſtand und das Manuſcript in ſeinen Händen hatte.

„In den Krieg eintreten, ſeine Truppen vorbereiten!“ gab er ſich dann ſelbſt zur Antwort. „Und ſogleich ans Werk gehen!“ fügte er hinzu und ſetzte ſich zum Schreiben.

Zwei Tage lang durfte er ja, nach Zech's Befehl, nicht zu ihr; zwei Tage lang wollte er an die Arbeit gehen, welche ihm vorſchwebte, ſeit er Roſe's Bericht über die Scene in Dublin angehört hatte. Er wollte ſein Stück umarbeiten, und Louiſon's Schickſal ſollte deſſen Inhalt werden. Die Anlage ſeines Stückes bot dafür hinreichenden Anhalt. Es bewegte ſich um die Kataſtrophe einer italieniſchen Dichterin, welche verleumdet und in den Tod getrieben worden. Sie ſollte in Louiſon verwandelt werden, und — Louiſon ſollte in dieſem Stücke zum erſten Male wieder auftreten. Dies war ſein Plan und ſeine Hoffnung, denn das ſchöne, talentvolle junge Mädchen erfüllte bereits ſein Herz mit allem ſüßen Drangſal einer entſtehenden tiefen Neigung. Solch eine Neigung ſchreckt nicht zurück vor den Schwierigkeiten und vor der Unwahrſcheinlichkeit eines romantiſchen Planes.

Ob Louiſon zuſtimmen würde, ob ſie ſeiner Neigung entgegenkommen werde? — dieſe Frage blieb im Hintergrunde, und er wagte es nicht, ſie dreiſt in den Vordergrund zu ziehen, da er ja wußte, daß ſie keines intimen Verkehrs mit einem Manne fähig zu ſein ſchien. Dem äußeren Ziele, dem Wiederauftreten, ſtimmte ſie gewiß zu, und ihrer Jugend durfte man wohl zutrauen, daß ſie die nöthige Körperkraft unter Zech's Hülfe wiedergewinnen werde. Die Ohnmacht war ja raſch vorübergegangen, und ſie hatte dann Zech verſprochen, ſich die nächſten zwei Tage ſtreng nach ſeiner Vorſchrift zu verhalten.

uns ſchwerlich, aber die Verwandtſchaft iſt viel größer als man denkt: wir gehören zu den zähen Völkern des nordiſchen, des nordweſtlichen Europa: das Alter, die Zähigkeit, die Grundſitte, iſt uns gemeinſchaftlich geweſen von Breſt bis an die Eider, von der alten Pfalz bis an die ſchottiſchen Berge. Und auch die Celten waren weſentlich von dieſer Gemeinſchaftlichkeit: denn das Klima iſt die Polizei der Sitten und Gebräuche, und wo man ſich gleichmäßig ſchützen, und wo man gleichmäßig das Bischen Freude ſuchen muß, da wird auch der Begriff von Gott, der Charakter und aller Grundſtoff gleichmäßig. Die Kälte ſteigt in der Bretagne faſt nie über ſechs Grad in kälteſter Zeit, wie denn Frankreichs Lage gegen Weſten und gegen das Meer hin trotz gleichen Breitengrades mit uns um das doppelte und dreifache das Klima mildert — aber die feuchten Nebel machen den Bretonen dennoch zum Nordländer.

Man zweifelt nicht, daß in der Bretagne der Hauptſitz des alten Celtenreiches, Armorica, geweſen, das auch im Celtiſchen die Meernähe bezeichnen ſoll, daß die Rhedonen Rennes, die Veneten Vannes und die Namneten Nantes zu Hauptſtädten hatten. Cäſar unterwarf ſie nur mit Mühe und Grauſamkeit, und nach der Römerherrſchaft nahmen ſie wieder jene Art der Municipal-Republiken auf, die ein gemeinſchaftlicher Fürſt nicht hindert, ſondern verbindet, und die ſo celtiſch wie germaniſch ſind. Sogar Chateaubriant der heutige, welcher von jenem Schloſſe ſtammt, hat in ſeinem Royalismus eine ganz familienrichtige Aehnlichkeit damit. „Treue und Mannigfaltigkeit“ iſt die Deviſe dieſer celtiſch-germaniſchen Welt, und „Wechſel und Einheit“ iſt die Deviſe der neu-franzöſiſchen. Eins iſt indeſſen gewiß, und zwar zu unſerem Heil: wir lieben auch das geſchichtlich Vererbte, wir ſind treu dem Stamme und der Sitte, aber dergeſtalt blind hiſtoriſch, blind nachtretend wie der Celte ſind wir Germanen nicht. Wir prüfen doch auch das Erbe, der Celte prüft es nicht.

Erkennt man doch am Erdboden, daß man ein ungewöhnliches Land Frankreichs vor ſich hat, wenn man die Loire hinab

Die erſte Störung trat ſchon ein, als Zech fortgehen wollte. Die Glocke im Vorzimmer läutete heftig. Ferval war in der That da.

„Du öffneſt nicht!“ ſagte er leiſe zu Roſe.

„Gewiß nicht.“

Es läutete ungeduldig weiter. Umſonſt. Endlich ſchrie er:

„Oeffnen!“

Umſonſt. — Kurz, es blieb ihm nichts übrig, als wieder fortzugehen; allerdings mit der Ueberzeugung, daß der Flüchtling da wäre.

Louiſon wurde wieder heftig davon aufgeregt. Zech beſchwichtigte ſie mit der Ausſage: es wäre ſeine Wirthſchafterin geweſen, weil ein Kranker oben auf ihn wartete.

„Schlafen, ſo viel als möglich ſchlafen, und nach dem Aufwachen tapfer eſſen!“ Mit dieſem Beſcheide ging er hinaus, nachdem er vorſichtig erforſcht, daß der Störenfried fort wäre, und nachdem er Roſe genau mitgetheilt, daß ſie alle Nahrungsmittel und ſonſtigen Bedürfniſſe oben von ſeiner Wirthſchafterin zu holen hätte.

Die Jugend Louiſon's brachte es mit ſich, daß der Schlaf zu finden war nach arger Aufregung. Auch jetzt kam er zu Hülfe, und erſt gegen Abend erwachte ſie wieder, verhältnißmäßig in ruhiger Gemüthsſtimmung.

Roſe brachte Licht und ſetzte ſich zu ihr mit den Worten: „Eine ſehr appetitliche Mahlzeit ſteht bereit.“

„Ja, ja. Sind wir ſicher vor Ueberfall?“

„Ganz ſicher.“

„Mir iſt ſtill zu Muth geworden, Roſe, ſeit der Onkel Rambert mir verziehen hat und gar ſelbſt hierher gekommen iſt. Und auch der andere Herr, Herr —“

„Lauriſton!“

„Meint es gut mit mir. Nicht wahr?"

„Sehr gut. Das iſt ein prächtiger Mann! Dafür iſt er auch ein Freund unſeres Herrn Doctors. Der lobt ihn über den grünen Klee! Beſonders weil er ſo zärtlich iſt gegen ſeine alte Mutter. Wenn die Männer mit ihrer Mutter gut ſind, dann ſind ſie ſelber gut. Gefällt er Ihnen?"

„Ja, ja!"

„Beſſer als Ihnen ſonſt die jungen Herren gefallen?"

„Ich glaube wohl; er iſt ſo ſanft."

„Bei dem würden Sie ſich nicht fürchten, wenn er —"

„Laß das, Roſe! Haſt du denn eine Ahnung, was aus mir werden ſoll?"

„O ja!"

„Was denn? Du vergißt, daß ich verheirathet bin. Das iſt das Schreckliche — und daß ich an Allem ſchuld bin."

„Das iſt wahr. Und wiſſen Sie, warum Sie ſchuld ſind?"

„Nun?"

„Weil Sie nicht rechnen können. Sie geben Geld aus wie Heu, das auf allen Wieſen wächſt. Die Wieſen gehören Ihnen aber gar nicht. So ſind die Schulden entſtanden, die uns ruinirt und nach Dublin gebracht haben. Wenn Sie rechnen lernen, da wird's Ihnen noch ganz gut gehen."

„Lernen, lernen! So hat der Onkel immer geſagt. Das ſollten wir doch verſuchen, Roſe! Leſen — ſagt der Onkel — ſei der Anfang dazu. Bring' mir ein Buch, Roſe, wir wollen leſen."

Dabei ſprang ſie aus dem Bette und griff nach ihren Kleidern.

„Erſt eſſen! hat der Doctor geſagt.“

„Beides, Roſe; ich eſſe und du lieſt mir vor.“

Dabei ſprang ſie zum Tiſche, auf welchem Bücher lagen, und ſuchte eins aus, während ſie mit der einen Hand das halb angelegte Kleid hielt, bis Roſe das Ankleiden übernahm, indem ſie lachend ſagte: „Ich und Vorleſen! Da werden wir nicht weit kommen.“

„Dies da!“ rief Louiſon; „dies hat mir der Onkel ſchon in Brüſſel empfohlen, eine Tragödie von Racine, ‚Phèdre‘ betitelt. Komm und lies; ich ſpeiſe.“

Roſe las abſcheulich, bis Louiſon ſagte: „Ich muß ganz dumm geworden ſein, ich verſteh' nicht, was du lieſt.“

„Ich auch nicht.“

„Gieb her, ich muß es ſelbſt verſuchen.“

Und nun las ſie und las in einem Niederſitzen das ganze Trauerſpiel, was ihr früher unerreichbar geweſen wäre. Die Scenen der Aricia las ſie ſogar laut, und da ließ ſie zuweilen das Buch ſinken, pauſirte und ſchien tief gerührt.

Als ſie fertig war mit der Lectüre und nachdenklich ſtill ſitzen blieb, kam der Doctor, fühlte ihr den Puls, ſah ihr in die Augen und ſagte: „Ich bin zufrieden. Sonſt bin ich bei meinen Patienten gegen das Leſen, Ihnen aber ſcheint es gut zu thun. Leſen Sie alſo morgen wieder. Was iſt's denn für ein Buch? — Himmliſcher Vater, ein Trauerſpiel! Was man nicht erlebt! Ihr überſpanntes Volk habt eben andere Nerven als vernünftige Leute.“

Morgen! Sie las am nächſten Tage Phèdre noch einmal, während in den Zeitungen — ſie blieben ihr glücklicherweiſe unbekannt — die abenteuerlichſten Nachrichten über ſie verbreitet wurden. Juron und Ferval waren die Quellen dafür.

Das Wichtigſte für ihre augenblickliche Exiſtenz war, daß beſtimmt geſagt wurde: ſie ſei wieder in Paris, ſitze in ihrer früheren Wohnung und ſei, wie es den Anſchein habe, ihres Verſtandes beraubt.

Dadurch wurde Rambert veranlaßt, gegen die Verabredung noch am Vormittage zu ihr zu kommen und ihr freundlich anzukündigen, daß ſie am beſten ſogleich dieſe Wohnung verlaſſe und ihre alte in ſeinem Hauſe wieder beziehen ſolle, um ungeſtört zu bleiben.

Das war ein beglückender Eindruck für Louiſon, und tief verſchleiert nahm ſie ſofort ſeinen dargebotenen Arm und ließ ſich hinabführen, um in die Champs Elyſées hinauszufahren. Dem Concierge ſagte Rambert: „Die Dame verreiſt.“

Roſe aber übernahm es, bei einbrechender Dunkelheit alle Habſeligkeiten hinauszuſchaffen unter aller möglichen Vorſicht, daß Niemand erfahre, wohin. Dieſe Aufgabe löſte Roſe dadurch, daß ſie Alles zur Frau Meſſerſchmied in die „Stadt Colmar“ und von dort durch andere Dienſtleute in die Champs Elyſées führen ließ.

Lauriſton erfuhr davon nichts. Zech, welchen Roſe unterrichtet hatte, meinte, ſeinen Beſuch abwarten zu dürfen; Lauriſton aber kam nicht, weil er zwei Tage fern bleiben ſollte und weil er, wie es Poeten ergeht, tief verſenkt war in die neue Welt ſeines Dramas. Die Umarbeitung ſeiner Vittoria Accorombona in eine moderne Louiſon begnügte ſich nicht mit einer Reform, ſie forderte eine Revolution, und er hörte und ſah zunächſt nichts als dieſe Forderung. Er las auch keine Zeitung und lief nur des Abends in einſamen Straßen ſpazieren, um Luft zu ſchöpfen und erfriſcht an den Schreibtiſch zurückkehren zu können. Der Schluß! der Schluß war die ſchwere Sorge. Es fehlte eben der

Schluß in Louiſon's Lage. Alles Uebrige war geordnet für das bisherige Lebensſchickſal Louiſon's bis zur Kataſtrophe in Dublin — eine ganz neue Theaterſcene! — und bis auf die Geneſung und innere Umbildung der Künſtlerin; aber der Schluß, der Schluß war unerreichbar unter den jetzigen Umſtänden. Da mußte gewartet werden.

Am Ende — er geſtand es ſich ſelbſt — mußte auch gewartet werden auf ihn ſelbſt. Wer ſollte denn ſonſt der Liebhaber des Stückes werden? Und liebte er denn bereits das Mädchen — ach, ſie war ja eine Frau! Liebte er ſie bereits? „Nein, nein!“ rief er, „es iſt vorzugsweiſe ein artiſtiſches Intereſſe, und es iſt nur eine ſchriftſtelleriſche Aufgabe, dem Helden der ‚Neuen Louiſon‘ — er hieß bereits Anatole — eine ſchwärmeriſche Liebe einzuflößen für die unglückliche Künſtlerin. Ebenſo iſt es eine ſchriftſtelleriſche Aufgabe, die ſchöne Louiſon zu bekehren, zur Liebe zu bekehren. Sie will ja keinem Manne angehören; die Liebe, welche der Sinne bedarf, iſt ihr ja noch ein unbekanntes Etwas!“

Da mußte langſam vorgegangen werden, und wenn er ſich auch reſolut dafür entſchied, die volle Liebe in ihr Herz einziehen und es dem Liebhaber an nichts fehlen zu laſſen, ſo blieb der Schluß, der eigentliche Schluß doch immerhin noch ein Fragezeichen.

In dieſen phantaſtiſchen Gedanken ſaß er früh am dritten Tage bei der Abſchrift des erſten Actes, da kam ein Billet Zech's, welches ihn endlich vom Wohnungswechſel Louiſon's Nachricht gab; da kam aber auch ein Brief ſeiner Mutter aus Grenoble, welcher ihn erſchreckte.

Er hatte ihr von Louiſon's Schickſal und von ſeiner Theilnahme an demſelben geſchrieben. Sie aber mißbilligte dieſe Theilnahme an einer abenteuerlichen Schauſpielerin. Das könne nur zu Uebelſtänden führen. Er gehöre nicht zu den Gelegenheitsdichtern, welche ihre Stoffe hinter den Theatercouliſſen ſuchen. Dadurch würde er ihre Achtung verlieren und dem ſtrengen Vater im Grabe Recht geben, welcher ihn zu ernſtem Studium und Lebenslaufe beſtimmt gehabt.

Das war eine böſe Stunde für ihn. Seiner guten Mutter Kummer zu bereiten, war ihm tief peinlich.

Sogleich wollte er ihr ſchreiben und ihre Anſichten berichtigen, wie er's nannte, da meldete ſein Diener Herrn Ferval.

Der ſonſt immer behagliche Ferval erſchien diesmal recht ernſthaft und beſchwerte ſich darüber, daß Lauriſton ihn zu voreiligen Schritten gegen O'Brien veranlaßt habe.

„Da leſen Sie!“ ſchloß er und reichte ihm ein langes Telegramm O'Brien's, welches ſo lautete:

„Nichts da von Verluſt der Wette und von Rückzahlung. Die Affaire mit dem Backfiſche iſt ja im beſten Gange. Jetzt iſt ſie zwar, wie ſcheue Backfiſche thun, fortgelaufen, aber was bedeutet das! Scheu, die verſchwinden wird und muß. Sie iſt ja meine angetraute Frau und muß mir gehorchen, muß zu mir, im Nothfalle kraft eures Geſetzes, welches ich in Anſpruch nehmen werde. Sie wird in Brüſſel oder Paris ſein. Dort werden meine Leute, hier werde ich ſie finden. Ich wäre ſchon unterwegs, wenn nicht mein Bruder im Sterben läge. Ich muß hin. Er iſt von Erbſchleichern umgeben, welche mich nach Möglichkeit verkürzen wollen. Das kann mich acht, höchſtens vierzehn Tage aufhalten, aber dann komm' ich und werd' ſie finden, wenn ſie ſich auch in ein Mauſeloch verkrochen hätte. O'Brien.“

„Sie haben die Zeitungen der letzten Tage geleſen?“ fuhr Ferval fort.

„Nein.“

„Iſt das möglich! Es giebt alſo unter uns Menſchen, welche mehrere Tage hindurch keine Zeitung leſen!“

„Ja. Und ich bin ein ſolcher Menſch.“

„Allen Reſpect! Nun, die Zeitungen erörtern die Frage ‚Louiſon‘ in allen unbedenklichen und bedenklichen Richtungen. Sie erwähnen auch Ihre räthſelhafte Beziehung zu dieſer Frage — was haben Sie denn eigentlich für eine Beziehung zu der Gattin O’Brien’s?“

„Die eines Poeten, Herr Ferval; ich bin ein Poet.“

„Das heißt?“

„Ich nehme mich der verfolgten Unſchuld an, und wer das bezweifelt oder nicht dulden will, der hat es mit mir perſönlich zu thun. Das hab’ ich Ihnen ſchon neulich angedeutet, wollen Sie alſo darauf zurückkommen, ſo —“

„Aber, lieber Lauriſton, wozu dieſe leidenſchaftliche Conſequenzmacherei! Ich habe ja gar nichts gegen die verfolgte Unſchuld und wäre bereit —“

„Ihr gelegentlich beizuſtehen?“

„Warum denn nicht! Das kann unterhaltend ſein.“

„Nun, dazu kann ſich Gelegenheit finden. Sie erlauben, daß ich Sie im Nothfalle daran erinnere?“

„O ja.“

„Alſo bis auf Weiteres. Ihre Nachricht über die Zeitungsſtimmen und O’Brien’s Telegramm macht Maßnahmen nöthig.“

„Sie ſprechen wie ein Held in Romanen.“

„Das iſt mein Amt; ich verfaſſe Romane. Helfen Sie ein gutes Ende finden! Das iſt wirklich unterhaltend und kann Ihnen Ehre eintragen. Wollen Sie?“

„Ja wohl! ja wohl!“

„Alſo auf Wiederſehen, ſobald der Moment eintritt.“

„Der Moment —?“

„Auf Wiederſehen!“

Ein wenig verblüfft ging Ferval.

Nun eilte Lauriſton in die Champs Elyſées, um ſich mit Rambert zu beſprechen. Die angekündigte Rückkehr O'Brien's war eine Gefahr, und zwar eine dringende.

Er fand Rambert zu Allem bereit, was Louiſon ſchützen könnte. Die Zeitungsnachrichten alarmirten ihn, die nahe Rückkehr O'Brien's erſchreckte ihn. Dieſer werde bald entdecken, daß Louiſon in ſeinem Hauſe lebe; was dann thun? „Wohin mit ihr? Auf mein Landgut?“

Lauriſton zögerte mit der Antwort. Sollte er ſelbſt ſie aus ſeiner Nähe entfernen?!

„Nein? Sie haben Recht. Auch dort würde ſie entdeckt werden, und einſam wäre ſie dort Allem ausgeſetzt. Was alſo?“

„Sie hier behalten und Ihr Haus jedem Zudrange verſchließen.“

„Ja — aber mein Leibdiener könnte ein Hinderniß ſein — deshalb —“

Er läutete. Jean erſchien.

„Jean,“ ſagte er ſtreng, „Sie haben ſich immer als Widerſacher der Demoiſelle Louiſon erwieſen —“

„Herr —“

„Keine Widerrede! Ich weiß es. Jede Nachfrage nach ihr wird von jetzt an mir gemeldet, jeder Beſuch abgewieſen. Wird Jemand zugelaſſen, der Schaden bringt, ſo ſind Sie mir verantwortlich, und die Verantwortlichkeit heißt Ihre Entlaſſung. Danach richten Sie ſich.“

Jean war beſtürzt und bat um ausführliche Inſtruction. Soeben habe er, weil er von ſolcher Willensmeinung des Herrn nichts gewußt, einen Beſuch eintreten laſſen bei der jungen Dame.

„Was? wen?“

„Den ſogenannten Signor Roſas aus dem Circus, der ja früher vorgelaſſen wurde.“

„Zum Verzweifeln! — Kommen Sie mit, Lauriſten! Der Menſch muß verpflichtet werden, kommen Sie!“

Beide gingen hinab. Jean folgte in unangenehmer Gemüthsverfaſſung.

In der That hatte er aus alter Malice den Clown bei Louiſon eingeführt. — Roſas hatte die Schickſale Louiſon's und ihre Rückkehr nach Paris in den Zeitungen geleſen. Die ſehr verſchiedenen Notizen ſtimmten darin überein, daß ſie einem irländiſchen Lord als Ehegattin angetraut worden, und ein Blatt erzählte, daß ſie männeriſchen in der Brautnacht einen Ringkampf mit dem Lord durchgefochten und mit Hülfe eines Revolverſchuſſes ſich befreit habe. Ein zweites Blatt theilte die Ehepacten mit, nach denen ſie wirklich das Recht gehabt, den Lord zu tödten, ſobald er ſie berühre. Das dritte Blatt ſchilderte die Flucht Louiſon's mit ihrer Dienerin auf einer Strickleiter. Dabei wäre Louiſon einen Stock hoch hinabgeſtürzt, weil ſie mit ihren hohen Schuhabſätzen in den Stricken hängen geblieben. Ihre Dienerin habe ſie dann aufs Dampfboot tragen müſſen. Sie ſei von herkuliſcher Stärke, dieſe Dienerin. Die Herrin aber habe von dem Falle eine ſolche Erſchütterung erlitten, daß ſie verrückt geworden. Sie ſinge jetzt Tag und Nacht luſtige Lieder.

Roſas war hoch aufgeſprungen bei dieſen Nachrichten und eiligſt aufgebrochen. Er hatte nicht bezweifelt, daß ſie dort wohnen werde, wo er ſie früher beſucht, und er hatte damit das Richtige getroffen.

Mit leidenſchaftlicher Geberde war er bei ihr eingetreten und hatte vor Allem gefragt, ob ſie wirklich verheirathet und dadurch für ihn, der hoffnungsvoll in vergangener Woche aus Spanien zurückgekehrt, verloren ſei, und endlich — das hatte er leiſe geſprochen — ob ſie am Ende doch verrückt ſei?

„Beinahe Beides!“ hatte Louiſon mit überraſchender Faſſung erwidert. „Ich bin leider verheirathet, lieber Herr Roſas, und mein Kopf hat ſehr gelitten.“

Darauf hatte Roſas eine Fluth von Flüchen ausgeſtoßen und gefragt: „Und das iſt nicht einmal der damalige Liebſte, der Graf Biſſac?“

„Nein. Der iſt todt.“

Nun war eine Pauſe eingetreten, während welcher Roſas laut ſchluchzte. Sein ganzer Körper war von Rührung geſchüttelt, und endlich hatte er geſagt! „Santa cruz! ich hatte Sie ſo lieb und hätte Sie auf den Händen getragen, und wir hätten ein ſo luſtiges Leben geführt!“

„Ich habe das Lachen verlernt, lieber Roſas.“

„Dummes Zeug! Das Lachen verlernt ſich nicht. Das brauchen wir ja wie Eſſen und Trinken.“

Und dazu hatte er eine ſchnurrige Bewegung gemacht und gerufen: „Sehen Sie, ſehen Sie, Sie haben gelacht!“

Louiſon hatte wirklich gelächelt. Es war klar geworden durch dieſe Scene, daß ſie einen großen Fortſchritt gemacht in ihrer Stimmung und Faſſung. Sie ſtand über den Narrenspoſſen des Clowns und hatte doch die ſtille Haltung gewonnen, das poſſenhafte Weſen zu belächeln.

In dieſem Augenblicke traten Rambert und Lauriſton ein. Sie ſahen mit Erſtaunen Louiſon's aufgeheitertes Antlitz, und Roſe, ihnen entgegeneilend, flüſterte Lauriſton zu: „Sie hat zum erſten Male wieder gelächelt.“

an die alte Grenze der Bretagne kommt, die ſeit Ludwig XII. und Franz I. aufhörte, eine Grenze abgeſonderter Länder zu ſein. Der Granit erſcheint plötzlich, den man ſo lange vermißt hat. Von Paris bis in das mittlere Loireland beklagt man ſich unaufhörlich, daß Frankreich kein friſches Waſſer habe, und das vorherrſchende Kalk- und Schiefergeſtein erbaut dem Reiſenden die Vorſtellung, daß der Charakter des Volkes aus ſolchen Erdgründen locker und beweglich und hitzig geworden ſei. Von Orleans über Blois hinaus bis Amboiſe iſt das Loireland ohne beſonderen Reiz geweſen, nur ſüdlich hinein nach der Touraine hat man eine milde Schönheit ahnen dürfen. Von Amboiſe über Tours bis zum maleriſch gelegenen Saumur hat ſich das gefällige, lieblich gefärbte Turonenland dargeſtellt, wohin Balzac ſo gern Romane verlegt. Bei Angers, der Hauptſtadt von Anjou, die ſeitab vom Fluſſe in platter Fläche liegt, hat ſich der Reiz wieder verloren, man hat geglaubt, die charakteriſtiſche Welt der Loire ſei zu Ende, bis die Grenze der Bretagne plötzlich eine Strecke lang ſchärfere Umriſſe, grünere Färbung bringt, Granit und friſches Waſſer.

Die Hügelzüge ſind nur eine Grenze, das bretoniſche Land fällt eben hinab in Aeckern und Wieſen, Teichen und Haiden nach Breſt und St. Malo. Auch die Hohe-Bretagne nach der Loire hin iſt kein Bergland, und der Hügelzug, welcher von Breſt öſtlich nach dem alten Frankreich hinein läuft, iſt ebenfalls unbedeutend.

Alſo beſcheiden und einfach iſt dies nordiſche Land beſchaffen, Acker und Waſſer bietend, vom Meere und ewigen Regen bedroht, aber feſtgehalten von zähen Menſchen.

Wirklich; wenn man in ein Bauerhaus tritt, ſo glaubt man in Deutſchland zu ſein. Der Hauswirth fragt nichts, er bietet Euch den Trank, der ſtets gerüſtet ſteht, den Trank der Gaſtfreundſchaft — pichet — und nachdem Ihr dieſen gekoſtet, gehört Ihr ganz ſeinem Schutze. Des Abends kommen die Nachbarsleute wie bei uns zum Rocken, die prächtigſten Geſpenſter-

Dadurch wurde der Zorn über Roſas' Eindrängen verſcheucht, und Rambert wie Lauriſton baten ihn nur nachdrücklich: er möge ſeinen Mund halten und um Gotteswillen den Aufenthalt Louiſon's nicht verrathen.

„Das werd' ich nicht! Aber ich möchte wiederkommen; ich liebe die Dame ſehr."

„Kommen Sie getroſt, Signor Roſas," ſagte Louiſon.

„Und das iſt wohl der wieder lebendig gewordene Graf Vilſac?" rief Roſas plötzlich, indem er mit einer grellen Armbewegung auf Lauriſton zeigte.

Louiſon erröthete; und Lauriſton antwortete verlegen: „So heiß' ich nicht."

„O, o presto, jetzt erkenn' ich Sie erſt! Neben Ihnen im Bois de Boulogne läuft der ſchönſte Windhund von Paris, der ſilbergraue! Der gehört Ihnen?"

„Allerdings."

„Verkaufen Sie mir ihn für den Circus! Ja? Wohlfeil."

Lauriſton ſchüttelte lachend den Kopf; Louiſon aber ſagte raſch: „Davon wiſſen wir ja gar nichts; den müſſen Sie mitbringen!"

„Sehr gern."

Nun fluchte Roſas plötzlich noch einmal ſein „Santa crux", ging auf Louiſon zu und nahm ſie bei der Hand.

Sie blieb ganz ruhig dabei und ſagte: „Auf Wiederſehen, Freund Roſas, und — Stillſchweigen! Ich bin in Gefahr."

„Ach, wenn's ſonſt nichts gäb'! Aber, aber — na, kurzweg auf Wiederſehen! Dann lachen Sie, oder —"

Er ſchwenkte ſeinen ganzen Körper wie einen Kreiſel und ging.

Roſe machte ihm die Thür auf. Er blieb ſtehen und betrachtete ſie aufmerkſam, murmelnd: „Strickleiter gehalten, Herrin getragen und doch kein Herkules; aber hübſch, ſehr hübſch!"

Dann klopfte er ſie auf die Schulter und war mit einem Sprunge hinaus.

„Es hat dich gefreut, den komiſchen Patron wiederzuſehen?" fragte Rambert.

„Ja, es hat mir wohl gethan, daß Heiterkeit bei einzelnen Menſchen unverſieglich ſein kann."

Kurz, der Fortſchritt in der Geneſung des armen Mädchens war nicht mehr zu verkennen, und dieſer Fortſchritt erwies ſich in den nächſten Tagen als beſtändig. Sie brachte es wohl nicht weiter als zu einer milden Heiterkeit, aber ſie brachte es doch dahin. Nur Roſe mußte noch jeden Abend den unglückſeligen Ausruf „Ich bin verheirathet!" und „Er wird kommen, wird ſein Recht verlangen!" anhören. Uebrigens gab ſie ſich erſichtlich gern der Leitung Rambert's hin, welcher glücklich war, ſie endlich erziehen zu können, was er ja früher ſo vergeblich angeſtrebt.

Er ſprach lehrſam zu ihr über allerlei ernſte Dinge, und ſie hörte zu mit voller Aufmerkſamkeit; er gab ihr Bücher, zuerſt leicht unterhaltende und dann ſchwerere, und ſie las, las genau und konnte klar ſchildern, wie die Lectüre auf ſie gewirkt habe.

„Täglich beſſer, täglich beſſer!" ſagte er zu Lauriſten, „und eine ausgeſprochene Vorliebe für Sentimentales, für ſanfte Gefühle, was ihr früher die Langeweile ſelber war. Jetzt gehen wir ans Vorleſen von ernſten Dramen mit vertheilten Rollen! Sie muß die Liebhaberin leſen, Sie den Liebhaber und Helden, ich die Väter. Und in Verſen! Dabei gewinnt ſie den Vortrag, welcher ihr früher wie Ziererei vorkam."

So geſchah es! und ſie traf den Ton der Aricia zum glücklichſten Genüge Lauriſton's, welcher an ſeine „Neue Louiſen“ dachte.

Hierbei kam es zu lebhaftem Streite zwiſchen Rambert und Lauriſton. Rambert unterbrach öfters den Vortrag Louiſon's, weil er des claſſiſchen Schwunges, der vorgeſchriebenen Nachdrücklichkeit, kurz der franzöſiſchen Correctheit entbehre, wie er es kurzweg nannte. Ganz ſo wie er in Brüſſel die junge Novize getadelt hatte. Lauriſton dagegen lobte den einfachen, ehrlichen Vortrag Louiſon's — natürlich zum Entzücken derſelben. „Sie ſchätzen ja doch Molière ſehr hoch,“ ſagte er zu großer Ueberraſchung Rambert's.

„Zum höchſten!“

„Nun dann — iſt es Ihnen denn entgangen, was Molière begonnen hat, als er von Lyon nach Paris kam und eine tragiſche Rolle ſpielte?“

„Was denn?“

„Er ſprach die tragiſche Rolle einfach und wurde vom Publikum abgewieſen, ja ausgelacht.“

„Nun alſo!“

„Iſt es Ihnen entgangen, daß er in ſeinen Komödien, zum Beiſpiel in ‚Impromptu de Versailles‘, zu wiederholten Malen ſeine Anſicht poſitiv ausſprechen und lehren läßt: man ſolle den geſpreizten, pathetiſch übertreibenden Ton mit den ſogenannten correcten Cadenzen fallen laſſen? Er ſei erkünſtelt und geſchmacklos, weil unwahr. Man ſolle einfach und natürlich reden, einfach wie das Gefühl, welches man auszudrücken habe, alſo auch innig und rührend, wie unſere junge Künſtlerin Louiſon ſoeben gethan.“

Louiſon, von rührender Glückſeligkeit fortgeriſſen, küßte ihm die Hand — ſie, welche ſonſt jede Berührung mit Männern vermied.

Es ſtörte ſie nicht, daß Rambert entgegnete: „Da hat auch Molière ſich geirrt, und unſere Nation iſt in ihrem claſſiſchen Rechte verblieben.“

Zu ihrer Freude hatte er ihr auch ſeinen ſchönen Hund mitgebracht, und ſie, welche ſich früher um kein Thier gekümmert, fand den ſchönen Hektor lieb und herzig und liebkoſte ihn über die Maßen; ja, eines Tages ſagte ſie plötzlich: „Lieber Lauriſton, ſchenken Sie mir den Hektor!“

Hier alſo war Alles auf gutem Wege. Aber außen ſtand es nicht ſo. Lauriſton war arg gepeinigt. Ein Journal hatte ſeinen Namen genannt — Ferval hatte natürlich geſchwatzt — als den Namen des neuen Liebhabers der abenteuerlichen Schauſpielerin, und ſeine Mutter hatte das geleſen. Sie war außer ſich. Ihr Alfred, ihr Ideal in einer Liaiſon mit einer ſo gezeichneten Perſon, die obendrein verheirathet war! Sie ſchrieb täglich an den unglücklichen Sohn, welcher ihr verloren ginge.

Lauriſton fand kein anderes Mittel mehr, als ſein fertig gewordenes Stück abſchreiben zu laſſen und ihr zuzuſchicken. Darin war ja Louiſon geſchildert als das liebenswürdigſte Geſchöpf — das mußte ja doch die Mutter erweichen.

Die Mutter aber antwortete ſofort: „Und der Liebhaber in deinem Stücke, der biſt du! So wird alle Welt ſagen, und der Scandal wird nur um ſo größer werden.“

Dennoch war Lauriſton zum Director des Theaters gegangen, hatte das damalige Verſchwinden Louiſon's mit der Gewalt der Umſtände, der Gewaltſamkeit O'Brien's entſchuldigt und ſein Stück zur Annahme und Aufführung vorgelegt. Der Director, meinte er, wird ſchon dem Titel: „Die neue Louiſon“ nicht widerſtehen können, und für ihn iſt ja der öffentliche Lärm über Louiſon's Schickſal eine unwiderſtehliche Reclame.

Darin hatte er auch Recht; aber auf die Frage, ob Demoiſelle Louiſon die Hauptrolle ſpielen wolle und könne, vermochte er nur zu ſagen: „Hoffentlich."

Das iſt zu vag für einen Theaterdirector, und es kam noch ſchlimmer. Nachdem er das Stück geleſen, ſagte der Director: „Gut, gut und wirkſam, ſehr wirkſam, aber in Verſen! Wird Demoiſelle Louiſon Verſe ſprechen können? Und was noch wichtiger: wird der Schluß genügen? Kaum. Das drohende Schwert O'Brien's bleibt ja ausgehoben!"

Das war nur zu richtig. Lauriſton wußte das wohl, und er war mehr als einmal zu Ferval gegangen, um zu fragen: ob Nachricht von O'Brien eingegangen. Die vierzehn Tage waren um, O'Brien konnte jede Stunde in Paris eintreffen.

Ferval hatte keine Nachricht. Sorgenvoll ſuchte Lauriſton Abends ſeinen Freund Zech auf, welcher nur ſelten noch zu Louiſon hinauskam, weil ſie wieder hergeſtellt ſei und aufblühe wie eine in friſchen Boden gepflanzte Blume.

Er fand ihn und theilte ihm die Sorgen mit, und wie es jetzt unerläßlich ſei, ſichere Nachricht über O'Brien zu erhalten. Denn wenn er komme, werde Louiſon am Ende doch außer Landes gebracht werden müſſen.

„Holla!" rief Zech, „ich ſehe Hülfe. Ein College von mir, ein junger Engländer, Mr. Forreſt, iſt vor einiger Zeit an die mediciniſche Facultät in Dublin berufen worden. Er macht dort großes Glück als moderner Arzt, er iſt findig und kreuzbrav, an den können wir uns wenden."

„Auf der Stelle!" ſagte Lauriſton und ſetzte ein

Telegramm auf, welches den Mr. Forreſt vom Stande der Dinge in Kenntniß ſetzte und um genaue Auskunft bat, ob O'Brien noch in Irland oder ſchon unterwegs ſei. Im „Kleeblatt" beim Walliſer Wirthe möge er nachfragen.

Dies Telegramm, Zech unterzeichnet, trugen ſie noch am ſpäten Abend ſelbſt aufs Telegraphenamt.

Am anderen Mittage brachte Zech die Antwort zu Lauriſton. Sie lautete:

„Walliſer ſagt: O'Brien Lord geworden, Zimmer beſtellt, jeden Tag in Dublin erwartet. Lord hat hier zu thun bei den Gerichten, alſo ein paar Tage Aufenthalt."

Dieſe letzten Worte verſprachen eine Galgenfriſt. Ach, nur eine Galgenfriſt! Ein paar Tage!

Louiſon mußte ſorgfältig verſchwiegen werden, daß Gefahrvolles heranzog. Sie war ſo glücklich errettet aus ihrer Apathie und lähmenden Furcht, und doch wußte weder Lauriſton noch Rambert, was im Nothfalle geſchehen ſollte zu ihrer Rettung. „Flucht ins Ausland!" meinte Lauriſton. „In Ihrer Begleitung?" fragte Rambert, und Lauriſton, ſeiner Mutter gedenkend, verſtummte.

Er konnte das ſeiner Mutter nicht anthun. Und wie ſtand es denn überhaupt mit ſeinem Verhältniſſe zu dem Mädchen? Wie ſtand es mit ſeinem Herzen? Er wagte es nicht, ſich ſelbſt eine offene Antwort zu geben. Er ging täglich hinaus zu ihr, er verkehrte auch zuweilen allein mit ihr, und ſie war lieb und gut; und wenn ſie ſeinen Hektor ſtreichelte und der Hund den Kopf nach ſeinem Herrn wendete, um auch von ihm geſtreichelt zu werden, da begegneten ſich wohl ihre Hände einen Augenblick lang. Louiſon fuhr nicht zurück oder doch nur langſam, und ihr Antlitz erröthete. Aber zu irgend einem Geſtändniſſe von ſeiner Seite kam es nicht.

„Deine Mutter! deine Mutter!“ ſagte er ſich beim Fortgehen.

Die Zurückhaltung wurde ihm täglich ſchwerer. Louiſon war ja allmälig ganz ſo geworden, wie er ſie früher gewünſcht hatte: ſanft, innig, ernſthaft, auch auf tieferes Geſpräch aufmerkſam eingehend. Und wie war das liebe Geſicht verklärt durch alle die ſchweren Wandlungen, welche ſie durchgemacht, wie ſtill beredſam war ihr Auge geworden, wie feſſelnd der wehmüthige Zug um den Mund, der früher gar nicht vorhanden geweſen!

Endlich eines Morgens kam die Zuverſicht des Dichters über ihn, die Zuverſicht, daß ſein nach Grenoble geſendetes Stück doch endlich die Mutter rühren und gewinnen würde, nachdem ſie es mehr denn einmal geleſen. Die Dichter glauben ja an Wunder, und beſonders an diejenigen Wunder, welche ihre eigenen Dichterwerke abſolut hervorzaubern müßten.

So faßte er den Entſchluß, Louiſon am Abend ſein Stück vorzuleſen. Da wird auch ein Wunder einkehren! Das lag in ſeiner Gedanken Hintergrunde.

Er hatte ihr bisher kein Wort davon geſagt; weder ihr noch Rambert. Auch ſeine Unterredung mit ihrem früheren Theaterdirector hatte er ihr verſchwiegen.

Es gab alſo große Aufregung, als er nach Tiſch hinauskam und ſie leiſe fragte: ob ſie ſein Stück anhören wolle.

„Ein Stück? Ihr Stück?“ rief ſie, „ein fertiges Stück? o, das iſt ja prächtig!“

Sie rief dies leider ſehr laut, ſo daß es Rambert hörte, und nun war der Plan vereitelt, es ihr allein vorzuleſen.

Sie hörten alſo Beide zu. Leichter gemacht werden konnte der Erfolg wohl kaum einem Dichter. Es waren die letzten Vorgänge aus Louiſon's Leben, und Louiſon war die leidende Heldin; und das Alles klang in ſchönen Verſen. Louiſon ſaß da wie unter einer elektriſchen Strömung.

Er las einfach, aber warm. Als er zu Ende war, applaudirte Rambert. Louiſon aber regte ſich nicht; ihr Antlitz war in Thränen gebadet.

„Nur der Schluß," ſagte Rambert, „nur der eigentliche Schluß iſt noch nicht ſtark genug, und" — da wurde er durch Jean unterbrochen, welcher einen Beſuch ankündigte. Rambert ging eilig hinaus, damit ja kein Störenfried eindringe.

Louiſon und Lauriſton waren allein. Er ſaß vor ſeinem Manuſcripte, auf welches er ſeine Hand gelegt, und blickte auf ſie.

„Ich habe Sie traurig gemacht?" ſagte er.

Sie ſtand auf und ging zu ihm. Nur der kleine Tiſch, auf welchem das Manuſcript lag, trennte ſie. Mit dem Taſchentuche trocknete ſie ihre Thränen, die andere Hand reichte ſie ihm. Sie drückte ſeine Hand — das hatte ſie nie gethan — und ſagte halblaut:

„Bin ich ſo viel werth, mein lieber Freund?"

Lauriſton konnte nicht antworten, denn Rambert trat ein. Er war erregt und ſagte: „Man will Sie ſprechen, kommen Sie!"

Louiſon blieb allein. Sie hatte nichts bemerkt von Rambert's Aufregung und ſetzte ſich, um in dem Manuſcripte zu leſen.

Draußen aber fand Lauriſton ſeinen Freund Zech, welcher ihm ein Telegramm überreichte. Es war wieder von Forreſt aus Dublin. Rambert kannte es ſchon. Lauriſton las:

„Eile iſt jetzt nöthig. O'Brien iſt da und will nach Paris. Legate des verſtorbenen Bruders halten ihn bei Gericht noch einige Tage auf, nur einige Tage. Reich geworden, wird er alle Hebel anſetzen, ſeiner Frau habhaft zu werden."

„Was thun?" fragten Rambert und Zech gleichzeitig.

Lauriſton, in erhöhter Stimmung wie jeder Dichter, welcher eben ſeine Dichtung vorgetragen, ſchwieg nur einen Moment, dann führte er Rambert und Zech weiter ab von der Thür, hinter welcher Louiſon war, und ſprach halblaut:

„Wir müſſen handeln wie Soldaten in der Schlacht: ich gehe nach Dublin."

„Ah!"

„Verbergen Sie's Louiſon. Sagen Sie, ich wäre nach Grenoble zu meiner Mutter gerufen worden. Jede Minute iſt koſtbar. Adieu!"

Rambert blieb betroffen ſtehen. Zech folgte ihm. Auf der Treppe begegnete ihnen Roſe, und Zech redete ſie an. Da rief Lauriſton vom Flur unten: „Adieu, Zech; ich ſehe, du bleibſt noch."

„Herr Gott, nein! — Adieu, Roſe!"

Roſe aber fragte haſtig: „Was iſt geſchehen?"

„Nichts, nichts, Vogeſenkind, was dich zu beunruhigen braucht!" — und dabei gab er ihr einen leiſen Backenſtreich, nun eiligſt Lauriſton folgend.

„Du ſagt er, du, der Herr Doctor?" wiederholte die ihm nachblickende Elſaſſerin, und es ſchien ihr gar nicht unangenehm zu ſein.

Sie fuhren nach dem Club, welchem O'Brien und Ferval angehörten; Lauriſton wollte Ferval ſprechen.

„Du willſt eine Dummheit begehen!" ſagte Zech im Wagen.

„Ja, was ihr Dummheit nennt, ihr Materialiſten, die ihr alle nichts fühlt als den Eigennutz. Gieb mir eine Karte von dir und ſchreib' die Adreſſe des Forreſt darauf; ich werde den Mann brauchen. Näheres kann ich dir nicht vorausſagen, ich weiß es ſelbſt noch nicht. Das hängt davon ab, wie ich die Dinge, welche mir vorſchweben, in Dublin finde. Es ſchweben mir Dinge vor. Wir Schriftſteller, die wir erfinden und erzählen, wir ſehen ſorgfältiger zu als andere Leute, wenn Handlungen oder Begebenheiten ſich ereignen, ſo wie ihr bei Krankheiten beſſer in die Falten des Körpers ſchaut als andere Leute. Und ich habe meine eigenen Gedanken über einzelne Falten der Dinge, welche in Dublin ſich ereignet haben.“

Vor dem Clublocale ſtiegen ſie aus. Zech ſchrieb die Adreſſe auf ſeine Karte, drückte kopfſchüttelnd Lauriſton die Hand zum Abſchiede und ging.

Lauriſton trat ein und fragte den Diener, ob Herr Ferval da wäre.

„Ja.“

„So bitten Sie ihn, einen Augenblick herauszukommen, und führen Sie mich und ihn in ein leeres Zimmer.“

Das geſchah. Nach einigen Minuten ſtand Ferval vor ihm.

„Sammeln Sie ſich, Ferval, zu einem intereſſanten Entſchluſſe, den ich Ihnen vorſchlage.“

„Intereſſant? Dafür bin ich immer geſammelt.“

„Sie ſind ein leichtſinniger und leichtfertiger Mann.“

„Herr Lauriſton!“

„Geduld! Es kommt beſſer. Sie haben ſchon Manches gethan, was ſich vor dem Standpunkte eines guten Menſchen kaum verantworten läßt.“

„Und das nennen Sie ‚beſſer‘?“

geſchichten, unbekannt im ganzen übrigen, ſo lichten Frankreich, werden erzählt, und das liebliche Grauſen unſerer Romantik ſtellt ſich ein. Hochzeit und Begräbniß ſind noch die Hauptfeſte des Lebens. Der Knabe der ein Mädchen liebt, geht des Nachts an ihr Haus und ſingt folgende Chanſon:

Es leuchtet gar kein Mondenſchein,
Steh auf, ſteh auf, mein Kind!
Die braune Nacht, die hüllt uns ein,
Komm tanzen, komm geſchwind!

Wenn das Mädchen darauf antwortet:

Es iſt zu klarer Mondenſchein,
Zieh nur Deine Straße,
Und Beide hüllt die Nacht nicht ein,
Ich tanz mit meiner Baſe —

dann mag der Burſche traurig heimgehen, er hat nichts zu erwarten. Wenn ſie aber das Fenſter öffnet und herabſingt:

Warum in der Schlafenszeit
Kommſt Du Schlimmer fragen!
In der Nacht, da bin ich taub,
Mußt am Tage fragen —

da hat es gute Wege, vierzehn Tage hintereinander muß er noch wiederkommen, daſſelbe ſingen und hören, und dann kann er ſicher die Hochzeit vorſchlagen.

Der Bretone liebt die Induſtrie nicht, das Detail des Kaufens und Verkaufens, das tägliche Sinnen auf Vortheil iſt ihm zuwider, er iſt auch dafür zu plump ehrlich. Bretoniſch Wort wiegt Gold, ſagt das Sprichwort. Er baut am liebſten das Land, wie es der Ur-Ur-Großvater gebaut hat, eine neue noch ſo gute Erfindung am Pfluge iſt ihm ein Gräuel. Aber eben ſo germaniſch lockt ihn die weite Reiſe über's Meer, der weit entlegene Fiſchfang, und eben ſo germaniſch liebt er den Trunk. Das iſt ſo gar nicht franzöſiſch. Man trinkt in Frankreich den Wein beiläufig — wo man Leute ſich hinſetzen ſieht, blos um Wein zu trinken, oder gar verſchiedene Sorten probiren, da ſind es nicht urſprüngliche Franzoſen, ſind Lothringer, Elſaſſer oder Bretonen.

„Es kommt. Dergleichen haben Sie gethan bloß zu Ihrer Unterhaltung. Ich will Ihnen nun vorſchlagen, etwas zu thun, was moraliſch gut iſt und was doch auch zu Ihrer Unterhaltung dient, und zwar zu ganz intereſſanter Unterhaltung."

„Ah! Das wäre —?"

„Ich ſchlag' es Ihnen vor, weil ich zu wiſſen glaube, daß Sie doch im Grunde ein ganz guter Kerl ſind, wie man gemeinhin zu ſagen pflegt."

„Was Sie ſagen!"

„Ein Mann, den eine gute Mutter zu erziehen verſucht hat. Alſo: O'Brien hat euch nichtswürdig betrogen; er hat, was ſchlimmer in euren Augen iſt, er hat euch Schande gemacht; er hat euch ſogar, was am gemeinſten, um Geld betrogen, und euer guter Ruf leidet darunter — Sie verſtehen, daß ich euren ganzen Club meine, den Club der Lebemänner, welche man Jeunesse dorée nennt?"

„Freilich verſtehe ich. Nun?"

„Ich reiſe noch mit dem Nachtzuge nach Calais und von da eiligſt nach Dublin, um O'Brien zur Rede zu ſtellen, und ich wünſche Ihre Begleitung."

„Ho! Wozu?"

„Wozu? Haben Sie mich nicht verſtanden? Sie ſollen mir helfen, euren Ruf reinzuwaſchen, Sie ſollen mir helfen, Gutes zu thun und dadurch das Andenken Ihrer Mutter zu ehren. Sie werden dabei die intereſſanteſte Begebenheit Ihrer ganzen bunten Laufbahn erleben, und die Welt wird beifällig rufen: Diable! wer hätte das dem Ferval zugetraut! Den haben wir doch nicht gekannt! Wollen Sie mich begleiten?"

„Vielleicht. Was wollen Sie O'Brien anthun?"

„Ich will mich mit ihm ſchlagen, und Sie ſollen es dahin bringen, daß er mich beleidigt, damit ich ihn fordern kann. Dann hab' ich die Wahl der Waffen. Auf Piſtolen iſt man zu weit aus einander, man hat den Feind nicht unter den Händen, das iſt abſtract. Ich will ihn unter den Händen, unter meiner Klinge haben. Wollen Sie?"

„Das wohl. Aber —"

„Das iſt nur ein Höhepunkt unſerer Expedition. Das intereſſante Drum und Dran werd' ich Ihnen unterwegs vorherſagen, es iſt ſo pikant, daß ich Ihres Jubels darüber im Voraus ſicher bin. Alſo ſeien Sie einmal ein echter Lebemann, der das Leben entſchloſſen anpackt. Wollen Sie?"

„Mort de ma vie! ich will."

Zwei Stunden ſpäter ſaßen ſie im Eilzuge nach Calais.

Lauriſton hatte vorher noch zwei Briefe expedirt. Einen an den Theaterdirector:

„Laſſen Sie die Rollen der ‚Neuen Louiſon' ausſchreiben und vertheilen Sie dieſelben ſofort, damit ſie raſch gelernt werden. Die Titelrolle beſorg' ich ſelbſt. Binnen acht Tagen liefere ich den wirkſamen Schluß für die erſte Probe. Das Manuſcript erhalten Sie morgen."

Der zweite Brief ging an Rambert:

„Das Manuſcript der ‚Neuen Louiſon' iſt auf Ihrem Zimmer geblieben. Louiſon ſoll ſich noch heute Nacht die Titelrolle ausſchreiben und ſie auswendig lernen. Das Manuſcript bitte ich morgen Vormittag dem Theaterdirector zu ſenden. Adieu!"

Sechzehntes Capitel.

Eines Nachmittages kamen ſie in Dublin an, Lauriſton und Ferval, und ſtiegen im „Kleeblatt“ ab.

Ferval war unterrichtet und voll Eifer. Er war's, welcher eiligſt den Wirth, den Walliſer, fragte, ob Lord O'Brien noch in Dublin ſei.

„Ja,“ lautete die Antwort, „jetzt noch. Aber in der Nacht reiſt er nach Frankreich.“

„Iſt er auf ſeinem Zimmer?“

„Nein. Sein Advocat hat ihn abgeholt; er kommt aber um fünf zum Diner.“

„Sagen Sie ihm, Herr Ferval aus Paris wünſche dringend, ihn zu ſprechen, und erwarte ihn auf dem Zimmer, welches Sie mir anweiſen werden.“

„Werd's genau ausrichten.“

Lauriſton und Ferval waren ſehr erbaut, daß ſie juſt noch vor Thorſchluß angekommen und nun noch ein paar Stunden frei hatten zur Vorbereitung. Lauriſton fragte alſo nach dem Wege zu Mr. Forreſt.

„Ah, zu dem!“ ſagte der Walliſer. „Ja, dieſer junge Arzt macht großes Glück in Dublin. Er behandelt auch Lord O'Brien.“

„Iſt der krank?“

„Es ſcheint ſo. Vor einigen Wochen iſt er einmal rücklings aufs Steinpflaſter gefallen, und Mr. Forreſt ſpricht von einer Gehirnerſchütterung.“

„Spricht der Lord irre?“ fragte Lauriſton.

„Noch nicht.“

„Er iſt alſo zurechnungsfähig?“

„Das will ich meinen! Er iſt ein ſcharfer Herr, und jetzt erſt recht, ſeit er ſteinreich geworden!“

„Wiſſen Sie, ob ich Mr. Forreſt jetzt daheim finde?“

„Ja, es iſt ſeine Ordinationsſtunde.“

„Und wenn ich zurückkehre, haben Sie Zeit zu einer halbſtündigen Unterredung mit mir?“

„O ja.“

„Sie ſind mir als ein rechtſchaffener Mann genannt worden.“

„Sehr verbunden; ſchmeichle mir.“

Jetzt aber ſchien das Glück den ſo energiſch vorſchreitenden Lauriſton zu verlaſſen: er fand Mr. Forreſt nicht. Dieſer war zu einem ſchwer Kranken über Land gefahren. Und doch bedurfte Lauriſton dieſes Mannes dringend. — Ferner entzog ſich ihm der Wirth, der Walliſer, während des ganzen Nachmittagsreſtes. Er war nicht zu finden. Und doch bedurfte er dieſes Mannes unerläßlich zu dem, was er die Hauptaction nannte.

Wenn nämlich der Zweikampf mit O’Brien unglücklich ausfiel für Lauriſton, dann gab es kein Mittel mehr, O’Brien an der Abreiſe nach Paris zu hindern. Dies Mittel eben hoffte Lauriſton mit Hülfe des Walliſers zu erlangen. Und unglücklich mußte er den Ausgang des Duells nennen, auch wenn er ſelbſt nicht verwundet wurde, ſondern auch, wenn O’Brien nur eine leichte Wunde davontrug. Denn mit einer ſolchen reiſte er wahrſcheinlich doch.

Endlich kamen ſogar Anzeichen, daß O'Brien vielleicht gar nicht mehr in den Gaſthof kommen werde vor ſeiner Abreiſe. Sein Diener packte Alles ein und bemerkte: Seine Lordſchaft werde wohl mit ſeinem Advocaten auswärts ſpeiſen und von da direct nach dem Dampfſchiff fahren.

Das wurden ſchwül hereinbrechende Abendſtunden für Lauriſton, und auch Ferval wurde ärgerlich. Wenn die intereſſanten Vorfälle ausblieben, wozu war er mitgereiſt?!

Es wurde wirklich dunkel, und O'Brien kam nicht. Das Wetter war mild, der Winter ſchien nachzulaſſen, es wehte gelinde vom nahen Meer herüber. Lauriſton und Ferval gingen auf und ab vor dem „Kleeblatt“, in jedem Wagen O'Brien erwartend.

„Kommt er nicht, dann gehen wir aufs Dampfboot,“ ſagte Lauriſton.

„Dort wird er uns,“ erwiderte Ferval, „im günſtigſten Falle nach Paris einladen zum Duell, und die originellſte Affaire hier bleibt —“

Da hielt ein Wagen. Zwei Männer ſtiegen aus — der eine war O'Brien, der andere wahrſcheinlich ſein Advocat, welcher mit ihm ſpeiſen würde.

Sie gingen in den Speiſeſaal und nahmen Platz an einem kleinen runden Tiſche.

Lauriſton und Ferval folgten ihnen auf dem Fuße. Lauriſton ſetzte ſich an den nächſten Tiſch und verlangte Speiſen. Ferval trat zu O'Brien.

„Ferval!“ rief O'Brien. „Sie in Dublin! Wie das?“

„Ihretwegen, Mylord.“

„Wie ſo?“

„Sie haben durch Telegramm die Wettſumme verlangt. Wir haben dieſelbe geſandt. Sie haben ſie in Empfang genommen.“

„Ja."

„Und doch haben Sie die Wette nicht gewonnen."

„Wer ſagt das?!"

„Der ganze Club auf die Ausſage dieſes Herrn da am Nachbartiſche." Dabei zeigte er auf Lauriſton und fuhr fort: „Dieſer Herr hat in Paris erzählt, Louiſon habe Ihre Annäherung mit Entrüſtung zurückgewieſen und ſei entflohen."

„Dieſer Herr iſt ein frecher Lügner!" ſchrie O'Brien.

Wie elektriſirt ſprang Lauriſton auf, trat raſch herzu und ſprach: „Sie beſchimpfen mich, Mylord; ich verlange Genugthuung!"

„Wer iſt der Mann?" fragte O'Brien Ferval.

„Ein perfecter Gentleman, welchen Sie in der Geſchwindigkeit beleidigt haben. Sein Name iſt Lauriſton."

„Verweigert etwa der iriſche Lord auch Genugthuung?" fragte Lauriſton.

„Niemals! Binnen acht Tagen ſteh' ich in Paris zu Dienſt."

„Nichts da von Vorſchrift und Verzögerung! Ich bin der Beleidigte, ich habe die Forderung zu ſtellen und zu normiren. Morgen früh verlang' ich hier in Dublin die Genugthuung auf Degen."

„Was Degen! Ein Piſtolenſchuß ſteht Ihnen noch heute Abend bei Fackelſchein zur Dispoſition."

„Sie haben nicht zu beſtimmen, Mylord," erwiderte ſcharfen Tones Ferval; „zu beſtimmen hat der Beleidigte, das iſt ſein Recht. Ihr Betragen gegen unſeren Club legt Ihnen ohnehin ſchon eine Verantwortung auf, welche höchſt ſchwierig iſt. Vernichten Sie nicht gänzlich Ihren Ruf als Gentleman, indem Sie einer regelrechten Forderung ausweichen."

„Nun, zum Teufel! es ſoll mir auch darauf nicht ankommen, der Bagatelle halber einen Tag ſpäter abzureiſen. Ich erwarte die Beſtimmung von Zeit und Ort binnen einer Stunde. Jetzt will ich ſpeiſen.“

Und er ſetzte ſich und ſpeiſte. Lauriſton aber und Ferval gingen an ihren Tiſch und ſpeiſten ebenfalls, höchſt befriedigt von der raſchen Erledigung.

Ein Glück kommt nie allein. Auch Mr. Forreſt erſchien und fragte nach Herrn Lauriſton aus Paris.

Er war ein junger, friſch dreinſchauender lichtblonder Engländer, welcher noch Studentencomment verſtand trotz ärztlicher Gelehrſamkeit, und welcher heiter darauf einging, Zeuge und eventuell Paukarzt zu ſein bei einem Zweikampfe. Er bezeichnete in demſelben Athem den Ort für das Duell, ein poetiſches Wäldchen, wie er's launig nannte, unweit der Stadt. Dies Wäldchen ſei für derlei Zeitvertreib gebräuchlich, und um zehn Uhr habe er eine freie Stunde.

„Beſten Dank!“ ſagte Lauriſton, „ſo iſt's vortrefflich. Die Degen haben wir aus Paris mitgebracht; alſo, Ferval, ohne Zeitverluſt, ich bitte.“

Ferval ging ſogleich zu O'Brien und nannte ihm Ort und Stunde. O'Brien nickte mürriſch und ſpeiſte weiter.

Lauriſton lud nun Mr. Forreſt ein, an dem Diner theilzunehmen, da er, vom Lande zurückkehrend, wie wahrſcheinlich, noch nüchtern wäre.

„Hungrig wenigſtens,“ erwiderte er lachend und ſpeiſte mit ihnen, nach Zech und deſſen Laune fragend.

Als ſie beim Deſſert angekommen waren, bat Lauriſton den munteren Dr. Forreſt um eine zweite Gefälligkeit. Er ſollte ihm den Walliſer herbeiſchaffen und aufs Zimmer bringen, wo er einige Fragen zu beſtehen haben werde.

Mr. Forreſt war eine Reſpectsperſon für den Walliſer. Gar oft wurde er zu vornehmen Gäſten ins

Hotel gerufen, welche Krankheits halber nach Dublin kamen, und der Wirth des Hotels mußte für den geſuchten Doctor zu finden ſein.

Das war er auch, und er verſprach, binnen einer halben Stunde auf Nummer drei zu erſcheinen.

Als Lauriſton, Ferval und Forreſt auf Nummer drei waren und rauchend ſich niedergelaſſen hatten, begann Lauriſton:

„Ich ſchreibe Theaterſtücke und Erzählungen, werther Herr Doctor Forreſt, und bin deshalb gewohnt, die Vorgänge genau zu begründen, was man motiviren nennt. Daher kommt es, daß ich bei jeder Erzählung von Vorgängen beſonders Acht gebe, ob die Motivirung der Handlungen genau oder doch wahrſcheinlich iſt. Nun hat mir das Märchen der Demoiſelle Louiſon, des Namens Roſe, die Eheſchließung hier in dieſem Hauſe ausführlich erzählt, und ſie hat mir deutlich geantwortet auf eine Menge kleiner Fragen, welche ich in ihren Bericht eingeſchoben. Daraus habe ich den Schluß gezogen: die Eheſchließung O'Brien's und Louiſon's iſt höchſt verdächtig! Da iſt, wie ich meine, ein täuſchender Schleier in die Höhe zu heben, und das können wir vielleicht mit Hülfe des Wirths bewerkſtelligen."

Ferval, welchem Lauriſton bisher das Nähere dieſer verwegenen Frage vorenthalten hatte, ſchrie laut auf. Das war allerdings nach ſeinem Sinne eine intereſſante Unterhaltung.

Doctor Forreſt lachte und verſicherte: „Das iſt dieſem O'Brien zuzutrauen nach dem Rufe, welchen er hier in Dublin genießt. Ueberlaſſen Sie mir's, den Wirth ſicher zu machen. Das iſt nöthig, denn er wird ſich fürchten, die Kundſchaft der liederlichen Junker zu verlieren, wenn er hierüber Auskunft giebt."

Da trat der Wirth ins Zimmer. Forreſt ging ihm entgegen und ſagte: „Mr. Donald, ſetzen Sie ſich zu uns, rauchen Sie behaglich eine Cigarre, und entwickeln Sie uns unbefangen Ihre Gedanken über die Eheſchließung O'Brien's und einer Dame in Ihrem Hauſe. Erſchrecken Sie nicht ſo ſichtlich! Die Cigarre geht ja aus. Ich verſpreche Ihnen — und Sie wiſſen, ich halte, was ich verſpreche — ich verſpreche Ihnen: Ihre Ausſage fällt ins Grab, kein Menſch erfährt ein Wort davon. Sollten Sie ſich aber trotzdem weigern, der Wahrheit die Ehre zu geben, dann könnte das Ihnen und dem ‚Kleeblatt‘ recht ſchädlich werden, denn ich würde die Angelegenheit und Ihre Vertuſchung derſelben öffentlich bekannt machen. Wir kennen den Hergang, wir ſind unſerer Sache ſicher und wollen von Ihnen nur einige Details erfahren.“

„Sie kennen den jungen Mann,“ nahm Lauriſton das Wort, „welcher den Geiſtlichen geſpielt?“

Mr. Donald huſtete, er hatte den Rauch verſchluckt von ſeiner Cigarre.

„Schlucken Sie,“ rief Forreſt, „ſchlucken Sie! Solcher Rauch macht Wirkung. Dann aber reden Sie! Ich wiederhole Ihnen: Sie thun klug, wenn Sie reden, Sie werden's aber bitter bereuen, wenn Sie den Klugen ſpielen wollen. Die Sache iſt ein Sacrileg; verſtehen Sie das Wort?“

„Ungefähr,“ ſtöhnte Donald.

„Und Sie müſſen ſie mit verantworten, wenn Sie nicht zur Klarmachung beitragen. Denn alsdann weiſt man Ihnen nach, daß Sie den ſacrilegen Humbug ſehr wohl bemerkt haben, ohne Anzeige davon zu machen, wie es Ihre Schuldigkeit erfordert hätte.“

„Nun, in Gottes Namen!“ ächzte Donald, „ich brauche ſelbſt die Beruhigung für mein Gewiſſen. Ja denn, der junge Mann war kein Geiſtlicher, ſondern ein Zechbruder O'Brien's, ein heruntergekommener Landjunker, welchen O'Brien erhält.“

„Er heißt?“

„Warnell.“

„Und iſt hier in Dublin?“

„Gewöhnlich nicht, aber ich meine ihn geſtern geſehen zu haben mit O'Brien.“

„Können wir ſeiner habhaft werden?“

„Vielleicht. Er wohnt immer in demſelben Wirthshauſe am Hafen, im ‚Meerſchwein‘.“

„Und die beiden Trauzeugen?“

„Sind zwei Sänger von der hieſigen Oper.“

„Iſt der Friedensrichter ein Vollblut-Irländer.“

„Nein, ſeine Familie ſtammt aus England von der Cromwellzeit her.“

„Alſo unbefangen wie Sie, der Sie aus Wales ſtammen?“

„Ja, aber eben deshalb muß ſich Unſereiner doppelt in Acht nehmen —“

„Kurz, der Friedensrichter iſt brav?“

„Sehr brav.“

„Finden wir ihn jetzt?“

„Jetzt iſt er in ſeiner Wohnung.“

„Und die liegt im Stadthauſe?“

„Ja.“

Alle dieſe Fragen ſtellte Lauriſton, und nun bat er Dr. Forreſt, mit zum Friedensrichter zu gehen.

„Mit Vergnügen. Bis zum Stadthauſe wird die Cigarre reichen und nicht weiter. Der Friedensrichter kennt mich, wie Sie erſichtlich vorausſetzen.“

„Allerdings. Verzeihen Sie, daß —“

„Vorwärts! vorwärts!“

Sie wurden ohne Aufenthalt vorgelaſſen und fanden

Der Franzoſe iſt mäßig, und braucht wenig. Daß man jetzt in mancher Pariſer Geſellſchaft das Weintrinken zu einer beſonderen Angelegenheit macht, das iſt unfranzöſiſch, und ein Hinneigen zu uns, wovor wir ſelbſt warnen müſſen.

Auch das bretoniſche Weib hat die deutſche Stellung. Sie iſt geachtet, aber ſtreng Hausfrau. Der Mann iſt Herr und erſte Perſon — jener förmliche Cultus, eine wirkliche Religion in Frankreich, jenes Zauberwort „ah, c'est une dame“, das augenblicks Alles umgeſtaltet, es iſt durchaus nicht bretoniſch. Sogar in der bretoniſchen Kirche ſind die Männer allein in der Nähe des Altars, alles Weib hat ſeinen Platz hinten im Schiff der Kirche. Ein Fehl der Keuſchheit iſt unerbittlich geächtet. Die Veranlaſſung dazu ſcheint ſo groß im Hauſe des Pächters oder Bauern: Alles, Herr und Frau, Burſch und Mädchen, ſchläft in einem Zimmer, eine Wand von Serge trennt nur eins vom andern. Aber man hat ſelten einen Fall zu beklagen. In der Gegend von Chateaubriant gelten die Sitten für ſo einfach, daß das Gedächtniß eines Fehltrittes in der Familie bis auf Ur-Ur-Enkel fortlebt. Wie anders iſt dies, als wir uns Frankreich vorſtellen, denn ähnlich iſt's in den meiſten Provinzen und ſelbſt zu Paris beim eigentlichen Bourgeois. Ja, in der Gegend von Chateaubriant erſchrickt ſelbſt der Deutſche im Gegentheile, wenn er über ein Mädchen die Achſeln zucken, die Naſen rümpfen ſieht. Was iſt's? O 's iſt ein braves Mädchen, aber Jammerſchade, ihre Großmutter war es nicht! Niemand hat die Großmutter gekannt, aber die Schmach iſt erblich durch Tradition.

Und dort auf dem Schloſſe Chateaubriant ſaß um die Zeit, da König Franz in Spanien gefangen lag, ein wunderſchönes, blaſſes Weib auf ihrem einſamen Zimmer und weinte. Alles Land war in dicken Nebel gehüllt, und im Schloſſe war es todtenſtill. Das Zimmer dieſer Gräfin war klein, und hatte nur hoch oben ein kleines Fenſterchen, um den trüben Tag düſter hereinzulaſſen. Ihre Hände lagen auf ihrem Schooße und ſie dachte nach Spanien, an König Franz.

einen alten Herrn mit ſchneeweißem Haar, welcher Herrn Forreſt verbindlichſt mit den Worten begrüßte, er könne Dublin gratuliren, daß ihm ein ſo trefflicher Arzt geſchenkt worden ſei in dem jungen Engländer.

Selbſtverſtändlich führte alſo Forreſt das Wort und machte den Friedensrichter mit dem Thatbeſtande und mit dem Wunſche bekannt, ein formelles Actenſtück zu erhalten, welches die Ungültigkeit der Ehe ausſpreche.

Der alte Herr hatte mit voller Aufmerkſamkeit zugehört und ſagte dann langſam:

„Das iſt eigentlich eine ſchwerwiegende Gerichtsfrage, weil es ein Mißbrauch geiſtlicher Befugniß iſt."

„Ja wohl," erwiderte Lauriſton, „aber für die durch den Betrug gefährdete junge Dame wäre uns ein raſches Bekenntniß der Frevler höchſt wünſchenswerth. Es würde ja der nachfolgenden gerichtlichen Verhandlung keinen Eintrag thun, ſondern ſie ſogar erleichtern."

„Das iſt ſehr richtig," ſagte der alte Herr. „Morgen Mittag um zwölf Uhr werd' ich die Angelegenheit vornehmen. Die beiden Opernſänger ſchaff' ich mit Leichtigkeit herbei; ſchwieriger wird dies ſein mit dem falſchen Pater Patrik, dem Mr. Warnell — nun, auch das wird verſucht werden. Ich bitte alſo die Herren, morgen Mittag um zwölf ſich nochmals hierher zu bemühen."

Forreſt nannte noch dem Friedensrichter das Wirthshaus, in welchem Warnell einzuſprechen pflegte, und ſie ſchieden ſehr erbaut von einander.

Am anderen Morgen bald nach neun Uhr fand ſich Forreſt ein bei den beiden Franzoſen, und nach einem gemeinſchaftlichen Frühſtück fuhr man hinaus ins Wäldchen. Ferval war höchſt vergnügt über die unterhaltende Entwickelung der Dinge. Sogar das Wetter ſei ſchön und der Boden leidlich trocken.

Der Platz des Rendezvous, welchen Forreſt kannte, war ein runder Raum ohne Bäume und ohne Raſen, und ein Fahrweg führte dahin.

Der Wagen, ein großes geſchloſſenes Fuhrwerk, erſchien pünktlich mit O'Brien und zwei Zeugen.

„Das Glück iſt unverſchämt!" rief Ferval mit gedämpfter Stimme.

„Wie ſo?" fragte Lauriſton.

„Ich erkenne ihn genau," fuhr Ferval fort. „Der eine Secundant O'Brien's, der ſchwarzhaarige da, iſt der junge Geiſtliche, welchen O'Brien in Paris bei ſich hatte, das iſt der Pater Patrik!"

„Vortrefflich!" ſagte Lauriſton. „Nach Beendigung des Duells wird er in Beſchlag genommen und zum Friedensrichter gebracht. Wenn es ſein muß, mit Gewalt."

O'Brien ſah höchſt wildſchaffen aus, als es ſofort ans Ablegen der Oberkleider ging und an die Aufſtellung zum Gefecht. Man ſah ihm an, daß er in wilder Wuth ausfallen würde nach erfolgtem Signale, vielleicht ſchon vorher.

So geſchah's. Das Signal war kaum ausgeſprochen, ſo ſtürzte er auch mit heftigen Stößen auf Lauriſton ein.

Dieſer parirte mit voller Kaltblütigkeit und drängte dann plötzlich mit gewandter Kraft die Klinge O'Brien's zur Seite — die frühere Kugelwunde vom Grafen Bilſac mochte den Gegendruck O'Brien's abſchwächen —, einen vollen Stoß gegen die Bruſt des Gegners ausführend.

„Halt!" rief Ferval. „Der Stoß hat geſeſſen!"

„Nein!" ſchrie O'Brien. Aber der Ton dieſes „Nein" war heiſer, und er wankte — er ſank in den Arm Warnell's. Man ſah das Blut fließen aus der rechten Bruſtſeite — er war verwundet.

„Ein ‚Lungenfuchſer‘ heißt das bei deutſchen Studenten,“ ſprach im Hinzutreten Forreſt. Er nahm ſich als Arzt ſofort O'Brien's an und ließ ihn vorſichtig zum Wagen bringen. Dort mußte auf ſein Geheiß Warnell zuerſt einſteigen und ſeinen Schoß zum Kiſſen O'Brien's richten, damit der Verwundete die günſtigſte Lage finde.

Beim Abfahren — er fuhr mit — rief er Lauriſton und Ferval mit einem Blick auf den verdächtigen Pater Patrik zu: „Wir kommen!“

Ferval war betroffen über den Ort der Wunde. „Die Lunge!“ ſagte er zu Lauriſton mit einem Tone der Beſorgniß, als wollte er ausdrücken: Das geht über den Spaß der Unterhaltung!

Auch Lauriſton war ſehr ernſt und ſagte erſt nach längerem Stillſchweigen: „Sie müſſen im Schritt fahren; ſteigen wir raſch ein, damit wir vor ihnen in den Gaſthof kommen und Mr. Donald unterrichten können.“

Es gelang ſo ziemlich, jedes Aufſehen zu vermeiden, weil es eine geſchloſſene Kutſche war; und ohne daß im „Kleeblatt“ ein größerer Lärm verurſacht wurde, konnte O'Brien auf ſein Zimmer gebracht werden. Dort verband ihn Forreſt. Als der Blutausfluß geſtillt war, erholte ſich O'Brien und hörte auf die Anordnungen, welche Forreſt nachdrücklich ausſprach.

Die Wunde ſei nur gefährlich, wenn der Körper O'Brien's nicht acht Tage lang unbeweglich verbliebe. Jede Bewegung ſei alſo auf das ſorgfältigſte zu vermeiden. Mr. Warnell ſollte in der nächſten Stunde dafür einſtehen. Innerhalb dieſer Stunde würden kundige Krankenwärter aus dem Hoſpital geſendet werden. Desgleichen unterſagte Forreſt dem O'Brien, auch nur ein einziges Wort zu ſprechen.

Dann kam Forreſt zu Lauriſton und Ferval. „Nun?“ fragten dieſe.

„Die rechte Lunge iſt geſtreift. Er kann am Leben erhalten werden, wenn ſein Blut geſund iſt und er ſich folgſam einem ſtrengen Regime unterwirft. Sein Leben wird unter ſolchen Umſtänden allerdings nicht viel werth ſein, und nach Frankreich wird er nie wieder kommen, denn eine Stunde auf den Stößen der Meereswogen wäre ſein Tod. — Jetzt hole ich die Krankenwärter, und dann komm' ich wieder, um Warnell hinüberzulocken ins Gemach des Friedensrichters. Ich werde dem verbrecheriſchen Pater Patrik ſagen, daß eine vertrauliche Anzeige vom Duell beim Friedensrichter unerläßlich ſei, denn ohne dieſe vertrauliche Anzeige könnte ſeine Verhaftung als eines Secundanten erfolgen, ſobald eine bloß polizeiliche Anzeige ohne nähere Erklärung zum Friedensamte gelangte. Das werd' ich ihm, der kein großer Geiſt zu ſein ſcheint, wohl einleuchtend machen. Gehen die Herren dann voraus zum Stadthauſe, ich muß allein mit dem Herrn Pater verkehren.“

Aus Allem, was dieſer junge engliſche Arzt ſagte und that, leuchtete ein friſcher Muthwille hervor. Es wurde Alles genau ausgeführt und gelang: um zwölf Uhr waren Lauriſton, die beiden Opernſänger, Warnell und Forreſt im weiten Gemach des Friedensrichters.

Dieſer ſaß im Lehnſtuhl vor einem großen Tiſche, auf welchem eine brennende Kerze ſtand, und hatte die Hand auf einen großen Bogen Papier gelegt, welcher beſchrieben war.

„Miſter Warnell“ — ſagte der alte Herr — „oder heißen Sie wirklich Pater Patrik?“

Warnell erbleichte.

„Gleichviel wie Sie heißen, leſen Sie dieſe Schrift und erklären Sie ohne Verzug, ob Sie dieſelbe unterſchreiben wollen.“

Er reichte ihm den großen Bogen. Auf demſelben ſtand geſchrieben, daß die Eheſchließung zwiſchen O'Brien und Fräulein Louiſon ein Carnevalsſcherz geweſen und abſolut ungültig ſei. Er, Mr. Warnell, ſei niemals ein Prieſter geweſen, ſondern ein leichtſinniger Privatmann. Die anderen beiden Herren, die ſogenannten Trauzeugen, ihres Zeichens Opernſänger, bekannten ebenfalls demüthig, daß ſie ſich leider zu ſolchem frevelhaften Spiel hätten verleiten laſſen, was ihnen jetzt bitter leid thäte.

Als Warnell geleſen, ſah er wie geiſtesabweſend auf den Friedensrichter.

„Laſſen Sie nun," ſagte dieſer, „die beiden Trauzeugen auch leſen!"

Und während dieſe laſen — das Papier zitterte in ihren Händen —, fuhr der ehrwürdige Herr fort:

„Die Sache gehört vor ein peinliches Gericht. Dieſe Herren aus Frankreich, Vertreter des Fräuleins Louiſon, wollen von der gerichtlichen Anklage abſehen, wenn dieſe Schrift unterzeichnet und von mir beglaubigt wird. Vielleicht kommt dann die ſchlimme Angelegenheit nicht mehr zur Sprache; vielleicht. Die Unterſchrift muß aber auf der Stelle erfolgen."

Warnell und die beiden Sänger liefen eiligſt zum Tiſche und unterſchrieben.

„Für jetzt genug, für jetzt. Sie ſind entlaſſen."

Schwer betroffen gingen die drei Helden, und während ſie gingen, ſchrieb der Friedensrichter unter die Namen derſelben die amtliche Beglaubigung und unterſiegelte ſie bedächtig mit dem Wappen der Stadt Dublin.

„Hier, meine Herren," ſchloß er, „was Sie brauchen, um den Frevel ungeſchehen zu machen. Ich habe mich gefreut, Ihnen dienen zu können."

Siebzehntes Capitel.

So raſch waren die Ziele erreicht, um deren willen Lauriſton und Ferval die Reiſe unternommen. Beide hätten alſo voller Freude ſein können.

Aber Lauriſton war es nicht. Er fühlte ſich belaſtet von dem ſchweren Schickſal O'Brien's und wollte nicht abreiſen, bis Forreſt ihnen einen neuen, hoffentlich günſtigeren Bericht über den Zuſtand O'Brien's gebracht hätte.

Gegen Abend kam Forreſt von dem Verwundeten und bemerkte mit Erſtaunen Lauriſton's Stimmung. Als Mediciner viel gleichgültiger gegen körperliche Uebelſtände, begriff er Lauriſton kaum und ſagte: „Ja, hat denn dieſer Thunichtgut O'Brien ein beſſeres Schickſal verdient? Wahrhaftig nicht. Uebrigens tröſten Sie ſich wegen Ihres Degenſtichs. Der iſt nicht ſein ſchlimmſtes Uebel. Ich weiß ſchon von früher und bei der Verbandlegung hab' ich neuerdings Symptome bemerkt, und ſie ſind mir von dem Herrn Warnell erklärt worden, welche ihn ärger bedrohen als Ihr Stich. Hirn und Rückenmark haben eine Erſchütterung erlitten von einem Falle nach rückwärts an der Landungsbrücke des Dampfbootes, welches ihm damals Louiſon vor der Naſe entführt hat. Mehr um deßwillen als um der Lungenſtreifung, welche vielleicht heilt, iſt ſein Leben zur Enthaltſamkeit und Entbehrung genöthigt, ſo daß ihm der ererbte Reichthum wenig nützen kann."

„Und dabei" — ſagte Ferval vergnügt zu Forreſt — „dabei iſt Freund Lauriſton ein Poet, welcher ſeinen Beruf verleugnet! Ihr ſprecht ja immer von poetiſcher Gerechtigkeit. Nun, iſt das Schickſal O'Brien's nicht eine ſolche? Werden ihm nicht ſeine Frevelthaten heimgezahlt? Nur ich habe noch eine Forderung einzucaſſiren von dem reich gewordenen Lord. Er hat ja noch nicht die Wettſumme zurückgezahlt — doppelt iſt ſie zu zahlen, denn er hat die Wette verloren, hat noch unſer Geld und iſt uns auch noch die Abzahlung der Louiſon'ſchen Gläubiger ſchuldig. Kann er ſeinen Namen unterſchreiben, Herr Doctor Forreſt, für eine Bankanweiſung auf hunderttauſend Francs?"

„O ja."

„Nehmen Sie mich alſo mit zu ihm. Dann reiſen wir mit dem Nachtboote."

Lauriſton mißfiel auch dies. Er konnte keine frohe Stimmung gewinnen. Es lag doch nun Alles plan vor ihm, was er wünſchen konnte: Louiſon war befreit; ſeiner Neigung zu ihr war jegliche Bahn geöffnet; er hatte den Schluß für ſein Stück, welches die junge Schauſpielerin ihm zuneigen mußte — und dennoch athmete er nicht frei.

Seine Mutter ſtand wohl im Hintergrunde vor ſeinen Blicken. So wie Ferval entzückt war von der abenteuerlichen Löſung der Dinge und ſie mit jeglicher Uebertreibung in die Zeitungen jagen wird, ſo wird — dachte er — die Mutter gerade über das Abenteuerliche entſetzt ſein, entſetzt ſein über das, was ihrem Sohne öffentlich nachgeſagt wird, über den faſt tödlichen Degenſtich, den ihr Sohn geführt, über die weiteren Folgen und den Verkehr mit einer compromittirten Schauſpielerin, von welcher — ach! — ihr Alfred nicht wird laſſen wollen — kurz, Lauriſton ſah trüb' vor ſich hin und wandelte durch die Straßen von Dublin wie Einer, der Luft und Bewegung dringend braucht, um freier zu athmen.

Die Luft kam ihm zu ſtatten, ſie war rauh geworden und hatte den Frühlingshauch verſcheucht; ſie warf ſeine unruhigen Gedanken auf einen Hauptpunkt, und in dieſem Hauptpunkte fand er einen Halt.

Der Poet kann in die phantaſtiſche Welt flüchten, wenn die wirkliche Welt ihn ängſtigt. Die Compoſition ſeines Schlußactes ergriff ihn und hielt bei ihm aus, bis ſie feſtſtand in allen Einzelheiten.

Das gab ihm Ruhe und Halt. Heimkehrend ins Hotel konnte er Forreſt herzlich danken für die freundſchaftlichen Dienſte, welche er ihm geleiſtet, und es zufrieden anhören, als er ſagte: „Nun, der Patron O'Brien, von welchem ich komme, kann noch hundert Jahre leben. Aber er wird Niemand mehr beißen. Und das iſt was werth bei ſolchem Gallennaturell."

Ja, auch Ferval ſtörte ihn nicht mehr beſonders mit dem Vorweis des Wechſels auf hunderttauſend Francs, welcher auf Koſten O'Brien's in Paris einzufordern ſei. Er telegraphirte das ſogleich nach Paris.

Man ſpeiſte noch zuſammen und tröſtete den Walliſer Donald damit, daß er gar nicht mitgeſpielt habe im Stadthauſe. Bei dieſer Gelegenheit verſicherte übrigens der muthwillige Forreſt noch, er werde ſich's angelegen ſein laſſen, dem Buben, welcher ſo frech einen Pater Patrik geſpielt, regelmäßig, wo er ihm begegne, die Angſt einzujagen: jeden Tag könne ſein Prieſterthum im Gerichtshauſe zur Sprache kommen. „Strafe,“ ſchloß er, „iſt eine gute Erfindung.“

Zur ſelben Stunde und auf demſelben Boote ſchifften ſie ſich Abends ein wie damals Louiſon, und auf der ganzen Reiſe bis Paris hatte Lauriſton ſein Taſchenbuch und den Bleiſtift in der Hand, um bruchſtückweiſe an ſeinem letzten Acte zu ſkizziren, wenn's auch oft nur kleine Reden wurden.

Ja, als ſie in Paris ankamen, eilte er nicht ſogleich nach Rambert's Hauſe, um Louiſon die gute Botſchaft zu bringen, ſondern er fuhr in ſeine Wohnung. Es drängte ihn eine Ahnung — und richtig, ein Brief ſeiner Mutter lag da, voll Schreck, Vorwürfen, ja Befehlen.

In ſeinem Telegramm hatte Ferval auch Notizen für die Zeitungen geſpendet von ſeinen und Lauriſton's Heldenthaten. Zunächſt dunkel und geheimnißvoll, aber für Lauriſton's Mutter tief erſchreckend.

Nie hatte ſeine Mutter ſo zu ihm geſprochen wie in dieſen Briefen.

Er liebte ſeine Mutter über Alles; er ſtand wie vor einem Abgrunde, denn im Grunde ſeiner Seele lag ja doch der Gedanke, daß er nicht mehr von Louiſon laſſen möchte.

Wohl eine Stunde lang ging er im Zimmer umher, aufs ärgſte beunruhigt.

Endlich flüchtete er wie in Dublin zu ſeiner Kunſt: er ſchrieb die ganze Nacht, bis der letzte Act fertig war.

Früh am Morgen ſchickte er das Manuſcript an den Theaterdirector mit der Bitte, die Ergänzung der Rollen gleich ausſchreiben und austheilen zu laſſen, jetzt aber beſtimmt hinzuſetzend, nun die ganze Rolle an Demoiſelle Louiſon beim Profeſſor Rambert zu ſenden, und zwar mit Anſage der erſten Probe.

Hinweg mit jedem Gedanken an die Mutter! Und trotz der frühen Stunde hinaus, um Louiſon ihre Befreiung zu verkündigen.

Roſe hatte ihn durchs Fenſter kommen ſehen; ſie öffnete ihm weit die Thür des Vorzimmers und ſchlug die Hände vor Freude zuſammen, daß er endlich wieder da wäre. Es ſei die höchſte Zeit, denn das Fräulein habe einen Rückfall erlitten.

„Sie iſt neuerdings erkrankt?"

„O bewahre! nein, ſie iſt friſcher als je, aber der Herr Profeſſor ſagt, ſie ſei zu friſch geworden, und nennt das einen Rückfall."

„Ich verſtehe nicht —"

„Und doch ſind Sie ſchuld daran!"

„Wie denn? Was denn?"

„Sie haben ihr gefehlt, und da iſt ſie ungeduldig geworden und hat allerlei Capricen losgelaſſen wie früher, ehe ſie ins Malheur gerieth. Gewiß nur, weil Herr Lauriſton nicht da war."

„Lauriſton?!" hörte man Louiſon aus dem Schlafzimmer rufen. „Was ſagſt du, Roſe, von Lauriſton?"

„Er iſt da!"

Ein Freudenſchrei und der Zuſatz: „Ich komme, ich komme ſogleich, er ſoll ja warten!" und nach fünf Minuten flog ſie im Negligé heraus, ſtreckte ihm beide Hände entgegen und zog ihn ins Zimmer.

Roſe ging lachend in den Hausflur hinaus.

„Wo waren Sie denn? Warum ſind Sie ſo lang' ausgeblieben? Was will denn die garſtige Mutter?"

„Ja wohl, meine Liebe, uns Beide betreffend iſt ſie garſtig."

„Wie?!"

Schöner hatte er dies Märchen nie geſehen. Das feine Antlitz war angehaucht von roſiger Röthe, das

Es war Mittagszeit und die Glocke des Schloſſes läutete zur Tafel. Damals, und ſo lange es Könige von Frankreich gab, ſpeiſte man zur wirklichen Mittagszeit. Die beſſere Sitte, welche einen ſo langen Tag für Arbeit und Geſchäft bietet, erſt um fünf oder ſechs Uhr die große Mahlzeit des Tages zu halten, iſt durch die Revolution aufgebracht. — Beim Ton der Glocke ſtand die Gräfin auf, und eilte haſtig nach der verſchloſſenen Thür mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchend. Es nahten Tritte, man ſchloß auf, ein zartes Mädchen eilte in die Arme der Mutter. Zwei Diener hatten ſie hergeführt. Sie hatten gleichzeitig Lichter mitgebracht und Speiſen. Es ward ein Tiſch gedeckt, Mutter und Tochter aßen zuſammen.

Nach Verlauf einer kleinen Stunde läutete die Glocke wieder, jetzt zum Schreck, wie vorher zur Freude. Die Tafel, die Tochter und auch die Lichter verſchwanden, die Gräfin ſaß wieder im Dunkeln und hatte vierundzwanzig Stunden zu harren auf dieſe einzige Freude des Tages. Sie konnte wieder nach Spanien an König Franz denken.

Es war die Gräfin Chateaubriant ſelbſt, und auch ihr Unglück begann wie das des Königs mit dem Tage von Pavia. Sie war des Königs Geliebte, und ſie liebte den König. Aus dem feurigen Geſchlechte der Foix, die in den ſüdlichen Pyrenäen ihre Heimat haben, hatte ſie der Leidenſchaft ſich hingegeben, den Gatten in der Bretagne verlaſſend für die Freuden der Königsliebe.

Nur der König und Bonnivet liebten ſie am Hofe. Sonſt beneidete ſie Jedermann, und ſie war auch eine herriſche Dame. Ja, man ſagte ihr nach, daß ſie neben Franz ſelber nicht immer ſpröde geweſen ſei gegen Bonnivet, den ſchönſten Mann des damaligen Frankreich. Der König habe eines Tages Beide dergeſtalt überraſcht, daß Bonnivet kein Ausgang geblieben ſei. Rathlos blickte er um ſich. Die Kamine waren früher oft wie kleine Hallen groß, ſo daß man ſich förmlich hineinſetzte. In der Sommerzeit, die eben blühte, füllte man ſie mit Blättern, und Bonnivet kroch dunkle Auge glühte von Leben, der Mund war halb geöffnet, die kleinen Zähne ſchimmerten ſchneeweiß, der Unterhals, und was die Franzoſen la gorge nennen, war frei und von den Armen fiel der Ueberwurf bei jeder Bewegung zurück. Was aber noch verführeriſcher: Alles an ihr athmete Wärme und Entgegenkommen — Entgegenkommen, ein unerhörtes Wort für Louiſon.

Jetzt gab's keine Frage mehr, ob und wie er ſie liebe. In dieſem Augenblicke liebte er ſie mit allen Kräften von Leib und Seele. Und ſo nahm er, als ſie auf dem Sopha neben einander ſaßen, ihre beiden Hände in die ſeinigen, küßte dieſe und blickte ihr mit ganzer Seelenkraft ins Auge. Er fühlte, daß ſie ſeinen Händedruck erwiderte, und ſagte endlich:

„Louiſon! Widerſtrebt es Ihnen noch, daß ein Mann Sie ſo gefangen hält mit ſeinen Händen?“

Sie wurde glühroth, ſchlug die Augen nieder und ſagte kaum hörbar: „Nein.“

„Wirſt du mich von dir ſtoßen, wenn ich dich in meine Arme ſchließe?“

„O nein, nein!“

Und damit ſank ſie ihm an die Bruſt. Er ſchlug die Arme um ihre Schultern und drückte ſie an ſich.

„Louiſon, du weinſt?“

„Es ſind Freudenthränen, Alfred; ich liebe dich.“

Dabei hob ſie ihr kleines Haupt und bot ihm den Mund, welchen er herzlich küßte.

„Welch ein Glück!“ flüſterte ſie, „und davon hab' ich ſo lang' keine Ahnung gehabt! Aber ach —“

„Still! Kein Ach! Ich bringe dir die Freiheit!“

„Was heißt das?“

„Du biſt nicht verheirathet.“

Ein gellender Schrei der Freude, und ſie flog hoch auf von ihrem Sitze.

„Nicht? — nicht, Alfred?!"

„Du biſt nicht mehr verheirathet, du warſt es nie."

Und nun zog er ſie zu ſich nieder und erzählte ihr den ganzen Hergang von Dublin.

Bei der Stelle, wo O'Brien, von Lauriſton's Degen getroffen, zurückſank, rief ſie unwillkürlich: „Blutiger Mann, was haſt du gethan!"

„Er ſtirbt daran nicht, ſagt der Arzt."

„Er war ein böſer Menſch; aber bin ich ſo viel werth, daß —"

„Daß er geſtraft werde? Ja. Jedes verrathene Menſchenkind iſt werth, daß der Verräther büße."

„Geſtrenger Menſch, ich fürchte mich faſt vor dir."

Aber die Vernichtung der Ehe, die voll hervortretende Erkenntniß von der Vernichtung derſelben ſcheuchte all' das hinweg. Sie küßte ihm die Hände, ſie ſtreichelte ihm die Wangen, ſie nannte ihn ihren Erretter und duldete einen langen, langen Kuß.

„Und nun?" fragte ſie leiſe.

„Nun könnteſt du mein Weib werden, ja?"

„Ja," ſagte ſie noch leiſer.

„Nun aber, mein liebſter Schatz, nun kommt ein neues Hinderniß."

„Was? was?!"

„Meine Mutter."

„O!"

„Sie giebt's nicht zu. Soll ich dich zum Altar führen gegen ihr Verbot?"

„Das wär' nicht recht und — nicht gut."

Da wurden ſie unterbrochen. Rambert hatte erfahren, daß Lauriſton da ſei, und eilte im Hausrock hinunter, ihn zu ſehen, ihn zu hören.

Die Nachricht erfreute ihn ſo — er war ein guter Menſch —, daß er mit naſſen Augen Louiſon und

Lauriſton umarmte und zuſtimmend auf Lauriſton's weitere Vorſchläge einging.

Dieſe Vorſchläge betrafen die Aufführung der „Neuen Louiſon“, ſeines nun fertigen Stückes. Der Schluß ſei bereits im Theater, und die ganze Rolle werde binnen Kurzem ankommen, die Proben ſollten in Eile begonnen werden.

„Ich kenne das ganze Stück auswendig, ich kann morgen auf die Probe kommen!“ rief ſie.

Und es ging nun auch Alles beim Theater den erwünſchten raſchen Gang, wie das immer der Fall iſt, wenn Außerordentliches eintritt.

Louiſon war glücklich. Der Widerſtand der Mutter berührte ſie nicht dergeſtalt, daß er ſie verſtimmt hätte. „Ich hab' ihn ja doch, meinen Alfred, wenn auch —“ rief ſie und erzählte ihrer Roſe Alles, nur plötzlich mit der Frage ſchließend: „Was ſagſt du, wird das Verbot der Mutter Alfred von mir abwenden?“

„Das weiß ich nicht, liebes Fräulein. Ich werde den Doctor Zech fragen, der kennt ihn genau. Noch heute Abend frag' ich.“

Lauriſton war nicht ſo durchaus glücklich wie Louiſon. Ihm lag der Widerſtand der Mutter ſchwer auf der Seele.

Er ging denſelben Abend zu Zech, ihm Alles mitzutheilen und die Frage der Zukunft mit dieſem nüchternen Freunde zu erwägen.

Zech hatte wenig Verſtändniß für ſtarke Liebesleidenſchaft und ſagte kalt und trocken: „Du darfſt das deiner Mutter nicht anthun.“

Nicht wenig betroffen von dieſer poſitiven Meinung, ging Lauriſton fort, als Roſe eintrat.

„Ich weiß Alles!“ rief ihr Zech entgegen.

„O nein!“ erwiderte Roſe, ſchloß die Thür hinter dem ſortgehenden Lauriſton und trat ganz nahe an Zech heran, ihn wie in Gedanken anblickend.

„Was weiß ich denn nicht?“ ſagte Zech.

„Daß meine Herrin unſicher iſt, ob Herr Lauriſton ſich von ihr abwenden könnte, wenn deſſen Mutter ihm nicht nur die Heirath, ſondern auch den Umgang mit ihr verbietet.“

„Ja, wer kann das ſagen!“

„Sie können das ſagen, Sie! Denn — meint mein Fräulein — Sie kennen das Gemüth Ihres Freundes.“

„Kind! wer kennt den Anderen ſo genau! Man kennt ſich ſelber kaum.“

„O nein. Ich zum Beiſpiel kenne Sie und Sie kennen mich.“

„So? Papperlapapp! Wenn ich nun jetzt du zu Ihnen ſagte, wie würde Ihnen das gefallen? Ich zum Beiſpiel weiß es nicht.“

„Ich aber weiß es: es würde mir ganz gut gefallen.“

„Schau! Und wenn ich dich am Kinn faßte und ſpräche: Roſe, du biſt doch ein ganz hübſches Mädchen und könnteſt einem Manne willkommen ſein und deſſen Wirthſchaft führen — was würdeſt du dazu ſagen?“

Sie war purpurroth geworden und erwiderte barſch: „Was brauch' ich denn hübſch zu ſein, um dem Manne die Wirthſchaft zu führen?“

„Na, weil der Mann dich vielleicht auch heirathen würde!“

„Vielleicht? — Das iſt nichts.“

„Da haſt du Recht. Alſo, würdeſt du den Doctor Zech — du kennſt ihn doch —?“

„'s kommt mir ſo vor,“ lachte ſie.

„Würdeſt du dieſen brummigen Zech heirathen, wenn er dich wollte?“

„Lieber heut' als morgen.“

„Bravo! Alſo übermorgen.“

„Das heißt: am Nimmermehrstage?“

„Durchaus nicht, ſondern nächſtens — ja?“

„Ja.“ — Sie küßte ihm die Hand, und er klopfte ihr nur, wie er oft gethan, die Wange. Sonſt that er nichts, und ſie ging mit dem Kopfe nickend fort.

Ferval hatte unterdeſſen, wie vorauszuſehen war, die ganze Pariſer Preſſe mit ſeinen Heldenthaten in Dublin alarmirt. Er hatte wohl gütig die eigentliche Heldenrolle dem tapferen Lauriſton überlaſſen, als dem Achilles, aber Ulyſſes-Ferval war doch die wunderbare Triebfeder geweſen. Ganz Paris ſprach denn auch von dieſen merkwürdigen Ereigniſſen, und als die Kunde dazu kam, ſie würden nächſter Tage dramatiſirt auf dem Theater erſcheinen mit der erretteten Louiſon, da regnete es Vorbeſtellungen auf die Theaterplätze. Die als lachendes Genie bekannte Louiſon nun auch als tragiſche Muſe auftreten zu ſehen, das war eine erſtaunliche Lockung. Das allgemeine Mitgefühl für die verfolgte Unſchuld verſprach der „Neuen Louiſon“ — ſo ſollte das Stück heißen — einen außerordentlichen Erfolg.

Freilich vergingen noch einige Wochen — in Paris ohnehin ein unerhört kurzer Zeitraum für eine neue Inſceneſetzung —, und in großen Städten altern Senſationsnachrichten gar ſchnell. Da wachſen die Widerſprüche empor wie Unkraut. Jeder neu auftretende Autor insbeſondere hat an und für ſich eine große Schar von Widerſachern gegen ſich. Es ſind in erſter Linie diejenigen, welche ihre Stücke nicht anbringen bei den Theatern, und welche den ſo glücklich zur Aufführung gelangenden Lauriſton ingrimmig beneideten. Da hieß es denn und hieß es täglich lauter: Aeußerliche Abenteuer allein haben die Annahme des Stückes zu Wege gebracht! Und dieſe Widerſacher hatten einen ſehr geſchickten Anführer, deſſen Entrefilets in kleinen Journalen die Zweifelſucht ſorgſam entzündet hatten. Dieſer Anführer war Juron. Er ſchäumte in der Stille vor Grimm, daß dieſe ihm abgeneigte Louiſon wieder auf den Thron gehoben werden ſollte. „Man kennt ſie ja,“ ſchrieb er, „dieſe beim Theater künſtlich gemachten Größen! Wenn ſie abgewirthſchaftet haben mit ihren Minauderien und Capriolen, dann ſpricht man preiſend von ihren Umwandelungen. Weil Jugend und ein hübſches Lärvchen ausgereicht haben für Darſtellung unbedeutender Märchen, da ſoll nun eine kokette Heirathstraveſtie zureichen, um eine Tragödin erſchaffen zu haben, welche Verſe ſpricht. Lernt man franzöſiſche Verſe ſprechen in Wirthshäuſern und auf Dampfbooten?!“

Kurz, als die Aufführung der „Neuen Louiſon“ für einen beſtimmten Tag angekündigt wurde, da trat auch eine ſcharfe Oppoſition in Sicht, welche den Theaterdirector mit Beſorgniß erfüllen mußte. Mit ernſter Beſorgniß, denn es zeigte ſich, daß ſich auch die Jeunesse dorée der ungünſtigen Stimmung zugeſellte. Ueber die freche Wette ihres Clubs waren doch herbe Aeußerungen laut geworden, und dieſe prüde Louiſon war ja ſchuld daran. Zeigen wir, hieß es, daß dies Perſönchen als Künſtlerin herzlich wenig bedeutet!

Lauriſton entging nichts von dieſen drohenden Anzeichen, und er ſorgte mit Rambert nur aufmerkſam dafür, daß Louiſon nichts erführe von dieſer Gefahr, denn von ihrer geſammelten ruhigen Stimmung hing ja Alles ab. Es gelang dies auch, bis eines Vormittags der allezeit getreue Roſas bei einem Haare alle Vorſicht zu nichte machte. Er hatte die Errettung und Befreiung Louiſon's geleſen und ſtellte ſich ein bei der Glücklichen mit der naiven Frage: „Nun, Geliebteſte, der Irländer iſt vom Pferde gefallen, die Freiheit iſt da! Wie ſteht's jetzt mit uns? Iſt meine ehrliche Hand nicht werth, daß Sennora einſchlägt?“

„Gewiß, Roſas. Aber wir paſſen nicht mehr zuſammen. Ich lache nur noch ſtellenweiſe und ich ſpreche Verſe.“

„Allmächtiger!“

„Ja, ich ſpreche Verſe und ſpiele auch tragiſch.“

„Tragiſch? das heißt ja ‚unangenehm‘.“

„Für Sie, Roſas, nicht für alle Leute, wie ich hoffe.“

Sie war von glücklichſter Laune. Nun aber meinte der hoffnungsloſe Liebhaber, ſie warnen zu müſſen, und er ſagte mit einer gewiſſen Feierlichkeit: „Sennora, ich kenne das! Wenn die Leute im Theater nicht mehr lachen können, dann werden ſie leicht böſe und fangen an zu ziſchen und zu pfeifen. Laſſen Sie ſich warnen! Ueberall hört man ſchon davon reden, daß —“

Da trat Lauriſton glücklicherweiſe wie aufs Stichwort ein und ließ Roſas nicht weiter ſprechen, ſondern ſagte: „Was hör' ich?! Ein Künſtler wie Sennor Roſas könnte eine Künſtlerin, könnte ſeine Collegin unmittelbar vor der Schlacht beunruhigen durch Mittheilung von Klatſchereien und erfundenen Schwierigkeiten! Nimmermehr! Ein Mann wie Roſas muß der Collegin ſeinen Applaus zur Verfügung ſtellen.“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ ſchrie Roſas, „ſie weiſt mich zwar wieder ab, weil ſie die Luſtigkeit nicht mehr ſo hoch ſchätzt wie früher. Das iſt ein beklagenswerther Irrthum; aber —“

„Ein Künſtler bleibt Künſtler!“ unterbrach Lauriſton.

„Bleibt Künſtler, ganz richtig. Betrachten Sie dieſe Hände, um nicht Fäuſte zu ſagen. Sie werden's erleben, was ſie Abends vermögen, wenn's darauf ankommt. Ein Künſtler rächt ſich durch Wohlthaten, und Sie werden nie einen ſolchen Applaus gehört haben als — baſta, ich ſage kein Wort weiter. Ade, Ungetreue! Meine Leidenſchaft bleibt, ich aber verſchwinde.“

Und mit einem maleriſchen Sprunge war er hinaus.

Louiſon fragte nicht, was Roſas gemeint habe mit ſeiner unterbrochenen Rede — ſie war arglos geblieben und ging zum gemeinſchaftlichen Studium mit Lauriſton über, wie dies jetzt täglich geſchah. Sie wollte immer noch Verbeſſerungen von ihm hören, er aber verſicherte ihr täglich: es ſei nichts zu-, nichts wegzuthun. Die Auffaſſung und der Ausdruck ſeien vortrefflich, und namentlich die ſentimentalen Accente gingen tief zum Herzen.

Auch in den Proben auf der Bühne waren die Schauſpieler einig darin, daß Louiſon in ihrer Kunſt außerordentlich gewachſen ſei. Sie faßten ihr Lob in die Worte zuſammen: ſie hat weinen gelernt.

Ganz unter ſich — angeregt durch die ſchlimmen Entrefilets Juron's — unterdrückten ſie jedoch ihre Zweifel nicht, ob der gar ſo ſchlichte Vortrag der Verſe nicht auffallen und der Oppoſition nicht den Anlaß geben werde, ziſchend loszubrechen. Außerdem — flüſterten ſie — iſt die Scene im Schlafzimmer zu Dublin, wo ſie aus dem Bette ſpringt, doch ein ſtarkes Gewürz, welches überreizen und ſchlecht ausfallen kann.

Niemand wußte das Alles beſſer als Lauriſton, und er war in arger Aufregung. Und nicht bloß dieſe Sorge lag auf ihm. Was ſeine Mutter betraf, da mußte er ſich geradezu künſtlich betäuben. Da hatte ihn ja auch Zech im Stiche gelaſſen, und täglich, täglich ſchrieb dieſe Mutter, wenn auch neuerdings nur wenige Worte, ihn beſchwörend, das ſcandalöſe Unternehmen ſolch einer Theateraufführung um Gotteswillen aufzugeben, wenn er nicht die Theilnahme ſeiner Mutter für immer verlieren wollte.

Er wußte nichts mehr zu antworten, er verhärtete ſich, wie's ein Verzweifelnder thut, und antwortete gar nicht mehr, das herkömmliche Stichwort der Franzoſen: „Vogue la galère!“ zehnmal des Tages vor ſich hinmurmelnd.

Aber es war hohe Zeit für ihn, daß es zur Entſcheidung kam. Er fühlte, daß ſeine Nerven nicht länger Widerſtand leiſten könnten.

Achtzehntes Capitel.

Endlich war der Abend da. Um acht Uhr ſollte die erſte Vorſtellung der „Neuen Louiſon“ beginnen.

Schon vor Eröffnung der Kaſſe war großer Zudrang vor dem Theaterhauſe, obwohl vor dem neuen Stücke eine alte bekannte Komödie abgeſpielt werden ſollte. Es gab Lärm und Geſchrei; insbeſondere ſchalt man, daß Agioteure eine große Anzahl der Billette angekauft hatten, um ſie nun für erhöhte Preiſe zu verkaufen. Man ging einigen Männern, welche man in dieſem Verdachte hatte, unmittelbar zu Leibe, und es war nur einem ſtarken Manne zu verdanken, daß ihnen nicht Gewalt angethan wurde. Dieſer ſtarke Mann ſchob die Angreifer links und rechts zur Seite, und zwar ſcheinbar mit ſolcher Leichtigkeit, als ob er es mit Puppen zu thun hätte. Dabei machte er Späße, welche belacht wurden.

Dieſer ſtarke Mann war Niemand anders als Senner Roſas. Er behauptete, man habe kein Recht, die Agioteure anzugreifen; Handel ſei Handel im Kleinen wie im Großen. Dieſe Verkäufer riskirten ihr Geld wie jeder andere Kaufmann, und wenn ſie für unter die Blätter. Franz mochte wol etwas wittern, da er eintrat, wollte aber auch nicht zu viel erfahren, denn ſie waren beide ſeine Lieblinge. Sollte er es indeß dem leichtſinnigen Admiral ganz ſchenken, der alle Weiber beunruhigte? Nein — er hatte oder zeigte ein Bedürfniß, und ging es zu befriedigen nicht weiter als in den Kamin.

Sonſt hatte der geiſtreiche Admiral ſeinen Sinn auf die Herzogin von Alençon geſtellt, eine Schweſter des Königs. Dagegen hatte Franz nichts einzuwenden, er ſah ihn lieber bei ſeiner Schweſter als bei ſeiner Geliebten. Obenein erhörte ſie ihn nicht, den ſonſt ſo Glücklichen. Als einſt der Hof bei ihm war auf Schloß Bonnivet, ſtieg der verwegene Günſtling Nachts durch eine dem Beſuche unbekannte Fallthür in ihr Zimmer. Sie vertheidigte ſich aber ſo gut, und eine Ehrendame kam ſo paſſend oder unpaſſend zu Hilfe, daß er entweichen mußte. Der König, ſchwor ſie, ſoll dieſe Frechheit ſtrafen. Nicht doch rieth die Ehrendame, die ſich auf ſo etwas verſtehen mußte. Die Herzogin hatte ihn übrigens ſchon geſtraft, er war dergeſtalt zerkratzt im Geſichte, daß er ſich vor aller Welt verbergen und am nächſten Morgen unterthänigſt anzeigen mußte, er ſei ſchwer krank. Wie? rief der König. — Ja, Sire, und zwar ſo krank, daß er kein Licht vertragen und Niemand reden hören kann.

Der König und der Hof lachten, und reiſten weiter. Bonnivet und der Stallmeiſter Graffy waren die gefährlichſten Männer am Hofe. Dieſer wurde oft des Nachts mit verbundenen Augen zu einer Dame geführt, und eben ſo von ihr, und die Dame ſprach kein Wort, ſo daß er ſie nicht ſehen und hören konnte, weil er — heißt es dabei — ſie alle Tage nur zu viel hörte und ſah. Die böſe Chronik ſagt nämlich, es ſei Niemand anders, als Louiſe, des Königs Mutter geweſen, und ſie habe dies nicht um irgend einer Blödigkeit, ſondern ihres Geizes willen gethan. Unter ſolcher Form nämlich hätten die Liebhaber nichts von ihr heiſchen können, als Liebe.

Donna Louiſon ihr Geld eingeſetzt hätten, ſo beweiſe das obenein, daß ſie guten Geſchmack hätten, denn Donna Louiſon ſei eine außerordentliche Künſtlerin.

„Was ſolch ein Clown nicht Alles weiß!“ rief ein Herr, welcher vorüberging. — Es war Juron, von einer Gruppe begleitet, welche offenbar aus Malcontenten beſtand, denn ſie blickten ſehr hochmüthig drein. Leider war auch Malevy darunter.

Roſas blieb die Antwort nicht ſchuldig, ſondern ſchrie Juron nach: „Reſpectiren Sie den Clown, das rath' ich Ihnen. Der Clown iſt ein Künſtler. Er verſteht die Kunſt, Lachen zu erregen. Was verſteht denn ihr? Das Gegentheil. Ihr verderbt ehrlichen Leuten den Spaß mit euren hochmüthigen Grimaſſen. Nehmt euch ja heute in Acht, wir werden die Spaßverderber curios auf die Finger klopfen.“

„Bravo!“ rief man um ihn her, und das ermunterte ihn fortzufahren:

„Ich ſage, auch die Agioteure unterſtützen die Kunſt. Wenn die Preiſe ſteigen, ſo ſteigt die Waare. Das heizt ein, das heizt ein, wenn man die armen Teufel verkaufen ſieht — ah, Madame, kann ich dienen?“

Das ſagte er zu einer ſchwarz gekleideten älteren Dame, welche ſoeben aus einem Fiaker geſtiegen war und ſich rathlos umſah.

„Madame“ — fuhr er fort — „wünſchen vielleicht eine Eintrittskarte?“

„Jawohl. Um jeden Preis.“

„Das wär' zu hoch bezahlt. Indeſſen heute haben Sie Recht. Einer ſolchen Enthuſiaſtin für Demoiſelle Louiſon muß geholfen werden. Ich habe zwei Karten, und mein Kamerad, für welchen die eine beſtimmt war, läßt warten; er verdient ſie nicht mehr. Sie werden für ihn applaudiren. Nicht wahr, Madame?

Voila! Ich ſtelle die Karte Madame zur Verfügung.“

Die ſchwarze Dame griff haſtig danach und reichte ihm zwei Goldſtücke dafür.

„Pardon, Madame, ich mache hier keine Geldgeſchäfte. Ein Goldſtück iſt ſchon zu viel; ich bitte, es zurückzunehmen, und hier die Ausgleichsmünze, ich bitte! Darf ich Madame meinen Arm anbieten durch den Menſchenknäuel hindurch?“

„Sehr dankbar, mein Herr.“

Und ſo führte er, triumphirend faſt, indem er, von ſeiner eigenen Galanterie befriedigt, links und rechts blickte, die hochgewachſene, vornehm ausſehende Dame mit Geſchicklichkeit durch die Menge in das Haus und klappte ihr artig den Sperrſitz auf. Dann ſetzte er ſich neben ſie und machte ſich ſo dünn wie möglich, um ſie nicht zu beläſtigen.

„Madame kommen doch wohl nur, wie ich vorausgeſetzt“ — ſo begann er das Geſpräch — „um unſeren glänzenden Stern, Donna Louiſon, zu bewundern?“

„Um ſie zu ſehen, allerdings.“

„Werden Sie auch bewundern. Santa cruz! die iſt danach. Was ſie jetzt ſpielen“ — der Vorhang war aufgezogen worden — „das wird allerdings Madame nicht intereſſiren. Das iſt ein Lückenbüßer, iſt Füllſel, ſo zu ſagen. Die vornehmen Leute ſpeiſen ſpät und kommen erſt um acht Uhr. Deshalb fängt das Stück mit dem Stern erſt um acht Uhr an, und deshalb iſt das Haus jetzt noch nicht voll.“

„Wiſſen Sie,“ fragte die ſchwarze Dame leiſe — man hatte neben ihnen geziſcht — „wer der Verfaſſer des neuen Stückes iſt?“

Er antwortete ebenſo leiſe: „Ja und nein, Madame. Beſtimmt erfahren wir es erſt am Schluſſe der ‚Neuen

Louiſon‘ durch den Regiſſeur. Aber ich perſönlich glaube es ſchon zu wiſſen, ich habe den Autor — er heißt Herr Lauriſton und iſt ein perfecter Cavalier — bei Demoiſelle Louiſon getroffen.“

„Sie kennen dieſe Schauſpielerin?“

„Ob ich ſie kenne! Intim, Madame, natürlich in allen Ehren. Unter uns geſagt: ich bin verliebt in ſie bis über die Ohren.“

„Wie alle Welt!“

„Mehr, Madame, viel mehr.“

„Iſt ſie denn wirklich ſo liebenswürdig?“

„Ach, dafür giebt's keine Worte! Sie iſt einfach ein Engel, und früher war ſie geradezu ein Erzengel.“

„Früher?“

„Ja, als ſie noch luſtig war.“

„Und leichtſinnig.“

„Nie! Das war ſie nie! Im Gegentheil. Sie mochte ja von keinem Manne etwas wiſſen, das war ihr einziger Fehler. Aber lachen konnte ſie, o Gott! Seit ſie nun durch den irländiſchen Schuft — Gott verdamme ihn! — ſo unglücklich geworden, ſeitdem hat ſie ſich, ach! ſehr verändert. Sentimental iſt ſie geworden, ſogar tragiſch.“

„Zum Schein!“

„Ei bewahre! Stockernſthaft, und man ſagt, daß der muthmaßliche Verfaſſer des Stücks, Herr Lauriſton, ihr förmlichen Unterricht ertheilt hat im Sentimentalen und Tragiſchen, im Verſeſprechen, im edlen Ausdrucke, in der höheren Tugend überhaupt.“

„Höhere Tugend? Das heißt?“

„Ja, Madame, ich bin kein Gelehrter; die Kammerjungfer, die hübſche Roſe, ſagt ſo. Nobel ſoll's wohl heißen, ſtocknobel. So geht's in dem Hauſe her, und Diva Louiſon iſt die Tugendnobleſſe ſelber.“

Jetzt aber wurde das Ziſchen der Nachbarn ſtürmiſch. Roſas war im Eifer gar zu laut geworden, und jetzt machte er der ſchwarzen Dame ein ausdrucksvolles Zeichen zum Stillſchweigen, nur noch kaum hörbar flüſternd: „Die Leute haben Recht; wenn die Kunſt ſpricht, darf man den Nachbar nicht ſtören.“

Das Haus hatte ſich allmälig bis zum Giebel gefüllt, und jetzt war auch Rambert gekommen, und auch Lauriſton fand ſich ein. Er hatte ſich oben eine kleine Loge vorbehalten für ſich und Zech. Noch war er allein; Zech, immer ſparſam mit ſeiner Zeit, wollte erſt Schlag acht Uhr kommen.

Ein Dichter, deſſen Stück zum erſten Male aufgeführt wird, hat das Vorrecht, gründlich aufgeregt zu ſein. Und Lauriſton war ja noch von ganz anderen Sorgen bedrängt. Vielleicht deshalb war er ruhiger, eine Sorge ſchob die andere zur Seite. Es war die Ruhe ſtiller Verzweiflung. Er wußte nicht abzuſehen, was entſtehen würde. Und doch wühlte in ihm wohl die Frage am tiefſten: liebſt du Louiſon in ſolchem Maße, daß du ihretwegen die Mutter opfern willſt? Er wußte es nicht oder wollte es nicht wiſſen. Wozu auch! Gefiel ſein Stück nicht, dann war auch Louiſon's Leben und Zukunft geknickt, und dann wurde ja Alles unberechenbar anders. Sein Talent wie Louiſon's Talent verſanken alsdann — alſo das Stück, das Stück und deſſen Schickſal iſt die Hauptſache!

Da trat Zech in die Loge, und das Signal von der Bühne verkündete, daß die Vorſtellung des neuen Dramas beginne. Ein Geräuſch im Publikum wie leichtes Meeresbrauſen flog durch den Saal. Der Vorhang ging in die Höhe, das Geräuſch verſtummte.

Im erſten Acte war Louiſon die frühere heitere Louiſon, da war vorauszuſehen, daß im Publikum kein

Zweifel an ihrem Talente auftauchen werde. Sie wurde mit allgemeinem lebhaftem Beifalle empfangen und ſah ſchön und liebreizend aus. Es war eine glänzende Geſellſchaft bei ihr verſammelt, in welcher ſie ſich als Wirthin ſicher und heiter bewegte. Sie bemerkte es nicht, daß ihr brutaler Courmacher, der Engländer Donegal, ihren edlen Verehrer, den Grafen Fronſac, zum Duell herausforderte, ſie gab ihrem beſcheidenen Freunde, des Namens Anatole, Recht, als er ihr vorſtellte: die luxuriöſe Lebensweiſe werde ihre Gage und mehr noch verſchlingen, und antwortete luſtig: Das iſt ſchon geſchehen, und ich werd' mich auch beſſern, aber morgen erſt, morgen erſt! Das Leben iſt ſo ſchön, und wenn man es gewaltſam ändert, ſetzt man die ganze Schönheit aufs Spiel. Alſo morgen erſt und langſam ändern, unmerklich ändern und mit Ihrer Beihülfe, Anatole! Jetzt wollen wir noch lachen und ſingen. Und ſie ſang auf allgemeinen Wunſch ein Couplet mit ihrer früheren Verve, und der Act ſchloß unter jubelndem Beifalle des Publikums.

„Es geht gut," ſagte Zech.

„Die Gefahren kommen erſt," erwiderte Lauriſton.

Sie kamen ſchon im zweiten Acte. Mit den Gläubigern und Gerichtsdienern und mit dem heftig zudringenden Donegal mußte Louiſon ernſt werden, die neue Louiſon mußte ſich entwickeln, beſonders als es zu dem eigenthümlichen, ſo ſeltſam verclauſulirten Eheverſprechen kam. Da mußte ſie eine ganz neue Schauſpielerin ſein, wenn ſie am Schluſſe des Actes auf einen Seſſel ſinkt und ausruft: „Roſe, ich habe mein Leben verſpielt!"

Das Publikum blieb ſtill nach dem Fallen des Vorhangs. Und nun regte ſich die Oppoſition durch einzelne mißbilligende Rufe und durch Ziſchen. Daraufhin ſtand aber in den Sperrſitzen ein ſtarker Mann auf und rief mit Stentorſtimme: „Brava! brava!“ und klatſchte ſchallend in die Hände. Dies war Roſas, und er gab damit das Signal zum ziemlich allgemeinen Beifall. Jetzt wird das Ziſchen ſtärker, bewirkt aber, daß ſich der Beifall zu vollſtändiger Macht ſammelt und den Sieg davonträgt.

„Auch gut,“ ſagte Zech.

„Schon unter Kampf,“ erwiderte Lauriſton.

Dritter Act Trauung in Dublin. Wortbrüchiger Ueberfall Donegal's, Hülfe durch Roſe's Glockenläuten — Flucht.

Todtenſtille im Publikum bei dieſen gefährlichen Scenen. Sichtbare Spannung, als Louiſon, welche flüchten ſoll, kraftlos zuſammenbricht — die einſt nur luſtige Louiſon! — und, von Roſe unterſtützt, mühſam die Thür gewinnt. Nochmals zuſammenknickend und einen ſchweren Seufzer ausſtoßend, überſchreitet ſie die Thür, der Vorhang fällt, und im Publikum erhebt ſich augenblicklich ein Sturm des Beifalls und ein heftiges Ziſchen der Oppoſition. Mitten aus dem Lärm hört man eine donnernde Stimme: „Sie kann's! ſie kann's!“ Natürlich des Signor Roſas Stimme. Und unter ſeiner leidenſchaftlichen Aufführung wird der Beifall ſo ungeſtüm und maſſenhaft, daß die Oppoſition geradezu niedergedonnert wird.

„Sieg!“ ſpricht Zech.

„Durch ſie, durch ſie allein!“ antwortet Lauriſton.

Ganz gegen Lauriſton's Erwarten entwickelt ſich der vierte Act in ſeinem Stillleben ungemein günſtig. Die gebrochene Louiſon, welche nur allmälig durch den echten Liebhaber Anatole, durch ſein geiſtreiches Geſpräch, durch Erlernen des Versvortrags und künſtleriſcher Grundſätze langſam aufgerichtet wird, Louiſon mit der innerlichen Kraft ihres Talentes trägt den ganzen Act. Man findet die bei ihr unerwarteten Seelentöne zauberhaft, die einzelnen leiſen Bravorufe, die einzelnen halblauten Stimmen „Vortrefflich! vortrefflich!“ verbreiten eine ſo allgemeine Rührung und ſympathiſche Stimmung durch das ganze Haus, daß der Act ohne Widerſpruch unter enthuſiaſtiſchem Beifall ſchließt.

„Rührend,“ ſagte Zech.

„Ueberwältigend,“ erwiderte Lauriſton. Er ſelbſt war überwältigt. In ihrer ganzen Macht des Talentes hatte er jetzt Louiſon geſehen, und urplötzlich ſtand es ſonnenklar vor ihm: alle Opfer der Welt bringſt du für ihren Beſitz.

Das iſt die Macht der Schauſpielerin auf die Männerwelt, daß ihre ſchönen Eigenſchaften verklärt erſcheinen vom Schimmer dramatiſcher Poeſie.

Auch unten, wo Roſas und die ſchwarze Dame ſaßen, war die Wirkung die tiefſte. Der brave Clown, welcher das Tragiſche als das Unangenehme bezeichnet hatte, war gerührt wie ein Kind und weinte heiße Thränen. Schluchzend ſagte er zur ſchwarzen Dame: „Sehen Sie, Sie weinen auch, weinen rechtſchaffen. Nun haben Sie's erlebt, daß ſie ein Engel iſt, ein Engel vom Himmel. Ich aber war ein Eſel, als ich ſie vor dem Sentimentalwerden warnte. Entſchuldigen Sie, daß ich Ihre Rührung ſtöre! Weinen Sie zu, weinen Sie zu, das thut ganz gut, ich hätt's nicht gedacht.“

Der letzte Act hatte nun leichtes Spiel. Die Beſtrafung Donegal's, die Enthüllung der falſchen Eheceremonie waren Jedermann erwünſcht, und als nun in der Schlußſcene Louiſon die Befreiung angekündigt wurde und ihr ganzes reiches Naturell in enthuſiaſtiſchen Jubel, in jubelvolles Lachen ausbrach, da war auch die

Wirkung ein voller Sieg. Dies Lachen war ja die richtige Steigerung der früheren fröhlichen Louiſon. Jetzt war ihre Fröhlichkeit noch viel ſtärker, weil ſie aus vollem Inhalte entſprang und frei wurde — der Beifall wollte kein Ende nehmen, und der Regiſſeur konnte lange nicht zu Worte kommen, um den Namen Lauriſton's als den Namen des Autors zu nennen.

Lauriſton ſtürzte dann auf die Bühne und umarmte Louiſon vor aller Welt. Und Louiſon umarmte ihn wieder mit voller, glücklichſter Hingebung.

Lauriſton und Zech brachten ſie nach Hauſe, wo Rambert ſie erwartete. Er war ebenfalls tief gerührt und ſchloß ſeinen Pflegling mit den Worten in die Arme: „Mein liebes Kind, das war der ſchönſte Abend meines Lebens.“

„Dir dank ich ihn, und du dankſt ihn dir. Der Güte dankſt du ihn, welche du Guter mir unerſchöpflich angethan“ — ſagte ſie leiſe und innig.

Was bleibt übrig als das banale Herkommen: Man ſetzt ſich zur Tafel und der Champagner knallt wie Freudenruf.

So auch hier. Aber hier kamen doch noch Ueberraſchungen. Eine Nachtmuſik vor dem Hauſe drang herauf, und Roſas, welcher ſie herbeigeführt, öffnete die Zimmerthür.

Er ließ die ſchwarze Dame eintreten.

„Meine Mutter!“ rief Lauriſton und flog ihr entgegen.

„Deine überzeugte Mutter, Alfred. Ich kam als Störenfried und kam glücklicherweiſe zu ſpät. Die Theaterzettel mit dem Titel deines Stückes ließen mir nichts mehr übrig als zuzuſehen und zuzuhören.“

Und nun ging ſie zu Louiſon, ſchloß ſie in ihre Arme, küßte ſie auf die Stirn und ſagte: „Der Himmel ſelbſt hat Sie meinem Sohne geſchenkt, ich danke dem Himmel, denn ein beſſeres Weſen konnte ihm nicht geſchenkt werden.“

Roſas an der Thürſchwelle heulte.

Was iſt weiter zu ſagen? Die echte Trauung folgte in kurzer Zeit, und gleichzeitig wurden Zech und Roſe getraut.

Zech und Roſe waren ein kerngeſundes Paar, und ihre Ehe wurde mit Kindern geſegnet.

Das war leider Louiſon verſagt: ſie iſt kinderlos verblieben.

Bayerische
Staats-
Bibliothek

Entweder — oder.

Mitten unter ſolcher Welt mochte die Chateaubriant wol leichter die ſtrenge Sitte der Bretagne vergeſſen. Aber die Bretagne blieb bei ihrer Sitte, und vergaß der bretoniſchen Gattin nicht. Als der unglückliche Tag bei Pavia ihr den Admiral getödtet, den König genommen, da war ſie ſchutzlos am Hofe, und man fragte ſie, was ſie noch wolle.

Sie wußte ſich keinen andern Rath, als auf ihr Schloß in der Bretagne, zu ihrem ſtrengen bretoniſchen Edelmanne heimzukehren. Schweren Herzens, aber ſtarken Herzens that ſie's, denn ſie war eine Foix. Sie hatte eine Täuſchungsgeſchichte zu erzählen, wie ihr der König den Ring ihres Gatten geſchickt, und ſie dadurch zu einem falſchen Rendezvous verlockt, wie ſie geweint, ſich geſträubt habe — aber der bretoniſche Edelmann verließ das Zimmer, da ſie eintrat, er nimmt ſie auf, aber er ſieht ſie nicht. Er ſperrt ſie ein, aber er macht ihr keinen Vorwurf.

Eines Mittags horchte ſie umſonſt: man kam nicht, ihre Tochter war erkrankt, war geſtorben. Das einzig übrige Band war für den Edelmann zerriſſen. Es vergehen ſechs lange Monate, da nahen ſich viele Schritte, Chateaubriant tritt ein, ſie ſieht ihn zum erſten Male wieder, aber neben ihm ſechs verlarvte Männer und zwei Wundärzte. Sie öffnen ihr auf Armen und Füßen die Adern, und ſie muß verbluten. —

Varillas erzählt dieſen romantiſchen Ausgang, er will aber mit ſonſtiger Nachricht ſich nicht vereinigen. Die Gräfin Chateaubriant erlebte nicht nur die Zurückkunft des Königs, ſondern wir ſehen ſie noch 1533 unter den Damen, die mit dem Hofe nach Marſeille gekommen ſind. Dort hatte Franz zum Aerger Carls eine intime Zuſammenkunft mit dem Papſte, und es ereignete ſich folgendes komiſche Mißverſtändniß in Betreff jener Damen. Ich glaube, es betraf eine Diſpenſation von ſtrengen Faſten. Brantome ſagt: ſie wollten eine Erlaubniß haben, die man ſich wol manchmal nimmt, aber um die man nicht bittet. Der heilige Vater aber glaubte, es ſei von der Erlaubniß desjenigen ſinnlichen Genuſſes die Rede, den ſich eine Frau wol erlaube, von dem ſie aber

Entweder — oder.

Eine Erzählung

von

Heinrich Laube.

Braunſchweig.
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1882.

[illegible]

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erſtes Capitel.

Eine alte Dame, in ſchwarze Seide gekleidet, ſaß auf dem Sopha, ein Mops mit verdrießlichem Geſicht neben ihr. Das Geſicht des Mopſes war übrigens nicht bloß verdrießlich, es war auch ausdrucksvoll; er hatte erſichtlich ſeine eigenen Gedanken. Er hörte ausſchließlich auf den Namen Bums; die Dame hieß Euphemia Gräfin von Wartenſtein.

Sie war ſchon achtzig Jahre alt und auch ganz blaß. Nur ihre ſchneeweißen Haare und ihre ſchneeweiße Halskrauſe waren weißer als ihre Geſichtsfarbe. Der Kopf machte den Eindruck einer Statue, tadellos ſchön geformt, mit hoher Stirn, feiner Adlernaſe, kleinem Munde, ſtarkem Kinn und zierlichen Ohren. Er war jedoch belebt durch ein Paar große ſchwarze Augen, und wenn ſie ſprach, ſo bewegte ſie eine wohlgeſtaltete, noch immer fleiſchige Hand in graziöſer Weiſe. Dabei ſah man auch, daß ſie noch gut erhaltene Zähne beſaß. Der Ton ihrer Stimme dagegen war etwas hart.

„Ich bin heute etwas heiſer, Erlaucht,“ ſagte ein junges Mädchen, welches vor ihr ſtand.

„So ſinge mit heiſerer Stimme. Da kannſt du recht zeigen, wie viel du gelernt haſt. Bums, ſei ruhig!“

„Bums ärgert ſich, wenn ich ſinge.“

„Das bekommt ihm gut. Fang an!“

„Es fängt mit Tanz an.“

„Um ſo beſſer; tanze alſo!“

Dieſe Scene ſpielte in dem großmächtigen Zimmer eines Schloſſes in Böhmen. Hohe Glasthüren öffneten ſich auf einen breiten Balcon, an deſſen Seiten Orangenbäume ſtanden. Zwiſchen den Orangenbäumen hindurch ſah man über einen Park — das Zimmer lag in einem hohen erſten Stockwerk — auf weites, hügelan ſteigendes Getreidefeld, und ganz im Hintergrunde ſchloß ein Waldſaum den Ausblick.

Es war Frühſommer; das Getreide ſtand noch auf den Feldern und die Vögel ſangen noch an dieſem Vormittage. Die Sonne ſchien warm, in dem großen Zimmerraume aber war es kühl, denn er lag gegen Abend. Eine große Wanduhr, reich eingefaßt mit Metall, ſchlug eben zehn Uhr.

Das Mädchen, welches tanzen und ſingen ſollte, war ein junges Blut von ſechzehn Jahren, ſchlank gewachſen und biegſam wie eine Gerte. Ihr dunkelbraunes Haar war kurz gehalten und fiel in natürlichen Locken auf die Stirn und bis zu den Schultern. Ihr Antlitz war ebenfalls blaß, aber von einer lebensvollen Bläſſe, lebensvoll beſonders durch die tiefblauen Augen, welche kräftig leuchteten. Bekleidet war ſie wie die Landmädchen mit einem kurzen Röckchen von feinem Stoffe. Das kurze Röckchen ließ die Füße faſt bis über den Knöchel frei, und rothe Strümpfe hoben das ſchlanke Bein anmuthig hervor.

Sie wurde Leni genannt und war ein Findelkind. Eine Stunde vom Schloſſe entfernt hatte man es gefunden und zur Gräfin geführt. Dieſer hatte das wilde Geſchöpf von etwa zehn Jahren gefallen; ſie hatte es aufgenommen, es aufziehen und unterrichten laſſen.

Jetzt ſtellte ſich Leni in die Mitte des Zimmers und nahm Stellung, um zu tanzen und zu ſingen, lief aber plötzlich wieder zur Gräfin hin und ſagte: „Aber, Erlaucht, du huſteſt ja wieder!“

„Das braucht dich nicht zu kümmern, ſo wenig als es mich kümmert.“

„Doch! Der Doctor aus der Stadt hat geſagt: das ermatte dich.“

„Alſo ermuntere mich durch deine Kunſtſtücke, junger Schnabel!“

„Ja!“ — Und nachdem ſie Bums über den Kopf geſtreichelt, worauf er ein angenehmes Brummen verlautbarte, trat ſie zurück, lief aber doch gleich wieder zum offenen Balcon und rief: „Da kommt endlich der Kurt! Darf ich nicht ſo lange warten, bis er hier iſt?“

„Und zuhört und zuſieht?“

„Ja.“

„Du brauchſt ſchon ein größeres Publikum und brauchſt Beifall?"

„Ach, der Kurt ſpendet gar ſelten Beifall, der tadelt lieber."

„Und der Tadel gefällt dir nicht?"

„Nein, er ärgert mich. Aber er iſt mir doch lieber, als wenn gar Niemand dabei iſt; dann kommt mir mein Tanzen und Singen und Declamiren vor wie eine Suppe ohne Salz. Morgen iſt Sonntag; darf ich morgen in der Capelle ſingen?"

„Haſt du was Paſſendes?"

„Jawohl, eine rührende Arie, welche mir die Maruſchka geſchickt hat."

„Wo iſt denn dies Muſikantenkind jetzt?"

„In Prag, da ſtudirt ſie und ſingt. Dorthin möcht' ich auch, um zu ſtudiren."

„Hörſt du das, Kurt?" ſagte die Gräfin zu dem eintretenden jungen Manne.

„Ich hör's alle Tage," antwortete dieſer. „Leni will durchaus ein Geſchäft aus ihren Anlagen machen."

„Was heißt das: ein Geſchäft? Ich will vollkommen werden. Entweder etwas Vollkommenes oder gar nichts!"

„Du biſt ein übertreibender Unband. Fang nur an. Kurt, ſetz dich."

Leni ſchüttelte mit dem Kopfe, dann aber rüttelte ſie ſich gleichſam zuſammen, als ob ſie ihren Körper ordnen wollte, ſang leiſe eine Volksmelodie und tanzte nach dem Tacte derſelben, langſam, faſt feierlich. Es war mehr ein Schreiten und zierliches Bewegen, welches ihre ſchlanke, biegſame Figur gefällig darſtellte. Mitten darin brach ſie ab mit einem lang gehaltenen Tone und ging ſtehenbleibend in den Vortrag der Arie über, welche ſie für die Capelle angekündigt hatte. Sie trug dieſelbe ſo rührend vor, daß die Gräfin und Kurt in die Hände klatſchten, als ſie ſchloß. Bums ſogar brummte wieder befriedigt.

Das machte nun Leni große Freude; ſie ſchlug ſelbſt ihre Hände zuſammen, ſprang vergnügt umher, küßte der Gräfin die Hand, ſtreichelte Bums und ſagte: „Siehſt du, Erlaucht, wie das ſchön iſt, wenn die Zuhörer applaudiren! Nun noch den Monolog, welchen ich mit Kurt ſtudiren werde!“ Und im Nu war ſie wieder in der Mitte des Zimmers, machte mit den Armen eine große Bewegung als Einleitung und declamirte den ganzen Monolog aus der Jungfrau von Orleans „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften“ von Anfang bis zum Ende.

Die Gräfin klatſchte wieder Beifall, Kurt aber nicht.

„Du biſt nicht zufrieden, Kurt?“ ſagte ſie, Athem ſchöpfend, und lief zu ihm.

„Nein, Leni. Das iſt nur auswendig gelernt, iſt nur declamirt. Von dir ſelbſt kommt da gar nichts zum Vorſchein, man hört nur des Dichters Worte. Der Dichter ſelbſt und du, ihr bleibt beide verborgen.“

„Das kann man aber lernen, und ich will's lernen! Entweder — oder! Ich ſag's noch einmal, Erlaucht:

Wenn ihr mir's verbietet, dann lauſe ich fort. Ich werd's ſchon finden."

Zunächſt lief ſie aus dem Zimmer.

„Was heißt denn das, Kurt? Der Unband wird immer toller."

„Es ſteckt eine Komödiantin in ihr, Tante, und es wäre doch ſchade, wenn weiter nichts aus ihr würde."

„Nichts weiter? — Wer wird denn überhaupt für ſie ſorgen, wenn ich nicht mehr da bin?"

„O!"

„Täuſchen wir uns nicht, Kurt, ich bin alt und fühle, daß ich einmal plötzlich abſcheiden kann. Deshalb will ich auch mit dir ein letztes Wort ſprechen, und — ich bitte — beſtelle mir für heute Abend den Wuſſinah herauf, ich will mein Teſtament machen."

„Aber Tante!"

„Du haſt die Güte, mich Tante zu nennen, obwohl ich dich verleugne als ſogenannte Racegräfin. Erinnerſt du dich meiner Worte, als du neulich beim Ausfahren meine beiden Lipizzaner Schimmel bewunderteſt? Ich ſagte dir: Dieſe Geſtütſchimmel können dich belehren, was Race bedeutet. Sie ſind durch die Habsburger aus Spanien eingeführt worden und ſtammen direct von jener mauriſchen Pferderace ab, welche durch die Araber nach Spanien gebracht worden iſt vor vielen Jahrhunderten. Betrachte ihre feine Haut, ihre ſchlanken, elaſtiſchen Knochen, ihre reizenden Köpfe, ihr Feuer, ihre Ausdauer mit langem Athem und vergleiche ſie nun mit den gewöhnlichen Pferden. Wagſt du dann noch zu ſagen: Blut vererbe ſich nicht? Du ſchweigſt. Sage mir jetzt: Haſt du dich endlich eines Beſſeren beſonnen und willſt du den Namen meiner Schweſter, deiner Mutter, annehmen?"

„Niemals! Mein Vater war ein ehrlicher Mann. Wie könnte ich ihm die Schmach anthun, ſeinen Namen abzulegen, weil er ein bürgerlicher Name iſt und der Frau Reichsgräfin deshalb nicht gefällt!"

„Kurt!"

„Sie haben es durchgeſetzt, ihn und meine Mutter aus Ihrer Familie zu weiſen und ſie gleichſam zu ächten, und das ſollte ich gutheißen, indem ich den Namen meines Vaters verleugnete! Wie können Sie das von mir erwarten!"

„Ich habe dich ja dazu herberufen in mein Schloß und dich als meinen Verwandten behandelt."

„Hätten Sie mir vor einem Jahre, als ich Ihre Einladung erhielt, offen geſagt, daß ich zu ſolchem Zwecke hierher kommen ſollte, ich hätte dies Schloß nie betreten. Ich kam in der Meinung, Sie wollten mir, dem Sohne Ihrer Schweſter, gegenüber Ihrem Adelsſtolze entſagen und dem Andenken meiner Mutter eine Genugthuung widmen, welche Sie ihr ſchuldig ſind. In dieſer Meinung bin ich das ganze Jahr hindurch verblieben, denn Sie haben während dieſer Zeit immer mild und freundlich von meiner Mutter geſprochen und mich als Ihren Neffen liebevoll behandelt. Dafür danke ich Ihnen jetzt, niemals ſpreche, und er fand ſolch Geſuch unanſtändig und ſagte Nein. Heiliger Vater, riefen die Damen ungeduldig, wir ſind ſchwach, wir brauchen ſolche Stärkung — Nein, nein! — Aber heiliger Vater, wenigſtens drei Mal in der Woche — Drei Mal! il peccato di lussuria!

Der gefangene Franz dachte wol oft mit ſchmerzlicher Sehnſucht an das geliebte und ſchöne Weib, an die lebhafte Chateaubriant, und er malte ſich in Caſtilien, wie ſie in der Bretagne, die Reize des Wiederſehens. Aber die Flügel wurden ihm zu feſt niedergedrückt, als daß er nicht auf eine Zeit lang zuſammengebrochen wäre. Er gehörte zu jenen Naturen der Freude, die aus jeder Stunde einen Reiz der Hoffnung oder des augenblicklichen Gelingens ziehen müſſen, um zu exiſtiren. Sie ertragen das Mißgeſchick nur, weil ſie's läugnen, und damit ertragen ſie oft großes. Das Ausruhen auf Schmerz und Klage, das Vertiefen darein iſt ihnen Tod, jede Hemmung in den raſchen Pulsſchlägen des Lebenslaufes iſt ihnen Lebensgefahr, jeder Seitenweg ein Rückweg. Erſt wenn alle Verſuche mißlingen, ſich ſelbſt das eigene Unglück zu beſchönigen, erſt dann brechen ſie zuſammen. Und auch dann ſelten lange, wenn die phyſiſche Kraft nicht verſiegt. Das Leben in ihnen iſt wie ein unmittelbares Atom des Gelingens, das aus dem Schooße der Gottheit in einen Menſchen geſtiegen iſt. Sie ſpringen immer wieder auf; Selbſtmörder ſind unter ſolcher Menſchenklaſſe unmöglich, denn die Hoffnung iſt das Blut derſelben, die Selbſtzufriedenheit iſt eine Bahn, wohin alles Leben bei ihnen von ſelbſt kehrt ohne ſtrenges Examen, ohne Veranlaſſung. Schwerſorgende Naturen ſind ihnen Laſt und Hemmniß, denn das kühnſte Beginnen fällt in der Weltgeſchichte dieſen Naturen der Freude zu. Beſonnene aber muthige Naturen ſind ihnen eine förderliche Begleitung, denn dieſe hemmen den Aufwand für das Unnütze.

aber die Entehrung meines Vaters weiſe ich nachdrücklich zurück und ich verlaſſe Ihr Schloß für immer. Mögen Sie in Ihren Grundſätzen, welche ich Vorurtheile nenne, glücklich weiter leben!“

Er verbeugte ſich und ging. Die Gräfin blieb anſcheinend ruhig ſitzen und ſtreichelte ihren Mops, der eingeſchlafen war. Aber nur anſcheinend, denn im Inneren war ſie bewegt. Sie hatte ihre verſtorbene Schweſter geliebt, und ſie liebte deren Sohn, dieſen Kurt. Eigentlich gefiel ihr auch der Eigenſinn des jungen Mannes, dieſes Abweiſen großer Vortheile aus Achtung für ſeinen Vater. Aber ſie konnte ihm und konnte ſich nicht helfen; ihre Grundſätze waren unerbittlich. Man nannte ſie die Racegräfin, weil ſie den höchſten Werth auf die Abſtammung legte, Allem voraus auf die Abſtammung des Edelmannes. „Es muß eine ariſtokratiſche Claſſe geben, und dieſe muß rein und in voller Macht erhalten werden!“ ſo lautete ihr Hauptgrundſatz. Der Staat gehe unter, meinte ſie, wenn daran gerüttelt, wenn darin nachgegeben werde.

Dabei war ſie eine gute und edle Natur. Frühzeitig und kinderlos war ſie Wittwe geworden und hatte ihre Herrſchaften ſelbſtändig regiert, ſelbſtändig und ſorgſam, ſo daß ſie in beſter Ordnung und ſehr einträglich waren. Dieſes Regieren hatte ſie immer feſter, immer unzugänglicher gemacht in ihren Grundſätzen; denn wer täglich, ja ſtündlich regiert, dem tritt kein Zweifel mehr nahe über die Berechtigung ſeiner Anſichten. So war ſie denn auch jetzt keinen Augenblick im Ungewiſſen, daß ſie den braven Kurt aufgeben müſſe, obwohl ihr dies wehe that.

Das Mädchen, die Leni betreffend, war ſie auch peinlich berührt von deren letzten Worten: „Ich laufe fort“; denn dies begabte Geſchöpf war ihr ein wohlthuender Umgang geworden. Sie hielt es gar nicht für unmöglich, daß dieſer „Unband“ ſo was ausführen könnte. „Sie iſt nicht ohne Race,“ ſagte ſich die Gräfin, „und vielleicht deshalb mag ich ſie gern, und gerade deshalb kann ſie wohl eines tollen Streiches fähig ſein. — Ach, es iſt traurig,“ fuhr ſie fort, „wenn man beim nahen Tode kein eigenes Kind hat, welches durch die Bande des Blutes an uns gebunden iſt!“

Und dies ſagend, wollte ſie ſich erheben; aber die Kräfte verſagten. Was ihr noch nie begegnet war: ſie fühlte ſich zu ſchwach, um vom Sitze aufzuſtehen. Hatte der Schmerz über Kurt ſie ſo angegriffen? „Nein,“ ſagte ſie, „es iſt die hereinbrechende Unmacht des Alters, der Herzſchlag wird matt, und einſam wirſt du bald ſterben.“

Sie läutete mit einer kleinen Glocke, welche vor ihr auf dem Tiſche ſtand. Die Kammerfrau erſchien. „Bring mir das Buch, welches auf meinem Nachttiſche liegt, und ſchick nach dem Wuſſinah hinunter, er ſoll ſogleich zu mir kommen.“

Das Buch, welches die Kammerfrau brachte, war ein Roman Walter Scott's. Die Gräfin liebte dieſen

Schriftſteller; ſie hatte überhaupt immer gern geleſen. Neuerer Zeit war ihr Augenlicht ſchwach, und Leni war ihre Vorleſerin geworden. Bei dieſem Vorleſen hatte es oft Streit gegeben: der Buchhändler in Prag ſchickte nämlich alle neuen Bücher heraus, und Leni wollte Alles vorleſen, ſie war eben wißbegierig. Aber die Gräfin unterbrach ſie oft ſchon nach den erſten Seiten eines neuen Buches, „fort damit!“ rufend, „die franzöſiſchen Bücher ſind nichts mehr werth. Es iſt mir leid, daß ich dich dieſe Sprache habe lehren laſſen, ſie bringt jetzt nur Unheil.“

Mühſam hielt ſie den Band Walter Scott's dicht vor ihre Augen; ſie wollte auf andere Gedanken gebracht werden. Es ging nicht. Die Augen reichten wohl allenfalls zu, aber ihr Geiſt konnte nichts Fremdes aufnehmen. Sie ließ das Buch ſinken, ihr ganzes Leben ſtieg auf vor ihrem Geiſte und ging an ihr vorüber.

Vorwürfe hatte ſie ſich nicht zu machen, denn ſie hatte alle guten ariſtokratiſchen Eigenſchaften ihr Leben hindurch bethätigt. Sie war immer wohlthätig geweſen, auch oft großmüthig, wo ſie einer edlen Regung begegnet war; ſie hatte die Kunſt gefördert, ſoweit ſie in ihre Nähe gekommen; ſie hatte die Wiſſenſchaft unterſtützt, ſoweit ſie nicht — da hatte es eine Grenze gegeben: die Schulen für ihre Bauern. Sie hatte geſagt: Das jagt die Leute aus ihrer Sphäre hinaus, macht ſie unruhig und unzufrieden! Nur da hatte ſie wohl mitunter gezögert mit ihrer Zuſtimmung. Aber im Ganzen hatte ſie es doch gehen laſſen mit dem ſogenannten Fortſchritt des Unterrichts und den Caplan abgewieſen mit ſeinen Bedenken; denn obwohl ſie religiös war, hegte ſie Abneigung gegen das Pfaffenthum. Aber beim Unterricht der Bauern ſtanden doch jetzt ihre Gedanken ſtill, und ſie fragte ſich: Biſt du da nicht unvorſichtig geweſen?

„Lieber Gott,“ ſagte ſie langſam, „bei aller Macht iſt man doch unmächtig ſelbſt für ſeine nächſten Kreiſe, der gute Herrgott mag's richten.“

Dabei ſchloß ſie die Augen und ſank in Schlummer, — in einen halben; — denn als die Kammerfrau den Güterdirector Wuſſinah meldete und Bums bellte, da wurde ſie ſogleich vollſtändig wach und all ihrer geiſtigen Kräfte mächtig.

Wuſſinah trat mit tiefer Verbeugung ein und blieb an der Thürſchwelle ſtehen. Sein demüthig unterworfenes Weſen hätte ihr ja gefallen ſollen, aber es gefiel ihr nicht. Sie war nicht beſonders eingenommen für ihre czechiſchen Unterthanen, obwohl ſie die unterthänigſten waren, und dieſen Mann, welcher aus ihrer Mitte ſtammte, liebte ſie gar nicht. „Er betrügt dich überall da,“ ſagte ſie ſich, „wo du mit deiner Controle nicht nachkommen kannſt, und iſt ein zweideutiger Patron. Aber du kannſt ihm nichts Uebles nachweiſen, und er verwaltet genau und mit großem Geſchick.“

Er war ein kleiner Mann mit ungraziöſen Bewegungen, aber mit einem Geſicht, welches Verſtand, Schlauheit und Hartnäckigkeit verrieth. Seine kleinen

Augen leuchteten mitunter überraſchend hervor unter dicken ſchwarzen Augenbrauen. Er mochte ein Fünfziger ſein; das Kopfhaar war noch dunkel, der Bart glatt abraſirt, die Kleidung unſcheinbar, wenn er auch ſtets in einem Frack erſchien, welcher ſchon lange gedient hatte.

„Hole Papier, Feder und Tinte,“ ſagte ſie, „du ſollſt hier auf dem Tiſche vor mir mein Teſtament ſchreiben.“

Er rückte ein wenig den Kopf in die Höhe, wendete ſich aber lautlos und ſchritt hinaus, um das Verlangte zu holen.

Während dies mit und bei der Gräfin vorging, war Kurt in ſeinem Zimmer unter Beihülfe ſeines Dieners beſchäftigt, all ſeine Habſeligkeiten einzupacken. Er übte beſonders Malerei, und war jetzt ſelbſt beſorgt, alles dazu Gehörige, Skizzen und angefangene Bilder, ſchicklich zu verwahren.

Konrad Wetter war ſein Name, und er war nahezu dreißig Jahre alt. Sein Aeußeres zeigte nichts vom beliebten Malercoſtüm, keinen breitkrämpigen Hut, keinen Sammetrock, keine lange Haarfriſur nach Rafael. Dergleichen liebte er nicht. Sein Geſchmack war nach allen Richtungen für das Schlichte und Einfache, ſein Weſen überhaupt ſtrenger, als einem jungen Manne wohl anſteht, ſobald es auf das Urtheil junger Damen ankommt. Von kräftiger Mittelgröße, bewegte er ſich jedoch leicht und ungezwungen, und ſein ausdrucksvoller Kopf verrieth Geiſt und Charakter, wozu ein feiner Mund und ein feſt blickendes Auge weſentlich beitrugen. Die Erziehung im elterlichen Hauſe hatte ihm einen dauernden Stempel aufgeprägt, den Stempel der Solidität.

Sein Vater, im Beſitze eines kleinen Landgutes, hatte ihm bis in ſein Jünglingsalter jeglichen Unterricht ertheilt, wozu er durch ausgebreitete gründliche Kenntniſſe ausgerüſtet geweſen war. Beſonders im Bau- und Ingenieurſache war dieſer Vater bewandert geweſen und hatte durch Preisarbeiten den mäßigen Betrag ſeines Beſitzthums hinreichend erhöht. Bei fleißigem Zeichnen techniſcher Sachen für den Vater hatte Kurt frühzeitig maleriſches Talent entwickelt, und von ſeiner Mutter, einer ſinnigen Frau, war dieſer Trieb gefördert worden. Von ihrer Familie und den Gütern derſelben durch ihre harte Schweſter, die Gräfin, ausgeſchloſſen wegen ihrer nicht ebenbürtigen Ehe, war dieſe Mutter Kurt's in herzlicher Liebe ihres Mannes eine ſtille, poetiſche Frau geworden, welche ihren Kurt mit weicher Hand in Literatur und Kunſt eingeführt hatte, und Kurt war aus einem intimen Familienleben wie eine Jungfrau hinausgekommen in die größere Welt. Dieſe Welt war zunächſt Akademie und Univerſität. Anfangs in Prag, dann in Wien, endlich in München. Seine künſtleriſchen Anlagen hatten ſich allmälig ganz für Malerei entſchieden, und in München hatte ihn die traurige Nachricht betroffen, daß Vater und Mutter binnen zwei Tagen geſtorben ſeien. Da war er heimgereiſt, ihnen ein Grabdenkmal zu errichten, hatte einem Freunde die Verwaltung ſeines Landgutes übertragen, eine einfache Todesanzeige an die Gräfin geſandt und war auf weite Reiſen gegangen — nach der Schweiz, nach Frankreich, nach Italien. Die Geldmittel, welche ihm der verwaltende Freund geſendet, waren knapp geweſen, er lebte aber auch knapp und anſpruchslos. Erſt nach Jahren war er einmal als gereifter Künſtler auf ſein Landgut heimgekehrt, und dort war er — die Gräfin mußte ſeine Heimkunft erfahren haben — von einem Briefe derſelben überraſcht worden, in welchem ſie ihn zu einem Beſuche auf Schloß Wartenſtein einlud. Sie wünſchte, hieß es in dem Briefe, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

So war er vor ungefähr einem Jahre auf dies Schloß gekommen, und er war da geblieben, weil ihn Mancherlei zu dieſem Bleiben antrieb. Die Gräfin ſelbſt intereſſirte ihn als eine geiſtvolle, gebildete Dame, welche an ſeiner Kunſt großen Antheil nahm und ihm ein Atelier einrichten ließ. Von dem Zerwürfniß mit ſeinen Eltern ſprach ſie nie, wohl aber gedachte ſie öfters ihrer Schweſter, ſeiner Mutter, mit herzlicher Zuneigung. Mit keinem Worte wurde es berührt, ob ſeine Verwandtſchaft ihm einen Anſpruch verliehe. Er war viel zu ſtolz, um dieſe Frage zu berühren, und als die Gräfin einmal fragte, ob er nicht Geld brauchte, da erwiderte er trocken: „Nein!" Die Umgegend bot ſchöne Landſchaftsbilder, und die wilde Leni war ihm eine angenehme Unterhaltung. Sie kam ihm zutraulich entgegen, und er unterrichtete ſie mit Vergnügen. „Sie lernt Alles merkwürdig ſchnell,“ ſagte er zur Gräfin, „und iſt von einer reizenden Begabung; in der Muſik iſt ſie erfinderiſch, und in poetiſcher Literatur beſonders verſchlingt ſie Alles. Goethe und Schiller kann ſie bereits auswendig.“

So ſtanden die Dinge, als die Gräfin plötzlich mit der Eröffnung hervortrat: ſie wollte ihn mit Geld und Gut bedenken, wenn er den Namen ſeines Vaters ablegte.

„Nun beſtelle unten im Wirthſchaftshofe einen großen Wagen,“ ſagte er zu einem Diener, „damit wir Alles unterbringen. Sobald du aufgepackt haſt, reiſen wir ab.“

Von Leni, welche er ſehr lieb gewonnen, wollte er noch Abſchied nehmen. Er wohnte in einem Flügel des Schloſſes, Leni wohnte drüben im Mittelgeſchoß nahe bei der Gräfin. Dahin ging er jetzt.

Er fand ſie auch. Sie ſaß an einem kleinen Tiſche und ſchrieb eifrig an einem Briefe. Das Zimmer war von mäßiger Größe und ſah ein wenig unordentlich aus. Auf einem Clavier lagen Notenblätter zerſtreut umher, und es hatten ſich deren auf dem Stuhle angeſiedelt. Auf einem runden Tiſche lagen aufgeſchlagene Bücher bunt über einander, und am Fenſter ſtand eine kleine Staffelei mit einer Kohlenzeichnung, welche wohl den Kampf zweier Ritter darſtellen ſollte.

Kurt blieb vor dieſem grimmigen Bilde ſtehen und lachte laut.

„Lache immerhin,“ ſagte Leni, ohne im Schreiben innezuhalten, „ich weiß es ſchon ſelbſt: mit meinem

Malertalente iſt's nichts. Du biſt ſchuld, daß ich's verſucht habe; ich muß eben Alles nachmachen."

„Was ſchreibſt du denn da?"

„Ein Geſuch an Erlaucht. Sie ſoll mich nach Prag ſchicken, damit ich was Vollſtändiges lerne."

„Theater ſpielen willſt du?"

„Kann ſein. Ich weiß ſelbſt noch nicht, was oder wie. Aber ich muß was Ganzes werden; entweder — oder!"

„Hör auf mit deinem kindiſchen Entweder — oder! Darin ſteckt nichts als die Sucht, Aufſehen zu erregen. Die Gräfin übrigens ſchlägt dir's ab; ſie iſt heute von härteſter Geſinnung. Dich wird ſie zurückhalten, mich treibt ſie fort. Ich komme, Abſchied von dir zu nehmen."

„Was?!"

„Binnen einer Stunde reiſ' ich fort."

„Das iſt ja nicht möglich! Was ſoll denn alsdann aus mir werden?!"

„Komm her! Gieb mir die Hand, ſieh mir ehrlich ins Auge und verſprich mir, deine tollen Wünſche zu mäßigen."

Sie ſprang zu ihm, ergriff ſeine beiden Hände und ſah ihm ſtarr in die Augen. Aus den ihrigen liefen Thränen, und faſt ſchluchzend ſagte ſie: „Ums Himmels willen, Kurt, verlaß du mich nicht! Du biſt ja mein Alles; was ich weiß und was ich kann, ich hab's ja von dir!"

„Du wirſt mich ja auch behalten; ich gehe auf mein

Gut, alſo nur ein paar Meilen weit. Dorthin wirſt du mir ſchreiben: was du denkſt, was du thuſt, was du willſt, und ich werde dir immer ausführlich antworten.“

Sie ſchüttelte ihre dunklen Locken, und ihr Blick wurde wieder ſtarr. Endlich ſagte ſie halblaut: „Dann geh ich entweder verloren, oder ich muß einen heroiſchen Entſchluß faſſen.“

„Immer wieder entweder — oder. Wenn du die Uebertreibung nicht unterlaſſen kannſt, dann wird nichts aus dir als eine Komödiantin. Du biſt erſt ſechzehn Jahre alt; lerne weiter und ſuche dich in Beſcheidenheit zu ſammeln, wenigſtens noch ein Jahr lang. Dann komme ich wieder, prüfe dich und gebe dir meinen Rath. Von der Gräfin fortzulaufen, die für dich wie eine Mutter geſorgt, die dich erzogen und dein ganzes Leben gebildet hat, das wäre eine abſcheuliche Undankbarkeit.“

„Ja,“ flüſterte ſie, „aber du mußt da bleiben.“

„Das kann ich nicht. Mich hat ſie beleidigt.“

„Beleidigt? Mich beleidigt ſie auch, wenn ſie immerfort nein ſagt zu meinen Wünſchen.“

„Schon wieder eine Uebertreibung! Du biſt ihr Dank ſchuldig, ich bin es nicht. Alſo, Leni, ſei gut und werde ordentlich. Die Ordnung iſt unerläßlich in jeglicher Kunſt. Du magſt dich für die eine oder für die andere Kunſt entſcheiden, Ordnung iſt nothwendig. Mit Unordnung und Uebertreibung wirſt du in mehreren herumfahren und in keiner Halt gewinnen. Alſo auf Wiederſehen in einem Jahre! Ich küſſe dir das Waſſer

Sie ſind raſch zum Strafen, aber noch ſicherer als darauf kann man auf ihre Verzeihung rechnen. Denn jede Strafe ſtört ihnen die Vorſtellung der Lebensharmonie, in der ſie allein weben und ſind.

Man ſieht, daß Franz nicht vollſtändig zu dieſen Naturen gehörte, denn er war oft hart ohne Umkehr, gedankenlos grauſam gegen die Proteſtanten. Aber Hauptbeſtandtheile jener Naturen beſaß er: wie übermüthig und tyranniſch er ſein mochte, es iſt kein Zug bekannt, der auf ein Leben der Rache in ihm ſchließen ließe. Die Rache iſt in ſolchen Naturen ganz unmöglich, und wir werden bald ſehen, wie ſie doch unter den ſpäteren Valois, unter den Guiſen, in der franzöſiſchen Herrſcherwelt noch bis auf Ludwig XIV. zu Hauſe war. Und Franz, der ſo jach, ſo ſtolz, ſo launiſch, wie viel Anlage hätte er zur Rachſucht gehabt, wenn nicht jene Freude-Natur ſein Grundelement geweſen wäre!

Jetzt, da ſo lange gar nichts mehr gelingen wollte, jetzt brach er zuſammen. Denn für ſeine ſtolze, ritterliche Art war einem Kaiſer Carl gegenüber am Ende nicht die kleinſte Hoffnung mehr übrig. Franz mußte am Ende doch erkennen, daß er hier an eine Welt klopfte, die ſeine Sprache gar nicht verſtand, oder nicht verſtehen wollte. Um alſo an ein Gelingen zu kommen, und damit wieder in die Fugen einer Harmonie, mußte ſeine ritterliche Sinnesart fremde Stoffe annehmen. Das galt aber eine ſtarke Revolution in ihm, denn auf die ritterliche Art war bis dahin Alles in ihm geſtellt. Uebrigens hat ſolche Freuden-Natur das Charakteriſtiſche, daß ihr kein Grundſatz ewig iſt, weil er eine ewige Schranke des Menſchen ſein könnte. Solche Natur iſt unfähig zum Märtyrerthume.

Franz hat denn auch wirklich in dieſer Zeit die Kriſis zu beſtehen, daß er ſich an die verſteckte, unwahre Politik gewöhnen muß, die verſpricht, ohne halten zu wollen. Das Ritterwort muß Abſchied nehmen. Wenn Franz Spanien verläßt, iſt dieſe große Wandelung mit ihm vorgegangen. Und wie wichtig ward ſie für franzöſiſche Welt! Ritterliche Form und Erſcheinung blieb ihr vom Auge und wiederhole dir: wende dich an mich, wenn es dir an Rath fehlt.“

Er hatte ſie aufs Auge geküßt und war nach der Thür gegangen. Da rief ſie: „Kurt, nimm mich mit, ſonſt ſteh ich für nichts!“

„Das geht ja nicht, Kind. Uebers Jahr!“ — Und die Thür ſchloß ſich hinter ihm.

Leni blieb regungslos inmitten des Zimmers ſtehen. Nach einer längeren Pauſe ſagte ſie endlich mit heftigem Tone: „Nun erſt recht nicht!“

Und ſie ſetzte ſich wieder zum Tiſche hin, zerriß den angefangenen Brief, welcher nur eine Bitte enthalten hatte, und ſchrieb nun unumwunden der Gräſin: Da ihr Lehrer Kurt fortgehe, ſo müſſe ſie auch fort. Das ſei ihr Schickſal, das fühle ſie, und dem könne ſie nicht widerſtehen. Dann kamen Verſicherungen herzlicher Dankbarkeit, ja Zärtlichkeit. Und ſie fand dafür in ihrer Aufregung die rührendſten Accente. Schließlich die Ausſicht, Erlaucht in Prag wiederzuſehen, wohin ja doch die Gräſin jeden Winter komme. Dort werde ſie ſich ihr vorſtellen, und gewiß als ein vervollkommnetes Weſen, denn ſie werde Tag und Nacht lernen, um etwas Tüchtiges zu werden.

Dieſen Brief ſchob ſie in ein Couvert, adreſſirte ihn an die erlauchte Frau Gräſin und ließ ihn auf dem Tiſche liegen.

Dann ſah ſie ſich um im Zimmer, was mitzunehmen wäre. Eine artige Summe Geldes war vorhanden, welche ihr die Gräſin nach und nach geſchenkt, immer nach einem Geſangsvortrage oder nach einer Declamation. „Das Geld,“ ſagte ſie, „haſt du verdient, das darfſt du mitnehmen. Sonſt aber nur das Nöthigſte.“

Dann machte ſie ſich ein ſchmales Bündel zurecht mit etwas Wäſche, einem leichten Kleide und — einem Buche. Dies war die „Jungfrau von Orleans“.

Die Dämmerung war unterdeß angebrochen, und ſie ging unbeachtet den Hügel hinab zu den Wirthſchaftsgebäuden. Da trat ihr ein Vogt entgegen mit den Worten: „Zu ſpät, Fräulein! Herr von Wetter iſt vor einer Viertelſtunde fortgefahren.“

„Ich weiß es,“ antwortete ſie ſchlagfertig, „und ich komme ſeinetwegen; er hat was vergeſſen.“ Dabei zeigte ſie auf ihr Bündel und fuhr fort: „Laßt mir raſch ein leichtes Wägelchen anſpannen, damit ich ihn einhole.“

Dies geſchah auf der Stelle, weil der hier unten gebietende Wuſſinah eben bei der Gräſin war. Er hätte ſie nicht fortgelaſſen. So aber fuhr ſie nach zehn Minuten von dannen und winkte ihren Abſchied hinauf nach den Zimmern der Gräſin, wo gerade die Lichter angezündet worden waren.

Die Abfaſſung des Teſtamentes hatte dort lange gedauert. Wuſſinah war ein Rechtsgelehrter, und zwar ein rabuliſtiſcher vollkommenſter Sorte; er machte alſo bei jedem Satze Einwendungen und ſchrieb ihn erſt nieder, wenn die Gräſin ungeduldig wurde. Sie war nicht mehr ſchwach wie Nachmittags, ſondern formulirte ihre Sätze mit feſter Klarheit.

Als das Teſtament ſorgfältig verſiegelt vor ihr auf dem Tiſche lag, entließ ſie Wuſſinah mit einer vornehmen Handbewegung.

„Iſt Herr von Wetter im Schloſſe?“ fragte ſie die Kammerfrau.

„Nein, Erlaucht; er iſt vor einer halben Stunde mit ſeinem ganzen Gepäck fortgefahren.“

Die Gräfin zuckte ein wenig und ſagte dann leiſe für ſich: „Er iſt von der Race ſeines Vaters. — Leni ſoll herkommen!“ ſagte ſie laut.

Nach einigen Minuten kam die Kammerfrau mit dem Briefe Leni's und ſagte: „Das Fräulein Leni iſt nicht auf ihrem Zimmer, aber auf dem Tiſche lag dieſer Brief, adreſſirt an Eure Erlaucht.“

Die Hand der Gräfin zitterte wohl ein wenig, als ſie den Brief entfaltete; ſie mochte ſich wohl einer Tollheit verſehen von dem überſpannten Geſchöpf, aber ſie las doch den Brief genau, langſam bis ans Ende und ſagte dann wiederum für ſich: „Die Vagabundin iſt auch von einer beſtimmten Race, wahrſcheinlich von der der Zigeuner.“ — Dann ſetzte ſie laut hinzu: „Beim Herrn Pfarrer iſt anzufragen, ob er mit mir zur Nacht ſpeiſen will.“

Zweites Capitel.

Gräſin Euphemia von Wartenſtein verbrachte den Reſt des Sommers in beſſerer Verfaſſung, als man hätte erwarten ſollen. Der Anfall von Lähmung wiederholte ſich nicht; ſie fuhr alle Tage mit ihren ſchneeweißen Lipizzaner Schimmeln ſpazieren, und ihre Kammerfrau verſicherte Jedermann: Erlaucht ſei jetzt viel milder und nachſichtiger als in früherer Zeit. Beſonders an den Tagen, welche einen Brief von dem tollen Fräulein Leni brächten.

Das geſchah alle vierzehn Tage. Die Briefe kamen aus Prag, und Leni erzählte, daß ſie ganz hübſche Fortſchritte in ihren Studien machte. Nur wüßte ſie noch immer nicht, ob Geſang oder tragiſcher Vortrag ihr Beruf wäre. Sobald Erlaucht in ihr Prager Palais einrücken werde zu Anfang des Winters, da ſollte die Frau Gräſin das Endurtheil fällen über dieſe Frage. Den Tanz hätte ſie ganz aufgegeben; das ſei doch nichts für ihr Gemüth.

Die Gräſin ſchickte ihr nach jedem Brieſe eine kleine Summe Geldes unter der Bezeichnung „Taſchengeld“.

Von Kurt kam direct keinerlei Nachricht ins Schloß. Die Gräſin erfuhr nur auf Nachfrage unter der Hand, daß er ſtill auf ſeinem Landgut lebte, fleißig malte und zum Winter für längeren Aufenthalt nach Italien gehen wollte.

Da ereignete ſich das Unerwartete: am letzten Septembertage kam die Gräſin in ihrem Wagen mit den Schimmeln von der Spazierfahrt zurück, und als der Diener den Wagenſchlag öffnete und ihr wie gewöhnlich die Hand zum Ausſteigen bieten wollte, da bellte Bums, der Mops, gegen ſeine Gewohnheit heftig, und die erlauchte Frau Gräſin rührte ſich nicht. Sie war todt; eine Lähmung des Herzens hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Der Gutsdirector Dr. Wuſſinah traf nun alle die Anſtalten, welche ihm für ſolchen Fall bei der Abfaſſung des Teſtamentes aufgetragen worden: er telegraphirte nach Wien an den Grafen Erwin von Wartenſtein, den Aelteſten der jüngeren gräflichen Linie, und ſendete auch einen Boten an Herrn Konrad Wetter, beide Herren zum Begräbniß und zur Eröffnung des Teſtamentes einladend.

Beide Männer kamen rechtzeitig an und nahmen Theil an der Beiſetzung der Leiche in der Schloßcapelle. Zahlreiche Beamte und Bauern aus der Umgegend hatten ſich dazu eingefunden, und in würdiger Stille war die Ceremonie beendigt worden.

Graf Erwin und Kurt, bisher einander fremd, hatten ſich gegenſeitig mit kurzen Worten vorgeſtellt und gingen nun ins Schloß, wo Wuſſinah das Teſtament eröffnen und vortragen ſollte.

Ein älterer Diener, des Namens Nepomuk, hielt Kurt ein wenig auf mit der Frage, ob er denn gar nichts von Fräulein Leni wüßte, Erlaucht hätte nie wieder von ihr geſprochen und würde wohl das arme Kind im Teſtamente vergeſſen haben.

„Ich weiß nichts von ihr,“ ſagte Kurt und folgte dem Grafen Erwin in den großen Salon, wo er das letzte Mal bei der Gräfin geweſen war. Schweigend blickte er auf die Bäume, das Feld, den fernen Wald hinaus. Alles war verändert gegen damals: der Herbſt hatte ſich zeitig und rauh angekündigt, die Blätter fingen an ſich zu verfärben, das Feld war leer.

Graf Erwin trat zu ihm und ſagte: „Die Leute da unten bleiben noch immer bei der Capelle ſtehen; die verſtorbene Gräfin war alſo wohl geliebt?“

„O ja,“ antwortete Kurt.

„Und doch nennt man ſie ſpöttiſch ‚die Racegräfin‘ und ſagt ihr ſtrenge Vorurtheile nach.“

„Bei allen Vorurtheilen, welche ſie Grundſätze nannte, hatte ſie ein gutes Herz.“

„Sind Sie Raucher?“

„Ja.“

„Alter! Wie heißt du?“

„Nepomuk, zu Befehl.“

„Alſo Nepomuk zu Befehl, hole mir die Cigarrentaſche, welche auf dem Tiſche meines Zimmers liegt."

„Zu Befehl."

Und Nepomuk, ein kleines Männchen, das einen hohen Rücken und einen kahlen Schädel hatte, ging ab. Es war Verleumdung, wenn man ihn buckelig nannte, und vom Hinterhaupte fielen auch lichtblonde Haare auf ſeine nahen Schultern. Sein Geſicht hatte etwas Kindliches.

„Ein curioſes Kerlchen," ſagte Graf Erwin, ihm nachblickend, und zu Kurt gewendet, fuhr er fort: „Es nimmt ſich frivol aus, wenn man, juſt vom Begräbniß kommend, nach einer Cigarre verlangt, nicht wahr?"

„Ja."

„Und doch iſt's natürlich" — dabei ſetzte er ſich — „ganz natürlich. Einſt gab's ja ſogar den Leichenſchmaus hinterher. Die Ueberlebenden wollen darthun, daß ſie noch leben. Dazu kommt zu meiner Entſchuldigung, daß ich die verſtorbene Gräfin gar nicht gekannt. Sie kam nie nach Wien. Dort findet mich ein Telegramm von ihrem Tode, welches mich hercitirt, um aus dem Teſtamente zu erfahren, was ſie angeordnet. Ihre Herrſchaften bilden kein Majorat, ich bin alſo neugierig, was ſie mir, dem nächſten Wartenſtein, etwa zugedacht hat. Denn als ſogenannte Racegräfin war ſie doch für Zuſammenhalten des großen Beſitzes. Nicht wahr? Sie haben ſie ja perſönlich gekannt."

„Jawohl."

„Trotz alledem hat mich die Ceremonie gerührt. Beſonders als ich den kahlköpfigen Buckelinski, welcher mir Cigarren holt, weinen ſah. Das ſteckt mich immer an; Scheiden und Meiden thut weh. Ihnen wird's wohl näher gehen, denn Sie ſind ja, wie ich höre, quaſi verwandt geweſen mit der Gräfin."

„Ja quaſi. Meine verſtorbene Mutter war die Schweſter der verſtorbenen Gräfin."

„Ah, diable!" und dabei ſprang der Graf auf, während Kurt ſich ſetzte, „die Schweſter?!"

„Nur die Stiefſchweſter."

„Verzeihen Sie, daß ich das nicht gewußt habe; ich bin ein leichtſinniger und unwiſſender Patron. Selbſt um meine Verwandten hab' ich mich nicht gekümmert."

Dabei reichte er Kurt die Hand. Er war ein gutmüthiger, ſehr liebenswürdiger junger Herr von ſchlanker Geſtalt, mit dunkelblondem Kopfe und einem ſehr angenehmen Geſichtsausdruck, welchen ein lebhaftes blaues Auge beherrſchte.

„Dann iſt ja," fuhr er fort, „dieſes Teſtament für Sie ſehr wichtig und Sie haben ein anſehnliches Legat zu erwarten."

„Gewiß nicht."

„Warum nicht?"

„Als Racegräfin hat ſie die Verwandtſchaft nie anerkannt, weil meine Mutter einen Bürgerlichen geheirathet hat."

„Das iſt hart."

„Aber conſequent.“

„Wie ich aber höre, haben Sie ja längere Zeit hier neben der Gräſin gelebt?“

„Vielleicht war ſie eine Zeit lang unſchlüſſig.“

„Nun ſind Sie jedoch officiell zur Teſtamentseröffnung herberufen worden — das ſind Sie ja wohl?“

„Es ſcheint ſo.“

„Sie wird alſo ſchlüſſig geworden ſein. Da kommen Cigarren. Nepomuk zu Befehl, präſentire dem Herrn —“

„von Wetter,“ ſagte Nepomuk.

„Wetter, kurzweg, Herr Graf.“

„Dieſer Nepomuk zu Befehl hat mir auch von einem jungen Mädchen erzählt, welches die Gräſin als Kind angenommen und deſſen ich mich annehmen ſollte, wenn es im Teſtamente vergeſſen wäre. Iſt ſie nicht da? Ich habe in der Capelle kein ſolches Mädchen bemerkt.“

„Sie iſt fortgelaufen,“ ſagte Kurt.

„Ach, Herr von Wetter!“ ſtöhnte Nepomuk.

„Du haſt mir's ja ſelbſt geſchrieben, Nepomuk. Du wußteſt nicht, wohin. Weißt du's jetzt?“

„Beinahe. Unſer Portier in Prag hat gemeldet, daß er ſie geſehen und daß ſie bei ihm angefragt habe, wie es Erlaucht ginge. Die verſtorbene Erlaucht hat ihre Adreſſe gewußt, hat ſie aber nicht hinterlaſſen, und die Kammerfrau, welche ſie von den Briefen hätte wiſſen können, hat ſie vergeſſen.“

„Sie iſt alſo in Prag?“

„So ſcheint's.“

„Und warum iſt ſie denn fortgelaufen?“ fragte Graf Erwin.

„Sie iſt ein überſpanntes Geſchöpf; es ſitzt ihr eine Komödiantin im Leibe.“

„O, Herr von Wetter!“ ſtöhnte wiederum Nepomuk.

„Das iſt ja intereſſant!“ rief Graf Erwin. „Iſt ſie hübſch?“

„Schön, wunderſchön!“ ſchluchzte Nepomuk.

„Iſt das wahr, Herr von Wetter?“

„Wetter, einfach Wetter, Herr Graf. — Sie iſt ſehr hübſch.“

„Schau, ſchau! Und ſie will zum Theater?“

„Sie iſt eine geborene Künſtlerin!“ ſprach Nepomuk faſt jauchzend.

„Sie, gefährlicher Narr, haben Sie redlich beſtärkt in ihrer Ueberſpanntheit, weil Sie immer in Entzückung geriethen bei ihren Spiegelfechtereien.“

„Ja, wir Alle!“ rief Nepomuk mit einem beſeligten Ausdruck.

„Und warum ſind Sie denn, Herr von Wetter — pardon! Herr Wetter — warum ſind Sie denn ſo grimmig gegen die Schauſpielerinnen? Das ſind ja doch liebenswürdige, unterhaltende Damen.“

„Jawohl, unterhaltend für die Müßiggänger und eine unfehlbare Beute für dieſelben.“

„O, o! Wie kann man ſo abſprechend urtheilen über anmuthige Künſtlerinnen!“

von Franz wie von einem Vorbilde, und die kleine, unberechenbare Welt der Diplomatie bildete ſich aus zur Virtuoſität.

Franz wurde ſo krank, daß ſeine treue Schweſter Margarethe aus der Gascogne herbeieilen mußte, um ihn zu pflegen. Die Aerzte ſprachen zu Kaiſer Carl: er ſtirbt, wenn Du ihn nicht ſiehſt! Was mochte Carl Aergeres fürchten, als den Tod ſeines Geſangenen? Dann gingen alle nur möglichen Vortheile verloren und unabſehbare Nachtheile entſtanden. Aber die alte Granden-Tradition ſprach: Wenn Du ihn ſiehſt, iſt er begnadigt und frei, denn der Anblick des Königs begnadigt.

Das klang ſchmeichleriſch, aber Carl wußte, wo die goldenen Ketten der ſpaniſchen Majeſtät drückten und hemmten. In ihm lebte der neue König, den auch ſolcher Sirenengeſang der Tradition nicht binden durfte. Ich werde ihn ſehen, ſprach er, und er wird geſangen bleiben. Und ſomit ſtieg er zu Pferde und ritt hinaus. —

Wie! rief König Franz, als Carl ins Zimmer trat, Eure kaiſerliche Majeſtät kommt noch, um Ihren Geſangenen ſterben zu ſehen?

Ihr ſeid nicht mein Geſangener, ſprach der Kaiſer, und umarmte ihn, Ihr ſeid mein Freund und Bruder! Und in dieſem Stile ſprach er weiter, der ihm bereits ſo geläufig war, daß er gar keine directe Deutung vorausſetzte.

Als Franz von dieſem Freudenſchimmer geſundete, wurde Carl wieder zäh. Die Wallung ritterlicher Ueberlegenheit ergriff jenen im Aufathmen der Geſundheit, und er rief ſeiner Schweſter zu, die eben nach Frankreich zurückkehren wollte: Geh, Margarethe, reiſe ſchnell, ſage den Franzoſen, daß ich zu Gunſten des Dauphin, meines Sohnes, reſignirt habe, daß der König Franz nicht mehr exiſtirt, daß er als todt zu betrachten iſt.

Ach, dieſe Wallungen der alten Zeit wurden ſchon theatraliſch an ihm, Margaretha glaubte nicht an dieſe Phraſe, und that keinen Schritt dafür, und er glaubte nicht daran, denn er mahnte Niemand

„Künſtlerinnen! Das ſind ſie eben nicht. Kunſt iſt ein ſchöner, aber ſchwerer Beruf, und nichts beſchädigt ihn mehr als das heutige Dilettantenthum mit ſeinen Liederlichkeiten. Eure ſogenannte Schauſpielerkunſt nun gar iſt nur eine Afterkunſt."

„Ah?!"

„Eine Afterkunſt. Sie iſt ja nur eine Magd des Dichters und durchſchnittlich eine ſchlechte Magd, welche die Dichtung verdirbt."

„Das iſt mir zu hoch; oder, mit Ihrer Erlaubniß, zu niedrig. Ich liebe die Schauſpielerinnen außerordentlich, und für mich ſind ſie reizende Geſchöpfe, nicht bloß reizend im alltäglichen Sinne, wenn auch ſo, nein auch weiter. Sie erheben mich ſogar mitunter, ſie entzücken mich oft in abſonderlicher Weiſe."

„Ja, ja!" murmelte Nepomuk.

„Und dies angenommene Kind der Gräfin, nach allerdem eine Schauſpielerinknoſpe, iſt nicht berufen worden zur Teſtamentseröffnung?"

„Nein, allergnädigſter Herr Graf, weil der Wuſſinah, der Director — na, ich darf's nicht ſagen."

„Sag's nur!" riefen der Graf und Wetter.

Zögernd ſprach Nepomuk: „Er iſt eigentlich ihr Vormund. Ihm iſt ſie damals zugeführt worden im Walde, und Erlaucht hat ihn dazu gemacht. Aber er hat ſie immer nicht leiden mögen, und die ganze Dienerſchaft ſagt: Jetzt hat er ſie nicht hergerufen, damit's in ſeine Taſche fällt, wenn ein Legat für Fräulein Leni im

Teſtamente ſteht. — Sie haſſen ihn alle, aber er iſt ſteinreich und verſteht Alles, auch die ſchwarze Kunſt. Das ſagt ſelbſt der Herr Pfarrer nach dem Diner — ſtill! da kommt er! Bitte, gnädige Herren, mich nicht verrathen!“

Wuſſinah trat ein und trug eine große Mappe unter dem Arme. Mit einer ſcharfen Armbewegung wies er Nepomuk hinaus, verbeugte ſich dann tief vor den Herren und ſprach: „Dero gehorſamſter Diener. — Hinaus, Diener!“ herrſchte er dem Nepomuk zu, und als dieſer achſelzuckend das Zimmer verließ, trat er ſelbſt näher und wies auf die Seſſel am Tiſche inmitten des Salons. Erſt als ſich beide Herren geſetzt hatten, fuhr er ſtehen bleibend fort: „Die erlauchte, jetzt hochſelige Frau Gräfin hat mir aufgetragen, am Tage ihres Begräbniſſes ihr Teſtament zu eröffnen und zu dieſer Eröffnung namentlich den hochgeborenen Herrn Grafen Erwin von Wartenſtein herbeizurufen. Die hochſelige Erlaucht iſt heute Vormittag in der Gruft ihrer Väter zur Ruhe beſtattet worden, die Sonne ſteht im Mittag, der hochgeborene Herr Graf Erwin von Wartenſtein iſt anweſend; ich komme alſo daher, um meinen geheiligten Auftrag zu erfüllen.“

Jetzt ſetzte er ſich und legte die Mappe vor ſich auf den Tiſch.

„Wer oder was beglaubigt Sie?“ fragte Graf Erwin.

Wuſſinah nahm aus der Mappe ein Papier und ſagte, indem er es dem Grafen überreichte: „Dieſe

Vollmacht von der hochſeligen Erlaucht eigenhändig unterfertigt.“

Graf Erwin las und gab dann das Papier zurück, ſprang aber ſodann auf und lief ans Fenſter, zurückrufend: „Ich höre ja da einen Lärm vor der Rampe, was kann denn das ſein? Die Leute ſchwenken die Mützen; wird noch Jemand erwartet?“

„Nein.“

„Alſo ans Werk! Leſen Sie, Herr Doctor — man ſagt mir, Sie ſeien ein Doctor, doctor juris?“

„Und medicinae.“

„Potz! So viel haben Sie ſtudirt?“

„Man braucht's.“

„Alſo leſen Sie, Herr Doctor juris und medicinae, den letzten Willen der Frau Gräfin!“

Da ſtolperte Nepomuk in großer Aufregung herein und ſchrie: „Sie kommt! ſie kommt! ſie iſt da!“

„Wer denn?“ riefen die Herren.

„Die Leni! Fräulein Leni!“

„Leni?“ rief Kurt und ſprang in die Höhe.

„Da iſt ſie!“

Und es war wirklich ſo: mit ſchnellen Schritten trat Leni ein.

„Leni, Leni!“ ſchrie der ſo ernſthafte Kurt wie in freudigſter Aufregung und eilte ihr entgegen, beide Hände ihr zuſtreckend.

Leni drückte ihm heftig die Hände, nickte mit dem Kopfe und ſprach athemlos: „Gott ſei Dank, du biſt da! Iſt es wahr? Ich kann ſie nicht mehr ſehen, die gute Erlaucht? Sie iſt ſchon begraben?“

„Ja, Leni.“

„O mein Gott, mein Gott! Ins Grab oder in die Gruft?“

„Der Sarg ſteht noch in der Capelle,“ ſagte haſtig Nepomuk.

„O, dann kann ich ſie noch einmal ſehen! Komm, Nepomuk, hilf mir den Sarg öffnen!“

Und ſie nahm ihn bei der Hand und zog ihn, der ſich wie ein Glückſeliger geberdete, zur Thür hinaus.

„Das iſt ja ein liebreizendes Geſchöpf!“ ſagte Graf Erwin.

„Nicht wahr?“ erwiderte Kurt, welcher unverwandt nachblickte.

Sie hatte auch ſehr maleriſch ausgeſehen in ihrer Aufgeregtheit. Seit ihrer Abweſenheit vom Schloſſe ſchien ſie gewachſen und voller geworden zu ſein, und der Ausdruck des großen dunklen Auges war geſteigert. Das volle braune Haar hatte ſich ungeordnet über die Schläfe herabgedrängt. das ſonſt blaſſe, fein gelblich angehauchte Antlitz war leicht geröthet geweſen.

„Eine überſpannte Närrin iſt ſie!“ ſchrie Wuſſinah reſpectlos den beiden Herren zu; „im Spinnhauſe wird ſie enden oder als Selbſtmörderin.“

„Sachte, ſachte, alter Doctor,“ ſprach Graf Erwin, „was ſchreien Sie da für arge Worte in die Welt hinein! Sie verſtehen ſich nicht auf Jugend und Schönheit.“

„O ja, ich kenne den Unband, wie ihn die Erlaucht nannte; ich kenne ihn von früh auf, wie ihn mir der lahme Wildmeiſter im Walde zuführte.“

„Im Walde?“

„Da hatte er ſie aufgefunden, wie ſie wilde Beeren ſuchte und halb verſchmachtet war, ein geſtohlenes Zigeunerkind, wie er ſie nannte. Und die ſelige Erlaucht hat ſie, mit Reſpect zu ſagen, verziehen helfen. Die Vagabundenrace, wie ſie ſagte, machte ihr Spaß, und obwohl ſie mich zum Vormund ernannte, entzog ſie mir allen Einfluß auf das ungezogene Mädchen. Umſonſt hab ich gemahnt und gemahnt, die Erlaucht lachte. Und ſo iſt denn ein Wildfang aufgewachſen, der in ſein Verderben rennt; ich kann nicht mehr helfen.“

„Man wird ſchon helfen,“ ſagte Graf Erwin, „man wird ſich ihrer annehmen, vielleicht hat auch die Gräfin vorgeſorgt; kurzum, Herr Doctor, das Teſtament öffnen!“

Da drang von unten melancholiſcher Chorgeſang herauf, und Nepomuk, mit einem blauen baumwollenen Schnupftuche die Augen trocknend, wankte ins Zimmer und ſtammelte: „Kommen Sie doch, meine gnädigſten Herren, mit hinunter! So was ſehen Sie Ihr Lebtag nicht wieder. Alles weint und ſtöhnt in der Capelle, und die Bauern ſingen ein Lied aus der Huſſitenzeit. Sie hat richtig gleich unſeren Schloſſer erwiſcht, und der hat die Schrauben aufgedreht am Sarge. Da lag ſie offen da, die Hochſelige, und die Leni ſtürzte ſich auf ſie und küßte ſie, und das Thränenwaſſer lief über das Leichengeſicht. Die Mädchen haben ſie wegreißen müſſen von der Leiche, ſie hätte ſich verzehrt. Kommen Sie und helfen Sie tröſten.“

Da öffnete ſich aber ſchon die Thür, und zwei Mädchen führten die ſchluchzende Leni herein. Nepomuk eilte zu ihr und geleitete ſie zu einem Seſſel, auf welchem ſie zuſammenſank. „Geht, Kinder!“ ſagte er zu den Mädchen, und die Mädchen gingen ab. Der Choralgeſang unten hatte aufgehört, und Bums, der Mops, ein treuer Freund Leni's, der mit ihr gekommen war, ſetzte ſich ſtill und bedachtſam neben ihr auf den Boden.

Kurt ging zu ihr, küßte ihr Kopfhaar und ſagte leiſe: „Beruhige dich, Leni, da iſt nicht zu helfen.“

„Nicht zu helfen!“ ſchluchzte ſie.

„Du hätteſt früher ſo viel Liebe zeigen und die Pflegemutter nicht verlaſſen ſollen.“

„Ja wohl! ja wohl!“

„Ein bezauberndes Weſen!“ flüſterte Graf Erwin — „una figlia dolorosa.“

Rauh klang Wuſſinah's Stimme dazwiſchen: „Jetzt verhalte dich ſtill! Du kannſt hier bleiben. Wir gehen an die Eröffnung des letzten Willens.“

„Des letzten Willens!“ ſtöhnte ſie.

Auf eine einladende Armbewegung Wuſſinah's hatten ſich Graf Erwin und Kurt geſetzt.

Wuſſinah, ehe er ſich niederſetzte, herrſchte dem bei Leni ſtehenden Nepomuk zu: „Marſch!“ Bums knurrte, Nepomuk zuckte wieder verächtlich die hohen Schultern, küßte Leni die Hand und ging, blieb aber hinten an der Thür ſtehen. Wuſſinah hatte ſich unterdeſſen geſetzt und begann die Vorleſung des Teſtamentes:

„Der Wartenſtein'ſchen Hausordnung in Treue folgend, erkläre ich zum Univerſalerben all meiner Herrſchaften unſeren würdigen Vetter, den Herrn Erwin Grafen von Wartenſtein. Er iſt gebeten, den Beſitz der Familie ſtreng zuſammenzuhalten, damit das Anſehen unſeres Hauſes unverkürzt bleibe in zerſtreuender Zeit. Auch bitte ich ihn, folgende Legate zu übernehmen: Erſtens mein Pflegekind Leni betreffend. Er möge ſie ſtreng überwachen. Sie iſt leichtſinnig, ja wild und rennt offenbar in ihr Unglück hinein. Er möge ſie alſo nach Kräften in den Schranken des Herkommens halten und ihr alljährig zweitauſend Gulden zum Unterhalt ausſetzen, da ſie ohne dieſe Hülſe wohl bis zur unterſten Stufe des Elends ſinken würde."

Als dieſe herbe Schilderung ihrer Perſon begann, war Leni zuerſt mit dem Kopfe aufgefahren und im Verlaufe der Schilderung kerzengerade emporgeſprungen. Jetzt unterbrach ſie Wuſſinah in weiterer Vorleſung mit den heftig hervorgeſtoßenen Worten: „Ein ſo geſchenktes Almoſen weiſe ich zurück!"

„Du biſt toll!" ſchrie Wuſſinah, und Bums bellte bös auf ihn los.

„Das bin ich nicht!" fuhr ſie fort. „Ich bin voll Dankbarkeit für die Verſtorbene, welche mich geliebt und in ihrer Art liebreich bedacht hat. Sie ſtellt mich aber und mein Leben unter die Aufſicht eines mir fremden Herrn. Er ſoll mich überwachen und mich in den Schranken des Herkommens halten. Ich weiß ſchon, was das heißt: überwacht und in Schranken gehalten werden. Das widerſtrebt mir im Innerſten. Ich bin ein freies Geſchöpf Gottes wie Jedermann, und das will ich bleiben um jeden Preis. Ich laſſe mich nicht binden und feſſeln, gewiß nicht! Wenn ich in meinem Streben zu Grunde gehe, wie man mir in die Ohren ſchreit, ſo iſt das meine Sache. Ich mache mein Glück allein, ich trage mein Unglück allein. Leb wohl, Kurt!"

Und ſie ging. Kurt eilte ihr nach. Alle riefen ihr zu, Nepomuk ſtellte ſich ihr in den Weg und Bums bellte.

„Welch neue Uebertreibung, Leni!" rief Kurt, „welch undankbarer, kindiſcher Trotz!"

„Nein," erwiderte ſie, zurückkommend, „das iſt es nicht. Ich liebe ſie ja herzlich, meine gute Pflegemutter, ich bin ihr aufrichtig dankbar; aber ich vertrag's nicht, wieder angebunden zu werden. Ich ſterbe lieber, wenn ich nicht frei leben kann."

„Frei leben!" erwiderte Kurt, „welch einen Sinn hat das für ein junges Mädchen! Beſinne dich doch, Leni, wohin du geräthſt! Leichtſinn und Liederlichkeit iſt Weg und Ende."

„O Kurt, wie weh thuſt du mir! Du weißt am beſten, was ich meine, wenn du mir auch immer widerſprochen haſt. Du haſt mir die Dichter erklärt, welche mich begeiſterten, du haſt mir den Geſang und die Bilder gedeutet, welche mich feſſelten, und nun willſt du nicht begreifen, daß all das in mir aufſtrebt und aufdrängt nach eigener Ausübung. Sei mild und laß mich gewähren! Unterm Zwange werd ich ſchlimm, peinige euch und verderbe mich. In der Freiheit aber, das fühl ich, können ſich Fähigkeiten in mir entwickeln, welche mir und Anderen Freude machen. Glaube du mir doch! Du kennſt ja mein Herz. Ich will ringen und arbeiten bis zum Hinfallen, daß etwas Tüchtiges aus mir werde, und ich will ja eher ſterben, als dir und mir Schande bereiten!“

„Unglückliches Kind! Das Alles iſt ja unklare Phraſe. Was willſt du denn werden? Was kannſt du denn werden? Einem Mädchen ſtehen ja nicht die Lebensbahnen offen wie einem Jüngling.“

„Eine Künſtlerin will ich werden!“

„Bravo!“ rief Graf Erwin.

„Eine Schauſpielerin?!“ rief Kurt.

„Vielleicht.“

„Eine Komödiantin!“

„Nein, ich kann ſingen, ich kann vortragen und es wird ſich zeigen —“

„Daß eine Komödiantin mehr in der Welt herumläuft! Was du im Geſange und Vortrage vermagſt, das kannſt du in geordnetem häuslichen Kreiſe hinreichend ausbilden und zur Geltung bringen.“

„Nein!“

„Zur Freude der Deinen, zur Erhebung für dich ſelbſt."

„Nein, ich brauche die ganze Welt."

„Das iſt's! Applaus brauchſt du, eitles Weſen! Und ſo wirſt du an der geringſten Stufe kleben bleiben, bei der Schauſpielerin, bei der leeren Kunſt bloßer Nachahmung, welcher Inhalt und Wort geliehen werden muß, und wirſt untergehen im wüſten Verkehr einer Schauſpielerbande."

„Wie deine Mutter!" ſchrie Wuſſinah.

„Was wiſſen Sie denn von meiner Mutter! Was wißt ihr Alle von dem Drange, welcher mich treibt! Geld und Geld, geſichertes Wohlleben, das iſt euer ganzes Trachten, und das iſt was Rechtes, nicht wahr? Nein, ich brauche das Alles nicht, und ſo bin ich freier als ihr Alle, und dieſe meine Freiheit laß ich mir nicht rauben, auch von dir nicht, Kurt! Dabei bleib ich und dabei ſterb ich im Nothfalle! Entweder — oder! Wie oft du mir auch dies Wort verwieſen haſt! Ich will lieber untergehen, als mich verkrüppeln laſſen. Leb wohl!"

Damit wendete ſie ſich und ging raſch von dannen. Der Mops unter lautem Bellen neben ihr her. Nepomuk mit einem curioſen Lachen ebenfalls. Kurt aber, wie in Verzweiflung, ſchrie: „Man ſollte ſie aufhalten!" Und er folgte ihr.

Wuſſinah fluchte czechiſch. Graf Erwin dagegen ſchien ganz entzückt und ſagte: „Das iſt ein bezauberndes Märchen; die müſſen wir unterſtützen."

an die Ausführung. Mein Gott, König Franz war damals einunddreißig Jahre alt. —

Und wie benahmen ſich die Franzoſen ſelbſt? O, ſie waren Hand in Hand mit den Wandelungsproceſſe, der in dem Könige vorging, das Gedächtniß ihres Königs Johann war völlig erloſchen. Verſprich, was Du mußt, ſagten ſie, und halte, was Du kannſt!

Auf Italien ſollte er verzichten — ei herzlich gern, es mußte jedenfalls erſt erobert werden; die Souveränetät über Flandern und Artois ſollte er aufgeben — das that ſehr weh, juſt die nördlichen Schutzprovinzen, wohlgenährte, wohlnährende Provinzen ſollte er aus den Händen gleiten ſehen; Burgund ſollte er abtreten — nimmermehr! Dies üppige Hügelland der Saone, dies mühſam errungene Weinland Burgund — nimmermehr! Noch mehr, ſeine Freunde ſollte er preisgeben, und eine neue Frau war ihm obenein in den Kauf beſtimmt, Eleonore, Witwe von Portugal, Schweſter des Kaiſers, denn die ſanfte Reine Claude war ſchon ein Jahr vor dem Zuge gegen Pavia geſtorben.

Die Zugabe der Frau war unangenehm, das hochblonde Haar, die breiten, langen Verhältniſſe ihres Leibes waren nicht ſein Geſchmack, er wollte ſich nicht umſonſt aufs Wiederſehen der Chateaubriant gefreut haben. Indeſſen das betraf nur Hausweſen, das konnte geordnet werden. Aber wenn er die übrigen Bedingungen erfüllte, ſo hieß dies Frankreich und ſich vernichten.

Für politiſche Lagen ſind Verſprechungen Wetter, wer kann fürs Wetter ſtehen! Man kann einen Frühling mit Sicherheit verſprechen, aber nicht, daß der Frühling kein regneriſcher, unangenehmer ſei. Was Millionen betrifft, darf nicht vom Gewiſſen eines Einzelnen leiden. Darum wird politiſchen Männern immer Unrecht geſchehen, wenn man ſie nach dem Maßſtabe der bürgerlichen Welt beurtheilt, nach dem Maßſtabe einer Welt, worin Jeder für den inneren Beſtand eine Garantie ſein muß. Nach außen ſind Grundſätze nöthig — glücklicherweiſe iſt das errungen — aber die bloße Redlichkeit iſt da ein Unglück.

Drittes Capitel.

Was meinte Graf Erwin mit dem Worte „unterſtützen“? Alles Mögliche. Zunächſt wollte er wiſſen, wohin ſie ſich gewendet. „Wiſſen Sie's, Herr Doctor?“ fragte er Wuſſinah.

Dieſer ſah ihn zerſtreut an und antwortete nicht gleich. Er überlegte wohl, ob es nicht ſein Vortheil wäre, wenn dieſes Mündel ganz und gar verſchwände. Dann blieb das Legat von jährlich zweitauſend Gulden ganz in ſeiner Taſche.

„Antworten Sie!“ ſprach Graf Erwin, welchem dieſer Wuſſinah gar nicht gefiel, in einem ärgerlichen Tone.

„Was? — Ja ſo! — Nein, ich weiß nichts.“

„Der Nepomuk wird's wiſſen, der ſchien ja ihr Vertrauter zu ſein. Rufen Sie ihn her! — Und nehmen Sie doch das Teſtament nicht mit! Sie halten's ja noch immer in der Hand! Legen Sie's auf den Tiſch.“

Das geſchah, und Wuſſinah ging fort. Graf Erwin ſah ihm kopfſchüttelnd nach und ſagte: „Der Menſch gefällt mir gar nicht, den ſetze ich ab. Jetzt war er ja auch wie geiſtesabweſend.“

Dann nahm er das Teſtament und las es zu Ende. Der letzte Theil deſſelben ſchien ihm einen guten Eindruck zu machen, wenigſtens nickte er mit dem Kopfe. Nun zündete er ſich eine Cigarre an und ging zur Thür. Er ſtieß ſie auf, ungeduldig darüber, daß Niemand käme, und rief hinaus: „Heda! Herrn Wetter bitten, wieder hierher zu kommen!“

„Der iſt fort!“ lautete die Antwort. Sie kam von Nepomuk, welcher mit Wuſſinah zurückkehrte.

„Fort?“

„Ja, Allergnädigſter, ’s iſt Alles ſo ſchnell gegangen, daß man gar nichts verſtanden hätte, wenn nicht — Das Fräulein und Herr von Wetter haben ſich ſo gezankt, ſo, ſo, wie ſich unſere gemeinen Leute einander prügeln. So bitterböſe klang’s, bitterböſe. Und bitterböſe iſt ſie auf ihren Wagen geſprungen und Bums ihr nach. Früher hat der bequeme Mops nie ſo hoch ſpringen können. Dann iſt aber das Fräulein links davongefahren, und der Andere, der Herr von Wetter, hat ſeinen Kutſcher gerufen zum Einſpannen und geſagt: Nach Pilſen. Das iſt rechts.“

„Weißt du, wohin das Fräulein gefahren iſt?“

„Zur Maruſchka gewiß, nach Prag.“

„Dorthin, Nepomuk, magſt du mich begleiten.

Schnüre dein Bündel. Und Herr Wetter iſt auch wirklich fort?"

„Dort fährt er, ſehen Sie! Hier vom Fenſter aus ſieht man's."

„Wiſſen Sie, Herr Doctor, ſeinen Aufenthaltsort?"

„O ja, ſein kleines Landgut."

„Schreiben Sie mir die Adreſſe auf!"

„Aber nach der Seite iſt er nicht gefahren!" bemerkte Nepomuk.

„Vorwärts, Kahlkopf! Sie, Herr Doctor, richten Alles zur Uebergabe der Acten und Rechnungen. Ich ſende nächſter Tage meinen Intendanten. Dem haben Sie Alles vorzulegen und zu übergeben. Vorwärts, Nepomuk, vielleicht holen wir ſie ein, die junge Dame!"

Und er verließ das Zimmer, das Teſtament mit ſich nehmend.

Wuſſinah blickte ihm nach und ſchien zu lächeln. Seine Zeit auf Wartenſtein, wo er geherrſcht, war zu Ende; das war ihm deutlich. Aber auch gleichgültig; er hatte ſein Schäfchen im Trockenen und ſchon längſt weitere Pläne. Geld, Geld im Großen wollte er gewinnen; er lechzte nach der Börſe. Der kleine Kram, mit welchem er ſich ſeit Jahrzehnten beſchäftigte, genügte ihm nicht mehr. Außer der Güterverwaltung, welche er ſich gründlich zu Nutze gemacht, war er auch ſorgſam befliſſen geweſen, ſeine juridiſchen und mediciniſchen Kenntniſſe bei dem hülfloſen Bauernvolke in weitem Umkreiſe zu verwerthen. Wo ein Beſitzſtreit auftauchte, da ſuchten die Bauern von weit und breit den Dr. Wuſſinah auf, ſich Rath zu erholen, und er ließ ſich ſeinen Rath immer theuer bezahlen. Außerdem galt er auch für einen Wunderdoctor. Er hatte ſeine mediciniſchen-Kenntniſſe nie raſten laſſen, beſonders Chemie hatte ihn ſtets angemuthet, und die Bauern ſagten ihm in der Stille nach: er könne Gold machen in ſeinem Laboratorium, welches kein Diener betreten durfte. Pillen und Tränke aller Art waren ſtets bei ihm zu haben, allerdings für hohen Preis. Nur in dieſer Richtung war er ein bemerkenswerthes Talent. Als Bauernſohn von früh auf mit allen Naturerſcheinungen vertraut, ging er nie durch Feld und Wald, ohne auf Alles Acht zu haben, was an Pflanzen, Steinen und Gewäſſern Aufmerkſamkeit verdiente.

Scharfe Auffaſſung juridiſcher Formeln — die Geſetzbücher kannte er auswendig — und rege Spürkraft für das Schaffen der Natur waren gleichmäßig bei ihm ausgebildet. Nur vom Gemüthsleben des Menſchen war keine Spur in ihm vorhanden. Und doch ſagten einige ältere Leute, welche ihn in ſeiner Jugendzeit gekannt, man habe ihn einmal eine kurze Zeit, als er in Pilſen bei einem Advocaten gearbeitet, im Verdachte einer Liebſchaft gehabt. Aber über dieſe Geſchichte lachte man, und man ſagte nicht ohne Grund: Dieſer Wuſſinah hat noch kein Menſchenkind geliebt und wird nie eins lieben, das iſt ein Teufelskerl, welcher nur das Geld liebt. Dies liebte er wirklich ſo, daß man's eine

Leidenſchaft nennen mußte. Beſitz, großer Beſitz war ſein Lebenstrieb. Was damit anfangen, wenn er ihn errungen, davon verlautete kein Wort in ſeiner Seele. Deshalb war die Börſe ſein Ideal, und dem wollte er jetzt nahe kommen: nach Wien wollte er überſiedeln. „Haſt du hier,“ ſagte er, „Alles beherrſcht durch überlegene Verſtandeskraft, ſo wirſt du auch dort in großem Stile deinen Schnitt machen.“

Welch ein Gegenſatz zu dieſem Wuſſinah war Graf Erwin! Geld und Gut machte ihm keinerlei Sorge. Und nicht bloß darum nicht, weil er Beides beſaß. Es hätte ihn wenig gekümmert, auch wenn er arm geweſen wäre. Leben und Lieben war ſeine Deviſe.

Er fuhr in die Nacht hinaus mit ſeinem Nepomuk, um das ſchöne Märchen einzuholen, und baute ſich ein hübſches Luſtſchloß aus, in welchem er dies reizende Geſchöpf unterbringen und unterhalten wollte.

Die Straße war einſam, und es gab keinen Wagen vor ihnen bis in die nächſte Station. Dort wurde gehalten, und es wurden Poſtpferde genommen. „Holla!“ rief Graf Erwin, als er vor dem Poſthauſe ausſtieg, „ſchau, Nepomuk, dort drüben ſteht ein kleiner Wagen vor der Thür, und es ſcheint die Thür eines Wirthshauſes zu ſein. Am Ende iſt ſie dort und muß warten, bis die Pferde gefüttert ſind. Flink, Nepomuk, hinüber! Und ſpionire! Ich warte hier in der Poſtſtube.“

Er hatte Recht; Leni war da, ſie war kaum vor einer Viertelſtunde angekommen und hatte ſich eine Treppe hoch in ein Zimmer führen laſſen, um einige Stunden zu ſchlafen.

Als Nepomuk ins Haus trat, kam ein verſchlafenes Dienſtmädchen die Treppe herunter, ein Licht in der Hand, ein brennendes Talglicht. Er fragte deutſch, ob nicht eine junge ſchöne Dame hier abgeſtiegen wäre. Sie ſah ihn dumm an und antwortete nicht. Es ſtand zu fürchten, daß ſie im Stehen einſchlafen würde. Nun fragte er czechiſch, und jetzt wies ſie nach rückwärts hinauf mit dem czechiſchen Worte: Nummer Eins. Nepomuk nahm ihr das Licht aus der Hand und ſtieg hinauf. Sie ſetzte ſich auf die unterſte Treppenſtufe und ſchlief nun wirklich ein.

Nepomuk klopfte an die Thür Nummer Eins.

„Was willſt du noch?“ lautete es innen.

„Ich bin's, liebes Fräulein, der Nepomuk; darf ich hinein?“

„Nepomuk?!“ — Und die Thür war offen; Leni ſtand vor ihm und ſagte: „Wie kommſt denn du hierher?“

Nun erzählte er getreulich und ſchilderte den Grafen Erwin, welchem ſie ſehr gefallen und welcher ſie unterſtützen wollte. „Er iſt ein freundlicher ſchöner Herr, ſoll ich ihm ſagen, daß —“

„Dies wäre gerade das, was mir Kurt prophezeit hat — nein, Nepomuk, ich will nichts mit deinem Grafen zu thun haben. Sag ihm das.“

„Da wär's doch wohl beſſer, wenn ich ihm ſagte: ich hätte Sie nicht gefunden. Können Sie mich nicht brauchen, liebes Fräulein? Ich bin jetzt frei."

„Bei mir, braver Nepomuk, müßteſt du ja hungern," entgegnete Leni lachend.

„So werd' ich hungern," lachte er zurück; „ich möchte ſo gern in Ihrer Nähe bleiben."

„Das geht wirklich nicht, Alterchen," — und dabei klopfte ſie ihm freundlich auf die Wange.

„Wer weiß, Fräulein, ob's nicht doch ginge! Sie wiſſen, ich bin der beſte Hornbläſer in der ganzen Umgegend; ich hab auch mein Horn mitgenommen. Nun denk ich mir: Sie gehen doch zum Theater, und beim Theater braucht man Muſik, da gäb's doch einen Biſſen Brot für mich, wenn auch einen kleinen. Ich brauch nicht viel — Herr Gott, da iſt der Graf!"

Wirklich hörte man die Stimme des Grafen auf der Treppe. „Ihre Wohnung in Prag?" fragte Nepomuk haſtig. Sie nannte ſie, und er ſchlug die Thür zu.

Es war die höchſte Zeit, denn der Graf ſtand vor ihm. „Nun," ſagte er, „die Dienſtmagd weiſt ja hier herauf!"

„Nix, nix, Allergnädigſter, fix umkehren! 's iſt eine Alte, ach und eine garſtige Alte, puh, puh!"

Während ſich der Graf nach der Treppe umwendete, machte aber Leni die Thür auf. Sie war doch neugierig, denn während der heftigen Auftritte bei der Teſtamentseröffnung hatte ſie Niemand angeſehen als Kurt. Sie wollte alſo jetzt den Grafen anſchauen, Furcht hegte ſie gar nicht.

Nepomuk geſticulirte rückwärts mit dem Arme; ſie ließ ſich jedoch nicht ſtören. Der Graf brauchte nur den Kopf zu wenden, ſo ſah er ſie und entdeckte, daß Nepomuk ihn belogen. Er hatte jedoch eine ſtarke Scheu vor alten Weibern und wendete den Kopf nicht. Das Schlimmſte kam aber noch: Bums, den allezeit getreuen Hüter ſpielend, fuhr bellend neben Leni heraus, auf die Treppe hinab und dem Grafen an die Beine. Dieſen tapferen Mops mußte ja der Graf erkennen! Nepomuk dachte ſo und blies reſolut das Licht aus. Dadurch, und weil ihm der Graf einen rückſichtsloſen Stoß mit dem Stiefel angedeihen ließ, wurde Bums anderer Meinung und kehrte unzufrieden zu ſeiner jetzigen Herrin zurück.

Unaufgeklärt fuhr der Graf eine Viertelſtunde ſpäter mit ſeinem braven Nepomuk weiter.

Drei Stunden ſpäter reiſte Leni nach Prag. — Dort wohnte ſie hoch oben auf der Kleinſeite, dicht unter der Hradſchinhöhe, mit der Maruſchka in einem kleinen Zimmer, welches eine Ausſicht hatte auf Ziegeldächer und Schornſteine.

Die Maruſchka war die Tochter eines Vogtes, welcher ſeine Wohnung unter den Wartenſtein'ſchen Beamten am Schloßhügel hatte. Sie war immer ein luſtiger Vogel geweſen, der mit klarer Stimme fröhlich ſang. Dieſer Stimme wegen hatte die Gräfin erlaubt, daß ſie an den Singſtunden der Leni theilnahm. Dadurch war ſie mit Leni näher bekannt geworden, und weil ſie wirklich den blanken Theaterteufel im Blute hatte, war ſie für Leni wichtig geworden, inſofern nämlich, als ſie ausfindig machen konnte, wo auch für Leni Unterſtand und Unterricht zu finden wäre, wenn dieſe einmal hinaus könnte in die Welt.

Maruſchka war Czechin und hatte ſich am czechiſchen Theater in Prag eine kleine Stellung verſchafft. Das war ganz leicht gegangen, denn ſie war auch hübſch: ein dunkelblondes Mädchen mit ſtrammer, wohlgebauter Figur und ſtets vergnügten Augen.

Zu ihr alſo war Leni damals gegangen, als ſie das erſte Mal Schloß Wartenſtein verlaſſen hatte. Neben ihr in dem unſcheinbaren und ſehr abgelegenen Zimmer hatte ſie die Zeit verbracht, bis ſie vom Portier des Wartenſtein'ſchen Palais den Tod der Gräfin erfahren. Hierher hatte ihr Maruſchka einen alten Geſangmeiſter vom czechiſchen Theater gebracht, damit Leni Opern- und Operettenpartien auswendig lernte. Denn an etwas Anderes als an eine Opernlaufbahn dachte Maruſchka nicht bei Leni. Dieſe war auch zunächſt damit zufrieden geweſen. Irgendwie und irgendwas Dramatiſches wollte ſie erlernen. Nur dramatiſch! Das war ihr Loſungswort. Die kleine Wohnung hatte ſie gar nicht geſtört; auf dergleichen achtete ſie nicht im mindeſten.

Hierher in dies Stübchen kehrte denn Leni jetzt zurück. Maruſchka war gar nicht erbaut von ihrer Erzählung deſſen, was vorgegangen. Die zweitauſend Gulden Rente auszuſchlagen, ſei unglaublicher Unſinn, und dem ſchönen jungen Herrn, dem Grafen Erwin, aus dem Wege zu gehen, das ſei albern. Bekanntſchaften zu machen, ſei ja gerade das Vortheilhafteſte beim Theaterleben. Sie nahm ſich alſo vor, da verbeſſernd einzugreifen.

So wurde Nepomuk's Verſteckensſpiel gefährlich bedroht. Graf Erwin war in ſeinem neuen Palais, dem Nachlaß der Gräfin, abgeſtiegen und hatte ſich ſogleich nach der Adreſſe Leni's erkundigt — das ſchöne Mädchen lag ihm ſehr am Herzen. Der Portier jedoch hatte zu Nepomuk's Vergnügen erklärt, daß er dieſe Adreſſe nicht wüßte. Das Fräulein habe nur zuweilen im Vorübergehen angefragt und ſei immer ohne weitere Mittheilung fortgegangen. Der Portier und Nepomuk erhielten nun den Auftrag, Alles daranzuſetzen, daß Fräulein Leni aufgefunden würde.

Nepomuk lachte ſich ins Fäuſtchen und ſchlängelte ſich ſogleich hinauf nach dem Hradſchin. Er hatte ja die Adreſſe, er fand die Wohnung und fand Leni allein. Von Graf Erwin's dringender Nachfrage ſagte er ihr kein Wort, ſondern er ſprach nur von dem Lebensplane Leni's und ob er ihn fördern könnte. Beim czechiſchen Theater ſei ein Chormeiſter aus ſeiner Gegend, den habe er im Vorübergehen angeſprochen und um Aus-

Franz jedoch gab ſein Wort, ſich zu ſtellen, wenn er die Bedingungen nicht erfüllte. Dies ändert und verſchlimmert den Standpunkt bei den ritterlichen Anſprüchen, die er ſonſt ſelber an Jedermann machte. Dadurch wurde die Sache aus einer politiſchen eine perſönliche. Ein ſo ſchreiender Bruch vernichtet auch das innere bürgerliche Verhältniß. Um politiſch zu handeln, mußte er für den Augenblick bei ſeiner Heimkehr ſich fügen in die Opfer. Das Ungebührliche war dann wiederzugewinnen, wurde dann ein neues, ein rein politiſches Verhältniß.

Freilich, der kluge Kaiſer verrechnete ſich im Charakter des Königs, er kannte die Wandelung noch nicht, die er ſelbſt hervorgebracht in Franzens Sinnesart. Kannte er ſie, ſo war es klüger, ihn ehrlich durch Großmuth zu verpflichten. Denn die Formen wechſelt man leichter als das Herz, und Ehrlich iſt auch ſtets das Klügſte. Was zu ſchwer iſt, um ertragen zu werden, das muß man nie Jemand aufladen, es fällt, eine ſchlecht aufgethürmte Laſt, auch auf uns.

In Carls Seele mochten ſich ſolche Gedanken kreuzen, denn er war dergeſtalt zerſtreut, daß er nach abgeſchloſſenem Vertrage den König noch einen Monat im Gefängniſſe hielt. Dann endlich kam er, um ein Ende zu machen, hob ihn in die Caroſſe, führte ihn zu Feſt und Ritterſpiel und an den Traualtar, als ob Alles ſehr ſchön und in Ordnung ſei.

Ach, die Hochzeit war für König Franz vielleicht das Herbſte des Befreiungsopfers. Es ging dies an ſeine Perſon, es erſchien ihm das anders als den Hiſtorikern. Die Romantiker erzählen noch obenein Folgendes: Es lebte zu jener Zeit ein ſpaniſch Mädchen, Chimene d'Infantado. Sie war äußerſt naiv und lieb, und voll Zärtlichkeit für König Franz. Und ſie ſagte es ihm offen, ſie gab ihm Rendezvous, ſie ſchenkte ihm ein reiches Herz, aber ſie geſtattete ihm nichts, was die Jungfräulichkeit überſchritten hätte. Sie opferte ihm den Ruf, aber nicht die Tugend. Franz, kein deutſcher Romantiker, war in Verzweiflung über dieſe Sprödigkeit. Er nannte es liebloſe Großmuth, daß ſie ihm dringend empfahl, kunft gebeten. Die Auskunft ſei folgende: Ihm ſelbſt, dem Nepomuk, werde er ein Probeſpiel auf dem Horn verſchaffen, da eben der erſte Horniſt wegen ſteter Betrunkenheit unbrauchbar geworden, und für das Fräulein wiſſe er einen alten verarmten Muſiker, welcher für wenige Kreuzer Opernrollen einlernen helfe, und zwar deutſche, obwohl der arme Kerl ein Czeche ſei. Dies wäre wohl für Fräulein Leni die richtige nächſte Thätigkeit. Der verarmte Muſiker kenne auch einen beſcheidenen Theateragenten, welcher im Stande ſei, bei kleinen Bühnen Engagements zu verſchaffen. Dies ſei von Prag aus ganz leicht, weil Prag einen außerordentlichen muſikaliſchen Ruf habe. „Wir ſind eben geborene Muſikanten!“ ſchloß er.

„Alſo Opernſängerin?“ fragte Leni.

„Zuerſt, ja. Ihre ſchöne Stimme macht das am leichteſten.“

Da trat Maruſchka ein. Sie kam von der Probe und erzählte, daß vor dem Wartenſtein'ſchen Palais eine prächtige Equipage ſtände, der neue Graf alſo angekommen ſein müßte.

Dadurch ließ ſich Nepomuk verleiten, Leni vor einem Verkehr mit dem neuen Grafen zu warnen. Das fand Maruſchka ganz thöricht, denn der Herr Graf würde Geld hergeben für Leni's Theaterlaufbahn und —

„Und Küſſe und Umarmungen verlangen!“ ſagte Nepomuk.

„Warum denn nicht? Er ſoll ein junger, ſchöner Herr ſein,“ entgegnete lachend Maruſchka.

Leni verhielt ſich ganz ſtill, und erſt als Maruſchka einen Augenblick hinausging, fragte ſie Nepomuk raſch: „Du glaubſt, der Graf würde ſich's bezahlen laſſen?“

„Freilich! Maruſchka taugt nichts. Sie müſſen weg von ihr! Ich gehe auch gleich, eine andere Wohnung zu ſuchen für Sie, Fräulein, und für mich, wenn Sie's erlauben.“

Leni nickte mit dem Kopfe, und da Maruſchka wieder eintrat, ging Nepomuk fort.

Was bewegte den älteren Knaben? War er verliebt in Leni, daß er ſie aus Eiferſucht vom Grafen fern halten wollte? Es war wohl etwas davon, aber es war mehr. Er war der Sohn eines armen Häuslers vom Lande und hatte von Jugend auf Verſpottung erlitten. Der weiße Zwerg war er verhöhnend genannt worden, weil er lange klein geblieben, der dicke Kopf nicht genügend aus den Schultern herausgewachſen war und ſpärliches weißblondes Haar ihm ein cretinartiges Anſehen verliehen hatte. Dieſer Verhöhnung wegen hatte er ſich abgeſondert von den Bauernjungen und war frühzeitig nachdenkend geworden. Der alte Schulmeiſter hatte das bemerkt, und hatte auch bemerkt, daß er gut pfeifen konnte mit dem Munde. „Wenn du fleißig ſein willſt, ſollſt du Orgelſpielen lernen,“ hatte er geſagt, und Zwerg Nepomuk war ſofort Diener des Schulmeiſters geworden, hatte alle Unterrichtsſtunden mitgemacht, bis er zuweilen den faulen Schulmeiſter bei den kleinen Rangen vertreten durfte, und vor Allem Muſik gelernt, bis er auch für den Schulmeiſter, wenn dieſer betrunken war, die Orgel ſpielen konnte. Die wenigen Bücher des Schulmeiſters hatte er alle geleſen, und am Ende war er einmal dem Doctor Wuſſinah begegnet im Walde, als dieſer botaniſiren ging. Mit allen Feld- und Waldgewächſen wohl vertraut, hatte er dem Doctor ein ſeltenes Kraut nachweiſen können, welches an einem verſteckten Quell wüchſe, und infolge deſſen war ihm von Wuſſinah aufgetragen, gewiſſe Pflanzen zahlreich für ihn zu pflücken und in ſeine Wohnung zu bringen. So war er in die Nähe des Schloſſes gekommen, und der Glanz vornehmer Haushaltung hatte ihn geradezu geblendet. An ſolcher prächtigen Welt theilzunehmen, wäre es auch nur als Ofenheizer, war ſein Ziel geworden. Er hatte ſich Wuſſinah in jeder, auch in der widerwärtigſten Beſchäftigung dienſtbar erwieſen und dadurch die Gelegenheit erobert, in deſſen Laboratorium und Bücherei aus- und einzugehen und in den Büchern zu leſen. Jahre lang hatte das gedauert; er war etwas gewachſen, aber die Haare waren ihm ausgefallen, vielleicht von den Dünſten in Wuſſinah's Laboratorium, ſo daß er zwar nicht mehr Zwerg, aber von aller Welt der „alte Nepomuk“ genannt wurde, obwohl er noch gar nicht alt war.

Eigentlich war es eine ſchwere Zeit für ihn neben dem geizigen und undankbaren Wuſſinah. Aber er hatte einen Troſt. Unter den muſikaliſchen Anſtrengungen beim alten Schulmeiſter hatte er ſich auch im Hornblaſen geübt und ſich von geringen Erſparniſſen ein kleines Horn angeſchafft. Das war ſein Schatz, und an Sommerabenden ging er gern in den waldigen Theil des Parkes hinaus, von wo er im Mondenſchein das ſtolze Schloß auf dem Hügel erblickte, den Inhalt ſeiner herrlichſten Welt, und da blies er melancholiſche Weiſen, welche ſeine Phantaſie beflügelten. Und das wurde ſein Glück. Die Gräfin hörte ihn auf einer Spazierfahrt, ließ ihn rufen, fragte ihn aus und intereſſirte ſich für den kleinen Gnom. Sie ließ ihm nicht nur ein beſſeres Horn kaufen, ſondern wies ihm auch ein kleines Plätzchen an in der Capelle, welche ſie hielt — vorzugsweiſe auf Bitten Leni's, welche damals ein zwölfjähriges Mädchen und ſeit etwa zwei Jahren bei der Gräfin war. Denn Leni gefiel dieſer kleine curioſe Nepomuk über die Maßen. Sein Pfeifen namentlich unterhielt ſie ſo, daß ſie's gern nachgeahmt hätte, wenn ihr dies nicht von der Gräfin verboten worden wäre, weil es den Mund entſtellte. Sie verkehrte auch gern mit ihm, weil er ſo geſcheidt wäre und ihr im Parke, auf den Feldern und im Walde Alles erklären könnte, alle Pflanzen und alle Steine. „Du glaubſt gar nicht, Erlaucht,“ ſagte ſie, „was der Nepomuk Alles weiß!“

Dadurch wurde er weiter und weiter gefördert, und weil er wirklich auch der Gräfin gefiel durch ſein ſinniges Weſen, wurde er endlich Leibdiener und ſaß nun mitten drin in den Idealen ſeiner Träume. Das beglückte ihn höchlich und entwickelte wie Sonnenſchein all ſeine Anlagen und Fähigkeiten. Bei den Unterrichtsſtunden Leni's wußte er ſich immer einzuſchleichen, um zuzuhören, und bei den muſikaliſchen Uebungen gab er oft den Ausſchlag, denn er beſaß das feinſte Gehör. Leni gab ihm auch alle Bücher, um die er bat, und ſo wurde er faſt ein gebildeter Menſch. Einſeitig allerdings, denn künſtleriſche Ueberſchwänglichkeit war ihm die Hauptſache. Beim Muſiciren und Singen Leni's ſtieg er in alle Himmel auf, und das ging ihm über Alles. Dies brachte denn neben einem aufwachſenden jungen Mädchen wie Leni, deſſen reizende Jungfräulichkeit ſich Tag um Tag vor ſeinen Augen entwickelte, ganz natürlich eine Neigung mit ſich, welche namenlos war. Namenlos, weil man ſie wohl nicht ſinnliche Liebe nennen durfte. An den Reichthum der Welt, welcher ihm früher ſo außerordentlich ſchien, war er durch jahrelangen Verkehr im Schloſſe allmälig ſo gewöhnt worden, daß derſelbe keine Rolle mehr bei ihm ſpielte, und wenn Leni von ihren Plänen künſtleriſcher Laufbahn leidenſchaftlich zu ihm ſprach, da war er Feuer und Flamme und die Geldfrage bedeutete ihm nichts mehr. Er war alſo reif für jegliches Abenteuer, als die Kataſtrophe eintrat und Leni in die Welt hinausflüchtete.

Dem alſo gearteten Nepomuk mußte denn auch jetzt in Prag die hitzige Bewerbung des Grafen Erwin unter allen Geſichtspunkten verdächtig erſcheinen, und er nahm ſich vor, alle Maßregeln dagegen aufzubieten. Zunächſt alſo ſuchte er eine andere Wohnung.

Aber Maruſchka war ein gefährlicher Feind. Sie hatte zu viel gehört, und während Nepomuk eine andere Wohnung ſuchte, ging ſie geraden Weges in das Palais des Grafen Erwin. Sie beſaß alle Inſtincte einer leichtſinnigen Theaterſoubrette und lief zum Portier, nach Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen fragend, welchem ſie eine wichtige Nachricht zu bringen habe. — „Ausgefahren!“ — „O!“ — Aber da kam eben ſein Wagen, er ſtieg aus, betrachtete neugierig die knixende Soubrette, friſch wie eine Feldblume, und hatte gar nichts dagegen, daß ſie ihm auf ſein Zimmer folgte, um ihm etwas ganz Beſonderes mitzutheilen.

Er war ein lebensluſtiger junger Cavalier, der gar keinen Grund wußte, das friſch dreinſchauende Landeskind nicht auf Backen und Schulter zu klopfen. Daß ſie eine Wartenſtein'ſche ſei, diente zum Eingange des Geſprächs, und es war ganz in der Ordnung, daß er der hübſchen Unterthanin freundlich entgegenkam.

Die Mittheilung der Adreſſe Leni's ſchien gar nicht die Hauptſache zu ſein, aber ſie wurde doch ausgeſprochen. Und ſie wirkte außerordentlich. „Wo? wo?“ rief der Graf und: „Führe mich ſogleich zu ihr!“ ſetzte er hinzu.

Maruſchka hatte Verſtand genug, einzuſehen, daß ſie eine Dummheit gemacht mit dieſer Adreſſe, indem ſie ſich in aller Geſchwindigkeit eine Nebenbuhlerin verſchafft hätte. Aber das war nicht mehr zu ändern: ſie mußte vorausgehen und dem hinter ihr ſchreitenden Grafen den Weg zeigen zur Wohnung Leni's.

Leni ſaß auf einem Strohſeſſel im Winkel des Zimmers ganz in Gedanken verſunken und zwar in zornige Gedanken. Kurt war der Gegenſtand dieſes Zorns. Was er ihr Alles geſagt, ehe ſie auf den Wagen ſpringen konnte, das wiederholte ſie ſich eben voll Grimms gegen den garſtigen Mann, welcher bis dahin ihr Stern und ihre Hoffnung geweſen, und ſie hatte juſt beſchloſſen, daß ſie ihn ihr Lebelang nicht wiederſehen wollte — da bellte Bums, und Graf Erwin trat ein.

Sie blieb ſitzen, denn ſie war ein verzogenes ſtolzes Ding und betrachtete ruhig den jungen eleganten Herrn mit freundlicher Miene, ganz vergeſſend, daß ſie nach Ablegung des Reiſekleides noch in einer Art Negligée daſaß, welches die feinen Arme unverhüllt gelaſſen. Aber ihr forſchender Blick und ihre ganze Haltung veranlaßten doch den Grafen zu einer ganz anderen Begrüßung, als er Maruſchka gewidmet hatte. Er nannte ſich und bat höflich um Erlaubniß, das ihm teſtamentariſch vererbte Pflegekind der Gräfin Tante unter ſeinen Schutz nehmen zu dürfen.

„Was verſtehen Sie unter ſolchem Schutze?“ fragte Leni.

„Dann iſt Nepomuk auch gerechtfertigt," erwiderte der Graf, „und ich eile jetzt hinweg, um die Wohnung — aber nicht doch! Wozu hab ich denn das große Palais! Dort werden Zimmer für Sie eingerichtet, und ich hoffe, daß Sie, mein Fräulein, noch heute Abend einziehen."

Er hielt ihr die Hand hin; ſie ſchlug ein, und er ging fort. Maruſchka hielt's für nöthig, ihm die Treppe hinab das Geleit zu geben.

Nepomuk war wie zuſammengebrochen und hielt ſich an einer Stuhllehne feſt.

„Was iſt dir denn, Nepomuk? Du haſt nicht gewollt, daß mich der Graf finde. Warum denn nicht? Er ſcheint ja ein liebenswürdiger Mann zu ſein."

„Das mag wohl ſein. Um ſo ſchlimmer für Sie!"

„Ach was! Kurt ſoll ſich ärgern."

„Er wird ſich nicht bloß ärgern, es wird ihn auch ſehr betrüben."

„Wie ſo?"

„Fragen Sie nur die Maruſchka, ob der Herr Graf galant iſt!"

„Galant? Das heißt?"

„Zärtlich heißt's. Heirathen wird der erlauchte Graf das Fräulein Leni nimmermehr, aber Zärtlichkeit wird er verlangen für ſeine Wohlthaten, und das ſoll ja auch ſo Mode ſein bei den Theaterdamen."

Maruſchka unterbrach das Geſpräch und bat Leni, ſie als Kammerjungfer mitzunehmen ins Palais. „Der

Graf,“ ſchloß ſie, „wird nichts dagegen haben; er mag mich.“

Nepomuk huſtete. Leni blickte auf ihn und dann auf Maruſchka, welche anfing, die Habſeligkeiten einzupacken. Leni aber war zu unerfahren, um zu verſtehen, was dies bedeutete, und Nepomuk ſelbſt hatte nur eine Ahnung, daß dies Mädchen verdächtig wäre und dem unſchuldigen Fräulein zur Warnung dienen ſollte.

Gegen Abend kam Graf Erwin mit ſeinem Wagen, um Leni abzuholen, brachte ſie in zwei ſchöne Zimmer des Palais, und fragte, ob ſie mit ihm ins Landestheater wollte, wo die Oper „Der Freiſchütz“ gegeben würde.

„Ach, wie gern! Ich ſinge ſchon die Arien der Agathe.“

Es war eine intereſſante Unterhaltung für den Grafen, Leni während dieſes Theaterabends zu beobachten. Sie hörte gar nichts von ſeinen Bemerkungen, ſie war nur Auge und Ohr für die Bühne; ihr Auge und Ohr ſchienen die ganze Vorſtellung zu verſchlingen, und wenn ein Act zu Ende war, da holte ſie tief Athem, erwiderte aber kein Wort auf Kritik und Aeußerungen des Grafen. Ihr Antlitz glühte, Hand und Arm zuckten öfters, ja ſie ſtöhnte mitunter leiſe.

So ſchön hatte Graf Erwin ſie noch nicht geſehen, und er überſchüttete ſie mit Schmeichelei und Liebenswürdigkeit. Zu ſeinem Erſtaunen ſchien das Alles ſpurlos an ihr vorüberzugehen, und als ſie nach Hauſe die Königin von Portugal zu heiraten, er fiel in Krankheit und böſeſte Laune.

Weißt Du nicht — ſprach ſie, ihn ſeit langer Zeit wieder erblickend — weißt Du nicht, daß ich auch ſterben muß, wenn Du ſtirbſt? — Heirate Eleonoren — „Wohl, ich werde, denn Deine Liebe iſt unerquicklich.“ —

Als er mit Eleonoren in die Kirche tritt, ſuchen ſeine Augen hinter jedem Pfeiler Chimenen, ſie iſt nicht zu ſehen. Zerſtreut wird er zum zweiten Male vermählt. Als er aus der Kirche ſchreitet, drückt man ihm unter dem Portale ein Billet in die Hand — „Du haſt gethan, was Du mußteſt, ich habe gerathen, was ich mußte, lebe wohl für dieſe Welt!“

Sie iſt ins Kloſter gegangen, Franz ſtürzt hinein, rüttelt am Gitter — ganz wie Balduin in Kotzebue’s Kreuzfahrern — verlangt ſie zu ſehn. Das charaktervolle Mädchen erſcheint nicht.

Dieſer Erzählung ſteht nur im Wege, daß dem Könige Ludwig XII. eine eben ſolche Neigung begegnet war. Eine Genueſerin Thomaſſine Spinola war deſſen Chimene. Sie ſtarb vor Schmerz, als ſie hörte, Ludwig ſei todt. Das arme Mädchen! Die Nachricht war obenein falſch geweſen, Ludwig lebte weiter.

Aber nicht Alles, was im Wege ſteht, iſt unüberſteigliches Hinderniß. Die Könige von Frankreich ſchimmerten ſehr, und Gott ſei Dank, jede Zeit und jedes Land hat ſeine Thomaſſinen und Chimenen, damit die Liebe ein Element Himmels und der Erden bleibe.

13.

War es nicht eine ſchöne Zeit, da man nur auf Reiſen ging, um das heilige Grab zu ſuchen? Iſt der Moslem nicht glücklich, der durch die Wüſten nach Mekka zieht? Solche Reiſen haben kamen, lehnte ſie das Abendeſſen ab und bat nur dringend, ihr am nächſten Morgen Rollen, Geſangslehrer und Agenten zu ſchicken. „Ich kann's nicht mehr erwarten; gute Nacht, Herr Graf, ich danke.“

Graf Erwin fand ſich auch in den nächſten Tagen eigentlich nicht zurecht in dem Weſen dieſes Mädchens. Es kam ihm manchmal der Gedanke: dies iſt gar kein weibliches Geſchöpf, dies iſt ein geſchlechtsloſes Ding. Beſonders wenn er die recht weibliche Maruſchka neben ihr anſah.

Nach acht Tagen hatte er indeſſen dieſe Art ſatt, und er beſchloß, einen Sturm zu wagen auf das unaufmerkſame Mädchen. Sie war jeden Abend mit ihm ins Theater gegangen und hatte ſich nun, namentlich bei Luſtſpielen, geſprächiger erwieſen. Sie lachte da fröhlich und erwiderte auch die ſpaßhaften Bemerkungen, welche der Graf vorbrachte. Sie war überhaupt zugänglicher, weil ihre Rollenſtudien gut von Statten gingen und Nepomuk's Unterhandlungen mit Theateragenten Erfolg verſprachen. Nepomuk war darin von größtem Eifer, weil er die Courmacherei des Grafen an und für ſich höchſt ungern ſah und auch die künſtleriſche Laufbahn Leni's für gefährdet erachtete durch dieſen Grafen.

So ſchien es auch wirklich zu werden. Der Verkehr mit einem liebenswürdigen jungen Manne erweckte ſichtlich das noch im Schlummer liegende ſinnliche Leben Leni's. Der leidenſchaftliche Spieltrieb in ihr, der künſtleriſche Drang hatten die weibliche Entwickelung zurückgedrängt, im ernſten Umgange mit Kurt war gar nichts Derartiges entzündet worden. Jetzt ſchien das zu geſchehen unter dem immer lebhafteren Zudrängen des Grafen, welcher dabei ſtets anmuthig blieb. Sie fing an, zerſtreut zu werden in ihren Studien, ſie fuhr täglich mit ihm ſpazieren, ſie wurde luſtiger, als ſie ſonſt geweſen, ſie geſtattete ſein Dableiben, auch wenn das Nachtmahl vorüber war, ſie zog die Hand nicht mehr zurück, auch wenn er ſie lange und warm küßte.

Nepomuk gerieth in Verzweiflung. Er wußte nicht genau warum, aber ſein Inſtinct trieb ihn dagegen an, und zur Erklärung ſagte er ſich: ſo geht die Hoffnung auf die Wunderwelt mit der Leni verloren!

Eines Abends — er hatte beim Souper ſervirt — fand er Leni neben dem Grafen noch luſtiger als bisher, und da faßte er einen herzhaften Entſchluß: er belog den Grafen, um ihn — wenigſtens auf kurze Zeit — fortzuſprengen aus der Nähe Leni's. Maruſchka, ſagte er, verlange dringend mit dem Herrn Grafen zu ſprechen; ſie weine und ſchreie, daß man ſie im ganzen Hauſe mißhandle, bloß darum, weil der Graf ſeine Scherze mit ihr treibe, und daß er — der Nepomuk — ſie mit Mühe abhalten könne, hierher zu kommen. Am Ende käme ſie doch noch, wenn der Herr Graf ſich nicht ſelbſt ins Mittel lege.

Der Graf, welcher ſich ſchlimmer Dinge bewußt war, ſprang auf und eilte hinaus, um Maruſchka abzuhalten. — Nepomuk und Leni waren alſo allein.

„Was iſt das?“ fragte Leni.

„Erinnern Sie ſich nicht, daß dieſe Maruſchka damals ſagte: der Herr Graf mag mich.“

„Das heißt?“

„Herr Gott, mit der Soubrette wird die Liebſchaft auf kurzem Wege abgemacht, mit — einer Anderen, welche höher hinaus will, ſchlängelt man ſich auf längerem Wege zum —“

„Nepomuk!“

„Woher hätte denn Maruſchka, ſeit wir hierher gezogen ſind, alle Taſchen voll Zehnerſcheine? Womit kaufte ſie denn all den Putz, mit welchem ſie ſich jetzt behängt? Herr Kurt war anders, der war für ernſte Dinge.“

Leni ſtand vom Seſſel auf. Es folgte eine Pauſe. Draußen hörte man des Grafen Stimme. „Kurzum,“ fuhr Nepomuk halblaut fort, „fragen Sie doch den Grafen, ob er Sie heirathen will, denn er behandelt Sie doch ſo.“

Da trat der Graf ein, ſehr zornig, und ſprach: „Es iſt ja nicht wahr, was du von der Maruſchka geſagt!“

„Ja, ſie wird's nicht eingeſtehen, wenn der Herr Graf ſelber kommt.“

„Du wirſt morgen mein Haus verlaſſen. Verſtehſt du mich?“

„O ja."

„Einen Augenblick, Herr Graf!" ſagte Leni haſtig, „ich höre, daß Sie mich heirathen wollen."

„Wie?"

„Wird's da nicht im Wege ſtehen, daß ich aufs Theater will?"

„Was ſoll denn das?"

„Bitte, antworten Sie mir, Herr Graf. Wollen Sie mich heirathen?"

„Aber, Leni, wozu die Frage?"

„Sie fragen alſo ſtatt zu antworten. Beruhigen Sie ſich! Ich bin viel zu jung zum Heirathen, ich muß erſt was werden. Jetzt bitte ich nur, mich allein zu laſſen."

„Aber Leni!"

„Ich bitte. Morgen Mittag ſprechen wir weiter über dieſes Thema."

Etwas betroffen und mit einem grimmigen Blicke auf Nepomuk ging der Graf. Sobald er hinaus war, reichte Leni dem Nepomuk die Hand und ſagte: „Der Agent hat erklärt, daß in Pilſen ein Platz offen wäre für eine Sängerin?"

„Ja."

„Hilf mir zuſammenpacken! — Nein, vorher beſtelle einen Wagen zu morgen früh um Fünf. Wir fahren nach Pilſen."

Viertes Capitel.

Konnten Nepomuk und Leni glauben, ſie wären ſicher davor, daß ſie nicht in kurzer Friſt eingeholt würden vom Grafen Erwin? Maruſchka, mitten im Theatergetriebe ſteckend, wird ja mit Leichtigkeit den Agenten ausfindig gemacht haben, welcher das Engagement nach Pilſen vermittelt hat, und der reiche, verliebte Graf wird nicht ſäumen, in Pilſen zu erſcheinen und ſeinen Anſturm fortzuſetzen.

Nepomuk dachte ſo und verhehlte ſeine Beſorgniß nicht vor ſeinem vergötterten Fräulein.

Sie gab keine Antwort darauf, ſondern machte nur eine wegwerfende Handbewegung. Sie war von Scham erfüllt, daß ſie eine Zeit lang ihr Ziel aus den Augen gelaſſen und der Tändelei des Grafen nachgegeben hatte. Was müßte Kurt dazu ſagen! Er würde ſagen: Dich reichlich zu unterhalten und die gefeierte Schöne zu ſpielen, das iſt dein abſonderlicher Beruf! — „Das iſt nicht wahr,“ ſagte ſie, „und ich werd's ihm beweiſen!“

Sie meldete ſich alſo ſofort beim Director in Pilſen, welcher höchlich erſtaunt war, eine ſo feine junge Dame mit einem Livréediener hinter ſich — Nepomuk hatte noch ſeine Wartenſtein'ſche Livrée — in ſeinem nicht eben eleganten Büreau vor ſich zu ſehen als ein bei ſeiner Truppe engagirtes Mitglied.

Betroffen fragte er nach dem Repertoire. Es beſtand aus ſechs erſten Opernrollen. „Alle ſchon geſpielt?“ — „Nein, aber mit einer Probe zu ſpielen.“ — „Alſo,“ ſagte er reſolut, „morgen Freiſchütz, um elf Uhr Orcheſterprobe für die Agathe.“ — „Können Sie ein leidliches Horn für Ihr Orcheſter brauchen?“ fragte Nepomuk mit Zuverſicht. — „O ja, aber ohne Bezahlung.“

Leni ließ ſich noch in den dunklen kleinen Muſentempel führen, um orientirt zu ſein, wie ſie ſagte. Und das geſchah: es wurde auch eine Laterne dazu beigeſtellt, eine Laterne mit Hornſcheiben. Dennoch ſtolperte Nepomuk über eine Latte und erlitt einen Fall von übler Vorbedeutung. Leni jedoch ließ ſich durch nichts ſtören, weder durch die Dürftigkeit des Ortes noch durch einen unklaren Geruch. „Es iſt geſtern ein Volksſtück geweſen,“ ſagte der Director zur Entſchuldigung. Eine Stunde vor Eröffnung wird gelüftet und ausgekehrt, und zwar gründlich.“

Es ſtörte ſie nichts, ſondern ſie fing an, mit voller Stimme die Cavatine der Agathe zu ſingen; ja ſie kniete dabei auf den unausgekehrten Boden nieder, ſie war begeiſtert von dem endlich thatſächlichen Beginn ihrer Kunſtlaufbahn.

Der Director war entzückt von dieſer Stimme, von dieſem dramatiſchen Weſen, welches er genialiſch nannte, und er ſorgte dafür, daß dies außerordentliche Ereigniß ſogleich mit allen Mitteln in Pilſen bekannt gemacht würde. Placate wurden angeſchlagen, zunächſt nur geſchriebene Placate, daß morgen Außerordentliches vorgehen werde im Theater. Die Debütantin — war in dieſen Placaten durchſichtig angedeutet — ſei offenbar eine junge Fürſtin, welche ſich noch erhöhen wolle durch die hohe Kunſt der Bühne.

Leni probirte im Gaſthofzimmer das Coſtüm der Agathe, welches neben fünf anderen in Prag vorbereitet worden war, und eine derbe Kellnerin des Gaſthofes war ihr dabei behülflich. Sobald die letzte Nadel geſteckt war, ſang, ſprach und ſpielte ſie die ganze Rolle mit allem Aufwande von Stimme und Geſten durch und wurde gar nicht gewahr, daß die Kellnerin erſchrocken aus der Thür eilte und Nepomuk herzurief mit der Frage: ob die Dame verrückt wäre?

Nepomuk lächelte überlegen und ſah und hörte mit Entzücken zu. Vor dem Gaſthofe ſammelten ſich Zuhörer, und Pilſen wurde unruhig bewegt. Den fragenden Pilſenern berichtete die Kellnerin auch noch, daß die verrückte Dame gar nichts eſſe und nichts trinke. Ihr Diener beſorge das allein und für ſie mit.

Bei dieſer Coſtümprobe entwickelte übrigens auch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02178/038

Bums, welcher natürlich mitgekommen war von Prag, eine bemerkenswerthe Theilnahme. Vor den ſtürmiſchen Bewegungen ſeiner dramatiſchen Herrin war er auf einen niedrigen hölzernen Schemel geflüchtet, und nachdem er in reſpectvollem Schweigen eine Weile zugeſchaut, erhob er ſein ſchwarzgeränderte Haupt zum Himmel und heulte in weichen Tönen, welche man wohl ſentimentale nennen durfte. Wenn Leni im Vorüberſchreiten ihm einen Klapps auf die Naſe gab, dann unterbrach er zwar ſeinen Gefühlsausdruck einen Augenblick, aber nur einen Augenblick. Er ſollte dem Kunſttreiben, wie ſich bald zeigen wird, auch näher treten.

Der Abend kam auch in Pilſen wie anderwärts; das Theater war brechend voll, der erſte Auftritt Agathens ſtand unmittelbar bevor. Leni ſollte aus der Couliſſe hinausſchreiten, Nepomuk ſtand neben ihr — ſeine Thätigkeit mit dem Horn war noch nicht angeordnet — und ſein Herz ſchlug hörbar. Ein Hauptmoment ſeiner Ahnungen war ja da. Welcher Schrecken erfaßte ihn, als Leni plötzlich zu ihm ſagte: „Ich fürchte mich!“

Sie, welche ſo leidenſchaftlich nach theatraliſcher Action geſtrebt, dies tapfere Mädchen fürchtete ſich im entſcheidenden Augenblicke!

„Hinaus! hinaus!“ rief der Inſpicient, welcher mit dem Buche hinter den Couliſſen umhertrabte, „hinaus!“

„Um Gottes willen!“ flüſterte Nepomuk.

„Still!“ ſagte ſie ganz laut und trat hinaus.

Ein donnernder Applaus empfing Fräulein Lina — ſo hieß ſie auf dem Zettel — und das ſtärkte und ermunterte ſie. Tief Athem ſchöpfend, begann ſie, wenn auch noch etwas unſicher, ihren Geſang und wurde ſicherer und ſicherer, ſo daß ſie klar und nachdrücklich ſchloß. Neuer Applaus. Nun fühlte ſie ſich wie zu Hauſe. Ihr Tanzen auf dem Schloſſe hatte ſie in den Körperbewegungen ausgebildet, die gewöhnliche Ungelenkigkeit der Anfänger war bei ihr gar nicht vorhanden, ſie ſtand und ging wie im Salon und ſprach auch die Proſa ſehr gut. Der Eindruck im Publikum überſprang raſch die Stimmung leerer Reclame, er wurde echt und günſtig. Nicht bloß die ſchöne Stimme, der glockenreine Geſang, das natürliche Sprechen und Spielen bewirkten das, auch das günſtige Aeußere dieſes Fräuleins Lina wirkte ungemein. Ihr feines Antlitz, obwohl es recht ſchlecht geſchminkt war, ihr dunkles Lockenhaar, ihr leuchtendes großes Auge, ihre ſchlanke Geſtalt machten den Eindruck von etwas Edlem und Vornehmem, und als der Vorhang zum erſten Male gefallen war, kam der Hervorruf wie aus einem Munde, und das Geſchwirr der Reden im Publikum während des Zwiſchenactes flog von Erſtaunen zu Lobeserhebungen reſpectvoller Art.

Das war aber auch nöthig, um eine triviale Störung zu überwinden, welche ſpäter eintrat. Bums war im Wirthshauszimmer eingeſperrt worden; aber die Kellnerin war ins Zimmer gekommen, um aufzuräumen, und bei dieſer Gelegenheit war er entwiſcht. Die Möpſe ein Ziel über die Erde hinaus. Wir rennen von einem Welttheile in den anderen, die Meilenzahl wird täglich größer, die Zahl der Reiſenden ebenfalls, der Ehrgeizige oder Eitle braucht immer größeren Aufwand, um ſich auszuzeichnen, der Stille findet immer ſchwerer Einſamkeit, und Jedermann findet heutiges Tages nur Kenntniß und Lebenserfahrung, Dinge, die doch von ſelber kommen. Den Himmel findet Niemand mehr. Wie ſchön war jenes alte Wort: Wer da glaubt, der wird ſelig!

Wie profan klingt das heutige Dogma: Wer da reiſt, der wird geſund. Man begegnet in Frankreich gar viel Leuten — nicht Franzoſen, denn der Franzoſe iſt kerngeſund — die das geſunde Klima ſuchen, wie einſt das heilige Grab geſucht wurde. Nizza hat nicht mehr allein ſein Privilegium, Montpellier zum Beiſpiele, das golden-heiße trat als Nebenbuhler auf: denn es konnte am ſiegreichſten auf den einzigen Vorwurf antworten, der dem franzöſiſchen Klima gemacht wird. Dies iſt der Vorwurf des Regens. Frankreich hat einen milden Himmel aber viel Regen, deshalb iſt die Blouſe in dieſem Lande ſo alt, daß man ſie galliſch nennt. Wer über Land fährt, trägt die Blouſe, und das iſt eine Gefahr für den Deutſchen, der die Standesunterſchiede ſo gewohnt iſt, und die Unterſcheidungen im Aeußern. Zuerſt glaubt er nur von Ouvriers umgeben zu ſein, und wundert ſich über die gleichmäßige Höflichkeit, welche der Conducteur dem feinen Mantel und der groben Blouſe angedeihen läßt. Dann, mit der Blouſe vertraut, ſpäht er ſehr, ob eine feine Kleidung darunter ſei, erſt zuletzt wird er jener franzöſiſchen Gleichheit inne, die nicht blos durch den Regen veranlaßt, ſondern durch die Revolution durchgeſetzt iſt. Dieſe Gleichheit iſt viel mehr Fleiſch und Blut geworden, als deutſchen Demokraten vorſtellbar, ja vielleicht erwünſcht iſt. Der Regen und die Blouſe haben ſicherlich zu dieſem ſchnellen Erfolge beigetragen. Nur der Süden iſt ſeit einigen Jahren auffallend zurückgeblieben im Regenwetter, beſonders das untere Languedoc. Im Sommer 1839 hatte man in Montpellier ſeit drei Jahren keinen Regen von 24 Stunden mehr geſehen.

gelten für dumm; er widerlegte dieſe Verleumdung. Zur Probe war er mitgeweſen im Theater, und jetzt fand er mit weiſem Inſtinct den Weg dahin, wo er, ebenſo weiſe, ſeine Herrin vermuthete. Er erſchien hinter den Couliſſen. Nepomuk entdeckte ihn mit Entſetzen und wollte ſich ſeiner bemächtigen. Umſonſt! Bums hörte die Stimme ſeiner Herrin draußen, ſie ſang eben: „Und ob die Wolke ſie verhülle — ſie ſang „ſie“, nicht „ſich“, wie fehlerhaft im Textbuche ſtand — und dieſe Stimme wurde für Bums Signal. Er trabte vergnügt auf die Scene. Lina-Agathe ließ ſich eben auf die Kniee nieder, als er ankam, er achtete das mit gebührendem Ernſt und ſetzte ſich anſtändig neben ſie. Es ſtand zu fürchten, daß er auch hier ſentimental heulen würde, aber die geräuſchvolle Bewegung im Publikum, ſtoßweiſes Lachen und dazwiſchen die Rufe „Ruhe! Ruhe!“ ſchienen ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen; er ſchwieg, betrachtete die Pilſener ruhig wie ein vornehmes Geſchöpf und wendete dann den Kopf aufmerkſam nach ſeiner ſingenden Gebieterin.

Leni hatte ihn gar nicht bemerkt und ſah ihn erſt, als ſie aufſtand. Applaus für die Arie erfolgte, und während desſelben nahm ſie erbarmungslos Bums beim Kragen und warf ihn Nepomuk zu, welcher ihn glücklich auffing und ſogleich forttrug, nicht ohne harte Behandlung, da Bums auch noch ſchreien wollte.

Dieſe Familienſcene hatte Leni gar nicht aus der Stimmung gebracht und übte auch gar keine Nachwirkung beim Publikum. Die Vorſtellung ſchloß mit einem außerordentlich günſtigen Erfolge für den neuen Theaterſtern.

Nepomuk wußte ſich alſo das Betragen ſeiner Herrin nicht zu erklären, als ſie in ihr Gaſthofzimmer zurückkehrte, wo das Abendeſſen aufgetragen wurde unter Zeichen großer Bewunderung von Seiten der Kellnerin, welche bereits durch Gäſte unterrichtet war von dem Triumphe. Er ſelbſt bebte vor Entzücken über den großen Beifall und noch mehr über die himmliſchen Heldenthaten ſeiner Göttin. Und ſie? Sie ſprach kein Wort, ging aber wild und ſtürmiſch umher, als ob ſie nachträglich noch eine Schlacht zu liefern hätte. Plötzlich ſank ſie wie gebrochen auf einen Stuhl und erwiderte auch von da kein Wort auf Nepomuk's Lobpreiſungen und auf ſeine Einladung, ſich mit Speiſe und Trank zu ſtärken.

Was ging in ihr vor? Sie war unbefriedigt von ihrer Leiſtung, unbefriedigt von dem ganzen Vorgange. Sie ſagte ſich: das iſt nichts; du biſt auf einem Irrwege; Kurt hat Recht: du wirſt nichts als eine Komödiantin.

Endlich ſtand ſie langſam auf, ſtrich mit der Hand über die Stirn und ſagte vor ſich hin: „Da iſt nicht zu helfen; er iſt fort, und du mußt das Handwerk forttreiben, welches du ſelbſt eigenſinnig erwählt."

Und nun ſetzte ſie ſich an den Tiſch und aß und trank, wie eine hungerige Perſon ißt und trinkt. Sie ſagte ſogar trocken zu dem ſtaunenden Nepomuk: „Dies Pilſener Bier iſt gut."

Nepomuk's Staunen ging in Schrecken über, als ſich jedoch plötzlich die Thür öffnete und Graf Erwin eintrat. Er drohte auch wirklich dem erſchrockenen Nepomuk mit der Hand.

Leni ſah gleichgültig auf und aß und trank weiter.

„Sie Schelmin ſind mir durchgegangen!“ ſprach der Graf lächelnd.

„Ihnen? Gehöre ich denn Ihnen?“

„Ich möchte es, und es betrübt mich, daß Sie nicht wollen.“

„Der brave Nepomuk hat mir geſagt, wie das heißt, was Sie ſuchen. Maitreſſe nennt man's.“

„O, dieſer Nepomuk iſt mein Feind!“

„Jedenfalls iſt er mein Freund.“

„Laſſen wir das! Ich ſetze mich zu Ihnen und drücke Ihnen mein Entzücken aus über Ihre Agathe. Ich habe die ganze Vorſtellung geſehen und gehört und weiß jetzt, daß Sie ein großes Talent ſind. Aber das Pilſener Theater iſt nicht Ihr Spielraum. Sie müſſen in würdige Umgebung kommen und mich dafür ſorgen laſſen.“

„Wenn ich nur ſelbſt wüßte, wofür zu ſorgen iſt! Vielleicht hat wirklich der kleine Spielraum Schuld an meiner Niedergeſchlagenheit.“

„Niedergeſchlagenheit?“

„Ja. Meine ideale Vorſtellung vom Zauber dramatiſcher Kunſt iſt zerſplittert. Nicht bloß wegen des kleinen Pilſener Theaters. Wenigſtens nicht ausſchließlich. Ich ſelbſt bin mir vorgekommen wie ein Inſtrument, das geſpielt wird. Ich habe nicht geſpielt, ich bin geſpielt worden, von dem auswendig gelernten Text und von dem auswendig gelernten Geſange bin ich geſpielt worden. In mir ſelbſt iſt gar nichts vorgegangen, ich war eine dreſſirte Puppe, und nun ſteh ich vor der Frage: Was weiter?"

„In beſſere Geſellſchaft kommen, da wird die Puppe verſchwinden."

„Kaum. Wenn's mir nicht von innen zukommt, dann bin ich verloren, und Kurt behält Recht. Aber ergeben will ich mich nicht ſogleich. Ich will's weiter treiben und zunächſt traurig das Handwerk üben. Wenn ich es endlich beherrſche und der Zauber, welcher mich verführt hat, auch dann noch ausbleibt, dann — ach Gott, ich weiß kaum was jetzt, viel weniger was dann! Das aber, lieber Herr Graf, das weiß ich, daß ich Ihre Nähe zurückweiſen muß. Ich muß mindeſtens ein ehrliches Mädchen bleiben. Verlaſſen Sie alſo mich und Pilſen ſchon morgen früh! Sie ſchädigen, wie Nepomuk ſagt, meinen Ruf."

„Dieſen Nepomuk ſoll der Teufel holen, und —"

„Ich bin todmüde, Herr Graf, verlaſſen Sie mich!"

Dies wurde ſo traurig nachdrücklich geſprochen, daß er gehorchen zu müſſen glaubte. Er ging.

Am anderen Morgen reiſte er ab. Ehe er jedoch in den Wagen ſtieg, ließ er Nepomuk zu ſich rufen und ſagte ihm: „Du beträgſt dich zwar wie ein Schlingel gegen mich, aber du handelſt, wie ich höre, getreu nach dem Willen deiner Herrin. Das iſt was Gutes. So übernimm denn auch meine Aufträge, welche deiner Herrin zu Gute kommen ſollen. Bei dieſen geringen Theaterverhältniſſen wird ſie bald in Noth kommen. Hier haſt du fünfhundert Gulden; verwende ſie, ohne deinem Fräulein davon zu ſagen, zu ihrem Beſten und ſchreibe mir nach Wien, wenn ſie verbraucht ſind und eine neue Beiſteuer nöthig iſt.“

Dies ſagend, legte er die Banknoten auf den Tiſch und ging zu ſeinem Wagen.

Nepomuk ſtand rathlos da. Durfte er das annehmen ohne Einwilligung ſeiner Herrin? War es nicht doch ein Angeld auf künftige Gunſt? — Er eilte nach kurzer Ueberlegung ins Zimmer Leni's und erzählte ihr Alles getreulich. „Lauf, lauf,“ rief ſie, „und gieb ihm das Geld zurück!“

Nepomuk lief, aber der Wagen rollte eben von dannen, als er vors Haus kam, und er ſchrie umſonſt hinterher: man möge halten! Er hielt nicht.

Nepomuk war arm aufgewachſen, eine ſolche Geldſumme war ihm ein großes Ding; die Baarſchaft Leni's — das wußte er — war nur noch klein, und dem Theaterweſen in Pilſen traute er nicht über den Weg; kurz, er entſchloß ſich, die Banknoten für den Nothfall zu behalten. Vielleicht fragte Leni nicht weiter.

Sie fragte in der That nicht. Innerlich niedergeſchlagen, richtete ſie ſich doch pflichtgemäß ein und that Alles, was der Director von ihr verlangte. Sie ſtudirte neue Geſangspartien mit ſtillem Fleiße; ja, ſie übernahm auch, wenn der Director in Verlegenheit war, kleine Rollen im Luſtſpiel und in der Poſſe, um theaterſicherer und für die Proſa in den Opernrollen geübter zu werden.

Mit den Mitgliedern verkehrte ſie wenig, aber ſie war gegen alle freundlich. Der geringe Bildungsgrad der meiſten und manche Rohheit erſchreckten ſie wohl, aber ſie betrachtete ihre Aufgabe wie ein Opfer, das eben gebracht werden müßte. Iſt's ein Irrthum, ſagte ſie ſich, in welchen du hineingeſprungen biſt, ſo mußt du ihn bezahlen, bis dir kein Zweifel mehr übrig bleibt, daß es ein Irrthum war.

Erleichtert wurde ihr die zweifelvolle Lage durch einen jungen Schauſpieler des Namens Siegismund, welcher wie ſie aus Paſſion zum Theater gegangen und gegen den Willen der Seinigen, angeſehener Leute in München, die Schauſpielerlaufbahn erwählt hatte. Er war ein Student, welcher ſein Examen gemacht und dann ausgeriſſen war — wie ſie von Schloß Wartenſtein. Seine Bildung brachte ihn Lina raſch näher; er war auch perſönlich ein angenehmer blonder Mann mit guter Figur, gutem Organ und guter Laune, alſo dem Anſchein nach mit allen nöthigen Mitteln ausgerüſtet für die Bühne. Dennoch machte er gar kein Glück beim Pilſener Publikum: er wurde gewöhnlich ausgelacht. Sentimentale und tragiſche Rollen waren ſein Fach, und er beklagte es täglich, daß ſeine Rollen claſſiſcher Dichter, welche er alle ſtudirt und welche ihm vorzugsweiſe gelängen, bei ſolch einem Provinztheater nicht an die Reihe kämen.

Bei der Primadonna Lina fand er Verſtändniß, und er declamirte ihr zu eigener Herzſtärkung oft ſeinen Mortimer vor und ſeinen Ferdinand von Walter. „Ich bin überzeugt,“ ſagte er dann immer, „daß Sie, Fräulein Lina, die Maria Stuart und die Louiſe Millerin gut ſpielen würden. Verſuchen wir's und bringen wir endlich einmal eine claſſiſche Tragödie zu Wege!“

Lina ſah voraus, daß er auch als Mortimer oder Ferdinand ausgelacht werden würde, und verhielt ſich in ihrem bekümmerten Zuſtande ablehnend. Der ganze Ton beim Theater ließ den ſo natürlichen Gedanken nicht aufkommen: ob ſie nicht im Schauſpiel ein beſſeres Genüge finden werde als in der Oper. Eine Jungfrau von Orleans erſchien ihr im Enſemble des Pilſener Theaters wie eine Ungeheuerlichkeit, und das Buch, welches ſie aus Wartenſtein mitgenommen, blieb im Koffer liegen.

Endlich brachte es Siegismund, der keine Gage verlangte, beim Director doch dahin, daß Deborah gegeben und er den Joſeph ſpielen ſollte. Eine Deborah fand ſich nicht in der Geſellſchaft, Fräulein Lina ſollte ſie ſpielen. Er brachte ihr die Rolle. Sie ſcheute ſich anfangs, aber ihm zu Gefallen — er war ein ſo anmuthiger, heiterer und gebildeter Kamerad! — ging ſie daran und lernte die Rolle.

Das Erlernen der Rolle brachte ihr ein gewiſſes Genüge. Es that ihr wohl, ſich mit ſolcher Leidenſchaft breit ausſprechen zu können. Das — meinte ſie — ſtimme wirklich beſſer zu ihrer früheren Begeiſterung als das Singen, viel beſſer, das mache ihren Geiſt frei und wieder kühn.

Doch einmal wieder erhoben, ging ſie ans Probiren, ging ſie Abends ans Spielen. Ach, die Täuſchung blieb wieder nicht aus! Auf der Probe fehlte es an allen Ecken und Enden, an der Scenerie wie an den Requiſiten, und Niemand außer Siegismund konnte ſeine Rolle. Das war ein immerwährendes Unterbrechen; mitten im Sturme mußte ſie aufhören, weil Jemand nicht auftrat, und falſche Antworten machten ſie im Dialog irre; kurz, ſie gewann gar keine Stimmung. Des Abends aber, mit voller Leidenſchaft ſpielend, gerieth ſie ins Schreien, und jegliches Echo im Publikum blieb aus. „Das iſt eben nicht das Fach einer Sängerin!“ hörte ſie hinter den Couliſſen ſagen, und dazu kam nun der unglückliche Joſeph Siegismund's! Er wollte es gründlich zeigen, daß man ihn bisher verkannt habe, und ging los wie ein Heerrufer, welchen man ärger als je auslachte. Unter dieſem Gelächter wurde die ganze Vorſtellung begraben und Lina mit ihr.

Lina war tief niedergeſchlagen; Siegismund durchaus nicht. Er ſchimpfte auf das dumme Publikum in Pilſen, und zwar ſo ausgiebig und ſo unverſchämt, daß Lina, welche von ſeiner Talentloſigkeit überzeugt war, endlich doch zu lachen anfing. Ein wunderliches Lachen. War's Ironie, welche ſtachelte, war's Humor, welcher Erholung ſuchte? Ach, ſie war auf einem Punkte, ihr Entweder — oder verloren zu geben. „Du biſt wohl beim Oder angekommen," ſagte ſie, „das heißt: beim Nichts. Beuge dich alſo und bekenne! Bekenne dem Kurt und bitte um Verzeihung."

Sie ſetzte ſich hin und ſchrieb einen langen Brief an Kurt, in welchem ſie all ihre Enttäuſchungen erzählte und ihre Unzulänglichkeit eingeſtand. Nichts ſei ihr übrig geblieben als ihre muſikaliſche Geſangskunſt, das wolle ſagen: die nackte Schulbildung im Geſange. Für dramatiſche Anwendung derſelben fehle ihr das Talent. Was bleibe ihr alſo übrig, als Geſangsunterricht zu geben, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Dies Gewerbe müſſe ſie nun ergreifen und jetzt auch das Legat der guten Erlaucht annehmen, tief dankbar annehmen, die Selige ebenfalls um Verzeihung bittend, denn die Gräfin und er hätten vollſtändig Recht behalten gegen ſie, die eingebildete, überſpannte Thörin. Er möchte ihr ſchreiben, wo ſie ihn finden könnte.

Dieſen Brief, auf das Landgut Kurt's adreſſirt, ſollte Nepomuk auf die Poſt tragen. Er ahnte, was er enthielt, denn er kannte die Stimmung ſeiner Herrin. Deborah war auch ihm peinlich geweſen, denn ins gewöhnliche deutſche Sprechen wollte er ſie nicht übergehen ſehen. Bewundert hatte er ſie zwar auch hierin, aber an ihrer Verzweiflung merkte er deutlich, daß ſie die ganze Theaterherrlichkeit aufgeben wollte. Das ſoll ſie um Gottes willen nicht, ſagte er, das wäre ja wie Sterben für ihn und für ſie. Er überlegte alſo ernſtlich, ob er nicht auch mit dieſem Briefe wie mit den fünfhundert Gulden des Grafen Erwin handeln ſollte. Denn dieſer Brief riefe wahrſcheinlich den ſo widerwärtig geſtrengen Herrn Vetter herbei, und der werde allem Theaterſpiele jählings ein Ende machen.

Er legte den Brief in ſeinen Mantelſack mit den Worten: „Morgen iſt auch noch ein Tag.“

Und ſo wurde es auch: der tragiſche Herr Siegismund brachte eine neue Wendung in das ſtockende Element. Er kam triumphirend mit einem Telegramm aus Nürnberg. Dort in Nürnberg beſaß er einen Freund, mit welchem er ſtudirt hatte. Dieſen Freund hatte er gebeten, ihm beim Nürnberger Theater ein Engagement zu verſchaffen, und dieſer Freund hatte jetzt telegraphirt: „Komm ſogleich! Der erſte Liebhaber iſt mit der erſten Sängerin durchgegangen. Es kann kaum noch geſpielt werden; ich habe dich angekündigt.“

„Auch die erſte Sängerin fehlt; auf nach Valencia, Precioſa, zu deutſch: nach Nürnberg!“ Mit dieſen Worten ſtürzte er in Lina's Zimmer.

Sie lächelte wehmüthig, denn ſie glaubte nicht mehr an ſich und gab die ausweichende Antwort: „Ich bin ja hier engagirt.“

„Hindert nicht. Der Director hat ſchon geſtern erklärt, er müſſe bei der unwirthſchaftlichen Zeit, welche

Aber wem nicht ſo viel Wärme nöthig iſt, wer nur ein wohlthuendes Klima ſucht, der reiſe nach jenem Winkel, wo der Ocean im biscayiſchen Golfe gleichzeitig Frankreich und Spanien beſpült. Bayonne liegt noch unter dieſer Küſtenhöhe, aber eine Stunde davon am hohen Strande liegt ein wunderlicher zerſtreuter Ort Namens Biarritz. Da iſt der Ocean in unaufhörlich prächtiger Brandung, ſeinen friſchen, und doch warmen Wind der Ewigkeit mit ſich führend, da iſt die Sonne warm und die Nacht milde, und das bloße Auge ſieht immer fort drei Elemente: das Weltmeer, Frankreich und Spanien. Jede deutſche Zeitung iſt da unbekannt, und der rheumatiſche und verdrießliche Deutſche geſundet dort leicht unter den Basken. Die Hecken ſind ſchon Buchsbaum und Myrthengeſträuch, der ſchwarze Feigenbaum iſt ſchon zu Hauſe, und das Volk iſt fröhlich Tag und Nacht. Wie iſt man überraſcht, wenn man den erſten Morgen aus dem Zimmer auf den Balcon tritt: nach Mittag zu in braunblauer Unordnung drängen ſich von Oſt nach Weſt die letzten Pyrenäen bis ins Meer, das iſt die Rune, das iſt der Couronné, das iſt der Berg von Fontarabia, und jene lange blaue Küſte, die viele, viele Meilen weit über San Sebaſtian hinaus in den Ocean ſteigt, ſie iſt Spanien, Spanien ſelber. Da, ganz nahe, wo einzelne Felſen ins Meer treten, da, wo Ihr eine blinkende Oeffnung im Küſtenblau ſeht, da mündet die Bidaſſoa ins Meer, da iſt die Grenze zwiſchen Frankreich und Spanien. Der weiße Häuſerſchimmer daneben iſt Fontarabia.

Gleitet der Blick langſam über das Meer nach Norden herauf, ſo trifft er auf die gepeitſchten Buchten der franzöſiſchen Küſte, und ſchlank wie Menſchenſtolz ſtellt ſich der Leuchthurm dar, der Phare de Biarritz, den man weit hinauf ſieht am ſpaniſchen Strande, ein nächtliches Zeichen dem Spañol, daß der Franceſe lebt. Hinter dem Phare fällt der blaue Adour, der von Bayonne kommt, in den Ocean.

Es iſt vielleicht einer der ſchönſten Wege in der Welt, der in dieſer Gegend nach Spanien führt, die Straße nach Spanien, unzureichende Einnahmen verurſache, die Oper aufgeben. Er iſt alſo froh, wenn er Ihre weitere Gage los wird. Ich habe auch bereits nach Nürnberg telegraphirt, daß erſte Sängerin und erſter Held wie Liebhaber noch heute abreiſen und kriegsbereit nach Nürnberg kommen."

Nepomuk hob bittend die Hände auf zu ſeiner Herrin: ſie möchte ja ſagen! Sie war willenlos.

Als aber Siegismund — er war ja ein gebildeter Mann — auseinanderſetzte, daß man in ſo ungenügender Umgebung wie in Pilſen ſich nicht entfalten könnte, auch wenn man das größte Genie in ſich trage, und daß ein künſtleriſches Theaterpublikum wie in der alten Kunſtſtadt Nürnberg ihren Geſang ganz anders aufnehmen und fördern würde als das unreife Pilſener Publikum, da blitzte ein kleiner Schimmer der unverwüſtlichen Hoffnung, wie in jedem Künſtlernaturell, auch in Lina empor, und ſie entgegnete nur noch: „Ich habe ja kein Reiſegeld!"

Da faßte ſich Nepomuk ein Herz und wollte vortreten mit ſeinen fünfhundert Gulden vom Grafen Erwin, aber Siegismund ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, ſondern declamirte: „Gemeines Geld iſt mir niemals Hinderniß! Ich habe dieſes Mammons genug und beſtreite die Reiſekoſten. Wenn Sie darauf beſtehen, können Sie mir dieſelben in kleinen Raten von der Nürnberger Gage abzahlen. Punktum und nochmals: Auf nach Valencia!"

Und es geſchah: ſie reiſten. Nepomuk war aufgetragen worden, auf der Poſt die Adreſſe Nürnberg anzuzeigen, wenn Briefe ankämen. Wozu? dachte er, da ja Leni's Brief noch in ſeiner Taſche war. Er unterließ es alſo. Dieſen Herrn Kurt fürchtete er eben gründlich. So reiſten ſie und fanden ſchon unterwegs ein Abenteuer. Auf der Station bei einer kleinen Stadt gab's einige Stunden Aufenthalt, weil auf einen Anſchluß gewartet werden mußte. Da kam Siegismund, der immer bewegliche und mit aller Welt ſprechende, zu der ſtill im Warteſaal ſitzenden Lina mit der Nachricht: „Denken Sie, hier in dem Neſte ſpielt eine kleine Theaterſchmiere. Die Direction iſt bankerott und die armen Leute ſpielen auf Theilung. Dort ſteht der Regiſſeur. Er weiß, daß wir Künſtler ſind, und er bittet: wir möchten heute Abend für die hungernden Mitglieder ſpielen. Sie haben Deborah auf ihrem Repertoire. Verſchaffen wir den armen Teufeln Brot. Wenn fremde Künſtler angekündigt werden — es iſt jetzt erſt neun Uhr Morgens — da giebt's ein volles Haus. Auf, auf, Johanna, hebe deine Fahne, die Oriflamme ruft das Volk herbei!"

Lina mußte wieder beinahe lachen. Wenn ihre Unzulänglichkeit wohlthätig wirken könne, antwortete ſie, dann ſei ſie bereit.

Das Theater war in einer Scheune aufgeſchlagen und von der kläglichſten Unvollkommenheit. Wenn Kurt das ſähe! ſeufzte ſie, ſpielte aber tapfer, denn die Scheune war wirklich voll geworden. Der Erfolg war etwas günſtiger als in Pilſen: ihre ſchöne Erſcheinung und ihr wohllautendes Organ erweckten einigen Beifall, und als bei Siegismund's Ungeſtüm wieder ein bedenkliches Geräuſch hörbar wurde, da ſagte er ihr zum Troſte hinter den Couliſſen: „Das kommt von der Judenwirthſchaft in dem Stücke. Die Leute hier mögen die Juden nicht leiden."

Die armen Mitglieder, denen die gute Einnahme wirklich eine Erleichterung gewährte, küßten der ſchönen Fremden dankbar die Hand, und das rührte Lina. Nepomuk bemerkte tröſtlich, daß die Fahrkarten morgen auch noch gültig wären, und ſo kam man denn in mäßiger Stimmung nach Nürnberg.

Fünftes Capitel.

Dem erſten Anſcheine nach ſollte es in Nürnberg günſtiger ergehen. Ein Gang durch die eigenthümliche Stadt, welche in ihrer Bauart das leibhaftige Mittelalter darſtellt, brachte auch wieder einmal Stimmung in Leni's Seele. Sie erinnerte ſich, wie ihr Kurt den Maler Albrecht Dürer geſchildert und die damalige Künſtlerſchaft dieſer Stadt geprieſen. Lieber Kurt, dachte ſie, wärſt du bei mir! Vielleicht wäre ich vom Untergange zu erretten!

Ein zweiter Vortheil war, daß Siegismund mit ſeiner anmuthigen Suada offenen Zugang fand bei dem gebildeten Theaterdirector und daß Lina's Auftreten dem Auftreten Siegismund's vorangehen ſollte. Denn, wenn er zuerſt auftrat mit ſeinem Mortimer, dann konnte die ſichere Verſtimmung des Directors auch gegen Lina verſtimmen.

Zuletzt noch machte Lina ſchon am erſten Abend eine Bekanntſchaft, welche ihr wohlthat. Sie ging ins

Theater, wo ein einfaches bürgerliches Schauſpiel aufgeführt wurde, und war freilich nicht beſonders angemuthet durch das etwas düſtere und nicht eben ſaubere Haus, aber die Darſtellung einer feinen Bürgersfrau gefiel ihr ungemein. Seit ihrem Eintritt in die Theaterlaufbahn hatte ihr ja noch nichts gefallen! Aufgeweckt dadurch, ließ ſie ſich auf die Bühne führen, um dieſer Schauſpielerin — Clariſſa nannte ſie der Zettel — ihr Wohlgefallen auszudrücken. Dies fiel auf einen günſtigen Boden. Frau Clariſſa war ſehr erfreut darüber; es fand ſich auch, daß ſie eine Oeſterreicherin war wie Lina. Das war ein willkommenes Bindemittel. Am anderen Morgen beſuchte Clariſſa die junge Landsmännin, und die gegenſeitigen Mittheilungen wurden ſchon bei dieſer erſten längeren Unterredung vertraulich, ja intim. Lina war ſo bedürftig, ſich über ihr verfehltes Los auszuſprechen, und es zeigte ſich ſogleich, daß ſie bei Clariſſen ein volles, ja ein überlegenes Verſtändniß fand. Clariſſa nannte ſich auch eine Ruine, klagte aber nur wenig darüber. Sie ſtammte aus einer guten Familie aus Deutſch-Böhmen und war gegen den Willen dieſer Familie zum Theater gegangen. In Prag hatte ſie den erſten Liebhaber und Heldenſpieler kennen gelernt, er hatte ſie entzückt, ſie hatte ihm auch gefallen, und ſie hatten ſich leichthin geheirathet. Beide waren voll poetiſcher Pläne geweſen, Beide gebildet und von edler Geſinnung, Beide begeiſtert für ihre Kunſt. Und doch waren ſie geſcheitert. Ihr Mann war ihr durch einen plötzlichen Tod entriſſen worden, ſie ſelbſt war im Schreck über den jähen Verluſt in eine Nervenkrankheit verfallen und hatte durch dieſe Krankheit die Kraft ihres Organs verloren.

Das erzählte ſie Lina recht einfach und mit dem Schluſſe: „Ich bin dennoch nicht ganz unzufrieden geworden, der Sinn fürs Schöne iſt mir treu geblieben und der Antheil an unſerer Schauſpielkunſt, wenn auch oft erſchüttert, lebt doch noch immer in mir. Sie aber, Fräulein Lina, mit Ihrem gewinnenden Aeußeren, mit Ihrem klangvollen Organ und mit Ihren ausdrucksvollen Augen, Sie brauchen nicht zu verzagen, wenn's Ihnen auch bis jetzt nicht gelungen iſt, das auszudrücken, was Sie ausdrücken wollten. In unſerer Kunſt fällt manchmal erſt ſpät das Licht, welches den richtigen Weg zeigt; ich weiß das aus Erfahrung.“

So ſprach Clariſſa, eine Frau von vierzig Jahren, mit einer Geſtalt von kräftigem Gefüge, mit faſt zu ſtrengen Geſichtszügen, welche ein kleines Auge belebte. Sie hat noch einen ſchönen Arm! pflegte man ihr nachzurühmen.

Leni war durch ſolche Rede wirklich ein wenig beruhigt und trat am folgenden Abend mit einiger Zuverſicht auf, wiederum als Agathe. Dennoch errang ſie keinen eigentlichen Erfolg. Man lobte ihre Erſcheinung und ihre Stimme, aber eigentlich gewirkt hatte ſie nicht.

Das empfand ſie und klagte es bitterlich ihrer neuen Freundin nach der Vorſtellung. Dieſe war mit ihr nach Hauſe gegangen und verhielt ſich anfangs ſchweigend zu Lina's Klagen, ja ſie ſagte endlich: „Sie haben Recht; es fehlt etwas, und, um es platt herauszuſagen: es fehlt die Hauptſache.“

„Was iſt die Hauptſache?“

„Die Seele.“

„Freilich. Aber die Muſik bindet mich, bindet mich feſt, ich werde nicht frei. Wenn ich mich hingeben will, da ſteht vorgeſchrieben: dieſe und dieſe Noten müſſen noch pünktlich gebracht werden, und ſo —“

„Alsdann ſollten Sie vielleicht gar nicht ſingen, ſollten Ihr Talent gar nicht innerhalb der muſikaliſchen Feſſeln verſuchen, ſollten zum Schauſpiel übergehen, wo es viel mehr Freiheit giebt.“

„Ach Gott!“ klagte Lina und erzählte von ihrer Deborah, die ja auch mißlungen wäre.

Clariſſa ſchwieg nachdenklich. Es entſtand eine drückende Pauſe. Lina weinte ſtill vor ſich hin. Endlich ſagte Clariſſa: „Ich kann mir's nicht denken, wenn ich Sie ſo vor mir ſehe und Sie ſprechen höre. Was meinen Sie dazu, wenn ich Ihnen vorſchlage: ſtudiren wir einmal eine Rolle zuſammen!“

Lina hoffte nichts mehr; aber dies freundliche Anerbieten konnte und wollte ſie doch nicht ausſchlagen. Den nächſten Vormittag ſollte es alſo geſchehen, und die Jungfrau von Orleans ſollte die Rolle ſein.

Es kam nicht zu Stande. Für den folgenden Tag wurde Maria Stuart eingeſchoben zum Debüt Siegismund's als Mortimer. Vormittags war Probe, und Frau Clariſſa, welche die Hannah Kennedy ſpielte, mußte auf die Probe.

Abends ging auch Lina hin, um die Vorſtellung anzuſehen, nicht ohne Beſorgniß. Sie verlebte denn auch einen gar traurigen Abend. Ja, die peinlichen Eindrücke waren ſo ſtark, daß ſie wieder dem Entſchluſſe nahe kam, das ganze Theaterſpiel aufzugeben. Freund Siegismund wüthete mehr denn je, und das zuerſt erſtaunte Publikum erleichterte ſich im dritten Acte durch eine ſtörende Heiterkeit. Ergrimmt darüber, ſteigerte Siegismund ſeine Angriffe auf die ſchottiſche Königin ſo handgreiflich, daß nun das Publikum ſeinerſeits ergrimmte und drohende Rufe der Mißbilligung ausſtieß. Ja, als er den Act mit den Worten ſchloß: „Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten," da ſchrie Jemand: „Wär's nur ſchon ſo weit!"

Am nächſten Vormittage fand Clariſſa die arme Lina ganz gebrochen. Ein Mißerfolg erſchreckt ja immer alle Schauſpieler, denen dabei ihre Kunſt in verzerrtem Lichte erſcheint. Wie viel mehr mußte das Lina treffen! Traurig gefaßt kündigte ſie Clariſſa an, daß ſie dieſer unglückſeligen Laufbahn entſagen und in einen ſtillen Winkel ihrer Heimath zurückkehren wollte.

Clariſſa ſchwieg. Da trat Siegismund ein und lachte über ſein Mißgeſchick. „Ich muß die Methode ändern," ſagte er; „weniger Hingebung und mehr geiſtige Ueberlegenheit. Da iſt die Sache gemacht."

„Mit der geiſtigen Ueberlegenheit haben Sie ganz Recht,“ ſagte Clariſſa, „aber in einem anderen Fache. Ich glaube, Sie ſollten komiſche Rollen ſpielen.“

„Komiſche? Das iſt eine Beleidigung. Aber Sie ſind eine Dame —“ und mit großen Schritten ging er zornig ab.

„Den haben Sie ja getödtet!“ ſagte Lina erſchrocken.

„Den? O nein. Der iſt nicht todt zu machen. Der glaubt an ſich, und — das iſt viel werth. Ich hab es übrigens ganz im Ernſte geſagt: er hat komiſches Talent, und das wird er auch noch entdecken. Das heißt, man wird es entdecken. Darauf kommt Alles an in unſerer Kunſt, daß man entdeckt, was man Beſonderes kann. Entdeckt man das nicht und wählt man die Rollen nicht nach ſeiner ganz perſönlichen Fähigkeit, ſo bringt man's zeitlebens nicht über das Mittelmaß. — Und nun zu Ihnen! Kopf in die Höhe! Und ſprechen wir einmal die Jungfrau durch.“

Lina machte eine ablehnende Bewegung. Clariſſa aber ließ nicht nach, und endlich ſprach Lina den erſten Monolog ohne Kraft und mit halber Stimme.

„Nicht übel,“ ſagte Clariſſa, „jedoch fürchte ich: nur darum nicht übel, weil Sie keine Kraft einſetzen.“

Das verdroß Lina und ſie ſprach ſogleich den Monolog mit allem Aufwande der Stimme.

„Richtig, 's iſt ſo! Sie ſprechen auf den Ton, nicht auf den Sinn, wie mein verſtorbener Mann zu ſagen pflegte. Er hatte auch kein beſonders ſtarkes Organ, aber er ſprach äußerſt wirkſam, weil er den geiſtigen Inhalt hervorhob. Den muß man dem Publikum wie auf einem Präſentirbrett vorlegen. Die Leute müſſen verſtehen ohne Anſtrengung. Der Schauſpieler, welcher ſo ſpricht, wird ein Liebling des Publikums und der gefällt überall.“

„Etwas Aehnliches hat Kurt auch geſagt, aber ich war zu jung dafür.“

„Wer iſt Kurt?“

Lina ſchilderte ihn und wurde dabei lebendig. „Sprechen Sie einmal den Monolog!“ ſchloß ſie.

„Das kann ich nicht genügend. Nicht bloß meines geringen Organes wegen, ſondern weil ich den inneren Schwung verloren habe, welchen ich einſt hatte und welcher für Schiller'ſche Rollen, für die Jungfrau aber vorzugsweiſe, erforderlich iſt.“

„Immerhin!“

„Gut, ich will's thun. Sie werden dadurch erfahren, was mir dazu fehlt, vielleicht aber auch, was Ihnen fehlt.

So ſprach ſie denn dieſen Monolog ohne irgend welchen Aufwand der Stimme, aber mit großer Klarheit, indem ſie den Gedankengang deutlich hervorhob.

Lina hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu und ſchwieg völlig, ihre Augen mit der Hand bedeckend, als Clariſſa zu Ende war.

„Das iſt ein bloßes Gerippe, was ich da hervorwie ſie bald hinter den Thoren von Bayonne heißt. Die wenigen Verbindungen durch Pyrenäenpäſſe, welche noch exiſtiren, mögen noch groteſker ſein, aber ſie entbehren der charakteriſtiſchen Schönheit dieſes Weges. Auch die Straße im Süden von Perpignan nach Figueras beſitzt ſie nicht: das Meer ſelbſt nämlich und die Pyrenäen drängen ſich hier an einander; bergauf bergab rollt der Weg, bald nahe am Meere, bald nahe an den Bergen, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Hochgebirge und das Weltmeer ſich unmittelbar berühren. Und man ſieht es vollbracht, wenn man auf der Höhe vor St. Jean de Luz ankommt; dieſe liebliche Stadt hat ſich als Zuſchauerin hingeſtellt ſolches ſeltenen Kuſſes. Mit der Fluth dringt das Meer durch den Hafen in das Bett eines kleinen Fluſſes und bewegt ſich bis an den Fuß eines Pyrenäenberges. Darum iſt St. Jean de Luz ein ſo eigenthümlicher Ort, rückwärts zugeſtellt durch hohe Berge, wo Alles zu endigen ſcheint, vorwärts geöffnet auf den Ocean, wo kein Ende abzuſehen. Und innen gekreuzt und bunt gefärbt von den ebenſo verſchiedenen Elementen: der ſpaniſche Schleier ziert die ſchönen Weiber, die Straßen ſelbſt haben ſchon ſpaniſche Namen, die Mäntel, die Kapuzen ſind ſpaniſch, die baskiſche Mundart verläßt ſpottend Frankreich und legt ſich in den ſpaniſchen Accent, und dennoch iſt es eine franzöſiſche Stadt, und ganz franzöſiſch. Hier hielt Franz das keuchende Pferd an, hier war er in Frankreich.

Frankreich wuchert im Norden und Oſten ſo weit über die Grenzen mit Sprache und Sitte, überall, wo es germaniſchen Stoff trifft, ſchmeichelt es ſich ein. Und wie ſonderbar! wo es romaniſch gemiſchtem Elemente begegnet, da iſt es machtlos. Savoyen und Piemont nehmen nichts franzöſiſches auf, Spanien zeigt ſich in der Abwehr ſogar überlegen und erobernd: die ſpaniſche Art reicht einige Lieues über die franzöſiſche Grenze herein, und wenn man die Bidaſſoa paſſirt hat, ſo iſt Frankreich nicht mehr auf der Erde. Im erſten Hauſe ſchon verſteht man nicht mehr franzöſiſch, ſchon am linken Ufer des Fluſſes iſt die Sprache der Welt unbekannt. Ich hatte mich in Yrun, der erſten Stadt, gebracht," ſagte Clariſſa nach einer Pauſe. „Aber das Gerippe," fuhr ſie fort, „müſſen Sie haben, ſonſt verſchwimmt der Dichter ins Ungewiſſe, ſonſt wird's eine Malerei ohne Zeichnung, wie mein Mann ſagte."

Lina athmete endlich tief auf, reichte ihr die Hand und ſagte: „Ich danke Ihnen. Es iſt ungefähr das, was mir Kurt immer geſagt hat und was ich damals noch nicht verſtanden habe. Mein wüſter Ungeſtüm hat wohl immer das Denken überſprungen. Sie haben gewiß Recht, und ich will's verſuchen. Aber vermögen werd ich's wohl nicht, ich bin verdorben; ja, ja, ich bin verdorben durchs Singen —"

„Ohne Vortrag!"

„Durch eitles Hinausdrängen in leidenſchaftliches Weſen, durch — o Gott! o Gott! was für ein unglückliches Märchen bin ich geworden durch Anſprüche, welche mir gar nicht zuſtanden; ich bin verloren!"

„Nein."

„Doch, doch! Ich ahne den Lichtſtrahl, welchen Sie mir geſchenkt, aber er wird mir nicht mehr helfen können; ich bin zu tief verdorben."

„Thorheit! Sie ſind jung und begabt. Feſter Wille und Arbeit wird Sie bald auf die Höhe bringen. Wenn es ſo ſtand wie jetzt bei Ihnen, da ſagte mein Mann immer: Proſa leſen! Proſa leſen! Clavigo leſen! Thun Sie das! Morgen komme ich wieder, und Sie leſen mir eine Scene aus Clavigo vor. Ich laſſe mir das Buch vom Regiſſeur geben und ſchick's Ihnen ſogleich. Adieu! Und die Jungfrau von Orleans zunächſt ganz liegen laſſen!"

Sie ging. In Lina arbeitete es wie eine innere Gährung, welche der Chemiker vernimmt. Kurt's Reden, welche ſie früher nicht verſtanden, traten vor ſie hin, deutlich, wörtlich. Sie ſtimmten zu Clariſſens Worten. Aber die Gährung war ſo groß, die Peinigung war ſo empfindlich, die Hoffnung war ſo gering, daß das arme Mädchen die Verwirrung nicht aushielt im engen Zimmer. Sie warf ein Tuch um ihre Schultern und eilte auf die Straße hinaus. Die altdeutſchen Giebelhäuſer blickten ſie an wie Fratzen, ſie mußte ins Freie. Und draußen vor der Stadt, in die reizloſe Ebene blickend, welche der Schnee bedeckte, ſtand ſie ſtill. Sie ſtand lange ſtill und es wurde am Ende ruhiger in ihr. Ruhe, ſagte ſie vor ſich hin, Ruhe vor allen Dingen! Damit dein Verſtand erwacht, wenn er überhaupt noch vorhanden. Denn du haſt ohne Verſtand eine Künſtlerin werden wollen und biſt darum, wie Kurt geſagt, eine Komödiantin geworden. Sammle das Bischen Verſtand, welches du beſitzeſt, das iſt die nächſte Aufgabe. Dann erfährſt du wenigſtens, woran und warum du ſo elend zu Grunde gegangen biſt.

Nach Hauſe kommend, fand ſie auch gleich Nachrichten, welche Ruhe und Faſſung in Anſpruch nahmen. Nepomuk überreichte ihr ein Schreiben und eine kleine Summe Geldes. Beides kam vom Director. Er könne ſie nicht engagiren und ſende anbei das Honorar für das Gaſtſpiel.

Nepomuk ſah ſie ängſtlich an.

„Wie lange leben wir noch davon?" fragte ſie.

„O, das hat keine Noth. Und Frau Clariſſa hat dies Buch geſchickt." — Es war der Clavigo.

Am anderen Morgen bei Zeiten kam Clariſſa, und Lina mußte vorleſen. Stockernſthaft hörte Clariſſa zu, und als Lina ſchloß, lachte Clariſſa laut auf. Warum? Lina hatte den Sinn gleichſam buchſtabirt. Jede winzige Nebenſache hatte ſie betont, es klang die ganze Scene wie ein abgeleſenes Schulexercitium.

„Zu ſehr Gerippe! und bloß Gerippe!" lachte ſie. „Aber ſo iſt's ſchon recht mit dem Anfange. Wir werden ſchon Fleiſch und Blut finden."

Nach einer Woche eifrigſten Studiums — Clariſſa war eitel auf ihre Weisheit und wollte durchaus Recht behalten — war die Rolle der Jungfrau nach dem neuen Syſtem eingeübt. Fertig war ſie nicht, es ſchwankte noch gar Vieles, aber Schauſpieler haben immer Eile: die Jungfrau ſollte ans Lampenlicht.

Nepomuk bemerkte das Alles, ohne viel zu verſtehen, aber er merkte, daß etwas Außerordentliches vorginge, und ihn faßte die Angſt, ſeine herrliche Lina würde durch die überkluge Frau Clariſſa verderbt. Der letzte Thaler des Geldvorrathes war an der Reihe und er auf dem Punkte, die fünfhundert Guldennoten des Grafen Erwin umzuwechſeln. Er hielt nur noch inne, weil er hörte: Frau Clariſſa wollte es zu einem neuen Auftreten Lina's bringen.

„Der Director wird's nicht bewilligen,“ ſagte Lina.

„Er wird,“ entgegnete Clariſſa; „ihn intereſſirt nur die Oper, ums Schauſpiel kümmert er ſich nicht. Er ſieht's auch nie an. Da läßt er den Regiſſeur walten, und mit dem hab ich ſchon geſprochen. Ich gehe alſo zum Director und bringe Ihnen binnen einer halben Stunde Beſcheid. Er iſt ein ſanfter Herr und iſt nur böſe, wenn ein heftiger Vorfall ihn aufregt. Dann brennt er plötzlich lichterloh. Unſere Sache aber hat ja gar keinen Zündſtoff.“

Sie ging ins Theater, in welchem der Director wohnte, und fand den wohlbeleibten Herrn im Geſpräch mit dem Regiſſeur. Er hörte ihr Verlangen nach einer Jungfrau-Vorſtellung freundlich an — denn er ſchätzte Frau Clariſſa — und blickte auf den Regiſſeur. Dieſer nickte. „Sonntag?“ ſagte der Director; „dafür paßt die Jungfrau von Orleans, und die Oper braucht eine Pauſe. Dies Fräulein Lina iſt auch ein ſchönes Mädchen und wird ſchon deshalb nicht durchfallen wie der heilloſe Herr Siegismund, der jetzt überall gegen uns räſonnirt und in kleinen Blättern räſonniren läßt. Iſt er endlich fort?“ — „Ja.“ — „Gott ſei Dank! Alſo was ſagt der Herr Regiſſeur zur Sonntags-Jungfrau?“ — Der Regiſſeur ſagte ja, und Clariſſa eilte zu ihrer Schülerin.

Alſo Sonntag Abend ſollte Lina als Jungfrau von Orleans auftreten! — Dieſer Plan fand einen ſcheinbar unbedeutenden, aber in ſeinem Stillſchweigen feſt entſchloſſenen Gegner.

Dieſer Gegner war Nepomuk. Er beſaß alle Eigenſchaften eines Spions, und er hatte, aus- und eingehend in Lina's Zimmer, all die Streitigkeiten, Studien und Beſchlüſſe aufmerkſam beobachtet. Er wußte genau, um was es ſich handelte. Das Aufgeben der Oper, der Uebergang zum Schauſpiel und letzteres obenein im Sinne der trockenen Frau Clariſſa, alſo in Unterdrückung jeglichen Schwunges — das war ihm ein Gräuel. Gerade der muſikaliſche Schwung, die zaubervolle Erregung ſeiner Einbildungskraft durch die ſchöne Stimme Leni's, das war ſein Hoffen, ſein Träumen, ſein Leben. An abgelegener Stelle blies er auf ſeinem Horn die Melodien nach, welche Lina geſungen, und nun — gewöhnliches Schauſpiel? Nimmermehr!

Vielleicht ſpielte dabei auch der geborene Czeche eine Rolle. Dieſer mochte das deutſche Schauſpiel nicht. Und jedenfalls geſtattete ihm ſein Charakter, auch in lügenhafter Weiſe dagegen zu wirken. Sonſt ein ganz guter Menſch und in Bezug auf Lina jeder Aufopferung fähig, war er doch auch zu Lug und Trug bereit, wo ihm ihre Exiſtenz, wie er ſie brauchte, gefährdet ſchien. So hatte er die fünfhundert Gulden des Grafen Erwin gegen den Willen Leni's angenommen und behalten — Leni konnte ja einmal einen Nothpfennig brauchen! — ſo hatte er den Brief an Herrn Kurt nicht abgeſchickt, ſondern unter ſeinen Habſeligkeiten verwahrt, weil er von dieſem Herrn Kurt fürchtete, er werde Leni ihrer Theaterlaufbahn entziehen und für ſich allein behalten, und ſo wollte er jetzt ihren Uebergang zum Schauſpiel verhindern.

Mit Abſicht wartete er den Morgen des Sonntags ab, ehe er die Störung ins Werk ſetzte. Am Sonntag ſelbſt ſollte erſt die Vorſtellung abgeſagt werden. Das erbittert den Director gründlich wegen der verlorenen größeren Einnahme — ſo viel wußte er bereits vom Theatergeſchäft —, und der erbitterte Director werde kurzen Proceß machen mit der ſtörſamen Dame und jedes ſpätere Debüt rundweg abweiſen.

So ging er denn Sonntag Morgens um neun Uhr ins Theater und ſuchte den Herrn Director auf. Dieſem machte er mit kläglicher Miene kund: „Fräulein Lina iſt durch Furcht und Aufregung ſchwer erkrankt und kann heute Abend nicht ſpielen.“

„Was? Eine Schauſpielerin will abändern?! Das muß man ſich wohl von einer Sängerin gefallen laſſen, welche all ihre Stimmmittel braucht, aber eine Schauſpielerin!“ — Nepomuk zuckte die hohen Schultern bis zur Naſe und ſtöhnte: „Das Fräulein kann nicht aufrecht ſtehen, viel weniger gehen und ſprechen.“ — „Himmel und Hölle! Der Regiſſeur! — ah, da kommen Sie gerade, gut. Wer kann die Rolle der Jungfrau übernehmen, damit uns die Abänderung erſpart wird?“ — „Niemand, geradezu Niemand.“ — „Es iſt ja noch Zeit zu einer Probe!“ — „Niemand, geradezu Niemand.“ — „Himmel und Hölle! So machen Sie eine andere Vorſtellung zurecht. Das Schauſpiel ruinirt uns.“

Der Regiſſeur traf ſeine Anordnungen, Nepomuk hatte geſiegt, die Jungfrau von Orleans, Lina's großer Schritt, war vernichtet.

Sehr zufrieden kehrte Nepomuk heim, ſagte aber kein Wort von der Abſage. Wozu ſie vorzeitig ſtören! Sie ſah und hörte ja ohnehin nicht, was um ſie her vorging. Sie ſchritt im Zimmer umher und ſprach ihre Rolle, unglücklich darüber, daß ſie an vielen Stellen den neuen Ton nicht traf.

Der verwegene Nepomuk ſagte ihr darum kein Wort, weil dann ſeine Lüge aufgedeckt und die Vorſtellung der Jungfrau erhalten werden konnte. Erſt wenn die neuen Zettel angeklebt wären, wollte er reden. Wie es ihm da ergehen würde, wenn der Betrug zum Vorſchein käme? Er war ein Dickkopf und ſagte zu der Frage: „Einerlei! Und wenn ſie mich fortjagt, ich geh nicht. Sie hat ja auch keinen Kreuzer Geld, ſie braucht mich. Und am Ende muß ſie doch einſehen, daß ich zu ihrem Beſten gehandelt habe. Mit ihrer Stimme bloß Schauſpielerin werden — Unſinn!"

So gefaßt verließ er die Wohnung und ging in den Straßen ſpazieren, überall die Orte aufſuchend, wo die Theaterzettel angeſchlagen waren. Er wartete auf den neuen Zettel.

Clariſſa ſorgte dafür, daß er vergeblich wartete. Sie kam in großer Aufregung zu Lina und rief: „Was heißt das? Soeben wird mir angeſagt, daß ich heute Abend zu ſpielen hätte, weil Sie erkrankt wären und deshalb die Jungfrau nicht ſein könnte. Sind Sie krank oder fürchten Sie ſich bloß?"

Lina verneinte Beides — ſie ſtanden vor einem Räthſel. „Das ſoll gleich gelöſt werden," ſagte Clariſſa und lief ins Theater.

Es war noch Zeit, die neuen Zettel waren noch nicht ausgegeben, die „Jungfrau" blieb beſtehen und Clariſſa brachte die unglaubliche Nachricht, der ganze Spuk rühre von Nepomuk her, welcher die falſche Meldung zum Director gebracht.

Er ließ ſich nicht ſehen; man konnte ihn nicht zur Rede ſtellen. Als bis Mittag keine neuen Zettel erſchienen, da ward ihm klar, daß ſeine Lüge aufgedeckt ſein müßte, und er hielt es für rathſam, in die einfache Landſchaft hinaus ſpazieren zu gehen trotz des regneriſchen Wetters.

Dieſer feindliche Zug Nepomuk's war freilich nicht geeignet, die ohnehin unruhige Stimmung Lina's zu beſchwichtigen. Im Gegentheil. Aber Clariſſa ſchob die quälenden Gedanken: was den ſonſt treuen Diener veranlaßt haben könnte, energiſch bei Seite. „Ich habe in meiner Jugend," ſagte ſie, „einmal in Pilſen gaſtirt und erinnere mich, daß mich dort ein ähnlicher Charakterzug eines Mannes befremdet hat. Eine Collegin wurde in einem entſcheidenden Augenblicke unbegreiflich und ſchmählich von einem Manne aus dortiger Gegend verlaſſen. Dieſer Nepomuk ſtammt ja von dort. Es ſcheint Landesart zu ſein. Fort mit ihm morgen, fort!

Heute gilt's der Jungfrau. Wir gehen ſie noch einmal durch, und dann legen Sie ſich ſchlafen. Um Fünf hole ich Sie ab und helfe Ihnen beim Ankleiden."

Dies Ankleiden, dieſe Zeit vor dem Aufziehen des Vorhanges war das Schlimmſte, was Lina bis dahin erlebt hatte. Sie erſchien der beſorgten Clariſſa wie eine Automatin und ſetzte dieſe in Verzweiflung. Aber kein Zureden, kein Bitten half, Lina brachte kein Wort hervor. Warum? Es fielen ihr all ihre Sünden ein, wie man landläufig ſagt. Die Feſtigkeit im Geſange hatte ſie früher gewappnet, jetzt aber flüſterte es in ihrem Inneren unaufhörlich: Du biſt ſchuld an Allem und du biſt am Ende. Berauſcht und unklar haſt du die gute Pflegemutter und deinen einzigen Freund, den geliebten Kurt, gemißhandelt und verlaſſen, haſt dich hochmüthig in ein wüſtes Treiben hineingeſtürzt und von Schritt zu Schritt deutlicher erfahren, daß du nichts kannſt und nichts biſt, daß dir alle Grundlagen dramatiſcher Kunſt fehlen, daß du darin wechſelſt und wechſeln mußt, wie man ein Hemd wechſelt, kurz, daß du haltlos und verloren biſt. Verloren für immer, denn dein geliebter Kurt, den du um Hülfe angerufen, läßt dich ohne Antwort, er mißachtet dich und überläßt dich deinem traurigen Schickſal, ſogar dein treuer Diener verleugnet dich.

In ſolcher Verfaſſung ſtand ſie endlich draußen neben dem Schweſterpaar, als der Vorhang aufging. — Clariſſa in der Couliſſe rang die Hände und fürchtete, das geiſtesabweſende Mädchen werde ihr Stichwort gar nicht hören und verſtehen, werde kein Wort hervorbringen und der Vorhang nach der erſten Scene wieder fallen müſſen.

Trotzdem machte der Anblick Lina's als Johanna d'Arc einen günſtigen Eindruck beim Publikum: wie ſie abſeits von den Schweſtern ſtand, ſich auf den Hirtenſtab und an die Couliſſe lehnend. Ueber dem weißen Kleide der Schäferin trat doch der Kopf charakteriſtiſch hervor mit dem gelblichen Anhauch, mit dem dunklen Haar. Der feine Schnitt des Angeſichts, das große Auge, halb bedeckt von den Augenlidern und erſichtlich ganz nach innen gekehrt, die Außendinge gar nicht ſehend, all das entſprach ſo ganz dem verſchloſſenen, geheimnißvollen Weſens Johanna's, daß alle aufmerkſamen Zuſchauer ſich innerlich getroffen fühlten. Die wirkliche Geiſtesabweſenheit lieh hier ihren Ausdruck der verlangten theatraliſchen Erſcheinung. Das hielt vor, als die Schweſtern die Unbewegliche umarmten und ſie allein ließen. Aber nun näherte ſich der Augenblick, welcher Bewegung, welcher Sprache heiſchte: Bertrand trat auf mit dem Helme. Beim Anblick des Helmes muß Johanna erwachen — und mit Erſtaunen ſah Clariſſa, daß Lina's ſchlanker Körper zuckte, daß während der langen Rede Bertrand's Bewegung über dieſen Körper lief wie ein Schauer. Es war ſo. Der urſprüngliche dramatiſche Nerv, welcher in dieſem Mädchen von Jugend auf gebebt, erhob ſich jetzt wie elektrieine halbe Stunde von Frankreich, glücklich zu preiſen, daß der Gaſtwirth, er allein im ganzen Hauſe, die nöthige Vermittelung über Eſſen und Trinken und Schlafen franzöſiſch zu machen wußte. Ein furchtbarer Krieg hat es der Welt zeigen müſſen, daß der moderne Schematismus nicht überall heilſam und möglich, daß hiſtoriſche Kenntniß die ewige Brücke zu aller Politik ſei. Welch ein gewaltiger Menſchenorganismus iſt dieſer baskiſche, der im Dienſte des unbedeutenden Don Carlos einen ſo unerſprießlichen Weg nehmen mußte! Welche Kräfte ſchlummern in aller ſpaniſchen Provinzialwelt, welche hiſtoriſche Weisheit, welche Macht in dieſen Gebräuchen, die Fleiſch und Blut geworden ſind! Was iſt in dieſen ſpaniſchen Landen für geſchichtliches Metall verſchiedener Zonen und Zeiten ineinander gehämmert, iberiſches, römiſches, gothiſches, arabiſches! Glaubt man, es ſei von ungefähr, und es bedeute nichts, daß ein Land ſo unerſchütterlich eigen bleibe, ſelbſt nachdem es Jahrhunderte lang ſchlecht regiert worden?

Alles, nicht blos die Sprache iſt anders, wenn man vom letzten Berge herunterkommt in die Bidaſſoaſchlucht. Dieſer Berg iſt wohl eine Stunde lang, und auf einer prächtigen Heerſtraße gleitet man hinab, das Meer und das baskiſche Bergland vor ſich. Heerſtraße und all ſolche Civiliſationsvortheile hören mit dem Augenblicke auf, ſobald man die hölzerne Brücke paſſirt hat. Dergleichen iſt niemals viel in Spanien geweſen, und der Krieg, den ich noch vorfand, hat alle geringen Spuren zerſtört. Der dunkle Grenzfluß hat von der Brücke bis ins Meer nur etwa noch eine Stunde Weges, und eben ſo weit iſt es etwa von Yrun bis Fontarabia, das mit ſeinen zerſchoſſenen Mauern an der Mündung des Fluſſes liegt. Dieſer Winkel, dicht hinter der Brücke ſchon von carliſtiſchen Bergen begrenzt, war ſeit langer Zeit unberührt vom Kriege, aber es gab keinen andern Weg nach Fontarabia als für Maulthiere oder mit der Fluth des Waſſers. Und es liegen nicht Berge zwiſchen dieſen kleinen Städten, nein, leichtwelliger dreifache Frucht tragender Boden. Aber die ſchmalen Spuren einer lehmigen Fahrſtraße waren mit Mühe aufzufinden, ſirt, und als Bertrand mit den Worten ſchloß: „Der Helm blieb mir in Händen,“ da ſchritt ſie vor und ſprach in einem Tone, der aus dem Innerſten kam: „Gebt mir den Helm!“ Und als Bertrand entgegnete: „Das iſt kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt,“ da reckten ſich all ihre Glieder wie im Kampfe, und ihm den Helm entreißend, rief ſie mit ſo unwiderſtehlicher Ueberzeugung: „Mein iſt der Helm und mir gehört er zu!“ daß eine Bewegung durchs Publikum rauſchte.

Clariſſa faltete die Hände und ſagte leiſe vor ſich hin: „Das iſt ein echter dramatiſcher Beruf, und ich muß vorſichtig ſein, ihn nicht abzuſchwächen.“

Dieſe Stimmung ſteigerte Leni aufs wirkſamſte bis zum Monologe „Lebt wohl, ihr Berge“ und hatte die volle Theilnahme des Publikums für ſich. In dem Monologe freilich erſchienen die Uebergänge, welche Clariſſa ſie gelehrt, mehrmals lückenhaft, und die Declamation flog unklar darüber hin; aber der Schluß bot wieder Gelegenheit zu heftigem Schwunge. Den beſaß ſie von jeher, das Organ leiſtete auch vollen Dienſt, und ſie wurde rauſchend applaudirt und hervorgerufen.

Als ſie dem Publikum für die Auszeichnung gedankt — ſie hielt ſich kaum noch aufrecht — und der Vorhang wieder gefallen, ſtürzte ſie faſt bewußtlos in die Arme der herbeieilenden Clariſſa, und erſt ein hervorbrechender Thränenſtrom brachte ſie wieder zu ſich.

Damit war die Kriſis überſtanden, und ſie ſpielte die Rolle durch mit unverſiegender Kraft. Die Lücken in den verſtandesmäßigen Uebergängen wurden von Act zu Act geringer, weil ihre Ruhe von Act zu Act wuchs, und das Endreſultat war ein günſtiger Erfolg. Clariſſa flüſterte ihr zu, als der Vorhang zum letzten Male gefallen war: „Nun wiſſen wir's, Lina kann eine erſte Schauſpielerin werden.“

Sie wurde wirklich Tags darauf mit einer mäßigen Gage engagirt; aber Nepomuk hatte ſich auch am nächſten Tage nicht wieder eingefunden.

Sechſtes Capitel.

Die ſchöne junge Schauſpielerin, welche als Sängerin unbeachtet geblieben, hatte mit ihrer Jungfrau Aufſehen gemacht. Man äußerte vielfach den Wunſch, die Vorſtellung möchte wiederholt werden; ja, es verlautete infolge deſſen: der Herr Director ſelbſt werde dieſe Wiederholung von ſeiner vergitterten Loge aus anſehen. In den erſten Couliſſen nämlich links und rechts gab es zwei ſchmale, vergitterte Logen: die linke für den Theaterdirector, die rechte für den Theaterarzt. Die links war immer leer, weil der Director zeitig zu Bette ging, die rechts immer beſetzt, weil der Theaterdoctor ein wohlwollender Schöngeiſt war. Wenn alſo auch die Loge links einmal nicht leer ſein ſollte, ſo war dies das Zeichen eines wichtigen Ereigniſſes.

Clariſſa rief: „Das iſt der wahre Segen, wenn man eine Rolle wiederholen kann; alle Fehler werden dann ausgemerzt!“

Lina ſagte: „Ja, ja!“ Sie war wie in einem

Bayerische Staatsbibliothek München

glücklichen Traume und ſtudirte die Rolle neuerdings. Nepomuk fehlte immer noch.

Am Donnerstag fand wirklich die Wiederholung ſtatt. Das Haus war zwar nicht voll und die Loge links blieb leer, aber der Doctor rechts applaudirte und das Publikum that desgleichen.

Als Lina, immerhin ein wenig enttäuſcht, nach Hauſe kam, fand ſie Nepomuk in ihrem Zimmer. Er ſah ganz zerrüttet aus, und als Lina kein Wort ſprach, fiel er ihr zu Füßen und ſchluchzte.

„Warum?" fragte ſie endlich.

„Weil ich glaubte, Sie retten zu müſſen."

Und nun ſchilderte er ihr, allerdings recht unklar, aber für ſie doch verſtändlich, daß er allen Zauber und Schwung, alle Himmelsluſt, wie er es nannte, verloren geſehen habe, als ſie den Geſang aufgegeben und nun gar durch Frau Clariſſa ins trockene Sprechweſen hineingefallen ſei — da habe er ſie durch Verhinderung der Vorſtellung zur Beſinnung bringen wollen.

„Zur Beſinnung?" unterbrach ſie ihn und ſah an die Decke, als müßte ſie ſich ſelbſt beſinnen, ob nicht allerdings ihre Laufbahn zu weit abgelenkt ſei von den Träumen und Idealen, welche ſie in die Welt gezogen; denn auch der poetiſche Inhalt dieſer Jungfrau von Orleans, dieſer bloße Wunderglaube, das geſtand ſie ſich jetzt, ſei ihr nicht recht zum Herzen gegangen, nein. „Aber," ſagte ſie endlich, „ſteh nur auf! Ich ſelbſt bin nicht frei von deiner Furcht."

„Nein, nein! Seien Sie getroſt! Die zweite Vorſtellung der Jungfrau hab ich angeſehen und —"

„Und — nun?"

„Ich bin gerührt worden. 's iſt was übrig geblieben vom „Hinauf, hinauf!" und ich hab's bereut, daß ich's verhindert, und drum komme ich, um Gnade zu bitten. Ich glaube, ich hab Unrecht gehabt, und es könnte noch Alles gut werden."

Das war natürlich eine Labung für Leni, und ſie ließ ſich lachend erzählen, wo er ſich die fünf Tage umhergetrieben habe. Selbſt Clariſſa, welche hinzukam, vermochte Leni nicht zu bewegen, den ihr innerlich befreundeten Diener zu entlaſſen. Er verſprach hoch und heilig, nie wieder ſo frech einzugreifen, wenn auch ſeinem himmelſtürmenden Geſchmacke wieder etwas gefährlich vorkommen ſollte.

So ebnete ſich für eine Zeit lang Lina's Leben. Sie ſtudirte mit Clariſſa Rolle für Rolle, ſie wurde eine beliebte Schauſpielerin in Nürnberg, aber ſie fand doch keine eigentliche Befriedigung. Zuweilen war ſie geradezu melancholiſch. Clariſſa ſah ſie oft beſorgt an und fragte ſie endlich geradezu, ob die allerdings noch nicht vollendete künſtleriſche Ausbildung die Urſache wäre? Dann allerdings rief Lina echt öſterreichiſch: „Es geht mir nicht zuſammen, es geht mir nicht zuſammen!" Das Verſtändige nämlich und das Begeiſternde. War es dies allein? Oder war es das erwachende und unbefriedigte Liebesſehnen des jungen

Mädchens, welches durch Aufregungen aller Art geſteigert worden? Lina ſelbſt wußte es am wenigſten. Sie war ſich wohl bewußt, daß ſie in jedem einſamen Augenblicke, beſonders vor dem Einſchlafen, an ihr unauslöſchliches Vorbild, an ihren Kurt, denken mußte, und dann fiel ihr der Brief, welchen ſie in Pilſen an ihn geſchrieben, wie eine Centnerlaſt auf die Bruſt. Daß er auf dieſen Nothſchrei gar nicht geantwortet, war ein Todesurtheil für ſie.

Clariſſa wußte wohl von dieſem Kurt, Lina hatte ihr oft von ihm erzählt. Aber die letzte, die innerſte Frage war dabei von Lina doch nicht enthüllt worden, ſie war darüber ja ſelbſt nicht im Klaren. Clariſſa alſo dachte bei den melancholiſchen Anwandlungen Lina's vorzugsweiſe an den Liebesdrang des jungen Mädchens und fürchtete für Lina. Eine Liebſchaft, ach ja! die hätte ſie wohl geſtattet, wenn ſie in Schranken blieb. Wie ſchwer war das aber bei der leidenſchaftlichen Natur Lina's! Und eine Heirath hielt ſie für ein künſtleriſches Unglück. Das wußte ſie aus eigener Erfahrung: vom Tage an, da ſie die Ehe geſchloſſen mit ihrem verſtorbenen Manne, waren ſie Beide einige Schritte zurückgegangen in ihrer Kunſt. Befriedigte Menſchen ſind ihren Idealen gegenüber flaue Menſchen.

Da ereignete ſich eine Abwechſelung. Eines Abends ſpielte Lina die Louiſe in „Kabale und Liebe", ihre beſte Rolle, und gefiel ſehr. Gefühl und Verſtand gingen ihr da zuſammen, und ſie nahm eben nach dem vierten

Acte kopfnickend und freudig die Lobſprüche Clariſſens in Empfang; da ſtellte ſich ihr ein Fremder hinter den Couliſſen vor, ein äußerſt eleganter Herr. Er habe erfahren, daß Fräulein Lina eine Oeſterreicherin ſei; er ſelbſt ſei aus Wien, und es dränge ihn, der ſo zauberiſch talentvollen Landsmännin auszuſprechen, daß ſie ihn als Louiſe entzückt habe. Sie müſſe nach Wien kommen; er werde dafür ſorgen.

„Das wird nicht ſo leicht ſein,“ antwortete ſie lächelnd.

„Ganz leicht, wenn ich's in die Hand nehme. Bin Baron Heinzeles und bedeute was in Wien an der Börſe und deshalb auch bei den Theatern. Geld regiert die Welt, und die Kunſt, ſchönes Fräulein, die Kunſt verſchönert die Welt. Alſo! Und das verſtehen wir in Wien. Ich komme von Paris und bin nur auf vierundzwanzig Stunden — man kann nur mit dem Courierzuge kommen und gehen — in Nürnberg; ich war mir in dieſer ſonſt wohl merkwürdigen Stadt ſolch einer Louiſe Millerin nicht im Traume gewärtig. Ich reiſe nun morgen noch nicht; ein Wunder ändert Alles. Es geſchehen noch Wunder, wie Schiller's Jungfrau von Orleans declamirt, ſelbſt in Nürnberg. Darf ich morgen meine Aufwartung machen, ſchönes Fräulein? Ich bringe Wien in der Taſche mit.“

Sie hatte nichts dagegen; ein Landsmann war ihr willkommen; und er kam am nächſten Vormittage.

Er war, wie geſagt, elegant, tadellos elegant. Die

Kleidung von feinſtem Tuch und letztem Schnitt, die Wäſche blendend weiß, die Handſchuhe exquiſit und, wenn er ſie auszog, Ringe an den Fingern, Ringe mit Diamanten beſäet, der koſtbarſten Perle in der Buſennadel gar nicht zu erwähnen. Die Figur war ziemlich groß, die Bewegungen von angenehmer Geſchmeidigkeit, den Kopf eingeſchloſſen, welcher eine ſtete Glückſeligkeit zur Schau trug. Wenn man ihn geckenhaft nennen wollte, ſo hielt man doch dies Wort einen Augenblick zurück, weil er immer wieder durch Gutmüthigkeit erfreute und durch heitere Rede belebte.

Er iſt von verliebter Natur, dachte Clariſſa, welche bei der Antrittsviſite zugegen war und ſeine Wiener Manier des Handküſſens beobachtete. Und ferner dachte ſie: Es iſt immerhin bemerkenswerth, daß ſich Lina dies feurige Handküſſen gefallen läßt.

„Sie haben die Wahl unter zwei Theatern in Wien,“ ſagte Baron Heinzeles, indem er den Handſchuh mit Anſtrengung abzog und ſein dünnes Haar auf dem Kopfe ſtreichelte; „beide bringen nur Schauſpiel, das Burgtheater und das Stadttheater. Zum Burgtheater würde ich für den Anfang nicht rathen. Auch das größte neue Talent kommt da ſchwer in die Höhe, denn da giebt's immer eine alte Garde, und dieſe alte Garde hält krampfhaft feſt an ihrem Poſten. Das Stadttheater dagegen iſt für Sie, Fräulein, ganz außerordentlich für Sie. Die Dame, welche dort Ihre Rollen ſpielt, hat bereits dreimal Fiasco gemacht, und im

Stadttheater wird gewagt, wird unabläſſig Neues vorgeführt. Ich kenne den Director. Er iſt etwas Bär und eigentlich nicht zu haben. Selbſt uns von der Börſe, denen er ſonſt wohl entgegenkommt — man weiß warum — ſelbſt uns behandelt er oft rauh. Aber er iſt wie der Satan auf neue Talente, und ganz des Satans, wenn ſie ſchön ſind. Alſo, ſchönſtes Fräulein, kommen, ſehen — das heißt geſehen werden — und ſiegen, ich ſage ſiegen! Mein Wort darauf, das Wort eines Millionärs.“ Dabei lachte er herzlich.

„Eines Millionärs?!“ riefen Lina und Clariſſa bewundernd und doch lächelnd.

„Und eines wirklichen!“ fuhr er fort. „Mein Freund, der alte Königswarter, ein Archimillionär, obwohl von kleiner Geſtalt, hat das entſcheidende Wort geſprochen: der Menſch da ſoll bloß eine Million haben und ein paar Nullen drüber, wie kann ſich der einen Millionär nennen?! Das iſt Aufſchneiderei. Mit einer lumpigen Millon iſt man doch noch nicht Millionär! — Sie verſtehen, meine Damen? Ja. Nun, in dieſem Sinne nenne ich mich einen Millionär, und zwar mit Aplomb. Nicht um zu prahlen, o nein! Aber man iſt doch, was man iſt. Wozu ſein Licht unter den Scheffel ſtellen! Beſonders in der Fremde, wo's Einem nicht alle Leute anſehen. Nur zu Ihnen ſag ich's übrigens, nur zu Ihnen, damit Sie Zutrauen faſſen in meinen Einfluß. Ich bringe Sie ans Stadttheater, verlaſſen Sie ſich darauf. Contract hier? Kleinigkeit! Den kaufen wir ab. Darauf kommt's eben nicht an, und gar hier. Das Nürnberger Theater hat kleine Preiſe. Uebermorgen bin ich in Wien, fahre auf die Seilerſtätte, ſpreche den brummigen Tyrannen und ſchreibe Ihnen umgehend. Abgemacht?"

Er war übermorgen noch in Nürnberg; denn er war geſchoſſen, war ins Herz getroffen, wie er's nannte. Ach, ſein Herz war ſo empfindlich, ſo entzündlich! Die Weiber, die Weiber, pflegte er zu ſagen, ſind das Salz des Lebens, mitunter zu ſcharf, aber immer reizend. Was iſt der Genuß des guten Eſſens und Trinkens daneben! Wie kurz! Und, wenn man ſich betrinkt, unanſtändig obendrein. Vom Katzenjammer gar nicht zu reden. Anſehen, vornehmes Anſehen, ja, das iſt auch etwas, aber es ſtreift Einen doch nur und koſtet immerwährende Anſtrengung. Alle Augenblicke hat man nicht ordentlich aufgepaßt und macht eine Dummheit — kladderadatſch, da praſſelt das ganze Anſehen zuſammen auf lange Zeit — aber die Weiber, die Weiber, die ſind immerfort da. Das allein iſt Leben, Leben, Leben!

So philoſophirte er in Nürnberg, und die Abreiſe wurde verſchoben. Lina übertraf ja Alles, was ihm bisher nahe gekommen war. „Dieſe Geſtalt ſo graziös; nein," rief er, „souple! So elaſtiſch wiegt ſich nur Aglaja — er liebte antike Ausdrücke, ohne ihrer ganz mächtig zu ſein — Aglaja ſelber, oder wie ſie ſonſt heißen mag. Man ſtreckt unwillkürlich die Arme aus, um dies geſchmeidige Leben zu fühlen, zu genießen.

man iſt in Spanien, wo jeder kleine Diſtrict ſeine ſpaniſchen Bohnen-Erbſen, ſeine Zwiebeln hinreichend erzeugt, wo jede Gemeinſchaft perſönlich-allein bleibt, und keine Verbindung mit dem nächſten Nachbar ſucht; der ſchreiendſte Gegenſatz zu Allem, was Frankreich heißt. Zieht eine Straße, heißt es in Frankreich, und Ihr habt die Hälfte der Cultur. Eine Diligence bringt die andere Hälfte. Es giebt auch vielleicht kein Land der Welt, wo man alle Tage, regelmäßig, wohlfeil, nach allen Seiten eine Diligence wie in Frankreich fände, und wo nur dicht neben dieſer Vollkommenheit jeder Ort, der abſeits von der grande route liegt, ſo ſchwer erreichbar wäre. Iſt dies ein Geſchenk Spaniens? Jeder Ort in Frankreich, abſeits vom Diligencen-Cours iſt ſpaniſch, wie ein deutſcher Ausdruck ſagt.

Es war in der Mitte des März 1526, wo der Frühling an der Bidaſſoa ſchon jubelt, als Franz, frei und glücklich in dieſem Grenzthale Spaniens ankam, und den Berg nach St. Jean de Luz drüben mit ungeduldigen Augen verſchlang. Am andern Ufer warteten ſeine Söhne, die er als Geiſeln für ſeine Befreiung laſſen mußte. Er winkte haſtig, die Kähne ſtießen von beiden Ufern, er umarmte ſeine Kinder, aber er hatte keine Zeit, keine Stimmung, von dem Schickſale ergriffen zu ſein, daß er die Kinder nur wiederſehen könne, um ſie ſogleich wieder zu verlieren, er ſah nur auf franzöſiſchem Boden das türkiſche Pferd, das ſeiner harrend ungeduldig Erdſchollen in die Luft ſchleuderte. Gott ſchütze Euch Kinder, rief er haſtig, ſprang ans Ufer, ſprang aufs Pferd, und ohne ſich einmal umzublicken jagte er in einem Galopp die langen Berge hinauf und hinab bis nach St. Jean de Luz. Er war wieder in Frankreich, ſein Wille, ſeine Laune war von dieſem Augenblicke an wieder allmächtig, er war wieder König von Frankreich.

Louiſe natürlich, die zärtliche Mutter, eilte ihm entgegen, und all ihre ſchönen Mädchen führte ſie mit ſich. O, ſie kannte ihres Sohnes Geſchmack, und die junge Anne de Piſſeleu, ſpäter Mlle. de Heilly genannt, war nicht vergeſſen in dem Gefolge.

Dieſer Arm, weiß wie Alabaſter, frei von plumper Fleiſchmaſſe und ſo reizvoll. Ganz wie Büſte und Nacken, welche ein Bildhauer modellirt haben könnte. Makart ſelbſt hat ſo was noch nicht gemalt. Und dieſer Teint in ſeiner blaſſen Friſche, gelblich angehaucht, ſagt das grobe Wort; es iſt nicht richtig, das Wort, es iſt nur ein gelblicher Schatten wie bei der Lilie, und wie geht er über in einen Hauch von Röthe, in einen Hauch! Und das Alles iſt bloß auswendig. Wie ſpricht ſie dazu, wie lächelt ſie und was ſoll man von dieſem großen, dunklen Auge ſagen, was? Das leibhaftige Geheimniß lockt da ins Unergründliche. Tragiſch nennen ſie's; dummes Zeug, das Wort tragiſch ſtört Einen, meerestief muß man's nennen, meerestief, wenn der kleine Mund ſeine feinen Lippen öffnet und die kleinen prächtigen Zähne zeigt —“

Kurz, Baron Heinzeles ſchwur bei all ſeinen Erfahrungen — und ſie waren zahlreich —: „Dieſe Lina iſt das Urbild eines Weibes, welches du, glücklicher Joſef, im alten Nürnberg entdeckt haſt. Dein muß ſie werden!“

Dergleichen ſprach er ihr gegenüber aus mit der Suade eines Verliebten, er ſprach es aus des Morgens und des Abends, und ſie — lachte. Sie lachte wirklich, und Clariſſa freute ſich, daß die melancholiſche Stimmung endlich einmal überwunden ſei. Auf wie lange? „Ach,“ ſagte ſich Clariſſa, „man muß auch nicht zu weit ſehen wollen! Am Ende iſt eine

Heirath mit dieſem Millionär der Frage werth. Dieſer Leichtfuß wird ſie nicht abbringen von ihrem Berufe."

Die Frage trat auch wirklich vor Clariſſen hin. Baron Heinzeles erhielt von Lina keine ernſte Antwort auf ſeine Liebesfragen, er wendete ſich alſo an die Freundin. Er ging in ihre Wohnung und verlangte ihr Gutachten wie ihre Hülfe. „Es ſoll Ihr Schade nicht ſein," flüſterte er zwiſchen die laute Einleitung, „was meinen Sie ſchließlich?"

„Ja, was wollen Sie denn?" fragte Clariſſa. „Wollen Sie eine Liebſchaft oder wollen Sie Lina heirathen?"

„Dieſe Fragſtellung," erwiderte er, „kommt mir zu grell vor, zu akademiſch."

„Das heißt: heirathen will ich nicht. Nun denn, Herr Baron — Sie ſind doch ein Baron?"

„Parbleu! Seit drei Jahren!"

„Nun denn, für Liebſchaften iſt eine Louiſe, welche Lina heißt, nicht geſchaffen."

„Sie behaupten zu viel auf einmal."

„Vor allen Dingen müßten Sie erſt ihre Neigung gewonnen haben. Sind Sie ſo weit?"

„So weit! Sie behandeln die Sache zu mathematiſch. Lina hat allerdings geſagt: noch nicht. Aber ſie lachte dabei. Das Lachen ſagt viel."

„Aber nicht genug. Ich muß auf die Probe, alſo kurz und bündig: ſo lange Sie nicht Lina's Neigung gewonnen haben, iſt alles Reden müßig. Gewinnen Sie ihre Neigung, ſo kann es ſich nur um eine Heirath handeln, und danach ſehen Sie nicht aus.“

„Wie ſo?“

„Sie ſcheinen ein leichter Lebemann zu ſein, welchen die Frauenzimmer unterhalten ſollen. Und das erreichen Sie wohl auch, weil Sie viel Geld zu haben ſcheinen und das Geld nicht ſchonen.“

„Schonen? Eine Million iſt die Lina werth und ſpäter noch mehr.“

„Nichts iſt ſie werth in Ihrem Sinne. Umſonſt iſt ſie zu haben, wenn ſie liebt. Gewinnen Sie ihr Herz, und Sie können all Ihre Banknoten in der Taſche ſtecken laſſen. Aber ich muß fort.“

„Eine Secunde noch, würdige Frau Clariſſa; denn Sie ſind offenbar würdig. Sie müſſen mich näher kennen lernen; dann werden wir leichter mit einander ſprechen. Das jetzige Geſpräch verliert ſich in eine Sackgaſſe. Nur eine Secunde noch! Ihre Probe läuft ja nicht fort. Näher kennen, näher! darum handelt ſich's. Allerdings, Frau Clariſſa, bin ich ein leichtes Blut und lebe leicht, aber nicht ſchlecht, wahrhaftig nicht! Und wenn ein Engel wie Lina neben mir wäre, Frau Clariſſa, ich fange an überzeugt zu werden — Frau Clariſſa, ich bin nicht bloß gutmüthig, ich bin wirklich ein guter Menſch, ich kann mir denken, daß ich mit einer Lina an der Seite zeitlebens —“

„Sie denken alſo ans Heirathen? Gut. Sagen

Sie das der Lina und warten Sie's ab. Jetzt wird ſie nein ſagen. Werben Sie wie Jakob —“

„Wie kommen Sie bei mir auf Jakob?“

„Jakob warb lange.“

„Sieben Jahre! Damals hatten die Leute nichts zu thun, aber jetzt!“

„Es wird auch nicht ſieben Jahre dauern. Zeigen Sie ſich ſolid.“

„Sie kennen das Haus Heinzeles nicht, das ſolideſte!“

„Zeigen Sie ſich treu, vielleicht kommt einmal die Zeit.“

„Sie ſind für lange Wechſel!“

„Ja. Adieu, ich muß gehen.“

Clariſſa nahm den ſtärkſten Antheil an Lina's künſtleriſcher Ausbildung. Sie ſchrieb ſich ſelbſt einen großen Theil derſelben zu als Lina's Lehrerin, und man weiß, wie ſtolz, wie anſpruchsvoll Lehrer ſind, wenn ihre Schüler Aufſehen erregen. Aber bei alledem hatte ſie doch einen echt ſchauſpieleriſchen Tic. Dieſer Tic der Schauſpieler beſteht darin, daß ſie Geldheirathen nie aus dem Auge verlieren, wie ſehr ſie auf dieſelben ſchelten als Verleugnung künſtleriſchen Sinns. Das Alter iſt ihr Schreckbild! Was wird aus uns, wenn die Schönheit vergangen, wenn die Geſtalt verfällt, wenn das Organ verſagt oder gar wenn ein Unfall ein Glied vernichtet, was? Ein Bettelgeſchöpf! Darum muß man ſich vorſehen zur Zeit der Blüthe, darum machte der Baron Heinzeles der Freundin Lina's zu ſchaffen. Man kann doch darin, ſagte ſie ſich, ſeine Schuldigkeit thun, daß man näher zuſieht, ob dieſer Millionär echt iſt oder vielleicht ein Schwindler.

Und ſie ging nach der Probe zu einem Nürnberger Bankier und fragte ihn, ob er den Baron Heinzeles aus Wien kenne? — „O freilich!“ — „Iſt er wirklich reich?“ — „Ausnehmend! Ein echter Millionär.“ — „Iſt er wohl ein Jude?“ — „Scheint nicht. Sein Vater mag einer geweſen ſein. Er gilt für einen Cavalier, fährt eigenhändig ſeinen Viererzug, iſt ein Sportsmann, aber dabei doch ſolid, über allen Zweifel ſolid.“ — „Sie kennen ihn perſönlich?“ — „Perſönlich. Komme oft nach Wien. Jetzt iſt er hier. Ein angenehmer Mann. Auch im Geſchäft; hat einen leichten Zug über Nebenſachen hinweg. Mit einem Worte: angenehm. Leben und leben laſſen.“ — „Und von Charakter?“ — „Brav, durchaus brav. Sehr wohlthätig. Darin ſogar zuweilen excentriſch, weil er ehrgeizig iſt.“

Während Clariſſa dieſe Auskunft empfing, ſaß Baron Heinzeles bei Lina, um endlich doch Abſchied zu nehmen. Er wollte mit dem Courierzug um zwei Uhr nach Wien, und es war ſchon nach Eins. Er konnte nicht endigen, er konnte nicht fort. Himmliſch fand er ſie in ihrem Morgennegligée mit den weiten zurückfallenden Aermeln, mit den beweglichen Falten um die Büſte, ach, aber vor Allem mit dem lächelnden Munde und den tiefſinnigen Augen. Sie lächelte wirklich. Die gleich Meereswogen daherrollenden Liebeserklärungen — er ſprach ohne Rückhalt — unterhielten ſie. Ohne Rückhalt? Ja. Er hatte eingeſehen, daß alle Uebergänge ausſichtslos wären gegenüber dieſer ſtolzen Künſtlerin, er ſprach unumwunden von dauerndem Beſitz, von Ehe, von baldiger Heirath.

„Ach nein, lieber Baron, ans Heirathen denke ich nicht. Ich habe nur meinen Beruf vor Augen und leider nicht mit tröſtlicher Hoffnung.“

„Die kühnſte Hoffnung wird ſich blitzſchnell in Wien erfüllen. Nur bei uns in Wien iſt Theaterleben, nur bei uns entwickelt ſich ein Talent im Handumkehren, weil wir Alle, Chriſten, Juden und Heiden — denn die letzteren haben wir auch — beitragen durch Rath und That, durch Beifall und Ermunterung. Und Kenner haben wir, geprüfte Kenner, o! Mein erſter Gang morgen in Wien bringt mich ins Stadttheater drei Treppen hoch zum alten Tyrannen, und morgen Nachmittag ſchon ſchreib ich Ihnen, daß Sie mit Ungeduld erwartet werden, von mir mit Sehnſucht. Sehnſucht iſt das Wort. Nur einen grünen Zweig der Hoffnung ſollen Sie mir mitgeben, wenn's auch nur ein Weidenzweig iſt, ſonſt verſchmachte ich — ich verſchmachte.“

„Das werden Sie nicht. Ihr luſtiges Leben in Wien wird Sie raſch wieder aufrichten, auch ohne Weidenzweig. Uebrigens ſagen Sie mir doch, kümmern Sie ſich um neue Bilder?“

„Neue Bilder? Verſteht ſich. Bin jeden Monat einmal im Künſtlerhauſe und im öſterreichiſchen Kunſtverein. Man muß ja mitzureden wiſſen.“

„Iſt in letzter Zeit nicht ein neuer Maler aufgetaucht des Namens Wetter?“

„Wetter? — Donnerwetter kenne ich, gutes und ſchlechtes Wetter auch, aber einen Maler Wetter? Nein. Was ſoll er denn malen?“

„Vorzugsweiſe Landſchaften.“

„Nein. Ich will den Grafen Erwin fragen, der kümmert ſich näher um Bilder.“

„Graf Erwin von Wartenſtein?“

„Jawohl. Kennen Sie den? Liebenswürdig. Sehr Schmetterling. Mein guter Freund.“

„Lieber Baron, Sie verſäumen den Zug! ’s iſt halb Zwei.“

„Ach was. Im Nothfalle nehme ich einen Extrazug, um den Courier einzuholen. Einen grünen Zweig, irgend einen Zweig für die Reiſe! Himmliſches Märchen! Und wenn keinen Zweig, dann doch ein grünes Blatt Hoffnung! — Unausſtehlich, da kommt die Duenna, die weiſe,“ ſagte er leiſe und ſtand auf.

Clariſſa war eingetreten. Lina lachte, reichte ihm aber doch die Hand zum Abſchiedskuſſe, und er ſchied mit einer Pantomime, über welche auch Clariſſa lachte. Er war nämlich von außerordentlicher Beweglichkeit des Körpers und Stillhalten war ihm faſt fremd. Seine Arme und ſeine langen, wohlgepflegten Finger waren Redner. Dazu ein plötzliches Niederſenken der ſonſt immer luſtigen kleinen Augen, als er an der Thür noch einmal umblickte. — „'s iſt ein guter Narr,“ ſagte Clariſſa, als er hinter der Thür verſchwand.

Siebentes Capitel.

Baron Heinzeles, im Alltagsleben oft flatterhaft, war im Geſchäftsleben ein prompter, praktiſcher Mann. Sein erſtes Geſchäft, als er in Wien ankam, war die Berufung des Fräulein Lina ans Stadttheater. Zwei Stunden nach ſeiner Ankunft ſtieg er alſo ſchon die ſteile Treppe hinauf, welche von der Schellinggaſſe ins Directionslocal des Stadttheaters führt.

Zu ſeiner Ueberraſchung kannte man dort Fräulein Lina bereits. Der umherreiſende Berichterſtatter des Directors hatte kürzlich geſchrieben: „Endlich die heutzutage ſo ſeltene Ausſicht auf Tragik. Eine Lina in Nürnberg. Fräulein. Intereſſante, faſt ſchöne Perſönlichkeit. Wundervolles Organ. Der ganze Körper ſpielt mit. Man ſieht die Nerven des Rückens beben. Hat auch bereits einige tragiſche Accente. Sind aber noch einzeln. Zuſammenhang fehlt noch. Uebergänge unausgeglichen. Kann nach einem Monat Studiums eine

Nummer Eins werden. Hero. Leider Mangel an Selbſtvertrauen, daher trübe Stimmung. Möglicher Untergang, wenn nicht raſch Stütze geboten wird.“

So lautete das Signalement, welches dem ſtaunenden Baron Heinzeles mitgetheilt wurde. „Woher? woher?“ fragte er offenen Mundes. — „Geheime Polizei!“ antwortete ſtockernſthaft der Director.

Die Einigung erfolgte raſch. Lina könne ſogleich eintreten, zunächſt bis Oſtern. Dieſe Zuſage werde ſogleich aufgeſetzt, aber ſie müſſe legaliter frei werden in Nürnberg.

„Das wird ſie, Nürnberg beſorge ich,“ ſagte Heinzeles, und mit der ſchriftlichen Zuſage ging er im Siegerſchritte nach Hauſe. Dort dictirte er einen Brief an einen Bankier in Nürnberg — es war derſelbe, bei welchem Clariſſa nachgefragt — mit dem Nürnberger Director zu unterhandeln und um jeden Preis abzuſchließen. Er habe unbeſchränkte Vollmacht vom Hauſe Heinzeles. Dann ſchrieb er ſelbſt einen flammenden Brief an Lina. Nachſchrift: „Sogleich packen laſſen und Courierzug nehmen. Die Wohnung in Wien ſteht bereit. Die Zuſage des Directors liegt bei.“

Nach ſo wohlverbrachtem Vormittagswerk machte er Toilette und ging flaniren — auf der Ringſtraße nach dem Stadtparke. Ehe er dieſen erreichte, ſah er trotz nebelrieſenden Wetters — es war ja Winter — einen offenen Wagen daherſauſen im beliebten Wiener Renntrab, welcher in der Stadt verboten iſt. Zwei elegante

Wol aber fehlte die Chateaubriant — die ſchöne Anna ſollte den Sinn Franzens ablenken von jener herriſchen Chateaubriant. Wie gut kannte ſie des Sohnes Geſchmack, wie kam ihr das romantiſche Glück zu Hilfe! Franz blieb erſtaunt vor dem jungen Mädchen ſtehen; ſie hatte eine frappante Aehnlichkeit mit Chimenen!

Dies entſchied über die zweite Lebenshälfte des Königs, es entſpann ſich eine lebhafte und, wie es ſcheint, innige und gegenſeitige Zuneigung, die — mit Ausnahme der abenteuerlichen Seitenwege des Königs — ſein ganzes noch übriges Leben ausfüllte. Marot, der immer ſchmeichelnde Hofpoet, der Gegenſatz von dem Alles tadelnden Rabelais, ſagt von ihr:

Dix et huit ans je Vous donne,
Belle et bonne,
Mais à Votre sens rassis
Trente-cinq ou trente-six
J'en ordonne.

Denn das glücklich begabte Mädchen theilte auch allen guten Geſchmack mit dem Könige, und ward die Stütze der Künſte und Wiſſenſchaften, die Stütze der ſchönen Renaiſſance. Davon erhielt ſie den Beinamen „la savante des Belles“. Sie war auch allein gut gegen die Proteſtanten, ſie ward, ein ſeltener Fall! geliebtes, förmliches Mitglied der Familie. Die Mutter des Königs liebte ſie, die Schweſter Margarethe liebte ſie, und aller Zwieſpalt hörte auf, der unter der Chateaubriant geherrſcht. Zehn Jahre ſpäter gab ſie Franz einem Herrn von Broſſe zur Frau, und machte ihn zum Herzoge von Etampes — unter dieſem Namen iſt ſie in der Geſchichte bekannt.

War ſie indeſſen auch ein glücklicheres Naturell als die Chateaubriant, ein edlerer Charakter war ſie nicht, und Franz verließ in dieſer vielleicht eine ſtolzere und mächtigere Liebe. Ob aus eigener kleiner Eiferſucht und aus gewöhnlichem Maitreſſenneide, ob gehetzt von der Königin-Mutter, ich weiß es nicht, kurz

Männer ſaßen auf dem Kutſchbocke, und der die Zügel führende war Graf Erwin von Wartenſtein.

Baron Heinzeles machte drohende Zeichen mit ſeinem zierlichen Spazierſtöckchen; Graf Erwin ſah fragend herab und hielt die ſchaumbedeckten Jucker an. „Was giebt's?" fragte er. — „Beim Caſino ſteht eine Sicherheit, um Erlaucht in die Zügel zu fallen wegen verbotenen Renntrabtempos." — „Dummes Zeug! Aber da wir einmal halten, Bela, ſteigen wir aus, um zu frühſtücken."

Der Bela genannte Graf Rakitz war ein junger Mann von mittelgroßer, feſter Figur mit unbeweglichem Antlitz. Er wartete ruhig, bis der hinten ſitzende Diener die Zügel übernommen, und ſtieg dann langſam vom Wagen. Graf Erwin war heruntergeſprungen und hatte Baron Heinzeles gefragt: wie ihm die Jucker gefielen? — „Superb! Ah, à propos," ſprach Heinzeles, „ich ſoll mich erkundigen — Sie ſind ja ein Bildernarr — ſoll mich erkundigen; wie war's doch? Ja ſo! Nach einem Maler. Kennen Sie ihn zufällig? Wetter ſoll er heißen, richtig: Wetter."

„Wetter? Alle Wetter, wie kommen Sie denn auf den? Ich ſuche ihn ſeit vielen Monaten und kann ſeiner nicht habhaft werden. Habe nach ſeinem Landgut ſchreiben laſſen und keine Antwort erhalten. Wie kommen Sie auf den?"

„Eine Dame hat mich nach ihm gefragt."

„Eine Dame? Doch nicht —? Heinzelmännchen, wären Sie des Teufels und hätten Sie die Leni entdeckt?"

„Leni? Nein."

„Richtig: Lina hieß ſie zuletzt. Sie Tauſendſappermenter, wo denn?"

Heinzeles ſah ihn betroffen an. Der kennt ſie? Dieſer Don Juan! — Das war ihm unangenehm.

„Na, ſo reden Sie doch, Heinzelchen! Wo? wo?"

Am Ende, ſagte ſich Heinzeles, wenn ſie hier auftritt, ſieht ſie ja Jedermann. Er ſagte alſo getroſt: „In Nürnberg."

„In Nürnberg! Und Sie haben ſie ſpielen ſehen? Wie ſpielt ſie, wie iſt ſie jetzt? Sie war ein Charme."

„Nicht übel."

„Pah, Heinzel, nicht übel! Ein Charme erſter Claſſe war ſie, ſage ich Ihnen. Komm, Bela! Mich hungert. Bedanke mich, Heinzelchen, für gute Nachricht. Auf Wiederſehen!"

Graf Bela nahm Erwin's Arm und fragte langſam: „Wer? Was?" Und Erwin ſchilderte ihm nun mit praſſelndem Feuer, daß er in dies Märchen verliebt ſei bis über die Ohren und daß er ſogleich nach Nürnberg zu ihr wollte.

„Nimm mich mit!" ſagte Bela trocken.

„Nein, Bela, dabei wärſt du mir im Wege. Potz tauſend, ſie denkt immer noch an den bärbeißigen Vetter, da iſt keine Zeit zu verlieren. Bela, frühſtücke allein! Mich treibt's fort. Ade!"

Bela blieb ſtehen und rührte ſich nicht. Er war ein ruhiger Menſch, der nichts zu thun hatte und ſein Geld nicht hinreichend verzehren konnte. Nach mehreren Minuten des Nachdenkens ſagte er: „Da fahre ich auch nach Nürnberg! Erſt aber frühſtücken.“ — Und er trat in das geſchmackvolle Gebäude, Ecke des Kolowratrings und der Fichtegaſſe, welches Caſino heißt und wo die Cavaliere ihren Club haben.

Graf Erwin aber fuhr noch denſelben Abend nach dem Weſtbahnhofe, um mit dem Pariſer Eilzuge nach Nürnberg zu reiſen. Er ſagte jetzt auch wie Lina, aber in einem anderen Sinne: Entweder — oder! Das bedeutete: Dein muß ſie werden um jeden Preis.

Den nächſten Abend ſaß er im Nürnberger Theater. Sie ſpielte und entzückte ihn mehr als je. Er hatte einen Wagen gemiethet, welcher wartete. Als er nach Schluß der Vorſtellung herauskam, fragte er ſeinen Kutſcher: „Durch welche Thür kommen die Schauſpieler?“ — „Durch dieſe da!“ — „Dort fahr hin.“

Nach einer Viertelſtunde hatte er die erſtaunte Lina bei der Hand, führte ſie zu ihrer Wohnung und begleitete ſie auf ihr Zimmer. Nepomuk war ſtarr und wollte Frau Clariſſa rufen. Aber die ging zeitig ſchlafen.

Und wie liebenswürdig war er, der ſchöne junge Mann! Wie weich, wie gut! — Er hatte ſie auf dem Theater geſehen im antiken Coſtüm der Creuſa — ein Gaſt hatte die Medea geſpielt — er hatte ſie noch unvergleichlich ſchöner und reizender gefunden als vor

Monaten in Pilſen, ja anbetungswerth. All ſeine Herrſchaften hätte er hingegeben für ihren Beſitz. Konnte das ohne Eindruck bleiben auf Lina?

„Sie wiſſen, meine Holde,“ ſprach er, „daß ich zum Rückhalt genöthigt war wegen meiner beinahe achtzigjährigen Mutter, welche eine Verheirathung mit Ihnen nicht gebilligt hätte. Nun, meine Mutter iſt bald nach meiner damaligen Rückkehr von Pilſen geſtorben. Ich habe ſie herzlich beweint und werde ſie mein Lebtag vermiſſen. Aber ihr Tod hat den ſogenannten Standesunterſchied zwiſchen uns mit ins Grab genommen; es hindert mich jetzt nichts mehr, Ihnen meine Hand als Gatte zu bieten. Werden Sie mich auch jetzt noch zurückweiſen?“

In jedem Menſchen ruht das Bedürfniß des Glückes. Es lag auch in Leni. Ob ſie ihren Beruf als tragiſche Schauſpielerin — denn ſo nannte ſie jetzt ihr Ziel — je erreichen würde, darüber quälte ſie noch immer banger Zweifel, und auch Clariſſa nahm ihr dieſen Zweifel nicht vom Herzen. Denn Clariſſa ſelbſt, die verſtändige, hegte ihn ebenfalls. Das ahnte, ja das wußte Lina, ob auch Clariſſa das letzte Wort nicht ausſprach. Mußte es nun dem gepeinigten Mädchen nicht wie eine endliche Erleichterung vorkommen, einen leichten, bequemen Lebensweg vor ſich geöffnet zu ſehen? Sie war einer frohen Stimmung ſo ſehr bedürftig. Und würde ſich dieſe ihr je ſchöner nahen als in der Liebe dieſes mit allen Gaben ausgeſtatteten zärtlichen Erwin?

Was Wunder, daß ſie jetzt nicht mehr wie in Prag und Pilſen entſchloſſen nein ſagte, ſondern daß ſie weich und ſanft bat: „Kein Ungeſtüm, lieber Freund! Laſſen Sie mir Zeit. Bleiben Sie einige Tage hier. Die Frage iſt zu groß, als daß ſie ſo raſch entſchieden werden könnte. Morgen Abend ſpiele ich in Fürth die Louiſe. Fahren Sie mit hinaus! Uebermorgen ſprechen wir weiter über die große Frage. Jetzt gute Nacht!“

Sie drückte ihm leiſe die Hand, welche er zärtlich küßte, und glücklich ging er hinweg; er erwartete das Beſte.

Betäubt legte ſich Lina nieder. Sie konnte nichts denken; es war ihr, als ob ſie im Meere geſchaukelt würde von leichten Wellen. Weit, weit hinten zogen dunkle Wolken abwärts — Wolken, in denen der Sturm ruhte, die tragiſche Frage, welche ſo viel einſchloß.

Der nächſte Vormittag brachte eine neue Wendung: das Schreiben des Barons Heinzeles mit der Engagementszuſicherung. Aber unerfreulich war ja auch dieſe Wendung nicht, jedenfalls war ſie ſchmeichelhaft und zerſtörte ihre lebensfrohe Stimmung nicht. Hinhalten! meinte ſie und ſchrieb flugs an Heinzeles: „Sie haben Clariſſa vergeſſen; ohne Clariſſa komme ich nicht.“

Clariſſa trat eben ein. Nepomuk hatte ſie gerufen wegen des Grafen, ſie fragte alſo nach ihm. Lina erzählte heiter, daß er liebenswürdiger als je wäre, daß ſeine Mutter geſtorben und daß er ihr nun ſeine Hand zur Ehe geboten. „Was ſagen Sie dazu?“

„Und läßt er Sie beim Theater?“

„Das iſt noch gar nicht zur Sprache gekommen. Und, ſagen Sie, iſt dies durchaus wünſchenswerth, ſo lange ich noch nicht die Sicherheit vor mir ſehe, ein echtes tragiſches Talent zu entwickeln? Habe ich dieſe Sicherheit? Sprechen Sie!“

Clariſſa ſchwieg.

„Sehen Sie, Sie ſchweigen. Der ganze übrige Theaterkram iſt nichts für mich. Eine mittelmäßige, vielleicht auch eine achtbare Schauſpielerin zu werden, lockt mich nicht im mindeſten. Ein idealiſcher Trieb hat mich zur Bühne gebracht; kann er nicht befriedigt werden, was ſoll mir die Bühne?! — Noch eins. Baron Heinzeles ſchreibt auch, daß kein Menſch etwas wiſſe von einem Herrn Wetter oder Maler Wetter. Auch in ſeinem Wohnhauſe in Böhmen, in Stein am Bache, habe man gar keine Nachricht von ihm. Er iſt dahin für mich. Sie wiſſen aus meinen Schilderungen, was er mir bedeutete. Ich bin nicht mehr vorhanden für ihn, er erwartet alſo nichts von meiner Schwärmerei für dramatiſche Kunſt. Dahin, dahin iſt Alles, was auf den Urſprung meiner Kunſtneigung als etwas der Rede Werthes zurückweiſen könnte, dahin der einzige Mann, welchem ich vertrauen, welcher mich halten, ſtützen, fördern könnte, und — Sie ſchweigen auch. Bin ich denn verurtheilt, weil ich keine Künſtlerin werden kann, ewig unglücklich zu bleiben?“

Clariſſa ſchwieg immer noch, ſie nickte nur ein wenig mit dem Haupte. Konnte, durfte ſie abrathen von einer Heirath des reichen, glänzenden, liebenswürdigen Grafen Erwin? Nein, das durfte ſie nicht.

„Sie nicken mit dem Haupte, Sie ſind meiner Meinung. Alſo! Geſtern habe ich in einem Buche geleſen: Heiterkeit macht tapfer, Melancholie macht feig. Jagen wir einmal die Melancholie, die tragiſche, in die Flucht und werden wir heiter und tapfer, da ſich ſo hübſche Veranlaſſung bietet!“

So fuhr ſie denn gegen Abend nicht in dem Eiſenbahnwaggon, welcher die Schauſpieler aufnahm, ſondern im Wagen des Grafen Erwin nach Fürth hinaus, den Grafen neben ſich, und erfreute ſich an deſſen Liebesbetheuerungen.

Graf Erwin wurde dadurch ſo hoch erregt, daß er ſeinem Naturell die Zügel ſchießen ließ. „Nimm den Augenblick wahr!“ rief er im Uebermuth eines vom Glück begünſtigten Menſchen, und er beſtellte, während Lina in dem dürftigen Theater ſpielte, einen Extrazug, welcher eine Viertelſtunde vor zehn Uhr von Nürnberg kommen und auf ihn warten ſollte.

„Eine Entführung! eine Entführung!“ lachte er in ſich hinein, „damit mein Engel nicht wieder rückgängig werden kann.“

Bald nach halb Zehn war das Schauſpiel zu Ende. Lina kleidete ſich um, entledigte ſich der Schminke und war allerdings gewärtig, den Grafen wieder mit ſeinem Wagen an der Thür zu finden. Sie fand ihn auch ſammt dem Wagen und ſtieg ein. Lachend ſagte er: „Ich möchte Sie doch einmal in einer Luſtſpielrolle ſehen!“ und unter Fragen und Antworten über dies Thema kam der Wagen zum Bahnhofe.

„Steigen wir aus,“ ſagte der Graf, „es iſt ſtockfinſter, und wir thun beſſer, mit der Eiſenbahn zu fahren.“

Sein Diener, welcher unterrichtet war, erwartete ihn und führte das Paar ſtumm zu dem bereitſtehenden Extrazuge.

Graf Erwin hob Lina in den Waggon, die Locomotive pfiff und es ging pfeilſchnell von dannen. Nicht nach Nürnberg, ſondern nach Weſten.

Lina ahnte nichts. Erſt nach einer halben Stunde fragte ſie: „Aber wo bleibt denn Nürnberg? Wir fahren raſch und ſind noch nicht da?!“

„Wir fahren in den Himmel!“ erwiderte er lachend und ſetzte hinzu: „Ich habe hier in der Gegend, bei der dritten Station, einen fröhlichen Freund, Baron Adalbert geheißen, der hat eine kleine Waldherrſchaft zwei Stunden ſeitwärts der Bahn. Dort ſitzt er in einem allerliebſten Schloſſe und vertreibt ſich die Zeit mit der Jagd. Dem habe ich telegraphirt: ich würde ihm morgen früh meine Auserwählte vorſtellen, er ſollte uns eine Treibjagd veranſtalten, da das Winterwetter trocken ſei und meine Auserwählte auf Schloß Wartenſtein ſchießen gelernt. Sie werde gewiß einen Hirſch erlegen.“

Lina ſah ihm erſtaunt ins Geſicht beim Schein der Lampe, welche oben an der Decke des Waggons hin und her wankte. Er ſtreckte ihr beide Hände entgegen und ſagte: „Bitte, bitte!“

Es war ihr nicht augenblicklich klar, was das Alles bedeutete, aber daß es —

„Wort halten!“ rief er, „Wort halten! Als wir aus Nürnberg herausfuhren, haben Sie mir erzählt, daß Sie zu Clariſſen geſagt: Heiterkeit macht tapfer, und Sie wollten von jetzt an heiter ſein. Alſo müſſen Sie unſere heitere Extrapartie zur Jagd beim Baron Adalbert mit Lachen anſehen und mit Lachen durchführen! Das iſt die Parole. Morgen iſt Oper in Nürnberg, und morgen Abend bringe ich Sie wieder nach Nürnberg.“

Und nun wußte er die verwirrt gewordene Lina mit der unerſchöpflichen Suade eines verführeriſchen Liebhabers ſo ausgiebig zu bereden, daß ſie wirklich die Gefahr vergaß, in welche ſie gerieth. Sie dachte auch dazwiſchen: Gefahr? wenn ich ihn heirathe? Und was ſonſt, wenn ich nicht heirathen wollte? Das große Spiel meines Lebens iſt ja doch verloren; kindiſch wäre es, auch das heitere, das anmuthige Spiel zu verwerfen.

Der Zug ſtockte nicht in ſeiner ſauſenden Schnelligkeit; die beſtimmte dritte Station war erreicht, der Zug hielt und das Liebespaar ſtieg aus.

Die Winternacht war rauh, der Wind ſtürmte. „Raſch in das Wartezimmer! Bon, es iſt geheizt und hat ein Sopha!“ rief Graf Erwin, „ich beſtelle Kaffee und hole einen geſchloſſenen Wagen im nahen Städtchen. In einer halben Stunde bin ich wieder da.“

Raſch ging er zur kleinen Reſtauration des Bahnhofs hinaus, wo eine verſchlafene Frau bei einer kümmerlichen Kerze zu wachen verſuchte, weil ein Nachtzug von Würzburg her erwartet wurde. Er gab ihr ein goldenes Markſtück mit dem Bemerken, daß ſie alles Erſinnliche thun ſolle, um die Dame im Warteſaal gut zu verſorgen. Dann ging er nach der Stadtſeite hinaus, wo zwei gebrechliche Einſpänner auf unwahrſcheinliche, aber doch mögliche Paſſagiere warteten. Sein Diener hatte auf den einen ſchon Beſchlag gelegt, und der Graf trug ihm jetzt auf, ihn nach dem Städtchen zu demjenigen Lohnkutſcher zu bringen, welcher einen geſchloſſenen Wagen beſäße.

„Es giebt doch einen?“

„Ja, der da!“ ſagte der gedungene Kutſcher und wies auf den zweiten, welcher trotz des kalten Windes ſchlief.

„Weck ihn auf,“ ſagte der Graf zu ſeinem Diener, „und komm uns nach!“

In der Einſamkeit des Wartezimmers löſte ſich allmälig die Verwirrung der Sinne, in welcher Lina befangen geweſen. Sie blickte auf die ſchläfrige Frau, welche Kaffee brachte, als wollte ſie fragen.

„Ja, ja,“ lallte dieſe, „der Konrad bringt Gebäck. Friſch iſt's freilich nicht.“

„Konrad?“

ſie hatte die Thorheit, Franz dahin zu bringen, daß er zur Chateaubriant ſchickt, und ihr befehlen läßt, all ſeine Briefe und Geſchenke auszuliefern, all die Deviſen und Ringe des verflogenen Rauſches.

Ich bin jetzt krank — erwidert die Chateaubriant — ich werde ſie ſuchen, in drei Tagen ſollt Ihr ſie haben. Unter der Zeit läßt ſie alle Ringe und Spangen und ſonſtigen Metallſchmuck zuſammenſchmelzen in Klumpen, und als der Bote nach drei Tagen wiederkehrt, giebt ſie ihm die Metallklumpen und ſagt:

Tragt dies zum Könige, das Gewicht iſt voll und ganz. Die Deviſen, und was Ihr ſonſt verlangt, ſind in mein Herz gegraben, dort muß er ſie ſuchen.

Der König beſtürzt und geſchmeichelt ruft aus: Dieſe Frau, hat mehr Muth und Größe, als ich dem Geſchlechte zugetraut! Bringt ihr das Gold zurück, ich hätte ihr das Doppelte gegeben für die einfachen Deviſen.

14.

Chambord iſt ſehr leicht zu beſchreiben, und dann haben die guten Leſer eine allgemeine, unklare Vorſtellung von einem weißen Schloſſe, auf deſſen flachen Dächern man ſpazieren geht zwiſchen zierlichen Kuppeln und Thürmen, zwiſchen Schornſteinen und Giebeln, von denen jedes einzelne Stück ein Kunſtwerk iſt. Und die phantaſtiſchen Leſer bauen ſich in arabiſch-toskaniſch-chriſtlichem Geſchmacke ein Waldſchloß der Armide, ein Zauberſchloß Arioſto's.

Wäre dann die Aufgabe gelöſt? Iſt ſie zu löſen? Ein architektoniſches Gedicht in beſchreibende Worte geſetzt, Shakeſpeare im Munde Franz Horns, können ſie das Rechte wirken? — Eine

„So heißt mein Sohn. Es wird wohl dem armen Jungen ſauer, in der Nacht aufzuſtehen, aber es geht nicht anders.“

„Konrad!“ murmelte Lina vor ſich hin; „ſo nannte die Gräfin den Kurt. Kurt iſt die Abkürzung von Konrad.“

Und ſie fuhr vom Sopha auf und ſtand einige Minuten ſtill, ohne ſich zu regen. Draußen läutete die Glocke für den von Würzburg kommenden Zug, und der Wirthin Sohn Konrad, ein hübſcher Burſch von etwa zwölf Jahren, trat ein und brachte trockene Semmeln.

„Du heißeſt Kurt?“ fragte ſie wie geiſtesabweſend.

„Nein, Konrad. — Da kommt der Zug!“ und er wollte fort.

„Wohin geht der Zug?“

„Nach Nürnberg.“ Und der Junge ging.

Immer noch ſtand ſie unbeweglich. Da ſchien ein Ruck durch ihren ganzen Körper zu zucken, und mit den leiſe gemurmelten Worten: „Nein, Kurt!“ ſchritt ſie haſtig nach der Thür, riß ſie auf, ging durch heftigen Wind zu dem ſtill ſtehenden Zuge und winkte einem Schaffner, die Waggonthür aufzumachen.

„Erſte Claſſe?“ fragte er. Sie nickte und ſtieg in ein leeres Coupé. Nach ein paar Minuten ging der Zug weiter, und der Schaffner erſchien an der Waggonthür, ſich die Fahrkarte ausbittend.

„Ich habe noch keine, aber —“ ſie griff nach der Taſche. Hatte ſie wie gewöhnlich ihr Portemonnaie vergeſſen? Was nun? Der Schaffner ſah ihr verwundert zu und trat nun ins Coupé herein. Sie griff nach der Broſche, welche oben am Kleide hing, und wollte fragen, ob — da war indeß die andere Hand in die andere Taſche gefahren und brachte das Portemonnaie heraus. Der Schaffner lachte.

„Nehmen Sie's und machen Sie ſich bezahlt, wenn's reicht, und ein Trinkgeld."

„Bis — ?"

„Bis Nürnberg."

„Es reicht!" ſagte er dankbar lachend und empfahl ſich. —

Nach Verlauf einer ſtarken Stunde ſtieg ſie in Nürnberg aus, und vor ihr ſtand — Nepomuk, traurigſten Ausſehens. Thränenwaſſer lief ihm über die Wangen. Als ſie nicht heimgekommen am Abend, war er auf den Bahnhof gelaufen und hatte gefragt. Natürlich umſonſt. Aber bei dieſer Gelegenheit hatte er von einem Extrazuge gehört bis zur vierten Station von Nürnberg, und zwar daß dieſer Extrazug von Fürth aus beſtellt worden. Da war ihm das Blatt geſchoſſen. Und jetzt war er da, um mit dem nächſten Zuge bis nach dieſer vierten Station zu fahren.

„Fräulein ſind — ?"

„In einen falſchen Zug eingeſtiegen. Sprich nicht davon! Bin ich vermißt worden?"

„Von mir; ſonſt von Niemand."

„Alſo komm! Ich will zu Fuß gehen; mir iſt kalt."

Sie ſprach kein Wort weiter, und als ſie zu Hauſe angekommen war, legte ſie ſich ins Bett.

Zur Mittagszeit trat Clariſſa in ihr Zimmer und ging leiſe an ihr Bett.

„Ich ſchlafe nicht mehr,“ ſagte Lina, „und ich will Ihnen erzählen, was mir begegnet iſt.“

Sie erzählte Alles.

„O!“ rief Clariſſa und ſchlug die Hände zuſammen, „o! früh ein Heirathsantrag und zur Nacht eine Entführung! Das iſt ein ſicheres Mittel, ein Mädchen zu compromittiren, damit es zum Belieben des gnädigen Herrn vorhanden ſei.“

Lina ſprang mit einem Satze aus dem Bette, eilte zum Waſchtiſch, wuſch ſich, ordnete ihr Haar, kleidete ſich an und ſprach zu alledem kein Wort. Als ſie fertig war, trat ſie nahe zu Clariſſa, welche ſich auf einen Stuhl geſetzt hatte, und ſprach mit feſter Stimme: „So iſt mein Uebergang zur Heiterkeit ausgefallen. Habe ich nun Recht behalten, daß man eine höhere Beſtimmung in ſich feſthalten muß, auch wenn es arge Schmerzen koſtet und zur Verzweiflung führen kann? Nun weiß ich doch, wofür man lebt, und kann nicht zerflattern. Man hat doch Reſpect vor ſich ſelber. Ja?“

„Ja.“

„Und nun bleib ich unverrückt bei dem Lebenstraum der kleinen Leni: daß es eine Leiter giebt in den Himmel und daß man hinaufſteigen kann. Ich habe mir heute ein feſtes Ziel vorgeſetzt. Kurt hat mir und der ſeligen

Erlaucht zwei Stücke vorgeleſen, die mir unvergeßlich ſind. Das erſte war ‚Die Braut von Meſſina‘. Wie er im letzten Acte die entſchloſſene Verzweiflung des Don Ceſar vortrug, da iſt es mir wie heiliger Schauer über den Rücken gelaufen, und als ich ihm ſpäter dieſen Schauer ſchilderte, da hat er mir geſagt: Dies iſt die tragiſche Höhe, welche vernichtet und doch erhebt. Den Tag darauf las er Grillparzer's ‚Des Meeres und der Liebe Wellen‘, und da iſt im letzten Acte die Verzweiflung der Hero geradezu über mich hingeſtrömt, mich ins Herz treffend und mich doch erhebend, daß ich meinte: Dies iſt das Höchſte, das mußt du fürs Leben dir erhalten, und dies mußt du einmal den Menſchen darſtellen. Die Erlaucht empfand nicht ſo; aber Kurt und ich, wir waren einig, und dieſe Empfindung, dieſer Drang, hat mich zur Bühne getrieben. Jetzt ſoll's mein Grenzſtein werden. In dem Briefe des Barons Heinzeles ſtehen die Worte, welche der Wiener Director geſprochen. Unter dieſen das Wort ‚Hero‘. Alſo, Freundin, die Hero will ich in Wien ſpielen, und dies ſoll über mein Schickſal entſcheiden. Ja?“

„Ja.“

„Wir ſind heute frei. Leſen wir das Stück zuſammen. Ich habe mir geſtern das Buch gekauft. Hier iſt es.“

Und ſie laſen.

Unterdeſſen war auch Graf Erwin wieder nach Nürnberg gekommen. Als er Lina nicht mehr im

Wartezimmer gefunden und der kleine Konrad mühſam herbeigeſchafft war — weil kein Nachtzug mehr zu fürchten ſtand, war der Kleine zu Bett gegangen und erſchien endlich im Negligée einer einfachen Hoſe —, da hatte der Graf die Auskunft erhalten: die Dame ſei mit dem Zuge von Würzburg nach Nürnberg gefahren.

Unangenehm verblüfft ſtand er eine Weile vor dem kleinen Burſchen und heftete ſeine Blicke auf die Hoſe, welche Konrad mit beiden Händen oben hielt, da er in der Geſchwindigkeit die Hoſenträger vergeſſen hatte.

„Der nächſte Zug nach Nürnberg kommt?“ ſchrie er plötzlich ſo arg, daß Konrad zurückprallte und die Hoſe nach unten fahren ließ.

„Acht Uhr dreiundvierzig,“ lallte der erſchrockene Kleine.

Acht Uhr dreiundvierzig! Das war die nächſte Strafe. Stundenlang mußte er auf dem öden Bahnhofe bleiben und konnte nicht ſchlafen. „Verſcherzt haſt du dummer Geck dein nahes Glück!“ ſtöhnte er, indem er ſich auf das harte Sopha hinwarf. „Geh zum Teufel, Junge, mit deinen leichtſinnigen Hoſen,“ ſchrie er, „ich brauche dich nicht mehr! – Jetzt mißtraut ſie dir gründlich,“ fuhr er klagend fort, und er hätte ſich ſelber ohrfeigen mögen. Aber bei einem natürlichen Menſchen zögert die Natur niemals: er ſchlief doch ein, und der kleine Konrad, vollſtändig angezogen, mußte ihn am Morgen wecken, ſonſt hätte er den ankommenden Zug verſchlafen. Konrad erhielt dafür ein Zweimarkſtück Trinkgeld „zu einem ordentlichen Hoſenträger“, wie der unverwüſtlich heitere Graf Erwin ſagte.

So war er Vormittags wieder nach Nürnberg gekommen und hatte auf ſeinem Zimmer einen Mann gefunden, welcher vor einem großen Stoß Zeitungen leſend ſaß und eine lange Cigarre rauchte.

„Bela!“ hatte er gerufen, „welcher Satan führt denn dich daher auf mein Zimmer?“

„Du.“

Bela ſprach ſehr wenig. Es dauerte alſo eine Zeit lang, ehe Erwin erfuhr, daß ſeine Schilderung der ſchönen Schauſpielerin, welche er vor dem Caſino auf dem Kolowratringe hingeworfen, den beſchäftigungsloſen Edelmann nach Nürnberg geführt hatte.

„Du biſt einzig!“ lachte Erwin.

„Sollſt mich vorſtellen. Sie gefällt mir.“

„Gefällt dir! Du haſt ſie ja noch gar nicht geſehen.“

„Doch! Geſtern in Fürth.“

„Da warſt du auch? — Vorſtellen kann ich dich nicht, weil ſie wahrſcheinlich mir ſelbſt die Thür weiſt. Sie iſt böſe auf mich.“

„Dann gehe ich allein zu ihr.“

„Du biſt im Stande, gleich beim Eintritt ihr einen Heirathsantrag zu machen!“

„Ja.“

Erwin traute ihm das wirklich zu. Dieſer ſchweigſame Mann machte nie einen Umweg, wenn er was wollte. Er war keineswegs blaſirt, er war nur einfach, und ſeine Einkünfte geſtatteten ihm Alles. Wenn er einmal klagte — und das geſchah faſt gar nicht — ſo klagte er darüber, daß er auch im verfloſſenen Jahre wieder das Geld nicht habe aufzehren können, welches ihm ſein Güterdirector eingeſchickt.

Nach einiger Ueberlegung fand Graf Erwin, daß dieſer neue Bewerber ein Schild für ihn werden könnte beim Wiederſehen Lina's, ein ableitender Schild für die Vorwürfe, welche ſein Entführungsverſuch auszuhalten haben würde. In Gegenwart eines Fremden würden ſie verzögert werden. Wenn's nur Vorwürfe ſind! ſagte er ſich, wenn's nur nicht ſchlimmer wird! Das Mädchen iſt verzweifelt ſtolz, ſie ſpricht am Ende kein Wort darüber und nimmt gar keine Notiz mehr von dir.

Jedenfalls meinte er, bis Nachmittags warten zu müſſen, da Lina die verlorene Nachtruhe einholen würde, und erſt um zwei Uhr ſagte er zu Bela: „Komm alſo! Vorwärts! Ich fürchte, wir finden die Thür verſchloſſen. Höre auf zu rauchen, ſonſt machſt du gar kein Glück."

„Erſt vor der Hausthür!" ſagte Bela. Und wie das Ergebniß reifen Nachdenkens ſetzte er hinzu: „Wie eine Zigeunerin!"

„Wer? Lina eine Zigeunerin?"

„Die ſchönſte."

Nepomuk trat ihnen in den Weg. Die Damen ſtudirten, und er wüßte nicht, ob —. Bela reichte ihm die kaum angerauchte lange Cigarre, Upmann prima Qualität, und Graf Erwin ſchob ihn kurzweg zur Seite.

Sie konnten zu keiner unpaſſenderen Stunde eintreten. Lina hatte eben die große Scene Hero's, als der Leichnam Leander's fortgetragen wird, vorgetragen, und zwar mit dem ganzen Aufwande entſchloſſenſter Verzweiflung. Clariſſa war geradezu erſchrocken vor dieſem Ausdruck, der aus dem tiefſten Inneren kam, wie ſie ihn nie von Lina gehört, und war vom Seſſel aufgeſtanden — da traten die beiden Herren ein.

Lina, noch hoch aufgerichtet, ſah ſie an und ſchien ſie doch nicht zu ſehen. Sie ließ die Arme ſinken und ſetzte ſich auf den Stuhl am Bette. Sie ſprach kein Wort. Clariſſa mußte die Wirthin ſpielen, nachdem Graf Erwin den Grafen Bela Rakiy als ſeinen Freund und als lebhaften Verehrer des Fräuleins Lina vorgeſtellt hatte. Bela ſelbſt ſprach natürlich auch kein Wort, und das Geſpräch nahm eine bedenkliche Wendung an, da auch der ſonſt ſo behende Graf Erwin betroffen war von der Haltung Lina's, welche ſogar die Augen geſchloſſen hatte.

Da kam ein erlöſender Lärm aus dem Vorzimmer zu Hülfe und der laute Eintritt eines neuen Gaſtes. Dies war der Baron Heinzeles.

Die Aeußerungen des Grafen Erwin vor dem Caſino auf der Ringſtraße waren ihm nachträglich verdächtig erſchienen. Er hatte die Wohnung des Grafen aufgeſucht und vom Portier erfahren, der Herr Graf hätte dem Fiaker zugerufen: Nach dem Weſtbahnhofe! — Holla! hatte ſich Heinzeles geſagt, der iſt nach Nürnberg, nun mußt du auch dahin; und — da war er.

Er brachte hinlängliche Bewegung in das Geſpräch: Spitze Verwunderung, die beiden Wiener Cavaliere dazufinden, und vor allen Dingen die Nachricht, daß Alles fertig und in Ordnung ſei zur Ueberſiedelung der beiden Damen nach Wien. Der Nürnberger Director ſei einverſtanden mit der Entlaſſung, die Wohnung der Damen ſei eingerichtet Kolowratring Nummer ſieben im zweiten Stocke, da der erſte durch Wagengeräuſch leide, und ſpäteſtens morgen Mittag mit dem Pariſer Eilzug könne die Abreiſe vor ſich gehen.

Da erhob ſich auch Lina und ſagte zu Clariſſen: „So viel ſind wir unſerem Director werth! Er entläßt uns von heut zu morgen!“ und ſich zu Baron Heinzeles wendend, ſetzte ſie hinzu: „Wir werden bereit ſein, Herr Baron. Ich wünſche aber über Pilſen zu fahren und Schloß Wartenſtein wie einen benachbarten Ort zu beſuchen. Den Herren ſage ich alſo Adieu.“

„Nein! o nein! nein!“ riefen alle Drei. „Wir bitten, Sie auch über Pilſen begleiten zu dürfen.“ Als der Lärm ſchwieg, hörte man noch Bela's Aeußerung: „Ueber Pilſen.“

Darauf trat Lina einige Schritte zurück und machte eine nicht mißzuverſtehende Abſchiedsbewegung, ſo deutlich, wie man ſie auf dem Theater macht.

Sie verſtanden ſie auch, verbeugten ſich zum Abſchiede und gingen. Nur Heinzeles ergab ſich nicht ganz, ſondern wendete ſich an der Thür noch um und ſagte leiſe zu Clariſſa: „Ich darf doch aber heute oder morgen noch einmal vorſprechen?“

Clariſſa nickte.

Kopfſchüttelnd wollte er noch eine Erklärung über die offenbare Verſtimmung Lina's und über ſolche Feierlichkeit; Clariſſa drängte ihn aber hinaus, und als ſie draußen die Herren Grafen, bedient von Nepomuk, ſchon in den Ueberröcken der Treppe zugehen ſah, da flüſterte ſie dem geſpannt blickenden Heinzeles zu: „Nichts von einer Wohnung in Wien! Dergleichen nimmt ſie nicht an. Und ſie bedarf der größten Schonung. Ich habe ſoeben eine Scene mit ihr erlebt, welche mich tief erſchreckt hat. Das volle Talent, an welchem ſie immer zweifelt, es iſt da! Aber es kommt aus einer Seele, welche dies Märchen der größten Gefahr ausſetzt: der Lebensgefahr!“

„O!“

„Sie ſtirbt uns in Wien, wenn ſie in Verwirrung geſetzt wird.“

„Gerechter —!“

„Ich bin eine nüchterne Frau, und was ich Ihnen da ſage, iſt keine Phraſe. Sagen Sie alſo den Herren Grafen, daß ſie ganz beſcheiden auftreten müſſen. Der eine hat ſie durch ſein Betragen ſo irre gemacht, daß ihr ohnehin geſpanntes Innere neuerdings überſpannt worden iſt. Auf Wiederſehen!“

vollſtändige Beſchreibung iſt ein Fehler, wenn von künſtleriſchem Eindrucke die Rede ſein ſoll. Chambord aber kann juſt zur Vollſtändigkeit verführen; es ſteht auf einem Wieſenplane, die Waſſer davor ſind abgeleitet, man kann es ringsum betrachten, man kann es umgreifen, alle Theile daran ſind ſauber, deutlich, vollendet, man kann ſie alle einzeln faſſen die Arkaden, die Pilaſter, die achthundert Kapitäler, die Karyatiden, die Treppen à jour — und wenn Ihr Alles habt, und den grünen Waldesgrund dazu, und die einſame Zauberſtille einer ſonſt magern Gegend, die Zauberruhe einer unökonomiſchen und unbetretenen Welt, Chambord habt Ihr noch nicht. Die ſchönen Verhältniſſe aller einzelnen Theile geben den wohligen Eindruck einer klaſſiſchen Zeit, und doch mahnen die kühnen Spitzen, die phantaſtiſchen Vorſprünge, der abenteuerliche Tumult des Daches ans Morgenland, an die arabiſche Welt. Nein, nicht klaſſiſch, nicht orientaliſch, der ganze rieſige Leib ſchließt ſich an die Schloßburgform des Mittelalters mit Flankenthürmen an der Seite und dem Donjon in der Mitte. Was endlich?

Geſchichtlicher Hauch bezaubert Euch. Wie ſich der Grieche, wie ſich der Orientale, wie ſich der Ritter ſeine Schönheitsvorſtellung geformt hat in Stein und Wohnung und Pracht, eine in Stein gefaßte Seele weit entlegener Zeiten und Länder wirkt mit einem Male auf Euch, von einem dichten Mittelpunkte — Ihr vergeßt, daß Ihr in Frankreich, Ihr denkt nicht, wo Ihr ſeid. Und wären dies nicht Zeichen eines Zauberorts? Wahrlich, Schloß Chambord iſt einzig in der Welt.

Krank und traurig waren die letzten Lebensjahre des Königs Franz. Ein ſchleichend Gift nagte an ſeinem Leibe, und die raſchen Schwingungen und Entſchlüſſe ſeines unternehmenden Weſens konnten ſich trotz aller Anſtrengung des moraliſchen Willens nicht mehr erheben. Da floh er vor ſich ſelber nach Chambord hin, betrat nicht Orleans, nicht Blois, ſondern eine Fähre zwiſchen beiden Städten, und eilte auch mitten in der Nacht über die Loire. Das Roß ward geſpornt, um raſch über die kleine Höhe von St. Dié

Baron Heinzeles kam ſich zum erſten Mal in ſeinem Leben dumm vor; er verſtand kein Wort und ſagte zu Nepomuk: „Haben Sie's verſtanden?“

„Nicht ganz; ſie hat zu leiſe geſprochen.“

„Zu leiſe, Alles zu leiſe!“ wiederholte Heinzeles, und er ging nicht, ſondern er ſtolperte die Treppe hinab.

Achtes Capitel.

So ſaßen ſie denn, Lina, Clariſſa, der Mops Bums und die drei Liebeswerber, in einem Coupé erſter Claſſe, welches ſechs Sitzplätze bot. Den ſechsten nahm Bums ganz ſelbſtändig ein. Er ſaß. ernſthaft zwiſchen Lina und Clariſſa und ließ ſich's nicht gefallen, daß man ihn dem Schaffner verheimlichen wollte. Wenn nämlich der Schaffner eintrat, breitete Clariſſa haſtig ein Tuch über ihn, damit er als unberechtigter Paſſagier nicht geſehen würde. Sein rechtlicher Sinn aber empörte ſich dagegen und er bellte dann immer. Dies Bellen klang unheimlich dumpf unter dem Tuche, der kluge Schaffner erkannte es jedoch. Auf einen Wink des ſtets praktiſchen Heinzeles verſuchte er indeß zu lachen und machte eine Armbewegung, welche ſagen wollte: ſei's darum! „Sei's darum!“ ſprach Heinzeles laut.

Bei dieſer Gelegenheit lachten alle drei Freier, was ſonſt nicht vorkam, denn Baron Heinzeles hatte den beiden Grafen die Räthſelworte mitgetheilt, welche Sibylle Clariſſa ihm zugeflüſtert hatte. Er nannte ſie ausdrücklich Sibylle bei ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für Mythologie und antike Worte.

Sie ſaßen ſämmtlich in recht unſicherer Stimmung da. Zum Theil auch darum, weil ihnen Lina beſtimmt erklärt hatte, daß ſie ihre Begleitung nur bis Pilſen annähme. Von da wollte ſie nur in Clariſſa's Geſellſchaft nach Schloß Wartenſtein und dann nach Wien reiſen.

Dieſer gedrückte Zuſtand verbeſſerte ſich jedoch von Station zu Station und zwar durch Lina ſelbſt. Sie war mild und freundlich und ſprach mit Jedem ſanft und entgegenkommend. Am wenigſten mit dem Grafen Erwin. Ein Schleier hing wohl noch über ihr, aber er ſchien leicht zu ſein.

Zu Baron Heinzeles' Beredſamkeit, welche durchaus Munterkeit erzwingen wollte, lächelte ſie ſogar einmal, und an den Grafen Bela ſtellte ſie mehrere Fragen. Vielleicht nur, um ſeine Stimme kennen zu lernen, denn er ſprach ſonſt kein Wort. „Das ſind ja lauter Zeitungen,“ ſagte ſie, „welche Sie da neben und hinter ſich haben. Sie leſen alſo wohl viel Zeitungen?“

„Alle.“

„Ah! Und dabei lieben Sie doch auch das Theater?“

Nach einer Weile antwortete er: „Sehr.“

„Die Oper, das Luſtſpiel oder das Trauerſpiel?“

Zögernd erwiderte er: „Alles.“

„Aber doch eins mehr als das andere?“

„Ja.“

„Was denn alſo am ſtärkſten?“

„Das Trauerſpiel.“

„Ah?!“

„Er ſchmeichelt!“ rief Heinzeles.

Bela ſah ihn lange an — er hatte gute Augen — und ſagte endlich: „Nein.“ — Und dabei näherte er ſich mit der Hand dem ſtarr dreinſchauenden Bums, welcher ihm gegenüberſaß, und wollte ihn ſtreicheln. Bums brummte und blickte rechtshin auf zu ſeiner Herrin. Dieſe nickte mit dem Haupte, und Bums ließ ſich die Vertraulichkeiten des Grafen Bela gefallen.

Dem Baron Heinzeles ſtieg der Gedanke auf: Graf Bela gewänne Oberwaſſer bei Lina und man müßte dagegen wirken. Den ſchweigſamen Ungar in ein Geſpräch hineinzutreiben, ſchien ihm daher das wirkſamſte Mittel zu ſein, und er fragte deshalb kurzweg: „Warum lieben Sie denn beſonders das Trauerſpiel, Graf Bela?“

Nach kurzer Pauſe kam die Antwort: „Wegen Fräulein Lina.“

„Wieder eine Schmeichelei! Weinen Sie denn ſo gern?“

Graf Bela ſah ihn an, ſchüttelte ſein Haupt kaum merklich und blickte auf Lina, ohne ein Wort zu ſagen.

„Es iſt Ihnen nicht ums Weinen zu thun,“ ſagte Lina, „ſondern um erhöhte Stimmung?“ Und da er weiter ſchwieg, fuhr ſie fort: „Sie wollen über das

Alltagsleben hinaus, wollen dem Himmel näher kommen? Das Alltagsleben iſt Ihnen langweilig?“

„Gleichgültig,“ ſagte er langſam.

„Wie ſtimmt das zu Ihrem Zeitungsleſen!“ rief Heinzeles. „Wer alle Zeitungen verſchlingt, iſt ja doch gar nicht gleichgültig gegen die alltäglichen Dinge. Graf Bela iſt ein Schalk. Außen ſtellt er ſich, als ob er kein Wäſſerchen trüben könnte, und inwendig betet er freventlich zur Aphrodite.“

„O!“ ſagte Bela raſcher als gewöhnlich, „o! Aphrodite!“ Und er betonte das o nachdrücklich.

Allgemeines Gelächter, in welches Bums hineinbellte, weil ihn das Geräuſch aufregte. Baron Heinzeles lachte mit, obwohl er nicht wußte, warum die Anderen lachten, und er benutzte die plötzlich entſtandene Heiterkeit, um allerhand Späße und Witze vorzutragen, welche er geſammelt hatte. Er liebte über Alles die Witzblätter, hielt ſie alle und hatte ſeit Jahren den beſten Theil derſelben auswendig gelernt. Da er nun wirklich ein fröhlich anmuthendes Naturell war, ſo gelang es ihm auch, die Geſellſchaft munter zu unterhalten, und man war allgemein überraſcht, als es plötzlich hieß: „Station Pilſen!“

Hier fand die Trennung ſtatt: die drei Herren ſollten mit der Franz-Joſef-Bahn nach Wien, Lina und Clariſſa mit Bums und Nepomuk nach Wartenſtein vermittelſt einer Kutſche, welche Nepomuk raſch herbeiſchaffte. Ihm lag daran, die Herrengeſellſchaft los zu werden.

Lina ließ ſich vom Grafen Bela an den Wagen führen. Er war erſtaunt über die Auszeichnung, verhielt ſich aber auch bei dieſer Gelegenheit ſchweigſam. Den beiden anderen Herren nickte ſie freundlich zu und ſagte: „Auf Wiederſehen in Wien!"

Dieſe beiden anderen Herren, Graf Erwin und Baron Heinzeles, hielten Clariſſa feſt und drängten ſie um Aufſchluß.

„Worüber?"

„Ueber Lina. Sie iſt freundlich geworden; iſt ſie wirklich ruhig? Und was haben wir zu erwarten?"

„Nichts, meine Herren, bis ſie die Hero geſpielt."

„Wie?"

„Grillparzer's Hero. Da liegt die Entſcheidung ihres Schickſals. Die jetzige Ruhe Lina's iſt Täuſchung."

„Täuſchung?"

„Nein, das iſt auch nicht das richtige Wort. Sie hat einen Eindruck erlebt, welcher ſie ganz beherrſcht. Geſtern Nachmittag, als Sie, Herr Graf, und bald darauf auch Baron Heinzeles zu uns kamen, da hatte ſie eben den letzten Act der Hero geſprochen. In meinem Leben vergeß ich das nicht. Sie fand Töne, fand Accente, welche mir, einer alten Schauſpielerin, die Haut ſchauern machten. Tragiſch, wie ich's in meinem Leben nicht gehört. Da kamen Sie, und ſie fiel wie zum Tode erſchöpft auf den Seſſel. Sie weiß jetzt, und das hat ſie beruhigt, daß ſie des vollen tragiſchen Tones mächtig iſt, und auf die Darſtellung dieſer Rolle in

Wien iſt ihre ganze Seele geſpannt. Wie die Darſtellung dieſer Rolle ausfällt, davon hängt ihr Leben ab. Ihr Leben. Glauben Sie mir's, ich kenne ſie. Gelingt es ihr, ſo wird ſie das glücklichſte Geſchöpf, und dann, meine Herren, aber erſt dann kann ernſthaft von Ihrer Bewerbung die Rede ſein. Bis dahin wird ſie ruhig mit Ihnen verkehren, aber keinerlei Entſchluß faſſen."

„Aber, Clariſſa, wo bleiben Sie denn?" rief Lina aus dem Wagen.

„Ich komme! — Ade, meine Herren, und bitte! keine Anordnungen in Wien, welche man Beſtechung nennen könnte! Das verſtimmt Lina. Ade!"

Sie ſtieg in den Wagen, und dieſer fuhr fort. Bela kam zu den Beiden und ſah ſie fragend an. Mit Recht fragend, denn auf ihren Geſichtern lag ein völlig unklarer Ausdruck.

„Verblüfft ſind wir, glücklicher, offenbar begünſtigter Graf aus Ungarn," ſagte Heinzeles; „verblüfft. Wiſſen Sie, was tragiſch iſt? Ich nicht. Wie hieß die Hexe in Griechenland oder Aegypten, welche einen unverſtändlichen Spruch kreiſchte und ſich dann ins Waſſer ſtürzte? Pinx oder ſo —"

„Pinx iſt Pinſel — Sphinx!" ſagte Bela.

„Richtig. Auf dem ungriſchen Globus ſteht doch Alles."

„Alles!" ſagte lächelnd Erwin.

„Alles!" ſagte ernſthaft Bela.

„Na alſo," fuhr Heinzeles fort, „mit dieſer Pinx- oder Sphinx-Perſon haben wir's zu thun. Die ſoll gewußt haben, was tragiſch iſt. Ja? Mir ſcheint, wir ſegeln als Freier direct auf den Krach los. Wie? — Das dritte Zeichen! Ins Coupé, meine Herren Grafen!"

Es war dunkel geworden über alledem, und der Mond ging auf voll und hell, die Schneedecke beleuchtend, welche auf den Feldern lag. — Der Wagen mit Lina fuhr langſam, und der Kutſcher meinte: vor Mitternacht könnten ſie nicht nach Wartenſtein kommen.

Das war ein Irrthum, denn ſchon nach einer Stunde begegnete ihnen eine Kutſche mit vier Pferden und hielt ſtill. Ein Diener in Livrée lud die Damen ein, in die vierſpännige Kutſche zu ſteigen. Herrn Grafen Erwin's Erlaucht habe telegraphirt, den Damen entgegenzufahren.

Als ſie vor dem Schloſſe ankamen, ſtanden Fackelträger da, und der neue Intendant hieß ſie willkommen im Namen Seiner Erlaucht. Wuſſinah war ja nach Wien übergeſiedelt.

Die Zimmer waren erwärmt und beleuchtet, und im großen Salon war der Theetiſch ſervirt wie zur Zeit der verſtorbenen Gräfin. Bums ſprang aufs Sopha, wo er ſo oft neben ihr geſeſſen, und winſelte; ja, er heulte.

Lina war gerührt, und als ſie in ihr früheres Zimmer kam und Alles fand, wie es geweſen, und in das Bett ſank, welches ſie jahrelang aufgenommen, da weinte ſie ſanft und flüſterte: „Selige Zeit ohne Sorge, ohne Angſt, und wenn ein Zweifel auftauchte, da war er da und löſte ihn.“

Muſik wiegte ſie in den Schlaf. Nepomuk's Dienerzimmerchen war in der Nähe, und er blies auf ſeinem Horn in ſanften Tönen ein Lied, welches ſie früher oft geſungen.

Auf Clariſſen machte dieſer Empfang einen außerordentlichen Eindruck. Wenn Schauſpieler einen feſten, ſchönen Beſitz in der Nähe ſehen, da nicken ſie mit den Häuptern und ſagen: Das iſt doch viel werth, am Ende mehr als —; den Satz führen ſie aber nicht aus.

Clariſſa führte ihn aus. Sie war von einer tiefen Angſt beherrſcht hinſichtlich Lina's. Sie fürchtete ein unheimliches Element in dieſem Mädchen. Dies Element könnte zu einem entſetzlichen Ausbruch kommen, wenn die idealen Forderungen, welche Lina an ſich ſelbſt ſtellte, nicht erfüllt würden. Und die Abwendung drohender Gefahr, meinte ſie, liege ja hier vor. Herrin von Wartenſtein könnte ſie ſicherlich werden. Clariſſa zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß Graf Erwin Lina ſofort heirathen würde, wenn Lina zuſtimmte. Sein Benehmen nach dem Entführungsverſuche hatte ihr dieſen Glauben erweckt. Sie hielt es für ihre Schuldigkeit, auf Lina in dieſem Sinne einzuwirken.

Das that ſie am nächſten Morgen, als ſie im großen Salon beim Frühſtück ſaßen. Die Winterſonne ſchien hell durch die großen Balconfenſter, und die Landſchaft draußen bis zum fernen Walde glitzerte wie Silber im weißen Schnee. Hungrige Sperlinge hatten ſich auf dem Balcon eingefunden, als Lina eine bewegliche Fenſterſcheibe geöffnet und Broſamen hinausgeſtreut hatte. „Ob es dieſelben ſind?“ ſagte ſie, „denn ſo waren dieſe zänkiſchen Spatzen immer.“

„Dieſelben?“ ſagte Clariſſa. „Die regelmäßige Wiederkehr aller angenehmen Dinge, wenn man in einem gefeſtigten Beſitze ruhig lebt, iſt doch eine ſichere Lebensfreude. Sie, Lina, brauchen ſolch ruhige, angenehme Sicherheit ganz beſonders bei Ihrem Naturell, welches drängt und ſtürmt.“

„Ach ja!“

„Und mit einem herzhaften Entſchluſſe können Sie hier in dem Schloſſe Ihr Lebelang als Herrin walten wie die verſtorbene Erlaucht.“

„Sie meinen, ich ſollte — ?“

„Dem Grafen Erwin Ihre Hand reichen. Ich bin jetzt überzeugt: er führt Sie morgen zum Altar. Haben Sie nicht bemerkt, wie offenbar ehrlich er den leichtſinnigen Streich bereute, und doch war ja auch dieſer Streich ein Beweis ſeiner lebhaften Neigung zu Ihnen. Sie kennen ihn länger als ich; Sie müſſen alſo beſſer als ich beurtheilen können, ob ſein Benehmen in den letzten Tagen nicht wahrhaft rührend war und von einem ehrlichen Wunſche Zeugniß ablegte.“

„Ja.“

„Und die Fürſorge für Ihre Aufnahme hier im zu kommen, welche den Anblick des Schloſſes deckt. Der volle Mond ſchimmerte über der Sologne, von fernher leuchtete matt im lichten Steinſchimmer ſein geliebtes Schloß, ſein ſchönſtes Werk. Langſam ritt er darauf zu, und vor der großen Loire-Fronte hielt er ſtill auf dem Wieſenplane, der ſtillen Wunderwelt ſich hingebend, um derenwillen er von Paris gekommen, über welcher er des Leibes Schwäche vergaß. Hier webte Alles im Ungemeinen, und der täglichen trivialen Sorge ward er entrückt. Die ſchwere Bruſt ward wieder leicht geſchwellt von dem Gedanken: Du haſt doch auch geſorgt für Höheres, für Unberechenbares, der Schlamm der Liebſchaften, welcher Dich befleckt, hat doch nur Deine Füße berührt; mag er den Leib und dies Leben vernichten, Edleres wird von Dir zeugen auch im fernen Jahrhunderte dem fernher kommenden Wanderer, gegrüßt ſeiſt Du im Mondenlichte, mein Chambord! Da wo noch einzelne Lichter ſchimmerten, da ſaßen über dem ewigen Gedanken der Welt ſeine gelehrten Freunde, ſeine Künſtler aus Italien, ſeine gefeierten Flüchtlinge aus Byzanz, die vor den türkiſchen Barbaren geflohen. Hoch oben aus der Kuppel des Donjon in der Mitte des Schloſſes, wie ein Wappenſtern leuchtete ein feiner Lichtſchein: da meſſen ſie mir die Geſtirne des Himmels, die fleißigen Leute!

Im Mondenſcheine entfaltet Chambord ſeinen vollen Zaubercharakter. Von der breiten Fronte treten beſcheiden die Flanken mit ihren Eckthürmen in geringeres Licht, und das mittlere Schloß, das Schloß des Donjon, die majeſtätiſche Krone, auf welche Alles ſich zuſammenhäuft, tritt wie ein blendendes und doch hundertfach beſchattetes Märchen hervor. Links und rechts, wo es ſich an die Flanken ſchließt, runden ſich zwei weiße Thurmhäuſer, juſt wie an den beiden äußerſten Spitzen der Flanke. Aber die Thürme ſind hier vornehmer durch die ſchlankeren Giebel, durch den höheren Aufſchwung. Dieſer höhere Aufſchwung iſt nur ſcheinbar, er wird nur hervorgebracht durch die zahlreich zuſammentretenden Maſſen. Um die beiden Thurmzimmer herum gruppiren ſich jene feinen hohen Giebel, die wie in Alabaſter gearbeitet ausſehen, und zwiſchen

Schloſſe, zeigt ſie nicht, daß er Sie als Herrin und Gebieterin hier ſehen will?“

Da bellte Bums, weil Jemand eintrat, den er nicht kannte. Es war der Intendant. Er brachte die teſtamentariſche Jahresrente für Fräulein Leni. Seine Erlaucht der Graf Erwin habe im Telegramm aufgetragen, daß ſie dem Fräulein Leni eingehändigt werde.

Lina dankte einfach und fragte höflich, ob ſie nach Verlauf einer Stunde einen Wagen zur Abreiſe haben könnte.

„Zu Befehl,“ erwiderte der Intendant, „wir bedauern nur, daß wir nicht länger die Ehre haben ſollen —“

„Wir müſſen nach Wien.“

Der Intendant verbeugte ſich und ging. Lina aber ſagte lächelnd zu Clariſſa: „Damals habe ich poetiſch das Geld zurückgewieſen, jetzt bin ich proſaiſch geworden und nehme es an.“

„Es wird uns für die Einrichtung in Wien ſehr zu ſtatten kommen. Uebrigens, Lina, ſind Sie mir noch die Antwort ſchuldig, ob Sie nicht den Grafen Erwin erhören wollen. Er iſt Ihnen ja doch angenehm.“

„Das iſt er. Sie haben auch Recht. Aber wir müſſen warten, ſo lange der Drang in mir — ich gebe es zu: er iſt tief beunruhigend — nicht eine entſcheidende Antwort gefunden. So lange giebt es keine Befriedigung für mich, auch hier nicht für den Herrn von Wartenſtein.“

„Nein, jetzt und gerade hier ſollen Sie ſich entſchließen.“

„Gerade hier? Wohin wir aus Pilſen gekommen ſind? Sie wiſſen nicht, daß gerade dadurch etwas Anderes in mir aufgeweckt worden iſt. Der Gedanke an ein geheimnißvolles Schickſal, welches nicht beſonders paſſen will zu einer vortheilhaften bürgerlichen Heirath. Ich habe Ihnen nie geſagt, daß nicht nur mein Komödienſpiel, daß meine ganze Exiſtenz von Pilſen ſtammt. Erſt während ich dort engagirt war, bin ich zur Kenntniß folgender Thatſachen gelangt: In Pilſen bin ich geboren worden, und meine erſte Heldenthat iſt's geweſen, daß ich meiner Mutter den Tod gegeben. Sie war eine arme Schauſpielerin. Mehr erfuhr ich nicht von ihr. Ich weiß nur, daß man mich den ‚Komödiantenbankert‘ nannte, und ich habe verſtanden, was man damit gemeint. Meine Mutter war nicht verheirathet geweſen.“

„Wie hat ſie geheißen?“

„Warum fragen Sie ſo raſch?“

„Ich habe Ihnen ja geſagt, daß ich einmal in Pilſen gaſtirt habe. Dort iſt mir von einer ſchmählich verlaſſenen Schauſpielerin erzählt worden — wie hieß Ihre Mutter?“

„Lauban.“

„Richtig! Um Gottes willen! Deren Kind ſind Sie?!“

„Bin ich. Arme Handwerksleute hatten mich in ihre Familie aufgenommen und aufgezogen. Hart, recht hart. Ich habe viel Schläge bekommen und oft Hunger gelitten. Da hieß es eines Tages: ein Bauer hielte vor dem Thore, der wollte mir was ſchenken. Schenken! ein unerhörtes Wort für mich. Ich lief eilends hinaus. Er wollte eben fortfahren und ſagte: ‚Kriech herauf!“ Ich kroch auf den Wagen, und er gab mir eine Semmel mit Butter beſtrichen, und während ich aß, fuhr er, und als ich ſatt war, da ſagte er: ‚Bleib nur ſitzen! am Wartenſteiner Walde kriegſt du wieder zu eſſen bei einem Jägersmann.‘ Mir war's recht: ein Märchen! Als wir an den Wald kamen, hielt er ſtill und ſagte: ‚Siehſt du den Weg da?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Auf dem Wege geh langſam hin, dort ſtehen reife Beeren, die kannſt du eſſen, und auf dem Wege wird der Jägersmann kommen und dich weiter führen.‘ So geſchah's, und der Jägersmann, ein alter, garſtiger Patron, kam und ſagte: ‚Komm nur mit!“ Und ſo gingen wir und begegneten nach einer Weile einem gut gekleideten Herrn. Der nahm mich bei der Hand und ſah mir ins Geſicht. Dann ſagte er: ‚Allerdings!‘ und ging mit mir weiter. Der Jägersmann war verſchwunden, und wir kamen hierher da unten zu den Wirthſchaftsgebäuden. Der Mann war der Wirthſchaftsdirector Wuſſinah, und er brachte mich zur Gräfin, die mich aufnahm. Als ich in Pilſen ſpielte, habe ich den Ort meiner Jugend erkannt und mich nach jenen Handwerksleuten erkundigt. Es war Alles todt. Nur ich, die man auch das Zigeunerkind nannte, bin übrig mit dem Zigeunertriebe im Herzen, welchen wir jetzt ‚tragiſchen Sinn‘ getauft haben, und mit dieſen wüſten, wunderlichen Erinnerungen ſoll ich mich ruhig hineinfinden in ſtille bürgerliche Verhältniſſe? Einer nur konnte mich in jeden Lebenskreis führen, und in deſſen Haus wollen wir jetzt. Rüſten wir uns! Wir fahren nach Stein am Bache, dem Landgute Kurt's, und die Zukunft laſſen wir kommen; ſie kommt von ſelbſt."

Sie ſtanden auf. „Denken Sie," ſagte Clariſſa, „ich habe damals in Pilſen den Mann geſehen, welchen man für Ihren Vater hielt."

„Ah!? War's ein Zigeuner?"

„Nein. Aber Ihre Mutter hat er verleugnet und ſchmählich verlaſſen. In Noth und Jammer hat die arme Frau Sie geboren."

„Gehen wir! Fahren wir nach Stein am Bache. Dorthin ſehne ich mich."

Stein am Bache war Kurt's Landgut. An einem klaren Bache ſtand ſein Haus, ein einſtöckiges Gebäude. Im oberen Stock wohnte er, wenn er zu Hauſe war, im Erdgeſchoß wohnte der Verwalter. Dieſer war ein armer Bauernjunge geweſen und als Geſellſchafter mit Kurt erzogen worden. Bruder Klaus nannte ihn Kurt. Er empfing die Damen, welche des Abends mit einem vierſpännigen Wagen vor dem Hauſe hielten. Lina ſtellte ſich vor als die Jugendfreundin Kurt's, als die Leni vom Wartenſteiner Schloſſe, und fragte, ob Herr Kurt zu Hauſe wäre? — „Nein." — Dann, ob er ihnen Herberge gewähren wollte über Nacht? — „O ja." — Ob er wüßte, wo ſich Herr Wetter aufhielte und wann er wohl heimkehren würde? — „Aus Rom war ſein letzter Brief, es iſt lange her. Von der Heimkehr ſtand darin kein Wort, wohl aber der Auftrag: ihn ganz in Ruhe zu laſſen und ihm keine Briefe mehr zu ſchicken. Da liegt, was für ihn angekommen.“

„Ah!“ rief Lina freudig, „da wird auch mein Brief dabei ſein, auf welchen ich keine Antwort erhalten.“

„Sehen wir nach!“ Er war nicht dabei. „Vielleicht,“ ſagte Bruder Klaus, ein Mann mit grobem, gutem Geſicht, „vielleicht iſt er noch mit der letzten Sendung nach Rom gegangen.“

Und nun ließ er ihnen unten im weiten Wohnzimmer ein Abendeſſen vorſetzen und unterhielt ſie über die wirthſchaftlichen Verhältniſſe des Landgutes, welche recht günſtig wären, wenn man nur den Wald jenſeits des Baches dazu kaufen könnte. „Er geht da drüben am Hügel hinauf bis zum Schloſſe am Berge, und dort Holz zu ſchlagen, thäte uns noth. Herr Kurt hat mir auch den Kauf aufgetragen, aber ſeit dem Tode der Gräfin erfährt man gar nicht, wer jetzt da oben Koch und Kellner iſt. Die kleine Herrſchaft Stein am Berge war ein Privatbeſitz der Gräfin und hat mit zu Wartenſtein gehört. Seit ihrem Tode kümmert ſich Niemand darum. Ich habe alle Tage vor, einmal nach Schloß Wartenſtein hinüberzufahren, um beim Intendanten, wie er jetzt heißen ſoll, mich zu erkundigen. Aber es giebt eben alle Tage zu thun. Herr Vetter wird doch endlich auch einmal heimkehren und dann die Sache ſelber in die Hand nehmen.“

Er führte ſie nun in den erſten Stock hinauf; dort ſei ein Gaſtzimmer mit zwei Betten.

Lina bat, ihr doch alle Zimmer zu zeigen, namentlich das Wohnzimmer des Herrn Wetter. Das that er gern. Dies Wohnzimmer war ein weiter Raum. Darin ein großer Schreibtiſch, eine Staffelei, auf welcher eine angefangene Landſchaft melancholiſcher Stimmung mit einem See im Mittelgrunde, ein großer Flügel, mächtige Schränke von Buchsbaumholz, in denen Rüſtungen, Waffen, Coſtüme, endlich altmodiſche Lehnſtühle und in einem Winkel Bilder ohne Rahmen, die Gemälde nach der Wand gekehrt. Lina kehrte ſie um und ſtieß plötzlich einen Schrei aus. — „Ja, das ſind Sie wirklich!“ rief Clariſſa, und Bruder Klaus ſagte: „Ja, das ſieht der jungen Dame ähnlich. Kurt iſt ein großer Künſtler. Leider! Darum bleibt er nicht zu Hauſe. Morgen bei Tage müſſen Sie noch einmal hierher kommen, dort vom Fenſter iſt eine ſchöne Ausſicht auf den Waldberg und das Schloß Stein am Berge.“

So hatte Clariſſa dieſe Lina noch nie geſehen wie an dieſem Abend, als ſie in ihr Schlafzimmer gelangt waren. Lina umarmte und küßte ſie und ſchien ſelig zu ſein. Sie ſprach nicht, ſie kleidete ſich ſtill aus und legte ſich ins Bett.

Clariſſa jedoch wurde auffallender Weiſe durch dieſe glückliche Verwandlung Lina's nur noch beſtärkt in ihrer

Angſt um das Schickſal der Freundin. Das tiefe Verhältniß zu dieſem Kurt, ſagte ſie ſich, birgt offenbar den Schlüſſel zu dem unruhigen Weſen dieſes Mädchens. Dieſer unheimliche Maler, welcher ſie verlaſſen und welcher die geſpannten Kunſtforderungen in ihre Seele gepflanzt, treibt und jagt ſie zu den äußerſten Dingen. Was werden wir da noch erleben!

Lina's Schlaf war ein immerwährender Traum, ein wohlthuender. Sie ſtand neben Kurt am Fenſter, ſah über den Wald nach Schloß Stein hinauf und ſagte leiſe zu ihm: „Dort oben ſollten wir wohnen und auf die Lande ſchauen weit, weit hinaus.“ Dann erhob ſich ein Wehen in der Luft, und ſie wurden Beide in die Höhe getragen aus dem Fenſter hinaus hoch über das Schloß hinweg und niedergeſetzt zu Wien im Theater, wo eben geſpielt wurde und wo ſie inmitten des Stückes die Hero übernahm und ſpielte. Kurt blieb in der Couliſſe und ſah zu, und als ſie im letzten Acte ihren Schmerz aufſchrie, nein aufjauchzen ließ zu allen Himmeln, da nickte Kurt Beifall, und ſie ſelbſt ſagte ſich zwiſchen den Worten: „Ueberwundener Schmerz iſt Seligkeit.“

Als der Tag graute, erwachte ſie, ſtand auf, ſchlüpfte in den Pelz und ging in Kurt's Zimmer, trat ans Fenſter und blickte unverwandt in die aufſteigende Sonne. Silbernes Gold! flüſterte ſie, als der Schnee ſchimmerte unter den goldenen Strahlen, welche einen milden Wintertag heraufführten wie einen ſchüchternen Boten des Frühlings. Dann ging ſie im Zimmer umher, betrachtete Alles genau und fand Alles zufriedenſtellend, auch den Hofraum, auf welchen man von der anderen Seite hinabblickte. Stallungen und Dienſtwohnungen ſchloſſen ihn rings ein, der ſteinerne Brunnen ſtand in der Mitte und Mägde kamen, Waſſer zu ſchöpfen tief von unten, wohin der Froſt nicht reichte. Alles, Alles fand ſie ſo einfach anſprechend, friedlich, ſchön, und mit einem tiefen Athemzuge ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch. Da lag auf der Schreibmappe ein leeres weißes Blatt Papier, daneben ein Bleiſtift. Sie nahm ihn und ſchrieb auf das Blatt: „Warum antworteſt du nicht? Ich warte voll Sehnſucht und ſitze auf deinem Seſſel. Du aber fehlſt in deinem ruhigen Heim. Komm nach Wien! Dort ſpiele ich die Hero um dein Lob oder um mein Leben. Mein verhängnißvolles Entweder — oder! Lina heißt jetzt deine Leni."

Clariſſa überraſchte ſie auf dem Seſſel, wo ſie mit geſchloſſenen Augen ſitzen geblieben war. Die geängſtigte alte Freundin trieb zur Abreiſe. — „Jawohl, jawohl!" ſagte Lina, „kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude! was ich in Nürnberg ohne Verſtändniß declamirt habe. Scheiden wir!"

Der Viererzug aus Wartenſtein war angewieſen, ſie zur nächſten Eiſenbahnſtation gen Prag zu bringen. Er harrte im Hofe; das Frühſtück neben Bruder Klaus unten im großen Zimmer war zu Ende, und Lina dankte ihm für die wohlwollende Gaſtfreundſchaft. Der Dank freute ihn und würde auch, ſagte er, Kurt freuen, wenn er einmal zurückkehrte. Vielleicht geſchähe das bald, denn er hätte keine neue Geldſendung verlangt. Daß der Diener des Fräuleins — Nepomuk höre er ihn nennen — nicht zufrieden geweſen mit Speiſe, Trank und Lagerſtatt, möge ſie entſchuldigen, der Mann ſei ein Czeche und ſcheine mürriſchen Temperaments zu ſein. Lina bat erſtaunt um Verzeihung, und von dannen ſauſte das Viergeſpann.

„Was iſt das mit Nepomuk?" fragte Lina im Wagen.

„Ich hab's ſchon lange bemerkt," antwortete Clariſſa, „der Menſch hat ſich ungünſtig verändert. Die Geſchichte mit der Jungfrau-Aufführung war ſchon arg genug, es iſt aber immer ärger mit ihm geworden: er iſt ſcheu, grob, anmaßend. Sie werden ihn entlaſſen müſſen, denn auf Wien ſchimpft er alle Tage."

Es war leider ſo: Nepomuk hatte ſich übel entwickelt. Die Liebe, ach, die Liebe war ſchuld! Wie ſchüchtern hatte er zu ihr aufgeſehen, als er im Schloſſe aufgenommen wurde. Wie hatte er ſie angebetet als einen fernen, fernen Stern. Daß er jemals erreichbar, dieſer Stern, das wäre ihm nicht im Traume eingefallen. Aber das Verlangen wächſt ſo ſchnell bei den begehrlichen Menſchen! Er war in ihre Nähe gekommen, in ihre vertrauliche Nähe; Sproſſe für Sproſſe war ſein Drang abwärts geſtiegen, aus ſeiner Anbetung war begehrliche Verliebtheit geworden. Wenn er ihr Kleid, wohl gar ihr Haar berühren konnte, war eine Flamme in ihm aufgeſchoſſen, und wer in Flammen ſteht, fragt nicht mehr nach Stand und Rang, der Verſtand verliert ſeine Macht. Ob, was, wie? alle nüchternen Fragen wurden ihm widerwärtig, und wenn er darauf antworten ſollte, ſo erwachte wilder Zorn in ihm. Neid und Eiferſucht erfüllte ihn allmälig ganz. Dieſe Grafen und Barone, welche ihr kühn die Hand küßten, waren ihm ein Gräuel, er hätte ſie alle zur Thür hinauswerfen mögen, und weil er das nicht durfte und nicht konnte, ſo wurde ſein Weſen immer ingrimmiger, und damit ſank auch ſeine moraliſche Kraft immer tiefer. Mit der Unterſchlagung des Briefes hatte er angefangen. Nicht ohne Beſorgniß und Gewiſſensdrang, als er's in Pilſen gethan. Jetzt lachte er über dieſen Gewiſſensdrang und hätte Kurt als einen Böſewicht geſchildert, wenn ihn Leni nach ihm gefragt hätte. Die fünfhundert Gulden vom Grafen Erwin hatte er behalten und verleugnet in der guten Abſicht, ſie auszugeben für die Bedürfniſſe ſeiner Leni. Jetzt behielt er ſie für ſich. In der Armuth aufgewachſen, hielt er ſie für eine hohe Summe und ſagte ſich: ſie können noch einmal deinem Leben einen Halt geben. Was bedeuten ſie dem ſteinreichen Grafen! Und ſie ſollten ja doch für ihn werben bei Leni — nein, das ſollen ſie nicht, und im Entdeckungsfalle kann ich ja ruhig behaupten, daß ich ſie allmälig in Pilſen und Nürnberg für die Herrin ausgegeben, denn da ihnen und der Zinne des Thurms ſchießen die weißen Schornſteine auf, ſchmal und ſchlank auf der Eckſeite, breiter und mit Stuccatur geſchmückt auf der Flächenſeite, von Weitem an Minarets erinnernd. So werden die Zinnen der Thürme theils verdeckt, theils gehoben, und ſind wie eine Ueberraſchung über den coquetten Schmuck hinaus gereckt.

Dieſe Giebel und Schornſtein-Minarets verlängern ſich nun wie Geiſterreigen von einem Thurme des Donjons zum andern, als wollten ſie über die Mitte des Hauſes, über den Glanzpunkt täuſchen. Denn in der Mitte ſelbſt ſteigt aus dem Zinnengewimmel der höchſte Thurm auf, eine Treppe von unten bis oben, und welch eine Treppe, wahrſcheinlich die kunſtreichſte der Welt.

So weiß man nicht zu zählen, daß man von einem Ende der Front bis zur andern fünf Thürme vor ſich hat, das proſaiſche Zählen gelingt nur bei den Flankenthürmen, im Mittelhauſe thürmt ſich Alles dergeſtalt, daß man nur von einem Reize zum andern irrt, und dieſen weißgezackten Wald wie ein Wunder auf ſich wirken läßt. Wie müßten auch die tauſend Ecken und Spitzen das Auge verletzen, wäre es nicht ein Wunder der Kunſt! Das Auge iſt glücklich, und ſchlüpft von den Zinnen zum Monde, vom Monde auf den Wald und vom Walde wieder auf das Schloß, die Phantaſie von einem Traume zum andern führend.

Der Coſſon, ein Flüßchen durch den Wald hergeleitet, umgab ſonſt das Schloß mit Waſſerſpiegeln. Stanislaus Lescinski, dem es der Schwiegerſohn Ludwig der Fünfzehnte zur Wohnung gegeben, beſeitigte dies Element, wodurch Chambord noch leichter und durchſichtiger gemacht war. Jetzt iſt man durch keine Brücke mehr getrennt vom Eingange in die Hauptfronte. Tretet ein. Der große Gartenſaal empfängt Euch, der in einer Wucht die drei Etagen hindurch bis ans Dachparterre ſtieg, und den man in ſeiner ganzen Macht überſah auf jener großen Treppe, die in der Mitte des Schloſſes, à jour gefaßt, aufſtieg. Ludwig XIV. hat ihn verdorben. Er hat Decken dazwiſchen gelegt und Zimmer gewonnen.

hat's oft genug im Haushalt an Geld gefehlt. Jawohl, die fünfhundert Gulden behält man.

So weit war er geſunken, als er jetzt mit nach Wien fuhr. In der dritten Claſſe! Das hatte die unausſtehliche Komödiantin, die Clariſſa, ſo angeordnet! Den langen Weg von Prag nach Wien konnte er ſeine Leni nicht ſehen, und dieſe Clariſſa ſaß neben ihr in der erſten Claſſe! Ein grenzenloſer Neid verzehrte ihn. Und nach Wien! Jetzt erinnerte er ſich, daß man in der czechiſchen Heimath dies Wien haßte, weil von da die Unterdrückung durch die Deutſchen käme. Er hatte nichts gewußt von czechiſchem Haſſe, als er aufs Schloß gekommen; aber als Neid und Eiferſucht in ihm aufloderten, da bemerkte er, daß es ja lauter Deutſche wären, welche ſich zwiſchen ihn und Leni drängten, und nun wurde auch er czechiſch geſinnt und haßte die Deutſchen.

Clariſſa hatte eine Ahnung von den ſchlimmen Eigenſchaften Nepomuk's, und im Waggon drängte ſie jetzt endlich Lina, den unheimlichen Diener fortzuſchicken. Lina ſchwieg dazu. Sie war nicht in der Stimmung, Jemand weh zu thun. Sie lebte unter den Eindrücken von Stein am Bache und meinte, der Erfüllung ihres Schickſals entgegenzufahren. In Wien werde dieſe Erfüllung eintreten.

Sie kannten Wien nicht, und die Einfahrt durch die breite Praterſtraße, der Stephansthurm im Hintergrunde, überraſchte ſie günſtig. Sie ſtiegen in dieſer Vorſtadt, Leopoldſtadt genannt, im „Goldenen Lamm“ ab, wie Baron Heinzeles Clariſſa gerathen, und wurden von Wirth und Kellnern mit einem großen Aufwande von Höflichkeit empfangen. Das hatte Baron Heinzeles beſtellt, ebenſo, daß ihm die Ankunft der Damen ſofort angezeigt würde. Sie hatten auch kaum Toilette gemacht, da kam er freudeſtrahlend, begrüßend, glückwünſchend. Der Director erwarte ſie mit Ungeduld, die Primadonna des Schauſpiels ſei krank, ſchulkrank, Fräulein Lina werde ſofort auftreten können. „Auf, ſchönſte Lina, den Augenblick ergreifen und mir folgen! Ich führe Sie zum Siege, zunächſt zum Director.“

Und auch für ſich wollte er in der Geſchwindigkeit den Augenblick ergreifen und Lina zu der Entſcheidung drängen, daß ſie ſeine Hand und ſeine Millionen annähme. Die beiden Grafen waren nicht unterrichtet von der Ankunft Lina’s, er konnte ihnen zuvorkommen. Und das that noth, denn er geſtand ſich ein, daß namentlich dieſer Graf Erwin ein gefährlicher Nebenbuhler ſei. Mit Widerſtreben geſtand er ſich’s ein und rang dieſes Geſtändniß ſeiner Eitelkeit ab. Nein, nicht ſeiner Eitelkeit, ſondern ſeiner Erfahrung, ſagte er. Dieſe Erfahrung beweiſe eben doch leider, daß eine alte Grafenkrone ein heilloſes Lockmittel ſei für intereſſante Damen.

Alſo während Lina ſich zum Ausgehen rüſtete, holte er tief Athem und ſtürmte auf ſie ein mit allen möglichen Verſicherungen, Verſprechungen und Betheuerungen, daß er wirklich ein acceptabler Ehemann wäre, und daß die geliebteſte, ja verehrteſte Sterbliche ſich entſchließen möchte, kurzweg ja zu ſagen, kurzweg, denn —

Da flog die Stubenthür mit einem heftigen Knall ins Schloß — Baron Heinzeles prallte erſchrocken zurück. Er war etwas nervös. Und nun beging er den Fehler, ſich dadurch unterbrechen zu laſſen und zur Thür zu laufen. Er riß ſie zornig auf. Es war Niemand da. Etwa zehn Schritte von der Thür war die Treppe, und über dieſe lehnte ſich Nepomuk hinab, als ob er eine Beſtellung nach unten vorhätte. Er wendete ſich nach dem zornig pruſtenden Baron um und fragte aus der Entfernung mit ſtarker Stimme: „Befehlen der Herr Baron ſeinen Wagen?“

„Ja, er ſoll unter der Thorfahrt halten!“

Lina lachte und ſagte: „Das war ein Wink des Schickſals. Die Unterirdiſchen rufen: man ſoll der Zeit nicht vorgreifen. Meine Zeit iſt eben noch nicht da. Erſt wenn die Hero gelungen oder mißlungen, bricht ſie an. Zunächſt alſo Ihren Arm, Baron, nicht Ihre Hand!“

Verſtimmt geleitete er ſie an die Ecke der Schelling- und Himmelpfortgaſſe, wo an der Hinterſeite des Theaters hoch oben die Direction waltete, und auf die Treppen ſcheltend, brachte er ſie hinauf.

Der Director war ſo artig, die Cigarre wegzulegen und ſich angelegentlich mit ihr zu unterhalten, Fragen auf Fragen ſtellend.

„Sie intereſſirt ihn!“ ſagte Baron Heinzeles, welcher neben dem Regiſſeur am Fenſter ſtand. — „Sehr!“ erwiderte dieſer, „ſehr! ich kenne den alten Herrn.“

Das Reſultat der Unterredung war aber nicht gerade erfreulich. Die Hero als erſte Rolle ſei nicht möglich. Sie ſei im [illegible] der höchſt anſpruchsvollen Primadonna. Wenn man, auf das Vorrecht eines Gaſtes fußend, ſie ihr abnehme für eine Gaſtvorſtellung, ſo ſei dies wohl correct in Bezug auf die Theatergebräuche, aber man befahre dann von vornherein Oppoſition, welche unfehlbar von den Anhängern der Primadonna ins Werk geſetzt würde. Kurz vor Oſtern habe jedoch die Primadonna ihren Urlaub, und während dieſes Urlaubs ſolle Fräulein Lina die Hero ſpielen. Was aber bis dahin? Und worin auftreten?

„Die Jungfrau von Orleans habe ich zweimal geſpielt.“

„Die Jungfrau? Nein, die iſt zu koſtſpielig. Die Ausſtattung des Krönungszuges fiele uns da ſchwer auf die Schultern.“

„Man könnte ihn vereinfachen!“ meinte der Regiſſeur.

„Was ſind Sie für ein Regiſſeur! Kennen Sie denn nicht einmal Wien? Ausſtattung iſt ja neuerdings herrſchende Mode geworden durch die reichen Hoftheater. Man will ſehen und nicht hören. Oder doch viel ſehen und wenig hören. Es heißt ja, ſagen ſie, Schauſpiel und nicht Hörſpiel. Das iſt die neueſte

Entdeckung. Und mit dem Krönungszuge hat ſogar Schiller ſelbſt dieſe Entdeckung verſchuldet. Schiller! Was hilft es uns, daß er außer ſich darüber geweſen, als ihn Iffland darauf aufmerkſam gemacht; was hilft es uns, daß er dem Berliner Hoftheaterdirector Iffland umgehend geantwortet hat: er möchte doch ja dieſen äußeren Kram gründlich einſchränken. Nichts hilft es uns. Den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Iffland lieſt unſer Publikum nicht, und wenn die Schauluſt durch den Krönungszug nicht geſättigt wird, ſo zuckt man die Achſeln und klagt über den Verfall des deutſchen Theaters. — Uebrigens, Fräulein, lieben Sie die Jungfrau von Orleans beſonders?"

„Nein."

„Das freut mich. Declamation allein thut's nicht im Tragiſchen. Und wenn man nicht wundergläubig iſt als Jungfrau, ſo declamirt man doch nur. Alſo Menſchlicheres. Das Gretchen, eine unſchätzbare Rolle, haben Sie noch nicht geſpielt, nehmen wir alſo die Louiſe. Der bürgerliche Schmerz in Kabale und Liebe iſt echt. Auf Wiederſehen!"

„Nun wird die Hexe auch noch hinausgeſchoben," ſtöhnte Baron Heinzeles beim Fortgehen, „das iſt ja zum Verzweifeln!"

Dieſe Verſchiebung brachte auch wirklich Unheil für Lina. Sie wurde aus ihrer ſanften und wohlthätigen Spannung herausgeriſſen, ſie wurde zerſtreut. Nebenſachen drängten ſich an ſie heran, auch auf Kabale und

Liebe mußte gewartet werden, weil der Ferdinand heiſer geworden, und die vornehmen Freier, welche natürlich ihre Ankunft bald erfahren, traten ernſthaft und ausdrucksvoll auf. Namentlich Graf Erwin. Und ſeine liebenswürdige Weiſe machte Lina immer befangen.

Auch Clariſſa hielt den Augenblick für gekommen, das nun kräftig ins Werk zu ſetzen, was ſie Lina im Wartenſtein'ſchen Schloſſe vorgeſchlagen: die Verheirathung mit dem Grafen Erwin.

Lina, ſagte ſie ſich, verhält ſich ja jetzt ganz ruhig, und ihr Bedürfniß einer tragiſchen Entſcheidung iſt offenbar eingeſchlummert. Sorgen wir alſo dafür, daß die Darſtellung der Hero immer weiter hinausgeſchoben wird und am Ende ganz unterbleibt. Graf Erwin wird für das Uebrige ſorgen.

Sie unterrichtete von dieſem Plane den Grafen, und dieſer traf alle äußeren Vorbereitungen zu ſeiner Hochzeit.

Neuntes Capitel.

Es verbreitete ſich bald die Kunde: die junge und ſchöne Debütantin werde nicht im Stadttheater als Louiſe, ſondern ſie werde in der vornehmen Welt als Gräfin von Wartenſtein auftreten.

Graf Erwin that alles Erſinnliche, um dieſe Kunde zu beſtätigen. Er fuhr ſie täglich in ſeinem Wagen umher und zeigte ihr alle Merkwürdigkeiten der Stadt; er fuhr ſie im Prater ſpazieren, ſobald nur ein paar Sonnenblicke das zuließen; er erſchien mit ihr im Opern- und im Burgtheater, kurz, er lachte den ruhig zuſchauenden Grafen Bela aus und brachte den Baron Heinzeles in Verzweiflung.

Ach Heinzeles! Was hatte er nicht Alles vorſorglich gethan! Das reizende Appartement im „Goldenen Lamm“ ließ er alle Tage vergrößern, und dem verſtändigen Wirthe hatte er klar gemacht, daß er nur einen ganz niedrigen Miethpreis auf die Rechnung zu ſetzen, den Reſt aber von ihm zu empfangen habe. Er überſchwemmte dies Appartement täglich mit den koſtbarſten Blumen und ſonſtigen Aufmerkſamkeiten, er fand ſich täglich zum Frühſtück ein und war charmant, geradezu charmant. Alle Neuigkeiten der Stadt und des Theaters erzählte er in möglichſt witziger Form, und alle Witzblätter wie illuſtrirten Zeitungen brachte er mit, um ſie allerliebſt zu erklären. Auch ein Porträt Lina's in einer kleinen Zeitung brachte er eines Tages mit, und es hatte wirklich einige Aehnlichkeit mit Lina. Der Reſt mußte hinzugedacht werden, der Zeichner hatte die Dame nur aus der Ferne unten beim Speiſen ſkizziren können. Er hatte auch, wie er meinte, immer Erfolg, denn Lina lachte und war freundlich, ſie mochte ihn erſichtlich. Und wenn dann ebenſo täglich nach dem Frühſtück der ungariſche Graf verſprach — nein, vortrat in achtungsvoller Artigkeit, da wurde Heinzeles ſtets ſehr guter Laune. Jenes hartnäckige Schweigen konnte doch unmöglich gefährlich werden, nein! es war für ihn eine nützliche Folie: er ſprach dann um ſo mehr und unterhielt um ſo angenehmer. Aber — o Heinzeles — dann kam wieder Graf Erwin fröhlich und heiter und holte die Göttin ab zu ſeinen unaufhörlichen Rundfahrten — das war verſtimmend für den Baron, unzweifelhaft verſtimmend. Ueble Ahnungen ſtiegen auf in dem ſonſt glücklichen Gemüth, und ſie machten ihm deutlich: es ſei ein großer Coup nöthig. Aber was für einer? fragte er ſich eines Morgens, als er vom Frühſtückempfange herauskam und nach der Treppe ging. Da ſtand wieder dieſer Nepomuk. Sollte man ſich des curioſen Kerls nicht bedienen können zu einer waghalſigen Unternehmung? Geld mußte ja doch bei ſolch einem verhungert ausſehenden Diener Wunder wirken. Freilich! Er zeigte ihm Geld, und Nepomuk hatte gar nichts dagegen, ſich beſtechen zu laſſen. Da ließ ſich ja ein Freier durch irgend einen tollen Streich beſeitigen. Er erzählte alſo zum Zwecke der Nachahmung den Entführungsverſuch des Grafen Erwin, welcher in Fürth einen Extrazug genommen, und ſofort ſchrie Baron Heinzeles: „Ha! das war eine Idee oder doch die Richtung zu einer Idee!“

An demſelben Vormittage ereignete ſich aber etwas Neues. Graf Erwin führte Lina ins Künſtlerhaus. Dort ſei ein großes Bild aus Italien angekommen von einem unbekannten Maler, das Aufſehen errege. Man kenne auch jetzt den Namen des Malers noch nicht. Ein Wiener habe das Bild aus Rom eingeſandt mit dem Bemerken, er werde ſpäter das Nähere mittheilen. Es ſei eine Landſchaft im Stile Salvator Roſa's.

So war es auch: ein enges Felſenthal; Steinwände ringsum, auf ihren Spitzen mit dunklem Geſträuch bewachſen. Im Mittelgrunde ein brauner See, im Vordergrunde üppiger Raſenboden. An dem See ſtand ein Kranich, welcher ſchlafen mochte, ſonſt im ganzen Bilde kein lebendes Weſen — nein, doch! Man entdeckte es langſam: oben in dem dichten Geſträuch auf der Felſenkante ein Menſch, ein Mann, die Beine über die Felſenwand herabhängend, in gefährlicher Stellung, kaum erkennbar. Das Colorit des Bildes tief dunkel, die ganze Stimmung tief ernſt.

„Schauen Sie," ſagte Graf Erwin, „wie poetiſch mächtig, wie ergreifend in ſeiner ſtillen Einfachheit!"

Lina war wunderbar betroffen von dem Bilde. Es war ihr, als kenne ſie's ſchon lange, als hätte ſie's oft geſehen. „Wie tragiſch!" ſagte ſie leiſe. „Ah!" rief ſie lauter, und ihr Auge haftete an der kleinen Figur des Mannes hoch oben am Felſenrande in der gefährlichen Lage; „das iſt der Maler!"

„Vielleicht," ſagte Erwin.

„Das iſt der Maler! Und das iſt —"

Sie ſchwieg. Die angefangene Landſchaft, welche ſie in Stein am Bache geſehen, trat vor ihr Auge. Plötzlich rief ſie: „Ah, da!"

„Was denn?"

„Da unten im hohen Graſe, iſt das nicht ein Buchſtabe? Iſt das nicht ein W?"

„Ungefähr."

Das iſt, Alles das iſt Kurt! dachte ſie und zitterte am ganzen Körper.

Sie war lange nicht wegzubringen von dem Bilde, wurde ganz ſtill und bat, bei der Rückfahrt vor dem Stadttheater zu halten; ſie wollte den Director ſprechen, ſie müßte ſpielen.

Alles in ihr rief: das iſt Kurt, und da er ſein

Sein Geſchmack war prächtig, aber bei Weitem nicht ſo poetiſch frei und groß wie der Königs Franz.

Die Treppe ſelbſt kann kein Geſchmack verderben und kein Vandalismus der Politik. Sie iſt von Stein, von feſtem Stein, und geht in doppelter Windung bis zur Kuppel über dem Dache. Und auch dort hört ſie noch nicht auf, und verläßt nur die doppelte Windung. Die Zerſtörung wäre eine Monats-Arbeit für einen ganzen Klub. Aber man ſieht's in Frankreich oft mit ſchreckhaftem Erſtaunen, wie ausdauernd arbeitſam der politiſche Haß iſt auch gegen todte Symbole. Man kriecht auf Thürme, man hängt ſich über Abgründe, um einen Punkt auszulöſchen, um eine kleine Lilie abzukratzen. Solcher Eifer mag nöthig ſein, um etwas durchzuſetzen, oder er mag doch ein nöthiges Symptom ſein. In Deutſchland wenigſtens, wo der Reſpect für alles Geſchichtliche ſo groß iſt, hat man keine Umwandlung zu ſegnen, keinen Vandalismus zu beklagen gehabt. Unſer Sinn iſt ſo gebildet — in guter Bedeutung des Wortes — und darum vielleicht ſo matt, daß wir unſers Erbfeindes Wappen ins Muſeum tragen würden, mit Handſchuhen und unter Thränen.

Es iſt nicht mehr möglich, daß die großen und ſchönen Grundſätze der neuen franzöſiſchen Welt wieder verloren gingen. Das Land durchreiſend erkennt man, ſie ſind Seele und Blut geworden wie der Proteſtantismus in Deutſchland. Man kann alſo jetzt ungeſcheut den Skandal mit Worten und für alle Zukunft brandmarken, den Skandal, der die große Bewegung begleitet hat. Es iſt faſt kein hiſtoriſches Denkmal in Frankreich, das nicht der rohe Fanatismus angetaſtet hätte. Unzählbar Wichtiges und Schönes iſt für immer zerſtört.

Und doch, gegen wen richtet man die Anklage? Gegen die menſchliche Art und gegen die nothwendigen Krankheitsſymptome in der Geſchichte. Wo hätte man eine lebensgefährliche Entzündung mit Zuckerwaſſer gewendet! Iſt die Zukunft etwas Gutmüthiges? Nimmermehr! Sie iſt ein täglicher Feind, und um Großes zu gewinnen, muß Größeres in die Schanze geſchlagen werden. Wer entſetzt ſich nicht vor den fanatiſchen Horden aller tumultuariſchen

Bild hierher geſendet, ſo kommt er ſelbſt nach Wien, und du mußt auftreten, mußt vorbereitet ſein, um die Hero vor ihm zu ſpielen! Die Entſcheidung deines Lebens ſteht vor der Thür; verſäume keinen Schritt!

So drängend, ſtand ſie vor dem Director, und — ſie fand Gehör. Morgen ſollte Probe ſein von Kabale und Liebe, übermorgen ſollte ſie die Louiſe ſpielen. Noch mehr: er ſei mit der Primadonna übereingekommen, daß dieſelbe binnen acht Tagen ihren Urlaub antrete, am achten Tage alſo könne Lina auch die Hero ſpielen.

Der Morgen des nächſten Tages war da; es war dreiviertel auf Zehn, und ſie wollte zur Probe fahren, da präſentirte ihr der Oberkellner einen Brief in großem Couvert mit dem Bemerken, es ſei ihm Eile anbefohlen. In dem großen Couvert ſteckte ein kleines Billet. Darin ſtand geſchrieben: „Ich ſpreche wenig und ſchreibe ſonſt gar nicht. Da ich aber höre, daß Sie ſich vor dem Auftreten fürchten, ſo ſchreibe ich auch. Sagen Sie ab im Theater. Hier meine Hand. Als meine Frau machen Sie, was Sie wollen. Meine Einkünfte kann ich nie ganz verzehren; helfen Sie mir! Ihr Graf Bela.“

„Antwort ſpäter!“ ſagte ſie zu dem harrenden Kellner. Dieſer verbeugte ſich tief und taumelte zur Seite, weil ein haſtig eintretender Mann mit ihm zuſammenſtieß. Dieſer haſtige Mann war Baron Heinzeles. Er meldete: „Meine ſchönſte Caroſſe harrt, die Gebieterin ans Theater zu fahren.“

„Ums Himmels willen, laßt mich doch heute und morgen in Ruhe, ich brauche ja Sammlung! Uebermorgen, übermorgen, Baron!“ rief ſie und eilte fort. Clariſſa konnte ihr kaum folgen.

Heinzeles blieb ſtehen, ein wenig verſtört. Nach einigem Beſinnen rief er Nepomuk.

Auf der Treppe begegnete Lina noch dem Grafen Erwin. „Uebermorgen, übermorgen!“ rief ſie und eilte vorüber. Graf Erwin lachte, er war ſeiner Sache gewiß.

Der Director ſaß vorn, und es wurde äußerſt ſorgfältig probirt. Das ganze Schauſpielerperſonal ſaß in dem dunklen Parterre und in den Logen, um zuzuhören.

Ohne Aufenthalt, ohne irgend eine Einwendung ging es von Act zu Act. Nichts regte ſich im ganzen Hauſe, und erſt beim letzten Worte des Stückes ſtand der Director auf und näherte ſich Lina. Alles horchte. Er ging aber vor mit ihr bis an die Rampe und ſprach leiſe: „Alles beinahe in Ordnung. Die Scene im vierten Acte, die Entſagung Louiſens mit ihrer ſchwer verſtändlichen Logik, kann durch überſpannte Verzweiflung noch wirkſamer gemacht werden. Das Publikum lechzt hier nach ſtarker Rührung. Wie lange ſpielen ſie ſchon Komödie?“ — „Ein halbes Jahr.“ — „Nur? Können ans Ziel kommen, wenn Sie guten Muthes bleiben, der iſt unerläßlich. Alle Kräfte einſetzen, alle! Der Weg zur Tragik, welchen Sie ſuchen — ich ſeh's am Verlangen nach der Hero — iſt undankbar für halbe

Hingebung, iſt aufreibend, wohl auch zerſtörend für volle Hingebung, jedoch beſeligend, wenn er gelingt. Sie ſind geſund, ſind jung, können ans Ziel kommen, was heutigen Tages höchſt ſelten gelingt. Die Tragik ſtirbt aus. Alſo Ende der Woche die Hero!“

Nach den Aeußerungen der Schauſpieler, welche der Probe beigewohnt, wußte man nicht, was zu erwarten ſtände von der Debütantin. Schauſpieler äußern ſich immer ſehr vorſichtig, wenn ein neues Mitglied unter großen Anſprüchen auftritt. Man kann nicht wiſſen! Die Männer ſagten: „Sie iſt jung und ſchön, das thut viel.“ Die Damen ſchwiegen und zuckten die Achſeln.

Eine von ihnen, eine recht geputzte, drängte ſich mit überſchwänglicher Lobpreiſung herzu, als Lina fortging. Zum Erſtaunen Lina's war es Maruſchka, welche auf Empfehlung des Grafen Erwin im Stadttheater engagirt worden war als derbe Naive. Mehr derb als naiv, pflegte der Director zu ſagen; aber ſie galt bei der Männerwelt für beachtenswerth.

„Gott behüte mich vor meinen Freunden!“ Dies Wort gilt beim Theater vollſtändig. Baron Heinzeles ſchadete am Abend der Vorſtellung ſeinem Engel beträchtlich. Er hatte eine ganze Cohorte von Klatſchern hineingeſendet, und er ließ Sträuße wie Kränze auf die Bühne werfen. Das iſt leiſe verſtimmend, wenn es anerkannten Bühnengrößen gilt, und es iſt gefährlich und nachtheilig, wenn man neu Auftretende, die ja erſt geprüft werden ſollen, ſolchergeſtalt auszeichnet. Man erkennt daran die vorgefaßte Meinung, welche aufgedrängt werden ſoll, und man nimmt es übel.

Trotzdem hatte Lina gefallen oder richtiger: ſie hatte intereſſirt.

Sie ſelbſt ſchien von dieſen Blumen und Kränzen gar nicht berührt zu werden; ſie überließ Alles nach dem Actſchluſſe Clariſſen und antwortete keine Silbe auf deren preiſende Bemerkungen. Aber auf dem Heimwege wurde ſie redſelig, gab zu, daß ihre Louiſe jetzt viel beſſer ſei als in Nürnberg, und ſprach vom Spielen aller möglichen Rollen. Sie war wie im Rauſche oder vielmehr wie auf der Flucht, bei welcher man noch Dies und Jenes, bei welcher man noch Alles retten möchte.

Baron Heinzeles empfing ſie im „Lamm“, als ſie aus dem Wagen ſtiegen, und führte ſie in den Speiſeſaal, wo ein glänzendes Souper und eine ausgeſuchte Geſellſchaft ihrer harrte. Sie beſtand vorzugsweiſe aus Schriftſtellern, Journaliſten und Kunſtfreunden, welche dort im „Lamm“ jeden Abend an einem ſogenannten Stammtiſche zuzubringen pflegten. Darunter waren wohlerfahrene Theaterkritiker und geiſtvolle Männer, und das Geſpräch entwickelte ſich bald mannigfaltig, anziehend, ja bedeutend. Natürlich zumeiſt über dramaturgiſche Fragen. Diesmal hatte es Heinzeles glücklich getroffen: Lina's aufgeregte und — was bei ihr höchſt ſelten — redſelige Stimmung paßte vortrefflich zu dieſer

Geſellſchaft. Sie machte vollſtändiges Glück bei dieſen geſcheidten Leuten und erwarb ſich einen gewichtigen Anhang für die Zeitungen.

Freilich brachte der Theaterdiener, der nach elf Uhr mit einem Billet des Directors erſchien, eine Störung hervor. Das Billet lautete: „Die Primadonna hat ihr Geſuch um früheren Urlaub zurückgezogen. Sie bleibt und ſpielt, bis der contractliche Zeitpunkt ihres Urlaubs eintritt. Das iſt erſt in vierzehn Tagen. So lange müſſen Sie alſo mit der Hero warten."

„Das iſt der heutige Erfolg! Die Lorbeern des Miltiades laſſen den Themiſtokles nicht ſchlafen!" rief man ringsum an der Tafel, als Lina dieſe Nachricht mitgetheilt hatte, und mehrſtimmig, faſt einſtimmig ſetzte man hinzu: „Um ſo beſſer! Sie werden nun mehrere Rollen vor der Hero ſpielen, dadurch dem Publikum vertrauter werden und noch größere Theilnahme für die Hauptrolle, für die Hero, gewinnen." Baron Heinzeles erhob ſich mit vielem Ungeſtüm zu einem Toaſte, welcher zu allgemeiner Ueberraſchung, bei ſeinen Freunden zur Beſtürzung, lateiniſch anfing: „Per aspera ad astra!" rief er, erholte ſich lächelnd einen Augenblick und ſchaute befriedigt umher, denn die Worte waren untadelhaft gerathen. Einige Böſewichter flüſterten zwar: Die Aspernbrücke drüben hat ihn verführt, er aber wollte ſeinen Treffer ausnutzen und fuhr fort: „Alſo per aspera ad astra! Die Kabale wird ſich ohnmächtig erweiſen gegen das Genie unſerer einzigen, ſagen wir getroſt unſerer gottbegabten Lina. Vierzehn Tage hat ſich die Kabale erobert zur Intrigue, pfui! Wir ſind aber auch da, nicht wahr, meine Herren? Das glaub ich, wir ſind. Und wie die Myrmidoner“ — wenig betont zwar, aber ohne weſentlichen Schaden bis auf den letzten Buchſtaben ſchlüpfte auch dies kühne Wort hervor, aber er unterließ doch das Wagniß einer Wiederholung und fuhr fort: „Mit einem näher liegenden Worte: wie Helden werden wir Troja erobern für Lina, und ſo rufe ich mit Selbſtgefühl: Troja für unſere Lina in alle Ewigkeit. Hoch!“

Dieſer Aufſchub ſchien aber ſehr nachtheilig zu werden für Lina. In zahlreichen kleinen Journalen erhoben ſich abfällige Stimmen über die Darſtellerin der Louiſe in Kabale und Liebe; und was vielleicht noch ſchlimmer war, es hieß in dieſen Artikeln: das Publikum möge ſich nicht in Unkoſten ſetzen für dieſe von einer Junkerclique in die Höhe geſchraubte Komödiantin, welcher es nicht im mindeſten Ernſt ſei um die dramatiſche Kunſt. Ihr Auftreten ſolle nur ein Feuerwerk ſein zur Hochzeit mit einem reichen Grafen. Sobald ſie die Hero „abſolvirt“, verlaſſe ſie die Bühne, welche ihr zum Fußſchemel gedient, und werde thatſächlich Gräfin Soundſo.

Dieſer Schachzug war wohl berechnet, denn das Publikum läßt immer in ſeinem Intereſſe nach, ſobald es erfährt, daß eine erſte Liebhaberin ſich verheirathet, und nun gar, wenn ſie um einer reichen Heirath halber ihre ganze Kunſt aufgiebt.

All dieſe „Sächelchen“ wurden ihr ins Zimmer geſchickt und von Clariſſa beſeitigt. Die würdigen Kritiken großer Journale aber las ſie ihr vor, und Lina hörte aufmerkſam zu. Sobald jedoch der Artikel zu Ende geleſen war, wendete ſich Lina wieder ab zu ihren Rollen, ohne eine Silbe zu äußern. Sie war wie vom Sturmwinde getragen. „Das Bild iſt von Kurt, Kurt kommt, Hero entſcheidet.“ Das war der Sturmwind. Sie hatte gar keine Berechtigung zum Glauben an Kurt's Ankunft; es war eben ein Glaube.

In dieſer Stimmung ſpielte ſie eine zweite Rolle, das Clärchen im Egmont, und wurde es gar nicht gewahr, daß der Beifall einer leiſen Oppoſition begegnete, und daß nur die große Marktſcene, der Aufruf der Bürger zu den Waffen, vollen Erfolg hatte. Sie war nur froh, daß ſie wieder eine Rolle geübt, daß ſie wieder um einige Tage ihrem Ziele näher gerückt war und daß der Tag der Hero nun endlich anbrechen werde. Wenn Jemand an die Thür klopfte, ſprang ſie auf mit der Hoffnung: da iſt Kurt!

Ach, es trat aber eine ganz andere Zuſammenkunft an ſie heran. Ein kurzes Schreiben von Wuſſinah wurde ihr übergeben. Er forderte ſie auf, um die Mittagsſtunde in ſeine Kanzlei zu kommen, wo ein wichtiges Geſchäft auf ſie wartete. Ihre fixe Idee von Kurt's Rückkunft ſchoß wie ein Irrlicht auf. Kurt kennt hier Niemand, er hat ſich an Wuſſinah gewendet um Nachricht — ſo dachte ſie und kleidete ſich ſogleich an, um der Einladung zu folgen. Es war halb Zwölf.

„Bleiben Sie nicht zu lange aus,“ rief Clariſſa, „es ſoll Unruhe im Theaterbüreau herrſchen, weil eine Abänderung des Repertoires drohe! Man ſchickt vielleicht nach Ihnen; laſſen Sie mir die Adreſſe des Dr. Wuſſinah zurück, damit ich Sie zu finden weiß, wenn etwas paſſirt.“

Lina gab ihr den Brief, welcher die Adreſſe enthielt.

„Noch eins!“ ſagte Clariſſa, „Ihre Freier werden um die Mittagsſtunde kommen. Graf Bela wartet auf Beantwortung ſeines Briefes, und die Zeitungen nennen den Grafen Erwin Ihren Bräutigam. Sie aber gönnen ſeit ein paar Tagen Keinem ein ernſtes Wort; was ſoll ich denn ſagen?“

„Nichts, liebe Clariſſa, als daß mein Kopf und mein Herz mit ganz anderen Dingen erfüllt ſind und daß mich die Herren in Ruhe laſſen mögen.“

„Auch Graf Erwin?“

„Auch er.“ Und ſie ging fort und ſagte unten dem Kutſcher die Nummer in der Taborſtraße, zu welcher er ſie fahren ſollte. „Zu Wuſſinah,“ ſagte ſie vor ſich hin, als ſie in den Wagen ſteigen wollte. Sie blieb aber plötzlich ſtehen und ſtieg nicht ein. Ein Schauer hatte ſie überfallen bei dem Namen Wuſſinah. Er war die widerwärtigſte Proſa ihres Lebens, und der Zweifel krampfte ſich an ihr Herz bei dieſem Namen. Der Glaube an das Bild als an ein Werk Kurt's, der Glaube an ſeine Ankunft in Wien fiel plötzlich zu Boden wie ein Nichts.

Verlegen ſtand der Portier dabei, welcher die Wagenthür geöffnet hatte, und fragte: „Befehlen?“ — „Ja,“ ſprach ſie herzhaft, „zum Künſtlerhauſe zunächſt will ich fahren.“ Und ſie ſtieg ein.

In der Taborſtraße war Wuſſinah ſeit ſeiner Ueberſiedelung in einer geräumigen Wohnung eingerichtet, wo er eine Kanzlei mit zahlreichen Schreibern hielt und Kauf- wie Verkaufsgeſchäfte mit Landgütern und Herrſchaften betrieb. Dieſe Gütergeſchäfte betrafen vorzugsweiſe Böhmen, welches er auf und nieder kannte in allen Beſitzverhältniſſen. Seine czechiſche Herkunft, ſeine langjährige Verbindung mit den nationalen Führern in Böhmen verſchafften ihm eine reichliche Clientel, und er war eine Art von Mittelpunkt für die Landsleute, welche nach Wien kamen. Sogar die Erzeugniſſe ſeines Wartenſtein’ſchen Laboratoriums fanden auch hier in der Fremde noch ihren Anwerth, und die Landsleute kauften immer noch nebenher bei ihm für hohe Preiſe den berühmten Wartenſtein’ſchen Balſam ſowie die untrüglichen Tropfen gegen alles Weh der Erde. Er hatte dies einträgliche Nebengeſchäft beſonders darum nicht aufgegeben, weil ihn ſeine Hoffnung auf Börſengewinn bitter getäuſcht. Er hatte bald einſehen müſſen, daß er dieſe großſtädtiſche Berechnung nicht verſtände, und ſich nach einigen Verluſten ärgerlich davon zurückgezogen. Das hatte ihn tief verſtimmt, und er war mürriſcher als je. In dieſer Verſtimmung war er raſch gealtert; ſein Haar war weiß geworden, ſeine Hand zitterte.

Auch in dieſer Stunde, als er ſein Mündel Leni erwartete, war er ſchwer verdrießlich. Ein Mann war bei ihm, welcher eine Mönchskutte trug. Ruhig ſaß derſelbe neben dem unruhigen Wuſſinah und erwiderte auf eine abweiſende Verneinung desſelben mit ſanfter Stimme: „Sie lehnen alſo ab, Herr Doctor?“

„Ja. Sagen Sie Ihrem Obern: ich möchte nichts mehr zu thun haben mit dieſen politiſchen Dingen. Sie bringen nur Unruhen zu Wege, und Unruhen untergraben den Credit. Der Kaufpreis der Güter in Böhmen ſinkt, weil man ſich fürchtet. Man nennt uns Nachkommen der Huſſiten; die waren Zerſtörer, und das macht mißtrauiſch. Wenn ich dem Grafen von Wartenſtein, welcher ſo große Herrſchaften in Böhmen hat und mein Mündel heirathen will, euer Programm mittheilte, ſo zeigte er mich bei der Polizei an, und ich riskirte, ausgewieſen zu werden aus Wien.“

„Der reiche Graf will wirklich die arme Schauſpielerin heirathen?“

„Er war erſt geſtern hier bei mir, um die amtlichen Papiere zu beſtellen für Aufgebot und Trauung.“

„Die Schauſpielerin gehört wohl wie gewöhnlich zu den Ketzern?“

„Was Ketzer! Viel ſchlimmer. Wir wiſſen nicht einmal, ob ſie getauft iſt. Da zeigt ſich's übrigens, Bewegung, und wenn man die verſchiedenen Zwecke aufzählt, wenn man die mordenden Liguiſten der Bartholomäusnacht neben den Sansculotten nennt, ſo verſtummt wol auch für einen Augenblick der revolutionäre Jargon, der das Morden ſo liebenswürdig zeigt wie den Sieg, und dem der rohe Säufer als Mann des Volkes ſchätzbarer iſt als der gebildete Menſch. Wer begreift nicht, daß es ein Irrthum des Herzens ſei, die Außerordentlichkeit, die Revolution zum Geſetze zu machen. Aber bei alle dem thut man doch beſſer, auch in Frankreich noch ſchweigend an den Schädelſtätten vorüberzugehen, und keinen Fluch auszuſprechen über die Zeichen der Zerſtörungs-Barbarei, an welche der Fuß ſtößt. Man blickt zum Himmel, man zuckt die Achſeln — das Vollendete hat Recht, es ſteht uns nicht zu, auszurechnen, wie viel Opfer höchſten Falles nöthig geweſen wären, die großen Ereigniſſe machen ſich nicht nach dem Rechnenbuche.

Uebrigens kennt man in der Ferne den ſchmerzlichen Eindruck nicht, den ſolche ſcheinbar unnütze Zerſtörung hervorbringt. Man kann mit der Beſchreibung zum Genuſſe deſſen reizen, was da iſt, aber tiefes Leid erweckt man nicht für das, was zerſtört worden. Das Verſchwinden entſpricht zu ſehr dem Gange der Zeit, der Dinge, der Geſchichte. Man muß neben die Leichen ſelbſt treten, und die Verſtümmelungen anſehen. O was haben Euch die friedlichen Gedanken unbefangener Künſtler gethan, die Kapitäler, die Säulen, die Karyatiden? Begreiflich iſt der Haß gegen die Sinnbilder, mit denen namentlich Chambord beſäet war. Die höchſte Zinne in der Mitte iſt eine koloſſale Lilie von Stein. Ohne Lebensgefahr zerſtört man ſo etwas nicht, aber dies hat die erhitzten Leute nicht abgeſchreckt, man hat an der Lilie gehämmert mit Macht und Nachdruck und ihr wirklich Stücke ausgebrochen. Laßt's Euch nicht leid ſein, daß dies Symbol nicht ganz verſchwunden iſt, die zerriſſenen Blätter ſind deutliches Zeichen genug, daß das Geſchlecht und Syſtem der goldenen Lilie voll und ganz in Frankreich nicht mehr möglich iſt. Alle Wände in Chambord, beſonders die breiten Seiten der Schornſteine ſind mit dem Salamander Franzens und daß Ihr Oberer nicht einmal gefällig iſt gegen mich. Weil ich das Heirathsgeſuch des Grafen kommen ſah, habe ich ihm geſchrieben, daß der Taufſchein des Mädchens fehle und daß er mir einen geiſtlichen Vermiß ſchicken möge; aber Sie —“

„Halt, halt! Das habe ich vergeſſen. Er läßt Ihnen ſagen, die Taufe ließe ſich ja nachholen.“

„Was? Die großgewachſene Perſon ſoll ſich nachträglich taufen laſſen?“

„Warum denn nicht? In der erſten Zeit des Chriſtenthums geſchah das immer.“

„Hei, das wäre was für die Komödiantin! Das thäte ſie am Ende. Bleiben Sie da, ich erwarte ſie jetzt. Machen Sie ihr den Vorſchlag.“

„Fräulein Lina!“ meldete ein Schreiber.

„Das iſt ſie. Alſo ans Werk, Pater Anſelm.“

Lina trat ein. Sie war des heiterſten Sinnes, denn ſie hatte beim Caſtellan des Künſtlerhauſes erfahren, daß jenes Salvator Roſa-Bild aus Rom gekommen und von einem Maler mit Namen „Wetter“ ſei. Es ſei kein Preis angegeben, weil der Maler ſelbſt nach Wien kommen wolle. Ihr Glaube hatte ſich alſo vollſtändig bewährt, und der Anblick des alten, ihr ſonſt widerwärtigen Wuſſinah that jetzt ihrem fröhlichen Herzen nichts mehr.

„Was wünſchen Sie v[illegible]?“ fragte ſie.

„Papiere.“

„Papiere?“

„Die wir brauchen. Du biſt ja — pardon! ich darf wohl nicht mehr du ſagen?“

„Es paßt nicht mehr.“

„Alſo nehmen Sie Platz. Das wird ſich bald ändern. — Dieſer Herr heißt Pater Anſelm, und die Papiere, welche wir brauchen, betreffen ſeinen Stand. Sie ſind, wie ich gehört habe, eine Zeit lang in Pilſen wohnhaft geweſen; haben Sie ſich vielleicht dort erkundigt — als Sie durch den Wald nach Wartenſtein kamen, da ſah es aus, als ob Sie aus der Pilſener Gegend kämen — alſo, haben Sie gefragt, ob vielleicht dort in Pilſen ein Taufſchein von Ihnen im Kirchenbuche vorhanden wäre?“

„Nein.“

„Das iſt ein Mangel. Der Herr Graf von Wartenſtein hat ſich an mich als Ihren Vormund gewendet um die Papiere, welche zu Aufgebot und Trauung nöthig ſind.“

„Ich brauche keine Papiere, denn ich heirathe den Grafen nicht. Iſt das Alles, um deswillen Sie mich hierher geſprengt?“

Wuſſinah wollte auffahren über dieſe Abweiſung des Grafen, aber Weſen und Blick Lina's trafen ihn ſcharf, und die Altersſchwäche lähmte ihn erſichtlich.

„Sie wollen alſo wohl,“ ſprach der Pater, „die gefahrvolle Laufbahn einer Schauſpielerin fortſetzen?“

„Vielleicht.“

„Und es macht Ihnen keine Sorge, daß Sie vielleicht gar nicht getauft ſind?"

„Gar keine. Verzeihen Sie! Sie haben Recht: man muß achten und ehren, was eine gläubige Gemeinſchaft zum Geſetz erhoben hat. Und man muß auch einen wahren Prieſter ehren, wie Sie wahrſcheinlich ſind, denn ſein Beruf iſt ein hochwürdiger. Aber ihr ſeid ſelbſt ſchuld, daß ihr ſo vielen Widerſprüchen begegnet."

„Wie meinen Sie das, liebes Fräulein?"

„Sehen Sie, wir ſpielen Stücke aus allen Zeitaltern und Weltgegenden. Darin herrſchen auch verſchiedene Religionen. Der Prieſter in der Sakuntala lehrt andere Vorſchriften als der Prieſter in Des Meeres und der Liebe Wellen oder gar als Domingo im Don Carlos. Es giebt alſo ganz verſchiedene Syſteme, Gott zu ſuchen und zu finden. Die Prieſter ſollten deshalb, wenn ſie wirklich fromm wären, einander dulden und unterſtützen, das wäre — meinen wir Komödianten — Gott gefällig, denn ihr zum Beiſpiel lehrt ja doch: Gott iſt die Liebe. Nicht wahr, das lehrt ihr?"

„Allerdings."

„Iſt es aber liebreich, ſein Syſtem für allein berechtigt zu erklären und den anders Denkenden zu verfolgen?"

„Die Wahrheit kann nur eine ſein."

„Aber ſie braucht nicht überall dasſelbe Kleid zu tragen. Die verſchiedene Witterung geſtattet das nicht. — Was geſchieht denn nun, wenn ich am Ende gar nicht getauft bin?"

„Man tauft Sie nachträglich."

„Und wenn mein Glaube keine Taufe braucht und ich mich nicht nachträglich taufen laſſe?"

„Dann kann keine Ehe eingeſegnet werden, welche Sie ſchließen wollen."

„Und ich bin zur Eheloſigkeit verurtheilt?"

„Ja."

„Bravo! Früher habt ihr uns Komödianten auch nicht beerdigt. Das iſt anders geworden —

„Nicht überall!" rief Wuſſinah.

„Guter Herr Pater," fuhr Lina fort, indem ſie aufſtand, „helfen Sie ſorgen, daß die Liebe nicht bloß gepredigt wird."

Der Pater ſtand ebenfalls auf und bat Wuſſinah um den Balſam für ſeine Obern.

„Ja ſo!" ſagte dieſer und ging zu einem großen Schrank mit Glasthüren, in welchem eine Reihe von Flaſchen und kleinen Töpfchen aufgeſtellt war. Es waren ihnen geſchriebene Etiketten aufgeklebt, und Lina, ſchon auf dem Wege zur Thür, blieb einen Augenblick vor dem Schranke ſtehen, dieſe Etiketten leſend. Der wunderliche Hausrath, welcher an eine Apotheke erinnerte, ſchien ſie zu intereſſiren.

Während Wuſſinah zum Pater ging und ihm einen kleinen Napf überreichte, trat ſie näher an den Schrank und ergriff, da die Glasthür noch offen ſtand, einen kleinen Flacon von Porzellan. „Da ſteht,“ rief ſie, „venenum geſchrieben, das iſt alſo —“

„Gift!“ ſchrie Wuſſinah und humpelte herzu, um es ihr aus der Hand zu nehmen.

„Ein ſtarkes?“ fragte ſie.

„Das allerſtärkſte. Gieb her!“

„O nein!“ — Und ſie lief weg. — „Das wünſche ich mir ſchon lange, ich bezahle es.“

„Geben Sie's her, Leni!“

„Spielen Sie nicht mit der Sünde, Fräulein!“ ſprach der Pater.

„Mit welcher Sünde?“

„Sich oder Andere zu tödten.“

„Andere? O! — Sich? Iſt das wirklich Sünde? Wenn die Natur hundert Wege öffnet, aus dem Leben hinauszugelangen, iſt denn das ein Zeichen, daß ſie dies Hinausgelangen verbietet?!“

Wuſſinah ging nun entſchloſſen auf ſie zu, um ihr das Fläſchchen zu entreißen. Sie aber ſteckte es in die Taſche und flüchtete nach der Thür.

Dieſe öffnete ſich in dem Augenblicke, und der Theaterdiener, Aurikel genannt, ſtürzte herein, freudig ausrufend: „Da iſt ſie noch, unſer Engel!“ und küßte ihr die Hand.

Er war ein hellblondes Bürſchchen, dünn wie ein Bleiſtift, und hieß beim Perſonal „die Schwindſucht“. Sie erwartete ihn wohl, weil er ſo viel laufen mußte.

Er war in alle Damen des Theaters verliebt bis zur letzten Statiſtin und ſprach immer nur von Engeln. Hinter ihm rauſchte, mit kecker Sorgfalt gekleidet, Maruſchka herein und ſtieß den alten Wuſſinah zur Seite, welcher es nicht aufgeben wollte, ſeinem Mündel Leni das Giftfläſchchen abzugewinnen. Er wurde endlich ganz beſeitigt, denn auch der Director kam und trat dazwiſchen.

„Clariſſa ſchickt uns hierher, ſüßeſte Lina,“ ſagte faſt athemlos Maruſchka; „du allein kannſt — Verzeihung! — Sie allein können helfen. Und Sie werden, Sie waren ja immer gut für mich.“

„Womit denn?“

„Es droht eine Abänderung!“ ſtöhnte Aurikel und hob bei dieſer traurigſten Meldung ſein Köpfchen gen Himmel.

„Abänderung iſt das nichtswürdigſte Wort beim Theater, denn es koſtet immer viel Geld!“ ſprach der Director mit Nachdruck und blickte verwundert auf den Pater Anſelm, welcher ſich an die Wand zurückgezogen.

„Denken Sie nur,“ rief Maruſchka jetzt mit vollem Athem, „die boshafte Wallbach will heute nicht ſpielen! Sie hätte Neuralgie, Nervenweh! Die dumme Perſon hat gar keine Nerven.“

„Sagen wir nicht zu viel!“ ſchaltete der Director ein.

„Und nun kann,“ fuhr Maruſchka fort, „das heutige Stück nicht gegeben werden, und an dem Stück hängt mein Wohl und Wehe. Denn wenn's heute ausfällt, ſo kommt's für mich gar nicht mehr dran; übermorgen iſt mein Contract aus. In dem Stück iſt meine beſte Rolle, mit dem Stück ſtehe und falle ich."

„Sie fallen," ſagte der Director.

„Hören Sie's?! Um aller Heiligen willen, helfen Sie mir, beſte Lina! Die Quita iſt meine dankbarſte Rolle, ich werde da immer applaudirt, und unſer Tyrann da, unſer Herr Director, hat geſagt: er erneuert meinen Contract nur, wenn ich noch einmal applaudirt werde. Der Kummer und die Schande, wenn ich wieder nach Böhmen zurück muß! Erbarmen Sie ſich meiner und übernehmen Sie die Rolle der Wallbach, Sie haben ſie ja in Pilſen geſpielt!"

„Sogar zweimal."

„Alſo! alſo!"

„Die Hauptſache iſt," ſprach der Director, „und deshalb bin ich mitgekommen: wenn das Stück heute abgeſagt wird, dann können wir heute gar nicht ſpielen."

„Schaudervoll!" ſtöhnte Aurikel mit erhobenem Köpſchen.

„Geſtern," fuhr der Director fort, „iſt der Concordiaball geweſen, nach welchem die Schauſpieler alle lechzen; dort haben ſie ſich wie immer ſträflich übernommen, und heute liegt ein Halbdutzend da und ſchnauft und nennt ſich krank und unfähig zu ſpielen. Die meiſten ſind auch, leider Gottes! unfähig. Wir müſſen ſchließen, und das gilt für eine Schmach."

„Schmach, Schmach!" ſchluchzte Aurikel.

„Wirklich ſchließen?“ fragte Lina.

„So habe ich geſagt. Sie leiſten in der That dem Ganzen einen Dienſt, wenn Sie die Rolle übernehmen.“

„Sie iſt nicht viel werth.“

„Nein, aber das Publikum weiß das und wird für die Gefälligkeit dankbar ſein.“

„Retten Sie mich, Lina!“ Und jetzt weinte Maruſchka wirklich, als ſie hinzuſetzte: „Auch mein Liebhaber läßt mich ſitzen, wenn ich mein Engagement verliere!“

„Ein ſchöner Liebhaber!“

„Sie ſind ja alle ſo. Wenn wir auf der Bühne nicht mehr gefallen, da gefallen wir auch ihnen nicht mehr.“

„Alſo, Fräulein Lina,“ rief jetzt der Director, „die Stunde drängt! Wollen Sie das Anſehen unſeres Theaters ſtützen und die Vorſtellung retten?“

„Freilich will ich das!“ rief Lina geradezu heiter, denn ſie war in beſter Stimmung.

Maruſchka und Aurikel küßten ihr die Hand, und der Ruf Clariſſens, welche ins Zimmer trat, kam zu ſpät. Clariſſa rief nämlich: „Lina, machen Sie keine Dummheit!“

„Ich habe ſie ſchon gemacht,“ lachte Lina und wendete ſich zum Fortgehen. Da ſtürzte Wuſſinah vor, um ſie aufzuhalten und ſeinen Flacon zu erobern. „Den Flacon!“ rief er, aber Clariſſa war zwiſchen ihn und Lina gerathen, und als ſie Auge in Auge mit Wuſſinah ſtand, ſtieß ſie einen leiſen Schrei aus und hielt ihm den ausgeſtreckten Arm entgegen.

„Was iſt Ihnen?“ rief Lina, welche bis zur Thür gelangt war.

„Nichts, nichts!“ antwortete Clariſſa, indem ſie ihr folgte, dabei aber immer zurückblickte auf den händeringenden Wuſſinah. Er konnte vor der Schauſpielerclique nicht von Gift ſprechen, das hätte Lärm verurſacht und ihm vielleicht die Polizei auf den Hals gezogen.

Die Schauſpieler ſelbſt eilten nach dem Theater, weil eine Scenenprobe für Lina nöthig war. Nur Clariſſa ging zum „Goldenen Lamm“ in ihre Wohnung und erfuhr dort vom Portier zu ihrem Staunen, daß ein fremder Herr im Appartement des Fräuleins Lina ſäße. Er habe ſich dem Wirthe als ein eben aus der Fremde ankommender Verwandter des Fräuleins vorgeſtellt und gebeten, die Rückkunft des Fräuleins Lina in deren Vorzimmer erwarten zu dürfen.

Zehntes Capitel.

Das iſt er! Lina's Ahnung geht in Erfüllung, ſagte ſich Clariſſa, zwiſchen den beiden jungen Leuten waltet ein Zauber, wie ich vermuthet habe, vielleicht ein Verhängniß — es iſt Kurt.

Sie war einen Augenblick zweifelhaft, ob ſie hinaufgehen ſollte. Sie hegte eine gewiſſe Scheu vor dieſem Manne und ſie ſchwankte in ihrem Vorurtheil: iſt er ein Pedant, welcher durch ſeine ſtrengen Einſchränkungen ſchadet, oder iſt er eine Künſtlernatur, welche tiefer gefeſtigt iſt als der Schauſpielergeſchmack. Die weibliche Neugier ſiegte, ſie ſtieg hinauf.

Im ſchmalen Vorzimmer, welches ihr Gemach von den Zimmern Lina's trennte, ſaß er am Fenſter und las eine Zeitung. An ſein Bein gelehnt, ſaß Bums neben ihm und begrüßte Clariſſen durch ein heiteres Gebell; ein ſeltenes Ereigniß bei der ſonſt ſtockernſten Stimmung des würdigen Mopſes. Daran erkannte dem gekrönten F. bedeckt, und der Nachfolger Heinrich, der am Schloſſe weiter gebaut, hat ſeine Chiffer überall angebracht, ſein H, wodurch die Maitreſſe Diana überall als Herrin figurirt, ſelbſt in der Capelle. Dies Alles auszulöſchen war offenbar zu langweilig. Hat nicht vielleicht auch der räthſelvolle Gedanke jener großen Treppe ſie ſtutzig gemacht, und ihren einzigen Gedanken zerſplittert? Wenn ſie ſchaarenweiſe auf- und niederſtürmten, und ſich doch nicht erblickten, hat es ihnen nicht ein Staunen, einen Schauer erweckt?

Man bemerkt es unten kaum, daß ſie zweifach aufſteigt, dieſe wunderliche Erfindung beginnt ganz unſcheinbar. Man gehe links, man gehe rechts, man betritt eine offene Steintreppe, die in ſanfter Windung bis auf das Dach und den Thurm hinaufführt. Iſt's ein Gaukelſpiel? Neben Euch drüben ſteigt man auch hinauf, Ihr hört's, aber Ihr ſeht nichts. Die Treppe iſt offen durchbrochen, ihr anderer Arm nicht minder, und nicht hier, nicht dort ſieht man den Auf- oder Abſteigenden. Iſt das Ganze nur eine Curioſität? So kann es nach der Beſchreibung erſcheinen, in der That aber iſt es ein ſo großartiger, ſo geſchmackvoller Mittelpunkt des Schloſſes, daß man ſich gezwungen ſieht, ein intereſſantes Kunſtwerk anzuſtaunen. Und weil es intereſſant und geheimnißvoll, hat es ſeine Rolle in der Hiſtorie geſpielt. Hier war's, wo der unglückliche Cinq-Mars herabeilte von Ludwig XIII., der oben im Thurmzimmer wohnte. Der Günſtling war glücklich, den Herrn immer weiter getrieben zu haben gegen Richelieu, den verhaßten. Was iſt? Auf der zweiten Treppe ſteigt Jemand hinauf? Zum Könige, der Niemand ſieht? Wer kann dies ſein? Cinq-Mars ſteigt wieder aufwärts, der unſichtbare Begleiter ſteigt Schritt für Schritt wie er. Er ſteigt abwärts. Jener auch. Es iſt kein Mittel, dahinter zu kommen. Und es war denn auch Niemand anders, als Pater Joſeph, Richelieu's Arm, der zum Könige ging, und von dieſem ſchwachen Menſchen die Pläne des Günſtlings gegen den Cardinal noch in dampfender Brutwärme erfuhr. Die Treppe koſtete Cinq-Mars den Kopf.

Clariſſa, daß ihre Vermuthung richtig geweſen: es war Kurt.

Er ſtand auf und ging ihr entgegen, eine ſchlanke, mittelgroße Geſtalt mit einem ausdrucksvollen Kopfe, in welchem ein großes Auge ruhig herrſchte.

Clariſſa nannte ſich als die Freundin Lina's und fragte —

„Ah," unterbrach er ſie mit wohllautender Stimme, „mein Bruder Klaus hat mir von Ihnen erzählt. Ich komme von Stein am Bache, welches Sie mit Leni beſucht haben, und bin Konrad Wetter, der alte Freund Leni's. Kommt ſie nicht heim?"

„Sehr bald, ſie hat eine kurze Probe." Und nun forderte ſie ihn auf, in den Salon zu treten. Er war einfacher und freundlicher, als ſie erwartet hatte, und fragte antheilsvoll, ja warm nach Leni's Entwickelungsgange; denn Klaus habe ihm mitgetheilt, daß Frau Clariſſa ſeit langer Zeit Leni's Lebensgefährtin ſei.

Mit einiger Scheu und nicht ohne Stocken ſchilderte nun Clariſſa Leni's Zweifel und Schickſale im Kunſtſtreben, ſeit ſie in Nürnberg eingetroffen. Seine kurzen Zwiſchenreden ermuthigten ſie jedoch bald, denn er ſchien Alles, was ſie ſagte, zu billigen. Dadurch wurde Clariſſa freier und muthiger und rief: „Ich habe mir den Herrn Kurt viel ſtrenger gedacht!"

Er lachte und ſagte: „Leni hat übertrieben. Einem jungen Wildfang gegenüber muß man auch die ſtrengſten Forderungen aufrecht erhalten. Uebrigens habe ich mich ſelbſt gemildert durch künſtleriſche Praxis. Ich kam als Dilettant nach Rom, ein überſpannter Theoretiker, der ſich ärgerlich abſperrte von der Heimath, und bin da wohl etwas gebeſſert worden durch den ſteten Verkehr mit ausübenden Künſtlern. Da erfährt man, was gehen und ſtehen, blühen und gedeihen kann; in Wahrheit, man lernt leben und nicht bloß denken und wird dadurch fröhlicher. So kam's, daß ich dem Drängen eines friſchen Wieners neben mir Folge leiſtete und ein Bild hierher nach Wien ſchickte; daß ich mich endlich nach den Stätten und Menſchen meiner Heimath ſehnte, vor Allem nach dem begabten Kinde Leni. Ich hielt dies Mädchen immer für gefährdet, weil ihr Drang ſo groß war, daß ſie die höchſte Form gewinnen mußte, wenn ſie nicht unglücklich werden ſollte. Ich brach alſo eiligſt auf von Rom, als mir Bruder Klaus Ihren Beſuch in meiner Behauſung meldete und einen Zettel Leni's beilegte. Wie ſteht es jetzt mit ihr? Wie ſteht's mit ihrem tragiſchen Drange? Hat ſie Ausſicht, ihn durch Kunſtgebilde auszufüllen?"

„Da iſt ſie!" ſagte Clariſſa.

Lina trat ein.

„Leni!" ſagte Kurt mit leiſem, herzlichem Tone.

„Kurt!" ſchrie ſie auf und flog zu ihm, ihr Haupt an ſeine Bruſt lehnend. Das Hütchen fiel dabei nach rückwärts, und er küßte ſie aufs Haar. Dann hob er ihr Antlitz in die Höhe und ſah ihr tief in die Augen, in welchen Thränen tropften.

Clariſſa wollte ſich entfernen, aber Kurt bemerkte es und ſagte: „Bleiben Sie nur da, wir ſind kein gewöhnliches Liebespaar.“

„Doch, doch! Ich muß die Anzüge ordnen, Lina ſpielt heute Abend.“

„O! alſo ſehe ich dich gleich in deinem Amte.“

„Um Gottes willen nicht heute! Das iſt eine ſchlechte Rolle, welche ich aus Gefälligkeit übernommen. Darin darfſt du mich durchaus nicht ſehen, die ſpiele ich ganz ſchlecht. Uebermorgen aber, da ſpiele ich die Hero.“

„Uebermorgen ſchon?“ fragte Clariſſa.

„Ja. Mein geringer Erfolg als Clärchen hat die Primadonna beruhigt, ſie reiſt heute ab.“

Und nun waren ſie allein und ſaßen neben einander auf dem Sopha, und Lina mußte erzählen, erzählen vom Augenblicke an, da ſie ſich zankend in Wartenſtein getrennt. Alles, Alles mußte ſie berichten, auch das Geringſte. Und das that ſie auch redlich, ausführlich, da er lieb und gut ſeine Bemerkungen dazwiſchen machte und immer neu fragte. Auch die Freier kamen an die Reihe, ja ſogar die Entführung mit dem Extrazuge.

„Und dieſer Graf Erwin iſt wirklich liebenswürdig?“ fragte er da recht ernſthaft, und ſein von der italieniſchen Sonne gefärbtes, ſonſt blaſſes Geſicht wurde geröthet.

„Ja, er iſt liebenswürdig,“ antwortete ſie, „aber ſein Sinn iſt leicht wie eine Flaumfeder, und mit meiner Kunſt hat er eigentlich gar nichts zu ſchaffen. Wenn ich ihn heirathete, dann müßte ich Allem entſagen, was mir die Seele bewegt hat ſeit unſerer Jugend in Wartenſtein.“

„Und das könnte eintreten, meinſt du?“

„Ich weiß nur, daß die Hero über mein Leben entſcheiden wird, ſonſt weiß ich nichts. Darüber hinaus iſt die ganze Welt für mich verſchleiert.“

„Ja, ja, das ſtammt von meiner Lehrerdogmatik her in Wartenſtein, welche durch dein Entweder — oder geboren wurde. Nein, mein Kind, die Welt iſt weit und die Kunſt iſt geſchmeidig. Das habe ich in Rom gelernt. Ein Duell zwiſchen Leben und Tod ſoll man nicht ſuchen. Am wenigſten du ſollſt es. Wie biſt du, damals die ſchmächtige Leni von Wartenſtein, eine volle, ſchöne Lina von Wien geworden! Mit Staunen und Freude ſchaue ich dich an. Du wirſt noch viel Freude ſchaffen und finden.“

„Auch Kurt, der geſtrenge Herr, ſchmeichelt?!“ und ſie ſprang auf, ſeine beiden Hände ergreifend.

„Nein, Leni, ich freue mich ehrlich und herzlich, daß du ſo ſchwere Prüfungszeit tapfer und glücklich durchgekämpft haſt.“

„Du hätteſt ſie mir erleichtern können, harter Menſch. Daß du mir auf meinen Schmerzensbrief nicht geantwortet, das hat mich am tiefſten gequält.“

„Schmerzensbrief? Ein Brief?“

„Den ich dir von Pilſen geſchrieben, bogenlang. Warum ließeſt du mich —"

„Ich habe keinen Brief von dir erhalten."

„O!"

„Wohin haſt du ihn denn adreſſirt?"

„Nach Stein am Bache bei Stein am Berge."

„Jede Zeile ſo adreſſirt iſt an mich gekommen durch Sorgfalt meines Bruders Klaus. Und von Pilſen bis Stein am Bache gar, die kurze Strecke! Wer hat ihn auf die Poſt gebracht in Pilſen?"

„Nepomuk."

Bei dieſem Worte trat Nepomuk ein. Er erſchrak ſichtlich, als er Kurt ſah, den er augenblicklich erkannte, und er brachte ſeine Meldung nur ſtockend heraus: ob das gnädige Fräulein nicht zu Tiſche kommen wolle, es ſei im Nebenzimmer ſervirt, da Fräulein ja heute Abend ſpiele und die Speiſeſtunde deshalb vorgerückt werden müſſe.

„Tritt näher, Nepomuk!" ſagte Kurt.

Unſicheren Trittes kam Nepomuk einige Schritte näher. Ebenſo unſicher war ſein Blick, welchen er von unten herauf nach dem höher gewachſenen Kurt richtete.

„Haſt du in Pilſen einen Brief des Fräuleins auf die Poſt tragen ſollen?"

„Einen Brief? — O ja."

„Haſt du das redlich gethan? — Antworte!"

„Natürlich."

„Wem haſt du ihn übergeben?"

„Niemand — Niemand. In den Briefkaſten habe ich — habe ich ihn geſchoben.“

„Der Brief hatte ja keine Marke.“

„Keine? Das weiß ich nicht mehr.“

„So? — Lina, darin hat er Recht: du mußt ſpeiſen. Komm!“

Er gab ihr den Arm und führte ſie ins Nebenzimmer, wo Clariſſa harrte. Lina hatte wenig Verlangen nach Speiſe und Trank, die Mahlzeit war alſo kurz, und als ſie vorüber und er mit den Damen allein war, ſagte Kurt: „Ich traue deinem Nepomuk mit dem Briefe nicht; ich traue ihm überhaupt nicht. Er war verliebt in dich, als du kaum erwachſen warſt, und er ſteckt voll czechiſcher Tücken. Nicht, daß ich das czechiſche Volk anklagen wollte! Im Gegentheil. Das iſt ein Volksſtamm voll Kraft und Talent, ein geradezu bevorzugter ſlaviſcher Stamm. Auch für deine Kunſt, für die dramatiſche, ſind ſie begabt. Das habe ich im Prager czechiſchen Theater zu wiederholten Malen erfahren. Aber mitten unter uns Deutſche geworfen und neuerdings durch nationale Eiferſucht aufgeſtachelt, haben ſie Neigungen und Züge in ſich entwickelt, welche ihren Kern beſchädigen. Wir tragen wohl auch unſeren Theil Schuld daran: wir hätten entweder poſitiv germaniſiren müſſen, wie es Kaiſer Joſef wollte und wie man's in Deutſchland conſequent gethan, oder wir hätten ihnen freundlich entgegenkommen ſollen. Vielleicht hätte das — doch nein! es hätte wohl nur ihre Anſprüche geſteigert. Eingeſprengte Nationalitäten können nur gedeihen, wenn ſie ſich der Culturnation anſchließen, wie es in allen Großſtaaten geſchehen iſt. Sonſt verkümmern ſie ſich ihr Leben und entziehen ihren Kindern die gedeihliche Zukunft. Jetzt haben ſie ſich in eine Feindſeligkeit gegen uns hineingeeifert, welche Dienſtleute wie dieſen Nepomuk vergiftet und zu heimtückiſchem Betragen gegen uns verleitet. Eine gewiſſe Miſchung der Nationalitäten, wenn ſie naturgemäß in einander aufgehen, erzeugt obenein die ſtärkſten Völker. Siehe England; ſiehe Preußen, welches durch Miſchung mit ſlaviſchen Stämmen herrſchend geworden iſt in Deutſchland."

Clariſſa erzählte Nepomuk's Streich in Nürnberg, wo er eigenmächtig eine Theatervorſtellung abgeſagt, und Lina geſtand ein, daß die ihr zugewandte Neigung Nepomuk's ſie zuweilen unheimlich angemuthet habe. „Kurz," ſchloß Kurt, „ich bin der Meinung, der Burſche hat deinen Brief in Pilſen unterſchlagen. Warum? Vielleicht aus Eiferſucht. Er hat mich immer böswillig angeſehen neben dir. Ich werde verſuchen, der Sache auf den Grund zu kommen; du aber, Lina, wirſt gut thun, einen anderen Diener aufzunehmen. Der Schaden, welchen der Verluſt des Briefes angerichtet, iſt für uns Beide empfindlich. Ich hatte auf Briefe von dir gerechnet und gehofft. Ich wollte Stufe für Stufe deiner Ausbildung folgen und ſie mit Rath begleiten, ich wollte dir nahe bleiben, denn mein

Herz war bei dir. Jetzt muß ich mich ganz von deiner Kunſt überraſchen laſſen."

„Und mir iſt angſt und bange vor dieſer Ueberraſchung."

„Sei getroſt! Du biſt ehrlich geblieben, wie ich aus Allem erſehe, und Ehrlichkeit entſchädigt auch für Umfang, wenn dir Umfang noch fehlen ſollte. Jetzt verlaſſe ich dich. Und wann darf ich dich wiederſehen?"

„Nach dem Theater hier. Aber gehe um Gotteswillen heute nicht ins Theater!"

„Und muß ich hier deine Freier begrüßen?"

„Nein, nein! Clariſſa läßt Niemand eintreten."

Er ging und wandelte durch den Corridor nach der Treppe. Da ſtürmte ihm ein jugendlicher Kellner entgegen und riß neben ihm die Thür eines Hinterzimmerchens auf, hineinſchreiend: „Herr von Nepomuk, es iſt ſervirt!" Er ließ die Thür offen und rannte weiter.

In dem Zimmerchen ſtand Nepomuk, mit dem Rücken gegen die Thür. Er hatte auf einem Seſſel ſeinen ledernen Mantelſack vor ſich und hielt zwei Briefe in der Hand. Die ſtrenge Nachfrage Kurt's hatte ihm wohl Angſt gemacht, und er wollte entweder Lina's Brief gründlich beſeitigen oder nachträglich abliefern unter irgend einer Entſchuldigung. Er war alſo wie vom Schlage getroffen, als er hinter ſeinem Rücken — Kurt war eingetreten — die gefürchtete Stimme hörte: „Was ſind das für Briefe?"

Sie fielen ihm aus der Hand. Kurt hob beide auf und ſagte, hineinblickend: „Das iſt Leni's Handſchrift! Du haſt alſo jenen Brief unterſchlagen. Warum, Schlingel?"

„Vergeſſen."

„Und der zweite iſt ein Umſchlag für lauter Banknoten. Biſt du ſo reich?"

„Gehört dem Fräulein."

„Geſtohlen alſo?"

„Vom Grafen Erwin."

„Beſtechung? Du entpuppſt dich nicht übel. Sei des Lohnes gewärtig!"

Kurt ging auf den Corridor zurück und begegnete da Clariſſen. Dieſer übergab er das Couvert mit dem Geld und erzählte ihr, was eben vorgegangen, mit dem Bemerken, daß nun doch ein Ende gemacht werden müßte mit dieſem Nepomuk.

„Ja, ja," erwiderte dieſe zögernd, „nur nicht gleich! nur die Hero wollen wir vorüberlaſſen! Sie hängt doch eigentlich an dieſem Diener, und es droht außerdem noch eine Entdeckung —"

„Was denn?"

„Morgen werde ich's Ihnen ſagen. Ich bin auch bis zur Verwirrung betroffen davon und möchte darüber geſchlafen haben. Seien Sie nur ſanft gegen Lina! Sie hat binnen achtundvierzig Stunden gar zu viel durchzufechten."

Er verſprach's und ging. Er wollte noch ins

Künſtlerhaus, um ſein Bild anzuſehen, denn er war nach ſeiner Ankunft gleich ins „Lamm“ geeilt, um dort Wohnung zu nehmen und Leni zu ſehen. Als er aber vors Haus trat, fand er doch, daß ſich das Tageslicht ſchon zu tief neigte, um noch für ein Bild zu genügen, und er trat ins gegenüberliegende Kaffeehaus. Er wollte den Brief Leni's aus Pilſen leſen.

Er las und las ihn zweimal, dreimal. Der Brief machte ihm den vortheilhafteſten Eindruck, obwohl er die Verzweiflung ſeiner Leni ſchilderte. Es ging ja aus dieſem Erguß hervor, daß ſie ganz, ganz ihm angehörte. Die Kunſtſorgen belächelte er; ſein Aufenthalt in Rom hatte ihm freiere Anſchauungen gebracht. Auch Leni, meinte er, wird zu mäßigen ſein in ihren Anforderungen an ſich ſelbſt. Sie wird auf dich hören, denn ſie liebt dich und du liebſt ſie. Ja, du liebſt ſie! Aus der rauhen Schale des Lehrtriebes iſt allmälig die Blume der Liebe für dies reichbegabte Mädchen emporgeblüht, und zwar feſt emporgeblüht, ganz feſt, eben weil es langſam geſchehen iſt. Ja, du liebſt ſie mit voller Kraft deiner Seele. Ihr ſeelenvoller Blick entzückt dich wie nichts auf dieſer Welt, ihr Beſitz beglückt dich unausſprechlich, und du wirſt alle Kräfte aufbieten, ſie zu beglücken.

Ging er da nicht zu leicht hinweg über den Kunſtdrang in Leni? Wenn ſie ſich darin nicht ſelbſt genügte, konnte er ſie dann wirklich beruhigen mit ſeinen Tröſtungen?

An beiden Seiten des Donjon-Gebäudes, wo ſich die Flanken anſchließen, ſind ebenfalls zwei prächtige, à jour gefaßte Treppenthürme. Sie würden an jedem anderen Orte bewundert, hier verſchwinden ſie als einfache Treppen neben dem ſchönen Räthſel des Mittelpunktes. Und doch beginnt eine neue phantaſtiſche Welt des Reizes, da wo dieſe große Treppe auf das Dach herausſteigt, und ſich wie eine Krönung des Ganzen pyramidaliſch in übereinander gebauten Colonnaden zum Belvedere und zur letzten Zinne bis zur koloſſalen Lilie erhebt, noch hundert Fuß aufſteigend vom platten Dache. Dieſes Dach ſelbſt iſt wie ein Wald von Statuen durch all die Schornſtein- und Giebelthürme, die ſich hier in feinſter Grazie zuſammenfinden. Was bei uns gern verborgen wird als eine mißliche Nothwendigkeit des bewohnbaren Baues, der Schornſtein erhebt ſich überall als Zierde. Die dreihundertfünfundſechzig Zimmer, eine damals beliebte Zahl, oder nach Andern die vierhundertvierzig, welche das Schloß enthielt, beſaßen all ihre Camine, und ſie erregen noch heute den Neid der Baumeiſter. Sie ſind alle ſchön, ſie rauchen nicht, und ſie bedürfen nicht der hundertfachen, unſchönen Ausgänge. Wohlgebildet ſenden ſie alle ihre Wolken in die Obelisken des Daches.

Von dieſem Himmelszimmer Chambords, dieſem eigenthümlichen Dache, ſieht man tief in den Wald des alten Jagdſchloſſes, der ſieben Lieues im Umfange hatte und mit Mauern umgeben war. Eigentlich iſt auch des Gebäudes Anblick von der Waldſeite am Eigenſten, weil hier die Treppenthürme ſich darſtellen. Aber auch dies hat Ludwig XIV. vernichtet durch niedrige Seitenflügel, die er daran geklebt. Manſard ſelbſt, der hier zuerſt ſeine Dächer verſucht, obwol ein großes Talent, verſtand es entweder nicht, dem originalen Geſchmacke der Renaiſſance zu folgen, oder der Eigenſinn des Herrn zwang ihn zur Geſchmackswidrigkeit. Das Schloß, im Weſentlichen bis 1540 vollendet unter Franz, der zwölf Jahre täglich eintauſendachthundert Arbeiter daran bauen ließ, verlor ſeine Seele mit dem Tode des Königs. Sein Sohn Heinrich, der mit mäßiger Kraft überall in des Vaters Fußſtapfen

Auch dieſe Fragen traten einen Augenblick vor ihn hin, aber nur einen Augenblick. Die Gasflammen wurden angezündet im Kaffeehauſe, die einſame Welt hörte auf für ihn, und er griff nach den Zeitungen, welche vor ihm auf dem Tiſche lagen.

Er hatte in Rom ſo lange Zeit keine öſterreichiſchen Zeitungen geſehen, und es überraſchte ihn höchlich, was er jetzt in ihnen fand. Böhmen, ſein Heimathland, und die Nationalfrage in Böhmen wurde in leidenſchaftlichen Artikeln beſprochen. Er ſah, daß ein Kampf entſtanden war, ja ein Krieg zwiſchen Czechen und Deutſchen, und daß die Czechen weittragende Zugeſtändniſſe errungen hatten für ihre nationale Abſonderung. Er ließ die Zeitung ſinken und ſagte leiſe: Arme Landsleute! Ihr jauchzt jetzt darüber, aber eure Kinder und Enkel werden es bitter beklagen, wenn ſie ſich durch ihre Schulbildung abgeſperrt ſehen von dem reichen, ausgiebigen Verkehr in einem großen Staate. Die Bretonen, die Basken, die Waliſer und wie viel andere eingeſprengte, anders redende Stämme, ja die weit ausgebreiteten Slaven am rechten Elbufer in Deutſchland, ſogar am linken bis über Mecklenburg hinaus ſind alle Franzoſen, Engländer und Deutſche geworden und genießen die große Gemeinſchaft mit einem Culturſtaate, und ihr wollt durchaus inmitten —

Da fiel ihm der ſchlimme Geſell Nepomuk ein, und er ſagte ſich: Würdeſt du ihn nicht milder anſehen, wenn er ein Deutſcher wäre? Biſt du nicht in dieſem Mißtrauen gegen den anderen Stamm zu ſtreng gegen ihn? Hat er nicht ein Recht, Leni zu lieben, ſo gut wie du? Und iſt es nicht unbillig, ſeine untergeordnete Dienerſtellung ihm noch fühlbarer zu machen dadurch, daß man ihm alles mögliche Schlimme zutraut? Am Ende hat er das Geld nicht geſtohlen, er war ja früher brav. Suche ihn auf, nimm ihn vor, hilf ihm zu einer leidlichen Rechtfertigung, gerade weil er ein Czeche iſt, damit er dem deutſchen Herrn Gerechtigkeit und Billigkeit nachſagen muß. Ohne dieſe beiden Eigenſchaften begeht man ja immer und überall Unrecht.

Er ſtand auf, zahlte ſeine Zeche und ging wieder ins „Lamm“ hinüber, wo er Nepomuk zu finden hoffte. Schon im Thorwege traf er ihn. Nepomuk war im Begriffe, nach dem Stadttheater zu gehen, wo er bisher immer zu finden geweſen, wenn ſeine Herrin irgend etwas zu wünſchen fand. Sie hatte ihm ja noch kein übles Wort geſagt über das, was Herr Kurt entdeckt hatte.

Als er aber plötzlich wieder dieſem Herrn Kurt gegenüberſtand, da fuhr er tief zuſammen. Er war ſehr unglücklich und des Aergſten gewärtig von dieſem Manne.

„Wohin, Nepomuk?“

„Ins Stadttheater.“

„Ich werde mit dir gehen, damit ich den Weg kennen lerne. Komm! Und dabei ſage mir aufrichtig: wie ſteht es mit dem Gelde vom Grafen Wartenſtein?

Was hat das für eine Bewandtniß? Ich habe dich immer für einen ehrlichen Kerl gehalten: wie kommt dies Geld in deinen Beſitz? Sag mir Alles, auch wenn du gefehlt haſt.“

Sie ſtanden auf der Ferdinandsbrücke beim Schluß dieſer Fragen, und Nepomuk mußte ſich ans Geländer halten, — Kurt's Worte, weil ſie unerwartet gutmüthig waren, hatten ihn zu tief erſchüttert. Sein Geſicht verzog ſich krampfhaft, als ob eine Thränenfluth im Anzuge wäre. Langſam faßte er ſich und kam endlich dahin, Kurt zu erzählen, wie es mit dem Gelde gegangen, und daß er, Gott wüßte es! niemals die mindeſte Abſicht gehabt hätte —

„Laß den lieben Gott in Ruhe, ich glaube dir ja ohne ihn und lobe dich dafür, daß du deine Herrin da bewahrt haſt vor einem Geſchenke. Bleib immer ſo brav für ſie und ſetze dem Neide, der in euch Allen ſteckt und der in Bezug auf ſie fauſtdick in dir ſteckt, ſetze ihm das Knie auf die Bruſt und halte ihn nieder. Fräulein Leni wird dich nicht fortſchicken, und du wirſt ſie ferner anbeten. Aber ſchicklich, Nepomuk, hörſt du? ſchicklich! Und nun erzähle mir von eurem Leben in Pilſen und Nürnberg!“

Das Wort „Neid“ in Bezug auf Leni hatte curios eingeſchlagen bei Nepomuk, aber es ſchmeichelte ihm, daß er wie ein Nebenbuhler behandelt wurde; er fühlte ſich durch und durch gehoben und erzählte nun alles Erſinnliche von Leni's Lebenslaufe und auch — Kurt ermunterte ihn dazu — von den vornehmen Freiern und deren Manieren.

So kamen ſie in die Schellinggaſſe an die Hinterſeite des Stadttheaters, von wo Nepomuk auf die Bühne hinauf wollte. Er fragte, ob Herr Kurt auch da hinauf —?

„Nein, Nepomuk. Geh mit Gott!“

Nepomuk war noch in beglückender Aufregung und küßte ihm die Hand, was er nie gethan. Kurt ging die Himmelpfortgaſſe hinauf nach der Vorderfront des Theaters in der Seilerſtätte, die Loggia betrachtend, wo Dichterſtatuen, von Gasflammen beleuchtet, ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

Es iſt ein Vorurtheil Leni's, daß ich ſie heute nicht ſehen ſoll, ſagte er ſich, ein bloßes Vorurtheil. Das umgeht man. Ich ſehne mich danach, ſie zu ſehen und zu hören.

Und er kaufte eine Karte für den dritten, den oberſten Stock, damit ihn Leni nicht entdecken könnte. Er fand einen guten Platz und ſah zu wie ein gewöhnlicher Theatergänger, welcher nur Augen und Ohren hat für ſeinen Liebling unter den Darſtellern. Wunderlich genug, war der ſonſt ſo ſtrenge Theoretiker ganz und gar nicht kritiſch beſchäftigt. Das Mädchen Leni, ſeine Geliebte, das weibliche Geſchöpf mit ſeinen Reizen in der Geſtalt, in den Bewegungen, in den Wandlungen des ſchönen Antlitzes und im Ton der Stimme, das Alles und nur das nahm ihn in Anſpruch und erweckte ihm die angenehmſte Empfindung. Erſt als der Vorhang zum letzten Male gefallen und er beim Aufbrechen des Publikums noch eine Weile ſitzen geblieben war, ſagte er ſich: Aber du haſt ja ganz vergeſſen, wie es mit ihrer Kunſt ſteht! Wie kommt das? Die Rolle giebt nicht viel her. Aber freilich, in einzelnen Wendungen hätteſt du doch bemerken müſſen, ob — ach, das Märchen iſt dir ja doch jetzt wichtiger als die Künſtlerin!

Er ging ins Parterrezimmer des „Lamms“, um dort zur Nacht zu ſpeiſen, da Leni, welche ſich umkleiden mußte, ja erſt ſpäter zu Hauſe ſein könnte. In ſeiner Nähe war der Stammtiſch der Kunſtfreunde, und von da hörte er allerlei Urtheile über die heutige Lina. Sie hätte eine ſolche Rolle nicht ſpielen ſollen! war der Refrain. „Schade!“ ſagte einer der Herren, „ſie hat im Trauerſpiel einige Accente gebracht, welche mich tief getroffen und mir den Glauben erweckt haben, es käme endlich wieder einmal ein von innen ausſtrömendes Talent für die Tragödie.“

Kurt war augenblicklich betroffen von dieſem Worte. Du haſt, ſagte er ſich, in der Freude über dein geliebtes Märchen ganz vergeſſen, worin die Lebensfrage Leni's wurzelt. Vergeſſen? Nicht bloß das. Du haſt nichts bemerkt von tieferer Bedeutung in ihrem Spiel. Fehlt dieſe wirklich, dann wird es eine ſchwere Aufgabe ſein, ſie fürs Leben zu gewinnen, denn ihre ganze Seele athmet ja nur in dem Bedürfniß, eine höhere Künſtlerin zu werden.

Beſorgt erhob er ſich vom Seſſel und ging zu Lina hinauf. Er fand ſie im Streit mit Clariſſen. Dieſe warf ihr vor, die geringe, undankbare Rolle geſpielt zu haben, denn das Publikum verwechſele immer Rolle und Darſteller mit einander. Lina war aufgeregt und rief: „Ja doch! Aber was kam noch Alles dazu! Erwin, Graf Bela und Heinzeles, denen wir hier unſere Thür verſchließen, waren alle Drei immerfort hinter den Couliſſen und überſchütteten mich mit Vorwürfen. Ich mußte ja zerſtreut werden und die dumme, ſchlechte Rolle auch noch ſchlecht ſpielen. Das Aergſte aber war, daß dieſe Maruſchka, für welche ich das Opfer gebracht, am Schluſſe der Vorſtellung zu mir trat und ganz impertinent ſagte: ‚Sie haben mir gar nichts genützt, Fräulein; ich bin nicht applaudirt worden und der eigenſinnige Director hat mir meine Entlaſſung angekündigt.‘ — Sei froh, Kurt, daß du nicht dabei geweſen biſt! Das iſt Theatermiſère.“

„Ich bin dabei geweſen.“

„Was?! Nein!“

„Und du haſt mir gefallen.“

„Ums Himmelswillen nein! Ich hatte dich ja gebeten! Und gefallen habe ich dir? Das iſt ja noch ſchlimmer, denn ich habe ſchlecht geſpielt. Dann erwarteſt du alſo gar nichts von mir. O Kurt, das iſt traurig!“

„Liebes Kind, du haſt eine wahre Fähigkeit, aus jeder Pflanze Gift zu ſaugen. So treibſt du's auch mit der Kunſt. Laß ihr doch Zeit, laß dir doch Zeit! Zur tragiſchen Kunſt iſt der Weg der weiteſte, und es giebt ja nicht bloß eine tragiſche Kunſt."

„Nein, ich könnte mich auch komiſch ausbilden!" rief Lina in erregtem Tone.

„A propos," ſchaltete Clariſſa ein, „man hat mir heute erzählt, daß unſer wilder Freund Siegismund, Pilſener und Nürnberger Angedenkens, hier im Wiedner Theater engagirt iſt und nun Glück macht als komiſcher Liebhaber."

„Und dahin könnte ich's auch noch bringen, meint ihr?"

Nach einer Pauſe fuhr ſie aber milder fort, indem ſie ſich zu Kurt wendete: „Du kennſt das Theaterweſen nicht und weißt nicht, was eine einſtudirte Rolle bedeutet. Ich habe dieſe alberne Rolle als Anfängerin in Pilſen eingelernt und geſpielt, und ſie bleibt mir ſo auf dem Halſe, wie ich ſie mir damals angezogen habe. Man wird ſolch Eingelerntes nicht mehr los. Es iſt alſo geradezu ſchrecklich, daß du mich danach beurtheilſt."

„Das thue ich ja nicht. Ich warne dich nur vor übertriebener Anforderung an dich ſelbſt. Du magſt der tragiſchen Aufgabe zuſtreben, ſollſt aber nicht verlangen, daß du ſie in einer ſo kurzen Laufbahn, wie ſie hinter dir liegt, ſchon ganz löſen könneſt. Das tragiſche Moment iſt furchtbar groß und wird nur vom ſeltenſten Genie erreicht. Es iſt der ewige Schmerz der Creatur, welchen der Künſtler ſiegreich ausſtrömt. Siegreich!

Denn indem er ihn mit voller Macht äußert, beweiſt er, daß er über ihn erhaben iſt. Er bringt uns zum Bewußtſein, daß jegliches Menſchenthum vom Schmerze ausgeht und zum Schmerze zurückkehrt. Die Geburt iſt Schmerz, der Tod iſt Schmerz; wir gehen ein und aus durch Schmerz. Der tragiſche Künſtler führt dies menſchlich Unvermeidliche, den Schmerz, bis zum Aeußerſten vor unſere Seele, und weil er dies begeiſtert thut, erhebt er uns über die Erde. Wir fühlen durch ihn, daß es eine Fähigkeit giebt, welche über alles Erdenweh hinausreicht, und dies iſt der künſtleriſche Triumph des tragiſchen Schauſpielers. Kannſt du wirklich glauben, daß ſolch ein Triumph auf kurzem Wege erreichbar ſei? Warte in Beſcheidenheit ab, wie weit der Genius reicht, welcher dir beſchieden iſt, und zerſtöre nicht ſchöne Anlagen durch ungeduldiges Einſtürmen auf dieſelben.“

Dieſer plötzlich ernſt geſprochenen Rede Kurt's folgte tiefes Schweigen. Lina war auf einen Stuhl geſunken und ſah Kurt mit weit geöffneten Augen an. Endlich trat eine Thräne in ihr Auge und ſie ſagte leiſe: „Das erreiche ich nicht.“ — Dann ſtand ſie langſam auf, reichte Kurt die Hand und ſprach: „Bitte, laß mich allein! Gute Nacht.“

Elftes Capitel.

Am anderen Morgen ſaß Clariſſa im Salon allein. Der junge Tag ſchien hell. Die Sonne kam über den römiſchen Maſſenbau, die Franz-Joſef-Caſerne, freundlich herüber, glitzerte auf dem Donaucanal und ſandte ihre Strahlen ins „Goldene Lamm“ herein, den Frühling verkündend.

Clariſſa wurde dieſer Aufmunterung zum Leben kaum inne, ſie war bedrückt von Sorge. Nicht bloß wegen der Journale, welche eins nach dem anderen vom Kellner gebracht wurden und von denen die meiſten direct an Fräulein Lina adreſſirt waren. Alle waren voll Tadel über die geſtrige Darſtellung Lina's. Es waren allerdings meiſt wenig geleſene Blätter, welche aber in dieſem Falle durchaus geleſen ſein wollten. Das deutete auf feindlichen Zuſammenhang. Aber nicht bloß deshalb war Clariſſa bedrückt. Lina ſelbſt hatte geſtern Abend kein Wort mehr geſprochen, ſondern ſich ſogleich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Die ſchweren

Worte Kurt's hatten ſie offenbar tief getroffen und wahrſcheinlich Muth und Hoffnung in ihr niedergeſchlagen. Die Worte „Das erreiche ich nicht“ waren von Clariſſen gehört worden. Jetzt lag Lina trotz des ſonnenhellen Morgens noch im Bett, und das Stubenmädchen hatte berichtet: „Ich weiß nicht, ob ſie noch ſchläft, ſie rührt ſich nicht.“

Die kleinen Journale in den Papierkorb werfend, ſtand Clariſſa da und blickte vor ſich hin, zweifelnd, ob oder was zu thun wäre. Sie hatte ja noch das Geheimniß auf dem Herzen, welches ihr beim Anblick Wuſſinah's entgegengetreten war. Sie hatte beſchloſſen gehabt, Lina nichts davon zu ſagen, bis die entſcheidende Aufführung vorüber wäre, um nicht neue ſtörende Aufregung in Lina's Gemüth zu werfen; aber wie viel Anſtrengung koſtet es, wenn eine Frau etwas Wichtiges verſchweigen ſoll! Und nun gar etwas, was ja überraſchend neu wäre!

Da ſchlug die Zimmeruhr. Clariſſa ging hin, um das Zifferblatt zu betrachten. Halb zehn. Nun blickte ſie auf die Thür, welche zu Lina führte; um elf war Scenenprobe für die Hero — aber ihre Gedanken wurden plötzlich abgewendet: Baron Heinzeles trat ungeſtüm in den Salon mit einem kurzen Wort der Entſchuldigung, daß er ſo früh überraſche. Er wäre ſeiner nicht mehr mächtig, Lina ſperrte ſich ab, Lina hätte geſtern Abend hinter den Couliſſen kein freundliches Wort für ihn gehabt. Glücklicherweiſe auch nicht für trat, hat die Fortſetzung noch am Eifrigſten betrieben, und unter Anderm die ſchöne Capelle vollendet. Denn Catharina, ſeine Gemahlin, damals noch jung und dem Reiten und Jagen zugethan, hatte treibenden Geſchmack für ſolche Schöpfung, und überſah es, daß ihr Gatte Alles nur für Diana that. Oben im Belvedere ſaß auch ſie gern des Nachts, um ungeſtörter als anderswo die Sterne zu befragen. Ihre jüngeren Söhne Franz II., Carl IX. und Heinrich III. thaten nichts für Chambord, Carl, den die Hetzjagd lockte, nahm einen kurzen Anlauf, der bald endigte. Heinrich IV. konnte nicht gut auf längere Zeit von Paris und zog deshalb Fontainebleau vor und St. Germain. Ludwig XIII., für deſſen Melancholie und einſame Jagd Chambord vorzüglich gepaßt hätte, kam einige Male, unternahm auch Verſchönerungen, aber ſein matter Charakter ließ ſolchen Anfang bald wieder ſinken. Ludwig XIV. gab einige Feſte und verdarb Manches durch moderne Willkürlichkeit. Sein Schöpfergeiſt konnte ſich auch nicht begnügen mit Reparatur und verſammelte ſich auf Verſailles.

Unter Ludwig XV. lebte der gute König Stanislaus hier zum Segen der Solognaten, und nach ihm erhielt's der Marſchall von Sachſen zur Apanage. Mit ihm kam ein nicht unintereſſantes Leben hieher, wenn auch kein bedeutendes. Er ließ auf den Flächen nach der Loire zu ſeine Uhlanen-Regimenter manövriren, und jagte die ukrainiſchen Remontepferde in den Wald, damit ſie ihrer heimatlichen Gewohnheit pflegen könnten. Wenn man ihrer bedurfte, dann ſtieg ein Reiter auf das Dach, blies eine Fanfare nach dem Walde hinüber, und die Roſſe verließen ihre Weide und kamen wiehernd angeſprengt zu den Mauern Chambords. Auch hatte der Marſchall lange Zeit den bekannten Favart und ſeine Truppe bei ſich, und ließ Molière'ſche Stücke aufführen, die hier und in Verſailles vor Ludwig XIV. zuerſt gegeben wurden. Uebrigens hallte das Schloß wieder vom luſtigen Leben des alten Kriegers, und ſah denn auch bald deſſen Leiche. Das Schloß ward dann von Neuem verſchenkt und die Revolution fand darin die Polignacs. Sie emigrirten, es ſtand leer, ward verwüſtet und ſo weit es anging zerſtört.

die Herren Grafen; aber ihm, dem Baron, ſchwante Unheil. Er wüßte genau, daß ein fremder Mann, ein fremder Mann mit Vollbart zugelaſſen würde; geſtern Abend ſpät habe derſelbe hier eintreten dürfen. Mit einem Worte: er, der Baron, wäre zu einer entſcheidenden Handlung entſchloſſen und käme jetzt, ſich um den poſitiven Beiſtand der Frau Clariſſa bei dieſer entſcheidenden Handlung zu bewerben. Umſonſt wäre der Tod — das wüßte er wie Frau Clariſſa. Ein Mann wie er, der Baron, verlangte auch nichts umſonſt. Es ſtünde alſo ihr, der Frau Clariſſa, die höchſte Summe zu Dienſt, ſie möchte einſchlagen. „Es hat ja doch," ſchloß er mit Ueberzeugung, „nichts dauernden Werth als Geld."

Clariſſa erwiderte ruhig: „Das ſpricht beredſam für Ihre Liebe."

„Dummheit! — Pardon! die Dummheit geht auf mich. Streiten wir darüber nicht! Bleiben wir bei der Hauptſache: die höchſte Summe biete ich. Fordern Sie ungenirt!"

„Die Dummheit, Herr Baron, wird für die Handlung, von der Sie ſprechen, das richtige Wort ſein. Schämen Sie ſich, eine ehrliche Frau beſtechen zu wollen! Noch dazu für unmögliche Dinge. Lina iſt nicht zu ſprechen, bis ſie die Hero geſpielt hat; können Sie ſich nicht gedulden, was ich Ihnen gar nicht verdenke, denn am Ende nützt Ihnen auch die Geduld nichts —"

„Sehen Sie! Sehen Sie!“ — Nun ſich nach der Thür umwendend, welche geöffnet wurde, ſchrie er: „Auch das noch!“ — Der Ton hätte für einen Börſenkrach gepaßt.

Durch die Thür war Graf Erwin eingetreten. Er ſah recht ernſthaft aus bei ſeinem höflichen Gruße, und nicht minder ernſthaft, als Baron Heinzeles mit ſehr lauter Stimme zu ihm ſagte: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Obgleich Sie ein alter Graf und ich ein junger, das heißt ein jüngerer Baron bin: wir werden hier Alle abgeführt, alter und jüngerer Adel, mit langer Naſe, wenn — wenn wir's uns gefallen laſſen.“

Mit dieſen räthſelhaften Worten ging er ſo ſtürmiſch ab, wie er gekommen war.

Graf Erwin ſah ihm kopfſchüttelnd nach und entſchuldigte ſich dann ebenfalls wegen der frühen Stunde. Er habe gehört, daß Fräulein Lina noch ſchliefe, und er wünſche ein ernſtliches Wort mit der würdigen Freundin derſelben zu ſprechen. Seinerſeits wäre Alles vorbereitet für den Ehebund, und er erwartete ſtündlich die kirchlichen Papiere vom Vormunde des Fräuleins. Zu alle dem hätte ihn die Freundlichkeit Lina's ermuthigt, und in dieſer Zuverſicht hätten ihn ja auch die immer wohlwollenden Aeußerungen der Frau Clariſſa beſtärkt. Er wüßte leider auch, daß erſt nach der Hero-Darſtellung der endliche Beſcheid zu erwarten wäre: „aber,“ ſchloß er, „das geſtrige gleichgültige Benehmen Lina's erſchreckt mich doch. Ich bin irgend einer Aufmunterung bedürftig und komme, um eine ſolche von Ihnen zu erreichen.“

Clariſſa war noch immer nicht frei von dem Gedanken, daß eine Heirath des Grafen das Wünſchenswertheſte für Lina wäre. Der Verkehr zwiſchen Kurt und Lina hatte zwar dieſen Gedanken erſchüttert, denn er hatte ihr gezeigt, daß da eine Sympathie herrſche von ungeahnter Stärke. Aber das Verhältniß zu Kurt ſchien doch eng verknüpft mit dem Theatererfolge oder Nichterfolge Lina's. Ein Nichterfolg, welcher ja bei den überſpannten Anforderungen Lina's und bei ihrer unruhigen Stimmung nahe genug lag, mochte Zuſtände herbeiführen, welche kein Menſch vorausſehen konnte. Dann, meinte Clariſſa, wäre vielleicht eine Heirath des Grafen ein Act der Heilung für Lina.

Clariſſa vertröſtete alſo den Grafen, ſo gut ſie konnte, und verſprach in einem gewiſſen Falle ihren Beiſtand für den Wunſch des Grafen.

„In einem gewiſſen Falle? Was heißt das?“

Die ſchwierige Antwort wurde Clariſſen erlaſſen, weil ein neuer Beſuch eintrat. War es wie auf dem Theater der dritte Freier, Graf Bela? Nein. So wie der zu ſchweigen verſtand, ſo verſtand er auch zu warten — der Eintretende war Herr Wuſſinah.

Clariſſa erſchrak heftig und fuhr vom Seſſel auf. Graf Erwin erhob ſich ebenfalls. Eine nähere Erklärung des Räthſelwortes „in einem gewiſſen Falle“ war in Gegenwart eines Dritten nicht zu erhoffen. Er grüßte alſo Clariſſen und ſagte im Fortgehen zu Wuſſinah: „Sie laſſen mich auf das Document warten!“

„Ich glaube, nicht mehr lange, Herr Graf.“

Als der Graf die Thür hinter ſich geſchloſſen, trat Wuſſinah näher zu Clariſſen, welche ihn mit weit geöffneten Augen betrachtete, und ſprach: „Sie ſind, höre ich, Leni's Freundin; Sie müſſen helfen. Wahrſcheinlich wiſſen Sie bereits, was Leni geſtern bei mir geſtoh— ſagen wir entwendet hat?“

„Nein.“

„Ein Fläſchchen mit Gift.“

„O!“

„Gehen Sie zu ihr! Sie ſoll's auf der Stelle zurückgeben, oder ich rufe die Polizei!“

„Dabei erfährt die Polizei, daß Gift bei Ihnen zu haben iſt.“

„Machen Sie keine Bemerkungen und keine Umſtände! Schaffen Sie das Fläſchchen mit der Leni oder ohne die Leni herbei! Ihr Schauſpielerinnen ſeid exaltirtes Volk, ihr könnt in einem Moment das größte Unglück anrichten; denn es iſt ein augenblicklich tödliches Gift.“

„Das darf allerdings nicht in Lina's Hand bleiben. Ich werd's ihr abverlangen. Jetzt iſt ſie nicht da, ſie iſt zur Probe.“

„Das iſt nicht wahr! Sie iſt da!“

„Welche Sprache erlauben Sie ſich! — Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt — und je näher ich Sie anſehe, deſto weniger glaube ich das —, dann ſind Sie am wenigſten der Mann, gebieteriſch aufzutreten. Sie hätten im Gegentheil alle Urſache, recht demüthig aufzutreten.“

„Was ſchwatzen Sie da?!“

„Herr!“

Clariſſa wußte ganz gut, daß es gar nicht angebracht wäre, ein Geheimniß aufzudecken, welches Lina unmittelbar und auf das peinlichſte betraf. Lina aber war im Nebenzimmer, ſie konnte jeden Augenblick eintreten, und ſie ſtand ja, ohnehin ſchon erſchüttert, dicht vor dem Prüfungsabend. Eine neue ſchlimme Aufregung konnte ſie geradezu unfähig machen. Das Alles wußte Clariſſa. Aber die Reizung dieſem Unhold gegenüber war zu groß, die Unthat, deren ſie ihn zieh, war zu unverzeihlich für ein Weib. Alles verzeihen Frauen eher als treuloſes Preisgeben eines verführten Mädchens. Und einen ſolchen Verbrecher glaubte Clariſſa in dieſem alten Wuſſinoh vor ſich zu haben. Das Blut und der Zorn ſtiegen ihr zu Kopfe bei ſeinem groben Betragen, und ſie ſchritt auf ihn zu, als ob ſie ihn ſchlagen wollte. Erſt dicht vor ihm blieb ſie ſtehen und ſagte: „Sie lebten ja wohl vor zwanzig Jahren in Pilſen? Nicht?“

„Ich?“

„Ja, Sie! Und da beſuchten Sie öfter die erſte Liebhaberin am dortigen Theater. Hieß ſie nicht Lauban?“

„Wo ſoll das hinaus?“

„Sie werden's gleich erfahren. Das Mädchen war bildhübſch, war ein großes Talent und wißbegierig.“

„So?“

„Ja. Darum gefiel ihr ein junger Juriſt, welcher recht unterrichtet war in der Naturwiſſenſchaft. Er kannte alle Blumen und Blätter und brachte ihr abſonderliche. Sonſt war er nicht gerade liebenswürdig. Aber er imponirte dem jungen Mädchen durch herriſches Weſen. Sie ließ ſich von ihm unterjochen und —“

„Sie beſchenkte die Welt mit einem jungen Sprößling.“

„Sie wagen es zu ſpotten? Sie ſind einfach ein ſchlechter Menſch.“

„Frau, was unterſtehen Sie ſich!“

„Viel zu wenig unterſtehe ich mich. Der junge Mann kümmerte ſich nicht mehr um das arme Mädchen, als es durch ihn in die peinliche Lage gerathen war. Der Director mußte ſie entlaſſen; von kläglichen Almoſen der Schauſpieler, welche ſelbſt nichts hatten, mußte ſie leben, das heißt am Hungertuche nagen, bis ſie bei der Geburt des Kindes durch den Tod erlöſt wurde, und — der ſchlechte Menſch waren Sie, Sie!“

„Sie ſind eine gute Schauſpielerin, Sie ſpielen recht natürlich.“

„Herr, dort iſt die Thür! Hinaus!“

In dieſem Augenblicke entſtand Geräuſch an der Thür, welche zu Lina führte. „Um Gottes willen jetzt nicht!" flüſterte Clariſſa vor ſich hin und eilte zu der Thür, um Lina nicht einzulaſſen.

Wuſſinah hatte ſich ruhig auf einen Stuhl geſetzt und blickte vor ſich hin. Als Niemand eintrat und Clariſſa ſich umwendete, ſprach er in ruhigem Tone: „Dieſer ganze Lärm iſt unnütz. Die Sache iſt ohnehin reif, und ich wollte ſie heute noch dem Grafen Erwin erzählen, weil er Leni heirathen und einen Taufſchein haben will. Sie wird Gräfin, und deshalb ſage ich: die Sache iſt reif. Ihre Vorwürfe ſind unrichtig. Ich war blutarm, und mein Chef hätte mich zu allen Teufeln gejagt, wenn er erfahren, daß ich ein ſolches Verhältniß mit einer Schauſpielerin gehabt. Als ich nicht mehr arm war, habe ich gründlich für das Kind geſorgt. Ich habe den Fuhrmann gedungen, welcher es in unſeren Wald brachte, ich habe es nach Wartenſtein zur Gräfin geführt und ihm eine glänzende Unterkunft verſchafft. Dieſe wäre ihm nur geſchmälert worden, wenn ich als Vater hervorgetreten wäre. Jetzt erſt iſt Zeit dazu, und jetzt erkenne ich es an."

„Das laſſen Sie bleiben, wenn Sie nicht die Schande erleben wollen, daß Lina Sie verächtlich zurückweiſt."

„Was?!" — Und er ſprang auf.

„Sie wird eher Ihr Gift trinken, als Sie Vater nennen."

„Frau, reden und machen Sie keine Dummheiten! Vor allen Dingen nehmen Sie ihr das Fläſchchen ab!

Ich beſitze eine Million, und Lina erbt dieſe Million, wenn ich ſterbe.“

„Und Lina konnte als arme Schauſpielerin draußen elend zu Grunde gehen wie ihre Mutter, wenn ſie nicht Talent und Glück gehabt hätte, denn Sie kümmerten ſich auch damals nicht um Ihr Kind. Sie melden ſich erſt, da ſie Gräfin werden kann. Was können, was dürfen Sie von einem ſo behandelten Kinde erwarten? Lina kennt das Betragen des Verführers gegen ihre Mutter, ſie kennt es durch mich. Sie verachtet, ja ſie haßt dieſen Verführer als den Mörder ihrer Mutter — gehen Sie fort und kommen Sie nie wieder!“

Da zuckte Wuſſinah zuſammen und trat einen Schritt zurück.

„Fort! fort!“ ſchrie jetzt Clariſſa heftig, denn ſie hörte Lina’s Stimme hinter der Thür, jeden Augenblick konnte dieſe eintreten.

Wuſſinah blieb regungslos ſtehen; die letzten Worte Clariſſens ſchienen ihn doch getroffen zu haben.

Lina’s Stimme kam der Thür näher, und Clariſſa faßte Wuſſinah am Arme, leiſe rufend: „Gehen Sie fort!“

Er rührte ſich nicht. Endlich wendete er den Kopf zu ihr und ſagte: „Glauben Sie wirklich?“

Clariſſa eilte an die Seitenthür, um ſie vor Lina zuzuhalten, und jetzt erſt wendete ſich Wuſſinah und machte einige Schritte gegen die Ausgangsthür. Langſam. Dann blieb er wieder ſtehen und ſagte vor ſich hin: „Das dumme Alter macht Einen ſchwach.“ Wiederum machte er einige Schritte und noch einmal wendete er ſich um mit den Worten, die er leiſe ſprach: „Aber das Fläſchchen nehmen Sie ihr ab — das Gift. Ich hole mir's.“

Mit dieſen Worten öffnete er die Ausgangsthür. Erleichtert, weil ſie ihn gehen ſah, ließ Clariſſa ihre Hand ſinken von der Klinke der Seitenthür, und Lina trat ein, ehe er hinaus war. Clariſſa, erſchreckt, fuhr mit einem leiſen Schrei einige Schritte zurück.

Aber Lina blickte nur auf ſie und fragte, indem die Ausgangsthür endlich ins Schloß fiel: „Was iſt denn? Wer war denn da?“

Clariſſa ſchwieg zitternd. Lina aber ſchien keine Antwort zu erwarten und fuhr fort: „Liebe Clariſſa, ich bin recht muthlos. Kommen Sie mit auf die Probe! Die letzten Worte Kurt's geſtern Abend über den tragiſchen Ausdruck, ſchwer und gewiß wahr, haben mich muthlos gemacht. Wie könnte ich ſo viel! Kommen Sie mit und helfen Sie mir durch Zureden!“

Clariſſa blickte nach der Ausgangsthür. Der Mann war fort. Sie ſchöpfte tief Athem und ſagte: „Gern; in zwei Minuten; ich hole meinen Mantel.“

So gewann ſie die Verzögerung, daß ſie Wuſſinah nicht einholten, und begleitete Lina auf die Probe.

Es beſtätigte ſich: Lina war matt in der Probe, und der Director wie Clariſſa mußten ſie anfeuern.

„Es iſt Alles richtig," ſagte der Director, „aber Athem und Kraft müſſen geſteigert werden, namentlich im letzten Acte, wo es um Leben und Tod geht. Die Auffaſſung, wie geſagt, iſt richtig, aber das Blut, welches ſie ausfüllen ſoll, muß noch höher wogen."

Als die beiden Damen nach Hauſe kamen, fanden ſie einen Brief, an Lina adreſſirt. Lina las ihn, lächelte wehmüthig und reichte ihn dann Clariſſa. Er lautete:

„Die Lenis werden Linas durch bloße Koketterie mit vornehmen Männern, denen ſie ihre Liebe verſchachern. Wenn die wirkliche Probe kommt, wie geſtern mit einer Rolle, welche ſich nicht von ſelber ſpielt, da tritt die Leni vom Dorfe zum Vorſchein. Wir rathen zu einer vortheilhaften Heirath, denn mit der Kunſt geht's nicht."

„Pack!" ſagte Clariſſa; „das iſt von einer Collegin."

„Ja," ſprach Lina, „ich erkenne ſie trotz der verſtellten Handſchrift: es iſt Maruſchka."

Ein gedrücktes Schweigen folgte. Clariſſen fiel aber bei dem Namen Maruſchka ein, daß ſie ſich ſtellen könnte, als ob ſie von dieſer erfahren hätte, was ſie von Wuſſinah wußte: die Nachricht vom Giftfläſchchen. Das lag ihr wie eine ſchwere Gefahr auf dem Herzen, ſie ſagte alſo plötzlich: „Lina, ich habe ja gehört, daß Sie ein Fläſchchen mit Gift an ſich genommen. Geben Sie's mir. Ich gehöre mehr zum Luſtſpiel, für mich iſt's unſchädlich."

Napoleon nahm großes Intereſſe daran, und wollte es hergeſtellt ſehen. Unter dieſer Bedingung gab er's Berthier. Aber dieſe Bedingung ward nicht erfüllt, im Gegentheile verkaufte ſehr bürgerlich die Frau Berthier vom ſchönen Walde, was ſich nur niederſchlagen ließ. Die Reſtauration veranſtaltete die famoſe Subſcription, um es mit Hilfe des ſolchergeſtalt zuſammengebrachten Geldes dem Herzoge von Bordeaux zu ſchenken. Dieſem gehört es denn auch noch, denn erſt vor Kurzem hat er den von der Juli-Regierung begonnenen Proceß dagegen in letzter Inſtanz gewonnen.

Es mag recht poetiſch ſein, daß ein vertriebener Enkel Königs Franz im Auslande Herr von Chambord ſei, von einem verlaſſenen, wüſten Steinhauſe des alten Königthums. Aber beſſer wär's, es wäre anders, damit dies wunderbare Monument der Renaiſſance wieder geſchmückt würde in ſeiner alten Pracht. Und das jetzige Haupt der Orleans und des Staates verſteht dies, und würde Chambord bald wieder zu Chambord machen. Wo nähme ein vertriebener Prätendent die ungeheuren Mittel her, welche nöthig ſind, für die Wiederherſtellung eines Schloſſes, das ausgehöhlt bis auf die kahlſten Wände offen daliegt für Wind und Wetter. Ein Paar Maurer, die ſich in dem weiten Hauſe verlieren, klappern jetzt den guten Willen einer Reſtauration, und machen die Oede und Armuth erſt recht bemerklich. Traurig und doch reich ſcheidet man von dieſem verzauberten Schloſſe. Die weißen Steine von den Hügeln des Cher, aus denen es erbaut iſt, die ſchwarzblauen Striche, welche der Regen von den blauen Schieferdächern an die Hohlkehle gemalt hat, ſie liegen ſo ſatt und traurig in der Mittagſonne, immer wieder hält man auf dem ſandigen Parkwege das Pferd an, um dieſen Anblick noch einmal aufzunehmen. Raſch entzieht er ſich wie ein Gedicht, das weiter gedichtet ſein will im Herzen.

Wie von aller wunderartigen Schöpfung weiß man auch von Chambord den Schöpfer nicht. Die gewöhnlichen Hiſtoriker nennen Primatice, und das iſt ſo fraglos übergegangen in Aller Mund, als

Lina ſchüttelte das Haupt und ging.

„Es iſt ſündlich, dergleichen mit ſich zu führen!“ rief Clariſſa hinter ihr her.

Ohne ſtehen zu bleiben, erwiderte Lina: „So ſagt man. Dann ſind auch die meiſten Tragödien ſündhaft.“

Und ſie ging fort.

Dieſe Antwort iſt ja entſetzlich! dachte Clariſſa. — Was thun, um des Fläſchchens habhaft zu werden? Denn in Clariſſa wuchs die erſchreckende Ueberzeugung empor: wenn dieſe Lina mit ihrer Hero ſcheitert, dann iſt ſie bei ihrer Ueberſpanntheit im Stande, ihr Leben aufzugeben und das Gift zu trinken. Es muß ihr durchaus abgenommen werden. Aber wie?

Sie rief das Stubenmädchen und fragte: ob ſie heute nicht ein kleines Fläſchchen auf dem Nachttiſche neben dem Bett des Fräuleins geſehen? — „Ja,“ antwortete das Mädchen, „ein blaues Porzellanfläſchchen.“ — „Iſt es dort liegen geblieben?“ — „Nein, das gnädige Fräulein muß es eingeſteckt haben, es iſt weg.“ — „Wenn Sie's wieder liegen ſehen, Reſi, nehmen Sie's an ſich und bringen Sie's mir, es gehört mir. Das Fräulein hat mir's aus Muthwillen weggenommen. Aber öffnen Sie's ja nicht! Die Flüſſigkeit drinnen iſt laugenſcharf und macht böſe Flecke.“ — „Zu Befehl.“

Wer ſonſt kann helfen? dachte ſie weiter. — Nepomuk! — Ach, der Bube! — Und vielleicht doch! Wenn er erfährt, daß ſeiner vergötterten Herrin, ſeiner

Leni, Leben bedroht iſt. Der Patron iſt ja wie eine Eidechſe, welche in alle Ritzen ſchlüpft — ja! Und ſie rief ihn herzu.

Kurt hatte verſäumt, ſie aufzuklären über die fünfhundert Gulden. Sie hielt ihn alſo noch für den einfachen Spitzbuben, und da ſie ihn überhaupt nicht leiden mochte, ſo kam es jetzt ſehr brüsk heraus, als ſie ihm ſagte: „Fräulein Lina hat ein Giftfläſchchen, und das muß ihr abgenommen werden!“

Nepomuk knickte zuſammen und war dem Umſinken nahe bei dieſen Worten. Seine Augen ſtierten, ſein Angeſicht war todtenbleich. Leni war ja ſein Alles auf dieſer Welt. Nach Athem ringend, ſtöhnte er: „Tag und Nacht werde ich trachten, es zu bekommen!“ und ſchwankend verließ er das Zimmer.

Clariſſa blieb immer noch ſinnend ſtehen. Dies Giftfläſchchen drängte ihr Alles in den Hintergrund. Vielleicht ſollteſt du —? Da trat Kurt ein. Ja! ſchloß ſie den neuen Gedanken — ja, da der gerade eintritt, während du fragend an ihn dachteſt, ſo nimm dies für ein zuſtimmendes Zeichen!

Sie war nicht für ihn eingenommen. Seine Macht über Lina war ihr bedenklich. Aber ſein Weſen, ſein Wiſſen, ſein Urtheil imponirten ihr, und jetzt, gegenüber der Frage um Leben und Tod Lina's, jetzt erſchien er ihr doch wie der wichtigſte Mann.

Er kam aus dem Künſtlerhauſe und war ſehr heiterer Laune. Sein Bild fand lebhafte Anerkennung, und es war ihm ein hoher Preis dafür geboten. Er hatte jedoch nicht zugeſtimmt. Vielleicht, dachte er, hat es noch höheren Preis für unſere Lina, welcher es ja doch gefallen.

In dieſer Stimmung nahm er die Mittheilung Clariſſens leicht auf. Als ſie ihm aber auseinanderſetzte, wie ſeine Worte über eine Tragödin wiederum niederſchlagend auf Lina gewirkt, wie betroffen ſie in der Probe geweſen, wie ſie ihre ganze Exiſtenz an die Hero-Rolle knüpfe — da wurde er ernſt, ſehr ernſt, und kam mit Clariſſen überein, daß man geradezu ſyſtematiſch vorgehen müßte, um ſie aufzurichten.

„Ja, aufrichten! Das können nur Sie!“

„Und das Giftfläſchchen hat ſie Ihnen beſtimmt abgeſchlagen?“

„Beſtimmt. Als ich es ſündlich nannte, ſo was bei ſich zu führen, da antwortete ſie: ‚Sündlich? Dann wären auch die meiſten Tragödien ſündhaft.‘“

„O, das ſind gefährliche Worte! Bitte rufen Sie Lina!“

Das geſchah, und Lina kam. Sie war ſtill und freundlich, ſchlug aber Kurt's Bitte, ihm das Giftfläſchchen einzuhändigen, rundweg ab. Ebenſo ſtill und freundlich.

Kurt war in hohem Grade beſtürzt darüber und brauchte eine ganze Weile, um ſich zu ſammeln und um zu ſagen: „Schenke mir den Reſt des Tages! Die Sonne ſcheint, ich will dich in den Prater führen, dort wollen wir Luft genießen, welche du brauchſt und welche dich auffriſchen wird für morgen. Dann ſpeiſen wir zuſammen und dann wollen wir wieder einmal wartenſteiniſch leben: ich leſe euch die Sappho vor.“

„Ja, ja!“ rief ſie lebhaft.

„Und dann,“ ſagte Clariſſa, „iſt auch eine Loge da vom Wiedner Theater. Sicherlich hat Siegismund ſie geſchickt, er ſpielt heute Abend in einem luſtigen Volksſtück. Dahin ſollten wir!“

„Ja,“ ſagte Lina.

„Und hier,“ fuhr Kurt fort, „ſorgt Nepomuk dafür, daß Niemand eingelaſſen wird.“

„Nepomuk?!“ rief Clariſſa.

„Ja. Wegen des Geldes hat er ſich leidlich gerechtfertigt, und die Unterſchlagung des Briefes —“

„Welches Briefes?“ fragte Lina.

„Den du in Pilſen an Herrn Wetter geſchrieben,“ ſagte Clariſſa.

„Den hat Nepomuk unterſchlagen? Mein Gott! Er? Mein treuer Landsmann?“

„Ich erkläre dir im Prater die Urſache. Er iſt zerknirſcht und wird gewiſſenhaft für unſere Einſamkeit ſorgen.“

„Nepomuk!“ flüſterte Lina vor ſich hin.

Zwölftes Capitel.

Der Tag verlief ganz glücklich, wie Kurt vorgeſchlagen. Im Prater erzählte er ihr, wie Nepomuk's Anhänglichkeit an ſie zu einer verliebten Neigung ausgewachſen ſei, wie dieſe Neigung die Eiferſucht eines Othello in ihm aufgepeitſcht und ihn zu tollen Streichen verführt habe. Nachdem er — Kurt — ihm ins Gewiſſen geredet, ſei er jetzt wieder in Ordnung gebracht. „Du mußt vergeben,“ ſetzte er hinzu, „was du angerichtet haſt; warum biſt du ſo liebenswürdig!“

Lina erſchrak anfangs bei dieſem Berichte; auf Kurt's Zureden lachte ſie jedoch am Ende darüber und bemerkte nur: es wäre nun aber doch wünſchenswerth, daß Nepomuk nicht in ihrer Nähe bliebe.

„Daran wollen wir übermorgen gehen,“ ſchloß Kurt, „wenn nach deiner Hero-Vorſtellung der Moment gekommen iſt, unſere Verhältniſſe neu und dauernd zu ordnen.“

Beim Vorleſen der Sappho hütete ſich Kurt, großen Aufwand der Empfindung zu entwickeln. Dadurch meinte er ihr Vertrauen in die eigene Kraft zu erhöhen. Sie unterließ jedoch nicht, am Schluſſe zu bemerken: „In Wartenſtein, Kurt, laſeſt du wärmer, feuriger, heftiger; wie kommt das?“

„Ich bin älter und reifer geworden, ich halte die künſtleriſchen Grenzen des Vortrags ſorgfältiger inne, ich vermeide die Uebertreibung.“

Auch der Abend im Theater an der Wien ſchien wohlthätig auf ſie zu wirken. Sie lachte herzlich und freute ſich aufrichtig über den komiſchen Erfolg ihres einſtigen Kameraden, der damals ſtockernſthaft über alle Bäume hinaus gewollt. Clariſſa hatte ihn unterrichten laſſen von der Anweſenheit Lina's, und er kam während des letzten Actes, in welchem er nichts mehr zu thun hatte, in ihre Loge, ſtolz wie immer verſichernd, daß er ſich eigentlich ſchäme.

„Schämen? Worüber?“

„Daß man mich lobt, weil über mich gelacht wird.“

„Das iſt ein Irrthum,“ tröſtete Kurt, „denn künſtleriſch Lachen zu erregen iſt ebenſo werthvoll, wie Rührung und Begeiſterung zu wecken. Der komiſche und der tragiſche Beruf müſſen daſſelbe Geſetz hochhalten: nicht über die Grenze der dem Künſtler innewohnenden Fähigkeit hinauszuſchweifen.“

Lina reichte Kurt lächelnd die Hand und ſprach: „Ich verſtehe dich wohl, du unermüdlicher Schulmeiſter.“

Mit einem Worte: es ſchien Alles ganz gut zu gehen, als die Schlafenszeit da war und Lina ſich zurückzog.

Kurt und Clariſſa ſahen einander an und riefen einſtimmig: „Aber das Gift haben wir *nicht* erobert!“

„Sie muß es den ganzen Tag bei ſich gehabt haben,“ ſagte Clariſſa, „denn ich habe mit dem Stubenmädchen ihr ganzes Zimmer durchſucht, ehe ich zu Ihnen ins Wiedner Theater kam; es war nicht da. Wo kann ſie's hinlegen, wenn ſie zu Bett geht? Doch nur auf ihren Nachttiſch am Bette. Sie pflegt immer zu träumen, aber dabei feſt zu ſchlafen. Mitten in der Nacht muß alſo Jemand in ihr Schlafzimmer ſchleichen und es holen. Wer?“

„Sie.“

„Ja, die Nächſte wäre ich. Aber ich muß Ihnen meine Schwäche geſtehen: ich fürchte mich. Wer alſo?“

„Nepomuk!“

„O, ein Mann!“

„Ein Diener. Er iſt der richtige. Er iſt erfahren in geſchickter Betrügerei, und er ſchleicht mit ſeinem dünnen Körperchen wie eine Katze. Ich rufe ihn.“

Nepomuk war ſeit der Unterredung mit Kurt wiederum gründlich verändert. Mit dem ſpitzfindigen Geiſte eines Dieners, welcher von den Abfällen ſeiner Herrſchaft lebt, hatte er flugs entdeckt, daß Kurt ihn für einen Nebenbuhler hielte und ihn deshalb höher achtete. Deshalb! Und höher! Dies war ihm Manna in der Wüſte, dies trug ihn himmelhoch, denn er fühlte ſich zur Würde eines bedeutenden Mannes erhoben. Jetzt ſtieß er jeden gemeinen Gedanken mit Füßen von ſich, jetzt war er zu jeder edlen That bereit, auch wenn ſie Opfer koſten ſollte. Wie viel mehr dazu, was Kurt jetzt von ihm verlangte: zur Rettung Lina's.

So nannte es nämlich Kurt, als er den Eintretenden anredete.

„Und wenn's mein Leben koſtete!" erwiderte er enthuſiaſtiſch.

Es wurde ihm auseinandergeſetzt, wie gefährlich das Giftfläſchchen in ihren Händen wäre. Das leidenſchaftliche Spiel am nächſten Abend werde ſie bis zum Aeußerſten aufregen, und wenn dies Spiel nicht vollſtändig gelänge, ſo könnte ſie —

Nepomuk ſtieß einen dumpfen Schrei aus, all ſeine Glieder ſchlotterten bei der Vorſtellung, ſeine Herrin könnte untergehen. Was gab es Entſetzlicheres für ihn auf der Welt?! Alles werde er aufbieten, Alles, um des Flacons habhaft zu werden.

Und doch war er nicht der richtige Mann für dieſe Aufgabe. Um Mitternacht ſollte er in Lina's Zimmer ſchleichen. Bis dahin wuchs ſeine Aufregung von Minute zu Minute, und als die Uhr auf dem Corridor zwölf ſchlug, da flogen ſeine Gliedmaßen wie von einem Sturmwinde getrieben. „Deine Herrin in Lebensgefahr!" Dieſer einzige Gedanke flimmerte in ihm.

Lina's Schlafzimmer hatte keine Thür nach dem

Corridor, ſondern nur eine nach ihrem Wohnzimmer. Dieſes Wohnzimmer ſtieß an den Salon. Hier im Salon warteten Kurt und Clariſſa, und hier trat Nepomuk ein, als die Uhr ſchlug.

Kurt ſah das Schlottern ſeines Körpers und ſagte: „Wenn du kein Glied ſtill halten kannſt, bringſt du's nicht zu Wege!"

„Werd ſchon, werd ſchon!" ſtöhnte er und ging in das Wohnzimmer, die Thür zum Salon hinter ſich offen laſſend, weil im Wohnzimmer kein Licht mehr brannte.

Kurt ſah ihm nach an der offenen Salonthür. Auf den Fußſpitzen langſam vorwärts taſtend — Kurt meinte, er werde umfallen —, kam er endlich doch geräuſchlos bis an die Thür des Schlafzimmers und wartete dort eine Weile. Wohl um für ſich ſelbſt einigen Halt zu gewinnen. Dann guckte er durchs Schlüſſelloch, um zu erfahren, ob noch Licht im Schlafzimmer wäre. Es war noch Licht; ein ſchwach ſchimmerndes Nachtlicht brannte. Endlich legte er die zitternde Hand auf die Klinke, und trotz des Zitterns gab dieſe geräuſchlos nach — die Thür öffnete ſich.

Er ſah Lina, das Haupt von ihm abgewendet, ſchlafend liegen — er trat ein. Da ſtürzte ihm mit wüthendem Gebell Bums entgegen, deſſen Anweſenheit man vergeſſen hatte; Lina wachte auf, erhob ſich und griff nach dem Nachttiſche. Nepomuk aber prallte, wie von einem Nervenſchlage getroffen, zurück und riß dabei die Thür wieder ins Schloß. Er lag am Boden.

Nun kam Kurt raſchen Schrittes zu ihm, faßte ihn am Kragen und ſchob ihn — die Beine bewegten ſich wieder — in den Salon, die Salonthür ſchließend. Man hörte ſelbſt da noch, wenn auch gedämpft, den bellenden Bums.

„Geh ſchlafen!“ ſagte Kurt halblaut, nach dem Wohnzimmer hinhorchend, ob etwa Lina aus ihrem Schlafzimmer käme, und hielt dieſer Möglichkeit halber die Thür feſt in der Hand. Es regte ſich aber nichts im Wohnzimmer. „Geh ſchlafen!“ wiederholte er nun laut, und Nepomuk taumelte auf den Corridor hinaus. „Die Wirthſchaft wird ja lächerlich!“ fuhr er fort gegen die ebenfalls am ganzen Leibe zitternde Clariſſa. „Laſſen wir dies ängſtliche Getriebe fallen. Lina iſt ein vernünftiges Geſchöpf, und wir dichten ihr unvernünftige Dinge an. Faſſen Sie ſich, Frau Clariſſa, und legen Sie ſich zu Bett. Gute Nacht!“

Dieſe letzte Aeußerung Kurt’s mißfiel zwar Clariſſen, aber ſie hatte ihm ja als Erhöhung ihrer Beſorgniſſe noch mehr zu ſagen; ſie eilte alſo dem Fortgehenden nach und erzählte ihm zwiſchen Thür und Angel die troſtloſe Entdeckung, daß Wuſſinah ſich als Vater Lina’s entpuppt habe.

Kurt ſchrie laut auf, und ſein Angeſicht verzog ſich ſchmerzlich. „Arme Leni!“ ſeufzte er. „Das wird ſie niederwerfen. Jedenfalls müſſen wir Sorge tragen, verſtünde es ſich von ſelbſt. Primatice iſt nicht der Schöpfer von Chambord. Die Zeitgenoſſen wiſſen nichts davon, der Stil Primatice's iſt nirgends ſo phantaſtiſch-erfinderiſch, er iſt directere Nachahmung der Antike, er iſt Renaiſſance in der erſten Bedeutung des Wortes, nicht in der mannigfaltigeren und intereſſanteren, wie wir ſie uns gebildet.

In dem Allen könnte man indeſſen doch irre geleitet ſein. Die ſchlagendſte Verneinung liegt darin, daß Primatice zum erſten Male 1531 nach Frankreich kam, ſechs Jahre nach Beginn des Schloßbaues. Hätte er ſechs Jahre früher einen Plan an König Franz geſchickt, und wäre erſt nach ſo langem Zwiſchenraume ſelbſt gekommen aus dem nahen Italien, um nach der Ausführung zu ſehen? Zu ſolcher Annahme berechtigt uns nichts.

Vergnaud, bekannt mit dieſer Unwahrſcheinlichkeit, hat an Meiſter Roux gedacht, wie man in Frankreich den Italiener Roſſo nennt, welcher unter Franz alle großen Bauten in Frankreich leitete und beaufſichtigte. Aber Niemand ſpricht davon, und bei Roux's Charakter wäre ſein Name ſicherlich bekannt wie der Name Chambord. Roux war über die Maßen ehrgeizig und ruhmſüchtig, er machte von ſich reden ſo viel er nur konnte, er war in dieſem Betrachte ein ewiger Friedenſtörer durch neidiſche Cabale, er war eine Qual für Franz, er manövrirte Primatice nach deſſen erſter Ankunft ſogleich wieder nach Italien zurück, er tödtete ſich am Ende ſelbſt, wie man ſagt aus verzweifelndem Neide über die Macht Primatice's.

Auch Vignolle hat man genannt, um einen berühmten Namen für den Schöpfer Chambords aufzufinden. Aber Vignolle kam erſt 1540 nach Frankreich, wo es im Ganzen ſchon vollendet, wo der Donjon ſelbſt in all ſeinem Reichthume ſchon fertig war. Wird es nicht ſo ſein, wie man neueſter Zeit vermuthet, daß ein beſcheidenes Provinztalent dies Zauberſchloß erdacht? Die ſtille Märchenwelt der Einſamkeit ſchwebt ja auch darüber. Man findet jetzt in alten Quellen, daß man ſchon frühe von einem Baumeiſter aus Blois wie vom Erfinder Chambords geſprochen. Noch daß ſie es nicht morgen ſchon erfährt vor ihrer Hero-Darſtellung. Sie bräche zuſammen.“

„Ja.“

„Hat er ſich angekündigt für morgen?“

„Das nicht, aber es iſt wahrſcheinlich, daß er kommt. Und ich habe um zehn Uhr eine Leſeprobe bis elf Uhr; bis zur Hero-Probe iſt alſo Lina allein. Was thun?“

„Ich beauftrage Nepomuk, daß er ihn unerbittlich abweiſt, und ich gehe um zehn Uhr zu ihm, ſein Stillſchweigen zu erzwingen bis übermorgen. Wiſſen Sie ſeine Wohnung?“

Clariſſa wußte und nannte ſie. In trüber Stimmung gingen ſie aus einander, ihr Nachtlager zu ſuchen.

Clariſſa ſchlief wenig und war am anderen Morgen zeitig wieder im Salon, welcher zwiſchen ihrem Zimmer und dem Wohnzimmer Lina's lag. Es war ein Regentag draußen, dem Frühjahrskeimen förderſam, und bald kam auch Lina, grüßte leicht und trat ans Fenſter. Sie öffnete es und blickte ſchweigend in den Regen hinaus. Clariſſa fragte, wie ſie geſchlafen habe? Lina ſchloß das Fenſter und kam zu ihr, dann erſt antwortend: „Unruhig.“ Dabei ruhte ihr Blick feſt auf Clariſſens Antlitz, und dieſe erwartete die Frage: was während der Nacht an ihrer Thür vorgegangen wäre? Lina fragte aber nicht, ſondern läutete nach dem Frühſtück und ſagte trocken: Nepomuk ſollte ihre Garderobière mit dem Hero-Coſtüm herbeſtellen; ſie wollte es anprobiren und Einiges ändern laſſen.

„Ich werd's beſtellen," ſagte Clariſſa und ging hinaus, um Nepomuk zu beauftragen, daß er einen Dienſtmann nach der Garderobière ſenden möge, er ſelbſt ſolle da bleiben und auf Herrn Kurt warten. Nepomuk war indeſſen ſchon unterrichtet, Herr Kurt hatte es ihm beim Fortgehen in der Nacht noch eingeſchärſt, Wuſſinah nicht einzulaſſen.

Als Clariſſa in den Salon zurückkam, hatte Lina ihre Rolle vorgenommen und ſprach kein Wort. Unter ſolchem Schweigen frühſtückten ſie. Es war unheimlich für Clariſſen, daß Lina mit keiner Silbe erwähnte: nun ſei ja doch der entſcheidende Tag angebrochen und ihr Befinden, ihre Stimme, ihre Hoffnung oder Furcht ſei ſo oder ſo beſchaffen. Keine Silbe!

Endlich wollte ſich Clariſſa ein Herz faſſen und Lina nochmals um Herausgabe des Giftfläſchchens bitten, da kratzte der zurückgelaſſene heilloſe Bums an der Thür; Lina ſtand auf, ließ ihn ein und blickte wieder ſo eigen wie vorhin auf ſie. Das Wort erſtarb Clariſſen auf der Zunge. Dieſe Frage um Gift hatte etwas Schreckliches für ſie.

Jetzt kam die Garderobière mit dem Coſtüm. Sie war ſchon von ſelbſt und ohne den Boten unterwegs geweſen. Lina ging in ihr Zimmer, Bums und die Garderobière folgten ihr. Clariſſa hörte nur noch, daß eine Taſche in dem Kleide der Hero angebracht werden ſollte.

„Für das Fläſchchen!“ ſtammelte Clariſſa vor ſich hin und rang die Hände. Die zehnte Stunde war aber da und ſie mußte zur Leſeprobe.

Der Anordnung gemäß fand ſie Nepomuk auf dem Corridor. Er hatte ſich erholt und verſicherte, daß er den Doctor Wuſſinah ſchon fortſchaffen werde.

Das that noth, denn Kurt verfehlte ſeine Aufgabe, Wuſſinah in ſeiner Behauſung aufzuhalten. Er hatte eine ſchlechte Nacht gehabt, denn all die Umſtände, welche ſich um Lina zuſammendrängten, peinigten ihn und ließen den Schlaf nicht aufkommen. Er liebte das Märchen feſt und innig. Das hatte lange unklar in ihm geruht; jetzt aber wußte er's ganz. Und nun waren ihm alle die abenteuerlichen Theaterdinge zuwider. Ja, ſagte er, es würde freilich auch ihn beglücken, wenn ſeine Lina wirklich ein großes künſtleriſches Talent entwickelte, und er würde gewiß Alles thun zur Förderung deſſelben. Aber dies Drum und Dran von Theaterintriguen und Freiern, das ermüdete ihn. Und nun gar dieſe gefürchtete Vergiftung! Lügneriſche Romantik wollte er's nicht gerade nennen, und doch mußte er ſich ſagen: das leidenſchaftliche Naturell deiner Lina kann ſolch einer lügneriſchen Romantik in der That unterliegen.

Er war frühzeitig aus dem Bett geſprungen und in den Prater gelaufen, um ſich in friſcher Luft zu erholen. Dort hatte ihn der Regen vertrieben, und er hatte den kürzeſten Weg nach der Taborſtraße, wie ihm ein befragter Sicherheitswachtmann geſagt, eingeſchlagen durch die Kaiſer-Joſef-Straße. Dabei kommt man aber tief unten in die Taborſtraße, und Wuſſinah, welcher der Ferdinandsbrücke näher wohnte, war auf demſelben Wege nach der Stadt und dem „Lamm“ zu gegangen, und ſo verfehlte ihn Kurt.

Wuſſinah ſelbſt war durch die geſtrigen Aeußerungen Clariſſens in einen geſpannten Zuſtand gerathen. Daß ſeine Tochter ihn zurückweiſen könnte, wäre ihm früher gar nicht eingefallen. Der überzeugte Ton Clariſſens hatte ihn anfangs verwundert, dann aber doch beſtürzt. Vierundzwanzig Stunden lagen dazwiſchen, und ſie hatten — zum erſten Male in ſeinem Leben — ſeine Gedanken um und um gewühlt. Seine Jugendneigung zu Leni's Mutter war Bild um Bild vor ihm aufgetaucht, und er hatte die ganze Nacht kein Auge ſchließen können. Dabei hatte er auf ſein Alter geflucht, welches ihn ſchwächte, aber gleichzeitig hatte er ſich doch auch geſagt: juſt für dein Alter kann ſolch eine Frau Gräfin als Tochter was Tröſtliches ſein. Und als er nun aufgebrochen war nach dem „Goldenen Lamm“, da war er entſchloſſen, ſich durch nichts irre machen zu laſſen.

Als er die Treppe erſtiegen hatte und oben auf dem Corridor ankam, trat eben die Garderobière aus Lina's Salon. Lina ſah durch die offene Thür draußen Nepomuk, welcher Wache ſtand. Zu den traurigen Eindrücken, welche ſie belaſteten, hatte die Nachricht von der Untreue dieſes Dieners einen neuen gebracht. Sie wollte ihn fragen, warum er ſo übel gehandelt, und winkte ihn ins Zimmer. Er ſtolperte hinein, fiel ihr zu Füßen und ſchluchzte. So hatte er ſeine Wacht aufgegeben, und ehe ſie fragen, ehe er ſprechen konnte, ſtand Wuſſinah in der Thür, welche offen geblieben war. Und Wuſſinah nahm ſogleich alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch, denn er rief herriſch: „Hinaus, Junge!“

Erſchrocken ſprang Nepomuk in die Höhe, ſehend, daß er wieder ſeine Pflicht verabſäumt.

„Hinaus hab ich geſagt!“ fuhr Wuſſinah fort, welchem es willkommen war, Stärke an den Tag zu legen. Dem Diener gegenüber ſtand ſie ihm am leichteſten zu Gebote, während ſie ihm Lina gegenüber fehlte.

Nepomuk wich. Der Befehl des alten Herrn wirkte auf ihn, da er ſelbſt unſchlüſſig gemacht war durch eine Verwirrung herber Gefühle; er wich und Wuſſinah ſchlug die Thür hinter ihm zu.

„Welch ein Betragen erlauben Sie ſich in meiner Wohnung!“ ſagte Lina ſtolzen Tones.

„Du wirſt ſogleich —“

„Was?! Ich habe Ihnen die vertrauliche Anrede ſchon einmal unterſagt.“

„Geduld! Geduld!“ entgegnete Wuſſinah mit ſchwacher Stimme — er war bereits eingeſchüchtert. Lina erſchien ihm ſo, wie Clariſſa vorausgeſagt. „Nur eine kleine Geduld!“ fuhr er fort, „ich habe Wichtiges zu ſagen. Erſtens das Fläſchchen! Das muß ich wirklich haben.“

Lina machte eine ſcharf ablehnende Bewegung mit dem Arme.

„Und dann — dann will ich erklären, warum ich vertraulich du geſagt und — ſage. Ich bin berechtigt dazu, denn ich bin nicht nur dein Vormund, ich bin —“

„Was ſind Sie?“ fragte Lina ſcharf, da er ſtockte.

„Ich bin — bleibe ruhig und ſei gut! — ich bin dein Vater.“

Lina ſchien die Bedeutung dieſes Wortes nicht zu verſtehen. Sie machte eine Bewegung mit den Armen, welche zu fragen ſchien: „Sind Sie verrückt?“

„Ich bin ganz klar bei Verſtande, liebes Kind, indem ich dies ſage. Ich bin dein Vater. Du zitterſt? Setze dich auf den Seſſel, der hinter dir ſteht, und höre mir ruhig zu. Ich ſetze mich auch, denn ich bin angegriffen und habe dir länger zu erzählen.“

Lina wurde jetzt inne, daß dies Alles Ernſt wäre. Die Farbe wich von ihrem Antlitz, ihr Auge ſtarrte auf ihn, es ſah wie verglaſt aus. Aber ſie blieb aufrecht, während er auf einem nahen Stuhl nicht ſowohl Platz nahm, ſondern zuſammenbrach. Der Anblick Lina's und ihr entſetztes Auge warfen ihn nieder. Es folgte eine Pauſe.

Dann hob er an zu erzählen, was er Tags vorher Clariſſen erzählt hatte. Mit matter Stimme ſprach er, und mitunter verſagte ihm die Stimme ganz.

Als er die Hauptſache herausgebracht, rang ſich ein Schmerzensſchrei aus Lina's Bruſt, und ſie ſank wie ohnmächtig auf den hinter ihr ſtehenden Seſſel. Jetzt ſchrie er auch und wollte zu ihr, aber eine feſte Hand faßte ihn am Rockkragen und ſchob ihn zurück. Es war die Hand Kurt's, welcher bei dem Schrei Lina's eingetreten war.

„Verlaſſen Sie das Zimmer, Herr; Sie ſehen, daß Ihre Mittheilung Entſetzen erregt!“

Ihn ſelbſt, Wuſſinah, ſchien Entſetzen ergriffen zu haben: er ſtand da mit offenem Munde, mit erſchlafften Geſichtszügen und ſah Kurt wie fragend an.

„Zögern Sie nicht!“ rief Kurt nun ſtärker, „was auf Ihre Reden zu antworten iſt, das werden Sie durch mich erfahren!“

Und dies ſprechend, führte er ihn oder vielmehr ſchob er ihn zur Thür hinaus.

Lina lag in dem Lehnſeſſel wie ohnmächtig, aber ihre Augen waren offen, ihre Lippen bebten. Von den Lippen fielen die Worte: „Er mein Vater, der meine Mutter ſchmählich verlaſſen und verleugnet — ihr Mörder!“

„Sage nicht zu viel! Es iſt übel genug, was er gethan oder unterlaſſen. Faſſe dich! Das Unwürdige trifft uns nicht, wenn wir's nicht berühren. Das Unglück —“

„Ja, das Unglück iſt's! Es iſt mit mir geboren worden, es iſt mein Schickſal.“

Dabei erhob ſie ſich kerzengerade und ſtand regungslos da gleich einer Bildſäule.

„Du haſt da zu viel geſagt, Lina. Hartes trifft uns Alle. Wie wir's tragen, das iſt unſer Verdienſt und unſere Schuld. Faſſe dich! Augenblicklich wird die Erſchütterung zu ſtark ſein für deine ſonſt nicht geringen Kräfte. Du wirſt heute nicht ſpielen können; ich werde die Abſage beſtellen."

„Nein!" ſagte ſie, und ihr Körper belebte ſich; „ich werde ſpielen und mein Schickſal erfüllen. Laß mich allein und ſende mir das Mädchen, damit ich mich ankleide. Ich muß in die Probe. Geh, Kurt, laß mich allein."

Eine Viertelſtunde ſpäter fuhr ſie zur Probe. Sie konnte nur matt und tonlos probiren, ſie hatte ſich zu viel zugetraut, und im letzten Acte konnte ſie die Hauptſtellen nur flüſtern. Die Mitſpielenden ſahen und hörten erſchrocken zu. Der Director war nicht da.

Als die Probe zu Ende war und ſie zu ihrem Wagen herunterkam, blieb ſie wie zerſtreut vor dem Wagen ſtehen und ſah zu den Regenwolken in die Höhe, welche den Himmel bedeckten. Der Regen hatte aufgehört, es wehte ein kühler Wind.

„Nach dem Prater!" ſagte ſie zum Kutſcher, und am Eingange des Praters rief ſie ihm zu: „Halten!" Sie ſtieg aus, ließ den Kutſcher nach Hauſe fahren und ging in der menſchenleeren Hauptallee in den Prater hinein.

Es wurde zwei Uhr und ſie war nicht ins Hotel zurückgekommen. Clariſſa war in unbeſchreiblicher Aufregung und beſchwor Kurt, hinauszufahren und ſie aufzuſuchen. Der Kutſcher hatte mitgetheilt, wo ſie den Wagen verlaſſen.

„Sie hat gewiß das Gift bei ſich,“ rief Clariſſa, „um Gottes willen eilen Sie!“

Kurt ſuchte ſie zu beruhigen. Es ſei ja natürlich und ihr heilſam, den erlittenen ſchmerzlichen Eindruck in der Einſamkeit durchzukämpfen.

Am Ende aber wurde auch er angeſteckt von der Beſorgniß Clariſſens und fuhr hinaus.

Sie war nicht zu ſehen. Er fragte einen der Sicherheitswachtmänner, welche in der Hauptallee hin und her gehen und welche allerdings ihr Hauptaugenmerk nur auf Hunde zu richten haben, auf Hunde ohne Leine. Dieſe leichtſinnigen Thiere ſollen ſich im Freien nicht zu viel Bewegung machen und dürfen deshalb nur angebunden im Prater auftreten. Der Mann wußte nichts. Bei dem trüben Wetter, meinte er, kämen keine Damen in den Prater. Ein zweiter Wachtmann aber, einige hundert Schritte weiter, berichtete jedoch: „Ja, hinter dem Luſthauſe unter den großen Kaſtanienbäumen geht eine Dame ſchon ſeit einer Stunde immer hin und her.“

Sie war es. Er ſprang aus dem Wagen und rief ſie an. Sie zeigte keine beſondere Ueberraſchung und ließ ſich ohne Widerrede in den Wagen führen. Vom naſſen Graſe, in welchem ſie umhergewandelt, trieften ihre Schuhe, und Froſt ſchien ſie zu ſchütteln.“

„In ſolchem Zuſtande,“ ſagte er, „willſt du doch ſpielen?“

„Allerdings. Ich habe ja ſchreiendes Glück. Abends ſoll ich eine tragiſche Rolle ſpielen, und des Morgens überfällt mich ein ſchmerzvolles Unglück, um mir die tragiſche Stimmung einzuflößen. Sei ganz ruhig, lieber Kurt, meine Traurigkeit wird reife Früchte tragen.“

Dabei ſank ihr Kopf an ſeine Schulter, und ſie blickte zu ihm auf wie eine Bittende. Ihr Antlitz war unbeweglich wie von Marmor, aber als er ihre Hand ergriff, drückte ſie dieſelbe zärtlich.

In der Wohnung ankommend, ſagte ſie lächelnd: „Es iſt mir kalt geworden, ich werde mich ins Bett legen und zu ſchlafen verſuchen. Ruft mich um fünf Uhr! Eſſen kann ich nicht. Um fünf Uhr!“

So ging ſie in ihr Zimmer. — Clariſſa war rathlos und troſtlos. Sie war von dem Gedanken nicht zu befreien, daß dieſer Abend mit einer Kataſtrophe endigen würde. Umſonſt widerſprach Kurt, welcher darauf beharrte: Alles werde ſich günſtig löſen, wenn nur Lina’s Körperkräfte ausreichten. „Und das werden ſie,“ ſchloß er, „denn ſie iſt geſund. Ihr Talent iſt hinreichend geſchult, ihr Geiſt iſt dem Geiſt der Rolle gewachſen. Die Kunſtforderungen werden ihr beim Spielen ſofort die Hauptſache werden und alles Andere wird zurücktreten. Nur darf ihr Niemand ängſtlich oder gar klagend nahe treten, ſo lange ſie nicht auf der Scene iſt. Im Gegentheil: nur ruhige, womöglich aufzu Berniers Zeit exiſtirte in Blois ein Schloß-Modell in Holz, das im Weſentlichen dem Schloſſe Chambord entſprochen, noch heute ſieht man einige Hotels zu Blois in der Foulerie, die ganz im Chambord'ſchen Stile ſind.

Die Einwanderung des damals modern-italieniſchen Geſchmacks, der ſich aus dem erwachenden Sinn für die Antike gebildet, kann auch nicht ſtreng auf die Zeit der Roux und Primatice eingeſchränkt werden. Dergleichen entſteht nicht wie eine plötzliche Entdeckung. Beſonders an der Loire, von den geſchmackvollen Prinzen Orleans ausgehend, war dieſer neue Bauſinn ſchon früher geweckt worden. Valentine von Mailand, die als junge Gattin in dies Haus von Orleans gekommen, hatte ſchon Riſſe und Pläne und Bilder mitgebracht, welche die Phantaſie junger Architekten lange beſchäftigt und befruchtet hatten. Ludwig XII. und die Seigneurs an der Loire hatten im fünfzehnten Jahrhunderte reichlich und geſchmackvoll Schlöſſer und Hotels erbaut. Konnte das Alles nicht ganz organiſch in einem Talente den Plan Chambords gereift haben? Beſonders in Blois, wo unter Ludwig das Königshaus lebte, das mit den größten Mitteln zu Unternehmungen leicht die Geburt eines großen Bauplans befördern konnte. Und iſt es nicht auch ein Triumph der Wiſſenſchaft, juſt das Meiſterſtück einer neu erwachten Kunſt in einheimiſcher, ſelbſtſtändiger Verarbeitung hervorgebracht zu ſehen, nicht zuſammenhangslos eingebracht von außen?

Es iſt bekannt, daß die jungen Franzoſen lebhaft und anſtellig ſich den italieniſchen Meiſtern anſchloſſen. Simon und Claude von Paris, Lorenz le Picard, Franz von Orleans und andere werden als ſolche genannt, die unter Roux's Leitung ſchon mit großer Selbſtſtändigkeit in Fontainebleau arbeiteten. Es iſt bekannt, mit welchem Erfolge die Baukunſt in Frankreich ſelbſtſtändig weiterging neben und unter den italieniſchen Anregungen der florentiniſchen Weiber, der Catharina und Marie von Medicis, von denen jene den Louvre, dieſe das Luxembourg baute. Unter Ludwig XIV. gab Manſard ſchon den allgemeinen Ton an in munternde künſtleriſche Bemerkungen darf ſie hören. Das werden Sie, Frau Clariſſa, gewiß beſtens beſorgen."

Als es fünf ſchlug, trat ſie in den Salon, ohne gerufen zu ſein, umgekleidet und ganz fertig zur Fahrt ins Theater. Clariſſa wollte ſie begleiten, aber Lina lehnte dies ab. „Laßt mich heute ganz allein!" ſagte ſie und ging hinaus zum Wagen.

Clariſſa blickte händeringend auf Kurt, und ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen. Kurt ſchwieg.

Baron Heinzeles ſtand unten im Hausflur in einem Winkel, als Lina vorüberging. Er hatte nicht den Muth, ſie anzuſprechen, ſie ſah zu ſteinern, zu unnahbar aus. Zeit ſeines Lebens war ihm nicht ſo zu Muthe geweſen wie heute, denn in ihm tauchte zum erſten Male der Gedanke auf: auch die Millionen vermögen nicht Alles! — Er zappelte zwiſchen Muthloſigkeit und Narrheit umher. Dieſe letzten Tage, während welcher er offenbar mit ſtrenger Abſicht von Lina fern gehalten wurde, hatten geradezu ſeine Geiſteskraft erſchüttert. Vom Wirthe des „Goldenen Lamms" hatte er zweierlei erfahren: erſtens, daß der fremde Mann immer noch da wäre und ungehinderten Zutritt in Lina's Zimmer hätte; zweitens, daß Graf Erwin Alles genau beſtellt hätte zu einem Feſte nach der Hero-Aufführung. Der Saal, welcher an Lina's Gemächer ſtieße, würde heute Abends geſchmückt werden, und es wäre ein koſtbares Souper anbefohlen. Sogar Muſiker und Sänger würden erwartet.

Das hieß, überſetzt in die Sprache eines Freiers wie Heinzeles: dieſer Graf iſt des Erfolges gewiß, und jener fremde Mann iſt — was denn? Ein Unterhändler des Grafen? Oder ein heimlicher Geliebter? Wie reimt ſich das? Es reimt ſich eigentlich nicht; das aber reimt ſich — ſprach Heinzeles ingrimmig — daß du eine weggeſetzte Katze biſt, um die ſich Niemand kümmert. Nein, dreimal nein, Baron Heinzeles, ſo darf's für dich nicht endigen. Etwas Nachdrückliches muß von dir ausgehen. Dein Roman mit Lina, welchen alle Welt kennt, muß einen Schluß erhalten, bei welchem auch die Cavaliere ausrufen: ein thatkräftiger Kerl iſt er doch, dieſer Heinzeles! Punktum.

Er nahm alſo jetzt den abenteuerlichen Plan wirklich auf, welchen Nepomuk in ihm erweckt hatte: ein Extrazug und eine Entführung ſoll vor ſich gehen! — Und ſo ſtieg er die Treppe hinauf, um Nepomuk aufzuſuchen.

Langſam ſtieg er hinauf. Bei jeder Stufe dachte er etwas Anderes. Jetzt: es iſt eine Tollheit! Jetzt gar: es iſt eine Dummheit! Dann aber wieder: kühn iſt's jedenfalls! Er war ja ein verſtändiger Mann, und ſein Verſtand ſagte ihm mehrmals dazwiſchen: Heinzeles, was du vorhaſt, das iſt ein Unſinn! Wenn du ſie auch hinausbringſt nach Floridsdorf, wo der Extrazug wartet, weil ſie glaubt, ins „Goldene Lamm“ gefahren zu werden, und wenn ſie ſich auch die viel längere Fahrt gefallen läßt, weil alle Straßen umgepflaſtert würden, weil die Ferdinandsbrücke wie gewöhnlich ſchadhaft geworden wäre und man deshalb den horrendeſten Umweg machen müßte — in den Extrazug draußen bringſt du ſie doch nicht! Nein, ſchloß er, die Sache iſt und bleibt Unſinn. Er ſtand ſtill auf der Treppe. „Zum Tode betrübt“ ſtand er ſtill — er ſagte die Worte leiſe vor ſich hin, er kannte Clärchen's Lied — und in einer Krach-Stimmung hob er die Beine zu zwei weiteren Stufen. Da wurde er plötzlich wild, ermannte ſich in ſeiner ganzen Zuverſicht eines wirklichen Millionärs und rief: „Wenn auch! Ein falſche Börſennachricht macht doch Effect, wenn auch einen kurzen. Du machſt doch Effect, auch wenn ſie nicht in den Extrazug einſteigt, ſondern umkehrt. Und das wird nicht nur ein Effect, das wird ein Eclat. Die Zeitungen ſind für dich, ſie ſtellen's dar, als hätte ſie mir doch Veranlaſſung gegeben zu ſolchem Wagniß, und dadurch kann die Sicherheit des Grafen Erwin erſchüttert werden. Jedenfalls werden die Zeitungen ſagen: er iſt wirklich ein Baron, nochmals Punktum — Nepomuk hierher!“

Nepomuk kam nämlich eben die Treppe herunter. Er war gar nicht aufgelegt für die Späße des Herrn Baron. Er wußte nicht genau, um was es ſich handelte mit ſeiner Herrin, aber er wußte, daß der Abend hochgefährlich wäre für ſie, und er wollte deshalb frühzeitig im Theater ſein, vielleicht könnte er irgendwo oder irgendwie beiſpringen. Er hörte alſo faſt zerſtreut zu, als Baron Heinzeles ihn aufforderte, heute nach der Vorſtellung Fräulein Lina zu ſeinem

Wagen zu führen, wenn’s nach Hauſe ginge. „Du hörſt? zu meinem Wagen! Ich ſtehe dabei. Ja?“

„Ja doch, ja doch!“

„Hier haſt du hundert Gulden. Wenn du’s geſchickt ausführſt, erhältſt du noch einmal hundert Gulden. Abgemacht?“

„Ja doch, ja doch!“ Nepomuk ging und ſteckte, ſelbſt dafür zerſtreut, die Banknote ein.

Heinzeles blieb feſt auf der Treppe ſtehen. „Vernunft fängt wieder an zu ſprechen,“ ſagte er — denn er citirte auch Fauſt — „Vernunft. Sie bleibt dabei: ’s iſt Unſinn. Nun denn, ſchließen wir ein Compromiß: wenn ſie im Wagen merkt, daß die Sache nicht richtig iſt, und wenn ſie vielleicht ſchreit — das iſt möglich und ſoll gebräuchlich ſein — ſo bringſt du ſie eben ins ‚Lamm‘, haſt aber doch eine Rolle geſpielt. Bravo, Baron! Jetzt ſpeiſen wir in Geſellſchaft von veuve Cliquot!“

Er ſpeiſte als vornehmer Mann gern ſpät, und zwar heute bis halb Sieben. Eine gute Mahlzeit macht muthig; Champagner dazu macht übermüthig. So ging’s Heinzeles. ’s iſt Unſinn, ja, aber es macht mir Spaß! Dazu lachte er heftig zum Erſtaunen ſeines Kutſchers, welchem er kaum die Worte deutlich ſagen konnte: „Zur Nordbahn!“ Ankommend, rief er: „Ein Extrazug mit einem Waggon um zehn Uhr in Floridsdorf!“ — „Bis wohin?“ — „Ja ſo! Bis Prag.“

Heinzeles trug immer viel Geld bei ſich, er zahlte die erhebliche Summe, lachte wieder laut und ſagte: „Unſinn!“ — Der Beamte ſah ihn erſtaunt an. Heinzeles blies dicke Rauchwolken aus ſeiner Upmann-Cigarre und ſprach: „Bin Baron Heinzeles, werdet von mir hören!“

Und nun fuhr er zum Stadttheater. Dort ankommend, gab er ſeinem Kutſcher die Ordre: „Du warteſt heute gegen Ende der Vorſtellung in der Schellinggaſſe da, wo die Schauſpieler herunterkommen! Wenn ich heraustrete und in den Wagen geſtiegen bin, dann fährſt du ventre à terre nach Floridsdorf! Verſtehſt du? nach Floridsdorf und ventre à terre, es mag geſchrien werden oder nicht.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

Dreizehntes Capitel.

Das Theater war ganz voll. Die ſchöne Muſik, welche Horzalka, wahrſcheinlich auch von czechiſcher Abkunft, zu Grillparzer's Tragödie geſchrieben, erweckte mit ihrer eigenthümlichen Wehmuth eine edle, gehobene Stimmung im Publikum.

Lina trat auf; ſchön, wie man ſich eine Griechin denkt, und dabei auch intereſſant, wie man es heutzutage verlangt.

Aber ſie ſprach etwas unſicher, beinahe ſtockend, und man konnte fürchten, ſie werde plötzlich aufhören zu ſprechen. Allmälig jedoch ſchien ſie Muth zu faſſen, ſie ſprach zuverſichtlicher, und als ſie am Schluſſe des Actes nach Leander zurückblickte, welcher ſich langſam von den Knieen erhob, da bot ſie ein wundervolles Bild und das ganze Haus applaudirte. Gerufen wurde ſie nicht.

Kurt ſtürmte in den Corridor rechts. Von dort, hatte ihm Clariſſa geſagt, könne man auf die Bühne gelangen. Er fand den Weg und auch Clariſſa, neben welcher der Director ſtand. Jetzt war er aufgeregt und ſprach heftig: „Wo iſt ſie? Ich muß mit ihr ſprechen!“

„Keine Zeit! Der zweite Act beginnt ſogleich,“ ſagte der Director.

„So ſagen Sie ihr, Clariſſa: ſie ſoll ſich ein Herz faſſen, ſoll mehr Athem nehmen und nachdrücklicher ſprechen. Sie verdirbt ſich ja durch Zaghaftigkeit des Tons die ganze Rolle! Sagen Sie ihr das; ich komme wieder.“

Der Director winkte hierauf den am Ausgange ſtehenden Theaterfeldwebel zu ſich und ſagte halblaut: „Haben Sie den dort abgehenden Herrn genau betrachtet?“

„Ja, Herr Director.“

„Werden Sie ihn wiedererkennen, wenn er noch einmal hierher kommt?“

„Gewiß.“

„Er darf durchaus nicht mehr auf die Bühne gelaſſen werden während des ganzen Abends. Widerſetzt er ſich, ſo gebrauchen Sie Gewalt!“

„Zu Befehl.“

Und ſich zu Clariſſen wendend, fuhr der Director fort: „Dies fehlte uns gerade noch, daß Jemand in ſo barſchem Tone in Lina hineinredete während der Pauſe! Sie iſt ohnehin ſo überreizt, daß ich nicht darauf ſchwören möchte, ſie werde die Rolle zu Ende ſpielen.“

„Und wenn ſie verzagt,“ erwiderte Clariſſa, „dann —“

„Was dann?“

„Dann thut ſie ſich am Ende ein Leides an.“

„Warum nicht gar!“

Clariſſa hatte die Garderobière gefragt, ob die beſtellte Taſche von Fräulein Lina benutzt werde — vielleicht fürs Taſchentuch?

Nein, hatte dieſe geantwortet, dafür nicht; mir ſchien aber, als ob das Fräulein ein kleines, blau gefärbtes Fläſchchen in die neugemachte Taſche geſteckt hätte.

Das war's, was Clariſſa eben fürchtete. Sie eilte nach Lina's Garderobe. Die Thür war verſchloſſen und wurde nicht geöffnet, obwohl Clariſſa darum bat.

Clariſſa ging unruhevoll ins Converſationszimmer. Dies hatte einen Eingang von der Rückſeite des Hauſes, von den Garderoben her, und einen zweiten Eingang von der Bühne, ſo daß man aus dieſem Zimmer ungefähr hören konnte, was auf der Bühne laut wurde. Es war indeſſen ſelten ruhig in dieſem Zimmer, denn Schauſpieler, welche in dem Stücke zu thun hatten und ſcenen- oder actweiſe beſchäftigt waren, pflegten ſich dort aufzuhalten während ihrer Pauſen, indem ſie ſich auf den Nachleſer verließen, daß er ſie zur rechten Zeit zu ihren Auftritten abriefe. Ebenſo kam Beſuch von der Garderobenſeite. Es war ein kleines Gemach, und die Wände waren mit Porträts in Steindruck oder in

Photographien bedeckt, welche berühmte und auch unberühmte Schauſpieler und Schauſpielerinnen darſtellten.

Dorthin ſteuerte denn auch, wie er oft gethan, Baron Heinzeles. Er wollte Frau Clariſſen ſprechen und endlich denn doch beſtechen — das lag anfangs in ſeinem großen Plane. Daß ſie ihn ſchon einmal abgewieſen, ſtörte ihn nicht. Er nannte das „Faxe“. Aber das Wort „anfangs“ bekam jetzt eine Bedeutung. Er war etwas unſicher geworden in Betreff des großen Planes. Lina hatte nicht hinreichend gefallen im erſten Acte. Dadurch war ſein Ungeſtüm ein wenig gedämpft worden. Die Liebe zu Schauſpielerinnen ſteigt und fällt mit dem Erfolge beim Publikum. Jetzt wurde in Baron Heinzeles das Wort „Unſinn“ lauter, und eine Stimme in ihm ſagte: ſolch ein Extrazug koſtet doch ſehr viel. Mechaniſch ging er indeſſen noch immer dem großen Plane nach, und da er auf dem Wege zum Converſationszimmer Nepomuk ſah, welcher an einer Couliſſe kauerte, ſo fuhr er ihn ungeduldig an mit den Worten: „Nun, Schlingel, wie viel iſt vorbereitet?“

Nepomuk blickte ihn mit blöden Augen an. Er war wieder durchweg auf dem Pfade braver Geſinnung, und die Angſt um die geliebte Herrin ſchwellte allein ſein armes Herz. Er ſchien den Baron nicht zu verſtehen und antwortete gar nichts.

Heinzeles wurde dadurch noch hitziger und ſagte mit unterdrückter, aber von Silbe zu Silbe anſchwellender Stimme: „Kerl, wofür habe ich dir denn hundert Gulden gegeben?!“

Da beſann ſich Nepomuk, griff in die Bruſttaſche, zog die Banknote hervor, reichte ſie dem Baron hin und ſchwieg weiter. Er war in ſeiner nobelſten Verfaſſung.

„Schafskopf!“ murmelte Heinzeles und trat ins Converſationszimmer, die Banknote in der Hand haltend. Der Oberprieſter trat ihm entgegen, wies auf die Banknote und fragte: „Für den Bau?“ — „Nein!“ ſagte Heinzeles kurz und wußte augenblicklich nicht, was er wollte und ſollte. Da ſah er die zuſammengeſunkene Clariſſa in einem Winkel ſitzen und erinnerte ſich nun, daß im großen Plane eine anſehnliche Summe für dieſe Frau verzeichnet ſtand, welche vielleicht mit ihm und Lina nach Floridsdorf fahren könnte. Wiederum mechaniſch ging er zu ihrem Winkel, als er aber vor ihr ſtand, ſprach es wieder in ihm: Unſinn! Diesmal ſprach es ziemlich deutlich, und er blieb ſchweigend vor ihr ſtehen. Clariſſa blickte auf zu ihm, ſah ſein gedankenloſes Auge — denn der klare Gedanke fehlte ihm augenblicklich — und dachte: Der iſt wohl betrunken!

Da erlöſten ihn zwei Schauſpielerinnen, welche ins Converſationszimmer hereinrauſchten. Die eine war Mařuſchka, und die andere führte den Namen Brunhild, eine große üppige Geſtalt mit wundervollem braunem Haar und ein Paar großen, ſehr wohlwollenden Augen. Sie ſteckte in einem zweiten Fache und kam über

Europa. An Energie alſo und Geſchick fehlte es hierin dem franzöſiſchen Naturell keineswegs, und es iſt zu verwundern, daß die ſonſt ſo national-ehrgeizigen Franzoſen nicht ſchon lange jenen bleſiſchen Meiſter, den großen Unbekannten, in ein helleres Licht geſtellt, und den Triumph der Renaiſſance, Schloß Chambord, für ſich allein in Anſpruch genommen haben. Der ſanfte, liebliche Charakter des bleſiſchen und turainiſchen Volkes, die ſaubere, ſorgfältige Handhabung der Sprache, welche hier zu Hauſe, deutet gar wohl auf ein künſtleriſches Element. Bis jetzt hat erſt ein Herr de la Sauſſaye in einer kleinen Broſchüre jenen Ruhm für Blois in Anſpruch genommen, und zwar in einer beſcheidenen liebenswürdigen und gründlichen Weiſe.

15.

Das Thema der Künſte iſt ſo günſtig für Franz! Auch ſeine erbittertſten Gegner, diejenigen dogmatiſchen wie Röderer ſelbſt, welche ihm dreihundert Jahre rückwärts zum Vorwurfe machen, daß er nicht nach der Charte von 1830 regiert habe, auch dieſe Gegner zeigen ſich hierbei gütig. Freilich nur in ſo weit, als man eine Nebenſache des Luxus wie die Kunſt beiläufig loben kann. Aber auch das Thema der Wiſſenſchaften ſteht günſtig für König Franz. Es iſt ein merkwürdig Zeugniß dafür vorhanden: Theodor Beza, dem Franz als Verfolger des Proteſtantismus tief verhaßt war, geſteht zu, daß man dieſem Könige nach ſeinem Tode allgemein den Beinamen des Großen gegeben habe, und zwar darum, weil er die Wiſſenſchaften ungemein befördert habe, nicht um anderer Dinge willen.

daſſelbe nicht hinaus trotz unaufhörlicher Anſtrengung.

„Das wird da draußen eine dünne Geſchichte,“ ſagte Maruſchka, „eine ſehr dünne! Gehen wir heim, Brunhild, da unterhalten wir uns beſſer.“

„Ja, gehen wir!“ ſagte Brunhild und trat vor den großen Stehſpiegel, ihr reiches Haar kokett ordnend.

„Sie ſind unruhig wegen des möglichen Erfolgs?“ fragte der Oberprieſter.

„Möglicher Erfolg? Nicht wahrſcheinlich. Und unruhig? Sie ſpielt ja nicht mein Fach.“

„Aber Ihres, Fräulein Brunhild aus den Nibelungen.“

„Wie lange noch?!“

Das ſtachelte denn auch Clariſſa aus der Sorge auf, und ſie rief: „Edelſte Maruſchka, Ihren ſchönen Brief heben wir auf zur Belehrung!“

„Brief? Was für einen Brief? Laſſen Sie mich in Ruhe, Sie Schmeichlerin! Iſt's lobenswerther, wenn man der Primadonna Tag und Nacht ſchön thut oder wenn man ihr ehrlich einmal die Wahrheit ſagt?!“

„So ehrlich, wie dankbar.“

„Dankbar? 's iſt Alles eins. Und dankbar iſt man ja, wenn man ehrlich ſpricht. Genützt hat mir übrigens die große Tragödin nichts mit der ſchlechten Rolle. Der parteiiſche Herr Director — da kommt er ja! — bei dem die Kunſt nach —“

„Brot geht," ergänzte der Director.

„Nur nach Geld geht, hat meinen Contract nicht verlängert."

„Ich ſehe, daß ich recht gethan."

„Nichts ſehen Sie! Sie ſehen mich auch jetzt nicht an. Andere Leute finden, daß ich des Anſehens werth bin. Unbegreiflich! Sie haben doch ſo helle Augen! Sollten dieſe Augen nicht entdecken, daß ich Vorzüge habe?"

„Ganz maſſive."

„Das heißt? Sie wollen nichts entdecken?"

„Nein."

„So bin ich denn froh, dieſer Dreſſiranſtalt zu entrinnen. Komm, Brunhilde! Die neue Primadonna wird übrigens was erleben. Komm!"

„Ich komme. Ach!"

Heinzeles war näher getreten und fand die beiden Künſtlerinnen pikant. Im Vorbeigehen — ſie gingen nach der Garderobenſeite hinaus — widmeten ſie ihm recht freundliche Blicke, und Maruſchka ſummte mit halber Stimme: „'s iſt mir Alles eins, 's iſt mir Alles eins, ob ich Geld hab oder keins."

„Das glaube ich nicht," ſagte Heinzeles, und gegen den Director gewendet, ſetzte er hinzu: „Sie iſt nicht ohne Naturell, dieſe Böhmin; das ſollten Sie nicht überſehen, kalter Director."

Der Theaterdiener unterbrach dieſen Stimmungswechſel des Barons. Aurikel flog wie eine Weidenruthe von der Bühne herein und hauchte angſtvoll: „Herr Director! Herr Director!“

„Was giebt's? Ruhe, Jüngling, Ruhe!“

„Der Herr Regiſſeur laſſen fragen, was zu thun ſei, wenn —“

„Wenn?“ riefen der Director und Clariſſa.

„Wenn Fräulein Lina nicht weiterſpielen kann.“

„Iſt was paſſirt?“

„Noch nicht. Aber Fräulein Lina ſitzt in der Couliſſe und giebt auf alle Fragen des Herrn Regiſſeurs keine Antwort. Sie ſtarrt auf die Scene hinaus, zittert am ganzen Körper, und das Requiſit, welches ſie in der Hand hält, der Krug, wankt hin und her, er wird noch fallen und zerbrechen —“

„Was thun?“ fragte der Director Clariſſen.

„Zu thun iſt nichts. Abwarten. Sie ſpielt gewiß, bis ſie umfällt. Daß ſie ſich in die Couliſſe ſetzt und dem Stücke genau folgt, iſt ſogar ein gutes Zeichen. So vertieft ſie ſich in den Gang der Handlung und vergißt ſich ſelbſt.“

„Baſta!“ rief der Director. „Die Schauſpieler werden mit ihren ewigen Aufregungen die älteſten Leute. Ah, Aurikel! Herr Baron wünſchen —?“

„Auch ab, geht auch ab,“ ſprach Heinzeles und dachte bei ſich: ein ſo gebrechliches Weſen wie dieſe Lina iſt kaum fähig für einen Extrazug. Man müßte den Arzt mitnehmen.

Er ging nach ſeiner Loge. Clariſſa eilte auf die

Bühne, um Lina jedenfalls den richtigen Rath Kurt's zuzuflüſtern: Mehr Athem geben! — Der Director wollte ihr folgen, wurde aber an der Schwelle aufgehalten. Der alte Wuſſinah in ganz gebrechlicher Haltung ſtand vor ihm.

„Sind Sie krank, Herr Doctor? Sie ſehen ja ganz anders aus als damals — ich habe Sie ja auch nie im Theater geſehen.“

„Matt bin ich, und 's iſt wahr: ſeit meiner Jugend bin ich in kein Theater mehr gerathen. Aber das Auftreten meiner — des Fräulein Lina wollte ich heute doch anſchauen. Es war kein Platz mehr zu haben, und ich mußte hinten im Gedränge ſtehen. Das hielt mein alter Leichnam nicht mehr aus —“

„Ja, ja, Sie ſehen angegriffen aus!“

„Da wollte ich anfragen. Eine Loge iſt leer. Man ſagt mir, es ſei die Directionsloge. Könnte ich vielleicht —?“

„Sehr gern, Herr Doctor. — Aurikel, hierher! — Aurikel, führen Sie den Herrn in meine Loge! Wie geht's draußen?“

„Fräulein Lina iſt auf der Scene; es geht, ſie ſpricht lauter als im erſten Acte.“

Der zweite Act ſchloß mit Beifall für den Naukleros. Lina war nicht ausgezeichnet worden.

Sie zog ſich wiederum in ihre Garderobe zurück und blieb unnahbar, auch für Clariſſen. Als der Inſpicient an ihre Thür klopfte und den Beginn des dritten Actes anzeigte, da erſchien ſie ſofort und ging an der Hand des Oberprieſters auf die offene Scene hinaus. Ihre Hand — erzählte ſpäter der Oberprieſter — war eiskalt. Er führt ſie bekanntlich in ihre Zelle ein und ſchildert ihr alle Bedingungen ihres kloſterartigen Lebens, welchem ſie ſich gewidmet. Dann weiſt er ſie hin auf die höhere Offenbarung, welche ſie genießen könne bei ſtrenger Sammlung des Geiſtes. Man bemerkte, wie vortrefflich Lina zuhörte, und ſah den Unglauben über ihr Antlitz ziehen wie einen leichten Schatten. Das Publikum wurde ganz ſtill und ſchaute nur auf ſie. Es wurde im darauf folgenden Monologe Hero's deutlich inne: dies Mädchen iſt in einen falſchen Beruf geſchoben, ihre Entſagung iſt nicht echt, es ruhen Gewalten in ihr, welche beglücken und dann vernichten werden. Die innere troſtloſe Stimmung Lina's kam ohne Aufwand und doch klar zum Vorſchein, ſo klar, daß Jedermann den Athem anhielt. Ein tragiſcher Hauch wehte durch den Saal, er kam aus dem Innerſten Lina's. Als nun Leander am offenen Fenſter erſcheint und plötzlich ihre Einſamkeit in den Verkehr mit einem Manne verwandelt wird, da erwachte ſichtbar und doch keuſch die Lebensluſt in Lina; die einzelnen heftigen Aeußerungen der Abwehr erhoben ſich nur mit ſcheinbarer Strenge; das Bedürfniß nach Glück, nach vollem Lebensglück rang ſich empor in ihr aus gepreßter Seele, man hörte es am Tone der Rede, daß die Worte aus ſchmerzlichem Grunde aufſtiegen, und als ſie endlich nur halb und halb auf das Liebesſpiel einging, da erkannte der Zuhörer klar: du armes Mädchen erwärmſt dich, du wirſt dich bald dem natürlichen Liebesdrange hingeben, du wirſt dich grenzenlos hingeben, wirſt grenzenlos glücklich ſein und dann völlig zu Grunde gehen.

Dies Zugrundegehen am Ende lag wie ein weißer Nebel auf der Geſtalt Lina's, auf ihrem Antlitz, auf ihren Augen, auf dem Tone, auch wenn er ſich der Zärtlichkeit näherte, und ſo entſtand eine Stimmung, wie ſie dieſer Act noch nie hervorgebracht hatte. Einſtimmiger Beifall und Hervorruf erfolgten unmittelbar.

Sie erſchien, aber ihr Dank ſah aus, als fragte ſie: Was wollt ihr? Mir iſt Alles fremd und traurig.

Aus der Proſceniumsloge rechts flog Graf Erwin auf die Bühne, Graf Bela folgte ihm langſam, und im Gange hinter den Couliſſen hielt Erwin Lina auf, um ihr ſeine Bewunderung auszudrücken. Bela ſagte dazu: „Jawohl!“ und der alte Wuſſinah drängte ſich zu Beiden. Er hob die Hände zu ihr auf — aber Lina, nach der Thür ſpähend, ob denn Kurt nicht käme, und als er nicht kam, vor ſich hinflüſternd: „Er kommt nicht,“ machte gegen die Grafen eine ablehnende, gegen Wuſſinah aber eine zuckend abweiſende Bewegung und ging ſtumm in ihre Garderobe.

Baron Heinzeles hatte dieſen Act verſäumt. Er war im Corridor einem kundigen Börſenmanne anheimgefallen, und das Geſpräch mit dieſem, eine wichtige

Speculation betreffend, hatte ſich ausgeſponnen, bis der Act zu Ende war und einzelne Herren aus den Logen heraustraten. Er hörte von ihnen Lina's Lob, er hörte den ſtarken Applaus und beſann ſich, daß dies ein Moment wäre, um Lina zu ſprechen. Er ging nach der Bühne, aber er begegnete nur den zurückkommenden Grafen; Lina war fort. „Kismet!“ ſagte er ſich, „es ſoll nicht ſein.“

„Wiſſen Sie,“ ſagte im Vorübergehen Graf Erwin zu Heinzeles, „oder richtiger: ahnen Sie, was dies wunderbare Geſchöpf über uns beſchließen wird?“

„Nein!“ antwortete Heinzeles, um doch etwas zu antworten, denn er war zerſtreut.

„Ich auch nicht,“ fuhr Erwin fort; „mich haben in dieſen Tagen die Rennen in Beſchlag genommen, ich habe ſie nicht geſprochen und ich werde nun auch ein Zweifler.“

Das war eine höfliche Redensart; er glaubte als verwöhntes Glückskind an ſein Glück und konnte auch gleich ſpottend hinzuſetzen: „Was iſt denn nur dieſem alten Duckmäuſer da, dem Wuſſinah, paſſirt, welcher bisher nur ihr mürriſcher, hartherziger Vormund war? Sehen Sie doch hin! Da kriecht er in eine Loge hinein und ſcheint ganz aufgelöſt zu ſein von Rührung. Das Märchen verrichtet wahrhaftig Wunder mit ihrer Kunſt.“

Heinzeles hörte dies nicht mehr. Er maß mit langen Schritten den ganzen Corridor ab, vorwärts wie rückwärts, und fragte ſich: Was iſt dir? Wo biſt du? Biſt du ein Narr? Ja. Wenigſtens wirſt du einer mit deinem Extrazuge!

Ein Mann ging eine kurze Strecke neben ihm her, der war ganz anderen Sinnes. Es war Kurt, welchen der Theaterfeldwebel ſtreng zurückgewieſen hatte, als er nach den beiden Grafen auf die Bühne gewollt. Er hatte nur einen Parketſitz und war deshalb ſpät gekommen, denn das Parket iſt eine halbe Treppe tiefer, und er war mit den Räumlichkeiten unbekannt. Auch jetzt mußte er den Logenſchließer um den Weg fragen hinab zum Parket. Er hätte ſo gern Lina ein Wort geſagt, aber er wußte keinen anderen Weg zur Bühne. Jetzt hatte er Eile, denn der vierte Act begann.

Der vierte Act, der ſchwächſte des Stückes, erwies ſich als weniger zuſagend für Lina, welche in ihrer hochgeſpannten tragiſchen Stimmung nur annähernd die richtigen Töne fand für die liebeſehnſüchtige Hero. Ein ganzer Tag ſoll durchlebt werden, und dieſelbe Sehnſucht wiederholt ſich eintönig, bis Hero einſchläft.

Der Beifall war alſo, als der Vorhang fiel, ein ſchwacher, ja er wurde unterbrochen durch einzelne Ziſchlaute, ſogar durch Pfeifen. Aufruhr im Publikum und heftiges Applaudiren, auf der Bühne aber und hinter den Couliſſen Schrecken und Entrüſtung.

Lina ſchien es gar nicht zu bemerken, ſowie ſie auch von dem früheren Beifall unberührt geblieben war. Sie ſtand eilig von ihrem Ruhelager auf und eilte in die Garderobe, ihr Haar auflöſen und ſich ſo geſtalten zu laſſen, wie es die Beſtürzung verlangt, welche ſie zu Anfang des letzten Actes darzuſtellen hat.

Aber alle Welt ſtürzte auf die Bühne, welche der Vorhang vor dem Publikum verbarg. „Kabale, Intrigue, Maruſchka, Brunhilde!" ſchrie man durch einander. Vergebens geboten der Director und der Regiſſeur Ruhe. Aus dem Zuſchauerraum erſchienen auch bald die Grafen Erwin und Bela, und mit neugierig fragendem Angeſicht auch Baron Heinzeles. Er ſchien ſich durchaus in einer fremden Welt zu befinden und ſah das ihm ſonſt ſo bekannte Theater an, wie man in ein Kaleidoſkop hineinblickt. Er hatte das Leitſeil verloren für dieſe Bretterwelt.

Graf Erwin geberdete ſich am zornigſten und rief rundweg: „Fräulein Lina ſpielt nicht weiter!" — „Nicht weiter!" ſagte Bela. — „Oho! oho!" ſchrieen Director, Regiſſeur und Theaterperſonal, und Wuſſinah, welcher herbeigekommen war und durch die Gruppen ſchlich, ſah die Leute ängſtlich an.

Da kam Lina mit ihren fliegenden Haaren. Alle machten Platz, Jedermann ſchwieg.

Erwin aber trat nach kurzer Pauſe zu ihr und ſprach energiſch: „Sie dürfen nicht weiterſpielen, Freundin, bei ſo unwürdiger Behandlung! Es ſind nur ein paar Anhänger neidiſcher Schauſpielerinnen, welche den Unfug begangen haben. Freund Bela hat den einen aus unſerer Proſceniumsloge hinausgeführt und ihm eine angemeſſene Mittheilung gemacht. Der erbärmliche Patron iſt ausgeriſſen.“

„So hat man auch das Parterre gereinigt!“ rief Jemand aus der Couliſſe.

„Aber das genügt nicht,“ fuhr Erwin fort, „eine Lina ſpielt nach ſolchem Affront nicht weiter.“

„So denkt eine Künſtlerin wie Fräulein Lina nicht,“ rief der Director, „ſie vollendet ihr Kunſtwerk, ob auch Hunde bellen!“

Lina blickte umher; ſie ſuchte Kurt, und da er nicht zu ſehen war, ſagte ſie leiſe von ſich hin: „Er kommt nicht, die Widerſacher haben Recht, ich genüge nicht.“ — Dann ſah ſie den Director an, nickte mit dem Kopfe und machte mit dem Arme eine große Bewegung, welche zu ſagen ſchien: Gebt Raum!

Alle wichen zurück; nur Wuſſinah blieb neben ihr ſtehen und fing leiſe zu ſprechen an. Sie erbebte am ganzen Körper. Er ſprach: „Leni, du haſt den Ton deiner Mutter und haſt die garſtige Rinde von meinem Herzen geſprengt. Sünder, der du biſt! habe ich mir geſagt, wie thöricht haſt du gehandelt, indem du dein Herz verhärteteſt! Leni, Kind, der Ton deiner Mutter iſt in mein ſchlechtes Herz gedrungen wie Glockenklang aus meiner Jugend. So verwandle auch deinen Zorn, deinen gerechten Zorn in Vergebung für einen reuigen Sünder, von deſſen Blute doch wohl Atome in deinen Adern kreiſen; nimm mich auf als deinen zerknirſchten Vater!“

Dieſen Beinamen verdient er eben ſo wenig, als er die rohen Handgriffe heutiger Puritaner verdient. Man mache ſich nur eine deutliche Vorſtellung, wie Frankreich damaliger Zeit noch ungebildet war! Die Anſtalten, welche Franz traf, werden es zeigen, und doch iſt Niemand ſo thöricht, in dieſem Punkte heutige Maßſtäbe anzulegen. Nur in der ſchwierigſten Lebenswiſſenſchaft, in der Politik heiſcht man das Ungebührliche!

„Das iſt Griechiſch, man kann es nicht leſen“ war noch Sprichwort in jener Zeit. Julius Camillus konnte daneben noch mit der Charlaterie Glauben finden, daß er in dreißig Stunden griechiſch und lateiniſch ſprechen und als Zugabe auch noch detto Verſe machen lehre. Franz verſuchte es auch zwei Stunden. — Als Franz Dauphin war, druckte man zum erſten Male ein griechiſches Buch in Paris. Als er die erwähnte Zuſammenkunft mit dem Papſte Clemens VII. in Marſeille hatte, der ihm ſeine Nichte Catharina von Medicis mit dem Dauphin einſegnen ſollte, war ſämmtliche franzöſiſche Herrlichkeit in peinlichſter Sorge wegen einiger Worte Latein. König und Papſt wohnten einander gegenüber, man hatte eine Brücke zwiſchen den Fenſtern erbaut, die erſte Begrüßung ſollte ſtattfinden, und es kam zur Sprache, daß der heilige Vater lateiniſch angeredet ſein müſſe. Wer kann ein paar Worte Lateiniſch? Kein Menſch! Die Verlegenheit iſt groß — der Biſchof von Paris, der ſich im Gefühl lateiniſcher Schwäche ebenfalls ſträubt, muß am Ende doch die ſchwierige Rolle übernehmen.

Franz ſelbſt, der im Collége de Navarre unterrichtet worden, wußte ſelbſt ſehr wenig Latein, hielt aber ſehr auf Sprachkenntniß, und ſprach ſehr gut Franzöſiſch. Trotz dieſem Sprachtriebe hatte er den ſehr richtigen Tact, den Tact, der immer einer mächtigen Nationalbildung vorausgeht, die Landesſprache rein und allmächtig zu wollen. Er verbot mit aller Strenge den lateiniſch-franzöſiſchen Jargon in den Gerichtshöfen, und man kann von ihm den reinen Sprachſinn datiren, der ſich in Frankreich bis zum bewußten Stolze des gemeinen Mannes ausgebildet und der

„Fort mit dem Alten!“ ſchrie man aus der Couliſſe, „der Vorhang geht auf! Die Bühne frei!“

Wuſſinah rührte ſich nicht und ſtand mit erhobenen Händen vor Lina.

„Inſpicient, den Mann mit Gewalt abführen und aufziehen laſſen!“ hörte man den Director rufen.

Der Inſpicient ging hinaus, faßte Wuſſinah bei den Schultern und ſchob ihn gewaltſam in die Couliſſe. Der Vorhang ging auf, als Wuſſinah's Rockſchoß kaum hinter der Couliſſe war.

Lina ſtand da. Paſſender vorbereitet zu ſchmerzlichen Tönen konnte kaum eine Schauſpielerin ſein als ſie durch dieſe Berührung mit dem unſeligen Vater.

Stürmiſcher Applaus der Begrüßung aus dem Publikum. Sie zitterte noch ebenſo, wie ſie gezittert hatte neben dem in ſie hineinredenden Wuſſinah. Sie hört Janthens Worte, welche hinten das Geſträuch am Strande emporhebt; ſie weiß, was zu fürchten ſteht: der Sturm hat getobt, ſie hat's verſchlafen, der Sturm hat die Lampe ausgelöſcht, den Wegweiſer für Leander, welcher durchs Meer, durch die Klippen ſchwimmt; ſie weiß das Alles, ſie wagt nicht, ſich umzuſchauen, ſie ahnt das Entſetzliche. — „Ob ich gehört?! Kein Licht! kein Licht!“ ruft ſie.

Vor dem Klange dieſer Worte erſtarrte das Publikum; und als nun die Zweige zurückgebogen ſind, Leander's Leiche ſichtbar wird und Hero, hingehend, ſie ſieht und ruft: „Ein Mann — Leander — weh!

Betrogen und Betrüger meine Augen! Iſt's wirklich wahr?!" — und nun in jähem Falle zu Boden ſtürzt, da zuckte es wie Entſetzen durchs ganze Haus. Kein Menſch applaudirte, aber einzelne Aeußerungen wie o! o! gaben Kunde, daß Jedermann getroffen ſei bis ins Innerſte.

Der Director kam eiligſt bis an den Rand der Couliſſe und blickte angſtvoll auf die am Boden Liegende. Er ſchien zu zweifeln, ob ſie wieder aufſtehen könnte, und als ſie ſich erhebt, da ſchöpft er tief Athem und winkt Clariſſen, die in der Nähe war, und fragt leiſe: „Was haben Sie vorhin geſagt von — Selbſtmord der Schauſpielerin? Still! ſtill! ſie ſpricht."

Und nun kam der Ausbruch der Verzweiflung Hero's, welcher mit den Worten anfängt:

Verſchweigen ich mein Glück und mein Verderben,
Und frevelnd unter Frevlern mich ergehn?
Ausſchreien will ich's durch die ganze Welt,
Was ich erlitt, was ich beſaß, verloren,
Was mir geſchehn und wie ſie mich betrübt!
Verwünſchen dich, daß es die Winde hören,
Und hin es tragen vor der Götter Thron.
Du warſt's, du legteſt tückiſch ihm das Netz,
Ich zog es zu, und da war er verloren!

geſprochen mit einem Sturm von Verzweiflung, der Alles niederriß bis zu den letzten Worten:

Laß mich! der Mord iſt ſtark, und ich hab ihn getödtet!

Ein Orkan von Beifall begleitete da ihren Abgang.

„So habe ich dieſe Worte nie gehört. Ich weiß nicht, ob ſich mit ſo echtem Schmerz das Weiterleben verträgt,“ ſagte der Director zu Clariſſen; „alſo, was wollten Sie vorhin ſagen?“

Clariſſa ſagte ihm nun, daß Lina ein Giftfläſchchen in ihrer Taſche habe.

Er ſchrie auf: „Den Teufel auch, das iſt gefährlich! Das iſt was Anderes, als wenn Schauſpieler bei heiler Haut von Selbſtmord prahlen. Der echte Schauſpieler inmitten ſeines Spiels iſt wirklich ein poetiſches Weſen und im Stande, Alles thatſächlich mitzufühlen, was der Dichter erfindet, und im Aufſtürmen ſeiner Gedanken und Gefühle tödtet er ſich — Aurikel, her! rufen Sie die Janthe, rufen Sie Fräulein Wallberg her zu mir, raſch! — Hier iſt offenbar Lebensgefahr! Denn Lina iſt eine echte Künſtlerin, das haben wir eben erfahren; ſie hat erſichtlich Kummer und iſt in tiefſter tragiſcher Aufregung; ſie iſt des Aergſten fähig, und das kann eintreten, wenn Hero ſtirbt. Das iſt ein Tod aus ſogenannter heiler Haut, hier heißt das aber aus innerſter Seele — kommen Sie, kommen Sie, Janthe! Hören Sie zu, aber ſchreien Sie nicht! Lina hat ein Giftfläſchchen in der Taſche — ſtill! Es iſt möglich, daß ſie’s herauszieht dort auf der Tempelſtiege, welche eben gebaut wird, wenn ſie ihr letztes Wort ſpricht — Jeſus! — Nicht ſchreien! Möglich, ſag ich, denn Lina iſt ehrlich exaltirt, wie ihr’s Alle nicht ſein könnt. Greift ſie nach der Taſche, Wallberg, dann halten Sie ihr die Hand feſt! Sie ſind ja eine ſtarke Perſon. Erweiſt ſie ſich ſtärker als Sie, dann ſchreien Sie wirklich. Dann kommen wir Alle; Courage, Wallberg! Ohne Nerven! Der Geſang geht zu Ende, die Sterbeſcene kommt — o, da naht ſich Lina, und ſie ſieht aus wie eine Sterbende. Vorwärts!"

Das Alles hatten noch zwei Männer gehört, welche hinzugetreten waren: Nepomuk und Wuſſinah. Letzterer hatte es nur halb verſtanden, aber er wußte, daß die Rede ſein Gift betraf. Die Verzweiflungsſcene Lina's, welche er in der Loge geſehen und gehört, hatte ihn mit einem unſäglichen Schrecken erfüllt, und deshalb war er auf die Bühne geeilt. Jetzt nahm er Geld aus ſeiner Taſche, gab's einem Arbeiter und trug ihm auf, einen Wagen zu nehmen und Jemand zu holen, deſſen Adreſſe er ihm ſtotternd angab.

Nepomuk, fein ſpürend in allen Dingen, welche Lina betrafen, ſorgte beſſer für den bedrohlichen Augenblick. Er hatte genau verſtanden, was der Director geſagt, und lief auf die andere Seite der Bühne. Er hatte ſich während aller Proben immer hinter den Couliſſen umhergetrieben und kannte alle Verſatzſtücke, welche an der Mauer lehnten; er wußte, daß hinter dieſen Verſatzſtücken eine kurze Leiter vorhanden wäre, und dieſe Leiter holte er eiligſt. Sie war das Inſtrument, welches Hülfe bringen konnte. Er lehnte ſie an die Treppenſtufen, welche zum Inneren des Tempels hinaufführten und welche ſoeben errichtet wurden, während vorn noch hinter einem Vorhange die Trauerlieder geſungen wurden und die Prieſter innen ſich verſammelten. Oben auf dieſen Treppenſtufen — das wußte er aus der Probe — mußte Hero ſterben. Dort war der Ort der Gefahr und dort hinauf legte er die Leiter an; dort hinauf kroch er, ſo weit ihn die Couliſſe deckte vor dem Publikum, und von dort wollte er zuſpringen, wenn Lina nach ihrer Taſche griffe.

Der Geſang vorn ging zu Ende, welcher den Bau der Treppe hinter dem Vorhang ermöglicht hatte, und das Aufziehen deſſelben ſtand bevor. Auf den unteren Stufen der Treppe ſtand die Leiche Leander's, Hero hinter ihr; bei ihr nur Janthe. Nepomuk wußte, daß Lina aufwärts ſteigen würde, wenn ſie ihre letzten Worte geſprochen hatte; er wußte, daß ſie ganz in ſeine Nähe kam.

Der Vorhang flog auf. Lina ſpricht:

Was nur das Leben ſei!
Er war ſo jugendlich, ſo ſchön,
So überſtrömend von des Daſeins Fülle —
Nun liegt er kalt und todt. Ich hab's verſucht,
Ich legte ſeine Hand an meine Bruſt,
Da fühlt' ich Kälte ſtrömen bis zum Sitz des Lebens.
Im ſtarren Auge glühte keine Sehe.
Mich ſchaudert. Weh!

Oberprieſter.

Mein ſtarkes wackres Mächden,
Sei wieder du mein Kind. — Nun komm!

Hero.

Warum?

Oberprieſter.
Sie tragen ihn nun fort.

Hero.
Wohin?

Oberprieſter.
Nach ſeiner Heimath.

Hero.
Gebt einen Mantel mir!

Oberprieſter.
Wozu?

Hero.
Ihm folgen.
Iſt er gleich todt, ſo war er doch mein Freund.
Am Strande will ich wohnen, wo er ruht.

Oberprieſter.
Unmöglich! Du bleibſt hier!

Hero.
Hier?

Oberprieſter.
Prieſt'rin, hier!

Hero.
So laßt an unſerm Ufer ihn begraben,
Wo er erblich, wo er, ein Todter, lag,
Am Fuße meines Thurms. Und Roſen ſollen
Und weiße Lilien, vom Thau befeuchtet,
Aufſproſſen, wo er liegt.

Oberprieſter.
Auch das ſoll nicht.

Hero.
Wie? Nicht?

Oberprieſter.
Es darf nicht ſein.

Hero.

Es darf nicht?

Oberprieſter (ſtark).

Nein!

Hero.

Nun denn, ich hab gelernt, Gewaltigem mich fügen.
Die Götter wollten's nicht, da rächten ſie's.
Nehmt ihn denn hin! Leb wohl, du ſchöner Jüngling!
Ich möchte gern noch faſſen deine Rechte,
Doch wag ich's nicht; du biſt ſo eiſeskalt.
Als Zeichen nur, als Pfand beim letzten Scheiden,
Nimm dieſen Kranz, den Gürtel löſ' ich ab
Und leg ihn dir ins Grab. Du ſchönes Bild!
All, was ich war, was ich beſaß, du haſt es,
Nimm auch das Zeichen, da das Weſen dein.
Und ſo geſchmückt, leb wohl!

(Einige nähern ſich der Leiche.)

Und dennoch halt!
Seid ihr ſo raſch! — Und dennoch, dennoch nicht!

(Zur Bahre tretend.)

Nie wieder dich zu ſehn, im Leben nie!
Der du einhergingſt im Gewand der Nacht
Und Licht mir ſtrahlteſt in die dunkle Seele,
Aufblühen machteſt all, was hold und gut,
Du fort von hier an einſam dunklen Ort,
Und nimmer ſieht mein lechzend Aug dich wieder?
Der Tag wird kommen und die ſtille Nacht,
Der Lenz, der Herbſt, des langen Sommers Freuden,
Du aber nie, Leander, hörſt du? — nie!
Nie nimmer, nimmer, nie!

Und jetzt warf ſie ſich an der Bahre nieder, ihr Haupt in die Kiſſen verbergend. Durch das Publikum aber zog eine unſäglich tieſe Wehmuth, und Jedermann weinte.

Es iſt genug! ruft der Oberprieſter.

Hero
(mit Beiſtand ſich aufrichtend).
Genug?
Meinſt du? Genug! — Was aber ſoll ich thun?
Er bleibt nicht hier, ich ſoll nicht mit.
Ich will mit meiner Göttin mich berathen.
Janthe, leite mich zu ihrem Thron;
So lang berühret ihn nicht!
(Zu Naukleros)
Verſprich es mir!
Gieb mir die Hand darauf. — Ha, zuckſt du? Gelt!
Das that mir der, dein Freund! — Du biſt ſo warm.
Wie wohl, wie gut! — Zu leben iſt doch ſüß.
Nun aber laß! — Wer wärmt mir meine Hand?
Janthe, komm! — Doch erſt zieh mir den Schleier
Hinweg vom Aug!

Janthe.
Kein Schleier deckt dein Haupt.

Hero.
Ja ſo! — Komm denn! Und ihr berühret ihn nicht!

Nun ſteigt ſie aufwärts, ſich auf Janthen ſtützend. Das todtenſtille Haus lag unter einem Bann des Todesſchauers. Jedermann empfand, daß ihre Worte aus dem Innerſten einer menſchlichen Creatur kamen, daß echte Schauer des Todes von Lina's Lippen gehaucht wurden.

Nun trägt man gegen ihr Gebot die Leiche Leander's fort. Sie wendet ſich nach der fortgetragenen Leiche, wirft Haupt und Arme in die Luft, nochmals, zum letzten Male rufend: „Leander!“ und ſinkt ſterbend zu Boden. Der furchtbare Moment iſt da!

Und in der That: es ſinkt ihre erſchlaffte Rechte herab auf die Stelle, wo das Gift ruht; Janthe ergreift krampfhaft ihre Hand, Nepomuk ſtößt einen leiſen Schrei aus und erhebt den Fuß — aber ohne Noth: Lina's Hand bewegt ſich nicht.

Das Publikum bleibt todtenſtill. Janthe, Lina's Hand feſthaltend, ſpricht die Schlußworte, der Vorhang fällt.

Nun entfeſſelt ſich der Beifall des Publikums wie ein Orkan. Es iſt nicht nur ein Erfolg, es iſt ein Sturm.

Als Janthe ſie aufhebt, irrt ein wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen. Vielleicht ſagt es: ich war nur Hero und konnte an mein eigenes Leid und die Beendigung desſelben gar nicht denken.

Vor dem donnernden Beifall des Publikums mußte der Vorhang aufgezogen werden. Oben von den Stufen verbeugt ſich kaum ſichtbar Lina. Nochmals! nochmals! ſtürmt der Applaus. Sie iſt hinabgeſtiegen, das wehmüthige Lächeln bleibt auf ihren Lippen; ſie verneigt ſich ein wenig freier und geht dann ruhigen Ganges nach ihrer Garderobe.

Eine Schar von Verehrern, Erwin und Bela an der Spitze, ſuchen ſie aufzuhalten unter überſchwenglichen Lobpreiſungen — ſie nickt mit demſelben Lächeln und ſchaut über die Köpfe dahin, ob er — nein, er iſt nicht da!

Langſam geht ſie in ihr Garderobezimmer.

Vierzehntes Capitel.

Heinzeles iſt auch nicht gekommen. Jetzt iſt er gründlich verſtört, jetzt weiß er gar nicht mehr, woran er iſt. Mit ſich ſelbſt nämlich. Dieſer unerhörte, gar nicht endigende Beifall — denn er hört nicht auf, obwohl Lina nicht mehr erſcheint — dieſer tobende Beifall hat wieder ſeine Gleichgültigkeit über den Haufen geworfen. Er bleibt im Corridor ſtehen, während alle Welt ſich entfernt, und er ſagt ſtammelnd zu ſich ſelber: „Sie iſt alſo doch etwas Außerordentliches! — Am Ende haſt du doch heute Abend lauter Dummheiten mit dir herumgetragen — unter uns geſagt, Jakob, du biſt ein — nein! Schwerenoth, das bin ich doch nicht!"

Und langſam, immerhin ſtark gedrückt, ging er übers Theater nach der Schellinggaſſe hinunter, wo ſein Kutſcher pflichtſchuldig wartete. So viel war ihm klar: vom Abenteuer des Extrazuges konnte nicht mehr die Rede ſein, er hatte ja im Laufe des Abends jede An-

Nation eine europäiſche Ueberlegenheit gegeben hat, ein Sprachſinn, der uns [illegible] ſehr zu wünſchen wäre.

Zum Sinn für Wiſſenſchaften hat man den König glücklich geſtachelt, man hat vorausgeſagt, daß er wäre, was er — von da an werden mußte, um nicht hinter den ſchmeichelhaften Titeln eines Förderers der Wiſſenſchaft zurückzubleiben. Dem vierzehnjährigen Knaben widmete man eine hebräiſche Grammatik, Caſtiglione ließ ſich von dem Buben Rathſchläge geben für ſein „goldenes Buch“ — ſollte man dies Alles gethan haben, ohne eines offenen, viel verſprechenden Sinnes in dieſer jungen Natur inne zu ſein?

Man hat ihm denn auch ſpäter vorgeworfen, daß er zu viel mit Gelehrten verkehre, mit unpraktiſchen Leuten, daß er ihnen die wichtigſten Staatsaufträge, beſonders Geſandtſchaften anvertraue, denen ſie nicht gewachſen ſeien. Es fehlten auch nicht ſeltſame Scenen in dieſem Bereiche, da er den Ritterſinn oft mit dem wiſſenſchaftlichen verwechſelte. So ſchickte er einſt einen Gelehrten als Ambaſſadeur nach England, und es handelte ſich juſt um ſehr kühne Aufträge — Sire, wandte dieſer ſchüchtern ein, man wird mir den Kopf abſchlagen — Foi de gentilhomme! fuhr der König auf, das ſoll dreißigtauſend engliſche koſten. — Das iſt recht ſchön, erwiederte der gelehrte Ambaſſadeur, und das glaub ich wohl, aber das kann erſt ſpäter geſchehen, nachdem — — und von all den engliſchen Köpfen paßt keiner ſo gut auf meine Schultern, als der, den ich da noch habe.

Die Großen, die Beamten des Reichs erſchwerten ihm alle Einführung wiſſenſchaftlicher Inſtitute. Guillaume Budé, der wiſſenſchaftliche Arm des Königs, hatte ſich alle Tage bitterlich zu beſchweren. So begann er auf dem Terrain der alten Tour de Nesle das Collége royal, das jetzige Collége Mazarin, aber es war wegen immerwährend erhobener Schwierigkeiten und mangelnden Geldes nicht von der Stelle zu bringen. Was Wunder, wenn er da oft mit deſpotiſchen Griffen dazwiſchen fuhr. Die deſpotiſchen Maßregeln ſind auch für den Hiſtoriker nur dann unerträglich, wenn ſie von kleinen Menſchen und für kleine knüpfung mit Lina unterlaſſen. Es beſchäftigte ihn auch — ein ſeltener Fall! — vorzugsweiſe ſein eigener Charakter. „Ein Original bleibſt du!“ meinte er, „aber was für eins?“ Darüber nachdenkend, ſtieg er in ſeinen Wagen, und als dieſer fortrollte, ſprach er laut zu ſich ſelber, denn das Geräuſch des ſauſenden Wagens gab die Sicherheit, daß es Niemand hören konnte — er ſprach einen Monolog, welcher in den Worten gipfelte: Abgeblitzt biſt du, ja. Oder richtiger: abgewirthſchaftet haſt du in dieſem Geſchäft. Aber am letzten Ende: es ſteht nicht ſchlecht, ſo wie es ſteht. Du biſt nicht fürs Tragiſche; das hat ſich erwieſen. Das iſt zu unbequem. Herr Gott, jedes Behagen wird ja unterbrochen durch Ach und Oh und durch immer wiederkehrende Schockſchwerenothswirthſchaft. Nein, Jakob, das ſtimmt nicht zu deinem Temperament, welches im Grunde heiter iſt. Selbſt die Schönheit — ſie iſt vorhanden, ja! aber auch ſie hat bei dieſer Lina etwas — wie ſoll ich ſagen? ſie hat auch etwas Unbequemes, weil ſie gar nichts Einſchmeichelndes beſitzt, gar nichts Behagliches. Kothurnſinn, ſo nennt man's, incommodirt auch da. Nein, ehrlich heraus, ich bin doch fürs Luſtſpiel. Das weiß ich jetzt, und die Auslagen ſind nicht weggeworfen, wenn man dahin kommt, ſagen zu können: das weiß ich jetzt gewiß.

Mit dieſer Gewißheit ſchloß der Monolog; er drückte ſich in die Ecke des Wagens und malte ſich aus: wie er ſich jetzt benehmen werde. Aber das

Nächſte machte ſich doch endlich geltend. Er rief ganz realiſtiſch: „Heda! der Andrees fährt ja wie verrückt, und der Wind ſtreicht, als ob man auf freiem Felde wäre!“

Er war auch auf freiem Felde. Andrees, der Kutſcher, that ſeine Schuldigkeit. „Ventre à terre nach Floridsdorf!“ war ihm befohlen, er fuhr alſo ſeinen Herrn, was die Pferde laufen konnten, nach Floridsdorf und war jetzt, als ſeines Herrn Monolog und das weitere Nachdenken im Weſentlichen beendigt, bereits im Freien, vor ſich die Kaiſer-Franz-Joſef-Brücke.

Der Mond ſchien, und Heinzeles entdeckte, daß er nicht mehr in der Stadt wäre. „Allmächtiger!“ ſchrie er, denn es fiel ihm nun ein, daß er, in tiefe Gedanken verſunken, dem Kutſcher keine Contreordre gegeben. Jetzt ſchrie er aus Leibeskräften, aber der Wind und das wilde, raſſelnde Fahren erſtickten ſeinen Ton; Andrees hörte nicht, und der Wagen flog über die halb bedeckte Brücke, wo das Raſſeln auch noch ein wenig widerhallte. Heinzeles war über ſeine Machtloſigkeit außer ſich und wollte juſt die vordere Fenſterſcheibe einſchlagen, um Andrees beim Rockſchoße zu packen; aber er beſann ſich, daß da der Wind einen gefährlichen Zugang fände und eine Erkältung mitbringen könnte. Außerdem beſann er ſich plötzlich noch auf etwas: auf die Geldfrage, und daß es doch recht gerathen wäre, den Extrazug abzubeſtellen. Wenn der nämlich dort in Floridsdorf in die Ewigkeit hinein wartete, ſo koſtete das bei dem hohen Tarif eine erhebliche Summe, denn man berechnet am Ende: der Zug hat bis Pfingſten gewartet, da er nicht abbeſtellt worden iſt. Andrees hat Recht, ſagte ſich Heinzeles, fahren wir alſo doch nach Floridsdorf; das Abenteuer iſt nur etwas einſam, warum haſt du dich nicht ans Luſtſpiel gehalten!

Ungefähr um dieſelbe Zeit, als ſich Heinzeles in ſein Schickſal ergab, trat Lina umgekleidet aus ihrer Garderobe. Clariſſa erwartete ſie und begrüßte ſie mit einer ſolchen Fülle von Lob, wie dieſe ſonſt nüchterne Schauſpielerin in ihrem Leben nicht ausgeſprochen hatte.

Lina ſtand ſtill dabei, und ihr Antlitz war freundlich, aber unbewegt. Sie fragte mit ſchwacher Stimme: „Sind Sie wirklich zufrieden mit mir?“

„Zufrieden? Entzückt bin ich! Niemals habe ich auf der Bühne einen ſolchen tragiſchen Ausdruck gehört, eine ſo tief dringende Wirkung empfunden, niemals! Dieſe Hero war eine echt tragiſche Geſtalt.“

„Wirklich?“

„Sind Sie denn nun endlich ſelbſt beruhigt und glücklich?“

„Ich bin ſehr ermattet, liebe Clariſſa, und weiß wohl nicht ganz, wie mir zu Muthe iſt. Das nur weiß ich: beſſer kann ich's nicht. Genügt das nicht für die berechtigte Anforderung, dann — haben Sie Kurt während der ganzen Vorſtellung nicht im Theater geſehen?“

„Nein. Nur nach dem erſten Act war er da und rief mir zu: ‚Mehr Athem!‘ wie ich's Ihnen zugerufen habe.“

„Er iſt alſo nicht wiedergekommen und war auch jetzt am Schluſſe nicht da — das iſt kein gutes Zeichen für mich.“

„Aber um des Himmels willen übertreiben Sie doch nicht dergeſtalt die Rückſicht auf einen Mann, während die ganze Welt —“

„Er verſteht es beſſer als die ganze Welt. — Die große Wirkung kommt ja doch zuerſt und zuletzt von der Dichtung. Grillparzer iſt ein tragiſcher Dichter, und das weiß man vorzugsweiſe in Wien. Er wird auch heute die Hauptperſon geweſen ſein, nicht die Schauſpielerin.“

Die ewige Berufung auf dieſen Kurt war nun doch auch Clariſſa zu arg, und ſie ſchwieg verſtimmt auf der Heimfahrt. Nur beim Ausſteigen im Thorwege des „Lamms“ ſagte ſie: „Die Grafen erwarten Sie oben zum Souper. Laſſen Sie ſich ruhig eine Stunde feiern, wenn Sie auch noch ſo undankbar ſind für die hohen Gaben, welche Gott über Sie ausgeſchüttet hat.“

Lina ſah ſie nachdenklich an, ſchwieg aber und ſtieg langſam die Treppe hinauf.

Dort wurde ſie aufgehalten. Wuſſinah, der ſich zeitlebens nicht um Religion gekümmert, hatte in ſeiner Todesangſt hinter den Couliſſen als letztes Mittel gegen Lina's Selbſtmordgedanken die Religion angerufen und nach dem Pater Anſelm geſchickt. Er ſollte mit höchſter Gewalt das Giftgefäß von Lina fordern.

Er und der Pater ſtanden auf einem Abſatz der Stiege, wo Lina ihnen nicht entgehen konnte, und er hoffte wohl, ihr hinauf in ihr Zimmer folgen zu dürfen. Aber als ſie nach einer Biegung der Treppe unerwartet ihn ſah, machte ſie unwillkürlich eine abweiſende Bewegung und wollte an den beiden Männern vorüber.

Pater Anſelm vertrat ihr den Weg und bat: ſie möge ihn anhören. Sie war genöthigt zu fragen: „Was wünſchen Sie?“

„Ich wünſche, daß Sie gut handeln.“

„Gut? Was iſt denn gut?“

„Sollten Sie's nicht wiſſen? Gut iſt, was richtig und nothwendig. Wiſſen Sie, was richtig und nothwendig?“

„Ich glaube, ja.“

„Ich glaube, nein. Sie kennen das Morgen und Uebermorgen nicht, und das kann ganz anders ſein, als Sie erwarten. Sie aber wollen Gott vorgreifen!“

„Ich?“

„Sie! Denn ſie tragen Gift bei ſich, um bei trauriger Gelegenheit Ihr Leben gewaltſam zu beendigen. Das heißt Gott vorgreifen, das heißt ſündigen!“

„Sündigen?“

„Ja, Gott hat Sie geſchaffen und Ihnen große Gaben verliehen. Heißt es Gott danken, wenn Sie voreilig und willkürlich ſein Werk zerſtören? Iſt Undankbarkeit gut? Dem allmächtigen Gott gegenüber iſt der Menſch ein Nichts. Nur eins kann er, er kann dankbar ſein. Indem er dankt, fühlt er ſich dem allmächtigen, allgütigen Gott ergeben, gehorſam, treu. Das ſind Empfindungen, welche das Herz erwärmen, nicht?“

„Ja.“

„Ein warmes Herz ziemt doppelt einer Frau, nicht?“

„Ja.“

„Wir nennen es fromm. Ihr Kinder der Welt nennt es gut. Handeln Sie gut! Werfen Sie die Verſuchung von ſich!“

Da erſchienen oben an der Treppe die Gaſtgeber Erwin und Bela und begrüßten laut die Künſtlerin. Eine Predigt auf der Treppe war nicht länger möglich. Lina ſagte aber doch noch raſch zum Vater: „Ich danke Ihnen für den guten Willen. Die Frage ſelbſt iſt leider nicht im Vorübergehen zu erledigen.“

Hinauskommend, nahm ſie den dargebotenen Arm Erwin's und ließ ſich von ihm in das Feſtzimmer geleiten. Graf Bela ſchritt würdig auf ihrer anderen Seite einher.

Im Zimmer, welches mit Orangenbäumen und prächtigen Blumen auf der Tafel geziert war, ſo daß ein einſchmeichelnder Duft ihr entgegenkam, begrüßte ſie ein lieblicher Chorgeſang. Die Choriſten des Stadttheaters ſangen ihn in einem anſtoßenden Cabinet, und dieſer Geſang war nach einem Liede componirt, welches ſie oft in Wartenſtein geſungen. Nepomuk hatte es geliefert, und ſein Horn war darin aufgenommen. Er blies es mit beſtem Ausdruck. Als er nämlich von der Leiter im Theater heruntergeſtiegen, da hatte er die Gefahr für überſtanden erachtet und war heimgeeilt. Fünf, ſechs perſönliche Bekannte der Grafen, natürlich auch lauter Grafen und Barone, empfingen die eintretende Lina mit Beifallsklatſchen.

Erwin führte ſie zu ihrem Sitze an der Tafel; man ſetzte ſich. Nur Bela blieb aufrecht. Er wollte die Begrüßungsrede halten. Bela? Der Schweiger? Ja, er ſchwieg ſo viel, um deſto gehaltvoller reden zu können. Das konnte er wirklich, wenn's zum Redehalten kam. Aber er hatte eben kein Glück mit dieſer Lina: kaum hatte er angefangen mit „Herrliche Künſtlerin!“ — da öffnete ſich die Thür und Kurt erſchien in derſelben.

„Kurt!“ ſchrie Lina und ſprang vom Seſſel auf.

„Herr von Wetter!“ rief Graf Erwin.

„Verzeihung, meine Herren,“ ſagte Kurt, „ich ſuche Fräulein Lina nur auf eine Minute.“

Er ſtreckte der Näherkommenden beide Hände entgegen und ſprach: „Lina!“

Sie entgegnete kaum verſtändlich, ſo verſetzte es ihr den Athem: „Du biſt nicht auf die Bühne gekommen, du biſt nicht zufrieden —“

„Ich habe nicht kommen können, denn mit dem Schwerte in der Hand hat mich die Wache am Eingang zurückgewieſen —"

„Ah?! Und du biſt nicht —?"

„Nicht? nicht? Das Wort iſt für immer ausgeſtrichen — ich bin entzückt, du biſt eine Künſtlerin, eine tragiſche Künſtlerin!"

Das war ein Schrei, welchen Lina ausſtieß! Als ob eine gefangene Seele ſich aus der Gefangenſchaft befreite; und an ſeinem Halſe lag ſie und jauchzte und weinte durch einander, und ſie küßte ihn, er küßte ſie — die Geſellſchaft hatte ein Schauſpiel, von welchem Erwin zu Bela ſagte: „Das iſt ein Anblick für Götter, aber nicht für — verabſchiedete Freier."

„Verabſchiedete," ſprach Bela.

Endlich rief Lina im fröhlichſten Tone: „Aber wir ſind nicht allein!" wendete ſich zum Grafen Erwin, reichte ihm die Hand und ſprach: „Verzeihen Sie mir!"

„Was bleibt mir denn übrig, als edelmüthig zu ſein und mit zweifelhaftem Anſtande zu verzichten, wenn's auch recht weh thut."

„Weh thut," ſagte Bela.

„Wunderlich genug," fuhr Erwin fort, „muß auch noch gerade ich das Glück meines ſiegreichen Nebenbuhlers aufbauen. Sie ſchlimmer Herr von Wetter — pardon! bloß Wetter — wo haben Sie denn ſo lange geſteckt? Auf meine dringende Zuſchrift nach Stein am Bache iſt kein Wort der Erwiderung an mich gelangt, und doch habe ich Ihnen eine officielle Mittheilung zu machen, die ich nicht los werden konnte. Der Schluß des Teſtamentes wurde ja damals in Wartenſtein unterbrochen, und dieſer Schluß betrifft Sie, Herrn Kurt Wetter. Die verſtorbene Erlaucht, meine vortreffliche Tante, hat Ihnen ihre kleine Herrſchaft ‚Stein am Berge‘ vermacht —“

„Ah!“ rief Lina.

„Und ſie hat auch noch eine Notiz beigefügt. Dieſe Notiz lautet: Am liebſten wäre es mir, wenn der eigenſinnige Kurt meine wilde Hummel, die Leni, heirathete.“

Neues „Ah!“

„Damit dieſe künftige Frau Wetter Frau vom Stein heißen könnte — na, Ihr Glückspilze, benehme ich mich ſtandesgemäß?“

„Standesgemäß,“ ſagte Bela.

Lina fiel Erwin um den Hals und küßte ihn. Kurt reichte ihm die Hand und drückte die ſeinige warm. Das Souper wurde eine herzlich glückliche Unterhaltung, und Bela ſprach wirklich mit überlegener Ruhe einen längeren Toaſt, welcher höchſt beifällig aufgenommen wurde.

„Ja,“ rief Erwin, „er iſt ein Redner, weil er ein Ungar iſt; er ſchont ſich nur im Sprechen!“

Kaum war dies geſagt, da flog die Thür auf und Baron Heinzeles ſtolperte über die Schwelle, mit erſtauntem Geſicht Kurt betrachtend, welcher eben, ſeinen Arm um Lina's Schulter ſchlingend, ſein Champagnerglas leerte.

Ein allgemeines „Ah!“ begrüßte ihn, und er ſtammelte, ſtarr auf Kurt blickend: „Ich komme von Floridsdorf —“

„Von Floridsdorf?“ fragten Alle.

„Nicht doch, nicht doch! Ich will mich nur entſchuldigen, ich bin ja nicht eingeladen — dieſer Herr —“

„Kurt Wetter heiße ich.“

„Ah, der Kurt! der bewußte Verwandte? Sehen Sie, ſehen Sie! Die Herren Grafen und ich —“

„Der Herr Baron,“ ſchaltete Erwin ein.

„Ja, die Grafen und der Baron machen wohl Pleite?“

„Pfui, Baron, ein garſtig Wort, aber richtig iſt's,“ ſagte Erwin.

„Richtig iſt's? Auch gut. Mich überraſcht's nicht, das kann ich ſchon ſagen, ich habe ſchon ſelbſt abgewickelt.“

„Niederſetzen, Baron; Champagner trinken!“

„Niederſetzen? Eigentlich ſitzen bleiben und die Wittwe Cliquot anbeten.“

Während man lachte, flüſterte Clariſſa Kurt ins Ohr: „Draußen auf dem Corridor ſitzt immer noch der alte Wuſſinah.“

Lina, welche es hörte, ſchrak zuſammen.

„Ueberlaß mir das, Lina,“ flüſterte Kurt; „wir Männer ſind alle ſchlechter als Ihr Frauen in unſeren Jugendliebſchaften, wir brauchen Nachſicht. Darf ich nicht mit ihm ſprechen?“

Zwecke geübt werden, wie dies unter den kleinen Valois und unter Ludwig XV. namentlich geſchah. Sonſt ſiegt ja doch alles Neue nur deſpotiſch, erſcheine es in der ſtarken Natur eines Einzelnen, oder im Geſammtdrange einer Zeit, einer Reform, einer Revolution. Was ſind Reformen und Revolutionen anders als Deſpotismen? Das Recht iſt ein Behelf, denn es iſt ein Gedanke der Erhaltung, es iſt ein Behelf gegen alle Ueberhebung und für alle Mittelmäßigkeit; denn Mittelmaß iſt die nothwendige Ordnung des Allgemeinen. In ihr liegt kein Wechſel, kein Fortſchritt, ſondern nur Sicherheit des Bekannten. Wir ſind nur von vornherein zur Feindſchaft gegen allen Eigenwillen, das iſt Deſpotismus, genöthigt, weil es die Aufgabe unſrer Zeit iſt, die großen Reſultate eines revolutionären Deſpotismus in das Mittelmaß der Ordnung zu bringen, und weil neben einem Gedankenreichthume ſolches revolutionären Deſpotismus noch kein perſönlicher aufgetreten iſt, der ſich an Genialität der Erfindung mit jenem hätte meſſen können. Ja, wir ſehen ſeit langer Zeit den Deſpotismus immer nur in der unerfinderiſchen Form des Rückſtauens.

Ein ſolcher war er nicht in König Franz, nicht in Heinrich IV., nicht in Ludwig XIV., nicht in Friedrich II., welcher die franzöſiſchen Könige in der Mark Brandenburg fortſetzte.

Man ſagt, König Franz hätte die Künſte und Wiſſenſchaften nur aus Ehrſucht befördert, namentlich um dem deutſchen Reiche zu zeigen, was es an ihm verloren, wie thöricht es gehandelt, ſeine Candidatur um die Kaiſerkrone zurückzuweiſen, und ſeinen Rival, den ſpaniſchen Carl zu krönen. Das ſollte uns nicht kümmern, auch wenn es wahr, auch wenn es nicht blos ein Stachel mehr für Franz geweſen wäre. Der Sinn für Wiſſenſchaft war ihm aber wirkliches Bedürfniß. Wir ſehen die Gelehrten überall um ihn, er nimmt ſie mit auf ſeine Schlöſſer, ſie ſaßen täglich an ſeiner Tafel, er führt ſie mit zu den Jagden, um ihrer lehrreichen Unterhaltung überall theilhaft zu ſein. Zu Walde reitend ließ er ſich beſonders gern von Naturgeſchichte erzählen, und er vertrug von klugen Leuten alle ſcharfe Erwiderung. In ſolcher derben

Lina nickte.

„Dann beglaubige mich durch das Fläſchchen, welches gewiß auch in der neuen Taſche ſteckt — gieb mir's, mein Herz!"

Sie gab es ihm, und er ging hinaus. Ernſte Worte ſprach er zu dem gebrochenen Alten, welcher haſtig nach dem Fläſchchen griff und zwiſchen Kurt's Reden immer wieder die Worte lallte: „Eine Million erbt ſie!"

„Die brauchen wir nicht, Herr Doctor. Aber Sie brauchen Verzeihung."

„Ach ja!"

„Gehen Sie! Warten Sie die Zeit ab. Wir werden in Stein wohnen, vielleicht findet ſich dort Verſöhnung —"

„Ich kaufe mich in der Nähe an — und warte!"

Und warte! damit wankte er fort.

Nepomuk hatte aus der Ferne zugeſehen; Kurt winkte ihn zu ſich und ſprach: „Nun, wie ſteht's mit dem ſchlimmen Neide?"

„Gut ſteht's, gnädiger Herr, er iſt nicht mehr ſchlimm. Nur ſehen möchte ich ſie mein Lebelang, bloß ſehen. Sonſt iſt's ganz ſtill in mir geworden, und ich glaube, ich kann noch ein braver Kerl werden, wenn Sie mich nicht fortjagen."

„Ich jage dich nicht fort und ich glaube an deine Ehrlichkeit."

Nepomuk ſtürzte ſich auf ſeine Hand und küßte ſie inbrünſtig.

Fünfzehntes Capitel.

Am nächſten Tage erhielt der Director des Wiener Stadttheaters eine Zuſchrift von Kurt. Sie lautete: „Fräulein Lina iſt ſehr erſchöpft und fühlt ſich außer Stande, ihre Gaſtvorſtellungen jetzt fortzuſetzen. Sie wird meine Frau und wird ſich freuen, wenn der Herr Director ſie für die nächſte Herbſtſaiſon zur Darſtellung neuer Rollen einladen wollte.“

Der Director that dies ſofort, indem er gleichzeitig bedauerte, daß die Künſtlerin nicht nach dem außerordentlichen Erfolge ihrer Hero weiterſpielen könnte, weil ihr jetzt die Begeiſterung ſo überaus günſtig entgegenkäme. Er bäte dringend, ihn bei Zeiten in Kenntniß zu ſetzen, welche Rollen Frau von Wetter vorbereiten würde, damit er die betreffenden Stücke fertig halten könnte zu ihrer Ankunft im Herbſt. Dem deutſchen Theater wünſchte er Glück, daß ihm ein ſo ſchönes und großes Talent in Fräulein Lina gewonnen worden; er ſelbſt werde gewiß Alles aufbieten, die das Höchſte verſprechende Weiterentwickelung dieſes Talentes zu fördern durch gutes Enſemble und ſorgſame Inſceneſetzung.

Kurt und Lina wurden an einem ſonnigen Maimorgen in der Dorfkirche getraut, in welche Stein am Bache und Stein am Berge eingepfarrt ſind, und ſie verlebten ihre Flitterwochen in Kurt's alter Wohnung unten in Stein am Bache, wo Lina und Clariſſa damals eingekehrt waren.

Zu ihrem Glück ſchien nichts zu fehlen, denn in die Seele Lina's war Ruhe und Zufriedenheit eingekehrt, ſeit ihr Kurt aufrichtig auseinandergeſetzt, daß ſie ihr Ideal, die künſtleriſche Vollendung einer tragiſchen Rolle, erreicht, daß ſie alſo das kühne „Entweder — oder“ ſieghaft beſtanden hätte.

Clariſſa hatte ihre Entlaſſung vom Theater erbeten und war mitgekommen. Sie lächelte dazu, wenn Kurt ihr ſcherzend vorwarf: ihre brave bürgerliche Natur ſei doch dem künſtleriſchen Drange über den Kopf gewachſen. — „Habe ich Unrecht,“ antwortete ſie, „mit der Behauptung, daß nur der Schauſpieler bei ſeiner Kunſt bleiben ſoll, welcher eine volle Leiſtung zu bieten vermag und welcher darin ein volles Genüge findet? Beides konnte ich nicht mehr von mir ſagen. Habe ich Unrecht?“

Man ſagte nicht ja, und ſie fuhr fort: „Deshalb ſteige ich jetzt wieder trotz der Sonnenwärme mit

Freund Klaus hinauf ins Schlößchen Stein am Berge und fahre fort, eure Wohnung behaglich, ja ſchön einzurichten. Das verſtehe ich, und in der Hingebung an häusliche Betriebſamkeit finde ich Genüge, ſeit Sie, geſtrenger Herr Kurt und Lina, mich als Familienglied für den Reſt meines Lebens aufgenommen haben."

Schon Mitte Juni hatte ſie dieſe Einrichtung des Schlößchens vollendet — das Salvator Roſa-Gemälde Kurt's hatte die ſchönſte Stelle gefunden im Salon —, und man zog hinauf. Die Luſt war dort rein und gut, das Quellwaſſer vortrefflich, der Laubholzwald trat heran bis an den Garten und kleinen Park des Schlößchens und der Ausblick in die Landſchaft war bis zu ferneren Hügelzügen mannigfaltig und erquickend.

Selbſt darüber beſchwerte ſich Lina nicht mehr, daß Wuſſinah da unten in geringer Entfernung von ihrem Berge ein Landgut gekauft und bezogen hatte. Sie ſchüttelte wohl das Haupt, als eine Anfrage von ihm eintraf: ob er denn nicht einmal hinaufkommen dürfte? aber ſie ließ es geſchehen, daß Zuſendungen von ihm angenommen wurden. Sie beſtanden in ſchönen Früchten, welche er in ſeinem raſch eingerichteten Glashauſe gezogen. Seine Naturkenntniſſe waren dem alten Botaniker treu geblieben, und er ſendete außer den Früchten auch edle Sämereien für Blumen, Sträucher und Bäume. Lina ſelbſt ſäte und pflanzte ſie, und da die Pflanzen ſchön aufgingen und gediehen, ſo mußte ſie wohl allmälig des Gebers ohne Groll eingedenk ſein.

Nur ſeine perſönliche Nähe ſcheute ſie lange noch.

Aber auch dafür fand ſich im Hochſommer ein Ausweg oder richtiger ein Zugang: einige Male in der Woche fanden Vorleſungen ſtatt für die neuen Rollen, welche Lina ſtudirte. Sie trug die Rollen vor, welche ſie in der nächſten Saiſon ſpielen wollte, anfangs in mäßiger Betonung, dann aber, auf Kurt's Bemerkungen eingehend, mit vollem Ausdruck. Kurt und Clariſſa laſen die übrigen Rollen des Stückes. Bums ſaß auch immer neben ihr in würdiger Haltung. Auf inſtändige Bitten Nepomuk's war auch ihm, wenn die Rolle bis zu vollem Ausdruck fertig war, geſtattet worden, das Publikum vorzuſtellen. Er ſaß in einem Winkel mit gefalteten Händen, war gerührt und entzückt und erlaubte ſich ſogar zu applaudiren. Das wurde ihm zuerſt wohl unter Lächeln verwieſen, aber er konnte ſich nicht halten, und nach und nach gewöhnte man ſich daran, beſonders nachdem Kurt einmal bemerkt hatte: er trifft das Richtige. Dies hatte Folgen für Wuſſinah. Nepomuk erzählte ihm davon. Denn Nepomuk's Verhältniß zu dem alten verhaßten Advokaten hatte ſich verändert, ſeit dieſer ſo weichmüthig und ſchwach geworden. Er beſuchte zuweilen den alten Sünder da unten. Die czechiſche Landsmannſchaft war wohl auch ein Grund ſolcher Annäherung mitten unter Deutſchen, und Nepomuk hatte auch etwas erlauſcht von der Vaterſchaft Wuſſinah's. Das war ihm, dem Sprößling vom Dorfe, denn doch von ſtarkem Eindruck geweſen. Vater und Tochter! Und dabei noch gar czechiſches Blut in Lina — die mußten zuſammengebracht werden! Er ging nun öfter hinunter und berathſchlagte mit dem Alten über Mittel und Wege. Eines Abends kam er ſtrahlend vor Vergnügen herauf und trat flüſternd zu Herrn Kurt, ihm ein Blatt Papier zeigend, ein vergilbtes Blatt groben Papiers. Was war's? Ein kurzer Brief an Wuſſinah, welchen er unerwartet unter ſeinen alten Papieren entdeckt hatte. Lina's Mutter hatte ihn geſchrieben, und ſie dankte ihm darin für ein ſchönes Kleid von Wollmouſſeline, welches er ihr zu einer neuen Rolle geſchenkt. Kurt gab es Lina und erregte ſie damit aufs Tiefſte. Der einzige Nachlaß ihrer Mutter für ſie — ein Dank für Wuſſinah. Sie brach in Thränen aus und küßte das grobe Papier.

Nun konnten Kurt und Clariſſa es wagen, den alten zitternden Mann zuzulaſſen im Schlößchen und ihm einen Stuhl einzuräumen im Winkel neben Nepomuk für eine Vorleſung. Er ſollte nur ſtill und regungslos ſitzen bleiben, wenn Lina eintreten würde.

Lina trat ein und ſah ihn nicht ſogleich. Er konnte ein leiſes Stöhnen nicht unterdrücken, und Bums, der unverſöhnliche, welcher mit Lina kam, bellte erzürnt und lief auf ihn zu. Da blickte ſie hin und ſchrak zuſammen. Sie ſagte aber kein Wort. Befangen ging ſie an ihren Vortrag, die Rolle riß ſie jedoch bald fort, und als die Beiden applaudirten, da lächelte ſie ein wenig. Seiner Anſprache wich ſie aus, indem ſie beim letzten Worte ihrer Rolle aufſtand und den kleinen Saal verließ. Bums begleitete ſie und bellte wiederum nach rückwärts. Clariſſa aber ſagte zu Kurt: „Nach einiger Zeit wird ſie ihn anhören.“

So kam der Herbſt heran und mit ihm ein Brief des Directors aus Wien mit den Fragen: „Welche Rollen? Und wann?“

Sie zeigte ihn Kurt. „Nun?“ fragte dieſer. Sie erröthete und fiel ihm an die Bruſt mit einem Geſtändniß, das ſein ſtarkes Herz in Wonne erbeben machte.

Hiermit war die Saiſon ausgeſtrichen.

„Biſt du ſehr betrübt darüber?“ fragte Kurt.

„Nein,“ ſagte ſie leiſe.

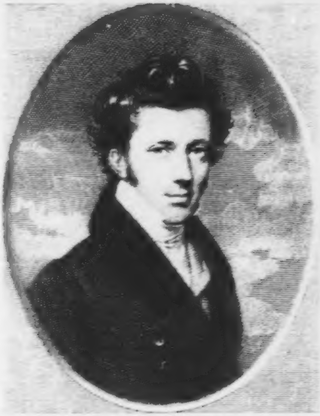
„Man iſt eben doch,“ fuhr er fort, „eine andere Perſon, wenn man ſich verheirathet und das glücklich gelöſte ‚Entweder — oder‘ hinter ſich hat. Da ruht die Frau in Lebenshoffnungen, und Tragöde oder Tragödin zu ſein, bleibt eben doch eine Aufgabe auf Leben und Tod.“

„Jawohl!“ flüſterte Lina.

„Jedenfalls,“ ſprach er weiter, „muß man frei ſein und unabhängig, frei und unabhängig von Rückſichten. Vielleicht zum Theil deshalb haben die Griechen, die Erfinder der Tragödie, keine Frau zugelaſſen auf ihre Bühne, und es bleibt auch bei uns deutlich, daß Jungfrauen vorzugsweiſe berufen ſind für weibliche tragiſche Rollen. Sie ſind die modernen Veſtalinnen.“

Nach dieſen Worten Kurt's ſind Jahre verfloſſen. Jene einzige Hero-Vorſtellung iſt im Gedächtniß der Wiener, welche ſie erlebt, in Vergeſſenheit gerathen. Haſtig bedeckt ja jetzt ein Tag den anderen mit neuen Erſcheinungen und Eindrücken. Lina iſt bis heute nicht wieder auf der Bühne erſchienen. Sie iſt glücklich geworden in dem Moment, als ſich ihr Talent zur tragiſchen Blüthe entfaltete, nicht ohne vor die letzte Entſcheidung jener Gefahr geſtellt zu werden, welche die künſtleriſche Leidenſchaft immer in ſich birgt: jenes fürchterlichen „Entweder — oder“.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München



[illegible]   Gest. von Ferd. [illegible]

Franz Grillparzers

Lebensgeſchichte

von

Heinrich Laube.

Mit dem Porträt des Dichters in Stahlſtich.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1884

Laube Grillparzer

Entgegnung zeichnete ſich namentlich Du Chatel aus. Der König hatte in Betreff ſeiner Ahnen die ſchwächſte Empfindlichkeit, die Hand in Hand ging mit Vorbereitung einer heiligen Monarchie, wie ſie von Ludwig XIV. deutlich ausgebildet wurde. In dieſem Sinne war er bornirt eingenommen gegen Dante, und weil dieſer in ſeinem Gedichte den Königsahn Hugo Capet zum Schlächter gemacht, ſchimpfte ihn Franz einen lächerlichen Autor, und wollte einen Augenblick lang Dante's Buch in ganz Frankreich verbieten. Die geiſtreichen Leute ſeiner Umgebung brachten ihn davon zurück. Als er eines Tages Du Chatel fragte, wer ſeine Ahnen geweſen, erwiderte dieſer: Sire, Noah hatte drei Söhne, ich weiß nicht genau, von welchen der Drei mein Vater abſtammte. Und Franz verſtand den Hieb auf den Capetingiſchen Stolz, und lachte.

So mag die Bewerbung um Erasmus auch von der Eitelkeit unterſtützt worden ſein, den berühmteſten Gelehrten Europa's in Paris zu haben. Aber hat nicht juſt dieſe franzöſiſche Eitelkeit Frankreich ſo groß gemacht? Wie um eine Braut wirbt Franz Jahre lang um dieſen klugen Mann, und Budé, der unermüdliche Brautwerber, bietet dem epicuräiſchen Erasmus immer lockendere Bedingungen. Burgund iſt franzöſiſch, ſagt er ihm, wohl wiſſend, was für eine Macht die Weinhügel der Saône für den berühmten Mann hatten, für dieſen prächtigen Egoiſten, der die Welt ſo klug überſah, der die Schwächen und die nothwendigen Reformen ſo gut kannte, der aber keines Wagniſſes für den Gedanken fähig war, der keiner Ueberzeugung ſich hingab, als der, ſich ſelbſt geſund und wohl zu erhalten. Burgund lag ihm ſehr am Herzen, denn der burgundiſche Wein war ihm als höchſt heilſam für ſeinen Magen angeprieſen. Er wies auch, wie ein guter Diplomat, keine Aufforderung, kein Anerbieten zurück, aber er ließ ſich dem Kaiſer doch nicht entwenden. Zu großem Leidweſen Königs Franz! All die ächten Griechen Tiphernas, Hermonymos, Andronikos, Laskaris entſchädigten ihn nicht für Erasmus. Er beförderte ſie nach Kräften, er ließ durch Laskaris und Budé die Bibliothek in Fontainebleau errichten, er glaubte an die Kraft der Bücher, er gab

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Unſer Dichter Franz Grillparzer erzählt in ſeiner Selbſtbiographie, welche in der Geſamtausgabe ſeiner Werke enthalten iſt, ſein Leben bis zum Jahre 1836. Es könnte alſo eine neue Lebensbeſchreibung überflüſſig erſcheinen.

Das iſt ſie aber doch wohl nicht. Es kann ja wünſchenswert ſein, nicht den Dichter allein über ſein Leben zu vernehmen, ſondern auch andere, um neue Geſichtspunkte zu gewinnen, und der Dichter kann mancherlei übergangen haben, was außer dem Wege lag, den er eingeſchlagen.

Und ſo iſt es. Grillparzer hat ſich in ſeiner Erzählung durchaus nicht ausbreiten, ſondern er hat nur das darſtellen wollen, was ihn vorzugsweiſe intereſſierte. Wenn er ſchrieb, ſo ſchrieb er immer raſch, ein künſtleriſches Ziel vor Augen, und ließ rechts und links Wichtiges liegen, was nicht ſtreng notwendig ſchien für den Inhalt der gewählten Form.

Außerdem hat er ja ſein Leben nur bis zum Jahre 1836 geſchrieben, er hat aber von da noch 35 Jahre gelebt. Einer neuen Lebensbeſchreibung iſt alſo noch manches übrig geblieben.

Für eine ausführliche Lebensbeſchreibung Grillparzers iſt ein reichliches Material vorhanden. Ein Couſin von ihm, der Senatspräſident Freiherr von Rizy, hat es von frühauf geſammelt. Seine Mutter war eine Schweſter der Mutter Grillparzers, und als der Jüngere iſt er gleichſam wie ein Aehrenleſer hinter dem erntenden Vetter Franz einhergeſchritten, alles aufhebend und bergend, was niederfiel. Und alles das hat Baron Rizy ſorgfältig aufgezeichnet und bei ſeinem Tode getreulich hinterlaſſen. Er ſtarb zehn Jahre nach Grillparzer. Nicht den kleinſten Vorfall im Leben Grillparzers hat er unbeachtet gelaſſen; aus einer großen Kiſte, welche weggeworfene Zettel Grillparzers enthielt, hat er wertvolle Notizen geſammelt, und nicht ein Wort iſt in irgend einem Blatte, in irgend einem Buche über Grillparzer geſagt worden, das er nicht aufgeſchrieben hätte. Nun war er aber ein Mann von reicher Bildung, von wiſſenſchaftlicher wie künſtleriſcher Bildung, er war alſo wohlgeeignet, ſeine Sammlung geiſtig zuſammen zu halten und zu ordnen.

Außer ihm iſt noch ein anderer perſönlicher Freund Grillparzers mit derſelben Aufmerkſamkeit neben dem Dichter einhergegangen und hat alles mitgeteilt, was er erfahren. Dies iſt der Medizinalrat Dr. Preyß, welcher noch lebt. Grillparzer pflegte ihn ſeinen Leibarzt zu nennen und hatte ein unbedingtes Vertrauen zu ihm. Preyß war außerdem Arzt und Hausfreund der Schweſtern Fröhlich, in deren intimem Verkehre Grillparzer die zweite Hälfte ſeines Lebens zubrachte, und in deren Kreiſe war wohl alles offenbar aus des Dichters Leben, was er nicht ſelbſt verborgen halten wollte. Und auch das blieb nicht verborgen vor drei geſcheiten Frauenzimmern. Preyß alſo, der ihr Vertrauen genoß, war und iſt ein reicher Quell für Grillparzers Lebensgeſchichte. Er aber hat mich bei immer noch fraglichen Punkten unterrichtet.

Mit den Hilfsmitteln dieſer beiden Männer ausgerüſtet, erzähle ich in folgendem das Leben Grillparzers, wohl wiſſend, daß auch hiermit kein Abſchluß über die Charakteriſtik des Dichters erreicht werden kann. Einen ſolchen gewährt ja nur die Nachwelt, welche Spreu von Weizen geſondert vorfinden wird.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite

Die Eltern und ihr Einfluß. Erziehung. Erſte dichteriſche Verſuche. Tod des Vaters. Zerrüttete Vermögensverhältniſſe. Anſtellung im Staatsdienſte. Gedicht auf den Austritt aus dem Bibliotheksdienſt. Im Staatsdienſt. Erſter dramatiſcher Verſuch: Blanka von Kaſtilien. Studien zur Blanka von Kaſtilien. Selbſtkritik. Vergeblicher Verſuch um die Aufführung. „Im Elend“. Lektüre der Klaſſiker. Gegen Schlegel und die Romantiker . . 1

Zweites Buch.

Die Ahnfrau. Erſte Begegnungen mit Schreyvogel-Weſt. Die Ahnfrau wird vollendet. Schreyvogel und die Schickſalsidee. Charakteriſtik Schreyvogels. Schickſale Schreyvogels. Erſte Aufführung der Ahnfrau. Glänzender Erfolg. Eindruck der Darſtellung auf den Dichter. Altmütter. Die Ahnfrau vor der Kritik. Buchausgabe. Kritiſche Uebertreibung. Schreyvogels Vorwort zur Ahnfrau. Grillparzers Tagebuch über die Ahnfrau. Die „Schickſalstragödie“ bei Publikum und Kritik. Entwürfe . 18

Drittes Buch.

Sappho. Vom Zollamt ins Miniſterium. Stellung am Burgtheater. Urteil über Julied. Urlaub. Widerſpruch gegen Sappho. Müllner. Bühnentriumphe. Das Tagebuch über Sappho. Gegenſatz zur Ahnfrau. Dichter und Dichtung. Rechtfertigung des Planes. Die Perſonen im Drama 27

Viertes Buch.

Seite

Der Traum ein Leben. Wahl des Stoffes. Unterbrechungen. Das Goldene Vließ. Nach Gaſtein. Reiſe nach Italien. Ueberſchreitung des Urlaubs und amtliche Rüge. Der Dichter und ſeine Verhältniſſe zu Frauen. Das Goldene Vließ. Aufführung und Erfolg. „Campo vaccino“ und Anklage wegen Gottesläſterung. Charlotte P... Begegnung mit den Schweſtern Fröhlich. Tagebücher: Mißſtimmung und Verdrießlichkeiten. König Ottokars Glück und Ende. Verluſt des Manuſkripts. Wiederauffindung des Manuſkripts. Aufführung. Urſachen des mäßigen Erfolgs. Theatraliſches Mißgeſchick. Verbot des Stückes. Der Dichter über den „Sprachenkampf“ 35

Fünftes Buch.

Tagebücher: Abnahme der dichteriſchen Schaffenskraft. Die „Ludlamshöhle“ wird polizeilich aufgehoben. Tagebücher: Trübe Stimmung bis zur Verzweiflung. Schilderung der Seelenſtimmung und ihrer Urſachen. Dramatiſche Pläne. Ein treuer Diener ſeines Herrn. Verhältnis zur Muſik. Entwickelung der Anlagen und Kräfte. Aus der geiſtigen Werkſtatt. Der Dichter und ſeine Dichtungen 48

Sechſtes Buch.

Die Schweſtern Fröhlich. Liebſchaften: Antonie. Teimer. Thereſe. Treuloſigkeit des Naturells in der Frauenliebe. An Altmütter: Ueber unglückliche Charakteranlagen. Erſte Begegnung mit Kathi. Kathi und der Dichter in den „Tristia ex Ponto“. Kathi. Gewitterſchwüle und Stürme. Folgenſchwere Zwiſtigkeiten mit der Geliebten 57

Siebentes Buch.

Reiſe nach Weimar zu Goethe. Urteil über Berlin und die Berliner. Solger über Sappho. Goethe über den Dichter. Zelter über die Ahnfrau und Sappho. Grillparzer und Goethe. Heimkehr nach Wien. Ein treuer Diener ſeines Herrn. Aufführung und Aufnahme. Verſuchter Ankauf des Manuſkripts für Kaiſer Franz. Gedicht auf die Geneſung Ferdinands des Gütigen. Grillparzer und Beethoven. Hanslick über Grillparzer. Beethovens Tod und Grillparzers Grabrede. Der Dichter über Mozart . 65

Achtes Buch.

Seite

Dramatiſche Pläne und Arbeiten. Die Familie Daffinger. Des Meeres und der Liebe Wellen. Aufführung und Aufnahme. Die Tagebücher über das Drama. Dramaturgiſches über das Stück. Abſprechende Kritik. Aufenthalt in Gaſtein. Beſchäftigung mit der Libuſſa. Der Traum ein Leben. Aufführung und Erfolg. Veröffentlichung der „Tristia ex Ponto“. Reiſe nach Paris und London. Börne und Heine. Der Bruder Karl. Ueber Schreyvogel. Des Dichters Beamtenlaufbahn. Direktor des Hofkammerarchivs. Bauernfeld. Weh dem, der lügt: Entſtehung, Aufführung und Schickſal. Bleibende Verſtimmung als Folge des Mißerfolgs. Die Tagebücher über die verfehlte Aufführung des Luſtſpiels 76

Neuntes Buch.

Grillparzer als Lyriker und Epigrammatiker. Aufführung des erſten Aktes der Libuſſa zu milden Zwecken. Die ſpaniſche Litteratur und der Dichter. Tagebücher: Reiſe nach Griechenland. In Preßburg. Von Preßburg nach Ofen und Peſt. In Peſt. Ernſtliches Unwohlſein. Im ungariſchen Theater zu Peſt. Die Donau hinunter bis Semlin. Reiſebekanntſchaften. Zum eiſernen Thor. Beſichtigung von Widdin. Mit Türken, Bulgaren und Juden bis Ruſtſchuk. Auf der Jagd bei Kuſtendſche. Ueber das Schwarze Meer. Seekrankheit. Zum Bosporus. Der Bosporus und ſeine Ufer. In Konſtantinopel. Bei den tanzenden Derwiſchen. Spaziergänge und Beſuche. Nach Therapia und Bujukdere. Fahrt des Sultans zur Moſchee. Nach den ſüßen Waſſern Aſiens. Beſuch der Moſcheen. Die Moſchee Sankta Sophia. Wanderungen durch die Stadt. Auf dem Sklavenmarkt. Auf dem Pferdemarkt und im Bagno. Ausſicht vom Turm des Seraskiers. Bei den heulenden Derwiſchen. Ritt des Sultans zur Moſchee. Abſchied von Konſtantinopel. Die Dardanellen. Seſtos und Abydos. Ritt nach Troja. Nach den Ruinen von Alexandria Trojas. Meerfahrt nach Smyrna. Seekrankheit. Ankunft in Smyrna. Begegnung mit der Gräfin Hahn Hahn. Fahrt nach Syra und Ankunft. In der Quarantäne. Spaziergänge, Langeweile und Lektüre. Aus der Quarantäne. Schilderung von Syra. Vorbereitungen zur Abreiſe. Letzter Tag des Aufenthalts. Fahrt nach Athen. Athen und ſeine Umgebung 89

Zehntes Buch.

Seite

Gräfin Hahn-Hahn über Grillparzer. Wachſende Anerkennung des Dichters. Uebergehung bei Beſetzung der erſten Kuſtosſtelle in der Hofbibliothek. Der Dichter als Oeſterreicher. Tagebücher: Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Stimmungen und Wünſche. Preußen und Oeſterreich. Kaiſer Franz und Metternich. Charakteriſtik einzelner Staatsmänner. Rückblick auf frühere Revolutionen. Preſſe und Cenſur vor der Revolution. Agitationen gegen die Cenſur. Gründung eines Schriftſtellervereins. Mißerfolg einer Petition um Milderung der Preßgeſetze. Charakteriſtik Bauernfelds. Bauernfeld und Graf Kollowrat gegen Baron Kübeck. Politiſch-litterariſche Geſellſchaften bei Baron Doblhof. Charakteriſtik des Grafen Leo Thun. Gründung der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften. Die Pariſer Februarrevolution und ihre Folgen. Beginn der Revolution in Wien. Deputierte bei Fürſt Metternich. Straßenkämpfe. Kaiſerliche Zuſage einer Verfaſſung. „An mein Vaterland“ . 135

Elftes Buch.

Der Dichter und ſeine Politik. Milde Geſinnung gegen Metternich. Gedicht an den Feldmarſchall Radetzky. Aufnahme in die Akademie. Der arme Spielmann. Des Dichters Heim und ſein Tagewerk. Wiederaufführung ſeiner Dramen durch Laube. Letzte poetiſche Thätigkeit. Im Ruheſtand und im Reichsrate. Huldigungen und abwehrendes Verhalten. Schwere Erkrankung. Der Anfang vom Ende. Des Dichters Heimgang 160

Zwölftes Buch.

Letztwillige Verfügungen. Die Dramen des Nachlaſſes. Ein Bruderzwiſt in Habsburg. Libuſſa. Die Jüdin von Toledo. Eſther. Aus dem Briefwechſel mit Kathi Fröhlich. Ein Brief an Frau von Littrow. Litteratur über den Dichter. Rizys Wiener Grillparzer-Album 171

1.

Unſer Dichter Franz Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 in Wien geboren.

Man hat ſich viel damit abgegeben, den Namen Grillparzer zu erklären, weil Lord Byron ihn beſonders rauh gefunden und dazu geſagt hatte, er würde doch gelernt werden müſſen, weil er einen großen Dichter bezeichne. Eine Nachweiſung geht dahin, daß einige Meilen entfernt von Wels in Oberöſterreich eine Häuſergruppe die Benennung geführt „zum Grillparz". Parz ſei Abkürzung von Parzelle. Demnach wäre es ja nur ein Beiname für einen „Grill", und dieſer müßte alſo ſeinen Namen verlängert haben. — Im alten Wiener Gerichtsbuche, Teil II, Seite 154 findet man einen Weingarten zu Pellendorf „an dem Grillparz". Da iſt alſo die Familie Grillparzer als eine niederöſterreichiſche aus der Umgegend von Wien im 15. Jahrhundert nachgewieſen, und der Dichter ſtammt hier wie dort von Bauern ab.

Bemerkenswert iſt es, daß Grillparzer ſelbſt ſeinem Namen immer feindlich geſinnt war. Beſonders gedruckt war er ihm widerwärtig. Der Zufall brachte es mit ſich, daß ſein wichtigſter Freund, der Sekretär des Burgtheaters, Schreyvogel hieß, alſo noch einen auffallenderen Namen hatte. Dieſer verbarg ihn ganz, indem er ſich als Schriftſteller Weſt nannte.

Der Vater unſeres Franz war ein angeſehener Advokat von ſtreng rechtlichem Weſen und lebhaft patriotiſcher Geſinnung. Er hat ſchwer gelitten durch die ſiegreichen Kriege Napoleons, welche Oeſterreich ſo große Verluſte zuzogen, und nach den Schilderungen des Sohnes iſt der Vater ein herb zurückhaltender, ſchweigſamer Mann geweſen, welcher ſich zu keinerlei Zärtlichkeit für die Kinder herbeiließ, wohl aber aufmerkſam für den Unterricht und die Erziehung derſelben geſorgt hat. Frühe Neigung unſeres Franz zu ſchöngeiſtigen Verſuchen hat er geringſchätzig abgewieſen, und er hat geradezu verhindert, daß der Knabe dafür Anlaß finde, zum Beiſpiel durch Beſuch des Burgtheaters. Er hat ihn dann lieber ins Leopoldſtädter Theater geſchickt zu einem Poſſenſpiele. Franz ſollte nicht in poetiſche Tändelei geraten, ſondern ein fermer Juriſt werden.

Die Mutter, aus der wohlhabenden, hochgeachteten Familie Sonnleithner ſtammend, iſt eine ſchöne einfache Frau geweſen von großer muſikaliſcher Begabung, herzensgut und von beſonderer Zärtlichkeit für ihren Erſtgeborenen Franz. Auch er hat mit großer Zärtlichkeit an ihr gehangen, und er beklagt es wohl, daß der würdige Vater immer ſo verſchloſſen geblieben für jeden Herzenserguß.

Man wird es ſelten ſo deutlich erkennen wie bei dieſen Eltern und dieſem Sohne, daß die Grundelemente des Vaters und der Mutter gleichmäßig auf den Sohn übergehen. Der ſtreng prüfende Verſtand und die ebenſo ſtreng rechtſchaffene Geſinnung waren das väterliche Erbteil unſeres Franz, und von der muſikaliſchen Mutter hat er den künſtleriſchen Drang und die künſtleriſche Fähigkeit in vollem Maße erhalten.

Die Familie wohnte auf dem Bauernmarkt in einem weitläufigen Labyrinthe von Gemächern, welches unſer Dichter in ſeiner Selbſtbiographie genau beſchrieben und welches manchen Leſer wohl an die dunkeln Räume der Ahnfrau erinnert hat.

Ueber ſeine Erziehung und den Gang ſeiner Schulbildung hat Grillparzer ſelbſt in jener Biographie ſo vollſtändig Auskunft gegeben, daß da nichts zuzuſetzen, ſondern nur auf dieſe wertvolle Schilderung hinzuweiſen bleibt.

Eine kleine Abſonderlichkeit erwähnt Grillparzer nicht: er hat als junger Menſch ein wenig liſpelnd angeſtoßen mit der Zunge, und hat ſich nach dem Beiſpiele des Demoſthenes durch in den Mund genommene kleine Steine dauernd kuriert.

Als eigentümlich in dem Bildungsgange unſeres Dichters zeigt es ſich, daß er unregelmäßig in ſeinen Studien dahingeht und ſich durchweg von Stimmungen beherrſchen läßt. Er vernachläſſigt das eben zu Erlernende und holt es dann gleichſam ſtoßweiſe nach. Letzteres mit großer Anſtrengung, aber auch ſo vollſtändig, daß er am Schluſſe der Univerſitätsſtudien das Zeugnis voller Reife davonträgt.

Es fehlt nicht an Zeichen, daß der junge Franz trotz dem abwehrenden Vater poetiſchen Anwandelungen nachgegeben, daß er zum Komödienſpiel mit Kameraden ein Luſtſpiel zu ſkizzieren verſucht und daß er — was wichtiger iſt — Gelegenheitsverſe gemacht hat. Merkwürdig genug ſind es nicht Ergießungen eines jugendlichen Herzens, ſondern Verſe, welche man politiſch nennen möchte. Ein ſolches Gedicht, welches die damalige zerrüttete Lage des Staates zur Grundlage hat, lautet wie folgt:

Schlecht und recht.

Mit frechen Feinden kriegen
Und ſie auch ſtets beſiegen,
Das wär' ſchon recht;
Doch, ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Mit einem andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,

Geld für Paul Paradis, den getauften Iſraeliten, ließ Guidacerio aus Calabrien kommen, Batable aus der Picardie, Mercier aus Languedoc, um das Hebräiſche betrieben zu ſehen, von dem er nichts verſtand, und von deſſen Bibeldrucke er als guter Katholik keinen Vortheil einſah. Aber das Alles intereſſirte ihn nicht ſo wie Erasmus. Er hatte eine Ahnung, daß von dieſem Manne eine brauchbare Welt-Quinteſſenz alles Bücherſtudiums zu erfahren ſei. Er ließ ein anatomiſch Theater errichten, ließ Vidus Vidius beſolden, obwol er an die Medicin der Chriſtenheit nicht glaubte. Alles das that er gern für den fern liegenden wiſſenſchaftlichen Gedanken. Für ſeine Perſon behielt er den hergebrachten Glauben, nur Juden und Araber ſeien gute Mediciner. Als er 1538 ſchwer krank wurde, bat er Carl V. um einen Juden. Der Jude kam — biſt Du auch ein ächter Jude? fragt der König, und der Arzt, von der beſonderen Vorliebe des allerchriſtlichſten Königs nichts wiſſend, rühmt ſich zuverſichtlich, vor Kurzem getauft zu ſein. Fort mit Dir! Ich will keinen getauften, ich will einen ächten Juden. Er ſchickte bis Conſtantinopel nach ſolcher Originalausgabe, ſie kam, und heilte ihn wirklich. Es hat gar viel für ſich, ſich mit der Leibesſorge nach alten Naturvölkern umzuthun, die Jahrtauſende lang dem Erdproceſſe zugeſehen. Mit einfacher Eſelsmilch heilte ihn der byzantiniſche Jude — die lag ſo nahe in Frankreich, wo der Eſel ſo allgemeines Hausthier iſt, verbreiteter faſt als das Pferd, wo man darum auf den Landſtraßen keinem Fußgänger begegnet, weil überall wohlfeile Diligencen ſind, und auch der arme Mann ſeinen Eſel beſitzt.

Nur ein Gelehrter fand keine Gunſt bei König Franz, und zwar der wichtigſte. Witterte Franz das demokratiſche Reformelement in Petrus Ramus? Er haßte ihn wenigſtens nicht ohne Methode: Ramus läſterte und verwarf den Ariſtoteles. Das hielt Franz für Barbarei, und das wird man nicht blos einem Manne nicht verargen, welcher praktiſcher Welt, und nicht religiöſer Welt zugeneigt iſt. Von dieſem üblem Verhältniſſe an hat denn Ramus auch nur Unglück in Frankreich gehabt: erſt unter Heinrich II.

Das wär' ſchon recht.
Doch Pläne, die nichts taugen
Und nur das Land ausſaugen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Im ſiebenjähr'gen Kriege
Hatt' man ſehr wenig Siege,
Das war nicht recht:
Doch jetzt ſo ſchrecklich kriegen
Und auch nicht Einmal ſiegen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Dem Lande Frieden ſchenken
Und Land und Leut' bedenken,
Das wär' ſchon recht.
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber alle lachen,
Ei! das iſt ſchlecht.

Wenn man uns reformierte
Und alles anders führte,
Das wär' ſchon recht.
Jedoch es bleibt beim alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei, wahrlich! das iſt ſchlecht.

Dies bleibt doch für einen jungen Menſchen ein auffallendes Zeugnis. „Kündigt ſich in dieſen jugendlich unreifen Verſen," ſagt ein Kritiker, „nicht ſchon der ganze Mann Grillparzer an mit ſeinem ehrlichen, ſchneidigen Zorn gegen alles Halbe, Schwächliche, Faule in der Welt?"

Da tritt ein trauriges Ereignis ein: ſein Vater ſtirbt. Am Sterbelager kniet Franz heftig weinend und dem Vater die Hand küſſend. „Zu ſpät!" ſagt dieſer. — Wie hart von einem Vater! Wie tief mußte dies ſchonungsloſe Wort in die Seele des Sohnes greifen.

Dazu, wie wir ſehen werden, der erſchreckliche Tod der ſo warm geliebten Mutter.

Als ob der Tod der Eltern dazu beſtimmt geweſen, einen ungewöhnlichen, einen erſchütternden Eindruck zu machen auf den jungen Mann, deſſen innere Welt zu poetiſchem Ausdruck gedrängt wurde.

Es fand ſich, daß die Vermögensverhältniſſe des Hauſes ganz erſchöpft waren. Die Kriegszeiten hatten den Erwerb zerſtört, der patriotiſche Vater, welchem die Not des Vaterlandes das Herz gebrochen, war auch in ſeinem wirtſchaftlichen Leben gelähmt worden — die Mutter mit drei Söhnen blieb faſt mittellos zurück. Franz mußte auf einigen Erwerb bedacht ſein. Er wurde Hauslehrer auf dem Lande, wurde dort krank, kam in traurigem Zuſtande zur Mutter zurück und ſuchte, kaum hergeſtellt, durch Unterrichtgeben etwas zu erwerben.

Die Selbſtbiographie berichtet über dieſe Jugendzeit ausführlich.

Charakteriſtiſch für unſern Dichter iſt es, daß er trotz aller Not immer an poetiſche Entwickelung denkt, die doch das Höchſte und Wichtigſte wäre, und daß er demgemäß an die Hofbibliothek will als an ſeinen richtigen Platz. Zu wiederholten Malen kommt er ein um eine, natürlich unbeſoldete Anſtellung, zu wiederholten Malen wird er abgewieſen, endlich aber wird es ihm doch gewährt, und ſtolz als jüngſter Beamter wandert er nun täglich über den Joſephsplatz, um oben in dem Gebäude voll Bücher zu ſtudieren und unter anderem raſch Spaniſch zu lernen.

Da tritt Graf Herberſtein zu ihm, und ſtellt ihm eine beſoldete Stelle beim Finanzdepartement in Ausſicht. Es wird Grillparzer außerordentlich ſchwer, ſich von der Bücherwelt zu trennen — die Lage der Mutter muß den Ausſchlag geben. Sie darbt! ſagt er ſich, ihr kannſt du beiſtehen, wenn du etwas erwirbſt — und dies entſcheidet. Er geht hinaus ins Zollamt, wo ſeiner eine kleine Anſtellung mit Gehalt wartet.

Auch bei dieſer Gelegenheit zeigt er eine überraſchende Faſſung: ſich ſelbſt verhöhnend ſchreibt er einen Abſchied von der Hofbibliothek, in welchem er die unfruchtbare Gelehrſamkeit verſpottet:

Lebet wohl, ihr guten Muſen,
Ich verlaß' euch bald,
Denn an eurem welken Buſen
Iſt's verzweifelt kalt.

Für den Kopf, ich muß es ſagen,
Sorgtet ihr recht ſehr,
Doch ich hab' auch einen Magen,
Und den ließt ihr leer.

„Sieh den Lorbeer! Was lohnt höher?“
Ach, ich hab' ihn ſatt.
Schied' ich nicht, ſo braucht' ich eher
Noch ein Feigenblatt.

Denn hienieden iſt man leider
Nur auf Geld erpicht,
Geld verlangt der harte Schneider,
Ach, und kein Gedicht.

Mit den Göttern nur im Bunde,
Fremd im ird'ſchen Land,
Schüttelt Gold ihr aus dem Munde,
Kupfer aus der Hand.

Leder habt ihr an den Bänden,
Keines für die Schuh,
Tiſche g'nug an euren Wänden,
Tiſchtuch fehlt dazu.

Statt der Handſchrift, die für teuer
Jener Schrein uns gibt,
Gilt ein Wechſel mir, beim Geier,
Beßres Manuſkript.

Und am Schluß, ſtatt längerm Fabeln:
Lieschens Auge brennt
Nach ganz andern Inkunabeln,
Als Herr Seniel kennt.

Drum lebt wohl, ihr guten Muſen,
Ihr ſeid mir zu kalt,
Mich zieht an des Lebens Buſen
Stärkere Gewalt.

Dies flüſſige Verstalent des 22jährigen Fants ſtimmt gar nicht zu dem ſpäteren Franz, welcher hypochondriſch und ſchwerflüſſig geworden war. Der Tüchtigkeit des jungen Beamten that es übrigens keinen Eintrag. Er iſt ſehr ernſthaft an ſein Geſchäft herangetreten. Offenbar auf Grund ſeiner juridiſchen Kenntniſſe hat man ihm Verhör und Unterſuchung der Schwärzer' anvertraut und ihm dazu ein kleines abgeſondertes Zimmer eingeräumt. Dort hat er denn ſo ſorgfältig ſeines Amtes gewaltet, daß man auf dem Zollamte ganz betrübt war, als er zu höherem Dienſte abgerufen wurde.

Dieſen Eintritt in den Staatsdienſt nennt Rizy verhängnisvoll für Grillparzer, weil die Anfeindungen während ſeiner ſpäteren Amtslaufbahn ſeine Stimmung, ſeine Ruhe, ſeine Faſſung fortwährend zerſtört haben, und er ein glücklicher Dichter geworden wäre, wenn er ſich frei erhalten hätte von jeder Beſtallung.

Dies iſt leicht geſagt, aber iſt es richtig? Wir werden ihn ſpäter oft lange Zeit unglücklich ſehen, weil ihm die poetiſche Inſpiration ausbleibt. Sie bleibt ihm nicht aus, weil ihn das Amt oder ein Verdruß ſtören, nein, ſondern weil er überhaupt und immer fähig ſein will zur Produktion und dies nicht vermag. Da war denn das unwandelbare Amt ein Anhalt für ihn, er konnte warten. Ohne Vermögen, wie er war, poetiſcher Schriftſteller zu werden, das war ſicherlich höchſt gefährlich für ihn. Ohne Anhalt wäre er wohl bei der unvermeidlichen Stockung der Inſpiration gefährlichen Schritten ausgeſetzt geweſen.

Trotz aller Warnungen des Vaters war ein Drang zu poetiſcher Thätigkeit von frühauf lebendig in ihm verblieben, und trotz aller Warnungen, welche ſein eigener Verſtand immer wieder dagegen erhob, hatte der 17jährige Franz ein großes Trauerſpiel geſchrieben, Blanka von Kaſtilien genannt. Es iſt wohl nicht unwichtig, Näheres darüber zu erfahren, um die urſprüngliche dichteriſche Anlage des jungen Mannes prüfen zu können.

Der Inhalt des Stückes war folgender: Pedro der Grauſame hat durch ſeine Mißregierung ſein Volk zu offenem Aufſtande gereizt. Von ſeinen beiden natürlichen Brüdern (Söhnen der von Pedro eingekerkerten und wie es ſcheint in den Tod getriebenen Eleonora) hat ſich Heinrich Graf von Traſtamara an die Spitze der ſiegreichen Rebellen geſtellt, von denen Pedro arg in die Enge getrieben wird. Der zweite Sohn Eleonoras dagegen, Federigo de Guzman, hält zu dem König, und ſeine Loyalität wird lange vergeblich von dem rebelliſchen Bruder zum Abfalle gereizt. Da erhält er als Kommandant von Xeres den königlichen Auftrag, eine dahin gleichſam als Gefangene eskortierte Dame ſtreng zu verwahren. Mit Entzücken erkennt er in ihr jene Blanka, mit welcher er in Frankreich unter den abenteuerlichſten Umſtänden als Federigo de Kaſtro ein Liebesverhältnis geknüpft hatte, ohne ihren wahren Namen zu kennen, welche er zwar auf den Ruf ſeines Vaterlandes in einer rätſelhaft gebliebenen Weiſe verlaſſen hatte, zu welcher er aber mit Aufgebung ſeiner hohen Stellung zurückzukehren entſchloſſen iſt. Die beiden Liebenden erkennen ſich. Mit Entſetzen erfährt Federigo, daß ſeine Blanka die Gattin des verworfenen Königs iſt, daß ſie zwar nicht aufgehört hat, ihn leidenſchaftlich zu lieben, daß ſie aber den Gedanken abweiſt, das eheliche Band zu verletzen, durch welches ſie an den grauſamen Wüſtling Pedro geknüpft iſt.

In der furchtbaren Aufregung, in welche Federigo durch dieſe Lage der Sache verſetzt worden, trifft Lara ein, welcher ſich im Auftrage Heinrichs des Grafen von Traſtamara in Xeres eingeſchlichen hat, um ihn für die Sache der Rebellen zu gewinnen, welche für Blanka ſchwärmen.

Federigos loyale Geſinnungen werden ſehr erſchüttert — er beginnt zu ſchwanken und wird vorläufig nur durch ſeinen väterlichen Freund Gomez gehalten, welcher die äußerſten Anſtrengungen macht, ihn auf der alten Bahn der Tugend und Treue zu befeſtigen.

Da kommt der König, vom Miniſter Padilla und deſſen Schweſter Maria begleitet, welche ihm die feierlichſten Verſicherungen unwandelbarer Anhänglichkeit an den Miniſter und die buhleriſche Schweſter abgewinnen. Der König ſelbſt erklärt ihm, daß er, von den ſiegreichen Rebellen aufs Aeußerſte gebracht, ſich ganz und gar ſeiner Treue anvertraut habe, und bewegt dadurch den edlen Mann derart, daß er trotz allem, was ſein Herz zum Haß gegen Pedro und zum Abfall von demſelben aufgereizt hat, ſich neuerdings Treue gegen den angeſtammten König gelobt und dieſer Wandelung ſeines Inneren den feierlichſten Ausdruck gibt:

Nie wanken ſoll die Treu' in meinem Herzen,
Im Sarge nur verlaſſ' ich dieſe Mauern.

Da tritt unverſehens Blanka in den Saal und will, erſchreckt durch den Anblick Pedros und Marias, entfliehen. Pedro aber entbrennt in Liebe gegen die ihm fremde Dame, welche ohnmächtig in die Arme Federigos ſinkt. Der Ausruf Blankas „Federigo!“ und ſein Ausruf „Blanka!“, den ſie bei dieſer unwillkürlichen Umarmung ausſtoßen, verraten ſie. Pedro erkennt die Königin, und Maria entdeckt das Liebesverhältnis der beiden.

Padilla weiß ſeine Schweſter, welche den König aufgeben will, zum Ausharren zu beſtimmen, indem er den Gedanken andeutet, daß man ſich nach Umſtänden der Königin werde entledigen und Pedro wieder zur Macht bringen können. Dem letzteren, welcher ganz für Blanka entbrannt ſcheint, wird nun beigebracht, daß Federigo im Einverſtändniſſe mit Blanka und den Rebellen entſchloſſen ſei, ihn ſofort vom Throne zu ſtürzen. Es fällt ihnen nicht ſchwer, für jeden Fall ein Todesurteil gegen Federigo und Blanka zu erwirken. Dies zeigen ſie frohlockend dem Federigo vor, und dem Kämmerer Haro wird deſſen ſtrengſte Ueberwachung aufgetragen.

Federigo eilt zu Blanka und fordert ſie zur Flucht auf. Trotz der drohenden Gefahr verſchmäht ſie die Flucht und will ihren Gattenpflichten treu bleiben. Umſonſt macht er ſie mit dem geheimen Gange bekannt, welcher ins Freie führt, und legt den Schlüſſel hin, welcher dieſen Gang öffnet. Blanka bleibt bei ihrer Weigerung. Federigo, hierüber in Verzweiflung, jammert vor dem Bilde ſeines Vaters und entdeckt, daß ſich Haro in die Zimmer Blankas eingeſchlichen, um dieſe — er iſt davon überzeugt — zu ermorden. Heftige Scene mit Haro, und Erklärung, daß er Blanka auch gegen ihren Willen retten wolle.

Da erſcheint Padilla, nimmt ihm den Schlüſſel ab und verweiſt Blanka in ihr Gemach, wo ſie aufs ſtrengſte bewacht werden ſoll. Triumphierend geht er ab. Federigo folgt ihm, entſchloſſen, nun zur Gewalt zu ſchreiten:

„Die Würfel liegen, in der Ferne ruft's.
Iſt's Teufel oder Gott, der ruft? Ich folge.“

In dieſer Stimmung trifft ihn Lara, der auf Entſcheidung drängt, da er ſich von Spähern belauſcht ins Lager der Rebellen zurückzufliehen genötigt glaubt. Entſcheidung! Unter furchtbaren inneren Kämpfen, dem Wahnſinne nah, entſchließt ſich Federigo, an Traſtamara zu ſchreiben, und übergibt den Brief an Lara, nimmt ihn wieder zurück und fällt in Ohnmacht. Dem Bewußtloſen entzieht Lara das verhängnisvolle Schreiben — da tritt Haro mit einer Wache ein, verhaftet den entlarvten, längſt als Lara erkannten Pilger und entreißt ihm den Brief, welchen der hinzukommende Padilla jubelnd empfängt, um ihn dem Könige zu überbringen und damit das Schickſal Federigos zu entſcheiden.

Haro meldet dem Padilla, daß das für Pedro zuſammengeraffte Heer ſich der Stadt nähere, daß aber die Stimmung des Volkes feindlich ſei. Man hoffe, daß die Königin ihrer Haft entlaſſen werde. Padilla mißtraut dem Haro, wird aber von dieſem daran erinnert, daß er auf ſein Geheiß Eleonoren vergiftet habe, und daß er ihn alſo als ſeinen Mitſchuldigen verderben könne. Dies veranlaßt Padilla, dem Haro die Schlüſſel der Feſtung anzuvertrauen und unter dieſen auch den zum geheimen Gange.

Dieſe Nachgiebigkeit bereut jedoch Padilla ſofort wieder und beauftragt Diego da Robledo, den Haro noch in derſelben Stunde zu ermorden und, nachdem er ihm die Schlüſſel abgenommen, während der Nacht auch die Königin und Federigo zu töten.

Da kommt Maria vom Könige und ſpricht dagegen, obwohl ſie früher ſelbſt die Ermordung Blankas gewollt. Sie ſchaudert jetzt davor zurück und ſucht ihn durch Bitten und Drohungen davon abzubringen. Vergebens! Unerwartet bringt Diego da Robledo die Nachricht, daß Federigo den Haro umgebracht habe und wahrſcheinlich mit dem ihm abgenommenen Schlüſſel in die Gemächer der Königin geeilt ſei, offenbar, um ſie zu entführen. Ihm nach, um dies zu verhindern! Der König aber erſcheint im Halbwahnſinn, mit dem Bilde der nun von ihm geliebten, aber als Ehebrecherin den Mördern überlieferten Königin beſchäftigt, und erzwingt von der reuigen Maria das Geſtändnis, daß die Königin unſchuldig ſei. Maria von ſich ſtoßend und verfluchend ſtürzt er fort.

Inzwiſchen hat Federigo mit Gewalt den Eingang zum Zimmer der Königin erkämpft und, indem er ſich vor ihr des Mordes, des Hochverrats und ehebrecheriſcher Gelüſte beſchuldigt, hat er bei der Geliebten das tiefſte Mitleid erregt, und da er ihre Rettung als das einzige bezeichnet, was als Sühne ſeiner Vergehungen ſein furchtbares Leid mildern könne, entſchließt ſie ſich, den neuerdings dargebotenen Schlüſſel anzunehmen. Federigo, an die Tage ihrer reinen Liebe erinnernd, ſpricht:

Es ſchien was Höheres in uns zu walten,
Dem Fluch der Sterblichkeit nicht unterthan,
Das ſelbſt der Tod nur herrlicher entfalten,
Das Grab zu ſchönerm Leben wecken kann,
Das jenſeits wir des Reiches der Geſtalten
Am Ziel der reichen durchgewallten Bahn
Dort in der Ewigkeit verſchwiegnen Gründen
In unbefleckter Reine wiederfinden.
Fühlſt du den Strahl lebendig, ſegenreich
Die Nacht des Kummers in der Bruſt durchblitzen?
An meine Bruſt! Mein Weib! Jetzt wieder mein,
Von Gottes Hand mir ſelber angetraut!
Nun mag der Tod uns immerhin erſcheinen,
Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen.

Blanka.

Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen.

An ſeine Bruſt ſinkend, hört ſie die Thür ſprengen und ruft:

Hörſt du? Er kommt, er kommt, uns zu vermählen.

Federigo.

Ha, was iſt das?

Blanka.

Es nahen meine Henker.

Federigo.
Zurück! Sie ſollen meine Klinge fühlen.
Blanka.
O, freudig ſterbe ich an deiner Seite.

Nein! ruft Federigo, er habe nicht den Mut, ſie ſterben zu ſehen, er beſchwört ſie auf ſeinen Knieen, zu fliehen. Wenn ſie noch länger bleibe, ſei er verloren. Da ergreift ſie den Schlüſſel und enteilt in den Gang.

Dort wird ſie ſpäter niedergemacht, nachdem auch Federigo gefallen.

Pedro ſteht mit Entſetzen an deſſen Leiche und ruft, man ſolle die Königin retten, denn ihre Unſchuld ſei durch den Mund der ſterbenden Maria beſtätigt. Aber zu ſpät. Man bringt ihre Leiche, während die Rebellen die Burg erſtürmen. Er flieht nicht, ſondern ſchließt mit den Worten: Hier ſollen ſie mich finden.

Iſt in dieſer überreichlichen Kompoſition eines jungen Menſchen nicht das Talent zum dramatiſchen Aufbau erſichtlich genug? Nur er ſelbſt, der junge Menſch, iſt nicht damit zufrieden, er kritiſiert es ſcharf. Folgendes Blatt findet ſich von ſeiner Hand im Nachlaſſe: „Studien zur Blanka von Kaſtilien. Aus dem Tagebuche v. J. 1809, S. 13—15 (Anfang des Jahres)."

„Ich mag thun, was ich will, ich kann über den Charakter der Maria da Padilla nicht einig mit mir ſelbſt werden. Es iſt ausgemacht: ihr hervorſtechendſter Zug iſt Herrſchbegierde, nicht Neigung zum Großen; dadurch erklärt ſich der Zug, daß ſie im zweiten Akte dem König ziemlich unverſchämt ſchmeichelt. Ich ſtelle ſie mir nämlich ſo vor: Sie war ein Mädchen ohne feſte Grundſätze, durch ihren äußerſt gelang es der Empfehlung des Cardinals von Lothringen, ihn in einen Poſten zu bringen, den er wieder verlor, als man ſeiner Reformideen inne wurde. Dieſe Reformideen waren ſo ſelbſtſtändig und eigen, daß ſie etwas Beſſeres als ein Exil verdient hätten. Unter Carl IX., das heißt unter Catharina, die vollkommen vorurtheilsfrei, fand er denn auch eine Zuflucht in der Bibliothek zu Fontainebleau. Zu ſeinem Unglück! Aufs Neue verjagt, namentlich wegen der Ausſprache des Buchſtaben q, — wie frivol erzählt wird — machte er eine Univerſitätsreiſe durch Deutſchland, wagte ſich wieder nach Frankreich, und wurde in der Bartholomäusnacht maſſakrirt. Ach, dies iſt das Schickſal manches Gelehrten, dem unter Franz die Wiſſenſchaften aufgethan wurden! Die kleinen Valois haben in ihrer Unmacht gar viele Saat des Familienhauptes zertreten. Sogar die Nachkommen jenes Budé mußten in ſpäterer Zeit das Land fliehen, wo ihr Vorfahr die Wiſſenſchaften eingeführt, und mußten in Deutſchland und in der Schweiz eine Zuflucht ſuchen.

Wie glücklich ſind die Künſte, aus denen man kein Dogma ziehen und verketzern kann! Sogar der ſchlechte Geſchmack hat kein Exil zu fürchten. Niemand hat in den Maſſakren die Baumeiſter geſucht, welche die Louvre-Gallerie ſo geſchmacklos unter Dach geſteckt, und adelichen Pferdſtällen ähnlich gemacht haben. Niemand hat die Baumeiſter des Luxembourg geſtraft, daß ſie den reinen Geſchmack des Louvre-Vierecks in ſo kurzer Zeit verdorben und zum eingekniffenen italieniſchen Geſchmacke herabgebracht haben. Die Kunſt findet nicht leicht Brot und Amt, aber auch nicht leicht ein Schaffot. Sie ſollen nicht klagen die Künſtler, wenn ſie hungern, dieſer Hunger ſei ihnen ein tröſtlich Zeichen, daß ſie außerhalb der polizeilichen Grenze leben. Er iſt aber auch ein Zeichen, daß die Kunſt der laufenden Dogmatik nicht unterzuordnen ſei.

Franz hatte den Louvre begonnen, und ſeiner Mutter gebührt vielleicht die Wahl des Ortes. Er war ein alter Thurm, in den man Gefangene ſteckte, und den alte Karten ſchon zu niederträchtigen Bruder verzogen, und ſchon früh jeder Keim zum Guten, der wirklich in ihrer Seele lag, erſtickt; doch konnte ſeine Erziehung nie einen gewiſſen Trieb nach Großem aus ihrer Seele reißen, das aber durch alle Umſtände und Verhältniſſe in Herrſchſucht und Sucht zu glänzen (und in ein gewiſſes) Wohlgefallen an phantaſtiſch großen Handlungen ausartete. Es iſt nicht ſo viel Geldgeiz, Hang zum Laſter, was ſie gleich anfangs an den König feſſelte, als vielmehr eine ungezähmte Begierde viel zu ſein, zu heißen, zu gelten, mit einem Worte bekannt (berühmt oder berüchtigt, einerlei), gefürchtet zu werden, zu herrſchen. Dieſen ihren Trieb fachte ihr böſer Bruder aus Gründen des Eigennutzes immer mehr an, und alle Vergehungen, deren ſie ſich in der Folge ſchuldig machte, ſind bloß Ausflüſſe dieſes Charakterzuges. Sie will den König verlaſſen, als ſie bemerkt, daß er auf dem Punkte ſei, ſein Reich zu verlieren, denn das, was ſie an ihn feſſelte, ſeine Krone, iſt nun verloren. Was konnte ſie zurückhalten? Geliebt hatte ſie ihn nie; aller Grund fällt weg. Wäre Pedro ein Held geweſen, Padilla (Maria) würde ihn vielleicht nicht verlaſſen haben, denn in dieſem Falle hätte(n) ihre Phantaſie, ihre romanhaften Begriffe ſie zum Bleiben genötigt; aber der Tod an der Seite dieſes elenden Schwächlings, ein Opfer Pedron gebracht, hat ſo wenig den Schein der Größe, der Erhabenheit, daß er (es?) vielmehr das Gepräge der Schwäche, des Unſinns tragen würde. Ihr Bruder beredet ſie durch die Vorſtellung, daß Pedros Lage bei weitem noch nicht ſo verzweifelt ſei als ſie denke, durch die Idee, daß in dieſen Umſtänden fliehen ihrer Nebenbuhlerin weichen hieße, zu dem Entſchluſſe, noch länger auszuharren. Der König ſah Blanka nun erſt zum erſtenmal, und ihre Schönheit machte, wie es jedes andere hübſche Geſicht ebenfalls gemacht haben würde, tiefen Eindruck auf Pedros ſchlaffe Sinne. Nun muß ſich Maria entſchließen, Blanka zu ermorden. Verträgt ſich dieſer Entſchluß mit ihrem Charakter? — Maria iſt nicht grauſam, nicht laſterhaft, ſie iſt nur herrſchſüchtig, und eben hieraus, glaube ich, fließt natürlich ihr Beiſtimmen zu dem gräßlichen Plan ihres Bruders. — Doch genug, und mehr als genug."

Alſo der 18jährige Kritiker ſeines Stückes.

Seitdem iſt er vier Jahre älter geworden und amtiert im Zollamte. Er hat aber während der vier Jahre nichts gethan, um ſein Trauerſpiel zu verwerten. Er findet es nicht gut genug. Erſt ſpäter, als einmal die Nahrungsſorgen ſeiner Mutter gar zu dringend wurden und er ſo gern ein Stück Geld verdient hätte, hat er es ſeinem Onkel Sonnleithner, welcher am Burgtheater angeſtellt war, eingereicht mit beſcheidener Anfrage. Der ehrliche Onkel hat Nein ſagen müſſen und hat wohl auch darauf hingewieſen, daß es ſo lang ſei, um zwei Theaterabende auszufüllen. Grillparzer hat ſich damit begnügt und ſeine Blanka von Kaſtilien für immer unberührt im Kaſten liegen laſſen.

Dennoch war während der vier Jahre und war auch jetzt noch die Hamletfrage Sein oder Nichtſein, ein Dichter werden oder nicht? ſeine immerwährende Not. Standhaft ſagte er nein, benützte aber alle freien Stunden, welche ihm das Amt übrig ließ, zu litterariſchen Studien.

Er wohnt damals mit der Mutter und einem Bruder am unteren Nordende des „tiefen Grabens" — am „Gelände" war der offizielle Name, „im Elend" hieß es beim Volke — drei Stock hoch in einer ſtillen Wohnung. Ein kleines Zimmerchen hat er für ſich, und da ſitzt er ſtandhaft am alten Schreibtiſch ſeines Vaters, leſend, ſtudierend, ſchreibend, ob auch die Mutter warnt vor dem Zuvielſtudieren. Die alten griechiſchen Klaſſiker ſind immer aufgeſchlagen, und er hat ſich ihrer denn auch ſo bemächtigt, daß ſie ihm zeitlebens geläufig waren wie Schiller und Goethe. Noch in ſeinen alten Tagen laser ſie fließend in ihrer Originalſprache. Daneben Jean Paul, welchem er aber feſt widerſprach in den idealiſtiſchen Uebertreibungen, die Helden ins unklar Blaue empor zu ſchrauben. Ferner Shakeſpeare und die äſthetiſchen Schriften der Schlegel. Er war damals ſchon in heller Oppoſition gegen deren romantiſche Aeſthetik, und es findet ſich — wunderlich genug! — ein Blatt vor, welches die Frage des Schickſals in der Tragödie behandelt. Schlegels Behauptung von der „Vorſehung“ ſtatt des Schickſals weiſt er ab als ganz nichtig, als hätte er den Streitpunkt über die noch nicht vorhandene Ahnfrau vorhergeſehen. Ferner widerſpricht er Schlegel, daß der Chor der Alten idealiſierte Zuſchauer bedeute, und auf einem Zettel findet ſich folgende Ausführung:

„Die Griechen waren weit entfernt, mit der Idee vom Fatum einen beſtimmten abgeſchloſſenen Begriff zu verbinden. Die verſchiedene Art, in welcher das Fatum in der griechiſchen Tragödie erſcheint, liefert hierzu den ſprechendſten Beweis. Es war ihnen wohl nichts als der unerklärte Grund (das unbekannte Abſolute), das allen Veränderungen, allem Wollen, Handeln, wohl auch Sein zum Grunde liegt. Daher kommt es in ihren Tragödien bald als unausweichliche Notwendigkeit, bald als ſchadenfrohe Oppoſition, bald als rächende Nemeſis vor, und es kann deshalb (auch abgeſehen von der Form des Chriſtentums) allerdings noch in der neuen Tragödie gebraucht werden. Was Schlegel davon ſagt, iſt, aufs gelindeſte geſprochen, einſeitig.

„Die Idee der Vorſehung an die Stelle des Fatums als Princip der romantiſchen Tragödie einzuführen, wie dieſes in der antiken Welt geweſen ſein ſoll, iſt Unſinn. Wenn einmal die Vorſehung den höchſten Grad ihrer Intenſion erreicht hat und durchaus praktiſch geworden iſt, hört überhaupt die Möglichkeit eines Trauerſpiels auf, denn aus dieſem Geſichtspunkte iſt der Schmerz und der Tod kein Uebel mehr, und jede mit der Vorſehung im Kampf ſtehende Leidenſchaft iſt verbrecheriſch und hört auf, tragiſch zu ſein.“

Ebenſo charakteriſtiſch iſt die Entſchiedenheit, mit welcher er ſich auf einem andern Blatte (es iſt ein kleines Heftchen) gegen die bei Schlegel und in der romantiſchen Schule vorherrſchende Tendenz erklärt, welche in der Poeſie das Ausgehen von allgemeinen Ideen verlangt. Dagegen erhebt er heftigen Widerſpruch und ſagt:

„Das Generaliſieren in Geſchmacksſachen erſcheint mir ebenſo lächerlich, als es mir widerlich iſt. Wenn Schlegel ſagt, Aeſchylus wollte in ſeinem Prometheus dies und das ſchildern, ſo erhellt ſehr deutlich, daß Schlegel gar nicht weiß, was produktives Genie und deſſen Walten für ein Ding iſt. Aeſchylus wollte in Prometheus den Prometheus und weiter nichts. Kein Dichter in der Welt iſt wohl je bei Schöpfung eines Meiſterwerkes von einer allgemeinen Idee ausgegangen. Das kommt von der beliebten Einmiſchung (der Philoſophie) in die Kunſt. Mir kommt ein ſolches Aſſert ebenſo vor, als ob jemand glaubte, der Natur lägen wirklich die anziehende und die abſtoßende Kraft zu Grunde. Die Körper ſind ſchwer, ſie fallen, ſie verbinden ſich, ſie werden bewegt, aber von einem Allgemeinen iſt da nirgends die Rede als im Geiſte des Beobachters. Wehe dem Kunſtjünger, der von ſelbſt oder durch Anleitung auf ſolches Generaliſieren verfällt. Als Philoſoph mag er vielleicht etwas leiſten, zum Dichter iſt er verderben ewiglich.“

So kritiſch ausgerüſtet war unſer junger Dichter auf ſeinem Stübchen „im Elend“. Und hier auf dem alten Stuhle, deſſen zerbrochenes Strohgeflecht durch ein Brett erſetzt war, kam es zum Schreiben der Ahnfrau.

2.

Die Urſache, daß dieſe Ahnfrau entſtehen konnte, während Grillparzer grundſätzlich nichts Dichteriſches ſchreiben wollte, reicht zurück in ſeine kurze Dienſtzeit, welche er in der Hofbibliothek verbrachte. Dort hatte er ſich mit raſcher Erlernung des Spaniſchen beſchäftigt und den erſten Akt von Calderons „Leben ein Traum“ überſetzt unter ſchmiegſamer Aneignung der ſpaniſchen Form. Dieſe Ueberſetzung war in die Hände des Wiener Journaliſten Hebenſtreit gekommen, und dieſer hatte ſie wie einen Streitkolben benützt. Im Burgtheater nämlich war die Bearbeitung des Calderonſchen „Leben ein Traum“ aufgeführt worden. Der Bearbeiter nennt ſich Weſt und iſt als Schreyvogel in dramaturgiſcher Stellung am Burgtheater. Es handelt ſich darum, ob dieſe ſeine Stellung aufgehoben oder verlängert werden ſoll, und der Wert dieſer Bearbeitung ſoll die Entſcheidung bringen. Jener Hebenſtreit nun iſt ein Gegner Schreyvogels und benützt den Grillparzerſchen Akt als Waffe gegen Schreyvogel, indem er ihn abdruckt in ſeinem Journale und nachweiſt, daß neben dieſer Arbeit Grillparzers die Bearbeitung Schreyvogels eine Schülerarbeit ſei.

Schreyvogel iſt ſchmerzlich betroffen von dieſer Feindſeligkeit des jungen Grillparzer. Er hat in früherer Zeit einer Schweſter von Grillparzers Mutter den Hof gemacht, und ſein Zurücktreten von dieſer Bewerbung hat einen übeln Eindruck hinterlaſſen. Er iſt nun der Meinung, der Neffe Franz Grillparzer trage ihm jene üble Meinung nach, indem er als ſein litterariſcher Gegner auftritt.

Grillparzer ſelbſt hat keine Ahnung von alledem, und als die beiden Männer endlich durch Leon, einen dichtenden

Beamten in der Hofbibliothek, zu einander gebracht werden, entſpinnt ſich zwiſchen ihnen ein freundſchaftliches Verhältnis, welches für Grillparzer von großer Bedeutung werden ſollte. Schreyvogel fragt, ob Franz dichte, und Franz in ſeinem ſteten Kampfe zwiſchen poetiſchem Wollen und Nichtwollen will Nein ſagen, muß aber doch eingeſtehen, daß ihn eine Zuſammenſtellung zweier Erzählungen zu einem Drama gequält, daß er aber den Verſuch aufgegeben habe. Schreyvogel als praktiſcher Dramaturg überall darauf bedacht, daß Stücke entſtehen, rät ihm dringend an, die Zuſammenſtellung auszuführen, und ſo ſcheiden die neuen Freunde.

Grillparzer bleibt ſeiner ſchmerzlichen Enthaltſamkeit getreu, er will nicht dichten, und als er nach langer Zwiſchenzeit einmal wieder Schreyvogel auf dem Glacis begegnet, ſchüttelt er wiederum den Kopf zu deſſen erneuter Aufforderung. Grillparzer beharrt darauf, es ginge nicht. „Ach was!“ ruft Schreyvogel, „ſo hab' ich auch einmal zu Goethe geſagt, und der hat mir erwidert, man müſſe nur in die Hand klatſchen, es ginge ſchon!“

Dieſe Zuverſicht wirkt endlich doch auf Grillparzer. Er rückt dieſe zwei Erzählungen wieder vor ſeine Phantaſie, und in einer unruhigen Nacht treten ſie ihm zuſammen. Die eine handelt von einem Räuber, welcher von Häſchern verfolgt in ein Schloß flüchtet, wo ein Mädchen ſeine Geliebte iſt. Er wird ereilt und getötet. Die zweite iſt eine Geſpenſtergeſchichte in einem alten Schloſſe, wo eine Ahnfrau ihr Weſen treibt. Haſtig fängt er nun an zu ſchreiben, und ſchreibt in ein paar Tagen mehrere Akte auf graues Papier. Dieſe bringt er Schreyvogel, das weitere mündlich ſchildernd. Schreyvogel iſt erbaut davon, und in eben ſolcher Haſt ſchreibt Grillparzer nun die weiteren Akte. Er überreicht das Ganze dem Dramaturgen, unterläßt aber nicht, fortwährend ſeine Zweifel zu äußern, ob dieſe Arbeit irgend was taugen könne.

Schreyvogel iſt ganz der Mann, dies Zeugnis hinreißenden Talentes ſofort zu erkennen und zu würdigen, ja unter enthuſiaſtiſchen Lobeserhebungen die Ahnfrau zur Aufführung anzunehmen.

Leider thut er ſogar noch mehr: als Mann des Theaters, welcher ſtarke Drucker braucht, nötigt er — unter Widerſtreben Grillparzers' — dem Stücke einige Stellen auf, welche die Schickſalsidee ausprägen. Namentlich durch Müllners „Schuld“, welche in Wien großes Glück machte, war die Betonung des unwiderſtehlichen Schickſals damals Mode, und die durch Jahrhunderte einherſchreitende Ahnfrau bot dazu willkommene Gelegenheit.

Joſeph Schreyvogel war ein ſtattlicher Wiener, welcher nach vollendeten Univerſitätsſtudien unter ſehr günſtigen Umſtänden in eine freie litterariſche Laufbahn eingetreten war. Durch Erbſchaft vermögend, faſt reich, war er übrigens von klarem Verſtande, von friſcher Thatkraft und nicht ohne Talent. Als man aber im damaligen Spionieren nach Jakobinertum auch auf ihn zu fahnden ſchien, da ging er ſtracks hinweg von Wien und ließ ſich in Jena nieder, dort in der Nähe der großen Dichter ſeine litterariſche Ausbildung betreibend. Schiller und Wieland haben auch Beiträge von ihm in ihre Journale aufgenommen, und er hat kleine Theaterſtücke geſchrieben. Bemerkenswert iſt es, daß er, nach Jahren heimkehrend, ein ſehr ungünſtiges Urteil über das Weimariſche Theater fällt.

Er wurde nun, 1802, am Burgtheater angeſtellt, trat aber bald zurück, weil er keine hinreichende Thätigkeit fand. Dann zeigte er als Herausgeber einer trefflichen Wochenſchrift (das Sonntagsblatt) gute ſchriftſtelleriſche Eigenſchaften, kritiſche Schärfe und guten Stil. Leider wurde er aber bald genötigt, ſich nur um ſeine perſönlichen Intereſſen zu kümmern. Er hatte mit Freunden ein großes litterariſch-artiſtiſches

Verlagsgeſchäft gegründet, und dies war durch ungeſchickte Verwaltung in finanzielle Gefahr geraten. Da hat er denn ſelbſt mit Anſtrengung all ſeiner Kräfte die Leitung übernommen, und hat das Geſchäft nach Jahren wohl zu gutem Ausgang geführt, dabei aber einen großen Teil ſeines Vermögens eingebüßt. Alsdann iſt er zum zweitenmale dem Burgtheater — damals hieß es Nationaltheater — nahe getreten und iſt 1814 Präſidialſekretär desſelben geworden. Gleichzeitig wurde er Vicedirektor des Theaters an der Wien. Dies war Eigentum des Grafen Palffy, und das Burgtheater war an denſelben Kavalier verpachtet.

Von da an hat er 18 Jahre lang das Burgtheater geführt, und er hat die Tüchtigkeit und den Ruhm dieſes Inſtituts geſchaffen. Er war ein moderner Dramaturg mit litterariſchem Geſchmack, mit Kenntnis der Scene und der ſchauſpieleriſchen Kunſt, und endlich mit derjenigen Energie, welche zur Führung eines Theaters unentbehrlich iſt.

Im Jahre 1832 erlag er der heilloſen Kavalierherrſchaft, welche in Oeſterreich ſo viel Schaden angerichtet hat. Ein Graf Czernin hat den verdienten Mann in brutaler Weiſe geradezu fortgejagt, und bald darauf iſt er noch in demſelben Jahre an der Cholera geſtorben. Die Folgen für das Burgtheater waren ein kläglicher Verfall des Inſtituts.

Dieſer wohlgebildete und wohlentſchloſſene Mann nahm damals den jungen Dichter Grillparzer feſt bei der Hand und iſt ihm immerdar treu geblieben. Ebenſo hat Grillparzer unentwegt treu zu ihm gehalten und ihn ſtets geprieſen.

Als leitender Dramaturg des Burg- und des Wiedner-Theaters hatte er die Wahl für die erſte Aufführung der Ahnfrau. Er wählte das Wiedner. Dies große populäre Theater ſchien ihm beſonders geeignet für die in ihrem ſpannenden, ſtürmiſchen Gange gewiß populäre Ahnfrau.

Wir wiſſen aus der Selbſtbiographie, daß Grillparzer ſich zu alledem unſchlüſſig verhielt, da die Scheu vor der Oeffentlichkeit und das Mißtrauen in ſein Talent ihn lähmten. Er hat uns ausführlich beſchrieben, wie er mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder bei der erſten Aufführung auf der erſten Galerie geſeſſen, wie ihm die Vorſtellung geſpenſtiſch entgegengetreten, wie die Mutter voll Angſt, der Bruder betend ſich verhalten, und wie er ſelbſt mit Herſagen all der da auf dem Theater geſprochenen Worte ſich geplagt und trotz allen Beifalls den Eindruck erhalten habe, die Ahnfrau hätte nicht gefallen. Er hatte auch ſeinen Namen nicht auf den Zettel ſetzen laſſen.

Die lange Reihe der folgenden, vom Publikum überfüllten und mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommenen Vorſtellungen belehrte ihn wohl endlich, daß ſein Gedicht großes Glück gemacht habe.

Dennoch konnte er den übeln Eindruck nicht los werden, welchen ihm die Vorſtellung angethan. „Ich werde in meinem Leben nicht vergeſſen,“ ſagt ein von ihm beſchriebenes Blatt darüber, „wie mir bei der erſten Aufführung (der Ahnfrau) zu Mute war. Ich denke, wenn man mir unvermutet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt und doch in ſeiner ganzen toten Starrheit vor Augen brächte, würde mein Gefühl viel Aehnliches mit jener Empfindung haben. Die Geſtalten, welche man ſelbſt geſchaffen und halb lebend in die Luft geſtellt hat, vor ſich hintreten, ſich verkörpern zu ſehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, iſt etwas höchſt Sonderbares. Die Aufführung des Stücks hat aber auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es iſt etwas in mir, das ſagt: es ſei ebenſo unſchicklich, das Innere nackt zu zeigen als das Aeußere.“

Die Freudenthränen der Mutter, das Herbeiſtrömen der Jugendfreunde zum Glückwünſchen, und unter ihnen beſonders

Altmutters, der ihm am nächſten ſtand, mußten ihn wohl endlich überzeugen, daß er alle Urſache hätte, erfreut zu ſein.

Dieſer Altmutter, ein junger Mann von erſichtlicher Selbſtändigkeit des Charakters, behagte Grillparzer wohl insbeſondere darum, weil er nirgends den banalen Phraſen junger Streber nachſprach und auch bald von der litterariſchen Straße der andern abwich. Er wendete ſich zur Technologie und iſt darin ein Mann von Verdienſt geworden. Er iſt der einzige, mit welchem Grillparzer längere Zeit näher verkehrt hat.

Was Freundſchaft überhaupt betraf, ſo war Grillparzer wohl immer freundlich und gefällig, für ein hingebendes Verhältnis aber nicht leicht zu haben. Sein Bedürfnis nach Einſamkeit war zu groß, ſein Bedürfnis nach vollſtändiger Selbſtändigkeit war zu mächtig.

Auch jetzt half ihm kein Entgegenkommen der Freunde über eine tiefe Störung hinweg, welche er bald nach den erſten Aufführungen der Ahnfrau erleben mußte. Die Kritik nämlich tadelte nicht nur, nein, ſie fiel über ihn her wie über einen Verbrecher. Die Schickſalsidee in ſeinem Stücke wurde zum Verbrechen geſtempelt. Dabei wurde der Vorgang in der Ahnfrau mit ſolchen Uebertreibungen und Fälſchungen erzählt, daß Schreyvogel raten mußte, das Stück ſogleich drucken zu laſſen, damit das Publikum nicht den Entſtellungen der Modezeitung preisgegeben bleibe. Die Ahnfrau wurde denn auch ſogleich gedruckt, und dadurch wurde Grillparzer der Gelderwerb von ſeiner Arbeit entzogen, denn gedruckte Stücke waren allen Bühnen freigegeben, für ſie wurde kein Kreuzer Honorar gezahlt. Ob nun auch alle Bühnen Deutſchlands in raſcher Folge unter großem Zulauf und Beifall die Ahnfrau aufführten, der Dichter derſelben erhielt nichts dafür. Das Honorar des Wiedner Theaters und das Honorar des Buchhändlers Wallishaußer zuſammen betrugen vierhundert Gulden Silber. Das war der ganze Erwerb, welcher für die Hauswirtſchaft der Mutter und für den Ankauf einiger Bücher verwendet werden konnte.

„Das mag noch hingehen!“ ruft der junge Dichter, aber dieſe Angriffe, dieſe Anklagen für eine Idee, welche gar nicht die ſeinige war, die erbitterten ihn. Von hier ſtammt Grillparzers verächtliche Haltung gegen Kritik, welche er zeitlebens gehegt, ja überall geäußert, und welche ihm ein Heer von Feinden zugeführt hat.

Die kritiſche Uebertreibung in Sachen der Ahnfrau ging übrigens in Wien ſo weit, daß ſelbſt würdige Männer ihre Mißbilligung in die Zeitungen brachten. So der ſcharfſinnige und feinfühlende Günther, welchen die Welt ſpäter als Theologen und Philologen hochzuhalten gelernt hat. Man gebärdete ſich, als ob das Chriſtentum in Gefahr ſei durch die Schickſalsidee in der Ahnfrau.

Schreyvogel drang darauf, daß Grillparzer ein geharniſchtes Vorwort ſchreibe zu dem gedruckten Buche. Grillparzer ſchüttelte den Kopf. Da ſchrieb Schreyvogel ſelbſt dieſes Vorwort, welches der erſten Auflage beigegeben worden iſt.

Man hielt es und hält es für einen Aufſatz Grillparzers; man irrte ſich aber und irrt ſich, es iſt von Schreyvogel. Der Nachweis liegt vor. Es ſteht in der Geſamtausgabe hinter dem Schluſſe der Ahnfrau.

Grillparzer ſelbſt ſchrieb folgendes: „Aus der Art, wie mich meine Gegner angreifen, ſollte man meinen, ich ſei ein aufgeblaſener Thor, der in ſeinem Trauerſpiele ein Meiſterwerk geliefert zu haben glaubt, jeden Tadel zurückweiſt und daher auch Züchtigung verdient, ſo daß nur geſchicktere Exekutoren zu wünſchen wären, um ſie ihm auch wirklich zu geben. Von allen ſolchen Einbildungen bin ich nun meilenweit entfernt. Ich berufe mich auf das Zeugnis aller derjenigen, welche mich kennen, mit welch peinigendem Gefühl ich unmittelbar nach dem Erkalten der mit dem erſten Hervorbringen notwendig verbundenen Wärme die Fehler meines Werkes eingeſehen, wie ich ſelbſt der Vorſtellung auf der Bühne mich ſo lange widerſetzt habe, bis mich erfahrene Freunde überzeugt, der erſte Schritt wolle gethan ſein, kein Anfänger habe noch Fehlerfreies geliefert, und — ſo glaubten ſie — mein Trauerſpiel enthalte mit all ſeinen Fehlern doch auch manches, um für dieſe zu entſchädigen; endlich: das Publikum werde einem Anfänger jene Nachſicht nicht entziehen, die von ſeinen Veteranen ſo oft in Anſpruch genommen wird.

Ich hab's gewagt, und bereue es nicht. Daß Unfähigkeit, Mißgunſt und Neid gegen mich ankämpfen, iſt in der Ordnung. Ich werde mich durch ihr Geſchrei nicht irre machen laſſen, meinen Weg fortgehen, eingeſchlichene Irrtümer durch eigene Beobachtung berichtigen und mich übrigens ferne von dem Treiben einer faſelnden, frömmelnden, geiſtloſen Schule halten, die, wenn ſie nicht bald in ſich ſelbſt zerfällt, unſere deutſche Poeſie in ihr ehemaliges Nichts zurückführen wird, und deren Impotenz und Unfruchtbarkeit am Tage liegt.

So will ich es halten und dann ſehen, wie weit ſich's bringen läßt.

Am Schluſſe verſpreche ich dem Publikum, es künftig mit allen weiteren Behelligungen, Klagen, Streitſchriften und dergleichen verſchonen zu wollen. Mir iſt derlei Geſchreibe verhaßt, und wenn ich gegenwärtig einem ſonſtigen Grundſatze entgegengehandelt habe, ſo geſchah es nur, um meinen Gegnern zu zeigen, daß ich nicht aus Furcht ſchweige. Sollte es einem von ihnen gelingen, wie es bei langem Herumtappen nicht anders möglich iſt, die partie honteuse meines Stückes auszufinden, ſo ſoll es mich um der Sache willen freuen. Bisher iſt es noch nicht geſchehen."

Daß er dies niedergeſchrieben, mochte Grillparzer eine Genugthuung ſein — abdrucken ließ er es nicht.

Seine Freude über den Erfolg der Ahnfrau wurde aber nicht nur von der Wiener Kritik getrübt. Das Stichwort „Schickſalstragödie" wurde durch Wiener Korreſpondenten ſofort hinaus nach Deutſchland gefördert und kam als Echo von überall zurück. Er wurde verurteilt wegen eines äſthetiſchen Grundſatzes, den er gar nicht hatte. Das neue und ungemeine Talent des jungen Dichters in der Führung einer ſpannenden Handlung, in dem fortreißenden Schwunge der Sprache kam nur beim Theaterpublikum zu enthuſiaſtiſcher Geltung, denn die Ahnfrau hatte auch in Deutſchland auf allen Bühnen den größten Erfolg. Die Kritik nahm davon keine Notiz, ſie erließ ſich alles Nähere und ſtellte Grillparzer zu einer eben vorhandenen Gattung der Müllner und Werner, welche man fehlerhafte Autoren der Schickſalstragödie nannte. Schiller mit der poſitivſten Schickſalstragödie, der „Braut von Meſſina", wurde beiſeite gelaſſen, und obwohl Grillparzer nie wieder etwas Aehnliches geſchrieben, iſt er doch zeitlebens aus dem Kerker dieſer Gattung nicht mehr herausgelaſſen worden. Auch notoriſche Litterarhiſtoriker ſtolperten über dieſen hingeworfenen Stein und erwähnten nur beiher ſeine ſonſtigen Werke, er blieb ein für allemal gerichtet als Schickſalstragöde.

Mochte auch der junge Autor ſolche Zukunft nicht vorherſehen, der Lärm der Gegenwart ärgerte und verſtimmte ihn ſehr, und in der Folge hat er über nichts ſo viel geſchrieben als über die fehlerhafte Schickſalsidee. Das Wichtigſte findet ſich in der Geſamtausgabe Bd. IX, S. 131 ff. in dem Aufſatze „Ueber Schickſal und Fatum".

Jedenfalls beſchloß er damals, für ſeine nächſte Arbeit nur einen ganz einfachen Stoff zu wählen. Der Winter aber, der Frühling und der Sommer 1817 vergingen, er entſchied ſich für keinen Stoff, obwohl in ſeinen Papieren zahlreiche verzeichnet ſind, welche er vorgenommen hatte. Drahomira zum Beiſpiel hatte ihn ſchon 1810 und 1811 beſchäftigt, die Pazzi 1812, Spartakus, Römerdramen überhaupt, Marius und Sulla insbeſondere.

Schreyvogel mahnte umſonſt, er war verſtimmt durch die kritiſche Aufnahme ſeines erſten Stücks und wollte gar kein Stück mehr ſchreiben.

5.

In ſeiner Selbſtbiographie erzählt er, daß ihm am Eingange zum Prater ein Herr Joel die Sappho empfohlen habe zu einem Operntexte, und daß er ſofort, ſtundenlang im Prater umherirrend, die Tragödie Sappho im Geiſte aufgebaut und dann in einigen Tagen geſchrieben habe.

Er erwähnt dabei nicht, daß ihn Sappho ſchon früher intereſſiert hatte, wenn auch nicht gerade als Stoff zu einer Tragödie. Und doch war dem ſo.

Die Anregung durch Joel geſchah im Herbſte, das raſch geſchriebene Stück mußte aber warten, weil Schreyvogel auf Reiſen war. Am 21. April 1818 kam es zur erſten Aufführung und fand enthuſiaſtiſchen Beifall.

Alle Welt war entzückt, und nun nahmen ſich auch hochgeſtellte Staatsmänner des jungen Dichters thatſächlich an, namentlich Graf Stadion, ein ausgezeichnet begabter und durchaus wohlgeſinnter Herr, damals Finanzminiſter.

Er holte Grillparzer herein aus dem Zollamte in ſein Miniſterium und verſchaffte ihm eine höhere Stelle, welche noch obenein keine finanzielle Thätigkeit in Anſpruch nahm:

„er wurde dem Burgtheater zugeteilt mit 1000 Gulden Gehalt und dem Teurungszuſchuſſe kraft eines fünfjährigen Vertrags, welcher ihn verpflichtete, alle ſeine Stücke zuerſt dem Burgtheater zu überlaſſen.

Was konnte ihm erwünſchter ſein, als ſolch eine Stellung neben dem Freunde Schreyvogel! Sie wurde ihm aber ſogleich verleidet durch den Vorſtand aus dem Miniſterium, welchem er untergeordnet war. Dieſer, ein Herr von Fuljod, Hofrat der allgemeinen Hofkammer, hatte die Staatsregie des Theaters übernommen, nachdem die Pachtung des Grafen Palffy abgelaufen war. Seine Stellung wie ſein Wirkungskreis waren die eines Direktors der beiden Hoftheater. Grillparzer beſchreibt ihn alſo:

„Des Staats und der Bühne Berater
Erfüllt ſeine Pflichten er ſo:
Iſt Hofrat für das Theater,
Und Komödiant im Bureau.“

Uebrigens nennt er ihn einen unwiſſenden Mann, der vom Theater nichts verſtand, aber ſcharf bureaukratiſch kommandierte. Zunächſt habe er verſucht, Grillparzer und Schreyvogel gegeneinander zu verhetzen, und als dies nicht gelang, habe er beide mißhandelt.

Grillparzer zog ſich eiligſt zurück und erbat vom Grafen Stadion einen längeren Urlaub. Er erhielt ihn auch.

Dieſer Herr Hofrat bildete den Anfang der Mißverhältniſſe Grillparzers zur höheren Bureaukratie. Dieſe Herren ſahen in der Förderung eines bloßen Dichters einen Eingriff in ihre Rechte, und ſpäter konnte ſelbſt der Miniſter Stadion Grillparzer nicht hinreichend gegen ſie beſchützen.

Zunächſt blieb der Sapphodichter guten Mutes, obwohl die Kritiker auch dies ſein zweites Stück nicht ſchonten. Er las wohl auch mit Lächeln folgende Weisheit: „Daß dieſe

Sappho ein Trauerſpiel ſein ſoll, wäre ſchwer zu beweiſen, denn wo wäre hier ein Sieg über die Notwendigkeit zu finden? Notwendigkeit iſt wohl genug vorhanden, aber der Sieg der Freiheit fehlt. Unmöglich kann das ein Sieg der Freiheit ſein, wenn eine alternde Jungfrau, von einem jungen Manne verſchmäht, Liebe mit Gewalt und Dolch erzwingen will, und da es ihr nicht gelingt, endlich ins Waſſer ſpringt. Wo iſt hier irgend eine ſittliche Freiheit des Willens? Geht hier die Göttlichkeit der Tugend bewährt aus dem Kampfe? Die Handlung der Sappho hat, was auch darüber geſchrieben worden iſt, keine tragiſche Würde und ſtreift bei der Darſtellung (ohne Verſchulden der Schauſpieler) öfters ſogar ins Lächerliche."

Konnte ſolch kritiſcher Gallimathias Grillparzers erſchütterte Achtung vor der Kritik aufrichten? Es kam noch üblere Erfahrung dazu: Müllner, der damalige kritiſche Rhadamanthus, hatte das Manuſkript der Sappho geleſen und außerordentlich gelobt, nur hatte er den albernen Rat erteilt, den erſten Akt wegzulaſſen. Da Grillparzer das nicht gethan, ſo brach Müllner nun öffentlich den Stab über das ganze Stück.

Von all dieſen Angriffen wurde aber Grillparzer diesmal wenig berührt. Der allgemeine Ausdruck über ſeine Sappho war ſo ſehr ein bewundernder, daß er ihn nicht verkennen konnte. Sogar Geld regnete es zur Sappho: der kaufmänniſche Verein ſpendete dem Poeten einen Tauſendguldenſchein Nominalwertes. Frau Schröder führte das Stück im Triumphe über fremde Bühnen, und als man in Graz ihre Darſtellung höchlichſt auszeichnete, da rief ſie: „Nein, nicht mir gebührt die Ehre, ſondern dem jungen vortrefflichen Dichter, welchem ein goldener Lorbeer zu weihen iſt."

Und was die Hauptſache iſt: ihm, dem immer Zweifelnden, immer mit ſich Unzufriedenen, ihm gefiel ſein Stück, ihn entzückte ſeine Sappho. Sie iſt auch immer ſein Lieblingsſtück geblieben, während er an ſeinen anderen immer viel auszuſetzen fand, ja er hat ſich an den Schreibtiſch geſetzt, um es nochmals im einzelnen zu betrachten und zu rechtfertigen. Dieſer Aufſatz lautet wie folgt:

„Als ich die Sappho ſchrieb, hatte ich im Grunde eine doppelte Abſicht. Erſtens lebte der Stoff wirklich in mir und forderte mich auf, ihn nach außen hinzuſtellen; zweitens aber wollte ich mir dabei ſelbſt eine Aufgabe machen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß dasjenige, was der Ahnfrau den meiſten Effekt verſchafft, rohe, rein ſubjektive Ausbrüche, daß es immer mehr die Empfindungen des Dichters als die der handelnden Perſonen geweſen waren, was die Zuſchauer mit in den wirbelnden Tanz gezogen hatte, in dem zuletzt alles ſich herumdrehte und der Ballettmeiſter nach weggeworfenem Taktmeſſer auch. — Ich nahm mir vor, mein nächſtes Produkt ein Gegenſtück dieſes tollen Treibens werden zu laſſen, und ſuchte daher mit abſichtlicher Vermeidung effektreicherer, ſeit lange vorbereiteter Stoffe nach einem ſolchen, der es mir möglich machte, mich von den handelnden Perſonen zu trennen und in der Behandlung eine Ruhe walten zu laſſen, die mir des Strebens um ſo würdiger ſchien, je fremder ſie meiner Individualität iſt, und je mehr ich daher verzweifelte, ſie je zu erreichen. Ich verfiel auf Sappho, ein Stoff, deſſen hervorragende Punkte mich ſchon in der früheſten Zeit angezogen hatten. Ein Charakter, der Sammelplatz glühender Leidenſchaften, über die aber eine *erworbene* Ruhe, die ſchöne Frucht höherer Geiſtesbildung, das Zepter führt, bis die angeſchmiedeten Sklaven die Ketten brechen und daſtehen und Wut ſchnauben, ſchien mir für meine Abſicht ganz geeignet. Dazu geſellte ſich, ſobald das Wort: Dichterin ausgeſprochen war, natürlich der Kontraſt zwiſchen Kunſt und Leben (wenn die Ahnfrau unwillkürlich gewiſſermaßen eine

Paraphraſe des berüchtigten d'Alembert'ſchen malheur d'être geworden iſt, ſo dürfte wohl die Sappho ein in eben dem Sinne wahres malheur d'être poète in ſich faſſen). Mit einem Worte, der Gedanke ergriff mich mit all ſeinen Beziehungen, und ich war, als ich zur Ausführung ging, vielleicht begeiſterter als je in meinem Leben. Aber ich glaubte, mich zurückhalten zu müſſen. Ich habe die beiden erſten Akte und die erſte Hälfte des dritten, obſchon bei voller Wärme des Gemüts mit einer Beſonnenheit, mit einer Berechnung der kleinſten Triebfedern geſchrieben, die mir Freude machen würde, ſelbſt wenn ihre Frucht mißglückt wäre, bloß durch das Bewußtſein, daß ich ihrer fähig bin. Es ſtand übrigens ſchon vom Anfange her zu befürchten, daß dieſe durch ein wirkliches Heraustreten aus mir ſelbſt bewirkte Stimmung bei der krankhaften Reizbarkeit meines Weſens von keiner gar langen Dauer ſein würde, und dieſe Beſorgnis ward, durch äußere Umſtände beſchleunigt, gegen das Ende des dritten Aktes wirklich. Ich wurde nämlich krank und mußte mit der Arbeit ausſetzen. Als ich wieder daran ging, war meine Stimmung und mit ihr mein ganzer Ideengang verändert. Gerade auf den Punkt, wo ich ſtehen geblieben, fiel der von vornherein beabſichtigte Wendepunkt in Sapphos Handlungsweiſe. Ich konnte nicht dazu gelangen, den Faden genau da wieder aufzunehmen, wo ich ihn fallen gelaſſen, und der vierte Akt kam dadurch in einen ziemlichen Kontraſt mit den früheren. Die Schlußſcene des dritten Aktes und der größte Teil des fünften war mir ſchon beim Anfange zu deutlich, als daß meine veränderte Gemütslage darauf einen ſehr weſentlichen Einfluß hätte nehmen können.

„Das iſt in kurzem die Geſchichte des minder lebhaften Tons der erſten Akte, der mir in der Freude meines Herzens (wenigſtens in Beziehung auf mich, auf die Entwickelung meiner Anlage) beinahe wie ein errungener Sieg vorkam.

Ich ſah ſehr wohl den Kontraſt ein, in dem die beiden Hälften des Stücks gegeneinander ſtanden, aber ich war immer bereit, die Partie der erſten Hälfte gegen die letzte zu nehmen. Daß die beiden erſten Akte nicht genug Beweglichkeit, ja der erſte ſelbſt nur wenig eigentlich dramatiſches Leben habe (inſoferne dieſes im Gegenſatz der Lyra darin beſteht, daß die Geſinnung nur als Subſtrat der Handlung erſcheinen darf), mußte ich mir ſelbſt geſtehen, aber — der Meiſter ſchafft, der Schüler löſt Aufgaben. Mich hat überhaupt von jeher bei jeder eigenen Hervorbringung weniger das Produkt als die Kraftäußerung intereſſiert.

„Aber ſelbſt in dramatiſcher Beziehung läßt ſich, wie mir dünkt, manches zu gunſten der Art ſagen, auf welche die erſten Akte behandelt ſind. Wenn die Idee, deren Verſinnlichung ich mir vorgenommen hatte, gehörig herausgehoben werden, wenn das Ende Sapphos all den Eindruck machen ſollte, den ich mir vorgeſetzt hatte, ſo mußte ihr erſtes Auftreten in der Fülle aller inneren und äußeren Bedingungen geſchehen, welche das Glück des Menſchen ſonſt begründen. Daher der Triumphzug, daher der Jubel des Volks, daher dieſe geſättigte Ruhe, mit der ſie auftritt. Auf dieſe Höhe hat ſie die Bildung ihres Geiſtes, die Kunſt, geſtellt. Sie wagt einen Wunſch an das Leben, und iſt verloren. Weiter! Sappho iſt Dichterin. Daß dies hervorgehoben werde, iſt durchaus nötig, die Wahrſcheinlichkeit der Kataſtrophe hängt, wie ich glaube, weſentlich davon ab. Ein Meiſter hätte vielleicht verſtanden, Sapphon ſelbſt im Sturme der Leidenſchaften die Farbe, die die Dichtkunſt ihrem Charakter gab, ſichtbar zu machen, die mit unter die erregenden Kräfte des Sturmes ſelber gehört. Die Dichtungsgabe iſt kein in der gewöhnlichen Menſchennatur liegendes Reſſort, ſie mußte daher herausgehoben werden. Ferner, Sappho iſt in der Kataſtrophe ein verliebtes, eiferſüchtiges, in der Leidenſchaft ſich vergeſſendes Weib, ein Weib, das einen jüngeren Mann liebt. In der gewöhnlichen Welt iſt ein ſolches Weib ein ekelhafter Gegenſtand. War es nicht durchaus notwendig, ſie noch vor dem Sturme der Leidenſchaften ſo zu zeigen, wie ſie in ihrem gewöhnlichen Zuſtande war, damit der Zuſchauer die Arme bemitleide, ſtatt ſie zu verabſcheuen?

„Wenn es mir gelungen iſt, den Zuſchauer, ſo ſehr er in der Mitte des Stücks geneigt ſein muß, die Partie des unſchuldigen Paares zu nehmen, dennoch mit ſeinem Intereſſe auf Sapphon feſtzuhalten, ſo gebührt ein Teil des Verdienſtes allerſt auch dem erſten Akte. Wie ermüdend lange braucht es, bis in Sappho die Eiferſucht Oberhand gewinnt! Das Ermüdende daran iſt offenbar meine Schuld; daß es lange braucht, bis der Widerſtand ihres Geiſtes gebrochen wird, dünkt mich gut.

„Ferner, Phaon und Melitta haben die Partie des Lebens. Es lag in meinem Plane, nicht die Mißgunſt, das Ankämpfen des Lebens gegen die Kunſt zu ſchildern, wie in Correggio oder Taſſo, ſondern die natürliche Scheidewand, die zwiſchen beiden befeſtigt iſt. Ja, ſelbſt aus dramatiſchen Gründen mußten Phaon und Melitta rein gehalten werden; das konnte nur geſchehen, wenn ſie über ihre Empfindungen gegen Sappho und gegen ſich ſo lange ohne Klarheit blieben, bis ihre Empfindungen eine Stärke erreicht hatten, die bei nicht außergewöhnlichen Menſchen ein Vergeſſen höherer Rückſichten verzeihlich macht, bis Sapphos Eiferſucht, die in ihrer Ueberlegenheit zuerſt zur Klarheit kommt, durch verletzende Einwirkung den Trotz Phaons zum Auflehnen bringt und ihn durch die Menſchen ſo gewöhnliche Verwechſelung glauben macht, weil er Sapphon unrecht thun ſieht, ſie ſei von jeher gegen ihn im Unrecht geweſen.

„Phaon kämpft eigentlich noch nicht, als er auftritt, er ahnt noch nicht, daß die ſonderbaren Gefühle ſeiner Bruſt je welt präſentirt — alle andern Franz-Bilder ſind verſchwunden vor ſeinem Ausſpruche: ſo und nicht anders erſcheint König Franz, ſo und nicht anders iſt er. Denn der Hiſtoriker ſtudiert den Charakter zur Hälfte aus dieſem Porträt. Rubens ſelbſt, der Maler Heinrichs IV., hat nicht ſolche Macht geübt.

Die Wahrheit zu ſagen, es tritt ein tyranniſcher, ſinnlicher Menſch aus dieſem ſcharf ausgebildeten Antlitze entgegen, aus dieſem runden, kurz verſchorenen Kopfe, aus dieſen feiſt blickenden, braunen Augen, die man größer wünſchen müßte für großen Adel, aus dieſer ſchön geformten aber großen Naſe, um derentwillen ihn der Pariſer „le roi grand nez“ nannte. Der Mund iſt ſchmal und fein, deutet, da er koſtend ausſieht, auf erprobten Geſchmack, und hat in den künſtlich lächelnden Winkeln denſelben Herrſcher-Uebermuth, der ſich in den gefalteten Augenwinkeln hervorthut, indem er ſich zurückzieht. Das untere Geſicht, der Sinnlichkeits-Verräther, birgt ſich im ſchwarzen Barte, aber der fleiſchige Hals und ſtarke Nacken hätten allein für Lavater genügt, dieſem Manne Hartnäckigkeit und fleiſchlichen Sinn zuzuſchreiben.

Franz war von breiter Bruſt und hoch gewachſen. Herr v. Raumer wirft ihm unter Anderm vor, daß er zu dünne Beine gehabt. Es iſt nichts dagegen zu ſagen, Herr v. Raumer hat dafür einen geübten Blick. Seiner Zeit hat Franz nicht darunter zu leiden gehabt, er galt für einen ſchön gewachſenen Mann, und ſein Freund Heinrich VIII. von England beneidete ihm dieſen ſchlanken Wuchs gar ſehr. Seit ſie ſich im goldenen Lager geſehen hatten — ein Luſtlager, das Franz im Anfange ſeiner Regierung ſiebzehn Tage lang mit Feſten erfüllte zu Ehren des engliſchen Beſuches — ſeit ſie ſich dort in jugendlichem Uebermuthe aus den Betten getragen, mit einander gerungen hatten, war der engliſche Blaubart von Tag zu Tage dicker geworden. Er konnte am Ende keine Treppe mehr erſteigen, und ſeine Laſt auch keinen Trägern anvertrauen, die Thüren waren ihm zu enge und es blieb ihm nichts übrig, als ſich von einem Orte zum andern ziehen zu laſſen. Was Wunder, daß er ſeinen Bruder von Frankreich beneidete! Ach, auch dieſer zu einem Kampfe führen konnten. Von Sapphos Ruhm begeiſtert, wirft er ſich in ihre Arme. Der Beifall des Volkes in Olympia, die Reiſe an ihrer Seite ein fortgeſetzter Triumphzug, erhalten ihn im Traume. Nur in Minuten der Einſamkeit fühlt er etwas in ſich, das er, weit entfernt es auf den Gegenſtand ſeiner Liebe zu beziehen, auf ſeine Liebe ſelbſt, auf einen Mangel an Gefühl, an Sinn für wahre Seelenreinheit ſchiebt. Der Jubel des Empfanges in Lesbos regt ſeine Phantaſie von neuem auf. Sie macht ihren letzten effort in der dritten Scene des erſten Aktes, wo — abſichtlich — auch nicht ein Zug vorkommt, der auf eigentliche Liebe ſchließen läßt, obſchon er darin begeiſtert genug iſt, um Sapphos Träume wach zu erhalten. Selbſt als er Melitten ſchon geküßt hat, iſt ihm ſeine neue Leidenſchaft noch nicht klar, erſt Sapphos Aeußerung bei der Erzählung ſeines Traumes hellt ihn auf, und ſeine Liebe tritt heraus, als er Melitten vor Sapphos Dolche ſchützt.

„Ein gleiches gilt von Melitten. Die vorletzte Scene des erſten Aktes iſt vielleicht die mäßigſte von allen. Ich wollte jedoch hier, nachdem ſich Phaon in der vorigen Scene ausgeſprochen, auch Sapphos Erwartung und Beſorgnis über ihr Verhältnis laut werden laſſen, und durch die Art, auf welche Sappho, obgleich poetiſierend, ihre Stellung gegen Phaon mit Bangigkeit betrachtet, auf den folgenden Ausbau vorbereiten. Auch dünkte es mich gut, den Kontraſt zwiſchen Sappho und Melitta deutlich hinzuſtellen.

„Ob der unglückliche, weinbegoſſene Eſtrich — der wohl füglich hätte wegbleiben können, wenn ich was Beſſeres dafür gewußt hätte — eine eigene Motivierung durch den Scherz über das Niederſchlagen der Augen verdient, weiß ich nicht. Der Schlußmonolog des erſten Aktes könnte leicht mehr dramatiſches Leben haben, aber ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, die zweite der beiden übrig gebliebenen Oden, die mir zu paſſen ſchien, in dem Stück, das ihren Namen führt, aufzunehmen, damit man mir doch nicht ſagen könnte, es ſei gar nichts von ihrem Geiſte darin.

„Die Scene an der Tafel während des Zwiſchenaktes hat die Liebe noch nicht in Meliſſen erregt. Sie diente nur dazu, die Aufmerkſamkeit des jungen Paares aufeinander rege zu machen und ſie in jenen Zuſtand des Berührtſeins zu bringen, das der Liebe den Weg bereitet. Darum machte ich mir auch keine Skrupel, die Scene dazu hinter den Vorhang zu verlegen. Auch reizt er die ſanfte Meliſſa gegen die verletzende Gebieterin, was für die Folge nicht ohne Nutzen iſt. Meliſſa iſt bei ihrem Auftreten im zweiten Akte in jenem dumpfen Staunen, das (um mich ſo auszudrücken) der Dunſtkreis der Leidenſchaft erregt, ehe ihr eigentlicher Körper uns berührt. Sie denkt nicht an die Liebe. Das Geſpräch mit Phaon, der Kuß, den er ihr gibt, iſt der Pfeil des Liebesgottes, und man muß ſo unſchuldig, ja geiſtesarm ſein als Meliſſa, um noch nicht zu merken, woran man iſt. Ich wage es kaum zu geſtehen, daß ich mir auf den zweiten Akt etwas eingebildet habe.“

4.

Getragen von dieſer Sapphoſtimmung wählte er nun einen bunten Stoff aus einer Voltaireſchen Erzählung, um ein breit eingeſchobenes Traumleben auf die Bühne zu bringen und in ſo eigentümlich theatraliſcher Faſſung die Entwickelung eines jungen Menſchenlebens darzuſtellen. „Des Lebens Schattenbild“ war der erſte Titel, dann aber wurde es „Der Traum ein Leben“ genannt.

Er kam aber nicht über den erſten Akt hinaus, weil plötzlich dasſelbe Thema im Theater an der Wien aufgeführt wurde. Es hieß: „Schlummere, träume, erkenne“, Märchen in fünf Aufzügen von van der Velde. Das Thema war ſehr ungenügend entwickelt, und das Stück konnte im Repertoire nicht beſtehen. Aber der Stoff war dadurch befleckt, und Grillparzer ließ ihn liegen.

Er hatte ihn während des Mais und Junis 1818 in Baden angefangen, wohin er ſeiner kranken Mutter wegen gegangen war. Sie ſollte die dortigen Bäder gebrauchen, und dort brachte ihm der zufällige Blick in Hederichs mythologiſches Lexikon die Sage der Medea vor die Augen. Dadurch wurde plötzlich der Plan des Goldenen Vließes in ihm entzündet.

Mit allen Kräften dichtete er ſich den Ausbau einer breiten Trilogie in die Höhe, regte ſich aber dadurch ſo auf, daß er nervenkrank wurde und einer Badekur bedurfte. Man ſchickte ihn nach Gaſtein, und dorthin iſt er am 26. Juli gereiſt. Die Kur hat ihn geheilt, und wir ſehen ihn ſpäter mit Vorliebe dahin zurückkehren. Das erſte Mal war er in Geſellſchaft des Biſchofs Ladislaus Pyrker, eines ehrgeizigen Dichtungsdilettanten, gereiſt. Grillparzer hat ihm eines ſeiner Epigramme gewidmet:

„Den Biſchof und den Dichter vergleich' ich ohne Müh':
So ein als anderer dichtet, auf Glauben rechnen ſie.
Doch glaubt man nicht dem Biſchof, ſo bleibt ihm doch ſein Amt,
Der ungeglaubte Dichter iſt darum ſchon verdammt.“

Geſtärkt kehrte er nach Wien zurück und ging nun mit allen Kräften und in der glücklichſten Stimmung an die große Aufgabe des „Goldenen Vließes“. Aber als er bis in die Hälfte der zweiten Abteilung (der Argonauten) gelangt war, trat eine Störung ein, welche er ſelbſt verhängnisvoll nennt. Jede Unterbrechung einer poetiſchen Arbeit war für ihn gefährlich, weil er immer nur in gehobener Stimmung ſchrieb und, einmal aus dieſer Stimmung geworfen, ſpäter unfähig war, ſich wieder ganz in dieſelbe zu verſetzen. Und diesmal war die Störung tief erſchreckend. Seine kränkelnde Mutter war in Baden nicht geheilt worden, ja ihre Krankheit war bis zur Geiſtesverwirrung geſtiegen, und in einer Nacht von der Magd geweckt, findet er ſie hoch aufgerichtet im oder am Bette tot.

Die allgemeine Meinung in Wien war und iſt heute noch, daß ſie ſich im Irrſinn erhängt habe. Grillparzer gibt einen Schlagfluß an als Urſache des Todes. Es bleibt dahingeſtellt, ob er aus Zartgefühl die peinliche Thatſache verſchwiegen oder ob er recht hat neben der allgemeinen Meinung.

Nun war es vorbei mit der Fortſetzung des Goldenen Vließes. Seine Geſundheit war durch den ſchrecklichen Eindruck tief erſchüttert, und die Aerzte rieten dringend zu einer Reiſe.

Der Zufall brachte ihm einen vornehmen Gefährten zur Reiſe nach Italien. Er hat ſie ausführlich in der Selbſtbiographie geſchildert. Der vornehme Gefährte, ein Graf Wurmbrand, war ein offizieller Begleiter des kaiſerlichen Hofes, welcher Italien beſuchte, und Grillparzers intimer Verkehr mit dieſem Grafen erzeugte das Gerücht, Grillparzer wäre Sekretär der Kaiſerin geworden. Obwohl unrichtig, war doch dieſer Ruf ganz dazu angethan, den Neid und die Feindſchaft in der höheren Beamtenwelt neuerdings gegen ihn aufzuregen, und er hat denn auch nach ſeiner Rückkehr bitterlich darunter zu leiden gehabt.

Nur Graf Stadion bleibt ihm treu und bewilligt ihm einen dreimonatlichen Urlaub. Während desſelben wird der dritte Teil des Vließes (die Medea) Ende Januar 1820 vollendet.

Die Einreichung beim Burgtheater fand ſpäter ſtatt, und Schreyvogel als Theatermann war nicht ohne Beſorgnis, ob ein ſo weit ausgedehntes Stück, eine Trilogie fremdartigen Themas, einen vollſtändigen Theatererfolg finden könne. Man begann denn die Vorbereitungen für die nächſte Saiſon.

Grillparzer ſelbſt ging im Sommer wieder nach Gaſtein und geriet wegen Ueberſchreitung des Urlaubs mit ſeiner Oberbehörde in das ärgerlichſte Verhältnis. Man ließ ihn alle bureaukratiſche Schärfe fühlen und forderte ihn peremptoriſch auf, die Ueberſchreitung des Urlaubs zu rechtfertigen und binnen drei Tagen bei ſonſtiger Sperrung des Adjutums ſeine Dienſtleiſtung anzutreten. Selbſt der Miniſter Stadion konnte ihn nicht ſchützen vor ſolchen Plackereien, weil er die Adminiſtration unabhängig geſtellt hatte von ſeiner miniſteriellen Macht.

Grillparzer, ohnehin ſchon unzufrieden mit ſeiner Ausführung des Goldenen Vließes, geriet dadurch in die übelſte Laune und hat bis zur Aufführung der Trilogie den Reſt des Jahres 1820 in größerer Zerſtreutheit zugebracht, als es ſonſt ſeine Weiſe war. Die Entwickelung einer Liebſchaft ſcheint ihn am lebhafteſten beſchäftigt zu haben. Er war in dieſem Betracht überhaupt kein Heiliger. Er beſaß eine ſtark ſinnliche Natur, welche ſich wohl nie zu Ausſchweifungen hinreißen ließ, im Falle entgegenkommender Neigung aber nicht unzugänglich war.

Wer ihn nur in ſeinen alten Tagen gekannt mit ſeinem harten, faſt unſchönen Antlitz, der hat nicht leicht daran gedacht, daß ihm die Frauen gern entgegengekommen wären. Nur ſein wunderſchönes Auge ließ ſein herbes Geſicht vergeſſen. Es iſt aber in der erſten Hälfte ſeines Lebens ſein Ausſehen ein ganz anderes geweſen. Eine Notiz von ihm ſelbſt in einem Tagebuche iſt dafür bezeichnend: er bemerkt: einmal vor dem Spiegel, daß er ja garſtig geworden ſei, und eine Schilderung ſeines Aeußern, welche ſich in den Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler ſindet, ſtimmt damit überein, daß er ſich mit den Jahren ſehr verändert hat. Karoline Pichler ſagt von ihm: „Grillparzer war nicht hübſch zu nennen, aber eine ſchlanke Geſtalt von mehr als Mittelgröße, ſchöne blaue Augen, die über die blaſſen Züge den Ausdruck von Geiſtestiefe und Güte verbreiteten, und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erſcheinung, die man gewiß nicht ſo leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichtum eines höchſt gebildeten Geiſtes und eines edlen Gemüts ſich nicht ſo deutlich in allem, was er that und ſprach, gezeigt hätte. Dieſer Eindruck war allgemein in der kleinen Geſellſchaft — die Einfachheit und Herzlichkeit des Weſens gewann ihm unſer aller Achtung und Zuneigung.“

Hierbei muß des merkwürdigen Vorfalls gedacht werden, daß ein junges ſchönes Mädchen, welches in der Blüte der Jugend ſtarb, in einer teſtamentartigen Schrift Eltern und Bruder feierlichſt auffordert, ſich Grillparzers wohlthuend anzunehmen. Sie habe ihn geliebt, obwohl ſie es nie ausgeſprochen, und er ſich ihr nie genähert habe. Sie war die Tochter eines höheren Beamten, eines Norddeutſchen, der einer Geſandtſchaft zugeteilt war.

Jetzt, im Jahre 1820, war es eine ſchöne Frau, Charlotte P. geheißen, welche ihm entgegengekommen war, und über welche ſich Notizen in den Tagebüchern finden. Eine ſolche Notiz ſagt einfach, daß dies Verhältnis ſeine bis dahin platoniſche Natur verändert habe.

Dieſer Umgang beſchäftigte ihn noch, als es endlich zur Rollenverteilung und zu den Proben des Goldenen Vließes kam. Am 25. und 26. Januar 1821 fand die erſte Aufführung ſtatt, und der Erfolg war zwar ehrenvoll, aber er blieb zurück hinter den Erwartungen, welche man einem neuen

Werke des Sapphodichters entgegengebracht hatte, es war ein ſogenannter succès d'estime.

Das iſt ein Rückſchlag im Leben Grillparzers geworden, den alle Welt übertrieben hat, in erſter Linie der Dichter ſelbſt.

Immer und immer kommt er darauf zurück, daß ihn die Störung mitten in der Arbeit unfähig gemacht habe, den ganzen Inhalt, die ganze Stimmung wieder zu finden, und daß deshalb die zweite Hälfte ſchwächer geraten ſei. Das mag ja richtig ſein, aber wem man davon nichts ſagt, der findet, daß dieſe Trilogie eine mächtige dichteriſche Leiſtung iſt, ja daß gerade das Schlußſtück große Wirkung übt und der Frau Schröder noch mehr als die Sappho Gelegenheit dargeboten hat, auf allen deutſchen Theatern Triumphe zu feiern. Von einem ſo fern abliegenden Thema aber wie dieſem kolchiſchen, welches noch dazu zwei Theaterabende in Anſpruch nahm, einen ſogenannten durchſchlagenden Erfolg zu erwarten, das war eben thöricht. Der litterariſche Wert ſtand im Vordergrund, und wenn neben ihm ein Ehrenerfolg von der Bühne herab gewonnen wurde, ſo war dies ruhmvoll genug.

Grillparzer hat einmal ganz richtig geäußert, daß der Begriff des Goldenen Vließes wohl die größte Schwierigkeit eines populären Erfolges ſei. Was bedeutet goldenes Vließ für die Mehrzahl? Etwas Unklares, jedenfalls nichts, was ohne weiteres die Teilnahme weckt.

Der hypochondriſche Zug in ſeinem Naturell hat denn auch das, was in dieſer Dichtung fehlte, nie aus den Augen gelaſſen und immer dazu benützt, ſich ſelbſt zu peinigen. Wien trug aber damals auch redlich dazu bei, ſeine Selbſtpeinigung zu rechtfertigen. Während er in Italien geweſen war, hatte man dafür geſorgt, daß er in einer ihm zuſtehenden Beförderung übergangen worden war, und jetzt brachen von allen Seiten die Feindſeligkeiten gegen ihn immer greller hervor, da ſich ja in dem beſchränkten Erfolge des Goldenen Vließes enthüllt hätte, es ſei dieſer verwöhnte Dichter durchaus nicht allmächtig. Die oben erwähnte Behandlung wegen einer Urlaubsüberſchreitung war ſelbſtredend. Und nun kam dieſen Feinden noch ein unfehlbar wirkſames Mittel zu Hilfe, die Anklage wegen ketzeriſcher Gefährlichkeit Grillparzers. Er hatte in einem großen Gedichte „campo vaccino“ die großen Bilder klaſſiſcher Vergangenheit im Koloſſeum geſchildert und das eingeſchobene Bild des Kreuzes als unpaſſend erwähnt:

Thu' es weg, das heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir,
Ueb'rall, nur bei dieſen Leichen,
Ueb'rall ſtehe, nur nicht hier.

Das Gedicht war in der „Aglaja“ abgedruckt und auch nach München an den Hof geſendet worden. Ein bayriſcher Prinz hatte obigen Vers ſakrileg befunden und darüber Beſchwerde erhoben am Wiener Hofe. So war die Anklage auf frivoles Ketzertum Grillparzers entſtanden, welche in den höchſten Kreiſen mit vollem Nachdruck erhoben wurde. Das war im damaligen Wien von großer Bedeutung, denn die Zeiten der Toleranz, welche Kaiſer Joſeph gebracht, waren unter Kaiſer Leopold verleugnet, unter Kaiſer Franz verurteilt. Grillparzer, ohnehin ſchon als Joſephiner verdächtigt, erſchien nun im tiefſten Schatten eines gottloſen Menſchen, und der Verweis von ſeiten des Polizeiminiſters lautet: weil er als Chriſt kein ſolches Gedicht hätte machen ſollen, weil er als k. k. Penſionär ſich hätte in acht nehmen ſollen, und weil er die Gnade gehabt, im Gefolge des Kaiſers in Italien zu reiſen.

Grillparzer war wie geächtet, und dieſer Zuſtand, welchen man ihn ringsum fühlen ließ, quälte ihn ſo, daß er ganz und gar aus dem Amte ausſcheiden wollte, obwohl ihn dies Amt in die Nähe Stadions und in beſſere Verhältniſſe gebracht hatte. Stadion aber verwarf dieſen Gedanken des Ausſcheidens nachdrücklich, die nachteilige Lage eines Dichters ſchildernd, welcher in Oeſterreich ohne Vermögen durch Dichtung allein ſeinen Lebensunterhalt erwerben wolle.

Unzufrieden mit ſich und ſeinem Schickſale ſcheint er die erſten Monate des Jahres 1821 unthätig dahin gelebt zu haben. In dieſer Mißſtimmung hat er damals auch ſeine geliebte Charlotte verlaſſen, und auch darüber hat er ſich wieder Vorwürfe gemacht. In ſeinen Tagebüchern klagt er ſich an, daß ſeine Liebesneigung ein äußerſt gebrechliches Ding ſei. Es drängten ſich ihm ſtets Bemerkungen auf, daß Schönheit und Reiz, welche ihn anfangs gelockt, eine Veränderung erlitten habe, und mit dieſen Bemerkungen erkalte auch ſofort ſeine Neigung.

Charlotte ſelbſt hat offenbar treuer an ihm gehangen, denn wir finden ſpäter die Schilderung eines Beſuchs, welchen Grillparzer ihr macht, als ſie erkrankt darniederliegt. Sie erinnert ihn an die glückliche Zeit und beklagt den Verluſt ſeiner Liebe; Grillparzer aber verhält ſich ſchweigend, und als ſie bald darauf ſtirbt, muß er ſich eingeſtehn, daß ſein ſchmerzlicher Eindruck ein geringer ſei. Er macht ſich Vorwürfe, daß ſein Herz keine wärmere Empfindung bereit habe, er kann aber nur dieſen Mangel beklagen, und ihn nicht ändern.

Das Liebesglück war ihm nach dem Bruche mit Charlotte anderswo nahe getreten. In einem Konzerte ſingen und ſpielen zwei Schweſtern Fröhlich in ausgezeichneter Weiſe, und die dritte Schweſter ſitzt als Zuhörerin da. Sie heißt Katharina und iſt ſehr ſchön. Grillparzer bemerkt die Schönheit nicht augenblicklich, wohl aber allmählich. Er nähert ſich ihr und wird von ihr mit Preiſen ſeiner Dichterkraft begrüßt, was ihm eigentlich nicht gefällt. Aber die Bekanntſchaft iſt gemacht, und die Fortſetzung derſelben ergibt das Liebesverhältnis, welches ſein ganzes Leben durchzieht, welches ein Rätſel wird für die Welt, weil es zu keiner Ehe führt, und über welches wir aufklärende Aeußerungen in Grillparzers Tagebüchern finden werden.

Dieſe Tagebücher ſind zumeiſt kleine Hefte in Oktavform, in welche er auf ſchlechtem Papier mit kleiner Schrift ſeine täglichen Gedanken eingeſchrieben hat. Eine Zeitlang, dann brechen ſie wieder ab. Er hält es immer wieder für ratſam, ein Tagebuch zu führen, aber er gibt es oft wieder auf.

Angefeindet und litterariſch verſtört, ſcheint es jetzt, als ob er der Dichtung ganz den Rücken gewendet habe. Graf Stadion war als freiſinniger Mann unberührt geblieben von den politiſchen wie religiöſen Verdächtigungen, welche den Dichter hetzten, und er hatte ihn als ſeinen Sekretär ganz in ſeine Nähe gezogen. Man kommt faſt auf den Gedanken, daß Grillparzer wirklich in einen politiſchen Beruf eintreten könne und werde. Es wird ſogar eine kleine Staatsſchrift finanzieller Art von ihm erwähnt. „Kauf auf Zeit in Staatspapieren“ iſt ihr Titel. Aber ſein eigenſinnig dichteriſches Naturell widerſprach doch bald dieſer Richtung. Er hatte als Sekretär während des Sommers den Miniſter aufs Land zu begleiten und dort an dem geſelligen Verkehr der vornehmen Familie teilzunehmen. Das langweilte ihn, und langweilte ihn bald ſo, daß er zurücktrat und einem Kollegen die wertvolle Begleitung des Miniſters überließ.

Das muß man doch argen Eigenſinn und arge Hingebung an Bequemlichkeit nennen. Seine ſteten Klagen über Nichtbeförderung werden hierdurch abgeſchwächt. Wenn man die unmittelbare Nähe des wohlwollenden Miniſters aus bloßer Bequemlichkeit aufgibt, dann verliert man auch das Recht, ſich über Mangel an Beförderung zu beklagen.

fand die goldene Laune jenes Luſtlagers nicht mehr! Was hatten ſie gelacht, als Heinrich den abgeſchloſſenen Vertrag vorleſen wollte, und in Ableſung der alten Titel Englands auch an die Stelle kam — et je, Henri, roi d'Angleterre et — „hier ſteht eigentlich“, unterbrach er ſich engliſchen Humors, „‚et de France‘, da Ihr aber ſelber dabei ſeid, ſo will ich's lieber auslaſſen, um nicht offenbar zu lügen“.

Die Geſundheit Königs Franz ging nach der Rückkehr aus Spanien ebenfalls abwärts, ſchneller als des Königs Ausſehen dem italieniſchen Maler verrathen mochte. Auf dem zweiten Bilde Titian's, wo Franz ſeinem Beſucher, dem Kaiſer Carl, die Königsgruft von St. Denis zeigt, hat ihn aber auch Titian ſchon durchſichtiger, ausgehöhlter dargeſtellt.

Die Maler, welche Franz berief, haben zunächſt wenig Folge in Frankreich erweckt, viel weniger als die Baumeiſter. Wir ſehen erſt unter Ludwig XIV. eine franzöſiſche Malerſchule an italiſchen Muſtern ſich aufbauen, die Schule Lebrun's. Und Primatice iſt auch noch deshalb dauernd in Frankreich geblieben, weil er ungeheure Transporte von Kunſtwerken einführte und für immer aufſtellte. Die Kunſt-Monumente, worauf der Franzoſe ſo ſtolz, beginnen von ihm. Außer dem Laokoon, außer der medicäiſchen Venus, außer der Kleopatra, außer den vielen Büſten brachte Primatice hundertfünfundzwanzig Statuen aus Italien mit, was Alles in Bronze nach Fontainebleau geſtellt wurde. Franz bezahlte freudig ſchweres Geld dafür, und Frankreich hatte von nun an reine Vorbilder für Geſchmack.

Vergißt man es wirklich, oder will man's vergeſſen, daß Franz außer der abſoluten Monarchie auch deren organiſchen Untergang begründete? Er gab dem noch rohen Frankreich Wiſſenſchaft und Kunſt, das Gift aller unpaſſenden Regierung. Wer etwas einführt, was er ſelbſt nicht berechnen kann, was in den Folgen unberechenbar iſt, ſtellt ſich der nicht ſchon dadurch über die banale Beurtheilung hinaus? Die Mittelmäßigkeit iſt eben dadurch Mittelmäßigkeit, daß ſie nur das Nächſte, das Zweifelloſe beſorgt und

Er war eben ein Dichter, der ſich lieber eine Wohnung in Hietzing mietete, ſich ein Reitpferd hielt und täglich nach Döbling hinüberritt, wo Katharina Fröhlich bei Bekannten wohnte. Aus dem öffentlichen litterariſchen Leben ſchien er ganz auszuſcheiden.

Das ſchien jedoch nur ſo, denn er ſammelte in der Stille Material für ein neues Drama, und zwar Material in großer Ausdehnung. König Ottokars Glück und Ende wollte er dramatiſieren. Er ſammelte mit großer Emſigkeit, er ſtudierte mit unermüdlicher Ausdauer alle geſchichtlichen Quellen, insbeſondere die Reimchronik Ottokars von Hornegk. Ein Drama vaterländiſcher Geſchichte ſollte es werden, obwohl ihm eigentlich das geſchichtliche Drama nicht zuſagte, weil es ſeinen Drang der Inſpiration einengte. Aber jetzt nach dem Goldenen Bließ ſchien es ihm eine Rettung aus den weiten Räumen des Bließes, die er nicht ausgefüllt hätte, eine Rettung in engere Form, die er beherrſchen könne. Dazu das Konterfei Napoleons, welches ihm vorſchwebte für den Ottokar!

Und ſo geſchah es; das Stück entſtand, es wurde fertig, wurde Schreyvogel übergeben, wurde zur Aufführung angenommen, wurde zur Cenſur eingereicht.

Merkwürdigerweiſe verſchwand es bei der Cenſur, verſchwand für alle Welt, als ob es in einen Abgrund gefallen wäre. Schreyvogel fragte nach und fragte nach, er erhielt nur ausweichenden Beſcheid. Monat auf Monat verging, und endlich geſtand man zu, daß man nicht wiſſe, wo das Manuſkript hingekommen ſei; es blieb verſchwunden.

Der Gedanke liegt nahe, daß ein Böhme die Schuld daran trage. Damals nannte man auch die Czechen nur Böhmen. Es waren aber zahlreiche Böhmen in allen Aemtern, in hohen wie niedrigen, und ein ſolcher mochte den Nationalhelden Ottokar vom Theater fern halten wollen, weil derſelbe nicht ſo tadellos heroiſch dargeſtellt ſei, wie es der Nationalkultus verlange, und namentlich weil er auf dem Marchfelde dem Rudolf von Habsburg unterlegen ſei.

Grillparzer erzählt in ſeiner Selbſtbiographie dieſen Cenſurroman vollſtändig, und wie die Löſung des Rätſels nur durch das Einſchreiten der Kaiſerin herbeigeführt worden. Sie hatte von der Direktion des Burgtheaters ein neues Stück zur Lektüre verlangt, Schreyvogel hatte ſofort den Ottokar vorgeſchlagen, aber dazu gemeldet, daß dies Stück bei der Cenſur nicht mehr aufgefunden werde. Als nun im Auftrage der Kaiſerin nachgefragt wurde, da fand ſich dann doch der Ottokar, und was noch mehr ſagen will: er gefiel der Kaiſerin ungemein, und ſie empfahl das Stück dem Kaiſer, ihrem Gemahl. Dieſer befahl dann augenblicklich, es aufzuführen.

Am 19. Februar 1825 fand die erſte Aufführung ſtatt unter tumultuariſchem Zudrange des Publikums, ebenſo tumultuariſch war die Aufnahme des Stücks. Das will ſagen: es herrſchte ein faſt wüſter Beifall. Ein hiſtoriſches Stück aus der Geſchichte Oeſterreichs, im letzten Akte die Schlacht auf dem nahen Marchfelde, Ortsnamen, die jedermann kannte, das alles war überraſchend und alarmierend.

Grillparzer ſelbſt iſt der Meinung, der Kern des Stücks ſei nicht durchgedrungen, der Eindruck ſei ein unklarer geblieben.

Das mag auch richtig ſein in Bezug auf das Ganze, und das liegt an dem Titelhelden, welchem man im Gegenſatze zum deutſchen Habsburg keine warme Teilnahme ſchenkt, und welchen man ohne tragiſches Bedauern zu Grunde gehen ſieht. Die Teilnahme des Publikums iſt in ſolchem Falle nur eine betrachtende, keine gefühlvolle.

Ich habe dieſen Ottokar dreißig Jahre nach dieſer erſten Darſtellung im Burgtheater und noch ſpäter auch im Wiener Stadttheater neu in Scene geſetzt, und es hat ſich immer dasſelbe Reſultat ergeben. Es wird mit großer Aufmerkſamkeit und vielfach beifällig aufgenommen, ohne daß ein durchgreifender Erfolg ſichtbar wurde. Das Publikum iſt fortwährend intereſſiert durch die Vorzüge des Dramas, durch die ſtrotzend einherſchreitende Handlung, durch die zahlreichen höchſt eigenartigen Charaktere. Der erſte Akt, welcher in ſeinem höher und höher ſteigenden Aufbau nur ſeinesgleichen hat in dem prachtvollen erſten Akte der Jungfrau von Orleans, wird mit Enthuſiasmus begrüßt, und das iſt für den Eindruck des Ganzen abſchwächend, da die folgenden Akte keine ſo geſammelte Wirkung bieten. Man ſcheidet aber doch mit großer Achtung von dem ganzen Stücke und ſieht es nach einiger Zeit gern wieder, weil es einen großen Reichtum ausbreitet und in unſrer dramatiſchen Litteratur wenig Nebenbuhler hat. Mit einem Worte: nur der Held Ottokar, welchem wir bloß ein geſchichtliches Intereſſe widmen, trägt die Schuld, daß die große Kompoſition im ganzen ſchwächer wirkt, als man erwarten ſollte.

Man kam wohl damals in Wien nicht ins Klare über den Grund des geringeren Eindrucks, und dieſer Unklarheit wegen bildete ſich kein greifbares Urteil. Theatraliſches Mißgeſchick kam hinzu: Anſchütz (Ottokar) wurde nach der erſten Darſtellung heiſer, die erſte Wiederholung ließ acht Tage lang auf ſich warten, und nach dieſer erſten Wiederholung wiederholte ſich auch die Heiſerkeit des Ottokar — das Stück mußte wieder hinausgeſchoben werden. Solch Schickſal iſt ſonſt gleichbedeutend mit dem Untergange eines Stücks. Dieſer trat nun wohl nicht ein, aber es konnte doch, wie man in der Theaterſprache ſagt, kein vollſtändiger Zug zuſtande kommen.

Außerdem drohte fortwährend ein Verbot des Stücks und trat auch ein, weil eben von den höheren böhmiſchen Beamten dagegen gehetzt wurde. Zahlreiche böhmiſche Studenten lärmten überall dagegen und überſchütteten Grillparzer mit Drohbriefen. Die guten Deutſchen aber dachten nicht daran, neben dieſen verhetzenden Umtrieben böhmiſcher Nationalen den deutſchen Dichter, welcher eine deutſche Sache vertrat, in Schutz zu nehmen. So entſtand eine öffentliche Meinung, welche verworren war. Grillparzer erzählt, daß ſelbſt ſeine Freunde ſich ſorgfältig enthielten, mit ihm über das Stück zu ſprechen.

Sein ſtattliches Werk wurde ihm in ſolcher Weiſe verleidet, und er ſtand da wie gelähmt, kaum imſtande, einen Brief an den Polizeiminiſter zu ſchreiben, warum denn der patriotiſche Ottokar verboten werde? Was ſollte er denn noch dichten, wenn ſolch ein reiches vaterländiſches Stück von ſeinen Landsleuten unbeachtet blieb, und er einer deutſchfeindlichen Partei preisgegeben wurde!

Grillparzer iſt es denn auch am früheſten klar geworden, daß man mit Verleugnung des Joſephiniſchen Princips den deutſchen Staat Oeſterreich in Gefahr bringe, und er war immer ein hartnäckiger Widerſacher des entſtehenden Schwindels, welcher eingeſprengte nichtdeutſche Stämme zu gebieteriſchen Nationalitäten erheben wollte. In grimmigem Zorn darüber hat er in übertreibender Weiſe die Verſe geſchrieben:

Zu Aeſops Zeiten ſprachen die Tiere,
Der Menſchen Bildung ward ſo die ihre.
Da fiel ihnen mit einem Male ein,
Die Stammesart ſollte das Höchſte ſein.
Ich will wieder brummen, ſagte der Bär,
Zu heulen war des Wolfes Begehr,
Nur wer bellt, ſchien dem Hunde brav,
Und blöken nur wollte das Schaf.
Da wurden allmählich ſie wieder Tiere,
Und ihre Bildung — der Beſtien ihre.

5.

Keine Zerſtreuung, keine Neigung brachte ihn über dies vermeintliche Unglück ſeines Ottokar hinweg. Wohin? Wozu? fragte er ſich täglich, und der Kummer über ſein unzureichendes Talent verdüſterte ihn mehr und mehr.

Die Zeit nach der Ottokar-Aufführung iſt die trübſeligſte Grillparzers geweſen. Das iſt erſichtlich aus einem längeren Tagebuchhefte, welches ſich aus dieſer Zeit vorfindet. Er klagt über ſeine Unfähigkeit, zu arbeiten und zu dichten. „In ähnlicher Unfähigkeit“ — fährt er fort — „habe ich mich zwar ſchon öfter befunden, aber das Charakteriſtiſche meines gegenwärtigen Zuſtandes iſt, daß, indes ich ſonſt die Urſache meiner Unthätigkeit in äußeren Umſtänden ſuchte und fand, mir jetzt ein inneres entſetzliches Gefühl ſagt, es ſei mit der Dichtergabe ſelbſt zu Ende. Eine ſtufenweiſe Erkaltung der Phantaſie läßt ſich übrigens in meinen bisherigen Hervorbringungen beſtimmt nachweiſen. In der Ahnfrau iſt ſie in voller Glut der Jugend, in der Sappho ſchon ruhiger geworden, Medea ſchwankt zwiſchen zu viel und zu wenig, Ottokar iſt ein berechnetes Werk (ja berechnet, bis ins kleinſte berechnet, was man auch vom Gegenteile ſagen mag), aber die Ausführung bleibt oft zurück. Was wäre der vierte Akt geworden, wenn dem Verfaſſer noch ein Teil der in der Ahnfrau verſchwendeten Mittel zu Gebot geſtanden hätte!

„Auf der einen Seite alſo Abnahme, ſtufenweiſes Erlöſchen der Herzenswärme, und auch auf der andern durchaus kein Zunehmen von ſeiten des Denkens und Wollens. Die Phantaſie wird nach und nach zum Greiſe, und der Verſtand bleibt ewig Kind, oder Knabe beſſer zu ſagen, denn Kind wäre noch allenfalls zu entſchuldigen. Schon in der Zeit, da ich noch hoffte, in der Poeſie etwas Tüchtiges leiſten zu können, und ein vorſchneller Wahn mich zu glauben antrieb, ich könnte mich dereinſt an die erſten Dichter der Nation reihen, ſchlug das Gefühl einer inneren Inſuffizienz, einer Unbedeutendheit als Menſch jede ſolche Hoffnung nieder.

„Hätte ich nur den Mut, mir ſelbſt treu zu ſein, den unnennbaren Schmerz eines verfehlten Daſeins in mir fortwalten zu laſſen, bis er entweder das Daſein ſelbſt verzehrt oder in höchſter Steigerung ein Höheres hervorruft. Aber eine thörichte Eitelkeit, eine übel angebrachte falſche Scham zwingt mir bei jeder Berührung mit Menſchen eine gewiſſe Luſtigkeit auf, die mich nicht froh macht, die mir nicht von Herzen geht, aber für mich das einzige Mittel iſt, mit Menſchen zu kommunizieren. Ich muß Scherz treiben oder ganz ſchweigen und meine innere Seelenmarter, meine Menſchenſcheu, meinen langweilend gelangweilten Mißmut zur Schau tragen, und das mag ich nicht, kann ich nicht, will ich nicht. Allein, fern von Menſchen, ſo könnte ich mich vielleicht wieder finden und beſitzen.“

Recht im Gegenſatze hierzu verhält er ſich aber: er tritt in eine Geſellſchaft. Es beſtand damals in Wien eine luſtige litterariſche Geſellſchaft, genannt „Ludlamshöhle“, für welche er wohl gar nicht paßte, in welche er aber eingetreten war mit der ſtillen Hoffnung, ſich aufzuheitern. Aber auch ſie brachte ihm Aerger. Ein höherer Polizeibeamter wollte ſich hervorthun durch eine Entdeckung. Sie beſtand darin, daß er die Ludlamshöhle eine Verſchwörung nannte und den Ueberfall derſelben übernahm. In der Nacht wurde das Lokal beſetzt und durchforſcht, bei Schriftſtellern aber, welche dazu gehörten, wurde Haft und lokale Unterſuchung durchgeführt. Dies widerfuhr auch Grillparzer, welcher 24 Stunden Arreſt in ſeinem Zimmer erleiden mußte.

Ehe ihm dieſe unſinnige Störung begegnete, ſchreibt er:

„Ad vocem Scherz treiben: geſtern abends die Ludlam beſucht. Was man da Spaß macht, wie viel ich gelacht habe, und immer dabei des marternden Seelenzuſtandes bewußt! Als ich mich in derlei Zerſtreuung begab, ſchwebte mir dabei Goethe, Shakeſpeare, Mozart vor, alles Menſchen, die das tiefſte künſtleriſche Sinnen und Schaffen mit dem Erfriſchenden einer bewegten, frohen Umgebung zu vereinigen wußten, aber quod licet Jovi —. Ich ſehe wohl, mit derlei compterendus kommt nicht viel heraus. Und doch will ich ſie fortſetzen. Ich will die Gemeinheit abhalten wie ein Geſtrandeter das Waſſer von ſeinem lecken Schiffe, ſo lange es geht, und hilft endlich kein Schöpfen mehr, dann ſpült mich fort, brauſende Wellen, mein Tagwerk iſt gethan.

„So viel iſt gewiß: iſt einmal der Dichter über Bord, ſende ich ihm den Menſchen auch nach.

„26. März. Ich will fortfahren. Dieſes Geſchreibe wird mich wohl nicht in die Stimmung bringen, die zu meiner ſchöpferiſchen Arbeit erforderlich iſt, es wird mich aber doch wenigſtens à la hauteur des Gedankens erhalten und mich zwingen, die Gedanken zu fixieren, was bei mir in Stimmungen gleich der jetzigen ſo wenig der Fall iſt, daß die Vorſtellungen mit der Abgeriſſenheit des Traums aufeinander folgen, und ihr Entſtehen und Verſchwinden beinahe alle Willkür ausſchließt. Und dies iſt es eigentlich, was mich empört, das iſt's, was ich unter der Würde eines vernünftigen Weſens finde. Man gebe mir die Fähigkeit wieder, mich zu vertiefen, und ich will das Vermögen der Darſtellung und Ausführung dafür hingeben.

„Aeußere Urſachen, die mir ſeit der Aufführung Ottokars (19. Februar 1825) die Arbeit verleidet haben, waren: Mißmut über das Nichtdurchgreifen des Stückes, über das Unbeachtetbleiben desſelben von ſeiten der Kritik und der Beſſeren in Deutſchland. Nachwirken des Aergers über die Cenſurkämpfe vor der Aufführung. Ferner die gebrauchte homöopathiſche Kur gegen mein Halsleiden, die mir den ganzen Frühling und Sommer raubte. Mein Verhältnis zu Lucien,“ ſo pflegt er in den Tagebüchern Kathi Fröhlich zu nennen, „das ſich zum Bruche neigte und mir keine Ruhe ließ. Den Winter über Daffingers Polizeigeſchichte und meine Verwickelung in dieſelbe. Endlich mein Körperzuſtand, der ohne irgend ein beſtimmt ausgeſprochenes Uebel auf eine ſtufenweis überhandnehmende Abſtufung hinweiſt. Freilich war mein ganzes bisheriges Leben ein immerwährender Wechſel zwiſchen Ueberreiz und Abſpannung, letzterer war aber noch in keiner Periode ſo ſtark, ſo lange dauernd, ſo ſehr mit dem Gefühle der Hilfloſigkeit begleitet als jetzt. Freilich habe ich die Zeit von meinem 18. bis 25. Jahre in einer ähnlichen Dumpfheit und Thatloſigkeit zugebracht, damals waren aber auch die äußeren Umſtände danach, und dann — der Henker hole alles Wiſſen und Schreiben, wenn dem Innern der Ausbildung als Menſch gar nichts davon zu gute kommt. Auch war ich damals wohl nach außen hin unthätig, aber äußerſt thätig nach innen. Es war ein eigentlicher Tiefſinn in mir, eine wahre Grundlage zu großen Dingen.

„Wenn man ſich ein ſo äußerſt erregbares Nervenſyſtem vorſtellt, als das meine von Kindheit an war, und bedenkt, was Baden und Schwimmen im kalten Waſſer, z. B. das Hineinſpringen, den Kopf zu unterſt, darauf für eine Wirkung machen kann und muß, ſo erſchrickt man. Stärken, abhärten — abſtumpfen vielleicht. Lord Byron that das zwar auch, und die Wärme ſeiner Phantaſie litt nicht darunter, aber ſeine Körperbeſchaffenheit war eine andere, er war von Jugend auf daran gewohnt, ich habe erſt nach meinem 30. Jahre die erſten Verſuche gemacht, und — wer weiß!

„Dieſen Winter über beſchäftigten mich nacheinander drei Stoffe zu Trauerſpielen. Anfänglich Libuſſa. Hier konnte ich ſchon den Plan nicht zur Genüge ausbilden. Die Verwickelung war ſo ſpitz, ſo kaltwitzig, daß ich bald alle Luſt verlor. Hierauf kam Hero und Leander an die Reihe. Den Plan dazu hatte ich ſchon aus früherer Zeit im Kopfe, und, war er dunkel geworden, ich brauchte ihn nur aufzufriſchen. Es gelang zum Teile, aber ſobald ich die Feder anſetzte und die Ausbildung der einzelnen Teile dem Verfolgen der Arbeit vorbehalten wollte, gerieten gleich die erſten Zeilen ſo kalt, ſo leblos. Das was mich eigentlich an den Perſonen intereſſierte, kam in der Darſtellung ſo wenig zum Vorſchein, daß ich wieder ablaſſen mußte. Endlich verfiel ich auf die Geſchichte des Palatin Bankbanus, deſſen Frau der Bruder ſeiner Königin, Otto von Meran, entehrt. Unter dem Titel „Ein treuer Diener ſeines Herrn" brachte ich eine ziemlich glückliche Anlage zuſtande, die mich ſehr intereſſierte. Nun glaubte ich, ſei alles gewonnen, und ich fing an zu ſchreiben. Aber es ging wieder nicht. Das Leben fehlt, ſogar die Worte fehlen. In dem alten Bankbanus war ich ziemlich tief herunter geſtiegen, der König und die Königin waren im Reinen. Bankbanus' Frau konnte in allgemeinen Umriſſen ſehr gut dem Eindrucke der Begebenheit überlaſſen werden. Aber der Prinz mußte ausgemeſſen werden, und dazu fehlte die Luſt, die Applikation. Dieſer Libertin, der ſeine Leidenſchaften als Spielzeug braucht, bei dem ſie aber zugleich ſo heftig ſind, daß ſie viel zur Wahrheit werden und ihn im 3. Akte körperlich krank machen — dieſe letzten Worte habe ich hier geſchrieben, ohne ihren Zuſammenhang innerlich zu fühlen. Die Tragödie muß vorderhand alſo wohl unausgeführt bleiben."

Er kommt alsdann auf die Muſik, welche er als junger Mann wieder aufgenommen, obwohl ſie ihm in früher Jugend durch ungeſchicktes Lehren verleidet worden war. Wohl von ſeiner Mutter her erwies er ſich darin ſo begabt, daß er ohne Noten und ſonſtige Kenntnis auf dem Klavier phantaſieren und ſich ſtundenlang muſikaliſchem Genuſſe hingeben konnte. Muſik war ihm Poeſie ohne Worte. So ſchreibt er denn jetzt:

„Ein weiteres Abhaltungsmittel von poetiſchen Hervorbringungen in der letzten Zeit war auch das Studium der Muſik und des Kontrapunktes. Ich hatte es um die Zeit, als der Streit wegen der Aufführung des Ottokar und mein Mißmut darüber am lebhafteſten war, begonnen, und zwar hauptſächlich um meine Gedanken von einem Gegenſtande abzuziehen, der mich unaufhörlich marterte, und worüber das Sinnen und Aergern mich wohl gar krank zu machen drohte. Zugleich aber hatte ich immer eine große Neigung für dies Studium gehabt, und es drängte mich, die Grundlage einer Kunſt kennen zu lernen, die in ihrer Wirkung auf mein Gemüt immer eine gewaltige Nebenbuhlerin der Poeſie war. Das Mittel wirkte, ich ertrug die Kämpfe mit der Cenſur, die Angſt der erſten Aufführung. Die Mißverſtändniſſe und abſichtliche Mißdeutung von ſeiten des Publikums und der Kritik ertrug ich noch eins ſo leicht, aber zugleich bemächtigte ſich der Gedanke an jene Tonverhältniſſe meines Innern ſo überwiegend, daß ich bald ſelbſt im Traume nur Muſik und Generalbaß trieb. Zwei Eigenſchaften, die mir mitunter von großem Nutzen waren, aber mir noch öfter auch den empfindlichſten Schaden gebracht. Dieſe nämlich: daß in meinem Kopfe immer nur für einen Gegenſtand Raum iſt, der alle übrigen verſchlingt, und dann: daß ich etwas einmal mit feſtem Entſchluß Begonnenes nur mit dem äußerſten Widerſtreben fahren laſſe. Die erſte Eigenſchaft meines Weſens bewirkte, daß die Muſik in mir bald das allein Herrſchende war, die zweite, daß, obgleich ich den Schaden bald einſah, den dieſes außerordentliche Studium mir brachte, ich mich doch nicht entſchließen konnte, es aufzugeben, und immer hoffte, es in meine übrigen Beſchäftigungen einſchieben zu können, was aber nie gelang. Ja, aus Furcht, zu ſehr davon einbedenkt. Sie will nur das, was ſie bereits kennt; darum ſind der Status quo und die Reaction ihre Welt.

Wolle genügt für unſer Klima, ſagt der conſequente Puritaner, warum in Lyon Seidenmanufacturen anlegen, wie König Franz gethan? Warum gar Tage lang in den Hof von Fontainebleau ſich hinſtellen, um Primatice zuzuſchauen, wie er das berühmte Pferd Marc Aurels von Vignole nachbilden und gießen und aufſtellen läßt?

Alle Kunſt des Wortes, alle literariſche Kunſt mußte noch zurückbleiben, da die Sprache noch nicht formirt war. Auch bleibt Franz ein deſpotiſcher Regent nach all der üblen Seite hin, welche der Deſpotismus immer mit ſich führt. Die literariſche Welt kann ſich nicht unbeſtimmt geben wie alles andere Kunſtwerk, ſie entwickelt ſich in Gedanken, von denen jeder einzeln betrachtet, in Conſequenzen verfolgt und dem Deſpotismus bedenklich ſein kann. Franz war nicht groß genug, um dieſem Elemente gegenüber nicht oft klein zu ſein. Es iſt auch das ewige Loos der Schriftſteller, daß ſie, welche ihre Erfindung nackt darbieten, am erſten der Verfolgung ausgeſetzt und zur Verſchleierung genöthigt ſind. Sie greifen der geſchichtlichen Entwicklung vor, weil ſie deren vorausgeborene Söhne ſind. Man wundert ſich, man klagt, daß ſie zu aller Zeit Oppoſition machen, aber man bedenkt nicht, daß ſie die Oppoſition ſelber ſind, indem ſie das Kommende, das Andere repräſentiren. Sie ſind nichts Beſonderes, ſie ſind alſo nichts, wenn ſie mit ihrem Worte in dem allgemein Bekannten und Anerkannten verbleiben. Je mehr ſie Künſtler ſind, deſto weniger grell und herausfordernd erfüllen ſie ihren Beruf; denn die Kunſt hüllt das Ewige in die vorhandene Geſtalt.

Eben ſo bedenkt man nicht, daß die beſtehende Welt ſich gegen Anmaßung der Zukunft wehren muß, ſei dieſe Anmaßung auch noch ſo genial, und werde ſie auch ſicherlich einſt die beſtehende Welt. So wie ſie aus einem Einzelnen hervorſpringt, iſt ſie niemals das, was wirklich entſtehen ſoll, eben weil ſie nur aus einem Einzelnen kommt. Die beſtehende Welt muß ebenfalls an ſich genommen zu werden, fing ich an, es lauer zu treiben, und verlor ſo die Frucht von einem und dem andern.

„Auf eine ſo unſinnige Weiſe habe ich immer mit meinen Kräften und Anlagen hausgehalten, ſo wenig hat die Erfahrung immer Einfluß auf mich gehabt, und wie ein Knabe fange ich mit jedem Morgen ein neues Leben an, deſſen Reſultate dem folgenden Tage nicht zu gute kommen. Ein zuckendes Verlangen, in allen Fächern unterrichtet zu ſein, Aeußeres und Inneres, Körperliches und Geiſtiges zu vereinen, läßt mich eine Menge Dinge unternehmen, die mich zerſplittern und zerſtreuen. Ich weiß es und fühle es lebhaft in den Momenten der Zerknirſchung, aber ein durch was immer zeitweilig hervorgebrachtes Gefühl von Kraft und Präpotenz iſt hinreichend, mich immer wieder von neuem in ähnliche Beſtrebungen zu verwickeln. So habe ich Schwimmen, Fechten gelernt. Der Gedanke, körperlich ſchwach, kränklich zu ſein, war mir unerträglich, und ich bedachte nicht, daß nur mein natürlicher vielleicht derjenige iſt, in welchem ich allein imſtande bin, als Dichter zu leiſten, was ich ſollte und auch konnte."

Zehn Tage ſpäter ſchreibt er: „Nach ſo langer Zeit wieder einmal die Feder zur Hand. Gethan nichts, gedacht nichts; faſt hätte ich geſagt, noch weniger, denn wahrlich ich bin auf dem Punkte, etwas thun zu können, ohne zu denken. Die Fixierung der Gedanken iſt mir in manchen Perioden eine ſo unſägliche Pein, daß ich mich um alles in der Welt nicht dazu entſchließen kann. Iſt es bloß Trägheit? Zum Teil gewiß. Ein Brief, den ich empfangen, macht mich unglücklich. Ich trage ihn acht Tage uneröffnet in der Taſche, ich laſſe ihn von andern leſen, an Antwort iſt nicht zu denken.

Schilt mich nicht arbeitsſcheu und träge,
Weil ich zum Werke ſchwer mich rege;

Dem Manne gleich' ich ganz und gar,
Der Tonnen Goldes ſchuldig war:
Das Ganze konnt' er ab nicht tragen,
Was ſollt' er ſich um Groſchen plagen!
Auch einen Jäger ſtell' ich vor,
Mit Kugeln lud er früh ſein Rohr
Und geht hinaus durch's tauige Feld,
Dem Hirſche nach ſein Trachten ſtellt.
Der Haſe läuft, es fliegt das Huhn,
Er aber läßt die Büchſe ruhn:
Stellt nicht den Hirſch ſein gutes Glück,
Kehrt ohne Beut' er ſpät zurück,
Die andern alle ſchwer beladen.
Warum hat er nicht Schrot geladen?

Was je den Menſchen ſchwer gefallen,
Eins iſt das Bitterſte von allen:
Vermiſſen, was ſchon unſer war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man ſterben ſich geſehn,
Mit ſeiner eignen Leiche gehn.

„Das vor allem Erforderliche wäre wohl, einen angeborenen Hang zur Unthätigkeit zu beſiegen. Aber wie? Indem man ſich zu regelmäßigen Arbeiten zwingt. Zu poetiſchen oder anderen Arbeiten? Im erſten Falle iſt zu fürchten, daß die Poeſie immer mehr in ein leeres Formenwerk ausartet, beſonders aber das Gemüt daran endlich gar keinen Anteil nimmt, was ohnehin ſchon zu ſehr ſtattfindet und überhaupt das eigentliche Grundgebrechen iſt. Das abſichtliche Vertiefen in nichtpoetiſche Arbeiten aber würde mich von der Poeſie endlich ganz abziehen. — Ich liebe ſolche Arbeiten nur zu ſehr, ſie gewähren einen gewiſſen geſchäftigen Müßiggang, der äußerſt wohlthut und nicht fördert. Dies iſt auch die Urſache, warum ich ſolche Arbeiten vielmehr ganz entfernt und mich dadurch zu zwingen verſucht habe, Gedanken und Neigung der Dichtkunſt zuzuwenden. Lächerlich! Zwingen! Zur Dichtkunſt zwingen! — Wohl! Aber thue ich's nicht, ſo laufe ich Gefahr, wie es ſchon einmal der Fall war, wieder ſieben Jahre (von meinem 18. bis 25. Jahre) ohne die geringſte poetiſche Thätigkeit zuzubringen. Ueberhaupt hat mich nur zu zwei dichteriſchen Leiſtungen eine eigentlich innere Nötigung gezogen. Zur Sappho nämlich und zur Medea. Bei beiden war es aber offenbar hauptſächlich die durch den Beifall der vorhergegangenen Stucke geweckte Begeiſterung. Mein natürlicher Zuſtand iſt ein mit Zerſtreuung abwechſelndes verworrenes Brüten. Am liebſten ohne Gegenſtand mit hin und wieder aufzuckenden Gedankenblitzen. Hat ſich aber auch ein Gegenſtand dazu eingeſtellt, ſo waltet doch immer wieder die Luſt vor, es mit ihm innerlich abzumachen. Sobald ich daher etwas nach außen hinſtelle, wird es mir beinahe verhaßt, und ich mag nicht mehr daran denken, ſo widerlich iſt mir die Unähnlichkeit des Ausgeführten mit dem Gedachten. Man glaube nicht, daß ich mir darin zu viel nachgeſehen. Ich bin von jeher gegen dieſe Eigenheiten mit Erbitterung zu Felde gezogen, und vielleicht war es gerade dieſes unausgeſetzte Kämpfen, was meine innere Natur geſtört und mir die Aeußerung noch ſchwieriger gemacht hat. Gewiß iſt mein Gemüt dadurch verdüſtert und meine Empfindung abgeſtumpft worden. Darin liegt gegenwärtig das Hauptübel. Mein Herz iſt anteilnahmslos geworden. Mich intereſſiert kein Menſch, kein Genuß, kein Gedanke, kein Buch. Ich hätte vielleicht verſucht, allem ein Ende zu machen, wenn ich es nicht unter dieſen Umſtänden für feig hielte. Soviel aber iſt gewiß, daß, wenn alle meine Bemühungen, mich ruhig und thätig zu machen, fruchtlos bleiben, ein unglücklicheres Daſein kaum gedacht werden kann."

6.

Ohne Einleitung, ohne Uebergang ſchreibt er im Mai 1826 über ſein Liebesverhältnis mit Kathi entſcheidende Worte.

Das Verhältnis dauerte ſchon fünf Jahre; Kathi, 1801 geboren, war jetzt 25 Jahre alt, und man wunderte ſich, daß es zu keiner Ehe kam. Zank und Streit, welche häufig zwiſchen den beiden Liebesleuten herrſchten, mußten für Erklärung hingenommen werden. Sie waren es aber doch nicht allein.

Es waren vier Schweſtern Fröhlich, Anna, Barbara, Katharina, Joſephine. Barbara war ſchon verheiratet und hieß Bogner, als Grillparzer bei den drei in Gemeinſchaft wohnenden Schweſtern Hausfreund wurde. Sie hatte einen Knaben, welcher oft bei den Tanten einkehrte und ein Liebling Grillparzers war. Sie ſelbſt galt für die ſchönſte und begabteſte der vier Schweſtern, ein excentriſches Naturell, welches ſich überall hervorthat in künſtleriſcher Hervorbringung als Muſikerin, wie als Malerin. Der Vater Fröhlich hatte lange Jahre in der Vorſtadt Wieden ein Geſchäft mit Ausſchwefelung der Weinfäſſer getrieben und ſich in die Stille zurückgezogen, als das Geſchäft ſeine Einträglichkeit verlor. Die Mädchen waren auf eigenen Erwerb angewieſen, und den erreichten ſie denn auch reichlich vermittelſt ihrer vorzüglichen muſikaliſchen Kenntniſſe. Anna und Joſephine gaben gut belohnten muſikaliſchen Unterricht, nachdem Joſephine die dramatiſche Laufbahn, welche ſie glücklich begonnen, ja doch gern wieder aufgegeben hatte. Nur Katharina nahm nicht teil an dieſem Erwerb. Sie war nach der Bogner die ſchönſte, von edlem Wuchſe, wohlgebildetem Antlitze, ſprechenden dunkeln Augen und mit einem wohlklingenden Organe ausgerüſtet. Die Abſicht lag nahe, ſie dem Schauſpiele im Theater zu widmen. Frau Schröder riet dringend dazu, und Kathi war einverſtanden. Grillparzer war dagegen, und es unterblieb. Es war ihm zuwider, ſeine Kathi dem wüſten Verkehr in der Couliſſenwelt ausgeſetzt zu ſehen. Er hat auch nie Umgang geſucht mit Schauſpielerinnen. Doppelt zuwider war es ihm, weil er höchſt eiferſüchtig war. Wenigſtens zeigte dies ein Anfall, welchen er als ganz junger Mann erlitten. Als er nämlich ſah, daß ſeine erwählte Schöne ſich von einem Manne die Cour machen ließ, geriet er in ein heftiges Fieber, ſo daß er ſich zu Bett legen und tagelang im Bette bleiben mußte. Eine Antonie, eine Jugendbekanntſchaft, war ſeine erſte Flamme. Dann verliebte er ſich in eine Sängerin Teimer und ſchrieb das Gedicht „Cherubin“. Sie kannte ihn nicht und war entzückt über das Gedicht, das keinen Autornamen trug. Nach Jahren erſt erfuhr er, daß ſie erklärt hatte, dieſem Dichter würde ſie ihre Liebe ſchenken. Leider erfuhr er das zu ſpät.

Als ſeine nächſte Liebe nach dem „Cherubin“ kommt der Name Thereſe in den nachgelaſſenen Papieren vor, aber ohne irgend eine nähere Angabe. Deſto deutlicher ſind die Angaben über ſein Verhältnis zu Charlotten. Sie war die Frau eines Freundes von ihm, war bildſchön und hat ihn ſehr geliebt, wie die ſchon erwähnte Scene beſtätigt, als ſie auf dem Krankenbette lag. Die Tochter, welche ſie geboren, wurde eine Tochter Grillparzers genannt, vielleicht nur mit demſelben Rechte, wie in Karlsbad dem Goethe eine Tochter zugeteilt wird.

Er ſchildert ſelbſt in herben Worten die Treuloſigkeit ſeines Naturells in der Frauenliebe:

„So war es bei mir immer,“ ſchreibt er, „mit dem was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblicke an, als der teilnehmende Gegenſtand nicht mehr haarſcharf in die

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02179/039

Umriſſe paſſen wollte, die ich bei der erſten Annäherung vorausſetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges ſo unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf dieſe Art bei Weibern die Rolle des Betrügers geſpielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich geweſen wäre, ihnen zu ſein was ſie wünſchten. Ich habe auf dieſe Art das Unglück von drei Frauenzimmern von ſtarkem Charakter gemacht. Zwei von ihnen ſind bereits tot. Aber ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher ſich mir genähert. Damit kann ich mich tröſten und damit, daß ich nie durch fremden Schmerz mein eigenes Wohlbefinden zu erkaufen geſucht habe, und auch nichts erkauft habe als eigenen, nur veränderten Schmerz."

„Du verlangſt von mir," ſchreibt er an Altmütter, „ich ſoll ſie dir beſchreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, ſagſt du? Wollte Gott, ich könnte ſagen ja! Wollte Gott, mein Weſen wäre fähig dieſes rückſichtsloſen Hingebens, dieſes Selbſtvergeſſens, dieſes Anſchließens, dieſes Untergehens in einen geliebten Gegenſtand! Aber — ich weiß nicht, ſoll ich es höchſte Selbſtheit nennen, wenn nicht noch ſchlimmer, oder iſt es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunſt und was zur Kunſt gehört, was mir alle andern Dinge aus dem Auge rückt, daß ich ſie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lang feſthalten kann. — Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So ſehr mich ein wertes Weſen anziehen mag, ſo ſteht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieſes Etwas verſchlingen alle andern ſo ganz, daß nach einem ‚Heute' voll der glühendſten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwiſchenraum, ohne beſondere Urſache — ein ‚Morgen' denk bar iſt der fremdeſten Kälte, des Vergeſſens, der Feindſeligkeit möchte ich ſagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das ſich meine Phantaſie von ihr gemacht hat, ſo daß mir das Wirkliche zu einem Kunſtgebilde wird, das mich durch ſeine Uebereinſtimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinſten Abweichung aber nur um ſo heftiger zurückſtößt. Kann man das Liebe nennen? Bedaure mich und ſie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden.

„Das Bewußtſein dieſer unglücklichen Eigenheit meines Weſens hat auch bewirkt, daß ich von jeher allen Verbindungen mit Weibern, zu denen mich übrigens mein Phyſiſches ziemlich geneigt macht, nach Möglichkeit ausgewichen bin. Jedesmal aber, daß ich mich einließ, beſtätigte ſich jene traurige Erfahrung, was um ſo natürlicher iſt, da ich mich gerade zu ſolchen am meiſten oder vielmehr ausſchließlich hingezogen fühle, die eigentlich am wenigſten für mich paſſen: zu denen nämlich von entſchiedenen Charakterzügen, die meinem Hang zu pſychologiſcher Forſchung und dem ſtoffumbildenden Dichterſinne in der Idee die meiſte Nahrung geben, auf der andern Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeſchloſſenes im Wirklichen jedes Zuſammenſchmelzen nur noch unmöglicher machen.

„So ging es auch hier. Ich hatte das Mädchen — laß mich ſie Lucia nennen —, deren beide älteſten Schweſtern mir durch ihren geiſtvollen Geſang ſchon lange intereſſant geworden waren, in den muſikaliſchen Verſammlungen, denen ſie mit jenen beizuwohnen pflegte, nicht geſehen oder nicht bemerkt, wohl aber vernommen von ihrer außerordentlichen Darſtellungsgabe, die ſie auf Privatbühnen zeige, ſo wie ich öfter einen in Jahren ziemlich vorgerückten Mann aus meinen Bekannten mit einer ins Lächerliche gezogenen Leidenſchaft für die kaum Neunzehnjährige aufziehen hören mußte. Weder der letztere Beweis, noch — bei meiner Abneigung gegen das

Schauſpielerweſen — der erſtere waren geeignet, mich auf eine nähere Bekanntſchaft beſonders begierig zu machen. Endlich bei einem Abendkonzerte erfahre ich durch das ſpöttiſche Hinweiſen, mit welchem einige Spaßvogel hinter dem Rücken eines Frauenzimmers den erwähnten ältlichen Liebhaber ihr näher zu bringen verſuchen, daß dieſe die vierte jener drei andern ſei, die eben durch Ausführung eines ſchwierigen Geſangſtückes rauſchenden Beifall einernteten. Das Mädchen ſtand auf und ging zu ihnen, denen ſie ihre Freude über den eben beendeten Geſang bezeigte. Auch ich ging hin in gleicher Abſicht. Einer der Anweſenden ſtellte mir die vier Schweſtern vor mit dem Ausdrucke: Vier Ihrer wärmſten Verehrerinnen! Wer wäre das nicht! rief lebhaft die eben hinzugetretene Nichtſängerin. Lautes Lob, Lob in meinem Beiſein hat mich nie erfreut, ich achtete daher nicht viel auf die Lobrednerin, und auch als ich ſie während des darauf folgenden ziemlich gleichgültigen Geſprächs einigemal anſah, fand ich durchaus nichts, was mir irgend anziehend geworden wäre. So ging es auch den ganzen übrigen Abend, an dem ich mich mit einer ziemlich geiſtesarmen, aber außerordentlich ſchönen Frau unterhielt, die mich gerade damals etwas intereſſierte. So oft ich meiner Lobrednerin zufällig nahe kam, fiel mir an ihr ſowie an ihren Schweſtern ein gewiſſes, beinahe demütiges, einen Unterſchied zwiſchen ſich und der Geſellſchaft ſetzendes Betragen auf, deſſen Urſache ſich mir bald erklärte. Ich erfuhr, daß Vater und Mutter der guten Kinder ſehr arm und die älteſte von ihnen Muſiklehrerin im Hauſe des Feſtgebenden ſei.“

Wehe dem Mädchen, möchte man wohl nach den obigen Bekenntniſſen ſagen, welches dieſen Mann liebt und wieder geliebt zu ſein glaubt! Solch ein Naturell iſt für die Ehe nicht beſtimmt.

Wenn Katharina Grillparzers Naturell gekannt hätte, wurde ſie ihm entgegen gekommen ſein? Am Ende doch. Liebe iſt ja unwiderſtehlich und traut ſich alles zu, auch die Aenderung eines Mannes. Nun, ſie kam ihm entgegen, als er ſich in ihrem Hauſe einſtellte. Sie liebte ihn, hat ihn, den Wankelmütigen, immer warm geliebt. Wunderlich genug, der Charakter dieſes Liebesverhältniſſes, welches ein halbes Menſchenleben dauerte und doch zu keiner Ehe führte, iſt der Welt unklar geblieben, obwohl ein Gedicht Grillparzers gedruckt vorliegt, welches jeden hätte belehren können. „Jugenderinnerungen im Grünen" iſt der Titel, Numero 15 unter den Tristia ex Ponto.

Im Glutumfaſſen ſtürzten wir zuſammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht:
Doch unzerſtörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir ſchmolzen nicht.
Denn Hälften kann man aneinander paſſen,
Ich war ein Ganzes, und auch ſie war ganz:
Sie wollte gern ihr tiefſtes Weſen laſſen,
Doch allzufeſt geſchlungen war der Kranz.
So ſtanden beide, ſuchten ſich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in ſich,
Doch all umſonſt, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!
Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Geſucht im Einzeln, was am Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.
Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wetterſturm, wo Sonne nie durchblickt,
Umzog das ſtärk're Bäumchen ſich mit Rinde,
Das ſchwäch're neigte ſich und ward zerknickt.

Iſt da noch ein Zweifel möglich? Und wäre er möglich, ſo löſt ihn — traurig genug! — das oben angekündigte entſcheidende Wort Grillparzers. Es lautet: „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorſatz, das Mädchen nicht glauben, und ſie thut das von ſelbſt, es iſt ihr Geſetz der Schwere — ſie muß gegen das Geniale einwirken, damit es organiſch dem Vorhandenen einverleibt werde. Es iſt gleichgültig, daß ſolche Entgegnung immer dahin gerichtet iſt, das Neue zu zerſtören. Solche Abſicht einer Regierung iſt immer unmächtig gegen den ewigen Gang der Weltregierung. Aber es iſt nicht gleichgültig, welcher Unterdrückungsmittel ſich eine Regierung bedient. Die außerordentlichen ſtehen ihr nicht zu, denn ſie ſoll eben mit ihrer Ordnung, als Ordnung das unregelmäßig Eindringende bekämpfen. Nur ſo bleibt ſie ihrem Weſen treu, und kann eines ruhigen Proceſſes gewiß ſein, eines Proceſſes, der ſie ſelbſt erhält und fortbewegt; im entgegengeſetzten Falle aber eines Proceſſes, der ſie vernichtet und mit ihr den wohlthuenden, organiſchen Gang einer Ordnungswelt. Deshalb ſind die Staatsſtreiche, gehen ſie von reactionärer oder von revolutionärer Welt aus, immer von ſo langen Nachwehen verfolgt.

Wie möchte man dieſe Gedankenwelt heutiger Zeit von König Franz fordern! Er ſah auch keine Literaten in Frankreich, die ſeine freche Welt des Temperamentes und Talentes zu einer gedachten Vermittelung aufgefordert hätten. Die Literaten wachſen nicht in der Wildniß, ſie wachſen auf cultivirtem Boden, und Franz begann erſt die Cultur Frankreichs. In einem Hiſtoriker, in Comines zeigte ſich das literariſche Wort maßvoll, und Comines war ein geachteter Mann. Das poetiſche Talent der Zeit war Marot, aber Marot war ein ſchwacher Menſch, und erhob ſich in moraliſcher Stellung nur etwa eine Stufe über Triboulet den Hofnarren. Es war viel Wichtiges und Neues in ihm, aber er brachte es nur klein zum Vorſchein, und beſchützte das, was er gebracht, noch kläglicher. Sein Herkommen, ſeine Stellung brachte es ſo mit ſich, da kein ſtarker Wille und Charakter dem Poeten zu Hilfe kam. Marot war Kammerdiener am Hofe, erſt bei Margaretha, dann bei Franz ſelber. Wenn er ketzeriſche Dinge gereimt hatte, ſo drohte ihm Franz mit dem Finger, und um nicht eingeſperrt zu werden, reimte er Bagatellen und Schmeicheleien. Es iſt darin noch viel zu genießen, was mich in dieſen kläglichen Zuſtand verſetzt hat. Grillenhaft beobachtet, ſage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entſchluß, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß äſthetiſches, künſtleriſches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu thun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderſtehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die faſt immerwährende Aufregung, und der ſchwüle Odem, der aus meinem Weſen auf die Unſchuldsvolle hinüberging, ſetzte auch ſie, unbewußt, in Bewegung, und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geſchlechtstriebe hervor. Sie ward argwöhniſch, heftig, zänkiſch ſogar, und ſo ward dieſes Verhältnis nun auch in ſeinen geiſtigen Beſtandteilen geſtört, die es ſo fabelhaft ſchön gemacht hatten.

„Meine Phantaſie kann ſich übrigens von jener Niederlage noch immer nicht erholen. Es iſt, als ob mir die Darſtellung aller innigen Gefühle unmöglich geworden wäre, nachdem ich ein ſelbſtempfundenes, ſo überſchönes in Kälte und Gemeinheit übergeben geſehen hatte."

Ehe dies in ſo troſtloſer Klarheit hervorgetreten, war doch einmal — nach längerer Bekanntſchaft — der Abſchluß einer Ehe im Werke. Um die Zeit, als Grillparzer aus Jamnitz, dem Landgute Stadions, nach Wien zurückkehrte. Er hatte ſchon eine Wohnung gemietet und Hausrat angeſchafft, die Hochzeit ſollte gefeiert werden. Da brach wieder einmal, wahrſcheinlich wegen der Wohnung und Einrichtung, ein heftiger Zank zwiſchen den Brautleuten aus, und die Heirat unterblieb.

„Das Mädchen iſt durch Liebe und Achtung lenkſam bis zur Willenloſigkeit, aber gleich darauf wieder die größte Rechthaberin von der Welt, und, ſo lange die Aufregung dauert, nicht imſtande, zu ſchweigen oder den Streit liegen zu laſſen, wenn es auch alles gälte, was zu erhalten ſie ſonſt das

Uebermenſchliche thut und duldet. Warum mußte dieſes Weſen in meine Hände geraten, oder je darauf verfallen, ſich gleich auf gleich mir gegenüber zu ſtellen!"

Aus ihrer Heftigkeit erklärt ſich wohl der gänzliche Bruch des Verhältniſſes, welcher einmal plötzlich eintrat. Das Unglück wollte, daß Kathi von einer Galerie des Burgtheaters aus die Augenzeugin eines freundlichen Zuſammentreffens ihres Bräutigams mit Charlotte v. P. ſein mußte, von der ihr bekannt war, in welch intimem Verhältniſſe ſie mit Grillparzer geſtanden hatte. Die Ausbrüche ihrer leidenſchaftlichen Eiferſucht, denen ſie ſich bei dieſem Anlaſſe überließ, müſſen nach Berichten der Schweſtern ungeheuerlich geweſen ſein, und Grillparzer erklärte denn, daß er eine dauernde Verbindung mit ihr für unmöglich halte. Er ging von dannen, und Kathi verfiel in eine ſchwere Krankheit.

Der Bruch war alſo geſchehen, und als die Kranke nach langer Zeit der Geneſung entgegen ging, ſchien ſie ſelbſt es zu begreifen, daß zwiſchen ihnen von Heirat nicht mehr die Rede ſein könne. Aber den Geliebten gänzlich zu verlieren, ſchien ihr ebenfalls unmöglich, und in ihrer Umgebung wurde die Meinung nur allzu beſtimmt ausgeſprochen, daß eine gänzliche Trennung der Tod des Mädchens ſein würde. Man war geneigt, anzunehmen, daß ja noch immer ein freundſchaftliches Verhältnis fortgeſchleppt werden könne, und im weiten Hintergrunde ſah man nur allzu gern eine Ausgleichung zwiſchen den beiden nur allzu reizbaren Naturen, und zuletzt mit Gottes Hilfe dennoch ein glückliches Ehepaar.

Die Schweſtern unterrichteten Grillparzer von der Lebensgefahr Kathis, und ſo ſtand er vor der ſchon erwähnten Frage: Schwäche oder Grauſamkeit?

Er ſchauderte zurück vor dem Gedanken, die in ſeinem Geiſte ſo hoch ſtehende Geliebte tödlich zu verletzen, und die in ſeinem Herzen noch immer beſtehende Neigung trug dazu bei, dem Andringen der Schweſtern nachzugeben und ſich auf einen für beide Teile gleich unpaſſenden Mittelweg verlocken zu laſſen, auf dem er, ohne die Geliebte zu beglücken, ſelbſt keine Beglückung finden konnte.

Eine Notiz im Nachlaſſe ſagt alles: „Mittags bei Fröhlich. Es erwachte, wie jedesmal nach jeder Verſöhnung, eine Art Verlangen in mir. Ich nahm ſie auf den Schoß und liebkoſte ihr, das erſte Mal nach langer Zeit. Aber die Empfindung iſt erloſchen. Ich möchte ſie gar zu gern wieder anfachen, aber es geht nicht.“

„Für den Wert des Menſchen (Weibes),“ ſchreibt er ferner, „iſt die Güte des Charakters allerdings das Höchſte, aber für das Zuſammenleben, namentlich das nähere und nächſte, iſt Humor und Temperament beinahe noch wichtiger.“

Er hielt Kathi für beſonders geeignet, einen Mann zu beglücken, welcher ermüdet von anſtrengendem Tagesgeſchäfte abends heimkehre, aber nicht für ſich, welcher ſeine Tage in dichteriſcher Aufregung verlebe und des Abends ruhige Erholung brauche. Uebrigens iſt bei all den Wirrniſſen eine warme Neigung für Kathi immer vorhanden geblieben, und gerade deshalb war dieſe Zeit ſo verheerend für ihn, er litt bitterlich unter dieſem Zwieſpalt und entſchloß ſich notgedrungen zu einer Reiſe.

7.

Dies war die Reiſe zu Goethe 1826. Sie führte über Dresden und Berlin nach Weimar, und die Selbſtbiographie bringt eine ausführliche Beſchreibung. Dieſelbe Beſchreibung findet ſich im Nachlaſſe vor, aber ſie enthält doch einige Abweichungen von der Selbſtbiographie. Namentlich äußert der

Dichter ſich — gegen Gewohnheit — über die Berliner und Preußen überraſchend günſtig. „Die Menſchen,“ ſchreibt er in Berlin, „habe ich hier angenehmer gefunden, als ich mir ſie vorgeſtellt. Ein hoher Grad von Gutmütigkeit iſt ja hier nicht ſeltener als in Wien. Nur die Art, ſich anzukündigen und daher auch zu erkennen, iſt verſchieden. Der Oeſterreicher erſcheint im Auslande leicht ein Tölpel, der Preuße ein Großſprecher; zu Hauſe ſind ſie beide etwas anderes, wenn ſie gleich beide einen kleinen Beigeſchmack davon behalten mögen. — Die Unterhaltung iſt hier ungleich geiſtreicher als bei uns, ſelbſt wenn ſie nicht glänzen will. Eine Tiſchgeſellſchaft, die, nachdem ſie eine feine Anzahl Rheinweinflaſchen überwunden, an ein Geſpräch über die moraliſche Natur des Menſchen überginge, wie dies bei Marchand der Fall war, gibt es in Wien nicht.“

Auch die preußiſche Regierung, ja das öde Polizeiregiment unter Friedrich Wilhelm III. lobt er im Hinblick auf Oeſterreich. Denn die Wiſſenſchaften ſeien frei.

Es war ihm natürlich intereſſant, zu erfahren, wie die litterariſchen Stimmführer über ihn dächten, und die freundliche Aufnahme, welche er bei litterariſchen Notabilitäten in Berlin und ſpäter in Weimar fand, hätte ihn darüber täuſchen können. In der That aber dachten die Stimmführer geringſchätzig von ihm. Dieſe Stimmführer waren die Führer der romantiſchen Schule, welche zum Aerger Schillers und Goethes Litteratur „machen“ wollten. Ihnen war Grillparzer, der in ihre Fächer nirgends paßte, unbequem. Sie ignorierten ihn deshalb völlig, und obwohl ihr Generalquartiermeiſter Ludwig Tieck ein ganzes Buch „Dramaturgiſche Blätter“ herausgab, in welchen jeder Quark äſthetiſche Prüfung fand, erhielt Grillparzer doch nicht eine Zeile. Durch Abdruck eines Solgerſchen Briefes kam die äußerſte Geringſchätzung Grillparzers zu Tage. Solger war der äſthetiſche Philoſoph der romantiſchen Schule, und Tieck gab Briefe von ihm heraus. Da kam denn ein Brief des jetzt total vergeſſenen Aeſthetikers zum Vorſchein, in welchem Solger erzählt, daß er eine Aufführung der Sappho habe über ſich ergehen laſſen müſſen. „Ich muß dieſer Fratze doch erwähnen,“ heißt es da, „weil ſie und der Beifall, den ſie findet, doch zu merkwürdig iſt. Ich ſah ſie neulich mit meiner Frau. Wir dachten darüber zu lachen, es verging uns aber vor Langerweile. Es war die fünfte Vorſtellung, das große Opernhaus gedrängt voll, und alles entzückt, kaum atmend vor Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Dieſer Menſch hat es recht getroffen, die ſchlechten Neigungen der Jetztzeit in Beſchlag zu nehmen, wie Kotzebue im Anfange die der ſeinigen. Die unſelige Intereſſantigkeit, wie ich es zu nennen pflege, das ekelhafte Kokettieren mit Talenten und ſogenanntem Geiſte, der verruchte Hochmut darauf, der das Edle und Wahre in der menſchlichen Natur beſudelt — das ſind die höchſten Ideen!“

Wir wiſſen alles beſſer — muß man hinzuſetzen.

Goethe dagegen, die erſte dichteriſche Inſtanz für Grillparzer, nahm den öſterreichiſchen Dichter bekanntlich ſehr freundlich auf, auch die Notabilitäten Weimars feierten ihn lebhaft durch ein Bankett im Schießhauſe, welches von den ſonſt ſo ſtillen, ſparſamen Leuten veranſtaltet wurde. Es gab alſo doch noch eine andere litterariſche Welt in Deutſchland als die romantiſche. Goethe ſelbſt ſchreibt an Zelter: „Grillparzer iſt ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetiſches Talent darf man ihm zuſchreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht ſagen. Daß er in unſerem freien Leben etwas gedrückt erſchien, iſt natürlich.“

Da iſt es nun doch intereſſant, um mit Solger zu ſprechen, darüber aufs Reine zu kommen, wie viel Goethe damals von den Dichtungen Grillparzers gekannt habe. Er war durch den Hund des Aubry als Theaterdirektor geſtürzt worden und hielt ſich grundſätzlich fern von jedem Theaterſtücke, als die Ahnfrau auftrat. Er hat wohl weder ſie, noch die Sappho, noch die Medea geleſen und nur durch ſeine Umgebung davon erfahren, beſonders durch Zelters Briefe. In ſeinen Annalen 1817, 1818, 1819, in denen er die Gegenſtände ſeiner Lektüre mit großer Ausführlichkeit aufzählt, werden Ahnfrau und Sappho mit keinem Worte erwähnt. Endlich vernehmen wir von ihm ſelbſt (Goethes ſämtliche Werke in 40 Bänden, XXVII, Seite 375), daß er ſich ſeit 1820 alles Neueren enthalten habe mit Ausnahme von Werners Makkabäern und Houwalds Bild, die ihm von den Verfaſſern zugeſchickt wurden, und die ihm „unerfreulich entgegentraten".

Und wie wurde er durch Zelter unterrichtet? Der ſtramme Muſiker Zelter hat in Berlin die Ahnfrau geſehen und ſchreibt: „Elend und Jammer vom Anfange bis zum Ende. Die ſelige Ahnfrau iſt von ihrem Manne auf Dilettantismus ertappt und erſtochen worden, und nun gibt ſich das Schickſal die Mühe, dies kleine F—kſal am ganzen darauffolgenden Geſchlechte zu rächen. Alle Lebenden ſind unſchuldig und rein wie die Sonne, und der Teufel holt ſie alle. Doch iſt das Weſen lange nicht ſo ekelhaft wie der ſäuiſche 24. Februar, wo das Tier ſein Junges frißt. Talent iſt nicht zu verkennen, wiewohl es verloren geht: es fehlt an Licht, und wo das nicht iſt, dank' ich für den Schatten."

In Frankfurt am Main ſieht Zelter Sappho mit der Schröder. Er entdeckt in ihr — der einzige! — eine hübſche Frau, aber doch gar keine geborene Schauſpielerin. Das Stück (Sappho) könne er nicht beurteilen. Es ſchwebe zwiſchen Griechiſchem und Modernem, ohne einen feſten Grund zu finden, und alles könnte anders ſein, ohne darum ſchlechter zu ſein. Die Perſonen des Stücks ſeien zahm bis zur Grauſamkeit gegen die Zuſchauer.

Seine brave Freundin Madame Birch-Pfeiffer, welche er als Schauſpielerin über die Schröder ſtellt, hat ihn verleitet, Medea anzuſehen, was ihr nicht zum zweitenmal gelingen ſoll. Er nennt das Stück mehr ſchlimm als ſchlecht. „Schauſpieler und Zuſchauer gingen davon wie gebiſſene Hunde.“ Das Pfefferröſel ſtellt er daneben hoch.

Zur Krönung des Geſchmacks ſagt der ſtramme Muſiker noch über die Schilleriſche Eliſabeth der Schröder das Allernachteiligſte. Nach der Scene mit der Maria Stuart ſei er denn auch fortgegangen und habe einen Roſtbraten gegeſſen, welcher ihn „wieder verſöhnt habe mit der Welt“.

So kam zu Goethe die Schilderung Grillparzers. Der alte Herr mochte wohl wiſſen, wie viel Zelters litterariſche Kritik bedeute, und wir wiſſen aus Grillparzers Erzählung, wie liebevoll ihn Goethe aufgenommen. Daß Grillparzer der indirekten Einladung Goethes zu einem privaten Abendbeſuche keine Folge gegeben, möchte man unverzeihlich nennen. Seine melancholiſche Schüchternheit fürchtet ſich vor einer intimen Unterredung mit dem verehrten Dichter! Nie iſt eine Schüchternheit widerwärtiger ins Leben getreten. Sie war eine rechte Quinteſſenz ſeiner gebrochenen Stimmung, welche ihn auf die Reiſe gejagt.

Ueber München kehrte er nach Wien zurück. Der Weg über den Thüringer Wald, wo man jetzt eine Eiſenbahn baut, war eine Strapaze, als ob man die Alpen zu überſteigen hätte. Dennoch kehrte er einigermaßen geſtärkt heim, ganz mit dem Gedanken beſchäftigt, ſeine nächſte dramatiſche Arbeit Goethe zu widmen. Der lang vorbereitete „Ein treuer Diener ſeines Herrn“ kam an die Reihe, dies Thema ſchien ihm aber doch nicht geeignet für den großen Dichter. Briefe pflegte er nicht zu ſchreiben, und ſo erhielt der Verkehr mit Goethe keinerlei Fortgang, was Grillparzer ſelbſt bedauerte, aber ſeiner Rückhaltung gemäß doch nicht änderte.

„Ich habe dies Trauerſpiel,“ ſchreibt er, „der Theaterdirektion übergeben. Der Theaterſekretär Schreyvogel beſteht darauf, daß ihm das Stück nicht gefalle. Ich halte viel auf des Mannes Urteil, und mein innerſtes Gefühl gibt ihm recht. Aber mißfällt auch jetzt das Stück, ſo war es ja doch einmal anders. Als ich es ſchrieb — freilich kann das täuſchen! Auch bin ich mir bewußt, am Plane geändert zu haben, und da kann leicht etwas Unübereinſtimmendes in die Teile gekommen ſein. Ich fühle meine Kraft verſiegen. Mein Herz iſt betrübt bis in den Tod.“ Dazu hat er einen Zuſatz in griechiſcher Sprache geſchrieben. Die Stärkung durch die Reiſe hielt alſo nicht lange vor.

Der Plan zum „treuen Diener“ reicht, wie ſchon erwähnt, weit zurück.

Jetzt hatte er ihn doch vollendet, er war aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen worden.

Dieſer erſte einſtimmige Beifall iſt bei dieſem Stück von beſonderer Wichtigkeit. Das unbefangene Publikum hatte dieſe oft peinliche Schilderung eines pflichtgetreuen Mannes ohne Skrupel aufgenommen, die poetiſche Charakteriſtik eines getreuen Staatsdieners hatte ihre poetiſche Schuldigkeit gethan und vollſtändig angeſprochen.

Die Vorwürfe, daß Bankban hündiſch treu, daß er ſervil ſei, kamen erſt hinterher und ganz abſeits vom Theaterpublikum, ſie entſtanden aus der politiſchen Parteiung, welche ſich damals auszubreiten anfing und überall politiſche Maßſtäbe anlegte.

Ich habe darauf die Probe gemacht: ich habe dreißig Jahre nach jener erſten Aufführung das Stück auf dem Burgtheater neu in Scene geſetzt, alſo in einer Zeit allgemeiner politiſcher Agitation, und — das Stück iſt gerade ſo beifällig aufgenommen worden wie bei ſeiner erſten Aufführung.

Im poetiſchen Rahmen des Theaters wird einfach der poetiſche Vorgang gewürdigt, wenn er in edler Form und unter der vollen Rüſtung des Talentes auftritt.

Kaiſer Franz ſcheint eine Ahnung gehabt zu haben, daß die Aufnahme des Stücks außerhalb des Theaters eine ganz andere ſein, und daß man aus politiſchen Gründen die Pflichttreue des Palatins mißbilligen werde. Wenn dies aber einträte, dann würde der Gehorſam gegen den Regenten herabgeſetzt, und es käme dann die monarchiſche Herrſchaft überhaupt zu Schaden. Er gab alſo dem Polizeiminiſter einen ganz ungewöhnlichen Auftrag. Dieſer ließ Grillparzer rufen und teilte ihm mit, daß dies Stück dem Kaiſer außerordentlich gefallen habe, und daß er es deshalb ganz allein zu beſitzen wünſche. — Allein? Was bedeutet das? — Es bedeutet, daß der Kaiſer das Manuſkript für ſeine Privatbibliothek begehre, und daß weder Abſchrift noch Abdruck anderswohin gelange. Der Dichter möge getroſt ſeine Honorarforderung ſtellen, es werde ihm auch die höchſte ausgezahlt werden.

Grillparzer ging darauf nicht ein und erläuterte ſeine Ablehnung in einer ſchriftlichen Eingabe. Darauf erfolgte kein weiterer Schritt des Polizeiminiſters, und die Sache ſchlief ein. Man führte das Stück unter längeren Zwiſchenräumen noch einigemale auf, und dann ließ man es vom Repertoire verſchwinden.

Rätſelhaft bleibt es, daß Grillparzer in einem Tagebuche ausdrücklich ſagt, der Miniſter habe die Entſchädigungsſumme nicht zu hoch gefunden. Der Dichter hätte alſo doch eine angegeben, und doch iſt der Handel nicht zuſtande gekommen. Wahrſcheinlich hat der Miniſter eine hohe Summe genannt und nicht zu hoch gefunden. Grillparzer aber hat trotzdem abgelehnt.

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet!“ konnte jetzt Grillparzer mit vollem Rechte ſagen. Seine hypochondriſche Stimmung brauchte da gar nicht mitzuſprechen. Ueberall fand er Schwierigkeiten, überall ſtieß er auf Mißverſtand und Undank. Die Verherrlichung des Hauſes Habsburg im Ottokar wurde für nichts erachtet, die Schilderung eines getreuen Staatsmannes im „treuen Diener“ wurde verdächtigt, und bald darauf brachte ihm ein einfaches Gedicht Anklage und Strafe zuwege. Es betraf die Geneſung des Kronprinzen. Grillparzer hatte die Herzensgüte desſelben hervorgehoben, ganz beſonders hervorgehoben und die geiſtigen Eigenſchaften keineswegs bezweifelt, aber deren Entwickelung der Zukunft überlaſſen. Alſo, ſchrie man, ein Schwachkopf! Der Abdruck wurde von der Cenſur verboten, aber hundert Abſchriften mit aufreizenden Gedankenſtrichen, mit — wurden verbreitet. Ein Cenſor Rupprecht hatte einen Gaſſenhauer daraus gemacht. Der Kronprinz wie der ganze Hof waren entrüſtet, und die Gehaltserhöhung, um welche Grillparzer eben eingekommen war, wurde abgeſchlagen.

Was thun? was laſſen? Dieſe Fragen gehen jetzt durch ſeine Tagebücher. „Wer mir,“ heißt es da einmal, „die Vernachläſſigung meines Talentes zum Vorwurf macht, der ſollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geiſt ermattet. Wie, um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel übrig bleibt, als ſich unempfindlich zu machen, wie kein Aufſchwung möglich iſt, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Cenſur anſtößt, und die Arbeit aufhört ein Vergnügen zu ſein, die Quelle tauſendfältiger Unannehmlichkeiten wird.“

Er ging jetzt zu Kathi und ihren Schweſtern fleißiger, je gedrückter er ſich fühlte. Sein Zaubermittel Muſik ſollte ihn tröſten. Er ſpielte da Klavier, er ſang. Sang? Ja, er hatte eine hübſche Stimme und ſang damals mit Vorliebe. Natürlich machte er ſich auch daraus einen Vorwurf.

Um dieſe Zeit (1828) ſtarb Beethoven, welchen er hoch verehrte, und mit welchem er beſonders wegen eines Opernſchlechter Geſchmack, und erſt im Kleinen zeigt ſich Artiges. Später hat ſich Marot öfter hinausgewagt in hugenotiſche Ergüſſe, und wenn er auch die Verfolgung immer dadurch los zu werden ſuchte, daß er keine Meinung hielt, ſeine Geſänge dieſer Gattung ſind von Wichtigkeit geworden. Wir hören die Marot'ſchen Pſalmen in den Schlachten, welche der Huguenot dem Ligueur lieferte, wir hören ſie in den Thälern des Dauphiné, der Cevennen, hinter den Mauern von La Rochelle. Ohne Franzens Zuthun oder Verſchulden war ſolch eine Welt aus ſeiner Garderobe hervorgegangen.

Es heißt, die Zeit Königs Franz beginne auch in der Literatur einen beſſeren Geſchmack, man habe die fad gewordenen Spielereien der jeux floraux verlaſſen, man habe es ſogar mit einer ernſtlichen Metrik verſucht, mit alcäiſchen und ſapphiſchen Verſen, was man bekanntlich ſpäter ganz aufgeben mußte oder zu früh aufgab, wie Meyerbeer, ein hiefür competenter Mann, behauptet und zu erweiſen gedenkt. Aber in Wahrheit iſt von alle dem aus jener Zeit noch wenig zu erwähnen. Ein Theater gab's noch nicht, und man kann deſſen Urſprung erſt unter den folgenden Valois ſuchen bei den Feſten Catharinas von Medicis, für welche der Feſtſpiel-Geſchmack Italiens eingeführt wurde, die mythologiſche Herrlichkeit, welche der Hof ſelbſt ſpielte und tanzte. Die zweite Medicäerin, Maria, ſetzte als Regentin nach Heinrichs IV. Tode, dieſes Feſtdrama mit erhöhtem Luxus fort.

Rabelais, der in der zweiten Regierungshälfte Königs Franz auftauchte, und dieſe wie Heinrichs II. Regierung in allen Theilen angriff und verhöhnte, dieſer Geiſtliche von Meudon iſt zwar ein directes Widerſpiel von Marot durch Oppoſition und Schärfe: aber deshalb doch noch nicht die Ergänzung des Hofpoeten. Was dieſer an Liebe zu viel, und deshalb an Schwäche zu viel hat, das hat Rabelais an Liebe zu wenig, wenn nicht blos von literariſcher That, ſondern von Schilderung der Zeit die Rede ſein ſoll. Keine Zeit, am mindeſten die einer ſolchen Renaiſſance, giebt blos zur Satire Stoff, und wenn man ſich blos ſatiriſch dazu verhält, ſo erheuchelt man einen Reichthum, der blos ein Reichthum des textes verkehrte. Er hat ihn auch geſchrieben und ſpricht wunderlicherweiſe wie von einer Arbeit, welche ein großes Honorar eintragen mußte. Meluſine heißt er, und Beethoven hat ihn trotz ſteter Verſicherungen nicht komponiert. Er iſt dann an Konradin Kreutzer übergegangen, und man legt ihm keinen beſonderen Wert bei. Das kam vielleicht daher, daß Grillparzer es in den Opern nicht liebte, wenn die Textesworte ſich vordrängten. Muſik ſei die Hauptſache, nicht das Wort. Grillparzer war der blanke Gegenſatz zu Richard Wagner. Aber er war ſo ſehr Muſiker, daß es wohl der Mühe lohnt, einen Kenner über ſein Muſikleben gründlich ſprechen zu hören. Eduard Hanslick, unſer klaſſiſcher Muſikhiſtoriker und Kritiker, hat dies gethan. Er ſpricht wie folgt:

„Es gibt keinen zweiten großen Dichter, der ſich ſo liebevoll und ernſtlich mit der Muſik befaßt, ſo tiefe Blicke in ihr Weſen gethan hätte wie Grillparzer. — Ich weiß keinen Poeten, der eine ſolche Fülle tiefer und eigentümlicher Gedanken über Muſik und muſikaliſche Kunſtwerke aus ſeinem Innerſten geſchöpft und mit ſolcher Klarheit ausgeſprochen hätte. — Ernſt, wie er alles getrieben hat, trieb er auch die Muſik. — Er genießt die Muſik ſtreng muſikaliſch und will ihr Gebiet rein gehalten wiſſen von poetiſcher Gleichnis- und Auslegekunſt. — Fräulein Kathi Fröhlich zeigte mir drei Stücke von Grillparzers Kompoſition, von ihm mit feiner deutlicher Notenſchrift aufgeſetzt. — Für Grillparzers muſikaliſche Bildung und edles muſikaliſches Bedürfnis ſprechen dieſe Kompoſitionen. Ihre ſchlichte Korrektheit beweiſt, daß der große Dichter die Muſik nicht bloß begeiſtert anzuſingen, ſondern ſie ſelbſt künſtleriſch zu handhaben wußte. Seine Ausſprüche über Muſik gewinnen uns dadurch an Bedeutung. — Wer nichts anderes von Grillparzer kennte als die unſäglich rührende Erzählung „Der arme Spielmann“, dies Meiſterſtück in der Kunſt anſcheinend kunſtloſen Erzählens, der weiß, daß er es mit einem großen Dichter zu thun hat. Aber nur ein großer Dichter, der zugleich in die Tiefen des muſikaliſchen Geheimnislebens eindrang und ſich darin ſicher wie zu Hauſe fühlt, konnte den alten Geiger verſtehen und ihn ſo ſchildern, daß wir nicht bloß ſeine rührende Geſtalt zu ſchauen, ſondern ſein Spiel zu hören glauben."

„Von den großen Wiener Tondichtern," fährt Hanslick fort, „haben Beethoven und Schubert mit Grillparzer verkehrt. Die Individualität Schuberts hat der Dichter in einem kurzen Gedichte zu zeichnen verſucht, das zwar die Bedeutung Schuberts nicht entfernt erſchöpft, aber doch zwei charakteriſtiſche Züge: die geſunde Originalität ſeines Talentes und ſeine um Lob und Tadel unbekümmerte Behaglichkeit geiſtvoll auffängt:

Schubert heiß' ich, Schubert bin ich,
Und als ſolchen geb' ich mich.

Sonſt findet ſich auffallenderweiſe nichts von Grillparzer über Schubert. Um ſo mehr hat er in einem eigenen Aufſatze und erzählend in der Selbſtbiographie über Beethoven geſagt. Er fürchtete während der letzten Lebensjahre Beethovens von ſeiner gedrückten Stimmung, die ſich zu muſikaliſchem Ungeſtüm aufraffte, daß er weiter und weiter und zu weit gehen könnte in der Steigerung ſeiner Kompoſitionen, ſagt aber doch geradeaus, daß er ihn eigentlich geliebt. In dem kurzen Gedichte „Wanderſcenen" ſchildert er ihn treffend als einen kühnen Mann, der einſam durchs Dickicht dringt, einen Strom durchſchwimmt, Abgründe überſpringt — als Sieger ſteht er am Ziel, nur hat er keinen Weg gebahnt; der Mann mich an Beethoven mahnt."

Einige Zeit nach ſeiner Rückkehr von Weimar mußte Grillparzer von Schindler, dem Freunde Beethovens, erfahren, daß Beethovens Krankheit zum Tode neige, und daß man von Grillparzer eine Grabrede wünſche. Erſchrocken ging dieſer ſogleich an die Abfaſſung derſelben, er war aber kaum mit der Hälfte fertig, da brachte Schindler — es war der 24. März 1827 — die Todesnachricht. „Da that es einen tiefen Fall in meinem Innern,“ ſagt Grillparzer, „die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, und wie es mir auch bei ſonſtigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte, ich habe die Rede nicht in jener Prägnanz vollenden können, in der ſie begonnen war.“

Der Burgſchauſpieler Anſchütz ſprach dieſe von perſönlichem Anteile durchzitterte Grabrede auf dem Währinger Kirchhofe, wo man über vierzig Jahre ſpäter auch Grillparzer begraben hat, zu tiefer Wirkung.

Auch als ſpäter bei Heiligenſtadt, wo Beethoven zuletzt gewohnt hat, ein Denkmal errichtet wurde, fand ſich Grillparzer ein, um ſeine Verehrung auszudrücken in ſchweren Worten.

Bei alledem blieb Mozart das muſikaliſche Ideal Grillparzers. Es finden ſich auf einem Zettel folgende Worte über Mozart: „Mittags ein paar Konzerte Mozarts geſpielt. Wunderſchöne, heitere, klare, melodienreiche Muſik, obwohl nicht frei von Gemeinplätzen, aber auch dieſe mit graziöſer Wendung.“ Das ſchöne Maß dieſes glücklichen Tondichters hat ihn immer und immer begeiſtert. Als 1842 in Salzburg das Mozartdenkmal enthüllt wurde, ſchrieb er in einem Gedichte den Vers:

> Nennt ihr ihn groß? Er war es durch die Grenze:
> Was er gethan, und was er ſich verſagt,
> Wiegt gleich ſchwer in der Schale ſeines Ruhms.
> Weil er nie mehr gewollt, als Menſchen ſollen,
> Tönt auch ein Maß aus allem, was er ſchuf,
> Und lieber ſchien er kleiner, als er war,
> Als ſich zum Ungetüme anzuſchwellen.
> Das Reich der Kunſt iſt eine zweite Welt,
> Doch weſenhaft und wirklich, wie die erſte,
> Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.
> Des ſeid gedenk, und mahne dieſer Tag
> Die Zeit, die Größres will und Kleinres nur vermag.

8.

Endlich kommen doch wieder dramatiſche Pläne in Frage. Beim Frühſtücke lieſt er Griechiſch und Lope de Vega, der ihn ungemein unterhält. Dann geht er an begonnene Stücke. Zunächſt an Hero und Leander, und zwar an den vierten Akt. „Vergebens!" — ſchreibt er — „die Gemütslage Heros, die mir ſo deutlich war, als ich ſie niederſchrieb, iſt mir nun verſchloſſen." Den Tag darauf (19. Februar 1829): „Tiefer, langer Schlaf, mit ſchwerem Kopf aufgeſtanden. Wenig in der Odyſſee geleſen. Ebenſowenig kam Lope de Vega zu teil. Hero und Leander unklar. Zu dem Brouillon von ‚Traum ein Leben' gegriffen. Beſſeres Glück. Das Vorhandene hat mich mehr befriedigt als ſonſt. Einiges im dritten Akte ſchicklich verändert. Der letzte Akt hat ſich noch nicht aufgethan. Uebles Zeichen. Wenn eine Arbeit gelingen ſoll, muß ſie mir gleich von vornherein mit der beſtimmteſten Notwendigkeit daſtehen."

Zwei Tage ſpäter: „Hero und Leander will ſich aufhellen, wenn der Schimmer nicht bloß vorübergehend iſt. Werde den Gedanken der Aufführung wieder ertragen können. Mehreres berichtigt und verbeſſert. Der zu theatraliſche Schluß iſt aber ſchon ſo mit dem Ganzen verwachſen, daß er ſich nicht mehr nach der urſprünglichen Idee wird herſtellen laſſen. Ich rechne auf die große Bildlichkeit des Stücks."

In den nächſten Tagen folgt ein Beſuch beim Maler Daffinger, oder richtiger bei deſſen ſchöner Frau, dem ſogenannten „Kinde". Er nennt ſie „wunderſchön". „Habe mich aber doch gelangweilt" — ſetzt er hinzu. Die erſte Liebesperiode mit dieſer Frau ſcheint ungemein reizend geweſen zu ſein. „Auch ſie," ſchreibt er, „hat mich vielleicht damals geliebt. Durch mein brüskes Benehmen ſcheint ſie von ihrer früheren Neigung ziemlich zurückgekommen." Er ſelbſt wiederholt, daß „eine geſtörte Empfindung ſich bei ihm nicht wieder einſtellt".

So war ein Jahr vergangen ſeit der Trennung von ihr, da kommt Daffinger, der von jenem Verhältnis nichts gewußt hat, zu Grillparzer und bittet ihn um Hilfe gegen ſeine Frau. Was iſt's? Er möge ihr den Kopf zurechtſetzen, ſie habe einen Liebhaber. Vor einem Jahre war er noch ſelbſt dieſer Liebhaber geweſen, und es war ihm ſchwer aufs Herz gefallen, von dem reizenden „Kinde" ſcheiden zu müſſen. „Es war eben," ſagt er, „die Trennung von dem letzten wohlthuenden Lebensgefühle." Jetzt war er gleichgültig und ſetzte wirklich der Frau den Kopf zurecht, las aber auch dem Manne ein Kapitel, kurz, verſöhnte das Ehepaar und ging von dannen wie ein ſalbungsvoller Biedermann in der Komödie.

Er deutet einmal auf eine Ladung vor Gericht im Zuſammenhange mit Daffinger. Aber es findet ſich nirgends eine nähere Erklärung.

Am Tage nach jener Familienſcene ſchreibt er: „Beſchloſſen, mit Hero und Leander kurzweg einen Abſchluß zu machen."

Das geſchieht, er ſagt aber dabei: „Dieſer herrliche Stoff iſt ohne die erforderliche Liebe ausgeführt worden."

Statt das Stück nach der Heldin „Hero" zu benennen, gab er ihm, um das Romantiſche im griechiſchen Leben anzudeuten, den manierierten Titel „Des Meeres und der Liebe Wellen", und es wurde am 5. April im Burgtheater aufgeführt.

Die drei erſten Akte machten großes Glück, die zwei letzten fielen ab. Es verſchwand raſch vom Repertoire. Zwanzig Jahre ſpäter ſetzte ſich es mit Frau Bayer-Bürck als Hero neuerdings in Scene und gewann einen außerordentlich günſtigen Erfolg, ſo daß es ſeit dieſer Zeit eines der beliebteſten Repertoireſtücke geworden iſt.

Kam das von anderer Inſceneſetzung? Kam es von der günſtigen Darſtellung der Hero? Oder kam es daher, daß die Schätzung Grillparzers in dieſen zwanzig Jahren ſehr hoch geſtiegen war, und das Publikum dem Dichter eine Genugthuung für angethane Unbill bei „Weh dem, der lügt" darbringen wollte? All das zuſammen wohl kam jetzt dem Stücke zu ſtatten. Die erſte Darſtellerin der Hero, Fräulein Gley, die ſpätere Frau Rettich, beſaß gerade die Eigenſchaften nicht, welche für die Hero unentbehrlich ſind: Schönheit im allgemeinen, namentlich Grazie griechiſchen Weſens und gefällige Hingebung an das erwachende Sinnenleben, welches ja die Entwickelung Heros bezeichnet. Das alles fehlte der äußerſt verſtändigen Frau Rettich, und das alles beſaß Frau Bayer-Bürck.

„Hero und Leander" — ſo nannte er das Stück in ſeinem Tagebuche — „hat nicht gefallen. Die erſten drei Akte wütend applaudiert, die letzten zwei ohne Anteil vorübergegangen. Traurig, daß die Stimme des Publikums mit meinen eigenen Zweifeln ſo ſehr zuſammentrifft. Der fünfte Akt iſt zwar leider nur zu wirkſam, zu theatraliſch (weshalb ich ihn auch immer ändern wollte), er litt aber offenbar unter der Wirkungsloſigkeit des vierten Aktes, denn auf ein einmal zerſtreutes Publikum wirkt nichts mehr. Sonderbar! Dieſen vierten Akt ſchrieb ich gerade mit der meiſten Innigkeit, dem nächſten Einleben, und er ſchien mir vom erſten Augenblicke ſehr gelungen, aber ſchon bei der zweiten Ueberarbeitung, ein Jahr ſpäter, konnte ich mich ſelbſt nicht mehr darein finden. Das Ganze iſt offenbar mit zu wenig Folge, abgeriſſen und mehr mit einer allgemeinen als mit einer beſonderen, mit einer Stoffbegeiſterung geſchrieben. Mehr Skizze als Bild. Wenn die Löſung gelang, war der Gewinn groß für die Poeſie.

Sie gelang nicht. Und doch! und doch! Wenn ich durch ein paar noch folgende gelungene Leiſtungen mich in der Zahl der bleibenden Dichter erhalten kann, möchte leicht eine Zeit kommen, wo man den Wert des wenn auch nur halb Erreichten in dieſem vierten Akte einſehen dürfte."

Dieſe Zeit iſt für das ganze Stück gekommen, aber für den vierten Akt nicht. Grillparzer ſchätzt ihn doch wegen ſeiner pſychologiſchen Wahrheit, überſieht aber, daß ihm die dramatiſche Wirkung fehlt. Sonderbar! Er iſt ſonſt ein Meiſter der dramatiſchen und theatraliſchen Technik, und doch bleibt es ihm hier verborgen, daß dieſer Akt auf ein langſames Abwarten geſtellt iſt. Das lähmt auf der Bühne immer und iſt gerade in einem vierten Akte ſchädlich, denn ſo nahe dem Schluſſe des Stückes iſt dramatiſcher Vorgang doppelt erforderlich.

Ich ſelbſt habe bei der Inſceneſetzung immer eingeſehen, daß die wiederholte Zögerung Heros die Langeweile mit ſich bringt. Sie will nicht gehen, weil ſie müde iſt und den Abend beim Turme erwarten will, und ſie kommt mit demſelben Gedanken „Iſt's noch nicht Abend?" wieder. Wenn man das Fortgehen ganz wegläßt (die ganze erſte Scene des vierten Aktes), ſo erhält man bei ihrem Kommen ihre Gedanken und ihre Stimmung hinreichend durch das, was ſie ſagt und thut, und es iſt durch Ausfall der erſten langen Scene ungemein viel gewonnen für den Anteil des Publikums, indem das Verſchwinden der Langenweile erreicht iſt.

Uebrigens iſt dies Stück immer auf ein gutes, um nicht zu ſagen auf ein feines Publikum angewieſen. Doch nein! Gut und fein ſind nicht die richtigen Bezeichnungen. Ein naives Publikum iſt erforderlich für dieſe Hero. Naiv in dem Sinne, daß eine unbefangene Hingebung an den Stoff durch keinerlei Bedenken nebenſächlicher Art geſtört iſt, und daß man ſich den Stimmungen, welche das Stück mit ſich bringt, ohne Vorurteil hingibt. In dieſer Hero zeigt die Aufnahme einer Stelle den Unterſchied zwiſchen einem naiven Publikum und einem Publikum, welches nur äußerlich teilnimmt, die Stimmung des Stücks aber nicht erkennt. Wenn Hero auf Leanders Liebesbitte plötzlich und unerwartet ſagt: „Komm morgen!“ da lacht auch das naive Publikum, aber es lacht mäßig, freudig überraſcht, durchdrungen von wohlwollender Teilnahme für das Liebespaar. Das nicht naive Publikum, die ſchöne Stimmung der Scene durch Nebengedanken verletzend, lacht roh auf, es lacht aus.

So wurde das Stück in Deutſchland vielfach aufgenommen und zerſtört. Noch 1856 ſagt ein Kritiker in München nach Aufführung des Stücks mit ſichtlicher Befriedigung: „Ueberhaupt fand das Publikum bei dieſem Trauerſpiele für die reifere Jugend mehr Gelegenheit zu herzlichem Lachen als bei manchem Luſtſpiele.“

Grillparzer erwähnt in einem Tagebuche nebenher, daß die Stelle in der Liebesſcene des dritten Aktes, wo Hero ſagt: „Die Lampe darf's nicht ſehn“, einem Vorfalle entnommen ſei aus ſeiner Liebesaffaire mit Charlotte. Dieſe, ein wenig verſtimmt, habe ihn entlaſſen, ſei ihm aber plötzlich mit dem Lichte gefolgt, habe dasſelbe auf den Fußboden geſtellt und ihn dann herzlich umarmt.

Auffallend genug, der Mißerfolg der Hero ſcheint ihn nicht übermäßig verſtimmt zu haben. Seine Gemütslage hat ſich erſichtlich gebeſſert, und die Klagen im Tagebuche laſſen nach. Er macht Fußtouren ins Gebirge, er geht wiederum nach Gaſtein. Dabei ſpricht er rätſelhaft von einer Krankheit, die ihn peinige und von der niemand wiſſe.

Gaſtein befreit ihn davon, und ſeine ſatiriſche Ader macht Bemerkungen über den anweſenden Erzherzog Johann: „Wenn ich je meinen Rudolf II. ausführen ſollte“ — der Bruderzwiſt war alſo damals ſchon in ihm vorhanden — „ſo wird dieſer Erzherzog Johann wohl darin als Erzherzog Matthias aufgenommen."

Wieder in Wien „beſſelt" er von neuem an Libuſſa und zankt ſich auch in dem freundſchaftlichen Waffenſtillſtande des öfteren mit Kathi. Glücklicherweiſe kommt er doch wieder auf die Anlage eines Stücks zurück, welches ihn auch in verdrießlicher Stimmung freundlich angemutet hat, auf „Der Traum ein Leben".

Täglich las er immer noch beim Frühſtück nach einem griechiſchen Autor ein Stück von Lope, und dieſe Teilnahme, welche ihm die bunteſten Erfindungen des ſpaniſchen Fabuliſten einflößten, brachte es wohl zuwege, daß ihm ein bunter Plan von Begebenheiten anſprechend entgegentrat. Und wie bedeutend hat er dieſen bunten Plan ausgeführt! Einen öſterreichiſchen Fauſt hat man das Stück genannt. Die Reinigung und Beſſerung eines Menſchen iſt wirklich darin. Die frechen Wünſche Ruſtans ſind in einem Traumleben verkörpert, führen im Traumleben zum Untergange und ſinken zu Boden beim Erwachen, ja ſinken nicht nur zu Boden, ſondern führen zu der wundervollen Rede, welche auf der Bühne eine bezaubernde Wirkung macht:

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Bruſt:
Eines iſt nur Glück hienieden,
Eins: des Innern ſtiller Frieden
Und die ſchuldbefreite Bruſt.
Und die Größe iſt gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel,
Was er gibt, ſind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es iſt ſo viel.

Zufrieden mit ſeiner Arbeit trug Grillparzer ſie zu Schreyvogel und erfuhr da zu ſeiner Ueberraſchung, daß dieſer Dramaturg nicht ſonderlich erbaut war von dem Stücke.

ſondern die glückliche Wirkung des Traumes ernſtlich bezweifelte.

Diesmal machte dies keinen Eindruck auf Grillparzer, der in ſeiner Theaterphantaſie einen feſten Blick hatte und genau vorher wußte, was auf der Bühne Wirkung machte, und wie es ſie machte. Er nahm das Manuſkript ruhig mit nach Hauſe und meinte, es werde wohl ſeine Zeit finden, ſchrieb aber in ſeinem Tagebuche eine abfällige Bemerkung nieder über den kurzſichtigen Dramaturgen.

Das Stück fand denn auch ſeine Zeit, aber es fand Schreyvogel nicht mehr. Er war durch den Grafen Czernin aus dem Burgtheater, welches er geſchaffen, vertrieben worden.

Am 4. Oktober 1834 wurde „Der Traum ein Leben“ zum erſtenmale aufgeführt und machte das größte Glück von dem Momente an, als das Publikum inne wurde, daß es einen Traum vor ſich gehabt. Kein Stück Grillparzers iſt ſo oft gegeben worden, jetzt ſchon (1883) über achtzigmal.

Getroſt ſchreibt aber ein deutſcher Kritiker: „Dies Stück eignet ſich nicht für die Darſtellung.“

Dies erinnert an die Urteile von Gervinus, wenn er über die Darſtellbarkeit Shakeſpeareſcher Stücke weisſagt.

Grillparzer war in jener Zeit erſichtlich heiterer als bisher; er gibt auch die trüben Geſichte „Tristia ex Ponto“ heraus, ein Zeichen, daß die Trübſeligkeit hinter ihm liegt, und er denkt an eine neue Reiſe, an eine Reiſe nach Paris und London.

Die Geſamtausgabe ſeiner Werke bringt die genaue Schilderung ſeines Aufenthaltes in Paris und London. Eigentlich erſcheint er hier als ein anderer Menſch, als ein freierer, obwohl er ſich immer nach dem Sorgenloche Wien zurückſehnt. Er iſt durchaus munter, und es macht einen erheiternden Eindruck, wenn er aus diplomatiſchen Gründen ſeinen Freund Börne eilig verläßt, um nicht unter die liberalen deutſchen Flucht ſpeciellen Talentes iſt, womit man die Armuth verbirgt, die Armuth, Neues zu begreifen, anzuerkennen und darzuſtellen.

Rabelais erſcheint natürlich ganz anders, wenn man ihn nur von der literariſchen Seite betrachtet, wenn man hinter ſeinem Spotte das Talent ſucht, nicht den hiſtoriſchen Hintergrund, nicht die nothwendige Wahrheit. Sein phantaſtiſcher Uebermuth, ſein Wer da? iſt das Zeichen einer Schildwacht, die ein Jahrhundert vorausgeſchoben iſt. Sein Wer da? wird in dieſem Jahrhunderte nur von den unzähligen Pamphlets der Liguen- und Fronde-Zeit fortgetragen bis zu Molière und derjenigen franzöſiſchen Schriftwelt, die für alle große und kleine Erſcheinung das willkürliche Wort ſich bewahrt, die geiſtreich, witzig, ungezogen, frei ſein will, mag Himmel oder Hölle neben ihr ſtehen.

So iſt der Poſten in Meudon ein merkwürdiger Ruf in die Zukunft neben einer Renaiſſance, die überall in neue Formen eingrenzen will. Rabelais iſt ein vorzeitig ausgebildetes Oppoſitionstalent des Bürgerthums: derbes Talent und noch haltloſe Speculation ballen ſich in noch unbeſiegtem Mißverhältniſſe zu auswüchſiger, oft fratzenhafter Geſtalt. —

Juſt in Meudon ward nach Primatice's Plan ein Schloß für den Cardinal von Lothringen gebaut. Wenn man in Paris nach Natur ſchmachtet, nach Ausſicht, nach Gegend, ein ſchmachtendes Verlangen, das oft wie ein heißer Wind über den Deutſchen kommt, ſo fährt man die Seine entlang nach Weſten hinaus, nach St. Cloud, hinter welchem ſich links und rechts die Seine-Hügel erheben, rechts gen St. Germain hinüber, links, und zwar ganz nahe nach Meudon, wo ſie durch eine Schlucht geſpalten ſind. In dieſe Schlucht ſieht das Schloß von der einen Seite auf dunkle Waldhügel, welche den Blick begrenzen. Nach der andern Seite ſieht es von ſeinen Terraſſen Paris, weiß und blau mit den Kuppeln der Invaliden, des Pantheons, des Val de Grace, mit den ſchwarzen, abgeſtumpften Thürmen von Notre-Dame.

Dieſer Blick abwärts auf die Plaine und auf Paris macht die Luſtſchlöſſerreihe an den Seine-Bergen hin ſo lieblich, macht linge zu geraten. Die öſterreichiſche Geſandtſchaft konnte das bemerken und ihm in Wien neuerdings böſes Geſchirr zuziehen. Börne aber, der ſchlimme Verfaſſer der „Briefe aus Paris“, war von lange her ſein Freund, wenigſtens Freund aus der Ferne: er hatte ſeine Dramen, namentlich die Sappho mit enthuſiaſtiſchem Lobe begrüßt.

Er beſucht auch Heine, und der gefällt ihm ſehr. Mit dieſem war die Unterredung leichter, es brauchte keine Politik zu ſein, der Dichter ſprach zum Dichter, und einer erbaute ſich an dem andern.

Als er nach Wien zurückkam, überfiel ihn ſogleich wieder Not und Bedrängnis. Sein Bruder Karl hatte „Weib, Kinder und Amt verlaſſen, und die Amtskaſſe hatte ſich leer befunden“. In Wien klagte er ſich eines Mordes an und zeigte alle Zeichen des Wahnſinns.

Man denkt an den Irrſinn der Mutter und an einen erblichen Familienzug der Ueberſpanntheit, welcher bei unſerem Franz als Inſpiration auftrat und durch richtiges Maß eingedämmt wurde.

Von ſeinen Brüdern, und beſonders von dieſem Karl, iſt er zeitlebens arg geplagt worden. Immer wieder kommen Geldforderungen an den mit Geld gar nicht geſegneten Dichter, und er mußte oft ſelbſt Schulden machen, um den unordentlichen Bruder aus drängender Not zu befreien.

Im Aerger über ein Schickſal, das ihn ewig belaſtete, hatte er die oben erwähnte abfällige Bemerkung über Schreyvogel geſchrieben, welche den alten Freund hart anläßt. „Dieſer Theaterſekretär,“ ſchreibt er, „hat mir zum Teil großen Schaden gebracht. Ich hatte niemand in meiner Umgebung, deſſen Urteil über meine Arbeiten ich befragen konnte, als ihn. Er glaubte immer den Kritiker ſpielen zu müſſen, und ich brauchte einen Aufmunterer. So kam ich aus dem Zug zu produzieren. Damals, als noch alles vor

Luſt dazu in mir glühte! Und die äußeren lähmenden Verhältniſſe gewannen die Oberhand über die gewaltſam zurückgehaltene Kraft. Kritik fand ich genug in meiner Hypochondrie, nebſtdem daß ich auch die Sache beſſer verſtand als er. Loben hätte man mich müſſen, aneifern, die Grillen bekämpfen ſtatt ſie zu vermehren.“

Ebenſo im Aerger über die ſteten Hemmniſſe in ſeiner Beamtenlaufbahn hatte er plötzlich dieſe Laufbahn aufgegeben, inſofern ſie noch einer Steigerung fähig war. Er hatte die Stelle eines Archivdirektors nachgeſucht und erhalten. Von hier aus gab es kein Aufſteigen mehr in der Beamtenhierarchie. Eins nur wünſchte er noch, die Direktorſtelle in der Hofbibliothek. Sie wurde ihm abgeſchlagen.

Seine Beamtenherrlichkeit hat ſich entwickelt wie folgt: 1813 wird er Kanzleipraktikant bei der Zollgefällen-Adminiſtration; 1814 Conceptspraktikant daſelbſt; 1815 Conceptspraktikant bei der allgemeinen Hofkammer; 1821 als ſolcher im Finanzminiſterium; 1823 Hofconcipiſt im Finanzminiſterium, dem Miniſterialbureau zugeteilt; 1832, Abſchied nehmend von weiterer Beförderung, Direktor des Hofkammerarchivs.

Hier ſaß er denn in einem abgeſchiedenen Raume, nachdem auch ein zweites Anſuchen auf die ihm wirklich gebührende oberſte Stelle in der kaiſerlichen Hofbibliothek abgeſchlagen und dem jungen Regierungsrate Baron Münch (Friedrich Halm) im Wege der Protektion zugeteilt war, hier ſaß er denn, bis er ſich 1856 penſionieren ließ.

Dieſes Archiv iſt ein Seitentrakt neben der Staatskanzlei auf dem Ballplatze und erſcheint wie ein vom Lichte abgeſchiedener Raum. Grillparzer beſchreibt, wie ſchwer es ihm geworden ſei, den Chef zu ſpielen bei den Unterbeamten, welche dem Theaterdichter nicht die erforderliche Sachkenntnis zugetraut hätten, und wie er ſich in dieſer Beziehung tapfer erwieſen habe. Dabei iſt er einmal von einer hohen Leiter herabgeſtürzt und merkwürdigerweiſe dadurch gar nicht beſchädigt worden.

Allmählich hat er ſich dort eingewöhnt, und der ſtille Aufenthalt hat ihm zugeſagt. Wenigſtens ſchreibt er darüber:

Hier ſitz' ich unter Faszikeln dicht,
Ihr glaubt verdroſſen und einſam —
Und doch vielleicht, das glaubt ihr nicht,
Mit den ewigen Göttern gemeinſam.

Er brauchte die Götter, weil er die Menſchen vernachläſſigte und nur des Abends die Schweſtern Fröhlich aufſuchte, bei denen er herzliche Teilnahme fand, nachdem ſein Verhältnis zu Kathi die leidenſchaftliche Epoche überlebt hatte und ein inniges Freundſchaftsverhältnis geworden war. Freund Schreyvogel war tot; ein unwiſſender Mann, Deinhardſtein, war Direktor des Burgtheaters geworden nach dem Willen des Grafen Czernin, Grillparzers Verkehr mit dieſem Inſtitute war nach Aufführung ſeines „Traum ein Leben“ gleichſam eingeſchlafen, und nur Bauernfeld ſtand ihm noch nahe. Dieſer war ihm ſtets ein treuer Förderer und Genoſſe geweſen und kam auch ins Archiv zu ihm. Eigentlich machte er Grillparzer viel zu ſchaffen. Grillparzer hatte lebhaftes Wohlgefallen an Bauernfelds Talente, in deſſen Luſtſpiel „Bekenntniſſe“ eine ganze Scene von Grillparzer herrühren ſoll, — auch an der Donna Diana Schreyvogels ſoll er mitthätig geweſen ſein — und der Dialog in Bauernfelds Stücken hatte einen lebhaften Verehrer an ihm. Dennoch nergelt er in ſeinen Tagebüchern des öfteren an ihm herum, nicht bloß wegen unzureichender dramatiſcher Kompoſition, ſondern auch weil ihm die ganze Charakterentwickelung Bauernfelds nicht zuſagte. Natürlich! ein lebhafter Mann des Luſtſpiels mochte oft mit ſeiner Raſchheit anſtoßen bei dem ſchweren Gange des tragiſchen Dichters.

Und doch erwachte hier in der Archivſtille in Grillparzer die Neigung, auch ein Luſtſpiel zu ſchreiben. Freilich in ganz anderer Weiſe. Sinnvoller, tiefer in der Charakteriſtik. Wenn nur nicht die Fröhlichkeit darin fehlen wird, und demgemäß das Lachen ausbleibt!

Und in der That, das neue Stück, welches er im Archive ſchreibt, gemahnt an die Stille des Archives, wo man nicht lacht. Es iſt „Weh dem, der lügt“.

Dem akademiſchen Grundſatze gemäß, daß ein Stück Luſtſpiel genannt werden kann, auch wenn es nicht beſonders luſtig iſt, und dem Beiſpiele der Franzoſen nachgebend, welche in den Begriff „comédie“ recht herbe Dinge einſchließen, nötigenfalls einen kleinen Totſchlag, nannte er auf dem Theaterzettel ſein „Weh dem, der lügt“ ein Luſtſpiel.

In erſter Linie dadurch hat er das Mißlingen der erſten Aufführung verurſacht. Gegen das Vorurteil des ganzen Publikums iſt der größte Dichter ohnmächtig, und im deutſchen Theater ſteht unverrückbar feſt, daß ein Luſtſpiel fröhlich ſein und Lachen erregen muß.

Beides fehlt in „Weh dem, der lügt“, und das Publikum lehnte es ab, als es am 6. März 1838 zum erſtenmale geſpielt wurde, lehnte es ab nicht ohne Spott.

Die Legende, welche dem Stücke zu Grunde liegt, hat Grillparzer aus der Geſchichte der Franken von Gregor, dem Biſchofe von Tours, entnommen, und der ſonſt ſo kundige dramatiſche Techniker Grillparzer hat die Legende behandelt, ohne ſeine dramatiſche Technik dafür anzuſtrengen. Er hat eine dramatiſche Erzählung geſchrieben. Nach dem dritten Akte herrſcht das epiſche Nacheinander ſtatt des dramatiſchen Gegeneinanders.

Uebrigens ſind die Charaktere äußerſt mannigfaltig, und der Inhalt iſt reich an Lebensweisheit. Abgeſehen vom Theater iſt es eine intereſſante Arbeit.

Die ungünſtige Aufnahme des Stückes hat Grillparzer tief verſtimmt, und dieſer unglückliche Abend iſt ein Grenzſtein geworden: er hat von da an kein Stück mehr dem Theater gegeben.

Letzteres möchte ich nicht bloß dem anhaltenden Aerger des Dichters zuſchreiben, obwohl er im Feſthalten eines Entſchluſſes viel leiſtete. Nein! was er ſeit dieſer Zeit an Stücken zu bieten hatte, das war ſo beſchaffen, daß er keinem eine ſichere Bühnenwirkſamkeit zutraute. Weder dem „Bruderzwiſt in Habsburg“, noch der „Libuſſa“, noch der „Jüdin von Toledo“, welche er allmählich vollendete, denn angefangen waren ſie ſämtlich ſchon. „Eſther“ iſt auch gar nicht vollendet worden. Er hat dies Mißtrauen ſpäter poſitiv gegen mich ausgeſprochen. Auf mein Drängen hat er mir damals endlich doch das Manuſkript der Libuſſa eingehändigt, aber mit der Bemerkung: Sie ſollen es aufführen dürfen, wenn Sie mir nach der Lektüre verſichern können, daß ſie dem Stücke einen guten Erfolg zutrauen können. Auch ein ſolcher würde mich nicht mehr ſonderlich freuen, ein Mißerfolg aber würde mich ſehr ſchmerzen.

Ich fühlte mich nach der Lektüre nicht berechtigt, den alten Herrn in die Lage eines halben Erfolgs zu bringen, und gab das Manuſkript zurück. Dies beweiſt aber, daß es nicht bloß der verhärtete Aerger war über „Weh dem, der lügt“, welcher ihn veranlaßt hat, kein Stück mehr aufführen zu laſſen. Er hatte keins mehr, weil er keines für ſicher hielt.

Sein dichteriſches Anſehen ſtieg indeſſen von hier an, von der zweiten Hälfte ſeines Lebens, in Wien außerordentlich, und man ſchalt immer lauter, immer allgemeiner auf jenes erſte Publikum von 1838, welches einem ſo würdigen Dichter ſo unwürdig begegnet ſei bei „Weh dem, der lügt“, und dies führte in neueſter Zeit dahin, daß nach mehr denn vierzig Jahren — Grillparzer war tot — das Stück wieder in Scene geſetzt und aufgeführt wurde. Die Aufnahme war jetzt eine günſtige. Das war vorauszuſehen bei der Stimmung des Publikums, welches dem großen vaterländiſchen Dichter eine Genugthuung bieten wollte. An dem nicht ganz dramatiſchen Stoffe wird dadurch nichts geändert, es iſt auch keine andere Bühne dem Burgtheater nachgefolgt, aber immerhin hat ſich der geiſtvolle und charakteriſtiſche Inhalt des Stückes geltend gemacht.

Grillparzer ſelbſt hat damals bei dem Abfalle des Stückes nichts Beſonderes geſagt gegen die Verurteilung, wie ſehr ihn auch das unhöfliche Betragen des Publikums ſchmerzte. Er kannte das Theaterpublikum genau, und der Mangel an dramatiſcher Kraft des Stückes war ihm ſicherlich auch nicht verborgen. In den nachgelaſſenen Papieren findet ſich nur eine Bemerkung über die verfehlte Darſtellung des Galomir, welchen die Wiener einen „Trottel“ nannten.

Dieſe Bemerkung lautet: „Der Schauſpieler hat ihn ganz als Idioten, als Kretin gehalten. Ganz unrichtig. Galomir iſt ſo wenig dumm, als die Tiere dumm ſind. Sie denken nur nicht. Galomir kann darum nicht ſprechen, weil er auch nicht denkt. Das würde ihn aber nicht hindern, in einer Schlacht den rechten Angriffspunkt inſtinktmäßig herauszufinden. Er iſt tieriſch, aber nicht blödſinnig.“

9.

Der Unfall des „Weh dem, der lügt“ erſcheint wie eine Kataſtrophe im Leben Grillparzers. Mit ihm tritt ein langer Stillſtand ein. Die Tagebuch-Notizen hören auf; er iſt ein völlig ſchweigſamer Mann geworden.

Schon mit 1835 verlieren ſich die Gedichte, welche aus innerer Veranlaſſung entſpringen. Er war überhaupt kein eigentlicher Lyriker. Dafür fehlten ihm die Milde, die Weichheit, die Zärtlichkeit. Auch in all ſeinen Dramen kommt keine Liebe vor, welche lyriſche Töne hätte. Jaromir und Bertha ſind immer nur heftig, Phaon und Melitta haben gar keine Zeit zu Zärtlichkeit. Nur im „Vließe" ſchimmert eine mildere Neigung hervor zwiſchen Jaſon und Kreuſa. Im „Ottokar" gibt's gar keine Liebe, ebenſo keine im „Treuen Diener", denn Otto von Meran iſt ein frecher Lüſtling. Ja, ſelbſt Hero und Leander bieten nur die ſinnliche Liebe, wenn auch reizend. Im „Traum ein Leben" ſind Ruſtan und Mirza als Liebende nur Schattenbilder. In „Weh dem, der lügt" bleibt die Neigung Edrits ſtill, ebenſo die Leons. Libuſſa liebt wohl, iſt aber, eingedenk ihrer höheren Herkunft, erſchrocken darüber und ſpricht es nicht aus. Der „Bruderzwiſt" hat keine Spur davon, ſondern obenein die garſtige Begehrlichkeit Don Cäſars, und die „Jüdin von Toledo" bietet nur Capricen des Liebens. So iſt Grillparzer nicht eben eine Lieblingslektüre für Frauen geworden, er iſt ein ſtark männlicher Dichter, vorzugsweiſe ein Dichter für Männer.

Jetzt bedarf es äußerer Veranlaſſung, damit er ein Gedicht mache, ein Gelegenheitsgedicht. Nur Epigramme ſchrieb er immer fleißiger. Sein kritiſcher und witziger Geiſt trieb ihn ſtets, das in geſchloſſene Form zu faſſen, was ihm juſt entgegentrat. Es geſchah zu ſeiner Befriedigung. Muſik natürlich ſpielte ihre Rolle in dieſem noch einſamer werdenden Leben, und er machte Gelegenheitsgedichte auf die Klaviervirtuoſin Klara Wieck und eine engliſche Sängerin Mrs. Shaw. Mit dem heranrückenden fünfziger Jahre ſcheint er Abſchied zu nehmen von allen Wünſchen und Träumen der Jugend, ja von allem dichteriſchen Ehrgeize. All ſeine früheren, ſtetigen Klagen ſind verſtummt, wenigſtens vernehmen wir nichts mehr von ihnen, denn er ſchreibt nichts mehr nieder, und es ſcheint auch wirklich die Hypochondrie von ihm gewichen zu ſein. Ein neues Reiſetagebuch, welches er 1843 geſchrieben und welches ſich in ſeinem Nachlaſſe gefunden — es iſt nur mit Bleiſtift geſchrieben — zeigt einen gefaßten Mann.

Wie und wann er an den Stücken Libuſſa, Bruderzwiſt, Jüdin von Toledo und Eſther gearbeitet, das bleibt uns verborgen. Der Nachlaß verrät darüber nichts.

Außerordentliches Aufſehen macht es, daß er 1840 zu einer Wohlthätigkeitsvorſtellung den erſten Akt der Libuſſa bewilligt. Er findet eine enthuſiaſtiſche Aufnahme. Nicht bloß, weil das Publikum das üble Vorgehn gegen „Weh dem, der lügt" ausgleichen wollte, nein! der höchſt originelle Inhalt dieſes Aktes wirkte an ſich berauſchend. Alle Welt wünſchte und erbat ſich nun die Fortſetzung, das ganze Stück. Er aber ſchwieg dazu völlig. Wahrſcheinlich war auch das Stück noch nicht ganz geſchrieben.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß der Nachlaß von all dieſen Stücken — Eſther ausgenommen — nach Plan und Beginn in frühere Zeit zurückreicht. Ueberraſchend iſt dieſe frühe Zeit in betreff der Jüdin von Toledo, welche man als ein Ergebnis ſeiner unausgeſetzten Lope-Lektüre angeſehen. Der Plan zu ihr liegt aber vor der Zeit, in welcher er täglich den Spanier las und die Unzahl von ſpaniſchen Stücken erledigte, welche in der Geſamtausgabe aufgezählt ſind.

Dieſe Vorliebe für ſpaniſche Stücke iſt nur zu wichtig geworden für die dramatiſche Entwickelung Grillparzers. Er ſagt darüber Seite 192 der Selbſtbiographie ein entſcheidendes Wort, nämlich: „Zugleich war ich kein Freund der neueren Bildungsdichter, ſelbſt Schiller und Goethe mitgerechnet; nächſt Shakeſpeare zogen mich die Spanier Calderon und Lope de Vega an. Nicht was durch die *Erweisbarkeit* Billigung, was durch ſeine bloße *Exiſtenz* Glauben erzwingt, das ſchien mir die wahre Aufgabe der dramatiſchen Poeſie zu ſein. Sich immer auf dem Standpunkte der Anſchauung zu erhalten, wird ſchwer in unſerer auf Unterſuchung geſtellten Zeit."

Man hat mit Recht gefragt, ob er mit dieſen Spaniern nicht zu weit gegangen ſei und darüber viel Zeit und Produktion verloren habe. Denn er habe an zahlreiche, durch dieſe Lektüre veranlaßte Halbpläne Zeit und Nachdenken verſchwendet, welche bei näherer Prüfung nicht gepaßt hätten zu ſeinem gründlich deutſchen Weſen. Das ſpaniſche Stück aber, die Jüdin von Toledo, welches er ausgeführt, ſei eben in ſeiner Fremdheit das in ſich uneinigſte Stück geworden.

Eine frühe Notiz über dieſe Jüdin in den Tagebüchern beſagt, daß der König zuletzt wahnſinnig geworden ſei. Da war der deutſche Dichter beim Werke. Der eingeprägte ſpaniſche Stil bringt dafür eine ſehr intereſſante pſychologiſche Wendung — der Anblick der Leiche Rahels kühlt den König ab — und dieſe Wendung reicht bei uns vollſtändig aus, unſere Teilnahme an dem Stücke zu vernichten. So wenig verträgt ſich die Seelenkunde des deutſchen Dichters mit dem Stile der Spanier.

In dieſer ſtillen Zeit taucht wieder einmal das Bedürfnis einer Reiſe in ihm auf. Seiner litterariſchen Vorliebe entſprechend will er nach Spanien; aber ein neuer Ausbruch des Karliſtenkrieges tritt in den Weg. Da beſchließt er, nach Griechenland zu gehn, die Stätten ſeiner Medea, ſeiner Hero, ſeiner Sappho und die Reſte des griechiſchen Altertums anzuſchauen. Reiſig angethan ſteht er am 27. Auguſt 1843, 4 Uhr nachmittags auf dem Dampfſchiffe, welches nach Preßburg fahren ſoll.

„Die Fröhlichs," ſchreibt er, „kamen ans Ufer hinaus. Kathi weinte ſehr und war ganz außer ſich über die gefahrvolle Reiſe. Ich ſuchte ihr zu beweiſen, wie widerſinnig dieſe Furcht ſei, indes ich mir heimlich geſtand, daß meine Reiſe noch viel widerſinniger ſei als dieſe Furcht. Mein vor ausgeſetzter Reiſegefährte hat mich ohne Zweifel ausgeſetzt; ich muß auf ſeine Begleitung Verzicht leiſten, und die lange beſchwerliche Reiſe in meinem vorgerückten Alter mit meiner gebrechlichen Geſundheit ſo ganz allein, ſo als Student zu machen, grenzt wirklich an den Unſinn. Indes hatte ich ſie beſchloſſen, und da meine hypochondriſche Unentſchloſſenheit eben eines der Hauptübel iſt, zu deren Heilung ich das Gewaltmittel anzuwenden beſchloß, ſo konnte ich doch mir ſelbſt gegenüber den gefaßten und durch alle Vorbereitungen durchgeführten Plan unmöglich aufgeben — und die Abreiſe erfolgte.“

„Meine Laune iſt ſchwer zu beſchreiben. Mir war zu Mute wie einem, der zuerſt nicht aufs Waſſer, ſondern ins Waſſer geht.“

„Die Waſſerfahrt langweilig. Erſt zwiſchen Petronell und Hainburg wird die Gegend angenehm. Letzteres liegt wunderſchön. Ebenſo Preßburg, wo wir um halb ſieben Uhr anlangten. Des Landtags wegen in den Wirtshäuſern nirgends Platz. Muß mich endlich entſchließen, im Roten Ochſen mit einer Art Gaſtſtube vorlieb zu nehmen, in der man in aller Eile ein Bett, nicht länger als einer meiner Arme, aufſchlägt. Unendlich verſtimmt. Konnte mich durchaus nicht beſinnen, was denn eigentlich mein Zweck bei dieſer Reiſe ſei. Ging ein wenig durch die Stadt, traf den Kapitän des Dampfſchiffes, mit dem ich auf dem öffentlichen Spaziergange herum ſchlenderte. Endlich wieder nach Hauſe, traf an der Wirtstafel ein paar Offiziere, die mich kannten, aber ich ſie nicht. Schwatzten ganz angenehm. Frühzeitig in meiner Gaſtſtube zu Bette. Als ich erwachte, ſchlug die Uhr zwei Viertel. Eine Weile darauf rief der Nachtwächter die Stunde aus. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. Das Bett war zu kurz, und die Decke ſo ſchwer, daß ich wie ein Verdammter ſchwitzte. Gegen Morgen ſchlief ich doch noch auf ein Stündchen ein und war um fünf Uhr wieder auf den Beinen. Bekomme

Meudon, St. Cloud und St. Germain ſo ſchön. Beſonders Meudon iſt von den Deutſchen geliebt. Und das iſt Alles ſo nahe, und viertelſtündlich ſtreiten ſich die Wagen um Euch. Selbſt St. Germain hat den Vorzug verloren, den es für Ludwig XIV. hatte, doch einige Stunden entfernt zu ſein von der ungezogenen Hauptſtadt, eine Eiſenbahn führt jetzt in einer halben Stunde dahin, wie eine andere in einer Viertelſtunde nach St. Cloud führt. Nur Meudon links im Schluchtwinkel bleibt unberührt von dieſer Zudringlichkeit moderner Erfindung.

In Deutſchland nennt man plattirt, was der Franzoſe plaqué heißt, und man hört in Deutſchland ſo viel von dem plattirten Weſen Frankreichs, daß man Anfangs glaubt, all dies ſchwere Silbergeräth der Reſtaurants ſei plaqué. Man findet bis zum kleinen Speiſewirthe herab den ſchweren Löffel, die ſchwere Gabel von Silber. Plaqué, plaqué, ruft der deutſche Autor, der mit dem edlen Metall nicht allzu bekannt iſt. In dieſe weſtliche Flur von Paris hinauskommend, hat man wirklich auch zuerſt den Gedanken: iſt dieſe Gegend nicht auch plaqué? Carus hat einmal verſichert, Paris habe auch eine ſehr ſchöne Gegend; aber Carus iſt ein Goethianer. Der Goethianer macht ſich aus dem Kleinen Schönes!

Jenes Silbergeſchirr iſt echt, denn Frankreich iſt ein ſehr wohlhabendes Land und dieſe Gegend iſt nicht minder echt. Vollends Meudon; dies Palais paßt ganz für einen Dichter wie Goethe. Aber für Rabelais paßte der Ort nicht beſonders, die Rabelais'ſche Laune entbehrt dieſes dunklen Hintergrundes, auf welchem unſer Gelächter entſpringt, das Gelächter echter Laune. Wir lachen nicht über dieſen Vater der franzöſiſchen Satire, oder wir lachen nur unſerer literargeſchichtlichen Kenntniß zu Gefallen.

endlich doch das Zimmer eines um ſechs Uhr Abgereiſten, und ſitze nun hier etwas getroſtet und der Dinge harrend, die da kommen werden.“

„Ich will heute einer Landtagsſitzung beiwohnen, was der eigentliche Grund iſt, warum ich in dieſem Neſte nur eine Minute über die Notwendigkeit auszuhalten mich veranlaßt finde. Deus providebit.“

„28. Auguſt. War in der Sitzung. Der Saal iſt bloß geweißt, die Draperien, mit Ausnahme der Damengalerien, ärmlich. Das Präſidium ſitzt ſtatt im Fond des Saales auf der linken Seite desſelben, durch eine Schranke geſondert. Die Mitte iſt durchaus eben, mit Bänken angefüllt, wo die Deputierten in zwei Hälften geteilt, ſich mit den Geſichtern zugekehrt, einander gegenüberſitzen. Dagegen ſehen die Abgeordneten ſelbſt geſcheit und diſtinguiert aus. Man ſprach ohne Stottern, wobei die meiſten jedoch einen geſchriebenen Entwurf in der Hand hatten. Der Ton war geſteigert, aber anſtändig. Längere Reden kamen nicht vor. Es galt die alleinſeligmachende Kraft der ungariſchen Sprache. Später ſollte der Kriminalkodex an die Reihe kommen. Ich ging jedoch um elf Uhr wegen Unkunde der Sprache und daher des Geſprochenen ermüdet. Im Jahre 1836 hatte ich in Stuttgart einer württembergiſchen Kammerſitzung beigewohnt; ſie ſtand, was die Form betrifft, ſehr im Nachteile gegen dieſe ungariſche. Hier ſprach jedermann beſſer als dort unſer mit Recht geprieſener Dichter Uhland.“

„Darauf durch die Stadt geſchlendert. Sie iſt doch hübſcher und ſtädtiſcher, als es im erſten Augenblicke ſcheint. Unter den Frauenzimmern mitunter auffallend hübſche. Nachmittags ſtieg ich eine Anhöhe hinauf, die, wie es ſich fand, der Schloßberg war. Die Ausſicht von der Ruine herab iſt wunderſchön. Von da auf einem für die Ziegen gebahnten Wege über den berüchtigten Zuckermantel zur Schiffbrücke. An einladenden

Geſtalten und Mienen fehlte es da nicht. Im allgemeinen iſt der Weiberſchlag, das Blut in Wien vielleicht hübſcher, auffallend ſchöne Züge aber, deucht mich, gibt es hier mehr. Ueber die Schiffbrücke in die ſogenannte Au. Ein entzückend ſchöner Spaziergang. Ich erinnere mich kaum, in der Nähe einer Stadt dergleichen geſehen zu haben. Auffallend die allgemeine Eleganz. Vielleicht nur während des Landtags."

„Abends aus Müdigkeit in die Arena, um ſitzen zu können. Das Theater war, als ob es Tieck angegeben hätte. Die immer ſich gleichbleibende Dekoration, der Wald nämlich, und daß bei Tage geſpielt wurde, wenn die Schauſpieler auch wegen ſupponierten Dunkels ſich wechſelſeitig nicht erkannten. Leider nur wurden die Frauenzimmerrollen nicht von Männern geſpielt, ſonſt hätte man ſich in Shakeſpeares Zeiten verſetzt geglaubt. Ich kann aber nicht ſagen, daß die Vorſtellung durch dieſe romantiſch-klaſſiſche Einrichtung gewonnen hätte. Geſpielt wurde übrigens ganz gut, beſonders war der Komiker vorzüglich zu nennen. Der männliche Teil des Publikums rauchte beinahe durchgehends."

„Uebrigens gefällt mir Preßburg. Selbſt in Wien wird die Gefälligkeit gegen wegunkundige Fremde nicht weiter getrieben."

„29. Auguſt. Darum mag ich nicht beſchreiben, daß Gutmütigkeit und Gefälligkeit immer dankenswert iſt, wenn ſie ſich auch in der Ausführung vergreifen. Noch einmal in der Landtagsſitzung geweſen, die noch weniger Intereſſe darbot als das erſte Mal. Was die Magyaren wollen, wäre kaum zu tadeln, wenn ſie ein Volk von dreißig Millionen ausmachten; unter den vorliegenden Verhältniſſen iſt der größte Teil ihrer Anſtrebungen lächerlich."

„30. Auguſt. Abreiſe von Preßburg acht Uhr morgens. Eine ſchöne Ungarin, die mit mir zugleich von Wien gekommen, wieder am Bord, diesmal aber gut gekleidet und ſehr zurückgezogen. Zwei Komteſſen, von denen die jüngere bildhübſch, aber mit häßlichen plumpen Füßen. Anfangs thaten ſie höchſt zimperlich und vornehm, aber nach Tiſch bummelten ſie auf allen Bänken herum. Ein Engländer, der in Fiume etabliert iſt und gut deutſch ſpricht, ſonſt auch ein angenehmer und geſcheiter Menſch. Ein einäugiger Berliner, wohl zwar Jude, ohne jedoch die doppelte Berechtigung, unangenehm zu ſein, zu benützen."

„Die Ufer außer Preßburg zwiſchen den beiden Inſeln Schütt höchſt einförmig und langweilig. Die Feſtung Komorn iſt wohl feſter, als ſie ausſieht. Hier hört die Inſel Schütt auf. Das Dorf Neumühl liegt ſchon recht hübſch. Nun wird's immer beſſer. Gran mit ſeinem im Bau begriffenen Rieſendom, deſſen Lage ich mir übrigens impoſanter gedacht habe. Der Hügel, auf dem er liegt, iſt nicht hoch, und das Ganze wird etwas Gartenterraſſiges bekommen. Daß der urſprüngliche Plan durch neue Zuthaten, in den Säulen nämlich, verpfuſcht worden iſt, habe ich ſchon an dem Modell in Preßburg geſehen."

„Bald darauf ſcheint die Donau das Ziel ihres Laufes erreicht zu haben, aber mit einer gewaltſamen Wendung nach links bricht ſie ſich nun durch die Berge. Die Gegend bezaubernd. Viſſegrad, Waitzen."

„Man begreift die hochſtrebenden Ideen der Ungarn, wenn man ihr Land ſieht. Ich habe mich ein wenig mit ihren Superlativen ausgeſöhnt. Die Sonne geht unter und entzündet Waſſer und Luft. Der junge Mond machte ſich geltend. Der Berliner fand den Eindruck poetiſch, und er hatte recht. Es lag ein unbeſchreiblicher Zauber über der Gegend. Nach und nach wird es düſter, endlich dunkel. Man muß zu den Mänteln ſeine Zuflucht nehmen. Es iſt ſchon Nacht, als Reihen von Lichtern zu beiden Seiten des Fluſſes die Schweſterſtädte Peſt und Ofen ankündigen. In der

Nacht, wo alle Kühe ſchwarz ſind, hat der Eindruck etwas Aehnliches mit der Reede von Neapel. Böllerſchüſſe, Ankunft. Der jüngere Stankovics erwartet mich am Landungsplatze und führt mich ins Gaſthaus zur Königin von England, wo meine zwei Reiſegefährten ſchon Platz gefunden hatten. NB. Der Kapitän, ein prächtiger Venezianer, der ausſah wie ein Lämmergeier mit einem Kinnbarte, hatte ſich auf der Reiſe zu mir geſetzt und mich mit vieler Achtung als einen muſikaliſchen Kompoſiteur angeredet. Auch die ſchöne Gräfin ſchien einige Ahnung von meinen durch das Geſicht nicht wahrnehmbaren Eigenſchaften zu haben.“

„31. Auguſt. Gut geſchlafen, aber mit einer unangenehmen Empfindung im Magen aufgewacht, mit Hinneigung zum Durchfall. Ich habe die letzten Tage ſehr mäßig gelebt, aber die ungeheure Hitze und der ungewohnte ungariſche Wein mögen Schuld tragen. Mit Stankovics Peſt beſehen. Eine plattierte Stadt. Gegen die Donau zu in die Augen fallende Häuſerfronten, die den alten Winkelkram maskieren. Herrlich dagegen der Anblick von Ofen. Man muß übrigens beide noch näher betrachten. Die ganze Gentry muß während des Landtags in Preßburg ſein, denn in den Straßen trieb ſich nur Geſindel herum. Keine Equipagen, wenig Fiaker. Die Unpäßlichkeit nimmt zu. Trockene Zunge. Durchfall. Setze mich ins Theater, um zu ſitzen. Das Haus ſehr groß, und die Bühne ungeheuer. Der Schauplatz höhlen- und laubenartig zerklüftet, auch mit einer trüben Farbe bepinſelt, was einen fatalen Eindruck macht und den Raum ſcheinbar verkleinert. Geſpielt wie in Hietzing oder Baden. Der Direktor Frank iſt abgetreten. Wer nicht hören will, muß fühlen. Mich dauert er.“

„1. September. Finde mich gar nicht wohl. Schlecht geſchlafen. Uebermäßiger Schweiß mit Fröſteln, dazwiſchen Abweichen. Will heute das kalte Bad verſuchen, das mir in ähnlichen Fällen ſchon gute Dienſte geleiſtet. Wenn es nicht viel ſchlimmer wird, reiſe ich übermorgen doch weiter. Bis Semlin kann ich überall im Notfall zurückbleiben und krank ſein nach Herzensluſt. Weiter hinaus wäre es freilich nicht mehr tunlich."

„War in der Schwimmſchule der großen Donau. Iſt ein etwas heroiſches Mittel, aber ich kenne meine Natur. War im Ofener Muſeum; einen Litteraten Frankenſtein kennen gelernt. Acceptabler Mann. Mit ihm bei Stankovics gegeſſen, oder ich vielmehr gefaſtet. Trank doch ein paar Gläſer ſtarken Wein für den Fall, daß das bekannt ſchlechte Waſſer von Peſt etwa an meinem Uebel teilhätte. Die Frau vom Hauſe ſcharmantes Weib, hübſch, verſtändig, eine Wienerin, die ſchon recht artig ungariſch plappert. Auch der Mann gewinnt bei näherer Bekanntſchaft. Nach Tiſch der Probe einer ungariſchen Dilettantengeſellſchaft beigewohnt. Alle gut geſpielt. Die Sprache im Munde der Weiber häßlich. Bei Männern klingt ſie beſſer, aber grimmig."

„2. September. Fühle mich recht krank. Gepackt, geärgert. Im Wirtshauſe die ſchlechteſte Bedienung, die mir je vorgekommen. Mein engliſcher Reiſegefährte Mr. Smith ſuchte mich auf, mir die Arbeiten an der neuen Donaubrücke zu zeigen. Erſtaunenswürdig, koloſſal. Verſtehe nichts davon. Gehen ins ungariſche Theater, das ich noch nicht geſehen. Gaben den Barbier von Sevilla. Die Vorſtellung ſchlecht zu nennen wäre niedrige Schmeichelei. Sie war unter aller Vorſtellung. Pantaleoni ſang den Almaviva italieniſch und ließ alle Recitative, hier geſprochene Proſa, aus. Eine Mamſell Eder, vielleicht die von Wien, Roſina. Bei ihr allein kann man den Poſitiv ‚Schlecht' brauchen. Die andern, Pantaleoni eingeſchloſſen, gehören ſchon in die Vergleichungsſtaffel. Abends noch im Wirtshaus geärgert. Früh zu Bett."

„3. September. Um ½2 Uhr nach Mitternacht aufgewacht. Schweiß, heftiger Puls, recht üble Empfindung. Denke ſchon an die Möglichkeit, auf dieſer Reiſe zu ſterben. Non curat **Hyppoclides.** Um ½5 Uhr zum Dampfſchiffe, noch vorher von dem ganzen Hauſe angebettelt und geplündert. Sitze jetzt am Bord und ſchreibe. Kälte, ſtarker Wind.“

„Die Gegend um nichts ſchöner als zwiſchen Preßburg und Peſt. Ein paar Holländer und ebenſoviel Engländer, die die Reiſe bis nach Konſtantinopel machen wollen, zeigen ſich als recht artige Leute. Földvar, Tolna, Baja Anhaltungsſtationen präſentieren ſich recht gut. Meine Geſundheit ſcheint beſſer zu werden. Mittageſſen in der Kajüte wegen des ſtürmiſchen Windes. Ueberhaupt wenig Genuß. Gegen Abend Mohacs, wo man ſonſt zu übernachten pflegt, heute aber des Mondſcheins wegen vorüberfährt. Ueberall die ganze Population am Landungsplatze. Abends bietet mir der wackere Kapitän Ferno eine leergewordene Kabine an, und ich ſchlafe die erſte Nacht gut ſeit Beginn meiner Reiſe. Da die Kabine gerade der Maſchine gegenüber liegt, glaubte ich anfangs wegen des Gepolters nicht einſchlafen zu können, es ging aber dennoch, und gegen Morgen wachte ich vielmehr gerade darum auf, weil es ruhig wurde, da nach Untergang des Mondes das Schiff anhielt.“

„4. September. Gegen 5 Uhr neues Gebrauſe. Das Schiff ſetzt ſich in Bewegung. Ehe ich noch aufs Verdeck kam, war Erdöd bereits paſſiert. In der Nacht waren wir bei Agatin ſtille gelegen. Ein Graf Seszen mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin. Beide ſprachen recht gut. Die Geſellſchaft wird immer kleiner. Der Kapitän und der ältere Holländer, ſowie der jüngere der beiden Engländer ſind vortreffliche Leute. Ich ſelbſt kann über dem Geſtrampfe und Gebrauſe nicht viel Vernünftiges denken. Um ſo beſſer vielleicht. Diät iſt nicht bloß dem Körper vorteilhaft. Nicht übel bei Iller u. ſ. w. Schön gelegen Peterwardein, beſonders von ferne nimmt ſich die Feſtung gut aus. Karlowitz ſchön. Von da aber bis Semlin niederträchtig.“

„Die Gegend ſteckt die Geſellſchaft an, man langweilt ſich. Eine hübſche Frau aus Neuſatz war noch das letzte geweſen. Auch ſie hat ſich entfernt. Zwei Miniſter des abgeſetzten Michael Miloſch ſind zu Peterwardein an Bord gekommen. Der eine, ganz europäiſch gekleidet, ſaß bei Tiſche neben mir. Er gefiel mir ausnehmend, ſo verſtändig und mild waren ſeine Aeußerungen. NB. Ich wußte damals noch nicht, wer er war. Das Wetter, das vormittags leidlich geweſen war, wurde gegen Abend ſtürmiſch und kalt.“

„Endlich zeigen ſich Berge im Hintergrunde, Belgrad wird ſichtbar auf einem ſanft verlaufenden Hügel. Macht ganz den Eindruck einer Feſtung. Semlin ſcheint ein armſeliges Neſt. Der Kapitän beſchließt, die Nacht durchzufahren. Kann daher Belgrad nicht beſehen, wie meine Abſicht war. Eine Kajute wird mir auch heute eingeräumt.“

„5. September. Morgens waren wir ſchon über Semendria hinaus, und die ſchöne Gegend, die dort ſein ſoll, ging verloren. Baron Forgatich, der bekannte Regulierer der Donau, war abends auf unſer Schiff gekommen. Er gibt ſich heute zu erkennen und zeigt ſeine Pläne, von denen ich nichts verſtehe. Ich bin überhaupt ganz dumm von dem ewigen Geſtampf und Gepolter. Schon bei der Nacht hat es heftig geregnet. Es ſetzt mit Unterbrechungen fort, und iſt überhaupt kalt und unfreundlich. Wenigſtens gibt es jetzt Berge an den Ufern, und man iſt der langweiligen Ausſicht los.“

„Ungefähr um 11 Uhr vormittags kamen wir nach Trenkowa und nahmen dort Abſchied vom Samſon. Mit kalter Küche und Wein verſehen. Da die Fahrt über die erſten Wirbel der Donau ſieben Stunden dauern ſollte, begaben wir uns auf ein Ruderſchiff, mit Walachen bemannt. Die

Wirbel der Donau ſind bei hohem Waſſer, wie jetzt, völlig unbedeutend. Dafür war das Wetter elend. Regen, Wind, Kälte. Die äußerſt ſchöne Gegend konnte für ſo viele Unbequemlichkeiten nicht entſchädigen. Abends in Alt-Orſova. Beſſeres Wirtshaus als zu erwarten war. Meine Mißſtimmung dauert fort. Veteraniſche Höhle."

„6. September. Da die Abfahrt erſt um 3 Uhr nachmittags ſtattfindet, beſchloſſen wir, Mehadia zu beſuchen. Um 7 Uhr morgens abgefahren. Die Gegend ſchön, übrigens nicht ſchöner, als man vieles ſchon geſehen. Mehadia hübſch, ja elegant. Räuberhöhle. Die Gegend ſcheint weiter ins Thal immer ſchöner zu werden, wir mußten aber zurück."

„Mittageſſen. Um 3 Uhr Abfahrt auf einem Ruderboote durch das eiſerne Thor. Die Wirbel kaum ſtärker als auf der erſten Strecke. Ankunft in Klado Solova. Beſteigen die Argo. Sogleich Abfahrt."

„7. September. Morgens um 5 Uhr Ankunft in Widdin. Ein paar recht gebildete macedoniſche Griechen, die in Orſova zu uns geſtoßen, führen den älteren Holländer und mich in die Stadt. Ein elenderes Neſt kennt die Erde nicht. Bazar ſozuſagen. Straße der Fleiſcher, furchtbares Pflaſter. Steigen in dem äußeren Gang der Moſchee empor. Der Tempel ganz leer. Eine Art Hühnerſtiege führt zu einer Art Kanzel hinauf. Die Fenſter mit farbigen Gläſern. Ungeheure Lampen und Kronleuchter. In einem Winkel am Boden kauert der Prieſter und ſingt in klagendem Tone Gebete herab. Die Griechen führen uns zum griechiſchen Erzbiſchof ein. Einer der ſchönſten Männer, die ich je geſehen, bei oder über ſechzig Jahre, weiße Haare und Bart, die Hände noch weißer wenn möglich. Wir ſagen uns Komplimente, die die Macedonier verdolmetſchen. Man bringt Pfeifen, eingemachte Früchte und Kaffee. Die Abfahrt des Schiffes nötigt zum Abſchied. Das Dampfboot hat ſich indes mit Türken, Bulgaren, Juden und Jüdinnen ſamt Familie gefüllt, ſo daß wir einer türkiſchen Kolonie gleichen. Die Kinder amüſieren ſich auf kleinen Nürnberger Trompeten. Die ganze Geſellſchaft frühſtückt mit Weintrauben, Melonen, ſtinkendem, mit Ochſenſchmalz vulgo Unſchlitt bereitetem Brot, wozu ſie Waſſer trinken, ſo daß ſich einem vom Anſehen der Magen umwendet. Ein reicher Kaufmann, der einen Bedienten zur Begleitung hat, ausgerüſtet wie ein Zeughaus. Kaffee um 8 Uhr, Gabelfrühſtück um 9 Uhr, ſo daß wir eigentlich viel ekelhafter ausgehalten als die Türken. Doch die Not zwingt zu eſſen auch ohne Hunger, denn das Mittageſſen ſoll erſt um 4 Uhr ſtattfinden. Angenehmer Reiſetag, das Wetter, den Wind abgerechnet, beſſer als an den vorigen Tagen. Die ab und zu kommenden Türken, halb Pracht und halb Lumpen, bringen Abwechſelung in die Scene. Der bosniſche Kaufmann, ein goldgeſticktes Schnupftuch vor ſich und Löcher in den Strümpfen. Die Donauufer ſo abgeſchmackt wie immer mit kurzen Unterbrechungen durch ländliche Gegenden. Meine Homerlektüre kommt ins Stocken, da ich in der Betäubung manche Stelle nicht verſtehe. Nikopolis. Nachts liegen wir in Siſtov ſtill. Hatte Thee getrunken, konnte nicht ſchlafen. Verdächtiges Gekrabbel über den Körper. Der alte Engländer, begleitet von dem älteren Holländer, ſchnarcht. Der junge Engländer kramt bis Mitternacht herum. Die walachiſchen Schildwachen von Siſtov her rufen ſich unaufhörlich an. Das Kalb, das unſer morgendes Mittagsmahl bilden ſoll, blökt auf dem Verdecke. Jeden Augenblick Störung durch einen Aufſtehenden, der über die Lagerſtätten hinwegſteigt. Endlich doch mit Unterbrechung geſchlafen, gegen 4 Uhr das letzte Mal erwacht. Die beiden macedoniſchen Griechen nehmen Abſchied. Das Schiff ſetzt ſich in Bewegung."

„8. September. In Ruſtſchuk findet ſich endlich mein Reiſegefährte ein. Beſehe mit ihm die Stadt. Dieſes Reich iſt verloren. Der Untergang ſteht nicht bevor, er iſt ſchon da. Ich wollte, unſere Staatsmänner reiſten nur bis hierher, um die Richtigkeit ihrer Hoffnungen der Wiederherſtellung einzuſehen. 800 Kanonen in der Feſtung mit verfaulten Lafetten ohne Bewachung, ohne Bedienung. Die Straßenjungen ſpielen mit den Kanonenkugeln und Bomben. Die Häuſer Trümmer. Es iſt aus, da hilft kein Gott. Siliſtria, die einſt ſo ſtarke Feſtung, in noch ſchlechterem Zuſtande. Nachts in Czernavoda angekommen. Der furchtbare Lärm auf dem Schiffe hört darum nicht auf. Der Kapitän beſitzt die Kunſt, immer etwas Störendes zu erfinden, die Wanzen kommen ihm zu Hilfe. Gegen $^1/_2$2 Uhr hört das Gelärm auf und fängt vor Tage wieder an.“

„9. September. Liegen in der abgeſchmackteſten Gegend des römiſchen Kanals nach Kuſtendſche. Müſſen hier den ganzen Tag aushalten, bis die Wagen zur Landfahrt anlangen. Alſo noch eine Nacht in dieſer Wanzenhöhle. Die jungen Leute wollen auf die Jagd gehen, und ich werde ſie begleiten, um die Zeit hinzubringen, denn Gewehre ſind nur zwei vorhanden. Das Wetter beginnt ſich zu trüben.“

„Die Jagd ſo unglücklich als möglich. Schoß nur einmal auf einen Pelikan, der zu hoch war, und den ich daher fehlte. Die Hunde ſchlecht, die Rebhühner hielten nicht aus. Verlieren uns endlich, und kehre mit dem älteren Holländer allein nach dem Schiffe zurück. Ueberall Wüſte, nichts als Wüſte. Schlafe in der Kajüte des Majors, wo wenigſtens die Wanzen minder häufig ſind, und die ungeheuren Mücken, die ſtechen wie Moskitos, ausgeſchloſſen ſind.“

„10. September. Morgens um 7 Uhr zu Wagen weiter. Nirgends ein Dorf, höchſtens Kirchhöfe als Ueberbleibſel von früher. So fort durch zwanzig deutſche Meilen. Die Pferde, wo es möglich, im Galopp, ja in Carriere. Eine Reihe von Seen rechts am Wege, mit Waſſergeflügel überſät. Nie in

16.

Das Unglück trat dem Könige Franz läſtig in die Wege, da er aus Spanien kam. Bei Cognac traf er ſeinen erſten Wald, die lang verſagte Luſt den Hirſch zu verfolgen, ſollte ausgekoſtet werden — der König ſtürzt mit dem Roſſe, verletzt ſich gefährlich, iſt verhindert ſich ſeiner endlichen Heimkehr ganz und breit und mit Glanz zu erfreuen. Doppelt ärgerlich wurden ihm nun die Bedingungen des Vertrages, und als erſt ſeine neue Gattin die Söhne ihm wieder zurückgebracht, da übertäubt er alles beſſere Ehrgefühl des gegebenen Wortes, da wird er immer heftiger, je ruhiger Carl auf dem Vertrage beſteht, da beleidigt er am Ende dergeſtalt, daß Carl ſich perſönlich vertheidigen muß.

Wäre dies nicht eine feine Diplomatie, das politiſche Uebel auf einen perſönlichen Streit abzuleiten? Ein Zweikampf hat ſeine Chancen, Franz iſt ein geübter Ritter, und Carl? Carl hat die perſönliche Herausforderung angenommen, was will der König mehr! man unterhandelt blos noch über die Form.

Kommt ans Ufer der Bidaſſoa, ſagt der Kaiſer, der Ort iſt Euch bekannt, Ihr wurdet da frei, Ihr gabt mir da Eure Kinder, kommt dahin, wenn Ihr Eure Ehre lieb habt, Jeder bringe nur einen Edelmann mit ſich. Wenn Ihr in vierzig Tagen nicht da ſeid, ſo fällt auf Euch die Schande.

Man ſagt, Carl habe ſchon ſeinen Secundanten erwählt gehabt in Baltazar Caſtiglione, dem tapferſten Spanier jener Zeit. Und Franz? Es klingt unerklärlich! Ueber allen Zweifel hinaus war er ein tapfrer Mann. Wüßte man nichts als folgenden Vorfall, man fände ſein Betragen an dieſer Stelle unerklärlich: Ein deutſcher Graf, ſagte man, habe ein Attentat auf ihn vor, Franz erfährts, als ſie zuſammen auf die Jagd reiten. Augenblicks ſondert er ſich mit ihm ab und vertieft ſich mit ihm allein in den Wald.

meinem Leben ſah ich mehr Rebhühner. Geier, Habichte, auf alten Grabhügeln ſitzend. Mitte Weges beim ſogenannten Kaffeehauſe Streit mit einem Türken, dem ſein Wagen erſter Klaſſe zu ſchlecht iſt, obwohl er nur für die dritte bezahlt hat. In der Nähe von Kuſtendſche Anblick auf das Schwarze Meer. Sieht aus wie ein dunkelblauer Hügel. Oſtwind droht eine ſchlechte Ueberfahrt. Ankunft in Kuſtendſche. Zerſtört wie alles Türkiſche. Kollation mit Seefiſchen, die wohlthat, da wir ſeit 5 Uhr nichts genoſſen, und da nur eine Schale Kaffee. Wollen das weitere erwarten."

„Wir waren mit dem Kommiſſär der Dampfſchiffgeſellſchaft vorausgefahren. Die übrige Geſellſchaft kommt nach einer Stunde nach. Gehen an das Meer hinaus. Erfriſchender Seegeruch. Ziehen uns aus, zu baden. Der junge Engländer ſchwimmt zum Dampfſchiff auf die Reede hinaus. Ich begnüge mich, meine Uebungen näher dem Ufer anzuſtellen. Unangenehmer Geſchmack des Seewaſſers. Das Waſſer iſt kälter, als ich vorausgeſetzt. Die warme Suppe und der Tenedoswein meines guten Mittagmahles machen erſt die Wohlthat des Seebades fühlbar. — Um 8 Uhr zum Dampfſchiffe, das klein, aber zur Nachtruhe gut ausgerüſtet iſt. Um Mitternacht ſetzt ſich das Schiff in Bewegung. Schlafe glücklicherweiſe ein."

„11. September. Morgens um 4 Uhr erwacht. Die gefürchtete Nacht iſt vorüber. Das ſchönſte Wetter. Die See iſt ruhig trotz der entgegengeſetzten Vorherſagungen. Ringsherum nirgends Land ſichtbar. Springende Delphine umgeben das Schiff."

„Der Tag ging in Glanz und Annehmlichkeit vorüber. Als wir aber vom Mittageſſen, das, halb orientaliſch zubereitet, meinem Magen nicht behagen wollte, aufſtanden und aufs Deck hinausgingen, hatte ſchon der dem Laufe des Schiffes entgegengeſetzte Wind ſich verſtärkt, und die Bewegungen wurden unangenehm. Je mehr wir uns den Strömungen des Bosporus näherten, um ſo mehr vermehrte ſich dies, und als wir abends mit einer Partie Whiſt die Zeit töten wollten, wurde mir wenigſtens das Schwanken ſchon ſo unangenehm, daß ich, um der heißen Kajüte zu entgehen und in freier Luft dem Uebel beſſer gewachſen zu ſein, aufs Verdeck hinaus ging und mich dort niederſetzte, das weitere erwartend. Der Wind blieb ſcharf. Das Schiff wankte, rollte, kollerte, von meinem Magen periſtaltiſch beantwortet, und bald war mir herzlich übel, jedoch ohne Neigung zu erbrechen. Ich ſuchte auf alle Weiſe durch Gedanken der Lage Meiſter zu werden, und es gelang auch für kurze Zeit. Die Natur behielt aber die Oberhand, und die Anſtrengung der Selbſtüberwindung verſchlimmerte vielleicht meinen Zuſtand. Ermüdet nickte ich ein, erwachte, fühlte das Uebel im Magen vermehrt, lehnte mich wieder zurück und ſo fort. Nachdem das ein paar Stunden gedauert hatte, überkam mich auf einmal ein ſonderbares Gefühl. Eine angenehme, faſt wollüſtige Empfindung bemächtigte ſich meiner, in der mir jede noch ſo gewaltſam empfundene Bewegung des Schiffes höchſt wünſchenswert ſchien, nur der Magen blieb gleich ſchlecht wie früher. Da dachte ich, es ſei Zeit, den Schlaf in der Kajüte zu verſuchen. Das Rollen war hier minder, aber meine Uebelkeit dieſelbe. Endlich ſchlief ich doch ein und ſchlief fort, wohl nur, wie ich ſpäter hörte, weil der Kapitän ſich am Eingange des Bosporus vor Anker legte, da man vor Tagesanbruch in denſelben nicht einfahren darf. Während der Zeit mochten wohl die Bewegungen des Schiffes geringer ſein. Lange vor Tag erwachte ich, leidend, krank. Man rief uns nämlich in die Kajüte hinab, die Leuchttürme ſeien im Geſicht. Stieg aufs Verdeck, wo man kaum noch die Gegenſtände unterſcheiden konnte. Endlich wurde es lichter und lichter, die Sonne ging auf und beleuchtete die europäiſche Küſte."

„12. September. Was man von der Schönheit des Bosporus geſagt hat, iſt, mit Einſchluß der Uebertreibung, buchſtäblich wahr, denn die Uebertreibung iſt der Erhebung natürlich. Anfangs trat mein Uebelbefinden ſtörend entgegen, bald aber wurde der Eindruck zu mächtig, und ich gab mich völlig hin. Man hat die Lage von Konſtantinopel der von Neapel vorgezogen, vielleicht mit Unrecht, was die Schönheit betrifft, ſie iſt aber ausgedehnter, koloſſaler und dadurch mächtiger. Beinahe durch vier Stunden Weges folgen ſich, anfangs bloß auf der europäiſchen, dann aber auch an der aſiatiſchen Küſte Befeſtigungen, Schlöſſer, Dörfer, Paläſte in ununterbrochen reizender Fortſetzung. Die Welt hat vielleicht nichts, was ſich damit als Ganzes vergleichen läßt. Einzeln betrachtet dürften bloß die Feſtungen die Probe aushalten. Die Paläſte der Türken ſind nur aneinander geſchobene Luſthäuſer. Ihre Lebensart zeigt auch im Luxus, daß ſie aus der Genügſamkeit hervorgegangen iſt. Dazu noch all dieſe Gebäude von Holz. Ich geſtehe, daß die Aufklärung über dieſen letzten Punkt mir die Hälfte des Genuſſes genommen hat. In der Ferne jedoch, und ehe man derlei weiß, nimmt ſich alles herrlich aus. So geht es denn fort. Ununterbrochen Feſtungen und Batterien zu beiden Seiten. Das reizende Bujukdere, Therapia, das europäiſche und aſiatiſche Schloß. Leanders Turm, jetzt, denk' ich, ein Spital. Darüber hinaus die Spitze des Serails mit ſeinen Mauern, die ſpaniſchen Wänden gleichen. Von hinten hervorblickend die Kuppel der Sankta Sophia. Rechts Galata mit der Einfahrt in den Hafen. Links Skutari an der Küſte von Aſien.“

„Das Schiff hält und iſt bald von Kaiken und Lohnbedienten umringt. Wir wählen einen der letzteren, vertrauen uns einer der erſteren und ſtoßen vom Schiffe ab, ſehen uns aber bald von einer Barke des Zollamts angehalten mit Beamten, die durchaus auf Viſitation dringen. Marinewitſch, der mit uns iſt, wirft aber den Beamten ein kleines türkiſches Goldſtück und ein paar deſto größere Grobheiten zu, und man läßt uns paſſieren. Wir ſteigen auf der Stiege von Pera aus, wo Laſtträger, die ſich durch eine Art Sättel zu Kamelen umgeformt haben, jeder eine Laſt mehrerer Männer aufnehmen, und jetzt geht die Wanderung durch die Hotels an, die ſich alle beſetzt finden. Endlich im Hotel Bellevue notdürftiger Platz. Gewaſchen, gebügelt, raſiert. Collazione, an der zwei widerliche Franzoſen teilnehmen. Beſchließen darauf, unſere engliſchen und holländiſchen Reiſegefährten aufzuſuchen, von denen wir etwas abrupt abgekommen waren. Finden ſie in drei Hotels zerſtreut. Machen mit ihnen einen Gang durch die Stadt. Zuerſt, als in der Nähe liegend, die tanzenden Derwiſche. Jedermann weiß, was da geſchieht. Wie ein übelklingender Geſang mit allerlei Gurgeleien von einer Art Tribüne herab von einer einzelnen Stimme den Anfang macht, dann der Umzug der Mönche, wobei ſie ihren ſitzenden Vorſteher kadenzenmäßig durch Verbeugungen grüßen. Hierauf Inſtrumentalmuſik, wenn eine Rohrflöte, ein Dudelſack und eine Trommel für Inſtrumente und die ärgſten Mißtöne für Muſik gelten können. Endlich erſchallt von derſelben Tribüne herab ein heftiges Geſchrei, wohl als Geſang gemeint, und nun beginnt, dreimal unterbrochen, anfangs langſam, dann aber immer ſchneller, ohne je wild zu werden, der Drehtanz der Derwiſche. Sie werfen dazu ihre verſchiedenfarbigen Mäntel von ſich und ſind darunter weiß in Jacken und Unterröcken gekleidet. Die Füße nackt, das Haupt mit kegelförmigen Filzmützen bedeckt. Der Tanz bewegt ſich in zwei oder drei Kreiſen, zwiſchen welchen ein blau gekleideter, nicht tanzender Derwiſch gemeſſen auf und nieder geht. Auch der Vorſteher tanzt nicht, ſondern ſitzt außer den Kreiſen. Man hat die Bewegungen als heftig und wild beſchrieben, ich habe ſie eigentlich graziös gefunden. Ein paar hübſche junge Burſche von höchſtens achtzehn Jahren, der eine in den Farben der Geſundheit, der andere bleich und hager, die Augen geſchloſſen, das Haupt gegen den emporgeſtreckten rechten Arm und dieſer dem Haupte entgegen geneigt, wobei ſie den linken mit herabhängender Hand gerade vor ſich ſtrecken, die Verzuckung einer ſüßen Begeiſterung auf den Lippen — ſahen ſo reizend aus, als ein Mann nur immer einen Mann finden kann. Die Aelteren nahmen die Sache etwas berufsmäßiger. Auch die Begrüßung des Vorſtehers im Vorüberwandeln hätte manchem Ballettcorps zum Muſter dienen können."

„Hierauf in den Bazar. Unabſehbare Hallen mit Kaufmannsbuden oder vielmehr Kramläden, denn die meiſten ſcheinen mit 50 Dukaten auszukaufen zu ſein. In eine Bude eingetreten, werden mit Kaffee und Pfeifen bewirtet. Kaufen einige Kleinigkeiten. Ein Damascener Säbel um 3000 Piaſter geboten. Zu Tiſch nach Hauſe. Wenigſtens nicht die ſchmierige orientaliſche Fettküche. Franzöſiſcher Wein. Früh zu Bette. Lange vor Tag aufgewacht, vielleicht durch die Kälte, die unter einfacher Bettdecke grimmig war. Im September in Konſtantinopel!"

„13. September. Frühmorgens zum Bankier, um Geld zu holen. Später zum Geſandten. Scheint kein unebener Mann. Lädt uns für denſelben Tag zu Tiſch. **Diem perdidi.** Das Mittagsmahl und der damit zuſammenhängende Abend war angenehmer, als ich mir vorgeſtellt hatte. Die Gräfin, obwohl geborene Franzöſin, ſpricht ſehr gut deutſch und hatte den richtigen Takt, in dieſer Sprache zu reden, um die andern ungehindert ſprechen zu machen. Sie iſt ein geſcheites, wie es ſcheint, völlig gebildetes Weib. Das Geſandtſchaftsperſonal beſteht aus angenehmen, größtenteils jungen Leuten. Darunter der junge Schwarzhuber mit dem redlichen Geſichte ſeines Vaters. Kam mir beinahe ſonderbar vor, von Poeſie, von meinen eigenen Arbeiten zu reden, was ich ſeit Jahren nicht gethan. So ward aus Morgen und Abend der zweite Tag unſeres Aufenthalts.“

„14. September. Maierhofer hatte Geſchäfte in Therapia, und ich beſchloß, ihn zu begleiten, teils weil ich den Bosporus bei der Durchfahrt doch nicht genau genug beſehen zu haben glaubte, teils weil unſer Lohnbedienter notwendig mit ihm fahren mußte. Fuhren um 7 Uhr morgens auf einer vierruderigen Barke ab. Stiegen in Jenikoi aus, weil M. den Fürſten der Walachei zu beſuchen hatte, der aber eben im Begriff war, nach Konſtantinopel zu fahren. Weiter fort an den herrlichen Ufern und an den leider hölzernen und nur im ganzen impoſanten, im einzelnen kleinlichen Häuſern. In Therapia Herrn Alutrant beſucht, an den ich Briefe habe. Die Maſchinenwerkſtätte der Dampfſchiffahrtskompanie beſehen. Langweilig. Endlich nach Bujukdere, wo wir Eſſen beſtellten und indes ſpazieren gingen. Aus den Fenſtern des Landhauſes des ſpaniſchen Geſandten tönte Muſik. Es waren altitalieniſche Duette, beinahe ſchien es Solfeggien für Sopran und Alt mit Begleitung des Fortepiano. Die Stimmen waren nicht gerade ſchön, ſie ſangen aber die ungemein ſchwierige Muſik ſehr richtig, und es machte mir unendliches Vergnügen, da ich ſtrenge Singſachen liebe und jetzt ſo lange keine Muſik gehört habe. Darauf beſahen wir die Gegend hinter dem Orte, wo die Gegend jener von Weidling gleicht und den Vorzug vor ihr nur durch eine Baumgruppe von ſieben Bäumen, i setti fratelli, behauptet, dergleichen man bei uns wirklich nicht ſieht. Im Rückfahren nahmen wir zu Therapia Herrn Alutrant ins Schiff und ließen uns ans aſiatiſche Ufer überfahren, wo wir in dem famös gewordenen Hunkiar Skeleſſi ans Land ſtiegen. Zum erſtenmal Aſien betreten. Wenn ich die Gegend von Bujukdere mit der von Weidling verglichen habe, ſo brauche ich mich nicht im Verdachte der Exaltation zu haben, ich kann daher ſagen, daß ich etwas dieſen aſiatiſchen Baumgruppen Aehnliches nie geſehen habe. Es iſt etwas Weiches, Partien- und Gruppenartiges in ihnen, das den unſern fehlt. Beſonders zeichnen ſich die Eichen aus, dunkler als bei uns, maſſenhafter und doch unendlich zarter. Ich war eigentlich hingeriſſen."

„Der Abend nahte, und wir mußten nach Hauſe. Die Waſſer des Bosporus himmliſch in der untergehenden Sonne. Durch die bereits dunkeln Straßen nach Hauſe. Ein wunderſchöner Knabe zu Pferde. Wahrſcheinlich — Ein Glas Wein getrunken und zu Bette."

„15. September. Unſere engliſchen und holländiſchen Freunde holten uns verabredetermaßen ab, um den Zug des Sultans in die Moſchee zu ſehn. Unglücklicherweiſe hatte er, da er den Palaſt Beglerbeg auf der aſiatiſchen Seite bewohnt, für die heutige Freitagsandacht eine kleine Moſchee bei Skutari gewählt, wo er denn zu Schiffe ankommen und der größte Teil des militäriſchen Pompes wegfallen mußte. Wir fuhren in einer vierruderigen Barke hinüber und poſtierten uns, wahrſcheinlich allen Verordnungen entgegen, auf der Terraſſentreppe eines leerſtehenden Hauſes, wo der Sultan vorüberfahren mußte und niemand ſtand als wir. Lumpige Truppen machten Spalier. Offiziere von allen Sorten und Graden. Bald verkündigten Kanonenſchüſſe die Ankunft des Herrſchers. Ein paar Barken mit Adjutanten als Avantcoureurs. Endlich die von Gold ſtrahlenden Staatsbarken, mit prächtig gekleideten Ruderern beſetzt, es waren drei, in der mittleren, wenn ich mich recht erinnere, ſaß der Sultan unter einer Art Thronhimmel. Er ſieht nicht übel aus, und hart an uns vorüberfahrend, blickte er uns ſcharf an. Die See ging hoch, und ein halb Schiffbruch leidendes Kaik mit einem General am Bord vertrieb unſere Schiffsleute von ihrem Standplatze, ſo daß wir mit Lebensgefahr über Hals und Kopf in unſer Schiff ſpringen und ſogleich abſtoßen mußten."

„Wir beſchloſſen, nach den ſüßen Waſſern Aſiens zu fahren. Der ſtarke Wind und die gewaltige Strömung machten die Fahrt ſchwierig. Schon früher war ein kurzer, aber heftiger Regen eingetreten, der uns zwang, in einem Kaffeehauſe von Skutari Zuflucht zu nehmen, wo man uns mit Kaffee und Pfeifen bediente. Während der Regen noch dauerte, fuhr der Sultan zurück. Diesmal ohne Thronhimmel, einen roten ſeidenen Regenſchirm (parapluie) über den Kopf gehalten.“

„Die ſüßen Waſſer entſprachen als Gegend ihrem Rufe nicht; einige ſchönere Bäume, unbedeutende Hügel, nicht mit Hunkiar Skaleſſi zu vergleichen. Das Gras fand ich naß, die Wege kotig, weshalb auch wenig Geſellſchaft, größtenteils aus Weibern und Kindern beſtehend, da war. Sämtlich in bunten, vergoldeten, kugelförmigen Wagen, teils von Pferden, teils von Ochſen gezogen, wovon mir die letzten mit hohen Quaſten gezierten Halbbogen an dem Kopfzeuge geſchmückt und nebſtdem wunderſchöne weiße Tiere, am beſten gefielen.“

„Ein Gaukler mit einer Baskentrommel und ein ſich überſchlagender und umkollernder Knabe unterhielten die Weibergeſellſchaft, von denen die vornehmeren, wahrſcheinlich des durchnäßten Graſes wegen, ihre Wagen nicht verließen. Sogar komödienartige Reden ſchienen manchmal eingemiſcht. Näher konnten wir die Sache nicht unterſuchen, denn die Polizeiſoldaten wieſen uns, obgleich höflich, von dem Weiberkreiſe zurück. Nach Hauſe gekehrt. In demſelben Hauſe die Gräfin Hahn-Hahn. Deren Bekanntſchaft gemacht. Sie ſcheint natürlich, wenigſtens ſpricht ſie ſo. Gefiel mir weit beſſer, als ich erwartete.“

„16. September. Geſtern ſchon hatte uns Herr Surmont angekündigt, daß er durch den holländiſchen Geſandten einen Ferman zur Beſichtigung der Moſcheen für heute erhalten habe. Wir gingen daher um 9 Uhr morgens zu ihm, oder vielmehr er kam uns auf dem Wege entgegen. Es hatte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft eingefunden, und wir machten uns alle auf den Weg über die Hafenbrücke nach Konſtantinopel. Die erſte Moſchee, die wir beſuchten, war die Sultan Solimans, nach Sankta Sophia die größte und am meiſten bewunderte. Dieſe koloſſalen Porphyrſäulen, aus denen man nichts zu machen gewußt hat als Strebepfeiler für die darauf geſtützten Bogen, dieſe Bogen ſelbſt, die von weiß und ſchwarzem Marmor geſtreift die Idee der Feſtigkeit aufheben, welche die Idee des Bogens iſt; dieſe kahlen Wände, durch nichts unterbrochen, machten einen ungünſtigen Eindruck auf mich. Dazu dieſe Menge von Lämpchen und Lampen, die auf Reifen und ſpinnenähnlichen Kronleuchtern über dem Kopfe des Beſchauers ſchweben; das Gemiſch edler Säulen und abgeſchmackter Barbarei, das Ganze macht einen wüſten und müßigen Eindruck. Mir gefiel es nicht. Prächtig und würdig zugleich iſt das daneben ſtehende Grab Suleimans, wo er mit zwei Söhnen und drei Weibern beſtattet liegt. Die Wände mit einer Art buntem Porzellan überzogen, die Geländer mit Schildpatt und Perlmutter eingelegt. Auf dem Sarge der kaiſerliche Turban mit zwei Reiherbüſchen."

„Es fing jetzt an zu regnen, und wir mußten uns mit Parapluies bis Stur Osmage, einer kleinen, aber ſehr hübſchen Moſchee, durcharbeiten. Sie iſt ohne Prätenſion, ohne mißbrauchte Säulen ganz im orientaliſchen Stile gebaut, freundlich und hell, und gefiel mir deswegen."

„Von da nach Sankta Sophia. Da unterdeſſen die Gebetsſtunde gekommen war, wurden wir nicht eingelaſſen, und ſetzten uns, um abzuwarten, vor einem nahebei liegenden Kaffeehauſe nieder, wo Pfeifen und Kaffee, wie natürlich, gereicht wurden. Mittlerweile hatte ſich noch ein Anſtand erhoben. Der geiſtliche Vorſteher weigerte ſich, mehr Perſonen, als in dem Ferman angegeben waren, einzulaſſen, nämlich zwei, indes unſere Geſellſchaft beinahe aus dreißig beſtand. Die Verdoppelung des gewöhnlichen Geſchenks hob auch dieſe Schwierigkeiten. Wir wurden eingelaſſen, vorderhand aber nur in die Emporkirche. Es iſt ſchwer, eine Beſchreibung von dem Eindruck zu geben, den dieſes Gebäude macht. Ich habe nichts Kirchliches geſehen, was ſich damit vergleichen ließe. In rötlichgrauen Marmor gekleidet, der an mehreren Stellen höchſt glücklich von Tafeln dunklerer Farbe unterbrochen wird, hat das Ganze ein ernſtes, aber keineswegs finſteres Anſehen wie die gotiſchen Kirchen. Die herrlichen Säulen müſſen zwar auch hier Bogen tragen und ſind noch dazu doppelt übereinander geſtellt, aber die der Kuppel zur Stütze dienenden Pfeilerwände geben einen ſo maſſenhaften Gegenſatz, daß eines durch das andere gehoben und getragen wird. Die Moſaiken der Kuppel und Decke ſind von den Türken überweißt worden. Man beklagt das mit Recht, vielleicht aber auch iſt das Ganze durch ſie ſchwer geworden, wie in St. Markus in Venedig. Den Fußboden haben die Türken durch Legen der Teppiche ganz ins Schiefe gezogen, um die Richtung nach Mekka zu erhalten. Man führte uns endlich auch ins Erdgeſchoß hinab, obſchon das Gebet noch nicht vorüber war. Die Verſammlung belief ſich nicht auf viele Perſonen. Darunter mehrere Pilger aus Mekka, dunkle, ſonnenverbrannte Araber und ein wunderlicher Kerl, ein Verrückter, wie uns der Lohnbediente ſagte. Mit einem ungeheuren, wenn ich nicht irre, grünen Turban, ſcharlachrotes Kleid bis an die nackten Kniee reichend, den Gürtel beſteckt mit Dolchen und Piſtolen, eine Art Hellebarde auf der Schulter. Er ging wie der Hahn auf dem Miſte umher und maß uns mit zornigen Blicken. Auch unter den arabiſchen Pilgern ſchien ſich eine erregte Stimmung zu verbreiten, und endlich riet uns der Kawaß, der uns begleitete, fortzugehen, da es ſonſt zu einem Ausbruch kommen könne. Wir folgten ſeinem Rate, und am

Plötzlich hält er ſein Roß an, ſieht dem Grafen feſt ins Auge, zieht ſein Schwert und ſagt: Betrachte dieſe Klinge! Iſt ſie gut? Und dieſen Arm! Iſt er ſtark? Wer beide und mein Herz kennt, wird der noch daran denken, mich anzufallen? Und doch, hat er's einmal gedacht, ſo iſt er ein Wicht, wenn er ſich hierdurch abhalten läßt. —

Was iſt dies, wenn nicht Courage? Und doch war jene Herausforderung zwiſchen Franz und dem Kaiſer meiſt öffentlich durch Herolde betrieben worden vor den Ohren Europa's, und doch —

Ich habe mit Aufmerkſamkeit die Darſtellung beider Cartelträger geleſen, wie ſie aus den Manuſcripten Bethune's überliefert worden, ich habe geſehen, daß gegen die ſpaniſche Darſtellung nichts der Rede Werthes von franzöſiſcher Seite eingewendet wird, ich bekenne, daß mir dieſes Ereigniß ein Räthſel bleibt.

Nachdem der letzte Cartelträger Carls mit immer erneuter Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, um bis Paris vorzudringen, nachdem man ihn ganz ſo herumgezerrt, wie Jemand zu zerren pflegt, der ſich nicht ſchlagen will, nachdem dieſer Cartelträger endlich durch Montmorency, den Grand-Maitre, die Zuſicherung einer Audienz erhalten, da kommt endlich der Tag, wo Franz ihn hören muß.

König Franz, von einer großen Verſammlung ſeines Adels umgeben, ſitzt finſteren Geſichtes da, als der Spanier eintritt. — Bringſt Du, Herold, ruft er ihm ungeduldig entgegen, bringſt Du Sicherung des Ortes? — assurance du champ —

Sire —

Was Du ſonſt haſt, hernach, bringſt Du Sicherung des Ortes?

Sire, die geheiligtſte Majeſtät des Kaiſers —

Nichts da, weiter will ich nichts wiſſen!

Sire, ich habe Ordre, das Cartel zu leſen —

Was? — und hier ſprang der König von ſeinem Sitze auf — Dein Herr will neue Gebräuche einführen? Was für ein neuer Zug von Verſtellung iſt das wieder?

Sire, mein Herr thut ſtets, was ein rechtſchaffener und ehrenhafter Prinz thun ſoll.

Ausgange verabſchiedete uns der verrückte rote Kerl oder ein ihm ähnlicher, da ich nicht begreifen kann, wie der andere vor uns aus der Thür kommen konnte. Auch trug er diesmal ſtatt dem Spieß eine Fahne. Er ſah uns furchtbar an und ſtieß einen Schrei aus, der zwiſchen dem Wiehern des Pferdes und dem Krähen des Hahnes die richtige Mitte hielt. Es mochte wohl eine Drohung oder Beſchimpfung ſein."

„Das Serail, obwohl unſer Ferman auch darauf lautete, konnten wir nicht beſehen, da der Sultan eben am nämlichen Tage es bezogen hatte. Wir begnügten uns daher mit dem inner des erſten Thores in der ehemaligen Irenenkirche liegenden Zeughauſe, das höchſt unbedeutend iſt."

„Nun war aber noch das Wichtigſte zu thun, nämlich nach Hauſe zu kehren, während es in Strömen regnete. Wagen gibt es bekanntlich in Konſtantinopel nicht, und unſere Wohnung war leicht eine volle Wegſtunde entfernt. Es blieb keine Wahl. Wir ſtürzten uns in den Platzregen, ließen uns in einem bereits tüchtig durchweichten Kaik überſetzen und kamen endlich durchnäßt wie nie in meinem Leben in unſerer Wohnung an. Das bald darauf folgende Mittageſſen verbannte die eiſige Kälte aus den Gliedern, und wir konnten abends dem Geſandten einen Beſuch machen und ſo liebenswürdig ſein, als es die Umſtände erlaubten."

„17. September. In der Nacht ein fürchterlicher Sturm. Zwei Schiffe gingen im Hafen zu Grunde. Das wichtige Geſchäft des Frühſtücks abgethan, dies freilich von einer andern Konſiſtenz als unſeres zu Hauſe. Die Franzoſen entgöttlichen ſich etwas. Der Major hat Geſchäfte. Ich will allein mit dem Dragoman ausgehen. Es regnet. Sind heute bei dem Geſandten zu Tiſche. Prokeſchs aſiatiſche Reiſeerinnerungen ſollen mir die Zeit verkürzen helfen."

„Doch mit dem Lohnbedienten allein ausgegangen. Ein paar noch nicht geſehene Straßen durchlaufen, die nichts

Intereſſantes darbieten. Die große Ciſterne beſehen, die ihren Gehalt von den ſüßen Waſſern Europas empfängt. Ein ſtupendes Werk aus den Zeiten der Konſtantine mit ungeheuren Granitſäulen, ſoweit das Auge reicht. Die Spitzſäule ägyptiſch. Die Baſis ſchlecht. Arbeit aus der Zeit des Theodoſius. Die halb zerſtörte Schlangenſäule, die einſt dreifach gewunden geweſen ſein ſoll, jetzt aber nur einfach iſt, und von der man viel fabelt. Die aller Zierden beraubte und nur noch aus den übereinander geſchichteten Quadern beſtehende Säule des Konſtantin. Dieſe drei Bildwerke ſollen die Richtung der Spina des ehemaligen Hippodroms bezeichnen. Beginnt zweimal zu regnen. Da ich nicht Luſt hatte, noch einmal durchweicht zu werden, nach Hauſe.“

„Mittags beim Geſandten. Das Wetter hatte mich verſtimmt und die Verkühlung von geſtern. Das Geſpräch wollte ſich nicht geben. Verfiel in jene beliebten Abweſenheiten, die ſo angenehm machen. Später kamen mehrere Leute, und das Geſpräch wurde franzöſiſch geführt. Wäre gerne nach Hauſe gegangen, aber der Major ſpielte, und ich wußte den Weg nicht. Schlechter Tag.“

„18. September. Die ganze Nacht gegoſſen. Die Straßen ſchwimmen im Kot. Suchte Herrn Surmont auf, da der Major Geſchäfte hatte. Surmont war auf den Sklavenmarkt gegangen, ließ mich eben dahin führen, traf ihn aber nicht mehr. Beſah mir den ſchändlichen Handel. Die Ware beſtand aber bloß aus Negern. Ein hübſcher Knabe wurde eben herumgeführt und um 1200 Piaſter feilgeboten. Der Bube ſchien gar nicht betrübt und folgte ungezwungen dem Ausrufer. Der größte Teil Weiber, d. h. Mädchen. Wenige hübſche. Eine ſah nicht übel aus, und blickte mich an, als wollte ſie mich zu einem Gebote auffordern. Das Abſcheuliche war in ſeiner Einförmigkeit bloß widerlich. Ging noch ein wenig in der Stadt herum, bis mir die Füße vom Pflaſter ſchmerzten, und dann nach Hauſe, da der durchweichte Boden keinen Ausflug geſtattet. Es ſtürmt wieder und droht mit Regen. Nichts gut an der Sache, als daß damit wahrſcheinlich die Aequinoktialſtürme abgethan ſind und unſere weitere Seereiſe hoffentlich geſichert iſt. Setze mich hin, um die Iliade zu vollenden und mit Prokeſchs Erinnerungen die Karte von Troas zu ſtudieren."

„19. September. Mit Surmont und den beiden jungen Leuten einen Ritt durch die Stadt gemacht, da der Schmutz das Gehen verbot. Auf den Pferdemarkt, wo wir nichts Schönes, wohl aber viel Hübſches und Wohlfeiles ſehen. In der neuen Münze, die erſt im Entſtehen iſt und eins der hübſcheſten Etabliſſements in Europa zu werden verſpricht. Ein Engländer der Direktor, die Arbeiter aber ſämtlich Türken, die alſo ſchon zu brauchen wären, wenn ſie angeleitet würden. Dann ins Arſenal. Eine Reihe der ſchönſten Kriegsſchiffe am Ufer. Im Bagno der Galeerenſklaven. Finſternis herrſcht da in der Mitte des Tages. Die Leute haben außer der Kette an einem Fuße kaum ſonſt etwas vom Gefangenen und ſcheinen freier gehalten zu ſein als irgend anderswo. Wenn man damit unſere ſchweren Kerker vergleicht! Ein darunter befindlicher Deutſcher, er mochte ein Preuße oder Braunſchweiger ſein, mit Bart und Haaren wie der wilde Mann im Harz, redete mich an. Ehe ich ihn aber wieder befragen konnte, war er ſchon weggedrängt und im Dunkel verſchwunden. Schiffdocks, Werfte, Seilerwerkſtätte, aber nirgends Arbeiter. Mittags beim Miniſter, abends ins Theater, wo ein italieniſches Sängerehepaar ſeine Künſte zeigte. Hätten leicht viel ſchlechter ſein können als ſie waren. Gingen nach dem erſten Akte."

„20. September. Allein mit dem Platzbedienten ausgegangen. Pferde genommen und den Ritt um die äußeren Mauern Konſtantinopels gemacht, womit wir in zwei Stunden zu Ende waren. Genau genommen war mir dieſe Tour das

Liebſte, was ich in Konſtantinopel bis jetzt mitgemacht habe. Die Türme und dreifachen Mauern verfallen und mit Epheu umwachſen, militäriſch vielleicht lächerlich, aber maleriſch einer der ſchönſten Gegenſtände. Auch das rechts der Straße liegende Land ſehr hübſch. Ungeheuer die Zahl der Feigenbäume, die in den Gräben wachſen. Den Schluß macht das Schloß der ſieben Türme. In der Nähe betrachtet ſcheint es unbedeutend, von der Ferne aber tritt erſt das Innere auch heraus, und dann iſt der Eindruck ſchön, aber keineswegs grauenhaft, wie man vorauszuſetzen geneigt iſt.“

„In die Stadt zurück. Auf den Turm vor dem Hauſe des Seraskiers geſtiegen. Eine ſchönere Ausſicht läßt ſich nicht denken. Unter ſich die ungeheure Stadt, an die ſich, durch Meerarme getrennt, Skutari und Pera als Vorſtädte anſchließen. Zwiſchen den bunten Häuſern, die ſich in der Entfernung gut ausnehmen, die ſtattlichen Moſcheen, von ganz anderer Wirkung als unſere kleinlichen oder gotiſch angeſchmauchten Kirchen. Von der einen Seite der ſchön umgebene Bosporus, von der andern das Meer von Marmora, über die Prinzeninſel hinaus ſich in der Ferne verlierend, und ganz im Weiten noch einmal über die Hügel herausleuchtend. Ich habe heute meinen ſchönſten Tag in Konſtantinopel gehabt. Schon weil ich —

„O Pera, Pera, türkiſches Krähwinkel!
Mit Bürgermeiſter Stahr und ſeiner Frauen Dünkel.“

„21. September. Heute den ſcheußlichſten Eindruck auf der ganzen Reiſe gehabt. War in Skutari bei den heulenden Derwiſchen. Hatte mich ſchon frühmorgens nicht ganz wohl gefühlt, etwa als Folge der Anſtrengung auf dem geſtrigen Ritte, mußte noch dazu beim Frühſtück den Kaffee verſäumen, der mir einmal des Morgens notwendig geworden iſt, und ging daher ſchon etwas unwohl vom Hauſe weg. Beſehen noch im Vorbeigehen die Pferde des Sultans, die mir höchſt unbedeutend ſcheinen. Kamen dadurch, von dem Münzingenieur Mr. Taylor geführt, in die äußeren Höfe des Serails. Das Innere kann man leider nicht beſehen, da der Sultan es bezogen hat. Hierauf nach Skutari zu dieſen Teufeln von Mönchen. Schon Lokal und Kleidung war ſo bettelhaft und ſchmutzig als möglich. Ungefähr dreißig Lümmel und drei Kinder zwiſchen ſieben und neun Jahren. Nach Gebeten, deren Anfang wir glücklich verſäumten, fingen ſie endlich an zu ſingen oder vielmehr zu ſtöhnen, zu grunzen, zu bellen, wobei ſie den Leib nach ein- und auswärts und den Kopf nach rechts und links bewegten, etwa den Bewegungen eines Schiffs im Sturme ähnlich. Der Vorſteher in der Mitte gab das Tempo an. Von langſam immer ſchneller und ſchneller. Nun hoben ſie auch ſtampfend die Füße. Das Geheul wurde immer ſtärker. Tief im Baß ſtießen ſie immer die Silbe hom! hom! aus, während eine ſchneidende Tenorſtimme falſch in einer ganz verſchiedenen oder vielmehr gar keiner Tonart ſchrillend dazwiſchen ſang. Bald ſchienen ſie nur noch das Mittel zu halten zwiſchen brandenden Wogen und galoppierenden Pferden. Einer von ihnen, ein wilder Kerl mit ſtruppigen ſchwarzen Haaren, bekam einen Anfall von fallender Sucht. Er brüllte, bäumte ſich, ſchlug um ſich. Drei oder vier warfen ſich über ihn, die andern galoppierten wie vorher. Einer von ihnen hatte offenbar durch das Schaukeln eine Art Seekrankheit bekommen. Er gröhlte nur noch, ſah aus wie eine Leiche, und ich erwartete jeden Augenblick, daß er ſein Frühſtück von ſich geben werde. Da fiel mich der Ekel und das Grauen über die Entwürdigung der menſchlichen Natur übergewaltig an. Ich mußte hinausgehen, und im Freien meine Begleiter erwartend, bezahlte ich mit einem heftigen Kopfweh das widerliche Schauſpiel."

„Und in dieſer Verfaſſung mittags zum Miniſter. Es ging aber beſſer als ich gedacht. Ich ſaß an der Seite des ruſſiſchen Geſandten Grafen Titof, der ein gebildeter, vielleicht etwas myſtiſch angeregter, aber völlig intereſſanter Mann iſt. Die Gräfin Hahn-Hahn war auch da, ich konnte aber mit ihr nicht zum Geſpräch kommen. Bei Tiſche trank ich zwei Gläſer gutes Waſſer, ein Genuß, den ich in Konſtantinopel zum erſtenmal hatte. In Pera wenigſtens gibt es nur Ciſternenwaſſer. Lächerlich kam mir General Jochmus vor, der ſein Fes vor den Damen auf dem Kopfe behielt. Mein Kopfſchmerz kam wieder, wir machten uns daher gegen 9 Uhr ſtill aus dem Staube.“

„22. September. Schlechte Nacht. Lange vor Tagesanbruch, etwa um 3 Uhr, aufgewacht. Höchſt aufgeregter Puls, ſtarker Schweiß, war nicht ohne Beſorgnis. Doch nach dem Aufſtehn beſſer und jetzt gut. Will mich heute ſchonen. Das verfluchte Steinpflaſter von Konſtantinopel richtet mich zu Grunde. Ging doch nach Sankta Sophia, um den Sultan, den ich neulich in der Barke geſehen, heute zu Pferde zu betrachten. Da war aber nichts von Garden und ſonſtiger Pracht, wie ich erwartete. Einige Reiter, dann der Sultan in ſeinem doch nicht unkleidſamen Mantel mit der diamantenen Agraffe und dem prächtigen Fes aus dem Serailthor heraus und zwanzig Schritte weit ins Thor der Moſchee hinein. Er ließ ſein Pferd gar nicht ungeſchickt karakolieren, ſolange er über den Platz ritt, am Thore aber meinte er vermutlich, es ſei genug, und ritt ruhig im Schritt hinein. Das gab dem Ganzen etwas Gemachtes, das mir mißfiel. Dann zum Agenten der Lloydſchen Dampfſchiffgeſellſchaft Maninich. Scheint ein unterrichteter Mann. Schenkt mir ein mumifiziertes Krokodil, das ich ihm gern zurückgeſchenkt hätte. Nehme Plätze für Sonntag nach den Dardanellen. War froh, wieder fortzukommen. Warum? Weil ich mich nicht freute, herzukommen.“

„23. September. Morgens im Bette.“

„Schon bin ich müd' zu reiſen,
Wär's doch damit am Rand!
Vor Hören und vor Sehen
Vergeht mir der Verſtand.

So willſt du denn nach Hauſe?
O nein! nur nicht nach Haus!
Dort ſtirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus.

Wo alſo willſt du weilen?
Wo findeſt du die Statt?
O Menſch, der nur zwei Fremden,
Und keine Heimat hat.“

„Da ſich eine Gelegenheit fand, noch einmal die Moſcheen beſucht. Der Suleja anja habe ich abzubitten. Sie iſt ſchön in ihren Verhältniſſen und in ihrer Einfachheit, da ſie alle Farben ausſchließt. Nur die weiß und ſchwarz geſtreiften Gewölbbogen ſind und bleiben mir unerträglich. Mich abgemüdet und froh geweſen, wieder“

„Abends Abſchiedsbeſuch beim Geſandten. Graf Schulenburg mit ſeiner franzöſiſchen Frau ſind da und bleiben bis ½11 Uhr. Wir mußten aushalten, weil der Major noch mit dem Geſandten über Geſchäfte zu ſprechen hatte. Spät zu Bette.“

„24. September. Erwache um 4 Uhr morgens unter einem bedeutenden Sturme. Gute Ausſicht für die heutige Abreiſe! Schreibe Autographen für das Perſonal der Geſandtſchaft. Der Wind dauert fort. Wie wird das abgehen? Eingepackt. Um 4 Uhr fort.“

„Zu Schiffe von Schwarzhuber und Wickenshauſer begleitet. Das Meer macht ſich beſſer, als zu hoffen war. Herrlicher Anblick des Serails von der Seeſeite. Fürſt Metternich vortreffliches Schiff. Während des Eſſens im Mar di Marmora dunkelt es bereits. Den jungen Chlumezky wieder getroffen. Bald zu Bette. Seit langer Zeit wieder einmal gut geſchlafen.“

„25. September. Vor Tag erwacht. Aufs Verdeck. Einfahrt in die Dardanellen. Bei weitem nicht ſo ſchön als der Bosporus. Seſtos und Abydos. Erſteres in einem ſchon bewachſenen Thal, letzteres von kahlen Hügeln begrenzt, die gelb ins Meer hinausſchauen. Bei den Dardanellenſchlöſſern angelangt. Das Schiff hält an. Eine Barke mit der öſterreichiſchen Konſularflagge legt an. Weiß ſteigt an Bord. Kaum erkennbar in dem halborientaliſchen Barte. Steigen in ſeine Barke; alle Konſulate flaggen. Frühſtück. Legt uns einen Plan vor zur Bereiſung der Umgegend, der zehn Tage erfordert hätte. Erkläre, nur über zwei, höchſtens drei Tage verfügen zu können. Plan zur Beſichtigung der Troas in zwei Tagen. Für heute war Abydos, wo wir uns bereits befanden, und das gegenüberliegende Seſtos zu beſehen. Erſteres ohne beſonderes Intereſſe. Hierauf zu Schiffe an die jenſeitige Küſte gefahren und dort Pferde beſtiegen. Der Xantopulos, ein unterrichteter und wackerer Mann, iſt mitgekommen. Zu Pferde eine ſteile Anhöhe hinauf, von wo ſich die reizendſte Ausſicht darbietet. Zum erſtenmale die Baumwollpflanze geſehen. Reiten ins Thal von Seſtos hinab. Wunderſchön mit Baumgruppen bewachſen. Hierauf am Strande des Meeres rechts an der Anhöhe hin. Ueberall Spuren von alten Bauten. Das Meer an dem Ufer mit Trümmern bedeckt. Auf einem vorſpringenden Hügel mag der Tempel Aphroditens geſtanden haben. Abends nach den Dardanellen zurück. Schöner Sonnenuntergang. Nirgends habe ich das Meer ſo lichtblau geſehen. Heiterer Abend, oder vielmehr Mittagsruhe. Gute Betten, vortrefflich geſchlafen. Rechne den heutigen Tag zu den angenehmſten meines Lebens. Weiß wird ein tüchtiger Mann werden und es weit bringen. Hat bei vielem Verſtand auch ein Herz.“

„26. September. Heute ſoll's nach Troja gehen. Früh aufgeſtanden, aber unter Zögerungen der Türken mit den Pferden erſt ſpät abgegangen. Hätte gleich anfangs ein großes Unglück haben können. Mein Pferd, das kein anderes vor ſich haben will, gleitet noch im Dorfe über eine Brücke aus und ſtürzt, ich mit, doch ohne mich zu beſchädigen oder die geringſte Ungelegenheit zu ſpüren. Von neuem fort. Merke an dem Schmerz in den Füßen wohl, daß ich zwanzig Jahre kein Pferd beſtiegen habe. Verzweifle faſt, ob ich's aushalten werde, aber mein Verlangen war zu groß, daher friſch weiter. Der Reiſeplan dürfte nicht gut angelegt ſein. Wir reiten faſt den ganzen Tag, bis wir in die Ebene von Troja ſeitwärts einbrechen und bei Zſchiblak die erſten Säulentrümmer und andere Mauern ſehen. Den Simois (nach Gewalit) paſſiert, wo das Waſſer den Pferden nicht bis ans Knie reicht. Bei Zſchiblak dürfte das Ilium recens der Alten zu ſuchen ſein, alſo die Stelle, wo einige das alte Troja hinſetzen. Mit welchem Recht, iſt mir nicht recht deutlich. Es war Abend geworden, und wir eilten, Bunarbaſchi zu erreichen, wo wir mit einbrechender Nacht eintrafen. Der Kawaß, den uns der Paſcha der Dardanellen mitgegeben hatte, machte uns Platz in dem Meierhofe des Paſchas; man belegte den Fußboden eines erträglichen Zimmers mit Betten. Vorher ſtiegen wir noch zu den Quellen des Skamander hinab, deren vierzehn bis ſechzehn ſind, ſämtlich von reinſtem, hellſtem Waſſer. Der Fluß bleibt übrigens höchſt unbedeutend. Daß dieſer Fluß bei Bunarbaſchi entſpringt, wie nach Homers Beſchreibung der Skamander bei Troja, macht die Meinung höchſt wahrſcheinlich, daß hier das alte Ilion zu ſuchen ſei. Die Umgebungen der Quellen ſind übrigens durchaus ſteiniges Hügelland. Gut gegeſſen und ebenſo geſchlafen, ſelbſt ohne Flöhe, was uns am meiſten wunder nahm."

„27. September. Frühmorgens auf und die Umgebungen von Bunarbaſchi beſehen. Der Hügel, auf dem es liegt, fällt nach rückwärts ab und iſt von allen Seiten zu umlaufen, ſo daß auch dieſes Zeichen des homeriſchen Ilions eintrifft. Einen Grabhügel von aufgehäuften Steinen beſtiegen, der Meinung und wohl auch der Wahrheit nach jenen des Hektor. Von hier aus hat man die beſte Anſicht des trojaniſchen Feldes. Ringsum ſteinigte Hügel. Rechts im Thal die Quellen des Skamander. Weiter drüben, durch Bäume bezeichnet, der Lauf des Simois. Vor ſich die Ebene wie zum Schlachtfeld geſchaffen, von beiden Seiten durch Hügel eingeſchloſſen. Rechts die Anhöhen, auf denen das Ilium recens lag, und die wohl die Kallikoloni Homers ſind, links der Höhenzug längs des Aegeiſchen Meeres, der mit dem Kap Sigeum und mit dem Grabhügel des Achill ſchließt. Längs dieſes Höhenzugs mehrere Grabhügel in der Reihe. Die Ebene ſelbſt wellenförmig durch Bewegungen des Bodens unterbrochen und mit Bäumen beſetzt. Ueberhaupt die Gegend ſchön, und, wie es ſcheint, gut bebaut.“

„Wir da wieder zu Pferde und in der Richtung von Alexandria Trojas weiter. Der Weg anſteigend, mit Geſträuch und halbwüchſigen Bäumen beſetzt. Kommen endlich bei den Ruinen von Alexandria Trojas an. Zwei der ungeheuerſten Säulen, die es irgend gibt; am Boden liegend, fünfunddreißig Schuh lang und gegen ſechs Fuß im Durchmeſſer. Trümmer eines andern Prachtgebäudes mit den ungeheuerſten Bogen und den größten Bauſteinen, die ich jemals geſehen. Aehnliche Konſtruktionen und Bogentrümmer überall zerſtreut. Schon am Morgen hatte ſich heftiger Sturm aus Süden gezeigt, er nahm immer mehr zu. Unſer Plan war, ans Meer hinabzuſteigen, nach Tenedos überzufahren und dort morgen das Dampfboot zu erwarten. Die Ausführung zeigte ſich aber unmöglich. Kein Schiffer wagte, uns überzuführen. Wir ließen Feuer anzünden, das gewohnte Zeichen für die Barken von Tenedos, Ah, ah, das glaub' ich —

Sire! — erhebt ſich Montmorency —

Nichts da, den Ort weiter nichts, ſag Herold, oder geh, woher Du gekommen.

Sire, wenn Ihr nicht wollt, kann ich meinen Auftrag nicht ausrichten — wollt Ihr mir nicht die Erlaubniß zum Reden geben, ſo beſcheinigt mir dieſe Verweigerung ſchriftlich, und gebt mir freies Rückgeleit!

Ja wol, man geb's ihm, ſprach der König, ſtand auf und ging von dannen, ganz als ob er nur um jeden Preis von der Sache nichts wiſſen wolle. Deutlich ſpricht der Herold noch einmal anderen Tages mit Montmorency, damit nicht etwa aus mangelnder Form bei einer Audienz die Botſchaft dem Könige entgehe, und Montmorency, der Grand-Maitre, geht von ihm mit den Worten: Der König ſoll alles genau wiſſen. —

Des andern Morgens wird dem Spanier bedeutet, der König könne ihn nicht mehr ſehen, er könne abreiſen. Der Spanier ſtand in der großen Gallerie des Louvre, und an die hundert Leute waren in der Nähe, als er mit lauter Stimme ſprach: Euer König alſo entweicht dem Duell, und alle Welt ſoll es wiſſen.

Es vergingen Jahre, ohne daß die gegenſeitig üble Stimmung gewichen wäre. Eleonore, des Kaiſers Schweſter, hatte unter ſolchem Verhältniſſe kein Roſenlager als Königin von Frankreich. Aber die Politik kann nicht ſtille ſtehen, denn jeder neue Tag iſt ein Wechſel, und ſie iſt die Kunſt und Wiſſenſchaft des Tages und des Wechſels. Es hatten ſich wieder ſo viele Fragen bis zum Jahre 1538 aufgehäuft, daß eine Unterredung der beiden Fürſten nöthig war. Nizza, das europäiſche Krankenzimmer, deſſen dreifache Wände die Alpen, deſſen Fenſter das Mittelmeer, wurde zum Rendezvous beſtimmt, es ſollte den alten Schaden, wenn nicht heilen, doch lindern. Aber ſie beſprachen ſich dort, ohne ſich zu herüberzukommen, aber keine kam. Der Abend brach ein, und es blieb nichts übrig, wenn wir anders das Dampfboot des Lloyd nicht verſäumen wollten, als in der Nacht den ganzen Weg nach den Dardanellen wieder zurück zu machen. Nach einem ermüdenden Marſche zu dem nächſten türkiſchen Dorfe, wo wir in dem Kaffeehauſe mit Vertreibung aller übrigen Kunden uns etwas erfriſchten, ſetzte ſich mit einbrechender Nacht die Geſellſchaft wieder zu Pferde. Ich, der ich von dem zweitägigen Ritte ohnehin erſchöpft war, legte mich auf einen mit Ochſen beſpannten Karren à la Arabe, und ſo ging der Zug durch die ganze Länge der Ebene von Troja, leider bei finſterer Nacht, nur von den ungemein glänzenden Sternen beleuchtet und durch den Geſang der Grillen belebt, deren Zirpen hier wirklich dem Geſange der Vögel nahe kommt. Auch Glühwürmer kamen hier häufig vor. So erreichten wir in der Morgendämmerung Kum Kale, nachdem kurz vorher mein Ochſenkarren mich beinahe in einen Abgrund hinabgeworfen hatte. In Kum Kale eine Taſſe Kaffee genommen und eine Segelbarke beſtiegen, die uns in dem heftigen Winde eine halbe Stunde vor Ankunft des Dampfboots in die Dardanellen zurückbrachte. Weiß, der uns nach Smyrna begleiten wollte, findet ſein Urlaubsgeſuch von dem Internuntius abweislich beſchieden; wir trennen uns daher und beſteigen allein das öſterreichiſche Dampfboot.“

„28. September. Der Wind war ſchon bei der Abfahrt ziemlich ſtark, Sirokko, alſo gerade unſerer Richtung entgegen. Wir fuhren der trojaniſchen Küſte entlang, die hier bloß den Anblick einer felſigen Hügelreihe darbietet. Ungefähr Tenedos gegenüber der Berg Ida, den wir geſtern, von Wolken gehindert, nicht ſehen konnten. Gleich wie wir aus den Dardanellen herauskamen, wurde der Wind immer ſtärker und ſtärker und wuchs bis zum Sturm, um ſo widriger, da er uns gerade entgegenblies. Das Meer ging ſehr hoch und wurde mir immer läſtiger. Ich ſuchte des Eindrucks auf jede Art Meiſter zu werden. Stellte mir das Ganze als ein erhabenes Schauſpiel vor, das es wirklich war. Fixierte Punkte an der Küſte, um mir das Auf- und Abklettern des Schiffs in Wellen hinauf und hinab zu maskieren. Eine Weile half es, aber nicht lange, beſonders wohl wegen der Anſtrengungen der verfloſſenen drei Tage, der durchwachten Nacht, und weil ich desſelben Tages außer einer Taſſe Kaffee nichts genoſſen. Zweimal ſtieg mir das Brechwaſſer im Munde, und ich überwand die Entwickelung, endlich aber geſchah das Unvermeidliche. Ich glaubte nun ungeſtraft einen Teller Suppe und ein Glas Wein zur Stärkung des Magens genießen zu können, aber ohne Eßluſt und von den ungeheueren Schwankungen der Kajüte ſehr beläſtigt. Da der zum Sturm gewordene Wind jede aufrechte Stellung unmöglich machte, legte ich mich zu Bette. Vor Erſchöpfung ſchlief ich bald ein, wachte aber von der ungeheuer verſtärkten Bewegung wieder auf. Kopf und Füße gingen wie die Schalen einer außer Gleichgewicht gebrachten Wage. Der Kopf ſchmerzte ungeheuer da; ohne beſonderes örtliches Uebelſein konnte ich mich noch einmal expektorieren. Von da an ward es beſſer, und ich ſchlief nach ein paar peinlichen Stunden wieder ein.“

„Gegen Morgen waren wir ſchon im Eingange des Golfs von Smyrna, die See war ruhiger. Ich konnte frühſtucken und fühlte die Wohltbat der nötigen, ſo oft mißbrauchten Stärkung. Gegen zehn Uhr morgens Ankunft in Smyrna. Die Stadt liegt im Hintergrunde einer Felſenkluft, die leider zu kahl iſt, um ſchön genannt zu werden. Aber was käme einem ſchon vor in ſolcher körperlichen Verſtimmung. Steigen in der Penſion du Levant aus, wo wir die Gräfin Hahn-Hahn vorfinden. Beſehen uns den Bazar, ſteigen aufs alte Schloß, deſſen Ausſicht zu genießen der immer ſteigende Sturm hindert. Kamele, die zuerſt in den Dardanellen vorgekommen, durchziehen in langen Reihen die Straßen. Die Stadt beſteht aus ziemlich ſchlechten Häuſern, keine einzige bedeutende Moſchee. Beſuchen den öſterreichiſchen Generalkonſul, der weniger Freude äußerte, als ich aus der alten Verbindung unſerer Familie erwartet. Eſſen der Gräfin Hahn-Hahn zuliebe, die ich bisher ziemlich vernachläſſigt, ſchon um 4 Uhr zu Mittag. Angenehme Unterhaltung. Schenke ihr ein paar klaſſiſche Baumblätter, die ich von Ilion mitgebracht, was ſie zu freuen ſchien. Indes war auch das franzöſiſche Dampfboot angekommen, das uns morgen weiter bringen ſoll. Nach Tiſche nehmen wir Abſchied von der Gräfin und ihrem Begleiter, die nach Beirut gehen, ſetzen uns am Meeresſtrande in ein griechiſches Kaffeehaus, und ſchlendern des Abends in den Straßen umher, wo wir Gelegenheit hatten, die beſte Meinung von der Wohlgeſtalt der ſmyrnaiſchen Damen zu faſſen. Früh zu Bette."

„29. September. Zahlen die ungeheure Rechnung. Ein Golddukaten fiel auf meinen Teil für das gemeinſchaftliche Schlafzimmer, ein Mittagsmahl und ein ſchlechtes Frühſtück, und laſſen uns nach dem franzöſiſchen Dampfboot hinaus rudern, das uns nach Syra bringen ſoll. Das Schiff ſchön, die Offiziere artig, das Frühſtück gut — bis auf das Fleiſch, das im Orient überall ſchlecht iſt. Abfahrt. Der Sturm aus Süden hatte während der Nacht zugenommen, aber die vortreffliche Bauart des Schiffs machte die Bewegungen milder. Auch ſchien mir, als ob trotz des vermehrten Windes die Wellen minder hoch gingen, endlich macht die Gewohnheit alles leichter. Der Wind war übrigens ſo ſtark und ſo konträr, daß der Kapitän davon ſprach, in einem Hafen vor Anker zu gehen. So ſchleppten wir uns fort, leider durch die Unmöglichkeit, aufrecht zu ſtehen und den den Sirokko begleitenden Dunſtnebel gehindert, den Anblick der Küſte zu genießen. Ich konnte, ohne mich ſehr beläſtigt zu fühlen, zu Mittag eſſen.

Die beiden Engländer Mr. Kathlik und der langweilige Edwards waren mit demſelben Schiffe von Konſtantinopel angekommen, zugleich mit ihnen eine ganze Kolonie junger Engländer, ſo daß man bei Tiſche in old England zu ſein glaubte. Ein italieniſcher Dominikanermiſſionar, der mich als Katholiken ſehr in Affektion nahm u. ſ. w. Die Zeit verging aber, wie das ihre Gewohnheit iſt."

„So ging der 30. Sept. unter immerwährenden Beſorgniſſen des Schlechterwerdens und in der Unmöglichkeit, aufrecht zu ſtehen und irgend ein Objekt mit Behagen betrachten zu können, vorüber. Die Nacht war arg, ich ertrug ſie aber leidlich."

„Der 1. Oktober brach an, und wir hatten bald den Ort unſerer jetzigen Beſtimmung, Syra, vor Augen. Der Anblick der Inſel iſt kahl, die Stadt aber, wie eine Biſchofsmütze bis zur höchſten Spitze eines Berges empor gebaut, nimmt ſich nicht übel aus. Gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felſen das Lazarett der Quarantäne. Im Hafen lagen ſchon zwei franzöſiſche und ein öſterreichiſches Dampfboot. Unſer Schiff hatte die gelbe Peſtflagge ausgeſteckt. Boote mit demſelben Wimpel umkreiſten uns. Endlich ward eine Barke mit uns und unſern Effekten beladen. Vier Engländer, zwei konſtitutionelle Griechen und einiges Geſindel geſellten ſich bei, und ſo wurden wir nach dem Lazarett hinüber gerudert. Dort angekommen, warf man unſer Gepäck brutal an die Felſen des Ufers und überließ uns unſerem Schickſal. Der Major blieb zur Aufſicht zurück, und ich ging in die Quarantäne, konnte aber niemand finden, der Italieniſch verſtand, ſo daß, als ich endlich in die Kanzlei kam, der griechiſche Lohnbediente der Engländer die einzig übrigen guten Zimmer weg hatte, und wir mit einem elenden ſchmutzigen Loche mitten unter ſtinkenden Türken und Griechen vorlieb nehmen mußten. Wir ſandten ſogleich Botſchaft an den öſterreichiſchen Konſul und an den Director der Anſtalt Pio Terenzio. Letzterer kam auch, da aber alle Zimmer vergeben waren, mußten wir in unſerem Loche aushalten, und das einzige, was wir erreichten, war, noch an ſelbigem Abende spoglio machen zu können. Der spoglio ſelbſt war die lächerlichſte Ceremonie, die ſich denken läßt. In kleinen Kämmerchen nächſt der Kanzlei hatte man jedem von uns ein heißes Bad bereitet. Die Kleider mußten wir in eine Art Schublade legen, die, ſowie wir ins Waſſer ſtiegen, nach außen fortgezogen und erſt, als das Bad vorüber war, wieder hereingeſchoben wurde. Da fanden wir denn ſtatt unſrer Kleider einen Schlafrock, ein Hemd ohne Haft oder Knopf, Unterhoſen, die uns den Bauch zuſammenklemmten, eine weiße Schlafmütze. Kurz, wir mußten laut auflachen, als wir uns wechſelſeitig erblickten. Mein Geld ward während des Bades ebenfalls in ein Gefäß mit Waſſer geſchüttet. Nur die Uhr durfte behalten werden, der ich motu proprio meine Cigarren beifügte, um ſie vor dem Geſtank der Räucherung zu retten. Während wir uns nämlich in der Brühe befanden, wurde unſer Zimmer mit den ausgepackten Kleidern und den geöffneten Koffern durchſtänkert, wir ſelbſt aber für dieſe Nacht ins erſte Geſchoß in ein Zimmer geführt, das zu dem für den erwarteten Fürſten Maurokordato aufbewahrten Appartement gehörte. Die Möblierung übrigens war gar nichts weniger als fürſtlich, namentlich die Betten nicht viel beſſer als ein Bund Stroh, welche Beſchaffenheit unſere Lagerſtätten während der ganzen Dauer der Quarantäne beibehielten. Morgens erhielten wir unſere Kleider wieder und begaben uns wieder in unſre ſtinkende Wohnung, die von den Peſträucherungen nunmehr doppelt ſtank. Fürchterlicher Kaffee zum Frühſtück. Zu Mittag gute Suppe, leidliche Fiſche, vortreffliche Trauben, mittelmäßiger Wein, aber alles Fleiſch ſo ausgeſucht ſchlecht, ſo zäh und hart, daß kein Meſſer, viel weniger Zähne deſſen Herr werden konnten."

„Das Quarantänegebäude iſt ganz zweckmäßig, ja kubiſch, gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felſen erbaut. Da iſt kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Der Boden mit Felſen und ſpitzen Steinen bedeckt, ſo daß jeder Tritt ſchmerzt, und wir uns erſt mit unſrer Hände Arbeit durch Aufräumen der Steine einen Spazierweg bahnen mußten. Noch dazu wird der Aufenthalt im Freien durch die immerwährenden Stürme verleidet, die, wie früher aus Süd, jetzt aus Nord und Nordoſt über die Inſel herraſen. Unſer Geſichtskreis wird gegenüber durch die Hauptſtadt der Inſel Syra, links durch kahle Berge mit dürftigen Bepflanzungen, rechts durch die Inſel Tino mit vielen wie Schwalbenneſter an den Klippen hängenden Ortſchaften und die Ausläufer von Mikone begrenzt. Ein- und auslaufende Schiffe beleben einigermaßen die Gegend. Da werden denn mit dem Fernrohr die Wimpel beobachtet, von einer einlaufenden engliſchen Kriegsbrigg die Kanonen gezählt, die Manöver beobachtet. Die vier Dampfſchiffe, die anfangs im Hafen lagen, haben uns verlaſſen, und der Sturm verſcheucht neue Gäſte. Ich bezeichne nicht mehr die einzelnen Tage, denn eine große Langweile verſchlingt alle Unterſchiede. Glücklicherweiſe hatte ich in meinen Koffer Chalybäus' Geſchichte der neuen Philoſophie eingepackt. Die Seiten wurden gezählt und fünfzig für jeden Tag ſchien genug, um die neun Tage der Gefangenſchaft auszufüllen. Da wird denn aufgeſtanden, der entſetzliche Kaffee getrunken, ein wenig im Winde ſpazieren gegangen, dann geleſen, wo uns denn Herbarts Monades andern geſcheiten Männern unerklärlich, Schellings Syſtem aber höher als die Klippen, widriger als der Wind und unfruchtbarer als das Meer vorkamen."

„Am 9. Oktober, als meinem Namenstage, ward uns endlich eine beſſere Kammer mit der Ausſicht auf das Meer und minder den mephitiſchen Dünſten ausgeſetzt, zu teil, ohne unſere Lage erträglicher zu machen, denn jeder Tag mehrt im geometriſchen Verhältniſſe die Unleidlichkeit. Ein einzelner würde ſich in Gedanken vertiefen, zu zweien gehen ſie aus, weil zu dem Unangenehmen der eigenen Lage noch das Mitleid über die des andern kommt.“

„Als wir ankamen, war das Geſchrei im Hofe unerträglich. Da alle Bedürfniſſe nur mittels einer Schublade durch das Menageriegitter geſchoben werden, das im Hofe abſchließt, ſo war der Anforderungen und des Schreiens kein Ende. Jetzt wird die Zahl der Gefangenen täglich geringer, und fünf Engländer, die ſich mit Rattenfangen und Schwimmen unterhalten, zwei konſtitutionelle Griechen, deren einer den König Otto einen imbécile genannt hat, zwei liederliche Franzöſinnen aus Aegypten in Begleitung zweier Türken, zwei alte Griechen mit dem Lümmel Adonis machen die ganze Geſellſchaft aus. Letzterer iſt ein etwas derber Burſche von etwa zwanzig Jahren, prächtig, nur zu ſtark gebaut, hübſches Geſicht, aber unreines Fell. Am verfloſſenen Sonntag ſah er in brauner Jacke und kurzen Pumphoſen, weißer Schürze, rotem Fes und ſtahlblauen Strümpfen an den modeartig geformten Beinen wirklich prächtig aus. Seitdem hat er mit dem abgelegten Sonntagsſtaate viel verloren.“

„9. Oktober. Endlich ſchlug der Tag der Erlöſung. Durch den spoglio war die Dauer der Quarantäne um 5 Tage abgekürzt worden, und heute gab uns der Oberguardiano durch einen Handſchlag die Freiheit. Eine Barke war ſchon beſtellt. Wir bezahlten die ungeheure Rechnung, etwas mehr als einen Dukaten für den Tag, warfen Trinkgelder aus nach allen Seiten, und ließen uns nach Hermopulos, der Hauptſtadt von Syra, hinüber rudern. Schon geſtern war uns durchs Fernrohr ein beſonderes Treiben unter dem Volke der Hauptſtadt unter unaufhörlichem Glockengeläute aufgefallen, das ſelbſt der Sonntag nicht hinlänglich zu erklären ſchien.

Auch heute bemerkten wir feſtliche Anzüge unter der Menge und erfuhren dann, daß an beiden Tagen die Wahlen für die bevorſtehende Ständeſitzung ſtattgefunden hätten. In Athen war nämlich, wie wir ſchon in den Dardanellen gehört hatten, eine Revolution ausgebrochen, und der König genötigt worden, eine Konſtitution anzuerkennen. Der Anteil unter dem Volke ſchien übrigens nicht groß. Man hatte uns das Wirtshaus de toutes les nations als das beſte empfohlen. Wir ließen uns dahin bringen, fanden aber nur eine finſtere Kammer unbeſetzt, die offenbar nicht ſchlechter war als unſer Peſtkobel im Lazarett. Doch Not kennt kein Gebot: wir nahmen die camera obscura … Gleich nach dem ſchlechten Frühſtück beſtiegen wir im Gefühle der wiedererlangten Freiheit eine Anhöhe im Süden der Stadt und genoſſen der himmliſchen Ausſicht auf Meer und Inſeln. Gräßlich iſt der Weg durch die obere Stadt. Keine Straße oder nur Gaſſe — nur Kloake und Winkel. Da aber die Häuſer ſämtlich von Bruchſtein ſind, machen ſie doch keinen ſchlechten Eindruck. Nach Tiſch gingen wir nach der Nordſeite bis über den Eingang des Hafens hinaus. Hier iſt die Ausſicht noch bezaubernder und die Stadt wirklich ſchön. Wohl gepflaſtert, die Häuſer nach Art der Landhäuſer klein, aber durchaus von Stein und geſchmackvoll, ja elegant gebaut. Man hat eine neue Straße als Spaziergang angelegt, der zu den Höhen außer dem Hafen führt. Wir ſtiegen hinauf. Die Berge ſind kahl, überall Steine, vom Marmor und Granit bis zum Schiefer und Kalkſtein. Kein Baum, kein Grashalm, nichts als Diſtel und eine Art ſtachlichter Ginſter, aber dafür Salbei, Thymian und andere trockene Pflanzen von einem ſolchen Wohlgeruche, daß man ſich faſt betäubt fühlt. Wir lagen da wohl zwei Stunden und genoſſen der Ausſicht auf Meer und Inſeln und des himmliſchen Abends. Die Formen haben etwas Pittoreſkes, dazu der von Natur wohlgeſittete, wohlgebildete Menſchenſchlag, in den mittelländiſchen Gegenden läßt ſich nichts damit vergleichen.“

„Früh zu Bette. Vor Lärm im Wirtshauſe nicht einſchlafen können. Die Nacht durch den Luftzug wachgehalten, der durch die Spalten unſerer Kammer eindrang, bei Tagesanbruch durch das Krähen der Hähne aufgeweckt. Dazu die Hitze von den widerlich ſtarken Weinen — habe beinahe nichts geſchlafen.“

„10. Oktober. Spät aufgeſtanden. Vormittags war viel für unſere morgige Abreiſe zu beſorgen. Hierauf gingen wir vom Hafen aus längs des Meeres hin, wurden aber bald von der Zwölfuhrglocke zurückgerufen, da man hier um dieſe Stunde zu Mittag ſpeiſt. Bald nach Tiſch mieteten wir eine Barke und ließen uns ins Innerſte des Hafens fahren, wo wir uns entkleideten und trotz des ſtarken Südwindes ein Seebad nahmen. Hierauf wieder auf unſern geliebten Windmühlenhügel. Die Inſeln waren aber mit Wolken bedeckt, und die Sonne geht ſchon um ½6 Uhr unter. Die geſtern belebte Abendkonverſation mit hieſigen jungen Handelsleuten, worunter einer, der deutſch ſpricht (der deutſche Muſiklehrer war heute nicht zugegen), wollte ſich jedoch nicht geben, und ich ſitze gegenwärtig um ½9 Uhr ſchon in unſerer Schlafkammer und kritzle dieſe Zeilen, da mir der griechiſche Lärm im Vorhauſe nicht erlaubt, an Schlaf zu denken.“

„Im ganzen gefällt mir Syra ſehr wohl, glaube aber, was mir die jungen Italiener an der Wirtstafel ſagen, daß man nach drei Monaten Aufenthalt Luſt zum Aufhängen bekomme. Dürre und Sterilität im höchſten Grade. Die männlichen Einwohner bloß mit ihrem Handel beſchäftigt, die Weiber der beſſeren Stände, halb orientaliſch, meiſt zu Hauſe. Man müßte hier, wie wir im Lazarett thaten, zur Lektüre von Chalybäus' Darſtellung der neueſten deutſchen Philoſophie ſeine Zuflucht nehmen. Die Aridität lädt kongenial dazu ein.“

„11. Oktober. Die ganze Nacht gewittert, Regen und Sturm. Der Regen, der erſte ſeit ſechs Monaten in Syra, ſetzt ſich auch den Vormittag über fort. Das öſterreichiſche Dampfſchiff von Konſtantinopel, deſſen Briefe wir nach Athen mitnehmen ſollen, und deſſen Ankunft wir abwarten müſſen, iſt noch immer nicht gekommen. Wir gehen nachmittags auf unſer Obſervatorium zu den Windmühlen und ſchauen mit Fernrohren nach der Gegend, woher es kommen muß, zwiſchen Tino und Mykene, müſſen uns aber mit der Ausſicht im allgemeinen begnügen, denn von dem Dampfſchiffe keine Spur, haben daher in Syra noch eine Nacht zuzubringen. Gegen Nacht verbreitet ſich das Gerücht, es ſei gekommen, werde aber des ſchlechten Wetters wegen erſt morgen abend abgehen, denn Gewitter, Regen und Sturm haben ſich wieder eingeſtellt.“

„12. Oktober. Es regnet noch immer in Strömen. Das geſtern angekommene Dampfboot war kein öſterreichiſches, ſondern eins der griechiſchen Regierung, das die Nachricht brachte, daß Kolokotroni wegen eines Verſuchs zu Gunſten des Königs von Athen nach Tino verwieſen worden ſei. Die Parteien fangen alſo an, ſich zu zeigen, eine ſchlechte Ausſicht für unſere Ausflüge ins Innere Griechenlands. Das nach Athen beſtimmte Schiff wird aber heute gewiß abgehen, auch wenn die Brieftaube nicht einlangt. Deſto beſſer. Länger in Syra zu bleiben, das man am erſten Tage auswendig weiß, wäre zu arg.“

„Im Wirtshauſe den griechiſchen Oberſtlieutenant Fabricius getroffen, der ſeit 1824 in Griechenland diente und daher ſamt allen Deutſchen entlaſſen und verbannt iſt. Ein geſcheiter, wohlgebildeter Mann, der anfangs krank ſchien, in der Unterhaltung mit ſeinen Landsleuten aber zu unſerer großen Freude ſich allmählich zu erholen ſchien. Er ſchreibt alles Unglück den Ratgebern des Königs zu, betrachtet aber die Konſtitution als eine von vornherein unvermeidliche Sache. Mit ihm den Konſul Foreſtier beſucht, ein gebildeter, gut ſehen, es war zu viel böſes Blut zwiſchen ihnen aufgehäuft. Der Kaiſer lag in einer Galeere vor Anker, und der Papſt Paul III. ging als politiſcher Beichtvater herüber und hinüber zwiſchen ihnen.

Da Alles zu Ende, da Beide abgereiſt waren, kam dem Kaiſer, Gott weiß welche Regung in den Sinn, Regung des Herzens oder des Kopfes? wer mag es beſtimmen? Denn er kannte den ſanguiniſchen Franz, und wußte, wie er durch perſönliche Hingebung fortzureißen war. Er ſchrieb ihm, ſie müßten ſich doch ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, er wolle in Aigues Mortes ans Land ſteigen. Franz kam ſogleich, ſie verkehrten freundſchaftlich mit einander, wie es ſcheint über Wichtiges. Wenn er nicht in directem Kriege war mit Frankreich, ſo wollte der Kaiſer gern die Paſſage frei haben durch Frankreich nach ſeinen neuen Niederlanden. Dahin war oft eine ſchnelle Reiſe nöthig, der Weg über Italien war gar zu weit, und dahin oder direct zur See nach den Niederlanden war man mit der Galeere den zufälligen Winden, den See-Romantikern Frankreichs und Englands ausgeſetzt. Hätte man ſchon Dampfſchiffe gekannt, die Geſchichte hätte vielleicht nichts zu erzählen von den freundſchaftlichen Beſuchen Kaiſer Carls in Frankreich.

Als Franz von Aigues Mortes nach dem Norden zurückkehrte und in ſein Schloß zu Compiègne einritt, ſchlug die Krankheit über ihm zuſammen, deren nagendes Gift er ſchon mit ſich herumgetragen. Man ſchiebt ſie als Anſteckung auf eine einzelne Begebenheit, auf eine einzelne Perſon, die ſchöne Eiſenhändlerin — la belle ferronière. Vielleicht mit Unrecht in ſolcher Ausdehnung. Franz war, dem Journal ſeiner Mutter nach, ſehr empfindlich, und dieſes Gift der Umarmungen war damals, wie man ſagt, nach dem eröffneten Verkehre mit Amerika, in großer Menge verbreitet. Sagen doch alte Schriftſteller, die Entſtehung des weiblichen Hofes und die Galanterien deſſelben ſei darum ein Glück geweſen, weil man nun die Avanturen nicht mehr draußen geſucht, draußen unter der Maſſe, wo ſo viele Krankheiten im Schwange ſprechender Mann mit einem weggeſchoſſenen Bein, der aber in ſeiner Rede und Berichten, die er uns vorlas, witziger ſcheint, als für einen Beobachter von Profeſſion zuläſſig ſcheint. Endlich abends um 7 Uhr fuhren wir mit dem Kapitän ans Dampfſchiff.“

„Das Wetter windig und noch dazu konträr. Lege mich gleich bei der Ausfahrt, wo Wind und Wellen das Dampfboot dermaßen zu ſchütteln anfangen, daß ich das Uebelſte erwarten mußte. So dauert es fort bis gegen 1 Uhr morgens, ohne daß ich ein Auge zuthun konnte; von da an wurde es milder, und gegen Morgen ſchlief ich mit Unterbrechung ein paar Stunden. Gegen 6 Uhr ſtand ich auf und ging aufs Verdeck. Da hatten wir das Kap Sunium ſchon paſſiert. Aegina und Salamis lagen links von uns, letzteres viel kleiner, als ich mir gedacht, ſo daß man kaum begreifen kann, wie eine Seeſchlacht mit der ungeheuren perſiſchen Flotte da ſtattfinden konnte. Rechts, vom Meere entfernt, wie eine Krone die Anhöhe, auf und an der Athen liegt. Die Sonne beginnt nach und nach die einzelnen Umriſſe zu beleuchten. Die Akropolis, ein Palaſt, wahrſcheinlich des Königs, die Spitze des Hafens Piräus kommt uns entgegen. Wir laufen ein. Hier hätte man Neuathen bauen und das alte als Antiquität behandeln ſollen. Wahrſcheinlich auf eine Idee des albernen Königs von Bayern, der vielleicht das ganze Unglück ſeines Sohnes verſchuldet hat. Kommen endlich vor Anker. Der Major beſucht einen alten Marinekameraden auf der im Hafen liegenden öſterreichiſchen Korvette, und ich kritzle indes dieſe Zeilen. Der Zweck meiner Reiſe ſcheint verfehlt, denn Oberſtlieutenant Fabricius rät uns die Reiſe ins Innere des Landes aufs entſchiedenſte ab. Wir werden eben ſehen.“

„Endlich kommt der Major in dem Boote des Kriegsſchiffes zurück und holt mich auf die Korvette ab. Mache die Bekanntſchaft des Kapitäns, der eben für den ganzen Tag bei Prokeſch zu Mittag geladen iſt. Wir gehen zuſammen ans Ufer, frühſtücken, was vor allem ich notwendig hatte, und fahren in zwei Wagen nach Athen. Eine dürre, ſtaubige Straße, rechts Ueberbleibſel der langen Mauer. Endlich die erſten Häuſer des neuen Athen. Wir fahren beim Geſandten vor und werden in ſein Haus aufgenommen. Der Aufſtand iſt noch in vollem Gange. Lärmende Haufen durchſtreifen die Stadt. Erzählung der Hergänge. Es ſcheint auf das Leben des Königs abgeſehen zu ſein. Vor Tiſche fahren wir mit Prokeſch zum Jupitertempel hinaus. Die Säulen herrlich. Jedermann weiß, daß der Tempel einer der grandioſeſten der Welt geweſen. Mehr aber als all dieſe Trümmer intereſſiert mich die Quelle des Ilyſſos, an der Plato ſpazieren ging, die vielgenannten Berge, die das Thal von Attika umſchließen, die Ausſicht aufs Meer mit Salamis, Aegina, die Natur, die immer war, was ſie jetzt iſt, und dazu Zeugin jener unſterblichen Thaten und Werke. Die Bauwerke machten mich ſtaunen, die Hügel und Flußbetten trieben mir die Thränen in die Augen."

„13. Oktober. Bei Nacht feſter und langer Schlaf. Wache aber mit dem Gefühl der Verkühlung auf und bin wirklich dem Durchfall —. Mein Kopf iſt einer ſolchen Maſſe von Eindrücken nicht mehr gewachſen. Gehen demungeachtet auf die Akropolis. Wir werden uns auf Athen beſchränken müſſen, da man im Lande jeden Deutſchen für einen Bayern hält, und jeder Bayer ſo verhaßt iſt, daß man ihn überall mißhandelt, verwundet, ja töten würde, wenn nicht Hilfe zu rechter Zeit käme. So iſt denn der Hauptzweck meiner Reiſe verfehlt. Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht ſehen. Neun Tage Quarantäne halten zu müſſen, um mich acht Tage in Athen herumtreiben zu können! Herumtreiben, denn auch hier kann man einſame Gegenden nicht beſuchen, und auch dieſe nur von wohlbekannten angeſehenen Perſonen begleitet.

Ueberall begegnet man mißtrauiſch auflauernden Geſichtern. Alſo auf die Akropolis. Was man hier an Bauwerken ſieht, macht im erſten Augenblick einen kaum angenehmen Eindruck, den der Zerſtörung. Erſt in den folgenden Momenten baut ſich an die Ueberbleibſel das Großartige neu empor.“

10.

So ſchließt das Bleiſtiftmanuſkript, welches den ſonſt in Worten ſtreng einhergehenden Dichter gleichſam in Schlafrock und Pantoffeln ſchreibend darſtellt. Nicht durch den Satzbau läßt er ſich aufhalten, heimatliche Wendungen und Ausdrücke verſchmäht er nicht, um raſch den Inhalt der Vorgänge niederzuſchreiben. Und eine Menge kleiner Charakterzüge des Schreibenden kommen da zu Tage, welche uns intim mit Grillparzer bekannt machen.

Er hätte dies Manuſkript nie drucken laſſen in ſo nachläſſiger Faſſung. Aber die Nachwelt macht keine Umſtände, wenn ſie was Neues, oder auch nur was Näheres erfahren kann.

Die Gräfin Hahn-Hahn erwähnt in ihren orientaliſchen Briefen, daß ſie Grillparzer zweimal begegnet ſei. Von der erſten Begegnung in Konſtantinopel ſagt ſie: „Grillparzer iſt ein freundlicher, ſchlichter Mann, dem man die ſchauerliche Tragodie (Ahnfrau) gar nicht anſieht.“ Zur zweiten Begegnung in Smyrna ſchreibt ſie: „Ich freu' mich recht, daß ich in Wien, welches mir immer lieb geweſen iſt, eine angenehme Bekanntſchaft mehr habe, denn er (Grillparzer) iſt mir angenehm wie alle Menſchen, die bei einem ſchönen und großen Talente ſchlecht und recht geblieben ſind, wie Gott ſie erſchaffen hat. Man ſollte meinen, das ſei ſehr wenig und ſehr naturlich.

Ja, wenig mag es wohl ſein, aber ach! nichts iſt ſo ſelten, als das Natürliche."

Auf dem Adriatiſchen Meere, das ihn ebenfalls mit groben Wellen plagte, fuhr Grillparzer heimwärts über Trieſt, und hielt erſt in Graz eine kurze Weile ſtill, ſeinen Aerger ausſprechend über das tückiſche Geſchick, welches ihn mit den bayriſchen Griechen vertrieben.

In Wien aber entwickelte ſich jetzt immer deutlicher und lauter das Bedürfnis, den würdigen Mann als erſten Dichter des Landes zu feiern. Leute wie Bauernfeld, Ludwig Auguſt Frankl, Foglar machten es ſich zur Lebensaufgabe, ſeinen Ruhm zu verkünden. Es wurde ihm eine Medaille gewidmet und an ſeinem Geburtstage 1844 ein großes Feſt veranſtaltet. Die Schriftſteller Wiens hatten ſich zu einer Geſellſchaft „Konkordia" vereinigt, der Gefahr polizeilicher Auflöſung trotzend, und dieſe Konkordia verherrlichte den Dichter in mannigfacher Weiſe. Ja, die Regierung ſogar, oder richtiger geſagt der Finanzminiſter Kübeck nahm Notiz von dem Wunſche, den alternden Poeten auszuzeichnen! Es wurden ihm dreihundert Gulden jährlicher Perſonalzulage gewährt.

Wahrſcheinlich wußte Kübeck dabei gar nicht, daß er Grillparzer Dank ſchuldig wäre. Als er vor Jahren ans Ruder gekommen und ſich durch liberale Maßnahmen hervorgethan, hatte Grillparzer ein flammendes Gedicht auf ihn gemacht, es aber nicht veröffentlicht, um nicht als Schmeichler zu erſcheinen.

Bald darauf trat auch die Vakanz ein in der Hofbibliothek, die ſchon erwähnt worden iſt, und zwar trat ſie zweimal ein. Beim erſtenmal wurde ihm der Slaviſt Kopitar vorgezogen, und Grillparzer wie die Wiener konnten nichts einwenden, denn Kopitar war eine wiſſenſchaftliche Größe. Als er kurz darauf ſtarb, war ganz Wien der Ueberzeugung, nun müſſe und werde Grillparzer die erſte Kuſtosſtelle erhalten. Es erhielt ſie aber, wie ſchon geſagt, der Baron Eligius von Münch, der gar keinen Anſpruch aufweiſen konnte, als die am richtigen Orte angebrachte Empfehlung durch ſeinen Onkel, den Präſidenten des Bundestags, Grafen Münch.

Das machte peinliches Aufſehen in Wien, und war eine der ärgſten Kränkungen, welche Grillparzer erfahren. Das kleine Gedicht ſpricht es aus:

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längſt ſchon geht zu Thal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben ſei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Man hat beim nah'nden Winter
Verweigert mir das Neſt,
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Reſt.

Doch iſt's der Lauf der Zeiten,
Ein Troſt nur ſtellt ſich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch, der ich war.

Die öffentliche Meinung Wiens äußerte ſich über dieſen Vorgang mit ungewöhnlicher Schärfe und ohne Scheu. Ueberhaupt beginnt inmitten der vierziger Jahre die politiſche Bewegung in Wien und ſteigert ſich von Jahr zu Jahr. Der Ausbruch von 1848 war innerlich längſt vorbereitet. Auch Grillparzer nahm warmen Anteil daran, daß der Staat in andere Bahnen gelenkt werde. Er nahm teil an Verſammlungen, welche dies Thema erörterten und betrieben, ja in einer dieſer Verſammlungen ſtand er einmal plötzlich auf und hielt eine flammende Rede gegen die eingeriſſene Verknechtung. In dem weiter unten folgenden Aufſatze gegen die Wiener Märzrevolution verleugnet er jede ſolche Teilnahme. Sie iſt aber verbürgt. Die Cenſur war der verhaßteſte Punkt, und eine Anzahl von Notabilitäten unterſchrieb eine Petition an die Regierung um Beſeitigung dieſes Zwanges. Grillparzer unterſchrieb ebenfalls dieſe Petition.

Dieſer Drang nach einer Staatsveränderung, dieſes Ueberfluten der Politik wurde in der nächſten Zukunft folgenreich für Grillparzer. Er wurde hineingezogen in den Strudel, er erſchien als Parteimann, er wurde verkannt, er wurde angefeindet. Von Grund aus war er ein liberaler Mann, aber wie er in der Dichtung ſtreng auf richtiges Maß drang, ſo verlangte er auch für den Liberalismus konſervative Grenzen. Er hatte die tiefſte Scheu vor Unordnung. Und er verlangte vor allem, er verlangte überall ſein Oeſterreich.

Dieſe ſtarke Liebe zu ſeinem öſterreichiſchen Vaterlande iſt ſein Schickſal, man möchte ſagen, iſt ſein Verhängnis geweſen. Durch ſie iſt er ein ſenſitiver Teilnehmer an allen Abſchwächungen Oeſterreichs geworden, welche dies Reich während Grillparzers Leben erlitten hat. Nie kam eine Stärkung, und am Ende kam ſogar die völlige Trennung von Deutſchland, während für ihn Oeſterreich und Deutſchland Zwillingsbrüder ſein ſollten. So lebte er immerwährend in einer zornigen Gereiztheit, namentlich gegen Norddeutſchland. Er äußerte ſich geringſchätzig über deſſen Poeſieloſigkeit, er unterließ die Verbreitung ſeiner Stücke über die öſterreichiſche Grenze hinaus und erntete dafür die Nichtachtung ſeiner Dichtungen. Noch in neuer Zeit ſchreibt ein norddeutſcher Kritiker: „Grillparzer iſt ein öſterreichiſcher Dichter, der zufällig nicht magyariſch oder czechiſch, ſondern deutſch geſchrieben hat. Seine Dichtungen können nicht als Manifeſtation deutſchen Geiſtes gelten.“

Und all das, weil ſein Oeſterreich, wie er ſagte, gemißhandelt wurde, all das, obwohl niemand ſo wie er die Fehler und Gebrechen ſeines Oeſterreich kannte und beklagte. „Der Katholizismus,“ ſchreibt er einmal, „iſt an allem ſchuld. Gebt uns eine zweihundertjährige Geſchichte als proteſtantiſchem Staate, und wir ſind der mächtigſte und begabteſte deutſche Volksſtamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Muſik und — zum Konkordate.“

In ruhiger Stimmung pflegte er übrigens auch Norddeutſchland günſtig zu beurteilen trotz ſeines Oeſterreichertums, und da pflegte er zu ſagen: Schickt unſere jungen Männer nach Norddeutſchland, damit ſie was lernen, und holt junge Norddeutſche zu uns, damit ſie warm werden.

Was half es ihm, daß er all den herrſchenden politiſchen Strömungen geiſtig überlegen war, an ſein ſpecifiſches Vaterland innerlichſt gefeſſelt mußte er immer wieder entſagen und entſagen. Und wie ehrlich war er doch auch politiſch bei all ſeinem Oeſterreichertum! Er beſaß einen weiten politiſchen Blick und trotz ſeines Widerwillens gegen die Czechen bringt er doch am Schluſſe der Libuſſa die Prophezeiung: die Slaven werden alles unterjochen.

Wie er ſich zur Wiener Märzrevolution verhielt, bezeugt folgender Aufſatz, welcher ſich in ſeinem Nachlaſſe vorfindet:

„Ich will meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre 1848 niederſchreiben. Da tritt denn gleich von vornherein ein bedenklicher Unſtern ſcheinbar hindernd entgegen. Ich habe an jenen Begebenheiten durchaus keinen Anteil genommen. Nicht allein, daß ich den Vorbereitungen und dem Ausbruch ferne blieb, eine mit meiner innerſten Natur verbundene Empfindung hinderte mich ſogar, den einzelnen Hinderniſſen Schritt für Schritt zu folgen. Menſchen, die ſich ihr ganzes Leben mit dem reinen Verhältniſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigt haben, überfällt gegenüber der jede

Möglichkeit einer Berichtigung überſteigenden Verkehrtheit leicht das Gefühl eines bis ins Innerſte gehenden Ekels, und man weiß wohl, daß der Ekel die entnervendſte Stimmung des menſchlichen Weſens iſt.“

„Wer wird aber mit ſolchen Stimmungen ſein Betragen rechtfertigen? Warſt du mit dem vormärzlichen Zuſtande zufrieden? Haſt du keine Aenderung gewünſcht? Glaubſt du, daß der Menſch nicht Hand anlegen ſoll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältniſſe zu verbeſſern? Alle dieſe Fragen mit Ja beantwortet, muß doch bei allem Praktiſchen auf die Umſtände Rückſicht genommen werden. Wäre der öſterreichiſche Staat ein kompakter, von ein und demſelben Volksſtamme bewohnter, oder wären dieſe Volksſtämme von dem Wunſche des Zuſammengehörens und Zuſammenbleibens beherrſcht, wäre die Zeit eine ſolche geweſen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke vorauszuſetzen geweſen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reformverſuch geboten, oder — um mir nicht zu viel Thatkraft anzudichten — wenigſtens jeden ſolchen, wenn auch gewaltſamen Verſuch mit meinen Wünſchen und mit meinem moraliſchen Einfluß auf meine Landsleute unterſtützt. So aber war — und gerade damals im höchſten Grade — von allem dem das Gegenteil. Polen befand ſich bereits im Aufſtande, Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksſtämmen der öſterreichiſchen Monarchie eine centrifugale Bewegung eingedrückt. Die Brandſchriften der letzten zehn Jahre, die friſchen Eindrücke der franzöſiſchen Februarrevolution hatten eine ſolche Stimmung in der Maſſe verbreitet, daß bei jedem gewaltſamen Ausbruche ein Ueberſchreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuverſicht vorausbeſtimmt werden konnte.“

„Aber ungeachtet jener Abhaltungsgründe mußte dem öſterreichiſchen Staate ein großer Teil der nötigen Reformen gerade durch ruhiges Abwarten auf eine völlig gefahrloſe Weiſe notwendig zu teil werden. Preußen befand ſich durch frühere Verſprechungen, durch die unvorſichtigen Redeübungen ſeines Königs, durch ſeine Stellung in der Mitte der allſeitigen Bewegung in der notgedrungenen Lage, dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerſtehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein abſoluter Staat zu ſein, ſo mußte Oeſterreich entweder aus dem deutſchen Bunde ausſcheiden oder ſeinen Völkern Zugeſtändniſſe machen, die, ſo gering ſie geweſen wären, oder vielmehr gerade weil ſie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortſchreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemeſſenen Entwickelung dargeboten hätten. Man ſage nicht — da auch in Preußen eine ſolche Umkehrung nicht ohne Unruhe vor ſich gegangen wäre — es ſei lieblos, von dem Schaden ſeines Nachbars Vorteil zu ziehen. Denn einerſeits iſt ja mit fremdem Schaden klug werden eine oft belobte Lebensregel, anderſeits hat Preußen alles das, was Oeſterreich fehlt, um eine ſolche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu beſtehen. Ein kompakter Staat, die Einwohner zuſammengehörig und jedem Trennungswunſche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbeſſerung bedürftig. So wie Frankreich aus allen inneren Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen iſt, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel unendlich geringere Schickſalsprüfungen ungefährdet überſtanden haben.“

„So viel von jenen Umwälzungsbeſtrebungen dem Grundſatze nach. Geht man aber weiter zu den Mitteln der Ausführung, ſo zeigt ſich, daß dieſe ſo kindiſch als jene gefährlich waren, obwohl die Vorausſicht von der Wirklichkeit widerlegt worden iſt. Aber bei der Ausführung eines Planes die vollkommene Abſurdität ſeines ganz und gar abſurden Gegners vorausſetzen, kann doch nie eine vernünftige Berechnung genannt werden.“

„Kaiſer Franz in ſeiner Engherzigkeit und Gedankenſteifheit hatte beſchloſſen, ſeinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten. Kurzſichtig, aber in der Nähe ſcharf ſehend führt er zu dieſem Ende einen Polizeidruck ein, der in der neueren Geſellſchaft kaum ein Beiſpiel hat. Wenn er dann mit Ungarn eine Ausnahme machte, ſo war es teils die Macht der Gewohnheit, da Ungarn denn doch von jeher eine Konſtitution hatte, teils weil er hoffte, in dem dort herrſchenden ariſtokratiſchen Princip ein Gegengewicht gegen die demokratiſchen Beſtrebungen der Zeit zu haben. Er vergaß, daß in den Zeiten der Aufregung jeder durch die Vernunft nicht gerechtfertigte Enthuſiasmus immer in den allgemeinen Strom einmündet und die Richtung der Zeit einſchlägt, wie denn auch aus den ungariſchen Ariſtokraten augenblicks die wütendſten Demokraten geworden ſind. Den Ungarn alſo ward Spielraum gegeben, auf den übrigen Provinzen laſtete ein eiſerner Druck.“

„Fürſt Metternich, von Hauſe ein liebenswürdiger, geiſtreicher, aber in ſeiner erſten Epoche leichtſinniger und ſein ganzes Leben lang durch ſeine Gelüſte (im beſſeren Sinne des Worts) beſtimmter Mann, war während der Regierung des Kaiſers Franz der entſchiedenſte Tadler jener beengenden Maßregeln ſeines Herrn geweſen. Er machte ſich mit ſeinen Vertrauten über die Kleinkrämerei des öſterreichiſchen Staatsweſens luſtig, und ſeine Begeiſterung für Lord Byron und ähnliche Geiſter zeigte deutlich, wie ſehr ſeine urſprüngliche Natur aller Entwürdigung der Menſchennatur fremd war. Als aber Kaiſer Franz ſtarb, war er alt, bequem und hochmütig geworden. Zehn Jahre früher hätte er vielleicht Reformen die Hand geboten und ſie auch bei dem abgöttiſchen Anſehen, in dem er bei der Regierungsgewalt ſtand, durchgeſetzt. Jetzt aber wußte er nichts, als in dem alten Schlendrian fortzufahren. Er adelte die unfreiwillig adoptierten geweſen. Uebrigens hat Europa das Gift dieſer Krankheiten wahrſcheinlich ſchon ſeit den Kreuzzügen gekannt, und es war vielleicht ein hiſtoriſch gebildetes Verlangen, daß König Franz durchaus einen ächt orientaliſchen Arzt haben wollte. Mochte er doch auch übrigens, wie jeder Menſch, der lebhaft wünſcht oder krank iſt, geheimnißvollen Kräften gern einmal entgegen gehen, und jenen deutſchen Zauberer gewähren laſſen, der ihm aus Spanien ſeine Söhne durch die Luft zuführen wollte.

Vorſichtig war er nie geweſen. Wenn er auf der Jagd umherſtrich und müde oder durſtig war, da kehrte er überall ein, und ließ ſich überall nieder, und führte ſein leichtſinniges Sprichwort im Munde: Der ärmſte Edelmann kann den größten Fürſten gut bewirthen, wenn er ihm eine ſchöne Frau, ein gutes Pferd und einen guten Windhund präſentirt. In Paris ſelbſt, durch die Straßen reitend, hatte er an der Ladenthüre die belle ferronière geſehen. Sie war ein junges ernſthaftes Weib, ſogar ihre Geſichtszüge zeigen etwas Zurückhaltendes. Die langen Wimpern, der nach innen zurückgehende Blick, der ruhige kleine Mund, die mehr hochrunden als weichrunden Formen, das ganze Geſammtbild lehnt ab, ſtatt anzulocken. Es exiſtirt ein Bild der Ferronière von Leonardo da Vinci, das Verhältniß iſt alſo wahrſcheinlich kein ſo flüchtiges und romantiſches geweſen, wie der Bericht Louis Guyon's es darſtellt. Wenn man des Königs Maler zu einem Oelgemälde ſitzt, ſo iſt man nicht mehr in flüchtigem, romantiſchem Verhältniſſe.

Sei's wie es wolle, dieſe Liebſchaft zeigt die Frechheit des Königs Franz mit allen ſchrecklichen Folgen für die Opfer der Frivolität und für den König ſelbſt. Die Ferronière war ſo tugendhaft wie ſchön, und brachte den König in Verzweiflung durch ihre Kälte. Leute, die viel ſinnlich verkehrt, ſind bekanntlich am Verlangſamſten nach ſtrengen, ſpröden Formen des Leibes, die weiche Rundung iſt für ſie erſchlafft. Als ſich hier nun auch ſo viel moraliſche Sprödigkeit zeigte, da traten die Höflinge zum Könige, und ſprachen: ein König braucht nicht zu gefallen, um ein Weib zu beſiegen. Desgleichen ſprachen ſie zur Ferronière. Dieſe ent-

Maßregeln mit dem Ehrentitel eines Syſtems, verlor aber eben durch dieſes Syſtem alle jene Beweglichkeit des Geiſtes, die ſeine frühere Laufbahn ſo glänzend gemacht hatte.“

„Der Umſtand, daß er allein es war, der den elenden Polizeipräſidenten Grafen Sedlnitzky ſtützte und hielt, reicht für ſich ſchon hin, um allen Lobrednern Metternichs Stillſchweigen aufzuerlegen.“

„Der Träger der Staatsgewalt, Erzherzog Ludwig, beſaß faſt alle jene guten Eigenſchaften, die die Söhne Kaiſer Leopolds zur ausgezeichnetſten Regentenfamilie ihrer Zeit machten. Er war von ſeinem Bruder Franz gleich allem, was in deſſen Nähe kam, niedergedrückt und in den Model der kaiſerlichen Aehnlichkeit gepreßt worden, unterſchied ſich aber von jenen noch immer durch Gutmütigkeit und Wohlwollen. Vielleicht hat ihn von Reformen nur abgehalten, daß er ſich als den Verwalter fremden Guts betrachtete, und daß er die Gewalt als treuer Pfleger unvermindert ebenſo abgeben wollte, als er ſie empfangen hatte.“

„Es war noch ein Mann da, Graf Kollowrat, eine Art Miniſter des Innern, der ſich liberal gebärdete, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre.“

„Alle dieſe Staatsmänner, ſo ſehr ſie auch freiwillig oder notgedrungen das alte Syſtem fortſetzten, waren doch zugleich viel zu gutmütig und zu human, um auch den alten Polizeidruck fortſetzen zu wollen. Und das hat ſie zu Grunde gerichtet. Ihr, wenn gleich etwas ſpärlich fließendes, Billigkeitsgefühl hat die Märzregierung in Oeſterreich geſtürzt. Das Regierungsſyſtem Kaiſer Franzens ließ ſich nur ungetrennt von ſeinem Polizeiſyſtem fortführen. Wie der Druck nachließ, ſchnellte die Feder von ſelbſt in die Höhe.“

„So ſehr nun die Polizeigewalt auf dieſe Art ſich geſchwächt fand, war ſie noch immer ein Rieſe gegen die Veranſtaltungen, die die liberale Märzpartei zur Durchführung ihrer Abſichten ins Spiel ſetzte.“

„Daß die Landſtände der verſchiedenen Provinzen ſich miteinander in Kommunikation ſetzten, um durch hartnäckiges Petitionieren gewiſſe, freilich mehr im eigenen, aber immer auch im Volksintereſſe gemeinte Zugeſtändniſſe durchzuſetzen, war recht und gut, und zwar um ſo mehr das einzige richtige Mittel, als dadurch das Band zwiſchen den einzelnen Länderteilen feſter angezogen wurde. Die Bewegungen aber, die man im Mittelpunkte der Monarchie verbreitete, um der Unſchlüſſigkeit der Regierung einen Anſtoß zu geben, dieſe waren es, die ich unvorſichtig und zugleich kindiſch genannt habe.“

„Ich muß hier eine Digreſſion machen. Die erſten Revolutionen des neueren Europas, die amerikaniſche und franzöſiſche der neunziger Jahre, gingen mehr oder weniger von einer Notwendigkeit, von einer Gefährdung der materiellen Intereſſen, von einer Bedrohung der Grundlagen alles Beſtehens aus. Die ſpäteren mit Einſchluß der Julirevolution hatten ihren Grund mehr in dem verletzten Selbſtgefühl der Nation, ja die allerletzte vielleicht gerade in der Eitelkeit. Alles, was Louis Philipp that und unternahm, hat die Franzoſen nicht ſo empört als der doktrinäre Hochmut ſeines Miniſters, des ſonſt ſo vortrefflichen Guizot. Die durch Robot und Zehnten, durch Abgaben und Finanzzuſtände am meiſten getroffenen Klaſſen trugen ihr Schickſal in Geduld, aber die Gebildeten konnten nicht mehr ertragen als die Böotier von Europa angeſehen zu werden, und als die Regierung bald nach der franzöſiſchen Februarrevolution einen offenbar offiziellen Artikel in die Staatszeitung einrucken ließ, in dem nach leicht begreiflicher, aber auch gerechter Mißbilligung jener Vorgänge zugleich angekündigt wurde, daß in Oeſterreich nichts geändert werden, vielmehr alles beim alten bleiben ſollte, ging die Erbitterung des Publikums, das ſeine Wünſche mißachtet und ſich ſelbſt gewiſſermaßen verſpottet fand, über alle Grenzen.“

„Zu dieſem verletzten Selbſtgefühl geſellte ſich auch die Eitelkeit. Um nicht von denjenigen zu ſprechen, die bei einer Volksbewegung oder in einem dadurch herbeigeführten Zuſtande eine Rolle zu ſpielen hofften, war das Streben nach Freiheit ſo ſehr als Geiſt der Zeit anerkannt, daß alle Gebildeten ſich nur dann dieſes Namens wert erſchienen, wenn ſie in den allgemeinen Chorus miteinſtimmten. Es iſt überhaupt gar ſüß, ſich dadurch aus ſeiner perſönlichen Unbedeutendheit herauszuheben, daß man ſich einer für erleuchtet geltenden Meinung anſchließt und einer Richtung folgt, an deren Spitze die ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts ſtehen. Daß in der vorderſten Reihe ſich die (s. v. v.) Schriftſteller befanden, verſteht ſich von ſelbſt.“

„Was dieſe am meiſten bedrückte, die Cenſur, beſtand dem Grundſatze nach in derſelben Strenge, wie unter Kaiſer Franz; die Praxis aber war freilich größtenteils nur wegen der Unausführbarkeit unendlich milder geworden. Was die Lektüre fremder verbotener Schriften betraf, ſo war der Umlauf derſelben, und zwar der gefährlichſten am meiſten, ſo allgemein als irgendwo in der Welt. Ich habe ſelbſt einen Fiaker auf dem Kutſcherbocke ‚Oeſterreichs Zukunft‘ leſen geſehen. Die Preſſe im Inlande wurde freilich auf jede Art überwacht. Aber einerſeits gefiel ſich Fürſt Metternich darin, von Zeit zu Zeit Beweiſe ſeines liberalen Sinnes zu geben, und Männer von europäiſchem Rufe, wie Hofrat Hammer, oder Schriftſteller, die Zutritt in die Geſellſchaft des Fürſten hatten, konnten ſo ziemlich drucken laſſen, was ſie wollten. Anderſeits drückte man gar zu gern die Augen zu, wenn Oeſterreicher, namentlich Dichter von einigem Ruf, ihre Werke im Auslande verlegen ließen. Sie brauchten dabei nur als öffentliches Geheimnis ihren Namen um eine Silbe zu verkürzen oder einen falſchen anzunehmen, um kaum befragt, am wenigſten aber angefochten zu werden. Ja, die Gewaltträger fühlten vielleicht ſogar eine geheime Freude, daß ihre, wie ſie glaubten, notgedrungene Strenge der Entwickelung der ausgezeichneten Litteratur denn doch nicht hindernd im Wege ſtehe. Eigentlich politiſche Schriftſteller konnten freilich auf weniger Nachſicht zählen.“

„Wenn nun auf die oben angedeutete Art für die ausgezeichneten Männer der Litteratur geſorgt war, ſo fand ſich eine andere Klaſſe dafür in der äußerſten Bedrängnis, die unbedeutende nämlich, die als ſolche keine Verleger im Auslande finden konnte. In gleicher Lage befanden ſich die dramatiſchen Dichter, die bei ihren Hervorbringungen hauptſächlich die Wiener Bühnen im Auge hatten, und denen die Gelegenheit entging, durch politiſche Anſpielung und ein ungewaſchenes Maul die organiſchen Mängel ihres Talents zu erſetzen. Damit man nun nicht zweifeln konnte, woher der Wind eigentlich wehe, machten die Agitationen gegen die Cenſur den Anfang der ganzen Bewegung.“

„Da ich denn doch meine Erinnerungen niederſchreibe, und der Vorgang ein Licht auf die meiſt Beteiligten wirft, will ich denn doch meinen Anteil an jenen litterariſchen Agitationen hierherſetzen und muß daher um einige Jahre zurückgehen.“

„Es erſchienen einige Schriftſteller bei mir, die mich aufforderten, an einer gemeinſchaftlichen Bittſchrift um Milderung der Preßgeſetze teilzunehmen. Ich weigerte mich anfangs, da ich bei der bekannten Scheu der Regierung vor Aſſociationen im voraus überzeugt war, daß dadurch die Sache nur ſchlimmer gemacht werden könnte, und das, was viele der andern bei vielleicht gleicher Ueberzeugung lockte, in den deutſchen Journalen als Vorkämpfer des Liberalismus gelobhudelt zu werden, mich keineswegs anzog. Da man jedoch weiter in mich drang, und ich weder den Anſchein der Teilnahmsloſigkeit oder gar der Wohldienerei auf mich laden wollte, willigte ich endlich ein. Es wurde in den Schriftſtellerverſammlungen im Hauſe des Hofrats Hammer eine Bittſchrift verfaßt, geändert, angenommen und endlich der Tag zur Unterzeichnung feſtgeſetzt."

„Die Verſammlung reihte ſich in einem mehrfachen Kreiſe um das Sofa, auf dem in der Mitte als Hausherr Hofrat Hammer ſaß, ihm zu beiden Seiten Profeſſor Endlicher und ich. Als es zur Unterſchrift kam, beeilte ſich Hofrat Hammer der erſte zu unterzeichnen, darauf folgte Profeſſor Endlicher, dieſem ich als dritter und ſodann in bunter Reihe alle Anweſenden."

„Die Bittſchrift wurde dem Fürſten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszuſehen war. Der Fürſt in großmänniſcher Heuchelei erklärte, daß dieſes Geſuch ſeine beſten Abſichten durchkreuze. Man ſei eben daran geweſen, eine Milderung der Preßgeſetze eintreten zu laſſen, aber das gemeinſchaftliche Geſuch als ein von den Geſetzen verpönter Schritt mache vorderhand jede Aenderung unmöglich, und es bleibe ſomit beim alten."

„Die Unterzeichner der Bittſchrift, die, nebenher geſagt, über das Mißlingen gar nicht ſo beſtürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vorauszuſetzen war, ſo daß man wohl merkte, ſie ſeien von der Fruchtloſigkeit ihres Schrittes im voraus überzeugt geſweſen, hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als das Geſuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu laſſen, um doch wenigſtens der zweiten Hälfte ihres Wunſches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verluſtig zu gehen."

„Da bemerkte nun ich zu meinem Erſtaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der erſte ſtand, indes ich mir bewußt war, der dritte unterſchrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrat Hammer und Profeſſor Endlicher ihre voranſtehenden Namen durch einen Kunſtradierer ausradieren laſſen und ſich in die Mitte des Haufens eingeſchrieben hatten, ſo daß ich, der allein den Schritt mißbilligt, nun als Rädelsführer an der Spitze ſtand. Mir war dies ziemlich gleichgültig, aber, wie es ſcheint, den beiden Herren nicht."

„Wie ſehr das Bedauern des Fürſten Metternich bei ſeinem ablehnenden Beſcheide reine Heuchelei war, zeigte eine bald darauf erſcheinende Schrift von einem ſeiner Vertrauten, dem Baron Clemens Hügel, in der geradezu eine Verſchärfung der Maßregeln gegen die Preſſe als unbedingt notwendig dargeſtellt wurde."

„Da der Verfaſſer, wie geſagt, ein Vertrauter des Fürſten Metternich war, und die Schrift vor der Veröffentlichung gewiß dem Fürſten vorgelegt und von ihm gebilligt wurde, ſo mußte die darin ausgeſprochene Meinung notwendig als die des Staatskanzlers gelten, und die Indignation des Publikums ſtieg aufs höchſte. Bauernfeld ſchrieb gegen dieſe Broſchüre, und je derber, je grober dieſe Abfertigung war, um ſo größer war ihre Wirkung. Die Sache ging ins Tagesgeſpräch über. Ueberhaupt hat die Eitelkeit Metternichs ſo viel geſchadet als ſein Hochmut. Die Gewaltherrſchaft muß in Rußland, wie in Oeſterreich unter Kaiſer Franz als ein Faktum, als eine keines Erweiſes bedürftige Notwendigkeit daſtehen; von dem Augenblicke, als ſie ſich verteidigt, hat ſie ſich zu Grunde gerichtet."

„Bauernfeld, der Verfaſſer der Streitſchrift gegen Baron Hügel, hatte ſeit längerer Zeit angefangen, eine politiſche Rolle zu ſpielen, und ich kann nicht vermeiden, von ihm zu reden."

„Er trat in die Litteratur bald als Goethianer, bald als Tieckianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne wurde durch das Fließende ſeiner Natur in Bezug auf ein Ganzes ſehr in Schatten geſtellt. Nichtsdeſtoweniger hatten ſeine erſten dramatiſchen Hervorbringungen noch immer viel Organiſches. Sein erſtes und vielleicht beſtes Stück ging ſo ziemlich ſpurlos vorüber, weil bei Bauernfelds Armut an Erfindung das nicht amüſierte Publikum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charakterzügen noch hinwegtolpelte. Ein zweites, noch immer im Zuſammenhange gedachtes, gelang beſſer. Bei einem ſpäteren habe ich ihn ſogar genötigt, einen dritten Akt hinzuzuſchreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld beſaß Verſtand und litterariſche Rechtſchaffenheit genug, um dieſem Gebrechen ſeines Talentes entgegen zu arbeiten. Es zeigte ſich aber bald, daß, wenn er ſich einen leitenden Gedanken vorſetzte, das Einzelne kalt und ſteif geriet, indes er nur auf gut Glück in den Tag hinein ſchreiben durfte, um alle Teile ſprühend von Leben und Intereſſe zu geſtalten. Während er noch ſo mit ſich ſelber im Kampfe war, tauchte das ſogenannte junge Deutſchland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles ſagen zu können, was einem in den Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu ſein, das war alles, was er verlangte, und er gab ſich von da an einem diſſoluten Weſen hin, deſſen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an ſich ſelbſt bildete, wie einer ſich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen ſeines Hausſtandes zu entfliehen. Um aber alles zu ſagen, was einem in den Mund kommt, muß man es vor allem auch ſagen können, und er war von da an der Wütendſte unter den Gegnern der Cenſur. Ja, als in der Folge in Deutſchland die politiſche Poeſie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, daß die politiſchen Anſpielungen dem Publikum die willkommenſten waren, geriet er aus der litterariſchen Agitation von ſelbſt in die politiſche, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigſtens nicht, daß er vor ſeinem dreißigſten Jahre eine politiſche Zeitung überhaupt nur geleſen hat. Dieſer pſychologiſch bedingte Hergang blieb übrigens für

Bauernfeld ein Geheimnis, denn er war von Hauſe aus ein rechtſchaffener Menſch, und die Luſt an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren iſt, hat ihn wohl ſelbſt über den Zuſammenhang getäuſcht.“

„Uebrigens ging ihm viel hin, was man andern ſehr übel genommen hätte. Der allerhöchſte Hof liebte nämlich im Theater — zu lachen, und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man ſich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, deſſen Reden ohne Konſequenz ſeien. Durch ſeinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Miniſter Kollowrat in Verbindung gekommen, der in Oppoſition mit dem Fürſten Metternich den Liberalen ſpielte und Bauernfelds unzuſammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um ſo mehr, als deſſen anfeindender Grimm ſich beſonders gegen ſeinen Vorgeſetzten, den Finanzpräſidenten Baron Kübeck, wendete, den Kollowrat gleichfalls haßte, und kurzſichtig genug war, nur ſeinen perſönlichen Feind verſpottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze Syſtem, ſeinen hohen Gönner mit eingeſchloſſen, im Auge hatte.“

„Weit entfernt ſei es von mir, hier Bauernfeld entſchuldigen zu wollen. Obgleich bei ſeiner Verbindung mit Graf Kollowrat er vielleicht an den ſpäteren Ereigniſſen mehr Anteil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unſchuld gehandelt, nur von einer ihm angeborenen zappelnden Unruhe getrieben. So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Menſch in dem höheren Bereich an Gedanken. Er hat immer nur mit fremden geraſſelt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm gar nicht ein, ſowie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwickelungen etwas Uebles entſtehen könne. Als das Ueble ſpäter eintrat, hat er ſich allerdings auf eine grauenhafte Weiſe dagegen verhärtet, wie ſpäter vorkommen wird. Da war aber ſchon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter ſo viel Aufregungen befiel und ſelbſt heute ihn nicht ganz verlaſſen hat. Nicht zu leugnen iſt übrigens, daß ſchon ſeit längerer Zeit ſeine liebenswürdige Gutmütigkeit einer halbkünſtlichen Unverſchämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmählich immer mehr von ihm entfernte.“

„Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege, als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Inſel zur andern übertragen. So wie er in den höheren Regionen mit Graf Kollowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und ſeit der Jugendzeit, mit Baron Doblhof, dem Verfechter der niederöſterreichiſchen Stände und ehemaligen Miniſter, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war ſein Freund und Vertrauter. Doblhof hat zwar wiederholt gegen mich ſeine Mißbilligung von Bauernfelds Uebertreibungen zu erkennen gegeben, nichtsdeſtoweniger hatte dieſer vielen Einfluß auf ihn — ſchon aus Achtung für Bauernfelds damals bereits oberflächlich gewordenen gutmütigen Charakter und für deſſen unbeſtrittenes Talent. Die Machinationen der Landſtände waren bereits in vollem Gange, es ſollten aber auch ſonſt die Gemüter präpariert werden. Man verfiel darauf, Abendgeſellſchaften bei Baron Doblhof zu veranſtalten, in denen politiſche, aber auch litterariſche Gegenſtände beſprochen werden ſollten, in der oſtenſibeln Abſicht, der wirklich gar zu inſipiden Wiener Konverſation eine beſſere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen, und da die meiſten Gäſte meine näheren Bekannten waren, ging ich einigemale hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil niemand etwas Beſonderes zu ſagen wußte. Unter den Anweſenden, die alle ſpäter politiſche Rollen geſpielt haben, iſt mir nur der ältere Baron Stift aufgefallen, der gut ſprach, weil er offenbar konſequent dachte, und Graf Thun, der heutige Kultusminiſter. Letzterer weniger durch das, was er ſagte, als durch das ſichtbare Beſtreben, die von andern vorgebrachten Phraſen auf eine präciſe Geltung zu bringen. Mit letzterem bin ich ein Jahr ſpäter (1847) auf dem Linzer Dampfſchiffe wieder zuſammen gekommen. Ich erinnere mich, ihm damals geſagt zu haben, daß er mir ganz zu einem Deputierten auf einem Reichstage gemacht ſcheine, wobei wir beide keine Ahnung hatten, daß ein Reichstag uns ſo nahe bevorſtand. Ueberhaupt ſcheint Graf Thun ein vortrefflicher Menſch, dem auch die Gemütsſeite nicht mangelt, welche letztere ihn übrigens auch Vorurteilen zugänglich macht. So hat er früher ſchon in einer böhmiſch geſchriebenen Broſchure die czechiſche Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, daß ſie keine iſt, ſowie die Czechen keine Nation ſind, ſondern ein Volksſtamm und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt. Auch ultramontane Ueberzeugungen ſcheinen dem vortrefflichen Manne nicht fremd zu ſein."

„Die Geſellſchaft bei Doblhof beſtand teils aus niederöſterreichiſchen Landſtänden, die von dem litterariſchen Teile der Unterhaltung nicht ſehr erbaut ſchienen, teils aus Mitgliedern des politiſch-juridiſchen Leſevereins, letztere von den Rieſenfortſchritten der Welt und beſonders Deutſchlands in den letzten zwanzig Jahren innigſt überzeugt und ihrer Ueberzeugung durch bereits vorgefundene Phraſen Luft machend."

„Dieſer juridiſch-politiſche Leſeverein war vor kurzem durch junge ſtrebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sedlnitzky, dem wenigſtens die Naſe des Spürhundes nicht fehlte, wollte durchaus ſeine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kollowrat und ſelbſt Fürſt Metternich, der, wie ſchon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweiſe ſeines liberalen Sinnes in die ſetzte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie zitterte bis an die Stirn hinauf, daß ihr zierliches Stirnkettchen von den Schlafadern bebte. Sie eilte zu ihrem Manne, ſie bat ihn um Schutz.

Es giebt keinen andern, als aus dem Reiche zu fliehen. Dazu gürten ſie ſich, aber es wird ihnen unmöglich gemacht. Wohlan denn, ſprach ihr Gatte, ſo bleibt uns nichts, als die Frechheit zu rächen! Und er ging hin zu einem verpeſteten Weibe der Halle, und von ihr kehrte er zu ſeiner Frau.

Der König kam, und holte ſich den Keim des Todes. Als er in Compiègne zuſammenbrach, ſchauerte ihm eine ſchreckliche Ahnung davon durch Mark und Bein. Obwol er noch neun Jahre lebte, ſo war er doch zum Tode vergiftet. Die Ferronière ſtarb bald, nur ihr Mann genas.

Andere Berichte machen den Mann der Ferronière zum Advocaten, und glauben, die Liebſchaft mit ihr ſei dieſelbe, welche Margarethe unter dem Titel der „Advocatin“ erzählt. Dies iſt dem Namen und der Tradition nach nicht wahrſcheinlich, aber man muß beide neben einander ſtellen, um ſich nicht entrüſtet von einer Tyrannei abzuwenden, die mit orientaliſcher Brutalität in die Familie einbricht. Die Advocatin-Geſchichte iſt ſo komödienhaft launig wie jene tragiſch. Margaretha und der Prior hatten die allerliebſte Advocatin bei einer Hochzeit geſehen, und dem Könige die Adreſſe gegeben und geebnet. Er paſſirte durch das Kloſter, wie es hieß, um in der Kirche zu beten, die bei ſo früher Tageszeit von außen noch verſchloſſen war. Von da gab's einen verborgenen Ausgang in des Advocaten Haus. Rechts an der Treppe führte eine Thür in die Garderobe. Darin war die Advocatin am frühen Morgen beſchäftigt. Der König ſteigt die Treppe hinauf, und begegnet zufällig noch vor der Garderobenthür dem Advocaten — dieſer iſt außer ſich vor Erſtaunen, denkt aber eher an alle ſeine Talente und Qualitäten, als an ſeine Frau, und fragt nur, was der König befehle, ob ein Gutachten, ein Urtheil — ein Gutachten, erwidert der König, über das Duell; aber in einer Stunde muß es fertig ſein, ich komme vorüber, es mir abzuholen, Welt zu ſenden, der allenfalls den Barrabas freigab, um Chriſtus kreuzigen zu können — nahmen ſich der Sache an, und dieſe Pulvermühle für eine künftige Exploſion wurde gegründet.“

„Da ich wohl fühle, aus aller Folge herausgekommen zu ſein, und eben von den Liberalitäts-Paroxyſmen des Fürſten Metternich die Rede iſt, will ich die Entſtehung der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften hierherſetzen, und zwar um ſo mehr, als ſie gerade in dieſe Zeit fällt, und ich in gegenwärtigen Aufzeichnungen keinen andern Ort für ſie weiß. Dieſe Akademie der Wiſſenſchaften iſt eigentlich von den galiziſchen Bauern gegründet worden. Damit verhielt es ſich ſo: Baron Hammer hatte, wahrſcheinlich aus Eitelkeit, Präſident einer Akademie zu heißen, ſeit langem alles in Bewegung geſetzt, um eine ſolche in Wien zuſtande zu bringen. Man war jedoch ſeit lange gewohnt, auf die Einfälle des verdienſtvollen, aber unbeſonnenen und turbulenten Mannes keine Rückſicht zu nehmen. Ungefähr um dieſe Zeit griff Profeſſor Endlicher die Sache auf. Als ein verſtändiger Mann, der er war, änderte er jedoch den Gedanken dahin, daß er ſtatt einer Akademie, wozu alle Elemente fehlten, eine vom Staat unterſtützte Privatgeſellſchaft für gemeinſame litterariſche Arbeiten gründen wollte. Bei einer zu dieſem Zwecke gehaltenen Verſammlung, zu der man aus jedem Fache einen und aus dem ſchönwiſſenſchaftlichen mich zuzog, konnte man aus der Natur der Flügelmänner das Maß der künftigen Kompanie mit Grauen wahrnehmen. Ich ſuchte anfangs mich und überhaupt alle Dichter, als nicht in eine ſolche Geſellſchaft gehörig, auszuſchließen, um ſo mehr als meine poetiſchen Nebenmänner: Baron Zedlitz, Baron Münch und allenfalls der Erzbiſchof Pyrker ſich in einer Stellung zum Hofe befanden, daß ein Anſchluß zu etwas, was dem Hofe mißfällig war, bei ihnen gar nicht vorausgeſetzt werden konnte. Die Geſellſchaft war anderer Meinung, und ich fügte mich. Das gemeinſchaftliche Geſuch war übergeben und es war nicht mehr die Rede davon. Da entſtand der Aufſtand in Galizien. Die treu gebliebenen Bauern mordeten, ſengten, wüteten, offenbar von den Lokalbehörden unterſtützt, welche letzteren deshalb gar nicht zu tadeln ſind, da die Staatsgewalten alle Vorſichtsmaßregeln verſäumt hatten und die bedrohten Landbeamten ihren einzigen Schutz in den gegen die Gutsherrn wütenden Bauern fanden. Ein Schrei des Entſetzens über dieſe Greuelſcenen ging durch ganz Europa. Da fällt auf einmal wie vom Himmel herunter die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften. Fürſt Metternich wollte eben der öffentlichen Meinung eine andere Richtung geben, dem Brandſchaden des Staates ein liberales Pflaſter auflegen, und dazu war ein ſolch wiſſenſchaftliches Zugeſtändnis wie gemacht."

„In dieſen widerſprechenden Richtungen bewegte ſich der öſterreichiſche Staat, als die Februarrevolution in Paris ausbrach. Ohne ſie wäre in Oeſterreich, ja vielleicht in ganz Deutſchland trotz des albernen Kokettierens von ſeiten des Königs von Preußen die Entwickelung auf wer weiß wie lange hinausgeſchoben geblieben, nun hatte man aber ein Muſter der Nachahmung, und man ging ans Werk. In Wien waren es die niederöſterreichiſchen Landſtände (ſiehe Baron Doblhofs Abendgeſellſchaften), der juridiſch-politiſche Leſeverein und ſämtliche ſchlechte Schriftſteller, die das aktive Kontingent ſtellen ſollten. Eine Straßendemonſtration bei Gelegenheit des bevorſtehenden niederöſterreichiſchen Landtages ward abgekartet und dabei die Studenten an die Spitze geſtellt, weil ſie als alberne Jungen allein bereit waren, ihre Pfoten für die brennend heißen Kaſtanien herzuleihen. Die Sache wurde auf der Straße beſprochen, jedermann wußte es. Tag und Stunde war beſtimmt. Ich erinnere mich, mehreren der Verſchworenen, die ich alle mehr oder weniger kannte, geradezu ins Geſicht gelacht zu haben. Glaubt ihr denn, die Behörden werden es zu einer Demonſtration kommen laſſen? ſagte ich ihnen. Dieſe brauchten nämlich nur den Landtag hinauszuſchieben, oder den Vätern der hitzigſten Studenten den Rat zu geben, ihre Buben zur Zeit aufs Land zu ſchicken, und in der Zwiſchenzeit einige Bereitwilligkeit zu Reformen blicken zu laſſen (welch letzteres auch wirklich, aber zu ſpät in einem am 12. März erlaſſenen höchſten Handſchreiben geſchah), um alle Vorbereitungen avortieren zu machen. Das Nichtvorauszuſetzende trat aber wirklich ein. Es wurden keine Hinderniſſe in den Weg gelegt, und der Krawall des 13. März fand ſtatt."

„Für dieſe Unterlaſſung der Behörden gibt es nur eine Erklärung: daß den beiden Parteien, die ſich in die höchſte Gewalt teilten, ein ſolches Ereignis nicht unwillkommen war, das ſie beide für ihre Zwecke auszubeuten gedachten. Die Hofpartei wollte den Fürſten Metternich ſtürzen, dieſer aber den Erzherzog Ludwig einſchüchtern und — was ich nicht weiß — entweder zu Konzeſſionen ſtimmen oder zu vermehrter Strenge veranlaſſen. Man hoffte, das Ereignis in der Hand zu behalten, und wie gefährlich jeder Funke iſt in einer Zeit, wo alle Straßen mit Schießpulver beſtreut ſind, daran dachte niemand. Vielleicht hat ſich der jetzige Miniſter Bach von allen Märzleuten nur darum in der höchſten Gunſt erhalten, weil er damals der entrepreneur des révolutions im Auftrage gewiſſer Hofperſonen war."

„Am Morgen des verhängnisvollen 13. März, oder vielmehr gegen Mittag, ging ich aus meiner Wohnung, um zu ſehen, ob denn von all dem projektierten Unſinn etwas und was allenfalls ſtattfände. Da die Sache von den Studenten ausgehen ſollte, ging ich vor allem auf den Univerſitätsplatz, den Ort der verabredeten Zuſammenkunft. Ich fand ihn nicht allein menſchenleer, ſondern auch ohne Spuren, daß früher etwas Ungewöhnliches ſtattgefunden habe. Ich nahm von da den Weg, den ungefähr ein Studentenaufzug bis zum Landhauſe genommen haben konnte."

„Nirgends eine Spur von etwas Ungewöhnlichem, nicht zwei Menſchen, die mit einander ſprachen oder auf ein beſonderes Ereignis hindeuteten. So kam ich auf die Freiung und ging ein Stück in die Herrengaſſe hinein. Hier endlich, in der Nähe des Landhauſes, ſah ich vor demſelben etwa 200 bis 250 Menſchen zuſammengedrängt, die von Zeit zu Zeit einen ſchwachen Ausruf hören ließen, aber ſo matt, ſo erbärmlich, daß ich mich im Namen meiner Landsleute ſchämte, daß, wenn ſie ſchon krawallen wollten, ſie's gar ſo unſcheinbar anfingen."

„Das war um $^{1}/_{2}12$ Uhr, indes die Geſchichte ſchon um 8 oder 9 Uhr morgens angefangen hatte. Damals noch hätte man den Aufruhr mit zwei Bataillonen Soldaten von beiden Seiten wie einen Taſchendieb ‚einführen' können, denn auf den nächſtgelegenen Plätzen gingen die Leute unbekümmert ihren Geſchäften nach, ja in der Herrengaſſe ſelbſt zeigte ſich außer der nächſten Nähe des Landhauſes nirgends eine Spur von Teilnahme. Aber nirgends Truppen, nicht einmal die gewöhnliche Polizeiwache. Halb verdrießlich, halb beſchämt begab ich mich ins damalige Hofkammerarchiv, deſſen Aktenſaal die Ausſicht auf den Ballplatz gegenüber der Staatskanzlei hatte. Hier hatte ich mich aber kaum zur Arbeit geſetzt, als ein paar Bekannte kamen mit den Worten: Nun ſind ſie beim Fürſten Metternich. Ich folgte in den Aktenſaal und ſah in der Mitte des Ballplatzes einen Haufen von 40 bis 50 jungen Leuten. Einer von ihnen auf den Schultern des andern oder auf einem Tiſche über die andern herausragend und im Begriffe, gegen die Staatskanzlei gewendet, eine Rede zu beginnen. Hier endlich waren Grenadiere in dreifacher Reihe, das Gewehr beim Fuße, an der mir gegenüberliegenden Mauer der Baſtei aufgeſtellt. Der junge

Mann begann ſeine Rede, von der ich mühſam den Eingang verſtand: Ich heiße N. N. Burian, bin in X. X. in Galizien geboren, 19 Jahre alt — teils konnte ich den Reſt nicht mehr verſtehen, teils fürchtete ich jeden Augenblick, die Grenadiere würden mit dem Bajonett auf die jungen Leute losgehen und Verwundungen und ſonſtige Mißhandlungen vorfallen — ich verließ daher das Fenſter und ging in mein Arbeitszimmer zurück, dachte aber außer Gefahr für die armen Knaben noch an nichts Arges. Doch hatte das Ganze einen großen Eindruck auf mich gemacht. Die Unbekümmertheit, mit der die jungen Leute wie Opferlämmer ſich hinſtellten und von den Bewaffneten gar keine Notiz nahmen, hatte etwas Großartiges. Das ſind heldenmütige Kinder, ſagte ich zu mir ſelbſt. Später trat endlich die bewaffnete Macht ein. Es wurde auf das Volk gefeuert. Wer es immer befohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrunds gebracht, indem er die Gaſſenbüberei zu einer Revolution ſtempelte. Von da an war kein Halt, um ſo mehr als man den Fürſten Metternich abſetzte, der bei allen ſeinen Fehlern doch noch der einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu ſetzen. Ein Opfer war notwendig, dazu wäre aber auch der Polizeipräſident Graf Sedlnitzky hinreichend geweſen, der allgemein verhaßt und wirklich größtenteils ſchuld an allem Uebel war."

„Uebrigens muß ich meinen Landsleuten das Zeugnis geben, daß ſie ſich in der erſten Zeit mit einer Liebenswürdigkeit benommen haben, daß man jeden einzelnen hätte küſſen mögen. Ich fing ſchon ſelbſt an, meinen Beſorgniſſen zu mißtrauen. Mit ſo gutmütigen Leuten, ſchien es, könne man die gefährlichſten Experimente anſtellen. Als aber am dritten Tage die Ungarn kamen und ſich von der Geſamtmonarchie losriſſen, und die Menge, die das wußte, ihnen Vivats und Eljens zurief, da merkte ich, daß die Dummheit oder vielmehr

Unbeſonnenheit mit Unwiſſenheit gepaart gefährlicher iſt als die Schlechtigkeit, und war überzeugt, daß wir verloren ſeien.“

„Uebrigens war es die luſtigſte Revolution, die man ſich denken kann. Vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt bewegte ſich die ganze Population den Tag über auf den Straßen. In der Nähe der kaiſerlichen Burg angekommen, die indeſſen mit Militär und Kanonen beſetzt worden war, erhob die Menge ein lautes Jubelgeſchrei, ſo daß die im Innern Abgeſchloſſenen jeden Augenblick glaubten, es gehe an ihr Leben, und alles bewilligten, was einzelne Unverſchämte, die ſich als Deputierte darſtellten, nur irgend zu begehren Luſt hatten. Ueberhaupt war es Mode geworden, daß jeder, dem es beliebte, in die Burg Einlaß begehrte, dort in den Tiſch ſchlug und den Erzherzogen Grobheiten ſagte.“

„Am ernſthafteſten, aber freilich auch am abſurdeſten nahmen es die Studenten, die ſich als die Helden der Bewegung betrachteten. Da man mit Erteilung der Konſtitution zögerte, wollten ſie die Burg ſtürmen. Sie dachten dabei weniger an den Sieg als an die Ehre, für die Freiheit zu ſterben. Sie ſtritten ſich um den erſten Platz beim Angriff. Ich habe mich überzeugt, daß die Jüngeren und Schwächeren begehrten, vorangeſtellt zu werden, damit, wenn ſie erſchoſſen wären, die Aelteren und Stärkeren ſich auf die Kanonen werfen könnten, ehe man noch Zeit hätte, wieder zu laden. Ein nichts weniger als aufgeregter Profeſſor ſagte mir: Ich bin überzeugt, ſie nehmen die Burg ein. Endlich erſchien das Verſprechen einer Verfaſſung. Der Kaiſer fuhr durch die Stadt. Jubel, Vivats, Anhänglichkeit, Liebe, Treue wie überall, und zwar aus reinem Herzen.“

„Ich ſelbſt war zur Paſſivität verdammt; da meine Ueberzeugungen in allem das Gegenteil von der allgemeinen Begeiſterung waren, ſo fehlte mir jeder Anhaltspunkt der Verſtändigung. Ich begrüßte die Freiheit in einem Gedichte an mein Vaterland, wobei ich es aber nicht an den eindringlichſten Warnungen fehlen ließ, beſonders vor der Nachahmung der Albernheiten und Schlechtigkeiten Frankreichs und des übrigen Deutſchlands. Man nahm das Gedicht gut auf, ſogar die Warnung, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß man einer ſolchen bedürfe. Hier wäre der Ort, mich über meinen Mangel an Begeiſterung für die Freiheit zu rechtfertigen. Der Deſpotismus hat mein Leben, wenigſtens mein litterariſches, zerſtört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben. Aber nebſtdem, daß die Bewegung des Jahres 1848 mein Vaterland zu zerſtören drohte, das ich bis zum Kindiſchen liebte, ſchien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünſtiger als der damalige. In Deutſchland, das immer von Fortſchritten träumte, hatte die ganze Bildung einen ſolchen Charakter von Unfähigkeit, von Unnatur, von Uebertreibung und zugleich von Eigendünkel angenommen, daß an etwas Vernünftiges und Maßhalten gar nicht zu denken war, und doch war hundert auf eins zu wetten, daß die Litteratur, wenigſtens anfangs, an der Spitze der Beſtrebungen ſtehen werde. Ich ſage anfangs, weil gerade durch das Unausführbare ihrer Theorien der im zweiten Gliede ſtehenden Schlechtigkeit Thor und Thür geöffnet werden mußte. Zur Freiheit gehört vor allem geſunder Verſtand und Selbſtbeſchränkung, und gerade daran fehlte es in Deutſchland. Oeſterreich hatte trotz ſeiner Cenſur das Uebergreifen der deutſchen litterariſchen Abſurditäten nicht verhindern können, und wenn die Wiener von ‚Aufgehen in Deutſchland‘ träumten, ſo war es größtenteils, weil ſie hofften, das deutſche wiſſenſchaftliche Gebräu mit leichter Mühe und vollen Löffeln in ſich hineinſchlingen zu können. Deshalb war ich auch zur Paſſivität verdammt, denn hätte ich geſagt: Was ihr für Weisheit haltet, iſt Unſinn, es hätte mir niemand geglaubt. Vor allem weil ich alt und der Fortſchritt nur in der Jugend beglaubigt war.“

II.

Einen günſtigen Eindruck kann dieſer Aufſatz wohl nicht machen. Er erinnert zu deutlich an das Spottwort: Waſch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß. Ein ſchlechtes Regiment ſoll geändert werden, aber man ſoll beileibe nichts unternehmen, um dieſe Aenderung herbeizuführen. Die Aenderung muß alſo vom Himmel herabfallen, denn der ſcheltende Patriot weiß kein anderes Mittel als: Abwarten! Die Aenderung ſei auch gar nicht an der Zeit, ſagt er, denn in Deutſchland herrſche Ueberbildung und Verbildung.

Iſt das nicht ein bei den Haaren herangezerrter, erkünſtelter Grund, an den er ſelbſt nicht glaubt?

Vorausſetzung und Folgerung iſt ſchief, iſt Grillparzers oft krankhaftem Eigenſinn entſprungen, welchem ein ſtarker Dichter leicht verfällt. Gerade wie er den Märzaufſtand als ein Idyll beſchreibt, müßte er ſich ja freundlich dazu verhalten — nein! ruft er gegen ſich ſelbſt, nein, ich will nicht, juſtement nicht. Mein Oeſterreich verträgt dergleichen durchaus nicht, und deshalb Nein.

In der Beſorgnis für Oeſterreich hatte er ja recht. Ein aus verſchiedenen Völkerſchaften zuſammengeſetzter Staat iſt außerordentlich gefährdet bei einem gewaltſamen Regierungswechſel, aber kann denn ein ſolcher Staat ewig derſelbe bleiben, auch wenn er — wie zugeſtanden wird — verſumpft iſt? Dies Abwarten Grillparzers mit dieſem verſumpften Oeſterreich brächte ja ein China nach Europa, falls die Nachbarn Oeſterreichs dieſer Chinabildung immer ruhig zuſehen wollten. Ach nein, ſie würden an die Teilung Oeſterreichs gehen, wie ſie an die Teilung der Türkei gegangen ſind.

Nein, aus dieſem Aufſatze ſpricht nur die „kindiſche Liebe“ für ſein Oeſterreich, wie er ſelbſt ſeine patriotiſche Sorge nennt, es iſt der Ruf der Kinderwärterin, welche ihre Kleinen vor jeder heftigen Wendung behütet ſehen will. Kurz geſagt: es ſpricht aus dieſem Aufſatze die Hypochondrie Grillparzers, des verdroſſenen Mannes, welchen ſeine böſe Stunde überfällt. Er wird überraſcht von einem großen Wagniſſe der Seinen, und da er ſchon bejahrt und zur Hoffnung nicht mehr befähigt iſt, ſo ruft er erſchreckt: Nein! Nein!

Sein Verhalten zu dem befreiten Oeſterreich war ja auch ſpäter ein ganz anderes, war ein zuſtimmendes, und als er Reichsrat geworden in dieſem Reiche, welches er im Entſtehen unmutig abgelehnt hatte, da ſtimmte er liberal.

Auch hat er ja dies Dokument greller Verſtimmung tief in ſeinem Nachlaſſe vergraben und nicht an eine Veröffentlichung desſelben gedacht. Sein Zorn gegen die Vorgänge brauchte eine Genugthuung, und er verſchaffte ſie ſich durch ſcharfes Niederſchreiben von Vorwürfen, wie er bei jeder Erbitterung die Hunderte von Epigrammen zu ſchreiben pflegte.

Bemerkenswert iſt es, daß er immer eine gewiſſe Nachſicht, wenn nicht ſogar Vorliebe für Metternich zeigt. Zur Zeit des Sappho-Triumphes iſt er einmal zu ihm geladen geweſen, und da hat Fürſt Metternich einen ganzen Geſang aus Byrons Childe Harold vorgetragen, auswendig vorgetragen. Vielleicht hat ſich damals dem jungen Dichter die Vorſtellung eingeprägt, ein ſo poetiſcher Staatskanzler müſſe doch ein edles Herz beſitzen.

Uebrigens entſchloß er ſich doch ſchon in den erſten Wochen des Staatsumſchwunges, wie er ſelbſt berichtet, ein Gedicht für die Freiheit in die entſtehende Donauzeitung zu geben. Da hatte er ſich alſo ſchon beruhigt über das Wagnis der Märztage, und er beſchränkte ſich in dem Gedichte auf Warnungen vor Ausſchweifung der Freiheit.

Dieſe Warnungen fruchteten bekanntlich nicht, ſondern die Völkerſchaften trafen alle Anſtalten, ſich vom Reiche zu trennen, das Reich alſo aufzulöſen. Hiermit war ſein urſprünglicher Widerwille beſtätigt, und jetzt trat er mit vollem Rechte auf für den gefährdeten Staat Oeſterreich; er ließ das Gedicht abdrucken:

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager iſt Oeſterreich,
Wir andern ſind einzelne Trümmer.

Mit dieſem Gedichte wurde er ein Herold, deſſen Stimme in allen Kronländern gehört wurde. Das Gedicht wurde ein großes Ereignis. Radetzky ließ es feierlich ſeinen Offizieren vorleſen, alle guten Oeſterreicher riefen Beifall, alle Gleichgültigen wurden aufgeweckt zu der Erkenntnis, der ganze Staat ſei in Lebensgefahr, und es blieb wirkungslos, daß die eingefleiſchten Umſturzmänner ihn einen ſchwarzgelben Reaktionär ſchalten.

Er konnte mit Recht ſagen: Ich habe meine Schuldigkeit gethan als patriotiſcher Dichter — und in Wahrheit, ſo wurde auch ſeine dichteriſche That faſt überall angeſehen trotz wild aufgeregter Zeit. Er hat ſelbſt damals in der öffentlichen Meinung den Preis gewonnen.

Erſchöpft zog er ſich mit den Fröhlichs nach Baden zurück und kam erſt wieder nach Wien, als die aufrühreriſchen Zuſtände beſeitigt waren. Und jetzt nahm er ſeine Wohnung bei den braven Schweſtern vier Stiegen hoch in der Spiegelgaſſe, in welcher er über zwanzig Jahre verblieben iſt bis an ſeinen Tod.

Die Konſervativen nannten ihn jetzt den Retter der Monarchie, und ſein Verhältnis zu den Machthabern war mit einem Schlage verändert. Bis daher ungnädig an-

Adieu! An die Arbeit! — Keine Begleitung! Keinen Schritt! In Euer Zimmer! An die Arbeit, fort!

Der Advocat ſtürzt in ſein Zimmer, und als er die Thür zuſchlägt, öffnet der König die der Garderobe. Nach einer Stunde tritt er lächelnd zum Advocaten ein, und fragt nach deſſen Gutachten.

Und doch ſind einzelne Sittenzüge jener Zeit übrig, die eine furchtbare Strenge verrathen, wo es ſich um einen unnatürlichen Sinnlichkeitsverkehr handelte: eine Ehefrau verklagte ihren Mann wegen unzüchtiger Dinge des Ehebettes, es war da kein weiterer Zeuge möglich, aber dem Manne ward ohne Weiteres der Kopf abgeſchlagen. — Ebenſo ward ein Soldat zum Tode verurtheilt, der ſeiner ſchönen Frau die Naſe abgebiſſen und dazu die witzige Bemerkung gemacht hatte: wenn auch nicht mich, ihre Schönheit wird ſie doch bedauern.

Noch ſiechte König Franz, als der Kaiſer unter großen Verſprechungen um die Erlaubniß bat, ſeine Reiſe nach Flandern durch Frankreich machen zu dürfen. Franz richtete ſich auf, rüttelte den kranken Leib zuſammen, wies in adelicher Manier die Verſprechungen zurück, und verſicherte, daß ihm ein ſolcher Gaſt ſehr willkommen ſein werde. Er ſchickt ihm ſeine zwei Söhne mit dem Connetable bis Bayonne entgegen, er ſelbſt macht ſich mühſam auf bis Chatelleraud. Der Rival ſoll nicht ahnen, daß er den Tod im Herzen trägt. Er führt ihn unter Feſten über Amboiſe, Blois, Orleans, Fontainebleau nach Paris, und läßt ihm allen möglichen Pomp angedeihen. Der Kaiſer übte alle Rechte des Landesherrn auf dieſer Reiſe, und befreite damit in jedem Orte, den er paſſirte, die Gefangenen, eine ſchöne, alte Sitte!

Carl war indeß nicht ohne Unruhe, denn er war wirklich in einem großen Wagniſſe begriffen. Welch einen Rückfall aus den ritterlichen Gewohnheiten hatte er nicht erlebt an dieſem Könige Franz bei Gelegenheit der Freilaſſung, bei Gelegenheit des Duells! War denn dieſer Franz ſo einfach zu berechnen, wie es früher geſchienen hatte? Gab es nicht doch unerwartete Winkelzüge in dieſem chevaleresken Charakter? Wenn er den Kaiſer feſthielt?

geſehen von oben, wurde er nun im letzten Dritteile ſeines Lebens ein Begnadigter, welchen man auszeichnete mit Lob und Orden. Der Miniſterpräſident ſelbſt, Fürſt Felix Schwarzenberg, ſtieg die vier Treppen zu ihm hinauf, um ihm die Auszeichnung perſönlich zu überbringen und ihn nebenher zu beklagen, daß er ſo hoch ſteigen müſſe in ſeine Wohnung.

Als er weggegangen, ſagte Grillparzer lachend: Seine Excellenz hätte ſich die vier Stiegen erſparen können, wenn man mir in Amt und Gehalt mehr gewährt und mich zur Zinszahlung für ein beſſeres Stockwerk ausgerüſtet hätte.

Feldmarſchall Radetzky ſchrieb ihm mit eigener Hand einen Dankesbrief, und als er nach Wien kam, lud er Grillparzer zu einem Bankett, in deſſen Verlauf der mächtige Dichter geprieſen wurde.

Auch die Akademie, welche wirklich entſtanden war, that ihre Schuldigkeit: ſie erwählte ihn zum Mitgliede. Wie herkömmlich bei ihm ſträubte er ſich anfangs, die Ernennung anzunehmen, entſchloß ſich aber doch dazu und befolgte zu unſerem Vorteile ihr Statut: ſeine Lebensgeſchichte zu ſchreiben.

Litterariſch hätte er guten Grund gehabt, die Märztage nochmals zu ſchelten, denn ſie verſchlangen in ihrem Lärm eins ſeiner ſchönſten poetiſchen Werke, die Novelle „Der arme Spielmann“, ein wahres Meiſterſtück, wie oben Hanslick darthut. Allerdings konnte es nur von einem muſikaliſch gebildeten Dichter ausgehen. Sie iſt eine Perle unter den Novellen unſerer Litteratur. Der Lärm politiſchen Streites, in welchen ihr Erſcheinen hineingeriet, konnte es mit ſich bringen, daß ſie unbeachtet im Winkel blieb, aber als es wieder ruhig geworden, entdeckte man ſie und widmete ihr überall die glänzendſte Anerkennung.

Sonſt noch eine Novelle, „Das Kloſter von Sendomir“, hat er in früheſter Zeit geſchrieben, aber ſie hat keine ſonderliche Bedeutung. Er hat ſie raſch abgefaßt, weil man einen ſolchen Beitrag gebraucht hat zu einem Almanach.

Auch die große treffliche Scene „Hannibal“ gehört in die unruhige Zeit der Politik, und iſt wohl kurz vor den Märztagen geſchrieben. Er ſcheint nicht vorgehabt zu haben, ſie auf ein ganzes Stück auszudehnen.

Still und ſchweigſam verſchwand er faſt in ſeiner kleinen Wohnung, Spiegelgaſſe Nr. 7 im vierten Stocke. Wer ihn beſuchen will und oben rechts anläutet, der erfährt von dem Dienſtmädchen der Fröhlichs, daß der Herr dadrüben links wohne. Dort tritt man in ein kleines Gemach, das einzige Fenſter geht nach dem Hofe, ein Bücherſchrank füllt die Wand gegenüber. Die Bibliothek iſt nicht groß, aber auserwählt. Eine Thür führt in das Wohnzimmer Grillparzers. Es iſt nicht eben groß und hat zwei Fenſter nach der Spiegelgaſſe. Die Lage iſt gegen Abend, es kommt alſo erſt nachmittags die Sonne hinein. Dieſes Zimmer umſchließt ſeine ganze Exiſtenz, das Bett, ein Sofa geringer Sorte, ein Klavier, Schreib- und Waſchtiſch. Die Thür rechts führt in die Zimmer der Fröhlichs, welche den übrigen Teil dieſes Stockwerks bewohnen. Sie bringen ihm, wenn er des Morgens aufgeſtanden iſt, den Kaffee, welchen er als ein echter Wiener liebt. Dazu raucht er eine mittelmäßige Cigarre und lieſt die Zeitung. Er lieſt ſie genau wie ein politiſcher Mann. Dann kommt ein griechiſches Buch und ein Stück von Lope an die Reihe. Nachdem er eine Zeitlang darin geleſen, ſchaut er auf. Was vornehmen? Wenn ihn nicht eben ein angefangener Plan beſchäftigt, und auch ſelbſt dann geht er zunächſt ans Klavier und phantaſiert darauf ſo lange, bis er ſich geſammelt fühlt für den Schreibtiſch. — Mittags geht er nebenan in den Matſchakerhof und ſpeiſt, einfach aber gut. Dann promeniert er langſam über die Rampe am Albrechtspalais hinauf auf die Baſtei. Dieſe alten Wälle mit der Ausſicht auf die

Badener Berge, ja bis zum Schneeberge, der nächſten Alpe, waren ihm ſehr wert, und als die Stadterweiterung ſie niederriß, beklagte er es ſehr. — Am ſpäten Nachmittage wurde geleſen, Kathi las ihm öfters vor, beſonders wenn das Buch kleinen Druck hatte und ihm die Augen anſtrengte.

Da kam unerwartet eine neue Bewegung in ſein ſtill gewordenes Leben. In den erſten fünfziger Jahren nämlich begann im Burgtheater die Wiedererweckung ſeiner Stücke, welche im Staube der Archive vergeſſen lagen. Nun wird der alte Herr lebendig angeregt worden ſein! Nicht ſogleich. Man hat ihn wohl einen „Raunzer“ genannt. Nicht mit Unrecht. Raunzer iſt ein ſüddeutſches, vorzugsweiſe öſterreichiſches Wort, welches ins Hochdeutſche aufgenommen werden ſollte, denn das Hochdeutſche hat kein Wort für dieſen Begriff. Wer alle Mitteilungen, auch die angenehmſten, zweifelnd aufnimmt und zumeiſt mit Klagen begrüßt, der iſt ein Raunzer. Und Grillparzer hatte immer, auch wenn ihm etwas Gutes verkündigt wurde, zunächſt nur das Kopfſchütteln und ein gewiſſes Stöhnen bereit wie ein Menſch, an welchem ja doch das Glück immer vorüber gegangen iſt und ewiglich vorüber geht. So ſchüttelte er auch das Haupt, als man ihm ſagte: Hero, die vor zwanzig Jahren abgefallene Hero iſt geſtern im Burgtheater wieder aufgeführt worden und hat gefallen, hat ſehr gefallen. — Ah?! Welcher Zufall hat denn da geholfen? — war ſeine Frage. — Nein, nicht Zufall, die neue Direktion und die neue Beſetzung der Rollen hat dieſe Auferſtehung gebracht; jetzt wird auch das Goldene Vließ neu beſetzt und aufgeführt werden. Er verhielt ſich ſchweigend und kopfſchüttelnd, und als nach einiger Zeit die Nachricht kam: das Vließ iſt bei vollem Hauſe und unter großem Beifalle an zwei Abenden aufgeführt worden, da rief er: Wunderlich! — Nicht wunderlich, entgegnete man ihm, es iſt eine ſyſtematiſche Wiederherſtellung, es wird nun Ottokar folgen und dann der treue Diener.

Und ſo geſchah es. Die Stücke wurden alle wieder lebendig, der Dichter wurde einſtimmig gefeiert; es war, als ob eine zweite Jugend für ihn anbräche. Zwar ſagte er immer noch: Zu ſpät, es iſt zu ſpät für mich! Aber in Wahrheit machte es ihm doch eine tiefe Freude, und er ſchrieb auf einen Zettel:

Laube — mein Paladin

Schon tot, wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonſt haſt du gar nichts davon.

Um dieſe Zeit — in den fünfziger Jahren — war er wohl mit neuen Stücken beſchäftigt, von denen er keinerlei Mitteilungen machte. Man ſetzte voraus, daß die Libuſſa fertig ſei, und man flüſterte von einem großen Drama, welches eine Anzahl von Erzherzögen handelnd vorführe. Wenn man ihn aber fragte, ob dieſe Notiz wahr ſei, da lachte er und ſagte: Ich ſoll alſo ein Stück ſchreiben, dem das Burgtheater verſchloſſen bleiben müßte! — Jede nähere Frage wies er ab bis auf das Zugeſtändnis der Libuſſa, welches oben erwähnt worden iſt. Und als ich ihm das Manuſkript zurückbrachte und die Verantwortung für einen Erfolg nicht übernahm, da triumphierte ſein Zweifelſinn erſt recht. Von einer „Jüdin von Toledo“ verlautete nichts; ebenſowenig von einer „Eſther“.

Im Jahre 1859 kam er überraſchend noch einmal unter zahlreichen Menſchen zum Vorſchein. Es war zum Schillerfeſte, obwohl er auch mancherlei einzuwenden hatte gegen das Feſt. Der politiſche Sinn, welchen es mit ſich brachte, war ihm nicht recht, wie er denn auch gegen die politiſchen Gedichte jener Zeit, gegen die Herwegh und Genoſſen durchaus abſprechend war. Trotzdem kam er am Abend des 10. November in den Sophienſaal, wo das Schillerbankett gefeiert wurde. Die Pietät für den großen Dichter hatte doch ſtärker gedrängt als die Scheu vor der Oeffentlichkeit. Alle Welt freute ſich ſeiner Anweſenheit, und Bote auf Bote kam zu mir, in leiſen Worten mich auffordernd — er ſaß neben mir — ſein Lebehoch auf der Tribüne auszubringen. Während ich aber nach der Tribüne ging, ſchlich er geſchwind hinaus aus dem Saale, denn er hatte bemerkt, um was es ſich handelte, und ſolch eine öffentliche Feier ſeiner Perſon vermied er um jeden Preis.

Aus den zwanzig Jahren von 1850 bis 1870 iſt übrigens an äußerlichen Vorgängen nur zu verzeichnen, daß er 1853 die Selbſtbiographie ſchrieb, daß er 1858 mit dem Titel eines Hofrats in Penſion trat mit ſeinem vollen Gehalte und daß er einmal eine kurze Reiſe nach Hamburg unternommen hat, man weiß nicht zu welchem Zwecke. Den kleinen Wilhelm Bogner hat er da mit ſich genommen. Er war ſein Liebling, wie er denn überhaupt ſtets ein Wohlgefallen hegte am Anblicke ſchöner Knaben. In ſeinen Reiſebeſchreibungen finden ſich öfters Zeichen dafür. Daß der junge Burſche, der Wilhelm, frühzeitig ſterben mußte, war ihm ein ſchmerzliches Leid.

Aufſehen erregte es, daß er, der Einſiedler, noch einmal bei politiſcher Veranlaſſung öffentlich erſchien. Er, der politiſche Zweifler! er war unter Schmerlings Miniſterium in den Reichsrat des Herrenhauſes berufen worden, und er erſchien da eine Zeitlang fleißig und ſtimmte mit der liberalen centraliſtiſchen Partei, denn er war als treuer Oeſterreicher ſtreng centraliſtiſch. Als die große Debatte über Abſchaffung des Konkordats im Gange war, da machte es einen lebhaften Eindruck, den alten kränklichen Grillparzer am Arme des Anton Auersperg (Anaſtaſius Grün) in den Saal treten zu ſehen und gegen das Konkordat ſtimmen zu hören.

Sein Aeußeres hat ſich in ſeinen letzten zwanzig Jahren, während welcher ich ihn gekannt, kaum merklich verändert. Er war von hübſcher Mittelgröße, mager und ſchlank, und erſt in den letzten Jahren ein wenig im Nacken gebeugt. Das Haupt blieb bedeckt mit grauem Haar; das Auge ungeſchwächt in ſeiner klaren Macht. Stets geſtört, wenn man ihn anſprach, und über Unzulänglichkeit der Kräfte klagend, belebte er ſich doch allmählich, wenn man einen Geſprächsſtoff traf, welcher ihn intereſſierte. Und dies war eigentlich bei allen Stoffen der Fall, denn er war außerordentlich unterrichtet, und man hörte bald, daß er überall mit ſeinen Gedanken verweilt hatte. Dann ſprach er eingehend und fließend und immer eigentümlich, das Eigentümliche nicht etwa entſchuldigend, ſondern mit Feſtigkeit betonend. Ebenfalls eigentümlich verhielt er ſich Lobſprüchen gegenüber, welche ihm galten: er machte eine abweiſende Handbewegung und ſuchte ſofort ein anderes Thema der Unterredung. War das Lob nicht abzuweiſen, weil es öffentlich ausgeſprochen worden, ſo verhielt er ſich dazu, wenn man es ihm erzählte, wie ein Mann, der mit jenem Grillparzer nichts zu thun hätte. In ſeinem letzten Lebensjahre fand eine große Grillparzerfeier ſtatt im überfüllten koloſſalen Muſikvereinsſaale, und ich verkündete unter enthuſiaſtiſcher Zuſtimmung des Publikums ſeinen Ruhm, während er ſelbſt nur um einige Straßen entfernt in ſeinem Stübchen ſaß und ſich in eine Lektüre vertiefte. So fand ich ihn unmittelbar nach jener Feier und wollte ihm den Hergang derſelben erzählen. Da folgte obige Handbewegung, und er reichte mir ſein Buch, über den Inhalt deſſelben eine Bemerkung machend.

Auch in ſeinen älteren Jahren lockte und trieb ihn, wie jeden Wiener, der Frühling aufs Land. Zunächſt war Baden darunter verſtanden, wo er jedes Jahr eine Zeitlang wohnte, und die Badener haben ihm auch in ihrem Parke ein Denkmal geſetzt. Außerdem aber wurde immer einen Monat lang ein entfernter Brunnen oder Badeort aufgeſucht. Medizinalrath Preyß wählte unter den zahlreichen Mineralquellen Oeſterreichs. Auch in ein ungariſches Bad, Slihacs, hat er ihn einmal geſchickt, und Grillparzer, ſtets eine Kur wünſchend, folgte gehorſam. Da iſt ihm denn im Römerbade bei Tüffer, welches er beſonders liebte, das Unglück eines ſchweren Falles zugeſtoßen. Eine Freitreppe hinabgehend, will er rückwärts an der Wand eine Inſchrift leſen, und indem er ſich nach rückwärts wendet, verfehlt er die nächſte Stufe und ſtürzt kopfüber hinab. Beſinnungslos bleibt er liegen, und man fürchtet das Schlimmſte, als man ihn auffindet. Preyß wird gerufen, und es beginnt eine längere Kur. Der Kopf iſt erſchüttert, das Gehör ſchwer verletzt, er iſt ſchwer krank. Kathi und Pepi Fröhlich ſind ſeine Krankenwärterinnen, und es hat etwas Rührendes, wie dieſe ſonſt ſo ſchamhaften Mädchen die Pflege eines kranken Mannes durchführen. — Nach drei Wochen bringt ihn Preyß nach Wien, muß aber zugeſtehen, daß ſein Gehör nicht ganz wiederherzuſtellen iſt. Dies iſt ein harter Schlag für den muſikaliſchen Dichter, welchem nun ſeine Freude, die Muſik, für immer verſchloſſen iſt. Er vernimmt nichts von ihr als ein widriges Geräuſch. Dieſer Unglücksfall ereignete ſich 1863. Er lebte alſo mit ſo ſchweren Gebrechen noch acht Jahre und fand ſich allmählich geduldiger in die Entbehrung, als man ihm zugetraut hatte.

Abgeſehen von der Schwerhörigkeit war ſein hohes Alter frei von Krankheit, und als die achtzig nahten, und die Exiſtenz in ihrer Regelmäßigkeit nicht wankte, da fragte er wohl ſcherzend: Freund Preyß, wie lange wird denn das noch dauern?

Eines Abends jedoch klagte er über Unbehagen und ging zeitiger zu Bett. Pepi, die jüngſte Fröhlich, ward beſorgt und ſchlich nachts in ſein Zimmer. Sie fand ihn ruhig ſchlafend. Dennoch kam ſie am Morgen gegen Gewohnheit zu ihm, um ihm beim Ankleiden behilflich zu ſein, was er ſich auch gegen Gewohnheit gefallen ließ. Dann brachte ſie Kaffee und die Cigarre. Letztere ſchmeckte ihm nicht recht. Er ſtand auf und ging zum Lehnſeſſel am Fenſter. Sich ſetzend, meinte er, noch ein wenig ſchlummern zu wollen.

Medizinalrath Preyß, welchen die beſorgte Pepi hatte rufen laſſen, begleitete ihn bis zum Seſſel, und da blickte Grillparzer matt aber freundlich zu ihm auf, halblaut ſagend: Mein lieber Preyß.

Dies ſind ſeine letzten Worte geweſen. Preyß und Pepi haben ſich, entfernt von ihm, auf dem Sofa leiſe unterhalten, und Pepi hat gefragt, wie denn wohl bei hohem Alter der Tod eintrete. Während Preyß ihr das ſchildert, ſpringt ſie auf und ruft: Da! da geſchieht's! Grillparzer nämlich hat einen leiſen Seufzer ausgeſtoßen, und ſein Haupt iſt auf die Bruſt geſunken. Sie eilen hin und finden ihn — tot. Die Lebenskraft war aufgezehrt, er hatte unſcheinbar aufgehört zu ſein.

Was man erzählt von der Verzweiflung Kathis, welche ſich ſchreiend auf den Leichnam geworfen, das iſt übertrieben. Sie hatte im Gegenteil eine natürliche Scheu vor Leichen, war aber freilich von Schmerz und Thränen bis zur Ohnmacht erſchüttert.

Es folgte ein Begräbnis von unerhörter Teilnahme der Wiener Bevölkerung. Aus der inneren Stadt bis zum Friedhofe in Währing, eine Stunde Weges hinaus, fuhr der Sarg durch dichte Menſchenreihen. Tauſende auf Tauſende drängten hinzu, den großen Dichter, wie man ihn nannte, begraben zu ſehen.

Er ſtarb am 21. Januar 1872, einundachtzig Jahre alt.

12.

Wenn man geſehen hat, wie dürftig die Geldeinnahmen Grillparzers immer waren, ſo iſt man erſtaunt zu hören, daß er noch zu einer Stiftung hat beiſteuern können für hervorragende junge Dichter. Und doch iſt dem ſo. Er hinterließ ein kleines Kapital für ſeine Univerſalerbin Katharina Fröhlich, und dieſe verwendete es ſamt Honoraren und Tantiemen, welche für Schriften und Dramen Grillparzers eingingen, und ſamt dem Zuſchuſſe alles deſſen, was die Schweſtern Fröhlich mühſam zuſammengeſpart, für zwei Stiftungen. Die eine war und iſt ein Grillparzerpreis, welcher jedes dritte Jahr für das beſte Drama — Trauerſpiel oder Luſtſpiel —, welches aufgeführt worden, ausgezahlt wird. Die andere iſt ein Fröhlichpreis für aufblühende Talente in Poeſie und in Muſik. Außerdem teilten die braven Mädchen noch Legate aus an arme Verwandte Grillparzers.

Außer dieſer wahrlich preiswürdigen Beſtimmung der Hinterlaſſenſchaft kamen nun auch die Dramen ans Tageslicht, welche er verſchloſſen gehalten: Libuſſa, Ein Bruderzwiſt in Habsburg, Die Jüdin von Toledo und Eſther.

Sie ſind ſämtlich aufgeführt worden. Zuerſt im Wiener Stadttheater der Bruderzwiſt in Habsburg. Dann auch im Burgtheater. Hier wie dort füllten die Vorſtellungen eine Zeitlang die Häuſer.

Dies hiſtoriſche [illegible] mit ſeinem zahlreichen Perſonal galt für das ſchwierigſte zur Inſceneſetzung, und es hat ſich am wirkſamſten erwieſen. Das Burgtheater hat unrecht gethan, dies bedeutende Stück aus ſeinem Repertoire verſchwinden zu laſſen.

Es iſt eine der wertvollſten Dichtungen Grillparzers, eine hiſtoriſche Tragödie in großem Stile, ausgerüſtet mit einem Schatze von Weisheit, Charakteriſtik und Situationen. Wir haben in unſerer Litteratur kaum ein zweites ſo großartiges hiſtoriſches Schauſpiel. Wallenſtein iſt populärer durch die hinreißende Sprache Schillers, welche dem alternden Grillparzer fehlt, aber der hiſtoriſche Inhalt iſt im Bruderzwiſte ſtrenger geführt, man möchte ſagen ſachgemäßer. Die Schilderung Kaiſer Rudolfs iſt ein unübertroffenes Meiſterſtück.

An der Sprache mag man tadeln, daß ſich die Gedankenfülle oft ungraziös zuſammendrängt, und daß eine Häufung im Satzbau das Verſtändnis wie den Vortrag erſchwert. Aber das behandelte Thema iſt dafür auch zumeiſt ſo fein und ſchwierig, daß es in glatter Rede ſchwerlich zu erſchöpfen wäre.

Von den andern drei Dramen hat nur das Fragment „Eſther“ auf der Bühne Glück gemacht. Libuſſa hat nur dürftig angeſprochen, die Jüdin von Toledo hat nicht gefallen. Libuſſa und die Jüdin ſind nur im Burgtheater aufgeführt, Eſther iſt auch auf andern Bühnen gegeben worden.

Was Grillparzer in ſeinen Tagebüchern immer an der Libuſſa auszuſetzen findet, daß nämlich Stoff und Behandlung zu ſpitz und herzlos geraten, das hat ſich bei der Aufführung beſtätigt. Man iſt deshalb auch in praktiſchem Theaterſinne auf den Gedanken geraten, den letzten tragiſchen Akt ganz wegzulaſſen. Dann wurde immerhin ein heiteres Schauſpiel mit ſpielender Rätſellöſung gewonnen.

Es bleibt nur dann der erſte Akt mit den halbgöttlichen Schweſtern ein gar zu wunderlicher Luxus. Dieſe Verkörperung der Mythe verſagt im ganzen ihren Reiz und wirkt eben nur wie etwas Wunderliches.

Trotz alledem enthält das Stück auf der Bühne ſo viel Geiſt und Talent, daß es den Zuſchauer lebhaft beſchäftigt, und es ſollte im Repertoire einer guten Bühne nicht fehlen.

In Amboiſe auf dem Schloſſe, was hoch und abgeſondert hinabblickt auf die Loire, brannte plötzlich eine ſeidene Tapete an, Alles wird voll Rauch, Alles rennt durcheinander, beginnt ein Attentat?

Der Kanzler Payet, der den Kaiſer becomplimentirt, bleibt mit der langen Robe an einem Scheite Holz hangen, reißt und reißt, reißt dergeſtalt, daß er's dem Kaiſer an den Kopf ſchleudert. Alles ſpringt hinzu — beginnt ein Attentat? Es iſt geſchichtliche Erſcheinung, daß der mörderiſche Anfall in Frankreich meiſt wie der Blitz aus blauem Himmel ſchlägt, daß er den Bedrohten mitten in der ſicheren, geſelligen Form überraſcht, damit die Aiſance des Verkehrs, da ſie doch geſtört werden muß, wenigſtens nur einen Augenblick, nur im letzten Augenblicke geſtört werde.

Im Hofe zu Fontainebleau ſpringt des Königs Sohn, der Herzog von Orleans, ein muthwilliger Bube, dem Pferde des Kaiſers plötzlich auf die Croupe, umfaßt den Kaiſer und ſchreit: Eure kaiſerliche Majeſtät iſt mein Gefangener! Der Kaiſer zittert und lacht.

König Franz zeigt ihm ſeine Geliebte d'Etampes mit den Worten: Betrachtet, mein Bruder, dieſe ſchöne Dame! Sie meint, ich ſolle Euch nicht von Paris laſſen, bis Ihr den Frieden von Madrid widerrufen habt!

Carl giebt faſſungslos die ſchlechteſte Erwiderung mit den Worten: Wenn der Rath gut iſt, muß man ihn befolgen. — Die Erwiderung war ſchlecht, denn ſie hätte jede feindliche Handlung erleichtert. Carl fand dies ſelbſt, und ſuchte ſie gut zu machen. Tags darauf, da er ſich zu Tiſche ſetzen und nach dem damaligen Brauch die Hände waſchen will, zieht er einen koſtbaren Diamant vom Finger, und läßt ihn zu den Füßen der Herzogin d'Etampes fallen. Sie ſtand neben ihm, um die Serviette zu präſentiren, hebt den Ring auf, und präſentirt ihn dem Kaiſer. Dieſer aber ſagt: O, Madame, der Kaiſer hebt nichts auf.

Von Stunde an ſprach ſie nicht mehr von feindlichen Dingen, und Carl hatte den Tact, gegen den König keiner politiſchen Dankbarkeit mehr zu erwähnen, die ſolcher Empfang hervorgerufen habe. Nach achttägigem Aufenthalte verließ er Paris, und hat

Anders iſt es mit der ſpaniſch angehauchten Jüdin von Toledo. Sie hat etwas Fremdes und iſt wegen ihres ernüchternden letzten Aktes wohl kaum ſchmackhaft zu machen für das deutſche Publikum. Die Vorſtellung im Burgtheater war freilich nicht ganz maßgebend, weil eine falſche Beſetzung der Titelrolle dem ganzen Stücke ein ſchiefes Geſicht andichtete. Die naive, kapriziöſe Rahel wurde von der tragiſchen Heldin geſpielt, und der ganze intime Charakterreiz war dadurch zerſtört. Dieſer Charakterreiz iſt aber in Grillparzers Rahel in hohem Grade vorhanden, und er könnte wohl im Spiele einer paſſend begabten Schauſpielerin das Stück intereſſant machen.

Das Eſtherfragment erringt überall durch die große Scene zwiſchen dem Könige und Eſther lebhaften Beifall. Erſt hinterher entdeckt man, daß kein junges Mädchen, ſei es noch ſo begabt, die weiſe Rede Eſthers halten kann. Grillparzer ſpricht ſie, und dies begegnet ihm zuweilen in ſeinen Figuren, daß ſie nicht vorſichtig ihrem Charakter gemäß, ſondern dem Dichter gemäß ſprechen.

Die weitläufige Anlage des Hoftreibens im erſten Akte ſtellt es außer Zweifel, daß ein größeres Stück beabſichtigt war, und man hat ſich den Kopf zerbrochen, wie denn ungefähr die fernere Handlung hätte verlaufen ſollen. Eine Wiener Dame, Frau Littrow-Biſchoff, welche in Grillparzers letzten Lebensjahren ihn fleißig aufgeſucht, gibt in einer Broſchüre Auskunft über das, was Grillparzer geäußert habe über die fehlende Fortſetzung. Nämlich:

Mardochai befiehlt der Eſther, ihre jüdiſche Herkunft geheim zu halten. Das ſollte den Knotenpunkt des ganzen Dramas bilden, in welchem Ideen von Staatsreligion und Duldung ausgeſprochen werden ſollten. Nicht die Liebe, ſondern die Religion ſollte den Inhalt dieſes Dramas ausmachen. Eſther alſo verbirgt ſorgfältig ihren jüdiſchen Glauben und verderbt ihren Charakter bis zur Schlechtigkeit.

Die Enthüllung dieſes Planes erlebt das Schickſal, daß ihn niemand glaubt. — Hätte auch der alte Herr — um zu erzählen — dergleichen erzählt, ſo würde die Ausführung des Stücks wohl gelinder, will ſagen, anders geworden ſein. Mir perſönlich hat er einmal geſagt, daß er den Plan für Eſther total vergeſſen habe.

Uebrigens iſt das Büchlein der Frau von Littrow-Biſchoff „Aus dem perſönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer" eine recht ausgiebige Quelle für die Lebens- und Redeweiſe des Dichters in deſſen letzten Lebensjahren. Und es bringt auch — welche Seltenheit! — einen Brief von ihm.

Er ſchrieb ja äußerſt ungern Briefe, und ſelbſt der Briefwechſel mit Kathi ſcheint ſehr gering der Zahl nach geweſen zu ſein. Der Nachlaß enthält einige. Sie ſind von auffallender Kürze und Trockenheit. Dasſelbe gilt von den Antworten Kathis, welche ſich vielleicht dem angeſtimmten Tone angepaßt hat. Das Thema der Schamhaftigkeit, ſo oft von Grillparzer betont, ſpricht auch in dieſen Briefen zwiſchen Liebesleuten ſeine Rolle. Nur keine Zärtlichkeit! iſt das Motto.

In einem Briefe an Kathi vom 30. Juni ſpricht er es deutlich aus: „Du beklagſt dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug ſeien. So wie es Leute gibt, die ein ins übertriebene gehendes, körperliches Schamgefühl haben, ſo wohnt mir ein gewiſſes Schamgefühl der Empfindung bei, ich mag meinen inneren Menſchen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, iſt es, dieſes Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen. Dieſes Zurückhalten der Aeußerungen der Senſibilität hat zwar allerdings die üble Folge, daß (wie denn alles durch Nichtübung abnimmt) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach ſich ſchwächt, aber ſie bleibt doch immer da, und wer mich zu faſſen wüßte, würde ſich ſehr wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben. Lebe wohl und grüße Pepi und den Vater. — Grillparzer."

Dieſer Brief dagegen aus ſeiner letzten Lebenszeit an Frau von Littrow iſt weicher und heiterer, als ſeine früheren Briefe waren. Er lautet:

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich ſaß betrübt und einſam in meinem Lehnſtuhl. Es hatten mir zwar meine Hausfräulein einen kleinen Weihnachtsbaum bereits geſpendet — welcher freilich durch die Liebe und Anhänglichkeit unſchätzbar wurde —, aber das war vorbei, und ich ſaß wieder da, mir die trüben Gedanken durch Gedankenloſigkeit vertreibend. Da wird ein Rieſenbaum gebracht, behangen mit allen Gütern der Welt. Und von wem? Sollte es die Auſtria ſein, deren Bild wir täglich auf den Banknoten und Bankzetteln verehren? Oder der Miniſter, der eingeſehen, daß man von Titeln und Orden nicht fett wird? Ich erblicke einen Brief, erbreche ihn, Sie ſind's."

„Nicht als ob ich nicht ſo unzählige Beweiſe Ihrer Teilnahme empfangen hätte, aber daß an dem Tage, der den häuslichen Freuden gewidmet iſt, Sie ſich meiner erinnert hatten, das überraſcht mich. Haben Sie allein von allen Oeſterreichern ein ſo langes Gedächtnis, daß Sie ſich der Zeit erinnern, wo ich noch etwas wert war, oder iſt es ein ſo unbezähmbarer Hang zum Wohlthun und Beglücken, daß Sie geben und geben, ohne zu fragen wem?"

„So der Baum, nun erſt die Früchte; Zuckerwerk, Früchte, mir keine unbekannten, Theebrot, wie es Goethe zu eſſen pflegte, der mitunter etwas Schlechtes ſchrieb, nie aber etwas Schlechtes aß. Die Photographie der Wolter, mir höchſt wertvoll, da ich ſie nie mit Augen geſehen habe. Ein Kalender, unentbehrlich, um den Tag zu wiſſen, an dem man ſeine Penſion behebt, und mir das Schätzbarſte an der Aſtronomie, die ich ſonſt nicht leiden kann, da ſie die artigen Sterne, ja

Sonne und Mond zu ſo unermeßlichen Maſſen anſchwellt, daß mir Hören und Sehen verging.“

„Nun noch gar ein Faſan, der, nachdem er aus ſeinem poetiſchen Waldleben durch Pulver und Blei in den proſaiſchen Tod verſetzt worden iſt, durch Kochen und Braten wieder in idealiſchen Zuſtand verſetzt werden kann. Kein verächtliches Bild für unſer Schickſal nach dem Tode.“

„Was ſoll ich alles nennen? Wem ſoll ich allen danken? Ihnen, Ihren vortrefflichen Töchtern, Ihrem Gemahl, der den Kalender gemacht hat und nun um meinetwillen einen Faſan weniger zu eſſen bekommt? Allen! und Gott vergelt's!“

Von ſonſtigen Kritikern und Mitteilern über Grillparzer haben ſich in neuerer Zeit verdient gemacht: Konſtant von Wurzbach, trefflicher Herausgeber des biographiſchen Lexikons des öſterreichiſchen Kaiſertums, Goedeke, der berufene Textprüfer der Goethe- und Schillerausgaben, Betty Paoli (Grillparzer und ſeine Werke), Guſtav Freytag in „Im neuen Reich“, Foglar, Ludwig Auguſt Frankl, Wilhelm Scherer in ſeinen „Vorträgen und Aufſätzen zur Geſchichte des geiſtigen Lebens in Deutſchland und Oeſterreich“, Muth (Grillparzers Technik), Hans Hopfen in Feuilletons, Emil Kuh, Joſef Weilen desgleichen, Otto Prechtler und in neueſter Zeit Adalbert Fäulhammer in einem reichlich ausgeſtatteten Bande „Franz Grillparzer, eine biographiſche Studie“. Es wird darin mit beſonderer Ausführlichkeit der litterariſche und politiſche Zuſtand geſchildert, welcher Grillparzer umgab.

Des trefflichen Freundes Rizy muß hierbei ſchließlich noch einmal gedacht werden, wie in der Einleitung zu dieſer Schrift. Er hat nach des Dichters Tode ein „Grillparzer-Album“ zuſammengeſtellt, in welchem unbekannt gebliebene

Gedichte Grillparzers geſammelt und mit wertvollen Notizen über die Entſtehung derſelben ausgeſtattet ſind. Obgleich es nicht ſofort in den Buchhandel kam und nur an Freunde verſchenkt wurde, hat es doch naturgemäß neuen und tiefen Anteil für den verſtorbenen Dichter geweckt und den Kreis ſeiner Verehrer erweitert.

Langſam iſt die Zahl der Anhänger Grillparzers gewachſen, und gerade darum hat ſich tief und gründlich die Ueberzeugung gefeſtigt, daß unſer Vaterland in Franz Grillparzer einen vollen Dichter gewonnen hat, einen Dichter, der nicht für den Augenblick blendet, wohl aber für die Dauer erhebt und beglückt.

denn auch in der That dieſer ritterlichen Aufnahme keine erkenntliche Folge gegeben.

17.

„Geduld, da das Glück fehlt“ ſoll noch ein Ausruf Königs Franz geweſen ſein am Abende von Pavia. Ach, in ſeiner letzten Lebensſtunde konnte er ihn oft wiederholen! Aber ſeinem Naturell war die Geduld nicht gewährt. Wir meinen überhaupt, ſie ſei den Franzoſen verſagt, und wir ſind wie über vieles Franzöſiſche darin im Irrthume: der Franzoſe hat ſehr viele Eigenſchaften einer beſchränkten, aber fleißigen Künſtlernatur, einer Künſtlernatur, die klein in der Empfängniß, aber groß in der unermüdlichen und exacten Ausführung. Er hat ſeine kleine Sprache dadurch zur Weltſprache gemacht, er hat deren beſchränkten Umfang zur deutlichſten feſteſten Form ausgebildet, er hat jeden Fall ihres kleinen Umkreiſes vorhergeſehen und feſtgeſtellt, er hat nicht das kleinſte Möbel ohne Namen gelaſſen. Seht, wie nachläſſig wir darin ſind im Vertrauen auf unſern inneren Reichthum! Welches Heer kleiner Bezeichnungen Frankreichs uns unentbehrlich geworden iſt, weil wir zu träge und unkünſtleriſch ſind, ſie ſelbſt zu erfinden und zu bilden. Betrachtet Kleidung, Möbel, geſellige Form! Betrachtet die Maler, in denen uns jetzt ein ſo großer Reichthum aufgeht! Wie grau, wie gedrückt, wie unbeholfen ſehen unſere Bilder in aller Technik aus neben der freien, feſten Geſchicklichkeit franzöſiſcher. Unſer Stolz auf den reicheren Grund von Phantaſie und Geiſt, den wir voraus haben, er iſt gerecht, er iſt Erbtheil unſerer Art, unſerer Gattung als Nation. Aber es iſt moderne Aufgabe jeder Nation, ſich zu ergänzen in den Punkten, wo ihre natürliche Anlage ſchwach wird. Und was man nicht bis zur Form bewältigt hat, das beſitzt man auch noch nicht.

Franz gehörte nur in einzelnen Künſten zu dieſer geduldigen Art Frankreichs. Wenn er bauen, malen, bilden ließ, da beſaß er dieſen ausharrenden Sinn. Nicht in der Lebenskunſt, und auch darin beſitzt ihn der ſonſt ſo ungeſtüme Franzoſe. Die Diplomatie, welche er ausgebildet, weicht nicht blos aus, ſie bereitet vor auf lange hin, ſie wartet, ſie trägt Steinchen für Steinchen, um einſt ein groß Gebäude zu ſehen. Wir thun dies mit Gedanken, und laſſen den Herrgott ſorgen, der uns Geſchichte heißt. Der Franzoſe thut dies mit Maximen, mit Maßregeln, und er ſorgt ununterbrochen ſelbſt durch neues Zuthun für das Gedeihen ſeiner Abſicht. Frankreich iſt voll ſilberner Maximen: die feinſten Verſchränkungen des geſelligen Lebens und des Menſchenlebens überhaupt ſind geiſtreich in überraſchende Phraſen eingearbeitet, und ſo iſt das Leben überall ausgebildet zu einer feinen Kunſt.

Die franzöſiſche Mutter ſagt zu ihrem Sohne: Beginne niemals blöde, aus Furcht, läſtig zu ſein. Jeder Unbekannte iſt zuerſt läſtig. Niemand hat Zeit für einen Fremden, denn das Leben iſt eingetheilt, und der Fremde iſt neu. Aber ſage kurz das Weſentliche, wiſſe zu enden. Appellire nicht von vornherein an das Herz, wie in Deutſchland, wo auch die Coquetterie mit dem Herzen coquettirt, ſtatt mit dem Geiſte. Das Herz iſt perſönlicher als der Geiſt, es iſt zudringlich, ſich an jenes zu drängen. Der Geiſt iſt frei und offen für alle Welt. — Du weißt nicht, ob Du einer neuen Bekanntſchaft etwas geben kannſt, poche alſo nicht auf Kenntniß und Vorzüge. Eins kann man mit Geſchicklichkeit immer geben, wenigſtens leichter: Dies iſt ein angenehmer Eindruck. — Wenn Du einen Dienſt erweiſeſt, ſo entſchuldige Dich dafür, ſonſt wirder eine Laſt. Erweiſe ihn Jedermann, zu jeder Zeit; an den Pforten Deiner Gefälligkeit darf kein Portier ſitzen, der ſie controlirt, dieſe Pforten müſſen immer offen, müſſen mit Blumen beſtreut ſein. Je beſſer Du weißt, daß diejenigen Leute, die Du verpflichteſt, eben darum Deine natürlichen Feinde ſind, deſto unſcheinbarer wirſt Du ſie verpflichten. — Wenn Du einen entſchiedenen Gegner vor Dir haſt, disputire niemals, die dritte Entgegnung iſt eine Impertinenz. Wie könnten ſonſt die feindlichſten Parteien geſellig-friedlich neben einander leben! Einen entſchiedenen

Widerſpruch bekehrt man nicht durch Disputiren, ſondern man beſtärkt, man erbittert ihn. — Deine Ueberlegenheit verbirg. Iſt ſie zur Entſcheidung der Sache nöthig, ſo gieb ſie als Sache, und bitte für Deine Perſon um Verzeihung. — Kannſt Du eine Bekanntſchaft oder Freundſchaft nicht vertheidigen, ſo höre dem Angriffe aufmerkſam, aber ſchweigend zu. Verläugne niemals den Bekannten oder Freund. Es iſt gemein, und der Angreifende ſelbſt vergißt Dir niemals dieſen Fehl gegen ſeinen Feind. — Sei doppelt artig gegen den Geringeren, der Gleichgeſtellte erwartet nur das Gebührliche. —

Nicht blos Larocheſoucauld iſt Muſter dafür, auch die ſcheinbar leere Perſon hat in ihrer geſelligen Cultur einen ganz feinen Lebens-Katechiſmus.

Was ſtürmte aber auch Alles auf König Franz, um ihn aus ſolchem franzöſiſchen Gleichgewichte der Lebensregel zu werfen, wie ſie von ſeiner Zeit an mehr und mehr ſich ausbildete. Er war wie ein gehetzter Hirſch, Hinderniß auf Hinderniß, Verluſt auf Verluſt, Schlag auf Schlag fielen auf die erſchöpfte Kraft; kam das feindliche Heer noch einen Schritt näher ſo mußte er zuſammenbrechen. Es war im Lager von Valence am Rhone-Ufer, wo er die Nachricht erhielt, daß ſein geliebter Sohn, der Dauphin, geſtorben ſei. Er ſchreit auf, er ſchluchzt, er reißt das Fenſter auf, er ſtreckt die Hände zum Himmel, Gott möge ihm helfen. Sein Sohn Heinrich, den er am wenigſten liebte, ward nun Erbe des Reiches. Warum nicht der, wenn denn geſtorben ſein muß! Der dritte Sohn, Franz, iſt ſo ganz des Vaters Ebenbild, iſt ſo friſch und des Vaters Augapfel. Auch dieſer dritte Sohn ſtirbt, angeſteckt von der Peſt, weil er darauf beſtanden hatte, frevlen Muthes, im Zimmer eines an der Peſt Geſtorbenen zu ſchlafen, oder vernichtet durch Anſteckung anderen Giftes. François, François, warum haſt Du mir das gethan! rief der unglückliche Vater und ſank in apathiſche Ohnmacht.

Das fröhliche Haus wurde verödet. Auch die Mutter Louiſe, die lebensſtarke, war todt. Ihr Leben lang hatte ſie den Tod gefürchtet und die Prediger gehaßt — offenbar wiſſen ſie nichts, pflegte ſie zu ſagen, weil ſie ſtets wiederholen, was Jedermann weiß. Als ſie aber einſt des Nachts von ihrem Bette aus einen Cometen ſah, da war ſie überzeugt, dies ſei ihr Tod, und nun ſah ſie ihm feſt ins Auge, und bereitete ſich ſtandhaft darauf vor. Ach, wie fehlte ihr ſtarker, ſchmeichleriſcher Zuſpruch dem gebeugten Sohne! Im Hauſe war eitel Zank und Verdrießlichkeit. Die Maitreſſe Heinrichs, Diana von Poitiers, war in ſtetem Hader mit der Etampes, das bildete Parteien, das gab Intrigue, das machte den kranken König immer unmuthiger und tyranniſcher. Dies ſpäter immer wiederkehrende Schickſal in Frankreich, daß der Dauphin oder ein Kron-Prätendent in die Macht hineinſtrebte, ſchien zu beginnen, der Connetable Montmorency und anderer Adel hielten zur Diana, und Franz riß eines Tages die Thüren auf, und machte ein gewaltſames Ende. Er entſetzte den Connetable und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Wie krank er war, vom ſchwachen Weſen eines dritten Heinrich, oder eines dreizehnten Ludwig hatte er nichts.

Noch mehr: auch die Etampes wendete ſich von dem untergehenden Sterne ab. Sie ſah, wie der Tod immer enger ihren Herrn umkreiſte, ſie ſah, wie ihre Feinde den Fuß aushoben nach der höchſten Thronesſtufe, ſie blickte nach Sicherung und Hilfe umher. Seit ſie eines Tages den Dauphin mit der Bemerkung roth gemacht, daß er an dem Tage geboren worden, da Diana ſich verheirathet, ſeit dieſer empfindlichſten Beleidigung durfte ſie keiner Gnade vor ſeinen Augen gewärtig ſein. Und ſie wendete ſich an Kaiſer Carl! Und das verunglückte. So hatte ſie den Geiſt ihres Herrn verunglimpft und nichts gewonnen. Als er ſtarb, floh ſie auf ihre Güter, und dort hat ſie noch an die dreißig Jahre gelebt, und iſt unter dem Trubel der kleinen Valois verſchollen. Kinder hat ſie nicht geboren. Man erzählt, daß ihr kläglicher Mann nach des Königs Tode als Ankläger gegen ihr Verhältniß zu Franz aufgetreten ſei! Königs Franz Galanterieen außerhalb der halbehelichen Verbindung mit der Chateaubriant und Etampes haben ſich in ihrer Gefährlichkeit dargeſtellt. Die Nachwelt iſt in dieſem

Punkte viel ſtrenger gegen ihn geweſen als gegen Heinrich IV., neben deſſen vierzehn Maitreſſen er dilettantenartig erſcheint. Vielleicht mit Recht ſtrenger, da er am dreiſteſten dies Treiben begonnen, da er nicht ſo nachdrücklich durch große politiſche That ſein Privatleben bedeckt hat. Das Bild einer wägenden Geſchichte iſt ein geiſtvolles Bild: ſie zählt nicht. Aber man hat ihm wol auch Falſches aufgebürdet. Daß Diana ihm vor ſeinem Sohne gehört, dieſe widerwärtige Erſcheinung iſt in zweifelhaftes Dunkel gehüllt. Man weiß, daß ſie als junges, bildſchönes Mädchen zu ſeinen Füßen gelegen, Pardon erbittend für ihren mit dem Tode bedrohten Vater. Man ſetzt hinzu, daß er dieſen Pardon nicht ohne Entſchädigung gewährt habe, was viel widerwärtiger ſich ausnimmt als der Bericht irgend einer gewaltſamen Verführung. Denn es hieße das ſchönſte und edelſte Vorrecht der Krone beſudeln, nicht nur mit einer Handlung beſudeln, die man nur gegenſeitiger Leidenſchaft vergiebt, ſondern mit dem ſchachernden Trafik einer Handlung. Aber wie viel haben die Proteſtanten ihrer ewigen Feindin, jener Diana nachgeſagt! Gleichgültig konnte es ihnen ſein, ob es auch auf Franz mißfalle, der ihnen ebenfalls verhaßt. Vielleicht iſt dadurch alles Leben Diana's ſo zum Gräuel verkehrt, denn eine Frau, die ein langes Leben hindurch einen jüngeren Mann dauernd zu feſſeln weiß, die in der franzöſiſchen Geſchichte ſolche Bedeutung gewinnt, die einen König zur Seite hat, welchen man nicht thöricht, nicht ſchwach, nicht unbedeutend nennen kann, die neben einer Catharina von Medicis ſich mächtig erhält, eine ſolche Frau kann nicht gemein ſein. Auch exiſtirt nur jene Andeutung über ein flüchtiges Verhältniß zu Franz, über eine wirkliche Maitreſſenſchaft iſt nirgends ein Wort zu finden, das ſcheint eine grundloſe Tradition zu ſein, die ſich durch Parteiſage eingeſchlichen hat. Die Katholiken thaten desgleichen, ſie murmelten, daß Franz mit Anna Boleyn verkehrt, welche im Gefolge Mariens von England geweſen war. Anna war den Katholiken verhaßt, weil ſie ihnen abtrünnig wurde. Als ob Blaubart-Heinrich in dieſem Punkte unkundig und nachſichtig geweſen wäre. Es iſt nur wahr, daß ſich Franz beim Papſte lebhaft verwendete für ſeinen Bruder von England und deſſen gewünſchte Eheſcheidung — denn er liebte Heinrich — und daß er unter anderen Gründen drollig genug dem Papſte geſagt habe, dieſe Anna Boleyn ſei ſehr ſchön.

Heinrichs Tod zu Anfange des Jahres 1547 traf König Franz wie der letzte entſcheidende Schlag. Nun war auch der dahin, von dem man ihm oft geſagt, er habe ſo viel Aehnlichkeit mit ihm in Wuchs und Temperament! Im Monat Februar desſelben Jahres ſetzte ſich ſein herumirrend Uebel zu einem Fieber feſt, peinliche Unruhe peitſchte ihn von einem Orte zum andern. Von einem Luſtſchloſſe eilte er auf das andere, keines gefiel ihm. Er wollte die unzureichende Natur zwingen, die Jagd, die alte ſchöne Waldeswelt wird dieſen ſchlechten Zuſtand vertreiben — auch die Jagd gefiel ihm nicht mehr. Die alte Freude ſoll erzwungen werden, er jagte alle Tage, er hatte alle Abende das Fieber heftiger, er mußte ſich endlich aufmachen zurück nach St. Germain, wo er im letzten Jahre ſich gewöhnlich aufhielt. Aber er kam nicht mehr bis dahin — hier endlich doch, ſprach er zu ſich in Rambouillet, ſoll die Jagd ſchön ſein, und fiel aufs Bett, und fand nicht mehr die Kraft, ſich zu erheben. Das Geſchwür am Halſe machte ihm die peinlichſten Schmerzen, er fühlte ſich zum Tode, nahm die Sacramente mit der größten Andacht, empfahl wie jeder ſterbende König Frankreichs dem Dauphin die Franzoſen und die Verminderung der Steuern, warnte ihn noch vor Montmorency und noch mehr vor den Guiſen, verſuchte noch einmal mit alter Kraft des nicht zu vernichtenden Ungeſtüms aufzuathmen, und athmete nicht wieder. Es war im Walde von Rambouillet grün und vom Vogelſange lebendig geworden, es war der 31. März 1547, als der König der Renaiſſance ſtarb, dieſer leichtſinnige und doch ſo wichtige König. Er war erſt zweiundfünfzig Jahre alt.

Als Kaiſer Carl die Nachricht erhält, ruft er aus, zu unſerm Erſtaunen: Welch' einen Fürſten, welch' einen großen Fürſten verliert da Frankreich! Wer weiß, wann die Natur wieder ſeines Gleiches ſchaffen wird!

III.

Lu.

18.

Nach der Normandie! An dem Worte haftet noch aller poetiſche Reiz, ſei's von den Trouvèren, den poetiſchen Minneſängern Frankreichs, die mit England die großen Liedesſtoffe austauſchten, ſei's von den Meer-Romantikern, von jenen Corſaren europäiſcher Weltgeſchichte, ſei's von der nordiſchen, uns verwandten Abſtammung, die uns an dunkle Jugendfreuden einer Heimat erinnert. Aber auch der Franzoſe theilt dieſen Eindruck, auch ihm iſt die Normandie ein poetiſcher Name, und der ganz franzöſiſche Normann ſagt mit beſonderem Nachdrucke: moi, je suis Normand! Meyerbeer, unſer glücklicher Landsmann, hat dieſen hiſtoriſchen Zauber für immer gefeſſelt in ſeinem Robert der Teufel. Darin zeigt ſich auch jene romantiſche Fernſicht, unter welcher der Normann ſo farbig vor unſere Phantaſie tritt, das halbafrikaniſche Palmenland Sicilien, das verwegene Ritterleben des Normannenthums. Die ganze Küſte Europa's zitterte vor dem Namen und dem Anblicke einiger hundert Männer, denn dieſe Männer waren von Eiſen, jeder Einzelne war eine Armee, er trotzte den Elementen, und nichts ſchien ihm zu weit und zu ſchwer. Hundert Byzantiner ergriffen die Flucht, wenn ein einziger Normann auf ſie losſchritt. Mit Schrecken ſah man ihre Kähne ankommen, denn ſo viele Männer darin waren, ſo viele Könige ſchwammen daher. Was vermag Alles ein Mann, vertrauend auf ſeine Kraft, ſicher überall ſeines Muthes, was vermag ein Normann!

Die Seine iſt in Deutſchland weniger angeſehen, als ſie's verdient. Schon bei Paris iſt ſie ein tüchtiger, arbeitſamer und nützlicher Fluß. Von da in die Normandie tretend, ſie ſpaltend und verbindend in die obere und niedere Normandie, wird ſie voller und voller, iſt mit anmuthigen, oft intereſſanten Ufern geſegnet, und führt das Meer und die überſeeiſche Welt ins Herz des Landes, macht Paris zu jener Weltſtadt, die dem Meere keineswegs ſo fern liegt, wie's auf der Landkarte erſcheint. Die friſchen Auſtern, die lebendigen Hummer und anderes wunderlich kriechendes und zappelndes Gethier des Meeres auf den Märkten und Hallen von Paris erinnern täglich daran, daß die Seine wirklich die Pulsader von Paris iſt.

Paris iſt auch eben deshalb nicht ſo zufällig Hauptſtadt geworden, wie man öfters glaubt. Schon Cäſar hielt dieſe Inſel der jetzigen Cité für den Hauptpunkt von Gallien, er betrachtete die Stadt, welche auf dieſer Inſel begann, als Hauptplatz des weiten Landes, und auch der alte celtiſche Name, der von luton hezi — Waſſerwohnung — in Lucotetia. Lutetia überging, war vom Fluſſe hergenommen. Parisii ſoll Grenzbewohner bedeuten, da die Belgen bis an die Seine reichten, und ſo ſoll Lutetia Parisiorum, die Waſſerſtadt der Pariſier, der alte Name entſtanden ſein. Auch die folgenden Kaiſer-Cäſaren nahmen es meiſt zu ihrem Sitze, Julian der Abtrünnige wohnte hier, als er hörte, daß er Kaiſer geworden ſei, im Fauburg St. Germain, wo jetzt die Rue de la Harpe, im Palaſte der Thermen. Man kann noch jetzt einige Spuren davon ſehen.

Bald darauf befeſtigte ſich der kürzere Name Paris: die Franken, die vom Rheine her kamen und in germaniſcher Wanderluſt das Land bedeckten, fanden ihn ſchon. Sie hielten zuerſt, vom Anſcheine leicht getäuſcht, die Loire inmitten des Landes für den Hauptſtrom, und wählten Tours in der Mitte dieſes Stromlaufes zur Hauptſtadt. Aber ſie kamen von dieſem Irrthume zurück und kehrten nach Paris. An der Loire wohnen die ruhigen Völkerſchaften, an der Seine die unruhigen, die kriegeriſchen, und hier trafen die verſchiedenſten Völker, damals noch Grenzvölker, an einander.

Hierher richteten auch die Normannen ihr Augenmerk, da ſie plündernd die Seine herauffuhren, und von fern das weiße Geſtein des Montmartre leuchten ſahen. Dieſer Berg, an einem nördlichen Ende von Paris und jetzt zur Stadt gehörig, trug lange Zeit ein Kloſter, abgeſondert von der Stadt, und hat von religiöſer Bedeutung ſeinen Namen. Man verlegt einen alten Tempel des Mars dahin, oder datirt ihn von mons martyrum zu Ehren des heiligen Dionys. Nicht die Ketten, womit man die Seine ſperrte, nicht die tapferſte Wachſamkeit hielten die Normänner ab, in die Inſelſtadt zu dringen und ſie zu verwüſten. Erſt Odo, — Eudes — ein tapferer Graf von Paris und Herzog von Frankreich, ſchlug ſie nachdrücklich zurück, und bald darauf, im Jahre 912, ſetzten ſie ſich unter dem mächtigen Rollo für immer feſt an den Mündungen der Seine, und breiteten ihr Reich an beiden Ufern des Flußes aufwärts bis unweit Dreux, Mantes und Beauvais bis an die Grenzen von Isle de France, wenige Meilen von Paris. Dieſe eiſernen Herzöge, wie Rollo und Wilhelm Langſchwert, geſtatteten dem Könige von Frankreich den leeren Titel eines Lehnherrn der Normandie, aber ſie geberdeten ſich durchaus wie Souveraine, und die Könige von Frankreich ſind nirgends ſo geringſchätzig behandelt worden, als auf den Schlöſſern der Normandie, wenn ſie höflich einſprachen, um einen Vertrag oder ein Bündniß zu ſchließen. Der Saal zu Eu hat Carl den Einfältigen wie ein Spottbild der Macht geſehen unter den erzumgürteten Baronen der Normandie.

Dies bergwaldige Küſtenland der oberen Normandie, das über Dieppe bis Eu hinabreicht vom nördlichen Seine-Ufer; und jenes ſaftige Wieſenland, ein Weideanger für die mächtigen Pferde und Stiere, die niedere Normandie, das von der Seine und dem Meere bis an die Bretagne und Maine reicht, dieſe feſte Meeresprovinz hieß in der Vorzeit die Ligue der elf Städte, denn es wohnten elf Völkerſchaften da. Dann ward es römiſch, dann ward es Neuſtrien, dann kamen die Normänner und prägten darauf ihren ehernen Stempel, den es bis jetzt nicht verloren hat.

Von dem Schooße einer normänniſchen Gerberstochter in Falaiſe ging eine geſchichtliche Wendung aus, deren Folgen noch heute in Europa wirken. Falaiſe liegt im ſüdlichen Theile, in der niederen Normandie, deren betriebſame Hauptſtadt Caen noch heute von Engländern bedeckt iſt. Unweit Falaiſe nach Oſten zu zieht ein Flüßchen, Namens Dive, durch Wieſen hin; dies bildete die Grenze zwiſchen Baſſe- und Haute-Normandie. Alles was öſtlich von ihm lag, gehörte, außer dem nördlichen Seine-Ufer, zur Haute-Normandie. In Falaiſe hatte der Gerber Foubert eine ſchöne Tochter, Namens Harlette. Herzog Robert, der eines Sonntags durch Falaiſe ritt, ſah ſie, und ward von Stunde an ſterblich verliebt. Harlette ſelbſt hatte in der Nacht einen wunderbaren Traum: Es ſtieg ein Baum aus ihrem Leibe bis zum Himmel auf, ſo groß, daß er die ganze Normandie beſchattete, und das Meer und das große engliſche Land.

„Aumbrout tote Normandie
E mer e la grant terre engleise.“

Sie gebar einen Sohn, der hieß erſt Wilhelm der Baſtard, dann Wilhelm der Eroberer, denn er eroberte wirklich das ganze Engelland. Als Wilhelm dieſe große Unternehmung begann, waren alle Zeichen ungünſtig. Er lag zu Fécamp, einer alten Seeſtadt zwiſchen Havre und Dieppe, und fürchterliche Stürme widerſetzten ſich ſeiner Einſchiffung. Er unternahm ſie trotz der Stürme, er unternahm das Weitere, obwol er beim erſten Tritte auf engliſches Land ſtrauchelte und zu Boden ſiel, er ſchlug mit ſeinen Normannen die furchtbare Schlacht von Haſtings, und England erhielt ſeine Tory-Lords, die ſich heute noch ihres normänniſchen Blutes rühmen.

Aber was iſt der ſtärkſte Mann, wenn das Band ſeiner Glieder ſich löſt! Ein Spiel der Discretion und der zufälligen Winde. Denn alle Macht iſt eine Perſon, eine athmende Perſon.

Entweicht der Athem, ſo kann ein Schreck übrig bleiben, ein Eindruck, der wie Macht ausſieht vor ſchwachen Menſchen, aber die wirkliche Macht iſt entwichen. Wilhelm von Engelland und von der Normandie herrſchte bis zum letzten Athemzuge, die mächtigſten Barone der Welt ſtanden um ſein Sterbelager, und als der Athem nicht mehr auf- und niederſteigen konnte, als er ſtockte, aufhörte, war Wilhelm von England ein verlaſſener Haufen von Atomen. Die Barone ſtoben auseinander, entſetzt vor dem Gedanken, daß ſolch ein Mann fehle, die Diener fielen über den Leichnam her und plünderten ihn, denn je näher die Sonne, deſto matter iſt ihr Strahl, ſie plünderten den Palaſt und entflohen. Nackt lag der todte König allein im wüſten Hauſe, er lag auf der Diele.

Ein einziger Rittersmann, Namens Harluin, erbarmte ſich deſſen, trat in das ſchauerliche Haus, lud den Königsleib auf einen Wagen, und machte ſich um Gotteswillen auf mit ihm gen Caen. Als er dort ankam und ein Geleit zuſammengebracht hatte nach der Kirche des heiligen Stephan, brach eine Feuersbrunſt über Caen herein, alles Geleite ſtob auseinander, nur Harluin und einige Mönche gingen mit bis ans Grab. Als man die Leichenrede ſprechen wollte, kam ein Mann, Namens Ascellin, unterbrach ſie und ſprach: Dieſe Erde, wo Ihr ein Grab gegraben, iſt mein, und ich geſtatte ſie Euch nicht — o Du todter König von Engelland! Du warſt ſo gewaltig vom Leibe! Als man ihn auf die Bahre legen wollte, um ihn hinabzulaſſen, war die Bahre zu kurz, und man mußte den Leib zuſammenbiegen. Da borſt er entzwei und verpeſtete die Atmosſphäre, eiligſt ſprachen die Prieſter das kürzeſte Todtengebet und flohen entſetzt von dannen.

Iſt es nicht vielmehr ein Spiel der Poeſie, als ein Werk der Wiſſenſchaft, wenn wir den Völkern nachrechnen und aufweiſen, aus welchen Stücken ſie entſtanden ſind? Einige Knochen, einige Muskeln, und dies und jenes Verwandte, wem wären ſie nicht nachzuweiſen, und doch iſt jeder einzelne Menſch, jede Völkerſchaft, jedes Volk etwas Unerhörtes! Die Beſtandtheile ſind nicht die Hauptſache, die Verbindung, das Reſultat, die Seele iſt's, und ſie iſt nie zu berechnen. In der Bretagne iſt man an germaniſche Sitte gemahnt, in der Normandie noch mehr, ja man kennt hier allen Urſprung und Uebergang. Und der Bretone iſt Franzoſe, und der Normand iſt Franzoſe und lächelt zu den Ableitungen. Wie viele Schichten ſind nicht auf die alten Gallier gehäuft worden, und leſet heute, wie Cato ſie charakteriſirte, Ihr werdet die heutigen Franzoſen erkennen. Das galliſche Volk, ſagt er, betreibt zwei Dinge zum Eifrigſten, die Kriegskunſt und den klaren Ausdruck der Rede. Da iſt ein Erbtheil deutlich geblieben, und in der Normandie iſt gründlich Germaniſches total verſchwunden: der Normand iſt ſchlau und verſchlagen, allem Franzoſen zum Trotze. Rusé comme un Normand, heißt es in Frankreich.

Der Grundſatz des Vollblutes iſt ein ganz richtiger, aber es gedeiht kein Vollblut auf die Länge ohne Anfriſchung durch fremdes. Jeder Stoff, der ſich allein überlaſſen bleibt, nützt ſich ab. Die neue Geſchichte ſeit Untergang des Mittelalters hat eben dieſe Anfriſchungen für neue Race als Aufgabe übernommen, und in Frankreich und England ausgeführt. Deshalb iſt es nur ein poetiſches Spiel, die Stammbäume nachzuzählen, denn die Geſammtheit des neuen Waldes hat alles Einzelne verändert. Deshalb ſind dieſe Staaten politiſche Mächte geworden, deshalb werden wir niemals zu politiſcher Macht kommen, ſo lange wir nicht unſere ſorgfältig gepflegten Stammbäume der Sachſen, Baiern, Schwaben und wie ſie weiter heißen, drein geben, ſo lange wir nicht das Wort Deutſch verwandeln in ein neues. Denn es iſt ein poetiſches Wort und kein politiſches, und weil es ſich ſtets in die Politik miſcht, verdirbt es ſie ſtets. Deutſchland hat als ſolches die moderne Wendung der europäiſchen Geſchichte nur geiſtig in ſich aufgenommen, politiſch aber zurückgewieſen, es hat denn auch als deutſches Reich gekrankt und ſeinen Untergang gefunden. —

Nicht als Gallier, ſondern als moderne Miſchung, als Franzoſe iſt der Bewohner Frankreichs mächtig geworden, nicht als Britannier, nicht als Schotte oder Ire, ſondern als Engländer iſt der Sohn Albions gefürchtet. Britannien und Albion ſind poetiſche Namen, die er für den Reiz und die Macht der Erinnerung pflegt, wie wir uns Deutſchland pflegen mögen, aber England iſt ihm politiſcher Name voll Macht wie la France für alle Theile des alten Gallien. Uns ſteht dieſer Proceß noch bevor, und mit ihm der neue Name. Unſer Mangel an Formſinn täuſcht uns ſtets darüber und ſpottet gern: was iſt ein Name, was hilft ein Name! Er iſt und hilft viel. Wer iſt reicher an Inhalt, denn wir? Und wer erſcheint ärmer, weil die Form gebricht!

Ehe es vollbracht war, erſchien es wie thöricht, ja wie unmöglich, den germaniſchen Normand und den romaniſchen Provençal in eine politiſche Macht zu einen. Man lacht jetzt über dies Vorurtheil in Marſeille wie im Havre. Aber in Deutſchland findet man es heute noch thöricht, ja unmöglich, daß Schwabe, Baier und Preuße zuſammen gehen könnten ſelbſt in freierer, nicht ſo proſaiſch nivellirter Form, wie es in Frankreich geſchehen.

Und wie viel Charakteriſtiſches iſt doch auch hier in ſtarken Provinzländern verblieben. Der ſtattliche, tapfere, verſchlagene Normand iſt ſtreitſüchtig in Privatangelegenheiten, proceßſüchtig bis zum Sprichworte. Keine Gerichtshöfe ſind ſo überhäuft wie die normanniſchen. Dagegen iſt die Normandie ruhig und beſonnen in politiſcher Frage, wenn ſie auch eine ganz entſchloſſene Partei nimmt. Man iſt nicht neugierig, und die Neugier iſt ein tief revolutionäres Element in Frankreich. Aber man iſt zäh im Widerſtande, und die Normandie heißt deshalb gern das Vaterland des geſunden Menſchenverſtandes, des bon sens, vielleicht noch ein directes Erbtheil vom engliſchen Stamme. Man ſchweigt indeſſen nicht wie der Engländer, man ſchwatzt nicht wie im Midi, man hüpft nicht frivol in und über Alles wie in Paris, man iſt logiſch, man iſt bündig.

Erſt Philipp Auguſt brachte 1204 die Normandie wirklich an die Krone, aber zweihundert Jahre ſpäter war ſie noch einmal vierzig Jahre von den Engländern bedeckt. Wie viele alte Keime konnten da wieder aufgefriſcht werden? Seit 1450 iſt dieſes ſchöne Land dauernd franzöſiſch.

Auch in Frankreich ſind die Flüſſe Mode geworden. Die Seine und Saone haben den Anfang gemacht, jene nach Lyon, dieſe nach dem Havre. Die Ausſtattung der Dampfböte auf der Seine iſt auch die beſte in Frankreich. All' dergleichen, wo Bequemlichkeit ins Spiel kommt, iſt bei den Franzoſen weit hinter England und auch hinter Deutſchland zurück. Sie ſind wol praktiſch, aber nur für das Ziel ſelbſt und für das Ausſehen, den Weg zum Ziele vergeſſen ſie. Sie wohnen unter mannigfaltigem kleinen Schimmer, an ſogenannter Etalage fehlt es ſo wenig, daß man gar oft ein Sklave der Etalage und von eitel Gefahr umgeben iſt für jede unbedachte Armbewegung. Aber an allem Comfort gebricht's in ihren Zimmern wie in ihren Wagen. Sie ſind eine Mitte zwiſchen Nord- und Süd-Europa, das hat ihnen die Erfindung für Schutz und Erleichterung ſchwer gemacht. Der Italiener klagt, daß er in dieſem kälteren Lande viel weniger gegen die Hitze geſchützt ſei als in Italien, und der Nordländer klagt, daß er in Frankreich mehr friere, als im Norden. Denn der Franzoſe hat nur heißes Blut und Kamine, und die kosmopolitiſchen Oefen in Paris rauchen viel mehr als ſie wärmen. Uebelſtände dieſes Bereichs werden ſich in Frankreich niemals verlieren, denn der Sinn dafür gebricht dem Volke und an derſelben leeren Stelle fährt auch dasjenige hin und wieder, was wir als Oberflächlichkeit an ihnen bezeichnen. Einſamkeit und Verſenkung liegt nie in ihren Wünſchen, nie in ihren Bedürfniſſen. Sie arbeiten, ſie denken, ſie produciren unter allerlei Störniß. Störniß iſt ihnen keine Störung, denn ſie gehen niemals über die einmal gewonnene

Form in Denk- und Sprechweiſe zurück oder hinaus. Dieſe Schranke hält ſie alſo immer aufrecht, und ohne Umſtände laſſen ſie einen Faden fallen und nehmen einen Faden wieder auf. Deshalb ſind ſie uns überlegen in aller raſchen Formation für das Theater, für geſellige Darſtellung, für den Staat: deshalb bleiben ſie ſtets hinter uns zurück in aller tieferen Speculation, und deshalb bleibt das, was ſie Poeſie nennen, für uns ein proſaiſcher Aufputz. Denn uns iſt die Poeſie Schöpfung, ihnen iſt ſie Formung. Ganz in dieſer durchgehenden Verſchiedenheit werden wir ihrer claſſiſchen Tragödie immer Unrecht thun müſſen, wenn wir auch Recht haben im Bedürfniſſe eines tieferen Reizes. Und ſie werden Recht haben, wenn ſie ſich auf einen kleinen Formzauber berufen, der uns entgeht. Schon ſeit längerer Zeit iſt ihnen übrigens eine Ahnung dieſes Verhältniſſes aufgegangen, und ſie ſprechen vag von einer poetiſchen Ueberlegenheit, von einer gründlicheren Bildung in Deutſchland, wenn ſie auch keinen deutlicheren Begriff davon haben, als von den poetiſchen Bauten der Babylonier.

Ganz ändern wird ſich dies nie. Wir haben verſchiedene Miſſionen zu erfüllen im Gange Europa's, und wir können und ſollen niemals in einander aufgehen. Aber es ändert ſich doch vielfach, beſonders ſeit die Erlernung deutſcher Sprache in Schulen eingeführt worden iſt. Jenes witzige Wort iſt ſchon nicht mehr wahr: der Franzoſe kennt die deutſche Literatur ſo gut, wie der Deutſche die polniſche. Und Eines gilt durch ganz Frankreich, Paris ausgenommen: der Franzoſe liebt uns, wie er den Engländer haßt. In Paris verhindert dies der Brotneid, denn der Deutſche hat ſich da in Kunſt und Gewerbe dem Franzoſen vielfach vorgedrängt, und man will achtzigtauſend Deutſche in Paris zählen, von denen beinahe achtzigtauſend Geld ſuchen und nur Einer oder der Andere Geld bringt.

Im häuslichen Leben, im Reiſeleben werden ſie am Späteſten oder niemals unſere Poeſie des Comforts annehmen. Denn ihre Denkweiſe wird uns niemals dergeſtalt ähnlich werden, daß ſie ihnen eine weichere und behaglichere Tagesexiſtenz wünſchenswerth oder nöthig machte. Sie ſind weniger weichlich und bleiben Leute des Marktes. Sie ertragen viel leichter ſchlechtes Wetter, und haben ein viel milderes Klima. Die mäßige Winterkälte dauert nur vier Wochen im nördlichen Theile, und gegen den Regen ſind ſie viel abgehärteter als wir. Wie man denn überhaupt, vielleicht in Folge des ſtets luſtigen Lebens, durch alle Provinzen ſtrotzende Geſundheit und wohlgebildete Menſchen findet. Der deutſche Reiſende harrt umſonſt auf bequeme Diligencen. Seine Klage über ſchlechten und engen Sitz iſt dem Franzoſen total unverſtändlich. Daß zwanzig Perſonen oben und unten in einer Diligence Raum finden, die bei uns nur zehn Perſonen faßte, mon Dieu, das findet er ganz in der Ordnung. Nicht blos weil er Demokrat, ſondern weil er Franzoſe iſt, zeigt er ſich keinen Augenblick beengt von dem Zudrange grober Blouſen, dicker Weiberröcke, er braucht nur vier Hände breit Platz und ein leidlich Franzöſiſch zur Converſation. In den Dampfböten, ſelbſt in den ſchlechteſten auf der Loire findet er Feenpaläſte. Ich habe ſie ſchaarenweiſe in Valence zuſtrömen ſehen, blos um den Sirius, ein neues Rhone-Boot zu betrachten und anzuſtaunen, und dieſer Sirius war ſchmal und unbequem gegen das einfachſte Rheinboot. Vielleicht nur einigen Putz in Schnörkeln und Spiegeln hatte er in der Kajüte voraus, denn alles Glas iſt in Frankreich unvergleichlich ſchöner und wohlfeiler als bei uns. Aller Comfort des Deckes — aisance iſt der franzöſiſche Begriff — war in der Kindheit. Der Franzoſe reiſet nicht um zu ſehen, alle Diligencen ſind immer wohlfeil und voll, aber der Reiſende, der blos das Land ſehen will, iſt darin eine große Seltenheit. Solches Reiſen iſt germaniſcher Charakterzug.

Der Rhone und die Seine ſehen am Erſten noch Franzoſen, die aus ſolcher leeren Abſicht kommen. Die Seine macht es den Pariſer Hunderttauſenden ſo leicht, und iſt der Weg nach England. Das Verdeck der Seine-Böte iſt immer von Engländern bedeckt.

Zögernd entfernt ſich die Seine von Paris, ſie wendet ſich in Schlangenwindungen immer wieder dahin zurück, und man ſchifft ſich deshalb erſt in St. Germain ein.

In Mantes beginnen ſchon die gothiſchen Kirchen, dieſer Adel der Normandie, und allmälig erſcheinen die kleinen Hügelzüge, deren nacktes Geſtein die Franzoſen mit Staunen erfüllt über Aridität. Es geht bei Andely vorüber, dem Geburtsorte der Corneille, die Gegend füllt ſich bei Elboeuf und häuft ſich von einem Ufer zum Andern, bis am Abende Rouen erſcheint, gethürmt auf den Lehnen und Bergen des rechten Ufers, weit hinüberſehend von ſeinem Catharinenberge in die abgeflachte ſüdliche Normandie. Pierre Corneille ſteht auf der Brücke, ſteht in der salle des pas perdus des Juſtizpalaſtes, Boieldieu ſitzt auf der Promenade, die an dem ſchönen Flußquai hinführt. Vertieft man ſich hier in die alte Stadt, unter die hohen Häuſer von Fachwerk erbaut, ſo kann man ſich allerdings in eine Stadt Süddeutſchlands verſetzt glauben, und alle die Aehnlichkeit im Rechtsſinne und Rechtsgange und Sitte kommt ins Gedächtniß, welche Venedey für ſeine „Reiſe und Raſttage in der Normandie“ ſorgſam zuſammengetragen hat. In einer engen Straße Rouens war's, wo ich einen öffentlichen Ausrufer das Todesurtheil von Barbès ableſen hörte. Alte normanniſche Weiber umringten ihn, und horchten andächtig, und eine von ihnen wickelte einen Sou aus ihrer Taſche, um ſich dieſe Lecture zu kaufen, wie man ſich bei uns eine Geſchichte der Heymonskinde kauft, oder „Ganz neue Lieder, gedruckt in dieſem Jahr“. Wie nimmt ſich die Politik aus in einer dunklen Provinzſtraße, wo Alles ſtill und erſtaunt ausſieht, wie in Deutſchland! Eine politiſche That in Paris, wie leicht, wie nebenher, wie vorübergleitend entſteht ſie — wie ungeheuer, wie dauernd in der Provinz. Das vergoſſene Blut überſieht man in den Pariſer Journalen, da iſt's eine Neuigkeit des Tages unter hundert anderen: ſo, für einen Sou verkauft an die ſtille Familie, zur Lectur für ein Menſchenleben, wie wird es da roth und bedenklich. Die conſequenteſten Menſchen des Staates kamen auch in Frankreich meiſt aus der Provinz, der Pariſer arbeitet nicht mehr für die Dauer, denn er glaubt nicht mehr an ſie. Heinrich IV., Richelieu, Corneille, die Girondiſten, Robespierre, Napoleon waren aus der Provinz. Die raſche Genialität, die Desmoulins, Danton, Mirabeau waren aus Paris. Zu Rouen im Hotel de Ville ſieht man eine Büſte Mirabeau's, ſchlecht, treu, von Blattern zerriſſen, mit eingeſetzten funkelnden kleinen Augen, mit dem breit gequetſchten Antlitze des gewaltigen Menſchen. Vor ihr wird man erſchreckend einer Brutalität des Mannes inne, die ſo groß iſt, daß man das Genie überſehen und den Mann haſſen und verabſcheuen kann, wie ein Feind der Revolution haßt und verabſcheut. Man wendet ſich kopfſchüttelnd ab, fühlend, daß man vor ſolchem Bilde den großen Thaten des Mannes Unrecht giebt, fühlend, daß alles Gewaltige dicht neben dem Rohen wohnt, daß alle Kraft Zwillinge im Schooße trägt, das Verbrechen und die heroiſche That.

Die Kirchenwunder Rouens dagegen wiegen in Himmelsträume. Gelingt es auch nimmer, den Himmel herabzuziehen, Himmliſches gleitet in die Hand deſſen und aus der Hand deſſen, der die Vorſtellung eines Himmels in ſeinem Herzen pflegt. Die Kathedrale und St. Ouen ziehen lange mit uns auf der Seine weiter, und flüſtern mit der ewigen Meeresfluth, die ſeit Jahrtauſenden heraufſteigt bis Rouen.

Die Seine wird voller, die Berge treten weiter und weicher zurück, Zeugniſſe alter Baronenſitze werden häufiger, der wüſte Schloßplatz Robert des Teufels erſcheint, der Platz wenigſtens, wo einſt ein Schloß geweſen ſein könnte, und ſo wie man Jancarvilles anſichtig wird, des alten normanniſchen Kanzlerſchloſſes, da reißt das Land bei Villeboeuf ſich weit auseinander, das Meer hereinlaſſend frank und frei, den Horizont öffnend in die weite Waſſerwüſte. Man ſieht ein Ende Frankreichs: rechts den ſpitzen Thurm von Harfleur, hinter welchem ſich der Havre verbirgt, links den von Honfleur mit den übereinander aufſteigenden Häuſern der Fiſcher- und Schifferſtadt. Das Schiff beginnt zu wogen, die Menſchen ſinken, und meiſt traurigen Sinnes kommen ſie am dicken Thurme Königs Franz vorüber, des Vaters vom Havre, das er Françoisville benannt hatte, traurigen Sinnes betrachten ſie zuerſt die reizloſe Stadt der Canäle, die Schiffe auf Schlamm, von der Ebbe gepeinigt, der Fluth harrend, traurigen Sinnes die einförmigen Waarenſpeicher, die langſam niederfallenden Canalbrücken.

19.

Wenn man die alte Feſtungsbrücke des Havre uberſchreitet, ſo hat man den Havre hinter ſich, iſt aber noch in der Stadt. Ingouville heißt dieſer damit verwachſene Ort, und er ſteigt in Landhäuſern die hohe Berglehne hinauf, welche das Seine-Thal vor den Nordwinden ſchützt. Ingouville heißt der Luxus, will ſagen die Poeſie des Havrer Kaufherrn. Hier liegt ihm die Villa, hier gedeihen ihm die Kinder, hier kehrt er des Abends ein, und ſieht die Sonne untergehen im Meere. Er ſieht Havre und die breite Seine-Mündung unter ſich, der Beſitz liegt ihm ruhig zu Füßen, und ſeine Hoffnung erſcheint am Horizonte, das erwartete Schiff, das von Amerika kommt. Wie viel Harrende ſteigen auf die Côte von Ingouville hinauf, um weiter ſehen zu können, als unten von der Jetée, von der Hafenſpitze, die vom Meere gepeitſcht wird.

Hier oben ſuchte ich mit einem Landsmanne, ach es war ein Flüchtling, einen jener normänniſchen Baumgärten, wo man ſich in die Heimat verſetzt glauben kann, wo das Haus germaniſchen Stiles mitten unter Obſtbäumen liegt, wo die Normannin ſaure Milch zu ſchätzen und zu bieten weiß, wie mitten in Sachſen. Wie gern täuſcht ſich ein Flüchtling in die Heimat zurück, wie ſucht er die Höhen und Ausſichten, auch wenn ſie abwärts ſehen von der Heimat, nach Weſten hin, ins unabſehbare Weltmeer. Wunderlich, daß unter dieſen armen Leuten kein Poet ſich hervorthut! Ihr Athem ſelbſt iſt die Sehnſucht, der Schmerz iſt ihr ewiger Gaſtfreund, die Geliebte, das Glück, jene Heimat, die das Alles iſt, ſie liegt nicht weit, und iſt nicht zu erreichen, und der Regenbogen der Entfernung verſchönert ſie unaufhörlich!

Die Felſenküſten der Nordſee hatte ich umſonſt geſucht bis jetzt, die holländiſche Küſte vom Haag bis Oſtende herauf zeigt nur Dunen, von der Normandie hatte man mir die ſchroffen Meerfelſen mit Sicherheit verſprochen. Bei Havre zeigen ſich ſteinige Hügel, aber das Geſtein iſt von jenem weißlichen Sande, dem man nicht die Felſenfeſtigkeit zutraut, es iſt Geſtein, das nicht den Eindruck zerſchmetternd harter, ſchauerlicher, ewiger Felſen macht. Die Brandung und der Widerſtand ſehen nicht aus wie Pairs, wie gleich-gewaltige Kräfte, man denkt an eine Schonung, an eine Friedensmilde von Seiten des Meeres. Und wenn der elementàriſche Eindruck durch Nuancen abgeſchwächt wird zu einer ſcheinbaren Uebereinkunft, ſo verliert er ſeine poetiſche Macht.

Man wies mich weiter hinein in die obere Normandie, an das Geſtade von Etretat, von Fécamp, von St. Valery. — Wir halten gern die Franzoſen für abgefeimt der deutſchen Ehrlichkeit gegenuber, für unzuverläſſig, für unſolid: Treu und Glauben erwarten wir gar nicht, wir halten dies für ein deutſches Vorrecht. Dieſes Grundwaſſer, unerläßlich für das Beſtehen irgend einer Geſellſchaft, es bewäſſert die franzöſiſche Welt wie die unſrige, es trägt nur andere Farbe. Paris, wo das Leben ein ununterbrochener Krieg, hat Manchen verleitet, überall in Frankreich Raffinirtheit, Lug und Trug zu ſehen. Selbſt Paris iſt tief unten ernährt von jenem Grundwaſſer der Ehrlichkeit, man findet im Innerſten die bravſte Welt, und muß ſie nicht verantwortlich machen für das fliegende Kriegsheer der Straßen und Spelunken. Der franzöſiſche Grundſchlag iſt viel gutmüthiger, als die ſcharfe Lebensweiſe, die frivole Redegewohnheit ihn erſcheinen läßt. Nirgends ſieht man raſchere Gaben für Bedürftigkeit, offenere Herzen für Mitleid als in den Provinzen Frankreichs. Beſonders im Süden wird viel gebettelt, aber auch unaufhörlich geſpendet, und beſonders von der Mittelclaſſe geſpendet. Nicht wahr? bin ich in der Gascogne wie im Dauphiné gefragt worden, die Deutſchen ſind bons enfants wie wir? Was liegt nicht Alles in der Frage! Wie viel Beſchämendes für unſeren Stolz der Ehrlichkeits-, der Gutmüthigkeits-Prärogative!

Die Eckenſteher beſonders in den franzöſiſchen Städten, commissionnaires genannt, ſind nach deutſchem Ausdrucke ein kreuzbraver Schlag. Von vornherein würde man es dieſem luſtigen Gewerbe am wenigſten zutrauen, aber ſie ſind in Paris ſo ehrlich wie im Havre, wie in Bordeaux, wie in Grenoble. Ich griff den erſten beſten im Havre auf, um mir ein Cabriolet zur Reiſe ins Land aufzuſuchen. Wir fanden erſt eines, weit abgelegen vom Havre, in Ingouville. Aber der Beſitzer des Gaules hatte keinen Kutſcher. Er kannte den Eckenſteher gar nicht, er ſah nur einen Augenblick von ſeiner Arbeit auf nach ihm hin, um ihn zu fragen, ob er das Land kenne, und vertraute ihm ohne ein weiteres Wort die Equipage. Sie rollte fort, er wußte von mir nichts, von dem verwegen ausſchauenden Blouſenkutſcher nichts, aber er arbeitete ohne Arg weiter.

Der Weg ging über Berg und Thal, durch Buchenwälder oder unter Obſtbäumen dahin. Der Apfel, aus welchem ſie den Cider preſſen, iſt der Liebling des Normannen. Aber ein verführeriſches Getränk iſt der normänniſche Cider nicht, ſauer, wenn er rein, weichlich, wenn er mit Birnenmoſt vermiſcht iſt. In Paris trinkt man ihn am beſten, wie Alles in Paris erſt verfeinert wird. Das Land iſt ſeit dem Sturze der Seigneurs in viele kleine Beſitzthümer vertheilt, und erinnert dadurch oft an Altenburg. Dieſer Revolutionsgang iſt überall in Frankreich da am conſequenteſten durchgeführt, wo ſtarke Völkerſchaften die fruchtbarſten Grenzprovinzen bewohnen. Im ſchönen Dauphiné iſt's desgleichen. Die Provinzen der Mitte und der Fläche haben noch reichlicher ihre großen Herrſchaften. Jene Vertheilung des Eigenthums hat den imponirenden Mittelſtand begabt, der die Diligencen dergeſtalt bevölkert, daß es uns Deutſche erſtaunen macht, der die demokratiſche Gedankenwelt dergeſtalt trägt, daß eine Aenderung von dieſer Seite ab wie unmöglich ausſieht. Heinrich IV. ſiegte mit der kriegeriſchen Gentilhommerie, wie Napoleon mit dem kriegeriſchen Volke. Von jenem iſt den Bourbons ein Seigneurſinn geblieben, der ſie in Frankreich vernichtet hat. Die Poeſie, welche unſeren Gewohnheiten nach damit verbunden, kann ſich auf dieſem Wege für lange Zukunft hin nicht mehr aufbauen. Frankreich iſt in dieſem Punkte ſo gründlich proſaiſch, wie jede von Grund aus neubegonnene und ins Breitere angelegte Welt. Die Höhenpunkte, welche den Reiz der Poeſie bilden, ſind anderswo zu ſuchen. Kein Menſch kann noch ſagen, wo? Das thut die Geſchichte ſelbſt, indem ſie abſtracte Ideen auf unerwartete Weiſe verkörpert.

Uebrigens iſt es ein deutſches Vorurtheil, daß die großen Beſitzthümer im demokratiſchen Frankreich fehlten. Das Land iſt ſehr groß und reich, ſie ſind viel zahlreicher und größer als bei uns, und man wird in Paris und in der Provinz in dieſem Betrachte gar oft an Oeſterreich erinnert, das im ganz entgegengeſetzten Regierungsprincipe die großen Beſitzthümer erhalten hat. Oder meint man, daß im blitzenden Paris nur die Fremden große Hotels, Caroſſen und Dienerſchaft hielten, und die tauſend Magazine des theuren Luxus möglich machten? Sie ſind nur eine Beiſteuer, und die großen Städte der Provinz, die alten Hauptſtädte kleiner Königreiche, die Bordeaux, Marſeille, Lyon, ſie kennen nicht einmal dieſe Beiſteuer, und ſind nicht weniger verſehen mit Luxusläden und maſſenhaften Kaufhallen.

Ein reinliches Städtchen der Normandie nach dem anderen blieb am Wege, das hügelige Land fiel zum letzten Male raſch hinunter nach dem Meere, und in ſteiniger Bucht lag Etretat vor uns, wo die See-Maler zahlreich einſprechen, die Schüler Gudin's und Poittevin's, wo die rothbemützten, ſtarkgliedrigen Meerfiſcher der Normandie wohnen, die ruhigen Feinde des Hummer und des Turbot. Die Sonne neigte ſich eben auf den Meeresſpiegel, und ſie kehrten heim von der Jagd, den Weibern Scherze zurufend, die ihrer am Geſtade warteten. Es begann das tägliche Abendgeſchäft: die Fiſche wurden in Körbe gepackt, auf Wagen geladen und mit Courierpferden nach Paris geſchickt, den nächſten Abend ſchon ſpeiſt man ſie beim Pariſer Reſtaurant.

Ja, das Geſtein an der Brandung iſt hier kühner und höher, es bildet manche ſeltſame Form, aber es iſt von demſelben groben Sandkorne, und der romantiſche Felſeneindruck, der Eindruck ewiger Macht wohnt nicht darin. Ich bin ſpäter hinabgegangen am Ufer des Oceans bis in den ſpaniſchen Winkel, das Felſenufer unſerer Romane iſt nicht zu finden. Oft verſumpft die Küſte ganz, und auch bei La Rochelle iſt ſie flach. Bei Biarritz vermißt man es nicht, weil die dunkle Färbung des Südens den Gedanken ablenkt vom Material. Erſt unten im mittelländiſchen Meere entdeckt man hie und da das lang geſuchte Felſengeſtade. Die Hesperiden, Majorka, Minorka und wie ſie weiter heißen, wehren ſich blauen Granites gegen das Meer, und nach der italieniſchen Seite hin ſtrecken die See-Alpen granitene Mauern, echte ewige Mauern, der Brandung entgegen.

Aber man reitet übrigens gar anmuthig dahin auf der meiſt hohen Küſte dieſer oberen Normandie, durch Buchenwälder, über Wieſen, an baumreichen Ortſchaften vorbei. Man hatte mich auf einen dieſer normanniſchen Hengſte geſetzt, die ſo glänzend von Haut, ſo ſtark von Gliedern und Knochen ſind, alte Schlachtroſſe und ſtattliche Maſſen auf den franzöſiſchen Bildern. Die alte reine Race wird immer ſeltener, wenn auch ein ähnlicher Schlag alle Diligencen des nördlichen Frankreich verſieht. Auf einem gleichen Gaule trabte der normanniſche Wegweiſer hinter mir. Wir wollten Fécamp noch erreichen vor Ankunft des Poſtwagens; aber das war nicht leicht. Der Normand muß eine wunderbare Milz beſitzen, um dem energiſchen Trabe ſeines Gaules ſich hinzugeben. Der ſchleſiſche Ausdruck ſagt: es fielen mir all' meine Sünden ein auf dieſem Ritterroſſe. Und die Juli-Nacht fiel ſchwarz herunter auf Meer und Küſte; Gewitter donnerten von allen Seiten, die Blitze erleuchteten Anfangs noch das Meer, das unter den Abhängen lärmte, dann wurden ſie dick und blau und blendeten nur, dann praſſelten Platzregen herab, der Gaul glitſchte vom ſchmalen Wege, der Leuchtthurm von Fécamp erſchien noch immer nicht, die Verſtändlichung mit dem alten Knappen und ſeinem Meerpatois war ſo ſchwer, und doch mußte die ſchmale Wegſchlucht gefunden werden, welche von der hohen Côte hinabführt in den Hafenwinkel von Fécamp!

Es giebt in Frankreich kein ſchrecklicher Wort, als das Wort des Conducteurs „der Wagen iſt voll!“ Denn man beladet ihn bis an die Wolken, aber man kennt den lieblichen Ausdruck Deutſchlands, den Ausdruck „Beichaiſe“ nirgends, der Harrende muß harren, ob der nächſte Conducteur daſſelbe Donnerwort herabruft. Schrecklich iſt indeſſen jenes Wort nur für den Fremden, der Franzoſe ſagt „diable“ und beſcheidet ſich, er ſchlägt die Zeit auffallend niedrig an. Die Gaſthof-Preiſe ſind überall gleich in Frankreich, ſie ſind beinahe feſt, werden in zwei Worten vorausbedungen, und ſchwanken nur um einige Sou's auf und nieder. Frankreich iſt das Land der Gleichheit. Darin ſieht alſo der Franzoſe keinen Unterſchied, ob er hier, oder dort bleibe, und den Zeitverluſt achtet er nicht in der Provinz. Selbſt in Paris, wo die Zeit ſo theuer, zeigt man ſich nie beeilt, zeigt immer Muße, jene gleichgültige, für den Deutſchen langweilige Converſation zu machen. Und dieſe Franzoſen, denen die Zeit ſo wenig, ſie hoffen jemals den zeitkargen präciſen Engländer im Geſchäft einzuholen? Dieſen ewig gehaßten ſtummen Rival? Eben ſo wenig wird aber auch dieſen zeitloſen Franzoſen der Sinn für gewiſſe Größe und Schönheit entweichen, für Dinge, die außer den Fragen der Nützlichkeit und der Stunde ruhen; ſie werden ihrem Naturell nach immer über den Grundſätzen ſtehen, die ſie ausſprechen, ſie werden immer genialer ſein und liebenswürdiger als ihre Journale.

Nach Dieppe hinab breitet ſich das Land mehr in Getreidefelder, und rafft ſich erſt wieder zu maleriſcher Begrenzung in dem Thale von Dieppe ſelbſt. Dieſe normänniſchen Seeſtädte ſitzen alle am Ausgange einer Thalſchlucht, in welcher zumeiſt ein Flüßchen daher geeilt kommt nach der See. Von Arques kommt es hier herunter, dem Orte, wo Heinrich IV., eine Stunde von Dieppe, ſeine erſte Schlacht gewann. Dieppe iſt gar hübſch, beſonders ſo lange man Boulogne, die Königin dieſer Nordſeebäder, noch nicht geſehen hat, die einzige Stadt, welche die Engländer immer noch beſitzen in Frankreich. Dieppe hat eine ſo ſaubere Einheit an der Meerfläche hin, vor der es in aller Breite, ganz überſehbar zurücktritt, es hat dieſe ſaubere Einheit in den gleichmäßig hübſchen, förmlich hübſchen Häuſern, deren Gleichmäßigkeit von einem engliſchen Bombardement ſtammt. Ferner drängen ſich die benachbarten Küſten nirgends vor, der Meerblick iſt frei und unbeſchränkt, und rückwärts von den Schluchthöhen ſieht man tief in das baumgrüne Thal des Flüßchens hinein. Links am Ausgange des Thales und Dieppes ſieht ſchwarz und barock verdrießlich ein altes Schloß aufs Meer, und rechts auf dem höheren Vorgebirge liegt ebenſo verdrießlich eine Kanone, offenbar mehr zur Ruhebank denn zum Schießen beſtimmt. Dieppe hat überall ſo etwas vom haut goût angegangenen Wildfleiſches, das für den Gourmand von Städten anlockend iſt. Einſt eine ſtolzeſte Seeſtadt, deren Flagge vor Gama noch die Fahrt um Afrika ſuchte, deren Schiffer Quebeck bauten, iſt es durch den Havre jetzt erdrückt, und durch das epidemiſche Uebel der franzöſiſchen Weſtküſte auf das Krankenbette geſtreckt. Das Meer nämlich liebt Frankreich nicht, und verſandet ihm die Küſten, die Häfen, die Flüſſe. Dieppe iſt davon ſchwer heimgeſucht, und der breite Seine-Ausfluß zwiſchen Harfleur und Honfleur leidet eben davon empfindlich.

Dann iſt die Herzogin von Berry vertrieben, die für Dieppes Saiſon mit großer Vorliebe ſorgte — all' das hängt eine romantiſch traurige Stimmung über Dieppe, und man iſt ganz paſſend geſtimmt, einen der Coucous zu beſteigen, und über die getreidebedeckten Plateaus nach dem Städtchen Eu zu fahren, bei welchem das uralte Normannenſchloß Eu gelegen iſt. Hier iſt die Normandie im Norden zu Ende, jenſeits des Flüßchens Bresle, das Eu bewäſſert, ſtreckt ſich die ebenere Picardie hinab über Abbeville und Boulogne, über Amiens und Peronne und St. Quentin hinüber gen Laon und Rethel. Noch hinter ihr liegen nördlich die kleinen Grenzprovinzen, der Kriegsmantel zwiſchen Frankreich und dem Niederlande, der ſo ſpät völlig an Frankreich kam, Artois mit Robespierre's Vaterſtadt Arras, und Hainault, das franzöſiſche Flandern mit Cambray und Lille, Waizenfelder ſo weit das Auge reicht, und ſo weit es nicht von Feſtungen unterbrochen wird.

Umſonſt ſucht man in der Nähe des Städtchens ein Felſen- oder Bergſchloß Eu. Beſcheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wieſengrunde liegt Château d'Eu, durch einen Park wunderſchöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen im italieniſchen Geſchmacke erbaut, nicht hoch, ſondern weich und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer ſtolzen Villa als einem alten Normannenſchloſſe. Von den Zimmern des erſten Stockes und freier noch von der Terraſſe des Daches ſieht man hinter dem Baumparke das Wieſenthal der Bresle eine halbe Stunde lang ſich hinabſchlängeln ans Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endigt das Land und zwiſchen zwei weichen Vorgebirgen dehnt ſich eingerahmt über Tréport das Meer.

Das alte zerſtörte Schloß Eu, von den alten Chroniken Ou genannt und abſeits gelegen, iſt überbaut. Rollo ſelbſt hatte es gegründet, es war in der wilden Kriegszeit oft zerſtört und wieder aufgebaut worden, es war an die Luſignan, an den ſchönen Fabliau-Namen gelangt, der die Zeiten der lateiniſchen Kaiſerkrone zurückruft, es war in den Beſitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen, und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenſchloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungsloſen eilften Louis ward St. Pol der Treuloſigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen am 18. Juli 1475. Die Grafen von Clèves und Nevers bauten es unter König Franz in neuem, friedlicherem Stile auf. Eine Catherine de Clèves war's, die der ſterbende Gemal ans Bett rief, und zu der er folgende Worte ſprach: „Du biſt jung und ſchön, Du ſollſt wieder heiraten. Ich laſſe Dir die Wahl unter allen Partien des Reiches, nur einen einzigen Mann nehme ich aus, es iſt der einzige, den ich von Herzen haſſe, ihn als Herrn auf meinen Gütern zu ſehen, würde mich im Grabe ſchmerzen, dieſer einzige iſt der Herzog von Guiſe."

Und Catharina von Cleves war's, die den eigenſinnigen Frauen-Charakteren des Theaters ſo ſchreiend Recht gab: von allen Partien des Reiches erwählte ſie den Herzog von Guiſe. Ach, ſeufzten die Damen jener Zeit, er iſt unwiderſtehlich! Und ſie heiratete ihn, obwol Guiſe eine Andere liebte, die Margarethe von Valois, die Schweſter Carls IX. Der König haßte dieſe Neigung, weil er die Guiſen haßte, er gebot ſeiner Schweſter, den Bearner Heinrich zu heiraten. Sie ſträubte ſich. Da gebot er Latour Gondy, folgenden Tages auf der Jagd den Guiſe zu ermorden. Guiſe erfuhr's am Abende, und erzählte es ſeiner Mutter. Was iſt zu thun? — Du mußt noch dieſe Nacht Dich verheiraten, erwiderte ſie, ich werde Dir ſogleich eine Frau ſuchen. — Und ſie ging zu Catharinen, und Catharina ſagte nicht Nein, und in derſelben Nacht, innerhalb vier Stunden, war ſie Witwe, Braut, Frau und hoffnungsvolle Mutter.

So kam Schloß Eu an die Guiſen, an das große Geſchlecht, welches die kleinen Valois in Schatten und Noth ſtellte, welches mit Catharina von Medicis ſich in die Geſchichte Frankreichs theilt ſeit dem Tode des Königs Franz.

Nach deren Sturze kam es an den Herzog von Maine und dann an das Haus Orleans, deſſen heutiges Haupt es vollkommen hergeſtellt und zu einem reizenden Wohnhauſe gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit, aber dieſer Stempel ruht auf Frankreichs großer Perſonengeſchichte. Schloß Eu iſt die Porträtgallerie aller merkwürdigen Menſchen, die Frankreich beherrſcht, geziert oder befleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab, Catharina von Medicis, in voller, ſtarker Lebensgröße ſtellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guiſen, dies Titanengeſchlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schloſſes, genannt der Guiſenſaal.

Unter den hundertjährigen Bäumen des Parkes, von deſſen Abhange der Blick ſo ſanft hinabgleitet nach Tréport und dem Meere, unter dieſen Platanen und bemoosten Buchen haben ſie mit den Liguers geſeſſen und ihre hochverrätheriſchen Pläne geſchmiedet.

20.

Der Sohn Königs Franz, Heinrich II. war nicht groß genug die neuangelegte Staatswelt ſelbſtſtändig weiter zu bauen, und nicht klein genug, ſie liegen zu laſſen. Er trat in die Gleiſe des Vaters, ohne vom Zauber einer neuen Macht und Perſönlichkeit unterſtützt zu ſein; ſo erbte er alle ſchwere Conſequenz und gewann ſelten einen Vortheil neuer Herrſch-Erfindung. Der nothwendige Krieg gegen die ſpaniſche Macht, der ſeine ganze Regierung erfüllte, und der ganz wie das Geſchick ſeines Vaters glücklich begann, ſchlug wie Sündfluth über ihm und Frankreich zuſammen. Die wilden Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen riſſen den Schimmer eines neuen Genius vom Haupte der Valois, die Mächtigen der Nation ſahen und zeigten, daß ſie nicht überflüſſig, daß ſie nöthig ſeien, daß ein despotiſches Königshaus nicht ausreiche zum Schutze Frankreichs. So kam die Vorſtellung und Idee der Macht wieder an die Gentilhommes, und die Parteien, welche immer beſtehen, fanden ihre Häupter. Der Gedanke eines abſoluten Königthumes ging damit nicht unter, aber er ward aus den Händen der Valois geriſſen, die Prätendenten der Krone, die Guiſen, trugen ihn eben ſo verwegen im Sinne, und um an die Reihe zu kommen, ſetzten ſie alle die Hebel in Bewegung, durch welche die franzöſiſche Revolution bis ins Detail vorgebildet worden iſt. Dieſe Revolution, von den mächtigen Herrſchern Henri IV., Richelieu, Louis XIV. niedergehalten und dadurch ausgebildet, iſt keineswegs ein Meteor, urplötzlich vom Himmel geſtürzt, ſondern ſie iſt ein ganz organiſches Ergebniß der modernen Geſchichte Frankreichs. Die Liguenzeit unter den kleinen Valois iſt ihr vollſtändiges Vorſpiel, ihr ſo treues Spiegelbild, daß man ſie 1789 mit Veränderung der Stichworte copirt zu ſehen glaubt: ja nicht nur der Geiſt und Scherz, nicht nur das Hilfsmittel und Werkzeug wiederholt ſich wörtlich, ſondern der ganze Franzos iſt ganz derſelbe als Ligueur wie als Jacobiner. So wird das abſolute Königthum Frankreichs eine unverkennbare Tragödie der letzten Jahrhunderte: die Bewegung und Verwirrung tritt mit den Söhnen Heinrichs II. ein, unter Heinrich IV. ſammelt ſich das Kunſtwerk zum erſten Male in eine vorübergehende, wohlthuende Ordnung, unter Richelieu wird die Verwickelung von Neuem aufgenommen, unter Ludwig XIV. iſt die volle Höhe des Stückes gewonnen, und nur jene wunderbar tragiſchen Schauer gehen durch die Lüfte, daß dieſer blendende Sonnentag die fürchterlichſten Wetter zuſammenſauge, der Abend Ludwigs iſt ſchon von allgemeinem Wetterleuchten erfüllt, die Wetter bleiben ſtehen unter dem Nachfolger, die menſchliche Schwäche, beſonders nöthig erachtet für den vierten Act, wird aller Zuſchauerwelt unverkennbar, und ein gutmüthiger Mann, ein unbefleckter, Ludwig XVI., übernimmt die todesreife Rolle für den Act der Kataſtrophe, als ob die griechiſche Vorſtellung ganz erfüllt werden ſollte, daß das Opfer zu ſeinem Falle gereinigt und geſchmückt ſein müſſe.

Heinrichs II. Regierung iſt ganz unſcheinbar die erſte Expoſitionsſcene davon. Die erſten Linien ziehen, die Perſonen und Verhältniſſe gruppiren ſich. Der Krieg gegen Spanien war unerläßlich, es umklafterte Frankreich wie ein Rieſe. Denn Spanien ſelbſt war nur der Kopf dieſer ſpaniſchen Macht: es beherrſchte das Mittelmeer, es herrſchte in Neapel und in Mailand, es beſaß die Päſſe des Veltlin, es hatte Piemont und Savoyen unter ſeinem Willen, es war einflußreich in der Provence, die ſo lange dem Guiſenhauſe gehorcht, dem intimen Freunde Spaniens, es beſaß die Franche Comté noch ganz zu eigen, und reichte ſo unmittelbar den Guiſen in Lothringen die Hand, es ſaß auf dem deutſchen Kaiſerthrone, es ſchloß den ehernen Kreis mit den flandriſchen Provinzen, und ſchickte von dort, um auch das Meer auszufüllen, ſeine Galeeren von Vließingen nach der baskiſchen Küſte hin und her. Als Philipp II., der ſchrecklichſte Nivelleur, noch obenein Maria die Königin von England heiratete, da ſah Frankreich wie erwürgt aus. Wie jauchzten die Seigneurs, denen Gefahr Vergnügen, Krieg Leben war, welche Raum brauchten, die Kriegsſchaar um ſich zu ſammeln, Ruhm und Anſehen und Parteiſinn zu erwerben. Guiſe flog von einem Ende des Reiches zum andern, und überall fehlte der Sieg, wo er nicht war, und überall kam der Sieg, wo ſeine rothe Hutfeder wehte. Calais erſchien ſeit Jahrhunderten wie unnehmbar engliſch Eigenthum, Guiſe ſtürzte darauf und nahm es in acht Tagen. Von dem Augenblicke war er der Gott Frankreichs, und leiſe ſchon erhoben ſich die Geſänge, die unter den folgenden Valois ſo furchtbar anſchwollen: Saul hat tauſend erſchlagen, David aber zehntauſend. Und an den Hohenprieſtern Samuel gegen die Saul-Valois fehlte es bald nicht mehr, die Lotharingier hießen lauter und lauter die Pfeiler der Kirche.

Um den großen Wurf Guiſe's mit Calais zu würdigen, muß man die tiefe Abneigung des Franzoſen gegen den Engländer verſtehen. Sie iſt nicht blos eine politiſche, ſie iſt eine perſönliche. War ihnen der Spaniol nicht damals viel furchtbarer? Jene röthlich ſchimmernden Conturen des Engländers, jener hochblonde Schein des Haares, des Sommerſproſſen-Teints, der Naſenſpitze, der lichten Augenwimper und Brauen, jene Ungeſchicktheit der Bewegungen, jene langen Bewegungen mit Arm und Bein, jenes erfrorene Schweigen des Antlitzes, jene Geduld und kaltblütige Ruhe, das Alles iſt ein ſo perſönlicher Gegenſatz des Franzoſen, daß es ihm ohne irgend einen Gedanken an Politik das Herz in Grimm bewegt. Ein Franzoſe kann die Vortheile der Allianz mit England über Alles hoch ſchätzen, und ſein tiefer Widerwille gegen den Engländer bleibt derſelbe. Ich erinnere mich, daß ein ſolcher zu meinem Erſchrecken nach ruhigſtem Politiſiren in die Worte ausbrach: Dieſe Leute haben mir mein Lebtage nichts gethan, aber wenn ſie alle der Teufel holt, ſo ſoll's mich herzlich freuen.

Sind wir in Ausgleichung der Antipathien nicht weiter, wie mußte Guiſe mit dem Sturme von Calais auf ein Frankreich wirken, welches ſich allſeitig zurechtlegte für entſchiedenen Haß und entſchiedene Vorliebe!

Heinrich II. mochte ſich in ſeiner nicht genialen Fähigkeit wenden wohin er wollte mit Maßregeln, ſein Schickſal war's, die vorbereitete Kampfeswelt zu befördern. Der Rath gegen die Guiſen, den König Franz ihm auf dem Sterbebette ertheilt, konnte ihm nichts helfen, wie ſehr er deſſen fortwährend eingedenk war, wie finſter er dreinſah, wenn Guiſe vollen Glanzes immer nur mit drei- bis vierhundert Edelleuten ins Palais des Tournelles oder ins Louvre eintritt. Gewaltigen Menſchen und großen Ideen läßt ſich nicht ausweichen; hat man nicht Genie, ſie zu überbieten, ſo wird man ihnen unterthan über Kurz oder Lang, trotz aller Klugheit. So nahm ſich Heinrich, der ſonſt mit dem Papſte bündig genug verfuhr, der Kirche königlich an, und gab despotiſch und rund zum erſten Male Edicte gegen den Proteſtantismus. Er blieb nicht mehr ſtehen bei vereinzelten Scheiterhaufen wie bisher, nicht mehr bei Edicten des Parlamentes, er befahl ſelbſt, er kam alſo den Guiſen in einem katholiſchen Nachdrucke zuvor. Was half's? Es riß die Parteien nur um ſo ſchneller zu feſter Geſtalt auseinander, das Chaos der Feindſchaft klärte ſich, und die Schlacht konnte nun offen vor ſich gehen. Die Bourbons, und unter ihnen Louis Condé, ein proteſtantiſcher Guiſe, traten zurück als entſchieden proteſtantiſche Partei. Das Hugenottenthum hatte nun einen Mittelpunkt, und ſammelte ſich darum von allen Seiten des Königreiches. Die Preislieder auf Guiſe hörten nicht auf, und es entſtanden neue auf den kleinen, aber breitſchulterigen, wild-tapferen und lebendigen Condé. Die Hugenotten ſangen von ihm:

Ce petit homme tant joli
Toujours cause et toujours rit,
Et toujours baise sa mignonne,
Dieu garde de mal le petit homme!

Mitten zwiſchen ſolchem Gegenſatze rüttelte ſich das alte Haus der Montmorency in Parteiloſigkeit feſt, eine Stellung einnehmend, die dem Königthume gebührt hätte. Erſt ſpäter entſchied ſich der Connetable für die katholiſche Seite, und ein unerbittlich ernſter Mann, ließ er hängen und ſpießen, und ſprach gelaſſen ſein Paternoſter dazu. Hütet Euch vor Montmorency's Paternoſtern! wurde ein Sprichwort.

Eines nur konnte Heinrich, er konnte den Ausbruch niederhalten, ſo lange er lebte, und die gen Paris vordringenden Spanier halfen ihm noch alle Landeskraft vereinigen. Er hatte noch die Macht, den cambreſiſchen Frieden zu ſchließen, der Frankreich tief niederdrückte, ihn zu ſchließen, ohne daß eine Partei ihn offen deshalb zu beſchimpfen wagte. Aber er konnte nicht hindern, daß Guiſe, ſchon genannt der große Capitän, ihm ins Angeſicht die Bemerkung warf: Beſäße ich nur noch das kleinſte Reſt des Königreiches, ich unterſchriebe ſolchen Frieden nicht!

Am Hofe ſelbſt war ein tief geſpaltenes Leben, das er mit Anſtrengung zuſammenhalten mußte. Catharina von Medicis, die Königin, hatte ſechsundzwanzig Jahre neben ihm gelebt und ihm zehn Kinder geboren, darunter fünf Söhne. Vier Söhne wuchſen geſund auf, und die Dauer des Königshauſes ſchien über allen Zweifel erhaben. Niemand ahnte, daß binnen dreißig Jahren drei regiert haben, alle vier geſtorben ſein würden, daß binnen dreißig Jahren das Haus Königs Franz keinen männlichen Erben mehr haben könnte! Wie fruchtbar dieſe Ehe zwiſchen Heinrich und Catharina, ſo innerlich vergiftet war ſie doch geweſen durch Heinrichs Leidenſchaft für Diana. Er erhob ſie zur Herzogin von Valentinois, er verweigerte ihr keine Einmiſchung, kein Parteimachen, er gab ihr Recht in den Hofſtreitigkeiten, in den Zänkereien des Hauſes, ſie war die Königin durch Liebe. In der Touraine iſt ein intereſſantes Monument dieſer Neigung übrig, und zwar theilweiſe noch eben ſo übrig, wie es Heinrich und Diana nach der letzten Nacht verlaſſen haben. Dies iſt Schloß Chenonceau, einige Stunden ſüdlich von Amboiſe im lieblichen Thale des Cher, über den Cher ſelbſt geſpannt wie eine Brücke, ein Brückenſchloß oder eine Schloßbrücke. Die Liebhaber jenes Renaiſſance-Geſchmackes können hier alle Haus- und Zimmer-Einrichtung der Renaiſſance im Detail betrachten, ſie iſt unberührt, der jetzige Beſitzer hat ſich in den Uferflügel des Schloſſes zurückgezogen, und jedem Fremden ſteht dieſe Favorit-Wohnung zur Anſicht offen. Chenonceau liegt nur einige Meilen weſtlich entfernt von Chambord, ſüdlich von der Loire, aber die einförmige Sologne iſt hier erſetzt durch den reichſten Typus der Touraine. Von Amboiſe an der Loire aufwärts ſteigt der Weg in die Waldberge des Amboiſer Königsforſtes, und rollt dann ſanft hinab in das breite, üppige Becken des Cher-Landes, das Herz der Touraine. Wieſen wie von grünem Sammt, von Eſeln und Pferden beweidet, Acker ſchwarz und klar, ein Ideal des Oekonomen, Ortſchaften weiß und rein, Weinberge voll und geſegnet, Bäume ſchlank und reich, Menſchen ſanft und fröhlich, umgeben den Fluß, der grün und munter rauſcht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen ſchließen dieſe Pouſſin'ſche Landſchaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schloſſes ſtützt ſich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke ſpannt ſich über den Fluß, der rauſchend durch die Grundbogen eines Saales hindurchſtrömt. Man ſpeiſt in dieſem Bilderſaale franzöſiſcher Geſchichte juſt über der Mitte des Stromes wie in einem Schiffe, und ſieht aufwärts und abwärts die kräuſelnde Welle des Cher und deſſen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, ſind ebenfalls noch über dem Waſſer, nur dem Façaden-Ufer näher. Beim erſten Erwachen ſahen ſie aus dem Bette in die Waſſerlandſchaft hinaus, und dies kleine lauſchige Zimmer übt heute noch ſeinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu ſehen. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleiſchesgeſtalt, wie der deutſche Dichter ſie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder ſchalkhafter Empfindungen, es iſt ein Spiel des Geiſtes, das unter dieſen Augenwimpern hervorlauſcht. Die Naſe iſt lang, der Mund desgleichen, aber das verſtohlene Leben der Züge iſt anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahre ältere Frau bis nahe an ihr ſechzigſtes Jahr den König feſſeln konnte, ohne Unterbrechung feſſeln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrſcheinlich iſt ſie ſchon 1500, alſo neunzehn Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter ſcheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entſprechen, das bei uns über Catharina gang und gebe iſt. Diana war leidenſchaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Laſt wilder Feindſchaft gegen den Proteſtantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tauſendfach bedingter, tauſendfach nuancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die ſelten, äußerſt ſelten ein unmittelbares Zeichen italieniſch heißen Blutes zuläßt, ſie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Ueberganges, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz anderer als unſere Geſchichtſchreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt ſie im Hintergrunde, ſelbſt unter ihrem erſten Königsſohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt ſie nur leiſe hervor. Mit Carl IX. erſt, wo ſie zu Anfang legitime Regentin, tritt ſie entſchieden auf, und von da an leitet ſie achtundzwanzig Jahre die innerſten Fäden franzöſiſcher Welt. Nur möge man nie vergeſſen, daß ihre Söhne launiſche, reizbare Menſchen waren, Carl IX. beſonders von jäher Heftigkeit. Wo alſo Gewaltſames und Wildes erſcheint im Laufe dieſer Dinge, da darf man immer vorausſetzen, es geſchah gegen Catharinens Willen, der nirgends gewaltſame Maßregeln wählen mochte. Sie wird deshalb nicht von ſchweren Vorwürfen freizuſprechen ſein, auch die wildeſte Parteigeſchichte iſt nie ganz ohne den Tact der Wahrheit, und ſie hat gewiß nicht in Allem übertrieben, was ſie Catharinen zur Laſt legt. Catharina iſt allerdings, wie jede unter Gegenſätzen vermittelnde Perſon, der Geſchichte in Haß bezeichnet worden vom Katholiken wie vom Proteſtanten: aber ihre Aufgabe war ſo ſchwer, ihre Neigungen waren ſo ſtark, daß ihr auch vieles Ueble nicht aus bloßem Haſſe nachgeſagt werden konnte. So wenig ſie indeſſen fleckenlos, ſo wenig war ſie ein Teufel, ſie war ein höchſt merkwürdiges, höchſt begabtes Weib: ein Weib im Kleinen und im Großen, geſchickt und klug und doch innerlichſt machtlos.

Es geſchah an einem warmen Sommertage, am 10. Juli 1559, daß ein wunderlich Schickſal auf einmal den langen Streit entſchied zwiſchen ihr und Diana. Die Place royale war mit Schranken und Teppichen geſchmückt, der König hielt ein großes Turnier, und ſchon war ein Tag im Waffenſpiele bunt und ſchimmernd und gefährlich verbracht worden. Da rief der König einen Herrn Montgommery auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es war derſelbe, den man in Paris haßte, der im Auftrage des Königs das Parlament gedemüthigt hatte. Er ſchien eine Ahnung des Verderbens zu haben, das in ſeiner Hand ruhte, er zögerte — aber Heinrich befahl ungeſtüm, Montgommery ritt ein, und ſie trafen im ſtarken Pferdeslaufe ſo heftig aneinander, daß die Lanzen bis ans Heft zerſplitterten. Ein Splitter flog dem Könige ins Auge, das Blut ſtürzte wie ein Strom hervor, die Verwundung war tief in den Kopf gedrungen, der Tod endigte bald den entſetzlichen Schmerz.

Dahin ſind auf lange Zeit Friede und Luſt, dahin die heitere Seite Marot's, die Jagdgeſänge, die er jedem einzeln gemacht hatte, wenn der Trupp zu Walde zog! „Ainsi qu'on ouyt le cerf bruire" hatte Heinrich geſungen, „Du fond de ma pensée" Diana am anderen Waldwege. Vorüber die Zeit, wo man ſo reichlich altfranzöſiſche Heldenmärchen druckte, die Geſchichte vom König Carl und deſſen Paladinen. Marot's Pſalmen ſtiegen jetzt auch am Tage aus den Wäldern auf, ernſt und traurig wie Geißelgeſang. Die Proteſtanten erhoben ſich zum erſten Male als Parteimacht, die Parteihäupter erſchienen im Felde, der Bürgerkrieg klopfte ans Thor des jungen Königs, der neben der jungen ſchönen Königin ſaß. Sie waren beide ſo jung, kaum über ſechzehn Jahre, Franz und die Nichte der Guiſen, Maria Stuart! Und ihre Luſt dauerte ſo kurze Zeit, das erſte Blut war ein Fluch auf ſie geſpritzt worden, der ſich ſchrecklich erfüllte. Zu Amboiſe an der Loire ſaßen ſie, auf dem hohen Schloſſe, von wo man hinabſieht bis zu den Thürmen von Tours, und dahin richteten die Hugenotten ihren erſten Streich, ſie wollten die jungen Königsleute gefangen nehmen. Aber die neuen Herren des Reiches, die Guiſen, wußten davon, ſie überfielen die Hugenotten auf dem Wege und maſſakrirten ſie. Nur einige wurden für Amboiſe aufgeſpart zum Todesſchauſpiele für den Hof. Der König, Maria Stuart, der große Capitän und der Kanzler Olivier ſaßen vorn in erſter Reihe, und ſahen die Köpfe fallen. Da tauchten diejenigen Hugenotten, an welche nun die Reihe kam, ihre Hände in das vergoſſene Blut, hielten ſie jener erſten Zuſchauerreihe vor Augen, ſahen gen Himmel, und beſchworen den Fluch Gottes herab. Franz ſtarb im zweiten Jahre ſeiner Regierung plötzlich an einem Kopfgeſchwür, das Schickſal ſeiner Witwe kennen wir alle, der große Guiſe fiel unter Meuchelmord! Olivier ſtarb an Gewiſſensbiſſen, denn er war im Herzen Hugenot geweſen.

Catharina, unter Franz durch die Guiſen zurückgedrängt, führte jetzt ihren zehnjährigen Carl — 1560 — eigenhändig zum Throne, hörte die Schmeicheleien aller Partei, die man ihr, der Regentin, brachte, höflich an, erwiderte ſie, und ſann doch auf nichts, als dieſe Herren des Thrones gleichmäßig vom Throne abzudrängen. Das konnte nur gelingen, wenn Friede erhalten und der große Religionszwieſpalt in einer Vereinigung geſchlichtet würde. Daher ihre immer neuen Vermittelungsvorſchläge, ihre Verſammlungen aller Partei, ihre ſtete zuvorkommenden Friedensſchlüſſe. Denn wenn der Krieg raſſelte, da galten die Männer von Eiſen, und die weibliche Regentin war unmächtig, und wenn eine Partei ganz vernichtet wurde, ſo nahm die ſiegende den Thron ein. Nur ein Königsheld konnte anders verfahren, die Mutter eines zehnjährigen Königs mußte durch politiſche Klugheit von einem Tage zum anderen eine leidliche Exiſtenz erkämpfen. Zu dieſer rieſenſchweren Vermittelungsrolle hatte ſie den berühmten Kanzler l'Hospital zur Seite, und hie und da noch einen anderen Parlamentsrath, einen Pasquier, einen Harlay, einen Dumoulin, einen Alciat, einen Dutillet. Denn tüchtige Menſchen der Vermittelung ſind ſelten, ſie ſind den Streichen aller Parteien ausgeſetzt, das Hilfsmittel der Parteien, die Leidenſchaft fehlt ihnen, ihre Waffe iſt die Bildung, und dieſe gilt nur, wo ſie zugelaſſen wird, während der Haß ſich überall ſeinen Eingang erzwingt. Glücklicherweiſe gab's in Frankreich Familien, wo eine beſtimmte Conduite wie ein Theil des Wappens durch Jahrhunderte feſtgehalten wurde, auch die der Vermittelung zwiſchen Parteien. Dies war das Wappen der Montmorency und der Nevers, und der alte Montmorency ward alſo Catharinens Executor, wenn kein Friedensvorſchlag gedeihen wollte.

Sie brachte noch im Jahre 1560 eine große Verſammlung in Fontainebleau zu Stande, wodurch wirklich die Verfolgungen eingeſtellt, ein Concil in Ausſicht geſtellt wurde. Und noch denſelben Winter berief ſie die Generalſtaaten nach Orleans, verbot ſelbſt den katholiſchen Rednern die ausſchließlichen Bezeichnungen in Betreff der Ketzer, verbot ausdrücklich die Namen Hugenot und Papiſt, und ſetzte eine völlige Amneſtie durch in Sachen der Religion. Ja, ſie rief die Flüchtlinge zurück, ſetzte ſie in die verlorenen Güter ein, erlaubte ihnen ſogar den Verkauf der Güter, wenn ſie den Aufenthalt im Auslande vorzogen.

Catharina ging ſo weit, einen Brief an den Papſt zu ſchreiben, worin Folgendes:

„Die Zahl derer, die ſich abgeſondert, iſt ſehr groß. Nicht durch Geſetze, nicht durch Waffen ſind ſie zurückzubringen. Edelleute, Gerichtsperſonen ziehen durch ihr Beiſpiel die Menge zum neuen Glauben. Glücklicherweiſe hat ſich doch nichts Monſtröſes erhoben, keine Wiedertaufe, keine Antitrinitarier, alle erkennen die zwölf apoſtoliſchen Symbola an. — Man ſollte ihnen willfahren, dies wäre das beſte Mittel, die Kirche zu befeſtigen. Um dahin zu kommen, wäre es nicht gut, die Conferenzen zu vervielfältigen, Vorträge zu heiſchen für Friede und Verſöhnung? Man muß gar ſehr vermeiden, daß man nicht durch eine unglückſelige Hartnäckigkeit auch noch die der katholiſchen Kirche in Parteien ſpaltet.“ —

„Ich würde Euch, ſehr heiliger Vater, vorſchlagen, den Bilderdienſt zu unterdrücken, die Taufe künftig nicht weiter als auf das Waſſer und den Segen auszudehnen, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu reichen, die Pſalmen in der Landesſprache zu ſingen, das Feſt des heiligen Sacramentes aufzuheben, denn dies Feſt iſt alle Tage und zu jeder Zeit.“ — Will man noch mehr? Iſt dies Catharina von Medicis, die alſo an den Papſt ſchreibt? Sie iſt's. Der Papſt war tief betrübt. Sie ging ſo weit, das große Colloquium im Kloſter von Poiſſy zu veranſtalten. Sie gab freie Bahn, zu zeigen, wer der Stärkſte ſei. Wenn Theodor Beza falſche Principien lehrt, ſagte ſie, ſo giebt's ja genug beredtſame Prälaten, um ihn niederzubeweiſen, und Monſeigneur der Cardinal von Lothringen hat ja verſprochen, Alles niederzuſchmettern mit ſeinem mächtigen Worte!

Am 9. September 1561 führte ſie den jungen König und Alle von königlichem Blut in den weiten Saal des Refectoriums von Poiſſy, den ſie reich hatte ſchmücken laſſen, ſetzte ſich mit dem Könige und deſſen Hauſe auf eine Balluſtrade, und gab das Signal, dies Geiſtesturnier über die Weltfrage zu beginnen. Ja, man hatte Calvin ſelbſt aufgefordert, zu erſcheinen und die Vertheidigung ſeiner Lehre zu führen in ſeinem Vaterlande. Er hatte es abgelehnt, war in Genf geblieben, und hatte den jungen und ſchönen Prediger Theodor Beza geſchickt. Die Anmuth und der Zauber dieſes Calviniſten, ſeine Leutſeligkeit und Verſöhnlichkeit erſchienen in ſo grellem Contraſte mit dem hugenottiſch-puritaniſchen Weſen, das man zu ſehen gewohnt war, ja machten einen ſo ſtarken Eindruck in Poiſſy, daß der Cardinal von Lothringen ausrief: Wollte Gott, dieſer Menſch wäre ſtumm, und wir wären taub geweſen!

Der kleine König mußte die Verſammlung eröffnen und einladen. Dann ſprach l'Hospital, verlangte ein Concil, eine milde Reform. Der Cardinal von Tournon, der heißeſte Katholik dieſer Verſammlung, erhob ſich gleich nach ihm, und verlangte, daß ſolch ein Vortrag, der die katholiſche Welt ſo offen verletzte, ſchriftlich mitgetheilt werde. Catharina, der wirkliche Präſident dieſer Verſammlung, verweigerte dies ohne Weiteres, und rief: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Es folgt ein dramatiſcher Streich, der uns nicht wohlthut: die hugenottiſchen Prieſter fallen einen Schlags auf die Kniee, Beza richtete die Augen gen Himmel, ſprach ein Gebet, und ſämmtliche Hugenotten ſprachen ein ſolches mit lauter Stimme. Das erſchien ſo gemacht, war ſo undelicat! Die Altgläubigen hatten nicht mit der Meſſe begonnen, da es ſich hier um Vernunftgründe handelte, und eben um Vermeidung und Ausgleichung deſſen, was in den Formen die Parteien trennte. Freilich! ſolche Mißgriffe gehören zum Glauben an ſich ſelbſt, und deshalb zum Gelingen in der Geſchichte! Die Verſöhnlichkeit iſt machtlos vor dem Kampfe, ſie iſt Schwäche, bevor die Gegenſätze ſich bis ins Innerſte beleidigt haben. Ebenſo lag ein tiefes Zeichen darin, daß die ſchwarzgekleideten, bleichen, kalten Hugenotten dergeſtalt contraſtirten mit der roth und violetten Farbenpracht der Prälaten, mit aller heißen Geberde des Katholicismus.

Beza entwickelte die Glaubensartikel, Alles war todtenſtill. Beza's Schönheit und Suade war eine Brücke zum Ohr der Katholiſchen, denn ihr Glaube, ſchwachen Lebens dem trockenen Verſtande gegenüber, war in ſeinem Wohlſein, wo Eindrücke der

Schönheit und der Kunſt erſchienen. Dieſe innerliche Welt der Kunſtmacht hat auch allein das weſtliche Europa dem Katholicismus erhalten. Wie hätte ſpäterer Zeit in Frankreich der Katholicismus immer wieder entſtehen und beſtehen können, in einem Lande, das übrigens den conſequenteſten Nationalismus der Geſellſchaft bis zur nackteſten Spitze trieb! Wie anders, als durch eine Formenwelt der Kunſt, welche in den wärmeren Völkern zur anderen Natur geworden iſt. —

Als Beza indeſſen an die Frage vom Abendmahle kam, und ausrief, daß Gott in Brot und Wein nur geiſtig, nicht körperlich gegenwärtig, daß er von Brot und Wein als Stoffen entfernt ſei wie die Erde vom Himmel, da brach auf der Biſchofsbank die Ungeduld aus in Murren, in Lärm. Sie ſchlugen mit den Händen auf, und der Biſchof von Tournon ſchrie: Blasphemie! Es iſt des allerchriſtlichſten Königs unwürdig, ſo etwas anzuhören, hebt die Verſammlung auf! Geſchähe es nicht aus Reſpect vor dem Könige, wir blieben nimmer, wir entfernten uns auf der Stelle!

Catharina beſchwichtigte den grollenden Sturm, und endigte von Neuem damit: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Beza berief ſich auf die Schrift wie Luther. Tournon ertrug dies nicht, ſprang wieder auf, und rief ihm die wichtigen Worte entgegen, worin alle katholiſche Logik gegen den Proteſtantismus enthalten iſt: Wie? Kann die Schrift ſich ſelbſt erklären? Braucht ſie nicht einen lebendigen Richter, der entſcheidet? Dafür iſt die Kirche da, daß nicht Jeder die Schrift auslege nach ſeinem Gutdünken! —

Auch der König, ſetzte er hinzu, und wendete ſich gegen Catharina, auch er iſt nur ein Glied der Kirche, er iſt nicht deren Haupt, dieſem Haupte iſt er unterworfen, dies Haupt iſt in Rom. Die Meinung der Kirchenväter, ſie iſt der Führer zur Erklärung der Schrift. Darum ſoll man ſich in gar keinen Disput einlaſſen mit Ketzern, denn ſie glauben nicht an eine leibliche Gegenwart Chriſti, und ſomit giebt's kein Mittel, ſich zu verſtändigen und zu nähern. — Alle Prälaten erhoben ſich hierauf mit einem Male, und applaudirten enthuſiaſtiſch, und alle ſchrieen einſtimmig, daß das Refectorium von Poiſſy erzitterte: Wir wollen leben und ſterben im katholiſchen Glauben, und bitten den König, im Glauben ſeiner Väter zu verharren!

Beza ſteht auf, und ſagt: Ich will auf der Stelle antworten, wenn Ihr's erlaubt — Nein, nein! Nichts da! ſchrieen die Biſchöfe, und der Lärm wurde ſo groß, daß ihn Catharina nicht mehr bewältigen konnte, und genöthigt war, die Sitzung aufzuheben.

Aber ſie gab nichts auf. Sie veranſtaltete noch eine Verſammlung, und der Cardinal von Lothringen und Beza kämpften ſo gewaltig und ſo ſchön mit einander, daß ſie ſich gegenſeitig für Geiſt und Talent becomplimentirten, wie zwei ſchöne Pferde, ſagt Brantome, die einander zuwiehern. Aber der Lärm und Scandal des Clerus folgte demungeachtet, und die Folge waren Pamphlete, mit denen damals die franzöſiſche Preſſe ihre Geſchichte beginnt, und ein Jahrhundert lang auf das Lebhafteſte führt.

Catharina und l'Hospital ſetzten nun eine geheime Geſellſchaft nieder auf dem Schloſſe von St. Germain. Sie beſtand aus zehn Perſonen beiderlei Glaubens. So hoffte man, endlich doch eine Uebereinkunft zu finden. Beza gab darin ſehr viel nach in Betreff der leiblichen Gegenwart, aber die Prälaten verwarfen auch dies, und Catharina rief ihnen entrüſtet zu: Ihr wollt alſo durch kindiſche Hartnäckigkeit das Reich in Unruhe ſtürzen!

Von jetzt an gab's keine Conferenzen mehr. Catharina erließ aber ſelbſtſtändig im Januar 1562 ein Edict, wonach die Proteſtanten außerhalb der Städte ihren Glauben feiern dürften. Als ob die Parteien jemals ein juste milieu ertragen möchten! Den Hugenotten war's zu wenig, den Katholiken zu viel, und beide verwünſchten Catharina. Sogar das Parlament von Paris widerſetzte ſich dieſem Toleranzedicte, man ſchliff die Waffen, man bildete die Ligue.

Ligue wurde europaiſche Politik, während Catharina die moderne Politik der Könige aufrecht zu erhalten ſuchte, die Politik des Beſitzes, die Politik der Macht ohne Rückſicht auf Geſinnung. Durch alle Stürme hindurch ward dies auch von den Nachfolgern durchgeſetzt und im Großen ausgebildet zur Idee des europäiſchen Gleichgewichtes. Nicht mehr die innere Schwere, ſondern das äußere Verhältniß wurde Maßſtab. Catharina erhielt den Thron für die Familie und den Königsgedanken dadurch, daß ſie juſt vermittelſt der Geſinnung die Vaſallen unter einander ſpaltete, und gegen einander trieb. So ſchwächte ſie dieſe nächſte Gefahr, und erhob die Idee, daß der Thron außerhalb der Meinungsfragen ſtehe. Richelieu vollendete dies mit Energie zum ſteinernen Bau, was ſie nur mit Weibesklugheit hatte zeichnen können. Die Revolution erſt ſtürzte dieſe Politik, und die religiöſe Ligue ſiegte in der Revolution, nachdem im Verlauf der Jahrhunderte die Religionsfrage über den Himmel verwandelt worden war in eine Religionsfrage über die Erde, und man Geſinnung heiſchte für den Staat, wie einſt für die Kirche.

Catharina, die Geſinnung durch den Calcul verdrängend, ward ſomit Repräſentant einer neuen Welt, und es iſt alſo ein ganz richtiger Inſtinct geweſen, alle erſinnlichen Vorwürfe auf ihr Haupt zu häufen. Man ſucht ja ſo ſelten den Gang der Welt, den unendlich mannigfaltigen, man ſuchte den Schlag des Herzens, der ſo leicht zu erkennen! Man will die Geſchichtſchreibung zugerichtet ſehen für das kleine, alltägliche Bedürfniß, für das Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen. Hatte ſie ein gutes Herz, dieſe Catharina? War ſie dankbar, war ſie offen? Schwerlich. Hinab denn mit ihr in den Abgrund der Verdammniß!

21.

Um das Maß der Sünde voll zu machen, wird Catharina geſchildert als ein überaus ſchönes Weib, begabt mit den gefährlichſten Vorzügen des Leibes und des Geiſtes. Die alten Chroniker können nicht Wunders genug machen von ihrem Liebreiz im Entgegenkommen, von dem reichen Wuchſe, von dem anmuthsvollen Antlitze, dem vollen weißen Halſe. Sie habe oft Spitzen um die Schultern getragen, und Niemand habe dann vermocht, wo anders hinzuſehen als auf dieſe prächtige Büſte, auf dies weißglänzende Fleiſch, auf dieſe pralle Haut. Ach, flüſtert ein alter Edelmann, ich hab's von einer ihrer Damen gehört, ſie iſt überall voll und reich wie ein Götterbild, ſie hat Atalantens Bein, und ſeht nur, ſeht, wie ſie chauſſirt geht! Dieſes zierlichen Beines halber trägt ſie die Kleider kurz, ihre Hand, dieſe weiße Hand iſt die ſchönſte Europa's! Catharina gehörte zu jenen claſſiſchen Schönheiten Italiens, denen die Schönheit feſt erhalten wird durch eine fehlerloſe, feſte Geſundheit, wie viel ſie weinen, ſich kränken, Stimmungen wechſeln, reiſen und wachen mußte, ſie blieb eine ſchöne Frau bis ins hohe Alter, noch im Lehnſtuhle auf dem Schloſſe Blois, wo ſie 71 Jahre alt den Tod erwartete, bewunderte man ihre ſchönen Hände.

Man ſchildert ſie rachſüchtig. Das verträgt ſich wol mit der italieniſchen Natur, mit den entſchiedenen Stimmungen der Zeit. Man ſehe nur irgend einer der damaligen Geſtalten ſorgfältig unter die Augenlider, ſei er Hugenott, ſei er Ligueur, ſie zucken alle nicht vor der entſchiedenſten, vor der tödtlichen Maßregel gegen den Widerſacher, ſie fragen nur, ob es zu bewerkſtelligen ſei. Noch heute iſt die franzöſiſche Neigung ſo zum Aeußerſten entſchloſſen, wie wir es gerne nur ſüdlichen Völkern zutrauen und nicht einem Volke, das am Rheine mit uns grenzt. Die Hauptperſon vielleicht allein, Franz Guiſe, der große Capitän, trug jenes edle Blut in ſich, das kein Verbrechen mag zur Genugthuung, und Heinrich von Bearn war ihm — vielleicht — der Aehnlichſte. Aber man glaube auch nicht, daß Catharina um kleiner Eitelkeit willen rachſüchtig geweſen ſei. Henri Eſtienne hatte ein ſchneidendes Pamphlet gegen ſie geſchrieben, ſie ließ ſichs vorleſen, und lachte aus vollem Halſe. Hätten ſie mich gefragt, rief ſie lachend, ich hätte ihnen noch viel beſſere Dinge mitgetheilt! Ueberhaupt iſt unſer milder Sinn in Deutſchland auf einer ſchweren Probe, wenn er die Geſchichte eines heißeren Landes vor ſich ſieht. Wie rückſichtsvoll iſt ſelbſt unſere Hiſtorie neben der engliſchen! Vor jeder durchgreifenden That erſchrickt unſer billiger Sinn, der das Mißliche menſchlichen Urtheils ſo tief erwägt, und der die That nur erlaubt zum Ausgleichen, nicht aber zum Endigen. Die franzöſiſche Geſchichte iſt bis auf den heutigen Tag voll der gewaltſamſten, der durchgreifendſten Dinge. Nicht nur unter Richelieu, ein Jahrhundert nach Catharinen, begegnen wir den entſetzlichſten Todesſtreichen, ſie zucken bis dicht vor unſeren Füßen von Zeit zu Zeit wieder auf und erinnern uns, daß der Franzos ein hitziges, brutales Element in ſich hat, und daß ihm ein Niederhalten in Form und Grundſatz unerläßlich.

Der Wendepunkt in Catharinens Charakter, wenn einer exiſtirt, tritt kurz vor der Bartholomäusnacht ein in jenen Planen, die man bei einer Zuſammenkunft mit den Spaniern in Bayonne ſchmiedet. Da war Alba zugegen, da hatte Catharina die Unmöglichkeit einer Ausgleichung unter den Parteien eingeſehen, da verhielt ſie ſich gewiß wenigſtens paſſiv bei Anhörung der Mordpläne. Indeſſen fehlt über dieſen Punkt aller ſpecielle Nachweis, und was übrigens von Seiten Catharinens als Lebenszeichen aus jener Zeit vorhanden iſt, das zeigt ſie ganz abgewendet von Staatsgedanken, ganz hingegeben und beſchäftigt in Zärtlichkeit für ihre Tochter, die Königin von Spanien, die ſie hier ſeit langer Zeit zum erſten Male wiederſah. In einem Briefe an Montmorency ſpricht ſie von nichts als von Mutterglück und mütterlichem Intereſſe. Wol aber zeigen die Nachrichten, daß der kleine Carl, ein jach-leidenſchaftliches Temperament, ſich fanatiſch betragen und die Hauptperſon geſpielt habe für mörderiſche Pläne.

Aber der Mittelmäßigkeit ladet man auch nicht gern die ſchweren Verbrechen auf, es rundete ſich dem Hiſtoriker beſſer und ſchlagender zur Redefigur, all' jene Gräuel Frankreichs auf ein merkwürdig Weib zu laſten, das ſchwer zu zeichnen iſt mit ſeinen reichen, bedenklichen Eigenſchaften. Wie raſch, mit einem ſchwarzen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02145/005

Striche entledigte man ſich des Weibes und aller Räthſel um ſie her! Der abſcheuliche Gedanke von Saint Barthélemy zum Beiſpiele iſt gewiß ein ſpaniſcher, denn nur politiſche Kälte konnte ihn erfinden, politiſche Abſicht, dem Nebenbuhlerland gleichzeitig eine tiefe Wunde zu ſchlagen, nur ſolche Abſicht konnte ihn rathen. Wer zu Frankreich gehörte, der mußte vor der Unklugheit erſchrecken, wenn er nicht vor dem Verbrechen erſchrak. Ein noch kindiſcher roher König allein konnte ſolch ein Mittel pflegen und anwenden. Catharina glaubte nichts, und war deshalb abergläubiſch, es ſieht ihrem unmoraliſchen Sinne ganz ähnlich, daß ſie die Dinge einmal unberührt gehen laſſen, ſie ſich entwickeln laſſen wollte wie die Orakel. Alle Klugheit hatte bisher nicht geholfen, vielleicht haben die Kinder Glück, die Unbeſonnenen!

So ſind auch die Beſchreibungen thöricht, wornach ſie ihre eigenen Söhne zur ohnmächtigen Wolluſt erzogen und verleitet habe. Sinnliche Freuden waren ihr kein Unglück, und ſie dachte darauf auch für ihre Söhne, aber ſie war eine zärtliche Mutter, ſie war nicht unnatürlich ehrgeizig, es lag ihr Alles daran, in ſo ſchwerer Zeit einen ihrer Söhne zum ſtarken Könige zu erziehen. Der Sohn ihrer Vorliebe, ſpäter Heinrich III. begann auch als Herzog von Anjou ſeine Laufbahn voller Nachdruck, er ward ein Hauptheld des mörderiſchen Tages bei Jarnac. War es ihre Schuld, daß er ſpäter ſo kläglich wurde? Wenigſtens gewiß nicht in dem Sinne und Maße, wie die hiſtoriſche Phraſe ſagt. Dieſe Phraſe erzählt, daß Catharina zu Chenonceau ihre Ehrendamen die Tafel ihrer Söhne habe bedienen laſſen, und zwar hätten dieſe filles d'honneur keinen weiteren Schleier gehabt als Blumenkronen. Das wäre viel zu unkünſtleriſch für Verführung, viel zu geſchmacklos für ein künſtleriſch erfahrenes Weib, und es iſt ein Unſinn, wenn man bedenkt, daß dieſe Damen aus der Blüthe des ſtolzen Adels genommen waren, und ſich nimmermehr bequemt hätten zu ſolchem Odaliskendienſte für kleine Prinzen. Solch ein Beiſpiel zeigt, was derlei, ſtets wieder nachgeſagte Klatſcherei für einen Grund und Boden hat. Catharina, welche von Franz die künſtleriſche Miſſion übernahm, hat gewiß mannigfach gefehlt in Pflege der Sinnenwelt, die für Frankreich noch neu war, aber ſo geſchmacklos und ſo grob hat ſie nicht gefehlt. Die Sinnenwelt, die Welt der Kunſt hing innig zuſammen mit der neuen Religionsfrage; war doch König Franz erſt entſchieden feindlich gegen den Proteſtantismus verfahren, als er deſſen Bilderwuth ſah, die Zerſtörung verſinnlichender Kunſtwerke. Catharine war ſelbſt einen Schritt weiter gegangen, und hatte vom Papſte ein Ende des Bilderdienſtes geheiſcht. Wäre ſie, eine geſcheidte Frau, ſo inconſequent geweſen, das ſinnliche Element ſelbſt ohne Schimmer und Reiz nackt und wüſt auszuſtellen, in einer Zeit auszuſtellen, wo ſie eines ſoliden Anſehens ſo ſehr bedurfte, wo ſie in Wahrheit den Hugenotten geneigter war als den Papiſten?

Catharinas Feindin Diana ſtachelte die katholiſchen Häupter zur erſten Ligue, ſie vereinigt Guiſe mit dem zögernden Montmorency und dem Marſchall St. André zum erſten Triumvirat. Franz Guiſe kam mit ſeinen Reitern aus Lothringen, um nach Paris zu ziehen. In dem kleinen Städtchen der Champagne Baſſy entſpann ſich ein Streit, der in das bekannte Blutbad gegen die daſigen Hugenotten ausartete. So war das Signal gegeben, wie es ſcheint gegen Guiſe's Abſicht, der ſich noch auf dem Sterbebette verwahrt gegen dies Gemetzel. Es iſt ſchon angedeutet, daß dergleichen Maßregeln, die aus dem ritterlichen Kriege wichen, ſeinem Sinne fern lagen. Für den Erfolg war dies jener Zeit gleichgiltig, die Hugenotten nahmen Baſſy als blutige Kriegserklärung, die Katholiken als Beginn des Triumphes. Ganz Paris ſtürzte ihm entgegen, empfing ihn wie einen Imperator, küßte ſeinen Steigbügel, ſein Pferd ſogar, und bereitete ihm einen Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis.

Wie war er ſtattlich, wie war er gewaltig, dieſer Mann hoch zu Roſſe, ein Enkel der alten Anjous, welche die Krone Neapels und Siciliens und die Krone der Provence getragen! Sein Vater Claude hatte ſechs Söhne hinterlaſſen, ſechs Guiſen, alle hochgewachſen, alle geſund, alle bis zur Verwegenheit tapfer, alle klug, ein Wald von Männern, deren Gipfel Franz, der Aelteſte, 1519 geboren. Ihm auf dem Fuße folgte Charles, der Cardinal, in ſeiner Art von gleicher Größe, ein Verſtand erſten Wuchſes, eine Würde, Pracht und Freigebigkeit, daß ſie Sprichwort der Zeit wurden. Der blinde Bettler in Rom hatte geſagt, als er die Handvoll Gold von ihm empfing: Du biſt entweder Chriſtus, oder der Cardinal von Lotharingien! Er trug regelmäßig einen großen Schubſack an ſeiner Hüfte, den der Kammerdiener alle Morgen mit drei- bis vierhundert Thalern füllen mußte, und der allen Bettlern offen ſtand. Wie war die Zeit erfüllt von dem Namen Guiſe! Nach Schottland hatten ſie eine Schweſter als Königin geſchickt, und deren Tochter war Marie Stuart, leider ſo frühzeitig verwitwet als Königin von Frankreich. Leider; denn hier bei der erſten Guiſen-Reihe geht das Machtverlangen noch nicht an die Krone ſelbſt, jener Griff nach der Krone war dem zweiten Geſchlechte vorbehalten, jenem Balafré, dem Genarbten, dem Sohne Franzens, der, wenn's möglich war, noch leidenſchaftlicher angebetet wurde von Frankreich als der Vater. Auch Franz trägt zuweilen dieſen Beinamen von einer Wunde im Geſicht. Vor Boulogne war ihm ein Lanzenſtich ins Antlitz gedrungen, die Lanze war abgebrochen, und der Chirurgus mußte ihm das Eiſen mit einer Schmiedezange herausreißen. Er ſtemmte dabei, um ſtark genug ziehen zu können, ſeinen Fuß an den Kopf des niedergeſtreckten Herzogs, der damals neunzehn Jahre alt war und lautlos dieſe rohe Operation ertrug. Die zeugende Narbe erweckte den Beinamen Balafré, aber Heinrich, ſein Sohn, trug eine noch größere im Geſicht und erhielt vorzugsweiſe jenes Beiwort.

Franz war einen Kopf größer als alles Volk, er hatte ein längliches Geſicht von dunkler Hautfarbe, das von großen, weit geſchlitzten Augen belebt wurde. Wie König Franz die Haare kurz geſchoren und den Bart lang trug, wegen der Kopfwunde ſeiner Jugend, ſo trug auch Guiſe ſein braunes Haar kurz geſchoren, und ſelbſt den Bart kurz. Er war in allen Lagen gleichmüthig, ſanft gegen den Feind, nachſichtig für den Freund, unermüdlich und bis ins kleinſte Detail ſorgfältig im Kriege. Er ſchlief dann nur angekleidet wenige Stunden des Morgens und revidirte allnächtlich ſelbſt die Poſten. Die Ordnung ſeines Kriegsweſens war ſo genau, daß ihn alle Provinzen mit Freude kommen ſahen. Er war kurz und ſententiös im Ausdrucke, und ſprach wenig, er war noch in den meiſten Dingen ein Ritter, und darin ganz unterſchieden von Heinrich, ſeinem Sohne, der ihn an Wichtigkeit für Frankreich noch überholte.

Als der kleine Condé den Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis erfuhr, rief er aus: Cäſar iſt diesſeits des Rubicon, wir müſſen handeln! Im Sinne jener Zeit, wo die königliche Perſon unwandelbarer Mittelpunkt, trafen beide Parteien in einem Ziele zuſammen: ſie wollten ſich des Königs bemächtigen, um für alle Maßregeln den Schein der Majeſtät zu haben. Catharina war mit Carl in Fontaineb [illegible] Guiſe war am ſchnellſten, zu großer Betrübniß Catharinens, die ſich lieber Condé anvertraut hätte. Aber es half kein Sträuben, kein Weinen, das Königthum war nach drei Tagen im Louvre, von der gut katholiſchen Stadt Paris mußte der Krieg ausgehen. Der zögerte denn auch nicht: in Condé, Coligny und Andelot ſtellte ſich ein proteſtantiſches Triumvirat entgegen, man begegnete ſich in den Ebenen von Dreux, an der Normandie-Grenze, und eine achtſtündige Schlacht Mann gegen Mann entzündete ſich. Montmorency wird gefangen, St. André getödtet, die Katholiken wenden ſich zur Flucht. Aber Guiſe war noch da. Ruhig hat er mitten im Kampfe gehalten, jetzt ſchreit er: Zu mir! ſtürzt in die Hugenotten, und ſchlägt ſie. Condé ſelbſt wird gefangen. Guiſe bietet ihm den Arm, führt ihn in ſein Zelt, ſpeiſt mit ihm, theilt mit ihm ſein Bett. Feſt ſchlafen die beiden Feinde neben einander.

Coligny, der General guter Rückzüge, rettet das Hugenottenheer, und der Krieg iſt keineswegs beendigt. Guiſe eilt, Orleans zu belagern. Am Abende vor dem Sturme hörte er, daß ſeine Frau im Lager angekommen ſei, und er eilt aus der Tranchée, um ihr entgegen zu gehen. Poltrot de Méré, dem Guiſe in der Verſchwörung von Amboiſe das Leben gerettet, lauert ihm auf hinter einer Hecke, erkennt ihn an der großen Guiſenfeder, und feuert ſein Piſtol auf ihn. Guiſe ſchwankt, muß vom Pferd — Wie lange, ſpricht er, iſt mir dies zugedacht! Ich bin ſchuld, aber ich konnte mich niemals gegen Mörder vorſehen! Man trägt ihn in ſein Zelt, man unterſucht die Wunde — es muß geſtorben ſein, die Kugel iſt vergiftet! Poltrot geſteht es ohne Weiteres und rühmt ſich der That gegen den Feind ſeines Glaubens. — Deine Religion, ſagt Guiſe ſterbend, trieb Dich, mich zu tödten, die meinige treibt mich, Dir zu verzeihen. An ſeinem Lager ſtand die verzweifelnde Gattin und Catharina, die eilig von Paris gekommen war; am 24. Februar 1563 verſchied der große Capitän.

Wer hat dieſen Mord angeſtiftet? Coligny! Coligny! ſchrie Alles, Coligny und Beza ſagte Poltrot aus, und Coligny beging die Unvorſichtigkeit, ſeinen Vertheidigungsbrief mit den Worten zu ſchließen: „Ich erachte den Tod Guiſe's für das größte Heil, das dem Reiche, der Kirche Gottes und namentlich mir und meinem Hauſe widerfahren konnte“.

Die Rache der Guiſen vergaß dies nicht. Den Cardinal an der Spitze erſchien die Guiſen-Familie im Louvre, all' dieſe langen Geſtalten waren in dunkler Trauer, und ſchrien vor Carl um Rache gegen Coligny.

Umſonſt bietet Catharina alle Mittel auf zur Verſöhnung der Parteien, umſonſt verſucht ſie eine perſönliche Ausſöhnung zwiſchen Coligny und dem jungen Guiſe. Es war zu Moulins, der Hauptſtadt des Landes Bourbon, das auf dem Wege von Lyon nach Paris liegt, es waren drei Jahre nach jener Mordthat verfloſſen, König Carl ſaß auf einem Throne, die Guiſen treten wiederum ein, Coligny erſcheint von einer anderen Seite, und ſchwört in die Hand des Königs, daß er keinen Theil an jenem Morde gehabt; die Guiſen erklären, daß ſie an die Unſchuld des

Admirals glauben. Wohl denn, ſpricht Catharina, Heinrich, Herzog von Guiſe, umarmt zur Bekräftigung dieſes Wortes den Admiral! Heinrich, ſchon ein Mann wie der todte Franz, ſchon ein Krieger, der bei Jarnac in den dichteſten Reihen des Feindes den Guiſen-Mörder geſucht hatte, den alle Katholiken mit Jauchzen begrüßt als den neuen Guiſe, Heinrich wendet ſich gegen den Admiral, der auf ihn zuſchreitet, aber die harte Guiſen-Natur feſſelt ihm den Fuß. Man ſieht, wie ein Schauer des Abſcheus ihn ſchüttelt vor der Nähe des Feindes. —

Entſetzlich ward dieſe Bewegung klar in der Bartholomäusnacht. Sechs Jahre waren vergangen ſeit dem Tage von Moulins, neun Jahre nach dem Tode des Vaters. Er war unterdeſſen der Abgott Frankreichs geworden, dieſer Heinrich Guiſe, ſchön wie ſein Vater, beredt wie ein Apoſtel, liebenswürdig, unwiderſtehlich. Frankreich, ſagt der ältere Balzac, war verrückt von dieſem Manne, denn verliebt ſagt viel zu wenig, die Hugenotten waren für die Ligue, wenn ſie dieſen Guiſe anſahen. Und er hörte die Glocke von der Kirche St. Germain l'Auxerrois, die neben dem Louvre ſteht, er hörte die Glocke der alten Childerich-Kirche in jener furchtbaren Nacht nur mit dem Gedanken an Coligny, und er nimmt Mantel, Hut und Degen nur, um nach der kleinen Straße de Bethiſy zu gehen. Dort iſt des Admirals Hotel, dort tritt er in den Hof, und ruft hinauf: Besme, iſt's geſchehen? — Ja, Monſeigneur! er iſt todt. — Wohl, zeig ihn! Der Körper des Admirals ſtürzte aus dem Fenſter auf das Pflaſter des Hofes heraus. Guiſe tritt zu ihm, wiſcht das Blut ſorgfältig vom Angeſichte des noch rauchenden Leichnams und läßt eine Fackel darauf leuchten. Erſt als er ihn genau erkannt für Coligny, giebt er ihm einen Fußtritt, und befiehlt, ihm den Kopf abzuſchneiden, und ſelbigen Kopf der Catharina vorzuhalten. Dann ſchlägt er den Mantel wieder um, und ſchreitet befriedigt in die Nacht hinaus, in die Mordgaſſen von Paris.

Denſelben Fußtritt, Guiſe, wird Dein Leichnam erfahren von einem kleineren Menſchen denn Du! —

22.

Von Zeit zu Zeit iſt es den Verſchränkungen der Bildung heilſam, die wilde, ganze Seite der Männer zu ſehen, die mit Blut gedüngt haben für eine Zeit der Feder. — „Die Menſchheit bezahlt es zu theuer, daß ein Menſch über die menſchliche Kraft hinausreiche", ſagt Montesquieu einmal, aber es iſt dies nicht einer ſeiner großen Gedanken, er kommt aus den Falten ſeiner Gerichtsrobe. Der Werth beſteht nicht in der großen Zahl, er beſteht auch im Gewicht, und unſer heutiger Weg durch die Majoritäten, ein nöthiger aber proſaiſcher Weg, wird nur ein Durchgang ſein zu neuen Maßſtäben. —

Bei dem Tode Carls und ſpäter bei dem Heinrich Guiſe's erſcheinen nicht blos politiſche Symptome, ſondern völlig gereifte Zuſtände, die Niemand erwarten ſollte. Die franzöſiſche Revolution tritt wie zur Probe zweihundert Jahre früher auf, beim Tode Guiſe's kann man Frankreich von 1589 neben Frankreich von 1789 ſtellen, ſie gleichen ſich bis ins kleinſte Detail, ſie gleichen ſich wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Sie ſind deshalb nicht dieſelben, zweihundert dazwiſchen liegende Jahre ſind nicht überflüſſig geweſen. Es war eben die Wirkung gewaltiger Menſchenbilder, die der Volksanlage ſo früh eine Geſtalt gab. An den Guiſen wuchs die Nationalform blitzſchnell in die Höhe, obwol nicht die Guiſen, nicht die Condés, nicht die Béarns juſt dieſe Form zu befördern wünſchten. Der ſtarke Menſch weckt Stärke, und der Hiſtoriker muß ihn ſegnend hinnehmen, auch wenn ſeine politiſche Abſicht gar nicht übereinſtimmt mit der des Helden.

Das Municipalleben Frankreichs, das ſich jetzt ſo furchtbar entwickelte, es dankte ſeinen Urſprung einem Tyrann. Ludwig XI. hatte die Communen begründet, die freie Wahl unter den Bürgern, er hatte ihnen Waffen und eigene Polizei gegeben. Jeder Deſpot gründet für ſeinen Deſpotismus eine neue Macht und in ihr den Tod deſpotiſcher Uebertreibung, in ihr den Samen eines neuen Fortſchrittes. Sobald des Deſpoten perſönliche Ueberlegenheit ermattet, ſobald er demzufolge ins Unrecht kommt, weil ſein Recht nur die Ueberlegenheit iſt, dann bildet ſich ein höherer Standpunkt, wenigſtens ein neuer Standpunkt des politiſchen Rechtes innerhalb der deſpotiſchen Macht. Das Perſönliche wird abgeſtreift wie die Bohnenhülſe, und die friſche Frucht nährt und kräftigt den Feind des Deſpoten. Ludwig XI. ſchuf die Communen gegen die Feudalmacht, und die Communen beherrſchten zweihundert Jahre ſpäter das Königthum. Franz ſchuf Kunſt und Wiſſenſchaft gegen die Rohheit des Seigneurs, Kunſt und Wiſſenſchaft waren zwei Jahrhunderte ſpäter von größerer Würde und Macht als die Inhaber der Krone; Heinrich IV., der erſte Bourbon, hob die Parlamente, die Parlamente decretirten den Untergang der letzten Bourbons, Richelieu ſchuf die Centraliſation im Königthume, und dieſe Centraliſation machte einen ſo ſchnellen Sturz der Royauté möglich.

Das livre des bannières auf der Pariſer Polizei-Präfectur, wo alles innere Gewebe der Gewerksrechte, der Confrerien rechtlich ausgeſponnen liegt, iſt eine der deutlichſten Geſchichtsquellen. Die Ligue hielt ſtreng auf all' dieſe Rechte breiteſter Selbſterwählung unter den Bürgern, ſie ging von Paul zu Peter, ihre Deſpotie war eine demokratiſche, ihr Kind mußte eine demokratiſche Macht werden. Der ſtolze Guiſe hatte nichts weniger im Sinne, als demokratiſches Königthum, dies babyloniſche Geſchwätz und Rechthaben war ihm in der Seele zuwider, er wollte nur auf dieſer Leiter hinauf, und dann die Leiter in Gott weiß welchen Abgrund werfen. Aber ſolche Leitern politiſcher Hilfsmittel, die man aus gebrechlichem Holze zu zimmern glaubt, ſind ſtets wie durch Wunder, durch Zeit und Wetter ſteinerne Treppen geworden, wenn man oben am Ziele iſt, und ſich umkehrt. Da ſtehen die Helfershelfer, die man einzeln hinter ſich glaubt, die man leicht abzuſchütteln denkt, ſie ſtehen in breiter Schaar lächelnd oder grinſend beim Uſurpator, kaum durch eine ſchmale Stufe getrennt, ſie zerren am Mantel. Kein Menſch, ſei er noch ſo groß, kann einſam bleiben in der Macht. Ein jäher Tod ſparte dem ſtolzen Herzoge Heinrich die Erfahrung, ein jäher Tod wäre ihm ſicher geweſen, hätte er ſelbſt die Krone Capet's auf ſein Haupt geſetzt.

Carl IX., dieſer jähzornige Jüngling, der ſich hinter dem flüchtigen Hirſche eben ſo wüthend erzürnen konnte, wie allem Widerſpruche gegenüber, er hatte die Bartholomäusnacht frank und frei auf ſich genommen, er hatte den Bräutigam dieſer Bluthochzeit, ſeinen Schwager Heinrich von Bearn barſch angefahren: „Die Meſſe, den Tod, oder die Baſtille“, er hatte mit ſolchem Schreckensſyſteme Alles zerſtreut, den Widerſtand, wie den Frieden.

In der Normandie ſammelte ſich bald der neue Widerſtand. Sully, freilich eine unſichere Quelle, erzählt, daß Carl Tag und Nacht verfolgt worden ſei von den ſchrecklichſten Geſichten der Saint Barthélemy, und daß er von Grauſen durchſchüttelt ſeinen Arzt um Hilfe gefleht. Dies aber iſt ſicher: er ſiechte von Stund' an dahin, und ſchleppte ſich mit Schmerzen zwei Jahre lang; auf St. Germain konnte er nicht erſterben, weil der Feind aus der Normandie hereindrang in Iſle de France. Unter entſetzlicher Todesqual mußte ſich der vierundzwanzigjährige König nach dem Louvre bringen laſſen, und dort ſtarb er 1574.

Sein Bruder Heinrich, des Namens der Dritte, wird aus Polen gerufen, wo er als erwählter König ſich gelangweilt und geärgert hatte, und unter ihm erreicht dieſer ruckweiſe Bürgerkrieg nach allen Seiten hin ſeine Höhe und ſeine Endſchaft, die Ligue wird erſt Ligue in conſequenteſter Bedeutung, der Haß, der Krieg wird ingrimmig, die Revolte wird Rebellion, die Rebellion wird einige Monate lang wirkliche Revolution, die Heinrich IV. bezwingen muß, wie Napoleon die ſpätere bezwang. Bis dahin, ſelbſt in den grimmen Schlachten von Jarnac und Montcontour war der franzöſiſche Scherz und manche ritterliche Art niemals ganz ausgegangen. Nach Jarnac, wo Condé gefallen, ſangen die Hugenotten zwar:

> Le prince de Condé
> Il a été tué,
> Mais Monsieur l'amiral
> Est encore à cheval
> Avec la Rochefoucauld
> Pour achever tous ces papaux, papaux, papaux!

aber es war trotz dem haßluſtigen papaux, papaux noch Heiterkeit in ſolchen Geſängen. Am Abende vor der Hugenotten-Niederlage dei Montcontour ließen die Seigneurs der Ligue denen des Hugenottenthums ſagen: Nehmt Euch in Acht, wir ſind Feinde, aber wir haſſen Euch nicht, macht den Admiral aufmerkſam, daß wir in dieſem Augenblicke ſehr ſtark ſind, er ſoll einen Monat temporiſiren, dann zerſtreuen wir uns ſicherlich. —

All' dergleichen hörte jetzt auf, rückſichtsloſe Feindſchaft trat an die Stelle. Heinrich III. mußte 1576 das günſtigſte Edict geben, das die Hugenotten noch erlangt hatten. Nur Paris und zwei Lieues im Umkreiſe waren ausgeſchloſſen für ihren Cultus, die verheirateten Prieſter ſollten ungeſtört, deren Kinder ſollten legitim ſein. Eine brüllende Entrüſtung der Katholiken folgte dieſem Edicte, ganz Paris ſchrie auf, und die Ligue entſchloß ſich von dieſem Augenblicke zur ärgſten Schlacht.

Der Liguen-Plan war urſprünglich ein Guiſen-Gedanke, und gehörte dem Cardinale Charles, der auch 1574 geſtorben war. Auf dem Concile zu Trident hatte er ihn gefaßt, zugleich als Mittel, den Lothring'ſchen Stamm an die Stelle der Valois zu ſetzen. Franz Guiſe hatte dieſe weite Abſicht nicht völlig getheilt, theils weil er loyaler geſinnt war und nur Königsmacht, gleichviel unter welchem Titel, haben wollte, theils weil er das Vorurtheil der Franzoſen gegen die Ausländer noch für ein zu tief gewurzeltes Hinderniß anſah. Der Lorrain war damals noch ein étranger, und ein étranger war noch ein barbarus, des franzöſiſchen Thrones unwürdig. Dieſe Bedeutung des étranger, lebhaft in jeder ſtarken Nation, iſt heute noch in der franzöſiſchen Provinz nicht ganz verſchwunden, obwol die Revolution von 1789 ihr den Lebenskeim ausgebrochen hat.

Der Liguen-Plan datirte alſo von 1562. Franz fällt, es fehlt die handelnde Hauptperſon, Heinrich zählte damals erſt dreizehn Jahre. Aber mit achtzehn nimmt er alles Vermächtniß auf, er läßt die erſte Schwurformel aufſetzen und im Sommer 1568 vom Adel der Champagne und Brie unterzeichnen. Der Champenois war immer an der Spitze des Katholicismus. Von da an beſtand dieſe Verſchwörung im Geheim, und äußerte ſich lauter und leiſer je nach dem Zeitbedürfniſſe. Jetzt war das Zeitbedürfniß ſchreiend. Heinrich Guiſe, der Balafré, erhob ſich, und ſandte ſeinen Partiſan, einen Sieur der Picardie, Namens de Humières, in die Provinzen. Die Ligue hatte wie der ſpätere Jacobiner-Club ihre Filiale durch ganz Frankreich. Humières beruft eine Verſammlung nach Péronne, und conſtituirt die Ligue von Neuem. Zweihundert Edelleute unterſchreiben auf der Stelle; in Maimbourg ſind ſie alle namentlich aufgeführt. Merkwürdigerweiſe war der Norden das Hauptlager des Katholicismus und der Ligue. Faſt konnte man ſagen, daß die Loire die Grenze gebildet habe zwiſchen den Religionen, nur das Lyonnais, Haut-Poitou, Marſeille und Toulouſe ſind ganz auszunehmen; ſowie im Norden auch manche Provinz, zum Beiſpiele die Normandie, mit Hugenotten verſehen war. Aber ſelbſt die nördlichen Loire-Ufer, das Land von Orleans und Blois galt nicht für eifrig katholiſch. Der Südweſt, das Land von La Rochelle, von Saintonge, die Guienne, die Gascogne, das Languedoc waren rein hugenottiſch, und der feſte Bergſtock in der ſüdlichen Mitte Frankreichs, der über die ſchöne Auvergne nach Lyon hinüberfällt, und ſüdlich über die Cevennen nach Montpellier hinabreicht, er war meiſt hugenottiſch, das alte Alby, die Heimat der Albigenſer, liegt da, die ſtarken Bergleute der Cevennen waren hier das ſtete bereite Aufgebot.

König Heinrich hört dieſe Vorbereitungen der Ligue, aber ein leichtſinniger Mann macht er kein Arg daraus trotz Catharinas Warnung. Folgendes öffnet ihm die Augen über alle Zukunft. Von Rom zurückkommend, ſtirbt in Lyon ein Agent der Guiſen, ein gasconiſcher Advocat Namens David, und man findet in ſeinem Felleiſen eine merkwürdige Schrift, einen Stammbaum der Guiſen. „Die Nachkommen Hugo Capet's“ — heißt es darin — „haben bis jetzt illegitim geherrſcht, die Lothringer ſind die richtige Nachkommenſchaft Carls des Großen. Guiſe ſoll und wird der Ketzerei und den Valois ein Ende machen, wird den König geſchoren in ein Kloſter ſchicken, und mit dem Segen des Papſtes, alle gallicaniſche Kirche vernichtend, die Krone Frankreichs empfangen.“ —

Die Gerüchte über den Uſurpations-Uebermuth waren alſo ſo wohl begründet? Die alten Majordome, die Carl Martell und Pipin erhoben ſich vor den nachdenkenden Blicken Heinrichs. Er verbot die Ligue. Sie wird nur eifriger. Er erklärt ſich ſelbſt zum Chef, und ſorgt, daß der Papſt die Sanction verweigert — das hält Alles nur hin. Guiſe arbeitet Tag und Nacht, Jahr um Jahr, verbündet ſich immer enger mit den Bürger-Communen von Paris, verbündet ſich mit Juan d'Auſtria, einem Baſtard Carls V., dem er für den Thron Frankreichs den Thron der Niederlande verſpricht, verbündet ſich nach Juans Tode mit Philipp II. ſelbſt, der keinen Anſtoß nimmt an dieſem bei Juan entdeckten Vertrage, denn Juan iſt todt, und Guiſe, ein Schwert gegen die Ruhe in Frankreich, lebt. Was hat der Balafré für Sorge! Es iſt thunlich, durch raſche Streiche gegen die unterhöhlten Valois ſich auf den Thron zu ſchwingen. Aber von frecher Uſurpation erwartet er keine Dauer. Soll er nicht den halb legitimen Weg verfolgen? Aber der iſt ſo weit! Noch lebt der jüngſte Sohn Catharinens, der Duc d'Alençon, Monſieur, er iſt Soldat, hat Muth, iſt legitimer Erbe, aber er iſt den Katholiken zuwider, er iſt zu beſeitigen. Soll er von König Heinrich erzwingen, daß er ihn, den Guiſe, zum Dauphin erklärt? Denn hinter Monſieur erſcheint der Bearner, der Hugenottenführer im Hintergrunde als nächſter Erbe, der Schwager des Königs zwar, der Enkel Margarethens von Valois zwar, aber eine Unmöglichkeit für das katholiſche Frankreich. Soll er warten, ſoll er durchhauen? Seine Schweſter Catharina, die männliche Montpenſier, ſchreit ihm täglich in die Ohren: Schäme Dich, Heinrich, man wird Dich für feig halten, Du weißt nicht zu endigen!

Da kommt die Nachricht: Monſieur, der letzte Sohn Catharinens, iſt plötzlich in Chateau Thierry geſtorben, vergiftet, wie es in den Mémoiren de Nevers heißt, durch ein Bouquet, das ihm ſeine Maitreſſe gegeben. Jetzt iſt der Thron offen. König Heinrich pilgert umſonſt mit ſeiner jungen Frau barfuß nach Chartres, um einen Erben zu erflehen von Notredame de Chartres, man weiß von Heinrichs Arzte, daß alle Pilgerſchaften der Welt nichts helfen können. Jetzt ſteht der Bearner Hugenot als Thronerbe im Vordergrunde, jetzt erhebt ſich die Ligue ungeſtüm. Die Parteien ſondern ſich ſauberer, die Ligueurs, les zélés, ſcheiden ſich ſtreng von den politiques, die zwar auch Katholiken ſind, ſich aber allenfalls auch den Bearner gefallen laſſen. Dieſe Politiſchen, die Vermittelungs-Aufgabe Catharinens übernehmend, haben ihren Mittelpunkt im Parlamente. Die Ligue hat ihren Mittelpunkt in der Bürgerſchaft und dem Volke, und iſt hundertfach mächtiger. Sie errichtet das Comité der Sechzehn nach den ſechzehn Quartieren von Paris, und dieſe gefürchteten Seize ſchicken einen Boten um den anderen nach Lothringen, der Balafré ſolle kommen, und ins Louvre ziehen. Aber der Balafré zögert, ihm iſt die Frucht noch nicht reif, er vertröſtet und vertröſtet, und ſchickt endlich, da er nicht mehr ausweichen kann, ſeinen Bruder Mayenne. Wohl inſtruirt begiebt ſich dieſer zuerſt reſpectvoll ins Louvre, und erſt Abends zehn Uhr empfängt er im Guiſen-Hotel, Hotel St. Dénis, die Verſchwornen, um den Barricadenplan zu entwerfen. Die Barricaden ſind ein alter Pariſer Gedanke, ſie waren nur damals aus Mangel der Omnibus-Wagen nicht ſo leicht bewerkſtelligt, und man bediente ſich zu ihrer Einleitung ſchwerer Ketten. Aber der Verräther iſt unter den Ligueurs! Nicolas Poulin, der uns alle Détails dieſer Verſchwörung geſchrieben hinterlaſſen hat, wird in ſelbiger Nacht von Reue gepeinigt, und geht hin zum Kanzler de Chive und erzählt ihm Alles. Dieſer eilt zu Epernon, dem Favoriten Heinrichs, dieſer zu Heinrich — ach was, ſagt der Valois, es wird übertrieben ſein, und wir haben heut Abend großen Ball!

Durch die ganze franzöſiſche Geſchichte zeigt ſich die franzöſiſche Welt in ähnlicher Weiſe: wie ernſthaft eine Politik vorbereitet iſt, Leben und Gewohnheit behält daneben alles Recht, man unternimmt die Ausführung nicht bei ſchlechtem Wetter, man ſchiebt ein Vergnügen nicht bei Seite, weil das Leben dabei gefährdet ſein könnte, man greift ſich auf Leben und Tod an, und unterbricht ſich durch ein gemeinſchaftliches Gelächter, wenn eben etwas Komiſches ſich ereignet. Der Franzoſe iſt vor allen Dingen natürlich und höflich, wie viel Mühe er ſich auch gebe, dogmatiſch zu ſein. Und Heinrich Valois bot nun gar ein wunderlich Gemiſch in ſeinem Weſen: Frühzeitig ein talentvoller, raſcher Krieger, der die alten Hugenotten-Generale aufs Haupt geſchlagen, erſchien er doch als König meiſtens ohne Nachdruck. Ein zuckendes unſtätes Weſen trieb ihn in den Zimmern hin und her, Knabenſcherze mit ſeinen Mignons, wie die Favoriten, die Epernon, die Joyeuſe ꝛc. genannt wurden, unterbrach er durch bigotte Bußübungen; in gelbe Seide prachtvoll gekleidet, vergißt er doch nicht den Roſenkranz von Todtenköpfen an die Hüfte zu hängen, ja er tanzt mit der Bußkappe auf dem Kopfe, die Pönitenzgeißel an der Seite. Es ſind viel wichtige Eigenſchaften in dieſem Heinrich vereinigt, er iſt in jeder Stunde und Lage fähig, Schweres vorzunehmen, er kann beredt ſein, wenn es noth thut, kann ſich ſammeln in der ſchrecklichſten Aufregung, kann geiſtreich und überlegen, in vornehmer Königsart das Geſpräch werfen. Und doch erſcheint er im Zuſammenhange als einer der kläglichſten Regenten Frankreichs, denn ſeinen Eigenſchaften fehlt der Zuſammenhang, fehlt die organiſche Charakterfolge, ſie fallen wie eine zerriſſene Perlenſchnur auseinander zu Halbheit, zu Unſchlüſſigkeit. Er erſcheint wie eine Subſtanz, deren Perſönlichkeit von einem Gifte durchdrungen iſt, er ſcheint ſelbſt die Empfindung zu haben, daß ſein Ich jeden Augenblick in Atome auseinanderfallen könne. Daher jene ruckweiſe Melancholie, die ihn bisweilen wie ein drückender Wind hierhin und dorthin ſtößt, und ihn ſich flüchten läßt in Kloſter- und Todesgedanken, welche ſeinem urſprünglich vergnügungstollen Blute zuwider ſind. So wollte er einſt das Boulogner Holz in ſechs Alleen ſpalten laſſen, die in einem Mittelpunkte zuſammenliefen. Dieſer Mittelpunkt ſei geziert mit einem prächtigen Mauſoleum, worin ſein Herz und die Herzen ſeiner Nachfolger. Jedem Ritter des heiligen Geiſtes werde in den Alleen ein Grab und eine Bildſäule von Marmor errichtet, getrennt vom nächſten durch düſtere Eibenbäume — „in hundert Jahren“, ſagte er, „wird dies eine entzückende Promenade ſein durch wenigſtens vierhundert Gräber!“

Am Morgen nach dem Verſchwörungsplane im Hotel St. Dénis erſcheint Mayenne harmlos im Louvre — Wie, Couſin, ruft ihm der König heiter entgegen, verlaßt Ihr die Ligue? Mayenne ſtutzt, und fragt und läugnet, da er den Plan verrathen ſieht. Rückkehrend zu den Ligueurs entwirft er ihnen neue Pläne, nimmt Abſchied, und eilt zum Balafré. Poulain verräth jeden neuen Plan, man ſieht ſich wie in einem Zauberwalde, da ſich dies von Woche zu Woche wiederholt. Die Ligueurs ſind außer ſich, und ſchreien nach dem Balafré, und doch thut auch der König nichts gegen ſie, und dieſe gewaltſame Politik, die um Leben und Königthum ſtreicht, erſcheint wie ein Kartenſpiel, nur in Frankreich möglich. Epernon verlangt Angriff und Greveplatz, „das eilt nicht“, ſagt der König, und geht nach St. Germain, um Ball zu ſpielen.

Ein Weib, die Montpenſier, erträgt das nicht länger. Sie veranſtaltet es, den König aufzuheben, wenn er aus der Meſſe von Vincennes durch die Barrière zurückkehre. Das mißlingt, man iſt nun thatſächlich compromittirt, der Balafré iſt nun unerläßlich. Er kommt — es war im ſchönen Monat Mai 1588 — ſein Briſſac, ſein St. Paul, ſeine bärtigen Reiter ſind neben und hinter ihm, Hoſiannah dem Makkabäer! ſchreit ganz Paris, und jauchzend wie den Hohenprieſter empfängt es ihn an der Porte St Dénis. Nun zittere Louvre, zittere Valois!

Was geſchieht? Nicht mit Sturm erſcheint der Balafré im Louvre, ſondern allein, höflich, ein aufwartender, aber ſtolzer Vaſall. Laßt ihn feſſeln, Sire, laßt ihn feſſeln, Sire, ſo kommt die Gelegenheit nicht wieder, rufen die Vertrauten. Ja, aber wartet mein Zeichen ab.

Und ſie ſprechen mit einander, der Valois und der Guiſe, unmerklich ſieht ſich der Balafré um, ob drohende Zeichen erſcheinen. Alle Königlichen hängen mit den Blicken am Auge des Königs. Es war ein innerlich belebtes Bild. Das Coſtume der Zeit war lebhaft und farbig: man trug das Wamms von brochirter Seide, geknöpft vom Gürtel bis zum Halſe, bauſchige Aermel, gepolſtert und mit Fiſchbein geſteift, eine große Fraiſe um den Hals, ein kurzes Mäntelchen mit Goldtreſſen bordirt, einen hohen, ſpitzigen Filzhut mit breiten Rändern und breiter Feder, ſpitze Büffelſchuhe, amaranthne oder gründſeidene Strümpfe, die Hoſen von der Farbe des Wammſes. Lichte Farben waren Mode. Man trug ſeidene geſtickte Handſchuhe, Kette und Medaillon um den Hals, einen breiten Gürtel, der auf der einen Seite eine Taſche oder Börſe hielt, auf der andern den langen Degen mit blankem eiſernen Griffe. Büffelſtiefel waren Negligée, ein langer, ſpitzer Bart war allgemein. Die Damen tragen ſehr weite Kleider, beſonders über die Hüften weit, damit die Taille unter dem langen Schnürleibe deſto enger erſcheine. Die Mode ſtammt noch von Franz, geht aber mehr und mehr der Uebertreibung zu. Die Haare ſind frei, die Stirn iſt glatt à la Stuart, hinten flattern Bänder vom Chignon auf den ſteifen, aufrecht ſtehenden Kragen. Die Aermel ſind Gigots wie im neunzehnten Jahrhunderte. An der Seite trägt man die große Taſche — gibecière —, worin manche einen kleinen Jagdhund, ein Eichhörnchen oder einen Papagei mit ſich herumführt. Um den

Hals trägt man Ketten, um die Schultern ſeidene Mantillen, wenn man über die Straße geht, ſo deckt eine halbe Maske, bald ſchwarz, bald blau, bald roſa das Geſicht.

So ſchimmerte in Farben der große Empfangſaal des Louvre, als der Balafré vor Heinrich ſtand, und Heinrich das Geſpräch zu ſpinnen ſuchte, um den letzten Entſchluß noch eine Weile hin zu halten. Man hört fern hinter den Thüren die Eiſentritte der Garden, die ſich aufſtellen zur Gefangennehmung des ſtärkſten Mannes in Frankreich. Ihn gefangen nehmen hieß den Schleier abreißen von einem Kampfe um Leben und Krone. Da grüßt der Balafré zum Abſchiede — bleibt doch noch, Couſin, ruft Heinrich, — der Balafré lehnt ab, und wendet ſich, die Royaliſten fragen dringend in Blick und Geberde, Heinrich giebt kein Zeichen! Der Balafré ſchreitet durch die Garden, ſchwingt ſich im Hofe aufs Roß, und hui! wie flog er in die Stadt hinein! Mit ihm das Zeichen zur Barricaden-Rebellion. Die Chatelets, die Baſtille fallen in die Hände der Ligue, der Valois iſt bald auf den Louvre beſchränkt, aber umſonſt beſchwört die Montpenſier ihren Bruder, den Louvre zu nehmen. Er will durch Unterhandlung auf ſcheinbar legalem Wege zum Ziele kommen, er iſt nicht ſo politiſch klug wie Catharina. Mitten in den barricadirten Straßen erſcheint ſie, die Dame in ſchwarzer Seide, ſie ſchilt nicht, ſie bittet nicht, ſie fragt nur, ſie verſpricht, ſie nöthigt nur den Balafré, mit dem ſie in ſteter Verbindung geblieben, ihr ſein Ohr zu leihen, die Zeit zu verlieren, ſie zwingt ihn durch ihre Gegenwart, auch in der offenen Rebellion die Maske der halben Maßregel zu tragen, und dadurch die Rebellion zu lähmen. Nun benutzt der Valois die halbe Maßregel, ſteigt zu Pferde, und jagt verhängten Zügels an der Seine hin nach St. Cloud hinaus. Denn der Louvre, am Waſſer gelegen außerhalb der alten Stadt und durchs Waſſer getrennt von dem großen Faubourg St. Germain, gab eine freie Paſſage nach dem Weſten hinaus. Zwar hat er den Louvre nie wieder betreten können nach dieſer Flucht, aber er rettete ſich die Krone vor den Guiſen, er rettete ſein Haupt vor der Scheere jener Montpenſier, die ſie immer bei ſich trug, um dem Valois die Mönchstonſur zu ſcheeren.

Der Balafré ward ſtarr in Wuth und getäuſchter Erwartung, als er dieſe Flucht hörte — ſo hatte er ſich doch verrechnet! So ließ ſich das Aergſte doch nimmermehr in hergebrachter Form verrichten! Das Neue will neue Mittel. Der Balafré war wie vom Donner gerührt, ſeiner ſo ſtarken und doch ſo feinen Hand war der Erfolg entglitten. Er unterſchied ſich dadurch von ſeinem Vater Franz, daß ein feines, elaſtiſches Gewebe von Diplomatie, von moderner Klugheit in ihm organiſirt war neben dem ungeheuren Muthe der Guiſen-Art. Er war eben ſo furchtbar tapfer und unternehmend wie ſein Vater, aber er konnte mit langſamer, eiſerner Geduld vorarbeiten und harren. Dies, was eine Bereicherung erſcheint, verdarb ihn, denn er hatte zu kämpfen gegen einen Gegner, der ſich ebenfalls durch bloße Form zu vertheidigen wußte, den ein zerbröckelt Naturell und täglicher Rath einer Mutter dazu trieb. Das Verwandte ärgert ſich, das Verſchiedene aber unterjocht ſich gegenſeitig. Was blieb dem Balafré nun übrig, als unter der Form eines beſcheidenen Vaſallen mit kleinem Gefolge einzureiten in den Louvre, und dem Präſidenten des Parlaments ankündigen, daß er dem Könige Paris erhalten und die Barricaden einreißen werde? Da ſtand er am Louvre-Balcone, der regelmäßig ſchöne Mann mit der königlichen Geberde, mit dem aller Welt furchtbaren, alle Welt einnehmenden Blicke, und ſah düſter hinab auf die Maſſe, die ihm entgegenjauchzte. Er war immer erſt halber König, der Valois hatte in Chartres den legitimen Königsſitz aufgeſchlagen, und die furchtſamen Parlamentsräthe zogen ihm nach und dem mächtigen Schatten der Legitimität, der Louvre war ein erobertes Haus, aber kein Königshaus. Er hatte gegen ſich ſelbſt gefehlt, und dies verdüſtert am meiſten. Was ich nicht in einer Viertelſtunde beſchließe, war ſein Spruch, das bring ich ein ganzes Leben lang nicht zu Stande. Und er hatte es beſchloſſen, König von Frankreich zu werden, und den letzten, den nahen Griff hatte er durch Klugheit verſäumt. Οὐδὲν μικρόν — nichts

Kleines — führte er als Deviſe, und doch hatte er klein gehandelt, weil halb. Ruhm intereſſirte ihn nur als zur Macht führend, er war nicht mehr ſorglos und frank wie der alte franzöſiſche Ritter: als augenblicklicher Herr im Louvre zu ſchlafen war für ihn ohne Werth.

Was geſchieht nun? fragten verdrießlich die finſtern Ligueurs, die hinter ihm im Louvre ſtanden. Sie trugen große Mäntel von Serge, grün oder braun, ihr Hut war ſpitz, an den gelbledernen kurzen Stiefeln, am Roſenkranze um den Hals, am doppelten Kreuze ☨ erkannte man ſie überall. Ein Vers jener Zeit ſagt:

Mais, dites moi, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est, qu'en la ligue on crucifie
Jesus Christ encore une fois —

Nach Chartres müſſen wir reiten! war des Balafré Antwort. Catharina war kühn und weislich in Paris geblieben, ſie vertrat das Königthum, ſie übernahm in letzter Inſtanz die verwirrten Zügel der Hauptſtadt-Regierung. Sie vermittelt ſogar einen formellen Frieden, wornach Heinrich von Guiſe lieutenant-général wird, und Alles wie beendigt ausſieht. So iſt der Sturm wieder beſchwichtigt, und ſie zieht mit Guiſe gen Chartres. Der König hat ſich dort gelangweilt, hat einen Beſuch in Rouen gemacht, ſich an Fiſcherſpielen wie ein Kind ergötzt, und iſt eben wieder zurückgekehrt nach Chartres, nachdem er die Generalſtaaten ausgeſchrieben. Das Bedürfniß großer Landesformen war allzu deutlich nach ſolcher Unform. Blois an der Loire hatte er dafür erwählt, weil dort ein unbefangenes, mäßiges Volk wohnte, das nicht angeſteckt war vom Liguengeiſte. Er war noch nicht lange zurück nach Chartres, da erſcheint in reiſiger Pracht der Ligueurzug von Paris, Catharina und der Balafré an der Spitze. Hinter der alten Königin tritt der Uſurpator ins Zimmer, ſeine Haltung iſt voll Höflichkeit, und doch fühlt Alles: es iſt der Balafré, der dem König die Hand küßt. Der König umarmt ihn lachend, und nimmt ihn neben ſich zur Tafel. Auf wen trinken wir? — Majeſtät haben zu befehlen — Nun denn, auf unſere guten Freunde, die Hugenotten! — Eh bien — Dann auf unſere Barricadeurs!

23.

Terraſſenförmig hebt ſich Blois nördlich von der Loire in die Höhe. Es iſt eine Mittelſtadt, die für den Deutſchen etwas Romantiſches hegt durch die ſteinernen Terraſſen von der Kathedrale herab, durch die grünen Bäume des Bisthums, durch den weiten Blick links und rechts die Loire entlang, durch die verſchränkten heimlichen Steintreppen, welche hinabführen in die untere Stadt, durch die Brunnen, welche in den Winkeln der Abhänge brüſeln, und wo die bleſiſchen Mädchen, offene, aufgegangene Geſichter und Formen, heimlich ſich unterhalten. Ihr Kopfputz, dieſer Stolz franzöſiſcher Provinz, iſt ſo rund abgegrenzt, ſo Stuart-mäßig, und giebt ihnen ein gar naives Anſehen. Das Schloß ſelbſt liegt ebenfalls am oberen Hange des Berges, und ſtellt jetzt noch ſchwarze und weiße Zeiten dar, wenn man durch einen Thorbogen in das Quadrat des Schloßhofes eintritt: rechts ein tief dunkles Haus mit Chambord'ſcher Thurmtreppe, mit Fenſtern ungleicher Höhe; geradeein ein lichtes Schloßgebäude italieniſch-franzöſiſchen Geſchmacks aus Ludwigs XIII. Zeit; links daran ſich drängend, den Winkel bildend nach der Loire hinab, der ſchwarze Thurm, wo Catharina die aſtrologiſche Zauberei getrieben, und wo man von einem einzigen Punkte aus Chambord entdecken kann drüben im Walde der Sologne. Von dieſem Thurme aus links nach dem Eintretenden hin iſt der Loire-Abhang durch niedriges Gemäuer halb verdeckt, und das Viereck des Schloßhofes wird durch ein dunkles Thorhaus voll gemacht, durch welches man eingetreten. Gras wächſt auf dem Hofe, Steine liegen umher, das Schloß iſt unbewohnt, es iſt Kaſerne, der pfeifende Soldat putzt ſein Bandelier, oder ſchläft in der Kühle dieſer dicken Mauern. Rechts vom Eingange, in dem unregelmäßigen Hauſe der Thurmtreppe wohnte der Valois, war der Saal der Generalſtaaten. Auf der anderen Seite dieſes Gebäudes, nach Norden hin, ſieht man auf einen hügeligen, zum Theil grünen Platz, den hie und da ein ſchlanker Baum intereſſant macht, und den hoch im Hintergrunde eine kleine Kirche begrenzt. Dies war die tägliche Ausſicht des Königs, wenn er im Groll nachſann über den verhaßten Nachbar. Denn der Umfang des Schloſſes iſt klein, und im Mittelflügel, dicht neben ihm, dem Nominal-Könige, wohnte der Balafré, der ſich die Würde eines Maire du Palais ertrotzt hatte, der wirklicher Majordomus war, ſo mächtig wie Carls des Großen Vater, Pipin. Die Herrſcher wohnten eng und unbequem zu Blois im Herbſte 1588. Zwei ſolche Mächte ſo nahe neben einander konnten nicht lange beſtehen. Die Lothringiſchen Pagen und Kriegsleute machten einen frechen Lärm auf dem kleinen Hofe, und im Saale des Thorſchließers wurden die Leute des Königs täglich verhöhnt und beleidigt, zuweilen mit dem blanken Degen ſelbſt.

Der Valois ſann wol auf ein unerwartet Ende ſolchen Zuſtandes. Es war vor Kurzem ein Brief des Papſtes in Frankreich angekommen, worin der Balafré über Alles geprieſen und der großmüthige Makkabäer genannt worden war. Dieſer Brief circulirte gedruckt, und traf den König ins Herz. Man hatte den wechſelvollen Heinrich noch niemals in ſolcher Wuth geſehen wie damals; plötzlich wird ſein Geſicht freundlich, er unterzeichnet die neuen Würden Guiſe's, und iſt von dieſem Augenblicke an die Leutſeligkeit ſelbſt gegen ihn.

Die Wahl zu den Generalſtaaten war vor ſich gegangen, der König hatte an die Gouverneurs der Provinzen geſchrieben, dieſe hatten ihre Briefe an die Baillis, Seneſchals und Prevots geſchickt, damit von ihnen Adel, Geiſtlichkeit und dritter Stand aufgefordert würde, die Wähler zu ſenden. Frankreich hat dieſe

Formen ſeit vielen Jahrhunderten, und weil es in neuerer Zeit alle politiſche Form verſucht und verbildet oder ausgebildet hat, ſo kann man wol in Frankreich die ermattete Speculation hie und da nach einem deſpotiſchen Genius ſtreifen laſſen, wie man in poetiſcher Stimmung die perſönliche Gottheit gern herabbeſchwört, wenn die Geſammtheit des Menſchenvolks das Wort des Geheimniſſes nicht auffinden kann. Aber wozu in Frankreich das Gelüſte treibt, das iſt vom Uebel für diejenigen Länder, wo noch wenig oder gar keine Formen verſucht worden ſind.

Der König Heinrich ging auch gedankenlos über die Formenſorge hinweg, weil ihm die einzelne That als Rettung vorſchwebte, und dies war ſein letztes, völliges Verderben. Er ſorgte nicht für irgend eine Leitung der Wahlen, er benutzte es nicht, daß ein großer Theil des Adels und des Provinz-Bürgers dem legitimen Königthume noch immer zugethan war. Die Ligue aber war unermüdlich, und ſo wurden dieſe États de Blois ein neuer Triumph der Guiſen, eine neue Demüthigung des Hauſes Valois. Wenn der Balafré vor dem Könige erſchien, was in dieſer Localität oft raſch wie ein Blitz geſchah, ſo galt es immer, unter der vornehmhöflichen Form des Herrn-Vaſallen eine harte Forderung durchzuſetzen mit kalter, ſchneidender Beredtſamkeit, oder eine Erniedrigung zu heiſchen vom Königthume der Valois. Der Balafré iſt König im Schloſſe von Blois, er empfängt, nach ſeinem Flügel drückt ſich Alles, die Wohnung des Königs bleibt leer. Auch die Männer von Geiſt ladet er ein, befördert er, der Maire du palais, — wo bleibt Montaigne, ruft er, der lebhafte und geiſtreiche Guienner?

So näherte ſich der heilige Weihnachts-Abend, es war ein Freitag, und Alles trug ſich zu, wie vor Cäſars Tode, und wenn ein großer Menſch ſcheiden ſoll. Alles warnte den Balafré, die Mutter weinte, der Bruder, wiederum ein mächtiger Cardinal von Lothringen, beſchwor, die Marquiſe de Noirmoutiers, die Geliebte Guiſe's, welche trotz der ſchlechten Jahreszeit und Wege über Hals und Kopf von Paris gekommen war, warf ſich ihm zu Füßen, umſchlang ſeine Kniee — keine Schwäche! rief er ärgerlich, und wenn der Tod zum Fenſter hereinſtiege, ich ſuchte die Thüre nicht! Und das alte Wort ſtarker Menſchen, die zum Tode reif ſind, ſprach er aus: Sie wagen's nicht!

So zwang er die Guiſen-Familie, ſich mit ihm zum Nachteſſen niederzuſetzen, und tändelte mit der Noirmoutiers, und bat ſie, das alte Zauberwort ihrer Nächte auszuſprechen, wenn ſie von ihm ginge, und — wer kommt? — Ein Bote des Königs, der den Herzog einladet, den andern Morgen um ſechs Uhr einem Conſeil des Königs beizuwohnen. Um ſechs Uhr? Wo es noch Nacht iſt in jetziger Jahreszeit? Seine Majeſtät will über Land fahren, die Wagen ſtehen ſchon bereit.

Der Balafré iſt nicht zu warnen. Vielleicht vermag die Liebe mehr — ſperanza! ſagt die Marquiſe im Weggehen, und als Alles im Schloſſe ſchläft, ſieht ihn ſein Diener über den Corridor ſchreiten nach dem Zimmer jener Dame. Um drei Uhr des Morgens kehrt er zurück, fünf Billets liegen auf ſeinem Nachttiſche, alle fünf warnen. Das endigte nie, ruft er, wenn man ſich darum kümmern wollte, und legt ſich ſchlafen.

Eine Stunde ſpäter, ſchon um vier Uhr, weckt drüben auf der andern Seite des Schloſſes Du Halde, den König Heinrich. Leiſe wie ein ſchleichend Gewiſſen geht der in den Zimmern und Corridors umher, poſtirt die Kriegsknechte und die Seigneurs, und ſchilt, wenn eine Hellebarde Geräuſch macht. Catharina liegt auf dem Todtbette unter ſeinen Zimmern, ſie würde zerſtören, was er vorhat, gewahrte ſie etwas davon. Er hält eine kurze entſchloſſene Rede an die Bewaffneten im Vorzimmer, und eine zweite an die Seigneurs im Cabinet. Dann wird Alles ſtill, nur der König geht leiſe mitunter an alle Poſten, ob Alles in Ordnung, geht hin und her, ſich fragend: werden ſie auch kommen? Dann zieht er ſich in das hinterſte Cabinet zurück und ſchreibt Briefe.

Dieſe Räume ſind jetzt wüſt und leer, auch Soldaten wohnen nicht darin. Von der Treppe kommt man in den Saal, wo jenes Morgen-Conſeil ſich verſammeln ſollte. Man kann von da unmittelbar in die Cabinette des Königs durch eine Thür an der

Seite. Hat man dieſe geöffnet, ſo iſt man in einem Durchgange von wenig Schritten, der in ein Zimmer führt. An dieſem Durchgange ſaß ein Kammerherr, um Niemand paſſiren zu laſſen, als den Balafré. Im Zimmer ſaßen des Königs fünfundvierzig Gentilhommes, bewaffnet mit Schwert und Dolch, im weiterhin daranſtoßenden alten Cabinet ſaß der König und ſchrieb. Der Tag graute, es war acht Uhr, Guiſe hatte es verſchlafen, er wußte nicht, daß er ſo lebhaft erwartet wurde. Raſch wirft er ſich in ein grauſeidenes Wamms und eilt hinüber. Es ſind wenig Räthe im Saale; er friert, er läßt Feuer im Kamin machen. Es wird ihm übel, und er läßt den Kammerdiener des Königs um etwas zu eſſen bitten aus der königlichen Küche, getrocknete Trauben oder Früchte, oder ſo etwas Stärkendes — man bringt ihm Pflaumen — da geht die Thüre zum alten Cabinet auf: Monſieur, der König will Euch ſprechen! Der Balafré wirft einen Theil der Pflaumen auf den Teppich, den anderen in ſein Büchschen — drageoir — ſagt „Adieu, Meſſieurs!“ und geht. Als er aus dem Durchgange in das Zimmer tritt und die vielen Männer ſieht, grüßt er, und ſchreitet auf das alte Cabinet zu. Die Männer erheben ſich, wie aus Reſpect, und folgen ihm. Als er noch zwei Schritte vom alten Cabinet entfernt iſt, greift er mit der rechten Hand an ſeinen Bart, und wendet ſich halb, um nach denen zu ſehen, die ihm folgen. Da fällt ihm einer in den Arm, und ſtößt ihm den Dolch in den Leib, ein Anderer fällt ihm um die Füße, ein neuer Dolchſtoß dringt ihm in die Bruſt, ein Degenſtoß in die Seite, „he, meine Freunde! he, meine Freunde!“ ſchreit der Balafré, da dringt ihm ein Stoß des Herrn von Périac in den unterſten Rückenwirbel, und der Balafré ſtöhnt auf „Barmherzigkeit“. Aber nicht umſonſt hatte ihnen der König geſagt: Nehmt Euch zuſammen, er iſt ſtark und mächtig. Trotzdem, daß ihm Arm und Degen unter dem Mantel zuſammengepreßt war, trotzdem, daß ein ſtarker Mann ihm die Füße feſſelte, trotz ſo vieler Wunden ſchleppte er wie ein getroffener Löwe noch das ganze Zimmer entlang die ganze Meute nach ſich bis an das Bett des Königs.

Der Saal war nur durch eine mit Sammt verkleidete Thüre getrennt von dieſer Scene, der Cardinal von Lothringen hörte etwas wie einen Ruf ſeines Bruders, hörte einen dumpfen Fall — ſpringt auf, ſchreit „man tödtet meinen Bruder!“ und ſtürzt nach der Thür — halt! tritt ihm der Marſchall d'Aumont entgegen, der König hat's mit Euch zu thun, und verhaftet ihn und den Erzbiſchof von Lyon. Der Cardinal bricht in die entſetzlichſten Flüche aus gegen die Valois, wird aber von den eintretenden Garden umringt und abgeführt.

Stehend war der Balafré zum Tode gekommen, als ſein Leib am Bette des Königs niederſtürzte, war er todt.

Sobald es ſtill wurde, öffnete König Heinrich die Thüre von der andern Seite, — er hatte während der Zeit Briefe geſchrieben über den Mord, der erſt vorging — die Edelleute treten auseinander, er ſieht ihn liegen, und kommt heran — „Mein Gott, wie iſt er groß!“ Dann viſitirt man die Kleider des Todten, und findet unter Anderem einen kleinen Zettel, worauf der Balafré ſelbſt geſchrieben hat: „Um den Krieg in Frankreich zu erhalten, braucht's alle Monate 700,000 Livres“. Er rührt ſich! — Nein, Sire — Doch! — Nein, die Augen ſind ihm ſchon verkehrt. — Doch! und man prallt zurück. Wirklich, wie der Hirſch, der zum letzten Male die Läufe ſtreckt, rührt ſich der Balafré, und Töne wollen aus dem Schlunde — es iſt nichts, Sire, er iſt ſchon kalt.

Man warf einen grauen Mantel über ihn, und legte ein Kreuz von Stroh darauf. Dann brachte man ihn hinab in einen Saal deſſelben Schloßtheiles, verbrannte ſeinen Körper, und ſtreute ſeine Aſche in die Loire.

Der Cardinal erlebte noch dieſen ſchrecklichen heiligen Abend des Hauſes Guiſe, und ward am Morgen des Chriſttages von Hellebarden niedergeſtoßen.

Nun meinte Heinrich die Krone ſicher, er meinte, mit den Guiſen Alles getödtet zu haben. So trat er in das Sterbezimmer ſeiner Mutter und rief: Madame, jetzt bin ich allein König!

O, mein Sohn, ſprach ſie mit ſchwacher Stimme, was denkſt Du gethan zu haben! Gott gebe, daß es Dir wohl bekomme! Sie ſagte ſich feierlich los von aller Kenntniß und Theilnahme an dieſer That, und ſie kannte ihr Frankreich. Der erſte Bote, welcher am Morgen des heiligen Abends in einem Athem gelaufen war von Blois gen Paris, und der nach vierundzwanzig Stunden am Chriſttag-Morgen dort ankam, und kaum Kraft hatte, die laſtende Mordnachricht mitzutheilen, entzündete Paris zur entſchloſſenſten Revolution, die Frankreich bis dahin geſehen: Heinrich Valois ward für abgeſetzt erklärt, und von allen Kanzeln verflucht. Geſegnet ſei der, ſchrie und ſchrieb man durch alle Provinzen, der dieſen König Herodes, dieſen Mörder der Makkabäer zu Tode ſchlägt.

Catharina erfuhr nichts mehr davon. Sie fragte nicht mehr darnach, und Niemand fragte nach ihr: die glänzende Königin der Freude lag verlaſſen im Schloſſe von Blois und erwartete ſchweigend den Tod. In den erſten Tagen des neuen Jahres fand er ſie. Der wildeſte Pfaff in Paris, Linceſtre, verkündigte ihren Tod von der Kanzel, und ſetzte hinzu: Man weiß nicht, ſoll man ſie ſegnen oder verfluchen: aber ſie war zuletzt für die Ligue und nicht für den Tod der Makkabäer, Ihr könnt aus Mitleid ein pater und ave für ſie ſprechen, ſie werden ihr helfen, was ſie können, macht's wie Ihr wollt!

Des Balafré Gattin ließ ſpäter in Genua zwei Marmorſtatuen ausarbeiten zum Mauſoleum in Schloß Eu. Als ſie fertig waren, zeigte ſich's, daß eine dunkle Ader des Marmors juſt auf der Stirn wie eine balafre zum Vorſchein gekommen war. Darüber ſoll der Sculpteur, Meiſter Gillot, ſich zum Tode entſetzt haben.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

5. Band.

Franzöſiſche Luſtſchlöſſer.

2. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Franzöſiſche

Luſtſchlöſſer.

Von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

2. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite
IV. Pau 1
V. St. Germain 87
VI. Verſailles 197
VII. Die Kaſchba 251

IV.

Pan.

24.

Es ſcheint, als habe ſich um dieſe Zeit der Norden Frankreichs erſchöpft in Conſequenz, als brauche er einen neuen Lebensſtoff, um die glückliche Miſchung des franzöſiſchen Charakters wiederzufinden, oder eine neue und reichere zu finden. Denn eine organiſche Nation erneut und erfriſcht ſich wie der Fruchtbaum durch Pfropfreiſer. Wie war Paris, wie waren die Hauptſtädte der Provinzen in Wuth und Haß! Alles ging ſchwarz. Alles hatte nur einen Gedanken, Niemand lachte! Wer ein heiteres Geſicht zeigte, der wurde gemißhandelt. War dies Frankreich, Frankreich das heitere?

Die Ergänzung kam aus dem ſüdweſtlichen Frankreich, das Jahrhunderte lang Eigenthum der Engländer geweſen war, aus dem alten Königreiche Aquitanien, dem Tummelplatze des ſchwarzen Prinzen. Hier hatte ſich eine ganz andere Welt erhalten, als die düſtere Welt der Ligue, hier exiſtirte noch der leichtſinnigſte Franzoſe, der Limouſinier, hier lachte noch die Gascogne, hier ſchien die Sonne auf einen fröhlichen Menſchenſchlag, die Pics der Pyrenäen ſchimmerten Freude auf das jauchzende Pau, wo Jeanne d'Albret einen Sohn geboren hatte, einen zappelnden, friſchen Buben, Heinrich von Béarn genannt, der dieſe Welt Frankreichs zur Herrſchaft bringen ſollte.

Noch heute zeigt man auf dem Schloſſe in Pau die Wiege Heinrichs; ein Royaliſt hat ſie mit Lebensgefahr verſteckt vor der inquiſitoriſchen Revolution, noch heute empfindet man an den Fenſtern dieſes Schloſſes, daß eine ſo ſchöne Welt heitere Menſchen bilden müſſe. Die Pyrenäen-Thäler bauen ſich wie Terraſſen auf vor dem Blicke, erſt dunkelgrün, dann braun, dann violett, und der Schnee des Pic du Midi leuchtet wie Silberlächeln von der fernſten violetten Spitze. Die Sonne und die Landſchaft, welche in die Fenſter des Schloſſes von Pau ſehen, gehören zum Schönſten, was Europa beſitzt.

Von hier mußte Friſche in die verſumpften Gewäſſer des Liguen-Frankreich kommen. In ſolchen Mordthaten konnte die Geſchichte nicht weiter gehen, die Mordthaten von Amboiſe, von Baſſy, die Bartholomäusnacht, die Morde der Guiſen, der Mord des Königs ſelbſt, ſie mußten eine Wendung finden. Die ſchonungsloſe Municipalmacht ferner in den Städten, ſie war noch ſchreiend unverbunden mit der übrigen Staatswelt, die ſüdliche, mehr römiſche Bürgerwelt Frankreichs wollte auch erſt ihr beſcheiden Theil beigeſteuert haben.

Und dies geſchah: die kleine Gentilhommerie Aquitaniens, wohl zu unterſcheiden von der ſchweren Seigneurmacht, ſetzte ſich zu Pferde gen Paris, die Heiterkeit mit ihr, das Chevalereske, der Indifferentismus und andere Flocke des Südens. Das Ganze war nur eine Flocke des Südens, denn wegen der Berge und wegen der Neigung nach Abend rechnet man dieſen ſüdweſtlichen Theil Frankreichs nicht mehr zum eigentlichen Midi. In früherer Zeit ſprach man von einem mittleren Frankreich, und dieſer ſüdweſtliche Theil gehörte dazu bis zur Linie von La Rochelle nach Lyon. Eine Linie von St. Malo in der Bretagne gen Baſel hin gezogen ſchnitt den Norden ab. Was unterhalb La Rochelle und Lyon lag, auch die ganze Auvergne, war mittägliches Frankreich. — Dieſe Eintheilung hat ſich ganz verloren. Entweder man nennt Alles ſüdliches Frankreich, was jenſeits der Loire liegt, oder man zieht die Grenzſcheide von Bordeaux nach Lyon. Dieſe letzte Beſtimmung hat wirklich einen auffallenden Unterſchied des Klimas für ſich: jenſeits der Gironde im Weſten, und jenſeits der

Beaujolois-Berge im Oſten wird die Wärme reiner und mächtiger. Es geht ſo weit, daß nicht ein einziger der berühmten Bordeaux-Weine auf dem nördlichen Ufer der Gironde und Dordogne wächſt. Heutigen Tags aber iſt der Ausdruck Süden in Frankreich gar nicht mehr geſucht, das Dauphiné will ſeiner Alpen wegen, die Guienne und Gascogne wollen ihrer Pyrenäen halber nicht mehr dazu gehören, und ſo bleibt alſo nur das Languedoc und die Provence dafür übrig, denen es an Hitze nicht fehlt und die allerdings der Schattirungen im Klima entbehren, welche den ſüdöſtlichen und ſüdweſtlichen Provinzen eigen ſind.

Dieſe ſüdweſtlichen Provinzen, über Bordeaux nach den Pyrenäen hinauf, über Agen, Montauban, Alby nach den Cevennen hin, dieſer weſtliche Theil des alten Aquitanien, in Deutſchland wenig bekannt, war der Hauptſitz der Reform. Leichtwiegende, talentvolle, fröhliche Völker ſind's, mit Ausnahme der Cevennen ſelbſt, und es erklärt ſich, daß der Reformgedanke ſolchergeſtalt wol eine Zeitlang eifrig der Enthaltſamkeit und Schmuckloſigkeit hingegeben und lebhaft vertheidigt ſein, daß er aber nicht tief und mannigfaltig durchgebildet werden konnte in Frankreich, daß er bei dauerndem Widerſtande gänzlich wieder verſchwinden konnte. Wie arm, wie einſeitig bleibt dieſer Gedanke der katholiſchen Welt gegenüber in Frankreich, wie wenig erfindet er, um mit dem Verluſte einer geſchloſſenen Welt auszuſöhnen! Welch dürre Prediger ſind dieſe Mornay! Keine Spur der Flöte Luther's, der Kernhaftigkeit lutheriſcher Welt iſt da zu finden. Mußte da nicht die begabte, lebensluſtige Gentilhommerie in Indifferentismus ausgehen, wie es in ihrem Führer Heinrich von Béarn geſchah? Man opfert nur für eine unwiderſtehliche Nothwendigkeit, die gleich einer zweiten Natur im Innerſten eingegliedert iſt, man opfert nicht für einen einzigen Gedanken, der ſich mit Mühe aufrecht erhält gegen Gewohnheit und urſprünglichen Lebensſinn. Der urſprüngliche Lebensſinn dieſes Aquitaniens war und iſt ein Auf- und Niederſchaukeln im Glück. Die ſchönſte Traube Frankreichs reift hier, das wohligſte Klima verführt hier. Ja, wenn die Reform ihren Sitz gehabt hätte in der nebligen Bretagne, wo die zähe Menſchheit brütet, ſtatt hier in der ſonnigen Guienne und Gascogne! Der ſtandhafteſte Führer kam ihr auch von da, jener unzerbrechliche Rohan, der noch unter Richelieu alle hugenottiſchen Heere Aquitaniens commandirte, Rohan-Soubiſe war ein Bretone, aber die Heere beſtanden aus flüchtigen Aquitaniern.

Man gelangt durch das Poitou in dieſe Gegenden. Wo die Touraine und das Land von Saumur ſüdlich von der Loire endigen, da ſchließt ſich nach dem Meere zu dieſe große Provinz an, ein Schlachtfeld des nördlichen Katholicismus, der hier dem ſüdlichen Hugenottenthume begegnete. Von Tours führt die große Straße hinein gen Poitiers hin. Weiter abwärts die Loire, Nantes gegenüber, hat man neueſter Zeit Bahn gebrochen durch die Vendée, die bis auf die neueſte Zeit unwegſam dagelegen hatte, unberührt wie die Bretagne. Das ſüdliche Poitou hat wol einſt auch zu Aquitanien gehört, und dort findet man auch den Uebergang zum aquitaniſchen raſcheren Charakter. Nord-Poitou iſt vielmehr der Bretagne verwandt, ſtarr in alter Sitte, eigenſinnig, bornirt. Poitou war auch getheilt zwiſchen Katholik und Hugenott. Der moderne Vendéer iſt der Erbe dieſes Charakters von Nord-Poitou, und jener raſche Uebergang zur aquitaniſchen Art hat ſich ſelbſt in dieſem Vendée-Kriege wunderbar gezeigt, ſo wie verſchieden gefärbte Waſſer ſeit Jahrtauſenden unvermiſcht neben einander fließen. Wo das große Plateau der Vendée nach Luçon abfällt, da war, noch in der Vendée, der Royalismus wie abgeſchnitten, und die Theilnahme an der Revolution begann.

Ueber eine Menge Brücken ſcheidet man von Nantes, um am ſüdlichen Ufer der Loire die Vendée zu betreten. So klar, ſo licht bleibt das ſtattliche Nantes im Gedächtniſſe mit ſeinen wohlgebauten Straßen, ſeinem ſtumpfthürmigen alten Dome und ſeiner ſtumpfmaurigen Burg. Wie in Breſt gewahrt man hier wenig von der eigentlichen Bretagne; die auf dem Lande, in den Haideflächen an den Wieſenrändern, in einzelnen Häuſern lebt und in kleinen Weilern und Städten. Die beiden großen Städte ſind der

Provinzfarbe entrückt, Breſt durch die Marine, Nantes durch den Loire-Handel, der in das nahe Meer hinaustreibt. Rennes, die eigentliche Hauptſtadt, iſt noch am deutlichſten bretoniſch. Einmal in der großen Stadt mag man nur in den kleinen Cabarets hie und da einer echten Bretonenfamilie begegnen, die ein außerordentliches Geſchäft in die große Stadt geführt hat. Dort hab ich dieſe langen Männergeſtalten eintreten ſehen, in dunklen weiten Stoff gekleidet mit Weib und Kind: — nur wenn ſie trauern tragen ſie himmelblau — ihre Haare ſind lang, ihre Züge ſind ſtreng. Die heimatliche herbe Suppe war hier nicht zu haben, der Kaffeeluxus iſt ihnen fremd, und es ward ſaurer Landwein zum erſten Frühſtück genommen, der ſelbſt dem kleinen Kinde eine Feſterſcheinung ſein und wohlſchmecken mußte, wie antibretoniſch unzufrieden es auch darüber aufſchrie, und nach dem Haferbrei der Heimat verlangte.

Der alten Eintheilung nach ſtreckt ſich auch jenſeits der Brücken von Nantes die Bretagne noch einige Meilen ſüdlich ins Poitou hinein, in die Vendée. Der Uebergang in dieſe Provinz iſt nur dadurch merklich, daß die zahlreichen Ortſchaften aufhören, welche die Nähe des großen Flußes erzeugt hat. Der Vendéer ſelbſt hat große Aehnlichkeit mit dem Bretonen, er iſt eben ſo groß, eben ſo ſchwarzhaarig, eben ſo ſtark. Je mehr man indeſſen ins Poitou hinein kommt, deſto unmöglicher erſcheint ein blonder Menſch. Alles Haar wird tief ſchwarz, der Teint bleibt weiß. Auch die Weiber Poitous ſind von großen Formen, und ihre Schönheit iſt junoniſch, gilt aber trotzdem für mächtig. Hüte Dich vor den Frauen, und laß Dich hüten von den Männern Poitous, ſagt das Landesſprichwort.

Mir hat bei einer bloßen Durchreiſe die Vendée den Eindruck gemacht, den ihre Geſchichte lehrt, den Eindruck eines einſamen ſtillen Landes, einer unnahbaren Nation, wie man ſie ſich vorſtellt im Weſten Nordamerika's. Dort verliert ſie ſich in den Wald, hier in das Meer, und dies Meer mit ſumpfigen, ſandigen Geſtaden läßt den Feind eben ſo wenig von der andern Seite zu wie dort der Urwald. Das Boccage, das Vendée-Plateau, und eigentlich das, was wir unter dem Kriegsbegriffe Vendée verſtehen, das Land, das man vom Norden her zuerſt betritt, hat noch ganz das Anſehen, als ſei der alte Wald mit dem Bedacht niedergeſchlagen, mit welchem man eine große Feſtung in hundert kleine verwandelt. Man hat nicht wie im übrigen Frankreich den Wald raſirt bis auf den Keim, man hat ihn höflich behandelt wie etwas, das beſtehen ſoll, man hat den hohen Wuchs verbraucht, aber unten alle jungen Stämme beſtehen laſſen in Enge und Dichtigkeit: man hat kleine Felder dazwiſchen angelegt, aber ſtets wie Nebenſache, das ſchützende junge Holz der Eiche darf ſich überall dicht daran drängen; man hat ein einzig Geleiſe hie und da durchgeführt, aber voller Achtung für den Baum, alſo ſchief und krumm; man hat Gräben gezogen, um den Sumpf zu bezwingen, aber nirgends mit der Schnur, nirgends auf Koſten der Waldesfeſtung. So iſt dieſes gefährliche Kriegsterrain entſtanden, wo keine Cavallerie agiren, keine Colonne geſchloſſen vorrücken und nur der Tirailleur mit Lebensgefahr vordringen kann. Die Schwierigkeit fällt nicht großartig in die Augen, ſie beſteht aus unſcheinbarem, aber ſicherem Detail. Dringt der Feind dennoch vor bis auf die platten Haideplätze, welche wie braune Wüſten, mit Ginſter bedeckt mitten im Boccage liegen, ſo kann er dort die Feldſchlacht finden mit allen Nachtheilen des Hinterhaltkrieges. Die Haiden ſind waſſerlos, ſind rings eingeſchloſſen vom Eichenbuſch, und die Kugel dringt von allen Seiten aus der Baumfinſterniß in die lichte, ungeſchützte Haide. Die Ortſchaften gleichen eben ſo wilden Feſtungen. Sie beſtehen aus dickgemauerten, niedrigen Häuſern, die nach außen unbewohnt, zugangs- und fenſterlos ausſehen. Man weiß nicht, wie und wo man dieſe beinahe platt bedachten Klumpen angreifen ſoll, um in das dunkle Innere zu dringen.

Dieſe maſſive, breite Häuſerform geht von hier tief hinab ins aquitaniſche Land, man ſieht unten die Ebene von La Rochelle damit bedeckt, man ſieht ſie durch das Saintonge hinab nach der

Gironde. — Die neue Heerſtraße über das Boccage-Plateau der Vendée iſt ſehr todt, das Land ernährt nicht viel Menſchen, der Krieg hat die wenigen gelichtet, und Verkehr und Handel iſt nicht Sache des Vendéers. Finſter neugierig ſieht auch das ſchwarzhaarige Weib, das etwa am Wege ſitzt, den neumodiſchen Poſtwagen an, und eine Viehherde, die zufällig, eine Belebung der Oede, die Straße daherkommt, iſt gar nicht darauf eingerichtet, auszuweichen. Der berittene Führer derſelben, mit breitkrämpigem Hute, erwartet ruhig, daß ſich der Poſtwagen mehr Mühe geben werde als das Vieh.

Oft ſieht man von dieſer niedrigbewaldeten Hochebene links, öſtlich weit hinab in die tiefer liegenden Baumthäler der Vendée. Da ſcheint es belebter zu ſein, da ſind die Edelſitze und die kleinen Städte, da zieht ſich der zweite Vendée-Theil, die Plaine um das Boccage herum bis zum Flüßchen Vendée, das ins Meer eilt, um an der Meerſeite auch noch den dritten Theil des Landes, den ſumpfigen, le marais, zu berühren, welcher hier von der Meerſeite das Boccage einſchließt. Das Boccage allein ruht auf Granit, und war der Kern des Landes und des Krieges. Hier ſind die berühmten Verſtecke, — les refuges — wo mehrere Ortſchaften zugleich durch dichte Bäume ſich vor den Republikanern verborgen hielten, wo ſie Kinder gebaren, häuslich lebten wie die Thiere des Waldes. Hier ſind die hohen Pflanzengeniſte, unter denen die Vendée-Familie ihre Wohnung aufſchlug unter einer umgeſtülpten Karre. Das Geniſt wuchs darüber zuſammen, und der Republikaner fand es nicht, auch wenn er zufällig bis auf wenige Schritte nahe kam.

Nach dem Süden des Boccage zu liegt der Ort, welchen man zum Hauptorte des Landes gemacht hat. Wie ſoll man ihn nennen? Sein Name iſt eben der Wandeltaffet des politiſchen Haſſes in Frankreich, ſonſt hieß er La Roche-ſur-Yon, dann nannte ihn der Kaiſer Napoleon-Vendée, dann ſtrich man des Kaiſers Namen aus, und nannte ihn Bourbon-Vendée, und jetzt iſt auch dieſer Vorname wieder unbeliebt. Man muß ſich um Politik bekümmern, wenn man aus dieſer Stadt gebürtig iſt, nur um ſeine Vaterſtadt richtig zu nennen, und nicht deshalb in Ungelegenheit zu kommen. Auch die alte Hauptſtadt des Landes Fontenay, öſtlich nach der Plaine zu gelegen, iſt in ſolchem Schickſale. Als die Grafen noch galten, hieß ſie Fontenay le Comte, als das Volk galt, hieß ſie Fontenay le Peuple, jetzt heißt ſie ſimpel und unparteiiſch Fontenay, und hat ſomit eine Sorge weniger.

In lang geſtreckter Linie fällt das Land hinter Roche-ſur-Yon in die Plaine hinab nach dem Kirchthurme in Luçon, der in eitel Lilien zierlich gezackt iſt, und eben, eben weiter bis an die Grenze des Saintonge, an die grüne Charente, vorüber an La Rochelle und Rochefort, durch das Ländchen, welches Aunis genannt und ſtreng hugenottiſch war. Unter Ludwig XIII. wendet man ſich noch einmal gen Luçon zurück, um mit Verwunderung den gewaltigſten Menſchen jener Zeit dort aufzuſuchen, von wo er als armer Prieſter kleine Möbelgeräthſchaften in Paris kaufen läßt für ein ärmliches Haus. Richelieu ſelbſt, aus dieſem Theile Frankreichs gebürtig, war Biſchof von Luçon, und begann von hier, von Luçon, ſeine Laufbahn. Er war nahe an der Heimat, als er die Belagerung von La Rochelle commandirte.

Das Sumpfland der Vendée, das jene Amphibien-Menſchen in Kähnen und Hütten birgt, die nichts von Frankreich kennen als die wilde Ente, und doch auch Franzoſen heißen, der Marais iſt nach La Rochelle zu in feuchtes Land getrocknet; über Canal auf Canal, über Brücke um Brücke naht man ſich der Hugenotten-Feſtung. Sie erſcheint proſaiſch und beſcheiden, die Meerdämme ſind nützlicher als ſtattlich, der Meerblick iſt durch Inſeln zertheilt.

Dem kleinen Ländchen Aunis am Meere hin folgend durch weich-ebenes Meerland kommt man nach Rochefort, einem Kriegshafen, und findet eine moderne Stadt mit breiten Straßen, viel zu breit für die Sonne des Aunis, welche in dieſem Meerſandboden brütet und eine feiſte Hitze entwickelt. Der Kriegshafen iſt nicht im Meere ſelbſt, Rochefort liegt noch eine Meile vom Ocean entfernt, er iſt in der Charente, einem Fluſſe dritter Claſſe, deſſen

Vortrefflichkeit nirgends gerühmt, deſſen Schönheit nirgends geprieſen iſt. Und doch iſt die Charente der ſchönſte Fluß Frankreichs. Liebliche Charente! Deine Ufer nach Saintes und Cognac hinauf ſind das erfüllteſte Kunſtwerk der Natur, das Frankreich beſitzt. Alles iſt einig darin, iſt harmoniſch, iſt umſchloſſen, Wieſenteppiche in ſchönſten Linien und Schwingungen begleiten Dich, treten weit zurück nach den friſchen Waldungen des Rehes, oder flüchten nahe ans Ufer vor dem nahe herbeilaufenden Bergwalde. Nicht Burg an Burg drängt ſich, aber die große, ſtattliche Maſſe der Tailleferburg ſpricht mit breiter poetiſcher Stimme zu Dir herab. Dort ſind Deine Waſſer, obwol immer noch von der Meerfluth gehoben, grün wie Edelſtein, befreit von der Geſchäftsfluth bei Rochefort. Mitten ins Ländchen Saintonge trägſt Du den Wanderer hinauf zur Römerbrücke von Saintes und weiter hinauf ins Angoulemer-Land zum Parke von Cognac, wo König Franz zur Welt kam, hinauf bis Angouleme ſelbſt.

Bei der ſchönen Rhone-Fahrt ſelbſt kann man den Franzoſen ſagen: Ihr habt keinen Rhein. Aber auf der Charente muß man eingeſtehen: dieſe liebliche volle Schönheit habt Ihr voraus. Die Moſel kann einiges Aehnliche bieten, aber nicht in ſo weicher, ungeſtörter Schönheitseintracht, nicht in dieſer ſatten und doch noch grünen Farbe des nördlichen Aquitanien. Gegrüßt ſeiſt Du Charente, wo ein Idyll des Jagd- und Hirtenlebens heute noch am ſchönſten ſpielen könnte.

Südlich vom Poitou, vom alten Lande der Picten, drängt ſich das Angoulemer-Land — Angoumois — das alte Land der Ageſinaten nach der Gironde und Dordogne hinab. Das ſchmale Aunis trennt es vom Meere, das von Norden nach Süden laufende ebenfalls ſchmale Saintonge trennt es von der Gironde, wird aber zum Angoumois gerechnet. Wird in Süd-Poitou der Volkscharakter ſchon beweglicher, der aquitaniſchen Art näher, im Angouleme erſcheint bereits aller lebhafte Charakter des Südweſt, in dem nach Oſten daranſtoßenden Perigord und Limouſin desgleichen, und es bildet ſich ſchon eine compacte Land- und Volksmaſſe, die in allerlei Schattirung abweicht von den anderen Völkern Frankreichs. Das Herz des Hiſtorikers blutet beim Anblick der proſaiſchen Departements-Eintheilung, denn kein Land iſt reicher an Nuancen als Frankreich, und ohne eine alte Provinzencharte iſt die Geſchichte Frankreichs gar nicht zu verſtehen. Das eigentliche Terrain der Enthuſiaſten iſt hier, das Terrain jener leichten wirbelnden Leidenſchaft, welche alles Intereſſe beflügelt, es iſt hier zu finden im leicht wallenden Blute der Nord-Aquitanier, die an den Bergabhängen der Auvergne wohnen. In der Guienne und Gascogne ſelbſt, weiter im Süden, wird der Enthuſiasmus ſchon ökonomiſcher und ſcherzhafter.

Van den Larochefoucaulds, deren Sitz im Angoulème, betrachte man nicht den geiſtreichen Verfaſſer der Maximen als ein Bild dieſer Völkerſchaften. In ihm iſt der Enthuſiasmus abgekühlt durch Hofleben, abgekühlt zur Einſicht: Alles ſei nichtig außer der kühlen Klugheit. Viel eher iſt Vergniaud, der fortreißende Girondiſt, ein Limouſinier, Vertreter dieſer Menſchengattung, die einſt Cypern und das Morgenland beherrſcht und ſich mit heißem Leben erfüllt hat. Der Boden iſt, wie größtentheils in Frankreich, auf- und abwellend in Hügelzügen, ein übendes Terrain für die leichten Pferde von Limouſin. Frankreich hat hier etwas weiter nach Oſten, nach der Auvergne hin, den ſelbſtſtändigen Mittelſtock ſeiner Berge, unabhängig von Alpen und Pyrenäen, unabhängig in Entſtehung und Form und Charakter. Der Bergſtock in der Auvergne iſt rein vulkaniſch. Hier ſammelte ſich die hitzige Oppoſition gegen Cäſar, von hier war Vercingetorix, der Aufruhrführer gegen Rom. Die Auvergnaten ſind ihrer Vorzeit entartet, ſie ſind keine Krieger mehr, ſie deſertiren am häufigſten.

Wer hat nicht über Auvergnaten gelacht? Pontoiſe, unweit Paris, hat in Frankreich die Würde, welche bei uns Scheppenſtädt hat, Schilde, Krähwinkel und Polkwitz. Die Auvergne aber gilt für ein ganzes Land franzöſiſcher Schwabenſtreiche. „Es kommen Auvergnaten“ iſt in Pariſer Theatern das Signal zu allgemeiner Heiterkeit. Die guten Leute von Clermont und Flour ſtecken in der tiefſten Mitte des Landes, ſie ſind arm, denn die große Provinz hat nur ein ergiebiges Thal, das Thal von Limagne zwiſchen den Bergzügen von Nord nach Süd, ſie haben nicht Mittel, noch Gelegenheit, ſich nach den raſchen Wendungen der Welt umzuthun, und es iſt ihnen nur nachtheilig, daß ihre Gelehrten den Auvergnat direct von den Trojanern ableiten, daß ſie behaupten, es habe in der Auvergne keinen Patois-Uebergang vom Lateiniſchen ins Franzöſiſche gegeben. Wirklich ſcheint in dieſer Behauptung ein Korn zu ruhen, das heute noch die Pariſer ſtutzig macht. Das Departement Cantal, das an Limouſin ſtößt, iſt auf der Rednerbühne in Paris berühmt um des feinen Parfait defini willen, das ſeinen Deputirten da geläufig iſt, wo der Nordfranzoſe plumper nach dem ordinairen Imparfait greift. Es erinnert dies an das römiſche Perfektum.

Die vulcaniſchen Spitzen — Pics in den Pyrenäen, Puys in der Auvergne genannt, — geben dieſer Provinz einen ganz eignen Landſchafts-Charakter. Sie ſind nicht alle mit Aſche und Schlacke bedeckt, nicht alle zerklüftet und in ſterilen Orgelſäulen aufgeſtößt, wie man es beim Städtchen Murat ſieht, der Puy-de-Dome zum Beiſpiel, unweit Clermont, iſt mit Weiden und Heerden bedeckt bis auf den Gipfel. Wer ſich in Frankreich tief zurückziehen will, der gehe in die Berge der Auvergne, da iſt er ſicherer vor Paris als in mancher deutſchen Stadt. Die Heimat des ſcharfſinnigen Pascal giebt Raum zum Denken.

Hier war der Hugenottismus weniger eingedrungen als nach Aunis, Angouleme, Perigord, Limouſin, die uns vom Meere nach Oſten den Weg gebildet hatten in die Auvergne. Um ins Herz der Reform, in die Guienne und Gascogne zu kommen, müſſen wir der Charente wieder hinabfolgen bis Saintes. Von da führt eine Straße quer durchs Saintonge an die Gironde hinab ins alte Schloß von Blaye. Der Weg geht trotz der Meeresnähe in ſanften Hügelbogen, die Landſchaft iſt in der Gegend von Saintes noch anmuthig, wenn im Sommer die weiten Felder in Aehren bluhen. Später wird ſie eintönig, und man begreift den franzöſiſchen Ausdruck Saintonge, der ungefähr daſſelbe bedeutet wie bei uns der Ausdruck Lauſitz.

Die Gironde bei Blaye iſt ſo breit, daß keine Büchſenkugel von einem Ufer zum andern reicht, gelb iſt das tiefe Waſſer vom heraufwallenden Meere, wie ein Meeresarm bläht ſich der Strom. Von dem weitläufigen, ſonnenheißen Feſtungsſchloſſe ſieht man hinauf wo Dordogne und Garonne zur Gironde ſich vereinigen, ſieht man am ſüdlichen Ufer die weltberühmten Weinhügel von Medoc. Was ſind wir glücklich in dem Glauben, der feine Bordeaux-Wein ſei auch bei uns für einen leidlichen Preis zu haben, der ſtolze Chateau-Laſitte fließe ſo reichlich wie die Etiquette unſerer Weinhändler zeigt! Er iſt in Wahrheit ein Wunder Gottes, denn er iſt an Ort und Stelle theurer, als in Berlin. Die feine Rebe iſt auch hier ſelten wie das Genie, und die Medochügel reichen ſo wenig hin für den Durſt der Welt, wie die Kreidefelder der Champagne.

Die Herzogin von Berry fand auf Schloß Blaye jene Mutterfreude, die alle Bourbon'ſche Legitimität in tiefe Trauer ſetzte. Es iſt ein kleines Haus von Ziegeln, wo den Grafen Roſſi ſein Schickſal fand; unter dem alten Schloſſe von Blaye denke man ſich nicht ein ſtolzes Feudalgebäude, ſondern ein breites, plattes Fort, das aus mehreren Gebäuden beſteht, alle dem Kanonenkriege ähnlicher als einer Ritterwehr. Mitten im Fluſſe liegt ein Hilfsfort, um die breite Waſſerfläche zu beherrſchen.

Nach der Dordogne hinauf ereignet ſich auf dieſen Waſſern zuweilen ein erſchreckendes Schauſpiel. Es iſt, als ob der Meergott eine breite Handvoll Verwünſchungen gegen das Land ſchleudere. Man hat dies Phänomen auf den großen Strömen Amerika's, auf dem Ganges und auf dem Nil beobachtet. In Frankreich donnert es die Seine aufwärts bis gegen Rouen hin, und in der

Dordogne bis über Libourne hinaus. Das Waſſergeflügel flieht dann erſchreckt, und alle Fahrzeuge drehen ſchnell ihre Spitze nach der Fluth um nicht umgeworfen zu werden. Die glatte Waſſerfläche nämlich bäumt ſich plötzlich auf zur Höhe einer Tonne, und ſtürzt ſich brüllend den Fluß aufwärts, durch jeden Widerſtand immer tobender gemacht. Es tritt nur ein zur Zeit tiefer Ebbe, und man glaubt, die Fluth habe ſich dann zu lange draußen verweilt im hohen Meere, im Schooße der Familie, und ſtürze nun im Galopp herbei, ihr verabſäumtes Geſchäft nachzuholen. Barre nennt man dies Phänomen in der Seine, Mascaret in der Dordogne.

Die Garonne aufwärts ſteigt man ins Herz der alten Guienne. Verläßt man die Garonne da wo der Tarn-Fluß in ſie mündet unweit Montauban, und folgt man der Linie dieſes Fluſſes über Alby in die Cevennen bis tief ins Languedoc hinein, ſo durchläuft man die Hauptkette des Hugenotten-Landes. Steigt man an der Tarn-Mündung vorüber ununterbrochen die Garonne aufwärts, ſo ſtößt man auf den ewigen Eckſtein der Reform in dieſer Gegend, auf das unwandelbar katholiſche Toulouſe. Nicht mehr als altes Königreich Toulouſe, wie es einſt einen großen Theil Aquitaniens beherrſcht hatte, aber doch als mächtiges Stadtgebiet unterbrach es dieſen ſüdweſtlichen Kreis der Hugenotterie, der vom Rhone bis in die ſpaniſchen Pyrenäen reichte, und mit der ſchönen Gascogne Frankreich an dieſer Grenze ſchloß. Ebenſo wie Avignon und Marſeille der durchgehenden Verbindung mit dem proteſtantiſchen Dauphiné im Wege lagen.

Dies Land Guienne mit aller Landſchaft, die im Norden und Süden daran ſtößt, war dreihundert Jahre engliſcher Beſitz. Man kann die Fußſtapfen des ſchwarzen Prinzen bis in die dunkelſten Pyrenäenſchluchten hinein verfolgen. Die blutige Schlacht bei Caſtillon, am rechten Ufer der Dordogne, machte erſt 1453 dieſer Herrſchaft ein Ende. Wehe Frankreich, wenn der Brite heute noch, heute der Weltkaufmann, Bordeaux beſäße, wie er es damals, blos Ritter, Ackerbauer und Viehzüchter, beſaß! Wie vornehm, handelsſtolz bietet ſich ſelbſt jetzt Bordeaux dem Reiſenden dar, der die Garonne heraufkommt. Hinter dem Walde von Maſten ſchwingt ſich die edle Brücke von Stein, die breiten Quais vom aquitaniſchen Thore hinab ſind geſäumt mit hohen, reinlichen Gebäuden, mit weiten Waffenplätzen, worauf jede franzöſiſche Stadt hält, mit ſchönen Bäumen, aus denen ſich ein unabſehbarer Promenaden-Hain bildet. Und daran ſtoßen breite, lichtvolle Straßen und Plätze, welche der Stadt ein helles wohliges Anſehen verleihen. Giebt's viel Schöneres in Paris? fragt der gewandte Bordelais, der äußerſt ſtolz auf Bordeaux, und zeigt nach dem Komödien-Platze, nach den Kaffeehäuſern und verweilt ſelbſtgefällig auf dem Titel „café Montesquieu“. Einige Lieues nur oberhalb der Stadt liegt das Landhaus la Brede, wo der weiſe Politiker gelebt und geſchrieben. Es iſt ein ſechseckig Schloß mit Graben und Zugbrücke und kleinen Fenſtern nach altem Schnitt, eine alte Eichen-Allee führt dahin, fette Wieſen umringen es, und im Innern ſteht und liegt noch Alles, wie Montesquieu die Zimmer verlaſſen hat, einfach und leer, wie es dem mäßigen Sinne des Mannes zupaßte. Sein Fenſter geht nach Mittag hinaus auf eine endloſe Wieſe.

Man darf ſich übrigens nicht allzuweit nach dem Meere hin verlieren im Guienne und in der Gascogne. Die Nähe des Oceans iſt die ganze Länge entlang unerfreulich: Sandbänke oder ſumpfiger Boden verderben Land und Meer bis nahe an den biscayiſchen Winkel hinauf, bis an die Gironde-Mündung hinab zum Leuchtthurme von Cordouan. Ein einziger kleiner Meerhafen la Teſte de Buch zeigt ſich brauchbar inmitten dieſer Untiefen, der große Girondeſtrom iſt alles Heil des Landes. Südlich aufwärts nach der Gascogne ziehen ſich diesſeits der Meerſümpfe und Sandbänke die Haiden, landes, und immer öſtlich, immer öſtlich vom Meere ab ſieht man ſich gedrängt, um fruchtbares Land zu finden. Ganz anders iſt das Garonne-Thal ſelbſt, und namentlich das rechte Ufer. Da liegt jenſeits der Brücke von Bordeaux das Meer der weißen Baſtiden, wie man die Landhäuſer nennt, da ſind die Weinberge der weißen Bordeaux-Weine, da ſind die lieblichen Ufer der Garonne, von denen die alte Dichtung erzählt, und wohin Wieland ſo gern ſeine Märchenhelden führte.

Um nach Bayonne zu kommen, trennt man ſich auch langſam vom Fluſſe, und macht über Bajas, Mont-de-Marſan und Dax einen großen Bogen, ſtatt der geraden Straße durch die Landes. Der Haidentheil, welchen man ſolchergeſtalt berührt beſteht aus Sand und Kiefern. Braucht wirklich die Reform ſo dürftigen Landes, wie hier, wie bei Wittenberg und Treuenbrietzen? Braucht nicht der Bewohner ſolchen Landes mehr als jeder andere die Wunder der Kirche, die Verſinnlichung des Himmels? Aber die Haide der Guienne und Gascogne, die Sonnenöde des Languedoc ſind in Frankreich nur ein Theil des Reformterrains, der Contraſt hat ſich hier dicht zuſammengefunden und macht alle Charakterableitung aus dem Erdboden zu nichte. Juſt die Gebirge waren daneben hugenottiſch, juſt die ſchönſten maleriſchſten Provinzen Frankreichs gehörten der Reform, die Pyrenäen-Gascogne und das Alpen-Dauphiné.

Wo die Gascogne beginnt in der Nähe von Dax, da iſt das traurige Element der Haiden ſchon zu Ende. Dax heißt das Paradies der Landes, ſeine Pfirſiche, ſogar ſeine Trauben ſind berühmt im Lande Chaloſſe und Labour, die ſich nördlich und weſtlich vor Béarn, vor den Mittelpunkt der Gascogne, legen. Die Haiden ſind übrigens anders, und das Leben in ihnen iſt anders, als wir uns vorſtellen, die wir an Walter Scott's wüſte Bergplateaux mit Ginſter bedeckt denken, an die trügeriſchen Sümpfe, an die Bewohner, die auf Stelzen einhergehen und dabei von der Spindel ſpinnen. Die Sümpfe nämlich ſind beſonders an der Meerſeite, wo wenig Verkehr und Menſchenwohnung, der Sand, der tiefe Sand iſt Hauptfeind des Gedeihens, und die Stelzen ſind vorzüglich gegen ihn erfunden. Sumpf und Sand, zwei ſolche Gegenſätze, finden ſich außerdem oft neben einander, und dies erzeugt den wunderlichen Charakter der Landes: jetzt bedarf die Straße der Knüppelbrücken, um ganze Gegenden nachgiebigen

Erdbodens zu paſſiren, dann folgt eine Stunde lang der feinſte Puderſtaub, dann erſcheint plötzlich ein nur halb ſumpfiger Bach, der links und rechts um ſich die üppigſte Vegetation breitet und prächtige Bäume erzieht. Allerdings iſt, wie in unſerer Lauſitz, die Kiefer der Baum dieſes Landſtriches, aber die Kiefer iſt in dieſem Klima ein ganz anderes Product als bei uns. Sand und Sumpf verdoppeln die Wärme dieſer Gegenden noch, und dieſer Baum iſt dadurch ſo zart, fein und edel geworden in Rinde und Nadel, daß er für die feinſte Möbelarbeit geſchickt ſcheint. Er erreicht nicht die Größe und Stärke des Bauklotzes und Dachſparrens wie bei uns, er bleibt zierlicher, geht mehr in die Breite und wird auch ganz anders benützt. Er wird gemolken wie die Kuh. Nach der Sonnenſeite wird ein ſchmaler Strich Rinde abgelöſt, damit der Saft herausſchwitze, aus welchem man das feinſte Terpentinöl bereitet, ein ergiebiges Product dieſer Gegenden.

Tagelang fährt man in dieſen Haiden, und der beſte Geographie-Glaube fühlt ſich erſchüttert, daß man hier in unmittelbarer Nähe eines Hochgebirges ſein ſolle. Dennoch behält die Landkarte Recht. Einige Lieues vor Bayonne erſcheinen blaue Berge von ungewöhnlicher Form, ſie erſcheinen ziemlich nahe. Sie erſcheinen nicht geſammelt, ſondern zerſtreut, man kann ſie nicht für einen Gebirgsanblick zuſammenfaſſen, es ſind erſt die basses-Pyrénées, man hat das Ländchen Labour und Nieder-Navarra vor ſich, von der Meerſeite die Bidaſſoa-Straße nach Spanien, von der Bergſeite durch Navarra den Weg zum Paſſe Roncevaux. Man iſt unter den Basken, unter dem fröhlichen, kecken Volke, das die runde, bauſchige Mütze von friſcher Farbe trägt und die luſtige Schärpe um die Hüften. Dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen wohnt dieſer Menſchenſchlag, dem man ein ſo hohes Alter und die Kymren zu Ahnherren giebt, und von dem man ſagt, daß er mit keinem Eroberer-Volke ſich vermiſcht habe. Breitſchulterig, etwas eckig in Geſichts- und Leibknochen, hat der franzöſiſche Baske ſchon in der Jugend jene breiten Striche des Alters über die Wangen, über die Arm- und Handflächen, welche der vollen und weichen Schönheit fremd ſind, unter welchen aber ein breitgegliedertes Muskelweſen, ein elaſtiſches Nervenleben, eine zähe Geſundheit ruhen. Heinrich IV., obwol kein reiner Baske, trug alle Kennzeichen dieſes Menſchenſchlages. Die große Pyrenäen-Grenze zwiſchen Spanier und Franzoſen hat am Ende doch vermittelſt der Jahrhunderte die baskiſche Art diesſeits und jenſeits der Berge in zwei Gattungen geſchieden. Der franzöſiſche Baske hat die aquitaniſche Heiterkeit Frankreichs muthig in ſein Blut verarbeitet. Aber da der Grund baskiſcher Welt ſtrenge Abſicht, ſo iſt die Heiterkeit des franzöſiſchen Basken eine ganz andere als die Heiterkeit des Limouſiniers und des Angoulemers. Was bei dieſem ſanguiniſche Beweglichkeit und raſche Hingebung, das iſt beim Basken nur Munterkeit. Er bleibt praktiſcher, deutlicher Abſicht ſich bewußt, ſeine gute Laune iſt nur eine Begleitung, die Abſicht ſelbſt verliert ſich nicht in Wallungen, die Bonhomie des Béarner Heinrich iſt nur eine Form dieſes Béarner's, aus welcher man nicht Folgerungen ziehen darf, was er daneben und dahinter thun wolle oder thun werde.

Die baskiſchen Organe ſind auch darum ſehr geläufig für alle Form, zum Beiſpiel für die Sprache. Der echte Baske nahe an den Pyrenäen handhabt dreierlei Sprachen: er kennt das uralte Baskiſche, das gar keine Verwandtſchaft zeigt mit Spaniſchem oder Franzöſiſchem, er ſpricht das baskiſche Patois, hier franzöſiſch, drüben ſpaniſch, er verſteht Franzöſiſch und ſpricht es allenfalls auch.

Vascon nennt die franzöſiſche Sprache den Basken, Gascon iſt die nächſte Spielart davon, und der Gasconier bildet den baskiſchen Uebergang zu Frankreich. Wer erinnert ſich nicht der Zeit, wo alle Anekdoten launiger Art, alle Prahlereien und Uebertreibungen nach der Gascogne verlegt wurden! Eine Gasconade bezeichnete das Alles. Dieſe Bezeichnung kam in Frankreich auf, nachdem Heinrich IV. die Gascogne zum erſten Male eng mit Frankreich vereinigt hatte und die gasconiſche Welt auch in Paris heimiſch wurde. Jetzt iſt der Ausdruck vergeſſen, die Provinz-Beiwörter ſind verſchwunden. Jene wunderliche Miſchung im Gasconier entſtand durch eine lebhafte Phantaſie, die ihm eigen, und durch ein praktiſch Bedürfniß des Beſitzes, das daneben handtierte und die Phantaſie proſaiſch durchkreuzte, ſo daß die Phantaſie nicht harmlos poetiſch ſich geben, ſondern burlesk gewendet erſcheinen konnte.

Wir begegnen der gasconiſchen Phantaſie Heinrichs in der politiſchen Speculation, in dem Plane einer europäiſchen Republik dieſes Königs. —

In den niederen Pyrenäen zwiſchen Bearn und Spanien herumirrend nach den Iſards, wie die Gemſe in den Pyrenäen heißt, nach dem Bären, der hier noch gedeiht, befreit man ſich in den Bergſchluchten nirgends für einen Maſſenanblick des Gebirges, man erſchöpft ſich umſonſt nach beherrſchenden Ausſichtspunkten, und wird auf ſolche Nachfrage immer wieder hinausgewieſen zur großen Heerſtraße, welche unten am Fuße der Berge nach Pau und Tarbes führt. Von da ſoll man eintreten in die Hoch-Pyrenäen, in die drei berühmten Thäler des Lévaudan, des Argilès und Gavarny, um Angeſichts der eigentlichen Rieſen zu ſein, auf deren Gipfel Frankreich und Spanien ſich ſcheiden, Angeſichts der Vignemale, des Marboret, der Rolands-Breſche, der Maladetta und des Mont perdu, des Kaiſers dieſer Häupter.

Durch glattes fruchtbares Land führt die Straße nach Pau, man gewahrt nur wenig Andeutungen eines Hochgebirges, das rechts im Süden liegen ſoll. Ja man verzweifelt daran, wenn man in die untere Stadt von Pau einfährt, und ſteigt mißmuthig die Lehne hinauf nach dem oberen Stadttheile. Dort iſt ein viereckiger Platz, mit Bäumen bepflanzt, nach Südweſten offen. Eine niedrige Steinlehne ſchützt ihn vor dem Abgrunde, der dahinter kommt. Hier ſind die Pyrenäen; der Schleier iſt hinweggezogen, in prächtigen Farben ſteigt das Wundergemälde auf vom bunten Gave-Thal zu den tiefgrünen Bergen erſter Linie und über dieſe hinweg zu den violetten Granit-Pics, die pyramidenförmig in die Wolken ſchießen. Eine glänzende Sonne blitzt auf dieſen tiefen

Farben, und zeigt den Schmelz, der vom edelſten Seidenſammt ausgeht. Ueppige Laubbäume biegen ſich über den Vorgrund des Gave-Thales, die pinienartige Kiefer, das Cypreſſen-Geſträuch auf einzelnen Vorſprüngen zackt ſich fein in der durchſichtigen Luft, links und rechts ſchließt ſich der Halbkreis, unverflüchtigt ſteigt der Blick auf den Wellenlinien der Berge bis zur ſilbernen Schneeſpitze des Pic du Midi.

Einige Schritte rechts, an eben dieſem Abhange ſteht das Bearner Schloß mit der Wiege Heinrichs. Es iſt in den Händen der Tiſchler, Maurer und Zimmerleute, die ſeinem verwüſteten Zuſtande abhelfen; aber auch wenn es wieder wohnlich ſein wird, wie zur Zeit der Jeanne d'Albret, die Gott täglich bat um einen Sohn, man wird immer nur zu den Fenſtern eilen, um dem Pyrenäenblicke ſich hinzugeben. Das Schloß iſt geringen Umfangs und unregelmäßig zuſammengepackt, ganz und gar auf jenen Ausſichts-Abhang hingedrängt. Rückwärts nach Pau und weſtwärts wird es ebenfalls durch einen Abhang geſchieden, wendet aber dieſem und der Stadt keine Façade zu, ſondern erſcheint von dieſer Seite wie ein blindes unregelmäßiges Gemäuer. Oſtwärts nach der Terraſſe zu hat der Abhang wahrſcheinlich vor Errichtung des Schloſſes unzertrennt zuſammengehangen, in alter Schloßkriegsweiſe iſt er aber durchgeſtochen und zu einem tiefen Schluchtgraben ausgeweitet worden, ſo daß eine Brücke über dieſe Schlucht der einzige Zugang geweſen, und der Schloßberg der Bearner Herren ganz iſolirt worden iſt. Spätere Zeit, wo die kriegeriſche Bedeutung ſolcher Schlöſſer verſchwunden iſt, und beſonders jetzt hat man auch die unzugänglichen Seiten mit Aufgangswegen verſehen, und über die weſtliche Landſtraße ſogar eine Brücke geſchlagen, die heutigen Tages in den Park von Pau und tiefer hinein in die Jagdholzungen der Bearner Fürſten führt. Der Eingang über die Brücke des Schluchtgrabens iſt auch jetzt noch der Haupteingang. Er führt durch ein Thorhaus in den Hof des Schloſſes. Dieſer Hof, ringsum zugeſtellt und ſchmal, empfängt ganz wie ein alter Burghof und zeigt nirgends ein einladendes Hauptportal. Man wird links eingeführt, und ſtößt auf kleinem Flur beinahe wörtlich an eine Statue Heinrichs, die eher wie ein Schloßwächter als wie Frankreichs Henri-Quatre angebracht erſcheint. Kurz, die Erwartung großer Verhältniſſe muß man hinter ſich laſſen, um den Raum eines ritterlich-fürſtlichen Stilllebens, eines heimlichen ſteinernen Herrenhauſes im Bearner Schloſſe zu genießen. Der erſte Bourbon, der Ritterführer Heinrich, zeigt in ſeinem Weſen gar oft Merkmale dieſer anſpruchsloſen und doch weit ausſehenden Ritterwohnung dieſes gemüthlichen Steinhauſes mit vielen Ecken und Winkeln.

Die Natur giebt nur das Linienhafte, es ſind die furchtſamen, es ſind die thatloſen Menſchen, welche ſich damit begnügen. Es ſind die machtloſen Lyriker, die von nichts zu ſprechen wiſſen als von den Schönheiten der Natur, es ſind die Deutſchen, welche der Natur die beſten aber auch die zahlreichſten Worte geben. Der Franzoſe iſt der Natur gegenüber arm wie eine Kirchenmaus, er hat nichts, als ein Paar überlieferte Redensarten. Ihm iſt die Natur verſchloſſen, uns iſt ſie übermäßig aufgethan, dergeſtalt, daß wir den bloßen Hintergrund der Dinge zum Ein und Alles machen. Alles da draußen iſt nur eine Anregung für das, was vom Menſchen ausgehen, was menſchlich entſtehen ſoll, es ſoll ſich in mich verlieren, nicht umgekehrt. Und er verlor ſich in die Reize der Natur — heißt es im deutſchen Romane, als ob dem Helden wer weiß welch eine Fähigkeit zuertheilt wäre. Die Fähigkeit des Weibes, die Fähigkeit der Hingebung, des Nichtsthuns. Reiſen und Reiſen und immerfort Natur anſchauen und nichts weiter thun, das macht den Menſchen zu nichts. Der lebhafte Sinn für Natur hat auf die Geſchichte unſeres Vaterlandes einen ach, wie großen Einfluß geübt, hat die vage Combinationswelt des Traumes geübt, hat etwas geübt, was Fertigkeit aber nicht Kunſt werden kann, hat die

That vereinzelt, die Macht hintangeſetzt, hat unſere Geſchichte zur Literatur-Geſchichte gemacht, und zwar zu einer Literatur-Geſchichte ſo unbeſtimmter Form, wie die Natur unbeſtimmte Form zeigt.

Das Gegentheil davon hat in Frankreich die Geſellſchaft über Alles geſtellt, die perſönliche Welt des Einzelnen völlig verwiſcht, den Hauch der Ewigkeit, die Poeſie zerſtört, die literariſche Form eintönig, die politiſche Kraft groß gemacht. Wir gehen zu weit auseinander, der Franzoſe ſchnürt ſich zu feſt zuſammen. Raffen wir uns!

Ein jeweiliges Aufſuchen der Natur, ein jeweiliges Hingeben an dieſelbe heißt ſich ſammeln in einer neuen Gottheit, denn das Handeln allein beſchränkt, und die Natur, eben weil ſie todt, erweitert uns, ſie iſt der ſtets offene Raum für die Gottheit in uns, ſie iſt da, damit wir in ihrem Angeſichte uns dehnen und neu befruchten. Darum iſt Krieg und Jagd, wo das Handeln Arm in Arm geht mit der Naturanſchauung, eine ſo überaus weckende Lebensart. Darum wird der bloße Städter ſo klein in Blick und Hoffnung.

Es kommt nicht ſo viel darauf an, wie man gerne ſagt, daß der tägliche Anblick der Natur ein erhabener, ein beſonders ſchöner ſei. Im Gegentheile, die abgeſtumpften Linien einer alltäglichen Gegend wirken oft erweiternder auf den Geiſt, welcher aus der Mitte geiſtiger Thätigkeit kommt, als die ſcharfe Form der Landſchaft. Denn eine ſolche iſt eben auch einem Geiſtesproducte ähnlicher, iſt alſo in geringerem Grade Ergänzung für den Menſchen. Erfahrung lehrt ja auch, daß die Völkerſchaften pittoresker Gegend ſelten die ſchöpferiſchſten ſind.

Aber — „von Zeit zu Zeit ſeh ich den Alten gern“ — von Zeit zu Zeit iſt es uns ein Wunder, ein Wunder für die Schöpfung in uns ſelbſt, das Großartige der Erdumriſſe zu ſehen. Wer dies Wunder braucht, der fahre von Pau ins Pyrenäen-Gebirge hinein. Man geht am Gave de Pau hinauf. Gave heißt in den Pyrenäen jeder Fluß, das Beiwort erſt unterſcheidet ihn von anderen. Lange zögert der Weg ſich an die ſteilen Bergwände zu wagen, er läuft ihnen wie ſchüchtern entlang bis Leſtelle. Man weiß auch wirklich nicht zu errathen, wie da hinein zu kommen ſei, denn der jähe Charakter unterſcheidet durchaus das Pyrenäen-Gebirge von den Alpen. Dieſe verlaufen ſich ſo rund und mälig, die Mattenhänge ſind weich, die Berge breiten ſich, man glaubt immer an eine Möglichkeit des Zugangs, man empfindet den Eindruck weiter Majeſtät, die auch dem kleinen Menſchen zugänglich. Die Pyrenäen dagegen wirken auf uns wie titaniſche Verwegenheit, jach wie der Pfeil ſteigen ſie auf, ſcharf wie das Schwert ſchneiden ſie ab. Selten zeigt ſich jene Thürmung der Alpen, wo langſam Alpe auf Alpe ſteigt zum breiten Gipfel. Der Pyrenäen-Berg beginnt unten im tiefſten Thale, und fliegt in einem Wurfe auf bis zur ſchmalen Spitze, die oft der Nadelſpitze gleicht. Daher auch der paſſende Name Pic. Wo Wände vorkommen, wie in der Schlucht gen Cauterets, da erinnern ſie mehr an Tirol als an die Schweiz, und Wälſch-Tirol, wo die Farbe ſchon warm, nähert ſich am erſten der Pyrenäen-Art, aber auch dies gleicht ihr nicht. Tirol iſt baumreicher, und ſeine Bäume, ſeine Sträucher ſind nördlicher, ſeine Felsmaſſen ſind oft koloſſaler und plumper, ſeine Gletſcher ſind als Gletſcher ſtattlicher und wichtiger. Das Pyrenäen-Gebirge iſt daneben ſein, die Buchsbaum- und Myrthenhecke zackt ſich unten ſo zierlich, die ſparſame Tanne oben erſcheint ſo trocken, die Farbe iſt ſo tief und ſatt, Schnee und Eis iſt enger zuſammengedrängt, es iſt ein Gebirg der Thürme, ein Gebirg für den Vogel.

Bei Leſtelle kann man den Granitwänden nicht mehr vorüber, man wagt ſich hinein in die blaugrünen Geheimniſſe, man hält ſich an den Gave. Dieſe Bäche allein haben den Wegen im Hoch-Pyrenäen-Gebirge eine Möglichkeit gebrochen, immer an ihnen klemmt ſich die Straße hin durch die Schlucht. Es giebt nur drei ſolcher Straßen, und alle drei haben nur einen Anfangs- und Ausgangspunkt bei dem Städtchen Lourdes. Dort treffen, einige Lienes hinter Leſtelles, die Wege von Pau, von Tarbes und von

Bagnères zuſammen, von Nordweſt, von Nord und von Oſt. Der ſüdliche Weg gen Spanien hat hier inmitten des Gebirgsſtockes von Lourdes aus nur einen einzigen fahrbaren Zugang. Und er führt nur in die Bäder. Die Hauptberge, die ſich öſtlich vom Mont perdu über die Rolands-Breſche und Vignemale nach Weſten herüberziehen, ſetzen ihm ein unüberſteigliches Hinderniß entgegen. Ueber Cauterets, St. Sauveur und Gavarny hinaus ſteigt nur der neugierige Reiſende und der Schmuggler, denen es darum zu thun iſt, in die Thäler von Arragon hinab zu blicken. Man traue den Landkarten nicht, die mit leichtem Federzuge ihre Straßen nach Spanien hinüberziehen, ſie ſind falſch. Nur über die Bidaſſoa-Brücke nach Pampeluna hinab, weiter öſtlich über Bagnères de Luchon, am Maladetta-Gebirge vorüber, über Benasque nach Saragoſſa hinab, und unweit des Mittelmeeres von Perpignan nach Figueras führen die drei fahrbaren Straßen nach Spanien. Selbſt die mittlere, an der Maladetta vorüber, würde ich bezweifeln, wenn mir der Zweifel da erlaubt wäre, wo ich nicht ſelbſt bis an die ſpaniſche Grenze gekommen bin. Ich weiß nur, daß das Gebirge dort noch ſehr hoch und ſchwer wegſam iſt, und weiß, daß der Franzoſe ſehr unzuverläſſig iſt im Bericht über Weg und Steg.

Von Leſtelle nach Lourdes beginnt ſchon die Erſcheinung, welche dem Nordländer ſo imponirt: jede Thür-, jede Fenſterpfoſte des ordinären Hauſes iſt von Marmor. Die Marmortiſche und Kamine, die durch ganz Frankreich in jedem leidlich möblirten Hauſe zu finden ſind, verlieren hier plötzlich ihren Reichthumszauber für den Reiſenden.

Auf einem raſchen Pferde kann man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dieſe gebahnten Hauptthäler der Hoch-Pyrenäen durcheilen. Der gewöhnliche Touriſt, welcher alle Ausſichtspunkte beſucht, kann eine Woche in dieſem kleinen Kreiſe zubringen. Man geht zuerſt direct nach Süden bis Cauterets. Es iſt eigenthümlich, daß die Hauptthäler nicht die Hauptkette entlang laufen, ſondern winkelſcharf in ſie hinein, von Norden nach Süden. Der

Anfang dieſes Thalweges und das ganze Thal hieß ſonſt das Thal von Lavedan; wo ſich der Weg ein wenig ſüdöſtlich beugt, nimmt das Thal jetzt den Namen vom Städtchen Argeles, und windet ſich bis gen Luz hinauf. Man kann alſo den Weg bis Luz als ein Hauptthal bezeichnen. Ungefähr auf der Mitte dieſes üppigen Thalweges beugt man halb rechts ab, juſt als wollte man mit der Stirn gegen die Granitwände ſtoßen. Dies iſt der Weg nach Cauterets, das hinter der zugemauerten Welt liegt. Man verläßt hier die Straße nach Luz, nach dem Mittelpunkte der Thäler, weil nach Cauterets nur dieſer einzige Einſchnitt leitet, es führt kein anderer Weg nach Küßnacht; ſeitwärts ſind ſenkrechte Schluchten, hinten ſtellen ſich die hohen Berge vor, der Monné und die Vignemale, welche ganz auf franzöſiſchem Boden der höchſte Pyrenäen-Berg iſt. Man kann alſo von Cauterets nur über die Gebirge weiter, oder man muß dieſelbe Straße zurück. Die Straße ſelbſt iſt in Frankreich wie ein Wunderwerk berühmt, wirklich hängt ſie am Eingange der Cauterets-Schlucht über dem Flecken Pierrefitte wie ein Seiltänzerweg gemauert in der Luft, und ich konnte nicht ſogleich daran glauben, daß dies eine Heerſtraße ſei. Aber die großen Alpenſtraßen nach Italien ſind doch viel mächtigere Werke.

Ich machte ſie mit meinem Gefährten zu Fuß, es war Nachmittags, die Sonne ging aber zeitig unter hinter dieſen thürmehohen Wänden, und trotz der unverkennbaren Chauſſée, trotz einzelner Reiter und Reiterinnen, die einen nahen Badeort verriethen, ſahen wir einander oft fragend an, ob wir uns wol verirrt haben könnten. Denn bei jeder Wendung der Felſen ſah man keine Möglichkeit eines weiteren Zugangs, die Wände traten aneinander wie zu enger Umarmung, der Bach ſelbſt ſchien um ſein Weiterkommen verlegen, zwei Stunden waren vergangen, und die Felſenöde zeigte nicht den geringſten Anſchein, daß hier noch ein Menſchenthal ſich finden könne, die Dämmerung wurde dichter. Ich wußte aber doch, daß Herr Thiers alle Jahre nach Cauterets ginge, Cauterets mußte exiſtiren und Gelegenheit bieten für ein

Nachtlager. Da erweiterte ſich plötzlich die Schlucht, grüner Raſen zeigte ſich ſtatt des nackten Geſteins, verſtreute Häuſer, wie Schreibershau im Rieſengebirge, erſchienen hie und da, nicht ein Marmorſtädtchen, wie ich erwartet, ein auseinandergeſäetes Dorf ſchien ſich zu bieten. Aber die einzelnen Häuſer am Wege waren ungaſtlich verſchloſſen, wir ſchritten immer haſtiger und haſtiger, um der Nacht vorauszueilen, kein Wirthshaus zeigte ſich. Gräfenberg, wie es ſonſt war, ſtieg zum Schrecken vor mir auf, und ein mitleidiger Heuboden ward meine letzte Nachthoffnung. Unterdeſſen hatte ſich der Weg immer leiſe links gewendet, das Thal war weiter geworden, und auf einmal ſahen wir auf der Höhe neben uns leuchtende weiße Gebäude, und unſer Fuß ſtieß an das Städtchen, welches wie Carlsbad oder Baden-Baden ſich verſteckt hatte, und jetzt ſeine Harfen und Dudelſäcke hören ließ, wie jeder wohlorganiſirte Badeort.

Cauterets, St. Sauveur bei Luz, Barèges und die beiden Bagnères ſind die Hauptbadeorte dieſes Hochgebirges. All die Waſſer ſind warm, und ſchmecken ſchlecht vom Schwefel. Alle die Badeanſtalten ſind von Marmor. Die von Cauterets liegt noch ein Viertelſtündchen hinter dem Städtchen aufwärts, wo man links nach der Vignemale ſteigt, rechts nach dem Lac de Gaube und der ſpaniſchen Grenze hinaufreitet auf den kleinen, äußerſt geſchmeidigen Pferden Navarra's, die offenbar aus der mauriſchen Zeit und von der arabiſchen Race ſtammen. Der Franzoſe hat wenig Sinn für das Thierleben, iſt darum ein ſchlechter Reiter, und hat ſeine Pferderacen von Navarra, von Limouſin und der Normandie ungeſchickt vernachläſſigt. Die navarreſiſchen Pferde ſind heute noch in ihrer Entartung unverwüſtlich. Der nordiſche Pferdeſinn hat neuerdings, beſonders durch den Herzog von Orleans, auch in Frankreich einigen Antrieb gegeben, die Geſtüte — bei Pau iſt ein ſolches — werden aufmerkſam behandelt, Pferderennen ſind eingeführt, aber es kommt nicht über einen unbedeutenden Dilettantismus hinaus, die Fremden ſind dabei Sieger, und Frankreich iſt in dieſem Punkte hinter der Zeit zurückgeblieben. Wie todt erſcheint Berlin gegen Paris, und doch ſieht man in Berlin viel mehr ſchöne Pferde als in Paris.

Der Weg zum Lac de Gaube führt oben im Gebirge am Pont d'Espagne vorüber, eine berühmte Schmuggler-Paſſage, ſo daß die Hütte am See auch als Cigarrenladen aufgeſucht iſt. Der ſo hoch liegende See, von ſtarren Felſen eingeſchloſſen, iſt lichtgrün, tief und von heftigen Windſtößen bewegt. Ein Stein am Ufer erzählt den Untergang eines engliſchen Liebespaares in dieſen einſamen Waſſern. Semilaſſo berichtet, ſo viel ich mich erinnere, ausführlich dieſen Vorfall, der jetzt manchen poetiſchen Pilger hier heraufführt in dieſe todtenſtille Gebirgsöde. Sogar den Tannen iſt es hier ſchon zu rauh, ihre Zweige hängen morſch am Stamme wie die Arme eines Menſchen, der verzweifelt. Dennoch fehlt es noch nicht an Lebenszeichen des Gebirges, rechts abwärts von der Vignemale, die ſchneeweiß dieſen Bergkreis beherrſcht, ſieht man an den ſteilen Wandhängen gelbe Punkte. Das ſind Kühe, die Wolkengräſer ſuchen. Dies Thier iſt zu gedankenlos, um Schwindel zu haben.

Der Führer ſtellte uns hier die Wahl, über die Vignemale und die daran ſtoßenden Bergrücken nach Gavarny, dem großartigſten Pyrenäen-Schluſſe Frankreichs hinüberzuſteigen, oder rückwärts über Pierrefitte die Thalſtraße dahin zu wählen und den eigenſinnigſten Berg, die Rolands-Breſche zu erſteigen. Er liegt über dem Circus von Gavarny, an den Schultern des Mont perdu, iſt halb ſpaniſch, voll böſer Launen und ſchwer zu erklimmen. In der guten Zeit des Vor-Mittelalters, wo man noch keinen Weg brauchte, iſt Roland mit ſeinem Schlachtroſſe da hinauf geritten, und hat mit ſeinem guten Schwerte Durandarte eine Breſche in den Fels gehauen, damit der Fels endlich ein Ende nehme, und einen Durchgang nach Spanien geſtatte. Ich weiß Poeſie und Proſa zu unterſcheiden, und mißtraue all den Wegen, die ein Mythus berühmt gemacht. Wären ſie menſchlich, ſo hätten ſie keinen Mythus gebraucht. Zudem bin ich kein ſolcher Naturforſcher, daß es irgend Jemand was nützen könnte, wenn ich einen ſelten betretenen Weg beſchriebe. Der eitle Schein intereſſirt mich hierbei nicht, der ſonſt als ein poetiſcher Reiz auch für Rechtfertigung des thörichten Unternehmens genügt. Wozu alſo ein Leben ausſetzen, das vorderhand immer noch die einzige Möglichkeit iſt, zu handeln und zu genießen? Kein Memoire erzählt, daß Heinrich IV. auf die Rolands-Breſche geklettert ſei, nicht einmal in Verfolgung der Iſards, es war da keine Spur zu ſuchen für ſeinen Charakter, und Napoleon hat verſichert, es ſei ſtets eine Thorheit, ſich ohne Zweck und Noth in eine Gefahr zu begeben.

So deutliche Grunde wirkten nichts auf meinen Gefährten. Eben weil ſo ſelten Jemand bewogen ſei, auf die Breſche zu klettern, ſollten wir es thun. Das Geſchlecht dieſer Logik iſt leicht zu erkennen. So ging es denn den braunen Schluchtweg nach Pierrefitte zurück und dann rechts im Thal von Argeles weiter nach dem offenen Thalkreiſe von Luz. In dieſem weiteſten, gerundetſten Becken der Hoch-Pyrenäen liegt auf einem einzelnen Hügel ein verzaubert Schloß des ſchwarzen Prinzen, unten nicht weit davon das Städtchen Luz und über ihm hinaus, an der Lehne des hohen Pic de Bergons eine verfallene Abtei der Tempelherren. Die Geſchichte hat hieher ihren Weg gefunden, wie vermittelſt der Gaves die Thäler hierher ihren Weg finden. Dieſer Thalwege ſind drei: der erſte von Nordweſt herkommend, von Lourdes, Argeles, Pierrefitte war der unſerige, und er allein läßt den Berggefangenen zu Wagen hinaus in die Welt. Luz liegt im nordöſtlichen Winkel des Thalbeckens, und dort hinaus führt der zweite Weg nach Barèges, aber nur bis Barèges. Die Gebirge des Pic du Midi und des Tourmalet ſtellen ſich dort vor, und laſſen nur zu Fuß oder zu Pferde hinübergelangen ins Campaner-Thal und nach Bagnères de Bigorre, das an der Abdachung des Gebirges liegt. Eine Viertelſtunde ſüdlich von Luz iſt St. Sauveur, und da führt der dritte Weg in die Schlucht von Gedre und Gavarny, direct nach Spanien. Man reitet an ſchwindelnden Abhängen bis Gavarny, und iſt dann am Ende Frankreichs und alles Weges. Ein himmelhoher Halbkreis ſenkrechten Granits ſtellt ſich vor zur

Scheide der beiden Länder, der Cirque von Gavarny, ſpaniſche Waſſer herabſtürzend von der Wolkenhöhe wie Spott und Hohn gegen den dreiſten Franzoſen.

Das Becken von Luz, zugeſtellt von hohen Bergen, hat vielleicht nur eine Lieue im Umfange, aber es iſt angefüllt mit allem Pyrenäen-Reize: die dunklen Farben glühn von den Kuppeln der Berge bis zur Buchsbaumhecke und dem Thymian- und wilden Safrangeſträuch, die breitſchattigen Maronen und Nußbäume und Ulmen gedeihen in Pracht, obwol das Becken von Luz faſt ſo hoch wie der Brocken gelegen iſt. Die Sommer ſind entzückend und die Winter zweifelloſe Winter, wie der Deutſche ſie liebt.

Das Städtchen Luz iſt an den Rigi der Pyrenäen gelehnt, an den Pic de Bergons, den man bis zur Spitze zu Pferde erſteigen kann. Hier genießt man die volle Ueberſicht der Hauptſpitzen, nach Süden der Pics in Spanien bis zum Mont perdu, dem höchſten Haupte des ganzen Gebirges: nach Südweſten der Vignemale: nach Norden, gegen die franzöſiſche Fläche hin des Pic du Midi. Es iſt wie ein Lanzenwald, hier in blaurothen Stahlſpitzen flimmernd, wo der Granit nackt zu Tage liegt, dort, beſonders gen Spanien hin, in Silberſpitzen ewigen Schnees. Immer wieder folgt der Blick jener langen Schlucht, die ſich nach Gavarny hinaufzieht, ſich zum Circus aufbaut und wie von Himmelsfeſtungen gekrönt iſt durch die Tours de Marboret, die Rolands-Breſche, die falſche Breſche und hinter und über Allem erſt durch die Culotte du Mont perdu, endlich durch die letzte und höchſte Kuppe des Mont perdu ſelbſt. Hier wird die Welt ſo hoch, daß ſie ſelbſt den Charakter der Pics verliert, den Charakter der ſpitzen Regelmäßigkeit. Breite Schneeflächen, einzelne Gletſcher bedecken und verwirren dieſe Regelmäßigkeit, die Breſchen, nach oben offene Thore, je zu zwei Pfeilern, zacken ſich eigenthümlich aus gegen die durchſichtige Luft, die Culotte ballt ſich rund auf, wie eine Alp von Stein, und die Spitze des Mont perdu, öſtlich von ihr und den Breſchen, ſchließt weniger ſpitz als jeder Pic zweiter Gattung.

Wie weich und mild erſcheint daneben rückwärts das Becken von Luz mit ſeinem ſchmalen Durchblicke aufs Thal von Argeles! Ein Schneeſchauer zog wie ein Schleier über die Pics daher; es war im Anfange des September, am Himmel ſchwamm der Sonne Gold, durch die Luft wehte der durchſichtige ſilberne Schleier und unten lag in magiſcher Beleuchtung das Becken von Luz, ſein dunkles Grün und Braun hinausſchlängelnd in die Thalöffnung von Argeles.

Als wir vom Pic de Bergons wieder hinab kamen nach Luz, nahmen wir dann friſche Pferde und ritten nach dem Thalwege, welcher ans hieſige Ende der Welt, welcher nach Gavarny führt. Hinter Gavarny kommt der große Circus der Marboret-Felſen. Sie vermauern hier Frankreich, und über ihnen thront die Rolands-Breſche, die Culotte des Mont perdu und der Mont perdu ſelbſt. Einen Promenadeweg entfernt von Luz liegt der kleine Badeort St. Sauveur und hier beginnt der Thal- oder Schluchtweg nach Gavarny.

An welchen Abgründen, über Marmorbrücken, an wie viel Waſſerfällen reitet man da hinauf, drei Stunden lang, immer häuptlings bedroht von ſteilen Bergen! Darunter heißt noch heute einer der Biſigoth, wol zum Gedächtniß der Weſtgothen, die einſt das Land bedeckt haben. Da ſind Echos, Waſſerfälle und wie viele andere Nürnberger Waare der Naturreize, die mit ihrem Detail-Anſpruche den Eindruck zerſplittern. Zum Beiſpiele ein großes und kleines Chaos, woran der Franzoſe ſeine ſeltenſten Worte verſchwendet. Es iſt dies ein durcheinander gebrochenes Felsgeſtein von geringer Bedeutung im Vergleiche der Maſſen, die vom Circus herabſtarren. Der Tag verſchwand uns wieder zu früh in dieſer Enge, den kleinen Pferden mußte die Sorge allein bleiben vor dem Abgrunde, an welchem der drei, vier Schritte breite Weg meiſtens hinführt, denn der Führer war zurückgeblieben. Der franzöſiſche Führer unterſcheidet ſich vom Schweizer durch gedankenloſe Sorgloſigkeit; „n'ayez pas peur“ iſt der einzige Rath, den er im Munde führt. Moraliſche Spannung iſt ihm auf der Straße wie im Kriege das Hilfsmittel gegen Alles. Wie genau er ſei in Hervorbringung und Schöpfung von Möbeln und kleinen Formen, draußen in freier Luft ergiebt er ſich aller galliſchen Oberflächlichkeit, und das Erbtheil Roms, das Erbtheil genau begrenzter Faſſung vergißt er völlig außerhalb der Geſellſchaft und des ſtädtiſchen Lebens.

Der Gave de Pau kommt hier vom Circus herunter, über die letzte durchlöcherte Brücke führt der Weg ins Wirthshaus von Gavarny. Hier war der Führer vorausgelaufen und weit jenſeits drüben pfiff er ſein baskiſch Lied; die Pferde hatten in den Brückenlöchern geſtrauchelt, aber kein Bein gebrochen, und mit „n'ayez pas peur“ empfing er uns am Eingange der großen Wirthsſtube, wo der ſpaniſche Feuerherd, das ſpaniſche Patois, und der braune Pyrenäen-Mantel mit großer Kapuze uns begrüßten.

Glücklicherweiſe erkrankte mein Gefährte in dieſer Nacht, und entging dadurch der Wahrſcheinlichkeit, anderen Tages den Hals zu brechen. Ich zog allein aus, ein Schlachtopfer der Eitelkeit, die Breſche zu beſteigen. Jean-Marie, der Führer, hatte erklärt, daß trotz Steigeiſen und Stöcken ein Führer nicht genüge, und hatte einen der Kapuzenmäntel, einen alten Iſard-Jäger geworben. Es war ein ſpaniſcher Baske, der nichts von franzöſiſcher Sprache wiſſen wollte. Er trug Sandalen und Kamaſchen von behaartem Kalbsleder, die kurze Hoſe und Jacke von brauner Lammwolle, und die geſtrickte, ebenfalls braune, phrygiſche Mütze des Hoch-Basken, die ſich feſt an die Ohren legt und ganz verſchieden iſt von der platten bauſchigen Baskenmütze. Eine lange Flinte für gelegentliche Gemſenjagd hing ihm auf der Schulter, und das alte ernſthafte Geſicht, wetterwüſt — basané iſt des Franzoſen Ausdruck — fühlte nach dem Wetter. Er ſchüttelte leiſe das Haupt, und wir ſtiegen aufwärts am Gave, bei einer Glocke vorüber, die am Ende des Dorfes in freier Luft angebracht war. Dies geſchieht überall, wo es am Thurme fehlt, und das Gebäude der Templer, die ſelbſt bis Gavarny gedrungen, exiſtirt nicht mehr für Religions-Anſtalten dieſer Art. — Nach einer

Stunde waren wir im Angeſichte des Circus, jener halbkreisförmigen Granitmauer, die ſich wol eine halbe Lieue ſcheitelglatt umherzieht. Ein ſchmaler Waſſerfall, viel, viel höher als der Staubbach in Lauterbrunn, fällt da herunter. Der Raum iſt zu groß, man hört kein Geräuſch von ihm. Napoleon hat einmal mit dem Präfecten der Hoch-Pyrenäen hier geſtanden vor dieſer unbezwinglichen Grenze Spaniens — „zwei Millionen ſind hinreichend“, hat er ärgerlich geäußert, „um dies Hinderniß einer Heerſtraße zu ſprengen“. Soll dies nicht einen Gott verdrießen?

Beſorgt blickte ich links und rechts, wie uns ohne dieſe Millionen ein Zugang auf dieſe Höhen möglich ſei. Nach der rechten Seite hin wieſen die Führer, ja das mag wol die rechte Seite ſein, aber ſie iſt eben ſo perpendiculär wie alles Andere. Ohne Brücke paſſirten wir den Gave, der von da oben herabkommt aus dem See des Mont perdu und nicht weit von uns durch eine von Schnee gewölbte Brücke nach Frankreich herabrauſcht. Jene Brücke von Schnee und Eis gebildet, das ſich einſt in grauer Vorzeit verſpätet und, von Jahr zu Jahr neu verſehen, dauernd erhalten hat, ſchien entweder den Führern zu weit entlegen, oder wie Zuckergeſtalt blos des Schauſpiels halber vorhanden, kurz wir ſprangen von Stein zu Stein im Gave und halfen uns auf dieſe Weiſe hinüber. Es lag in dieſem Circusgrunde ſonſt kein Schnee, und wir kamen über Steinblöcke und Geröll unaufgehalten an die Mauer. Hier erwartet jeder billig denkende Touriſt doch einen Schimmer von Fußſteig, findet aber nur das, was die Gemſe eine bequeme Promenade nennen mag. Man benützt die ſchmalen Felsabfälle, und bringt ſich dadurch weiter, daß man nicht geradeauf verlangt, ſondern ſich immer nach der Seite wendet. Hinabzuſehen iſt nicht nöthig, da es auch dem bündigſten Kopfe Unordnung erwecken kann, und da man ja zunächſt nur hinauf will. Eulenſpiegels Wort und eine Doppelflinte, womit ich beladen, machten mir große Pein. Ich geſtehe, daß ich gern an den weiteſten Rückweg durch Spanien gedacht hätte, wäre nicht da drüben jenſeits der Breſche Cabrera und das Erſchießungsſyſtem geweſen. Man denkt, über Abgründen hängend, äußerſt klar und kurz, alle Schriftſteller-Manier verſchwindet, und ich fand das Mißverhältniß ſchreiend, für ein paar Zeilen Reiſebeſchreibung ſo lange Gefahr zu laufen. Gar zu gern hätte ich meine Flinte Jean-Marie aufgepackt, nicht blos weil ſie ſchwer und er aller Bürde ledig war, ſondern weil ſie jeden Augenblick anſtieß und mich nach dem Abgrunde ſtoßen wollte. Uebrigens war es auch mit allem anſtändigen Gange menſchlicher Art längſt vorbei, das Thier hat ganz Recht auf allen Vieren zu gehen, und als der Schweiß rieſelnd von mir lief, und das ſtete Gleichgewichthalten mich erſchöpfte, folgte ich dem thieriſchen Erhaltungstriebe und kroch auf allen Vieren. Es gab nicht Raum, eine Flinte abzuſchultern, ich trug mein Kreuz als Strafe für die Jagdpaſſion, ich philoſophirte über des Basken haarige Sohlen, womit er ſo viel ſicherer vor mir aufklammerte, ich verwünſchte die Bildung, Pariſer Abſatzſtiefeln und Hoſenſtrippen — und ich erreichte den Gipfel der Wände.

Ach, es war nur die erſte Station! Aber es ging nun eine Zeitlang ſanfter, die Abgründe verſchwanden hinter uns, eine kümmerliche Matte, durch Steine und die hohe Lage verdorben, zog ſich vor uns hinauf, Jean-Marie, der Nachtrab, kam zu uns, und keuchte „n'ayez pas peur!“ Links und rechts ſah man die Felsthürme des Marboret noch weit oben, die Breſche aber nicht, und Wolken kamen mit Regen dahergebrüſelt. Weiter aufwärts erſchienen braune Hammel, das Thier, das den Montagnard nährt und kleidet. Zwei ſpaniſche Hirten, in der maleriſchen arragoniſchen Tracht lagen unter einem Felſen, der ſie gegen den Regen ſchützte, wenn auch nicht von der Seite, doch von oben.

Wir verließen unſere Richtung, um bei ihnen einzutreten, und um einen Trunk Milch in ihrem Keſſel heiß zu machen. Es iſt noch franzöſiſches Erdreich, aber hier oben macht man kein Eigenthumsrecht geltend, der Berghirt auf der Breſche iſt über dem Geſetze. Bis der Schnee die letzten Halme bedeckt, bleibt er hier oben, und holt ſich nur zuweilen unten in Jorla ein Paar große Brote. Iſt er ganz ausgehungert, ſchlachtet er einen Hammel, und wenn die Lüge auch auf dieſer Höheneinſamkeit entſtehen kann, ſo ſagt er ſeinem Herrn, der Hammel ſei in eine Schlucht geſtürzt. Wie glücklich der Autor, der für ſolches Hirten-Publicum ſchreiben darf, Alles darf er ſagen, hier iſt Zeit und Raum zum Leſen. Es waren ſchlanke Burſche mittlerer Größe, ſanft und ſtumpf, die einſame Zeit dient ihnen nicht zum Denken, ſondern zur Gedankenloſigkeit. Einſamkeit ohne Gegenſatz iſt Oede.

Weiter hinauf wurde der flache Berg noch ſteiniger, und Schneeſtriche begannen. Wir verloren einige Zeit, der Baske und ich, einen Gemſentrupp zu beſchleichen, der hinter einem Schneefelde zu ſpüren war. Eine Schneewolke vernichtete allen weiteren Jagdplan, und wir ſtiegen wieder den Schneehang hinauf. Die für mich beſtimmten Steigeiſen waren zu weit, und ſo mußte ein Kamm von Geröll zum Wege erwählt werden, ein Weg, der beinahe ſo viel zurückbringt, als vorwärts, und der doch wie Alles ein Ende nahm. Wir ſtanden oben, die Breſchepfeiler wie Thürme in geringer Entfernung vor uns, aber aus Arragon herüber tobte ein abſcheulicher Schneeſturm zwiſchen ihnen hindurch, und ein Gletſcher lag noch zwiſchen uns und dem erſtrebten Punkte. Nicht ein Gletſcher wie in der Schweiz mit Zacken und Zinnen, ſondern ein rund abgehobelter Kegel, der ohne den geringſten Höcker hinabeilte in eine von Nebel bedeckte Tiefe. Ein Schneehauch lag darüber, um ihn noch glatter zu machen. Was thun? Ich mußte zu den ſchlotternden Steigeiſen flüchten, und mich den Göttern anvertrauen. Oder ſollte ich umkehren? Die Breſche lag ja nur hundert Schritte vor mir, ich war ja doch bei ihr geweſen, und wenn ich prahlen wollte, wer verriethe es denn? Jean-Marie war dieſer Logik nicht abgeneigt, aber der Baske ſchüttelte den Kopf. Er eröffnete den Zug, er verſtand und ſprach plötzlich franzöſiſch, und verſprach mir im Nothfalle die Hand, wenn ich fiele. Seit dem Winter mußte Jemand oben geweſen ſein, es waren noch ausgewaſchene Spuren von Beilſtufen vorhanden, für uns von großem Werthe, da Jean-Marie das Beil vergeſſen hatte. Man paſſirt den Gletſcher mehr quer als aufwärts, die Beine kommen deshalb leichter einander in den Weg, und das Gleichgewicht iſt ſchwerer zu halten. Der Schwindel war äußerlich nicht unterſtützt, da man nur etwa hundert Schritte die Flucht des Eisberges nach unten erblickte, und dann nur dicken Nebel ſah. Die Phantaſie hatte nur zehn Minuten lang zu ſchweigen — mich peinigte es blos, daß man dies Alles noch einmal zurück und abwärts machen müſſe, beſonders die Thurmwände unten! Die Steigeiſen kamen denn einander auch richtig in den Weg, weil ſie ſich verſchoben, ich ſtrauchelte und fiel in der Mitte des Gletſchers auf ein Knie. Da war ich denn in abſoluter Lebensgefahr. Der Baske reichte mir die Hand, ich riß den ſchlotternden Stachelſchuh ab, und ließ ihn in die Tiefe rollen; ich ſelbſt kam heil hinüber, und trat in den tiefen Schnee, der die Breſchenthürme umgiebt. Jean-Marie, der Nachtrab, ſchrie um Hilfe. Er war noch mitten auf dem Eisberge, er hatte feſte Steigeiſen, was hat er? N'ayez pas peur! Der Wicht hat Furcht, murmelte der Baske, und zog mich in den Sturm hinein, der durch die Breſche raſte.

Die letzten Wendungen im Schnee, wo man noch einmal abwärts und aufwärts ſteigt, unſicher wie in Wolken, verrücken Einem entweder die Himmelsrichtung, oder die Breſche ſteht ſchief zwiſchen den Grenzen, der Baske drehte meine Schultern herum, denn ich ſah nach Frankreich, wo ich nach Arragon zu ſehen glaubte, und ich bin ſonſt himmelsgegendfeſt. Iſt's ein alter Zauberſpuk der Mythenbreſche? Gott ſegne das Roß Rolands, es hat ſich beſſer benommen als ich und Jean-Marie, der mich in dem Windlärmen ohne Aufhören anſchrie, wie ich hieße, und ob ich nicht meinen Namen einkrallen wollte in den Fels neben ich weiß nicht welchem Bourbon und ſonſt wem, der da angeſchrieben ſei. Die Luft riß ſich aber eben einen Augenblick auseinander über die Felſen und Klüfte nach Saragoſſa hinab, und der Baske ſprach mir Wichtigeres über die braunen und blauen Abdachungen, die nach dem Ebro hinabſtürzen, er liebte das Land jenſeits der Breſche, jenſeits der ſie überragenden Marboretieſten, denen die Breſche zugehört. Der Blick nach Spanien iſt reicher als der nach Frankreich. Denn hier ſchrumpft das Thal von Gavarny zuſammen und man ſieht nur das wüſte Meer der Pics, während der Blick gen Arragon hinab deutlicher ins Land gleitet.

Aber ich blieb nach all der Mühe nur etwa zehn Minuten in jener Pforte ſtehen, der Sturm war gar unbändig. Lohnt das der Mühe? ſagt man in der Lauſitz, und zurück muß er doch, wie ſehr ihm davor grauſt.

Es ging denn auch zurück, aber fragt mich nur nicht wie? Unter ſtrömendem Regen, den ich verwünſchte und nach ein paar Stunden ſegnete. Als wir nämlich endlich doch wieder unten im Thalboden des Circus ankamen, da war die Felſenmauer hinter uns in ihrer ganzen Breite ein Waſſerfall, ein Waſſerfall wohl eine halbe Wegſtunde breit und wohl tauſend Fuß hoch. Ein prachtvoller Anblick!

Es iſt das Loos aller Berge wie aller Größen: man erſehnt ſie, man begrüßt ſie mit Jauchzen, und gar bald drücken und beengen ſie uns, wir wollen ihrer ledig ſein um jeden Preis. Der unternehmungsluſtige Menſch bleibt nicht in Bergen wohnen. Selbſt aus der ſchönen Thalrunde von Luz, wohin wir zurückgekehrt, ſtrebte ich haſtig nach Barèges hinauf, durch die Schlucht nach Norden, um hinüber zu kommen nach Bagnères de Bigorre, wo das Land wieder offen iſt, um dieſer Rieſenumarmung zu entgehen, welche die Sonne ſo ſpät erſcheinen, ſo früh verſchwinden macht. Das Schönſte iſt uns im Wege, wenn es den Blick, wenn es die Welt beengt, unſere Seele verlangt noch mehr als die Macht des Reizes, als die Macht der Kunſt und Grenze, ſie verlangt die Weite, die ewige Weite, was unvollſtändig Freiheit genannt iſt, und was die erfüllteſte Geſchichtsepoche weiter treibt zur Auflöſung, zu neuer, weiterer Geſtaltung.

Hinter Barèges iſt zwar auch nach Norden der Weg zugeſtellt durch den Pic du Midi und den Tourmalet, aber man kann hinüber und es iſt der kürzeſte Weg. Bis Barèges ſelbſt führt jetzt die Schlucht hinauf eine ſchöne Straße, unter Ludwig XIV. erſt veranlaßt durch die Maintenon. Sie kam mit einem kranken Prinzen hierher zu den Waſſern von Barèges, die noch ſchwer zugänglich in Bergſümpfen lagen. Es gab nur wenig Hütten und es war ſehr traurig. Heute beſteht der Ort aus einer langen Straße, und iſt noch der rauheſte und traurigſte der Pyrenäen-Bäder. Krieger, von alten Wunden gepeinigt, Schnurrbärte aus Aegypten und Rußland ſuchen hier Linderung, wo der ganze Norden zwar vermauert iſt durch Felſen an die 9000 Fuß hoch, wo man aber im Orte ſelbſt an die 4000 Fuß hoch wohnt.

Von hier beſteigt man den Pic du Midi, auf den neuerdings ein guter Weg gebahnt worden, und von dem man den weiteſten Blick ins Franzoſenland genießt. Denn dieſer berühmte Pic ſteht neben dem niedrigeren Tourmalet an der nördlichen Grenze des Hochgebirges, dem abfallenden Lande zu. Er trägt den Beinamen de Bigorre, weil der Name Pic du Midi öfter vorkommt, beſonders in den Baſſes-Pyrenées, in der Gegend der Bäder Eaux chaudes und Eaux bonnes. Lange Zeit war er allen Reiſenden der Hauptpunkt, und ſeine Lage, ſeine Höhe von 9000 Fuß verdienten die beſondere Aufmerkſamkeit. Rückſichtlich der ſogenannt lohnenden Ausſicht ſteht er noch heute obenan. Aber neuerdings drängt man ſich nach dem Beſonderen, nach dem Höchſten, nach der Breſche, nach dem Mont perdu, nach der Maladetta, nach jener krönenden Granitfeſte, die ſüdlich von der Maladetta bis nördlich über den Perdu, die Breſchen und die Vignemale hinausgeht. Dieſe höchſte Feſte läuft einige Meilen ununterbrochen, und iſt die wahrhaftige Krone dieſes fünfzig deutſche Meilen langen Gebirges, das vom Cap Higuer am biscayiſchen Golfe bis in das mittelländiſche Meer geht am Cap Cervera unweit Port Vendres. Die Maladetta und der Mont perdu ſind natürlich am wenigſten beſtiegen, aber ſie ſind gemeſſen, und der

Perdu, für uns Pyrenäen-König, hat um 300 Fuß ſeine Krone an jene verwünſchte Dame Maladetta abtreten müſſen. Sie iſt 10,722 Fuß hoch, und in ihrer Nähe ſind auch die meiſten Gletſcher, serneilles hier genannt. Sie ſind, wie alles ewige Eis hier, unbedeutender als in der Schweiz, da unter ſo heißer Sonne erſt mit 8000 Fuß die Schneelinie beginnt. Nach dem Mont perdu, 10.402 Fuß hoch, folgt die Viguemale mit vier anderen Pics, die dem Perdu nur um hundert Fuß nachſtehen. Daran ſchließt ſich eine Reihe von 9000 Fuß hohen, worunter die Breſche und zuletzt der Pic du Midi.

Es iſt nicht eine äußerliche, eine Pariſer Mode, die jetzt über den Pic du Midi hinausdrängt. Der Franzoſe ſelbſt nimmt wenig Theil daran, das romantiſche, das abenteuerliche Reiſen iſt nicht ſeine Sache, es ſind meiſt Fremde, die in der Unwegſamkeit herumkriechen. Der Franzoſe heiſcht grandes routes. Neuerdings, mit England und Deutſchland viel beſchäftigt, iſt er wol ein wenig davon abgegangen, aber das Naturell wird, ſeinem eigenen Ausdrucke nach, im Galopp zurückkehren.

Wir waren zu Roſſe das Baſtan-Thal hinauf auf der Höhe des Tourmalet angekommen, und ſahen zum letzten Male hinter uns nach der Kronenfeſte des Gebirgs, die abſchießt im Gavarny-Circus wie unnahbar.

Diesſeits des Tourmalet, den Pic du Midi zur Linken, ſteigt man in die Schluchten, wo der Adour entſpringt, und bald eine Cascade bildet, ſteigt man in das berühmte Campaner-Thal, das nach Bagnères de Bigorre führt, ans Ende der Pyrenäen.

Ueber den Namen „Pyrenäen“ haben die Franzoſen die wunderlichſte Ableitung. Sie gehen im Sinne der Vulcaniſten auf das griechiſche Wort Feuer — pyr — zurück, citiren den Plato, daß dies kein eigentlich griechiſches, ſondern ein phrygiſches Wort ſei, machen die Brigiens-Gaulois zu den Vorfahren der Phrygier, und erklammern ſolchergeſtalt eine galliſche Bezeichnung für Feuerberge. Sind alsdann die warmen Quellen der Pyrenäen nicht Zeugniß genug für Feuer, ſo weiſen ſie auf die vulcaniſchen

Man hat ihr im Zimmer oder in ſonſtiger Einſamkeit nachzugehen, nicht auf Reiſen.

Auch die Lebenszeichen von Heinrichs IV. Jugend ſind nicht mehr zu finden. Als junger König von Navarra lenkte er ſeine Jagdſtreifereien ſo gern hierher nach dem Campaner Thale. Da ſtand ein Schloß, da wohnte eine Schöne. Ihr ſprach er ſo gern von der Unſterblichkeit ſeiner Liebe. Und ſeine Liebe war unſterblich, wenn auch veränderlich, und die Sage von ſeiner Liebe im Campaner Thale wird dauern, obwol das Schloß d'Aſté zerſtört iſt. Wollüſtiges Bagnères! in Deine Marmorbecken ſtieg der Bearner ſo gern, um Staub und Schweiß der Jagd abzubaden, und ſich mit dem Lebenshauche Deines Waſſers zu durchdringen. Es iſt der größte und prächtigſte Badeort Frankreichs, das franzöſiſche Bath, von unſeren Bädern Wiesbaden am Aehnlichſten. Die römiſchen Conſuln, die römiſchen Cäſaren, Auguſtus ſelber haben in Bagnères gebadet. Zweiunddreißig Quellen ſprudeln hier am Abhange des Gebirgs, als wollten die Pyrenäen da, wo ſie die Ebene berühren, alle Herzadern öffnen. Alle ſind in Marmor gefaßt, und über mehreren wölben ſich Marmorpaläſte; Hotels und Boutiken ſchimmern; die Stadt von 8000 Einwohnern birgt faſt in jedem Hauſe ein navarriſches Pferdchen zur Reitluſt der Gäſte. Nach Südweſt hinauf ſteigen Hügel; Baumgruppen mannigfach, Alleen, engliſche Gärten, ſchlängeln und vertiefen ſich in den ewigen Berghinterhalt, der hinabſieht auf die Ebene von Tarbes.

Von Bagnères aus unternimmt der Touriſt die Partien ins Hochgebirg. Berittene Führer, wenn es nur den Thälern gilt, ſtehen überall zu Dienſt. Die Maintenon ſelbſt hat kühn den Anſtoß gegeben: ſie wagte ſich mit dem kranken Prinzen von Maine geradeaus über den Tourmalet, weil die Straße von Luz hinauf nach Barèges noch nicht fertig war.

25.

Geht man noch einige Meilen ſüdlicher bis ins kleinere Bagnères de Luchon, auch ein Badeort zwiſchen Alleen und Fruchtfeldern zu Füßen der Maladetta, ſo hat man im Weſentlichen die Grenze erreicht jener Bearner Hugenottenwelt. Der tiefere Süden des Pyrenäen-Gebirgs hat im zunächſt anſtoßenden Lande Foix nur noch eine Anknüpfung daran, und verliert ſich im ſüdlichen Theile, im Lande Rouſſillon völlig in unwandelbar katholiſches, ſpaniſch katholiſches Land. Dieſer Pyrenäentheil, obwol diesſeits der Hochkette, mit ſeiner Hauptſtadt Perpignan, war Catalonien eng einverleibt, wurde erſt unter Richelieu franzöſiſch, hat noch heute auf dem Grunde ſeines Patois das Cataloniſche, das ſich griechiſcher Abkunft rühmt. Hier ſind die Uebergänge Hannibals, Pompejus' und Cäſars, für welche einſt Marmorſäulen errichtet waren, hier iſt jener abgeſonderte Zweig des Pyrenäen-Gebirgs, der Canigou, der allein, gebirgseinſam nach dem Languedoc zu gelegen iſt, und den man bei klarem Wetter auf den Höhen Toulouſes und Montpelliers ſieht. Daher jene befremdliche Rede, daß man vom Platze Peyrou in Montpellier die Pyrenäen ſehen könne.

Das Ländchen Foix ſelbſt, das Vaterland der kriegeriſchen Foix, des Marſchalls Clauzel, und des zweifelſcharfen Bayle, ſcharf im Zweifel und unfruchtbar wie die zackigen Felſen des Ländchens, kam mit Heinrich IV. an Frankreich. Es birgt in einer Schlucht, die nach Spanien ausläuft, eine politiſche Merkwürdigkeit, die vielleicht in der Hugenotten-Epoche ihren Theil Anregung beigeſteuert zum Gedanken jener Communen-Republik, woran Richelieu den Krieg auf Leben und Tod knüpfte. Es birgt noch heute eine Republik, eine freie Republik, unabhängig von Spanien, ſo gut wie unabhängig von Frankreich. Es handelt ſich hier nicht um einen bildlichen Ausdruck, ſondern um die wirkliche Republik von Andorre. Glückliche Einſamkeit, Armuth und Kleinheit eines Thales, nach denen in Madrid und Paris noch Niemand gelüſtet hat! Heinrich IV. beſtätigte ihnen den freien Zuſtand, Napoleon ſogar that's, da Andorre ſelbſt den leiſen Zuſammenhang mit Frankreich zurückverlangte, den Niemand aufgehoben hatte als die franzöſiſche Republik von 1793. Und ſo zahlen ſie, die 6000 friedlichen Republikaner von Andorre, nach wie vor ihre 962 Francs Feudalgebühren an Frankreich, um die Aus- und Einfuhrrechte zu genießen nach wie vor. Ihre politiſche Einrichtung ſtammt von Carl dem Großen, und der Archäologe kann hier am Leben ſtudiren.

Das Thal von Andorre beſteht aus zwei ſchmalen Schluchten, die am Orte Andorre zuſammenſtoßen und gen Urgel hinab nach Spanien ausgehen. Das Ganze hat die Geſtalt eines Y. Ihr geiſtliches Haupt iſt auch der Biſchof von Urgel, der ſich aber um nichts als um ihr Seelenheil zu kümmern hat. Sie ernennen ſelbſt ihren großen Rath, der aus 24 Mitgliedern auf Lebenszeit beſteht. Dieſer wählt zwei Syndicus, denen obliegt, die Geſchäfte der Regierung zu führen und die Verſammlungen zu berufen. Der geringe Unterricht, den der Hirte ſuchen kann, wird in der öffentlichen Schule jedes Kirchſpiels umſonſt ertheilt vom Vicar der Kirche. Künſte und Luxus ſind unbekannt, ja gefürchtet, die Sitten ſind dieſelben wie zu Carls des Großen Zeit. Das Familienhaupt, erblich von Erſtgebornem zu Erſtgebornem, iſt allgebietender Patriarch. Er wählt die Frau des nächſten Erſtgebornen, und ſieht dabei nicht auf mehr oder weniger Mitgift, aber ſtreng auf andorriſche Würdigkeit der Familie. Der Familienname der Frau kommt mit zum Namen des Gatten; ſolcher Doppelname iſt nöthig für irgend ein Amt. Sind nur Töchter in einem Hauſe, ſo iſt die älteſte Erbin und wählt den jüngeren Sohn einer Familie, und ſo hat ſich in dieſer Familien-Ariſtokratie das Ländchen ungeſtört erhalten, ein unbedeutend Hirtenländchen. Wer nichts beſitzt, genießt kein Recht, wird aber liebevoll behandelt und liebt wieder. Der Erſtgeborne, obwol Haupt des Stammes werdend, erbt nur ein Dritttheil vom ganzen Beſitze. Die anderen zwei Dritttheile werden gleichmäßig unter die übrigen Geſchwiſter vertheilt. Jeder Familienvater muß eine Kugelflinte mit Schußbedarf im Hauſe haben gegen einen möglichen Feind von außen, denn im Ländchen ſelbſt ſtiehlt und raubt Niemand. Die Strafen ſind gelind, einer Todesſtrafe weiß man ſich nicht zu erinnern. Wolle für Kleidung, Eiſen für Geräth und Waffen und alle Nahrung haben ſie hinreichend, Eiſen verkaufen ſie ſogar nach Spanien. Dies ſind die „Thäler und Souverainetäten von Andorre“, wie ſie ſich nennen.

Sie ſind ſtreng katholiſch, und gaben keinen Einſchlag in die neue Welt von Völkerſchaften, welche mit Heinrich IV. auftrat. Dieſer nachgehend muß man aus der Ebene von Tarbes, aus dem Lande Bigorre, öſtlich ins Languedoc reiſen durchs Land von Armagnac, von Cominges, durch das untere Foix. Da begegnet man an den Ufern der Arriège, die auf den Höhen vor Andorre entſpringt und nordwärts nach der Garonne eilt, und man begegnet an den Ufern der Garonne ſelbſt den Grenzen von Languedoc.

Der Uebergang in dieſe mächtige, damals ſo hugenottiſche Provinz iſt ohne beſonderes Intereſſe von dieſer Seite. Das Land wellt ſich in mittelmäßiger Fruchtbarkeit abwärts, es wächſt ein leichter weißer Wein, und man findet, gerade auf Toulouſe zugehend, einen hohen Hügelgürtel wenige Stunden hinter Tarbes, von wo die Pyrenäen in größter Länge ſich vor dem Blicke ausſtrecken, rechts über Pau hinaus, links bis zum Canigou und Mont Louis. Tarbes ſelbſt, ein platter, proſaiſcher Ort, hat ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, das Gebirg nicht zu ſehen, und nicht ſehen zu laſſen. Alle Häuſer kehren ſich davon ab, und nur die Miſthaufen kehren ſich ihm zu. Nutzbäume ſind noch zwiſchen ſie und die Berge gepflanzt, man will durchaus nichts von Naturſchönheit. Tarbes hat ſein Recht dazu, wie Hans Kohlhaas ſein Recht hatte, hingerichtet zu werden.

Was hilft uns die Republik Andorre? Glücklich wird derjenige geprieſen, der wenig Bedürfniſſe hat. Iſt aber das Glück nicht von ſo verſchiedener Stärke wie der Sonnenſchein der verſchiedenen Jahreszeit? Am Reichſten iſt gewiß, wer die meiſten Bedürfniſſe hat: er ſei nur nicht ſelbſt ein mittelmäßiger Menſch, die Bedürfniſſe ſeien nur nicht eitel Trivialitäten, er ſei nur im Stande, zu ſchaffen. Der beſcheidene Wunſch iſt liebenswürdig für die Nähe; für die weite Welt, für den weiten Gedanken der Welt iſt er die Armuth, iſt er die Unmacht ſelbſt: alle großen Menſchen gehen davon aus, daß ſie über das hinaus trachten, was ihnen beſchieden iſt, daß ſie ſich nicht beſcheiden laſſen, daß ſie nicht beſcheiden ſind. Wir wollen es Heinrich IV. nicht vergegen, daß er mit der aquitaniſchen Welt, mit dieſer neuen Zuthat zu Frankreichs Geſchichte, ganz andere Dinge anfing, als wofür ſie ihm beſchieden zu ſein ſchien. Ach, dieſer Henri-Quatre iſt ſo gar anders, als man ihn für die geſchichtliche Königsgallerie gezeichnet hat! Wie er ſo curſirt, auch für die Mehrzahl der Franzoſen, iſt er wol großentheils ein geiſtreiches Fabricat Voltaire's und der Voltairiſchen Zeit. Man brauchte einen freimüthigen, einen wackern, einen volksfreundlichen, witzigen, einen braven König, man brauchte ihn als Gegenkönig. Wofür hat man Geiſt, als um das zu machen für den Augenblick, was die Natur im Augenblicke verabſäumt hat? Die Geſchichte, die ſich nicht einfinden will, erfindet man: wenn man gut erfindet, ſo wird ein Theil davon doch wirklich. Die franzöſiſche Diplomatie iſt viel reicher und intereſſanter als unſer ſchwer tretender Geiſt glaubt, ſie erfindet unaufhörlich für die kleinen Schritte: die hundert Komödien und Vaudevilles, die Frankreich allmonatlich zuſammenſtellt, und die alle ſo viel Geſchick zeigen, ſie gehören ebenfalls in dieſen ausgebildeten Kreis franzöſiſcher Diplomatie. Glaubt Ihr, ſolche Diplomatie fehle in der geſchichtlichen Ueberlieferung? O nein! Was Voltaire jung, ohne klare Abſicht als Henriade ſchrieb, das wußte er, das wußte ſein Kreis ſpäter als einen Fingerzeig des Geſchickes auszubeuten. Und wie vortrefflich war die Wahl mit Henri-Quatre! Hatte er nicht wirklich all die aquitaniſchen Eigenſchaften, die in einiger Ferne betrachtet wirklich nahean reichen an den Kern eines modernen Helden? War er nicht tapfer, nicht ſpeculativ, nicht liebenswürdig? Hatte er nicht alle Merkmale eines bon enfant?

Jeanne d'Albret, ſeine Mutter, die Erbin Navarras, war eine Frau entſchiedenen Willens, ſie hatte ganz das Naturell jener Pyrenäen-Weiber, die das bunte baskiſche Tuch um den Kopf tragen, und ſich damit den Kopf aufſetzen: das oder den will ich, und wir wollen doch ſehen, wer's hindert! Die praktiſche, tapfere Handlung vererbte ſie dem erſehnten Sohne. Antoine von Bourbon, den ſie heiratete, und der das franzöſiſche Kronrecht auf ihren Schooß brachte, war von leichterem Gebäude der Abſicht und des Charakters. Er gab zum gasconiſchen Blute des Sohnes, zum gleichgültigen Sinne über Himmelsfragen jenen leichten Farbenton, der in Frankreich ſo gefällt. In dieſer Miſchung konnte Heinrich, der Sohn einer eiſern proteſtantiſchen Mutter, der glaubensindifferente und doch ſtarke König werden, der er wurde.

Seine verliebte aquitaniſche Jugend ward früh ans Schlachtenraſſeln gewöhnt: kaum den Flaum ums Kinn mußte er ſeine Hochzeit mit Margarethe von Valois, der Tochter Catharinens, ſo blutig befleckt ſehen von der Barthélemy, mußte er die Mahnung erkennen, daß nur ein gutes Schwert nützen könne bei ſo guter Feindſchaft, mußte er an Coligny's Stelle die Hugenotten-Heere führen nach dem Poitou hinab. Dieſe mäßig begabten aquitaniſchen Lande konnten nicht alles Erforderliche beſchaffen, ſein Wamms war geflickt, ſein Hut war abgeſchabt, und die große weiße Feder darauf, in ganz Frankreich bekannt, mußte oft des Abends gewaſchen werden, damit dies neue Königszeichen mindeſtens immer leuchte. Sollte er in ſteter Drangſal und Plage die Jugend unerquickt vergehen laſſen? Warum nicht dem empfänglichen Herzen folgen, das ſo viel Abwechſelung fand beim ſteten Umherziehen! Was puritaniſches Predigen gegen ein leichtſinnig

Wechſeln der Liebſchaft! Könnt Ihr's beſſer verlangen, als daß jetzt ein König von Navarra, der Erbe von Frankreich, Euer Parteiheer führt? Sind dieſe aquitaniſchen Gentilhommes um mich nicht auch luſtige Leute, wenn Ihr Schwarzröcke den Rücken kehrt? Der Guiſe iſt ermordet, der Valois abgeſetzt, was will dieſer Valois anfangen in ſeiner einſamen Mordhöhle zu Blois! Er kann nicht weiter ohne mich!

Und in Wahrheit, Heinrich III., von der ungeheuren Ligue geächtet, entſchloß ſich zur Allianz mit dem Bearner. Er war von Blois nach Tours hinabgegangen an der Loire; wie zur Frankenzeit ſollte dieſe freundliche Hauptſtadt der Touraine die Hauptſtadt von Frankreich vorſtellen in Ermangelung des revoltirten Paris. Noch einige Meilen weiter hinab, einer der ſchönſten Loirepunkte, baut ſich weißſteinig Saumur auf bis zu einer ſtarken Burg. Dahin zog der Bearner, dieſe Stadt ſollte ihm Unterpfand der Allianz werden mit dem Valois.

Nördlich von der Loire in Vendome lag Mayenne mit dem Liguen-Heere und bedrohte die Brücke von Tours. Er war der Bruder Guiſe's, er war ebenſo nur einen Tagemarſch entfernt, wie der Bearner, konnte Valois mit ſeiner kleinen Macht noch zaudern, ſich dieſem in die Arme zu werfen? Das Volk von Paris hatte Mayenne zum lieutenant général de l'état royal et de la couronne de France ernannt, nicht mehr zum Stellvertreter einer Perſon, des Königs, ſondern einer Sache; die Befehle fingen nicht mehr an „Heinrich von Gottes Gnaden", ſondern: „Die Leute, welche das Parlament halten". — Heinrich III. rief den Bearner; auf Pleſſis-les-Tours, dem alten Reſte Ludwigs XI., eine halbe Stunde ſüdlich hinter Tours, wollten ſie ſich ſehen. Die Hugenotten warnen ihren Heinrich vor Hinterhalt, aber er ſpornt ſein Pferd und ſprengt über den Cher zum Schloſſe hinauf. Der König iſt im Garten. Es war ſo viel Volks zugegen, daß ſie ſich eine Viertelſtunde die Arme entgegenſtreckten zur Umarmung, ohne ſich erreichen zu können.

Man war noch voll Mißtrauen, man war noch von Waffen begleitet. Am andern Morgen früh, um ſechs Uhr ſchon, läuft der Bearner, von einem Pagen begleitet, zum Zimmer des Königs in Tours. Der König liegt noch im Bett! Einerlei! Es iſt nicht des Bearners Natur, ſolch ein halbes Verhältniß beſtehen zu laſſen, er iſt ein freimüthiger raſcher Mann, er weckt den König, er erobert ihn. So ſchürzt ſich der Untergang der Ligue. Wie lange auch noch, dauernd konnte ſie dieſer vereinigten Macht nicht widerſtehen. Bald fühlte ſie an der Brücke von Tours die neuen, ſchweren Schwerter; Mayenne griff in der Nacht die Brücke an und drang vor, da erſchienen im Dunkel die weißen Schärpen der Hugenotten, da regnete es aquitaniſche Streiche, Mayenne mußte weichen, die Ligue wird geſchlagen, der Valois ſelbſt hängt einmal zum Freudenzeichen die weiße Schärpe um, die Heinriche rücken vor Paris, wehe Dir, verwegenes Paris! Der König hat nichts Geringeres vor, als Deine Größe und Deinen Glanz für immer zu vernichten, Du ſollſt aufhören Hauptſtadt zu ſein. Schön und ſtattlich biſt Du wol, rief er vom Berge in St. Cloud, wo ſein Hauptquartier, und wo er die Sonne über Paris herüber ſteigen ſah, prächtig und groß, aber Du mußt darnieder, eine Provinzſtadt mußt Du werden, wie ungern ich den Louvre laſſe.

Der Bearner mit ſeiner hugenottiſchen Gentilhommerie wohnte in Meudon. Betrachtet man vom deutſchen Standpunkte dieſe Allianz und gemeinſchaftliche Kriegführung, ſo weiß man ſich nicht darein zu finden. Man hört, wie die Hugenotten unzufrieden ſind, daß ihr Chef mit dem katholiſchen Valois verbunden iſt, man ſieht in St. Cloud unter den Royaliſten den tiefen Aerger, daß die Feinde der Kirche, die Hugenotten, Paris und die katholiſche Ligue bedrohen, man murrt hier, man murrt da, die Häupter haben immerwährende Noth, und am Ende geht es doch weiter in dem angeregten Gange. Es iſt eine Löſung des Räthſels da: der Franzoſe lebt nicht für den Himmel, er lebt für die Erde, er kann ſich eine Zeitlang erhitzen für die Religion, das wird aber bald auf die äußeren Kennzeichen und Stichworte hinausgehen und damit überſchlagen in die weltliche Welt. Denn eine phantaſievolle innere Welt kommt nicht in Rede. Die Religionskriege ſind ſchon lange politiſche Kriege, ehe man ſich deſſen zu verſehen glaubt. Der Gallier iſt politiſch, nicht gedankentief und religios. All ſeine Vorzüge ſind geſellſchaftliche, all ſeine Mängel rühren daher, daß er nichts als die Geſellſchaft im Auge hat. Was iſt denn wichtiger als die Geſellſchaft, als die Frage, wie wir Millionen leidenſchaftlicher Geſchöpfe wohl neben einander beſtehen? Was? Dieſe Frage iſt dem Franzoſen abſolut thöricht. Was wäre wichtiger! Dieſen Boden verlaſſend, ſagt er, giebt's ja keinen Boden mehr, da kann Niemand mehr allgemeine Regeln aufſtellen, da gehört die Speculation jedem Einzelnen, jedem Einzelnen die Vorſtellungswelt, die er ſich bilden mag und kann. Der entſchiedenſte proteſtantiſche Standpunkt war von jeher in der franzöſiſchen Nation, und zwar ein Proteſtantismus ohne ſymboliſche Bücher, ohne Confeſſion, ohne Superintendenten. Alle Religionsthemata neuer Art, die in Frankreich aufgetaucht ſind vom Vernunft-Cultus bis zum Simonismus und Fourierismus, hatten auch immer eine neue Geſellſchaftswelt zum Ein- und Ausgange. Das Jenſeits kam nur beiläufig in Rede.

Es müßte wunderlich zugehen, wenn die Franzoſen je anders würden. Eben nur bei ihnen konnte Heinrich von Bearn, der völligſte Indifferentiſt in Sachen des Glaubens, ein mächtiger König werden mitten in einem ſogenannten Religionskriege.

Paris, damals ſo katholiſch erregt, wußte doch dieſe Erregung vortrefflich zu conſtituiren in neue politiſche Form. Die Religion war der Anſtoß und auf geſellſchaftliche Formen ging Alles hinaus. Die Hallen organiſirten ſich, die Volksverſammlungen, jetzt wie 1789, in Kirchen und Klöſtern, nur daß ſie jetzt Confréries hießen, Cordon de Jesus und ähnlich. Neben dem Stadthauſe ſtand wie ſpäter der Wohlfahrtsausſchuß der Rath der Seize mit dem Advocaten Sénault an der Spitze. Meſſieurs, pflegte er zu ſagen, wenn etwas Mildes durchgehen wollte, ich widerſetze mich für 40,000 Franzoſen hinter mir. Juſt wie ſpäter Danton. Noch weiter unten waren Volksausſchüſſe organiſirt, von Leclerc geleitet, echteſter Ausdruck der Gemeinen.

Der Formationsſinn, hatte er nicht alle religioſe Frage im Handumkehren zur Geſellſchaftsfrage gemacht? Nicht auf Glaubensartikel, auf Regierungsartikel ging Alles hinaus. Die Spitze jener Verſammlungen, das Parlament, war zunächſt unmächtig. Jene Verſammlungen der Seize, des Stadthauſes, der Commune erklären ſich für permanent, die Sorbonne decretirt die Abſetzung des Valois, das Parlament, welches zögert, wird gezwungen zur Einregiſtrirung dieſes Actes. Leclerc dringt bewaffnet hinein und reinigt die Verſammlung von den zähen Mitgliedern. Nach der Baſtille mit ihnen, nach Montfaucon! ſchreien ſeine Horden. Und nach derſelben politiſchen Richtung, und in demſelben Municipalitätsgange erhoben ſich alle großen Städte nach dem Beiſpiele von Paris. Die Ligue ward eine neue politiſche Welt.

Vertheidigung auf Leben und Tod! hieß es in Paris, als die beiden Könige bis St. Cloud und Meudon gekommen waren. Das Parlament und die hohe Bürgerſchaft ſchließen ſich jetzt an den Conſeil de l'Union, die Mittelclaſſe ſchaart ſich ums Bureau municipal im Stadthauſe, das Volk um den Rath der Seize, der noch am Meiſten religioſe Färbung behält. Es bildet ſich eine Geſellſchaft junger Leute in Paris, den Valois zu ermorden.

Aber dies Aeußerſte, die Ermordung, blieb einer Welt vorbehalten, wo neben der politiſchen Hitze auch ein religioſer Fanatismus zu finden war. Merkwürdig genug fällt das Geſchick und die Guiſen-Montpenſier auch juſt auf den Orden, deſſen Name ſo bedeutſam geworden iſt, deſſen Kloſtermauern auch 200 Jahre ſpäter das Aeußerſte hörten, auf den Orden der Jacobiner. Jacques Clément, ein kleiner häßlicher Menſch, ſtieren Blicks, ſchwerfälligen Ganges, war ein Jacobiner. Die plumpe Maſchine, ihres ſchweren Trittes wegen Capitaine genannt von den Novizen, wurde erhitzt mit Geſichten und ſchwarzer Heiligkeit. Er taumelte hinaus ins Lager von St. Cloud, ins Haus des Königs. König

Heinrich III. ſaß auf dem Nachtſtuhle, als er hört, daß man einen Mönch nicht ins Zimmer laſſen will, der einen Brief abzugeben habe. Er war bigott, er wünſchte täglich, den Clerus zu verſöhnen für die Allianz mit den Hugenotten, er rief laut: laßt doch den armen Mönch herein! Clement tritt ein, der König nimmt ſich nicht die Zeit, ſeine Kleider feſt zu machen, er greift nach dem Briefe, und während er lieſt, zieht der Mönch das lange Meſſer aus dem Aermel, und ſtößt es ihm in den Unterleib. Auf das Geſchrei des Königs ſtürzt man herbei, und ſtößt den Mönch nieder.

Der König hielt die Wunde nicht für gefährlich, und ſchrieb Abends im Bett noch einige Briefe, die erzählen, daß der niederträchtige Streich verunglückt ſei. Am nächſten Morgen war Heinrich III. todt.

26.

Heinrich IV. beſaß jenes unberechenbare Etwas, das wir den Franzoſen gar übel nehmen, in hohem Grade. Wie ſoll man's nennen? Unbeſtändigkeit, Falſchheit, tyranniſche Tücke, ſind unſere gröbſten Ausdrücke dafür. Dieſe Ausdrücke ſind aber zu grob und darum falſch; dicht neben einander wohnen im Menſchen-Charakter die Nuancen, und gehen doch weltweit auseinander in ihrer Aeußerung. Um den Vorwurf unbeſtimmter und dadurch feiner auszudrücken, hat man's den franzöſiſchen Tic genannt. Es iſt leicht nachzuweiſen, daß er den meiſten Franzoſen, die ſich ausgezeichnet haben, beiwohnte. König Franz hatte ihn, Heinrich IV. noch ſtärker, ſelbſt Ludwig XIII. zeigte ihn in jener paſſiven Art, mit welcher er unvorhergeſehen einen oder den andern ſeiner Lieblinge verließ, um ſie dem Staate zu opfern. Richelieu beſaß ihn in hohem Grade und Ludwig XIV. dämpfte ihn nur, weil er ſich ihm zu kleinlich äußerte neben der monarchiſchen Bildung, neben dem monarchiſchen Uhrwerke, das er zuſammengeſtellt hatte, und das unvorhergeſehene Wendungen nicht vertrug. Zwei Bourbons beſaßen dieſen Tic nicht, und beide haben die Krone verloren, Ludwig XVI. und Carl X. Sie waren das, was wir in Deutſchland ſo hoch ſtellen: gutmüthige, gleichmäßige Männer, an denen nie eine unerwartete Wendung ſtörte. Der Tic ſelbſt aber iſt keineswegs an ſich etwas Schlimmes, er iſt eine Druckfeder des Charakters, die unberührt bleibt von alle dem, was ſich regelmäßig in und neben dem Menſchen entwickelt, unberührt von Gewohnheit, ja unberührt von Freundſchaft und Liebe. Iſt's ein unparteiiſcher Dämon in friſchen Menſchen, ein Dämon, der zu ewiger Eheloſigkeit beſtimmt iſt? Er kann ſich nie verbinden, mit der Verbindung hört er auf zu exiſtiren. Er iſt das Eigenſte, das Perſönlichſte jedes Menſchen. Die Mehrzahl beſitzt es entweder in zu ſchwachem Maße, um damit zu wirken, oder ſie läßt es untergehen in Stumpfheit einerſeits, in gleichmachender Bildung andererſeits. In Deutſchland bekennen wir uns durchaus zu der letzteren Weiſe, wir trachten der Bildung ſo weit nach, daß ſie das Verſchiedene nicht nur niederhalte, ſondern völlig aufhebe. Wir gehen auf Frieden aus, während der Franzoſe nur auf Waffenſtillſtand ausgeht. Denn — das Naturell bei Seite — wir glauben an die Unfehlbarkeit der ausgebildeten Idee, der Franzoſe glaubt nur an die Macht der Idee. Wir wiſſen uns keinen größeren Menſchen als denjenigen, der ſich in vorgezeichneter Linie mächtig entwickelt, zuverſichtlich für ſich und für uns: der keine Falte birgt, in dem kein Rückhalt wohnt, dem wir uns rückſichtslos hingeben können, ohne daß für unſere Vorſtellung von ihm jemals ein plötzlicher Wechſel zu erwarten ſtünde.

Hat denn aber der Franzoſe in ſeiner ganz anderen Weiſe ſo ohne Weiteres Unrecht, wie wir der Gutmüthigkeit zu Dienſt ſo gern behaupten? Pflegt er nicht eben darin ununterbrochen die mögliche Geburt des Genies? Der Tic kann nichtswürdiger Eigenſinn, er kann aber auch unberechenbar Neues ſein, er kann aus unerſchöpfter Perſönlichkeit Wichtiges entwickeln, was in der großen Menſchenſumme noch nicht dageweſen, noch nicht eingerechnet iſt. Wer nur das Bekannte entwickelt, nur das Vorausgeſehene — ſagt der Franzoſe — der iſt zunächſt unintereſſant. Wende ich mich vom Unintereſſanten blos aus Modegrille? Andere Völker ſagen's, ich mag es nicht glauben, denn ich muß zunächſt an mich ſelbſt glauben, um etwas zu ſein. Das Unintereſſante kann arbeiten, aber es ſchafft nicht. Iſt es nicht alſo an Perſonen, die eine ausgezeichnete Stellung einnehmen, das Unbedeutende ſelbſt? Wer mich beherrſchen will, muß mich überraſchen können, ich muß das Geheimniß der Schöpfung in ihm fürchten oder hoffen. Dies war die Macht unſerer abſoluten Könige. Geht ihnen die intereſſante Perſönlichkeit aus, ſo wende ich mich doch lieber an das Mittelmaß ſelbſt, wie es unſere Geſammt-Cultur in ein Syſtem bilden kann, als daß ich mich an das mangelhafte Mittelmaß einer unproductiven Perſon hielte.

So erklärt der Franzoſe ſeinen Uebergang zum Repräſentativ-Syſteme. Allerdings ganz anders, als bei uns das Leben angeſehen wird. Aber es iſt gar merkwürdig, wie ſich der Franzoſe dem ſogenannten Tic unterwirft, widerwillig, knirſchend unterwirft er ſich ihm, aber er unterwirft ſich. Heinrich IV., der uns immer als geliebteſter König dargeſtellt wird, war der Mehrzahl Frankreichs bitter verhaßt, aber er war eben franzöſiſch ſtark durch geniale Wendungen ſeines Weſens. Er entſetzte durch eine ſcheinbar ihm ganz unregelmäßige Härte, zum Beiſpiele durch das kalte Todesurtheil gegen Biron, der ihm die Krone erobert; er entzückte durch eine Wallung, durch einen Zuſpruch, deren ſich Niemand verſehen hatte; er hielt in Athem, er war ein echter franzöſiſcher König.

Aber nach dem Tode des Valois war ſein Weg noch weit bis zum Throne, man vergißt das gern beim Namen Henri-Quatre: Fünf Jahre brauchte er, um von Meudon, zwei Stündchen von Paris, bis in den Louvre zu kommen; katholiſch mußte er wirklich werden, ehe nur an eine Möglichkeit des Königthumes in Paris zu denken war, ſeine Hoffnung auf Frankreichs Krone war lange,

lange nicht mehr werth, als ſein zerriſſener Reiterrock. Sein Haar wurde grau, Falten gruben ſich in ſein Geſicht, als keine Schlacht, nicht bei Arques, nicht bei Ivry, helfen wollte, als man da drinn in dem unermeßlichen Häuſermeere unbeugſam gegen ihn predigte, und Gegenkönig auf Gegenkönig gegen ihn wählte. Wol gelang es ihm eines Morgens, mit ſeinen Reitern bis in den Faubourg St. Germain hineinzuſprengen, nur einige Straßen und die Seine lagen noch zwiſchen ihm und dem Louvre. Aber es war umſonſt, es mußte noch viel Noth ausgeſtanden, und zuerſt mußte er katholiſch ſein. Im Grunde kam's ihm darauf nicht an, wenn nur nicht darüber ſeine Kerntruppe, die aquitaniſche Gentilhommerie, die feſte hugenottiſche Reiterei verloren geht. Wie läſtig ſind nicht ſchon lange die Moraliſten, denen er nicht ernſthaft genug und denen er vor Allem zu verliebt iſt! Viel kluge Briefe wird's koſten an die proteſtantiſchen Alliirten, beſonders an Eliſabeth von England! Gleichviel! Kluge Briefe ſind leicht, aber es iſt unerträglich, ſo fort zu campiren um Paris her, da drinn im Palais de Juſtize immer brau'n zu laſſen mit dem Spanier, der die Krone will, und der die längſte Geduld, die längſte Klugheit, den längſten Doublonen-Beutel hat. Wer am Längſten aushält, dem iſt die Welt! Paris iſt eine Meſſe werth! rief er entſchloſſen aus, und ritt gen St. Denis. Da liegen die Könige von Frankreich begraben, da kann zur Abwechſelung auch Einer geboren und getauft werden.

Sein Enkel, Ludwig XVIII., ebenfalls nicht ohne milden Tic, rief bei verwandter Gelegenheit: Paris iſt eine Charte werth!

Den Abend vor ſeinem Uebertritte in St. Denis ſchrieb er an die Mouſſeaux, ſeine damalige Geliebte: „Morgen mach' ich den gefährlichen Sprung; aber ich werde auch Dich morgen ſehen — die Wirthſchaft iſt unausſtehlich!“ — Es war ihm durchaus nichts weiter als ein politiſcher Act, und die Wirthſchaft mit Abſchwören und Beichten war unausſtehlich, weil die Erreichung des Zieles hierdurch noch gar nicht verbürgt wurde. Aber durch dies garſtige Waſſer ging der Weg, wenn eine weitere Eroberung überhaupt möglich ſein ſollte, die Krone lag auf katholiſchem Ufer, drüben mußte er ſein, um nur mit einiger Ausſicht auf Erfolg weiter zu handeln. Hat er an ſeine Mutter gar nicht gedacht? An die ſtarr hugenottiſche Jeanne? Was thut man mit den Todten, wenn ſie begraben ſind! Das Leben verlangt alle Tage Neues. Hat er nicht vorausgeſehen, daß die Katholiken dieſen leichtſinnigen Uebertritt ſchlimmer aufnehmen könnten als ein ſtreng religioſes Hugenottenthum? O, er kannte die Parteien, und er kannte die Franzoſen. Eine Handlung, die ihn unter Deutſchen vernichtet hätte, konnte ihm wohl eine augenblickliche Entrüſtung der Franzoſen zuziehen, aber ſobald er dieſer Entrüſtung muthig und kräftig zu begegnen wußte, dann konnte er in Frankreich großer Erfolge gewiß ſein, dann erſchien die freche Wandlung wie die Ueberlegenheit des königlichen Tics, dann machte ſie ſelbſt ruhige Leute an der Würdigkeit des Glaubens irre. Wie? dieſer erfahrene Bearner, der Sohn Jeanne d'Albrets, er legt keine Wichtigkeit auf den Glauben, der unſerm ganzen Leben zu ſchaffen macht! Muß er nicht auch ſterben? Hat er keine Furcht? Ei, ſind wir kläglich neben ihm! Ei, iſt er ein überlegener Menſch, iſt er ein Herr, den Niemand überſieht! Wer kann einem Solchen wehren, König zu ſein!

Ungefähr in dieſer Folge ging der religioſe Enthuſiasmus in Frankreich auseinander; ein bedeutender Charakter der Nation wie Heinrich iſt nie allein. Dieſer leichtſinnige Uebertritt war ein Symptom, daß das religioſe Moment bereits erſchöpft ſei. O, man ſtellte das in Paris noch gewaltig in Abrede, man predigte noch, man fluchte noch, aber das war bereits Terminologie, und der ſpaniſche Geſandte mußte immer mehr Gold ausſtreuen, um den Zorn im Gange zu erhalten. Man hatte ſich wirklich zu Generalſtaaten vereinigt, um nach dem Tode des Herodes einen neuen, einen gläubigen König zu wählen. Er ſollte gute Eigenſchaften haben, aber nicht ſtark ſein, wie das immer Wunſch der Wähler iſt, denn Niemand wählt einen Herrſcher, der Herrſcher entſteht und überraſcht, die Wahl ſorgt fürs Mittelmäßige. Da gab's denn aus dem Hauſe Bourbon einen alten Cardinal, von dem Niemand was fürchtete. Er war alt und war ſchwach, er konnte nichts ſtören, er konnte es nicht lange treiben, und brachte doch unter legaler Form über die unſichere Zeit hinaus. Man liebte wohl die ſpaniſchen Dublonen, aber nicht die ſpaniſchen Prätenſionen, und dieſe wurden mit ſolcher Wahl auch im Weſentlichen beſeitigt. Denn König Philipp wollte ſonſt nichts Geringeres, als eine Infantin auf den Thron des heiligen Ludwig ſetzen. Dieſer Zug iſt für Weltgeſchichte intereſſant, und Profeſſor Leo, der Philipps Politik zu einer legitimen Religioſität erhoben hat auf Koſten großer Ereigniſſe und Menſchen, hat dieſen Zug überſehen. Wir kennen das ſaliſche Geſetz gegen die weibliche Nachfolge, und König Philipp kannte es noch beſſer als wir, und der ſtreng geſetzliche Mann ließ es damaliger Zeit ſo frivol wegſpotten wie irgend ein revolutionärer Sophiſt, um ſeiner Infantin die Krone Frankreichs zu verſchaffen. Mit dem Cardinal von Bourbon entwich man dieſer Zudringlichkeit, denn die alten Ligueurs blieben doch am Ende Franzoſen. Man erwählte ihn unter dem Namen Carls des Zehnten. Dieſer Name hat ſo unglücklich vorgeſpukt; es exiſtirt noch in ſeltenen Exemplaren eine Münze mit Bildniß und Chiffre dieſes Königsnamens, den man ſpäter ausgeſtrichen hat, als ſei er nicht dageweſen. Und man ſoll nicht an Schickſalsnamen glauben!

Der alte Cardinal war übrigens in des Bearners Macht, und konnte und wollte perſönlich nichts zuthun. Die Angelegenheit war ihm ſo peinlich, daß er, in dieſem Punkte wahrſcheinlich mit Vergnügen, bald darauf ſtarb. Den Generalſtaaten zu großem Aerger. Nun drängte Spanien aufs Neue, und doch ſahen die klügeren Ligueurs oder Parlamentarier voraus, daß über Kurz oder Lang eine Transaction eintreten, und derjenige gelten würde, welcher nicht compromittirt ſei. Der legitime Nachfolger war ja ſeit dem Tage von St. Denis Katholik! Glauben nur erſt die Parteien nicht mehr an die Zweifelloſigkeit ihres Rechtes und Erfolges, dann werden ſie alle beſtechlich, ſei's mit Furcht, ſei's mit Gründen, ſei's mit Geld. Zwiſchen Glaube und Beſitz ſchwankt alle Maßregel der Welt hin und her. Ja, wenn die Guiſen, denen man die Infantin zur Königin geben wollte, vom Wuchſe der Balafrés geweſen! Aber der hohe Schuß der Race war dahin.

Der Termin von fünf Jahren, deſſen eine große franzöſiſche Revolution zu bedürfen ſcheint für innerliche Erfüllung, war verlaufen. Briſſac, der die Pariſer Beſatzung commandirte, nahm Geld, und am 22. März öffnete er dem Bearner die Porte neuve und die Porte St. Denis. Heinrich IV. ward nun Heinrich IV., und zog ein — prächtig, am hellen Tage, unter Acclamation, wie es heißt? nein; bei Nacht und Nebel, geharniſcht bis an die Zähne ritt er durchs verrathene Thor und in den Louvre, geharniſcht ritt er am Morgen nach Notre Dame zum Tedeum. Paris war todtenſtill. Der ſpaniſchen Partei ließ er Zeit, durch andere Thore hinaus zu gehen.

Amneſtie oder Rache? fragte man ſich, welches von Beiden wird eintreten? Keines von Beiden; man blieb geſpannt, man ahnte nur den Tic des neuen Herrſchers. Es fehlte nicht an verſöhnlichen Aeußerungen, Heinrich trat nirgends ſyſtematiſch auf, ein Syſtem nutzt ſich ab, lernt ſich aus, eine Perſon iſt unerſchöpflich. Er griff Alles perſönlich an, er ſchob leiſe das Bündel ſeiner Feinde auseinander; wo neuer Widerſtand ſich zeigte, da wurde raſch aber ſtill zerbrochen, wo der perſönliche Feind zu reden begann, da redete man nicht blos zurück, da umarmte man ihn; wo die feindliche Macht zu groß war, da beſtach man, da bezahlte, da erkaufte man Freundſchaft und Frieden. Die Rechnungen ſind noch übrig, was die Guiſen, was Marſeille, was Rouen, was die Ruhe der Liguen-Großen gekoſtet, man kann die Millionen heute noch nachſehen. Und bei alledem begann gleich in den erſten Tagen der erſte Mordanfall auf Heinrich. Er kam heimgeritten, ſtieg im Louvre-Portale vom Pferde, und wollte eben einen Edelmann umarmen, der ihn erwartete, da ſtieß ihm ein Jeſuiten-Schüler Jean Châtel den Dolch ins Geſicht. Die

Oberlippe war durchgeſchlitzt, ein Zahn ausgeſtoßen. Auch von der geringen Schönheit des Antlitzes mußte der geplagte Heinrich zahlen für die Herrſchaft. „'s iſt nichts“, ſchrieb er noch denſelben Abend an ſeinen Jagdfreund, „'s iſt nichts, ich gehe deshalb nicht früher ſchlafen.“

Aber dies gab doch Gelegenheit, eine verſchobene Reaction gegen die Pfaffen theilweiſe ins Werk zu ſetzen: ein Jeſuit ward gehenkt, Châtel ward geviertheilt, die Jeſuiten wurden verjagt. Saß er auch in Paris nur wie auf einer Schanze, war er auch verführeriſch freundlich gegen den Einzelnen, Corporationen ſah er doch nicht das Geringſte nach, die Königsmacht ließ er doch überall durchblitzen, das Parlament, ſo lange verwöhnt, demonſtrirte breit und viel — nichts da mit dieſer langweiligen Hemmung! rief er aus, und fuhr deſpotiſch dazwiſchen. Dieſe Beſitzergreifung der Krone iſt in ihrem Gemiſch von Milde und Strenge ein Meiſterſtück der Klugheit, dem es nicht an genialen Momenten fehlte. Alles ging aus von einer einzigen Perſönlichkeit, Alles kam dahin zurück. Oh verſchmitzter Bearner! — béarnais rusé — knirſchten die Gegner, juſt wie ſie heutigen Tags gegen Orleans knirſchten.

Heinrich und Heinrichs Welt, näher der ritterlichen Sitte, hatten nur den Vortheil, mit der leiblichen Perſon dreiſter vortreten, die Blicke dreiſter darauf lenken zu dürfen. Ludwig Philipps Aufgabe, in die Epoche der Syſteme gehörig, mußte in ſolchem Betrachte modificirt werden, und daran hat er's nicht fehlen laſſen. Es iſt erſtaunlich bei näherem Zuſehen, wie viel Klugheit in den Herrſchern Frankreichs entwickelt worden iſt, und wie viel kluge Herrſcher dies glückliche Land gefunden hat.

27.

Glaube oder Beſitz! Die Angeln des Intereſſes. Mit dem Glauben konnte ſich Heinrich, der gleichgültige Apoſtat, unmöglich befaſſen. Seine Welt gruppirte ſich alſo um den Beſitz, und zwar nach innen und nach außen. Für das europäiſche Verhältniß Frankreichs wurde dieſer König höchſt wichtig: an die Stelle der Meinungsfragen ſetzte er poſitive Intereſſen. Spanien und England hörten auf, ein katholiſch, ein proteſtantiſch Verhältniß zu haben gegen Frankreich, es wurden Nachbarſtaaten, deren Grenze da oder da, deren ſtaatlicher Lebenspunkt dort oder dort zu berühren, zu gewinnen ſei. So feſt ruht dieſer ſtrenge patriotiſch gewinnſüchtige Boden unter jedem franzöſiſchen Baume, wie üppig, wie irdiſch frei dieſer Baum erſcheinen möge! Die ſublimſte Völkerliebe jetziger Parteien in Frankreich ſteigt zur ordinären Praxis herab, ſobald das Thema einer Eroberung in Rede kommt. Alle Parteien rauſchen da wie Ströme zuſammen. Und leider iſt juſt die „Rheingrenze“ ein Oberon'ſches Zauberwort. Die Welt Heinrichs IV. ſpringt da überall hervor, franzöſiſche Gemeinſchaftlichkeit ſchnellt Alles gemeinſchaftlich in die Höhe, rechte und linke Seite, Centrum und Republikaner. Zu dieſem egoiſtiſchen Familienhalte, deſſen in Wahrheit jede Familie bedarf, hat Heinrich IV. weſentlich beigetragen. Oder ſoll es den Familiengliedern auch nicht geſtattet ſein, parteiiſche Vorliebe für einander zu haben, wenn die Außenwelt gegenüber ſteht? Soll auch in der Familie nur der abſolute Maßſtab gelten? Und kennt denn irgend ein Theoretiker die Geſetze der Liebe? Sie tritt ja dem Anſcheine nach immer willkürlich auf. Und wenn wir das Aſyl der Familie dem Menſchen entziehen, ſo wird mehr Gutes und Böſes in ihm ſtarr werden, es wird ſelbſt mehr berechenbarer Schaden für die Geſellſchaft, ja für die Tugend entſpringen, als wenn das Eheweib, wenn die Mutter dem Gatten, dem Sohne in jedem Falle

Recht giebt. Unfragliche Partei für uns iſt ja auch nur die Mutter und das Weib; ſie allein vertreten die für uns engſte, die völligſte Gemeinſchaftswelt, wo die Trennung zwiſchen Körperlichkeit und Geiſtigkeit verſchwindet. Der Vater und die Kinder ſtehen ſchon ferner, auf ſie wirkt ſchon, auch in Bezug auf uns, ein getrennt geiſtiges Princip. Iſt aber irgend ein Land in Europa, wo man Auflöſung des Familien-Aſyls heiſchen, und vielleicht hie und da mit einigem Erfolge heiſchen könnte, ſo iſt es Deutſchland. In Frankreich iſt dergleichen platterdings unmöglich. In dieſem Gange weiter ſchreitend können wir einer großen Idee Grenzvortheile, vielleicht ſogar Grenzen und Provinzen opfern — nimmermehr der Franzoſe, auch ideentrunken behält er einen politiſchen Magen nüchtern, frei und thätig. Uns werden alle Ideen — auch die kaum aufgefundenen philoſophiſchen — Glaubensartikel: Kant, Fichte, Hegel ſind kaum verſtanden, ſo zieht auch ſchon die Religion hinter ihnen her. Dem Franzoſen iſt die Idee eine Witterung, die begünſtigt oder hemmt — ſehen wir Einzelne Außerordentliches thun für eine Idee, ſo ſtammen ſie entweder aus einer germaniſch afficirten Provinz, oder ſind Ausnahmen, an denen es keiner Regel fehlt, oder wir täuſchen uns. Der Franzoſe nämlich handelt viel leichter, opfert viel ſchneller denn wir. Es ſpringt ihm leicht etwas Außerordentliches hervor für eine Idee, in Paris namentlich iſt das Leben offenbar viel wohlfeiler als in Deutſchland, man ſieht in den Tod gehen, man ſieht ſterben, als ob man das mehrmals im Leben thun könnte. Bei alle dem opfert der Franzoſe einer Idee lange nicht ſo unbedingt als der Deutſche, der ohne Aufregung zu opfern im Stande iſt, ja ohne Menſchlichkeit. Denn der Deutſche kann ſich aller, aber aller Exiſtenz entäußern für ein Gedachtes, und er findet darin ſeinen Gottesſtempel. Der Franzoſe findet ihn, aber ohne ihn zu ſuchen, in der raſchen Theilnahme, in der raſchen Handlung.

Wie Heinrich IV. iſt durchaus eine ſehr verbreitete Franzoſen-Art: der Wallung, der politiſchen Speculation fähig, aber in aller bedachten Ausführung vollkommen nüchtern, und das Nächſte, das Erreichbare mit Lächeln ergreifend ſtatt des vorgeſteckten Ideals. Bei all dieſer Handtierung des Geiſtigen unwandelbar liebenswürdig. Die Briefe Heinrichs IV. an auswärtige Mächte, die er faſt regelmäßig ihrem Schickſale überläßt, wenn er für ſich günſtig Frieden abſchließen kann, dieſe Briefe ſind detaillirte Porträts ſolcher Franzoſen-Art. Wie weiß er die Eliſabeth zu behandeln! Allerdings iſt ſie nicht thöricht genug, ſeinen ſophiſtiſchen Wendungen, die unter Bonhomie verſteckt ſind, zu glauben, allerdings nimmt ſie die Schmeicheleien nicht für baare Münze, und wirft ſie ihm oft keifend wieder vor die Füße, aber ſie kann doch dieſer ſo perſönlichen, ſo naiven Diplomatie gegenüber zu keinem dauernden Zorne kommen, ſie vergiebt ihm doch den Abfall zum Baalsthume, den ſie ſonſt nie vergab, ſie vergiebt ihm eine Treuloſigkeit nach der anderen.

Worin liegt das Geheimniß dieſer Macht, welche er auch gegen die ihm feindlichen Franzoſen ausübte? Eben darin, daß er immer Familie ſpielte; wer erörtert in der Familie Streitigkeiten dogmatiſch! Man umarmt ſich, man iſt vor allen Dingen liebebedürftiger Menſch, man ißt und trinkt und lacht mit einander, und gelegentlich kommt man auf das Geſchäft, das entzweit hat. Hütet Euch, Seigneurs, hütet Euch vor dieſem liebenswürdigen Heinrich! Wollt Ihr Euch, geht es dann beiläufig ans Geſchäft, nicht mit eben ſolcher Leutſeligkeit hingeben, ſo ſollt Ihr mit Schrecken inne werden, daß eine eiſerne Politik unter dem bunten, weichen Putze des Umgangs ruht. Auch Biron lockte er nach Fontainebleau zu Schmaus und Spiel, und ließ ihn faſſen und ließ ihn köpfen, ohne daß er ſich um eine Entſchuldigung bemüht hätte für ſolche Gaſtlichkeit. Wie redſelig vorher, ein ſchweigender König wird er alsdann, wenn es ſich ums Reſultat handelt.

Welch eine Laſt von Aufgaben ſtürzte aber auch auf ihn, da er endlich den Thron gewonnen hatte! Alles wollte belohnt ſein, die Feinde, welche man nicht beſiegen konnte, und die Freunde, welche zum Throne geholfen hatten. Man kann ſagen: ganz

Frankreich zerrte an ſeiner Hüfte, und um in ſolcher Lage zu einiger Macht und Ruhe zu kommen, mußte wohl ſeine Politik ſchlimmer werden, als ſie ſonſt zu werden brauchte. Wie herb zudringlich riſſen an ihm die Hugenotten, ehe er ihnen die große, ſyſtematiſch geordnete Conceſſion des Edictes von Nantes — 1598 — ausgearbeitet hatte. Und auch damit waren ſie nicht zufrieden, wie viel Sicherheitsplätze er ihnen auch eingeräumt. Wie alle Partei! Sie iſt nie zufrieden mit Macht, ſie will allein Macht. Und war's nicht ihr Bearner, ihr Knabe aus Pau, der auf dem Throne ſaß! Müßten ſie nicht neben ihm ſitzen?

Wie ſtolz gebieteriſch waren die katholiſchen Edelleute, Biron an der Spitze, die aus des Valois Lager zu ihm übergetreten, oder die für ihn die Ligue verlaſſen hatten! Sie hatten den Ausſchlag gegeben, ja Biron war der Hauptfeldherr, die ſtrategiſche Seele ſeines Heeres geweſen; denn Heinrich war von ungeſtümer Tapferkeit, aber ein überlegenes Feldherrntalent war ihm nicht eigen. Sie verlangten Lohn auf Lohn, und wem er neunzig gegeben ſtatt hundert, der ging mit dieſen neunzig Tauſend Francs unzufrieden zu Philipp von Spanien, bei dem ſich alle Gegner Heinrichs ſchaarten.

Die Regierung war in der That ſo ſchwer, ſie nahm ſo unabläſſig Sorge und Kraft in Anſpruch, daß er trotz Scherz und Lachen reißend ſchnell alterte und jener verrunzelte Kopf wurde mit weißgrauem Haar und Barte, wie ihn alle Bilder, ſelbſt die Rubens'ſchen darſtellen. Was Wunder, daß er Parlament und Bürgerſchaft barſch anfuhr, wenn ſie auch noch queruliren wollten. Was Robe und Stadthaus! Ein König der Gentilhommerie, durch dieſe auf den Thron gebracht, an dieſe verſchuldet bis an die Halskrauſe, hatte er für Parlaments- und Magiſtrats-Erinnerungen nicht Zeit noch Geduld. Wenn er das ſtörrige Paris befeſtigte, und Prevoſt und Echevin kamen ihm mit Vorſtellungen darob in den Weg, ſo lächelte er nicht einmal wie bei der Seigneur-Frage, mit rauhen Worten ſchickte er ſie fort: „Sagt Eurem Rathe, er habe ſich hierum nichts zu kümmern, car tel est mon plaisir“.

Dies Mottowort der Revolution iſt ein Wort Heinrichs, des ſogenannten Bürgerkönigs. Unter bourgeois verſteht man noch heute den niedrigen Bürgersmann; den bourgeois und paysans, kurz der armen Claſſe war er, ein menſchenfreundlicher Mann, geneigt, ihnen wollte er den Staat bequemer machen, das heißt in Allem, was materielle Exiſtenz betrifft. Das bekannte Wort, „jeder Bauer ſoll ſein Huhn im Topfe haben“, bezeichnet auch ſchon deutlich genug, daß es ſich hier nirgends um politiſche Begünſtigung handelte. Mit nichten. Dergleichen hat man hineingetragen, dergleichen hat man mit dem Ausdrucke Bürger-König heutiger Tage verwechſelt. Es war Bonhomie bei Heinrich, ſonſt nichts. Man leſe ſeine furchtbaren Jagdgeſetze, und bezweifle noch, daß er ein Edelmann-König war: nur der Gentilhomme hat das Recht, das Gewehr zu führen, wenn aber ein „marchand, laboureur, paysan et autre telle sorte de gens roturiers“ ſich unterfangen ſollte, ein Gewehr abzuſchießen, ſo wird dieſe Sorte ohne Weiteres — gehenkt.

Heute durch die großen Städte Frankreichs reiſend kann man ſo leicht irre geführt werden über das Verhältniß dieſer Städte zu Heinrich. Immer iſt es auf den Stadthäuſern ſein in Stein gehauenes Bildniß, das entgegentritt, dies merkwürdig magere Bild, das den ohnehin eckigen Gasconier in enger eckiger Rüſtung darſtellt, den zuſpitzenden Lorberzweig ums Haupt. Dieſe Rüſtung, dieſer Lorberzweig deuten allein aufs Rüſtige: er hat die Städte zu ſtrengem Geſetz bezwungen und geordnet; er haßte ſie als die Sitze der Ligue, und als er endlich einige Ruhe erreicht hatte, und ſich für Handel und Wohlfahrt umſehen konnte, da ließ er nicht nur Maulbeerbäume im Lyonnais und Dauphiné hinab nach der Provence pflanzen, damit Lyon einheimiſche Seide zu verarbeiten habe, er nahm unter dieſe breite Sorge alles Detail der Ortsverwaltung auf bis auf Kutſcher und Straßenbuden, kurz er legte dieſem Lyon, dieſem Marſeille, dieſem Rouen mit größter Sorgfalt feſtes Gebiß ein. Haß gegen den hochbürgerlichen Stadt-Liguiſten und ſtrenger Sinn für Ordnung ließ ihn jeden Bankeruttirer mit dem Tode beſtrafen. Die Ordnung, die ſtrenge Ordnung iſt von ihm unwandelbar im Gedächtniſſe geblieben — auf der Oberfläche ſo wandelbar, ſo leutſelig wechſelnd, ſo heiter und witzig, dem Augenblicke, dem Zufalle ſo viel einräumend, und auf allem Grunde doch ſo ſtreng regelmäßig, mußte dies nicht ein franzöſiſches Königsmuſter werden? Ein leichtſinniger Glaube, aber ein ſtarkſehniger Wille, eine freie Perſönlichkeit, aber ein unerbittlich feſſelndes Geſetz, dies war die Macht des berühmten Heinrich.

So möge man auch in Sully, ſeinem großen Finanz-Miniſter, vor allen Dingen nur jene ſtrenge Ordnung ſuchen, welche nach einer Revolutionszeit ſo tiefe Spuren eingrub, ein ſcharfes, nettes Weſen der Steuer-Eintheilung und Eintreibung, wie es neu, überraſchend und zwingend war. Mit Finanz-Projecten ſpäterer Zeit verglichen iſt alle Sully'ſche Idee arm, und erweckt nirgends neue ſelbſtſtändige Quellen, ſie iſt ohne alle Genialität, aber Arbeit, Geld-Umlauf bleiben bei nüchternem Werthe. Ein eiſerner Charakter und Arm, der Arm Sully's giebt einem geordneten Weſen Nachdruck. Es fehlte nie an Geld, was wollte Heinrich mehr! Er hätte den finſtern Miniſter beibehalten, auch wenn ihm deſſen ſtarrer Lebensgedanke nicht immer eine willkommene Leitſtange geweſen wäre für Haus und Hof, an der er ſich immer augenblicks orientiren konnte, wenn er leichtblütig ſeinen Neigungen nachgejagt war, und Richtung wie Maßſtab verloren hatte. Sully war jenes Factotum, das genialen Naturen von ſo großem Werthe, ja unerläßlich.

Den Geldbeutel für Heinrich voll halten war nicht ſo leicht, wie wir bei einem Bürgerkönige glauben. Die Millionen für die großen Ligueurs und für die Kriegsgenoſſen bei Seite, Heinrich lebte nicht eben ſparſam: er baute Stadthäuſer, er baute am Louvre, an den Tuilerien, es fehlte im Louvre und in Fontainebleau nicht an großen Feſten, und es ging dabei nicht eben bürgerlich her, das Huhn im Topfe that keinen Einſpruch. So erzählte man lange von jenem prachtvollen Carouſſel im Louvre-

Hofe 1606, einem Ballet à cheval, wo die vier Elemente dargeſtellt wurden mit allem Luxus damaliger Zeit. Heinrich hatte für Klugheit und für Prachtliebe nicht umſonſt vier Jahre am Hofe ſeiner Schwiegermutter Catharina gelebt.

28.

Man hat in Frankreich ganz genau Buch geführt über Heinrichs Liebſchaften, und der alte Röderer zum Beiſpiele knüpft daran die entſetzlichſten Folgerungen. Aber dergleichen hat in Frankreich am wenigſten geſchadet: Verliebtheit, Ausſchweifung in der Liebe iſt national-franzöſiſch. Sie begreifen den deutſchen Trunk nicht, und der Deutſche begreift die franzöſiſche Verliebtheit nicht. Die Maitreſſen-Wirthſchaft trug allerdings das Ihrige bei zur allgemeinen Summe des Vorwurfs, beſonders weil ſie auch zu frecher Geldverſchwendung überging, aber ſo viel, als wir glauben, machte der Franzoſe nicht daraus. Für heutige Zeit muß ich übrigens hinzuſetzen, daß ungeweihtes Zuſammenleben der Geſchlechter zwar noch ſehr verbreitet, in Paris namentlich gang und gebe iſt, daß aber die geſetzliche Ehe in der geſelligen Achtung alle moraliſchen Vortheile einnimmt, die ſie nur im keuſcheren Deutſchland anſprechen kann. Der Franzoſe iſt im Punkte der Liebesneigung nachſichtiger als wir, er hat aber eine unerſchütterliche Achtung vor dem Geſetzlichen, und die legitime Ehefrau, ſtehe ſie auch in allen Fähigkeiten der freien Dame nach, hat überall den Vortritt. Wie denn überhaupt die inneren Sittenverhältniſſe feſt und ſicher, ja feſter und ſicherer ſind als der kühnſte Sanguiniker ſie nach ſolcher Umwälzung erwarten möchte, bei Weitem feſter und ſicherer, als man in Deutſchland glaubt. Mitten in Paris iſt die größte Mehrzahl, iſt aller Grundſtock ſo ehrlich und zuverläſſig, wie im kleinſten Städtchen unſeres Vaterlandes. Ja, die dem Anſcheine nach bedenklichſten Individuen, zum Beiſpiele die Eckenſteher, — commissionaires geheißen — ſind eine wahre Elite von braven Leuten in abgeſchabter Mancheſterjacke.

Aber man mag Nationalneigung und Nachſicht den Liebſchaften Heinrichs noch ſo weit vorausſchicken, vierzehn legale Maitreſſen für ein Leben von mäßiger Dauer erſchreckt doch auch den billigen Sinn. Unter den ſieben, die juſt auf ſeine erſte Lebenshälfte, auf den König von Navarra kommen, ſind folgende von beſonderem Intereſſe: zuerſt die Foſſeuſe, ein lieblich Mädchen von vierzehn Jahren. Anfangs — ſagt Margaretha ſeine Frau in ihren Memoiren — reſpectirte er ſo viel Jugend, aber nur Anfangs. Als die Foſſeuſe Mutter ward, ſchickte er Margarethen, ſeine Frau — dergleichen iſt in Frankreich nicht ſo ſelten — zur Entbindungshilfe, und verließ bald darauf die Kleine für Diana, genannt la belle Corisande, die Witwe des Grafen Guiche. Sie herrſchte an die ſieben Jahre in ſeiner Gunſt: ſie die Gräfin Guiche war's, gegen deren ſchöne Arme die Hugenotten mit Recht eiferten, denn um dieſer ſchönen Arme willen verließ er ſpornſtreichs, als die Schlacht von Coutras kaum gewonnen war, das Schlachtfeld, und gab die Siegesfolge auf, um zu küſſen. Nach ſieben Jahren wurde ſie fett — die allgemeine Gefahr der Franzöſinnen — roth und garſtig, und er verließ ſie für die Marquiſe de Guercheville. Hier fand er einmal keine Erhörung, und die Hiſtoriker der Franzoſen ſind darüber ſehr erſtaunt. Es war ums Jahr 1590, da er vor Paris lag. Eines Morgens ritt er in die Abtei von Montmartre, und erblickte da die 16jährige Marie de Beauvilliers, die dahin gekommen war, um den Schleier zu nehmen. Nicht doch, rief er, ſeine ſpröde Marquiſe vergeſſend, nicht doch, das iſt eben ein Geſicht, um unverſchleiert zu ſein. Sprach's, und nahm ſie mit ſich nach Senlis. Leider für ſie ſah er bald darauf die Gabrielle d'Eſtrées, und ließ die halbe Nonne wieder nach dem Montmartre bringen. Arme Maria! Wie ſchnell war ſie zur vollſtändigſten Lebensromantik gekommen! Religionserfüllt, im Glaubensſchmelze erſter Jugend hatte ſie das Kloſter betreten, da kommen die Reiter, da wird ſie in des Königs Armen ſinnlich erweckt, die bunte Welt geht in aller Farbenpracht vor ihr auf — um wie ein Traumbild zu verſchwinden. Mit aller Aufregung iſt ſie wieder allein in der kalten Zelle, die Religion, vor Kurzem noch das Glück eines aufgehenden Lebens, muß ſich jetzt hergeben zum leidlichen Troſte. Heinrich machte ſie ſpäter für ihre „vertu“ zur Aebtiſſin des Montmartre.

Am Liebſten verweilt man immer beim Herzblatt ſolcher Liebſchaften, denn ein ſolches giebt es immer, wie viel der Blätter ſeien. Könnte man über den Erſatz dieſes Herzblatts einig werden, wenn Zeit oder Krankheit oder Tod einen Erſatz nöthig machen, ſo vereinigte ſich in dieſem Punkte der Moslem, der Katholik und der Simoniſt. Denn der monogamiſche Punkt iſt als tiefſter, urſprünglicher überall vorhanden, er iſt der Maiwuchs des Baumes, der aus innerſtem Kerne in die höchſtmögliche Höhe des Stammes ſteigt. Aber der Erſatz beim Verluſte, und der häufige Verluſt machen irr über die Frage.

Heinrich hatte ſeine Gabrielle, Louis XIV. hatte ſeine La Vallière, die den Maiwuchs der Neigung, das überwiegend monogamiſche Geſetz menſchlicher Neigung darſtellten. Gabrielle ſtarb, die La Vallière verlor ihre Schönheit, ſtarb alſo auch für einen jungen König. Oder richtiger ausgedrückt, denn ſie war niemals ſchön: ſie verlor diejenige Erſcheinung, woran ihre Macht über den König gefeſſelt war, ſie verlor ſich. Nicht Heinrich, nicht Louis, beide ſo wechſelreich, wechſelten ihrer ſtärkſten Neigung gegenüber von ſelbſt, ohne äußerliche Veranlaſſung. Bei Heinrich könnte die Frage entſtehen, ob nicht die Gräfin Guiche, eine ſo lang dauernde Liebſchaft der Jugend, und ob nicht die ſpätere Marquiſe von Verneuil, die unmittelbar auf Gabrielle folgte, und für welche Heinrich leidenſchaftlich entzündet erſcheint, ob dieſe beiden nicht Theil hätten am Maiwuchſe der Neigung, und ob der allerchriſtlichſte König nicht auch innerlichſt wie ein gewöhnlicher Türke ſich darſtelle. Die Zeitgenoſſen warfen es ihm vor: Um Paris zu erobern haſt Du mit dem Großtürken unterhandelt, Hugenott warſt Du niemals recht, Katholik biſt Du nicht, Weiber brauchſt Du wie der Türke, Köpfe läſſeſt Du abſchlagen auch den treuſten Waffenfreunden, wie der Sultan dem unbequem werdenden Paſcha — was biſt Du?

Allein nicht die Gräfin Guiche, nicht die Verneuil täuſchen uns über den leichtblütigen Gasconier. Jene war ſechsundzwanzig Jahre alt, da er, ein gar junger König, ſie ſah: es iſt zwar bekannt, daß die Knabenneigung ſich meiſt zuerſt an älteren Frauen entzündet, in Frankreich wenigſtens iſt es ſo bekannt, daß es mancher Autor wie etwas Vorausgeſetztes hinwirft; aber dies iſt das Moment der ſtreng ſinnlichen Neigung, die ſich an ausgebildeter, an reifer Fleiſchesform zuerſt erweckt. Eine Franzöſin von ſechsundzwanzig Jahren kann einen jungen Mann in Flamme ſetzen und ſieben Jahre feſſeln, aber die innerſte Seele ſeiner Liebe, den monogamiſchen Herzenskern erſchließt ſie nicht. Und die Verneuil kam zu ſpät, ſie erbte vielleicht von dem Reichthume, den Gabrielle in Heinrich entwickelt hatte, und auch dies ſchwerlich in großem Maße, wie heftig der König ſich anließ, wie bereitwillig er auch ihr gleich der Gabrielle die Ehe verſprach. Sie beſaß zu viel Verwandtes von ihm ſelbſt, von einem herrſchluſtigen, politiſchen Manne, und das Verwandte wirkt wol am raſcheſten, aber nicht am tiefſten auf einander, das Verſchiedene begegnet ſich zu Ungewöhnlichem. — Man leſe die häufigen Billets, die Heinrich geſchrieben hat! Er war darin ganz ein Vorzeichen jetziger franzöſiſcher Art, die über alle Vorſtellung ergiebig iſt im Schreiben von Noten, von Billets? Schreiben Sie mir un petit mot, und das geſchriebene petit mot iſt in Paris die immerwährende Begleitung des Bon jour. Aber unter der Schaar Heinrich'ſcher billets doux, wie ſein unterſcheiden ſich die an Gabrielle! Ja, alle ſind haſtig, voller Leben, alle werfen Küſſe und Zärtlichkeit, das ganze jedesmalige Lebensintereſſe dieſes raſch producirenden, offen hinwerfenden Königs, dieſer ganze raſchblütige Gasconier iſt in allen. Aber die Billets an

Gabrielle allein tragen Kennzeichen edelſter Rührung. Er hatte ſie zuerſt auf dem Schloſſe von Coeuvres bei ihrem Vater geſehen, und das Verhältniß ſchien ſich nicht beſonders glücklich zu ſchürzen: ſie liebte einen Grafen von Bellegarde. Doch wandte ſie ſich raſch genug zum Könige, wie wahr, und wie herzlich nothwendig? iſt unbekannt. Dafür iſt überhaupt ſchwer etwas aufzufinden, in wie weit Heinrichs perſönliche Liebenswürdigkeit ſeiner ungeſtümen Eroberung und ſeinem Königsſchimmer zu Hilfe gekommen ſei. Die Zeichen ſind nicht beſonders günſtig, die weiblichen Zeugniſſe, die noch vorhanden, ſind entſchieden ungünſtig, er war in dieſem Punkte kein Louis-Quatorze, er hatte körperlich abſtoßende Eigenſchaften und üble Gewohnheiten der ſüdlichen Heimat. Seine zweite Frau, Marie von Medicis, konnte ihn, dem ordinären Ausdrucke nach, nicht riechen ſeines Fußſchweißes halber: die alte hugenottiſche Rohan ſagte von ihm, als man die Verneuil der Untreue beſchuldigte: Wie kann die Liebe ſich einniſten zwiſchen einer Naſe und einem Kinn, die eins ins andere fahren!

Gabrielle's Vater wollte kein formloſes Maitreſſenthum, ſie wurde alſo einem picardiſchen Edelmanne zur Frau gegeben, und bald darauf zur geſchiedenen Frau desſelben gemacht, weil dieſer Picarde, dem die erſte Frau vierzehn Kinder geboren, kein rechter Mann ſei. Heinrich ernannte ſie zur Herzogin von Beaufort, und wollte ſie ſelbſt heiraten, hier nicht wie bei der Verneuil, um ſie zu beſitzen, ſondern um der innigſten Liebe auf alle Art zu genügen. Sie erfüllte ihn ganz bis zu ihrem Tode. Es war im Jahre 1598, da ſchieden ſie in Zärtlichkeit von einander in Fontainebleau, nur auf einige Tage, der König wollte ihr bald nach Paris folgen. Kaum in Paris angekommen erkrankte ſie plötzlich nach dem Eſſen, wie es heißt von Gift. — Boten fliegen nach Fontainebleau, Heinrich ſpringt aufs Pferd und jagt gen Paris. Aber auf halbem Wege, in Melun ſchon begegnet ihm die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode. Er iſt außer ſich, er will wenigſtens die Leiche ſehen; aber die Begleiter nehmen ihn unter die Arme, und führen ihn nach Fontainebleau zurück. Wie ein

Sonnentag war dieſe Liebeswelt auf einmal verſchwunden, als er aufwachte lag ſie wie eine tief abliegende Welt vor ihm. Das Todte iſt todt, das Lebende behält ſein Bedürfniß. Als er zum erſten Male wieder nach Paris kam, flog wol noch ein Trauerwölkchen über ihn hin, aber kein Eindruck haftete lange in ihm, er war eine politiſche Natur, Politik kennt nicht Treue noch Rache. Da begegnete ihm die ſchöne Mademoiſelle d'Antragues, und das Feuer loderte wieder auf, ſo lebhaft, daß er diesmal ſchriftlich dem ebenfalls politiſchen Vater des klugen Mädchens ein Eheverſprechen gab. Sully hatte bekanntlich den Muth, das Exemplar, das ihm der König zeigte, zu zerreißen, und Heinrich gewann die Faſſung, dem kühnen Miniſter dies nachzuſehen, und ſeine politiſche Thorheit zu erkennen. Das gab widerwärtige Dinge, dies Feilſchen um Vertrag und Mädchen, das giebt widerwärtigen Eindruck, als man ihn ans Ziel gekommen, das Mädchen zur Marquiſe de Verneuil erhoben, und das ganze Verhältniß zu einem herben Ausgange eilen ſieht. Sie ſei untreu geworden, ſie habe ſich in politiſche Intrigue mit dem Spanier eingelaſſen — ja, ſagen die Gegner, er brach mit ihr, weil er ſich legitim verheiraten wollte, er warf ihren Vater in die Baſtille, damit die Geſchichte mit dem Heiratsverſprechen begraben werde!

Im Jahre 1601 ereignete ſich dieſer Bruch, er wollte Kinder haben, ſeine Valois Margaretha, die Bartholomäus-Braut, eine ſehr merkwürdige Figur, gebar keine, und der Papſt willigte in die Scheidung, indem er ihm contractlich ſeine Verwandte, Maria von Medicis, als neue Gattin zutheilte. Alles dies war indeſſen an die Zuſtimmung Margarethens geknüpft. Sie gab ihre Zuſtimmung: politiſche Macht intereſſirte ſie nicht: ſie war von ungewöhnlich ſinnlicher Beſchaffenheit, dieſe Tochter Catharinens, und wohnte abgeſondert im Faubourg St. Germain, da wo die bekannte Duellwieſe, pré aux clercs, noch in der Vorſtadt grünte. Dort führte ſie ein eigen wollüſtig, faules Leben, lachte über die Hatz politiſcher Leute drüben im Louvre, die ſich das wohlſchmeckende Leben ſo ſauer machten, trat ans Fenſter, wenn ſie vom Lager aufſtand, ſah den übermüthigen Studenten zu, die ſich auf der Wieſe umhertummelten, wählte ſich einen aus, und ließ ihn rufen. Wie man tagelang allein leben könne, war ihr unbegreiflich. Wäre nicht viel italieniſcher Stoff in dieſem Weibe, man könnte einen franzöſiſchen Gebrauch von ihr herleiten, der heute noch manchen Deutſchen in Verlegenheit ſetzt: in Frankreich wundert man ſich, wenn ein Mann und eine Frau, die zuſammen wohnen, nicht mit einem Bette begnügt ſind. Dafür ſind ja die Betten zwei- und dreimal ſo groß als die deutſchen! — Es ſcheint jener Margaretha nicht an Geiſt, nicht an epikuräiſcher Philoſophie gefehlt zu haben, einer Maitreſſenheirat des Königs wäre ſie nimmer in Scheidung gewichen, einer neuen Königin aus ihrem mütterlichen Hauſe wich ſie bereitwillig. Wie ſie alt wird, und immer älter, und nach ſo manchem abſcheidenden Regimente immer noch am Fenſter ihrer Wieſe zu treffen iſt, macht ſie einen wunderlichen, zuletzt einen garſtigen Eindruck, man freut ſich, daß dies einſeitige Erbtheil Catharinens mit ſeiner Faulheit endlich aus der Welt ſcheidet.

Mit der neuen Heirat kam dem Könige ſchwerer Aerger. Aber der Franzoſe ſchlägt die Uebelſtände nicht hoch an, die von einer Dame kommen; Dame bedeutet doch beinahe ſo viel wie bei uns das Wort Engel im bürgerlichen Gebrauche. Es iſt offenbar, die galanten Könige haben das Meiſte beigetragen zur Errichtung eines Cultus, der dem Sinne des Volkes angemeſſen iſt, und der die Revolution in aller Stärke überdauert hat. Iſt ihr feiner Civiliſationsſinn, ihre tiefe Furcht vor Rohheit dabei thätig geweſen? Haben ſie da heiligen, haben ſie da ſtrenge Linien ziehen wollen, wo ihnen Leidenſchaft am erſten gefährlich, wo ſie ihnen zur Verletzung guter Sitte verführeriſch ſein könnte? Kurz, dieſe bei uns oft verſpottete Galanterie, oder richtiger dieſe Höflichkeit gegen alle Damen iſt im heutigen Frankreich dergeſtalt ausgebildet und durchgebildet, daß man es für einen Hauptbeſtandtheil der Civiliſation anerkennen muß. Es iſt unter feiner Form ſchon lange das, was in Deutſchland vor kurzem als Emancipation der

Frauen gewünſcht und gepredigt wurde. Auch iſt es nichts Unbedachtes, Jedermann iſt ſich des Sinnes bewußt, Jedermann weiß, daß das ſchwache aber fein und ſchön begabte Geſchlecht Schutz und Vorzug von dem Manne anſprechen kann, auch wenn es dieſen ein Opfer koſte. Ich habe dieſer Opfer unzählige, auf der Reiſe täglich bringen ſehen, und dies hat mir den in Deutſchland verlachten Begriff franzöſiſcher Galanterie oft ehrwürdig gemacht: ich habe erkannt, daß das Gegentheil davon, oft nur eine Unterlaſſung, wirklich Rohheit genannt werden darf; ich habe erſt mit Unwillen, dann oft mit Scham bemerkt, daß die Franzoſen allen Fehl gegen ſolchen Cultus leichthin mit den Worten entſchuldigten: oh, das iſt ein Fremder — étranger, das römiſche „barbarus“. Wie ſtolz entſchuldigen ſie damit den Fehl! Auch glaube man nicht, daß Rang oder Schönheit der Dame die Höflichkeitsform beſtimme, keineswegs, ein echter Franzoſe überläßt dem unſcheinbarſten Frauenzimmer ſogleich ſeinen Platz, wenn er der beſſere iſt. Unter Anderem erinnere ich mich einer ſchlimmen Wetternacht im Dauphiné, wir fuhren von Gap nach Grenoble einen rauhen Weg über hohe Berge. Bei ſinkendem Abende war ein Mädchen zu uns gekommen, alle erſinnlichen Plätze waren beſetzt, das Mädchen hatte aber Eile, man ſuchte ſie um jeden Preis unterzubringen. Denn jene deutſche Pedanterie iſt unbekannt, wornach die Fahrt von einer Stadt zur andern wie ein Staatsgeſchäft behandelt wird, mindeſtens eine Stunde vorher angemeldet und was ſonſt noch ſein muß. — Es war für das ärmlich gekleidete, nicht hübſche Mädchen nur ein ſchmales Bret außen am Wagen über der Deichſel anzuweiſen, dort ſaß ſie allem Wetter preisgegeben, aber ſie ſaß und kam fort. Dies ſahen die Franzoſen nicht eine Viertelſtunde mit an; wie froh Jeder war, bei ſo üblem Wetter im Trocknen und Warmen zu ſitzen, ſie ſtritten ſich um den Deichſelplatz, damit das Mädchen einen geſchützten inneren Platz bekäme. Der Herr, welcher obſiegte und das Opfer die ganze Nacht hindurch brachte, hatte zwei Tage in Marſeille auf einen guten Platz der Diligence gewartet.

Doch glaube man bei alledem nicht, daß die Beſtialität nicht zuweilen durchbreche juſt im Punkte gegen Frauen: eben weil es ihre ſchwächſte Stelle haben die Franzoſen hier die ſtärkſten Formen errichtet. Glaube man aber auch nicht, daß bei franzöſiſcher Emancipation der Frauen, bei dieſem Cultus der Damen der Gegenſatz zum Vorſchein komme, welchem man in Deutſchland leicht verfällt; die Dame exiſtirt deshalb nicht im Glasſchränkchen, um blos geehrt und bewundert zu ſein. Nein, ihre Erhebung beſteht in ihrer Theilnahme, in der thätigſten Theilnahme an Allem, was gethan wird. Es giebt keine angeſtrengtere, keine arbeitſamere Exiſtenz als die einer Frau aus dem Mittelſtande in Paris, nicht blos als dame du comptoir controlirt, ſchreibt, rechnet ſie im Café, im Speiſehauſe, im Laden bis in die tief ſinkende Nacht, auch in anderem Kreiſe iſt ſie fortwährend in verantwortlicher Thätigkeit, nirgends faſt iſt ſie abgefunden mit Stickerei, Nähzeug oder Strickſtrumpf, dieſe bei uns „weiblichen Arbeiten" verſchwinden ganz vor wichtigerer Arbeit, oder vor dem Nichtsthun der Hände, wenn man der Unterhaltung wegen zuſammenkommt.

Marie Medicis und Heinrich hatten einander nie geſehen, in Lyon wollten ſie einander begegnen. Sie erſchien in Lyon, aber der König kam nicht und kam nicht, plötzlich umfaßte ſie Jemand von hinten und herzte und küßte ſie. Heinrich hatte hinter der Gardine geſteckt, — er hatte ſolche Manieren, die theils nach der Provinz ſchmeckten, theils durch natürlichen Sinn beſtechend wirkten. Und ſie küßten ſich lange Zeit, ſagt der Chroniſt.

Aber am andern Morgen hatte ſich das geändert. Heinrich hatte wol zunächſt gegen das Aeußere ſeiner neuen Frau nichts einzuwenden, wenn es auch ganz anders als das ſeiner Franzöſinnen war. Das Neue konnte ja reizen. Sie war, vielleicht noch etwas mehr als Catharina, ebenfalls von jener Völligkeit des italieniſchen Körpers, ſtark in Wuchs und Geſicht, rund und feſt, hatte große Augen, und gefiel dem franzöſiſchen Bürger nicht. Am andern Morgen gefiel ſie auch Heinrich nicht mehr, er hatte ſo viel Erfahrung, daß er nicht leicht über einen Mangel zu täuſchen war. Es entſtand eine dergeſtalt zänkiſche Ehe, daß es oft bis zum Raufen kam, das einſpännige franzöſiſche Bett, das die Reichsſitte auch den Königen zutheilte, ward nur zu oft ein Kampfplatz; ja Sully mußte oft gerufen werden, um Frieden oder doch Waffenſtillſtand zu ſtiften. Die beiderſeitige Untreue war oft nur der wörtliche Vorwand des Streites. Unter den Männern, die ihr Heinrich vorwarf, findet ſich neben Urſin und Bellegarde auch bereits jener Concini, der nach des Königs Tode eine ſo große Rolle als Maréchal d'Ancre ſpielte. Einſt auf der Reiſe ſtörte ſie Heinrich ſo ſehr aus aller Mäßigung, daß er ſie durchaus fortjagen wollte. — Sire, ſagte Sully, ſind zu Rande gekommen mit ſo viel Feinden, werden Sie nicht ein ſtörriſches Weib zwingen?

Aber das königliche Paar aß nicht mehr zuſammen, oder ließ ſich, wenn es geſchehen mußte, aus eigener Küche, von eigenen Dienern ſerviren, um vor Vergiftung ſicher zu ſein. Dennoch war der Gasconier ſinnlich ſo erregbar, daß er ſich ihr wieder einmal näherte, wenn eine Pauſe des Haſſes eintrat und wenn er augenblicklich gelockt wurde; während des Sommers lag ſie auf Strohmatratzen an der Erde, in leichten Kleidern, die ſchönen Arme bloß, und den prächtigen Hals, la gorge, womit der Franzoſe den Hals bezeichnet bis in die Bruſt hinein. Sie gebar denn 1601 auch wirklich einen Sohn — wer hätte geglaubt, daß aus ſo lebhafter und ſtarker Sinneswelt eines gasconiſchen Vaters und einer florentiniſchen Mutter der kränkliche, melancholiſche Ludwig XIII. hervorgehen würde!

Heinrichs Maitreſſenwirthſchaft nimmt unter ſolchen Umſtänden noch kein Ende, und es folgen der Verneuil noch fünf, darunter eine Condé und eine Montmorency. Je älter er wurde, deſto übler ſtand ihm dies Treiben, deſto lauter mußte er oft Sitte und Form verletzen, um ſeine Zwecke zu erreichen. Seine Gegner zeigen geradezu auf ſeine Zudringlichkeit gegen Charlotte de Montmorency hin, wenn ſie aufzählen, was den Fanatismus geſchürt, und Ravaillac's Dolch geſchärft habe.

Dies ſind indeß Alles nur Beiläufigkeiten, wodurch die große Summe vermehrt wurde, die Summe des Widerwillens. Um der Maitreſſen willen erſtach ihn kein Franzoſe. Aber Heinrich verſchwand keineswegs hinter Liebeslüſten, er war überall wie ein raſch treffender Blitz zu ſpüren, wo ein altes Intereſſe ſeine alte Macht wieder ſammeln wollte, er war ein überaus behender, ein überaus kluger, zu aller Handlung ſcharf und ſchnell wählender König. Er erbte und eroberte ein revoltirtes Reich, und war geſund und tüchtig genug, es nicht in alter verbrauchter Form reſtauriren zu wollen, da konnte er nichts für ſich haben als ſeinen unabläſſig regſamen Geiſt, den Handwerker und Kaufmann, dem er Ruhe für Abſatz und Handel brachte, den kleinen Gentilhomme, der mit der Krone in keinen Machtanſprüchen zuſammenſtieß, und mit dem Könige chevalereske Sitte und Art gemeinſchaftlich hatte. Alle Glaubensgemeinſchaft im Großen, alle Corporationsmacht, Kirche, Herrenthum, Parlamentsthum mußte ſich mehr und mehr gegen ihn geſtalten, je deutlicher man ſah, daß er alle Mittel in jedesmalig neuer Erfindung aufſuchte, daß er nirgends Conſequenzen aufkommen ließ, um welche ſich gelegentlich eine abdringende Oppoſition ſchaaren könnte, daß er ein Herrſcher war allein und eigen. Biron's Schickſal zeigte dies aller Partei zum Schrecken.

29.

Charles de Gontaut-Biron war aus dem niederen Aquitanien, aus dem Perigord. Die Birons gehörten nicht zu jenem Fürſtenadel der Condé, Bouillon und ſo weiter, welcher die Krone ebenbürtig ſo oft beunruhigte. Aber ſie repräſentirten doch die mächtigſte Adelsbedeutung im Perigord, und dieſer Biron vertrat eine tapfere Gentilhommerie Aquitaniens, welche dem Bearner ohne Rückſicht auf Kirchenglauben bis zum Throne geholfen hatte. Heinrich war gegen ſeinen beſten Feldherrn erkenntlich geweſen, er hatte ihm viel gegeben; aber Biron wollte noch viel mehr. Nun zeigte ſich übrigens der kriegeriſche Bearner als König von Frankreich keineswegs ſo kriegeriſch, wie er als junger König von Navarra geweſen war. Natürlich, er hatte das Campiren und Kriegen ausgekoſtet die große Hälfte ſeines Lebens lang, er war am Ziele, des Landes Intereſſe war jetzt das ſeine, und das Land bedurfte des Friedens, der König bedurfte des Friedens, um dem erniedrigten Königthume wieder Macht zu ſammeln. Auch hatte Heinrich eine Welt von anderen Fähigkeiten in Bereitſchaft, worin er unbeſtritten Herr und Meiſter war und mit keinem Edelmanne zu theilen brauchte. Heinrichs genialſte Partie iſt offenbar ſeine diplomatiſche, eine Diplomatie, die in vielem Betrachte neu und ſchöpferiſch war. Nicht blos nach Innen, wo ſie eine ganz eigenthümliche Reſtauration zu Wege brachte, eine Reſtauration, worauf alles Bourbonenthum in Frankreich gegründet ward. Auch nach Außen. All die banal gewordenen Freundſchaften und Feindſchaften ließ er fallen, um ſie anders zu begründen. Sie lebten ein kümmerlich Leben von Tradition und Herkommen und Glaubensgemeinſchaft, oder Glaubenstrennung, dieſe Freundſchaften und Feindſchaften. Heinrich ſchritt über dies Scheinleben hinweg, er begründete alle Anknüpfungen neu unter Darlegung neuer Geſichtspunkte, er ſprach nichts von Dogmen, er ſprach von weltlichem Nutzen und Schaden, er ſchrieb überall ſelbſt hin, er faßte Jeden, dem er ſchrieb, ganz perſönlich, kurz, er begründete jene moderne Kunſt der Diplomatie, die unter bloßen Formen perſönlichen Umgangs jedes Verhältniß neu anfaſſen, neu ausbilden kann, die ſich der Principien blos bedient, wie man ſich des Tiſchgeräthes bedient. Das mag von Silber oder Gold und Damaſt, oder von Blech und grober Leinwand ſein, man ſättigt ſich vermittelſt desſelben, und alsdann wird es ein gleichgültiger Gegenſtand, bis man wieder Hunger fühlt. Man leſe Bethune's Sammlung, und man wird mit Erſtaunen einſehen, wie ſo wohl überlegt dieſe ſo harmlos hinfluthenden

Briefe ſind, wie ſie individuell Jedem ans Leben gehen, wie doch nichts von einer übereilten Herzlichkeit zu ſehen iſt, die man Heinrich nachſagt, wie im Gegentheile unter aller Correſpondenz dieſes Königs ein ſchwerer Ernſt von Machtbeſtrebung liegt. — Franz hatte kein Glück, die kleinen Valois hatten nicht Sinn und Macht dafür gehabt, Frankreich ſolcherweiſe als eine geſetzgeberiſche politiſche Hauptmacht in Europa aufzurichten, wie es Heinrich IV. that. Und zwar im Weſentlichen ohne Schwertſtreich that er's; bald nach ſeiner Thronbeſteigung in Paris war er zu einem Kriege gegen Spanien genöthigt, welches all ſeine Gegner aufnahm und pflegte, der Krieg ward aber lau und unintereſſant geführt, und Heinrich entſchlüpfte ſeinen Alliirten, und ſchloß raſch ohne ſie den Frieden zu Vervins. Beſſer hinterdrein ſich entſchuldigt — war ſeine Politik — als vorher verloren, und hinterdrein bedauert. In dieſer diplomatiſchen Macht entrang er eigentlich zuerſt dem deutſchen Reiche jenen Schatten von idealer Grundmacht Europa's, den es als heilig römiſches Reich auch in Schwäche und Zerfahrenheit hinter ſich her gezogen hatte. Die Speculation einer europäiſchen Republik, die einem Praktiker wie ihm nur ein halber Ernſt ſein konnte, ein ſpieleriſcher Ernſt, aus dem ſich viel entwickeln könne, ſie ſetzte Frankreich als ſchöpferiſche, ideale Macht zum erſten Male an die ſymboliſche Stelle des chriſtlichen Kaiſerthums, des Kaiſerthums vom Occidente. Heinrich hat Frankreich europäiſch groß gemacht — dies hat der ſtolze Franzoſe wohl herausgefühlt, und hat ſeinen Henri-Quatre hoch geſtellt; abſonderlich mußte dies ein geſchichtliches Thema werden unter Ludwig XV., der Frankreich klein machte.

Aber dies Wachsthum Heinrichs und Frankreichs, was half's zunächſt ſeinen alten Feldherrn und Kriegsgenoſſen? Dabei war nichts zu erwerben, nicht an Beute, nicht an Macht. So wendete ſich denn der Hauptmann dieſer Claſſe an Spanien, um einen Einbruch zu erregen, und dem zähen Könige dadurch Zugeſtändniſſe abzuzwingen. Der Herzog von Bouillon, der im Norden die feiſte Herrſchaft um Sedan beſaß, und damaliger Zeit mächtigſter Vertreter der Hugenotten war, ſollte ebenfalls ausbrechen, wenn Biron mit den alten Royaliſten, auf ſpaniſchen Rückhalt geſtützt, ſich erhöbe, und ſo ſollte der undankbare Bearner zur Raiſon gebracht werden.

Das ging unter dem dritten Heinrich, nicht unter dem vierten. Er ſchrieb eigenhändig an Biron, und lud ihn ein nach Fontainebleau; kein Buchſtabe verrieth, daß er die Verſchwörung kenne. Biron, um ihn ſicher zu machen, ging trotz aller Warnung nach Fontainebleau, wird freundlich empfangen, ſpeiſt und ſpielt mit dem Könige. Es vergeht ein Tag, dann tritt ihn der König an, er ſolle ihm offen geſtehen, was er vorhabe, verrathen ſei es doch. Biron läugnet. Der König tritt ihn noch einmal an, er ſolle ehrlich geſtehen, er läßt ihn antreten durch ſeine Getreuen — Biron läugnet frech und hartnäckig. Nun denn, ruft Heinrich, nach der Baſtille mit ihm, und Proceß um Hals und Kragen! — Biron hat ſo etwas gemerkt, und ſeine Abreiſe gerüſtet, die Pferde ſind geſattelt — aber die Verhaftung kommt zuvor. Und nun ereignet ſich, was kein Menſch erwartet hatte: kein Bitten, kein Flehen hilft, der König iſt ſtarres Eis gegen den alten Freund, unterzeichnet das Todesurtheil, will nichts von Gnade hören.

Paris begriff nicht, daß ſolche Härte möglich ſei, man ſah ſich an, man ſchüttelte die Köpfe. Damit kein Attentat verſucht würde, ließ der König den Marſchall auf der Seine herabführen von der Baſtille zum Juſtizpalaſte; die Ufer waren mit Truppen beſetzt. Als man dem alten Krieger das Todesurtheil vorlas, rief er aus: Iſt es denn möglich, daß dieſer Mann nicht mehr an die Dienſte denkt, die ich ihm erwieſen! Mein Vater iſt für ihn geſtorben, mein Leib trägt fünfunddreißig Wunden für ihn, und zum Danke läßt er mir den Kopf abſchlagen! Wahre er ſich, daß Gottes Blitz nicht auf ihn falle!

Als der Henker kam, ſchrie Biron: Zurück, rühre mich nicht an vor der Zeit! Kein Menſch ſoll mich binden!

Er war ein ſtolzer, hochfahrender Mann dieſer Biron, begierig und jähzornig. Alle Welt fürchtete dieſen Jähzorn: wenn er ihm kam, ſo ſchonte er nicht König noch Weib. Er war zwar nur mittleren Wuchſes, aber ſo ſtark, daß er mit den Händen eine Arkebuſe entzweibrach. Zurück, Henker! fuhr er fort, oder ich erwürge Dich! — Der Henker zitterte vor Furcht, der Delinquent zitterte nicht. Oh, meine Freunde, rief er den Soldaten zu, wie wohl thäte mir eine Salve von Euch! Welch ein Jammer iſt das, ſo miſerabel ſterben zu müſſen.

Er verband ſich ſelbſt die Augen, und wollte aufrecht ſterben. Der Henker rief, er müſſe knien, ſo treffe der Streich nicht ordentlich. — Nein! Kannſt Du's nicht mit einem Streiche, ſo thu's mit dreißig, ich werde nicht mehr zucken als eine Eule. — Nun wollte ihm der Henker das Haar abſchneiden. — Hinweg, Canaille, Du ſollſt mich nicht anrühren, ſo lang ich lebe! Macht mich nicht wild, oder ich erwürge die Hälfte Menſchheit die hier iſt, bis mich die andere tödtet.

Der Henker wußte nicht, was thun. Biron erwartete auf dem Schaffot noch die Gnade Heinrichs, er konnte ſich's nicht anders denken, wie gutmüthig war dieſer Heinrich ſtets geweſen! Dreimal band der alte Krieger das Tuch ab, um nach dem Boten auszuſehen, der von Fontainebleau kommen ſollte. Das Pferd kann ihm geſtürzt ſein, er kann ſich verſpätet haben!

Da bat ihn der Henker, doch ein Gebet zu ſprechen, und dabei überraſchte er ihn, und ſchlug ihm raſch das Haupt herunter.

Das Volk liebte dieſen Streich nicht, wie es den Bearner nicht liebte. Paris war gar traurig! Die Peſt war da, wilde Hunde tobten durch die engen Gaſſen der Cité — das ſind die Straſen, hieß es, für ein Regiment, das keine Religion hat! Das ſich in Ehebruch und ſinnlichen Lüſten wälzt! Das Journal de Henri IV. erzählt ſchauerliche Dinge: man klagte ihn der Magie an und ſchwarzer Kunſt und beſchuldigte ihn auch unnatürlicher Gelüſte. Wie gewiß dies eine Lüge, der natürliche, rationale

Heinrich fand dieſe Anklagen doch ſo bedenklich, daß er ſtrenge Unterſuchung und Aufklärung über dieſen Punkt befahl.

Gegen den waffnenden Bouillon ließ er ebenfalls ein ſchonungsloſes Urtheil fällen, und drückte ihn nieder, wenn er ihn auch nicht perſönlich erreichen konnte. Wo ihm Strenge nöthig ſchien, kannte er kein Erbarmen. Wol aber ſah er ein, wie große Maſſen er ſich dadurch entfremdet hatte, es regnete Pamphlete gegen ihn und Sully, umſonſt baute er Brücken und Springbrunnen, umſonſt rief er ſeine frühen Feinde, Jeſuiten und Jacobiner zurück, um den einen großen Riß des Haſſes zu ſtopfen. Er blieb fortwährend auf dem Spiele ſtehen, ein tägliches Ziel der Mordverſuche mit Gift und Dolch; denn was er nach außen gewann durch Aufgeben alles Dogmas, durch bloße Balancirung der Kräfte, das gewann er nach innen nur auf Koſten ſeiner perſönlichen Sicherheit. Einen Feind brauchte man noch, und da er dem alten Ligueur-Paris die feindlichen Parteien entzog, ſo ward er ſelbſt der Mittelpunkt alles Angriffs. Er mußte, ſo weit war es gediehen, auf Zerſtreuung des Volksſinnes denken, auf Krieg, den er bisher abſichtlich vermieden hatte.

An epigrammatiſchen Verſen iſt die franzöſiſche Geſchichte ungemein reich, jeder bedeutende Vorfall oder Menſch iſt mit einem leicht rollenden, charakteriſtiſchen Verſe der Nachwelt überliefert. Heinrichs Freunde ſangen über den undankbaren König Folgendes:

Ce prince est d'étrange nature,
Je ne sais, qui diable l'a fait;
Car il recompense en peinture
Ceux qui le servent en effet.

30.

Worin beſtand nun jene Speculation einer chriſtlichen Republik, die dem Namen Heinrichs IV. bei der Geſchichtſchreibung ſo förderſam geworden iſt?

Europa ſollte in fünfzehn Staaten getheilt werden, die ſo viel als möglich von gleicher Macht ſein, deren Grenzen gegenſeitig garantirt und vertheidigt ſein ſollten. Dieſe Staaten wären:

1. Das Pontificat.
2. Das deutſche Reich.
3. Frankreich.
4. Spanien.
5. Groß-Britannien.
6. Ungarn.
7. Böhmen.
8. Polen.
9. Dänemark.
10. Schweden.
11. Savoyen oder das Königreich der Lombardei.
12. Die Herrſchaft Venedig.
13. Die italieniſche Republik (die kleinen Staaten Mittel-Italiens).
14. Die belgiſchen oder Niederlande.
15. Die Schweiz.

Darunter wären fünf erbliche: Frankreich, Spanien, Britannien, Schweden und Lombardei.

Sechs Wahlreiche: Pontificat, Deutſchland, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark.

Vier Republiken: Die Niederlande, die Schweiz — demokratiſche —, Venedig und Italien — ariſtokratiſche.

Der Papſt ſollte außer dem Kirchenſtaate Neapel haben, und die Huldigungen — les hommages — der italieniſchen

Republik und Siciliens. Sicilien ſollte übrigens an Venedig kommen. Jene Huldigung ſollte nur im Fußkuſſe und von zwanzig zu zwanzig Jahren im Geſchenk eines goldenen Crucifixes beſtehen.

Zur Schweiz ſollte die Franche Comté, Elſaß, Tirol, Trient gehören. Ihre Huldigung kam ans deutſche Reich. Ebenſo die der Niederlande. Für Ungarn war Siebenbürgen beſtimmt, die Moldau und die Walachei. Der deutſche Kaiſer ſollte an keinen Verwandten Lehen austheilen; nie ſollten zwei Kaiſer hintereinander aus demſelben Hauſe ſein.

Gegen alle Differenzen ſollte eine Ordnung und Form und ein allgemeiner Rath von ſechzig Perſonen errichtet werden, vier von jeder Macht. Deſſen Sitz ſollte in einer Stadt des deutſchen Reiches ſein, etwa in Metz, Nancy oder Cöln. Dieſer Rath wäre Senat der chriſtlichen Republik. Außerdem ſollten drei andere Räthe, mit jenem in Verbindung, entſtehen, deren Sitze an verſchiedenen Orten. Dann ſei eine Ordre und Regel aufzuſtellen zwiſchen Herren und Unterthanen, um Tyrannei und Rebellion vorzuſehen. Dann ein Schatz und eine Truppenmacht gegen die Grenzen der Ungläubigen, gegen Türken, Moskoviter und Tartaren. Drei Hauptleute ſeien zu wählen, zwei zu Lande, einer zur See, die gleichzeitig das türkiſche Reich angreifen ſollten.

Die Erfindung des Projectes ſtammt offenbar nicht von Heinrich: die Grundlage war Chriſtenthum und politiſche Garantie gegen übergreifende Macht, ein geiſtreicher Mönch mochte darauf verfallen ſein, und es heißt denn auch, der Plan ſei vom Papſte ausgegangen. Heinrichs Speculation beſtand darin, daß er ſich an die Spitze ſtellen und unter dem Schirme desſelben zuſehen wollte, was ſich Vortheilhaftes daraus geſtalten ließe. Das iſt ja immer der Zauber politiſcher Macht, daß ſie eine große Idee zur Standarte nimmt. Die Idee will endigen, die Politik, die ſtets neue Form für den Wechſel, will das nicht. Sie verbündet ſich mit der Idee, wie das kleine, behende Geſchöpf auf den Rücken des Vogels ſchlüpft, um über Meere zu kommen und dann den Vogel wieder zu verlaſſen.

Heinrich ließ den Plan in ſeinem Miniſterrathe vorleſen, und hörte aufmerkſam zu, welche Gründe dafür und dawider entwickelt würden. Sully ſprach dafür, Villeroy, ein geſund politiſcher Kopf, zeigte alle Lücken und Schwächen des Projectes, und ſeine Politik war ſo nüchtern, daß er es verwarf und keine Unterſcheidung fand zwiſchen Plan und Vorwand. Heinrich ſagte zu alle dem nichts, aber wie ideal der praktiſche Gasconier dieſe europäiſche Speculation anſah, zeigte ſich ſehr ſchnell. Das Ganze war für ihn gegen Oeſterreich gerichtet, und die kleinen Staaten fielen ihm bei. Er rüſtet, und es ſoll natürlich gegen den Rhein gehen. Dabei handelt es ſich ihm um die ſtille Frage, ob er ſich nicht zum deutſchen Kaiſer machen ſolle. Ein prächtiger Anfang für das neue Gleichgewicht!

Um dieſe Zeit floh Condé aus Frankreich, man weiß nicht, ob blos wegen des unzüchtigen Attentats von Seiten Heinrichs auf die Prinzeſſin. Er warf ſich Spanien in die Arme, und der ſpaniſche Geſandte nahm dies zum Vorworte für eine ernſte Nachfrage: wozu Frankreich ſo große Rüſtungen mache? Es entſteht eine hitzige Debatte, und Heinrich ſagt endlich: Wenn Euer König mich nöthigt zu Pferde zu ſteigen, ſo werd' ich in Mailand die Meſſe hören, in Rom frühſtücken und in Neapel Mittag eſſen!

Sire, ſolchen Schritt haltend kämen Sie zur Vesper nach Sicilien!

Gleichgültig, wie man ſich anließ, die Nothwendigkeit auswärtiger Unternehmungen war dem Könige zu deutlich. Auch die Gelegenheit ſtellte ſich ein: Cleve war geſtorben, Oeſterreich hatte die Agnaten übergangen, und es einem Habsburger gegeben. Die Agnaten baten Heinrich um Hilfe. Marſchiren wir, und ſehen wir zu, was ſich entwickelt. Für allen Unglücksfall ließ er die Königin Maria krönen, und betrieb dies mit einer Haſt, als ob der Unglücksfall zweifellos vor den Thoren liege. Es war im Frühjahre 1610, er war fortwährend in Bewegung in und um Paris für die Feierlichkeiten, für den Abgang des Kriegsmaterials nach der deutſchen Seite.

So kam der 14. Mai heran, er hatte zu Mittag geſpeiſt, und wollte noch einmal in die Stadt hinausfahren. Zwiſchen drei und vier Uhr trat er aus dem Louvre und ſtieg mit ſechs Edelleuten in den breiten Wagen. Betrachtet ihn, den langbeinigen raſchen Herrn, es iſt zum letzten Male, daß der Pariſer dieſen wunderlichen Vogelkopf mit der Bourbon'ſchen Adlernaſe vorüberfahren ſieht. Ravaillac ſieht ihn einſteigen, und folgt raſch, da der Wagen in den engen Straßen nicht eilig vorwärts kommt. In der Rue de la Ferronerie erreicht er ihn, da der Wagen halten muß wegen mehrerer Karren, die nur langſam aus dem Wege zu bringen ſind. Der König wendet ſich eben zu Epernon, da reicht Ravaillac über das Rad herein und ſtößt ihm das Meſſer zweimal in den Leib. Niemand ſah es im Augenblicke, hätte Ravaillac das Meſſer weggeworfen, man hätte nicht gewußt, wer zu greifen ſei. Der erſte Stoß war zwiſchen der fünften und ſechſten Rippe eingedrungen und hatte die große Ader zerſchlitzt, ſo daß der König ſogleich die Sprache verlor. Der zweite Stoß war überflüſſig geweſen, hatte nur die Haut geritzt. Da die Edelleute den König hintenüber fallen, da ſie das Blut aus dem Munde ſtürzen ſehen, ſo ſpringen ſie auf, ſehen Ravaillac mit dem blutigen Meſſer, ſpringen herab und hauen mit den Degen in ihn. „Der König iſt todt!“ rufen die, welche im Wagen geblieben. „Nein!“ — „Schafft Wein herbei!“ Man läuft darnach, die Straße wird tumultuariſch erfüllt.

Die Edelleute ſehen aber, daß Heinrich regungslos auf der Seite liegt, ſie ſehen, er iſt dahin, abgeſchieden ohne Laut, in einer einzigen Zuckung, und ſie treffen nun andere Maßregeln: Der Wagen wird aufgeſchlagen, man wirft den Mantel über den König, ſagt zu den Umſtehenden, er ſei nur verwundet, und fährt nach dem Louvre zurück.

Glücklicher Heinrich! Muskulös und geſund wie ein Baske hatte er zu aller Strapaze und Freude den Körper immer treu erfunden. Wollte Eſſen und Vergnügen einmal nicht ſcharf genug ſchmecken, ſo blieb er einen Tag lang mit einer Purganz zu

Hauſe, das war Alles. Und da es zum Sterben geht, genügt ein Stoß, er trifft die rechte Stelle, und ohne ein Wort, im Handumwenden vollbringt Heinrich die ſchwere Scheidung. Sein Körper ſparſam mit Fleiſch bedeckt, aber feſt in Sehnen, feſt in Organen, konnte in hohes Alter hinauf dauern ohne ein Attentat von außen.

Ein aquitaniſcher Edelmann Jacques Pluviers de Saint-Michel, der beim Könige war, hat eine ausführliche Beſchreibung hinterlaſſen: darnach iſt Ravaillac aufs Rad getreten, und hat ſich vertheidigt, als man ihn greifen wollte.

Wer hat den Mörder angeſtiftet? Die Verneuil, die Königin Marie, die Jeſuiten und die Spanier wurden genannt — Niemand ſtarb er gelegener als Spanien. Die Unterſuchung, ſelbſt wieder beſchuldigt, hat nichts des Nachſagens Werthes ergeben, Ravaillac allein blieb übrig, um von Pferden zerriſſen zu werden.

V.

St. Germain.

31.

Was über Politik Geiſtreiches geſagt wird, iſt niemals ohne Verwegenheit. Denn der Geiſt allein iſt rückſichtslos, und die Politik iſt eine Kunſt der Rück- und Ausſichten. Man iſt aber auch nirgends verwegener in politiſcher Sentenz als in Frankreich; jeder Einfall, jede Antitheſe verlangt ein Recht der Würdigkeit. Folgt man im Auslande nur einigen Journalen Frankreichs, und geräth man bei Wahl derſelben nicht auf die gründlicher redigirten, ſo wird man durch jene ſententiöſe Verwegenheit, durch dieſe geiſtreiche Atomiſtik leicht über Frankreich irre geleitet: nach ſo viel Kämpfen und Syſtemen glaubt man das Land immer noch auf den augenblicklichen Einfall geſtellt.

Dem iſt aber nicht ſo. All dieſe bald ſo, bald ſo geſchnörkelten Melodien kommen alle von einem feſten Contrapunkte des Landes und gehen zu ihm. Eine vernünftige Freiheit kann wie Brot und Wein in Frankreich nicht mehr entbehrt werden: ſogar ein ſtarker Genius, der wie Napoleon allen Schwächen der Nationalität ſchmeichelte, könnte unter deſpotiſchen Formen jetzt nur äußerſt kurze Zeit beſtehen und dauern. Seit 1815 hat die Politik der Proſa, die Politik der Rechtsverhältniſſe ſo tief ſich eingepflanzt, daß oft in Blatt und Blüthe der proſaiſche Urſprung nicht mehr zu erkennen, und daß jedenfalls der geiſtreiche Einfall nicht im Stande iſt, daran etwas zu ändern, auch nur auf kurze Zeit zu ändern. Man kann ſprachlich nachſehen, daß das Wort

„bon ſens“ ſeit einiger Zeit unverhältnißmäßig öfter angewendet wird, als ſonſt.

Dennoch, trotz des bon ſens, reizt den Franzoſen nach wie vor für alle Discuſſion das geiſtreich-Paradoxe, in aller Proſa wird er nie Philiſter, und wenn man ihm auseinanderſetzt, daß die Zeit der Regentſchaften nach Heinrichs IV. Tode bis Louis XIV., daß dies halbe Jahrhundert eben durch ſchwache und vielfach wechſelnde Regentſchaften Frankreich am meiſten gefördert habe, ſo geht er zuſtimmend darauf ein, wenn die Begründung intereſſant genug ihm entgegentritt, ja, ſagt er, die ſchwachen Regentſchaften ſind äußerſt förderlich!

Nach unſerem heutigen Entwicklungs-Schema der Welt giebt es auch dafür artige Gründe. Ein ſtarker Herrſcher wie Heinrich hat ſeine perſönliche Welt ausſchließlich zur Geltung gebracht, hat alles ihm nicht Verwandte niedergehalten. Dies erhebt ſich bei ſeinem Tode: die Mannigfaltigkeit entwickelt ihre Gewalt, durch Fülle erſetzend was ihr abgeht an Macht der Einheit: tauſend kleine Beſtandtheile einer Nation, unberührte Landſtriche, vergeſſene Intereſſen bringen ſich zur Geltung; in Verworrenheit und Drang der Regentſchaften wächſt der Reichthum. Innen unruhig und unſicher, nach außen unmächtig ſind die Regentſchaften in Frankreich doch wirklich äußerſt befruchtende Uebergangszeiten.

Maria von Medicis übernahm nach Heinrichs Tode die Regierung: ſie war nicht unbedeutend, aber ſie war nichts Großes, ſie hatte neben dem freien, dreiſten Manneswurfe Heinrichs nur die kleinen Convenienz-Schritte des Weibes, denn das nicht ungewöhnliche Weib iſt darum in politiſcher Handlung kleiner als der Mann, weil ihre Welt von Convenienz ausgeht und auf Convenienz hinauskommt. Das Gefühl der ſchöpferiſchen Kraft fehlt dem weichen Arme, fehlt der Seele, die zuerſt und zuletzt gefallen will; vor allem Unerhörten hat ſie Furcht, das Neue, an welches ſie ſich wagt, darf nicht groß, das Große, dem ſie vertraut, darf nicht neu ſein, denn ſobald ſie aus der Privatneigung heraustritt, findet ſie als Weib ihre Exiſtenz nur in dem, was vorgezeichnet, was bekannt iſt. Ganz anders iſt ſie in der Welt des Ideals, in der Neigung zum Manne — dort wünſcht ſie ungemeſſen, weil ſie beim Gedanken der Ausführung an den Mann denkt und nicht an ſich, hier, in der Neigung, iſt ſie des Größten fähig, weil ſie alle innere Welt kühn entwickeln, alle Bethätigung dem Manne der Neigung anheim geben kann. Darum iſt die weibliche Anregung oft ſo gewaltig, wenn auch das anregende Weib, allein gelaſſen, ins Nichts zuſammenfällt. Und Maria war nicht mehr friſch und energiſch in ihren Neigungen, und hatte zu wenig Geiſt, um wirkſam zu werden. Geiſtlos verließ ſie des ungeliebten Königs Bahnen, und ſchloß ſich, ſüdlich und katholiſch, an den Erbfeind Frankreichs, an Spanien. Ganz als Weib verhoffte ſie in dieſen ihr bekannten Formen der katholiſchen Monarchie die beſte Sicherheit. Ihre Gewohnheitsneigung ruhte unglücklicherweiſe auf einem Ausländer, auf dem Italiener Concini, der zum Marſchall d'Ancre erhoben wurde. Er war ein ganz tüchtiger Menſch, der auch den überlieferten Kampf der Krone gegen die Großen nachdrücklich aufnahm, aber als verhaßter étranger bei den übrigen Franzoſen keine Stütze fand. Dieſer Mann iſt vorherrſchend geſchmäht von franzöſiſchen Hiſtorikern, aber jetzt rechtfertigt ihn mehr und mehr eine neue Einſicht in die Quellen.

So ließ ſich die erſte Regentſchaft an, — der alte Epernon, dieſer unermüdliche Mignon Heinrichs III., der in aller politiſchen Kriſis dem Anſcheine nach ein ganzes Jahrhundert lang immer behende zum Vorſchein kommt, er hatte der Maria die Zügel zurecht gelegt, und wohl oder übel ging dieſe Regentſchaft ſieben Jahre. Vom Tode Heinrichs, bis Ludwig XIV. fünfzig Jahre ſpäter die Zügel ſelbſt ergriff, kann man nach Miniſterien zählen, als ob es ſich ſchon um eine conſtitutionelle Geſchichte handle: auf d'Ancre folgt ein junger Jagdedelmann, dann tritt der melancholiſche dreizehnte Ludwig in den Schatten Richelieu's, dann folgt die Regentſchaft der Anne d'Autriche mit Mazarin: Alles konnte ein halb Jahrhundert lang in Frankreich ſein Heil verſuchen, denn ſelbſt Richelieu, obwol mächtiger als mancher ſtarke König, war doch nicht König, mußte dem ſtillen Herrn in St. Germain gefallen, mußte viel mehr Hilfsmittel der Macht entwickeln als ein frагloſer Herr, mußte zu dem Ende allem auftauchenden Geiſte willfähriger und förderlicher ſein, damit dieſer ihm zu Hilfe und zu Gute komme.

Mit Marias Regentſchaft verlegt ſich der Schauplatz des Pariſer Regierungslebens nach dem Marais, die Place royale ſah die Carrouſſels und Feſtſpiele und Maskeraden italieniſchen Geſchmacks. Dieſer Platz, der jetzt weit hinten liegt in Paris, nach dem Baſtillen-Platze zu, wo aller Lärm aufhört, wo die Dichter wohnen, wo Victor Hugo ſinnt, er trägt noch heute einen ganz eigenthümlichen Stempel. Rundum iſt er von Giebelhäuſern gebildet, die aus florentiniſchem Geſchmacke entſtanden ſind und jetzt an die Plätze in Holland, in Rotterdam oder Amſterdam erinnern; Baumalleen beſchatten die Mitte, und unter Bäumen ſteht im Mittelpunkte ein weißer Reiter, Ludwig XIII., ein ſchönes Marmorwerk.

Der Marais war lange Zeit vornehmes Viertel, noch unter dem jungen Louis XIV. wohnten hier die ſpöttiſchen Frondeurs und ärgerten von hier den jungen König. Der Faubourg Saint Germain ward auch nicht ſogleich nächſter Wechſel der Großen: die Parlamentarier und die Literaten, an den Marais grenzend und die St. Honoré hinauf bildeten den Uebergang, als der Adel ſeine Hotels in Verſailles und im Faubourg St. Germain errichtete. Dieſe letztere Vorſtadt jenſeits des Waſſers wurde erſt alleiniges Hauptviertel des Adels, als nach Louis XIV. die ſpäteren Bourbons wieder öfter im Louvre und den Tuilerien wohnten. Da war man im Faubourg St. Germain vom Hofe und deſſen Feſten nur durch die Seine getrennt. Dieſer Stadttheil der großen Hotels, wo man in Straßen wie St. Dominique Thorhof auf Thorhof und dahinter Hotel auf Hotel findet, vornehm verdeckt und verſchwiegen nach der Straße hin, dies quartier de la noblesse iſt ſeit dem Sturze der älteren Bourbons nicht nur darum verödet, weil der Carlismus dem neuen Regimente abgewendet iſt und meiſt in der Provinz bleibt, ſondern weil die Wohnung der Vornehmen und Mächtigen jetziger Zeit wieder eine andere Stadtrichtung aufgeſucht hat. Ich ſpreche nicht vom Bankier in der Rue Lafitte, Chauſſée d'Antin und ſo weiter, denn dieſer iſt noch nicht ſo unmittelbar mächtig, wie die Zeitungsſteigerung darſtellt: der vornehme Staatsmann, auch ohne Geld, hat durch geiſtig-geſchichtliche Macht, durch unmittelbar perſönliche Macht immer noch größeren Einfluß auf die Königsregierung als der bloße Bankier. Und jener Vornehme, die engliſche Welt an der Spitze, dehnt jetzt ſeine Reſidenz in der Vorſtadt St. Honoré, in der Vorſtadt du Roule und nach dem Montmartre hinaus. Man iſt in aller Weiſe vorſichtiger geworden, und ſucht den geſunden höheren Theil von Paris.

Dem Marais wurden nur wenige Jahre gegönnt zu Spiel und Luſtbarkeit auf der Place royale; die Großen ertrugen es nicht, daß ſie unter einer bloßen Regentſchaft, obenein durch einen fremden Abenteurer ausgeſchloſſen ſein ſollten vom Mitregieren. Condé, die jüngere Bourbon-Linie, an der Spitze regten ſie Pläne und Verbindungen auf, die an Verwegenheit der Ligue nachſtrebten. Diesmal war aber das Hugenottenthum eingeſchloſſen in die Verbindung der Großen: die Rohan, die Lesdiguières, die Bouillon ſtimmten bei, daß Condé der neue Guiſe, daß er König werden ſolle ſtatt des unmündigen Bubens einer verhaßten italieniſchen Mutter. — Immer alſo, wenn der Herrſcher fehlt, erheben ſich die Herrſchaften in Frankreich. Die Namen nur waren jetzt arg verändert: ein Guiſe geleitete als ergebener Ehrenritter, der die Legitimität aufrichtig ſchützt, den merkwürdigen Hochzeitszug durch ganz Frankreich bis an die Bidaſſoa-Brücke. Die Königin Maria hatte nämlich eine Doppelheirat mit Spanien geſchürzt, eine Infantin für den jungen König, einen Infanten für ihre Tochter ſandte man ihr von Madrid bis an die Grenze. Sie führte durch die aufrühreriſchen Großen wie mitten im Kriege ihre Kinder eben dahin. Man ſchoß, man blokirte, man eroberte auf dieſer Reiſe durch die Guyenne, als ob der Liguen-Aufruhr nicht aufgehört hätte: 1615 war der Adel mit dem Vertrage von St. Ménehould in Waffen zuſammengetreten, und es war Wunders genug, daß der Hochzeitszug ziemlich unbeſchädigt wieder zurück gelangte bis Tours. Aber hier ſchienen alle Wege verlegt, man wagte ſich nicht bis Paris, und Marie entſchloß ſich zu dem Vertrage von Loudun, wornach die Großen Zutritt erhielten in den Regierungsrath.

Nun ſtrömt Alles nach Paris, die Großen haben geſiegt, und Condé herrſcht im Conſeil. Aber hier faßt ſich Marie vom Marſchall d'Ancre gehalten ein Herz, ſie wagt das Verwegenſte und läßt Condé mitten im Louvre verhaften 1616. Er wird hinaus aufs Schloß von Vincennes gebracht, man erwartet in Rüſtung, was darauf geſchehen werde, und ob der Marſchall Recht habe mit der Verſicherung, die Zeit der Guiſen ſei vorüber. Er hatte Recht: Paris war flau, umſonſt fuhr Condé's alte Mutter durch die Straßen, um das Volk zu erregen zur Befreiung ihres Sohnes, ſie brachte nur eine Plünderung des Ancre'ſchen Hotels zu Wege. Die alten einigen Intereſſen des Volks waren geknickt, die neue Politik war den Maſſen noch nicht reif zu Haß oder Vorliebe. Selbſt die Perſonen waren nicht mehr von altem Korn, vielleicht waren ſie auch nur ſchwächer, weil nicht mehr wie einſt der feſte Meinungshalt im Rücken zu ſpüren war: Condé brach im Gefängniſſe zuſammen, beichtete, beugte ſich, verrieth ſeine Genoſſen.

Unterdeß rüſtet der Marſchall in der Normandie ein Heer für die königliche Einheit gegen den vereinigten, aufrühreriſchen Adel, und es wird ein Conſeil zuſammengeſetzt, ganz in dieſem Sinne, worin Richelieu als Miniſter des Auswärtigen erſcheint. Man erläßt Manifeſte, man proſcribirt.

Aber ein junger Mann von ſechzehn Jahren war außer Acht gelaſſen, der im Louvre-Hofe Falken ſteigen läßt mit ſeinen Spielkameraden, und mit einer kleinen Kanone ſchießt zu ſeinem Vergnügen. Er war noch ſo unmündig, daß man nicht nach ihm fragte, es war Ludwig XIII., ein ſchwächlicher Knabe. Albert de Luynes, ein junger Edelmann, der das Falkeniren und alle Jagdgriffe trefflich verſtand, war ſein Liebling, und mit Hilfe deſſen wurde unter Jagdſpielerei aller politiſche Plan, alle kriegeriſche Rüſtung in einem Nu vernichtet. Der Adel wirkte auf ſeinen Genoſſen Luynes, Luynes ſchilderte dem jungen Könige dieſen fremden Abenteurer, dieſen Marſchall als den räuberiſchen Feind ſeiner Krone, der kleine König geräth in Zorn, und ſchießt zum Zeichen davon ſeine Kanone ab, er ſagt, man ſolle Sorge tragen für ſein Königreich, und Luynes trägt Sorge. Der Marſchall war nach Paris zurückgekommen, man erwartet ihn im Louvre. Damals war die Eintritts-Paſſage vom Waſſer her lang und eng, dort errichtete Vitry, welchen Luynes im Namen des Königs dazu gewonnen hatte, ſeine Angriffsmaßregeln. Man wartete mehrere Tage vergeblich auf den Marſchall; einen Tag hatte er eine Purgation genommen nach damaliger Diätsmode, den andern Tag hatte er Händel mit ſeiner Frau gehabt, endlich Montag den 24. April kommt er zu Fuße mit ſeinem Gefolge die Seine entlang, man erkennt ihn an den wehenden Federn und der blitzenden Agraffe, die ſie zuſammenhält. Wer kommt? — Maréchal d'Ancre! — Paſſirt! — Vitry iſt auf ſeinem Poſten, und als der Marſchall weit genug heran iſt, tritt er ihm mit ſeinen Trabanten entgegen, und ſagt: Ich verhafte ſie im Namen des Königs! — Mich? ruft der Marſchall, und tritt einen Schritt rückwärts, wie um Widerſtand zu leiſten. Da ſchießen die Trabanten drei Piſtolenſchüſſe. Alle drei treffen: der eine in den Kopf, der zweite ins Herz, der dritte in den Leib. Der Marſchall ſtürzte augenblicks todt darnieder, und ein noch abgebrannter Hellebardenſchuß war übrig. Einer vom Gefolge war niedergerannt, ohne verwundet zu ſein, das übrige Gefolge entwich. Man ſchleppte den todten Marſchall in den Portierſaal, man riß ihm den Diamant von der Agraffe und ſonſtige Koſtbarkeiten vom Leibe, über den ganzen Louvre, der ſich ſchließt, verbreitet ſich das Geſchrei „Vive le roi!“ Ludwig zeigt ſich mit Albert de Luynes am Fenſter, neuer Jubel bricht aus, er verbeugt ſich, und man ruft hinab: der König dankt Euch!

Als ihm Vitry die Nachricht gebracht, hatte er juſt wie Heinrich III. ausgerufen: „Jetzt bin ich König!“

Marie aber, die in ihren Louvre-Appartements es erfuhr, ſchrie auf: „Poveretta di mi!“ habe ſieben Jahre regiert und jetzt werde ich nichts haben als Kreuze und Kronen des Himmels“ —

Und ſo geſchah's. Ihre Thüren wurden beſetzt, es durfte Niemand zu ihr, gewaltſam war ihre Regentſchaft beendigt. Luynes quälte ſie ſo lange, bis ſie das that, was er beabſichtigt hatte, bis ſie bat, Paris verlaſſen zu dürfen. Er hatte ſie um keinen Preis zum Könige gelaſſen, eine vertraute Unterredung mit dem jungen Sohne konnte Alles vernichten. Doch verlangte ſie entſchieden eine Abſchieds-Audienz, ſie wurde gewährt und dem jungen Könige einſtudirt.

An einem prächtigen Maitage warteten die Mauleſel und Equipagen im Louvre-Hofe, um diejenige ins Exil zu führen, welche bisher Frankreich beherrſcht. Sie empfing, roth, mit verweinten Augen, die Abſchieds-Viſiten — die Thüren flogen auf, der junge König in weißer Seide und ſcharlachrothen Stiefeln trat ein, geführt von Albert de Luynes. Marie erhob ſich, die Thränen ſtürzten ihr über die Wange, und Taſchentuch und Fächer konnten ſie nicht verbergen. Sie ermannte ſich und führte den gefühllos drein blickenden Sohn in eine Fenſterbrüſtung. Er begann die einſtudirte Lection: daß er ihr Adieu ſagen und künftig allein regieren wolle. Damit wollte er ſich umwenden, Marie aber machte eine tiefe Verbeugung, um durch ſolche Umgangsform ſeinen ſchnellen Abgang aufzuhalten, dann ſprach ſie:

Monſieur, ich bedauere, das Reich nicht zu Ihrer Zufriedenheit regiert zu haben, ich habe wenigſtens mein Mögliches gethan, und bitte, mich immer für Ihre ergebenſte Mutter und Regentin zu halten —

Ludwig ſchwieg — ſie fuhr fort und erbat ſich zur Begleitung ins Exil einen ihrer Italiener, ihren Intendanten Barbini.

Barbini? Das war in ſeiner Lection nicht vorgeſehen, er ſchwieg. —

Monſieur, gewähren Sie mir dieſe Bitte, vielleicht meine letzte an Sie!

Er ſchwieg — wohl denn! ſprach ſie, machte noch eine Verbeugung und küßte ihn, den Unbeweglichen, auf beide Wangen. Er ſchien deſſen gar nicht gewahr zu werden, wartete es nicht völlig ab, wendete ſich und ging. Erſtarrt richtete ſie noch dieſelbe Bitte an Luynes, aber der König rief im andern Zimmer „Albert! Albert!“ — und auch dieſer ließ ſie ſtehen.

Sie fiel faſt ohnmächtig auf den Seſſel und weinte bitterlich. Dann erhob ſie ſich raſch, und eilte in ihre Sänfte. Am Pont neuf, dem Werke Heinrichs IV., warf ſie einen Blick auf den Marmorblock, den ihre Familie geſendet, und woraus man das Denkmal ihres Gatten meißelte — ach, auch er hatte ſie, auch ihn hatte ſie nicht geliebt, und doch war neben ihm beſſere Zeit geweſen. — Auch dieſes ſteinerne Bild wurde in der Revolution zerbrochen, und ein neues in Bronze hat die kurze Wiederkehr der Bourbonen-Enkel errichtet, eilig errichtet, ſonſt wäre auch der Gatte Mariens vielleicht noch ohne Denkmal in Paris.

Mittlerweile ſah ihr der gleichgültige Sohn vom Louvre-Balcone nach, ob ihr Zug auch in richtiger Fortbewegung bliebe. Aber auch dies dauerte ihm zu lange: Auf, rief er, nach Vincennes, die Falken herbei, wir wollen jagen! Und ſo rollte er zur Jagdluſt, während die Mutter in tiefem Schmerze zur Barrière de l'Enfer hinausgetragen wurde. Es war in Ludwig XIII. keine natürliche ſinnliche Empfindung ſtark ausgeprägt, er hat kein Weib ſtark geliebt, keinen Mann dauernd geliebt, Niemand feſt gehaßt, und dieſer Mangel feſten Menſchengrundes erzeugte in ihm das matte Weſen, das auf den erſten Anblick wie Charakterſchwäche erſcheint, und das im Grunde doch ſinnliche Schwäche war. Denn Ludwig XIII. war keineswegs ſo unbedeutend, wie der oberflächliche Anblick ihn zeigt.

Den Marſchall d'Ancre hatte man wie einen Verbrecher hinter dem Altar in St. Germain Auxerrois begraben. Man ſchlug vor, den Fremden an den Galgen zu hängen, und gab von da an Geſetze, daß kein étranger in Frankreich was beſitzen könne. Parlament und Volk zeigte ſich bei all dieſer Gelegenheit in tiefer Erniedrigung, denn keine höhere Leidenſchaft rechtfertigte die Formwidrigkeit, milderte die Grauſamkeit und Gemeinheit, die man ausübte. Frankreich, vielleicht jedes Land hat ſich dann immer am widerwärtigſten geäußert, wenn eine Idee am allgemeinſten und heißeſten ergriffen wurde, oder und noch ärger, wenn gar keine Idee des Glaubens und der Regierungsweiſe herrſchſam exiſtirte. Man übertreibt im ſklaviſchen Dienſte einer Idee, aber man erkennt die Grenze, über welche man hinaus getrieben, man erzwingt ſich einen Maßſtab. Im anderen Falle, in der Gedankenloſigkeit, aber wird man völlig maß- und grenzenlos, verfällt der Beſtialität.

In dem Ancre'ſchen Proceſſe bewies ſich Volk und Adel roh, der Tiersparti kläglich, deſſen Vertretung, das Parlament, niedrig. Man hatte ihn ermordet, und das Parlament befliß ſich, den Mord zu rechtfertigen. Auf welchen Grund hin? Er habe Truppen geworben und ſelbſt gezahlt. Dies Opfer, das er als erſter Miniſter gebracht und das man in jedem andern Falle hoch geprieſen hätte, ward ihm zum Verbrechen geſtempelt, Niemand dürfe Truppen werben — im Dienſte des Königs; zur Beſchützung des Königs hatte er's gethan! Nun denn, drückte man als Grund für Alles darauf: der König hat unumſchränktes Recht über Leben und Tod, wenn es die Sicherheit des Staates heiſcht.

Dies ſprach neben einem unmündigen Könige dasſelbe Parlament, welches vorher und nachher die organiſche Ausbildung einer beſchränkten Monarchie in Anſpruch nahm. Dergleichen leichtblütige Inconſequenz hat ſo viel heftige Zuckung in die Entwicklung Frankreichs gebracht.

Das Volk ſtürzte nach der Kirche, grub den Leichnam aus, ſchleifte ihn durch Paris, riß ihm Naſe, Bart, Haare, Schamtheile aus, hing ihn an einen Galgen auf dem Pont neuf, verbrannte ihn halb, warf in die Seine, was nicht brennen wollte, und that Alles das aus blos cannibaliſchem Triebe. Man hatte nichts gegen ihn gehabt, da er regierte, er hatte dem Volke nichts gethan — der Adel, dem er im Wege, gab das Stichwort „étranger, der Schätze aus dem Lande ſchleppt“, und das genügte.

Um den Skandal zu vollenden, machte man ſeiner Frau, der unter dem Namen Galigai bekannten Dienerin Marias, den Proceß als einer Zauberin und Hexe, Alles dies im Jahre 1617! Unter den jämmerlichſten Formen und Vorwänden wurde ſie, eine ſchwangere Frau, verurtheilt und enthauptet!

32.

So endigte das erſte Miniſterium. Die Ritterpartei ſchien vollkommen geſiegt zu haben, ihr leichtſinnigſter Ausdruck, der Jagdjunker de Luynes, übernahm die Zügel. Er war vom kleinen Adel; Baſſompierre, der joviale Lothringer und Verehrer du feu roi, pflegte ſpöttiſch zu ſagen: ein Haſe ſpaziert gemächlich an einem Nachmittage über die Güter ſeines Vaters. Dies ſchien unwichtig und gleichgültig, war's aber vielleicht nicht: Luynes verließ wenigſtens ſehr bald die Fahne der abſoluten Ariſtokratie. Lag dieſer Gang ſo tief nothwendig in den Verhältniſſen? Führten die Regierungsgeſchäfte, überall durch den Adel behindert, von ſelbſt darauf? Denn bekanntlich bringt oft das einfache Geſchäftshinderniß die neue Meinung, ebenſo wie der unparteiiſche Stockmeiſter nach den erſten Schlägen, die er austheilt, in Hitze und in immer ſteigende Wuth geräth. Das Geſchäft hat ſeinen eignen

Wind, wie das Gewitter. Der junge Ludwig zum Beiſpiele trieb damaliger Zeit ſeinen Jagd-Premier gewiß nicht gegen den Adel: er erwuchs im reinſten Gentilhomme-Stile, der erſt ſpäter, durch Richelieu's Erfolge verwöhnt, zum abſoluten Stile neigte.

Kurz de Luynes gab auch Condé nicht frei, und de Luynes war nicht ohne Tact für das, was nöthig war. So empfand er offenbar neben Richelieu etwas von deſſen mächtiger Zukunft. Er hätte ſich ihn gern zur Seite erhalten, und ließ, da es für den Augenblick nicht wohl anging, ihn nicht aus den Augen. Richelieu hatte ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr edel benommen — die dauernde und großartige Macht erwächſt nicht auf gemeinem Boden; die kriecheriſche Klugheit mag lange Zeit glücken, aber wird das Große nie gewinnen. Das Große iſt nur für die Größe. Richelieu war d'Ancre's Miniſter geweſen, und erſchien nach deſſen Tode ebenfalls in jenem Billardzimmer, wo Ludwig, auf dem Billard ſitzend, die neuen Aemter vertheilte. Luynes ſoufflirte ihm, es ging äußerſt frivol her über den Gemordeten, wo noch ein Fußtritt anzubringen war, dahin trat man — Richelieu that es nicht. Er lobte den Todten nicht, aber er tadelte ihn auch nicht, er ließ ihn wie einen Schatten unbeſprochen ruhen zwiſchen ſich und dem neuen Regimente.

Die Sieger berechnen ja auch für ihre eigene Zukunft, wie ſich ein Freund beim Sturze des Freundes benommen.

Luynes gab ihn der exilirten Regentin mit, um ihn gelegentlich zur Hand zu haben; denn die politiſchen Verhältniſſe ſahen nach großer Thätigkeit aus. Im ſüdlichen Frankreich quer hindurch von den Pyrenäen bis an die Alpen, und inmitten beider Gebirge, beſonders in den Cevennen-Bergen haftend, bildete ſich ein Oppoſitionsſtock, der für jeden Adelsaufruhr immer bereit war, und Gefahren in ſich barg, die weit über den Adelsaufruhr hinaus gingen. Das Hugenottenthum nämlich wurde von Tage zu Tage politiſch gefährlicher; das kirchliche Moment ganz bei Seite, Europa war, mit Ausnahme Spaniens, ringsum in proteſtirender Welt furchtbar gewachſen, und alle Proteſtation war überall mehr oder minder gegen die monarchiſche Regierung gerichtet. Dieſer ſüdliche Hugenottenſtrich reichte von La Rochelle am Meere von Berg zu Berg, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt die Hand hinüber nach Genf: von Genf bis nach dem Haag konnte man zu Lande von einer proteſtantiſchen Gemeinde zur andern reiſen: die Niederlande waren bereits eine furchtbare Republik geworden, hatten ſich im Blute Barneveldt's alles zerſplitternden Demokratenthums entledigt, reichten in einer Nacht hinüber nach England, wo die Oppoſition gegen katholiſche Monarchie ſich knurrend wie ein Löwe erhob; in Deutſchland brach der furchtbare Religionskrieg aus, Mansfeld ritt bis über Metz herein, das Nanteſer Edict hatte das Hugenottenthum im Süden zu einer geſchloſſenen legalen Macht erhoben, der Adel war eben jetzt in ſeinen Hauptvertretern proteſtantiſch. Bouillon im Norden, die Tremouille's im Saintonge, die de la Force im Guienne, die bretoniſchen Rohan im oberen Languedoc, die Chatillon im niederen bis an den Rhone, Lesdiguières drüben im Dauphiné.

Dies Alles ſah damals innerlich eben ſo entſchieden nach allgemein werdender Republik aus, wie im Jahre 1790, wie im Jahre 1830. Ein Mann, der damals in dieſen Gegenden ſtill lebte, ſah dies vielleicht ganz genau. Dies war Richelieu, und er richtete ſpäter einen Angriff auf Leben und Tod gegen den hugenottiſchen Süden. Die offen republikaniſchen Pläne jener Zeit, welche Hand in Hand gingen mit dem Proteſtantismus, liegen jetzt deutlich zu Tage, und wenn man dies proteſtantiſche Bild der Republik im Sinne behält, und die claſſiſchen Literatur-Ideale des nun entſtehenden akademiſchen Frankreichs, die Römer-Bilder Corneilles dazu rechnet, ſo erhält man bereits ein deutliches Profil eines franzöſiſchen Republikaners von Anno 1790. Der Religionspunkt mag verloren ſcheinen in Frankreichs organiſcher Entwicklung, er ſchoß an den politiſchen, und erſchien als politiſcher Glaube, der ſo viel Fanatismus in ſich beherbergte, wie nur irgend ein Religionsglaube. — Die Pläne einer Föderativ-Republik waren damals bereits ſo weit gediehen, daß man alle Grenzen und Herrſchaften beſtimmt hatte: Bouillon erhielt den Kreis der Normandie bis an die Touraine, Soubiſe die Bretagne und Poitou, Tremouille erhielt Angoumois und Saintonge, die de la Force erhielten Nieder-Guienne und Béarn, Rohan erhielt die obere Guienne und das obere Languedoc, Chatillon erhielt den Strich quer durch bis an den Rhone, nämlich Nieder-Languedoc, die Cevennen, Gévaudan und Bivarais; Lesdiguières endlich erhielt die drei prachtvollen Provinzen Provence, Dauphiné und Bourgogne.

De Luynes war nicht verblendet über die Gefahr, wenn er auch nicht ein ſo klares Bewußtſein darüber hatte wie ſein Nachfolger Richelieu, wenn es ihm auch nicht wie dieſem darum zu thun war, Alles in dieſem ſüdlichen Lande, Alles bis auf den letzten Stein zu zerſchmettern. Er fing es geſchickt an, die Föderativ-Herren zu ſpalten, und wirklich gewann er den wichtigſten, er gewann Lesdiguières mit dem Marſchallsſtabe, mit dem Connetableſchwerte, mit Geld und Gütern.

Aber der nachdrückliche Krieg wurde durch Marias Umtriebe noch verzögert. Sie ſaß ſo gut wie gefangen auf dem uns wohlbekannten ſchwarzen Schloſſe von Blois; nach der nördlichen, nach der bergigen Seite gingen ihre Zimmer, dieſelben, welche Heinrich III. bewohnt hatte. Echt diplomatiſch ſchrieb ſie nur die reſpectvollſten Briefe an ihren Sohn nach Paris oder St. Germain, aber ſie ſchrieb an alle Welt, und ſetzte Alles in Bewegung. Richelieu, zuerſt neben ihr, konnte oder wollte das nicht verhindern, und wurde nach Luçon auf ſein Bisthum relegirt, da man in Paris dieſe Umtriebe genau kannte. Er hatte nicht viel dagegen, eine Zeitlang unbeſchäftigt zu ſein, er ſtudirte, er ſchrieb gegen die Ketzer, vielleicht um eine Seite der Welt ganz zu haben. Wie wenig er ſpäter in auswärtiger Politik darauf Rückſicht nimmt, perſönlich iſt er ein ſtrenger, ein gläubiger Katholik geblieben bis zum letzten Lebenshauche. Seine damaligen Brochuren ſchickte er dem Könige, ohne ſonſt was zu verlangen. Er wollte nur zeigen, daß er in befliſſener Thätigkeit bleibe. Ich ſchreibe dies, ſagt er dem Könige, für die königliche Einheit.

Unterdeß war der Adel de Luynes' Abfall inne geworden, Condé wurde nicht frei, die Großen ſtanden wieder auf, den kleinen eisgrauen Epernon an der Spitze. Marie wandte ſich ſogleich an ihn, und er war damit ſehr zufrieden, ſolch eine Perſon, ſolch Intereſſe, ſolche Fahne mehr war dem Aufſtande ſehr erwünſcht. Aber Maria mußte frei, mußte in ſeinen Händen ſein. Angoulême, ſeine Provinz, war nahe bei Blois, von Angoulême konnte mit der Regentin operirt werden. Aber wie die ſchwere, ſtarke Frau aus dem bleſiſchen Schloſſe bringen?

Ein Graf Brennes unternimmt's mit zwei Männern. Dergleichen Treiben, das nach allen Richtungen kreuzt, das Intrigue und Abenteuer bringt, das als Oppoſition in neuer, unerwarteter Richtung kreuzt, das iſt franzöſiſch Leben auch heute noch. Während wir, dem Zeitintereſſe einſeitig nachhängend, für keine Nebenſache Sinn haben, wenigſtens nicht für eine Nebenhandlung, iſt der Franzoſe für alle letztere bereit, ſolche Handlung reizt ihn wie eine neue Wendung des Raiſonnements, und das übrige Franzoſenthum ſorgt dafür, jeden ſolchen Nebenact in logiſchen Rapport mit dem großen Zeitintereſſe zu bringen.

Um Mitternacht den 22. Februar 1619 erſchienen dieſe drei Männer am linken Loire-Ufer mit einer Caroſſe von vier Maulthieren gezogen. Die Nacht war finſter, der Wind war laut, die Loire ſchleifte Eisſchollen. Sie gingen über die Brücke, die Stadt hinauf, an die hintere, die nördliche Seite des Schloſſes, und gaben das Zeichen. Dort war über der ein Stock hohen Plateform ein unvergittert Fenſter. Sie hatten zwei Leitern; auf der einen ſtiegen ſie bis auf die Plateform, die andere legten ſie nun an, und ſie reichte bis an das Fenſter, wo Maria erſchien. Aber Maria war furchtſam. — Sind Sie's, Brennes? — Ja, kommen Sie raſch, Majeſtät! — Mein Gott, ich wag es nicht. — Endlich wagt ſie's, die Leiter knackt unter ihr, halbtodt vor Angſt kommt ſie auf der Plateform an. Um keinen Preis will ſie ſich einer neuen Leiter anvertrauen — „ſie wackelt, ſie knackt, ſie wird brechen“. Aber Majeſtät, wir können doch nicht hier oben bleiben, halbfrei, halbgefangen. — „Um keinen Preis.“ — Die beiden Männer wickeln ſie dann in einen Mantel und bringen ſie ſo hinunter. Nun geht's ohne Licht hinab bis an die Loire. Auf der Brücke am Arme Brennes' begegnen ihr ein paar Soldaten — ſie treten ſchäkernd heran, und ſagen: „Oh, das iſt zu viel, ein Liebchen für drei“. —

Die Kerle halten mich wol für eine Griſette — ſtill, ſtill! — Sie kommen hinüber, aber der Wagen fehlt. Marie iſt in Verzweiflung — man ſucht in der ſtockfinſteren Nacht, man wagt nicht zu rufen — endlich findet man ihn doch, er iſt nur auf die Seite gefahren, um Niemand aufzufallen, fort geht's nach Angoulême.

Louis ſpielte eben zu St. Germain in einem Zauberſpiele nach Taſſo den Gottfried von Bouillon, als die Nachricht ankam — nun beginnt eine Correſpondenz, die ein wahres Muſter iſt für Diplomatie: beide Theile ſind ſüß und zärtlich, die Rebellin und der rebelliſche Sohn; ſie will nicht die geringſte Macht, nur die Liebe des Sohnes, er ſchreibt nie anders an ſie, denn als an eine Königin, die vom Adel entführt und gefangen iſt. Dabei erläßt ſie ein Manifeſt, das alle Unzufriedenen um ſie ſammeln muß. Dabei hat de Luynes den furchtbaren Hugenotten-Süden auf der Schulter, es iſt kein Ende abzuſehen, da nicht abzuſehen iſt, wo man anfangen ſoll. Rufen wir Richelieu, ſpringt er auf, um dies heilloſe Zwiſchenſpiel auszugleichen. Dieſer war von Luçon in die alte Papſt-Reſidenz nach Avignon gegangen, dort war er auf der Mitte Wegs zwiſchen Rom und St. Germain und correſpondirte hierhin und dahin, erwartend, ob ſich nach weltlicher oder geiſtlicher Seite hin der verheißungsreichſte Weg öffnen würde. Er war damals vierunddreißig Jahre alt und das Geklatſch fehlt denn natürlich nicht, er ſei auch als Liebhaber der Maria nicht fremd geweſen. Sichere Zeugniſſe fehlen, und die Verhältniſſe entwickeln ſich zwiſchen den Perſonen deutlich genug auch ohne Kenntniß ſolchen Details. Er ging eilig nach Angoulême, und entwirft einen Vertrag, der in richtiger Diplomatie Schritt für Schritt gehend zunächſt nur Billiges, Privatbeſitz und perſönliche Freiheit für des Königs Mutter heiſchte. Die Folge war eine Zuſammenkunft zwiſchen Sohn und Mutter: in einem Dorfe unweit Tours begegneten und umarmten ſie ſich. „Mein Herr Sohn, was ſeid Ihr gewachſen“, ruft ſie aus. Ich hoffe, Madame, entgegnete lachend der Sohn, zu Euren Dienſten. Man führte ſich nach Tours, man feierte ſich, man trennte ſich diplomatiſchen Ganges, halb verrichteter Sache.

Marie ging auf ihre Domänen, und nahm Angers, die Hauptſtadt des flachen Anjou, nicht weit vom Brückenkopfe Cé an der Loire zu ihrem Sitze. Hier konnte ſie der Oppoſition im Süden wie im Norden die Hand reichen. Sie ruhte denn auch nicht, und der Adel ſtand wieder auf. De Luynes fühlte, daß dies kräftig zu Ende gebracht ſein müſſe, um die gefährlichere Oppoſition des Südens vollſtändig angreifen zu können. Der junge König rückte ſelbſt ins Feld. Er hatte militäriſchen Sinn, beſonders für den Artilleriedienſt, und war von kaltblütigem Muthe. Der Feldzug richtet ſich nach der Normandie, iſt ſiegreich, und dehnt ſich bald nach Anjou hinab, in Marias nächſten Bereich, ja der König nimmt ſelbſt den Brückenkopf von Cé, und es thut Noth, daß Richelieu an der Brücke erſcheint, um für ſeine Clientin neu zu unterhandeln. Man wollte das um jeden Preis abmachen, denn es war Wichtigeres zu thun, und Richelieu erlangte in einem geheimen Artikel, daß Maria wohnen könne, wo es ihr beliebe, auch am Hofe zu St. Germain.

In ſelbigem Jahre — 1620 — conſtituirt ſich der Süden ganz formell in einer großen Verſammlung zu La Rochelle, Rohan-Soubiſe tritt an die Spitze; de Luynes betreibt dagegen das Unternehmen ganz wie einen Religionskrieg, der Clerus ſteuert eine Million dazu, und mit ungewöhnlichem Nachdrucke rückt das königliche Heer durch Poitou hinauf ins Hugenotten-

Land. Wie hartnäckig ſich Rohan wehrt, Ludwig nimmt eine Stadt nach der andern, der Aufruhr wird erdrückt.

In dieſem Kriege wird de Luynes plötzlich krank und ſtirbt. Dieſer Junker-Miniſter vom Pont St. Esprit am Rhone ſchloß monarchiſch, centraliſirend, wie d'Ancre begonnen, und wie der König-Miniſter Richelieu fortſetzte und vollendete.

Es iſt ein ganz eigenthümlich Land in Frankreich, dies narbonniſche Gallien der Römer von der Garonne bis an den Rhone, von den Cevennen herab bis ans Mittelmeer, gegen welches de Luynes dieſen Krieg begann, und das Richelieu bald ſchonungslos zuſammenwirft. Toulouſe ausgenommen am weſtlichen Eingange des Languedoc war dieſe große Provinz vorherrſchend hugenottiſch, und die kleinen Länder im Norden, welche von Weſt nach Oſt bis zum Rhone daran ſtoßen, das Quercy mit dem feſten Montauban, das Albigenſer Ländchen, die Rouerge mit Rhodez, das Gevaudan mit Mende, das Viverais, das bis an den Rhone reicht bei Viviers und beim Pont St. Esprit, ſie waren gleichen Sinnes, und bildeten dem Süden einen feſten Hinterhalt. Zwiſchen ihnen und dem eigentlich ſüdlichen Languedoc ziehen die Cevennen hin, welche den Kriegskern dieſes Glaubens bargen, die armen, wetterdürren Landleute, dieſe braunen, unermüdlichen Camiſards. Nördlich geht das Gebirg in Hochebenen von großer, wüſter Ausdehnung — die von Larſac enthält dreißig Lieues im Quadrate, da hinüber in die Schluchten des Gevaudan gab es noch keine Heerſtraßen, da waren viel ſteinerne Schlöſſer zu brechen, ehe eine Pariſer Regierung in Wahrheit befehlen konnte.

Noch heute treten Einem die Gebirgsbewohner der Cevennen überraſchend entgegen, und mir haben ſie alsbald den Gedanken erregt, daß ſie vom römiſch gefärbten Südfranzoſen weſentlich verſchieden ſeien, daß ſie vielleicht von einem weſtgothiſchen Ueberreſte ſtammen möchten. Mehrere Jahrhunderte wohnten bekanntlich hier die Weſtgothen, als Rom zur Grube neigte, und dehnten ein großes Reich über die Pyrenäen hinüber nach Arragon und Catalonien, ein Zuſammenhang, der in Sprache und Sitte bis in die neueſten Jahrhunderte ſichtbar geblieben iſt. Vor dem eindringenden Araber ſind ſie gewiß zahlreich im Gebirge zurückgeblieben, ein Reitervolk dringt nicht ſo nachdrücklich in die Berge. Die großen nervigen Leute, das blonde Haar, das ſonderbar abfällt vom tief gebräunten Antlitze, gemahnen ſo lebhaft ans Gothiſche, wenn man ſie herabkommen ſieht nach Touloſe, nach Montpellier, nach Nismes unter die kleineren, dunkelhaarigen Languedociens. Die Hartnäckigkeit gemahnt ebenfalls daran, womit ſie von den Albigenſer-Kriegen an ein religioſes Moment verfochten, und theilweiſe, trotz des mächtigſten Deſpotismus, bis jetzt bewahrt haben. Denn auch nach Richelieu und Louis XIV. findet man hier, und findet man heute noch den Proteſtantismus.

Toulouſe, das ſich immer feindlich dagegen verhielt, Toulouſe, das einſt von achtzig Kirchen ſeinen katholiſchen Stolz hinüberläutete gen Montauban und Alby, es entſprach nicht der Vorſtellung, die ich mir davon gemacht. So ſchwarz und ehrwürdig hatte ich mir die Stadt vorgeſtellt, die älter als Rom ſein will, die ſich Rome de la Garonne nannte, die mit ihren Troubadours, ihren Minneſpielen, ihren Prälaten ſo geprahlt! Derartig erſcheint ſie nicht. Ohne beſondere Würde, ohne beſonderen Reiz liegt ſie in einem ſeichten Becken, das ringsum mäßige Höhen beherrſchen — ſie waren das Schlachtfeld zwiſchen Soult und Wellington — die Feſtungswerke, wodurch der Eintritt düſterer geweſen ſein mag, ſind geſchleift, man rollt durch eine ganz heitere Vorſtadt, durch eine röthliche Bogenpforte auf die Garonne-Brücke und in die Stadt. Alle Gebäude ſind von rothen Ziegelſteinen und ſie geben ganz Toulouſe die Färbung — die grauen Quaderſteine der alten Welt ſind nicht da, man iſt enttäuſcht und hat doch keinen beſonders vernünftigen Grund für dieſes Enttäuſchtſein. Aber auch die Hauptgebäude, die Kirchen, das Capitol heben den Eindruck nicht. Dies mauriſche Etwas in der katholiſchen Kirche, dies Stumpfe und Breite des Raums im Gegenſatze zu dem Langen und Schlanken des Gothiſchen hatte ich in den ſpaniſchen Grenzſtädten ſchon oft und noch ausdrucksvoller geſehen als hier in Toulouſe, das ganz merkwürdige Capitol, das Stadthaus von Toulouſe iſt vielleicht nicht hoch genug für die Anſprüche, welche ſeine vielen Theile und ſeine Façade machen, die Straßen ſind krumm, die Plätze ſind neu und noch nicht fertig, kurz das Ganze macht den Effect einer bemerkenswerthen Provinzſtadt, aber nicht eines uralten Toulouſe. Eigenthümlich bleibt dem Reiſenden die dunkelrothe Färbung im Sinne.

Hier bei Toulouſe beginnt der berühmte Canal du Midi von Riquet, der das atlantiſche und Mittelmeer verbindet. Leider iſt die Garonne nicht immer tief genug, um dies großartige Unternehmen auch in großer Art ergiebig zu machen, und man ſinnt bereits auf neue Hilfsmittel. In den Herbſtmonaten bleibt er leer, um geſäubert zu werden, und ſo fuhren wir ſtundenlang an dieſem gemauerten Bette hin ſtatt auf ſeinem Poſtſchiffe hinabzugleiten nach dem Meere. Die Waſſerverbindungen koſten Frankreich ein furchtbares Geld, denn auch die Küſte des Lyoner Golf iſt von der Natur durchaus nicht begünſtigt, Sümpfe und Teicheinbrüche des Meeres haben nur wenig brauchbare Häfen bis Marſeille und Toulon hinüber geſtattet. Schon die Römer haben dagegen gearbeitet.

Toulouſe hat Gemüſe- und Getreideland, weder ſchöner Wein noch ſchöne Früchte ſind da zu ſuchen; immer tiefer hinab nach dem Süden trachtet man darnach, und findet doch wenig davon im eigentlichen Languedoc. Wie heiß dieſe Provinz ſei, ſie hat ſich vielleicht nicht genügend bemüht um edle Traube und edlen Fruchtkern, es ſind nur einige Weine auszuzeichnen, wie der von Frontignan unterhalb Montpellier, die Mehrzahl iſt heiß, aber roh. Die Maſſe indeſſen iſt für den Norddeutſchen erſchreckend. Wer die Weinöde Rheinbaierns kennt von Neuſtadt bis Dürkheim, der erſtaunt freilich weniger, denn auch da ſieht der Blick wie über Getreidefelder Stunden lang nur über Weinfelder, über die Wachenheimer, Forſter, Deidesheimer Kellerfelder. Stunden lang; dann ſieht man aber doch, daß es eine Ausnahme des Bodens war, das untergeordnete Feld tritt wieder in ſeine Rechte. Wie oft dagegen in Frankreich ſieht man Tage, Tage lang nichts als Weinſtock, nichts als Weinſtock, Provinzenweiſe keinen Fußbreit Getreideackers — was eſſen die Leute, wenn man den Wein nicht kauft? fragt erſtaunt der Deutſche, dem auch die Maisfelder noch eine unbekannte Erſcheinung ſind, der nicht begreift, wie ein Boden zu edel ſein könne für die Kartoffel.

Die Maislinie durchſchneidet Frankreich von der Gironde-Mündung nach Nancy hinüber, während der Wein bis zu einer nördlichen Linie gedeiht von der Loire-Mündung über Mezières an den Rhein. In den Thalfeldern nach Narbonne hinab hat mich die Gemeinheit des Weins am Meiſten überraſcht.

Der Weg von Toulouſe hatte uns wieder gegen die Pyrenäen hin geführt: als ich des Nachts erwachte, hielten wir — ja, ich bin eine Viertelſtunde herumgetappt, eh' ich wußte, ob das Natur oder Kunſt, Gegend oder Stadt ſei, was uns umgab. Der erſte Eindruck war der: Du biſt in einer großen Höhle. Pferde, Maulthiere, Eſel, Wagen, Alles das ſtand und lag in Maſſen herum; ich ging vorwärts, ich ging rückwärts, ſo weit das Laternenlicht um unſern Wagen reichte, der hohe, ſteinern eingefaßte Raum war endlos — es war einer jener coloſſalen Pferdeſtälle dieſer Gegenden, wo das große Geſtein wohlfeil. Dieſe Ställe erinnern an die Beſchreibung großer Caravanſereien im Oriente, die zahlreichſten Caravanen haben darin Platz, und hier geben ſich darin die großen Diligence-Wagen und alle Kärrnerei des Landes ihr Rendezvous. Es war in Carcaſſonne, einer uralten Tectoſagen-Stadt, durch deren breitſchattige Promenaden, an brüſelnden Springbrunnen, am ſtolzen Aquäducte vorüber wir im Mondſcheine hinabrollten in die Weinfelder von Narbonne. Ein vereinzelter Steingebirgsarm, „das ſchwarze Gebirg“, rothblau in der heißen Sonne, lief um die Mittagszeit zu unſerer Linken hin, vor uns war der Horizont trotz aller Mittagsklarheit neblig —

dort dampfte das Mittelmeer. „Wem beliebt?“ rief der Conducteur: der Wagen hielt, und zehn bis zwölf Paſſagiere gingen links und rechts ins Weinfeld und ſchnitten ſich die Hüte und Schürzen voll blauer Trauben — die Gottesgabe iſt dort ſo reichlich und wohlfeil, daß nicht der Beſitzer noch ſonſt Jemand ein ſolches Attentat beachtet, noch weniger ein Aergerniß daran nimmt.

Hier in der Abdachung Languedocs von Narbonne bis Nismes iſt man im heißen, trockenen Languedoc, in einem ganz eigenen Theile des ſüdlichſten Frankreich. Jenſeits des Rhone, wo die Provence beginnt, iſt ein ganz anderer Süden, ein baumreicherer, ein friſcherer Süden. Die alte Eintheilung Frankreichs in die Langue d'Oc, die an der Gironde begann, und die Langue d'Oil im Norden, ſie iſt allerdings völlig vergeſſen, aber die Sprache vom Oc exiſtirt noch, und man tadelt hier im Süden mit Recht, daß die verwandten Accente von der Guienne bis an die Spitzen der Provence verſchiedene Patois genannt ſein ſollen. Sie ſind nicht platt-franzöſiſch, ſie ſind viel älter, als das Franzöſiſche und vollkommen unabhängig davon, eine wohlklingende romaniſche Sprache, durch alte Dichter geweiht, und zu lebhaftem Intereſſe dieſer Provinzen von neuen Dichtern immer aufgefriſcht und lebendig erhalten. Wie ſtolz ſangen die Leute ihre modernen Chanſons, die mir durchaus ſpaniſch waren. Hier iſt eine Probe aus dem Patois von Quercy, aus der Gegend von Montauban, ſie lautet franzöſiſch:

Voilà déjà tant d'années, que je Vous sers, et je ne Vous ai jamais désobei en rien de ce que Vous m'avez commandé; et, cependant, Vous ne m'avez jamais donné un chevreau, pour me réjouir avec mes amis —

Sie lautet in der Landesſprache:

Aqui tan‿d'annados, que io bons serbi, me soui toujours counfourmat a bostris ordres, et jamaï nou m'abes dounat un guiti crabic per lou manteja ambe mouis amitchs —

Man denke übrigens nicht an ſogenannte Naturdichter Frankreichs, wie den Bäckermeiſter Réboul in Nismes, den die Pariſer Kritik ſo gefeiert. Dies iſt das Talent eines Handwerkers hochfranzöſiſch und hochbeinig abgefaßt, das in aller Terminologie hochfranzöſiſcher Cultur rhetoriſch herumgreift, und ſolchergeſtalt nichts vom Reize franzöſiſcher Claſſik hat, und nichts vom Reize einer eigenthümlichen Provinz-Poeſie. Solche Bäckermeiſter wollte Richelieu haben, dahin ging ſein großer Gedanke einer franzöſiſchen Akademie, über den wir oft unkundig geſpottet. Er wußte, daß dieſe Landesſprachen Landesmächte bildeten, in den ſüdlichen Kriegen dahier, bei ſeinem langen Aufenthalte in Narbonne erkannte er dies tief und genau, er wußte, daß in Frankreich nicht blos ſo und ſo viel Patois, ſondern verſchiedene Sprachen geredet wurden. Die Akademie war eines ſeiner größten Centraliſationsmittel. Was wir dem Genius unſeres Luther und unſerer Dichter überließen, das erzwang man in Frankreich durch Verwaltungsmittel, und kam ſolcherweiſe überall darauf hinaus, für etwas poetiſche Verarmung politiſche Macht einzutauſchen. Wie ſchwer, wie nothwendig für Frankreichs Einheit dies geweſen, kann man noch heute aus franzöſiſcher Statiſtik erſehen, gar oft, beſonders über den Süden heißt es: in dieſer Gegend ſpricht man jetzt faſt überall franzöſiſch, wenigſtens verſteht man es.

Dieſe alten Römerſtädte, wie Narbonne, Beziers, bieten jetzt wenig Intereſſe, ſie liegen noch wie damals an die zwölftauſend Schritte vom Meere, wie der Römer beſchreibt, man ſieht das Meer nicht, und geht man hinaus bis an den Strand, ſo ſieht man's auch noch nicht. Es iſt durch Untiefen, Landſpitzen, Teiche, Dünen dergeſtalt verſplittert, daß es nicht mehr wie Meer erſcheint. Der berühmte narbonnenſiſche Handel der Römerzeit hat ſich ganz nach Marſeille geworfen, und nur das Städtchen Cette unterhalb Montpellier, das ſich auf eine äußerſte Landzunge hinaus gewagt hat, rafft ſeit einiger Zeit auch für dieſe Küſte etwas von der verlorenen Handelsbedeutung zuſammen.

Staubig und unordentlich erſcheint Narbonne und Beziers dem Reiſenden, ſteinig und verbrannt der Küſtenweg nach Montpellier, und wie bildet ſich das Alles großartig zuſammen auf der Place du Peyrou in Montpellier. Als ob man vorher nur Farbenſkizzen des Languedoc geſehen, und jetzt erſt das Gemälde erblicke. Dieſer Zauberplatz des Südens, der allein ſo viel Fremde lockt, von dem man eine römiſche campagna zu ſehen glaubt, er liegt breit und weit auf dem höchſten Punkte der Stadt. Ein moderner Aquäduct, ſchön und großartig wie ein antiker, führt ihm von der Cevennen-Abdachung her das theure Waſſer zu, ſchattige Bäume, Tempel und Bogen laſſen aus lieblicher Kühle hinausſehen in das ſonnenglühende Land ringsum bis an das Meer. Dieſer prächtige Platz und die Tourmagne auf der Parkhöhe von Nismes geben dem Fremden das Andenken an das kahle, ſteinige, tief gefärbte, tief ſüdliche Nieder-Languedoc. Montpellier rühmt ſich, von ſeinem Platze Peyrou die Alpen, die Cevennen, die Pyrenäen und das Meer in einem Umblicke zu ſehen. — Unter den Pyrenäen iſt denn der Vorpoſten derſelben, der Canigou zu verſtehen.

Es führt jetzt eine Eiſenbahn nach Cette hinaus, und es iſt gar intereſſant, mit dieſer dämoniſchen Kraft geradeaus ins Meer hineingeſchleudert zu werden. Denn der Weg führt zum Theil ſchmale Landzungen entlang, an dreimaſtigen Schiffen vorüber, wie unmittelbar ins Meer hinein.

Plinius ſagte, im narbonnenſiſchen Gallien ſei es ebenſo wie in Italien, und als Auguſtus, aus dem Cantabrer-Kriege kehrend, zum erſten Male nach Nemauſus — Nismes — kam, meinte er nach Rom zu kommen; da war die Lage auf ſieben Hügeln, da war die gleiche Entfernung vom Meere, nur der Tiber fehlte zu noch größerem Leidweſen der Nismer. Der Waſſermangel iſt die von Jahrhunderten her wunde Stelle der Stadt. Da nun Nismes von Auguſt begünſtigt, und Auguſt in Nismes vergöttert war, ſo wählte Agrippa, ein Schwiegerſohn des Kaiſers, eben Nismes zum Endpunkte eines koloſſalen Römerbaues, einer

Waſſerleitung, die ſieben Lieues durchlief. Der Pont du Gard iſt heutigen Tages das letzte Zeugniß davon, für mich die intereſſanteſte Antike, welche Frankreich beſitzt. Nismes hat bekanntlich trotz aller Zerſtörung, die es erlebt, noch viele Alterthümer, darunter einen zerbrochenen Dianen-Tempel, ein Amphitheater — les arènes nennen ſie es ſtets —, das nur vom Veroneſiſchen übertroffen ſein ſoll, von dieſem jedoch weit übertroffen wird an Größe und Schönheit, und die berühmte Maiſon carrée, das Tempelvorbild der Madeleine in Paris, ein rechtwinkeliges Parallelogramm, ringsum außen bis zum niedrigen, ſchiefen Giebeldache von Säulen getragen, die in korinthiſcher Form und alle wie Kunſtwerke gearbeitet ſind. Es iſt jener ſchweigſam reiche Stil feinen Geſchmacks, der nicht prahlt und der uns bei näherem Zuſehen eine reiche Empfindung bringt. Athen und Rom haben wol noch freiere, genialere Formen hinterlaſſen, aber die Form der Maiſon carrée iſt doch von edler Schönheit. So ganz ein Gegenſtück zu dem Volksſchlage, den man bei kurzem Aufenthalte in Nismes kennen lernt. Er iſt ſo grob und widerwärtig, wie man ihn durch ganz Frankreich nicht wieder findet; er zeigt lauter têtes carrées, wie die Franzoſen ſagen, mit roher, aber energiſcher Phyſiognomie. Hier haben die ſpaniſchen Carliſten noch einen wirklichen Halt, und nicht blos in dieſer rohen Claſſe: was ich vom gebildeteren Stande im Nieder-Languedoc und in der ſüdlichen Provence kennen gelernt, das hielt zum Carlismus; hier muß der junge Heinrich V. landen, hier muß er aber auch bleiben. Wunderlich, wie die Sympathien eines Landſtrichs ſich entwickeln! Juſt die Bourbons, der dreizehnte und vierzehnte Ludwig, haben das Seelenleben des Languedoc gewaltſam, ſchonungslos zerbrochen, und die Familie der Bourbons findet im neunzehnten Jahrhunderte hier ihre letzten und einzigen Anhänger. Napoleon war hier ohne weiteres verhaßt, man hört jetzt noch die roheſten Ausdrücke gegen ihn, und wer erinnert ſich nicht der rohen Wuthausdrücke im Beginn der Reſtauration! Dieſe ſogenannten weißen Jacobiner hatten zu Nismes ihren Hauptſitz, ihre Hauptquelle.

Der Kutſcher, welcher mich aus den ſtaubigen, für das ſüdliche Klima zu breiten Straßen hinausfuhr nach dem einige Stunden entfernten Pont du Gard, war vom ſtärkſten Nismer Gepräge. Es iſt gar überraſchend, von dieſer Menſchenclaſſe den Kaiſer geſchmäht zu hören, ja grimmig gehaßt zu ſehen, in Frankreich, und nicht um republikaniſcher Vorliebe halber!

Da iſt hinter den kleinen, weidengrauen Oelbäumen, die immer traurig und ſtaubig ausſehen, ein Wirthshaus mit einigen Häuſern, das von jenes erſten Kaiſers Schwiegerſohne, von Agrippa lebt. Hier verläßt man nämlich die Heerſtraße nach der Provence, und erwählt diejenige, welche links nach dem Pont St. Esprit, nach de Luynes' Heimat und nach dem Vivarais, nach Lyon hinauf führt. Ein halbes Stündchen hinter der Biegung erſcheint im einſamen Thale der Pont du Gard. Dreimal wölben ſich die Bogen übereinander, und laſſen durch ſich hinaufſehen in ein todtenſtilles, wüſtes Thal des Gardon. Die heiße Nachmittagsſonne lag auf der lautloſen Gegend, das kleine Flüßchen ſuchte umſonſt nach Schatten, und hinab nach Süden öffnete ſich weit der Blick in ein baumloſes, aber höchſt maleriſches Bild von Languedoc. Ein Städtchen Caſtiglione bildet da auf einer Höhe den Hintergrund, und zeichnet ſich ab, wie jeder Ort dieſes Landes, in der klaren Luft gleich einem ſteinernen Schloſſe mit ſeinen Steinhäuſern und ſeinem breiten Thurme.

Dieſer ſogenannte Pont iſt der Hauptreſt jener Waſſerleitung, welche die barbariſchen Kriege vernichtet haben. Sogar an dieſem Reſte ließ Rohan, der Hugenottenführer, noch abſchlagen zu bequemerem Uebergange ſeiner Kanonen. Die Stände von Languedoc haben dies geſchickt wieder herſtellen laſſen, und die Brücke, welche man im vorigen Jahrhunderte an die untere Bogenreihe angefügt, um die Heerſtraße an dieſer prachtvollen Ruine hinzuleiten, iſt ſo paſſend und unſcheinbar angeſetzt, daß ſie in keiner Weiſe ſtört. Von unten, wo ſich die Gard-Schlucht nach Süden öffnet, und wo der Anblick des Monumentes am ſchönſten, wird man gar nicht inne, daß eine wirkliche Brücke die

Steinmaſſen entlang führt. Sie iſt unten auf der erſten Bogenreihe, die unmittelbar über dem Fluſſe nur fünf Bogen zählt. Darüber erheben ſich, um die breiter werdende Schlucht auszufüllen, elf Bogen, und auf dieſen laufen fünfunddreißig von einer Schluchthöhe zur andern. Dieſe waren die eigentliche Waſſerleitung; einundfunfzig Bogen alſo zeichnen ſich ab in der klaren Luft, und laſſen hinten auf geſchloſſene Bergtrümmer ſehen. Noch oben auf der dritten Etage iſt das Werk ſo breit, daß der Fußgänger darüber ſchreitet, und der Camiſard raſch den Gard paſſirte, um den franzöſiſchen Soldaten zu entgehen. Gardon iſt in den Cevennen die Benennung für jeden Fluß, wie Gave in den Pyrenäen.

Oben auf dem Pont du Gard ſitzend, in der auch vogelloſen Einſamkeit und Stille, hinausſehend aus der Schlucht in dieſen dunkel gefärbten, ſterilen Strich von Languedoc kann man römiſcher Größe und Ruhe, römiſchen Kriegen nachſinnen, von denen in aller Zone noch die Heerſtraße und das Steinwerk Zeugniß hinterlaſſen hat nach beinahe zweitauſend Jahren, die Via Domitia durchs Languedoc und drüben im heißen Afrika noch mancher Weg, den jetzt der Franzoſe nicht zu betreten, viel weniger zu beſetzen wagt.

Nach der Grenze des Languedoc, nach dem Rhone hin führt die Straße über ein ſteiniges Hochland, Stunden lang wartet man, bis auf einmal das Plateau nach Südoſten abſchießt, und die baumreiche Provence ſichtbar wird, wie Kanaan den Iſraeliten, als ſie Moſes auf den Berg geführt. Zunächſt unten glänzt der Rhone dahin; da harrt das zierlich ummauerte Avignon mit der päpſtlichen Reſidenz auf ſeinem Berge. Links davon tritt ein großer Alpenberg mitten ins Land, und zeigt dem heißen dunkeln Lande ſchimmernden Schnee; rechts davon blitzt ein viel geſchlängelter Waſſerſpiegel durch die Baumebene, das iſt die Durance, und tiefer hinab ſchließen blaue Meergebirge die Ausſicht. Das päpſtliche Comtat Venaiſſin mit der Reſidenz Avignon, die vorzugsweiſe provincia genannte Landſchaft liegt zu Füßen, und ſondert ſich ſcharf vom dürreren Languedoc.

33.

Im Perigord, dem nördlichſten Theile der Guienne, lebte ein wenig begüterter Edelmann, François du Pleſſis, Seigneur de Richelieu; dem wurde am 5. September 1585 ein dritter Sohn geboren. Er nannte ihn Hermann, oder wie der Franzoſe ſagt und ſchreibt, Armand, und beſtimmte ihn zum Kriegsdienſte. Denn ſo war die Ordnung der Zeit: der Aelteſte erhielt das Erbe, der Zweite ward der Kirche gewidmet, und machte die Carrière der Pfründen, dem Dritten und den Folgenden fiel die kriegeriſche Glücksritterſchaft anheim. Armand Richelieu ließ ſich ganz heiter dazu an, als plötzlich ſein Bruder den geiſtlichen Stand als Stand eines Amtes aufgiebt und von der Carrière zur wirklichen Frömmigkeit abgeht: er tritt in eine Carthauſe — chartreuse.

Nun mußte Armand die Anwartſchaft des Hauſes auf ein Biſthum verfolgen. Er geht raſch ans Studium, iſt mit zwanzig Jahren Doctor, läuft nach Rom, erhält Altersdiſpens vom Papſte, und wird, erſt zweiundzwanzig Jahre alt, dort 1607 zum Biſchofe geweiht. Er war von vornherein ſehr katholiſch; ein Inſtinct für große Macht war in ihm, er hätte ſich mit Leib und Seele der Kirche angeſchloſſen, wenn ſich ihm nicht eine mächtige Laufbahn im Staate eröffnet hätte. Es giebt Menſchen, und es ſind meiſt die gewaltigſten, auch Napoleon iſt von dieſer Zahl, welche lieber eine Menge Rückſichten und Wünſche, die ihnen ſelbſt theuer ſind, niedertreten, als eine zerſplitterte, ſchwächliche Herrſchaft vor ſich ſehen. Das geſchichtliche Moment wohnt in ihnen: ein faßbar Ganzes zu errichten, was auch faßbar und deutlich daſtehe, um bekämpft zu werden.

Dieſer Zug hilft zu Richelieu erklären, daß er unerſchütterlich der römiſchen Kirche zugethan blieb, obwol er im politiſchen Bündniſſe, in der politiſchen Abſicht keinen Unterſchied machte zwiſchen Katholik und Ketzer. Er unterſtützte die deutſchen Proteſtanten, während er die einheimiſchen vernichtete: er begriff vielleicht vollkommen den aufgeklärten Standpunkt eines Proteſtanten, aber er hielt für das menſchliche Unvermögen einer anderen Welt gegenüber den Katholizismus für beſſer. Was! mich zerſplittern um Dinge, die wir doch nicht ergründen, und eine Ordnung einreißen, die einmal da iſt, und die uns in anderen Bereichen Gewaltiges beginnen läßt, da ſie in feſten Linien eine lockere Menſchheit nach einer Seite zuſammenhält! So werden wir ſehen, daß er als gläubiger Katholik ſtirbt, dieſer ſcharfe Geiſt, der ſich niemals einer Illuſion hingegeben, daß er von der kirchlichen Formel, von dem ceremoniellen Loſungsworte abſolute Hilfe erwartete Angeſichts des Todes.

Das Bisthum von Luçon, das er ſo frühe antrat, war klein und ärmlich. Es ſind Briefe übrig, die er damals nach Paris an eine Frau von Bourges geſchrieben. Sie betreffen die Sorge für ſeine kleine unbehagliche Wirthſchaft, und ſind nicht ohne Laune. Da iſt keine Promenade in Luçon, um ſich zu ergehen, da rauchen die Kamine, da ſind die Meubles ſo kläglich, da hat er kein Geld, und Alles iſt ſo unbequem für einen ſchwächlichen, empfindlichen Körper, der gepflegt ſein will von der Umgebung. Er bittet dringend um einen Marderbeſatz für ſeinen Muff, damit er nicht gar ſo viel frieren müſſe.

Um dieſe Zeit hatte Marie den vierzehnjährigen Louis majorenn ſprechen laſſen, um am königlichen Ausſpruche eine kräftige Unterſtützung ihrer Macht zu haben. Zu dem Ende wurden die Generalſtaaten nach Paris berufen, und Richelieu wurde zu ſeiner großen Freude dafür gewählt. Er wollte ſo gern ins größere Leben. In Paris ſetzte er ſich ſogleich in den nachgiebigſten Verkehr mit der Regentin und mit dem Marſchall d'Ancre. Obwol damals noch unreif, obwol noch ſchwülſtig und mit predigender Emphaſe ſprechend, trat er doch wie vom Inſtincte getrieben mit ſeinem Lebensgedanken auf, mit dem Königs-Principe, das ihn zum Richelieu machte: das Königthum ſei unverletzlich, und erlaube keinen Angriff, auch wenn der Fürſt nicht mit der Kirche ſtimme.

Dies ſprach er mit einer ſanften, angenehmen Stimme aus, der junge Biſchof, und ſetzte es gegen den alten Clerus durch, zu großem Wohlgefallen der Regierung. Die Glaubensmacht blieb aus dem Spiele, aber das Königthum ſollte eine ſouveräne moraliſche Macht beſitzen, und dieſe vereint mit der kirchlichen Macht ſollte die ſtets trennungsluſtigen Maſſen des Volkes mit doppeltem Zwange zuſammenhalten.

Und warum ſollten Geiſtliche, ſprach er für ſich weiter, nicht auch in des Königs Rathe ſitzen? Regierte doch in dieſem Frankreich einſt der Druide! So kam er in d'Ancre's Miniſterium, ſo hielt er ſich vorſichtig und vermittelnd nach deſſen Sturze. Jetzt nach de Luynes' Tode trat Maria, für die er gearbeitet, wieder in das Conſeil, und ſie zieht ihn langſam nach, wie ſtark Ludwigs Vorgefühl und Widerwille gegen ihn ſei. Denn Ludwig war herrſchſüchtig und fühlte die Ueberlegenheit Richelieu's, wie gefliſſentlich ſie dieſer zu Anfange verbarg. Ludwig entzog ſich ihr ſpäter nicht mehr, weil aller Gang vom großen Geiſte eingeleitet und ohne ihn nicht fortzuführen war, weil Ludwig ferner ſo viel Einſicht hatte, nicht das Schwache zu wollen, und doch auch zu ſchwach blieb, oder zu einſichtig blieb, um die tief empfundene Ueberlegenheit mit bloßem Machtworte wegzuſtoßen, weil Richelieu endlich auch in höchſter Macht immer aufmerkſam dem Charakter des königlichen Herrn nachging, und dieſen immer nur durch Gründe, durch geiſtige Macht zu Maßregeln vermochte, niemals durch rohe Forderung. Wie unumſchränkt er ſpäter erſcheint, Ludwig hat immer den nominell endlichen Theil daran, die rationelle Beſtätigung.

Bei alle dem war es natürlich, daß Ludwig mit Widerſtreben einen ſolchen geiſtigen Herrn neben ſich treten ſah, denn jeder zum Handeln berufene Menſch haßt die Ueberlegenheit neben ſich, auch wenn ſie ihm helfen will; ſein erſter Gedanke iſt nicht ſein Reich, was dadurch gewinnen, ſondern ſeine Perſon, die dadurch verlieren muß.

Richelieu war unterdeß durch Marias Verwendung Cardinal geworden. Erſt trat er nur als Zuhörer in das Conſeil, mehr wurde ihm zunächſt nicht geſtattet; aber man mußte dieſen aufmerkſamen Zuhörer fragen, und wenn er ſprach, ſo mußte man ihm folgen, und ſo ſchob er allmälig alles bei Seite, bis er Premier-Miniſter war. Dieſe ſeine freie Wirkſamkeit beginnt mit dem Jahre 1624. Er war damals achtunddreißig Jahre alt, war noch mehr denn früher von ſchwacher, kränklicher Leibesbeſchaffenheit, aber zäh. Er hatte in der Jugend viel gelebt, und immer viel gearbeitet; davon ſah er bleich aus und mager. Die ſchwarzen glatten Haare traten weit zurück von der Stirn, und hoben deren Weiße und ſinnende Größe hervor. Scharfe, ſchwarze Brauen zogen ſich hin über große Augen, aus denen der Blick bohrend hervordrang. Eine Adlernaſe adelte das Antlitz, der Mund war fein geſchloſſen, über der Oberlippe ſpreizte ſich ſpitzig ein Schnurbart, unter der Unterlippe jener ſogenannte Henri quatre, der ihm, wie man damals ſagte, das Oval des Geſichtes noch ſchmälerte. Kam zu dieſem Haupte die rothe Mütze, der Cardinalpurpur von der Schulter bis auf den Boden, und das Ordensband, ſo mag man ſich denken, wie grauenhaft intereſſant dieſer gefürchtete Cardinal daher ſchritt, langſam, ernſt, ein wenig ſchwankenden Ganges.

Er war um dieſe Zeit völlig durchgebildet, und ſprach und ſchrieb jetzt klar, ohne Salbung, ohne Reiz, die Sache mußte durch ſich ſelbſt ſiegen. Er war mild, wo nichts weiteres ins Spiel kam, und die ſtrengen Lippen verſagten dann keineswegs ein einnehmendes Lächeln, er war raſch entſchloſſen, todesentſchloſſen, wo es galt.

Zunächſt galt es, den Platz aufzuräumen, wo die Herrſchaft ſich entwickeln ſollte: da traten die Prinzen von Geblüt ſtörend und vorlaut umher, da erſchienen die hochmüthigen Großen des Landes und klirrten mit Sporen und Schwert, da erſchienen die Parlamentarier mit rauſchender Robe, und waren ſo langweilig und hemmend mit dieſem und jenem Principe, welches dieſe und jene raſche Handlung unmöglich machte, da trat der bäuriſche Hugenott hinzu, und berief ſich auf das Nanteſer Edict und auf chriſtliche Grundſätze demokratiſcher Art, die jeden Einzelnen begünſtigten, mit denen eine Centralmacht unmöglich war — da ſaß am Ende auch noch im ſammetnen Königinnenkleide die alte Regentin ſelbſt, die all ihre Sympathie und Antipathie berückſichtigt ſehen wollte in aller Politik.

Dieſer Raum mußte leer und frei werden, und Ludwig war darin mit ihm, denn dieſe Hinderniſſe waren auch alle Hinderniſſe des Königs. Maria war zunächſt auch mit ihm, denn er ließ Anfangs Alles durch ſie thun, er war die Feder, welche verborgen blieb, und Maria ſelbſt kam erſt an die Reihe, als ſie geholfen hatte, ſo weit ſie helfen konnte.

Dieſer Charakterzug, Raum für unbeſchränkte, unbehinderte Handlung zu erſtreben, ſchuf die erſte Hälfte von Richelieu's Thätigkeit, und entwickelte als raſirende Macht ſchon die große Hälfte all ſeiner Beſtimmung: wo die Hinderniſſe verſchwanden, war von ſelbſt eine neue Welt geworden.

An die Prinzen von Geblüt griff er zuerſt. Da waren die Baſtarde König Heinrichs, eine verwegene, widerſpenſtige Race — dieſe Vendomes mußten danieder. Da war Gaſton, Monſieur, Bruder des Königs und deſſen großer Anhang. Denn der Adel, welcher ſtets einen König in petto haben mußte, weil aller Thronwechſel Leben und Bewegung für den Adel brachte, er hoffte auf des kränklichen Ludwigs Hintritt, ja er war nicht abgeneigt, dieſen Hintritt zu beſchleunigen. Es ſetzte ſich da unter Maria und dem Cardinal eine Gewalt feſt, die in ihrer Hartnäckigkeit dem Adel widerwärtig wurde. Die Vendomes ließen ſich zu einer Verſchwörung her, den Cardinal auf Fleury, ſeinem Landſitze, einzufangen und gut oder übel, lebendig oder todt, bei Seite zu bringen. Monſieur und ſein Anhang bildeten den moraliſchen Hintergrund für ſolches Attentat, der junge Chalais aus der Suite Monſieurs hob bereits trotzig den Kopf gegen die Cardinaliſten, der alte eiſerne Ornano, der die Haustruppen Monſieurs commandirte, war bereit, mit unerbittlichem Schwerte ſeinem Herrn Bahn zu brechen.

Richelieu wußte das Alles, ließ die Verſchwörung aufdecken, ließ den alten Ornano in Feſſeln legen, ließ die Vendomes fangen, ließ dem jungen Chalais den Kopf abſchlagen.

Raſch wie der Blitz ſchlug dieſer Anfang des neuen Regimentes ein, der König half in der Weiſe, die er immer beibehalten hat: er verhielt ſich wie ein unparteiiſcher Couſin oder Freund, oder Zuſchauer, er ſpeiſte mit dem oder jenem vertraulich noch zur Nacht, auch wenn er ihn ſchon der Politik zum Schlachtopfer unterſchrieben hatte. Nach der Mahlzeit zog er ſich zurück und es erſchien der Henker, gleich als ob die politiſche Welt ein unbeſtechliches, von der königlichen Perſon ganz abſeits liegendes Fatum ſei. Er hat im Laufe der Zeit all ſeine Lieblinge dem Cardinal kaltblütig ausgeliefert, zum Theil ans Meſſer geliefert.

Um den Adel niederzubringen, um durchgehends königliches Recht und Anſehen aufzubringen, mußte das Duell vernichtet werden. Wie lächerlich fand man dieſe Abſicht zu damaliger Zeit, wo man ſich am Pont neuf, an der Place royale in vollem Sonnenſcheine ſchlug, wo das Duellrecht die Exiſtenz jedes edlen Mannes war! Man ſchlug ſich gewöhnlich zu ſechs, da jeder zwei ebenfalls kämpfende Secundanten mit ſich führte, es klirrte alſo überall von kleinen Schlachten. Richelieu hielt unerbittlich an ſeinem Verbote, er ließ die adeligſten Häupter auf dem Greveplatze herunterſchlagen. Man war erſtarrt über ſolch Regiment, denn der franzöſiſche Adel hat bis in ſpäte Zeit herein alles Königs-Regiment nur für eine Convenienz angeſehen, die ſelten Ernſt machen wolle und dürfe.

Ja Richelieu ſchrieb allen Ständen, auch dem Adel, das Coſtum vor, um den Luxus zu beſchränken, den er überall in ſtrenge Grenzen zwang. Er ließ alle Schlöſſer ſchleifen, dieſe Feſtungen des Adels, die nicht an der Grenze lagen und deshalb zur Abwehr des Auslandes erforderlich ſeien. Seinen Hugenottenzorn benutzte er am Rhone herauf, um die katholiſche wie die hugenottiſche Burg zu brechen. Wo will das hinaus? ſchrie jeder Edelmann, und verband ſich eilig mit dem Cevennen-Stocke der Oppoſition, den de Luynes noch immer nicht ganz entwurzelt hatte.

Richelieu wußte, daß alle ihm feindliche Strahlen dort zuſammenſchöſſen, aller Privilegien-, aller republikaniſche Gedanke. Dahin richtete er alle Kräfte des Angriffs, und er wechſelte für dieſen einen Zweck und für kurze Zeit ſogar jene auswärtige Politik, die er da aufgenommen, wo ſie Heinrich IV. verlaſſen hatte, die Territorial-Politik ohne Rückſicht auf Glaubensbekenntniß. Dies eine Mal verbündete er ſich mit dem ſonſt immer bekämpften Spanien, vor dem Escurial ließ er die Glaubensfahne entfalten, der es Folge und Beiſtand ſchuldig ſei, die republikaniſche Verſchwörung ließ er auseinanderſetzen, welche von La Rochelle bis nach Genf hinüber, bis ins Herz des deutſchen Reiches, bis nach dem äußerſten Holland hinauf und in das puritaniſche England hinüber reiche, welche alles alt-monarchiſche Element am Leben bedrohe, welche eine gemeinſchaftliche Gefahr katholiſcher Chriſtenheit ſei.

Wie zeigt er ſich auch in dieſem Kriege! Perſönlich iſt er überall, der kranke Körper kommt nicht zum Worte, perſönlich leitet er die Belagerung von La Rochelle, er iſt in Wahrheit auch die commandirende Seele des Heeres. All die kleinen Billets ſind noch übrig, die er damals im Feldlager geſchrieben, und in denen all ſeine Sorge auf eine Ladung Mehl oder Fourage, auf einen Reiterhaufen, auf eine Hafenkette, auf eine Schaluppenbemannung gerichtet iſt. Und er kommt ans Ziel mit einem Talente, das Alles umgreift, mit einem Geiſte und Charakter, die Alles feſt wie ſcharf ergreifen und halten. — La Rochelle fällt, das ganze Land über die Cevennen hinüber bis über den Rhone ins Dauphiné hinein wird unterworfen, jedes Schloß, jeder Thurm, jedes Haus des Widerſtandes wird zertrümmert, ein ſiegreicher Feldherr kommt er nach Paris zurück, und denkt auf innerlichen Wegen der Unterjochung weiter nachzugehen.

Damals faßt er und beginnt er die Idee einer Akademie. Sehen wir dabei über ſeine Autor-Schwäche und Eitelkeit hinweg, die ihn ſchlechte Verſe und Dramen anfertigen, mittelmäßige Poeten begünſtigen ließ. Der poetiſche Geſchmack war vielleicht der Punkt, wo er am leichteſten ſterblich war, wenn es auch ſpäter bei Corneille nicht ein literariſch ſondern ein politiſch Moment, die römiſch-republikaniſche Phraſe war, die ihm den größten Genius in Poeſie ſo ungebührlich verleidete. Die Gründung der Akademie war für das noch ſo uneinige Frankreich ein Werk großer Politik.

Daß er, ein überbeſchäftigter Mann, den Poeten Pläne aufgab, dramatiſche Scenen ſkizzirte und ſolch Stück alsdann für das ſeinige aufführen ließ, iſt das ſo arg? Immerhin! Aerger iſt's, daß die Stücke in Plan und Ausführung nichts taugten; aber verlangt Richelieu ſeine Geltung als Dichter?

Mit ſeinen Nichten bildete er während aller politiſchen Schlacht ein behagliches geiſtvolles Haus, und man hat wol nicht Rückſicht darauf zu nehmen, daß von einer derſelben, von der Marquiſe de Comballet hie und da wie von ſeiner Maitreſſe geſprochen wird. In Wahrheit liebte er dieſe, ein zartes, liebliches Geſchöpf, aufs zärtlichſte, aber nichts deutet dabei auf den gewöhnlichen Liebhaber hin. Er hatte den ſtolzeſten Ehrgeiz für ſie, und wollte ſie bis in die königliche Race verheiraten. Als ſein Haus ein Sterbehaus wird, da zeigt es in den wehklagenden Dienern, in der ohnmächtig hinſinkenden Nichte, daß es darin gütig und freundlich hergegangen, und daß der blutrothe Cardinal daheim auch ein ſanfter Mann geweſen ſei.

Den unerbittlichen Politiker repräſentirt eigentlich neben ihm ein Freund, der wie das kalte, mitleidsloſe Princip ausſieht neben dem weicheren Cardinal. Dies iſt die ſogenannte „graue Eminenz", der Pater Joſeph, ein Franziscaner. Die großen Menſchen ſind immer menſchlicher als ihre Werkzeuge: das Einſeitige wirkt ſchärfer, aber kommt ſelten zur Wirkung. Richelieu mußte erſt Menſchen gewinnen, ehe er das Princip ſchonungslos gegen

Menſchen richten konnte. Die graue Eminenz, die nur zu richten hatte, konnte energiſcher ſein. Sie war übrigens — nach dem, was ich darüber gefunden — keineswegs eine ſo gemeine Kutten-Natur, wie Alfred de Vigny ſie darſtellt. Die Calviniſten natürlich haben dieſen ihren Todfeind nicht übel gefärbt; dies platte Obergeſicht mit kurzer Stirn, dicken Brauen, kleinen Augen, gedrückter Naſe — wer mochte es nicht haſſen! Das Tüchtigere an dieſem Menſchen lag in der Energie von Abſicht und Idee, und dergleichen ſah man nicht heraus, wenn man ihn täglich hineinſchleichen ſah ins Haus des Cardinals. Er hatte immer Zutritt, immer, der Cardinal mochte mit ſeiner Nichte ſcherzen, oder mit Hunden und Katzen tändeln, die auf ſeiner chaise longue umherlagen, oder er mochte in voller Entrüſtung eben vom Hofe gekommen ſein, und dieſe Entrüſtung eben auslaſſen, wie er ſie auszulaſſen pflegte, an Meubles und Tapeten, die er zerbrach oder mit dem Federmeſſer zerſchnitt. O, er war ein heftiger, giftiger Franzoſe, der Cardinal — die edelmüthige Faſſung eines deutſchen Groß-Charakters möge man nicht bei ihm ſuchen. Im Unheil verzagte er auch wohl, brach kleinmüthig und kleinlaut zuſammen, ja wimmerte und ſtöhnte — verächtlich ſah alsdann der Pater Joſeph auf ihn nieder! Er kam alle Tage in derſelben Kutte, denſelben Strick um den Leib, dieſelbe Stimmung und Abſicht im Gemüthe, denſelben Ausdruck um den feinen Mund — dieſer Mund war das einzig Adelige, was er beſaß neben dem langen Barte. Die Männer der Kutte lebten reiner den Ideen, und ſie konnten dies, ſie kannten weniger Intereſſen und Rückſichten. Richelieu mochte nicht alle katholiſchen Pläne des Paters theilen — ein ſtarker König kann ſelten genug dem Idealen nachgehen, ein Miniſter, ſelbſt ein Cardinal-Miniſter kann es noch ſeltener, faſt nirgends, wenigſtens nicht in gerader Linie. Es iſt gewiß ein Irrthum der Geſchichtsſchreiber, wenn ſie großen Wendungs-Epochen ein volles Bewußtſein dieſer Wendung zutrauen, ja zuſchreiben. Das Princip findet ſeine Wege, aber es weiß ſie nicht voraus. Als ob ſich die Geſchichte bildete, wie der Syſtematiker ſie conſtruirt, eine Algebra menſchlicher Combinationen! Als ob die beſcheidenen Syſtematiker, die ſich nur an Kennzeichen äußerlicher Natur halten, als ob Phyſiker noch jemals das Wetter vorausgewußt hätten und nicht ſtets überraſcht worden wären! Und die Wege und Fußſteige einer noch tauſendfach feineren, einer noch tauſendfach reicheren Welt, die Wege der Gedanken-Möglichkeit im Menſchenthume, ſie ſollen mathematiſch vorausberechnet ſein, und die Probe halten! Gott, oder der Weltgeiſt, wäre penſionirt, wenn ein großer Menſch aufſtünde, ja ſelbſt wenn die kleinen Kinder des großen Menſchen mit deſſen Tagebüchern weiter rechneten! Der große politiſche Menſch bringt die Aufgabe, welche eben der Zeit obliegt, in die Form ſeiner Anlage, ſeines Charakters; je ſtärker die Perſönlichkeit ſolchen Mannes, je ſtärker der Widerſtand, den er findet, deſto ſtärker wird das perſönliche Inſiegel dieſes Mannes darauf geprägt. Je größer die Bildung dieſes Mannes neben oder anſtatt der perſönlichen Kraft, deſto mehr giebt er alles Neue einem Principiendrange und trotz dem um ſo mehr der Unberechenbarkeit hin. Denn die Linie der Maxime verwiſcht ſich viel ſchneller von den Geburten als das Merkmal der Perſönlichkeit. Die vollkommenſten Geburten in der Welt ſind nicht jene allgemeinlinienhaften des Stein- und Pflanzenreiches, ſondern die perſönlichunterſchiedenen, die vom Thiere aufſteigen bis zum eigenſten Menſchen.

In alle dem liegt die ewige Obmacht der ſtets neuen Perſon, des ſtets unerwarteten Vorfalls, die Obmacht über den menſchlichen Calcul, die Obmacht der Poeſie über die Proſa, denn poesis iſt, was gemacht wird ohne den Calcul der Zeit. Dieſe poetiſche Herzkammer kann und darf der blos ſyſtematiſche Philoſoph nicht anerkennen, er verlangt von Richelieu die bewußte Schöpfung einer Central-Macht, die bewußte Vorarbeit der Revolution, und dieſe Form der Weltanſicht iſt dem Menſchen ebenfalls von unſchätzbarem Werthe, ſie giebt uns die Zuverſicht einer göttlichen Nachſchöpfung, die Zuverſicht einer Einſicht und Macht, ohne welche wir klägliche, in den Tag hinein lebende Geſchöpfe wären. Aber täuſchen wir uns darüber nicht: dieſe ſyſtematiſche Linienzeichnung der Geſchichte iſt nur günſtig für Perioden und Epochen im Großen. Allem perſönlichen Entwicklungsgange, allem Einzelnen folgend wird ſie überſichtig, manierirt, ſelbſt thöricht und unwahr; bei aller feinen Wendung einer Entwicklungsgeſchichte mangelt ihr der Auffaſſungsſinn, ſie darf nur ſkizziren, nicht ſchildern.

Was kann ſie alles dem Richelieu auf den Kopf zuſagen, und von alledem hat Richelieu, ſo viel vorhandene Zeugniſſe beſagen, nichts gewußt. Eins nur iſt klar in ihm: er will eine unbehinderte Staatsmacht zu Wege bringen, alſo ein Werkzeug. Wozu ſich dies brauchen, wozu es ſich in Bewegung ſetzen ſoll, davon iſt kein Zeugniß ſeinerſeits geboten. Man müßte ihm denn das allgemein franzöſiſche Moment anrechnen, daß Frankreich vergrößert und dadurch von Tag zu Tag mächtiger gemacht werde. Speculationen lagen ihm deshalb nicht ſo fern, Pater Joſeph erinnerte alle Tage an irgend eine, aber — „das Nächſte, das Nächſte zuerſt!“ mit dieſem Geheimniß-Worte aller Macht wies er ihn zurück. Das Nächſte war, ſich ſelbſt zu behaupten, und die Feinde in Frankreich niederzuwerfen; kann man zweien Herren zugleich dienen, Joſeph? Der täglichen dringenden nächſten Nothwendigkeit und der Mönchs-Speculation? Pater Joſeph wollte die Griechen befreit ſehen, er war der erſte, der 1628 dieſen Gedanken durch Europa rief, zweihundert Jahre früher, ehe er allgemein lebendig und ausgeführt wurde.

Dieſe „graue Eminenz“ hieß von Hauſe aus François Leclerc du Tremblay. Er hatte ſtudirt, hatte unter Heinrich IV. gefochten, und war dann lebensſatt Franciscaner geworden.

34.

Es war ums Jahr 1628, er war alſo erſt vier Jahre durch Maria Regent von Frankreich, da zeigte ſich dieſe Freundſchaft zwiſchen ihm und ihr erſchöpft: ſie hatten ſich ihre gegenſeitigen Dienſte geleiſtet, jetzt ergänzte die Königin den Miniſter nicht mehr, ſie hinderte ihn, und ſomit mißfiel er auch der Königin. Sie wendete ſich von ihm. Richelieu wies dem Pater Joſeph dieſe Lage, und ſie konnten ſich beide nicht verhehlen, daß es ſich nun binnen kurzem um Sein und Nichtſein handeln werde.

Es iſt dies der gewöhnliche, ja der natürliche Gang der Dinge: wer in der Politik den Anderen hebt, wird der nächſte Fußſchemel für dieſen. Der Erdkloß, welcher den Keim zum Halme bringt, wird von der Aehre verzehrt. Die Herrſchaft von Mantua war ledig, und die Frage, wer ſie einnehmen ſollte, gab den Ausbruch des Zwieſpalts. Maria konnte nicht von der alten Medicis-Politik, von der anti-franzöſiſchen Politik laſſen, ſie wollte den Spanier in Mantua ſehen. Richelieu wollte dies um keinen Preis. Er ſetzte ſeinen kriegeriſchen Arm daran, er ſtellte den ſtets kriegsbefliſſenen König an die Spitze, er ging ſelbſt den Rhone hinab nach den Alpen zu, Suſa ward forcirt, der Krieg glückte wie jeder Krieg, den er unternahm. Seitwärts wurde bei der Rückkehr noch ein Feldzug gegen Rohan gemacht, der wieder gewaffnet hatte; er wurde niedergeworfen, das Languedoc wurde raſch noch einmal gezüchtigt.

Siege thaten noth, denn Maria ſpann das Uebelſte gegen ihn; die Parlamentarier, höchſt unzufrieden über das deſpotiſche Regiment, aber für den Augenblick unzufrieden und kriechend, harrten begierig, wann er ihnen überliefert werden möchte zur Formulirung eines Richterſpruches. Gaſton und Maria waren populär, wie das immer populär wird, was der Macht nahe ſteht, aber von dieſer unterjocht iſt. Die Volksgunſt geht immer wie das Wild gegen den Wind des Jägers; und gehen muß ſie, denn von Hoffnung auf Neues lebt des Menſchen Herz. Als er 1629 aus jenem italieniſchen Kriege zurückkehrte, und in ſeiner Sänfte nach Fontainebleau hinein getragen wurde, empfängt ihn Maria mit ſchneidender Kälte; ſie antwortet ihm kaum. Richelieu wird roth vor Zorn, hält aber unverrückt aus in Höflichkeit. Wie befinden ſie ſich? fragt ihn Einer. Stolz ſieht er ſich um, und erwiedert: Beſſer als viele Leute wünſchen, die hier ſind.

Der König kommt an, und iſt freundlich, die Thaten gelingen ja ſo wohl unter dem Cardinal, und Ludwig gebietet Waffenſtillſtand zwiſchen der Mutter und dem Miniſter. Richelieu ſchrieb die demüthigſten Briefe an Maria, beugte das Knie, küßte die Hand — die Tochter florentiniſcher Kaufleute lächelte wol, aber ſie vergab nicht, denn Richelieu wich nicht in der italieniſchen Politik. Er ging das Jahr darauf wiederum mit dem Könige in den Krieg an die italieniſche Grenze, und brachte die Frage durch glückliche Unterhandlung zum Schluß. Dieſe Unterhandlungen wurden zwiſchen den fechtenden Heeren geführt, und hier war's, wo er die Bekanntſchaft eines jungen Diplomaten machte, der kühl durchs Feuer der Truppen geſprengt kam, und ſich äußerſt geſchickt in der Ausgleichung erwies. Richelieu war erſtaunt und erfreut über den jungen Mazarin, und dachte ſogleich darauf, ihn an ſich zu ziehen.

Als er im Herbſte 1630 mit dem Könige zurückkehrte, erkrankt dieſer in Lyon zum Tode. An dieſem ſchwachen Lebensfaden hängt das Richtſchwert des Cardinals. Die Ehe, welche damals Maria für den jungen Louis geſchloſſen hatte mit der ſpaniſchen Infantin, mit Anna von Oeſterreich, die ſpäter ſo hervortreten muß, dieſe kalte Ehe mit dem kalten Könige war bisher unfruchtbar geblieben. Wenn der König ſtarb, ſo kam die Krone an Gaſton, an den Todfeind des Cardinals.

Aber ein großer Menſch hat eben das Glück, was der Größe nöthig iſt. Der König genas. Hier am Krankenbette jedoch ward die Coalition gegen Richelieu reif. Geſund war Ludwig eigenſinnig und hartnäckig, krank zeigte er ſich hingebend. Er hat ſeiner Mutter den Cardinal verſprochen, hieß es, ſobald er nach Paris kommt.

Richelieu hatte nur halbe Zeichen davon, er wußte nichts Rechtes. In einem Zelte an der Loire fand er Maria zum erſten Male wieder, ſie waren beide voll Süßigkeit, er kniete oft, und ſie nannte ihn mio caro, amigo del cuore mio! Man ging côte à côte, wie Baſſompierre ſagt, gen Paris. In dem letzten Nachtquartiere, in Auxerre, erfährt Richelieu die vollſtändige Intrigue; die ganze königliche Familie war darin thätig und einig, auch die junge Königin Anna. Richelieu verrieth mit keiner Miene, was er wußte, was in ihm vorging.

Wäre blos durch italieniſche Weiber die Intrigue ins franzöſiſche Geſellſchaftsleben gekommen? Gewiß nicht. Sie hat nur durch italieniſchen Beitrag hie und da einen herben Ausgang gefunden, der gar nicht national-franzöſiſch iſt. Der Franzoſe, den geſelligen Verkehr wie ein immerwährendes Kunſtwerk vor Augen und im Sinne tragend, findet einen Hauptreiz des Lebens in der Intrigue, für alle Zwecke des Lebens, für ernſte und heitere, für den Staat, für ſeinen Ideal-Gedanken ſelbſt, für Unterhaltung aller Art ſpinnt er die Intrigue an, und immer mit Geſchicklichkeit. Die einzelne Individualität iſt ihm auch hierbei nicht ſo intereſſant, als ein neu gewendetes Verhältniß von Individuen zu einander. Wie es ihn weniger intereſſirt, daß ſich ein Individuum eigenthümlich in ſich vertiefe, eigenthümlich von innen heraus ausbilde, ſo intereſſirt es ihn außerordentlich eine ganze Partie von Individuen mit einander in Conflict zu bringen; die dramatiſche Welt iſt ſeine Luſt. Bis jetzt haben wir den Kopf dazu geſchüttelt, daß zwei, drei Franzoſen zuſammentreten für Erfindung eines Dramas! Nicht blos die Aeußerlichkeit ſolcher Erfindung ſchien uns widerwärtig, wir bezweifelten auch, daß da nur was Geſcheidtes zum Vorſchein gebracht werden könne. Und wie irren wir uns darin, weil eben in uns kein Sinn und Geſchick für Intrigue. Das ſogenannte „Machen" eines Stückes verſtehen die Franzoſen meiſterhaft, und ihre „faiseurs“ verſorgen denn auch ſeit Jahrhunderten Europa mit aller Komödie. Wie klein iſt die Zahl ſelbſtſtändig erfundener Komödien in Deutſchland und England! Wie bitter klagt die ſchlechte und die gute Kritik darüber, daß es ſich immer nur um franzöſiſche Ueberſetzung handle. Mit der Geſelligkeitsform iſt unſeren feineren Cirkeln wol auch etwas Intriguen-Geſchmack aus Frankreich zugekommen, aber er wächſt nicht beſonders auf unſerem Felde. Schien doch dies der alte Baſſompierre damals wie ein lehrreiches Vorbild darzuthun. Von der deutſchen Seite her, Kriegs- und Freudengenoſſe Heinrichs, tappte er mit großer Zuverſicht in die franzöſiſche Intriguen-Welt hinein, und war gar ſtolz, es dem feinſten Franzoſen gleich thun zu können. Aber mitten im Stolze erfuhr er's, daß er es ungeſchickt angefangen, daß er die Baſtille eingetauſcht habe vom Cardinal, und eine Baſtille, die ſich bei Lebzeiten des Cardinals dem vorlauten Fremdlinge nicht wieder öffnete, und die nur zu viel Muße gab für Memoiren-Abfaſſung.

La journée des dupes iſt eines der Haupt-Intriguen-Stücke aus franzöſiſcher Geſchichte.

Jeder im königlichen Hauſe hatte eine beſondere Rolle auf Richelieu's Sturz hinzuwirken beim Könige. Ganz Paris war voll davon: der Cardinal iſt reif. Die Italienerin trieb es am plumpſten und ärgſten gegen ihn, ſie beſchimpfte ihn in Gegenwart des Königs. Richelieu verhielt ſich fortwährend demüthig und ergeben; der König zögerte. Des andern Morgens ward ihm gemeldet, ſeine Mutter ſei krank, ſie empfange Niemand, ſie medicinire, der König möge ſie in ihrem Schlafzimmer beſuchen.

Richelieu wußte: da geht's um die Entſcheidung, da mußt Du perſönlich hin, es koſte, was es wolle, denn perſönlich iſt Deine dämoniſche Macht wirkſam auf den König trotz Mutter und Krankenbett. Er eilt hinüber; alle Thüren ſind verſchloſſen. Aber er kennt die kleinen Wege, geht um die Gallerie, tritt in die kleine Capelle. Die Kammerfrau vertritt ihm entſchieden den Weg, einer Handvoll Dublonen widerſteht keine Kammerfrau, Richelieu tritt auf einmal ins Cabinet — Per Dio! Vous ici, Cardinale! ſchreit die Florentinerin im Bette auf, hochroth vor Zorn.

Ich bin überzeugt, daß Eure Majeſtäten von mir ſprachen —

Keineswegs.

Zuverläſſig!

Nun ja denn, wir ſprachen von Ihnen, von dem ſchlechteſten, undankbarſten Menſchen — und nun folgte halb franzöſiſch, halb italieniſch eine Fluth von Vorwurf und Beleidigung. Richelieu kniete und weinte! — Miserabile! Miserabile! teme ma vendetta!

Er ſieht, eine Beſchwichtigung iſt nicht möglich, er kann nur durch andere Wendung ſiegen; er erhebt ſich, und ſagt feierlich zum Könige: Ich darf nicht mehr in Ihren Dienſten bleiben, Sire, da ich das Unglück habe, Ihrer Mutter zu mißfallen. — Ludwig will etwas ſagen, ſeine Mutter aber wirft ihm einen zornigen Blick zu: Bedenken Sie, mein Sohn, ob Sie einen Diener Ihrer Mutter vorziehen —

Richelieu trat ab, ließ ſeine Wagen rüſten, ließ ſeine Meubles auf Maulthieren nach Pontoiſe abgehen. Es war kalt, der 11. November 1630, aber der Pont neuf ſchwirrte von Spottliedern auf den Cardinal; an der Samaritanerin, einer beliebten Rendezvous-Figur auf der Brücke, äffte Einer den Cardinal nach in tauſend Grimaſſen, zu großem Jubel des Volkes. Die Parlamentarier berathſchlagten über die criminelle Form gegen ihn.

König Ludwig fuhr zur Stadt hinaus, nicht wie gewöhnlich nach St. Germain, ſondern auf die einſame Jagd, auf die echte Pürſch-Jagd, nach dem einſamen Forſthauſe in Verſailles. Noch war kein Befehl von ihm ausgegangen, aber keiner der alten Beſucher wollte heute das Haus des Cardinals betreten — auch Baſſompierre fand zu ſeinem Unglücke fünf Tage lang den Weg nicht zum Hotel Richelieu's. Nur der Cardinal La Valette, Chateauneuf und Le Jeay traten ein zu dem niedergeſchlagenen Cardinal. Sie rüttelten an ihm, der wie vernichtet da ſaß, ſie riethen ihm dringend, nach Verſailles zu fahren. —

Unterdeß drängte ſich Alles zur Königin-Mutter, man erdrückte ſich faſt um die Schwelle, als ob die Florentinerin wieder jung geworden ſei. Hütet Euch! Sie hat ein träges Naturell, und während Ihr hier den Sieg feiert, kommen zwei feine Franzoſen in Verſailles an. La Valette eilt in das alte Schlößchen, das ſpäter das Prachtſchloß der Welt werden ſollte. Der König ſieht Niemand, aber der junge St. Simon läßt La Valette ein, und geht den König fragen. Der Cardinal Richelieu ſoll kommen, iſt die Antwort. — La Valette eilt hinweg, ihn zu holen, er harrt in einem kleinen Hauſe des Oertchens, er kommt, er wirft ſich dem Könige zu Füßen. — „Ich hätte Euch abgedankt“, ſpricht der König, „hättet Ihr nicht ſo ehrerbietige Gefühle gegen meine Mutter gezeigt — fahrt fort mir zu dienen!“

Richelieu, dem dieſer Sieg zu leicht und unſicher, fordert wie gewöhnlich ſeinen Abſchied, er will nicht gegen den Willen der Königin-Mutter bleiben, er weiß wohl, daß Ludwig am erſten hält, was ſich ihm entziehen will.

Das iſt ihre Umgebung, mein Couſin, erwidert hierauf befliſſener König Ludwig, ich bürge Euch, ſie ſollen ſich nicht rühren.

Dies Alles ereignete ſich bei Einbruch der Nacht, und hiermit war die Partei der Maria verloren. Maria ſelbſt war verloren, die der Cardinal bald nach Compiegne brachte, von da zur Flucht in ſpaniſche Arme veranlaßte, und ſo für immer aus dem Reiche entfernte. Mangel leidend iſt ſie in dieſem Exil geſtorben, noch Jahre lang umſonſt vom Auslande her gegen den verhaßten Cardinal aufregend.

Jenen merkwürdigen Intriguen-Tag, den elften November, nennt man la journée des dupes, weil außer dem Könige und dem Cardinal Alles dupirt worden, und alles Spiel und aller Ausgang des Tages lange vorher zwiſchen dieſen Beiden abgemacht geweſen ſei. Als ob Richelieu mit Ludwig ſo etwas hätte wagen dürfen, als ob eine abgeredete Komödie in ſolcher Form verliefe! Richelieu hatte wieder geſiegt, und man ſtellte ſich lieber, als ob die Intrigue nicht verloren worden, als ob gar nicht gekämpft worden ſei.

Mit all ſeinem Nachdrucke erzwang er alle nur möglichen Erfolge dieſer gewonnenen Schlacht. Auch Gaſton wurde wie Maria landflüchtig und zum Rebellen gemacht, und wehe dem Franzoſen, der eine Mitleidenſchaft für ſie zeigt! Nicht nur der Marſchall Marillac, ein Freund Marias, wurde hingerichtet, nein, ein Montmorency ſelbſt, ein echter Träger dieſes hohen Namens, der überall in Frankreich alſobald nach der Krone genannt wurde, den man Couſin nannte mit der Jungfrau Maria ſelber, ein Montmorency ward im Capitole zu Toulouſe geköpft, weil er ſich für Gaſton erklärt! Cardinal! Cardinal! Dir prophezeiht Jedermann ein Ende mit Schrecken! Alle öffentliche Meinung, das Parlament ſelbſt, das ſeit Heinrich IV. ſo ſchüchterne, iſt für die Vertriebenen. Das Parlament muß folgen, ja er nimmt ihm das alte Einregiſtrirungsrecht, ein Recht, wodurch es immer eine Controle, eine letzte Beſtätigungs-Inſtanz beſaß. Ludwig XIII. war mit ſolchen Maßregeln völlig einverſtanden, er war in dieſem Punkte äußerſt deutlich, dieſer melancholiſche Mann, war ein Bourbon, der im unbeſchränkteſten Herrſchgedanken aufgewachſen, der als einfacher Jäger und Soldat jeder Parlaments-Remonſtration geradezu unzugänglich war, ja er riß ſie entzwei, und ſchlug an ſeinen Degen.

Richelieu gab indeſſen doch gar viel auf öffentliche Stimme, auf ſchriftſtelleriſche Vertheidigung; man ſagt ihm deshalb nach, die erſten Mitglieder der Akademie, die er erwählt, ſeien die ärgſten Pamphletſchreiber von Paris geweſen, die er dadurch für ſich erzogen hätte. So viel iſt gewiß und in den Quellen aus jener Zeit deutlich zu erſehen, daß er ſelbſt und der König ſelbſt ſchriftſtelleriſch äußerſt thätig geweſen iſt. Früher exiſtirten blos die

„Chroniques de St. Dénis“, jetzt gab es den Mercure und die Gazette de France, und für die letztere ſchrieben die beiden Herrſcher ſehr oft Artikel. Ludwig XIII., ein ſtiller, ſehr ordentlicher Mann, führte nicht blos für ſich ein Journal, wie es eifrige Jägersleute heute noch thun, er ſchrieb auch Alles weitläufig und ſauber und genau, er lieferte die exacteſten Beſchreibungen von Schlacht oder Belagerung, und referirte dergleichen ſtets für die Gazette. Es iſt bekannt, daß er ein talentvoller Artillerie-Oberſt war, und daß er einen Schlachtverlauf ſehr richtig darzuſtellen wußte. In den Manuscrits de Béthune kann man die Schriftſtellerei dieſer großen Herren finden. Théophraſt Rénaudot, Redacteur der Gazette, hieß damals l'inventeur. —

Als nun Richelieu ſolchergeſtalt im Königshauſe, gegen die Großen, gegen die Hugenotten aufgeräumt, ſolchergeſtalt negativ centraliſirt hatte, ging er auch an poſitive Maßregeln: in die ſonſt unabhängige Provinz ſandte er den Intendanten des Königs, die Geſetze ſammelte er in den Code Michaud, die Polizei ordnete er im Detail, für Handel und Schifffahrt trug er eifrige Sorge. Auf eine Centraliſation der Natur ſogar war er bedacht, und gründete den großartigen Pflanzengarten in Paris. Nun nahm er auch die Politik nach außen wieder kräftig auf. Nicht umſonſt hatte er ſeinen Pater Joſeph nach Regensburg geſchickt an den Reichstag, um alle die kleinen Fürſten gegen Oeſterreich zu verbünden, er ging jetzt offen in Krieg mit der ſpaniſchen Macht.

Aber dieſer Krieg, den er nicht perſönlich leitete, ſchien ihm alle bisherigen Erfolge zu vernichten: die vertriebenen Widerſacher des Cardinals belebten den Spanier, der damals ſchon ermattete in ſeiner ſonſtigen Kriegsmacht der regimentos, er drang überall vor, die Exiſtenz Frankreichs ſchien bedroht, und nun brach Paris, das ſo lange blos pasquillirt hatte, tobend aus. Rottenweiſe ſchrie man nach dem Kopfe des Cardinals! Der Purpur allein hat ihn damals geſchützt, war er blos Miniſter Richelieu, ſo erreichte ihn wahrſcheinlich das franzöſiſche Miniſter-Schickſal, und es endigte blutig eine Laufbahn, die noch einen

Augenblick vorher überall geglückt zu ſein ſchien. Der nationale Wechſel Frankreichs, der das Geſchick dieſes Landes in allem Detail nicht auf acht Tage voraus mit Gewißheit bezeichnen läßt, dieſer Wirbelwind politiſcher Poeſie hatte auch ihn plötzlich ergriffen, ihn, der ſo lange wie gefeit dagegen erſchienen war.

Tief verſchloſſen ſaß er in ſeinem Hotel, zerbrochen, muthlos — ganz der Franzoſe des Südens, der dem entſchiedenen Unglück ſich kleinlaut unterwirft, wie hoch er auch kurz vorher das Haupt getragen. Pater Joſeph und Mazarin fanden ihn in Thränen, erregten ihn jedoch durch Erzählung zu jenen kleinen Zeichen der Wuth, daß er mit dem Federmeſſer die Tapeten zerſchnitt, und zornzitternd umherſchwankte. —

Pfui, ſchrie Joſeph, da verkriecht Ihr Euch, wenn es tobt, Ihr ſeid nichts als ein naſſes Huhn, wollt herrſchen und könnt der Gefahr nicht ins Auge ſehen! Soll man kommen, und uns hängen? Auf, zeigt Euch ein wenig, reitet auf dem Maulthiere durch Paris, oder fahrt in der Carroſſe, oder laßt Euch in der Sänfte tragen, jedenfalls zeigt Euch!

Mazarin, ſanfter und höflicher, rieth dasſelbe: Muth, monsignore, il petto protegga l'uomo!

Und Richelieu folgte, denn er war keineswegs perſönlich furchtſam, er hatte nur einen nervengereizten Leib, der bei plötzlicher Erſchütterung auf Augenblicke den Dienſt verſagte. Die Kühnheit wurde belohnt, wie immer in Paris, er wurde mit Bravos und Vivats empfangen für ſolchen Muth, und der Widerſtand gegen den Spanier erhielt jetzt einen geſammelten Aufſchwung. Aber ein ſchweres Opfer entriß ihm doch dieſe Zeit: Pater Joſeph ward vom Schlage gerührt, er lag in den letzten Zügen, als der Cardinal außer ſich, über ſeine Kräfte ſchnell herzueilte, und ſchon von weitem rief: „Courage, Joſeph, Breiſach iſt unſer!“ Die kleinen Augen des Mönchs leuchteten noch einmal auf, und verloſchen dann auf immer. Oh, ich verliere meinen Troſt, ſtöhnte der Cardinal, meine einzige Zuflucht, meinen Vertrauten, meinen Freund!

Als dies Opfer verſchlungen war, ſchienen die Schickſalsmächte wieder geſühnt: der Krieg ſchritt glücklich vorwärts, und die junge Königin gebar unerwartet 1638 einen Dauphin! Gaſton war jetzt hoffnungslos, und daß Richelieu ſelbſt nach der Krone geſtrebt habe, iſt Fabel. Er war jetzt auf der Höhe ſeiner Wünſche, ihm fehlte nichts als der graue Mönch und ein feſterer Leib.

Daß bei der Geburt des Dauphin — Ludwigs XIV. — unendliches Geklatſch ſich erhob, war natürlich: da war das Kind im bloßen Traume empfangen wie der Heiland, da war der Cardinal ſelbſt der Vater und was dergleichen mehr. Von Ludwig XIII. erwartete man allerdings keine Nachkommenſchaft, denn er lebte faſt immer draußen in St. Germain allein, und Anna wohnte langweilig einſam in Paris, im Val de Grace, in jenem Thurmgebäude, das von fern dem Pantheon ähnlich ſieht, und das ſo tief draußen im abgelegenen Paris ſteht. Er hatte nirgends eine Fähigkeit zu Liebesleidenſchaft verrathen, er war kalt und matt in aller Neigung, blöde ſogar allen Weibern gegenüber. So ſchien es einmal, als ob er eine Hautefort liebe, aber er wagte keine Annäherung. Gegen das Fräulein von Lafayette hegte er offenbar eine zarte Neigung, der klöſterliche Trauerſinn dieſes Mädchens war von ſtarker Feſſel für ihn, und als ſie ſich wirklich ins Kloſter zurückzog, war er Stunden lang im Kloſter, ſetzte ſich ans Sprachgitter und unterhielt ſich mit ihr. Da aber Richelieu ſprach: „Das iſt unſchicklich für den König", entſchlug er ſich auch deſſen.

Eine Pariſer Sage meint, er ſei einſt von einem Platzregen in der Nähe des Palaſtes überraſcht worden, den Anna bewohnte, habe nur auf kurze Zeit darin Schutz ſuchen wollen gegen das Wetter, und ſei länger geblieben, weil der Regen länger gedauert. Dieſem Wetterzufalle habe Ludwig XIV. ſeine Exiſtenz zu verdanken. — Paris iſt immer glücklich, wenn es etwas auf den Zufall ſchieben kann, eine Weltregierung iſt ihm eben ſo läſtig, wie eine Regierung im Louvre.

35.

Balzac, neben Richelieu lebend, preiſt deſſen Deſpotismus. Es iſt zu begreifen, daß man einem Deſpoten zuſtimmt, weil er eine poetiſche Genialität im Staate repräſentirt. Aber auch dieſer ſoll lieber verſtorben ſein: ein tüchtiger Menſch trägt wol Ueberlegenheit neben ſich, ja der gutmüthige bewundert ſie ſogar gern; aber kein tüchtiger Menſch duldet es guten Muthes, daß ein Einzelner den Sinn und die Bildung Aller mißachten, und ohne ſie oder gar gegen ſie verfahren mag. In herkömmlichen Formen beleidigt dies nicht, und alle herkömmliche Form iſt ſchon ein Gegenſatz des Deſpotismus. Bei alle dem indeſſen iſt es zu begreifen, daß der lebhafte Menſch auch einen Deſpoten preiſt; wie man aber gleich Balzac den Deſpotismus preiſen kann, den Deſpotismus als Syſtem der Willkür — doch nein, Balzac ſpricht von einem beſtimmten Deſpotismus, vom Deſpotismus Richelieu's. Dieſer geiſtvolle Autor war alſo ſchwach, oder war hingebend genug, dies raſirende Central-Streben des Cardinals zu bewundern. Hinten in der Geſchichte, wo man Theſe und Antitheſe geſchichtlichen Ganges ſich aufbauen ſieht, da verweilt man allerdings wohlgefälliger beim ſchöpferiſchen Deſpoten, als beim mittelmäßigen Regenten des Herkommens, jetzt ſieht man in Frankreich Richelieu's Maßregeln mit Vergnügen zu. Man erkennt, daß er die Herrſchafts-Idee der Valois und Bourbone energiſch einem Ziele zugeführt, daß er der Vollendung ſelbiger Idee unter Ludwig XIV. am nachdrücklichſten vorgearbeitet. Je vollſtändiger ſich etwas ausbildet, deſto reifer iſt es zu neuer Wendung. Man erkennt in Frankreich, daß ſich ohne deſpotiſche Talente wie Richelieu und Ludwig XIV. Frankreichs Staatsleben erſt ſpäter oder unvollſtändiger zu dem Gegenſatze einer Alles ergreifenden Revolution entwickelt, daß man ſich in ſtumpferen Winkeln herumgeſchleppt und nicht das Reſultat ſolchen

Proceſſes alſo gewonnen hätte, wie man es ſchon gewonnen zu haben, oder bald zu gewinnen glaubt. Merkwürdig genug findet Richelieu juſt bei den Männern der Revolution die meiſte Nachſicht, ja Anerkennung. Das Niedermähen der Ariſtokratie, das Nivelliren und Centraliſiren überhaupt, das Gleichmachen vor dem Geſetz, das heißt hier vor dem Geſetz des Cardinal-Willens, das Alles rechnen ſie ihm zu Gute. Alsdann war er ja nicht König, er hatte ſich ſeine Macht erworben. Wirklich ſcheint kein Liebesglaube für das Königthum bei ihm vorhanden zu ſein — inſtinctartige Vorliebe großer Parteien entdeckt oft verborgene Merkmale — gegen das Ausland war er doch in dieſem Punkte unerhört gleichgültig, und war der directe Gegenſatz Ludwigs XIV., welcher ſo dogmatiſch-königlich! Richelieu ging nicht nur allem Dogma vorüber, ſondern er ging über allen Anſtand des Königthums hinaus, er ließ ſich mit den ſchottiſchen Covenants in intime Unterhandlungen ein, behandelte die engliſche Puritaner-Macht als concentrirte Macht eben ſo wie irgend eine königliche. Die Königspartei der Stuarts hatte ihn bei ſeinem weiteren Kriege mit Spanien im Stich gelaſſen, hatte die Königin-Mutter aufgenommen, die puritaniſche Macht war ihm verheißungsvoller. Wir werden Ludwig XIV., den dogmatiſchen Monarchen im baren Gegenſatze ſehen von alle dem.

Richelieu erregte auch Catalonien, von Spanien abzufallen, es war ihm vollkommen Ernſt, dieſe Provinz mit Frankreich zu vereinigen, er empfing die cataloniſchen Deputirten in Paris, er ſetzte eine Verfaſſung mit ihnen feſt, es war ein durchgebildeter, abgeſchloſſener Plan. Ein Zipfel davon wurde auch realiſirt, die kleine Grenz-Provinz Rouſſillon mit Perpignan und dem Hafen Port Vendres wurde für immer den Spaniern entriſſen.

Sonſt erfüllt ſchmerzhafte Krankheit und die Verſchwörung des Cinq-Mars des Cardinals letzte Jahre. Schmerzvolle Jahre! Der Urin war ihm unterdrückt, er litt grimmige Schmerzen, es war kaum zu verwundern, daß er nach außen immer härter wurde. Aus einer Adelsfamilie der Touraine hatte er einen Junker Cinq-

Mars dem Könige zum neuen Mignon beſorgt, zum Mignon und Spion. Vor einem harmlos erſcheinenden Buben, wie dieſer noch war, hatten die Feinde kein Arg, und ſprachen rückſichtslos. Der König ſelbſt mußte ſie warnen, denn er durchſchaute dergleichen ganz wohl, ließ es aber hingehen, weil Richelieu's Verhältniß zu ihm einmal rationell begründet und ihm, dem Könige, nothwendig war. Dieſer König iſt in ganz anderer Weiſe ſchwach, als er gemeinhin dargeſtellt wird. Er iſt wol apathiſch, wie man ihn ſchildert, aber weniger aus Schwäche des Entſchluſſes, als weil er für die Schwäche der Zukunft ohne den Cardinal nicht genügenden Erſatz weiß: mehr aus Beſorgniß und Mangel an Zuverſicht läßt er den Cardinal nicht fallen. Oft mögen die Intriguen gegen ihn unter des Königs Augen hergehen, er ſieht nur mit halbem Blicke darauf, ohne für oder gegen etwas zu beſchließen, gleichſam als lauſchte er nur, ob ſich unter den Widerſachern wol ein Erſatz herausbilden könne für den Cardinal. Dann erſcheint denn dieſer plötzlich, oder — was noch häufiger — eine Schrift von ihm voll Grundſätze und Linien hoher Politik, es erkennt Ludwig, daß bei dem Alten immer noch die bei weitem mächtigere Welt und Einſicht, und er opfert ihm kalt alle Oppoſition. Ludwig iſt in dieſem Zuſehen und Abwarten, in dieſem rationellen Entſcheide, den er ſich immer vorbehält, eine ganz intereſſante Novellen-Figur, wenn auch kein intereſſanter Herrſcher. Wenn Cinq-Mars auf Stühlen oder Teppichen oder hinter Gardinen im Schloſſe zu St. Germain zuſammengekauert lag, und die Oppoſition in Vorwürfen gegen den Cardinal ſicher ſich erging, weil ſie glaubte, der Page ſchliefe, da ſprach der König oft: „Hütet Euch, der Schlingel ſchläft nicht, er horcht, um morgen im Hotel de Ruel zu erzählen, was er heute gehört“. Dabei behielt er ihn aber gern, hatte ihn lieb; er hatte nichts dagegen, daß ſich der Cardinal verſähe.

Cinq-Mars war Groß-Stallmeiſter geworden unter dem Titel Monſieur Le Grand. Der Page wurde übermüthig, der Cardinal ſpottete über die Frühreife, der Page wurde rachſüchtig.

Man wohnte auf St. Germain, auf jenem entfernteſten Luſtſchloſſe des hügeligen linken Seine-Ufers, das von ſeiner Höhe am weiteſten hinabſieht auf die Ebene von St. Dénis und vom Montmartre. Es iſt ein kleines Schloß im Verhältniſſe zu Fontainebleau und Chambord, und ohne architektoniſchen Charakter. Jetzt iſt es ein militäriſches Strafhaus, und iſt in tiefere Ungnade gefallen, als irgend ein Luſtſchloß. Das iſt auffallend, da es nächſt Marly, ſeinem Nachbar, die ſchönſte Lage hat hoch auf geräumigem Berge, unter welchem die Seine ſtrömt, und deſſen Rückſeite vom alten Königsforſte bedeckt iſt. Damals, zu Ludwigs XIII. Zeit, war die lange, lange Terraſſe noch nicht angelegt, die oben am Bergabhange ſich hinzieht und den Anblick der reichen Pariſer Gegend meilenweit bietet. Sie iſt von Ludwig XIV. geebnet und gelichtet worden. Unter Ludwig XIII. war es traurig und monoton auf St. Germain; der König ſuchte keine andere Ergötzlichkeit als die der Jagd. Er ſtand zeitig auf, muſterte die Musketiere, und ritt alsdann in den Wald. Ueberall mußte Cinq-Mars ihn begleiten. War das Wetter ſchlecht, ſo ließ man auf der Höhe am Schloſſe Falken ſteigen — wo iſt Cinq-Mars? rief der König, wenn jener einen Augenblick fehlte. Solcher Dienſt wurde dem jungen Manne beſchwerlich, beim Cardinal gab's auch nur Verweiſe; Monſieur Le Grand war oft ſo verdrießlich, daß er zum Könige ſagte: Ich gebe alle Gunſt Eurer Majeſtät hin für einen ganz freien Abend im Marais, in meiner ſchönen Geſellſchaft dort! — Abends wenn der König zu Bette war, jagte er dann verhängten Zügels nach Paris, nach dem Marais, und trat um Mitternacht in den Salon der Marion de Lorme, wo man trank, liebelte, geiſtreich war, und gegen den Cardinal witzelte. Dann ging's verhängten Zügels zurück, um beim Lever des Königs zu ſein. Da hatte denn der Ueberwachte ſchlechten Humor, auch gegen den König, ſchlief auf dem Pferde, ſchlief auf den Stühlen. Ludwig beſchwert ſich in Billets bei dem Cardinal ſelbſt über Cinq-Mars' Faulheit.

In ihm fand die Oppoſition einen beſſeren de Luynes. Beſonders de Thou, Sohn des Geſchichtsſchreibers, leitete ihn mit beſtem Erfolge zu einer entſchloſſenen Verſchwörung gegen Richelieu. Man ſetzte ſich mit Gaſton, mit Spanien in Verbindung, man hoffte endlich, den alten Fuchs zu erſchlagen.

Richelieu wußte darum, aber er hatte keinen Beweis in Händen. Er lag krank in Narbonne, und die Feinde hatten freies Feld. Sie lagen vor Perpignan, die Verbindung mit Spanien war offen, der geſammelte, furchtbarſte Ausbruch war jeden Augenblick möglich. Dort im Lager galt es für ausgemacht, daß der Cardinal verloren ſei, kein Menſch ſprach für ihn, aber Jedermann beſtürmte den König, ihm ein Ende zu machen.

Unterdeſſen litt der Cardinal in einem Privathauſe zu Narbonne, nicht im Biſchofshauſe, wie geſagt worden iſt: er litt quälenden Schmerz, er war allein, und ſah aus allen Zeichen, daß er vom Aeußerſten bedroht ſei. Dort ſetzte er das berühmte Teſtament auf, das Voltaire für unecht ausgegeben, das aber jetzt für eine echte Quelle gehalten wird. Darin vermacht er unter Anderem dem Könige das Palais Cardinal, das ſeit ſeinem Tode den Namen Palais royal trägt, und ein Mittelpunkt des bewegten Paris, ein klein Paris im großen geworden iſt. In ſelbigem Palais brach denn auch, ein Theil der Cardinals-Erbſchaft, die Revolution von 1789 aus, und die Juli-Revolution fand darin ihren Herrn. Mazarin, des Cardinals treuer Freund, hatte ſich eingefunden zur Abfaſſung dieſes Teſtamentes. Richelieu war todesſchwach, und die verzweifelnden Aerzte riethen zu einer Reiſetour in der Sänfte, deren Schaukeln ihm ſo oft gut gethan. So machte er ſich denn auf, und ließ ſich auf Nebenwegen durch das Languedoc tragen, das er ſo tief gebeugt, vorüber an den Hugenotten-Schlöſſern, die von ihm in Trümmern lagen. Jetzt nahm er ſelbſt die Nebenwege, um ſeinen Mördern zu entgehen. Mit Mördern war er rückwärts bedroht, und nach vorwärts gaben ihm die Aerzte nur noch zwei Tage Lebenszeit. Nach Tarascon am Rhone wollte er, das ihm gerühmt war wegen geſunder Lage.

Plötzlich hielt die Sänfte — ſind die Verfolger da? Der alte Herr, ſchmerzensreich an die ſeidenen Kiſſen gelegt, fährt auf: Was iſt? Ein keuchender Courier überreicht einen Brief; mit zitternder Hand werden die Siegel aufgeriſſen, ein flüchtiges Feuer leuchtet durch das erſterbende Auge — „Chavigny! Chavigny! Auf der Stelle zum Könige! Copirt dieſe Depeſche und überreicht ſie ihm!“

Sie enthält den Vertrag mit Spanien, den die Verſchworenen abgeſchloſſen, ein Document iſt gewonnen, jetzt wahrt Eure Köpfe, ſo lange nicht der letzte Odem aus dieſem mageren Leibe gefahren iſt!

Man lag immer noch vor Perpignan. Cinq-Mars trieb ſeine übermüthigen Launen mit dem Könige, und dieſer war eben ſchlecht auf ihn zu ſprechen. Da kommt Chavigny. Ludwig beſchließt noch nichts. Es wird aufgebrochen gen Narbonne; Chavigny's Ankunft hat die Zuverſicht erſchüttert, man warnt Cinq-Mars. Aber der Leichtſinn wird umſonſt gewarnt, er geht mit nach Narbonne. Dort weicht Ludwig dem Drängen der Cardinaliſten, den 12. Juni 1642 werden die Verſchworenen verhaftet. Cinq-Mars, noch kurz vor dem Schlage unterrichtet, flüchtet zu einer Frau, und verbirgt ſich im Bett vierundzwanzig Stunden lang. Aber man findet ihn doch.

Jene Depeſche war indeſſen nicht hinreichend für einen Capital-Proceß, de Thou war ein kluger Rechtsgelehrter, für den man beſtimmtere Zeugniſſe brauchte. Gaſton allein konnte ſie geben, und von Richelieu bedroht und in die Enge getrieben, der dieſen ſchwachen Helden zu behandeln wußte, gab er ſie. Nun waren de Thou und Cinq-Mars verloren.

König Ludwig war auch krank; er ließ ſich ebenfalls in der Sänfte, ebenfalls nach Tarascon tragen, und dort ſein Bett aufrichten neben dem des Cardinals. Da lagen ſie, beide dem Tode nah, und beichteten einander, und vereinigten ſich gegen das ſtrotzende Leben der Jugend. Die heiße Sommerſonne ſchien über die Provence herüber, der Rhone rauſchte. — Mein Couſin, ſprach der König, Ihr ſeid hier ſehr nahe am Rhone, es macht traurig, ſo das eintönige Rauſchen des Waſſers zu hören.

Er ließ, als er von Tarascon ſchied, dem Cardinal die Todesvollmacht gegen die Verſchwornen. Er hatte ſeinen Mignon aufgegeben, wie er immer that, ein nichts heiſchendes und deshalb auch nichts bewahrendes, ungetreues Herz. Richelieu ließ ſie nach Lyon bringen, er führte ſie nicht ſelbſt beide den Rhone hinauf, wie die Sage und das Bild von de la Roche ſchildert. Cinq-Mars ward in einer Carroſſe mit ſechs Pferden hinaufgefahren. Nur de Thou ward von der Barke des Cardinals aufwärts gezogen gegen den jähen Strom, an Avignon vorüber, durch den Pont-St.-Esprit, die maleriſchen Ufer hinauf, deren Ruinen zumeiſt Richelieu's Werk, bis Valence. Von hier bis Vienne, das nach Nismes am dauerndſten und zahlreichſten von Rom geſtempelt iſt, hat der Rhone ſeine ſchönſten Ufer und Weine, hier gleicht er am meiſten unſerm Rheinſtrome, nur hat er die heiße Farbe voraus, und ſteht dem Rheine nach durch die dürr bepflanzte Côte rotie, deren edles Gewächs nicht auf dem Steinhügel ſeine Reize entwickelt.

Als Richelieu in Valence ankam, lag er ohnmächtig auf dem ſeidenen Bett unter einem Palankin. Dreimal waren ihm auf der Fahrt die Sinne vor Schmerz vergangen; er wollte lieber in ſeiner Sänfte weiter, in dieſem ihm vertrauten Zimmer, worin Bett und Tiſch und Armſtuhl Raum hatten. So kam de Thou zu Lande nach Vienne, und ſo vor dem Avignoner Thore an der Pyramide des Pontius Pilatus vorüber, der vom Gerichte über Chriſtus hier hergekommen war. Der edle junge Mann fand im Anblick dieſer Pyramide einen ſchönen Gedankengang über Verdammniß und Todesurtheil dieſer Welt. Denn er wußte ſehr gut, daß die nächſte Station nach Vienne, daß Lyon ſeine letzte Station ſein werde.

So war es auch. Dieſe Freunde ſtarben ſchön und groß auf der Place des Terreaux in Lyon, wo Heinrich IV. jetzt vom Stadthauſe herabſieht; Cinq-Mars raſch, fröhlich, der franzöſiſche

Edelmann, de Thou milde und ruhig, ein Kind reifer und ſchöner Bildung. Ludwig XIII. hatte, fern vom Schauplatze, um die Stunde der Hinrichtung ſeine Uhr hervorgezogen, und zu ſeiner Umgebung geſagt: Jetzt hat Monſieur Le Grand eine böſe Viertelſtunde.

Dieſe letzte Unerbittlichkeit ſelbſt ſchon halb todter Herricher erregte eine furchtbare Erbitterung, die Freunde Cinq-Mars' ſchworen, ſie wollten dem Mord-Cardinale mit dem Degen ein Ende machen, er mußte, damit ein natürlicher Tod für ſeinen Schmerz möglich werde, das Palais de Ruel eng mit Wachen umringen, ja im Sterben ſelbſt erzwang er vom Könige, daß er ſeine Garde-Officiere verabſchiede, denn ſie trachteten offen dem Miniſter, einem ſterbenden Miniſter! nach dem Leben. — Um dieſe Zeit war auch Maria zu Köln im Elende geſtorben, ſie hatte den Untergang des grimmig gehaßten Cardinals nicht erlebt. Jetzt kam ſein Ende; die Nichten Comballet und d'Aiguillon weinten an ſeinem Lager, er hatte noch geſorgt, daß ſeine Neffen den Namen Richelieu forttrügen, und kämpfte jetzt Tag und Nacht einen ſchweren Todeskampf, alle kirchlichen Formen dabei in Anſpruch nehmend. Endlich riß dieſer zähe Faden doch entzwei.

In ſeinem Hirne fand man ein Wunder: die Organe doppelten Verſtändniſſes. Wie athmete man in Paris auf, daß man dieſer doppelten und dreifachen Macht entledigt war, und das Volk ſang ſeine luſtigen Sterbe-Couplets, wie immer wenn was Großes ſtirbt: hohe Bäume haben die meiſten Aeſte, um Lappen und Zeichen daran aufzuhängen. Das ausdrucksvollſte Couplet aus großer Anzahl iſt folgendes:

Ci git, que personne ne pleure,
Ici répose le Cardinal —
S'il est bien, Dieu le garde mal,
S'il est au diable, à la bonne heure!

Die Parlamentarier, die erſt mit ſeinem Tode wieder zu Anſehen und Macht kamen, drückten ſich rückſichtsvoller aus, und ließen ihn ſagen:

J'ai vécu sans pareil, et je suis sans égal,
L'on admire partout mes vertus et mes vices;
Mes desseins, comparés avec mes services
Font douter, si je suis souverain ou vassal.

Er hatte dem Könige geſchriebene Vorſchriften hinterlaſſen, und dieſer dachte nichts anderes, als wie er ſie am genaueſten befolgen könne. Dergeſtalt herrſchte über ihn die Idee des Cardinals-Geiſtes. So war zunächſt noch Desnoyers, aus Richelieu's Conſeil, die Hauptperſon beim Könige, der Schatten des Sarges herrſchte noch einige Wochen, bis denn das Leben ſich geltend machte, bis Ludwig deutlich genug ſah und fühlte: es ſind nur die Prätenſionen des Cardinals übrig, nicht aber die ſcharf geſtalteten Pläne und Mittel, bis eine lebendige Fortſetzung Richelieu's, Mazarin, ſiegreich hervortrat. Ludwig XIII. würde nie allein geherrſcht haben; hätte er keinen Richelieu gefunden, er hätte ſich einen andern Premier aufgeſucht; er hatte juſt ſo viel Einſicht, um für ſich eine Ehe nöthig zu wiſſen im großen Regimente. Und jetzt, nach ſo langer Zeit, war er ganz verwöhnt, wie es in Ehen ohne Neigung zu kommen pflegt: man hat die Frau beklagt, daß ſie an ſolchen Mann gefeſſelt, ihm unterworfen ſei, den ſie nicht liebe, und wenn dieſer Mann ſtirbt, ſo zeigt ſich, daß dies Verhältniß ihr ganzer Lebenshalt geworden, ſie wankt, ſie ſchwankt, ſie ſinkt ihm nach, als ob die ſtärkſte Nothwendigkeit des Herzens ſie zöge. Das Menſchenweſen iſt viel mannigfacher, als der Romanſchreiber darſtellt, der eben ſolcher Terminologie von Herz zu Herz nachläuft, wie der philoſophiſche Schüler den Formeln des Syſtemes. Ludwigs Lebenskraft war dahin mit Richelieu. Es erinnert dies Verhältniß an das Bild alter Centauren, wo zwei Weſen zuſammengewachſen ſcheinen, und wo eines dem anderen folgen muß, auch in den Tod. Der König eilte ihm nach, dem Cardinale. Man drang ihm noch Conceſſionen ab: alle Feinde und Gefangene Richelieu's durften wieder erſcheinen, die

Vendome, Elboeuf, Beaufort bis auf den dicken Baſſompierre, der mit ſeinen Memoiren und ſeiner guten Laune aus der Baſtille ſchlüpfte.

Noch ſetzte der ſterbende König eine Regentſchafts-Acte auf, und zwar ganz in ſeinem Geiſte zweiten Ranges, der ſein Beſtes gethan hat, wenn er ſorgfältig auf allen Anſpruch Rückſicht nimmt, Alles neben einander ſtellt und den Kern nicht findet. Da ſollte neben ſeiner Witwe, der Anne d'Autriche, jener Herzog von Orleans und der Prinz Condé herrſchen, und Mazarin und ein Conſeil und alles Mögliche. Damit Uebermacht vermieden werde, hinterließ er eine organiſirte Unmacht und Verwirrung, und ging ein zu ſeinen Vätern wenige Monate nach Richelieu, am 14. Mai 1643.

36.

Für den oberflächlichen Geſchichtsanblick hat Frankreich nach dieſen Todesfällen das Anſehen, als ob die Wirkung Richelieu's mit deſſen Tode zu Ende ſei, als ob die alten Elemente und Gegenſätze der Liguen-Zeit nur niedergehalten worden, und jetzt nach wie vor ihre Häupter erhöben. Denn die Tumulte und Conceſſionen, die Kämpfe und Parteien und Rechtsgründe der Fronde, welche jetzt aufſteht, ſie tragen auf den erſten Anblick ganz das verjüngte Geſicht der Ligue. Aber es iſt ein verjüngtes und darum anderes Geſicht: dieſer Gegenſatz der unbeſchränkten Monarchie erſcheint immer mit neuer Zuthat bis zu ſeinem Siege, aber er iſt nur innerlichſt derſelbe, in aller Nuance, in aller Begründung iſt er verändert, verändert durch die Hilfsmittel ſeines Feindes, des monarchiſchen Syſtems ſelber. Den alten Gegenſatz hat Richelieu beſiegt, aber beſiegt, wie aller geſchichtliche Sieg ſich bildet, indem er ihm neuen Lebensſtoff durch die eigenen Siegesmittel bietet, und indem er ſolcherweiſe immer neue

Kräfte für die große Entwicklungs-Idee eines Landes in Bewegung ſetzt. Dieſer Haupt-Idee Frankreichs, der Idee politiſcher Herrſchaft, war Richelieu ſelbſt als Perſon, als unberufener Sohn eines ärmlichen Gutsbeſitzers ein neuer Fortſchritt geworden. Nicht durch Privilegien unterſtützt, ſondern durch rein perſönliche Fähigkeit war er Herrſcher von Frankreich geworden, nicht Guiſe, oder Bourbon, oder Condé, oder Montmorency kam nach ſolchem Vorgange mehr in Frage, die Bahn war jedem Namen eröffnet. Die Waffe des Geiſtes ferner hatte der Cardinal überall zu Hilfe gerufen, er hatte geſchrieben, er hatte den König zum Schreiben veranlaßt, er hatte die Schriftſtellerei durch die Akademie zu geſetzgebender Macht erhoben — er hatte alles Kriterium im Lande verändert. Jetzt mögt Ihr immer die alten Fahnen erheben, Nobleſſe und Parlament und Stadthaus, Euer Kampf iſt ganz verändert, und Ihr ſelbſt ſeid verändert, Eure alten Standarten müſſen jetzt mit neuen Gründen angekündigt werden. Wo iſt der ſtolze Kriegsadel, den Heinrich belebt und unter Zügel gehalten? Er iſt überlebt, die Kriege Richelieu's haben ihn nirgends zu Hilfe gerufen. Die alten Adelsbanner, ſind ſie jetzt noch Berufung genug? Zeigt der Edelmann noch ſtatt alles weiteren Grundes auf ſein Wappen? Nein, auf Rechtsausſprüche beruft er ſich, auf das Parlament, das ſie beweiſen ſoll. Und das Parlament, durch Richelieu tief niedergehalten, hat dennoch durch ihn neues Leben gewonnen, das allmälig ſeinen Ausdruck ſucht. Indem er die alte Herrenwelt in Verwirrung geworfen, hat er Fragen nach neuer Rechtsbegründung erweckt, die früher unerhört waren, die jetzt eine Rechtsbehörde zu unendlicher Wichtigkeit erhoben, und ſie zu Rechts-Speculation förmlich nöthigten. Dieſe Behörde nun mußte ſich nach dem literariſch erweckten Geiſte umthun, ſie mußte ihrerſeits eine Schriftſtellerwelt adeln, denn in dieſer Welt that ſich der erfinderiſche Gedanke hervor. So griff eins ins andere, ſo ſtützte eins das andere, um einen neuen Gegenſatz der politiſchen Herrſchaft zu bilden. Das war alles jung und unreif, und die Macht gegenüber war geſpalten, forderte zu Angriffen heraus, der Tumult konnte nicht ausbleiben, aber es konnte nur Tumult werden, nicht mehr compacte Gegenmacht der Ligue, nicht mehr ſchwere Macht des zweifellos geltenden Kriegsadels.

Die gens de lettres waren noch auf andere Weiſe befördert worden ſeit Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts: Die höhere Geſellſchaft, durch Heinrich und Richelieu von der politiſchen Bühne gedrängt, hatte ſich durch Wort und Rede, durch geiſtreiche, mocqueuſe Geſelligkeit zu entſchädigen geſucht. Wer darin das Meiſte vermochte, begann zu gelten, ſo drang ein neues Wappen, ein neues Kriterium ein. Geiſtreiche Roturiers wurden zum Adel gezogen, belebten deſſen Welt, und man gewöhnte ſich daran, dieſe neue Macht anzuerkennen, denn ſie war allein wirkſam, wo mit der That nichts auszurichten war. Dies mußte zuerſt beim politiſch thätigſten und geſelligſten Volke entſtehen, und mußte ſich, wie jezt, am reifſten bei ihm ausbilden. Die Gleichheit darin geht heutigen Tages in Frankreich über all unſere Vorſtellung: die ärmlichſte Kleidung, der gleichgültigſte Name erſcheint im Salon, und gewinnt auf der Stelle die größte Achtung und Hingebung durch das geiſtreiche Wort, oft durch die einzelne Bemerkung, welche von Ueberlegenheit zeugt. Man ſpricht immer von einer Souveränität des Volkes, und dieſer mißliche Ausdruck erweckt ſo viel Streit; von einer Souveränität des Geiſtes ſollte man ſprechen, und kein Franzoſe würde die Rechtmäßigkeit derſelben bezweifeln, ſie hat ſich aufgebaut ſeit Richelieu zu einer koloſſalen, alles in ſich begreifenden Macht. Vergeſſen möge man übrigens nicht, daß die Herrſchaft Richelieu's in die Zeit fiel, in welcher die Folgen der Reformation ſich durch ganz Europa ins Werk ſetzten, in welcher die Kriterien des ſouveränen Geiſtes auch da überall eindrangen, wo man die alte Form bewahrte, vergeſſen möge man nicht, daß Richelieu wol alle kirchliche und ſtaatliche Aeußerung der neuen Welt unterdrücken, nicht aber das Lebens-Princip völlig abhalten konnte. Ja er konnte dies ſo wenig, daß er es, wie wir geſehen, durch ſeine auswärtige Politik, durch ſeine Manifeſte und Zeitungs-Artikel und durch Beförderung der Schriftſtellerei aufs Nachdrücklichſte ſelbſt förderte.

Das Hotel de Rambouillet in Paris war damals Mittelpunkt dieſer neuen Welt geworden, die Börſe der neuen Münze, die Privat-Akademie neben der officiellen. Da fanden ſich die Chapelain, Voiture, die Scuderys, Scarron, La Rochefoucauld, die Marquiſe de Sablé zuſammen, Corneille kam dahin, und Balzac, obwol Verehrer Richelieu's, fehlte nicht, denn mit Geiſt konnte alles ſich behaupten, er war die neue allgemeine Waffe: Adel des Degens, Adel der Robe war nicht mehr hinreichend, Adel des Geiſtes hatte allein Erfolg, denn Jedermann brauchte geſcheidte Menſchen, Alles wurde ja Polemik und Pamphlet.

Wie frei und ſchrankenlos und innerlichſt willkürlich der alſo freigemachte Geiſt in Frankreich war, wie er ſo gar keine menſchliche Illuſion mehr brauchen konnte, wie er das Princip des Egoismus mit Naivetät vortrug, davon ſind die „Maximes“ La Rochefoucauld's ein getreuer Abdruck. Voltaire ſagt, daß ſich immer die eine Wahrheit unter hundert Geſichtspunkten darin darſtelle, die Wahrheit nämlich: Eigenliebe iſt der Beweggrund für alle Welt. Er ſetzt aber hinzu, daß kein Buch — und es iſt nur eine ſchlanke Sammlung von Bemerkungen — mehr beigetragen habe als dies, den franzöſiſchen Geſchmack zu formiren, dem franzöſiſchen Geiſte die Präciſion und Rundung anzugewöhnen, wodurch er beſticht und wodurch er ſich heute noch ſcharf vom deutſchen Geiſte unterſcheidet. Aeußerlich und innerlich iſt die Fronde ein franzöſiſcher Typus für Zeiten nämlich, wo neue Wünſche noch nicht völlig reif ſind: Heroismus, Uebermuth, raſch eintretende Verzagtheit, augenblickliches enormes Opfer, lachende Umkehr, als ſei Alles nur Scherz geweſen, Unterbrechung, um ſich auch parteilos, rein menſchlich gehen zu laſſen, gedankenloſes Vergeſſen, und ſolcher Eigenſchaften mehrere bilden das Frankreich ſolcher Zeit. Unſeren Großvätern war auch kein anderes Frankreich bekannt, und ſie glaubten deshalb ſo langſam an den dogmatiſchen Ernſt der Revolution von 89. Im Jahre 89 war die Oppoſition, war der Jahrhundert alte Gegenſatz erfüllt, und hatte ſich zu einer dogmatiſchen Ueberzeugung verdichtet. Man wird jetzt, wo alles Weſentliche gewonnen, wo der franzöſiſche Geſchichtsgeiſt in neue Bahnen der Aufſuchung ſich vertheilt, man wird jetzt wieder mehr Aehnlichkeit mit der Fronde finden, ſo wie 89 die Aehnlichkeit mit der Ligue ſchlagend war. Natürlich in ausgebildeterem, höherem Boden, denn das Naturell behält wol ſeine Grundzüge, aber die Handlung ſelbſt iſt bereichert durch die Vergangenheit. Man wird jetzt wieder von den geiſtreichen Führern ſagen, wie Retz von Rochefoucauld ſagte: er glaubt nicht genug an die Tugend, das heißt an die Vertu der Franzoſen. Dieſe Vertu iſt ihnen eine zweifellos große politiſche Würdigkeit, und ſie war 1789 das Loſungswort. — So iſt La Rochefoucauld ein Gedankenbild der Fronde, und für das jetzige Frankreich immer wieder ein Liebling, dem man in den meiſten Punkten Recht giebt. Folgende Maximen charakteriſiren ihn und das Frankreich beider Zeiten:

Die Eigenliebe iſt viel geſchickter als der geſchickteſte Menſch auf Erden.

Die Dauer unſerer Leidenſchaften hängt nicht mehr von uns ab, als die Dauer unſeres Lebens.

Die Eigenliebe leidet viel ungeduldiger die Verurtheilung unſeres Geſchmacks, als die Verurtheilung unſerer Meinungen.

Dafür haben wir Alle Kraft genug: die Leiden eines Andern zu tragen.

Die Philoſophie triumphirt ſehr hoch über die Uebel der Vergangenheit und Zukunft; die Uebel der Gegenwart triumphiren über ſie.

Das Ueble, das wir anrichten, macht uns nicht ſo verhaßt, als die Eigenſchaft, wodurch wir uns auszeichnen.

Die Güte, woraus man den Fürſten eine Tugend macht, entſteht bald aus Eitelkeit, bald aus Trägheit, oft aus Furcht, und faſt immer aus all den dreien zugleich.

Unſere Caprice iſt noch viel bizarrer als die des Glücks.

Man iſt nie ſo glücklich, oder unglücklich, als man ſich einbildet.

Um ſich in der Welt zu etabliren, thut man nur alles Mögliche, um etablirt zu ſcheinen.

Die Liebe iſt ſchwer zu definiren: in der Seele iſt ſie eine Leidenſchaft zu herrſchen, in den Geiſtern iſt ſie eine Sympathie, und im Körper iſt ſie nur eine heimliche und zarte Begier, das was man liebt zu beſitzen und zwar nach viel Myſterien. — Giebt's eine reine Liebe, ſo wohnt ſie ganz tief im Herzen, und wir ſelbſt wiſſen nichts von ihr.

Es giebt keine Verſtellung, die auf lange Zeit Liebe verbergen könne da wo ſie iſt, oder Liebe heucheln, wo ſie nicht iſt.

Wie es nie in unſerer Macht ſteht, zu lieben oder nicht mehr zu lieben, ſo kann ſich auch Geliebter oder Geliebte niemals mit Recht über Unbeſtändigkeit beſchweren.

Nach den meiſten Effecten zu urtheilen, die ſie hervorbringt, gleicht die Liebe mehr dem Haſſe als der Freundſchaft.

Es iſt viel ſchwerer, ſeiner Geliebten treu zu ſein, wenn man glücklich iſt, als wenn man von ihr malträtirt wird.

Man entſagt viel eher ſeinem Vortheile, als ſeinem Geſchmacke.

Die Schwäche iſt der Tugend feindlicher als der Fehler.

Es mag Frauen geben, die nie galant geweſen ſind, aber es giebt keine galante Frau, die es nur einmal geweſen.

Mit der wahren Liebe iſt's wie mit Geiſtererſcheinungen: Jedermann ſpricht davon, und gar Wenige haben eine geſehen.

Rechtsliebe iſt meiſtens Furcht, Unrecht zu leiden.

Freundſchaft im gewöhnlichen Leben iſt ein Austauſch guter Dienſte, ein Verkehr, wo die Eigenliebe ſich immer vorſetzt, etwas zu gewinnen.

Fürſten um Vorzüge loben, die ſie nicht beſitzen, heißt ihnen ungeſtraft Injurien ſagen.

In der Eiferſucht iſt mehr Eigenliebe als Liebe.

Jedermann beklagt ſich über ſein Gedächtniß und Niemand über ſeine Urtheilskraft.

Jedermann rühmt ſein Herz, und Niemand wagt ſeinen Geiſt zu rühmen.

Man giebt nichts ſo freigebig, als ſeinen guten Rath.

Wenn wir unſeren Leidenſchaften widerſtehen, ſo geſchieht's mehr, weil ſie ſchwach, als weil wir ſtark ſind.

Wenn man ſich nicht ſelbſt ſchmeichelte, ſo hätte man ſelten ein Vergnügen.

Man ſpricht wenig, wenn die Eitelkeit nicht zum Sprechen treibt.

Man iſt nie ſo lächerlich durch die Eigenſchaften, welche man beſitzt, als durch die, welche man zu beſitzen affectirt.

Man ſpricht lieber ſchlecht von ſich, als gar nicht.

Eine Lobpreiſung ablehnen heißt gewöhnlich, ſie zweimal hören wollen.

Die Könige machen Menſchen wie Münze, man muß ſie nach ihrem Courſe, nicht nach ihrem Werthe hinnehmen.

Geiz iſt der Oekonomie viel feindlicher als Freigebigkeit.

Frauen ſind oft ihres Rufes und ihrer Ruhe wegen anſtändig.

Es iſt eine große Thorheit, allein weiſe ſein zu wollen.

Den Preis der Dinge kennen iſt die Hauptgeſchicklichkeit.

Paris hatte bei dem Fronde-Aufruhre ſchon dreimalhundertfünfzigtauſend Einwohner, war alſo ſchon eine furchtbare Macht, und ſein mürriſches Dreinſehen, als man das Teſtament Ludwigs veränderte, war von übler Vorbedeutung. Anna übernahm die Herrſchaft und Mazarin die Regierung: da war alſo wieder eine Maria und d'Ancre, eine Maria und Richelieu, und in verhaßter Wiederholung auch wieder ein bepurpurter Cardinal. Dieſer Cardinal Mazarin faßte allerdings ſeinem Charakter und wol auch den Umſtänden gemäß die Aufgabe weicher, nachgiebiger als Richelieu gethan. Aber was hilft das, wenn ein beweglich Volk fühlt, daß eine Zeit zum Tummeln gekommen ſei, was hilft's, wenn eine Phaſe ſich durchſetzen will! Dieſe Sanftmuth machte nur dreiſter, und man ſieht auf Mazarin allen Zorn entladen, der gegen Richelieu ſich nicht entladen gekonnt. Das geſellſchaftliche Leben muß immer wie ein Geſchirr irgendwo drücken, und da wird, wie in jeder Familie ein Sündenbock nöthig iſt, auch im Staate ein Mittelpunkt ausgeſucht, auf den ſich aller Vorwurf häuft. Dahin entlaſtet ſich der Menſch, und er fühlt ſich immer erleichtert, wenn er nur den Vorwurf gegen ein lebendiges Weſen angebracht hat.

Während Mazarin den Krieg gegen Spanien fortführen ließ, der unter d'Enghien — dem ſpäteren Condé — und Turenne bereits vom Glücksſterne des Knaben Ludwig beſchienen war, während man glücklich und belohnenseifrig die Medaillen und das Ludwigs-Zeitalter von Bronze aufbrachte, während Mazarin mit großer Gewandtheit auf dem Münſter'ſchen Congreſſe für Frankreich ſorgte, da knatterte das unruhige Feuer in Paris hin und her, und ſuchte ſich einen Ausgang. Der Schreckens-Cardinal war hin, man fühlte nicht mehr den ſtarren ehernen Zügel, man ſchweifte mehrere Jahre umher, man ward dreiſter und verwegener, die Geſchichte anderer Länder gab die kühnſte Anregung, in Neapel revoltirte Maſaniello, in England ſiegte die Volks-Oppoſition und Carl Stuart war an der Stufe des Schaffots! Sollte das Parlament ſo völlig zurückbleiben hinter dem engliſchen? Es ſetzte all ſeine alten Anſprüche in Bewegung, und um anzufangen wollte es keinen allmächtigen Miniſter mehr. Fort mit ihm! ſchrie das Volk, die Auflagen ſteigen täglich, er miſcht ſich in Alles, in unſere Stadtkirche St. Euſtache ſogar ſetzt er uns Prieſter von ſeiner Fabrication, der Coadjutor Retz ſelbſt ſagt, das ginge nicht, fort mit Mazarini! Alles vereinigte ſich gegen den Fremdling, der ja eben auch wieder ein étranger, aus dem habgierigen Italien war. Richelieu war doch wenigſtens Franzoſe, wenn auch ein ſchlimmer Franzoſe, einer von den ſcharfeckigen, mit glattem ſchwarzen Haare und ſpitzigem Auge!

Retz, ſpäter Cardinal, ſpielte eine große Einleitungsrolle zum Fronde-Aufruhr, und iſt dann durch ſeine Memoiren geſchichtliche Hauptquelle dieſer Epoche geworden. Neuerdings hat man das Manuſcript dieſer Memoiren aufgefunden, das mehr als der Druck enthält, neuerdings hat man aber auch dieſen Prologus der Fronde ungünſtiger beurtheilt, und ihm Schwäche, wie kleine Abſicht nachgeſagt. Jedenfalls war er ein feiner Kopf, und da er im Verlauf der Revolte bei Seite geſchoben wird, ſo kommt nicht gar viel darauf an, ob er etwas mehr oder weniger Muth und Plan gehabt. Er trat nicht ſowol als Geiſtlicher, ſondern als Ariſtokrat zum unruhigen Volke, und die Ariſtokratie übernahm denn auch nach ihm gemeinſchaftlich mit dem Parlamente die Führung dieſes Aufruhrs.

Die Regentin Anna wohnte mit dem jungen Könige im Palais royal. Ludwig XIV., am 5. September 1638 in Saint Germain geboren und ſchon im Mai 1643, alſo noch nicht volle fünf Jahre alt, als König vorgeſtellt, war beim Ausbruche des Tumultes, im Sommer 1648, ein Knabe von zehn Jahren. Nach den erſten Bewegungen in Paris, die man für einen gewöhnlichen Auflauf hielt, verſuchte Anna einen raſchen Streich und ließ die dreiſteſten Parlaments-Räthe Blanc-Mesnil, Charton und Brouſſel verhaften. Dies ward das Signal zur ſtürmiſchen Revolte. Die mit Truppen ausgeſendeten Marſchälle werden zurückgeworfen, Retz erſcheint in Pontificalibus auf dem Pont neuf, und ſegnet das Volk, die Glocken läuten, alle Straßen wimmeln, er übernimmt es, zur Regentin zu gehen, und die Freilaſſung der Parlamentarier zu verlangen.

Anna empfängt ihn ſpottend und weiſt ihn ab. Da holt das Volk die alten Ketten hervor, ſpannt ſie über die Straßen — es war der 26. Auguſt — und in der Nacht werden Barricaden errichtet, zwölfhundert an der Zahl. — Das Parlament liebte die Drohung gegen das Königthum, aber die Revolte ſelbſt war ihm unbequem, denn alsdann ſchuf die Maſſe das Geſetz, und alles Eigenthum, das vorzugsweiſe in den Händen der parlamentariſchen Bourgeoiſie, wurde bedroht. Mathieu Molé alſo, Präſident des Parlamentes, obwol als ſolcher an der Spitze der Widerſtands-Partei, ſuchte doch zu vermitteln, und führte die parlamentariſche Commiſſion ins Palais royal. Bitter weiſt ſie die Regentin ab, und um alle Nachtheile der Vermittlungsrolle an ihnen darzuſtellen, empfängt ſie beim Heraustreten aus dem Palais auch die Volksmaſſe mit Verwünſchung und Zorn, man zieht den Präſidenten an ſeinem ſchönen langen Barte in die dichteſten Haufen, und die Commiſſion iſt genöthigt, wieder ins Palais zurück zu flüchten. Dort ſpielt der junge König im Hofe Ball. In dem hinteren Hofe des Palais, wo 1830 Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, wohnte, abgeſondert vom großen Kauf- und Café-Hallen-Hofe, findet man jetzt in großen Gemälden alle damaligen Scenen der Fronde dargeſtellt. — Bei der eiligen Rückkehr der Commiſſion erkennen Anna und Mazarin, daß großes auf dem Spiele ſteht, Mazarin hatte ſich, mit grauem Rock und hohen Stiefeln verkleidet, in die Straßen gewagt auf Kundſchaft, und hatte den Zuſtand bedenklich gefunden. Die Regentin willigt jetzt in die Freilaſſung der gefangenen Parlaments-Räthe. Und das genügte nicht mehr, Mazarin mußte große Zugeſtändniſſe machen, mußte zwölf Millionen Steuern ſtreichen; das Parlament als vermittelnde und entſcheidende Behörde wuchs dabei von Tag zu Tage.

Hiervon hatte die Ariſtokratie noch wenig Gewinn, ſie fachte alſo die Flamme von Neuem, und zwar zu einer Flamme, die weit über den erſten Straßen-Aufruhr hinaus ſchlug. Umſonſt waren die Opfer Mazarin's geweſen; der Herzog von Beaufort, ein Sohn der Vendome-Baſtarde, den Mazarin gefangen hielt, ſprang mit Lebensgefahr herunter von den Thürmen des Gefängnißſchloſſes von Vincennes, und ſtellte ſich an die Spitze des Pariſer Volkes. Nach aller Racen-Theorie müßten dieſe Königs-Baſtarde die begabteſten Erzeugniſſe ſein, und an Herz und Leib wenigſtens ſind ſie dies in Frankreich auch geweſen vom Dunois herab bis auf die natürlichen Söhne Ludwigs XIV. Dieſer Beaufort war einer der vermeſſenſten und kühnſten, er gab alſo das Signal für den Adel, und dieſer ſchloß ſich nun in Maſſe an den Aufruhr. Fort denn von Paris! rieth Mazarin der Regentin; es war Flucht, es konnte die Lage Heinrichs III. wiedererzeugen, und war doch ein geiſtvoller Rath. Wenn Paris nicht von einem ſtarken Dogma revolutionär bewegt, ſondern nur revoltenhaft aufgeregt iſt, ſo wird es am leichteſten von außenher bezwungen. Wenn ein Heer die Landſtraßen und die Seine ſperrt, ſo bezwingt dies ſicherer, als Feſtungswerke die ſanguiniſche Stadt bezwingen Die Flucht der Regentin hatte allerdings ein peinlich Anſehen. In der Nacht des 6. Januar geſchah ſie bei Glatteis nach St. Germain. Dort war Niemand erwartet, war nichts vorbereitet, es fehlte an Betten, an Holz, der kleine König fror bitterlich. Man mußte erſt im nahen Forſte einige Bäume umhauen laſſen, damit Kaminfeuer gemacht werden könne gegen die harte Kälte, man mußte ſich zum Schlafe mit einer Strohmatratze begnügen.

Dieſe Flucht, dieſe Nacht hat Ludwig den Pariſern nie vergeben, ſie hatte ſich unvergeßlich in ſein Herz geprägt; ſie iſt ſeinem deſpotiſchen Sinne ein ſteter Vorhalt geweſen, wie man von der Macht nicht eine Linie opfern dürfe, um nicht dem Aeußerſten ausgeſetzt zu ſein.

Daß ihnen der junge König entführt ſei, vermerkten die Pariſer ſehr übel; auch Handwerk und Kaufwerk ſah ſich damals in Arbeit und Abſatz noch ſehr an den Hof gewieſen, der ſo viel herbeizog und ſo viel Bedürfniß erzeugte durch Cour und Feſte. Sie ſangen nach dem 6. Januar in Paris:

Ces voleurs de Louis, ces infames harpies,
Le grand maitre et le Cardinal,
Après s'être saisis de toutes les copies,
Ont enlevé l'original.

Zur Königin außen hielt Condé, der mit der flandriſchen Armee anrückte, nach Paris aber ſtrömte aller Adel mit reiſigem und kriegeriſchem Gezeuge, es kamen die Conti, die Longueville, die Briſſac, die Marſillac, die Bouillon, und was war denn eine Armee ohne den Adel! Der Adel war ja der privilegirte und der eingeübte Soldatenſtand. Jeder Edelmann erhob von ſeinen Ländereien ſeine Truppen, das war in geordneter Zeit ſeine Steuer an die Krone, ſonſtige zahlte er allerdings nicht, aber er zahlte Leib und Leute. Was blieb an Kriegsmacht des Landes übrig, wenn aller Adel nach Paris ging? Werden die adeligen Fahnen unter Condé treu bleiben gegen ihre Genoſſen? Darin lag es eben: der Adel war ſchon nicht mehr das einige Herren-Inſtitut, er war ſchon durch neuen Sinn, durch neues Bedürfniß zerſplittert. Drohend genug ſah es allerdings aus, als das Parlament gewagt hatte, Mazarin zu ächten, als jene Prinzen im Parlament erſchienen und ſich für dasſelbe erklärten zum Kriege gegen Mazarin. Die Bourgeoiſie des Stadthauſes, die keine Revolutions-Luſt hatte, weil ſie kein Princip vor ſich ſah wie in der Liguen-Zeit, ſie ward mit fortgeriſſen: auf den Befehl der Regentin, das Parlament ſolle Paris verlaſſen, ward verweigernd geantwortet; die Souveränität des Volkes, von den Calviniſten herſtammend, ward jetzt vom Parlamente in Anſpruch genommen, und alles Uebrige bedeckte ſich mit dem Schlachtrufe „Nieder mit Mazarin“, um nicht offene Rebellion gegen die Krone einzugeſtehen. Es regnete Pamphlete und Caricaturen gegen ihn, der Charivari iſt ein uralter Franzoſe, und Mazarin ſeinerſeits errichtete in St. Germain eine Druckerei, von wo er täglich antworten und angreifen ließ. Dermaßen war die neue Waffe des Geiſtes ſchon anerkannt. Des Nachts ließ er durch einen Reiter ſein Journal „le Désinteressé“ in Paris auswerfen.

Paris machte zwar ungeheure Anſtalten, um ein Heer auf die Beine zu bringen, aber der Adelsſoldat blieb die Hauptſache, das Stadtmilitär war nicht exercirt und konnte gegen Condé's geübte Truppen nicht aufkommen. Retz zum Beiſpiele errichtete ein Regiment und nannte es theologiſch „die Corinthier“. Als es vor die Thore rückte, jagten es Condé's Truppen heim, und es eilte mit blutigen Köpfen wieder durch die Thore. Das iſt der erſte Brief an die Corinther! rief man draußen unter großem Gelächter. Dieſer Fronde-Krieg zeigt die franzöſiſche Welt in all ihrer leichten Production, da kein kernhafter Mittelpunkt die Gedanken ſammelte; unter Witz und Lachen wurden Opfer und Anſtrengungen gebracht. Denn der Parlaments-Gedanke war in ſeiner großen Conſequenz damaliger Zeit noch durchaus abſtrakt, und die Energie, welche er jeweilig zeigte, war offenbar noch nicht innerlich erzeugt, ſondern ein Ergebniß des engliſchen Beiſpiels. Dieſer Parlaments-Gedanke lebte auch nur in Wenigen, die Pariſer Oppoſition beſtand ja aus gemiſchten Parteien, zwiſchen denen bald das Mißtrauen umherſchlich. Dem Adel wurde vorgeworfen: Du haſt ſo oft angefangen, alsdann plötzlich Frieden gemacht, und wir haben die Koſten gezahlt! Der Adel antwortete damit, daß er ſeine Frauen wie Geißeln darbot: die Herzogin von Longueville, obwol hochſchwanger, bezog ein Zimmer des Stadthauſes, worin bisher nur Ratten gehauſt, ſie gebar dort einen Sohn und bat die Bürgerſchaft zu Pathen. Charles-Paris wurde der Prinz getauft: die Parlamentarier nannten ſie die Mutter der Gracchen, Corneille's Römerbegriffe wurden überall lebendig.

Aber der Mangel an Lebensmitteln ward immer ſchmerzlicher, der Bürger wollte nicht länger hungern, er wußte ja kaum wofür, und Anna und Mazarin draußen wünſchten auch ſehnlichſt ein Ende, das unerhörte Beiſpiel in England entſetzte ſie, in demſelben Monate Januar fiel Stuart's Kopf in London — man war von beiden Seiten zum Vertrage geneigt. Nach einigem Zaudern kam den 11. März der Waffenſtillſtand von Ruel zu Stande, der allerdings gar keine Frage entſchied. Paris unterwarf ſich in allgemeinen Ausdrücken dem Könige, und deſſen Armee ließ Lebensmittel in die verhungerte Stadt paſſiren. Aber der Frondeur-Adel proteſtirte gegen die trève von Ruel, zog ab nach den Provinzen, und trug die Fronde in alle Himmelsgegenden des Reichs. Die Parlamente der Provinz-Hauptſtädte nahmen begierig die Oppoſition auf, welche das Pariſer Parlament begonnen. Außer der Normandie und Guienne that dies beſonders die Südoſtſeite der Monarchie, das Burgunder-Land mit ſeinem anſpruchsvollen Parlamente von Dijon, das provençaliſche Land mit ſeinen Traditionen von König René, dem die modernen Könige ſo gar nicht mehr ähnlich ſahen. In Kurzem ſehen wir auch das Hoflager von St. Germain aufbrechen in Waffen den Lauf der Seine hinauf gegen die burgundiſchen Frondeurs, gegen die Frondeurs des Südoſtens.

Dieſer Südoſttheil Frankreichs, den ich den ſchönſten nennen möchte, wäre ich nicht in Pau geweſen, dies Burgund, Dauphiné und Provence iſt wiederum ſo reich und ſchön! Man geht ſie nicht zu Ende, wenn man auch ein Jahr lang geht, die Macht und Pracht dieſes Frankreich; hier ankommend geſteht man überwunden zu: ſie iſt eine belle France, und die geſegnetſte Macht Europas. Dieſe drei kleinen Königreiche Burgund, Dauphiné, Provence repräſentiren dreierlei Klima und Product: Burgund, das bis an den Rhone hinabſteigt, iſt durchzogen von den Goldhügeln, an denen Beaune und in deren Nähe Macon liegt, heilige Städte für jeden Weinkenner. Petrarca ſagte in Avignon, und er war doch ſonſt ein ſo ſteif-ernſter Mann, er ſagte von der päpſtlichen Cleriſei: ſo lange der Wein bei Beaune wächſt, iſt ſie nicht zurückzubringen nach Italien, denn ſie glaubt nicht daran, daß es irgendwo auf der Erde nur eine ähnliche Rebe giebt wie die von Beaune. Es hat ein mildes, warmes Klima, das Burgunder-Land, an den Rebenhügeln, die das Land vorzugsweiſe bilden, lagert ſich die ſüdliche Sonne, um die Traube zu brüten, und von den nahen Alpen kommt doch Friſche und Kühlung genug.

Das Dauphiné, durch den von Oſt nach Weſt gehenden Rhone vom Burgunder-Lande geſchieden, iſt eine ganz andere Welt, iſt das ſchönſte Gebirgsland, das man erdenken mag; der üppigſte Baumwuchs ſteigt in den Thälern hinauf, und immer höher hinauf bis zu den höchſten Alpen. Die Becken der Iſère, des Drac, das Becken von Grénoble und das Thal von Greſivaudan ſtrotzen von friſcher Erdeskraft, von unabſehbarer Pracht der edelſten Bäume, und doch darf man nur eine mäßige Höhe erſteigen, um den Montblanc ſelbſt in ſchlohweißer Schneepracht ſcheinbar ganz in der Nähe zu ſehen, ein Greis der auf die grüne Jugend des Dauphiné Sommer und Winter gleichmäßig herabſchaut.

Das Dauphiné und die Provence ſind vom übrigen Frankreich klar abgeſchnitten durch den Rhone. Die Provence, das dritte dieſer Länder, ſtellt den Süden ſelber dar, wo die burgundiſche Traube zu heiß wird, wo der grüne Baum des Dauphiné vertrocknet, wo andere Reize und Vortheile geboten werden, der Oelbaum und das Meer. Wie im Aeußeren, ſo ſind dieſe Länder auch in den Bewohnern ganz verſchieden, und in Deutſchland würde man es unumgänglich nöthig finden, daß jedes derſelben ein beſonderes Königreich bildete. Lyon, an der Kniebeugung des Rhone gelegen, wo mit der burgundiſchen Saone die Bourgogne aufhört, das würde mit ſeinen Beaujolais-Bergen zur Republik gemacht, ein Genf der Seide und des Beaujolais-Weines. So wäre Mannigfaltigkeit gewonnen, und der Macht wäre ausgewichen. Wie annehmbar dies dem von früh auf ſelbſtſtändigen Burgunder, dem Lyoner und Marſeiller einſt geſchienen hat, jetzt iſt es ihm doch noch angenehmer, daß von Ludwig XI. an die Könige von Frankreich und Richelieu und jener König der franzöſiſchen Könige Louis le Grand anderer Meinung geweſen ſind, daß dieſe kleinen Königreiche jetzt zur großen la France gehören, und die unabſehbaren Vortheile einer großen National-Macht mitgenießen. Unſer Schwaben, Baiern, Heſſen und wie ſie weiter heißen, ſie glauben, ſie wünſchen dies heute noch nicht, ſie wiſſen nicht auszuzählen, wie groß ihre Verſchiedenheit ſei von den übrigen Provinzen Deutſchlands. Wahrlich, die Verſchiedenheit in Deutſchland von Memel bis Koſtnitz, ſie zeigt nur harmloſe Familien-Nuancen im Vergleich mit den Völkerſchaften Frankreichs. Der Marſeiller ſtammt von phocenſiſchen Griechen, der Burgunder von germaniſcher Race, Jahrhunderte lang haben ſie einer des anderen Sprache nicht verſtanden, heute noch hat jede Landſchaft zonenweit verſchiedene Sitte, getrenntes Bedürfniß, und fragt ſie jetzt, ob ihnen dies ein Grund ſcheine, getrennt zu exiſtiren!

Ich habe die Wanderung in dieſen Landſchaften von Avignon angetreten. Auf einem Felsberge dieſer Stadt liegt die päpſtliche Burg, von einem mürriſchen, wüſten Anſehen, jetzt großentheils zum Militärgefängniſſe benutzt. Sonſt wurde für Rom da geſammelt, jetzt ſteht eine kleine Blechbüchſe an der Treppe, die bittet um ein Scherflein für den Gefangenen. Wer je gefangen war, kann dieſer Bitte nicht widerſtehen, er weiß, wie wohlfeil hinter Eiſengittern eine ſonſt theure Freude zu erkaufen iſt —

obenein ſehen die armen Teufel aus den Fenſtern herab, die einſt päpſtlich waren, und bitten mit den Augen. Neben dieſer Burg iſt die Steinhöhe offen, und ich fand allabendlich Invaliden aus der Kaiſerzeit dort ſitzen, und hinabſchauen in die einſt päpſtliche Grafſchaft Venaiſſin, wo der Rhone und die Durance blitzen, und die Baumwelt aus dem Dauphiné noch herabreicht bis an den Horizont im Süden. Die alten Soldaten ſahen dort gern die Sonne untergehen, und zankten ſich über Geographie und über päpſtliche Geſchichte, die ihnen ſo fabelhaft fern lag, wie uns die Geſchichte des Dalai Lama. Ich fragte ſie nach der Stadt Orange, wo noch große Römerreſte, und woher das Haus Naſſau durch eine burgundiſche Heirat ſeinen Beinamen Oranien hat, den Ludwig XIV. im Utrechter Frieden gern für Geldern fortbeſtehen ließ, da das Fürſtenthum am Rhone, Orange, ſelbſt dafür abgetreten wurde; ich fragte ſie nach der Quelle von Vaucluſe, und immer wieſen ſie mit ihren Stöcken nach dem Berge Ventoux, der rieſenhaft allein in der Ebene liegt, und mit ſeinem Gipfel hinabſchimmert bis aufs Meer, den Schiffern im Lyoner Golfe ein Wegzeichen, und immer zankten ſie ſich darüber, wie weit links ich vom Ventoux zu gehen hätte nach Orange, wie weit rechts nach der Vaucluſe. Dieſe bekannte Quelle des Petrarca liegt in den erſten Bergſchluchten, die nach dem Dauphiné hinaufſteigen, etwa fünf Stunden von Avignon; ſie iſt der Urſprung des Flüßchens Sorgues, und der Fels ihrer Grotte ſchließt das enge Thal der Sorgues. Dort ſitzen täglich Reiſende und ſchauen in den ſmaragdgrünen Waſſerſpiegel der Grotte, der um ſeiner prächtigen Farbe und Klarheit und Tiefe berühmt iſt und den die Sonne niemals finden kann. Jedermann wirft einen Stein hinab und ſieht ihn lange, lange ſinken; ich meinte, dieſes allmälig entſtehende Haus von Steinen, da dies Spiel ſchon ſeit Jahrhunderten ſpielt, müſſe der Quelle nachtheilig werden. Der Wirth aber, welcher in der kleinen Ortſchaft von dieſem Quell und von Petrarca's Liebe lebt, ſchüttelte lächelnd ſein Haupt, und verſicherte, ſolcher Quell der Liebespoeſie ſei grundlos. Hören denn die Forellen der

Sorgues auf? ſetzte er hinzu, und doch werden alle Tage ſo viel bei mir gegeſſen! Das iſt der Dichterſegen, welchen oben von der Burg der ſchöne Dichter über die Vaucluſe-Schlucht geſprochen. — Auf dieſer kleinen Burg hat Laura eine Zeitlang gewohnt, und Petrarca iſt oft hier geweſen. Sie liegt in dürren Trümmern jetzt, kein Baum ſchützt gegen die Sonne, und die ſchattige Quellſchlucht, in welche ſie faſt überhängend hinabſieht, lockt noch heute wie Poeſie. All dieſe Verhältniſſe denke man ſich übrigens nicht grandios und beſonders pittoresk, es iſt eine ſehr einfache kleine Landſchaft des Südens, blos durch den ſchönen blaugrünen Quell und den hiſtoriſchen Reiz geſchmückt. Die Franzoſen nennen es „la fontaine de Vaucluse“ und ihre Bilder zeigen einen ſpringenden Quell; vielleicht iſt dies ein Bild des Frühlings, wo alle Waſſer in Bewegung ſind, ich habe den Quell todtenſtill und unbewegt gefunden.

Man hört jetzt nicht mehr zwei- bis dreihundert Glocken auf dem Papſtfelſen — roc des Doms — Avignons, wovon Rabelais die Stadt la ville sonnante hieß, man begegnet nicht mehr den Mönchsſchaaren, die bevölkerte heilige Stadt iſt jetzt ſtill und unſcheinbar provinzial mit dreißigtauſend Einwohnern, die ſonſt allein fünfunddreißig Klöſter beſaß, und wo mehrere tauſend Menſchen Tag für Tag blos das Metier des Betens trieben.

Welchen Weg ſchlägt man ein, um am Ergiebigſten in die Provence zu kommen? Avignon bietet zwei Wege: die Stromfahrt auf dem Rhone hinab an Tarascon und Beaucaire, dem Meßorte, vorüber nach Arles, durch eine der Rhone-Mündungen hinaus ins Meer, an der Küſte entlang nach Marſeille. Dabei gewinnt man Arles, verliert aber Marſeille, denn Marſeille iſt wie eine intereſſante Schöne, die nicht in jeder Lage ſchön iſt und nicht in jeder Lage überraſcht ſein will. Von Aix, das ſie haßt, muß ihr der Beſuch kommen, dorthin, nach dieſer Seite iſt ſie aufmerkſam und präſentirt ſich der ariſtokratiſchen Nachbarin zum Hohne in allem Reiz und Zauber, der ihr zu Gebote ſteht.

Dieſer Anblick iſt ſo ſchön, daß er Joſeph Vernet's Talent zuerſt und für immer entzündete: von beiden Seiten zeigen ſich Strandgebirge, ſchließen Marſeille ein, ſtreuen violette Felſeninſeln nahezu ins Meer, und ſchließen in Rahmen die Stadt und den fernhin ſchimmernden Meeresſpiegel. Bis zur Stadt hinab aber iſt eine Thalbucht und Berglehne unzählbar von Baſtiden beſäet und von jenen zarten Kieferbüſchen des Südens beſchattet, die wie Sonnenſchirme ausſehen, und überaus maleriſch ſich darſtellen. Ueber das Alles breitet die Sonne des Südens oder in der Morgen- und Abendſtunde das Meer den Duft und Nebelhauch, der da lockt und verſchönert.

Um dies beſte Theil Marſeille's nicht zu verlieren, gehe man zu Waſſer bis Arles, und von da zu Lande über Aix nach Marſeille, ſo gewinnt man Arles, claſſiſch durch ſeine römiſchen Reſte, durch Arena und Venus, und durch das beſte, weil lebendige Erbtheil des Venus-Dienſtes, durch ſeine ſchönen Weiber. Unter den lebhaften, zu Jähzorn geneigten Provençalinnen ſtehen die Weiber von Arles obenan. Sie zeigen unter kurzen Röckchen das zierlichſte Bein graziös beſchuht, haben die ſchönſten Augen, den lieblichſt gerundeten Kopf, und tragen das Haar ſo genial, daß man eine lebendige Ueberlieferung des Venus-Dienſtes darin allein erkennen mag. In grauer Vorzeit bildete Arles den Mittelpunkt eines provençaliſchen Königreiches, des Königreiches von Arles; Aix aber — Aquae sextiae — war im goldenen Zeitalter der Provence die Hauptſtadt derſelben, ein Hof der Troubadours, der Künſte und Reize bis zum König René aus dem Anjou-Hauſe. Dies Aix, jetzt noch der Hauptſitz provençaliſchen Adels, feinerer Sitte und Bildung neben dem fünfmal ſtärkeren kaufmänniſchen, demokratiſchen Marſeille, erinnert durch ſeine Lage und ſein Aeußeres keineswegs an Reiz und Schönheit, die mit ſeiner Geſchichte verknüpft ſind. Baumalleen, die es umgeben, ſind noch das Schönſte daran, es liegt noch einige Lieues nördlich von der ſchönen Meerabdachung, und auch die meiſt modernen, breiteren Straßen deuten nicht einmal auf intereſſantes Alter.

Da ſteht eine Statue Königs René, ich möchte ſagen im Leeren, weil mitten im Modernen, womit der Troubadour-König keine Verbindung gehabt. Ein Fürſt des Geſanges in der Bildſäule gefeiert iſt in Frankreich, im Lande des Thuns, ohnedies eine befremdliche Erſcheinung, vielleicht hätte man ihm ein lieblich einſames Plätzchen, oder eine überſchauende Höhe ſuchen ſollen.

Auch in ſolcher Feier eines ſeltenen Mannes trennt ſich Marſeille von Aix; Maſſilia hat immer einen Inſtinct der Abneigung gehegt gegen große Männer: es hat Hannibal gehaßt, es hat Cäſar gehaßt, und dieſen Mißgriff theuer bezahlt, es hat Napoleon gehaßt, und wenn wir an der Durance die nördliche Provence aufwärts ſteigen über Siſteron bis an die Grenze des Dauphiné, das den Napoleon am Treuſten liebte, ſo finden wir im engen Thale der Durance eine Grabſtätte der Marſeiller für dieſen Kaiſerhaß. Als Napoleon nämlich von Elba zurückkam, machten ſich die Marſeiller auf, ihm den Paß aus der Provence ins Dauphiné, ihm die Durance-Schlucht zu verleiden, erlitten aber bei der ſogenannten Sauce oberhalb Siſteron von den Bergbewohnern des Dauphiné eine zerſchmetternde Niederlage.

Der Charakter des Provençalen gilt übrigens in Frankreich für brüsk, lebhaft, ja heftig, für beredſam und dichteriſch; für gutmüthiger in der hohen Provence, für gröber, eigennütziger am Rhone, wo er an das grobe Süd-Languedoc grenzt. Politiſche Talente hat die Provence in den letzten fünfzig Jahren viel hervorgebracht: Barbaroux der feurige Girondiſt, Sieyes der Conſtitutions-Erfinder, Barras, Mignet, Thiers, ſie ſind Provençalen. Wer erinnert ſich nicht der tobenden Marſeiller, welche in den erſten Jahren der Revolution in Paris Hauptkern aller Straßenſchlacht waren! Sie waren aus der ſüdlichſten Provence. Thiers und Mignet, ſo maßvolle Talente, ſind aus dem Oppoſitionstheile des Marſeiller Bezirks, ſie ſind aus Aix.

Marſeille ſelbſt, das ſich von der eingeſchloſſenen Abdachung ſanft hinabzieht nach dem hufeiſenförmigen Hafen, entſpricht mit ſeinen großen, breiten Straßen der unteren Stadt, mit ſeinem wimmelnden, auch orientaliſch belebten Hafen, mit ſeinen Boulevards an der Berglehne, mit ſeinem ungeheuren Lazareth auf der einen Seite, den endloſen Baſtiden im Rücken, und ſeiner Notre Dame de la Garde, der höchſten Höhe auf der andern Seite über den Boulevards, es entſpricht mit Leben und Treiben durchaus der Vorſtellung von einer großartigen Handelsſtadt und von einer wunderſchön gelegenen Seeſtadt. Der von Bergen eingeſchloſſene Halbkreis, in dem es liegt, geht nicht nach Süden hinab, ſondern iſt durch den ſüdlich herum tretenden Felsberg der Notre Dame nach dem weiten Meere hin geſchloſſen, er hat ſeine Oeffnung nach Weſten. Die Bai, durch Felſeninſeln geſperrt, tritt alſo von Weſten her in den allerdings engen Hafen, der aber ſolchergeſtalt dem offenen Meeresdrange ganz entzogen iſt. Um das volle Meer zu ſehen muß man über die Boulevards hinaus auf den Notre Dame-Fels ſteigen. Dort ſteht ein Kirchlein und ſtationirt ein Wachpoſten — einſt hieß es: Wenn ein gemalter Soldat an der Wand von Notre Dame de la Garde ſteht, ſo iſt das hinreichend, Notre Dame wacht, man ſieht ſo weit, der Feind hat ſo weit durch die Inſeln herein, daß man keiner weiteren Wache bedarf.

Allabendlich ſteigt man als Fremder da hinauf: die Sonne geht den Hafenthürmen gegenüber unter, ſinkt hinter den Inſeln Pomègue und Ratoneau ins Meer, und ihre letzten Strahlen zittern durch den Hafen über den rauchenden Orientalen, der unbeweglich ſitzet, über die breite Cannébière, den Straßenſtolz Marſeilles, über die Dächer hinauf an der Berglehne und verliert ſich im Gewimmel von Baſtiden und Kieferngruppen.

Oder ein Gang am Hafen-Quai entlang mahnt den nördlichen Fremdling, daß er hier an einer Brückenſpitze Europas ſei: ſtatt unſerer Lohnkutſchertafeln: „Gelegenheit nach Berlin, nach Prag, nach Frankfurt“ ſieht er Schiffstafeln: „Gelegenheit nach Stora, nach Bona, nach Tunis, nach Alexandrien, nach Smyrna“.

Ich habe, von Afrika kommend, im großen Lazareth von Marſeille eine achttägige Quarantaine verlebt, und das Glück gehabt, an einer offenen Gallerie meine Wohnung zu erhalten, die hinausſah auf Meer und Inſeln und rückwärts auf die letzte Weſtkrümmung der Bai, auf Chateau d'If und den fruchtbarſten Theil der Küſte. Es war Anfangs October und der wohlthätigſte, ungetrübte Sonnenſchein; — wenn ich des Morgens heraustrat, lagen die Inſeln wie dunkelglühende Schätze im Meere, wenn ich des Abends dies ſchöne Schreibzimmer, dieſe Gallerie verließ, die an die dreihundert Schritte lang gleichzeitig Promenade war, da winkten wieder aus funkelndem Meere die rothblauen Inſeln — ich habe da ſtets an die Heſperiden gedacht, wo unter bloßer Greiſenhut die herrlichſten Schätze und Geheimniſſe ruhen, ich habe den Reiz des Klimas und der Formen provençaliſcher Lande genoſſen ſtill und ruhig. Die Levante-Baumwollenballen unten im Hofe, deren Berührung vierzig Tage Strafe koſtete, waren mir eine heilſame Grenze, die Unterſchiede des Landesreizes zu reſpectiren. Allerdings, wenn man nicht ruhig und genau zuſieht, und ſich nicht Stoff und Form genau ins Auge faßt, ſo weiß man dem Vorwurfe nichts zu entgegnen, der in dem grauen, grasloſen Boden, der an den grauen Oelbäumen nichts Schönes findet. Das Sonnenreife befriedigt unſer Auge, ein näheres Zuſehen zeigt alles Einzelne ſo überaus edel, die Kiefer iſt fein wie edelſtes Holz, der andere Baum iſt eine Piſtazie oder ein Mandelbaum oder ein Feigenbaum, der Fuß zertritt Thymian und Lavendel, deren Duft ſich alsbald verbreitet wie ein Weihrauch für die edle Schöpfung.

Meerfelſen ziehen ſich an der Oſtküſte hinüber nach dem bergigen Strande von Toulon, dem die ins Meer heraus gruppirten Berge den ſchönſten und größten Hafen Frankreichs bilden. Hier kann man alle Waſſerkrieg-Anſtalten im Großen betrachten, und landwärts hinter der Stadt auf die befeſtigten Höhen ſteigend, wo Napoleon ſich zuerſt auszeichnete, ſieht man über ein viel weiteres und durch Kriegsſchiffe ſtolzeres Hafenbecken als bei Marſeille. Die ſüdliche Kraft der Provence-Erde, zum Theil vulcaniſch, wächſt nach dieſer Südoſtküſte hin von Lieue zu Lieue.

Das Städtchen Hyères iſt nur vier Lieues von Toulon entfernt, und die Niederung, die ſich vor ihm hinabzieht ans Meer, den Hyèriſchen Inſeln zu und eine Lieue breit vom Städtchen bis an den Strand, ſie iſt wie herübergetragen aus dem Königreiche Palermo, zu dem ſie einſt politiſch gehörte, ſie iſt mit Citronen- und Orangenbäumen bedeckt, ja einzelne Palmen ſteigen dazwiſchen auf, Boten des Orients. Chroniſten, wie es ſcheint ſehr vollen Mundes, erzählen, daß man unter dem Hohenſtaufen Friedrich II., der Sicilien ſo überaus liebte, hier bei Hyères das Zuckerrohr und den Pfefferbaum gebaut habe. Das Alles betrifft aber die Niederung vom Städtchen Hyères hinab, nicht wie es gewöhnlich heißt, die Hyèriſchen Inſeln, welche dieſer Niederung gegenüber liegen. Es ſind ihrer vier, darunter eine Titan genannt, ein Fels mit einer guten Waſſerquelle. Die größte, Porquerolles, iſt bewaldet, und Louis XIV. ließ eine große Faſanerie dort errichten, aber weder ſie noch Port-Croz, die fruchtbar und mit Lavendel bedeckt, noch Bagneau, die unbewohnt wie Titan iſt, haben jene berühmten Vorzüge der Niederung von Hyères. Pinkerton aus England will Homer's Inſel der Kalypſo hier gefunden haben.

Weiter nach Oſten über Fréjus hinaus beim alten Antipolis, heute Antibes, liegen die beiden Lérin-Inſeln, von denen Ste. Marguérite viel Geheimniſſe und Sagen aus Ludwigs XIV. Zeit auf ſich nehmen mußte. In der That hatte ſie ein Staatsgefängniß, und die eiſerne Maske ward hier geſehen, hinter welcher bekanntlich bald der Miniſter Fouquet, bald ein naher Verwandter des Königs geſucht wird, bald ein italieniſcher Geſandter. Die Sache gilt jetzt nur in ſo weit für aufgeklärt, daß ſie ins beliebige Dunkel des unſicheren Sagenthumes verwieſen wird, was allerdings für eine ſo klare Zeit ſich wunderlich genug ausnimmt.

37.

Die Könige Frankreichs haben ſich wenig in dieſem Südoſttheile Frankreichs aufgehalten, nicht in der Provence, nicht im Dauphiné, nicht in Burgund iſt eines ihrer Luſtſchlöſſer. Ich reiſte von Aix gegen Norden, um einen baaren Gegenſatz königlicher Luſtſchlöſſer aufzuſuchen, ein Trauerſchloß altfranzöſiſcher Zeit, das wunderlich genug jetzt wieder bevölkert worden, die große Karthauſe nämlich — la grande Chartreuse — oberhalb Grénoble unweit der ſavoyiſchen Grenze Frankreichs. Sie iſt die Urkarthauſe, das Vorbild und die Herrin aller übrigen, ſchon im elften Jahrhunderte vom heiligen Bruno ſelbſt geſtiftet.

Alles klöſterliche Leben, die Kehrſeite von Verſailles, kommt in ganz eigenthümliche Frage, als Ludwig XIV. ſeine Reform des Kirchenregiments beginnt, und ſich zuerſt der Grundſätze des Port royal, eines damals modernen Kloſterlebens unweit Paris bedient gegen den Papismus, alsdann aber die Welt des Port royal mit der Verwerfung alles Janſenismus ebenfalls verwirft. Das ſtrengſte Religionstreiben der großen Karthauſe, gedankenlos und unthätig, ſteht im hohen Gebirge ſo unfruchtbar und ſchattenhaft daneben, eine modernde Tanne neben dem ſtrotzenden Ludwigsbaume.

Niedrige Bergkämme kriechen bald oberhalb Aix in der Provence umher, und der Uebergang in anderes Erd- und Luftleben ſtellt ſich dar nach vierundzwanzigſtündiger Reiſe. Der graue, heiße Boden geht über in Wieſenſtriche, der Oelbaum wird ſelten, der Maulbeerbaum löſt ihn ab, ein niedriger, friſcher Baum, nur durch ſeine Nützlichkeit entſtellt wie eine Stadt von Fabriken. Von den Blättern des Maulbeerbaumes lebt der Seidenwurm, ſie werden alſo abgeſtreift, und der gutmüthige Baum präſentirt ſich denn oft nur als Beſen, wenn Alles ringsum voll und buſchig ſteht. — Die Alpen drängen ſich ſteiler herab, und bei Siſteron bildet ſich ſchon ein ſchmaler Ausgangspaß aus der Provence ins Dauphiné hinauf. Es iſt jener Alpenſtrich, von einem alten Könige Cottius cottiſche Alpen genannt, der ſich weſtlich gen Avignon hin mit dem Berge Ventoux abſchließt. Der Paß von Siſteron war eine der letzten Muthsproben für Napoleon. Der Kaiſer kam von Cannes über Digne durch die öſtliche Provence herauf, ſein Häuflein war noch klein, und er hatte große Eile, die Durance-Brücke bei Siſteron zu erreichen, welche Angeſichts eines wohlverſehenen Forts herüberführt auf die weſtliche Seite des Fluſſes, an welcher der einzige Weg hinaufleitet gen Gap und Grénoble. Er hatte Eile, damit ihm die feindlichen Marſeiller nicht zuvorkämen. Uebrigens wußte er auch nicht, ob der Commandant des Syſteron-Forts ihm geneigt oder abgeneigt handeln werde. In dieſer Ungewißheit kam er an die Brücke von Siſteron, die Kanonenmündungen ſtarrten vom Fort herab, er ſah hinauf, ob ſie blitzen und ihn zerſchmettern würden, hielt aber nicht inne, ſondern ritt mit ſeinen Truppen über die Brücke, des Aergſten gewärtig. Sie blitzten nicht, und er ſchlief die Nacht leichteren Herzens in Siſteron. Jetzt lag die Provinzen-Reihe vor ihm, auf welche er am ſicherſten zählen konnte, die Provinzen-Reihe des Oſtens: das Dauphiné, die Franche Comté, das Elſaß und Lothringen. In Grénoble wußte er den General Labouchère, er ſetzte alſo ſeinen Marſch zuverſichtlich fort über Gap hinauf gen Grénoble. Es iſt bekannt, daß Labouchère zu ihm überging, und daß er dies ſpäter den Bourbonen mit dem Leben bezahlen mußte. Ich folgte dieſer Bergſtraße, und ſah mich ſchon im tiefen Keſſel von Gap in Bergen gefangen, als ob ich in die Schweiz ſelbſt gerathen ſei. Hier herrſchten einſt die Lesdiguières, die im entſcheidenden Augenblicke unter de Luynes das Hugenottenthum verließen; ein ſteinernes Grabmal in Gap zeigt den großen Batailleur, wie ihn die Chronik nennt, den Connetable Lesdiguières in voller Rüſtung. — Von hier ging man ſonſt öſtlich die alte ſpaniſche Straße über den Col du Genèvre nach Italien. Der Pelvoux, gegen dreizehntauſend Fuß hoch, iſt die höchſte franzöſiſche Alp, im Dauphiné an der ſavoyiſchen Seite gelegen, rechts von ihm kommt das Waſſerbecken der Durance herab, links hinunter das Becken der Iſère, des Hauptſtromes dieſer Provinz. Man begegnet hier ſchon wieder Maibäumen, die an die deutſche Heimat erinnern, und einem ſonderbaren Gebirgsfeſte, die Rückkehr der Sonne, das jährlich gefeiert wird. Es giebt nämlich einige Thäler, wo ſich die Sonne hundert Tage nicht hinfindet, der erſte Strahl, welcher wieder hereinblitzt, wird mit Muſik gefeiert, und Jedermann bietet der Sonne einen Eierkuchen dar. Sobald ſie ihn beſchienen, trägt man ihn nach Hauſe und verzehrt ihn. Es giebt hier wie in den Pyrenäen ein Republik-Thal, das Thal von Queyras, aber nicht von ſo ausgebildeter Form wie in Andorre. Die Menſchen ſind bereits viel derber als in der Provence, denn ſelbſt von den Gavots, wie ſich die Nord-Provençalen des Gebirgs nennen, ſagt man, ſie hätten nichts Grobes als die Kleidung, ſo fein und geſchickt ſei die Menſchen-Art. Darin aber kommt Gavot und Dauphinois überein, daß Leſen, Schreiben und Rechnen bei ihnen viel verbreiteter iſt, als in vielen Theilen Frankreichs. Die Wintereinſamkeit der Berge treibt die Leute zur Schrift. Ein großer Theil dieſer Leute ſteigt übrigens bei herannahendem Winter hinab in die Provence, um dort zu arbeiten. Höher aus dem Gebirg kommen auch wie aus Savoyen die Buben ins mildere Land hinab, franzöſiſche Savoyarden-Jungen, und ſammeln mit einem Murmelthiere oder ſonſt einer Rarität der Berge einen kleinen Gewinnſt. Der Dauphinois gilt für brav, tüchtig und kriegeriſch; hier findet man noch in jeder Hütte, was unſere Dichter fälſchlich von ganz Frankreich ausſagen, das Bild des Kaiſers, und den Ruhmes-Cultus, von dem es umgeben wird.

Ueber hohe Berge, durch tiefe Thäler, an ſteilen Abgründen hin führt die Straße nach Grénoble, wo mehrere Thäler zuſammentreffen, und eine Schluchtenebene bilden, die vom Drac und der Iſère bewäſſert baumreich und fruchtbar iſt. Oſtwärts aus dem maleriſchen Thale von Greſivaudan, der Heimat Bayard's, kommt die Iſère herabgebrauſt, und über die Wände dieſes Thales links hinauf führt auch der nächſte Weg nach der Karthauſen-Einſamkeit des Gebirges. Der bequemere Weg aber führt nördlich aus dem zugeſtellten Thale von Grénoble durch liebliche Städtchen an Berghängen. Von da ſieht man links ſeitwärts hinab in die Iſèren-Au, eine prächtige Niederung, die weſtlich nach dem Rhone hinunterſtrebt. Grénoble liegt bereits verſteckt hinter Bergwänden, die zuſammentreten, und von der freundlichen Stadt Voiron wendet man ſich nun erſt ſtreng rechts nach Oſten, der Bergſtock zwiſchen hier und Grénoble, auf welchem die Karthauſe liegt, iſt umgangen, und man kommt der ſogenannten „Oede" — désert — von flacherer Seite bei. Dennoch wird es eine einſame Gebirgsſtraße bis St. Laurent, die weiter verfolgt nach dem nahen les échelles und an die ſavoyiſche Grenze führt. In St. Laurent nahmen wir Bergpferde, und ritten in die Berg-Oede hinauf. Es iſt eine gebirgige Waldſchlucht, durch welche ein Bach herabſtürzt; ein ſteinerner Thorbogen am Eingange der Schlucht bezeichnet den Eintritt in dies Karthäuſer-Gebiet, ein Reitweg führt am Bache aufwärts, und für uns wurde der Eindruck zunächſt darauf beſchränkt, daß wir zum erſten Male in Frankreich einen groteſken, echten Wald, einen Wald der Heimat um uns ſahen, eine Seltenheit in dem gelichteten, überall angebauten Lande. Man reitet einige Stunden darin, ehe man den Bach überſchreitet, und nun überaus ſteil einen Berg hinaufklimmt. Dann kommt eine zweite Thorpforte, deren Thorhaus zerfallen iſt. Eine Viertelſtunde höher, und es treten ziemlich weit gegenüber einige grüne Matten aus der Waldesdichte, man ſieht Häuſer darauf und Vieh. Dort haben die Karthäuſer ihre Meierei, ihre Küchengärten. Noch eine Viertelſtunde höher und man hält an der Mauer, welche die Karthauſe wie eine Feſtung umſchließt, die Kloſtergebäude, grau und verwittert, ſehen mit hohen Spitzdächern, mit Thürmchen und zahlreichen Dachgiebeln darüber herab. Der Grandſom, die hohe Bergſpitze, ragt hinten darüber hinaus, die Wolken ziehen als noch ſelbſtſtändige Wolken zwiſchen den Dächern hindurch, es iſt todtenſtill, und man hält das Ganze für eine wüſte, unbewohnte Mauerwelt.

Es war Sonntag Vormittags, die Sonne trat zuweilen hervor, und ein raſches Glöcklein begann plötzlich zu läuten, langſame ſchwere Glocken folgten ihm. „Die Meſſe beginnt“, ſagte unſer Führer. Abgeſondert vom Mauerringe ſteht ein einzelnes, breites Haus, für Fremde beſtimmt, welche nicht eintreten dürfen, Ketzer und Frauen. Wir waren Beides, ich aber als bloßer Ketzer ging zuverſichtlich hinein, der Pförtner öffnete, und wies mich ohne Confeſſions-Frage nach dem Kirchenchore hinauf. Dort fand ich einige Bauern aus der Umgegend, unten im Schiff der Kirche ſaßen die Karthäuſer in weißen, ſchwarzen und braunen Kutten und ſangen die Meſſe. Dieſer Chor von blos Männerſtimmen wirkte wie mahnender Donner in dem leeren Raume, die verborgenſte Fähigkeit zur Andacht mußte aufgeſcheucht werden.

Biſt Du in Frankreich? fragte ich mich erſt ſpäter. Ja, aber im Frankreich der alten Könige, der Könige, die in St. Dénis ſchlummern.

Nach der Meſſe zerſtreuten ſich die Karthäuſer, und unten im Kreuzgange ſtrichen einige an mir vorüber. Sie ſtanden mir im Gedächtniſſe wie die Trappiſten, und ich glaubte, jeder Anrede würde nur die Erwiderung folgen: „Memento mori!“ Jedenfalls wollte ich keinem die einſame Gedankenreihe ſtören, für welche ſo viel Anſtalt gemacht, ein Orden geſtiftet, auf dem Gebirge eine Stadt erbaut, die Sinnenwelt verwieſen war. Ich ging alſo in den Vorhof zurück, der hinter dem Pförtnerbogen belegen, und von wo ich geradeein in den Kreuzgang des Hauptgebäudes geſchritten war. Ich wußte in Wahrheit nicht, an wen ich mich wenden ſollte, ein Bauer hatte mir beiläufig die Pforte geöffnet, ein officieller Pförtner war nicht zu ſehen, und einer vorüberſtreichenden Kutte traute ich keine Rede zu. Am Ende redete mich eine braune Kutte in klarem Franzöſiſch zuerſt an; ein junger Kopf ſaß auf dem groben Gewande, und der noch ungeſtüme Haarwuchs mochte alle Woche gebändigt werden müſſen zum kahlen Haupte. Ich wünſchte das Kloſter zu ſehen und einige Nahrung für mich und meinen Reiſegenoſſen. Er war bereitwillig, fragte, warum jener nicht eingetreten, und ließ mich ſogleich im Stiche, als ich ihm den Grund geſagt. Er würde mir einen Andern ſchicken, ſagte er im Forteilen. Nach einiger Zeit erſchien ein eisgrauer Bruder, deſſen glatter Kopf ſich ergeben und nicht Meſſer noch Scheere mehr brauchte; ein dünner grauer Bart hing ihm ums Kinn, eine weiße Kutte um die mageren Glieder. Er fragte mich, ob ich Franzoſe ſei — dies iſt eine Schmeichelei, die in Frankreich nicht leicht begegnet, weil ſie den fremden Accent beim erſten Worte hören, und nicht gern ſo unhöflich ſind, zu fragen, ob man aus dem Elſaß ſei. Dort ſpricht man nämlich ein Franzöſiſch, das alles Ausland an unfranzöſiſchem Accente übertrifft. — Nein, ehrwürdiger Vater, ich bin aus Deutſchland. — „Aus Deutſchland?“ Das ſchien ihn zu intereſſiren — „Aus Nord- oder Süddeutſchland?“ — Aus Norddeutſchland. — „Vielleicht aus Preußen?“ — Ja, aus Berlin. — „Dann ſind Sie wohl nicht katholiſch?“ — Dieſe ſtatiſtiſch weiſe Frage iſt auch ungewöhnlich in Frankreich, und mir fiel ein, ob die Karthauſe am Ende doch auch auf eine Zeitung abonnirt und ich nun in Gefahr ſei, wegen des erzbiſchöflichen Streites mit Cöln und Poſen an der Karthauſenthür abgewieſen zu werden. Indeſſen verläugnete ich doch meinen Unglauben nicht, und geſtand, daß ich ein Ketzer ſei. Darauf ſchien er ſeine Maßregeln für mich zu ändern, ging unentſchloſſen hierhin, dahin, und führte mich am Ende doch überall herum, ſprach unbefangen und freimüthig — und zwar deutſch. Er war aus der Pfalz, war ſchon an die dreißig Jahre Karthäuſer, und verſicherte, es ſei ihm, als ob er geſtern eingetreten, ſo ſchnell ſei in der regelmäßigen Zeiteintheilung die Zeit vergangen. Jede Stunde nämlich hat ihre vorgeſchriebene Beſchäftigung: wenn ſie nicht beten oder zum Gebet ſich ſammeln, beſchäftigen ſie ſich mit einer Hand- oder ſonſtigen Arbeit auf ihrer Zelle oder in ihrem Gärtchen. Jeder hat, was man in Frankreich ein appartement nennt, eine abgeſonderte, aus mehreren Gemächern beſtehende Wohnung: durch ein kleines Entrée kommt man ins Zimmer, das links und rechts hinter ſich zwei kleinere Gemächer hat, eines zum Schlafen, eines zum Studiren. Dieſe Zellen, weil jede neben ſich ein abgeſondert Gärtchen hat, ſind alle wie kleine Anbauhäuschen an das Hauptgebäude angelehnt, vernichten dadurch alle Architektur, geben aber dem Ganzen etwas Charakteriſtiſches, da ſie ſich auch vom Hauptgebäude bergaufwärts vereinzeln, und dadurch an die Einſiedler-Cabanen erinnern. Alle am Hauptgebäude ſtoßen innen an den großen Kreuzgang, ſo daß man zu beſtimmter Stunde die ganze Länge dieſes bergab ſinkenden Gewölbganges entlang Mönche heraustreten ſieht wie Automaten, welche ein Zauberer regiert. Der Kreuzgang iſt dadurch, durch ſeine Länge, und durch ſeine bergab ſinkende Lage intereſſant, aber er iſt ſonſt nicht beſonders hoch und ſchön, und das Kloſter mit Bibliothek und Verſammlungsſälen inmitten, mit der Kirche und den Speiſeſälen am Eingange, zeigt in ſeiner inneren Baulichkeit auch nichts Beſonderes. Es iſt nur die Lebensweiſe darin beſonders. „Zwei Irrthümern“, ſagte mein Führer, „welche hierüber verbreitet ſind, muß ich immer widerſprechen“, und dabei zeigte er mir einen kleinen Kirchhof inmitten der Gebäude — „der eine iſt, daß wir uns ſelbſt und täglich das Grab grüben, und daß wir niemals mit einander ſprächen. Beides iſt unwahr. Wenn wir einander auch nicht zu unſerer Unterhaltung auf den Zellen beſuchen, wenn auch zu jedem etwa vorkommenden Beſuche eine beſondere Erlaubniß nöthig iſt, wenn auch innerhalb des Kloſters ſelten einer zum andern ſpricht, ſo haben wir doch gemeinſchaftliche Spazierſtunden, wo jeder ſpricht, der ſprechen will.“

Einmal in der Woche nämlich, am Sonntage außer der Faſtenzeit, und an Feſttagen dürfen ſie außerhalb der Ringmauer zwei bis drei Stunden in Berg und Wald gemeinſchaftlich promeniren und mit einander ſprechen. Uebrigens iſt ihre Entſtehung und ihre Lebensweiſe folgende:

Der Stifter des Karthäuſer-Ordens, der heilige Bruno, ſtammt aus Deutſchland, wo er 1035 zu Cöln geboren wurde. Er kam mit ſechs Genoſſen nach Grénoble, und bat den Biſchof um das Einſiedlerrecht in der Gebirgsöde. Noch eine halbe Lieue höher als das jetzige Kloſter, am Felſen des Grandſom ſiedelten ſie ſich an, und bauten ſich zerſtreut liegende Cabanen. Um ſie vor dem harten Winter zu ſchützen, errichtete ihnen der Biſchof die Karthauſe, von welcher allmälig zweihundertſechzig Filial-Karthauſen ausgingen, ſechsundſechzig allein in Frankreich. Ihr Leben iſt gleichzeitig einſiedleriſch und gemeinſchaftlich — »solitaires et cénobites« — ſie eſſen und beten zuſammen, und ſind alle übrige Zeit allein, beſchäftigen ſich irdiſch zu beſtimmter Stunde, denken frommen Gedanken nach zu beſtimmter Stunde, examiniren ſich des Abends zu beſtimmter Stunde, wie ſie den Tag zugebracht. Des Morgens iſt große Meſſe, Nachmittags iſt Veſper, des Nachts weckt ſie die Glocke zu den Matinen in der Kirche, die vier Stunden dauern. Wer noch nicht genug geſchlafen, kann nach den Matinen noch einige Stunden ruhen. Sie eſſen gemeinſchaftlich, und während der Mahlzeit wird aus einem frommen Buche vorgeleſen. Fleiſch iſt nie erlaubt, ſelbſt nicht dem Kranken; zur Advents- und Faſtenzeit und Freitags verſchwinden auch Eier und Milch, und es giebt nur Waſſer und Brot. Sie ſchlafen auf Stroh und bedecken ſich mit wollenen Decken; ſie tragen wollenes Unterkleid und wollene Kutte, an der die Kapuze zum Auf- und Niederziehen angebracht iſt. Die Erfahrung zeigt, daß ſie bei dieſer Lebensweiſe geſund ſind und alt werden. Zu Novizen nehmen ſie gewöhnlich nur junge Leute. Ihr liebſter Spruch iſt: Der heilige Geiſt hat verſprochen zu dem zu reden, deſſen Herz ſich in der Einſamkeit gefällt. Ihr liebſter Ausruf das Wort des heiligen Bernhard:

O beata solitudo!
O sola beatitudo!

O glückſelige Einſamkeit!
O einzige Glückſeligkeit!

à deux!

Raum ist in der kleinsten Hütte!!

Sie verkaufen auf Begehr ein geſchichtliches Buch über die Große Karthauſe, das authentiſch über ihre Verhältniſſe iſt, da es von ihrer Mitte ſelbſt ausgeht. Der Buchhändlerpreis ſteht darauf gedruckt, wie das in Frankreich Sitte iſt, und wenn mein Exemplar in böswillige Hände käme, ſo wäre den Karthäuſern die übelſte Nachrede gewiß: die Zahl der Francs nämlich iſt ganz fein herausgeätzt. Ich weiß nicht, was das für ein übler Zufall ſein mag, mein ehrwürdiger Vater, der mir's für einen ganz mäßigen Preis überließ, war ein ſanfter, frommer Mann; ich hatte mich verrechnet und ihm für Buch und Mahlzeit einige Sous zu wenig gegeben, er erinnerte nichts, und mir fiel es erſt ein, als ich ſchon weit auf dem Rückwege war. Zu großer Bekümmerniß ward ich deſſen inne: ich ungläubiger Ketzer, dem man gefällig geweſen, verkürze die armen Leute, beſtärke am Ende ihren Glauben an die Unredlichkeit der Welt — aber die Nacht hätte mich im Gebirge übereilt, wenn ich den Fehl gut machen wollte, und der weltliche Sinn mußte es zum Uebrigen nehmen, wie ſchwerfällig er ſich hierbei anſtellte. Die Wahrheit zu geſtehen, es kränkt mich heute noch, und erzeugt mir Vorwürfe. —

Der erſte braune Bruder, dem ich begegnet war, ein Novize wie ich nun erfuhr, brachte doch am Ende ſelbſt die magere und, was überflüſſig, auch unſchmackhaft bereitete Koſt ins Fremdenhaus herüber, und machte uns Feuer im Kamine. Denn obwol in der Ebene warmes fröhliches Wetter war, ſo näherte ſich doch der Karthauſe ſchon die Winterzeit. Sie liegt ſo hoch wie die Brockenſpitze, und der Grandſom erhebt ſich noch einmal ſo hoch über ſie. Als wir den abſchüſſigen, viel beſchwerlicheren Rückweg antraten, ſahen wir noch einen weißkuttigen Karthäuſer, der eine der höchſten einſamen Zellen bewohnte, vor ſeinem Häuschen auf und abgehen, die Neugier ſchien ihm keinen Blick auf uns abzugewinnen, noch auch die Sonne, welche durch Wolken auf ſeine Kapuze hervortrat — unter ihm lag die graue Karthauſe, über ihm der graue Grandſom-Fels, dazwiſchen zogen Wolkenſchleier im Sonnenlichte; welch eine Welt mochte in dieſes Mannes

Seele ausgebildet liegen? Ich glaube an die glückliche Ruhe dieſer Leute, aber ich fürchte, ihre Welt iſt eine kleine und kümmerliche. Aus einer feſtgehaltenen Regung beſteht ſie, den Gedanken verliert ſie in der einförmigen Bahn, wie ein Glied unfähig wird, wenn man es ſtets nur nach einer Richtung bewegt — die wahre Welt, das iſt die Entwicklung der Welt, wird ihnen unbekannt. Karthäuſer, ich beneide Dich nicht, ich richte Dich nicht, ich wünſche Dir den Frieden, der Dir genügt, und der uns Weltkindern ein Tod iſt.

Wenn ſie über ſich ſprechen und ſchreiben, die Karthäuſer, ſo fehlen ſie darin, daß ſie ihre Einſamkeit und ihre Opfer wie ein Verdienſt anſehen neben der unenthaltſamen übrigen Menſchheit. Damit tödten ſie noch die höchſte Idee, welche in ihrem Inſtitute lebt, und welche in der höchſtmöglichen Gottſeligkeit des Einzelnen ruht, des Einzelnen für ſich. Ihr Princip iſt ein ganz egoiſtiſches, für das Glück, das ſie genießen, müßten ſie die Welt, von der ſie ſich ausſchließen, um Verzeihung bitten; durch die Beſcheidenheit und Lieblichkeit ihres Glücks müßten ſie dem, der ihrer zufällig anſichtig wird, Theil geben an ihrer höchſten Idee. Sie gewähren nichts als einen vereinzelten Eindruck; darin müßten ſie Alles gewähren. Was iſt denn Tugendgewinn, wenn er allein bleibt? Er iſt Ruhegewinn für den Einzelnen, weiter nichts, der Begriff Tugend geht damit zu Grunde, denn er ſtrömt nirgendhin aus, er wirkt nirgend hin, er entſteht und vergeht wie ein folgenloſes Atom. Es iſt zu begreifen, daß von Einzelnen abſolute Einſamkeit geſucht und ihnen ein Glück iſt, aber es iſt nicht zu begreifen, wie man ein Verdienſt darin finden kann. Eins wäre übrig: Dieſe Leute denken und ſchauen ſo ungeſtört, ſie werden das Denk- und Schau-Vermögen des Menſchen zu ſublimſter Höhe ausbilden, und uns durch ein Wort, durch ein Zeichen, wenn auch nur durch den ganzen Weg dafür ein Wunder der Menſchheit hinterlaſſen als ewige Eroberung. Nein, die Erfahrung lehrt das Gegentheil, ſie lehrt, daß der menſchliche Geiſt in der bloßen Abſtraction wüſt wird, geſchwächt, daß er in leerer, öder Zeit und Weile in ſchwankende Schattenhaftigkeit vergeht, daß Geiſt und Welt nur in ihrem Zuſammen etwas ſind, daß der rein abgezogene Geiſt auf Erden eine Ohnmacht iſt. Was müßten dieſe zweihundertſechzig Karthauſen Europas für Denker erzeugt haben! Und die Geſchichte weiß von keinem Einzigen! Aller Weltgeiſt Europas iſt außer ihnen entſtanden, die Karthauſen in Frankreich ſind wüſte Inſeln, die gar keinen Zuſammenhang haben mit Frankreich. Selten ſchreibt und denkt ein franzöſiſcher Autor ſo mittelmäßig, wie dieſe Bluthe der jetzigen Karthauſe, welcher die Ausarbeitung des oben erwähnten Buches übertragen worden iſt. Zur Verherrlichung des einſiedleriſchen Lebens führt er unter Anderem die Worte an, welche ein Biſchof von Genf zur Frau von Chantal geſprochen: es iſt nicht möglich, in dieſer Welt glücklich zu ſein, wenn man nicht aus all ſeinen Kräften beiträgt zum Glück ſeiner Mitmenſchen. —

Merkwürdig, daß dieſe ungeſellige Klöſterlichkeit juſt beim geſelligſten Volke ihren Anfang nehmen konnte. Seit der Franzoſe den kargen Reſt religiöſer Illuſion, deſſen er fähig, hinter ſich geworfen, iſt er über ein Inſtitut wie die Karthauſe gar nicht mehr zu ſprechen: die Nicolai's und platt philoſophiſche Adepten bei uns ſind dann nur unſchuldige Stümper gegen die franzöſiſche Auffaſſung alles Kloſterverſuchs. Unten am Heerſtraßenplateau in St. Laurent liegen die leidliche Jahreszeit hindurch Maler, die im Gebirge Studien ſuchen, wie man denn an allen Seeküſten und intereſſanten Berg- und Landſtrichen Frankreichs dieſe Künſtler ſchaarenweis findet. Deren Betrachtung über die Karthauſe war die erſte, welche ich jetzt, von da herabkommend, mit Aufmerkſamkeit anhörte. Künſtler hätten doch am Erſten einen Zugang, eine Schonung für einſame Welt. An die Karthauſe ſelbſt haben die Maler ſogar eine directe Anknüpfung: die Karthauſe lockt mit beſonderer Theilnahme den Hauptmaler aus der Fronden-Epoche, Le Sueur, er hat das Leben des heiligen Bruno gemalt, als er einen Edelmann im Duell erſtochen hatte, und auf lange Zeit in der Pariſer Karthauſe Schutz vor dem Königsbann ſuchte und fand. Dieſer Bilder-Cyclus, deſſen Original im Louvre, iſt ein Stolz der Karthauſe, wenn auch der Antheil an dieſer ſinnlichſten Kunſt in ihrer inneren Welt eigentlich eine Inconſequenz iſt. Die Farben- und Fleiſcheswelt des Gemäldes gehört folgerecht durchaus in den Bereich der Faſten, denen der Karthäuſer ſonſt unterworfen iſt, ja mehr noch als der grobe Sinnengenuß durch die Zunge.

Aber die franzöſiſchen Maler haben kein Erbarmen mit der Karthauſen-Welt; ein gebildeter Franzoſe reiſte mit uns hinab nach Voiron: dieſelbe Anſicht, derſelbe Ausdruck! Das iſt ſtehende Form der Sprache geworden, wie bei uns der Haß gegen Jeſuiten. Faullenzer, Heuchler, Dummköpfe, Narren, ſind die unwandelbaren Bezeichnungen. Es iſt bekannt, daß die theilweiſe Wiederherſtellung ſolcher Anſtalten durch die 1815 zurückkehrenden Bourbons dieſen augenblicks den innigſten Widerwillen der Nation zuzog. Die franzöſiſche Kirchenwelt hatte ſich vollkommen in der Ligue erſchöpft, die Fronde hatte ſchon nicht den geringſten religioſen Beiſatz, die Zeit Ludwigs XIV. war trotz der Boſſuet und Père la Chaiſe der kirchlichen Innerlichkeit ſchon völlig entfremdet, dieſe ſtrenge Innerlichkeit vertrat Port Royal und der Janſenismus, und Ludwig XIV. entſchied ſich richtigen Inſtinctes gegen ihn, und für die moderne, für die politiſche Kirchlichkeit der Jeſuiten, in denen die Befreiung von Illuſion den Untergang aller Illuſion vorbereitet.

Hatte die grande Chartreuse in den Hugenotten-Kriegen oft Ueberfall, Plünderung, ja Zerſtörung zu leiden gehabt, denn ſie lag wie eine Inſel im hugenottiſchen Lande, welches ſich von den Alpen hinabzog über den Rhone nach den Cevennen und Pyrenäen hin — die Revolution 89 machte natürlich all ſolchen Inſtituten radical ein Ende. Da kam diejenige Definition von Tugend auf, wornach man nur in geſellſchaftlicher Wirkung auf Mitmenſchen tugendhaft ſein könne, der directe Widerſpruch aller Karthauſe.

Jetzt giebt es in Europa nur noch zwölf Karthauſen und eine weibliche — ſieben in Italien, zwei in der Schweiz, drei in Frankreich, wenn eine kleine Karthäuſer-Anſtalt bei Montpellier, und die weibliche Karthauſe bei Voiron nicht gezählt wird, die dort im Schloſſe Beauregard ſeit 1821 errichtet iſt.

Nach der kleinen Chartreuſe bei Montpellier ziehen ſich die alten und kranken Karthäuſer, welche das rauhe Klima der großen Karthauſe nicht ertragen. Dieſe hat jetzt, Väter und Brüder und Novizen zuſammengerechnet, ungefähr ein Perſonal von ſechzig Kutten.

38.

Die Regentſchaft Ludwigs XIV. richtete zwar nach dem Waffenſtillſtande von Ruel Aufmerkſamkeit und Kriegsplan zunächſt auf jenen Südoſt von Frankreich, aber vor den wirklichen Angriff dieſer Provinzen-Fronde rollten ſich noch unerwartet die bunteſten Ereigniſſe.

Umſonſt erwartete man von Tag zu Tage die Ankunft des jungen Königs in Paris. Er war zehn und ein halbes Jahr alt, und hatte ein unterſetztes, ſehr ernſthaftes Anſehen. Vom Bearner Bourbon hatte er die gebogene Naſe geerbt, aber keineswegs die übrige Häßlichkeit. Seine Erziehung bis dahin war nur auf Gentilhomme-Form und Sitte gerichtet, er hatte tanzen, reiten und fechten gelernt; alle intellectuelle Erziehung war noch völlig vernachläſſigt, der junge König konnte noch nicht einmal leſen. — Seine Mutter, die Regentin Anna, obwol bereits fünfundvierzig Jahre alt und überaus gottesfürchtig nach ſpaniſcher Art, hatte doch noch heftige Leidenſchaften. Wie immer wird denn Mazarin, die Hauptperſon, auch als Liebhaber der Regentin aufgeführt. Dergleichen iſt Bedürfniß des Geſchwätzes. Er war damals fünfzig Jahre, und von Geiſtesarbeit ſchon ſehr geſchwächt, bleich und mager; die großen Augen blitzten unter grauenden Brauen hervor, eine römiſche Naſe, ein kurzer Bart über der Oberlippe, ein Henri-quatre ſchärfte das blaſſe Antlitz, und er erſcheint auch im Aeußeren wie ein ſanfteres Nachbild Richelieu's. Vielleicht war nicht ſo viel ſchonungsloſer Handlungskern in ihm wie in jenem Vorfahr, nicht ſo viel unbedingter Drang nach Macht, wenn auch eben ſo viel Verſtand, und eine noch feinere geſchmeidige Klugheit. Vielleicht bedingten die ganz geänderten Verhältniſſe, daß Mazarin mit ähnlicher Anlage doch eine ganz andere Figur wird als Richelieu. Er hatte nicht eine ſo einfache Autorität hinter ſich wie Ludwig XIII. war, zu deren Eigenthümlichkeit ſich der Cardinal doch immer in gleichmäßigem Geſetze verhielt; hinter ihm ſtand ein Weib und ein Knabe, und als der Knabe mannbar wurde, zeigte er ſich viel eigenſinniger, von viel ſtärkerem Naturell als ſein Vater. Vor Allem war die Oppoſition des Königthums im Groben bereits geſpalten, ſie weiter zu ſplittern bedurfte es jetzt feinerer Maßregeln, der Nachwehen gar nicht zu gedenken, die einem deſpotiſchen Regimente immer folgen. Tauſend Kräfte, die mit Gewalt von deſpotiſcher Hand allmälig gefeſſelt worden ſind, ſchnellen nun auf, mit einem Male, um ſo heftiger, je weiter ſie aus ihrem natürlichen Willen gebogen ſind. Die Erbſchaft eines Reiches, das kurze Zeit deſpotiſch regiert worden, ſonſt aber ausgebildet genug iſt zu bedingter Regierung, ſolche Erbſchaft iſt geradezu bedenklicher als die eines durch Aufruhr zerrütteten Landes. Hier findet man Uebermuth neben Erſchöpfung, dort aber verhaltene Kraft.

Mazarin hatte ſeine blühenden Nichten bei ſich, die ſchönen Mancini aus Siena und Florenz — pour distraire ses jours d'ennui, et pour servir de parterre à Son Eminence, wie Balzac ſagt. Man ſprach damals am Hofe von St. Germain wiederum eine Zeitlang wenig franzöſiſch: die Herrin war aus Spanien, der Herr aus Italien, man zog alſo dieſe romaniſchen Sprachen vor zum Aerger Frankreichs. — Wie ſteht's mit dem Einzuge in Paris? wurde alle Tage gefragt. Nicht die Regentin, nicht der Cardinal, nicht der junge König bezeigten Luſt dazu — man entſchloß ſich plötzlich, und ging ſtatt öſtlich nach der Hauptſtadt direct nördlich bis an die Spitze von Isle de France, nach dem Luſtſchloſſe Compiègne. Dies Jagdſchloß der älteſten Könige hat die Größe und den Glanz, die es jetzt noch zeigt, erſt unter Ludwig XV. erhalten. Es iſt in der Geſchichte Frankreichs nie ſo hervorgetreten wie Fontainebleau oder St. Germain oder Verſailles.

Paris war höchſt unzufrieden über dieſe Unhöflichkeit des Hofes. Aber der Hof in Compiègne war auch ſehr unzufrieden, denn der Kriegshauptmann gegen die Fronde verlangte ſeinen Siegestheil. Hatte etwa Condé aus Liebe für Mazarin gegen Paris gefochten? Er wollte nun voll gemeſſenen Theil an der Herrſchaft. Das wollte Mazarin nicht, und der hitzige franzöſiſche Prinz wirft in zorniger Wallung die ganze mühſam gewonnene Lage wieder ins Chaos. Er läßt anſpannen, und fährt ſchnurſtracks mitten nach Paris hinein, am lichten Tage, nach Paris, das er noch eben bekämpft und beſiegt hat. Welcher Jubel empfängt dort den berühmten Kriegshauptmann! Die Fronde, welche ausgelöſcht ſchien, wird mit einem Male fürchterlicher denn je, der Feldherr des Hofes, an welchem die Soldatesca hängt, iſt zum Feinde übergegangen. Mazarin iſt in großen Nöthen, er läßt ihm ſagen: Wollt Ihr den Oberbefehl in Flandern gegen den einbrechenden Spanier? — Nein!

Aber obwol ſich der Aufruhr nun überall neu entzündet, obwol ſpaniſche Heere über die Grenze fluthen, obwol die Regierung ihr Kriegshaupt verloren — Condé hatte ſich doch geirrt, und ſeine ſoldatiſche Macht überſchätzt. Wenn alle Kräfte in Bewegung kommen, da iſt ein einzelnes Talent nicht mehr unentbehrlich. Mazarin findet einen glücklichen Entſchluß, er bricht mit dem Könige nach Paris auf, jetzt, wo ſich dort die Feindſchaft wieder ausbilden wollte. Den 18. Auguſt 1649 kommen ſie an, Mazarin reitet neben dem Kutſchenſchlage des Königs — der unerwartete Schritt überraſcht und befriedigt die Pariſer ungemein, Alles zeigt Freude, das iſt Mazarin, dort, zu Pferde! flüſtert man ſich zu, aber Niemand thut ihm was zu Leide.

Noch kühner verfolgt Mazarin den kühnen Streich: er läßt Condé und deſſen Genoſſen verhaften, Condé ſelbſt! Man erſtarrte: iſt Richelieu wieder auferſtanden? Und nun in demſelben Feuer führte er den Hof mit dem Heere nach den Provinzen, nach dem Südoſten hinauf gegen Burgund, nach Weſten gegen die Guienne, und er ſiegte überall!

Unterdeß erholte ſich freilich Paris von ſeiner Ueberraſchung, man frondirte wieder hie und da, leiſe und laut: beim gelähmten aber unerſchöpflich geiſtreichen Scarron, der die fünfzehnjährige Mademoiſelle Aubigné zur Frau genommen, im Marais traf man ſich wieder des Abends, und die tollſten Pamphlete wurden wieder zuſammengeſetzt. Der Strang ſtand darauf, aber was fragten Franzoſen, Scarron, Marigny darnach, wenn ſie frondiren konnten! So fand Mazarin, als er ſiegreich aus den Provinzen in den Louvre zurückkehrte, Paris ſchon wieder in einer aufgereizten Stimmung. Außerdem hatte ſich Prinz Gaſton mit dem Parlamente vereinigt, nachdrücklich auf Freilaſſung der Prinzen zu beſtehen. Mazarin, dem energiſches Verfahren jetzt ſo gut gelungen war, handelte ohne Zögern in dieſem Zuge fort, und ließ alsbald die Prinzen zur Nachtzeit auf der Seine einſchiffen, ſie hinabführen nach dem Franzthurme im Havre.

Als Paris deſſen inne wurde, krachte es überall auf, als ob ein Feuerſtrahl in die zerſtreuten Pulverſtriche gefahren wäre, man griff zu den Waffen, man beſetzte die Thore, man verlangte Mazarin's Kopf, man war das unberechenbare, capriciöſe Paris. Dahin waren alle Vortheile, die der Cardinal erfochten! Alles verließ ihn, nur die Regentin Anna nicht. Aber ſie konnte ihn nicht ſchützen. Am 6. Februar 1651 des Abends um acht Uhr, alſo bei Nacht und Nebel, verkleidete er ſich als Cavalier mit breitkrämpigem Hute, ſetzte ſich zu Pferde, und ritt unerkannt aus dem Thore von Paris. Endlich war er flüchtig. Aber er floh wie der Fuchs, den unerwarteten Weg und eine unerwartete Zukunft ins Auge faſſend. Gen Havre floh er, die Freilaſſung der Prinzen trug er in der Taſche, er ſelbſt wollte ſie frei laſſen, ſo handelte er noch als Herr, nicht als Flüchtling, und verpflichtete ſich den Feind.

Anna mußte indeſſen in Paris der Oppoſition weichen, das Parlament hatte geſiegt, ſein Präſident, Molé, trat als Großſiegelbewahrer ins Cabinet, Mazarin ward für einen Landesverräther erklärt und verbannt, der junge Ludwig mußte das unterſchreiben, und um für neue Bahn ganz freie Hand zu haben, kamen Molé und Gaſton überein, den unmündigen Prinzen volljährig zu erklären. Für das dreizehnte Jahr geſtattete dies der Landesbrauch.

Mazarin zog an der nördlichen Grenze hin, und ließ ſich in Bouillon nieder. Tag und Nacht correſpondirte er mit Paris, und verkehrte, unterhandelte mit dem Auslande, als ſei er noch Miniſter. Paris urtheilte ganz richtig: er hatte ſich große Geldſummen vorbereitet. Damit warb er ſich eine kleine Armee, und an deren Spitze kündigte er in unterwürfigſter wie geſchickteſter Form dem Hofe und dem Stadthauſe ſeine Rückkehr an. Er wußte ſehr wohl, daß die Prinzen nicht geruht: Condé war wieder frank Frondeur geworden, und hatte ſich an die Spitze der aufrühreriſchen Guienne geſtellt. Sie wußten ja ſelbſt nicht, wo es hinaus ſollte, dieſe Großen, ſie hatten nur das beunruhigende Gefühl, daß bei aller Wendung ihre Herrſchaft keine hinreichende Geſtalt fand. In immer neuer That betäubten ſie ſich und ſuchten neue Wechſelfälle. Der Adel war durchaus ohne größeren und klaren Plan: wie hätte er ſiegen mögen!

Als Mazarin ſich ſo gerüſtet ankündigte, ſchickte ihm Anna flugs zwei Marſchälle für ſeine Armee; es war ja Aufruhr im Lande, den der patriotiſche Cardinal mit ſeinem Gut und Blute zu unterwerfen kam. Heiter zog er alſo wieder ins Frankreich hinein, nach der Guienne zu. König und Regentin mußten zur Armee, und an der Loire begegneten ſie ihm, das Zerſprengte war wieder vereinigt.

Als ſich Paris in ſolcher Form betrogen ſah, ſtieg ſeine Wuth gegen Mazarin aufs Aeußerſte. Es ſetzte einen Preis auf den Kopf des Cardinals, wie auf den Kopf eines Wolfes. Der Adel blühte in Abweſenheit des Hofes zu ſo chevaleresker Romantik auf, daß Mademoiſelle Montpenſier, Gaſton's Tochter, ſich an die Spitze der Milizen ſtellte, gen Orleans zog und es eroberte. Darauf ſchrieb ſie an die Regentin, daß ſie für den jungen König die paſſendſte Partie ſei, und daß ſie ihn heiraten wolle.

Dies Hin- und Herzerren, dies Auf- und Ableben des Kampfes in der Fronde wird nach und nach für den Zuſchauer unerträglich, weil keine herrſchende Kraft dramatiſch hervortritt, weil endloſe Luſtſpielwendungen ſich ohne Zuſammenhang da herumtummeln, wo der ernſthafteſte Inhalt erwartet wird. Der Edelmann zeigt noch die Tapferkeit des Ritters, noch den unabhängigen, hartnäckigen Sinn, aber er zeigt ihn nur ſtoßweiſe, er producirt nichts, es iſt keine einige Welt mehr in ihm. Der tiefer revolutionäre Theil der Fronde, der zukunftsſchwangere, das Parlament, das berechtigte Bürgerthum — es war nicht organiſch legal erwachſen, wie man gerne ſagt, es entſtand wie der Stein, der anſetzt und wächſt durch Zeit und Zufall. Die alten Coutumes unter den früheren Königs-Racen waren als bürgerlich-parlamentariſche unwichtig, ihr eigentliches Leben war jenes Herrenrecht der freien und mächtigen Großen, bloße Zugabe waren einzelne Gnadenrechte ſpäterer Zeiten, da die Städte groß und für den Herrſcher wichtig wurden. Seit den Valois ſpielte dies Alles als unweſentlich alt Regiſter; was etwa organiſch darin fortgebildet war, gehörte ins bloße Municipal-Weſen, aller politiſche Theil konnte nur unter den Händen kräftiger Speculation durch Anknüpfung, durch combinirende Folgerung neu erzeugt, konnte nur durch heldenmäßig entſchloſſenen Sinn errungen werden. Waren die Blanc Mesnil, die Molé, und namentlich der am lauteſten ausgerufene Brouſſel ſolche Helden? Keineswegs; weder an Geiſt, noch an Muth, noch an Charakterkraft. Das Energiſche war in früherer Zeit nur vom Adel und dem gemeinen Volke, dem Volke der Hallen zu gewärtigen. Jener war durch Unabhängigkeit und Wehrhaftigkeit an großen Sinn gewöhnt; das Volk der Halle hatte nichts zu verlieren, blieb dem freien Triebe des ledigen, ungebundenen Weſens nahe; Rohheit wirkt oft wie großer Sinn. Der Mittelſtand, durch Bildung und Beiſpiel noch nicht über den Sinn des Mittelmaßes hinausgehoben, konnte und wollte nicht dauernd beiſteuern für eine Revolution, deren Abſicht und Ziel noch unentwickelt und nicht vorzuzeichnen war. So hätte die Fronde, wenn ſie auch ſonſt ſtärker geweſen wäre, an der Flauheit des Stadthauſes ſcheitern müſſen. England, das in gleicher Zeit zu neuen Formen durchdrang, hatte den zähen Nationalcharakter für ſich, der ſelbſt fürs Mißliche bis zum Aeußerſten aushält, wenn er auch ungeſchickter iſt für einen genialen Wurf als der franzöſiſche, England hatte endlich das Religions-Motiv in aller Stärke zur Hilfe aufgeſpart, das Frankreich frühzeitig in der Ligue erſchöpft hatte.

Dies Parlament der Molé und Brouſſel wurde eine organiſche Welt für die Folge, für die ſpäteren Generalſtaaten und Aſſemblées, denn jetzt fiel ſeine Bewegung und Prätenſion in eine geiſtig erwachende, in eine literariſch fortcombinirende Zeit. Die ſpeculirende Wiſſenſchaft, welche Louis le Grand zwar zunächſt für den Deſpotismus benützte, trug doch mitten durch den Deſpotismus die einmal lebhaft empfangene Frucht unter dem Herzen hindurch, und gebar ſie als ein reifes Kind im achtzehnten Jahrhunderte. Das Parlament der Fronde war alſo viel mehr Ahnherr als Abkömmling, und als der die Fronde lähmende Sinn der Bürgerſchaft dem Alltäglichen enthoben war durch allgemeiner gewordene Bildung, als der Bürger auch für politiſche Idee Opfer zu bringen bereit war, wie einſt für die religiöſe, da konnte die Fronde in durchdringende Revolution ausgehen. Für dieſen Weg lagen noch anderthalb Jahrhunderte vor den Franzoſen.

Condé, der in der Guienne nicht ſo feſten Hintergrund fühlte als in dem großen Kriegswalle Paris, ritt Tag und Nacht durch Frankreich, ritt ein Pferd nach dem andern nieder, um wieder nach Paris zu kommen, und von der großen Fronde-Feſtung aus den Krieg fortzuſetzen. Das royaliſtiſche Heer folgte ihm, und es kam unter den Mauern von Paris zur Schlacht, auf der nördlichen, auf der Montmartre-Seite, welche ſtets Pariſer Schlachtfeld. Turenne, ein neues Feldherrntalent, führte die Royaliſten. Der junge König erſchien zum erſten Male Angeſichts des Schlachtfeldes, und ſah kaltblütig in Feuer und Sturm: das kalte Blut der Race war auch ihm eigen. Condé, der noch für ihn einſt der große Condé werden ſollte, war überall, bald an der Porte neuve, bald an der von St. Dénis, aber er konnte eine halbe Niederlage nicht aufhalten, ſeine Schaaren wurden an die Mauer von Paris gedrängt, und Paris hatte die Thore geſchloſſen! Wie? Der König war mit dem Stadthauſe, das ihm geneigt blieb, in Unterhandlung getreten, und das Stadthaus hatte die Thore geſchloſſen gegen den Rückzug Condé's. Die Montpenſier, mit dem Strohkreuze, dem Symbol der Fronde, bezeichnet, erſchien auf dem Hôtel de Ville, und beſchwor, die Thore zu öffnen. Das Geſchütz krachte immer näher, in den Vorſtädten ſchlug man ſich mörderiſch — ſie rannte auf die Baſtille und ließ die Kanonen auf die Royaliſten abbrennen. Es war ein heißer Julitag: der wilde Beaufort ſtaubig, blutig, mit nacktem Säbel kam auf den Grève-Platz geſprengt, wollte das Oeffnen der Thore erzwingen. Condé und unſere Leute gehen zu Grunde! ſchrie er — aber er kam nicht weiter als bis auf die Treppe des Stadthauſes, er muß ſich ſetzen, ſo iſt ſelbſt dieſer ſtarke Körper vom Kampf und Hitze erſchöpft. Schafft mir Wein! Wein! ich verſchmachte — das Volk bringt ihm Wein, er trinkt in langen Zügen. Die Herren oben wollen mich entſchuldigen, ich finde ſogleich die Kraft wieder —

Die Thore wurden geöffnet, und die Entſcheidung war wieder hinausgeſchoben. Jetzt entſchloß ſich Anna, Mazarin noch einmal zu entlaſſen — es geſchah, und das Parlament, dem nun jener große Vorwand genommen war, verlor hiemit ſeine Haltung. Die Friedlicheren darin wollten zum Ende. Anna berief das

Parlament nach Pontoiſe. Nach Pontoiſe? Wie lächerlich. Aber die Ruhebedürftigen, Molé an der Spitze, kamen doch, und ſo war das Parlament geſpalten, die Wirkung ſeiner Beſchlüſſe war dahin, die Transactionen beginnen, und zwar ohne deutliche Bedingung, wie viel man auch von Amneſtie ſprach, des Königs Einzug wird beſchloſſen, die Fronde iſt zu Ende.

Am 21. October 1652 gegen Abend kam der ernſthafte, ſtattliche Königsjüngling, von Fackelträgern begleitet, nach dem Louvre geritten. Er ritt ein feuriges, graues Roß, er ſaß ſehr gut zu Pferde, und die Pariſer hatten ihre Freude an ſeiner ſchönen Erſcheinung. In der großen Mehrzahl und in aller unbefangenen Theilnahme war der Sinn für Königshaus und Königsmacht noch immer lebhafter als jeder andere.

Es war nun erreicht, Mazarin war fort, aber auf wie lange? Und was ſtand übrigens zu erwarten, da die Gegenſätze innerlich nirgends geknickt waren? Die Gegenſätze waren zu keiner Reife ausgebildet, man konnte ſie noch biegen, wie man die Ruthe biegt. Condé und die Haupt-Frondeurs eilten von dannen, ſie trauten dem Landfrieden nicht. Einige ganz ſtille Tage zogen über Paris; dann beginnt Anna nach Mazarin's Vermächtniß zu handeln: Retz, der bei der Transaction gar freundlich behandelt worden, verſchwindet hinter den Gräben von Vincennes, und Mazarin kommt einfach wieder im Louvre an, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde, er machte die Probe, ob das Wild des Aufruhrs wirklich todt ſei. Es war todt. Umſonſt wird Condé von Spanien aufgenommen und der Unterſtützung verſichert, die Zeit iſt ausgelebt, Paris iſt müde, und der junge König erbt die ganze Erſchlaffung und Niedergeſchlagenheit, die einer wüſten Revolte folgt. Darauf erbaut er ſeinen Deſpotismus. Ludwig XIV. hat keinem Frondeur vergeben, er hat dieſe Jugendeindrücke ſein ganzes Leben hindurch nicht vergeſſen, und doch erſcheint er jetzt und noch einige Jahre gedankenlos.

Um die getrübte Königsmacht rein herzuſtellen, wird 1654 in Rheims Krönung und Salbung veranſtaltet. Wie ſchön nahm er ſich aus im weißen Krönungskleide der ſchöne, junge Fürſt, der ſich ſo wohl zu tragen wußte, wie gefiel er den Franzoſen, welche in dieſem Punkte ſo empfänglich ſind! Die alte Seigneurie der Vaſallen-Herzöge ward beliebig vertreten durch gewählte Edelleute: ein Vendome ſtellte den Herzog von Aquitanien vor, ein Elboeuf den der Normandie, ein Beurnonville den Grafen von Toulouſe — die Welt der Repräſentation kündigt ſich an, wo Alles im Könige beruht. Er bezeichnet, was der Stoff gilt, und das wird der allgemeine Werth deſſelben; er erfindet frei ſchöpferiſch die Symbole für eine alte Macht, die jetzt einen Augenblick dargeſtellt werden ſoll, nicht zum Zeichen alter, ſondern zum Zeichen neuer Macht.

Frühzeitig beginnen übrigens die Verliebtheiten des Königs, und dem Anſcheine nach beſchäftigten ſie ihn allein, ſo lange Mazarin lebt. Das geſunde Naturell in ihm macht alles Geleit der Lebensalter in guter Ordnung durch: der Knabe übt den Körper, der Jüngling geht der Liebſchaft nach, der junge Mann liebt, und iſt unter alle dem ein Mann und Herr geworden, der herrſchen will und kann. Man ſagt, ein Bürgermädchen ſei ſeine erſte Paſſion geweſen, blond, ſchlank und drall, halb ſpaniſch, halb italiſch gekleidet, wie damals in Paris Mode war. Durch den Tuilerien-Garten promenirend hatte er ſie geſehen. Er war ſchüchtern; Anna hatte ihn ſtreng erzogen; aber das ſtark wollende Naturell ſiegte bald: er ſchickte ihr Guiſe nach, der neben ihm promenirte, und ließ ihr ſagen, ſie möchte in eine Seiten-Allee kommen. Schnippiſch wie eine kluge Franzöſin erwiederte ſie: Sagt dem Könige, daß ich die Welt fürchte, wie er ſeine Mutter fürchtet; wenn er mich ſprechen will, ſoll er in die große Allee kommen. — Er ſchickte ihr nach, um ihre Wohnung zu wiſſen — Rue Froidmanteau, hieß es, und nun ritt er oft durch die Rue Froidmanteau, und wagte ſelbſt nächtliche Zuſammenkünfte, um das zierliche Mädchen zu ſehen.

Zu zweit kam eine Ehrendame der Regentin an die Reihe, eine Mademoiſelle de la Mothe. Sie tanzte ſo ſchön, und Ludwig liebte den Tanz ſo ſehr, er figurirte ſo gern in den Ballets! Gemeſſene, graciöſe Bewegung des Körpers wirkte früh wohlthätig auf ihn, all ſeine Anlage ging auf eine wohl gemeſſene Welt der Erſcheinung.

Anna kam hinter dieſe Neigung, und das Ehrenfräulein wurde alsbald entfernt. Neben dieſem edleren Knoſpentriebe entſchädigte er ſich aber bereits ſinnlich mit dem, was er in der Nähe hatte. Da war eine Kammerfrau ſeiner Mutter, eine Madame Beauvais, ſie war einäugig und garſtig, aber ſie war nahe. Merkwürdig! Die erſte Hauptliebe dieſes Königs bildete ſich faſt unabhängig von äußerer Schönheit, wenn auch nicht unabhängig von anmuthiger Erſcheinung des ganzen Weſens, wofür Ludwig immer empfänglicher war als für blendende Schönheit. Die La Vallière war bekanntlich nie ſchön, weder von Antlitz noch von Körper, ſie hatte Pockennarben und hinkte ſogar ein wenig. Die Franzoſen ſagen ihr, für Ludwig erſtaunend, ſogar ein fades Geſicht nach, aber die erſte Liebe ſucht ja nach dem Verſchwimmenden, die ſpätere erſt nach dem Pikanten. Ludwigs letzte Neigung für die ſtrengen, ſtarken Züge, für das feiſte, bleiche Geſicht der Maintenon zeigt indeſſen noch einmal wie die Neigung zur La Vallière und zur eigenſinnigen Montespan, daß ſein Herz ſich überall jenes Unterſcheidende, jenes Individuelle aufſuchte, was ſein Geiſt ſo gefliſſentlich vernichtete. Vor der La Vallière'ſchen Zeit entbrannte er in allerlebhafteſter Neigung für eine der Mancini, und zwar wiederum für die am wenigſten hübſche von Mazarin's Nichten, für eine kleine, dicke Perſon, die aber allerdings vom eigenthümlichſten Weſen war. Sie hatte ſehr viel Geiſt, und plauderte verführeriſch — causer! causer! wie der Franzoſe dieſen Hauptreiz ſeines Lebens nennt. Der junge König dutzte ſich mit ihr, das Verhältniß hatte aber noch ein unbefangenes Anſehen, und Mazarin machte zunächſt nichts daraus. Er regierte allein, Ludwig verhielt ſich noch völlig gedankenlos, und der Cardinal regierte ganz nach jenem Richelieu-Syſteme außen hin, nach jenem freien Syſteme, das dem Bedürfniſſe und nicht einem Principe nachfragt. Es giebt keinen großen Politiker ohne Princip, aber der große Politiker iſt dem Principe nicht unterworfen, er hat noch mehr, er hat noch ſich, während die politiſirende Menge pedantiſch nur vom Principe lebt, weil ſie keine andere Kraft als die Kraft des Princips in ſich fühlt. Der Stuart-Legitimität brachte Mazarin ſo wenig Opfer wie Richelieu, obwol er die traurige Lage dieſer Familie erſchütternd in ſeiner Nähe ſah. Die Witwe des hingerichteten Königs, Henriette von England, Heinrichs IV. Tochter, wohnte während des Fronde-Tumultes im Louvre, und ſie ſoll in der allgemeinen Zerſtörung oft am nöthigſten Lebensbedürfniſſe, ja an Holz und Brot Mangel gehabt haben. Sie war die ſchwarze Caſſandra des Hauſes, tief entſetzt von dem, was ſie in England geſehen, rief ſie der Regentin unaufhörlich zu: gebt nach, gebt nach, eben ſo begann's in London, es endet fürchterlich! — Auch der Prätendent Stuart harrte auf Mazarin's Hilfe. Aber dieſer zog keine Conſequenzen, er konnte keinen Krieg brauchen, er hatte noch mit Spanien zu thun, er brauchte Allianzen — war's Cromwell oder Stuart! Das kümmerte ihn ſo wenig wie Richelieu. Sie waren nicht ſelbſt Könige, ſie waren Regenten durch Talent, ſie ſorgten für Intereſſen, denn das lag nahe, nicht für Grundſätze. Darin ging Ludwig XIV. großartig conſequent über ſie hinaus, als er die Zügel ergriff, denn ſein Stolz ergriff auch allen Umkreis, ſelbſt die geringſte poetiſche Nebenader des abſoluten Monarchismus, er verfolgte die gewaltige Abſicht, ſich perſönlich als ein Princip hinzuſtellen.

Das Verhältniß zwiſchen Ludwig und der Marie Mancini wurde peinlich, als Mazarin weit entfernt war, und für den Friedensabſchluß mit Spanien arbeitete. Es war im Jahre 1659, da er vier Monate in St. Jean de Luz dicht an der ſpaniſchen Grenze wohnte, um den Pyrenäen-Frieden abzuſchließen. Er entfaltete dabei all ſeine Feinheit, und hatte all ſeine Geduld nöthig den ſchwerfälligen, ernſthaften Spaniern gegenüber. Mazarin unterſchied ſich darin von Richelieu, daß die ſcheinbaren Gegenſätze des menſchlichen Weſens, der Ernſt und die Heiterkeit, die ſtrenge Abſicht und die fröhliche Form deutlicher in ihm ausgebildet, und intereſſant durch einander gemiſcht waren. Richelieu war ſtreng ernſthaft in ſeiner ſpäteren Zeit, und er hätte auch keine Grauſamkeit mehr geſcheut, wenn ſie ihm zu irgend was förderlich geweſen wäre; ſein Weſen war in den Staatsmann eingeſteinert. Nicht ſo Mazarin, der in ſich den raſchblütigen italieniſchen Menſchen immer bewahrte, der nach dem Staatsernſte in Lazzis ausbricht über die ſteifen Spanier.

Bei alle dem war er doch in Politik ſtreng und von weiter Abſicht; es iſt eine Verleumdung, ihm nachzuſagen, daß er das Verhältniß des Königs zu ſeiner Nichte begünſtigt habe. Im Gegentheile, er nannte es einen Scandal, er nannte es Tollheit, an eine ſolche Heirat zu denken, wie der König that, eine politiſche Heirat mit Spanien lag ihm über allen Vergleich näher am Herzen als eine Königsheirat für ſeine Familie. Eben da er in St. Jean de Luz war, machte ihm Ludwig mit dieſer Angelegenheit die peinlichſte Sorge. Marie war ſchlau, ſie verſagte ihm Alles, ſie ſtachelte ihn in die heftigſte Leidenſchaftlichkeit, ſie wollte Königin werden. In dieſem Sinne war ſie kaum betrübt, daß ſie ihr Onkel von Paris wegnimmt, und erſt nach La Rochelle, dann nach Bordeaux verweiſt. Sie kennt die Glut des Liebhabers. Dieſer, ſonſt träge für Feder und Arbeit, ſchreibt ihr alle Tage. Umſonſt beſchwört ihn Brief auf Brief Mazarin's, von dieſer Thorheit abzulaſſen, er ſetzt ſich zu Pferde und reitet nach La Rochelle und Bordeaux. Mazarin hat die größte Mühe, einen Exceß zu vermeiden; er appellirt an den jungen Königsſtolz, und veranlaßt ihn, einen Königszug durch die ſüdöſtlichen und ſüdlichen Städte zu machen, damit der Fronde-Eindruck verwiſcht werde. Dieſe Aufforderung trifft einen ſtarken Lebenspunkt Ludwigs. Wir ſehen ihn vor Marſeille, was ein Fronde-Sitz geweſen, eine Rüſtung anlegen, womit er kriegeriſche Strenge bezeichnen will. Er zieht nicht durchs offene Thor, ſondern läßt eine Breiche ſchießen zu ſeinem Einzuge, die ſymboliſche Aeußerung ſeiner Herrſchaft kündigt ſich deutlich an; als man ihm die ringsum geſäeten Baſtiden zeigt, ſagt er kurz: ich will hier auch meine Baſtide haben: zwei Thürme läßt er erbauen, damit der dreiſten Maſſilia ein Zaum angelegt werde. Die monarchiſche Knoſpe zeigt ſich zum erſten Male in Drang und Ausdehnung. In Toulouſe trifft er Mazarin, und läßt ſich, wenn auch noch verliebt, zur Heirat der ſpaniſchen Infantin leiten nach St. Jean de Luz. Als er von Marie Mancini Abſchied nahm, die nun einen Colonna heiraten ging, weinte er. Marie ſagte darauf: Sie lieben mich, Sie weinen, und Sie ſind König! Worte, die ſich ihm tief eingruben.

Mazarin's Werk war mit Frieden und Heirat an den Pyrenäen erfüllt, der junge König hatte eine heftige Kriſis überſtanden, die Selbſtſtändigkeit wachte in ihm auf, als die Lebenskraft des Miniſters in deſſen neunundfünfzigſten Jahre verſiegen ging. Mazarin zog ſich nach Vincennes zurück, um geſündere Luft zu finden, oder zu ſterben. Er ſtarb unter viel Schmerzen, aber äußerſt muthig, und ebenfalls als echt gläubig katholiſcher Chriſt am 9. März 1661.

Das bekannte Bild von Delaroche, wo Mazarin leidend im Bette liegt, die Hofgeſellſchaft in ſeinem Zimmer Karten ſpielt, und einige Damen, dem kranken Manne die Karten zeigend, ihn über ein Spiel befragen, gehört nicht ans Todtenbett von Vincennes. Hier gab es keine Frivolität mehr.

Als die Glocken von Vincennes herüber Mazarin's Tod läuteten und auf dies Signal ſämmtliche Kirchen von Paris einſtimmten, rief König Ludwig das Conſeil zuſammen, und erklärte, daß er keinen Premier-Miniſter mehr wolle, er ſelbſt ſei es künftig.

VI.

Verſailles.

39.

Es iſt im deutſchen Popular-Urtheile durchaus vorherrſchend geworden, von Louis XIV. mit Geringſchätzung zu ſprechen. Man findet es nicht unbegreiflich, daß er in Frankreich Louis le Grand genannt werden konnte, weil man den Franzoſen im Punkte der National-Eitelkeit das Unbegreifliche zutraut.

Aber auch in Frankreich iſt es jetzt ſelten, daß Ludwigs XIV. Größe pſychologiſch aufgeſucht und dargeſtellt werde, der Geſchmack iſt nicht auf dieſe königliche Menſchen-Art gerichtet, denn dieſe Menſchen-Art bildet ſich in einer Zeit nicht aus, die mehr auf Gründe giebt, als auf Thaten, mehr auf Entwicklung als auf Erſcheinung, mehr auf Zweckmäßigkeit als auf Schönheit, mehr auf Recht als auf Größe. Der Geſchmack iſt ferner durch eine halbe Aehnlichkeit verleidet, die ſich Louis Philipp mit Louis-Quatorze nachſagen läßt. Jede halbe Aehnlichkeit iſt wenigſtens eine halbe Lüge. Für den Beſitz der Krone iſt es dem Könige Louis Philipp ein Glück, daß jene Aehnlichkeit mehr als eine halbe Lüge iſt, denn als eine Wiederholung Ludwigs XIV. würde er unfehlbar den Thron verlieren. Daß er wie dieſer gern baut und regiert iſt ein ſehr äußerliches Begegnen. Louis Philipp iſt mächtig durch ein Enſemble von Klugheitsgaben, Ludwig XIV. wurde groß durch eine maſſive Kraft des Charakters. Dies liegt zwiſchen ihm und einer Gunſt der Gegenwart. Er ſchuf aus der beiden Cardinäle Erbſchaft durch willensſtarkes Naturell eine unerwartet einige, das iſt poetiſche Welt. Sie konnte nicht lange beſtehen, da ſie nicht Ergebniß organiſcher Keime war, ſondern Ergebniß perſönlicher Machtwirkung. Deshalb bleibt ſie dem jetzigen Beſchauer nur groß, wenn ſie dieſer wie Fresco-Malerei von einem wohl gewählten fernen Standpunkte anſieht, oder wenn er ſich die enorme Thatenmaſſe aufzählt, ſtatt nach mannigfaltigen Principien umzuſchauen. Das Mächtigſte in der politiſchen Welt iſt ſelten mannigfaltig: denn der Erfolg in Thaten braucht ſcharfen, nicht breiten Drang. Iſt nicht ſelbſt Napoleons Gedankenkreis mit wenig Worten zu umſchreiben? Aber keine Combination ſchreibt die geheimnißvolle Macht eines Naturells aus. So wird das karg im Umfange auftretende Gedicht mächtiger als der reichlich raiſonnirende Foliant. Ludwig XIV. wird nicht erfunden, wenn man ausgeht nach der Schärfe oder Größe ſeines Geiſtes, oder nach dem Reichthume ſeiner Talente. Er war ein geiſtvoller Mann, aber er war nicht voll von Geiſt, es gab tauſend Leute ſeiner Zeit, die viel geiſtreicher waren als er. Er hatte nicht viel Talente, aber er hatte Talent. Beſonders das Talent der Wahl, das ſo unbedeutend benannt iſt, das bei aller Kunſt ſo ordinär Geſchmack heißt, und das für einen Herrſcher das Gedeihen aller Herrſchaft in ſich begreift.

Mit alle dem findet man ihn nicht aus, mit alle dem entſteht kein Louis-Quatorze. Das von Göthe eingeführte Wort hilft vielleicht am Beſten das Räthſel löſen: er war eine Natur.

Dreiundzwanzig Jahre zählte er, da er ſeine eigene Regierung begann. Er war nicht eben groß aber wohl gewachſen; jedenfalls wäre er gern größer geweſen, und trug deshalb die bekannten rothen Abſätze. Noch waren die Perrücken, dieſe artige Beihilfe majeſtätiſchen Ausſehens, nicht eingeführt, ſein braunes Haar wallte ihm lang auf die Schultern, um ein edles, ernſtes Antlitz. Er ſprach langſam und accentuirt. Obwol lebhaft zeigte er ſich doch gefliſſentlich langſam und beſonnen, hatte viel Faſſung, ſagte ſelten Hartes und nie etwas Rohes. In dieſer gebildeten Bedingtheit ruhten ihm doch volle Entſchlüſſe, und raſch und ganz ſtiegen ſie ihm auf, wenn die Gelegenheit erſchien. Er war nicht ohne Scharfſinn, hielt ſich aber für unendlich hoch und klug, und nahm keine Rathſchläge an. Geſellſchaftliche Formen, natürliche Gefühle reſpectirte er ſtreng, auch wo ſie ihm eine Laſt waren. Die Regentin Anna, ſeine Mutter, in der letzten Zeit annullirt, behandelte er mit formeller Hochachtung, obwol er ſie nicht weiter liebte und von irgend einem Einmiſchen in die Herrſchaft nicht das Geringſte duldete. Sie hatte ſich wieder in ihr altes Pariſer Exil, ins Val de Grace, zurückgezogen und pflegte Roſen und Tulpen. Sie und die neue Infantin Marie Thereſe, die ungeliebte Frau des Königs, tröſteten ſich gegenſeitig. —

Bevor wir in das Innere ſeines Cabinets eintreten, den hundert Ordonnanzen nachgehen, wodurch alle großen Adminiſtrativ-Einrichtungen des modernen Frankreich entſtanden ſind, vergegenwärtigen wir uns den ganzen Umkreis der Welt, in welcher, mit welcher, trotz welcher er deſpotiſch regierte, welche er niederhielt bis an ſeinen ſpäten Tod, welche theilweiſe von ihm ſelbſt geleitet wurde, und welche doch ſo breit und reich ſeine Ludwigs-Welt überwucherte, daß nach Verlauf von hundert Jahren das grandioſe Regiment von Verſailles ſelbſt in der Geſchichte für ein thörichtes Mogulthum ausgegeben werden konnte. Es war dies ein Sieg des Gegenſatzes, und das todte Beruhen darauf im Schildern ein Irrthum der Geſchichtsſchreibung. Neuere Zeit hat denn auch das Herculanum und Pompeji der Ludwigs-Zeit wieder ausgegraben, es hat wenigſtens den Anſchein gehabt, als grübe man. Man hatte nur die Augen zu öffnen: die königliche Landſtraße, auf der man hinrollte, die größten Manufacturen Frankreichs, die Canäle, die Häfen, die genaue Landeskenntniß in den Bureaux, dies ganze Netz der Bureaukratie, der regelmäßige Griff und Tact durch Militär und alle Verwaltung, die ganze imponirende Einheit Frankreichs, verherrlicht durch Paläſte und Monumente, wo iſt dies Alles her? Alles aus der Ludwigs-Zeit. Die ganze Wohnung des Staates Frankreich iſt aus ihr verblieben, wie ſehr man geändert, genial geändert hat. Die zweite

Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts hat im Inſtituiren nicht weniger Genie gezeigt, als der Schluß des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten im Reformiren.

Folgenderweiſe gruppirten ſich die Beſtandtheile damaliger Zeit, denen allen ein und derſelbe Ausgang vorbehalten blieb, der Ausdruck durch die Schrift. Der literariſche Ausdruck wurde für alle der Seelenausdruck; denn mit der That. der Factionen war es zu Ende; was durchaus handeln wollte, mußte auswandern und ſich dem nördlichen Auslande anſchließen. Dies Ausland repräſentirte den Gegenſatz Ludwigs, wie es ſpäter den Gegenſatz der Revolution bildete. Es gab Emigranten-Schaaren am Schluſſe des ſiebzehnten wie am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts, jene gegen, dieſe für ein abſolutes Königthum.

Der Adel, der erſt noch ſo frondirt hatte, das Parlament desgleichen, ſie wurden am völligſten unterworfen. Der Parlamentarier mit allem Machtanſpruche brüsk zurückgeſchleudert durch den deſpotiſchen König, zog ſich in ſeine Studirſtube, arbeitete nun tief innerlich den Rechtsprincipien nach, als ob er ein Deutſcher geworden ſei, oder ſchloß ſich an Letellier, Ludwigs ergebenen, wohl geſchulten Miniſter, welcher nach Mazarin das Detail weiter führen durfte, welcher ſeinen älteſten Sohn Louvois, bald das moderne Muſter eines Kriegs-Miniſters, herbeiführte, welcher die Geſetzbücher ſammelte und ordnete. So bildete ſich die parlamentariſche Welt entweder ebenfalls zu verwaltender Präciſion weiter, oder ſie bereitete jenen innerlichen Reformſinn vor, welcher am Ende der Ludwigszeit in Montesquieu geiſtreich und maßvoll erſchien, und ſpäter die mächtige Rechts-Speculation der Generalſtaaten, Aſſembléen und Conſtitutions-Erfindungen leitete.

Der Adel, einer poetiſchen Welt durch Gewohnheit zugethan, ließ ſich von dem Glanze einer neuen Welt am leichteſten blenden, er vertauſchte das Kriegskleid mit dem ſeidenen Hofkleide, die freie Pairs-Würde mit der Hof-Charge, die freie Kriegsführung mit der einregimentirten, die Luſt des unabhängigen Ruhmes mit dem Reize der vom Könige geſpendeten Auszeichnung. Er verließ ſein freies Herrenſchloß, um den geſelligen Hofzauber von Verſailles zu genießen, er ruinirte ſein Vermögen, um in all der Feſtespracht ſich noch auszuzeichnen, er bedurfte deshalb bald ökonomiſch jener Gnade, mit welcher er eben noch poetiſch geſpielt, er verfiel der Krone, die er erſt noch ſo übermüthig bekämpft hatte. Und der Zukunftsweg, der literariſche, ward ihm zunächſt kein beſonderer Troſt, als daß er ihm mehr und mehr das leichte Unabhängigkeitsſpiel in den Memoiren lockend machte: die bürgerliche, oder was in Frankreich ziemlich daſſelbe, die klein-adelige Welt lieferte alle Schöpferrolle in der Literatur, lieferte die Corneille, Molière, Racine, Boileau im Bereiche der ſchönen Kunſt, die Pascal, Arnauld, Nicole in der theologiſch-moraliſchen Controverſe, die Fléchier, Boſſuet, Maſſillon, Bourdaloue in der geiſtlich oratoriſchen Kunſt, die Descartes, Gaſſendi, Mallebranche in der philoſophiſchen, die Jurieu, Bayle in der theologiſch-politiſchen und der philoſophiſch-politiſchen Wiſſenſchaft. Umſonſt ſucht man da Namen der alten Nobleſſe. Die Memoiren Saint-Simons, Dangeau's, des Marquis de Sourches, der Créqui, eine Aehrenleſe nachdem die Erntezeit vorüber, gaben doch nur Stoff für Converſation des Adels, aber nicht für eine Zukunft deſſelben. Eben ſo die ſpät gedruckten Briefe der Sevigné, der bekehrten Frondeuſe, die ſo amuſant ihrer Tochter all die kleinen Hofgeſchichten ſchreibt, die im Ausdruck, in Mutterliebe, in Auffaſſung ſo lieblich geiſtreich, ſo geſittet, und die doch mit all dieſen Vorzügen die neue literariſche Kunſt ſo wenig erkennt, und Racine gering ſchätzt.

Die Territorial-Macht des Adels war auch darin zurückgegangen, daß in Folge billiger Gedanken der Bauer ſchon im Weſentlichen frei gegeben wurde. Im Norden, wo die alten Coutumes, die hundertfachen galten, hatte ſich doch mit Ausnahme des Jagdverhältniſſes ein billiges Verhältniß errichtet. Im Süden, wo römiſches Recht von früh auf vorherrſchte, war von früh auf die Adelsmacht beſchränkter geweſen. Der Adel zahlte auch jetzt allerdings noch keine Steuern, aber die Kriegsverpflichtung blieb ihm auch unter Louvois' Militär-Einrichtung — als dieſes Steuern mit dem Leibe zu Ende ging, und der Adel demungeachtet nicht beſteuert ſein wollte, da mußte er dergeſtalt in Unrecht und Haß kommen, wie ſich das in Frankreich gezeigt hat.

Der Hugenott, welcher in der Fronde paſſiv geblieben, theils weil er von Richelieu zu tief niedergebeugt, theils weil er ohne Intereſſe für einen von allem Glaubensprincip entkleideten Kampf war, nahm ſeine Stellung während der Ludwigs-Zeit im Auslande, namentlich in Holland. Erſt finden ſich nur die Häupter da, wie Jurieu, der eine bewegende Hand Wilhelms von Oranien wurde, dann nach der Revocation des Nanteſer Edicts zogen ſie ſich ſchaarenweiſe in die nördlichen Länder, in die Oppoſitions-Länder Ludwigs, deren Mittelpunkt Holland. Dieſe entſchiedene, republikaniſch-conſtitutionelle Oppoſition hat ſeinem abſoluten Sinne die bitterſten Stunden gemacht, der holländiſche Merkur, dies Journal ſeiner Feinde, hat ihm oft in der Pracht von Verſailles das ſtolze Herz zu ſchmerzlichſtem Zorne entzündet.

Verborgener lag die Oppoſition gegen ihn in der philoſophiſchen und theologiſchen Welt des ſich aufklärenden katholiſchen Frankreich. Einerſeits von Descartes und Gaſſendi ging ſie unſcheinbar in auflöſende Tendenzen über, andererſeits ſchien ſie im Port royal zuſammenziehend, moraliſch ſtreng dem königlichen Abſolutismus genehm, und er bediente ſich ihrer auch gegen Rom. Aber mit dem Janſenismus vereinigt wurde ſie der Ludwigs-Welt widerwärtig, und der Abſolutismus verfehmte den Janſenismus. Er ſchloß ſich dabei an das aufgeklärte Jeſuitenthum, ohne zu gewahren, oder ohne hindern zu können, daß deſſen der Zeit nachgehende Theorie in ihrer Conſequenz mit dem liberalſten Staatsweſen zuſammentraf.

So ſehen wir alles Gedanken-Princip dem Ludwigs-Abſolutismus abgewendet, und können ermeſſen, welch eine ſtarke Hand nöthig war, damit die neue Königsmacht dennoch hoch erhalten, und gegen das feindliche ganze Europa mächtig erhalten wurde.

Die Philoſophie des Descartes, den eine bretoniſche Mutter in Tours geboren, war bei weitem nicht ſo eingedrungen in Frankreich, wie man dies von dem damals bedeutendſten philoſophiſchen Syſteme erwarten ſollte, und wie dies nach dem germaniſchen Auslande hin ſpäter auch eintrat. Was ſo ſubtil in philoſophiſch-mathematiſche Anfänge zurückgeht, das iſt dem Franzoſen unleidlich, das widerſtrebt ſeinem bon sens noch heute. Voltaire erzählt, daß der bretoniſche Parlaments-Rath des Cartes, ein Bruder des Philoſophen, geäußert habe, es ſei unſchicklich für das Glied einer Parlaments-Familie, ſolch unnützen Kram zu ſchreiben. Voltaire übrigens, dem Popular-Philoſophiren, dem überraſchenden Antitheſenthume hingegeben, und ein ſubtil-philoſophiſches Syſtem im Grunde eben ſo haſſend wie eine ſpirituelle Religion, ſpricht mit einer Geringſchätzung von Carteſius, welche der Geringſchätzung des Herrn Bruders Parlaments-Rath nicht weit nachſteht. Gaſſendi, der ſenſualiſtiſche Philoſoph, iſt ihm um der epikuräiſchen Richtung willen viel bedeutender und lieber. Von ihm ſtammen die Bachaumont, die Chapelle, Chaulieu, Bernier, La Fare, und es gleitet durch ſolche Hände der Gaſſendi'ſche Senſualismus in die geſchickteren Hände der Encyklopädiſten, die ſo verwegen auf die Ludwigs-Zeit zurückblitzten. Einzelner Carteſiſche Gedanke iſt wol auch in den feineren Katholizismus gefallen, der Ludwigs gallicaniſcher Trennung von Rom zu Hilfe kam, dafür iſt aber der Janſenismus, der ſich in den Port royal einniſtete, unvergleichlich wirkſamer geworden. Es war dieſer aus den Niederlanden ſtammende Janſenismus etwas dem Franzoſenthume durchaus nicht Angemeſſenes, aber die Miſchungen, durch welche eine Geſchichtsphaſe geſchieden wird, bilden ſich oft aus widerſtrebenden Elementen, bewirken den Scheidungsproceß, und entweichen, als ob ſie niemals wirkſam geweſen wären. Der Janſenismus war ein puritaniſcher Verſuch, eine ſpiritualiſtiſche halbe Reform, ein katholiſches Quäkerthum. Hugenottiſcher, parlamentariſcher Frondeſtoff kräuſelte ſich zuſammen, den Reformideen des Janſenismus entgegen. Der ganz zeitgemäße Proſa-Trieb, das Allgemeine, das Unbedingte zu zerſplittern, weil es kein Glaubensleben mehr in ſich trug, dies war der Grund und Boden einer halbwüchſigen Reform, die ein juste milieu einſchlagen wollte zwiſchen Calvin und dem Papſte. Miſchungen der Autorität hervorzubringen war beliebt ſeit dem erwachten Parlamentarismus; das Individuum frei zu machen war beliebt ſeit der Reformation. Die Politik war jetzt durch einen ſtarken Abſolutismus geſperrt, vielleicht iſt etwas zu thun im verdeckteren Religions-Terrain! Der erweckte Geiſt will ſich befriedigen, und ſo wird er unter Ludwig auf theologiſch-philoſophiſchem Boden ganz unfranzöſiſch thätig. Als es ſich dann ums Reſultat fragte, konnte als entſinnlichte Welt der Janſenismus ſo wenig wie das Hugenottenthum in Frankreich heimiſch bleiben. Der Franzoſe iſt Fleiſch und Blut, der ſich ſein ſenſualiſtiſches Princip auf die Länge nimmer nehmen läßt. Der Janſeniſt verwarf den freien Willen, und ſtellte die Gnade, die Gnade Gottes perſönlich für jede Perſon, obenan. Was wäre das für Franzoſen, für eine politiſche Nation, welche im freien Willen nach aller Bedeutung lebt und webt! Wo bleibt die Handlung und deren Werth? Die Gnaden-Theorie erlebten ſie zu ihrem Kopfſchütteln eben in der Politik. — Der Janſeniſt erklärte allen modernen Fortſchritt für Sünde, Handel auf Gewinn, Leihen auf Zins, aller Luxus, aller Glanz, aller Kunſtreiz war ihm ein Greuel — wie konnte dies dauern bei einer Nation, deren Seele in ſtets moderner Bewegung, deren Blut in heiterem, gefälligen Scheine und Schimmer ſpringt! Die düſtern Leute des Port royal, die Pascal und Arnauld und Aehnliche, die ſich mehr oder minder mit dem Janſenismus betheiligten, ſie konnten eine Zeitlang mit ihren ſtrengen Formen imponiren, namentlich einem überluxurioſen Gouvernement gegenüber, das ſchrecklich viel Steuern koſtete, aber wie lange? Das überluxurioſe Gouvernement ſelbſt war viel nationaler. Wie heftig wir von Zeit zu Zeit die puritaniſchen Herzenspunkte in Frankreich auftreten ſehen, ſelbſt in der ſo ſehr modificirten Weiſe Rouſſeau's und Rouſſeau'ſcher Folge in der Revolution, in den

Robespierre, St. Juſt, ſie greifen als ungewöhnliche Dogmenwelt immer am harſcheſten ein, eilen aber am ſchnellſten vorüber, es folgt ein menſchlich Barras-Directorium, und die Talleyrand'ſche Macht überlebt eine ſo furchtbare Welt der Begriffstugend. Thiers, die moderne Fortſetzung Talleyrand's, wird aus denſelben Gründen viel länger mächtig und viel mächtiger bleiben als Guizot von der puritaniſchen rechten und Barrot von der abſtrakten linken Seite.

Man hielt ſich alſo nach einiger Zeit viel lieber an die geiſtreichen Jeſuiten, die dem Fortſchritte neben der alten Kirche ſo geſchickt zu huldigen, Kirche und Sinnenwelt, Religion und Luxus ſo fein, ja poetiſch zu verbinden wußten, und unter denen es Marianas gab, in denen der lockendſte Demokratismus dem politiſchen Ideale ſchmeichelte. Dieſer Orden hat doch wie eine unmittelbare hiſtoriſche Stimme in Europa die feinen Uebergänge zu Wege gebracht: bei uns die Reformation aufgehalten, und den Katholizismus innerlichſt durch Geiſt moderner Conceſſion gleichzeitig aufgelöſt; in Frankreich den Janſenismus getödtet und gleichzeitig den weltlichen Abſolutismus vergiftet. Letzteres war ja in Frankreich für alle ſelbſtſtändigen Geiſter das Erwünſchte. Der Menſch ſehnt ſich immer nach den Gegenſätzen, und Ludwigs Deſpotismus, der den Franz- und Richelieu-Gedanken zur höchſten Höhe ſteigerte, arbeitete im Innern der Geiſter nach lauter demokratiſchen Idealen hin. Alles bildet ſich in der Welt, um bei ſeiner Ausbildung dem folgenden Wechſel vorgearbeitet zu haben. Und that's nicht Ludwig, indem er alle Rivalen der Kronmacht erdrückte, und Alles gleichmäßig niederbeugte vor dem Throne? So ward das Niedergebeugte eine nivellirte große Macht, die Krone ward vollkommen einſam, nur auf das Genie des Inhabers angewieſen, rettungslos verloren, wenn dieſem Inhaber das perſönliche Genie fehlte.

Die jeſuitiſche Schule damaliger Zeit gruppirte ſich beſonders um fünf Namen: um Sanchez, Molina, Suarez, Escobar und Lemoine. Nur Letzterer war Franzoſe, die andern ſchrieben in Spanien und Belgien, aber ihre Schriften erlebten außerordentlich viel Auflagen, wurden getreulich überſetzt, und gingen vollkommen in franzöſiſche Adern über. Er iſt Moliniſt! zum Beiſpiele war ein Stichwort zu Ludwigs Zeit. Molina trachtete, Vorſehung und freien Willen in Harmonie zu bringen, Sanchez ſchreibt geiſtvoll politiſch über die Rechtsverhältniſſe, und durchdringt die Ehe nach allen Seiten; Suarez ſpeculirt über die Geſetze im Staate; Escobar ſucht das Chriſtenthum mit der Sinnenwelt auszuſöhnen. Bei ihm hört es auf, ein abſtracter Spiritualismus zu ſein, der nur auf eine künftige Welt verweiſt, die Leidenſchaften erhalten eine geſetzmäßige Stelle, er ſucht Principien des Wohllebens im Großen, von ihm datirt ein großer Theil ſpäterer National-Oekonomie, er geht in die modernſten Fragen ein, er rechtfertigt die der alten Moral bedenklichen Fortſchritte des Handelsverkehrs, er weiß dem Duell eine leidliche Seite abzugewinnen, und endigt politiſch in Gleichheit der Rechte. Wie unermeßlich wichtig wurde dergleichen für Frankreich! Nach aller Reformations-Seite wurde die theologiſch-ſtaatliche Speculation unterdrückt, und von katholiſcher Seite drang ſie alſo in geiſtreicher Wendung herein. Lemoine iſt der poetiſche Literat dieſer Schule, beliebt in Frankreich als Père Lemoine. Er hatte eine verführeriſche Einbildungskraft, dieſer Jeſuit! ruft Voltaire aus. Ja, er bekämpft ſogar ſtreng den Spiritualismus im Chriſtenthume: Ihr habt keine Augen, ruft er den Puritanern zu, für die Schönheit der Natur und Kunſt! Wenn der Feſttag kommt, geht Ihr zu den Todten, eine Höhle iſt Euch lieber als ein Palaſt, Ruhm, Ehre und Unehre ſind Euch nichts, Ihr ſeid ſteinerne Statuen, ein ſchönes Weib iſt Euch ein Geſpenſt, Ihr ſeid Phariſäer! Wer hat denn die Tugend geſehen, wer hat denn geſagt, daß ſie nur rauh und garſtig ausſehe?

Wie nahm ſich daneben für den ſinnenheitern Franzoſen der Janſenismus aus? Corneille Otto, bekannt unter dem Namen Janſenius, hatte von alle dem das Gegentheil gelehrt. Aber er hatte ſich von der Kirche geſondert, das lockte doch den verwegenen

Oppoſitions-Geiſt des Franzoſen. Des Franzoſen Sinn für Auszeichnung fand wol auch den Seelenreiz der Abſtinenz, und Pascal, der ſinnende, ſtürzte ſich mit aller Kraft hinein, Boileau, kalt von Hauſe aus, trat hinzu, Racine, im Port royal erzogen, trat an ſeiner Lebensneige, als ihn Verzweiflung über einen ungnädigen Blick des Königs ergriff, wieder zurück zu dieſer ſtrengen Richtung; aber all dieſe Talente konnten der Richtung keinen auch nur ſcheinbaren Sieg erringen. Der Kampf hat an die zweitauſend Bände hervorgebracht, die dem Wißbegierigen auf der königlichen Bibliothek zu Gebote ſtehen. Das Geiſtreichſte von puritaniſcher Seite ſind Pascal's „Lettres provinciales", worin er mit ſeinem nervigen Worte die Jeſuiten-Theorie bitterlich hernimmt, ihnen das Accomodiren vorwirft, den Mangel an Faſten, den Mangel an Geißeln, den Ueberſchwang, welcher dem Herzen geſtattet werde.

40.

Solchem Hintergrunde ſeiner Herrſchaft wuchs Ludwig ſorglos und zuverſichtlich entgegen. Sorglos, denn er war kein Gelehrter, er war kein Philoſoph, aber er ward bald aufmerkſam, er ließ ſich vortragen, er wußte zu hören, er hatte den ſcharfen Sinn des Talentes, das Freund und Feind auf viele Jahre voraus wittert. Zuverſichtlich, denn er glaubte im vollen Umfange an ſich und ſeine Beſtimmung. Wagte er es nicht von vornherein ſich des wirklich genialen Miniſters, den er vorfand, zu entledigen? Was mußte Fouquet, der erfinderiſche Kopf, einem jungen Könige ſein, der erfinderiſch regieren wollte! Man ſagt, die meiſten großen Pläne der Ludwigs-Zeit, alle Pläne Colbert's ſeien von Fouquet geweſen. Abzurechnen iſt nun wohl, daß Fouquet ein Liebling der gemäßigten Adels-Frondeurs war, und durch das Unrecht, das er erlitt, noch mehr wurde, daß alſo viel zu ſeinen

Gunſten aufgeputzt ſein mag. Frau v. Sevigné geht nie mit der Feder an ſeinem Namen vorüber, ohne ein freundlich Beiwort, wenigſtens „le pauvre“ auszugeben. Ich weiß nicht, ob es eine der vielen Klatſchereien des Memoirenthums iſt, daß Fouquet ein frevles Auge auf die La Vallière geworfen, und ihr große Geldſummen angeboten habe. Das ſieht wol dem verwegenen Gelüſte, dem alten Baronenſtolze ähnlich, der zu eigenem Genüge König ſpielen will, weil er will, nicht weil ihm die La Vallière gefällt. Fouquet war über die Maßen luxuriös; ſein Schloß Vaux bei Mélun hatte achtzehn Millionen gekoſtet, es war viel prächtiger gehalten als Fontainebleau und St. Germain, der junge Le Notre hatte ſich an den Gärten verſucht, der junge Lebrun hatte gemalt, königliches Mäcenatenthum war darin zu Hauſe: Lafontaine und Boileau hatten dort ein Aſyl, und im Sommer 1661 gab Fouquet dort dem Könige ein Feſt, das alles bisher Geſehene übertraf. Der junge König war ernſthaft, blieb oft vor dem überall angebrachten Wappen Fouquet's ſtehen, einem Eichhörnchen mit der Deviſe: „quo non ascendam — wohin könnte ich mich nicht aufſchwingen?“ aß guten Appetites und ließ ſich freundlichen Angeſichts in eine Fichten-Allee vor ein Theater führen. Man gab ein Molière'ſches Stück, der König war entzückt darüber, ſagte dem Verfaſſer Artigkeiten, und zeigte ihm einen Jagdultra zu neuer Luſtſpiel-Copie. Er betrachtete noch das Feuerwerk, und als er in der Nacht hinüberfuhr nach Fontainebleau, lud er noch am Wagen Fouquet zur Hofreiſe nach der Bretagne ein. Und bei alle dem hatte der noch ganz junge König Fouquet's, ſeines genialen Miniſters Untergang unwiderruflich beſchloſſen. Hätte ihm Colbert an jenem Abende in Vaux wirklich eine Eiferſucht erweckende Notiz mitgetheilt, wie es heißt, ſo verlöre allerdings die furchtbare Härte gegen den Miniſter an ihrer Höhe eines Herrſch-Princips. Und Colbert ward allerdings Fouquet's Nachfolger, und hatte die Gewandtheit, alle die großen Pläne dem Könige vorzulegen, als ob ſie von ihm, dem Könige ſelbſt, ausgingen.

Fouquet wurde einige Tage nach dem Feſte von Vaux in Nantes verhaftet, nach Angers, nach Vincennes, nach der Baſtille gebracht. Eine Parlaments-Kammer von Colbert's Freunden zuſammengeſetzt inſtruirte drei Jahre an dem Proceſſe, und alsdann ward Fouquet zum Exil verurtheilt. Ludwig war ſehr grimmig über dieſe geringe Strafe, und ſteigerte ſie auf ewiges, ſchweres Gefängniß. Es iſt bekannt, daß Jacob le Bibliophile die eiſerne Maske für Fouquet hält, ohne mit dieſer Anſicht Proſelyten zu machen.

So widerwärtige Einblicke in einen deſpotiſchen Beginn ſollen nicht vergeſſen ſein, wenn man übrigens die Größe freier Schöpfung anerkennen will. Die frevle Behandlung alles perſönlichen Rechtsſchutzes hat der franzöſiſche Deſpotismus immer mit ſich geführt, wie die Eumenide ſelbſt. Umſonſt bat die La Vallière, umſonſt bat Lafontaine in Verſen. Ludwig war unerbittlich. Der Anblick von Vaux hatte ihn erregt; auch dazu daß er ein eigen, großartig Luſtſchloß haben wollte. St. Germain war ihm verleidet durch die ſchmähliche Erinnerung, Paris haßte er, und Fontainebleau war nicht ſein Werk, er wollte ein eigen Werk bewohnen. Seine Liebſchaft mit der La Vallière war noch friſch und geheim, auf ſeines Vaters kleinem Jagdſchloſſe von Verſailles hatte er oft das Rendezvous mit ihr, dort auf den Waldhügeln ſollte die Geliebte ihres Herrn Zauberwerk aufſteigen ſehen.

Weſtlich von Paris, wo man jetzt bei Sèvres und Saint Cloud über die Seine geht und den Flußhügel aufwärts ſteigt bis in Waldhöhen und Waldgründe, zwei gute Stunden von Paris, hatte es ſchon zu Hugo Capet's Zeit einige Wohnungen gegeben, und von einer Capelle des heiligen Julian hatte eine Abendglocke durch den tiefen Wald geklungen. Ein Donjon war da, und der Name des Ritters hieß: Hugo de Verſaliis. Die Geiſtlichkeit hatte ſpäter hier eine Abtei gefunden, aber unter Carl IX. ſchloß ſich der Seigneur von Verſailles, Martial de Léoménie, an die Hugenotten und an den Bearner. Heinrich jagte damals mit ſeinem Feunde Léoménie oft den Hirſch in dieſen

Wäldern, und man hielt die Jagd für einen Vorwand, um im alten Donjon über die Zukunft der Hugenotten zu berathſchlagen. Die Bourbons hatten alſo, merkwürdig genug, frühzeitig einen Bezug zu Verſailles. Der durchtriebene Gondi, Marſchall Retz, war lüſtern nach dieſen Wäldern, und in der Bartholomäus-Nacht läßt er ſich zum Preiſe der Lebensrettung Verſailles von Léoménie verſchreiben. Dieſer wird trotzdem ins Gefängniß geſchleppt, und erſtochen. Vier Tage feiert allda Marſchall Retz als Seigneur von Verſailles das Feſt des heiligen Julian.

Ludwig XIII., von St. Germain aus jagend, vertiefte ſich melancholiſchen Sinnes mit Vorliebe in die Wälder nach dieſer Seite, und oft überraſchte ihn der Abend auf der Höhe von Satory, dicht bei dem heutigen Verſailles, wo jetzt die Pferderennen gefeiert werden. Der traurige König ſaß dort gern — ringsum waren Wälder, bei Sèvres gab's noch keine Brücke, welche zudringliche Weltmenſchen mit politiſcher Klage herbeigeführt hätte, nur zuweilen ward auf Waldwegen ein Trupp normanniſcher Ochſen gen Paris vorbeigetrieben. Von dieſem königlichen Lieblingshügel ſah eine Windmühle auf die Seigneurie von Verſailles hinab, die im Thale lag, wie jetzt Verſailles. Dort übernachtete der König oft, um des andern Morgens ſogleich weiter zu jagen, dort ließ er einen Jagd-Pavillon bauen, und begnügte ſich mit ihm drei Jahre lang. Im Jahre 1627 kaufte er das Grundſtück und baute im beſcheidenen feſten Geſchmacke ſeiner Zeit ein Jagdſchloß: Richelieu ließ Gräben darum ziehen, um ſeinen Herrn zu ſchützen, der alte Donjon ward ebenfalls gekauft und raſirt. Dies iſt das Schloß, wo la journée des dupes endigte, und das jetzt noch, wenn auch von Flügeln eingefaßt, die Schloß-Façade nach der Stadtſeite bildet. Wie Manſard auch bat, Ludwig XIV. ließ dies Haus kleineren, anderen Geſchmacks nicht vertilgen, vielleicht aus Theilnahme an geſchichtlicher Entſtehung. Er füllte die Gräben aus, ſo daß der jetzige breite Zugang hügelauf von der Stadt aus entſtand, und legte ſein Hauptſchloß auf der Rückſeite an, gen Sonnenuntergang, zuſammenhängend mit dem alten Jagdſchloſſe, und doch von dem großen Garten-Plateau aus eine eigene, mit langliniger, großartiger Façade imponirende Schloßwelt. Dieſe prächtige Linie iſt innen der eine, prachtvolle Thronſaal. Für ſich ſelbſt aber wählte er zum Schlafzimmer den mittelſten Raum des alten Jagdſchloſſes, die Mitte der Stadt-Façade, ſo daß die Sonne früh zuerſt in ſein Zimmer kam, und ihn am ſpäteſten verließ, wenn er Abends auf der Rückſeite König war in ſeinem blitzenden Thronſaale.

Der ungeheuere Bau hat natürlich lange gedauert, und wir müſſen noch darauf zurückkommen. Er begann ihn bald zu Anfange ſeiner Regierung, und die zärtlichſte Neigung ſeines Lebens, die für die La Vallière war dabei thätig. Den Berichten nach wäre dieſe Neigung Ludwigs zur La Vallière aus geſchmeichelter Eitelkeit entſprungen. Einige ſagen, er habe das Geſchwätz von vier Hofdamen behorcht, von denen die eine, die La Vallière, mit Entzücken von ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit geſprochen. Andere geſtehen ebenfalls, daß er ſie vorher weder ausgezeichnet noch bemerkt, bis ihm der Herzog von Roquelaure von ihr erzählt habe. „Ich wollte, er wäre kein großer Monarch“ war ihre Aeußerung geweſen. Sie hatte rothblondes Haar, offenbar eine Schönheit, wenn die Convenienz unſeres Geſchmacks nicht dagegen übereingekommen wäre, und braune lebhafte Augen. Ihr großer Mund zeigte breite, weiße Zähne, ihr Körper war reizlos. Vorherrſchend durch Frankreich iſt noch heute bei den Frauen eine volle gewölbte Büſte, und ein unangenehm, weil rund geformter Rücken. Hals und Oberbruſt, was der Franzoſe am Weibe la gorge nennt, iſt meiſt von großer Schönheit. Auch dies beſaß die La Vallière nicht. Alles war erſtaunt über dieſe Neigung des Königs, Alles ſetzte ſich dagegen. Grund genug für Ludwig, entſchloſſen darauf zu beſtehen. „Ich habe nur ein Bett mit Ihnen, ſagte er zur unbedeutenden Königin, was können Sie mehr von mir verlangen?“ Die La Vallière — ſchüchtern oder coquett? — floh vor den Anfeindungen ins Kloſter Chaillot. So wie dies Ludwig hört, ſprengt er im Galopp allein nach dem Kloſter, holt ſie, führt ſie zu ſeiner Mutter, und befiehlt, Sorge für ſie tragen, ſie ſei ihm theurer als ſein Leben. Ungeſtüm äußert ſich jetzt die aufgereizte Liebe: als Anna Vorſtellungen macht, ſagt er, gegen ſonſtige Gewohnheit, im Beiſein der Hofleute: Man hat gut Tugend predigen, wenn man auf dem Rückzuge iſt!

Er macht die Geliebte zur Herzogin von Beaufort, und iſt außer ſich vor Freude, als ſie ſchwanger. Er hilft ſelbſt bei der Entbindung, und die Kreißende, welche ſich an ihn hängt, reißt ihm einen engliſchen Spitzenkragen von zehntauſend Thalern entzwei. Sie iſt todt! ruft man unbedachtſam. Ludwig bricht in heftiges Schluchzen und in die Worte aus: Gebt ſie mir wieder, und nehmt Alles, was ich habe! —Aber ſie genas von einer Tochter, die er Mademoiſelle de Blois nennt. Mit zärtlicher und ſtärkſter Vorliebe liebte er ſeine natürlichen Kinder. Es beginnen nun die großen Feſte zu Ehren der Geliebten, die Aufführungen von Arioſt's Zaubergeſchichten in Verſailles, Les plaisirs de l'ile enchantée, worin er den Roger ſpielt, und womit das neue Syſtem ſpieleriſcher Reize anhebt, das ſo ernſthaft aufgenommen und ausgebildet wird.

Es iſt ſchwer, eine Anfangs-Linie zu ziehen, und zu ſagen: von hier aus ſetzt ſich der große politiſche Plan Ludwigs ins Werk. Zweierlei charakteriſirt nach außen die erſten Jahre ſeiner Regierung: das iſt ungemeſſener Stolz auf das franzöſiſche Königthum, und die dogmatiſche Idee vom Königthume überhaupt, welche ihn für die Stuarts in Bewegung ſetzte. Eine Neigung des Charakters, die ſich allmälig zum Glauben aushärtete, dies war aller Urſprung ſeiner Politik. Man hat nach ſonſtigem Plane nicht zu ſuchen, denn jene Charakter-Neigung führte ihn zu hundertfacher Conſequenz, welche Angriff oder Vertheidigung, Thätigkeit überhaupt in Anſpruch nahmen. So folgte Entwicklung nach aller Seite, in Folge deren er über Verwandtes und Feindliches der Gedankenwelt aufgeklärt wurde, es folgte gegen ſeinen Stolz und ſeine Anmaßung der Widerſtand von ganz Europa, der ſein Leben erfüllte und ihn zur Entfaltung aller Kräfte zwang.

Nirgends alſo abſtract aus einem Princip entwickelt ſich dieſe Exiſtenz, wenn man nicht die Charakter-Neigung zu Stolz und Herrſchſucht ein ſolches nennen, und den dogmatiſchen Monarchismus an die Spitze ſtellen will. Seine erſte Abſicht war, Frankreich und Europa zu zeigen, es ſei ein wirklicher König auf den Thron des heiligen Ludwig geſtiegen. Da hatte in London der ſpaniſche Geſandte dem ſeinigen auf brutale Weiſe den Vortritt ſtreitig gemacht, wie nimmt er es auf? Er läßt dem Könige von Spanien den Krieg erklären, wenn dieſer nicht feierlich anerkennen wolle, daß Frankreich der Vortritt gebühre vor Spanien. Ein ſpaniſcher Abgeſandter, ein ſtolzer Caſtilier leiſtet dieſe Erklärung vor dem ganzen Hofe des jungen Königs, vor ganz Europa. — Da iſt in Rom dem franzöſiſchen Geſandten ungebührlich begegnet worden. Ludwig beſetzt das Comtat von Avignon, und erzwingt, daß der Papſt politiſche Verluſte in Italien hinnimmt, und einen Legaten ins Louvre ſendet, um öffentlich Abbitte zu leiſten. Einen Legaten, der einſt nur kam, um zu drohen, zu ſchelten, zu ſtrafen!

Die Frage der Stuarts nahm er, ganz im Gegenſatze zu den Cardinal-Miniſtern, wie eine Glaubensfrage des Monarchismus an ſein Herz, räumte ſpäter, da er Verſailles bewohnte, dem vertriebenen Königshauſe ſeinen Palaſt zu St. Germain ein, ſorgte für königlichen Haushalt, und ob ihn dieſe Frage Millionen auf Millionen koſtete, ihm Verluſt auf Verluſt brachte, er blieb ihr treu, er brachte ihr ſtumm die größten Opfer, es war eine ſeiner ſchmerzlichſten Niederlagen, als er von Krieg und Kriegskoſten erſchöpft im Friedensſchluſſe ſie übergehen muß. Das Geleit dieſer Frage klärte ihn über alle dogmatiſche Feindſchaft auf, welcher er nachzugehen hatte. Das Diſſenterthum in Religion ſah er aus dieſem Geſichtspunkte, und ſo wuchs ihm der Gedanke reif und reifer, das Nanteſer Edict zu widerrufen, keinerlei Secte in Frankreich zu dulden. Das Diſſenterthum war ihm Anfang von Republik: Holland, bereits Republik und die rechte Hand der engliſchen Oppoſition, ward der Mittelpunkt ſeines Haſſes, ſeines ſteten Krieges. Nicht blos das gewöhnliche Thema Frankreichs, Eroberungen zu machen, trieb ſeine Heere immer gegen Schelde, Maas und Rhein, wenn auch dies Thema natürlich in einem anmaßenden Könige Frankreichs ſeine ſtehende Rolle ſpielen mußte. Nach jener Richtung zog er denn auch zuerſt ſein Schwert, und machte im Jugendglücke die erſten Eroberungen in Flandern vom matt und matter werdenden Löwen Caſtiliens. So rückte er dem ſcheinbar kleinen Feinde, dem verhaßten Holland näher, aber erſt 1669 begannen die breiten Kriege, die nach Friedensſchlüſſen ſeine Regierung in Epochen theilen. Bis dahin genoß er noch jugendlich ſeine Königsfreuden in Verſailles, und ſeine Miniſter Colbert und Louvois errichteten die großartigen Anſtalten ſeiner Zeit, deren Hilfsquellen unerläßlich waren für immerwährenden Krieg mit ganz Europa.

Was ſind nicht dieſe Miniſter geſchmäht worden! Wie oft entdeckte Einer ganz unzweifelhaft, daß es eine ganz mittelmäßige Geſellſchaft geweſen ſei dieſer Finanzmann Colbert, der Adam Smith's Grundſätze nicht gekannt, dieſer Louvois, der den Kamaſchendienſt und die Pedanterie beim Militär eingeführt, dieſer Ludwig ſelbſt, der ein unerfahrener Dupe unerfahrener Miniſter geweſen ſei. Die großen Dinge eines großen Jahrhunderts müßten denn alſo gewachſen ſein wild und ohne Pflege wie die Bäume des Waldes, und nebenher fünfmal ſchneller, als die Bäume des Waldes zu wachſen pflegen. Allerdings war Ludwig nicht in Wiſſenſchaft und Kenntniß aufgewachſen, allerdings waren die zehn Jahre von 1660 bis 1670, dieſe Hauptſchöpfungs-Jahre ſeiner Regierung, auch die glänzendſten Jahre ſeiner perſönlichen Luſt und Laune. Aber Ludwig hatte zwei ungemeine Vorzüge: Seine Beſchäftigung, war es auch eine zum Vergnügen, ſie war niemals eine leere, es war ſtets eine geiſtige Welt darin: die Plattheit, die Trivialität, die Gedankenloſigkeit konnte niemals neben ihm beſtehen. Sein Ohr ferner war immer offen. Vermied er auch als ſtolzer Herrſcher den Anſchein, als ginge er aufs Lernen aus, in der That war es doch nicht anders; ließ er auch den einmal gefaßten Plan nicht mehr ändern, wie viel Triftiges dagegen geſagt werden mochte, er hatte doch überall hingehört, ehe er den Plan faßte, und folgte nur dann einem ganz königlichen Grundſatze, dem Grundſatze nämlich: Lieber das Brauchbare ganz vollenden, als den Anfang immer wieder aufgeben, weil der beſte Weg noch nicht gefunden ſei.

Ludwig fragte nicht nach Ahnen des Namens oder Titels für ſeine Miniſter. Colbert, im Bureau aufgewachſen, war aller Welt unbekannt, ehe er ihr durch die großen Inſtitute bekannt wurde, durch die königlichen Landſtraßen, durch die ungeheure Canal-Idee, worunter der Canal von Languedoc, durch die coloſſalen Fabriken und Manufacturen, die Porcellan-Kunſt in Sèvres, die maleriſche Webekunſt der Gobelins. Allen Erfindungen wurde durch Privilegium und Protection zu Hilfe gekommen, des Königs Caſſe ſtand gleichſam an Märkten und Landſtraßen, und harrte derer, denen nur irgend eine Erfindung zu Gebote ſtand, um ſie zu belohnen. Das unendliche Feld ſeiner Metiers vom Paſſementier bis zum Steinmetz, das man jetzt in Paris noch ſo geſchickt verſehen ſieht, das einem ohnedies geſchickten Volke die tauſendfachen Kleinigkeiten, alle ſauber, alle geſchmackvoll gegeben hat, es ſtammt in ſeiner Zierlichkeit und Ausbreitung aus der Ludwigs-Zeit. Der Luxus von Verſailles wirkte ſchöpferiſch bis in die kleinſte Hütte. Als Ludwig im Alter auf die häufigen Feſte verzichtete und ſich die kleine Geſellſchaft in Marly anlegte, da ſann er auf neue Mittel, alle induſtrielle Erfindung aufzumuntern durch Kauf und Ausſtellung: er wiederholte einen Mazarin'ſchen Scherz im größeren Maßſtabe, ließ prachtvolle Buden aufſchlagen, ließ ſie anfüllen mit aller nur erdenklichen Luxus-Erfindung des Landes, ſetzte Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes in jede Bude, und veranſtaltete nun die Schenk-Lotterie, die ihn vielleicht eine halbe Million koſtete, die aber unberechenbar Aufmunterung und Abſatz erregte.

Der Sinn für Ordnung und Regel iſt von allem großen Erfolge unzertrennbar; denn der Erfolg wächſt darnach, je enger die Regel den Umfang einkreiſt, je ſchneller nach einwärts die Ueberſicht, nach auswärts die Wirkung möglich. Die Ordnung und Regel in den Stoffen iſt die Philoſophie für die Stoffe, und eine ſich ſelbſt fortzeugende Philoſophie, deren Nothwendigkeit Ludwig wie Napoleon empfand. Letellier beſorgte mit Hilfe der Parlamentarier die große Sammlung und Ausgleichung der Geſetzbücher, was unter den Cardinälen ganz brach gelegen hatte. Zum erſten Male ward eine genaue Statiſtik Frankreichs angefertigt, um mit Kenntniß die Provinzen in ihrer abgeſonderten Selbſtſtändigkeit zu ſprengen. Die oft angeklagte Centraliſation iſt unerläßlich für alle Macht, und der richtige Einwand beginnt erſt da, wo man Alles kennt und in Händen hat. Es fehlt keine Commune, keine Bailliage, die nicht bis ins Detail verzeichnet worden wäre. Wie im franzöſiſchen Ausdrucke die Präciſion unter Ludwig begründet, ſo wurde im Geſchäft jene Genauigkeit begründet, welche dem leichtfüßigen Franzoſen von ſo großem Werthe und Gedeihen ward. Die Colbert'ſche Sammlung zeigt über dieſe ſtatiſtiſche Arbeit ſechzig Bände; nie iſt wieder etwas ſo Vollſtändiges geſammelt worden.

Colbert, oft ſo bitter verklagt, war ein Hauptſchöpfer franzöſiſchen Handels und Verkehrs; bis auf die Weinbereitung erſtreckte ſich ſeine Detail-Sorge, von ſeiner Zeit ſtammt unter Anderem der Champagner-Wein in ſo verführeriſcher Form, daß er über das Ausland mächtig geworden iſt, wie die Sprache Frankreichs.

Was unter Ludwig für die Kriegführung geſchah, iſt unermeßlich. Die Uniform, das Bayonett wurden jetzt erſt allgemein eingeführt, Regimentirung, regelmäßige Verwaltung alles Materials, Transports, aller Lebensmittel wurde exact wie in der Civilverwaltung, Louvois war für alle das hart und ſchonungslos aber von durchgreifendſter Wirkung. Vauban bildete Befeſtigungs- und Belagerungskunſt in ſolchem Maße aus, daß der König, die Uhr in der Hand, einer Belagerung zuſehen und beſtimmen konnte: um dieſe und dieſe Stunde muß das letzte Werk fallen, und der Platz unſer ſein.

Ludwig ſchuf zuerſt die großen Armeen, die Armeen der Hunderttauſende, und Verwaltung wie Geſetz waren dafür ſo genau und paſſend, daß dieſe vorher unerhörten und unlenkſamen Maſſen dem Könige und Lande nicht einmal bedenklich worden ſind durch Undisciplinirtheit. Er begann auch zuerſt die großen Kriegsübungen im Frieden, die ſogenannten Manoeuvres, die bis dahin unbekannt waren. Im Jahre 1698 geſchah dies zum erſten Male bei Compiègne, und zwar mit ſiebzigtauſend Mann.

Wie er geſegnet war mit talentvollen Feldherrn, zeigt die Folge. Der große Condé kehrte bald in ſeinen Dienſt zurück, um lieber gegen das Ausland mit Turenne zu rivaliſiren, als mit dem Auslande gegen ihn. Er iſt, ein ſtreng perſönliches Talent, für die Kriegskunſt nicht ſo wichtig geworden als Turenne, der mehr auf allgemeine Regeln und Grundſätze ausging. Condé's Macht beruhte im raſchen Ergreifen der jedesmaligen Lage, der augenblicklichen Gelegenheit, in der ungeſtümen und doch kaltblütigen Durchführung, er war ein handelndes Talent, Turenne ein folgerndes. Auffallend iſt's, daß Erfahrung und reifendes Alter auf Beide in entgegengeſetzter Art und doch in günſtiger Art auf Beide wirkte: Condé ward ruhiger und beſonnener, Turenne ward kühner und unternehmender gegen das Ende ſeiner Laufbahn. Dieſer fiel auf dem Schlachtfelde, und der perſönlich verwegenſte Krieger ſeiner Zeit, Condé, ſtarb friedlich auf Chantilly, ſeinem Stammſchloſſe.

Die Anſtrengungen, welche Ludwig für die Marine machte, überſtiegen die verwegenſte Vorſtellung eines Franzoſen. Es hatte aber auch kein Franzoſe ein ſo tiefes Bedürfniß, den puritaniſchen Engländer, den calviniſtiſchen Holländer in ſeinem beſten Lebenstheile zu vernichten. Das Baſſin von Rochefort in der Charente ward gegraben, Toulon wurde zum großen Kriegshafen eingerichtet, in alle die Häfen von Breſt, Cherbourg wurden Millionen verwendet, es ward eine Flotte aufgebracht, die über zweihundert Kriegsſchiffe ging. Und das Alles umſonſt, denn die franzöſiſche Regierung bezahlt von jeher ihre Marine wie eine Schuld an

Europa, ſie hat nie Segen und Erfolg davon geerntet und wird deſſen ſchwerlich ernten: am Strande hört die Welt des Franzoſen auf. So wie ſein Gedanke nicht über das feſte Land des Anhaltes hinaus kann, ſo Hand und Fuß nicht über die Meeresküſte — Ruyter ſpottete ungeſtraft und wirkſam des Königs von Babylon.

Wie groß aber auch in den ſpäteren Kriegen die Geldnoth ſich anließ, wie verzagt der Miniſter die Summen für den großen Canal, für den Bau des Invaliden-Hôtel, der Louvre-Façade, des Stiftes von St. Cyr zu verkleinern ſuchte, Ludwig machte ruhig wieder die großen Zahlen daraus, welche erheiſcht wurden. Er war nie königlicher als im Unglück. Daß er ſich ein Budget vorlegen ließ, gehörte zu dem neuen Ordnungsplane. Dergleichen war bisher dem Könige von Frankreich unbekannt geweſen: nach dem Bedürfniſſe des Königs hatte ſich die ruckweiſe Sorge des Miniſters gerichtet. Es war dies Budget Ludwigs auch nur eins in Bauſch und Bogen, wo in ſummariſcher Zahl Einnahme und Ausgabe notirt war. Ludwig ſchrieb entweder ſein „bon“ hinter die Rubrik, oder änderte die Summe.

Eben ſo ordnungsmäßig, wie Finanz, Handel, Juſtiz, Verwaltung, Krieg und Hof eingerichtet wurden, eben ſo ordnungsmäßig ſuchte er auch die Welt der Kunſt und Wiſſenſchaft ſeiner Macht einzuverleiben. Den tiefen Einfluß derſelben empfand er ganz und gar. Er war darin ſo aufmerkſam und empfindlich, daß ein Vers oft wie eine Staats-Action behandelt wurde. Man citirt noch vier Verszeilen aus Racine's Berenice, durch welche er bewogen wurde, von Stund' an nicht mehr im öffentlichen Ballet mitzutanzen, was er, ein graziöſer Tänzer im ernſthaften Tanze, bis daher ſo gern gethan. Molière war abſolut ſein Komödien-Miniſter, durch den er bald den Marquis, bald ſonſt eine Gattung oder Sitte, die ihm zuwider, verſpotten ließ. Als er den alten Gerichtsgang einreißen wollte, half ihm Racine durch ſeine „Plaideurs“, welche den Rechtsſchlendrian, die Advocaten-Chikane verhaßt und lächerlich machten. Le ridicule tue war ſchon eine franzöſiſche Wahrheit. Ludwig ging ſo weit, auch im Auslande allen großen Schriftſtellern Geſchenke und Penſionen anzubieten, „wenn er auch nicht das Vergnügen habe, ihr Souverän zu ſein, ſo gewinne doch er und die franzöſiſche Nation von allem Fortſchritte der Wiſſenſchaft, und ſei den Förderern desſelben verpflichtet". Und kein Schriftſteller hat dieſen Uebergriff übel genommen!

Für alle Fächer wurden neue Branchen der Akademie errichtet, eine Académie des médailles et inscriptions, in welcher ſehr richtig das Lateiniſche durch das Franzöſiſch verdrängt ward, eine Académie des sciences, eine de peinture, eine de musique. Letztere beinahe eines einzigen Mannes wegen, Lulli's; die Muſik war in Frankreich noch ſo neu, daß Lulli's Compoſition für unbeſchreiblich ſchwer gehalten wurde. Wenn des Königs vierundzwanzig Violinen feierten, ſo ſchwieg alles Inſtrumental-Enſemble in Frankreich. Ja, Voltaire findet es noch witzig, daß man ſagt: es wird nach dem offenen Notenbuche getanzt. Ganz anders war es mit bildender Kunſt: Bernini aus Italien berufen zum Bau der Louvre-Façade, und wie ein reiſender Fürſt behandelt vom Könige, war umſonſt da geweſen, man fand Perrault's, des Franzoſen Entwurf großartiger und ſchöner. Für Malerei war Pouſſin da, Lebrun, Le Sueur.

In den Wiſſenſchaften geſteht der Franzoſe zu, daß England beſonders in den philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen dem grand siècle voraus geweſen, und daß dies für Colbert Veranlaſſung geworden ſei, eine Académie des sciences zu errichten und auch fremde Gelehrte dafür zu berufen. Aber mit voller Wucht ſtützt er ſich auf die ſchöne Literatur des grand siècle, als die geſetzgeberiſche Europas. Was bis zur Ludwigs-Zeit empfehlenswerth geweſen an den Amiot, Marot, Montagne, Regnier, darauf legt er keinen Nachdruck, das habe ſich nur durch eine gewiſſe Naivetät ausgezeichnet. Voltaire, hierin Autorität, nennt als Hauptvertreter jener klaſſiſch gewordenen Zeit Folgende:

Mit Balzac beginnt eine harmoniſche, wenn auch noch etwas ſchwülſtige Proſa. Die erſte geniale Proſa ſchreibt Pascal, aus deſſen Lettres provinciales — 1654 — noch hundert Jahre ſpäter zu Voltaire's Zeit jedes Wort und jede Wendung für gut und fein gegolten. Auf der Kanzel tritt zuerſt Bourdaloue hervor mit geſchmackvoller, wenn auch ganz ſchmuckloſer, mit nachdrucksvoller Rede. Maſſillon bringt ſeine Schilderung auf die Kanzel. Boſſuet, der gefeierte Cleriker jener Zeit, deſſen Marmorſtatue heute noch gegenüber der von Fénélon den Saal der Akademie ſchmückt, wirft ſich in großem Stile auf den Leichen-Sermon. Wie jetzt eine Charakteriſtik, wurde damals ein Leichen-Sermon geſucht und beachtet. Von da ging er majeſtätiſchen Schrittes auf Geſchichtſchreibung über in ſeiner Univerſal-Geſchichte für den Dauphin. — Wiederum in ganz neuer Gattung folgte der Télémaque von Fénélon, einem Freunde und Schüler jenes Biſchofs von Meaux. Der Hof ſah im Télémaque eine Satire, und Fénélon ward in Verſailles gehaßt, aber die Nation, die bei Erſcheinung Télémaque's der Kriege und des Deſpotismus bereits müde war, verſchlang das Buch, vergötterte den erfinderiſchen Geiſtlichen. — Eben ſo unerwartet waren Les Caractères von La Bruyère, raſche, maleriſche, mit wenig Strichen treffende Schilderungen, Leſer und Feinde weckend durch den Angriff und noch mehr Nachahmer, weil Jeder glaubt, ſo kurz ſchildern zu können. — Bayle beginnt eben auch den erſten Dictionnaire, der raiſonnirt, zwar in Holland, wohin er geflüchtet, aber echt franzöſiſch, ſo daß das Parlament von Toulouſe über ſein Teſtament decretiren konnte: ein ſolcher Mann könne nicht wie ein Fremder betrachtet werden.

Vor und neben der Proſa waren die Verſe Malherbes' auf Corneille übergegangen. Deſſen Cid und Cinna hatten Richelieu mißfallen, der die Literaten aber nicht die geſchmackvolle Literatur begünſtigte. Auch jetzt hatte der ſchwere Normann kein Glück: Condé weinte im Cinna, das mußte ihn entſchädigen, denn er ſelbſt war in ſeiner rauhen Form dem zierlichen Geſchmacke, dem politiſch gebrochenen Sinne der Ludwigs-Zeit nicht angenehm. König Ludwig liebte Corneille nicht, wenn er ihm auch nicht ſo zuwider war wie jener naive Lafontaine mit republikaniſchen Fabeln. Molière und Racine mußten den König bitten um ein Geldgeſchenk für den Noth leidenden Corneille, den Vater des franzöſiſchen Drama. Racine und Molière waren die erſten Sterne jener Zeit, und ſind es heute noch in Frankreich. Racine begann achtzehnjährig mit einer Ode, die Ludwig beſchenkte. Dies Geſchenk veranlaßte den Jüngling, ſich ganz der Poeſie hinzugeben; die antike Größe, das Römerwort Corneille's ließ er fallen, ſelbſt im Britannicus, in der Phädra, aber er erhob die zarten Regungen des Herzens, die weichen Leidenſchaften zu ſchönem Ausdrucke, zum ſchönſten, wie noch das heutige Frankreich ſagt. Er iſt noch angebetet, und wenn von Enthuſiasmus für Klaſſik die Rede geht, ſo denkt alle Welt nur an Racine, den göttlich zärtlichen, dem Frau von Sevigné wie dem Kaffee keine Zukunft zutraute. — Molière fand einige Comödien nach ſpaniſchen Muſtern von Corneille bearbeitet vor und einige Intriguenſtücke von Quinault, unter dieſen die „coquette Mutter“, ſonſt war er der ganz eigene, unerwartete Schöpfer des franzöſiſchen Luſtſpiels. Im Dienſte Ludwigs, eines deſpotiſchen Herren, war er dergeſtalt ergraut, daß ſein berühmter Tartuffe mit einem unmotivirten Staatsſtreiche, mit einer lettre de cachet gewaltſam zu Ende gebracht wird, ohne daß er oder Boileau, der Aeſthetik folgernde Kritiker ein Arg dabei gefunden hätten. In der Polemik gegen den Adel waren ſie beide dem unter ſich nivellirenden Könige gleichmäßig beſliſſen.

41.

Wenn ſich der Deutſche in Paris hiſtoriſch orientiren will, ſo fährt er nach Verſailles, um der letzten Königsgeſchichte Frankreichs ſtill und einſam und Aug' in Auge gegenüber zu ſein. Vor der großen Weſt-Fronte des Palaſtes, an den großen Waſſerſchalen, oder an der großen Marmortreppe der Schweizer kann man nicht ſitzen, durch die Le Notre'ſchen Alleen kann man nicht wandeln, ohne die vollkommenſte Täuſchung, das wiedererweckte Enſemble der Ludwigs-Zeit in ſich zu erleben. Die Blumen blühten in den Parterres, die Laubwaldgegend von Verſailles war in voller Pracht und Friſche, die Vögel ſangen, die Sonne ſenkte ſich hinter die drei Bergrücken, welche man von der großen Fronte aus tief hinten den Horizont begrenzen ſieht. Jetzt wird er heraustreten, der König, welcher aus einigen Formen der menſchlichen Geſellſchaft eine ſo ernſthafte Comödie macht, welcher ſo viel damit erreicht, und wol gar an die abſolute Wahrheit dieſes Spieles glaubt. Er ſchreitet ſo gar majeſtätiſch daher; wenn er nicht ſo ſtattlich ausſähe und wirklich Ludwig XIV., König von Frankreich wäre, ſo fände man dieſen Gang geziert und lächerlich.

Im Sommer 1839 war's, da ich ihn alſo vorüberſchreiten ſah, juſt hundertſiebzig Jahre nach dem Frieden von Nimwegen, wo er auf dem Wendepunkte ſeiner Jugend und ſeines Glückes ſtand. Was ſind hundertſiebzig Jahre für einen großen König! Und doch darf man nur den erſten, den beſten Franzoſen anreden, um zu ſehen, daß tiefe, breite Meere zwiſchen Verſailles und dem jetzigen Frankreich liegen. Die Formen in Sprache und Verkehr ſind meiſt noch da, die Gedanken ſind zurückgewichen weit, weit, wie in ein Saturniſches Zeitalter. Dort liegt auch die Bezeichnung „Louis le Grand“.

Dies Schloß von Verſailles ſammt aller Umgebung hält dem Luſtſchloß-Idealismus getreulich Wort: die große Mittel-Front, breit, wie breit! und prächtig, den König allein darſtellend, denn er bewohnte ſie allein, die zurückweichenden Seiten-Fronten, in derſelben Richtung herblickend, aber wie reſpectvoll eine Schloßbreite zurückgeneigt, die Springbrunnen, die Statuen, die Treppen, welche vom breiten Hügel-Plateau hinabführen, die Waſſerſpiegel unten, die geſitteten Wälder ringsum, die Todtenſtille, der rothe letzte Sonnenſtrahl auf der unzählbaren Fenſterflucht des weißen Palaſtes — Alles das iſt Verſailles, wie es ſich der Idee des

Geſchichtsleſers dargeſtellt hat. So treu, daß Niemand hinzureiſen braucht. — In einem Punkte führen die Beſchreibungen irre: ſie ſprechen immer von der Sandwüſte, der man ein Paradies habe abringen wollen, ſie wiederholen den Ausdruck der Jahre 1660 bis 70, wo man es le favori sans mérite nannte. Von Paris bis über die Berglehne von Sèvres hinaus giebt Einen die Banlieue von Paris nicht frei mit Ortſchaft, Landhaus und Allee. Hinter jener Berglehne iſt ein einziger kurzer Uebergang, welcher auf der Seite eine Strecke unbedeutenden Feldes zeigt, ſogleich folgen breite, breite Raſen-Alleen links und rechts, aus dem Grunde links taucht die Verlängerung des Waldes von Meudon herauf, man iſt in einer waldigen Park-Welt, die ganz verſchieden von der Pariſer und Seine-Gegend. Von mehreren Seiten laufen ſolche Baumreihen abwärts in das flache Thal vor dem Schloſſe; die eigentliche Stadt läßt den Zugang unberührt, ſie hat ſich beſcheiden links und rechts halb im Verborgenen errichtet. Oben über der breiten Avenue ſieht des Königs Schlafzimmer herab auf die von Paris herbeilaufenden Alleen: die dreifarbige Fahne flattert jetzt über dem Kopfkiſſen, auf welchem einſt der Sultan einfarbiger, weißer Fahne geruht. Man erzählt, einſt beim Aufſtehen habe er jene Alleen großer Bäume erblickt; ausgewachſen, in voller Pracht begrüßten ſie ihn, ſeine Garden hatten ſie in der Nacht gepflanzt, er war nun ſeinem Wunſche gemäß noch dichter geſchieden von der ihm verhaßten Pariſer Welt. — Der Kampf mit der Natur, welchen man dieſem Luſtſchloſſe nachſagt, iſt wol vorzüglich durch die coloſſale Beſtrebung in Rede gekommen, Waſſermaſſen heraufzuzwingen in dieſe vom Seine-Thal abgeſperrten Waldberge. Sonſt ſind ſolche Vorwürfe gegen Verſailles leer und nichtig im Vergleiche mit Boden und Lage anderer Luſtſchlöſſer: Fontainebleau hat ein faſt noch ſchlechteres Erdreich, und Chambord kein beſſeres. Unweit der Hauptſtadt und doch ganz getrennt von dieſer ſollte die neue Reſidenz ſein, es gab keine paſſendere Wahl, da St. Germain einmal verlaſſen ſein ſollte.

In jenen zehn Jahren, den ſchönſten von Ludwigs Königsthume, 1660—1670 baute Manſard Tag für Tag, ja noch weitere zehn Jahre, ehe es für fertig erklärt wurde zur Reſidenz des Königs. Neuere Unterſuchungen haben gezeigt, daß die Baukoſten nicht ſo enorm geweſen ſind, als man lange Zeit geglaubt hat.

Innerhalb jener zehn Jahre war die glücklichſte Jugendzeit des Königs, die Zeit jener lieblichen Liebe zur La Vallière, die Zeit des Molière'ſchen Luſtſpiels, die Haupt-Epoche der Colbertſchen Anlagen vorüber gegangen, es begann eine andere Epoche, leidenſchaftlichere Bewegung trat ein. Anna war 1666 im Val de Grace, vierundſechzig Jahre alt, geſtorben, bei Hofe war eine brillante Schönheit, die Frau von Montespan aufgetreten, in einem Ballet hatte der König mit Staunen dieſe Schönheit und ſtolze Grazie ſich entwickeln ſehen, in der Unterhaltung nahm er mit Entzücken dieſen raſchen, gewandten Geiſt wahr, welcher ihrer ganzen Familie nachgerühmt und Mortemart'ſcher Geiſt genannt wurde. Athenais de Montespan war eine geborne Mortemart, und eine geborne Maitreſſe.

Vor dieſem Glanze galt die La Vallière für fade; ſie wehrte ſich eine Zeit lang mit Thränen, und mit Hoffnungen auf Ludwigs Herz. Aber ihr Jugendreiz war durch drei Entbindungen dahin, und der König wollte Leben, nicht Traurigkeit — wie viel Leben, beſonders Frauenleben hat er verbraucht! — „Sie wiſſen, Madame, daß ich nicht genirt ſein will“ waren ſeine Worte, und die Herzogin von Beaufort faßte den ſeltenen Entſchluß, von der Seite des Königs ins Kloſter zu gehen. Sie hatte ſich ja auch immer geſchämt, Herzogin zu ſein, ſagt Frau von Sevigné. Die Partien, welche man ihr anbot, lehnte ſie ab, ging zu den Carmelitern, nahm den Schleier, legte das Gelübde ab, und ſchied für immer von der Sinnenwelt. Sonderbar genug wohnte der Hof dieſer Ceremonie bei, die Königin ſelbſt, die eben ſo viel Anſpruch darauf hatte, gab ihr den Schleier, Boſſuet predigte. Unter dem Namen soeur Louiſe de la Miſéricorde lebte ſie noch ſechsunddreißig Jahre in ſtrengſter Diſciplin, und nahm als einzig Andenken vom Könige den Namen Louiſe mit ins Grab und wie ſie glaubte mit vor Gott.

Der König mit der Blüthe des Hofes war ins Feld gerückt, der erſte europäiſche Krieg entwickelte ſich, Louvois hatte über Colbert den Friedliebenden die Oberhand gewonnen, 1669 war gegen das verhaßte, republikaniſche, proteſtantiſche, preßfreie Holland ein fröhlicher Krieg eröffnet worden, der es vernichten ſollte. Die Kunſt war nicht groß, wenn Holland allein blieb. Da wo die holländiſche Lüge anfängt, um uns den ſchönſten Fluß zu verleiden, wo ſie dem Rheine den Namen ſtehlen und die Geographie täuſchen, da entwickelt ſich das in Verſailles gefeierte Bild: Der König und Frankreich gehen über den Rhein, die Reiter ſchwammen, der König geht über die erſte Ponton-Brücke, die man erfunden. Aber ganz Europa erhob ſich zeitiger als unſerer Zeit gegen Napoleon. Umſonſt entwickelte Turenne die neue ſtrategiſche Kunſt des Manövrirens, raſcher Märſche, raſcher combinirter Angriffe, umſonſt entwickelte Condé alle Macht ſeiner glänzenden Tapferkeit, das deutſche Blut gegenüber in Oranien und den Feldherren des Reichs, die Feinheit Montecuculi's wogen die neuen Erfindungen auf: der übermüthige König kam in große Noth des Friedens, es bedurfte aller überlegenen Diplomaten-Geſchicklichkeit der Seinen, um den Frieden von Nimwegen 1678 dahin zu bringen, daß er dem Status vor dem Kriege nicht allzu viel kleine Fetzen abriß. Die franzöſiſchen Autoren ſtellen übrigens dieſen Krieg und Frieden noch auf die höchſte Höhe ſeines Glücks. Paris ließ ihm auf dem Stadthauſe den Namen „le grand“ zuſprechen und denſelben auf Medaillen ſchlagen.

Dieſer Krieg hatte zwei Unglückskeime für Louis in tiefe Furche gelegt: es war ein unnützer Frevel Louvois', die Pfalz verwüſten zu laſſen, ein Frevel, von dem tiefer Franzoſenhaß in Deutſchland datirte. Ferner hatte ſich Ludwig mit Uebermuth und Eroberungsplänen zu frech gezeigt, und war doch geſcheitert. Man wußte nun zweifellos, welcher Abſichten man ſich von ihm zu verſehen habe, und daß er doch niederzuhalten ſei. Aber für den hochmüthigen König ward dies keine Lehre: von hier an kann man bemerken, daß er in der Theilnahme der Nation tiefer und tiefer abſtieg, mit dem Titel le grand war der Enthuſiasmus erſchöpft, der Krieg hatte große Anſtrengungen erfordert, und ſtatt der Ruhe zu neuer Sammlung bereitete er neue Kriege. — Ludwig hatte ſelbſt den Oberbefehl geführt, nicht weil er ſich kriegeriſches Talent in ſolchem Maße zutraute, ſondern um die Eiferſucht der Feldherrn zu erdrücken. Er befehligte deshalb nicht, er miſchte ſich nicht herriſch in die Kriegführung — nicht aus Furcht unterließ er dies, nein, gelegentlich war er mitten und ruhig im Feuer, er unterließ es, weil ſolche doch auch dem Mißlingen direct ausgeſetzte Action ſeinem Königsbegriffe nicht ganz entſprach, jenem olympiſchen Königthume, das über dem Getriebe der Ereigniſſe ſtehen ſoll, über dem möglichen Wechſel der Erfolge.

Seine Winter-Quartiere hielt er ſtets in Verſailles, und wie groß die Kriegsnoth ſein mochte, man feierte nicht minder Feſte, die Damen ſtudirten den Mercure galant, der alle Details des Hofs und Lagers erzählte, und allen Liebſchaften zur Nachricht diente, ob eine Kugel oder Untreue getroffen habe. In den Cevennen las man einen anderen Merkur, den holländiſchen, welcher das aſſyriſche Baalsleben furchtbar geißelte.

Gewöhnlich ſchiebt man die unerklärlich ſcheinende Ruhelosigkeit Frankreichs, unerklärlich nach ſo erſchöpfendem Kriege und ſo wenig gewährendem Frieden, gern auf Louvois, der als Kriegs-Miniſter Krieg gewünſcht, um mächtig zu ſein. Louvois war frech, aber des Königs verwegener Trieb, an ſich zu reißen, den Herrn der Welt zu ſpielen, war es nicht minder. Er war in dieſen achtziger Jahren noch bei jener Manneskraft, die aus Furcht vor Alter zuweilen etwas Gereiztes zeigt: die hochfahrende Geliebte war nicht geeignet, zu beſchwichtigen, zufällige Ereigniſſe, wie eine fabelhafte Geſandtſchaft aus Siam überſpannten den fix gewordenen Stolz, das prächtige Verſailles, das er jetzt ſammt dem Hofe bezogen hatte, ſchien immer größeren Stil zu heiſchen nach innen und außen. Ach, im Liebeswunſche, der Geliebten zu gefallen, hatte er es begonnen dies Haus der Luſt, zwanzig Jahre waren darüber hingegangen, die Carmeliter-Schweſter Louiſe betrat es nicht, da es fertig war, und jetzt ſtachelte es vielleicht durch ſich ſelbſt, wie ein dämoniſches Werk, ſeinen Schöpfer ins Verderben. Er ruhte nicht mit Uebergriff und Beleidigung, bis ganz Europa wieder gegen ihn zu Felde lag.

Und doch, wie klein ſind all dieſe Erklärungen neuen Krieges, wenn man die dogmatiſche Welt des Königs, deſſen innere Beſtimmung ſich vergegenwärtigt. Eben ſo klein wie die Rathſchläge, welche man für Napoleon bereit hält vor dem Zuge nach Rußland. Einer wie der Andere war in ſeiner Nothwendigkeit. Ludwig hatte gegen die proteſtantiſche, conſtitutionelle Welt, welche Oranien repräſentirte, Alles daran zu ſetzen, und es ward ihm ſchreiend klar, daß dieſer ſein Inſtinct der richtige und nöthige geweſen, als derſelbe Oranien 1688 plötzlich auf dem engliſchen Throne ſelber, und Jacob Stuart, ein vertriebener König Hilfe ſuchend in Frankreich erſchien. Es war der Kampf für ein katholiſches abſolutes Königthum, der die Meere und die Länder mit Kriegern bedeckte; die neuen Marſchälle, die Luxemburg, Catinat, Villars fochten für den heiligſten Glauben ihres Königs gegen den Herzog von Marlborough und den Prinz Eugen von Savoyen. Dadurch erhielt der Krieg von Seiten Ludwigs das roh Barbariſche in einzelnen Zügen, was ſo grell abſticht von der weichen Cultur des Verſailler Hofes. Die nochmalige und noch abſcheulichere Verwüſtung der Pfalz, welche Louvois allein zur Laſt gelegt wird, iſt ein Schandflecken in dieſer ſonſt ſo großartigen Regierung, und ſie hat einen Franzoſenhaß in Deutſchland hervorgebracht, den nur Napoleon ſteigern, und die Juli-Revolution nicht vertilgen konnte. Ludwig hat ſicher um dieſen Mordbrennerplan gewußt, und hat ihn in ſeiner damals ſo leidenſchaftlichen Stimmung gut geheißen.

Auch den König Jacob entließ er damals zur Expedition gegen Irland, zur Schlacht an der Boyne, der Grabesſchlacht für die Stuart-Krone, er entließ ihn mit einem Witzworte, das viel gröber und ſchneidender iſt als ſonſt in des Königs Weſen lag — „Ich wünſche, daß wir uns nicht wieder ſehen“. Man iſt immer am witzigſten, wenn man von Leidenſchaft gepeitſcht wird.

Dieſer König, dem man ſo viel Glück nachſagt wie dem Auguſtus, nöthigt den aufmerkſamen Zuſchauer, ſich den Begriff des Glückes nicht in gewöhnlicher Weiſe zu bilden. Ja, er hat in ſeiner kühnen Auffaſſung des franzöſiſchen Königthums, er hat in der Gleichzeitigkeit großer Talente, in einer Geſelligkeits- und Kunſt-Cultur, die ſich ſeiner Zeit feſtſtellten, er hat in intereſſanten Weibern, die er für ſich gewann, er hat in alle dem einen großen Wurf des Geſchickes für ſich gehabt. Dieſer große Wurf iſt aber auch immer alles beneidete Glück ſeltener Menſchen. Bei näherem Zuſehen entdeckt man Mißlingen auf Mißlingen; Wetter und Winde, die launenvollen, ſie gehen auch den glücklichſten Menſchen nicht vorüber; alles Glück der großen Glücklichen iſt eine architektoniſche Schönheit, die man von einem beſtimmten Geſichtspunkte betrachten, der man nicht zu nahe treten muß. Zu nahe beſehen zeigen ſie das gewöhnliche Baumaterial und alle Spuren von Regen und Wetter.

Als Ludwig in dieſem zweiten europäiſchen Kriege dem herben Frieden von Ryswik entgegen ging, da hatte er ſchon daheim den Frieden des Genuſſes verloren, das Glück des Stolzes: — die Blaſirtheit überſchlich ihn, bei welcher der Stolz nur noch eine gewaltſame Hilfe des Charakters, bei welcher das Glück nur noch ein ſtachelnder Reiz iſt. Geſellt ſich die Blaſirtheit zu einem langen Leben, ſo bedarf ſie des Troſtes, und der Troſt wird der Herr.

Alſo ergeht es dem Könige Ludwig, aber wir müſſen einräumen, daß ſich ſein ſtarkes Naturell ſtark und überlegen genug benommen hat bis zum letzten Hauche, ein echtes Naturell, welches die neu perſönliche Macht bleibt neben aller Macht der Geſchichte und des geſchichtlichen Grundſatzes.

Die ſtolze Montespan erlebte es, daß ihr Reiz nicht mehr mächtig genug war, den erregten König zu feſſeln. Dieſer flatterte herum unter den Hofdamen, und verweilte zuerſt bei einer Mademoiſelle du Lude. Frau von Montespan warf ſich ſo heftig auf das Mädchen, man ſagt ſogar, ſie habe ſie eigenhändig gemißhandelt, daß ſie vom Hofe flüchtete — was half es der Favorite? Eine Soubiſe trat an die Stelle, und noch gefährlicher eine marmorartige Schönheit, ein Fräulein Fontanges, die noch heute durch einen improviſirten Haarputz bei unſeren Damen fortlebt. Es war ein unbedeutend ſchönes Kind, das die Goldſtücke durch alle Fenſter ſchleuderte, das monatlich hunderttauſend Thaler verbrauchte, das ſich wunderte, als man dies Verſchwendung hieß. Ein Geburtsſturm brach die Roſe, brach das Glück des Gefallens, und ein raſcher Tod endigte Erinnerung oder Gram.

Bontemps, des Königs Kammerdiener, beſorgte wol ſeinem Sultan vorübergehend ſinnlichen Erſatz, Gewohnheit und energiſcher Reiz zogen den König wol auch wieder zur Montespan, aber all dieſe jache Haſt war nur Symptom, daß die alte Welt des Reizes für ihn erſchöpft war. Mit genialem Blicke erkannte dies ein Weib, das längſt über die Jugendſchönheit hinaus war, mit den talentvollſten Mitteln wußte ſie das zu benutzen — die Witwe eines Frondeurs, eines dem Könige überaus verhaßten Frondeurs, die Witwe des alten Scarron brachte es dahin, daß der ſtolze König Ludwig ſie heiratete. Kann man ein größer Zeugniß ſeltenen Talentes, ungewöhnlicher Klugheit ablegen? In Wahrheit, dieſe Frau von Maintenon — ein Name, den ihr Ludwig mit einem Landgute gab — war ein Spiegel ſeltener Lebenskunſt. Im wechſelvollſten Mißgeſchick war die kleine d'Aubigné aufgewachſen, das Meer, Amerika, der Kerker eines bankerotten Vaters, der Tod deſſelben, Armuth und Elend waren der wechſelnde Hintergrund ihrer Jugend geweſen. Noch mehr: man hatte ſie genöthigt, den Calvinismus abzuſchwören, in dem ſie erzogen war, an dem ſie mit zäher Hartnäckigkeit hing, man hatte ſie an den alten Scarron verheiratet, der ihr bei ſeinem Tode nichts weiter hinterließ, als die Erlaubniß, ſich wieder zu verheiraten. Doch; er hinterließ ihr viel mehr: ſein Haus war ein Sammelpunkt der geiſtreichen Pariſer geweſen, alter Fronden-Reſte, neuer Munterkeit. Die berüchtigt-berühmte Ninon de l'Enclos, welche hundert Liebſchaften, aber auch den Geiſt von hundert Liebſchaften hatte, welche noch mit achtzig Jahren einem jungen Manne eine Neigung bis zum Todſchießen einflößen konnte, ſie war von dieſer Geſellſchaft. Statt zu fragen, ob die junge Scarron in ſolcher Geſellſchaft unſchuldig geblieben ſei, ſollte der Hiſtoriker fragen, wie viel ſie von ſolchem Umgange gelernt habe, denn er war der geiſtreichſte und erfahrenſte von Paris. Es hing doch auch eine Abtheilung damit zuſammen, die von ſanften Sitten war, das waren diejenigen, welche den langen Roman cultivirten, die Calprénède, die Scudérys. Das Fräulein von Scudéry war hoch angeſehen beim Könige, und wenn ihre uralte Caroſſe die Rampe von Verſailles hinaufklapperte, und Alles rief „das Fräulein von Scudéry kommt", ſo ging Ludwig lächelnd entgegen.

Die junge Witwe wußte ſo vielfältige Anknüpfungen zu benutzen, und obwol es ihr lange nicht gelang, eine Unterſtützung vom Könige zu erreichen, obwol ihre ſtets wiederkehrenden Petitionen durch Ludwigs Ausruf: „Schon wieder Witwe Scarron!" allgemein bekannt waren, obwol ihr Schickſal durch ein Sprichwort des Hofes „Ungelegen wie Witwe Scarron" bezeichnet wurde, ſie hatte doch nicht umſonſt geſchrieben. Sie ſchrieb ſehr gut, und König Ludwig, der ſich hierauf verſtand, hatte dies wol bemerkt. Frau von Montespan ſelbſt zog ihre Siegerin herbei Der Herzog von Maine, ein Sohn, den ſie dem Könige geboren, war lahm und krank, brauchte Wartung und Pflege. Frau von Montespan berief die Witwe Scarron dazu. Dieſe zeigte ſich bereit, wenn eine Aufforderung vom Könige erfolgte. Als dies geſchah, kam ſie, führte den kranken Prinzen über den Tourmalet nach Barèges, wohnte alsdann in Verſailles, zum Hauſe der Montespan gehörig, führte ſich muſterhaft, ärgerte zuerſt den König, der ſie gelegentlich antraf, und dem ſie einen ungünſtigen Eindruck machte, durch herbe Grundſätze, mit denen ſie die Dinge beſprach, intereſſirte ihn durch Conſequenz, Beſcheidenheit, Geiſt, kurz, intereſſirte ihn mehr und mehr. Seine Welt war eigentlich verlebt, was konnte ihm lockender ſein, als eine ihm fremde, ſelbſtſtändige Sinneswelt, die ſo ruhig und geiſtreich auf ſich beharrte? Hier bot ſich dem verarmten Lebemanne ja eine unerwartete Ergänzung.

Die Künſte der Maintenon beruhten auf einer ganz ſoliden inneren Welt, es waren nicht bloße Buhlkünſte, wie man ſie oft darſtellt. Künſte der Coquetterie waren allerdings unerläßlich, um ſolch einen Liebhaber dauernd zu feſſeln, und darüber geben ihre bekannten Worte hinreichende Auskunft „ich entlaſſe ihn immer in Betrübniß, aber nie in Verzweiflung“.

Umſonſt wehrte ſich Frau von Montespan ſtürmiſch gegen die langſam und ſicher vorrückende Nebenbuhlerin, je gereizter ſie wurde, deſto tiefer ſank ihre Macht über den König. Sie wich noch nicht, als Frau von Maintenon ſchon entſchieden geſiegt hatte, und verließ erſt Verſailles, als ihr Abgang kaum noch bemerkt wurde.

Dieſer auf eine innere Formenwelt gegründete Sieg der letzten Herrin mußte große Folgen für den Staat haben. Die La Vallière hatte ein friſches Liebesherz gefeſſelt, die Maintenon fand ein in Liebe verwelktes, ſie erweckte darin, was noch zu erwecken war, die religioſe Regung, den Reiz der Furcht. Deshalb glaube man nicht, daß nun Ludwig wirklich ein Frömmler geworden, und daß die Macht der Maintenon nur in der Beichtvater-Macht beruht habe. Die Religions-Maßregeln, die jetzt eintraten, waren doch innerlichſt politiſcher Natur, die Macht der Maintenon war doch die einer perſönlich mächtigen Frau, einer Frau, die alles Weltreizes, des feinſten Geſpräches, des beſten Geſchmackes kundig war. Daß alle weltliche Luſt immer auf ſtrengem Hintergrunde erſchien, darin beruhte der neue Reiz. Der König fragte noch immer, und ſie ſagte es ihm lächelnd, was Ninon, die geiſtreiche Läſterzunge, über dieſen oder jenen Vorfall, oder über die Frau von Maintenant geſagt habe.

In ſolchem Gange kam dem Alter des Königs eine vorherrſchende Aufmerkſamkeit auf Kirche und kirchliche Dinge. Erſt trat dieſe Aufmerkſamkeit noch ganz in politiſcher Abſicht auf: er bediente ſich der Gemeinſchaft, die zwiſchen Port royal und den Parlamentariern ſtattfand, und conſtituirte durch die Declaration von 1682 eine neue gallicaniſche Kirche, die ihr Verhältniß zu Rom in freiere Grenzen zog. Aber ſein Beichtvater Père la Chaiſe, ein Jeſuit, verbündet mit der Maintenon, trieb ihn auf ſtrengere kirchliche Bahn, erſt gegen die Hugenotten-Reſte, dann gegen den Janſenismus ſelbſt, gegen Port royal als einen Sitz deſſelben. Das Alles vereinigte ſich gar wol mit Ludwigs Einheits-Gedanken, aber es vereinigte ſich ſehr übel mit einer überaus bedrängten Kriegszeit, die bald den ſilbernen Thron von Verſailles und ſonſtige maſſive Herrlichkeit in die Münze verſchlingen, die bald ähnliche Opfer von den Großen des Reichs, Aufruf des Banns und Arrière-Banns erheiſchen ſollte. Dennoch erfolgte nahe an der Kriegsnoth 1685 die Zurücknahme des Nanteſer Edicts, Krieg gegen die hartgläubigen Camiſards der Cevennen, Dragonade auf Dragonade. Boſſuet war vorausgegangen mit einem edleren Proſelitismus, der ordinäre, ja der ordinärſte folgte ihm auf dem Fuße, drängte ſich in die Auswanderung, welche Frankreich um eine halbe Million der fleißigſten und geſchickteſten Einwohner beraubte. Colbert, wenn er es erlebt, hätte blutige Thränen geweint, ſeine beſten Fabrikanten mit feinerm Handwerkszeuge und Kunſtgriffe nach Deutſchland, nach Holland auswandern zu ſehen. Da brach denn der Krieg wie eine Wetterwolke überall los, wie ſpäter in Coblenz ſo rüſteten ſich jetzt im Haag fünftauſend franzöſiſche Edelleute gegen das Vaterland. Und der König war krank, litt an einer gefährlichen Fiſtel, litt große Schmerzen, mußte operirt werden. Aber wenn er nur ſtehen und ſich bewegen konnte, erſchien er gefaßt vor der Welt, gab Audienz, Niemand in Europa ſollte ahnen, wie ſchlimm es um ihn ſtünde. Daß die ſpaniſche Puppe, die Königin, geſtorben, und eine geliebte Frau an ſeinem Krankenbette war, mochte er jetzt zu ſeinem Glücke rechnen. Als er genas, betrat er zum erſten Male wieder Paris, zum erſten Male ſeit dem Hausthüren- und Nachttopf-Kriege, wie Voltaire die

Fronde nennt. Es war im Jahre 1687, als er durch das Portal von Notre Dame ſchritt, um Gott für ſeine Geneſung zu danken, dem Gott, von dem der franzöſiſche Prieſter erſt nach dieſes Königs Tode ſagen mochte „Gott allein iſt groß“.

Noch wollte der geneſene König allein groß ſein. Seine Stadt Paris bewirthete ihn auf dem Stadthauſe, und ſetzte ihm dreihundert Schüſſeln vor: er ſtellte mit Anſtrengung aller Mittel hundertachtzigtauſend Mann ins Feld: aber das alte Glück war nicht mehr bei den Fahnen, einzelne Siege wie Luxemburgs bei Fleurus helfen nicht, die Mittel gehen aus, zum erſten Male erhebt ſich lautes Oppoſitions-Geſchrei im gedrückten Lande, die Maintenon, von trauernden und penſionsbedürftigen Wittwen belagert, drängt ihn zum Frieden, er entſchließt ſich mit Schmerz zu dem, was ihm ſonſt Erniedrigung ſchien, zu den erſten Schritten um Frieden. Er thut ſie geheim, und ſie gelingen nicht.

Damals arbeitete der alte Herr vierzehn Stunden des Tages, und ließ ſich überall herab: Bürgerliche wie Catinat werden Ritter des heiligen Geiſt-Ordens, ein Orden für alle Welt, der Orden des heiligen Ludwig wird errichtet, Adelsbriefe werden verkauft, wohlfeil, das Stück nur zweitauſend écus, Anleihen werden gemacht, der ſtolze König entſchließt ſich, dem Rothſchild jener Zeit, dem Samuel Bernard ſchmeichelhafte Behandlung zu adreſſiren, damit er dem contrahirenden Miniſter gefällig ſei, er zeigt ihm ſelbſt ſeine Anlagen in Trianon. Und die Anleihen waren ſo ungeſchickt! Sie enthielten kein Mittel der Abzahlung in ſich, ſolcherweiſe waren für die Intereſſen immer neue Anleihen nöthig, und ſo erbaute ſich die franzöſiſche Schuldenlaſt, der Steigbügel der Revolution.

Und Alles das reichte nicht aus! Man eilte zu der großen Neuerung, alle Claſſen zu beſteuern: den Prinzen von Geblüt, den Edelmann, den Prieſter wie den Bürger. In ſolchen Schritten, die man ſonſt revolutionäre nennt, wenn ſie nicht von einem Einzigen ausgehen, war er außerordentlich: ein Wink, und ſeine Söhne von der La Vallière und Monteſpan waren ſo weit legitimirt, daß ſie Vortritt, ja regelmäßige Erbfolge haben ſollten unmittelbar hinter ſeiner ächten Sohnes-Linie. Der Deſpotismus iſt ſo gut eine Revolution, wie die Revolution ein Deſpotismus. Es iſt gleich thöricht, das Eine oder das Andere vererben zu wollen, eben ſo thöricht, als wenn man an die Söhne eines genialen Mannes die Anſprüche der Genialität macht. Der Menſch kann nur die Regel folgern, er kann nur auf der Regel beſtehen; die Regel im Staate verlangt Geſetz und Garantie; die Genialität, der deſpotiſche Genius im Staate iſt ein Schwung über Beide, wie das Gewitter ein Schwung über die Stimmungen der Jahreszeit. Gewitter und ſchöpferiſcher Deſpotismus geben Folgen, aber nicht regelmäßige, nicht ſolche, die ins Erbrecht zu bringen ſind — ſo empfindet man eine dämoniſch tragiſche Wirkung, wenn man den Gipfel abſoluter Monarchie in Frankreich der weiteſten Revolution ſtracks entgegenarbeiten ſieht. Sogar in Dingen, wofür nicht einmal Beruf der Stimmung in ihm war, wie in kirchlichen. Eine unfranzöſiſche Ableitung des proteſtirenden Menſchengeiſtes, geradezu ein franzöſiſches Fontanell, das Hugenottenthum, verſtopfte er mit Schweiß und Blut, um allen Proteſtantismus auf den Staat ſelbſt zu drängen!

Ludwigs Weſen, wie das aller franzöſiſchen Könige ſeit Franz, war eigentlich ohne religiöſes Moment; er beſaß nicht einmal, was er ſelbſt heiſchte: Scheu vor hergebrachter Autorität. Wie er noch als Jüngling im Jagd-Coſtume, die Hetzpeitſche in der Hand, von Vincennes ins Palais de Juſtice geritten war, um dem Parlamente zu erklären, daß es nichts, und daß er Alles ſei, ſo war er ſein Leben hindurch geweſen, ſo blieb er trotz Frömmigkeit bis an ſeinen Tod, nichts reſpectirend als die eigene, moderne Form des Sultanenthums. Einheit der Kirche daneben und dafür war ihm kein religiöſes, ſondern ein politiſches Dogma. Sein Verhältniß zum Innerlichſten der Kirchlichkeit war offenbar ein gedankenloſes. Wie er ſtreng und gedankenlos von der ſpaniſchen Mutter darin erzogen war, ſo hatte er ſich gehen laſſen: ein theoretiſcher Skeptiker oder Kritiker war er nie, er war ein künſtleriſcher Menſch, dem die Dinge als Ganzheiten kommen: ſelbſt die abſolute Macht ward keineswegs von ihm raffinirt, ſie ſprang, ihm eigen und nothwendig, aus ſeiner perſönlichen Völligkeit hervor. Das Verhältniß zu Gott trug er unbeſehen durch ſein Leben, unbeſehen, wenn ihn auch die Erſcheinung desſelben an Anderen, in ſeinem Staate, an ſich ſelbſt intereſſirte. Seine Welt war dieſe, die Welt angeſichts der Sonne und des Mondes: Tartuffe war ihm ſonſt ein Lieblingsſtück geweſen; an den Janſeniſten haßte er juſt die religioſe Demüthigung der Creatur vor Gott, den religios abhängigen Gnadengedanken; zu den Formen der Frömmigkeit leitete ihn auch jetzt nur die jeſuitiſche Form, ein ganz moderner Vertrag mit Gott, welcher Würdigkeit und Reiz der Welt vollkommen beſtehen ließ.

Es iſt alſo ein Irrthum, ſich den alten König in ſeiner letzten Periode als einen büßenden Sünder oder als alltäglichen Frömmling zu denken. Er war ein blaſirter Mann, ſchwer zu amüſiren, weil nicht mehr „amusable“, wie die Maintenon ſelbſt ſagt, dem die Religions-Form ſo viel Intereſſe geben mußte, als ſie einem dem Tode zuſchreitenden Manne meiſtens giebt. War's doch auch nicht allein politiſche Bedrängniß, die ihn an den Wechſel des Irdiſchen erinnerte: furchtbare Schläge trafen in den letzten Lebensjahren ſein Vaterhaupt: wie Priam's Burg ward ſein Königshaus verödet durch unerklärlichen Tod; Sohn, Enkel, Tochter, was ihm theuer war durch Liebe und Hoffnung fuhr in die Grube. Ja, wir werden ſehen, je näher er an Jenſeits, an Tod und Gott gedrängt wird, deſto mehr läutert ſich dieſer fromme Stil dieſer achtziger und neunziger Jahre zu dem einfachen, unbekümmerten Sinnesweſen ſeines Naturells.

Auch jetzt, wo die Frömmigkeit ſo in Schwung kommt, ſuche man ihn nicht hinter Betpulten: mehr ennuyirt vom Verſailler Hoftrubel, als troſtbedürftig, wandelt er des Abends durch den Park hinüber nach Trianon, wo er ſich ein reizendes, kleines Marmorſchloß erbauen läßt, unter den Blumen von Trianon ſucht er Erholung vom Regieren. Dann wählt er eine maleriſche

Schlucht in den Seine-Bergen, und erbaut ſich Marly, und nimmt nur kleine, bequeme Geſellſchaft mit dahin, aber nicht eben fromme. Es war nicht mehr die Zeit der großen Jagden, die mit Hörnerklang, Hundegebell und Pferdegewieher ringsum den Forſt erfüllten, wodurch der einſame Jagdreiz ebenfalls in ein berechnetes Schauſpiel verwandelt war, wo der Hirſch am beſtimmten Platze angeſichts des Königs zuſammenbrechen mußte; es war nicht mehr die Zeit der ile enchantée, aber der Wald- und Hügel-Kranz von der Seine bis an die Eure war doch noch ein Kranz belebter Schlöſſer, war noch das Luxus- und Freuden-Centrum Europas. Auf all dieſen Straßen fünf Meilen in der Runde hinab bis Sceaux, wo Colbert ſein prächtig Schloß errichtet hatte, bis Chantilly, wo die Erben Condé's wie im Paradieſe lebten, bis Rambouillet, wo der Herzog von Maine reſidirte, kreuzten ſich Caroſſen, Portechaiſen, Reiter, Spaziergänger in Sammt und Seide, Alles hatte ſeinen Herzpunkt noch in Verſailles. In Meudon regierte der Dauphin, in St. Cloud der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, in Petit Bourg wohnte der genialſte Schmeichler des Königs, der eheliche Sohn der Montespan, Herzog von Antin, der lange Alleen und kleine Wälder mit einem Streiche, in einer Minute verſchwinden ließ, wenn der König die Ausſicht zu enge fand. In Chateau d'Anet, wo einſt Diana von Poitiers geſchlafen, hauſte der wüſte Vendome, das unbeliebte Kriegstalent mit ſeinem Secretär Alberoni, denſelben, der nachmals Spanien regierte: der ganze Waldkranz war beſäet mit Schloß und Glanz, Ludwig liebte auch dies zu centraliſiren. Die einzige Störung darin, das Thal von Chevreuſe mit der janſeniſtiſchen Abtei Port royal des Champs, war jetzt auch verödet, und trat mit ſeinen ascetiſchen Bewohnern dem Glanzesleben nicht mehr in den Weg: im Jahre 1709 wurden die letzten Nonnen daraus vertrieben, im Januar 1710 das ganze Kloſter raſirt. Man entdeckt jetzt kaum noch die Spur in dem kleinen, engen Thale.

42.

Das Naturell kommt im Galopp zurück! hat der Franzoſe das römiſche Sprichwort ausgedrückt. Der alte König hatte endlich im Herbſte 1697 zu Ryswik, einem Schloſſe unweit dem Haag einen Frieden abgeſchloſſen, der gegen all ſeine Königs-Natur zu gehen ſchien: die frechen Reunions-Kammern, die juriſtiſch für Franzoſen-Eigenthum erklärten, was Frankreich am Rheine und im Elſaß erobern wollte, dieſe frechen Inſtitute wurden geopfert, Lothringen wurde herausgegeben, ja! König Wilhelm von England wird anerkannt von Ludwig XIV.! König Stuart in Saint Germain, eine Stunde von Verſailles, ſcheint auf den Privatſtand eines Königes zurückgeführt. Ludwig zeigte das in Frankreich nicht, was er nach Ryswik hin unterſchrieben.

Mochte er zeigen, was er wollte, war dieſer Friede nicht Zeugniß genug des Abſterbens? Rauſchend ſielen die Blätter von dieſer ſtarken Eiche. Frau von Maintenon ſoll ihn einſt um jene Zeit vor einem Spiegel überraſcht haben, in welchem er, eine Thräne im Auge, den Verfall ſeines Antlitzes, Runzel und Falte betrachtet habe. Eine Natur der ſchönen Erſcheinung wie er konnte nicht ohne Thränen von der Jugend und Leibesſchöne ſcheiden.

Europa konnte ſich beruhigen über die Prätenſionen Frankreichs: der alte König regierte im Cabinet der Maintenon, die nüchterne Dame ſaß in einem Lehnſtuhle, und las oder arbeitete, wenn er mit den Miniſtern regierte. Sie zeigte keinen Antheil, um den größten zu haben: ihr Rath, der immer eingeholt wurde vom Könige, war immer beſcheiden, ging ſtets auf das Mäßige, Verſöhnliche. Europa konnte ſich alſo beruhigen? Das Naturell kommt wieder im Galopp! Mag Alter, Umgebung und Mißgeſchick den ſtolzen König dämpfen, er bleibt der ſtolze König bis zum letzten Hauche, die kleine Beſorgniß immer wieder aus ſich hinaus werfend trotz Alter, Maintenon und Mißgeſchick.

In Spanien hat er ſeine Diplomatie, dies unbeſtritten mächtigſte Feld ſeines Reiches, dafür ſorgen laſſen, daß der ſterbende König Carl den Enkel Ludwigs zum Erben der ſpaniſchen Krone einſetzt. Es trifft ein. Nur vierzehn Tage trägt Ludwig die Sorge vor dem Ungeheuren mit ſich herum, vor den unüberſehbaren Stürmen, die er über ſeine letzten Tage heraufbeſchwören will. Aber dies iſt die Sage von den Titanen: nach dem Thron der Götter greifen ſie, wenn er erreichbar ſcheint; die ſtarke Königs-Natur Ludwigs konnte einer Krone nicht vorübergehen, wenn er den Todes-Abgrund neben ihr offen ſah. Eines Morgens gleich nach ſeinem Lever läßt er ſeinen Enkel Philipp rufen, läßt die Flügelthüren öffnen, ſpricht zum ſpaniſchen Geſandten: Ihr könnt ihn begrüßen als Euren König!

So war der Würfel geworfen für den Lebensreſt eines ſchon hochbejahrten Königs, der Manchem ein in Sinnenluſt und Tand geſchwächter, beendigter König ſcheint. Er wußte gar wol, daß die beiden Kriegstalente, deren Auftreten ihm ſchon ſo zugeſetzt, daß Marlborough und Prinz Eugen jetzt in voller Kraft und ihm bald gegenüber ſein würden. Aber er fühlte ſich in ſeiner Nothwendigkeit als König von Frankreich, und ſo begann er verwegenen Krieges das achtzehnte Jahrhundert, wie Franz gegen die ſpaniſche Macht das ſechzehnte, Heinrich IV. für ſeinen Europa-Plan ebenfalls gegen die ſpaniſche Macht das ſiebzehnte begonnen, er begann es als Herr von Spanien gegen Europa.

Merkwürdig ſind die Verhaltungsregeln, die er ſelbſt ſeinem Neffen aufgeſetzt, und die er ihm wie einen Katechismus alle Morgen vorleſen ließ. Sie fallen wie ein Abendſonnen-Blick auf des Königs eigenes Thun und Leben, wie eine Selbſtkritik, die mit ſich zufrieden iſt, und ſich doch nicht ſchont. Der Herzog von Noailles, der ſie von des Königs eigener Hand beſaß, hat ſie auf der königlichen Bibliothek niedergelegt. Es finden ſich darin folgende Sätze:

„Fehle nie in Deinen Pflichten, beſonders gegen Gott; ſolch Beiſpiel eines Königs iſt von großer Wirkſamkeit. —

Habe nie ein Attachement für Jemand. — Liebe Dein Weib, lebe gut mit ihr. — Zieh nicht Diejenigen vor, welche Dir ſchmeicheln, ſondern die, welche für Dein Wohl Dein Mißfallen wagen. — Mache Dein Land glücklich, dazu gehe nur gezwungen an einen Krieg; iſt er unerläßlich, ſo ſtelle Dich an die Spitze der Truppen. — Verlaß nie Deine Geſchäfte Vergnügens halber. — Mache Dir eine Tages-Eintheilung. — Jagd und Landhaus ſind unſchuldige Vergnügungen. — Verſchwende für den Bau Letzterer nicht zu viel Geld. — Höre genau, höre viel, ehe Du entſcheideſt, aber entſcheide ſelbſt. — Laß Dich nicht beherrſchen, habe keine Favoriten, keinen Premierminiſter. — Bedeutende Leute mußt Du alle genau kennen lernen. — Behandle Jedermann höflich, ſage Niemand Betrübendes, aber unterſcheide dabei doch Ausgezeichnetes und Verdienſt. — Behandle Deine Domeſtiken gut, aber ſei nicht familiär mit ihnen; beim geringſten Fehl entferne ſie. — Bereiſe Dein Reich. — Spotte nicht über wunderliche Manieren einer fremden Nationalität, jedes Land hat ſeine Manieren, man gewöhnt ſich ſelbſt daran. — Sei freigebig, und nimm nur Kleinigkeiten an, überbiete ſie; aber nicht auf der Stelle.“ —

Manches iſt nur intereſſant, weil es von ihm kommt und ſeine Anſicht zeigt über die eigene Vergangenheit. Manches ſcheint trivial, und doch iſt ſolche Trivialität, wenn ſie durchdachtes Product der Erfahrung, ſo viel werth als ein neuer Gedanke. Nur die gedankenlos überlieferte Phraſe iſt bloße Trivialität. Es giebt in Klugheit nicht viel Neues, denn die Welt hat ſchon Jahrtauſende beobachtet.

Ludwig XIV. hatte kein ſchriftſtelleriſches Talent, dazu war ſein compacter Geiſt nicht weit genug aufgeblättert. Das wenige Autographiſche von ihm iſt ſchwer anzuſprechen als echt oder unecht, weil ſein Hauptſecretär Roſe ihm die Handſchrift vollkommen ähnlich nachahmte und ſolcherweiſe, wenn auch unter den Augen des Königs, als König ſchrieb.

Es iſt bekannt, daß die erſte Hälfte jenes ſpaniſchen Succeſſions-Krieges, der von 1701 bis 1713 dauerte, äußerſt unglücklich verlief. Frankreich erlitt 1704 die große Niederlage bei Höchſtedt — in derſelben Gegend von Ulm, wo ein Jahrhundert ſpäter Napoleon eine ganze Armee Oeſterreichs gefangen nahm — bei Ramillies, bei Oudenarde und Malplaquet, ein furchtbarer Winter brach von 1708 zu 1709 über Frankreich ein, Krankheit und Hungersnoth brachten das Land an den Rand der Verzweiflung, Lille war gefallen, der Feind ſtand nur einige Tagreiſen von Verſailles, der alte König ward gedrängt und beſchworen, über die Loire zurück nach Chambord zu gehen! Verſailles, ſeinen Lebens- und Königspunkt ſollte er verlaſſen? Nimmermehr. Jener Prinz Eugen, dem er einſt ein Regiment verſagt, ſollte in Verſailles ſchlafen? Nimmermehr ſoll das geſchehen, ſo lang ein Blutstropfen im alten König lebt. Der greiſe Fürſt wich nicht vom Platze, er ließ ſich, was er nie gethan, herab, einen Brief an die Nation zu ſchreiben, worin er ſich zu rechtfertigen ſuchte, aber er wollte lieber untergehen, als dem Feinde weichen. Villars und Vendome ſtellten zwar das Waffenglück einigermaßen her, die geſchickte Diplomatie wußte zwar den Frieden vorzubereiten, den Sturz der Whigs und Marlboroughs in England eiligſt dafür zu benützen, aber das Unglück ſollte noch auf andere Weiſe über dem greiſen Haupte zuſammenbrechen. Der Tod fiel unter die blühende Nachkommenſchaft des Königs, ſie ſank in wenig Monaten wie ein Aehrenfeld unter der Senſe des Schnitters. Der Dauphin, Fénélon's Schüler, ſtarb, deſſen Sohn, der Herzog von Burgund, ſtarb, deſſen Gattin, der Liebling Ludwigs, war ſechs Tage vorher geſtorben. Der alte König liebte dieſe ſavoyiſche Prinzeſſin ſo zärtlich, ihre Heiterkeit war ihm ſo ermunternd, ihr hatte er Freude und Leitung der Hofluſtbarkeit überlaſſen, damit man ſich ſeiner Welt freuen könne, auch wenn er die Feſte nicht mehr leitete! Auf den Knieen lag er an ihrem Bette, als der Tod ſie ergriff. Es iſt mir nicht erlaubt zu weinen, hat Napoleon geſagt für ſolche Königslage — der greiſe Ludwig ſtand ſtarr wie ein Standbild unter ſo viel Särgen, die nach St. Dénis gebracht wurden. Auch der älteſte Sohn des Herzogs von Burgund ſtarb, deſſen Bruder, nachmals Louis XV., fiel in Lebensgefahr. Wo wird das enden? fragte ein König, dem bis auf ein kleines Kind drei Generationen zerſtört wurden im Laufe weniger Monde. Der Friede von Utrecht brachte zwar endlich Friede nach außen, aber der König war doch für die drei letzten Lebensjahre, die er noch hatte, zu tiefer Traurigkeit gebrochen, der Finger Gottes hatte ihn ſchwer berührt, und jetzt ließ er dem gierigen Jeſuiten-Beichtvater Le Tellier, welcher dem geſtorbenen Père la Chaiſe gefolgt war, freieren Lauf als bisher, wo der kirchliche Trieb zwar hervorgetreten aber immer noch politiſch geleitet war. Jene Todesfälle ſchrieb alle Welt Vergiftungen zu, ja man zeigte mit Fingern auf den Herzog von Orleans, der jetzt als nachfolgender Regent dem Throne zunächſt ſtand. Vergiftungen! wie man bei der Cholera Vergiftung ſchrie; man ſucht eine plötzliche Calamität immer zuerſt bei Menſchen und menſchlicher Abſicht. Der König wies das ſchweigend zurück.

Die völleriſche Lebensweiſe jener Zeit hilft vielleicht die damals ſo häufige Apoplexie und raſche Krankheit erklären. Man war ganz das Gegentheil vom jetzigen Franzoſen; man aß ſehr oft, man aß ſehr viel. Chocolade, Früchte, ſpaniſcher Wein waren das Frühſtück. Zeitig folgte ein ſtarkes Diner. Schon um vier Uhr ward wieder eine kleine Mahlzeit genommen, um acht Uhr wurde üppig ſoupirt, und gab's ein Feſt oder ſonſt eine feſtliche Veranlaſſung, woran es ſelten fehlte, ſo kam noch eine Nachtmahlzeit, la media noche genannt.

Dem mächtigen Leibe des Königs war dies keine Gefahr, er verlangte reichliche Nahrung, und um ſo reichlichere, je höher das Alter hinaufſtieg. Sonſt theilte Ludwig in all ſeiner letzten Lebenszeit die Lebensweiſe ſeiner Umgebung nicht mehr: Regierungs-Arbeit nahm ihn dringend in Anſpruch, Regelmäßigkeit war ihm Bedürfniß. Man ſah ihn, als das Reiten ihm zu beſchwerlich wurde, auf einem kleinen Wagen in der Verſailler

Umgebung herumfahren. Indeſſen lenkte er noch die Roſſe ſelbſt: noch am 9. Auguſt 1715, drei Wochen vor ſeinem Tode, hetzte er ſolcherweiſe den letzten Hirſch. Wo er übrigens auch in dieſer letzten Zeit öffentlich erſchienen war bei einem Feſte oder einer Revue, da zeigte er ſich noch immer frei und aufrecht. Sobald der junge Stuart zum Tanze antrat, erhob ſich jedesmal der alte König, und ſtand unbedeckt, trotz ſchmerzhaften Podagras, bis der junge Fürſt wieder abtrat. Honneur au pair et au malheur! war ſein Ausdruck.

An einem Sonntage, den 11. Auguſt, ging er das letzte Mal nach Trianon zu den Blumen. Noch bis zum 25. arbeitete er mit den Miniſtern, an dieſem Tage, wiederum eines Sonntags, gegen Abend brach der mächtige Leib zuſammen. Alles lief herbei, das große Ereigniß, das man hoffte, das man fürchtete, es trat auf die Schwelle. Die Diener allein, denen er ſtets ein guter Herr geweſen, weinten zu ſeinen Füßen, ſonſt floß nicht am Hofe, vielleicht nicht im ganzen Königreiche eine Thräne um den Hintritt dieſes mächtigen Menſchen. Allem Anſcheine nach war ſelbſt die Maintenon froh, ihrer immer ſchwierigeren Unterhaltungspflicht ledig, von dem großen Egoiſten getrennt zu werden. Sie hatte ihn vermocht, ſtatt Orleans' ſeinen Erſtgeborenen von der Montespan, ihren Pflegling den Herzog von Maine zum Regenten im Teſtamente einzuſetzen, und ſo war ſie einer ununterbrochenen Stellung gewärtig. Sie war ein kühles Weib ohne Hingebung; nur allzugern ging ſie vom Krankenlager hinab an das Parkgitter, wo ihr Waiſen-Inſtitut, ihr Privat-Königreich St. Cyr begann, und blieb allein in St.-Cyr, während Ludwig mit dem Tode rang. Acht Tage lang kämpfte der ſchwer zu brechende Körper nach dem Tode, und noch am letzten Tage mußte der König nach ſeiner Frau Boten ſenden.

Ludwig litt männlich und ſtandhaft. Glaubtet ihr denn, ich ſei unſterblich? ſprach er zu den ſchluchzenden Dienern. Als es zum Ende ging, ließ er ſich noch zwei kleine Kiſten ans Bett bringen, und verbrannte die darin befindlichen Papiere, dann ließ er ſeinen kleinen Nachfolger herbeiführen, einen Knaben, der noch nicht ſechs Jahre alt war, und ermannte ſich für ihn zu einigen guten Lehren, die der junge Fürſt ſeiner ſpäteren Regierung einprägen möge. —

In der großen Gallerie und den daran ſtoßenden Zimmern harrte der Hof und die königlichen Familie ſeit acht Tagen der Todesnachricht — da endlich, am erſten September des Morgens ein Viertel nach acht Uhr, öffnete der erſte Edelmann des Königs das Fenſter, rief hinab „der König iſt todt,“ brach ſeinen Stock entzwei, nahm einen andern, hielt ihn hoch und rief weiter: „Es lebe der König!“ Der Weiſer auf der Schloßuhr ward gehemmt, damit er dem Ceremoniell gemäß, zum nächſten Königstode unverrückt dieſe Todesſtunde zeige.

Der große Egoiſt war nicht mehr, und man ſollte bald inne werden, welch ungeheure Lücke dadurch entſtanden ſei. Dies Frankreich ſeines Stempels war zu Ende mit ihm — wo hat es einen großen Herrſcher gegeben, dem nicht Egoismus vorgeworfen wurde! Wo gibt es concentrirte Macht und geſammelte Wirkung ohne egoiſtiſches Abſchließen!

Die Geſchichte Frankreichs hört mit dieſem Tode auf, Geſchichte der Könige, Geſchichte der Luſtſchlöſſer zu ſein. Was Könige und Luſtſchlöſſer vorbereitet, erfüllt ſich jetzt in andern Kreiſen: Frankreichs Geſchichte wird von jetzt an achtzig Jahre lang eine literariſche Geſchichte und alsdann eine Geſchichte der Revolutionen. Der nächſte Held war ſchon zu Ludwigs Lebzeiten in Ninon's Salon geführt worden als ein zehnjähriger Knabe. Der Abbé Chateauneuf, der letzte Liebhaber Ninon's, die einundachtzig Jahre alt war, hatte ihr eines Tages den kleinen Voltaire zugeführt und mit den Worten empfohlen: er macht ſchon leidliche Verſe und wird der gefährlichſte Feind der Religion werden. Darauf vermachte ihm Ninon 2000 Fr. zum Ankaufe einer Bibliothek. Er ſollte den Uebergang in ein neues Zeitalter, den Fontenelle damals begann, fortſetzen.

Mit Ludwigs letztem Athemzuge ward auch Verſailles auf der Stelle eine verlaſſene Herrlichkeit. Das Parlament, das in der Oppoſition gegen die Jeſuiten ſchon in den letzten Jahren Ludwigs wieder einigen Muth gefaßt, ermannte ſich nach dem Tode des Herrſchers, erklärte das Teſtament für ungültig, Orleans übernahm die Regentſchaft und verlegte die Regierung und Reſidenz nach Paris ins Palais royal.

Wie ſtille ward's im Schloſſe, das die abſolute Monarchie in ſich darſtellte! Ein großer Autor des neuen Uebergangs wandelte öfters darin umher, und betrachtete die Formen einer Herrſcherwelt, die er zu brechen ſich rüſtete. „Du haſt Alles eingerichtet — ſprach er da zum Schatten Ludwigs — daß es auf Deiner Perſon beruhte: hatteſt Du vergeſſen, daß Du ſterben mußteſt? Um eine Macht zu übertragen, muß man ſie zu vertheilen wiſſen. — Du warſt voller Contraſte, weil Du entblößt von allem wirklichen Principe warſt. Du hatteſt nichts als den Lebenshauch einer ſtolzen Seele. — Ich kenne nur drei mögliche Staatsformen: entweder der Fürſt iſt Despot und das Volk iſt Sclav, oder der Fürſt und das Volk theilen die Macht, oder es giebt keinen Fürſten und das Volk regiert ſich ſelbſt. Welche von dieſen drei Formen war die Deine? Keine. Du bildeteſt Dir ein, Frankreich ſei für Deine Monarchie gemacht, Du irreſt Dich, Deine Monarchie war für Frankreich gemacht, ein Kleid, das ſich abnützt, die Realität bleibt, Frankreich bleibt und wechſelt."

„Die Regentſchaft, die jetzt in Paris ſchwelgt, iſt Dein Erbtheil. In Verſailles herrſchte die Verſtellung, in Paris herrſcht jetzt die Ausſchweifung. Du glaubteſt, die Sitten gefeſſelt zu haben, ſie ſind jetzt ausſchweifender als je. Du haſt England zu beſiegen geglaubt, kämſt Du nach einigen Jahren noch einmal aus der Gruft von St. Dénis hierher, Du fändeſt in Frankreich nichts als Englands Welt."

„Unerſchöpflicher Gegenſtand der Bewunderung und des Streites" — ſchließt Montesquieu — „mein Geiſt verweilt ſo gerne bei Dir!" —

Ludwig XV. kam zwar nach Verſailles zurück, aber nur ſo um es zu entweihen, wie er die Monarchie Ludwigs entweihte. Die königliche Luſt, die Luſt am Großen ſank herab zum Vergnügen an ordinärer und verſteckter Schwelgerei: die großen prächtigen Räume wurden zu Schlupfwinkeln der Lüſte verzettelt und verbaut, eine raffinirte Einſiedelei, le parc aux cerfs, zwiſchen Verſailles und St. Germain von der Pompadour angelegt, war die genialſte Aeußerung dieſes entarteten Abſolutismus. Da wurden Mädchen eingefangen, wie das Wild des Waldes. Die Pompadour ſelbſt war allerdings voller Talente, aber die verbindende Seele dieſer Talente war klein, wie das Roccoco, das namentlich von ihr ſtammt, und das ein kleiner Geſchmack ihr jetzt noch einmal nachthut. Sie ſtarb und der Erbe Ludwigs ſtieg bis zu dem Freudenmädchen hinab, das man Dubarry nannte, um ſie doch zu nennen. Ehe ſie dem königlichen Verſailles präſidirte, hatte ſie trügeriſchem Spiele am Spieltiſche präſidirt, ein verloren Kind von großer Schönheit. Das Geſchick zeichnete mit Fäulniß den Ausgang dieſer Zeit: in einer Mainacht 1774 ſah man einen geſpenſtiſchen Train auf den weißen Thurm von St. Dénis zu galoppiren, geharniſchte Reiter mit Fackeln geleiteten einen Jagdwagen, auf dem Jagdwagen ſtand ein Sarg, in dem Sarge lag der König von Frankreich, man peitſchte unaufhörlich die Roſſe, denn die Leiche verpeſtete die Luſt.

Reißend ſchnell und entſetzlich ging das franzöſiſche Königthum zu Grabe. Ein ſanftgeſinnter, aber unbedeutender Fürſt, Ludwig XVI., übernahm es, und zahlte mit ſeinem Blute die Schuld der Geſchichte. Verſailles ſah kleine idylliſche Freuden, ehe die blutige Zeit ausbrach, es ſah Schweizerhäuschen und Schäferſpiele, es hörte den Erben Ludwigs hämmern und feilen in ſeinem Lieblingsgeſchäfte, der Schloſſerarbeit, bis in einer Nacht der Tumult über die Marmortreppen herauf brach, bis die Wache ſchrie: „Weckt die Königin, damit ſie ſich rette!“ bis die ſchöne, unglückliche Frau im Nachtkleide durchs œil de bœuf, durch des großen Ludwigs Zimmer ſtürzte, den Verfolgern zu entrinnen. Ein entſchloſſener Offizier vertrat ihnen die Thüre des œil de bœuf. Mit dem folgenden Tage, wo die Plätze und Zugänge des Schloſſes, einſt ſo majeſtätiſch ſtill, vom Pariſer Volke wimmelten, wo König und Königin auf den Balcon genöthigt, zur Abreiſe nach Paris genöthigt wurden, mit dem Tage ſchließt die Geſchichte des königlichen Luſtſchloſſes Verſailles, und die Geſchichte der Lilien-Könige, die ſeit Ludwig XI. und Franz I. einen ſo merkwürdigen Weg zum abſoluten Königthume zurückgelegt hatten. Man ſah von des großen Ludwigs Schlafzimmer die Wagen der königlichen Familie in jener Allee hinauffahren, die einſt über Nacht entſtanden war, man ſah ſie verſchwinden und Niemand hat ſie wiederkehren ſehen.

Verſailles ward ein ſo verwaiſtes Haus, daß es verfiel, daß man es zum Kaufe ausbieten wollte. Ludwigs Palaſt unter dem Spieße!

Ludwig Philipp hat es aus dem Verfalle erhoben, und aus dem Schloſſe der Könige ein Ruhmesſchloß der Nation gemacht, an deſſen Façade jetzt zu leſen iſt: „A toutes les gloires de la France.“ —

Wir lachen oft über die National-Prahlerei der Franzoſen, ſelbſt wenn wir wiſſen, daß ihnen der Nationalitäts-Cultus Cultus einer einzigen Religion iſt, die ihnen wahrhaft eigen. Aber es muß ein von allem Schwunge verlaſſener Deutſcher ſein, der jetzt in Verſailles lachen kann über dieſe Verherrlichung alles Franzöſiſch-Nationalen, über ein wirkliches National-Muſeum, wo der Franzoſe die Werke und Helden ſeines Landes von Chlodwig bis Caſimir Périer in allen Lagen, in allen Opfern, in allen Siegen ſieht. Kaum iſt Mazagran in Afrika heldenmüthig vertheidigt worden, ſo eilen Bild und Rahmen auf der Ferſe nach, und wenn jene Soldaten aus Afrika heimkehren, ſo eilen ſie nach Verſailles, um im Anſchauen ihrer bildlichen Verherrlichung das höchſte Glück ihres Lebens, den berauſchenden Ruhmeszauber einzuſaugen. Wer mag es ſagen, wie viel große Regung, großer Vorſatz jetzt täglich wieder aus Verſailles kommt! Wie Wenige begreifen es in unſerer zerſtückten deutſchen Welt, welch eine poetiſche Macht dem Franzoſen gewährt iſt in dieſer ſogenannt proſaiſchen Centraliſation alles franzöſiſchen Landes, aller franzöſiſchen Geſchichte. Hätten wir doch erſt ein Waldſchloß, wo der Schwabe wie der Preuße die Verherrlichung ſeiner Vorzeit in Bild und Marmor fände!

Die unabſehbaren ſteinernen Corridore ſind von Statuen und Büſten erfüllt, in dem Labyrinthe von Gemächern hat jede Epoche ihren eigenen Raum, der ſie darſtellt, den Schlachten aller Zeit iſt eine beſondere Gallerie — Galerie des batailles — eingerichtet mit Meiſterſtücken Horace Vernets, des echt franzöſiſchen Bildergenius geſchmückt, und Alles iſt wie von Ruhmesband zuſammen gehalten durch die wiederhergeſtellte Welt Ludwigs des Vierzehnten. Die Lebrun, die Philippe de Champagne geleiten durch die prachtvollen Gemächer und Säle, welche ſich ſo weit hinziehen, ehe ſie des Königs Gemächer, die Galerie des glaces, das Oeil de bœuf und Ludwigs Cabinette erreichen. Die Gallerie der Spiegel, jener Thronſaal Ludwigs, blendet jetzt wieder und verblendet, wie es nur jemals die abſolute Macht jenes Königs gethan. Der Blick verirrt ſich in den Spiegelwänden; rechts durch die Fenſter tritt der Park bis zum fernen See und Waldberge herein, links durch die Spiegel geht er in gleicher Unabſehbarkeit fort, oben, hoch oben iſt Himmelsgewölbe, wo Götter thronen, man faßt ſich ſelber langſam, da man dieſe weite Prachtwelt nicht zu faſſen und zu umſpannen weiß. — Auch das techniſche Mittel ſolcher Blendung, der Spiegel datirt von Ludwig XIV. die Größe und Verbreitung, welche er in Frankreich gefunden hat. Nicht die gewöhnliche Chambre garnie in Paris entbehrt der eingemauerten Spiegel über den Kaminen, Spiegel von einem Stücke, wie ſie bei uns nur Schloß und Palaſt erſchwingen. Der Boutikier ſitzt hinter Thüren von Glas, deren fenſterhohe, eine Scheibe bei uns die Rarität einer fürſtlichen Wohnung. —

Der ſilberne Thron ſteht nicht mehr, der Hof betritt nicht mehr allein dieſe Zimmer, ganz Frankreich betritt ſie. Das Hauptluſtſchloß iſt ein Luſtſchloß der Nation geworden. Ludwig XIV. hat nivellirt für die Gleichheit des Bürgerkönigthums.

VII.

Die Kaſchba.

Sie nennen jetzt das Land von Algier Neu-Frankreich. Man ſpricht von Algier wie man von Marſeille ſpricht oder von Bordeaux, nur der mittelländiſche See liegt dazwiſchen, der See Frankreichs, wie Napoleon wollte. Es lohnt gar ſehr der Mühe, ihn zu durchſegeln, wenn man einmal der Kenntniß Frankreichs nachgeht: man findet nicht nur Afrika, man findet ſo naive Offenbarungen der franzöſiſchen Welt, ſo naive, wie ſie im europäiſchen Frankreich ſelten ſind. Iſt nicht aller Gegenſatz das wirkſamſte Mittel, Eigenſchaften zu wecken, wenigſtens zu zeigen? Die franzöſiſche Humanität in Frankreich, wie überfirnißt, wie unecht will ſie uns oft erſcheinen, uns, denen die ſchmeichleriſche Form ſo mühſam anzueignen iſt. In Afrika iſt jene Humanität unverkennbar echt, liebenswürdig, iſt das franzöſiſche Chriſtenthum ſelber, ja ſie iſt es hauptſächlich, welche Frankreichs Schwäche gegen wilde Völkerſchaften in ſich verpuppt. Die Uebertreibung allgemeiner Grundſätze, jene abſtracte Tugend Frankreichs, jene Propaganda-Eigenſchaft, wodurch Frankreich die bewegende Feder Europas geworden, ſie erſcheint angeſichts der afrikaniſchen Völker in liebenswürdig abſtracter Höhe, und doch von all der Schwäche, von all dem nur vorübergehenden Erfolge begleitet, die jedem blos abſtrahirten, nach außen unorganiſchen Grundſatze eigen iſt. Frankreich iſt aus Abſtraction zu human gegen die Beduinen, nützt dadurch den Beduinen nicht das Geringſte, verdirbt die Franzoſen zu Tauſenden, verwüſtet Geld und Zeit, hemmt die Verbreitung europäiſcher Cultur, hemmt die Verbreitung der Humanität ſelber durch Humanität.

Die Menſchen ſind vielleicht einander gleich, wenn bei allen die Fähigkeit in gleich kräftiger Weiſe geweckt und gepflegt wird Vielleicht! Dann wäre dieſer Gleichheits-Grundſatz groß wie eine neue Schöpfung. Oder: die Menſchen haben als ſolche die Möglichkeit einer gleich großen Vervollkommnung vor ſich: — dies iſt die richtigere Faſſung, und auch ſie iſt aller Erfahrung gemäß nicht ſtrenge wahr, denn es giebt ſpecifiſche Grade in der Menſchengattung. Der rohe, gedankenloſe Beduine kann doch unmöglich als Theil menſchlicher Gattung ſo viel werth ſein, wie der ihm gegenüberſtehende gebildete Franzoſe? Hierin liegt's. Der Franzoſe zwingt ſich zu ſolcher Anſicht, und vernichtet ſo in abſtracter Unwahrheit alles Verdienſt, allen geſchichtlichen Werth. Hierin liegt aller Ultraismus der Revolution, welche durch Frankreich repräſentirt wird: daß der verdienſtliche, durch geſchichtliche Schöpfung würdige Menſch vollkommen gleich erachtet wird dem ganz geſchichtsloſen alſo thieriſchen Menſchen. Wo bedeutende Leute der Conſequenz ſolches Grundſatzes nachgedacht haben, da iſt ihnen ſtets vor einem Zuſtande der Fortdauer nach dem Tode angſt und bange geworden. Goethe erklärt, daß er den Himmel der Pietiſten durchaus nicht brauchen könne. Scheint uns alſo ein unterſchiedslos gleicher Zuſtand nicht einmal nach dieſer Erde möglich, — und er iſt eine anfängliche, oberflächliche Abſtraction, da er die perſönlich verſchiedene Beſtrebung auslöſcht — wie ſoll er möglich, wie ſoll er vernünftig ſein in unſerer irdiſchen Exiſtenz!

In ſolcher Gedankenreihe erſcheint der Franzoſe in Afrika wie vor dem jüngſten Gerichte.

Geht man von Paris direct nach dem Süden hinab, ſo wird man in Lyon zum erſten Male der heißeren Sonne, der mittäglichen Anzeichen gewahr. Zwiſchen den Burgunder Weinhügeln die Saone herab fährt man ſchon durch brütende Sonnenwärme.

Sie ſteigert ſich, wo der Fluß zwiſchen die Berge tritt, welche mit Vorſtädten Lyons bedeckt ſind. Die nahen Alpen indeſſen, die Waſſermaſſen der Saone und des Rhone, welche die Stadt umfluthen und durchfluthen, verleihen dem Lufttone eine Kräftigkeit, die unſeren dickheißen Sommertagen fehlt, und die im mittäglichen Europa der reinen dunſtloſen Luft halber ſelten ganz ausgeht. Man ſteigt in Lyon gern ſogleich nach dem ſteilen Stadttheile hinauf, welcher la Fourvière genannt iſt, um dem engen Gaſſengewinde des eigentlichen Lyon zu entkommen, und die mächtige Stadt zu überſehen mit den zahlreichen Brücken zweier Hauptflüſſe, mit den Quais derſelben, mit den Bergen, auf denen die fabrikreichen, revolutionären Vorſtädte ruhen. Die Saone kommt um die Berge herum mitten durch die Stadt, dem Rhone ausweichend, der im Süden die Stadt begrenzt, ſo lange es gehen will. An der äußerſten Weſtſpitze von Lyon wird ſie von jenem ſtürmiſchen Hauptſtrome, dem Rhone, verſchlungen, der hier ſeinen weſtlichen Lauf plötzlich nach Süden beugt und reißend hinabeilt: nach dem mittelländiſchen Meere.

Es kann keine lockendere Straße nach Afrika geben, als dieſen ſchönen alpengrünen Strom, der von Genf herabkommt durch die Jura-Schlucht. Man ſieht von der Fourvière ſeine Heimat, die Alpen, hoch herunterſchauen, man ſieht, wie er die gelbe Saone mit ſich fortreißt, wie ſich neben ihm abwärts das ſüdliche Land in Wieſen und Weinhügeln breitet, man widerſteht nicht, mit ihm hinabzueilen den Lauf zweier Tage Vienne, Tournon, Balence, Pont St. Esprit, Orange, Avignon, Arles vorüber in den gefürchteten Golf von Lyon hinein nach Marſeille. Von Marſeille eilen täglich die Wagen nach Toulon, und mindeſtens einmal in der Woche geht ein Dampfboot des Staates von Toulon nach Algier. In drei Tagen und drei Nächten heißt es, ſteigen Sie ans Geſtade eines anderen Welttheils. Wir widerſtanden dieſer Lockung nicht, eben weil wir an dieſem afrikaniſchen Geſtade neue Aufſchlüſſe über franzöſiſche Welt erwarten durften. Iſt auch das alte Dey-Schloß, die Kaſchba — cassaubah franzöſiſch arabiſch genannt — kein Luſtſchloß mehr, ſeit der Harem und die türkiſche Herrlichkeit daraus verſchwunden, war ſie auch nie ein Luſtſchloß franzöſiſcher Könige, ſo iſt ſie doch jetzt ein Luſtſchloß franzöſiſcher Soldaten, deren provençaliſche Lieder und europäiſche Janitſcharen-Muſik dort jubeln, ſeit Neu-Frankreich jenſeits des mittelländiſchen Sees errichtet worden iſt.

Le Tartare, ein gerühmtes Dampfboot der Krone, heizte draußen im Hafen. Wir ließen uns hinrudern, fanden noch die Galeerenſclaven von Toulon mit Einladung von Kriegs-Material beſchäftigt, fanden eine Abtheilung Infanterie an Bord, und das Schiff befehligt von Officieren der Kriegs-Marine, auch zur See höfliche, galante Franzoſen, denen es nicht verziehen würde, wenn ſie nicht jeder mitreiſenden Dame ihr Compliment, ihre Unterhaltung und alle erſinnliche Gefälligkeit anböten. Ich erinnere mich, daß bei unſerer Rückkehr der Capitän ſich angelegentlich gegen eine Paſſagier-Dame entſchuldigte, ihr wegen des Schiffsdienſtes nicht in der erſten Stunde ſein Compliment gemacht zu haben. Unter dieſer franzöſiſchen Form bleibt aber auch der ganze Land-Franzoſe mit im Marine-Officier, und wie viel er Ungeſtüm und Tapferkeit nöthigen Falls zeigen wird, ein durchgewirkter, durchgetheerter Marine-Officier wie der engliſche wird er nimmer. Und wie ſehr er es werde, die franzöſiſchen Küſten liefern nimmer den gewetterten Matroſenſchlag Englands. Was ich auf jener Hin- und Herreiſe von Einrichtung, Ordnung, Kenntniß und Sinn franzöſiſcher Marine geſehen habe, zeigte überall die reſpectabelſte Abſicht, nirgends das Gelingen einer durchgearbeiteten Welt. Völker, die eine gediegene Freiheit errungen, waren immer mit dem Meere vertraut, waren ſeefeſt: die Waſſerwüſte mit ihren Schrecken und ihrer Langenweile reift den Menſchen zur echten Unabhängigkeit. Stünde vielleicht dem Franzoſen noch der Sieg über die Seekrankheit zu erringen, damit die Charte eine wahre Wahrheit werde?

Die Kajüte für Paſſagiere iſt klein und unzureichend, der Schlafſtellen — couchettes — ſind wenige, und auch uns traf das Schickſal, weil die Zahl der couchettes durch die Zahl der Paſſagiere erſter Taxe überſtiegen war, eben ſo zu campiren, wie die zweiter Taxe, die für ein nicht geringes Fahrgeld nichts zum Aufenthalte und Lager haben als das offene Verdeck. Es giebt keine Zuflucht im Schiffsraume, wo die Officiere des Schiffs, die Ladung und die Kohlen allen Raum nehmen. Unglücklicherweiſe wurde denn der blaue Golf auch bald ſchwarz und unruhig, und der Regen ſtürzte herab auf uns ſchutzloſe, Uebelſtände genug zum herkömmlichen Uebelſtande einer Seefahrt. Franzöſiſche Galanterie verläugnete ſich aber nicht bei dieſer harten Probe: meiner Begleiterin ward eine Couchette abgetreten. Ich ſelbſt fand unter einer kleinen Treppe leidlichen Schutz gegen das Himmelswaſſer und den Ungeſtüm des Windes, der alte Mantel that das Uebrige, und ſo ließ ich harmlos die Elemente wirthſchaften, arbeiteten doch die Räder neben mir ununterbrochen, um uns nach den baleariſchen Inſeln hin, den Heſperiden zuzuſchieben. Dort, aus dem unruhigen Golfe heraus, ſollte es beſſer werden, ſüdlich von ihnen, verſicherten die Seeleute, beginne ein anderer Windſtrich, ein ander Klima, und von Afrika ſcheine jetzt im September ungetrübt die Sonne herüber bis gegen die Balearen.

Der folgende Tag war grau und rauh, der Tartar rückte langſam, die verwünſchten Eimer, deren der Paſſagier bedarf, empfingen überall noch die traurigen Opfer, die traurige Nacht kam wieder, die Meeresöde einer langſamen, weiten Fahrt zog ſchon zuverſichtlich um die Maſten, als wollte ſie ſich auf lange einen Sitz erwählen, die franzöſiſchen drei Tage und drei Nächte ſtellten ſich in Reihe und Glied zu der franzöſiſchen Ungenauigkeit und ſanguiniſchen Ueberhoffnung, die uns ſo oft getäuſcht hatte. Da erſchien des nächſten Vormittags ein Vogel auf dem Maſte, ein fröhlich Zeichen, daß die Heſperiden nicht mehr weit ſein könnten. Ein Lieutenant in echt franzöſiſch-proſaiſcher Weiſe führte für ſolchen Fall die Jagdflinte auf dem Schiffe mit ſich herum, und tödtete das Thier, das uns ſo poetiſch erſchienen war.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02146/006

Uebrigens ereignete ſich's wirklich, als ob wir auf einer Wetterſcheide der Zonen angekommen ſeien, die Sonne brach hindurch, die Inſel Mahon mit violetter Felſenbrandung zeigte ſich uns zur Rechten, dahinter dämmerten noch andere Balearen, wir aber, der afrikaniſchen Sonne vertrauend, ſuchten keinen Kohlenzuſchuß und ſtrichen mehr und mehr ſüdwärts haltend vorüber.

Himmel und Meer hielten Wort, der nächſte Tag empfing uns klar und ſchön, wir gingen raſch, acht Knoten die Stunde — drei Knoten ſind eine Marine-Lieue — und gegen Mittag verkündete man Land, Afrika!

Es waren im blauen Dämmer die Spitzen des kleinen Atlas, der ſich hinter Algier und der Metidſcha hinzieht. Gegen Sonnenuntergang kamen wir der Bai von Algier nahe, ohne jedoch von der einſtigen Corſaren-Stadt mehr als einige Landhäuſer ſehen zu können, denn der Hafen birgt ſich wie jeder leidliche Hafen durch eine Wendung vor dem offenen Meere. Wunderlich! ich konnte mich der Vorſtellung nicht entſchlagen, Algier ſei noch Corſaren-Reſt, Wir ſeien Chriſtenſclaven, denen der Anblick ihres Grabes bevorſtehe. — Ein Kanonenſchuß verkündete den Sonnenuntergang und Schluß des Hafens — wir müſſen dieſe Nacht noch auf dem Schiffe bleiben! Als ob noch phlegmatiſche Türken in der Kaſchba herrſchten, als ob nicht neugierige Franzoſen längſt auf das wöchentliche Dampfboot Frankreichs harrten, auf Briefe und Zeitungen aus Paris!

Spiegelheller Mondſchein fiel vom ſchönen Himmel auf Meer und Land herab, als wir im Hafen von Algier Anker warfen. Algier thürmt ſich ſteil an einem Berge auf, ſchneeweiß und geiſterhaft. Unten am Meere breit anfangend lauft es ſchmaler und ſchmaler zu einem Dreieck auf die Bergſpitze hinauf, und dieſe Spitze des Dreiecks hoch oben iſt die Kaſchba. Nur dort oben ragen einige Palmbäume über die weiße Häuſermaſſe, ſonſt iſt Alles glatt und kahl, und ſchneidet ſich ſcharf am Himmel ab. Dies macht übrigens auch am Tage keineswegs den dürftigen, traurigen Eindruck, wie wenn bei uns eine baumloſe Bergſtadt ſich darſtellt. Im Gegentheile, die ſatte Sonnenfarbe auf Berg und Meer ſtempelt dieſe ununterbrochene Linienwelt zu einem mächtigen, uns an das Klaſſiſche erinnernden Reize.

Wir hatten Zeit, dieſen mondhellen Anblick zu genießen, der Beſcheid des Gouverneurs über Landen? oder nicht Landen? verzögerte ſich, unſer Auge verſank in den ſchwarzen Schattenſtrich, den die Küſte warf, und aus welchem das einzige Lebenszeichen Algiers ſich entwickelte: Boote von dunkelfarbigen Menſchen gerudert, die auf unſer Schiff zuhielten — ſie werden Kette und Peitſche bringen für uns arme Gekaperte! Nein, die Neger und Boote führten Franzoſen, welche die Neugier herbeitrieb, und die, unſer Schiff umkreiſend, nach bekannten Namen herauf riefen zu uns.

Endlich kam die Landungs-Erlaubniß. Ein deutſcher Kaufmann, der in Algier lebte und ſelbſt Schwarze beſaß, nahm ſich unſerer an bei dieſer haſtigen, uns unverſtändlichen Ausſchiffung, die zumeiſt von Schwarzen bewerkſtelligt wurde. Wir hörten zum erſten Male dieſe krächzende, gurgelnde, ziſchende Sprache der Kehllaute, die jach herausgeſtoßen wie eine Sprache der Schlangen erſchreckt. Wenn der Birkhahn bei uns balzt, ſo ſpricht er ungefähr ſo, wie dieſe gefärbten Leute ſprechen. Iſt dies das geprieſene Arabiſch? Die Peinlichkeit der Franzoſen, alle die hauchenden h und ch aus ihrer Sprache zu drängen, dies ſemitiſche Ziſchgeſtöhn völlig abzuthun, ich begriff ſie plötzlich an der Hafentreppe, wo das arabiſche Geziſch der Ausſchiffung unheimlich lärmte, wo ein alter, türkiſch angethaner Aufſeher ſaß, und mit wenig Worten, aber mit einem langen Kantſchuhe die ungeſtümen nackten Leiber regierte.

Es fiel mir ein, wie oft man in Deutſchland lacht über des Franzoſen Unfähigkeit unſer „Hauch“ und „fürchterlich“ auszuſprechen, und wie man niemals bedenkt, daß ihn unſere Sprache ſo mißklingend abſchrecken kann, wie mich das ſemitiſche Geziſch in Afrika.

Jener Kantſchuh ſchien nöthig, denn dieſe Laſtträger fielen wie Raben über das Gepäck her, griffen wahllos zu, rannten wie Räuber damit von dannen — erſt hatte ich noch dieſe uns fabelhaften Kerle wie Weſen angeſehen, die meeresfern von deutſcher Berührung lägen, und jetzt ſchon mußte ich unmittelbar in ihr Fleiſch greifen, damit mir Koffer und Reiſeſack nicht geſtohlen würde. Dies war ein Irrthum, die Kerle gelten für ganz ehrlich, und äußern ſich nur nach anderer Diſciplin als der uniformirte Packträger in Leipzig. Eben ſo auffallend iſt es, wie ſie die Laſten tragen: immer zu Zweien, die Laſt an eine Stange bindend, ſie auf der nackten Schulter tragend, auf welche höchſtens ein kleines Kiſſen gelegt wird, laufen ſie im Trabe damit fort. Vielleicht weil in ſchaukelnder Bewegung die Schwere balancirend ſich vertheilt.

Der untere Theil von Algier, das Hafenviertel, iſt meiſt von Franzoſen bewohnt. Deshalb ſind denn hier die Straßen breiter, wenigſtens fahrbar gemacht, die Landes-Bauart iſt meiſt geändert und in neuen Bauten, beſonders am Regentſchafts-Platze — place du gouvernement — ganz vertauſcht mit franzöſiſcher Bauweiſe. Dieſer Theil begreift im Weſentlichen drei Straßen, die von drei verſchiedenen Seiten auf dem Regentſchafts-Platze zuſammentreffen. Die erſte dieſer Straßen iſt die, welche vom Hafen aufwärts nach dem Platze führt, der Platz iſt groß, und nach der Meerſeite offen, ſo daß man vom Café de la bourse, das an der nordöſtlichen Spitze erbaut iſt, die prächtigſte Ausſicht hat. Jene Hafenſtraße — rue de marine — heraufkommend, ſieht man vor ſich jenſeits des Platzes die mauriſch gebliebene Stadt aufſteigen zur Kaſchba, links ſteht jenes Börſen-Café, rechts an dem Platze prangt das größte Kaffeehaus, le café de la régence. und wiederum rechts um deſſen Ecke biegend führt die zweite Hauptſtraße weſtlich hinaus nach dem Thore Bab el Oued, Thor des Niedergangs. Dahinaus geht der Weg nach der alten Römerſtraße, nach den Gärten des Dey, und weiter am Geſtade hinab gen Sidi Ferruch hin, wo Bourmont 1830 mit dem franzöſiſchen Eroberungsheere landete. — Ueberſchreitet man in ſchräger Richtung links den Platz, ſo trifft man in die dritte Hauptſtraße, welche nach dem Thor des Aufgangs — Babazoun — führt. Von hier aus geht man entweder unten am Geſtade über Kara Muſtafa nach der weither leuchtenden Maison carrée, welche am nordöſtlichen Eingange der Ebene Metidſcha ſteht, oder man kehrt der Meerſeite den Rücken und ſteigt neben dem mauriſchen Algier die Berge aufwärts. Dieſer Bergſtock im ſüdlichen Rücken der Stadt, die Kaſchba ſelbſt noch überragend, iſt mehrere Stunden lang und breit, iſt in viele Thäler und Schluchten geſpalten, heißt das Maſſiv, und trennt Algier von der Metidſcha, die ſich neben und hinter ihm halbkreisförmig, vom Meere anfangend, herumzieht, bis ſie weſtlich wieder ans Meer kommt.

In der Marine-Straße ſtiegen wir an jenem Abende der Ankunft eine ſteile Treppe aufwärts, welche die Einfahrt des Hôtels vorſtellte, und gelangten dadurch in das Innerſte eines mauriſchen Hauſes, welches durch einige Zuſätze in ein halb europäiſches Gaſthaus verwandelt worden war. Wir gelangten nämlich in den Hof, welcher Mittelpunkt jedes arabiſchen Hauſes, und meiſt mit einem Springbrunnen geziert iſt. Hier, im Hôtel du Nord, war dieſer Hof Anrichteraum für Speiſen, Eßzimmer für Wirth und Bedienung, allenfalls auch Speiſezimmer für Fremde. Ich wußte nicht ſogleich, daß es ein Hof ſei, bis ich die Sterne oben hereinflimmern ſah. Die Bedienung des Hauſes war das wunderlichſte Gemiſch: ein tuneſiſcher Jude mit rothem Fez, welcher dem Fürſten Pückler eine Zeitlang als Dolmetſcher gedient, ſpielte den Haupt-Garçon, ein ſchwarzbrauner Knabe reinigte Kleider und Stiefel, ein Stubenmädchen — ſonſt ein ſeltener Begriff in Frankreich, wo Männer, wie in Italien, alle Zimmerbedienung verrichten — führte uns über verwegene Treppchen nach einer Dachſtube, die allein leer ſtand, und dieſes Mädchen verſuchte ſich plötzlich, ein ſehr ſchlechtes Franzöſiſch aufgebend, in einer Mundart, die uns einen Augenblick ſtutzen machte. Ich hielt ſie dieſen Augenblick lang für einen arabiſchen Dialect, weil ſie etwas handfeſter als das Geziſche am Hafen, und mir übrigens eben ſo unbekannt war. Das Mädchen hatte uns deutſch reden hören, und redete höflich in Elſaſſer Deutſch zu uns, das allerdings mit dem Hochdeutſchen nur ſehr entfernte Aehnlichkeit hat, und unerwartet in Afrika auftretend, zuerſt ganz unverſtändlich iſt. Geſchickter Elſaß! der Du Deutſch und Franzöſiſch ſo eigenthümlich redeſt, daß der Deutſche den Franzoſen und der Franzoſe den Deutſchen zum Dolmetſcher für ſeine eigene Sprache braucht.

Unſere Dachſtube ſteckte nicht im Dache, ſondern ſtand auf dem Dache, alſo, daß das Dach unſer Parterre und unſere Promenade war. Im Mondſcheine über Meer und Stadt hinſehend, ſuchte ich mich über Lage und Himmelsgegend zu orientiren, fand aber am nächſten Morgen, daß mir die Sonne ganz falſch aufging, und daß ich mich getäuſcht, wenn nicht dieſer unerwartete Sonnenſtand auch eine beſondere afrikaniſche Sitte ſein ſollte. Die Täuſchung entſteht daher, daß man ſich der Landkarte nach Algier mit dem Antlitze gegen Norden gerichtet denkt. Durch die Hafenwendung iſt aber die Lage verrückt und mehr nach Morgen gekehrt.

Das Bett hatte ein von eiſernen Stangen gehaltenes Viereck von Gaze-Flor über ſich, das die Muskitos, hier eine überaus malitiöſe Mücke, abhalten ſoll. Mitten in der Nacht wurde ich durch ein Rufen geweckt — es waren die Muezzins, die von den Moſchee-Thürmen das Nachtgebet zu Allah in die Luft hinausrufen, ein wunderbar ergreifender, ſchöner Cultus. Wer da Schmerz hat, oder ſonſt einſam wacht, den mahnt die nächtliche Stimme an Allah, den Allſorgenden. Wer da ſchlummert, und nicht mehr erweckt wird von dem gewohnten Rufe, zu dem tritt Allah im Traume, dem zeigt er das Paradies.

Es wurde mir jetzt erſt der Gedanke lebendig, daß ich unter Menſchen ſei, die Gott auf eine ganz andere Weiſe ſuchen, als bei uns der Superintendent lehrt und der Prieſter. Mein Gott, dachte ich, wenn Hengſtenberg hier an Deiner Stelle wäre, was würde er ſagen! Müßte er nicht im Bett-Negligé ſtracks auf das Dach hinaus ſtürzen, und dieſen Muezzins das heidniſche Geſchrei verbieten? Säh' er's nicht im Geiſte vor ſich, wie über kurz oder lang all dieſe Millionen Moslems vom Teufel geholt werden? Wie brächte er dieſe ſchreckliche Lage auf eine leidlich vernünftige Art mit ſich in Ordnung? Wie könnte er einſchlafen? Und mich glücklich preiſend, daß ich nicht Hengſtenberg ſei mit jener unlösbaren Sorge, ſchlief ich ein, und verſchlief die erſte Nacht, den erſten Morgen in Afrika.

Beim erſten Ausgange fiel uns nichts ſo ſehr auf, als der farbige Menſch und das verhüllte Weib. Die halbnackten Geſtalten von allerlei Farbe, von Gelbbraun, Rothbraun bis ins Violette und ſchmutzig Schwarze machen den peinlichen Eindruck durch Benehmen und Lebensart, als ſähe man nur eigenthümliche Thiergattungen neben ſich — die Größe der Gleichheits-Theorie, die Größe derſelben im guten und ſchlechten Sinne ſpringt nirgends greller in die Augen. Und das ſind auch Menſchen! iſt der erſte Ausruf, und nach wenig Tagen ſtreicht man gedankenlos an ihnen vorüber wie bei uns am gleichgültigen Hausthiere, und begreift es, daß die Menſchen jenſeits des Oceans und in den Ländern des Mittags unſere theoretiſche Forderung nicht begreifen. — Die Weiber, mit weißer Leinwand über und über verhangen, und nur aus zwei Augenlöchern ſehend, ſind ebenfalls von der unterſten Claſſe, erſcheinen aber ſelbſt als ſolche ſchon wie eine Ariſtokratie neben den farbigen Laſtträgern. Ihre Kleidung iſt ſchon Zeichen eines Princips; bei dieſen Laſtträgern aber iſt noch Alles thieriſche Unmittelbarkeit. Das Weib des Mauren erſcheint gar nicht auf der Straße, oder nur in Begleitung und ebenfalls verhüllt, aber auf ſtattlichere Weiſe verhüllt. Ganz aufs Reine zu kommen über das Verhältniß des Weibes iſt ſehr ſchwer, weil die Franzoſen nirgends ſcharf unterrichtet ſind, weil Tradition und einzelner Landesgebrauch am Koran-Geſetze vielfach geändert haben, weil alſo auch außer der Sunna, dem mündlich überlieferten

Supplemente des Korans, noch mannigfache Schattirung des religioſen Grundgeſetzes unter den islamitiſchen Völkern eingetreten iſt. Die Franzoſen in Algier zum Beiſpiele behaupten, der Islam geſtehe dem Weibe keine Seele zu. Die bekannten Houris im Paradieſe ſeien demnach nicht eine verſchönerte Fortdauer irdiſcher Weiber, ſondern eine ſelbſtſtändig jenſeitige Gattung. Ich habe zu dieſem Zwecke alle hierauf bezuglichen Stellen des Korans nachgeleſen, und finde, daß jene franzöſiſche Anſicht durchaus unvereinbar iſt mit allem Worte und Geiſte des Korans, von welchem ſich doch keine Secte ſo direct entfernt hat. Durchſchnittlich gelten dem Propheten allerdings immer nur zwei Weiber ſo viel als ein Mann, aber das Weib iſt ihm doch ein menſchlich Weſen mit aller Conſequenz, die er übrigens einem ſolchen zutraut. „Sie ſind die Decke Eures Leibes, und Ihr ſeid die Decke des ihrigen", ſagt er in der zweiten Sure, welche „die Kuh" genannt iſt. In der 24. Sure, genannt „das Licht", iſt den böſen Weibern angeſagt, ſie würden in jener Welt zur Strafe böſe Männer kriegen. Sure 43, „der Goldprunk" verſetzt ſie einfachen Wortes ins Paradies, dort würden die alten jung, die häßlichen ſchön, und die Houris können nach dieſen und anderen Stellen ebenſo gut ſelige Weiber aus dieſer Welt, wie eigene Weſen ſein, begabt mit der vortrefflichen Eigenſchaft, daß ſie immer genießen, immer Jungfrauen bleiben können, und keinerlei Folgen der Liebe ausgeſetzt ſind.

Für alles Bürgerliche empfiehlt der Koran überall Milde und Güte. Selbſt das ehebrecheriſche Weib kann erſt durch vier Zeugen für überwieſen erachtet werden, und dann ſteht dem Manne zu, ſie dem Tode zu überantworten. Die Forderung von vier Zeugen iſt doch für einen ſo geheimnißvollen Punkt alle mögliche Nachſicht des Orients. Den ſinnlichen Verkehr, welchen der Prophet übrigens ſo begünſtigt, ſucht er dadurch der thieriſchen Gedankenloſigkeit zu entreißen, daß er gebietet, ihn ſtets durch ein gutes Werk zu heiligen. Darunter verſteht der Moslem zumeiſt ein Almoſen, das er verrichten müſſe, ehe er in den Harem ſchreite.

Die Weiber können ſogar vor Gericht Zeugen ſein, unter der ſchon bemerkten Form, daß ihrer zwei ſo viel Gewicht haben als ein Mann. Die Sitten der Weiber ſind beſonders durch die Türken ſtrenger geworden, und der türkiſche Islam hat bekanntlich neben dem rein arabiſchen die meiſte Verbreitung gefunden in der letzten Lebenszeit des Islam. Der Prophet geſtattet dem Weibe noch mancherlei Umgang mit männlichen Verwandten — ein ſolcher hat bei den Türken ganz aufgehört, und iſt auch in Algier gegen die Sitte.

Die Sclavinnen ſind von all den Rechten ausgeſchloſſen, und dem Manne preisgegeben. Der Prophet empfiehlt da nur Billigkeit, und verbietet nur ausdrücklich die Nothzucht.

Um in Algier den Unterſchied genau beſtimmen zu können zwiſchen legaler ſittlicher Ehefrau, zwiſchen legal geduldetem Freudenmädchen, zwiſchen vogelfreier Weibsperſon und rechtloſer Sclavin bedarf es der allergenaueſten Landeskenntniß, und man erfährt von den Franzoſen nichts Probehaltiges. Es bedarf auch einer ganz genauen Kenntniß der total verſchiedenen Völkerſchaften, aus denen die Einwohnerzahl des afrikaniſchen Küſtenlandes beſteht. Der vornehmſte Bewohner iſt der äußerſt kleine Ueberreſt türkiſchen Stammes, kenntlich am ſchönen Barte, am Stolze alten Erobererblutes. Frankreich beging damit den erſten Fehler, daß es die große Mehrzahl türkiſchen Stammes nach der Einnahme von Algier auswandern ließ. Was von ihm übrig geblieben, iſt ſo gering an Zahl, daß man nur von drei Hauptſtämmen der Bewohnerſchaft ſprechen kann, von Mauren, den Bewohnern der Städte, von Beduinen, die draußen hauſen, und von Juden. Neger und farbiges Volk, das aus dem Innern Afrika's herzugekommen iſt, gilt für ausdrucksloſes Geſindel. Der Maure iſt Kaufmann und Handwerker, von weicheren, fleiſchigen Formen, weiß und nicht ſelten ſchön. Er kleidet ſich mit Turban und Oberkleid ungefähr ſo, wie wir den Orientalen zu ſehen gewohnt ſind, und ſein Anblick erinnert allein an den arabiſchen Glanz der Sagen von Granada und vom Khalifate. Aber es iſt nur eine Aeußerlichkeit, es iſt kein Kern eines tüchtigen Stammes mehr in ihm. Es ſind eben tauſend Jahre verfloſſen ſeit der arabiſchen Blüthe, und von jener ſtraffen Welt iſt nichts mehr übrig als Boden und Sonne und eine vereinzelte, äußerliche Menſchengeſtalt. Der Maure, blos verſchlagen, gilt auch nicht für ein Widerſtandsmittel gegen die Eroberung; wie er dem Türken ſchnell unterlag, ſo unterliegt er machtlos dem Franzoſen. Der Beduine, der lärmend kriegeriſche aber auch hohl kriegeriſche, verachtet ihn deshalb ebenſo, wie er ihn deshalb verachtet, daß er Hoſen trägt, ein dem Beduin widerwärtiges Kleidungsſtück. Unter den Beduinen, die ſich in den Bernus von weißer Schafwolle hüllen gegen Sonne und Nacht unterſcheidet ſich der Kabyle vom Hadjuten. Der Hadjute iſt der eigentliche Räuber, lebt faſt nur vom Raube und macht da keinen Unterſchied des Glaubens. Sein braun glänzendes, eingedrücktes Antlitz mit ſtoppligem Barte macht ihn dem Kalmücken ähnlicher als dem Araber. Sie müſſen unten im Hofe bleiben, wenn ſie zu Algier in ein Kaufhaus treten, von der Gallerie herab zeigt man ihnen die Waare, denn ſie ſtehlen wie die Raben. Der Franzoſe nennt ſie „lâches“, eine Bezeichnung, die verächtlich nicht nur Feigheit und Schlechtigkeit, ſondern noch einen gemeinen Grad von Feigheit und Schlechtigkeit ausdrückt. Denn auffallend genug ſind dieſe räuberiſchen, ungeſtüm angreiſenden Kriegshorden europäiſcher Tapferkeit gegenüber vollkommen unmächtig, ja ſie erſcheinen im ungeſtümſten Angriffe ſelbſt leer und unkräftig neben dem europäiſchen Krieger. Der klare, ſeiner ſelbſt bewußte Muth der Franzoſen erſcheint da wie eine moraliſche Kampfesüberlegenheit gegen wüſten Rauſchlärm und hohl aufgeblaſenen Muth. Ein lehrreich Beiſpiel für jene Declamation, die über dem vertheilten Inhalte einer Cultur-Welt gerne vergißt oder vergeſſen macht, daß darin ein großer Reichthum des inneren Menſchen ruhe, die eine moraliſche Macht und feſten Halt ableugnet, weil es an äußeren Zeichen einer religiöſen Sammlung gebricht. Solche Zeichen ſind in Frankreich immer ſelten geweſen, und deshalb iſt die franzöſiſche Bildungswelt doch immer innerlichſt zu bewußtem Unternehmen geſammelt und tüchtig, und wer von blaſirter Aufgelöſtheit dieſer Nation den Zeitungen nachdeclamirt, oder dem Jargon der Folgerung nachſpricht, der iſt in großem Irrthume. Juſt den Beduinen gegenüber kann er einſehen, welch eine furchtbar überlegene Macht in der ſcheinbar zerſtreuten moraliſchen Welt Frankreichs, in der mißachteten Ehrenwelt eines modern thätigen Volkes ruht. Der Beduin mit einem geſchloſſenen aber vom Geiſte des Fortſchrittes verlaſſenen Religions-Centrum iſt der haltlos Unmächtige, der Franzoſe ohne allgemein geglaubtes Reſultat einer noch wild treibenden Gedankenwelt iſt der Ueberlegene. Er iſt im fortzeugenden lebendigen Leben, wenn auch dies noch keinen Titel gefunden hat, jener aber wie aller Orientale iſt im Tode des bloßen Titels. Wie nahmen vor kurzer Zeit ſechshundert Kinder Frankreichs, die kein Prieſter abſolviren konnte, kühlen Muthes, klingenden Spieles Gigelli gegen tauſendfache Schaaren, die einſtimmig zu Allah rufen; wie ſtanden jetzt wiederum bei Mazagran hundertzwanzig Franzoſen feſt und ſiegreich gegen tauſendfache Araber! Nun, dieſe Araber ſind Söhne des Landes, dieſe Luft, dieſe Sonne ſind ihnen vertraut, ſie ſind an alle, an die äußerſten Entbehrungen des Krieges gewöhnt, und jene ſind Kinder des raffinirten Luxus! Wie groß muß doch die Macht einer europäiſchen Cultur ſein, die täglich von der nachgeſprochenen Redensart geſchmäht wird! — Bis jetzt haben dieſe Beduinen nur einen wüſten Muth gezeigt, ich möchte ſagen: einen unarticulirten. Sie kommen in Maſſe, wo jeder Einzelne ſeinen Erfolg von der Menge hofft, ſie zerſtieben, ſie verunglücken, ſobald es ſich darum handelt, den Maſſetroß auf perſönliches Heraustreten zu articuliren, die krauſe Menge wahrhaft lebendig zu machen durch Einzelnthat. Sie hatten damals noch nicht ein Blockhaus genommen, denn dazu war ein Abſteigen vom Pferde, eine ſelbſtſtändige Einzelnhandlung des Einzelnen nöthig. Auch vor dem Blockhauſe kommen ſie in lärmender Reitermaſſe an, und zeigen nirgends diejenige Muthesbildung, welche ſich individuell abſondern kann; ſie ſind in Wahrheit Barbaren.

Der Kabyle unterſcheidet ſich vortheilhaft vom Hadjuten. Er iſt der Bergbewohner und deshalb meiſt zu Fuße. Dies hilft ſchon bewußteren Charakter bilden; denn das gleichmäßige Pferd nivellirt nicht nur in Oberflächlichkeit, ſondern unterſtützt alles Ausdrucksloſe dadurch, daß es die halbe Rolle des Kriegers übernimmt, daß es für allen Nothfall die Hilfe der Flucht bietet. Haben denn auch Reitervölker jemals anderen als vorübergehenden Beſtand in der Weltgeſchichte erlebt? Der Kabyle an den Abhängen des kleinen Atlas wohnend, iſt offenbar ganz anderen Urſprungs, als irgend ein arabiſcher Stamm; er iſt meiſtens blond und groß und man hat deshalb daran gedacht, ob er ein Reſt jenes Vandalenreiches ſei, das Geiſerich einſt auf den Strandländern Afrika's gründete. Die Stämme ferner, welche um Conſtantine her wohnen, unterſcheiden ſich durch billiges Benehmen weſentlich von der rohen Beduinenſchaar, die das alte Deylik Algier durchſtreift, die Dörfer, Duera's, aufſchlägt, wie der Köhler ſeine Hütte, die um die wenigen Grade einiger Koran-Lehren civiliſirter lebt als der Wilde des amerikaniſchen Urwaldes. Man hat vermuthet, daß die meiſten dieſer nordafrikaniſchen Stämme von Tunis bis Fez Nachkommen der Kananiter ſeien, die Moſes vertrieb. Phöniziſche Völkerſchaften ſeien ſie nach der phöniziſchen Colonie Carthago gekommen und von dort weiter ausgebreitet worden. Dann verfolgte ſie alſo das alt-moſaiſche Eroberungswort, das Eroberungswort aller Zeiten „fallet ein mit Feuer und Schwert", macht Euch geltend, ſo viel Ihr könnt, Eure Berechtigung geht ſo weit, ſo weit Ihr Geltung zu Wege bringt. In dieſer Geltung liegt Eure Ueberlegenheit, in der Ueberlegenheit Euer geſchichtliches Recht.

Vom Regentſchafts-Platze bis vor das Thor Babazoun kann man des Morgens zur Marktzeit Völker-Studien machen, alle Spielarten erſcheinen hier, alle ärmlich. Vielleicht verſchmäht aller glänzendere Theil des Landes jede Berührung mit dem verhaßten Fremdling? Gewiß: aber von der Alhambra bis zum wollüſtigen Geheimzimmer des Arabers ſchrumpft all dieſe arabiſche Außenwelt und Wirklichkeit zu winzigem Verhältniſſe zuſammen gegen die Bilder unſerer unklar aufgeregten Phantaſie. Schloß und Haus iſt klein, die Frucht iſt roh, der Menſch iſt arm. Das Biſchen Gekörn und Frucht, das ſie zu Markte bringen, dieſe vertrockneten Geſtalten, das giebt ein ärmlich Marktbild, und was ſie gar auf einem National-Markte auslegen, wie ich ihn in der Metidſcha geſehen, das iſt das Allerdürftigſte von Product und Austauſch, was geboten werden kann. Dieſe Sonne ſo heiß und zeugend, ſo wohl gedämpft von Winterregen, dieſe Erde, meiſt ein Boden klar und fein und mächtig wie Gartenland, ſie bringen die edelſten Gattungen hervor: die Banane, die Dattel, die Jujube — ich kenne kein richtig deutſches Wort für dieſe Frucht, welche auch im ſüdlichen Frankreich gedeiht, unſere Dictionnaires nennen ſie Bruſtbeere, ſie gleicht aber nicht mehr einer Beere als die Dattel und hat die meiſte Aehnlichkeit mit einer großen Olive — die weiße Melone, die Orange, die berberiſche Feige, der Pfirſich, der Granatapfel, die nußgroße Weinbeere, Alles das gedeiht von ſelbſt, bleibt aber auch ganz ſeiner wuchernden Entſtehung überlaſſen, wild und ungezogen; denn die Menſchen ſind roh, träge, unerfindſam.

Der Fremdartigkeit, nicht des Reichthums wegen, iſt es intereſſant, vor dem Börſen-Café Angeſichts des Meeres dieſem Markte zuzuſehen, und zuweilen über ihn aufzublicken nach den kahlen Kalkhäuſern, die ſich wie Treppenſtufen aufthürmen nach der Kaſchba. Noch fremdartiger und intereſſanter iſt der Morgen vor dem Thore Babazoun: da kommen denn officielle Kameele an, nicht blos dilettantiſche unſerer Bärentreiber, garſtig, überaus garſtig, und kauern ſich nieder unter den Palmen, deren hier einige ſtehen. Wahrſcheinlich hat auch dies heiße Land ſo viel verborgene Vorzüge, wie dies Thier, dies Schiff der Wüſte, Vater der Pilger genannt. Der Maure fürchtet den Hund, und das Kameel iſt ihm halb heilig, er wäſcht ſich mit dem Schaume des häßlichen Kameel-Maules. Wirklich entwickelt aber auch dies Thier bewundernswerthe Eigenſchaften: Ortskenntniß, Waſſerwitterung, Geduld, Muth, Unermüdlichkeit bis es zuſammenſtürzt. Es läßt ſich von Muſik beleben und beſchleunigt darnach ſeinen Schritt, es wacht des Nachts in der Wüſte, es erträgt Hunger, Durſt und Hitze und ſteuert dabei noch ſeine Milch, man ſagt, es hebe ſich Speiſe und Trank auf, und noch im Tode iſt jeder Theil an ihm von Nutzen, das Fleiſch, die Haut, das Haar, der Magen. Der Bau dieſes praktiſchen Wunders iſt ſolch ein Meiſterſtück nach dem Nützlichen hin wie der des Pferdes nach dem Schönen: ſein Kopf hebt ſich hoch aus dem Wüſtenſtaube, ſeine halb vermauerten Augen ſind ebenfalls geſchützt, ſein breiter leichter Fuß überwältigt Sand und Stein.

Leider erhält man alle Notizen über Land, Leute, Sitte und Thiere ſelten oder gar nicht von den Eingebornen, theils weil dieſe nicht mittheilſam oder durch die Sprache für uns abgeſchloſſen ſind, theils weil die Berührung mit ihnen im Durchſchnitte eine nur äußerliche iſt. Von europäiſcher Mundart iſt ihnen das Spaniſche bei weitem näher und vertrauter als das Franzöſiſche. Man findet auch bis auf Tabak und Cigarre, die hier nicht Regal ſind wie in Frankreich — Algier hat eine ganz getrennte Verwaltung — mancherlei ſpaniſchen Reſt, wie man in Spanien, nächſt der Türkei dem orientaliſchſten Lande Europa's, zahlreiche Reſte des Maurenthums findet. Je weiter weſtlich auf der afrikaniſchen Küſte, deſto ſpaniſcher wird ſie natürlich: Oran iſt darin auffallend von Algier verſchieden.

Die Vermittlung zwiſchen alledem bildet der Jude, unglücklich hier wie allerwege. Der Prophet ſchon, Mahomet, dem Chriſtenthume viel geneigter und näher, hat ſie gehaßt, und dieſer Haß, dem ſie überall begegnet ſind, iſt ihnen treu geblieben wie ihr Glaube, eins gewiß zur Unterſtützung des andern: ſie wurden von den Türken und Arabern behandelt wie bei uns im Mittelalter; es war ihnen Farbe und Schnitt des Kleides vorgeſchrieben, ſie durften kein Pferd reiten, ja nicht auf einem Eſel durften ſie zur Stadt kommen. Wenn der Chriſt die Baſtonade bekam, wurde der Jude verbrannt oder gehenkt. Wie überall rächten ſie ſich durch den Erfolg überlegener Klugheit; in neuerer Zeit war Ben Durand ihr Triumph und ihr Stolz. Dieſer afrikaniſche Talleyrand, der dem Abdel Kader und dem Gouverneur von Algier gleichzeitig zu dienen wußte, der Waſſer und Feuer vereinigte, war bei meiner Ankunft eben ums Leben gekommen, da er von Abdel Kader nach Algier zurückkehren gewollt. Es erregte dieſer Todesfall unter den algieriſchen Juden große Trauer und Beſtürzung, einige ſchrieben ihn einem beigebrachten Gifte zu, andere einer acuten Landeskrankheit. Man glaubte am Ende den letzteren; aber das milderte die Trauer nicht: der Stolz Iſraels war dahin! Ein aus Europa eingewanderter Jude beſchrieb mir dieſen Ben Durand als eins der gelungenſten Menſchenbilder: groß, ſchön, wohlig und üppig und ſauber habe er Alles an ſich gelockt, wenn er Abends auf der Place du gouvernement — vorherrſchend in Algier „Regentſchafts-Platz“ geheißen — erſchienen ſei, und die ſüßeſte Rede ſei ihm wie Honigſeim von den Lippen gefloſſen, allen Nationen verführeriſch, allen eine Erquickung durch Sinn und Geiſt.

Wo franzöſiſche Fahne weht, da ſtrömt der Jude hinzu, und in dieſen unbefragt gleichen Rechten, welche nicht nur das Geſetz, ſondern die Sitte Frankreichs gewährt, geht er mit jüdiſcher Abſonderung in Frankreich am erſten unter. Ich habe mit Erſtaunen in Paris geſehen, daß unter den zahlreich dort lebenden Deutſchen drei Viertheile Juden ſind, und daß von ihren Nationalfehlern nur die leichteren bei ihnen geblieben waren in dieſer völligen Emancipation. Einige iſraelitiſche Kaufleute aus Deutſchland, die in Algier tüchtig und glücklich gearbeitet, nahmen uns mit deutſcher Gaſtlichkeit auf; es verſchlingen ſich auf dieſem afrikaniſchen Geſtade die Nationalitäten dergeſtalt, daß man ſich am Ende gewöhnt, immer nur vom Menſchen zum Menſchen zu fragen, und daß man oft nach längerer Bekanntſchaft erſt erfährt, der Bekannte habe dieſe oder jene wildfremde Sprache als Mutterſprache geredet.

Auf fünf- bis ſechstauſend wurde bei Eroberung Algiers die Anzahl der Juden geſchätzt. Ungefähre Schätzung iſt bis jetzt alle Angabe der Einwohnerzahl geweſen, weil eine genaue Zählung von größter Schwierigkeit iſt. Die Franzoſen behaupten: es gibt viele mauriſche Weiber im innerſten Häuſerknäul Algiers, die jetzt noch nicht wiſſen, daß Algier von uns erobert und beſetzt iſt. Mag dies eine Uebertreibung ſein, ein genaues Eindringen in die Häuſer, ein Zählen iſt ſchwer und unſicher: die jetzt noch ganz mauriſche Oberſtadt iſt wie ein Teig zuſammengeknetet, von Dach zu Dach entweicht eine Hausbewohnerſchaft, wenn der Fremdling eindringt, und kehrt zurück oder wendet ſich an einen neuen Ort, wenn er ſich auch jener Zuflucht naht.

Ein italieniſcher Jude war auch uns der Cicerone für die Innerlichkeiten Algiers. Ich machte ſeine Bekanntſchaft ſchon am erſten Abende im Mondſcheine auf der place de la régence, ehe ich noch in die Oberſtadt hinauf gekommen war, und er erbot ſich ſogleich zum erſten Pröbchen ſeiner Gaſſen-, Sitten- und Maurenkenntniß. Er bot ſich nämlich zum Führer an in das Eingeweide der Oberſtadt und zwar in eine Spelunke freier mauriſcher Mädchen. Ich bin aus dem Unterſchiede nicht klug geworden, den man in Algier behauptete zwiſchen gemeinen Freudenmädchen und zwiſchen Mädchen, denen die Landesſitte einen freien Verkehr geſtatte. Von letzterer Art ſollten die ſein, die er uns zeigen wolle. Ein Franzoſe, aus dem Dauphiné, Namens Lamonta, mit dem ich ſchon einige Zeit zuſammen reiſte, und der mir alle franzöſiſche Humanität angedeihen ließ, ging lebhaft ein auf den Vorſchlag, auch weil wir das innere Algier ſolcherweiſe unter romantiſchſter Beleuchtung zum erſten Male betreten könnten. Romantiſch genug war's. Durch finſtere Bogengänge tritt man ein, und man bemerkt es kaum, daß die Bogengänge aufhören, denn die ſteil aufſteigenden Straßen ſind ſo eng, daß oft nicht drei Perſonen neben einander gehen können, und die Häuſer drängen ſich oberwärts noch enger zuſammen, ſo daß nicht Sonnen- noch Mondesſtrahl ſich hinein findet. Das iſt dem Klima angemeſſen: der Maure rühmt ſich der Straßen, in welche nicht Sonne noch Regen dringe, und ſieht höhniſch dem Franzoſen zu, welcher unten leichtſinnig lichtet, europäiſche Häuſer baut, breite Landſtraßen anlegt ſtatt der früheren Hohlwege. Nachts ſind jene Straßen der Oberſtadt allerdings halsbrecheriſch; aber wer baut Straßen für neugierige Fremdlinge! Von Zeit zu Zeit kommt eine Stufe, oder ein Menſch liegt im Wege, der ſein Bett hier aufgeſchlagen hat; denn der wollene Lappen um ſeinen Leib iſt ihm hinreichender Laken, der Erdboden hinreichendes Lager. Der Cicerone rieth uns, nicht zu ſprechen, und ſo krochen wir denn wie in endloſer Höhle dahin, alles Rückweges unkundig und unmächtig, wenn uns der Führer verließ. Todtſchlag und Raub kam Jedem von uns zu Sinne; man war jedoch in Algier ſelbſt vor nichts Derartigem gewarnt worden, ja ich erinnerte mich des Ausdrucks, den ich in Paris gehört: Im engſten Gedärm von Algier ſind Sie des Nachts ſicherer als auf dem freien Quai Voltaire in Paris. Die wahrſcheinliche und epochenweis gewiſſe Gefahr beginnt vor den Thoren Algiers.

Vor einem dieſer ſogenannten Häuſer, die nach außen alle blind und ſtumpf ausſehen, und nur ein Paar Löcher, groß genug für Eulen zeigen, blieb der Führer ſtehen und klopfte. Man antwortet, man fragt, eine Thüre ſpringt uns unvermuthet zur Seite auf, eine alte Maurin leuchtet uns eine enge Treppe hinauf. Man weiſt uns in ein kleines, hell erleuchtetes Zimmerchen, das meines Erinnerns auch nicht ein Guckloch für den Tagesſchein beſaß. Es ſtand ein Himmelbett darin, vor welchem auf Kiſſen ein Paar mauriſche halbnackte Mädchen kauerten. Mit einem neugierigen Kichern empfingen ſie uns, zeigten ſich aber in keiner Weiſe auffordernd oder gar zudringlich. Die eine war ſehr jung und ziemlich hübſch, ihre Haut war fein und klar gelbweiß, ihre Beine bis an das Knie, ihre Arme bis an die Schulter waren nackt, und der Oberkörper bis unter die Taille war nur mit einem durchbrochenen Spitzenhemde bedeckt. Geldmünzen trug ſie als Halsband. Die kleinen, feingeformten Hände und Füße, letztere mit Pantöffelchen ſpielend, waren äußerſt ſauber und an den Nägeln gefärbt, wie man dies hier überall findet. Unſer Cicerone wurde von ihnen als Bediente in Anſpruch genommen, mußte Cigarren beſorgen, und die wunderliche Schlauch-Waſſerpfeife in Stand und Gang ſetzen. Dies Inſtrument von Pferdehaaren machte angezündet die Runde: die Garſtige reichte es nach einigen Zügen der Hübſchen, die Hübſche reichte es uns, bis es wieder zu den Mädchen zurückgekommen war. Wir zogen die Cigarren vor, die hier von Spanien her ſo wohlfeil und gut wie ſie in Frankreich theuer und ſchlecht ſind, und das hübſche Mädchen folgte unſerem Beiſpiele. Sie rauchte tapfer wie ein deutſcher Student. Nach einem Blicke auf die ärmliche Hauseinrichtung und nach einigen Opfer-Francs, die auf irdenen Teller niedergelegt wurden, überließen wir ſie dieſer Beſchäftigung, und tappten wieder hinab durch das Straßengewinde, öfters ſtrauchelnd über die Straßenſchläfer. Abwärts iſt der Weg leichter, denn links oder rechts, gerade oder krumm führt er immer nach dem Platze oder den beiden Straßen links und rechts, die nach dem Thore des Oſtens und dem des Weſtens gehen.

Allen Luxus, alle wollüſtige Ueppigkeit dieſer Völker muß man ſich in kleinem Stile, in engem Raume denken. Daran erinnerte uns anderen Tages das jetzige Biſchofs-Haus, das vorher Palaſt des algieriſchen Haupt-Miniſters geweſen, und als ein Juwel mauriſcher Häuſer geprieſen iſt. Es liegt ziemlich nahe hinter dem Regentſchafts-Platze aufwärts. Unſere Abſicht war, die ganze Bergſtadt hinaufzuſteigen bis zur Kaſchba, ein franzöſiſcher Wachtpoſten machte uns aber aufmerkſam, daß hinter einem kleinen Thorwege etwas Beſonderes ſein müſſe. Nach Façaden nämlich und irgend einer äußeren Ankündigung darf man ſich nirgends umſehen, alles Außen iſt völlig unſcheinbar, und hinter den kläglichſten Zugängen entwickelt ſich oft eine nach dortigen Begriffen weitläufige und reiche Wohnung. Der Wache halber glaubten wir, der Gouverneur Marſchall Valée wohne da, denn es war uns bekannt, daß er ebenfalls eine kurze Strecke hinter dem Platze Anbeginns der oberen Stadt hauſe. Sein verſteckter Palaſt iſt aber etwas weiter rechts, und der hier wohnende neue

Biſchof in partibus infidelium war unſerer Neugierde und Nachfrage gnädig, er ließ uns Alles öffnen. Folgendes haben alle mauriſchen Häuſer gemeinſchaftlich: ſie ſind im Quadrat gebaut, und die Mitte dieſes Quadrats iſt nach dem Himmel offener Hof, ſo daß man zur Regen- oder heißen Sonnenzeit ſich durch oben ausgeſpannte Tücher ſchützen und doch im Freien ſein können. Gewöhnlich iſt ein Springbrunnen in der Mitte des Hofes, an allen vier Seiten laufen Arcaden und Gallerien umher, von denen der Eingang und die wenigen Fenſter in die Zimmer gehen. Sehr ſchmale, ſteile Treppchen machen die Verbindung bis zum platten Dache, von welchem man in den Hof herab ſehen kann. Dadurch, daß der Kern des Raumes dem Hofe zugetheilt iſt, werden die Zimmer ringsum klein und haben niemals Tiefe, auch wenn ſie lang ſind. Die Gallerien um den Hof herum waren hier im Biſchofs-Hauſe mit gewundenen Marmorſäulen geſtützt, die ſich ſtockweis übereinander ſehr gut ausnehmen, wenn das mauriſche Gebäude wie dieſes mehrere Stockwerke hat. Es erinnert dann der Anblick an den byzantiniſchen Stil. Natürlich iſt aber Dergleichen ſelten, und war immer nur den Reichſten erſchwingbar, da der Marmor nicht Landes-Product iſt, ſondern aus Italien geraubt oder gekauft wurde. Die Mauern ſelbſt, oder wenigſtens deren Sockel ſind von bunten Fließen, der Boden iſt Moſaik und dieſer wie die ſchweren Goldholzplafonds ſind in Zeichnung und Geſchmack bei uns unter dem Namen „arabiſch“ hinlänglich bekannt. In Stein-Bordüren, die wie Spitzen durchgearbeitet ſind, waren überaus ſaubere Sachen dieſes Miniatur-Stiles hier zu ſehen, und ein beſcheiden angelegtes Chriſtenthum mit buntfenſtriger Kapelle, nahm ſich in dieſem klein-ſinnlichen Islams-Geſchmacke gar wunderlich aus, wenn man nicht durch die mauriſch-ſpaniſchen Kirchen im Baskenlande und dem Pyrenäen-Frankreich auf dieſe Miſchung vorbereitet war. Wir gingen hinweg mit dem Eindrucke einer durch kleinliche Ausführlichkeit erreichten Harmonie. Der gedrückte, aber farbig kräftige Typus alles Gebäudes in dieſem Lande entſpricht allerdings von einer

Seite dem Natur-Schauſpiele dieſes Landes, wie ja alle Kunſt die zunächſt von Gott gegebenen Linien nachahmt, oder wenigſtens zum Ausgangspunkte nimmt. Die Vegetation breitet ſich nicht in mächtigen Bäumen, ſondern kriecht in mächtig blühenden Ranken am Boden hin. Eben ſo platten ſich Häuſer und Städte, ja Polſter und Teppich am Boden hin ziehen den Menſchen in zuſammen gekauerte Stellung. Wie vereinzelt Palme und Aloë auf dünnem Stiele aufſchießt, ſo ragen faſt lächerlich dünn die Minarets hoch über die Moſcheen hervor. Dieſe Moſcheen ſelbſt ſind reizloſe, proteſtantiſche Räume, ohne Gewölb, ohne Geſchmack, am Boden mit Binſen beſtreut. Nahe bei uns in der Marineſtraße war die größte und ich trat zuerſt öfter hinein, bis mir das Ausziehen der Schuhe läſtig und der leere Anblick gleichgiltig wurde.

Vom Biſchofs-Hauſe ſtiegen wir nun zum erſten Mal bei Tage aufwärts, und empfanden aufs Neue, daß man vom Kameele bis zum Menſchen nicht leicht irgendwo ſo viel Häßliches und Widriges ſehen muß. Der Anblick in dieſen Gaſſen-Tunnels iſt oft ekelhaft. Ich denke da beſonders an die Mohrinnen, die nicht nur ohne Schleier oder Lappen, ſondern ſelbſt mit ganz entblößten Brüſten einhergehen. Sie tragen ein offenes Männerhemd, das durch ein Tuch um die Hüfte gefaßt wird. Dies Tuch hat ſeinen Zipfel hinten, gleicht alſo einer hinten angethanen Schürze. Hoſen tragen ſie ſelten. Wenn ſie im beſten Staate ausgehen, ſo nehmen ſie ein Tuch, meiſt ein bunt geſtreiftes, wie ein Betttuch um, auch über den Kopf und das Kopftuch hinweg, jedoch ſo, daß Geſicht, Hals und Bruſt ganz frei bleiben. Dazu ſind ſie meiſt häßlich und ſchmutzig, und beleidigen das Auge noch mehr als die Männer mit dem umgeſchlagenen Lappen, der in Fetzen von ihnen hängt.

Je weiter man hinauf kommt gegen die Kaſchba, deſto mehr ſieht man Juden, und ſie beſonders treiben die rothbraune Färbung des Haares, welche auf altitaliſchen Bildern ſo häufig vorkommt, und unſern Farbengeſchmack Anfangs ſo befremdlich anmuthet.

Ein europäiſch feſtliches Gepränge beim Erſcheinen in der Stadt war auf dieſem engen, abſchüſſigen Terrain dem Dey unmöglich: er iſt denn auch meiſt auf einem Eſel zum Hafen hinabgeritten, und der letzte Dey, ein einfacher Mann, iſt viele Jahre lang gar nicht in der Stadt geſehen worden. Man hatte ihn aus ſtillem Hauſe, von anſpruchsloſer Beſchäftigung, ganz gegen ſeinen Wunſch, zum Dey erwählt, nachdem im Laufe weniger Tage mehrere Vorgänger aufgetreten und raſch gewaltſamen Todes abgetreten waren. Schon dieſes Beiſpiels halber fühlte er keinen Beruf zu dieſer Herrenwürde, behauptete ſich aber alsdann durch ſtrenge Abgeſchloſſenheit. In dem franzöſiſchen Streite, den er bekanntlich durch einen Fächerſchlag nach dem Conſul erregt, war er unerklärlich verblendet und eigenſinnig — entêté ſagt der Franzoſe: Algier galt ihm für unnehmbar, weil Carl V. daran geſcheitert war, und ſelbſt England 1816 unter Exmouth nichts Entſcheidendes dagegen ausgerichtet hatte. So ſah er zuverſichtlich auf die Landung Bourmonts bei Sidi Ferruch, und als ſeine Truppen am 19. Juni die Schlacht von Staoueli auf dem weſtlichen Küſten-Plateau lieferten, nahm er ſeine Weiber mit zum Zuſchauen, ſich des beſten Erfolges verſehend. Als dieſer Erfolg verunglückte, baute er auf das Fort von Algier, welches Sultan Calaſſi, Château de l'Empereur, jetzt Fort de l'Empereur heißt, und welches links über der Stadt nahe am Gipfel des Maſſiv liegt, an den Höhenſpitzen, welche der Araber Boud-Jareah nennt. 1541 ſoll Kaiſer Carls Zelt dort geſtanden, und vielleicht mag der Name davon entſprungen ſein. Es vertheidigt die Stadt mehr indirect dadurch, daß ihr Beſitz dem Feinde ohne Beſitz des Forts unhaltbar iſt. Sonſt ſcheint es mir gegen einen Angriff vom Maſſiv mit ſchwerem Geſchütze nicht von vollkommenſter Lage, weil noch Puncte des Boud-Jareah höher und zum Angriffe des Forts geeignet ſind, dieſelben Höhen, welche Bourmont zum Bombardement des Forts benützte. Vielleicht weil Frankreich nur einen Angriff der Araber zu fürchten hat, iſt bis jetzt keine höhere Befeſtigung angelegt, ſondern das Fort nur ſo in Stand geſetzt worden, daß alle arabiſche Attaque daran ſcheitern muß. Bourmont nahm es damals, und damit mußte Algier fallen, und der Dey in ſeiner jetzt von Feuerſchlünden beherrſchten Kaſchba mußte ſich ergeben.

Dieſe Kaſchba macht wenig Eindruck, wenn man bereits Algier'ſche Häuſer geſehen hat, es ſind dieſelben Verhältniſſe, nur daß der Häuſer und Höfe mehrere ſind, und daß dieſer unordentliche Gebäudehaufen gegen einen Anfall befeſtigt iſt.

Gebildete Militär-Muſik empfing uns ſtatt des einſtigen Beckengeklirrs, jener Fächer-Pavillon erſchien uns um nichts beſſer als das Sommerhäuschen manches ſchleſiſchen Pächters, das Gewirr von Gängen, Winkeln, Löchern, plumpen Gemächern, Treppen und Treppchen gäbe einen gefälligen Schauplatz für unerhörte Novellen-Begegnung, für Experimente verſchiedenartigſter Ehegattung; als Palaſt entſpricht dies mauriſche Schloß nicht den beſcheidenſten Anſprüchen, die wir an ein Schloß machen oder an einen Palaſt. Nur die Moſchee, von marmornen Säulenbüſcheln getragen, fände einige Gnade vor unſerer Erwartung, und der prachtvolle Blick über Stadt und Meer und rückwärts in die heiß gefärbte Bergbauſchung übertrifft Alles, was man ſich darunter vorſtellt. Hier iſt die Oaſis des kalkweißen Algier, hier iſt Weinlaub und Blume, hier iſt der Orangen-, der Granatbaum, der Jujubier mit ſeinem Schatten, hier ſteht wie ein Gedicht des Orients ſcheinbar ſchwankend die Palme, der Baum der Sonne, deſſen Blätter die Tage, deſſen Rindenränder die Jahre zählen, die Hoffnung in der Wüſte, einen Fächer Schatten, einen Labetrunk Saft verheißend. Hier an den brüſelnden Springbrunnen allein begreift man, daß es der Mühe lohnte, ſeinen Kopf zu wagen und Dey zu ſein, und den Galeeren als trotziger Herr nachzuſehen, die ganz Europa trotzend hinüberfuhren gen Norden.

Die Kaſchba iſt jetzt Kaſerne, höfliche Officiere führen den Fremden umher, wo einſt nur Kopfabſchneider wohnten. Am oberen Thore der Kaſchba kommen die beiden Heerwege zuſammen, welche der Franzoſe links und rechts um Algier hinauf gebrochen hat, den rechten am Fort de vingt quatre heures vorüber, welches den weſtlichen Geſtade-Eingang der Stadt deckt, an den Reſten einer Römerſtraße und den Gärten des Deys vorüber, die nicht viel mehr als eine Orangenpflanzung geweſen zu ſein ſcheinen, und jetzt ein Lazareth ſind. Aus dem Kaſchba-Thore konnte der Dey da hinabſteigen mit ſeinen Weibern, ohne die Stadt zu betreten. Sie ſind jetzt wüſt, aber dieſe weſtliche Seite des Maſſivhanges iſt beſonders reich an maleriſchen Schluchten und umhergeſtreuten maleriſchen Landhäuſern, ſoweit ein weißer Fleck, eigentlich immer ein Flecken, maleriſch genannt werden kann.

Ihrem Grundſatze getreu „ziehe Straßen, wo Du cultiviren willſt“ haben die Franzoſen über das Maſſiv hinüber bis hinaus in die Ebene eine Heerſtraße angelegt, ein ſehr verdienſtliches Werk, das durch das verworrene Maſſiv-Terrain erſchwert war. Dieſer Heerſtraße vertrauend, worauf doch hie und da ein Franzoſe oder ein militäriſcher Transport zu betreffen war, worauf von Stunde zu Stunde ein Kriegslager ſtationirt iſt, und dem damaligen Ruhezuſtande vertrauend, wagte ſich im Sommer und Herbſte 1839 der Fremde allenfalls allein hinaus auf die Heerſtraße. Vollkommen rathſam war dies nie; unbewehrt über die Stadt hinaus ſich zu verlieren war auch damals mißlich, aber eine Kugelflinte, die man fertig zeigte, ſchien genügend, um alle Annäherung vorüberziehender Araber von ſich zu halten. In dieſem Punkte hatte denn auch der Franzoſe ſeine vertraulichen Formen des Verkehrs aufgegeben, und ſtatt der ſonſtigen Zutraulichkeit und Begrüßung gegen arabiſche Wanderer, hatte auch er, durch Schaden gewarnt, den Gruß des Flinte-Anlegens einführen gelernt. Es iſt ein edler und ſchwächlicher Zug unſerer Civiliſation, daß wir vom Feinde dieſelbe Gutmüthigkeit verlangen, die uns eben anwandelt, daß wir ſelbſt einem unterdrückten Feinde nicht einen einfachen, unbeſtechlichen Haß zutrauen. Nicht einmal dem fremdeſt gearteten Feinde. Darin hat die franzöſiſche Regierung in Algier und der einzelne Franzoſe dort das Verderblichſte Jahr um Jahr herbeigeführt: der ganzen Eroberung iſt kein Nachdruck geworden, der Einzelne hat auf Weg und Steg ſeinen Kopf ans arabiſche Meſſer geliefert. Erntet man Roſen von Diſteln? Der Araber kennt die Vorausſetzungen ſolcher Civiliſation nicht, er hält das für Schwäche, was ihn nicht zu bedrohen wagt. Ihm das Land nehmen, ſich als entſchiedenſter Feind betragen, und daneben gelegentlich auf der Landſtraße freundſchaftlich begrüßt werden, dies reimt ſich ihm nicht anders zuſammen, als daß eine geheime Schwäche verdeckt werden ſolle, und daß der bisherige Erfolg der Unterjochung ein zufälliger ſei. Die Araber erwarteten neue Türken in denjenigen, welche ihre alten gefürchteten Herren beſiegt hatten. Als die ihnen unbegreifliche Höflichkeit zum Vorſchein kam, und mancherlei kleine Niederlage der Franzoſen herbeiführte, da erwachte das entſchiedene Mißtrauen in die Macht der Franzoſen, und der Araber verbeſſerte den Glauben, welcher ihm durch die Eroberung Algiers gekommen war, er ſagte nicht mehr „Gott will es“, ſondern er ſagte: „Gott will es alſo nicht!“ Das Land hatte achtzehntauſend Türken gehorcht, und nun war eine dreimal ſo ſtarke franzöſiſche Macht nicht mehr im Stande, einem Spaziergänger Sicherheit zu garantiren, der ſich nur eine halbe Stunde über Algier hinauswagte. Nur dem alten Kaiſermarſchall, dem Rovigo, der ihre kleinſte Uebelthat mit dem Tode beſtrafte, hatten ſie den Beinamen eines echten Gouverneurs geſtattet, und der Marſchall Clauzel, der ſie in größerer Kriegs-Combination bedenklich einengte, hatte Reſpect bei ihnen gefunden. Jetzt, neun Jahre nach der Eroberung, ritten wir mit Flinten bewaffnet aus der Porte Babazoun, um das Landhaus eines Franzoſen zu beſuchen, das nur eine Stunde oberhalb Algiers auf dem Maſſiv liegt.

Dergleichen Landhäuſer und Beſitzungen ſind dem Araber nirgends genommen, ſondern ſie ſind ihm abgekauft worden, und er hat ringsum ſehr gern verkauft, weil er außer dem Kaufpreiſe doch früh oder ſpät ſein Landhaus wieder zu bekommen hofft, und weil er jedenfalls nicht in der Nähe ſeiner Feinde leben mag, ſondern ſich zurückzieht nach Blidah oder ſelbſt bis Medeah, Milianah und Mascara jenſeits des kleinen Atlas.

Araber begegnen Einem ſelten auf der breiten franzöſiſchen Heerſtraße: ſie finden dergleichen Anlage eben ſo thöricht wie die Anlage der großen, lichten Häuſer auf der Place de la regence, und im Betracht ihrer Sonne mögen ſie nicht ganz Unrecht haben. Sie betreten aber auch aus Haß dies Werk der Feinde ungern, und ziehen in den engen Hohlwegen umher, wo das Geſtrüpp des wilden Feigenbaumes, die Aloë, der Cactus und das undurchdringliche andere Gerank ſie der Sonne und dem Blicke verbirgt, alſo daß ſie oft plötzlich wie aus der Erde gewachſen unweit des Europäers auftauchen.

Die Heerſtraße am Kaſchba-Thore, am Fort de l'Empereur vorüber langſam aufſteigend zur Höhe des Maſſiv, gewährt eine der ſchönſten Ausſichten von der Welt auf den Hafen von Algier, auf das blaue Meer, auf den öſtlichen Küſtenweg nach der Maiſon carrée hinüber, auf die Berge, welche jenſeits dieſes Hauſes ſich hinumziehen und zum kleinen Atlas ſich aufbauen, auf den Anfang der Ebene Metidſcha, die ſich hinſchlängelt zwiſchen Abhängen des Maſſiv diesſeits und den Abhängen des kleinen Atlas jenſeits. Man ſieht hier hoch oben über Algier nur den Anfang der Ebene, da das bergige Maſſiv noch weit hinausreicht gen Süden, und die daran hinziehende Thalebene verbirgt. Aber die jenſeitige Grenze der Ebene, den kleinen Atlas ſieht man, einen blauen Gürtel herumreichen weithin nach Süden.

Wir lenkten rechts von der Heerſtraße nach unſerer Campagne, und fanden dies Landhaus eben ſo gebaut wie jedes arabiſche Haus. Aber es muthete uns wohnlicher an, weil es mit europäiſchen Möbeln verſehen war. Der Hof inmitten war durch die Ranken und Blätter eines coloſſalen Weinſtockes und durch darein verſchlungene Citronen-Bäume gegen die zudringlichſte

Mittagsſonne gedeckt, und Trauben hingen reif bis zum Munde herab von einer Größe, wie die Bibel die Traube Kanaans beſchreibt, welche Joſuah und Kaleb gemeinſchaftlich auf einer Stange tragen mußten. Alle morgenländiſche Uebertreibung bei Seite, es waren Trauben darunter ſo groß wie ein umfangreicher Damenhut, und die einzelne Beere war ſo groß wie unſere Herzkirſche. Es ſpeiſte ſich gar anmuthig unter dieſem grünen Dache, aber die Thüren müſſen zugehalten und des Nachts verrammelt werden gegen Beduinen und wilde Thiere. Iſt dies geſchehen, ſo gleicht jedes ſolche Haus, das unten herum nicht ein einziges Fenſter hat, ganz und gar einer Feſtung, für Hunderte von Beduinen unnehmbar. Wilde Thiere anbetreffend iſt der weſtlichſte Colonie-Punkt Oran, die Grenze von Marocco, das Haupt-Revier. Dort findet man den numidiſchen Löwen, der ſelten oder gar nicht vorkommt in dem Küſtenzipfel Algier, deſſen Spitze Algier und deſſen rundumgeſchwungene Hintergrenze der kleine Atlas iſt, rings um die Metidſcha her. Zuweilen wechſeln indeß bedenkliche Beſtien durch die Atlas-Berge herüber in die Metidſcha und bis aufs Maſſiv. So trieb ſich juſt eine Hyäne mit zwei Jungen in der Nähe dieſes Landhauſes umher, und die provençaliſche Haushälterin, die ſich ſtündlich nach Marſeille und nach der amuſanten Converſation zurückwünſchte, ſchilderte ihr nächtliches Geheul mit allem Aufwande erſchreckender Worte. Es war voller Mondſchein in den Nächten, und ich bat den Beſitzer, ein Aas zu beſchaffen, und vor dem Hauſe unter den Wind zu werfen, wir könnten die Beſtien ohne die mindeſte Gefahr von der Terraſſe todtſchießen. Es wurde Anſtalt gemacht; aber der Franzoſe hat für ernſthafte Jagd wenig Sinn: Vögel ſchießen, faire une broche iſt ſein Ein und Alles dabei, und ſo brachte ich dieſe wohlfeile Hyänenjagd nicht zu Stande. Wir gingen den in Frankreich und im ſüdlichen Europa allbeliebten Wachteln nach in der Umgegend — zum Unglück unſerer Beinkleider, und ich habe dabei deutlich erkannt, was es ſagen will, wenn man vom militäriſch ſchwierigen Terrain dieſes Landes ohne Baum und Graben ſpricht, abgeſehen ſelbſt von Schlucht und Abhang dieſes Maſſivs. Die wilde Vegetation nämlich bedeckt den Boden dergeſtalt mit ſtachlichem, armsſtarkem Gepflanz und Geſtrüpp, daß man außerhalb eines Fußſteiges wie unter Lanzen und Spießen zerriſſen wird und nicht von der Stelle kann.

Schon in Alt-Frankreich hatte man uns mit Stolz geſagt, daß in der Provinz Titery oder Algier bereits eine Diligence errichtet ſei. Sie gehe quer über das Maſſiv, quer durch die Metidſcha bis an den kleinen Atlas, bis an den ſüdlichſten Punkt dieſer franzöſiſchen Provinz bis nach Blidah, der heiligen Stadt. Man war damals ſehr verſichert, daß ſich in gutmüthig leichtſinnigem Verkehr mit den Arabern die Colonie verſchmelzen und zu einem lieblichen Amalgama ausbilden werde. Man ließ geſchehen, und der äußerliche Zuſtand war etwa folgender:

Von den drei Provinzen, aus welchen die Regentſchaft beſteht — Oran oder Tlemcen, Titery, Conſtantine — iſt der nördliche Theil von Titery, das eigentliche Land Algier das Herzblatt, und der größte zuſammenhängende Landſtrich, über den die Franzoſen gebieten. Größere Strecken und Ausdehnungen, wie zum Beiſpiele im Oſten von Bone nach Conſtantine hin dürfen darüber nicht irre machen. Zufälliger- und glücklicherweiſe ſind die öſtlichen Völkerſchaften zwiſchen dem Meere und Conſtantine von geneigterer Art als die Völkerſchaften im Titery, beſonders im Titery jenſeits des kleinen Atlas-Zuges, und ſie ſtören den Pariſer Glauben ſelten, daß dort ſo viel Land, ein Land mehrerer Tagereiſen bis Conſtantine den Franzoſen gehorche. Im Grunde aber beſitzt Frankreich außer dem Herzblatte Titerys, außer dem eigentlichen Algier-Gebiete, Maſſiv und Metidſcha, nur Küſtenpunkte, und muß alle Verbindung zu Schiffe unterhalten. Wie ſanguiniſch kommt man an, und will am Meere öſtlich bis Bone hinüber, weſtlich bis Oran reiten! Iſt auch das Innere unruhig, die

Küſten werden doch prakticabel ſein! Nichts da! Kaum bis an die Maiſon carrée, die man eine Meile weit von Algier liegen ſieht an der öſtlichen Metidſcha-Oeffnung gegen das Meer, kaum bis dahin konnte man im Frühherbſte 1839 mit einiger Sicherheit reiten, hinter dieſer Maiſon ſchließen Berge und ganz unſichere Völkerſchaften alle Landkarten-Verbindung. Und in jener Zeit hatten Ruhe und Vertrauen den höchſten Gipfel erreicht. Der Herzog von Orleans wagte damals zum erſten Male, einen Landweg einzuſchlagen von Conſtantine nach Algier, den Weg über die eiſernen Thore: es war dazu die Begleitung einer Armee, es war aller Vortheil der Ueberraſchung nöthig, es wurde dadurch aller Zorn und aller Einbruch der Araber wieder aufgeweckt, Krieg aufgeſcheucht bis an die Thore von Algier, und die ganze Beſitzung war auf einmal wieder in Frage geſtellt. Abdel Kader nennt ſich ganz in dieſem Zuſammenhange „König des Landes“ und ſagt in herablaſſender Rede zum Franzoſen: Du biſt König des Meeres!

Daß eine Diligence bis Blidah gehen könne, mit Relaispferden eine Tagereiſe direct in den Süden hinein, das war alſo wirklich ein Symptom von ungewöhnlicher Macht. Dieſes compacte Stück Vorland alſo, das Maſſiv, gen Algier zugeſpitzt und vorne vom Meere beſpült, die Metidſcha, welche ſich dahinter ringsum anlegt wie ein Gürtel, dieſer abgerundete, von den Atlas-Bergen begrenzte Landestheil alſo war die zuſammenhängende Kern-Provinz für ein Neu-Frankreich. Die Landhäuſer und Landſtriche auf dem Maſſiv, die Ländereien in der Metidſcha wurden gekauft von Marſeille über Lyon hinaus bis Lille, man erwartete, daß eine Pachtung an der Chiffa bald als gültige Hypothek figuriren könne auf einem Stadthauſe des nördlichen europäiſchen Frankreich. Etwas märchenhaft und chimäriſch ſchien es freilich dabei herzugehen: zu unſerer Partie nach Blidah geſellte ſich ein Advocat aus Lyon, der eine ganz eigene Entdeckungsreiſe vorhatte. Seit Jahren war er Herr eines Landbeſitzes in der Metidſchah, wußte aber wegen der mangelhaften Landkarten — die, nebenher geſagt, ſelbſt über dieſen bekannteſten Landestheil mangelhaft oder falſch ſind — nicht genau, wo er läge, ja bei näherer Nachfrage in Algier hatte man ihm berichtet, dieſer Landbeſitz exiſtire gar nicht. So idealiſch hatte ſich das Börſenſpiel mit Schein-Capital auch der Metidſcha bemächtigt. Jetzt wollte der Mann genau zuſehen, ob er wirklich blos ein Ideal gekauft und beſeſſen habe.

Ueber das Maſſiv hinüber rollte die Diligence gar munter, und gerieth ſelten in völlige Oede und Einſamkeit. Dieſer Bergſtock iſt den Heerweg entlang ſtationenweiſe mit Häuſerchen bepflanzt, und der elſaſſiſche und ſchwäbiſche Einwanderer, der einzige Coloniſt, hat ſich bereis zu kleinen Ortſchaften verſammelt, hat zu ackern angefangen, wie man in Deutſchland ackert, fährt mit vierrädrigem Wagen Miſt, wie man den Miſt in Deutſchland fährt. — Eine weiße Spahi-Caſerne rechts vom Wege giebt dem baumloſen Sonnenlande eine andere Abwechſelung, türkiſch rothe Reiter auf den Berber-Pferden des Landes, Spahis, die ſchönſte Cavallerie der Welt, welche man jetzt ihrer Koſtſpieligkeit halber eingehen läßt, erſcheinen und verſchwinden zwiſchen Berg und Thal, eine neue Ortſchaft mit weitläufigem Kriegslager ladet zum Ausruhen, ſie iſt Duera genannt und beſteht aus einer leidlich ausſehenden Häuſerreihe. Im Wirthshauſe fehlt das Billard nicht und das Domino-Spiel, und im Wirthszimmer iſt man völlig verſetzt nach einer Provinz des europäiſchen Frankreich.

Hinter Duera wird die Straße öder, und auch die Hütten arabiſcher Tribus, großen Biberhäuſern oder Hundehütten von Erde ähnlich, werden ſeltener, bis man den ſüdlichen Abhang des Maſſiv erreicht, und links und rechts unter ſich die Metidſcha ſieht, lachend und weit, wie das verheißene Land Paläſtina, das Moſes vom Berge überblickte. Die durchſchnittliche Breite der Ebene beträgt etwa zwei deutſche Meilen, und der Atlas, welcher ſie hinten ſchließt, erſcheint ungefähr von der Höhe des Rieſen-Gebirges im Hirſchberger Thale. Vielleicht nicht ganz ſo hoch. Unſicher lichtblau ſchwimmt weit dahinter für den ſcharfen Blick das eigentliche, das große Atlas-Gebirge. Dieſe Namen gebraucht wenigſtens der Franzoſe, wenn es auch wahrſcheinlicher iſt, daß man in ſolcher Entfernung trotz durchſichtigſter Luft den eigentlichen Atlas nicht ſehen könne. Links hinab, nach der Maiſon carrée hinaus, ſieht man nicht ſo weit in die Ebene zurück, weil das Maſſiv breiter vortritt, als rechts, wo die Metidſcha ſich farbig weitet bis zu dem Häuſerpunkte unweit des Meeres, welcher Koleah heißt, bis zu einem ſpitzen Hügel, welcher das Grabmal einer chriſtlichen Königin ſein ſoll vielleicht noch von den Zeiten des heiligen Auguſtinus, bis an die meerabfallenden Atlas-Höhen, wo die Chiffa herabfließt, ein Zeuge häufiger Schlachten. Denn hinter jenen Höhen kommen die Sitze Abdel Kader's, Medeah, Milianah und weiter hin Mascara. Aus den Schluchten der Chiffa ſteigt allnächtlich der Feind eines europäiſchen Metidſcha-Reiches.

Gerade gegenüber von uns im Dunkel des Atlas leuchteten die Minarets von Blidah, und inmitten des geraden Weges dahin liegt mitten in der Ebene Buffarik, das Centrum der Metidſcha. Dahinab fuhren wir raſch, um von dort mit friſchen Pferden Abends noch das äußere Lager von Blidah zu erreichen.

Die Ebene, welche theilweiſe für ſumpfig gilt, iſt in dieſer Gegend mit niedrigem Strauchwerk bewachſen. Aber weder der Sumpf, welcher einer Grabenleitung ſchnell weichen würde, noch die Baumloſigkeit, noch der Boden iſt dem ergiebigſten Anbau im Wege. Die Baumloſigkeit iſt bei dieſem Erdboden und Klima kein weſentlicher Mangel: die geringe Feuerung, deren man zum Kochen und Waſchen bedarf, iſt durch Geſträuch, durch Miſt, durch brennbare Erde, durch die Nähe des Atlas, der nicht ohne Bäume, zu beſchaffen. Der Baum ſelbſt könnte in wenig Jahren zahlreich vorhanden ſein. Waſſer liegt überall nur wenige Fuß tief unter der Oberfläche, der Boden iſt vom ergiebigſten, edelſten Korn, der edelſten Pflanze genügend und förderlich, ſo daß man das feinſte Getreide, ja das Zuckerrohr, den Kaffee-Strauch ohne Mühe zu Wege bringen kann. Das Klima iſt in ſeiner austrocknenden Hitze durch thaureiche Nacht, durch die Nähe von Berg und Meer, durch waſſergießende, gewitterreiche Winter hinreichend unterſtützt, der Frühling im Januar, Februar und März ſoll von entzückender Fruchtbarkeit und üppigem Wuchſe ſein. In der ausgetrocknetſten Zeit des Jahres fanden wir das Land zwar dürr und heiß, aber keineswegs ſo erſtickt, vernichtet und unthätig in ſeiner reinen Wärme, wie die dunſtige Hitze eines brennenden Sommers bei uns zu Wege bringt. Eine Krankheits-Epoche wäre allerdings durchzumachen, wenn die Metidſcha zum erſten Male umgepflügt und umgegraben würde, und ihren verhaltenen Urathem ausdampfte; aber ohne dieſe Bedingung iſt kein roher Landſtrich nutzbar zu machen. Es war damals noch gar wenig geſchehen: der Araber zeugt um ſeinen Tribus her nur das Unentbehrlichſte von Gerſte und Mais für ſein Pferd und ſich, und nur die deutſchen Coloniſten handhabten Pflug und Spaten. Von Frankreich aus war faſt nur aus der Ferne der Schacher-Mißbrauch mit dem Boden getrieben worden, der den Beſitzer daheim in Frankreich ſitzen und der heimiſchen Converſation genießen läßt. Die abgetretene Redensart, der Franzoſe tauge nicht zum Coloniſiren, iſt vollkommen richtig, man erzählt aus Canada her einen Charakter-Zug franzöſiſcher Coloniſation, der dies Verhältniß ganz erſchöpfend ſchildert: Dreißig Franzoſen hatten einen großen Landſtrich zur Theilung und zum Anbau vor ſich, wie fangen ſie dies an? Sie bauen ihre Häuſer alle in eine Straße neben einander, und Jeder nimmt ſich einen unabreichbar langen, ſehr ſchmalen Strich Landes zur Cultivirung. So wird vielleicht keiner die entfernte Partie ſeines Bodens erreichen und pflegen können? Nein; aber ſie können mit Leichtigkeit einander beſuchen, mit einander converſiren. Die einſame, aus dem Anfänglichen ſtreng entwickelnde Thätigkeit, die germaniſche Thätigkeit iſt dem franzöſiſchen Naturell verſagt. Dies Naturell wird erſt von Werth, wenn die Vorarbeiten einer Cultur überwunden ſind. — Die Regierung hatte dieſen Uebelſtand eingeſehen, und man erwartete damals ein Geſetz, wornach Niemand Land ankaufen dürfe in der

Metidſcha, der es nicht anbauen laſſe. Die militäriſche Verwaltung war aber für die Coloniſten noch in allem Detail viel zu vornehm: die Deutſchen in Buffarik erzählten uns trübſelig, daß ihnen der Araber des Nachts das Vieh ſtehle, und der Gouverneur auf die Klage erwidere, er könne nicht jeder Kuh halber einen Krieg anfangen. Er muß aber, wenn das Land ſicher werden ſoll, um jeder Kuh halber zum Krieg bereit ſein, die Kuh iſt hier ein Princip wie die Preßfreiheit in Paris. Im Fort bei Blidah ſaß der bekannte Officier Duvivier, der im unabläſſigen Studium des Landes halber Araber geworden iſt, ein ganz ſeltener Franzoſe. Dieſer behandelt ſolch Thema ganz anders, und vollkommen wirkſam: Haben die Araber Vieh geſtohlen, ſo reclamirt er nicht mit einer Silbe bei den Tribus, ſondern wartet bis zum nächſten Markttage der Araber. Da nimmt er ihnen doppelt ſo viel Vieh, als ſie geſtohlen, und giebt es ihnen erſt heraus, wenn ſie ſelbſt das geſtohlene unter ſich auftreiben und ausliefern.

Der Ort Buffarik iſt nach einem ſo weitläufigen Plane angelegt, daß die Häuſer und kleinen Straßenanfänge noch außerordentlich weit auseinander liegen, und der Bewohner alſo nächtlichem Diebſtahle beſonders ausgeſetzt iſt. Abſeits liegt das große Lager, welches vom General d'Erlon den Namen Camp d'Erlon führt. Dies Buffarik, die natürliche Hauptſtadt der Metidſcha, kann von großer Wichtigkeit werden, wenn die Regierung auf eine gründliche Sicherſtellung der Metidſcha denkt. Das hat ſie, halben Verhältniſſen thöricht vertrauend, noch in keiner Weiſe gethan. Hätte ſie nur ſtatt aller Schlachten und Scharmützel durch die Armee rings um die Atlasgrenze der Metidſcha einen breiten und tiefen Graben auswerfen laſſen, es hätte dies ordinärſte Hilfsmittel die hoffnungsreiche Ebene ſicherer geſtellt, als alle Combination, Unterhandlung und Campagne, die ſeit zehn Jahren verſucht worden iſt.* Der Juli-Thron hatte offenbar noch immer nicht Zeit und Intereſſe gewonnen, irgend einen durchgehenden Plan für Algier aufzunehmen. Ludwig Philipp, täglich zum Kampf für ſeine bloße Exiſtenz genöthigt, zeigt auch nirgends jenen ſpeculativen Sinn großer Regenten, der für das zunächſt Unberechenbare unternimmt und ſorgt. Auch in Frankreich werfen ihm diejenigen ſelbſt kleine Geſichtspunkte vor, Sorge von einem Tage zum andern, welche übrigens ſein Regiment wünſchenswerth, welche ihn äußerſt klug und geſchickt finden. So iſt die Colonie fortwährend ein Flickwerk geblieben, man hat die Summe für einen großen, combinirten Feldzug geſcheut, hat ſolchergeſtalt die Jahre hindurch für halbe Feldzüge mehr ausgegeben, als der ganze gekoſtet haben würde, iſt natürlich militäriſch und dem Feinde gegenüber moraliſch zurückgekommen. Denn der Araber wächſt, ſobald er den Franzoſen nicht wachſen ſieht. Den Häuptling Abdel Kader hat ſich Frankreich ſelbſt geſchaffen zum Feindesmittelpunkte, und um Algier brauchbar zu machen, muß man immer wieder auf den Kriegsplan Clauzel's zurückkommen, den man als zu weit greifend vor mehreren Jahren nicht unterſtützte, ſondern thörichter Weiſe mit dem Unterhandlungskriege Bugeaud's vertauſchte, mit dem Vertrage an der Tafna. Clauzel's Plan geht von der Idee aus, daß man die Berge des kleinen Atlas, die natürliche Grenze der Hauptprovinz Algier, beherrſchen muß, und daß die Ebene nie ſicher werden kann, ſobald man nichts als die Ebene ſelbſt beherrſcht. Um dieſe Berge, den ſteten Hinterhalt des Feindes, wirkſam befeſtigen zu können, muß die dahinter liegende Linie Abdel Kader's, die Grundlinie des Häuptlings, gebrochen werden. Sie zieht ſich rechts, weſtlich hinter den Bergen von Medeah und Milianah über Mascara nach der Provinz Oran bis Tlemcen an die marokkiſche Grenze hin. Ein großer Feldzug, combinirt von Oran über Tlemcen nach Mascara, mit einem Zuge von der Ebene aus über Medeah und Milianah nach Mascara, drängte den Häuptling haltlos in die ſüdlicheren Landſtriche, gegen die Wüſte ſelbſt zurück. Würde er auch nicht vernichtet, ſo würde er doch zerbrochen, das moraliſche Waffenübergewicht wäre hergeſtellt, ein unabſehbarer Gewinn gegen ſolchen Feind, und die Frage: wie weiter? was ſoll uns ſo große, koſtſpielige Linie? fände den Umſtänden gemäß eine Löſung. Sie iſt in Voraus ſchwer zu beantworten, aber dies iſt in Voraus unzweifelhaft, daß ohne ſolchen Schlag die Colonie unmöglich, und nur auf blockirte Hafenplätze beſchränkt iſt. Letzteres wäre nicht viel beſſer, als Algier aufgeben, und dies würde dem Könige der Franzoſen jetzt unfehlbar in Paris die Krone koſten. Des Ruhmes wegen, zehnjährigen Beſitzes wegen, und vorzüglich Englands wegen vergäbe das der Franzoſe nimmermehr. Sich auf Algier ſelbſt zu beſchränken, und Araber Araber ſein zu laſſen, klingt ganz artig. Beſäße man noch die gegenüber liegende Inſel Mahon, die man jetzt pachtet, ſo ſcheint alle militäriſche Forderung befriedigt; der Beſitz von Gibraltar ſelbſt ſcheint aufgewogen, da man den Ein- und Ausgang des Mittelmeeres ebenfalls beherrſchen könnte. Und doch iſt dies eine furchtſame, nicht einmal ökonomiſche Krämerpolitik, eine Politik, welche der Nachkommen Ludwigs XIV. völlig unwürdig wäre. Algier, ewig blockirt von der Landſeite, bliebe eine immerwährende Hungersnoth für Frankreich, jeder Biſſen Brot müßte übers Meer gebracht werden, Alles müßte auswandern oder ſterben, was nicht als Soldat von Frankreich ernährt würde — und dicht an den Thoren läge umſonſt geſegnetes Land, und der moraliſche Stolz Frankreichs wäre erniedrigt, die kläglichſte Unmacht eingeſtanden, die ſchönſte Gelegenheit zu Kriegsübung und intereſſanter Ausbreitung wäre aufgegeben, Angeſichts vom ſtolzen Rivalen England aufgegeben. Wie thöricht nach aller Seite! Der Franzoſe würde dies nicht wollen, auch wenn er jetzt erſt Algier eroberte, und noch durch keinen weiteren Verſuch der Ehre halber getrieben wäre — wie müßte er erröthen neben dem Römer, ſeinem ſonſtigen Vorbilde, der bis an die Wüſte hin durch Caſtell-Linien die wilden Numidier und Mauretanen ſtill und ſtreng beherrſchte, der um des Mittelmeers willen ſeine Exiſtenz an die Eroberung Karthago's geſetzt hatte. Dies Eine iſt unerläßlich geworden: der Algierzipfel bis an den

---

*) Soeben, im Juni 1840, da ich die Correctur dieſes in Afrika Aufgezeichneten leſe, kommt man auch in Paris auf dieſe einfachſte Maßregel.

Atlas muß dauerndes Beſitzthum werden, und zu dem Ende muß darüber hinaus der Krieg geführt werden. Ob außer dem ſogenannten Eroberungsrechte ein Recht dazu vorhanden wäre, ob von einem Civiliſationsrechte außerhalb der Städte die Rede ſein könnte, da der Beduin, welcher jederlei Gemeinſchaft verwirft, großentheils ausgetrieben werden müßte, und alſo keine Civiliſation erhielte, das iſt eine andere Frage. Sie iſt ſo groß wie die Frage um Geſchichtsentwicklung überhaupt, und keineswegs mit einigen Phraſen abſtracter Humanität erledigt. Die Franzoſen, bis 1840 in unentſchiedener Scheu davor, jetzt die Scheu aufgebend, mögen ſie verantworten, und es wird ihnen ſchwer werden, ſo lange ſie von keiner eigentlichen Miſſionsidee getrieben ſind und über die Beſitznahme ſtottern und mäkeln. Für uns iſt es vor Allem eine Frage der Politik: wir ſehen den Franzoſen ganz gern ſeine Macht nach Afrika wenden. Die abſtracte Theilnahme für den rohen Beduin — politiſch unthätige Staaten erletzen ſich gern an einer krankhaften Vorliebe für das Rohe und Ungeſchichtliche, weil dies den unthätigen Sinn mit vagen Möglichkeiten beſchäftigt — mag auf ſich beruhen, oder mag, noch beſſer, jene große Geſchichtsfrage in ſchärfere Discuſſion bringen, als dies bis jetzt zwiſchen gedankenloſer, brutaler Macht und weichlichem Theoretiſiren geſchehen iſt.

Als herbe Kriegsfrage liegt ſie jetzt zu Thaten vor. Als wir in Buſſarik waren, lächelte der zuverſichtliche franzöſiſche Officier zu meiner Behauptung, daß ſie über Kurz oder Lang gelöſt werden müſſe. „Ich gebe Ihnen, prahlte er, zwei Reiter mit als Bedeckung bis Blidah hinüber, und Sie werden mir bei Ihrer Rückkunft einräumen, daß ſie auch dieſer zwei Reiter nicht bedurft hätten; die Plaine iſt unſer, und man beobachtet hier nach dem äußerſten Punkte hin nur ſolche Vorſicht gegen einzelne Beduinen.“ Vier Wochen ſpäter konnte man dieſe zwei Meilen Wegs nur mit einer zur Schlacht formirten Armee machen, und die geiſtreiche Prophezeihung Abdel Kader's, er werde nächſten Freitag ſein Maulthier hinter dem Thore von Babeloued tränken, und es werde todt niederfallen, will ſagen: er werde keines rückwärts brauchen — ſetzte die Plaine von Koleah bis zur Maiſon carrée, ſetzte Algier ſelbſt in Schrecken. So leichtſinnig war das unmilitäriſche Vertrauen einer militäriſch ſo tapferen Beſatzung, und eines militäriſch ſo erfahrenen Staates wie Frankreich geweſen. Die unbeherrſchten Atlasberge rollten allnächtlich viele tauſend Allah-Schreier herab.

Ein gräßliches Mittel iſt nun für den als unvermeidlich anerkannten Feldzug vorgeſchlagen worden: man will mit Feuer und Schwert vorrücken, Heerde und Feld vernichten bis hinter jene Städtelinie, ſo daß ein wüſtes Land ferneres Feſtſetzen derjenigen Araber unmöglich mache, die nicht Freundſchafts-Garantien gewähren. Vielleicht aber iſt dies gräßliche Mittel ſparſamer für Menſchenleben als irgend ein anderes civiliſirten Krieges. Einmal das Recht der Eroberung zugegeben, der Eroberung im Intereſſe einer überlegenen Cultur, handelt es ſich am Ende nur um das, was wirkt, und was nicht unmittelbar auf ſummariſche Vernichtung von Menſchenleben gerichtet iſt. Denn der Araber würde deshalb nicht verhungern, er würde ſich, ein behender, wie das Thier bedürfnißarmer Menſch, anderswo unterbringen. Aber der Franzoſe wird dies Mittel nicht anwenden, wenigſtens nicht conſequent anwenden, es widerſtrebt ſeinem Civiliſations-Naturell. Seit ich weiß, daß Wein und Weißbrot jedem Franzoſen tägliches Nahrungsmittel, ſeitdem weiß ich auch, daß er 1813 bei uns ein menſchlicher, ja ſanfter Feind geweſen iſt. Daß er im Feindeslande wenigſtens ſo viel verlangt, als er täglich zu Hauſe hat, iſt doch wahrlich nichts Unbilliges. Ebenſo habe ich ihn in Afrika immer human geſehen gegen den Eingebornen, und habe den gemeinen Soldaten unter ſo ſtrenger Disciplin gefunden, wie ich ſie im Lande des Liberalismus nicht erwartet hatte.

Der Weg ſelbſt von Buſſarik nach Blidah iſt viel weniger Straße als von Algier nach Buſſarik, ſondern gleicht in ſeinen tiefen Gleiſen den alten Fuhrwegen vor Nagler, auf denen unſere Väter krochen. Die weißen Minarets in der Bergſchlucht kamen nur äußerſt langſam näher, hie und da ein Blockhaus. Solch ein Kriegstaubenhaus, wenn die Treppe aufgezogen iſt, war Symptom, daß wir noch in franzöſiſchem Afrika. Die Reiter, zwei chasseurs d'Afrique, alſo von der beſten Cavallerie der Franzoſen, welche an die Stelle der rothen Spahi's kommen, blieben eine Viertelſtunde hinter uns zurück; ich weiß nicht, ob ihnen das gegen den Staub die bequemſte oder die wirkſamſte Art des Escortirens ſchien. Wir hielten unſere Kugelflinten, die Begleiter jeder Landpartie, in Bereitſchaft, und horchten nicht ohne Sorge den Schilderungen, welche der Kutſcher paſſend zum Beſten gab, Schilderungen beduiniſcher Angriffe, die er auf dieſer Straße erlebt hatte. Er war bei Luxemburg her, und ſprach deutſch mit mir, zu meinem Troſte verſichernd, daß die Angreifer ſtets nur kleine Haufen, und immer zurückzuſchlagen ſeien mit Feuergewehr. Außerdem erfuhr ich von ihm, daß wir zwar nach Blidah führen, aber nicht nach Blidah hinein dürften. Dieſe Stadt gehöre noch den Heiden, die Franzoſen hätten nur ein Fort über ihr beſetzt, und zwei große Lager eine Viertelſtunde ſeitwärts von Blidah, in einem dieſer Lager — camp supérieur de Blidah — oder wenigſtens im Anbau desſelben würden wir ſchlafen. In der That gewannen wir nur im Vorüberfahren, nachdem wir das Camp inférieur paſſirt, einen Anblick der Orange-Gärten, welche Blidah nach der Ebene zu umſäumen. Rechts abbiegend vom Eingange in die heilige Stadt ſteuerten wir auf den Erdwall des Lagers zu, gelangten in deſſen Baraken-Vorſtadt, und hielten vor einem hölzernen Häuschen, das hier den Gaſthof vorſtellt. Das eigentliche Kriegslager lag hinter einem neuen Erdwalle, der Kanonenſchlünde zeigte, noch tauſend Schritt weiter, und liegt höher als unſer Marketender-Anhang. Um eingelaſſen zu werden bedarf's eines Erlaubnißſcheines von der Kriegsbehörde in Algier. Wir hatten ihn; der Sergeant begrüßte uns deshalb höflich, nachdem er ihn geleſen, und ließ uns eintreten. Der Arme! War der commandirende Officier übler Laune, oder mißfielen ihm unſere Phyſiognomien, kurz er ließ uns wieder hinaus weiſen und dem

Sergeant drei Tage Arreſt ankündigen, weil er uns ohne vorhergehende Meldung eingelaſſen habe. Umſonſt berief ſich dieſer auf die vorgewieſene höhere Erlaubniß — wer iſt Ihre Behörde? hieß es, und da er dieſe übergangen, blieb es beim Urtheilsſpruche, und auch wir blieben exilirt. Da ſah ich am äußerſten Vorpoſten Frankreichs in Afrika, welch ein Zauberwort das Wort „Journal" für den fernſten Franzoſen, ſelbſt für den Militär. Lamonta verſicherte der Mittelsperſon, einem Unterlieutenant, daß er ſich jedenfalls in vierzehn Tagen das Vergnügen geben werde, dem Herrn Commandanten die Darſtellung ſolcher unfranzöſiſchen Höflichkeit im Courrier français zuzuſenden. Kaum war dies hinterbracht, ſo ließ der Commandant ſagen: er habe ſoeben erſt erfahren, daß eine Dame von unſerer Geſellſchaft ſei, er ſei untröſtlich über ſeine Unhöflichkeit. Kurz, er machte nun ſelbſt den Cicerone, der uns wenige Minuten vorher ſammt unſerer Dame zornig angeblickt und fortgejagt hatte.

Der Erdwall iſt gar gering und die Verſchanzung nur eben hinreichend gegen die hieſigen Völker. Ich habe mit Erſtaunen geſehen, als vier Wochen ſpäter eben hier Schlacht um Schlacht geſchlagen wurde, daß dies mäßige Lager immer ſeine Rolle ſpielte als zweifelloſe Feſtung. Es liegt dicht unter den erſten Atlashängen, rechts hinüberblickend nach den Schluchten, aus welchen die Chiſſa tritt und nach jenem Grabhügel der chriſtlichen Königin, links in einer üppig-fruchtbaren Vertiefung hinführend zu den Orange-Gärten und Minarets von Blidah. Dies iſt nur eine Viertelſtunde entfernt, Niemand aber durfte dieſen Zwiſchenraum betreten ohne das Geleit einer militäriſchen Bedeckung. Ein Chaſſeur-Officier, der ſich uns mit franzöſiſcher Zuvorkommenheit und geſelliger Kunſt anſchloß, mit jener Formen-Anmuth und Sicherheit, die der Liebenswürdigkeit ſelbſt ſprechend ähnlich ſieht, verſprach uns, anderen Tags mit ſeinen Reitern eine Recognoſcirung zu veranſtalten und uns mitzunehmen, uns am Berge hinum zur Blidah-Burg Duvivier's zu führen, ja in raſchem Trabe durch einen Theil von Blidah ſelbſt. Leider wurde das vereitelt, weil Lamonta zum abgehenden Dampfboote zurück mußte. Er wollte nach Oran, und wir wollten ihn nicht verlaſſen. Was uns aber jetzt Opfer ſchien, ward anderen Tages reichlich belohnt. — Wir genoſſen auf dem Erdwalle den ſchönſten Abend dieſes Landes: die Sonne ging ſeitwärts von den Chiſſa-Bergen des Atlas unter und beleuchtete mit den tiefſten Farben, welche ich je geſehen, jenen Grabhügel der Königin, die Ebene, das ferne Koleah. Der höhere Atlas, nur eine Kanonenſchußweite von uns, trat braunblau in rothumſäumte Schatten, Duvivier's Fort ſchimmerte aus dem Bergwinkel über Blidah wie ein ſüdliches Ritterſchloß, das höchſte Minaret von Blidah ragte nicht hinauf, und in dieſer todtenſtillen Abendfeier einer fremden Natur zeichneten ſich die franzöſiſchen Schildwachen des Walles ſcharf und maleriſch in die durchſichtige rothe Luft hinein. Als es dunkel ward, ſchmetterte die Trompete, wirbelte die Trommel Europa's das Signal der Nacht, das Signal der doppelt nöthigen Wacht, das Signal europäiſcher Welt am Fuße des Atlas.

— Des anderen Morgens, als wir nach Buſſarik zurückfuhren, empfahl uns der erſte Blockhauspoſten doppelte Vorſicht, das Geſträuch, die Vertiefungen der Ebene ſeien in der Nacht lebendig geworden, man habe bei grauendem Morgen die geſpenſtiſchen weißen Bernus an vielen Orten auftauchen ſehen, es ſeien Hinterhalte — „embuscades“ — vorhanden. Unter geſpannter Aufmerkſamkeit und Beſorgniß fuhren wir durch die thaublitzende Ebene im tiefen Erdgleiſe dahin, wo es anging beeilte ſich der Luxemburger, und mit dieſer Jagd bekannt wies er uns einige Male mit dem Peiſchenſtiele die weißen Striche, welche durch das Geſträuch hinzogen. Der nächſte Poſten klärte uns ſo weit auf, daß dies zahlreiche Erſcheinen der Beduinen heute nichts Befremdliches ſei, ſie zögen zum großen Markte in Buſſarik, der heute ſtattfinde, und es ſeien befreundete Tribus. Freundſchaft und Markttag machten aber, ſetzte er hinzu, gerüſtete Vorſicht nicht überflüſſig, denn dieſe Art Menſchen habe keine Rechtsgrundſätze. — Je näher wir Buſſarik kamen, deſto näher kamen uns die

Reiterzüge, wir erreichten aber ungefährdet den fremdartigen Markttrubel, und miſchten uns, die Flinten im Arm, darein, da wir franzöſiſche Officiere darin umherwandeln ſahen. Dicht vor dem Orte auf freiem Plan ſind die dürftigen Verkaufsgegenſtände meiſt auf platter Erde ausgelegt, einige beduiniſche Zelte ſind für den Scheik, für die Häuptlinge und die Garküchen errichtet, Kameele und Eſel lagen umher, und die ſchwarzbraunen Menſchen trieben ſich ziſchend und gurgelnd durcheinander, Schafe ſchlachtend, berberiſche Pferde tummelnd oder müßig. Dieſe Pferde, von arabiſchem Blute ſtammend, ſind etwas größer als die rein arabiſche Race, und von weniger ſchöner, weil abfallender Croupe. Aber ſie ſind von großer Feſtigkeit und Dauer, und ertragen geſund die ſchlechteſte Pflege, die ärgſte Mißhandlung. Der Beduine hat zum Sporn einen langen eiſernen Spieß am Steigbügel, der lange, tiefe Wunden in die Flanken reißt, ſo daß man ſelten ein Pferd ſieht, das nicht heftig blutete. Zu unſerer Freude führten die Beduinen ihr Kriegsſpiel auf, das ſie, wahrſcheinlich noch von der ſpaniſchen Vorzeit her, fantasia nennen. Es ſind mir noch einige Worte vorgekommen, die ich ſchon in Spanien gehört hatte, zum Beiſpiele das Vorwärts-Wort „arrez“, womit auch der ſpaniſche Maulthiertreiber ſein Thier antreibt. Dieſe fantasia beſteht darin, daß zwei Beduinen im Carrière neben einander hin reiten und im vollen Roſſeslaufe ihre Carabiner um den Kopf ſchwingen, anlegen und abſchießen. Schöſſen ſie gut oder nur leidlich, ſo wäre dies allerdings eine bemerkenswerthe Kriegsgeſchicklichkeit; aber man kann ſich ohne großes Riſico dieſen Schüſſen ausſetzen, es iſt ein Auf- und Niederwanken, ein ſo unſicheres Abſchießen, daß es mir wie ein unnützer, wirkungsloſer Lärm erſchien, völlig entſprechend dieſer hohlen Kriegsweiſe der Beduinen. Wir empfanden uns durchaus wie mitten unter Wilden, deren Cultur-Verſuche nicht über den Kindes-Anfang hinaus ſeien. Der Khaid, welcher mit den Häuptlingen dieſer fantasia präſidirte, trug auf dem Kopfe einen ungeſchickten Federtopf, der ihm ſehr unbequem wackelte und bei jeder Bewegung des Pferdes die Hand zum Halten in Anſpruch nahm. Er hatte ein dunkel gebräuntes Negergeſicht, und ſein Coſtum war grell geſchmückt wie bei den Wilden. Sein Nachbar dagegen ſah im einfachen Bernus viel edler aus, und intereſſirte mich. Der Markt nämlich war ungewöhnlich bewegt durch die Ankunft eines Häuptlings, der direct aus der Gefangenſchaft Abdel Kaders entwichen ſei — dieſer Häuptling hieß Ben Zegri, und war ein Nachkomme jener Zegris aus Spanien, von deren Kampfe mit den Abencerragen die ſpaniſch-mauriſche Romance ſingt. Er hielt auf rein arabiſchem Roſſe neben dem Khaid, und ſein kleines Antlitz zeichnete ſich durch einen feinen Zug von Ueberlegenheit und durch edlere Geſichtsbildung vor den übrigen aus. Die wunderliche Gewohnheit, ein Auge ſtets zuzudrücken, gab ihm etwas Spöttiſches über den ganzen Troß. Als das Kriegsſpiel zu Ende war, ſtiegen der Khaid, Zegri und andere Häuptlinge ab, und ſetzten ſich unter das offene Zelt auf Kiſſen, man zieht ihnen die rothen Stiefel aus, und giebt ihnen Sandalen; es wurde Hof gehalten: beſonders junge Leute kamen, umarmten den Khaid und die Häuptlinge, und thaten dies unter vielfacher Nuancirung des Ceremoniells. Einem ward die Hand, dem Andern die Schulter, dem Dritten der Turban geküßt, der Eine ward um die Schultern, der Andere nur um den Arm umarmt, oder die Aufwartenden küßten ihre eigene Hand, welche den Vornehmeren berührt hatte, ein gewöhnlicher Gruß in Afrika neben dem gegenſeitigen Kuß auf die Achſel. — Die Civil-Behörde, der Kadi mit ſeinen Gehilfen, ſaß in einem zweiten Zelte. Höchſt wunderlich nahm ſich ein franzöſiſcher Officier aus, der ſich in blauem Dolman neben den Khaid und Zegri ſetzte und eine pantomimiſche Unterhaltung anknüpfte. Daneben wurde nach dortiger Schlachtweiſe, die für Menſch und Vieh dieſelbe zu ſein ſcheint, den Schafen der Kopf abgeſchnitten, und die Haut wurde abgezogen, ehe das Thier ausgeweidet war.

Außer dem des Zegri hab ich unter all der Beduinenmaſſe nicht ein Antlitz geſehen, das an den arabiſchen Schnitt erinnert hätte, überall ſtarke afrikaniſche Backenknochen, gedrückte Naſen, dünner Stoppelbart. Von der alten Herrſcher-Race ſcheint außer den kriegeriſch verweichlichten Mauren wenig mehr übrig zu ſein.

Diesſeits Buſſarik, als wir dem bedenklichen Landfrieden jenes Marktes entſchlüpft waren, zogen auf hundert Schritt zwei fremdartige Thiere über den Weg. Sie hatten etwas von rieſengroßen Ratten, und ſonſt entfernte Aehnlichkeit mit dem Fuchſe, nur waren ſie größer und länger und bei weitem garſtiger als unſer fein gebildeter Reinecke. Der Luxemburger löſte die Frage: es waren zwei Schakals. Ich ſprang eilig vom Wagen, und ſchlug auf den einen an, der ſtehen blieb, und mich anſah. Die Flinte verſagte, der Schakal ging ab, und umſonſt kroch ich ihm eine Viertelſtunde in dem Beinkleid-gefährlichen Strauchwerke nach. Der Schakal ſucht vorzugsweiſe Aas, und wird von den Coloniſten hier nicht gefürchtet.

Meine Waffe gegen die Beduinen war alſo Illuſion geweſen wie die Sicherheit der Franzoſen — prächtige Ebene, in der Milch und Honig fließen könnte, wie ungern ſchieden wir von dir, als wir die Höhen von Duera wieder erreicht. Gleich einem breiten Segensfluſſe lag ſie hinter uns, das ſchönſte Terrain für einen Park, das ich jemals geſehen, von Oleander bedeckt, im Frühlinge ein Blumenbeet von einem Ende bis zum andern. Im Kaffeehauſe Duera's fand ich einen deutſchen Flüchtling, den die Burſchenſchaft nach Buſſarik geführt und zum Coloniſten gemacht hatte. Wie ſchön er es fand, doch rief er wehmüthig: o niederſchleſiſche Lauſitz, mein Vaterland!

Iſt Einem ſchon in Paris das Verbrechen deutſcher Burſchenſchaft unverſtändlich, wie räthſelhaft erſcheint es neben einer Beduinenſchaft, wo ohne Ideenkram ohne Weiteres Köpfe abgeſchnitten werden!

Bei der Kaſchba ankommend fuhren wir diesmal links hinunter nach der Porte Babeloued zu, den Gärten des Deys, der alten Römerſtraße vorüber. Wo ſähe Rom mächtiger aus, als wo man unter heißer Sonne in fremdem Welttheile ſeiner feſten, ruhigen Beſitzesſpur begegnet! Tief hinein gegen den großen Atlas, gegen die Wüſte hin begegnen die römiſchen Steine, die langſam und ſchwer aufgerichteten Zeugniſſe ſicherer Herrſchaft. Daneben iſt freilich das moderne Römerthum, die Franzoſen-Welt eine oberflächliche, in ſich ſelbſt erſchöpfte Bewegung; jener Aplomb von Objectivität wird vermißt, womit der Römer ohne ſentimentalen Heimatswunſch die wildfremde Bedingung ſich aneignete. Wird Afrika nur in hundertmal kleinerem Umfange das blühende Reich werden, das mit einigen Inſeln dem Triumvir Lepidus als dritter Theil der Weltherrſchaft zugeſchätzt werden konnte? Es iſt im franzöſiſchen Soldaten etwas von jener römiſchen Objectivität des Thuns und Leidens, ich habe das Militär in dieſem Punkte freier und unabhängiger von allem Heimweh gefunden, als den franzöſiſchen Bürger, aber es iſt nur ein Etwas, und es wird gehemmt vom Departements-Geiſte der Deputirten, welche in dieſem Punkte dem engliſchen Hauſe der Gemeinen nachſtehen. Es iſt dieſer römiſche Weltſinn unter Frankreich und England mit Bevorzugung Englands vertheilt, und wird in ſeinem antiken Schritte ſchwerlich wiederkehren.

Am Morgen nach unſerer Rückkehr — Algier war ſchon Heimat neben der Beduinen-Fremde — weckte uns Kanonendonner vom Hafen herauf und wir ſahen alle Schiffe mit Flaggen bedeckt von unten bis oben. Das Dampfboot, das den Herzog von Orleans trug, war im Geſichtskreiſe der Bai erſchienen, Soldatenreihen ſtellten ſich auf vom Hafen zum Regentſchafts-Platze, Marſchall Balée, ein ſtockernſthaft ausſehender, ergrauter Krieger, ritt hinab, um den wahrſcheinlichen Thronerben zu begrüßen. Es dauerte lange, ehe er mit ihm herauf geritten kam; aber die Neugier der Colonie-Stadt war gering. Wandelte doch ein franzöſiſcher Algierer, wahrſcheinlich in Geſchäftsgedanken, ſo rückſichtslos in der leeren Soldaten-Gaſſe vor dem Roſſe des Prinzen einher, daß dieſer unter unſerem Balcone zu ihm ſagen mußte: Mais restez donc, Monsieur! Da nun auch Balée völlig ſchweigſam neben dem Prinzen einherritt, und die Einwohnerſchaft ſich gar nicht äußerte, ſo hatte dieſer Einzug etwas befremdlich Todtes, um ſo befremdlicher, da man nicht leicht einen ſchöneren und dadurch zur Begrüßung mahnenderen Prinzen ſehen kann.

Aber auf dem Regentſchafts-Platze war in kleinem Maßſtabe für nationale Freudenbezeigung geſorgt. Erſt ſahen wir ein paar Beduinen, die zu einer Bockspfeifen-Muſik einen mimiſchen Tanz traurig-ſehnſüchtig, einen erſterbenden Fandango aufführten. Dann mehrere Neger, die ſich nach einer Kindertrommel wie toll geberdeten: ſie hoben aus wie zu einer Cachucha und drehten ſich wirbelnd, unaufhaltſam. Man wurde eher des Zuſehens müde, als ſie des Drehens müde wurden. Das Dritte war ein Schnupftuchtanz, der uns unverſtändlich blieb, und alle dieſe Aeußerungen waren im Ganzen eben ſo garſtig wie Menſch und Thier dieſes Landes, das auf den Straßen umherläuft, garſtig iſt, mit Ausnahme des rein mauriſchen Blutes und des Pferdes.

Meine Begleiterin fand an dieſem Tage noch Gelegenheit, in ein mauriſches Familien-Leben eingeführt zu werden, das für jeden Mann verſchloſſen iſt. Sie erzählte mir, was ſie geſehen, folgendermaßen:

„Die Dame, welche mir die Gelegenheit verſchaffen wollte, erwartete mich mit einem ſchönen Juden, der als moderner Maure gekleidet war. Das heißt er trug den rothen tuneſiſchen Fez auf dem Kopfe, den eng anliegenden Bruſtlatz, die weiten, kurzen Hoſen, weiße Strümpfe und Schuhe. Er führte uns zuerſt durch das gewöhnliche Labyrinth von Gäßchen und Durchgängen in ſein eigenes ſchönes Maurenhaus, das er wahrſcheinlich der Emancipation durch Frankreich verdankte. Es war prachtvoll-überladen eingerichtet, vor Allem das Prachtzimmer, in welchem das reiche Ehebett ſteht, und außer einem Divan und einer Commode nur das Ehebett. Die Wände waren mit Stickereien in Gold und Seide behangen, auf dem Divan lagen Goldkiſſen, eine goldbrochirte Gardine fiel vor den carmoiſinſeidenen Kiſſen des

Bettes herab. Hier allein hab ich die orientaliſche Ueberfüllung unſerer Romane geſehen. Die ſchöne Frau des ſchönen Juden hatte ihre Augenbrauen und die inneren Augenwinkel fein ſchwarz gemalt. Ihre Tracht war kleidſam, ja ebenfalls ſchön, ein Mittelding zwiſchen griechiſchem und — ja ich weiß es nicht anders zu nennen! altdeutſchem Geſchmack. Ein enges ſeidenes Gewand liegt ohne Gürtel ſtraff an den Formen; ein goldgeſticktes Mieder mit ſchmalen Achſelbändern faßte in kurzer Taille die Bruſt, weite, weiße, griechiſch gefaßte Aermel laſſen den ganzen Arm bloß, eine Art Spitzenhemdchen macht halbhoch den Kleidausſchnitt. Von hinten vor um die Hüfte war ein ſeidenes Tuch gebunden, was gar nicht unſchön ausſieht. Ueber dies Alles fällt nun an Feſt- und Putztagen ein buntſeidener Zeugſtreif in Gold und Perlen geſtickt, in der Weiſe, wie der katholiſche Prieſter zur Meſſe überhängt. Die Mädchen tragen geſchlungene ſeidene Tücher auf dem Kopfe, die Frauen eine lange, ſchwere Drahthaube, an welcher ein weißer oder ſchwarzer Schleier fliegt, ſo daß Geſicht, Arm und Hals offen bleiben, auch auf der Straße.

Wir gingen zur Porte Babazoun, nahmen einen der dort ſtehenden franzöſiſchen Miethwagen, und fuhren unten parallel mit dem Strande auf die Maiſon carrée zu nach einem mauriſchen Landhauſe. Dies lag rechts an der Höhe, und hatte den wundervollen Blick auf Meer und Algier. Es war verſchloſſen. Auf unſer Pochen öffneten ſcheu einige Negerſclavinnen, und fuhren vor dem uns führenden Juden als einem Mannsbilde erſchreckt zurück. Dieſer machte ihnen arabiſch unſere Bitte verſtändlich, und ging dann ſeitwärts in einen Garten-Pavillon, wo Männer waren. Uns aber öffnete ſich der Harem dieſes Landhauſes. Zu einem Feſte waren an die ſechzehn mauriſche Frauen verſammelt. Ihre Maulthiere mit feuerſchlotartigen Schirmen, worin vornehme Maurinnen die Straße beſuchen, ſtanden in der Nähe. Das Haus gehörte der Frau des letzten Schatzmeiſters, und ſie bewohnte es mit drei verheirateten Töchtern.

Bei unſerem Eintritte flohen die Weiber hinweg wie geſcheuchte Kinder, nur die alte Wirthin, eine koloſſale, dicke Matrone blieb, reichte uns die Hand und küßte ſie ſich alsdann. Wir traten aus dem Quadrat-Hofe, der von Weinlaub und Orange-Zweigen beſchattet war, in ein rings mit Kiſſen belegtes Zimmer, das ſehr einfach aber mit einem prächtigen Teppich belegt war. Im Nebenzimmer ſtand ein großes bronzebuntes Himmelbett mit rothſeidenen, goldbefranzten Gardinen, darin lagen vier muntere Jungen, die Veranlaſſung des Feſtes. Sie waren in der Moſchee beſchnitten worden, und verlaſſen nach ihrer Heilung die Frauengemächer, bis ſie heiraten.

Die andern Frauen fanden ſich allmälig wieder ein, ſahen uns an, flüſterten mit einander und lachten. Beſonders unſer europäiſches Sitzen erregte ihre Luſtigkeit. Unter den jüngeren waren einige hübſche. Ihre Tracht, obwol hübſch, hängt zu ſehr an ihnen herum; auch macht ſie der Mangel an Bewegung ſchwerfällig und ungeſchickt. Sie haben ein durchſichtig Tüllhemd im Schnitt unſerer Männerhemden, das ſie bis an die Hüfte bedeckt oder vielmehr zeigt. Auf der Bruſt liegen einzelne Goldſtücke wie feſtgeklebt; an den Hüften hängen bis auf die Knie ganz weite türkiſche Hoſen, das von hinten nach vorn gebundene Hüftentuch fehlt nicht. Ein reich geſtickter Gürtel faßt das Hemd unter der Bruſt, und hebt den Buſen; die nackten Füße ſtecken in kleinen, koſtbaren Pantoffeln; um den Kopf iſt recht graciös ein ſeidenes Tuch geſchlungen; Perlen, Halsbänder, Fuß-, Armreifen und Ringe zeigen den Geſchmack roher Bildung an ſchimmernder Zier.

Nachdem wir einige Zeit unbequem genug auf den niedrigen Polſtern geſeſſen, kamen zwei Negerinnen, knieten auf den Boden inmitten des Gemachs und ſchenkten Kaffee ein in chineſiſche Taſſen ohne Henkel mit ſilbernem Unterſatz. Kniend reichten ſie uns denſelben, es war Ambra-Kaffee, der wie gewürzter warmer Crême ſchmeckte.

Nachdem man uns im Hauſe umhergeführt, wo nichts Beſonderes zu ſehen war, ſchieden wir mit dem Eindrucke, den fremdartige Kinder fremder Sitte und Zunge hinterlaſſen. Einen Augenblick traten wir in den Pavillon der Männer, und fanden unter ihnen viele ſchöne Köpfe. Sie ſpielten mit uns unbekannten, wahrſcheinlich ſpaniſchen Karten, ihre Thüre war wie hier überall mit den ausgezogenen Schuhen bepflanzt.

Die Gärten um das Landhaus waren holländiſch, kleine Fließchen faßten die abgezirkelten Beete, lüderlich üppig wucherte Pflanze und Blume darauf, ein armſeliger Anblick gegen das mächtige Panorama zu Füßen und zur Seite.“

Iſt es vielleicht eine Gewähr für Exiſtenz in andern Welten dieſe unſere Fähigkeit, wildfremder Art und Sitte nach wenig Tagen unbefremdet zuzuſehen? Ja, wie ſchnell treten wir ſelbſt hinein in einen fremden Kreis, bewegen uns, handeln in fremdem Stile, wir Deutſche beſonders, deren Lebensformen ſo viel weniger feſt und gleichmäßig ausgebildet ſind als die der Franzoſen. Was uns daheim durch mangelnde Form und Anmuth unſers Lebens ſo weit zurückbleiben läßt hinter dem Leben Frankreichs, das erleichtert uns allerdings wie eine Unbefangenheit den Eintritt in eine wildfremde Weiſe, erleichtert die Aufnahme, ja die Aneignung einer wildfremden Welt. In Afrika iſt mir dieſe Fähigkeit an mir ſelbſt ſchauerlich, grauenhaft erſchienen. Dieſe Fähigkeit reicht ja ebenſo leicht nach unten wie nach oben: in unſerer Freiheit von Form ſind wir dem Unwürdigen ebenſo offen wie dem Würdigen, dem Adel wie der Rohheit. Daher der Eindruck, welchen wir Jahrhunderte lang und noch heute dem Franzoſen machen, der Eindruck von Barbarei. Der kühne Weg germaniſchen Genies zum Großen und Gewaltigen erſchreckt ihn faſt ebenſo, wie die germaniſche Ausſchweifung im Gemeinen: im Franzöſiſchen braucht man wenig oder gar nicht den Ausdruck „genial“ nach der Bedeutung, welche ihm bei uns innewohnt. Sinn und Form der ganzen franzöſiſchen Welt umſchließt ihnen ſolchen Begriff des Genies, und dem Einzelnen kommt nur Beſcheideneres zu. In ſolcher Folge liegt für den Franzoſen die Schwierigkeit fremder Art zu verfallen und fremder Art ſich zu bemächtigen, er ſinkt ſchwerer und ſeltener ins Formloſe, ins Rohe, er gewinnt ſchwerer und ſeltener das Coloniſiren. Den Blick aufs Ganze gerichtet, beklagt man ihn darüber in Afrika, den Blick aufs Detail richtend preiſt man ihn glücklich. Hat Euch die höhere Welt dieſer zerklüfteten Völkerſchaften, ſo weit man einer höheren Welt an ihnen inne werden kann, einen unerquicklichen Eindruck gemacht, den Eindruck verſumpfter Gewäſſer, die niedere Welt Afrika's wirkt über die Maßen peinigend, und erweckt dann ein förmliches Grauen, wenn man ſeine vaterländiſche Welt nicht durch Formen feſt geſchützt hinter ſich weiß, geſchützt vor der Möglichkeit des Verfalls in ſo bodenloſe, thieriſche Unform. Der deutſche Trunk, dies Hintaumeln an die Pforte der Nichtigkeit, iſt ſchon mitten unter uns eine traurige Mahnung, aber bevor er zum Aeußerſten kommt, zeigt er doch in ſeiner Umarmung des Thieres immer noch deutliche Spuren einer Gedanken- und Formenwelt, deren Hintergrund eine Geiſteswelt nationaler Gemeinſchaft. In Algier dagegen trifft man nächtlings in Kellern und Spelunken, wo der gemeine Afrikaner ſich ergötzt, eine lallende, bodenloſe Weiſe, die man am liebſten nicht mehr Menſchenweiſe nennen möchte. Wenn dieſe gedankenloſen Islamiten erſt, deren einziger Bildungshalt das religiöſe Dogma, dieſem Halt ſich entſchleichen, und aus der Paſſivität zur Weinflaſche herbeikriechen, zum ordinär europäiſchen Verſuche der Luſt und Geſelligkeit, dann gemahnen ſie den Zuſchauer abſolut wie Thiere, obenein wie matte Thiere, und in dieſen Kellern Algiers verliert man allen Glauben, daß in dieſer verdumpften Race irgend eine Widerſtands-Fähigkeit exiſtire.

Man nennt dieſe Keller mauriſche Cafés. Ein Paar Mauren, ſtier, ſtumpf-ernſthaft ſpielen auf einer Bank kauernd die Geige, das heißt ſie ſtreichen auf dem Inſtrumente, das ſie zwiſchen den Knieen halten, eine rohe Melodie, die eine Wendung in ſich hat, und die ſtundenlang ununterbrochen kreiſchen muß. Ruckweiſe ſchreien ſie dazu einen unarticulirten Geſang, und ein Freudenmädchen ſchlägt den Tact auf einer kleinen Trommel, ein mörderlicher Muſik-Verſuch. Eingeborne ſaßen umher, ſtierten auf den Rothwein, welcher vor ihnen ſtand, oder mit gläſernem, lebloſem Auge auf uns, ſelten ermuthigte ſich einer zu mattem, unarticulirtem Ausrufe.

In einem mauriſchen Bade habe ich eine beſſere Probe von ihrer Muſikfähigkeit gehört: Ibrahim, der Bademeiſter, ſang mit ſeinen Gehilfen arabiſche Verſe, während er mir mit flacher Hand die Glieder knetete. In dem ſteinernen Dampfgewölbe klang dies eintönige Geſchrei lebhaft wieder, hatte aber doch die menſchliche Stimme vor jener verſtimmten Fidel voraus.

Das abendliche Umherſtreifen in Algier hat mir mehr als ſonſt etwas den Gedanken ernährt, es ſei dieſe matte Welt haltlos vor europäiſchem Leben und immer wieder, wenn ich im ſchönen Mondſchein vor dem erleuchteten Börſen-Café ankam, wenn ich mich wieder umringt ſah vom Detail europäiſcher Welt, erſchien mir der hinten weiß aufſteigende Algier-Berg wie ein großes Grab des Orients, immer wieder flog mir der Blick hinüber über das ſchimmernde Meer gen Europa, als wo wirkliches Leben ſei gegenüber dieſem mumienhaften. Ich weiß, wie wenig ein kurzer Aufenthalt unter Islamiten, deren eigenſtes Leben am Undeutlichſten auf der Straße zu finden iſt, ich weiß, wie unzureichend er aufklären mag. Aber was wäre alle mediciniſche Kunſt, was wäre feinere Wiſſenſchaft, was wäre poetiſche Intuition, wenn die Folgerung aus Symptomen nichts mehr zu bedeuten hätte?

Den Geiſt des Orientes mit dem unſrigen vergleichend, ſind wir vielleicht ebenſo allzu human, wie die Franzoſen es bis jetzt in der Behandlung waren, allzu rückſichtsvoll, allzu bedenklich, allzu hineindenkend. Noch hat keine Beobachtung dem Satze widerſprochen, der Orient ſei jetzt von allem ſchöpferiſchen Leben verlaſſen, ja ſelbſt die dem Orient günſtige Beobachtung lehrt, daß alles verſuchte Schöpfungsleben ein dem europäiſchen nachgeahmtes ſei. Uebertreiben wir alſo nicht in Schwäche der Ueberbildung die Rückſicht und die Schonung. Was ſich geſchichtlich weiß und fühlt, das iſt auf Ausbreitung angewieſen, was zu wachſen Macht hat, dem gehört auch wie dem ſtarken Baume der Platz, den es vollwachſen kann. Darin nur ſollen wir der gedankenloſen Natur voraus ſein, daß wir dem Wachsthume nicht blind nachgehen — ſicherlich iſt in den Urländern der Geſchichte noch tauſenderlei Marke, Witz, Wendung und Handgriff übrig, auf welche der anders geſtellte Occident, die jüngere Welt, noch nicht gerathen iſt. Aber erfahren wir davon in unſerm jetzigen Verhältniſſe zum Oriente, in einem jeweiligen Beſuchs-Verhältniſſe? Iſt alſo einmal wie in der Türkei, in Aegypten, in Algier eine intimere Berührung geboten, ſo ergreifen wir ſie doch auch mit gründlicher Entſchloſſenheit, verzögern wir nicht die Gunſt des Momentes dadurch, daß wir allüberall, auch dem Ungemeſſenen gegenüber, das Maß der Convenienz allein anlegen. Geboren wird das Kind, ohne daß bis zum erſten Schrei desſelben von unſerm Syſtem der Bildung ein Atom hinzukommen kann, geboren muß es ſein, da ſein muß es, ehe es in unſere Convenienz gebracht werden kann. Ebenſo muß ein europäiſcher Orient, wenn er einmal möglich, erſt erbrochen, zur Welt gebracht werden, ehe unſere Cultur-Bedingung darüber reden mag. Können wir ihn erbrechen und zur Welt bringen, ſo haben wir auch damit das Recht der Ueberlegenheit dargethan, ein Recht das ewig, das der Gott alles Geſchehens iſt. Das Recht des ſtärkeren heißt nur bei Anfängen das Recht der Fauſt, und ſchließt die Obmacht der Ordnung und der Cultur in ſich. Das Fauſtrecht iſt nicht durch Conceſſionen verſchwunden, ſondern die Conceſſionen ſind entſtanden, weil die Fauſt nicht mehr das Stärkſte war. Die Eroberung wird nur verhütet, das Recht der Eroberung wird nur verhütet dadurch, daß man ſich ſtark, der Selbſtſtändigkeit würdig, dadurch, daß man ſich im ſteten Fortſchritte mächtig erhält.

Wozu alſo das principienhafte Bemäkeln franzöſiſcher Eroberung in Afrika? Wünſchen wir ihr vielmehr ein Gedeihen!

Frankreich wird ſelbſt durch die ausgehöhlten, machtloſen Stämme Afrika's in ſeiner Eroberungs-Frivolität ſtutzig gemacht: ſelbſt dieſe ausgehöhlten, von eigenem Cultur-Bewußtſein verlaſſenen Stämme machen der Eroberung jeden Fuß breit Landes ſtreitig. So wird franzöſiſcher Kraftaufwand immerwährend in Anſpruch genommen, und das Phantom der Rhein-Grenze wird doch hoffentlich in etwas erſchüttert. Dies Phantom ſteht bis jetzt unverrückt, der Franzoſe jeder Partei läßt ſich dadurch locken und mahnen, dagegen iſt all unſere Aufmerkſamkeit, all unſere Energie nöthig. Wie ſollte der Franzoſe nicht darauf rechnen? War der Suntgau, Elſaß und Deutſch-Lothringen nicht eben auch durch all die vage Phraſe von National-Bedeutung und National-Kraft, von deutſcher Innerlichkeit und von deutſchem Tiefblick in die Geheimniſſe der Schöpfung geſchützt? Galten nicht dieſe Länder für urdeutſch und unveränderlich und unveräußerlich? Dieſe Zeugniſſe ſind heute noch alle da, und doch ſind die Länder franzöſiſch geworden. Sie haben nicht einmal franzöſiſch reden gelernt, ſie bauen ihre Häuſer, ſie pflügen ihr Feld noch wie ſie unter der deutſchen Reichsherrſchaft gethan, von Baſel nach Paris reiſend habe ich viele Stunden lang geglaubt, noch in Deutſchland zu ſein, aber das wirklich politiſche Moment iſt eben noch etwas ganz Anderes als das, was unſere formloſe Theorie dafür ausgiebt: Das Herz hat es mir zuſammengeſchnürt, immer hören zu müſſen, daß ſie ſich keineswegs nach politiſcher Gemeinſchaft mit uns zurückſehnen! Soll das den Franzoſen nicht verführen oder beſtärken? Soll ihm ſämmtliches linke Rhein-Ufer nicht ſichere Beute der nächſten Gelegenheit ſcheinen? Nicht ein Dorf ſoll er haben! Das Vogeſen-Gebirg iſt die ſogenannte natürliche Grenze, dahin ſoll er zurück! Aber dergleichen gelingt nur, wenn wir ihm an formeller Kraft, an politiſcher Waffe gewachſen ſind. Kann er unſere Gedanken nicht brauchen, ſchlimm genug für ihn, denn er hat keinen Ueberfluß daran, wir können Form von ihm brauchen, und nicht blos Form für Kleider und Meubles. Frankreichs Geſchichte ſei auch für uns da geweſen mit jenem Drange nach Einheit, wie Manches er niedertrete, mit dem Drange, ſich zu bethätigen, der uns ſo langſam kommt. Der bloße Drang, ſich zu denken, der uns ſo viel ſchöne Provinzen und die erſten politiſchen Anſprüche Europa's koſtet, die Anſprüche des occidentaliſchen Kaiſerthums, er wird uns nicht verloren gehen, wenn wir ihm auch nicht mehr einſeitig nachhängen, wenn wir — in moderner Nationalitäts-Aufgabe — uns zu ergänzen, und darin zu üben trachten, worin uns die Fertigkeit gebricht. Womit fangen wir an? Mit uns ſelbſt. Denn unſere Provence und unſere Guienne ſind noch nicht für große Abſicht einig, und wir ſind noch nicht angethan zu Experimenten auf fremder Erde. Wir ſollen auch nicht und werden auch nicht in gleichem Gange die Geſchichte eines anderen Landes wiederholen, aber der verſchiedenſte Gang hat Analogien, hat ähnliche Geſetze und Folgen.

Tag um Tag werden wir uns noch überheben, daß Frankreich nicht coloniſiren könne, und während all unſerer Ueberhebung wird Frankreich thun und handeln, und wird ſtärker und ſtärker werden durch fortwährende Uebung im Thun und Handeln, und der Himmel mag es wiſſen, ob wir bei alle dem einſehen, daß eben Thun und Handeln uns gebreche, und die uns nöthige Ergänzung ſei, daß es eben unſer Nachtheil ſei, alle Gegenſätze zu umgehen, ſtatt ſie zu beſiegen, daß die Einheit deutſcher Zunge nicht viel ſagen wolle, wenn die politiſche Einheit deutſchen Geiſtes und Armes zurückbleibe, im Theorem verbleibe, in der eingebildeten Größe verharre.

Unſere Vorzüge ſtehen uns im Wege, unſere ſublimen Fähigkeiten der Theorie, die unſchätzbar ſind im Gefolge politiſcher Macht, weil ſie ihr den menſchenmöglichen Stempel des Ewigen verleihen, die aber abſtract, lyriſch, unlebendig verbleiben, vielleicht gar hinderlich, wo ihnen das irdiſch-politiſche Fleiſch und Blut abgeht. Womit begann Englands Größe? Mit der Wolle, mit einfacher Züchtung von Wolle. Dies trieb zu Conſequenzen, zu Principien ſelbſt. Mit dem Intereſſe beginnt ſolcher Weg, und kommt vom Gutes wollenden Menſchen geleitet zum Princip

Irdiſcher Stoff ſind wir zunächſt, vom irdiſchen Anhalte ausgehend gelangen wir am ſicherſten zum geſunden Geiſtigen. Die Politik iſt Kunſt der Geſellſchaft, die Geſellſchaft iſt vervielfältigte Familie, die Familie ſucht zuerſt irdiſche Exiſtenz, und erſt wenn dieſe begründet iſt, trachtet ſie nach höherer Entfaltung. Deshalb war der deutſche Zollverein ein ſo großer politiſcher Schritt, deshalb ſind in Deutſchland alle abſtract begonnenen Abſichten in Politik von jeher geſcheitert, deshalb iſt unſere politiſch vereinigte Größe, das Kaiſerthum, zu Grunde gegangen. Es erreichte nicht die praktiſche Um- und Weiterbildung, welche der Wechſel alles Irdiſchen für alles irdiſche Inſtitut nöthig macht, es verhielt ſich in ſeiner abſtracten Beſchaffenheit und verſchwand deshalb am Ende wie ein Hauch. — Wodurch iſt Frankreich groß geworden? Durch ſein ununterbrochenes Trachten nach Form. Der Gedanke war oft nicht reif, den es realiſirte, aber die raſch gewonnene Realität förderte dennoch, wenn auch nicht zu der abſtracten Höhe, welche wir bei aller politiſchen Gelegenheit allein, leider allein vor Augen haben. Der Franzoſe übte ſich fortwährend im Handeln, ſo kam er bald zu der aller Politik nothwendigſten Frage, zu der Frage: was iſt mächtig? ſtatt daß wir an der blos liebenswürdigen Frage: was iſt gut? erkrankt ſind. So kam er zu dieſer geſammelt einherſchreitenden Geſchichte, während unſere Geſchichte von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr auseinander ſchritt. Die deutſche Geſchichte, ein verfehlter Föderalismus, wird darum nicht blos langweilig, ſondern peinigend, denn ſie zeigt, daß wir, die einſt mächtigere Hälfte von Carl's des Großen Reich, jenem Frankreich an tieferen Kräften weit überlegen, und nur durch den Mangel politiſcher Handhabung nachgeblieben ſind an Macht.

Haben wir denn, die wir die fleißigſten Exegeten Europa's, Machiavel noch nicht verſtanden? Er lehrt Deſpotismus, um Macht zu lehren, um Italien in eine geſammelte Macht zu vereinigen. Die Beſchränktheit fragt immer nach der Geſinnung und nur nach der Geſinnung, als ob irgend eine ſtarke Politik ohne Geſinnungsgrund möglich ſei. Geſinnung iſt wie Grund und

Boden des Landes: iſt dieſer unfruchtbare Wüſte, ſo iſt aller Anbau, aller Staat unmöglich, ebenſo iſt in der geiſtigen Staatswelt gar keine Wirkung möglich, wenn kein moraliſcher Boden vorhanden. Der eigentliche Anbau, die Politik, beginnt erſt nach dieſer Vorausſetzung, erſt bei der Frage: wie ſoll angebaut und gehandelt werden? Dies iſt unſere Schwäche neben dem Franzoſen und Engländer: der geſinnungsvollſte Franzoſe und Engländer beruhigt ſich nicht bei dieſer Vorausſetzung, und cultivirt daneben fortwährend die Kunſt des Lebens und Handelns, die politiſche Kunſt. Machiavel desgleichen im hohen Grade. Er war italieniſcher Patriot, und patriotiſcher als irgend einer, der ſalbungsvoll italieniſche Geſinnung predigt, patriotiſcher, denn er ſpeculirte, er handelte geiſtig dafür, er bebaute wirklich den Boden. Dies iſt wirkliche That, darum lebt er heute noch, während alle neben ihm verſchwunden ſind, die nur das Bekannte predigten.

Solche Entwicklung in wirklich politiſcher That ſteht uns bevor, und welche Zukunft wartet unſer, die wir in aller Vorarbeit ſo Gründliches und Mannigfaltiges geleiſtet, die wir ohne Politik durch eine Fülle großer Vorzüge uns immer noch als würdige Staaten-Exiſtenz erhalten haben!

Frankreichs Geſchichte kann uns ein Spiegel politiſcher Geſchickes ſein — werfen wir die Phraſen hinter uns, Frankreich reibe ſich auf, ruinire ſich, ſie erwachſen aus unſerer Scheu vor Politik, ſie ſind thöricht. Vergleicht das heutige Frankreich in ſeiner Macht mit dem Frankreich, das Franz der Erſte fand! Es hat fortwährend gehandelt, handeln wir endlich auch!

(1840.)

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

6. Band.

Das junge Europa.

1. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler

Das junge Europa.

Roman in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

I. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite
Die Poeten 1
Die Krieger.
  Erſter Theil 177

Die Poeten.

I.

Conſtantin an Valerius.

Den 20. März 1830.

Die Sehnſucht, wieder einmal mit Menſchen umzugehen, läßt mich ſchreiben — mit Menſchen, denn hier giebt es nur Oberpräſidenten, Unter-Officiere, Lieutenants, Regierungsräthe ꝛc. So wenig Ihr — ich hoffe, Du wirſt mein Sendſchreiben unſerem erlauchten Kreiſe mittheilen — nach dieſem Eingange von meinem hieſigen Nichtleben erwarten möget, ſo fange ich doch damit an, und gehe erſt ſpäter zu Angenehmerem.

Wenn zur Glückſeligkeit weiter nichts erforderlich iſt als gutes Eſſen und Trinken, Tabak, Whiſt, Piquet, Patent-Viſiten, Geſellſchaften, reine Wäſche und ein gutes Bett, ſo bin ich jetzt überaus glücklich. Doch iſt mir's, als fehlten mir noch einige Kleinigkeiten. .

Man lebt hier ein thrakiſches (böotiſch iſt durch uns nobilitirt) und ſelbſt für mich, der ich doch kein Koſtverächter bin, tragiſches Leben. Ich lebe wie mit zugeſchnürter Kehle, und denke an die Poeſie wie an eine verbotene Frucht. Neben der pupillariſchen Subſtitution, der Inteſtat-Erbfolge und der querela inofficiosi testamenti geht mir der Bernhard von Weimar ſporenklirrend im Kopf herum, nur ſeh' ich zu viel Schwierigkeiten, den Mann dramatiſch zu beſiegen. Giebt's im poetiſchen Vereine viel Neues? Ich habe ſehr wenig gemacht und bin nur einmal aus dieſem Sibirien nach Spanien gegangen.

Uhland ſcheint wieder zu erwachen; ich habe ſchon hin und wieder Kleinigkeiten von ihm geleſen — das wäre für mich von großer Wichtigkeit, denn er veredelt und erhebt mich immer ſehr: mein demokratiſches Treiben grinſet mich zuweilen ein wenig an, nur in ihm iſt es ewig ſchön, ja iſt es das Urſchöne.

Dem Fähnrich Piſtol, meinem lüderlichen Hippolyt gieb die Beilage, grüß den William und die böotiſchen Brüder und lebe wohl — hörſt Du, lebe wohl! —

A propos, ich verweiſe Dich auf das Abenteuer, das Du am Schluß des beiliegenden Briefes findeſt; ich ſehe Dein Stirnrunzeln und Deine drohende Unterlippe und höre des finſteren William grollende Worte: „Es iſt und bleibt ein rohes Volk“ — ich hoffe, Du ſprichſt als echter Tragöde jetzt nur in Jamben. „Auf Donnerſtag, mein Graf? — Die Friſt iſt kurz!“ Ade, Du dunkelfarbiger Romeo! —

Conſtantin an Hippolyt.

Ein Lied nüchtern zu ſingen.

1. Und es war ein Mann zu Bahri, der hieß Semajah, der blies die Poſaune und ſprach:
2. Was trotzeſt Du alſo und freuſt Dich Deiner Schande?
3. Deine Zunge trachtet nach Schaden, und ſchneidet mit Lügen wie ein ſcharfes Scheermeſſer.
4. Du redeſt lieber Böſes denn Gutes, und falſch denn recht. Sela.
5. Du redeſt gern Alles, was zum Verderben dient mit falſcher Zunge. Sela.
6. Darum wird Dich auch Gott ganz und gar zerſtören und aus Deiner Hütte reißen und aus dem Lande der Lebendigen Dich ausrotten. Sela.
7. Ich aber werde bleiben wie ein grüner Oelbaum im Hauſe Gottes ꝛc.

Ich hoffe, mein Hippolyt, Du haſt das ſorgfältig geleſen, und biſt jetzt in einem geſammelteren Zuſtande. Ach, Dein Brief duftete wieder ſo kräftig nach Sekt, daß ich auch ohne die Handſchrift zu kennen, und ohne Unterſchrift den Autor ſogleich würde errathen haben. Sage mir, lieber Junge, kommt es wol noch vor, daß Du Dich in einer ganz nüchternen Stimmung befindeſt? O pfui! und Du hatteſt doch ſo ſchöne Vorbilder: ich ſah Dich früher oft in Geſellſchaft eines wohlbeleibten Mannes mit einem heiteren Blick und ſittigen Betragen, hat der all ſeinen Einfluß auf Dich verloren? Ich will es nicht hoffen, mein Fähnrich! Der heitere Mann hat ein kleines Fläſchlein zarten Ausbruchs vor ſich ſtehen, er trinkt Dir ein mäßiges Gläschen zu, thu' ihm Beſcheid und befolg' ſeine Lehren. In Deiner wilden Unbändigkeit rennſt Du alſo jetzt nach einem Epos? Wunderlich, als ſtiege die epiſche Luſt aus gleichem Stoff — ich ſuche eben auch. Ich ſehe Dich des Vormittags bei verhangenen Fenſtern wirthſchaften, die Helden abſchlachten, und Dein wildes Haupt ſtolz in den Nacken werfen. Ich hoffe wenigſtens, daß Du aus Dankbarkeit deutſch ſchreibſt; denn wahrlich, die geringe Civiliſation, welche Du beſitzeſt, haſt Du doch lediglich uns zu danken; nicht viel anders als der ſchwarze Falke vom Lorenz-Strome kamſt Du in unſere erlauchte Geſellſchaft. Fähnrich, thu' mir die Freundſchaft an, ſchreib deutſch, es iſt die ſchönſte Sprache. Nur bei ſchwerem Sekt, Du kennſt das edle Gewächs, das eben vor meinen Blicken goldglühend wächſt — nur. bei ſchwerem Sekt ließ ſich Piſtol's und Sir John's zungenſchweres, lallendes Engliſch verbrauchen. Schreib deutſch, Piſtol! Es iſt eine Univerſal-Sprache, ſelbſt wenn Dir die duftigen Träume des Guadalquivir wiederkommen, wie ſie Dich manchmal in ſternenheller oder morgenfrüher Seligkeit des Julius an den Boden warfen, ſelbſt wenn Deine ſpaniſche Jugend die weichen weißen Arme um Dich ſchlägt — hat die deutſche Sprache auch nicht Deine wollüſtigen ſpaniſchen Liebestöne, ſo hat ſie doch eine göttliche Zärtlichkeit, die mich ſelbſt oft vor ihr erröthen macht. Schreib deutſch, Hippolyt!

Ich habe noch neulich Taſſo's Jeruſalem geleſen! Ja, aus jener Zeit iſt es ſchön ꝛc., aus den dunkeln Lagunen, wo die romantiſche Verborgenheit und unergründliche Tiefe der Sehnſucht, wo das tiefblaue Dunkel des zurückgeſtrahlten Himmels die Sinne umſtrickt, — aber ich würde es für keinen Gewinn halten, wenn wir heutzutage mit dergleichen beſchenkt würden.

Ich bin ſehr beſchäftigt, und zwar mit den verſchiedenartigſten Dingen. Es beſucht mich faſt Niemand und ich gehe nur wöchentlich zweimal zu einem Bekannten, mit dem ich Schach ſpiele, leſe, und deſſen Flügel ich benutze. Die Muſik kommt mir ſeit langer Zeit vornehm, fremd vor, es iſt mir, als ob ſie mich über die Achſeln anſähe — ſo war's doch früher nicht, und ich begreiſe durchaus nicht, was der Dame einfällt — ich glaube, ſie liebt den Sekt nicht. Auch bringt ſie mich ſtets ein wenig aus dem Gleiſe, es wird mir, als ſäß ich einer früheren Geliebten gegenüber, der ich untreu geworden, Jünglingserinnerungen klopfen mich unſanft wie Fächerſchläge auf die Wangen — es iſt wunderlich, aber ich kann das Klavierſpiel nicht laſſen, es iſt eine ſchmerzliche Luſt, mit alten Geliebten zu plaudern. Außerdem iſt das Theater meine einzige Erholung. Ich bin wirklich, ſo ſehr ich mir Mühe gebe, auch wenn ich ausgeſtreckt auf dem Sopha liege, nicht ganz ruhig. Ich ſchreibe dies und das, reiße mich aber mit Gewalt wieder los, denn ich will einige Zeit wieder etwas lernen. Ich weiß nicht was das Volk in mir für eine Wirthſchaft treibt, es geberdet ſich manchmal wie eine mit der Regierung unzufriedene Nation. Ich hoffe, das Studiren wird ſie beſchwichtigen. Ich gäbe viel darum, wenn ich jetzt unſeres kleinen Cupido Chronik hier hätte. Wenn einmal Jemand mit einem zu leichten Wagen hieher fährt, ſo pack' ihm doch das Ding auf. Was macht Cupido? Sitzt er noch in den Bergen bei ſeiner idylliſchen Landſchöne? Sein letzter Brief war wie die Sage eines wandernden Minſtrels; der Junge lauft im Lande umher, ſchöne Mädchen zu ſuchen. Ich fürchte er wird nächſtens einmal der

Polizei in die Hände fallen, und uns Schande machen, was man ſo Schande nennt.

Heute wäre ſo ein rechter Phantaſie-Tag, wenn wir beiſammen wären; es regnet und ſtürmt und dunkelglühende Grogſchatten ziehen vorüber. Aber ich will dem Salamander abſchwören, er ſtört mich jetzt, denn ich bin mitten in einer Liebes-Intrigue. Höre wie das kam!

Ich ſaß vorn im Sperrſitz des Theaters und ſah der Gaukelei zu. Ein junges Soubrettchen machte mir Spaß, ſie war ſo nett und fix und rund und drall: Du weißt, das lieb ich. Bald darauf kam ſie im Ballet wieder zum Vorſchein. Hochgeſchürzt entwickelte ſie einen behenden, makelloſen Wuchs, eine geregelte muntere Formenſchönheit ſchoß aus Fuß- und Handſpitzen blitzende Funken in mich. Mein Nachbar meinte, es ſei ein unternehmendes Kind, und Dein Sir John verfügte ſich alsbald hinter das Geheimniß der ſchützenden Couliſſen. Glühend ſprang ſie eben aus der Scene herein in die dunkle Verborgenheit, als wollte ſie heiß dem Korydon in die Arme fliegen. Der Korydon war da und ſtellte ſich ihr ſehr lebhaft vor, eine kurze Topographie ſeines inneren neuentdeckten Terrains entwerfend, die üppige Vegetation ſeiner Triften beſchreibend. Das muntere Ding nahm es harmlos auf und im raſchen Fluſſe der Worte und Begebenheiten — denn die phantaſtiſche Welt des Ballets ſpielte im Köpfchen noch weiter — überließ ſie ſich nach geringem Sträuben der Woge meines Anerbietens, ſie nach Hauſe zu geleiten. Ich ſchwor bei Piſtol's Sekt und Fallſtaff's Schwert — ſie hatte Heinrich IV. wahrſcheinlich noch nicht geſehen — ich würde die Stadt anzünden, wenn ſie nicht in dieſem reizenden Coſtume bliebe, ſie gewährte, warf den Mantel um und wir gingen.

Dabei, lieber Hippolyt, muß ich im Vorbeigehen dem Valerius Recht geben, und ihm Dank ſagen: er behauptete oft, wenn von dem Reiz der Schauſpielerinnen die Rede war, daß man mit dieſen Damen nur verkehren müßte, wenn ſie noch in ſelbigem Anzuge ſeien, der ſie auf der Bühne geſchmückt, mit dem Gewande ſchwinde die Illuſion, und man bekäme ein Gedicht in ſchleppende Proſa überſetzt.

Wahrhaftig, die Welt der Täuſchung iſt ja das Einzige, was am Leben erfreut, ein Narr, der einen Fetzen davon aufgiebt. Das Gepränge der Täuſchung macht die Schauſpielerinnen gefährlich, — wer möchte in die Gefahr eingehen und den Glanz wegwerfen. Eine Bajadere in ein Kattun-Kleid geſteckt, das zwei Ellen lang, lieben wollen, heißt ſich an einer Statue ergötzen, die gegen die Witterung in Leinwand gehüllt iſt.

Kurz, ich führte meine Bajadere nach Hauſe und ſprach geflügelte Worte mit ihr. Aber das Erzählen iſt träg — ein andermal von Euern Thaten, Sir John — Ade, mein Fähnrich!

2.

Conſtantin an Valerius.

Ich lebe hier noch eben ſo einförmig, wie ich Dir's geſchildert habe: äußerſt ſelten ein poetiſcher Augenblick — ein nüchternes Begetiren. Es weiß der Himmel, woran das liegt. Ich gebe mir alle erſinnliche Mühe, das zu ändern — Du wirſt dies aus meinen philantropiſchen Beſtrebungen im Briefe an Hippolyt erkennen. Ich ſuche taſtend nach allen Spitzen meiner Gemüthsnerven: es geht nicht: wenn ich neben Roſa ſitzend einen an ſeinem Endpunkte erreicht habe, ſo ſchnellt er mir immer wieder davon. Es iſt ſehr ärgerlich. — Durch Goethe hab' ich ſehr große Begier nach Italien bekommen, — ich will es indeſſen verſuchen, hier ſeine Elegien nachzuleben. Aber ich glaube, es iſt italiſche Sonne und italiſcher Himmel nöthig, denn ich ſchaffe alle Ingredienzien ſeiner Poeſie herbei, aber ich kann das Getränk nicht zu Stande bringen. Du glaubſt nicht, Valerius, was ich mir für Mühe gebe, poetiſch zu genießen. Es weiß der Kukuk, warum es nicht gehen will.

Da ich hier nichts vernünftiges Neues und Deutſches auftreiben kann, ſo hab' ich mich an ältere franzöſiſche und engliſche Schriftſteller gemacht, wie Le Sage, Lorenz Sterne ꝛc. Es iſt merkwürdig, wie ihre Satire beinahe ganz noch auf unſere Zeit paßt.

Die Menſchheit muß doch viel ſtehende Gebrechen haben.

Ihr ſchreibt ſo dürftig wie für einen Bettelmann. Gebt mir doch nicht ſo karge Tropfen, Ihr wißt ja, wie ich die vollen Gläſer liebe. Vom Cupido gar nichts, und doch will und muß ich mit dem Kleinen in Verbindung bleiben.

Beſſert Euch! — Ade.

Conſtantin an Hippolyt.

Fähnrich, auf ein Wort! Ihr müßt bis tief in die Nacht bei der ehrſamen Witwe von Epheſus im Promenaden-Gäßchen geſeſſen haben, daß Ihr nicht dazu gekommen ſeid, meine Epiſtel zu beantworten. Ich will nicht hoffen, Piſtol, daß meine Intrigue ſo wenig Intereſſe für Dich gehabt hat, ich ſollte doch meinen, ſie müßte Deinem abenteuerlichen Sinne zuſagen. Wem ſoll ich ſie denn erzählen, wenn Du nicht hören willſt. Vor Valerius hab' ich in dieſer Rückſicht eine unüberwindliche Scheu — wäre er prüde und fromm wie William, und ſagte er mir wie dieſer: du biſt ein unmoraliſcher Menſch, ſo würde ich lachen, und es würde mich nicht berühren: Du weißt wie ich über objective Moral denke. Aber ich ſehe ſeine großen klaren Augen dabei centnerſchwer auf mich fallen und mit erdrückender Wehmuth auf mir verweilen — das ertrag ich nicht. Ich weiß, er geſtattet eine rein ſubjective Sittlichkeit, aber ſein wenn auch wohlwollender Blick dringt ſo ſchonungslos in alle Ritze meines Weſens, daß ich immer zu fühlen glaube, es beginne ein murmelndes Bröckeln und Löſen meiner inneren Wände. Er richtete, als ich ihm einſt ein ähnliches Abenteuer erzählte, nur drei fragende Worte an mich: „Biſt du froh?“ und meine phantaſtiſche Welt war auseinandergejagt, wie Koſakenſchwärme durch einen Kanonenſchuß. Ich mag es mir nicht gern geſtehen und doch iſt es ſo: er iſt mir unbequem bei derlei Dingen. Ich halte mich dabei lieber an Dich wilden Burſchen und den leichtbeſohlten Cupido.

Meine Schöne heißt Roſa und iſt wirklich charmant. Sie iſt von der Größe, die nicht auffällt, wobei man nicht an die Größe denkt, aber in den ſchönſten Wellenlinien gewachſen. Die Taille ſchneidet ſich ſo kühn ein, daß man daran zweifelt, und gedrängt wird, ſie zu umfaſſen. Zu meinem großen Vergnügen iſt ſie frei von dem mir ſo verhaßten Wuchs der Weiber, welcher von der Hüfte an in einem plumpen, krummen Beine alle Leichtigkeit, Eleganz, Grazie des Ganges und der Erſcheinung vernichtet. Solche Weiber ſind wie die Chineſen nur zum Sitzen da, ihr Gang iſt ein ſtetes Beſiegen von Hinderniſſen, jeder Tritt muß erkämpft werden, — das iſt mir entſetzlich läſtig; während die wohlige Freiheit in Roſa's Bewegungen mich hebt und entzückt. Man findet in Abbildungen aus alter Zeit niemals eine Annäherung an jenen Knieholzwuchs des weiblichen Unterkörpers; es ſcheint eine neuere ſchlechte Mode zu ſein, die vielleicht von irgend einer übeln Angewohnheit oder Beſchäftigung der Mütter herrührt. Dergleichen Dingen ſollte die Medicin nachforſchen, und die Polizei ſollte ihr dann an die Hand gehen — es iſt eine der größten geſellſchaftlichen Sünden, fehlerhaft häßlich zu ſein (eine regelmäßige Häßlichkeit iſt auszunehmen) — ich wäre überhaupt dafür, alles mangelhaft Geborene ſogleich dem Chaos wiederzugeben, wie der Metallkünſtler das Verunglückte wieder in die Maſſe wirft, und es zu erſäufen.

Ich hoffe, Du weißt, Fähnrich, was ein ſchönes Bein iſt — es iſt ein Hauptvorzug der Spanierinnen, und ich gebe außerordentlich viel darauf, es iſt das Motiv der Erſcheinung. Roſa geht wie ein flüſſiger Dactylen-Vers. Von der Hüfte an nämlich ſtrebt in ſchönſtem Schwunge die runde volle Form immer ſanft nach außen, dem Schauenden ſich entgegendrängend, man ſieht in den ſanften Linien das Weiche und Elaſtiſche ausgedrückt und ergötzt ſich doch an der ſpringenden Kühnheit des Grundzuges, welcher da, wo das Bein in die Nähe des Fußes kommt, durch den liebenswürdigſten kleinen Bogenſprung die genialſte Verbindung mit dieſem bewerkſtelligt. Zu oben gerügtem ſchlechten Wuchſe des Unterkörpers gehört nämlich auch, daß das Bein perpendiculär auf einen horizontalen Fuß ſich aufſetzt und beide zuſammen das fatalſte Dreieck bilden. Bein und Fuß ſondern ſich wie Staatsgewalten — das iſt widerwärtig platt. Bei Roſa hüpft das Bein in gerundetem hohem Spann auf den Fuß, und dadurch erhält der ganze Körper jene ſchaukelnde über Alles beſtechende Grazie, welche der fliegende Poet vor dem ſchwerfälligen Philoſophen voraus hat.

Nun hat Roſa nicht die unangenehme Manier ſo vieler leicht und raſch gewachſenen Mädchen, daß ſie in ihrem Gange tänzelte und hüpfte, eine Manier, die ſo unſchön iſt wie das Zappeln mit den Fingern — nein, ſie geht, aber ſchön und leicht wie ein anmuthiger Gedanke. Wie wenige unſerer eleganten Damen wiſſen zu gehen! Es muß eine Selbſtſtändigkeit, eine Unabhängigkeit im Gange ſein, die ein wohlthätiges Gefühl von ſicherer Freiheit erweckt, der Gang muß das Zeichen des Sieges über die träge Erde ſein — bei den meiſten Weibern iſt er das Zeichen des Kampfes. Die Straffheit der Muskeln ſpielt mit dem ſchwerfälligen Boden, wenn die Dame ſchön geht, ſie ringt mit ihm, wenn unſchön. Daher iſt es ſo gräulich, wenn plump Gewachſene einen ſogenannten Anlauf nehmen — es wird mir ſo unbehaglich dabei, als wenn ich ſchwere Gänſe zum Fliegen anſetzen ſehe. Es iſt dann ein Rücken, Ziehen und Heben der Schultern und Hüften, ein Lenken und Renken mit den Armen — das ſchönſte Mädchen könnte durch ſolchen Gang meine Illuſion zerſtören. Roſa's Leichtigkeit hält mein Wünſchen in ſtetem Schweben, ſie erzeugt eine äſthetiſche Behaglichkeit, wie ich ſie über Alles liebe. Auch ihr Kopf, Hals, Nacken, ihre Schultern — alles athmet in einer raſch gebogenen Wellenlinie ſo viel Leichtigkeit, daß mein Auge auf dieſen geflügelten Formen mit einer Wonne herumhüpft, wie die heiterſte Sehnſucht nach Luſt in warmer Sommernacht auf den ſpielenden, lauen Lüftchen. Nichts an allen dieſen Formen iſt ſtarrer Stillſtand, wie plätſchernde Wellen nickt und wiegt Alles. Ein reiches, nußbraunes Haar trägt ſie auf griechiſche Weiſe leicht hinter dem Scheitel zuſammengeneſtelt; wie herausfordernde loſe Schalke fliegen die kleinen zierlichen Löckchen vom Hinterkopf herunter, als wollten ſie erinnern, man müßte die vorüberfliegende Schönheit der Nymphe faſſen. Glatt liegt vorn das Haar an der weißen runden Stirn und nichts von dem vielfachen Unrath des Kopfputzes unſerer Modedamen ſtört das lachende Oval des ganzen Köpfchens. Zierlich ſchwingen ſich die ſchmalen dunklen Augenbrauen über das weite lachende Auge hin, eine leicht gebogene Naſe deutet auf fröhlichen Unternehmungsgeiſt, ein kleiner Mund mit ſchmalen Lippen auf verſchwiegene Luſt, das ganze zurückgeworfene Köpfchen, das ſich auf einem länglichen ſchneeweißen Halſe wiegt, auf Uebermuth. Die blendenden Schultern ſimd, harmoniſch mit dem Bau der Hüfte, ſo überraſchend ſchön nach dem Arme geſchweift, daß der Blick in unbeſchreiblicher Luſt heruntergleitet zu dem vollen Händchen der roſenfingerigen Eos.

Dies iſt Roſa. Ich hoffe Clauren malt ſie Dir nicht deutlicher.

Sie wohnt drei Treppen hoch, einfach aber niedlich. Eine alte Frau, die ſie ihre Pflegemutter nennt, wohnt in einem kleinen Zimmer neben ihr –– ſie war nicht zu Hauſe, als wir aus dem Theater ankamen, und iſt mir jetzt ſchon ſehr im Wege; ſolche alte Weiber ſind bei Liebeshändeln die fatalſte Grammatik, das auswendig zu lernende Vocabel-Buch, ohne das man nicht zur ruhigen Lectüre des Poeten kommt, der in einer uns noch fremden Sprache geſchrieben. Das iſt ein Gucken und Schnüffeln und Fragen — der Mantel wird geſtrichen, um aus der Qualität des Tuches Schlüſſe auf die Qualität des Beſitzers zu ziehen, nach der Uhr wird gelugt, ob ſie von Gold oder Silber, das *im leichten Gewande bis dicht an die Schulter aufgeſchürzt trug.* Sie ließ mich einen Augenblick gewähren, dann zog ſie die Hand zurück, ward ſtill, ſah mich ſinnend an, lächelte endlich in ſich hinein und nickte mit dem Köpfchen — ich fragte — —

Genug für heut'; morgen mehr.

3.

Conſtantin an Hippolyt.

Ich habe ſehr ſchöne Gedanken und Reflexionen im Kopfe, aber ich weiß ja, was Du dazu ſagſt, wenn man ſie zwiſchen Handeln und That ſpreut. „Handle, lebe", pflegteſt Du zu ſagen — „von den ſieben Weiſen Griechenlands herunter haben die Leute philoſophirt, ſyſtematiſirt, ſchematiſirt und doch nichts gelernt, ſie haben Alles in Formeln gebracht und darüber die ſchöne Zeit verloren, während welcher ſie glücklich ſein konnten. Lebe, ſagteſt Du mir beim Abſchiede, und da Du ja auch ein Federheld biſt, ſchreib mir's, wie und was Du lebſt, aber ohne Beiſatz, Beigeſchmack und Brimborium; ſchick' mir das nackte Leben, und ich werd' mir's ſchon ſelbſt ankleiden."

Nun denn! — Roſa gehört zu den wunderlichen Geſchöpfen, welche die erſten Schritte der Bekanntſchaft, wie Du geſehen, am Auffallendſten erleichtern — das kommt von der Bühne. Die dramatiſchen Dichter machen ſich das immer unglaublich leicht: die Perſonen ſehen ſich und merken alſobald beide, daß ſie viel mit einander zu thun haben müſſen, ſie bombardiren ſich ohne Weiteres mit Sentiments, und wenn man ihnen nach einer viertelſtündigen Bekanntſchaft im erſten Acte viel zu ſchaffen macht, ſo gehen ſie ohne Weiteres im zweiten Acte mit einander durch — Päſſe brauchen ſie nie und Geld findet ſich immer. Ich laſſe mir das im höheren Schauſpiele gefallen, wo die modernen bürgerlichen Verhältniſſe in ihrer Kleinheit verſchwinden vor der künſtleriſchen Höhe der Gedanken und Gefühle, aber im Luſtſpiele bleibt's doch immer ſehr drollig. Darum bin ich noch immer der Meinung, nur ein Mann von Welt wiſſe ein feines modernes Luſtſpiel zu ſchreiben. Es müßte denn wie in William's Luſtſpiele das bunte Zelt phantaſtiſcher Poësis zum Ort der Handlung aufgeſchlagen werden.

Roſa fand unſere ſchnelle Bekanntſchaft ganz in der Ordnung, alle die kleinen Nebenwege der gewöhnlichen Liebſchaften ſind ihr durch die Bühne abgeſchloſſen worden, ſie fängt auf dem Punkte an, wo andere Mädchen nach mannigfachen telegraphiſchen Depeſchen, verhüllten Andeutungen, Pfänderſpielen, gegenſeitigen Träumen, ſchüchternen Worten, geflügelten Sonetten, Notenaustauſch ꝛc. anlangen. Ich geſtehe, das iſt Mangel eines romantiſchen Reizes, das iſt ſelbſt mir zu modern, obwol ſehr bequem. Auf jenem Punkte bleibt ſie nun aber ſtehen; das iſt ein Mißverhältniß in den einzelnen Theilen, reizt mich zwar ein wenig, iſt mir aber unbehaglich.

Man läuft gern lang nach einer goldenen Frucht, aber am Baume angekommen ſtreckt man nicht gern die Hand tagelang aus.

Sie duldet meinen Kuß auf den Arm, auf die Schulter, aber wenn ich ſie umfaſſe und auf den Mund küſſen will, ſo hält ſie mir den Mund zu, und wehrt mich entſchieden ab. Das würde mir bald langweilig werden, wäre ſie nicht gar ſo hübſch.

Die alte Pflegemutter hatte zu Muhmen und Baſen geſchwatzt, ich wolle Roſa heiraten — meinen Namen hatte ſie ſchon am andern Tage erfahren — das hat ſich bald verbreitet, und heute fragt mich meine Schweſter darnach. Das iſt mir ſehr fatal und verleidet mir die Sache. Das Ganze wird dadurch ſo platt bürgerlich. Was einem das dumme Volk das Leben erſchwert! Das Märchen konnte ſo duftig einſam abgeſungen werden, wie in einem dunkeln Kioſk im Morgenlande. Ich werde an Roſa ſchreiben, und verſuchen, der Sache einen andern Schwung, eine andere Wendung zu geben.

Ade!

4.

Valerius an William.

Breslau, am Himmelſahrtstage 1830.

Ich hätte früher an Dich geſchrieben, Freund, wär' ich nicht gar zu ſehr beſchäftigt geweſen; ich würde Dir mehr ſchreiben, wäre ich's nicht noch. Womit aber? frägſt Du barſch. Mit mir ſelbſt. Später ein paar Worte darüber, jetzt zu der Beſorgniß, die mich in dieſem Augenblicke drängt. Ich habe eben von Conſtantins Schweſter einen Brief erhalten, worin ſie mich beſchwört, Alles aufzubieten, um den Aufenthalt ihres Bruders zu entdecken, der ſeit mehreren Tagen verſchwunden iſt. Man hat ſeine Abweſenheit während der erſten Nacht und des nächſten Tages unbeachtet gelaſſen, da dergleichen — Du haſt ja oft genug dagegen geſcholten — zuweilen bei ihm vorkam, namentlich wenn er mit Hippolyt den Shakespeare paraphraſirte. Nach der zweiten Nacht hat man ſuchen laſſen — umſonſt. Man hat zu Roſa geſchickt — dies iſt eine junge ſchöne Dame, mit der er ein Liebesverhältniß entrirt hat — ſie hat ſchnippiſch geantwortet, man ſolle verloren gegangene junge Suitiers nicht bei ihr ſuchen. Des Tags darauf hat das ſchnippiſche Dämchen auch gefehlt und das Repertoir in Unordnung gebracht. Ihre Pflegemutter, die, Gott weiß, ob unterrichtet oder nicht, zurückgeblieben, iſt heulend und weinend zu Conſtantins Schweſter gekommen. Dieſe Frau Martha, denn ſo ſcheint ſie mir auszuſehen, hat auf Berlin gedeutet — Du haſt ja lebhafte Verbindungen dahin, thu' doch raſch Alles Mögliche, um mir Klarheit für die arme Schweſter zu verſchaffen. Du begreifſt, daß ich in meiner einſamen Wohnung, fern vom Getümmel des Stadtverkehrs, mürriſch mit den bleichen Worten der Theologen redend, und in tiefſchattigen Schmerzen vergangener Herrlichkeit herumwandelnd weniger geeignet bin, einen Flüchtling zu entdecken. Doch möchte ich ſo gern die Schweſter beruhigen. Es iſt ſo hart vom ſchlimmen Conſtantin, ein ſo weiches Herz mit rauhen Händen anzufaſſen. Er hat ſie ſo oft verletzt durch ſeine abſcheuliche Oppoſition gegen die Geſetze des Herkömmlichen, die ſeinem barocken Sinn nicht behagen. Dennoch liebt ſie ihn mit einer Fürſorge, warm wie Maienſonne. O das Herz des Weibes iſt reicher denn alle Welt, welche hineingeht, denn es liebt mit dieſer Welt noch eine andere — die beſten von uns lieben kaum etwas von dieſer.

Gehab Dich wohl und antworte!

Hippolyt tritt eben ein, hört ſtumm und lächelnd die Geſchichte an, und läßt Conſtantin erſuchen, wenn ihn Deine Kundſchafter finden, ihm von Berlin ein Exemplar der Luſiade zu beſorgen, weil er hier keins auffinde. Uebrigens meinte er, ſei es unnütz, den Conſtantin zu beunruhigen — man ſolle die Schweſter durch irgend eine Nachricht zufrieden ſtellen und jenen ungeſtört laſſen bis er ſich ſelbſt melde.

Thu' aber nur wie ich Dich gebeten!

William an Valerius.

Freund!

Ich habe der verdrießlichen Geſchichte halber nach Berlin geſchrieben, und denke Dir bald Beſcheid geben zu können. Ich miſche mich übrigens ſehr ungern in derlei Scandal, und nur die alten Freundſchaftsverhältniſſe aus unſerm poetiſchen Vereine bewogen mich, der Polizei ins Handwerk zu greifen. Das ſind die Folgen jener grauenhaften Lebensanſichten, denen Du ſelbſt nicht ganz fremd biſt. Was iſt Euer Bodenſatz? Die empörendſte Eigenliebe. Das Ich allein ſoll ſich auf jede Weiſe wohl befinden: mag nun um Euch herum Alles darüber zu Grunde gehen. Es iſt die unchriſtlichſte Subjectivität, die nur erſonnen werden konnte, und dabei wollen ſich einige von Euch noch in die Mitte der demokratiſchen Zeitbewegung ſtellen, wollen ſie loben und führen.

Heißt das nicht den Bock zum Gärtner ſetzen! Das Weſen dieſer demokratiſchen Richtung iſt Allgemeinheit, Zurückdrängen des individuellen Intereſſes, um das der Geſammtheit auf den Thron zu ſetzen. Geberdet Ihr Euch nicht wie kleine Deſpoten, wenigſtens Autokraten, die ſich eben nur ſelbſt Geſetz ſind, die all ihren Launen den Zügel ſchießen laſſen?

Und unſern Vereinigungspunkt, die Poeſie anlangend, was hat uns da dieſe Richtung gebracht? Eine ſchamloſe Enthüllung des eigenen Körpers, mit dem die Poeten feilen Dirnen gleich coquettiren. Sie haben keinen andern Mittelpunkt mehr, als das perſönliche, meiſt materielle Vergnügen, und je nachdem das nun groß oder klein oder gar nicht da iſt, wird das Gedicht frivol oder abgeſchmackt oder gottlos. Sie haben ſich ſelbſt auf den Thron des Höchſten geſetzt, darum haben ſie eine ſo arme Welt, eine ſo jämmerliche Regierung derſelben, einen ſo ſündhaften ſchwachen Gott. Mit wie viel Heine'ſchen Gedichten könnte ich Dir das belegen, und wie klar liegt der Urſprung alles deſſen vor Augen.

Unfähig ſich durch großartige Zuſammendrängung der neu entdeckten Gefühle und Gedankenkreiſe auszuzeichnen, etwas die allgemeine Aufmerkſamkeit Ueberwältigendes zu liefern, aber doch gedrängt und geſtachelt durch weibiſche Eitelkeit, enthüllten ſie wie jener Mann in der Bibel die eigene Scham, brachten ſie die ganze Rumpelkammer der früheren Poeſie, die Hobelſpäne der früheren Werke hervor, putzten ſie mit modernen Kleidern auf, und gaben ſie hin für Gedichte. Die faule Welt, die ſo viel Sociales zu thun hatte, daß ihr keine Zeit blieb für die Räume des beſten inneren Menſchen, nahm die Wechſelbälge wohlgefällig hin, weil ſie in ihrer bunten Tracht nur eines flüchtigen Blicks bedurften, und kein ſorgfältiges Beſchauen, keine Zeit, keine Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Das einmal Gebilligte war Regel geworden, und nächſtens erwarte ich das Unanſtändigſte, weil die heutige Welt doch erſt auf der Spitze des Berges umkehren wird. Es iſt wie mit dem Verdauungsproceß — daß iſt ein Bild aus Eurer

Schule — der kranke Magen fördert die halbrohen Speiſen weiter, der geſunde zertheilt, zerlegt ſie bis in die kleinſten Atome: Eure Poeten packen die Situation, ſchleudern ſie durch einige Verſe und das Gedicht iſt fertig, der wahre Poet läutert ſie bis in die geheimſten Motive, und das Geiſtige daraus giebt er wieder in Tönen. Der wahre Poet fühlt die Situation durch bis an die Spitzen der Wurzeln und ſein Gefühl davon iſt die Poeſie — der Eure flattert mit ſeinen Blicken durch das Laub, und was er geſehen, iſt ſein Gedicht. Es iſt eine traurige Oberfläche und ich weiß nicht, wo das hinaus ſoll, wenn die Oppoſition nicht lebhafter wird.

Das Gedicht muß aus der Knoſpe des innerſten Menſchen brechen. Ihr pflückt es von den blinzenden Augenwimpern, dem zuckenden Munde. Was ſoll man zu dieſen kleinen Darſtellungen Heine's ſagen, die Du ſo verehreſt, wo nichts beſchrieben wird als ein Knabe, der im Kahne angelt und dazu pfeift, wo ein Mädchen im Lehnſtuhl ſitzt und ſchläft. Das iſt ein Buhlen mit fremden Künſten, das gehört der Malerei und ins Gebiet der Fläche, die Poeſie hat aber mehr Dimenſionen und die Höhe und Tiefe iſt ihr Weſentliches.

Ich entferne mich immer mehr von Euch — ich weiß nicht, was Euch halten ſoll, wenn Eure phyſiſche Spannkraft Euch verläßt, Ihr beſteht ja doch nur wie künſtliche Maſchinen; wenn Eure künſtliche Thätigkeit aufhört, ſo fallt ihr zuſammen. Ihr ſeid iſolirt von der Verbindungsſtange der höheren Elektricität, Ihr ſeid ohne Bezug zur Gottheit — eine Krankheit, die Eure geringe geiſtige Communication mit ihr aufhebt, weil ſie Eure geiſtige Thätigkeit aufhebt, wirft Euch zu den Thieren. Meine Religion iſt die unzertrennbare Einigung mit dem Höchſten, ſie beſteht wie die Atmosphäre, auch wenn ich ſelbſt unfähig bin, die geiſtigen Anknüpfungspunkte feſt zu halten. Was ſoll ich zu Deinem theologiſchen Treiben ſagen, das unſere Urkunden und die Worte der alten Glaubenshelden nur mit dem zerſetzenden kritiſchen Auge anſieht und fertig zu ſein hofft, wenn Alles in Waſſer aufgelöſt iſt. Ich bedaure Euch und gäbe viel darum, wärt Ihr anders. Ade. —

Nachſchrift.

Eben erhalte ich Briefe von Berlin. Conſtantin iſt dort angekommen, hat ein Logis von mehreren Gemächern gemiethet, iſt wieder abgereiſt und hat ſeine Rückkehr mit einer Dame angekündigt. Die Adreſſe findeſt Du beigelegt, erlaſſe mir die Erforſchung des Details dieſer ſcandalöſen Geſchichte. Leb wohl! —

Valerius an William.

Daß Du nicht in der Nähe des Walter Scott gelebt, als er ſeine „Schwärmer“ ſchrieb, bedaure ich lebhaft; Du hätteſt ihm ja das beſte Bild eines hartnäckigen und hartmäuligen Presbyterianers gegeben. O über Euch ſchlimmen Menſchen! Weil Ihr nun einen Käfig zuſammengeſetzt, in dem Ihr Euch wohl befindet, verlangt Ihr denn nun ungezogen tyranniſch, es ſolle alle Welt in dieſen Käfig kriechen. Ihr habt Euerm innern und äußern Menſchen ein Kleid zugeſchnitten, und alle Welt ſoll nun hineinkriechen, es mag ihr zu eng oder zu weit ſein. Erinnere Dich, Freund, daß ich Dich nie Deines Syſtems halber getadelt habe, wenn auch das Syſtem nicht das meine iſt — ich bin ein Mann der Freiheit, und ſitze zur Seite ihres holden Töchterleins mit den lieben, klaren Augen, der Toleranz. Du ſprichſt aber deſpotiſche Worte, und klagſt doch wunderlich genug uns Leute der leichteren Moral des Deſpotismus an.

Du berufſt Dich zuerſt auf die demokratiſche Tendenz unſerer Zeit, der wir huldigen, und verlangſt Zurückdrängen des Einzelnen, damit die Allgemeinheit gedeihe. Das hat ſeine vollkommene Richtigkeit und es iſt Niemand ſo ſehr dafür als ich — ich haſſe wie Du den Egoismus des Staates in Bevorzugung Einzelner. Aber Freund, Du ſiehſt die Sache ſchielend an, und das

Endziel aller Beſtrebungen — die Freiheit — entgeht Dir. Die Einzelnen ſollen nicht bevorzugt, aber jeder Einzelne ſoll frei werden. Damit dies nun aber auf eine der Allgemeinheit erſprießliche Weiſe geſchehe, predigen wir als höchſte Blüthe der Bildung: Abſtreifen jeder Art von Egoismus, Humanität. Das ſind nicht Gegenſätze, wie Du zeichneſt, ſondern Stufen.

Der Freiheit widerſpricht aber jede Art von Formel, ſie betreffe Moral oder ſonſt etwas — erreichten wir ſelbſt durch ſolche Formeln das allgemeine Wohl, ſo bezahlten wir dies doch mit dem allgemeinen Wohl, d. h. mit dem Wohle der Einzelnen, die von außen her nur gezwungen lebten, und nur in troſtloſer Gleichgewichts-Theorie den allgemeinen Fall vermieden. So werden die Menſchen beklagenswerthe Negationen, und die Haupttugend wird wie in manchem melancholiſchen Chriſtenthume die Unterlaſſung, die Demuth. Es iſt aber ein größeres Ziel unſerer Richtung, die Menſchen ſelbſtſtändig zu veredeln, und die Veredelten Selbſtherrſcher werden zu laſſen. — Die Millionen Selbſtherrſcher ſind das äußerſte Ziel der Civiliſation. Dieſes Ende verſchließt Deine Autoritäts-Theorie für immer, Dein Schluß muß eine ſtarre Monarchie ſein, der meine iſt die fröhlichſte, ungebundenſte Allherrſchaft, wo jede Individualität gilt, weil jede in ſich geſetzmäßig iſt und in ihrer Veredlung das neben ihr wandelnde Geſetz nicht ſtört. Zu dieſem Ziele iſt das Zurückdrängen des Individuums Weg, — bei Dir aber leider Endpunkt. Darum tadle auch ich es, wenn Conſtantin jetzt, wo die große Epoche des Demokratismus erſt beginnt, ihre Vollendung für ſich anticipirt, und nur ſein perſönliches Wohlſein im Auge habend Unheil anrichtet. Er betrügt ſeine Umgebungen, die noch auf einer tiefern Stufe der Entwicklung ſtehen und in anderer Münze Zahlung erwarten, als er gewähren will.

Unſere Anſichten verhalten ſich zu einander wie zur Vereinigung zuſammenlaufende und in endloſe Weite auseinandergehende Linien. Du willſt die Menſchheit zu einer willenloſen Maſſe, zu einem Punkte zuſammendrängen, ich will ſie aus dem engen

Raume der Formel ausbreiten in das unendliche Gebiet des unermeſſenen inneren Menſchen. Darum biſt Du Monarchiſt, ich Republikaner und mehr denn dies.

Ich weiß, daß tauſend ſolche Opfer wie Conſtantin eins vorbereitet fallen müſſen, eh der Tag ſiegreich Alles erhellt; in der unſichern Beleuchtung des dämmernden Morgens ſtolpern die Meiſten, — aber ich weiß auch, daß dieſer einleitende Nachtheil Eurer großen Sclaverei vorzuziehen iſt, welche den Menſchen der Menſchheit opfert. Mir iſt der Staat des Einzelnen wegen da, Dir der Einzelne des Staates wegen. Darin ruht der große Unterſchied. Ich opfere Einzelne für den künftigen allgemeinen Gewinn, Du opferſt Alle für eine regelmäßige Maſchine. Das Individuum ſoll allerdings mit ſeiner Perſönlichkeit zurücktreten, um die Allgemeinheit zu fördern, aber dies ſoll das Ergebniß der Bildung, der überzeugten Reſignation ſein, ein Act der Freiheit, und ſo rettet das Individuum ſeine Freiheit durch ſeine Opfer. Das Opfer wird aber von Tage zu Tage geringer, da die Zahl der ſelbſtſtändigen Individuen größer wird, und am Ende keines dem andern mehr in den Weg tritt — ſo wird endlich der Einzelne und die Allgemeinheit frei: Dein Einzelner bleibt aber ewig Sclave.

Darum tadle ich es nicht einmal, wenn ſich das Individuum glänzend geltend macht, ich tadle es nur, wenn ein anderes darunter leidet.

Nicht viel anders iſt es nun auch mit Deinen Anſichten über die Poeſie. Sie iſt bei Dir auch nicht viel mehr als die Kunſt der abſtracten Formeln. Wenn das Individuum ſelbſtſtändig werden ſoll, ſo muß es ſich erſt verſchönern, geltend machen. Daß nun die neuere Poeſie, an deren Spitze ſich Heine geſtellt, die einzelne Figur mit Vorliebe heraushebt, und ſpielend an ihr herumgleitend, erſt tändelnd an ihr hinabgleitend, mit einem ſchnellen Sprunge in dem oder jenem Gedanken ſich begräbt — das Alles iſt Dir ein Gräuel. Du willſt keine Figur, willſt nur die aus ihr abgezogene Formel, willſt Sentenzen, Sätze ꝛc.

Darum verſtehſt Du auch die poetiſche Naturanſchauung Heine's nicht — es iſt eine ſtreng demokratiſche: er läßt nichts unbeachtet liegen, was einmal da iſt; Ihr eſoteriſchen Sublim-Ritter habt aber ein gewiſſes Regiſter poetiſcher Gegenſtände. Es iſt Alles poetiſch oder nichts — es kommt nur auf das Glas an, womit man's betrachtet. Euch iſt es unerhört, daß ein Knabe im Gedicht „angeln und pfeifen" kann; Ihr habt eine prüde Poeſie. Natürlich könnt Ihr auch die kleinen poetiſchen Gemälde nicht verſtehen, weil Ihr keine Bilder ohne Unterſchrift wollt. Conſequent ſetzt Ihr auch die ſchönen Uhland'ſchen Balladen und Romancen den breit erklärenden Schiller'ſchen nach. Ich thu' natürlich das Gegentheil. Daß das Gedicht mitten im Klange aufhören und darum den höchſten Werth haben könne, wenn es auf eine ſchöne Weiſe die Saiten des Leſers tönend angeſchlagen habe, begreift Ihr nicht. Wie es bebt und rauſcht und klingt, nachdem Ihr das Gedicht zu Ende geleſen und ſeinen Flügelſchlägen nachlauſcht — das iſt Euch zu unbefriedigend, Ihr wollt die Flügel ſo lange ſehen, bis ſie am Boden liegen. Ihr ſeid Philiſter. Alles Ende iſt proſaiſch — ein Gedicht, deſſen Schluß den Raum des Gedichts offen läßt, entfaltet die meiſte Poeſie. Ihr platten Leute wollt eine tranchirende Sentenz am Ende, damit Euerm ängſtlichen Gewiſſen geholfen werde, ſonſt werdet Ihr unruhig, unbehaglich, weil Ihr die peinliche Abgeſchloſſenheit liebt. Geht, geht, Ihr ſeid Rechenexempel.

Von Conſtantin hab' ich Nachricht, will Dich aber nicht damit behelligen.

5.

Leopold an Valerius.

Cupido ſchreibt ſeinem lieben Zuverläſſigen. Ich ſehe Dich lächeln, Du ernſter Geſell, denn Du vermutheſt ſogleich ein Anliegen, ein Geſchäft, ſonſt — meinſt Du — kommt der

Schmetterling nicht zum Schreiben. Ich werde Dich nächſtens haſſen, weil Du mir gegenüber immer Recht haſt. Du biſt wirklich ein fataler Menſch mit Deiner Ruhe: wärſt Du wenigſtens ein Pedant wie William, ſo könnte man doch über Dich lachen, aber ſo wie Du biſt, biſt Du doch eigentlich gar nicht amuſant.

Da ich einmal ſchreibe, ſo könnte es ſich begeben, daß ich im Schuſſe die eigentliche Veranlaſſung vergäße — lächle nicht wieder, lieber Valerius, ich bitte Dich, es iſt mir unbequem — ich will alſo gleich damit anfangen. Ich wohne hier auf einer reizenden Villa bei äußerſt lieben Leuten; der Graf Topf iſt zwar, wie Du's nennſt, ein eingefleiſchter Ariſtokrat, indeſſen weißt Du, daß mich das wenig kümmert; er iſt ein poetiſches Gemüth. Wäre es nicht Dir gegenüber, ſo würde ich ſagen, das ſei mehr werth als alles Andere. Still doch — ich hab' es ja nicht geſagt, hinweg mit der Stirnrunzel! Ein klein wenig Eitelkeit — mein Gott, wer iſt nicht eitel — mag wol auch Theil dabei haben; er ſpielt gern den Mäcen und da ich ihm von unſerm poetiſchen Vereine erzählte, ſo beſteht er darauf, die Mitglieder alle hier auf ſeinem Schloſſe zu ſehen und zu bewirthen. Ich habe Dich kühlen Mann als einziges wahrſcheinliches Hinderniß genannt, deshalb that er das Unerhörte, und ſchrieb eine verbindliche Einladung an Dich. Du hältſt ſie als roſenfarbene Beilage meines Briefes in der Hand. Sei freundlich, theile die Aufforderung den Andern mit, und kommt her in das Reich der Düfte und Töne, der ſüßeſte Rauſch wird über Euch kommen, ich lebe wie ein kleiner Liebesgott und habe Euren Beinamen nie beſſer verdient. Ich wiege mich von einer Seite der klingenden Tiek'ſchen Gedichte auf die andere, ich ſchwebe auf Accorden, ich bin wie entpuppt und ſäuſ'le wie Pſyche körperlos durch die Lüfte. Mein ganzes Weſen iſt der liebenswürdigſte Argus mit hundert Augen für eitel Schönheit, der alte kleine Leopold begegnet mir nur zuweilen, und überraſcht mich wie ein wiedergefundener Bekannter, ich bin durch und durch ein neuer Gedanke von Glück und Liebe.

— Wie Du ſanft lächelſt ob meiner Ueberſchwenglichkeit, nicht wie ein Mephiſto, aber wie ein Weiſer der kühlen Stoa — ſieh, das macht Dich mir ſo liebenswerth, daß ich immer wieder meine heiße Bruſt an Dein kühles Haupt lege: Du gewährſt ja der Perſönlichkeit ihr Recht. Ich laſſe mich nur von Dir gern ſchelten. William dagegen erbittert mich.

Nun horch, was mich hier ſo unſäglich beglückt. Der Graf hat eine Tochter, Alberta, ſchön wie Diana, ſpröde wie Diana, göttlich wie Diana — jeder Gedanke in mir liebt ſie, und jeder Gedanke an ſie iſt Poeſie. Ihr Kopf iſt der einer Madonna, die ihre Verklärung ahnt, die noch nicht geliebt hat, aber auf den Lippen, auf den Augenwimpern die ſchalkhaften Liebesgötter hebt und wiegt, die ihr zuflüſtern, daß ſie unendlich lieben werde. Der Ausdruck ihrer Züge iſt ein ſeliges, träumeriſches Aufwachen, ihr wie ein Blumenkelch ſich aufſchließendes Ganze liſpelt zauberiſch: ich fühl's, ich werde lieben. Wie über der Blume ſchimmert der Thau der Sehnſucht, der friſche Morgen — ach es iſt ein unbeſchreiblich liebes Mädchenbild und ich muß mir die Augen zuhalten, um ungeſtört mit ihr koſen zu können. Sie iſt fein, aber rund und voll gewachſen. Trotz ihrer ſonſtigen Sanftmuth trägt ſie den Kopf keck und ſtolz, und geht in einer ſehr vornehmen Haltung einher. Ihr Haar iſt rabenſchwarz, ſie trägt es glatt und ungelockt, meiſt verhüllt durch eine Art leichten Turbans, den ſie mit großer Geſchicklichkeit zu drapiren weiß, ſo daß er wie ein keckes Bürſchchen herunterſchaut. Die Stirn iſt ſchön wie ein Marmortempel, die Augen — ach wenn ich Dir ſagen könnte, was es mit dieſen Augen, mit dieſen liſpelnden Mundwinkeln für eine Beſchaffenheit hätte! In den Augen und auf dem Munde ruht jene Sehnſucht des bethauten Blumenkelchs. Das Auge iſt groß und ſchwarz, aber nicht ſtechend ſchwarz, nein, weich wie Sammet und Seide, weich wie die Nachtluft im heißen Sommer, glänzend wie ein dunkler Waſſerſpiegel, der in ungeſtörter Ruhe zwiſchen den hohen Bergen Tirols lagert. In ſeinen Tiefen glaubt man bezauberndes Glockengeläut zu hören, Städte von fabelhaſter Pracht und Herrlichkeit liegen zu ſehen. Alberta's Auge iſt das Märchen von tauſend und einer Nacht, und die langen dunkeln Wimpern beſchatten es wie die träumeriſche Palme Arabiens zur Zeit der Dämmerung; fein und ſchlank, faſt unmerklich gebogen iſt die Naſe, aber die zarten Flügel zittern mitunter wie Lotosblätter, die Brahma's Odem durchbebt, und dann hebt ſich ſo herausfordernd der kleine Mund mit ſeinen vollen Lippen, und um ſeine ſpielenden Winkel hüpfen kleine üppige Tänzerinnen. Sie geht immer ſchneeweiß gekleidet — Himmel, da kommt ſie mit ihrer Freundin Camilla, ich ſchreibe im Pavillon, kann nicht entrinnen und Camillens zügelloſer Neugier könnt' es leicht einfallen, mir meinen Brief wegzunehmen, ich will — —

Später.

Wie ich befürchtete, geſchah's. Eh' ich meine Schreiberei verbergen konnte, waren ſie bei mir. „Was ſchreiben Sie?“ ‚Den Einladungsbrief an Valerius‘ ſchütte ich in meiner dummen Beſtürztheit heraus. — „Sonſt nichts?“ Und nun half kein Sträuben. Die leichtſinnige Camilla bemächtigte ſich des Briefes und las ihn in Alberta's Gegenwart vor. Ich war einen Augenblick in großer Verlegenheit, indeß Du kennſt mich ja, und haſt dieſe Art meiner Dreiſtigkeit oft beſprochen: ich faßte mich ſchnell, die Schönheit, der Zauber des Gegenſtandes entflammte mich; ich las den Brief ſelbſt zu Ende. Mit dem Erfolge hab' ich indeß ſehr wenig Urſache zufrieden zu ſein: die thörichte Camilla trieb nichts als Spott mit meinen ſehr ernſthaften Dingen, und Alberta — ja Alberta ſah ſo wunderlich drein, daß ich gar nicht aus ihr klug geworden bin. Ach, Valerius, wo iſt das Thor, das zu dieſem Paradieſe führt? Ich flattere an dem Gitterwerk herum und naſche, wie Du's nennſt, von den herüberhangenden Zweigen, und träume im bloßen Anblick taumelnd umher; — wär' ich ein Anderer, ſo wär' ich unglücklich, da ich aber Ich bin, ſo bin ich trotz dem munter, und bis Ihr auf Grünſchloß, des Grafen Gute, eingetroffen, hab' ich alle Belagerungskunſt erſchöpft und empfange Euch als Herr und Meiſter der Feſtung. Die proſaiſche Camilla iſt mir ſehr im Wege, ſie beſprüht meine Raketen ſtets mit kaltem ſpöttiſchen Waſſer, und ſcheint doch neben dieſem fatal platten Weſen eine Innigkeit zu beſitzen, mit der ſie Alberten unauflöslich feſſelt, und die ich durchaus nicht verſtehe, für die mir der Zugang zu fehlen ſcheint. Sie iſt nicht ſchön, aber hübſch und bewundernswerth gewachſen. Ich glaube, ſie wird Dir behagen.

Eben erhalte ich zwei Briefe von zwei früheren Geliebten, die in dem goldenen Wahne ſind, ich hätte ſeit der Zeit meiner Abreiſe von ihnen nichts zu lieben gehabt, als ſie; ich hätte ins Thränentüchlein geſeufzt. Ich bin nur ein Siegwart des Augenblicks, ich liebe das Leben und nicht den Tod, Ferne und Vergangenheit ſind aber Tod. Ich werde zwei Briefe an Alberten ſchreiben und ſie den beiden guten Kindern ſchicken, ich hoffe, ſie werden zufrieden ſein.

Meine Poeſie fließt luſtig, ich ſinge Tag und Nacht wie der Vogel, und in der Muſik bade ich mich wie ein ſommerheißer Schwan. Komm zu uns, komm und hilf uns glücklich ſein — der Himmel iſt blau, die Welt iſt ſchön, man kann ſo unendlich viel lieben!

6.

Conſtantin an Valerius.

Berlin, den 2. Mai 1830.

Was hilft das Klagen?
Was ſoll das Zagen?
Nur keckes Wagen
Macht uns geſund.

Ich bin da, ſie iſt auch da — das weißt Du aus meinem letzten Billet — aber ich bin noch nicht da, wo ich ſein möchte. Mit aller Kraft meiner Suada bewog ich Roſa, ſich hieher entführen zu laſſen. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ſie's eigentlich that, denn ihre Neigung zu mir ſcheint nicht eben groß zu ſein; ich glaube, ſie wollte die alte Martha los werden und die Welt ſehen. Ich hatte uns hier eine angenehme Wohnung gemiethet, warm und bequem wie römiſche Thermen, ſie ſchlug es beſtimmt aus, mit mir zu wohnen, ſie affectirt noch viel von Ruf und dergleichen; ſchwache Weiber klammern ſich an den Ruf wie Greiſe an den Stock — jedes Kind ſchlägt ihn weg. Ich mußte vorausreiſen, und als ich ihr dann von hier aus entgegenfuhr, durft' ich ſie nur einige Stationen begleiten, ſie wollte allein hier ankommen, hat ſich in einem ganz anderen Stadtviertel eingemiethet und bewirbt ſich um ein Engagement an der Bühne. Sie iſt freundlich, liebenswürdig, gut, lieb gegen mich, aber ich komme nicht von der Stelle; es iſt lächerlich, ich habe ihr erſt einige Küſſe geſtohlen, aber noch nicht einen erhalten. Es iſt eine großartige Coquetterie, wenn es eine iſt.

Apoll ſenkt ſein Geſpann zum Schatten eines ſüßen Mai-Abends; ich habe mehrere Tage mit Roſa geſchmollt; jetzt will ich zu ihr gehen, und küßt ſie mich heut' nicht, ſo küßt ſie mich nie.

Luſtig iſt's im Monat Mai,
Weil ſich die Erde kleidet neu;
Luſtig iſt's dann in Walladmor's Haus,
Weil die böſen Geiſter weichen hinaus.

Den 3. Mai.

Der Teufel hole den Mai! Wer gut erzählen will, muß Hinderniſſe bringen — der Teufel hole die guten Erzählungen. Roſa war nicht zu Hauſe, oder was noch ſchlimmer wäre, ließ ſich verläugnen. Ein Garde-Officier ging in weiter Entfernung vor mir her und in das Haus hinein, ein Garde-Officier machte ſeiner Lorgnette, meiner Roſa und mir neulich im Theater viel zu ſchaffen, ein Garde-Officier folgte uns beim Nachhauſegehen wie ein Schatten — der Teufel hole die Garde-Officiere. Roſa, das coquette Mädchen, geſtattet meine Begleitung ſtets nur bis an die Hausthür, der Aff' meint, es ſchicke ſich nicht, ſo ſpät noch Beſuche anzunehmen, wenn man allein wohne — ach ich bin ſo böſ', die Geſchichte iſt ſo garſtig verfahren, und das dumme Zeug bringt mich ſo aus dem Gleichgewicht und verdient doch ſo wenig Aufmerkſamkeit. Ich werde ganz böſ' werden, und morgen mich hinter die Bücher ſetzen und die Wirthſchaft ganz liegen laſſen. Wahrhaftig das werd' ich. — Ob ſie wirklich ſo ſchnell hätte intriguiren können? Valer, was meinſt Du, Du kennſt ja die Weiber; iſt ihr Theilnahmsgedächtniß wirklich ſolch Entengedärm? —

7.

Valerius an Conſtantin.

Grünſchloß, Anfang Juni.

Du wirſt Dich wundern, wie ich aus meiner ſtillen Zelle plötzlich hieher gekommen bin, was mit mir vorgegangen iſt. Ich geſtehe Dir, daß mich die letzten Tage etwas übereilt und verwirrt haben, ihre Bewegung hat an meinem ruhigen Gleichgewichte gerüttelt, es iſt mir Erholung, Bedürfniß, mich ausführlich auszuſprechen, mich ſelbſt aufs Reine zu bringen. Wie einen ungeübten Novellen-Schreiber beunruhigt mich der Factenſtoff, der in der Hand herumſpringt und Ort und Stelle und Ordnung erheiſcht. Wirſt Du aber auch Zeit dazu haben, mein lieber Freund? Du haſt einen leichten Roman angeſponnen und haſt Dir die Kraft zugetraut, Held und Dichter und Publicum zugleich zu ſein, Du haſt verſucht Dir einen kleinen Freuden-Planeten zu ſchaffen, in ihm zu genießen, und von außen her ihn zu bewegen, zu regieren. Nach Deinem letzten Briefe iſt Dir der Scepter ſchon klirrend an den Boden gefallen, der falſche griechiſche Kaiſer hat nur ſeinen Ornat noch behalten, aber das Anſehen und die Macht verloren; Dichter und Publicum ſind lachend davon gegangen und der Held des Romans, der paſſive, ſteht in den Mantel gehüllt tief in der Nacht vor des Mädchens Haus und ſchaut grollend und ſehnſüchtig nach den Fenſtern. Ja Freund, die Neigungen des Menſchen ſehen immer anfänglich wie kleine harmloſe Mädchen aus, bei denen man einen Augenblick ſcherzend ſtehen bleibt, mit denen man ſpielt; und unter den Spielen wachſen ſie wunderbar ſchnell in die Höhe und ſie werden wunderbar ſchön, und das kleine Händchen iſt eine weiche warme Hand geworden, die uns mit wunderbarem Zauber feſthält. Dies geiſterartige Wachſen der Neigung hätte etwas Unheimliches, wären nicht eben Blut und Wärme ihre Waffen, die da aufreizen, ſtatt abzuſchrecken.

Schreibe mir, wie es Dir ergeht. Rathſchläge ſind lächerlich; es ſind friedliche Landesgeſetze für eine eben vom Feinde eroberte Stadt, die unter dem Martial-Geſetz ſeufzt, — ich gebe Dir keine, Du kannſt keine brauchen.

Leopold ſchwärmte ſeit längerer Zeit hier auf Grünſchloß, er hat den William und mich hieher gebracht. Ich hielt es für nöthig, die Vorhänge meiner Einſamkeit endlich aufzurollen und mich einmal nach der Sonne umzuſehen. Wie ein bleicher Mann trat ich hervor aus langer Kerkernacht in die bewegte Erde — was Wunder, daß ich ein wenig beſtürzt war. Beinahe ein halbes Jahr iſt es her, daß ich einſam auf meinem Gartenhauſe lebte, nur Euch ſah ich zuweilen bei mir, nur der Abend ſah mich manchmal bei Euch, ſonſt hat mich Niemand, ſonſt hab' ich Niemand geſehen. Ihr hattet mich immer nur zurückgezogen gekannt; ſo lange wir zuſammen lebten, war ich völlig aus dem Getümmel der Welt getreten. Ein Unterſchied nur mußte Euch auffallen. Früher ſuchtet Ihr mich oft vergebens in meiner Behauſung; ich war oft nicht daheim. Ob Ihr es wißt, wo ich war, was mich beſchäftigte, weiß ich nicht; ich bin Euern Fragen ausgewichen, ich habe nie geforſcht, ob Ihr geforſcht. Wahrſcheinlich indeß iſt's Dir nicht neu. Ich liebte, Freund, und war bei ihr, die mich wieder liebte. Nenn' es eine Schwäche oder wie Du willſt: das grelle Licht der Oeffentlichkeit blendet meine Augen, wenn ich ſie hineinſenken kann in das Auge der Liebe. All mein Thun gehört der offenen Welt, aber meine Liebe trag' ich ſcheu in den dunkelſten Hain; mein Herz erſchrickt, wenn es plötzlich vor aller Welt erſcheinen ſoll mit ſeiner großen Sehnſucht nach einem Weibe. Dazu kam, daß es eine glückliche Unglücksliebe war; wir liebten uns über offenen Gräbern, wir wußten unſeren Todestag, und da wollten wir keine Minute verlieren, und die Welt ſollte uns mit ihrer Störung keinen Moment rauben. O meine ſüße Clara! wie redlich haben wir mit der Zeit gegeizt! Wie oft hab' ich Euch bis ans Thor begleitet, wo Ihr nach Euerm Sammelplatze, jenem claſſiſch gewordenen Kaffee-Garten, ſteuertet, und wenn Ihr mich drängtet mitzukommen, und ich den Kopf ſchüttelte und traurig lächelnd von Euch ging, um in die Felder hinauszuſtreifen, da harrte ſie meiner ſchon in jener dichtbewachſenen Laube, wo uns Niemand ſtörte, da ging ich zu ihr, und ſaß Stunden lang zu ihren Füßen. Ach, die Welt ging da gemeſſen und harmoniſch, es war Alles ſo ſchön, denn ich liebte kindlich und kindiſch wie ein fünfzehnjähriger Knabe. Mein demokratiſches Glaubensbekenntniß ſagt mir heut', daß man beſſer lieben könne, weiter, breiter, univerſeller — ich konnte in jener Laube einſam mit ihr ſitzen, aber ich konnte die Welt mitbringen, die Welt der Ideen. Ich glaube es auch, ich würde heut' reicher lieben. Aber damals war die Welt ſo arm, ſie hatte noch keine Ideen, ich wußte wenigſtens nichts davon, und meine modrige Wiſſenſchaft paßte nicht dazu. Auf ihrem Schooße ſchrieb ich jene Lieder, die ich Euch im Vereine las, und weil wir im täglichen Abſchiednehmen lebten, ſo waren ſie im höchſten Glück ſo tragiſch, ein ſchlagendes Herz, mitten durchſchoſſen vom tödtlichen Pfeil. Clara's Schickſal war unwiderruflich beſtimmt und entſchieden durch ihren Vater. Wie einen Gott liebte ſie dieſen Vater; ſie wollte für mich ſterben, aber nie mein Glück mit ihr in feindlicher Oppoſition gegen dieſen Vater durchſetzen. Jeder Verſuch, das Geſchick zu wenden, ſcheiterte an ihrer eiſernen Feſtigkeit. Es hat mich dieſe Feſtigkeit viel Schmerz gekoſtet. Ich ſah ſie vernichtet zuſammenbrechen, als dieſe vorgeſchriebene Beſtimmung erfüllt werden mußte; ich ſah ſie zerbrochen und leblos vor mir; — aber nicht das leiſeſte Wort eines Aenderungsverſuchs iſt je über ihre Lippen gekommen.

Der Zufall hatte mich mit ihr zuſammengeführt; ſie fürchtete ſich anfänglich vor mir. Ich war beſtürzt über ihre Anmuth, es war eine rührende Schönheit, die meinen ganzen Menſchen erweichte. Ich ſah ſie eine Woche lang täglich und wir wußten beide nicht, was wir wollten. Ihre Furcht hatte bald dem Extreme, einem grenzenloſen Vertrauen, Platz gemacht, und — an einem melancholiſchen Abende hing ſie mir plötzlich weinend am Halſe, und auch ich weinte Thränen der Liebe. Wir haben überhaupt viel mit einander geweint, aber uns geliebt wie die Engel. Aber Weib war ſie durch und durch; zu einer Art von männlichem Kosmopolitismus in der Liebe habe ich ſie nie bewegen können, ſie wehrte mich haſtig mit den Händen ab, ſie hielt mir den Mund zu, ſie ſchlug mich, wenn ich ihr ſagte, die Liebe ſei etwas Größeres als die Neigung zu dieſer oder jener einzelnen Perſon, man könne der Liebe treu ſein, während man der Geliebten untreu werde. Darin war ſie einſeitig und leidenſchaftlich. Und damit hat ſie mich gelähmt für mein ganzes Leben.

Es war eine warme, weiche, mondhelle Nacht, als Ihr einſt von mir gingt, Balladen und Lieder küßten ſich in mir, es war Ball in meinem Herzen, und zauberiſche Muſik trieb mir Alles im Kreiſe herum. Aus dem Fenſter ſah ich Euch nach, mein ganzer Menſch war liebedurſtig wie ein wohlthuend ermüdeter Wanderer; ich ging Euch nach, bald fand ich mich vor dem Gartenzaun, der meiner Liebſten Haus umgab. Der Hofhund kam brüllend herbei; meine, eines alten Bekannten, leiſe Schmeichelworte beſchwichtigten ihn bald, ich ſtieg über den Zaun. Clara hatte Beſuch von ihrem Bruder. Von unſerem Verhältniſſe durfte er nichts ahnen; er war ein leidenſchaftlicher Menſch, der in Italien geboren und erzogen war; entdeckte er mich bei meinem Vorhaben, er ſchoß mich wie einen Strauchdieb nieder. Ich aber war liebeluſtig und verachtete alle Rückſichten; in den hohen Affecten kennen wir keine künſtlichen bürgerlichen Formen, man hütet mit König René Schafe, und reitet mit Hüon nach Bagdad. Jener Beſuch hatte mich ſeit mehreren Tagen von Clara getrennt, ich lechzte nach ihrem Auge, wie nach Licht — er war noch da, das wußte ich, aber ich wußte auch, daß Clara wie ein Vogel ſchlief, der bei dem leiſeſten Geräuſch die Schwingen hebt; ich wußte, daß ein hoher, breitäſtiger Kaſtanienbaum dicht unter ihrem Fenſter ſtand. Ich ſchlüpfte entſchloſſen durch die dunkeln Gänge des Gartens dem Hauſe zu. Clara's Fenſter wären offen, wahrſcheinlich war ſie noch wach — aber die Fenſter des Bruders waren hell, eines ſogar war geöffnet, das kleinſte Geräuſch konnte mich verrathen. Du weißt, daß ich im Sommer immer leichte Tanzſtiefeln trage, dies kam mir zu ſtatten; ohne Geräuſch kam ich bis an den Stamm des Baumes, die alte Turngeſchicklichkeit brachte mich bald hinauf, wie ſtaunend ſah mir unten der Hund nach. Der Mond ſchien geiſterhaft, ich ſtand im Dunkel der Aeſte und überſah mein Terrain. Clara lag halb entkleidet auf dem Sopha, ihr dunkelbraunes Haar war zur Hälfte aufgelöſt und ſchmiegte ſich ſchmeichelnd wie ein ſehnſüchtiger Trieb, dem man Gewährung geſtattet, um Hals und Buſen, ihre weiße Hand und der ſchöne, zur Hälfte entblößte Arm ſpielten damit. Sie ſah träumend vor ſich hin — ich habe nie etwas Reizenderes geſehen. Sie trug ſonſt immer ein weites faltiges ſchwarzſeidenes oder ſammtenes Kleid, es ſchmiegte ſich dies zwar liebend an die ſchönen Formen, aber das warme Leben war immer verhüllt — zum erſten Mal ſah ich's entfeſſelt und eine göttliche Sinnlichkeit, die ſich mir ſelbſt in ihrem Arm nie ſo klar angekündigt, kam über mich. Ich hätte zu ihr gemußt und hätte es mich tauſend Leben gekoſtet. Wie Käthchen unter dem Hollunderbaum mit dem Mondſchein buhlend lag ſie da, der kleine Fuß, des Schuhes ledig, ſpielte tändelnd in der Luft, der auf den Buſen vorgebeugte Kopf trug den Ausdruck einer glückſeligen, heimlichen Erwartung. Eben wollte ich auf ihren Fenſterbogen treten, da öffnete der Bruder, deſſen Zimmer daneben war und den ich auf und nieder gehen geſehen hatte, den zweiten Fenſterflügel, und ſah in den Mondſchein heraus. Ich blieb regungslos ſtehen, der verzweifelte Hund fing an zu knurren, heraufſehend nach Baum und Fenſter, ich konnte leichtlich dadurch verrathen werden. — Clara träumte und tändelte ungeſtört fort. Eine peinliche Minute verging, der Bruder ſchien nach mir herzuſehen, ich hielt den Athem an, plötzlich brach ein kleiner Aſt, auf den ich im Rückzuge mit dem rechten Fuße getreten war; die Grabesſtille der Nacht machte ein auffallendes Geräuſch daraus, der Bruder fuhr blitzſchnell mit dem Kopf aus dem Fenſter. Clara hob ſich ein wenig in die Höhe und horchte, der Hund knurrte lauter, ich hielt mich mit dem Arm feſt an einem Aſt und wagte nicht eine neue Stütze für meinen rechten Fuß zu ſuchen, aus Beſorgniß neues Geräuſch zu machen. Der Vetter aller Liebenden, Freund Mond, bemerkte zu rechter Zeit meine Noth, er trat hinter eine Wolke; ſchwerlich wäre ſonſt des Bruders unabläſſigem Hinſtarren nach dem Baume meine leuchtende weiße Hoſe entgangen. Tödtliche fünf Minuten ſchwebte ich ſo auf der Folter, da gab er endlich die Sache auf, warf das Fenſter zu und ging in die Tiefe des Zimmers. Ich trat jetzt keck auf den Fenſterbogen und ſprang behend ins Zimmer. Ein unterdrücktes „Ach!“ Clara's bedeckte ich vollends mit Küſſen. Die furchtſamſten Weiber, wenn ſie lieben, werden nie durch eine Aeußerung der Furcht etwas verrathen, ſie haben den Liebhaber und die Liebe zu immerwährenden Begleitern bei ſich, und wenn etwas vorfällt, ſo ſehen ſie ſich immer erſt nach dieſen um und horchen, was dieſe dazu ſagen. Der glühendſte Mann liebt mit Geſchäftspauſen, er vergißt des Tags über wenigſtens zehnmal die Geliebte und erinnert ſich hundertmal ihrer. Das Weib erinnert ſich des geliebten Mannes gar nicht, denn ſie hat ihn immerwährend bei ſich, er iſt in ihr und verläßt ſie nie; er iſt nicht nur ihr Gedanke, denn der kann wechſeln, er iſt ihr Denken, ihre Phantaſie, ja ihr Verſtand. Clara hatte auch mit mir gedacht. Sie ſchalt meine Dreiſtigkeit und küßte mich und war ſo weich und warm und lieb wie ein Sonnenſtrahl. Sie wollte ihr Negligé verbergen und ſchmiegte ſich tiefer in meine Arme, damit ich ſie nicht ſehen ſollte; ſie war ſanft wie ein ſpielend Kind, ſie war wie eine ſeltene Blume, die in ſchweigſamer Mondnacht ihren vollen warmen Kelch aufſchließt und Wärme und Sehnſucht haucht in die Nacht hinein, ſie war unbeſchreiblich liebenswürdig. Und doch war ſie neben jener Weichheit ſo entſchloſſen ſtark, kühn wie eine Göttin. Sie beherrſchte mich in jener Nacht mit allen Waffen. Clara zog mich aufs Sopha, drängte mir den Kopf nieder in ihren Schooß und ſprach mir dann leiſe ins Ohr: „Valer, ich will Dir angehören, wenn Du mir ſchwörſt“. — Ich erhob den Kopf und erwiderte leiſe: ‚Ich ſchwöre‘ — „Narr, Böſewicht“ — lachte ſie — „Du weißt ja nicht, was“. Und nun gab's ein neues ausgelaſſenes Treiben überſprudelnder Wonne, wir lachten einander in die Augen, wir küßten den Stern und die Seele darin; ich ſuchte ihr Herz und drückte mein brennend Geſicht daran, wir jubelten wie losgelaſſene Gefangene. Plötzlich begann ſie wieder die vorige Scene, ward ernſt, weinte, beugte ſich küſſend zu mir, bat mich um Verzeihung und betheuerte, ſie könne nicht anders — „Schwöre mir, Valer, nie einer Anderen zu gehören, ſchwöre mir's — ſtill, Freund, ich bin Dein, Dein mit Seele und Leib auch ohne den Schwur — aber Du erfreuſt, Du erquickſt meine Seele durch ihn; willſt Du?“

Ermiß, ob ich wollte, ob ich's that. Ich wußte es faſt in dem Augenblick, daß ich falſch ſchwor, da ich ganz gewiß wußte, Clara werde mir entriſſen — ach, Freund, die Erinnerung ſteigt mir in das Herz, in die Augen, ich drücke den Kopf in die Hand — ich kann nicht ſchreiben, ich will meine geſchloſſenen Augen in die Sophakiſſen preſſen und Seele und Leib dem wirbelnden Gewitter der Erinnerung hingeben.

Später.

Es iſt unterdeß Abend geworden; ich weiß nicht, habe ich geſchlummert, geſchwelgt, geweint oder Schmerzen gelitten — ich fühle mich ſo hoch gehoben, die Welt ſchwingt ſich ſo tief unter mir; es iſt die Stimmung einen Thron auszuſchlagen — die Phönix-Flamme iſt uns genommen, aber die reinigende verjüngende Thräne iſt uns geblieben. Draußen iſt ein Gewitter drohend und ſprühend vorübergegangen, ich habe es donnern gehört, ich ſehe wie friſch die Erde ihre tauſend Augen aufgeſchloſſen, außen und innen ſteigt eine Welt friſch aus dem Bade — die Welt iſt ſchön, denn ſie wechſelt, ſie iſt eine Geliebte, die ſich zu verjüngen weiß. Ich wohne ſehr angenehm. Das Schloß lehnt ſich an einen Hügel, der zu einer Terraſſe abgeplattet iſt; dahin führt meine offene Fenſterthür. So hab' ich nicht das lähmende Parterre, das umſonſt mit den Schwingen nach Ausſicht flattert und nicht die abgeſonderte Höhe, die umſonſt Bewegung und Ausdehnung ſucht. Die Terraſſe ſtuft ſich zu einem ſpiegelglatten Weiher ab, über welchen Brücken in Park und Garten führen. Ich ſitze an der offenen Thür und ſehe durch die offenen Partien in die fernen blauen Berge und in die durchſichtige, in der Abendſonne mit Thränenſtäubchen ſpielende Luft. Das Geräuſch der Bewohner kommt ſelten hieher, ſie ſchwärmen vorn unter den Citronen- und Mandelbäumen, die in den breiten Vorhallen des Schloſſes ſtehen. Ich habe mich unwohl melden laſſen; ſo denk' ich, wird mich Niemand ſtören, wenn ich Dir weiter erzähle von meines Lebens größtem Glück und Leid. — —

Sie zog mich fort vom Sopha, weil ſie befürchtete, ihr Bruder könne Geräuſch hören, ging in ihr Schlafzimmer und ſetzte ſich aufs Bett; ich kniete vor ihr. Es war keine platte Sinnlichkeit, die Poeſie beugte ſich lauſchend wie ein roſenrothes Kind zwiſchen uns, der Mond ſchien in Claras Geſicht, ſie ſah wie eine Heilige aus, die zurückgekommen iſt auf die Erde, um ihre thörichte Verhöhnung der Natur lächelnd und küſſend abzubüßen. Clara küßte einen heißen Kuß auf mein Auge, ihre runden weichen Arme ſchloſſen ſich wie elektriſche Bande der Seligkeit um meinen Nacken, eine glühende Thräne fiel auf mein Angeſicht — „Valer, unausſprechlich geliebter Mann, willſt Du mein ſein für

Zeit und Ewigkeit, mein und nur mein, daß nie ein Lichtſtrahl zwiſchen unſere Herzen ſich dränge, daß ich fern von Dir" — ſie drückte ihr thränenheißes Geſicht in wollüſtigem Schmerz in das meine — „fern von Dir, gewiß bin, ſterben kann auf die Gewißheit, Du ſeiſt mein unberührtes Eigenthum?" Ach ich war aufgelöſt, die Seele des ſchönen Weibes ſchien wie Mai-Sonne in die geheimſten Winkel meines Innern, Alles was gut, was edel in mir iſt, that ſich auf wie die kleinen Blümlein im Frühling, Schluchzen erſtickte meine Stimme, der Drang nach Seligkeit, die Fülle von Seligkeit, das ganze innere beſte Leben ſolch eines Weibes zu beſitzen, wollte mir Bruſt und Hals zerſprengen — der flammendſte Liebesſchwur, unbändig wie das Kreiſen der neuen Welten in meiner Seele, unbändig, daß ſelbſt Clara davor zuſammenſchrak, rang ſich los aus meiner Bruſt — ich halte nichts von Schwüren, aber ich glaube, wir würden Beide innerlich zuſammenbrechen, wenn wir einander gegenüberſtänden mit treuloſen Armen. Ich meinte, wir tödteten, wir erwürgten uns damals in glückſeliger Gewißheit gegenſeitiger rieſengroßer Liebe; es war ein Umarmen, ein Küſſen und Lachen, als ob die Engel trunken um die Herrlichkeit der Sonne herumſprängen und es war die Nacht unſerer Liebe. Jene Nacht iſt der ſchönſte Gedanke meines Lebens, aber ſie ward auch die ſchönſte Feſſel meiner äußeren Freiheit — ich weiß es, Clara verginge wie das grüne Blatt des ſpaniſchen Feigenbaums, über welches der giftige Solano hinſtreicht, wenn ans Licht des Tages und vor ihr erſchrockenes Auge die Nachricht träte „Valer liebt eine Andere". —

— Nicht der Schwur, Freund, bindet mich, aber das Schwören.

O hätteſt Du ſie geſehen, als ſie mich von ſich trieb! Einen dunkelgrünen Ueberrock von leichter Seide hatte ſie übergeworfen, das Geſicht war verklärt wie Seligkeitstraum, das Haar ſchlang ſich lüſtern in den offenen Buſen, das weiße Unterkleid lachte ſchelmiſch triumphirend ob ſeines Mitwiſſens; ſo beugte ſie ſich über mich, der ich ſelig träumend auf dem Lager ruhte, und mit offenen weiten Augen in den dämmernden Morgenhimmel ſah. „Vater, mein, mein, mein, o und nur mein Vater, geh' — geh' mein Tag, eh' der Menſchen Tag kommt und uns verräth." —

Noch heute fühle ich die keuſche Thräne, die da auf meine Wange fiel, weil ſie ein Tropfen aus heißem Herzen kam, ein Thautropfen ihrer Seele, den die Liebe entzündet hatte! O wenn mein Mund jenen Scheidekuß vergeſſen könnte! So küßt die Sonne die Erde, wenn ſie ſi[illegible] im Abendroth ſcheiden und der rothe Liebesſchein den Abſc[illegible]nhüllt in Purpurwolken; es wird ſtill auf der Erde und der letzte Sonnenhauch bringt in leiſen Abendlüften die ſtille Verſicherung, daß neuer Tag und neue Liebe anbrechen werde. Könnt' ich jenen Abſchied vergeſſen, es läge endloſe Nacht vor mir, ich hätte keinen Morgen zu erwarten. Sie ſtrich mir mit weichen Händen das Haar von Stirn und Schläfen und drückte ſich wie eine aufgeſchloſſene Blume in mein Geſicht. Ich weinte Freudenthränen und hob ſie hoch in die Höhe.

„Und der Franzoſe hat Recht" — ſagte ſie und legte das Haupt auf meine Schultern und ſah herauf in meine Augen — „nicht wenn er zärtlich kommt, nein, wenn er zärtlich geht, iſt der Geliebte edel." — „Aber der Morgen kommt — Ade, — Ade." — Ich kehrte auf dem alten Wege zurück, und ging hinein ins erwachende Land und ſang mit den Lerchen die Schönheit der Welt. Das Gedächtniß und die Erinnerung, ſo oft die Gefängnißwärter unſerer Leiden, ſind roſenrothe Bänder, die um Schläfe und Augen flattern, wenn wir Freuden geſehen. — —

In der Nacht.

— Ich ward auf eine wunderliche Weiſe geſtört: die Wogen der Vergangenheit bedeckten mein Geſicht und Auge, ich ſah über die Terraſſe hinaus in die Wolken hinein und war weitſichtig; denn ich bemerkte es nicht, daß die beiden jungen Damen von hier, Alberta und Camilla, ſchon lang an meiner Glasthür ſtanden und mich lächelnd anſahen. Einen Augenblick war ich in Verlegenheit, als ſie mich ſcherzend aufſchreckten, weil ich nicht wußte, ob ich meine Wolkenſchrift laut geleſen hätte oder nicht.

Und doch that es mir unendlich wohl, Weiber um mich zu haben — das Weib empfindet Liebesleid um ſo viel beſſer als der Mann, wie der Mann die Kriegsgeſchichten beſſer lieſt als das Weib. Die Liebe iſt der Frauen Brotwiſſenſchaft und ſie haben den Vortheil vor den Studenten voraus, daß ſie ſelbige immer mit Leidenſchaft treiben. Liebe und Liebestroſt iſt das Amt der Frauen, in ihrer Nähe fühlt ſich der unglücklichſte Liebhaber in weicherer Luft. Der Begriff von Untreue exiſtirt zudem bei mir nicht. Das iſt der tragiſche Widerſpruch mit meinem Verſprechen an Clara, welcher den letzten Act meiner Tragödie im Schooße trägt. Ich bin der Liebe treu, nicht aber der Geliebten. Weil ich eben die Liebe liebte, ſo liebte ich die ſchöne Alberta, die muntere, geiſtreiche Camilla. Meine Wehmuth ſchüttelte den düſteren Morgennebel von den Schwingen, flatterte wie ein erwachtes Vöglein mit den Mädchen hinaus in den Garten und Abend. Sie waren freundlicher, inniger denn je gegen mich, weil ſie meinten, ich ſei es; der warme Gewitterregen müßte mein Herz befruchtet haben, das ſonſt ohne Grün und Blätter nur kühle Worte zu ſprechen pflege. Leopold hüpfte herum wie ein kleiner Flamingo, der ſeine Farbenpracht in wehenden Flügeln ſchillern läßt. Wenn mein Gefühl Feiertag hält, reich' ich ihm gern dieſes kleine duftende Riechfläſchchen, und wenn der Herbſt einen ſonnigen warmen Tag bringt, da werden die Menſchen alle wärmer und poetiſcher als im ſtets heißen Juni, denn die Ueberraſchung befängt ſie in goldenen Netzen, und die Ueberraſchung ertappt das Beſte im Menſchen. Wir ließen uns alle auf Empfindungswogen ſchaukeln, und die Uebrigen meinten, ich ſei Schuld daran, weil ich endlich einmal meinen Rock aufgeknöpft hätte.

Camilla, mit der ich ſonſt nur in blitzenden Gefechten ſpiele, war weniger widerſprechend, mehr ergeben, liebenswürdig, Alberta, ein ſüdlicher Liebesgedanke, zitterte wie ein arabiſch Lied in weicher Nachtluft, William war ſtill und ſanft.

Wir ſetzten uns in eine Laube, und ſprachen von Sternen und Gott und Liebe. Der Graf ritt unweit von uns am Gartenzaune vorüber, er kam aus der Stadt; William ging, ihn zu begrüßen, Leopold ward bald darauf vom Reitknecht abberufen, der ihm Briefe mitgebracht. Ich war allein mit den in Empfindung ſchauernden Mädchen, das Herz drängte ſich in meinen Kopf, ich ſprach — das nächſte Mal, Freund, ich ſprach zu viel für unbefangene Mädchen.

8.

Conſtantin an Valerius.

Berlin, den 6. Juni.

Symb.

Der nur iſt ein großer Mann,
Der vom Himmel nichts erbittet
Außer was man eſſen kann.

Der inliegende Wiſch — man hört aus Allem nur das bittere Nein — iſt von einem Vater an ſeinen Sohn, worin er ihm verkündet, daß er die väterliche Hand abziehe von dem Heidenſohne. Ich lege Dir ihn bei, weil Du ihn vielleicht für eine bürgerliche Tragödie oder einen civiliſirten Roman brauchen kannſt. Mein Vater ſchreibt einen lehrreichen, deutlichen Stil; das Actenſtück kann klaſſiſch werden.

„Bardolph eine andere Farbe, aber halte ſie nicht zu hoch an Deine glühende Naſe.“

„Nyms. Das iſt eben der Humor davon.“

Ich habe hier einige ſehr geſcheidte Leute kennen gelernt und manche Andere.

Die Mäßigkeit iſt eine ſchöne, aber ſeltene Tugend. — In meines Vaters Briefe ohne Datum befinden ſich einige Grobheiten, die mit dieſer Erwähnung abgefertigt ſein ſollen. Meine

Schweſter, das gute Ding, ſchickt mir unter der Hand einiges Papiergeld — wenn ich nur gutes Waſſer habe, ſo laſſe ich alles Bier ſtehen und trinke Wein. Ich werde ein Dutzend fade Luſtſpiele ſchreiben — wofür bin ich fade und luſtig? und darüber ſetzen „aus dem Franzöſiſchen des X. Y. Z.“ — Nur eine ausländiſche Firma hat Credit und wird auch den Vater vergeſſen lehren. Töpfer macht es freilich umgekehrt, er überſetzt ein Luſtſpiel von Planché aus dem Engliſchen und ſchreibt ausdrücklich „Original-Luſtſpiel von Töpfer“. —

Es freut mich immer, wenn ich irgend einem Menſchen begegne: Du ſchriebſt mir neulich „man weiß noch zu wenig“ und dieſes Bewußtſein des Nichtwiſſens erfüllt mich jetzt ganz und gar. Haſt Du Börne's Schriften noch nicht geleſen, ſo rathe ich Dir, ſie ſchleunigſt vorzunehmen: das iſt ein capitaler Kerl.

Geſtern hab' ich drei Feſtſpiele geſchrieben, weil ich heute eſſen wollte. Morgen werde ich eine Novelle ſchreiben in bibliſchem Stile: „Wie der ungerathene Sohn nach Berlin reiſt und ſich betrügen läßt“. Weil ich jetzt ediren will, lobe ich des alten Claudius Alphabet:

V. Vor Kritikaſtern hüte Dich,
W. Wer Pech angreift, beſudelt ſich.
W. Wer Pech angreift, beſudelt ſich,
V. Vor Kritikaſtern hüte Dich.

Vor allen Dingen aber empfehle ich Dir dringend: halte Deine Pflegebefohlenen fern von aller producirenden Poeſie! Du weißt ſelbſt, daß ſie zwar ſchöne Stunden ſchafft, weißt aber auch, daß Poeten nach wiederholten Beſcheiden des Kammergerichts immer noch mit Seiltänzern, liederlichen Dirnen und ſonſtigem Geſindel von der „feinen Welt“ auf eine Stufe geſtellt werden. Ferner erzeugt die Poeſie Mangel an Selbſtdenken, raubt die höheren Geſichtspunkte ꝛc. — welches Alles zur inſtructionsmäßigen Verwaltung vieler Aemter ſo unumgänglich nothwendig iſt, kurz, ſie macht uns zu rohen, unbrauchbaren Menſchen. Wir ſind nun einmal von dieſem Gifte angeſteckt und werden es wol nie wieder ganz los werden. Das müſſen wir ertragen; aber verhindern wollen wir doch, daß unſere heranwachſende Jugend mehr davon erſchnappe, als zur Führung eines geiſtreichen Geſprächs in einer Theegeſellſchaft nöthig iſt. Dixi.

— Wir wollen doch die Recenſionen abwarten, die ſich im Jahre 18— oder 19— in irgend einem Literatur-Blatte verbreiten werden über „pp. ſämmtliche Werke, zum erſten Male geſammelt und zum Beſten der Familie des zu früh Verblichenen von ppp.“ —

Ich verbleiche ſchon ſehr. Was Roſa macht? O ſie iſt ſehr munter, ich ſah ſie geſtern in der Oper. Die Heineſetter ſang vortrefflich und Roſa ſchien ſehr erfreut davon, wenigſtens geberdete ſie ſich ſehr heiter und luſtig mit ihren Nachbarn — ich kann's nicht verbürgen, denn ich war weit davon im Parterre, und Röschen blühte in einer Loge, und mein Glas war nicht recht durchſichtig.

Uebrigens lebe wohl, mein lieber Junge! Ueber der ganzen Welt ſcheint ein unendlicher Katzenjammer zu hangen, und ſelbſt der Muthigſte erfreut ſich höchſtens deſſen, was Tieck in Bezug auf Kleiſt „eine herbe Friſche“ nennt. Die Welt iſt krank und die Zeit der Schäferſpiele, Idyllen und des kindlichen Frohſinnes iſt aus der Poeſie und dem Leben entſchwunden. Könige und Deys werden ab- und aufgeſetzt wie ein Hut, und ich ſtudire Kriminal-Recht, gegenwärtig fleiſchliche Verbrechen.

Schade, daß es keine Klöſter mehr giebt in unſerer nüchternen Proteſtanterei; ich möchte auf einige Zeit Mönch oder Nonne werden. Ade! —

9.

Camilla an Julia.

Grünſchloß, im Juni.

Ich bin ſo glücklich, meine Liebe, Süße, Beſte, daß ich Ihnen mittheilen muß von unſerem Ueberfluſſe. Worin unſer Glück beſteht? — Ja, das kann ich Ihnen nicht auseinanderſetzen, das Auseinanderſetzen iſt überhaupt meine Sache nicht. Die Welt iſt ſchön, der Frühling grün, die Menſchen ſind gut. An den Menſchen, ja, daran mag's wol größtentheils liegen, wir haben meiſt neue um uns, lauter neue Welttheile mit neuen Pflanzen und Bäumen, und das unterhält. Wunderliche Leute ſind's, aber lieb, gut meiſt, charmant alle. Alberta hat Ihnen ſchon davon geſchrieben, ich darf wol nur ergänzen. Es behagt auch meiner Haſtigkeit nicht, breit und tief zu ſchreiben. Kurz und ſpitz, das iſt mir lieber. Eins iſt dabei wunderlich — der Graf. Wie der zu dem Gedanken kommt, uns mit ſo junger, größtentheils bürgerlicher Geſellſchaft zu umgeben, das weiß ich nicht. Ich glaube, er experimentirt. Die Leute ſind artig und was dem Einen oder dem Andern an gutem Ton, feinen Manieren abgeht, das erſetzt vielleicht für die Privatgeſellſchaft ein gewiſſer Adel des Geiſtes und Gemüths. Viel gelernt haben Alle, zu reden wiſſen ſie Alle, wie die Bücher, Poeten ſind ſie auch Alle, und meine ſchnurrige Gouvernante pflegte zu ſagen, die Poeten wären alle von Adel. Unſere Geſpräche ſind jetzt auch ganz anderer Art als früher, manchmal ſind ſie mir ſogar zu hochtrabend: über Völker, Länder, Sitten, Religion, Staat, Stände, Poeſie, Geſchichte und was dergleichen hochbeinige Dinge mehr ſind. Gar nichts mehr über unſere Nachbarſchaft, kein Raiſonniren, Mocquiren mehr, und wenn mich manchmal der Schalk treibt, ein wenig über dieſe oder jene zu läſtern, ſo ſieht mich Herr Valerius mit ſeinem wunderlich vornehmen Lächeln an, ſpricht „immer friſch — 's iſt noch zu wenig“ u. dergl., daß ich ſtill werde und mich ſchäme. Das iſt überhaupt der ſonderbarſte von Allen, Herr Valerius: er kommt mir wie der gelehrte Napoleon vor, er herrſcht über uns Alle. Wenn ich Ihnen aber ſagen ſoll, wie er das anfängt, ſo bin ich wieder in Verlegenheit. Ich weiß es nicht. Er iſt einfach in Manier und Rede; er befiehlt nicht etwa, Gott bewahre, er ſpricht: oft nur ein paar Worte, aber darin ruhen Napoleons Kanonen: er ſieht dabei mit ſeinen klaren bis ins Mark dringenden Blicken hinein: darin, ja, ja, ich glaube, darin ruht die Herrſchermacht und man ſtreckt die Waffen. Er ſcheint unglücklich zu ſein, es dämmert ſolch eine melancholiſche Nacht um das große graue Auge, und wenn er etwas Wehmüthiges ſpricht, ſo iſt es unbeſchreiblich rührend. Er iſt gar nicht hübſch, und als er das erſte Mal in unſern Geſellſchaftsſaal trat mit ſeinen kurzen leichten Schritten, ſeinen kurzen Begrüßungsworten, ſeinen ſparſamen Verbeugungen, die man kaum angedeutete nennen möchte, hatte er etwas Schreckhaftes für mich und Alberta. Erſt allmälig wurden wir frei in ſeiner Gegenwart; aber dann war es auch, als ſei es etwas beſonders Edles, womit wir uns beſchäftigten, als wir das von ihm eingeleitete Geſpräch fortführen halfen. Und wenn er ſpricht, ſo fühlt man ſich in einer ſo wohligen, ſicheren Befriedigung, er hat ein ſehr angenehmes, feſt männliches Bariton-Organ. Uebrigens ſchweigt er ſehr viel, aber es iſt als ob er im Zuhören redete. Er iſt von mittler Größe, feſt und ſicher gewachſen und eben ſo feſt und ſicher in ſeinen Bewegungen, ich möchte ſagen ernſt, aber doch keineswegs ſchwerfällig oder gar plump. An ſeinem Geſichte iſt gar nichts Beſonderes, es iſt blaß, faſt krank, doch hat der Mund etwas äußerſt Wohlwollendes, wenn er in ſeiner ſanften Stimmung iſt, etwas tief Verächtliches, wenn er zürnt. Sein Anzug iſt immer ganz ſchwarz und modern: er trägt meiſt einen ſchwarzen leichten Rock, der ihn ſehr gut kleidet; im Frack gefällt er mir nicht, man ſieht ihn auch ſelten darin. Seine Wäſche iſt immer blendend weiß, und das find' ich allerliebſt am Manne. Ich glaube, er hat Theologie ſtudirt, aber die Wiſſenſchaft gefällt ihm nicht mehr. Er ſoll arm ſein, das würde mir ſehr leid thun. An ihm ſelbſt bemerkt man aber nicht das Mindeſte der Art. Ich glaub’s auch nicht, denn er iſt in allen den freien Künſten, welche die höheren Stände auszeichnen, ſehr wohl erfahren: er reitet, ficht, tanzt gut, iſt muſikaliſch, ſpricht die fremden neuen Sprachen, und das Geld erſcheint in ſeinen Reden nie. Er iſt mir überhaupt zu vornehm für einen Armen. Mit dem Grafen ſpricht er am ſicherſten, wenn auch nicht ſo viel wie Herr William. Aeußerſt ſelten iſt er gleicher Meinung mit jenem, aber er ſtreitet, obwol ſtreng, doch nie zänkiſch, leidenſchaftlich ungezogen wie ſo viele. Aber mein Gott, ich ſchreibe Ihnen ja nur über den Mann, und doch wollt’ ich Ihnen über uns alle referiren.

Doch jetzt habe ich das Federfechten ſatt, wir wollen Federball ſpielen — morgen weiter; ich habe einmal den Befehl vom Grafen und Alberten, Sie von unſerem Leben im Detail zu unterrichten und Sie dann ſchönſtens zu bitten, es recht bald ſelbſt bei uns anzuſehen. Adieu, meine Liebe, für heut’.

Später.

Ich bin ſo viel herumgeſprungen, daß ich ganz müde bin. Nie hätte ich geglaubt, daß unſere ernſten jungen Herren ſo beweglich ſein könnten, den kleinen Leopoldus ausgenommen, an deſſen Queckſilber-Natur ich nie gezweifelt. Aber auch der ernſte William, der ruhige Valer — ich habe zu meinem Staunen erfahren, daß ſie alle Turner geweſen ſind; ſie haben in der Stadt einen poetiſchen Verein gehabt, da iſt immer zuerſt eine Stunde gedichtet, geleſen und kritiſirt, die nächſte Stunde gefochten oder geturnt worden. Ich erinnere mich, als kleines Mädchen noch einige Nachzügler jener Turnzeit geſehen zu haben, und geſtehe, daß mir dieſe leinwandnen Burſchen wenig behagten. Unſere jungen Herren faſſen dies wie Alles romantiſcher auf: Herr William ſprach dabei von Deutſchland, Einheit und Vaterland, und gerieth ſehr in Extaſe, Valer lächelte ernſthaft und ſagte mir, Deutſchland ſei einſt von edlem Weine trunken geweſen, und habe das edle Herz auf der Zunge, den Verſtand in der Taſche getragen und dumme Streiche gemacht. Es habe eine lang verlorene ſchöne Geliebte geſucht, und mit ſchwimmenden Augen ihren Schatten dafür angeſehen und ihn brünſtig umarmt. Verſtehen Sie das? — „Herr, dunkel war der Rede Sinn.“ — Ich muß ihn beim Thee bitten, mir's deutlicher zu machen; des Abends iſt er immer am zugänglichſten: da tritt er mit mir in den Fenſterbogen, und ſpricht allerliebſt über lauter kleine unbedeutende Dinge, aber er ſieht alles ſo eigen, ich möchte ſagen ſo groß an, daß man lauter Neuigkeiten hört. Fatal iſt's mir, daß man uns nie lange allein läßt; denn allein ſchwatzt er viel zutraulicher. Namentlich iſt Herr William immer gleich bei der Hand. Irre ich mich nicht ganz, ſo macht mir dieſer lebhaft den Hof. — Was ſagen Sie dazu, und was wird er ſagen, den Sie kennen? Ich glaube kaum, daß William auch unter anderen Verhältniſſen Glück bei mir machen könnte. Sein Aeußeres iſt im Grunde gar nicht übel: er iſt hoch und ſchlank gewachſen, indeſſen fehlt dem Wuchſe die eigentliche Conſiſtenz, er iſt gertenartig. Dunkelblonde, ſchief geſcheitelte Haare legen ſich ſchlicht an einen ziemlich kleinen Kopf, der durch ein ſchönes blaues Auge intereſſant wird. Sein Anzug iſt von weitem angeſehen modern; guckt man aber in der Nähe darnach hin, ſo ſieht man, daß er nach der vorletzten Mode, gewiſſermaßen ſchon altfränkiſch iſt. Das kann ich an einem jungen Manne durchaus nicht leiden: Halstuch, Halskragen, Jabot, Weſte, — das Alles, obwol vom feinſten Stoffe, ſitzt ſo verwirrt und unordentlich durcheinander, daß man kaum eines aus dem andern herausfindet. Er iſt ſehr rigoriſtiſch und von äußerſt ſtrenger Moral; das macht mir Todesangſt; ich liebe den Leichtſinn und die leichteſte Beurtheilung über Alles. Uebrigens beſitzt er unleugbare und große Vorzüge: er ſpricht ſchön und geordnet, iſt äußerſt unterrichtet, ſelbſt nach Valers Zeugniſſe ſehr verſtändig, dichtet reizend, ſpielt die meiſten muſikaliſchen Inſtrumente vortrefflich, er iſt mitunter ſogar äußerſt liebenswürdig, beſonders wenn er lacht. Seine Manieren ſind hart wie ſeine Moral, aber beſtimmt, feſt, ohne Verlegenheit. Denken Sie ſich ihn ſtets im blauen Frack. Der kleine Leopold iſt ſein Pol. Sie wiſſen, daß dieſer ſchon früher hier war und uns wörtlich die Zeit vertrieb. Der Graf hatte ihn im Theater in einer Ecke der Loge gefunden, wo er zuſammengekauert wie ein kleiner Gnom ſitzend auf die Ouverture der Dame blanche gehorcht hatte. Plötzlich war er lebendig geworden, hatte wie ein Regenwurm gezappelt, wenn eine ſchöne Stelle darangekommen, und war bald darauf ohne weitere Einleitung mit dem Grafen in ein Geſpräch über Oper und Muſik gerathen. Mit Alberta, die auch da war, machte er ſich alsbald bekannt, iſt beweglich, gefällig, redſelig, liebenswürdig, daß ihn der Graf zum Souper bittet, und binnen achtundvierzig Stunden iſt er mit hieher nach Grünſchloß gefahren, hat tauſend Geſchichten erzählt, zehn Sonette gemacht, iſt häuslich eingerichtet und wie ein Glied der Familie, wie ein gern geſehener bunter Papagei, dem man Zucker ſchenkt. Es iſt ein pudelnärriſch Kerlchen, romantiſch vom Scheitel bis zur Sohle, gewandt und beweglich wie ein Püppchen, verliebt und hübſch wie eine Amorette. Er iſt klein und zierlich gewachſen, ein ſchwarzer Krauskopf, hat ſchwarze, muntere Augen, ein charmantes ovales italieniſches Geſichtchen, ein weiches angenehmes Organ und den ſchönſten deutſchen Accent, den nur Valers an Richtigkeit, nicht aber an Schönheit übertrifft. Es iſt nicht das ſchneidend ſcharfe Norddeutſche, ſondern die ſüdliche Weiche hat ſich ſanft um die nordiſche Schärfe gelegt, ſo daß man ſie nur zuweilen ahnt, aber nie unangenehm empfindet. In Valers Accent tritt ſie ſchon mehr hervor. Dazu kommt, daß Leopoldus, der Provençale, wie er meiſt genannt wird, fortwährend in poetiſcher Schwebelei zappelt und von Blumen und Düften redet; Valer aber nur ſelten eine lodernde Fackel aus ſeinem Gemüthe holt. Sie ſehen, es ſteckt an, ich ſchreibe auch ſogleich emphatiſch. Uebrigens iſt der Kleine nicht ſo unangenehm in dieſer ſteten Verzückung als man glauben ſollte: er beſitzt viel Geiſt und iſt keineswegs ein gewöhnlicher Wortklimperer. Was mir an William ſo ſehr mißfällt, iſt, daß er ihn unglaublich wegwerfend behandelt, ungefähr wie ein Rechtgläubiger einen Ketzer. Leopold mag freilich im Gegenſatze zu ihm eine ſehr geduldige, nachgiebige Moral haben — aber es bleibt doch immer garſtig und iſt ſo ſehr hübſch und gut von Valer, daß er ihn wie einen flatternden lieben Knaben hält, dem er lächelnd zuſieht, den er oft ſtreichelt, zuweilen aber auch mit ein paar ernſten Worten zurechtweiſt. Dieſe Art von Liebe fühlt auch Leopold ſehr, er unterwirft ſich ihm leicht und ſogleich und liebkoſt ihn oft, wie ein Mädchen ihrem Liebſten thun mag. Da ich zufällig wie ein Pfäfflein ſchon zweimal von moraliſcher Beſchaffenheit geſprochen habe, ſo muß ich auch der Moral Valers gedenken. Aber wie fang ich das an? Ich habe das Wort nie von ihm gehört. Nach manchen leichten Aeußerungen, die er immer wieder in andern für mich ſchwer verſtändlichen Worten verbarg, ſcheint er ein ſchlechter Chriſt zu ſein. Als ich ihn neulich des Abends, da die Geſellſchaft auseinanderging, fragte, ob er denn auch betete, da ſchüttelte der freche Menſch lächelnd den Kopf, und ſagte: „Nein — ich ſehe viel in die Nacht, in Mond und Sterne hinein, und frage ſie, wer ſie ſo ſchön gemacht — aber was Sie beten nennen, meine Holde“ — und dabei küßte er mir zum erſten Male ſchelmiſch die Hand — „das hab' ich nur als kleiner Bub' gethan, weil es die Mutter ſo wollte“. — Ich war ſo verlegen und verwirrt von dem Handküſſen; ich kam mir dem klugen Manne gegenüber, der Alles in Entfernung von ſich hält, deſſen ſo unwürdig vor, daß ich nichts zu ſagen wußte.

Später.

— Ich ſtand vom Schreiben auf und eilte an's Fenſter, weil ich Reiter und viel Geräuſch hörte. Von der einen Seite kam Graf Fips, von der andern ein Fremder geritten, um den ſich unſere jungen Gäſte bald ſtürmiſch drängten, den ſie umarmten und jubelnd begrüßten. Alſo wahrſcheinlich ein neuer Zuwachs zu unſern Poeten. Sollten Sie ſich des Grafen Fips nicht erinnern? Es iſt die ſogenannte „elegante Figur“, die immer auf den Bällen zu ſehen iſt. Ziemlich groß, ſchmal und ſchmächtig gewachſen, mit einem jener traurig regelmäßigen Geſichter, die man ſich nicht behalten kann. Dieſen erkenn' ich nur immer an der unanſtändig geſunden Röthe wieder, die ſich bis an die Ohren zieht, unweit der Naſe erſchreckt aufhört und ſich in mädchenhafter Weiße verliert. Außerdem hat er die unangenehme Manier, blonde Augenwimpern zu tragen, und dadurch wie ein malitiöſes Gewiſſen auszuſehen, das fortwährend zu Läſterungen ſtachelt. Auch hoffe ich ſehr, die zierlichen dunkelblonden Haare ſind ganz das Werk ſeines Friſeurs, darum denke ich mir ihn immer kahlköpfig und er erſcheint mir nie anders als wie ein Miſchling von Türke und engliſchem Lord, ein europäiſcher Creole, der innerlich halb beſtialiſch und nur äußerlich moderniſirt iſt. Mein Gott, was iſt das für Zeug! Er gilt allgemein für einen ſchönen Mann und im vorigen Winter haben mich mehrere Damen ſogar verſichert, er ſei witzig, wenigſtens ſcharf. Ein Kunſtſtück verſteht er gewiß: er näſelt ſchnarrend; ich verziehe mein ganzes Geſicht, wenn ich's ihm nachmachen will. Seit einem Jahre ſchon iſt er käuflich, das heißt, er ſucht eine Frau; ich fürchte, er hat ſein ſchillerndes blinzelndes Auge auf meine liebe Alberta geworfen. Das wäre ſehr ſchlimm, denn es will mich bedünken, der Graf, ihr Vater, ſuche eiligſt einen Schwiegerſohn. Gott weiß, was er für Pläne hat, Gott weiß, was für ungewöhnliche, denn gewöhnlich iſt nichts an ihm. Arme Alberta! Graf Fips iſt übrigens ein gewandter Cavalier, der viel Glück bei den Damen hat. Ich erinnere mich keiner einzigen, die in mein Läſtergeſchwätz über ihn eingeſtimmt hätte. Koloſſal — koloſſal, würde er ſagen, läſ' er das.

Aber meine Liebe, Sie begreifen leicht, daß mich meine Neugierde nicht länger am Schreibtiſch duldet — ich muß recognosciren. — Adieu und nochmals Adieu und herzliche Küſſe auf Ihren lieben Mund von Ihrer Camilla.

P. S. Ich war ſchon aufgeſprungen, und komme noch einmal zurück, weil ich mich eines Auftrags von Herrn Baler zu entledigen habe. Ich erzählte ihm von Ihnen, daß Sie unſere Freundin ſeien und daß ich an Sie ſchriebe, daß Sie ſehr ſchön und liebenswürdig ꝛc. — er ſchien nur mit halbem Ohr hinzuhören. Vor einigen Tagen ſuchte er mich auf — ich glaube, der Poſtbote war eben bei ihm geweſen, und erkundigte ſich nach Ihnen und ob man Sie wol um Folgendes bitten dürfte: Ein Freund von ihm, Conſtantin Müller, lebt in Berlin in einem äußerlich und innerlich ſehr aufgelöſten Zuſtande — die Adreſſe iſt am Schluß meines Briefes angegeben; ich muß Valer noch einmal darnach fragen. Dieſer fürchtet, Conſtantin verſchweige mehr als er ſage von ſeinem Unglück; er weiß nicht, wie er ihm zu Hilfe kommen kann. Ob es nicht angeht, dem Herrn Müller in Ihrem Hauſe Zutritt zu verſchaffen. Valer erlaube ſich, dies einleitend, einige Zeilen an Conſtantin meinem Briefe beizulegen, die Sie ihm zuſchickten u. ſ. w. — die Ihrigen machen ja ein großes Haus, das iſt ja eine Kleinigkeit. Zur Courfähigkeit bei Ihrem Vater dient Valers malitiöſe Notiz, daß der junge Mann von Adel ſei, ſich aber aus Oppoſitions-Geiſt nie ſo nenne. Die Sache intereſſirt uns nach dem Wenigen, was wir über jenen Conſtantin wiſſen, außerordentlich, und Sie verbinden uns Alle, wenn Sie ſich der Angelegenheit annehmen.

Gott, Gott, ſo viel Worte! Adieu, Adieu — ich küſſe Sie von Herzen — der Graf legt einen Brief bei, worin er Sie gewiß ſehr bittet, zu uns zu kommen. O, wir bitten Alle recht, recht ſchön, kommen Sie bald zu Ihrer Camilla.

10.

Conſtantin an Valerius.

Es iſt eine Schwäche, daß ich meine Rhapſodien wieder an Dich beginne, aber ich will ſchwach ſein. Laß mir die Freude oder das Leid. Ich bin ſehr allein.

Geehrtes Volk der Myrmidonen, ich danke Euch für Eure gute Meinung, die mir William in ein paar albernen Zeilen kund giebt, daß ich ruinirt ſei. Und wenn ich eben an den Galgen hinaufgezogen werden ſollte, ich würde dem hyperboräiſchen, frommen Manne ſagen, er ſei ein Schwachkopf — der Menſch hat mich in Harniſch geſetzt mit ſeinen bibliſchen Auszügen — man ſoll ſich aber nicht in Harniſch bringen laſſen, vielmehr ſich einer gewiſſen innern Ruhe befleißigen, nicht zu ſchwere Weine trinken, ins Kloſter gehen. Wir ſind alle mehr oder weniger Ophelien. O Hamlet, Welt, warum warſt du ſo kühl gegen mich! Pfui doch! —

O lieber Valer, thu' mir die Freundſchaft und tritt recht derb in den Dreck der Dir verhaßten Welt — ja ſo, Dir iſt ſie ja nicht verhaßt — wenn Du dann die Füße nicht mehr regen kannſt, ſo bildeſt Du Dir ein, feſt zu ſtehen.

Bruſt heraus, Kopf in die Höhe! Und nun laß ſauſen und brauſen — Muth, klare Augen! Indem ich dies ſchreibe, thun mir meine Augen ſehr weh. Ich habe die Dinger in den romantiſchen Jahren der heimlichen Gymnaſiaſten-Lecture gar zu ſehr angeſtrengt, und büße jetzt für die Klein-Druck-Sünden des Zwickauer Walter Scott.

Noch immer wate ich getroſt in der troſtloſen Pfütze unſerer Jurisprudenz; warum ich das thu', iſt leicht begreiflich: hungern iſt immer beſſer als verhungern. Wenn ich mehr Muth hätte, thät' ich's vielleicht nicht. Muth, Muth! der fehlt uns und ganz Europa, ſonſt läg' es nicht ſo im Argen. Nicht der Muth, Gendarmen zum Einhauen zu commandiren, wol aber der, Lächerlichkeiten ruhig anzuſehen oder Ernſtes genau und unbefangen zu prüfen. Die Welt will jetzt nicht nach Geſetzen leben, die da ſind, weil ſie da ſind, ſondern nach Geſetzen, die aus der Zeit und dem Bedürfniſſe hervorgehen, von denen ſie weiß, warum ſie da ſind. Gebt gutwillig, was man Euch ſpäter nimmt, und Ihr könnt für willenloſe Puppen Menſchen einhandeln, meines Erachtens ein ſchöner Tauſch. Ich bin kein Narr, der den Staat für ein Rechenexempel anſieht, das in einer Stunde zu Stande gebracht iſt, aber ich bin auch kein Eſel, der ſich beruhigt, wenn er Diſteln hat. O, ich ſage mit Kaiſer Max: „Wenn ſich Gott nicht der Sache erbarmt, ich armer Kaiſer und der verſoffene Julius werden's nicht beſſer machen“.

Steht auf aus Euren Gräbern, die ihr ſie zugeſchnitten habt jene rothe Mütze, welche jetzt am Horne des Mondes hängt, vor Allen Du, Rouſſeau! Wirf noch einmal Dein heiß- und vollblütiges Herz über den Erdkreis, daß ihnen der Blutregen die Augen füllt ſtatt der vergoſſenen Thränen. Wenn ich oft knirſchend am Boden meines Zimmers liege, da richtet mich der Gedanke an jene metallenen, mit Blut beſpritzten Helden der Franzoſen-Jugend auf, der Gedanke an den brüllenden Danton mit der Athleten-Figur, dem von Pocken zerriſſenen Geſichte, wie er einen Vulcan des zertretenen Menſchenrechts nach dem andern aus der wogenden Bruſt herausſchleudert; an den blitzenden Desmoulins mit dem garſtigen ſchwarzen Antlitz, der ſchönen Frau im Arm und die tödtliche Gerechtigkeit auf der ſprudelnden Lippe; an den rigoriſtiſchen frommen heuchleriſchen Narren Robespierre und die Helden des Ultraismus Sanct Juſt's, welche die neue ſchöne Lehre von der Freiheit mit dem ſtockigen Gifte enthaltſamer Tugend verſetzten — wahrhaftig, Du hatteſt Recht, als Du mir ſagteſt, alles andere Studium ſei heut' todter Kram, die franzöſiſche Revolutions-Geſchichte enthalte alle Fußſtapfen unſerer kommenden Jahre, man ſolle ſie ſtudiren, und den Deutſchen endlich eine ſchreiben, denn ſie haben noch keine und nur die Henkerliſten davon, und dann ſollten ſie die Schulbuben auswendig lernen. Valer, das war Dein größter Gedanke — o rothe Freiheitsmütze, wann ſieht dich Europa's bleiche Sonne wieder! Mein krankes Auge dürſtet nach deinem Anblick. —

Es iſt gut, wenn man an Jemand hängt, es iſt eine Art Stütze. Wenn man auch im Waſſer iſt, und ſieht nur von fern Land, ſo hofft man auch wieder. — Warum biſt Du nicht bei mir; wie ein verliebtes, ſchwindſüchtiges Mädchen ſchmacht' ich nach Dir — ſelbſt Hippolyt wäre jetzt nicht für mich, in einiger Zeit ja, denn ich weiß es, in einiger Zeit werd' ich ſehr munter leben, wenn ich wiſſen werde, wo ich die Million ſtehle, die ich in die Lüfte und Spelunken ſtreuen will. Kronen und Millionen ſtiehlt man ungeſtraft, nur die kleinen Diebe hängt man, nur die kleinen Sünder beichten und büßen. Alles kommt auf die Quantität, die Maſſe an — mit Millionen von Goldſtücken, oder von Liebe, oder von Ehre, oder Luſt iſt Jedermann zu beſtechen. Ich ſchwör' es, Jedermann. O, will mich Niemand beſtechen!?

Um mich verrückt zu machen, fehlt weiter nichts als die Liebe — wenn ich nicht ſo ſehr liebte, wär' ich längſt verrückt. Es giebt keinen liebevolleren Menſchen als mich. Die winſelnden Lyrika ſcheinen uns verlaſſen zu haben und das iſt gut, ich halte ſie nur für eine Uebergangsſtufe. Der Dichter ſoll und muß über der Empfindung ſtehen.

Ach, und doch wären mir einige lyriſche Gedichte nothwendig und erleichternd, wie Thränen. Ich habe Beides nicht. Frag' nicht nach dem Mädchen, denn ich haſſe es. Deine nächſten Briefe ſchicke frankirt. — Ade!

II.

Hippolyt an Conſtantin.

Grünſchloß, den 20. Juni.

Mein gehaltreicher Sir John, was hör' ich für Dinge von Euch, Ihr gebt Euch einer wüſten inneren Unordnung hin — was ſoll das? Befolge eiligſt Vaters Rath, und komm hieher, die Luft der Kuhſtälle wird Dich heilen. Ein Mann wie Du wird ſich doch nicht den Grillen ergeben! Du ſiehſt, ich habe mich auch hier eingefunden, um meinen Geiſt zu ſammeln vom wirren Stadtleben, und ihn vorzubereiten auf größere Wirren, denen ich in Europa's Hauptſtädten entgegengehen will. Das iſt nämlich der Plan zu meinem neuen Epos: zur Phyſiognomie jeder Hauptſtadt will ich einen entſprechenden Körper ſchaffen, dann will ich ſie durcheinander werfen und Situationen erzeugen, und wer die Civiliſation und die Schönheit heiratet, der iſt der Held. Komm und beſchreib mir Berlin mit der langweiligen Regelmäßigkeit und der kurzweiligen Soldatenſpielerei — romantiſch darf ich jene dürre Stadt ſchwerlich anziehen, dazu iſt ſie zu geſetzt, zu altklug, zu hegeliſch; komm, hilf mir den grauen Magiſterrock zuſchneiden. Und das Herkommen lohnt wirklich der Mühe: der Ort liegt ſchön, der Graf iſt gaſtfrei, der Ton feſſellos, die Damen ſind ſchön, Stoff zur Gallenabſonderung, beſonders für Valer iſt auch da: ein junger adeliger Laffe, Graf Fips, kam nämlich mit mir an und krächzt den Liebhaber und Ariſtokraten — was willſt Du mehr? Du haſt Dich wahrſcheinlich gewundert, warum ich die Stadt ſo ſchnell verlaſſen habe, der Du mich dort in ſchönen Feſſeln wußteſt. Haſt Du Dich wirklich gewundert? Ei, Mylord, wie kennt Ihr mich mangelhaft! Ich dulde keine Feſſel, auch nicht die ſchönſte. Wie denken wir doch alle ſo verſchieden über die Liebe. Willſt Du wiſſen wie? Höre! Du liebſt den Genuß der Liebe, Leopold liebt die Weiber; Valer, der immer was Beſonderes haben muß, liebt die Liebe; William, der Narr, liebt die Gottheit in ihr und weil er ein chriſtlicher Pedant iſt, ſchwört er zum Mondtheismus und verdammt alles Andere — ich — ich liebe das Leben. Was mir nicht mehr am Leben iſt, werfe ich weg, gleichgültig darüber, ob ich nach der Definition Anderer morde. Ich kenne darum auch nicht Valers Pietät gegen das, was er geliebt, alles Todte iſt für mich nicht da; ich kenne Leopolds Zärtlichkeit, Ueberſchwenglichkeit nicht, weil ich nur Leben geben will für Leben. Ich ſchwöre keinem Mädchen Liebe, ich liebe nur. Inſofern nähere ich mich Dir zumeiſt, nur mit dem Unterſchiede, daß ich nie mitſterbe, wenn meine zeitige Liebe ſtirbt, mit platten Worten, wenn eine Liebſchaft aus iſt, wie es Dir Stümper begegnet. Dem William mit ſeinem armen Glauben gleiche ich in nichts, als daß ich meinen Monotheismus ſo ſehr erweitert habe, daß die ganze Welt hineingeht, während er bei jenem nur zwei Schuh hoch iſt, gerade ſo hoch nämlich, daß ein Mädchen hineingeht. Valer kann allerdings Recht haben, wenn er mich den Kriegsgott der Liebe, wenn er mich den gefährlichſten nennt, der wie der Samum entzünde und tödte. Wenn Du dies Glaubensbekenntniß betrachteſt, ſo können Dich meine letzten Ereigniſſe nicht überraſchen. Mein Act mit der jungen Fürſtin, von der ich Dir neulich ſchrieb, entſpann ſich folgendermaßen. Ich trat im Theater in die Loge, wo ſie ſaß, ohne ſie zu bemerken. Man gab Shakeſpeare's Othello, die Desdemona war ein ſchönes, liebes Weib, die Tragödie ſaß mit verſchränkten Armen in ihren Augenwinkeln, der Reiz des Unglücks lächelte weinend um ihren Mund. Sie ſah mir wie ein ſchönes Opfer des Lebens aus, wie eine indiſche Witwe, die mit Wolluſt im Scheiterhaufen verkohlen will. Faſt unverwandt ſah ſie nach unſerer Loge und wie es ſchien, auf mich. Plötzlich fiel mir ein, daß ich ſie ſchon geſehen. Auf einem einſamen Wege kam ich neulich zur Stadt geritten, mein Pferd war ſcheu und unſtät, es ging ſehr unruhig, ich laſſe ihm die Zügel ſchießen, um ſeinen Drang nach Freiheit zu ſtillen. Wie ein raſſelndes Gewitter brauſte es die Straße einher, eine kleine Strecke vor mir ſeh' ich plötzlich ein Kind in den Weg hereinſpringen, eine Dame mit durchdringendem Geſchrei ihm nach, ſie will es von der Straße reißen, das Kind ſträubt ſich, mein Pferd iſt ſchon dicht vor ihnen. War das Kind allein, ſo ſetzte ich darüber hinweg, mein Rappe verſteht das, und beſchädigt Niemand. Aber die Dame richtet ſich auf, ich parire mit aller Kraft, die mir zu Gebote ſteht, das Pferd und ſetze es ſo feſt in den Boden, daß mich der Stoß über den Kopf des Thieres ſchleudert. Ich ſtand neben der Dame, die mich mit unbeſchreiblich ſchmerzhaftem Ausdrucke in ihrem ſchönen Geſichte anſah, ſie war wieder halb zuſammengekauert und drückte wie ſchützend das kleine Mädchen in ihren Schooß. Ich hob das liebe Kind, welches ſorglos lächelte, in die Höhe, küßte es und gab es der ſchönen Mutter in die Arme. Sie war außer ſich vor Bewegung, ſah mich mit weiten

Augen wie ein durſtiger Himmel an, griff haſtig nach meiner Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Ich erwehrte mich deſſen kaum — das heiße Waſſer ſtand in ihren Augen; erregt ſtieg ich wieder auf mein Roß, winkte ihr Lebewohl und flog davon. Dieſelbe Dame — ich erkannte ſie jetzt genau — war die Desdemona.

Ich ſah unverwandt hin und bemerkte es nicht, daß mich die Fürſtin fortwährend fixirte, daß ihr Bruder, den ich einige Male an der Pharao-Bank und in liederlichen Häuſern gefunden, mich zu begrüßen verſuchte. Als ich deſſen inne ward, fertigte ich ihn kurz ab, und verwies ihn auf das ſchöne Spiel der ſchönen Schauſpielerin. Seine Schweſter winkte ihm und nach dem erſten Acte ſtellte er mich ihr vor. Ich war zerſtreut und ſprach wie eine Seite der Abendzeitung in langweiligen Aphorismen, die Blicke immer auf den Vorhang heftend. Sie fragte boshaft, ob ich ſo ſehnſüchtig auf die Desdemona wartete. Ich ſah ſie lange freundlich an und ſagte lächelnd: „Ja“. Es zuckte etwas über ihr Geſicht und ſie wendete den Kopf hinweg. Jetzt erſt fiel mir ein, daß ich doch wol etwas unartig ſei. — Das Profil der Fürſtin betrachtend verſank ich aber doch wieder in ein behagliches Träumen. Sie iſt blond und hat die ſchönſte weißeſte Haut, die ich je geſehen. Das Geſicht iſt vornehm und edel, braune Augenbrauen und lange gleichfarbige Wimpern beſchatten ein dunkles verlangendes blaues Auge, das in ſeiner heißzonigen Art wunderlich heißzonig abſticht gegen das Nördliche, Unſchuldsvolle des übrigen Geſichts, deſſen feine, faſt unmerklich aufgeſtutzte Naſe keck und leichtſinnig ausſieht. Der kleine Mund iſt zum Küſſen herausfordernd mit ſeinen quellenden Lippen, der Körper iſt voll und üppig. Sie trug einen blauſammtnen Reitrock, der am Buſen geöffnet war und unter weißer Chemiſette, deſſen erſter Knopf ſich gelöſt hatte, zeigte ſich eine ſchneeweiße, kühn und geſund gewölbte Bruſt zum Theil ohne Hülle dem fragenden Blicke. Ihre Gedanken ſchienen ſich zu erhitzen, ſie ward roth und die Bruſt ward raſcher. Plötzlich wendete ſie ſich zu mir und fragte mich, warum ich ſie unverwandten Blickes anſehe. Ich lachte und verſicherte ihr, ich ſei ein

Phyſiognomiker, der Charaktere ſtudire und bei den intereſſanteſten natürlich am längſten verweile.

Ich war zwiſchen ein doppeltes Leben eingedrängt. Desdemona kam wieder und ſendete mir befruchtende Lichtſtrahlen, die Fürſtin erwärmte wie Maien-Sonne. Ich habe lange nicht ſo viel gelebt als an jenem Abende. Der Fürſt kam dazu, und wollte meine Familie und ihren Stammbaum in Spanien kennen, er ſchwatzte viel unnützes, genealogiſches Zeug; ich verſicherte ihm, daß ich ein Baſtard von einer armen Baskin geboren, und nur aus Mitleid angenommen und mit meinem jetzigen Namen beſchenkt ſei. Er lächelte, meinte, ich ſei ein ſchnurriger Kauz, und ich ſolle ihm meine Aufwartung machen. Die Fürſtin warf dazwiſchen, ich würde wol keine Zeit haben; der Fürſt fragte, womit ich mich beſchäftige. Ich dichte, antwortete ich. Sonſt — fuhr er fort — ſonſt, nahm ich ſeine Rede auf, ſtudir' ich die chineſiſche Geſchichte, wegen der ſchwierigen Stammtafeln. Sie ſind Hiſtoriker? — Nur mit dem intereſſanteſten Theile der Geſchichte, mit der Genealogie und Heraldik beſchäftige ich mich. Jetzt ſchien er's zu glauben, nur die Fürſtin ſchüttelte leicht das Köpfchen und lächelte. Ich weiß alle guten Familien von Nebucadnezar herunter — fuhr ich fort. „Hatten denn die Alten auch Wappen?“ — O ja, ſie trugen ſie an den Schwertknöpfen und die Urvölker an den Häuptern, über welche ſie Thierhäupter zogen. „Was halten Sie von Shakespeare und dem Othello?“ warf die Fürſtin dazwiſchen. Wenn ich eine Frau wäre, entgegnete ich, würde mir die Desdemona nicht gefallen, weil ſie der ausgeprägteſte Typus von weiblicher Ergebenheit iſt, und ich haſſe als Mann die Ergebenheit; ſie iſt wie ein rührendes Lied; man muß das Lied lieben, ich liebe aber auch gern den Dichter des Liedes. Vom Dichten iſt aber nichts an ihr, ſie iſt nur gedichtet, ſie iſt durch und durch Paſſivum — ſie iſt nur Thräne, darum ein reizendes Weib; der Mann liebt aber den Schmerz mehr als die Thräne. Sie iſt zum Sterben, zum Vergehen liebenswürdig, der Mann braucht aber weniger Todesmuth als Lebensmuth; Sterben iſt leichter als

Leben. Aber ſie iſt ſo verführeriſch weiblich liebenswürdig, daß man mit ihr ſterben möchte, und dies iſt ihr einziges Unrecht. Ihr Vater, Shakespeare, aber iſt ein braver Mann. — „Ein wenig roh,“ ſetzte der Fürſt hinzu. — Beefſteak, Durchlaucht, Beefſteak — und die Natur iſt nicht für Alle anſtändig, der Herrgott hat die Etikette nicht erfunden. Der Mann mit den Sternen auf der Bruſt ſchwatzte noch viel albernes Zeug, ich ſagte ihm noch dreimal, daß er Recht habe, dann ſchwieg ich, legte mich an den Pfeiler und litt mit des Mohren Weib. Zwei Striche für Jago und er iſt der ſtärkſte Engel. Shakespeare hätte den Raphael übertreffen können, der mit zwei Strichen Weinen in Lachen verwandelte Es iſt die fürchterlichſte Potenz von menſchlicher Kraft in dieſem Jago — Shakespeare muß ein ſtarker Menſch geweſen ſein, ſonſt hätte er nie einen Jago zeichnen können. Es iſt die verzeihlichſte Schwäche, einen großen Menſchen anzubeten, ich verzeihe darum gern der Welt die Tändeleien mit dem dogmatiſchen Chriſtenthume — wenn mich Shakespeare nicht umarmen wollte, ſo würde ich ſeine Füße küſſen. O Geſundheit! du Seele der Welt, warum haſt du die Poeten verlaſſen? Ich danke der Geſchichte nur für zwei Bücher, die ſie gerettet, für den geſunden Homer und den geſunden, ſtrotzend geſunden Shakespeare.

Alles war todt; ich vergaß das Fortgehen. „Ich hoffe Sie mehr zu ſprechen“ — hörte ich neben mir und gewann kaum Zeit, der fortrauſchenden Fürſtin mich zu empfehlen. Die Nacht und den andern Tag hatte ich für Niemand Zeit. Shakespeare war bei mir, ich hielt Thür und Fenſter verſchloſſen. An Desdemona hatte ich viel geſchrieben. Am zweiten Morgen hatte ich die ſchönſten Antworten. So hatte ich mir das reizende Weib gedacht, jede Zeile war Poeſie, war Herzblut. Aber ein reſignirendes Opfergeſchöpf war ſie und blieb ſie wie Othello's Weib. Ihre Liebe verſprach eine grauſame Wolluſt zu ſein. Die Keime des Todes ſtreckten ihre Spitzen aus jedem Gedanken. Ich fühlte ein inniges Erbarmen mit ihr, und konnte ſie nicht ſehen, ſie verlangte es auch nicht, aber wir ſchrieben uns fleißig. Ihr Mädchen, das mir die Briefe brachte, hatte einmal auch das kleine liebe Kind mit ſich, ich ſpielte einen ganzen Vormittag im Sonnenſcheine meines Zimmers mit dem kleinen Dinge. „Du biſt wol ein großer Herr, meine Mutter erzählt mir, daß Du mit der Prinzeſſin ſprichſt," lallte das kleine harmloſe Geſchöpf und erinnerte mich zu ihrer Mutter Nachtheil, daß ich noch nicht bei der Fürſtin geweſen.

Ich fuhr hin, das ſchöne Weib that anfänglich ſtolz, ſie war verletzt durch meine Nichtachtung, Ungezogenheit. Sie iſt klug und ſehr unterrichtet. Wir ſprachen über unſere Literatur. Das Geſpräch wurde warm, ja, es ward üppig, als wir auf Goethe's Elegien kamen. Es überraſchte mich äußerſt angenehm, ein Weib ſo ganz ohne Prüderie zu finden; ſie ſprach keck wie eine Griechin von ihrem Entzücken über die Darſtellung jener italiſchen Scenen. — —

Eben empfange ich Deinen Brief, erlaube, daß ich ihn erſt leſe, ehe ich weiter ſchreibe.

12.

Conſtantin an Hippolyt.

Frag' doch einmal den Valerius, welche Bewandtniß es mit ſeinem letzten Billet habe, das mir aus einem bedeutenden Geſandtſchafts-Hôtel zugeſchickt worden iſt und in deſſen Begleitung ich eine zierliche Einladungskarte in jenes Hôtel erhielt. Ich war eben mit einer Auction meiner letzten reputirlichen Kleider beſchäftigt, der gallonirte Bediente nahm ſich ſchnurrig unter meinen Juden aus. Es war der letzte Tag meiner äußerlichen Anſtändigkeit, im himmelhohen Dachſtübchen meiner jetzigen Höhe ſoll der geputzte Lakai mich ſchwerlich wiederfinden. Ich ſehe hoch herab auf den ſteifen Berliner Jammer.

Thut mir nur den Gefallen, in Euren etwaigen Novellen keine miſerablen Kerls mit prächtigen Anſichten auszuſtaffiren, ſondern die Geſtalten möglichſt bedeutend zu machen — etwa von meiner Figur. Dieſe genialen Kerls, die blos deshalb unglücklich ſind, weil ihnen eine beträchtliche Doſis Menſchenverſtand fehlt und weil ſie auf der Welt nicht wie auf dem Dudelſacke ſpielen können, ſind mir im höchſten Grade zuwider. — Ich gebe mir alle erſinnliche Mühe, um glücklich zu ſein, wenn ich früh mit der Morgenſonne die todte Stadt betrachte und den luſtigen Rauch aus den Schornſteinen ſteigen ſehe, da will mich oft eine Thräne beſchleichen und eine wimmernde Elegie zerbröckelt ſich auf der Zunge, aber ich jage das dumme Zeug fort und nehme meinen alten Moniteur von 1793 zur Hand, und leſe ihn mit ſtarker Stimme in die Morgenluft hinaus. Da kommt mir bald der Zorn gegen die jämmerliche Welt, die ihren Geburtstag vergeſſen hat, und wenn der Zorn erſt kommt, da iſt Alles gut. Nach der Liebe iſt er die edelſte Leidenſchaft. Ich gehe oft einen ganzen Tag lang zürnend auf meiner kleinen Stube hin und her; denn der einzige Reſt meiner Civiliſation, der mir geblieben, mein Mantel von Marengo, der mich Tag und Nacht ſchützt, erlaubt mir nicht, am Tage auszugehen. — Die Zukunft kümmert mich nicht; wären wir nicht Alle zukunftskrank, ſo würden wir eine ſtärkere Gegenwart haben. Mache Dir alles Angenehme recht anſchaulich und betrachte das Unangenehme als ein nothwendiges Uebel — hätte ich nicht für mich ſelbſt dieſe Regiſtratur der nothwendigen Uebel errichtet, beſchäftigte ich mich nicht mit allem Unangenehmen, bis es mir wenigſtens intereſſant und für eine Novelle brauchbar erſcheint, ich würde wahrlich nicht ſo guten Muthes ſein. Ich lache doch alle Wochen wenigſtens einmal. Auch leſ' ich jetzt fleißig in der Bibel: ich will doch mit Vernunft über den Unſinn raiſonniren, nach achtzehnhundert Jahren noch immer ungeſtört von einem Buch ſich gängeln zu laſſen, das unwiſſende Schüler einem großen Meiſter nachlallten. Die „Menſchenrechte" daneben geben die Gloſſen dazu.

Die weibliche Nachbarſchaft mit ihren Gewiſſensfragen in Grünſchloß amüſiret mich ſehr. Die Weiber ſind noch heute wie die Helden in den alten Novellen, die ſich beim erſten Begegnen ihre Lebensgeſchichten abfragen. Macht Ihr noch keine Sonette? Dieſe Dichtungsart iſt ja wie für Eure Lage erfunden. Man muß beim Sonett nur immer die Form in größter Vollkommenheit vorausſetzen und ſo wie die Färbung beim Gemälde, der Stein bei der Bildſäule Beſtandtheile der Schönheit ſein können, wenn auch der Gedanke die Hauptſache bleibt, ſo iſt's auch beim Sonett. Das äußerlich Glänzende vertheidigt Niemand weniger als ich, aber beim Sonett darf's nicht blos dieſes ſein: den äußeren Glanz muß eben die innere Harmonie geben. William ſagt gut: „Es iſt eine Säulen-Ordnung, wo jede Säule zur andern und alle zum Ganzen in ſchöner Beziehung, klarem Verhältniß ſtehen müſſen“. Man mache hie und-da, wenn es eben recht aufgeräumt im Kopfe iſt, ein Sonett, und ſende es der Liebſten. — Das Sonett iſt ein Weib, dies wird ſich deſſen freuen, es iſt ihr ein Spiegel eigener ſchöner Zuſammenſtimmung, wenn das Weib anders eben Muſik in ſich hat. Ein Dichter, der nur Sonette macht, iſt ein weibiſcher Mann aus unſerer Theetaſſen-Zeit. Sonette können ſchon wegen der Schwierigkeiten nichts als der Schaum unſerer inneren Wogen ſein, das Eigentliche liegt auf dem Grunde, und wenn es heraufkommt, ſo iſt es das Einfache, der Urvers, der ſich in der poetiſchen Proſa oder dem klaren Jambus ausſpricht.

Daß ich nicht ins Theater gehen kann, thut mir leid. Bei dieſer ſchalen mageren Welt ſeh' ich gern die phantaſtiſche Thätigkeit des Traums. Was mir Valerius einſt über Nationalität als Hebel der — namentlich dramatiſchen Poeſie ſagte, ſtimmte mit meinen Anſichten überein. Ich glaube aber, daß alle Nationalität nach und nach verſchwinden wird und daß dies ganz nothwendig im Gange der Weltgeſchichte liegt. Ich glaube nämlich an eine dereinſtige Univerſal-Republik ſo feſt wie an meine Fähigkeit, ein Glas an den Mund zu führen. Es wird und muß ſich eine neue Zeit bilden, wir leben freilich in keiner, ſondern in dem Zwiſchenraume auf der Brücke zweier Zeiten. Individualitäten, plaſtiſche Figuren, mit einem Worte, Helden verſchwinden und an die Stelle der Helden tritt die Meinung. Wir bereiten den Stoff zu einer neuen Aera der Poeſie, welcher der voreilende Jean Paul theilweiſe ſchon angehört. In dieſer neuen Weiſe können wir noch nicht ſchreiten, weil ſie erſt die Hälfte ihres Körpers aus dem Mutterleibe der kreiſenden Weltgeſchichte hervorſtreckt; die alte Weiſe kann uns aber nicht mehr genügen, eben weil die Ahnung der neuen ſchon in uns vorhanden iſt. Daher finden wir von allen Arten der Poeſie die meiſte Befriedigung in der Muſik, weil ſie der Ausdruck halbbewußter Gefühle iſt. — Nenne dies „Fieber-Phantaſie eines tauben Muſikers“.

Dieſer Schuft von Diener aus der Geſandtſchaft hat eine Spürnaſe wie ein Jagdhund, und mich wirklich ausgeſchnüffelt — keuchend kam er eben auf meiner Höhe an, und brachte mir die verbindlichſte und dringendſte Einladung. Man habe mir Vielerlei mitzutheilen. Mantel, ſchütze mich vor Blößen! „Menſchenrecht“, wahre meine Freiheit — in dies dumme Zeug hat mich Valers beſorgliche Gutmüthigkeit wahrſcheinlich geſtürzt. Bitte ihn doch, daß er die Leute unterrichten läßt, ich ſei ein Taugenichts. Dann laſſen ſie mich hoffentlich in Ruhe. Ich räuſperte mich, und hielt dem Diener eine jacobiniſche Standrede. Erſtens bedeutete ich ihm, daß mein Name Müller, einfach Müller, Stadtmuſikus Müller ſei, mein Vater heiße von Müller, ich aber nicht — das von ſei überhaupt nicht mehr Mode und die Mode ſei die Hauptſache. Zweitens paßte mein Aeußeres und Inneres nicht in ein Geſandtſchafts-Hôtel, drittens gehörte ich zu den Sansculotten, viertens würde ich ihm den Hals brechen, wenn er ſich noch einmal bei mir ſehen laſſe. —

Ich hoffe, er hat genug.

Geſtern habe ich in der Zeitung geleſen, daß meine gute Schweſter geſtorben iſt, es war, als ob eine alte Saite in mir ſpränge, es ſchwirrte eine ganze Weile. Ach, Sterben iſt keine Kunſt; — nur weil die Leute das nicht wiſſen, erſchrecken ſie ſo unmäßig vor der franzöſiſchen Schreckenszeit. —

Ade — freue Dich, denn dies iſt der Punkt, um den ſich alle Sonnen und Monde drehen — Epikuräer iſt auch der Stoiker, denn was anderes als Freude in ſich will er durch Stoicismus gewinnen? Um zum Vergnügen zu kommen, ſei mäßig, nur nicht in der Liebe zu mir; ich denke Dir mit Wucher zu zahlen.

13.

Hippolyt an Conſtantin.

Lieber Freund, Valerius, der eben zu mir kommt und mir den ähnlichen Brief von Dir mittheilt, iſt mit mir gleicher Meinung: das muß anders mit Dir werden. Beiliegende Summe wirſt Du zu Deiner Acclimatiſirung anwenden, oder es trifft Dich das Anathem der Böotier. Sobald Du Dir einen Frack gekauft, folge jener Einladung; nach Allem was ich gehört, findeſt Du ein reizendes Mädchen.

Jetzt höre zu, ich erzähle weiter. Die Fürſtin bedauerte, daß Goethe nicht auch dergleichen Scenen aus reicheren, vornehmeren Umgebungen geſchrieben, die Weiber ſeien zu ſehr Landſchaft, ich ſolle ihr Elegien ſchreiben, wo die Frauen mitſprächen. Jenes Behagliche, Reiche — entgegnete ich ihr — was ſie vermiſſe, erſetze der Schauplatz Italien, aber es ſei allerdings ärgerlich, daß unſere übrigen Poeten noch immer ſo wenig Courage hätten, dergleichen zu ſchreiben. Einmal, ſagte ich, liegt es an unſerer bürgerlichen Einrichtung, die in ſo vielfache kleine bürgerliche Fächer abgetheilt und durch Mauern und Hecken abgetrennt iſt, die ſo ſehr der Freiheit ermangelt, daß die meiſten Menſchen nach dem Rechenbuche leben müſſen, in die naſſen Felder hinausrennen, um ſich Luft zu machen, da empfängt ſie unſer ſchlechtes Klima und ſie holen ſich den Schnupfen. Zweitens werden den Meiſten jene Fächer ins Herz hinein erzogen, ſie prallen vor jeder papiernen Wand zurück, weil ihnen das leidige Herkommen zum unerſchütterlichen Naturgeſetz geworden iſt. Sie zweifeln eher an der Richtigkeit und Geſundheit ihrer Gefühle, als an der der Verhältniſſe. Der iſt ſchon ein bürgerlicher Held, der als Kanzliſt der Tochter oder Schweſter des Regierungsrathes ſeine Liebe anzubieten wagt. Drittens ſind unſere allgemeinen politiſchen Verhältniſſe noch immer die der Herren und Sclaven und der großen Maſſe von Sclaven fehle es an Muth zu lieben, wenigſtens an Muth, Gegenliebe zu verlangen.

„Das ſind wunderliche Dinge“ — entgegnete die Fürſtin — „ich glaube aber nicht, daß Sie zu den Sclaven gehören.“ — Dabei reichte ſie mir die ſchönſte Hand, welche ich je geſehen, zum Kuſſe. Ich küßte ſie ihr lachend mit warmen Lippen und da ſie mit dem Zurückziehen nicht eilte, ſo eilte ich nicht mit dem Zurücklaſſen. Ich ſprach noch viel mit erhöhter Wärme über Poeſie und Weiber. Meine Dame ward auch bewegter, zog einmal ihre Hand weg, nannte meine Theorien männerfrech, ließ mich ſpäter die Fingerſpitzen wieder ergreifen, ſchwieg lange, ſah mich forſchend, durchdringend an, ſtand dann plötzlich auf, ſtrich mir wie Adelheid in Goethe's Götz dem Franz über das Geſicht und erlaubte mir den andern Tag wieder zu kommen, und ihr Gedichte mitzubringen.

Ich war in einer Art Sinnlichkeitsrauſch. Wenn Du Dich darüber wunderſt, ſo hab' ich Dir nicht genug von der Schönheit des Weibes, nicht genug von dem ſtolz einhergehenden und doch von Bewegung immer in die Knie ſinkenden Trotze ihres Weſens geſagt, das unwiderſtehlich reizte. Eine ſtolze Blume, die ſich des feuchten Thau's nicht erwehren kann, der ihre Blätter, die Augenlider, erweicht und das Haupt beugt. Rechne dazu die reizendſte, reichſte Umgebung, welche der trägſten Phantaſie ſchwellende Polſter unterſchob. Glaube ja nicht, daß die äußeren Umſtände ohne großen Einfluß ſeien. Wer unter den gewöhnlichen engen bürgerlichen Verhältniſſen, wo das Philiſterhafte der Frau Mutter oder Frau Muhme mit beobachtet ſein will, frei, mild, ſtark lieben will, muß einen viel größeren Grad von Freiheit und Stärke entwickeln, als wer eine Fürſtin in goldenen Zimmern findet, wo auch die leiſeſte Störung ſcheu nicht in die Nähe zu treten wagt. Nur die ſentimentale, eine Jugendliebe, die Raſerei der Liebe wächſt unter erſchwerenden Umgebungen — die Romanſchreiber, die den Satz überall gelten laſſen, verſtehen nichts davon. Wie käme jeder arme Novelliſt in ſeiner kleinen Bürgerſtadt mit ſeinen paar Papier-Thalern Honorar in Kreiſe, wo die Spiral-Linien des Wunſches in weiten freien Bogen ſpringen! Daß ſo Wenige von den äußerlich Begünſtigten Romane ſchreiben, daß dieſe freieſte ſchönſte Dichtungs-Art ſo faſt lediglich den armen Teufeln überlaſſen iſt, bringt ſo viel Jämmerlichkeit, zuſammengeſchnürte Herzen in unſere Poeſie. — Es iſt ein ander Ding, daß die Liebe durch Hinderniſſe wachſe — wer möchte das leugnen, aber der Feind muß des Kampfes werth, der Feind muß gewaltig die höheren Thätigkeiten aufregend ſein, — wer und was iſt denn aber der gewöhnliche Feind Eurer Liebſchaften? Ein kleines Kaſtenherz, das die lebendigſten Pulsſchläge als zu kühn und illegitim fürchtet, jämmerliche Furcht vor einigen herkömmlichen Rückſichten, die nicht erlaubt glücklich zu ſein, weil's tauſend andere Haſen nicht geweſen ſind, altes Weibergeſchwätz, der ſogenannte Ruf, d. h. das Klatſch-Thema aller mittelmäßigen Menſchen. Solch ein Feind ſtärkt nicht, aber er lähmt. Man kämpft gegen einen ausgeſtopften Wanſt, in welchem das Schwert ſtecken bleibt, was den Arm ermüdet, das muthige Herz aber mit Ekel erfüllt.

Ich erinnere mich eines Univerſitäts-Bekannten, der den Umgang mit einem liebenswürdigen Mädchen aus lauter bürgerlicher Verzweiflung aufgab; ſo wie er bei ihr ſaß, kam die Frau Muhme und die Frau Baſe und die Frau Nachbarin, und wenn er die losgeworden war, der Herr Gevatter und der Herr Bruder

Handſchuhmacher und der Papa und die ältere unverſorgte Schweſter und ſprachen von den Stunden der Andacht, von den ſchlechten Zeiten, von der Sittenverderbtheit und noch einmal von ſchlechten Zeiten, daß der Menſch immer zum Tode abgemattet von ſeinem Liebchen kam und ein Ende machte, um nicht vor Aerger, Langerweile, unbefriedigtem Sehnen, verplatteter Empfindung aufgerieben zu werden.

Der Gegenſatz von all den Dingen zeitigte allerdings wie klarer Sonnenſchein meine Neigung zur Fürſtin. Ihr ſogenannter Gemal zählte gar nicht; einmal gehorchte er ſeiner Frau unbedingt und war ein kläglicher Pantoffel-Ritter, zweitens war er ein abgeſtumpfter Menſch, der ein ordinär-liederliches Leben geführt hatte; ferner beſchäftigte ihn eine kindiſche Eitelkeit mit ſo viel andern Gegenſtänden, daß er keine Zeit und keinen Zugang für den Gedanken hatte, ſeiner Frau könne ein anderer Mann gefallen, endlich, war er meiſt verreiſt. Während ich bei ſeiner Frau ſaß, ließ er ſein nobles Pharoſpiel bewundern, ſeine ſchönen Pferde preiſen, ſein vielwiſſeriſches fades Geſpräch geiſtreich ſchelten. Der Bruder der Fürſtin war ſein Genoß und ſtörte uns eben ſo wenig. Aber des Fürſten Bruder war ein kräftiger Feind, denn er liebte ſeine Schwägerin mit Leidenſchaft. Doch davon ſpäter. Ich wollte Dir nur darthun, wie das Behagliche aller Umgebungen mich hineinlockte in das Zauberſchloß zur ſchönen Fee, wie ich ſo lange einen Engel gleich Desdemona ihr nachſetzen konnte.

Sie hatte mich das erſte Mal in einem großen Geſellſchaftszimmer empfangen; als ich den andern Tag wiederkam, fand ich ſie in einem kleinen lauſchigen Gemache. Schwere grünſeidene Gardinen mit glänzenden Goldtroddeln verhüllten zwei hohe Fenſter, der Fußboden war ein bunter Blumenteppich, an der einen Wand hingen zwei große Oelgemälde, Joſeph, eh' er zu dem einfältigen Entſchluſſe kommt, ſich der Potiphara zu entreißen, und Leda, als ſie brünſtig ihren Schwan küßt; an der Wand gegenüber ſtand ein rothſeidener Divan, über welchem ein vortrefflicher Kupferſtich hing, Jupiter darſtellend, wie er in goldenen Regenſtrahlen zur Danaë kommt. Das Zimmer war ſonſt faſt leer, ein breiter Spiegel ſtrahlte den Divan zurück und umarmte ſtrahlend den keuſchen Iſraeliten und die begehrliche Leda, ein reicher kleiner Tiſch mit Erfriſchungen bedeckt ſtand neben dem Sopha. Es war die leichte heitere griechiſche Freiheit, die über das ganze Zimmer gegoſſen war; ich haſſe nichts ſo, als die mit Herrlichkeiten überladenen Gemächer, wo man bei jedem Schritt befürchten muß, etwas zu zertreten.

Die Fürſtin ſtand vor dem Spiegel und rollte eine Locke an den Fingern auf. Ich habe nie etwas Schöneres geſehen, als dies Weib in jenem Augenblicke an jenem Abende. Sie trug einen leicht ſeidenen weißen Rock, hoch geſchürzt mit einem Flor-Ueberwurf, nach Art der ſarmatiſchen Ueberkleider geſchnitten. Beide waren natürlich vorn offen und ſchlugen ſich, wenn ſie ging, zurück, ſo daß man das weiße Unterkleid und die ſich rund hervordrängenden Umriſſe des Schenkels und Beines ſah. Schultern, Hals und Arme waren frei, die kurzen herunterhängenden polniſchen Flor-Aermel fielen zurück, wenn ſie den Arm hob. Titian hat nie ein ſchöneres Fleiſch gemalt. Sie war ungeſchnürt und der volle Buſen drängte die ſchwache Seide wie ein volles Herz die kleinen geſellſchaftlichen Rückſichten. Ihr reiches blondes Haar fiel in reichen Locken um das Haupt. Der gewöhnliche ſcharfe Ernſt ihrer Züge war gemildert, und ſie ging anfänglich in launigen Geſprächen wol eine Viertelſtunde lang im Zimmer auf und ab. Es mochte wol Eitelkeit ſein, ihre in Schönheits-Linien ſich ſchaukelnde Figur zu zeigen. Aber ich liebe dieſe Eitelkeit und die ſtets ſitzenden Frauen kommen mir wie fette Türkinnen vor, die mich nie reizen könnten. Das freieſte Wort, die freieſte Sprache des Körpers iſt der Gang. Dieſe vornehme Keckheit, mit der ſie ihre Reize offenen Auges, offener Stirn auftreten läßt, erfreut und ſtärkt meine Sinne. Es iſt eine kühne Geſundheit darin. Jenes verdeckte, verſteckte Coquettiren mit nackten Eckchen und Zipfelchen iſt der baare Gegenſatz davon und mir in der Seele zuwider. Parallel damit geht auch die krankhafte Beſchreibung ſolcher hyſteriſchen Schönheiten, wie ſie in den ſogenannten ſchlüpferigen Romanen zu finden. Beides ſchwächt die Sinne. Die Natur in ihrer ungeſchminkten Schönheit, in ihrer Nacktheit iſt immer edel und ſchön, ihre Verkünſtelung iſt krankhaft. Weil der Novelliſt nicht den Muth hat, die unverhüllte Form zu zeigen, ſo hat er auch nicht den Muth, ſie zu bewundern, und er giebt Decocte für die baare Schönheit. Darin beſteht ja die Fülle von Vollkommenheit in der Poeſie, daß ihr alle Künſte zu Gebote ſtehen, und wer die plaſtiſche verdirbt und einen löcherigen Mantel über die nackte Statue wirft, beſtiehlt den Roman. Was gäbe ich darum, ſchrieben unſere Bildhauer Novellen: das könnte eine ſtärkende Cur werden; was gäbe ich darum, lebten noch zwei Heinſe, die einfachen Homöopathen der Beſchreibung. Das iſt es, worin ich ganz mit Valer übereinſtimme, nur, daß er mit größerer Vorliebe den weichen Formen des Praxiteles nachgeht, ich die dreiſten Linien des Phidias vorziehe. William hat gar kein Verſtändniß dafür und ich fürchte, der kleine Provençale nimmt mehr das Lüſterne heraus, was ich ganz verwerfe, weil es entnervt.

Die Fürſtin ſprach von den Männern; ich mußte ihr von Weibern erzählen. Sie hatte viele von unſeren einbalſamirten Herren kennen gelernt, deren Geſtalt nur hier herumläuft und deren Geiſt in Erziehung, Liederlichkeit oder Furcht verflüchtigt iſt. Wenn das Gegentheilige ihr begegnet war, ſo hatte es aus jener materiellen, rohen, ich möchte ſagen, beſtialiſchen Soldatenkraft beſtanden, die ſchon ſeit vielen Jahrhunderten unſere höher geſtellten Stände für ein Axiom der Bildung anſehen. Es iſt dieſe Barbarei ein Kindlein des Mittelalters und eigentlich ein diplomatiſcher Streich des Adels. Als das Ritterthum verſchwand, pachteten ſie die vornehme Soldaterei und Jagd; ſie ahnten etwas vom Kriegerſtande der Aegyptier und Inder und wollten die herrſchende Partei, welche mit des Schwertes Kraft das Land erobert hat, fortſpielen. Unterdeß iſt die Welt mit ihrer Civiliſation weit über jene behelmten Häupter hinausgewachſen, darum ſehen wir jetzt unter den ſogenannten höheren Ständen eine ſolche Menge barbariſcher Fratzen mit lächerlichen Schnurrbärten von einem Ohr bis zum andern, die noch immer der ernſtlichen Meinung ſind, ſie hätten das Privilegium der Courage. Gemüthern, die alle civiliſirten Anlagen zum Herrſchen beſitzen, alſo ein Wort aus Erfahrung darüber reden können, muß dieſer Vandalismus gräulich ſein. Das klagte die Fürſtin, und es beſchlich ſie, nachdem die Schärfe des Wortes lange genug gemäht hatte, eine leiſe Wehmuth, die ihr ſonſt gar nicht eigen, darum aber doppelt verführeriſch an ihr war. Männerſehnſucht, Männertrauer, Thränen nach Männern ſind die ſchärfſten Waffen eines ſtolzen Weibes. Sie erobert, indem ſie um Gnade bittet. Ich fühlte die reiche Armuth des einſamen, hochgeſtellten Weibes, ich fühlte meine Kraft ſie zu halten und zu beglücken. „Arme reiche Frau“ — ſprach ich, blieb vor ihr ſtehen, faßte ihre beiden Hände, führte ſie an meine Lippen, und ſah ihr drängend tief in die Augen hinein. Sie legte ihre Arme auf meine Schultern und gab mir die Blicke feucht und redlich zurück. Aber es war, als kämen ſie aus einer weiten, fernen Dämmerung, als wären ſie Träume von reizenden Sternbildern; ſie ſchauten wie aus den Wogen tiefer Gedanken, ſie ſahen träumeriſch, aber unendlich glücklich aus, dieſe Blicke. Es war, als bückte ſich die Seele des hohen Weibes tief vor ihnen. Die ſtarren Kräfte des kalten ſchönen Geſichts waren gebrochen, die Züge ſanken in die Knie zu zauberhafter Milde, wehmüthiger Freundlichkeit. Venus ſtieg aus dem Meeresſchaum, und die ſchäumenden Wellen fielen plätſchernd von ihr, und ſie ward ganz das warme Weib. Lange ſahen wir uns ſo in die Augen, näher und näher ſie aneinander drängend. Keines ſprach. Wenn ſich die Seele unter Schmerz und Luſt und Thränen nackt an den Tag drängt, da ſtaucht und hemmt ſie erſt das vorlaute Wort, die dreiſte Kehle, wie man ein Wehr hemmt, wenn man die Tiefe des Waſſers trocken und nackt ſehen will. Endlich liſpelte die Fürſtin leiſe, ſo leiſe, daß es nur mit Mühe mein innerſter Menſch erlauſchte: „Du biſt ein Mann“ und ich fühlte einen brennend heißen Kuß auf meinem Munde. Sie ſchlug die ſchönen Arme um mich, ich hob ſie dicht zu mir und hielt ſie, die halb ſchwebende, die ihre brennende Wange an mein Auge drückte und ſo eine Minute in meiner Umarmung verweilte. Dann hob ſie den Kopf, drückte mein Geſicht in ihre Hände und küßte mich einige Male heftig, machte ſich halb los von mir, warf Haupt und Locken in den Nacken zurück und mich mit halbgeſchloſſenen Augen betrachtend lächelte ſie und nickte leiſe mit dem Kopfe. „Komm, Mann“, ſprach ſie, legte den Arm auf meine Schultern und ging mit mir einige Male im Zimmer auf und ab, hie und da blieben wir ſtehen und küßten uns inbrünſtig, und meine paſſive, mir ſo ungewohnte Rolle von mir werfend, drückte ich die vollen ſtraffen Glieder des ſchönen Weibes an mich, und ſchleuderte die lodernden Funken der Sinnlichkeit verſchwenderiſch um uns herum, umſchlang ſie wie ein Löwe ſein Weib, überließ mich ganz der heiteren Kraft meines Weſens, und küßte ſie bis ſie weich und erſchöpft in meinen Armen zuſammenbrach, da hob ich ſie, einen Arm um ihren Leib ſchlagend, die Hand an ihren Buſen drängend, an meine Seite und ging, ſie halb tragend, mit ihr durchs Zimmer. Vor dem Spiegel blieb ich ſtehen und zeigte ihr unſer Bild. Sie wollte den Stolz ihres Weſens aufrichten, aber es gelang ihr nicht, ſie ließ das Haupt nach vornhin gebeugt ſinken und ſah mit einem lächelnd naiven Ausdrucke, deſſen ich ſie gar nicht fähig gehalten hätte, auf unſere Gruppe im Spiegel. — —

Die Stunden waren geflogen, wir ſaßen auf dem Divan und ich mußte ihr Liebesgeſchichten erzählen. Sie meinte, eiferſüchtig ſei ſie nicht auf die Vergangenheit. Dennoch konnte ich keine Geſchichte zu Ende bringen, ohne daß ſie mich da, wo ſie anfing intereſſant zu werden, auf den Mund ſchlug, ſtillſchweigen hieß, aufſtand, einen Gang durchs Zimmer machte, dann vor mir ſtehen blieb, zauſend in meine Haare griff und halb zornig, halb lachend ſagte: Du hätteſt wol auf mich warten können mit Deinem Lieben, dreiſter Menſch. Ich lachte und zog ſie an meine Bruſt, und drückte die Hand in ihren Buſen, um den Pulsſchlag ihres

Herzens zu fühlen, und als ich ihr ſagte, ſie hätte ja kein Herz, da ſchlug ſie mich ins Geſicht und ging hinweg. Ich ſprang ihr nach — „ſtill“, ſagte ſie — „Du mußt jetzt fort, es wird zu ſpät, meine Dienerſchaft kümmert mich zwar nicht; aber es reizt mich, nichts vor dem beſorgten Bürgerweibe voraus zu haben — man ſoll Dich fortgehen ſehen. Dieſer Schlüſſel — ſie nahm ihn von jenem kleinen Tiſche am Divan — ſchließt die weſtliche Gartenpforte, ich habe ihn ſelbſt heut' Mittag für Dich abgezogen, Du Schuft; in einer Stunde kannſt Du zurückkehren. Schwing' Dich auf den niedrigen Balcon an der Oſtſeite des Hauſes, die mittlere Flügelthüre findeſt Du offen, geh' dann durch die nächſten drei Gemächer bis in das Bibliothek-Zimmer, dort erwarte mich. Adieu, Mann meiner Liebe! — — —

Das Palais liegt, wie Du weißt, halb im Freien; ich wollte in friſcher Luft und Nacht die Stunde verbringen und ſchlenderte auf die Promenade und auf die Wege, die zu den umliegenden Gärten führen. Aus einem etwas ſeitab liegenden Gartenhauſe hör' ich Muſik, eine Singſtimme zum Clavier und zwar Juliens Arie aus der Veſtalin, die ich liebe. Ich gehe hinan und aus einem hohen Parterre-Zimmer klingt die ſchöne volle Frauenſtimme. Ein Gartenſchemel, der in der Nähe ſteht, ſoll mir die Ausſicht ins Zimmer gewähren, er wird unters Fenſter getragen, ich ſteige hinauf und ſehe eine Dame im ſchwarzſeidenen Ueberrocke, mir den Rücken zukehrend, am Clavier ſitzen. Die Arie iſt zu Ende, ſie läßt die Hände in den Schooß, den Kopf nach vorn niederſinken. Ich rege mich nicht. Sie hebt eine Hand und fährt leiſe mit ihr auf den Taſten herum. Dabei bewegt ſie den Kopf ein wenig nach der Seite, ich ſehe das Profil, es iſt — Desdemona. „Guten Abend, Desdemona!“ — Sie fährt auf, ſieht, erkennt mich, ſpringt ans Fenſter, greift nach meiner Hand, bedeckt ſie mit Küſſen und ſpricht: „Mein liebſter Hippolyt“. Sie fragt nach nichts, ſie ſchilt nicht, ſie gießt nur ihre Seele aus dem Auge in das meine; wir ſchwatzen koſend wie zwei Vögel, die auf zwei Aeſten ſitzen, da ſchlägt es elf. „Einen Kuß, Desdemona, ich gehe“. Und das liebe Weib biegt ſich weit heraus und bietet mir ihr Auge hin. „Gut' Nacht, Hippolyt“, ſagt ſie — Gut' Nacht, Desdemona, und die Vöglein flattern von einander.

In wenig Minuten war ich an der Gartenthür, auf dem Balcon, im Bibliothek-Zimmer, ich ſuchte mir Heinſe's Ardinghello, ſtreckte mich aufs Sopha, und las beim Schein der Aſtrallampen, die den weiten Raum erhellten.

Wie amuſiren mich Eure langen Geſichter, wenn Ihr von dieſer Impietät hört, wie man in voller Glut von einem Weibe zum andern laufen, jetzt dieſe, eine Viertelſtunde ſpäter jene umarmen könne. O Ihr armen Leute! Wie können die Bettler den reichen Mann begreifen, der links und rechts ohne Noth Gold ſpendet? Ich habe Leben für eine Million, komme Million und liebe mich! Wie ſollt' ich geizen? Euer gewöhnlicher Don Juan iſt ein liederlicher ſinnlicher Wicht. Aber weil Ihr einmal wißt, daß den der Teufel holt, ſo haltet Ihr Jeden für des Teufels Beute, der nur zufällig ein ähnliches Wamms trägt wie Euer Opernheld getragen. Ich wollt' es dem armen Teufel nicht rathen, ſich an mich zu wagen; der Teufel iſt der Tod, ich erdrücke ihn in der Fülle meiner Lebenskraft. — Genug, ich will zu Ende.

Die ſchöne Fürſtin war ſo leiſe eingetreten, daß ich ſie nicht bemerkt hatte, ich phantaſirte über die Formenſchönheit mit Ardinghello — wie eine heiße Sonne trat ſie plötzlich vor mein Lampenlicht. Eine Million lebte eben in mir, ich riß ſie in ihrem weichen Nachtkleide zu mir nieder, ich erwürgte ſie faſt. „Laß mich einen Augenblick los“ — flehte ſie. Als ſie frei war, ſprang ſie durch die Thür, ich ihr nach. Sie war verſchwunden. Mitten im nächſten Zimmer ſah ich mich um, ſie ſchloß eben ſorglich die Thür, hinter deren Flügel ſie ſich einen Augenblick verſteckt hatte. „Der Fürſt könnte zurückkehren“, — ſagte ſie — „und es fällt ihm zuweilen, meinem Schwager aber oft ein, ſich ſelbſt ein Buch ſuchen zu wollen.“ Wir gingen in ihr Schlafzimmer, es iſt verführeriſch wie ein anakreontiſches Gedicht. Eine nur angelehnte

Thür führte zu einem Badezimmer; ich küßte einen Augenblick Abſchied auf Mund und Buſen meiner Conſtantie, warf die leichten Kleider von mir und tränkte meine durſtigen Glieder mit der weichen Welle. Es iſt dies etwas, was ihr Deutſchen durchaus nicht lernen wollt, daß das viele Baden etwas Reizendes ſei. Ihr rauhen Bären Germaniens, die Ihr vom Urzuſtande doch übrigens nichts als das rauhe Fell behalten habt, wo drei Schläge auf einen Fleck fallen müſſen, ehe Ihr einen fühlt, begreift's nicht. Das deutſche Weib, ja ſelbſt der deutſche Jüngling weint ſich windelweich, weint ſich aus, wenn er einen neuen Menſchen anziehen will, der ſüdliche badet, und erfriſcht, geſchmeidig, geläutert tritt er an die Luft, für deren Balſam er tauſend neue Organe geöffnet hat. Das Bad iſt ein Haupt-Act der körperlichen Civiliſation; ſchon in Frankreich findeſt Du in jedem einfach eingerichteten Hausweſen ein Badezimmer, in Deutſchland keines in dem beſteingerichteten. Ich verlange nicht den Reichthum des Südens darin, denn natürlich drängt dort das Klima mehr dazu; ich verlange nur das Aneignen des reinigenden Elements. Die üppigen Thermen der Griechen und Römer bekunden heut' noch in ihren Trümmern, welchen Werth man auf dieſe Sitte gelegt. Geiſt und Gemüth entfalten ſich behaglicher in einem Leibe, der aus dem Bade ſteigt, eine reinere friſchere Sinnlichkeit hüpft durch die erregten Adern — aus dem Meere hoben die Griechen ihre Liebesgöttin, die ſtrahlende Aphrodite. Das Waſſer iſt ein geiſtigeres Element als die Erde, man fühlt ſich höher, edler, wenn man die Glieder aus den Fluthen hebt. Darum lob' ich die mehr und mehr überhandnehmenden Schwimm-Anſtalten in Deutſchland. Die Polizei ſollte an den Thoren darauf ſehen, daß die Einpaſſirenden erſt in den Fluß gingen, ehe ſie in die Stadt kämen; ſtatt die im Zimmer verkümmernden deutſchen Bürger allſonntäglich wie die Heerde zum nutzloſen Geſchwätz eines Pfaffen zu ſchicken, würd' ich ſie ins Waſſer jagen, damit ſie die trägen Flügel ſchütteln lernten wie die Vögel, die ſich auch baden, obwol ſie in reinerem Elemente verkehren als wir. Deutſchland hat die gründlichſte

Aeſthetik edirt und die Aeſthetiker holen die Regeln aus dem Bücherſtaube und ſchreiben ungewaſchen über Schönheit. Es hat mir den Anblick manches zärtlichen Liebespaares verleidet, wenn ich daran dachte, daß Beide vom Baden nichts wüßten. Man ſoll den Körper pflegen wie die Frucht, deren Saft unſere phyſiſchen und geiſtigen Theile ſtärkt und nährt. Deutſchland geh' ins Bad.

In der Mitte des Juli.

Das Papier iſt gelb geworden; ich habe das Schreiben lang liegen laſſen. Du weißt, daß ich immer das künſtliche Leben dem natürlichen nachſetze. Es giebt aber hier viel zu leben. Davon will ich Dir ſpäter erzählen; erſt raſch meine Geſchichte bis zur Ankunft auf Grünſchloß beendigen. Wenn ich auch an den Bildern mehrerer Jahre vorübergehe, Conſtantie bleibt das ſchönſte Weib, das ich geſehen. Linie, Muskel, Form, Auge, Wort, Geiſt, Gefühl — Alles iſt ſtraff an ihr; ſie iſt der Gedanke eines Mannes, der weibliche Form gefunden. Es hat mich nie ein Weib mit ſolcher Energie umarmt und geliebt als Conſtantie in jener Nacht. Ich liebe dieſe Kraft am Weibe über Alles; das Weiche, Vergehende, Ergebene gewährt mir zu wenig Widerſtand. Ich gehe noch einen Schritt weiter als Valerius, der ebenfalls Kraft und Stärke des Weibes bevorzugt, ich liebe ſogar die Strenge der Form, des Geiſtes und des Gemüths. Vielleicht ſind ſolche Weiber der Uebergang zur griechiſchen Knabenliebe. Als Conſtantie des Morgens erwachte, war nichts von jener Scham, welche der Tag ſo oft über die Freuden ſolcher Nächte gießt, an ihr zu entdecken; ſie umarmte mich beim Tageslichte ſo glühend wie ſie beim Lampenſchein gethan. Ich mußte den Tag über in jenen Gemächern bis zum Balcon bleiben, weil ich nicht leicht unbemerkt fortkommen konnte. Conſtantie war für die Welt krank und ſpeiſte auf ihrem Zimmer. Wir lebten wie goldene Vöglein im Käfig. Als die zweite Nacht zu ſchwinden begann, verließ ich ſie erſt — ein großer Thränentropfen der Wolluſt und des Schmerzes, der einzige, den ich je in den ſtolzen ſüdlichen Augen geſehen, erweichte ihren Blick, als ſie an der letzten Thür von mir ſchied. Wir hatten verabredet, daß ich ihre Salons fleißig beſuchen ſollte. Wenn ſie mich italieniſch fragte, „wie leben die Poeten?“ ſo war dies ein Zeichen, daß mein Schlüſſel gefahrlos zu ihr führte.

Daheim fand ich einen Brief Desdemona's, ein duftender Zweig aus einem indiſchen Walde. Ich ſchrieb ihr innig zurück und ritt dann in das duftende Land hinaus. Es hüpfte ein karger Frühling über die deutſchen Felder, aber es war doch ein grüner Junge mit friſchem Athem; ich vergaß die ſpringende Jugend Spaniens und ritt immer weiter und weiter. Erſt nach mehreren Tagen kam ich zurück. Wieder lag ein Stück Himmel Desdemona's auf meinem Tiſche, daneben eine trockene Einladung zur Soirée beim Fürſten. Ich ging hin, aller ſogenannte Adel der Stadt und Umgegend hatte ſich geputzt eingefunden, ſie machten Alle ernſthaft ihre Capriolen und ſpielten ihre Puppen-Komödie aufs Beſte, d. h. ohne allen Geiſt. Wie ſie ſich gefreut haben mögen, als ſie nach Haus gekommen ſind, jeder auf ſeine Weiſe, der Eine, daß er ſich keines Schnitzers im Franzöſiſch-Plappern erinnerte, der Andere, daß der Fürſt ihn auf die Schulter geklopft und verſichert habe, er ſei noch ganz derſelbe wie 1806, der Dritte, daß er Niemand auf die Füße getreten, auch nicht gefallen ſei, die Erſte, daß ſie das zweite Paar im Cotillon und was dies Geſchmeiß der Civiliſation dergleichen ſchwatzt. Der Adel als Begriff und Maſſe iſt wirklich in heutiger Zeit, wie Valerius ſagt, ein Indianerſtamm, deſſen Farbe europäiſch geworden, deſſen Charakter aber wild geblieben iſt. Die ſpäteren Hiſtoriker werden unſeren Adel als naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit aufführen.

Die Fürſtin war ſo umlagert, daß ich nicht zu ihr konnte. Aber wo wäre ein Mann ſo klug wie ein Weib. Beim Contre-Tanz ſtand ſie plötzlich mit ihrem Tänzer neben mir und ich hatte es kaum geſehen, als ich auch ſchon die Frage nach dem Poeten beantworten mußte. Sie tanzte mit ihrem Schwager. Er ſah ſehr ernſthaft aus und maß mich mit ſtolzen Blicken. Meine lange Geſtalt machte ihm viel zu ſchaffen, er ſchien nicht einig zu werden über das Maß und fing immer wieder von Neuem an. Da ich dort nichts übelnehmen konnte, ſo lachte ich, das machte ihn noch ernſthafter. Conſtantie ignorirte mich — Alles flüſterte, ſie ſei nie ſo ſchön geweſen. Ein Weib kann noch ſo ſchön ſein, die Liebe macht ſie doch erſt reizend.

Die Nacht kam und ging, ich mit ihr. Dieſelben Scenen wiederholten ſich; Conſtantie, die früher nur auflodernd heiß gegen mich war, wurde von Tag zu Tage wärmer, der männliche Thau ſchien mehr und mehr von ihr abgeſtreift zu ſein, das Weib war durch und durch erweicht, ſie ward mit Blicken und ſanften, lind ſchmeichelnden Worten freigebiger und unvorſichtiger gegen mich. Die Eiferſucht aber iſt das Bild des alten Argus, ſie ſieht das Meiſte. Ihr Schwager ging wie ein Tiger umher; das hätte dem hypochondriſchen deutſchen Jünglinge die Freude verdorben, die meine erhöhte es. Die Poeten waren des Abends daran geweſen, ich ſtand gegen Mitternacht auf dem Balcon. Als ich eintrat, fand ich Conſtantien nachdenklich, den Kopf auf den weißen Arm geſtützt im Lehnſtuhl ſitzend. Sie trug noch das himmelblaue Sammetkleid, womit ſie im Salon geweſen, hatte nur allen andern Kranz von ſich geworfen und die Feſſeln des Kleides gelöſt. Ich blieb in einiger Entfernung von ihr ſtehen und betrachtete im Spiegel unſer eingerahmtes Bild, Du weißt, wie ich das Schaffen von Bildern liebe. Wir ſchwiegen Beide. Endlich hub ſie an: — „Haſt Du wohl verſchloſſen, Hippolyt?“ ‚Ich habe‘ — „Mein Schwager ſinnt ohne Zweifel Arges und ich will lieber ſterben als dem Menſchen die kleinſte Rache gegen mich gelingen laſſen.“ Dabei ſtand ſie auf, kam zu mir, legte die Arme und das Haupt an meine Bruſt und ſprach nichts mehr. Plötzlich ging ſie und ſchloß auch die Thür ihres Schlafgemachs, was ſonſt nicht geſchah, da die Bibliothek von uns aus verſchloſſen war, und von dieſer Seite keine andere Thür zu uns führte. Ich lachte und küßte ſie. Nach Verlauf einer halben Stunde ſchrak ſie in meinem Arm auf, hielt mir den Mund zu und lauſchte. „Es iſt Geräuſch in der Bibliothek — man ſchlägt drüben an die Thür." — Wir horchten Beide — es war ſo. „Auf, Hippolyt!" Ich ſchickte mich eiligſt zur Abreiſe an und fragte lachend: „Wo hinaus?" Sie führte mich haſtig ins Badezimmer und deutete auf ein an der oberen Wand in tiefer Niſche angebrachtes rundes Fenſter mit bunten Gläſern. „Kannſt Du?" — fragte ſie. ‚Ich muß'. — Ein Stuhl ward herbei gebracht, ich ſprang an ihm in die Höhe und klammerte mich in der Niſche feſt, wo ich zuſammengekrümmt mit entſetzlicher Mühe das Fenſter aus ſeinen Angeln brach, denn es war nicht zum Oeffnen eingerichtet. Ich reichte es Conſtantien hinunter, ſonſt hätte ich's beim Hinunterſpringen in den Hof mit hinabgeriſſen, da der Raum zu eng war. Was ſie damit gemacht hat, weiß ich nicht, ſie wollte nur mich entfernt haben, alles Uebrige aber ohne Mühe dann vertreten. „Es ſtürmt heftig", gab ich ihr noch als Notiz in die Hand, ſie warf mir den letzten Kuß zu, ich ſprang hinunter. Der Sprung war ein mäßiges Stockwerk hoch und führte in einen Seitenhof, wo glücklicherweiſe ſtatt der Steinplatten Raſen war. Es krachten alle Knochen in den Gelenken, jedoch die Elaſticität meiner geſunden Glieder ſpottete der Erſchütterung. Das Geräuſch hatte aber den großen Hund des Palaſtwächters herbeigelockt, ich ſtand kaum auf den Beinen, ſo kam er brüllend auf mich eingeſprungen, ſetzte an mir in die Höhe und ſchlug Schnauze und Rachen an meine Bruſt. Ich hatte Eile, ſpannte all' meine Muskeln, würgte ihm den Hals zuſammen, daß ihm der Athem benommen ward und ſtieß ſeine Schnauze ſo heftig als ich konnte, an die Mauer. Das Ringen ſeiner Glieder hörte auf, ſchlaff ſtreckten ſich die Pfoten, er war halb erdroſſelt, das Blut ſchoß aus dem Rachen. Da hört' ich das kommende Nahen des Wächters — ich mußte fort, den Hund drückte ich auf die Erde, ließ ihn einen Augenblick los und trat ihn, der faſt regungslos war, den Fuß mit dem ganzen Gewicht des Körpers auf den Kopf. Das Terrain kannte ich, über eine kleine Mauer ſpringend, gelangte ich in den Garten, und jagte unter den Bäumen hin nach meinem Pförtchen. Doch konnte ich meine Neugier nicht bezwingen: ich mußte mich nach dem Balcon und dem Eingange, der zur Bibliothek führte, umſehen. Die Thür war offen, man irrte mit Lichtern in den Zimmern umher — es hatte das Anſehen, als ſuche man einen Spitzbuben So war ich, mit dem Geſicht nach dem Palais zu gekehrt, in die Nähe des Pförtchens gekommen, jetzt kehrte ich mich nach dieſem um und ward nicht wenig überraſcht als ich eine Geſtalt vor der Thür auf- und abgehen ſah und hörte. Es war ſehr dunkel, man konnte nichts genau erkennen — „Wer da?“ rief's — ich meinte Livrée-Streifen am Kragen des Wächters zu ſehen und wagte es auf gut Glück, die Stimme des Schwagers vom Fürſten, rauhe tiefe Baßtöne, nachzuahmen, dem wachſtehenden Manne zuzurufen: „Du kannſt gehen — es iſt vorbei“, und mich wieder einige Schritte nach rückwärts zu wenden, als kehrt' ich zum Palais zurück. Es glückte wirklich, der Menſch murmelte etwas Unterwürfiges in den Bart, und fragte, ob er das Pförtchen ſchließen ſolle. In dieſem Augenblicke kamen Menſchen vom Balcon her. — „Nein“, herrſchte ich ihm zu. Der Narr zögerte noch immer, ich mußte fort und konnte nicht an ihm vorüber ohne erkannt zu werden, die Leute kamen direct auf uns zu. „Pack Dich“, gurgelte ich endlich nach dem Läſtigen hin; er ging, ich kam hinaus. Kaum drei Schritte entfernt, hörte ich den Ruf der richtigen Baßſtimme: „Andreas“ — aus der Ferne giebt der Diener Antwort und kommt zurückgeeilt. Ich aber ſpringe nun auf den Zehen eiligſt von dannen, bis ich die Promenade erreiche. Da ſchüttle ich die Ereigniſſe von mir und ſchlendre auf einem weiten Umwege nach meiner Wohnung. Es ſchlug Eins. Eben wollte ich aus der Vorſtadt in die Hauptſtraße, wo ich wohnte, einbiegen, als ein Mann aus dem Schatten einer Hausthür vorſpringend mit blankem Degen mich anfällt. Ich ſpringe raſch auf die Seite, der mit aller Wucht des Körpers geführte Stoß fährt vorbei, und eh' der Bewaffnete Zeit gewinnt, von Neuem auszufallen, bin ich ihm am Leibe und dränge meinen Arm in die neu ausgeholte Degenbewegung. Der Degen ſchneidet zwar in meinen Arm, aber die Waffe iſt doch zur Hälfte gelähmt, und mit aller Kraft ſeinen Arm in die Höhe drängend gelingt es mir, ihm den Degen durch einen heftigen Stoß bis ins eigene Geſicht zurückzuſchlagen, und da er mit dem Kopfe zurückfährt, ihm ſelbigen in dieſem Augenblicke ſeiner Beſtürzung und rückwärts gebeugten Haltung zu entringen. Bei dieſem Ringen entfällt ihm der Mantel, ich erkenne Conſtantiens Schwager. Eine Berſerkerwuth kam über mich, einen Augenblick wollte ich ihm mit der eigenen Klinge den Wanſt durchrennen. Er drängte ſich aber ſchnell genug an mich, als ob er ſich ſolch eines Actes verſehe, und verhinderte mich dadurch. Ich ſprang einen Schritt zurück und hieb ihm die ſchmale Klinge durchs Geſicht. Vielleicht war der Hieb über ein Auge gegangen: er taumelte rückwärts. Ich ſtieß ihn mit der Fauſt vor die Bruſt, daß er klirrend und dröhnend rücklings auf das Pflaſter ſchlug. Den Degen bog ich heftig gegen die Steine, daß die Klinge ſprang, das Gefäß mit dem Stumpf warf ich weit in die Straße, und ging zurück hinaus in die Vorſtadt, da ich die Nachtwächter kommen hörte. Es war kein Wort geſprochen worden, im Dunkeln, lautlos vergoſſen wir unſer Blut. Ich war wieder jenſeits der Promenade in die Garten-Straßen gerathen, mein Arm erſtarrte und ſchmerzte, ich hatte mir auswendig über den durchſchnittenen Aermel das Taſchentuch feſtgebunden, um das Blut zu hemmen. Desdemona's Haus war in der Nähe; ich ſprang über den niedrigen Gartenzaun und klopfte an das Fenſter ihres Schlafzimmers. Ich hatte damals durch die offene Thür geſehen, daß ſie neben jenem Zimmer ſchlief, wo ſie Clavier ſpielte. Durch den Fenſterladen hörte ich Geräuſch. Um ihre Angſt vor Dieben und dergleichen zu verſcheuchen, ſprach ich meinen Namen durch die Ritzen hinein. Ein leiſer Schrei und es ward geöffnet. Desdemona war im bunten türkiſchen Schlafrocke mit aufgelöſtem Haar. Sie hatte dieſen Abend die Lady Macbeth geſpielt, noch erhitzt davon hatte ſie keinen Schlaf gefunden, und im Shakespeare und meinen Briefen geleſen. Sie legte ihre Hände auf meine Arme und fragte mild: „Willſt Du herein?" Entſetzt fuhr ſie zurück, ſie hatte in das kalte Blut gegriffen, das auf meinem Aermel lag, und ich parodirte pathetiſch die Lady: „All the parfums of Arabia shall not sweeten this little hand". — Desdemona verging faſt vor Schmerz über mein Blut; ich mußte eilen hineinzuſteigen, um ſie zu beruhigen. Sie war aufgelöſt und weinte unaufhörlich. Es war, als ob ein nächtlicher Sommerhimmel warm regne. „Unglücklicher, was iſt Dir geſchehen?" Mein Lachen tröſtete ſie noch immer nicht. Ich riß mit einigem Schmerz den Rock herunter, wir wuſchen das Blut ab und es zeigte ſich zu meiner Freude und ihrem Entſetzen eine tiefe lange Fleiſchwunde. Ich beruhigte ſie mit Mühe, daß das gar nichts zu ſagen habe und nichts als eine kleine Narbe bringe. Ihre Thränen fielen heiß darauf und kaum hielt ich ſie vom fortwährenden Küſſen der Wunde ab. Sie riß alle Schübe auf, und brachte Linnen und allerlei Verbandzeug. Unter immerwährenden Fragen, „ach, es ſchmerzt Dich wohl ſehr?" „Ach, mein armer Hippolyt!" verband ſie den Arm, und wollte gar nicht daran glauben, daß ich wohl und munter ſei. Ein wenig erſchöpft war ich doch und ſtreckte mich aufs Sopha, Desdemona kniete vor mir, und ſtrich mir die verwirrten Locken von der Stirn und den wirren Bart vom Munde, und küßte mich ſanft wie ein warmer ſchmeichelnder Luftzug. Sie ſah rührend aus. Der bunte Rock ſtach ſo wunderlich ab von der ſtillen Trauer, die über ihr ganzes Weſen gegoſſen war, von dem ſchneeweißen Halſe und der Bruſt, die wie ſtets gleichmäßige Ruhe unter den Freuden der bunten Blumen des Rockes lag. Das glänzend ſchwarze, geringelte Haar ſchaukelte ſich wie eine Nacht der Poeſie auf den ſchimmernden Bäumen des Südens. Das blaſſe Geſicht mit den weichen Zügen, die ſchmerzlichſte, rührendſte, tragiſche Maske, die je ein Maler gebildet, worauf die bezauberndſte Trauer ruhte, ſah ſo durchweichend, theilgebend in mein Antlitz, daß alles ſinnliche Leben zum erſten Male dieſem Weibe gegenüber aus meinen Adern wich. Die kleine weiße Hand tändelte wie arabiſcher Wohlgeruch auf meinen Zügen herum. Desdemona war das Weib des reizendſten Sterbens, und da ich ein Mann des Lebens bin, ſo ward unſere Vereinigung darum vielleicht ſo wunderlich, ſo tödtlich — ich weiß es, Desdemona wird nie einen Mann nach mir lieben. Sie legte ſich wie ein ſüß ſchmerzlicher Traum in meine Arme, der flehend bat, ihn nicht zu verſcheuchen. Ich ſollte ihr erzählen, was mir begegnet ſei. Die kleinlichen Winkelzüge der platten Glücksritter haſſe ich; dieſer Seele gegenüber, die mit offenem blutenden Herzen immer wahr vor mir lag, hätte ich das Schrecklichſte nicht verſchwiegen: ich erzählte ihr lächelnd mit Weglaſſung der Namen — Alles. Das Zuhören dieſes Weibes bekundete eine Liebe, wie ich ſie auf dieſer Welt noch nicht geſehen. Nicht die flüchtigſte Entrüſtung flog über das ſchöne Geſicht, ja ſie lächelte mit, wenn ich in meiner Erzählung mich freute, und als ich zu End' war, hielt ſie mir die Augen zu und ſagte: „Es kann mir doch Niemand wehren Dich zu lieben“. — Das überwältigte meinen harten Menſchen. Das Waſſer trat mir in die Augen, zum erſten Male, ſeit ich vor zehn Jahren in Valencia von meiner Mutter ſchied; ich ſchlug meinen geſunden Arm in ihr offenes Kleid und preßte ihre Schulter zu mir und hob mit dem andern Arme ihr Geſicht an das meine, und küßte ſie, daß wir Beide zitterten. „Hippolyt“ — ſtöhnte ſie — „mein Engel, Dein Arm, Dein Arm!“ Und als ich ihre Schulter leiſer faßte, da ſank ſie mit dem Haupt an meine Bruſt und ſah zu mir auf und lächelte wie ein ſterbender Engel und ſagte: „Das iſt der Himmel, Du meine Seele“. — —

Laß mich aufhören, Freund, dies iſt die einzige Liebesgeſchichte, die ich mit Schmerz, wenn auch mit ſüßem Schmerz, erzähle. Sie hat mein innerſtes Herz erweicht.

Viele Tage und Nächte gingen vorüber, ich war auf jenem Gartenhauſe und ſaß vor ihr am Boden, und legte das Haupt in ihren Schooß, und ſah in den herabſchauenden Himmel ihrer Augen. Was der Coquetterie, der Kraft, Größe, Schönheit nie gelungen war, das gelang der Seele dieſes Weibes: ich liebte wie ein Knabe, wie ein hüpfender Jüngling. Erſt eines Abends, wo ſie ſpielen mußte, und einen Act lang nichts zu thun hatte, kam ich in meine Behauſung. Mehrere Einladungen zum Fürſten lagen da. Ich ging zurück ins Theater, ich ſah nichts als jenes ſchwarzblaue Auge, von ſchweren Wimpern beſchattet, das ſeine Millionen von den Brettern her auf meinen Mund, in meine Arme legte. Und wenn ich ſie heimbrachte nach der Vorſtellung, und jede Fiber an ihr doppelt lebte und ich heut' für den und morgen für den geliebten Helden ihre verſchwenderiſche Liebe erhielt, o Freund, da war ich glücklicher denn König René: mein Idyll kam mir vom Himmel, ich durfte mir nicht erſt bunte Kleider dazu anziehen.

Eines Tages — in unſerem Bürgerleben war es Mittag und unſere kleine Mahlzeit wurde ſchon aufgetragen — ſtand ich mit Deſdemona am offenen Fenſter, das auf die Straße ſah, nur wenige Weinranken verhinderten von außen das Hereinſehen. Ich hatte meinen Arm um ihren Nacken geſchlungen und meine Hand ruhte auf ihren Schultern — wir ſahen hinaus in die grünen Gärten. Da nahten ſich Reiter, eine Dame zu Pferd ſah nach uns herüber — es war die Fürſtin. Sie ſchien ihren Augen nicht zu trauen und hielt einen Augenblick ihr Pferd an. Nur einen Augenblick, dann hieb ſie's mit der Gerte über den Kopf, daß es wild davon brauſte. — Um dieſe Zeit traf mich die Einladung hierher nach Grünſchloß; Du kannſt denken, daß ich wenig Luſt dazu hatte. Ich ging noch einmal in die Geſellſchaft zum Fürſten; durch unbefangenes Fragen bracht' ich heraus, daß der Schwager des Fürſten mit dem Pferde geſtürzt ſei, und krank darniederliege, daß in einer ſtürmiſchen Nacht Diebe verſucht hätten in den Palaſt einzudringen ꝛc. — Die Fürſtin war nicht da, man meinte, ſie ſei ſchon ſeit einigen Tagen unwohl und werde wol ſchwerlich in der Geſellſchaft erſcheinen. Doch kam ſie noch ſpäter. Sie ſah wirklich krank und angegriffen aus. Mich behandelte ſie natürlich ſehr vornehm, doch entging es mir nicht, daß ihr Auge oft ſchwermüthig auf mir ruhte, oft haſtig blitzend mich ſuchte. Ich trat in ihre Nähe, ſie war ſehr zerſtreut. Ich war ſehr munter und aufgeräumt, und tändelte mit einem kleinen flinken Dämchen, das ſich gar nicht zu gut geben konnte über das prätentiöſe Weſen unſerer jungen Gelehrten und Schriftſteller, die in die Geſellſchaften kämen um auszuruhen, nicht um die Damen zu unterhalten. Als ich ſie fragte, womit ſie ſich den Tag über beſchäftigt habe, ſah ſie mich fragend an, wo ich hinaus wollte und erwiderte naiv: mit Vielerlei, früh bin ich ſpazieren gegangen, Nachmittags gefahren, und eh' ich hierher kam, hab' ich einen Act in der Oper geſehen. — „Nun bedenken Sie, mein Fräulein, ob der Mann dort im Winkel mit dem jungen leidenden Geſicht Recht hat: ich habe eben mit ihm geſprochen und weiß, daß er heute den ganzen Tag alle alten Rechtsgelehrten in allen Sprachen ſtudirt hat, wie und unter welchen Verhältniſſen Revolutionen erlaubt ſeien — daß er einen Artikel über Abſchaffung der Todesſtrafe geſchrieben hat, aber freilich nicht ſpazieren gefahren und nicht in der Oper geweſen iſt. Wollen Sie ihm nun nicht erlauben“ — —

Sie meinte, er hätte was Beſſeres thun können, und — ward von der Fürſtin abgerufen, und mit einem Geſchäft entfernt. So ging mir's mit einer zweiten, einer dritten, bis ich mich ſelbſt entfernte. —

Desdemona, deren tiefes Spiel, deren blutende Seele nur von den beſſeren Zuſchauern im Theater erkannt wurde, und deren giebt's in den deutſchen Theatern ſehr wenige, ward meiſthin wenig applaudirt, das hohle dreſchende Volk neben ihr mit dem beſtialiſchen Spectakel galt immer mehr: — das war ſie gewohnt und es kümmerte ſie nicht. Plötzlich zeigte ſich eine heftige Oppoſition gegen ihre Verehrer, man ziſchte und lärmte, wenn ſie applaudirt wurde. Die Anzettelung war nicht zu verkennen, aber Desdemona litt unſäglich dabei: endlich erklärte ſie, es ſei ihr unmöglich vor einem Publicum zu ſpielen, das ſie nicht wolle, ihr Gefühl erſtarre zu Eis, ſie ſterbe darüber. Der Director des Theaters, ein Einfaltspinſel, der ſeine Caſſe gefährdet glaubte, willigte in ihre Kündigung. Desdemona ward frei; aber mit Entſetzen ſah ich, wie ſie verging in der neuen Unthätigkeit — ſie geſtand mir weinend, daß ſie ſtürbe, wenn ſie nicht ſpielen könne. Aber ſie könne nicht von mir gehen, um ein anderes Engagement, das man ihr geboten, anzunehmen. Was blieb mir übrig? Sollt' ich das ſchöne innige Weib ſich verzehren ſehen, deſſen Lebensodem die Kunſt war? Ich küßte eines Abends den Abſchied auf ihr weiches Antlitz, der Mond ſchien zitternd durch die Blätter der Bäume, unter denen wir ſtanden, ihr Kopf lag wie ein verbleichender Stern an meiner Bruſt, ſie ſchluchzte leiſe, obwol ich ihr nichts geſagt, daß es ein langer Abſchied ſei. Ihre zartgeſponnene Seele fühlte fein wie die Mimoſa, ſie ging mit mir bis an die Gartenthür, ihr ganzer Körper ſchauerte, ſie war heiß wie eine Fieberkranke. Ich wollte gehen und war ſchon einen Schritt fort, ihre kleinen Hände hielten mich noch, ſie preßte ſie krampfhaft in die meine und flehte innig — „Noch einmal, Hippolyt, noch einmal küſſe mich!“ Ich umſchlang das liebe Weſen, ſie brach in die Knie zuſammen wie eine gebrochene Blume. Ich mußte ſie ins Haus tragen und aufs Sopha legen. Dort lächelte ſie ſanft und winkte mir mit der Hand zum Gehen.

Am andern Morgen ritt ich hieher nach Grünſchloß — erlaſſ' mir heute das Weitere. Ich bin nicht der Mann der Sentimentalität, aber ich bin ein Menſch — ſchickt mir, was ein Menſch tragen kann, ich will's tragen, ich hab's getragen. Leb' wohl!

14.

Camilla an Julia.

Den 30. Juli.

Und Sie kommen nicht und kommen nicht, Sie Schlimme, und laſſen uns immer vergebens warten. Wenn Sie noch lange zögern, ſo werden Sie das Leben hier ſehr verwirrt finden. Die Fäden gehen ſo zickzack in einander hinein, daß ich wirklich nicht weiß, was für ein Muſter aus dem Geſpinnſt werden wird. Mit jenem Fremden, der mit Graf Fips ankam, iſt ein gewaltiger Unruhſtifter in unſer Schloß gezogen. Er heißt Hippolyt, und hat uns allen die Köpfe verrückt, und Alles aus dem Gleiſe geworfen; unſere ruhig ſegelnde Flotte iſt wie durch einen Sturm auseinandergeblaſen, und hier irrt ein ſchwankendes Schiffchen, dort irrt eins. Sie ſollten aber auch dieſen Hippolyt ſehen! Jeder Zoll ein Mann, ein moderner Herkules — ein ſtrahlender Halbgott, ſagt Alberta. Denken Sie ſich einen hoch, kräftig und doch geſchmeidig gewachſenen jungen Mann, der wie ein geborner König einhergeht. Ich äußerte unverhohlen gegen Valerius mein Erſtaunen über die glänzende Erſcheinung. Dieſer ſtand mit verſchränkten Armen im Fenſterbogen, und ſah lächelnd dem Aufruhr zu, den Hippolyt erregte. „Ich will Ihnen einen Brief mittheilen“, ſagte er, „worin ich den Hippolyt einem Freunde ſchilderte, als ich ihn vor einiger Zeit in Straßburg zum erſten Male traf“. Er that's, hier haben Sie einen Auszug davon.

„Ein Mädchen, wahrſcheinlich eine leichte, über die Oberfläche hinflatternde Libelle beſchäftigt aber meinen neuen Freund, der bisher ſaugend am tiefſten Borne der Menſchheit lag, den des Wiſſens Trieb bis an die Mauern von Lahore gedrängt, der gebräunt von Luft und Sonne, erwärmt vom Feuer des Forſchens wie ein Athlet erſt vor Kurzem nach Europa zurückkehrte. In Straßburg lernte ich ihn kennen, wo er in hiſtoriſche Studien verſunken täglich auf der Plattform des Münſters zu finden war, eine Viertelſtunde las, dann ſinnend in die vor ihm wie eine Karte ausgebreitete Welt ſah — die deutſche Dichtkunſt, Goethe, Tieck, ging an ihm vorüber, er ahnte, bemerkte es kaum; die Kosmogonie, der Urſitz der Menſchen, der Urſitz der Bildung beſchäftigte ihn. Du weißt, wie auch ich ſeit längerer Zeit nach den Fußtapfen der menſchheitlichen Entwicklung jage, Heeren, Herder, Schlegel, Champollion ſtudire — wir ſprachen über Indien, Aegypten, die Wiegen des Menſchengeſchlechts, wir wurden ſchnell mit einander bekannt. Er war dabei ein fröhliches, luſtiges

Gemüth; wir zogen zuſammen nach Paris, er ſtudirte und lebte, mit den ſchwerfälligen Sätzen der Profeſſoren ſpielte er wie mit bekannten Bällen, mit der Gelehrſamkeit des alten Abbé Remuſat ſprang er wie mit einem leichtfüßigen Mädchen herum, mit den Mädchen tändelte er wie mit Buchſtaben, wie mit längſt gelöſten Hieroglyphen; er fand den Schlüſſel zur ſtolzeſten Pyramidenſchrift. Des Abends fanden wir uns im Theater, und von da durchſtrichen wir die Salons, und raſteten in manchem ſtillen verführeriſchen Gemache. Wo er auftrat, der Sohn des Prometheus mit dem leuchtenden Siegel der Gottheit auf der ſtolzen Stirn, zog er die Blicke auf ſich. Sein Körper iſt ein Meiſterſtück der Natur und Tauſende, die ihn ſehen, werden zu gerechten Anklagen der launiſchen Göttin bewogen. Als ich den Cornel las, dachte ich mir den Alcibiades ſo. Ein hoher Wuchs, leicht wie ein Gedanke, kräftig wie ein feſter Gedanke, getragen durch die Wellen der Hüften und Schultern, dunkles, kühn um die Schläfe fallendes, an den Spitzen gelocktes reiches Haar, ein dunkelblaues Auge, am Tage tiefblau wie ſüdlicher Himmel, in den man ohne Unterlaß ſehen muß, als werde aus der zauberiſch düſteren Ferne eine neue Welt heraustreten, des Abends ſchwarz wie eine glänzende Sternennacht. Die Form der Augen iſt ſchön, eine voll ausgeſchnittene längliche; der Glanz zur Zeit der Ruhe mild, angenehm, beruhigend, tröſtlich, beſtechend; im Affect aber und zwar im kleinſten drängt ſich alles geiſtige Leben in ihnen zuſammen, und nur der Muthige, der das gegenüberſtehende Leben nicht fürchtet, ſieht ſie dann gern. Weiber blicken ſie dann nur ſeitwärts an, wie ſie tapfere Thaten, wo anders Lebendiges mit im Spiel iſt, nur ſeitwärts, nie geradhin anſehen. Aber das Weib ehrt und liebt am meiſten, was es vorher geſcheut, ſowie der Menſch den Löwen, wenn er gezähmt iſt, am höchſten hält, daher Hippolyts fabelhaftes Glück bei den Weibern. Die Naſe iſt ſtreng griechiſch und um ihre feinen Flügel haucht ein thatendürſtiger Sinn, ſchreckender Muth, aber auch eine faſt frivole Sinnlichkeit, die im Affect einer mit Mühe bezähmten Beſtialität nicht unähnlich ſieht.

Kräftige Männer haben alle in der Leidenſchaft ein Etwas, was zwiſchen dem griechiſchen Gotte und der Beſtie ſteht; etwas Aehnliches bezeichnet das Wort „Halbgott!“ Daher geht jedes Weib den eigentlich kräftigen Männern langſam nahe, wenn ſie je einen Ausbruch irgend eines Affects, vielleicht nur den des Zornes an ihnen geſehen, und nur die Phryne, die das wild Materielle ſucht, ſtürzt ſich in ihre Umarmung.

Aber der Mund verſöhnt durch unwiderſtehliche Anmuth.“ — —

So weit der Brief; ich verſtehe Manches darin nicht, vielleicht wird's Ihnen klarer; aber ich fühle, daß das Bild richtig iſt. Als er bei uns eintrat mit dieſer hohen, imponirenden Freiheit, dieſer leichten ungezwungenen Tournure, war ſelbſt der Graf überraſcht, und Graf Fips wurde unruhig und unſtät. Alberta wurde roth, ich ſelbſt verlegen, nur das ſarkaſtiſche Lächeln Valers, mit dem er ihn vorſtellte, gab mir ſchnell meine Faſſung wieder; es ärgerte mich. Aber es war wirklich, als ob der Herrſcher ins Zimmer trete. Er war modern gekleidet und doch lag etwas Ausländiſches in der Erſcheinung. Der leichte blaue Sammetrock, der kurz und mit Schnüren und Stickereien beſäet war, mochte wol ſchuld daran ſein. Alles Uebrige an ihm war ſchwarz bis auf den ans Kinn quellenden vollen Backenbart und den übermüthigen Schnurrbart und Henri quatre. Er war in den erſten Tagen ſehr ſanft und mild, von Tag zu Tage iſt er aber ausgelaſſener und wilder geworden. Am meiſten verkehrt er mit Valerius; ſie reiten auch täglich zuſammen aus, und gehen ſo ſicher männlich mit einander um, daß einem ſtark und wohlig zu Muth wird, wenn man ſie zuſammen ſieht. Alberta iſt ſeit Hippolyts Ankunft ganz verändert, unruhig, heftig, bewegt, ausgelaſſen, ſtill, lauter Dinge, die zu ihrem fruheren Gleichmaß gar nicht ſtimmen. Ich ſelbſt erwehre mich einer gewiſſen Unruhe und Bangigkeit nicht, wenn ich bei ihm ſtehe und nur, wenn Valer hinzutritt, wird es beruhigter in mir. Weiß Gott, es iſt als ob ein Raubvogel ins Taubenhaus gekommen wäre, Alles iſt beſtürzt — und doch iſt der Raubvogel ſo zauberhaft ſchön. William hat ſich auch ganz zurückgezogen, er lacht gar nicht mehr, und ſpricht faſt nie mit Hippolyt; Leopold ſpringt wol an ihm herum, aber er ſcheint auch nicht die rechte Courage gegen ihn zu haben, und wird oft verlegen, wenn ihn Jener zum Beſten hat. Graf Fips ſpricht von ſeiner Abreiſe, der Graf iſt ſehr aufmerkſam gegen Hippolyt und Valerius, aber er ſcheint auch nicht ganz ſicher zu ſein.

Alberta grüßt Sie aus der Fülle des Herzens, und bittet Sie, doch ja recht bald hieher zu kommen. Adieu! Adieu!

Man ruft mich zu Tiſch und unſere Mahlzeiten ſind jetzt immer diplomatiſche Mittagseſſen; der Graf bringt lauter ſchwerfällige Gegenſtände aufs Tapet, und es entſteht immer ein ſo klirrendes Gefecht, daß man das Eſſen ganz vergißt. Ich glaube, es würde oft Blut fließen, wenn nicht Valer immer die zürnenden Parteien vom Schlachtfelde wegführte. Meine Herren, pflegt er dann zu ſagen, ich bitte, mir auf ein höher gelegenes Terrain zu folgen, und dann rückt er die Streitfrage der Parteien auf ein ſogenanntes hiſtoriſches Entwicklungsfeld; ſtellt zuerſt den blutig um ſich hauenden Hippolyt zur Ruhe; ihm folgt der Graf mit einigen leichten Einwendungen, die bald beſeitigt ſind, und Graf Fips iſt dann immer ſogleich ſtill; ich glaube, er verſteht nicht viel mehr davon als ich. Doch hab' ich mich ſchon ſehr in des Valerius Gelehrſamkeit eingerichtet; anfänglich kam ſie mir ſtets wie ein Bergſturz vor, der mich verſchüttete, jetzt hat er mich mit ein paar klaren einfachen Worten von dem Hauptgange ſeiner Ideen unterrichtet, und nun folg' ich ihm mit Leichtigkeit, und es thut mir unbeſchreiblich wohl, wenn er die Rede an mich richtet über die wichtigſten Dinge. Wenn man ihn erſt ein wenig kennt, ſieht man, wie äußerſt einfach er redet, wie Alles ſo ſchwer golden iſt, was er bringt, wie er es dem Zuhörer ſo gutmüthig zuſchneidet und anpaßt. Ich antworte gewiß oft ſehr einfältig darauf, aber wenn er meine Antwort in ſeiner Sprache wiedergiebt, wenn er mit leiſen Fingern die Wurzeln der Gedanken aufdeckt, ſo erſcheint Alles ſo eng verzweigt mit großen allgemeinen Anſichten, daß ich mich oft kindiſch freue über meine Gelehrſamkeit, in die Hände klatſche und — ja, denken Sie, neulich hab' ich den klugen lieben Mann wegen einer ſo ſchönen Auslegung meiner Worte beim Kopf genommen und ihm raſch einen Kuß gegeben. Ich ſchämte mich hinterdrein und Alle lachten, aber Valer ſah mich ſo freundlich lächelnd an, daß es mir nicht leid that. Ach, nicht wahr, ich ſchwatz' recht dummes Zeug — Adieu — Adieu!

15.

Conſtantin an Hippolyt und Valerius.

Ich danke Euch, meine Freunde, meine Freunde, ich danke Euch! Wir wollen unſern Zug nach Weſtminſter antreten, beſorgt ein paar hübſche Jungen für meine Schleppe. Ihr edlen Pairs meines Königreichs habt mir Geld geſchickt, das war brav von Euch — mit dem Gelde hab' ich geſpielt, um rothe Ducaten geſpielt, und ich mußte mir einen neuen Rock machen laſſen, weil ich nicht genug Taſchen für den Gewinnſt hatte.

Spiel und Soff ſind zwei Laſter; aber beim heiligen Georg von England! ſchöne Laſter.

Ich habe alle Tage einige Zeilen an Euch geſchrieben; hier folgen ſie; wundert Euch nicht, daß ſie aphoriſtiſch ſind, ich bin ſelbſt ein abgeriſſener Fetzen der Welt, wer hält mich feſt? Der nächſte Sturmwind führt mich fort — die ganze Welt iſt aphoriſtiſch, es iſt kein Zuſammenhang darin als die Luft, will ſagen, der Wind. „Die Welt iſt lauter Wind, Juchhe!" —

Vaterland! Wie viel abgerundeter und einiger würde ich ſein, wenn ich mit dem Worte das verbände, was viele Leute dabei zu fühlen ſcheinen. Ganz Deutſchland danke ich die deutſche Sprache; für dies Geſchenk bin ich um ſo dankbarer als ich keiner andern mächtig bin. So bin ich ſehr erklärlich — ein Deutſcher, denn wenn man zu keiner andern Nation gehört, ſo muß man ein Deutſcher ſein. Uebrigens bin ich es aus Gewohnheit, Temperament ꝛc. — der Patriotismus iſt einſeitig, klein, aber er iſt praktiſch nützlich, beglückend, beruhigend; der Kosmopolitismus iſt herrlich, groß, aber für einen Menſchen faſt zu groß, der Gedanke iſt ſchön, aber das Reſultat für dies Leben iſt innere Zerriſſenheit, Humor. Eine gute Tragödie muß jetzt mindeſtens zum fünften Theil humoriſtiſch ſein.

Donnerwetter, was iſt das für patriotiſch albernes Zeug, ich reiſe doch morgen nach Paris und werde Franzos. Ja ſo, das wißt Ihr noch nicht, daß dies mein letzter Brief aus Berlin iſt. Holla, ins moderne Babel reiſ' ich morgen! Was ſoll ich mit dem vielen Gelde machen? Es giebt hier gar keine Gelegenheit, dafür munter zu ſein unter dem ſteifen Volk, unter freien fröhlichen Pariſern will ich leben und gegen den dummen Polignac will ich ſchreiben — dort knirſcht der Miniſter mit den Zähnen gegen die frechen Wahrheiten, aber dort brauchen die Päſſe der Wahrheit keine Unterſchrift, er kann knirſchen, ſonſt kann er nichts — und morgen geh' ich nach Paris.

Raupach's hohenſtaufiſchen Philipp, eine Silhouette des Herrn von Raumer, hab' ich geſehen — wär' ich Recenſent, wie wollt' ich Dich, o Philippus Raupach — — V

Und unſere Kritik „ach glücklich ſind Widerſacher, die einander prügeln können“. Diesmal war ich in der Loge, und Roſa ſaß demüthig im Parterre, und ſah ſehr blaß, ich aber ſehr roth aus. Ja, mein Kind, das Leben iſt aphoriſtiſch. Ich ließ mein weiches Herz gewähren und ging zu ihr, und fragte ſie was ihr fehle. Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und war verlegen. Ich ging mit ihr nach Hauſe; heut' ließ ſie's ruhig zu — es ſah etwas windig und leer in ihrer Stube aus, und das Mädchen war auch etwas saloppe gekleidet. Ich machte ſie darauf aufmerkſam — da weinte ſie. Ich fragte, wie es um ihr Engagement ſtünde, ſie meinte, erſt mit dem erſten Auguſt könnte ſie eintreten. Es ward mir unheimlich; ich fragte nicht nach ihrem

Garde-Officier, ſondern nur, wie viel ſie des Monats brauche. Sie wollte mir ſchluchzend vor Rührung um den Hals fallen, und mich einen edlen Menſchen nennen — ich ließ ſie aber nicht dazu kommen. Das Mädchen konnte nicht dafür, daß ihr ein Anderer beſſer gefallen hatte; ich konnte aber auch nicht dafür, daß ich nicht mehr eine Fingerſpitze von ihr hätte berühren mögen. Hübſch war ſie noch, aber ich ging in innerer Unbehaglichkeit fort und trank eine Flaſche Champagner, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Wie kam denn das Alles?

„Warum wollt Ihr denn Alles gleich ergründen?
Wenn der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden."

Was iſt das für eine Figur? Mit Gott und der Welt iſt ſie zerfallen, vom Vater verſtoßen, mit dem Theater unzufrieden, von der Geliebten betrogen, voll Durſt nach Wein und Liebe, immer noch wohlgenährt ausſehend, ohne einen einzigen Vers im Kopfe, gekleidet nach der letzten Mode, unſchlüſſig, ob er Theologe oder Theaterlampenputzer werden ſoll, voll Gährung und doch ruhig, oft im Begriff, ſich nach klaſſiſchen Muſtern den Hals abzuſchneiden und doch wieder zu vernünftig dazu — kein Held, kein Held und doch manch Handwerkszeug dazu — keine Geduld, kein genügender Leichtſinn, keine Feſtigkeit, ein genialiſcher Charakter, auf der Bühne kalt laſſend, im Roman ſündhaft, — meine Freunde, das iſt eine Novellen-Figur. Die Novelle iſt die moderne Brücke von der früheren Zeit zu den jetzigen Begriffen, ſie iſt der Uebergang, die Form des Entſtehens, Werdens, nicht des ſtarren Seins. Jene Figur iſt eine Novellen-Figur, auf mein Wort. Niemand, ich ſage Niemand ſoll mir widerſprechen. Auch dies gehört dazu, daß mich jetzt ſogar die Orthographie peinigt, ich weiß nicht, ob ich Niemand, etwas ꝛc. groß oder klein ſchreiben ſoll — am liebſten ſchreib ich Alles klein. Nun denkt Euch einen geiſtreichen Schriftſteller, der mit der Orthographie noch nicht im Reinen iſt! Und hab' ich nicht Recht, daß die Novellen-Figur der klektiſche Skepticismus iſt — hab' ich nicht? O bleibt bei mir, geht nicht von mir, Freunde, auch wenn ich nach Paris gehe! Es kümmert ſich ja keine Seele um mich, ich lebe und ſterbe unbeweint. Wollt Ihr nicht, o ich bitt' Euch ſchön. — —

Später.

Gegen Abend geht ein Bekannter von mir als Courier nach Paris, ich mit ihm. Uebrigens bin ich beim Geſandten geweſen und habe die ſchöne Julia mehrmals geſehen und geſprochen. Im Vertrauen geſagt, Ihr Herren, wenn ich nichts Beſſeres thun könnte als lieben, ich bliebe hier. Dieſe Augen, dunkel wie die Nacht mit auf- und abwehenden weichen Lüften, dieſe feine Naſe, empfindſam wie aus Blättern des Lotos; dieſer kleine gewölbte Mund und das Ganze wie aus dem Thau gezogen, nicht üppig ſömmerlich, aber duftend frühlingsartig, zart durchſichtig, nördlich und doch voll Reiz — ich ſchwör' es Euch, das Weib kann einen Poeten, dem noch etwas Herz geblieben, grenzenlos glücklich und ſehr unglücklich machen.

Aber ich bin ſelbſt ſo nördlich geworden, daß mein Wohlwollen, das ich an ſolcher Schönheit empfand, nichts als ein paar Minuten ſehen, ein paar Worte ſprechen wollte, um den Gang des Ausdrucks zu beobachten, aber nicht einmal im Leiſeſten afficirt wurde, als ich ſcheiden mußte.

Ich bin reif zum Künſtler.

Aber wenn ich einmal wieder poetiſch werde, ſo wird der ſchmeichelnde Effect dieſer reizenden Figur viel Einfluß gehabt haben. Ich werde ſie noch lange ſehen im kurzen weißſeidenen Gewande, das Haar verführeriſch natürlich und doch ſo kunſtreich modern aufgelöſt, ihre ſchwarzen Locken dem Anſchein nach mühſam von einer einzigen blendenden Camelie zuſammengehalten, hinabfallend auf den ſtolzen weißen Nacken. Ich vergeſſe ſie nimmer dieſe Figur, leicht ſich wiegend und geſchmeidig wie eine verführeriſche Melodie und doch ſtolz und hoch wie eine hohe Kunſtidee — hinter den breiten Augenlidern, den langen ſchattigen Wimpern lag eine ſüdliche Nacht mit allem Verlangen und allem

Reiz, mit Schalkheit und Tönen — ſie will nächſtens nach Paris kommen. Auf Wiederſehen, mein ſchönes Kind!

Aber echt deutſch ſchreib ich die letzte Stunde heran — wir ſind Federvieh. Jetzt Ade, du Land der Hofräthe und der langen Weile — ade ihr Freunde, ſchickt Eure nächſten Briefe poste restante nach Paris.

16.

Julia an Camilla.

Nur drei Zeilen, meine Liebſte. Hoffentlich bin ich in nächſter Woche bei Ihnen — mein Papa muß ſchleunigſt nach Paris, dort ſoll es ſehr unruhig hergehen; ich ſoll beim Grafen aufgehoben werden. Ich freue mich kindiſch auf Grünſchloß, auf meine liebenswürdige Camilla, meine duftende Blume Alberta und Eure bunte Geſellſchaft. Ich ſehne mich ordentlich nach Poeten, Berlin iſt ſehr trocken und der Herr Conſtantin war eine auffallende, intereſſante Erſcheinung in unſerem Salon. Die Leute wußten nichts Rechtes über ihn, das machte ihn myſtiſch, er ſprach ſo abgebrochen, aber ſo bunt originell, das machte ihn piquant. Und dabei hat er ein vornehmes, ſehr einnehmendes Aeußere. Ich weiß nicht, ob das geſtört oder erhöht wird durch einen wegwerfenden Zug von Frivolität, Leichtſinn, der oft wie Verachtung ausſieht und über das ganze Geſicht ſtreift. Er verzieht einen fein geſchnittenen Mund zu einem nicht recht heimlichen Lächeln, und drückt die Mundwinkel nach unten. Die großen hellblauen Augen ſind etwas unſtät, das lichtbraune Haar iſt aus Stirn und Schläfen geſtrichen und fliegt ein wenig wild, das Geſicht iſt voll, aber es ſcheint mehr das zu ſein, was man mit den fatalen Ausdrücken aufgedunſen, ſchwammig, bezeichnet. Es iſt von feiner Haut und ſchwach geröthet, meine Gouvernante nannte ihn einen unbärtigen Apollo-Kopf. Ausdruck und Haltung des Kopfes und der vollen hohen Figur iſt ſehr vornehm, ich hab's wol ſchon einmal geſagt; verlangen Sie nichts Geordnetes von mir. Sie wollten eine Beſchreibung, ich gebe ſie, wie ich in meiner Eile und Zerfahrenheit eben kann. Er war beide Male, wo ich ihn ſah, braun gekleidet, trug um den vollen Hals ein leicht fliegendes Tuch, keine Cravatte und keinen ſteifen Vatermörder, ſondern einen weichen nachgiebigen Hemdkragen. Sie ſehen, wie ich Ihren Regeln nachzukommen trachte und ins Detail beſchreibe, um Ihnen die Figur deutlich zu machen. Ich muß mich im Beſchreiben von Perſonen üben, dies Zeichnen mit Worten macht mir Vergnügen. Bitte, laſſen Sie mir wieder mein altes Zimmer einrichten, das auf die Terraſſe ſieht, es iſt gar zu hübſch. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ich mich auf Grünſchloß freue; ich bin hier ſo ſommertrocken, und ſuche Kühle und Grün. Adieu, meine Liebe, tauſendmal Adieu.

17.

Conſtantin an Hippolyt.

Paris, den 29. Juli.

Ich hoffe nicht, daß mir die Zeitungen vorausfliegen; wenigſtens werden ſie Euch nicht ſagen können, wie gut mir's in der hieſigen Schlacht geht. Sattle Dein Roß und fliege her, wir machen Freiheit hier. Vorgeſtern iſt er losgegangen in den Straßen von Paris, der hochrothe blutige Kampf eines Volkes um ſein Recht, die dunkeln Schatten der Jacobiner ſchreiten vor der neuen Jugend einher, die alten Freiheitslieder flattern wie Sturmvögel über den Plätzen, mein Herz iſt faſt zerſprungen vor Freude, ſo zur rechten Zeit gekommen zu ſein, und meinen grimmigen Haß gegen alles weltgeſchichtliche Unrecht ausbaden zu können in ſchlechtem Söldnerblute. Ich habe gefochten wie ein

Raſender. Geſtern ſtand ich am Fenſter des Zimmers, wo die Deputirten zuſammenkamen — der alte Student der Revolutionen, das bemooſte Haupt auf dem Fechtboden der Völker, Lafayette, ſagte uns, was wir thaten. Die Deputirten ſprachen verwirrt von Emeuten, Revolten ꝛc. — Da ſtand der unſterbliche alte Knabe, deſſen Herz noch im Sarge ſchlagen wird, auf, und ſagte mit ſeinem gewöhnlichen welthiſtoriſchen Lächeln: Meine Herren, das iſt keine Revolte, das iſt eine Revolution. — Wie ein Kanonenſchuß donnerte das Wort durch Paris; er, der alle Vorleſungen der revolutionären Profeſſoren beſucht hatte, er mußte es wiſſen, wie das Collegium hieß. Nun iſt der Name da und nun läßt ſich Paris todtſchlagen, bis dieſer Name von allen Thürmen flaggt. Heiß brennt die Juli-Sonne und ſaugt gierig das Blut auf, heiß ſchlagen die Herzen, wir haben eben das Stadthaus wieder gewonnen, das Haus, wo die ehernen Männer der Neunziger Jahre ſaßen; in einem Winkel desſelben ſchreib' ich Dir; an dem Fenſter, wo ich ſitze, ſtürzten ſich einſt die Männer des Thermidor hinunter. Hurrah, Freund, von hier geh' ich, um die letzten Schergen des dummen Herrſchers aus dem Louvre vertreiben zu helfen, neben mir regiert Lafayette, und ſeine Arme, die Hunderttauſende des Volks, geben dem alten morſchen Thron der Bourbonen, dem Thron der herkömmlichen Bevorzugung, den letzten Stoß; morgen machen wir eine Regierung, eine luſtige Republik. — O großer Gott, ſeit Jahren dank' ich Dir heut' zum erſten Male für deine Welt, ja ſie iſt ſchön; der alte Unflath wird unter die Füße getreten, die Menſchenrechte ſchreien durch die Gaſſen, und alle Welt hört ſie; das Herrſchen und Beherrſchtwerden hört auf — frage den Vater, ob er Präſident werden will, ich werd' ihm meine Stimme geben. Du taugſt nichts dazu, Du biſt zu monarchiſch gewachſen und geartet. Schreibt mir, ſchreibt mir, was das erſchrockene Schleſien ſagt — könnt' ich die zertretenen dummen Fratzen Eurer Ariſtokratie in dieſem Augenblicke ſehen, mein Glück reichte bis an den Himmel. Eine Schmarre in der Wange ausgenommen bin ich noch heiler Haut — hätt' ich tauſend Leben, ich ſtürbe tauſendmal für die Freiheit. Holla die Trommeln — die Trommeln, es geht zum Louvre gegen die Schweizer. Gott behüte Euch; fall' ich, ſo beneidet mich, ich bin im Rauſche gefallen. —

18.

Hippolyt an Conſtantin.

Den 7. Auguſt.

Mein Pferd — mein Pferd — a horse, a horse, a kingdom for a horse — ja ſo hab' ich geſchrien, und bin hinuntergeſtürzt, um fortzujagen nach Paris — lache mich aus, ſchmähe mich, ſchlage mich, daß ich nur bis ans Portal des Schloſſes kam: Julia ſtieg aus dem Reiſewagen, und ſah mich neugierig an mit ihren großen Augen, und das große Auge der Weltgeſchichte ſchlug ſeine Wimpern für mich zu, und ich blieb hier und glühe in Liebesfieber, wie es meine Seele nie gekannt. Vergieb mir, ich reiche dem Valer die Feder, er mag weiter ſchreiben. Ich kann es nicht.

Valerius an Conſtantin.

Ich habe ſie geleſen jene Worte, Freund, „Sie haben den König verjagt, weil er die Charte gebrochen", ich habe ſie gehört und mein zitternder Mund hat ſie mir hundertmal zum Hören vorgeſagt, daß die Eisrinde an meinem Herzen ſpringen und meine liebende Seele, die alles Hoffen verlernt, daran glauben möchte, es gebe noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt, und der Freund der Menſchen brauche nicht mit gebrochenem Herzen zu ſterben. O Berg, der auf meiner Seele laſtete, wie hoch flogſt du auf, o du ſchlimmes Jahrhundert, wie hatteſt du dich verpuppt, daß ſelbſt deine liebendſten Söhne dein Angeſicht nicht mehr erkannten. Hätte ich doch einen Franzoſen bei der Hand, daß ich ihn küſſen, drücken und wieder küſſen könnte. Alſo wieder dieſes leichtblütige Volk mußte es ſein, das zum zweiten Male die Riegel der Entwickelungsgeſchichte hinwegſtoßen mußte von der finſteren Zeit, auf daß Licht hereinbreche, ſtrahlendes Licht. O mein Vaterland mit deinen Philiſtern, nur diesmal nicht wieder den abſcheulichen Undank, jene Pförtner der Weltgeſchichte, jene roſenrothen Franken nicht anerkennen zu wollen. Ach Conſtantin, Conſtantin, ich habe mich gefreut wie ein Knabe, den man eingeſperrt hatte, und nun hinausließ in den Sonnenſchein; wie einen unnützen Wanderſtab warf ich alle Rückſicht, alle Beſonnenheit von mir, fiel dem Grafen um den Hals — wir ſaßen bei Tiſch, als Dein Brief ankam — küßte ſeine Tochter zwei-, dreimal, küßte Camilla fünf-, ſechsmal, riß das Fenſter auf und ſchrie in den Himmel: „Jetzt, blauer Bogen, behalte Deine Sonne, auf der Erde iſt die Freiheit eingekehrt“, und den kleinen Leopold hob ich hoch in die Höhe und drückte ihn dann an meine Bruſt, und zerquetſchte ihm faſt den kleinen Schädel und rief: „Nun Junge, ſing' mir Freiheitslieder“ — ach ich war ein Kind, es war die glücklichſte Stunde meines Lebens. Und Dir, Conſtantin, vergeb' ich alle dummen Streiche und ſchlimmen Dinge für Deine Schmarre auf der Wange, und glücklich biſt Du ja nun auch geworden, es mag kommen was da wolle, Du haſt ja bluten, das Leben wagen dürfen für unſern Glauben.

Laß' mich ſchweigen, laß' mich ſchweigen, Freund, ich werde kindiſch. Ich werde Dir von unſerem kleinen Ameiſentreiben hier erzählen, um mich zu ſammeln. Wenn's nur gehen wird. Ich bin ganz aus dem Gleiſe und möchte hinaus in die Welt, um zu helfen am neuen Bau der großen Weltkirche. Die Verhältniſſe begannen eben in ihrer Unordnung ſich ein wenig zu ordnen, als — ach ich kann jetzt nicht, die Völker tanzen Arm in Arm auf dem Papier herum, ſtatt der Liebespaare, die es ſollen. Morgen, morgen — morgen iſt ja auch Freiheit, ich muß mich erſt an das

Glück, das wie ein Gewitter gekommen iſt, gewöhnen. Morgen, übermorgen von unſeren kleinen Liebesgeſchichten; ich will Parodien von jener begonnenen großen daraus machen, dann wird's am erſten gehen. O Gott, iſt denn dieſe roſenfarbene Welt dieſelbe, die noch geſtern aſchgrau war, ſoweit ich die Blicke ſandte, und Du kleiner Vogel, der ſich auf mein Fenſter ſetzt, kommſt Du aus dem ſchönen Frankreich, flogſt Du vielleicht über Paris in den letzten Juli-Tagen, haſt Du jenes bunte Stück der neuen Welt ſchon geſehen? Vöglein, willſt Du Zucker, bleib' ruhig, ich taſte Deine Freiheit nicht an, ſolch' ein Frevler bin ich nicht — nicht wahr, die Freiheit iſt das Höchſte, da fliegt er fort und lacht mich aus. Bravo, mein Vöglein. Wärſt Du doch ein Kutſcher, Vogel! — Conſtantin, Du ſiehſt, ich werde kindiſch, ich muß aufhören. In den Fluß will ich mich werfen, meine Gluth zu kühlen, mit den Wellen zu ringen. Mein Körper zuckt nach Thätigkeit, ich muß ihn ermüden, ſonſt bringt er mich um. —

Den 8. Auguſt

Nichts davon heute. Wie meine heiligſte Liebe will ich es einſchließen in mein Herz. Von Grünſchloß aber will ich erzählen, es wird wie ein grünes Idyll in Dein rothes Epos treten.

Du erinnerſt Dich, daß mir der Graf Topf räthſelhaft war. Ich glaube jetzt etwas mehr auf dem Reinen mit ihm zu ſein. Vor einiger Zeit kam ein Graf Fips hier an, ein Ohrfeigengeſicht, offenbar um des Grafen Tochter Alberta zu freien. Ich ſchrieb nach der Stadt einem jungen Manne aus den ſogenannten vornehmen Ständen, der ſich immer ſehr freundſchaftlich gegen mich bewieſen hatte, und bat um Auskunft über dieſen Herrn Fips, und was man von unſerem Grafen ſage. Der junge Adelige ſchrieb ſehr unbefangen und wie es ſchien, ſehr genau unterrichtet. Fips ſuche eine reiche Frau; außer dieſem Wünſchen ſei nichts an ihm: das war leicht glaublich. Das Urtheil über den Grafen klingt bizarr, iſt aber ſo mit richtigen Details unterſtützt, und paßt im höherem Stile wirklich zu dieſer originellen Figur.

„Graf Topf“ — ſagt der Briefſteller, — „iſt von Jugend auf ein Mann der Mode geweſen, aber immer der neueſten, ſo daß er ſeinen Umgebungen immer voraus war, und darum ſtets wunderlich erſchien. Als die Mode aufkam, nach Italien zu reiſen, ging er auf mehrere Jahre hin, und errichtete in Florenz ein glänzendes Haus für alle Künſtler, die bei ihm wohnten und lebten; er war bald eine Behörde der dortigen Kunſt. — Als die Franzoſen vertrieben waren, und Alles gegen ſie ſchimpfte, war er der erſte Napoleons-Poet, und vertheidigte ihn gegen alle Welt. Zur Zeit der europäiſchen Congreſſe begann die Ariſtokratie ein neues übermüthiges Leben, ihr Muſter war Graf Topf, der ſchon ein halbes Jahr vorher in der Reſidenz den grand seigneur ſpielte, von dem man damals glaubte, er ruinire ſich aus eitel Hochmuth. Damals lebten ab und zu in ſeinem Hauſe die bedeutendſten Schriftſteller der Reaction. Herr von Haller war viel willkommen, Kotzebue ſehr wohl aufgenommen, Herr von Stourdza hatte ſein Abſteigequartier beim Grafen Topf und Frau von Krüdener trank alle Tage Thee bei ihm, und ſegnete die Theegeſellſchaft. Nur die Turnzeit, das altdeutſch gebundene Geſangbuch der Reaction, hat er beinahe verpaßt. Das allzu Demokratiſche daran mochte ihn eine Zeit lang abgehalten haben, ſich damit einzulaſſen, und wahrſcheinlich hoffte er, die Richtung werde bald vorübergehen. Dennoch erinnern ſich noch ſehr Viele lebhaft, daß er einer durchziehenden Turnerbande ein großes altdeutſches Mahl gerüſtet, und weil er nicht ſchnell genug einen deutſchen Rock bei der Hand gehabt, mit bloßem Halſe und halb entblößter Bruſt dem alten Jahn gegenüber im Schlafrock präſidirt habe. Man erinnert ſich noch eines lebhaften Streites, den er mit jenem geführt, ob Kaſtanien eine echte deutſche Frucht ſeien. Jahn verneinte es zürnend, und warf eine große hölzerne Schüſſel, — denn Topf that nichts halb, und alles Geſchirr war antik — voll Kaſtanien an die Erde, obwol ſeine Turner ſich ein wenig opponirten, weil ihnen die ſchmackhaften Maronen behagten. „Eicheln, Topf, wuchſen im Teutoburger Walde, Eicheln, nicht

Bayerische

aber dieſe wälſchen überalpigen Gewächſe, mit denen wahrſcheinlich Hannibal ſeine Truppen zu Capua verweichelte. Thu' mir nicht ein Gleiches mit meinen jungen Söhnen Teut's, Topf, ich beſchwöre Dich bei Hertha's weißen Roſſen." Der Graf argumentirte eine Zeit lang mit dem Nibelungen-Liede, dann gab er gerührt nach, und umarmte Jahn mit den Worten: „So retten wir Deutſchland vor ausländiſchem Tand. — Jahn, keine Kaſtanien!"

„Als der ſpaniſche Cortes-Krieg ausbrach, hatte er ſich wahrſcheinlich mit dem engliſchen Unterhauſe in Rapport geſetzt, kurz mehrere Tage vorher, eh' Canning zu St. Stephan ſich erhob und ſeinen liberalen Donner über Europa ſchleuderte, hielt der Graf Topf bei einem Gaſtmahl eine ähnliche Rede, und ward ſo lange für verrückt gehalten, bis die Zeitungen aus England ankamen. Lang vor der Schlacht bei Navarin war er der renommirteſte Philhellene im ganzen Lande, und theilte oft engliſche Griechen-Lieder mit, welche ihm ſein Specialiſſimus Lord Byron geſchickt haben ſollte. Noch ehe der Kaiſer Nicolaus daran dachte, den Verdienſt-Adel gegen den Erb-Adel zu erheben, vertheidigte er mit ſteigender Beredſamkeit dieſe Idee und focht gegen die Türken und gegen den Halbmond, eh' die ruſſiſchen Truppen dazu commandirt wurden. Seine unverkennbare Abſicht iſt immer dahin gegangen, den weitſehenden Politiker, den Mann der modernſten Bildung zu ſpielen: man weiß nicht, ob er je ein wichtiges Staats-Amt geſucht, oder nur den Titel eines Gonfaloniere der Zeit erſtrebt; aber trotz ſeiner extremen Handelsweiſe, die ihn oft vorübergehend lächerlich gemacht hat, ſteht er in dem Rufe großer Klugheit, und alle Welt iſt der Meinung, daß er ſich jetzt mit jungen Geiſtern Ihrer Art umgiebt, damit er der Zeit vorausgehoben werde. Nach dem, was jetzt in Frankreich vorgefallen, ſcheint es ihm wirklich wieder gelungen zu ſein, denn ich kenne ja Ihre liberale Richtung, die wahrſcheinlich auch Ihre Freunde theilen. Man ſpricht neben der Juli-Revolution nur vom Grafen Topf und ſeinem hiſtoriſchen Treffer, und Sie werden wahrſcheinlich bald mehrere der hieſigen Notabilitäten auf Grünſchloß ſehen, welche das Terrain recognosciren wollen. Das wird des Grafen größte Freude ſein. Sein Vermögen iſt zwar durch ſeine kühne Art zu leben ein wenig erſchüttert, aber noch keineswegs zerrüttet, und er wird bei der Vermählung ſeiner Tochter keiner andern Rückſicht folgen, als ſie dem hiſtoriſch modernſten Manne zu geben. Stand, Vermögen wird gar nicht in Betracht kommen, ſchon weil es jetzt Mode wird, die ſogenannten geiſtigen Vorzüge im Gegenſatz zu den herkömmlichen allein zu beachten. Von dieſer Seite alſo, werther Freund, ſteht Ihnen gar nichts im Wege, wenn Sie Abſichten auf die ſchöne Alberta haben — davon iſt man jetzt nach den Juli-Tagen allgemein überzeugt, daß Graf Fips nicht reuſſirt.“ —

So viel aus jenem Briefe. Denke Dir nun den Grafen als einen Fünfziger, als einen Mann von den feinſten Sitten, dem gebildetſten, artigſten Betragen, der in allen Dingen Kenntniſſe, und für Alles große Empfänglichkeit beſitzt. Es iſt wahr, ſein Wiſſen iſt meiſt oberflächlich; er hat die Klaſſiker geleſen aber nicht empfunden, er coquettirt mit den Griechen und ein abgeſchmackter hohler Römer läuft ihm hie und da dazwiſchen; er hat Geſchichte ſtudirt, weil er ſie aber oft an ſo verſchiedenen Fäden aufgereiht hat, ſo ſind ſeine Anſichten verworren geworden. Er hat von allen Religions-Philoſophemen genippt, iſt abwechſelnd Atheiſt, Deiſt, Proteſtant, Quäker und Pantheiſt geweſen und wie alle extremen Geiſter, die in der eigenen Poſitivität keinen Haltpunkt finden, am Ende romaniſcher Katholik geworden, der aber noch immer mit Aufmerkſamkeit Religions-Geſpräche anhört. Sein Aeußeres iſt imponirend. Von hohem ſtarkem Wuchſe hat ſein Gang jene adelige Gemeſſenheit und Sicherheit, die wir noch in unſerer frühen Jugend ſo oft an den damaligen Grafen und Baronen geſehen. Die Geberden, Geſticulationen, Bewegungen ſind weit, breit, aber ſicher gerundet. Du ſiehſt, wie viel auf den erſten Tanzmeiſter ankommt, denn ich bin überzeugt, daß ſich der Graf viel Mühe gegeben hat, die modernen, kürzeren Bewegungen zu erlernen. Natürlich geht er ganz modiſch gekleidet. Sein lockiges Haar iſt noch voll und dicht, wie das eines Jünglings, aber ſchneeweiß. Das giebt dem ganzen Geſichte, welches ſich ebenfalls durch einen ſehr weißen Teint auszeichnet, etwas Geiſterartiges, und die unſtäten ſchwarzen Augen irren wie heimatlos umher. Der Schnitt des Geſichts iſt edel; eine Römer-Naſe erhöht dieſen Eindruck. Nur der etwas breite eingekniffene Mund und der untere Theil des Kopfes deutet darauf hin, daß der Mann ſchon viel gelebt habe. Die Faltenlinien von den Naſenflügeln aus drängen die untere Wange tief hinab nach dem Kinn. Dieſer untere Kopf hängt nur, und hat die Spannkraft verloren; er iſt das Bild ſeiner Charakterloſigkeit. Er redet faſt alle Sprachen und dem Anſchein nach alle gut, wenigſtens verſichert es Hippolyt vom Spaniſchen, William vom Engliſchen, Leopold vom Italieniſchen und ich höre es am Franzöſiſchen, das er keineswegs ſo altmodiſch wie die meiſten unſerer Ariſtokraten redet, die wie der junge Anacharſis plappern. Eines iſt überaus liebenswürdig an ihm: ſein Sinn für jede Art von Poeſie. Der Mann verdaut mehr Verſe in einem Niederſitzen als ich einen ganzen Monat lang im Stande bin zu verbrauchen, und hört Raiſonnements über Poeterei an, bis der Raiſonneur heiſer iſt. Ich glaube, er hat viel geliebt; er koſtet das kleinſte Lied durch und durch und hat wirklich ein ſo ausgebildetes Gefühl dafür, daß ihm nicht die kleinſte Andeutung oder Beziehung entgeht. Dies iſt denn auch das ſchöne Band, welches ihm ſeine Tochter feſt am Herzen erhält. Ich glaube wirklich nicht, daß er ihrer Neigung nur im Entfernteſten in den Weg treten würde, ſie müßte denn auf einen ganz veralteten jungen Mann fallen. Aber ich habe nichts als Beſorgniß mit der ſchönen Alberta. Seit einiger Zeit neigte ſie ſich offenbar mit großer Vorliebe zum alterthümlichen William, dieſem altengliſchen Stockjobber, wie Ihr ihn zu nennen beliebt. Ich glaube, ſein gläubiges Chriſtenthum feſſelte die weiche furchtſame Seele. Da kam Hippolyt, das reizende böſe Geſchick der Weiber, und nun iſt die Verwirrung vollſtändig. Es iſt eine ſehr ſchlimme Sache mit

Hippolyt. Wie oft hab ich es ihm vorgeſtellt, daß es gar kein Rechtsverhältniß ſei, in das er ſich Frauenzimmern gegenüber begebe. Er geht jede Verbindung ein, ohne von ſeiner Seite auch nur irgend etwas Anderes zu gewähren, als daß er genießt, ſo lange es ſeine Laune ſo will. Auf meinen ernſten Tadel und meine eben ſo ernſte Verſicherung, daß ich ihn einſperren laſſen würde, hätte ich Gewalt über ihn, erwiderte er lachend, daß er nie von einem Frauenzimmer Liebe verlangt, noch irgend einer mehr als augenblickliche Neigung verſprochen habe. Es ſei ein rechtliches Contracts-Verhältniß; daß man von der anderen Seite oft mehr präſumire, wäre nicht ſeine Schuld. Was ſoll ich mit ihm anfangen? Soll ich ihn der Polizei anzeigen? Die betrachtet blos die moraliſch Buckligen, Lahmen ꝛc.; ſie iſt nur für äußere Uebel da, die jeder andere Menſch auch ſieht; ſoll ich ihm unaufhörlich Steckbriefe ſchreiben und ſeine Umgebungen vor ihm warnen, wie ein Gendarm mit blanker Klinge neben ihm herreiten? Wenn ich ihn nur überzeugen könnte, daß er unter unſeren bürgerlichen Conſtellationen Unrecht habe, daß man dem Verbande einer Geſellſchaft Vielerlei, ſo auch dieſes zum Opfer bringen müßte. So lange das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib noch nicht anders geordnet iſt als wie jetzt in das traurige Einmal Eins der Ehe, ſo lange erfordert die Verpflichtung gegen die neben mir Stehenden meine Aufmerkſamkeit, Schonung, Vorſicht, ja Entſagung; Hippolyt kennt aber nur Verpflichtungen gegen ſich, darum iſt er eigentlich für keinen civiliſirten Staat zu brauchen. Die perſönliche Freiheit iſt bei meiner Theorie durchaus nicht gefährdet, aber die Freiheit ſieht, nur die Schrankenloſigkeit iſt blind. Das Weib, das gleich mir die Ehe nur für eine Krücke der tauſend Schwachen, nur für ein leider noch immer nothwendiges Hülfsmittel der Geſellſchaft anſieht, das Weib, das ſich ſtark genug fühlt, die äußeren Nachtheile der Geſellſchaft zu ertragen, ſobald dieſe den Betrug gegen ſich entdeckt — dies Weib ergiebt ſich mir mit Freiheit, und ſie freut ſich oder leidet wie ein ſelbſtſtändig freies Weſen, je nachdem unſere Verbindung Freud oder

Leid bringt; dies Weib ſuch' ich zu gewinnen, ſobald ſie mein Intereſſe für ſich erregt. Aber den Galeerenſclaven von Freiheit und Genuß zu reden, iſt grauſam: ein Weib, das in den gewöhnlichen Banden der Geſellſchaft Nothwendigkeit ſieht, Befriedigung, Genüge findet, in Oppoſition gegen ſie alſo zu Grunde gehen müßte, ein ſolches Weib an ſich reißen und doch ihre Anſichten vom bürgerlichen Leben nicht annehmen wollen — das iſt Laſter. Und in ſolchem Falle iſt Hippolyt. Die Welt um ihn lebt im rechtlichen Friedenszuſtande, er aber zieht umher wie ein außerrechtlich erobernder Krieger, das iſt eine unverſchämte Bevorzugung des Individuums gleich dem Abſolutismus, die ich verabſcheue, und doch kann ich mich nicht zu dem philiſterhaften Handwerk entſchließen, Alberta, ſeine ſichere Beute, vor dem Unglück, das ihrer harrt, zu warnen. Weiß ich denn auch, ob das Mädchen nicht glücklich iſt, wenn ſie nur eine heiße Stunde unter den Strahlen ihrer Liebesſonne ruht? Wie iſt ſie glücklich, wenn ſie ihn nur ſieht, träumeriſch geht ſie mit uns umher, lächelt ſchmerzlich, ſpricht wenig, und iſt innig, weich wie ein Blumenblatt. Mit allen Waffengattungen iſt die Liebe in ihr ſanftes Herz gezogen, und hat Alles zum Kriegsſtande ausgerüſtet: wenn der Feind der Liebeshinderniſſe in unſeren Geſprächen zum Vorſchein kommt, da hebt ſie das ſchöne Köpfchen plötzlich muthig, und ihr Türkenbund, den ſie um den Kopf trägt, wirft ſich in den Nacken und ſie fordert kühn alle Welt heraus. Alle Scheu iſt von ihr gewichen in ſolchen Momenten. In einem ähnlichen Geſpräche redete ich ihr in dieſen Tagen — wir promenirten in einem entfernten Theile des Gartens — aus vollem Herzen und mit inniger Ueberzeugung von der Freiheit jeder Art. Sie horchte mir mit geſenktem Haupte zu, plötzlich blieb ſie ſtehen, ſah mich mit den rührenden Blicken eines Engels, dem das Gefühl die Bruſt ſprengen will, lange und innig an, faßte auf einmal mein Geſicht in ihre beiden Hände, legte das Köpfchen auf meine Bruſt und ſprach: „Sie ſind ein guter Mann“ — dann flog ſie ſchüchtern wie ein Reh von dannen. Wenn Hippolyt mit ihr ſprach, ſo ſchauerte ſie in

Liebesluſt; ich hab' immer gefürchtet, ſie werde ihm einmal öffentlich um den Hals fallen. Graf Fips läßt immer neue Cravatten und Fracks aus der Stadt kommen, ich glaube aber, er fängt allmälig an zu verzweifeln, wenigſtens ſpricht er ſchon ſehr lange von der Abreiſe. Er iſt in einer ſehr üblen Stellung, und ich bewundere aufrichtig die Schafsgeduld dieſes Menſchen, dies Treiben mehrere Wochen mit anzuſehen. Uns bürgerliches Pack verachtet er natürlich im Grunde ſeines Herzens, und in Verzweiflung richtet er hie und da das Geſpräch an den legitimen William, das iſt der einzige Knopf ſeines Rocks, auf den er ſich verlaſſen kann. Der Graf ſucht das Geſpräch immer allgemein zu machen, und das liebt Graf Fips nicht; die Unterhaltungen, welche er mit den Damen anknüpft, ſchnappen auch ſtets in großer Geſchwindigkeit ab; bei Hippolyt muß er befürchten, gar keine Antwort zu bekommen. Leopold, den er manchmal gern zum Beſten haben möchte, verwickelt ihn in poetiſche Geſpräche, aus denen er keinen Ausweg findet; mich hat er nie recht leiden mögen, nach einem neulichen Geſpräch über Adel, feine Manieren ꝛc., was ich Dir ſpäter mittheilen werde, hat er über mich unzweifelhaft entſchieden; er läuft wie ein verlorener Gedanke aus vergangener Zeit unter lauter fremden Büchern herum, rückt ſeine Brille, zupft den braunen Frack in die Taille, iſt ein Laffe — das ſind ſeine Vergnügen. Seit wir ein demokratiſches Treiben bei Tiſch vorgeſchlagen haben, iſt er ganz ſprachlos. Man aß früher an langer Tafel, und in den Sitzen herrſchte eine Art Rangordnung. Wir ſtellten dem Grafen vor, daß alles Schöne und Große rund ſei, alle Ecken würden heutigen Tages abgeſchliffen — den Tag darauf ſpeiſten wir an einem runden Tiſche und ſetzten uns, wie's eben kommt. Der Graf hat ſich nur ausbedungen, daß ich immer neben ihm ſitze, und da wir immer zuſammenſchwatzen, ſo ſitzt Camilla faſt immer zu meiner andern Seite, ſie müßte denn böſe auf mich ſein. Sie iſt ein ſehr liebenswürdiges Weſen, hat viel Verſtand, faßt ſehr ſchnell und iſt munter über und über. Du weißt, wie ich das liebe. Sie ſtellt ſich zwar, als ſchnelle ſie die Gefühle mit dem Finger fort, ich glaube aber aus einzelnen Gewitterſchlägen ihres Weſens ſchließen zu können, daß ſie der tiefſten Leidenſchaft fähig iſt, da ſie zu den verſchloſſenen Gemüthern gehört — verſtehe mich recht: zu denen, welche alle Thüren des Weſens offen halten, die innerſte Herzensthür aber nur allein unter Thränen der ſchönſten Freude oder des tiefſten Leides öffnen, ſonſt aber ſo verſtellen, daß man gar keine Thür ahnen, und Alles an ihnen zu wiſſen glauben möchte. Da ſie ein ſolch verſtocktes Gemüth iſt, ſo wird ſie einſt unendlich reicher als tauſend Andere beglücken können, aber auch unendlich glücklicher oder unglücklicher ſein. Alle innerſten Herzenskräfte harren nämlich noch ungeſchwächt ihrer Befreiung. Sie iſt hoch und ſehr ſchön gewachſen und hat ein äußerſt liebreiches Geſicht, lächelnde ſchalkhafte Augen, eine zierliche Stumpfnaſe, einen kleinen üppigen Mund, der viel ſchwatzt und lacht und blendend weiße Zähne zeigt. Ihr volles lichtbraunes Haar flattert in zurückgeſtrichenen Locken in einen vollen, feiſten, ſchneeweißen Nacken, der wie zum Köpfen gemacht iſt. Ich nenne ſie darum oft Ludwigs Frau, und erkläre ihren öfteren Eigenſinn und ihre Hartnäckigkeit daher. Das thu' ich oft, weil ſie mich dabei immer auf den Mund ſchlägt. Wie ein bunter Vogel geht ſie gekleidet; ich habe ſie mehrmals darüber verhöhnt und bin deshalb von ihr ausgelacht worden, weil ich ſo wenig Farbenſchönheit und Farbenverhältniſſe begriffe. Und ſie hat den Sieg davon getragen, hat ſich mehrmals einfarbig gekleidet, und ich habe zugeſtehen müſſen, daß es nicht zu ihrem bunten Weſen paſſe.

Noch an jenem Abende, wo Alberta ſo erregt war, daß ſie mich faſt mit ihrem Geliebten verwechſelte, fand ſie ſich mit Hippolyt zurecht. Ich ſah zufällig der Scene zu, es war wirklich ein artiges Bild. Neben dem großen Saale, wo wir oft ſind, iſt nur durch eine Glasthür getrennt und mehrere Stufen tiefer das Gewächshaus, wo ein Theil der Orangerie ſteht, der nicht Raum genug vor dem Schloſſe haben oder vielleicht die deutſche Luft gar nicht vertragen mag. Ich ſuchte Camilla, die ſich nirgends ſehen ließ — der Saal war leer; ich gehe bis an die Glasthür und ſehe in der Tiefe der ſüdlichen Bäume Alberta ſinnend und träumend die Hände in den Schoß gelegt unter einem Feigenbaume ſitzen. Sie ſah wie Precioſa aus, die mit gebrochenem Herzen nachſinnt, ob ihr wohl Alonſo aus Madrid nachfolgen werde. Da öffnet ſich die Thür an der anderen Seite der Orangerie und einen Fandango ſingend kommt Hippolyt herangeſtürmt. Wie im Traum ſpringt das Mädchen auf und hebt die Arme. — Hippolyt, den nichts überraſcht, faßt ihre Hände, ſie ſinkt ihm an die Bruſt und umſchlingt ihn; er hebt mit beiden Händen ihren Kopf in die Höhe und küßt ſie. Die fremden Bäume und ich hinter der Glasthür, wir ſahen ſtill zu; mal' es aus das Bild.

Später.

Der Graf holte mich geſtern vom Schreiben zum Spazierengehen ab. Ich bin ſehr verdrießlich, Freund, über all die Dinge, die ſich hier zuſammenfädeln; es iſt lächerlich, daß ich ſie Dir erzähle, der Du auf dem Markte der Welt Dich herumbewegſt. Aber ich denke, dieſer Mikrokosmos ſoll Dich doch unterhalten, ich fürchte er wird nur zu bald ſehr intereſſant. Der Graf war ſo unſicher, er fühlte ſo hin und her nach Dieſem und Jenem an mir und Hippolyt, daß ich nicht weiß, wie ich Dir's beſchreiben ſoll. Mir ward ganz heiß dabei, — es wurde alles ſo heiratlich, ſo bürgerlich ernſthaft, daß mir bald kein Zweifel blieb, der Graf wolle unſerem Weibertreiben ans Leben gehen. Ich konnte nicht klar heraustreten mit meinen Antworten, weil er es mit ſeinen Fragen nicht that, und ich ſolchergeſtalt leicht eine Betiſe begehen konnte; indeß ließ ich ihn doch nicht undeutlich merken, wie dieſe ganze Wendung der Fahrt nicht in meinen Kram paſſe, mir ſogar ſehr unangenehm ſei. Die Welt iſt doch wahrhaftig eine ſo große Heiratskanzlei, daß man nur in ein Haus treten darf, worin ein weibliches Weſen wohnt, um beim Herausgehen Heiratsfragezeichen auf dem Rücken zu haben. Wird nicht alle Geſelligkeit dadurch zu Grunde gerichtet! Sieh unſer Schloß an, wie iſt Alles durch dieſe verzweifelte Einzäunung zerriſſen, zertheilt! Graf Fips reiſt ſchon ſeit vierzehn Tagen ab, und ärgert ſich alle Tage dreimal, daß er noch da iſt und beſchließt zehnmal, morgen werde er reiſen und immer nur einmal, daß er noch einen Tag warten wolle. Wenn die Sonne aufgeht, da iſt die Erde unſchuldig und der unglückliche Liebhaber hofft das Beſte — dieſer Fips iſt ein Maulaffe, aber er fühlt ſeinen traurigen Schmerz, einen Korb am Frackſchoß zu tragen, ſo gut wie Einer. Was ihm an Gefühl zur Empfängniß dieſes Schmerzes fehlt, das erſetzt die Eitelkeit; ich glaube, er wartet blos, weil er ſich fürchtet, leer in der Stadt anzukommen. Leopolds leichter Sinn iſt ſogar gebrochen, er hinkt wie ein lahmes Füllen hinaus ins Feld; man iſt ihm zu ernſthaft geworden, ſein Scherz erſchrickt vor den verkauften oder verſchenkten Augen, die keinen Blick für ihn haben. Für ihn iſt mir zwar am wenigſtens bange; er iſt wie der Flußreiher in der Fabel, er naſcht am Beſten herum, bis ihn der Liebeshunger drängt, mit einem Gründling vorlieb zu nehmen. Ich höre, er hat ſich beim Paſtor und Förſter bekannt gemacht, und er tändelt wahrſcheinlich bereits von der Waldmaid zum Gotteslämmchen. Aber William iſt mir ein Gräuel, ſeine eigene philiſterhafte Abſonderungswuth rächt ſich fürchterlich an ihm: weil er Alles, die ganze reiche ſchöne Welt zu Zwei und Zwei abſchachteln möchte wie in eine traurige dumpfe Arche Noäh, ſo iſt er nun ſelbſt ein verlaſſenes, troſtloſes Weſen. Seit ſich Alberta ſo entſchieden mit allen Kräften zu Hippolyt wendete, iſt dieſer William ein wahrer Cromwell, der Alles malträtiren möchte. Er iſt ingrimmig, grob, ungezogen, ja boshaft wie ein verwöhnter Knabe. Er ärgert Alle. Das iſt nun jene chriſtliche Liebe, welche der Mann auf der Lippe trug. Weil er keine Freiheit kannte im Glauben und Gefühl, ſo weiß er nun auch keine zu geſtatten. Er iſt auch in der Eiferſucht Fanatiker und Schwärmer; er iſt ſehr unangenehm. Es iſt kein Schmerz in ihm, ſondern Grimm. Ich ſelbſt bin aus meiner Ruhe aufgeſtört, weil ich die fröhliche Camilla täglich mit verweinten Augen ſehe, weil ich kein heiteres Wort mehr von ihren

Lippen höre, weil mich das gute Mädchen innig dauert, und ich durchaus nicht weiß was ihr fehlt. Sollte das unglückliche Mädchen etwa auch den Mörder Hippolyt lieben?! Nun ſieh, was ſind das für Dinge, was iſt das für unnütze Verwirrniß, die das Leben unklar, unerquicklich macht. Ach, ich bin ärgerlich! Als gäb' es auf der Welt keine andern Beziehungen mehr als zwiſchen Mann und Weib! Ich bin der traurigen Camilla ſelbſt ſo gut geworden, daß ich in mir ſelbſt Verwirrung fürchte. Und nun führt das Geſchick die Gräfin Julia hieher, und das Haus wird ein Tollhaus. Ich will die Sache erſt noch etwas reifen laſſen, eh' ich Dir breiter davon ſpreche. Wir geben uns alle mögliche Mühe, wichtige, ſpannende, ja verletzende Geſpräche über allgemeine Gegenſtände aufs Tapet zu bringen, ſobald wir bei Tiſch oder beim Thee alle verſammelt ſind, damit die große Spannung und Zerriſſenheit der Geſellſchaft zugedeckt werde. Höre eines derſelben.

Der Adel, nahm Hippolyt das Wort, hatte eine in der ganzen Conſtruction der Geſellſchaft begründete Stellung, er war ein integrirender, lebendiger Theil des Staatslebens, mit einem Worte, er war Leben, als es nur Herren und Sclaven gab. Die herrſchende Claſſe, die aus den Anführern oder den Kriegern oder den Eroberern beſtand — denn nur das Schwert war das Kriterium — wurde der Adel; er geſtattete Einem, Fürſt zu ſein, und hielte ihn nur ſo weit in Zaum, daß er ſeiner Theilnahme am Herrenrechte nicht zu nahe trete. Allmälig machten ſich aber die Sclaven durch ihre heranwachſende Maſſe, durch Erfindungen, durch Gelehrſamkeit geltend, das Schwert reichte nicht mehr ganz aus; da ſprach der Adel die Vergangenheit um Hilfe an, er erfand die Stammbäume, die Ahnen; an die Stelle des Schwertrechts trat das hiſtoriſche. Der Vorzug des größeren Beſitzes machte es ihm noch lange Zeit möglich, eine höhere Claſſe zu repräſentiren. Der ſpeculative Geiſt des Bürgers riß nach und nach einen großen Theil dieſes Beſitzes an ſich, die Gelehrſamkeit wurde immer flüſſiger, man fing an, die Beſtandtheile der Geſellſchaft zu prüfen, der Adel war genöthigt zu glänzen, weil ſein Kern verdorrt war. Alle höheren Thätigkeiten des Menſchen drängten ſich allmälig in einen Früchteknoten zuſammen, es entſtand die Bildung und ſie ſtürzte den Adel, weil ſie das Kriterium des Schwertes und der Ahnen vernichtete. Die Allgemeinheit ward vernünftig und es wurde ein lächerlicher Begriff, auf eine höhere Stellung in der Geſellſchaft Anſprüche zu machen, weil es die Vorfahren gethan.

Aber mein Gott, begann Graf Fips, es muß doch ein Unterſchied exiſtiren. Er erhielt lange keine Antwort, weil Jeder lachte. Das Geſpräch ſchien abgebrochen und der kleine Leopold knüpfte es ſpaßhaft mit einer Antwort für Fips wieder an. Allerdings, ſagte er, ein Unterſchied zwiſchen Klugen und Dummen, und der exiſtirt noch. Der Graf Topf ſchwieg. William aber erhob ſeine Stentorſtimme und vertheidigte das Mittel der Erinnerungen, was Tauſende aufreize, beſſer zu ſein, als ſie ohne ſelbiges ſein würden. Er ſei nicht eben für den Adel, aber wenn man ſolches Verhöhnen alles Herkommens und hiſtoriſchen Rechtes zugäbe, ſo bräche das jacobiniſche Vernunftrecht unheilvoll über alles herein und nichts ſtünde mehr ſicher. Ich erwiderte ihm, daß nichts beſtehen ſolle, was nicht vernünftig ſei, daß darüber kein Zweifel mehr obwalte, und man nur über die Art und den Weg, alten Schutt wegzuräumen uneins wäre. Die gemäßigten Reformer wollten kein Privatrecht verletzen, um allgemeines Recht zu erzeugen. Der Adel ſelbſt aber ſei nicht einmal ein Privatrecht, ſondern nur ein uſurpirter Titel einer alten Gewalt, die Gewalt ſei aber geſtürzt und ein König ohne Land ſei ein Narr, wenn er ſich noch König nennen und von Hofceremonien umräuchern laſſe. Der Adel ſei für wahnſinnig zu erklären — fuhr Hippolyt fort — wenn er noch in Generals-Uniform einhergehen wolle, während er längſt mit der großen Menge in Reih' und Glied marſchiren müßte. „Wollen Sie nicht ‚ſchwach‘ ſagen?“ ſchaltete Graf Topf ein.

Du ſiehſt, wie gereizt das Geſpräch wurde. Ich verſuchte einzulenken, und ſetzte hinzu: Es iſt aber auf der andern Seite etwas, was der Adel aus ſeiner Herrſcher-Zeit behalten hat, und was wir ihm immer noch nicht haben gleich thun können, das iſt die leichte Art zu leben. Er lebt geflügelter, freier, weil er ſich hoch geſtellt glaubt, ſeine Geſchäfte ſind ihm Nebenſache, der Genuß des Lebens aber Hauptſache. Er weiß mehr zu genießen, weil er mehr ſucht. Die Mühen der Jahrhunderte, durch welche wir bis hieher gekommen ſind, laſten noch lähmend auf unſeren Schwingen. Der Adel hat keine Mühen gekannt, darum iſt ſein Weſen leichter, darum verfällt er nicht in den Irrthum, das Geſchäft für den Zweck anzuſehen, wie es z. B. unſer Kaufmann thut. Der Adel lebt leichter, weil er von Jugend auf ſorglos iſt. Er kennt unſere Hypochondrie, die Krankheit der Mühe, nicht. Indeß, der Sieg iſt ſchon lang erkämpft, und die Noth des Kampfes wird bald vergeſſen ſein, dann erwerben wir auch dieſen Vorzug, dann wird der Adel nicht nur getadelt, er wird verlacht werden, wie jeder banquerotte Kaufmann, der noch nach Goldſtücken rechnet.

Aber der Menſchen Sinn trachtet nach Bevorzugung — hub Graf Topf an — nur das moraliſche Streben bändigt ihn; unter den Siegern über die hiſtoriſche Claſſe bildet ſich wieder eine Ariſtokratie, die Phaſen der Geſchichte ſind nur ein Wechſel der herrſchenden Claſſen, aber kein Aufhören derſelben; der neue Feind iſt die Geld-Ariſtokratie, und wahrlich, meine Herren, ſie iſt noch platter und proſaiſcher, ſie hat nicht einen Funken von Poeſie, und gerade das Extrem des Adels, das troſtloſe Geſchäft, ſchwingt ſich im Gewande der Induſtrie auf den Thron, mir ſchaudert vor dieſer neuen, blos rechnenden Herrſchaft, wo die Herzen nichts mehr gelten.

Ich gab ihm Recht und geſtand zu, daß wir ſehr auf der Hut ſein müßten, uns den Sieg nicht ſtehlen zu laſſen, den Sieg der Bildung. Immer aber, fuhr ich fort, iſt das doch ein großer Schritt weiter, wenn der Erb-Ariſtokratismus geſtürzt iſt, und wir vielleicht leider beim Geld-Ariſtokratismus angekommen ſind, ſo ekelhaft dieſer auch ſein mag. Die nächſte Morgenröthe kann mir das Geld, einige Jahre können mir die Gelehrſamkeit, das Wiſſen bringen — keine Ewigkeit, kein Gott kann mir eine Vergangenheit, lächerliche Ahnen geben, wie ſie der Adel verlangt. Und darin liegt das Fundament zukünftiger Zeit, die vielleicht jetzt in Frankreich beginnt. Alle Wege müſſen offen ſein zu Allem — nicht unbedingte Gleichheit, aber unbedingt gleiche Befugniß zu Allem, daß iſt die Loſung des neuen Jahrhunderts.

Erbt nicht der Sohn des Millionärs auch die Million? warf abgehend von meinem Schlußſatze der Graf ein. Hippolyt antwortete für mich: Er kann ſie morgen ganz oder zum Theil verlieren, und ſein Nachbar kann ſie gewonnen haben. Sie können Ihre Ahnen nicht verlieren, kein Nachbar kann ſie gewinnen, darin ruht der Widerſpruch mit der neuen Theorie: Alles muß für Alle erreichbar ſein.

Graf Fips meinte, ich hätte der feinen Manieren nicht erwähnt, die würden nach dieſen barbariſchen Anſichten ganz zu Grunde gehen. Ich erwiderte ihm, daß ich die feinen Manieren allerdings für ein Product der Civiliſation anſähe, daß ich aber keineswegs an ihren Untergang ohne den Adel glaubte. Manches von dem, fuhr ich fort, was Sie, Herr Graf von Fips, ſo nennen, dürfte allerdings verloren gehen; Manches von dem, was der Adel darunter verſteht, der aber nur eine Frucht mit ſchöner Schale will, die ihren Zweck durch ihr Ausſehen erreicht habe, nimmer aber geöffnet zu werden brauche — die eigentlichen feinen Manieren ſind ein Ergebniß der höchſten Cultur, und die meiſten feinen Leute kennen ſie nicht, weil ſie eben nicht cultivirt genug ſind. Es handelt ſich dabei natürlich nicht um ein Compliment oder dieſe und jene Floskel, das iſt nichts als Tournure, die durch einige Uebung wie das Tanzen von Jedem erlernt werden kann, und erlernt werden ſoll, denn ſie iſt die Bedingung des Erſcheinens, und das Erſcheinen ſoll ſchön ſein. Es handelt ſich aber um das höchſte geiſtige Verſtändniß und um die ſchönſte und gewandteſte und geeignetſte Erſcheinung des Geiſtigen. Es kommt dem ſogenannten feinen Menſchen nicht im Geringſten darauf an, die geiſtigen Intereſſen einer Geſellſchaft vor den Kopf zu ſtoßen, wenn er das nur mit einem zierlichen Complimente thut — man ſpreche das Wichtigſte, erzähle, leſe das Intereſſanteſte: ein geſellſchaftliches Unding, das ſich eben ereignet, bricht es ab, ſtört, und kein Menſch mit ſeinen Manieren fragt, welcher Gedanke, welche Folgerung unterbrochen worden ſei — darum weil dieſe Manieren ihnen nur der Form, nicht der Gedanken halber da ſind; der Gedanke erzeugt bei ihnen nicht die Form, ſondern die Form den Gedanken. Darum iſt ihr Gipfel die Förmlichkeit, und nur die Auserwählten werden das, was die Römer formosi nannten, äußerlich ſchön, mehr aber nicht. Jedermann aber weiß, daß Roms größte Männer nicht die formosi geweſen ſind.

Das iſt z. B. gute feine Manier, um Ihnen durch ein Beiſpiel anzudeuten, was ich darunter verſtehe: dem Andern durch alle Schlangenwindungen des Gedankenproceſſes zu folgen, wo er ſtrauchelt ihm die Hand zu reichen, wo er eilt und fliegt, nachzueilen, nachzufliegen, und wenn's wirklich geflogen iſt und man artig ſein will, dies bemerken — alle geiſtigen oder ſonſtigen Intereſſen des Anderen zu den eigenen machen und mit Theilnahme verfolgen, der geiſtigen oder moraliſchen Atmosſphäre, die um ihn iſt, ungetheilte Aufmerkſamkeit ſchenken — da kann manches Aeußere, eine herabgefallene Nadel, ein Zwirnknäuel überſehen werden: wenn man dem Beſten des Menſchen ſich anſchmiegt, ſo hat man die beſten Manieren, alles Andere iſt angenehme Zugabe. Wird es aber zur Hauptſache gemacht — ſetzte Hippolyt fort, — ſo wird es Leerheit, Abgeſchmacktheit, Uncultur, und die feinen Perſonen, die ſich immer und nur darin wohlbefinden können, dürfen nicht zu unſeren gebildeten Ständen gezählt werden, weil ſie von Bildung nichts wiſſen und an hohlen Spielereien, an Firlefanz und Puppenkram genug haben. Und meinen Sie denn, daß jene feinen Manieren ein Prärogativ des Adels ſeien? Wir haben ſolcher bürgerlichen Affen genug. Es iſt eine lächerliche Schwäche von uns, daß wir den arroganten Titel „Adel“ noch immer geſtatten, daß wir ihn ſelbſt in unſerer

Polemik noch immer gebrauchen: man nenne es „Junkerei“ oder ähnlich.

Man war ſtill, wir hatten zu heftig geſprochen; ich fürchte, unſere hieſige Geſellſchaft iſt der Auflöſung nahe.

Ich ſehe durch meine Glasthür Camilla einſam wandeln — leb' wohl für heute, ich will ernſtlich zu erfahren verſuchen, welcher Kummer das liebe Mädchen drückt, ich habe ſie ſehr gern. Leb' wohl!

19.

Camilla an Ludovico.

Grünſchloß.

Ich habe Unrecht gegen Sie, Ihre gegen mich gerichteten Vorwürfe ſind gerecht. Aber ehrlich und offen will ich gegen Sie bleiben; Sie haben mir Ihre Liebe und Hand angetragen, Sie haben mich damals überraſcht, ich war ein unerfahren Ding; ich wußte nicht, was ich verſprach. Warum mußten Sie aber auch ſo lang' von mir bleiben; warum kamen Sie nicht, wie Sie verſprachen, dies Frühjahr! Wie viel Schmerz wäre mir erſpart worden. Ich habe die Treue gegen Sie gebrochen. Ihr Verlobungsring liegt im Kaſten. Fürchten Sie nicht die Nachricht eines Exceſſes, es gilt nur die Treue meines Herzens. Valerius, ein Poet, kam zu uns, er warb um Niemand, lebte ruhig, harmlos, dem Anſchein nach ohne Wunſch, ohne Verlangen nach irgend etwas an unſerer Seite und gewann ſich ſomit das, was er nicht ſuchte, unſere Theilnahme. Ich hatte ihn gern, und nur zuweilen dämmerte die Vermuthung in mir auf, daß er Ihnen gefährlich werden könnte. — Erlauben Sie mir dies Wort; Ihr letzter Brief berechtigt mich noch dazu. Aber ich ſchüttelte lächelnd den Gedanken von den leichten Schwingen meines Weſens; ich hoffte nichts als einen lieben, zuverläſſigen Freund in ihm zu gewinnen. Sein unwandelbarer Gleichmuth beſtärkte mich darin. Wie ein Blitzſtrahl traf mich das Wetter. Vor einiger Zeit ſuch' ihn und Alberta, die im Garten promenirten. Ich biege um eine hohe Cypreſſen-Reihe und ſehe in der Tiefe des Gartens zwiſchen Bäumen eine Gruppe, die mich erſtarren machte, und mir eine traurige Gewißheit über mein Inneres brachte. Alberta ruht an der Bruſt des Valerius. Heiße Thränen ſtürzten aus meinen Augen, ich fühlte, daß ich Ihnen untreu geworden, daß ich jenen unglückſeligen Mann liebte. Keine Macht der Erde würde dies Geſtändniß über meine Lippen gebracht haben; Ihnen bin ich's ſchuldig. Vergeben Sie mir, vergeſſen Sie mich. Denken Sie mit Theilnahme an unſer grünes Schloß, wo außer meinem Leid ein breites Feld von Trauer ſprießt.

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Das hat einen Andern erwählt;
Der And're liebt eine And're
Und hat ſich mit dieſer vermählt."

Der Stifter meines Unheils wird ſelbſt unglücklich: Alberta liebt ſeinen Freund Hippolyt, ach und ich fürchte, dieſer liebt die ſchöne Gräfin Julia, die vor Kurzem hier angekommen iſt. Das Unglück hat ſich hier eingeniſtet. Grüßen Sie innigſt Ihre Schweſter, o daß ich mein Leid in ihren Buſen weinen könnte.

Die Bitte, mir nicht zu antworten, darf ich wohl nicht erſt ausſprechen. Vergeben Sie mir!

Camilla.

20.

Hippolyt an Julia.

Wir ſind in einem Hauſe und ich muß das todte geſchriebene Wort an Sie richten, dem warmen lebendigen geſtatten Sie keinen Zugang. Warum verſchließen Sie ſich in Ihrem Zimmer, warum nehmen Sie mir meinen Tag, das Licht ihrer Augen? Iſt es meine Schuld, daß ich Sie ſpäter geſehen als die gute Alberta? Ich habe ein heißes gluhendes Herz, mein Fräulein, ich ſchwöre es Ihnen, ich will, ich werde Ihr kaltes Gemüth erwärmen: nur Ihre Hand reichen Sie mir, durch die Fingerſpitzen will ich mein Leben bis zu Ihrem Herzen treiben. Nie habe ich einem Weibe meine Liebe erklärt, Ihnen, Julia, ſage ich, daß ich vergehe in Liebesſehnſucht nach Dir. Du biſt meine Sonne, mein Mond, der ganze geſtirnte Himmel meiner Wünſche, meine Erde, meine Welt, meine ganze Hoffnung auf Seligkeit. Antworten Sie mir, meine ganze Seele fleht, antworten Sie mir gütig, öffnen Sie Ihre Zimmer, ich muß Sie ſehen, ich verſchmachte in dieſer Wüſte. Ihr Anblick iſt mir die erfriſchende Quelle; ich renne mir den Kopf ein in dieſer Nacht. Sie ſind mein Licht, o leuchten Sie mit dem Meere des Lichts in Ihren Augen. Ich zünde das Schloß an, um Sie aus den Flammen zu tragen, Sie in Dampf und Gluth zu küſſen. — Weib, das mich unterjocht, ich liebe Dich Julia, Du weißt nicht was das heißt. Antworte mir, erſcheine! —

21.

Valerius an Conſtantin.

Warum ſchreibſt Du keine Zeile, Menſch? Lebſt Du nicht mehr? Ich muß alle Stärke des Gemüths zuſammennehmen, um in dieſem Drange der Dinge feſt zu ſtehen. Sollte Dir ein Unglück begegnet ſein, laß es uns bald wiſſen; ich will zu Dir kommen, Du haſt ja für die Freiheit gefochten, für das einzige Unwandelbare im Leben. Hier iſt viel Unheil. Camilla weicht mir aus, ſteht mir nicht Rede. Das thut mir unendlich weh. Alberta liegt krank, Hippolyt hat ihr das Herz gebrochen, der Südländer iſt raſſelnd in ihm aufgeſprungen, er raſt in Liebe für die ſchöne

Julia. Dieſe flieht ihn wie ein Reh den Wolf, und hält ſich mehrere Tage in ihren Zimmern verſchloſſen. Heut' kam ſie zu Tiſch; im Augenblick als wir uns ſetzten, fuhr die Fürſtin Conſtantie vor. Nun iſt die Verwirrung vollſtändig. Hippolyt ſchäumt wie ein Eber, ich habe meine Noth, ihn in civiliſirten Schranken zu halten. Wäre dieſer Menſch ohne Bildung, man ſähe die Thaten eines blutigen Barbaren. Der Graf iſt äußerſt niedergeſchlagen und ſprach heute wehmüthige, rührende Worte mit mir. „Ich bin alt geworden" — ſagte er — „und kann der Zeit nicht mehr voraus, ſie übereilt und mordet mich und mein armes Kind." —

Später.

Eben erhalte ich eine Ausforderung von unbekannter Hand. Es werden da ſo viel Nichtswürdigkeiten auf mich gehäuft, daß ich ein entſetzlicher Verbrecher ſein muß. Es iſt doch unangenehm, auch nur für einen einzigen Menſchen ein ſolcher Gegenſtand des Abſcheues zu ſein. Ich ſinne hin und her, weil mir der Gedanke aufſteigt, die Handſchrift ſchon irgendwo geſehen zu haben. Ich kann's nicht ausſinnen. Alle Anſchuldigungen ſind indeß ſo unklar, unbeſtimmt ausgedrückt, daß ich durchaus nicht genau weiß, welcher Uebelthat ich angeklagt werde. Weiber ſcheinen dabei betheiligt zu ſein; es iſt alſo wohl ein eiferſüchtiger oder Ritterdienſt thuender Mann. Und ſomit iſt die Sache vielleicht ein Mißverſtändniß, denn ich wüßte doch wahrlich nicht, wem ich der Weiber halber etwas gethan haben ſollte. Der gute Mann verlangt keine Antwort, ſondern wird ſich in Kurzem ſelbſt melden. Soll ich offenherzig ſein? Die Sache iſt mir unangenehm; ich habe es neuerdings immer gefürchtet, in eine Duellangelegenheit verwickelt zu werden, weil ich den fatalen Kampf meiner geſunden Anſicht mit meiner ſchwächlichen Empfindſamkeit vorausſah. Das Duell iſt mir verhaßt, und wenn ich an die ſogenannten Scandäler auf der Univerſität zurückdenke, ſo kommen auch alle die Harlekinaden mit, aus deren bunten Lappen das ganze Studentenleben beſtand, und jene Paukereien erſcheinen mir wie ein ernſthaftes Spiel, bei dem leicht ein Unglück geſchieht. Wenn man aber die Harlekinsjacke ausgezogen hat, ſoll man auch das Spielen laſſen. Ich würde es von Staatswegen Niemand verbieten, weil es eine Beſchränkung der perſönlichen Freiheit wäre, und weil es wirklich Verhältniſſe giebt, von deren feinen Linien das bürgerliche Recht keine Kenntniß haben kann, da es ſeiner Natur nach al fresco gemalt ſein muß. Ich kann es Niemand wehren, an den Vortheilen der Civiliſation keinen Antheil nehmen zu wollen, ſobald er einen Andern, der das will, nicht ſtört. Wenn alſo ihrer zwei außer dem Geſetze begriffen ſein und ihre Angelegenheit durch Degen oder Kugel ſchlichten wollen, ſo ſoll man ſie gewähren laſſen. Aber man betrachte jedes Duell mit alſo mißtrauiſchen Augen, als man es noch immer mit günſtigen thut. Man geſtatte Jedem, es unbeſchadet ſeiner äußeren Ehre zurückzuweiſen; man blamire, verlache dieſe mittelalterliche Courage, das Vorrecht von Studenten und Soldaten, die es in Ermangelung eines beſſeren Kerns zum Mittelpunkte ihres Lebens gemacht haben, bei denen man keiner andern Eigenſchaft bedarf, um für vollkommen zu gelten. Die beſten Männer der Weltgeſchichte dürften leichtlich nichts taugen, wenn man dieſen Duellmaßſtab bei ihnen anlegen wollte, und doch iſt es Mode geworden, ſelbigen Maßſtab an uns Alle anzulegen. Sind wir nicht wie die Kinder? Wenn ſich einer vor Dummheiten nicht fürchtet, ſo iſt er ein tüchtiger Mann, vor Klugheiten aber Furcht zu haben, ein Dummkopf zu ſein, das thut der Ehre nichts. Ich habe mich auf der Univerſität geſchlagen, weil — nun ja, weil ich Student war; ich werde mich wahrſcheinlich jetzt wieder ſchlagen, weil ich ſchwach bin, oder wenigſtens nicht den Muth habe, allein ſtark zu ſein. Aber ich will mich beſſern, ich will mich an das Schreckbild gewöhnen, für feig zu gelten; es gehört ja doch wahrlich mehr Muth dazu, ihm ins Angeſicht zu ſehen als einer ſchmalen Kugelmündung. Wenn meine Beſſerung nicht ſo ſchnell von Statten geht, daß ich ſchon meinen jetzigen Ausforderer heimſchicke, ſo ſoll er doch der letzte ſein, mit dem ich dieſe Narrheit treibe. Laß mich Dir's geſtehen, daß meine Schwäche durch meine Umgebung geſteigert wird: der Adel ſieht ſeinen Duellmuth für eine Prärogative an, womit er ſeine andern Prärogativen verdiene; wenn ich ihm den Unſinn des Duells noch ſo klar beweiſe, ſo zuckt er doch die Achſel und ſchwappt ſich auf den Bauch und ſpricht: „Man ſieht's doch gleich" ꝛc. — Unter den Indianern mußt Du erſt an den Götzen, welchen ſie verehren, geglaubt haben, eh' Du ihnen beweiſen kannſt, daß der Götze ein Götze ſei. Ich will noch einmal mich gläubig ſtellen, und dann auf offenem Markte das Götzenbild zertrümmern. Es iſt ja doch gar zu lächerlich, jedem Laffen preisgegeben zu ſein, ſei's auch nur den Zeitpunkt betreffend, in welchem ich ihm zu Dienſt ſein muß. Man beſchäftigt ſich mit den höchſten Intereſſen der Menſchheit und iſt den alten Reſten der Blutrache, dem fauſtrechtlichen Larifari unterworfen; man predigt auf der Kanzel und ſündigt hinter der Kirche. Der Krieg im Allgemeinen bleibt immer noch ein Act der Barbarei, welcher wegen der Verſchiedenartigkeit der Stufen, auf denen die Völker ſtehen, noch immer nicht abgeſchafft werden kann; aber den Krieg im Kleinen ſollten wir doch wahrlich dämpfen können. Es iſt eine eben ſo große Dummheit, als wenn man den Kriegerſtand den übrigen voranſtellt. Iſt es wol ſchon Jemand eingefallen, die Kanone mit Verehrung anzuſehen, weil man damit eine Maſſe Menſchen niederſchießen kann? Aber es iſt der alte Reſt der Eroberung, des Lehenweſens, der Barbarei, wo nur das gelten konnte, was große phyſiſche Gewalt entwickelte, was Furcht einſtößte. Die Cultur beginnt mit Zerſtören: man haut Wälder nieder, tödtet die wilden Thiere — wollen wir denn immer im Beginn der Cultur ſtehen bleiben? Man lehre die Jugend, den Tod nicht zu fürchten, aber man lehre es auf eine civiliſirtere Weiſe. —

Die Fürſtin hat viel Gefolge mitgebracht. Es iſt ein buntes feſtliches Treiben hier eingekehrt, es geht Alles geputzt, und doch iſt Niemand vergnügt — wir leben auf einem Todtenacker, den man mit bunten Blumen beworfen hat. Hippolyt ſteht knirſchend wie ein Todesengel da und iſt vernichtend in Wort, Blick und Geberde. Ich habe ihn nie ſo beißend witzig, verſtändig, vornehm geſehen. Die kecke Fürſtin richtet oft das Wort an ihn, er wirft Dolche ſtatt Worte zurück. Geſtern fragte ſie ihn nach Desdemona. Mit einer fürchterlichen Kälte erwiderte er: Eine Schlange hat ihr Leben vergiftet und ſie von dem Ort vertrieben, wo ſie glücklich war — jetzt iſt ſie wahnſinnig. Conſtantie erbleichte. Ich fragte ihn ſpäter, ob es gräßliche Erfindung ſeines Grimmes ſei. Nichts weiter, erwiderte er, und reichte mir einen Brief. Er war aus Wien und von Desdemona angefangen; ſie ſchrieb mit herzzerreißender Sehnſucht, ihre Liebe ſtand auf einer Höhe, vor der ich ſelbſt ſchwindelte — die Fortſetzung war von einer uns unbekannten Dame, welche Hippolyt mittheilte, daß Desdemona in ein hitziges Fieber verfallen ſei, und daß die Aerzte für ihr Leben und für ihren Verſtand Alles beſorgten. Möge es Dir beſſer ergehen als uns. Leb' wohl.

22.

Julia an ihre Mutter.

Wie es mir geht, meine liebe, liebe Mutter? Gut — ſchlecht — die Worte paſſen nicht dafür; unglaublich wunderlich. Für Augenblicke fühl' ich mich beſeligt, ich ſchwimme in Blüthendüften, und dann kommt wieder ein langer Tag unausſprechlicher Angſt, kindiſcher Verzweiflung. So leiten die Dichter gewöhnlich ein, wenn ſie ein verliebtes Mädchen einführen wollen; ich weiß, wie oft Papa darüber lachte, aber hier iſt es doch ein wenig anders. Ein junger Mann, von aller Welt kurz Hippolyt genannt — er ſoll der Sohn eines ſpaniſchen Grand ſein — macht mir auf eine beiſpielloſe Weiſe den Hof. Sein ſtürmiſches Weſen, mit dem er mich übereilte, hat mich tödtlich erſchreckt; was ich von der Fürſtin Conſtantie, die ſeit einigen Tagen hier iſt, vernehme, was ich an der unglücklichen Alberta ſehe, die ihn glühend liebt, und plötzlich von ihm verlaſſen iſt, flößt mir ein Grauen vor dem Menſchen ein. Und dabei iſt er zauberhaft ſchön, beredt, liebenswürdig — ach meine liebe Mutter! dafür iſt der Ausdruck erfunden: er iſt ein gefährlicher Menſch. Wenn Alles wahr iſt, was man vereinzelt von ihm hört, ſo iſt er ein ſolcher Ausbund von Laſterhaftigkeit, eine ſolche Größe von Untugend, daß man verſucht wird ihn zu bewundern. Er weiß z. B. um Alberta's heftige Neigung für ihn, er hat ſie hingenommen wie ein angenehm Geſchenk, und vom Tage meiner Ankunft an nicht die mindeſte Notiz mehr davon gezeigt. Meinſt Du nun aber, daß er in ihrer Gegenwart befangen, auch nur im mindeſten befangen wäre? Gott bewahre; er unterhält ſich harmlos, als ob gar nichts vorgefallen ſei. Mich verfolgt er mit den feurigſten Verſicherungen ſeiner Liebe; aber ſelbſt in ſeinen Bitten liegt etwas Wildes, Herausforderndes. Der Himmel weiß, was die Fürſtin gegen ihn hatte, ſie nahm in der erſten Zeit ihres Hierſeins unglaublich leidenſchaftlich Partei gegen ihn, ſie war immer ſo erregt, wenn ſie von ihm ſprach, daß ich eine Zeit lang glaubte, ſie habe eine glühende Neigung in die Livrée des Haſſes gekleidet — es war ein auffallender Anblick, dieſe ſtolze gewaltige Frau und den imponirenden Hippolyt einander gegenüber ſitzen zu ſehen: Conſtantie ſah ihm vornehm, feſt, ſtarr in die Augen, als erzähle ſie ihm eine Geſchichte von ſeiner eigenen Nichtswürdigkeit; er gab die Blicke ſprühend zurück, und warf einen ganzen blitzenden Wolkenhimmel mit lauter Zerſtörung und Verachtung in ihre Augen, der verächtlich heruntergezogene Mund ſprach die Erläuterung jener fürchterlichen Blicke. So oft er den Namen Desdemona ausſprach, war der Stolz der Fürſtin gebrochen, ihre Schlacht verloren — es iſt unverkennbar, daß ſich die beiden Leute gekannt, und vielfache Beziehungen zu einander haben. Conſtantie iſt heftig, leidenſchaftlich, ſogar rachſüchtig, weil ſie nicht nur eitel, ſondern ſtolz iſt — ſollte es ihr vielleicht mit Hippolyt wie der armen Alberta ergangen ſein! Ich will doch genau Acht haben, oder Hippolyt ſelbſt einmal fragen — erinnerſt Du Dich nicht, liebe Mutter, wie verwegen ſie vorigen Winter in Berlin über dergleichen Dinge ſprach, wenn ſie des Donnerstags in unſere kleineren Geſellſchaften kam? Ich habe mich immer vor ihrer Art zu lieben gefürchtet; ihre Neigungen ſind ein glühender Sirocco, und ſie paßt eigentlich ganz zu Hippolyt. Die gute Alberta hat einige Tage unausſprechlich gelitten, jedoch es ſcheint mir wie eine hitzige Krankheit mit Heftigkeit, aber ſchnell vorübergehen zu wollen. Ihr zum Glück und uns Allen zur Freude iſt ein Herr Valerius hier, der auf Alle den wohlthätigſten Einfluß ausübt. Er iſt der einzige, mit dem Hippolyt in ſeiner jetzigen Leidenſchaft, die aus allerlei Ingredienzien zuſammengeſetzt iſt, redet. Ich glaube, Hippolyt haßt die Fürſtin ebenſo, wie er mich zu lieben glaubt, und wenn ich dem Manne heute ſagte, ich liebe ihn, ſo theilte ich wahrſcheinlich in einigen Wochen das Schickſal ſeiner Verlaſſenen — ich will aber mein Schickſal mit Niemand theilen, ich will mich durch nichts hinreißen, übereilen laſſen, ich will nicht dieſen Gefühlsaufwand, dieſe Stürme, dieſe Unebenheiten, dies unerſprießliche Geräuſch. Liebe Mutter, ich bin meines Vaters Tochter, ſchilt mir nicht dies mein Weſen. Es macht dieſe innere Ordnung nur mein Glück. Könnteſt Du Dich mit mir hier umſehen, wie die Neigungen, Leidenſchaften, Verhältniſſe bunt durch einander liegen, wie in einem ungeordneten Zimmer, Du würdeſt mit mir davor zurückſchrecken. Solche Unklarheit, Verworrenheit meiner inneren Dinge iſt immer ein Unglück für mich, das mich zu Tode hetzte wie ein Geſpenſt. Darum lobte ich den Herrn Valer; faſt Alle lehnen ſich an ihn, weil er allein feſt zu ſtehen ſcheint. Es iſt, als ob er mit Alberta in magnetiſchem Rapport ſtände, ſo wie er zu ihr tritt, ſchließt ſich die Blume ihres Schmerzes mit ihren Thränen, und das liebe Mädchen iſt mild, ſanft, ja manchmal ſogar heiter. Er ſpricht ſehr ſchön, nicht ſo glänzend wie Hippolyt, aber eindringlicher, gediegener; alle ſeine Eigenſchaften ſind nicht ſo blendend wie bei dieſem, aber alle ſind ſicherer, feſter, abgemachter. Ich liebe das ſehr. Auch Graf Topf iſt ihm ſehr zugethan, und die Fürſtin, welche ihn anfänglich ignorirte, weil er etwas ſparſam in den Annäherungs- und Höflichkeitsformen iſt, geizt jetzt förmlich mit ſeinen Geſprächen. Er ſchafft uns die einzigen heimlichen Abendſtunden: wir ſitzen auf der Plattform des Schloſſes unter dem Zelte, ſehen auf der einen Seite nach den fernen Bergen, auf der andern nach der nahen Stadt und dem Fluſſesſpiegel, der zu ihr hinzieht; Hippolyt raſtet ſelten lange dabei, ſondern ſtürmt meiſt zu Pferd durch die Ebene und Valerius bringt uns in das liebenswürdigſte Geſchwätz. Er hat zwar eigentlich ſelbſt abſcheuliche Grundſätze über Ehe, Staat und Menſchen, aber er verſteht es, das Wildeſte geordnet vorzutragen, intereſſant, wünſchenswerth zu machen; die freien Dinge, welche Conſtantie äußert, ſind eigentlich bei weitem nicht ſo arg als die ſeinen, und doch klingen ſie mir ſo viel gräulicher. Es kommt vielleicht daher, weil ſie mir unweiblich dünken. Die Fürſtin vertheidigt zum Beiſpiel den Genuß aller Vergnügungen, auch wenn ſie nach unſeren bürgerlichen Anſichten zu den verbotenen gehören. Sie hält z. B. die Ehe nur für eine Form, welche der äußeren Dinge wegen da ſei, und namentlich den materiellen Beſitz des Weibes ſichere. Es wird mir unheimlich, wenn ich eine verheiratete Frau ſo ſprechen höre — wenn dergleichen verwirklicht werden ſollte, ſo müßte ja ein troſtloſes Durcheinander entſtehen. Valer, welcher die Frauen ſelbſtſtändiger geſtellt ſehen will, und wunderlich genug von den neuen verwirrenden Zeitbewegungen viel für uns erwartet, opponirte der Fürſtin in vielen Dingen. Er machte ſie darauf aufmerkſam, wie gerade jetzt das äußere Leben der Frauen in der Luft ſchwebe, wenn ſie ihren einzigen Haltpunkt, die Ehe, aufgäben; wie nur die ſtärkſten und edelſten Weiber einen Uebergang zu beſſerem freierem Geſellſchaftsleben dadurch bilden könnten, daß ſie ſich der Ehe nicht unterwürfen, die neuen Begriffe aber auf alle Weiſe unterſtützten, weil nach der politiſchen Revolution die ſociale vor den Thoren läge, durch welche das Weib eine geſellſchaftliche Stellung erlangen würde. Das Chriſtenthum habe das Weib nur zur Hälfte frei gemacht, es müſſe es ganz werden; der jetzige Durchgangspunkt aber bringe wie jedes Ringen nach neuen Zuſtänden, wie alles Halbe ſehr viel Unglück, und die Frauen müßten ſehr auf ihrer Hut ſein, da die öffentliche Meinung noch keineswegs ſo weit gebracht ſei, Toleranz gegen ſie zu üben. Die alten Verhältniſſe ſeien wie die alte Kirche in Auflöſung begriffen, die Rettung ſei nahe, aber die Gefahr doppelt groß. Ich ſchreibe Dir dieſe Dinge aus meinem treuen Gedächtniß; ich verſtehe wenig oder gar nichts davon, und ſie würden mich wie alles Aendern beunruhigen, ſähen ſie nicht in dem Vortrage Valers ſo abgemacht aus. Die Fürſtin proteſtirte feurig dagegen. Sie gab die eigentliche Auflöſung der Ehe und Kirche in den höheren Ständen zu, fand die Auflöſung vernünftig, verlangte aber das Beibehalten der alten Formen, welche die Gebildeten ſchützten und doch nicht beengten, der großen Maſſe aber nothwendig ſeien. Valer nannte das lächelnd Ariſtokratismus und gebrauchte den garſtigen Ausdruck, daß auf dieſe Weiſe die Welt verfaule. Geſchwüre müſſe man aufſchneiden, auch wenn es ſchmerze. Fi, — wie häßlich klingt das und doch fällt es mir jetzt erſt auf; im Munde des Mannes klang's nicht ſo. Herr William, einer der hieſigen Gäſte, vertheidigte hart und unduldſam das Beſtehende, und tadelte beide Anſichten, ſie ſeien unchriſtlich und darum unſittlich, löſten das Fundament der Civiliſation, und untergrüben die Grundprincipien der Geſellſchaft; ſie ſeien die Ausgeburt des menſchlichen Dünkels, welcher die Gottheit ſpielen und die ewigen Geſetze umändern wolle. Die Menſchen hätten zu hundert Malen verſucht, das Chriſtenthum abzuſchaffen und ſeien immer zu Schanden geworden; ihm verdanken wir alle Art von Bildung, und es heiße auf die Barbarei zurückdrängen, wenn man dergleichen Auflöſung predige — menſchlicher Verſtand ordne keine Welt, der göttliche ſei uns in Chriſto zu Hilfe gekommen, und es heiße Gott läſtern, wenn man ſeine eigenen Inſtitutionen verbeſſern wolle. Valer nahm das Geſpräch gegen ihn auf; ich kann Dir's nicht wiederholen, weil es für mich zu gelehrt wurde. Die Fürſtin lud Beide ein, in einigen Wochen auf ihrem Luſtſchloß einzukehren, wo ſich einen Monat hindurch viel Geſellſchaft zuſammenfände. Es ſei ein Geſundbrunnen in der Nähe, welcher Valers nicht ganz feſter Geſundheit ſehr zuträglich ſein werde. Alberta ſah aufmerkſam und faſt ängſtlich drein und horchte. William nahm die Einladung ſehr dankbar an, Valer ſchlug ſie aus. Die Fürſtin war verletzt. Alberta ſchien erfreut; wir trennten uns. — — So eben iſt der Graf aus der Stadt zurückgekommen, und hat die wunderliche, aber wie er meint, zuverläſſige Nachricht mitgebracht, daß ſich unter den hieſigen Poeten ein verkappter Prinz aus einem ſehr vornehmen Hauſe befinde. Du kannſt denken, welche Neugier dieſe Nachricht erregte; die Meinungen waren alle dafür, es könne nur Hippolyt oder Valerius ſein. Natürlich dauerte es auch nicht lange, daß Beide aus dem Fragen, Ziſcheln, Ausholen erfuhren, um was es ſich handle. Hippolyt ſchlug ein tolles Gelächter auf, und verlangte unanſtändig, man ſolle ſeinen Vater nicht verunglimpfen, der ein Mauleſeltreiber in Catalonien ſei. Valerius lachte ebenfalls und erklärte mit liebenswürdiger Offenheit, daß ſein Vater ein ſchlichter Landgeiſtlicher mit vierhundert Thaler Gehalt wäre und noch ſechs Prinzen außer ihm und zwei Prinzeſſinnen auferzogen habe. Die Geſellſchaft war durch dieſe Erklärungen verſtimmt, und die Fürſtin fragte piquirt Valerius, ob es ihm ſo unangenehm ſei, für einen Prinzen gehalten zu werden. Der abſcheuliche Menſch antwortete ſehr ernſthaft „Ja". Auf William rieth wunderlich genug Niemand, und obwol man die Vermuthung bei Hippolyt und Valerius noch keineswegs aufgab, ſo ging doch nun Alles auf den ſogenannten Provençalen Herrn Leopold über. Dieſer kleine hübſche Mann iſt ſehr wenig auf dem Schloſſe zu ſehen, er ſtreift in der Umgegend umher und ſoll lauter demokratiſche Liebſchaften anknüpfen. Seine Freunde wußten nichts über ſein Herkommen und dem einfältigen Valerius fiel es erſt jetzt ein, daß er ſchon früher einmal von Leopold ſelbſt etwas Aehnliches gehört, es aber vergeſſen habe. — —

— — Wir ſaßen eben Nachmittags im Garten, als der Kleine von ſeinen Streifereien ankam. Er hat wirklich ſo etwas Apartes an ſich, und iſt ſo fein und niedlich, als ſei er in Purpurwindeln gewickelt geweſen. Man fragte ihn; er that verlegen, läugnete nicht direct, gab nicht eben zu — kurz beſtätigte Alle in dem vorgefaßten Glauben, und hat nun den immerwährenden Spott von Hippolyt, den Scherz von Valer zu erdulden. Jener nennt ihn nicht mehr anders als „Kleine Excellenz!“ Was mich anbetrifft, ich glaube der Prinz ſteckt anderswo. O Mutter, rath' mir, hilf; Hippolyt überſtrömt mich mit feuriger Liebe; zuweilen komme ich mir wie die glückliche Omphale vor, zu deren Füßen Hercules ruht, und zuweilen wieder wie die unglückliche Proſerpina, welche der Gott der Unterwelt bedroht, und vom Lichte der Sonne hinwegreißen will.

O wie ſchmerzhaft iſt mir dieſe Unſicherheit, dieſe Verwirrung, welche die Männer anrichten! Unſere fröhliche, muntere Camilla iſt — der Himmel weiß wodurch — vollſtändig umgewandelt. Sie iſt ſtill wie das Grab, und iſt wenig unter uns.

Eben erhalte ich einen Brief vom Vater aus Paris — ich werde Dir ihn beilegen — Adieu, tauſendmal Adieu, meine liebe zärtliche Mutter.

23.

Valerius an Conſtantin.

Alſo wirklich krank biſt Du, gemüthskrank? Krank an Deinem neuen Frankreich — ich glaube Du haſt Recht mit Deiner Krankheit; ſie wollen Euer heißes Juli-Blut confisciren. Schreib' mir nur nicht ſo karg darüber — mehr, mehr, auch wenn es Wermuth iſt.

Heut' Abend iſt plötzlich mein Gegner hier angekommen; er kennt den Grafen und hat ihn unterrichtet. Eben war dieſer bei mir, ſehr ernſthaft und feierlich geſtimmt; von ſeiner ſonſtigen Wärme gegen mich keine Spur. Was muß der Menſch für Dinge ihm geſagt haben! Ich ging mein Leben durch und fand durchaus keinen Anhaltspunkt. Deshalb verſicherte ich dem Grafen, es müßte nothwendig ein Irrthum ſein. Mit wunderlicher Beſtimmtheit verſicherte mir dieſer, es ſei keiner, und der Fremde habe den triftigſten Grund mich zu fordern. Natürlich erklärte ich, daß vom Duell keine Rede ſein könne, bevor ich von der Urſache unterrichtet und mit dem Narren, der Perſon, welche mich durchaus todtſchießen wolle, bekannt gemacht ſei. — Auf des Grafen Bitte, nicht darnach zu fragen, auf ſeine heilige Verſicherung, daß Alles in vollgültiger Richtigkeit ſei, habe ich mich zu der wunderlichen Farce entſchließen müſſen, ein Duell mit Jemand einzugehen, den ich nicht kenne, deſſen Vorwürfe und Zornesgründe mir unbekannt ſind. Morgen Früh werden ſich zwei Leute im Park ſchießen. Der Eine tritt wie eine Sache, wie ein Pfahl ans Ziel hin, der Andere aber wird, Gott weiß, weſſen Ehre durch einen Schuß auf dieſen Pfahl reinigen. O Welt, mit wie viel Fratzenbildern biſt du eingezäunt!

Begegnet mir etwas Menſchliches, ſo bedaure die Enkel, daß ihnen ein Kämpfer für ihre Freiheit gefallen iſt, beneide die jetzt Herrſchenden, daß ſie einen unverſöhnlichen Feind ihrer Herrſchaft weniger haben. Ich habe nur ein großes Intereſſe auf dieſer Welt, das iſt die Freiheit, nur weil ich noch für ſie ſterben kann, würd' ich ungern im Fratzenkampfe untergehen. — —

Eben höre ich mit tiefem Schmerz, daß Camilla bei Ankunft des Fremden außer ſich gerathen iſt, ſich eingeſchloſſen, gepackt und ſo eben den Reiſewagen beſtellt hat. Der Wagen rollt vor das Schloß — lautes Geräuſch auf der Flur, der Treppe. — —

Ich ging an die Thür und hörte eine fremde Stimme neben Camilla's; ich durfte nicht hin; es war offenbar der Fremde, und dem Grafen hatte ich verſprechen müſſen, ihm auszuweichen.

— Alberta ſprach, weinend dazwiſchen; ſie waren im Hausflur, ich eilte an mein Fenſter, Lichter und Laternen erhellten den Raum vor dem Schloſſe, Camilla ging eilig auf den Wagen zu, wehrte mit der Hand Alle zurück, ſprang in den Wagen, und flog davon.

Das Schloß iſt einſam für mich, ich bin dem Mädchen ſehr gut geweſen. Die Löſung der Räthſel muß ich erwarten.

24.

Hippolyt an Conſtantin.

Der Teufel iſt los und es gilt den ernſthaften Verſuch, ob wir ihn nicht beſiegen können. Ein Weib, das ich nicht gewinnen kann, ein Freund, deſſen Herzblut unnützerweiſe ſtrömt. Valerius ſchoß ſich heut' Morgens mit einem Fremden, der verlarvt auf der Menſur erſchien, und dem Graf Topf ſehr ernſthaft ſecundirte. Sie ſchoſſen ſich auf Barrière. Valer war vollkommen paſſiv dabei, blieb unverrückt auf ſeinem Platze ſtehen, und machte keine Miene anzugreifen. Deſto eiliger avancirte der Gegner. Als Valer die blutigſte Abſicht nicht mehr verkennen mochte, regte ſich ihm die Galle auch, er trat einen Schritt vor und drückte ab, im nämlichen Augenblick that's der Gegner auch — Blitz und Knall von beiden Seiten, Beide ſtürzen zuſammen. Kaum fing ich meinen armen Freund noch in den Armen auf. Das Blut ſtürzte aus der oberen rechten Bruſt. Eh' ich ihn noch ins Haus bringen konnte, hatte ſich der Gegner aufgerafft, er war nur von einem Streifſchuß am Schlaf betäubt geweſen und kam ohne Maske zu uns heran. Valer, der nicht einen Augenblick die Beſinnung verlor, ſchien ihn ſogleich zu erkennen und machte — ſprechen konnte er nicht — eine unwillige Bewegung mit der Hand zum Zeichen, daß er ihm aus den Augen gehen möge. Der Narr konnte aber ſein Komödienſpiel nicht laſſen und fing an zu declamiren, er ſei Clara's Bruder, und Valer habe ſeine Schweſter unglücklich gemacht, ein Brief, den er bei ſeiner Schweſter gefunden, habe es ihm verrathen. — — Es wurde mir zu viel, und ich drängte ihn mit Schulter und Arm von meinem Freunde weg, ihm bedeutend, daß Epiloge vor einem Schwerverwundeten überflüſſig ſeien, und daß ich ihm mit meiner Secundantenkugel den Weg zeigen würde, wenn er ſich nicht ſchleunig davon mache. Dem Grafen ſagte ich einige harte Worte wegen dieſes unziemlichen Betragens, er zog den Mann mit dem gelben Italienergeſicht fort. Ich trug Valer auf ſein Zimmer; es war ſehr früh am Tage. Niemand ſtörte mich. Der Graf hatte ſchon den Abend vorher nach einem Arzte geſchickt, der ward herbeigeholt, und unterſuchte die Wunde. Die Kugel war dicht unter der Schulter hineingegangen und ſaß noch drinn. Der malitiöſe Schuft hatte wenig Pulver genommen. Valer hatte noch kein Wort geſprochen; wir legten ihn ſo, daß er es bequemer hatte, und er forderte plötzlich den zögernden Arzt auf, raſch ans Werk zu gehen, die Kugel herauszuziehen und ihm rund und bar zu ſagen, ob es das Leben koſte, und wie lang es dauern könne. Der Arzt ſchien ein Tölpel zu ſein, machte dem armen Valer unſägliche Schmerzen, eh' er die Kugel faſſen und herausbringen konnte, und zuckte dann, nochmals befragt, unſicher die Achſeln. Ich ſtieß den Narren weg, nahm die Unterſuchungswerkzeuge, und forſchte ſorgfältig, wie weit die Kugel gedrungen. Ich habe ja doch nicht umſonſt mit Cuvier am menſchlichen Körper die Lebensſtrömungen aufgeſucht. Mein Beſcheid war etwas tröſtlicher. „Es iſt Gefahr da, Valer, ſie kann aber abgewendet werden, wenn Du mehrere Tage ohne äußerliche und innere Bewegung ſtill ruheſt." — ‚Ich danke Dir, — ſagte er — berichte dem Manne noch, daß er ſeine fanatiſche Wuth aufgeben und verſichert ſein möge, er ſei im Irrthum über mich und ſeine Schweſter' — „Ich will lieber dem Hanswurſt den Hals brechen." — Valer machte lächelnd eine mißbilligende Bewegung; ich ging zum Grafen. Das ganze Haus war aufgeweckt und voll Beſorgniß;

die arme Alberta, das gutmüthige Kind, hatte verweinte Augen, auch Gräfin Julia war da, und das ſchlimme Weib hat mich noch nie ſo angelegentlich um etwas gebeten als hier um Nachricht über Valer; ſelbſt die Fürſtin hatte ſich eingefunden, und ſtellte ſich beſorgt um unſern Freund. Der Graf begegnete mir, und war auf dem Wege zu uns; der gute alte Mann hatte geweint, und war in Todesangſt um ſeinen Liebling, dem er bereits im Herzen alles Mißtrauen abgebeten, das etwa die Anklage des Fremden erregt haben mochte. Ich theilte ihm Valers Auftrag mit; der Fremde war ſchon fort, er iſt Camillas Verlobter, und iſt ſeiner entflohenen Braut nachgeeilt. Gott weiß, was der flüchtigen Camilla durch den Sinn gegangen iſt. Es hat mich gerührt wie alle Domeſtiken ſchluchzend herankamen, um zu fragen, ob der gute Herr Valerius auch am Leben bleiben werde. Es iſt mir immer bewundernswerth an Valers eigentlich ſo vornehmem Weſen geblieben, wie demokratiſch er die unter ihm Stehenden zu behandeln und dadurch zu feſſeln weiß. Es iſt nicht die niedrige Volksſchmeichelei, die ich eben ſo haſſe wie das Speichellecken eines Hofraths, es iſt das vertrauliche Zugeſtändniß, der Andere habe dieſelben Anſprüche wie er und nur die Mittel ſelbige geltend zu machen ſeien verſchieden, was dem Valerius ſo viel Herzen unter der Volksmaſſe gewinnt. Es wäre entſetzlich, wenn der Tod ſeine Krallen in das ſchöne Herz ſchlüge. Ich habe Valer ſehr lieb. Selbſt ein allzu ſanguiniſcher Menſch brauche ich wechſelnde Wogen und Stürme, aber mein Auge ruht aus auf meines Freundes Spiegelfläche des inneren Meeres. Ich bin gewiß, daß es ihm unſäglich viel koſten mag, ſo ruhig und geordnet zu ſein, die Gedanken, die oft ſo wild und toll ſind gleich den blutdürſtigen Thieren der Wüſte, alſo gezähmt zu haben, daß ſie wie ſtolze civiliſirte Löwen und Panther vor ſeinem Wagen einhergehen, ich bin überzeugt, daß es ſeine beſten Kräfte verzehrt, die umfaſſendſte Revolution im Buſen zu tragen und doch der Humanität keinen Augenblick zu vergeſſen. — Seine Gefahr hat das Unglaubliche vermocht: ſie hat eine Pauſe in meiner Leidenſchaft zu Julia hervorgebracht, ich darf und will jetzt nicht an das Weib denken, nach dem mein ganzes Weſen ſich breitet, wie der Sturmwind über die Fläche, die er bedecken, durchdringen, mit ſich fortreißen möchte. Es iſt nicht die gewöhnliche Coquetterie in mir, daß mich ihr Widerſtand doppelt reize; ich habe immer deſpotiſch geliebt und nie darnach gefragt, wie der Gegenſtand meiner jedesmaligen Neigung mein Ich in ſich aufnahm, wenn ich mich ihm näherte, ich weiß, daß Valerius Recht hat, wenn er mich den fürchterlichſten Egoiſten der Liebe und darum unmoraliſch nennt — aber ich weiß auch, daß ich dieſe ſchöne Julia mit den ſchwimmenden Herzensaugen, mit der ganzen im Morgenthau der Jugend lüſtern hin und her ſchwankenden Geſtalt verfolgen werde durch alle Zonen, bis dies weiche Weſen meinen ſtraffen Gliedern ſich anſchmiegt in Begegnung und Wolluſt. Ich werde — — nicht doch, ich werde nichts thun, bis Valers Gefahr abgewendet oder — beendet iſt. Es würde mich ein Todtenfieber ſchütteln, wenn mir der liebe Mann von meinem Feinde, dem Tode, entriſſen würde. Ihr ſeid alle Trabanten, er iſt ein Planet mit eigenem Lichte; ich bin ſein Komet. Sein Anblick, ein Wort aus ſeinem Munde, eine Zeile von ſeiner Hand ſind mein Polarſtern auf meiner großen Seereiſe, ich würde mich den Wogen überlaſſen, ginge mir dieſer Stern unter. — —

— Er liegt ſtill wie ein griechiſcher Philoſoph mit ſeinen Schmerzen da. William lieſt ihm des Aſchylus Prometheus vor; ſein Zuſtand iſt ſehr bedenklich; wenn ich der Furcht in meinem Herzen den Zugang geſtatten wollte, lieber Conſtantin, ſo würd' ich fürchten, das ſchöne Herz Valers werde heut' Nacht ſtill ſtehen. — — Leopold weint an ſeinem Bett ſtill in ſich hinein, Valers Hand ruht auf des Kleinen Lockenkopf, er ſieht nichts von den Thränen. Ich war eben unten im Geſellſchaftsſaale — es war Alles verſammelt; außer der Fürſtin ſprach man nur leiſe, es war wie in der Kirche. Zum erſten Male ſeit Julias Ankunft, wo ich ſie nicht mehr küſſen konnte, kam heute Alberta zu mir, als ich eintrat; das arme Kind ſah recht blaß aus: ich konnte ihr nicht helfen, ich konnte ihr auch nichts Tröſtliches von Valer ſagen. Auch Julia forſchte ängſtlich und in der Haſt des Fragens ergriff ſie zum erſten Male meine Hand! Aber Valer rann durch alle meine Adern, ich fühlte nichts im erſten Augenblicke — der Augenblick war kurz, das Blut ward wieder mein; da floh die Hand feig aus dem Kampfe. Die Fürſtin thut verſtändig theilnehmend, das iſt mir ſehr widerwärtig. Graf Fips, der wie ein Stück Holz dabei ſteht, iſt mir angenehmer. Alberta hatte die Kühnheit, ihren Vater um die Erlaubniß zu bitten, mit ihm den Kranken beſuchen zu dürfen. Er hat es ihr zum Abende zugeſagt. Ich habe es nicht verweigert, weil ich nicht glaube, daß es den Valerius aufregen werde; ſeine Clara würd' ich nicht zu ihm laſſen. „Des Abends ſieht ein Sterbender beſſer aus als beim Sonnenſchein — das helle Leben des Tages contraſtirt zu grauenhaft mit dem heranziehenden Tode; es iſt natürlicher des Nachts zu ſterben.“ —

Dieſe Worte des Grafen fielen wie Grabgeläut in unſere Herzen — wir waren erſtarrt. Ich haſſe das Glockengeläut, ich haſſe die Raben, ich haſſe den Tod. Es wär' eine Dummheit der Natur, wenn ſie den Valerius ſterben ließe.

25.

Conſtantin an Valerius.

Ich weiß es, Freund, Du wirſt außer Dir ſein über meinen Brief, Du wirſt mich dumm, albern, verrückt nennen. Vergieb mir meine Albernheit, ich will wenigſtens wahr ſein, und Dir Alles geben, was ſich mir durch den Kopf bewegt. Ich fühl' es, daß ich auf einer Grenzlinie angekommen bin und plötzlich ein anderer Menſch werde, ich fühl' es, daß Dir dieſer neue Menſch weniger behagen wird als der alte mit ſeinen Fehlern. Aber geſtatte mir, daß ich Euch allmälig Alles, was ſich in mir bewegt, darlege. Daß ich vielleicht mehrere Monate nur rhapſodiſch zu ſchreiben im Stande bin, kann Euch nicht wundern, wo ſoll ich die Ordnung hernehmen, da ich eben in eine Kriſis trete, die nach Ordnung lechzt. Die Welt mit ihrer Unordnung iſt mir plötzlich auf die Bruſt gefallen, ich will ſie allmälig herunterwerfen, Gott weiß, was mir dann übrig bleibt. Ob ich reicher oder ärmer werde! Wenn auch ärmer, ich will aufräumen. Ich glaube Dir ſchon einmal etwas Aehnliches geſchrieben zu haben, es iſt nicht dasſelbe geweſen, was ich jetzt denke, vielleicht iſt das jetzige gerade der Antipode von dem Früheren, vielleicht war Jenes Abenddämmerung, vielleicht iſt dies Reaction und Jenes war Revolution. Beide müſſen Schutt wegſchaffen, aber wahr bin ich immer, bei meiner armen Seele.

Ueber der Menſchheit vergißt man jetzt gewöhnlich die Menſchen und in dieſer Zeit der Brände, Kanonen und glühenden Reden iſt es doch erbärmlich kalt. Die Idee iſt eine ganz ſchöne Sache, für faſt Alle zu groß und ſie bleibt immer nur Idee. Vermählt ſie ſich nicht mit dem Individuum, mit der Geſtalt, ſo iſt ſie ſo gut wie nicht dageweſen. Ach und das traurige erbärmliche Pathos. Da beſtrafen nun die Franzoſen den Meineid ihres Königs — gut, obgleich ſchlimm, ſie betragen ſich eine Weile vernünftig — ſehr gut. Nun kommen die allgemeinen Redensarten liberté, gloire etc. heran. Wer für dieſe hundsföttiſche gloire Leben und Glück von Generationen opfert, jeder noch ſo ruhmgekrönte Eroberer iſt als ſolcher (unbeſchadet ſeiner übrigen Größe) gebrandmarkt und ehrlos. Ich will nicht hitzig werden, darum hör' ich auf, ich will nicht gemein und wüthend werden, darum ſchweig' ich von der Journaliſtik. Gott, wenn ſie doch erſt ſo ſchlecht wäre, daß Keiner mehr von ihr wiſſen wollte; aber nein, dazu müßte ſie ſehr gut werden.

Ja, in den erſten Tagen des Auguſt war ich noch außer mir, als die Lafitte'ſche Partei für den Herzog von Orleans warb, ich habe mit den Volksmaſſen das Stadthaus umlagert und mich heiſer nach der Republik geſchrien, ich habe neben Dubourg geſtanden, als er dem neuen Könige drohte, es werde ihm eben ſo gehen wie dem ſchlechten zehnten Carl, wenn er ſeinen Eid breche, ich habe die geballte Fauſt in dem Augenblicke gegen Ludwig Philipp erhoben, ich habe mit Dir durch die Straßen geſchrien, „man hat unſere Revolution confiſcirt“, ich habe mich und die Welt ermorden, in die Luft ſprengen wollen, hätt' ich nur Pulver genug gehabt. —

Darauf verfiel ich in ein hitziges Fieber und nach mehreren Wochen fand ich meine Beſinnung und mich im Hôtel Dieu wieder. Als ich wieder auf den Beinen war, fand ich Paris in Ordnung. Ich dachte viel über die Ordnung nach, und bin lange Zeit ſehr kleinlaut geweſen.

Es iſt wirklich ein großes Ding um die Ordnung, mein Freund. Als kleiner Bube hatte ich einen Holzkaſten, wo kleine Quadrate und Dreiecke geſchickt in einander gepaßt waren; mein größerer Bruder verſtand das Zuſammenſetzen, aber er ging immer ſehr vorſichtig zu Werke, wenn er die Theile auseinander nahm, ich wollte es ihm nachmachen und ſtürzte den Kaſten um, aber ich kam nicht zu Stande und mußte ihn zu Hilfe rufen; allein da Alles durcheinander geworfen war, koſtete es ihn viel Zeit und Mühe, und er ſchalt mich ſehr aus. Mit dem Umſtürzen des Holzkaſtens iſt man ſehr eilig.

Ich befinde mich übrigens im Ganzen hier recht wohl — in einem fremden Orte erträgt man ſeinen Jammer leichter als in dem, der die hiſtoriſche Entwicklung dieſes Jammers mit angeſehen hat. Man kann in einem neuen Rocke nicht ſo traurig ſein wie in einem alten. Ich habe meinen alten, blutigen Kittel ausgezogen und fühle mich viel leichter und freier. Die Welt ſpricht von ihrer Univerſal-Revolution, und daß die Lutheriſche Revolution ihren Wendepunkt erreicht habe, und ich habe indeß meine Special-Umwälzung vollendet; ich glaube, Ihr werdet nicht ermangeln aus dieſem äußeren Wechſel Vielerlei zu ſchließen. Hört, ſeit Monaten bin ich in die Nähe keines Weibes mehr gekommen, die Haare werden nicht mehr à la Caracalla geſtrichen, ſeit langer Zeit bin ich nicht mehr trunken geweſen. Jetzt habe ich ſogar das Waſſertrinken gelernt, ſeit kurzer Zeit rauche ich keinen Tabak mehr. Demnach iſt die Titulatur Falſtaff antiquirt und gänzlich unpaſſend geworden. Mit dieſen alten Gewohnheiten iſt auch das vollblütige Phlegma von mir gewichen, und mir iſt viel leichter dabei. Es iſt wirklich ein großer Unterſchied, ob einem Bier und Wein oder Blut in den Adern fließt. Ich tummle mich jetzt mitunter in den wahnſinnigſten Reimereien und nicht blos der Reimerei wegen; mein früheres Schimpfen auf die bloße Form kommt mir jetzt platt vor, auch die bloße Form iſt ein Leben und ihre Seelenfäden ſind dem geübteſten Auge ſichtbar. Man muß das Auge üben.

Ich höre jetzt viel Muſik. Das Werdende, ſich Bewegende iſt das Muſikaliſche in uns, weil man es in ſeinem Zuſammenhange nicht überblicken kann; darum, Freund, ſind Revolutionen etwas ſo ſehr Gewagtes, dem man ſich nur in äußerſter Nothwendigkeit hingeben darf; das Gewordene, Abgemachte, Plaſtiſche iſt als ein außer uns Liegendes immer in der Vergangenheit. Man überſieht es und kann leichter der Sache Herr werden.

So bin ich auch mit meinen religiöſen Anſichten jetzt unzufrieden. Man ſieht es ſolchen Byron-rationaliſtiſchen Anſichten auf hundert Meilen an, in welcher Unbehaglichkeit ſie empfangen worden ſind. Ich habe mich nun lange genug mit ſolchem Zeuge gequält: aber was iſt das Ende vom Liede? Man kann nun einmal alles Religiöſe und dahin Gehörige nicht ins Reine bringen, und was hätte man auch davon, wenn man es könnte? Eine Wiſſenſchaft mehr und eine Welt von Gefühlen weniger. Ich habe den feſten Entſchluß gefaßt, das Leben ſchön zu finden und ſchon giebt es Stunden, wo ich es ganz erträglich finde.

— Manche Stunden giebt es indeß noch, Freund, wo ich mir ſelbſt mit meinen überaus vernünftigen Anſichten wie ein bei der Gewerbeſchule angeſtellter Regierungsrath vorkomme. Ich habe an meinen Vater um Verſöhnung und Vergebung geſchrieben, und denke meine juriſtiſche Carrière wieder aufzunehmen. Meine Tollheiten in Paris kennt bei mir zu Lande Niemand.

Was Einem wohl das ſtete Ringen, Leſen, Denken, Recenſiren, Recenſirtwerden nützt? — eben daß man ringt, denkt, lieſt ꝛc. — daß man etwas zu thun hat, ſowie das gemähte Gras wieder wächſt, um wieder gemäht zu werden. Was verſtehſt Du unter einer zeitgemäßen Religion? Die Religion einer jeden Zeit iſt die zeitgemäße. Du raiſonnirſt über die Pfaffen, die ſich ſo gemächlich in ihrem alten Dachsbau bewegen, und willſt doch am Ende einen neuen detto anlegen. Sowie man über Religion ſpricht und ſchreibt, kommt gewiß etwas Verkehrtes heraus, was dem Sprechenden oder Schreibenden fremd iſt; die Worte werden im Munde verdreht. Es iſt, als ſollte man dergleichen nicht beſprechen wie die nächſte Wollſchur oder Weinleſe. Lieber Katholik, als in der Religion Rationaliſt.

Laß mir nur etwas Zeit, ich werd' mich ſchon finden; der alte und neue Menſch wirthſchaften noch heftig in mir. Du achteſt ja jede Individualität, achte auch vorderhand meine taſtende. Und bildet ſich am Ende auch eine Dir entgegengeſetzte heraus, gewähr' mir nicht nur Gerechtigkeit, ich weiß, das wirſt Du immer, ſondern auch Theilnahme. Ich werde bald nach Deutſchland kommen.

26.

Camilla an Alberta.

Um Gotteswillen iſt es wahr, iſt es wirklich, was ich eben im Hauſe der Fürſtin vernommen — Ludovico hat den Valerius erſchoſſen? O ich beſchwöre Dich, fertige den Boten ſogleich wieder ab, damit ich heut' noch Nachricht habe. Ich ſtehe zwiſchen lauter Gräbern und will doch wiſſen, in welches ich ſpringen ſoll. O Gott, meine Gute, ich kann nicht ſchreiben, weil ich nicht ſehen kann vor dem Thränenſtrome. Nein, nein, Gott wird ſeinen Liebling doch nicht von einem heißblütigen Tölpel ermorden laſſen, deſſen einzig Verdienſt das heiße Blut iſt. Armes Mädchen, was magſt Du leiden. Ach es iſt Unſinn! Der Mann, der noch ſo viel in der Welt zu thun hat, kann nicht erſchoſſen ſein von einem nutzloſen Menſchen. Iſt dieſer Narr doch gar verrückt genug, mich hier auszukundſchaften und meine Hand zu verlangen, während er mir auf die nächſte Frage eingeſtehen muß, daß er Valerius niedergeſchoſſen, und nicht wiſſe, ob er noch lebe. Und jenes Herz ſollte ſtill ſtehen — o wozu klappern die tauſend unnützen dann noch weiter?! O Liebe, ſchreibe mir ſogleich! Ludovico iſt ſchon auf dem Wege nach Berlin, um mich einzuholen — der Uebelthäter ſoll in den Wind fahren, ich bleibe vor der Hand hier — und meine gute Alberta, nicht wahr, Du ſchreibſt ſogleich — ach Gott, ich weiß nicht was ich ſage, was ich will — ja, ja, Gewißheit nur, nichts weiter. —

27.

Hippolyt an Conſtantin.

Warum hat die Natur den Menſchen nicht größer und ſtärker geſchaffen? Ueber Berge mag er ſtolpern können, aber es iſt ein Jammer, daß er über jeden Maulwurfshaufen fällt. Solch ein Wicht kann doch eigentlich auch nicht ſchön ſein! Man ſollte keine Statuen mehr machen, keine menſchlichen Figuren malen, keine Heldengedichte und Dramata ſchreiben. Die ganze Natur allein verdient ſo etwas, der einzelne Menſch aber nicht. Nicht das kleine Herz dieſes Mädchens kann ich erobern — o, der Menſch iſt ein Wicht und nichts weiter.

Valerius ſcheint die Hauptgefahr überſtanden zu haben, indeſſen iſt er noch keineswegs gerettet. Iſt ſo was in Arabien erhört worden? Wie barmherzige Samaritanerinnen ſitzen die Weiber um ſein Lager herum, und ſprechen und leſen ihm vor. Selbſt die ſtolze Conſtantie fehlt nicht. Der Graf hat dem armen Kranken einen weichen ſeidenen Patienten-Anzug geſchenkt, in dieſem nun liegt Valer wie ein verwundeter Emir, dem die verrückten Kreuzfahrer hart zugeſetzt, auf ſeiner Ottomane und läßt die Houris um ſich tändeln. Ihm zunächſt ſitzt immer die ſenſitive Alberta, die meine Untreu in ſeine ſchönen Augen verſenken zu wollen ſcheint. Meinethalben, das weiche, weiße Kind kann mich nicht anſehen und nur Valers Nähe ſcheint ſie zu ſtärken. Die Fürſtin übertrifft mich; ſo groß hab' ich die Geſchicklichkeit noch nicht geſehen, kein Gedächtniß zu beſitzen. Nach jenem kurzen Wortwechſel über Desdemona ſchien ſie lange Zeit ſehr bewegt zu ſein. Sie hat lauter ſtolze Laſter, aber auch ihre ebenbürtigen Gegner: ſtolze Tugenden. Sie ſchien durch jene Nachricht von Desdemona ſehr zu leiden und von William, deſſen Unterwürfigkeit ihrem geſellſchaftlichen Sinne am bereitwilligſten entgegen kam, erfuhr ich, daß ſie durch ihn die lebhafteſten Anſtalten in Wien treffe, Desdemona's Wohl zu befördern. Der junge Pfaff ſagte mir das triumphirend, und mit ſcharfen Andeutungen mich anklagend. Ich wehrte ihm diesmal nicht: war ich ein guter Menſch, ſo ließ' ich jene heiße liebedurſtige Seele nicht verſchmachten und allein ziehen. Aber ich bin nur ein Menſch. Conſtantie läßt ſich oft ſtundenlang von William chriſtliche Moral auseinanderſetzen und ſcheint ſehr aufmerkſam zuzuhören; ſie ſtellt eine Art Examinatorium mit ihm an, und legt ihm ſchwierige Fälle vor. William iſt natürlich entzückt, ſeinen Kram ſo anzubringen und wird lächerlich hochmüthig; ſolche Geduld iſt ihm lange Zeit von verſtändigen Leuten nicht geworden. Die Fürſtin ſchloß meiſt die Geſpräche damit, daß ſie plötzlich kopfſchüttelnd, und lächelnd aufſtand, vor ſich hinſprach: „Ja, ja, das ſind ſchlimme Dinge". Nur das Lächeln ſah William nie und er fiel natürlich heut' aus ſeines Himmels Wolken, als Conſtantie die Sitzung mit den Worten aufhob: „Mein lieber Herr William, das iſt lauter Büchermoral, die beſtaubt ausſieht in dem Sonnenſchein, welcher in unſeren modernen Zimmern lagert. Unſere Menſchen ſind nicht mehr die Vorderſätze zu Ihren Schlüſſen, die Dinge können alſo unmöglich zu einander paſſen. Es giebt eine Moral, die in die Poren des leichtſinnigen Burſchen dringt; aber die holt man nicht aus dem Grunde eines alten abgeſtandenen Gewäſſers, man greift in die Fluthen, in welchen jener leichtſinnige Burſch eben treibt; nicht in Syrien heilen kluge Leute den Pariſer, ſondern in Paris. Ihr Zeug iſt langweilig wie alles Unzeitige". — Beim Zeus, es iſt ein verſtändig Weib, und der Blick, der mich in dieſem Augenblicke aus ihren blitzenden Augen traf, erinnerte mich an jene Nächte neben der Bibliothek, an jene Herrſcherblicke, mit denen ſie mich regierte. Sie ſah, was in mir vorging, und wie ein ſchneller Windſtoß flog jene nächtliche Liebe über unſere Augen und Lippen. Wir hätten uns umarmt, wären wir allein geweſen. William ſtand ſo zerſchmettert da, daß ich ihn das erſte Mal in meinem Leben bedauert habe. Die Fürſtin hatte am Fenſter geſeſſen, er vor ihr geſtanden, Julia ſaß auf dem Sopha und hatte ein großes Gemälde vor ſich, nach welchem ſie einen Teppich ſtickte. Ich ſaß ihr gegenüber am Tiſch und erzählte ihr von Spanien, von der Einſamkeit der öden Straßen, von dem romantiſchen Zauber dieſes Alleinſeins und dergleichen; ſie war freundlicher als gewöhnlich und ließ zuweilen die Nadel ruhen, indem ſie forſchend auf mich hinſah. Dies träumeriſche Zuhören gab ihr einen ſo rührend-unſchuldigen, harmloſen Ausdruck, daß ich gar zu gern zu ihr geſprungen wäre. Ich wünſchte Conſtantien und William zum Henker. Bald darauf ſchloß ſich das Geſpräch, wie ich Dir erzählte. Die Fürſtin ging, und gleich darauf auch William. Julia ward unruhig, und machte Miene ihre Arbeit zuſammenzulegen und aufzubrechen; ſie ſcheint wie etwas Unheimliches das Alleinſein mit mir zu fliehen. Ich ſprang zu ihr, drückte ihre Hand an meine Lippen und bat, wirklich ſchmerzlich erregt, ſo ſanft als ich konnte, ſie möge nicht ſo hart gegen mich ſein, ſie möge mich nicht fliehen. Einen Augenblick ſtand ſie unſchlüſſig mit geſenktem Köpfchen, ließ mir aber ihre Hand, dann ſah ſie auf, das Waſſer ſtand ihr in den Augen, der alte Hippolyt erwachte, ich wollte ſie in meine Arme ſchließen; ſie drückte mir aber die warme kleine Hand ins Geſicht, ſchüttelte weinend ihre Locken und ging nach der Thür. Wo hätte ich ſonſt das Abweiſen eines Sturmes ſo ohne neuen Verſuch hingehen laſſen! Ich blieb ſtarr und traurig ſtehen. Und dies ſchien ſie zu ermuthigen. Sie hatte ſchon die Thür in der Hand, als ſie mit ihrer rührenden Stimme ſagte: „Wollen wir einen Gang durch den Garten machen?“

Ich führte ſie in eine dunkle Kaſtanien-Allee, die aus dem Garten in ein nahes Wäldchen führt. Sanft und mild war ſie und ſprach mehr als gewöhnlich. Ich faßte ihren Arm, um ſie zu führen; ſie bebte zuſammen, als meine Hand ſie berührte. Mein ungeduldiges Herz duldete den Zwang nicht länger, es drängte mich ſtürmiſch das blühende Mädchen zu umarmen. Ihre klare, durchſichtige Haut war durch die Bewegung auf den Wangen geröthet; es war ein warmer Tag und ſie trug ein leichtes weißes Kleid, ein dünnes rothes Flortüchlein um den Hals, mit dem die Lüfte ſpielten, und das nicht im Stande war, das ſchöne weiße Fleiſch der runden Schultern und des jungen Buſens zu verhüllen. Unter einem großen Platanusbaume, der einſam unter den Kaſtanien ſtand, und ſeine breiten Aeſte wie ein gefälliger Liebeshehler ausbreitete, hielt ich plötzlich im Gehen inne, ſchlang meinen Arm um das heiße ſtrahlende Mädchen — ſie wendete ſich nicht zu mir und ich konnte nur ihre Seite an meinen glühenden Körper drängen. „Nicht ſo, Hippolyt“, bat ſie innig. Mein gerührtes Herz zerbrach die Sehnen meines Körpers, ich knickte zuſammen und mein Kopf ſank auf ihre Schulter. Ich fühlte ihre Hand in meinen Haaren und den Hauch eines Kußes auf meiner Stirn. „Leb’ wohl, mein Freund“, ſprach ſie und flog davon. An die Platane gelehnt, ſah ich ihr ſchmerzlich nach.

Das mag wol etwas von Eurer ſentimentalen Liebe ſein, was mir mit dieſem Mädchen gekommen iſt: ich wüßte nicht, daß es mir je ſo ergangen wäre: meine Augen ſtanden in Thränen.

Wie lange ich an dem Baume geſtanden, weiß ich nicht. — Prinz Leopold kam aus dem Wäldchen hergeſchlendert, und weckte mich durch ſeinen Geſang. Es war eines jener leichtſinnigen deutſchen Liebesliedchen, deren die Deutſchen ſo wenig, die Franzoſen ſo viel, die Spanier gar keine haben, in denen Liebe und Liebchen gutmüthig verſpottet werden. Sie ſind die Kritik eines leichten Herzens. Er erzählte mir lachend, daß ihm der Pfarrer und der Förſter ſo eben die Thür gewieſen. Sie waren dahinter gekommen, daß er ein Liebesverhältniß mit den Töchtern von Beiden zu gleicher Zeit unterhielte. Der Pfarrer hatte dem Förſter und dieſer dem Pfarrer vom zukünftigen Schwiegerſohne erzählt, und am Ende hatte ſich's ergeben, daß ſie Beide denſelben meinten. Darauf hatte ihn der Förſter unſanft unter mehrfachen Grobheiten und Flüchen, der Pfarrer mit himmliſchem Schwefel drohend unter ſalbungsvoller Rede jeder aus ſeinem Hauſe gewieſen. Er war nämlich zuerſt bei letzterem geweſen und hatte ſich für ſolch Finale raſch bei der Tochter des erſteren ſtärken wollen, war aber aus dem Regen in die Trauſe gekommen. Dem groben Förſter hatte er mit ſeiner Prinzlichkeit gedroht; das hatte aber den nur noch mehr ergrimmt. Hinter dem Hauſe indeß hatte ihm das gutmüthige Förſter-Röschen zum Abend um neun noch ein Rendezvous im Walde verſprochen, und als er auf dem Rückwege bei der Kirche vorbeigekommen, hatte ihm Juditha, des Pfarrers Töchterlein, einen Abſchied Abends um elf unter dem Sturmdach der Sakriſtei zugeſagt. Ich mußte über unſern kleinen Detailhändler in der Liebe herzlich lachen. Wenn übrigens der kleine Aff' nicht wirklich der Sohn eines Prinzen iſt, ſo glaubt er doch gewiß bald ſelbſt daran — aus lauter Poeſie. Es iſt Alles an ihm ſo Duft, Lüge, Traum, daß er am wenigſten darüber Auskunft geben kann, was von ſeinen Verhältniſſen richtig und wahr iſt. Ich glaube ihm nicht einen Vorgang, den er mir erzählt;

deshalb klag' ich ſeinen lügenhaften Willen nicht an, er weiß es nicht beſſer. Jeden Vorfall ſieht er mit tauſend dichteriſchen Augen an, er kann nicht dafür, daß er unendlich viel Dinge zu viel ſieht. Er hat nicht eine Ader vom Hiſtoriker und ein paar Eimer Blutes zu viel vom Poeten.

Es iſt lächerlich, was ſich die Leute für Mühe geben hinter das prinzliche Incognito zu kommen, ſelbſt der Graf verleugnet ſeinen anticipirenden hiſtoriſchen Charakter und intereſſirt ſich ſehr dafür. William iſt offenbar in der peinlichſten Verlegenheit, ob er ſeine frühere fanatiſch-ſittenrichterliche Rolle dem Kleinen gegenüber mildern oder aufgeben ſoll, es freut mich aber an ihm, er ſcheint doch ſo viel Stolz zu beſitzen, daß er ſich nicht ganz dazu entſchließen kann. Er knurrt und grollt wie ein Kettenhund, der aufgehört hat zu bellen. Fips iſt ſehr reſpectvoll gegen den Kleinen, und Conſtantie betrachtet ihn ſo oft lächelnd, ſo ahnungsreich, ſarkaſtiſch und doch komiſch gutmüthig lächelnd, als ſähe ſie tief durch ein Gewebe — ſie iſt ein kluges Weib; Gott weiß, was ſie hat, ich bin zu wenig neugierig, um mich darum zu kümmern. Wäre die Sache aber wichtiger als ſie's iſt, ſo könnte ſich das Tragiſche ereignen, daß die in Frage ſtehende Perſon über das eigene Ich keine zuverläſſige Auskunft geben könnte; denn ich bin feſt überzeugt, Dichtung und Wahrheit iſt in Leopold über ſeinen Prinzen bereits ſo in einander gefloſſen, daß er am wenigſten entſcheiden könnte, ob er ein Prinz ſei oder nicht.

Die Fürſtin hat irgend etwas vor, will irgend eine Komödie aufführen; ſie lacht den William aus und protegirt ihn offenbar, und hat ihn ernſthaft auf ihr Schloß eingeladen; ſie lächelt ſpitzbübiſch über Leopold, und will ihn ebenfalls mitnehmen; ſie achtet und ſcheut Valerius, und möchte ihn offenbar auch von der Partie haben. Ich glaube, ſie fürchtet am meiſten darum für ſein Leben. Es iſt ein ſchwer zu ergründendes Weib. An William will ſie ſich wahrſcheinlich einen gläubigen, verehrungsluſtigen Lamartine erziehen, der ſie in Oden und Liedern preiſt; daß er ein bedeutendes poetiſches Talent iſt, hat ihr richtiger Tact längſt herausgefunden. Und allerdings iſt er der Einzige, der ſich etwa noch zum Hofſänger qualificirte. Sie behandelt ihn wegwerfend, und doch umſtrickt ſie ihn mit Aufmerkſamkeit, während ſie Leopold wie ein Kind behandelt, das man verhätſchelt. Ob alles dies, vor Allem aber ihre innige Theilnahme, die ſie dem Valer an den Tag legt, Oppoſitionsgeiſt gegen mich iſt, ich weiß es nicht: die Frau weiß die Anfangsfäden ſo ſchlau zu verbergen, iſt bizarr und affectirt Bizarrerien, ſo daß man ſchwer zur richtigen Anſchauung kommt.

Du merkſt es wol, daß ich aus Verzweiflung ſchwatze — umſonſt hab' ich Julia geſucht, ſie entzieht ſich mit gefliſſentlich. Ich werde Schickſalstragödien leſen, denn ich glaube faſt: das Schickſal der Liebe und des Weibes will ſich rächen an mir durch dieſes ſchöne Mädchen. Sie iſt die erſte, der ich meine Liebe nachtrage wie ein Bettler dem hartherzigen Wanderer ſeine Bitte — und ſie iſt's gerade, die mich verſchmäht. Iſt mein Leben verdorrt, mein Blut vertrocknet, mein Geiſt verſumpft? Wo liegt jenes Etwas, jener unerklärliche Hauch der Sympathie, der das verbindende Mittel iſt zwiſchen den verſchiedenartigſten Weſen, der ſie zuſammenzieht? Wo iſt jene Elfenbrücke, wo ſich des Mannes und Weibes Gedanken im Mondſchein finden und mit einander buhlen, eh' Mann und Weib die klare Vorſtellung davon haben, und die dann zurückhüpfen in die Tiefen der Herzen, ihre nächtlichen Geſchichten erzählen und die Liebe ſtiften wie ein Gedicht? O ihr Elfenpoeten Julias und Hippolyts, wo ſeid ihr!

Sieh, es iſt ſoweit mit mir gekommen, daß ich klarer, ſonnenheller Menſch dem Mondſcheingeheimniß der ſentimentalen Liebe nachſpüre, daß ich ein blaſſer Romantiker werde; wo ich früher nichts als das offene Walten der beſten Kräfte ſah, die ſich nach Naturgeſetzen anziehen, da ſuch' ich jetzt myſteriöſe Sympathie. Es iſt weit mit mir gekommen. Ich bin wie ein überſchwenglicher Mediciner; wenn ſeine Therapie nicht mehr ausreicht, da flüchtet er zu den ſympathetiſchen Beſchwörungsformeln. Weißt Du keine für meine Julia? O daß wir keinen Teufel mehr haben, dem ich mich verſchreiben könnte für das liebreizende Mädchen! — —

Und doch muß ich über die lächerliche Scene, die ſich neben mir begiebt, lachen. Valerius hat den Provenzalen an den Schreibtiſch citirt, um ihm einen Brief an Dich zu dictiren; Leopold zappelt wie ein Böcklein, und möchte gar zu gern fort, aber Valers Auge und Wort feſſelt ihn, er iſt wie eine am Magnet hin- und herrückende Stecknadel, die gern entweichen möchte, er ſieht pudelnärriſch aus.

28

Valerius an Conſtantin.

Meine Kräfte ſind in dieſem Augenblick zu geſchwächt, als daß ich Deinen Brief ſorgfältig einzeln und umfaſſend beantworten könnte. Es iſt ein trüber Nebeltag, den Du mir geſchickt, Freund. Jeder gewiſſenhafte Menſch zweifelt zuweilen an den Wahrheiten, die ſein Leben leiten und zuſammenhalten. Du biſt in einer bedenklichen Kriſis, und ich fürchte, die Jugend Deines Geiſtes und Herzens geht darin zu Grunde; ich fürchte, Du wirſt in Kurzem ein alter Mann ſein, die Jugend irrt allerdings mehr als das Alter, aber ſie iſt Poeſie und Leben; ein grüner Irrthum iſt ſchöner als ein vertrocknetes richtiges Wort. Jeder große Mann bringt Tauſenden Tod, um Millionen Leben zu bereiten; der Haufen Todter, den der Kampf einer neuen Zeit um Euch aufhäuft, verengt Euch die Ausſicht, Ihr ſeht nur den blutigen Tag, nicht das goldene Jahrhundert. Wenn uns die Jugend verläßt, ſo meinen wir, die Zeit müſſe ebenfalls vollendet ſein; wir verlangen, daß die Zeit in eben ſo kurzen Schritten gehe als ein Menſch, eben ſo ſchnell mit ihrem Leben zu Ende ſei als wir. Der iſt der große Hiſtoriker, der nicht nach dem Schlage des eigenen Herzens urtheilt, denn wie zeitig ſchlägt ein menſchliches Herz matt, ſondern nach dem Herzſchlage der geſchichtlichen Epoche.

Das Jahrhundert kommt wie ein Wandersmann mit zerriſſenen, abgetragenen, ſchmutzigen Kleidern an dem Orte an, wo es ſich neu kleiden, reinigen, ſäubern, umgeſtalten ſoll — ein Kleidungsſtück nach dem andern wird abgeworfen, der unkundige Menſch geht vorüber, er hat es lebhaft gewünſcht, daß jener Wanderer ſich neu geſtalten ſoll; aber er ſieht die halb entkleidete ſchmutzige Figur, er entſetzt ſich davor, nennt ſeinen Wunſch Frevel, verhüllt ſein Geſicht und läuft heulend von dannen.

Du haſt plötzlich vergeſſen, daß wir inmitten einer kritiſchen, zerſtörenden, umwandelnden Epoche ſind, in drei Tagen haſt Du die Metamorphoſe vollendet ſehen wollen — da dieſer Glaube Dich getäuſcht, wie er Dich täuſchen mußte, denn nicht in einer Nacht blüht die ganze Erde auf, läufſt Du heulend und Dein Geſicht verhüllend von dannen. Dir ſpukt die Tages- und Wochengeſchichte im Kopf und die Weltgeſchichte Deines Herzens haſt Du vergeſſen, die in Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten ſchreitet, weil Dein Herz plötzlich zuſammengeſchrumpft iſt.

Da das Handgemenge um die Freiheit begonnen hat, alle Triebe, Begriffe, Wiſſenſchaften, Künſte in dieſes Handgemenge verwickelt ſind, ſchreiſt Du mit ſchwacher Stimme „Ordnung — Ordnung", und weil es nichts hilft, wirfſt Du Dich weinend an den Boden. Kämpfe — der Kampf iſt zur Kriegszeit der nächſte Weg zur Ordnung.

Ermannſt Du Dich nicht, erreichſt Du nicht die Höhe des hiſtoriſchen Ueberblicks, wo die kleinen Störungen verſchwinden, Freund, ſo biſt Du in Kurzem von der neuen Zeit geſchieden, ſo biſt Du bald eine Mumie.

— Ade Conſtantin — Dein Vater.

Schreiber Dieſes, der Prinz Zerbino aus der Provence, ſchickt
Dir ein ganzes Füllhorn Grüße und Entſchuldigungen,
daß er ſeine Hand hat leihen müſſen zu ſo herben Dingen.

29.

Hippolyt an Conſtantin.

Jag' Deine Augen Carrière durch dieſe Zeilen. Sobald Du am Ende biſt, eil' an die Thore nach Deutſchland zu, gieb Aufträge, beſchreibe, unterrichte, verſprich Belohnungen — thu' Alles, um der Gräfin Julia, wenigſtens ihrer Wohnung, wenigſtens der Nachricht habhaft zu werden, ob ſie in Paris iſt oder nicht. Dieſer Brief kommt auf dem kürzeſten Wege zu Dir, er reiſt gewiß ſchneller als eine Dame. Vor einer Stunde iſt Julia abgereiſt; ich trat nach jenem thörichten Geſchwätz Leopolds, wobei wir vielfach ſtehen geblieben waren, gelacht, kurz die Zeit vertrödelt hatten, in den Schloßhof, und hoffte Julien verſchämt aber liebevoll im Geſellſchaftsſaale zu finden — da fliegt Juliens Reiſewagen über die jenſeitige Brücke, die vier Pferde wiehern wie hohnlachend und ziehen die Beute im geſtreckten Trabe von dannen — alle Muskeln ſchwellen mir, ich ſtarre wie ein zürnendes Steinbild hin, tauſend Leidenſchaften drohen mich zu zerſprengen — da wendet ſich ein Kopf aus dem Wagen; ich erkenne Julien, ſie winkt Abſchied mit dem Taſchentuche. Da wird der Stein lebendig, ich fliege in den Stall, zum Satteln iſt keine Zeit, werfe meinem Pferde den Zaum über, ſpringe auf und jage ventre à terre der davoneilenden Beute nach — am nächſten Dorfe erreiche ich glücklich den Wagen, ich ruf den Kutſchern Halt zu, ſie erhalten aus dem Wagen Gegenbefehl, Julia, die mich erblickt hat, ertheilt den Gegenbefehl, mein Pferd droht unter mir zuſammenzuſtürzen. Ich wollte in den Wagen ſpringen, mit gerungenen Händen bat ſie mich abzulaſſen, zurückzukehren. Ihr Geſicht ſchwamm in Thränen, ſie ſchien immerwährend geweint zu haben — Hippolyte, toute mon âme Vous prie de me laisser partir, Vous m'assassinez en m'empêchant — das geſchah Alles noch im Trabe, ich ſchrie dem erſten Kutſcher zu, ich erwürgte ihn wenn er nicht Schritt führe — er that's. „Julie, mon ange, pourquoi ça?“ Sie reichte mir die Hand aus dem Wagen, ſie war glühend heiß und bebte. Ich drückte ſie an meine Lippen. „Vous me tuez, si vous ne retournez pas!“ — Ach, das ſagte ſie mit einem Blick, der mit ſeiner Rührung den Himmel geſpalten hätte. Ich hielt mein Pferd ſtill und blieb zurück. Da warfen die Kutſcher ihre Pferde in Galopp — meine Wuth erwachte, ich wollte die Schufte ermorden und jagte nach. Julia erhob ſich händeringend im Wagen, neben ihr ſtürzte mein Pferd zuſammen, ich hörte Juliens Schrei und Haltrufen, aber mein Stolz hob mich unter dem Leibe meines Pferdes in die Höhe; ich winkte ihr, fortzufahren — ſie fuhr. Ich weiß nicht, wie ich zurückgekommen bin. Thu', wie ich Dich gebeten, bald ſiehſt Du mich ſelbſt.

30.

Julia an ihre Mutter.

Du hatteſt Recht Mutter, als Du mir riethſt meinen Aufenthalt in Grünſchloß abzukürzen, Hippolyt würde mein Unglück ſein. Er iſt der ſchönſte, gewaltigſte Mann, den ich geſehen, wäre ich länger geblieben, ſo hätte er mich überwältigt, ob ich ihn deshalb je geliebt hätte, weiß ich nicht.

Geſtern bin ich abgereiſt, weil es die höchſte Zeit war, ich gehe zum Vater nach Paris und ſchreibe Dir dies Billet aus dem erſten Nachtlager. Morgen mehr, liebe Mutter, ich bin todtmüde. Faſt eine Stunde lang bin ich im Wagen ohnmächtig geweſen — Hippolyt kam wie ein zürnender Gott hinter dem Wagen her und wollte mich halten. Ach Mutter, was hab' ich gelitten dabei. Ich gab ihm meine Hand, unendliche Wolluſt jagte ſein Kuß darauf durch meine Sinne, aber mir war's, als hielte mich ein wilder Geiſt. Mein Mädchen, die etwas von unſeren Geſprächen verſtanden hatte, gab den Kutſchern ein Zeichen, der Wagen flog davon, Hippolyt ſchrie auf, daß es mir Mark und Bein erbeben machte, er jagte uns nach, das Pferd brach unter ihm zuſammen und ſtürzte auf ihn — Mutter, ich war zertrümmert, ſchrie Halt, wollte aus dem Wagen — ach — meine Kräfte hatten mich verlaſſen, ich war bewußtlos zurückgefallen, das Mädchen hatte fortfahren laſſen. Sie erzählte mir, Hippolyt habe unverletzt geſchienen, habe ſelbſt uns fortgewinkt, ſei aufgeſtanden und habe uns lange mit untergeſchlagenen Armen daſtehend, nachgeſehen.

Ach, es war ſehr traurig, liebe Mutter, und ich werde wol lange nicht froh werden.

31.

Alberta an Camilla.

Ach, daß Du nicht mehr bei mir biſt, meine arme geliebte Camilla! O wie wollt' ich Dich küſſen! Du wunderſt Dich, daß ich nicht traurig bin, weil Du von der Fürſtin gehört haſt, Julia ſei fort, und Hippolyt ſei ihr ſpornſtreichs nachgereiſt. Nein, meine Liebe, ich bin gar nicht traurig, ich bin recht ſtill, aber recht ruhig, ja ſogar glücklich. Der ganze Schwarm iſt fortgeflogen; Du weißt, daß Conſtantie William und Leopold mitgenommen hat, Graf Fips iſt ein ſtummer Mann, wir haben nur den lieben kranken Valerius hier, und der iſt mehr werth als Alle.

Man ſagt mir, ich ſei in Hippolyt verliebt geweſen, und er hätte mich ſehr unglücklich gemacht: das Erſte mag wol wahr ſein, ich glaube, es iſt auch das rechte Wort getroffen. Geliebt? Ach, nein, berauſcht —, o bitte, erlaſſ' mir das Zergliedern, Du weißt, ich kann das nicht, ich liebe das bewußtloſe, ungeprüfte Hinträumen, ich frage nicht viel. Valerius nennt mich darum immer die romantiſche Dame, und hat mir verſprochen mit mir nach

Paris zu reiſen, und mich mit den dortigen Romantikern Victor Hugo, Janin und wie ſie heißen mögen, bekannt zu machen. Ja, ja, das hat er mir verſprochen. Und ſie würden mich ſehr lieben, ſagt er, der gute Mann. Geſtern hat er mir Victor Hugo's Hernani vorgeleſen — ach, wenn ich doch ſo lieben könnte wie Donna Sol, ſterben könnt' ich gewiß ſo für meinen Hernani. Aber Hernani gleicht in vieler Wildheit zu ſehr dem Hippolyt, es iſt in Beiden zu tolles ſpaniſches Blut. Ich habe Valerius gebeten, mir einen ſanfteren Hernani, einen deutſchen zu ſchreiben. Er lachte, als ich's ihm ſagte, daß die Deutſchen am liebenswürdigſten wären. Der Vater hat uns verſprochen, daß wir drei, er, Valerius und ich im Spätherbſt nach Paris reiſen würden. Papa iſt viel weicher als ſonſt, aber nicht mehr recht luſtig. Du fehlſt ihm, meine liebe Camilla, o komm und mach' uns munter mit Deiner guten Laune. Wenn Du bald kommſt, kannſt Du auch mitreiſen. Valerius hat heut' viel zu ſchön für Dich gebeten und der Vater nickte ſtill mit dem Kopfe und ſah ſo unbeſchreiblich gut dabei aus. Ach Gott ja, Du warſt in der letzten Zeit gar nicht mehr vergnügt, das fällt mir erſt ein. Gieb doch Deinen garſtigen Ludovico auf. Dem Herrn Valerius darf man gar nicht davon ſprechen, ſonſt wird er gleich betrübt.

Die Fürſtin wollt' ihn gar zu gern mitnehmen; der Vater ſagte uns, ſie hätte ſich einen Scherz ausgeſonnen, die jungen Leute mit ihren neuen Anſichten in den großen Geſellſchaften auftreten zu laſſen, welche ſich jetzt auf ihrem Luſtſchloſſe verſammeln werden. Sie verſpräche ſich von dieſem Turnier mit den alten Rittern ſehr viel Spaß, aber William und Leopold hälfen ihr eigentlich nicht viel, jener weil er zu fromm und legitim, dieſer, weil er zu luſtig, unſicher und nachgiebig ſei. Beide würden ihr nur mit Poeſie aushelfen können; nur wenn Valerius mitkäme, ſei auf vortheilhaften Kampf zu rechnen. Da er es beſtimmt ausſchlug, ſo hat er wenigſtens verſprechen müſſen, feindliche Briefe hinzuſchreiben, welche die ganze Geſellſchaft beſprechen, und bekämpfend durch den Secretär William beantworten würden. Es iſt gar nicht hübſch von Conſtantien, daß ſie unſerem kranken Freunde ſo viel zu ſchaffen machen will — er ſoll ruhen, und geht's nach mir, ſo ſchreibt er keine Zeile.

Aber das Ein und Alles meines Briefs iſt: Komme — komme morgen, Herr Valerius bittet auch ſchön, und der Vater auch. Es iſt jetzt ja hübſch ſtill und heimlich auf Grünſchloß, es wird Dir ſehr behagen. Valerius darf noch nicht viel gehen, und da ſitzen wir faſt den ganzen Tag auf der Terraſſe unter den Acazien und ſchwatzen und leſen und treiben Allerlei. Herr Valerius trägt den Arm im Tuch und ſieht noch blaſſer aus als ſonſt, aber viel ſanfter, freundlicher, milder. Komm nur, komm, er will uns Geſchichten erzählen, wenn Du da biſt — hörſt Du? Komm! Jetzt küſſ' ich Dich eins- zwei- dreimal und bin Deine zärtliche

Alberta.

32.

Camilla an Alberta.

Ich ſoll zu Euch kommen? Ach Du gutes, harmloſes Kind weißt nicht, was Du bitteſt und doch, wenn ich wirklich ein ſtarkes Mädchen bin, ſo ſiehſt Du mich bald. Ach, ich weiß nicht wohin ich ſoll, und Grünſchloß iſt ſo ſchön, ſo verführeriſch ſchön. Hätt' ich nur einen ſo jungen, fügſamen Charakter wie Du, meine Liebe. Ich habe ein hartes garſtiges Herz. Aber hier auf dem Schloſſe der Fürſtin halte ich's nicht mehr aus vor Langerweile. William ſchmachtet für die Fürſtin und bemerkt es nicht wie ihn ihr Schwager ſchnöde, ja unwürdig, verächtlich und abgeſchmackt behandelt — o wie würde Valers Zorn donnern, wenn er dies mit anſähe. Der Prinz gewordene Leopold ſpielt eine wunderliche Rolle hier. Man behandelt ihn mit aller Auszeichnung, die ſeinem neuen Stande zukommt, und doch weiß Niemand, wie er eigentlich heißt, und doch hüpft ein ſo gefährlicher Spott auf den Lippen der Fürſtin herum, wenn ſie mit dem „verzauberten Prinzen" ſpricht, daß ich wirklich nicht weiß, was ich dazu ſagen ſoll. So erregt mir das ernſthafte Liebesverhältniß, das ſich zwiſchen Leopold und der Prinzeſſin Amelie gebildet hat, eine Art geſpenſtigen Grauens. Ich fürchte, Conſtantie haßt die Prinzeſſin. Die klare, in Goethe poetiſche Frau iſt der gerade Gegenſatz alles Nebelhaften, unklar Romantiſchen. Unſere Freunde würden ſagen: ſie iſt griechiſch, plaſtiſch und Gott weiß was, die Prinzeſſin aber oſſianiſch, mittelalterlich, chriſtlich. Es iſt mehr, es iſt ein wunderlich Weſen, dieſe Amelie. Wenn man noch keinen Begriff von einer Mondſcheinprinzeſſin hat, ſo muß man ſie anſehen, aber feineren, durchſichtigeren Teint habe ich nie erblickt, weicheres, ſchöneres Organ nie gehört — ich kann mich nur von dem Gedanken nicht losmachen, daß all' ſolche toll romantiſche Perſonen ſchwachköpfig ſind. Du weißt, daß das Haus, woher ſie ſtammt, ſehr vornehm, aber ſehr arm iſt. Bei all ihrer Schwärmerei hat Amelie doch gegen alle niedrigeren Stände einen Stolz, ja Hochmuth, daß ich mich oft innerlich erbittert gefühlt habe, wenn ich es ſah. Das iſt Alles ſo ganz anders bei der Fürſtin. Nur der Schwager derſelben paßt zu Amelie — es iſt ein garſtiger Menſch, hinter deſſen Hofton eine grinſende Rohheit zu lauern ſcheint. Er giebt ſich den Anſchein, als zeichne er mich aus. Ach mir iſt ſo unheimlich unter all den Larven, und daß ſie mich zum Theil an Grünſchloß erinnern, iſt mir doppelt ſchmerzhaft — ich will nichts von Euch Lieben hören, wenn ich nicht bei Euch ſein kann. Ach, Ihr mögt in Eurem Frieden recht glücklich ſein, Ihr guten Leute. Nach Paris ſoll ich mit Euch reiſen? Ich möchte wol, aber — liebe Alberta, es iſt nicht Alles gut in der Welt. Wenn ich recht ſtark oder recht ſchwach werde, ſo bin ich bald in Grünſchloß. Geſtern hab' ich einen ſehr lieben Brief von Ludovico's Schweſter erhalten. Sie muß ein ſehr liebenswürdiges Weſen ſein, und bittet mich um Nachricht über ihren Bruder, der ſie plötzlich verlaſſen hat, ohne daß ſie den Grund ſeiner Abreiſe weiß. Wie geht es mit Valers Geſundheit? Wie iſt der Himmel doch ſo gut, daß er das Unglück abgewendet. — —

Ich werde wol bald kommen, ich ſehne mich ſehr nach Euch und doch, liebe Alberta, iſt es eine große Thorheit, wenn ich zu Euch gehe. Glaub' mir's, ich bin recht übel daran. Hätte mir nicht die Fürſtin mit ihrem klaren Geiſte ſo Manches von den Verhältniſſen auf Grünſchloß in einem andern Lichte dargeſtellt als es mir erſchienen war, ich wäre noch übler daran und käme nicht zu Euch, verzehrte ſich auch mein Herz in Sehnſucht. Frag' mich nicht, was das für Räthſel ſind, frag mich nicht, gutes Kind! Wenn einmal meine gute Laune wieder bei mir einkehren ſollte, dann werde ich Dir davon erzählen, recht viel erzählen.

Tauſend Grüße für Euch Alle und nun Ade — Ade! —

33.

Hippolyt an Valerius.

Wien, im September.

Verachtete ich nicht die Troſtloſigkeit, Freund, ich wäre troſtlos. Haßte ich nicht die Reue, dieſe Schuldenmacherin bei der Zukunft, die unnützerweiſe Geld für die Vergangenheit leiht, ich finge an Manches zu bereuen.

Ich trete in den Speiſeſaal und ſetze mich. Ein leiſer Schrei meiner Nachbarin läßt mich genau in das halbverhüllte Geſicht ſehen — es iſt Julia, die aufſtehen und davoneilen will. Ich faſſe krampfhaft ihre Hand und halte ſie feſt, ſie kann nicht fort, ohne großes Aufſehen vor der zahlreichen Geſellſchaft zu verurſachen. Der Himmel weiß, was ich ihr in Gluth und Wuth der Liebe Alles zuflüſterte, ſie bebte wie ein Eſpenblatt, ihre Bruſt ſchlug hoch, das Geſicht brannte in Scham und Feuer. Da fielen ihre weinenden Augen wie fußfällig in die meinen, ſie bat, wie eine

Sünderin ihren Beichtiger um Hoffnung für die Seligkeit bitten mag, ich möge ſie laſſen. Noch eh' ich zu etwas entſchloſſen war, erſtarrte ihre Hand in der meinen, ſie lehnte ſich an die Rückſeite des Stuhls und war ohnmächtig. Ihre Augen blieben offen, kein Menſch außer mir kannte ihren Zuſtand. Die Kellner präſentirten ihr die Speiſen, ich dankte ſtatt ihrer. Mein wilder Menſch hatte Luſt, ſich über das Ereigniß zu freuen, und wollte eben die unwohl gewordene Dame auf ihr Zimmer bringen laſſen, um die wieder lebendige in ihrer Schwäche zu erobern. Der alte ſtolze Hippolyt ſchämt ſich dieſes jämmerlichen Gedankens, aber die Liebe hat die alte Kraft zermalmt. In dem Augenblicke tritt ein Kellner zu mir und berichtet, daß eine Dame, welche im Hauſe wohne, meinen Namen erfahren und mich fragen laſſe, ob ich derſelbe ſei, welcher die Schauſpielerin Desdemona gekannt habe. Dieſe liege krank in ſelbigem Hôtel darnieder, und wünſche ſehnlich mich zu ſprechen. In eine verödete Gegend meines Herzens ſchlug dieſer Blitz, und entzündete ſie von einem Ende zum andern. Julia hatte ſich erholt, ich führte ſie aus dem Saale, küßte ſie auf das gebrochene Auge und flog davon, Desdemona's Zimmer ſuchend.

O was erlebte ich! Mein geſtähltes Innere bog ſich wie ein Baumzweig. Bleich, ein Bild des zerſtörendes Todes, lag das einſt ſo ſchöne Weib auf dem Lager. Die langen ſchwarzen Flechten hingen aufgelöſt über Geſicht und Schultern und das weiße Nachtkleid herunter, die weichen Züge des Antlitzes waren ſpitz und ſchmerzhaft geworden; der Mund, ſonſt lieblich wie ein Liebeslied, war verzogen, nur das Auge mit ſeiner ewigen Liebe war derſelbe Stern geblieben, der nur bei heranbrechendem Tageslichte matter ſchien. Sie ſprach nichts, als ich eintrat, es ſchien ſie gar nicht zu überraſchen; als ich an ihr Bett trat, nickte ſie kaum merklich mit dem Haupte und liſpelte: „Nicht wahr, Hippolyt, es kann mir doch Niemand wehren Dich zu lieben?“ Die heißen Thränen — ja Freund, es waren heiße Thränen aus dem Kern meines Herzens — ſtürzten aus meinen Augen auf ihre abgemagerte Hand:

„Biſt ja heut’ ſo lang’ bei der Fürſtin geweſen“ — ſagte ſie weiter, ein zweiſchneidig Schwert wühlte in meinem Innern — „Du haſt mich heut’ nicht geſehen und ich habe die Desdemona gut geſpielt, ſo wie Du mich’s gelehrt“. Ich fühlte einen krampfhaften Druck in meiner Hand, ſie holte tief Athem, der Mund war wieder Liebe und lächelte, das Auge ſtrahlte alte Glückſeligkeit, ich hörte noch leiſe, ganz leiſe die Worte: „Ach, wie lieb ich Dich“ — und Desdemona war todt. Lange ſtand ich unbeweglich, ich war auch todt. Des Kindes Stimme, das an der Erde ſpielte, und plötzlich über ſein Spiel aufjauchzte, erweckte mich. Die erſtarrte Hand Desdemonas hielt die meine feſt umklammert, ich konnte nicht los und wollte der Todten durch das Aufbrechen keine Schmerzen machen. Ich blieb noch lange ſtehen und ſuchte mit der freien Hand in all meinen Taſchen herum, um eine Waffe zu finden. Ich wollte bei meinem Weibe bleiben. Meine Taſchen waren leer. Da mußte ich das Gräßlichſte thun und meine Hand gewaltſam von der todten Liebe befreien. Langſam ging ich nach der Thür. Das kleine Mädchen ſah mich lächelnd an und bat mich, mit ihr zu ſpielen. Lange ſtand ich noch an der Thür und ſah nach der lieben Leiche; dann ging ich und ſchloß die Thür leiſe; ich wollte mein Weib nicht ſtören. Dieſes zuſchlagende Schloß trennte mich von meiner innigſten Vergangenheit. Ich ging langſam den Saal entlang und ſah nur in weiter Ferne, was dicht um mich her vorging. Damen in Reiſekleidern ſchlüpften an mir vorüber — es mochte Julia und ihr Mädchen ſein — ich beachtete ſie nicht. Man erzählte mir ſpäter, daß ich mich an die Hausthür geſtellt und der fortfahrenden Julia ſtarr zugeſehen, auf ihre an mich gerichteten Worte nichts erwidert habe. Es war die erſte Todtenſtunde meines Lebens und ich denke mit Grauſen daran — der Tod iſt ein garſtig Scheuſal, er iſt der bare häßliche Gegenſatz des Schönen. Es war ein trüber Regentag geweſen. Als ich noch an der Hausthür des Hôtels ſtand, brach plötzlich die Nachmittagsſonne die Wolken und leuchtete mir in das ſtarre Auge. Da wich mein Feind, der Tod, aus allen meinen Gliedern, ich fühlte wieder lebendig Blut in mir, meine Sehnen ſpannten ſich, ich war auferſtanden. Es fiel mir alles Lebendige, was ich geſehen, wieder ein. Juliens Abreiſe und ihre Schönheit — ich rief nach Pferden. Was kümmert mich der Tod! Was ſind die Menſchen dumm, mit dieſem abſcheulichen Zuſtande noch Gepränge und Aufſehen vorzunehmen. Der geſtorbene Menſch iſt eine Sache, man bringe ſie bei Seit' ſo ſchnell als möglich. Wer ſich mit einem Leichnam beſchäftigen kann, die Seele mag ihm noch ſo lieb geweſen ſein, iſt ein verhärtetes unäſthetiſches Leichenweib, ein Handwerks-Todtengräber. Ich will lieber ſelbſt ſterben als ſterben ſehen. Ich ſchreibe dies in einem andern Gaſthofe und warte auf Pferde. Die bunte Baſtei mit ihrem Sonnenſchein liegt vor meinem offenen Fenſter; es iſt aller Tod in mir überwunden, die Vergangenheit der vorigen Stunde liegt in tiefem, weit entfernten Nebel hinter mir. Mein Leben iſt wieder lebendig — der Wagen fährt vor — Ade, mein Freund, ich fliege nach Paris, um Julien zu erobern. Ich werde ſie erobern, müßt' ich ihr nachjagen durch alle Zonen. Soll ich auch noch die Sentimentalität lieben, dieſe Krücke der Schwäche, den Regenſchirm beim Gewitterregen, der das furchtſame Geſicht vor Donner und Blitz verſteckt, dies Liebäugeln mit dem Tode! Bin ich hier um zu ſterben oder um zu leben? Iſt die Sonne, weil ſie täglich einmal untergeht, zum Untergehen da? O Ihr täglich ſterbenden Menſchen mit Eurer Romantik und wie Ihr die Fratze nennt, Blut und Wärme ſuch' ich, ich ſuche Liebe und Julien — und damit Gott befohlen, Freund.

34.

Valerius an Conſtantin.

Hippolyt iſt auf der Reiſe nach Paris, ihm kann ich nicht ſchreiben, Du wirſt wol in Deiner begonnenen Metamorphoſe noch ſo viel Gedächtniß übrig behalten haben, daß Du ein wenig

Intereſſe an mir und meinen Angelegenheiten nimmſt; ich will nichts über Staat und Kirche ſchreiben, mein Herz drängt mich aber zur Mittheilung, ich muß ſprechen, muß ſchwätzen, höre mir zu. Sie iſt wieder gekommen, Camilla nämlich. Erröthend trat ſie mir entgegen, ein ganzer Morgenhimmel von Schamhaftigkeit glänzte auf ihrem liebreichen Geſichte: damals wußte ich nicht warum, jetzt weiß ich's. Ich war ſpazieren geritten als ſie ankam; der Himmel war blau, die Sonne, das Auge Gottes auf dieſer Erde, wärmend und freundlich in milder Liebe, die Lerchen ſangen ihre jauchzenden Stoßtöne der Freude, die Bäume mit Früchten beladen ſahen wie glückliche Mütter freundlich drein in die helle Welt, ich ſchaukelte mich auf dem Pferde in geſunder fröhlicher Empfängniß all dieſer Freuden, die der Schöpfer Allen, auch den Aermſten freigebig ſchenkt, die Weltgeſchichte ging roſenfarbig an mir vorüber, ich hoffte das Beſte für die ſtrebenden Menſchen. In dieſer Stimmung ritt ich langſam in den Schloßhof. Auf den Stufen vor dem Schloſſe ſah ich zwei Damen ſtehen und die eine — ich erkannte Alberta am weißen leuchtenden Gewande — mir mit dem Tuche winken. Camilla war die andere, ſie war eben angekommen. In meine glückſelige Seele fiel ihr verſchämter Blick wie ein tiefſinniger Liebesgedanke Byron's, die ruhige Freude in mir, die wie ein glücklicher Vogel in den Baumzweigen ſaß, erhob plötzlich die Schwingen und flatterte jubelnd in die Höhe, die ruhige Freude in meinem Innern erhob ſich zu einem Jauchzen über namenloſes Glück. Ich ſah plötzlich, daß ich Camilla liebte. Sie reichte mir ihre ſchöne, weiße Hand, ich drückte ſie innig an meine zuckende Lippe, ich ſah aus meinem Glück heraus ihr tief in die feuchten glänzenden Augen bis ins Herz hinein, unſere Hände vermählten ſich, und die harmloſe Alberta freute ſich unſerer Freude. Wir gingen in den Garten und ſpielten wie die glücklichen Kinder. Camilla war weich, innig und warm wie ein Maiabend und ihr Auge hing wie ein küſſender Engel an meinen Blicken; ſie war nicht wie ſonſt munter und ausgelaſſen, ſie lachte nicht, aber ſie ſah wie ein Engel aus, der ſich freut. Nur wenn mein Glück mitunter aufjauchzte, ſprang ihr ſonſtiges hüpfendes Temperament aus ihr hervor: die Augen blitzten, alle Züge des Geſichts jubelten, alle Glieder hoben ſich zum ſchwebenden Tanze, ſie begann ein fröhliches Lied, und tänzelte eine Strecke hin. Ich konnte ihr nicht ſagen, was mir das Herz bewegte, denn Alberta ging nicht von unſerer Seite. Wir ſchwärmten alſo in romantiſcher Ungewißheit den halben Tag in Garten und Wald umher, unſere Blicke ſprachen von vollem Herzen, von ſüßem Glücke, unſere Lippen bargen die Schönheit der Welt. Hie und da ſchien mir ein Schatten über Camillas Angeſicht zu fliegen, wenn ich mit Alberta tändelte, und mit dem lieben kindlichen Weſen koſende Worte wechſelte.

Der Graf iſt in der letzten Zeit unſerer Einſamkeit wieder aufgelebt; an die Stelle des langweiligen Fips, der endlich ſeine diplomatiſchen Beſtrebungen aufgegeben und ſeine Lenden gegürtet hat, iſt ſein bunter Marſchall der Laune, Camilla getreten. Wir leben wie die Engel, und wollen in einigen Monaten nach Paris kommen. Die romantiſche Ungewißheit mit Camilla hat ſich in die reizendſte Klarheit aufgelöſt. Wir ſaßen in den erſten Tagen ihrer Ankunft auf der Platform unter dem Zelt, deſſen Seitenwände wir aufgeſchlagen hatten. Es war gegen Abend, der Himmel roth, die Erde duftete in Wolluſt. Ich ſah glücklich ins Land hinein und ſtand mit untergeſchlagenen Armen neben Camilla, welche die Gegend zeichnete. Alberta ſtand auf der andern Seite und ſang, den Kopf an die Säule des Zeltes hinauslehnend, ſang ein Wanderlied des lieben Wilhelm Müller. Camilla ſah von Zeit zu Zeit auf und hing ihre innigen Blicke an mein freudeſtrahlendes Auge. Es küßten ſich unſere Seelen. Die Nachtigall ſchlug in Albertas Geſang. Auf einmal kehrte ſich dieſe um, küßte Camilla, reichte mir die Hand und ſprang hinweg um zu muſiciren — der Geſang, ſagte ſie, ſei ihr zu wenig, ſie müſſe die Töne, die in ihr herumwogten, ausſtrömen. Ich ſetzte mich neben Camilla und ſah bald auf ihre Zeichnung, bald in ihr Auge. Ich fühlte es, daß ich im Begriff ſtand, unſern Dämmernebel zu zerreißen. Der Mann iſt darin immer plumper als das Weib, er trachtet in ſeiner Nüchternheit mehr nach beſtimmten Formen, er iſt griechiſcher, das Weib romantiſcher, chriſtlicher. Das reine Weib liebt Jahre lang ohne Worte, der Mann nicht ſo viel Monate. „Camilla“, ſprach ich leiſe — ſie ahnte, was kommen würde und bebte zuſammen. „Valerius“, fragte ſie kaum hörbar zurück. Der Bleiſtift fiel ihr aus der Hand, ſie neigte ſich darnach und die Fülle ihrer Haare fiel ihr über die Wange, Schultern und Buſen. Ich ergriff ihre Hand, führte ſie an meinen Mund, und ſah ihr bewegt in die Augen. Sie erwiderte den Druck meiner Hand nicht, aber die Thränen ſtanden ihr im Auge, und als ich meinen Kopf an ihre Schulter in die herunterwallenden Locken drückte, da zog ſie die Hand aus der meinen und ich fühlte den weichen runden Arm um meinen Nacken und ihre Thräne fiel auf meine Stirn. Ich ſah in ihr ſeliges Geſicht, und ſagte leiſe: „Camilla, ich liebe Dich“. Ihr leiſes Weinen ging in Schluchzen über und ihr Antlitz an meinem Haupte verbergend vernahm nur mein nahes Ohr die kaum hörbaren Worte: „Ich liebe Dich unſäglich“. Da ſprang ich auf, hob ihr Geſicht in die Höhe, küßte ihr die Thränen vom Auge und drückte die weiche nachgiebige Geſtalt feſt an mein Herz. Sie lächelte jetzt wie ein Engel, und wir küßten uns und freuten uns unſerer Liebe. Aller frühere Uebermuth, dieſer reizende vielfarbige Knabe, kam mit dieſem Geſtändniſſe wieder über ſie. Blöde und beſcheiden vorher, war ſie nun toll und ausgelaſſen. Aber rührend klagte ſie mir, was ſie damals gelitten, als ſie Alberta im Garten an meiner Bruſt geſehen habe; mit neuen Thränen geſtand ſie, daß ſie deshalb hinweggereiſt und ſie ſah mich unſicher, ſchwankend, halb ungläubig von der Seite an, als ich ihr die Verſicherung gab, ſie ſei im größten Irrthume geweſen, und es habe zwiſchen mir und Alberta nie etwas Anderes als ein freundſchaftliches Verhältniß beſtanden. Endlich hielt ſie mir den Mund zu und ſagte: „Ich glaube Dir, aber ſei kein roher Mann und laß Alberta nie etwas von unſerem Uebereinkommen in Liebe und Zärtlichkeit wiſſen —

hörſt Du?“ Ich verſprach's mit Freuden. Durch die vielen Hinderniſſe unſerer bürgerlichen Geſellſchaft, durch die Polizei und die Strafgerichte, durch die Unſicherheit unſeres ganzen Lebens, die Ungewißheit des nahen oder fernen Todes ſind wir ſo furchtſame Weſen geworden, daß wir das Schönſte, was wir beſitzen, oft dann ſchon gefährdet glauben, ſobald es nicht mehr unſer Geheimniß iſt. Die herzdurchdringende Liebe will keine andere Wohnung als das Herz, ſie flieht und haßt die Märkte — ſo iſt ihre Jugend. Sie gleicht dem jungen Bürger in der hoch- und dumpfgebauten Reichsſtadt, er ſchleicht aus dem ſtrahlendſten Sonnenſchein, der vor den Thoren üppig ſeine Arme um die Erde ſchlägt, aus der lebendigen Menſchenmenge, die ſich laut des Daſeins freut, auf das düſtere Stübchen ſeines Mädchens, und oben in der dunklen Einſamkeit ſind Beide froh, daß nicht Sonnenſchein noch Menſchenwoge zu ihnen dringt. Dies äußerlich ariſtokratiſche Abſonderungsweſen iſt aller jungen Liebe eigen. Ich freute mich noch aus vielen andern Gründen über Camillas Vorſchlag. Iſt doch meine öffentliche Liebe Sünde gegen Clara. Fragſt Du mich, warum ich mein Clärchen nicht ſuche, da ich doch erfahren, ſie ſei noch frei, und harre wahrſcheinlich ihres alten Geliebten, ſo kann ich Dir nicht viel Tröſtliches für die meiſten Leute erwidern. Der Liebesharm iſt eine ſüße Krankheit, die mit dem ſchönſten Schmerz beglückt und mit reiferer Geſundheit endet. Der deutſche Liebesharm iſt ein chroniſches Uebel, das Jüngling und Mann entnervt. Man muß gegen ihn kämpfen. Ich will nicht treu ſein, weil ich die Treue zumeiſt für eine Sünde gegen unſern fort- und fortrückenden Planeten und das, was darauf und daran iſt, halte. Treue iſt ein Schutzmittel für ſchwache, nicht ausreichende Kräfte; die Kräfte ſollen aber am Ende ſtark werden. So lange man dieſe Krücken der Liebe nicht fortwirft, lernt man nicht ſelbſtſtändig lieben. Auch die Liebe verläßt ſich in jener ſogenannten Tugend auf das Herkommen und ruht aus auf einem hergebrachten Privilegium, ſtatt auf eigener, unverſiegbarer Kraft zu beſtehen. Es iſt ein Traditions-Gut, wie jedes andere auch, die Länge der Zeit iſt das Verdienſt, nicht die Größe oder Schönheit der Sache. Alle die tauſend gebrochenen Herzen, alle die langweiligen verdroſſenen Ehen ſind die Kinder der Treue. Jedes ſchwindſüchtige Mädchen, jeder jämmerliche Jüngling verläßt ſich auf ihren Schutz, wenn es ihr oder ihm gelungen, in einer ſchwachen Stunde eine Eroberung zu machen. Die Treue iſt das große Gängelband der menſchlichen Faulheit und Schwäche, ſie iſt auch die Poeſie der Kraftloſigkeit und ein „getreuer Eckard“ unſerer Tage, wie Du ihn einſt vorhatteſt, iſt eine Sünde wider den Geiſt der Zeit und der Geiſt der Zeit iſt der Zeit heiliger Geiſt. Wenn der König von Gottes Gnaden ſich auf Herkommen und angeſtammte Treue beruft, und darin ſtatt in der Vortrefflichkeit ſeiner Regierung die Nothwendigkeit derſelben finden läßt, ſo iſt dies die ſteife Lehre von der Treue. Nur was Blut hat, ſoll leben, nicht was nach Leben ausſieht; iſt Deines Lebens Blut in Deiner alten Liebe zu finden, dann ſei treu, dann iſt Deine Liebe jung. Dies iſt die ſchöne Lehre von der Beſtändigkeit, die dann eine Tugend iſt, wenn die äußeren Verhältniſſe mit den inneren harmoniren. So iſt die Ehe nur ein Damm gegen den Strom der Geſelligkeit; wißt Ihr auf freiere Weiſe den Strom zu leiten, ſo braucht Ihr keine Dämme. Wenn erſt Tauſende nichts mehr dem Herkommen zu Liebe thun, ſo iſt das Lebenselement des Herkommens, ſeine Unzweifelhaftigkeit, vernichtet, und eine neue Welt nähert ſich im Sturmſchritt. Es geht Alles Hand in Hand, die Geſetze ſind eine große Kette: trennt ein Glied und die andern klirren ebenfalls auseinander. Die neuen Staaten machen nach eben dieſen Grundſätzen die Aemter beweglich, nur die Kraft behält ſie, dem Herkommen zahlt man keinen Deut — Alles gilt nur durch das, was es iſt, nicht was es war oder heißt. Soll es mit den Aemtern der Liebe nicht eben ſo werden? Dasſelbe Geſchrei, das ſich gegen Aufhebung von Ehe und Treue jetzt erheben wird, erhob ſich gegen den wechſelnden Staatsdienſt in den neuconſtruirten Staaten. — Fülle vom Leben bringt allerdings auch oft ſchnellen Tod; man wird neue Geſetze für jenes geſellſchaftliche Verhältniß erfinden, wie man ſie für dieſe gefunden, denn auch die Freiheit hat ihre Geſetze. Aber ſie müſſen ſich in allen Theilen erweitern, darin ruht das unbehagliche Drängen des jungen Geſchlechts. Der Furchtſame mag davor erſchrecken, den Muthigen gehört die Welt. Was man nicht erwerben kann, fürchtet man am meiſten zu verlieren; wer die Kraft in ſich fühlt, bangt vor keinem Verluſt, und nur die Kraft ſoll herrſchen, nicht das Herkommen.

Dies und manches Andere ſprach ich in ſtillen Stunden zu Camilla. Sie hörte aufmerkſam zu, ſchmählte oft, es ſei ihr zu hoch, nöthigte mich deutlicher zu ſprechen, nickte lächelnd, daß ſie mich verſtünde, weinte dann, daß ſie mich verlieren werde und lachte wieder, daß ſie mich jetzt habe. „Ich glaub' es gern, daß Du Recht haſt, denn ich glaub' Dir Alles“ — ſagte ſie — „Du ſollſt mich nicht heiraten, wenn Du nicht willſt, das Heiraten iſt auch wirklich nicht hübſch, es iſt wirklich philiſterhaft. Ich will bei Dir bleiben, ſo lange Du mich magſt, und magſt Du mich nicht mehr — nun — nun ſo will ich die Vergangenheit noch einmal allein leben und doch glücklich ſterben.“ Sie war einen Augenblick traurig und wir küßten uns heiß und leidenſchaftlich, dann trocknete ſie ſich die Augen, fuhr mit der Hand über die Stirn und durch die Luft, als wollte ſie ſchlimme Geſtalten hinwegjagen und ſprach dann fröhlich weiter: „Wie es mich reizt, die große Revolution mitbeginnen, mitbezahlen zu helfen; wie ich mich freuen werde, wenn die Leute mich anklagen und doch beneiden werden, daß ich frei und feſſellos ein ſchönes Liebesleben mit Dir führe. Meine guten Eltern ſind todt, ihnen mach' ich keine Sorge durch dies neue, ungewöhnliche, darum verdammte Leben; mein Vermögen reicht hin nach den Wünſchen unſeres Herzens zu verkehren, und nicht wahr, ſo ſchnell und ſogleich wird Dir nicht eine Andere beſſer gefallen, mein lieber Valer — — in Paris bleiben wir zurück, wenn der Graf heimkehrt und wir fragen um nichts als daß wir einander gehören“. Das gute Kind iſt ein Engel und ich bin überaus glücklich; ihre unverfälſchte Seele, welche der

Frohſinn vor allen Flecken bewahrt hat, ſchleicht mit liebenswürdiger Zudringlichkeit in alle Ritze meines Herzens und niſtet ſich feſt — o es iſt eine freie göttliche Liebe, von der die Heirats-Candidaten keine Ahnung haben. — Bald erfährſt Du mehr, ſchreib' bald, ob Hippolyt angekommen iſt.

35.

Camilla an Valerius.

Es iſt ſehr garſtig, ſehr garſtig und ungezogen von Dir, daß Du Deine dummen Stadtgeſchäfte nicht ſchneller abmachſt und länger, als Dir erlaubt war, ausbleibſt. Alberta ängſtigt ſich um Dich, das thu' ich zwar nicht: Du biſt ja ein ſtarker Mann, der im gewöhnlichen Lebensgange den harten Nacken nicht brechen wird; aber komm' Herz, Seele, Gedanke meines Lebens, ich lechze nach Deinem Auge, nach dem Druck Deiner Hand; hätte ich nur eine Wange von Dir da, um mein heiß Geſicht darauf zu drücken. Bis geſtern Abend war ich doch eigentlich ſehr heiter, ich ſaß lange auf Deinem Zimmer, naſchte in Deinen Papieren herum und ſang Deine Lieder; ich fand es ſogar ſchön, Dich einmal nicht zu haben, um zu ſehen, wie viel mir fehle, um meiner Schwäche zu trotzen und allein zu leben. Die gute Alberta war viel trauriger, und ſprach immerwährend mit einiger Sehnſucht von Dir. Als der Abend kam, gingen wir Dir entgegen, die Weiber, nicht die Hexen erwarteten den Macbeth auf der Haide, — er kam nicht. Da brach alle Gluth und Leidenſchaft, über welche mich die Ruhe des Tages ſo ſehr getäuſcht hatte, wie ein Orkan aus mir heraus, ich mußte bitterlich weinen — o bitte, ſchilt mich nicht, ich dachte, Du wollteſt nicht wiederkommen, — dumme ſchwarze Abendgedanken, fremd in meinem Blute. Heut' iſt's viel beſſer, ich bin wieder munter und heiter und denke: „kommt er nicht heute, ſo kommt er doch bald". Aber höre, zu lang treib' mir's nicht, bin ich denn dazu auf der Welt, um getrennt von Dir zu leben?

Vergiß nicht, mir hochrothes Band zu kaufen, ſonſt mußt Du noch oft ſchelten über meine verblichenen Bänder, und Du haſt Recht, ſie ſind matt und häßlich wie blonde Augenbrauen auf einem brünetten Geſicht. Ich habe mir auch ausgeſonnen, wie ich Dich viel hübſcher küſſen will — Du ſollſt nur ſehen, aber laß Dir Dein Bärtchen nicht abſchneiden, bitte, bitte. Vergiß mir das Zeichenpapier nicht, ich muß Dein kühnes Byrongeſicht malen. Deine Formen ſind nicht ſo ſchön, aber es fliegt Dir dieſelbe Freiheitsmelancholie um die Augenwinkel, es iſt derſelbe ſchöne Liebesmund, auf dem die großen Worte und die ſüßen Küſſe ruhen, mit denen er die ſchönen Italienerinnen beſtach.

Wenn Dir doch der Bote mit dieſem Briefe ſchon unterwegs begegnete. Wärſt Du nicht Du, der überaus zuverläſſige Valer, Dein Wegbleiben, Deine Kameraden, von denen ich Dir gleich erzählen werde, machten mir große Angſt. Wie wild, unbändig, ſchonungslos betrug ſich in allen Verhältniſſen Hippolyt und nun höre, was uns die Fürſtin ſchreibt. Leopold hat die Prinzeſſin Amelie wirklich heiraten wollen; am Ende hat man doch natürlich ſichere und beſtimmte Documente über ſeine Herkunft und ſeine ſonſtigen Verhältniſſe begehrt, er hat ein unlösbares Incognito vorgeſchützt, die Fürſtin hat wunderlich genug ſeine Partie genommen und es hat den folgenden Tag zur Hochzeit kommen ſollen, da der ſchwache Fürſt keine weiteren Einwendungen gemacht. Das ganze Schloß glänzt des Abends im Kerzenſchein eines ſtrahlenden Polterabends, Park und Büſche blitzen Liebeslichter, die geladene und frei herbeiſtrömende Menge erfüllt die Gänge, der glückliche Prinz Leopold, ſeine ätheriſche Braut am Arme, hüpft populär durch die Maſſen und lächelt äußerſt glücklich. Er ſpricht im Vorübergehen mit den Bauern von Volksrechten und Freiheit und Gleichheit, der Volksjubel wird immer größer, ein wüthendes Geſchrei läßt den volksfreundlichen Erbprinzen leben, verlangt ihn zu ſehen, trägt ihn auf den Schultern einher. Prinz Leopold hat ſeiner Prinzeſſin Braut geſagt, ſo hätten's die alten Minnefürſten zur Zeit der Romantik getrieben, und beſtellt eine Tragbahre für die romantiſche Dame, damit ſie theilnehme an dem Triumphzuge. Vom Balcon aus ſieht der Hof zu und die Fürſtin lächelt ſehr — ſo ſchreibt ſie ſelbſt. Da kommt ihr Schwager an, und zerſtört dräuend die demokratiſche Herrlichkeit. Er ruft Leopold bei Seite und ſpricht lange mit ihm. Dieſer kommt zu ſeiner Braut zurück, ſpricht viel von den Thränen der Romantik, erbittet ſich von William eine Summe Geldes, um die Bauern damit zu beglücken und verſchwindet. Dem zu Fuß Fortwandernden iſt ein Bauer begegnet, der fahrende Prinz hat ihm erzählt, er ginge erſt nach Belgien um für die Volksſouveränität zu fechten; erſt wenn dieſe errungen ſei, dürfe man der Liebe Freuden pflegen. Prinzeſſin Amelie hat erklärt, Ohnmachten ſeien zu modern, ſie werde ſich nicht damit befaſſen; ſie trägt das Haar aufgelöſt und ſingt am offenen Fenſter des Nachts Lieder von Tick und Novalis; ſie ißt nur ein Gericht und kleidet ſich aſchgrau, übrigens iſt ſie wohl. Die Fürſtin ſetzt hinzu, Viele würden die Sache einen Scandal nennen, auch Herr Valerius, und das Ganze würde Waſſer auf Deine Mühle ſein. Uebrigens mögeſt Du ſie doch beſuchen, ſie wolle mit Dir darüber ſprechen. Ich hoffe, das wirſt Du bleiben laſſen. Es iſt ein ſtolzes, herrſch- und rachſüchtiges Weib, Du magſt mir's glauben, und ich fürchte ſehr, ſie hat dies Alles abſichtlich angezettelt. — —

Eben kommt eine ſchreckliche Nachricht an. William hat des Abends auf dem Corridor den Schwager der Fürſtin mit einem Dolchſtich niedergeworfen, iſt in die Zimmer der Fürſtin wie wahnſinnig gedrungen und erſt bei ihrem Hilferufen entflohen. Er wird auf das Lebhafteſte verfolgt; zu dem Ende kam die Nachricht mit einem Courier hier an. Ach, wenn er nur Dir nicht begegnet! O eile, eile zu uns, mir bangt für Dich bei ſo grauenvollen Nachrichten.

36.

William an Valerius.

Ich baue auf Deine Redlichkeit und vertraue mich Dir an. Die Verfolgung iſt mir auf der Ferſe, ich habe große Noth, ihr zu entrinnen, thu' alles Mögliche ſie auf falſche Spur zu leiten, verbreite, ich ſei nach Oeſterreich geflohen. In dieſem Augenblicke darf ich mich nicht weiter wagen, ſondern muß mich verborgen halten. Erſt wenn die falſchen Nachrichten zu wirken anfangen, hoffe ich über die belgiſche Grenze zu entkommen. Mein ganzes Innere iſt aufgelöſt, ich frage mich nach keiner Rechenſchaft, denn ich kann mir keine geben. Mein Gewiſſen iſt verloren, keine Autorität vermag mich freizuſprechen; nun ſo rolle denn das Rad dem Abgrunde zu. Daß ich die Fürſtin mit glühendem Verlangen liebte, wird Dir wol ſchon klar geworden ſein. Lange kämpften meine Grundſätze hartnäckig gegen mein Fleiſch. Ich hätte geſiegt, wäre ich nicht durch die freundlichen Worte und Blicke des ſchönen Weibes verführt worden. Ich ſtand auf dem Punkte abzureiſen und empfahl mich ihr; ſie reichte mir die weiche Hand zum Kuſſe, ſtrich mir das Haar von der Stirn und fragte, was mich drängte. Ich konnte nicht fort, die Sünde war ausgebildet in meinem Herzen, ich vermochte es nicht mehr, mich vor meinem Gewiſſen zu rechtfertigen. Ich ſchlug mein Gewiſſen todt und wollte genießen. Jener unheimliche Schwager ſtellte ſich mir entgegen; er fiel als erſtes Opfer eines Menſchen, der die Bande der Ordnung in ſich zerriſſen hat. Schweig, ſchweig, ich erkenne es an, daß Du mir gegenüber jetzt im Rechte biſt. Es iſt Ordnung in Dir, wenn auch eine Ordnung, die ich verabſcheue. Ich ſelbſt geh' zu Grunde, aber mein Syſtem bleibt unerſchüttert; ich bin außer ihm. Alle jene Begierden, welche die Geſetze meiner Religion in ſtarren Banden hielten, ſind raſſelnd aufgeſprungen, haben ſich meiner bemächtigt, ſeit ich jenen Fehltritt begangen. Ein Stein iſt herausgeriſſen, es ſtürzt das ganze Gebäude über mir zuſammen; ich muß rennen und rennen, um dieſem Geſchick zu entgehen. Die Hölle hohnlacht, aber ſie ſoll wenigſtens einen glänzenden Fang gemacht haben; ich habe mich verloren, aber die Luſt will ich gewinnen. Zurück führt kein Weg, der Himmel geht am Abgrunde hin, ein falſcher Tritt iſt hinreichend. Ich bin gefallen und will mich der neuen Geſellſchaft würdig machen. Früher lohnte meine Tugend die äußerſten Entbehrungen, Entbehrungen ohne dieſen Gegendruck ſind kindiſche Schwäche — die Tugend iſt verloren, nun denn, ſo jag' ich nach dem Genuß. Ihr habt viel Schuld an meinem Unglück; wer die Verläugnung der Religion ſtets neben ſich ſieht, wird matt in ſeinen Dogmen. Ihr unſeligen Volksverführer habt meinen beſten Theil auf Eurem Gewiſſen.

37.

Conſtantin an Valerius.

Du ſchreibſt mir nicht, Freund, weil Du wahrſcheinlich mir und meiner Sinnesänderung zürnſt. Warum läſſeſt Du Dir die Gelegenheit entgehen, auf eine Kriſis einzuwirken, und in einer ſolchen befind' ich mich doch zuverläſſig. Rette an mir was zu retten iſt, ich fühle, wie mir Alles unter den Händen verſchwindet; ich fange an, den Schickſalstragödien zu glauben, es denkt und löſt ein fremder Geiſt in mir. Du gehörſt ja doch ſonſt nicht zu der platt republikaniſchen Partei, Du warſt ja, wahrhaftig ſo war's, oft genug mein Gegner; Du geſtatteſt ja Entwicklungsgang, Modification ꝛc. — Sollte denn an mir gar nichts mehr zu brauchen ſein? Hippolyt iſt da und trägt mir eigentlich auf, an Dich zu ſchreiben, er ſelbſt ſchreibt keine Zeile: entweder tobt er herum oder liegt ſtarr ausgeſtreckt da und ſchweigt. Meine politiſche Sinnesänderung, die ich ihm mittheilte, nahm er mit tödtlichem Schweigen auf; es erkältete, ja entſetzte mich durch und durch, als er mit untergeſchlagenen Armen vor mir ſtehend mit den ſchwarzen tiefbrennenden Augen bis in das Innerſte meiner Seele hineinſah; — die Verachtung ſprang lachend um ſeine Mundwinkel; er ſprach kein Wort. „Willſt Du mir nicht etwas darüber ſagen? — Wofür habe ich Euch Freunde? Hippolyt ſprich doch!“ ‚Du biſt ein ſchwacher Menſch, ein deutſcher Wicht, der mit Träumen buhlt und vor dem Sonnenlicht bleich wird — wäre nicht Valér unter Euch geweſen, mich reute der Zeit, die ich in Euren Kreiſen verbracht — ſprich mir nicht wieder davon!‘ Damit ging er hinweg. Es iſt ein beiſpielloſer Uebermuth ſolchen Ausländers, ich war ſehr zornig und machte mir durch viele Worte Luft. Als er am andern Morgen erſt heimkam, wiederholte ich ihm allen Zorn, alle Vorwürfe. Lange ſchien er gar nicht zuzuhören, endlich warf er einen raſchen unwilligen Blick auf mich, und warf die ganz fremde Frage dazwiſchen, ob ich ihm für den Abend ein Billet zum Geſandtenballe verſchaffen könne. Sein Liebeselend, das auf dem blaſſen Geſicht umherirrt, ließ mich abſtehen von meiner Polemik; ich fragte theilnehmend, wie ſeine Sachen mit Julien ſtänden. Mit vieler Mühe habe ich folgenden Thatbeſtand ermittelt, denn man muß ihm wie ein Kriminaliſt das Wichtigſte abfragen, da er kaum mit drei Worten antwortet, nie aber erzählt. Er iſt früher hier eingetroffen als Julia, und erfuhr es bald, daß ſie erſt erwartet werde. Wie eine Bildſäule ſtand er nun Tag und Nacht vor der Barrière, welche ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach paſſiren mußte. Sie kam des Nachts, ſein Falkenauge erkannte ſie, er ſprang hinten auf den Wagen und fuhr mit in das Hôtel, öffnete den Schlag, hob ſie heraus. Heftig drückte er ſie an ſich, da erkannte ſie ihn und wollte rufen. Er verhinderte ſie daran und bat, ihm Zutritt zu ihrem Hauſe zu geſtatten. Sie verneint es entſchieden. „Wohl“, ſagte er, ſie loslaſſend, „ich ſpreche Sie mindeſtens fünf Minuten allnächtlich um zwölf Uhr auf dem Corridor des erſten Stockes oder ich zünde das Haus an und ermorde ſie Sie ſammt Ihrem Vater.“

Das Alles war das Werk von zwei Minuten; als man nach ihr rief, war er verſchwunden geweſen. Was iſt dieſem wilden unciviliſirten Menſchen nicht Alles zuzutrauen; könnte er's, er würfe die Erde dem Monde an den Kopf um einer Liebesgrille halber. Das Mädchen konnte ihn arretiren laſſen, wenn er kam; aber ſo antiromantiſch ſind unſere Mädchen nicht. Und iſt es nicht ſüß, ſo toll geliebt zu werden? Er hat ſie mehrmals geſprochen, ſie hat geweint und ihn beſchworen, ſie ungeſtört zu laſſen. Thränen fruchten ſonſt nichts bei ihm; aber er liebt Julien grenzenlos, er iſt ſchon über eine Woche lang nicht mehr hingegangen. Ich will ihm zu Willen ſein, meine Berliner Bekanntſchaft erneuern und bei Juliens Vater meine Aufwartung machen. Hoffentlich bekomme ich auf dieſe Weiſe Karten zu dem großen Balle. Es macht auch mir Freude, das ſchöne Mädchen wieder zu ſehen. —

Später.

Das wird eine bunte Wirthſchaft. Ich wurde gemeldet und angenommen. Julia iſt wirklich ſehr ſchön und liebenswürdig. Sie ſaß noch in Haustoilette am Fenſter und las. Ein leichtes weißes Morgenkleid mit fliegenden Aermeln, die um den ſchönen vollen Arm ſpielten, umflog poetiſch die ſchönen Glieder; die dunkeln Locken hüpften wie damals auf den Schultern. Sie war herzlich freundlich gegen mich und behandelte mich mit aufgeſchloſſener, liebevoller Seele wie einen alten Bekannten, mir vorwerfend, daß ich erſt ſo ſpät nach ihr frage. Wie warm und heimatlich thut das meiner erſtarrten Bruſt — was iſt doch die Weltgeſchichte trocken ohne den Odem der Weiber. Du haſt Recht, Freund, die Welt ohne Weiber iſt ein Rechenexempel, oder eine langweilige Schulſtube. Ich trat mit ihr ins offene Fenſter und ſah in die lebendige Rue St. Honoré! — Das war ein ganz ander Paris, wie es ſich in ihren Augen wiederſpiegelte, von ihren Lippen wieder zu mir kam. Noch will ihr die tolle Stadt nicht behagen, es geht ihr Alles ſo wüſt und regellos durcheinander;

„ich bin ein kleiner Pedant, ſagte ſie, wo ich die Regel nicht entdecken kann, da wird mir unruhig zu Muth; ich habe mich zum deutſchen Gott der ſchönen Ordnung und Harmonie, zu Goethe geflüchtet und ſeine Iphigenia, ſeinen Taſſo geleſen, um mir Ruhe zu verſchaffen vor dem Getümmel“.

Liebenswürdiges Mädchen, wie harmoniſch klang das in das Streben meines jetzigen Weſens. Ich ſprach freudeglühend davon, wie angenehm es mich überraſche, in den hüpfenden Jugendjahren ſolche Beſonnenheit zu finden, ſie lächelte und meinte, Du habeſt ſie oft deshalb geneckt und eine junge Matrone genannt. „Aber — fuhr ſie fort — „hat das Weib bei ſeiner ſchönen unbetheiligten Stellung in der geſellſchaftlichen Welt etwas Paſſenderes zu erwählen als das Princip der Ordnung, der Einfachheit und Ruhe? Einfachheit und Ruhe ſind die Elemente der Schönheit und dieſe ſoll ja unſer Streben, unſer Endziel ſein. Der Mann ſchafft, zeugt, producirt, wir reproduciren, wir ordnen das Geſchaffene. Ich halte es für thöricht, wenn eine Frau nicht wie Goethe allen unerquicklichen Lärm, alle Unruhe, ja allen Wechſel fern von ſich hält, ſelbſt mit Aufopferung des Reizes; die Empfänglichkeit wird durch große Gaben verwöhnt, die feinen Organe, welche ſonſt bei den kleinſten Luftſtrömungen beben, werden abgeſtumpft. Ich halte aber darum auch Goethe für eine neue Art Halbgott, d. h. ich glaube, das Beſte des Weibes war in ihm aufgenommen und durch ſeine edle Männlichkeit verherrlicht, gehoben. Zum plumpen Handeln würde er nie getaugt haben.“ — Dabei ſpielte die kleine fleiſchige Hand, die ſich weich ſenkend an den ſchönen Arm ſchließt, mit den Blättern des Taſſo und das Auge ruhte auf mir wie das der ſchönen Prinzeſſin Leonore. Ich fühlte Taſſo's Vergehen in mir und hätte ſie gern umarmt, wenigſtens die ſchönſte Hand und den verführeriſchen Arm geküßt. In ihre Ideen eingehend beſchrieb ich ihr meine Entwicklung und die allmälige Reaction, wie Du es nennen magſt — das freute ſie ſehr und ſie erwähnte mehrmal, warum Du mit Deiner Mäßigung, ſauberen Klarheit, Deinem geläuterten Schönheitsſinn nicht eben dahin kommen könneſt. Sie bat mich, bald wiederzukommen und ihren Vater kennen zu lernen, der ſich ſehr freuen würde, einem ſolchen Gange der politiſchen Ausbildung zuzuhören. Ich nannte Hippolyts Namen; ſie entfärbte ſich und Thränen traten ihr in die Augen. Ich bat, ihn mitbringen zu dürfen. Sie ſchwankte, mein Mitwiſſen errieth ſie mit weiblichem Tacte ſogleich — das gab ein heimliches Band zwiſchen uns, das uns ſchnell einander näher brachte. Sie war verlegen, zupfte an den Bändern, ſah auf die Erde, faltete auf dem Schooß die kleinen Hände und ſah ſtarr in ihre Verſchlingung. Endlich hob ſie langſam den Kopf, ſah mich wehmüthig an und ſagte bittend: Laſſen Sie ihn nie allein kommen, ich fürchte mich vor ihm. Dies Vertrauen überwältigte mich, ich ergriff ihre Hand und küßte ſie ſchnell; ſie zog ſie ſo ſchnell als es die Artigkeit geſtattet, hinweg, ſtand auf und empfahl ſich mir. Ein Gang in die Pairskammer hielt mich ein wenig auf. — Zu Hauſe angekommen fand ich ſchon Billets für uns zum Balle für den Abend. Hippolyt ſah ſchmerzlich drein, als ich ihm Alles erzählte.

Später.

Nun, wir ſind dageweſen und werden wol ſchwerlich wieder zuſammen hingehen. Es war ein glänzender Ball. Alle Notabilitäten vom jungen Frankreich waren da. Er unterhielt ſich viel mit Julia und er iſt allerdings ganz der Mann für ſie. Ich ging in den Tanzſaal und betrachtete mir die Jugend Frankreichs. Mein Blick fiel bald auf Hippolyt und Julia, ſie tanzten nachläſſig, Hippolyt ſprach eifrig, ſah ſehr erhitzt aus. Ich trat näher hinzu und ſah, wie er ihre Hand krampfhaft feſthielt. Der Tanz war zu Ende, er ließ ſie nicht los und begleitete ſie nach einem Nebenzimmer, oder vielmehr ſie ſchien nothgedrungen ihn zu begleiten. Ein unausſprechlich bittender Blick von ihr traf mich, ich folgte ihnen. Hippolyt eilte mit ſeiner Beute durch die von Gäſten angefüllten Zimmer nach den entlegeneren leeren. Mich bemerkte er nicht, mit dem Rücken gegen mich hielt er in einem leeren

Gemach inne, umfaßte Julien und beſchwor ſie mit herzzerreißender Stimme, den innigſten Worten, ſeine Liebe nicht ferner zu verſchmähen; er werde ſanft und mild ſein, er liebe ſie bis zur Raſerei. — — Julia weinte heftig, Hippolyt ließ ſie los und küßte ſie auf das feuchte Auge, ſie ſchauerte zuſammen, ſtreckte die Arme nach mir aus, taumelte die wenigen Schritte bis zu mir und fiel ohnmächtig in meine Arme. —

Da näherte ſich Geräuſch aus dem angrenzenden Zimmer, Hippolyt ſah mich mit einem unbeſchreiblichen Blicke an, und griff nach Julien, um ſie hinwegzutragen; ich bat ihn herzlich, es nicht zu thun, lieber eiligſt die Thür zu verriegeln. — „Nein“, ſagte er hart; da wollte ich ſelbſt die Ohnmächtige ins nächſte Gemach retten. In dem Augenblicke ging die Thür auf, Juliens Vater trat ein. — Heut' iſt Julia nicht mehr in Paris; Hippolyt hat kein Wort mit mir geſprochen und iſt verſchwunden; ſeinen Hut und Mantel hat mein Diener aus der Seine gefiſcht. Juliens Vater ſchickt eben nach mir. Lebe wohl, ich komme in dieſen Tagen nach Deutſchland, um eine Anſtellung zu ſuchen.“

38.

Camilla an Valerius.

Daß die dummen Polen auch gerade jetzt ihre Revolution anfangen mußten, während Du in der Stadt warſt — von hier hätte ich Dich gewiß nicht fortgelaſſen, nach den neueſten Vorfällen zu fragen. Ich wünſche den lieben Leuten alles Gute, ich glaube Dir's gern, daß ſie ein himmelſchreiendes Recht haben, aber ich wünſche mir auch meinen Liebhaber.

Haſt Du noch nicht genug Nachrichten, wirſt Du nicht bald kommen? Ach ich bin wirklich ſchon recht böſe auf Dich: das Wetter wird immer rauher, man kann beinah' nicht mehr aus dem Hauſe, die Langeweile und Sehnſucht wird immer größer und noch dazu die Angſt — ja wohl die Angſt. Höre nur! Geſtern kam ein Reiſewagen, und brachte mir eine liebe alte Freundin, das wäre ja doch nur etwas, worüber ich mich freuen könnte; ja doch, ich freute mich ſehr, aber nicht lange. Denke nur, als wir zum erſten ruhigen Geſpräche kamen, da ſah aus jedem Auge, jedem Zuge des Geſichts, Dein Blick, Dein Geiſt, die Worte waren Dein, ſo müßteſt Du ſprechen, wärſt Du ein Weib; der Rede- und Tonfall ganz wie bei Dir, das ganze Weſen, der ganze Luftkreis der des Valerius — Mann, ich entſetzte mich, wärſt Du verheiratet, es müßte dies Deine Frau ſein. Ich theilte dies Alles meiner Freundin mit, ſie lächelte. Wie bin ich erſchrocken, als ſie mir ſagte, daß ſie Dich kenne. O bleib jetzt, komm' nicht, ich fürchte mich vor Unglück, wenn Du jetzt kommſt. Ach nein, wenn ſie Dich beglücken könnte, komm', komm', ich würde ſo gern für Dein Glück ſterben. Als Du mir von Deiner erſten Liebe erzählteſt, da war ich ſo ſchmerzhaft erregt und doch ſo überaus ſelig in dem Gedanken, wenn ich ſie Dir wieder in den Arm legen und mein ſeligweinend Geſicht zwiſchen eure an einander gedrückten Schultern ſchmiegen könnte. Du haſt Recht, die Liebe iſt mehr als der Beſitz einer einzigen Perſon, ſie iſt eine ganze Atmosſphäre von Wohlwollen und viel hat darin Raum. Wenn ich Dich nur nicht ſo viel geküßt hätte, das iſt ſo ſchlimm, jetzt wird es mir doch viel ſchwerer werden, Dich am Herzen einer Andern zu ſehen. Du glaubſt aber nicht, um wie viel lieber ich Dich habe wegen Deiner offenen Ehrlichkeit, daß Du mir gleich beim erſten Kuſſe ſagteſt, Dein Herz ſei nicht mehr jungfräulich, Du hätteſt Liebe gewährt und genoſſen und liebteſt noch und würdeſt noch geliebt. Ich kann klagen und weinen, wenn man Dich mir heute entführte, aber nicht über Dich und das iſt ſehr lieb und ſchön. Du bleibſt ewig mein unwandelbarer Stern, Du biſt der ehrliche Palmerio. Komm', komm', Du Licht meiner Augen, ich will nur Deine Geſtalt ſehen, das gleichgültigſte Wort Deiner lieben, lieben Stimme hören und glücklich, ſehr glücklich ſein. Komm! — Ich lege Dir einen Brief von Conſtantin und einen von der Fürſtin bei — was will denn die gefährliche Frau von Dir? Ach, Du machſt mir recht viel Sorge. Die gute Alberta iſt ſo ſtill und traurig, daß Du nicht da biſt, ſie ſitzt fortwährend am Fenſter, und wenn ein Reiter kommt, jubelt ſie, und wenn Du's nicht biſt, kommt ihr das Waſſer in die Augen. Ach, Du biſt ein Böſewicht. Auch der Graf iſt ſo ſtill und noch ſanfter als ſonſt; auch er ſcheint Kummer zu haben. Eile, uns froh zu machen!

39.

Valerius an Conſtantin.

Ich lege Dir Williams Brief bei; ſieh', wohin der einſeitige Fanatismus führt. Wo jeder Gedanke von Freiheit fehlt, da giebt es nur Höhen und Tiefen, ſchmale Wege, jähe Abgründe; nur die Freiheit ebnet die Welt ſo wunderbar, daß Alles gefahrlos gehen und ſpringen kann. Man kann irren mit der Freiheit, aber an jedem neuen Morgen kann man ſich zurecht finden. Der abſolutiſtiſche religiöſe oder politiſche Glaube kennt keinen Irrthum, er kennt nur Sünde und die Sünde gebiert den Tod, ſagt er ſelbſt. William iſt das Opfer des Abſolutismus, Leopold wird der Spielball der Geſetzloſigkeit — er iſt im belgiſchen Heere Compagnie-Chirurgus, wie ich eben erfahren und ſpielt eine abgeriſſene, kümmerliche Rolle, und nur die ungeheuren, titanenartigen Kräfte erhalten oben auf der Lebenswoge den zügelloſen Hippolyt: nur ſein rieſenhafter Geiſt läßt ihn beſtehen mit ſeiner unbändigen, die Civiliſation überſpringenden Freiheit. Du ſcheinſt ihn für todt zu halten, das iſt er gewiß nicht; ein ſolcher Romancharakter lebt noch lange in der Wildheit und wird einſt, wenn ſeine beſtialiſche Kraft an den Schranken der Bildung gebrochen iſt, der Anführer eines freiheitsbedürftigen Volkes. Seine Subjectivität muß erſt zertrümmert werden, eh' er nützen kann. Jetzt iſt er im Stadium des Danton und nur die gefährliche Zeit fehlt, daß er ſich wie jener auszeichne. Aber dieſer ſubjective Danton wird guillotinirt werden, und ſeine geläuterte Objectivität wird einſt mit der neuen Gironde unſerer Tage lehren. Er wird einſt der hinreißende neue Vergniaud werden. Es iſt ein merkwürdiger Wendepunkt in unſerem Leben eingetreten. Ich gehe morgen nach Warſchau, um für das heilige Recht eines Volkes gegen die Tyrannen zu fechten. Ich liebe das polniſche Volk nicht eben ſehr, aber für ſeine Sache will ich bluten und ſterben. Dies aſiatiſche Element einer Herrſcher- und einer Sclavenkaſte, das ſie noch immer nicht ernſtlich bekämpft haben, iſt mir ſehr zuwider. Es iſt allerdings nicht der gewöhnliche Begriff der Ariſtokratie, die man ihnen meiſthin zum Vorwurf macht, es iſt eine demokratiſche Ariſtokratie, welche die Stufen unter ſich wenig beachtet und eine große Gleichheit unter ſich eingeführt hat; aber ich würde lieber eine ariſtokratiſche Demokratie ſehen. Ihre ernſtlichen Annäherungen an eine allgemeine demokratiſche Civiliſation ſind ſehr träge, wenn man ſelbſt die Abſicht der Beſten, welche die Charte vom 3. Mai entworfen, wenn man die Selbſtſtändigkeit ihrer bisherigen Unterjochungs-Periode abrechnet. Es iſt noch viel roh Aſiatiſches an ihnen, aber ihre überwältigende Poeſie der Vaterlandsliebe, dieſes Käthchen von Heilbronn in einem ganzen Volke, iſt zauberhaft, ihr Kampf iſt der reinſte und edelſte, der gefochten werden kann. Darum will ich hin, morgen ſchon, aus Folgendem.

Ich kehre aus der Stadt zurück, finde weiblichen Beſuch auf dem Schloſſe, trete ins Zimmer: an der Hand Camillas tritt mir Clara entgegen. Freude, Ueberraſchung, Schrecken, Beſorgniß preſſen mir den Namen Clara aus — ich ſehe den Blitzſtrahl in die ſchlanke Palme Camilla zündend einſchlagen. Das liebe Kind ward bleich, das Waſſer ſchoß ihr in die Augen, aber ſie lächelte wie ein Engel. Clara war ſanft und lieb. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt: ich kündigte ihnen meine morgende Abreiſe an. Die guten Weſen haben mich alle ſo lieb, daß jedes nun zu ſehr mit ſich beſchäftigt war, als daß es auf die andern hätte Acht haben können. Einen Augenblick war ich durch einen Zufall, der die Andern auseinanderſprengte, mit Clara allein. — „Willſt Du mir nicht Morgen ſchenken, lieber Valer, ich will ſonſt weiter nichts von Dir.“ Die Rührung überwältigte mich, weinend fiel ich ihr um den Hals, ſie bedeckte mein Geſicht mit ihren warmen Händen, küßte mich nur auf das Auge und ſprach: „Du guter Junge — ich will nichts von Dir, als Dich einmal ſehen“.

Ich wäre untröſtlich, erführe dieſer Engel meiner Poeſie, daß ich noch Andere liebte und küßte. — Als Alberta zurückkam, eilte ich fort, um Camilla zu ſuchen. Sie kam mir wie ein Kind ſanft lächelnd entgegen, gab mir ihre Hand und fragte nur: „Sie iſt es?“ — Sie iſt's, antwortete ich und erregt in allen Fibern meiner Seele wollt' ich das liebenswürdigſte Mädchen an mein Herz drücken. Sie hielt mir die Hand vor den Mund und ſagte: „Bitte, bitte, nein — Du armer reicher Mann“. — Willſt Du mir meinen Reichthum laſſen? — „Ob ich will?“ — Laſſ' Clara nichts von unſerer Liebe ahnen. „Wie kannſt Du bitten, was ſich von ſelbſt verſteht; ich bin doch glücklich.“ Nun war ich ausgelaſſen luſtig — Liebe, was biſt du reich, und die ungeſchickten Menſchen machen dich ſo dürftig, weil ſie egoiſtiſch, jämmerlich egoiſtiſch ſind. Ich ſagte Camilla, daß ich den andern Tag noch da bleiben würde. „Es iſt recht ſchlimm, daß Du gehſt, wir werden Alle vor Sehnſucht ſterben.“

Es war ein ſeliger Tag, den ich von allen Seiten in Liebe gehüllt verlebte. Meine neuen Ideen, die Camilla zur Sprache brachte, weil ſie unſer Lebensodem geworden ſind, waren für Clara neu; meine alten, deren Clara erwähnte, waren's für Camilla, Alberta flog wie ein Schmetterling zwiſchen uns. Ich habe einen Tag in Indien gelebt, wir haben unſer Herzblut ausgetauſcht. Allein konnt' ich, durft' ich mit keiner ſein, allen Abſchied verbat ich mir ſogleich; wir ſaßen bis tief in die Nacht beiſammen, nur den guten Grafen küßte ich im Vorſaale herzlich ab, nahm Reiſegeld von ihm an, verſprach zu ſchreiben und, wenn mich keine Kugel träfe, bald wieder zu kommen. Der liebe Mann weinte und ſegnete mich wie ein Vater. — Ich hatte mir mein Pferd ſatteln laſſen, brachte meine lieben Zuhörerinnen in ein erhebendes Geſpräch über ein weites reiches Leben nach dem Tode, über ſeinen Vorgeſchmack, die Freiheit, und die Opfer, die wir ihr bringen müßten. — Der erhobene Menſch trägt alles Leid noch einmal ſo leicht; das Herz beſitzt unglaubliche Kräfte, man muß ſie nur wecken. Wir glühten Alle von Begeiſterung für das Edle und Große und die Mädchen wären alle mitgeſtorben, wenn es des Todes bedurft hätte. Da ging ich hinaus, ſetzte mich aufs Pferd, ritt unter das Fenſter und rief. Sie öffneten haſtig, in vollem Lichte ſtanden ſie beide, meines Herzens Arme. Alberta mußte zufällig eben das Zimmer verlaſſen haben. Der Mond ſchien auf mein thränenweiches Geſicht. Ade, meine Liebe, ſprach ich, in einer freieren Welt wieder. Fort ritt ich, und ſah nur noch, wie ſich die lieben Mädchen in die Arme fielen. Taugt mein Dichten und Trachten nicht für dieſe geſellſchaftliche Welt, ſo wird mich wol eine ruſſiſche Kugel treffen. Ade Deutſchland, vielleicht ſeh' ich dich nie wieder. Kommſt Du her, wie Du ſchreibſt, ſo ſuche die Bekanntſchaft der Fürſtin, und ſage ihr, wenn ich am Leben bliebe, würde ich ihr einſt antworten. Sie hat mir einen wunderbar klugen Brief über William, Hippolyt, Leopold und alle dieſe betreffenden Verhältniſſe geſchrieben. Man darf ſie nicht nach dem gewöhnlichen Maßſtabe meſſen, ſie iſt ein merkwürdig Weib, die vielleicht durch allzuſpitze Klugheit ſich und andere verderbt. Ich ſchreibe Dir dies in Breslau — lebe wohl, ich reiſe. Halte Dein Herz munter, Freund, laſſ' es nicht vertrocknen.

40.

Der Oberſt Kicki an den Grafen von Topf.

Im März 1831.

Ihrem Verlangen gemäß, ſehr geehrter Herr, hab' ich mich nach Herrn Valerius überall erkundigen laſſen, kann Ihnen aber leider nur einen unvollſtändigen, traurig klingenden Bericht mittheilen. Die ihn umgebenden Reiter haben ihn bis Nachmittags ungefähr zwei Uhr tapfer bei Grochow kämpfen ſehen, nach dem großen Cavallerie-Angriff der Ruſſen iſt er vermißt worden. Noch weiß Niemand was ihm widerfahren, freilich iſt es das Wahrſcheinlichſte, daß er gefallen, es waren der Todten ſo viele, der Feind drang bis auf unſere Stellungen, es iſt faſt unmöglich, das Schickſal eines Einzelnen zu ermitteln.

Geſtatten Sie mir, Herr Graf, die Verſicherung vorzüglicher Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu ſein ꝛc. ꝛc. —

Die Krieger.

Erſter Theil.

1.

Es war ſpät am Abende, ja die Nacht brach ſchon herein, als ein kleiner polniſcher Wagen vor einem Gehölz hielt. Die kleinen Pferde pruhſteten angegriffen, denn es war kein eigentlicher Weg, auf welchem ſie dahergekommen waren, und der Boden war halb feucht und halb gefroren. Dazu herrſchte eine undurchdringliche Finſterniß, die Thiere ſchienen ſelbſt voll Angſt zu ſein; wie denn bekanntlich das Pferd eines der ſenſibelſten Geſchöpfe iſt, und faſt überall nur Eindrücken der Furcht nachgiebt. Dazu knallte bald hier, bald da noch ein Schuß, plötzlich und unerwartet jagte ein Reiter oder ein Fuhrwerk vorüber — es war nicht zu verwundern, daß man dicht neben ihnen den warmen Dampf ſpürte, welchen ſie ausſtrömten. — Aus dem kleinen Wagen kroch eine Figur, und ſchritt in das Gehölz. Dort ſchlug ſie Feuer, zündete in einer alten Laterne ein Lichtſtümpchen an, und ſchloß die kleine blecherne Thür ſogleich wieder. Die Wände der Laterne waren trübes, ſchmutziges Horn, das Licht gab alſo nur einen ſehr matten, unſicheren Schein, bei welchem kaum die äußeren Umriſſe des Mannes zu erkennen waren.

Er trug einen langen Mantel, ſein Geſicht war durch eine tiefe Mütze halb verhüllt — nur wie er mit der Laterne am Geſträuche herumſuchte, kam er einmal mit dem Lichte bis in die Nähe der Bruſt, und man ſah einen dichten grauen Bart aus dem Mantel herausgucken.

Sein Beſtreben ging dahin, einen Zugang ins Gehölz zu finden, und bald fuhr er auch ſeinen Wagen mitten in eine kleine Birkenſchonung hinein, deren junge Stämme und Zweige Pferden und Rädern nachgaben.

Darauf barg er die Laterne unter dem Mantel, und ſchritt eiligen Fußes auf der entgegengeſetzten Seite aus dem Hölzchen. Man kann eigentlich nicht ſagen, er ſchritt, es war mehr ein geräuſchloſes Hinſchlüpfen. Im Freien angekommen, kauerte er ſich zuſammen, und horchte mit angehaltenem Athem. Aber der Wind fuhr eben rauh über die Fläche, und warf harten, eiſigen Regen durcheinander. Es war kalt und ſchauerlich. Als jedoch der heftige Windſtoß vorüber war, drang es wirklich wie ein leiſes Geräuſch von allen Seiten her, aber das Geräuſch war wunderbar und ungewöhnlich, bald war es einem Wimmern, bald dem Hufſchlag von Pferden, bald dem Geſtöhn eines Thieres ähnlich — ein neuer Windſtoß, und es war nichts zu vernehmen.

Der graubärtige Mann ſchien befriedigt und huſchte weiter fort auf der naſſen Erde, ohne die Laterne hervorzubringen. Plötzlich ſtrauchelte er, und fiel auf die Seite. Lautlos raffte er ſich wieder zuſammen, öffnete den Mantel ein wenig, und ſuchte mit dem trüben Lichte ſeiner Hornleuchte, was im Wege liege.

Es war ein Menſch, der auf dem Angeſichte lag. Ringsum floß eine ſchwarze Maſſe, in welcher die einzelnen fallenden Schneeflocken ſchmolzen, und die man ſelbſt bei der düſteren Beleuchtung für Blut erkannte. Der Graubart rückte näher und beleuchtete den Körper von Unten bis Oben. Darauf ſchüttelte er den Kopf, ſetzte die Leuchte beiſeit, und verſuchte es den Menſchen umzuwenden. Mit Mühe gelang es ihm; denn der Körper wog ſchwer, es war ein Leichnam. Der Alte nahm die Leuchte wieder zur Hand, das Geſicht war von Blut beſudelt, aber des Alten Forſchen ging auf einen Orden, den der Todte auf der Bruſt trug. Er unterſuchte ihn beim Schein der Laterne. Davon abſtehend hielt er eine Weile inne und ſeufzte tief. Dann riß er des Todten Rock auf, leerte ihm die Taſchen und ſchlüpfte weiter.

In einiger Entfernung gab's ein heſtig Stöhnen — der Alte näherte ſich vorſichtig, prallte aber wie von einem heſtigen Stoße zurück, daß der Mantel aufſchlug und die Leuchte ſchimmerte. Es war ein ſterbendes Pferd, das mit dem Tode ringend die Vorderfüße in die Erde hieb, und dann röchelnd zuſammenbrach. Der Alte nahm ein Piſtol aus dem Sattel, unterſuchte vorſichtig, ob es geladen ſei, und verſuchte ſodann, auch das andere hervorzuziehen; er war aber zu ſchwach, die darauf liegende Wucht des Thieres zu löſen.

Jetzt ſchlug er den Mantel zurück, erhob ſich, und ging offen mit ſeiner Leuchte weiter. Links und rechts fand er Leichname und Cadaver von Pferden. Er unterſuchte überall, nahm, was er fand, ſchob's in die Taſchen eines weiten ſchwarzen Gewandes, das er unter dem Mantel trug, und ging weiter.

Erſchöpft ſetzte er ſich endlich auf die Croupe eines todten Pferdes, ſtellte die Leuchte an die Erde, und ſeufzte tief und ſchwer. „Ruſſen, Ruſſen, nichts als Ruſſen — O Joel!“ —

Bei dieſen leiſe gemurmelten Worten ſtemmte er die Hände auf die Knie, der lange Oberkörper hob ſich geiſterartig aus dem Mantel, und bückte ſich nach vorn. Das ſchmutzig-gelbe Licht der Laterne fiel zum erſten Male völlig auf ihn. Es war ein alter, von Haaren faſt unkenntlicher Judenkopf. Der weißgraue Bart bedeckte die untere Hälfte des Geſichts und ging bis dicht an die Backenknochen. Auch von den Wangen ſelbſt und von der ſcharfen großen Habichtsnaſe hingen einzelne lange Haare, und die Augenbrauen buſchten ſich mit ihrem noch dunkel gebliebenen Colorit bis an die Augenlider. Die Figur war lang und ſchmal und gebückt, in einen anliegenden ſchwarzen Rock gehüllt, der bis auf die Füße reichte, und von ſeidenem Stoff zu ſein ſchien, wie ihn die polniſchen Juden heute noch tragen. Seine mageren langen Hände, mit ſchwarzen Haaren bedeckt, ſtachen grell von dem dunkeln Kaſtan ab.

„O Joel, mein Joel!“ ſtöhnte er aufs Neue, und erhob ſich wieder und ſchritt weiter zwiſchen Leichen und Cadavern, die jetzt mitunter zu großen Hauſen im Wege lagen. Es war kein Zweifel mehr, daß er auf einem Schlachtfelde wandelte. — Aus einem Hauſen drang plötzlich das deutliche Wimmern eines Menſchen. Der Alte ſteckte haſtig ſeinen Kopf vorwärts und horchte, und als ſich das Geſtöhn wiederholte, ſchritt er ſchnell darauf zu. Es drang mitten aus einem Hügel von Leichen. Mit rieſenmäßiger Anſtrengung, die Niemand dem alten Manne hätte zutrauen ſollen, warf er die oben liegenden Körper auf die Seite und drang zu dem noch Lebenden. Er richtete ihn halb auf, und griff in die Taſche, brachte eine Flaſche hervor und gab ihm zu trinken. Dem Unglücklichen waren die Beine zerſchoſſen. Der Alte ſtreichelte ihm heftig das Geſicht, und fragte mit fliegenden Worten, wo die Kicki'ſchen Uhlanen zuletzt gefochten hätten. „Sage mir's, Freund, ſage mir's gleich, ich komme wieder und nehme Dich mit."

Der Verwundete ſtreckte den Arm aus und wies nach Weſten — „Iſt es weit?" Verneinend ſchüttelte jener den Kopf.

Da nahm der Alte heftig die Leuchte, und wollte von dannen, aber der zerſchoſſene Soldat griff krampfhaft in den langen Mantel, und ſein Wimmern und ſeine Mienen beſchworen den Juden, ihm zu helfen. Mit einem Ruck machte ſich indeſſen dieſer los, ſprach: „Ich komme zurück" und ſchritt hinein in die Finſterniß.

Schneidend drang das Geſtöhn des Verlaſſenen durch die Nacht.

Der alte Jude war nicht lange gegangen, da ſtolperte er über Cuiraſſe und Helme — „Gott meiner Väter, ich bin auf dem rechten, traurigen Wege", murmelte er vor ſich hin, „mit dieſen eiſernen Männern haben ſie gefochten." Und überwältigt von Angſt und Sorge brach er in lautes Wehklagen aus: „Joel, Joel, Sohn meiner Eſther, wo biſt Du?!"

Haſtig unter den Rieſenleichnamen der Cuiraſſiere herumſuchend, die auf und unter den ungeheuren Pferden lagen, wiederholte er dieſen Schmerzensruf unaufhörlich.

Auf einmal vernahm er in einiger Entfernung eine Stimme, aber der Wind warf den raſſelnden Eisregen dazwiſchen, er konnte nichts Deutliches vernehmen. —

„Manaſſe, mein Vater!“ klang es von Neuem — Joel, ich komme, Joel —

Aber ſtatt hinzueilen, duckte er ſich zuſammen zwiſchen die Füße eines todten Pferdes, und regte ſich nicht. Seine aufmerkſamen Sinne hatten ihn auch nicht getäuſcht, ein Trupp Soldaten kam über das Schlachtfeld dahergeritten gerade auf den Ort zu, wo Manaſſe lag, die Leuchte feſt in den Mantel hüllend. Ob ſie verſprengt, ob Freund oder Feind waren, wer konnte es wiſſen.

Ein Mann mit einer hell brennenden Laterne ſchritt voraus, die Pferde gingen ſchlurfend und unruhig zwiſchen den Leichen, ſie kamen dicht zu Manaſſe; kaum wagte er es, hinzuſehen nach den in Mäntel gehüllten Reitern.

Dicht in ſeiner Nähe hielten ſie und einige ſtiegen von den Pferden. Manaſſe hörte ihre Sprache; es waren Ruſſen. Zitternd vor Froſt drückte er ſich tiefer in die Weichen des todten Pferdes.

2.

Es ſchien, als ob ſie den Körper eines bedeutenden Officiers ſuchten. Alle Leichen wurden betrachtet, und ſie kamen dabei Manaſſe ſo nahe, daß ein Reiter mit ſeinen Sporen in des Juden Mantel hängen blieb. Manaſſe regte ſich nicht, das morſche Tuch gab nach, der Reiter ſah ſich um, aber da die Laterne auf einer andern Seite leuchtete, ſo entdeckte er den zitternden Juden nicht.

Als ſich die ſuchende Gruppe ein wenig entfernt hatte, machte ſich Manaſſe auf, und ſchlüpfte nach der Gegend, wo er Joels Ruf vernommen hatte. „Joel — Joel“ flüſterte er ununterbrochen mit gedämpfter Stimme. Die Laterne durfte er nicht zum Vorſchein bringen, und ſo kam's, daß er in einen tiefen Graben ſtürzte, deſſen Oberfläche mit einer dünnen Eisrinde bedeckt war. Die Laterne zertrümmerte und verloſch. Er raffte ſich mühſam auf — „Manaſſe — Manaſſe“ klang's in ſeiner Nähe. Das gab ihm Kraft ſich vollends aus dem Graben herauszuarbeiten — „mein Sohn, mein Joel, mein Joel“ — und ſo eilte der Durchnäßte dem Rufe zu.

Er fand ſeinen Sohn halb aufgerichtet, und nun brach aus dem Alten ein wirbelndes Gewitter von Empfindungen los. „Mein Sohn, mein Joel, Eſthers Sohn — lebſt Du, wo haben Dich die Ismaeliter verwundet, o mein Joel!“ Und dabei fuhren zitternd, liebkoſend, ſchnell, aber behutſam die Hände des Alten über den ganzen Körper des Sohnes.

Joel beruhigte ihn mit der Verſicherung, die Wunde ſei unbedeutend, und hindere ihn nur am Gehen. —

„Auf, mein Sohn, hänge Dich auf meine Schultern, der Wagen harrt unſerer im Hölzchen.“ —

Joel aber bedeutete ſeinem Vater, erſt müſſe ſein Nachbar dahin gebracht werden, dieſer habe ihn durch den letzten Schluck aus ſeiner Flaſche wieder ins Leben zurückgerufen. —

Manaſſe war eine Zeit lang ſprachlos, der Ideengang ſeines Sohnes mocht' ihm augenblicks ganz unfaßlich erſcheinen — „Thörichter Joel, mach, hänge Dich auf meine Schultern, ich werde Mühe haben, Dich über den Graben zu bringen — ach Sohn meiner Eſther“ und Schluchzen hemmte ſeine Worte, er fühlte von Neuem beſorgt an Joels Körper herum — „Joel, wo iſt die Wunde, welche Dir die Gottloſen geſchlagen?“ —

Joel beſtand darauf, daß erſt ſein Nachbar in Sicherheit gebracht werde — „er war der bravſte Soldat, und da liegt er erſtarrt, kaum fühl' ich noch einen Reſt Leben in ihm, Vater Manaſſe eilt, ſchafft ihn zum Wagen, und holt dann mich“. —

Jetzt brach des Alten Leidenſchaft in ſtürmende Worte aus, er ſchalt ſeinen Sohn einen halbchriſtlichen Narren, und man wußte nicht mehr, ob das unterbrechende Schluchzen mehr Mitleid oder Zorn gegen ſeinen Joel ſei — „was kümmert Dich der todte Idumäer, komm' halte Dich feſt!“ — Und damit ſchickte er ſich an, ſeinen Sohn aufzuladen. —

Joel weigerte ſich entſchieden; des Alten Zorn ſtieg auf das Höchſte — da kamen die ſuchenden Ruſſen auf ſie zu, wahrſcheinlich aufmerkſam gemacht durch die lauten Worte des Zwiegeſprächs. Manaſſe drückte ſchnell ſeinen Kopf in den Schooß ſeines Sohnes, und bedeutete dieſem leiſe, ſich ſtill zu verhalten. Aber obwol die Ruſſen ſchon dicht am Graben waren, ſo konnte er es doch nicht unterlaſſen, ſeine heftige Entrüſtung fortzumurmeln über die Thorheit Joels; wie ein gereizter Hund leiſe fortknurrt, wenn er nicht mehr bellen darf.

Die Ruſſen ſtanden am Graben und horchten — Manaſſe regte ſich nicht mehr; ſie wendeten ſich nach einer andern Seite.

Bald erhob ſich der vorige Streit zwiſchen Vater und Sohn aufs Neue — Manaſſe raufte ſich den Bart, und ſchlug bald nach Joel, bald ſtreichelte er ihn. Er fand in ſeinem Kopfe nicht die kleinſte Beſchönigung für ſolchen Wahnſinn, und dies brachte ihn immer von Neuem außer ſich.

Joel aber blieb unerſchüttert, und ſo mußte der Alte endlich weichen, wenn er den eigenen Sohn nicht ſeinem traurigen Schickſal überlaſſen wollte. Der Nachbar Joels lag auf zwei todten Cuiraſſieren, alſo zum Theil im Trocknen, Joel hatte auch ein Stück Mantel über ihn gebreitet.

Unter heftigen Verwünſchungen lud ihn Manaſſe auf ſich, und ſchleppte ihn ziemlich unſanft durch den Graben. Dann kam er zurück, und brachte auch Joel hinüber. „Laſſ' uns forteilen“, rief er, am andern Ufer ankommend, „der Menſch iſt todt.“

‚Und hörſt Du nicht ſein Stöhnen, Vater Manaſſe‘, damit machte er ſich heftig vom Vater los, fiel an die Erde, und ſtieß einen Schmerzensſchrei aus, da der Fall ſeine Wunde berührt hatte. —

„Joel, mein Blut —“

‚Bei unſerer Mutter Eſther beſchwör' ich Dich, Vater Manaſſe, bringe den Mann fort!‘

Seufzend that es Manaſſe. Keuchend kam er zurück, trocknete ſich den Schweiß, und lud ſeinen Sohn auf den Rücken. „Meine Glieder zittern vor Froſt, und doch rinnt der Schweiß über meine Stirne, kaum hab' ich den Wagen wieder gefunden — o Gott meiner Väter, wie züchtigſt Du mich, weil mein eigen Blut, dieſer Joel, mit den Ismaelitern unſere Sitten vermengt, o, thörichter, thörichter Joel.“ —

Während er abgebrochen dieſe Worte ſprach, waren ſie in die Nähe jenes Verwundeten gekommen, welcher dem Alten kurz zuvor den Weg zu ſeinem Sohne gezeigt hatte. Er bat in herzzerſchneidenden Tönen ihm zu helfen, und erinnerte den Alten an ſein Verſprechen, da dieſer dicht an ihm vorüberging und trotz der Finſterniß an der Stimme zu erkennen war.

„Vater Manaſſe, was haſt Du verſprochen?“ —

‚Schweig, Joel — nichts hab' ich verſprochen‘ — und raſcher ging er vorwärts.

Immer kläglicher ward das Winſeln des Zurückbleibenden. Sie kamen zum Wagen. Sorgfältig legte der Alte ſeinen Sohn in das Heu, womit der kleine verdeckte Wagen angefüllt war, nahm die Pferde am Zügel und brachte mit vieler Vorſicht den Wagen aus dem Gehölz. —

„Vater Manaſſe, hole den Unglücklichen!“

‚Schweig, kindiſcher Joel, kann ich das ganze Schlachtfeld meinen kleinen Krabben aufladen, kindiſcher Joel!‘

Damit ſetzte er ſich vornhin, und fuhr in die Nacht hinein, die ein wenig heller geworden war durch den dichten Schnee, welcher ſeit einigen Minuten dicht herabfiel.

3.

Es war das Schlachtfeld von Grochow, aus deſſen Nähe die kleinen Pferde den Wagen zogen. Am Tage vor dieſer unfreundlichen Nacht hatten die Polen und Ruſſen zum dritten Male auf das Erbittertſte mit einander gekämpft. Die Ebene von Warſchau, welche ſich oſtwärts an die nahen Wälder erſtreckt, war drei Tage lang der Schauplatz mörderiſchen Kampfes geweſen.

Bekanntlich fließt der breite Weichſel-Strom rechts an der polniſchen Hauptſtadt Warſchau vorüber. Die eigentliche Stadt liegt alſo an ſeinem linken Ufer nach unſeren Ländern zu, und wenn man ſo ſagen darf, auf der europäiſchen Seite. Am Ufer des Fluſſes hin prangen große Paläſte, und das ſtolze Warſchau gewährt von der großen Brücke, welche hinüber führt zur öſtlichen Vorſtadt Praga, einen königlichen Anblick. Man irrt ſehr, wenn man bei dem Worte „polniſche Hauptſtadt" ſeine Vorſtellung nur ein Wenig von dem Anblick und Begriffe polniſcher Ortſchaften ſteigert: Warſchau gehört zu den imponirendſten Hauptſtädten Europa's.

Die Vorſtadt Praga nun, ein befeſtigter Brückenkopf, war der erſte Stützpunkt der polniſchen Armee, welche ſich auf den Feldern angeſichts der großen Waldungen ausgebreitet hatte. Die Ruſſen rückten von Oſten her in den letzten Tagen des Februar aus jenen Wäldern heraus. Diebitſch war ihr Heerführer, und angeſichts Pragas entſpannen ſich die zwei Tage lang dauernden ſtürmiſchen Gefechte, welche man die Schlacht bei Praga nennt. Sie führten äußerlich zu keinem beſonderen Reſultate, und die Schlacht wird von der Geſchichte eine unentſchiedene genannt, war aber von großem moraliſchen Einfluſſe. Ueberall hatte man erwartet, Diebitſch werde mit der großen ruſſiſchen Armee die nach Zahlenverhältniß unbedeutenden Truppen der

Polen werfen, über die Pragaer Brücke nach Warſchau hineindringen, und ſo den Aufſtand endigen. Das war indeſſen nicht gelungen. Die hiſtoriſch bekannte leidenſchaftliche Vaterlandsliebe der Polen, welche man bei dem ſonſtigen Weſen dieſer Nation hier und da bereits für Prahlerei hielt, hatte auf eine überraſchende Weiſe Wort gehalten. Und zwar unter den ungünſtigſten Verhältniſſen. Denn es gebrach ihnen vor allen Dingen an einem Mittelpunkte ihrer militäriſchen Kraft, an einem verläſſigen Heerführer. Chlopicki in der Zeit des Aufſtandes am letzten Tage des November zum Oberbefehlshaber ernannt, hatte nie an die Möglichkeit geglaubt, dem mächtigen Rußland militäriſch die Spitze bieten zu können, hatte ſich auf Unterhandlungen eingelaſſen, die Rüſtungen vernachläſſigt, und am Ende ſtörriſch ſeine Dictatur niedergelegt, als die zum Aeußerſten entſchloſſene Nation ihm in den Weg trat. Chlopicki war aber der einzige populäre Mittelpunkt des Heeres, unzweifelhaft tapfer und ein tüchtiger Führer aus der Napoleoniſchen Schule. Die Wahl eines neuen Führers war unſäglich ſchwer. Einen zweiten ſo hervorragenden General gab es nicht, jede Wahl mußte alſo die nicht Gewählten kränken. Beſonders bei einer ſo ehrgeizigen und eiferſüchtigen Nation. Man entſchloß ſich zu dem traurigen Auswege, einen Nichtmilitär, den Fürſten Radzivil, einen alten, höchſt wackeren Patrioten zum Generaliſſimus zu erwählen. In der Hoffnung, er werde nur für Chlopicki den Namen hergeben.

So geſchah es nun wol auch, denn der graue Chlopicki ſetzte ſich zu Pferde und ritt hinaus ins Lager. Er hat ein ſtarres, geröthetes Soldaten-Antlitz, weißgrauen Bart, hellblaue ſcharfe Augen. Prüfend ſah er nach den Wäldern hinüber, aus welchen die Ruſſen ſich entwickelten, und ordnete die Treffen. Aber es war ein halbes Weſen mit dem Commando ohne Titel. Nicht alle Führer gehorchten unbedingt und ſchnell, und es war mehr die erſtaunenswerthe ritterliche Tapferkeit der auf eigene Hand fechtenden Corps, welche die Schlacht in den Tagen bei Praga aufrecht erhielt.

Beide Heere waren übrigens in dieſen Tagen noch nicht in voller Kraft. Abtheilungen der polniſchen Armee waren nordöſtlich ein wenig vorgeſchoben, um die Vereinigung eines großen ruſſiſchen Corps mit Diebitſch zu hindern. Die überlegene Zahl der Ruſſen hätte dies aber vereitelt, am Tage von Grochow war Alles concentrirt.

Grochow iſt ein kleines Dörſchen auf der Ebene von Praga. Nach dieſem drängte ſich an dieſem Tage die Hauptſchlacht. Ein Erlengebüſch war der Preis des Sieges, dasſelbe Gebüſch, in welchem Manaſſe die Nacht darauf ſein Fuhrwerk verbarg.

Diebitſch hatte am Ende bei ſo hartnäckigem Widerſtande die Entſcheidung des Tages auf einen großen Reiterangriff geſetzt, und Chlopicki war bei neuer Eroberung des Gebüſches von einer Granate niedergeworfen worden. Schon vorher hatte ſein ſcharfes Auge die Entwicklung der Reitermaſſen am fernen Waldesſaume entdeckt, und ununterbrochen hatte er nach Cavallerie gerufen. Aber er war nicht Generaliſſimus, und Fürſt Radzivil nicht bei der Hand. Noch als man ihn forttrug, wies er fortwährend mit ſeinem Pfeifenſtummel zurück, und flehte um Cavallerie.

Von Praga aus lauft mitten durch die Ebene die breite große Heerſtraße in die Wälder hinein über Siedlce bis an die altpolniſchen Provinzen. Sie war der Mittelpunkt des auf dieſe Tage folgenden Krieges, der rothe Faden aller Treffen und Schlachten vor der bei Oſtrolenka. Auf und neben dieſer Straße war der koloſſale Angriff von Reitern einhergedonnert, welchen Diebitſch angeordnet hatte. Auf der Straße ſelbſt kamen die gewaltigen Cuiraſſier-Regimenter, unter welchen das Rieſen-Regiment Prinz Albrecht, an der Seite der Chauſſée die leichtere Reiterei.

Dieſer Angriff nun war durch den kalten Muth der polniſchen Infanterie, welche ſich in Quarrée's formirte, und erſt in der dichteſten Nähe des Feindes ein mörderiſches Rottenfeuer eröffnete, er war durch die gewandte Tapferkeit der Kickiſchen Uhlanen zerſprengt worden. Die beſudelten, zerſprengten, abgematteten Reſte, welche nach dem Saume des Waldes zurückkamen, nöthigten Diebitſch, den Tag aufzugeben und in die Wälder zurückzugehen.

Bei dieſem blutigen Reitergefechte waren Joel und ſein Nachbar gefallen.

Durch Chlopicki's Fall war aber auch unter den Polen eine ſolche Ungewißheit entſtanden, daß Niemand recht wußte, wie die Schlacht ſtand. Wer eben am Kampfe war, kämpfte aufs Beſte, ein großer Theil des Trains zog aber bereits ſchon im Rückzuge über die Brücke von Praga, und der Generaliſſimus Radziwil ſelbſt hielt unſicher mit ſeinem Pferde am Brückenkopfe.

So lagen die Sachen an jenem rauhen Spätabende, und weder Manaſſe, der jenſeits aus der Waldung gekommen war, noch Joel, der bald polniſche, bald ruſſiſche Partien vorübereilen geſehen hatte, wußte, wie das Schickſal des Tages entſchieden worden ſei. Im Allgemeinen kamen indeſſen beide dahin überein, das Reſultat für die Polen günſtig anzuſehen, da Manaſſe auf ſeiner Herfahrt durch den Wald nur mit Mühe den rückwärts marſchirenden Ruſſen ausgewichen war. Dies regte nun aber auch wieder die größte Bedenklichkeit auf, ob man ſich auf den Weg nach der Heimat machen dürfe, da dieſer eben durch jene Wälder führte, oder ob es gerathener ſei, nach Warſchau zu fahren. Der Wagen kam eben an der großen Chauſſée an, und man mußte ſich entſcheiden.

Manaſſe hatte viel gegen Warſchau einzuwenden: es ſei ein theurer Ort, man werde abgeſperrt von allem Verkehr, das Haus in der Heimat bliebe allen Zufällen Preis gegeben, an Pflege für den Verwundeten dürfe man auch nicht denken, da ſo viele Tauſende darauf Anſpruch machten. Im Hintergrunde lag ihm auch der lebhafte Wunſch, dem Sohne die Soldatenjacke wieder auszuziehen, worauf in Warſchau durchaus nicht zu rechnen war. Zur Sicherheit kannte Manaſſe alle kleinen Wege durch die Wälder, und meinte zuverſichtlicher, als ſonſt ſeine Art war, man würde gewiß glücklich durchkommen, wenn man ſich weit genug rechts von der großen Straße halte nach dem Schloſſe des gnädigen Herrn zu.

Anfänglich hatte ſich Joel lebhaft widerſetzt, der letzte Zuſatz ſchien ihn aber anders zu ſtimmen. Der Alte mochte ihn nicht ohne Abſicht beigebracht haben, Joel ſchwieg — Manaſſe fuhr quer über die Chauſſée nach dem Walde zu.

4.

Die Finſterniß zwiſchen den Bäumen war natürlich noch dichter, und das Fahren ſehr beſchwerlich. Manaſſe zitterte und klapperte vor Froſt in den naſſen Kleidern, ſprach aber kein Wort. Er mochte indeß noch ſo oft abſteigen, und rechts abführende Wege ſuchen, indem er mit den Händen herumtaſtete, immer hörte man von Zeit zu Zeit auf der linken Seite den verworrenen Lärm ruſſiſcher Kriegsvölker. Nicht ſelten mußte er ſtill halten, weil er bald eine marſchirende, bald eine reitende Truppe vor ſich hörte. Es blieb auch nicht aus, daß ſich einzelne Nachzügler am Wege fanden, welche vor Wunden oder Erſchöpfung nicht weiter konnten, und den Wagen in Anſpruch nahmen. Glücklicherweiſe war aber Manaſſe der ruſſiſchen Sprache völlig mächtig, und er wies alle Zudringlichen mit dem barſchen Bedeuten ab, er führe einen verwundeten ruſſiſchen General.

Bei alle dem war die Lage äußerſt gefährlich: wenn die Ruſſen die polniſchen Uniformen auf dem Wagen erkannten, ſo war das Aeußerſte zu befürchten. So nöthig ihnen alſo auch das Tageslicht war zum Auffinden des Weges, ſo beſorgt ſahen ſie doch das verdrießliche Grau des Morgens heraufdämmern.

Und das Unglück ſtand auch ſchon am Wege. Nicht weit von ihnen theilte ſich die Straße; am Scheidepunkte hielt ein ruſſiſcher Officier zu Pferde. Als er das Fuhrwerk erblickte, kam er ihm einige Schritte entgegen und forderte mit rauhen Worten die Abtretung des Wagens. Manaſſe brachte die gewöhnliche Entſchuldigung vor. Der Officier ließ ſich aber nicht hindern, zog den Degen, gebot Halt, und ſteckte den Kopf nach dem Wagen hinein. Glücklicherweiſe war jener Mantel, womit Joel auf dem Schlachtfelde ſeinen Nachbar zugedeckt hatte, von einem ruſſiſchen Cuiraſſier. Joel ſuchte deshalb in Eile ſich ſelbſt damit zu bedecken, und da er ebenfalls ruſſiſch verſtand, ſo rief er drohend, der Kamerad möge einen ruſſiſchen General nicht aufhalten. Der Officier an die unterwürfigſte Subordination gegen Höhere gewöhnt, wollte ſich eiligſt zurückziehen, als Valerius — ſo hieß der Nachbar Joels — zum erſten Male die Beſinnung wieder erhielt, und ſich ein Wenig aufrichtete. Der plötzliche Stillſtand des Wagens, das heftige Geſpräch mochten dazu beigetragen haben. Durch dieſe Bewegung ward der Mantel zurückgeſchlagen, und der Officier ſah noch mit dem letzten Blicke polniſche Uniformen. Da erhob er ein lautes Fluchen, hieb mit dem Säbel nach Manaſſe, und griff nach der Piſtolenhalfter. Manaſſe war aber dem Hiebe glücklich ausgewichen, Joel ſchob ſich, ſo ſchnell und ſo weit es ſeine Wunde geſtattete, vorn nach der Oeffnung des Wagens, und drückte ein Piſtol nach ihm ab. Der Schuß traf, der Reiter wankte, Manaſſe hieb in die Pferde, und der Wagen flog rechts in den Weg hinein.

Es war dasſelbe Piſtol, welches Manaſſe auf dem Schlachtfelde mitgenommen, und unterwegs ſeinem Sohne gegeben hatte. Dies rettete ſie für den Augenblick; der Schuß hatte aber ihre Lage doppelt bedenklich gemacht. Er mußte Alles aufregen, was von Feinden in der Nähe war, und wirklich hörten die Flüchtigen bald mehrere Schüſſe hinter ſich fallen und Lärm von vielen Seiten. Manaſſe trieb die bereits erſchöpften kleinen Pferde auf das Aeußerſte an, und fuhr in jeden noch ſo ſchwach angedeuteten Weg hinein, welcher ſich nach rechts hin öffnete.

Nach einer Viertelſtunde hörte aller Weg auf, und ſie waren mitten im unwirthlichen Forſte. Die beſchneiten Kiefern ſahen ſie troſtlos an, der Schnee fiel dichter, ſie waren rathlos. Manaſſe ſtieg wimmernd und betend ab, um einen Ausweg zu ſuchen. Valerius war unterdeſſen völlig zu ſich gekommen, Joel ſah jetzt haſtig nach des Nachbars breiter Kopfwunde. Es war der tüchtige Hieb eines handfeſten Cuiraſſiers. So gut er konnte, verband er wenigſtens die klaffende Stelle mit ſeinem Halstuche, und ſetzte Valerius von dem in Kenntniß, was mit ihnen vorgegangen war.

Und warum fahren wir zu den Feinden ſtatt nach Warſchau? fragte dieſer verwundert.

Still, ſtill, erwiderte Joel, wo ich Sie unterbringen werde, giebt's keine Feinde, es iſt eine überaus patriotiſche Familie, Sie werden mit Bequemlichkeit geheilt, die alte Gräfin —

Ein durchdringender Schrei Manaſſes unterbrach ihn. Sie fuhren haſtig an die Oeffnung des Wagens, Manaſſe kam an den Wagen geſtürzt, die Pferde geriethen in Bewegung, ein Wolf ſprang durch die Bäume, grauroth, mager, den Kopf mit den tödtlichen düſteren Augen nach dem Fuhrwerke gerichtet. Valerius und Joel ſchrien ebenfalls jach auf, die Pferde jagten mit dem Wagen in die Bäume hinein, die Achſen und Rippen des Fuhrwerks krachten, mit Mühe erhaſchte Joel die Zügel, und ſprang ſeine Wunde vergeſſend aus dem Wagen. Eben ſo that Valerius, deſſen Füße ihn nicht hinderten, rückwärts nach dem verlaſſenen Schauplatze zu laufen. Joel konnte nicht wieder von der Erde in die Höhe und ſchrie auf das Kläglichſte: „Manaſſe, Vater Manaſſe!“

Der Alte war bei dem plötzlichen Anrücken des Wagens auf die Seite geworfen worden, und zurückgeblieben. Alles das lag im Zeitraume von wenig Augenblicken.

Valerius fand noch vom Schlachtfelde den Säbel an ſeiner Seite, und obwol ihm Schmerz und Betäubniß durch die Wunde bei der plötzlichen Bewegung alle Gegenſtände in eine Art von Nebel hüllte, ſo tappte er doch mit gezogener Klinge vorwärts.

Manaſſe kauerte an einem Baume, zitterte und bebte, und wies mit den Händen nach der Seite — er iſt vorüber, iſt vorüber.

Kaum vermochte es der ſchwache Valerius, den in dieſem Augenblicke noch ſchwächeren Alten aufzurichten. Dieſem hatte die Todesangſt alle Sehnen zerſchnitten. Straff und geſchmeidig war er bis hierher durch ſo viel Gefahren gegangen, und vor dem wilden Thiere brach er zuſammen. Er geſtand es ſpäter, daß ihm ein ganzer Trupp Feinde nicht ſo fürchterlich ſeien, als ein gefährliches Thier. Es ſind doch Menſchen, ſagte er mit ſchwacher Stimme, als er bis zum Wagen gekommen war und ſich ein wenig erholt hatte, es ſind Menſchen, für tauſend Dinge zugänglich, mit Organen wie ich, mit Schwächen wie ich. Sie können auf mich ſchießen, und meine Furcht iſt nicht ſo groß, ſie können vorbeiſchießen — aber die Beſtie hat keine Schwäche mit mir gemein, ihre Zähne treffen immer — ach Joel!

Trotz ſeiner Schwäche ſah er, daß der Sohn hilflos an der Erde lag, und mit zitternden Händen griff er nach ihm — Joel, warum thuſt Du Dir ſolchen Schaden! Das wilde Thier ſprang vorbei, weil wir alle geſchrien haben, wozu ſteigſt Du mit dem kranken Beine vom Wagen! — —

Joel verbarg ſeinen Schmerz, und ließ ſich von Valerius und dem Alten wieder hinaufheben. Darauf unterſuchte Manaſſe voll Angſt und Sorge, ob und wie der Wagen zerbrochen wäre, ſah ſich indeſſen immer noch vorſichtig um, ob noch eine Beſtie in der Nähe ſei.

Der Wagen war zwar beſchädigt, aber nicht ſo arg, daß die Weiterfahrt nicht hätte gewagt werden können. Er war durch den plötzlichen Ruck der Pferde auf einen ſchmalen freien Platz gebracht worden, und es öffnete ſich wieder ein enger Weg rechts in den Wald hinein. So fuhren ſie denn in Gottes Namen weiter. Manaſſe war noch todtenbleich und die großen ſchwarzen Augen lagen erloſchen tief in den Höhlen, die langen erſtarrten Finger hielten unſicher die Lenkſtricke der Pferde.

So ging's einige Stunden fort. Es zeigte ſich kein Wechſel: immer dieſelben unwirthlichen Kiefern, derſelbe halb verſchneite Weg. Valerius ſagte, ob man nicht den Pferden etwas Heu vorlegen wolle. Manaſſe ſchüttelte ſchweigend den Kopf. Man könne indeſſen ein Feuer anmachen, um ſich ein wenig zu wärmen. Manaſſe ſelbſt vor Froſt klappernd, ſchüttelte ſchweigend den Kopf. — Der Alte war zwar von Wilna bis Lemberg und von Brody bis Kaliſch mit allen Wegen und Stegen des alten Königreichs bekannt, aber wer einmal auf Irrwege geräth in dieſen polniſchen Wäldern, namentlich wenn der Schnee die Gegenden alle gleich macht, der braucht auch bei genauer Kenntniß des Landes oft Tag und Nacht, eh' er ſich wieder zurecht findet. Manaſſe ſah immer aufmerkſam vor ſich hin, und trieb die müden Pferde ununterbrochen an. Joel klagte über Hunger: der Alte zog ein Stück Brod aus der Taſche, und reichte es ſeinem Sohne, ohne ſelbſt einen Biſſen zu begehren. Wol aber wandte er ſich verdrießlich um, als Joel einen Theil davon an ſeinen Nachbar gab.

Es mochte gegen Mittag ſein, als er ſtill hielt, und den Pferden etwas von dem Heu vorwarf, was auf dem Wagen lag. Er zupfte es von der Seite heraus, auf welcher Valerius ſaß, und beobachtete übrigens noch immer dasſelbe Schweigen. Vorſichtig griff er nun an ſeines Sohnes Bein und ſah fragend mit ſchmerzlichem Geſichte zu ihm in die Höhe. Auf Joels zufriedenes Kopfnicken ging er hinweg und ſtellte ſich an die Seite des Wagens. Das Schneien hörte auf, und es fuhr ſolch ein hellgrauer Dämmer über den Himmel, wie er in jenen Gegenden zuweilen daran erinnert, es ſei noch eine Sonne hinter den Wolken. Alles rings war ſtill.

„Ich höre Tritte — wahrhaftig, ich höre Tritte“, ſagte Manaſſe murmelnd vor ſich hin. Joel und Valerius indeſſen entdeckten nichts. Wirklich aber trat nach einer Weile ein Mann aus den Kiefern, und kam in den Weg unſerer Reiſenden. Er nahm keine Notiz von ihnen und wäre wahrſcheinlich ohne zu grüßen vorübergeſchritten, wenn ihn nicht Manaſſe angeredet hätte. Der polniſche Bauer und einem ſolchen ſah er gleich in dem kurzen Schafpelze, der die Knie kaum bedeckte, iſt auf der Landſtraße nicht geſellig, am wenigſten ſpricht er einen Juden an.

Das unterläßt er nicht ſowol aus Haß oder Abneigung, ſondern aus gewöhnlicher Gleichgültigkeit. Der Reiſende hat kein Intereſſe für ihn, und die deutſche Redſeligkeit, die ſich freut, wenn ſie nur Gelegenheit findet, etwas zu reden, die kennt er nicht. Er geht tagelang durch Wald und Feld, ohne ein Wort zu ſprechen. Er unterſcheidet ſich von der höheren Claſſe in ſehr vielen Dingen, welche nicht bloß Reichthum und äußere Verhältniſſe betreffen. Das Melancholiſche des ſlaviſchen Volkscharakters iſt noch vielfach am Bauer zu erkennen. Mag er auch heftig, ſchnell, verſchlagen erſcheinen, der trübe Slave iſt doch der Grund ſeines Weſens, und Schweigſamkeit bringt er aus ſeiner Hütte mit. Das chevalereske lebendige Weſen der Polen, das uns als polniſches bekannt wird, iſt, wie geſagt, mehr dem Vornehmen eigen, und widerſpricht auch dem eben Geſagten nicht — der lebhafteſte Pole iſt nicht ſo geſchwätzig wie der Franzoſe und Deutſche.

Manaſſe erkundigte ſich in ſchneller Frage nach Weg und Richtung, und ob kein Dorf in der Nähe ſei. Der Bauer antwortete „Ja" und ſchritt weiter. Manaſſe zäumte die Pferde wieder und fuhr hinter ihm her. Bald hatte er ihn eingeholt, und begann ſeine Fragen von Neuem: ob Ruſſen in dieſer Gegend ſeien? der Bauer ſchüttelte den Kopf — ob da drüben, von wo er herkäme, ſchon welche wären?

„Ja."

Nun peitſchte der Alte die Pferde, und in Kurzem ſah er auch die Hütten eines Heidedörfchens vor ſich. Gleich aus dem erſten Hauſe guckte ein alter Judenkopf nach den Ankömmlingen. Manaſſe hielt ſtill, denn das war ihm ein Zeichen, daß er vor dem Wirthshauſe ſei. Die meiſten der polniſchen Schenken ſind im Beſitz von Iſraeliten.

Die Verwundeten wurden ins Haus gebracht. Das Zimmer begann ſogleich an der Hausthür, der Fußboden war ohne Dielen, ein großer Ofen ſtand in einer Ecke des weiten Raumes, und Feuer und Rauch drangen aus ſeinen vielen Ritzen. Dort legte Manaſſe ſeinen Sohn nieder, verſorgte die Pferde, verſchaffte ſich warmes Waſſer, zog ein chirurgiſches Beſteck unter dem ſeidenen Rocke hervor, und kniete nun hin vor ſeinen Sohn, um die Wunde zu unterſuchen. Aus den feſten und ſicheren Handgriffen konnte man ſchnell erſehen, daß er in dieſer Beſchäftigung vollkommen erfahren war. Als er die Wunde abgewaſchen hatte, ſtöhnte er vor Schmerz, als ſäße die Kugel, welche er entdeckte, in ſeinem Fleiſche.

Unterdeß trat auch der Bauer ein, forderte ein Glas Schnaps und ſah der Operation zu. Aufmerkſam betrachtete er die Uniformen der Reiſenden; ſie waren das Erſte, was ſeinen Indifferentismus zu ſtören ſchien.

Zur Stärkung für die Verſchmachtenden war nichts zu finden, als ein Glas Schnaps, ein Stück Brod, und ein Töpſchen alter Kartoffeln, das Manaſſe ans Feuer ſetzte.

5.

Die Operation war glücklich vollendet. Joel lag am Ofen, und war vom Schmerz erſchöpft eingeſchlafen. Manaſſe ſaß neben ihm an der Erde, und bewachte aufmerkſam ſeinen Schlummer. Er hatte noch immer keine Nahrung genoſſen, und verlangte noch immer keine. Seine Augen ruhten nur auf den Zügen ſeines Sohnes. Es ward allmälig dunkel in dem Raume, und der ſchwarze, magere Alte mit der Habichtsnaſe, dem ſchwarzen Käppchen auf dem Haupte, glich in ſeiner zuſammengekrümmten Stellung einem alten Raubvogel, welcher ſein Junges hütet. Das unſicher flimmernde Licht aus den Ofenritzen erhöhte das Phantaſtiſche des Anblicks.

Der Hauswirth, welcher öfter als nöthig war an der Gruppe vorüberging, fragte endlich leiſe Valerius, ob der Schlafende ein Verwandter Manaſſes ſei. Bei der Antwort ſchwieg er.

Nach einer Weile trat er an den Alten hin, und ſagte leiſe: Iſt des Rabbi Manaſſe Fleiſch ein Krieger unter den Nazarenern?

„Sprich nichts Unnützes!“ erwiderte haſtig eben ſo leiſe der Alte — „bis dazu kommt die gelegene Zeit.“

Der polniſche Bauer hatte ſich unterdeſſen an Valerius gemacht, und ihm mitgetheilt, er wolle Soldat werden, ob ihm dieſer nicht ſagen könne, wo er polniſche Truppen fände. Valerius erkundigte ſich nach ſeinen näheren Umſtänden, und der Bauer gab ihm in wenig Worten Auskunft. Er heiße Thaddäus Magiak, und ſei drüben aus Wawre, wo die Ruſſen ſtünden. Eigentlich habe er nicht viel Luſt zum Kriege gehabt, als er aber die Ruſſen geſehen habe, da ſei ihm der Groll gekommen, und er ſei zur Hinterthür hinausgeſprungen, um die Soldaten ſeiner Landsleute zu ſuchen. „Was ſoll ich auch daheim“ — ſetzte er hinzu — „Arbeit giebt es während des Krieges nicht, der Herr iſt fort, den Feinden mag ich keinen Handgriff thun, und die Ruſſen haſſen wir alle. Es ſind mir viel Kameraden begegnet hier herüber, die auch davon gegangen ſind; allein kommt aber Jeder am Beſten durch — die Weichſel iſt breit, und unſere Lanzen ſind lang. Als die Moskowiter geſtern zurückkamen, haben wir's wieder erfahren — helft mir zu einer Lanze, Herr.“

In dieſem Augenblick ſtürzte der jüdiſche Wirth mit dem Geſchrei in die Stube: „die Ruſſen! die Ruſſen! ich höre ihr Geſchrei im Walde“. Im Nu hatte Manaſſe ſeinen Sohn auf den Armen und ſtürzte hinaus zum Wagen. Thaddäus war auch wie ein Blitz bei der Hand, und zäumte den einen Gaul, der Alte ſchrie: „Genug, genug“, ſprang auf den Wagen und wollte fort, eh' Valerius noch eingeſtiegen war. Der flinke Bauer riß ihm aber die Zügel aus der Hand, ſtieß ihn rücklings in den Wagen, ſprang ſelbſt hinauf, hob Valerius zu ſich, entriß dem Alten die Peitſche, und jagte in den Wald hinein.

Hier hielt er ſtill, zäumte raſch auch das andere Pferd, gab Valerius die Zügel, horchte einen Augenblick und ſagte dann:

der Jude hat nicht gelogen, das iſt Koſakengeſchrei. — Wohin willſt Du? fragte er den Alten kurz.

Manaſſe nannte den Namen eines Städtchens, wo er zu Hauſe ſei.

Wenn die Koſaken hier ſind, erwiderte Thaddäus, ſo ſind ſie auch längſt in Eurem Orte.

Manaſſe ſeufzte tief. Joel, der aufgewacht war, nannte das Schloß eines Grafen. —

Ich weiß, rief Thaddäus und fort ging's im Galopp. Es war finſter geworden, der neue Kutſcher ſchien aber des Weges vollkommen ſicher zu ſein; Valerius kroch aus Froſt mit in den Wagen, und ſank in Schlaf.

Als er erwachte, war es ſchon heller Tag, und das Fuhrwerk ſtand ſtill. Manaſſe und Joel waren ſchon abgeſtiegen, die Pferde waren ausgeſpannt und Thaddäus wartete ſeiner am Kutſcherſitze ſtehend. Die vernachläſſigte Wunde hatte ſich gerächt, und machte ihm große Schmerzen, ja, als er ſich aufrichten wollte, verlor er das Bewußtſein.

— Da er wieder zu ſich kam, fand er ſich auf einem harten Bett in einem großen Gemache; die Sonne ſchien hell durch ſchmutzige Fenſter, von Meubles fiel ein glänzender Secretär von Mahagoniholz in die Augen, daneben ſtand aber ein fichtener Schemel, und ein grober, gewöhnlicher Tiſch war an das Bett geſchoben. Die Decke, welche auf ihm lag, war von dunkelrother Seide, und auf das Sauberſte gearbeitet. Man ſah an allen Winkeln des Zimmers, daß es lang nicht bewohnt worden ſei.

Thaddäus ſtand neben dem Tiſche und ſah mit fröhlichen Augen auf den ſich bewegenden und ermunternden Kranken. Valerius blickte ihn lange an, der friſche Polack mit dem rothen, friſchen Luftgeſicht war ihm eine tüchtige Verheißung der Geſundheit. Thaddäus war auch wirklich ein Repräſentant jenes ſchlanken und doch fleiſchig und ſaftigen polniſchen Nationalkörpers, an deſſen Bewegungen man überall Kraft und Geſchmeidigkeit erblickt. Er mochte ſechsundzwanzig bis achtundzwanzig

Jahre alt ſein, das lichtbraune Haar hing ihm glatt geſchnitten um den Kopf, die blaugrauen Augen ſahen verſchlagen unter langen Wimpern hervor, ein weicher Bart, der nie geſchoren ſein mochte, lag auf Lippen und Kinn, und der nackte Hals ſah wetterhart aus dem ſchmutzigen Pelze. Er ſprach nicht eher, als bis Valerius ihn fragte. Dann unterrichtete er ihn, ſo weit er es vermochte. Sie ſeien auf dem Schloſſe eines reichen Grafen, welchem die ganze Umgegend zugehöre. Als man gehört, daß Valerius ein Freiwilliger aus Deutſchland und bei Grochow verwundet ſei, habe man ihn auf das Bereitwilligſte empfangen. Manaſſe habe ihn verbunden, und ſei alsdann nach ſeinem Städtchen gewandert, um ſeine Habſeligkeiten zu ſchützen. Joel ſei noch da, und könne ſchon am Stock umhergehen; das ganze Haus lebe übrigens in großer Fröhlichkeit, weil nach allen Nachrichten und den Bewegungen der Ruſſen kein Zweifel obwalte, daß die Schlacht bei Grochow von den Polen gewonnen worden. Er ſelbſt — Thaddäus — ſei zu Valerius Pflege dageblieben, weil die meiſten männlichen Domeſtiken Soldaten geworden, und weil die Wunde des Herrn aus Deutſchland nach Manaſſes Verſicherung ihm bald geſtatten würde, den Thaddäus mit nach Warſchau zu nehmen.

Valerius konnte bald das Bett verlaſſen, der Graf ließ ſich entſchuldigen, daß er dem Gaſt nicht aufwarte — das Podagra feſſele ihn an ſein Zimmer. Er eilte ans Fenſter, um ſich zu orientiren. Das Schloß ſchien ein großes Gebäude zu ſein, es war aber offenbar ſchlecht erhalten, der Putz war an vielen Stellen abgefallen, die Stufen, welche zum Portal führten, waren ſchadhaft oder fehlten ganz, die Rinnen hingen zerſtört von der Traufe, auch das Dach mußte ſchadhaft ſein, denn im Zimmer des Valerius, das ſich im zweiten Stock befand, war ein Theil der Decke ſo mit Feuchtigkeit angefüllt, daß er jeden Augenblick herunter zu ſtürzen drohte. Die Ausſicht vom Fenſter führte auf den nahen Wald. Wirthſchaftsgebäude und Scheuern lagen zerſtreut umher und gewährten einen unerfreulichen Anblick. Sie waren nachläſſig aus Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt. Hie und da bemerkte man große Lücken in Dach und Mauern. Die dünne Schneelage, welche Alles bedeckte, ſchmolz eben unter der hervortretenden Sonne, und das Ganze bekam ein ſchwarzes, unwirthliches Anſehen.

Valerius ſtand mit untergeſchlagenen Armen am Fenſter, und ein tiefer Seufzer drang aus ſeinem Herzen. Er war aus Deutſchland gekommen, um dieſem tapferen Volke zur Erkämpfung der Freiheit ſeinen Arm zu leihen. Muth und Patriotismus ohne Gleichen hatte er allerdings gefunden, ſonſt aber Alles in traurigem Zuſtande. Hohe geſellige Cultur neben aller Vernachläſſigung des häuslichen Lebensmaterials, Ehrgeiz ohne Maß und ohne Berückſichtigung der Allgemeinheit, keine Spur von deutſcher Häbigkeit und Wohlfahrt. „Es iſt ein ander Volk, ein ander Land“ — ſprach er oft zu ſich — „Du mußt dich einleben, es nicht nach andern Formen bemeſſen.“ Aber froh wurde er doch nicht.

Wir glauben es nicht, wie viel äußere Freiheit wir entbehren können für den zierlichen und behaglichen Herd, für die anregende und befriedigende Geſellſchaft. So daß die geſellige Cultur oft mächtiger erſcheint als der Drang nach Freiheit. Dies macht es auch allein erklärlich, wie ganze Völker ohne Klage in den erniedrigendſten Regierungsformen fortleben, ja ſich befriedigt fühlen konnen.

Die Behaglichkeit eines heimlichen, hergebrachten Zuſtandes iſt die größte Macht des Beſtehenden, da immer nur der kleinſte Theil des Volkes von Ideen angeregt wird und aus dem warmen Bett in die kalte Luft hinausſpringt. —

Joel kam herbeigehinkt, und unterrichtete den Kranken über Perſonen, Eigenthümlichkeit und Zuſammenhang des Hauſes.

6.

Einige Tage darauf war Valerius ſo weit hergeſtellt, um der Familie des Hauſes ſeine Aufwartung machen zu können. Er fand den Grafen in einem weiten, leeren Saale. Dort ſaß er auf einem Räderſtuhle, große Jagdhunde lagen daneben, die Füße waren in weite Pelzſtiefeln gehüllt, ein reicher Zobelpelz ſchützte ihn gegen die ziemlich unbehagliche Temperatur des öden Raums.

Der Graf empfing ihn mit der Höflichkeit eines gewandten Weltmannes, Valerius mußte ſich einen der ſchlechten Stühle nehmen, welche in geringer Anzahl und unordentlich im Saale herumſtanden, und das Geſpräch war ſogleich mitten im Kriege.

Der Graf hatte eines jener verwüſteten Geſichter, die auch mitten in der Verwüſtung noch Spuren von großem Reiz entwickeln. Die Formen ſind urſprünglich ſcharf und ſchön geweſen, das Leben hat ſie hie und da abgeſtumpft, die Mienen ſind durch tauſend Affecte ein wenig verzerrt worden. Die Mienen ſind aber die Sprache der Formen, und ſo machte der Anblick des Grafen keinen wohlthuenden Eindruck. Das graue Haar lockte ſich nur ſpärlich noch um die Schläfe, das Haupt war ſchon kahl; auf der hohen Stirne liefen allerlei Leidenſchaften wild durcheinander, und die Augen lauerten dreiſt, oder kamen frech angeſprungen. Um den Mund, welchen ein ſchwarzer Knebelbart zur Hälfte verbarg, flogen jene ſchnell wechſelnden, ungewöhnlichen Falten und Eindrücke, die wie ein unbekanntes Alphabet ausſahen, deſſen Buchſtaben man nicht zuſammenreimen kann.

Das war der Mann, welcher vor Valerius ſaß, heftig ſchilderte, verbindlich dazwiſchen ſprach, einen der Hunde über den Kopf ſchlug, die Peitſche nach dem alten Diener warf, der den Tiſch zu decken kam, und mit dem Fuße an einen der Hunde ſtieß, ſchnell wieder verbindlich gegen den Fremden lächelte, und mit vielerlei Redensarten das Geſpräch fortzuſpinnen wußte.

Aber in dem einen Punkte war er wie die Beſten: Alles ward hingegeben für Polen, Alles aufs Spiel geſetzt — der Graf brauchte nur ſeltener das Wort „Vaterland“, er ſprach vom Königreich Polen.

Selbſt dieſe Eigenſchaft hatte für Valerius etwas Unheimliches. Dies Gefühl ward noch geſteigert durch die Mutter des Grafen, welche bald darauf eintrat. Es war eine Matrone von achtzig Jahren, aber ſie trug ihre hohe Figur noch kerzengerade, und ihr ſtarres, mageres Geſicht war noch voll angefangener Erzählungen von früherer außerordentlicher Schönheit. Sie machte den Eindruck eines Geſpenſtes auf Valerius, denn ſie war ſchwarz gekleidet vom Scheitel bis zur Zehe, und ihre Manieren waren ſteif und förmlich, wie man ſie an alten ſpaniſchen und franzöſiſchen Hofdamen beſchreibt. Eine kurze Rede, welche ſie an ihn richtete, und worin ſie im Namen der Nation dankte, daß er aus fremdem Lande zum polniſchen Kriege gekommen ſei, machte einen peinlichen Eindruck auf den Deutſchen. Die Worte kamen wie aus dem Grabe und waren kühl wie die Luft der Grüfte. Und doch war dieſe Frau eigentlich das Ehrwürdigſte, was man ſehen konnte. Als achtzehnjähriges Mädchen hatte ſie die erſte Theilung erlebt und jene erſte Wuth des Adels geſehen, die noch nicht wußte, wie ſie ſich geſtalten ſollte über die grinſende Neuheit der Dinge. Sie war am Hofe des gelehrten Stanislaus, des letzten Königs geweſen, ſie hatte Koscinsko durch ihre Schönheit und ihre Rede begeiſtert, ihr Gatte war mit ihm bei Maciejovice gefallen, fünf ihrer Söhne waren in den Napoleoniſchen Kriegen untergegangen, im Jahre zwölf hatte ſie zu Napoleon geſprochen vom Königreiche Polen, vor wenig Tagen war ihr letzter Enkel bei Grochow in der Schlacht geweſen, und ſie wußt' es noch nicht, ob er noch lebte, und fragte auch nicht darnach. Seit Koscinsko's Falle hatte Niemand ſie mehr lächeln ſehen, und ſie trug nun ſechsunddreißig Jahre die ſchwarzen Kleider.

Wenn man von Wilna bis an die Karpathen kein ruſſiſch Wort mehr hören wird — pflegte ſie zu ſagen — dann ſollt Ihr mich mit einem weißen Kleide in den Sarg legen, und ich will im Tode wieder lächeln. Ich will auch nicht eher ſterben, als bis dies geſchieht, oder bis man noch einmal ſchreibt: Es giebt kein Polen mehr. Und ließe Gott, unſer Gott, das letztere geſchehen, dann ſollt Ihr meinen Leichnam auf das freie Feld werfen für die Vögel des Himmels, damit die Kunde von unſerem Unglück durch alle Lüfte getragen werde, und Gott ſie hören muß. —

Es iſt ein tiefes Geheimniß um die Heimat, und es iſt ein wahres Wort: Was uns wohl thun ſoll, muß uns heimatlich werden. Valerius ſtaunte die lange Grabesfrau an, er ſah in das untraulich lächelnde Geſicht des Grafen, aber es war ihm kalt im Herzen. Er fühlte es mit tiefem Weh, daß ihn nur ein Begriff mit dieſen Leuten vereine, kein Tropfen warmen Blutes; daß die Nationalitäten, die ihm ſtets unwichtig erſchienen waren, von gewaltiger Bedeutung und Trennung ſeien.

Nur die Tochter des Hauſes, die ſchöne Hedwig, erinnerte ihn an das friſche polniſche Element, an die ewige, tragiſche Jugend dieſes Volkes, die nimmer klagt und wimmert, und unter Thränen lacht. Sie und der liebenswürdige Joel hielten ſeinen Muth aufrecht in dieſer unnahbaren Fremde. Die Liebenswürdigkeit iſt überall daheim.

7.

Die beiden Jugendgeſtalten waren es allein, die ſeinen Geiſt ein wenig aufheiterten. War es Folge der Krankheit, oder rührte es von andern Einflüſſen her: Valerius befand ſich fortwährend in einer Stimmung, die ihm das Leben ohne alle Farben, ohne alle Reize darſtellte. Er war durchgehends unzufrieden mit ſich ſelbſt, unzufrieden, daß er ſich früher jedem Anregen zur Begeiſterung hingegeben hatte, unzufrieden, daß ihm jetzt Alles grau, unerquicklich, unintereſſant erſchien.

Es war ein rauher Abend, als ihm dieſe Gedanken quälender als je auf Herz und Lippe traten. Er ſaß in dem großen Saale, wo die Familie zu Abend gegeſſen hatte. Die alte Gräfin und der Graf waren nach ihren Zimmern gebracht, Cöleſtin, der betagte Diener, räumte den Tiſch ab, und brachte die leeren Flaſchen beiſeit. Das war ein Geſchäft, das der regierende Herr Graf alle Tage einigemal nöthig machte. Der weite wüſte Saal lag in unheimlicher Dämmerung, ein Licht, das für Valerius beſtimmt war, brannte flackernd an einem Fenſter, und der Luftzug, der durch die ſchlecht verwahrten Rahmen drang, drohte es zu verlöſchen. Der alte Domeſtik ging leiſen Schrittes ſchweigend ab und zu; in dem fernſten Winkel des Saales ſtand Valerius und blickte in die unfreundliche Nacht hinaus. Hie und da ſah er eine Schneeflocke vorübergleiten.

Er war in einer traurigen Stimmung, wie ſie im jungen Mannesalter bei einem prüfenden, ſtrebenden Geiſte leider nicht ſo ſelten erſcheint, als man zu glauben geneigt iſt. Sein Charakter war nicht von jenem leidenſchaftlichen Schwunge gehoben, der ohne Weiteres auf den Dingen und Erſcheinungen hinfliegt, welche ſich ihm bieten. Obwol der begeiſterndſten Gefühle fähig, war doch ein gewiſſes kritiſches, rationelles Weſen in ſeinem Innern mächtig. Er hatte ſelten raſch und leidenſchaftlich eine Richtung eingeſchlagen; blieb er nun zwar im Verfolgen derſelben um ſo ſtandhafter und hartnäckiger, je tiefer allmälig ſeine Ueberzeugung Wurzel geſchlagen hatte, ſo fehlte ihm doch in kritiſchen Momenten jener ſchwärmeriſche Fanatismus, der alle Zweifel überflügelt und mit bunten Farben die blaſſe Wirklichkeit übertüncht. Jenes begeiſternde Element Alexanders des Großen ging ihm ab, das dieſer von ſeiner exaltirten Mutter Olympia geerbt hatte.

Man erzählt von dieſer, daß ſie die wildeſte unter den Frauen geweſen ſei, welche mit aufgelöſtem Haar und brennenden Fackeln und Augen in dunkler Nacht zum Opfer der Götter ſchritten. In der Nacht, bevor ſie Alexander empfing, hatte ſie geträumt, Jupiters Blitz ſchlage in ihren Schooß.

Dieſer Blitz des Jupiter, der die zweifelloſen Helden und Verbrecher ſchafft, der Blitz des Fanatismus, fehlte dem Valerius. Sein Weſen war fern von der ſchwanken Unentſchloſſenheit, von dem charakterloſen Umhertappen. Es war eben im Gegentheil zu viel Charakter in ihm, als daß er hätte gerade fortſchreiten können, ohne wiederholt zu prüfen; es war zu viel Humanität in ihm, als daß eine entſchiedene, unerſchütterliche Feindſchaft in ſeinem Herzen hätte entſtehen können. Die Humanität verträgt ſich nicht mit dem romantiſchen Heldenthume.

Valerius hatte ſich Polen anders gedacht, und er ſchalt ſich, daß er ſich wie ein Kind romantiſchen Vorſtellungen hingegeben hatte. „Iſt es nicht thöricht, andere Zuſtände von einem Lande verlangen zu wollen, deſſen Entwicklung ſo gewaltſam geſtört worden iſt! bedarf's denn äußerer bunter Illuſionen, um die Begeiſterung für einen ſchönen Begriff lebendig zu erhalten? — — Leider iſt es ſo; unſere Augen ſind die ſchnellſten Boten, wir thun immer nur halb ſo viel für ein garſtiges Mädchen, als für ein ſchönes, wenn wir auch glauben, es mit jener ſo gut zu meinen, als mit dieſer.“

So ſprach er leiſe vor ſich hin. Er kam nicht einmal zu dem Geſtändniſſe, daß das Unbehagliche um ihn her, der wüſte Saal, das Unordentliche des Hauſes das Meiſte beitrügen zu ſeinem Uebelbefinden. Er vergaß es völlig, daß er die Anſprüche eines Deutſchen an eine fremde Nation mache, daß es jene Gemüthlichkeit, jenes Beiſammenſitzen, jenes Schwätzen ſei, was er vermiſſe. Ueber die Nationalunterſchiede glaubte er ſo weit hinweg zu ſein, und wußte nicht, daß ſie bis in die geheimſten Winkel unſeres Weſens eingepreßt ſind, und am lauteſten ſprechen, wenn man wer weiß welch hohe Motive zu hören glaubt. Wir erfreuen uns anders, wir erholen uns anders, wir haſſen und lieben anders — das wirkliche Nationalleben Italiens und Spaniens würde uns lange Zeit eben ſo unbequem erſcheinen; und vorzüglich zu Zeiten allgemeiner Erregtheit, wo das angewöhnte

Weſen ohne Hülle hervortritt. Die Völker ſind in gegenſeitiger Beurtheilung noch lange nicht vorſichtig genug.

Valerius geſtand ſich's, daß er in einem wohnlichen Zimmer, im breiten Geſpräch mit deutſchen Freunden Welt und Dinge plötzlich anders anſehen würde.

Cöleſtin war unterdeß ſchon lange mit ſeinen Geſchäften zu Ende gekommen, hatte das Licht wieder auf den Tiſch geſtellt, und ſchien den Aufbruch des Gaſtes vom Hauſe erwarten zu wollen. Zur deutſchen Nationalität des Valerius mochte es auch gehören, daß er keinen Diener warten laſſen, hinter dem Stuhle bei Tiſch ſehen konnte; es quälte ihn, es benahm ihm alle Ruhe, wenn er wußte, daß ein Menſch eine Zeit lang lediglich von ihm und ſeinen Launen beſtimmt werde. Raſch ging er nach dem alten Cöleſtin hin. Zu ſeinem Erſtaunen ſah Valerius in einer andern Ecke des Saales Joel auf einem Stuhle ſitzen; er hatte das Geſicht in die Hand gedrückt, und ſchien zu ſchlafen. Valerius zog ihm die Hand weg, und fand das blaſſe Geſicht ſeines jungen Freundes in Thränen gebadet.

Wenn man ſolche Thränen nicht erräth, muß man nicht darnach fragen. Das war Valers erſter Gedanke, indeß glaubte er ihre Quelle zum Theil zu kennen, und er wollte den jungen Mann zu tröſten verſuchen. Gleich als ob er ſelbſt dazu einer behaglicheren Stimmung bedurft hätte, fragte er Cöleſtin, ob es möglich ſei, in dem Kamin Feuer anzumachen. Dem Alten ſchien die Frage ſo völlig überraſchend zu ſein, daß er ſich lange beſinnen mußte, ehe ein gedehntes „O ja" zum Vorſchein kam.

Es befand ſich nämlich wirklich ein geſchmackvoller Kamin im Saale. Er war nach Art der Pariſer eingerichtet, und wie jene mit einer meſſingnen Einfaſſung umgeben. Alles war indeſſen mit Staub bedeckt, und Cöleſtin antwortete, daß ſeit fünfzehn Jahren kein Feuer darin geweſen ſei. Damals wäre der regierende Herr Graf von Paris gekommen und habe den Kamin anlegen laſſen; die ſelige, gnädige Gräfin wäre ein paar Mal da geſeſſen, wenn ſich Beſuch auf dem Schloſſe eingeſunden hätte; die neue Gewohnheit ſei aber bald wieder vergeſſen worden.

Magnac ward gerufen, um den Kamin zu reinigen, Valerius nahm Joel unter den Arm und ging ſchweigend mit ihm auf und ab. In Kurzem brannte eine luſtige Flamme, und erleuchtete den wüſten Saal, ja das Licht lief bis in den nahen Wald hinüber. Die jungen Männer ſetzten ſich an den Kamin. Cöleſtin und Magnac hatten ſich in einen Winkel zurückgezogen, und ſahen mit einer Art von Neugierde auf das Feuer. Magnacs luſtrothes Geſicht ſtach wunderlich ab von dem ſchneeweißen Haare des alten Domeſtiken. Cöleſtin war groß, das Alter hatte ſeine Schultern ſchon etwas nach vorn gebogen, aber ſein Schnurrbart war noch pechſchwarz, und die eingefallenen Züge traten noch mit großer Strenge hervor. Er hatte ein Auge verloren, und das andere war immer zur Hälfte bedeckt vom Augenlide, ſo daß man ſelten das friſche Schwarz des Augapfels erblickte. Die ferne Flamme ſpielte wunderliche Lichter auf die beiden Sarmatengeſtalten, und Valerius, ein lebhafter Freund von ſolchen Bildern, machte eben ſeinen Nachbar auf die ganze lichte und dunkle Umgebung aufmerkſam, als die Scene noch lebendiger wurde durch den Eintritt Hedwigs. Sie klatſchte in die Hände, und kam zum Kamin geſprungen; ihre franzöſiſche Zofe rief entzückt, ſie ſehe Paris wieder; ſogar Joel wurde munter, und man ſchwatzte ein Weilchen heiter und luſtig. Das friſche ſechzehnjährige Mädchen glänzte wie ein zweites Feuer vor den Flammen mit ihren blitzenden, muthwilligen Augen, den weißen Schultern, und den braunen Flechten, die ihr halb aufgelöſt um den Nacken flogen. Es ſchien, als habe ſie eben zu Bett gehen wollen, da ſie die unerwartete Geſellſchaft im Saal gefunden hatte. Das Halstuch trug ſie in der Hand, und den Kamm, welcher ſchon aus dem Mittelpunkt der Flechten gezogen war, ſteckte ſie ſcherzend in den Scheitel des offenen Haares. An ſich harmlos, von Jugend auf unter Männern, war ſie dreiſt und am fernſten von aller Prüderie. Ihre Großmutter war ja auch ein Mann und kümmerte ſich nur um die Befreiung des Vaterlandes, nicht aber um das Buſentuch ihrer Enkelin, die jetzt über Nacht zur Jungfrau emporgewachſen war. Ihre Mutter hatte ſie kaum gekannt. So war ſie denn wie ein luſtiges, freies Füllen gediehen, war natürlich dreiſt und doch voll echten Schamgefühls. Als ſie ihre Freude am Feuer geſättigt hatte, ſagte ſie „Bonne nuit, Messieurs“, und ſprang davon. Es trat eine augenblickliche Stille ein, Valerius warf neues Holz aufs Feuer, Joel ſah gedankenvoll in die Flammen hinein, als wollte er ſein Leben bis in die fernſte Zukunft darin entdecken. Da hörte man plötzlich außerhalb des Hauſes einen gellenden Pfiff durch die Luft ſchwirren. Joel ſchrak ſichtbar zuſammen, Valerius wendete ſich ſchnell um, und fragte die noch im Winkel ſtehenden Bedienten, was dies zu bedeuten habe. Sie erklärten mit halben Worten ihre Unwiſſenheit; [illegible] war aber dem Valerius nicht entgangen, daß Cöleſtin ſeine Hand nach dem Rockzipfel Magnacs ausgeſtreckt hatte, wahrſcheinlich, um dieſen vor einer Unvorſichtigkeit zu warnen. Magnac war offenbar am meiſten beunruhigt, und da er noch weniger an die unterwürfige Domeſtikenform Cöleſtins gewöhnt war, deſſen Körper wie eine Bildſäule unbeweglich ſtand, während die Befehle ſeiner Herrſchaft ruhten, ſo wagte er's, ſich ans Fenſter zu ſchleichen, und hinauszublicken. Er ging ſogar auf die entgegengeſetzte Seite des Gemachs zu einer halb zerſchlagenen Glasthür, die auf einen verfallenen Balcon führte. Dabei ſchlich er aber auf den Zehen, als ſollte Valerius, den er wie ſeinen Herrn betrachtete, die Dreiſtigkeit ſeines Herumſtreichens im Saale nicht bemerken.

Verdrießlich über das Verlängern einer Erſcheinung, die ſeinen Umgebungen weniger unbekannt zu ſein ſchien, hieß er die beiden Leute zu Bett gehen.

Cöleſtin war wie ein Blitz verſchwunden, und Magnac verbarg ſeine Eile wenig. Die freundliche Behandlung, welche er bisher von Valerius erfahren hatte, war nicht ohne tiefen Eindruck auf den jungen Polen geblieben. Er war an rauhere Hände gewöhnt, und bewies dem deutſchen Herrn eine lebhafte Hingebung.

Valerius hatte oft große Mühe ſich den Verſuchen Magnacs zu entziehen, wenn er ihm den Arm oder den Rockzipfel küſſen wollte. An jenem Abende machte ihm dieſe orientaliſche Manier Magnacs keine Sorge. Wie ein Fuchs klemmte er ſich mit ſeinem Pelze durch die halboffene Saalthür, und verſchwand.

„Gegen die beſten Freunde iſt dieſe Nation mißtrauiſch und ſtolz“, brummte Valerius mürriſch vor ſich hin, und ſetzte ſich wieder ans Feuer; er ſah Joel faſt unmerklich mit dem Kopfe nicken, tonlos die Lippen bewegen und in die Flamme ſtarren. Es war todtenſtill; nach einer Weile glaubte Valerius gegen den Wald zu wiederum jenes Pfeifen zu vernehmen, wenn auch ganz leiſe — er horchte aufmerkſam: Alles blieb ſtill, nur die Saalthür knarrte im Luftzuge.

8.

Die beiden jungen Männer brachten noch eine lange Zeit ſchweigend zu. Jeder war offenbar in trübe, düſtere Gedanken verſunken. Joels Traurigkeit ſchien indeß weicher und von höherer Reizbarkeit zu ſein: zuweilen rollten dicke Thränen über ſeine Wangen.

„Der Freiheitskrieg eines Volkes“, ſagte endlich Valerius leiſe vor ſich hin, „iſt wie ein Liebeskrieg, man nimmt die Unterſtützung eines Fremden an, aber betrachtet ihn gleichgültig wie ein Werkzeug, in den Herzensrath kann er nimmer aufgenommen werden.“ —

Da ſah er zwei große Thränen des armen Joel; er ſchalt ſich, daß er ſo drängendes, nahes Leid über ſeinen Grillen habe vergeſſen können, und ſuchte nach einem Eingange, dem Kranken nahe zu treten, ohne ihn durch Beleidsgeſchrei noch ſchlimmer an ſeine Krankheit zu erinnern. Alle Leiden ſind von einer Familie, die meiſten Troſtgedanken paſſen auf alle, und die edelſten Leiden ſind wie die edelſten Familien: ſie hören ſich nicht gern ſelbſt nennen, wenn man über ihre Schmerzen ſpricht. Das Unglück hat die zarteſte Schamhaftigkeit. Deshalb ſuchte Valerius einen fernen, und doch verwandten Gedankengang, um nur in die Tonart ſeines weinenden Nachbars einzufallen, nicht aber ſeine Trauermelodie ſelbſt anzuſtimmen.

Die Natur, hub er leiſe an, als ſetze er ſein Selbſtgeſpräch fort, iſt doch von tiefer Gerechtigkeit, ſie gleicht das äußere Leben durchs innere aus. Je ſchwärzer es außen um den Menſchen wird, deſto mehr wird er nach Innen gedrängt, deſto lebendiger entzündet er das Licht ſeiner inwendigſten Seele; Leute, denen es immer nach Wunſch geht, ſehen niemals die verborgenen Reize des unergründlichen Menſchen. Der Flüchtling entdeckt alle verſteckten Thäler ſeiner Heimat. Nur das wäre ein zweifelloſes Unglück, wenn großes Leid keine Poeſie in dem Menſchen zu wecken vermöchte, aber das geſchieht nicht: die unglücklichſten Menſchen ſind immer die begabteſten. Ein jeder von ihnen trägt ſeine Tragödie im Herzen, die hebt und erquickt ihn. Der Schmerz iſt der edelſte Reiz. — —

Joel drückte ihm die Hand. Sein Schmerz löſte ſich in einzelne Worte, endlich in eine zuſammenhängende Erzählung auf. Und es iſt mit dem Schmerze ebenfalls wie mit ſchmollenden Liebesleuten: wenn ſie erſt zu ſprechen anfangen, und ſich ihr Leiden vorhalten, dann folgt auch die Verſöhnung.

Sein Vater Manaſſe ſpielte die Hauptrolle in der Erzählung. „Dieſer lange, magere Mann“, ſagte Joel, „war einſt kräftig und ſchön, und in ſeiner gefurchten Stirn liegen lange, abenteuerliche Geſchichten, unglückliche Geſchichten. Er hat allen Wiſſenſchaften obgelegen, die den menſchlichen Geiſt anziehen, und nichts iſt ihm geblieben, was ſein Alter reizt und mit Antheil erfüllt, als ſein Geld und ſein Sohn. Nach jenem ſtrecken tauſend Diebe die Hände, über Nacht kann es verſchwunden ſein; der Sohn, ſein Stab und ſeine Stütze verläßt ihn mit Undank.

Der Glaube, an den ſich der Vater krampfhaft klammert, obwol er ſeinem Herzen fremd iſt, dieſer Glaube iſt ſeinem Sohne ein Gräuel. Und ſchiene die Sonne zwölf Monden lang ununterbrochen Tag und Nacht, ſie fände in dieſer kleinen Familie keinen glücklichen Winkel.“

Joel ſeufzte tief, und hielt einen Augenblick inne.

„Nur aus Scenen der Verzweiflung, welche meinen armen Vater zuweilen überfällt, weiß ich Einiges aus ſeinem Leben. Er iſt verſchloſſen wie das Grab. Die Medicin ſcheint er in ſeinen jungen Jahren am eifrigſten betrieben zu haben; in allen bedeutenden Städten Europa's hat er ſie ausgeübt. Aber auch die Aerzte haßt er, wie die Peſt. Einſt war ich ſchwer krank, und lag im Fieberſchlummer auf dem Lager. Manaſſe ſaß weinend an meinem Bett, und glaubte meinen Geiſt vom Fieber oder vom Schlafe befangen. Dem war aber nicht ſo, ich hörte Alles, was er vor ſich hinliſpelte. Er verwünſchte die Natur, wenn ſie mich tödtete, das Auge ſeines Lebens. Kein Menſch kann einen Pulsſchlag ſchaffen, nur die Frechheit behauptet's, murrte er vor ſich hin, rette ihn Zufall oder Jehovah, rette ihn, wer am mächtigſten iſt. Dann brach ſich ſeine Stimme zu großer Milde, er rief mehrmals den Namen Maria, und erzählte vor ſich hin, wie er des Abends in den Mantel gehüllt unter Kirchenpfeilern geſtanden, wie ſie gekommen ſei, und ihn geküßt habe, heiß und brünſtig. Aber Jude — Jude — ein Jude! ſtöhnte er ingrimmig — ich verlor die ganze Welt, und mein eigen Kind mußt' ich mir ſtehlen.“ — —

„Jene Maria war vielleicht meine Mutter. Einmal nur hab' ich's zu Manaſſe geſagt, da ſtarrte er mich an, und verfiel in eine ſchwere Krankheit. Kurz, mein Herr, ich bin als Jude aufgewachſen, und in dem einen Worte liegt das Unglück eines ganzen Menſchenlebens.“

„Die Juden Jeruſalems kreuzigten Chriſtum, und ſeine Bekenner kreuzigen dafür ſeit achtzehnhundert Jahren Alles, was Jude heißt auf dem weiten Erdboden. Und was noch ſchlimmer iſt, ſie haben bereits einen großen Theil dieſes Volkes ſo weit gebracht, daß er der Geißelung, der Verachtung würdig iſt. Sie haben ihnen Meſſer und Scheere genommen, und prügeln ſie, wenn ſie mit ungeſchornem Barte umhergehen.“ — —

„Was ſoll ich Ihnen mehr erzählen? mit jenem Worte iſt Alles geſagt. Ich bin blind von Kindesbeinen auf — nicht genug: ich bin taub geboren — nicht genug: meine Zunge iſt lahm, und lernt nicht ſprechen. — Solche Menſchen nennt man elend, aber viel größeres Elend liegt in den drei Worten: Ich bin ein Jude. Jene ſehen und hören nichts von der Schönheit der Welt, ſie wiſſen nicht, was ſie entbehren. Wir ſehen und hören und dürfen nicht genießen. Es giebt kein größeres Unglück, als verachtet zu ſein, nicht wahr? — Doch, doch — das Unglück, einem verachteten Volke anzugehören, iſt noch ein größeres. Verbirg Dich jenſeits der Meere, fliehe auf den Flügeln der Abendröthe in die Nacht hinein — wo Du einen Menſchen findeſt, hörſt Du die drei fürchterlichen Worte: Er iſt ein Jude!“ — —

„Mein Vater ließ mich Alles lernen, was ich erlernen wollte. Die Wiſſenſchaft tröſtet nicht, aber ſie hilft. Damals war er noch ſanfter, aber mit dem Alter ſtieg ſein Unglück, weil ſeine Schwäche ſtieg. Seit einiger Zeit gehört er zu der überſpannten Secte, welche ſie Chaſſidim nennen, und iſt grundlos elend. Sonſt kümmerte er ſich nicht um ſeinen Glauben, nur aus Stolz verließ er ihn nicht; er ließ mich gewähren, wenn ich mich um die Bräuche nicht kümmerte, er fragte nie darnach — jetzt iſt er bigott, ohne an ſeine neuen Dinge zu glauben. Er will einen Glauben haben, und zwar den ſtrengſten, um die Oede ſeines Weſens zu bevölkern. Jetzt mag ihm mein Heidenthum viel Herzeleid machen, obwol er mir nimmer ein Wort darüber ſagt.“

„Als ich von der Univerſität heimkam, fand ich meinen Vater bei dem Herrn dieſes Hauſes, bei dem er Geſchäfte hatte. Als dieſer hörte, daß ich muſikaliſche Kenntniſſe beſäße, fragte er, ob ich ſeiner Tochter Muſik-Unterricht geben wolle, ihr Verlobter, der Graf Stanislaus liebe Muſik. Fräulein Hedwig war damals ein Jahr jünger als jezt: man hatte die beiden jungen Leute ſchon als Kinder verlobt — ich blieb. Da kam die Revolution und der Krieg. Ich bat um eine Soldatenjacke, ich wollte ein Vaterland haben — man gewährte ſie mir. Mit Ihnen, mein Herr, kam ich zum erſten Mal ſeit dem December wieder hierher, und ich thörichter Menſch wundere mich, daß man mir unter dem Casquet noch immer den Juden anſieht.“ —

„— Ich weiß ſelbſt nicht, was mir fehlt, und ich will auch nicht mehr weinen — laſſen Sie uns zu Bett gehen.“

Der Vorſchlag war dem Valerius nur zu angenehm — er hatte keinen Troſt für ihn. Die Lücke in ſeiner Erzählung, wo er von der Univerſität heimkehrte, war ihm nicht entgangen.

Man hatte das Feuer vergeſſen, es war dunkel geworden, nur die glühende Aſche warf einen unſicheren rothen Schimmer auf das ſchmerzenreiche Antlitz des ſchönen Joel. Valerius nahm ihn bei der Hand, und ſie ſuchten ſchweigend ihre Zimmer.

9.

Den andern Morgen ſchien die Sonne; das trübe Wetter hatte ſie bisher immer verborgen. Sie brachte Muth in das ſchwer gedrückte Herz des deutſchen Freiwilligen. Die Sonne hat wirklich ein wunderbares Belebungselement für die ſinnenden Menſchen, die in lauter Gedanken das Leben hindurch klettern, und jener körperlichen Anregung zur Freude entbehren, welche die ſtumpfe Maſſe, und die eigentlich glücklichen Menſchen zu Luſt und Jauchzen ſtachelt. Valerius gehörte nicht zu dieſen letzteren, und er verehrte darum die Sonne wie ein Peruaner; ſie war ihm das wirkliche Auge des Himmels, und Gott und der Himmel waren für ihn der Begriff von eitel Schönheit, Freude und Glück.

Es war ihm aber auch dieſer Troſt nöthiger als je, es that ihm mehr als je Noth, ins Auge, in die Seele der Welt hineinzublicken. Er befand ſich auf jenem traurigen Standpunkte menſchlicher Entwickelung, wo der graue Zweifel, die aſchfarbene Ungewißheit Herz und Geiſt anfüllt, wo bei leidenſchaftlichen Menſchen die Verzweiflung ausbricht, bei Ruhigeren aber jene tödtliche Gleichgültigkeit des Unbehagens. Sogar die Vergangenheit war ihm verleidet: ſein eigenes ſicheres, abgemachtes Weſen, das ihn früher ausgezeichnet hatte, war jetzt ſeiner Erinnerung ein Gräuel. Abgeſchmackt, eitel, thöricht erſchien ihm dieſe knabenhafte Sicherheit, dies ganze geſetzte Weſen, das ihm ſtets ein ſo großes Uebergewicht unter ſeiner Umgebung eingeräumt hatte.

Und doch waren es nicht jene Freiheitsgedanken an ſich, die er jetzt bezweifelte, es waren die Verhältniſſe im Großen, die allgemeinen hiſtoriſchen Entwickelungen, die ihm den Geiſt mit Dämmerung bedeckten. Er ahnte das Tauſendfältige der menſchlichen Zuſtände, die tauſendfältigen Nuancen der Weltgeſchichte, die millionenfachen Wechſel in der Geſtalt eines Jahrhunderts und in der Geſtalt ſeiner Wünſche und Bedürfniſſe. Er ſah die Armuth des menſchlichen Geiſtes, der reformiren will, neben dem unabſehbaren Reichthume, der unendlichen Mannigfaltigkeit dieſer Welt und ihres verborgenen ewigen Gedankens. Wie ein Prisma ſchimmerte ihm aus dem Dunkel ſeiner Seele jener ewige Gott der Welt mit ſeinen Farben. Und dies Gefühl der Schwäche, daß er nicht eine einzelne beſtimmte Farbe herausblicken konnte, das Gefühl der Ohnmacht, ſie nicht im Geiſte alle vereinigt halten zu können, dies Gefühl der menſchlichen Beſchränktheit drückte ihn zu Boden.

Es giebt Menſchen, welche zu ſtolz ſind, einen Schritt weiter zu gehen, bevor ſie das Ziel genau kennen, auf welches ſie losſchreiten. Zu dieſen gehörte Valerius. Er glaubte noch an all ſeine früheren Gedanken, aber ſie erſchienen ihm jetzt unvollkommen, Anfänge der Bildung.

Das ſind die troſtloſeſten Momente im Leben, wo wir den Fuß erhoben haben von einer früheren Entwickelungsſtufe, und noch keinen neuen feſten Boden unter uns fühlen. Wir ſehen mit Schrecken, wie tief jene Stufe noch gelegen, wir erinnern uns mit Scham, wie weit wir uns ſchon vorgeſchritten glaubten, als wir auf jener Stufe ſtanden, und der Gedanke zerknirſcht unſer ſtolzes Herz, daß wir beim nächſten Ruhepunkte wieder in denſelben Irrthum verfallen, und uns für fertig, für vollendet halten werden. Wir ſehen ängſtlich fragend zum Himmel: wo iſt das Ende, wo iſt der Gipfelpunkt des Menſchen? Aber der blaue Himmel iſt endlos für das menſchliche Auge, und wenn wir noch ſo hoch geſtiegen ſind, wir wiſſen's nicht, ob es höher Stehende giebt, die uns verlachen. Da bricht das Herz, und wir greifen nach jener Milde und Toleranz für Andere, damit wir Verſöhnung in das Leben bringen.

Valerius ſeufzte tief auf nach ſolchen Gedanken, und ſah ſchmerzlich lächelnd in die Sonne: Nun denn, du mildes Licht, ich will eben weiter gehen, und jeder deiner Strahlen ſoll mir Muth verleihen. Es war ihm ſanft zu Sinne, als habe er ſich recht ausgeweint, und er ging leichten Schrittes in den Hof hinunter, um einen Ritt ins Freie zu machen. Er wollte mit der Sonne ſchwelgen. Magyac war nicht zu ſehen; als wieder rüſtig gewordener Soldat ging er nach dem Pferdeſtall, den lithauiſchen Gaul ſelbſt zu ſatteln, den ihm der Graf geſchenkt hatte.

Zu ſeinem Erſtaunen fand er das Pferd ſchon geſattelt, ſogar ſchon aufgezäumt. Beim Umherblicken bemerkte er, daß alle übrigen Gäule ebenfalls angeſchirrt und zum Ausreiten bereit waren.

In geringer Entfernung von ihm legte Magyac eben dem letzten noch übrigen Thiere einen alten Koſakenſattel auf; Cöleſtin ſtand neben ihm an die Pfoſte gelehnt, und Valerius hörte bald, daß ſie in einem lebhaften Zwiegeſpräch begriffen waren. Beide kehrten ihm den Rücken zu, und hatten ihn nicht geſehen.

„Und was wird's Euch helfen, Ihr Tellerlecker, wenn's glücklich ausgeht", ſagte Magnac, „was? Für 'nen dummen Herrn bekommt Ihr einen klugen?"

Beſſer einen, als zwei! erwiderte Cöleſtin.

„Beſſer gar keinen!"

Das geht nicht, dummer Bauer, Herrſchaft muß ſein.

Magnac lachte, hielt einen Augenblick inne im Schnallen des Sattelgurtes, und ſah vor ſich hin, als beſänne er ſich auf etwas, dann ſprach er ſchnell: „Dein Graf iſt einer der ſchlimmſten — er ſchlägt die Woche ſiebenmal nach Dir, und ſchenkt Dir's ganze Jahr nicht einen Schluck".

Dafür nehm' ich mir alle Stunden einen.

Cöleſtin zog bei dieſen Worten eine kleine Flaſche aus ſeiner kurzen abgetragenen Kutka, ſtemmte ſie feſt unter ſeinen Schnurrbart, legte den Kopf tief in den Nacken und that einen langen Schluck. Darauf ſchüttelte und räuſperte er ſich, gleich als ob ihm der Trunk entſetzlich vorkäme, und reichte dem Magnac die Flaſche. Valerius belächelte dieſe Säufermanier, und ſtellte ſich hinter einen hohen Futterkaſten, um dem Geſpräche weiter zuzuhören, wenn ſich Magnac etwa beim Zurückgeben der Flaſche umkehren ſollte.

„Wie lange dienſt Du dem Grafen ſchon?"

Länger als Du Grünſchnabel pfeifen kannſt — im ſechsunddreißigſten Jahre.

„Da haſt Du Kosciusko noch geſehen?"

Alle Tage. Und dabei nahm er ſeine Mütze andächtig vom Kopfe, und murmelte etwas vor ſich hin.

Magnac hatte ſich bei der Frage umgewendet, und ſah ihn mit blitzenden Augen an.

„Kosciusko hat nie einen Polen geſchlagen — weißt Du das?" Und dabei fing er das alte Volkslied an „Noch iſt Polen nicht verloren", und wenn er an den Refrain kam „Kosciusko führt uns an", da zwickte und kitzelte er das Pferd, daß es wieherte und hinten und vorn ausſchlug, und je mehr es lärmte, deſto ſtärker ſang er.

Hatt' es der Schmied geſtern eilig? fragte Cöleſtin nach einer Weile.

„Ja wohl, die Hunde zotteln wie die Wölfe uberall herum, ſie hungern!“

Nun, zu packen habe ich nicht viel, das ſilberne Tiſchzeug iſt ſchon lange in Warſchau, meinetwegen können ſie jede Stunde kommen, 's iſt mir nur um die gnädige Gräfin —

„Iſt's denn wahr, Cöleſtin, daß König Stanislaus in ſie verliebt geweſen iſt“ —

Es iſt die beſte Polin von der Warthe bis an den Dniepr, Du naſeweiſer Lümmel.

„Ich weiß, ich weiß, Alter. Laſſ' uns noch eins trinken. So lange der Schmied ein Paar Augen im Kopfe hat, und ſeine großen Fäuſte auf die Flinte legen kann, ſind ihre weißen Haare in Sicherheit. 's wird ein luſtiges Jahr, du krummer Schimmel, und 's werden viele Franzoſen traurig werden, die unſere Kutka nicht mehr tragen mögen. Gieb her, Du langer Sauſaus, ich will eins auf den alten Krukowiecki trinken.“ —

In dieſem Augenblicke hörte man Cöleſtin rufen. Er ſteckte eiligſt die Flaſche ein, wiſchte ſich den Schnurrbart ab, hauchte ſchnell einige Mal in die Luft, und machte ſich eiligſt davon.

„Vergiß nicht, Alter, heut' Abend wegen des Feuers“ — rief ihm Magyac nach.

Valerius ging jetzt nach dem Stande ſeines Pferdes, und machte Geräuſch, als ob er eben erſt in den Stall trete. Magyac kam eiligſt herbeigeſprungen, und bat ihn, heute noch nicht auszureiten. Valerius fragte ihn nach der Urſache dieſer Bitte. Der junge Pole meinte, des Herrn Kopfwunde ſei noch nicht ſo weit.

Poſſen, ſagte dieſer, und griff nach dem Zaum.

„Die Gegend iſt unſicher, es reiten Ruſſen durch die Wälder, Herr.“

Valerius zog das Pferd hinter ſich fort, der Stallthüre zu.

Magyac kratzte ſich verdrießlich in den Haaren, endlich als jener den Fuß in den Steigbügel ſetzte, kam er eiligſt hinzugeſprungen, „Herr, reitet nicht, der Schmied von Wavre iſt da geweſen".

Wer iſt der Schmied von Wavre?

„Ein Pole, Herr."

In dieſem Augenblicke ward ein Fenſter im Schloſſe geöffnet, und Joel rief haſtig herunter, der Herr Graf ließe Valerius bitten, eiligſt zu ihm zu kommen. Hedwig öffnete den andern Fenſterflügel und winkte ihm heftig. Es blieb ihm keine Zeit, nähere Aufklärung von Magyac zu erfahren, und dieſer hatte nichts eiliger zu thun, als das Pferd wieder in den Stall zu ziehen.

Valerius fand ein lautes Leben im großen Saale. Kutſcher und Pferdeknechte trugen allerlei Waffen herbei und ſtellten und legten ſie neben den Stuhl des Grafen und auf den Tiſch, der vor ihm ſtand; Cöleſtin öffnete Weinflaſchen, der Kutſcher lud die Doppelflinte mit Kugeln, Hedwig tanzte ſingend herum, der Graf herrſchte den Leuten allerlei Befehle zu. Selbſt Joel lud Piſtolen; nur die alte Gräfin ſaß wie immer in ihren ſchwarzen Gewändern unbeweglich auf der Stelle, wo ſie alle Tage ſaß; ihre Augen ſahen gläſern und unbeweglich auf all die Dinge, und ſchienen nichts zu bemerken.

„Sie müſſen zu Hauſe bleiben, Herr von Valerius — rief der Graf, der Teufel iſt los. Wir müſſen einen Ueberfall gewärtigen, es ſind ruſſiſche Streifcorps in der Nähe; Graf Stanislaus, den ich ſchon ſeit mehreren Tagen erwarte, kommt nicht. Er wollte uns mit einem Trupp Uhlanen nach Warſchau escortiren, da er für unſere Sicherheit fürchtete. Vielleicht iſt ſein Trupp zu klein geweſen, und er iſt abgeſchnitten von uns, vielleicht hält er auch die Gefahr nicht für ſo dringend, kurz, wir ſind unſerem Muthe überlaſſen." —

Wer ſagt denn aber, daß die Gefahr ſo nahe ſei? es iſt durchaus nicht wahrſcheinlich, daß —

„Ei, den Teufel auch, der Schmied von Wavre iſt heute Nacht da geweſen.“ —

Aber wer iſt denn dieſer —

In dem Augenblicke hörte man das ſchnelle Wechſeln mehrerer Flintenſchüſſe im nahen Walde.

„Auf Eure Poſten, Ihr Schurken“, ſchrie der Graf, und die Bedienten flogen zur Thür hinaus. Valerius trat ans Fenſter, und ſah Alles, was von Knechten und Bedienten im Hauſe war, mit Waffen, meiſt Jagdflinten, an allerlei Verſtecke eilen — und ſich poſtiren. Thaddäus Magyac ſtand an die Pfoſte der Pferdeſtallthür gelehnt, und ſah unverwandten Blickes nach dem Walde. Des Grafen Stuhl und Tiſch wurden nach dem Fenſter hingerückt, damit er die erſten Kugeln in die Weite ſenden könne. Joel war zu demſelben Zwecke ans zweite Fenſter getreten; Valerius ans dritte poſtirt. Cöleſtin ſtand zum Laden am Tiſche, und hatte einen großen Haufen Patronen vor ſich ausgebreitet. Der Graf bat ſeine Mutter, nach ihrem Zimmer zu gehen, ſie ſchüttelte aber den Kopf und blieb unverrückt in der alten Stellung. Hedwig, der ein Gleiches anbefohlen wurde, erklärte, daß ſie die Großmutter nicht verlaſſen wolle, und es träfen nicht alle Kugeln. Der Graf ſtieß einen Fluch aus, und lachte hinterdrein; Joel machte eine bittende Bewegung nach Hedwig hin, ſie trotzte ihm aber mit einem halb böſen Geſicht, und ſprach halblaut wie die kleinen Kinder gewöhnlich ſagen: Ich will aber nicht — da ſchien es, als flöge ein Schatten ungewöhnlichen Lebens über das Geſicht der alten Gräfin, und als zucke ein ſchneller Strahl aus ihren ſonſt ſprachloſen Augen über Joel hin. Sie griff haſtig nach der Hand Hedwigs, und zog ſie zu ſich nieder.

Es trat eine erwartungsvolle Stille ein, die wol eine Viertelſtunde lang anhielt — nun hatte aber die Spannung dem leichtſinnigen Volkscharakter zu lange gedauert, der Graf ſchlug ein lautes Gelächter auf, griff nach einer Weinflaſche, rief dem Thaddäus zu, in den Wald auf Kundſchaft zu gehen, und bat Valerius, mit ihm zu frühſtücken. Man ſchloß die Fenſter, und das Leben des Tages ging weiter, als wäre man in der größten Sicherheit. Der Graf trank mehr als gewöhnlich, und ſchickte beim Abendeſſen Cöleſtin in den Keller, um Champagner zu holen; „die kleine Hedwig", ſagte er, „hat ſich heute ſo tapfer bewieſen, ſie trinkt gern ein Glas Champagner, ſie muß ihr Siegesfeſt feiern". Hedwig klatſchte in die Hände, ſprang zum Vater hin und küßte ihn — eine ſeltene Erſcheinung in ihrem Weſen. „Papa", ſagte ſie mit muthwilliger Stimme, und drehte mit den weißen Händen ſeinen dunkeln Schnurrbart, „laſſ' mich Soldat werden." — Der Graf lachte, antwortete aber dem Valerius, welcher unterdeß ſeinen geſtrigen Verſuch mit dem Kamin erzählt hatte, und ihn wiederholen wollte. Hedwig ſprang fröhlich zu dem Vorſchlage über, ein Bedienter ward ſogleich beordert, und in wenig Minuten loderte ein luſtiges Feuer auf. Eben kam Cöleſtin mit den Flaſchen, ſah mit großer Beſtürzung nach der lodernden Flamme, und flüſterte eiligſt dem Grafen etwas ins Ohr — „halt's Maul, alter Narr, und mach' den Draht von der Flaſche" — Cöleſtin zog ſein Augenlid einmal ganz in die Höhe, und ſchoß einen ſtechenden Blick auf Valerius. Dieſer freute ſich indeß mit Hedwig und Joel des Feuers; der Champagner ſpritzte, man trank auf die Befreiung des Vaterlandes, und es war ein wunderlicher Anblick, wie die Flamme über die Mordgewehre und luſtigen Geſichter hinlief, und von der alten düſteren Gräfin abzuprallen ſchien, welche dem Feuer den Rücken kehrte und nach den Fenſtern hinſtarrte, hinter welchen die Nacht lag. Joel, den der Wein aufgeregt hatte, ſang mit Begeiſterung ein altes polniſches Schlachtlied, und ſelbſt der halbtrunkene Graf ſchien der ſonoren Stimme und der alten herzergreifenden Melodie mit großem Antheil zuzuhören, das vaterländiſche Intereſſe war unverletzt, ja ſogar poetiſch in ihm erhalten. „Schade, Joel", ſagte er am Schluß des Liedes, und ſtürzte ein volles Glas hinunter, „ſchade, Joel, daß Du ein Jude biſt." —

Wie ein Schwertſchlag traf dies Wort drei Herzen: Joel zitterte am ganzen Leibe, Valerius fühlte ſich von Scham- und

Zornesröthe übergoſſen, und aus Hedwigs Augen tropften große Thränen. Da flog Thaddäus wie ein Pfeil in den Saal — „Sie ſind da, Herr — das unnütze Feuer hat ſie gelockt“, und damit riß er dem Cöleſtin ein feuchtes Tuch aus der Hand, womit dieſer den überfließenden Wein aufgetrocknet hatte, und warf es auf das Kaminfeuer, daß es zur Hälfte erloſch. „Dreiſter Schurke, rief der Graf, und hob die Hand nach ihm aus, Magnac wich auf die Seite, und ſtieß dabei Cöleſtin in die Rippen — „Schafskopf“, vor ſich hin murrend, „nicht mal ſo viel nütze.“ Er riß das Fenſter auf, warf die nächſten Lichter um, und nahm die Büchſe, die er fortwährend in der Hand gehalten hatte, an den Backen. Das war Alles ein Augenblick, und wirklich krachten zwei, drei Schüſſe ganz in der Nähe, die Fenſter klirrten, die Kugeln ſchlugen in die Decke des Saales, ein wildes Hurrah drang herauf — Valerius löſchte ſchnell das Kaminfeuer vollends, es ward einen Augenblick finſter im Saale, nur auf die den Fenſtern gegenüberliegende Wand fiel ein lichter Streifen von einem brennenden Licht, das Cöleſtin hinter den Ofen poſtirt hatte. Schüſſe und Geſchrei von unten wuchſen. Die Leute des Grafen begannen aus Ställen und von Böden herunter ein ſicher treffendes Gegenfeuer; der Mond kam herauf und beleuchtete den Raum vor dem Schloſſe und den Saal. Ueberraſcht durch den unerwarteten Widerſtand ſammelte ſich das ruſſiſche Streifcorps — denn ein ſolches machte den Ueberfall — und hielt einen Augenblick an. Sie mochten etwa noch hundertfünfzig Schritte entfernt vom Schloſſe ſein, und man konnte ſie beim Schimmer des Mondes von dort genau überſehen. Die baufälligen, ſchlechten Ställe und Wirthſchaftsgebäude befanden ſich zur linken und rechten Hand des Schloſſes, und ließen die Ausſicht nach dem Walde frei. Man erkannte leicht, daß es eine gemiſchte Truppe war, nicht eben zahlreich, aber doch der Mannſchaft des Schloſſes um das Doppelte überlegen. Sie war nur zur Hälfte beritten, einige Cuiraſſe und Lanzenſpitzen flimmerten in der Luft, hie und da ſah man ein Bayonnet. Während des kurzen Stillſtandes ſchienen ſie auf Jemand zu warten; wirklich ſprengte auch ein ſchwerer Reiter herzu, man hörte einige kurze, herriſche Worte, und die Truppe ſetzte ſich eben in Bewegung. Da begann Thaddäus jenes durchdringende Pfeifen, das ganz den ſcharfen Tönen einer Droſſel glich, wenn ſie einſam im Walde ihre Stimme erhebt — auf allen Böden, in allen Stallthüren ward es wiederholt. Wie vom Blitz getroffen hielt der Feind inne. — „Der Schmied, der Schmied“, ging's von Munde zu Munde — jetzt knallte der Schuß des Thaddäus, und jener ſchwere Reiter, welcher der Anführer zu ſein ſchien, knickte vorn über den Hals des Pferdes herab. Dadurch wurde jener zweifelhafte Zuſtand aufgelöſt; die Ruſſen, welche vor einer verborgenen Macht beſorgt zu ſein ſchienen, ſtürzten jetzt in wildem Sprunge auf das Schloß zu; die Polen, welche jenen geheimen Schrecken benutzt hatten, um ihrer Lage irgend eine andere Wendung zu geben, brannten nun auch all ihre Schüſſe ab und die meiſten ſchlugen ſicher in die heranſtürmende Maſſe. Die ſchlecht verwahrte Hausthür gab den Belagerten nur ſo viel Zeit, friſch zu laden, die Thür des Saales mit Stühlen und Tiſchen zu verrammeln, und die außen verſteckten Polen konnten noch einige gut gezielte Schüſſe theils unter die Belagerer ſchicken, theils nach den unvorſichtigen Ruſſen richten, welche ſich einzeln nach den Ställen wagten, um ein Pferd zu erbeuten.

Natürlich ging das Alles raſcher, als es erzählt werden kann; die Schritte, die Schüſſe und Tod und Wunden flogen. Und in all dem Lärmen ſaß die alte Gräfin regungslos an ihrer alten Stelle, der bleiche Mondesſchimmer zitterte über ihr ſteinernes Geſicht hin, nur wenn ihr Sohn ſeinen wilden Jubel ob eines friſch getroffenen Ruſſen aufſchlug, da ſchien es, als ſchlüge ein Funke aus ihren ſtarren Augen. Hedwig lief hin und her, um Patronen zuzutragen. Joel flüſterte ihr leiſe etwas zu, und deutete auf die alte Balconthür, es ſchien aber nicht, als ob ſie etwas erwidere.

Die Hausthür war gebrochen, der Schwarm ſtürzte die Treppe herauf, ein Schuß fuhr durch die Thür und man hörte ihn noch durch die gegenüberſtehende Thür des Saales dringen. Die gewaltige Wucht von mehreren Kolben flog an das Schloß, und ſtöhnend ſprang es auf. Der Graf hatte ſich in die Schußlinie rücken laſſen, die drei übrigen Schützen ſtanden neben und hinter ihm, nur zwei Schritt ſeitwärts ſaß die alte Gräfin: umſonſt ſchrie ihr Sohn, umſonſt zerrte Hedwig, ſie ſaß noch unbeweglich, als man die gierigen Augen der Feinde erblickte. Vier Schüſſe drängten ſich von innen mit tödtlicher Haſt durch die enge Pforte, die Vorderſten ſtürzten, und Cöleſtin harrte mit geſpannter Piſtole an der Mauer neben der Thür, um den erſten Eintretenden niederzuſtrecken. Eine augenblickliche Pauſe trat ein; Valerius glaubte während der letzten Salve ein Geräuſch hinter ſich gehört zu haben, er warf einen ſchnellen Blick herum, eine breite Geſtalt ſtand hinter ihm, die Balconthür lag an der Erde, von allen Seiten hörte man jenes ſchrillende Pfeifen, „der Schmied von Wavre“, ſchrie Alles durcheinander.

10.

So gewaltig iſt ſelbſt bei ſtumpfen Barbaren die moraliſche Kraft eines Begriffes: vor dieſem gefürchteten Namen ſchraken die Angreifer bis zur Unthätigkeit zuſammen. Cöleſtin war der erſte, welcher ihn ausrief; das verhängnißvolle Pfeifen in ihrem Rücken, der Anblick jener Geſtalt, die nur drohend eine lange Flinte in die Höhe hielt, preßte den Ruſſen das gleiche Geſchrei dieſes Namens aus, und ſie ſtanden gelähmt wie die Wölfe, welche eine Feuerflamme vor ſich aufſchlagen ſehen.

Die Genoſſen des Schmiedes, welche von der Hausthür herauf gedrungen waren, und ſich mit der Beſatzung aus den Ställen verbunden hatten, überwältigten mit leichter Mühe den Reſt des Streifcorps, der ſich nur matt widerſetzte. In dieſem

Augenblicke hörte man vor dem Schloſſe die Fanfare einer Trompete. Cöleſtin hob wirklich mit frohlockender Miene ſein Licht hinter dem Ofen hervor, der Schmied — denn dies war wirklich der ſo plötzlich erſchienene Mann — ſprang mit einem Satze zum Fenſter. Valerius, im Anſchauen desſelben verloren, ſah ihn das blitzende graue Auge wie einen Pfeil hinabſchießen — „es wird Graf Stanislaus endlich ſein", ſchrie der Graf; ein flüchtiges Licht der Befriedigung flog über das Antlitz des Schmiedes und er nickte leicht mit dem Kopfe. Darauf ging er raſchen Schrittes zum Stuhle der alten Gräfin, nahm ſeine dunkelrothe Pelzmütze ab, bückte ſich tief und küßte den Saum ihres ſchwarzen Gewandes. Sein dichter Buſch brauner Haare, hie und da ſchon mit grauen vermiſcht, fiel ihm dabei ins Geſicht, und er murmelte einige unverſtändliche Worte.

Der Graf rief indeß nach Cöleſtin, er ſolle eine Flaſche Champagner und einen der Gefangenen herbeibringen. Die Bedienten ſchleppten einen der Cuiraſſiere in den Saal. Er fiel um Gnade flehend vor dem Grafen auf die Knie, und aus einem mit Haaren verwachſenen ſchwarzen Geſichte ſahen ſeine trüben, ausdrucksloſen Augen ſtarr auf die Hand ſeines neuen Herrn. Cöleſtin ſchenkte den Wein ins große Bierglas, deſſen ſich der Graf zu bedienen pflegte; dieſer aber ſpannte den Hahn eines Piſtols, und ſchoß die Ladung dem Gefangenen ins Geſicht. Das arme Schlachtopfer duckte in Todesangſt den Kopf nieder, und die Kugel riß ihm das Hinterhaupt entzwei, daß das Hirn weit umherſpritzte. —

Schreiend ſtürzte Hedwig herbei, um dem Vater in den Arm zu fallen, es war aber zu ſpät. Der Graf ſtieß einen Fluch aus, und wollte den Körper des Unglücklichen mit dem Fuße fortſtoßen, ein heftiger Schmerz erinnerte ihn aber an ſeine Krankheit; er griff zur Entſchädigung nach dem vollen Glaſe und trank es in einem Zuge leer.

Als die Bedienten den Zerſchoſſenen hinausſchleiften, erſchien Graf Stanislaus an der Thür. Kopfſchüttelnd und mit trübem

Ausdrucke im Geſicht überſah er noch ſchnell, was ſich eben ereignet hatte. Lärmend hieß ihn der Graf willkommen, erzählte ihm, was vorgefallen, und mit den Worten „zu rechter Zeit kam der Schmied“, wollte er ſich eben zu dieſem herumwenden, als er erſt bemerkte, daß dieſer Mann ſchon verſchwunden ſei, ohne einen Dank abzuwarten.

Stanislaus, ein hoch gewachſener junger und blühender Mann, erklärte, die Abreiſe nach Warſchau müßte ſogleich vor ſich gehen, die Streifcorps drängten immer häufiger hinüber, jede Stunde Aufſchub ſei Verluſt, man würde ohnedies nur bei großem Glücke ungefährdet paſſiren können.

Cöleſtin brachte die Nachricht, der Schmied mit ſeinen Leuten ſei aufgebrochen, um die Straße für die gnädige Frau Gräfin rein zu halten, die Reiſe müſſe aber ſogleich angetreten werden, Magyac kenne die Tour genau, welche zu nehmen ſei, an ihn ſolle man ſich halten. Der Graf runzelte die Stirn und gab Befehl, aufzubrechen.

Binnen einer halben Stunde ſaß er im erſten Wagen wohl verpackt, und rings mit Waffen umgeben, im zweiten fuhren die Damen, Stanislaus ritt auf der einen Seite, Valerius und Joel trabten auf der andern, dieſer mit dem traurigſten Geſichte von der Welt. Magyac eröffnete den Zug mit der Hälfte von den mit Stanislaus angekommenen Uhlanen, die andere Hälfte mit den berittenen Bedienten des Grafen ſchloß ihn. Das wüſte Herrnhaus mit den todten Ruſſen blieb einſam zurück, die übrigen Gefangenen waren mit dem Schmiede und ſeinen Leuten verſchwunden. Es ging im raſchen Trabe durch den Wald hin, an keinem Wagen war ein Licht zu ſehen, hie und da nur fielen glänzende Mondesſtrahlen auf den ſchwarzen Trupp, und von Zeit zu Zeit hörte man jenes Droſſelpfeifen tief aus dem Walde, das Magyac an der Spitze des Zuges beantwortete.

Von den Reitern konnte Niemand ſprechen, weil ſie mit größter Sorgfalt auf Weg und Pferde achten mußten, alle Minuten ſtolperte ein Thier über die Baumwurzeln. Nur Hedwig that einige leichte Fragen an Stanislaus, und fragte Valerius und Joel, ob Niemand verwundet worden ſei — „ich ſeh' ja durch den Mondſchein, lieber Joel, daß Sie ein klägliches Geſicht machen? Pfui doch, ſolch ein raſcher Schütze, ſolch ein friſcher Reiter“. —

Joel ſeufzte tief auf, und Valerius ſah bei einem Blicke des Mondes ein ſchmerzliches Lächeln über ſein Geſicht gleiten. Valerius ſelbſt war aber zu voll von dem, was vorgefallen. Das Bild des Schmieds von Wavre wich nicht von den Augen ſeines Gedächtniſſes. Er erſchien ihm wie die verkörperte ſchmiegſame Kraft dieſer ganzen Nation. All jenes verſchloſſene, verſchlagene Element dieſes Volkes mit den blitzraſchen Bewegungen, jene vornehme Armuth, jener ganze Anſtrich von heldenmüthigen Brigants, den eine inſurgirende Nation von dieſer fliegenden Tapferkeit leicht erhält, all dies urſprüngliche Sarmatenthum erblickte er in dieſem Manne.

Wie er da ſtand — ſprach die Erinnerung eifrig in ihm fort — als ſein bloßer Anblick den Sieg entſchieden hatte, in dem kurzen weißgrauen Kittel, den der breite Ledergurt ſtraff zuſammenzog! Die Muskeln ſeiner Hand ſpielten wie heiße Sonnenſtrahlen an der Büchſe — und unter dem Pulverdampfe von des Grafen Mordpiſtole verſchwand er wie ein Geiſt, es war der Urgeiſt einer Nation. —

Er ertappte ſich lächelnd auf dieſen Uebertreibungen, konnte und wollte ſich aber nicht davon losmachen Das Leben wird erſt unſer, wenn es ſich wieder erzeugt in unſerm Innern, darum ſind die Dichter die reichſten Menſchen, darum ſind ſie kleine Götter, die alle Tage eine Welt ſchaffen, und ſich mit dem Troſte zu Bette legen: Siehe, es war Alles ſehr gut. Im Sturm der Dinge ſelbſt ſind wir die Beute der Dinge; iſt es doch ein Hauptglück des gegenwärtigſten Reizes, der Liebe, ſich ihrer zu erinnern. Ein jahrelang erſehnter Kuß, im Fluge geraubt und erwidert, macht ein ganzes darauffolgendes Leben voll Gewöhnlichkeit erträglich, während jener eigentliche Lebensaugenblick an ſich kaum empfunden ward, und nur durch die lange Erwartung vorher und die lange Erinnerung nachher ein beglückendes Ereigniß wurde.

So liegt in uns von Hauſe aus jener viel geſuchte Sieg über das Aeußere.

Aber auch dieſe nachſchaffende Fähigkeit war getrubt in Valerius, er reizte ſich mehr zum Genuß, als daß dieſer Genuß ihn aufgeſucht hätte. Der Mittelpunkt ſeines Lebens war verſchoben, und alles Uebrige dadurch in Unordnung gerathen. So machte er ſich Vorwürfe über dieſe ärmliche Manier, wie er's nannte, nur das zu erkennen und zu ergreifen, was vorüber ſei, nicht der gegenwärtige Anblick dieſes ſpärlich erleuchteten nächtlichen Zuges wecke ein romantiſches Gefühl in ihm, ſchalt er weiter, nein, es ſei der Augenblick, als vor fünf Minuten die Mondesſtrahlen glänzend durch die Baumgipfel gebrochen ſeien, jener Augenblick übe den Reiz auf ſein Inneres, obwol das Auge noch fortwährend dasſelbe ſehen könne, jener vergangene Augenblick liege bereits als geſchichtliches Bild dieſer Fahrt in ſeinem Gedächtniſſe. — Ich will keine Vergangenheit, ich will Gegenwart, ſprach er wie ein ungezogenes Kind vor ſich hin — ich will ein Menſch ſein, nicht aber ein Künſtler, den Träume beglücken. —

So wüthet der Menſch gegen ſein Fleiſch, und der Starke ſchmäht ſeine doppelten Kräfte, weil er in den Stunden des Unmuths einen Schwachen lächeln ſieht, und dieſen um ſeine Schwäche beneiden zu müſſen glaubt.

Aber wir mögen uns noch ſo viel Mühe geben, unſerem Weſen ungetreu zu werden, unſer eigentliches Weſen iſt unſere Geſundheit, und die Natur ſtrebt immer von ſelbſt wieder dahin zurück.

Ehe er ſich ſeines Unmuths recht bewußt wurde, war Valerius mit den Gedanken in Deutſchland, und ein Ort nach dem andern mußte ſich ihm darſtellen im Mondſchein dieſer Nacht. Das ſind Bilder, die den Menſchen am meiſten befangen mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit. Eine Gruppe nach der andern

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02147/007

breitet ſich vor ihm aus, jede hat ihre tauſend Beziehungen und Gewichte, die ſich fortwährend im Gleiſe erhalten, jede führt zu einer neuen, und der Geiſt irrt von einem Lande zum andern, über den Ocean, wo jener Mondſchein nicht zu ſehen iſt, und die Leute im Sonnenſtrahl umherwandeln — „beim Schein des Mondes, beim Strahl der Sonne denken wol manche von jenen Leuten an den Kampf in Polen, und ſo weckt und wirkt Alles durcheinander in dieſer Welt, und der Gedanke an den Allmächtigen füllt das Herz“ —

„Camilla, Camilla, die Welt iſt zu groß, das Intereſſe zu mannigfaltig, Gottes Gedanke zu tief, und ich will Alles ſuchen — Dein Auge kommt mir immer ſeltener, ich tauge nichts für die Liebe, ich bin krank an Ueberfluß, und arm an Liebe für das Einzelne, vergieb' mir!“ —

Da ſtolperte ſein Pferd über eine Wurzel, ſein Schenkel ward an einem Baume gequetſcht, und ſo erinnerte ihn die Gegenwart nur zu deutlich, daß er wiederum außer ihr geweſen ſei. Der Zug hielt ſtill, und jetzt erſt bemerkte Valerius, daß fernher aus dem Walde einzelne Feuer leuchteten. Er ritt vorſichtig bis an die Spitze des Zuges — Magnac ſah unentſchloſſen nach der Seite in den dichten Wald, als ſolle ihm von dort her Rath und Hilfe werden. Ein Umweg durch den Wald war nicht möglich für die Wagen, die Bäume ſtanden zu dicht.

Träumeriſch ſah Valerius nach den Feuern, er bemerkte es nicht, daß ſein Pferd langſamen Schrittes ihnen ſich näherte: Magnac war zwiſchen die Bäume geritten, wahrſcheinlich um zu recognosciren, und hatte keine Acht auf den melancholiſchen Deutſchen; die vorderſten Uhlanen mochten glauben, er wolle ebenfalls die Ortsgelegenheit näher erkunden — kurz er kam ungehindert den Feuern immer näher, und ohne nachzudenken betrachtete er das neue Schauſpiel. Etwa wie man ein Wouvermann'ſches Schlachtgemälde anſieht, ohne einen Augenblick daran zu denken, das ausgehobene Schwert des Mannes auf dem frieſiſchen Schimmel könne uns treffen.

Auf einer Lichtung war ein Trupp Koſaken gelagert, Roß und Reiter ruhten an der Erde, gewärmt durch hohe Feuer. Die Lanzen ſteckten ihnen zur Seite im Boden, und der größte Theil dieſer raſtloſen Steppenbewohner ſchien zu ſchlafen: hie und da erhob ſich einer mechaniſch mit dem halben Körper, und warf ein friſches Stück Holz in die Gluth, dann ſank er wieder in die vorige Stellung zurück, oder ſuchte ſich ein bequemeres Kopfkiſſen auf dem Bauche ſeines Pferdes. Die bärtigen, augenloſen Geſichter, zur Hälfte gewöhnlich im Schatten, zur Hälfte vom Feuer beleuchtet, erhöhten durch ihre Regungsloſigkeit die Täuſchung, ein Gemälde zu ſehen.

So kam der junge Träumer bis zu den letzten Bäumen, welche an ſeinem ſchmalen Wege die Lichtung begrenzten. Einige Schritte nur von ihm hielt der aufgeſtellte Wachtpoſten. Der Koſak war ebenfalls eingeſchlafen, und ſaß mit untergeſchlagenen Armen wie eine Bildſäule da. Mit dem rechten Arme hatte er die Lanze eingeklemmt, die linke Hand hielt den Zügel. Ein langer ſchneeweißer Bart fiel bis auf die Bruſt herab, ein kleines ſchwarzes Kreuz drängte ſich darunter hervor; wahrſcheinlich hatte er noch kurz vorher ſeine Andacht verrichtet, nicht ahnend, wie Noth es ihm ſein dürfte, um ſeinem Glauben nach glücklicher zu ſterben. Der Schlaf hatte ihn übereilt und ihm nicht geſtattet, das Kreuzchen wieder auf die behaarte Bruſt zurückzuſchieben.

Es war nur noch ein Schritt zwiſchen beiden Reitern, das Koſakenpferd zog langſam die trägen Augenlider in die Höhe und rückte den Kopf ein wenig aufwärts. Der Koſak, der die nachlaſſende Straffheit des Zügels empfinden, wol auch das Nahen eines Gegenſtandes bemerken mochte, machte eine Bewegung mit der Hand, öffnete die Augen, verſtorbene, lebensmüde Augen, öffnete den Mund —

Da fühlte Valerius den Zügel ſeines Pferdes von einer raſchen Hand gehalten, der Koſak verſchwand plötzlich von ſeinem Gaule, es erſchien ein anderer Reiter darauf, und ehe er ſich ermuntern konnte, ſah er ſich auf dem Rückwege zu ſeinem Zuge.

Der Schmied von Wavre ging neben ihm, ein junger polniſcher Bauer ritt zu ſeiner andern Seite auf dem Koſakenpferde. Mit Grauen ſah er bei den nachleuchtenden Feuern, wie der alte Koſak mit einer Schlinge um den Hals von dem Bauer nachgeſchleift wurde. Das Pferd des plötzlich Erwürgten trug eben ſo geduldig den neuen Reiter, der es ſo ſchnell von ſeinem vorigen befreit hatte. —

II.

Valerius war in jener Nacht nur auf kurze Zeiträume aus ſeiner Träumerei zu wecken geweſen. Er machte ſich die lebhafteſten Vorwürfe über dieſe gefährliche Schwäche, als ihm Magyac am andern Morgen die Begebenheiten der Nacht erzählte.

Das iſt jenes thörichte Leben in die Weite, in die Ferne, das den Baum vor Augen nicht merkt, bis er ſich kundgiebt durch einen heftigen Stoß. Das iſt jenes Raiſonniren ins Ungemeſſene hinaus, jenes deutſche Componiren der nächſten weltgeſchichtlichen Epochen, worüber die Gegenwart und das zeitig Nothwendige unbenützt vorüberſtreicht, das iſt jenes unpraktiſche Weſen, das ſich ſo gern und ſo leicht mit höheren weiteren Zwecken entſchuldigt, das geprieſen ſein möchte als weitſichtiges, höheres Element, und das doch übertroffen wird von jenem kleinen Buben, der das Pferd tränkt, da es eben dürſtet. Auf den nächſten Schritt ſoll man achten, und dem Augenblick leben, der eben da iſt, den Gegenſtand ergründen, der juſt neben uns ſteht.

So ſchalt er ſich, während Magyac erzählte. Der Schmied hatte das Bivouac umſtellt, und während die Schläfer mit wildem Geſchrei überfallen worden, waren die Wagen in größter Schnelligkeit ungehindert die Lichtung paſſirt. Nur das gnädige Fräulein, die bis zum Augenblick des Ueberfalls feſt geſchlafen, ſei, erweckt von dem plötzlichen Lärmen, aus dem Wagen geſprungen, und in den Wald hinein gelaufen; Joel, der ihr nachgeeilt, habe ſie zwar eingeholt, aber die Wagen ſeien längſt auf und davon geweſen, und ſo habe man das Fräulein hierher ins Haus gebracht, wo ſie jetzt noch ruhig ſchlafe.

„Aber wie bin ich denn hierher gekommen, Thaddäus?“

Ja, was weiß ich, Herr, Du ſagteſt ja zum Schmiede, daß Du ſeine Bekanntſchaft machen wollteſt. —

„So?“

Valerius befand ſich auf einer ähnlichen Waldlichtung, wie er heut' Nacht geſehen, in ſeinen Mantel gehüllt lag er an einem verglimmenden Feuer, hinter ihm ein langer ſtarker Baumſtamm. Dieſer hatte ihm zum Kiſſen gedient, wie er vermuthete, denn der Nacken ſchmerzte ihm gewaltig von dem kurzen Schlafe. Magyac ſaß vor ihm an der Erde, und ſcharrte einige Kartoffeln aus der Aſche, die er zum Frühſtück geröſtet hatte. Dann zog er ein Stück Schwarzbrod aus der einen Taſche ſeines Pelzes, und eine Schnapsflaſche aus der andern, und legte Alles vor Valerius hin, indem er ihn mit einem halb verſchmitzten, halb ſchmerzlichen Lächeln aufforderte, ſich des Frühſtücks zu bedienen.

Valerius nahm lächelnd einige Biſſen Brod. Trinkt getroſt, Herr, ſagte Thaddäus, es iſt Wein vom Grafen, im Lärm der Abreiſe hab' ich meine Flaſche leer und wieder voll gemacht — der alte Schurke, wenn nicht ſeine Mutter wäre, die der heilige Adalbert erhalten möge. —

Wo iſt Joel? Und wo ſind wir eigentlich? Thaddäus deutete auf einen Winkel des Gebäudes, unter deſſen Dache ſie ſich befanden — da lag der arme Junge zuſammengekrümmt unter ſeinem Mantel und ſchlief. Mit der Hand und einem bunten Tüchlein hielt er ſich einen Theil des Geſichts verdeckt — Valerius kannte das Tuch von jenem Abende, es war Hedwigs.

Thaddäus hatte die zweite Frage nicht beantwortet; eh' ſie Valerius wiederholte, ſah er ſich um, ob er ſie vielleicht ſelbſt beantworten könnte. Er erkannte nicht ohne Anſtrengung, daß er ſich mit ſeinen Gefährten unter einer ſogenannten Wildraufe befände, wie man ſie für ſtrenge Winter zur Atzung des Wildes anlegt. Einige alte zerfallene Krippen und Raufen, die umherlagen, erinnerten in ihren Trümmern daran. Solche Wildraufen beſtehen eigentlich nur aus einem ſchiefen Dache, das ſich auf eine Bretterwand und einige Pfoſten ſtützt. Die drei übrigen Zugänge ſind offen, und da die offene Seite nach Morgen lag, ſo ſchien die Sonne freundlich auf die Gruppe, und erheiterte wie immer den deutſchen Wallfahrer, wie er ſich manchmal nannte. Der Fichten- und Kieferwald glänzte mit den Funken des gerinnenden leichten Schnees, der den Abend vorher gefallen, und jetzt größtentheils ſchon wieder verſchwunden war. Es begann einer jener Wintertage, in deren Mundwinkeln ſchon ein Frühlingslächeln ſchwebt, ein lauer Thauwind zog langſam über die Fläche. Solch ein Wind iſt wie der Hauch eines jungen Mädchens, wenn er uns zum erſten Male berührt, und wir empfinden, welch eine Luſt es ſein müſſe, von den Lippen geküßt zu werden, über welche dieſer Athem flog. Frühlingsahnung, Ahnung einer ſchöneren Zeit zieht damit in unſere Bruſt.

Auch Valerius ſagte lächelnd: Es wird noch Alles gut werden — weiter, weiter.

Einer der Seitenausgänge dieſer Wildraufe war aber verſchloſſen durch ein Bretterhäuschen, das ſich daran lehnte, und mit der Hinterwand der Raufe eben jenen Winkel bildete, in welchem Joel lag.

Wer wohnt hier, Thaddäus? fragte Valerius von Neuem. Thaddäus umging aber die Frage noch einmal. In der guten alten Zeit, ſagte er, wo die Polen noch Polen waren, hat es hier in der Gegend einen freundlichen Herrn gegeben, welcher das Wild beſſer behandelte, als Mancher die Menſchen; der ließ in ſtrengen Wintern zuweilen hier Futter aufſchütten für die hungerigen Thiere — 's iſt aber lange her, und die alten Bretter ſind ſchon verfault, wenn der Wind hineinfährt, da ſtöhnen ſie wie die Wölfe, die ſich öfters hierher flüchten. —

Ich bin Dein Freund, Thaddäus, wer wohnt in jenem Hauſe —

Gott lohn's Euch, Herr, erwiderte dieſer, und griff nach Valerius Mantelzipfel, wir haben nicht viel Freunde, wir Polen in Schafspelzen, aber einen mächtigen, und einen ſtolzen Feind: den Ruſſen und den Edelmann — dort in der Hütte, Herr, aber — und dabei ſank ſeine Stimme zum Geflüſter herab — wohnt der Schmied — ſeit vielen, vielen Jahren ſchon — wer ſeine Wohnung verräth, begegnet keinem Polen mehr, ſetzte er mit blitzenden Augen hinzu — es führt kein Weg durch den Wald hierher, und eine Stunde im Umkreiſe haben ſeine Freunde einen Graben im Walde ringsum gezogen, über den kein Reiter ſetzt, es haben viel Leute daran gegraben —

Warum, fragte Valerius weiter, wohnt er denn ſchon ſo lange im Verborgenen?

Ein zuckendes, böſes Lächeln preßte ſich über Magnacs Geſicht, und er ſchien etwas Schlimmes auf der Zunge zu haben, aber er ſchluckte es hinunter, und nach einer Pauſe fuhr er fort mit wehmüthigem Tone: Es iſt ſchon lange her, daß ſie ihm Alles genommen haben — ich war ein kleiner Bube, als er noch in Wavre wohnte mit Weib und Kind, und 's war ein trüber, nebliger Herbſtabend, als ich wieder einmal bei der Schmiede ſtand, und mit großer Freude die glühenden Funken betrachtete, die durch den Nebel hinſtoben von des Schmiedes gewaltigen Schlägen. Ja, Herr, die alten Leute ſagen, ſie hätten Zeit ihres Lebens keinen tüchtigeren Polen geſehen als den Schmied Florian, und der ſelige Herr Koscinsco — Gott ſegne ſeine Aſche! — hat ihn immer den jungen Piaſten genannt. Ja, Herr, ſo war der Schmied, und als er an jenem Abende auf den Ambos ſchlug, da ſang er ein altes Lied von unſerer Freiheit, und die Geſellen ſangen mit, und das halbe Dorf verſammelte ſich um die Schmiede, 's war juſt der Abend vor'm heiligen Martinstage, die Leute in Wavre gedenken alle Jahre dieſes Abends. Denn als ſie noch nicht fertig waren mit der Axt, die der Schmied hämmerte, und dem Liede, das ſie alle ſangen, da kamen die Ruſſen aus Warſchau und wollten den Florian gefangen nehmen, weil er ein aufrühreriſcher Kopf ſei. Der Schmied aber ſchlug dem erſten, der ihm nahe kam, den Hammer vor den Kopf, daß er hinſchlug wie ein umgehauener Baum. Nun ging das Schießen los, denn es wagte ſich keiner mehr an den Polen. Es dauerte auch nicht lange, da lag Florians Weib und ſein rüſtiger Junge im Blute, und der Schmied ſtürzte heraus wie ein angeſchoſſener Eber mitten unter die Soldaten — ſie fuhren entſetzt nach allen Seiten auseinander, und ehe ſie ſich wieder ſammelten, war Florian in den Wäldern. Jeder Ruſſe, der ihn wieder geſehen, hat's mit dem Leben bezahlt. —

Florian iſt übrigens der beſte Mann im Lande, und thut keinem Kinde was zu Leide; viele Leute halten ihn auch für einen Heiligen; aber unglücklich iſt er ſehr, und wenn er am Tage um unſer Vaterland geweint hat, ſo weint er des Nachts um ſein Weib und ſeinen friſchen Buben. — Herr, ſeit ich den Schmied zum erſten Male in ſeinem Jammer belauſcht habe, ſeit der Zeit hat mich nichts mehr gerührt; — es war am verwichenen Martins-Abende, ich hatte einen Wolf erſchlagen, und wollte dem Florian die Haut bringen für den Winter, da ſah ich ihn durch die Thürſpalte vor ſeinem Heiligen auf den Knien liegen, das Waſſer lief ihm in den Bart, und er fragte ſchluchzend den lieben Gott, ob er wol wiſſe, wie ſchlecht es uns erginge im Lande Polen. — —

Thaddäus ſprach nicht weiter, es trat eine lange Pauſe ein, und Valerius reichte ihm die Hand, die jener heftig küßte. Der Mund des jungen Polen brannte heiß und fieberiſch.

Die Thür des kleinen Häuschens öffnete ſich, und Hedwig erſchien auf der Schwelle, friſch wie ein junger Waldbaum, den der Thau des Morgens erquickt hat. Sie ſah mit Lächeln auf den Schläfer im Winkel. Es lag ſo viel Schalkheit und ſo viel Wehmuth in dieſem Lächeln, daß man nicht wußte, ob jene größer als dieſe ſei. Joel ſchlug die Augen auf, und ſtreckte noch halb ſchlaftrunken die Arme nach ihr aus. Sie reichte ihm die Hand, und als er ſie an die Lippen führte, ſtrich ſie ihm leiſe damit über das Geſicht; ihre Hand berührte auch jenes Tüchlein, aber ſie ergriff es nicht.

12.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang,
Nun muß ſich Alles, Alles wenden!

Sie hatten den größten Theil des Tages über im Sonnenſcheine geſeſſen, und die Herzen hatten geſprochen mit jenen unmittelbaren Worten, die man nicht nacherzählen kann, und Valerius hatte zum erſten Male wieder ſeit langer, langer Zeit deutſche Lieder geſungen. Jene Verſe ſtahlen ſich aber immer von Neuem zwiſchen alle ſeine Lieder, die warme Luft ließ ſie nicht zur Ruhe kommen. Joel war ſchweigſam, aber ſanft und freundlich, und Hedwig hatte ihr inniges Ergötzen an all den neuen Weiſen, denn die Jugend liebt die Poeſie wie die friſche Luft. Joel hatte ſie die deutſche Sprache gelehrt, und wenn ſie ſich auch verwunderte, daß die Weiſen alle ſo langſam gingen, ſo hörte ſie doch nicht auf zu rufen: immer mehr, immer mehr!

Ueber dieſem Treiben kam der Abend; Magyac, der jenſeits des Grabens nach den im Dickicht untergebrachten Pferden geſehen hatte, kehrte zurück, machte in der Hütte ein Feuer an, und legte ſich auf ein Strohlager in einen Winkel. Kamin oder Ofen war nicht vorhanden, und der Rauch ſuchte ſich durch die vielen Oeffnungen des Daches ſeinen Weg. Kummervoll betrachtete Valerius dieſen unwirthlichen Raum, des armen Schmiedes ſteten Aufenthalt. Hedwig hatte ſich am Feuer niedergekauert, und wärmte ſich die Hände; Joel war nicht zu ſehen, bald aber hörte man von draußen her ſeine Stimme. Auch ihm war das traurige Herz aufgegangen in dieſen ſtillen Stunden, und was er nie zu ſprechen wagte, das ſang er jetzt in die Nacht hinaus, in den ſchweigſamen Wald hinein. Aber als ob es das polniſche Land nicht verſtehen ſollte, ſang auch er die Worte deutſcher Dichter. Er ſchien umher zu irren auf der Waldflur, manchmal verklangen die Worte in großer Ferne, manchmal hörte man ſie dicht an der Hütte. Hedwig horchte aufmerkſam, die Stimme kam eben näher und man verſtand die Worte:

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag."

Hedwig ſah mit wehmüthigen Blicken in das Feuer; Valerine, an die Wand ſich lehnend, ſah forſchend in ihr Angeſicht, es war Alles ſtill ringsum, man hörte durch die dünne Bretterwand, wie der Sänger leiſe ſeufzte, und ſich langſam entfernte. Klagend ſang er weiter:

„Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß Dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf ſie nicht erwarten.“

Die Stimme ſchwieg; es ſchien Valerius, als ſtunden dem ſchönen Mädchen die Augen voll Waſſer, aber ſie regte ſich nicht; der ſeidene Mantel glitt ihr langſam von der weißen Schulter — ſie ließ ihn gleiten; ihre langen Augenwimper ſenkten ſich kaum merklich ein wenig tiefer — man konnte das ſchöne Mädchen für ein Marmorbild halten.

13.

Nach einiger Zeit nahten ſich Schritte von mehreren Seiten, und man hörte draußen eine Menge Stimmen. Magnac ſprang auf und ging nach der Thür, bat aber Valerius, ſo lange in der Hütte zu bleiben, bis der Schmied zurückkäme. Durch die Spalten der Wand ſahen die Zurückbleibenden draußen unter der Wildrauſe ein Feuer auflodern, und rings um dasſelbe eine Schaar bewaffneter Bauern. Die Zahl derſelben wurde immer größer, ihr Geſpräch immer lebhafter und ſtürmiſcher.

Warum liegen ſie fortwährend in Warſchau ſtill, ſchrie eine rauhe Stimme, warum geht's nicht von der Stell'? Sie ſind Verräther, und ſchreiben nach Petersburg —

Das verſtehſt Du nicht, Slodczek, Du biſt ein Unband, der an einem Tage ſäen und ernten will, ſprach ein alter Bauer, der ſich am Feuer niedergeſetzt hatte.

Der Slodczek hat Recht, ſchrie eine Stimme aus dem dichteſten Haufen — er hat nicht Recht, ſchrie eine andere, und bald brauſte das Stimmengewirr unverſtändlich durcheinander.

Es muß was geſchehen, übertönte Slodczek das Durcheinander mit ſeiner rauhen Kehle, ſonſt verkaufen ſie uns wieder das Fell vom Leibe, und wenn's Glück hoch kommt, ſind ſie ſelbſt die Käufer — wir müſſen nach Warſchau. —

Dieſes Wort erregte einen noch viel größeren Lärm, und es ſchien auf Augenblicke, als ob ſich die verſchieden geſinnten Meinungen durch die Waffen ſelbſt geltend machen wollten. Slodczek wenigſtens ſchlug ſein Gewehr auf einen Bauer an, der ſich ihm am eifrigſten entgegenzuſetzen ſchien. Aber jener Alte, der ihm zu Anfang widerſprochen hatte, ſchlug ihm das Gewehr in die Höhe, der Schuß ging indeſſen los, und die Kugel fuhr praſſelnd durch das alte Schindeldach.

Es folgte eine augenblickliche Stille; Slodczek ſelbſt ſchien beſtürzt zu ſein.

Wie lange wird der Ring des Schmiedes ſicher ſein, wenn wir alle unſere Büchſen abſchießen? ſagte mit langſamer Betonung Thaddäus Magyac. —

Der alte Bauer warf einen jener fliegenden polniſchen Blicke auf Slodczek und auf die Uebrigen, dann ſah er gedankenvoll in den Lauf ſeines Gewehrs, und jener nationale Zug einer geſunden Melancholie lagerte ſich auf ſeinem ſchmalen Geſichte. — Wir werden zu zeitig auf die Fläche hinauslaufen, damit ſie uns alle mit einem Male treffen können — ſprach er mit traurigem Tone.

Man konnte nicht einen Augenblick verkennen, daß ſelbſt die Stürmiſchen dieſer Inſurgenten keineswegs zu etwas Durchgreifendem entſchloſſen waren. Die Gelegenheit ſchien ihnen zwar bequem, ihre ſchlechten Dienſtverhältniſſe zu den eingebornen Herren des Landes beſſer zu geſtalten, und viele waren der Meinung, daß Polen beſtehen könne, ohne daß ſie ſelbſt in ſo tiefer Abhängigkeit von den Edelleuten lebten, aber es war doch ſelbſt in dieſen mehr ein romantiſches Tappen nach größerer perſönlicher Freiheit, als ein klares Bewußtſein. Und ſobald die allgemeine Gefahr des gemeinſchaftlichen Vaterlandes einen Augenblick dringend wurde, verſchwanden alle jene Halbgedanken wie die kleinen Wünſche eines Gefangenen vor dem großen Begriffe der Befreiung.

Während es in der Verſammlung eine Zeit lang völlig ſtill war, und die Bauern gedankenvoll vor ſich hinſahen, wendeten auch Hedwig und Valerius ihre Blicke von den Spalten, und ſahen ſich gegenſeitig an, um einander die Verwunderung über ſolch eine Scene auszudrücken. Sie waren beide in einer großen Spannung, und es war natürlich, daß ſie heftig zuſammenſchraken, als plötzlich der Laden aufgeriſſen wurde, der ſich auf der andern Seite der Hütte befand, ein langer Bart zum Vorſchein kam, und eine unheimliche Stimme mit eulenartigem, weitſchallendem Tone rief: Joel, wo biſt Du?

Wie der Sturmwind ſtürzten die Bauern herbei, und in einem Nu lag der Mann, dem jene Stimme gehörte, niedergeworfen am Feuer unter der Wildraufe, und fünf, ſechs Büchſen waren auf ihn angeſchlagen.

Ein Spion, ein Spion! ſchrie Alles durcheinander. — Ein Jude, ein jüdiſcher Spion! brüllte die Menge gleich darauf, als der Schein des Feuers auf ihn gefallen war.

Es war Manaſſe, Manaſſe in ſeinem langen ſchwarzſeidenen Kaftan. Das todtenbleiche Geſicht ſah ängſtlich auf die drohenden Feuerröhre, und mit haſtiger Stimme rief er: Ich bin kein Spion, ich bin der ehrliche Jude Manaſſe — wo iſt mein Sohn Joel? ſchrie er hinterdrein mit kreiſchender Stimme.

Drückt ab, ſtürmte Slodczek, er hat uns behorcht: er verräth uns an die Edelleute. —

Im Ringe des Schmiedes wird nicht geſchoſſen, ſagte Magyac, und warf gleichmüthig friſches Holz ins Feuer.

Die Gewehre ſenkten ſich. Manaſſe benützte dieſen Augenblick zu ſeiner Vertheidigung: Ich habe nichts gehört, nichts, nicht ein Wort hab' ich gehört; von jener Seite bin ich gekommen, um zu ſuchen meinen armen Sohn Joel. Mein Sohn Joel vergießt für Euch ſein Blut, er iſt Soldat, mein Joel, ſie haben ihn vom Pferde geſchoſſen bei Grochow, vom Pferde, das ich ihm ſelber gekauft: todtgeſchoſſen lag es neben ihm, das ſchöne Thier, das theure Thier. —

Schlagt ihm den Schädel ein, unterbrach ihn Slodczek, und ging mit umgekehrter Büchſe auf ihn los — wenn er Geld verdienen kann, verräth er uns doch.

Da riß ſich der alte Jude mit der Kraft eines Jünglings aus den Fäuſten der beiden Bauern, die ihn feſthielten, und die lange, magere Figur ſtreckte ſich kerzengerade in die Höhe; mit der einen Hand riß er ſich die ſchwarze Mütze vom Schädel, die andere ſtreckte er dem andringenden Slodczek entgegen — die dürren Finger zitterten, die dünnen grauen Haare flogen im Winde, er war anzuſchauen wie einer jener Propheten, die den Untergang Juda's weisſagten: Der Cherem des allmächtigen Adonai falle über Euch, ſo Ihr einem unglücklichen alten Manne ein Haar krümmt, Euer Stamm ſei verflucht bis ins tauſendfachſte Glied, Euer Land ſoll wüſte liegen, wie das Land zwiſchen Aegypten und Kanaan, Euer Name ſoll vergeſſen werden auf ewig, und der Würgengel halte Wache an Euren Grenzen bis zum jüngſten Gericht, ſo Ihr Euch vergreift mit frechen Händen an einem Manne des ſtrengſten Geſetzes, an einem der Chaſſidim, an Manaſſe, dem Auserwählten des hochgelobten Herrn der Heerſchaaren. —

Dieſer Bannſtrahl machte einen unerwarteten Eindruck auf die Bauern. Es lag ein religiöſes Element darin, das die frommen Katholiken berührte, jener ſchreckliche Bezug auf ihr Vaterland und deſſen Zerſtörung, der entſetzlichſte Gedanke für den wildeſten polniſchen Bauer, der Anblick und die erſchreckende Zuverſicht des Greiſes, womit er die Worte ſprach — Alles das erzeugte eine Todtenſtille.

Manaſſe blieb in derſelben Stellung, ſeine Muskeln ſchienen ehern geworden zu ſein, und die duſteren ſchwarzen Augen leuchteten wie ſchauerliche Todtenfackeln. —

— Ich ſoll Euch verrathen an Eure Herren! O Adonai, wie lange ſchon liegt Dein Zorn auf uns — bin ich nicht ein tiefer gebeugter Sclave als Ihr — wenn der Herr Euch ſchlagt mit der Hand, ſo tritt er mich mit dem Fuße, wenn er den Einen von Euch mißhandelt, ſo beklagen ihn die Andern, wenn er mich mißhandelt, ſo lachen ſie, wenn Ihr unter die Kugeln lauft, und ſie Euch treffen, ſo fallt Ihr für Euer Land, ſo fallt Ihr als Helden, welche die Nachwelt beſingt — wenn wir fallen für Euer Land, ſo iſt ein Jude weniger, und das iſt gut, ſprecht Ihr dann — weil ich ſuche meinen Sohn Joel, der vielleicht ſchon gefallen iſt für Euch unter den Kugeln der Ruſſen, ſchlagt Ihr auch den Vater todt — das iſt auch gut. Und ich ſoll Euch verrathen! Was hab' ich zu verrathen als größeres Elend denn Eures —

Dabei ſank er zuſammen. Hedwig, die ihn plötzlich verſchwinden ſah unter der Menge, glaubte, man ſei im Begriff, ihn umzubringen, und ſtürzte hinaus, Valerius, der ſchon längſt auf dem Sprunge geſtanden hatte, folgte ihr augenblicklich. Nur die Ueberzeugung, daß er in dieſem Augenblicke eine eben ſo verhaßte Erſcheinung ſein müſſe, als der Jude, daß er den Verdacht der Bauern, behorcht zu ſein, zur Gewißheit ſteigern würde, hatte ihn bisher abgehalten. Aber der Moment ſchien ihm der äußerſte, als Manaſſe vor ſeinen Blicken verſchwand, und er bemerkte es kaum, daß auch Hedwig hinauseilte.

Ihr Erſcheinen machte die Verwirrung vollſtändig — „ein Edelmann — des Grafen Tochter“, ſchrie Alles durcheinander, und im erſten Augenblicke drängten ſich die Bauern alle auf eine Seite zuſammen, gleich als ob ſie ſich fürchteten, oder nur in Maſſe von nun an handeln müßten.

Da erſchien auch plötzlich Joel, der mit dem größten Erſtaunen die Gruppe betrachtete, die ſo wenig zu den Liebesträumen paſſen mochte, aus denen er eben erwachte. Er ſtürzte zu Manaſſe und richtete ihn auf; in den Augen des zerbrochenen Greiſes leuchtete eine unbeſchreibliche Glückſeligkeit, als er ſah, daß es ſein Sohn, ſein Joel wäre, der ihn unterſtützte.

Das Feuer war zwiſchen den Parteien, nur Magyac ſaß wie ein unbetheiligter Grenzpflock vor demſelben, und ſomit zwiſchen den beiden in dieſem Augenblick ſo feindlich gegen einander geſtimmten Heeren.

Ein raſches Gemurmel flog durch die Gruppe der Bauern — es ſind Kicki's Uniformen — ein braves Regiment — wir ſind verloren, wenn ſie lebendig den Ort verlaſſen — warum nicht gar — ſie müſſen daran. —

Die letzte Aeußerung kam von Slodczek, der Lärm ward ſtürmiſch, die Maſſe bewegte ſich gegen das Feuer zu, Slodczek voran; Valerius und Joel zogen ihre Säbel, Hedwig ſtand unbeweglich, nur ihre Augen glitten bald von Joels Geſicht auf das Antlitz des alten Manaſſe, bald von dieſem auf jenes. —

Magyac nahm ruhig einen Feuerbrand und hielt ihn dem andringenden Slodczek unter die Naſe, daß dieſer einen Schritt zurückfuhr — dieſe Leute ſind die Gäſte des Schmiedes von Wavre, ſprach er, und ſprang in die Höhe.

Slodczek aber, ergrimmt durch den ſteten Widerſpruch, riß ihm den Feuerbrand aus der Fauſt, ſchleuderte ihn in die Finſterniß hinein, und fiel dann mit der größten Heftigkeit über Magyac her. Das Signal war gegeben, der Kampf ſelbſt erzeugt dann bei ſolchen Gelegenheiten den Kampf, wenn die Parteien kurz vorher noch ſo unſchlüſſig geweſen wären. Alles drang auf die beiden Soldaten ein, welche ihre wehrloſen Verbündeten zurückſchoben, und ſich ſo gut als möglich zu vertheidigen gedachten. Das Handgemenge begann.

Holla, ho! rief plötzlich eine donnernde Stimme, und von unwiderſtehlicher Kraft fühlten ſich die erſten Kämpfer auseinandergeriſſen — „der Schmied, der Schmied", ſchrie Alles, und er ſtand wirklich zwiſchen ihnen. Die Flinte hing ihm auf dem Rücken, ſeine Hand war ohne Waffe, aber ſein Blick genügte, dem Kampfe ein Ende zu machen. Er nahm ſeine dunkelrothe Mütze ab, ein unendlicher Schmerz breitete ſich über das gefurchte hartkantige Antlitz — die Hände faltend, ſah er mit ſtierem Auge vor ſich hin, und leiſe ſprach er: Vater Kosciusco, das ſind Deine Polen.

Dieſe Worte waren bis zum entfernteſten Bauer gedrungen — die erſt noch ſo unbändigen Inſurgenten ſtanden mit niedergeſchlagenen Augen da. Erſt nach einer langen Weile ſagte Slodczek halblaut: Vater Florian, ſie haben uns behorcht. —

„Was habt Ihr für Geheimniſſe vor ihnen?“ fuhr der Schmied haſtig auf, „ſie haſſen die Tyrannei ſo gut wie Ihr, ſie wollen unſeres Landes Freiheit ſo gut wie Ihr, ſie beten zu Gott, was Ihr bittet“ —

Und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er hinzu: „Wir gehen Alle nach Warſchau, übermorgen Abends um ſechs finden wir uns vor'm Hauſe des alten Krukowiecki, der heilige Adalbert nehm' uns in ſeinen Schutz.“ —

„Magyac voraus, zäume die Pferde, und führe ſie an den Kreuzweg, dort harrt der Wagen für das Fräulein.“

Thaddäus, der den Schmied kannte, wußte, daß Eile nöthig ſei, und flog wie ein Roß über die Lichtung nach dem Walde zu. Die Bauern grüßten den Schmied mit einer Miſchung von Ehrfurcht und Vertraulichkeit, und wol auch mit einem Reſt von Scham, daß ſie ſich vom heißen, zänkiſchen Blute zu einer Thorheit hatten fortreißen laſſen, und zerſtreuten ſich, haſtig über die Lichtung ſchreitend.

Jener gemäßigte Alte ſagte mürriſch zu ſeinem Begleiter, als ſie in das Dunkel des Waldes traten: Der Slodczek macht immer tolles Zeug — 's ärgert mich aber doch, daß mir die hübſchen Pferde entgangen ſind, ich witterte ſie heut' Abend, als ich durch den Wald nach dem Ringe ſtrich, und ich dachte, einmal heim zu reiten — 's war kein Glückstag heute.

Auch der Schmied brach mit den Uebrigen auf. Valerius wollte ihn geſprächig machen, er gab aber nur kurze, wenn auch höfliche Antworten. Manaſſe liebkoſte ſeinen Joel, und erzählte ihm, wie er in jener Nacht des Aufbruchs aus dem Schloſſe dort angekommen ſei, um ihn zu warnen vor den ſich immer mehr nach jener Seite ausbreitenden Ruſſen. Ihr wart fort, ich rannt' Euch nach. Auf dem Wahlplatz im Walde fand ich einen ſchwerverwundeten Koſaken. Ich verband ihn, damit er mir den Weg zeige, den Ihr eingeſchlagen. Er wies hierherzu — „die letzten", ſagte er, „ſeien hierherzu geritten, ein junger Soldat mit ſchwarzem Haar und Bart ſei dabei geweſen". ‚Das war der junge Deutſche.' — „Gleichgültig, Joel, ich bin gelaufen, ohne zu ruhen, und hab' Dich gefunden." — Dabei liebkoſte er ihn heftig.

Sie traten in den Wald, aber eine große Helle in ihrem Rücken veranlaßte ſie, noch einmal rückwärts zu ſchauen. Die Wildrauſe und die Hütte ſtanden in lichten Flammen. Das iſt der Feuerbrand, ſagte Hedwig, welchen Slodczek ins Dunkel warf. Der Schmied ſah traurig nach den luſtigen Flammen, und ſprach leiſe vor ſich hin: Nun habe ich nicht mehr, wo ich mein Haupt hinlegen könnte, wenn ich gehetzt werde wie der Hirſch. Er fuhr ſich mit der flachen Hand über das harte Geſicht, — nun, wie die Heiligen wollen! Iſt's doch unſerem Herrn Chriſtus nicht beſſer gegangen. Er nahm die Mütze zwiſchen die Hände, und ſeine breiten, feſten Lippen bewegten ſich, als ſpräche er ein ſtilles Gebet.

Das Feuer leuchtete unheimlich über die Haide, ſein Strahl hatte in der Einſamkeit nur ein paar Krähen aus dem Schlafe geſcheucht, die mit ihrem Grabgeſange über die Lichtung flogen. Der Schmied wandte ſich mit raſcher Wendung in den Wald, die Andern folgten dem ſchweigſamen Führer.

14.

Es war einige Tage darauf, als Valerius in ſeinen Mantel gehüllt durch die Straßen von Warſchau ſtrich. Der Mondſchein lag mit ſeinen weichen Blicken über der Stadt, wie eine ſüße Trauer oder wie eine wehmüthige Freude. Die äußeren Dinge fügen ſich ja nachgiebig unſeres Herzens Wünſchen, wir leſen unſer Herz in ihren Blicken, und demſelben Lichte jauchzt der Eine wie einer Hochzeitsleuchte entgegen, während der andere eine Begräbnißfackel darin zu ſehen glaubt. Darum ſagen manche Leute, es ſei nichts wirklich, als unſer Gedanke.

Auch Valerius dachte ſo. Wozu quält man ſich mit den Aeußerlichkeiten, ſprach er ſeinem trüben Sinne, unſer eigenſinniges Herz macht ja doch daraus, was es will. Wozu trachten wir unabläſſig, Geſchichte zu machen, da wir doch nur kleinen Kindern gleichen, die mit lächerlicher Mühe und Sorgfalt ihr Kartenhäuschen aufbauen — ein leichter Windzug wirft es um. Und wir wiſſen es nicht, von wannen der Wind kam, noch wohin er geht. —

Iſt es denn wirklich größer, ein Held zu ſein, Nationen zu bewegen, Völkerſchickſale geſtalten zu helfen, als daheim zu bleiben bei den Seinen, und ihrem kleinen Glücke, ihren unſcheinbaren Freuden Kraft und Thätigkeit zu widmen? Haben die ſogenannten Philiſter nicht am Ende Recht, daß wir uns um keine anderen Dinge kümmern ſollen, als um jene, die uns zunächſt betreffen? Während ich kämpfe und ringe für eines Volkes Freiheit, weil ich den Begriff der Freiheit für etwas Großes halte, verſchmachten vielleicht die Meinen in Angſt und Mangel und Kummer — iſt denn nun auch wirklich dieſer Begriff der Freiheit größer als alle anderen? iſt es tugendhaft, alles Andere darüber zu vernachläſſigen?

Großer Gott! im nächſten Jahrzehent iſt die Entwicklung der Menſchen vielleicht in ganz anderen Kreiſen, und mein Treiben iſt in den Augen der Erleuchtetſten ein thörichtes geworden, und das ſogenannte Heldenthum iſt eine moraliſche Carricatur! —

Und wenn das Alles, was ich da denke und zweiſle, Ausgeburten meines kranken Leibes ſind, warum iſt die Welt ſo ſchwankend, daß ſie immer nur ausſieht, wie ich ſie haben will? —

Dabei war er immer lebhafter hingeſchritten durch die Straßen, und war ohne ſeinen Willen auf die Weichſelbrücke gekommen. Eine große Waſſerfläche übt ſtets einen tiefen Eindruck auf das menſchliche Herz: das Waſſer erſcheint uns wie ein unparteiiſches Element neben den anderen irdiſchen Stoffen, theilnahmslos ſieht es wie ein großes ewiges Auge auf den Vorübergehenden, und das Schiff und der Schwimmer und der Sturm berühren nur ſeine Maſſe, ſein Leben iſt nicht zu treffen: es mag darüber hingezogen ſein, was da will, daſſelbe ewige Auge mit ſeiner Unerforſchlichkeit kehrt immer wieder. Wie ſchweigende Gottheiten gehen die Waſſerflächen an unſerem Treiben vorüber, und es bedünkt uns manchmal, als wohnte die tiefſte Weisheit in ihnen, und als würden wir ſie wiederfinden in einem andern Leben, wo ſie unbefangen Alles erzählen, was auf dieſer Erde vorgegangen iſt, die einzigen unbetheiligten Hiſtoriker neben den Sternen. Die Sterne können nämlich nur von den heiteren Tagen erzählen; wenn Nebel und Wolken über der Erde liegen, da ſehen ſie nichts, und ſie ſteigen dann in der nächſten klaren Nacht herab in die Waſſerfluthen, um ſich erzählen zu laſſen, was unterdeß paſſirt ſei.

In ſolchen Träumereien ſchaukelte ſich Valerius' Geiſt, während er am Brückengeländer lehnte, und in die murmelnden Wellen hinabſah, mit denen der Mond und die Sterne hin- und herfahrend verkehrten. Die ſchweigende Natur mit ihrer Ewigkeit in den Zügen übte, wie immer, ihre volle Kraft der Beruhigung auf ſein Herz, man glaubt dann unmittelbar vor dem Auge Gottes zu ſtehen, und die Welt ſchweigt im Menſchen.

Es war auch ein ſchöner Platz damals auf der Brücke, die nach Praga hinüberführt: auf der einen Seite die Feſtung, welche vor dem Feinde ſichert, unter ſich den breiten glänzenden Strom, auf der andern Seite die ſtolzen Paläſte, deren lichte Fenſter der Weichſel erzählten, wie die Polen alle wieder daheim ſeien, wie die Freude wieder angeſiedelt werde in jenen ſo lange ſchweigenden, glanzloſen Häuſern. Aus der Stadt her ſchallte Muſik und Geſang, und das Herz des traurigen Valerius mußte endlich aufgehen in milderen Gedanken und Empfindungen.

Es fiel ihm ein, daß er auf dem Wege zum Grafen Kicki geweſen ſei, der ihn zum Ball geladen, er hoffte fröhliche Menſchen zu ſehen, und ging eiligſt zurück nach der Stadt.

In einer engen Gaſſe ſah er eine lichte Hausflur, und fröhliche junge Männergeſtalten, bald in ſchmutzige Schafpelze, bald in glänzende Uniformen gekleidet, gingen ein und aus; die ganze Straße hallte wieder von patriotiſchen Geſängen der Ab- und Zugehenden. Er blieb einen Augenblick ſtehen, und es ſchien ihm, als ſähe er Magyac eintreten. Neugierig ging er ihm nach, und erblickte ſich bald in einem großen Saale, in welchem ſich zahlreiche Gruppen von Männern befanden. Der Raum war ſpärlich beleuchtet, und das bunte Durcheinander von lauter männlichen Geſtalten, die mit etwas gedämpfter Stimme, aber größtentheils raſch und heftig ſprachen, machte einen wunderlichen Eindruck.

Valerius drückte ſich in eine dunkle Ecke. Er wollte verſuchen, ob er ſich in dieſem ihm ganz neuen Elemente zu orientiren vermöchte. Dicht neben ihm ſtand eine Gruppe Bauern, ſie ſprachen leiſe und unverſtändlich. In ſeine Nähe drängte ſich ein Mann, bis an die Naſe in den Mantel gehüllt, die Mütze hatte er tief in die Augen gezogen — es entſtand eine Bewegung im Saale, und auf einer Art Tribune im Hintergrunde desſelben erſchien eine Figur. Ein ſtürmiſches Beifallsrufen drang aus mehreren Gruppen, die meiſtentheils aus Officieren und jungen Männern beſtanden, welche, in feinen Civilkleidern, den gebildeten Ständen anzugehören ſchienen. Die Bauern neben Valerius ſahen neugierig nach der Tribune, als wäre ihnen die Erſcheinung völlig neu und unbekannt. Der Redner — denn als ſolchen gab er ſich bald kund — war eine ſchmale, hohe Geſtalt, ganz in Schwarz gekleidet; auf dem Kopfe trug er ein Käppchen von eben dieſer Farbe, und ſein ganzes Anſehen gewann dadurch etwas Klerikaliſches. Die Haltung des Körpers ſchien von Sorgen oder Studien gebeugt zu ſein — da die Gegend, in welcher ſich der Redner befand, heller beleuchtet war, als die Tiefe des Saales, ſo konnte Valerius die Geſichtszüge genau unterſcheiden. Es lagen tiefe geheimnißvolle Furchen in dem magern blaſſen Antlitze, die Naſe war ſpitz und ſcharf geformt, und die tiefliegenden Augen waren ſtill und faſt ohne Bewegung, bevor der Redner zu ſprechen begann. Dann aber flogen ſie zuweilen hervor mit einem wie unterirdiſchen Feuer, zuweilen glänzten ſie ſanft und mild wie die Seele der wohlwollendſten Weisheit. Derſelbe Wechſel ſpielte um den feinen Mund, und deſſen ſchmale Lippen: bald ſchienen Pfeile des tiefſten Haſſes aus den Winkeln zu fliegen, bald ſaß ein Lächeln darauf, das aus dem ſchönſten Herzen zu kommen ſchien, und von unendlicher Liebe zeigte.

Die Stimme war ſanft und äußerſt wohlklingend, und der Accent der ſchönſte, welchen Valerius noch in Polen gehört: die ſchwierigſten Conſonanten zerfloſſen auf jenen feinen Lippen, und Alles ſchmiegte ſich in Wohlklang und Reiz. Der Redner begann mit jener anſpruchsloſen Einfachheit mächtiger Künſtler die Geſchichte Polens zu erzählen, die Stimme ſchien leiſe und ſchwach, und da die Erzählung mit den fernſten Jahrhunderten aushob, ſo fürchtete man, es werde ihr für den eigentlichen Zweck, für die Verhältniſſe des Augenblicks keine Kraft übrig bleiben. Aber dieſer Glaube war ſehr irrthümlich. Die Stimme wurde ſtärker, wie ein Baum, der immer höher wächſt, und ſo wie dieſer immer breiter um ſich greift mit ſeinen Zweigen, ſo ſchien auch dieſe Stimme immer tiefer in die Herzen der fernſten Zuhörer zu greifen. Es war eine Stille im Saale, daß man den Fall einer Nadel gehört hätte; auf allen Geſichtern war die höchſte Spannung zu leſen. Die Bauern neben Valerius ſchienen kaum zu athmen, und ſo erreichte die Rede ihren Höhepunkt bis zum Ausbruch der neueſten Revolution, die noch mit den lebendigſten, blutvollſten Worten dargeſtellt wurde. Da hörte ſie plötzlich auf, der Redner machte eine Pauſe. Der Eindruck war über jenen hinaus, wo der Beifall der Zuhörer losbrechen kann, dieſe waren ſelbſt über den Raum hinausgehoben und nicht ein Laut unterbrach die feierliche Stille.

Der Redner ſchien auch dieſe Art der Anerkennung zu verſchmähen, denn mit viel ſchwächerem, aber noch völlig feſtem und gewandtem Tone ſprach er nun über die neueſten Tage. Im Anfange der Rede waren dem aufmerkſamen Zuhörer manche kleine unbedeutende Sätze begegnet, die mit dem Folgenden in geringem oder gar keinem Zuſammenhange zu ſtehen ſchienen. Sie betrafen meiſt die Verhältniſſe der niedrigſten Stände, und ſchienen mehr nebenbei vom Redner hineingeworfen zu ſein, um einen Theil ſeiner Zuhörer, die in Schafpelzen und ohne Halstuch gekommen waren, nicht ganz leer ausgehen zu laſſen. Aber all die kleinen Sätze wurden in dieſem letzten Theil der Rede ſorgfältig aufgehoben, zuſammengerückt, über- und unterbaut, daß man plötzlich ein maſſives Gebäude der Volksfreiheit vor ſich ſah, und im erſten Augenblicke ſtutzig war, wie es ſo plötzlich feſt in allen Theilen aus der Erde habe wachſen können. Es war aber in dieſem Abſchnitte der Rede Alles ſo fein ſchattirt, ſo ſchnell und gewandt ausgedrückt, daß das Ganze wie ein Luftſchloß vorübergaukelte, und der eifrige Ariſtokrat hätte es anhören können, ohne zum klaren Bewußtſein zu kommen, wie ſeine innerſten Meinungen haſtig mit Erde verſchüttet würden. Die Argumente, die hiſtoriſchen Data flogen wie das Weberſchifflein und die Einſchlagfäden vor den Augen durcheinander, und das Gewebe war fertig, dicht und dauerhaft, ohne daß der Zuhörer Abſicht und Weiſe hatte beachten können. Man konnte in der Stunde darauf den Redner vor Gericht ziehen, und Niemand wäre im Stande geweſen, anzugeben, auf dieſe oder dieſe Weiſe hat er die Demokratie gepredigt. Und zwiſchen dieſem Schaffen und Bauen der Sätze und Gedanken blitzten die mächtigſten Kugeln auf gegen die Unbilden der Ariſtokratie; aber auf Blitz und Knall folgte eine ganz unerwartete Wendung der Rede, die ſcharfen Augen und Mundwinkel waren wieder ſanft und glatt, man glaubte ſich getäuſcht zu haben, man wurde von neuen Intereſſen erſchüttert, und ein neuer Blitz ward von noch größeren Dingen verdrängt, und die Rede ſchloß mit einem erſchütternden Aufrufe zum Kampfe auf

Leben und Tod, ſo daß man ſelbſt nicht wußte, war die Stimme wieder gewachſen oder nicht, hat der Redner zu viel oder zu wenig geſagt, ſoll man jubeln oder trauern, haſſen oder lieben. Aber durchgeſchüttelt und gerüttelt, ſo erſchüttert war Alles bis in das innerſte Mark, und der lang verſchloſſene Athem rang ſich bei den Meiſten ſtöhnend an die Luft.

Der Redner war verſchwunden, und Valerius fragte in der Betäubung haſtig ſeinen verhüllten Nachbar, wer da geſprochen, obwol es ſchien, als ob der Mann unter ſeinem Mantel nicht geſtört ſein wolle.

Joachim Lelevel — war die Antwort. —

Lelevel, wiederholte Valerius vor ſich hin, gleich als fände er einen alten Bekannten. In der Gruppe der Bauern ward der Name wiederholt, und ſie ſchienen nicht weniger ergriffen zu ſein von jener Rede als die Gebildeteren. Man glaubt es nicht, wie fein die geiſtigen Empfängnißorgane dieſes Volkes ſind. Die Zeit der Knechtſchaft hat ſie noch geſchärft; wo das ganze Wort nicht erlaubt iſt, da lernt man ſchnell das halbe verſtehen — die breite prunkende Art der Rede, das rhetoriſche Weſen konnte nur bei den Römern entſtehen, der weite Länderübermuth liegt darin, und darum hat ſich jene Gattung in der neueren Zeit auch vorzüglich auf die Franzoſen vererbt.

Ein unterdrücktes Volk macht wenig Worte. So erklärte ſich auch in dieſem Augenblicke Valerius jene auffallende Erſcheinung unter der Wildrauſe, wo die Bauern ſo viel wie nichts geſagt hatten, und doch für unberufene Ohren zu viel geſagt zu haben fürchteten. Sie glaubten, auch ihre Auslaſſungen ſeien behorcht worden. Das iſt ein Hauptunglück der Knechtſchaft eines Volkes, daß ſie die Unbefangenheit verlieren, daß ſie Begriffe, welche ihnen zu ſprechen verboten ſind, am Ende ſelbſt nichts auszudenken wagen, daß ſie mißtrauiſch werden.

Die Gedanken jener Inſurgenten waren nicht einmal reif in ihnen geworden, noch weniger hatten ſie etwas Vollſtändiges ausgeſprochen, und dennoch glaubten ſie zu viel geſagt, die ſchmerzensreiche Bruſt viel zu weit geöffnet zu haben. Mit dieſer kranken Sagacität und Combinationsgabe des Verdachtes hatten ſie aber Lelevel vollkommen verſtanden.

Und es mochten wirklich größtentheils dieſelben Bauern ſein. Bei der Bewegung, welche nach jener Rede unter ihnen entſtanden war, erblickte Valerius deutlich das wilde Geſicht des ſtürmiſchen Slodezek.

Ein anderer Redner war indeſſen aufgetreten: er war in der Uniform des vierten Regiments, und der Ausdruck ſeines Geſichts war barſch, unſchön, voll Leidenſchaft und ſchlecht verhehlten Grimmes. Er ſprach mit wenig Rückhalt herben Tadel aus über die unzureichende Thätigkeit der zeitigen Regierung in Sachen des Krieges und der geſellſchaftlichen Umgeſtaltung, verlangte durchgreifende Reformen gegen die Ariſtokratie des Landes auf der einen Seite, und ſchonungsloſe Allgemeinheit der Bewaffnung durch alles Volk, das polniſch ſpräche.

Valerius ward an den Jacobiner-Club in Paris erinnert, und als er den Redner verlangen hörte, daß man aufräumen müſſe unter all den Leuten, an welchen der leiſeſte Verdacht des Ruſſenthums hafte, da ſtieg das blaſſe Angeſicht des ſteinernen Saint-Juſt vor ſeinen Blicken auf, und jenes entſetzliche Wort suspect, suspect, das Loſungswort der Schreckenszeit, ſchwirrte um ſeine Ohren.

Dieſe Erſcheinung unumwundener Sprache bei einem allgemeinen Charakter, wie er ſich eben an jenem erſten Redner und jenen inſurgirenden Bauern herausgeſtellt hat, darf nicht verwundern. Der Muth iſt keinen Geſetzen unterworfen, und jener tollkühne Muth belebte einen großen Theil der damals thätigen polniſchen Jugend, die ſich im vierten Regimente concentrirte. Jener Muth überſprang ſelbſt die national gewordenen Eigenthümlichkeiten.

Dieſe Rede erregte einen toſenden Lärm, und ſie ward eigentlich nicht zu Ende gebracht, ſondern der immer höher ſteigende Sturm übertäubte ſie — es lebe Triwiecki — der Name des Redners — es lebe Polen! brauſte der Lärm durcheinander, und beſänftigte ſich nur zur Regelmäßigkeit, indem er in den donnernden Geſang des bekannten Volksliedes „Noch iſt Polen nicht verloren“ überging.

Valerius ſah die Bauern außer ſich vor Bewegung, Thränen liefen ihnen in die Bärte, und ſie umarmten und küßten ſich ſtürmiſch.

Er wollte den Saal verlaſſen. Unweit der Thür ſah er im Dunkeln einen Mann ſtehen, der abgeſondert von allen Uebrigen dem Sturme der Begeiſterung nicht nachzugeben ſchien. Valerius ging dicht an ihm vorüber. Es war der Schmied. „Gut Nacht, Florian, freuſt Du Dich nicht bei ſolchen Dingen?“ — Es kommen ernſte Zeiten — Gute Nacht, Herr!

Dem Valerius ſchien es, als folge ihm ſein Nachbar, der Mann im weiten Mantel. Als er ſich aber vor dem Hauſe umblickte, gewahrte er nichts. Haſtig eilte er nach dem Hauſe des Grafen Kicki.

15.

Auf Flur und Treppen rannten gallonirte Bediente hin und her. Alles war licht und hell, die Muſik tönte aus dem Saale — es war ein ganz anderes Element, in welchem ſich Valerius wieder fand. Sein empfängliches Weſen nahm auch willig die neuen Eindrücke auf. Seit er das feſte Steuer ſeiner Lebensrichtung verloren hatte, hielt er es für's Beſte, ſich dem Leben anzufügen, wie es ſich eben darbiete, ſein Schifflein ſchwimmen zu laſſen, wie es der Strom treibe. Aber ſeine Natur widerſprach dieſem Vorſatze factiſch alle Tage, ſie fügte ſich nicht ſo ſchnell als ſeine Einſicht. Von jeher gewohnt, zwiſchen feſten Grundſätzen einherzuſchreiten, lehnte ſie ſich jetzt täglich auf, und verlangte die alte Prüfung, den alten Kriticismus. So erziehen ſich die beſonnenen Menſchen die aufmerkſamſten und zu Zeiten ſtörendſten Schulmeiſter in ihrem Buſen, und es mag oft ein leichtſinniger Menſch eher geſetzt und beſonnen werden, als ein geſetzter leichtſinnig. Jener leichte Sinn war es wenigſtens, nach welchem Valerius ſo ſehnlich verlangte, bisher immer umſonſt verlangte.

Diesmal trat er aber wirklich heiterer als gewöhnlich in den Saal. Der Anblick eines Balles war ihm von jeher angenehm. Die zur Freude verſammelten Menſchen, die zur Freude geputzten Damen, die zur Freude herausfordernde Muſik gewährten ihm immer den beſten Eindruck. Es ſtimmte auch völlig zu ſeinen Anſichten, die Fröhlichkeit, den heitern Genuß zu erzeugen nach allen Kräften. Durch dieſen Canal der ſogenannten Lebensphiloſophie hatte nun einmal Alles zu ihm dringen müſſen, und wenn er auch jetzt anfing, dieſes gemachte Weſen mit Unzufriedenheit anzuſehen, wenn er ſich auch lebhaft nach jener Unbefangenheit ſehnte, die allen Reiz der Unmittelbarkeit über uns ſchüttet, ſo konnte er ſich doch, wie geſagt, nicht ſo ſchnell ſeiner Vergangenheit entäußern; er mußte es geſchehen laſſen, daß der eben auf ihn andringende gefällige Eindruck zum Theil in früheren Lehrſätzen ſeinen Urſprung hatte.

Es war aber auch wirklich ein erheiternder Anblick, der ſich ihm darbot. Die polniſchen Damen, berühmt durch die friſche, lebendige Schönheit, jubelten in ihren ſtürmiſchen Nationaltänzen umher, der elaſtiſche Tact des Maſurek hob ſie wie beflügelt über den glatten Boden hin, die blitzenden Augen leuchteten ſiegestrunken, alle Bewegungen der weißen Arme waren kühn und ſchön — es war der Triumph des Vaterlandes, den ſie tanzten. Man ſah es, daß alle Kräfte und Fähigkeiten höher geſpannt waren als im Alltagsleben, und wenn ſich zuweilen jene einzelnen melancholiſchen Klänge ankündigten, die faſt in keiner polniſchen Nationalmuſik fehlen, ſo dienten ſie nur dazu, das Uebermüthige der Luſt, wie es an vielen Orten emporſchlug, in milde Poeſie zu wandeln. Man ſah es, daß ein wirkliches Feſt gefeiert wurde, daß eine gemeinſchaftliche Seele durch Alle wogte, und ſolch eine Freude theilt ſich mit, und dringt auf Alles ein wie die erquickende Frühlingsluft, die an einem ſonnigen Tage über ein Land daher zieht. Valerius fühlte ſich plötzlich von einer ſo überſchwellenden Bewegung ergriffen, daß er hätte aufjauchzen mögen vor Freude. Er glich damals in Allem einem Bergſtrome, der heute bis auf den Grund vertrocknet, morgen brauſend über die Ufer ſchlägt, wenn ein warmer Regen in ſeine Schneeberge gefallen iſt.

Die Polen gewährten in ihrer kurzen Periode der Unabhängigkeit eine merkwürdige Erſcheinung. Mit ihrem liebenswürdigen Leichtſinne genoſſen ſie die plötzlich erſchienene Freiheit — oft ſtand der Feind nur einen Kanonenſchuß von ihnen entfernt, und ſie jubelten und jauchzten, als ob ſie in alle Ewigkeit geſichert wären. In allem Glanze erſchien damals jene nationale Poeſie ſanguiniſcher Völker, jeden Augenblick des Daſeins auszukaufen, und auch den äußerſten noch für eine Freude zu erbeuten. Dieſes Element imponirte Valerius, dem Sclaven der Zukunft, über die Maßen. Er glaubte darin den Sieg eines ſtarken Herzens über alle Aeußerlichkeit zu ſehen, und erregt von glücklicher Theilnahme ſtand er an die Wand gelehnt, dem fröhlichen Treiben zuſchauend.

Der Maſurek ging zu Ende, die Tänzer drängten ſich durcheinander, Valerius fühlte ſich bei der Hand ergriffen; es war Graf Stanislaus, der vor ihm ſtand, und ihn auf das herzlichſte begrüßte. Alle ſchönen Elemente, die man an den Polen bemerkt, wenn ſie im bewegten Kriege oder auf der raſchen Reiſe an uns vorüberfliegen, alle dieſe einnehmenden ritterlichen Vorzüge beſaß der junge Graf. Er war hoch, ſchlank und ſchön, ſein Haar glänzte in jener polniſchen Mittelfarbe zwiſchen blond und braun, und ein ſolcher Flaum flog kraus über ſeine Wangen und Lippen hinweg. Mehr als gewöhnlich drückte ſich der Nationalzug einer leichten Melancholie in ſeinem Antlitz aus, und Valerius fühlte ihm gegenüber zum erſten Male das geſellige Vertrauen, welches zu offener, rückhaltsloſer Mittheilung ermuthigt. Dieſen weſentlichen Reiz im Umgange mit Deutſchen hatte er bis jetzt in dieſem Lande völlig entbehren müſſen: alle Menſchen, denen er begegnet war, hatten ihm entweder eine leichtſinnige Oberflächlichkeit, oder eine verſteckte, mißtrauiſche Art des Weſens bekundet, und wenn er ſich darin geirrt hatte, ſo war er doch von Niemand vertraulich, mittheilend angeregt worden. Joel war viel zu ſehr mit eigenem Leid bedeckt, als daß man ihn noch hätte zur Theilnahme an ſolchen feineren Dingen auffordern können, wie es nationale Unterſchiede, hiſtoriſche Richtungen für einen jungen Menſchen ſein mußten, der mit den erſten Lebensbedingungen des Herzens und der Geſellſchaft zu kämpfen hatte.

Man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn Valerius tief aufathmete, als er ſolch ein Zutrauen weckendes Leben bald nach den erſten Worten der Begrüßung in ſeinem neuen Bekannten entdeckte. Er fühlte ſich nun plötzlich nicht mehr allein in dem fremden Lande, und nun ſchien es ihm auch ſchnell, als ob dies der einzige Grund ſeiner bisherigen Mißſtimmung geweſen ſei.

Starke Menſchen ſind nur zu geneigt, tiefe, chroniſche Krankheiten ihres Geiſtes und Herzens wegzuläugnen, ſobald ſie irgend eine äußere Veranlaſſung entdecken, welcher ſie das innere Unbehagen ihres Weſens zur Laſt legen können. Es iſt gewiß wahr, daß Nationalitäten, die ſo wenig Berührungspunkte haben, als die deutſche und polniſche, die unbequemſten Zuſtände erzeugen können, wenn der Vertreter der einen Landesart plötzlich mitten in das andere Land geworfen wird. Aber die Krankheit des Valerius lag tiefer. Dem ſei nun wie ihm wolle, er glaubte einen vermittelnden Genius zwiſchen den verſchiedenen Volksſitten in Stanislaus gefunden zu haben; er gab ſich ihm mit aller Schwärmerei einer ſo unerwarteten Freude hin, und ſo wie Gleiches immer Gleiches erzeugt, ward auch des jungen Grafen Herz durch ſolche Wärme immer offener und liebender; ſie ſtrichen Arm in Arm im Saale auf und nieder, und redeten ſich bald ſo tief in Intereſſen und Freundſchaft hinein, daß ſie, Tanz und

Geſellſchaft vergeſſend, in die Seitenzimmer traten, um ungeſtört über Herzen und Völker ſprechen zu können.

Graf Stanislaus gehörte zu der jungen Generation Polens, die in vielem Weſentlichen abweicht von dem überlieferten Begriffe, den wir von dieſem Volke haben. Schon von der erſten Theilung Polens datirt ein neues Moment der Bildung in Polen. Der einheimiſche Jammer trieb ſie auf Reiſen. Mancher neue Bildungsſtoff kam mit den Heimkehrenden zurück. Aber die Umgeſtaltung des innerſten Weſens eines Volkes macht ſich nicht durch einige Reiſende, jener ſlaviſche Grundſtoff einer gewiſſen Wildheit war nicht im Handumwenden zu beſeitigen, und die äußeren Einwirkungen ließen einer tieferen Läuterung des Volkscharakters keine Zeit. Die Theilungen des Landes nahmen alle Kräfte gegen Außen in Anſpuch. Indeß offenbarte ſich ſchon damals in der Conſtitution vom 3. Mai 1793 jenes neue Civiliſationsmoment, von welchem hier die Rede iſt, und der Hauptvertreter dieſer neuen polniſchen Richtung erſchien in dem ſanften und milden Thaddäus Kosciusco. Schon damals bildete ſich eine preiswürdige Mehrheit, welche alle Forderungen der Humanität zu berückſichtigen, die barbariſchen Ueberreſte der polniſchen Gewohnheiten zu vernichten und das Volk aus der Knechtſchaft zu ziehen trachtete. Dieſer Keim iſt nicht untergegangen; die fortwährenden Stürme, welche das Land heimſuchten, haben ſeine beſten Männer in allen Ländern Europa's umhergeführt, und als die Revolution von 1830 ausbrach, fand ſie eine Schaar im Unglück gebildeter Polen, welche aller neuen Erfindungen der Civiliſation mächtig, und über die alten Nationalvorurtheile hinausgehoben waren; ja ſie fand eine Jugend, welche nicht nur für die Freiheit, ſondern auch für alle Forderungen einer modernen Humanität ſchwärmte.

Zu dieſer Jugend gehörte Graf Stanislaus. Und dieſer junge Mann geſtand dem Valerius, daß er nur in den Stunden des Siegesrauſches an ein glückliches Ende dieſes Kampfes glaube. Und dabei trat jener polniſche Schmerzenszug wie das thränenweiche Geſicht eines Mädchens auf ſeine Züge, in ſeine Augen. „Die Revolution“ — ſprach er — „hat uns übereilt, noch liegen alle Beſtandtheile eines neuen Volkslebens chaotiſch in uns durcheinander, noch iſt die perſönliche Eitelkeit, unſer Erbübel, zu wenig gebrochen von der uneigennützigen Bildung, die ungeordneten Maſſen unſerer bedeutendſten Kräfte werden ſich in den Weg treten, und vereinzelt überwunden werden.“

Bei dieſen Worten, welche Valerius mit tiefer Trauer anhörte, waren ſie wieder an die Thür gekommen, die in den Saal führte. Vom Orcheſter herab rauſchte eine Polonaiſe. Das iſt der polniſche Nationaltanz, welcher den ganzen Stolz des Volkscharakters ausdrückt, eine üppige Erinnerung an die früheren patriarchaliſchen Zuſtände. Es liegt eine ſiegreiche Unabhängigkeit in ihren Rhythmen, und ſie ſcheint aus den früheſten Zeiten zu ſtammen, wo das Volk noch ohne Störung in aller Breite ſich ausdehnen konnte, durch keinerlei Feindſchaft zu Haſt und Ungeſtüm aufgeregt wurde, wo es ſeiner ſonnenlichten und prächtigen Heimat in Aſien noch eingedenk war.

Ein eisgrauer alter Pole führte ſie an, und zum lebhaften Erſtaunen Valerius war Hedwig ſeine Dame. Das ſchöne Mädchen ſtrahlte in ſeiner Friſche und in der lebhaften, phantaſtiſchen Nationaltracht wie die ewig junge Schutzgöttin des Landes ſelbſt, die nur eben in ihrer Flüchtigkeit oft andere Dinge neugierig betrachtet als das ihr anvertraute Land. Auf dem ſchönen Haare trug Hedwig ein zierliches, blitzendes Caſquet, und roth und weiß war ihre übrige blendende Tracht, bis auf die kleinen carmoiſinfarbenen Halbſtiefel, welche das hochgeſchürzte Kleidchen mit aller Zierlichkeit des ſchöngeformten Beines ſehen ließ. Kurze Handſchuhe bedeckten nur den Unterarm, der übrige Arm, Nacken, Schulter bis an die muthig ſchwellende jungfräuliche Bruſt war luſtig entblößt, und das fröhliche Fleiſch lachte harmlos mit den ſtrahlenden Augen. Valerius hatte ſein inniges Vergnügen an dieſem Anblick. Sein krankhafter Zuſtand war in der letzten Zeit ſo groß geworden, daß auch die weibliche Schönheit keinen Reiz für ihn hatte, nur die vollendetſten Formen konnten ſeinem künſtleriſchen Sinne ein flüchtiges Behagen erwecken, alle Sinnlichkeit — und es giebt eine ſolche von ſchöner Art — hatte völlig in ihm geſchwiegen, alles Blut ſchien aus ihm gewichen zu ſein. Indeß, die Jugendlichkeit Hedwigs war nicht ohne eine Art von Erfriſchung für ihn geweſen — jetzt ſah er zum erſten Male das ſchöne herausfordernde Mädchen in ihr, und der freundliche Gruß, den ſie ihm nickte, belebte ſeit langer Zeit zum erſten Mal ſein Auge mit dem muntern Wohlgefallen, das der Anblick eines ſchönen Mädchens erweckt.

War es ihm doch, als ob er die hohe Frauengeſtalt, die hinter Hedwig an der Hand des Grafen Kicki einherſchritt, ſchon irgendwo geſehen! Sein Blick hatte zu feſt auf jener geruht, und die andere war ihm dunkel wie eine Nebenerſcheinung vorübergeglitten; der Glanz und das Klirren des Tanzes zog ſeinen jetzt erweckten Sinn vom Nachdenken ab, er ſchwelgte in dieſem halbkriegeriſchen Triumphzuge. Faſt Alles war im Kriegs-Coſtume, die meiſten polniſchen Tänze wurden von den Männern mit Sporen getanzt, und in der Polonaiſe fehlte auch der klirrende Säbel nicht. Die ſchlanken Geſtalten, das pulſirende Leben in den kleinſten Bewegungen, der Glanz der Augen, das Blendende in der freien Schönheit der lebhaften Frauen, die rauſchende Muſik, — Alles das verſetzte den ſonſt ſo trüben Deutſchen in eine Art von Rauſch „Es wäre entſetzlich“ — wendete er ſich zu Stanislaus — „wenn dieſe Nation wieder unterläge.“ —

Sie tanzen bis zum Grabe, erwiderte dieſer mit trauriger Stimme.

Valerius Augen folgten dem leichten Schritte der ſchönen Hedwig, und wie von einem Schrecken getroffen, dachte ſein Herz plötzlich an Joel: „In welcher dunklen Judenſtube mag der Arme jetzt ſitzen mit dem alten Manaſſe! Welch ein düſterer Gegenſatz zu dieſen in Licht und Glanz ſchimmernden Sälen! — O, können ſie denn nie aufhören, dieſe grellen Contraſte der bürgerlichen Geſellſchaft!“

Der Tanz war beendigt — wahrlich, jene Tänzerin des Grafen Kicki, jene hohe Geſtalt, ſie war es, die Fürſtin Conſtantie! Wie kam ſie aus Deutſchland mitten in dieſe ferne Stadt des Krieges? Valerius wußte nicht, ob er ſich freuen ſollte oder ſich betrüben, es war wie ein Schreck, was ihn durchbebte, und er redete ſich vor, die ſtolze, ariſtokratiſche Frau werde mit Hohnlächeln das verworrene Treiben einer jungen Freiheit betrachten, und dies ſei es, was ihn befangen habe bei ihrem Anblick.

Während ihm dieſe Gedanken durch Kopf und Herz flogen, war die Fürſtin neben dem Grafen Kicki ganz in ſeine Nähe gekommen, und betrachtete Valerius mit feſtem, beinahe herausforderndem Blicke. Dieſer, der eine unerklärliche Scheu empfand, die Bekanntſchaft mit ihr zu erneuern, blieb einen Augenblick unſchlüſſig und ohne Bewegung, es mochte auch der natürliche Trotz ſein gegen jene befehlenden Augen. Aber er glaubte plötzlich einen weichen, ſchmerzlichen Zug um den ſonſt ſo ſtolzen Mund zu ſehen, das Verlangen, eine Landsmännin zu begrüßen, übermannte ihn, wie er glaubte, und er ging langſamen Schrittes ihr entgegen, um ſich ihr vorzuſtellen.

Eine ſchnelle Freude flog über ihr edles Geſicht und ſie empfing ihn auf das Verbindlichſte —

Sie ſind ſo blaß, Herr Valerius? Sind Sie krank? fragte ſie mit weicher Stimme — und auf der Stirn haben Sie eine große Schmarre?

Sie hatte franzöſiſch geſprochen, und Graf Kicki übernahm die Antwort: Herr von Valerius übernimmt ſich in Anſtrengungen für unſer Vaterland, bei Grochow iſt er auf dem Wahlplatz liegen geblieben, und wir haben ihn lange für todt gehalten, unterdeß hat er ſich in den Wäldern mit marodirenden Ruſſen herumgeſchlagen — wahrhaftig, Herr von Valerius, Sie müſſen eine Zeitlang den Dienſt ausſetzen, und ſich erholen — wenn wieder eine ſchöne Ausſicht für uns Reiter kommt, eine ſchöne Fläche und jenſeits himmelhohe Cuiraſſiere, dann ruf' ich Sie, zuverläſſig, Herr von Valerius, dann ruf' ich Sie. — Damit beurlaubte er ſich bei der Fürſtin, indem er artig verſicherte, der junge tapfere Landsmann würde ſie am intereſſanteſten zu unterhalten verſtehen, und dem Hauſe des Wirthes ſo viel Ehre machen, als er ſeinem deutſchen Vaterlande Ruhm bereite durch ſeine Tapferkeit für eine unterdrückte Nation.

Graf Kicki war der polniſche Alcibiades: ſchön wie ein Gott, tapfer bis zur Verwegenheit, heiter, galant, liebenswürdig, ritterlich, war er der Abgott der polniſchen Damen, der fabelhafte Paladin des Krieges. Alles ſchrie ſeinen Namen, wenn er durch die Straßen ſprengte, die Damen eilten ans Fenſter, und warfen Blumen auf ihn hinab, und kein Geliebter, kein Gatte verargte dies: der ſchöne Kicki war der Repräſentant ihrer nationalen Liebenswürdigkeit. Lächelnd und unbefangen, als wäre er aus einem Ritter-Roman heraus in die Straßen geſprengt, nahm er das Alles auf, und grüßte rechts und grüßte links, und verſchwand auf dem brauſenden Roſſe.

Die Fürſtin ſah ihm nach, und ſagte mit jenem vornehmen Abandon, den Valerius ſchon an ihr kannte, gleich als ob ſie ſich bereits den ganzen Abend mit dem wiedergefundenen Bekannten unterhalten hätte: Wahrhaftig, ein ſchöner Mann, und ein glücklicher Mann, ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu — ſchön und glücklich ſind die Meiſten dieſer phantaſtiſchen Nation, ſie leben in einem kindlichen Leichtſinne, einer liebenswürdigen Oberflächlichkeit dahin, als wäre das Leben ein Carneval, ſelbſt die Idee ihres Vaterlandes iſt ihnen eine ſtehende Maske geworden, für die man ſchwärmen und ſich todtſchlagen laſſen muß — ſtill, ſtill, ich ſpreche frivol in meiner Ballſtimmung; Sie ſind ein tiefſinniger, ernſter Mann, ich weiß es. Machen Sie mir nicht das alte Profeſſorgeſicht, ich nehm' es ja zurück, das bunte Zeug, man muß die heiligen Dinge einer Nation nicht beſpötteln, wo nähmen wir am Ende die Götter oder Götzen her, welche die Geſellſchaft halten und das Höhere von dem Niederen ſcheiden — wie geht's Ihnen, Herr von Valerius?

So heißen Sie ja wol hier? Wo iſt Ihr Haß gegen den Adel geblieben, daß Sie ſich auf einmal ſolch ein adeliges „von“ gefallen laſſen?

Valerius konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, was zum Theil von dem gefälligen Eindruck herrührte, welchen die überwältigende Schönheit der Fürſtin auf ihn machte. Sie hatte, während ſie unter dem Sprechen einige Schritte im Saale hinging, den Handſchuh vom Arm geſtreift, um eine neugierige Locke feſtzuſtecken, welche ihr auf den Buſen herabgefallen war. Ihr voller Arm lockte in ſeiner Krümmung das Auge des Begleiters, der warme Handſchuh, den er hielt, ſtrömte das Frauenleben verführeriſch in ſeine Nerven, und es war nicht zu verwundern, wenn Valerius diesmal die neckenden Herausforderungen der Fürſtin unbeantwortet ließ, und kaum mit halben Worten etwas auf die letzte erwiderte.

Es iſt nicht wie in Deutſchland, Durchlaucht, mit den Titulaturen, die Leute fragen nicht nach meiner Geburt, ich gehöre zur höheren Claſſe, und da werde ich Valeriuski, von Valerius genannt, ich mag wollen oder nicht —

Ganz Recht, nahm die Fürſtin die Rede auf, und ließ ſich ihren Handſchuh wieder geben — dies Land der Ariſtokratie iſt darin liebenswürdig, die kleine adelige Gewürzkrämerei Deutſchlands iſt ihnen unbekannt — ein freier unabhängiger Mann iſt ein Edelmann — aber antworten Sie doch, Herr von Valerius, wie geht's Ihnen — laſſen Sie mir dieſen Namen: Herr von Valerius; ich muß Ihnen die Schwäche geſtehen, daß es mir leichter iſt, als das harte Herr Valerius. Dies „von“ iſt mir durch die Gewohnheit ſo nothwendig geworden, man iſt in Deutſchland nur mit ſolchen Leuten umgeben, die es führen, Sie ſind mir fremder, wenn ich es weglaſſe, und ich möchte nicht gern, Herr von Valerius, daß Sie mir fremder ſeien, als Sie ſich ohnedies machen. Antworten Sie mir recht offen: wie geht's Ihnen? Sind Sie glücklich, ſind Sie zufrieden?

Valerius ſchüttelte wehmüthig den Kopf.

Das freut mich — Sie werden mich nicht mißverſtehen, Sie ſind ein Poet, und errathen meinen Ideengang, oder doch irgend einen. Es ſoll Ihnen nicht gut gehen bei dieſem thörichten Leben — die Menſchen ſind der Opfer nicht werth, und warum vernachläſſigen Sie diejenigen, die Ihnen nahe ſtehen, um ins Blaue hinaus für die Menſchheit zu wirken! Was iſt die Menſchheit? Der Menſch, der neben Ihnen ſteht. Sprechen Sie nichts darüber, ich bitte; ein andermal, nicht hier. Kennen Sie dort das ſchöne Mädchen, bei deſſen Anblick ſich vorhin Ihr trauriges Geſicht belebte? — Ja, ja, ich habe Sie beobachtet, wären Sie ein anderer Mann, ſo würde ich glauben, jene unerfahrenen jungen Augen hätten eben in aller Unſchuld Ihr Herz getroffen, aber Sie haben keine Zeit zu ſolchen Dingen, Ihre hiſtoriſchen Gedanken laſſen Sie nicht zu Privatneigungen kommen. Nicht wahr, ich kenne Sie? — Indeſſen, gerade die große Jugend dieſes ſchönen Mädchens könnte Ihnen gefährlich werden, ich weiß, Sie ſuchen jene Unbefangenheit, weil Sie eine dunkle Ahnung haben mögen, daß ſie Ihnen ſelbſt fehlt. — Ihr Geſicht voll Verwunderung, Herr von Valerius, iſt für mich ſehr unterhaltend, es ſteht Ihnen völlig neu und originell, da ſie ſonſt immer Alles wiſſen und durch nichts überraſcht werden, oder wenigſtens durch nichts ſich überraſchen laſſen. Es iſt da nichts zum Verwundern, wir Frauen bemerken es nebenbei, ohne daß wir handwerksmäßig auf das Beobachten ausgehen, und unſere Bemerkungen ſind oft tiefer, weil es die ſchnellen Gefühle ſind, von denen ſie uns zugetragen werden. Faſt jede Frau betrachtet eine neue Männerbekanntſchaft mit den Beziehungen der Liebe, der Mann mag noch ſo reizlos und unintereſſant ſein, die Frau forſcht überall an ihm, ob nichts Liebenswürdiges aufzufinden ſei, und ſo lange ſie nicht vom Gegentheil überzeugt iſt, wird ihr der Mann nicht völlig gleichgültig. Das Lieben und Geliebtwerden iſt nun einmal unſer Element — natürlich iſt es dabei nicht immer auf Liebesverhältniſſe abgeſehen, was man ſo zu nennen beliebt, ſondern nur auf die Frage des Intereſſes oder der

Gleichgültigkeit. Ich bin aufrichtig, und ſage, was die meiſten Frauen verſchweigen. Sie können nun aber auch meinen Beobachtungen Glauben ſchenken und ſie der Berückſichtigung werth achten — lieben Sie jenes Mädchen, oder ſind Sie auf dem Wege ſie zu lieben? Geſchwind, ohne Ausflucht. —

Valerius lächelte, und geſtand, daß ihm Hedwig heut' zum erſten Mal als ein ſchönes Mädchen aufgefallen ſei, übrigens drückte er nicht ohne eine leichte Ironie der Fürſtin ſeine Verwunderung aus über ſolch ein plötzliches und ungewöhnliches Verhör. —

Ich glaub' es, fiel ſie ihm ſchnell in die Rede, und eine leichte Röthe flog über ihr Angeſicht, ich glaub' es; Hiſtoriker wie Sie begreifen das nicht. Das ſind die Staatsangelegenheiten der Weiber, in dieſem Fache müſſen wir von Allem genau unterrichtet ſein; wir haben auch unſere hiſtoriſchen Intereſſen. Wer wird auch ſo ungezogen ſein, und eine Dame gleich bei der erſten Begrüßung fragen, was ſie plötzlich aus Deutſchland nach Polen geführt habe. Sie müſſen ſich diplomatiſch ausbilden; nach dem Zweck und Ende fragt man wie billig eben am Ende, wenn man ſich die Hand zum Abſchiede drückt. Ich langweilte mich in Deutſchland, mein lieber Landsmann, ich ſehe die Menſchen am liebſten in ihren Leidenſchaften, da tritt alle Schönheit, aller Reſt von Göttlichkeit hervor, da iſt das Leben aus dem Sumpfe der Gewöhnlichkeit erhoben, ich habe nicht Luſt, meine Jugend reizlos hinzubringen — die Zeit kommt früh genug, wo man nicht mehr reizt, nicht mehr gereizt wird, und nichts Beſſeres thun kann, als leſen und denken und philoſophiren, und Befriedigung und Ruhe nach innen und außen ſuchen. Was mir Intereſſe verſpricht, das ſuch' ich auf — wenn Sie durchaus Tugend haben wollen, nun wohl, ich halte das für Tugend, Gottes Welt ſo ſchön zu finden, als es unſere Kräfte nur immer erlauben.

Alſo Sie kennen dies Mädchen ſchon länger? Erzählen Sie mir doch, was Sie hier für ein Leben getrieben haben — armer Mann, der ſchwere Hieb über den Kopf konnte Sie tödten.

So viel iſt doch die Geſchichtskenntniß nicht werth. Freilich, was iſt der Mann, der nicht mit dem Leben zu ſpielen vermag. — Sie haben ganz Recht, und die Schmarre und der Schnurrbart ſtehen Ihnen gut. Bei ſolchen denkenden Leuten haben die Beweiſe des männlichen Muthes etwas Rührendes, bei den leeren Köpfen ſieht es leicht ſo aus, als gehörte das zum Handwerk. Aber Sie müſſen noch leiden, die Wunde hat noch ein friſches Anſehen, ein ganz friſches, Sie Armer. Nicht wahr, Sie werden dem Kicki folgen, und ſich eine Zeit lang ſchonen, nicht wahr? Es iſt mir ganz neu an Ihnen, daß Sie ſo freundlich lächeln und eine ſchwatzhafte Frau ſo liebenswürdig anhören können. —

Indeſſen, mein junger Landsmann, Sie müſſen ein anderes Leben hier beginnen, wenn Sie nicht in vage, gefährliche Verwirrniſſe gerathen wollen. Wo waren Sie heut' Abend, ehe Sie ſo ſpät in dieſem Saale erſchienen?

Valerius ſah ſie verwundert an.

Im „patriotiſchen Club“ waren Sie, mitten unter den wildeſten, exaltirteſten Demokraten, mit denen in Kurzem der offene Kampf losbrechen wird — laſſen Sie dieſe ultrademokratiſchen Dinge, die Ihnen gar nicht einmal ſo natürlich ſind, als Sie glauben. Sie haben ſich vielmehr dieſe Grundſätze als eine Art von Tugend angeeignet, weil Sie aus Trieb nach Charakterſtärke eine Art Schwärmer ſind, ein Syſtematiker —

Hier unterbrach der Graf Kicki die Fürſtin, und führte ſie zur Tafel. Valerius ſtand überraſcht von all den plötzlichen Erſcheinungen, die wie ein luſtiges Gewitter über ihn hereingebrochen waren, und bemerkte es kaum, daß Hedwig und Stanislaus zu ihm traten, und daß das fröhliche Mädchen über ſeine Geiſtesabweſenheit lachte. Aber er fühlte es mit innigem Behagen, als ſie ihren Arm in den ſeinen legte. Den andern reichte ſie Stanislaus und unter ihren Scherzen und liebenswürdigen Vorwürfen, daß der Herr von Valerius ſie auf eine abſcheuliche Weiſe ignorirt und kaum von Weitem gegrüßt habe, kamen ſie in den Speiſeſaal. Die Fürſtin ſaß nicht weit von ihnen, und ihre Augen ſahen mit einem ſeltenen Gemiſch von Wehmuth und Lebhaftigkeit auf den jungen Deutſchen, wenn er angelegentlich mit Hedwig plauderte, und wenn ſeine Augen mit unverhehltem Wohlgefallen auf den Zügen des glänzenden Mädchens ruhten. Sie ſaß dicht neben ihm, und wenn ſie eilig eine Bemerkung mitzutheilen hatte, da war ihre rothe Wange, ihr fröhlicher, kleiner Mund ſo dicht an dem bleichen Geſichte des Nachbars, daß ſelbſt ein unbefangener Zuſchauer hätte glauben können, ſtatt der Worte würden einmal plötzlich Küſſe gewechſelt werden.

Stanislaus ſaß ohne Aufmerkſamkeit für die beiden ſchwatzenden Leute neben ihnen. „Ich bin nur neugierig“, ſagte Hedwig, „was aus uns beiden Verlobten werden ſoll, wenn wir immer ſo wenig Zeit für einander haben — ſehen Sie nur, wie Stanislaus unverwandten Auges da hinüber guckt nach jenem alten Schnurrbart, ich wollte, Sie wären mein Verlobter, Valerius, Sie erzählen mir doch hübſche Geſchichten — aber ſind Sie auch ſo gut, ſo gut und lieb wie Stanislaus? Sie glauben es nicht, wie ſehr er's iſt, wie ſehr!“

Und denken Sie gar nicht an den armen Joel? ſprach leiſe Valerius.

Hedwig erröthete, ſchlug die Augen nieder, und ſagte nach einer Weile mit noch leiſerer Stimme: Ach der arme Joel! — Aber — ach, was weiß ich —

Als die Tafel aufgehoben wurde, geleiteten die beiden jungen Männer Hedwig an den Wagen, ſie war müde und ſchläfrig, und ſagte ihnen kaum „gute Nacht“. Beide ſtiegen die Treppen wieder hinauf, da begegnete ihnen jener alte Schnurrbart, den Stanislaus während des Eſſens unabläſſig betrachtet hatte. Es war ein bejahrter ſtattlicher Mann, ſein hartes und ſtolzes Geſicht war von einem ſtarken grauen Knebelbarte beſchattet, einem feineren Beobachter entgingen aber jene Winkel ſeiner Züge nicht, in welchen eine lauernde Verſtellung, oder Liſt oder Geſchmeidigkeit kauerte; es war nicht leicht, das richtige Wort dafür zu finden. Seine Kleidung war ſehr einfach und unſcheinbar, aber national, der Bediente reichte ihm einen alten Militärmantel, und Stanislaus, der ſich ſchnell bei ſeinem Freunde verabſchiedete, und mit jenem Alten die Treppe wieder hinabſtieg, nannte ihn „Herr General“. —

Es kamen indeß mehr Gäſte, die ſich entfernten; Valerius fürchtete, ſeine ſchöne Landsmännin nicht mehr zu finden, er ließ ſich keine Zeit, nach dem Namen dieſer Erſcheinung zu fragen, die ihm intereſſant war.

Die Fürſtin ging im Saale auf und nieder, umringt von einer Menge polniſcher Herren. Ihre Schönheit hatte die lebhaften Männer angezogen, und ihr gewandter Geiſt ſpielte mit den feurigen Huldigungen, welche dieſe Nation mit dem ihr eigenen ritterlichen Ungeſtüm darbrachte, und immer eifriger darbrachte, je ſpröder, leichter und vornehmer die Fürſtin dergleichen aufnahm. Keiner ſah ſich ſonderlich beachtet, Jeder war zuverſichtlich, und ihr Eifer, die Aufmerkſamkeit der reizenden Frau zu feſſeln, wurde immer lebhafter, je weniger Conſtantie davon Notiz nahm. So bildete ſich jene ſtürmiſche Unterhaltung um ſie her, wo im Grunde Niemand Antheil an dem Gegenſtande des Geſprächs nimmt, obwol Alle dafür zu glühen ſcheinen, jene Unterhaltung des Egoismus, wo nur Jeder hervorzutreten trachtet. —

Valerius hörte eine Zeit lang hin, und folgte mechaniſch der Gruppe; die Fürſtin ſah ihn nicht, und es ſchien ihm, als läge ein ungewöhnlicher Ernſt auf ihrem Geſichte, ein Ausdruck von Kummer, den er niemals auf dieſen ungetrübten Formen erblickt hatte. In der Mitte des Saales wartete er, bis die Gruppe vom andern Ende wieder zurückkam, dann ging er ihr entgegen. Denn die Flanken dieſer Schlachtordnung waren ſo ſtark beſetzt, daß man zu der belagerten Feſtung nicht durchzudringen vermochte. Conſtantie lächelte, als ſie ihn kommen ſah, es lag Freude, Wehmuth und auch etwas Stolz auf den ſchönen Lippen — „à propos“, rief ſie ihm entgegen, „ich habe Briefe von Ihren Freunden aus Deutſchland für Sie mitgebracht“, und nach dieſen Worten ſagte ſie den Herren „Gute Nacht“, ergriff den Arm des

Grafen Kicki, und verließ den Saal. Valerius ging ebenfalls nach ſeinem Mantel; der Gedanke an die deutſchen Briefe erfüllte ſeinen Geiſt, und träumeriſch ſtieg er die Treppe hinab. „Gute Nacht, lieber Träumer“ flüſterte kaum hörbar eine deutſche Stimme neben ihm. Als er ſich ermunterte, ſah er den Grafen und die Fürſtin vor ſich hineilen, und ein Schwarm von jener Gruppe aus dem Saale ſtürmte an ihm vorüber nach der Thür. Dort ſchwangen ſie ſich raſch auf ihre Pferde, und begleiteten den Wagen Conſtantiens. Dieſe ungewöhnliche Courtoiſie machte einen angenehmen Eindruck auf Valerius. Man ſieht gern das Heimiſche geehrt in der Fremde. Er glaubte wenigſtens, dies ſei der Grund ſeines Wohlgefallens an dieſer Scene.

16.

Es war ſpät in der Nacht, aber der Mond ſchien noch in lichten Strahlen. Valerius war ſo erfüllt von Gedanken, Träumen, unklaren Wünſchen, daß er ſeine Wohnung noch nicht ſuchen mochte. Er wanderte durch die ſtillen Straßen, und war bald wieder auf der Weichſelbrücke. Wie ſo ganz anders ſahen ihn jetzt die Wellen des Fluſſes, die Sterne, die Mondesſtrahlen, die dunkel gewordenen Fenſter der Paläſte an; denn die äußeren Dinge erhalten erſt ihre Augen und ihre Sprache von unſerem Herzen. Selbſt die trüben weltgeſchichtlichen Gedanken, die ihn vor wenig Stunden hier zu Boden drückten, ſie waren verſchwunden, und wenn er ſie herbeirief, ſo lächelten ſie, als hätten ſie ihren Scherz mit ihm getrieben.

„Es iſt wirklich eine Maskerade“, ſprach er vor ſich hin, „dies wunderliche Leben bis in das geheimſte Treiben unſerer Gedanken hinein, und es kommt nur auf die Beleuchtung an, ob ſie ein ſchauerliches oder ein luſtiges Anſehen haben ſoll. Solch eine gewöhnliche Redensart: das Leben iſt eine Maskerade, und doch ſo tief und ſo richtig! Im Grunde ſind in den vulgärſten Sprichwörtern und Phraſen alle Wahrheiten längſt aufgefunden, und es iſt thöricht, ſich darum zu quälen. Man verliert ſein Leben, und die Welt gewinnt nichts Neues.“ — —

Aber ſein grübelnder Charakter verließ ihn auch in dieſem Augenblicke nicht, auch von ſeinen glücklichen Momenten verlangte er Rechenſchaft. Er erinnerte ſich einer Zeit, wo dieſe Fürſtin Conſtantie einen durchaus ungünſtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte: ihr männlicher Stolz, ihre Keckheit, des Lebens Freuden wie eine Titanin an ſich zu reißen, hatte ihm mißfallen, entſchieden mißfallen. Und er konnte ſich doch nicht leugnen, daß ihre plötzliche Erſcheinung ihn jetzt mit einer Art Zauber überwältigt hatte. Aber er leugnete ſich's. Stanislaus und der tiefe Blick, den er in ein ſo edles, ſo vortreffliches Herz gethan hatte, die Ueberzeugung, welche er dadurch gewonnen, jenes romantiſche Polen, für das er ausgezogen von ſeiner Heimath, exiſtire wirklich, Hedwig mit dem Schimmer ihrer lieblichen Jugend, die ganze kräftige Freude des Feſtes — das Alles, glaubte er, habe ſeinen Trübſinn verſcheucht. Und die Fürſtin hat wol auch dazu beigetragen, ſetzte er leiſe hinzu. Sie erinnert mich an die ſchönen Tage in meiner Heimath, an das poetiſche Grünſchloß, an meine innige Camilla! Ich habe Dir verſprochen, Camilla, Dein zu gedenken, und Dich zu küſſen, wenn ich mich freue, vergieb, daß es ſeit ſo langer Zeit zum erſten Male geſchieht. —

Während er wieder nach der Stadt zurückkehrte, erkämpfte er von ſeiner Eitelkeit noch einen neuen Grund, und da es eben eine verſtockte Eitelkeit war, die er ſich in ſeinem früheren ſo abgemachten und ſicheren Weſen zum Vorwurf machte, ſo verfolgte er mit der Strenge eines Büßers jeden Sieg, den er über dieſe Schwäche zu erringen glaubte. Sie iſt die Schweſter des Eigennutzes, und dieſer der Erbfeind aller Bildung, ſagte er, um ſich in eine erhöhte Stimmung zu bringen, und dadurch ſeinen Fehler deſto lebhafter zu empfinden. Sie hat von jeher die beſten

Menſchen, und ſomit die beſten Principien unterjocht, die Führer und Träger neuer großer Ideen haben ſich von der alten verderbten Welt bethören laſſen durch eitlen Prunk und Glanz, ſo iſt Cäſar, ſo Napoleon erlegen, ſo ſind tauſend weniger Bekannte immer wieder zurückgezogen worden unter den Troß der Gewöhnlichkeit.

Er glaubte nämlich, ein geheimes Etwas in ihm ſei geſchmeichelt oder beſtochen vom Range der Fürſtin, und die mehr als gewöhnliche Auszeichnung, mit der ſie ihm begegne, mache darum einen ſo günſtigen Eindruck auf ihn, weil ſie von einer Fürſtin ausgehe.

Sein ganzer demokratiſcher Stolz empörte ſich dagegen, aber was helfen Grundſätze gegen anerzogene Schwächen! In unſerem Zeitalter der großen Standesunterſchiede wächſt mit einem großen Theile der niedriger Gebornen ein verborgener irdiſcher Himmel auf, in welchem die höheren Stände ſich bewegen, nach welchem der Geiſt ſtrebt, ohne es zu wiſſen. Denn dieſer wunderliche Himmel liegt wie eine unklare, ungeſtaltete Ahnung in dieſen Menſchen, und wenn ſie mit vornehmen Leuten in genaue Lebensverhältniſſe kommen, ſo fühlen ſie ſich in einer erhabeneren Sphäre, und doppelt glücklich, ohne daß ihr Stolz die richtige Deutung dieſer Illuſion auffinden läßt. Das ſchreitet vom Bauer zum Bürger, vom Adeligen zum Fürſten, und durch alle Mittelglieder dieſer Stände. Es hilft nichts dagegen als ein troſtloſer Indifferentismus, der keine Reize kennt, und die poetiſchen Menſchen verfallen am Erſten in dieſe Illuſion. Denn der Begabteſte ſucht vor Allem nach vollkommeneren Zuſtänden. Dieſe Illuſion völlig verwiſchen, hieße die platte Proſa ins Leben einführen, und die edleren Demokraten wollen wol nicht alle Unterſchiede aufheben, ſondern ſie mildern, ſie auf richtigere Unterſchieds-Merkmale gründen, und die Ausſicht auf eine einſtige völlige Ausgleichung eröffnen. Denn ſie glauben an ein zukünftiges Aeußerſtes der menſchlichen Civiliſation.

Aber all dieſe Dinge, welche ſich Valerius auf dem Wege nach ſeiner Wohnung vorſprach, halfen ihm nicht von dem unbehaglichen Gefühle, das in ihm erregt war. Jenes geheime Etwas — jenes geheime Etwas, das glaubte er wie ein Wild verfolgen zu müſſen, das war der unbeſtimmte Makel, auf den er alle ſeine Aufmerkſamkeit richten wollte.

Darüber hatte er ſich in den Straßen verirrt, und war in eine enge Sackgaſſe gerathen. Das Quergebäude, das die Gaſſe ſchloß, hatte ein großes Thor, er glaubte eine Spalte davon offen und einen Menſchen zwiſchen den Flügeln zu ſehen. Der Mondſchein fiel eben auf das Thor, Valerius ſah, daß der Menſch eingeſchlafen war, er wußte indeſſen keinen Ausweg aus dieſem Straßengewinde, und ſah ſich genöthigt, den Schläfer zu wecken, um Beſcheid zu erhalten. Als er ihn rüttelte und nach dem Wege fragte, fuhr dieſer beſtürzt in die Höhe — ja, ja, Herr! — nahm Valerius bei der Hand und führte ihn durch einen ſchmalen, dunklen Hof, nach einem alten Stallgebäude. Dabei bat er fortwährend mit leiſer Stimme, der Herr möge ihn nur nicht verrathen, daß er geſchlafen, er müſſe den ganzen Tag Holz hauen, um ſein krankes Weib und ſeine Kinder zu ernähren, und es ſei jetzt ſchon die dritte Nacht, daß er am Thore ſtehen, und den Fremden den Weg weiſen müſſe, da ſei es ihm wol zu vergeben. Dies und dergleichen ſprach der Mann, und ehe noch Valerius über die wunderliche Erſcheinung zu ſich gekommen war, und ein Wort geſprochen hatte, ſah er ſich von dem Führer in das Stallgebäude geſchoben.

In dem weiten Raume brannten nur einige Handlaternen, welche durch die Hände, in denen ſie ſchwankten, ihr flüchtiges Licht bald hier, bald dorthin verbreiteten. Bei dieſen Streiflichtern erkannte Valerius, daß er unter eine Verſammlung gerathen ſei, die ſich eben aufzulöſen ſchien. Niemand hatte ſein Eintreten bemerkt, wenigſtens nahm Niemand Notiz davon. Er hörte noch die Worte: Alſo nichts von Skrzynecki, Alles für den Alten, und den Tod den Hunden — und ein beifälliges Gemurmel. Die Verſammlung zerſtreute ſich; und Valerius hüllte ſich tief in den Mantel, und ging mit von dannen, als ob er zu ihnen gehörte.

Die Laternen waren verlöſcht, er konnte Niemand erkennen. Drinnen glaubte er einige bärtige Bauerngeſichter erblickt zu haben, ein flüchtiger Mondblick zeigte ihm einige Militärmäntel, die vor ihm aus dem Thore traten, an welchem der ſchläfrige Pförtner mit abgezogener Mütze ſtand. Es war ein altes, zerhacktes Geſicht, ein rother Säbelhieb lief wie ein Blutſtrich über daſſelbe. Er lächelte vertraulich, als Valerius vorbeiſchritt, und flüſterte ihm ins Ohr: Herr, das lohnte ja nicht der Mühe.

Ein Theil der Verſammlung, die nicht eben zahlreich zu ſein ſchien, blieb noch im Hofe zurück, wahrſcheinlich, um kein Aufſehen durch ihre Menge zu erregen. Der erſte Theil, mit welchem Valerius fortſchritt, zertheilte ſich ebenfalls am Ende der Sackgaſſe, und dieſer ſchlug auf gut Glück den erſten beſten Weg ein, denn er hielt es nicht für rathſam, hier zu fragen. Es iſt immer gefährlicher zu viel zu wiſſen, als zu wenig. Ein Bauer war ihm gefolgt, und es ſchien ihm, als ob er ſchon am Thore aufmerkſam von demſelben Geſellen betrachtet worden ſei. Der Mond trat eben in eine Lücke der Häuſer, und das Geſicht des Bauers beugte ſich plötzlich vor das ſeine. Es war Slodczek, der ihn forſchend anſah, und gleich darauf wie ein Pfeil einem Trupp der Uebrigen nachſtürzte, deren Schritte man noch in der Ferne hörte. Valerius erkannte das Drängende der Gefahr, und ging raſchen Schrittes nach der entgegengeſetzten Seite. Im Gehen zog er leiſe ſeinen Säbel aus der Scheide, und drückte ihn unter den Arm. Schritte kamen hinter ihm drein; ſie konnten aber auch dem zweiten Trupp angehören, ſchnelles Laufen konnte ihn am leichteſten verdächtigen. Es bot ſich eben eine Querſtraße, er bog haſtig hinein, und rannte an eine Geſtalt, der Mantel flog ihm zurück, ſein nackter Säbel flimmerte in der Dunkelheit.

Pardon, ſprach eine höfliche Stimme. Die Tritte näherten ſich ſchnell. Valerius fragte den Unbekannten, der eben ſo in ſeinen Mantel vergraben zu ſein ſchien, nach welcher Richtung zu der ſächſiſche Platz läge. Die Stimme gab Beſcheid, und er ging raſch die Quergaſſe entlang und bog in eine breitere Straße.

Eine reitende Patrouille begegnete ihm, und er hatte nichts mehr von jenen Schritten zu beſorgen. Jene Stimme beſchäftigte ihn aber, er glaubte ſie ſchon gehört zu haben, es ſchien ihm, als hätte ſie die Worte „Joachim Lelevel" geſprochen.

Jetzt ſah er ſich auf bekanntem Wege, es war die Straße, in welcher Hedwig wohnte. Als er an dem Hauſe vorbeiging, welches ihrer Wohnung gegenüberlag, glaubte er eine Bewegung unter der dunklen Hausthüre zu bemerken. Genauer hinſehend erkannte er eine Mannsfigur, die in den Mantel gehüllt am Boden lag — ein ſchwerer Seufzer drang zu ihm auf. Valerius dachte, es ſei ein Verunglückter, welcher der Unterſtützung bedürfe; er neigte ſich zu ihm, und fragte nach ſeinem Schmerze und ob er helfen könne. Eine kalte Hand legte ſich in die ſeine, und eine Stimme wie aus den tiefſten Gräbern ſprach: Valerius, mir kann Niemand helfen, ich bin ein Jude.

Dabei richtete ſich die Figur langſam auf, und trat aus der Vertiefung des Portals — die bleichen Mondesſtrahlen fielen auf Joels bleiches Geſicht. Er drückte dem Valerius die Hand, warf noch einen Blick auf das gegenüberſtehende Haus, und ſchritt in die Nacht hinein. —

Das Schickſal ſchien in dieſer Nacht keine gleichmäßige Stimmung in Valerius dulden zu wollen. Wie betäubt von den mannigfachen Wechſeln kam er nach Hauſe, und warf ſich aufs Lager. Er wollte nichts mehr denken, nichts mehr überlegen, nichts fürchten, nichts hoffen, da er ſich ſolchergeſtalt in der Hand von allerlei Zufällen ſah, welche ihr höhnendes Spiel mit ihm trieben.

Aber unſere Gedanken ſind eben der Himmel oder die Hölle, welchen wir nicht entfliehen können, ſelbſt im Schlaf nicht entfliehen können. Denn auch die Träume ſtehen in ihrem Dienſte. Und es will uns ſogar manchmal bedünken, als ſtreckten gerade in die Träume fremde Mächte dreiſter als ſonſt wohin ihre Hände: im Schlafe ſehen wir Gedanken und Bilder ausgewachſen vor uns ſtehen, deren Anfänge wir kaum in unſerem Herzen empfunden haben. Unſere Bildung wird in den Träumen ſogar verarbeitet und oft neu gewendet und gerichtet, unſere Selbſtſtändigkeit iſt zu Ende, aber unſere Kräfte ſind gewachſen, wir empfinden uns freudig oder ſchmerzlich als unmittelbare Werkzeuge höherer Gewalten. Darum ließen ſchon die älteſten Völker im Traume die Götter kommen, und mit Menſchen ſprechen.

Darum nennen wir noch oft die begabteſten Menſchen, die Poeten, Träumer, weil wir ſie erfüllt ſehen von übergewöhnlichen Kräften, von göttlichen Worten und Gedanken, die ihnen nur direct von der Gottheit gekommen ſein können im Schlaf und Traume. Wenn es ein Mittel giebt, die Zukunft zu errathen, ſo liegt es gewiß in den Träumen.

Dieſe Kenntniß der Zukunft war aber eben jene Frucht vom Baume der Erkenntniß, welche die neugierige Eva naſchte, und die ihr den Tod bereitete. Die Erfüllung iſt der Tod des Wunſches, und wer nicht mehr wünſchen und hoffen kann, der iſt des Todes.

Solch ein Erkenntnißtraum ſinkt oft in den Morgennächten auf die Menſchen herab, aber der Himmel iſt freundlich wie immer, und hüllt ihn in ſeine romantiſchen Nebel; nur wenn man in der ſpäteren Zeit wieder einen Theil jenes Traumes erfüllt glaubt, da dichtet man eine nächſte Folge, aber man weiß ſie nicht, und kann in Furcht und Hoffnung weiter leben.

Warum ſoll man dieſe Offenbarung nicht glauben? Webt ſie doch nur aus den Anlagen und Kräften, aus den verborgenen Gedanken des Schläfers ſeine Zukunft!

Das waren die träumeriſchen Dinge, welche den halbſchlafenden Valerius in jenen Morgenſtunden umflatterten; welch eine Geſchichte aber mitten in dieſen Gedanken durch ſeine Seele hinzog, davon wußte er am andern Morgen nur noch einzelne Stücke. Im Verlauf des Lebens dichtete er ſich einen Zuſammenhang.

17.

Die Vormittagsſonne weckte Valerius aus ſeinen Träumen, und brachte ihm, wie ſie es ſtets that, die Hoffnung auf einen lebendigen, heitern Tag, auf eine lichte Zukunft. Er ſchrieb's auch dieſen Sonnenſtrahlen zu, daß er ſein Herz ſo ahnungsreich und fröhlich bewegt fühlte, als ſtünden ihm große Freuden bevor. Er hatte es zwar nicht vergeſſen, daß er ſich Briefe bei der Fürſtin holen ſollte, aber er meinte, dieſe ſchöne verführeriſche Frau habe keinen Antheil an ſeiner angenehmen Stimmung, und er werde auch heute noch nicht zu ihr gehen.

Mit dieſen herumſpielenden Gedanken legte er ſich ins Fenſter, mitten ins Gold der Sonne hinein, und athmete heiter die milde Winterluft. Das Fenſter führte nach der ſüdöſtlichen Fläche vor Warſchau, und die Waffen der manoeuvrirenden Truppen, welche dort herumſchwärmten, blitzten weithin wie ein Funkenregen. Noch war auf dieſer deutſchen Seite der Stadt kein Feind zu erwarten, und ſelbſt Valerius ließ ſich die Möglichkeit nicht träumen, daß noch in demſelben Jahre von jener beſonnten Ebene der neue Untergang des polniſchen Volks in die Thore ziehen werde. Seine traurigen Gedanken waren überhaupt in den Hintergrund gedrängt, und er ertappte ſich bald nur auf der Frage: gehſt du heut' zur Fürſtin, oder nicht? Er mußte über ſich ſelbſt lachen, und ſich eingeſtehen, daß es wieder ein Stückchen jenes geheimen Etwas, jener Eitelkeit, daß es Coquetterie ſei, wenn er nicht hingehe. Du willſt dich rar machen, den Unintereſſirten ſpielen, ſagte er ſich ſpottend. Aber es kam heute nichts Ernſthaftes in ihm auf, die Zeit der Vorwürfe gegen ſich ſelbſt ſchien vorüber zu ſein: es iſt auch langweilig und abgeſchmackt, ſich fortwährend zu hofmeiſtern — dachte er — wir wollen einmal meine Erziehung und die Erziehung des Menſchengeſchlechts eine Zeit lang auf ſich beruhen laſſen. Magnac mußte das Pferd ſatteln, und er ritt ſpazieren, hinaus in die Sonne, und wenn das Pferd gelaufen wäre bis ins heiße Afrika. O, es entwickelt ſich ein ſo ſchönes, geſundes Leben unſeres Geiſtes und Herzens, wenn wir zu Wagen oder zu Pferde dahin geriſſen werden in die reine Gottesluft, Kopf und Herz werden durch keine Mühſeligkeit des Körpers geſtört und der Muth wächſt hoch in die Wolken. Der Muth iſt aber der eigentliche Lebensſtoff, welcher überall das Größte erzeugt in Thaten und Gedanken.

Es flog ſein Gaul an einem Phaeton vorüber, aus welchem er ſeinen Namen zu hören glaubte. Aber es that ihm weh, dem luſtigen Pferde das eiſerne Gebiß einzudrücken, und ſeinen Lauf zu hemmen. Wie oft ſeufzen wir gegen die Macht, wenn ſie uns durch Schmerzen zügelt, wo wir mit vollen Segeln dahin ſtreichen möchten! Und ein feines Gefühl ſetzt unſere Verhältniſſe leicht fort im Umgange mit lieben Thieren. Liegt doch namentlich im Pferde ſo viel Schönheit und Adel, daß es den Menſchen nur zu leicht an ein verwandeltes, unglückliches Geſchlecht gemahnt, und ſeine Freundlichkeit und ſanfte Hand in Anſpruch nimmt. Valerius kehrte alſo erſt um, als das Pferd ſeine Luſt gebüßt hatte, und ſuchte nun den Wagen wieder zu erreichen, um zu ſehen, ob er ſich geirrt habe oder nicht. Dieſer ſchien ſeine Richtung nach den Truppen hin zu nehmen, welche ſich auf der Fläche herumſchwenkten. Jetzt hielt er ſtill, Valerius ſah einen Reiter mit einem Handpferde anſprengen, ein Soldat ſprang aus dem Wagen, beſtieg das Pferd, und ritt zu den Truppen. Federn von Damenhüten wehten über das zurückgeſchlagene Verdeck der Kutſche, Valerius näherte ſich langſam.

„Da kommt der Unartige ganz langſam angeſchlichen!“

Das war Hedwig, und die Fürſtin ſaß neben ihr. Sie war Gaſt im Hauſe von Stanislaus' Eltern. Dieſer war der Reiter geweſen, deſſen Regiment hier manoeuvrirte, Conſtantie wollte die Truppenbewegungen anſehen.

Sie begrüßte ihren Landsmann auf das freundlichſte, ja es lag ein Schmelz von Innigkeit in ihren Fragen, wie es ihm gehe, was er denke, ob ihn der ſchöne Morgen nicht erquicke? daß auch ſeine Antworten und Reden zutraulicher und herzlicher wurden als gewöhnlich.

„Ich habe Sie ja noch nie ſo munter geſehen, Herr von Valerius, rief Hedwig in ihrer jugendlichen Heiterkeit, Sie haben ſogar einmal rothe Wangen — und jetzt noch röthere.“

Das thut die Sonne, liebes Fräulein, die Sonne —

„Ja, die Sonne — es hat ein Jeder ſeine Sonne.“ —

Da brauſte das Uhlanen-Regiment vorüber, Graf Kicki in der ſchimmernden Uniform an der Spitze; er neigte den Degen, als er in die Linie des Wagens kam, und die ſchlanken Reiter, die flatternden Fähnlein, die blitzenden Waffen, das Gewieher und der Trott der Pferde gewährten den luſtigſten kriegeriſchen Eindruck von der Welt.

„Wie können Sie denn in der Irre herumreiten, ſchwarz angethan wie ein Trauernder, während Ihr Regiment im bunten Glanze die Revue paſſirt? Sind Sie denn Ihres Dienſtes entlaſſen?“

Ja, mein Fräulein Wunderhold, ich habe mich aus dem Waffendienſt in den Augendienſt begeben, und ich harre der Befehle — man hält mich für unbrauchbar zum Soldaten, und ſpricht von mir wie Don Juan von ſeiner verabſchiedeten Geliebten: Ihr Kopf hat ſehr gelitten —

Valerius erkundigte ſich nach der alten Gräfin, und hörte: daß ſie ſich noch eben ſo befände, wie ſie ſich ſeit einigen dreißig Jahren befunden habe — aber dieſer Krieg, ſetzte Hedwig traurig hinzu, wird wohl das Ende ihres Lebens ſein. Siegen wir, ſo ſtirbt ſie vor Freude, und werden wir von Neuem unterjocht, ſo ſtirbt ſie vor Kummer. —

— Es flogen Wolken über den Himmel, die Sonne ward bedeckt, und bald fiel ein trüber Regen. Sie eilten nach der Stadt zurück, Valerius verſprach, um die Theezeit ſeinen Beſuch zu machen, und ſo trennten ſie ſich.

Dieſer plötzliche Wechſel vom ſchimmernden Sonnenſcheine zum grauen trübſeligen Regenwetter verdüſterte ſeinen Sinn, der nur gar zu geneigt war, ſich dunklen Ahnungen hinzugeben, wenn der Himmel ſeine Anzeigen zu ſenden ſchien. Sein Geiſt kämpfte gegen den Aberglauben, aber ſein Herz dafür. Von demſelben Fenſter ſeiner Wohnung, aus dem er noch vor Kurzem die freudeſtrahlenden Waffen der polniſchen Soldaten geſehen hatte, erblickte er jetzt mit Mühe durch die düſtere Luft dunkle heimkehrende Schaaren; es war ihm einen Augenblick, als weine das ganze Volk, vom Himmel und Glück verlaſſen.

Er rief Magyac, und fragte ihn haſtig, ob er geſtern das erſte Mal im patriotiſchen Club geweſen ſei. In dem Augenblicke kam ihm erſt jene befremdliche Aeußerung der Fürſtin wieder ins Gedächtniß, die eine Stunde nach ſeiner Anweſenheit in der demokratiſchen Verſammlung bereits davon gewußt habe. Nichts verſtimmt offene, redliche Menſchen mehr, als die Ueberzeugung, umſchlichen und behorcht zu werden; es belaſtet ſie wie ein böſes Gewiſſen, und das iſt das Aergſte, was ſie fürchten.

Nein, Herr, antwortete Magyac, zum zweiten Male. Er verſicherte, Valerius gar nicht geſehen, noch weniger gegen Jemand ſeinen Namen genannt zu haben. Dieſer hatte Magyac im Verdachte, auch in jenem Stallgebäude geweſen zu ſein, und er war im Begriffe, ihn auch darnach zu fragen. Aber es hielt ihn eine Art Stolz zurück, nach Geheimniſſen zu forſchen, die man verbergen wollte. Dies ganze Weſen von heimlichen Umtrieben, das ſich um ihn her ſpann, verſtimmte ihn indeß immer mehr. Er war gekommen, für dieſes Volk zu kämpfen, und nun ſah er ſich fortwährend wie ein ſtörender Fremder übergangen und doch beobachtet. Bei größerer Unbefangenheit hatte er allerdings keinen eigentlichen Grund zur Klage, es war Thorheit zu verlangen, daß die Polen jeden Fremden in ihre geheimſten Abſichten einweihen ſollten. Aber das Unbehagen war bei einem Charakter wie der ſeine ebenfalls natürlich.

So verbrachte er in trüber Stimmung den Reſt des Tages auf ſeinem Zimmer. Alle Zweifel über Leben, Völker, Freiheit rüttelten wieder an ihm, und er ſchalt ſich ſelbſt, daß der Gedanke an die glänzende Fürſtin zum Oeftern in ihm aufſtieg, und jene finſteren Geſtalten mit einem freundlichen Lichte beleuchtete.

Wenn wir einmal ins Zweifeln gekommen ſind, ſo hält kein Glaube mehr feſt, und die ſtärkſten Menſchen, welche ſich auf eigene und neue Wege des Lebens gewagt haben, erſchrecken vor ihrer Kühnheit. Sie beneiden dann einen Augenblick die große Maſſe der Alltagsmenſchen, die im hergebrachten Schlendrian einherziehen, dergleichen Zweifel und Sorgen nicht kennen, und im Trübſal immer links und rechts Stützen finden, weil ſie nie von der allgemein betretenen Heerſtraße gewichen ſind. Die Männer neuer Lebensgedanken und einer neuen Zeit werden auch immer die Märtyrer derſelben, ſelbſt wenn ihnen die alte ſtörrige Außenwelt keine Kerker öffnet, keine Schaffote errichtet. Ihr Gewiſſen, das unter den alten Gedanken aufgewachſen iſt, hält ſie unter einer immerwährenden Tortur, und es iſt um ſo peinlicher als das der andern Menſchen, weil es die Verpflichtungen gegen die Geſellſchaft tiefer empfindet. Die immerwährende Prüfung hat es ſpitzer und feiner gemacht. Und der ſtärkſte Menſch mißtraut ſeinen Kräften, der edelſte Reformator fragt ſich in ſtillen Stunden: bringſt Du nicht auch Unglück mit Deinen neuen Gedanken? beruht das Herkommen nicht auf der Weisheit vieler Generationen? iſt Deine und der Gleichgeſinnten Meinung nicht vielleicht unreif, unvollkommen, grün und dreiſt neben den alten viel geprüften Formen?

Ertappt er ſich nun auf einem Irrthum, auf einer Schwäche, ſie mögen noch ſo fern liegen von dem Hauptgange ſeiner Gedanken, dann iſt die allgemeine Unſicherheit da. So ging es auch Valerius. In all ſeinen Ueberzeugungen war er ſchwankend geworden. Nichts war ihm früher klarer und abgemachter erſchienen, als das Verhältniß zwiſchen den verſchiedenen Geſchlechtern, ſeine Anſicht über Ehe und Treue. Der Gedanke an die Fürſtin weckte dies Alles wieder auf, und der quälende Zweifel ſeiner Seele brachte jetzt alle die Geſichter ſeiner Ideen über dieſe Gegenſtände bleich und mit verzerrten Zügen vor ſeine Augen.

Die Dämmerung lag bereits in ſeinem Zimmer, und noch ging er brütend, prüfend, anklagend, vertheidigend, verwerfend in demſelben auf und ab. Einem fremden Zuſchauer hätte er unheimlich erſcheinen müſſen, wie er halblaut ſprechend mit unſichtbaren Geiſtern zu verkehren ſchien. Alle die verſchiedenen Meinungen, mit denen er rang, ſchienen in den Winkeln des Gemachs zu ſtehen, bald raſtete er vor dieſem, bald vor jenem, und ſprach mit ihnen, und antwortete ſtatt ihrer:

„Wenn ich die gewöhnliche Treue tadle, rede ich nicht der jämmerlichen Liederlichkeit das Wort, die in grauenvollem Egoismus nur ihren Lüſten nachjagt, mag aus den Opfern derſelben werden, was da will! Löſe ich nicht den Beſtand aller Dinge auf, wenn ich den zuverläſſigen Glauben auf ihre unwandelbare Stetigkeit hinwegreiße? Sind denn ſo viele Jahrhunderte im Irrthume geweſen, welche die Treue zu einer Tugend erhoben haben?"

„Aber war nicht die rohe Tapferkeit, der grauſame blutdürſtige Fanatismus einſt auch eine Tugend? Kann die Welt von der Stelle rücken, wenn ſich die Geſellſchaft fortwährend in denſelben Gedanken herumbewegt? Iſt es nicht eine förmliche Mordanſtalt, jene ſchwindſüchtige Treue, welche über ihren eigenen Tod hinaus zu beſtehen trachtet? Das Intereſſe, der Reiz, die leiſeſte Hoffnung von Glück iſt oft verſchwunden, wenn die Leute ein altes Verſprechen einlöſen; beide Theile fühlen es, beide wagen es nicht zu äußern, um den Popanz der Treue nicht zu verletzen, beide ſtürzen ſich mit offenen Augen ins Verderben. Das täglich wechſelnde Leben, der Reiz, welcher fröhlich vor ihre Augen tritt, predigt ſtürmend das Gegentheil, aber ſie verſtocken ſich, um ihr Geſpenſt nicht zu verletzen, ſie ſündigen gegen die Herrlichkeit der Natur, die ſich ihnen in den Schooß wirft, um ein Wort zu halten, das ihnen vielleicht ein Augenblick des Rauſches entlockt hat." —

— „Sind denn nicht aber wirklich die ſchönſten Gefühle von tieferer Dauer, von ſtetem Beſtande? Heißt es nicht das Herz verflachen, wenn man die Treue von dannen weiſt? Verurtheilen wir uns nicht ſelbſt dadurch zu jener vorüberfliegenden Unbedeutendheit, die alle Verbindung mit ewigen Zuſtänden aufgiebt?“ —

„O, erfindet, Ihr widerſprechenden Geiſter, ein neues Wort, verdrängt Eure tödtlichen Bezeichnungen für unwandelbare, unverrückte Zuſtände, ſie ſind unſerem Blute und unſerem Streben fremd, ſie ſind unnatürlich und erzeugen das Unglück — keine Untreue, nein, ſie iſt des Herzens unwürdig, aber auch nicht jene Treue, jenes todte, ſtehende Gewäſſer.“

„Ich ſehe Dich, Camilla, Du zürnſt mir nicht, wenn ich ein anderes Weib küſſe — Deine Seele lebt im Grunde meines Herzens, ſo lange ein Tropfen Blutes darin rollt. Und ſoll ich nicht mehr athmen, wenn es nicht Deine Luft iſt? — ohne Weiber iſt das Leben arm, arm, ſehr arm.“

„Du zürnſt mir nicht, aber unglücklich wirſt Du doch, wenn Du's erfährſt. Und würdeſt Du einen Andern küſſen? Hab ich mehr Recht? — wahrhaftig, ich habe mehr Recht, und das iſt kein thörichter Männerſtolz, ich werde Dir's erklären, aber ein andermal. Jetzt hab ich genug regiert, genug gearbeitet an der Einrichtung der Welt, ich muß Weiber ſehen!“

So hatte er ſich endlich in eine humoriſtiſche Laune hineingeſprochen. Es war ſelten, daß ſie ihn von ſeinen Gedanken erlöſte, aber er nahm ſie immer fröhlich auf, wenn ſie kam, und tröſtete ſich dann, wenn die Fragen ungelöſt blieben mit Hamlet oder richtiger gegen Hamlet: Die Welt iſt zwar aus den Fugen, und ich ſoll ſie einrenken, aber 's muß ja nicht heute ſein, Rom ward nicht an einem Tage erbaut, und der Herrgott müſſe auch das Seine thun.

Der Theetiſch, an dem er Hedwig und Conſtantie zu finden hoffte, mochte wol die Haupturſache dieſes ſeltenen Wechſels in ſeinem ernſten Weſen ſein. Das geſunde Leben behielt ſein Recht über das künſtliche, und er beſaß ſo viel Inſtinct, ſich darüber zu freuen, und ſeinen Mantel zu nehmen.

Wie ein Schüler, der aus dem Examen kommt, und nicht eben unter den Beſten und Ausgezeichnetſten, aber auch nicht gerade unter den Faullenzern genannt worden iſt, ſchritt er durch die Straßen. Er glaubte, ſeinen Forſchungen und Studien einige Wochen Ferien gewähren zu dürfen, und er freute ſich eben auch wie der Schüler auf eine bequeme Zeit, die vor ihm läge.

18.

Graf Stanislaus beſaß nur noch einen Vater. Das war ein hochbejahrter, liebenswürdiger Greis von den feinſten franzöſiſchen Manieren, der in großer Achtung ſtand, und allgemein geprieſen wurde wegen ſeiner anſpruchsloſen bürgerlichen Tugenden, ſeiner in Polen nicht eben gewöhnlichen Sanftmuth und Freundlichkeit gegen alle Stände, und endlich auch wegen ſeiner eben ſo ungewöhnlichen Bildung in Literatur, Kunſt und Staatsintereſſen. Der Beſuch der Fürſtin Conſtantie, mit welcher er verwandt war, erfreute ihn auch wegen der geſelligen Formen: ſie repräſentirte die Dame des Hauſes, und der alte reiche Graf ging in großer Glückſeligkeit trippelnd umher, daß ſein Salon jetzt wieder glänzend geworden ſei wie Anno 94. Als Valerius eintrat, fand er ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft, Conſtantie war umringt von Herren und Damen, und gewahrte ihn nicht. Der alte Graf, eine ſchlanke, vertrocknete Figur mit ſchneeweißem, lockigem Haar, ſtand neben einer hohen Militärperſon und war im eifrigen Geſpräche. Stanislaus eilte herbei, um ihm ſeinen neuen Freund vorzuſtellen; ſie warteten indeß Beide ein wenig, um das dem Anſchein nach wichtige Geſpräch nicht zu ſtören, und während der Sohn dem Freunde mit ſanfter herzlicher Stimme alle die Liebenswürdigkeiten des Vaters leiſe ſchilderte, hatte dieſer Zeit, den Alten zu betrachten.

Er war ganz ſchwarz gekleidet bis auf das Halstuch, welches, wie die Leibwäſche, von blendender Weiße war, und einen heitern Schein auf das ſchmale, gefurchte, aber noch immer von einer leichten Röthe überflogene Geſicht warf. In den großen, tiefliegenden Augen ruhte eine freundliche Sanftmuth, und nur hie und da ſah man aus einem ſchnellen Blicke, daß ſie nicht auf Schwäche, ſondern auf eine große, geiſtige Ueberlegenheit gegründet ſei. Im Knopfloche trug er das Band der Ehrenlegion.

Stanislaus hatte ſeinen Freund ſchon angekündigt, und der alte Graf nahm ihn mit der zuvorkommendſten Liebenswürdigkeit auf.

Es war eine lange Reihe von Zimmern geöffnet und erleuchtet. Der Militär hatte ſich zu einem andern Theile der Geſellſchaft gewendet, die drei Männer traten in das zweite Zimmer, und während der alte Graf ſeinen Gaſt mit einigen Gemälden bekannt machte, entfernten ſie ſich weiter von der Geſellſchaft.

„Sie müſſen ſich nicht abſchrecken laſſen“, ſagte der alte Herr mit ſeinem liebenswürdigen Lächeln, „wenn Ihnen nicht Alles bei uns die romantiſche Probe gehalten hat, wenn Sie ſogar durch Manches arg verletzt werden: wir ſind zu oft im Wachsthum geſtört. Von Hauſe aus waren wir verzogene Kinder, unſere Freiheit erſtickte im eigenen überflüſſigen Blute, weil wir Alles im Herzen haben wollten, und es nicht recht zu vertheilen wußten. Verzogene Kinder bleiben auch im Unglück eigenſinnig, und werden übermüthig bei jedem Schimmer von Glück. Aber Sie ſind ja aus dem Lande, das Alles Fremde ſo gern gewähren läßt, überwinden Sie nationale Antipathien, welche bei ſo verſchiedenen Völkern nie ausbleiben, und ſtürmender und trennender ſind als große Gegenſätze, weil ſie uns bei jedem Schritte hindernd zwiſchen die Beine gerathen. Ertragen Sie uns eine Zeit lang, und Sie werden am Ende doch Manches zu lieben finden. Jedes

Volk hat ſeine Liebenswürdigkeiten. Und Sie ſind ja auch auf der Höhe von Humanität, welche das Edle thut ohne Anſehen der Perſon — verſprechen Sie mir, mich zu beſuchen, wenn Sie mürriſch werden, ich bin ein alter Apotheker und habe Recepte aus manchem Jahrzehnt, verſprechen Sie mir's.

Valerius ſchlug freudig in die dargebotene Hand. „Nehmen Sie ſich in Acht“ — fuhr der Greis fort — „vor den Verbindungen mit unſern jungen Demokraten — verkennen Sie mich in dieſen Worten nicht: ich liebe dieſe brauſende Jugend mit ihrem menſchenrechtlichen Fanatismus, o, ich liebe ſie ſo ſehr gerade wegen dieſer Poeſie der Tugend, ſie ſind das urſprüngliche Fundament der Geſellſchaft, dieſe Jünglinge mit dem heißen Herzen. Aber ſie kennen die Welt nicht mit den tauſend Beſchränkungen, ohne welche ſich kein Staat conſtituiren läßt, ſo lange wir uns nicht iſoliren können von Gewohnheit, Herkommen, geſchichtlicher Erinnerung, und beſonders ſo lange wir Nachbarn haben, denen wir uns accommodiren müſſen. Ein Staat in Europa kann nicht nach Begriffen, nach bloßen Begriffen errichtet werden, welche der abgeſondert ſpeculirende Geiſt erſinnt, ſo wenig als das Individuum nach eigenen geſelligen Regeln ſich bewegen darf, ſo lange es in der übrigen Geſellſchaft ſeinen Raum einnehmen will. Eben weil es nichts Einzelnes giebt, weil nichts ohne Verhältniſſe exiſtirt, können Wechſel und Aenderungen nur mit der größten Umſicht vorgenommen werden. Und Umſicht iſt nicht Sache des poetiſchen Herzens, ſondern der Erfahrung; darum dürfen wir unſern Jünglingen den Staat nicht überlaſſen.“

„Machen Sie mir nicht ſo klägliche Geſichter. Freilich iſt es für das feurige Blut niederſchlagend, daß die Weltgeſchichte in ſo kleinen Schritten geht, daß ſie nicht eher weiter rückt, als bis ein großer Staatenraum auf gleicher Höhe angekommen iſt; aber auf dieſem lückenhaften Planeten, wo uns lauter unerklärte Anfänge umgeben, müſſen wir uns drein fügen.“

„Verzeihen Sie meine Breite, ich komme zum Thema zurück. Ich hoffe, daß mein Sohn einen ganzen Freund in Ihnen gewinnt, Ihre Nation iſt die Nation der Freundſchaft, weil ſie am wenigſten ausſchließlich in Sitte, Formen und Gedanken iſt, weil ſie am meiſten annimmt und verzeiht, ja, erlauben Sie mir den Ausdruck, weil ſie am wenigſten Nation iſt. Dieſes Capitel der Demokratie betrifft aber meinen Sohn und ſeine Neigungen eben ſo dringend als Sie, Herr von Valerius. Es drängt mich, offen, ganz offen zu ſprechen, und ich verſpreche mir ſogar in Ihnen eine Hilfe, einen Secundanten gegen Stanislaus zu erwerben. Ich habe meines Sohnes Bildung ſelbſt zu lebhafter Theilnahme an demokratiſchen Formen geleitet, ich bin ihm vor Allen Rechenſchaft ſchuldig, wenn ich ihn jetzt vom patriotiſchen Club und dem, was dazu gehört, abziehen will."

„Meine Herren, es iſt das Wahrſcheinlichſte, daß dieſe Intereſſen in Kurzem die eigentliche Lebensfrage Polens werden, ich halte ſogar den mächtigen Feind für unwichtiger. Wenn wir vereinigt blieben, beſiegt er uns nicht, aber die Trennung wird nur zu bald klaffen wie eine breite Wunde. Die Jugend iſt unternehmend, ſie iſt der Kern des Heeres, ſie wirbt den gemeinen Mann, oder hat ihn ſchon geworben, ſie will keine Vermittlung, ſie haßt das Halbe, das Vorbereitende; denn ihre Kraft iſt eben die gewaltige Einſeitigkeit, bald wird man uns mit dem Geſchrei aus dem Schlafe wecken: Demokratie oder Tod!"

„Du ſchüttelſt den Kopf, Stanislaus, Du hoffſt wol gar auf Krukowiecki — Unglücklicher, dieſer Mann iſt die ſchrecklichſte Garantie, er iſt voll unlauteren Ehrgeizes, der das Land in die Luft ſprengt für ſeinen Ruhm — gut, es mag ſein, ich will übertrieben haben. Ein Kampf dieſer Parteien bleibt gewiß nicht aus, und er verdirbt uns, er lähmt und verwirrt die Kräfte. Ein voreiliger Sieg der Demokratie tödtet uns. Was iſt Polen ohne ſeine Ariſtokratie? Ein rauſchender Baum, der über Nacht mit all ſeinem Blätterreichthum verdorrt iſt. Die Ariſtokratie iſt noch in dieſem Augenblicke das Mark des Landes, das Land gehört ihr noch, ſie erzeugt die Mittel des Krieges, in ihrem Stolze wurzelt noch die Kraft dieſer fortreißenden Vaterlandsliebe. Dabei gedenk' ich unſerer Nachbarn gar nicht; die fremden Heere würden bald erſcheinen, wenn ein Convent in Warſchau geböte.“

„Indeß wollen wir das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten, wie ſie in Deutſchland ſagen; ich ſehe mit Entzücken dieſen Sporn zur Energie, der unſeren Edelleuten keine Zeit läßt für ihren perſönlichen Ehrgeiz, aber der Strom ſoll nicht aus dem Bett treten — und nun zum Schluß: man wird genöthigt ſein, in Kurzem ſtrenge Maßregeln gegen den Club zu unternehmen, halten Sie ſich fern davon, meine Herren, ſprechen Sie, wo Sie können, zur Mäßigung.“

Der alte Herr wurde zur Geſellſchaft gerufen, und Stanislaus ſagte beruhigend zu ſeinem Freunde: Laſſen Sie ſich nicht einſchüchtern, das Alter, und tauſend Hoffnungen, die fehlgeſchlagen ſind, haben ihn mißtrauiſch gemacht. General Krukowiecki iſt der wackerſte Pole. Niemand kann es wagen, ſtrenge Maßregeln gegen die demokratiſche Jugend zu nehmen: wir haben die Revolution begonnen, wir halten ſie aufrecht, Volk und Armee ſind für uns.

Valerius war nicht recht bei der Sache, der alte Graf und manches Andere beſchäftigte ihn. Der junge entzündete Pole bemerkte es indeſſen nicht, er diſputirte noch eifrig weiter, und ſie ſchritten in der langen Zimmerreihe auf und ab. Es fiel Valerius auf, in dem vom Geſellſchaftsſalon entfernteſten Zimmern größere Pracht, behaglichere Einrichtung zu finden. Im letzten Gemache, das ohne eigenes Licht und nur von dem daranſtoßenden beleuchtet war, ſtand ein prächtiges Bett, geheimnißvoll verſteckt von rothſeidenen Vorhängen. Es ſtieg eine flüſternde, behagliche Ahnung auf in ihm, er lüftete die Gardine im Vorübergehen ein wenig, und erblickte an der Wand ein kleines Gemälde. Die Dämmerung ließ es nicht genau ſehen, aber Valerius glaubte es zu erkennen. Auf Grünſchloß hatte er einſt ein kleines Bild gemalt: es ſtellte eine Gebirgslandſchaft dar, an dem Bach im Vordergrunde ſitzt ein Bauernmädchen und ſieht mit ſehnſüchtigem Blicke in die Bergſchluchten hinein, wo ſie ſich öffnen, und das Bild ſich in eine dämmernde Ferne verliert. Er wußte nicht mehr, wo das Bild hingekommen war, in dieſem Augenblicke glaubte er, es geſehen zu haben. Aber er konnte nicht raſten, da ſein Begleiter umkehrte, und nach dem vorletzten Zimmer zurückſchritt. Eine ſchmeichelnde Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, es hielt ihn feſt in dieſen Zimmern, und er zog Stanislaus auf ein Sopha. Auf einem Tiſche vor demſelben lag eine große Mappe, und während der junge Pole allmälig in ſeine ſinnende Schweigſamkeit verſank, blätterte Valerius unter den Gemälden und Kupferſtichen, welche er in der Mappe fand. Eine verſteckte Seitentaſche fiel ihm auf, und er zog ein kleines Blatt Papier heraus, das mit Verſen beſchrieben war. — Er hatte ſie ſelbſt geſchrieben, dieſe Goethe'ſchen Verſe:

Geh' den Weibern zart entgegen,
  Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen,
  Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
  Scheinet, ob er reizt und rührt,
  Der beleidigt, der verführt.

Die beiden letzten Verſe waren unterſtrichen. Aber dieſe Striche rührten nicht von ihm her. Es ward jetzt ganz klar in ſeiner Erinnerung: er hatte dieſe Worte eines Nachmittags im Grünſchloß geſprochen, als die Rede auf Liebe und Liebesbewerbungen gekommen war, und die Fürſtin hatte ihn gebeten, ſie aufzuſchreiben.

Nachdenkend hielt er das Blatt in der Hand: damals hegte er ſogar einen Widerwillen gegen das keke Weſen der Fürſtin, ſein Herz war damals erfüllt mit Camillas Reiz, Alles Uebrige berührte ihn nicht —

Da rauſchte ein Gewand, Conſtantie trat ins Zimmer. Es hatte ſich im Salon ein Streit erhoben über ein franzöſiſches Buch; ihn zu enden, war ſie nach ihren Gemächern geeilt, um das Buch zu holen.

Valerius ſah ſie mit großen Augen an, ein träumeriſches Nachſinnen lag in ihnen, das Blatt hielt er noch in der Hand. Eine flüchtige Röthe ſtieg in Conſtantiens Geſicht, ſie griff nach dem Blatte, und berührte dabei ſeine Hand. Ein ſüßes Gefühl weckte ihn aus dem Nachdenken.

„Pfui doch, wie unartig, meine Mappe durchzuſtöbern! Wie kommen Sie denn überhaupt in meine Zimmer? Und wer hat denn jene Thüren geöffnet?“

Sie warf haſtig die Flügelthüre ihres Schlafzimmers herum. Unterdeß kam auch Hedwig herbeigeſprungen, ſchalt Stanislaus, daß er ſich von ihr und der Geſellſchaft entferne, und zog ihn fort. Die beiden Deutſchen waren allein. Conſtantie ging nach einem Winkel des Zimmers — „Unartiger Menſch, helfen Sie mir ein Buch finden.“

Er ſprang hinzu — ſie nannte aber keinen Titel, und ſah zerſtreut unter die Bücher. Der leichte Schatten von Verlegenheit, welcher ſich über ihr Weſen verbreitete, gab dieſem glänzenden Weſen einen um ſo höheren Reiz, je ſeltener er an ihr wahrzunehmen war, je mehr er gegen das Herrſchende und Imponirende ihrer Erſcheinung zu contraſtiren ſchien. Ihre rechte Hand taſtete wie ſuchend auf den Büchern umher, die linke ſtrich leiſe an den Falten des Gewandes entlang. Dieſe weiße Hand ſchien alle ihre außergewöhnliche Unſicherheit auszudrücken. Valerius ergriff ſie leiſe, die weichen, warmen Finger ſetzten noch einen Augenblick die Bewegung fort, und ſchienen ebenfalls unſchlüſſig zu ſein, ob ſie ſich dem Fremden ergeben ſollten. Aber ſie wurden ſtill, und kaum merklich wuchs ihre leichte Schwere von Secunde zu Secunde. Nur als ſie der Mann zu ſeinen Lippen aufhob, glaubte er ein leiſes Beben in ihnen zu verſpüren.

Valerius führte die Hand von den Lippen auf ſeine Wange, die warme Hand an die heiße Wange — er ſchwieg, ſie ſchwieg, ihr Kopf wendete ſich nicht zu ihm, aber er ſah ihr Herz ſtürmiſch klopfen.

Aus den vorderen Zimmern her kam Geräuſch; da wendete ſie ſich plötzlich zu ihm: ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Wehmuth, Glück und Innigkeit lag darauf, feucht glänzten ihre Augen, jene vermittelnde Hand legte ſich eng und feſt in Hand und Wange des Mannes, er fühlte ihr heißes Antlitz an dem ſeinen, ihren Mund auf ſeinem Auge, und fort war ſie, dahin flog ſie durch die Zimmer.

„Hat ſie nicht ‚Liebſter‘ geſagt, leiſe, ganz leiſe, als ſollte ich es ſelbſt nicht hören?“ ſprach er eben ſo leiſe.

Er konnte ſich lange von der Stelle, von dem Zimmer nicht trennen, und „Liebſter“, „Liebſter“ flüſterte er oft vor ſich hin.

Als er in den Salon kam, lachte und ſcherzte man noch darüber, daß die Fürſtin ein falſches Buch gebracht und dann eiligſt ein Recht aufgegeben habe, was ſie kurz vorher ſo hartnäckig vertheidigt.

Sie ſaß in einer holden Verwirrung da, und die Nachbarn des Deutſchen flüſterten einander zu: Sie wird alle Stunden ſchöner.

Valerius war ſo munter und ausgelaſſen, wie man ihn noch nicht geſehen hatte; er ſcherzte und tändelte ohne Aufhören mit Hedwig, die mehr als einmal zur Fürſtin ſagte: So liebenswürdig iſt Ihr Landsmann noch niemals, niemals geweſen. Conſtantie lächelte wie das verborgene Glück, und ſah einen Augenblick auf Valerius. Es hing dann vor ihren Augen ein dünner Flor, durch welchen eine unendliche Seligkeit drängen zu wollen ſchien. — Als der Salon leer geworden, fiel es ihr ein, daß ſie ihm Briefe aus Deutſchland mitgebracht habe; ſie ging fort, und als ſie wieder kam, trat ihr Valerius einige Schritte entgegen. Sie gab ihm die Briefe, und ſagte mit jener leiſen, die Seele bewegenden Stimme: Ich liebe Dich unſäglich.

19.

Der Wind trieb die Wolken wie ein ſcheltender Herr ſein Geſinde am Himmel umher. Sie flogen ſcheu unter dem Monde und den Sternen hinweg. Valerius glaubte aber auch ohne dies, Sterne und Himmel bewegten ſich im Tanze, als er aus dem Palaſte trat. Die Bewegung des Herzens macht Alles beweglich, und es giebt keinen ſchöneren Sturm im Menſchen, als wenn eine Liebſchaft ihre Knoſpe ſchwellt, und wenn dieſe das Geheimniß ihrer Blume zu heben beginnt. Das ſind die Momente der Himmelsahnung, welche uns die Gottheit gelaſſen hat für dürre unerquickliche Steppen von freudloſen Jahren, es ſind die Ciſternen unſerer Lebenswüſte, die immer einige Tropfen friſches Waſſer bewahren, mag es noch ſo heiß um uns drängen. Solche Momente ſind's geweſen, welche den Menſchen zum erſten Male den ſtolzen Glauben erzeugt haben, ſie ſeien Gott ähnliche Weſen.

Valerius flüchtete wieder zu ſeinem geliebten Strome hinaus, heute mit ſeiner Luſt. Heim konnte er nicht, das Zimmer war zu enge für ſein Herz, denn es iſt eine mehr als figürliche Redensart, daß das Herz ſich ausdehnt von großen Gefühlen — man braucht wirklich mehr Raum, und in einer kleinen Stube kann man nicht ſo viel Glück ausſtrömen, als in freier Luft.

„Kühles, unparteiiſches Waſſer, heut' beneide ich Dich nicht!“ rief er aus. Aber er geſtand ſich's eigentlich ſelbſt nicht genau, was ihn beglücke, er hüllte es in das große himmelblaue Wort „Liebe“. Und der Liebe, jeder Liebe, meinte er, dürfe man ſich immer freuen, ſie ſei der Herzensodem des Lebens. Der kleine vorlaute Geſell in ſeinem Buſen, mit dem kritiſchen, verdrießlichen Angeſichte kam heute nicht zur Audienz mit ſeinem Geflüſter. Umſonſt ſprach er von der ſchönen Conſtantie auf Grünſchloß, wo dem Herrn Valerius die bloße freundliche Zuneigung derſelben Dame ſtörend, läſtig geweſen ſei. Er ward überhört. Liebe überwältigt wie die Sonne, ohne zu fragen und zu beachten, ob man ſie gewollt. —

— Es war ſchon ſpät am andern Vormittage, als Thaddäus ſeinem Herrn einige Briefe aufs Bett legte. Sie ſteckten in der Bruſttaſche des Rockes, Herr, und waren ſchon ſo zerknittert.

Valerius erkannte in der Aufſchrift des einen Camillas Hand, und ſein Rauſch verflog wie die Glätte des Waſſerſpiegels von einem Luftſtoße. Langſam entſiegelte er den Brief, und las und ſetzte ab, und las wieder, und die heißen Thränen liefen ihm über das Geſicht.

„Warum ſchreibſt Du uns nicht, Lieber? biſt Du krank? haſt Du ein ſchlecht Gewiſſen? Nicht doch, es iſt eine thörichte Frage, dieſe zweite. Wir ſind ja einig darüber geworden, daß die Treue etwas Beſſ'res iſt, als was man ſo nennt. Ihr Männer fahrt durch die Welt dahin wie der Sturmwind, und der muß mehr Dingen begegnen als wir mit unſerer ſtillen häuslichen Atmosphäre. Aber der Offenheit, der Mittheilung mußt Du mich würdigen, wie Du's verſprachſt; meine Liebe iſt Dir ſicher wie der morgende Tag, nur der Tod endigt für mich beide auf dieſer Erde."

„Ich lebe ſtill und gedankenreich mit Dir hin. Des Morgens bin ich früh auf, und leſe Deine engliſchen Bücher; ſie ſind mir ſehr lieb mit ihrem ſchweren trüben Sinne, denn es kommt mir manchmal Unrecht vor, daß ich noch ſo viel lachen kann, ſeit Du fort biſt. Ich kann mir aber nicht helfen, daß die Welt ſo viel komiſche Dummheiten hat. Zuweilen bin ich mitten im Weinen, daß ich Dich verloren habe, da paſſirt irgend etwas Lächerliches, und ich lache ſammt meinen Thränen. Du mußt mich ſchon gewähren laſſen, ich trage auch jetzt die Haare ſo, wie Du es gern mochteſt. Du würdeſt Dich gewiß freuen, wenn Du einmal plötzlich einträteſt: viel, viel artiger bin ich als ſonſt."

„Der Graf hat einmal Deinetwegen an den Oberſten Kicki geſchrieben, und entweder gar keine Nachricht erhalten oder eine traurige Ich glaube, er und Alberta halten Dich für todt; es iſt wunderlich, daß mich das gar nicht beunruhigt. Damals, nach Deinem Duell, hab' ich ſo ſehr für Dich gezittert, jetzt fürcht' ich dergleichen nicht im mindeſten. Ich könnte einen Eid darauf ablegen, daß Du noch lange, lange leben wirſt — es iſt noch zu viel Zukunft in Dir. Sieh, wie beſonders ich mich ausdrücke: es iſt noch aus der alten Schule. Und dann — gewiß kündigte ſich mir's irgendwie an, wenn Dir ſo etwas Schlimmes begegnete. Daran glaube ich nun einmal feſt, ganz feſt. Ich bin faſt den ganzen Tag bei Dir, es müßte ein Ruck eintreten — nein, nein, laß mir den Aberglauben meiner Mutter, daß die herzlichſten Gedanken der Menſchen durch die ganze Welt zuſammenhängen, daß ein aparter Engel dazu angeſtellt iſt vom lieben Gott, der das Gewebe ordnet und hält, und wie der Himmelspoſtmeiſter die gegenſeitigen Nachrichten beſorgt. Ach, was mach' ich dem armen Engel zu thun!"

„Aber, aber, der Fürſtin Conſtantie, die meinen Brief beſorgen will, trau ich nicht über den Weg, was Dich ſchlimmen Geſellen anbetrifft. Du biſt zwar fein ernſthaft und ehrbar, aber ſtille Waſſer ſind tief, und ich fürchte am meiſten, daß Dein Herz Beſchäftigung braucht. Wir Frauenzimmer ſehen in ſolchen Dingen ſchärfer — ich denke mit Schrecken an die ſchönen Augen Conſtantiens, wenn ſie auf Dich fielen. Es war nicht jene Leidenſchaft in ihnen, die wir an ihr ſcheuten, ſie waren ſanft und milde, aber es lagen Wünſche — bin ich nicht recht einfältig, Dich ſelbſt aufmerkſam zu machen. Ach, liebe, küſſe, ſei glücklich, mein Herz, mein Blut, o, mein Valerius, den ich liebe, liebe ſo ganz und gar. Aber ich bin ja Dein ‚ſtarkes Mädchen' nicht mehr, Du wirſt mir Alles erzählen, und mich immer mitlieben. Ja?" —

Nach dieſem Briefe war es um die Entzückungen vom vorigen Abende geſchehen. Er glaubte, erröthen zu müſſen vor ſich ſelbſt, ſolch einer Liebe nicht allein, ungetheilt anzugehören. Mochten auch all ſeine Gedanken und Philoſopheme über Liebesſachen lächelnd ihre Stimme erheben, mochten ſie ihn ſchelten, daß er einer alten eingelebten Gewohnheit ſeine Ueberzeugung opfere, daß es thöricht ſei, zu darben, um romantiſchen Grillen zu genügen — er ließ ſich nicht beſiegen, und ging nicht mehr zur Fürſtin.

Das Herz allein iſt der Richter in ſolchen Dingen, ſprach er, und mein Herz duldet es nicht.

Aber es waren ſchmerzhafte Tage, welche trüb und langſam vorüberſchlichen. Stanislaus beſuchte öfters ſeinen Freund, und machte ihm die lebhafteſten Vorwürfe, weil er das Haus ſeines Vaters nicht mehr beſuche, der ſo herzliches Intereſſe an ihm nehme. Hedwig fragte zehnmal des Tages nach Ihnen, und Conſtantie hat ſich zweimal ängſtlich erkundigt, ob Sie krank ſeien. Es iſt ein rechter Jammer mit Euch empfindſamen Deutſchen, und mein guter Vater leidet arg darunter: Conſtantie kommt nun auch ſeit mehreren Tagen nicht mehr aus ihrem Zimmer, und der Salon iſt ohne Mittelpunkt. Sie ſchützt Unwohlſein vor und Trauer um den Tod ihres Gemahls —

„Iſt der Fürſt geſtorben?“

Allerdings, aber das wußte ſie ſchon an jenem Abende, als Sie das letzte Mal bei uns waren, und da hat man ihr kein Herzeleid angeſehen. Der ſchwachköpfige Mann iſt ihr immer ſehr gleichgültig geweſen, und ſie iſt viel zu ſtolz, eine erheuchelte Trauer zu zeigen. Meine kleine harmloſe Hedwig iſt auch übel davon betroffen. Bei dem rauhen, wenig geliebten Vater und der ſchweigenden Großmutter, den ganzen Tag zu ſitzen wird ihr jetzt ſchwer, da ſie die letzten Tage reger Geſelligkeit verwöhnt haben. Neben Conſtantie konnte ſie den größten Theil des Tages bei uns ſein, und jetzt hat die launiſche Frau plötzlich keine Zeit für ſie. Kommen Sie, Freund, tröſten Sie uns.

Valerius entſchuldigte ſich auf das herzlichſte. Er habe traurige Briefe bekommen, er tauge jetzt nichts für Geſellſchaft. Aber der Freund kam alle Tage wieder, die Einſamkeit wurde auch dem deutſchen Träumer läſtig und langweilig, und da die Fürſtin noch immer nicht aus ihrem Zimmer ging, er alſo ihre Begegnung nicht zu fürchten hatte, ſo gab er eines Abends dem Drängen des Freundes nach.

Die ſchönen Säle und Zimmer kamen ihm öde vor, da die beiden Frauen fehlten, und wenn er im Geſpräch bis an die Thüren Conſtantiens kam, ſo hielt er ſeinen Begleiter oft unwillkürlich einen Augenblick feſt, und lauſchte mitten im eifrigen gedankenloſen Sprechen, ob er kein Lebenszeichen aus den Gemächern vernehme. Das Bild der ſchönen Frau, die in Trauer verſunken Tag für Tag einſam in jenen hohen ſchweigſamen Zimmern ſaß, trat oft verſtohlen vor ſeine Seele. Er glaubte ſie in ſchwarzſeidenem Gewande mit aufgelöſtem Haare auf dem Fußteppich ſitzen zu ſehen, das blendende Weiß der Arme und des Buſens ſah verwundert auf die traurige Farbe des Kleides, und das Geſicht hatte den erſchütternden Ausdruck einer verlaſſ'nen Königin, die über Nacht von allen denen verrathen worden iſt, welche noch am Abende ihren Winken gehorchten.

Er ging ſpät nach Hauſe, denn der Ort, wo er ihr näher war, dünkte ihm doch noch beſſer, als ſein fernes einſames Zimmer; eine finſtere, ſchweigende Nacht hing wie ein ſchwarzer Mantel in den Straßen. Die Fenſterreihe der Fürſtin, nach welcher er aufblickte, war ohne Licht, nur in den letzten Zimmern dämmerte eine ſchwache Helle. Lange blieb er ſtehen, vielleicht hoffte er, die Gardinen würden ſich bewegen, und jene hohe Geſtalt würde ſich zeigen, aber er wußte es ſelbſt nicht, was er hoffte und ob er hoffte. —

Es kamen mehr ſolche Abende, und ſein Weſen wurde immer unruhiger und ungeduldiger. Nur zu deutlich erkannte er, daß es nicht an Umgebung und Geſellſchaft liege, wenn er die Zeit nicht hinzubringen wiſſe, denn leſen und denken und denken und leſen kann man nur bei ruhigem Gemüthe. Er geſtand ſich's langſam, es fehle ihm Liebe, und zwar Conſtantie.

Wol denn, rief er aus, als er eines Abends wieder mißvergnügt und unruhvoll aus dem Palais des Grafen ſchritt, wol denn: das Herz hat mich gehindert, das Herz treibt mich jetzt, ich werd' ihm ewig folgen. — Gleich als ob er einen großen Sieg errungen habe, als ob er von einer ſchweren Krankheit durch einen plötzlichen Himmelsſtrahl geneſen ſei, ſchritt er über die Straße, um von der andern Seite nach jenen letzten Fenſtern zu ſchauen, wie er alle Abende gethan. Heut' aber ſah er mit leuchtenden Augen hinauf, und das Bild der trauernden Königin hatte ſich verwandelt, und er glaubte, das ſchöne Weib ſchon in den Armen zu halten. Alles drängte ihn, ihr zu ſagen, was in ſeinem Herzen vorginge, ſogleich, im Augenblicke, keine lange Nacht des Zweifels und Harrens ſollte ſich dazwiſchen legen. Und während er noch ſann und dachte, wie das zu bewerkſtelligen ſei, da erhob ſich ſeine Stimme, und er ſang ein altes Lied. Sie mußte es kennen: in jener warmen Liebeszeit auf Grünſchloß, wo Alles mit Küſſen in den Augen und auf den Lippen durcheinander lief, da hatte man es oft in ſtillen Abendſtunden aus den Gebüſchen des Gartens dringen hören.

Es regte ſich nichts in der Straße, und ſie mußte in ihrer Abgeſchiedenheit ſeine Stimme klar und deutlich vernehmen.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg iſt Alles, was Du liebteſt,
Weg, warum Du Dich betrübteſt,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
Ach, wie kamſt Du nur dazu!

Feſſelt Dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch ihr mich entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,

Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe —
Die Veränd'rung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laſſ' mich los."

Das Licht in Conſtantiens letzten Zimmern verloſch bis auf einen matten, kaum ſichtbaren Schein. Der Sänger glaubte, die Gardine ſich bewegen zu ſehen, aber die Dunkelheit war zu groß, um etwas genau unterſcheiden zu können. Darüber konnte er ſich aber nicht füglich täuſchen, daß in den noch erleuchteten Sälen ein Fenſter geöffnet und der Vorhang in die Höhe gezogen wurde. Ein Lichtſchimmer fiel auf die Straße, oben am Fenſter ſah Valerius den alten Grafen mit ſeinen weißen Locken erſcheinen, und es war ihm, als mache der alte Mann eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Der Sänger war aber im Uebermuthe ſeiner erwachenden Leidenſchaft und ſeines Liedes — es iſt auch ſchwerer, als Viele glauben, vom Singen zum plötzlichen Verſtummen überzugehen — und er wiederholte, die Straße hinabſchreitend, die Schlußverſe:

Die Veränd'rung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laſſ' mich los."

20.

Am andern Tage ritt er durch dieſelbe Straße — Niemand war an den Fenſtern zu ſehen, die Gardinen in Conſtantiens Zimmern hingen wie Tagsgeſpenſter hinter den Scheiben, obwol es beinahe Mittag war. Valerius wurde verdrießlich, und dachte einen Augenblick daran, als er vom Spazierritt nach Hauſe gekommen war, Conſtantien zu ſchreiben. Aber er verwarf den Gedanken ſchnell. Konnte nicht das ganze Verhältniß, das er ſich mit ihr gebildet hatte, eine Täuſchung ſein, wenigſtens zur Täuſchung gemacht werden? — er kannte die Fürſtin als ein überaus ſtolzes Weib, ſie war ihm mit einem überſchwellenden Herzen entgegengekommen, er hatte ſich zurückgezogen; nein, er konnte nicht ſchreiben, die Furcht ſeines Stolzes ließ es nicht zu. Und doch geſtand er ſich's, daß es keinen Stolz geben könne der wirklichen Liebe gegenüber. —

Sein Herz hoffte aber zuverſichtlich, ſie werde dieſen Abend in der Geſellſchaft erſcheinen, er werde ſie ſehen und ſprechen.

Da trat Manaſſe in ſein Zimmer, eine unerwartete Erſcheinung. Valerius hatte ihn nicht mehr geſehen, ſeit er in Warſchau war, und es kam ihm vor, als ſei der alte Mann in dieſer kurzen Zeit auffallend gealtert, ſeine Züge erſchienen ihm noch ſpitzer, die Augen noch tiefer, dem Grabe immer näher ſich zukehrend. „Herr", ſprach der Alte, „mein Sohn Joel iſt krank, und ſein Herz ſehnt ſich nach Ihnen, laſſen Sie ſich hernieder, unter das Dach eines armen Juden zu treten, vielleicht können Sie helfen meinem armen Joel, ich kann es nicht." Seine Arme, die er während des Redens erhoben hatte, ſanken ſchlaff zurück, der Kopf neigte ſich auf die Bruſt, der lange Bart zitterte und das blaßgelbe Geſicht ward von jenem zerbrochenen Ausdruck des Schmerzes überzogen, der einer völligen Gefühlloſigkeit ähnlich ſieht.

Valerius war ſogleich bereit, und auf dem Wege fragte er den Alten, was Joel fehle. Er fragte um zu fragen, obwol er die Krankheit mit all ihrer Schwere zu kennen glaubte. Manaſſe's vergrabene Augen ſtiegen bei dieſer Frage herauf aus ihren Höhlen, und ſahen mit einem entſetzlichen Ausdruck nach dem Himmel — mit der Hand wies er auf eine ſchwarze Wolke, welche die Sonne bedeckte. „Adonai weiß es", ſagte er mit leiſer, aber entſetzlicher Stimme, und nach einer Weile ſetzte er wie in Geiſtesabweſenheit hinzu: „Was wollen wir klagen? Adonai leidet gleich uns, und alle Nächte weint er auf den Trümmern Zions voll Reue und Gram, brüllend wie ein Tiger, und in Verzweiflung, ſich auf immer mit ſeinem Volke überworfen zu haben — was wollen wir klagen, die ganze Welt iſt ein Wehe — — ach, mein Sohn Joel!" —

Mit einem leiſen Schauer hörte Valerius dieſe talmudiſtiſchen Dinge, und ſchritt haſtig vorwärts, in eine Straße hinein, welche größtentheils von Iſraeliten bewohnt ſchien. Juden, die ihnen begegneten, ſahen mit einem Gemiſch von Scheu und Ehrfurcht auf den alten Manaſſe — er trat in ein kleines Haus, durchſchritt den Hof hinter demſelben, wand ſich durch mehrere Gänge des Hintergebäudes, und öffnete endlich die Thüre eines kleinen abgelegenen Zimmers. Obwol es noch heller Tag draußen war, brannte doch hier eine Lampe; man ſah nirgends ein Fenſter, Joel lag auf einem alten Sopha, das mit einem ſchwarzen, jetzt abgeriebenen Seidenſtoffe überzogen war. Sein Geſicht war in die Kiſſen gedrückt, und er gab kein Lebenszeichen von ſich.

„Mein Sohn Joel", ſprach Manaſſe mit jener leiſen geiſterhaften Stimme, „er iſt da, jener Mann aus Deutſchland, den Du hältſt für Deinen Freund." —

Joel wendete ſich herum, und ſtreckte die Hand nach Valerius aus — ſein Geſicht, halb bedeckt von den langen, lockigen Haaren, ſah zerſtört aus wie eine verwüſtete Kirche, wie ein ſchönes Gemälde, von deſſen Antlitz man das Leben ausgetilgt hat durch eine darüber geſtrichene weiße Farbe.

Valerius erſchrak im Innerſten, und die feuchte kalte Hand preſſend fragte er bekümmert, was ihm fehle, was er für ihn thun könne. Joel warf einen bittenden Blick auf ſeinen Vater.

Warum ſoll ich es nicht hören, Joel, ſprach dieſer, was Dich darnieder wirft, ich bin auch jung geweſen und habe gelitten wie Du — aber ich will gehen, wenn der Herr mir gut ſteht, daß Dir kein Unglück begegnet, während ich fern bin — Joel, mein Kind, verlaſſe nicht frühzeitig Deinen alten Vater —

Worte des Vaters nicht vergeſſen konnte. Sie trafen mich damals in der Nacht — ich hatte die Heimkehr meines Mädchens erwartet, ich wollte nur ihren Schatten ſehen. Und ach, mein Freund, das waren noch glückliche Zeiten!“

„Sehen Sie, es quälte mich zu Tode, ihre Augen nicht mehr ſehen zu können, und heute ging ich wieder hin in jenes Haus. Ich fand ſie, ich ſprach ſie, ach, und das Herz, das tiefgequälte, trat mir auf die Lippen, ich erzählte ihr all meine Freude, all mein Leid an ihr — Herr, ich lag vor ihr auf den Knien, und bat um Leben oder Tod. Hedwig fuhr mir mit der Hand über die Locken, und bat mich, nicht ſo heftig zu ſein, und aufzuſtehen, Vater und Großmutter ſeien im Nebenzimmer. Aber die Welt war für mich verſchwunden, ich ließ ihre Hand nicht mehr los, und beſchwor ſie, zu mir zu reden, wie es das Herz ihr eingebe. Das Mädchen war erſchrocken, war geängſtigt, ich fühlte es, wie ihre Hand in der meinen zitterte; ich aber ließ nicht ab von meinem Drängen, und da ſprach ſie denn endlich zögernd und ſtotternd jene Worte“ —

Joel hielt den Athem an, als müſſe alles Leben ſtill ſtehen in ſeinem Körper, er ſchloß die Augen, und drückte krampfhaft die Hand ſeines Freundes. Aber nach einer kurzen Pauſe fuhr er mit gefaßter, aber noch leiſerer Stimme fort:

„Hedwig ſagte, ſie habe mich gern, ſie habe mich lieb, aber ich ängſtigte ſie mit ſolcher Leidenſchaft. Kurz — ſie hat es nicht ausgeſprochen, ſie weiß es vielleicht ſelbſt nicht, aber ich verſtand es — das arme Mädchen würde mich lieben, wenn ich ein Pole wäre — verſtehen Sie, Freund, ſie kann ſich eines leichten Schauers nicht erwehren, wenn ſie daran denkt, ach, wenn ſie daran denkt, daß ich ein Jude bin — —

— „Gott im Himmel, Du weißt es, welch ein entſetzlicher Fluch gegen die ganze Welt aus meinem Herzen ſtieg, aber der namenloſe Jammer, der über mich herfiel, erſtickte ihn. Noch hielt ich Hedwigs Hand feſt, ſo feſt, wie ich jetzt die Ihrige halte, ich wollte ſie dem tückiſchen Schickſale nicht frei geben, noch lag ich vor ihr auf den Knien — da hört' ich ein wunderbares Gekreiſch hinter mir, und die Henkersſtimme des alten Grafen bringt mich zur Beſinnung. Die Flügelthüre iſt offen, wie der Höllenrichter ſitzt er auf ſeinem Stuhle mitten im andern Zimmer, die alte ſchwarze Gräfin ſteht nicht weit von uns, ihre trockenen Hände ſind wie zum Fluch erhoben — vorüber, vorüber, er hat nach den Bedienten gerufen — ich habe den einen zu Boden geſchlagen, Gott weiß, ob er wieder aufgeſtanden iſt, und bin hierher geflohen in Manaſſes verborgene Zelle" —

Valerius fühlte die Unmöglichkeit, hier zu tröſten, wie damals auf dem Schloſſe. Es handelte ſich um ein tödtliches Erbübel der Geſellſchaft, und er konnte wie ein freundlicher Arzt nur Alles aufbieten, die Schmerzen zu lindern. Joel mußte ſich ausſprechen, ausklagen, austoben — die Zeit der Thränen war vorüber, aber jeder Schmerz iſt wie alles Irdiſche, er erſchöpft ſich durch ſich ſelbſt. Und als Joels Kräfte die Flügel ſenkten, da erzählte ihm Valerius alle die verſchiedenen Peinigungen, denen dieſer und dieſer und jeder Stand ausgeſetzt iſt im Verhältniß zu dem andern, und wie es ſchwach und unwürdig ſei, ſolchen menſchlichen Zufälligkeiten ſein ganzes Weſen zu unterwerfen.

Der Stolz war es aber juſt, welcher Joel ein wenig aufrichten konnte, denn er hatte mehr als die Liebe ſein Herz gebrochen. Auch iſt ein edler Stolz in vornehmen und unterdrückten Menſchen noch ſtärker als die Liebe: ſie können weiter leben mit einem Herzen, das mit Liebesweh überfüllt iſt, aber ſie gehen unter, wenn man ihre Ehre und Würde zerſchlägt.

Valerius ſuchte alſo ſeinen Freund auf einen Standpunkt zu erheben, von welchem dieſe geſellſchaftlichen Mißverhältniſſe klein, unbedeutend, lächerlich erſcheinen, er ſuchte ihm das ganze Gefühl eines denkenden Menſchen wiederzugeben, der leicht über die Zänkereien ſeines Tages, ſeines Jahrzehnts hinweggeht. Joel beſaß eine große, ſchöne Seele, die den höchſten Gedanken zugänglich war. Leiden erzeugen immer die Speculation unſerer inneren Thätigkeiten, und ſie erweitern den Geiſt. Joel hatte

Alles durchgedacht, und jedes Wort des Freundes ſand eine befreundete Stätte. Es kehrte wieder Wärme in den Unglücklichen zurück, und als Manaſſe eintrat, war ſein Sohn ſo weit beruhigt, daß er dem alten Vater die Hand reichen konnte zum ſtillen Verſprechen, er werde nichts Gewaltſames gegen ſich unternehmen. Manaſſe herzte und küßte ihn und war ausſchweifend in ſeiner Freude. —

— „Es war auch von Ihnen die Rede“, wendete ſich plötzlich Joel an Valerius — „der Alte ſchrie im Zorne, Sie munterten mich auf zu ſo frevelhafter Dreiſtigkeit, Sie ſeien ein Jacobiner, trieben ſich in nächtlichen Verſchwörungen herum, und man würde dem fremden Landläufer das Handwerk legen“ —

Das machte den widerwärtigſten Eindruck auf den Deutſchen. — Indeſſen hielt er es immer für eine Hauptaufgabe der Bildung, die eigenen Intereſſen zurückzudrängen, ſo lange Andere unſere Thätigkeit oder Theilnahme in Anſpruch nehmen. Er empfahl alſo Joel, ſich zunächſt in dem Verſteck Manaſſes aufzuhalten, bis er ſichere Nachricht erhielte, ob die Scene bei Hedwig in ſo weit glücklich abgelaufen ſei, daß der getroffene Bediente lebe oder nicht. Er, Valerius, wolle ſogleich zu dem Chef ihres Regimentes, dem Grafen Kicki, eilen, um die militäriſchen Dienſtverhältniſſe ſo weit zu ordnen, daß Joel in den nächſten Tagen von dieſer Seite her ohne Störung bleiben könne. So ſchied er.

Zu ſeinem Erſtaunen war es ſchon ſpäter Abend, als er in die Straßen herauskam: es fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß er nicht füglich noch in das Haus von Stanislaus' Vater gehen könne, daß Conſtantie, wenn ſie geſtern ſeinen Geſang gehört habe und heute wieder im Salon erſchienen ſei, völlig irre an ihm werden müſſe, ja, daß ſie wohl gar glauben könne, er treibe ſeinen Scherz mit ihr. Eben ging er an ihrer Wohnung vorüber, es war finſter in ihren Zimmern. Unſchlüſſig ſtand er einen Augenblick: aber Joels Angelegenheit war dringend — er eilte weiter, ſeinen Oberſt aufzuſuchen.

Graf Kicki empfing ihn ernſt und kalt — ganz gegen ſeine Gewohnheit. Er war ſchon unterrichtet durch Hedwigs Vater. Der Bediente lebe noch, ſetzte er hinzu, aber der Vorfall ſei von ſehr trauriger Bedeutung. Sie können doch, ſprach er mit großer Schnelligkeit, Sie können doch, Herr von Valerius, unmöglich ſo viel moderne Bildung von uns verlangen, daß wir unſere edlen Familien mit Juden vermiſchen. Es ſteht mir kein Recht über den jungen Mann zu, oder der Augenblick iſt wenigſtens nicht geeignet, die Soldaten wegen ihrer Privat-Angelegenheiten vor Gericht zu ſtellen, aber — und das Letzte ſprach er mit unverkennbarer Bezüglichkeit — ich wünſchte, nicht mehr ſolche aufklärende Individuen unter meinem Regimente zu haben.

Valerius war von dem heftigſten Zorne bewegt, und kündigte dem Grafen mit ſchnellen Worten an, daß er für die Ehre danke, mit Truppen zu fechten, welche ihr Verdienſt von der höheren oder niederen Geburt erhielten.

Der Graf war überraſcht und wollte ſprechen, Valerius aber fühlte ſich im Innerſten verletzt, er glaubte, all ſeine Grundſätze am Herzen angegriffen zu ſehen, und überließ ſich rückſichtslos einer Wallung, wie ſie auch dem beſonnenſten Menſchen dieſer Art aufſteigt, wenn ihn ein Wort aus allen Täuſchungen rüttelt. Und dergleichen hatte er am wenigſten bei einer Revolutions-Armee wie die polniſche erwartet.

„Sie haben mich, Herr Graf, einſtweilig des Dienſtes entlaſſen, ich ſcheide nun für immer aus Ihrem Regimente. Nimmermehr hätte ich dieſe Art, über Soldaten zu urtheilen, bei einem Heere erwartet, deſſen alter Kern noch unter Napoleon gefochten. Bonaparte, Herr Graf, war ein armer corſicaniſcher Junker, Bonaparte hat nie darnach gefragt, was Junot, Bernadotte, Ney geweſen, bevor ſie Soldaten wurden; die Säbel, Herr Graf, und die Fähigkeit haben ſeine Marſchälle geſchaffen, in Aegypten war er Muſelmann, und hätte er Juden zu unterwerfen gehabt, er wäre in die Synagoge gegangen, er hat nie darnach gefragt, auf welche Weiſe ſeine Soldaten zu ihrem Gott beteten. Ich wünſche es von Herzen, aber ich glaube es kaum, daß Sie mit dieſen ariſtokratiſchen Bedenklichkeiten eine glückliche Revolution machen.“

Damit wendete er ſich zum Abgehen. Der Graf trat ihm aber in den Weg und nahm ihn bei der Hand.

Sie irren ſich, Herr von Valerius, wenn Sie mich für einen Ariſtokraten halten, ich bin nichts weiter, als ein Pole und ein Soldat. Haben Sie Recht mit Ihrem Argwohn, ſo bin ich unſchuldig, denn ich weiß nichts von ſolchen Dingen und frage nicht darnach. Aber ich glaube nicht, daß es gut iſt, alle Unterſchiede niederzuwerfen — Sie ſollten ſich nicht das Leben verbittern, Herr von Valerius, mit ſolchem Zeuge, Sie ſind ein raſcher, friſcher Krieger, ein gebildeter Mann, was kümmern Sie ſich um andere Dinge! Ich war hitzig, die Geſchichte mit Fräulein Hedwig hatte mich aufgebracht, man nennt Sie einen Jacobiner; aber laſſen Sie uns beiſammen bleiben und weiter zuſammen fechten. — A propos, ein Graf von Topf aus Deutſchland hat einmal an mich geſchrieben Ihretwegen, ich gab ihm unbefriedigende Nachrichten, die ungefähr ſo ausgeſehen haben mögen, als ſeien Sie bei Grochow geblieben — bringen Sie den Mann aufs Reine, ich habe im Drang der Dinge fortwährend vergeſſen, Ihnen davon zu ſagen. — Und nicht wahr, wir fechten noch zuſammen? —

Valerius gab ihm keine bejahende Antwort, er war noch zu heftig in Aufregung. So ſchieden ſie raſch, und beide Theile waren unbefriedigt.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Bayerische

Heinrich Laube's
geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

7. Band.

Das junge Europa.

2. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Das junge Europa.

Roman in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

2. Band.

Wien, 1876.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Die Krieger.

Zweiter Theil 1

Die Bürger 157

Die Krieger.

Zweiter Theil.

21.

Valerius unterrichtete des andern Tages Joel bei Zeiten, daß äußerlich nichts zu beſorgen ſei. Dieſer war in der erzürnten, halb grimmigen Stimmung, welche jener den Tag vorher mit Eifer entzündet hatte. Sie iſt der beſte Schutz kräftiger Menſchen gegen die unleidlichen conventionellen Uebel, und ſie ermunterte Joel auch ſogleich, wie ſein Freund das Regiment zu verlaſſen. „Wir finden einen freundlichen Tod, ſagte er, beim alten Dwernicki — dorthin laſſen Sie uns gehen, dort giebt's keine Ariſtokraten für Sie — und für mich — ach, für mich iſt's überall gleich, aber die Jugend, die unter Dwernicki fechten will, iſt doch beſſer, ihr Blut iſt noch natürlicher, und die Natur kennt keinen Haß.“

Valerius eilte nun zu Stanislaus — er war nicht zu ſprechen — der alte Graf ebenfalls nicht — die Fürſtin war den Abend vorher zum erſten Male wieder im Salon erſchienen. O, in welch einer verworrenen Stimmung eilte er hinweg! Was mußte Conſtantie von ihm denken, wie tief mußte ſie ſich gekränkt glauben. Sollte er ſchreiben? Nein, das war ihm nicht möglich — das Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering ſprang ſo wild in ſeinem Kopfe herum, daß ihm das Schreiben an die Fürſtin wie ein Hinterhalt vorkam, in welchen er mit all ſeinem Bürgerſtolze fallen könnte wie der arme Joel. Sind wir einmal aus dem Regelmäßigen aufgeſchreckt, dann ſehen wir in allen Ecken Feinde.

Und Stanislaus und ſein Vater — ſie hatten ſich ſicherlich verläugnen laſſen — „wie konnte ich einen Augenblick vergeſſen, daß ſie keine Deutſchen ſind mit all ihrer Sanftmuth!“

Das Leben in dieſem Zuſtande ward ihm unerträglich: wenn ſich das Verhältniß zu Stanislaus und ſeinem Vater ſo feindlich ausbildete, wie er glaubte, daß es jetzt angefangen habe, ſo war ihm der Weg zu Conſtantien verſperrt. Von der Armee hatte er ſich geſchieden, was hatte er nun in Polen noch zu ſchaffen? Aber der Gedanke war ihm eben ſo unerträglich, jetzt zu entſcheiden. Alle Intereſſen ſeines Geiſtes und Herzens hätte er in unvollkommener Halbheit nach Deutſchland gebracht.

In dem unbehaglichſten Aufruhr ſeiner Gedanken und Wünſche kam er in ſeine Wohnung. Magnac trat ihm mit traurigem Geſicht entgegen: Herr, Sie wollen nicht mehr mit uns fechten?

„Woher weißt Du das?“

Nach einigem Zögern erzählte er, daß es ihm der Bediente des Grafen Stanislaus geſagt habe: er hat den jungen und den alten Herrn Grafen ſehr heftig darüber ſprechen hören, auch von Joel iſt die Rede geweſen, und der alte Herr hat dem jungen heftige Vorwürfe gemacht, daß er unbeſonnen ſein Vertrauen und ſeine Freundſchaft wegwerfe. Herr, es iſt einer wie der andere von unſeren Edelleuten, wenn auch in manchen Stunden einer beſſer ausſieht als der andere, und ich würde nicht von Ihnen gehen, Herr, wenn Sie noch mit uns fechten wollten.

„Du willſt mich alſo verlaſſen?“

Ja, Herr, ich bin ein Pole.

Valerius fühlte eine Art Kitzel der Trauer darin, daß ihm plötzlich Alles untreu würde. Er reichte dem Thaddäus die Hand, und ſchenkte ihm ſeine Börſe, ohne zu bedenken, daß es der letzte Reſt ſeiner Baarſchaft ſei.

Leb' wohl, Magnac, Du biſt noch der Ehrlichſte von Allen.

Thaddäus küßte ihm heftig die Hand, eine ungewöhnliche Rührung trat auf ſein Geſicht: Herr, Sie ſind gut, laſſen Sie mich ſo lange hier bleiben, bis Sie aus Warſchau gehen, jetzt giebt es doch noch nichts zu thun.

Dieſe ſtillſchweigende Vorausſetzung des einfachen Bauers, daß ſein Herr Warſchau verlaſſen müſſe, wenn er nicht mehr fechten wollte, ergriff dieſen heftig. Er fühlte ſich unglücklich, verlaſſen, beleidigt, und da er nicht wußte, wen er direct anklagen ſollte, ſo hätte er am liebſten weinen mögen wie ein ungezogenes Kind. —

So ſchnell wechſeln die Dinge, daß er es heut' war, welcher Joel aufſuchte, um einen Freund zu ſehen. Einer wollte den Andern zerſtreuen, und ſie ſtrichen planlos Arm in Arm durch die Straßen. Stanislaus und ſein Vater fuhren raſſelnd an ihnen vorüber, Valerius bemerkte ſie zu ſpät, um zu grüßen, ſie ſelbſt hatten keine Anſtalt dazu gemacht.

„Hoffen Sie wirklich“, ſprach Joel, „mit dieſen Leuten noch in Verbindung zu bleiben, nachdem Sie ſich meiner angenommen, nachdem Sie Ihr Regiment verlaſſen haben? O, wie wenig kennen Sie meine Landsleute, im Patriotismus liegt all ihre Tugend, und wenn ſie andere edle Gefühle zeigen, ſo entſpringen dieſe nur aus einem nahen oder fernen Zuſammenhange mit dieſem Patriotismus. Alle Nationalität iſt eine Gattung Egoismus, und die unſere vollends. Und haben Sie denn vergeſſen, daß Hedwig des jungen Grafen Verlobte iſt? Gewiß, Sie haben es vergeſſen, weil er keine Zeit hat für das arme Mädchen, weil Sie nie etwas von Lieb und Theilnahme an ihm bemerkt haben — aber Freund, ſie iſt ſeine Verlobte, und Sie haben einen zudringlichen, niedrigen Liebhaber derſelben in Schutz genommen, Sie gehen eben mit ihm Arm in Arm über die Straße. Sie haben in ſeinen Augen ein Sacrileg begangen, Sie haben ſeinen Stand und die kurze, flüchtige Freundſchaft verletzt — er kennt Sie nicht mehr, wenn er Ihnen begegnet.“

Joel war ſtärker geworden, ſeit er ſeinen Freund unter Mißverhältniſſen leiden ſah, in denen er Aehnlichkeit mit den ſeinen zu finden glaubte. Es war ihm eine Tröſtung, nicht allein von der Geſellſchaft mißhandelt zu werden, und ſein Liebesjammer verſtummte vor der Kämpfen um Ehre und Exiſtenz, die ihm Geiſt und Herz bewegten.

Sie traten in ein Kaffeehaus, überall hörte man Entrüſtung über die Unthätigkeit der Regierung, Alles politiſirte, las Zeitungen, ſprach vom Kriege. Valerius kam ſich vor, wie ein abgeſchiedener Geiſt, der nichts mehr mitzuſprechen habe über irdiſche Dinge. Zu ſeinem Schrecken ward er jetzt auch inne, daß er von allem Gelde entblößt ſei, er mußte Joel in Anſpruch nehmen und vorgeben, ſeine Börſe vergeſſen zu haben. Es fiel ihm plötzlich ſchwer aufs Herz, was daraus werden ſolle; Joel hätte gewiß leicht Rath geſchafft, aber er konnte ihm nichts ſagen. Gerade deſſen üble Stellung zur Geſellſchaft hielt ihn ab, etwas zu thun, worin er ſonſt einem Freunde gegenüber nicht das mindeſte Bedenken gefunden hätte. Er hat keinen einzigen Freund als mich, dachte er, und der Arme könnte einen Augenblick glauben, ich ſtünde neben ihm, weil ich ſein Geld brauchte.

Es war ein fataler, übertriebener Gedanke, den aber wol die Situation entſchuldigte.

Valerius hatte nirgends Ruhe, und Joels Vorſchlag, ins Theater zu gehen, kam ihm gelegen. Er war aus dem Hauſe getreten, und wartete auf Joel. Da ritten zwei Damen an ihm vorüber; es war Hedwig und Conſtantie, an der Seite jener der Graf Kicki. Hedwig nickte freundlich mit dem Kopfe, noch ehe er Zeit gewann, nach ſeinem Hute zu greifen, Conſtantie dankte leichthin ſeinem Gruße, und es eilte ein ſtolzer Schmerz ſchnell wie ein Windſtoß über das ſchöne Geſicht.

„Ach, er iſt auch wieder ſo blaß“, hörte er Hedwig zu ihr ſagen, und ſie wendete ſich noch einmal freundlich nach ihm zurück. Conſtantie aber ſah nicht mehr rückwärts. Regungslos blieb er ſtehen. Jenes ſchöne Antlitz Conſtantiens war ihm wol bekannt, nie hatte er dieſe verführeriſche Bläſſe, nie dieſen hohen, tragiſchen Ausdruck darauf erblickt. Das ſchwarze, lange Reitkleid, der ſchwarze Hut mit dem wehenden ſchwarzen Schleier, erhöhten das Bild einer ſtolzen Trauer. Einzelne Locken flogen wie ſehnſüchtige Gedanken über die Schultern zurück und ſprachen ſtumm von der Achtloſigkeit ihrer Herrin.

O ſchöne, ſchöne Conſtantie, warum kann ich nicht zu Dir, um Dich zu küſſen und die thörichte Welt in Deinen Armen zu vergeſſen! ſeufzte er leiſe. Fort — fort, flüſterte Joel, der gekommen war, das ſind vornehme Leute.

Valerius ſah ihnen aber noch länger nach, und er hatte eine ironiſche Freude an dem Gedanken, daß er in der fremden, für ihn unwirthlichen Stadt eben keinen polniſchen Groſchen beſitze, während das Weib, das er liebte, und das ihn vielleicht wieder liebte, ſtolz vorüber ritte, und dem erſten Bettler zuwärfe, was dem Geliebten auf einen Tag das Leben friſten könnte.

Nicht doch, nicht doch, rief er aber ſchnell, wozu ſolche Contraſte und Uebertreibungen, kommen Sie, Freund, ins Theater.

Aber auch dort litt es ihn nicht lange — „Ueberall Enthuſiasmus, Patriotismus, Freund Joel, das fängt an mich zu langweilen."

Joel lächelte und erwiderte gutmüthig: Sie ſind ſchlechter Laune, und Sie ſind ein Deutſcher: dies Volksleben, dieſer Volkslärm war Ihnen willkommen, als er Ihnen neu war, er entſprach Ihren Freiheitsbegriffen; jetzt ſind Sie Ihren Launen verfallen, die künſtlichen, die erdachten Wünſche an Volksleben ſchweigen, und die deutſche Gewohnheit macht Ihnen den Lärm läſtig.

„Sie haben Recht, man muß über nichts reden, wenn man unfreien Gemüthes iſt; ich habe den Leuten Unrecht gethan."

Joel führte ihn in den patriotiſchen Club, aber er hatte nirgends Ruhe. Weiter, immer weiter trieb er, und als er endlich heimgekehrt war, ſtärkte ihn ſelbſt der Schlaf nicht. Ermattet wachte er am nächſten Morgen auf. Die Sorgen fielen über ihn her, und der völlige Geldmangel war nicht die geringſte. Und zwei ſo verſchiedene Dinge ſind es gerade, Liebe und Geld, wo keine Philoſophie hilft. Er warf ſich in die Kleider, um einen Banquier aufzuſuchen, von welchem er bei ſeiner Ankunft in Warſchau einen Wechſel bezogen hatte; vielleicht wüßte der Mann Rath zu ſchaffen. Das Comptoir war noch geſchloſſen, und Valerius hatte Zeit, ſpazieren zu gehen. Es regnete emſig; die Leute eilten flüchtig durch die Straßen. Vielleicht nimmſt Du heut' Abſchied von dieſen Orten, dachte er, und der Himmel ſorgt dafür, einen letzten trüben Eindruck Deinem Gedächtniß einzuprägen. Ob er gehen, ob er nicht gehen würde, das wußte er nämlich ſelbſt noch nicht, die ſchöne Reiterin von geſtern ritt unaufhörlich in Kopf und Herzen auf und ab, und er dachte eigentlich nicht eine Stunde vorwärts, und wenn jetzt eine Stimme in ihm rief: heute noch mußt du dieſe Stadt verlaſſen, ſo ſagte er: „Ja wol, ja wol!“ und ein leiſes Geflüſter, das von Conſtantie erzählte, ward nur von ſeinem Herzen vernommen. Das Herz aber ſchwieg ſtill, als kümmerte es ſich gar nicht um die Entſchlüſſe ſeines Herrn, als hätte es gar keinen Einfluß darauf. So läßt die gebietende Hausfrau den zärtlichen Gatten, wenn er im Zorn oder Sturm einhergeht, alles Mögliche beſchließen, und wenn das Beſchloſſene geſchehen ſoll, ſo ſagt ſie blos: Nicht doch! und es bleibt beim Alten.

Valerius kam wieder zum Hauſe des Banquiers. Das Comptoir war jetzt offen; er traf aber ſchon einen jungen Mann im eifrigen Geſpräch mit dem Herrn. Die Stimme des Mannes, der ihm den Rücken kehrte, klang ihm bekannt, er hatte aber keine Zeit, nachzuſinnen; der Banquier trat ihm entgegen, und fragte nach ſeinem Begehr. Valerius ſtellte ihm ſeine Verlegenheit vor, und fragte, ob er einen Wechſel ausſtellen könne für jenes deutſche Handelshaus, deſſen Anweiſung ihm der Banquier vor einigen Monaten honorirt habe; der Graf Topf habe ihn an jenes Haus empfohlen, und für das garantirt, was er entnehme, die augenblickliche Verlegenheit ließe ihm aber jetzt keine Zeit, nach Deutſchland zu ſchreiben und einen rückkehrenden Brief abzuwarten. Der Banquier zuckte natürlich die Achſeln, und erklärte, ſich auf dies Geſchäft nicht einlaſſen zu können.

Auf dem Wege nach Hauſe fiel es Valerius zum erſten Male ein, daß es auch eine Pflicht ſei, Geld zu erwerben. Die Wichtigkeit des Geldes erſchien ihm auf einmal nur zu deutlich. Er mußte ſich geſtehen, daß es unmöglich in der Ordnung ſein könne, vom Vermögen ſeiner Freunde zu leben. Dazu ſei die bürgerliche Geſellſchaft nicht conſtruirt.

Eh' er nach Grünſchloß gekommen war, hatte er in kleinen, wohlfeilen Verhältniſſen gelebt, einzelne Geiſtesarbeiten, und der jeweilige Zuſchuß ſeines Freundes Hippolyt hatten für ſeine Bedürfniſſe zugereicht. Später hatte ihn die liebenswürdigſte Zuvorkommenheit des Grafen Topf nicht mehr an Geld und Gelderwerbung denken laſſen, er hatte ſich unterdeß an die Bedürfniſſe der höheren Claſſen gewöhnt, und der Gedanke überraſchte ihn bei der argen augenblicklichen Verlegenheit nicht eben angenehm, daß er auf dieſe Weiſe durchaus nicht fortleben dürfe. Der Staat iſt einmal auf Erwerb gegründet, ſagte er ſich, und Du biſt ein unnützes, unproductives Mitglied.

Es hatte zwar eine Zeit gegeben, wo er in poetiſcher Anſicht des Lebens ſolche triviale Staatsforderungen entrüſtet abgewieſen hätte, aber ein Augenblick, wo man den Hunger und Mangel vor der Thüre ſieht, iſt der poetiſchen Anſicht des Staates nicht günſtig. Und ſein Verlangen nach Selbſtſtändigkeit lehnte ſich nicht minder auf gegen dies ſtets abhängige Verhältniß von ſeinen Freunden.

Bei alledem blieb aber doch ſeine ſtolzere und höhere Art, das Leben zu betrachten, mächtig, er verſchob dieſe ökonomiſchen Unterſuchungen auf eine andere Zeit, und ſchritt ſtolz die Straße entlang, in welcher die Fürſtin wohnte — wohin er gehen wollte, wußte er ſelbſt noch nicht.

Stanislaus trat eben aus der Thür; Valerius ging auf ihn zu. Jener konnte nicht füglich mehr ausweichen, und mußte es anhören, wie ihn Valerius mit freundlichen Worten fragte, ob er böſe ſei, und warum er ſich durch den Bedienten habe verläugnen laſſen. Aber die Heftigkeit, welche in dem Polen aufloderte, ließ dieſen nicht zu Ende kommen, er überſchüttete Valerius mit einer Fluth beleidigender Worte, wie er ſich des dreiſten Juden angenommen, ſogar um ſeine Familie zu frondiren, Arm in Arm mit jenem frechen Burſchen an ihm und ſeinem Vater vorübergegangen ſei, wie er den heiligen Kampf des Landes leichtſinnig verlaſſen, weil Graf Kicki es nicht in der Ordnung gefunden habe, daß dieſer Joel eine edle Familie mit ſeinen Zudringlichkeiten beſchimpfe —

Schweigen Sie, Herr, unterbrach ihn Valerius, der Sie allerlei ſchöne humane Redensarten im Munde führen, und wenn's zur Sache kommt, die veraltetſten adeligen Unflätherein an den Tag legen. Es iſt mir nicht eingefallen, an Sie zu denken, und für Sie eine Beleidigung darin zu ſehen, wenn ich den unglücklichen Joel gegen Ungebührlichkeiten in Schutz nahm. Er hatte meine Freundſchaft in Anſpruch genommen, und es war meine Schuldigkeit ihn zu vertreten. Ja, ich würde ihn auch ohne dies vertreten haben, den man wie einen Paria behandelt; gegen tyranniſche Unterdrückung zu kämpfen, war ich nach Warſchau gekommen, und es iſt nicht mein geringſter Schmerz, daß ich ſie da finde — genug, Herr, Sie Wortheld der Humanität haben ſich eben der beleidigendſten Ausdrücke gegen mich bedient, und werden mir Satisfaction geben.

Dieſe letzten Worte riſſen Stanislaus aus einem Zuſtande von Beſchämung, welche der erſte Theil von Valerius Rede erzeugt zu haben ſchien. Die Herausforderung ſchürte ſeinen Zorn wieder auf — „Kommen Sie, Herr", rief er glühend, und trat ins Haus, rief einen Bedienten, ſagte ihm einige Worte ins Ohr, und ſchritt Valerius voraus durch den Hof in den großen Garten, welcher zu dem Palais gehörte. Ehe ſie noch den hinteren Theil erreicht hatten, flog der Bediente ſchon wieder hinter ihnen her, und brachte ſeinem Herrn einen Säbel. Ein Wink von dieſem, der Bediente entfernte ſich, Stanislaus reichte ſeinem Gegner den Säbel, und zog den ſeinen, ſie warfen die Mäntel ab, und die Hiebe flogen.

Von dem Palais zog ſich ein bedeckter Gang an der einen Seite des Gartens hin bis zum Ende desſelben. Er glich von außen völlig einem einſtöckigen Gebäude, hatte Fenſter mit Jalouſien, und ſtieß hinten an ein Gartenhaus, das quer den Garten ſchloß, und deſſen Front hinten nach einer Straße ging. In dem Winkel, welchen die beiden Gebäude bildeten, war jetzt der Kampfplatz. Die Jalouſien des Ganges, die Fenſter des Gartenhauſes waren verſchloſſen, von dort aus konnten ſie nicht beobachtet werden, eine dichte Gruppe Bäume, wenn auch damals unbelaubt, deckte ſie ſo ziemlich nach vorn zu gegen unberufene Blicke aus dem Palais.

Sie waren beide geübte Fechter, beide noch in der erſten Aufwallung, es regnete von beiden Seiten Hiebe — da flog die letzte Jalouſie des Durchganges auf, in deren Nähe ſie fochten, und die Fürſtin erſchien in der Fenſteröffnung. Sie hatte vorn am Fenſter den Wortwechſel an der Hausthüre angehört, hatte ſie in den Hof ſchreiten, den Bedienten mit einem Säbel nacheilen ſehen, und ſich leicht das Uebrige ergänzt. Der Durchgang führte juſt in die Zimmer, welche ſie bewohnte; in früheren Zeiten hatte ſich der Herr vom Hauſe gewöhnlich darin aufgehalten, und die bedeckte Verbindung mit dem Gartenhauſe war vielleicht zum Behufe verborgener Zuſammenkünfte erbaut worden, wie ſie in einem Lande der Unterdrückung nicht ſelten ſind. Die Fürſtin war alſo eilig durch ihre Zimmer die Treppe hinabgeeilt, und das Waffengeklirr verkündigte ihr am letzten Fenſter, daß ſie hier in der Nähe der Kämpfer ſei. Einen Augenblick ſah ſie mit leuchtenden Augen dem Kampfe zu, als ſei ſie blos deshalb herbeigeeilt. Die weibliche Sorge überwog aber doch bald jedes andere Wohlgefallen, und ſie rief haſtig den Namen ihres Couſins.

Das Oeffnen der Jalouſie war dieſen entgangen, aber die Stimme konnten ſie nicht leicht überhören. Beide hielten inne, erhitzt, heftig athmend.

„Schämen Sie ſich nicht, meine Herren, ohne Secundanten und Zeugen wie ein Paar Stegreifritter auf einander loszuſchlagen? — ſo was kann nur in Polen geſchehen! Couſin Stanislaus, iſt das Civiliſation, Herr von Valerius, ſind das Ihre humanen Grundſätze, mit denen Sie ſonſt das regelmäßige Duell ſogar wegraiſonniren mit Stumpf und Stiel?“

Den Einen wie den Andern trafen dieſe Vorwürfe: Jeder hatte ſich von der Hitze fortreißen laſſen, und die beiden jungen Männer, roth von der Bewegung und einer leichten Scham, ſahen unſchlüſſig nach dem Fenſter, aus deſſen Dunkel das blaſſe ſchöne Antlitz Conſtantiens blickte.

„Ich habe vom Fenſter des Salons aus Ihren Streit angehört; Couſin, Couſin, was ſind das für fanatiſche Manieren gegen einen Mann, für deſſen Freundſchaft Sie noch vorgeſtern ſchwärmten. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich Sie beide beim Onkel melde, und ihm den Stand der Sachen auseinanderſetze — aber haben Sie die Güte, Ihre Säbel einzuſtecken.“

Sie verſchwand nach den letzten Worten. Valerius ſah ſeinen Gegner an, und bot ihm die Hand, dieſer ſchlug erſt nach einer Weile die Augen auf, um mit einem jener rapiden polniſchen Blicke die Stimmung des Deutſchen zu erforſchen. Als er aber die dargebotene Hand ſah, ſchlug er ſchnell ein: Nous sommes d'accord?

Wenn das Gewiſſen noch nicht rein iſt, und das Herz nicht ſelbſt und muthig ſpricht, dann reden die Leute in ſolchen Fällen franzöſiſch.

Valerius nickte mit dem Kopfe, und ſie gingen langſam dem Palais zu. Jener dachte nur an Conſtantie: ſie hatte ſich vorzüglich an Stanislaus gewendet, und er fühlte wol, wie viel Vorwurf darin lag, daß ſie ihm weniger Vorwürfe machte als dieſem, daß ſie kein Recht mehr haben wollte, ihn zu ſchelten. — Aber er hoffte, ſie noch beim alten Herrn zu finden, und ihr durch zwei, drei leiſe Worte ſagen zu können, was er empfände. Er wollte deshalb ſchneller gehen, aber Stanislaus machte keine Anſtalt, ihm zu folgen, und ſo war er genöthigt, langſam fortzuſchleichen, während ſein Herz ſprang.

Conſtantie war nicht mehr beim alten Grafen. Dieſer empfing Valerius mit einer ſüßen Höflichkeit, welcher man leicht anmerkte, daß ſie nur die eines Weltmannes und von der Beredſamkeit Conſtantiens erzeugt war. Er bat Valerius, zum Eſſen dazubleiben, und begann ein Geſpräch über deutſche Literatur; es war nicht zu verkennen, daß er alle früheren Beziehungen gefliſſentlich umgehen wollte. Valerius fühlte ſich gedrückt, und ertrug den fatalen Zuſtand nur, um wieder in die Nähe der Fürſtin zu kommen.

Ich hörte neulich, hub der Graf an, hier unten auf der Straße ein Lied von Goethe ſingen, das ich oft in Deutſchland gehört habe. Es ſind wohl mehrere ihrer Landsleute hier? und die alten tiefen Augen ſchickten bei dieſen Worten einen ſpitzigen Blick auf den Gefragten — was machen die Leute in einer ſolchen Kriegszeit bei uns?

Valerius war verlegen und beleidigt, aber er mochte nicht reden, und zuckte blos mit den Achſeln.

Das Geſpräch fügte ſich nicht, die Reden und Gedanken gingen nicht in einander über, und der Vorſchlag des alten Grafen, bis zum Eſſen eine Partie Schach zu ſpielen, war eben ſo natürlich, um das Peinliche des Zuſtandes aufzuheben, als er dem jungen Fremden angenehm war. Es giebt nichts Drückenderes, als wenn zwei Perſonen von äußeren Gründen getrieben werden, ſich einander zu nähern, und doch keine inneren gegenſeitigen Verbindungen auffinden können. Der Wunſch des Alten war nicht zu verkennen; Valerius möchte wieder unter die Waffen treten. Jeder „brave Pole" — ſo nennen ſie vorzugsweiſe ihre Patrioten — betrachtet ſein Vaterland wie eine Familienangelegenheit, und einen Krieger dafür zu gewinnen, war in jenen Tagen Gewiſſensſache. Zumal hier, wo ſich Vater und Sohn vorzuwerfen hatten, daß ſie Schuld trügen, wenn ihre Sache einen Streiter verlöre an dem Deutſchen.

Der Bediente meldete, daß angerichtet ſei. „Wir müſſen den Schluß unſerer Partie aufſchieben, Herr von Valerius —

Sie machen das Spiel dem Gegner ſchwierig durch den häufigen Gebrauch der Springer — ſolch ein Springer macht ſeine Bewegungen mit einer regelmäßigen Unregelmäßigkeit, die ſchnell einen ganzen Plan umwirft.“

Der Spott war alſo ſchon artiger geworden, aber ohne Hedwigs Gegenwart wäre das Mittagsmahl doch wieder peinlich geweſen. Die Fürſtin war völlig ſchweigſam; Stanislaus machte mehrere Verſuche, in den früheren herzlichen Ton mit ſeinem jungen Freunde einzuſtimmen, aber trotz deſſen Entgegenkommen gelang es nicht. Hedwig nur war unverändert in ihrer alten Heiterkeit. Einmal betrachtete ſie ihren Bräutigam und Valerius aufmerkſam und mit halblachendem Geſichte, und brach endlich in ein volles Gelächter und in die Worte aus: Meine Herren, das nenn' ich Sympathie, Sie haben ja beide zerriſſene Röcke an! Hier iſt ein langer Ritz in der Uniform, und dort — ach, wie ſchade iſt's um Ihren blanken ſchwarzen Rock, Herr von Valerius!

Dieſe Erinnerung an den Vorfall im Garten war eher geeignet, die üble Stimmung noch zu erhöhen; der alte Graf nahm aber Gelegenheit davon, ſein Glas dem Fremden hinzureichen, und auf „friſche Tapferkeit“ anzuſtoßen. Dieſer begriff zwar leicht, daß es auf ſeine zu hoffende Tapferkeit gegen die Ruſſen gemünzt ſei, aber er ſtieß an, um wo möglich ein fröhlicheres Verhältniß zu erzeugen.

Einem aufmerkſamen Beobachter der Fürſtin konnte es nicht entgehen, daß ſie nicht ſo ruhig war als ſie ſchien, daß zuweilen eine ſchnelle Röthe in ihrem Geſichte aufſtieg, daß ſie mit ungewöhnlicher Theilnahme und Beſorgniß auf den Säbelhieb blickte, den Hedwig auf des Gaſtes Rocke entdeckt hatte. Aber ſie ſprach nicht, und wenn Valerius ſie anredete, und mit weicher, einſchmeichelnder Stimme auf dieſe oder jene Weiſe in ein Geſpräch zu nöthigen ſuchte, ſo wich ſie immer aus, wenn auch gewandt und höflich, aber immer kalt. — Ihre ſchwer ruhenden Blicke, die auf dem jungen Manne weilten, ſo oft ſeine Augen nicht direct auf ſie gerichtet waren, bemerkte er leider nicht, von dem mörderiſchen Kampf zwiſchen Stolz und Liebe, der in ſolchen Augenblicken über ihre ſchönen Züge hinwegbrauſte, gewahrte er nichts. — Als man vom Tiſche aufſtand, entfernte ſie ſich ſogleich. — Auch Valerius ging. „Die liebt mich nicht, ich habe früher Recht gehabt, es iſt ein gewöhnliches liebeluſtiges Weib, das eine ſcheinbare Vernachläſſigung nicht vergiebt. Still Neigung, ungeſtümes Verlangen — hier iſt kein Heil für mich, und morgen verlaſſ' ich dieſe Stadt.“ Sein Geldmangel fiel ihm ein, un[illegible] unruhig und ungeduldig kam er nach Hauſe. — Magyac üb[illegible] ihm einen Brief und eine Rolle mit Goldſtücken, die angekommen waren. Der Brief war von ſeinem Freunde Hippolyt, vom Gelde erwähnte er zwar nichts, Valerius kannte aber ſeine Gleichgültigkeit und ſein Mißbehagen, über Geld nur ein Wort zu verlieren, und trug dem Magyac auf, zum nächſten Morgen Poſtpferde zu beſtellen, und Alles für die Abreiſe bereit zu halten.

O, Herr verlaſſ' uns nicht! bat Thaddäus.

„Ich muß, Magyac, ich muß.“

Und traurig ging Thaddäus ans Packen.

22.

Es war dem Valerius, als ginge ſeine Jugend zu Ende mit der Abreiſe von Warſchau. Alle ſeine früheren Wünſche, Hoffnungen und Gedanken glaubte er in Irrthümer verwandelt zu ſehen, da er ein freiheitsluſtiges Volk aufgeben müſſe.

Tief und ſchwer ſeufzte er auf: „Und auch die Liebe geht zu Ende, auch ſie iſt nicht mehr zu gewinnen. O, Jugend, Du Inbegriff alles Reizes warum ſcheideſt Du ſo früh von mir! Was iſt das Leben ohne Hoffnung, und wo giebt's eine Hoffnung ohne Jugend? Nur die Jugend hat Farbe und Begeiſterung, was werd' ich anfangen mit den grauen Tagen ohne

Roth und Grün, die keine Kraft mehr in mir wecken. Die Jugend allein iſt Poeſie — wie ſoll ich mich fortſchleppen ohne Dich, Du erhebende Schwärmerei!“

„Es giebt nur zwei Arten, glücklich zu ſein: entweder man bewegt und bevölkert ſich und die Welt mit Idealen, Ausſichten, neuer Zukunft, man ſchaukelt ſich auf der wogenden Bewegung des ungezügelten Strebens, — oder man betrachtet die Welt aus einem ruhigen Herzen, freut ſich des Kleinſten, hilft und fördert im Kleinſten, pflanzt mit Genügſamkeit, wartet geduldig auf das Gedeihen, geſtaltet das Unbedeutende zur gefälligen Form, verlangt nichts vom Tage, als was er eben bietet, und hält den Nachbar und ſein Intereſſe höher als das Wohl oder Wehe von Nationen.“

„Nur der letzte Weg iſt mir übrig, und es fehlt mir Alles, was er in Anſpruch nimmt. Sogar die wohlige Behaglichkeit des Körpers, dieſe Vergnügen erzeugende Harmonie des Leibes geht mir ab. Die Revolutionsmilch hat mich aufgeſäugt, unter Bewegung iſt mir Geiſt und Körper groß gewachſen — wird es mir gelingen, einen neuen Menſchen zu erziehen! Und doch muß es ſein: ich habe zu wenig Fanatismus, zu wenig Leidenſchaft, um als rückſichtsloſer Bewegungsmann irgend ein Ziel zu finden. — Ich werde ein jämmerliches Leben führen ohne Begeiſterung und ohne Ruhe, zum Helden verdorben, zum Bürger untauglich — aber zum Leiden und Tragen geſchickt; lebe wohl, Jugend!“

Damit nahm er ſeinen Mantel; er wollte von Joel Abſchied nehmen, und noch einmal ſeine Brücke beſuchen, aber der Straße, wo Conſtantie wohnte, ausweichen, ſo weit er konnte.

Es war ein ſanfter, ſtiller Abend, den er auf der Straße fand, Frühlingsgedanken irrten ſchon vereinzelt hie und da in der Luft herum, und flüſterten unverſtändliche aber fröhlich klingende Worte den unbefangenen Leuten ins Ohr.

Ueberraſcht von dem milden Eindruck der Luft blieb er einen Augenblick vor dem Hauſe ſtehen. Da kam eine verſchleierte

Dame an den Häuſern entlang, ſie war nicht mehr weit von ihm, als ſie den Kopf aufrichtete, und nach den Fenſtern des zweiten Stockes zu ſehen ſchien, ein Bedienter folgte ihr in der Entfernung von einigen Schritten. Jetzt war ſie dicht bei Valerius, der Kopf war wieder geſenkt —

„Conſtantie!“ ſprach dieſer leiſe — Valerius!

Dieſer Gegenruf ſchien aus dem Herzen der Dame zu ſpringen, ehe ſie Zeit gewonnen hatte, das überraſchte Gemüth zu verſchließen. Und nun folgte eine Scene, zu welcher nur tiefe und ſtolze Gemüther den Stoff liefern können, oder doch nur ſolche, welche im Stande ſind, die mächtigſten Gefühle lange und feſt in ihren Buſen verſchloſſen zu halten.

„Sind Sie es wirklich“, hub dieſer weiter an, indem er neben der Forteilenden herſchritt.

Ich bin es: der Abend iſt ſchön, das Haus war mir eng: mögen es die Leute unſchicklich finden, was kümmern mich die Leute —

„O, wie dank ich's dem milden Abende, der Sie herausgeführt, daß ich Sie noch einmal ſehe; es ſoll mir ein Zeichen des Himmels ſein, daß noch nicht alle Freude für mich verloren ſei“ —

Sie wollen doch nicht —

„Ja, Gnädige, es iſt meine letzte Nacht in Warſchau“, erwiderte er ſeufzend; „es will mich nichts mehr halten“ —

Valerius!

„O dieſer Ton! Warum öffnen Sie mir den Himmel, um ihn des andern Tages mit kaltem Blicke zu verſchließen“ —

Das ſagen Sie mir? Großer Gott! bin ich ſo ſchwach, mich verſpotten zu laſſen, oder bin ich ſo thöricht geweſen, nicht zu erkennen, was ich wünſchte —

„Sie ſind ſo hart, Liebe zu entzünden, und dann ſtolz zurückzutreten, wenn Sie ein Zufall irre führt“ —

O, Himmel, nein, nicht hart und ſtolz, unglücklich bin ich, Valerius — Sie dürfen morgen nicht reiſen —

„Ein ganzes Heer in Waffen vermag's jetzt nicht, mich fortzutreiben, Conſtantie, reich' mir einen Augenblick Deine Hand, daß ich fühle, mein Glück ſei wirklich" —

O Du Lieber, o Du Liebſter — verlaſſ' mich jetzt, wir ſind an meiner Wohnung, aber ſei nicht lange von mir, mein Herz zerſpringt vor Freude und Verlangen — drüben in der andern Straße, an der Thüre des Gartenhauſes, warte einen Augenblick — tritt einen Schritt zurück, dort unter die Laterne, daß ich Dein Auge ſehe, Dein liebes Auge — nun geh' ſchnell, ich fliege. —

Trunken vor Seligkeit ſchwankte Valerius hinweg, und ſuchte jene Straße. „Himmel, warum haſt Du an einem ſolchen Abende keine Sterne!" rief er mit freudebebender Stimme. Aber es war eine ſchwere Aufgabe für ihn, die Front des Gartenhauſes zu finden; er hatte ſie nie geſehen von dieſer Seite, die Straße war dunkel und lang, ſein Weſen war in taumelnder Bewegung, und nicht eben geeignet, viel locale Combination zu entwickeln, um aus der Lage des Palais auf die des Hintergebäudes ſchließen zu können. Unſicher ſchlich er an vier bis fünf Häuſern auf und nieder, unter denen er ſeine Glückspforte verborgen glaubte, eine beklemmende Angſt kam über ihn, daß ihm das Glück wieder entſchlüpfen könne. Alles war ſtill, keine Thür bewegte ſich.

Ich Unglückskind, rief er, ich bin gewiß am falſchen Orte! Und dabei ging er einige Schritte weiter. Aber hinter ſich glaubte er jetzt Geräuſch zu hören — wirklich, eine Thür war offen, er trat hinein, eine weiche warme Hand ergriff ihn. Die Thür ward zugeſchlagen, und im Dunkeln gingen ſie leiſe durch den Salon des Gartenhauſes, durch den bedeckten Gang, eine ſchmale Treppe hinauf, ſeine Begleiterin öffnete eine Thür, und er ſah Conſtantien neben ſich in einem hohen, ſchönen Gemach, das eine von der Decke herabſchwebende Lampe erhellte.

Mit dem Ausrufe „Valerius, mein Valerius!" ſchlang ſie ſtürmiſch die Arme um ihn, und drückte den Kopf tief in ſeine Schulter.

Er küßte ihr den Hals, und bedeckte ſich das Geſicht mit ihren aufgelöſten Haaren. Sie ſprachen lange kein Wort.

Endlich begann er leiſe, ganz leiſe: Wie konnteſt Du uns ſo peinigen, und meine Liebe nicht ſehen!

Conſtantie richtete ſich auf, und einen Schritt zurücktretend legte ſie ihm die bebende Hand auf den Mund: Nichts, nichts davon, mein Lieber; o ich bin unausſprechlich glücklich!

Auge in Auge blieben ſie wiederum lange ſchweigend. Conſtantie glich der Geſtalt einer ſtolzen Göttin, die Alles vergißt und nur in ihrer Leidenſchaft ſchwelgt. Ueberwältigendes Glück ſtrahlte aus ihren glänzenden Augen, unter dem leichten ſchwarzſeidenen Gewande glaubte man das Herz ſchlagen, Blut und Muskeln in Freude hüpfen zu ſehen, ſo drängten ſich die ſtrebenden Glieder der hohen Figur hinüber zu dem Geliebten. Es glich der ſchöne, ſich neigende Körper einer zauberhaften ſinnlichen Ahnung, daß ſich zwei Menſchen im nächſten Augenblicke umarmen, bis zur Todesluſt umarmen, bis zur Auflöſung alles Sinnlichen in einander feſſeln und drängen würden.

Und ſo erfaßte denn auch Valerius den ſchönen, in Freude und Liebe zitternden Leib, wie er ſeiner zu harren ſchien, er hob ihn mit ſchwellenden Armen an ſein Herz, und ſie zerſtörten ſich beide faſt in leidenſchaftlichem Preſſen und Drängen.

Nach dieſem erſten Sturme ſo lang zurückgehaltener Gefühle brachen die Thränen heiß und ſtrömend aus Conſtantiens Augen — die Thränen fehlen nimmer, wenn die Gottheit in uns rege wird, und hier brachen ſie die immer noch ſchmerzliche Sehnſucht des Weibes; ihr Antlitz, ihre geſpannten Arme, ihr ganzer ſtraffer Körper wurde weich und nachgiebig, und die Rede, ſanft und innig wie der tiefſte verborgenſte Ton der Seele, trat wieder auf die Lippen. Und dieſe Lippen küßten jetzt mild und ſchmeichelnd.

„Du haſt meine ganze Seele, Valerius, und ich weine, daß ich nicht mehr für Dich habe, und ich weine, daß ich glücklich bin wie ein Kind, das in den Himmel kommt“ —

Valerius trug die zuſammenſinkende Geliebte auf ein kleines Taburet, das neben dem Sopha ſtand, kniete vor ihr nieder, legte den Kopf in ihren Schooß, und bedeckte ſich bald die Augen mit ihren willenloſen, nachgiebigen Händen, bald führte er ſie an ſeine Lippen.

Sie waren ſo ſelig und ruhig nach jenem Sturme, daß ſie ſich einmal über das andere zuflüſterten: hörſt Du Conſtantie, ſiehſt Du Valerius, wie die kleinen roſenrothen Engel um uns herflattern und ſich küſſen und Geſchichten erzählen von der Liebe Gottes und ſeiner Menſchen.

Das ſind Augenblicke, wo die Menſchen unmittelbar mit ſchönen Welten verkehren, wo ſie jene Ahnungen von Gottes unergründlicher Liebe, von unendlichen Freuden außerhalb dieſes Lebens tief einſaugen in das offene, empfängliche Gemüth. Wenn der Menſch den Menſchen am erſchöpfendſten liebt, da gehen alle Geheimniſſe der Welt vor ihm auf. Denn in der Liebe ruht das Geheimniß der Schöpfung, ſie „ſpricht mit Engelszungen“.

Valerius richtete ſich allmälig wieder in die Höhe, und ſeine Blicke legten ſich wie die Liebe ſelbſt in die Augen und das ſüße Antlitz des Weibes. Er dachte nichts, er wußte nicht, was er fühlte, aber die Schönheit dieſes Angeſichts flocht und weckte ſich durch Leib und Geiſt mit ihrer klaren wohlthuenden Gewalt. Er hatte keinen Wunſch, als ſie anzublicken, alle Schönheitsfreude durchrieſelte ihn dabei wie ein friſcher Bach. Conſtantiens ſchwarzes Kleid war zugeknöpft bis an den Hals, langſam öffnete er's, und ſtreifte es herab über die blendende Achſel, welche hervorleuchtete, über die hochgewölbte Bruſt.

Sie ließ Alles ruhig geſchehen, und wendete ihr Auge nicht ab von ſeinem Blick: Du biſt ſo rein, Valerius, ſo frei von jener groben männlichen Sinnlichkeit, die auch das heißeſte Weib erſchreckt — o, ich war nie ſo glücklich.

Er küßte ſie auf das Herz, und ſeine Wange daran lehnend, und mit der Hand ihr Geſicht herabziehend, ſprach er wie in einer trunkenen Schwärmerei: Sieh, Conſtantie, ich bin ein Träumer

— Du haſt mich oft ſo geſcholten, und Du haſt mich recht geſcholten, ſieh' und höre wie ich träume: ich habe einen herrlichen ſchönen Gott, er iſt mir überall, wo ſich mir eine Schönheit, eine Thätigkeit, eine Bewegung offenbart, er rauſcht in den Bäumen, in den Wellen, er ſieht aus der feuchten Pflanze, wenn ſie ſich öffnet, er ſpricht aus dem Munde eines Volkes, aus dem Munde eines unbedeutenden Menſchen, aus jedem Moment der Tagesgeſchichte, aber ſo lieb, und ſo klar und bezaubernd hat er noch nimmer zu mir geſprochen, als heute aus Deiner Schönheit. Aus Deinem Buſen klopft er in meine Wange, aus der weißen Haut und der vollkommenen Form Deiner Schulter lacht er mir in die Augen wie der unverhüllte alte, und ewig junge Reiz der Griechen. Hier, wo das Kleid, das widerſpenſtige, mich hindert, mehr als ein Stück Deines ſtolzen Oberarmes zu ſehen, hier beginnt die verſchleiernde Romantik — nicht doch, ſieh', die ſchwache Seide weicht der Gottheit, o Weib, was biſt Du ſchön!

Conſtantie verſchloß ihm den Mund mit Küſſen: Mann meines innerſten Herzens, ich haſſe, ich fürchte den Tod, aber jetzt könnt' ich ſterben, in Deinem ſchönen Gotte vergehen —

„Horch, wie Dein Herz klopft, Weib, dies Leben hebt über alle Schönheit hinaus; das iſt wieder mein Gott, Weib meines ſüßen Glücks, horch, wie Dein Herz klopft, warum jauchzt es ſo, weißt Du's?“

Mein Herz klopft wild beweglich,
Es klopft beweglich wild,
Weil ich Dich lieb' unſäglich,
Du liebes Menſchenbild!

erwiderte ſie ſtürmiſch mit den Worten des Dichters, und die Liebkoſungen ſchlugen wieder zuſammen über dem zärtlichen Paare mit ihren hohen ſtrahlenden Wogen.

Es ſcheint ein Widerſpruch zu ſein mit der raſchen, forteilenden Empfindung, daß Liebende in der höchſten Bewegung ihrer Leidenſchaft die ſchwierigſten Gedanken des menſchlichen

Geiſtes berühren, über die wichtigſten Intereſſen des Menſchen mit wenig Worten entſcheiden. Aber es iſt keiner, und die Erſcheinung iſt wahr und alltäglich. Alle höheren Kräfte ſind aber auch in ſolchen Momenten entwickelt, wirkſam, thätig, das Herz liegt weit geöffnet, und giebt ſie frei, all ſeine beſten Gedanken, und es iſt ein altes Wort: die beſten Gedanken kommen aus dem Herzen.

Zwiſchen die Zärtlichkeit unſerer Liebenden drängten ſich Geſpräche, Ausrufungen, einzelne Sätze der mannigfachſten Art. Sie entwickelten ſich auch gegenſeitig ihren Charakter, und Conſtantie konnte nicht müde werden, ihrem Geliebten vorzuwerfen, daß er ſich zu trübe, zu nachtheilig beurtheile. Was Du ſo anklagſt, ſagte ſie, dies ewig nachdenkliche, prüfende, befangene Weſen, das hat mich zu Dir gezogen, gleich als ich Dich das erſte Mal geſehen hatte. Wir Frauen ſind alle unbefangen; wenn wir eine Zukunft von drei Tagen bedenken, ſo iſt das ſchon ungewöhnlich, die Zukunft iſt der Männer, darum iſt der Mann am gefährlichſten für uns, der ſie zu beherrſchen, ſich zu ſichern, zu unterwerfen trachtet. Wir ſehen, daß er für etwas ſorgt, wofür wir kein Auffaſſungsvermögen haben, und das gewährt ihm eine große Ueberlegenheit, wir fühlen uns geſicherter, gehoben in ſeiner Nähe; die unbekannten Mächte, die er bewältigen will, weben ein Geheimniß um ſein Weſen, das uns reizt und anzieht, und ſo kommt das gar bald, was Du Poeſie nennſt, was uns Intereſſe, Liebe heißt. O, Ihr Männer mögt dieſen Zauber gar nicht empfinden: wenn Du in die Geſellſchaft trafſt und das Geſpräch ergriffſt, und es mit wenig Worten bedeutſamer machteſt, da wachten die ſüßeſten Ahnungen in mir auf von höheren, ſchöneren Dingen. Ich kann ſie Dir nicht ſchildern, ich hatte keine Namen dafür, aber ſie waren da, ſie kommen täglich wieder mit Deinem dunklen, ſinnenden Auge, mit Deinen wunderlichen, ſchweren Worten, die immer ſo anders ſind, als die der gewöhnlichen Leute. All mein Stolz war neben Dir entwaffnet, mein Verſtand mochte noch ſo ſchnell operiren, er mißtraute ſeinen Worten, wenn ich ſie vor Dir ausſprach, Alles war leer neben den Deinen, es fehlte eben jene Anknüpfung an andere Welten, die wie ein hervorhebender Schatten auf Deinen kleinſten Gedanken lag. Was hab' ich mich geſcholten, wenn mein Herz Dir ſo offen entgegenſprang, was hab' ich gelitten bei Deinem Zurückhalten, wie arm, wie unbedeutend kam ich mir vor, wie bitter hab ich geweint, daß ich nicht geiſtigen Zauber genug beſäße, Dich zu feſſeln, und weinend hab' ich den Spiegel geſchlagen, daß er lüge, daß ich nicht ſchön ſei, oder doch eine leere, unintereſſante Schönheit — lache immer, küſſe immer, Du Schelm, wir wiſſen's ſo gut, daß wir ſchön ſind, wie Ihr, wenn Ihr geiſtreich ſeid.

Glaubſt Du, daß es mich innig freut, ſo alten Stolz, ſogar den nöthigen Stolz gegen Dich vergeſſen zu haben — ſieh, dieſen, gerade dieſen Kuß hab' ich immer dafür erwartet, o, Du biſt gut und lieb; und noch viel zu ſtolz bin ich geweſen.

Wie kannſt Du fragen, was mich nach Warſchau geführt hat — die Liebe, und die Liebe führte mich heut Abend in Deine Straße, ich wollte wenigſtens Dein Licht brennen ſehen. Wenn ich Dich ſtill zu Hauſe wußte, da ward ich ruhiger, Du warſt mir näher dann — o, ich wußte Alles, was Du machteſt, weißt Du wer hier iſt? William —

„William!“

Der Narr verfolgt mich überall mit ſeiner Neigung; er iſt einige Male während Deiner Abweſenheit in unſerem Salon geweſen, ſonſt ſeh' ich ihn nicht, ich mag dieſen harten fanatiſchen Menſchen nicht, aber er ſchreibt mir alle Tage, und da er immer von Dir erzählt, ſo laſſ' ich mir's gefallen. Er hat Dich nicht aufgeſucht, weil er Dein revolutionäres Treiben haßt, aber es ſind noch mehr junge Deutſche hier, welche Dich oft ſehen — ich glaub's wohl, daß Du Dich verwunderſt; es iſt nicht nöthig, daß Du ſie kennſt, ihre Geſchäfte hier mögen nicht die lauterſten ſein. Was denkſt Du eben, geſchwind, ſprich, eh' Du Dich auf eine Lüge beſinnen kannſt!

Valerius wickelte ihre herabhängenden Haare um ſeine Hand, und erwiderte lächelnd: Ich dachte Dich und mich, zwei ſo verſchiedene Weſen, und es iſt mir jetzt klarer als je, daß die verſchiedenſten Weſen gegen einander die feurigſte, lebendigſte Liebe entwickeln. Die Leute ſagen immer: es ſind zwei gleiche Weſen, ihre Gedanken begegnen ſich überall, ſie paſſen vortrefflich zuſammen. Aber ſo iſt's nicht: das giebt eine eintönige, langweilige Liebe, eine Liebe der Eitelkeit, wo ſich Eins in dem Andern beſpiegelt. Die Gegenſätze bilden das tüchtigſte Leben, ſie entwickeln die Kraft und die Stärke. Sind wir nicht die verſchiedenſten Weſen von der Welt, Conſtantie? Du voll ſtürmender Leidenſchaft, ich langſam prüfender, überlegender Mann: aber vereinigt ſind wir eine Welt, eine Welt voll Kraft und Glück! Wo die Fähigkeit des Einen aufhört, da beginnt die des Anderen, wir ergänzen uns, und ſo erzeugen wir ein drittes, neues Leben, das uns beiden überlegen iſt, uns beide beherrſcht, und glücklich macht — Conſtantie, wie heißt dies Weſen?"

Liebe heißt es, Liebe, Liebe, o du ſüßes, göttliches Wort! komm' Du beſonnener Mann, mein Athem, meine Küſſe, mein Blut ſollen Deine Seele aufjagen, daß ſie ſpringt wie ein beſonnener Hirſch — Mann, Du erſtickſt mich —

Unter dieſem Tändeln und Koſen verſtrich die Zeit und Conſtantie mußte den Geliebten endlich ſelbſt an den Aufbruch mahnen. Sie erhob ſich von ihrem Sitze, und ein flüchtiges Roth der Scham flog über ihr Geſicht, als ſie den zerriſſenen Aermel des Kleides um den bloßen Arm flattern ſah. Schnell warf ſie die langen Haare um die Achſel, und hielt dem Valerius die Augen zu. Geh jetzt, mein Lieber, nimm' den Schlüſſel zur Thür des Gartenhauſes, und wenn Du im letzten Fenſter meines Schlafzimmers die Gardine ein wenig in die Höhe gezogen ſiehſt, dann können wir uns ſehen, und ich erwarte Dich hier. Aber warte, dies eine Zeichen iſt zu wenig, der Zufall und meine Kammerfrau könnten uns einen Streich ſpielen. Wenn Du am Tage jenen weißen ſeidenen Shawl an mir erblickſt, ſo ſei Dir das ein Zeichen, daß helle ſeidene Stunden unſer warten. Ja? Und komme hübſch täglich ins Haus, ſpiele den Bekehrten gegen den alten Herrn, ob Du Dich bekehren ſollſt, beſprechen wir noch: aber verrathe Dich mit keinem Blicke, er ſieht ſcharf wie ein Luchs, und traut Dir auch in dieſem Punkte nicht. Dein ſchönes Lied an jenem Abende, das mich ins Leben zurückrief, kann er nicht vergeſſen — Was es ihn kümmert? Du wunderlicher Narr, ſiehſt Du nicht, daß er bei aller ſeiner Bildung ein ſtolzes, altes Weib iſt, das mich gern verkuppeln möchte. Was helfen alle die ſchönen Theorien von Freiheit und Gleichgültigkeit, die eingelebten Dinge bleiben herrſchend, wenn's zum Handeln kommt — nur die Liebe, mein Kind, überwindet Alles und die Zeit: die Vernunft iſt ein ſchwaches Ding — fort mit Deinem Philoſophengeſicht, o pfui, das war ein kalter, ein zerſtreuter Kuß, laſſ' Dir die Haare von Deiner Stirnwunde ſtreichen, ſo, ſo, Himmel, wenn der Säbel tiefer gegangen wäre in dieſen lieben Verſtand hinein — o wie ſchön, wie ſchön iſt ſolch ein zärtlicher, keuſcher Kuß von Dir, wenn die Seele dabei aus Deinem Auge winkt, noch einen! ach, daß wir ſcheiden müſſen, daß das Leben ſo viel Lücken hat — o, guter, lieber Mann, wir dürfen nicht länger weilen, der Morgen übereilt uns. — Und doch, ja, bleibe — nein, laſſ' uns vernünftig handeln, dieſen noch, und blos noch dieſen Kuß, und nun Ade — Ade! Da, hüll' Dich feſt in den Mantel, 's iſt kalt draußen, — öffne leiſe die Thür — Ade! o eil' nicht ſo — Valerius, komm' noch einmal zurück, das war ja kein ordentlicher Abſchiedskuß, ſo, ſo — o, mein ganzes, beſtes Leben — Gott behüte Dich ſorgſam! — — Ade — Ade —

23.

An demſelben Abende, wo in einem ſtillen Zimmer von des alten Grafen Palais die Liebe zweier Leute ſo lebhaft ſich ausſprach, war ganz Warſchau in einer ungewöhnlichen Bewegung.

Auf allen Straßen ſah man Gruppen von eifrig ſprechenden Leuten, die Wagen raſſelten ſchneller und häufiger, als man es ſonſt gewohnt war, Soldaten von allen Gattungen, Bauern, junge Leute in Civilkleidern ſtrömten hin und her, Einer fragte den Andern — kurz, der unaufmerkſamſte Beobachter mußte inne werden, die ganze Bevölkerung werde von einem neuen großen Intereſſe bewegt.

Zwei junge Männer in weite Carbonari-Mäntel gehüllt drängten ſich durch die Menge, und gingen auf eine Conditorei zu, deren bunt erhellte Fenſter weit herum leuchteten in der Dunkelheit. Der eine von ihnen ſchien ſich wenig um die Aufregung des Volkes zu kümmern; er war etwas größer als ſein Begleiter, die Züge ſeines Antlitzes, das man jetzt dicht an der erleuchteten Ladenthüre ſehen konnte, waren ſtreng und ernſt, ja ſie hätten hart genannt werden können, wenn ſie nicht durch einen ſchwärmeriſchen Zug von Melancholie gemildert worden wären. Er behauptete eine gewiſſe Superiorität über den anderen, und ſchritt ohne Weiteres zuerſt in den Laden. Dieſer Zweite hatte auf der Straße mit vieler Aufmerkſamkeit hierhin und dorthin nach den Aeußerungen der Menge gehorcht, und dabei fortwährend leiſe, ſchnell und angelegentlich zu ſeinem Begleiter geſprochen, obgleich der letztere gar keine Notiz davon zu nehmen ſchien.

Alle Zimmer der Conditorei waren angefüllt, und die beiden Männer fanden mit Mühe in dem Winkel eines entfernten Gemachs zwei unbeſetzte Plätze.

Der Beſitzer des Ladens hieß Leſſel, und fuhr geſchäftig unter der Menge hin und her, dem Anſchein nach eifrig beſchäftigt, das Verlangen ſeiner Gäſte zufrieden zu ſtellen. Indeſſen konnte es einem ſchärferen Beobachter nicht entgehen, daß der vertrocknete kleine Mann mit den beweglichen Augen hie und da länger ſtehen blieb, als nöthig war, und mit großer Aufmerkſamkeit auf die Aeußerungen der Anweſenden horchte.

Der kleinere von den beiden im Winkel Sitzenden, machte eben mit einem verſchmitzten Lächeln ſeinen ſchweigſamen Begleiter darauf aufmerkſam, als Herr Leſſel an ihren Tiſch trat — „Glühwein, meine Herren?“ ſprach er mit lauter Stimme, — leiſe aber ſetzte er hinzu, „der Alte fällt durch, Alles geht nach Wunſch“, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er wieder unter die Menge, und man hörte nur ſeine durchdringende Stimme: Glühwein, zwei Mal!

Das verſchmitzte Lächeln des zweiten Mannes im Carbonari blieb ungeſtört auf dem lebensluſtigen Geſichte, und während nur der Ausdruck einer unſchönen Schlauheit etwas ſtärker auf ſeinen Zügen hervortrat, ſagte er zu ſeinem Nachbar: Habe ich Recht gehabt, Sir William?

Dieſer erwiderte indeſſen nichts, und erhob nur das tiefliegende blaue Auge auf die Maſſe der Gäſte, unter welcher eben die lebhafteſte Bewegung entſtanden war. „Skrzynecki — Skrzynecki — alſo doch Skrzynecki“, dieſer Ausruf flog von Mund zu Mund, Alles drängte ſich nach den anderen Zimmern, und die beiden Männer ſahen ſich plötzlich allein.

Es war nämlich an jenem Abende die Wahl des neuen Generaliſſimus der Armee entſchieden worden. In der Schlacht bei Grochow hatte man erkannt, wie nöthig es ſei, ein militäriſches Talent an die Spitze zu ſtellen. Der wackere Fürſt Radziwil, welcher damals auf allgemeines Drängen den Oberbefehl angenommen hatte, um den Eiferſüchteleien der übrigen Befehlshaber keine Veranlaſſung zum Ausbruch zu geben, konnte und wollte dies Amt nicht länger behalten. Als Nichtmilitär und allgemein verehrter Patriot konnte ſeine Wahl keinen der übrigen Candidaten beleidigen, Chlopicki konnte unter ſeinem Namen die Armee leiten, deshalb hatte er damals auf allgemeines Drängen einen Poſten angenommen, dem er nicht gewachſen war. Chlopicki war aber gefallen, und lag jetzt an ſeinen Wunden in Krakau darnieder, man hatte auf dem Schlachtfelde von Praga und Grochow geſehen, wie mißlich es ſei, wenn das Schickſal des Tages in den Händen eines Mannes ruhe, der, wie Chlopicki, nicht officiell an der Spitze ſtand; die Generale und Oberſten hatten ſich geweigert ſeinen Anordnungen zu gehorchen, und dieß Mißverhältniß hatte das Schickſal der Nation aufs Spiel geſetzt. Die Nothwendigkeit lag vor Augen, einen tüchtigen Militär an die Spitze zu ſtellen, und die neue Entſcheidung hatte bisher alle Parteien in Bewegung geſetzt. Skrzynecki und Krukowiecki waren die beiden wichtigſten Candidaten, zwiſchen denen man ſchwankte. Jener hatte vom Anfange des Krieges her unzweifelhafte Proben einer tüchtigen militäriſchen Geſchicklichkeit gegeben, er war bekannt und geſchätzt als ein milder, gemäßigter Mann, an ſeinem Patriotismus haftete kein Zweifel. Aber jene militäriſchen Proben eines untergeordneten Generals waren nicht hinreichend zum Beweiſe, ob er als Generaliſſimus an ſeinem Platze ſtünde, jene gemäßigten Geſinnungen hatten ihm kein Intereſſe bei der Volkspartei erweckt. Krukowiecki dagegen genoß bei dieſer die ausgebreitetſte Popularität, er galt für einen echten, unverfälſchten Polen, er war einer von denen, welche in der ſchlichten Kutka einhergingen, er beſuchte den patriotiſchen Club, er verlangte durchgreifende, ganze Maßregeln, ſein ſoldatiſches Talent, ſeine Energie waren bekannt, er war ein alter General, während Skrzynecki erſt im Revolutionskriege dazu avancirt wurde.

Es war aber auch gerade Krukowiecki, deſſen Eiferſucht man durch die Wahl Radzivils hatte beſchwichtigen wollen, ſein Ehrgeiz wurde über Alles von der Adelspartei gefürchtet, und dieſe Furcht wurde ſelbſt durch ſeine bekannte damalige Aeußerung nicht entfernt: Stellt uns einen Tambour an die Spitze, er wird uns zum Siege führen, denn wir werden ihm folgen.

So ſtanden die Sachen, als an jenem Abende Skrzynecki zum Generaliſſimus erwählt ward.

Herr Leſſel fand ſich bald wieder ein bei ſeinen beiden vereinſamten Gäſten, rieb ſich vergnügt die Hände, und ſagte zu Williams Begleiter: Nun, hab' ich Recht gehabt, Herr von Wankenberg, hab' ich Recht gehabt, die Diplomatie der hohen Herrſchaften iſt durchgedrungen, der alte Bärenbeißer iſt wieder drum gekommen, und der ſanfte, unſchuldige, unbekannte Skrzynecki iſt Generaliſſimus. O ich kenne meine Herren vom Reichstage! Sie wollen die Armee nicht aus der Hand geben, Skrzynecki kann ſich auf keine Partei ſtützen, er beruht auf ihnen allein — der patriotiſche Club wird außer ſich gerathen, ſie kommen an einander, ſie kommen an einander, geben Sie Acht, unſere Sache geht gut, geht ſchneller als wir dachten — Sie thäten am Beſten, gleich in den Club zu gehen, und alles mögliche Holz ins Feuer zu werfen. —

Herr von Wankenberg hatte noch immer daſſelbe Lächeln auf den Lippen, und erwiderte dem lebhaften Conditor mit der ungeſtörten Ruhe eines beſſer Unterrichteten und eines Vornehmeren, der ſich am Eifer eines Gleichgeſinnten freut, ihn aber gern in die untergeordnete Stellung zurückgedrängt ſieht: Sie ſind zu voreilig, zu ſanguiniſch, Herr Leſſel, Sie könnten unſere Sache compromittiren, ehe ſie reif iſt, Sie ſind den jungen Leuten ohnedies ſchon verdächtig, und ſollten mehr als jeder Andere auf der Hut ſein.

Leſſel zog die Augenbrauen zuſammen und kniff die ſchmalen Lippen ein, aber Herr von Wankenberg ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: Der Club iſt klüger als Viele denken, ſeine Hauptführer haben beſchloſſen, das ſogenannte Wohl ihres Vaterlandes auf keine Weiſe bloß zu ſtellen, ſo lange der Feind zwei Meilen von Warſchau ſteht, alle Kraft vor der Hand auf den Kampf zu verwenden, und erſt ſpäter einen directen Einfluß auf die Regierung, oder die Regierung ſelbſt zu erzwingen.

Später — ſpäter, fiel Leſſel ein, wenn's nur ein Später für ſie geben wird —

Gut, gut, oder möglich, wahrſcheinlich, fiel Wankenberg ein, Skrzynecki iſt ein unentſchloſſener Mann, er wird die Hitze verrauchen laſſen, aber jetzt iſt nichts, gar nichts zu machen, compromittiren Sie uns nicht, Leſſel, mit Ihrer Voreiligkeit — rüſten Sie zu morgen Früh, oder beſſer noch für heute Nacht den alten Levi, ich werde ihm Briefe geben über den Stand der Dinge; laſſen Sie nicht wieder den alten Franzoſen ſein Geſchwätz beilegen, er übertreibt Alles, um ſeine Wichtigkeit beim Feldmarſchall zu erhöhen — ſeien Sie unbeſorgt, Leſſel, ich will Ihrer Thätigkeit ſchon erwähnen, mein Mißvergnügen über Ihre Voreiligkeiten hat nichts mit meinen Mittheilungen zu ſchaffen — drüben im Winkel, hinter Ihnen hat ſich ein Gaſt eingefunden, verlaſſen Sie uns, und ſchicken Sie uns beſſern Glühwein.

Leſſel nahm die Gläſer und ſchrie wieder wie vorher im Abgehen: Glühwein, zwei Mal!

Während dieſes Geſprächs hatte William ſtill da geſeſſen, und wenn er nicht zuweilen einen verächtlichen Blick auf die beiden Sprecher geworfen hätte, ſo würde man geglaubt haben, er höre gar nichts von ihrem Geſpräche. Der ſchroffe Ausdruck ſeines Geſichts war immer härter geworden, er ſtrich ſich die langen, ſchlichten Haare, welche ungeordnet um ſeinen Kopf hingen, aus den Schläfen, und eine abſchreckende Verachtung drückte ſich auf ſeinen Lippen aus, als er dem Kellner das friſch gefüllte Glas abnahm und zu ſeinem Begleiter ſprach:

„Sie müſſen geſtehen, Herr von Wankenberg, arme Adelige unſeres Vaterlandes, und die alten vertriebenen Franzoſen arbeiten der Revolution aufs Beſte in die Hände — ſie haben ſich faſt das Privilegium des Spionirens erworben“ —

Wankenberg lachte hell auf; Sie ſind ein Spaßvogel, aber ich bitte Sie, nicht ſo laut zu ſprechen, der Mann da drüben lieſt vielleicht nicht ſo eifrig im „Warſchauer Courier“ als es ausſieht — die Diplomatie, lieber Sir William, hat mancherlei Branchen, und ich weiß ja, wie tief Sie ſelbſt das revolutionäre Geſindel haſſen.

„Ich haſſe ſie, weil ich ihre Grundſätze haſſe, aber ich bin kein Spion für Geld“ —

Um Gotteswillen ſprechen Sie leiſer, wenn Sie Ihre Tugend auskramen wollen, der Menſch da drüben ſieht ſchon über das Journal hinweg. A propos, Ihr alter Freund Valerius, der noch heute Morgen kein Geld zu ſeiner Abreiſe hatte —

„Ich weiß, ich weiß, Sie haben mir das heut' Morgen ſchon geſagt, und ich glaube, er iſt jetzt damit verſehen“ —

Laſſen Sie mich doch ausreden — ich bin ihm vor einer Stunde mit der Fürſtin Conſtantie auf der Straße begegnet. Sie war zu Fuß und im eifrigſten Geſpräch mit ihm, es koſtete mich Mühe, den weit hinter ihr gehenden Bedienten zu entdecken — mit Ihren ſchönen Grundſätzen machen Sie Alles ungeſchickt, und bringen nicht einmal dieſen Schwärmer aus der Stadt — mir iſt er ſicher, mir kömmt er auch ſpäter zurecht; aber Ihnen iſt er ja völlig im Wege. Ich habe mehr für Sie gethan, als Sie wiſſen: ich habe ihn in den demokratiſchen Geſellſchaften erblickt, und damit habe ich ihn aus den Zirkeln gedrängt, die er wohl aufgeben mußte, weil man ihm ſcheele Geſichter ſchnitt, ich habe —

William, auf deſſen Antlitz ſich die heftigſten Empfindungen ausgeprägt hatten während dieſer Erzählung, ſprang in dieſem Augenblicke auf, und verließ ſchnell das Zimmer.

Dies ſchien aber ſeinen Begleiter wenig zu rühren; er nahm ein Taſchenbuch aus dem Rocke und notirte ſich etwas. Dieſer Herr von Wankenberg hatte eins von jenen verwiſchten Geſichtern, denen man das Alter nicht recht anſieht. Er konnte eben ſo gut fünfundzwanzig wie fünfunddreißig Jahre zählen. Seine Haare waren dünn und eng am Kopfe liegend, ein fein zugeſchnittenes Bärtchen hob das glatte Geſicht, das für den erſten Anblick geſund und von lebhafter Farbe erſchien. Wenn man genauer hinſah, ſo gab man ihm vielleicht das unangenehme Beiwort „ſchwammig“. Seine Hände waren ſehr weiß und fein.

24.

Das Glück einer brauſenden Liebe hatte Valerius in allen Organen verändert. Er ſah jetzt Alles verſöhnlich an, freundlich, liebevoll. Das iſt ja eben das wunderbare Geheimniß dieſes

Gefühls, daß es der ganzen Welt eine andere, eine glänzende Farbe giebt, und zwar nicht blos der Gedankenwelt, ſondern auch den ſcheinbar unbedeutendſten äußerlichen Dingen. Ein Liebender fühlt ſich an den Quellen aller Triebe, er ſieht mit Staunen ihre unendliche Kraft, und darum vergiebt er am leichteſten alle Leidenſchaften.

Die wilden, verzehrenden Sympathien und Antipathien, welche den jungen Deutſchen noch eben entſetzt hatten beim Anblick der polniſchen Zuſtände, erſchienen ihm jetzt in einem viel beſſeren Lichte. Große Kräfte, meinte er, verlangen auch große, mannigfache und heftige Aeußerungen.

Dieſer neue Sinn drückte ſich bis ins Kleinſte in ſeinem Weſen aus, denn die ganzen Erſcheinungen unſeres Innern, mögen ſie Liebe oder Haß zu nennen ſein, bemächtigen ſich auch des ganzen Menſchen. So kam es denn, daß ſich bald wieder ein leidliches Verhältniß, namentlich mit Stanislaus, herſtellte. Die Wahl Skrzynecki's hatte im Hauſe ſeines Vaters die beſte Stimmung erzeugt: die ariſtokratiſche Partei fürchtet ſo gut wie die demokratiſche einen überragenden Krieger, denn ſie iſt in ſich eben auch eine Demokratie. Skrzynecki war ein unbedeutender Edelmann, ſein Ruhm war mäßig, und man hatte nicht zu fürchten, daß er ſich den Meinungen und der Anordnung der Corporation überheben würde. Dieſe Beruhigung verlangt aber jede Partei, auch wenn ſie noch gar nicht weiß, was ſie will. Sie fürchtet vor Allem, ein bloßes Inſtrument zu werden. Der alte Graf nun beſonders war nach dieſer Wahl ganz in ſeinem Element: er gehörte zu denen, die alles Edle und Hohe vorzubereiten trachten, die ſich vorreden, die Erreichung dieſes Zweckes ſei ihr ganzes Streben, die Ausführung ihrer philantropiſchen Pläne aber ſo weit wie möglich hinausſchieben. Ihre angebornen Neigungen ſind im Grunde wenig ſtärker als ihre Cultur, und ſie ſind nie glücklicher, als wenn ſie die Ausſicht vor Augen haben, daß ſie auf dem eingeſchlagenen Wege zu Reformen gelangen können, ohne heute oder morgen dieſe Reformen beginnen zu müſſen. Ihre Bildung iſt dann geſchmeichelt und ihre Gewohnheiten ſchweigen, weil ſie noch nicht bedrängt werden

So war's mit dem alten Grafen, als Skrzynecki's Erwählung ſtattgefunden hatte; es konnte Alles geſchehen, und man ward zu nichts getrieben. Keine Uebereilung, keine Uebereilung! iſt das Loſungswort dieſer Leute, die ſich in allen geſellſchaftlichen Kreiſen vorfinden.

Valerius, der es nicht ertragen konnte, daß er nach ſeinem Austritte von der Armee nicht mehr für vollgültig im Salon angeſehen wurde, daß ihn Alles mißtrauiſch, kaum mit nothwendiger Höflichkeit behandelte, trug ſich ernſtlich mit dem Entſchluſſe herum, das wieder ins Gleichgewicht zu bringen. So ſelbſtſtändig er auch zu ſein glaubte, ſo ſehr hing er doch von ſeiner Umgebung ab und von der Meinung derſelben. Achtung, ja faſt mehr als Achtung war ihm Bedürfniß, und das konnte ihn ſogar vermögen, gegen ſeinen eigenen Glauben zu handeln, beſſere Einſicht zu nehmen, und ſich einer Gewöhnlichkeit unterzuordnen, welcher er ſich weit überlegen fühlte. Hippolyt hatte ihn zwar einmal mit der Behauptung eingeſchüchtert: der Einfluß von dem, was uns umgiebt, iſt ſtärker als alle Philoſophie, er macht uns zum völligen Sclaven, ſobald wir allen Trotz aufgeben. Valerius bebte vor dieſer Sclaverei, namentlich bei ſeinen jetzigen Umgebungen, aber er hielt es eben ſo auf der andern Seite für das Weſentlichſte einer geſelligen Cultur, dem verletzenden Widerſpruche, der beleidigenden Abſonderung, dem Rechtbehalten ſo viel als möglich aus dem Wege zu gehen. „Nur der hat Recht", pflegte er oft zu ſagen, „der nicht Recht haben will."

Dieſe Nachgiebigkeit ward nun auch ſehr gefördert durch die überſchwellende Stimmung einer neuen Liebe. „Was iſt wahr, was iſt nothwendig", rief er lachend, „in den verworrenen geſchichtlichen Zuſtänden dieſer Welt? Ich weiß es nicht, denn es wechſelt wie die Witterung. Nur die Liebe iſt ewig, und die Verſöhnlichkeit iſt darum immer die ſicherſte Tugend."

So ward es Stanislaus nicht ſchwer, den deſertirenden Deutſchen wieder zu gewinnen. Er verſprach, wieder einzutreten, ſobald es ans Fechten ginge. Und ſo war Alles im trefflichſten Gleiſe, und ein wunderlicher Humor ergoß ſich über Gedanken und Worte Valerius'. Keine einzige ſeiner wichtigen Geſellſchaftsfragen war gelöſt, aber die Harmonie nach Außen war hergeſtellt, ſein Herz auf das Süßeſte beſchäftigt. Und bei ſolcher Gelegenheit, wo wir eigentlich im tiefſten Innern hören: es iſt keineswegs Alles in Ordnung, wo wir aber halb und halb die Hoffnung aufgegeben haben, die widerſtrebenden Maſſen zu bewältigen, und wo uns dieſer oder jener Reiz für den Mangel einer völligen Harmonie entſchädigt, da kommt uns der Humor, ein beſchwichtigender Tröſter. Tief in den Winkeln ſeines Lächelns ruht zwar ein ewiger Schmerz, aber dieſer hebt nur das Lächeln um ſo mehr, wir fühlen die Nothwendigkeit, uns ſelbſt zu erhalten, und jenen Schmerz unberührt zu laſſen. In dem Lächeln liegt auch ein ſo heimatlicher Zug, ein Erinnern an die Kindheit, an die Tage, wo wir noch völlig unſchuldig waren, eine Stimme ſagt uns: dies Lächeln iſt echt, ſtammt aus dem Urſprünglichen deiner Natur, aber der Schmerz iſt erſt gekommen mit der erworbenen Bildung, folge deiner Natur und lächle.

Daher kann es auch nur Humor geben, wenn die Bildungszuſtände in Gährung und Wechſel gerathen ſind, und ſich neu geſtalten wollen. In ſogenannten klaſſiſchen Perioden, wo die eben curſirende Aufgabe der Zeit gelöſt, wo Alles fertig und beſtimmt iſt, was man Tugend, Geſetz, Schönheit nennt, da giebt es keinen Humor. Die Juden, Griechen und Römer mit ihrer fertigen Welt kannten ihn nicht.

Der alte Graf verſäumte in ſeiner guten Stimmung nicht, die humoriſtiſche Laune des Deutſchen durch artige, geiſtreiche Bemerkungen zu unterſtützen, Stanislaus lächelte dazu, obwol man leicht bemerken konnte, daß ihm das eigentliche Verſtändniß dieſer Stimmung abging. Alle einſeitigen Völker wie die Polen, beſitzen keinen Humor, deſſen Exiſtenz die größte innere Mannigfaltigkeit bedingt. Dieſer Mangel erſchwert dem Deutſchen das behagliche Zuſammenleben mit ſolchen Nationen, zu denen auch die Franzoſen gehören. Schnelle, kurze Handlungen, welche dieſe Völker bezeichnen, haben nichts zu ſchaffen mit der breiten Baſis des Humors und ſeiner Alles umfaſſenden Natur. Auch Conſtantie gehörte eigentlich nicht in dieſen Bereich, ihr entſchloſſener Geiſt war nicht daran gewöhnt, nach allen möglichen Richtungen zu blicken, aber die Liebe lehrt Alles. Wenn ſie Valerius in dieſer heitern, beweglichen Laune ſah, da fühlte ſie ſich überaus glücklich und gehoben, ſie erkannte darin die friſche Einwirkung ihres Liebesverhältniſſes, das deutſche Naturell und die feinen Auffaſſungsorgane der Neigung erleichterten ihr das Verſtändniß dieſer ungewöhnlichen Sprünge des Geiſtes und Herzens, und ſo bildete ſich bald ein Zirkel der ergötzlichſten Unterhaltung. Hedwig ſchwamm in ihrer jugendlichen Heiterkeit mit darin herum, und ſchickte ſich auf das Beſte zu dieſer in Polen ſo fremdartigen Converſation, denn die Frauen verſtehen Alles ſchnell, wo das Herz ſeine Töne beiſteuert, und ſo hatte ſich bald ein beſtimmter Kreis gebildet im Salon, welcher ſcherzhaft „der deutſche Club“ genannt wurde.

Valerius war auch am Tage öfters im Hauſe des alten Grafen, und unter dem ſteten Wünſchen, den weißen Shawl bald zu erblicken, unter Scherzen und Lachen verſtrich ihm die Zeit. Sehnſüchtig blickte er wol täglich nach der Thür, durch welche die Fürſtin erſcheinen ſollte, ſie kam, aber das weiße Freudenzeichen fehlte immer. Einige Male flüſterte ſie ihm zu, der alte Herr ſei nicht ohne Argwohn, ſo freundlich er ausſähe, ſie glaubte ſich ſtreng beobachtet. —

So ſtanden die Sachen, als Valerius am Abende des 30. März in den Salon trat. Es waren viele Militärs zugegen, und es ſchien eine ungewöhnliche Bewegung zu herrſchen. Sie äußerte ſich indeſſen nicht laut und ſtürmiſch, wie zumeiſt, ſondern dadurch, daß ſich die Geſellſchaft in mehrere Gruppen geſpalten hatte, in welchen einzelne Redner mit halber Stimme lebhaft, und wie es ſchien, auf Ueberzeugung ausgehend, das Wort führten. Namentlich zeichnete ſich ein junger Officier von höherem Range aus, er fand die meiſten Zuhörer und ſchien am wenigſten durch Zwiſchenreden geſtört zu werden. Er hatte ein blühendes, lebhaftes Geſicht, große forſchende Augen und eine befremdende Wehmuth oder Schwärmerei ſchien manchmal aus den Zügen aufzublicken. Das ganze ſprechende Antlitz war aber trotzdem bedeckt mit Spitzen und Funken des nationalen Scharfſinns, die bei einem Krieger auf ſchlaue Pläne und Berechnungen deuten. Valerius erinnerte ſich, daß ihn Stanislaus mehrmals auf die ſtrategiſchen Talente dieſes Mannes aufmerkſam gemacht hatte, und obwol er die Worte nicht hörte, ſo glaubte er doch aus alle dem ſchließen zu können, der junge Officier entwickle irgend einen Feldzugsplan. Sein Name war ihm entfallen, und er wollte eben näher hinzu gehen, um ſich zu unterrichten, als Conſtantie eintrat. Auf ihren Schultern lag der weiße Shawl — ſie war ſchön wie eine Göttin und alles Andere verſchwand für Valerius.

Die Gruppen zerſtreuten ſich, das Treiben löſte ſich in den gewöhnlichen Salonverkehr auf. Valerius bemerkte es kaum, daß ſich Stanislaus mit dem jungen intereſſanten Officiere entfernte, Conſtantiens ſehnſüchtige Augen beſchäftigten ihn allein; ſie ſprach wenig mit ihm, aber es lag in den wenig Worten eine ſo ſüße Schwere, eine ſo weiche Beklommenheit, das ſchöne Roth ihres Geſichts ſtrahlte ſo glückverheißend, daß er es kaum inne ward, wie die Stunden verſchwanden. Ein leichter Schlag auf die Achſel weckte ihn. Stanislaus ſtand hinter ſeinem Stuhle und winkte ihm nach den ſtilleren Zimmern. Als ſie weit genug entfernt waren, daß Niemand ſie hören konnte, ſtand er ſtill, drückte ihm heftig die Hand, und ſprach: Der Augenblick iſt da, wir können fechten. —

Valerius erſchrak — wann?

„Noch heute Nacht“ —

Oh!

„Das klingt ja wie Betrübniß, irr' ich mich wieder in Ihnen?"

Nein, nein, erwiderte Valerius, der ſich ſchnell gefaßt hatte — um welche Zeit ſteigen wir zu Pferde?

„Zwölf iſt die ſpäteſte Stunde; Sie haben Zeit, bis dahin Ihre Vorkehrungen zu treffen. Hören Sie, wie es zuſammenhängt. Sie haben vorhin Prondzinſki geſehen —"

Wen? Ah, ja, das war alſo Prondzinſki!

Ich habe Sie ja ſchon öfters aufmerkſam auf ihn gemacht; er iſt die rechte Hand Skrzynecki's, ein unerſchöpfliches Kriegstalent, wie ich glaube. Er ſagte mir heute Abend, es ſei etwas im Werke, wenn ich Luſt hätte, möchte ich ihn begleiten. Wir gingen. Er hat eine unerſchöpfliche Kriegsphantaſie, und entwickelte mir ſo viel Möglichkeiten, die Ruſſen zu ſchlagen, daß ich, ganz bedeckt und verwirrt, kaum bemerkte, wohin wir gegangen ſeien. Es war ein glänzender Speiſeſaal, in dem wir uns befanden. Ich blieb ein wenig zurück, Prondzinſki trat hinter Skrzynecki's Stuhl und ſie ſprachen leiſe, aber eifrig und lebhaft mit einander. Fröhlich kam er zurück und führte mich wieder von dannen: Endlich iſt er entſchloſſen, um zwölf Uhr kündigt er der Geſellſchaft an, daß es gegen den Feind geht, eine Minute darauf iſt er im Sattel. — Nun flogen wir, den Befehl zum Abmarſch zu verbreiten, die Truppen waren ſchon conſignirt, die Weichſelbrücke ward mit Stroh beſchüttet, wenn Sie hinausgehen wollen, ſo können Sie den geſpenſtiſchen Zug der ganzen Armee betrachten." —

Wohin?

„Um zwölf Uhr ſpricht Skrzynecki das Wort aus, eher erfährt's Niemand, und die Vorſicht iſt gut, in der Stadt iſt's unſicherer als im Lager" —

Wo find' ich Sie um zwölf? —

„Zu Pferde an der Weichſelbrücke."

Sie gingen zurück in den Salon. Valerius hätte um Alles in der Welt gern ein Wort zu Conſtantien geſprochen, aber ſie war umlagert von allen Seiten; er ſtand wie auf Kohlen.

Er winkte ihr mit den Augen, ſie ſchien ihn zu verſtehen, aber der alte Graf ſchien es eben ſo gut bemerkt zu haben. Die Situation war peinlich.

Es ſchlug zehn. Da brachen alle Militärs auf, in der Verwirrung konnte er ſich der Fürſtin nähern, und ihr zuflüſtern: In einer halben Stunde bin ich da — „Das iſt zu zeitig", erwiderte ſie ſchnell — „nicht wahr, lieber Onkel, der Graf Kicki iſt den ganzen Abend nicht hier geweſen, Herr von Valerius will es beſſer wiſſen" —

Der alte Herr war nämlich ſachte an das Pärchen herangetreten, und hatte vielleicht ſchon gehorcht; Conſtantie ſuchte ihn zu täuſchen, und ſprach weiter in ihn hinein; Valerius konnte nicht länger warten.

Magyac kam ihm zu Hauſe ſchon gerüſtet entgegen, er hatte ſchmerzlich auf den Herrn gewartet, da er von einem Aufbruche der Truppen unterrichtet war. Jetzt jubelte er laut, als ihm dieſer entgegenrief: Thaddäus, die Pferde ſatteln, meine Uniform!

Ich hab's gewußt, ſchrie er luſtig, daß Sie ſo ſprechen würden, ich hab' meinen Herrn gekannt, Sie mochten ſagen, was Sie wollten — Alles fertig, die Pferde ſchon gezäumt, hier, hier Uniform, Degen, Casquet, Piſtolen ſind geladen, feſt geladen, Herr, Patrontaſche voll, Herr, draußen auf der Weichſelbrücke, das iſt ein Leben, ſeit zwei Stunden dauert der Zug ſchon, unſere Truppen, Herr, unſere Truppen, ein Heer, ein echtes Heer — wohin geht's, Herr? ſetzte er leiſer hinzu.

„Auf der Brücke werd' ich Dir's ſagen, um drei Viertel zwölf, Schlag drei Viertel zwölf reiten wir." — Er bezeichnete ihm einen Platz, wo er ihn mit den Pferden erwarten ſollte — „Halt da, den Schlüſſel aus meinem Rock" —

Herr, daß Sie die Uhr nicht verhören — Valerius flog davon, lachend über Magyacs Aeußerung, der mit der Schlauheit ſeiner Nation den Zuſammenhang zwiſchen dem Schlüſſel und der Eile errathen zu haben ſchien.

Es war halb elf, als Valerius an der Thür des Gartenhauſes ſtand. Sie hatte geſagt, es ſei zu zeitig, er konnte auf einen ihrer Domeſtiken ſtoßen, die ſie vielleicht noch nicht hatte entfernen können — aber es blieb ihm nur eine ſtarke Stunde, entſchloſſen öffnete er die Thür, und tappte durch den Gang, die Treppe hinauf. Hier horchte er, wirklich wurde drinnen eben eine Thür zugeſchlagen, dann ward es ſtill — er öffnete. Conſtantie ſtand mitten im Zimmer, und lauſchte nach den vordern Gemächern. Sie winkte ihm mit der Hand ſtehen zu bleiben, und ſchalt mit leiſer Stimme: „Unbeſonnener! Ich habe mich nicht können umkleiden laſſen, meine Kammerfrau hat noch die nächſte Thür in der Hand — endlich, jetzt iſt ſie fort" —

Valerius flog auf ſie zu, und drückte ſie herzend und küſſend mit einem Arme an ſich, mit dem andern hielt er den Säbel, um kein Geräuſch zu machen. Der weiße Shawl glitt unter ſeiner Hand von den Schultern, und während Conſtantie ſeine Liebkoſungen erwiderte, ſchob er ihn unter den Mantel —

Was machſt Du da? Mit den Worten ſchlug ſie ihm den Mantel auseinander — in Uniform? Himmel, was ſoll das bedeuten? ſprich ſchnell.

Valerius legte ſeinen Säbel ab, und lachte. Er hatte ihr nichts ſagen wollen, aber ſie bat ſo gut, ſo dringend: Sei nicht falſch, Valerius, erzähle!

Er erzählte. Conſtantie regte ſich nicht, ihre Augen aber verließen die ſeinen nicht — Alſo nur eine Stunde noch! ſagte ſie endlich mit ſchwacher Stimme — und ich ſehe Dich vielleicht nie wieder — ein Schauer überflog den ganzen Körper, und ſie ſetzte noch leiſer hinzu: es wäre entſetzlich! Ich liebe das Leben über Alles; aber ich weiß nicht, wie ich ohne Dich leben ſoll — — bleib; was gehen Dich die Leute an, bleib', Geliebter! Dabei rollten große Thränen über ihre Wangen.

„Conſtantie!" erwiderte Valerius, „wie biſt Du reizend in dieſer Schwäche, laſſ' mich die Thränen hinwegküſſen von dieſem Geſichte, das nicht für Thränen geſchaffen iſt, aber wenn ſie getrocknet ſind, wirſt Du nicht mehr verlangen, daß ich bleiben ſoll. Was wollteſt Du mit einem Manne ohne Muth, der ſein Verſprechen bräche, den die Umgebungen verachten?“

Ach, Mann, es iſt ein größerer Muth, ſeine Umgebungen und ihr Geſchwätz zu ignoriren, es iſt eine Schwäche, den hergebrachten Formen nachzulaufen und das Glück zu verlaſſen, es iſt eine eingebildete Phantaſterei, eine veraltete Ritter-Coquetterie mit eurem Muth und eurer ſogenannten Ehre, und ich hätte Dich ſtärker geglaubt — Rinald war der gewaltigſte Ritter vor Jeruſalem, und der ſchwärmeriſch-romantiſche Taſſo läßt gerade ihn mit Armida Jeruſalem und Schlacht vergeſſen —

„Aber Rinald war verzaubert“ —

Und Du biſt es leider nicht — ja, ja, das iſt der Unterſchied. Mit dieſen Worten nahm ſie ein Umſchlagetuch vom Stuhle, hüllte ſich darein, und ſetzte ſich in einen Winkel des Zimmers.

„Du thuſt mir Unrecht, Conſtantie, Du wirſt Dich beſinnen; thu' es ſchnell, die Minuten ſind uns gezählt. Die Ehre mag ein zufälliges Uebereinkommen ſein, aber unſere ganze Geſellſchaft iſt ein ſolches; wenn wir in ihr beſtehen wollen, müſſen wir uns in die weſentlichſten Pflichten gegen dieſelbe fügen — Du weißt ich bin nicht der Mann ängſtlicher Formen, ich hätte wol auch die Kraft, dieſem gemachten Phantom der Ehre entgegen zu treten; aber was bliebe in einer Zeit übrig, wo nur dies loſe Band noch die Verhältniſſe zuſammenhält, wo alle ſonſtigen höheren Elemente der Geſellſchaft längſt entwichen ſind, und Conſtantie, weißt Du auch, wer mich zuerſt anklagen würde — weißt Du's? — Du ſchweigſt; ich will Dir's ſagen: die Fürſtin Conſtantie, die ſtolze Conſtantie. Beſinne Dich — ach die ſchönen Augenblicke, in denen wir uns lieben könnten, verſtreichen unter ſpitzfindigen Worten.

Es entſtand eine Pauſe. Valerius ging einige Mal im Zimmer auf und ab, und blieb endlich vor ihr ſtehen. Ihr Kopf war auf die Bruſt geſunken, das Auge niedergeſchlagen, ſie regte ſich nicht. Valerius legte ſeine Hand auf ihr Haupt, und betrachtete ſie ſchweigend. Bei der Berührung bebte ſie zuſammen, ſchlug die Augen auf, ſtreckte ihm die Hand entgegen, und ſprach ſchnell: Es iſt vorüber — Du haſt Recht wie immer, komm', vergieb!

Und dabei ſprang ſie auf und zog ihn ans Herz. Das alte Spiel der Liebkoſungen begann, das einzige Spiel, in welchem beide Partien gewinnen. Sie glaubten ſich einer um ſo größeren Heftigkeit hingeben zu müſſen, je unſicherer die Ausſicht war, daß ähnliche Freuden bald wiederkehren dürften. Die ſüßeſten Worte und Schmeichelreden ſchmiegten ſich in das feſte Umarmen, das brennende Küſſen; der Mantel fiel von ſeinen Schultern, das Tuch von den ihren, und ſie ſtanden in einander verſchlungen wie zwei Kämpfer, welche die Kräfte ihrer Liebe meſſen wollen.

Haſtig ſprang er auf einmal zurück, und riß die Uhr aus der Taſche — „noch zehn Minuten, Conſtantie, ſind unſer, und dann" — hier überwältigte ihn das Urſprüngliche ſeines Charakters, das Träumen der Zukunft, das Verzagen am Glück — „ach Conſtantie", ſagte er muthlos, „wird unſere Freude wiederkehren?"

Conſtantie, welche die Hände auf die Augen gedrückt hielt, gleich als wollte ſie die ſchöne Welt des Augenblicks, welche in ihrem bewegten Herzen rollte, keinen Moment entfliehen laſſen, ſagte mit weicher Stimme: „Komm', komm' zu mir, was kümmert uns die Zukunft, da der Augenblick ſo ſchön iſt, komm', laſſ' mich Dein Auge küſſen." — „So, mein Herz, biſt Du nicht auch ſo glücklich, kannſt Du jetzt an etwas Anderes denken?"

Das iſt der Vortheil leidenſchaftlicher Weſen: der Genuß der Gegenwart wird ihnen nicht durch den leiſeſten Gedanken an das, was kommen könnte, getrübt, keine Zukunft kümmert ſie, auch wenn ſie ſchon an die Thür klopft.

Aber Valerius, dem jetzt ſchon der Trennungsgedanke und das, was hinter dieſer Nacht lag, quälte, entbehrte dieſes Vortheils, und er hörte denn auch zuerſt Stimmen und Geräuſch im Garten. Conſtantie wollte nicht daran glauben, aber er nöthigte ſie, aufzuhorchen.

Das Geräuſch war unter den Fenſtern ihres Zimmers, die, an der Rückſeite des Hauſes, nach dem Garten führten. Conſtantie löſchte die Lampe aus, und öffnete leiſe das Fenſter — „Seht nach dem Gartenhauſe" — es war die Stimme des alten Grafen — „ob er vielleicht dort entkommen kann" — eben ſchlug's vom nächſten Thurme drei Viertel auf zwölf —

„Ich muß fort, Conſtantie!" — Um Gotteswillen nicht in dieſem Augenblicke.

Beide ſchwiegen eine Zeit lang und horchten. Man hörte nichts mehr in der Nähe, aber hinten am Gartenhauſe rief hie und da ein Bedienter dem andern zu. Conſtantie glaubte wahrzunehmen, daß ſie zurückkämen, und die Jalouſien des bedeckten Ganges unterſuchten. Valerius gürtete ſich den Degen um, ſuchte ſeinen Mantel im Dunkeln, und ſtand nun reiſefertig wie auf Kohlen.

„Oeffne mir das andere Zimmer", flüſterte er endlich, „das Stockwerk iſt niedrig, ich werde auf die Straße hinunter ſpringen."

Conſtantie ſchwieg noch eine Weile; dann ermannte ſie ſich plötzlich, und ging mit raſchen Schritten nach ihrem Umſchlagetuche. „Laſſ' das dumme Volk", ſagte ſie dann, und trat zu Valerius, „ſie mögen ſehen und erfahren, was ſie wollen, es iſt kein bloßes Liebesabenteuer zwiſchen uns; einen Abſchiedskuß, und noch einen, und den letzten; nun komm', ich bring' Dich ſelbſt hinunter, mag uns begegnen, wer da will.

„Nicht doch, Conſtantie" —

Doch, widerſprich mir nicht, es iſt umſonſt, mein Entſchluß iſt feſt: es ſchlägt den Augenblick zwölf —

Sie gingen. Leiſe — leiſe, drück' die Säbelſcheide an Dich, flüſterte Conſtantie, als ſie im bedeckten Gange wirklich die Bedienten an den Jalouſien rütteln und ſprechen hörten.

Alles iſt feſt, ſagte der eine, die Thür dort iſt auch verſchloſſen, er muß in irgend einem Winkel ſtecken — übrigens, Johann, wenn ich meine Meinung ſagen ſoll, ein Spitzbube war's gewiß nicht, 's war nur ein Augenblick, daß ich ihn ſehen konnte, aber ſo ſieht ein Spitzbube nicht aus, 's war ganz gewiß ein Edelmann —

„Aber was ſollte denn der“ — ſprach der Angeredete —

Pſt, Johann, unterbrach ihn der erſte — Die Stimmen entfernten ſich. Valerius und Conſtantie kamen unangefochten ins Gartenhaus, und fanden auch da nichts Verdächtiges. Er öffnete die Thür nach der Straße, ſie umarmte ihn noch einmal mit aller Leidenſchaft, welche die ängſtliche Situation um nichts vermindert zu haben ſchien — Leb' wohl, wohl, mein Herz, mein Alles — leb' wohl —

Er flog durch die Straßen, und ſchrie ſchon von Weitem „Magyac — Magyac!“

Dieſer kam mit den Pferden herbei — „Herr, da ſchlägt es zwölf, wir werden zu ſpät kommen“ —

Beide waren mit einem Sprunge im Sattel, und in geſtrecktem Galopp ging es nach der Weichſelbrücke hinab durch die finſtern, ſchweigſamen Gaſſen.

25.

Ungeduldig erwartete ihn Stanislaus an der Brücke. Skrzynecki mit dem Generalſtabe war ſchon fort, die beiden jungen Officiere ſprengten in größter Eile durch Praga, die beiden Gemeinen — Magyac war in das Regiment getreten — in gleicher Eile hinterher. So ging es über die Fläche hin, welche auf der Oſtſeite Warſchaus bis an die Wälder läuft. Die Nacht war ſtill und dunkel, aber die breite Chauſſée erlaubte den Reitern die ſchnellſte Bewegung. Dieſe Chauſſée führt von Warſchau durch die Wälder über Wavre, Dembe, Minsk, Siedlce nach den tieferen polniſchen Provinzen, nach dem eigentlichen Rußland hinein, und ſie ward bis in die Mitte des Sommers 1831 der Mittelpunkt aller Heerbewegungen.

Kaum eine Stunde von Warſchau beginnen die Wälder. Hier holten die vier Reiter den Generalſtab ein. Stanislaus ſchloß ſich an einen der vorderen Officiere, und Valerius, der ſich fortwährend zu ihm hielt, hörte einen Theil der Ordres mit an, welche eine ſanfte Stimme austheilte. Sie gehörte einem hohen Manne, der auf einem großen Pferde ritt. Er war in einen Mantel gehüllt, und die Dunkelheit ließ von ſeinem Geſicht nichts erkennen. „Vertrauen Sie auf Gott, meine Herren, er verläßt die Seinen nicht — und nun an Ihre Poſten“ — Alles flog auseinander, und Valerius konnte erſt, als er bei ſeinem Regimente angekommen war, nach dem Namen jenes frommen Kriegers fragen.

Das war Skrzynecki, erwiderte Stanislaus — ein weiteres Geſpräch ließ ſich nicht anknüpfen. Das Vorrücken der Reiterei war nicht ohne Beſchwerlichkeit, da ſie einen Theil der Chauſſée dem Fußvolk und der Artillerie überlaſſen mußte; der Weg ſelbſt nahm alſo bei der Finſterniß alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Valerius erfuhr nur noch von Stanislaus, daß ein bedeutender Theil der ruſſiſchen Streitmacht in dem Flecken Wavre und der Umgegend liege, und daß die nächtliche Expedition dahin gerichtet ſei.

Die Colonnen hielten plötzlich; die vorderen Spitzen mochten in der Nähe des Ortes angekommen ſein. Es war eine wunderliche Stille, die einen Augenblick eintrat, Alle, ſelbſt die Thiere ſchienen zu empfinden, daß es der Moment vor einer Schlacht ſei. Der Generalſtab ritt raſch auf einem Waldwege vorüber nach dem Angriffspunkte hin; die dunkeln Geſtalten glitten vorbei wie Geſpenſter durch den dichten Nebel, der auf Wäldern und Moräſten lag. Aber bald trat jenes wogende Murmeln ein, das nie ausbleibt, wenn eine ſo große Maſſe an ein Werk geht. Man hörte die Ladeſtöcke fallen, weil hie und da Einer unterſuchte, ob ſeine Patrone noch feſt ſäße; die Cavalleriſten machten die Säbel in den Scheiden locker; Befehle der Officiere liefen leiſe von Mund zu Mund — plötzlich knatterte eine Lage Muſketenfeuer tief aus dem Walde, und noch eine, und noch eine, dumpfe Kanonenſchläge miſchten ſich bald darein, die Infanterie-Colonnen auf der Chauſſée erhielten Raum, vorwärts zu rücken; das Regiment des Valerius nahm ihren Platz auf der Heerſtraße ein.

Dieſer nächtliche Kampf machte einen wunderlichen Eindruck auf ihn. Er fühlte noch die warme Hand Conſtantiens auf ſeiner Wange, und jetzt ſtrich die kalte Nachtluft darüber, welche ihm die Töne eines mörderiſchen Kampfes brachte, im nächſten Augenblicke konnte er ſelbſt mitten im Getümmel ſein. Die Schlacht ſelbſt befängt viel weniger, man iſt beſchäftigt, Geiſt und Phantaſie haben nicht Raum und Zeit, ſich des Gegenſtandes zu bemächtigen, aber die Nähe der Schlacht erſchüttert am tiefſten. Man weiß nur, daß unweit von uns gemordet wird, maſſenweiſe gemordet wird; die Phantaſie bemächtigt ſich der Gegenſtände, und ihre Möglichkeiten erſchüttern den Stärkſten. Hier ward ſie obenein durch die Nacht unterſtützt, nur das Ohr benachrichtigte die Seele von den tödtlichen Dingen.

Das Feuern ward indeſſen immer lebhafter und ſchneller, man mußte einen heftigen Widerſtand vermuthen, da die Cavallerie noch immer keinen Befehl erhielt, vorzurücken. Hie und da ſtieg aus der ſtillen Reitermaſſe ein Fluch auf gegen die Feinde. Plötzlich verbreitete ſich eine große Helle über den Wald; Häuſer von Wavre waren in Brand gerathen, Kriegsgeſchrei ſcholl aus der Ferne, des Grafen Kicki Commandoſtimme „Vorwärts“ flog über die Lanzen hin, und in donnerndem Trabe flog das Regiment durch den Wald, in das brennende Dorf hinein. Der Einzelnkampf würgte noch in den Häuſern, pulverſchwarze Krieger fochten in kleinen Haufen mit dem Bayonnet gegen einander; wo man hinſah, flogen die glühendrothen Strahlen aus den Feuergewehren, Kugeln pfiffen von allen Seiten, mancher Reiter ſank auf den Hals des Pferdes.

„Seht, Herr, der Schmied erobert ſein altes Haus“, rief Magvac, der im Zuge des Valerius ritt, „dort rechts“ —

Die ſchnelle Bewegung riß Alles vorüber, aber mit einem flüchtigen Blicke glaubte Valerius doch den alten Florian an der rothen Mütze zu erkennen, wie er auf der Schwelle eines brennenden Hauſes ſtand, und einen Ruſſen hineinwarf in die Flamme.

Die Hauptmacht der Feinde war aus dem Dorfe hinausgeworfen, die hinter demſelben aufgefahrene Batterie wurde eben genommen, und die Cavallerie-Chargen warfen den Feind völlig in die Flucht, immer tiefer in die Wälder hinein. Der Feind, das Geismar'ſche Corps, war zerſprengt, die Reſte zogen ſich auf das Roſen'ſche zurück, das drei Meilen davon ſtand. Den nächſten Tag, des Nachmittags, wiederholte ſich bei Dembe die Schlacht bei Wavre. Hier wurden indeſſen die Ruſſen auf keine Weiſe überraſcht, ſie wußten, daß der Feind ihnen dicht an der Ferſe ſei, und verſuchten mit größter Anſtrengung das Vordringen desſelben aufzuhalten. Sie waren in einer feſten Poſition, zahlreich, und, wie alle ruſſiſchen Truppen, ſtandhaft und hartnäckig. Die angreifenden Polen ſtürmten zu wiederholten Malen vergeblich; der Tag begann ſich bereits zu neigen, und die meiſten Combattanten mochten der Meinung ſein, er werde mit einem unentſchiedenen Treffen enden, als Skrzynecki unter den vorderſten Truppen erſchien. Langſam und ſchweigend durchritt er ihre Reihen, hie und da nur erhielten ſeine Adjutanten Befehle, die Maſſen enger und dichter in einander zu ſchieben, Regimenter heranzubeordern, die weiter rückwärts geblieben waren, hie und da nur ſprach er im Vorüberreiten zu den Soldaten: Kinder, mit Gottes Hilfe muß der Tag gewonnen werden! Auch die Artillerie war verſtärkt worden. Skrzynecki erhob die Hand, und wie ein Echo ſchallte der Ruf zum Angriffe links und rechts; es begann das Geſchütz ein neues lebendiges Feuer, alle Maſſen ſetzten ſich im Sturmſchritt in Bewegung, die Ruſſen wurden überwältigt, die untergehende Sonne fand ſie auf der Flucht immer tiefer nach der ruſſiſchen Grenze hin gen Iganie und Siedlce. Dembe Wielkie war der zweite Siegesort Skrzynecki's. Er bewies da zum erſten Male die unerſchütterliche, unbiegſame Hartnäckigkeit in dem einmal Begonnenen, die ſich ſpäter ſo oft wieder an ihm herausſtellt. Langſam, vorſichtig, oft allzu bedenklich ging er an die Unternehmungen, aber das einmal Begonnene führte er mit der tödtlichen Ruhe eines Fanatikers zu Ende, der ſich dem einmal gefaßten Entſchluſſe verfallen glaubt. Es iſt dies vielleicht ein religiöſes Element, das bei Skrzynecki überhaupt mehr hervortritt als das nationale. Von der polniſchen Volksthümlichkeit bemerkt man außer der ſchwärmeriſchen Vaterlandsliebe faſt nur das elegiſche Weſen an ihm, welches ſich ſo leicht über ein unterdrücktes Land verbreitet, und ſich zu einer ſchwärmeriſchen Religioſität ausdehnt.

Hier ſah Valerius den neuen Generaliſſimus zum erſten Male deutlich. Von einigen Officieren begleitet ritt er bei den letzten Strahlen der noch kraftloſen Frühlingsſonne in das Dorf ein. Das Antlitz ſtrahlte, als ob ein Gebet darauf ausgebreitet wäre, und das matte aber große Auge richtete ſich einen Moment lang nach der Himmelsdecke. Dann nahm der Held des Tages ein Glas hervor, betrachtete noch einmal in größerer Nähe die eroberte Stellung, und gab einige Befehle. Er ritt, wie es ſchien, noch daſſelbe hohe Pferd, das ihn bei Wavre getragen hatte; nachläſſig ſaß die große, edle Figur darauf, aber ein Reitverſtändiger konnte ſchnell erkennen, daß es nicht die Ungeſchicklichkeit Friedrichs des Zweiten oder die Napoleons in der edlen Reitkunſt war, welche aus ſeiner nachläſſigen Stellung hervorguckte, ſondern vielmehr die erworbene Sicherheit, welche natürliche Anlage und eine ſtete Uebung erzeugt. Die langen Beine des Reiters lagen faſt wie eingewachſen am Sattel, und der ſchön proportionirte volle Oberkörper wiegte ſich leicht und gerade in unbekümmerter Sicherheit. Der ſanfte, nachdenkliche Ausdruck ſeines Geſichts, welchen die Siegesfreude nur flüchtig verdrängt hatte, das ſinnende poetiſche Auge erinnerten eher an einen Denker, und nur zuweilen ſchärfte der Ernſt ſeiner Züge die weichen Formen bis zum befehlshaberiſchen, kriegeriſchen Anſehen.

Die Ordre für die Kicki'ſchen Uhlanen, den thätigſten Antheil an der Verfolgung des Feindes zu nehmen, unterbrach die Betrachtung des Deutſchen. Er konnte nur noch einen flüchtigen Blick auf den neben Skrzynecki reitenden Prondzinski werfen, und fort riß ihn die raſche Bewegung ſeines Regiments.

Jetzt begann nun das eigentliche Lager- und Bivouacleben des polniſchen Heeres, der Feind wurde zwar immer wieder auf der Chauſſée zurückgedrängt, bei und in Iganie ſelbſt, das Prondzinski mit dem Bayonnet in der Hand nehmen ließ, in einem mörderiſchen Gefechte geſchlagen, und bis hinter Siedlce, den Hauptort ſeiner Magazine und Kranken, zurückgeworfen. Aber der vorſichtige, bedenkliche Skrzynecki wagte nicht weiter zu dringen, in Siedlce war ein Lazareth mit Cholerakranken, er betrat dieſe Stadt nicht, und der blutige Sieg bei Iganie wurde nicht weiter verfolgt. Allmälig zog der Gegner Diebitſch ſeine Truppen enger zuſammen und rückte mit überlegenen Kräften wieder vor, und ſo trat denn die lange Periode des Krieges ein, wo ſich die Heere bald vor- bald rückwärts auf der Chauſſée hin und her bewegten. Zuweilen ließ es ſich an, als würden ſie ſich in eine Schlacht verwickeln, wie zum Beiſpiele in den Treffen bei Minsk, aber es kam nicht dazu. Diebitſch war wol auch durch die Tage bei Praga und Grochow zu der Ueberzeugung gelangt, daß er nur mit erdrückender Ueberlegenheit auf einen Erfolg rechnen dürfe, und wartete deshalb ungeduldig auf die Garden, welche von Petersburg her eintreffen ſollten.

So beobachteten ſich die Heere, neckten ſich, ſchützten ſich durch Poſitionen, und der warme Frühling war indeſſen rings um ſie eingekehrt, das Moos der öden Wälder, die jetzt überall von Kriegern wimmelten, glänzte mit jungem Grün, das unter der Schneedecke gediehen war, die Nadeln der ſonſt ſo eintönigen Kieferwälder ſchimmerten in junger Friſche, dunkle Fichten und Tannen hoben das monotone Colorit. Wenn er mit den ewig muntern Reitern dahinzog beim warmen Morgenſonnenſcheine, welcher ſpielend hin und her prallte an den Waffen, da fühlte Valerius in ſeinem Herzen oft wieder die lang vermißten Regungen der Jugend, hinauszuſchweifen über die Felder ohne Abſicht und Plan, ſingend und träumend auf den ſchaukelnden Sonnenſtrahlen. Die ſtete Bewegung in der freien Luft, der lebhafte Wechſel des Krieges, die tägliche Gefährdung und tägliche Rettung des Lebens — Alles das hatte ihn nicht zu ſeinen Gedanken zurückkommen laſſen, er war ein Krieger geworden wie die andern, von einer Stunde zur andern lebend, nichts vor Augen habend als den nächſten Zweck. Nur wenn ein müßiger Tag eintrat, da nahten leiſe aus der Ferne die alten quälenden Fragen: kannſt du nichts Beſſeres thun, als Menſchen erwürgen? willſt du ſo fortleben, ohne Zweck und Abſicht? Aber ſie wurden nicht laut, und traten nicht nahe genug. Das Leben um ihn her ließ keine Zeit dazu übrig, und Conſtantiens heiße Küſſe beherrſchten die Träumereien.

Dieſe Art Krieg zu führen begünſtigte aber mehr als jede andere das eigentliche Bivouac-Leben: es gab keine Schlachten, die alle Kräfte in Anſpruch genommen hätten, und doch war man fortwährend in ſolcher Spannung und Aufmerkſamkeit, daß alle Fähigkeiten geweckt blieben. In der nächſten Stunde ſtand den Leuten Gefahr und Tod an der Seite, was Wunder, wenn ſie alle geſellige Rückſicht und Aengſtlichkeit bei Seite ſetzten, ſo lange ſie neben einander am Feuer lagen, und ihre Lebensgeſchichten oder dies und jenes erzählten! Hätte Valerius noch einen Zweifel gehabt über den Leichtſinn, die Liebenswürdigkeit, das Unglück und alle die Fehler dieſes Volkes, die Bivouac-Scenen hätten ihn gelöſt.

Es waren namentlich zwei Officiere aus den älteren polniſchen Provinzen, mit denen er am öfteſten verkehrte, für die er ſich am meiſten intereſſirte. Der ältere von ihnen war aus Lithauen, der jüngere aus Volhynien. In der Vaterlandsliebe und Tapferkeit glichen ſie vollkommen all den Polen, welche er bis jetzt geſehen hatte, aber auch dieſe beiden Eigenſchaften hatten bei ihnen eine neue Schattirung: ſie waren weicher, weniger lebendig, man könnte ſagen ſchwärmeriſcher. Unmittelbar dem Feinde einverleibt haben dieſe alten Provinzen die rauſchende Friſche verloren, aber Liebe und Haß ſind deſto tiefer eingewurzelt in ihren Herzen. Die chevalereske Eitelkeit, die oft in Warſchau an den Tag ſprang, war weniger an ihnen zu ſehen, ſie ſchienen aber ſorgfältiger und aufmerkſamer den Grundfehlern ihrer Nationalität nachgedacht zu haben, ſie ſchloſſen ſich deshalb dem Fremden enger an, und es ſchien dem Valerius zuweilen, als fänden ſich in ihnen tiefere Quellen zu einem langen beſchwerlichen Kampfe. Das größere Unglück mochte alle Innerlichkeit und Tiefe mehr ausgebildet haben.

Dieſe beiden Officiere, Stanislaus und Valerius ſaßen eines Abends in einer einſam gelegenen Hütte im Walde. Eine Seitenwand des Gebäudes, das längſt von ſeinen eigentlichen Bewohnern verlaſſen war, lag in Trümmern, ein Feuer brannte auf dem Lehmboden, und der Rauch fand einen bequemen Ausweg durch die Breſche. Die vier Krieger waren lange ſchweigſam, ſahen ins Feuer oder nach einer andern Gruppe, die ſich im Winkel der Hütte um eine Trommel poſtirt hatte, und ein Spiel arrangirte. Ein Officier ſetzte ſich auf ein Torniſter an die Trommel, und zog lachend einen Satz Würfel und eine Börſe hervor, und lud die übrigen ein, wacker zu ſetzen. Er war zwar dicht in den Mantel gehüllt, aber man durfte aus dem Betragen ſeiner Umgebung ſchließen, daß er ein hoher Officier ſei. Die Statur ſchien die Mittelgröße zu haben, das Geſicht war roth, und trug den Ausdruck lebendiger Behaglichkeit und die Spuren eines in Fröhlichkeit genoſſenen Lebens.

„Wir haben eben nichts Beſſeres zu thun, meine Herren“, ſagte er, „laſſen Sie uns ein kleines jeu entriren, wenn bei den Vorpoſten Schüſſe fallen, ſo finden ſie uns munter, der Feind iſt ganz nahe, unſer Generaliſſimus will aber nicht, daß wir angreifen, bon, wir wollen unſere Börſen angreifen — qu'en dites-vous, Monsieur le comte? —

Stanislaus, dem die letzten Worte gegolten hatten, lehnte ſeine Theilnahme mit den Worten ab: Sie wiſſen, Herr General, ich habe kein Glück —

„Deſto beſſer“, erwiderte dieſer, „aber ich weiß ſchon, Sie gehören zur Tugend unſerer neuen Generation, meinethalben, jeder nach ſeinem Geſchmack, aber rücken Sie ein klein wenig auf die Seite, ich bitte, damit wir von Feuer, Licht und Wärme profitiren.“

Sie begannen ihr Spiel, das bald lebhaft und hitzig wurde; die vier Krieger am Feuer rückten näher zuſammen, und Valerius fragte leiſe ſeinen Freund nach dem Namen des Generals.

„Kennen Sie Uminski nicht?“ antwortete der Lithauer, welcher die Frage gehört hatte, und ein mildes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, „er iſt in Deutſchland ſonſt nicht unbekannt. Als die Revolution ausbrach, ſaß er auf einer preußiſchen Feſtung, ich glaube in Glogau. Einer der eifrigſten Patrioten, hatte er fortwährend Verbindungen angeknüpft, um einen Aufſtand vorzubereiten, ſie wurden entdeckt, und da er aus dem Poſen'ſchen iſt, bemächtigte ſich die preußiſche Regierung ſeiner Perſon. Von der Feſtung entſprang er, und kam nach Warſchau. Als er aus dem Wagen ſtieg, hörte er die Kanonen der Schlacht von Praga, warf ſich ſogleich aufs Pferd, und kam verhängten Zügels auf dem Schlachtfelde an, übernahm auf der Stelle ein Commando, und ſtürzte ſich in den Feind. Denken Sie ſich ihn dort, und betrachten Sie ihn hier, ſo haben Sie ſein Bild. Er iſt einer der beſten Patrioten, ein vortrefflicher Soldat, und — ein Lebemann.“

Dieſe Worte wurden ſo leiſe geſprochen, daß der Gegenſtand derſelben ſie nicht vernommen hätte, auch wenn er weniger eifrig mit dem Spiele geweſen wäre.

„Caſimir“, ſagte hierauf Stanislaus, ſich zu dem Volhynier wendend, „Sie haben uns Ihre Lebensgeſchichte verſprochen.“ —

Wenn Ihnen ein einfaches kurzes Leben in den volhyniſchen Wäldern genügt, erwiderte der Angeredete, wohl, wir haben nichts Beſſeres zu thun, und am Ende hat der unbedeutendſte Menſch ein Intereſſe.

Magyac hatte unterdeſſen in einem großen Topfe von Blech eine Art Glühwein zu Stande gebracht. Dieſen goß er in die leer gewordene Weinflaſche; da es an Gläſern fehlte, und nachdem dieſe einmal die Runde gemacht hatte und wieder unweit des Feuers niedergeſetzt war, begann der Volhynier ſeine Erzählung, indem er ſich faſt ausſchließlich dabei an Valerius wandte. Vielleicht glaubte er bei dem Fremden die meiſte Theilnahme zu finden, da dieſem Localität und Verhältniſſe am wenigſten bekannt ſein mußten. Und er irrte ſich darin nicht.

26.

„Ich habe aus Ihren früheren Reden geſchloſſen“, begann er, „daß Sie ſich unſer Vaterland nur als eine traurige Abwechſelung von dürrer Kieferhaide und reizloſer Fläche denken. — Sie haben indeſſen nur ein kleinen Theil Polens geſehen. Wenn man aufwärts geht an der Weichſel, dahin, wo ſie aus dem Krakauiſchen herunterſtrömt, da kommt man über ſaftig grüne Wieſen, durch kühle hohe Eichenwälder. Und wenn man ſich wieder halb nach Oſten wendet, da erheben ſich die ſanften Hügel der Ukraine, welche hinabführen in die ungeheuren Grasebenen, durch welche die flüchtigen Pferde in großen Heerden jagen. Dieſe Grasebenen ſind das Meer unſeres Vaterlandes, und aus ihrer ſchönen, großartigen Einſamkeit kommen unſere ſchönſten Lieder. O, ich ritt einſt in der Nacht über jenes grüne Meer, mein Herz war traurig und lag zuſammengepreßt von ſcharfem Weh in meiner Bruſt, der Mond ſchien hell und klar, und ich ſah mit thränenloſem, ödem Auge in die unbegrenzte Fläche hinein. Da hörte ich plötzlich eines jener ukrainiſchen Lieder, es klang wie eine Geiſterklage durch die ſtille Nacht. Von der tiefen Einſamkeit ſprach es, und daß kein Baum in der Nähe ſei, mit deſſen Flüſtern der Hirte ſchwatzen könne. O, wie ſchön war dieſe Einſamkeit, hieß es weiter, als die Pferde noch frei waren, und keine andern Sättel zu fürchten hatten, als die polniſchen. Da jagten ſie fröhlich an meiner Hütte vorüber, und wieherten mir ihre Freude zu, daß ſie täglich größer und ſtärker würden, und bald einen polniſchen Reiter tragen könnten.

Und jetzt kommt der Tartar
Mit dem dicken Schädel,
Wirft das ſtumpfe Auge,
Wirft die ſtarke Schlinge
Auf das freie Thier,
Schlägt die plumpen Beine
Um den freien Leib,
Ach, du Meer von Polen,
Grüne Ukraine,
Du biſt jetzt verlaſſen;
Einſam, einſam, einſam,
Seit der Tartar kommt —
Ach, ihr freien Pferde,
Und ihr freien Polen!

Ich hatte vorher nicht weinen können, obwol ich mein Liebſtes verloren hatte, jetzt rannten mir die Thränen ſtromweis über das Geſicht, ich wendete den Kopf meines Pferdes wieder herum nach Volhynien zu, von wo ich gekommen war, um mein Mädchen zu ſuchen. Das Thier eilte raſtlos nach der Heimat, und als beim Anbruch des Morgens eines jener ſchlanken Steppenroſſe wiehernd und wild an mir vorüberflog, da ſah ich ſchon von Weitem die ewigen hohen Wälder, in welchen meine Heimat liegt.

Dort zwiſchen den alten Bäumen, auf den feuchten, mit hohem Gras bewachſenen Wieſen war ich groß geworden, hatte den Wolf gejagt, und das muntere Pferd getummelt. Mein Vater war ein reicher Gutsbeſitzer, und ich war das Einzige auf der Welt, an dem er noch Freude hatte, ſeit er Steuern zahlen mußte an den ruſſiſchen Herrn. Er war immer ein alter ſtrenger Mann, ſo lange ich mich ſeiner erinnere, der die Freiheit noch geſehen hatte, und die Leute erzählten von ihm, daß er nicht mehr gelacht habe, ſeit der ruſſiſche Statthalter in Zitomierz erſchienen wäre. Seine Unterthanen behandelte er hart, aber ſie waren ihm damals zugethan, weil er für den bravſten Polen der Provinz galt. Mir ließ er aus der Schweiz einen Lehrer kommen, der mich in Allem unterrichten mußte. Caſimir, pflegte er zu ſagen, lerne fleißig, dein Vaterland wird kluge Leute brauchen, wenn es die Feſſeln der Argliſt abſchütteln will. Er ſelbſt lehrte mich unſere vaterländiſche Geſchichte, und wie Hamilcar ſeinen Sohn zog er mich auf in tödtlichem Haſſe gegen die Moskowiter.

Eines Tages hatte mich die Fährte des Wildes weiter als gewöhnlich in die Wälder gelockt, ich verirrte mich zwiſchen den Sümpfen des dunklen Buchenwaldes, und entkam mit Mühe und Noth auf eine Lichtung feſten Bodens. Es war wohlgepflegtes Ackerland, und nach ſorgfältigem Umherblicken entdeckte ich in der Dämmerung das Häuschen deſſen, dem wahrſcheinlich dieſe Beſitzung gehören mußte.

Der Herr des Häuschens war nicht daheim, ſeine Tochter empfing mich, wies mich zurecht, und ich kam bei einbrechender Nacht mit geſundem Leibe nach Hauſe. Aber ſchon den andern Tag verirrte ich mich wieder nach jener Gegend, Ludmilla hatte mir den Weg ſo vortrefflich gezeigt, daß ich keinen andern mehr finden konnte, als den zu ihres Vaters Häuschen. Dieſer Vater war ein ſogenannter Slachtcziz, das heißt, er gehörte zu dem niedrigen, herabgekommenen Adel, der oft nichts weiter beſitzt, als ein Paar tüchtige Arme und ein Paar muskulöſe Schenkel, um ein Pferd zu bändigen, das noch keinen Reiter getragen. Ludmilla's Vater hatte noch ein Paar Stück Ackerland gerettet, die auf den offenen Plätzen des Forſtes in der Nähe ſeines

Häuschens lagen. Er ſagte lange Zeit nichts zu meinen Beſuchen, als er aber gewahrte, daß meine Neigung zu Ludmillen immer heftiger und leidenſchaftlicher wurde, da trat er mir eines Tages in den Weg, als ich eben wieder auf ſeine Wohnung zuritt, und ſprach: du liebſt mein Kind, du biſt jung und reich, mein Mädchen ſieht hier wenig ſolche Burſche, auch wenn ich ſie einmal zur Kirche fahre, ſie wird deiner Neigung ſchwerlich entgegen ſein. Wenn du ſie heiraten willſt, ſo wird dir dein Vater die Thüre weiſen, willſt du blos deinen Scherz mit ihr treiben, ſo trifft dich am hellen Mittage die Kugel meiner Büchſe — was willſt du in meinem Hauſe?

Ich hatte Ludmilla's Liebe gewonnen, unter der hohen, breitäſtigen Rüſter neben ihrem Hauſe hatte ich ſie zum erſten Male den Tag vor dieſer Anrede geküßt, die Sonnenſtrahlen waren durch die dunkeln Blätter geſchlüpft bis auf unſere Häupter, und wir hatten uns im ſtillen Walde mit einander verlobt, ich liebte, daß mich das Herz ſchmerzte vor glücklicher Regung. Deßhalb antwortete ich dem Vater, daß ich ſeine Tochter heiraten würde, mein Vater möge ſagen was er wolle.

Als wir zu ſeiner Wohnung kamen, ſtürzte uns Ludmilla entgegen, das ſchöne braune Haar flatterte aufgelöſt um ihre Schultern, die rothen Wangen waren bleich, die größte Beſtürzung ſprach aus allen Zügen und Bewegungen. Wir erfuhren, daß der ruſſiſche Steuerbeamte aus Berdiczow da geweſen ſei, und ſich aufs unanſtändigſte und zudringlichſte gegen ſie betragen habe. In der nächſten Woche wolle er wieder kommen, und wenn die rückſtändige Steuer nicht bezahlt würde, ſo könnt's was Neues geben.

Ich theilte dem Alten an Baarſchaft mit, was ich beſaß, tröſtete das Mädchen, das ſich ängſtlich an mich ſchmiegte, und ritt unter dem feſten Vorſatz nach Hauſe, meinen Vater zu unterrichten, und ſeine Einwilligung zu erbitten. Er war denſelben Abend bei guter Laune, der Ungarwein ſchmeckte ihm, und er hörte mit unverhehltem Vergnügen meine Schilderung Ludmillens und ihrer Liebenswürdigkeit. Gieb ſie mir zum Weibe, ſagte ich, ermuthigt durch ſeine Heiterkeit — ich liebe ſie über Alles.

„Du biſt nicht geſcheidt, Caſimir“, ſagte er laut lachend, „amüſir' dich, ſo viel du willſt, aber mit dem Heiraten bleib' mir vom Leibe.“ —

Meine Erwiderung ward durch einen ankommenden Boten unterbrochen, der uns die erſte Nachricht von den Unruhen brachte, die in Warſchau ausgebrochen waren. Ich mußte ſogleich zu Pferde ſteigen, und die Nachricht den nächſten Gutsbeſitzern mittheilen, ſie auffordern, Alles bereit zu halten, wenn Volhynien vielleicht ebenfalls losbrechen könnte. Darüber vergingen zwei Tage, erſt am dritten konnt' ich mein Mädchen wieder aufſuchen.

Es war gegen Abend, als ich in die Nähe ihres Häuschens kam, laut ſchallte meine Stimme wieder im winterlichen Forſte, denn ich kündigte mich immer durch ein altes Liebeslied an, das ſie vor allen gern hören mochte. Aber ſie erſchien nicht an der Thür, wie ſie zu thun pflegte. Haſtig und beſorgt ſprang ich vom Pferde, und warf den Zaum über einen Pflock unweit der Hausthür. Dieſe ſtand offen, die Thür des Zimmers ebenfalls, Alles war leer, die ärmlichen Hausgeräthe lagen zerbrochen durcheinander — mir ahnte das Entſetzliche. In Todesangſt rief ich, durchſuchte ich alle Winkel, nirgends eine Antwort, nirgends ein Lebenszeichen. Auch der kleine Pferdeſtall war leer — troſtlos ſtand ich vor dem Hauſe, und obwol ich alle Hoffnung aufgegeben hatte, ſchrie ich Ludmillens Namen voll Verzweiflung in den Wald hinein. Schauerlich klang er von den Bäumen nach allen Seiten wieder, der Abend war hereingebrochen, ich bemerkte, daß ſich mein Pferd losgeriſſen hatte, aber ich weiß heut' noch nicht, wie dieſe Bemerkung nur in mir entſtehen konnte, denn meine Augen und meine Seele waren nur von der Leere erfüllt, von der troſtloſen Oede, die mich umgab.

Ein Geräuſch weckte mich, es war ein junger, etwas blödſinniger Bauer aus dem nächſten Dorfe, der eine große Zuneigung für Ludmillen hatte, und in jeder Woche einige Male Abends nach beendigtem Tagewerke herüber kam, um irgend eine Botſchaft für das Mädchen zu übernehmen, oder die gröbſten Wirthſchaftsarbeiten für ſie zu verrichten. Er gab mir Auskunft.

„Ich hab' auf dich gewartet, Herr", ſagte er, als ich ihn ſtürmiſch um Nachrichten anging, „geſtern ſchon und heute wieder — du kannſt vielleicht Ludmillen helfen, wenn's auch mir nichts hilft — vorgeſtern kam der Ruſſe wieder, der neulich hier war, und das Mädchen angefaßt hatte. Er hatte diesmal einen Wagen mit und mehrere Soldaten. Drinn im Hauſe machte er einen großen Spektakel; am Ende ſchleppten ſie Ludmillen heraus auf den Wagen und den Alten auch, dem Alten waren aber Hände und Füße mit Stricken feſt gebunden, und der Ruſſe hatte des Alten Büchſe in der Hand — es waren fünf Männer, Herr, mit Waffen, ich konnt' nichts thun, als die Zähne zuſammenbeißen und mich hinter die Sträucher verſtecken. Sie waren noch nicht lange fort, da hörte ich einen Schuß — ich dachte: der iſt dem Alten in die Bruſt gefahren, nahm den Stein, der immer dort neben dem Pferdeſtalle lag, und lief ſchnell auf dem Fußſteige über den Sumpf — du weißt, Herr, der Fußweg iſt noch einmal ſo kurz als der andere, und ſo kam ich dem Wagen zuvor, und wartete hinter einem Erlenbuſche. Der Wagen kam, aber der Alte fehlte, ich griff feſt in meinen Stein, der Ruſſe wollte das Mädchen um den Hals nehmen, aber ſie ſchlug ihn ins Geſicht, und da warf ich meinen Stein, aber ich hab' den rechten nicht getroffen, Herr, blos den Kutſcher. Er fiel 'runter, und ein anderer nahm den Lenkſtrick und ſie fuhren weiter, daß die Axen krachten, immer auf die Stadt zu — Herr, reite nach der Stadt, du biſt reich, hilf der Ludmilla von den ſchwarzen Kerlen." —

Mit der höchſten Ungeduld hatte ich dieſe Erzählung angehört, jetzt rannt' ich nach meinem Pferde. Auf mein Pfeifen kam es herbei, aber um meine Ungeduld noch mehr zu foltern, ſprang es ſcheu umher, und wollte ſich nicht fangen laſſen. Die kleinen Hinderniſſe vollenden, was oft das größte Unglück nicht vermag, ſie bringen die Verzweiflung zum Ausbruch. Ich ſchrie, weinte, tobte, bis ich den Zügel des Pferdes in Händen hatte. Dann ward ich ſtill, als ob das Thier mir alles Verlorne wieder bringen könnte. Durch die Nacht hin jagte ich nach der Stadt. Jeder Pole iſt gegen den fremden Herrn verſchworen, er beachtet die kleinſte Bewegung gegen den Verhaßten — überall erhielt ich Nachricht, wohin das ſchöne polniſche Mädchen geſchleppt worden ſei. Aber der Vorſprung des Entführers war zu groß, ich holte ihn nicht ein, und am Ende unſerer Wälder verlor ich auch ſeine Spur. So ritt ich aufs Unſichere in die Steppe der Ukraine hinein; bis dahin hatte ich alle die kriegeriſchen Anſtalten meiner Landsleute, die ich überall angetroffen hatte, unbeachtet gelaſſen, das Mädchen beſchäftigte meine ganze Seele. Jetzt hörte ich in ſtiller Mondnacht den Pferdehirten mit ſeiner einſamen, patriotiſchen Klage — er preiſt ſeine öde Verlaſſenheit, wenn die Steppe, wenn die Pferde dem Vaterlande angehören. Ich ſchämte mich tief, alles Unglück meines Landes trat vor meine Seele, unaufhaltſam ritt ich nach der Heimat, und wo mein Pferd vorüberflog, da rief ich den Polen zu, ſie ſollten ſich bereit halten.

Es war ein finſterer Abend, als ich zu Hauſe ankam und in den Hof hinein ritt. Aus dem Zimmer meines Vaters ſchallte bacchantiſcher Lärm, mein Pferd ſtand plötzlich ſtill, es wurde am Zügel gehalten. Zu gutem Glück war es mein Reitknecht, der mit Lebensgefahr Tag um Tag auf meine Rückkehr gelauert hatte. „Fort, Herr!“ rief er, „fort, um aller Heiligen Willen! Das ſind die Ruſſen, die da oben ſaufen und ſingen, das ganze Schloß liegt voll.“

Er hatte ſich ein geſattelt Pferd bei Seit' gebracht, und wie ein Dieb floh ich von meiner Väter Hauſe. Von heißem Haß getrieben hatte mein Vater voreilig ſeine Leute und die Umgegend bewaffnet, war überfallen, überwältigt und — erſchlagen worden. Im Augenblicke war nichts zu thun; unter mannigfachen Fährlichkeiten kam ich bis Warſchau.“

Aber warum, ſprach Stanislaus, haben Sie ſich nicht der Expedition Chrzanowski's angeſchloſſen, die in dieſen Tagen ſüdlich hinauf nach Zamosc zu abgegangen iſt, vielleicht eine Verbindung mit Dwernicki bewerkſtelligt, und ſicherlich eher als jedes andere Corps bis in Ihre Heimat bringt? Sie können dort am meiſten wirken durch Ihre Bekanntſchaft, und zuerſt Nachricht von Ihrer Ludmilla erhalten.

Die beiden übrigen Zuhörer vereinigten ſich zu dieſer natürlichen Frage.

Caſimir entgegnete, daß er dieſe ſchwachen Expeditionen für äußerſt nachtheilig hielte. Entweder, ſagte er, ſie erreichen unſere Provinzen gar nicht, oder ſie bringen ihnen, wenn ſie bis hin gelangen, nur Verderben, beſchleunigen den Aufſtand, können ihn nicht genügend unterſtützen, und vernichten ſo alle Ausſicht auf ein Gelingen im Ganzen und Großen. Ich mag zu dieſem heilloſen Verfahren meine Hand nicht bieten — Ludmilla? — ach, geben Sie mir doch noch einmal die Flaſche her, der Wind kommt kalt von der Seite — ſie hat mir lange das Herz ſchwer gemacht; der Vorfall iſt in der ganzen Provinz bekannt: iſt ſie noch in Volhynien, ſo retten ſie meine Landsleute mit eben dem Eifer, womit ich's thäte, wäre ich da — 's war ein ſchönes, ſüßes Mädchen — was hilft's — ich höre auch, daß ein Unternehmen der ganzen Armee nach den öſtlichen Provinzen im Werke iſt —

„Das gebe Gott!“ ſchaltete der Lithauer ein — Und auf dieſes, fuhr Caſimir fort, warte ich. Das entſcheidet den Krieg; Lithauen, Podolien, Volhynien, die Ukraine, dieſes Altpolen iſt wichtiger als Alles. —

Stanislaus konnte ſich eines leichten Spottes über dieſen Provinzialſtolz nicht enthalten, aber Caſimir nahm ihn gutmüthig auf, und die ſchwermüthige Darſtellung, welche der Lithauer von dem Inſurgentenkampfe in ſeiner Heimat entwarf, nahm alle Theilnahme und Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Er wurde aber in der Schilderung ſeiner blonden, blauäugigen Landsleute ſtürmiſch unterbrochen, die Wachtpoſten riefen an, man hörte einen Trupp Reiter heranſprengen, die Spieler fuhren auseinander — es ward nach dem General Uminski gefragt; über die eingefallene Mauer der Hütte traten in weiten Reitmänteln die hohen Geſtalten Skrzynecki's und Prondzinski's ein. Zwei Adjutanten folgten ihnen, und erſuchten alle in der Hütte Anweſenden, General Uminski ausgenommen, den Ort zu verlaſſen.

Es geſchah ſogleich, die Adjutanten zogen ſich ebenfalls zurück, und die drei berühmten Officiere blieben allein. Prondzinski wandte ſich ſogleich mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit an Uminski, und ſetzte ihm den neuen Feldzugsplan auseinander, der entworfen wäre, und für deſſen Gelingen man ſeine eifrigſte Thätigkeit in Anſpruch nehme. Es handelte ſich nämlich darum, mit der Hauptarmee ſchleunigſt eine große Diverſion nach Nordoſt hinab bis nach Lithauen hinein vorzunehmen, auf dieſem Wege die bereits heranziehenden Garden aufzuheben, und der lithauiſchen Inſurrection Hilfe zu bringen. Die ſchwierigſte Aufgabe war es nun, Diebitſch mit der ruſſiſchen Hauptarmee, der ihnen jetzt gegenüber ſtand, zu täuſchen, und in dem Wahne zu erhalten, er habe noch immer das polniſche Hauptheer vor ſich. Zu dieſem letzten Unternehmen ſei er, nämlich General Uminski, beſtimmt.

Während dieſer Auseinanderſetzung ſtand Skrzynecki unbeweglich am Feuer, und ſah nachdenklich in die Flamme hinein. Als indeſſen Prondzinski eine augenblickliche Pauſe machte, wendete ſich jener raſch zu den Sprechenden, beſtätigte mit wenig Worten das Geſagte, und fügte hinzu, General Uminski ſolle ſogleich einen Angriff auf die nächſten feindlichen Poſten machen, damit der Abzug der Hauptarmee verdeckt würde. „Halten Sie Diebitſch fortwährend in Athem, wird er die Täuſchung zu früh gewahr, ſo ſteht Alles auf dem Spiele, drängt er nach Warſchau hin, ſo weichen Sie nur Schritt für Schritt.“ —

Nimmermehr iſt er ſo thöricht, fiel Prondzinski ein, ſeine Communicationslinie aufzugeben, er geht rückwärts über den Bug. —

„Nun, wie Gott will. General Uminski, ich mache Sie auf die größte Wichtigkeit Ihres Poſtens aufmerkſam, möge der Himmel Sie beſchützen — jetzt zu Pferde, meine Herren.“

Sie verließen die Hütte, die Hufſchläge der Roſſe verloren ſich nach allen Seiten, es ward einen Augenblick ſtill, das Feuer des kleinen Raumes fiel in Kohlen zuſammen, ein leichter Wind flog über die eingeſchloſſene Fläche, und jagte noch ein paar kleine Flämmchen auf, ein ununterrichteter Zuſchauer hätte nicht geahnt, daß eben ein ſo wichtiger Moment in dem Befreiungskriege der Nation eingetreten ſei, ein Moment, deſſen Folgen ſich Jahre lang über Europa verbreiten ſollten.

Von allen Seiten wurde bald darauf die Stille durch Flintenſchüſſe, den Lärm der Trommeln, das Schmettern der Trompeten unterbrochen. Uminski griff die Ruſſen an.

27.

Die Hauptarmee war in ſchnellen Märſchen vor Oſtrolenka angekommen, hatte dort die Narew überſchritten, war auf der großen Straße, die nach Lithauen und Petersburg führt, gegen Lomza vorgedrungen, und ſtieß hier auf die Garden. Sie verließen Hals über Kopf ihr Lager, und die Polen nahmen es in Beſchlag. Der Augenblick war da, dieſe Elite des ruſſiſchen Heeres zu vernichten. Aus einem Bauernhauſe ſah man einen hohen polniſchen Officier ſtürzen, er trug den Hut in der Hand, das aufgeregte Geſicht glänzte vor Freude, und er rief haſtig nach einem Uhlanen, der zu Pferde in der Nähe hielt, und ein ſchönes engliſches Roß am Zügel hatte, das dem Officier anzugehören ſchien. Dieſer ſetzte ſchon den Fuß in den Bügel, als das kleine Fenſter des Hauſes ſchnell aufgeriſſen wurde, und ein blaſſes, von der Sonne leicht gebräuntes Antlitz zum Vorſchein kam.

Prondzinski, Prondzinski! rief der herausblickende Mann, ein ſchwarzer Schatten von Beſorgniß legte ſich auf das Geſicht des reiſefertigen Officiers, zögernd gab er dem Uhlanen den Zügel wieder, und ging unſicher nach dem Bauernhauſe.

Skrzynecki — dies war der Herausblickende — ſchlug das Fenſter zu, und als ſein Generalquartiermeiſter eintrat, fand er ihn heftig im Zimmer auf- und abgehend.

„Es iſt ein unnützes Blutvergießen, Prondzinski, der Angriff auf die Garden; wir müſſen erſt Nachrichten über die ruſſiſche Hauptarmee haben, warten Sie noch mit den Befehlen" —

Um Gotteswillen, General, ſolch eine günſtige Stunde kommt nicht wieder, die Garden ſind verloren, wenn wir ſie angreifen; ſie ſind gerettet, ſobald wir ihnen Zeit laſſen, die Brücken und Dämme bei Tycoczin zu paſſiren, ſie vereinigen ſich dann gefahrlos mit Diebitſch, ſobald dieſer über den Bug geht, ich beſchwöre Sie, General, laſſen Sie uns angreifen.

Skrzynecki ſtand vor einem großen, plumpen Tiſche aus Fichtenholz; Karten, Pläne, Journale waren darauf ausgebreitet, und er ſah ſcheinbar nachdenkend, oder wie man am Ende bei ſolchen Augenblicken gewöhnlich iſt, gedankenlos auf die Papiere.

Er hatte die Arme übereinander geſchlagen, und als Prondzinski immer heftiger drängte, machte er eine leichte, abwehrende Bewegung mit der Hand und ſchritt im Zimmer auf und ab. Seine breitſchulterige und doch ſchlanke hohe Geſtalt ſchien kaum Platz zu finden in der niedrigen Stube, ſein Gang hatte jenes Wiegende, das nachdenklichen Menſchen oft eigen zu ſein pflegt; die Schwere des Körpers ſenkte ſich bei den langen Schritten ſichtbar von einer Hüfte auf die andere, und doch war eine gewiſſe vornehme Leichtigkeit, ein imponirendes Etwas nicht zu verkennen, der Oberkörper nahm wenig oder gar keinen Antheil an der Bewegung. — Prondzinski ſchien einen Augenblick, ſelbſt von der geheimnißvollen Würde dieſer Erſcheinung betroffen zu ſein, und den eigenen klaren Anſichten vom Verhältniß der Dinge zu mißtrauen. Wenigſtens ſchwieg er.

Der Erfolg hat gelehrt, daß in jener Bauernſtube wirklich Alles auf dem Spiele ſtand. Man hat Prondzinski oft den

Vorwurf gemacht, daß er bei ſeinem erſtaunlichen Reichthume an Kriegsplänen arm geweſen ſei an dem Muthe einer conſequenten, rückſichtsloſen Ausführung. Der Vorwurf iſt wahrſcheinlich nicht ungerecht, wenigſtens darf man auf ſein Betragen in der Schlacht bei Iganie, welches allerdings dieſer Anſicht widerſpricht, kein zu großes Gewicht legen. Es iſt wahr, daß er ſelbſt die Soldaten in dieſe überaus künſtlich angelegte Schlacht hineinführte, obwol nicht alle berechneten Hilfsmittel zur beſtimmten Stunde eintrafen, es iſt wahr, daß er die größte Kaltblütigkeit mitten in dem mörderiſchen Kampfe behielt, und ſeinen Leuten während des Sturmſchrittes unter dem feindlichen Kugelregen die Vortheile des Bayonnetkampfes auseinanderſetzte. Aber es iſt nicht der perſönliche Muth, der ihm mit jenem Tadel abgeſprochen werden ſoll, es iſt der moraliſche Muth eines kräftigen Befehlshabers, welcher große, gewagte Unternehmungen auf ſeine Schultern nimmt, durch den Gedanken an die Verantwortlichkeit nicht erſchreckt wird, und nicht rück-, nicht ſeitwärts ſehend, ſeinem einmal nach beſter Ueberzeugung gefaßten Entſchluſſe ſchnurſtracks folgt. Nicht die Geſchicklichkeit, ſondern die Kraft des Heerführers darf man ihm abſprechen. Aus dieſer Eigenthümlichkeit erklärt ſich auch ſein ſpäteres Betragen, als das Unglück ſeiner Nation die Höhe der Kriſis erreicht hatte, und vielleicht Niemand die ſtrategiſche Fähigkeit in dem Maße beſaß wie er — da hatte er nicht die moraliſche Kraft, das Obercommando zu übernehmen. Er beſaß die größten Kriegskenntniſſe, aber ſie beſaßen ihn nicht, das heißt: ſie vermochten es nicht über ihn, ein zweifelloſes Vertrauen gegen ſie zu hegen, ſie konnten ihm nicht die Kraft geben, welche ſeinem Temperamente abging. Prondzinſki iſt ein deutliches Beiſpiel, wie viel mehr ein beſchränkter Kopf vermag, der ſein geringes Wiſſen feſt zuſammengedrückt in der kräftigen Hand hält, als ein reiches Talent ohne energiſchen Charakter. Eine gewiſſe Einſeitigkeit iſt zu den größten Handlungen nöthig; es giebt nichts in der Welt, was nicht in mancher Rückſicht bedenklich erſchiene, und wer alle Rückſichten bedenken will, wird nie ein Schöpfer.

In dieſer Situation war aber Prondzinski außer allem Zweifel. Seine Stellung überhob ihn der Verantwortlichkeit im Großen, ſeine Einſicht lehrte ihn das Nothwendige des unverzüglichen, kräftigen Angriffs, und verhieß ihm die glänzendſten Früchte, ſtellte ihm aufs Deutlichſte die ſchlimmen Folgen der Unterlaſſung dar. Es war alſo nicht zu verwundern, daß er mit ſolchem Eifer in den Oberfeldherrn drang, ja, daß er dieſen bald bis zur Leidenſchaftlichkeit ſteigerte. Eben ſo lag es aber auch in ſeinem oft zweifelnden und mitten im Laufe ſtill haltenden Weſen, daß ihn die imponirende Verweigerung des Angriffs von Seiten Skrzynecki's eine Weile befangen machen konnte. Was der Oberfeldherr einmal unternommen hatte, das war ſtark und tüchtig von ihm durchgeführt worden — gerade was uns fehlt, macht den gebietendſten Eindruck auf uns, ſobald wir es an Andern entdecken: dieſe ſtille nachhaltige Kraft wirkte einſchüchternd auf Prondzinski.

So kam's, daß er den Bewegungen des Generaliſſimus lange ſchweigend zuſah, und zu erwarten ſchien, es werde bald ein einziges Wort von deſſen Lippen kommen, das alle ſeine Gründe mit einem Male niederſchlagen könne. Leute von Prondzinski's Beſchaffenheit, die leicht und gewandt produciren, und wenig Kraft beſitzen, ſind am Erſten der Meinung, daß Andere mit langſamen Geiſtesoperationen Gedanken zum Vorſchein bringen, welche reifer und vollkommener ſind als die Kinder ihrer eigenen ſchnellen Geiſtesbewegungen.

Skrzynecki ſchwieg aber noch immer, und ging im Gemache auf und ab. Endlich blieb er am Tiſche ſtehen, und neigte ſich über die Karten hin. Es war aber nicht ſchwer zu erkennen, daß ſein Auge nichts von dem ſah, worauf es gerichtet war. Seine Hand, die beſſer von den Sympathien ihres Herrn unterrichtet ſein mußte, griff nach einem franzöſiſchen Journale, indem ſie ein polniſches heftig bei Seite ſtieß. —

„Es iſt ein frevelhaftes Geſchwätz, das dieſe Warſchauer Journaliſten ſich erlauben, nichts iſt ihnen heilig.“ —

Dieſe Worte ſprach er mit halber Stimme, und ſie ſchienen ihm ſo zu entgleiten, daß er ſelbſt kaum etwas davon wiſſen mochte, denn er vertiefte ſich gleich darauf in das franzöſiſche Journal, und ſein Geſicht heiterte ſich merklich auf bei der Lecture. Es war der Avenir von Lamennais, welcher damals mit vieler Salbung von dem religiöſen Element des polniſchen Oberfeldherrn zu ſprechen pflegte, viele Nutzanwendungen daraus auf die nächſte Geſtaltung Polens, auf Sinn und Geiſt der Armee und auf die Kriegsführung überhaupt herleitete, und Skrzynecki ſelbſt immer auf eine äußerſt ſchmeichelhafte Weiſe mit Lobeserhebungen bedachte.

Als Prondzinski dieſe Wendung der Dinge inne wurde, da verſchwand ihm natürlich die Hoffnung auf ein Alles erſchöpfendes weiſes Wort Skrzynecki's das er bisher erwartet hatte, und er begann mit verdoppelter Lebhaftigkeit ſein Drängen. Skrzynecki, der nun einmal feſt ins Verweigern hineingerathen war, wies ihn ab; jener aber, überwältigt von dem Gedanken eines leichten, überaus erfolgreichen Sieges, von der Vorſtellung gequält, daß die entkommenden Garden dem ganzen Feldzuge von außerordentlichem Nachtheile werden könnten, warf ſich ihm endlich zu Füßen —

„Laſſen Sie uns keine Komödie ſpielen“, rief Skrzynecki entrüſtet, „die Verantwortung iſt mein, ich werd's vertreten; Sie haben nichts zu thun, General, als meinen Befehlen zu gehorchen.“ —

Erzürnt ſprang dieſer auf und ſprach heftig: Nun wohl denn! Vernichten Sie durch dieſes unzeitige Zögern die ganze Expedition, ſetzen Sie unſere Armee aufs Spiel, wenn Diebitſch mit den Garden ſich vereint, und uns den Rückzug über die Narew vertritt, aber ich will nichts zu ſchaffen haben mit dieſer Art des Krieges, ich verlange meinen Abſchied —

„Den haben Sie — Adieu!“

Prondzinski ſtürzte hinaus, warf ſich aufs Pferd und jagte davon. Die Thränen liefen ihm über das Geſicht.

Während dieſer Zeit hatten die Truppen marſchfertig geſtanden, und den Befehl zum Angriff erwartet; ein Trupp Officiere hielt zu Pferde auf einer kleinen Anhöhe, und hatte das Bauernhaus im Auge, wo der Feldherr wohnte. Sie ſahen Prondzinski in Carrière ſich nähern, hielten dies für ein Zeichen, daß der Angriff ſchleunigſt bewerkſtelligt werden ſollte, und wollten ſich eilig auf ihre Poſten begeben. Er machte aber im Vorbeifliegen eine verneinende Bewegung mit der Hand, hielt plötzlich ſein Pferd an, und blickte mit dem ſchmerzlichſten Ausdrucke nach der Gegend hin, in welcher die Garden ihre Flucht bewerkſtelligten, die ihnen nur durch einzelne polniſche Truppenabtheilungen ſchwierig gemacht wurde. Sein ſonſt blühendes Antlitz war verſtört, ſein Auge ſtarr, die Geſichtsmuskeln zuckten zuweilen wie vom Krampf ergriffen.

Stanislaus und Valerius befanden ſich in der Officiergruppe, und jener wendete ſich fragend an Prondzinski.

„Ich habe keine officielle Antwort mehr für Sie, ich bin verabſchiedet“ — ſprach er mit metalloſer Stimme — „der Generaliſſimus greift die Garden nicht an.“

Darauf ritt er langſam nach dem polniſchen Lager. — Nur ein junger heftiger Obriſt ſtieß einen lauten Fluch aus, die übrigen Officiere ſahen ſich erſtaunt an, ſchwiegen aber. Das Vertrauen auf Skrzynecki war damals noch ſo groß, daß Niemand an der Weisheit ſeiner Maßregeln zu zweifeln wagte.

Es war ein ſchimmernder Maimorgen, die ſtrahlende Sonne ſpiegelte ſich in den Wellen des Fluſſes, der Thau blitzte auf der weiten Fläche bis auf die Waldſpitzen, die hie und da ins Land herein liefen, die Vögel ſangen, nur aus der Ferne hörte man Schüſſe, und Valerius vergaß des Kriegs und ſeiner Sorgen. Er hatte ſich bereits an das wechſelnde, gedankenloſe Leben gewöhnt, ließ die alten Fragen ſeines Geiſtes und Herzens nicht mehr aufkommen, da er weniger als je eine Löſung der Lebensräthſel in Bereitſchaft hatte, und ſah mit offenem Blicke in die friſche Natur hinein.

Da kam eine glänzende Equipage von der Richtung her geſahren, in welcher die Garden entflohen. Man hatte eine ſo große Menge Luxusartikel in ihrem Lager vorgefunden, daß man auch jenen ſchimmernden Wagen für eine Beute der nachſetzenden Reiter anſah, und ſich nicht eben über ſeine Erſcheinung verwunderte. Als er indeſſen näher kam, fiel es doch auf, daß eine Dame darin ſaß; in ihrem Begleiter erkannten Valerius und Stanislaus den Volhynier Caſimir, und wie aus einem Munde riefen ſie: Ludmilla? Der Wagen hielt einen Augenblick, und Caſimir erzählte den beiden theilnehmenden Bekannten, wie er zu dieſem Funde gekommen ſei. Die eilige Flucht der Garden hatte die Straße verſtopft, ſo den Wagen aufgehalten und ihn den nachſetzenden Polen in die Hände geliefert. Caſimir war dazu gekommen — „Und der Ruſſe?“ unterbrach ihn Stanislaus — Die Canaille hat ſeine Beute im Stich gelaſſen, und war ſchon aus dem Bereich meiner Kugel. Er iſt übrigens nicht der eigentliche Räuber geweſen, jene Steuerbeſtie hat Ludmillen nicht mal für ſich geſtohlen, ſondern für den Anführer eines ruſſiſchen Corps, das damals aus dem Süden heraufzog, um ſich mit den Garden zu vereinigen, ſo iſt das Mädchen hierher gebracht worden. —

Valerius hörte wenig von dieſen Worten, er konnte ſeine Augen nicht abwenden von dem Geſicht Ludmillens. Es entging ihm nicht, daß die Schönheit und das Glück dieſes Antlitzes zerbrochen ſei, das große Auge, voll von ſchwerer Leidensgeſchichte, wagte es nur ſelten, ſchüchtern aufzublicken, die langen Wimpern deckten es ſchirmend zu, und wenn ſie ſich hoben, da ſtieg eine brennende Röthe in das bleiche, ſchöne Geſicht: Zorn und Scham, Stolz und Haß ſchienen ihm in dieſer ſchnell erſcheinenden, ſchnell verſchwindenden Röthe aufzuflackern. Das Mädchen war noch zur Hälfte in ihrer früheren ländlichen Tracht, zur Hälfte mit modiſchen Kleidungsſtücken behängt — der Wagen flog davon, und es blieb ein wunderlicher Eindruck dieſes Bildes in Valerius zurück. Wie quälen wir uns, dachte er, im engen, kleinen bürgerlichen Leben um die unſcheinbarſten Convenienzien, machen Glück und Unglück davon abhängig, und geberden uns entſetzlich, wenn ein Mädchen allein ſpazieren geht. , Und ein Windſtoß der Geſchichte wirft alle die kleinen Dinge kopfüber durcheinander, und man hat keine Zeit, darnach zu fragen — du armes, blaſſes Mädchen! —

Nachdenklich ritt er zu ſeinem Bivouac zurück, Magyac brachte ihm einen Brief entgegen, der von Warſchau angekommen war. Conſtantie ſchrieb:

„Komm', Geliebter; ſobald Du dieſe Zeilen ſiehſt, komm' zu mir. Ich vergehe. William kommt täglich ins Haus, wird täglich läſtiger. Ein hieſiger Vornehmer verfolgt mich mit Liebesanträgen, und mein Onkel, der alte Kuppler, begünſtigt ihn und ſeine Anträge; ich bin von Ennui umgeben, und ſchmachte nach Dir. Laſſ' mich nicht länger harren. Du mußt mein Weſen ſo weit kennen, daß die Leidenſchaften in mir ſtets auf Tod und Leben fechten, vernachläſſigſt Du meine Liebe, ſo kann ſie plötzlich über Nacht ermordet ſein. Mein Herz erträgt dieſen halben, ſchmachtenden, unbefriedigten Zuſtand nicht. Komm' ſogleich, wenn Du mich noch küſſen willſt. Was kümmert Dich der Krieg dieſes Volkes? Für Deine Wünſche fechten die Leute nicht; wenn ſie den ruſſiſchen Herrn geſtürzt haben, dann kommen die polniſchen Herren dran; was intereſſirt Dich das? Du weißt am beſten, wie kurz die Jugend, die Kraft zu genießen dauert, warum willſt Du ſie unnöthig ſelbſt noch abkürzen? Es ſoll mir das einzige, untrügliche Zeichen Deiner Liebe ſein, wenn Du kommſt. Folgſt Du meinem Rufe nicht, ſo haben wir uns in einander geirrt.“

Kaum hatte er dieſe Zeilen zu Ende geleſen, ſo ſchmetterte die Trompete, ſein Regiment ſollte aufſitzen, und den Feind verfolgen. Was war zu thun? Der General Kicki — er war im Laufe des Krieges avancirt worden — ſprengte eben vorüber, und rief mit freundlicher Stimme: Zu Pferd, zu Pferd, Sie deutſcher Freiheitsheld! Die Trompeten ſchmetterten aufs Neue.

Es dünkte ihm unmöglich, es dünkte ihm ehrlos, jetzt das Heer zu verlaſſen, obwol er den Ernſt von Conſtantiens Leidenſchaftlichkeit tief erkannte, obwol er dem natürlichen, richtigen Gefühl zu folgen glaubte, wenn er nach Warſchau ritte. Aber die künſtlichen Geſellſchaftsbegriffe waren zu tief in ihn hineingewachſen; während er ſich ſchalt, daß er die Convenienz höher achte als das urſprüngliche Gefühl, eilte er zu ſeinem Regimente, und inſtinctartig mit dieſem über die Fläche fort nach Lithauen hin. Das Herz blutete in ſeiner Bruſt, aber er war dennoch ruhig und ergeben, als müßte es ſo ſein.

Die geſellige Bildung iſt ſelbſt in ſkeptiſchen Gemüthern bereits mächtiger geworden, als die natürliche Regung. Der Gedanke, daß der Einzelne ſeine gerechteſten Wünſche der allgemeinen Form unterordnen müſſe, damit die Allgemeinheit ungeſtört fortbeſtehe, dieſer Gedanke wird ihnen nicht gerade in dieſer Geſtalt klar und anſchaulich, aber er iſt ihnen ſo tief eingebildet, daß er ſie unumſchränkt beherrſcht.

Der günſtige Moment, die Garden zu vernichten, war vorüber. Die einzelnen Angriffe fügten ihnen zwar vielfachen Schaden zu, hinderten ſie aber nicht, den Uebergang über den Bug zu gewinnen, und als nun Skrzynecki am folgenden Tage bei den Brücken und Dämmen vor Tycoczin ankam, waren ſie bereits bei den andern Ufern in Sicherheit, und er mußte nun ſeine eigene Paſſage erzwingen.

Hier betrat die Armee zum erſten Male lithauiſchen Boden, und dieſe Idee weckte einen großen Jubel im Heere. Es war dies der Höhepunkt der polniſchen Waffen, das angegriffene Volk war in ein angreifendes verwandelt, die Straße nach Petersburg lag offen vor ihm. Es war ein warmer Morgen, als das Heer eine weite Haidefläche vor ſich ſah, aus welcher eine hohe Säule wie eine Pyramide in der ägyptiſchen Wüſte ragte. Sie führt den Namen Czarnecki-Säule, weil ſie dieſem alten Helden zu Ehren auf der Grenze von Lithauen und Polen errichtet worden iſt. Als der Generalſtab bei ihr angekommen war, feſſelte ein vielfaches Halt die ganze Armee. Skrzynecki ſtieg vom Pferde, und alle Reiter folgten ſeinem Beiſpiele. Er ließ ſich auf die Knie nieder, und alle die wilden Truppen, die man noch kurz vorher nur im blutigen Haſſe einherſchreitend geſehen hatte, beugten ſich betend zur Erde. Es war ein erſchütternder Anblick.

Valerius, dem das Gebet nur immer als Wirkung auf den Betenden ſelbſt wichtig erſchienen war, ſah mit einem andächtigen Erbeben, wie es durch die Gegenſeitigkeit, durch den plötzlich laut werdenden allgemeinen Gedanken erſchütternd wirkte auf ein zahlreiches, aus ſo vielen rohen Elementen beſtehendes Heer. Er ſah auf den harten, ſonnenbraunen, zum Theil zerfetzten Geſichtern, über welche jetzt hie und da eine ſtille, einſame Thräne rollte, er ſah auf dieſen ſtarren bärtigen Geſichtern überall den Ausdruck: Gott da droben über dem blauen Himmel, Du weißt Alles, was wir gelitten haben, hilf uns, hilf uns! Er fühlte in der eigenen Bruſt ein heißes Gebet aufſteigen: Du großer und guter Gott, hilf ihnen, hilf allen Menſchen, wie toll und thöricht wir uns auch mitunter geberden.

Die weite Fläche, mit einer unabſehbaren Kriegermaſſe bedeckt, war ſtill wie ein nur leiſe murmelndes Meer, die warme Sommerſonne zerſprengte die leichte Wolkenſchicht, welche ſich zwiſchen ihr und der Erde gelagert hatte, der Waffenglanz blitzte in tauſend Funken auf. Valerius ward an die ſonnigen Feiertagsmorgen ſeiner Jugend erinnert, wo er im Pfarrhauſe ſeines Vaters am Fenſter ſtand, und die geputzten Bauersleute in die Kirche wandeln ſah. Er hatte immer geglaubt, zum Sonntage und zum Gottesdienſte müſſe auch die Sonne ſcheinen; ihr lichter Strahl war ihm Bedürfniß geweſen zur klaren Sabbathſtille, die er in ſeinem Heimatdörfchen immer ſo erquicklich genoſſen hatte. Die jetzt durchbrechende Sonne hob ſeine Andacht zur Begeiſterung, er glaubte ein unmittelbares Zeichen des erhörten Gebetes darin zu erblicken. Und nun brauſte plötzlich wie das Getümmel einer neuen Weltſchöpfung ein altpolniſcher andächtiger Geſang aus ſo viel tauſend Männerkehlen über die ſtille Haide — was gleicht dem gewaltigen Eindrucke eines tauſendſtimmigen Männerchors! Das verſtockteſte Herz wird erſchüttert, das muthloſeſte gehoben In der menſchlichen Stimme liegt vielleicht das Meiſte von der göttlichen Unmittelbarkeit, ihr tauſendfacher Ausdruck erzeugt darum die wunderbarſte Wirkung — das polniſche Heer hätte in dieſem Augenblicke eine Welt in Waffen angegriffen mit dem zweifelloſen Glauben an unendlichen Sieg.

Die feierliche Handlung war beendigt; noch wogte die erhabene Stimmung durch das ſchweigende Heer, da flogen dicht hinter einander zwei Couriere im vollen Roſſeslaufe durch die offenen Gaſſen der Truppen nach der Czarnecki-Säule hin. Sie brachten die Nachricht, daß Diebitſch, ſeinen Irrthum einſehend, mit ſeiner Armee ſchleunigſt aufgebrochen und in ungeheuren Märſchen über Granna und den Bug gezogen ſei. In dem Augenblicke, wo das Heer gebetet hatte, war alſo ſeine Hoffnung ſchon vernichtet geweſen. Das Kriegsgeräuſch verbreitete ſich bald wieder ſtürmiſch durch die Maſſen, der Rückzug nach Lomza und Oſtrolenka hin mußte ſchleunigſt angetreten werden, wenn ſich der Feind nicht zwiſchen das polniſche Heer und Warſchau ſchieben ſollte. Unter Gielgud und Chlapowski wurde ein Armeecorps nach Lithauen hinein beordert, um die dortige Inſurrection zu unterſtützen. Jener Lithauer, welcher damals in der Waldhütte neben Valerius am Feuer geſeſſen hatte, ritt jetzt an dem Deutſchen vorüber, welcher eben im Begriff war, mit ſeiner Truppenabtheilung abzuziehen.

„Sie ſchließen ſich der Expedition in Ihre Heimat an?“ rief ihm dieſer zu, „möge Sie das Glück begleiten!“

Der Lithauer richtete einen ſeiner ſanften ſchwermüthigen Blicke zum Himmel und reichte Valerius die Hand: Ich fürchte, wenn Sie einſt wieder im Schooße Ihres Vaterlandes an das ferne Lithauen denken, da werden die ſanften ſtillen Bewohner dieſes Landes erſchoſſen hinter den Bäumen liegen, welche jetzt noch ihr einziger Schutz ſind — ach, ich habe keine Hoffnung auf Glück; Gott gebe nur, daß ich mit den Waffen in der Hand fallen mag, daß ich nicht den Barbaren in die Hände gerathe, nicht die abermalige Ermordung meines Vaterlandes zu ſehen habe.

Valerius wollte ihm die traurigen Gedanken aus dem Sinne treiben, der Lithauer ſchüttelte aber ſchmerzlich lächelnd ſein Haupt, drückte ihm feſt die Hand, und ſchied.

Als die Garden den Rückzug der polniſchen Armee inne wurden, rückten ſie auch wieder vor, beunruhigten jene, und ſchickten ſich an zur Vereinigung mit Diebitſch, der vom Süden heraufrückte. Die Vereinigung war nicht mehr zu hindern, Skrzynecki ging raſtlos bis Oſtrolenka, und der größte Theil des Heeres hatte dort bereits die Narew paſſirt. Es war ein warmer Nachmittag, eine Menge Soldaten badeten im Fluſſe, die Cavallerie fütterte, die Infanterie kochte, Alles war in ſorgloſer Ruhe, da hörte man jenſeits des Fluſſes plötzlich ein heftiges Schießen. Das vierte Regiment war noch drüben in der Stadt, bald ſah man einzelne Trupps deſſelben, rückwärts feuernd, aus der Stadt kommen, die Brücke war bald erfüllt von ihnen, immer lebhafter wurde das Gewehrfeuer in den Straßen der Stadt, man ſah Batterien am jenſeitigen Ufer auffahren, die Kugeln flogen auf die Brücke, welche das tapfere Regiment Schritt für Schritt vertheidigend, langſam paſſirte.

Es war kein Zweifel: Diebitſch mit der großen Armee ſtand den Polen gegenüber. Wirklich war er in unerhörten Märſchen herbeigeeilt. Ein kleines polniſches Corps unter Lubienſki, das ſich ihm bei Nur entgegengeſtellt hatte, war natürlich nicht im Stande geweſen, ihn aufzuhalten. Es gab nur ein Vorſpiel zu der jetzt beginnenden Schlacht von Oſtrolenka. Die Polen kämpften bei Nur mit übermenſchlicher Tapferkeit, und erzwangen ſich mit blutigen Opfern einen Rückzug. Das Treffen ſelbſt war im Grunde eben ſo wenig nöthig, als das bei Oſtrolenka, in welches ſich Skrzynecki am Nachmittage des 26. Mai einließ.

Ein toſender Lärm brach unter den Polen aus, die ſich in der nachläſſigſten Situation überfallen ſahen, und ſich nun rüſteten mit aller Schnelle und Unerſchrockenheit, welche ihre

Heere charakteriſirt. Skrzynecki flog auf ſeinem hohen Pferde hin und her, und befahl und ordnete mit feſter, ſtarker Stimme. Die Kugeln vom andern Ufer ſchlugen links und rechts neben ihm ein, aber ſie ſtörten ihn nicht; ein wunderliches Feuer brannte in ſeinen Augen, die blaſſen Wangen waren leicht geröthet, und auf den Lippen lag der tapfere Trotz, welcher zu ſagen ſchien: ich verlaſſe den Platz nicht, oder ihr begrabt mich hier. Valerius, der ihn in dieſen Augenblicken ſah, erſchrak vor dem Anblick. Er wußte nicht, war es etwas Schwärmeriſches, war es etwas Dämoniſches oder gar ein Heiliges, das aus dem erregten, geſpannten Antlitz ſchaute. Die Puritanergeſtalten Balfour und Cromwell mit den ehernen Fanatismuszügen kamen ihm in den Sinn; nimmer hätte er die ſanften Züge Skrzynecki's dieſes Ausdrucks fähig geglaubt.

Wirklich weiß man das ganze, hartnäckige, todesverachtende Benehmen des Feldherrn an jenem Tage nur aus einer ſolchen überſpannten Stimmung zu erklären. Er vertheidigte die Narewbrücke mit einer ſolchen Berſerkerwuth, als ob das Schickſal des Landes vom Beſitz derſelben abgehangen hätte. Im Rücken des polniſchen Heeres erhoben ſich Sandhügel, welche ihm die beſte Poſition gewährt hätten, um den Uebergang des Feindes, wenn nicht zu hindern, doch auf das blutigſte und nachtheiligſte für dieſen zu ſtören. Er ſah aber nichts als die Brücke und den Feind auf der Brücke. Die unterlaſſene Schlacht gegen die Garden ſchien wie ein Dämon in ihm zu wüthen: noch in keinem Zeitraume war die polniſche Armee ſo zahlreich, ſo gewaltig geweſen als jetzt, er wollte nicht nach Warſchau zurückkommen, ohne geſchlagen zu haben, das Gewiſſen drängte ihn zu Thaten, die bis jetzt verabſäumt worden waren.

Couriere flogen nach den Truppen, welche ſchon nach Warſchau hin abmarſchirt waren; die Bataillone ſchritten mit gefälltem Bayonnet nach der Brücke, auf welcher ſich die dichten ſchwarzen Maſſen der Ruſſen herüberwälzten. Ein Morden und Schlachten ohne Gleichen begann. Die Kartätſchen und Kanonenkugeln ſchlugen mörderiſch dazwiſchen in den Menſchenknäuel, Feind und

Freund treffend. Niemand wich dem menſchlichen Gegner, was in dem Defilée vor der Brücke und auf der Brücke ſelbſt erſchien, das erlag nur dem Tode. Hügel von Leichnamen verſperrten den Weg; wo der Boden einen Augenblick leer wurde, da ſah man ihn gepflaſtert mit Kugeln groß und klein. Und immer neue Schaaren drängten ſich zu dem Opferplatze; ſchauerlich einſam ragten die Generale zu Pferde aus den dunklen Maſſen. Sie hatten die Säbel gezogen, und halfen ſchlachten wie die gemeinen Soldaten. Vorn, dicht an der Brücke, erblickte man den General Kaminski, den Säbel hielt er hoch in der Hand, und rückwärts ſich wendend ſchrie er Befehl auf Befehl; Valerius ſah in geringer Entfernung nur ſeinen geöffneten Mund, das brüllende Getoſe der Schlacht ließ die donnerndſte Stimme eines Einzelnen nicht vernehmen. Plötzlich ſank er vom Pferde und verſchwand in der dunkeln Maſſe. Wie ein Kriegsgott hoch zu Roß flog der ſchöne Kicki herbei, und verſchwand ebenfalls wie ein ſchimmerndes Meteor, raſende Kugeln hatten die ritterlichen Helden darniedergeriſſen. „Kicki iſt gefallen, Kicki iſt gefallen“ flog es in dem Toben von Mund zu Munde. Aber man hatte keine Zeit zur Trauer, der Tod dieſes Helden erfüllte die Soldaten nur mit größerer Wuth, und die Wuth ſieht keine Gefahren, ſie iſt blind. Wie raſend ſtürzten die nächſten Schaaren auf den Feind; das Defilée vor der Brücke, in welches die Ruſſen vorgedrungen waren, wurde wieder genommen, aber dicht wie Wolken quollen immer neue ruſſiſche Maſſen aus der Stadt heraus, über die Todten hinwegſchreitend. Das alte Reiterregiment, das Kicki früher geführt hatte, ſtand ohnmächtig in der Nähe des Schlachtfeldes, der enge Raum geſtattete der Reiterei wenig oder gar keine Mitwirkung. Valerius ſah und hörte, wie die Uhlanen in Thränen und Heulen ausbrachen um ihren vergötterten Helden, um das rings mähende Unglück, und über die peinigende Qual, gefeſſelt ſtehen zu müſſen, ihren alten Führer nicht rächen zu können.

Eine Pauſe der Erſchöpfung trat vor der Brücke ein, die Ruſſen warfen Todte und Verwundete in den Fluß, um Raum zu erhalten, von der polniſchen Seite raſſelte eine weitere Batterie an das Ufer herbei. General Bem führte ſie, und im Nu flog ein hagelndes Feuer gegen die Brücke. Jeder Schuß traf bei der großen Nähe, und die Kartätſchen wühlten ſich in die Menge hinein, viele Getroffene wälzten ſich unter dem Geländer in die Narew hinab.

Aber auch die ruſſiſchen Batterien vom andern Ufer verdoppelten ihr gefährliches Feuer — Skrzynecki, der mit düſterem Geſicht vorn im dichteſten Kugelregel gehalten hatte, ſtieg vom Pferde, ſtellte ſich an die Spitze einer Colonne, und marſchirte mit ihr im Sturmſchritt hinein in den Feind. Die Flintenkugeln ziſchten wie tauſend Schlangen um ihn, ſchlugen in ſeine Mütze, zerriſſen ihm die Uniform, vorwärts, immer vorwärts ging es. Er nahm die durchlöcherte Mütze vom Kopfe, und wies ſeinen Grenadieren den Punkt, wo ſie angreifen ſollten; ein leichter Wind hob ſeine dünnen dunklen Haare in die Höhe, deren Spitzen ſchon ergraut waren unter den Kriegsſorgen. Er glich einem rüſtigen Vater, der in der Verzweiflung ſeines Herzens die letzte Anſtrengung macht, ſeine bedrohten Kinder zu retten. —

— Die Sonne ging glühend roth unter, wenige Minuten lang glänzten zitternd ihre Strahlen über den blutgetränkten Fluß, und eine ſchnell hereinbrechende Dämmerung hüllte die Gegenſtände ins Ungewiſſe. Die Anſtrengungen der Ruſſen ließen nach, das Schlachten hatte ein Ende. Die Nacht brach herein, und man hörte anfänglich das Abziehen des polniſchen Heeres, das ſich die traurige Ehre nicht hatte nehmen laſſen, das Schlachtfeld zu behaupten. Als es immer ſtiller wurde, vernahm man nur das Geſtöhn und Wimmern der Todeswunden. Oft drang eine herzzerſchneidende Stimme aus der Tiefe eines hohen Menſchenhaufens. Die Sterne ſchienen klar, die Luft war mild, als ſei nichts vorgefallen.

28.

Valerius lag zu Warſchau in ſeiner Wohnung darnieder. In den letzten Stadien der Schlacht hatte ihm eine Kugel den Arm zerſchmettert; Stanislaus' Sorgfalt hatte ſo viel bewirkt, daß er nicht in ein Hoſpital gebracht, ſondern in ſeiner alten Wohnung aufgenommen wurde.

Es waren Wochen vergangen, die Wunde heilte langſam und ſchmerzhaft. Von Stanislaus hatte er erfahren, daß Conſtantie auf des Onkels Landgut wohne, zwei Meilen von der Stadt; ſie befinde ſich ſehr wohl. Das Landgut ſei belebt durch zahlreiche Beſuche; Manche ſollten der ſchönen Witwe auf das dringendſte den Hof machen.

Valerius bat ſeinen Freund, Conſtantien zu grüßen. — Ich werde es ſchwerlich ausrichten können, Wertheſter, erwiderte Stanislaus — in einer Viertelſtunde muß ich Warſchau verlaſſen in Dienſtgeſchäften; eh' ich wiederkehre, denk' ich, ſind Sie geſund. —

Schreiben konnt' er nicht, dazu fehlte der Arm, fremde Leute gewährten ihm die nöthigen Handreichungen, er wußte kein Mittel, Conſtantien Nachricht zu geben, da der directe Weg eines plumpen Boten durch die Form verſperrt war. Der alte Graf ſchickte ihm Bücher, feine Krankenſpeiſen und dergleichen — aber er glaubte, verſichert ſein zu können, daß dieſer alte Fuchs ſeiner Nichte kein Wort erzähle, das den jungen Deutſchen beträfe.

So mußte er in der Einſamkeit harren, und das Schickſal ſeinen Gang gehen laſſen. Wir mögen noch ſo viel über die Worte Schickſal, Fügung, Zufall reden, immer ſind wir innerlichſt der Meinung, daß ſie durch unſer Zuthun, wenn nicht geändert, ſo doch gelenkt werden, und unſer Mißbehagen erreicht den höchſten Grad, wenn wir uns von aller Thätigkeit und Einwirkung ausgeſchloſſen ſehen. Dann glauben wir uns dem Aergſten preisgegeben.

So Valerius. Alle ſchwarzen Gedanken ſeiner letzten Entwicklungsjahre ſammelten ſich um ſein Krankenlager, und als er zum erſten Male wieder ausgehen konnte, brachte er eine ganze Welt von quälenden Gedanken mit ſich an die warme Sommerluft. Und die Gedanken flogen nicht mehr in Geſtalt von Zweifeln um ſeine Seele, es waren feſte, unumſtößliche Vorſtellungen. „Du biſt eins der unglücklichſten Weſen auf der Welt“, ſagte er ſich, „in die Reform des Menſchengeſchlechts haſt du dich hineingeſtürzt mit einem Herzen, das jeden Augenblick ſelbſt des Troſtes, der Unterſtützung bedarf, das an Liebhabereien, Gewohnheiten hängt, wie das Kind an der Amme, das bei jedem neuen Schritte tauſend Fragen der Rückſicht und Bedenklichkeiten aufwirft. Unglücklicher Thor, wozu taugſt du auf dieſer Welt? Im beſchränkten hergebrachten Kreiſe fortzuleben genügt dir nicht, um das Kleine, Unſcheinbare kennen zu lernen, und dich am Ende daran zu erfreuen, fehlt es dir an Geduld und Ausdauer, und für das Große an Muth und Kraft. Deine Hoffnungen gingen zu Grunde, da du dieſes Volk anders fandeſt, als du daheim hinter dem Ofen geträumt, mit einem einſeitigen Maßſtabe der Bildung kamſt du her, und entſetzteſt dich, als er nicht paßte für neue Verhältniſſe. Sie haben Recht, die Verfolger dieſer neuerungsluſtigen Jugend, wenn ſie uns Oberflächlichkeit vorwerfen, wenn ſie ſagen: es ſind junge, unreife Leute, voll Drang nach neuen Dingen, weil ſie zu ungeſchickt, zu träg, zu ſtolz ſind, ſich mit allen Kräften der alten zu bemeiſtern. Es iſt ihnen zu langweilig, die bisherigen Zuſtände bis in ihr tiefes hiſtoriſches Leben zu ergründen; die beliebten hiſtoriſchen Recits, einige blendende wiſſenſchaftliche Redensarten, die ſie ſich angeeignet, geben ihnen die Ueberzeugung tiefer geſchichtlicher Einſicht. Die eigene innere Unluſt, Dinge gründlich erſchöpfend zu ſtudiren, ſtachelt ſie, Alles, was da iſt, abgelebt, veraltet, unvollkommen zu nennen. Einige Unvollkommenheiten, Vernachläſſigungen, Mängel, die bei keinem irdiſchen Inſtitute ausbleiben, dienen ihnen als Vorwand, Alles für ſchlecht, jede Veränderung für nothwendig zu erklären. In dem hohlen Revolutionslärm übertäuben ſie das eigene Gewiſſen, das ihnen zuflüſtert, wie ſie die Zukunft im Grunde dem Zufall überlieferten, die Civiliſation auf eine unſichere Karte ſetzten, wie ſie nicht die Fähigkeit beſäßen, eine neue Geſellſchaft zu erfinden, eine Geſellſchaft mit den tauſend kleinen Rädern und Walzen, deren Kenntniß das erſchöpfendſte, gründlichſte, ſorgfältigſte Studium nöthig macht. Solche Leute, tröſten ſie ſich, werden ſich finden, das gehört für die Maſchinenmenſchen, wir erfinden, wir ändern im Großen, das Genie kümmert ſich nicht um Hilfswiſſenſchaften. Und dieſe Claſſe der Revolutionärs iſt noch die beſte, ſie ſucht nur dem eigenen Geſtändniſſe der Unzulänglichkeit zu entfliehen, ſie will ſich ſelbſt darüber täuſchen, daß ſie den ſchwierigen, mühſeligen Weg der Cultur überſpringt, ſie hat noch Stunden des Zweifels, der Unſicherheit, und ſie wird noch von der anderen, ſchlimmeren Hälfte vorgeſchoben, die nichts will als rauben und ſtehlen im Großen und Kleinen. Dieſe letztere lebt in unbehaglichen Zuſtänden, ſie iſt zu träge oder zu ungeſchickt, ſie in beſſere umzugeſtalten — jede allgemeine Aenderung iſt ihr willkommen. Je gewaltſamer, je größer, deſto beſſer. Da öffnen ſich Chancen, die außer dem Laufe des Herkömmlichen liegen, da giebt es allerlei Beute, die nicht mühſam lange vorbereitet zu werden braucht. Dieſe Stegreifritter des Wiſſens, des Herzens und ſchneller Hände, dieſe bilden die ſogenannte revolutionäre Jugend.“ —

Wenn die Leute dennoch Recht hätten! Er ſtand an einer Straßenecke ſtill. Es iſt freilich ein Raiſonnement des Theaters, ſprach er weiter, eben ſo oberflächlich, wie das, was ſie oberflächlich nennen, eben ſo einſeitig, eine ſchnelle Antwort für den ſchnellen Frager, der die Bühne verlaſſen muß, weil man zur Verwandlung geklingelt hat. Aber wie ſieht es aus in mir? Muß nicht ein jedes Individuum ſeine ganze Partei vertreten, muß es nicht all ſeine Verhältniſſe, Stimmungen und Wünſche fortwährend den Forderungen der Welt, der Bildung gegenüberſtellen, um zu prüfen, ob die neue Generation auf richtigem Wege ſei? Iſt es blos perſönliches Ungeſchick, daß nichts in mir und um mich paſſen will, bin ich ein falſcher Ausdruck unſerer Jugend? Gehetzt lauf' ich durch die Tage hin, Alles entwickelt ſich mir zu langſam, überall finde ich Hinderniſſe, nur der Rauſch, wie meine Liebe für Conſtantien zu ſein ſcheint, hält mich eine Zeit lang aufrecht, einſames Krankenlager wirft mich wieder in das Chaos zurück — kann das der rechte Weg ſein?

Vorgeſehen! riefen plötzlich zwei Stimmen neben ihm. Eine Tragbahre ſtreifte an dem Träumer hin; ſein Auge fiel auf einen Kranken, der ausgeſtreckt auf derſelben lag. Entſetzt wendete er den Blick hinweg. Es war ein aufgeſchwollenes, todtblaſſes Frauengeſicht, deſſen vortretende Augen ihn mit einem geſpenſtiſchen Todesblicke anſtarrten.

Jetzt fiel ihm ein, daß ſeine Krankenpfleger erzählt hatten, ſeit der Schlacht bei Iganie ſei die Cholera unter den Polen zum Vorſchein gekommen, das Pahlen'ſche Corps habe ſie aus Beßarabien mitgebracht, und jetzt wüthe ſie in Warſchau. Die Träger hatten jenes kranke Weib niedergeſetzt, und reichten einander die Schnapsflaſche, um ſich für den weiteren Weg zu ſtärken. Dabei lachten ſie, und auf die Kranke deutend, meinte der eine: Sie geht aufs letzte Stadium los, wie der Doctor zu ſagen pflegt, friſch Camerad, daß wir ſie noch lebendig ins Hoſpital bringen.

Valerius ſchauderte, aber er konnte ſich nicht enthalten, noch einen Blick auf das Weib zu werfen. Mit Entſetzen glaubte er zu bemerken, wie ſich die ſchwarzen Todesſchatten der Peſt immer dichter um Augen und Schläfe legten, mit Entſetzen erkannte er in den verzerrten Zügen das Antlitz Ludmillas.

Auch ſie ſchien ſich eines Bekannten in ihm zu erinnern — bekanntlich bleiben die von dieſer Peſt Befallenen ihrer vollen Verſtandeskräfte mächtig. Vielleicht wußte ſie auch weiter nichts, als daß ſie das Geſicht des jungen Mannes ſchon einmal geſehen hatte, und in dieſer Todesverlaſſenheit, in den Händen ſtockfremder roher Geſellen mochte ihr das ſchon Aufmunterung ſein, irgend eine Hilfe anzuſprechen. Kurz, ſie arbeitete ſichtbar mit den

Händen unter der wollenen Decke, und ſtreckte endlich einen kreideweißen Arm heraus nach Valerius hin. Der hintere Träger, welcher mit ſeinem Gefährten eben die Laſt wieder aufheben wollte, ſprang fluchend herbei und drückte den Arm wieder zurück. Valerius aber, vom krampfhaften Mitleide durchdrungen, verſprach den ſtier auf ihn blickenden Augen, er werde mitgehen.

Je näher ſie dem Hoſpital kamen, um ſo größer wurde die Anzahl der Tragbahren, welche herbeigeſchafft wurden. Aus allen Gäßchen kamen welche, und im Hofe des Krankenhauſes ſtockte der Zug, weil die Vorderen nicht ſo ſchnell ihrer Laſt entledigt werden konnten, als die Hinteren nachdrängten. Da ſtand denn der ohnedieß ſchon geiſtes- und körperkranke Deutſche, entſetzt von dem ſchrecklichen Anblicke der Verpeſteten, welche ſich zum Theil in der Todesangſt aus den Bahren herauszuarbeiten trachteten, betäubt von dem wüſten Lärm der Träger, die ſich ſchreiend zutranken, rohe Scherze zuriefen, ihre unruhigen Schützlinge unter die Decken drückten und das Ganze mit nicht mehr und nicht weniger Theilnahme behandelten, als trügen ſie Couliſſen und Garderobe für ein Schauſpiel zuſammen. Zu einer Seitenthür des Gebäudes ſah er einen Leichnam nach dem andern heraustragen, und kopfüber in eine ungeheure Grube ſtürzen — wenn ein unglücklicher Kranker ſich einen Augenblick aufrichten konnte, ſo ſah er, was ſeiner wahrſcheinlich in wenig Stunden harrte. Man machte für ihn Platz, und bald gab er denen Raum, die nach ihm kamen. Der Anblick eines Schlachtfeldes dünkte Valerius Erholung neben dieſer Scene. Man könnte ſagen, dort ſieht der Tod und das Leiden geſund aus, und in dem Schmerzensgeſchrei der Verwundeten bekundet ſich noch eine Lebenskraft. Hier ſah man nichts als faulen Tod, die betroffenen Opfer ſchwiegen größtentheils, nur aus den verzerrten, zu Schmerz verſteinerten Geſichtern ſprach die unendliche Qual. Und wenn man ein Wimmern hörte, ſo klang es ſo übermenſchlich ſchmerzhaft, ſo unnatürlich jammervoll, als käme es aus einer fremden, in lauter Elend wogenden Welt, aus einer qualvollen Hölle.

Valerius ſchauderte im Innerſten. So entſetzlich war ihm das Menſchenleben noch nie erſchienen, und gefoltert von den Fragen der Geſellſchaft, umgeben von dem Elende des Körpers, war er wol zu entſchuldigen, wenn er einen Augenblick dem Gedanken Raum gab: wozu das ganze Daſein dieſer Art? So ſehr ihm ſonſt die Verzweiflungshelden zuwider waren, die überall Zorn und Klagen gegen die Weltordnung ausſtoßen, in dieſen Augenblicken wußte er keinen Tadel gegen ſie.

Beim Drängen am Eingange wurde eine Bahre umgeſtürzt; der Kranke fiel auf das Pflaſter mit dem Geſicht nach unten. Ohne nachzuſehen, was ihm begegnet ſein könne, warfen ihn die Träger wieder auf ſein Lager, und fort ging es, die Treppe hinauf. Der Begriff eines Menſchen hört in ſolchen Zeiten auf, es giebt nur Gegenſtände, deren man ſich ſo ſchnell und ſo gut entledigt, als es eben gehen will.

Er kam endlich mit ſeiner armen Leidenden in den großen Saal des Krankenhauſes. Es war kein Platz, und er mußte ſich durch Geld die Aufmerkſamkeit und Theilnahme eines Wärters erkaufen, um Ludmillen unterzubringen.

„Ich glaube, der Alte wird fertig ſein", ſagte dieſer murmelnd vor ſich hin, und ſchritt nach einem Winkel des weiten Gemachs. Valerius ſah, wie er einen greiſen Kopf in die Höhe richtete, die verworrenen grauen Haare hingen ſtruppig bis über die weit offenen, gläſern herausſtarrenden Augen. Das magere, knochige Geſicht war mit einer bräunlichen, grauenhaften Peſtfarbe überzogen, der Schaum lag in einzelnen Tropfen auf den zuſammengekniffenen, blauſchwarzen Lippen —

„Ja", ſagte der Wärter, indem er ſein Ohr einen Augenblick an die Naſe des entſtellten Kopfes geneigt hatte — „der iſt reif" — „He da, ihr faulen Schlingel, ihr werdet die Peſt nicht verſaufen mit eurem Branntwein; gebt einmal die Flaſche her, na, der alte Krukowiecki und die Cholera ſollen leben, macht hier Platz mit dem Alten, 's hat ihn lang genug gewürgt, andere ehrliche Leute wollen auch dran, ſputet euch, bis ihr 'nunter kommt iſt er kalt" —

Dieſe Anrede galt ein Paar rothbackigen Burſchen, welche das Geſchäft der Todtengräber verſahen. Sie warfen den Alten auf ein paar zuſammengenagelte Bretter, und traten die letzte Reiſe mit ihm an. Ludmilla kam an ſeine Stelle. Aengſtlich blickte Valerius über den weiten Saal, ſein Auge ſuchte einen Arzt. Bett an Bett ſtand auf beiden Seiten, hie und da hob ſich ein dem Tode verfallener Schmerzenskopf. —

„Ich will Ihnen den kleinen deutſchen Doctor bringen“, ſagte der Wärter, „der verſteht's am beſten; wenigſtens dauert's immer nicht lange: entweder 's hilft ſo, oder 's hilft ſo, aber wirken thut's immer. Man weiß doch immer bald wie man d'ran iſt — da kommt er juſt den Gang herauf, ſehen Sie nur wie er hopſt, munter iſt er immer, als wenn er 'n Franzoſe wäre.“ —

Valerius eilte ihm entgegen. Zu ſeinem größten Erſtaunen erkannte er Leopold. Dieſer umarmte ihn ſtürmiſch, und hatte ſo viel tauſend Fragen, und war ſo heiter und glücklich, als wenn er ſeinen alten Freund auf einem Balle wieder gefunden hätte. So viel man ſehen konnte, ganz der alte Leopold, wie er auf Grünſchloß geweſen war.

Sein ernſterer Landsmann führte ihn aber ohne Verweilen an Ludmillens Lager, und ſprach: Hilf, wenn Du kannſt.

Leopold griff nach dem Pulſe, und entblößte dabei wieder den Arm der Kranken — „ſchöne Formen, ſchöne Formen!“ ſagte er lächelnd zu Valerius. Die Kranke richtete die ſtarren Augen auf den Arzt, als er die Hand auf ihre heiße trockene Stirn legte; man glaubte, Schwerter darin zu ſehen, die um das Leben fechten wollten — „Hilfe!“ dies einzige, erſte Wort rang ſich von den blaſſen Lippen.

Valerius fühlte ſich aufs ſchmerzlichſte gepeinigt.

Der junge Arzt öffnete der Leidenden eine Ader, und wendete alle die unſicheren Mittel an, welche damals gegen dieſe unergründete Peſt gebräuchlich waren. Dabei verfuhr er mit ſo großer Zuverſicht und Sicherheit, das geſpannte, krampfhafte Weſen der Krankheit ſchien wirklich in etwas nachzulaſſen, ſo daß

Valerius einige Beruhigung ſchöpfte. Er fragte Ludmillen, ob er noch irgend etwas für ſie thun könne, ob er Caſimir ſuchen ſolle — ſie ſchüttelte heftig den Kopf, und machte eine ſanfte Bewegung mit der Hand, als wolle ſie ihn nicht länger zurückhalten. Er verſprach, mit dem Arzte bald wiederzukommen, und verließ am Arme Leopolds den Saal. Nachdem er ihm über ſeine bisherigen Schickſale, den verwundeten Arm und die ſchöne Kranke den nöthigen Aufſchluß gegeben hatte, überſchüttete ihn dieſer mit Erzählung der eigenen Schickſale. Denn nur die Neugier war einen Augenblick größer geweſen, als ſeine Geſchwätzigkeit. Valerius unterbrach ihn jedoch noch einmal mit der dringenden und ernſten Frage, ob er ſich auf die gegen Ludmillens Krankheit getroffenen Maßregeln verlaſſen könne, ob Leopold ſichere Einſicht in dieſe Krankheitsverhältniſſe beſitze, ob man nicht vielleicht noch einen älteren Arzt zu Rathe ziehen möchte? Aber der Kleine unterbrach ihn lächelnd. Es war noch jenes alte artige Gelächter, worin ſo viel Kindlichkeit, gutmüthiges Weſen und Bonhomie lag, daß es Niemand übel nehmen konnte.

„Du biſt noch derſelbe gewiſſenhafte Kauz", ſprach er unter dieſem Lachen, „der die Medicin in Ordnung und Nothwendigkeit eingeſperrt wiſſen will, wie die Logik. Die Welt mag ein Exempel ſein, aber wir haben keinen Rechnenknecht dazu und können's nicht löſen, drum iſt es wohl beſſer, ſie für eine große Poeſie zu halten, deren Principien uns unbekannt ſind, und die wir ohne Prüfung genießen ſollen, ſo gut wir eben können. Sieh, das iſt am Ende in wenig Worten die Ausbeute meines Lebens, ſeit ich Dich nicht geſehen habe. Oder richtiger: ich bilde mir's dieſen Augenblick ein, ſolch eine Ausbeute gewonnen zu haben, denn ich muß Dir ehrlich geſtehen, ich hab' eigentlich nichts gelernt in der ſogenannten Lebensphiloſophie, was man ſo lernen nennt. Das heißt, ich bin noch immer zu keinen Principien gekommen, und als ich neulich William begegnete, da ſagte er nach der erſten Viertelſtunde, ich wäre noch immer der alte Taugenichts, der zwecklos, und ſomit tugendlos in die Welt hineinlebte. Gott weiß, ob er Recht hat, aber ich kann nicht anders, wenn ich nicht alle Freude aufgeben ſoll, und das wäre am Ende doch auch ſündlich, da die ganze Welt voll Freude iſt, und es ſie mißbrauchen hieße, wollte man ihre Hauptſache von der Hand weiſen. Du biſt immer gut gegen mich geweſen, Du wirſt mich deshalb nicht ſo hart angehen, und Deinen Belehrungen will ich immer Folge leiſten, o, ich freue mich über Alles, Dich alten, lieben Valerius wieder gefunden zu haben; es war mir oft ängſtlich, ſo ohne meinen guten Schulmeiſter leben zu müſſen. Du weißt zwar, daß ich leicht und bequem mit den Menſchen verkehre, daß ich mir alle Tage einen guten Freund erwerben kann, aber es iſt doch keiner wie Du, nein, wirklich, wenn Du auch lachſt, keiner wie Du. Dein Ernſt iſt ſanft, und wenn Du lachſt, dann weiß ich gewiß, es iſt Alles in Ordnung, und ich darf tüchtig mitlachen, ich fühle mich ſo ſicher in Deiner Nähe! Und wenn die Leute ſagen, ich ſei leichtſinnig, Du aber weißt, was ich treibe, und nicht eben darüber ſchiltſt, dann kümmert mich das Gerede der Leute nicht. Nun höre, was ich getrieben habe. Aber laſſ' uns hier bei Leſſel eintreten, Du mußt etwas genießen, damit Dir der Choleraſchreck nicht ſchadet — ja, à propos, ich bin davon abgekommen, Dir von der Cholera, und unſerer Heilung derſelben zu ſprechen. Du weißt, ich bin in allen Dingen für die Poeſie dieſer Dinge, und weniger für ihre ſtrenge, ausgerechnete Wiſſenſchaft. Du glaubſt nicht, wie viel bloße Poeſie in unſerer Heilkunſt ſteckt. Darum lieb ich ſie. Wie jeder Menſch ſeine individuelle Dichtung in ſich trägt, ſo jeder Arzt ſeine eigene Medicin. Der menſchliche Leib iſt uns der Kosmos, das verkleinerte All, ihm gelten unſere Sonette und Canzonen: das ſind die künſtlichen aus Tauſenderlei zuſammengeſetzten Recepte, in welchen unſere Gelehrſamkeit brillirt; die vielfältigen, meiſt unſchuldigen Stoffe paralyſiren ſich gegenſeitig, das Reſultat des Sonetten-Recepts iſt blos unſer Ruhm. Ihm gelten ferner unſere Epen und Romane; ſie ſind das Fundament des ärztlichen Lebens, ſie bringen die ſtehende Beſchäftigung, das ſtehende Einkommen: das ſind die ſogenannten großen und langen

Curen. Die Krankheit nämlich iſt unſer Dichtungsmotiv, das bilden wir aus nach allen Seiten, wir betrachten, wir dehnen es rechts, wir dehnen es links, und je mehr Jahre darüber hingehen, deſto reifer wird das Kunſtproduct — ein ſchlechter Arzt, der nicht einige Scott'ſche Romane unter ſeinen Curen aufzuweiſen hat. Er bereitet ſich den Roman in der Vorrede aus unſcheinbaren Materialien, das heißt: er begegnet dem Patienten in spe auf einem Spaziergange und unterhält ſich mit ihm über Krankheitsmöglichkeiten, ſpäter beruht ſeine Kunſt darin, die Parteien des Stoffs in feindliche Berührung mit einander zu bringen, das giebt die Spannung, und nun kommen die epiſchen Recepte. Epiſche Recepte ſtammen gewöhnlich aus den Colonien, aus den Aequator-Gegenden, wo die Sonne brünſtig auf der Erde ruht, und die fabelhaften Gewächſe gedeihen, die den beſten nordiſchen Magen in zehn Minuten außer Vernunft ſetzen können. Zwei, drei ſolche Recepte, in denen etwa der ſpaniſche Pfeffer die Rolle der piquanten Figur des Romans ſpielt, zwei, drei ſolche Recepte, Freundchen, bringen den Roman auf die Höhe des Intereſſes. Nun iſt die Gefahr da. Held, Verwandte, Freunde, Zuſchauer ſind jetzt hinlänglich beſchäftigt, nun läßt der Arzt dem Stoffe ſeinen Lauf, er iſt bereits unentbehrlich geworden, wie der Romanſchreiber in der Mitte des zweiten Theils, es kommen einige Ausfüllrecepte, ſanft lyriſche Accorde, welche den allzuſchnellen, wilden Verlauf ein wenig mäßigen, und man nähert ſich langſam dem Schluſſe. Hier kommt es nun wie beim Romantiker darauf an, ob ſich die zu Anfang und bei der Hauptſchürzung gebrauchten Stoffe und Motive nicht gegen einander geſtellt haben, ob eine Verſöhnung möglich iſt. In dieſem Falle ſchließt das Ganze mit gelinden Stärkungen, kleinen nützlichen Sprüchen, die man in der Aeſthetik Gnomen nennt, und die ſich am Ende in mediciniſche Diätsregeln auflöſen. Der Kranke geht zum erſten Male wieder aus, wenn er auch etwas bleich iſt, und den Stock braucht. Hierbei öffnet man nur noch die Perſpective, der Roman iſt zu Ende, und die Mitſpieler rufen wie in den alten Komödien des Plautus und

Terenz: Plaudite omnes, das heißt: bezahlt und preiſt den Arzt, den Künſtler aufs Beſte. Sind jene Stoffe und Motive aber unverſöhnlich, nun dann ſchließt die Sache mit dem tragiſchen Chor der Griechen, und das poetiſche Intereſſe iſt um ſo größer, der Held iſt dem Fatum erlegen. Honorar und Beifall ſind eben ſo groß. Was nun aber die Cholera betrifft, um wieder auf beſagten Hammel zu kommen, denn ich ſehe Du wirſt ungeduldig, ſo behandeln wir ſelbige epigrammatiſch. Ein glücklicher Augenblick, ein glückliches Wort, ein ungewöhnlicher, plötzlicher genialer Verſuch des Arztes — das giebt dem Dichter das Epigramm, dem Arzte das Mittel gegen die Cholera. Das Epigramm heilt ſelten, wie Du weißt, aber es trifft den empfindlichen Punkt; Leben und Tod ſteht in Gottes Hand, ſagen wir; das ſchnelle Ende iſt ebenfalls ein Zeichen, daß wir auf rechtem Wege waren, es iſt Schickung, daß die Natur gerade den negativen Pol und nicht den poſitiven Pol berührt hat. Dieſe epigrammatiſche Behandlung iſt ebenfalls ſehr künſtleriſch, ſchon Goethe ſagt im Fauſt:

Wir ſind gewohnt
Daß die Menſchen verhöhnen
Was ſie nicht verſtehen. —

Der Mediciner iſt der Fauſt der Materie. Er verſchreibt ſich dem Teufel, um das Weſen der Natur zu ergründen. Der Teufel beſteht nämlich in den verborgenen Kräften derſelben. —

„Uf, ſetz' Dich hierher, altes Brüderchen, laſſ' mich ausreden, es giebt ſonſt ein Unglück, ich fühle alle meine Studien und Betrachtungen auf der Zunge. Wenn ich Dir den jetzigen Zuſtand unſerer Medicin ſchildern ſollte, — denn das müßte ich, um Dir unſere Behandlung der Cholera darzuthun — ſo wäre eine Darſtellung der ganzen Culturgeſchichte nothwendig. Erſchrick nicht, ich begnüge mich mit einigen Strichen, die letzten Jahrhunderte zu bezeichnen. Die Medicin iſt immer abhängig von dem

Zuſtande der laufenden Bildung, ſo wie es denn nach Deinen eigenen Worten keine vereinzelte Erkenntniß giebt. Alles hängt an dünnen, oft kaum ſichtbaren Fäden zuſammen. Die Philoſophie lernt von der Naturkunde, die Naturkunde von der Philoſophie, und die Medicin iſt ein Decoct aus beiden. Die Geſchichte der Medicin läßt ſich am tiefſten aus einer Geſchichte der Philoſophie ſtudiren, — aber die Cholera iſt gekommen, alle entdeckten Geſetze ſind an ihr geſcheitert, Hegel perſönlich iſt von ihr weggerafft worden, die Wiſſenſchaft ſteht wieder vor ihr wie vor einem dunkeln Vorhange. Dieſe Cholera iſt eine vollkommen neue Manifeſtation der Welt, es muß erſt wieder eine neue Poeſie kommen, um ſich ihrer zu bemächtigen, damit einer neuen Wiſſenſchaft die Augen geöffnet werden. Die Sprache dieſer Peſt iſt unſerer Gelehrſamkeit unverſtändlich, ſie paßt in keines unſerer Wörterbücher, das Glück und das Genie ſchnappt hie und da ein Wort auf, und rettet einen Menſchen, aber an Geſetze dieſes neuen Idioms iſt nicht zu denken, wir warten wie die Juden auf den Cholera-Meſſias."

Du biſt ein ſyſtematiſcher Narr, erwiderte Valerius auf die lange Provocation, aber der Schluß iſt mir zu ernſthaft, um über Deinen Gallimathias zu lachen, ich muß einen andern Arzt für Ludmillen ſuchen —

„Ich ſchwöre Dir's, Freund, der Klügſte wie der Dümmſte iſt vor dieſer Krankheit gleich klug; ſie iſt das neue Welträthſel, und das wird nicht in acht Tagen gelöſt; das Mädchen ließ ſich gut an, Du mußt es dem Zufall überlaſſen — die Cholera iſt ein Spott der Gottheit über das abſolute Wiſſen der Menſchen, ſie wird den Pietismus befördern und die Unverſchämtheit zügeln, trink, lieber Valerius, trink, Du biſt noch ganz blaß."

Valerius trieb den kleinen Schwätzer nach dem Lazareth, das Schickſal Ludmillens beängſtigte ihn um ſo mehr, da er die Unzulänglichkeit der Medicin gegen die Krankheit ſchildern hörte. Er ſelbſt wollte unterdeß bei Stanislaus' Vater eine Viſite machen, und um jeden Preis Conſtantien Nachricht zu geben ſuchen. In

Leſſel's Conditorei, die ſie eben verließen, wollten ſich die Freunde nach ungefährem Verlauf einer Stunde wiederfinden.

Valerius war ſehr geſpannt, wie er den alten Grafen treffen würde. Das Schickſal des Landes hatte ſich gewaltig umgeſtaltet, halbe Maßregeln ſchienen mehr als je verderblich. Nach der Schlacht von Oſtrolenka war Skrzynecki ohne Aufenthalt nach Warſchau gefahren, um der erſte Bote zu ſein, den Reichstag auf das günſtigſte vom Zuſtande der Dinge zu unterrichten, die Nachtheile der Schlacht ſo viel als möglich zu verdecken. Es war ihm auch gelungen; der Tag von Oſtrolenka konnte ihn den Oberbefehl koſten, aber der Reichstag und die Regierung bezeigten ihm ein ungeändertes Vertrauen, und ließen das Schickſal des Krieges mit den ermunterndſten Ausdrücken in ſeinen Händen.

Der alte General Malachowski ſammelte die Trümmer der auseinandergeriſſenen Armee, die verſprengten Truppen fanden ſich aus eigenem Antriebe wieder zuſammen, Diebitſch verfolgte ſeine etwaigen Vortheile nicht weiter, da ſein Truppenverluſt noch größer geweſen war als der des polniſchen Heeres. Er rückte nach der Weichſel hin, und ſchien die Verhältniſſe abwarten zu wollen, ob ſich ein Uebergang bewerkſtelligen ließe. Bei Beurtheilung dieſes Mannes, ſo weit dieſe die militäriſche Seite des polniſchen Krieges betrifft, muß der Hiſtoriker ſehr vorſichtig verfahren, und die geringen Erfolge des Feldzugs nicht ohne Weiteres dem Ungeſchick des Anführers zuſchreiben. Bei einem genauen Blicke ins ruſſiſche Lager ſtellen ſich vielerlei verwickelte, lähmende Zuſtände dar: das ruſſiſche Nationalintereſſe iſt keineswegs ſo indifferent, daß es ihm vollkommen gleichgültig wäre, unter einem Ausländer zu fechten. Eiferſüchteleien der Art, nachläſſig ausgeführte Befehle von Seiten der ruſſiſchen Generale kommen in Fülle vor. Zu Petersburg hatte man keinen Maßſtab für die moraliſche Kraft eines auf den Tod kämpfenden Volkes, man ſchrieb es dem mangelhaften Eifer oder der unzulänglichen Geſchicklichkeit des Heerführers zu, daß die Inſurrection nicht gedämpft werden könne, man ſchickte Paskiewitſch, um Diebitſch zu unterſtützen. Dieſer konnte in ſolcher Maßregel nicht wohl etwas Anderes, als ſeine halbe Abſetzung erblicken, der Uebergang über die Weichſel war äußerſt bedenklich, weil man dadurch die Communication mit Rußland völlig verlieren konnte, die Cholera wüthete im Heere, und ſo ſah man Diebitſch von allen Seiten gelähmt, niedergeſchlagen in ſeinem Lager ſitzen. Da ergriff ihn die Cholera ſelbſt, und raffte ihn hinweg. Paskiewitſch, der bald darauf eingetroffen war, hatte mit plumper Zuverſichtlichkeit das Heer ohne Weiteres über den Fluß geführt, Skrzynecki hatte nicht das Mindeſte dagegen gethan, ſogar all die kleinen Vortheile verſchmäht, die bei ſolch einem Kriegsereigniſſe zu erringen ſind, auch wenn der Uebergang ſelbſt nicht gewehrt werden kann. Die Ruſſen rückten nun auf dem linken Weichſelufer gegen Warſchau heran, und die polniſche Armee wich von Poſition auf Poſition zurück.

So ſtanden die Sachen, als Valerius ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder das Palais des Grafen betrat. Der Herr des Hauſes war ſchon am frühen Morgen aufs Landgut hinausgefahren. Das war dem Deutſchen eigentlich erwünſcht, denn es gewährte ihm die beſte Gelegenheit, auf dem Landgute ſelbſt zu erſcheinen. So hoffte er, auf das bequemſte wieder in Conſtantiens Nähe zu gelangen. Als er eilig aus der Thür des Palaſtes trat, rannte ein haſtig Vorübereilender gegen ihn, und ſtieß ihn ſchmerzlich an den wunden Arm, welchen er in der Binde trug. Der heftige Schmerz preßte ihm einige harte Worte aus, der Vorüberſtürmende blickte ſich heftig um — es war das wilde Geſicht Slodczek's, das dem Verletzten trotzig in das Auge blickte.

Leopold war noch nicht in der Conditorei, als Valerius dort ankam. Er las Journale, um ſich über die Stimmung des Volks zu unterrichten, da in ſeine Krankenſtube nur Einzelnes, Unvollſtändiges gedrungen war. Ueberall fand er die heftigſte Entrüſtung gegen Skrzynecki und die Unthätigkeit des Heeres, überall fanatiſches Lob des alten Krukowiecki, der als Gouverneur von Warſchau eine raſtloſe, energiſche Thätigkeit entwickelte.

Ein Geräuſch auf der Straße zog ihn vom Leſen ans Fenſter. Ein hoher Officier ritt langſam daher, die Leute, welche ſich eben auf dem Wege befanden, waren überall ſtehen geblieben, ſchwenkten die Hüte und Mützen, und riefen laut. Valerius öffnete das Fenſter, um die Worte zu verſtehen — „in die Schlacht, in die Schlacht, Vater“, waren die erſten Worte, welche er vernahm. Mit Staunen erkannte er in dem vorüberreitenden Officier jenen alten graubärtigen Mann wieder, welchen er auf dem Balle beim Grafen Kicki geſehen, den Stanislaus mit ſo viel Aufmerkſamkeit und Theilnahme die Treppe hinab begleitet hatte. Seine harten, finſtern Züge waren in dieſem Augenblicke durch eine gleißende Freundlichkeit geglättet, das ſchnelle, graue Auge flog wie ein ſpielender Raubvogel links und rechts unter die immer größer werdende Menge. „Hilf, Krukowiecki, Vater Krukowiecki hilf uns!“ rief man von allen Seiten. Zu ſeinem Erſtaunen ſah Valerius ſeinen kleinen Mediciner mitten unter den Schreiern, er ſchwenkte ſein weißes Hütchen, und mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln, das halb gutmüthig, halb ironiſch, immer aber einnehmend ausſah, ſchrie er tapfer mit: „Hilf Krukowiecki, Vater Krukowiecki hilf uns!“

Der Angerufene ſprach etwas zum Volke, er war aber ſchon zu weit entfernt, als daß man es am Fenſter der Conditorei hätte verſtehen können. Jubel und Vivatrufen des Volkes kam hinterdrein.

Das alſo iſt Krukowiecki! ſagte der Deutſche vor ſich hin, ein unheimlicher Mann des Volkes für mich, ich weiß ſelbſt nicht warum — was fällt denn Dir ein, Du unverbeſſerlicher Narr, rief er dem eintretenden Leopold zu, mit dem Volke zu ſchreien, was haſt Du denn für ein Intereſſe an Krukowiecki?

„Ich lache und rufe“, erwiderte dieſer, „mit allen aufgeweckten Leuten, 's iſt immer etwas Munteres und Belebendes für mich darin, wenn die Menge Jemand zujauchzt, etwas verlangt; die Aeußerung iſt ſo natürlich, man vergißt einen Augenblick unſer künſtliches Staatsleben — und dieſer Krukowiecki hat ein ſo intereſſantes Geſicht, ich ſage Dir, Freundchen, in dieſem Geſicht liegt ein ganzes Stück Weltgeſchichte“ —

Wenn's nur ein gutes iſt —

„Ja, das iſt die Frage. Du weißt, ich habe ſolch einen gewiſſen phyſiognomiſchen Inſtinct: dies eckige, ſtarre Geſicht, dieſer brutal heroiſche Kopf, der ſich in den Nacken zurückwirft, bedeutet etwas Wichtiges“ —

Was macht die Kranke?

„Nichts, mein Lieber, gar nichts“ —

Sie iſt doch nicht —

„Nein, ſie iſt nicht mehr, das heißt, ſie iſt dem Geheimniß der modernſten Philoſophie, der oſtindiſchen Peſt verfallen, in populärer Sprache: ſie iſt todt — keine Vorwürfe, Lieber, die beſten Aerzte haben ſich mit ihr beſchäftigt nach unſerem Weggange, ſie haben alle Syſteme probirt, und der Cholera tapfer beigeſtanden — wir wandeln hier in einem dunkeln Thale, das neue große Geheimniß, das aus Calcutta gekommen iſt, lehrt uns wieder, daß wir nicht wiſſen, in welchen Atomen das Leben beſteht. Wenn wir erſt etwas Lebendiges erſchaffen lernen, etwas, das Puls und Odem von uns empfängt, dann wollen wir der Medicin die Anmaßungen vergeben“ —

Caſimir! rief Valerius, aus einem traurigen Nachſinnen auffahrend — der junge Volhynier trat nämlich eben ins Zimmer — wiſſen Sie, wo Ludmilla iſt?

Caſimir zog die Stirn zuſammen.

Im Grabe iſt ſie.

Was?

Und nun folgte raſch die Erzählung. Der Volhynier ſchwieg noch eine Weile, als ſie beendigt war. Dann ergriff er raſch Valerius' Hand: Sie werden mich verdammen, Herr, und Sie haben vielleicht nicht Unrecht. Ludmilla kam aus den dreiſten Händen des Ruſſen in die meinen, ſie hatte keine Schuld — aber — mit meiner Liebe war es aus, ich verließ ſie — zu was

Anderem, Wichtigerem, aber hier iſt nicht der Ort, vermeiden Sie überhaupt in dieſen Tagen dies Haus —

Valerius überhörte die letzten Worte, ſagte Leopold Adieu, unterrichtete ihn, wo er zu finden ſei, und ging mit Caſimir.

„Wir ſind bei einer bedenklichen Kriſe angekommen“, hub dieſer mit leiſer Stimme an, als ſie auf der Straße waren, „haben Sie vorhin Krukowiecki durch die Straßen reiten ſehen? Ich fürchte, ich fürchte, mit dieſem Streicheln der Menge pflegt er nicht nur ſeine Eitelkeit, ſondern bereitet ſeinen ſtolzeſten Plänen ein Feſt. Ich glaube, es muß etwas von unſerer Seite geſchehen, ich ſpreche offen und rückhaltslos zu Ihnen. Alles iſt bei der Armee, was dem Treiben Krukowiecki's entgegenarbeiten könnte, mich führt ein zufälliger Auftrag nach Warſchau, ich habe in dieſem Augenblicke Niemand, dem ich meine lebhafte Beſorgniß mittheilen könnte, ich glaube Ihr Herz und Ihre Anſichten zu kennen, bieten Sie mir die Hand, vielleicht können wir mancherlei abwenden.“

Valerius geſtand, daß er jetzt völlig außer genauer Kenntniß der Verhältniſſe ſei, er wiſſe nicht, worauf dieſer Eingang hinaus gehen ſolle.

„Sie ſind ein Demokrat“, fuhr Caſimir fort, „ich bin es auch — glauben Sie nicht, daß ich Mißbrauch mit dieſem Worte treibe. Ich habe es Ihnen angemerkt, daß Sie viele Täuſchungen der Art in unſerem Lande erfahren haben, geben Sie uns deshalb nicht auf, Sie finden Repräſentanten für Alles unter uns. Eine allgemeine, gleichartige Ausbildung wurde durch die Herrſchaft der Fremden unmöglich gemacht, es iſt nicht zu verwundern, wenn ſich die verſchiedenſten Richtungen unter uns finden. Mein ſchweizeriſcher Lehrer hat mich die größte Unbefangenheit in Rückſicht auf Parteien und Zuſtände gelehrt, vergeben Sie's, wenn Sie hie und da einen Reſt nationalen Leichtſinns an mir entdecken, ich bin jung, und es iſt gar ſchwer, das Temperament, die Atmoſphäre jedes Landes nach den Forderungen, ſelbſt nach den eigenen Forderungen der Bildung zu fügen. Man kann im

Grunde nicht mehr verlangen, als daß ein Jeder den lebendigen Willen dazu habe, und, glauben Sie mir, den habe ich. Vielleicht geſtehen Sie mir ſpäter zu, daß ich unbefangener bin als Stanislaus: denn ich habe es wol bemerkt, wie Sie mißtrauiſch auf ihn blicken, obwol er zu unſern cultivirteſten jungen Edelleuten gehört. Sie werden nicht leicht ein Land finden, wo die Bildung ſo eifrig anerkannt und geſchätzt wird, als Polen, vergeben Sie uns bei der Beurtheilung auf einen Augenblick die nationalen Leidenſchaften, welche dem Fortſchritte ſo vielfach hindernd in den Weg treten."

„Und nun näher zur Sache! Wir mögen noch ſo eifrige Volksfreunde ſein, nimmer können wir es für wünſchenswerth halten, das Regiment unmittelbar in den tauſend Händen der Menge zu ſehen. Und ich fürchte: darauf geht es hinaus. Ich ſetze nicht den entfernteſten Zweifel in den unbegränzten Patriotismus Krukowiecki's, aber ich bin dennoch überzeugt: er bietet in dieſem Augenblicke nur Alles auf, um Skrzynecki zu ſtürzen, ſelbſt mächtiger, gewaltiger zu werden. So lange ich in Warſchau bin, beobachte ich dieſen Mann, er iſt von glühenden Leidenſchaften getrieben, man ſollte alſo meinen, er könne ſich nicht verbergen, und dennoch darf ich nicht ſagen: ich kenne ihn. Die jedesmal hervortretende Leidenſchaft ſcheint im Augenblicke ihrer Thätigkeit die allein herrſchende ſeines Weſens zu ſein, die Größe der Affecte verbirgt den eigentlichen Charakter des Mannes mehr, als ſie ihn enthüllt. Nie aber habe ich dieſe Sättigung in ſeinen Zügen geſehen wie heute. Irgend ein drohender Streich muß bereits ausgehoben ſein. Warſchau iſt in der bedenklichſten Aufregung; das konnte nur Einem entgehen, der wie Sie zum erſten Male ſeit vielen Wochen aus der Krankenſtube tritt. Die Entrüſtung iſt allgemein, daß Skrzynecki fortwährend ohne Widerſtand dem Feinde weicht; die Entrüſtung iſt gerecht, ich theile ſie vollkommen; aber ein Aufſtand, wie er in dieſen Straßen droht, iſt nicht das Mittel. Unordnung erzeugt keine Vortheile. Wie es nun immer zu gehen pflegt bei Völkern, die lange unter grauſamem

Drucke ſchmachten, alles Unerwünſchte bildet ſich in Gemüthern zunächſt in Mißtrauen, in Verdacht aus. Wo der Fortgang zögert, da fürchtet man ruſſiſchen Einfluß. Das iſt das Entſetzlichſte unſerer Sclaverei, daß ſie alles geſunde Vertrauen in die bewährteſten Patrioten tödtet. Ein Theil dieſes Unglücks kommt mit jeder Sclaverei, aber das förmliche Syſtem der ruſſiſchen Beſtechung, wie es von der Catharina angefangen hat, iſt ſchlimmer als Alles, was anderswo Derartiges ein Volk gelähmt hat. Nun hat ſich Mancherlei zuſammengefunden, den Verdacht des Volkes zu ſteigern; das Benehmen der Generale Jankowski und Bukowski, welche damals Turno im Stiche ließen, als ein ruſſiſches Armeecorps mit Leichtigkeit vernichtet werden konnte, war höchſt auffallend und beunruhigend. Dieſe und Andere ſitzen noch in Warſchau, es erfolgt kein Urtheilsſpruch, das Volk glaubt Leute protegirt, in denen es die abſcheulichſten Verräther des Vaterlandes ſieht. Der Feind rückt täglich der Hauptſtadt näher, eine kräftige, glühende Armee thut keinen Schwertſtreich, Warſchau iſt in den Händen deſſen, welcher ein leidenſchaftlicher Gegner des Generaliſſimus iſt — zweifeln Sie noch, daß wir bei dieſen bedrohlichen Elementen täglich einen gefährlichen Ausbruch des Volksunwillens zu fürchten haben?"

„Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, ich bin ein eifriger Beſucher der patriotiſchen Clubs, und kenne die Stimmung. Wenn ich auch das wilde, ungeordnete Drängen unſerer Demagogen gar nicht billige, ſo muß ich doch den Urſprüngen ihrer Meinung Recht geben. Laſſen wir die Frage ungelöſt, ob es rathſam war oder nicht, den Bauer plötzlich und ganz von aller Hörigkeit zu befreien, die Sache, einmal in Anregung gebracht, von der allgemeinen Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen, mußte ein genügenderes Reſultat geben, als ſie gab. Die demokratiſche Jugend hat die Revolution geſchaffen, ſie iſt groß, groß an Anzahl, der Kern des Heeres, ihre Meinung iſt weit und tief verzweigt in die Nation, ſie konnte mit Recht einen Antheil an der neuen Regierung verlangen. Sie hat ſich ihn ertrotzen müſſen von der ariſtokratiſchen Partei, und die ſpäte Aufnahme Lelevels in die Regierung hat ſie belehrt, daß von dem guten Willen der alten Ariſtokraten nicht das Mindeſte zu erwarten ſei. So ſtehen wir in dieſem Augenblicke bedrohter als je zwiſchen den Extremen, und alle vermittelnden Schattirungen treten jetzt völlig in den Hintergrund. Was iſt zu thun? Sie kennen Stanislaus' Vater genau, wollen Sie mit mir zu ihm eilen? Wir finden bei ihm eine große Anzahl bedeutender Männer, die ſtolze, eigentliche Ariſtokraten-Partei, und die Humanitäts-Ariſtokraten, wie ich ſie nennen möchte, unſere Doctrinärs und Alles, was nicht direct zu den Männern des Clubs gehört, erſcheint faſt täglich in ſeinem Hauſe" —

Er iſt nicht in der Stadt, ſondern auf ſeinem Landgute —

„Ich weiß das; eben dort verſammelt ſich die wichtigſte Geſellſchaft. Laſſen Sie uns einen Wagen nehmen, und hinausfahren."

Dieſer Vorſchlag war Valerius ſehr genehm. Nach einer Viertelſtunde rollten ſie ſchon aus dem weſtlichen Thore der Stadt über die Ebene hinweg. Das Landgut lag eine halbe Meile ſeitwärts von der Straße, die nach Lowicz führt, in einer freundlichen Birkenwaldung. Es war ſpäter Nachmittag als ſie ankamen, die heiße Sonne des Auguſt lag drückend auf der Gegend, und die ſchattigen Gärten, welche den Landſitz umgaben, winkten ihnen einladend. Sie fanden die Geſellſchaft in den dunkleren Partien des Gartens; bei der erſten Gruppe, welche ſie trafen, befand ſich der Graf. Es war leicht zu erkennen, wie ihn der Anblick des Deutſchen nicht eben angenehm überraſchte, ſein feiner Weltton bedeckte jedoch ſchnell den flüchtig erſcheinenden Ausdruck des Mißbehagens mit den höflichen Zügen des ceremoniöſen Wirths. Das Vorſtellen Caſimirs, deſſen unumwundene Erklärung, was ihn herführe, verdrängten ſchnell alle übrigen Intereſſen, eine ſtürmiſche Discuſſion begann, bald dieſer, bald jener der Anweſenden trug den ab- und zugehenden Bedienten auf, das Anſpannen und Vorfahren zu beſtellen.

Es waren wirklich bedeutende Repräſentanten der damaligen höheren Geſellſchaft Polens zugegen, und faſt alle Schattirungen waren vertreten. Ein ernſter, ſinnender Mann ergriff zuerſt das Wort, und erklärte mit ſehr gewandter Motivirung und nachdrücklicher Rede, daß die Unzufriedenheit des Volkes keineswegs grundlos ſei, daß man ernſthaft und ſchnell Mancherlei ändern müſſe. Es war dies Bonaventura Niemozewski, welcher den nächſten Uebergang zur Volkspartei bildete. Sein Bruder Vincenz, von kleinerer Statur, mit einem blaſſen, von Nachdenken und Studien gefurchten Geſichte ſchloß ſich ihm an. Er that dies aber ſeiner Natur gemäß mit ſehr viel Schonung, vielfachem Vorbehalt und in mehr künſtlichen als energiſchen Worten. Dieſe beiden Brüder waren Häupter einer Richtung im Reichstage, welche man im Vergleiche mit ähnlichen Erſcheinungen des franzöſiſchen Parlamentes die doctrinäre nennen dürfte. Ihr Verlangen, geſchichtliche Einrichtungen nicht ohne Weiteres dem rationellen Ermeſſen unterzuordnen, ihre Berufungen auf die engliſche Verfaſſung und ihre große Vorliebe für dieſelbe charakteriſirten ſie. Eine hervorſtechende hiſtoriſche Gelehrſamkeit jeder Art, und ein wohl durchgearbeitetes Element humaner Cultur zeichnete ſie aus.

Dem Verlangen Bonaventura's opponirte ſogleich mit großer Lebhaftigkeit ein ſchlanker, glänzender Mann mit jenen Maintiens und kurzen, ſtolzen Bewegungen des Kopfes, die den Vornehmen par excellence eigen zu ſein pflegen. Es war Guſtav Potocki, und er repräſentirte die Spitze der ultra-ariſtokratiſchen Coterie. Ein ſehr edel und einnehmend ausſehender Greis von feinen, ſanften Manieren, die mehr das Edle als das Vornehme ausdrückten, milderte Anſicht und Ausdrücke des ſtolzen Potocki, obwol er ſelbſt zur Partei desſelben gerechnet wurde. Dieſer Greis war der Fürſt Adam Czartoryski. Ein dritter Mann, welcher ſeit einiger Zeit mehr zu dieſer ariſtokratiſchen Richtung hinneigte, als man von ihm erwartet hatte, ja mehr, als ihm eigentlich ſelbſt natürlich war, ſchloß ſich in dieſem

Augenblicke lebhaft und mit vielem Feuer den Worten Bonaventura's an. Es lag ſo viel Imponirendes in ſeinem Benehmen, ſeinen Mienen, ſeinen Ausdrücken, daß man leicht davon auf ſein Amt ſchließen konnte, in welchem er dieſe Art von Repräſentation vielfach geübt hatte. Er ſaß nämlich auf dem Marſchallſtuhle des Reichstags, und ihm gebührte das wichtige Verdienſt, die Verhandlungen dieſes Staatskörpers in einer ſo ſtürmiſchen, revolutionären Zeit mit einer bewundernswürdigen Humanität, Unparteilichkeit und Kraft, ja mit einer Größe geleitet zu haben, wie ſie ſelten in der Geſchichte angetroffen wird. In Ladislaus Oſtrowski ſpiegeln ſich alle Vorzüge eines modernen Polen ab, und von den Fehlern desſelben finden ſich nur die unbedeutenden an ihm. Kein übermäßiger perſönlicher Ehrgeiz, kein Standesvorurtheil, kein Fanatismus irgend einer Art darf ihm vorgeworfen werden, und nur kurze Zeit hat er ſich vielleicht zu weich und nachgebend gegen Standesgenoſſen wie Guſtav Potocki und Aehnliche bewieſen. Er iſt einer der glänzendſten Charaktere jener Revolutionszeit, und nur der neben ihm ſtehende Bruder Anton Oſtrowski übertraf ihn an unerſchütterlich gleichmäßigen Grundſätzen patriotiſcher Tugend, und an einer Popularität von patriarchaliſchem Gepräge. Dieſe beiden Brüder umfaſſen in ihren Perſönlichkeiten die ſchönſten Ausdrücke von polniſchem Patriotismus. Während Ladislaus den ganzen adeligen, chevaleresken, liebenswürdigen, glänzenden Theil der Nation darſtellte, und Alles, was zu dieſem gehörte, feſſelte und hob, nahm Anton, als Commandant der Nationalgarde, beinahe völlig die Stellung Lafayette's in Frankreich ein, repräſentirte die edelſten demokratiſchen Anſichten, war Abgott der Bürger im engen Sinne des Wortes.

Es war natürlich, daß er ohne Umſchweiſe die Partei Niemojewski's ergriff, ja noch darüber hinausging. Seine ernſten, traurigen Worte über den Zuſtand des Vaterlandes machten auf Alle, ſelbſt auf Potocki und den Herrn des Hauſes einen tiefen Eindruck, und es herrſchte noch ein langes Schweigen, als er ſchon weggegangen war, um eiligſt nach Warſchau zurückzukehren.

Valerius hatte in Betrachtung dieſer Gruppe alles Uebrige vergeſſen, und erſt, als die Leute ſich trennten, und Alle nach der Stadt aufbrachen, dachte er daran, ſich nach Conſtantien umzuſehen. Wie es zu gehen pflegt, hatte das Gerücht von drohenden Vorfällen ſich dahin verwandelt, daß Alle glaubten, es ſei ſchon Trauriges vorgefallen. Der Herr des Hauſes, die Staatsmänner fuhren eiligſt nach Warſchau, und was an unwichtigen Beſuchen da war, lief erſchrocken und fragend durcheinander. Caſimir war mit dem Grafen Heinrich Oſtrowski nach der Stadt gefahren, und hatte Valerius dringend gebeten, ſogleich nachzukommen. Dieſer eilte in das Schloß, und fragte nach der Fürſtin. Ein vorübereilender Bedienter deutete auf die offene Saalthür.

29.

Der Saal war leer. Durch die dem Eintretenden gegenüberliegende Thür eilten eben noch ein paar Geſtalten, wie es ſchien von den beunruhigenden Gerüchten davon gejagt. Valerius hörte aber dennoch deutlich die muntere, lachende Stimme Conſtantiens. Er trat tiefer ins Gemach, und erblickte nun einen Balcon, der auf den Garten hinaus ging, ein leichtes flatterndes Dach von geſtreiftem Stoffe beſchattete ihn. Dort ſaß die Fürſtin halb nach der Gegend, halb nach dem Saale zugekehrt, wenn ſie die Augen wendete, ſo mußte ſie gerade auf Valerius blicken, der ſchweigend, in ihrem Anſchauen verloren, ſtehen geblieben war. Der weißſeidene leichte Shawl flatterte wieder um ihre Schultern, aber heute war er keine Freudenflagge. Vor ihr ſaßen zwei Männer mit dem Rücken nach dem Innern des Saales. Das Geſpräch zwiſchen den drei Perſonen bewegte ſich in jenen kleinen franzöſiſchen Kreiſen, um ein holdes Nichts, das die Converſation dieſer Art mit zierlichen, antithetiſchen oder ſonſt coquettirenden

Phraſen behängt. Es war das Spielen mit den Schalen und Hülſen der Sprache, wie ſich's die ſogenannte gute Geſellſchaft angeeignet hatte. Da man dieſen höheren Geſelligkeitston zumeiſt aus Frankreich entlehnt hat, und er dort unter einem Regenten ſeine höchſte Ausbildung erhielt, welcher alle Thätigkeit und Macht des Staates in ſich vereinigte, und jedes Mitdenken und Mitwirken der übrigen, ſelbſt der höheren Mitglieder des Staates, ausſchloß, ſo hat er vielleicht ſchon von daher dieſen Charakter der Unbedeutendheit mitgebracht. Es war eine Unterordnung oder gar eine Schmeichelei gegen die Deſpotie, eine Converſation zu erfinden, die ſich mit Nichts beſchäftigte und doch geiſtreich ſchimmerte. Die Bemühungen der Fronde löſten ſich in Epigramme auf, und dieſe Epigramme zerfloſſen endlich in den charakterloſen Eſprit. Dieſer Eſprit hat in Frankreich ſelbſt mit der wiedererrungenen Selbſtſtändigkeit der Individuen ſchon lange den verlorenen Charakter reclamirt, die großen Beziehungen der Sprache ſind dort längſt wieder bis in die kleinſten Spielereien derſelben zurückgekommen, aber die franzöſirenden Ausländer treiben noch immer das alte leere Spiel mit den Glasperlen des großen Ludwig.>

Valerius hörte mit Verwunderung zu, wie die geiſtreiche und energiſche Fürſtin ſich in ſolcher Unterhaltung gefallen konnte. Aber Erziehung und Gewohnheit ſind bekanntlich die zweiten Schöpfer, und die ſchöne Frau war ganz à son aise — da fiel ihr Blick zufällig in den Saal, und ſie ſah den Geliebten ſtehen. Ein hohes Roth bedeckte ihr Geſicht, und ſie erhob ſich wie unwillkürlich von ihrem Sitze. Die beiden Herren ſprangen erſchrocken auf, und fragten, — Valerius ſah zum erſten Male William wieder. Er war Einer von den Beiden. Conſtantie trat raſch in den Saal — „Wie kommen Sie hierher?" und ohne Antwort zu erwarten, ſetzte ſie mit leiſerer Stimme hinzu: „Wann bekamen Sie meinen Brief?"

Im Angeſichte des Feindes, den wir eben angreifen wollten —

„Und der Angriff war Ihnen wichtiger“ —

Die beiden Männer waren unterdeß ebenfalls herangetreten, das leiſe Geſpräch mußte aufhören, Valerius und William begrüßten ſich mit einem wunderlichen Gemiſch von Froſtigkeit, alter Freundſchaft und landsmannſchaftlichem Intereſſe. Die Fürſtin ſtellte Valerius dem andern Herrn vor, er überhörte den Namen des polniſchen Fürſten.

Man ging im Saale auf und ab. Das Geſpräch hatte ein geſpanntes, zerriſſenes Weſen. Valerius fühlte ſich verletzt von dem ſtolzen, kalten Benehmen Conſtantiens, und ſetzte ihm alle ſchroffe Entſchloſſenheit entgegen, welche ihm eigen war. Nur einen Moment kam eine gewiſſe Wärme in Conſtantiens Ton, als ſie auf den Arm im ſchwarzen Tuche deutete, und nach ſeiner Verwundung fragte. Um ſeine Anweſenheit zu rechtfertigen — denn er hätte in dieſem Augenblicke ſelbſt Conſtantien nicht zugeſtehen mögen, daß er zum Theil ihretwegen da war — erzählte er kurz, was man in Warſchau befürchte.

Man iſt nicht ſtreng genug gegen den Pöbel geweſen, ſagte der Fürſt.

Die dreiſt gelöſten Verhältniſſe, ſetzte William hinzu, deren innere Heiligkeit der freche Geiſt des Jahrhunderts überſpringt, rächen ſich früher oder ſpäter überall.

Valerius verging vor Pein, er ſchützte Befehle vor, die ihn nach Warſchau riefen, und empfahl ſich. Einen Augenblick ſchien die Fürſtin beſtürzt zu ſein, aber der alte Stolz trat ſchnell wieder auf ihre Lippen, ſie entließ ihn ſtumm und ceremoniös.

Er warf ſich in den Wagen, und von allerlei Qualen gemartert kam er nach Warſchau. Ob es Eiferſucht allein, oder auch gekränkter Stolz war, was ihn peinigte, das wußte er ſelbſt nicht zu ſagen. Die Straßen waren von Menſchen erfüllt, die in der Dunkelheit des Abends drohenden Geſpenſtern gleich hin und herzogen. Er eilte zum alten Grafen, um vielleicht dort etwas Näheres über die getroffenen oder zu treffenden Maßregeln zu erfahren, denn daß Caſimir's Vermuthungen nur zu richtig geweſen, zeigte ihm jeder Schritt. Die durch die Straße wogende Menge befand ſich zwar größtentheils in einem dumpfen Schweigen, aber hie und da hörte man doch den drohenden Ruf: Nieder mit den Ariſtokraten, nieder mit den Ruſſenfreunden! Nieder mit den Ruſſenfreunden! rollte dann gewöhnlich wie eine Lawine durch die ganze Straße hin.

Er fand den alten Grafen in einer Aufregung, wie er ſie nie an ihm geſehen. „Da haben Sie den patriotiſchen Club“, rief er ihm entgegen, „da haben Sie die gepredigte Zügelloſigkeit, das kommt von dem demokratiſchen Unſinn — Kanonen, Kanonen, Cavalleriechargen gegen die Canaille! Grand Dieu, und nun iſt kein Militär da, und was da iſt, wird von dieſem gleißneriſchen Schurken, dem Krukowiecki commandirt! In ſolchem Augenblicke ſolch ein Gouverneur der Stadt!“

Der Graf, welcher einen Angriff auf ſein Haus ſelbſt zu fürchten ſchien, bat den Deutſchen, da zu bleiben, die Bedienten bewaffnen, poſtiren zu helfen, und was der Sicherheitsmaßregeln mehr waren. Valerius aber, in ſeiner ohnehin gereizten Stimmung durch die Ausdrücke des Grafen noch mehr verletzt, lehnte es ab. Er glaubte, die vom Affecte überraſchte echte Geſinnung des Grafen in dieſer ariſtokratiſchen Berſerkerwuth und Beſorgniß zu erblicken; alle die ſchönen Worte, welche er früher von ihm vernommen, ſchienen ihm jetzt angelernte Floskeln, von denen das Herz des unverbeſſerlichen alten Adelshelden nichts gewußt habe. Ein altes ſchreckliches Wort Hippolyts fuhr ihm durch den Sinn: Dieſe Erben des alten Syſtems ſind durch und durch inficirt, und durch nichts zu heilen, ſie müſſen ausſterben — Niemand kann ſie ändern.

So ging er entrüſtet von dannen, und es war ihm, als höre er einen entſetzlichen Fluch des alten Edelmanns hinter ſich her. Aber er mochte es nicht glauben, daß ſich ein ſo ausgebildeter Mann zu ſolcher Rohheit fortreißen laſſe, und ſchob's auf einen Irrthum, auf ſeine eigene erhitzte Phantaſie. Die Menſchenmenge auf den Straßen war zwar nicht geringer geworden, aber ihre heftige Gährung und Bewegung ſchien nachgelaſſen zu haben. Man ſah ſie mehr in Haufen zuſammengedrängt, und einzelnen Rednern zuhören, welche ihnen mit der nationalen Lebhaftigkeit die Verhältniſſe auseinanderſetzten. „Unſere Sache iſt eine heilige", ſchloß ein ſolcher Redner ſeinen Vortrag, zu deſſen Gruppe der junge Deutſche eben trat, „unſere Sache iſt eine heilige", wiederholte er mit dem größten Nachdruck, „und wir brauchen ſie nicht zu verbergen vor dem Sonnenlichte — am hellen Tage, im Angeſichte von ganz Europa wollen wir Gericht halten über die Verräther. Wie? haben wir nicht Alles in die Schanze geſchlagen, um die Freiheit für unſer Vaterland zu erwecken? Was wüßten denn dieſe vornehmen Herren von der glorreichen polniſchen Revolution ohne uns? Als wir unſere Köpfe gewagt hatten, als die Ruſſen aus Warſchau hinausgeworfen waren, da kamen die vornehmen Herren erſt zum Vorſchein. Was? Iſt unſer Blut nicht ſo roth wie das ihre, iſt es nicht eben ſo polniſch wie das ihre? Und wohin haben ſie uns geführt? Iſt der Bauer frei geworden? Iſt der Ruſſe geſchlagen? Nicht doch. In wenig Tagen wird der Ruſſe vor Warſchau ſtehen, und ſeine Spione, von denen wir umgeben ſind, werden ihm die Stadt verrathen. Warum hängt man die Spione nicht? Weil die vornehmen Herren es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen wollen, weil ſie immer noch ein Brückchen zur Rückkehr haben möchten — wollen wir eine Rückkehr?"

Keine, keine, ſchrie der Haufe.

„Keine Rückkehr, Ihr echten Polen", fuhr der Redner fort, „Freiheit oder Tod! Da drüben ſitzen die Verräther Jankowski und Bukowski, welche unſere Armee verrathen haben — bleibt, meine Freunde, unſere Sache iſt eine heilige, ſie ſcheut den Tag nicht, ſie ſucht ihn vielmehr — die helle Sonne des Freiheitsſommers ſoll unſere Rache beſcheinen, morgen ſollen die Verräther am hohen Mittage ſterben, damit die Ariſtokraten erkennen, es giebt ein Volk, wenn ſie ſich zur Tafel ſetzen. Freiheit oder Tod!"

Donnernd wiederholte die Maſſe den Ruf, und nachdem der Redner einigen der Zuhörer noch leiſer etwas mitgetheilt hatte, zerſtreute ſich der Haufe. Valerius ſah beim Schein einer Laterne das Geſicht deſſen, der eben geſprochen hatte, es war ein blaſſes, entſchloſſenes Geſicht, ein junger Mann von hoher, ſchlanker Geſtalt — eine Patrouille kam die Straße entlang, und im Nu war der Redner ſammt allen Zuhörern verſchwunden.

Die Nacht verging ruhig, und als der Morgen des fünfzehnten Auguſt anbrach, glaubten Viele, das Ungewitter ſei vorübergezogen. Valerius war nach dem, was er den Abend vorher gehört hatte, nicht der Meinung. Er ging zeitig aus, um dem Grafen Anton Oſtrowski mitzutheilen, was er gehört — er fand ihn nicht, Alles war ſchon in Bewegung, es war ein Feſttag, Maria Himmelfahrt, alle Straßen waren angefüllt, ein unheilvolles Murmeln lief durch die Straßen. Valerius ſah mit Entſetzen, was es heiße um einen Volksaufſtand. Gerechte Klagen, thörichtes, ausſchweifendes Verlangen, blutdürſtige Drohungen drangen in buntem Gemiſch zu ſeinem Ohr. Wo iſt die Möglichkeit, dachte er, hier aufzuklären, zu belehren, das Uebertriebene vom Richtigen zu ſondern! Welch ein entſetzliches Mittel, geſellſchaftliche Verhältniſſe umzugeſtalten, bleibt der Aufruhr! Alle Civiliſation iſt wieder dem Chaos anheimgegeben.

Graf Anton Oſtrowski kam mit einer Abtheilung der Nationalgarde daher. Man machte ihm Platz, ja man rief: „Es lebe Oſtrowski!“ Aber wenn er die Leute ermahnte, nach Hauſe zu gehen, den Ruf der gerechteſten Revolution nicht zu beflecken, da ſcholl es von allen Seiten: „Die Köpfe der Verräther! Die Köpfe der Verräther!“ und ſo wie er mit den Truppen vorüber war, ſchloß ſich die geöffnete Gaſſe wieder brauſend. Die Nationalgardiſten ſelber ſchüttelten den Aufrührern im Vorüberziehen die Hände; es war leicht einzuſehen, daß mit dieſer Macht der Aufſtand nicht unterdrückt werden könne. Hoch über den Köpfen der Menge ſah man hie und da Hände ſich emporſtrecken, welche einen Strick in der Luft ſchwenkten, und „Hurrah! Halsbänder für

Verräther! Halsbänder für Ariſtokraten!“ ſchrien rauhe Kehlen von allen Seiten. Valerius bemerkte, daß der letztere Ruf ſeltener war, und bald erblickte er auch in ſeiner Nähe den geſtrigen Redner, von welchem beſonders die tödtliche Drohung gegen die Ariſtokraten auszugehen ſchien. Der Volksaufruhr galt wirklich nur den Ruſſenfreunden.

Ein wilder Burſche, der neben Valerius ſtand, fragte dieſen plötzlich, warum er nicht mitrufe — „Du gehörſt wol auch zu den lauen Brüdern, die ſich allenfalls mit den Ruſſen vertragen!“ Dadurch wurde die Aufmerkſamkeit aller Umſtehenden auf den Deutſchen gerichtet, und dieſer befand ſich wirklich wegen einer Antwort in der größten Verlegenheit. Daß hier nicht der Ort ſei, perſönliche, publiciſtiſche Anſichten zu entwickeln, ſah er wohl ein, und doch vermochte er es nicht, in den blutdürſtigen Ton einzuſtimmen. Ein wohlgekleideter Bürger kam ihm mit der Bemerkung zu Hilfe: Siehſt Du nicht, Thomas, daß der Herr verwundet iſt, die Türken werden ihm den Arm nicht zerſchoſſen oder zerhauen haben, nicht wahr, Herr?

Nein, mein lieber Freund, erwiderte Valerius ſchnell, der ſich durch dieſe Wendung des Geſprächs aus der peinlichen Situation zu befreien hoffte, es hat's eine ruſſiſche Kugel bei Oſtrolenka gethan —

Siehſt Du, Thomas, Du biſt immer unbändig —

„Sachte, ſachte, Meiſter Warçow, es haben manche verdächtige Leute unter Madame Skrzynecki gefochten, und ſolch eine dumme Kugel weiß den Teufel, ob ſie an den rechten kommt. Der junge Herr ſpricht mir auch ſo ein fremdes Polniſch, und ich ſeh's ihm an, daß ihm meine Frage garſtig in die Quere kommt. Heut' denken die Vögel, ſie ſeien im Haufen am ſicherſten. Wer weiß auch, ob unter dem ſchwarzen Tuche eine Wunde ſteckt, und warum trägt denn der junge Herr keine Uniform, ſchämt er ſich unſerer Uniform, he?

In dem Augenblicke brüllte wieder der ganze Haufe: „Tod den Verräthern!“ und ein naher Strick flog Valerius um den

Kopf. Valerius, der in einem gewiſſen Starrſinn nicht mitſchreien mochte, obwol er einſah, daß es am Beſten ſei, mit den Wölfen zu heulen, und daß er durch ſein Schweigen eine wirkliche Gefahr für ſich herbeiziehe, ſah, wie der wilde Thomas die Hand nach ihm ausſtreckte, hörte, wie er mit dröhnender Stimme ſchrie: Hoho, ein Verräther! —

In dieſem Augenblicke aber rückte die Volksmaſſe mit einem mächtigen Stoße vorwärts, ein entſetzliches Gebrüll erſcholl, ſie machte den Angriff auf das Gefängniß der verdächtigen Generale Jankowski und Bukowski. Dadurch ward Valerius von dem wilden Aufrührer getrennt, und er hielt es nach ſeiner Erfahrung für räthlicher, ſich aus der Menge zurückzuziehen. Da der Hauptdruck ſich entfernt hatte, ſo war es dünner und lichter um ihn geworden, er gewann eine Querſtraße und entſchlüpfte. Die nächſte Hauptſtraße war indeſſen wieder mit Menſchen angefüllt, und die Leſſel'ſche Conditorei, zu welcher ihn die Woge trug, war ihm ein erwünſchter Poſten, auf den er ſich zurückziehen wollte. Der geſtoßene Arm ſchmerzte ihn ſehr, und er bemerkte es in ſolchem Zuſtande gar nicht, daß gerade vor dieſem Hauſe das Volk in dichteſter Reihe aufgepflanzt war, und nur auf einen Impuls zu warten ſchien, um in die Thür zu dringen. Im Innern fand er Alles gefüllt, und drängte ſich mit Mühe bis in die hinteren Zimmer, weil er dort mehr Raum und Ruhe zu finden hoffte. Hier begegnete ihm Leopold, der ſich in großer Heiterkeit über dieſen Volksſturm hin- und herbewegte: „Man ſieht doch, daß ſie Blut in den Adern haben, das ſind natürliche Urzuſtände, die Polizei hört auf, die Poeſie beginnt."

Valerius ſetzte ſich auf den einzig leeren Platz im dunkelſten Winkel des Gemachs. Ein modiſch gekleideter Mann ſaß neben ihm. Es war dem Deutſchen, als ob er dies blaſſe, gedunſene Geſicht ſchon geſehen habe, und zwar in der Heimat. Leopold, der ab- und zuging, und rapportirte, klärte ihn bald darüber auf, indem er den Nachbar anredete: Herr von Wankenberg, Sie ſind wol krank? Ich habe Sie ja in meinem Leben nicht ſo blaß geſehen.

Der Angeredete machte eine verneinende Bewegung, und bat Leopold mit leiſer Stimme, ſeinen Namen nicht ſo laut zu nennen. Jeder Name, der nicht polniſch klinge, ſetzte er hinzu, ſei in dieſem Augenblicke verdächtig.

Ich glaube, Sie haben mit dem Ihrigen beſonders Recht, ſagte der kleine Mediciner mit der gewöhnlichen Schalkhaftigkeit, es ſind da draußen ganz fatale Sprachforſcher, und wenn ich mich nicht irre, war Ew. Hochwohlgeboren werther Name auch der Gegenſtand ihrer Studien —

Nicht doch! ſtammelte Herr von Wankenberg, und verſuchte zu lächeln, aber die zitternden Zahnreihen ließen es nicht dazu kommen —

Die deutſchen Namen, fuhr jener fort, ſcheinen den Herren da draußen beſonders unangenehm zu ſein, das Wort Leſſel werfen ſie mit allerlei mörderiſchen Zungenkünſten umher, wie ich aber bemerke, hat ſich der ehrenwerthe Beſitzer dieſes anſtößigen Wortes den Blicken entzogen. Das iſt die angeborne Höflichkeit eines Kaffeewirths, er will durch ſeine Gegenwart keine Veranlaſſung zu Mißfälligkeiten geben. Ich fürchte nur, Herr von Wankenberg, dort unter dem Ladentiſche, oder oben auf dem Boden iſt er vor dieſen gründlichen Forſchern durchaus nicht ſicher, ſobald ſie einmal ernſtlich an die Entſcheidung ihrer grammatiſchen Streitigkeiten gehen — aber ſagen mir doch Ew. Hochwohlgeboren, wodurch Sie ſich das Mißfallen dieſer Generation zugezogen haben; es iſt zwar nur Pöbel, Volk, und daher kommt es wohl —

„Ich verehre das polniſche Volk über Alles“, erwiderte dieſer haſtig, gleich als ob ihn dieſe Verſicherung retten könnte, „ich liebe jede Volksherrſchaft, wahrhaftig, auf Ehre, ich liebe das Volk“, und dabei perlte der Angſtſchweiß in großen Tropfen auf ſeiner Stirn.

Valerius erinnerte ſich jetzt deutlich dieſer Perſon: es war in Deutſchland eine renommirte Figur. Auf der einen Seite galt er für einen Spieler und für einen charakterloſen, käuflichen

Menſchen, der für Geld zu Allem brauchbar ſei; auf der andern Seite war er in der höchſten adeligen Geſellſchaft aufgenommen, galt für einen Eſprit, und ward als ein unterrichteter Vertheidiger des ruſſiſchen Syſtems gerühmt. Ein unparteiiſcher Beobachter hatte Mühe, mit dieſem Menſchen aufs Reine zu kommen, denn bei näherem Umgange fand er ein weiches, poetiſches Gemüth in ihm, das zarter, höherer Empfindungen fähig war, ſich ſelbſt in ſchwachen Stunden ein verlorenes Geſchöpf nannte und in Thränen ausbrach. Valerius vergegenwärtigte ſich jetzt Alles, was er auf Grünſchloß von ihm gehört hatte, wo man dieſen Herrn von Wankenberg kannte; und nach dem, was er ſah und hörte, ſchien es ihm nicht zweifelhaft, daß ſich dieſer Ueberreſt aus der franzöſiſchen Royaliſtenzeit für ruſſiſches Gold auch zu Machinationen gegen Polen bereitwillig gefunden habe.

Es war ein auffallender Zug in dem Gemüthe Valerius', daß er eben ſo wenig einem dauernden Haſſe ſich hingeben, als einen wirklich verächtlichen Menſchen völlig verachten und wegwerfen konnte. Er klagte es oft als eine Schwäche ſeines Charakters an, und doch widerſtrebte ein Etwas ſeines innerſten Weſens, wenn er ſich zu dieſen ſogenannten Kraftäußerungen der Seele anſpornen wollte. Es giebt ein bekanntes Wort: Wer nicht recht haſſen kann, vermag auch nicht recht zu lieben; aber er kam nie recht zum Glauben an dieſen gebieteriſch klingenden Satz. In der Forderung dieſer Kraftextreme lag ihm ſtets eine cultivirte Rohheit, und ſo unangenehm ihn auch die Schwächlichkeit berühren mochte, ſie durfte ſich nun in Thaten oder Maximen äußern, ſo wenig konnte er ſich doch den rückſichtsloſen Kraftprincipien anſchließen. Alle Syſteme mit ſtarrer mathematiſcher Conſequenz ſchienen ihm der unerſchöpflich mannigfaltigen, immer neu und unerwartet ſich entwickelnden Menſchennatur zuwider, feindlich, verderblich zu ſein. Namentlich führten ihn geſchichtliche Studien von allem Unbedingten zurück, und ſeine eigenen früheren Anſichten flößten ihm oft ein Grauen ein vor jeder ſtarren Einſeitigkeit.

So mißfällig ihm alſo das erſchien, was er von ſeinem jetzigen Nachbar wußte, ſo fühlte er doch eine Art Mitleid mit dem gefährlichen Zuſtande, in welchem ſich dieſer wirklich befand. Die Todesſtrafe jeder Art, wie ſie von Menſchen über Menſchen verhängt wird, hatte immer etwas Entſetzliches für Valerius; er war ſich zu tief deſſen bewußt, wie Moral und Geſetze und Zuſtände aller Art dem lebhafteſten Wechſel unterworfen ſeien, er hielt es immer für eine martialiſche Aushilfe der Geſellſchaft, ſich über das Leben eines Menſchen das Recht anzumaßen.

Während ſolchergeſtalt die Gewitterwolke über Leſſel's Conditorei hing, und jeden Augenblick ſich zu entladen drohte, ſchlug ſie bereits mit mächtigen Streichen in die Gefängniſſe der beiden verdächtigen Generale. Die Regierung war machtlos, ſolche Exceſſe zu hindern ohne den Gouverneur, und der Gouverneur war Krukowiecki. Es iſt nicht zu läugnen, daß er eine außerordentliche Thätigkeit an dieſem verhängnißvollen Tage entwickelte, er war überall, und überall war er thätig. Glühroth vor Zorn und Eifer ſtürzte er in das Zimmer, wo ſich die fünf Mitglieder der Regierung verſammelt hatten, und berichtete, wie der Aufſtand von Minute zu Minute wachſe, und ein immer drohenderes Anſehen gewinne, wie die Gefängniſſe der Generale bereits erbrochen ſeien, und er nichts hindern könne, wenn man ihm nicht größere Vollmacht ertheile. Die vier Regierungsmänner machten dem fünften unverholen die lebhafteſten Vorwürfe über dieſe Scenen. „Das ſind die Thaten des Club“, rief Vincenz Niemojewski, „den Sie protegiren, das iſt die Manifeſtation Ihrer geprieſenen Demokratie.“ Der lange blaſſe Mann, an welchen dieſe Worte gerichtet waren, zuckte mit einiger Schüchternheit die Achſeln, und, ſeinen ſchmalen Kopf auf die Bruſt herabneigend, ſagte er mit halber, aber wohl verſtändlicher Stimme: Das iſt nicht das Werk der Demokratie, meine Herren, ſondern des halben, zögernden Syſtems, das die Regierung befolgt hat. Ich habe bisher umſonſt meine ſchwache Stimme dagegen erhoben, jetzt ſehen Sie in den Straßen der Hauptſtadt ſelbſt die Folgen davon.

Uebrigens glaube ich nicht — und bei dieſen Worten zog er einen Moment die Wimpern in die Höhe, und fuhr mit einem ſeiner blitzenden Blicke an der breiten, hohen Geſtalt Krukowiecki's in die Höhe, bis ſeine tiefliegenden, ſtechenden Augen den verſchmitzten, lebhaften Blick des Generals getroffen hatten, und ihn feſtzuhalten ſchienen; man hätte hinter der Schärfe dieſer vier blitzenden Pupillen bei leidenſchaftsloſer Betrachtung ein Lächeln entdecken können — übrigens glaube ich nicht, daß die wackere Nation jemand Anders ein Leid zufügen wird, als Perſonen, die mit der Schmach von Vaterlandsverrätherei gebrandmarkt ſind —

„Es iſt Anarchie, gleichviel, wohin ſie ſich richte“, entgegnete zornig Niemojewski.

Lelevel, denn das war der ſchwarzgekleidete, blaſſe Mann, gegen den ſich die Vorwürfe gerichtet hatten, zuckte abermals die Achſeln, und ſpielte mit den weißen, mageren Händen an der Kette ſeiner Uhr, die er vor ſich auf dem Tiſche liegen hatte.

Krukowiecki erhielt die Vollmachten, eilte fort, ſchwang ſich aufs Pferd, und ſprengte in die Straßen hinein. Ein wilder Tumult wälzte ſich über den Platz, auf welchem der General eben ankam. Die Aufrührer waren in das Gefängnißhaus eingedrungen, und jetzt ſchleppten ſie die Schlachtopfer daher. Die Generale waren nur halb bekleidet, der Tod lag bereits auf ihren blaſſen Geſichtern, der Strick um die Nacken; ein mörderiſcher Lärm brauſte durch die Luft, halb im Sprunge ſtürzte die zum Blutdurſt erhitzte Menge nach den Laternenpfählen, die an der Häuſerreihe ſtanden, und die dem Tode Geweihten mußten die ſchnelle Bewegung mitmachen, wenn ſie nicht ſogleich von den angezogenen Schlingen erwürgt werden wollten.

General Krukowiecki, der von ſeinem Pferde aus die Scene überſehen konnte, ſtrich ſich wohlgefällig den grauen Knebelbart, und redete leiſe zu einigen verwegenen Geſichtern, die ſich neben ihm eingefunden hatten. Als der erſte Unglückliche am Laternenpfahle zappelte, wendete er ſein Roß, und ritt zurück nach dem Regierungshauſe, den Vorfall zu berichten, und neue Vollmachten zu verlangen.

Die Nachricht von der vollzogenen Execution rannte wie ein Thier der Wüſte blitzſchnell durch alle Straßen, und die vor Leſſel's Hauſe noch zögernden Demagogen erhoben ein wildes Geſchrei und ſtürzten ſich nun unaufhaltſam in die Thüren. Wie bei allen Dingen, ſo vornehmlich bei einem Aufſtande iſt der Anfang, die erſte That das Schwierigſte, was den Entſchloſſenſten erheiſcht. Die roheſten Leute ſind ſo bis ins Innerſte von der Ordnung, dem beſtehenden Geſetz umſchloſſen, daß ſie mit der größten Wuth Alles vorbereiten können, die Schranken zu durchbrechen, und dennoch an der äußerſten Grenze unentſchloſſen ſtehen bleiben. Iſt nun aber angefangen mit der wirklichen That, dann ſchwinden alle Bedenklichkeiten, der Erſte hat gleichſam die Verantwortung für Alle übernommen, und die Wuth, welche ſich bei ungeſetzlichen Handlungen oft ſo grell herausſtellt, iſt nur ein Kind des Rauſches. Die Uebertreter ſind einmal über das Gewöhnliche hinausgegangen, der ungewöhnliche, geſteigerte Zuſtand befängt ſie, was einmal mit Gefahr begonnen iſt, ſoll nun auch erſchöpft werden, damit man der etwa folgenden Strafe auch allen Genuß vorweg abgekauft habe, alle prüfenden Gedanken werden als unbequem in den Hintergrund geſchoben.

Die eindringenden Männer des Aufſtandes ſchrieen einſtimmig nach Leſſel, dem Spione, dem Ruſſenhunde, wie ſie ihn nannten. Er war nicht zu ſehen, und nach allen Treppen hinauf und hinunter verbreiteten ſich die Racheburſtigen. Daß er in ein anderes Haus entflohen ſein könne, befürchteten ſie nicht; am Morgen war er noch da geweſen, und kein Warſchauer, ſagten ſie, hätte an dieſem heiligen Tage der Rache einen Flüchtling verborgen.

Es war ein erſchütterndes Geſchrei, das in dem Hauſe hin und wieder flog, und Valerius, den die ganze Scene entſetzte, verwünſchte den Gedanken, hier eingetreten zu ſein. Ans Hinausdringen war aber nicht zu denken, die Zimmer waren ſo gefüllt, daß er regungslos neben dem von Todesſchauern geworfenen deutſchen Edelmann ſitzen bleiben mußte. Leopold war durch das Gedränge von ihnen getrennt worden.

Valerius konnte übrigens ſchnell erkennen, daß der Aufſtand keineswegs eine bloße Sache des Pöbels war. Anſtändig gekleidete Männer, jung und alt, füllten das Gemach, nur hie und da ſtreckten ſich die braunen, nackten Arme eines rohen gemeinen Burſchen oder eines alten bärtigen Tagarbeiters in die Höhe, um einem wilden Fluche gegen die Ruſſen und ihre Freunde die nöthige Geberdenbegleitung zu geben. Die flüchtig gewechſelten Worte der drohenden Geſellſchaft überzeugten ihn eben ſo ſchnell, daß man nichts wolle, als die zögernde Geſetzeshandhabung gegen die Feinde und Verräther des Vaterlandes beſchleunigen. Es lag eine tödtliche Ruhe des Revolutionsrechts in den wenigen Worten, die er vernahm.

„Der deutſche Spion iſt im Hauſe“, ſchrie plötzlich eine durchdringende Stimme aus dem andern Zimmer, und Valerius ſchrak nicht viel weniger zuſammen als der Edelmann neben ihm, denn er hatte dieſe Stimme ſchon gehört, obwol er im Augenblick nicht wußte, wo. Die Stimme kam immer näher, der Rufer brach ſich eine Gaſſe durch die Menge, und plötzlich ſtand der blaſſe Volksredner, deſſen Peroration Valerius den Abend vorher auf der Straße gehört hatte, vor den beiden Deutſchen. Eine ſecundenlange Todtenſtille trat ein. Alles wartete auf die Bezeichnung des Schlachtopfers. Valerius fühlte ſich von dem entſetzlichen Gefühle durchdrungen, wie das Individuum in Zeiten der Anarchie jeder Willkür des Einzelnen eben ſo preisgegeben ſei, wie in den Zeiten eines unbeſchränkten Deſpotismus. Wirklich richtete auch der Demagoge ſeine tödtlichen Blicke bald auf Wankenberg, bald auf Valerius, und auf dieſem ſie ruhen laſſend, ſprach er plötzlich: Sie ſtanden geſtern Abend bei einer Gruppe Patrioten, die einem Volksredner zuhörten und zujauchzten, Ihr Mund aber blieb ſtumm, und Ihr Geſicht drückte eine Mißbilligung deſſen aus, was Sie ſahen und hörten —

Bei dieſen Worten griffen jene braunen, nervigen Arme nach Valerius, und die weiter Zurückſtehenden, welche die beiden ſitzenden Deutſchen nicht ſehen konnten, erhoben einen wilden Lärm: An die Laterne, an die Laterne mit dem Verräther! Der Volksredner drängte aber den Angreifenden zurück, und auf Wankenberg zeigend, rief er den auf der andern Seite Stehenden zu: Greift den Spion! Darauf wandte er ſich um, und verlor ſich unter der Menge, gleich als habe er noch viel dergleichen Geſchäfte zu verrichten, und könne ſich nicht mit dem Detail abgeben. Zwei junge, fein gekleidete Männer, die zunächſt an dem deutſchen Edelmanne ſtanden, ergriffen ihn mit Wuth, ſpuckten ihm ins Angeſicht, und warfen ihn mit den Worten: Da habt Ihr einen niederträchtigen, ausländiſchen Verräther für die Laterne! den Vorderen zu. In dieſem Augenblicke drang ein wüthendes Halloh von der Treppe herunter, man hatte Leſſel ergriffen. Eine offen ſtehende Thür des hinteren Zimmers, in welchem das Bisherige vorgefallen war, ließ von da aus die Treppe und den Hausflur erblicken, man ſah den kleinen, magern Conditor von Fauſt zu Fauſt herunterfliegen. Dies Ereigniß ſetzte Alles in eine neue Bewegung, dadurch wurden die Perſonen in einander geſchoben, und in einem Handumdrehen war keiner der Männer mehr in der Nähe, welche Wankenberg arretirt hatten. Obwol ſich alle Augen nach der bekannten und allgemein verhaßten Perſon Leſſel's hinkehrten, ſo wurde der deutſche Edelmann doch noch immer feſtgehalten, er war traditionell von einer Hand in die andere übergegangen. Er machte ſich aber mit großer Geſchicklichkeit den wüthenden Tumult zu nutze, der auf dem Hausflur ausgebrochen war, ſuchte ein Lächeln auf ſein Todesgeſicht zu heften und erklärte den Inhabern der Fäuſte, welche ihn eben ſchüttelten, ſie ſeien an den Unrechten gekommen. „Seid Ihr des Teufels", ſagte er haſtig, „einem der eifrigſten Patrioten die Kehle zuſammenzudrücken! Auf dieſe Weiſe entwiſchen Eurer

Blindheit die ärgſten Verräther — dort, dort, ſeht hin, dort iſt er wieder ſtill auf ſeinen Stuhl geſchlüpft, und wartet die Sache ab in aller Sicherheit!"

Bei dieſen Worten deutete er auf Valerius —

„Strafen mich alle Heiligen", ſchrie eine rauhe Stimme, „nach dem Burſchen hab' ich heute Morgen ſchon einmal die Hand ausgeſtreckt, ich erkenne ſolch einen Vogel auf den erſten Blick." Es war der wilde Thomas, der mit blutdürſtigen Augen und Händen nach Valerius griff. Dieſer ſchlug ihn jetzt ohne Weiteres ins Geſicht, daß er zurücktaumelte. Der Zorn über dieſe ſchauderhafte Wirthſchaft hatte ſich ſeiner völlig bemächtigt, und alle Beſorgniß vertrieben. — Schämt Ihr Euch nicht, Polen, Eure edle Sache durch ſolche plumpe Tölpel zu beflecken, die Handhabung der Strafen dem Zufall preiszugeben? Ich bin Officier im Kicki'ſchen Regimente, mein Arm iſt noch wund von Oſtrolenka —

„Hollah ho! das iſt ein Vogel für uns, Thomas, Du haſt einen richtigen Treffer", rief plötzlich eine neue Stimme, und Valerius ſah den ungeſtümen Slodczek auf ſich eindringen. Vor dem großen Lärmen waren die Vertheidigungsworte des Deutſchen nur den nächſten Umſtehenden verſtändlich geworden; dieſe ſahen ihn unſchlüſſig an. „Ueberall iſt dieſer ariſtokratiſche Spion herumgeſchnüffelt", fuhr Slodczek zu einigen Bauern fort, die hinter ihm ſtanden, und zu Thomas, der ſich das Blut aus dem Geſicht wiſchte, „in Warçows Scheuer hat er unſeren Club behorcht, erſt geſtern kam er wieder aus dem großen Hauſe eines alten, gefährlichen Edelmanns, dem er unſer heutiges Feſt verrathen hatte, heut' rettet Dich der alte Florian nimmermehr", und damit fiel er mit ſeinen Genoſſen über Valerius her, welcher ſich fruchtlos gegen die Menge vertheidigte und fortgeſchleppt wurde.

Vor der Hausthür kam er mit Herrn Leſſel zuſammen. Die Volksmaſſe drängte ſich ſo ungeſtüm herbei, daß die Urtheilsvollſtrecker und die Gefangenen ſtillſtehen mußten. Valerius verſuchte es hier noch einmal, den Leuten in Betreff ſeiner Perſon ihren Irrthum verſtändlich zu machen, aber das erſchütternde Geſchrei von Schimpfreden und Verwünſchungen ließ ihn nicht zu Worte kommen. So geht es denn, dachte er, mit deinem Civiliſationslaufe unerwartet ſchnell zu Ende. Du haſt die Revolution vertheidigen helfen, um in ihren zweiſchneidigen Armen ermordet zu werden.

Sein Blick fiel auf Leſſel. Es iſt wunderbar, wie dem Menſchen in den entſetzlichſten Momenten, wo man die ganze Seele gefeſſelt und unthätig denken ſollte, Gedanken und Bilder entſtehen, die man nur den ruhigen Lagen des Lebens natürlich glaubt. Valerius ſah ein altes Bild vor Augen, das ihn oft in ſeiner Kindheit erſchreckt hatte. Der Teufel war darauf conterfeit, wie er einen Böſewicht zur Hölle abholt. Dieſen Candidaten Urians glaubte er jetzt in Leſſel zu erblicken: das Geſicht des Conditors war weiß wie die Kalkwand, die kleinen Augen waren faſt ganz zurückgetreten hinter die Augenknochen, ein leerer weißer Strich ſtarrte nur geſpenſterhaft hervor. Der Unglückliche ſank einmal über das andere in die Knie, und bat in den jämmerlichſten Ausdrücken um ſein Leben.

Vorwärts! Vorwärts! ſchrie man von allen Seiten — Platz für den Henkersgang der Verräther! Es ward ein ſchmaler Raum offen, man ſetzte ſich in Bewegung, und jetzt, da es direct zu dem ſchimpflichſten Ende ging, überfiel Valerius eine unnennbare Angſt, deren ſich ſein Muth und Verſtand umſonſt zu bemeiſtern ſuchte.

Platz für die alte Gräfin! Platz für die beſte Polin! rief man auf einmal von vielen Seiten, und die meiſten Anweſenden entblößten ihre Häupter. Ein Wagen rollte langſam durch die Menge, Valerius erkannte die alte Großmutter Hedwigs in ihren ſchwarzen Gewändern — Hedwig ſelbſt ſaß neben ihr. Sie erblickte ihn, ſchrie laut auf, ſprang aus dem Wagen, eilte zu ihm, griff nach ſeiner Hand. Aber ſeine Arme waren von Slodczek und Thomas feſt nach hinten gedrückt — „Polen, ſeid Ihr raſend“, rief ſie, an die Menge ſich wendend, „dieſer Mann iſt einer Eurer tapferſten Soldaten, von untadelhaftem Patriotismus!“ Ein drohendes Murren erhob ſich, eine Stimme nach der andern ſtieg auf: Er iſt ein Verräther, ein ruſſiſcher Spion!

„Großmutter, ſprich ein einziges Wort, aus Deinem Munde wird es genügen, ſage dieſen bethörten Patrioten, daß Du den Herrn kennſt, daß er uns, unſer Vaterland vertheidigt hat, daß er kein Verräther iſt!“

Ein lang gewachſener Bauersmann mit kurzem rothleinenen Kittel trat mit entblößtem Kopfe an den Wagen, machte eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Wenn die gnädigſte Frau Gräfin Ja ſagen will zu den Worten der ſchönen Dame, ſo wollen wir den Verräther laufen laſſen“ —

Hedwig, Valerius, Alle richteten ihre Blicke auf die alte Frau. Unbeweglich, ſteinern blieb ihr blaſſes Antlitz, die Augen ſahen ſtarr und theilnahmslos in die Luft, man konnte glauben, ſie bemerke gar nichts von dem, was vorgehe. Ringsum war Alles ſtill.

„Großmutter!“ unterbrach endlich Hedwig die Ruhe mit flehendem Tone. Da machte die Alte eine Bewegung der Unzufriedenheit mit der flachen Hand; das Volk nahm dies für ein Zeichen der Verneinung, toſend brach der unterbrochene Lärm wieder aus: „An die Laterne mit den Verräthern! An die Laterne!“ und fort ging’s mit den Gefangenen nach der Seite hin, von wo der Wagen gekommen war. Alles Volk ſtürzte nach. Der lange Bauer hatte Hedwig ſchnell in den Wagen gehoben, und auf der leer gewordenen Seite der Straße rollte dieſer raſch von dannen.

Valerius, erbittert durch dieſe Scene, hatte ſeine Kraft im Zorne wieder gefunden. Nichtswürdiges, undankbares Volk, murmelte er vor ſich hin, und warf mit einem plötzlichen Rucke die beiden Begleiter von ſeiner Seite. — Ich will frei zum Tode gehen. Ihr Schurken, ſo viel Recht hab’ ich mir erworben durch die Schlachten, die ich für Euch gefochten habe — zurück, oder ich ſchlag’ Dir den Schädel ein!

Der verwundete Arm war aus dem Tuche geriſſen, das Blut lief ſtrömend über die Hand; dieſer Anblick und der ſtolze Ausdruck ſeines Geſichts, das Kriegsehrenzeichen, das beim Verſchieben des Armtuches zum Vorſchein gekommen war, wirkten auf ſeine Häſcher, die vielleicht einen Augenblick ſelbſt irre wurden. Sie ließen ihn frei einhergehen.

Er glaubte in dieſen Augenblicken, der Tod ſelbſt ſei ihm nicht ſo furchtbar als die Schande; ſo ſehr er auch Ruhm und Ehre oft verſpottet hatte, als von Menſchen gemachte Puppen, ſo waren doch im Grunde die innerſten Fäden ſeiner Seele daran geknüpft. Und alle Fenſter waren geöffnet, Damen jung und alt ſahen herab auf die Execution, ſchwenkten die weißen Taſchentücher, klatſchten dem Volke Beifall zu, daß es die Nation von dem Auswurfe befreie, und riefen: „Pfui und Schande über die Verräther!“

Das Herz im Leibe wurde dem unglücklichen Deutſchen zuſammengeſchnürt — das Ziel war erreicht. Wo in die große Straße eine Quergaſſe mündet, ſtanden zwei tüchtige Laternenpfähle am Eingange der kleinen Gaſſe, ſo daß des Abends ihre Leuchten einen Theil der großen und die ganze Länge der kleinen Straße erhellen konnten. Dieſe Oekonomie wollte man ſich zu Nutze machen, mit reißender Schnelligkeit ward Leſſel aufgeknüpft, Leiter und Strick waren längſt bereit geweſen. Der Scherge eines erbitterten Volkes ſtieg langſam die Sproſſen herab, und ſtarrte wohlgefällig in das vom zurückgepreßten Blute dunkel werdende Geſicht des Conditors; die Reihe kam jetzt an Valerius, Slodczek ſchickte ſich an dazu. Es ſchien, als ob das ſtolze Weſen ihn völlig eingeſchüchtert habe, die Bewegungen des wilden Burſchen hatten all ihre ſonſtige Entſchiedenheit verloren, — da ſprangen plötzlich diejenigen Zuſchauer und Theilnehmer der Strafhandhabung, welche ſich in den Eingang der kleinen Gaſſe gedrängt hatten, in die Hauptſtraße zurück. „Platz für die Cholera!“ hörte man rufen, und zwei jener ſchauerlichen Tragbahren erſchienen unter dem verſcheidenden Leſſel. Obwol dieſe Peſt nirgends ſo gering geachtet wurde als in Warſchau, weil dort Alles um Tod und Leben ſpielte, ſo trieb doch der Inſtinct die Leute, einem ſolchen Ungeheuer auszuweichen, wenn es ihnen gerade in den Weg trat. Die Executionsordnung verſchob ſich, Alles drängte ſich bei Seite, und Valerius, von der glühendſten Sehnſucht nach dem Leben erfüllt, glaubte dieſen Moment zu einem Entweichungsverſuche benutzen zu können. Es war wenig Hoffnung da, in der um und um aufgeregten Stadt den vielen tauſend bereitwilligen Händen zu entſchlüpfen, aber der Schiffbrüchige greift zu dem letzten morſchen Brette. In ſeiner Jugend hatten noch die letzten Reſte des Turnweſens in Deutſchland geblüht, Laufen und Springen konnte er noch aufs Beſte aus jener Schule, die Todesangſt verdoppelte ſeine Kräfte, und mit einem mächtigen Satze flog er über das im Wege ſtehende Cholerabett hinweg, flog in die enge Quergaſſe hinein.

Ein donnerndes Geſchrei und die nächſten ſeiner Henker ſtürzten hinter ihm drein. Ihr Nachſetzen ſchien nicht ſo gefährlich als ihr Geſchrei: „Haltet auf, haltet auf! ein Spion! ein Verräther!“ Die nächſte Straße war indeſſen ſtill und einſam, es hatte ſich alles Volk nach den Orten gedrängt, wo unmittelbar gehandelt wurde. Aber dieſe Einſamkeit war bald durchrannt, er mußte in eine andere Straße einbiegen, in welche ſo eben von mehreren Seiten ein Theil der Volksmenge eindrang, die von der Hinrichtung der Generale zurückkam. Er hörte das Geſchrei hinter ſich, ſah wie die neue Volksmaſſe ſtutzte, und ſich anſchickte, ihn aufzufangen — er gab ſich verloren, und rannte wie wahnſinnig die Erſten über den Haufen, welche ſich ihm entgegenſtellten.

Da donnerten die Hufſchläge einer Cavallerie-Abtheilung herbei und ſprengten das Volk auseinander. Es war Caſimir mit einer Abtheilung Uhlanen, der eben ankam, als Valerius erſchöpft in die Knie geſunken war.

Jener, der mit einem Blicke und durch das Geſchrei der Menge vom Stande der Dinge unterrichtet war, wendete ſich raſch zu einigen Männern, deren Aeußeres und Weſen andeutete, daß ſie keineswegs zum Pöbel gehörten. Sie ſchienen dem Officier bekannt zu ſein, und ihn ebenfalls zu kennen. Er rechtfertigte nicht ohne Heftigkeit Valerius und ſchloß mit den Worten: Wohin ſoll es führen, wenn wir auf dieſe Weiſe unſere gerechte Entrüſtung auch auf unſere wackerſten Krieger ausdehnen — da habt Ihr ein Beiſpiel deſſen, was ich Euch vorher verkündigte, als Ihr auf rohem anarchiſchem Wege Beſſerung der Verhältniſſe ſuchen wolltet. Ich habe leider Recht gehabt, entfeſſelt ſind alle Leidenſchaften, und das Gute wird mit dem Böſen zertrümmert.

Die angeredeten Männer ſchwiegen ſtill, und auf ihre Handbewegungen zerſtreute ſich der Schwarm allmälig. Nur Slodczek, der unterdeß vom Verfolgen wieder zu Athem gekommen war, wollte ſeine Beute nicht ſo leicht fahren laſſen. Es hätte ihm jetzt noch klarer ſein müſſen, daß der Verfolgte nicht zu denen gehörte, deren Beſtrafung das Volk mit Recht verlangen konnte, aber bei wilden fanatiſchen Gemüthern iſt es leider nicht ſelten, daß ſie um ſo hartnäckiger auf einem Verlangen beſtehen, je unſtatthafter es ihnen dargeſtellt wird. Er rief die leinenen Kittel um ſich zuſammen, winkte Thomas an ſeine Seite, und forderte mit polternder Stimme, hinter welche ſich gewöhnlich ein unſicheres Gewiſſen verſteckt, die Auslieferung des Verräthers von Caſimir.

Dieſer war nicht ſo geneigt, dieſe Abtheilung des Aufſtandes mit Worten zu beruhigen, und befahl trocken einigen Uhlanen, den Burſchen feſtzunehmen. Slodczek fand es nicht gerathen, den Verlauf dieſer Sache abzuwarten und ſprang davon. Die leinenen Kittel folgten ſeinem Beiſpiele, aber die commandirten Uhlanen begnügten ſich mit dieſem Erfolge nicht, ſondern ſprengten hinterdrein, den Wortführer im Auge behaltend.

Caſimir begleitete den erſchöpften Valerius bis in die Nähe der Straße, wo dieſer wohnte, erzählte ihm, daß er zur Armee abgeſchickt geweſen ſei, um Truppen gegen den Aufſtand herbeizuholen. Glücklicherweiſe, ſetzte er hinzu, kam ich mit meinen ſchnellen, vorauseilenden Uhlanen noch zu rechter Zeit, Sie zu befreien. Schreiben Sie Ihre abſcheuliche Gefahr nicht den Patrioten zu, von denen ich einige in Ihrer Nähe fand; die Abſicht des Aufſtandes ſelbſt war die gerechteſte von der Welt, aber wir ſehen aufs neue und deutlichſte, welch ein entſetzliches Mittel die Empörung iſt. — Ich beſuche Sie bald!

Damit ſprengte er fort. Valerius ſchleppte ſich mühſam bis in ſein Haus und raſtete eine Weile auf der Treppe, wo ihn die Kräfte zu verlaſſen drohten. Da ſtürzte ein Menſch ins Haus, ſchoß an ihm vorüber, und flüſterte: Verbergen Sie mich, ich werde verfolgt. Die Hufſchläge von flüchtigen Pferden näherten ſich. Treppe und Saal, die zu Valerius Zimmer führten, waren dunkel, und erſt als dieſer dem Flüchtenden ſeine Thür öffnete, erkannte er — Slodczek. Dieſer ſtürzte auf die Knie, als er des Deutſchen anſichtig wurde, Sporen und Säbelſcheiden klangen auf der Treppe. Valerius ſchob den Verfolgten in das Schlafzimmer und zog die Schlüſſel ab.

30.

Schon einige Tage vor dieſen Ereigniſſen war der Reichstag zur Ueberzeugung gekommen, es müſſe bei der Armee eine durchgreifende Veränderung ſtattfinden; die Armee war bis nach Bolimow zurückgegangen, Skrzynecki ließ jede Gelegenheit zu einer Schlacht vorüber. Es ward alſo eine Deputation erwählt, welche in's Lager hinausfahren und nöthigenfalls Skrzynecki abſetzen ſollte.

Dergleichen blieb aber der Maſſe natürlich unbekannt, und hatte keinen Einfluß auf Anſicht und Verhalten derſelben.

Es ſind vierzehn Stunden Weges bis nach Bolimow; am 10. Auguſt des Vormittags kam die Deputation mit ihrem ſchweren Geſchäfte dort an; es war ein bedeckter warmer Tag, und ſie fanden

den Generaliſſimus zu ihrem Erſtaunen und mit nicht geringer Beſorgniß zu Pferde und alle Truppen muſternd. Seine Freunde hatten ihn bereits genau unterrichtet von Allem was bevorſtände; er nahm nicht die mindeſte Notiz von der ankommenden Deputation, hielt Reden an die Soldaten, ſchalt auf die Landboten, ermahnte, feſt an ihm zu halten, ihm zu vertrauen, und „Es lebe Skrzynecki!“ ſchrieen die kampffertigen Truppen weit über die Ebene hin.

Dieſen Feldherrn jetzt abzuſetzen, ſchien alſo in einer ſo geſtörten, mit dem Aeußerſten bedrohten Zeit eine ſehr gefahrvolle That. Die Mitglieder der Deputation traten bei Seite, und warteten unentſchloſſen, ob Skrzynecki von ihrer Ankunft keine Kenntniß nehmen werde. Er that es nicht. Endlich ward auf Czartoryski's Veranlaſſung, der ſich unter den Deputirten befand, ein Adjutant zum Generaliſſimus abgeſchickt, um ihn officiell zu benachrichtigen.

Auch dies machte keinen Eindruck, er ſetzte die Muſterung fort, und immer lauter ſchrieen die Soldaten: Es lebe Skrzynecki! Die Deputation ſah ſich in der bedenklichſten Lage.

Indeſſen, Skrzynecki war weder der dreiſte noch der ſchöpferiſche Mann, ſich außer den vorgezeichneten Kreiſen weiter zu bewegen; nach einer kurzen Weile brach er die Muſterung ab und begrüßte die Deputirten, ſeinen Aerger in die begrüßenden Worte ſchiebend: Ich hoffe, die Herren ſind da, um den Feind ſchlagen zu helfen.

Man verlangte einen Ort, um den Generaliſſimus die Mittheilungen vom Reichstage vorzutragen, und eine Berathung zu eröffnen. Es ward eine Scheune des Hofes eingerichtet, wo das Hauptquartier war. Er ging, die Deputation ließ ſich dort nieder, und beſchied ihn kurze Zeit darauf vor ihr Forum.

Die große ſtattliche Figur erſchien nach dieſem kleinen Zwiſchenraume beſcheiden und ſanft, und mit der Erklärung, ſich dem Reichstage in Allem zu unterwerfen.

Er ward befragt, warum er keine Schlacht liefere — ſeine Antwort brachte mehr Betheuerungen, daß er ein guter Patriot ſei, als Gründe. In der jetzigen Stellung, fügte er indeſſen hinzu, ſetze eine Schlacht Alles aufs Spiel; wolle man einen andern Führer an die Spitze ſtellen, ſo werde er ihm folgen, ſelbſt als gemeiner Soldat unter ihm dienen.

Die Deputation, wol einſehend, daß hier der Edelmuth nicht ausreiche, ſondern die That erfordert werde, ließ einen Kriegsrath von allen bedeutenden Officieren für den Abend zuſammenberufen, und der fand ſich denn auch ein, zum eigenen Schrecken der Geſandtſchaft. Gegen dreihundert Officiere, die natürlich ſehr verſchiedener Meinung waren, erfüllten klirrend und lärmend, ſtreitend und rufend den Hof vor der Scheune, die Einen lobten Skrzynecki, die Andern verwünſchten ihn, noch Andere ſchworen, nun ſei endlich der höchſte Moment da, alles Ariſtokratiſche niederzumachen, was den Aufſtand und Krieg ſo lange gelähmt habe. Dazu ſchickte Ramorino von den Vorpoſten die Kunde, der Feind greife an; ein kleines Flüßchen nämlich trennte nur die ruſſiſche Armee von der alſo aufgelöſten polniſchen. Und über alledem lag ein weicher, ſchmeichelnder Auguſtabend, und einzelne Sterne lächelten herunter in das wilde Menſchengetreibe.

Skrzynecki ließ ſagen, man ſolle die Officiere abfertigen, damit ſie auf ihre Poſten kämen. Die Geſandtſchaft war in der größten Verlegenheit, weil jeder Einzelne befragt werden ſollte; da kam endlich Ramorino ſelbſt mit der Nachricht, der Angriff ſei wieder eingeſtellt.

So begann denn nun dennoch das aller Kriegsform unerhörte Verfahren: jedem Einzelnen ward Geheimhaltung ſeiner Ausſage zugeſichert, und jeder einzelne Officier gab ſeine Meinung über den Krieg ab und über den Feldherrn.

Das Reſultat war: eine Schlacht bei Bolimow iſt nicht rathſam, Skrzynecki aber hat das Vertrauen der Armee verloren, ein neuer Generaliſſimus iſt nöthig.

Es begann die ſchwierige Wahl, und daß ſie nicht genügend erledigt werden konnte, war zunächſt der neue Untergang Polens. Nämlich ein überwiegendes Talent war nicht da, das zu gleicher

Zeit eine überwiegende Perſönlichkeit mitgebracht hätte, wie dies in ſo aufgelöſten Zuſtänden unerläßlich war. Prondzynski wurde das Talent zugetraut, aber er ſelbſt traute ſich die Perſönlichkeit nicht zu, hatte ſie alſo nicht. Eine neue Figur war übrig, von der Viele noch Außerordentliches erwarteten, das war der Reitergeneral **Dembinski**. Er hatte unter den gefährlichſten Schwierigkeiten und Hinderniſſen einen Theil des litthauiſchen Expeditionsheeres durch die Feinde hindurch zurückgeführt, und während die oberen Führer Gielgud und Chlapowski mit ihren Heeresabtheilungen nach Preußen übergetreten waren und die Waffen geſtreckt hatten, brachte er ſein Commando beutebeladen durch alle Feindesſchaaren, und erſchien plötzlich, verwildert, mit langem Knebelbarte, aſiatiſchen Anſtrichs, an der Spitze ſeiner Reiter, am Thore von Warſchau. Dies hatte ein großes, lebhaftes Intereſſe aufgeweckt, fabelhaft ritterlich, märchenhaft glücklich und tapfer erſchien zu jener Zeit, wo der Krieg nur Rückzüge und Rückzüge darbot, der halb tartariſch einreitende Dembinski. Große Erwartungen knüpften ſich an dieſen Eindruck; aus den übrigen Candidaten, welche Stimmen erhielten, aus Uminski, Lubienski, Bem, Malachowski ward Dembinski zum Generaliſſimus gewählt, man ſchickte nach Warſchau, wo er als Gouverneur wirkte, um ihn zur Armee zu holen.

Aber auch Dembinski war nicht der Mann, welchen man brauchte: ſein Weſen angefüllt mit Tapferkeit, raſcher, gewandter Kühnheit eines Reiterführers, mit ſchnell erregter Heftigkeit, beſaß noch nicht jene durchgeſchüttelte, in ſich ruhende, mit den täglichen Leidenſchaften fertige Solidität, welche man Charakter und Aplomb nennt, und welche vor allem Andern in jetziger Lage erforderlich war.

Noch ehe er ankam murrte es in der Armee umher, als ob ein Sturm losbrechen ſollte. Infanterieregimenter ſchüttelten die Waffen, ſie wollten keinen Reitergeneral, Anhänger Skrzynecki's erhoben ihre Stimmen, Deputationen der Officiere drängten ſich an die Reichstags-Deputation, die Ruſſen griffen die Vorpoſten an, es war ein verworrenes böſes Weſen.

Am Elften erſchien Dembinski, ſchalt die Deputirten, daß ſie ſich als Civilgewalt ſo ausführlich in den Krieg miſchten, wollte nur interimiſtiſch auf ſechzig Stunden annehmen, ergab ſich dem Patronate Skrzynecki's, der ihn der Armee vorſtellte — dieſer Antritt in all ſeinen Theilen mißfiel der Regierung, Dembinski ward nicht beſtätigt, die Armee zog ſich gegen die Verſchanzungen von Warſchau zurück in die Poſition von Utrata. Dieſer neue Rückzug flog wie ein Klageſchrei durch Warſchau und gab den äußeren Stoß für die Aufruhrſcene, welche nun mit dem 15. Auguſt ausbrach.

An der Spitze ſtand Krukowiecki, welcher ſich der Volkspartei und der Clubs bemächtigte, um die ariſtokratiſche Partei zu ſtürzen, und ſelbſt an die Spitze zu kommen. Während des Aufſtandes erklärte er ſich zum Gouverneur der Stadt, und war an allen Orten und Enden, der Regierung immer neue Gefahren meldend, den Aufruhr ſelbſt in aller Weiſe bis zu einem gewiſſen Höhepunkte fördernd.

So waren die Zuſtände am Abende des 15. Auguſt, wo Valerius nahe daran war aufgehängt zu werden: in der Stadt war leiſe, aber ſicher alle Gewalt in die langen Finger Krukowiecki's geſchlüpft; die ohnmächtige Regierung, in welcher nur Lelevel zur Aufruhrpartei gehörte, hielt er durch immer neue Schreckbilder im Schach, die Volkspartei ermahnte er, nach einer gewiſſen Ordnung zu henken.

Zu gleicher Zeit war die Armee ohne Führer, Dembinski's Termin war in wenig Stunden abgelaufen, neue Deputirte kamen denſelben Abend in das neue Lager, um für jeden Preis einen Generaliſſimus zu wählen. Skrzynecki, welcher durchaus Dembinski wollte, weil ſich ihm dieſer ſo ergeben bewies, trat ihnen mit der ſpöttiſchen Frage entgegen: Wen wollt Ihr denn jetzt in Warſchau? des Sultans Bart, oder Barbara Radziwillowna?

Keiner von den übrigen Generalen wollte annehmen, der allgemein verehrte Fürſt Czatoryski kam verhängten Zügels ins Lager geſprengt, um Schutz zu ſuchen, die Aufrührer waren an der Barrière ſeinem Pferde in den Zügel gefallen, er hatte ſich durch einen Piſtolenſchuß befreien müſſen, die Lage war entſetzlich, wenn Paskiewitſch Kunde erhielt und mit aller Gewalt angriff.

Die Deputirten zwingen jetzt Prondzynski, den Oberbefehl anzunehmen, man ſchildert ihm den Zuſtand der Hauptſtadt, wo die Regierung im Begriff iſt, den allmächtig gewordenen Krukowiecki auch formell das Feld zu räumen und niederzulegen. Er nimmt ebenfalls nur interimiſtiſch an, und erklärt, Krukowiecki ſprechen zu müſſen, und reitet nach Warſchau. Jetzt erheben ſich wieder Skrzynecki und Dembinski: Warſchau, heißt es, müſſe gebändigt werden, ein militäriſcher Dictator ſei nöthig. Die Armee wird von Utrata noch weiter zurück bis in die Verſchanzungen der Hauptſtadt geführt, und den Truppen in einem Tagesbefehle angezeigt, die Ruſſen hätten einen Aufruhr in Warſchau angerichtet. Unter dieſen ſich überſtürzenden Aufregungen errichtet man ſogar in Eile Batterien gegen Warſchau.

So ſteht's am 17. Auguſt. An der Spitze ſeiner Reiter und ſeines Generalſtabs reitet Dembinski in die Stadt, vor den Palaſt der Regierung, um eine Dictatur in Beſchlag zu nehmen. Prondzynski hat bereits wieder niedergelegt, die Regierung thut desgleichen, Dembinski noch zum Generaliſſimus ernennend.

Dieſer, nur halb entſchloſſen zu einem Aeußerſten, eilt in den Sälen des Palaſtes hin und her, bald dieſen anfahrend, bald jenen fragend. Krukowiecki tritt ein, auf ihn ſtürzt er los: Ich bin gekommen, die Verbrecher vom 15. Auguſt zu verhaften, Sie ſelbſt ſind mir von Lelevel als Theilnehmer genannt —

Krukowiecki erbleicht, ſein ganzes Werk ſteht auf dem Spiele, die Armee iſt da, und ſeine Macht kann in einem Nu entrückt ſein. Er giebt ſein Ehrenwort, mit dem patriotiſchen Club nichts gemein zu haben, Dembinski läßt ſogleich die Häupter desſelben und Anführer des Aufſtandes verhaften.

Unterdeſſen verſammeln ſich die Landboten, der Moment kommt, wenn ſich Dembinski zum Dictator machen will; er ſchwankt hin und her; ſein Vorſatz kommt zur Kenntniß des Marſchalls Oſtrowski, und dieſer ruft laut: Wenn Dembinski erſcheint, ſo verweigere ich ihm das Wort.

Man überbringt Dembinski eiligſt dieſe Aeußerung, er erſchrickt, giebt ſein Unternehmen auf, und da er doch Generaliſſimus iſt, rückt er hinaus ins Lager.

So war das Feld wieder frei für Krukowiecki: immer längere Liſten von ſolchen, welche das Volk ermorden wolle, überbrachte er dem Reichstage, ließ das Schloß mit Truppen und Kanonen umringen, als ſei die größte Gefahr vorhanden, und ward dann auch wirklich unter dieſen Schreckensumſtänden, die er allein zu bändigen ſchien, zum Präſidenten der neuen Regierung ernannt.

Jede Partei glaubte, ſich Glück wünſchen zu können: die ausſchweifendſten Demagogen wurden beſtraft, die tüchtigſten aus der Volkspartei, wie Xaver Bronikowski wurden angeſtellt, den Doctrinärs ward dadurch genügt, daß Bonaventura Niomojewski Vicepräſident wurde, die Ariſtokraten fanden ihre Stellen im diplomatiſchen Kreiſe, ein paar Soldaten und gemeine Leute, welche man bei den Mordſcenen ergriffen hatte, wurden erſchoſſen; der neue Regent war von unermeßlicher Thätigkeit, man fühlte ſich conſequent und durchgreifend regiert, Alles pries den Retter aus ſo großer Unruhe und Unordnung, den alten Krukowiecki.

Valerius, der an jenem Abende den Slodczek wirklich gerettet hatte, ging jetzt lebhaft mit dem Entſchluſſe um, wieder in die fechtenden Reihen einzutreten, obwol ſein Antheil an allen dieſen Dingen völlig erſtorben war. Es graute ihm vor dieſen revolutionären Zuſtänden, die ihm mit aller Gräßlichkeit, mit ihrem entſetzlichen Zufalle ſo nahe getreten waren, ein ganzes hiſtoriſches Verhältniß war ihm unheimlich, wo in keiner Weiſe ein geſichert Allgemeines feſtgeſtellt werden konnte, aber er hielt es für ſchicklich, jetzt nicht abzuſtehen, wo die Gefahr aufs Höchſte geſtiegen war.

Eine Rückkehr nach Deutſchland war in dieſem Augenblicke auch nicht möglich, die Ruſſen hatten eine Meile von Warſchau den ganzen Kreis des linken Weichſelufers beſetzt; ſogar das

Rüdiger'ſche Corps hatte ſich von Süden herauf mit der großen Armee vereinigt, vor Deutſchland lag die Mauer einer Armee.

Im Begriff nach Wola hinauszugehen, ſchritt er trübe und düſter über den ſächſiſchen Platz, das ganze Leben ſah ihm zugemauert und verloren aus, da kam Caſimir geritten, der eine Botſchaft von der Armee an den Präſidenten gebracht hatte. Er war ſehr niedergeſchlagen, und rieth Valerius durchaus ab, noch einmal die Waffen zu ergreifen für eine völlig verlorne Sache —

In dieſem Augenblicke fuhr der Präſident Krukowiecki mit Stanislaus und deſſen Vater vorüber.

Sehen Sie, ſprach Caſimir, dieſe unnatürlichen Verhältniſſe: der alte Graf haßt Krukowiecki wie die Peſt, da fährt er freundſchaftlich mit ihm hin. Nein, nein, glauben Sie das nicht, hoffen Sie nichts von dieſer blendenden Energie, dieſe Warſchauer Polen ſind bis in die innerſte Seele eitel und egoiſtiſch, dieſer Krukowiecki iſt der Egoismus ſelber, ich fürchte das Schlimmſte. Kommen Sie mit, ich will mein Pferd einſtellen, und einen Schlupfwinkel ſuchen. Helfen Sie mir; ich vertraue Ihnen rückſichtslos. Heut Abend kommt Dembinski, der jetzige Generaliſſimus mit Skrzynecki in die Stadt herein, Skrzynecki iſt ſeines Lebens nicht mehr ſicher vor ſeinem Todfeinde dem alten Grauen. Krukowiecki verlangt heute ſeine augenblickliche Entfernung von der Armee, morgen, übermorgen wird er auch Dembinski abſetzen.

Sie ſuchten eine Wohnung für Skrzynecki. Des Abends kam wirklich ein Wagen vor den Regierungspalaſt gefahren, in welchem zwei Officiere ſaßen. Der eine ſtieg aus, um den Präſidenten der polniſchen Regierung zu ſprechen, heftiger Groll lag auf dem Antlitze, und raſchen Schrittes eilte er über den Hof — es war Dembinski. Der andere Officier, in einen Mantel gehüllt, fuhr weiter; in einer dunkeln Straße ſtieg er aus, Caſimir und Valerius traten zu ihm, gingen ſchweigend noch durch einige kleine Straßen, und traten in ein Haus.

Der Mann, welcher ſich jetzt in Warſchau verbergen mußte, war derſelbe, welcher noch vor wenig Tagen an der Spitze des polniſchen Heeres geſtanden hatte, war Skrzynecki. Seufzend warf er ſich im Zimmer auf einen Seſſel; der lange, blaſſe, intereſſante Mann nahm ſeine Brille ab, und bedeckte die Augen mit der Hand.

Die Situation ſchnitt Valerius durch das Herz, wie zermalmender Sturm erſchien ihm eine Zeit, die aus dem Gleiſe gerückt iſt.

Wenn Dembinski heftig iſt gegen den glücklichen Intriguanten, ſo wird er morgen des Generaliſſimates entſetzt ſein, dieſer Krukowiecki iſt unſer Saturn, ein heidniſcher Dämon, der ſeine Kinder frißt. —

— Der nächſte Tag ſah die Erfüllung dieſes Wortes, Dembinski ward abgeſetzt, Valerius und Caſimir brachten dem zerbrochenen Krieger die Nachricht, und man berathſchlagte eifrig über Mittel und Möglichkeit, daß Skrzynecki nach Krakau gelange; Krukowiecki hatte überall ſeine Spione, es war die größte Gefahr zu beſorgen. Darüber brach der Abend ein, man hatte ſich über die Abreiſe zum nächſten Abend vereinigt, die drei Männer ſaßen ſchweigend im Dunkeln.

Da polterte ein ſchwerer, beſpornter Fuß die Treppe herauf, die Thür ward ohne Weiteres aufgeriſſen, ein großer breiter Mann trat auf die Schwelle und blieb dort ſchweigend ſtehen; die Thür blieb offen. Hinter ihm kam ein Soldat mit einer Laterne, er trat neben jenen, das Licht beleuchtete die Gruppe —

Krukowiecki! riefen gleichzeitig die drei Männer, und ſprangen von den Stühlen auf —

Ja wol, Krukowiecki, ſprach Jener. General Skrzynecki ſchlägt wol die Ruſſen hier ganz in der Stille?

Skrzynecki hatte ſeine volle vornehme Faſſung, und verhielt ſich mit untergeſchlagenen Armen völlig ſchweigend. Die beiden großen Figuren in ſolcher Stimmung und Situation einander gegenüber, der leuchtende Soldat daneben, in welchem Valerius Slodczek erkannte, die beiden erſchreckten Männer Caſimir und Valerius, bildeten eine merkwürdige Gruppe.

Sie, junger Mann aus Deutſchland, ſprach Krukowiecki zu Valerius, ſind auch eine der verdächtigſten Perſonen, die ihren

Lohn finden wird — General Skrzynecki, Befreier Polens, ich befehle Ihnen, Sie das letzte Mal geſehen zu haben, Sie gehören weder zur Armee, noch nach Warſchau.

„General Krukowiecki“ erwiderte der abgeſetzte Generaliſſimus, „der Sie unſere Revolution entwürdigen, gebe Gott zum Heil meines Vaterlandes, daß Sie nicht der ſind, für den ich Sie halte!“

Sie haben ausgeſpielt, Skrzynecki, erwiderte dieſer heftig, und Ihr Geſchwätz ſoll auch ein Ende nehmen.

Damit verſchwand er. Die drei Männer waren wieder im Dunkeln, und gingen augenblicklich daran, andere Maßregeln für ihre Sicherheit zu treffen.

31.

Skrzynecki war auf den Wege nach Krakau; Caſimir und Valerius ritten durch die Barrière nach Wola, um ſich in die Armee zu retten. Es war eine mondhelle Nacht, und ſie konnten nur langſam vorwärts, weil ein ganzes Armeecorps vom Lager aus durch Warſchau marſchirte, um über die Brücke von Praga aufs jenſeitige Weichſelufer zu rücken und einen Streifzug zu unternehmen. Es war eine Heeresabtheilung von mehreren zwanzigtauſend Mann, welche unter Ramorino und Lubienski den Zugang von Praga ſäubern, und der dieſſeitigen Armee, welche auf eine Quadratmeile eingeengt war, Lebensmittel verſchaffen ſollte.

Valerius war ſtarr und öde, und ſah mit Verzweiflung auf die Stadt zurück, welche unter Nacht und Mondſchein hinter ihm lag. Für all ſeine uneigennützige, enthuſiaſtiſche Theilnahme an Befreiung der Nation, welche in dieſer Stadt verkörpert war, mußte er jetzt wie ein Dieb in der Nacht entweichen, und unter den Kugeln der Ruſſen eine Freiſtatt ſuchen. Alle ſeine

Anknüpfungen hinter jenen Mauern ſahen ihm trübſelig nach: er wußte nicht einmal, ob Conſtantie noch dort wohne, das Weib, das in einem ſo ſtürmiſchen Rauſche an ſeiner Bruſt gelegen hatte; auch Joels Schickſal war ihm unbekannt: die liebliche Hedwig hatte er nur in jenem entſetzlichen Momente wiedergeſehen, das ganze Leben grinſte ihn an wie ein poſſenhaftes Trauerſpiel. Dazu dieſer erſchreckende Leichtſinn des vorüberziehenden Heeres, Lärm und Jubel desſelben in der warmen Sommernacht, und ſie ziehen vielleicht dahin, ſagte Caſimir, und ſehen dies vergötterte Warſchau nicht wieder; Paskiewitſch weiß vortrefflich, wie es unter uns hergeht, er hat ſeine ganze Macht beiſammen, und iſt ein entſchloſſener, tapferer Feldherr, der mit Energie das Aeußerſte daran ſetzt — Gott ſchütze das arme Polen!

Auf Wiederſehen! Auf Wiederſehen! riefen die Kriegskameraden, welche vorüberzogen und im Mondſcheine Caſimir oder Valerius erkannten. Auch Stanislaus war unter den Marſchirenden, aber er ritt ohne Gruß dicht an dem Deutſchen vorbei.

Jener Expedition Ramorino's ſchloß ſich überhaupt der Kern der ariſtokratiſchen Partei an, die ſich in einem unſichern Verhältniſſe zu Krukowiecki fühlte.

Dieſer merkwürdige Mann war nun jetzt im ganzen Umfange des Wortes Dictator, obwol er den Titel nicht hatte: Das Generaliſſimat war dem 75jährigen Malachowski aufgenöthigt worden, damit die Armee für alle Pläne verfügbar blieb; die Gouverneurſchaft von Warſchau hatte General Chrzanowski, ein Officier, welcher den Patrioten höchſt verdächtig war, und ſchon lange von Unterhandlungen mit den Ruſſen geſprochen hatte; vom Oberbefehl über die Nationalgarde war der hochgeachtete Anton Oſtrowski entfernt; Krukowiecki ließ ſeine eigene Wohnung von einem Chaſſeurregimente bewachen. Die Demokraten nämlich geriethen jetzt in die Furcht, von ihm betrogen zu ſein, und organiſirten eine Verſchwörung. Sie ward entdeckt — in dieſen aufgelöſten Zuſtand kamen nun die Parlamentärs von Paskiewitſch, welche Unterhandlungen eröffneten.

So ſtand es, als Valerius am Vormittage des 5. September den General Prondzynski an ſich vorüberſprengen und über die polniſchen Vorpoſten hinaus eilen ſah; vor ihm ritt ein Parlamentär, neben ihm Peter Wyſocki, jetzt Obriſt-Lieutenant, welcher ein Hauptführer der Fähndriche beim Ausbruch der Revolution geweſen war. Als ſie nach mehreren Stunden erſt zurückkehrten, erzählte Wyſocki zu großer Beſtürzung, daß Prondzynski eine Stunde lang geheim mit dem ruſſiſchen Generale Dannenberg in Unterredung geblieben und ganz verwandelt, höchſt beſtürzt zurückgekommen ſei. So war man denn auch über dieſen wichtigſten Heerführer in Unruhe verſetzt, wenn auch nicht an einen Verrath von ſeiner Seite geglaubt wurde; vielleicht waren ihm im Eifer Andeutungen entſchlüpft über die ferne Abweſenheit des Ramorino'ſchen Corps, über die Regierung, kurz, den Morgen darauf, als Valerius ſich eben gegen fünf Uhr von ſeiner harten Lagerſtatt am Erdboden erhob, donnerte ein Kanonenſchuß vom ruſſiſchen Heere herüber, es folgte ein zweiter, und als ob Luft und Erde in Donner aufgelöſt würden, ein Schlag von hundert Kanonen, die wie ein Hagelwetter links und rechts neben ihm in die polniſchen Verſchanzungen einſchlugen, ſchwarze Colonnen, die Blitz auf Blitz vor ſich hertrugen, kamen über die Ebene daher auf die Poſition von Wola los, welche die ſtärkſte der Warſchauer Verſchanzungen war.

Paskiewitſch begann den Sturm; in dem Augenblicke war der Oberbefehlshaber Malachowski gar nicht zugegen, General Bem, welcher ſämmtliche Artillerie befehligte, ſtand ruhig auf dem Obſervatorium in Warſchau und hielt den Angriff auf das feſte Wola für einen Scheinangriff, viele Werke waren von Soldaten entblößt, weil die 20,000 Mann von Ramorino fehlten, die zum Theil juſt nach Wola gehörten, nur Uminski, unter welchem auch Valerius jetzt focht, war auf ſeinem Poſten und des Aeußerſten gewärtig. Der größte Theil von der Armee, ganz Warſchau dachte nicht daran, daß in den nächſten achtundvierzig Stunden eine Totalentſcheidung des ganzen Krieges vor ſich gehe, juſt dies

Verhüllte, Unerkannte des Aeußerſten war ein ſo überaus tragiſches Moment.

Zwei Stunden Zeit koſtet's die Ruſſen, zwei kleine, vereinzelte Vorwerke zu nehmen, aber ſie bieten, von der kräftigſten Energie ihres Feldherrn Paskiewitſch gedrängt, einen unabläſſigen maſſenhaften Angriff der verzweiflungsvollen Wehr von Seiten der Polen; nach ſieben Uhr ſtürzen ſie zum Sturm auf Wola, nach einem entſetzlichen Gemetzel iſt es gegen neun Uhr genommen; Wyſocki, der es mit vertheidigt, in den Händen der Ruſſen — es tritt eine Todtenſtille auf dem Felde ein, kein Schuß fällt mehr; Krukowiecki erſcheint, um zu ſehen, was vorgefallen ſei.

Als nun die Ruſſen zu weiterem und breiterem Angriffe vorrückten, fanden ſie geordneten Widerſtand von Bem und Uminski; Nachmittags um drei Uhr beginnen die Polen ſelbſt den Angriff, um Wola wieder zu erobern. Hier gab es nun eine Stunde lang das mörderiſchſte Gefecht des ganzen Krieges; Paskiewitſch drängte mit concentrirteſter Tapferkeit und Kraft Alles auf Wola zuſammen. Um vier Uhr mußten die Polen auf das nächſte Hauptwerk Czyſti zurückweichen und Wola aufgeben; um fünf Uhr ſchwieg erſchöpft Alles; die Ruſſen befeſtigten Wola.

Dies war der erſte Tag des Sturms. Warſchau hatte in dem Halbkreiſe, welchen es diesſeits der Weichſel nach der weſtlichen Ebene ausdehnt, drei Vertheidigungslinien; dieſer Tag hatte den feſteſten Theil der erſten Linie gekoſtet, der übrige Kreis derſelben war noch von Polen beſetzt, die zweite und dritte Linie unberührt; man hoffte jede Stunde auf Ramorino's Ankunft, man dachte nicht an ein Ende.

Aber Krukowiecki dachte daran, Chrzanowski, der Gouverneur von Warſchau, der Alles zu verhaften befahl, was in der Stadt die Waffen erhebe, Prondzynski, der muthlos war.

Krukowiecki ließ in die Stadt hinein ſagen, Alles ſei verloren, man möge ihn zu Unterhandlungen bevollmächtigen. Er erhält vorläufige Erlaubniß, man denkt, er wolle Zeit gewinnen; aber die Armee erhält keine Befehle für den nächſten Tag, noch beordert er Wagen, welche man vorſchlägt, um dem Ramorino'ſchen Corps die Ankunft zu beſchleunigen; gegen Mitternacht beruft er Prondzynski. Er ſoll neue Unterhandlungen anknüpfen, und erhält von Krukowiecki die geheime Weiſung, Rückkehr unter ruſſiſche Herrſchaft ſei die Grundlage. Um drei Uhr des Morgens reitet Prondzynski nach Wola; Feldmarſchall Paskiewitſch empfängt ihn barſch in Gegenwart des Großfürſten Michael und des General Toll, der Großfürſt aber vermittelt, es ſoll bis neun Uhr Waffenſtillſtand ſein, Präſident Krukowiecki ſolle ſelbſt zur Unterhandlung nach Wola kommen.

Nach acht Uhr des Morgens am 7. September ritten alſo Krukowiecki und Prondzynski mit dem ruſſiſchen Parlamentär, General Dannenberg, nach Wola; Paskiewitſch empfing ſie von einem glänzenden Generalſtabe umgeben, und man ging ins kleine Wirthshaus von Wola, um zu unterhandeln.

Das wichtige Verhältniß wurde dadurch eingeleitet, daß der ruſſiſche Feldmarſchall den polniſchen Präſidenten hart und rauh anging, wie den Vertreter einer bereits ganz verlornen Sache, und daß Krukowiecki ſich nun ebenfalls zornig in die Bruſt warf, und aufzählte, was Alles für Hilfsmittel den Polen noch zu Dienſt wären. Der Großfürſt Michael vermittelte hierbei ebenfalls; Paskiewitſch verlangte unbedingte Unterwerfung und Räumung von Warſchau, Krukowiecki erklärte ſeinen Beitritt, fügte aber hinzu, daß die Zuſtimmung des Reichstags nöthig ſei, daß dieſe indeſſen erfolgen werde. Bis ſie verſchafft ſei, bis Nachmittag zwei Uhr, ſolle der Waffenſtillſtand ausgedehnt werden.

Zwiſchen den ruſſiſchen Zurüſtungen zu einem neuen Sturme ritten die beiden Polen zurück, und zwar einen andern Weg als ſie gekommen waren. Dies rettete Krukowiecki das Leben: an dem Wege, den er des Morgens genommen, harrte ſeiner der Tod, die Demokraten, welchen er jetzt ein Entſetzen geworden, lauerten ihm auf.

Warſchau war unterdeſſen in der wunderlichſten Unruhe und Ungewißheit: Niemand dachte an eine ſo nahe Endkataſtrophe, und doch fühlte man ſich unter dem peinigenden Drucke einer Gefahr drohenden Luft, man fragte ſich: Was iſt? Was geſchieht? Warum ſchweigen die Kanonen? Siegen wir? Warum iſt der Präſident bei den Ruſſen?

Nur die höher Geſtellten ſahen den Abgrund, an welchen ſie geführt waren, ohne doch auch genau zu wiſſen, wie tief er ſei, ob ein Sprung retten könne; der Vicepräſident, welchem vor den unheimlichen Schritten Krukowiecki's graute, legte ſeine Stelle nieder, ihm folgten die meiſten Miniſter, dennoch fürchtete noch Niemand das Entſetzlichſte, was bereits neben ihnen ſtand.

Es iſt Vormittags zehn Uhr, der Reichstag verſammelt ſich, Krukowiecki und Prondzynski kommen an; wie ſoll die Forderung des ruſſiſchen Feldmarſchalls, welche die ganze jetzige Exiſtenz vernichtet, den Deputirten vorgetragen werden? Prondzynski wird hineingeſchickt, er ſoll als betrauter Officier den rettungsloſen Waffenzuſtand ſchildern.

Erhitzt, fieberiſch bewegt von den Eindrücken, die ihn ſchleudern, tritt er ein, und bittet um eine geheime Sitzung. Man ſchließt die Thüren, räumt die Galerien, Prondzynski giebt eine hinreißende Schilderung, daß Warſchau kaum noch eine Stunde zu halten ſei, daß der Feldmarſchall den Wiener Tractat, vollſtändige Amneſtie, Preßfreiheit, Freiheit von ruſſiſcher Beſatzung biete — ein Theil des Reichstags iſt erſchüttert, da erhebt ſich der Landbote Worcell, und ruft, man ſolle ſich vertagen, und niemals einen ſolchen Vertrag beſtätigen, es erhebt ſich der Landbote Jelowicki und erklärte, jene Darſtellung ſei lügneriſch übertrieben, General Bem habe verſichert, die Stadt könne ſich noch vierundzwanzig Stunden halten, unterdeß ſei Ramorino da, Paskiewitſch habe bereits ſo viel Munition verſchoſſen, als Napoleon zu ſeinem ganzen Zuge bis Moskau mitgenommen, er müſſe in Kurzem erſchöpft ſein. —

Herren Landboten! beginnt Prondzynski auf's Neue — Bonaventura Niemojewski verbietet ihm das Wort und ermahnt die Verſammlung, ſtandhaft zu ſein, ſich nicht einſchüchtern zu laſſen.

Es iſt ein Uhr. Prondzynski zieht ein Mal um das andere ſeine Uhr heraus und ruft: Meine Herrn entſcheiden Sie ſich, es ſind nur noch wenig Minuten übrig, der Sturm beginnt von Neuem, die Ruſſen dringen in die Thore.

Laſſet die Sturmglocken läuten, ruft Anton Oſtrowski, Alles mit Waffen hinaus treiben gegen den Feind!

Auf der Stelle, ſtimmt Ratwaski bei, und der Biſchof mit dem heiligen Kreuz ſoll vorangehn.

Wählt Niemojewski zum Präſidenten!

Nein, fragt Krukowiecki!

Keine Volksbewaffnung, ſie erwürgt auch uns.

Da dröhnten die Fenſter von dem Schlage, welchen zweihundert Kanonen donnerten, Paskiewitſch begann den neuen Sturm.

Erwählt den Kaiſer von Rußland zum König von Polen, wenn Polen ganz Polen bleibt, rufen fünf bis ſechs Stimmen, darunter Lelewel's, Oſtrowski's.

Erwartet das Aergſte auf dieſen Stühlen, wie römiſche Senatoren, ruft Szaniecki; zwingt den entmuthigten Prondzinski, der unſer fähigſter General iſt, an die Spitze der Truppen zu eilen!

Ja, ja! ſo ſei's! ruft Alles. Prondzynski entweicht.

Oeffnet die Thüren, ruft der Reichstagsmarſchall, verhandelt das Eigenthumsrecht der Bauern! So ſoll uns der Feind finden. —

Aus dieſer Zerfahrenheit, wo ſtolze Phraſen, einzelne Kühnheit, aber nirgends eine gefaßte, durchdringende Energie, nirgends überwältigende, herrſchende Perſönlichkeiten und Entſchlüſſe zu finden waren, aus dieſer Verſammlung, welche von den Ereigniſſen überflügelt war, ließ ſich keine Rettung erwarten. Und dieſe Verſammlung war das einzig noch geachtete mächtige Inſtitut der ganzen Revolution. Prondzynski mochte übertreiben, aber er that es ſicher nicht ſo lügneriſch als man ihm vorwirft, Paskiewitſch hatte wirklich große Wahrſcheinlichkeit des Gelingens für ſich, da die Dinge einmal ſo weit getrieben waren, und er eine unumſchränkte Entſchloſſenheit für ſich hatte.

Der Hauptſturm war dieſen Tag auf den Mittelpunkt der polniſchen Poſition, auf Czyſti gerichtet, das mit zweihundert Kanonen verheerend angegriffen wurde. Auf der Uminskiſchen Linie, wo ebenfalls ſtürmiſch vorgedrungen ward, gelang der ruſſiſche Angriff nicht, ſondern ward zurückgeworfen, aber Czyſti wurde bald ſo weit demontirt, daß es ſturmreif war; Paskiewitſch, der mitten im Feuer hielt, und ſeine Truppen unabläſſig vordrängte, mußte zwar perſönlich zurück, da eine Kugel ſeinen Kopf geſtreift und verwundet, General Toll indeſſen übernahm das Commando, und war eben im Begriff den Sturm zu beginnen. Da kam Prondzynski mitten durch das beiderſeitige Feuer geſprengt, und brachte die Nachricht, Krukowiecki ſei vom Reichstage autoriſirt, zu unterhandeln.

General Berg wurde mit ihm zurückgeſendet; dieſer verlangt ſchriftliche Autoriſation vom Reichstage, Krukowiecki hat eine ſolche nicht, und ſchickt dem Reichstage ſeine Entlaſſung. Sie wird angenommen; der Sturm auf Czyſti beginnt, Prondzynski läßt ſich noch einmal von Krukowiecki in den Reichstag ſchicken, Niemojewski und der Marſchall erheben ſich gegen ihn, der Lärm beginnt von Neuem, er erhält aber doch die ſchriftliche Erlaubniß, mit Rückſicht auf den Geiſt der früheren Geſetze in Unterhandlung zu treten. Raſch läßt nun Krukowiecki ſeine Abdankung wieder vom Tiſche nehmen, und ſendet Abends um Sechs den immer reitenden Prondzynski nochmals ins ruſſiſche Lager mit jener Bevollmächtigung und mit einem eignen Unterwerfungsbriefe an den Kaiſer von Rußland.

Unterdeſſen iſt Czyſti genommen, und die Ruſſen dringen durch dieſe eine Lücke in die Vorſtädte, die Uminskiſchen Linien, welche noch unverſehrt ſind, in der Flanke und im Rücken laſſend. Von hier aus greifen nun die Polen an, und es entſteht ein neues entſetzliches Gemetzel, die Nacht bricht ein, der Tod mäht wüſt, da fehlen plötzlich überall die polniſchen Truppen, wie ſie von Malachowſki und Uminſki beordert waren; auf Krukowiecki's Befehl ſind ſie in die Stadt und bis nach Praga hinüber gezogen worden; Chrzanowſki läßt Niemand über die Brücke von Praga flüchten, es iſt offenbar darauf abgeſehen, Krukowiecki's Unterwerfung an die Ruſſen zu beſtätigen.

Es herrſcht die troſtloſeſte Verwirrung, man rennt, man klagt, man ſchimpft, Truppen ziehen dazwiſchen; aus den Vorſtädten herein knattert das Gewehrfeuer, brauſt das Kampfgetümmel — da bringt der Marſchall Oſtrowſki noch einen kleinen Theil der Landboten im Palaſte zuſammen, Krukowiecki wird von ihnen abgeſetzt. Die beiden Oſtrowſki unterzeichnen es, und tragen es ſelbſt zu ihm hin, viele Landboten folgen.

Was wollen Sie? ſchreit er, und geräth in ſchäumende Wuth, als ihm die Abſetzung mitgetheilt wird — ſagt dem Großfürſten, daß er jetzt die Stadt beſchieße, ich nehme die Entlaſſung nicht an, holla, Ordonnanz, die Gitter vom Reichstagspalaſte ſollen geſchloſſen werden, ich will ſehen, ob der Reichstag meinen Vertrag ratificiren wird.

Aber dies war die letzte Wuth, er wartete ſelbſt die Rückkehr Prondzynſki's nicht ab, ließ Alles im Stich und entwich über die Weichſelbrücke. Die Verwirrung war nun noch größer, als der ruſſiſche Parlamentär ankam, und nur mit Krukowiecki unterhandeln wollte; es war mitten in der Nacht, und man mußte Reiter abſchicken, um Krukowiecki zurückzuholen.

Am 8. September endlich, Vormittags gegen 12 Uhr, ward eine militäriſche Capitulation abgeſchloſſen, nach welcher Warſchau und Praga übergeben wurden und die polniſche Armee mit ihren Effecten nach Plock abmarſchiren ſollte.

Um dieſe Zeit ritt Valerius zum letzten Male durch die Straßen, am Hauſe des alten Grafen vorüber, wo er mit Conſtantien glücklich geweſen war; ſie ſtand neben dem alten Herrn am Fenſter und ſah in das vorübertoſende militäriſche Getümmel, der Graf hatte ſeine ſonſtige ſtille Miene, und man konnte darauf leſen, daß er nicht flüchten, ſondern ſich mit den Ruſſen abfinden werde. Sie mochten Valerius in dem Wirrwarr nicht erkennen, aber es war dieſem ein ſchneidender Eindruck, der Fürſtin Augen lächelnd auf dieſem Untergange ruhen zu ſehn. Biſt du ein unbedeutender Geiſt, ſprach ſein Gewiſſen, iſt ſie ein ſo überlegener? Oder giebt Geburt und Stellung auch in den wichtigſten Fragen ſo viel richtigere Einſicht? Sie hat es dir voraus geſagt, daß es ſo kommen würde, du haſt es jetzt zum Schrecken geſehen, was eine Macht, die in ſtrenges Verhältniß, in ſtrenge Einheit gefügt iſt, Ueberlegenes leiſtet! Wie gewaltig und ganz iſt dir in den letzten Tagen der ruſſiſche Feldherr entgegengetreten neben dieſen aufgelöſten Revolutionszuſtänden! Hätte er nicht auch ſiegen müſſen, wenn nicht gerade von den Krukowiecki und Chrzanowski handtiert worden wäre? Täuſcht man ſich nicht eben weiter, wenn dieſer Untergang auf einzelne Perſönlichkeiten und Zufälligkeiten geſchoben wird? Was iſt alle Frage und Unterſuchung und Redensart im Staatsleben, was bleibt der ewige Mittelpunkt? Kraft und Macht — wo wohnt ſie in dieſer Verworrenheit?

Der Zug war juſt vor des Grafen Hotel ins Stocken gerathen, und Valerius mußte dort harren wie im Feuer einer Batterie. Auch Williams ſonſt ſo düſtres Angeſicht ſah er am Fenſter, und er glaubte die Schadenfreude darauf zu erkennen.

Als er endlich bis an die Brücke gekommen war, fand er ein Drängen und ein Gewirr, daß er ſein Pferd auf die Seite ſchieben, und ſich ruhig im Warten beſcheiden mußte. In den Heereszug drängte ſich Alles, was bisher in Warſchau regiert oder mitgeſprochen hatte, dieſer und jener, der bis daher ein vornehmer Mann geweſen war, trug ſein Bündel, ſein Käſtchen, was er eben zunächſt retten wollte; die ganze letzte Zeit gewann hier das Anſehn eines Mummenſchanzes, der plötzlich verboten wird, auf die enge Paſſage dieſer Brücke war mit einem Male Alles angewieſen, was bisher agirt hatte.

Sieh da, auf einem kleinen Vorſprunge ſtand Leopold, und ſah neugierig dem Allen zu; Valerius rief ihn an; der Kleine bewies ſich auch hier wie immer redſelig und heiter — „Es iſt ein hiſtoriſcher Moment, den muß ich mir betrachten, lieber Alter, ſieh, ſieh, wie das höchſt intereſſant ſich geſtaltet hat, ich hab' mir's gedacht, Lieber, es mußte ſo kommen, eine geſtorbene alte Geſchichte bleibt eine Leiche, man mag thun, was man will".

Es war ein wunderlich ironiſcher Eindruck auf Valerius, daß ſelbſt dieſer kleine, leichtſinnige Fant ſich überlegen fühle, ihn gewiſſermaßen beſchäme oder herausfordere. Er fragte ihn, ob er ſich denn nicht retten wolle, daß er hier im dünnen Leibrock mit dem Zuſchauen begnügt ſei?

„Wovor mich retten? Ich bin ja kein Revolutionär, bin ein neutrales Element; die zerſtörende Leidenſchaft der Menſchen, Du weißt es ja, iſt nie meine Sache geweſen, nur die gefällige — ſchau, ſchau, kennſt Du ihn noch von neulich, da ſah er anders aus —

Krukowiecki, Krukowiecki! ſprach hie und da ein Vorüberziehender, aber man hatte in der allgemeinen Nothwendigkeit keinen Raum zu abſonderlicher Beachtung, auch nicht zu zorniger. Er hatte ſeinen Mantel umgeſchlagen, und ritt unter dem polniſchen Zuge, als wäre nichts Störendes zwiſchen ihm und ſeinen patriotiſchen Landsleuten vorgefallen.

Valerius reichte Leopold die Hand, er wollte nun ebenfalls durchzukommen verſuchen — Leb' wohl, Gott weiß, wo wir uns wiederſehen!

In Petersburg oder in Paris, Lieber.

In Petersburg! Hansnarr!

Höre, Valerius, biſt Du vielleicht ſtark bei Caſſe —

Das Gewühl drängte den Befragten weiter, ein Wagen der raſch vorwärts ſtrebte, nöthigte ihn zu großer Aufmerkſamkeit auf ſein Pferd — ach, Herr von Valerius! hörte er eine ſanfte Stimme rufen, ſie kam aus dem Wagen, und war Hedwigs, welche mit der ſteinalten Großmutter und dem Vater darin ſaß. Die arme Kleine hatte ein verſchwollen geweintes Antlitz, und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Bitte, begleiten Sie uns! bat ſie inſtändig. Wie freue ich mich in allem Elend, daß ich Sie gerettet ſehe!

Ihr Vater lag mehr als er ſaß todtenbleich im Wagen, nur die alte Gräfin ſaß kerzengerade, wie ſie immer geſeſſen hatte, und ſtarr und geiſterhaft ſah ihr todter Blick vor ſich hin.

Jenſeits der Brücke hatte General Bem vierzig Kanonen auffahren laſſen, und ſie kamen eben dazu, als Krukowiecki die Weiſung erhielt, man werde auf ihn ſchießen, wenn er das rechte Weichſelufer betrete. Zuſammenfallend ſuchte der alte Intriguant mühſam einen Weg nach Warſchau zurück, er war vernichtet. Valerius war übrigens nicht mit vielen Andern der Meinung, daß er offener Verrätherei anzuklagen ſei, er ſah jenes unglücklichſte Moment des polniſchen Nationalcharakters zum Aeußerſten in ihm wirkſam, welches den einzelnen perſönlichen Einfluß, den einzelnen perſönlichen Ehrgeiz ohne aufopfernde Rückſicht für das Ganze und Große um jeden Preis geltend macht. Wo dieſe Fähigkeit der Entäußerung und Entſagung fehlt, glaubte Valerius jetzt mehr als je, da ſei auch keine Cultur, und, als Ergebniß derſelben, kein gedeihender Staat möglich. So ſtellte ſich ihm das polniſche Unglück als ein regelmäßiger Verlauf der ganzen polniſchen Geſchichte dar, in welcher niemals die einzelne Perſon dem allgemeinen Bewußtſein einer allgemeinen Nothwendigkeit untergeordnet worden, in welcher das Opfer im feinſten Sinne des Wortes unbekannt geblieben ſei. In dieſer Weiſe habe auch Krukowiecki blindlings hineingewirthſchaftet, und nur dafür gearbeitet, bis zum letzten Augenblicke, ſelbſt als Ueberlieferer an den Feind, die Hauptperſon zu bleiben; nebenher ſei er der geprieſene Patriot geweſen, mehr aber Krukowiecki als Patriot.

Sie waren im Freien, links nach der Straße von Plock zog das Heer, geradeaus vor ihnen lag der Weg nach Siedlce, die früher ſo wichtige große Chauſſée. Auf dieſer wollte die Familie weiter, um dann rechts durch die Wälder nach ihrem Gut zu gelangen, und dort ergeben die weitere Entwickelung des Dramas abzuwarten. Hedwig bat unter immerwährenden Thränen, Valerius möge ſie begleiten; das kindliche Anſchmiegen rührte ihm die Seele; Florian, düſter und niedergeſchlagen, fand ſich mit einigen Bauern ein, um, wie er ſagte, die alte Gräfin in Sicherheit zu bringen; er antwortete dem fragenden Valerius, das Ramorino'ſche Corps rücke durch die Wälder herauf, dem könne er ſich anſchließen; der Graf ſprach nicht ein Wort, der Wagen rollte weiter: Valerius trabte halb unſchlüſſig hinterher, von der ſich zum Oeftern umſchauenden Hedwig wie gezogen. Er wußte es, wie gefährlich der Weg für ihn ſei mitten in das von Ruſſen überſchwemmte Land hinein.

Florian mit den Bauern war beritten, es ging raſch nach den Wäldern zu, in einiger Entfernung folgte ein einzelner Reiter.

Auch Florian ſprach kein Wort, nur ſeine Handbewegung drückte aus: „Alles iſt verloren,“ ein einziges Mal, als Valerius ſagte, es ſei ja nur Warſchau hin, erwiderte er: Warſchau iſt Alles, die großen Herren haben ihr Spiel verloren, und wir kommen hinterdrein.

Bei einbrechender Nacht vernahm man aus der Ferne jenes ruckweis murmelnde Geräuſch, welches den Anzug von Truppen bezeichnet; der Wagen hielt ſtill; Florian und die Bauern ritten auf Recognoſcirung aus; es war eine windige unfreundliche Nacht, der Hufſchlag des Reiters, welcher dem Zuge gefolgt war, näherte ſich raſch, hielt aber plötzlich ſtill, als er etwa auf zehn Schritt dem Wagen nahe gekommen war.

Valerius ritt langſam und vorſichtig nach ihm hin, und erkannte — Joel.

Florian brachte die Nachricht, es ſei ein Theil des Ramorino'ſchen Corps, wahrſcheinlich deſſen Avantgarde, man könne die Reiſe ruhig fortſetzen. — Dies Corps war dadurch ſo verſpätet worden, daß es ſich mit Gefechten gegen den Feind zu tief eingelaſſen, und daß es mehrmals widerſprechende, mitunter ganz ſorglos klingende Nachrichten von Warſchau erhalten hatte.

Es konnte wünſchenswerth ſein, Stanislaus darunter ausfindig zu machen, damit ſich dieſer ſeiner Braut annehme, es ſprach aber Niemand davon, es war Nacht, und, wie immer bei ſolchem Begegnen, von großer Schwierigkeit, aus einem marſchirenden

Heere den Einzelnen auszufinden. Um einen ungenirten Fahrweg zu gewinnen, bog man auf Nebenwege ab, die Nacht war bald wieder ſtill und todt um die Reiſenden, und Valerius, den eine ſchwere Bangigkeit überfiel, tiefer in das verlorne Land hinein zu reiten, fand es nun doch gerathener, einen Rückweg zu ſuchen, welcher ihn mit der Ramorino'ſchen Colonne vereinigte.

Joel, der ſich dem Wagen nicht zu nähern wagte, beſchwor ihn umſonſt; er ritt hin, um von Hedwig Abſchied zu nehmen. Was ſollte er hier? Was konnte er helfen?

Aber es war bereits zu ſpät. Die Heeresabtheilung, welcher ſie eben begegnet waren, bildete nur eine Nebenſäule des Ramorino'ſchen Corps, die leichte Reiterei der Ruſſen umſchwärmte es bereits, in dieſem Augenblicke erſchien dicht neben ihnen ein Koſack; man ſah ihn beim Scheine der Wagenlaternen, er mochte die polniſchen Uniformen von Valerius und Joel erkennen, war ſchnell wie ein Blitz wieder verſchwunden, und gleich darauf vernahmen die Reiſenden aus allen Seiten des Waldes ein Schrecken erregendes Hurrah. Die Koſacken ſtürzten zwiſchen den Bäumen hervor; Florian mit den Bauern gaben Feuer; Valerius und Joel zogen die Säbel und vertheidigten ſich gegen die eindringenden Lanzen; aber aller Widerſtand war nutzlos, der feindliche Trupp ward immer ſtärker, und mochte wohl ein Pulk von hundert Mann ſein, das Kämpfen war bald zu Ende, der alte Graf lag im Blute ſterbend ausgeſtreckt im Wagen, Valerius und Joel waren entwaffnet und gebunden, Florian, als Schmied von Wavre erkannt, ſchwer verwundet, war an ein Koſackenpferd gebunden, ſeine Bauern hatten entweder unter den Lanzenſtichen und Kugeln der Koſacken ihr Leben verloren, oder hatten ſich in das Waldesdickicht gerettet; Hedwig ſaß vorn auf dem Sattel des bärtigen Führers dieſer Koſackenabtheilung, der ſie mit den rauhen ſchmutzigen Händen liebkoſen wollte; man ritt und fuhr nach einer Waldblöße, um dort den nahen Morgen zu erwarten, und den Wagen zu plündern.

Da wurde ein Feuer angezündet, der alte Graf, welcher indeſſen verſchieden war, aus dem Wagen geworfen, und man ging eben daran, die Gräfin, welche fortwährend unbeweglich geblieben war, anzufaſſen, als Florian in übermenſchlicher Anſtrengung Reiter und Pferd, an welche er mit einem ſtarken, langen Riemen gebunden war, mehrere Schritte mit ſich fortriß, auf den Wagentritt ſprang, den im Wagen ſtehenden Koſacken mit einem Schlage ins Genick niederwarf, um den Gürtel faßte und brüllend in die Lanzen der übrigen warf. —

Auffallenderweiſe trat eine große Stille ein, die Koſacken ſchienen das heilige Gefühl des Schmiedes zu erkennen, und zu ehren, ſie machten keine Anſtalt, den alſo getroffenen Kameraden zu rächen, wie ihnen überhaupt eine ſolche kameradſchaftliche Verpflichtung nicht eigen zu ſein ſcheint; Florian ſtand eine Weile unangefochten neben der unbeweglich ſitzenden Gräfin, das Feuer beleuchtete ſein verwildert fliegendes, dickes Haar und ſeine Züge, welche die entſetzlichſte Wuth ausdrückten — nur Joel entfuhr der Ausruf: „Florian!“

Schweig, Jude! erwiderte dieſer, und in denſelben Momente verſchwand er unter den Pferden. Der Koſack, an deſſen Thier er gefeſſelt war, hatte es fortgedrängt, Florian war hinunter gezerrt, und da die Koſacken nach der Erſchütterung des Schweigens eine lebhafte Bewegung machten, ſo war er unter den Hufſchlägen ihrer Roſſe zermalmt worden.

Der erſte Morgenſchein flog grau über den Himmel, man erkannte, daß die alte Gräfin leblos war, und nur noch mumienartig daſaß; ſchonend hoben ſie die Koſacken aus dem Wagen, und ſetzten ſie an einen Baum.

Dort ſaß ſie, drohend noch im Tode, als man aufbrach, eine ſchreckliche Leiche einſam im Walde; einige Schritte vor ihr lag der verſtümmelte Leichnam Florians, einige Schritte neben ihr der erſchlagene Graf, ihr Sohn.

Hedwig, Valerius und Joel ſahen noch tiefer aus dem Walde auf die Lichtung zurück, über welche ein grauer Morgen aufging.

Hedwig war todtenbleich, aber ohne Thräne.

32.

Der Koſackentrupp, welcher die drei Gefangenen transportirte, war folgenden Tages nicht weit gekommen; die Nachricht vom Falle der Hauptſtadt mochte beim Ramorino'ſchen Corps eingetroffen ſein, wenigſtens hielt es inne in ſeinem Marſche, und die leichte Verfolgung der Koſacken ward dadurch ebenfalls gehemmt. Sie raſteten des Abends in einem kleinen Haidedörfchen, und der Theil, welchem zunächſt die Bewachung der Gefangenen anheimfiel, nahm eine Scheune und deren Umgebung zum Nachtquartier. Hedwig war noch immer ſehr begünſtigt, und durfte ohne Feſſel bleiben; man ſah es nicht gern, wenn ſie ſich den beiden Schickſalsgefährten zugeſellte, hinderte es aber doch nur leichthin und ohne Nachdruck.

Es wurde Nacht, die Koſacken lagen unordentlich auf der Tenne umher und ſchliefen, durch die zerſchlagenen Thorflügel der Scheune ſchimmerten die in Kohlen zuſammenfallenden Feuer herein, um welche her die Piken aufgeſteckt waren und die kleinen Pferde ſtanden und lagen.

Valerius und Joel, denen die Hände feſt auf den Rücken gebunden waren, blieben wach und dachten auf Flucht. Hedwig lag in einiger Entfernung von ihnen, und ſprach leiſe zu Valerius herüber. Der Koſack neben ihr hatte dies zwar mehrmals verboten, wenigſtens war durch Pantomime und Betonung dies unverkennbar geweſen, obwol ſie des Koſacken Mundart nicht verſtand, ſie hatte aber keine Notiz davon genommen, und der Koſack war endlich eingeſchlafen.

„Nach einer Viertelſtunde,“ ſagte ſie leiſe, „werde ich meinem Wächter das Meſſer aus dem Gürtel ziehn, und den Strick durchſchneiden, an welchem er mich feſthält, dann komme ich zu Ihnen, um Ihre Bande zu löſen — geben Sie doch dem Kerl, welcher von hier aus vor Ihnen liegt, einen Stoß, damit er ſich ein wenig anders legt, über ſeine breite Figur kann ich nicht geräuſchlos wegſteigen.“

Es geſchah, der Geſtoßene knurrte und erwachte halb, warf ſich aber in eine andere Lage. Hedwig vollführte an ihrem Nachbar das Vorhergeſagte glücklich, und ſchlüpfte leiſe zwiſchen den ſchlafenden Geſtalten hin, hier über ein Bein, dort über einen Arm hinwegſchreitend — plötzlich entſtand ein Geräuſch vor der Scheune, und mehrere Koſacken fuhren in die Höhe; Hedwig, die juſt neben Valerius angekommen war, kauerte ſich zuſammen; die Koſacken riefen hinaus, und man antwortete von draußen; Hedwigs Lage war peinlich, und wenn ihr eigentlicher Wächter erwachte, ſo wurde ſie mehr als dies. Dennoch ſchnitt ſie in Eile die Stricke um Valerius Hände durch, und gab ihm das Meſſer, damit er Joel ein Gleiches thue.

Mit Entſetzen gewahrte ſie, daß auch ihr Wächter jählings ſich aufrichtete und ſeine Stimme zu einigen unverſtändlichen Lauten erhob — aber wie bewußtlos und vom Schlaf überwältigt fiel er ſogleich wieder zurück; es ward ſtill.

Schweigend verharrten die drei zur Flucht Fertigen; Joel ergriff im Drange ſeines Gefühls Hedwigs Hand, um ſie zu küſſen, ſie zog dieſelbe aber raſch zurück, und Valerius bei der ſeinigen ergreifend eilte ſie vorſichtig über die Schläfer hinweg nach dem Thore. Dort ſchlüpften alle drei durch die Oeffnung, welche durch losgeriſſene Planken geboten war. Sie ſtanden im Freien, der Wald lag nur etwa zwanzig Schritt entfernt, die Nacht war ſchwarz und finſter, wenige Kohlen glühten noch in den Haufen. Es mußte aber darauf gerechnet werden, daß an mehreren Punkten eine reitende Schildwacht aufgeſtellt ſei, die man umgehen müſſe; die ſchwere Aufgabe blieb auch noch übrig, ſich durch den Knäuel von Pferden und Lanzen und auswärts Schlafenden ohne Geräuſch hindurch zu ſchleichen; Hedwig riß eine Pike aus der Erde, die beiden Folgenden thaten ein Gleiches, ſie waren glücklich den gefüllten Kreis paſſirt, da hörten ſie dicht neben ſich den langſamen

Tritt eines Pferdes. Dies war der patrouillirende Koſack; ſie bückten ſich raſch zur Erde, ſein Auge aber ſchon mehr an die Nacht und Dunkelheit gewöhnt, ſchien doch etwas geſehen zu haben, er hielt ſein Pferd an, und ſtreckte wie prüfend und unterſuchend die Lanze nach der Gegend, wo ſie kauerten. Hedwig, welche zunächſt damit in Berührung kam, ſchlug ſie fort, ſprang auf, und ſtieß ihre Pike mit aller Anſtrengung nach dem Reiter. Ein Schrei, eine lebhafte Bewegung des Pferdes war die nächſte Folge. Die Fliehenden eilten jetzt rückſichtslos ſchnell nach dem Walde, hinter ſich hörten ſie den ſchnellen Pferdetritt, und ein Paar hin- und herfliegende Koſackenworte, zuverläſſig war es der zweite Wachtpoſten, welcher zu dem erſten, getroffenen heranſprengte, das Nöthige hörte, das Pferd nach ihnen wendete, und ſchreiend hinter ihnen dreinſetzte. Sie waren eben bis zwiſchen die Bäume gekommen, ein Ruck verrieth, daß der Lanzenſtich des Koſacken gegen einen Stamm geprallt war, wenige Momente darauf knallte ihnen aber ein Schuß nach, und ſie hörten den Lärm der aufgeſchreckten Schläfer.

Hedwig, welche wieder die Hand von Valerius ergriffen hatte, zuckte heftig zuſammen, ſie war getroffen. Nur eine kleine Strecke konnte ſie noch vorwärts, dann brach ſie zuſammen; der Wald war ein dichtes Geſtrüpp; Valerius trug ſie noch einige Schritte mit Hilfe Joels, der bei Erkennung des Unglücks in Jammer ausbrechen wollte, und nur mühſam von Valerius zur Ruhe gebracht wurde. Mitten in dem dichten Geſtrüpp kamen ſie auf einen kleinen lichten Fleck, etwa von der Größe eines Zimmerchens; dort ertaſteten ſie einen mit der Wurzel herausgeriſſenen Baum; durch die ausgehobenen Wurzeln hatte ſich unten eine Art Höhlung gebildet, da hinein brachten ſie das arme Mädchen.

Unterdeſſen entſtand rings im Walde ein brauſendes Getümmel der nacheilenden Koſacken, die in den eng ſtehenden Bäumen nicht wohl fortkamen; bald ſahen die Flüchtlinge über das Geſtrüpp herüber auch Kienſpäne leuchten; aber man glaubte die Fliehenden ſchon weiter, es hielt ſich kein Verfolger damit auf, durch das dichte Geſträuch einen beſchwerlichen Weg zu ſuchen.

Der Lärm und die Gefahr hörten aber keinen Augenblick auf, und man mußte des Schlimmſten gewärtig ſein.

Der Schuß war in den Rücken des Mädchens gedrungen, die Sprache wurde immer ſchwächer, der Tod näherte ſich ſchnell. Und noch in dieſem Zuſtande wies ſie die befliſſenen Dienſtleiſtungen Joels zurück. Als der weiter ſpähende Theil der Koſacken wieder am Verſteck vorüber zurückzukehren ſchien, ſtarb die arme Hedwig in Valerius Armen.

Die Freunde ſaßen erſtarrt und ſchweigend bei der Leiche bis zum Morgen: der Gedanke an den nahen Feind ſchien ganz vergeſſen zu ſein; wenigſtens ging Joel ohne weitere Vorſicht, ſobald es Tag geworden, hinüber nach dem Haidedorfe, um ein Grabſcheit zu leihen.

Die Koſacken waren glücklicherweiſe fort, er fand den Spaten, grub auf der kleinen Lichtung ſeiner Geliebten, die bis in den Tod ſeine Liebe abgewieſen hatte, ein tiefes Grab, und beſtattete ſie mit dem ebenfalls ſchweigenden Freunde in ſchauerlicher Waldesſtille.

— Sie waren ſpäter auf dem Wege nach Joels Vaterſtädtchen, wo der alte Manaſſe ſchwer krank darnieder liegen ſollte. Valerius konnte den Verſuch nicht mehr wagen, durch die verfolgenden Ruſſen hindurch bis zu Ramorino's Corps zu dringen, er mußte Joels Vorſchlag annehmen. Dieſer war Tag und Nacht mit ihm durch die Wälder gewandert, zehnmal hatten ſie ſeitab ſich bergen müſſen, um den ruſſiſchen Truppen zu entgehen; Joel hatte nur das Allernothwendigſte geſprochen; am nächſten Morgen war ihm der ſtarre Schmerz in ſtrömende Thränengüſſe aufgegangen, und damit war ihm denn auch die Sprache wieder gekommen, und er konnte in einem gewiſſen Zuſammenhange Folgendes vorſchlagen: Valerius ſolle mit zu Manaſſe kommen, von dort wollte ihn Joel nach Krakau bringen.

„Dort,“ ſagte er, „werden wir dieſe unglücklichen Soldatenjacken los, ich werde wieder das, was ich bin und bleiben muß, um eine Exiſtenz zu haben, ein Judenjunge, ich gehe auf den Schacher, da läßt mich die Welt gewähren. Sie ſtößt mich, ſie behandelt mich verächtlich, ſie weiſt mich in den Winkel; aber das wird meinem Herzen wohlthun, es wird Ruhe haben. Ich habe ein Menſch ſein wollen mit Menſchen, man hat dazu gelächelt, und ich habe leider nicht ſterben können an dieſem Lächeln; Andrer Unglück iſt der Tod, unſer Unglück iſt das Leben. Namenlos, namenlos Unglück! Iſt's ein nationaler Zug, den wir vom Jordan mitgebracht haben, dieſe feige Liebe zum Leben, oder iſt er uns eingewachſen durch die über tauſendjährige Gefangenſchaft? Wer weiß es? Oder hängen wir in aller Erniedrigung ſtolz und gläubig an der alten Tradition, das vornehmſte Volk, das auserwählte Volk Gottes zu ſein? — wir können den Tod nicht ſuchen und wünſchen, ſo nothwendig er uns ſei. Ich werde ein Schacherjunge, um weiter zu leben!"

„Und was hab' ich erlebt! Ein gemeiner Bauer verſchmäht den Ausdruck meiner Theilnahme; ein Mädchen, das mich geliebt hätte, ich weiß es, wäre ich ihrer Abſtammung geweſen, dieſem Mädchen blieb ich zuwider bis in den Augenblick des Todes, weil mein Leib eine nationale Atmosſphäre hat, die ihr fremd und unheimlich iſt, weil ich an den Jordan gehöre, und an der Weichſel ein verachteter Fremdling bin. Fremd, fremd, fremd! in dem Worte liegen alle Abgründe der Exiſtenz! Euch ſtinkt die Zwiebel, die Anderen duftet. Nur das verwegene Glückskind trete aus ſeinem Kreiſe, ich werde ein Schacherjude, und vergeſſe meine Philoſophie und Kenntniß, die ich in falſchen Kreiſen erlernt habe; Gott gebe, daß ich zurück kann! Der Chriſt verſtößt mich, und ich habe ſchon lange den Juden in mir verſtoßen! Weh! Dies wird der Zwitterzuſtand, den diejenigen durchmachen müſſen wie eine lebenslange ſchmerzliche Geburt, die ſich einlaſſen auf Emancipation. Ihr haltet dieſe Gewährniß der Emancipation für eine beſondere Gunſt, für ein wohlſchmeckendes Recht, das Ihr uns gewährt — weh, der emancipirte Jude zieht ein ſtechend Hemd auf ſeinen Leib, das er Zeit ſeines Lebens mit Schmerzen tragen muß, um außen Frack und Weſte darüber zu tragen, wie Ihr tragt. Wer hilft, wer hilft gegen hiſtoriſch Unglück?“

„Und dieſem Volke, das in grobe Kinderei entzweit iſt, dieſem polniſchen, das in ungebildeter Perſönlichkeit auseinanderklafft, und deshalb wieder verloren hat ſein Spiel, es wird ihm nicht viel beſſer gehen, als den Juden, und wenn es nicht wandert, ſo wird es doch beherrſcht ſein von Fremden, freilich immer noch ein Glück gegen ein Geknechtetwerden in der Fremde! Hatten meine Väter vor ihrem Untergange Streitigkeiten unter ſich, ſo waren's doch große Fragen der Ewigkeit. Der Sadducäer ſprach: Es lebt kein Fleiſch fort in anderer Welt, der Phariſäer wollte Geſetz und Prophezeihung und Glaube wörtlich und ganz. Habt Ihr die Fragen geſchlichtet, an denen wir untergegangen ſind? — Was war hier neben uns, hier in Polen zu fragen? Ueber ein Biſchen Verwaltung, ob das Ding ſo heißt, oder ſo — pah! Aber, was höhn' ich, ſo ſpricht kein Schacherjude und mein Unglück iſt unwandelbar.“

Er ſetzte ſich erſchöpft nieder; Valerius raſtete ſchweigend neben ihm. Dann ſprang er haſtig wieder auf, und rief: Ach, ich ſollte fliegen, Manaſſe hat mir nach Warſchau ſagen laſſen, er ſei ſchwer krank, und „wo bleibt mein Sohn Joel?“ und ich bin meinem Vergnügen mit der kleinen Hedwig nachgelaufen, 's war wol ein ſchlimmes Vergnügen, und nun iſt's aus für immer, aber es war doch mein Gelüſt, und ich habe verſäumt, was allein hält in dieſem Leben, das Band zwiſchen Eltern und Kindern. Vater Manaſſe, lebe noch, ich komme: du biſt vom beſten Stamme, vom Stamme Levi, und jeder Jude hat ein zäheres Leben als ein Menſch von anderem Volk; wir ſind in allen Dingen die Ariſtokratie der Welt, von reinem, uralten Blut — aber was hilft alle Wahrheit, und was iſt wahr? Das, was geglaubt wird, ſonſt nichts. Wir älteſten Ariſtokraten, wir handeln mit Band und heißen Juden — o Hedwig, wenn du mich einen Augenblick geliebt hätteſt, dann wäre Alles gut — weiter, weiter! —

Die Wanderer kamen des Abends vor dem Städtchen an, in welchem Manaſſe wohnte, ſie traten in das erſte Häuschen, um ſich zu orientiren und umzukleiden. Das that wirklich Noth, denn es war ein Trupp Ruſſen im Orte: in dem Hauſe wohnte ein jüdiſcher Trödler, welcher Joel mit lebhafter Freudenäußerung empfing, und mit wahrem Jubel den Anzug eines wandernden Bandkrämers zuſammenſchleppte, einmal über das andere rufend: „Nun haben wir Euch wieder, Herr Joel, nun ſeid Ihr wieder von unſere Leut! Gottes Wunder, wie wird ſich der heilige Rabbiner, Euer Vater Manaſſe freuen!“

Joel ſtrich ſich die Haare anders, und der elegante Reiter glich wirklich im Handumkehren einem Bandjuden aufs Haar, ſo daß Valerius erſchrak. Die Klagen des ſchönen jungen Mannes, welche er ſo lebhaft mitfühlte, waren ihm viel würdiger erſchienen, ſo lange der Klagende in beſſerer Kleidung neben ihm hergegangen war. Er ſchalt ſich über ſolche Schwäche, fuhr in den Bauernanzug, der ihm auf Joels Veranlaſſung geboten wurde, und begleitete dieſen zu Manaſſe.

Es war ein kleines dürftiges Haus, ſie traten in die Stube und fanden ſie dunkel —

„Wer ſtört einen ſterbenden Juden?“ ſtöhnte eine leiſe, hohle Stimme aus dem Winkel.

Joel, mit der Oertlichkeit vertraut, ging ein Paar Schritte ſeitwärts und machte Licht —

„Weh mir, wer dringt in mein Haus mit Gewalt?“ ſprach ſtärker die traurige Stimme. Valerius ſah zwiſchen dem Ofen und einem alten Schranke in ſchmutzigem Pelzrocke eine Geſtalt hocken, zuſammengekrümmt, mit langem, ſchneeweißem Barte und kahlem Haupte: er hätte von ſelbſt Manaſſe nicht wieder erkannt.

„Vater Manaſſe!“ ſprach Joel leiſe.

„Gott meiner Väter! meine Ohren ſind ſtumpf, meine Augen ſind ſtumpf, aber das iſt ein Paradieſesodem, der mich umweht!“

Und lang auf richtete ſich die magere todesartige Geſtalt, und ſtreckte die zitternden, dürren Hände vor.

Vater Manaſſe, es iſt Joel, Euer Kind!

Die Erkennung und Begrüßung hatte etwas ſchauerlich Heftiges, Convulſiviſches. Der Alte fiel darauf erſchöpft zuſammen, und mit den Worten: „Nun, Gott Abrahams, laß Deinen alten Manaſſe in Frieden fahren, Du haſt meine Gebete erhöret,“ ward er bewußtlos.

33.

Manaſſe lag auf dem Tode: die letzten Monate, wo er ſich von ſeinem Sohne verlaſſen glaubte, wo ſein Beſitz in fortwährender Gefahr ſchwebte, hatten ihn reißend ſchnell ans Grab geführt: der Freudenmoment des Wiederfindens hatte ſeine Kraft erſchöpft.

„Behalte, mein Sohn Joel, behalte den Rock, den Du zur Freude Deines Vaters wieder angezogen haſt; bleibe ein Jude, und Du behältſt Dein Volk zum Troſte, Deine Väter und das Unglück Deiner Väter, Du behältſt reine Thränen und ein ſtilles Herz: laſſ' mich gelitten haben für Dich, mein Sohn! Ich habe gelebt unter den Chriſten, mit ihnen, für ſie, ich habe eine ihrer vornehmſten Töchter geliebt, ſie hat mich wieder geliebt, ſo lange ſie mich hielt für ihres Gleichen, Du biſt ihr Sohn, Gott meiner Väter, verzeihe mir dieſen Abfall von meinem Volke, verzeihe mir dies Geſtändniß, es iſt mein einziges Kind, dem ich's ſage, die Wege der Menſchen ſind wunderbar, es kann ihm nützen: die ſchöne Dame, Joel, die Du geſehen haſt bei des Herrn Grafen Stanislaus ſtolzem Vater, die ſchöne Dame aus Deutſchland iſt die Tochter Deiner Mutter. Gottes Wunder! ich habe ſie angeſchaut, als ſie bei mir vorbeigeritten iſt, in Warſchau, wie ein kindiſcher Knabe, ſie ſieht ähnlich ihrer Mutter, wie Du mir ſiehſt ähnlich, Joel, da ich jung und thöricht war: das Herz iſt mir im Leibe geſprungen, ich habe eine ſündliche Erinnerung gehabt an die Zeit, wo ich meinem Volke untreu ward mit einer Tochter der Abgefallenen, ich habe es gebüßt mit einer ſtrengen Strafe, die ich mir auferlegt. Frage nichts, mein Sohn, es wird mir ſauer, davon zu ſprechen, im ſchwarzen Käſtchen findeſt Du Briefe und Zeichen, es wird mir ſchwach, mein Sohn, rücke mir das Kopfkiſſen“ —

In dem Augenblicke drang wilder Lärm ins Haus; die Ruſſen hatten Kunde erhalten von Fremdlingen, die Manaſſe beherbergte, von Manaſſe's Reichthume, den er vergraben halte: Valerius flüchtete auf Joels Geheiß hinten aus dem Hauſe, Manaſſe, im Sterben geſtört, riß ſich mit letzter Kraft aus dem Bette, und ſtellte ſeine Entſetzen erregende Todesfigur dem Feinde entgegen.

„Ich habe nichts als mein Kind Joel, weicht von der Schwelle eines ſterbenden Mannes, oder der Fluch Adonai's zerſchmettre Euer Gebein und Eure Seelen“.

Man ſtieß ihn bei Seite, und durchſuchte das Haus: er war auf die Erde gefallen, und der ſtarke Wille rang mit dem ſtark eindringenden Tode.

Unter polterndem Geräuſch, mit Dieſem und Jenem beladen, fluchend zogen die Soldaten wieder ab — „ſteig in den Keller — Joel, grabe links im Winkel — ſchnell — bring mir das ſchwarze Käſtchen — ſchnell“ —

Joel wollte den ſterbenden Vater nicht verlaſſen, aber krampfhaft ſchleuderte ihn dieſer von ſich — „das Gold allein — erhält uns — in der Menſchenwüſte — fort, Joel!“ —

Joel eilte in den Keller, fand das Käſtchen, und brachte es Manaſſe, der mit brechenden Augen und ſchwer arbeitender Bruſt am Boden lag. Beim Anblick desſelben öffneten ſich noch einmal die Augen weit, er griff darnach, und ſtieß noch folgende Worte ſchnell heraus: „Ich habe edel ſein wollen, ſie haben mich verachtet — ich habe mich um nichts mehr gekümmert als um das Geld, es iſt das Beſte, was wir haben, mehr' es, ach, Joel, mein Sohn!“ —

Das Käſtchen entfiel ihm, er griff mit den magern Händen heftig nach dem Geſichte ſeines Kindes, und verſchied.

Tief im Hintergrunde des Gemüthes lagen bereits dieſe Verwüſtungstage, als Joel, ein wandernder Bandjude, und Valerius, ein Bauer im ſüdlichen Polen, über die Fläche hinſtrichen — es war über einen Monat ſeit dem Falle Warſchaus vergangen, ſo langſam hatten ſie lavirt, um durch den herrſchend gewordenen Feind hindurch zu kommen bis in die Nähe des Krakau'ſchen Gebietes. Unterdeſſen war die polniſche Armee nach mancherlei ſtürmiſchen Verſuchen in der Wahl eines neuen Generaliſſimus, in der Wahl eines neuen Feldzugsplanes an die preußiſche Grenze gedrängt worden, war dort übergetreten, hatte die Waffen niedergelegt, war aufgelöſt; unterdeſſen war auch der rauhe Herbſtwind thätig geweſen, das Laub fing zeitig an von den Bäumen zu fliegen, der Himmel ward grau und grauer. Die beiden verwüſteten Wanderer ſprachen wenig oder nichts von den nächſten Dingen, nur zuweilen, wenn ſie ruhten und das kümmerliche Mahl aus dem Reiſeſacke ſie geſtärkt hatte, ſprachen ſie, und dann wurden es ſtets allgemeine Beziehungen, und es klang wie verlornes Wort in eine Wüſte hinaus.

In dieſem ſüdlichen Theile des Landes fanden ſie mitunter eine Laubholzung, und an einem bleichen Nachmittage, als ſie, eine ſolche verlaſſend, wieder ins Freie traten, ſahen ſie am Horizonte Krakau, die alte ehrwürdige Polenſtadt, die Stadt des polniſchen Geſanges und der Kirchen vor ſich mit den plumpen Thürmen.

Sie ſetzten ſich unter einen Eichenbaum, der ſpärlich gegen den rauhen Wind ſchützte, und verzehrten ihr hartes Brod, zu deſſen Würze Joel einige Zwiebeln hatte. Als das kümmerliche

Mahl beendigt war, ſahen ſie noch lange ſchweigend in die traurige Welt hinein; in kleiner Entfernung lagen mehrere todte Pferde zerſtreut umher — das Rozycki'ſche Corps hatte ſich hier noch lange gewehrt; ein Menſch war nirgends zu ſehen.

Das Studium der Weltgeſchichte — hub Valerius an — iſt unſer trauriger Troſt; jede neue Epoche findet eine neue Stellung zu ihr, eine neue Erklärung derſelben, und doch halten wir uns immer an dieſen einzigen Troſt, weil wir uns immer erſt beſchwichtigt glauben, wenn die Dinge auf ein Geſetz geführt ſind. Menſchen! auch unſer Stolz iſt ein mitleidig gewährter Sonnenblick, damit wir unſere Schwäche vergeſſen. Vor Kurzem war es unſere natürlichſte geſchichtliche Forderung, daß Polen beſtehen müſſe, das Schickſal entſcheidet anders, wir erfinden ein anderes geordnetes Raiſonnement, damit wir unter einem neuen welthiſtoriſchen Geſetze doch den Anſchein bewahren, als beherrſchte unſer Geiſt die Welt. Menſchen! Und wir ſind Einer wie der Andere!

Ich habe nun die Polen geſehen; ſie ſind wieder beſiegt, und ich glaube jetzt, ſie werden nie ſiegen, ſie werden zermalmt unter einer großen hiſtoriſchen Combination. Von Zeit zu Zeit wird die Welt verjüngt durch friſche, von aller Cultur unberührte Völker. So kamen einſt die Römer gegen die Griechen auf, die Germanen gegen die Römer. Die aſiatiſchen Slaven haben ihre Zeit noch nicht gefunden, vielleicht finden ſie ſelbige nie, ſie ſcheinen unſchöpferiſch, in der Einzelnheit unbegabt; vielleicht bilden ſie doch einſt ein neues großes Element der Weltgeſchichte. Aber ihre Vorpoſten ſind ſicher verloren, wie es einſt den Vandalen, den Alanen, ſelbſt den Hauptſtämmen der Gothen ergangen iſt: der Wende, der Obotrite, Wilze, Leche iſt früh zertreten worden, der Böhme und Mähre iſt langſam aufgezehrt in germaniſchem Weſen, der Pole iſt tief angeſteckt von alt- und neueuropäiſchen Verlangniſſen, Ideenrichtungen, er will ſogar nichts eigenes mehr als einen Namen, er verlangt halb franzöſiſchen, halb ſonſtigen Zuſchnitt; deshalb hat der Pole keine Zukunft, er unterliegt dem eigenthümlicheren Rußland. Findet dieſer Repräſentant des mächtigſten Slaventhums, findet er Regenten, die ohne Rückſicht auf das alte Europa Rußland in ganz eigener Nationalität zu einer Gewalt aufbilden, ſo kann ein neues welthiſtoriſches Element entſtehen, das Bisherige freilich zermalmen müßte.

Selbſt ohne ſo große Ausdehnung und Bedeutung kann Polen auf Jahrhunderte als Polen verloren ſein, und was Jahrhunderte lang ſich verliert, das wird ein Anderes. Laſſet ſingen: „Jetzt iſt Polen doch verloren!“

Wer ſich thöricht unterfängt, in Schnelligkeit die Weltgeſchichte meiſtern und ändern zu wollen, wie wir in den letzten Jahren als eine Kleinigkeit verſuchten, der beklage ſich nicht, wenn er zu Grunde geht. Handle, wer ſich berufen fühlt, aber Keiner wage ins Einzelne vorauszubeſtimmen, was werden ſoll; wir kennen die Welt nur einen Schritt weit. Ich will in meine Heimat gehen, mir eine Hütte bauen, das Weite auch ferner betrachten, aber nur fürs Nächſte wirken.

Hofft Ihr Juden nicht ſeit achtzehnhundert Jahren umſonſt auf ein wieder erwachend jüdiſch Reich, iſt das nicht Euer Hauptunglück? Warnet die Polen, damit ſie nicht mit ihrem ſtarr erhaltenen Schmerze europäiſche Juden werden? Ihr wollt es heut noch nicht glauben, daß Ihr in einem neuen Umſchwunge der Welt verloren gegangen ſeid, und ſo ſeid Ihr der ewige Jude geworden, der nicht ſterben kann, und überall leidet. Gott bewahre dies Land vor einem ewigen Polen! Wer nicht ſterben kann lebt auch nicht. Dieſe Welt kreiſt einmal nur zwiſchen Leben und Sterben. Wie glücklich ſind die Schotten in Engländer aufgegangen, wie ſchwer wird den Irländern der Tod, die ſchon lange Engländer ſind, wie bedroht jeder Ruck die Scheinpflanze Belgien, wie ringt Spanien in tauſend Schmerzen, weil die einzelnen Reiche nie ſterben wollten!

„Wie ſollen wir ſterben, wir armen Juden! weiſer Chriſt?“ ſagte Joel.

Wenn Ihr den Buchſtaben der Tradition aufgebt, aufgeklärte Juden werdet, Euch emancipiren laßt, ſo ſterbt Ihr, freilich langſam und ſchmerzhaft. Von jetzt an, wo dieſer Gedanke aufkommt, werden noch drei Generationen zuckend leiden, wenn's in Stille fortgeht und nicht nach dem gläubigen Unglauben ſchlechter Chriſten eine ganz neue Offenbarung über die Welt kommt. Geſteht's nur, daß Ihr juſt darum ſo hartnäckig ſeid, weil das Chriſtenthum aus Euch erwachſen iſt, weil Ihr die altklugen Väter bleiben, den überflügelnden Kindern nicht weichen wollt; es gäb lang keine Juden mehr, wäre das Chriſtenthum unabhängig vom Moſaismus entſtanden.

„Vor der Hand will ich ſchachern!“

Mit dieſen Worten erhob ſich Joel, und die beiden Wanderer ſchritten im Winde, der immer mehr dunkle Abendwolken zuſammenjagte, auf Krakau zu.

Die Bürger.

1.

Hippolyt an Valerius.

Zu Pferde, Kind, zu Pferde, Kind,
Laß uns die Welt durchreiten,
Die Erde rennt ſo blitzgeſchwind,
Daß wir uns noch entgleiten.

Weißt Du noch, mein Lieber, wie ich dieſen Vers in die Luft hineinſang? Ich wußte ſelbſt nicht, wo er herkam. Wenn man ein wenig poetiſches Geſchick hat, da treten oft die verborgenſten Gedanken des Innern plötzlich als kleine ſangbare Verſe auf unſere Lippen. Das iſt das Geheimniß der Poeſie und der Welt, am Ende weiß kein Menſch, wie er zur ſogenannten Wahrheit kommt, auch die Gedanken ſind Zufälle oder göttliche Ordnung. Es war damals ein ſchöner, friſcher Sonnenmorgen, und wir ritten über die thaublitzende Fläche hin, die Augen nach den fernen, dampfenden Bergen richtend. In der Kraft unſerer Jugend, in der Friſche des Morgens fühlten wir allen Reiz des Daſeins, und ſchworen luſtig hinauf zum Himmel, daß dieſe Welt zur Freude geſchaffen ſei, zum Tummelplatze des kecken, muthigen Menſchen, und daß wir das beweiſen wollten durch unſer fröhliches Wanderleben bis zum lachenden, munteren Tode ſelbſt. Das alte Europa, das damals ſeine morſche Hülle kaum geſchüttelt hatte, wollten wir verjüngen helfen, wir jungen, romantiſchen Narren! Nun, Freund, wir leben doch für Etwas, wenn wir auch den Schmetterling nicht mit drei ſchönen Worten aus der Puppe locken; Alles, was geſchieht, iſt intereſſant für uns, wir ſehen überall neue Jugend ſproſſen. Wenn wir uns auch tauſendfach irren, ſo leben wir doch, das heißt, wir empfinden nach allen Richtungen unſre Exiſtenz, wir haben Intereſſen, und der Tod findet doch Etwas an uns zu tödten, der nächſte Planet Etwas fortzuſetzen. Unſre übermüthigen Jugendpläne, die Welt umzugeſtalten, haben wir wol zum Theil aufgegeben, wir ſind erſchrocken vor der Mannigfaltigkeit der Welt, vor der Unerſchöpflichkeit ihrer Verhältniſſe und Zuſtände. Aber ſo kleinmüthig und verzagt wie Du, mein Freund, bin ich noch lange nicht. Pfui! was war das für ein muthloſer Brief, den Du mir aus Warſchau geſchrieben! Kopf in die Höhe! Vielleicht finden wir ſchon nach den nächſten Schritten das Abſolute, worin alle Schönheit und Herrlichkeit zuſammengedrängt iſt, das Zauberwort, das alle Geheimniſſe löſt. Immer weiter im einmal begonnenen Laufe, „Laß brauſen, Freund, laß brauſen“, wir ſind einmal auf dem Wege, und Kinder und Weiber kehren um, wenn die Wetter losbrechen und Alles ſtürzt und fällt.

Ja, es iſt wahr, anders iſt's gekommen mit der revolutionären Zeit, als wir erwarteten, es hat manchmal das Anſehen, als trieben Kobolde ihr Spiel mit uns, als ſei das Neue ſchlechter als das Alte, der üppige Kaufmann mit dem Geldbeutel in der Hand widerwärtiger als der alte Adelige mit dem Stammbaum; aber nur weiter, Freund, weiter! Wenn der Gedanke, wenn die Theorie nicht mehr Recht behalten ſoll, dann müßte ja die Vernünftigkeit der Erde und mit ihr die Erde ſelbſt zu Grunde gehen. Der Gedanke iſt ja der Geiſt Gottes.

Ich habe Dir ſeit dem Sommer 30, ſeit Paris, nichts mehr über mein Leben geſchrieben. Offen geſtanden, Freund, jenes deutſche Mädchen, jene zauberiſche Julia hat ſo viel von meiner urſprünglichen Kraft zerbrochen, daß ich ſeit jener Zeit nicht mehr gern von mir erzähle. Wir ſind wie die Weiber: wir geſtehen es uns nicht gern, daß wir älter und ſomit unmächtiger werden. Julia hat mir das fabelhafte Vertrauen auf meine Kraft und Macht geraubt, und dadurch den Zauber meiner Jugend erſchüttert. Sie war das erſte Mädchen, das mir widerſtand. In jener Nacht, wo ich Alles vergeblich aufgeboten hatte, um ſie zu erweichen, rannte ich wie toll durch die Straßen von Paris, ich ſtürzte mich in die Seine, um meine Gluth zu kühlen, meine Eitelkeit und Zuverſicht waren ins Herz getroffen. Ich kenne den ſentimentalen Liebesjammer nicht, den die Deutſchen ſo ausführlich beſchreiben, und woraus ſie eine Art von Poeſie gemacht haben, Wehmuth und Thränen kamen mir alſo nicht zu Hilfe, um die wilde, unbefriedigte Kraft in mir zu brechen, ſie mußte daher in ſich ſelbſt vertoben. O es war eine grauſame Wirthſchaft!

Als die Ruhe wiederkam und ich mich umſah, da graute mir vor dieſem neuen Weſen in Frankreich. Die Lüge hatte den Kampfplatz behauptet, in lauter Täuſchungen ließ ſich das leichtſinnige, thörichte Volk herumſchaukeln, und es ſchnitt mir durchs Herz, wenn ich den Jubel anſah, welchen ſie beim Anblicke ihres neuen Königs erhoben. Dieſer Bürgerkönig Ludwig Philipp iſt der größte Repräſentant unſerer jetzigen Tage, Gott geb' es, nicht der neuen Zeit. Er iſt wirklich der Held einer Durchgangsepoche, welche die Winde beflügeln mögen, und man darf ihm den Ruhm einer gewiſſen Größe nicht verſagen. Er hat nicht nur das alte Bourbonenthum und Alles, was um und dran war, bezwungen, nicht nur die Jacobiner unterworfen, ſondern allen Liberalismus bewältiget. Man kann ihn Ludwig den Vierzehnten des neuen Jahrhunderts nennen: jener hat die Ariſtokratie geſtürzt und ward der Abgott des Adels, dieſer hat die Demokratie unterdrückt und heißt der Bürgerkönig. Er beſitzt alle Eigenſchaften, die zu einem Helden dieſer neueſten Art nöthig ſind, er iſt klug, ſehr klug, und zwar beinahe ſo klug als Talleyrand, denn er hat's lange nicht merken laſſen, daß er klug iſt. Er vermeidet ferner die Extreme, ſetzt Krieg oder Frieden nie auf eine Karte, und wenn er's einmal öffentlich thun muß, ſo ſpielt er privatim eine ganz andere, ſichere Partie. Das Repräſentativſyſtem, das ſonſt den Königen hinderlich war, iſt durch ſeine Klugheit für ihn die bequemſte Regierungsart geworden: iſt die öffentliche Partei im Nachtheile ſo tragen die Miniſter Schande und Verluſt, der Thron desavouirt ſie und zeigt beſcheiden, wie er bereits privatim viel vortheilhaftere Dinge vorbereitet habe; ſiegt das Miniſterium, ſo ſchließt er ſich emphatiſch dieſem Siege an, zuckt die Achſeln zur Privatpartei und bedauert gegen die fremden Geſandten, daß ihm die Hände gebunden ſeien. In der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts regierten die Abenteurer aller Art mit kecken Lügen und Intriguen einen großen Theil von Europa; an die Stelle jener berechnenden Perſonen ſind jetzt berechnete Begriffe getreten; man herrſcht jetzt mit einer gewiſſen Staatsalgebra und in kurzer Zeit iſt aller Fortſchritt, den wir erwarteten, auf ein paar Formeln gezogen, dieſe werden ſtudirt, die neue Wiſſenſchaft iſt fertig, ihr Urſprung und Beikram werden auf die Seite geworfen.

Als der Adel geſtürzt ward, kam der Deſpotismus an die Reihe, dieſen ſtürzten die Jakobiner, die Jakobiner unterlagen den Soldaten, die Soldaten überwältigte das Geld. Und das Geld herrſcht heute noch, denn die Bildung, deren Herrſchaft wir zu befeſtigen glauben, ſteht im Solde des Geldes. Ludwig Philipp iſt auch der König des Geldes und die Börſe bedeutet jetzt Frankreichs Generalſtaaten. Was iſt nun geblieben von der alten Poeſie der Herrſchaft? Etwa die Tapferkeit? Allerdings iſt eine gewiſſe Tapferkeit noch zu finden. Aber dieſe Tapferkeit hat nichts von jener poetiſchen Eigenſchaft, die wir ſo nennen, ſie iſt die Tapferkeit des Kaufmannes, der ſich für ſeine beſſeren Waarenballen ſchlägt, der aber den Kampf aufgiebt, wenn er bedenklich wird, um wenigſtens einen Theil jenes Vermögens zu retten. Es iſt nichts mehr von dem ritterlichen Elemente des Streites zu entdecken, nichts mehr von romantiſchen Fratzen jenes Schlachtrufes: „Sieg oder Tod, König oder Nichts!“, nein, „Alles oder doch Etwas“ heißt die neue Parole.

Dieſe Proſa beugt mich zu Boden. Die Poeſie des Ritterthums haben wir geſtürzt, und um die Poeſie des Liberalismus ſind wir vorläufig gebracht. Wird die Zeit kommen und wann wird ſie kommen, wo die Geldintereſſen wieder die zweite, unterſtützende, nicht aber herrſchende Stelle einnehmen werden? Frankreich, als Flügelmann Europa's, iſt auch das Horoſkop Europa's. Ueber kurz oder lang ſinkt auch die engliſche Ariſtokratie unter den Zahlen der britiſchen Kaufleute, und ſo geht's weiter. Oder iſt nicht eigentlich jetzt ſchon das Geld ein weſentliches Moment der engliſchen Lords? Beſitz iſt die Loſung unſerer Tage und die Cultur, wenn ſie was gelten ſoll, muß ſich ebenfalls darnach richten. Erfinde eine Poeſie des Beſitzes oder wir gehen unter in dieſer breiten Proſa.

Du haſt Recht, wenn Du mir Vorwürfe machſt über mein völliges Stillſchweigen ſeit ſo langer Zeit, ich hatte aber auch Recht. Ich fing an, einherzutappen, ſtatt einherzuſchreiten durch die Welt. Soll ich meinen Freund mit herumzerren in der trunkenen Bewegung? Schon bin ich wieder feſter, und da bin ich auch wieder bei Dir. Wo Dich meine Briefe treffen werden — denn jetzt werd' ich Dir öfter ſchreiben — weiß ich nicht; ich will ſie alle nach Grünſchloß ſchicken, früher oder ſpäter kommen ſie Dir von dort ſicher in die Hände. Warum nicht nach Warſchau? Weil ich jeden Tag dachte, Warſchau iſt wieder ruſſiſch, und nun iſt's ſo weit, und Leopold ſagt mir, Du ſeieſt über die Brücke, wer weiß wohin; es iſt zu viel brutale Eitelkeit der Perſonen unter jenen Staroſten, als daß ihnen etwas gelingen könnte, was ſie gemeinſchaftlich unternehmen.

Warum ich nicht zu euch gekommen bin? Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich habe die Polen früher nicht leiden mögen, ich ſah ſie nur in der Fremde mit ihrem Stolze, ihren Bedienten, ihrer abſtoßenden Nationalität — dieſen Krieg erwartete ich nicht von ihnen. Und Du weißt, ich handelte immer weniger nach allgemeinen Begriffen, mehr nach beſonderer Vorliebe, als Du, mein objectiver Freund. Du ſchreibſt von einer Goldrolle, die ich Dir mit meinem letzten kurzen Briefe nach Warſchau geſchickt haben ſoll. Das iſt ein Irrthum, mein Billet ging allein an Dich.

Nun will ich Dir erzählen. Ich verließ Paris. Ungern, ja mit Schmerz ſchied ich von den Franzoſen. Sie ſind und bleiben das liebenswürdigſte Volk der Welt; ſelbſt ihre Irrthümer und die Täuſchungen, welche ſie erleiden, keimen aus ihrer Liebenswürdigkeit. Eine gewiſſe Ritterlichkeit hat immer ihre Mißgriffe erzeugt, auch die letzten. Wenn ſie ſich wie die Helden geſchlagen hatten, dann verziehen ſie auch großmüthig wie die Helden. Der ganze moderne Wirrwarr ſelbſt mit Berechnung und Geld wird von ihnen und durch ihre Lebhaftigkeit ſo bunt und intereſſant ausgebildet, daß er immer noch einen Schimmer von Poeſie behält. Iſt ihnen auch oft die Freiheit wieder entglitten, die Gleichheit haben ſie aus allen Stürmen gerettet; der reiche Banquier und der ärmſte Journaliſt, einer repräſentirt ſeinen Monſieur wie der andere; und das iſt nicht etwa geſellige Duldung mit allerlei Rückhaltsgedanken, wie man ſie in den beſten Geſellſchaften Deutſchlands findet, nein, es iſt eine Sache an ſich, ein Abſolutes. Jeder Mann gilt für einen Mann und ſeine Worte werden nach ihrem abſoluten Werthe beachtet, nicht nach Rückſichten. Das Geld iſt mächtig, aber nicht allmächtig. Keime zu allerlei neuen, lockenden Zuſtänden liegen überall am Tage, nirgends iſt Tod und Erſtarrung.

Ich wollte mir das neue Königreich betrachten, das gegen alle diplomatiſche Erwartung aus den Niederlanden aufgewachſen war. Dieſe wilde Pflanze Belgiens hatte einen eigenthümlichen Reiz für mich. Den Polen verzeihen die ärgſten Stabilitätsmänner in ſchwachen Stunden eine Revolution. Es iſt Geſchichte da, ſagen ſie, nationales, tiefes Element. Aber was wollen dieſe Belgier, deren Name ſo unbekannt und neu iſt, wie die Namen Ligurien, Batavien und dergleichen, die aus dem franzöſiſchen Paroxismus der Neunziger Jahre hervorwuchſen? Die Klagen dieſes Volkes über Holland, fahren ſie fort, ſind nur Zeichen von eigenſinnigem Uebermuth, das Ganze iſt die frevelhafteſte Revolution, die noch dageweſen iſt.

Gerade das intereſſirte mich. Ich glaubte eine muthwillige Freiheitsſympathie darin zu finden. Es iſt kein ordinäres, anſtändiges Mädchen, dachte ich, das mit gutem Rechte eine Ehe verweigert, ſondern ein eigenſinniges, capriciöſes, wildes Ding, das als ſelbſtſtändiges Geſchöpf auch ſeine Launen geltend machen will. Und Du weißt ja, ſolche Mädchen ſind mir immer die intereſſanteſten geweſen. Hier iſt Natur, üppige Natur, Urſprüngliches, dort kaltes Product beſchränkter Erziehung.

So ritt ich denn im Spätherbſt über die nördlichen Flächen Frankreichs dahin, immer hinab nach der Meeresniederung und ſah mich an einem hellen Mittage in den breiten, glänzenden Straßen von Brüſſel. Eine vornehme, blendende Stadt! Ich betrachtete mir lächelnd die Kanonenkugeln, die in dichten Schaaren aus manchen Häuſern guckten, unwillige Zeugen der lärmenden September-Tage und der entſchloſſenen Holländer, dieſe ſchimmernde Stadt um jeden Preis wieder zu erobern. Ich brachte mein Pferd unter und eilte nach dem Park. Vielleicht war es hier das erſte Mal, daß ich den Kämpfen um Recht und Freiheit grollte, als ich ſo manchen der ſchönen, ſtattlichen Bäume, welche hier ihren majeſtätiſchen Schatten ausbreiten, zerſtört, verſtümmelt ſah. Ein ſtolzer, ausgebildeter Baum iſt wie ein fertiger, abgerundeter Menſch, ſeine Verſtümmelung erinnert an Barbarei. Es war ein ſchöner Tag, wie ihn die ſpäte Jahreszeit in dieſen Gegenden bringt, und der Park war erfüllt von Spazierenden zu Fuß, zu Roß und zu Wagen. Ein gewiſſer Freiheitsübermuth lag auf vielen Geſichtern. Eine gelungene Revolution macht ſtolzer als eine gewonnene Schlacht, man glaubt, den eigenen Schulmeiſter überwunden zu haben, und der dünkt uns bekanntlich immer gelehrter und gewaltiger als alle anderen. Der Menſchenſchlag in dem neuen Belgien ſchien mir übrigens wirklich abgeſondert und voll Eigenthümlichkeit, und ich glaubte eine Menge hiſtoriſcher Schattirungen herauszublicken: ſpaniſches, verſchloſſenes Feuer aus den Zeiten Philipps, franzöſiſche Lebhaftigkeit, nördliches, behagliches, ſaftiges Fleiſch, gemiſchte Charakterloſigkeit und was man dergleichen mehr beim erſten Anblicke zuſammenfaſelt. Einen jungen Mann, der neben zwei Damen hertänzelte, hatte ich mit eingerechnet, und je näher er heranſchritt, deſto mehr beſchäftigte mich dies kleine, bewegliche franzöſiſche Geſicht mit ſchwarzen, krauſen Haaren, die unter dem weißen Hute hervorquollen, mit ſchwarzen, unruhigen Augen — denke dir, wie ich über meine Claſſificationen lachen mußte, als ich in dem kleinen Männchen unſern Leopold erkannte. Er wurde ſchneller mit mir fertig: mich ſehen, an meinen Hals fliegen, tauſend Fragen ausſtoßen, mich den Damen vorſtellen, war das Werk von zwei Minuten. Dieſe Damen nun waren die Frau und Tochter eines reichen, vornehmen Advocaten, van Waelen. Die Familie iſt ſehr angeſehen und rühmt ſich, mit ſpaniſchen Granden vermiſcht zu ſein. Leopold hatte mich mit ſeiner ſchnellen Gewandtheit unter dem alten ſpaniſchen Namen vorgeſtellt, den ich ſeit Jahren beinahe vergeſſen hatte. Der gute Junge dachte nicht daran, wie dieſer klangvolle Name ihm gefährlich werden könne. Er empfahl mich ſo vortrefflich bei dieſer Familie, daß ich in wenig Tagen ein hochangeſehener Hausfreund war. Frau von Waelen iſt dreißig Jahre alt und eine ſtrotzende flamändiſche Schönheit von hohem, vollem Wuchſe, feurigem Auge, ſie iſt ſchweigſamen und dennoch innerlich lebhaften Temperamentes. Die beſten, üppigſten Formen für einen Rubens, eine Frau für Promenade, Haus und Bett, wie ſie ein Advocat nur wünſchen kann. Stolz auf ſich ſelbſt, eitel auf ihre Tochter, kommt ſie in die wunderliche Verlegenheit, ob ſie die nahenden Liebhaber ſich oder der Tochter wünſchen ſoll. Denn Herr van Waelen iſt ein langer, trockener Geſell mit einem buſchigen Backenbarte, ſeiner einzigen Schönheit. Es war wirklich ein ganz neues Element, in dem ich mich beim Eintritte in dies Haus bewegte. Denke Dir eine Wohnung, die äußerlich unſcheinbar, verſchloſſen ausſieht und von Jalouſien verſteckt wird, und Du ſtehſt mit mir vor van Waelens Hauſe. Ein blank ſchimmernder Klöpfel hängt auf der dunkeln, hell lackirten breiten Hausthüre. Man klopft, die Thüre öffnet ſich durch einen Druck, der vom fernen Bedientenzimmer ausgeht, man tritt in einen weiten Hausflur, Alles ringsum, Treppen, Thüren, Dielen, glänzt von Glätte und Sauberkeit. Ein Beſucher gleich mir, der mit der Localität ſchon bekannt iſt, geht gerade aus, er weiß, daß die Treppen des Vorderhauſes nur wenige Tage des Jahres, nur bei großen Feſten betreten werden: ſie führen zu den Prachtzimmern, welche die Geſchichte der Familie entfalten, Kunſtarbeiten, die ſich forterben, wie Schlöſſer bei deutſchen Ritterfamilien. Der Blick nach einem breiten, viereckigen Hofe iſt offen. Dieſer iſt mit Quadern gepflaſtert, ein offener Saal, ein kleiner Markusplatz, auf den Seiten von den Flügeln des Hauptgebäudes, hinten vom eigentlichen Wohngebäude begrenzt. Eine große Glasthüre mit buntem Glaſe führt in das letztere und zwar unmittelbar in den Salon, wo ſich die Familie gewöhnlich aufhält. Eine patriarchaliſche Stille iſt ringsum über Alles ausgegoſſen, der tiefſte Familienfriede ſcheint auf dem Ganzen zu lagern und unſere ſtürmiſchen Jugendgedanken kamen mir frivol vor, als ich das erſte Mal in dieſe Räume trat. In dem Salon ſitzt die Frau vom Hauſe mit ihrer Tochter. Sie ſind mit weiblicher Arbeit beſchäftigt und ſprechen ſelten. Die Ausſicht geht auf den Garten, wo im Frühlinge die berühmten Tulpen der Niederlande blühen. Die Möbel des Salons ſind weniger modern als maſſiv und koſtbar; dunkle, ſammtene Tapeten bedecken die Wände, ſchwere rothſeidene Gardinen mit goldenen Troddeln beſchatten die Fenſter, Alles iſt prächtig, gediegen, Alles athmet vornehmes Schweigen und Ruhe. Die Mutter empfängt den Beſuch mit zurückhaltender, würdevoller Artigkeit, die Tochter erröthet, denn ihre Haut iſt ſo fein und durchſichtig, daß das Blut bei der geringſten Bewegung darauf ſichtbar wird. Sie iſt fünfzehn Jahre alt und ſo groß wie die Mutter. Alle Formen ſind bereits ſchön und rund an ihr ausgebildet — ich wurde unterbrochen —

2.

Hippolyt an Valerius.

Schreiben und ſagen könnt Ihr Alles, aber ob ein einziges Wort von aller Weisheit der Menſchen wahr iſt, das weiß der Himmel. Wenn man einmal zu zweifeln anfängt, ſo muß man

Alles bezweifeln. Du weißt, es iſt ſonſt nicht meine Sache, ſkeptiſch zu ſein, aber wenn mir einmal ſolch eine Stunde kommt, dann iſt alle Welt für mich fraglich. Lieber Gott, iſt irgend ein Satz, eine Wahrheit in der Welt, von welcher nicht auch das Gegentheil plauſibel gemacht werden kann? Das iſt ein ſchrecklicher Triumph der Bildung, der immer wieder einmal deutlich hervortritt, wenn ein Volk ſeine Vollendung erreicht zu haben glaubt, um ihm begreiflich zu machen, die Welt ſei mehr als unſer Geiſt. In dieſen letzten Worten haſt Du die Probe von dieſem traurigen Exempel: vor ein paar Tagen ſchrieb ich ganz anders, da war der Gedanke der Geiſt Gottes und das Ding hatte auch ſeine Logik — ach, Sklaven, Sklaven, die wir ſind in unſichtbaren Ketten, gegen welche alles Toben und Wüthen vergeblich iſt!

Erinnerſt Du Dich der Sophiſten in Griechenland, welche die Schulweisheit ſo vornehm wegwerfend anzuſehen pflegt? Dieſe Leute ſind ein entſetzliches hiſtoriſches Moment. Sie waren die Gründer der eigentlichen Bildung, ſie wandten die Philoſophie auf Alles an, ſie emancipirten das Denken für den täglichen Gebrauch — und ſie waren wirklich der Grenzſtein Griechenlands. Nicht daß ich die unhiſtoriſche Plumpheit nachſagen möchte, die Sophiſten hätten Griechenlands Untergang herbeigeführt. Sie producirten nicht ſowol Etwas, ſondern ſie waren ein Product. Der Kreis von Griechenlands lebendiger Entwickelung ward in ihnen vollendet, wie die Zeit fröhlicher Jugendjahre — die Jahreszeit und die Weltgeſchichte wartet nicht auf unſere Wünſche. Und, Freund, es will mich manchmal bedünken, als ſei die Welt wieder auf ſolchem Punkte. Damals wurde das Alterthum geſchloſſen, jetzt geht das Mittelalter zu Ende, wenn es auch äußerlich ſchon mit Kaiſer Max, Berlichingen und Sickingen geſtorben iſt. Weltperioden ſterben immer Jahrhunderte lang. Das Chriſtenthum, die Fahne der mittleren Zeit, iſt jetzt, wie damals die Weisheit der Alten, in Lebensgefahr, ſein göttliches Element der Humanität iſt in die allgemeine Cultur aufgenommen, wie in Griechenland das Denkgeſetz; nun beginnen die neuen, unzuberechnenden

Geſtaltungen, und wir ſtehen mitten im Wirrwarr und unſeren Händen entſchlüpfen die Urtheile über Dinge und Gedanken. Wir ſind wieder bei dem traurigen Satze: Sagen und ſchreiben könnt Ihr Alles, aber ob ein einziges Wort von aller Weisheit der Menſchen wahr iſt, das weiß der Himmel.

Du haſt mich nicht angeſteckt, Freund, mit Deinen Warſchauer Briefen. Jeder denkende Menſch, der an den Parteiungen ſeiner Zeit lebhaften Antheil nimmt, lieſt und denkt ſeinen Fauſt. Gott ſei Dank, ich thue es ſelten, und bin härteren Stoffes denn Du. Raſches Wirken beſchleunigt die Zuſtände, je unſicherer man im Allgemeinen wird, deſto kräftiger muß man im Beſonderen, im Nächſten wirken, nicht aber unſchlüſſig ſtehen bleiben, wie es Dir am Ende begegnen wird. Das nächſte, klar ausgeſprochene Ziel der Menſchen iſt die Freiheit; ſchaff' ſie herbei, wir wollen ſehen, was darnach entſteht — „ſchlag' Du erſt dieſe Welt in Trümmer, die andere mag darnach entſtehen“. —

Leopold war's, der mich in der Beſchreibung Margarethens, van Waelens ſchöner Tochter, ſtörte. Du kannſt ermeſſen, wie er nach gewöhnlicher Manier nicht drei Tage mit zwei ſchönen Weibern leben konnte, ohne der älteren zu ſagen, ſie ſei bezaubernd und die jüngere, den Engel ſeines Lebens, um Herz und Hand zu bitten. So wie er damals in aller Geſchwindigkeit eine Prinzeſſin heiraten wollte, ſo macht er's noch heut' mit jedem hübſchen Mädchen. Es iſt nicht etwa die Abſicht eines ungeſchickten Roué, der unter der ſchützenden Aegide einer baldigen Hochzeit dreiſt ſeinen Liebeswünſchen folgen zu können glaubt — Gott bewahre, es iſt Leopolds ſchnell erregtes, überwallendes Herz, es iſt ſein augenblicklicher, vollkommener Ernſt und das Wunder iſt groß, daß ihn noch nirgends eine Schöne eben ſo ſchnell beim Worte genommen hat. Er hätte in den nächſten acht Tagen in der Güte ſeines Herzens die zweite, in den nächſten vierzehn Tagen die dritte geheiratet. Ich habe neuerdings den Jungen lieb gewonnen; Du erinnerſt Dich, daß mir eine Zeit lang ſeine leichtſinnige Faſelei, ſein immerwährendes Lügen völlig zuwider war. Er iſt eigentlich noch ganz derſelbe, aber bei dieſer platten, Alles berechnenden Zeit iſt mir ſein Leichtſinn eine Art von Poeſie geworden: der Junge bewegt ſich fortwährend in der Welt herum, als leb' er noch zu König Artus Zeit; alle Begebenheiten ſeines täglichen Verkehres ſind zwar in ſeinem Munde nach den gewöhnlichen Begriffen Lügen, wenigſtens Unwahrheiten, aber ſie ſind romantiſch, ſie beleben das todte Einerlei unſeres geſelligen Treibens. Und mir thut ſolch ein verſchollenes ritterliches Intereſſe manchmal ſo Noth, daß ich froh bin, mich Leopolds Täuſchungen hingeben zu können. — Alſo, er ſprang in's Zimmer, während ich an Dich ſchrieb — Hippolyt, ſchrie er, ſpaniſches Blut, Enkel des Cid, es giebt romantiſche Geſchäfte, noch ſiegen die Kaufleute nicht über die alte herrliche Welt mit den bunten, unerwartet wechſelnden Erſcheinungen. Hippolyt, die Liebe läßt nicht alle Romantik untergehen. Tallon will morgen Margarethen entführen — beim Hahn des Aeskulap, beim Zauberer Merlin, es iſt kein Scherz, keine Poſſe, komm' mit mir, Du ſollſt es ſelber hören. Du weißt, wir ſind eingeladen, übermorgen früh Waelens nach dem Felde von Waterloo zu begleiten, Tallon iſt von der Partie, im Vorwerke la belle alliance wartet der Wagen mit Napoleons ſechs Rappen, die ihn damals nach Brüſſel zur Krönung führen ſollten und welche jetzt Herrn Tallon mit der ſchönen Margarethe nach Valenciennes zur Hochzeit bringen ſollen. Lache immer, aber ſetz' Dir den Hut auf und folge mir, Du ſollſt ſelber hören.

Ich brauche nur ein paar Worte meiner abgebrochnen Schilderung zuzuſetzen, damit Du die Sache überſiehſt. Leopold, der liebenswürdigſte Begriff von Liebe, fügte ſich mit der rührendſten Gutmüthigkeit in die zweite Stellung, als er ſah, daß ich ihn bei Margarethen aus der erſten verdrängt hatte. Seine zarte, wenn auch unermüdliche Zudringlichkeit war dem Mädchen erwünſcht geweſen, weil ſie den unangenehmen Bewerbungen eines Herrn Tallon in den Weg getreten war, den Margaretha nicht leiden mochte. Zudem mißfällt der kleine Schelm niemals einem Weibe. Dieſer Tallon nun iſt eine der räthſelhaften Erſcheinungen, wie ſie ſeit der Revolution hier in Belgien gar nicht ſelten ſind. Man weiß nicht genau, wo er hergekommen, man weiß nicht genau, was er iſt, aber er zeigt ſich überall als einen entſchloſſenen Revolutionär, der furchtlos zu den gewagteſten Schritten räth und bei der gefährlichſten Gelegenheit vorangeht. Er iſt von außerordentlicher Bildung und Geſchmeidigkeit, ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem ausdrucksvollen Geſichte und ſtechenden ſchwarzen Augen. Er hat ſich, wie geſagt, bei allen Vorfällen der Revolution tapfer und unerſchrocken bewieſen, er ſpielt die Rolle eines glänzenden Ehrenbürgers des neuen Staates, Lebensart und Gewohnheiten bezeichnen ihn als einen reichen Mann.

Natürlich war ein ſolcher Mann in Waelens Hauſe ſehr willkommen. Herr van Waelen gehört als Advocat zu der abſtrakten liberalen Partei, deren Ziel die Republik iſt. Der Anführer dieſer Richtung iſt de Potter. Dieſe Leute ſind die Proteſtanten der neuen Aera: der bare, kühle Rechtsverſtand iſt ihr Panier, die Proſa ihre Gebieterin. Mit Herrn van Waelen iſt Tallon vollkommen d'accord, wenn ſie neben einander im Salon auf und nieder gehen, und Europa regieren und einrichten. Mancher ſchnelle Seitenblick aber, den Tallon auf Frau van Waelen wirft, und welchen dieſe mit einem ſtolzen Lächeln beantwortet, unterrichtet den aufmerkſamen Zuſchauer, daß Tallon's Glaubensbekenntniß mit dieſen magern Ideen nicht erſchöpft iſt. Frau van Waelen iſt katholiſch, ultramontan katholiſch, ſie gehört zur fanatiſchen Glaubenspartei, die ſich mit den proteſtantiſchen Republikanern zum Sturze der holländiſchen Herrſchaft verbunden hat. Ihr Held iſt der Erzbiſchof von Mecheln. In ſtillen Stunden mag Herr Tallon katholiſch revolutionär ſein, die Revolution im Allgemeinen iſt das Geſchäft rühriger Leute wie Tallon. Margarethe liebt die orangegelben Weſten, wenn man ſie über Politik fragt, ſo iſt ſie für ein ſelbſtſtändiges Reich Belgien wie die Anderen, aber lächelnd meint ſie, der Prinz von Oranien ſitze gut zu Pferde, die alten Bekanntſchaften wurden nicht zerriſſen, wenn er auf einen Thron zu Brüſſel geſetzt würde, und ein Hof wäre doch nothwendig, ſonſt wäre Brüſſel nicht Brüſſel, und die Kaufleute klagten Abends zu viel in der Theeſtunde. Mit Margarethen lächelt Herr Tallon. Trügt mich nicht Alles, ſo iſt der Burſch ein Italiener, obwol er ſich für einen Franzoſen ausgiebt. Die Italiener waren immer die Agenten der Weltgeſchichte, wenn nicht im Großen und Ganzen, dann im Kleinen und Einzelnen, Cäſar, der Papismus, Machiavell, die Bilder, die Opern, Napoleon, Alles das ſtammt von dorther.

In dieſer Familie ſiehſt Du nun den größten Theil von Belgien, in Tallon vielleicht einen Revolutionär von Profeſſion oder Neigung; nous verrons. Kurz, ſeine Heiratsbewerbungen ſind bis jetzt an dem Mädchen geſcheitert, das revolutionäre Intereſſe Belgiens nimmt ab, Tallon hat vielleicht alſo ohnehin Luſt, das Land zu verlaſſen, tiefe Leidenſchaft liegt offenbar hinter dieſen ſchwarzen Augen, Leopolds Geſchichte von Entführung iſt nicht unmöglich — ich folgte dem Kleinen.

Halt, ſprach er unterwegs, tritt mit mir in dieſen Laden, kauf' uns zwei Blouſen, wir müſſen echt belgiſch ausſehen, wenn wir was erfahren wollen.

Ich that dem Kleinen den Willen, wir warfen die blauen Hemden über, und nun führte er mich durch eine Menge Straßen bis vor ein kleines Wirthshaus. Man hörte ſchon von Weitem den Lärm der Zecher. Dieſes Hôtel hieß vor der Revolution „zum guten König Wilhelm“ als es aber in den Journalen Mode wurde, den guten König Wilhelm nur Guillaume le bourreau zu nennen, da änderte der Wirth dieſes Hôtels ebenfalls ſeine Deviſe. Das Schild ändern, oder gar ein neues machen zu laſſen, wäre zu koſtſpielig geweſen, er ſtrich alſo auf Autorität der Journale das Wort König aus, und ſetzte das beliebt gewordne an die Stelle. So ſiehſt Du denn jetzt die mehr als wunderliche Ueberſchrift für einen Gaſthof „zum guten Henker Wilhelm“. Das Bild ſelbſt iſt dem Künſtler von vornherein ſo vortrefflich gerathen, daß es nicht der mindeſten Abänderung bedurft hat —

tritt herein, hier findeſt Du die echteſten Wallonen, Flamländer und Brabançonen, Du ſollſt kaum in Deinem Leben mehr fluchen gehört haben.

Du darfſt Dich nicht wundern, wie Leopold zu ſolchen Detail- und Localkenntniſſen gekommen iſt. Daß er mit ſeiner Beweglichkeit überall herumſchnüffelt, weißt Du ohnehin, und dann hat er während des Revolutionskampfes als Arzt figurirt, und dieſer Gaſthof iſt ein Hauptdepot geweſen.

Wir traten in eine niedrige Schenkſtube, und ſetzten uns in den dunkelſten Winkel. Der Wirth, deſſen Wange und Backenbart von Fett und Wohlſein glänzte, fragte nach unſerm Begehr — ach, ſieh da, Herr Doctor, ſprach er, an ſein Sammtkäppchen greifend, zu Leopold, das iſt doch ſchön von Ihnen, daß Sie auch in langweiligen Friedenszeiten mein Haus nicht verſchmähen, ich hab's wol immer geſagt: der Herr Doctor iſt ein echter Volksfreund, er thut nicht apart und macht ſich mit Jedermann gemein, ohne Unterſchied — hab' ich Recht, Herr Doctor?

Ohne Unterſchied, entgegnete Leopold, ſetzen Sie ſich zu uns, Herr Motten, helfen Sie uns eine Flaſche feinen Rothen ausſtechen und erzählen Sie uns von Krieg und Frieden und wie theuer die Metze Hafer —

Hehe! immer der alte Spaßvogel, wie in den munteren September-Tagen — he, Charles, eine Rothe hinten aus der Ecke im zweiten Keller! — Hol' der Teufel die Holländer, mein Herr, Sie können glauben, unſer kleiner Herr Doctor hier hat manchen Wallonen zum Lachen gebracht, während er ihm den braunen Arm vom Leibe ſchnitt, den ſie drüben im Park dem armen Jungen zerſchoſſen hatten; immer hat der kleine Doctor, — mit Permiß, daß ich mich ſo freundſchaftlich ausdrücke — immer hat er einen Spaß bei der Hand; aber hier kommt der Rothe!

Während der Wirth einſchenkte, machte mich Leopold auf zwei ſonnverbrannte Geſichter aufmerkſam, die allein beim nächſten Tiſche ſaßen. Das ſind Tallon's Spitzbuben, horch auf ſie, ich beſchäftige den Wirth, flüſterte er mir zu.

Die Burſchen aber ſaßen ſchweigend bei ihren Schnapsgläſern und blieſen die Rauchwolken aus den Thonſtummeln, welche ſie im Munde hielten. Ich hatte Zeit, das ganze Terrain zu recognosciren, ſo weit es die Tabakswolken geſtatteten. In Belgien iſt das Rauchen ſchon wieder viel allgemeiner als in Frankreich. Es waren noch drei Tiſche beſetzt, aber die Blouſen machten alle Geſtalten ſo einförmig und das Durcheinander von Dialekten verwirrte mich auf der andern Seite ſo, daß ich zu keiner klaren, geſonderten Vorſtellung kommen konnte.

Ein ſchwarzer Krauskopf, welcher eintrat, erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit, Alles rief und trank ihm zu, bon jour, Jacques! bon jour Jacques! ſcholl es von allen Seiten und das allgemein werdende Geſpräch ging jetzt in ein rauhes, hart klingendes Provinzialfranzöſiſch über. Nur der neu angekommene Jacques ſprach geläufig.

„Die Franzoſen ſollen leben!“ rief ein kleiner Blouſenmann.

„Die Franzoſen ſollen leben,“ ſetzte ein anderer hinzu, „ſo lange ſie Belgien Belgien ſein laſſen und weiter nichts wollen.“

Jacques warf ihm einen unwilligen Blick zu und ſagte: „Waren die Franzoſen nicht immer großmüthig? Iſt das Land nicht weit genug von der Bidaſſoa bis an den Rhein, brauchen die Franzoſen mehr?“

„'s ſoll uns lieb ſein, Jacques,“ erwiederte der Opponent lachend.

Ihr ſeid ein mißtrauiſch Volk, ſprach Jacques, wenn Ihr ein Volk ſeid —

„Halloh!“ ſchrie aus einem Munde die ganze Stube, Alles war aufgeſprungen und aus mancher Blouſe ſah man dieſe oder jene Waffe hervorblitzen, — „Unverſchämter Franzoſe!“ brummte der Wirth.

Jacques ſchlug ein Gelächter auf, griff nach ſeinem Glaſe, als ob ihn die Drohungen, welche von allen Seiten auf ihn flogen, gar nicht kümmerten und rief: „Meſſieurs, es leben die nördlichen Italiener!“

Brummend ſetzte ſich Alles wieder. — „Nördliche Spanier ſind wir,“ ſprach der Opponent, „ſo wahr ich Juan Meravilla heiße“ —

Heilige Mutter Gottes, rief Einer, das klingt ſpaniſch.

„Was hat die heilige Mutter Gottes mit Belgien zu thun,“ erinnerte der größere von den ſonnverbrannten Burſchen, zu denen ſich Jacques geſetzt hatte, „die hilft heut zu Tage nicht mehr.“

Hör' einmal, Highmans, dergleichen Anzüglichkeiten auf unſere katholiſche Religion verbitten wir uns, wir Spanier —

„Ach, Du ſpaniſcher Schafskopf, bleib mit Deinem dummen Zeuge zu Hauſe, um eure Mutter Gottes kümmert ſich heutigen Tages kein vernünftiger Menſch mehr, und um eurer Pfaffen willen haben wir uns das Blut nicht abzapfen laſſen im September“ —

Ein drohendes Murren erhob ſich an mehreren Orten — „Highmans iſt ein Menſch ohne Gewiſſen,“ murmelte Herr Motten, der Wirth, „Ihr Wohlſein, Herr Doctor,“ ſetzte er hinzu und leerte ſchlürfend ſein volles Glas.

Da ſeht Euch Vetter Motten an, rief Highmans, der weiß ſeine Heiligen zu behandeln, er trinkt ihnen ein Glas Rothwein nach dem andern zu, nicht wahr, Du Wirth zum Henker, das iſt die beſte Religion?

„Du biſt ein gottloſer Menſch“, brummte Motten, „wer einmal mit engliſchen Matroſen verkehrt hat, der verlernt's Beten und Singen —

Aber 's Trinken lernt er, Motten zum Henker, und das muß Deine Religion ſein, wenn Du ein aufgeklärter Geiſt biſt — drüben in Luxemburg nennen ſie's Saufen, ein ſchönes Wort, beim luſtigen Alt-England —

„Der Teufel hole Alt- und Neu-England!“ rief der ſpaniſche Belgier, „ſie haben uns bei Waterloo die Holländer gebracht, und“ —

Du ſtockblinder Spanier, wie lange iſt das her! unterbrach ihn Highmans, weißt Du denn, wie weit's bis Waterloo iſt?

Jener dachte nicht daran, daß die Frage wörtlich gemeint ſein könne, und ſchwieg. Ich aber verwandte nicht Auge noch Ohr von Highmans, und es entging mir nicht, als dieſer leiſe, an Jacques ſich wendend, die Frage wiederholte. „Ich bin nie draußen geweſen," ſetzte er hinzu, „und habe übermorgen ein Geſchäft da" —

Währenddeſſen war der ſogenannte Meravilla aufgeſtanden, und dicht an mich herangetreten, als nähme etwas in meiner Nähe ſeine Aufmerkſamkeit in beſonderen Anſpruch. „Holla," ſchrie er plötzlich, „ein Orangemann!"

Bei dieſen Worten fuhr Alles auf und ſtürzte hinzu — Was? Wie? Nieder mit den Orangiſten!

Ich, der ich nur auf Highmans geachtet hatte, wurde jetzt erſt inne, daß es mir galt und daß der ſpaniſche Belgier die Hand nach mir ausſtreckte. Ich warf ihn unſanft zurück und fragte, was dem Narren einfiele? —

„Nieder mit ihm, ihr Belgier," rief er zornig, hielt ſich aber in einiger Entfernung, „unter der Blouſe an der ſchwarzen Halsbinde trägt er eine Orangeſchleife!"

Ein wildes Geſchrei erhob ſich und der ganze Haufe drängte auf mich ein. Ich erinnerte mich, daß mir Margarethe den Tag vorher im Scherz eine ſolche Schleife an das Halstuch geſteckt hatte, beim ſchnellen Ankleiden, als mich Leopold drängte, war dies verrätheriſche Parteizeichen vergeſſen worden.

Herr Motten, der Wirth, erhob ſich ebenfalls mit ſeinem feiſten Leibe vom Stuhle und ſah mit unverkennbarer Angſt in die Falten meiner Blouſe hinein. „Beim glücklichen September," murmelte er, „ein Orangeband! aber mein Herr Doctor, wie können ſie in ſolcher Geſellſchaft meinen wohl und patriotiſch renommirten Gaſthof" —

„Wirf doch den Lappen weg," flüſterte Leopold und ſtörte Herrn Motten in ſeiner Rede. Der Haufe ſtürzte aber ſchon wirklich auf das gelbe Band los. Du weißt indeſſen, daß der Träger desſelben zufällig ein Paar geſunde Fäuſte beſitzt; dieſe warfen denn auch die nächſten Stürmer ohne Weiteres zu Boden und bewaffneten ſich mit der halbleeren Weinflaſche. Eine augenblickliche Pauſe trat ein und ich nahm das Wort folgendermaßen: „Meine Herren Belgier oder Spanier, wie Sie ſich nennen, ich bin kein Orangiſt; dieſe ihnen ſo verhaßte Schleife iſt ſehr zufällig von einer ſchönen Dame an mein Halstuch befeſtigt worden, eine ſonſtige Bedeutung hat ſie für mich nicht und ich ſtünde keinen Augenblick an, ſie zu entfernen, hätten Sie ſich nicht in eine ſo drohende Stellung geworfen, als ſollt' ich dazu gezwungen werden. Das Haus Oranien iſt mir ſehr gleichgiltig, aber zwingen laſſ' ich mich auch nicht zur gleichgiltigſten Handlung. Setzen Sie ſich ruhig an Ihre Plätze, dann will ich Ihren Wünſchen willfahren; dem Erſten aber, der ſich mir nähert, ſchlag' ich den Hirnſchädel ein.“

Herr Motten war der Erſte, welcher ſich mit einem bedeutungsvollen Seitenblicke entfernte; Herr Juan Meravilla fluchte bei den Heiligen und ſetzte ſich, und zu meiner eigenen Verwunderung thaten die Uebrigen ein Gleiches. Jacques, Highmans und ſein Nachbar hatten merkwürdigerweiſe gar keinen Antheil an dem Vorfalle genommen, ſondern waren in leiſem, eifrigem Geſpräche begriffen. Es war nicht rathſam, länger zu weilen und auf dieſes zu horchen, wir bezahlten unſere Zeche an Charles und gingen. Herr Motten ſtand im Hausflur und ſchien auf uns zu warten. Er machte eine ſchlaue Miene und ſchüttelte einige Worte heraus, die ungefähr andeuten mochten, er kenne den Lauf der Welt, und ein guter Gaſtwirth ſei ein unparteiiſcher Punkt, „es iſt nur wegen meines Schildes,“ ſetzte er hinzu, „daß ich mich erkundige, ob wir eine Aenderung zu erwarten haben. Denn ſehen Sie, ich habe den Henker draußen nicht hingeſchrieben, ſondern der Highmans und der Spanier drinn', aber mich würde man beim Kopfe nehmen; wenn man aber nur den rechten Augenblick weiß, da geht das ſchon. Ich weiß am beſten, wie die vornehmen Herren für den Prinzen von Oranien ſind, den Gott ſchützen möge, und Geld iſt die Seele — vielleicht könnten Eure

Herrlichkeit einem armen, betriebſamen Bürger einen Wink geben" —

„Morgen Mittag, Punkt zwölf Uhr, Herr Motten," ſagte ich und ging, Leopold mit fortziehend. Herr Motten ſtand noch mit abgezogenem Käppchen unter ſeinem Henkerſchilde, als wir ſchon weit fort waren. Die europäiſche Politik mochte ihn ſchwer beunruhigen.

Ich hatte eigentlich nicht viel mehr erfahren, als Highmans Frage, wie weit es bis Waterloo ſei, welche mit Leopolds Ausſage in einer Beziehung zu ſtehen ſchien.

Gegen die Theezeit ging ich nach Waelens Hauſe. Herr Tallon war mir bereits zuvorgekommen und das Geſpräch wendete ſich nach allen Seiten um die Partie nach Waterloo, welche den Tag darauf veranſtaltet werden ſollte. Die politiſchen Beziehungen ließen nicht auf ſich warten, Herr van Waelen ſprach vom Könige Pharamund, dem Gründer des ſaliſchen Geſetzes, und den ſtolzen, gewaltigen Chlodowigs und Chlotars, die alle in Belgien geſeſſen. „Von hier aus", ſprach er mit Emphaſe, „iſt Frankreich erobert worden, Belgien iſt der Urſitz der Merovinger, bis heutigen Tags der Mittel-, Grenz- und Sammelpunkt der romaniſchen und germaniſchen Völker."

Ich hatte mich ſtill zwiſchen Frau und Fräulein van der Waelen eingeſchoben, ließ die politiſirenden Herren im Zimmer auf- und abgehen und ſah bald in die glänzend dunkelblauen Augen Margarethens, bald auf die weiße, ſchöne Hand der Mutter. Es iſt gar kein Wunder, daß ſich hier eine Malerſchule ausgebildet hat: man findet nicht leicht anderswo ein lockenderes, ſchöneres Fleiſch, eine lebhaftere Incarnation, und auch das Fleiſch hat ſeine Rechte, ja ſeine Geheimniſſe, es ſchafft die Form, es ſänftigt und hebt die Gedanken, es ſpiegelt das Blut und Leben des Menſchen — die ascetiſchen Leute müſſen alle plaſtiſche Kunſt verdammen, wenn ſie conſequent ſein wollen. Die Schönheit des Laokoon beruht auf denſelben Geſetzen wie die Schönheit der marmornen Venus. Gott ſoll nun aber durchaus den ſchönen

Leib dafür geſchaffen haben, daß er nicht geſehen werde. Die proteſtantiſch-chriſtliche Geſittung hat doch recht viel Aehnliches von einer Penſionsſchulmeiſterei, wo den Kindern gerade nur ſo viel friſche Luft geſtattet wird, als ſie zum kümmerlichen Leben durchaus nöthig haben.

Worin liegt es wol, daß ältere Frauenzimmer einen ſo großen Reiz für jüngere Männer haben? Die Thatſache iſt nicht abzuleugnen, daß die jungen Burſchen ſich zumeiſt in die Frauen von dreißig Jahren verlieben. Daß ihnen ſolche weiter und behülflicher entgegenkommen als die blöden Mädchen, löſt das Räthſel noch keineswegs. Es muß noch irgend ein Myſterium der Reiſe darunter verborgen liegen. Ich gehöre doch eigentlich nicht mehr zu den jungen Burſchen, und ich kann mich eines großen Intereſſes für die ſchöne Frau van Waelen nicht erwehren, obwol ich Margarethen ſchöner und liebenswürdiger finde. Dieſes wunderliche Verhältniß hat auch alle meine Bewerbungen gelähmt, die zweifelloſe Einheit und Ganzheit meiner früheren Wünſche iſt dadurch gelähmt, und ſie war's, welche mir immer die Kraft und Zuverſicht des Gelingens einflößte. Ich verliere meinen Charakter in dieſem Zuſtande und mit ihm mein Heil, denn dies beruht immer in dem Gleichartigen zwiſchen unſerem Charakter und der daraus fließenden Handlung und Folge.

Nur wenn ich mich recht geläutert und hoch geſtimmt fühle, da ſiegt Margarethens poetiſches Jugendweſen völlig. Und ſo war's an jenem Abende.

Du haſt noch kein Bild von ihr, ich wurde damals in der Beſchreibung geſtört. Sie iſt hoch und ſchlank — was könnte auch eine der gewöhnlichen, zuſammengedrückten Figuren für ein Intereſſe erregen! Der Wuchs iſt die Freiheit, iſt die Idee des Körpers, er macht aus dem Leibe die ſchöne Säule, welche in weichen, runden Begrenzungen ringsum und aufwärts nach Luft und Himmel ſtrebt. Und nun ſind alle Formen Margarethens, die Schultern, die Hüften und was ſonſt nach Außen ſtrebt, erſt ſo fein, jugendlich, ich möchte ſagen unſchuldig gerundet, es iſt noch keine Spur zu ſehen, daß ſie einſt eben ſo überreif, ſtark, überfüllt ausſehen werden, wie dies leicht bei Weibern von üppiger Vegetation eintritt; es iſt über das ganze Mädchen noch jener lockende Höhenduft des Lebensmorgens ausgegoſſen, wie man ihn auf fernen, erſehnten Bergen liegen ſieht, daß ich dies ſüße Kind nur mit einer wohlthuenden Sehnſucht erblicken kann, mit einer Sehnſucht von ſo wunderlichem Gemiſch, wie ſie mir eigentlich fremd iſt. Von jenem keuſchen, unſchuldsvollen Elemente, das die Deutſchen oft im Munde führen und das auch gewiß nur echt germaniſch iſt, mag etwas dabei ſein; von meinen innigen, tiefen Liebesgedanken zu meinem geſtorbenen Engel Desdemona regt ſich auch wol etwas in mir, wenn mich Margaretha mit ihren dunkelblauen Augen vertrauensvoll anblickt. Aber es ſind doch Alles dies nur Theile und Anfänge, das unwiderſtehliche Etwas, welches keine Wahl mehr überläßt, jenes pſychiſche Myſterium der Liebe fehlt noch. Und ſo iſt es immer nur ein beglückendes Wohlbehagen, das ich an der Seite des Mädchens empfinde, aber wenn ich mich ihm eine Stunde hingebe, dann ſehe ich recht, wie dem Kinde die Flügel wachſen, und es wird das blaue Auge glänzender und Wort und Weſen kühner, ich bemerke ein Wetterleuchten an unſerem Horizonte und ich glaube manchmal, über kurz oder lang iſt das Gewitter da und der Blitzſtrahl, dem nichts entrinnen kann, fährt hernieder. Ich habe ſo viel deutſche Gewohnheit bei Euch angenommen, daß ich dieſen unbeſtimmten Dämmerzuſtand bereits liebe, wie wenig er auch ſonſt zu meinem Weſen ſtimmt, das die Mittelzuſtände gern überſpringen mag. Es ſind kleine, niedrige Lehnſtühle nach veralteter Form, welche im Salon benutzt werden. Aber es ſitzt ſich deutſch behaglich auf den rothſammtenen Polſtern und ich ſaß wie ein wohliger Glückspilz am Theetiſche zwiſchen den Frauen, ließ Leopold die Mutter unterhalten und erzählte der Tochter Märchen und Geſchichten. Wenn ich mich ſo recht ſtark und kräftig fühle, ſo wild und cataloniſch, wie Du's manchmal nannteſt, ſo daß ich den Herrgott herausfordern möchte, die Erde auf meine Hand zu legen, dann gebe ich dem dunkeln, ja dem farbigen Teint des Weibes den Vorzug, dann erſcheint mir das nördlich-europäiſche Weiß ſchwächlich und krankhaft, ich bilde mir ein, ſolch' ein weißes, blaſſes Geſchöpf hat keinen Gegendruck, keinen Widerſtand für meine Kraft, es müſſe zerbrechen unter meinen Armen. Aber jene braune, weltſtürmende Kraft iſt durch Juliens Widerſtand gebrochen, ich weiß nicht, ob ſie mir noch einmal in ihrer alten Macht und Fülle wieder kommen wird, und der elegiſche, weiße Teint iſt jetzt mächtig über den ſchwachen Hippolyt. Margarethens Haupt iſt durchſichtig wie ein heiterer Abendhimmel, ich ſehe den kleinſten Gedanken in ihren Adern hüpfen und dies klare, griechiſche Antlitz liegt wie ein aufgeſchlagenes Buch vor mir. Ihr Haar iſt — ja, wenn ich das einfache, platte Wort hinſchreibe, ſo erſchrickſt Du und die Illuſion iſt Dir zerſtört, die Leute haben ſich eingebildet, rothes Haar ſei ein- für allemal garſtig. Die guten Leute! Brandrothes, ſchattenloſes Haar iſt allerdings widerwärtig, es verödet das Geſicht. Aber Margarethens Locken, dichte, glänzende Locken, ſind aus Gold- und Kaſtanienbraun ſo ſchimmernd gemiſcht, daß ich nie etwas Schöneres geſehen zu haben glaube. Das farbloſe, matte Blond iſt durch die Tiefe der Goldfarbe völlig vernichtet und das Schattige des Kaſtanienrothen, die dunklen Augenbrauen heben das weißeſte Antlitz überaus. Es bleibt ein merkwürdig Spiel der Natur, daß ſie das Temperament durch äußere Zeichen ankündigt: hinter ſolchem Haar muß ein heißes Umarmungsfeuer lodern, ich fühle ſo etwas von elektriſcher Wirkung, wenn ich die weichen Finger dieſes Mädchens berühre.

Ich ſagte ihr mit halben Worten etwas davon, daß Monſieur Tallon ſie in Waterloo entführen wolle. Das Blut ſchoß ihr in's Geſicht und verließ es plötzlich wieder; ſie ſah mich mit einem herzdurchdringenden Blicke an, worin allerlei Bitte lag.

Monſieur Tallon aber hatte längſt ein Auge auf uns und nöthigte mich durch eine geſchickte Wendung, an dem politiſchen Geſpräche theilzunehmen.

Du glaubſt gar nicht, wie ich all' die politiſchen Redensarten ſatt habe, ſelbſt wenn ich ſie ſelber mache, ſelbſt wenn ich ſie Dir gegenüber mache! Wahrhaftig, aufrichtig zu ſein iſt doch über die Maßen ſchwer; es ſpricht ein gelernter, gebildeter Menſch in uns, der wenigſtens bei mir immer noch etwas ganz Anderes iſt, als ich ſelber. Ganz eigentlich lebt ein ſo tiefer beſtialiſcher Drang in mir, der Dich entſetzen würde, fänd' ich einmal die ganz rückſichtsloſen Worte dafür. Herrſchen will ich, deſpotiſch herrſchen, das iſt Alles, und ich verarge es keinem Staate, keinem Herrn, wenn er für abſtracte Forderungen auch nicht den kleinſten Zipfel ſeiner Macht hingiebt, die Macht iſt Alles, die Kraft, die Gewalt! Was Geſetz, was Regel! Wenn ſie mir in den Weg treten, ſo ſind ſie mir im Wege, und ich ſtoße ſie bei Seite. Ich lüge mir und lüge Dir, wenn ich mich in Raiſonnements ergehe, denn meiner eigentlichen Seele ſind ſie alle fremd. Aber Ihr Principienmenſchen bildet und karrt, Leute meines Schlages genießen, herrſchen, leben oder die Kugel trifft ſie.

Warum, Frau van Waelen, ſagte ich leiſe zu ihr, kümmern Sie ſich um Politik, die Sie mit Ihrer Schönheit, mit Ihrem Herzen Kummer und Leben bereiten können? Erſt wenn wir ſelbſt unmächtig werden, fragen wir nach Parteien, eher nicht; nur die Mittelmäßigkeit aſſociirt ſich, nur die Proſa; warum bleiben Sie nicht allein? Ich bin auch allein.

„Holen Sie mich heute im Theater ab; den letzten Act des Stückes liebe ich nicht.“

Es iſt ein prächtiger Anblick, dieſe hohe, volle Frau in den ſchwer ſeidenen Gewändern; ſchweigend ruht die Schönheit ihres Antlitzes wie ein tiefer See, auf deſſen Grunde die bewegteſten Geheimniſſe und Leidenſchaften ſchlafen; zuweilen tritt ſolch ein leiſer Druck aus unbekannter Tiefe in das ſchwarze Auge der ſchönen Frau van Waelen.

Ich werde ſie abholen.

Natürlich war ich zeitig im Theater; ſie ſaß in vollem Putze da, ich ſollte ſie zu einer Soirée fahren, die ſie heute Abend noch beſuchen wolle, eine vornehme iriſche Familie, die Tags darauf Brüſſel verlaſſen werde, empfange zum letzten Male. „Es ſind intereſſante Katholiken, die mein Mann nicht kennt und nicht goutirt — haben Sie Luſt, vorgeſtellt zu ſein, man wird Sie als ein ſpaniſches Kind willkommen heißen, und die Leute halten die paar Monate, welche ſie hier zubringen, offenes Haus.“

Die Frau glich dem ſchönſten Rubens'ſchen Bilde von einer ſpaniſchen Königin, das er malen konnte, und doch war der prächtige Nacken- und Schulterbau nicht ſo feiſt fleiſchig, wie ihn Rubens leicht machte, und doch war der geſund und kräftig weiße Teint dieſer Frau eben ſo ſchön! Nicht das krankhafte Weiß, das man bleich nennen ſoll. Und wie üppig, warm und kräftig war die Atmoſphäre des Weibes!

Ich drängte zur Abfahrt. Einen ſo vortrefflichen Bedienten wie jetzt habe ich nie gehabt, die Italiener ſind geborene Bediente und Kuppler. Nicht ein Wort hatte ich ihm geſagt, als ich ſie in meinen Wagen hob, und er ließ durch alle krummen Straßen Brüſſels fahren, die er nur finden konnte, ehe wir zum Hôtel der Irländer kamen.

Frau van Waelen kam meiner ſtürmiſchen Umarmung weniger ſtürmiſch, aber heiß und feſt entgegen, wies indeſſen mein wildeſtes Drängen in ſo ferne entſchieden ab, als ſie mir verhieß, ſchon morgen zum einſamſten Rendezvous ein Zimmer ihres Hauſes zu öffnen.

Was intereſſirten mich die Irländer und die katholiſchen Belgier, welche dieſe Revolutionsſpielerei eingeleitet haben! Meine Erwählte war ſo auffallend ſchön, daß ich drängte und drängte, um nur wieder im Wagen zu ſein und dieſen lockenden Leib zu küſſen. Eine magere Brüſſelerin, die viel mehr Spitzen als Reiz bei ſich trug, tippte meiner Dame den Nacken an und belehrte ſie lächelnd, daß an der Schultereinfaſſung hinten etwas zerriſſen wäre, ihre Kammerjungfer müſſe ſehr leidenſchaftlich ſein.

Ja, Wertheſte, das iſt ſie, erwiderte lächelnd meine Dame, und wir gingen, dem Zuſchnitte der Geſellſchaft nach, ungewöhnlich früh; aber die Zeit war lang bis zum andern Tage und mein Blut heiß und mein Giacomo kannte Brüſſel ſo gut, daß wir erſt nach einer guten Stunde vor Wackens Hauſe ankamen.

Morgen iſt morgen, verſichſt Du, nach Leopolds Rechnung; zwiſchen dem Uebermorgen, wo ſie nach Waterloo fahren, liegt alſo noch ein Tag und eine Nacht — nun Adieu, der Schlaf ſoll mich ſuchen.

Ich ſchreibe Dir weiter nach mehreren Tagen und zwar aus Oſtende, Angeſichts des Meeres. Höre, wie ſich's begab.

Als ich an jenem „morgen“ zu Wacken's kam, fand ich die ſchöne Frau vom Hauſe allein im Salon; es war ein ſonniger Herbſtnachmittag, Margarita war im Garten, Herr van Wacken auf dem Kaffeehauſe. Sie winkte mir beredtſam mit den großen Augen und wir ſtiegen die Treppe hinauf, gingen durch die prächtigen Gemächer des Vorderhauſes und raſteten in einem ſchönen Eckzimmer. Zwei große, üppige Gemälde der flamändiſchen Schule lachten von der ſilberweiß tapezirten Wand, der Sonnenſchein blitzte nur in einzelnen Ritzen durch die geſchloſſenen grünen Jalouſien.

Hier zeigte ſie mir eine unbemerkbare Tapetenthür, welche auf einen Corridor des Nebenhauſes führt, gab mir die nöthigen Inſtructionen und verhieß mir zum Abende den Schlüſſel, welcher das unbewohnte Nebenhaus und die Thüre des Corridors öffne. Wie einſt die Burgherren zu ihren Schlöſſern, ſo haben heute die lebeluſtigen Weiber verborgene Gänge und Thüren.

Sie war offenherzig und von reizender Innigkeit und vertraute mir unter Anderem, daß Tallon früher umſonſt lebhaft nach ihrer Gunſt geſtrebt, die Domeſtiken beſtochen, verführt, und das Aergſte getrieben habe. Ja, ſie fühle ſich nicht ganz ſicher, ob der abſcheuliche Jacobiner nicht irgend was Näheres ahne von einem geheimen Zugange in dieſe Gemächer. Da ſeine Bewerbungen kein Gehör erreicht, ſo habe ſich der gemeine Menſch zu Margariten gewendet, ein Gräuel, ſagte Frau van Waelen, der mein Innerſtes empört; ich hätte den Menſchen längſt aus dem Hauſe gejagt, nähme nicht mein Mann mit ſeiner jammervollen Politik ein ſo fanatiſches Intereſſe an ihm, aber ich werde eher das Aeußerſte thun, ehe ein Mann meine Tochter berührt, deſſen Auge erſt wohlgefällig auf mir geweilt und gewünſcht hat. Wenn ich Waelen betrüge, einen öden, kläglichen Mann, ſo vergiebt mir's mein Beichtvater, aber weder dieſer noch mein Herz vergeben mir jene frevelhafte Verbindung.

Ich hielt es nicht für gut, ſie durch Mittheilung des Verdachtes über die Waterloo-Partie zu beunruhigen und war mir genügender Kraft bewußt, ſolch ein abenteuerlich Unternehmen zu zerſprengen.

Ich kam des Abends wieder, fand die Familie, Leopold und Tallon im Saale und ſuchte emſig ein halbes tête-à-tête mit Frau van Waelen, damit ich die Schlüſſel erhielte. Sie ſchien mir unruhig, und zu meinem Erſtaunen wagte Tallon die wunderlichſten Sticheleien, als ob er die geſtrige Spitzendame geſprochen und meinen Giacomo ausſpionirt habe. Man muß ſo bornirt für nichts Intereſſe haben als für politiſches Gewäſch, wie dieſer Waelen, um ſo unberührt zu bleiben, wie er bleibt.

Endlich konnte mir Frau van Waelen zuflüſtern, wir könnten uns nicht ſehen, die Schlüſſel ſeien ſpurlos fort, ſie argwöhne Alles gegen dieſen Tallon, der aus dem Wege geräumt werden müſſe.

Wie ein ruhiger feuerſpeiender Berg, in deſſen Innerem ungeſehen fulminante Ausbrüche bereit liegen, erſchien mir die Frau.

Am andern Morgen bewaffnete ich Giacomo tüchtig, der ſich ſo ungeſchickt anſtellte, daß eine halbe Stunde Zeit darüber vertrödelt wurde, nahm einen handfeſten Kutſcher und fuhr mit Leopold nach der Hügellehne von Waterloo hinaus. Waelen's und Tallon waren ſchon da, wir ſahen ſie aus der Ferne auf dem

Hügel ſtehen und — zwei Kerle ſprangen aus dem nahen Gehölze, hoben blitzſchnell Margarita in den Wagen, warfen den Kutſcher vom Bocke und ſprangen auf den Bock, Tallon machte einige Grimaſſen mit Armen und Beinen, ſprang ebenfalls nach, die Peitſche flog, der Wagen verſchwand, und als wir im Carrière oben ankamen, flog er ſchon weit in der Ebene dahin.

Frau van Waelen ſchrie mir wie eine Furie entgegen: Retten Sie mein Kind! Herr van Waelen ſchnupfte, und ſchimpfte auf die Straßenpolizei.

Ich befahl meinem Kutſcher, im Carrière nachzujagen, er weigerte ſich, ich warf ihn Waelen's Kutſcher nach und jagte ſelbſt die Pferde; durch ein unnützes, unpaſſendes Zugreifen Giacomos in die Zügel wurden die Pferde plötzlich falſch gewendet, der Wagen ſtürzte, die Thiere gingen durch, was weiß ich! Auf dieſe Weiſe kam ich um die directe Verfolgung, mußte mühſam ein Städtchen und eine Poſt ſuchen, und ſo hatte der Schurke weiten Vorſprung; ich fuhr lange in der Irre herum, bis mich neue Anzeichen nach Oſtende führten. Nach der Küſte zu ſchien der Räuber ſeine Beute gebracht zu haben und es kam mir nun ſchon die lebhafte Beſorgniß, er möchte bereits eingeſchifft ſein.

Du glaubſt übrigens nicht, welch eine reizende Figur bei dem Allen die geraubte Margarita ſpielte in meiner Phantaſie — das ſchlanke, noch ſo mädchenhafte Geſchöpf, welch eine urſprüngliche Tragik mußte ſich ausdrücken auf dieſem zarten, ausdrucksvollen Geſichte, wenn ſie gegen die Brutalität eines verhaßten Entführers in Kampf und Sträuben gerieth!

Das Erſte, was mir in Oſtende aufſtieß, war — ich traute meinen Augen nicht und ſchlug mir die Täuſchung aus dem Sinne — es war Giacomo! Eine ſolche Erſcheinung huſchte im Gedränge des Hafendammes an mir vorüber wie ein Schatten, ich griff darnach, aber ſie war auch im lichtloſen Gewühle der Menge wie ein Schatten verwiſcht.

In den Gaſthöfen, bei allen abgehenden Schiffen erkundigte ich mich umſonſt; kindiſch, daß ich mich nie in meinem Leben an die Polizei wenden mag — Du haſt gewiß Recht, daß ſie ein heilſam, nothwendig Inſtitut iſt, ſo wie die Welt eben ſteht und liegt; mir widerſtrebt aber jedes Inſtitut, das blos da iſt, den natürlichen, urſprünglichen Aeußerungen der Menſchheit aufzupaſſen, die immerwährende, lebendige Erinnerung, daß wir nur nach dem Schema leben ſollen — laſſen wir's, ich bin ein wilder Menſch und Du ein civiliſirter, wir vereinigen uns nicht darüber; kurz, ich fragte nicht und entſchloß mich, nach London zu gehen. Das Meer iſt weit, ſolch eine Einſchiffung kann Einem leicht entgehen, der Abenteurer hielt ſich auch gewiß nicht ſo lange in dem Staate auf, wo er den Geſetzen ſo ſicher entgegen getreten war.

Es war ein nebeliger Morgen, als ich nach dem Schiffe ging, man ſah nicht drei Schritte vor ſich, da eilt ein Mann in derſelben Richtung nach dem Hafen an mir vorüber; der Matroſe, welcher meine Habſeligkeiten trägt, ruft, ich weiß nicht warum, etwas aus, das ungefähr wie „Vorgeſehen!" oder „Attention!" klingen mochte, jener Mann wendet ſich um, wir ſehen uns, ich ſchreie auf und ſtürze nach ihm hin, er wendet ſich blitzſchnell und geräuſchlos wie eine Schlange ſeitwärts und verſchwindet im Nebel, ich hinterdrein, bald hier, bald da werde ich ſeiner einen Moment anſichtig, aber nimmer lebhaft, da die Finſterniß ihn ſtets mit wenig Schritten ſeitwärts meinen Blicken entzieht. Plötzlich, als ich ihn wohl zum fünften Male wieder vor Augen bekomme, ſteht er, ich jage gegen ihn los, er ſtreckt mir ein Piſtol entgegen und ſagt athemlos, was weiß ich! denn ich beachtete es nicht und griff darnach, der Schuß blitzt und knallt vor meinem Geſicht, ich fühle einen Ruck im Arme, ſeine Kehle ruht aber bereits in meiner andern Hand. Wir waren an eine kleine, abgelegene Strandhöhe gerathen, ſeitab vom Hafen, das Meer rauſchte einen Schritt hinter meinem Feinde — „Sag' im Augenblick, wo iſt Margarita, oder ich ſchleudere dich in's Meer!" damit hielt ich ihn bereits halb übergebeugt nach hinten. Er röchelte und winkte, wie bereitwillig mit dem Kopfe, meine Fauſt ließ kein Sprechen zu, ich lüftete ſie ein wenig und er bekannte eiligſt das Verlangte. In dieſem Augenblicke fühlte ich mich von hinten ergriffen, mein raſches Gegenwirken warf Tallon in's Meer; der neue Gegner war Giacomo, ein Schuft, der mich alſo immer betrogen hatte. Der, wie ich ſpäter bemerkte, getroffene linke Arm verſagte mir ſeinen Dienſt und ich hatte auf Tod und Leben zu ringen, damit ich mich des geſchmeidigen Burſchen erwehrte, ihn auf die Meerſeite drängen und hinabdrücken konnte. Er klammerte ſich aber ſo feſt, daß ich das Gleichgewicht verlor und mit hinab ſtürzte.

Die kalte Woge verſchlang und bedeckte uns; hier unter der Waſſerdecke mußte ich mich noch zu ein paar verzweifelten Stößen aufraffen, um mich der ſtets noch feſthaltenden Klaue des ergrimmten Italieners zu erwehren. Der Strom riß uns nun auseinander, ich kam an die Luft und wußte nicht, wo Küſten-, wo Meerſeite war, da der Nebel nichts ſehen ließ, aber die landwärts kommende Welle warf mich, den mit einem Arm Rudernden, glücklich an den Strand. Wie es den Schuften ergangen iſt, weiß ich nicht, ich blickte nicht um, ſondern ſtürzte fort, um Margariten's Verſteck zu ſuchen; der Meeresfroſt ſchüttelte mich, warm quoll das Blut aus der Armwunde.

Ein anſtändiger Menſch mußte ſich erſt umkleiden, den Chirurgus rufen und nach dem Mantelſacke ſehen, welchen der Matroſe geſchleppt hatte; unterdeß wäre eine der Ratten wieder an's Land gekrochen und hätte Margariten bei Seite gebracht.

Sie empfing mich mit einer Freude über mein Erſcheinen, als ob des Menſchen guter Engel plötzlich in die Hölle träte und Himmelsluſt und Himmelsglück ſtatt der Verdammniß böte, und mit einem Weh über die Wunde und das Fieber, welches mich befiel, als ob die Sonne nicht mehr aufgehen wollte.

Vergieb, ich referire nicht ganz paſſend, weil ich momentan in der tollſten Luſtigkeit zu Paris ſitze und eben aus St. Pelagie komme, wo Leopold der Holde wegen übermäßiger Schulden weilt und eben mit den geiſtreichſten Schuldenmachern Frankreichs eine

Conferenz hielt, wie die Schulden, dieſes Negative der Welt, in das Poſitive, aus der Gefangenſchaft in die Herrſchaft umzuwandeln ſeien. Es kamen ausgelaſſen geiſtreiche Dinge vor — man iſt ſehr munter in St. Pelagie — und ich bin von tollen Einfällen völlig turbirt. So will ich einen Preis ausſetzen, wie man der Sonne einen Flanellmantel umſchlägt, damit ſie nicht ſo dreiſt und ohne Weiteres auf die jetzt ſo rückſichtsvolle Erde falle.

Aber ich faſſe mich. Wie wunderbar geſtaltete ſich das Alles in Oſtende! Ein flüchtig wildes Fieber warf mich, Margarita pflegte mein und ſtand in lodernder Liebe, ich weiß nicht, weil ich ihr Retter war oder um was ſonſt. Und wie duftend und üppig entfaltete ſich dieſe Knoſpe! Aber was ich nicht ſuche, verlange, erkämpfe, was ſich mir als unbegehrtes Geſchenk in den Schooß wirft, das iſt nichts für mich.

Ich ſagte, wir wollten nach Brüſſel — da ſchrie ſie auf und wehrte ab, und umklammerte meine Schultern und flüſterte: Die Mutter würde mir mein Glück nicht gönnen.

Aber was ſollte ich auf die Länge in Oſtende? Ich beſtellte uns Plätze auf einem Fahrzeuge und ſagte ihr, wir wollten in die weite Welt — bald trug uns das Meer, das Meer, das ich allein ſeit meiner Jugend unverändert liebe. Es war ein ſchlankes, freies Schiff, das mit Wind und Wellen kräftig rang — ich haſſe die Dampfſchiffe, dieſe künſtliche Vermittelung des Menſchen mit dem Elemente, dieſe repräſentative Schiffahrt, wo das freie, kräftige, gefährliche Ineinander des Menſchen und des Meeres geſtört iſt.

Ich hatte den Verdacht, in einer Spelunke des Schiffes Giacomo geſehen zu haben, nur er hatte ſolche dolchartige neapolitaniſche Augen — eines Nachts ſtieg ich auf das Verdeck, der Mond ſchien hell, das Meer ging hoch und ſchäumend, von einem frechen Nachtwinde getrieben, der aus Oſten kam und uns nicht an die Küſte ließ. Am Bord ſaß eine dunkle Geſtalt, ich ſah, daß ſie zuſammenfuhr, da ich mich nahte, — es war Giacomo.

Ich trat ihm ruhig nahe, fragte ihn nach Tallon und ob er auch entkommen ſei aus jenem Bade, Giacomo wußte es nicht; Hin- und Herfragen belehrte mich, daß jener Tallon ein Bruder Giacomos, ein Neapolitaner und wirklich ein Revolutions-Abenteurer ſei. Uebrigens log Giacomo wie immer; von jener Schußwunde iſt mein Arm gelähmt und dieſe mir ungewohnte Schwäche mag wol etwas dazu beitragen, daß ich mich feindſeliger gegen die Welt fühle, als ſonſt. Ich faßte den Schurken, eh' er ſich deſſen verſah, bei Schulter und Hüfte und ſchleuderte ihn in's Meer. Wind und Wellen rauſchten hoch, ſonſt war nichts zu vernehmen. —

Wir kamen Abends in Brüſſel an, ohne daß Margarita gewußt hätte, wo ſie ſei; ich ließ beim Hauſe ihres Vaters vorfahren, und eh' ſie zu einer rechten Aeußerung kommen konnte, ſtanden wir im Salon vor Herr und Frau van Waelen.

Du verräthſt mich, Hippolyt, rief ſie und ſank in Ohnmacht

Aber ſo etwas, wie das Antlitz der Frau van Waelen und deren Geberde habe ich niemals geſehen; ich glaube, es iſt das Erſte geweſen, wovor ich in meinem Leben wirklich erſchrocken bin. Die unglücklichen Worte Margaritas mochten ihr eine Geſchichte erzählt haben — Mann, ſchrie ſie mir entgegen und ſtreckte die Arme nach mir aus, wie eine Furie, die mich zerfleiſchen wollte, Mann, du bringſt den Gräuel über unſere Familie! — Herr van Waelen eilte, die Schnupftabaksdoſe in der Hand, zwiſchen uns, ſie ſchleuderte ihn zur Seite und ich entwich.

Ich bin zum erſten Male entflohen, aber vor einem tollen Weibe. Zufällig, weil die Wogen juſt hierher trieben, bin ich wieder nach Paris gekommen; hier fand ich Leopold, der ſich aus der umgeſtürzten Kutſche hierher bewegt und hier luſtig gelebt hatte. Ach, iſt das eine Welt, die es Einem ſo ſchwer macht, luſtig zu leben!

3.

Valerius an Hippolyt.

Gott weiß, ob Du jemals dieſe Zeilen erhältſt, Gott weiß, ob Du ſie leſen kannſt! Ich kritzle ſie mit einem Bleiſtifte auf kleine Papierſtückchen, die ich durch den Zufall mitunter bekomme und die zum Theile ganz ſchmutzig ſind — ich bin im Gefängniſſe, und daß ich endlich ſo viel erreicht habe, heimlich des Tages einige Zeilen aufzuſchreiben, iſt ein überſchwenglicher Vortheil. Lange Wochen, lange Monde ſind ohne ihn vorübergezogen, langſam, langſam, ach wie bleiche, ausgehungerte Weſen, Freund, wie habe ich gelitten, wie leide ich! Was hätte ich darum gegeben, Tags nur einen kleinen Gedanken aufſchreiben zu dürfen, der ſich aus der Gedankenqual, die ſich unerlöſt, furienartig in dem Verſtoßenen herumzauſet, allen übrigen vordrängt. Wenn man nichts los werden kann aus dem Inneren, dann ſteht ſich Geiſt und Gedächtniß ab wie Waſſer, das nicht bewegt wird, entweder das Geſetz und die Ordnung hören auf und der regelloſe Wahnſinn erlöſt oder man verfällt in eine dumpfe Schwäche, welche der kleinſten Geiſtesoperation nicht mehr gewachſen iſt —

Das Blatt war zu Ende und ich habe lange kein neues ergattern können; heute war an einem Eierkuchen, den ich zum Mittageſſen erhielt, ein Stückchen Papier angebacken, das benutze ich trotz ſeiner Fettigkeit. Ich fühle es, wie aus weiter Ferne, es wäre mir viel wohlthätiger, wenn ich Dir in einer gewiſſen Ordnung erzählte, aber die Kraft dazu gebricht; in gezwungenem Nichtsthun, in dem ewigen machtloſen Denken, auf welches ich angewieſen war, iſt all' ſolche Strenge der Darſtellung verloren gegangen, ich tappe und greife bald hierhin, greife bald dahin. Niemals kann ich ſchildern, was ich gelitten und leide: dieſe ſchweren Innerlichkeiten ſehen ſo unbedeutend aus, wenn ich ſie mit einem Worte bekleide, jedes Wort iſt ſchon zu kurz, zu frivol dafür, ſie ſind viel zarter als Worte; vielleicht könnte ſie nur Muſik wiedergeben, jedenfalls wird nur Liebe ſie ahnen und verſtehen. Und dann: die Bezeichnung verſchwindet mir unter den Händen, weil mein Gedächtniß die Spannkraft verliert und die Einförmigkeit doch immer wieder neue Nuancen des Schmerzes entwickelt, und man nun beſtrebt iſt, dies Alles zuſammenzudrängen; könnte man's, die ganze Menſchheit müßte von einem elektriſchen Schlage des Weh's betroffen werden; es giebt unbeſchreiblich Leid in der Welt, das Gefängniß iſt ein ſolches. Ach, das Papier iſt aus, ich ſehe kaum, was ich geſchrieben und die Freude war ſo kurz!

Es iſt doch ſchon ein Zweck, für den ich jetzt lebe, ſeit ich das kleine, kleine, ach ſo vortreffliche Stückchen Bleiſtift gefunden in einer kleinen Uhrtaſche der Beinkleider, die ich niemals benuzt oder beachtet hatte. Es iſt doch ein Geſchäft, wenn auch nur von zehn Minuten. Denke Dir das Entſetzliche, wenn ich früh erwache, das kleine, düſtere Gemach wieder ſehe, das ich im Schlafe vergeſſen habe und mit Entſetzen wieder daran erinnert werde, daß mein Leben beendigt iſt auf eine ſo troſtloſe Art! Wir haben geklagt, wenn's keinen Reiz gab, ach Freund, was iſt's erſt, wenn's gar kein Geſchäft giebt! Sobald ich aufgeſtanden bin, mich angekleidet und mein kärglich Frühſtück verzehrt habe, dann bin ich fertig, nun liegt der lange, öde Tag vor mir, grau wie die Unterwelt der Alten, ich habe kein Buch, ich höre nichts, ich ſehe nichts, es iſt mir keine Thätigkeit übrig, als in dem kleinen Raume herumzugehen, die Gedanken ſchweifen zu laſſen bis ſie ſchwindlich werden gleich meinem Kopfe, ruckweis kommen und gehen, athemlos am Ende die Dienſte verſagen. Gegen Zwölf, oft lange vor Zwölf bringt der Wärter das Mittagbrod; das iſt doch eine Unterbrechung, die magere Speiſe iſt doch ein Gegebenes, woran der Gedanke ſich wieder aufrichtet, ich möchte langſam darüber wenigſtens eine halbe Stunde hinziehen, wenn auch die eigentliche

Mahlzeit in zehn Minuten verzehrt ſein kann, aber der Wärter geſtattet eine ſolche Ausdehnung nicht, er hat noch dreißig Andere zu füttern und Geſchirr und Beſteck müſſen gleich wieder fort, damit ich keinen Mißbrauch damit treibe. Die Thüre raſſelt zu, es iſt zwölf, ſieben Stunden breiten ſich vor mir aus, ſie wollen durchgebracht ſein, dann kommt eben ſo flüchtig das Bischen Abendeſſen; dann ſind neue Gedanken zu ſuchen für den Abend, ehe der Schlaf zu finden iſt, welcher dem Gefangenen ohne Bewegung und Luft ſo träge ſich nähert, ſo unmuthig! Und das iſt nur ein Tag und ſo reiht ſich ausdruckslos einer an den andern, bis man eben verrückt wird von den unbeſchäftigten Gedanken oder ſtarr ſich wie das Thier der Wüſte in den Winkel hockt.

Könnt' ich Dir nur folgerecht erzählen, das würde mir nützlich ſein; es drängt und bäumt ſich von Gedanken Alles ſo durcheinander, daß ich nicht weiß, wornach ich greifen ſoll, und ich zittere, daß man meinen Bleiſtift oder die beſchriebenen Papierſtückchen entdeckt und ich wieder in die alte Wüſte geworfen werde. Wenn die Wache auf dem Corridore einen unregelmäßigen Schritt macht, ſo fahre ich zuſammen, ich denke, man ſieht es meiner Taſche an, daß verbotenes Papier darin ſteckt und es treibt mich ein halber Wahnſinn, dem Wärter zu ſagen, wenn er mich anſieht, unaufgefordert zu ſagen: Denken Sie nicht etwa, daß ich hier rechts in der Taſche Papierſtückchen und einen Bleiſtift habe! — So nerven- und geiſtesſchwach wird man; man weiß es noch eine Zeit lang, man ſieht ſich bei lebendigem Leibe ſterben. Ich denke an alle die heruntergekommenen Leute meiner Bekanntſchaft, es fiel Eins nach dem Anderen von ihnen ab, der Beſitz, der Umgang, die Kleidung, ſie wollten doch noch auf Augenblicke leben, ſie tranken oder ſie ſtahlen gar und thaten noch Schlimmeres und endeten kläglich, und die Welt höhnte darüber und verdammte ſie rückſichtslos. Ich that es nie, und jetzt im Elende fühle ich, wie nahe bei einander die guten und die ſchlechten Thaten ruhen, ſo nahe wie die glücklichen und unglücklichen Geſchicke; ein kleiner Mangel führt zum nächſten großen, man greift nach der nächſten Rettung, Geiſt und Nerve wird ſchwach und verwirrt, Wahl hört völlig auf, der Zufall weiß, was daraus werden mag, und die Menſchen verurtheilen! — Ach, mein Raum iſt wieder aus, ich bin wieder wer weiß wohin gerathen —

Mit peinlicher Mühe habe ich mir Tage lang vorgeſagt, was ich damals noch dazu ſchreiben wollte, als der Papierfetzen zu Ende war, und ich habe lange keinen erreichen können; ſolch ein halb übrig bleibender Gedanke quält und martert, er will entweichen, weil er nur ein Halbes iſt, mein Gedächtniß wird ohnedies täglich ſchwächer. Es war dies: in einiger Entfernung von meinem Kerker höre ich zuweilen Ketten raſſeln, ich denke, es mag ein Böſewicht ſein, und ich fühl's an meiner Schwäche, daß ich ja auch gar nicht ſicher bin, ein ſolcher zu werden. O, was iſt der Menſch! — Und zu einem Erzählen komme ich immer nicht und mein Klagen darüber füllt den ſpärlichen Papierraum nutzlos. Nun, ich will meine gefangenen Ideen noch ſpecieller einzufangen ſuchen für die Darſtellung, dieſe nothwendige Ordnung wird mir doch ein Geſchäft ſein und als ſolches, ach, wie willkommen! Heute habe ich nur ein Papierſtreifchen, das ums Licht gewickelt war, und muß ſchließen.

Triumph! der Wärter hat mir ein altes, ſchlechtes Buch geliehen, darin iſt vom Oculiren der Bäume, von Vertreibung der Hühnerwurzeln, vom Gelbmachen der Butter und ſolchen Dingen die Rede; aber es iſt etwas Lesbares, etwas außer mir, was zu Hilfe kommt, ich habe einen Troſt, eine Hoffnung, wenn mir die Gedanken ausgehen; ich klettere dann hinauf zu dem kleinen Fenſterchen, welches durch Eiſenſtäbe und eine Blechblende von der Außenwelt abſcheidet und nur ein ſchmales Stückchen

Himmel oben hereinläßt, dort leſe ich über das Buttermachen, und leſe jede Zeile zweimal, dreimal, um recht lange Zeit über dem Buche hinzubringen. Wie berauſchend ſcheint mir der Traum, ſolch ein Gartenknecht werden zu können, der graben und hacken darf in Gottes freier Natur, und wie wollt' ich mich bei der Wirthin beliebt machen mit den geheimnißvollen Kenntniſſen, die ich aus der vergilbten Scharteke erlerne! Und nun der große Gewinn: hinten und vorne in dem Buche ſind zwei eingebundene ſchmutzige Papierblätter, die werde ich ſtehlen, und aus der Mitte werde ich manches loſe Druckblatt herausziehen, um über den Druck hinwegzuſchreiben; wenn es ſich ſpäter ſchwer leſen läßt, ſo habe ich ein neues Geſchäft des Entzifferns, ich bin jetzt ſehr reich, lieber Himmel! Eher darf ich's aber nicht thun, als bis ich das Buch zurückgegeben und nach mehreren Tagen erkannt habe, daß der Wärter nichts vermißt. Es kommen alſo wieder einige ſchlimme Faſttage.

Es iſt gelungen, und nun will ich erzählen, aber nur vom Momente der Gefangenſchaft an; das Vorhergehende hat ſeine großen Umriſſe mit der äußeren Welt gemein, das vergeſſe ich nicht, aber die kleinen Schattirungen zwiſchen vier Wänden entgehen mir; ſie möchte ich feſthalten. Ich fühle es, je länger dieſe Einförmigkeit dauert, deſto ausdrucksloſer wird ſie mir, ich gewöhne mich und verliere in der Auffaſſung das Unterſcheidende. Ach, und ein Ende iſt nicht abzuſehen, in der jetzigen Form kann es Jahre lang dauern, braucht gar nicht aufzuhören. Oh! kein Menſch hört und ſieht dieſen Seufzer, erfährt's, welch ein entſetzlicher Schmerzesabgrund dahinter liegt. Alſo: durch viele Höfe und Gänge, mehrere Treppen aufwärts, ward ich in ein kleines Gemach geführt, die Thür ward hinter mir zugeſchloſſen, ich bemerkte noch anfangs nichts, ich ward noch von den wahrhaft lebendigen Gedanken der letzten Verhältniſſe bewegt, ich ging ſtundenlang im Zimmerchen umher, bis ich müde war. Da bot ſich zum Ruhen ein kleines ſchwarzes Kanapee, das zwar zu kurz war, um ſich darauf auszuſtrecken, das doch aber durch ſein Daſein harte Kerkergedanken nicht aufkommen ließ; gegenüber ſtand ein rother, ordinärer Tiſch, ein Bett und zwei dito Stühle fanden ſich vor, auch ein kleiner Tiſch mit Waſchbecken und dergleichen. Ich rümpfte ein wenig die Naſe, daß mein Gemach ſchmal und lang ſtatt viereckig ſei, daß man aufs Sopha ſteigen müſſe, um zu dem vergitterten Fenſter zu kommen und in den Hof hinabzuſehen. Indeſſen, die Eindrücke waren ſehr flüchtig; zu Anfange denkt man auch, das werde nicht lange dauern, man iſt noch zerſtreuend mit der letzten Außenwelt beſchäftigt. Die Gefängnißentbehrungen traten mir auch noch milde vor die Augen; im Felde hatte ich mir das leidige Tabakrauchen wieder angewöhnt, man gab mir Feuerzeug und Pfeife, ich hatte eine volle Börſe in der Taſche, es wurde nicht darnach gefragt, kurz: es war nichts grell aufſtörendes Gefängliches da. Am andern Tage ward ich verhört; der Inquirent war ein ſehr artiger Mann, welcher ſich theilnehmend nach den kleinen Lebensbedürfniſſen erkundigte, mir ſeine Bibliothek anbot und die lebhafte Hoffnung beſtätigte, daß mein Arreſt wohl nicht lange dauern würde. Die aufgeregte Zeit mache größere Strenge und Sorgfalt nöthig, man wiſſe, daß ich revolutionäre Grundſätze gehegt und mich dafür bewaffnet habe, um mich der polniſchen Revolution anzuſchließen. Das leugnete ich nicht, ſetzte aber hinzu, daß die polniſche Sache einmal für eine hiſtoriſch rechtmäßige gelte, und daß ich ferner nirgends eine heilſamere Lehre gefunden hätte, als juſt in Warſchau. Auf das Erſte entgegnete er höflich: Sie ſind ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann und werden leicht einſehen, daß der beſtehende Staat nicht auf alle hiſtoriſche Rückforderung eingehen kann, ohne ſtete Unruhe und die beliebigſte Rechtsänderung zu geſtatten; Sie wiſſen, wie die Geſchichte vorrückt und ſich geſtaltet, niemals alten Beſitz reſpectirend: wo kämen wir hin, wenn alle ſolche Recriminationen geſtattet würden, wenn z. B. der Elſaß von Teutſchland zurückbegehrt, die römiſch-deutſche Kaiſergewalt von

Oeſterreich angeſprochen würde? Daß Sie zweitens das Mißliche der Revolution kennen gelernt, glaube ich wol, aber Sie ſehen ein, daß ſolche Verſicherung jetzt, wo Sie im Gefängniſſe deshalb ſind, nicht von großem Belange iſt. Sie haben mit ihren Freunden durch Wort und Schrift die Revolution direct propagirt, Sie haben ſelbſt an der einen mit den Waffen in der Hand Theil genommen, welche gegen die geſetzlich beſtehenden Tractate Europa's gerichtet war; das werden Sie zugeſtehen und Sie müſſen ſich's nun gefallen laſſen, daß man ſich Ihrer Perſon verſichert, daß man die Gleichgeſinnten von Ihnen zu erfahren ſucht, von Ihrer bekannten Lebensthätigkeit auf unbekannte ſchließt und deren mächtig zu werden trachtet. So kam's in Gang, was man eine Unterſuchung nennt; wie human dieſer Mann gegen mich war, habe ich ſpäter mit großer Betrübniß eingeſehen, mit Betrübniß darüber, daß ich ihn nicht behielt. Den zweiten Tag war mir ſchon unruhiger im Gefängniſſe zu Muthe. Die erſte Illuſion, daß es in ein paar Stunden vorüber ſein könne, war vorüber, mit der Gegenwart fiel nun auch die unſichere Zukunft laſtend auf mich, mein eigenes Intereſſe erſchien mir ſo bedroht, daß mir die Intereſſen der Bücher, welche mir der gütige Inquirent geliehen hatte, fremd und künſtlich gemacht vorkamen, ich hatte keine Ruhe zur Lectüre. Ich erinnere mich, daß mir eine einzige Stelle von vielem Geleſenen einen Eindruck machte, die ſtand in „Deppings Erinnerungen aus Paris," er ſchildert einen glücklichen Menſchen und ſagt: zum Zeichen, daß er wirklich Glück hatte, wurde er auch von einem tüchtigen Unglücke betroffen. Dieſe Stelle war mir ein wirklicher Troſt; die Dichter, welche er mir mitſchickte, wollten wenig helfen, merkwürdigerweiſe auch Shakespeare nicht: ſeine Dinge fielen alle in eine tobendere, willkürlicher wechſelnde Zeit, als daß eine Vergleichung gepaßt hätte, ſeine Gedanken überſtürzen ſich in ihrem Reichthume ſo, daß ſie mir deshalb weniger wahr und nothwendig vorkommen. Er ſchüttet ſie, dachte ich, aus einem Füllhorn des Genies unüberlegt, ungepflegt und ungeprüft, er weiß ſelbſt nicht, ob ſie immer wahr ſind. Und es tröſtet nur, was der Tröſtende ſelbſt glaubt und wenn wir ſehen, daß ſich das Wort des Schreibenden wirklich bewährt hat. Deshalb vielleicht war mir Goethe allein von Erquickung: da war nichts Ueberſpanntes, Uebertriebenes, nur das Zuverläſſige war einfach geſagt, das Verlangen an die Welt war immer gemeſſen — dieſe Lectüre allein gab mir Ruhe. — Und was glaubte ich damals zu leiden, wenn ich nichts anzufangen wußte, als zu leſen, einmal ans Fenſter zu klettern, in den leeren Hof hinabzuſehen, wo eintönig die Schildwache auf- und niederſchritt, und dann wieder zu leſen! Man wird ſo wüſt davon, man ſchlingt am Ende ohne Unterſcheidung Alles hinunter, nichts iſt mehr friſch, nichts lockt, — ach, und wie ſehnſüchtig hab' ich ſpäter jene Zeit wieder herbeigewünſcht! Gefängniſſe, welche dem meinigen gegenüber, hatten Blechkaſten vor den Fenſterchen und ſahen wie troſtlos erblindet aus; wenn ich mitunter hinter ihnen ſprechen, gar lachen hörte, ſo berührte es mich immer unheimlich. Mein freundlicher Wärter erwiederte mir auf Befragen achſelzuckend, dort ſäßen ſchwere Verbrecher. Ich ſchauerte, es überlief mich mit Grauſen, ſo durch ein Verbrechen vom Tageslichte abgeſchloſſen zu ſein. Lieber Gott, jetzt ſitze ich ſchon ſeit vielen Monaten hinter ſolcher Blende und doch bin ich noch derſelbe, nur ſchwächer, doch lebe ich auch weiter und das moraliſche Moment dieſer Dämmerung kümmert mich nicht mehr; der Menſch lernt Alles, auch die Verbrechermaske tragen, und am Ende hält er ſie für ſein wirkliches Geſicht. Ich vergeſſe es jetzt ſchon manchmal völlig, daß ich kein Verbrecher bin, ich muß mich ſelbſt daran erinnern, daß es nur höhere, wechſelnde Staatsrückſichten ſind, welche mich in den Zuſtand gebracht, daß ich nur ſelbſt in dem Verhältniſſe dergeſtalt ſinke; nach längerer Zeit werde ich in moraliſchem Bewußtſein ganz in dieſen Kerker gehören. Wir ſind nichts ſelbſt, wir ſind halb oder ganz unſere Verhältniſſe. Ich rufe mir's jetzt zurück, was es mir damals für verwundende Eindrücke gab, wenn Abends um zehn Uhr an die Thür geklopft und bemerkt wurde, das Licht ſei auszulöſchen;

jetzt fällt es mir nicht mehr auf, wenn die Wache ſchreit „Licht aus!“; in jenem erſten Interimsgefängniſſe ſaßen Vagabonden und ſolch leichtes Geſindel in meiner Nähe, das ſich durch leichtſinnige, rohe Aeußerungen, durch gemeinen Spectakel oft auffällig machte, zuweilen wurde des Abends ein Beſoffener oder ſolch ein Straßenheld eingebracht, er tobte wie ein Thier, und ich hörte wol, daß man ihn hier im abgelegenen Corridor nicht eben zart zum Eintritte nöthigte, nun fluchte der Kerl die halbe Nacht und wüthete gegen die Thür, bis er zuſammenfiel — ja, damals kam ich mir ſehr entwürdigt vor; jetzt hielte ich es bereits für eine Abwechſelung, eine Erholung gegen dies todte, bleierne Einerlei, das mich umgibt, das nur zuweilen vom Raſſeln jener Kette unterbrochen wird. Damals, wo ich wüſt vom Leſen war und nur nach Abwechſelung verlangte, wo ich wie ein Gefängnißdilettant mich betrug, ward mir auch von vornherein eine Freiſtunde bewilligt, um auf einem kleinen verſchloſſenen Hofe herumzugehen, und ich thörichter Menſch nahm gar kein Intereſſe daran; es war heißer Sommer, wenig Schatten im Hofe, und eine Stunde lang dort auf- und abzugehen ſchien mir ſehr langweilig, ich dünkte mir ein wildes Thier, deſſen Käfigdeckel aufgeſchoben wird und das vor Leuten hin und her rennt. Einige Arbeitſtuben der Behörde nämlich und mehrere Gefängniſſe ſahen in den Hof, ordinäre Gefangene ſpotteten über mich, daß ich im Hut und mit Handſchuhen herumging; wenn ich gar eben ein friſches Hemd hatte, deſſen Manſchetten ſichtbar waren, ſo mußte die Wache oft dem Spotte Ruhe gebieten. Das kränkte mich tief und ich ließ die Stunde oft vorübergehen — jetzt bin ich ſo abgeſtumpft, daß ich Alles thäte einer Freiſtunde willen: ſo ſchmachte ich nach friſcher Luft, ſo dürſte ich darnach. Ich ginge mit meinem langen Barte und meinem wahrſcheinlich verbleichten Antlitze auf einer Gallerie umher, möchte zuſchauen, wer da wollte. In jenem kleinen Hofe ſah ich einen langen Beamten ſtets an einem Pulte ſtehen und ſchreiben und ich bildete mir ſteif und feſt ein, der ſchriebe meine Sache und er müßte nun bald meinen Freibrief ſchreiben; es war mir ſtets auffallend, daß der Mann nicht mit größerem Antheile auf mich herunterſah. Gott weiß, was der lange Mann geſchrieben hat, aber er hätte etwas viel Beſſeres ſchreiben können. Ueberhaupt, ach, wie viel Anknüpfung und Romantik gab's da drüben in dem Gefängniſſe! Jetzt empfinde ich es erſt in dieſer Oede und Entbehrniß, wie man erſt ſieht, daß man Blut hat, wenn man's verliert. Auf den kleinen Hof ging auch ein Flurfenſter, wo Fremde zuweilen erſchienen, wahrſcheinlich ſolche, die etwas petitioniren wollten. Da fand ſich denn wol auch eine Dame ein, mitunter auch eine ſchöne in ſeidenem Gewande, mit einem Schleier. Ach du lieber Himmel, könnt' ich doch in meinem Leben noch einmal eine ſchöne Dame mit ſeidenem Gewande und Schleier ſehen! Vom kläglichen Bedürfniſſe zum Auskommen, vom Auskommen zur Wohlhäbigkeit, von dieſer zum Luxus, zum gefälligen Reize, wie weite Strecken liegen zwiſchen alle dem, und dieſe ganze, große Strecke liegt zwiſchen mir und der Welt! Ich liege hier im Staube, Schmutz, in der kümmerlichen Ernährung und ſtrecke Hand und Wunſch aus nach einem ſeidenen Gewande, wie der Bettler nach einem Goldſtücke. Bin ich derſelbe, dem eine Fürſtin in den Armen gelegen, der Prachtgewänder zerriſſen hat? Ein Fetzen davon könnte mir jetzt einen glücklichen Tag machen. Oft habe ich ſolche Gelüſte verhöhnt, weil ſie die Harmonie eines Zuſtandes, und auch der unterſte hat eine, weil ſie dieſen Einklang zerſtörten, weil ſie krankhaft ſeien. O, wie grauſam war ich in ſolchen Worten, die todte Regel iſt eben die Proſa, der Tod; — könnt' ich meine Hand jetzt nur einen Augenblick auf einen Seidenſtoff legen, um an dem feinen, glatten Stoffe zu empfinden, es gibt noch Reiz und Schönheit in der Welt!

Der Papiervorrath war zu Ende und es iſt wieder eine lange Pauſe eingetreten; durch rüſtiges Darben habe ich mir einige Kreuzer abgeſpart an der Rechnung, welche der Wärter führt, und mir ein Stückchen Kuchen kaufen laſſen, weil bei mir zu Hauſe Kuchen etwas Sonntägliches, Feiertägliches iſt und ich gern einmal ſolch einen Eindruck des Beſonderen, des Feſtlichen haben möchte. Nebenher — nun, es iſt gelungen, und ich will mir den Platz nicht verringern durch Erzählung der kleinen Intrigue: der Kuchen war in Papier eingeſchlagen, das ich jetzt benütze. Du glaubſt nicht, wie viel ich Schmerz habe bei Beſchreibung jener erſten Gefängnißzeit, weil ſie mir jetzt ſo bunt und reich vorkommt gegen die jetzige, weil ich mich darnach zurückſehne, wie nach einem Eldorado. So giebt es auch unter den Bettlern Reichthum und Armuth, und über den glücklicheren Genoſſen geht des Darbenden Wunſch nicht hinaus; ich bin ſo weit gedrückt, daß ich das Berauſchende einer totalen Freiheit gar nicht mehr hoffe, nur nach jenem Zuſtande ſchmachte, wo keine Blende vor dem Fenſter iſt, wo ich rauchen, leſen, am Ende gar ſchreiben durfte, ſchreiben mit ordentlicher Dinte, wirklichen Federn und auf ganz reines, weißes Papier; wo ich des Tages eine kleine Stunde in den Hof kam und mitunter einen anderen Menſchen ſah, als den Wärter. Denke, welch ein Reichthum war Folgendes: In jenem Gefängniſſe wurden auch die leichtſinnigen Mädchen der Straßenromantik eingeſperrt, welche in ihrer geſetzlichen Geſetzloſigkeit etwas verſehen und ſich hatten aufgreifen laſſen; dieſe leichten Kinder, welche zu Zwanzigen in einem großen Gemache campirten, wo allerlei anderes Weibsbild, das ſich irgendwo im Netz der Vorſchriften verirrt haben mochte, zuſammentraf, ſangen und tändelten in ihrem Käfig, wie es ihnen die Langeweile eingab und ſo lange es der Schließer geſtattete, deſſen Verbot und Anrede allerdings unangenehm war. Zuweilen nun, wenn ich in die Freiſtunde geführt wurde und an dieſem Terrain vorüberkam, ſtand die Thür offen, weil ausgefegt oder eine der Heldinnen abgerufen ward, die unter den ſtark aufmunternden Worten des Schließers ihre Toilette beendigte. Ich hatte dann einen vollen Blick in dies Serail; ſie lagen zum

Theile, halb entkleidet wegen der Wärme, in allen Poſitionen umher, oder ſaßen, oder kauerten, oder verſuchten es; in dem Gedränge zu promeniren, und ſchmachtender oder frecher wurde mir in Eile als einem jungen Mannsbilde allerlei Theilnahme ausgedrückt. Zuweilen gab es wirklich ſchöne Geſchöpfe darunter und der Schließer machte mir ſtets einen ſchlechten Eindruck, wenn er ohne allen Unterſchied jegliche Aeußerung grob zur Ruhe wies. Freilich war der Mann abgehärtet; ich ſprach ihn zuweilen und er ſagte ſtets mit einem Fluche: das Pack taugt all nichts, erſt haben ſie ſich auf der Straße herumgetrieben, ach da thun ſie unſchuldig, wir laſſen ſie wieder laufen, dann kommen ſie zum zweiten Male, nun iſt's ſchon ſchlimmer, und ſo drei, vier Mal fort, bis ſie zum Zuchthauſe reif ſind, und die Hübſcheſten ſind immer die Aergſten. — Es gab immer eine viertelſtündige Unterhaltung, wenn ſie auf den Hof gelaſſen wurden, den ich von meinem Fenſter ſah; laufen mochte keine, Frauenzimmer ſind nicht für Bewegung; ſie zankten ſich um die Schattenplätzchen, auch die Häßlichſte, dem Gefängniß tief Verlorene, mochte den Teint nicht ausſetzen. Die Alten zerrten, die Jungen neckten, ſehr Viele hatten ſtets ein Töpſchen bei ſich mit irgend welchem Eßkrame; aber mir erwuchs noch ein ſpecielleres Intereſſe daraus. Mein Wärter nämlich benutzte dieſe Garde, um mein Gemach täglich reinigen zu laſſen, und mit munterem Geſchmacke wählte er ſtets eine Handfeſte für's Grobe und eine Hübſchere für's Leichtere, das Bett zu machen, den Staub abzukehren. Das war den Mädchen auch eine Abwechſelung und ſie kamen meiſt ſehr heiter, erzählten auch meiſt in der Kürze dieſer Viertelſtunde ihre Lebensgeſchichte. Ein bildſchönes Mädchen kam öfters wieder, endlich Tag für Tag; der Wärter nahm ein gewiß herzliches Intereſſe an ihr und an ihrem Schickſale, er hatte ſie gekannt, da ſie noch als kleines Mädchen herumgelaufen war, ſagte, ſie ſei ein wirklich gutmüthiges Geſchöpf, und doch ſei ſie immer wieder auf leichtſinnigem Verkehr mit Männern betroffen worden. Sie nannte ſich Louiſe und war ſehr kümmerlich und ſpärlich gekleidet. Wenn ſie beim Ausfegen manchmal die Thür herumſchlug, ſo daß der Wärter auf der Thürſchwelle oder weiter zurück auf dem Corridor uns einige Augenblicke nicht ſehen konnte, dann erhob ſie ihre gutmüthigen, ſchönen Augen ſo ſanft und lockend gegen mich, und es lag ein ſo merkwürdiger Ausdruck darin, daß ich ſie gern weitläufiger befragt hätte. Sorgloſer Leichtſinn war ſo unverkennbar dabei, und doch ſo zutraulich und harmlos! Sie ſagte mir auch, daß ſie wol diesmal in's Zuchthaus kommen würde, ſprach aber dies für mich ſo entſetzliche Wort ſo leicht aus, wie wir einſt vom Kaffeehauſe redeten. 's iſt ſchlimm, meinte ſie, und nickte dabei mit dem Kopfe. Wenn man ihr aber die Backe ſtreichelte, ſo war das Lächeln gleich wieder da und ſie flüſterte: „Vielleicht kann ich mich einmal des Abends zu Ihrer Thür heraufſchleichen“ — Aber mein Kind, meine Thür iſt ja zugeſchloſſen. — „So? Das iſt freilich ſchlimm, aber vielleicht geht's doch; ach, da unten iſt's langweilig!“ — Längere Zeit, als zu dieſer Mittheilung nöthig war, dauerte unſere halbe Einſamkeit nicht; ſie mußte wieder fort, ich ward wieder eingeſchloſſen und ich konnte über die pikante Situation nachdenken, wie mit einer Zuchthauscandidatin getändelt werde. Sie kam jetzt jeden Morgen und flüſterte mir immer zu: ich komme nächſtens. So gab's doch eine ordentliche Romananknüpfung dort; wie duftig erſcheint mir jetzt das unvorſichtige Mädchen! Eine gemeine Spitzbübin, die mir ihre Lebensgeſchichte erzählen wollte, wäre mir jetzt ſehr erwünſcht, man hörte doch etwas, verkehrte mit einem Menſchen. — Wirklich huſchte es eines Abends um meine Thüre her und klopfte leiſe, die kecke Louiſe war da; der Schließer unten hatte den Schlüſſel nicht umgedreht und ſie war heraufgeſchlichen. Aber bei mir war der Schlüſſel zweimal umgedreht, das leichtſinnige Kind fragte, ob ich kein Mittel wüßte; die Wache kam unterdeß vom anderen Ende des Corridors langſam aber ſicher herzugeſchritten und Louiſe mußte fort. Ich hab' ſie nicht wieder geſehen; mit den guten, treuen Augen hat ſie wahrſcheinlich auf's Zuchthaus gemußt.

Aber auch dort wird ſie jetzt mitunter lachen und ſich glücklicher fühlen als ich.

Ich lerne ſo klein ſchreiben und, wahrſcheinlich auf Koſten meiner Augen, ſo undeutlich Geſchriebenes leſen, daß ich geſtern mit meinem Kuchenpapiere nicht fertig geworden bin. Das hat mir den beſten Eindruck gegeben, dies Stückchen übrig bleibendes Papier hat mir die Möglichkeit eines Ueberfluſſes verſchafft, eines Ueberfluſſes, und ich bin ordentlich zufrieden geweſen im Verhältniſſe zu der ſonſtigen Zeit. So macht das Verhältniß Alles in der Welt, ſo elaſtiſch iſt der Menſch. — Bei allen den Abwechſelungen meines vorigen Gefängniſſes fiel doch die Länge der Abgeſchloſſenheit immer ſchwerer auf mich, laß mich Dir's offen geſtehen: manchmal glaubte ich erdrückt zu werden, ſo einſam, verlaſſen, unglücklich erſchien ich mir und die heißen, dichten Thränen brachen über mich herein. Ach, wie ein Kind habe ich geweint, manchmal ſtundenlang; ich werde es nie vergeſſen, wie ich den Kopf an die Wand lehnte und mich rückſichtslos dem ſchneidenden Weh hingab, von der Welt ausgeſchloſſen zu ſein Tag um Tag, Nacht um Nacht! — Und wenn ich in einer gewiſſen Süßigkeit des ganz freigelaſſenen Schmerzes erſchöpft war, da trat ein Vers von Goethe ſo oft mir auf die Lippen, ach ſo oft, und brachte immer wieder neue Thränen. Durchgefühlt, durchgeweint habe ich jedes Wort, jede kleinſte, mögliche Bedeutung desſelben; es war das Lied aus dem Wilhelm Meiſter, das der Harfner und Mignon zu Wilhelms Schmerze ſingen:

„Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide:
Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach, wer mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite,

Es ſchwindet mir, es brennt
Mein Eingeweide —
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!“ —

Eigentlich hätte ich das Lied wie Proſa, ohne Abſatz ſchreiben ſollen wegen des Papiermangels, aber ich konnte mich nicht dazu entſchließen; ein König kann in Lumpen gehen, aber nicht betteln. Leb' wohl, leb' beſſer, das Papier iſt aus; empfinde nie bis ins Herz die ſo harmlos ausſehenden Worte: „Allein und abgetrennt von aller Freude.“ —

Habe wieder ein Lied gemacht,
Habe mich ausgeweint,
Denke nun an die ſtille Nacht,
Meinen einzigen Freund:

Wenn die Sonne hinunter iſt,
Wird ſie leichter, die Noth —
Denke dann: Nicht mehr allein du biſt,
Ringsum iſt Alles todt.

Was dich in der Ferne liebt,
Iſt jetzt ſtille wie du,
Manches iſt wol um dich betrübt,
Hat eben Zeit dazu.

Thörichte Leute ſchmähen die Freude; es giebt kein Leben ohne die Freude, alle Momente derſelben ſind allein unſer Leben, alles Andere iſt dumpfe, todte Maſſe; ſelbſt in der Traurigkeit, im Schmerze ſind es allein die unerkannten kleinen Freudenpunkte, die ein Leben, ein Bewußtſein geſtatten. Hier in meinem Elend iſt's der Tagesſchimmer, den ich ſehe, das körperliche Leben, das ich in dieſer und jener Wendung oder Regung einmal empfinde, das Genüge „Du bekommſt Etwas zu eſſen“ — oder „Du wirſt dich beſcheiden lernen;“ dieſe Freudenatome halten auch mich am Leben. Zum Beiſpiele, daß ich wieder Papier habe, lauter kleine Stückchen, aber viel Stückchen. Ich kann wieder ſchreiben. — In jenem Weh der Abgeſchloſſenheit, das mir ſo thränenreich war im damaligen Gefängniſſe, da ſaß ich denn eines Tages brütend und traurig, als ich zu meinem Inquirenten beſchieden wurde. Iſt's Freiheit? weiter dachte ich damals nicht, ſo viel Spielraum war damals noch gegeben — wie lange iſt der fort! Und der Wärter war ſo gutmüthig, auf die Möglichkeit einzugehen und zu ſagen: 's muß wol noch nicht ſo weit ſein. — Der Inquirent empfing mich ernſtfreundlich und deutete mit der Hand ſeitwärts auf den Hintergrund des Zimmers. Eine Dame ſtand da, Geſichter, Gedanken ſtürzten übereinander in meinem Herzen, ich fand's: es war Camilla, die ich in ſolcher Situation zu begrüßen hatte. Welch ein Gemiſch von Empfindungen! Das vortreffliche Mädchen hatte in Grünſchloß erfahren, was mir begegnet ſei, hatte ſich ohne Weiteres ſelbſtſtändig, allein aufgemacht, war hierher gekommen, zu allen Herren und Behörden gelaufen, um für mich zu wirken, um zu mir zu dringen! Und ſie weinte jetzt nicht, ſie fragte ſtark und eifrig, worin ſie helfen und nützen könne. O wie viel Rührendes, Ueberſchwengliches liegt im ſtarken, liebenden Herzen eines Weibes! Daß ich nicht ängſtlich treu ſei, wußte ſie aus meinem früheren Weſen und Leben, daß ich es ihr nicht geblieben, wußte ſie nur zu gut; aber ſie iſt ein wirklich liebendes, ein echtes, unverfälſchtes Weib, ſie kam dennoch, da ich im Unglücke war; im Glücke hätte ſie mich niemals geſtört: O du gute, herzensreiche Camilla! Conſtantie wohnt näher und hätte mit der geringſten Anſtrengung große Mittel für mich in Bewegung zu ſetzen vermocht — hierbei drängt es mich, Dir meine Schickſale von dem Augenblicke an zu ergänzen, wo ich mit Joel in Krakau ankam, bis zu dem Augenblicke meiner Verhaftung. Ein Menſch, der unſer Freund ſein mußte, wenn er ein Herz beſaß, wenigſtens ein Freund in Bezug auf die Ruſſen, Slodczek, den wir vor den Thoren Krakaus im Jammer fanden, den wir retteten und nährten, überantwortete uns dem Feinde, weil es ihm einen kleinen Vortheil brachte, weil er undankbar iſt, wie es ein nicht ſeltener ſlaviſcher Zug mit ſich bringt, weil er den Ausländer und den Juden keiner weiteren Rückſicht werth achtete. Zum Glück waren wir an reine Koſaken gekommen, und unſer Weg ging nach dem ſüdlichen Sibirien, weil er den Koſaken der wünſchenswerthere ſchien. Der Koſak iſt gutmüthig, und in den meiſten Theilen Sibiriens verkehrt er gern, weil er es noch für ein Privatreich ſeiner Stämme anſieht; denn ſie haben es in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts dem ruſſiſchen Reiche unterworfen. Was ſoll ich Dir nun ſagen, wo ich überall hingerathen bin? Wir ſind eben Tag und Nacht geritten und an einem friſchen Morgen haben die Koſaken mit einander berathſchlagt, das hat nur ein paar Minuten gedauert und wir haben dann unſere urſprüngliche Richtung aufgegeben und uns nach Süden gewendet. Dann ſind wir geritten, lange, lange über unendliche Ebenen, ich hatte vergeſſen, was Sonntag oder Montag ſei, ich habe auch mit Joel kein Wort geſprochen, wir waren beide blaſirt. Endlich in der Nacht war's, da Joel zu mir trat und mich ſeit undenklicher Zeit wieder einmal in deutſcher Sprache anredete. „Laß uns heimkehren," ſprach er, „ich habe wieder Sehnſucht nach Menſchen; die Koſaken kümmern ſich nicht darum, ob wir bei ihnen ſind, ob nicht, unſere Pferde finden den Rückweg." — Wir brachen auf, als die Karavane ſchlief, wir ritten viele, viele Tage; als ich zum erſten Male wieder deutſch rings um mich ſprechen hörte, da war der Frühling aufgeblüht und mit den Lauten und Blumen des Vaterlandes wachte meine alte Welt wieder auf, die alten Träume und Wünſche kamen wieder, der Starrſchlummer war gebrochen, ich ſtreckte wieder die Arme aus nach dem Leben. Aber ich war allein; Joel war in Galizien geblieben, es blieb mir nichts übrig, als zu ſingen und zu hoffen. Ich war ohne Reiſemittel, und an einem warmen Frühlingstage mußte ich die letzten Kräfte anſtrengen, um ein Schloß zu erreichen, das im Schatten ſeiner hohen Bäume am wohlbekannten Strome lag. Ich wußte, daß es Conſtantien gehörte, ich wußte, daß ſie in der Frühlingszeit

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02148/008

da zu wohnen pflegte, und meine Sehnſucht nach einem Herzen, das mich kannte, war ſo rieſengroß geworden! Ich vergaß das ſchöne Weib und alles übrige Verhältniß, nur das Auge wollte ich ſehen, die Stimme wollte ich hören eines Weibes, das mich kannte, das eine Theilnahme zeigen mochte für den ewigen Wanderer. Erſchöpft, dürſtend, hungernd, von allerlei Drang gepeinigt kam ich an's Schloßthor, wo der Portier ſein Stübchen hat; ich fiel auf die Bank, ich fragte; die Fürſtin ſei da, war die Antwort, ſie ſäße eben bei Tafel. Der Portier mußte mir Schreibzeug geben, ich gab vor, eine drängende Mittheilung müſſe der Fürſtin ſogleich gemacht werden; ich ſchrieb ihr, mich einen Tag zu beherbergen, ich käme ermüdet von der ruſſiſchen Grenze hier vorüber und ſehnte mich, ein bekanntes Weſen zu ſprechen, — der Portier, welcher den Brief ſelber auf's Schloß hinauftrug, blieb ſehr lange, am Ende kam ein Wagen herabgeſchoſſen, darin ſaß die Fürſtin und William, ich kauerte erſchöpft auf der kleinen Bank des Portiers, ſie brauſten an mir vorüber. Der alte Portier kam mit dem Beſcheide nachgehinkt: das müßte ſeine vollkommene Richtigkeit gehabt haben, denn die Fürſtin habe Hals über Kopf nach dem Wagen geſchickt und da fahre ſie hin. — Der alte Mann ſchenkte mir ein Stück Schwarzbrot und einen Trunk, dann ſchleppte ich mich weiter, die herbe Wunde im Herzen.

Bald darauf begann die Gefangenſchaft, kam Camilla. Aber blaß war das arme Mädchen ſehr geworden — ach, wie durchdrungen war ich damals, ihr dieſe rührende Anhänglichkeit mit aller Liebe zu danken, die nur in meinem Herzen gedeihen könne. In der Einſamkeit meines Gefängniſſes malte ich mir es aus, wie ſie zufrieden und glücklich ſein würde, wenn wir eine kleine häusliche Exiſtenz neben einander führten; die Welt müſſe freilich aufgegeben ſein, aber Camilla ſei zufrieden mit einem Idyll. Um dieſe Zeit trat eine Kataſtrophe ein und Alles wurde anders: ich wartete täglich auf meine Befreiung; eines Tages, als der Wärter mein Mittageſſen brachte, fiel mir ſein ſtilles, zurückhaltendes Benehmen auf; ich fragte, er ſchwieg, ich fragte dringender — erſchrecken Sie nur nicht, ſagte er endlich, Sie kommen von uns weg, und die Unterſuchung wird größer und ſtrenger. — Wer die Faſſung im Augenblicke verliert, iſt ſehr ſchwach oder wenig gebildet, die Cultur iſt ja eine Faſſung, ich glaube, damals tröſtete ich den Wärter und aß mein Mittagbrot. Als er abgeräumt und zugeſchloſſen hatte, als ich wieder ſo recht gefänglich allein war, da ſtürzte der Jammer wie ein Sturzregen über mich. Mit jener Nachricht war nicht nur alle Ausſicht auf Freiheit vernichtet, ſondern ich wußte nun auch zuverläſſig, daß ich mindeſtens ein halbes Jahr Gefängniß noch vor mir hatte. O Du, zur ſchönſten Reiſe Gegürteter, laſſe Dich ins Bett drücken mit der Gewißheit, viele Monate darin leiden zu müſſen, vielleicht nicht mehr aufzuſtehen. Es war ein ſchwerer Nachmittag und Abend, bis alle Hoffnungsmöglichkeit in mir erwürgt, zum Schweigen gebracht war. Wer ſich ergeben kann, leidet weniger, ich konnt' es nicht, und kann es in meiner Jämmerlichkeit heute noch nicht; nun kamen die Gedanken an Flucht, welche die Unruhe auf ihren Schultern tragen, und eine erhitzte Hoffnung hinter ſich herſchleppen. — Mein damaliges Gefängniß lag dergeſtalt in der Mitte aller feſſelnden Anſtalten, daß ein Durchbruch unmöglich ſchien. An die Freiſtunde auf dem Hofe klammerte ſich Alles: dieſer Hof lag am Fluſſe, und war von dieſem nur durch ein großes Thor getrennt; das wurde zuweilen des Nachmittags geöffnet, und einer oder der andere Beamte ſetzte ſich in den Kahn, welcher an der Treppe lag, um zu angeln, oder er ſchloß gar den Kahn los, um fortzurudern — der Glückliche, er wußte nicht, wie er beneidet wurde. Je näher die Gefangenſchaft mit der freien Welt in Berührung kommt, deſto ſchmerzhaft prickelnder wird ſie, die Vergleichung hebt oder ſchwächt alle Eindrücke. Die Sonne ſchien warm, ich ſchwimme mit Leichtigkeit, jenſeits des Fluſſes lockte die offene Straße, ein kühner Entſchluß konnte mich retten, die beſtürzte Wache, die neben mir ſtand, wäre nicht ſo ſchnell zum Laden ihrer Muskete gekommen, daß ich nicht die auf größere Entfernung große Unſicherheit des Schuſſes hätte riskiren können — wer mag die Situation beſchreiben! Die Situation, wo ein Entſchluß in ſchnelle That übergehen ſoll, in eine That, die ſo mißlich war. Was ſollte geſchehen, wenn ich drüben pudelnaß ans Land kroch, am hellen, lichten Tage, in der fremden Stadt, die mitten im Lande liegt! Und doch war's ſo lockend. Es hob ſich der Fuß, es pochte das Herz! Wie ſchwer iſt ſolch ein Ausbruch, wenn man beſonnen bleibt, und nicht von einer Leidenſchaft geſtachelt wird — das Thor ward zugeſchlagen, und nun dachte ich: Du hätteſt es doch wagen ſollen! — Die Zeit war von peinigender Unruhe, da ich auf den neuen Gefängnißzuſtand, auf das neue Verfahren wartete, ſie war ganz überflüſſig, förderte gar nicht zum Ende, war ein unnützes Interregnum, und doch ein Gefängniß. Sie dauerte wol eine Woche, ich lechzte nach der Veränderung, nach dem neuen Gefängniſſe, das Unbekannte ſchmeichelt mit tauſend Möglichkeiten; auch für die Flucht hoffte ich neuen beſſeren Anhalt; ſo kam der letzte Abend und mit ihm ein ſchweres Gewitter. So lange ich gefangen war, hatte die Sonne geſchienen, und dadurch war meine Unruhe, meine Pein nur befördert worden: je lockender die Welt ausſieht, deſto ſchwerer iſt das Gefängniß. Jetzt, unter dem gießenden Regen, den krachenden Donnerſchlägen, den zuckenden Blitzen mußte Jedermann im Zimmer bleiben, ich hatte wieder eine gleiche Gemeinſchaft mit der Welt, das war beruhigend. Und welch ein Genuß für meinen Privataberglauben war das Unwetter! Solche ungewöhnliche Erſcheinung mußte einen großen Wechſel in meinem Leben ankündigen; wer im Unglück nicht abergläubiſch wird, der iſt ſehr ſtark, oder ſehr fühllos, oder ſehr arm an Phantaſie. Jedes kleine Möbel, jedes Buch hatte mir eine Bedeutung, wenn es ſo oder ſo poſtirt war, jede wiederkehrende Beſchäftigung, das Aufziehen der Uhr, ob der rechte oder der linke Strumpf zuerſt ausgezogen wurde, ob ich das Licht ſo oder ſo anzündete oder auslöſchte, das hatte Alles ſeine Bedeutung, ſeinen Einfluß auf Europa und rückwirkend auf mich. Wenn man nichts zu thun hat, als zu hoffen, da wird jeder Gegenſtand thätig. Und beſonders, wenn Alles ſo einförmig wiederkehrt, ſo unverrückt bleibt. Jetzt tobte ein wild Gewitter, jetzt mußte Alles anders werden! Ach, ja wohl!

Wenn ich wieder hinunterkomm',
Da ſind die Blumen verſchwunden,
Da hat wol auch Dein liebes Aug'
Sich neuen Weg erfunden.

Es iſt ſo lang, ſo lange her,
Daß man mich hält gefangen,
Und da Dein Herz eine Blume iſt,
Iſt's ihm wie jenen ergangen.

Sollt' ich die Welt je wiederſehen,
Dein Aug' je wieder erblicken,
Ach Gott, ich will den Blumen und Dir
Verzeihung blicken und nicken.

Es ward anders. Sonntag des Nachmittags nahm ich Abſchied von meinem Gefängniſſe, und ſo wie man, wie geſagt, auch unter den Dürftigen Reiche und Arme findet, ſo hoffte auch ich von einer Veränderung des Orts und der Verhältniſſe. Ich ſetzte mich zu meinem Inquirenten in den Wagen; auf meiner Seite war er zugeſchloſſen, zur andern hinaus aber ſah ich die Straßen, und die Spaziergänger, welche ſonntäglich geputzt dahin eilten zu ihrer Luſt und Erholung. Das ſchneidet tief ins Herz: biſt Du ſchlechter als dieſe Maſſe gewöhnlicher Leute? Sie dürfen Sonne und Freiheit koſten, und Du ſiehſt ſeit langer Zeit Beides zum erſten Male wieder, und nur von weitem, und nur, um für lange, lange Zeit davon Abſchied zu nehmen, vielleicht für immer. — Der Abend dieſes Tages fand mich in einem ſehr kleinen und faſt ganz dunklen Geſängniſſe, der Verzweiflung Vorbote; die Troſtloſigkeit lag mit mir auf dem harten Lager: das Geld, die Bücher, der Tabak, Alles war mir abgenommen worden, ich hatte nichts zur Beſchäftigung als die vier kahlen Wände, einen fichtenen Tiſch, einen fichtenen Schemel, ein blechern Handbecken, das im Staube des Fußbodens ſtand. Der Wärter, ein großer, vierſchrötiger Menſch mit kahlem Kopfe war kurz, fremd und grob. Es war das Aeußerſte, was mir begegnen konnte, daß ich nach dem früheren Geſängniſſe zurückverlangte wie nach einem Paradieſe: ich weiß kaum, mit welchen Kräften ich die erſten Wochen dieſes Zuſtandes überlebt habe: denke Dir das kleine, düſtere Loch, in den Winkel von zwei Gebäuden verſteckt, durch einen Blechkaſten verdunkelt, und mich ohne den geringſten Anhalt darin, herumtappend den langen Tag und Abend, ohne Gedanken, ohne Hoffnung. Die Unterſuchung war mir jezt mit dem grauen Geſichte einer Unendlichkeit angekündigt, der Zuſtand konnte ſo lange dauern, als mein Leben — o die Menſchen, die Menſchen! dachte ich wol manchmal da, wenn ich aus der Dumpfheit aufwachte, die Menſchen treiben mit einander das Unverantwortliche. Umſonſt aller Wunſch! Meine Exiſtenz war ans Gefängniß verloren, und zwar ans todteinſame, dunkle, troſtloſe. Was Rechtes, Genaues weiß ich eigentlich nicht mehr von jener erſten Zeit meiner jezigen Gefangenſchaft, ich erinnere mich nur, daß ich oft aus einer Starrheit und Taubheit erwachte, mich an der Mauer lehnend fand und zuſammenſchauerte, daß eine mir ganz fremde Geſellſchaft in meinem Kopfe zu wohnen ſchien, und Dinge trieb, von denen mein eigentliches Ich gar nichts wußte. Ich dachte mit Schauer an die Wahnſinnigen, die furchtſam in ſich ſelbſt zuſammenkriechen. Meine Nerven wurden nachgerade auch ſehr zupaſſend erſchüttert: der eintönige Schildwachentritt auf der Flur, das regelmäßige Ablöſen nach je zwei Stunden, beſonders zur Nachtzeit, zerrüttete mich ganz. Mein Bett ſtand nämlich an einer Mauer, die den Gang bilden half, durch welchen die

Wachmannſchaft vorüber trottete; war ich Nachts eingeſchlafen, um die wüſte Exiſtenz zu vergeſſen, ſo fuhr ich immer nach je zwei Stunden hoch auf, wenn die Schritte tief an mein Ohr traten, oder gar die Waffen klirrten und polterten. Gott bewahre meinen ärgſten Feind vor ſolchem Zuſtande, war das Wort meiner Mutter; ich hatte einſt von einem Gefangenen gehört, der alle Stunden auf den Anruf der Wache antworten mußte; es war ihm das Nervenſyſtem dadurch ſo zerſtört worden, daß er ſich nicht mehr tief genug unter die Erde retten konnte, um keine Nähe, kein Geräuſch zu empfinden. In einem Gemache, das dreißig Fuß hoch, mit einem Erdwalle bedeckt war, überfielen ihn Zuckungen und Krämpfe, wenn Jemand über den Wall ſchritt. Der Mann quälte mich ſehr; ich fuhr zuſammen vor den eigenen Bewegungen meines Armes oder Beines. Es war recht ſchlimm: und daß ſolch Leben endlos vor mir lag, ach und liegt, dies mochte wol das Schlimmſte ſein; es ſcheidet ſich ſchmerzhaft von Leben und Jugend, und wenn man obenein nicht zu der Entſagung kommt, wenn man nicht ſcheiden will, ſo leidet man ſehr, ſehr. — Ich habe damals oft an das gedankenlos viel gebrauchte Bild des Prometheus gedacht, und die Herzenskenntniß der Griechen bewundert; der gewaltige Menſch iſt in erſchreckende Einſamkeit an den Felſen geſchmiedet, er, der die Menſchen zuſammenband gegen die Götter, iſt einſam, ſtarrt ins Unendliche, Leere, und an der Leber nagt ihm der Geier, gegen den er keine Abwehr, keine Waffe beſitzt; ja wohl, an der Leber nagt der einſame Kerker, es wühlt und bohrt, und der ſtöhnende Seufzer iſt eine Erleichterung.

Es ſind wieder viele, viele Tage vergangen, ohne daß ich Dir ſchreiben konnte; die Mittel, Papier zu erlangen, waren alle verſiegt, jetzt iſt wieder ein Fetzen, wenn auch grau und ſchmutzig, in meiner Hand. Ich ſage nichts mehr über jene erſte Zeit des hieſigen Kerkers, ich weiß nichts mehr, ich habe nicht geweint und nicht geklagt. Thränen gibt es nur, wenn wir die Hilfe des Leids in der Nähe glauben, wenn das Leid in unſere Vorſtellung und Fähigkeit des Schmerzes paßt, wenn das Leid uns natürlich bleibt. Ich litt damals dergeſtalt, daß ich nicht daran gedacht habe, es fehlten mir Bücher und Schreibmaterial, und ſie könnten mir wohlthätig ſein, Gott mag es wiſſen, wie doch die langen Tage und Nächte an mir vorübergezogen ſind — ſie ſind's doch: deſſen erinnere ich mich, daß ich zuweilen den Schemel auf den Tiſch geſtellt habe, um zu dem verſetzten kleinen Fenſter hinauf zu kommen, um durch die ſchmale Lücke, welche oben offen blieb, den Streifen blauen Himmels zu ſehen, nach dem ich dürſtete, wie ein Wüſtenreiſender nach einer Wolke dürſten mag. Dort oben am Fenſterchen fand ich die Worte Dante's mit Bleiſtift angeſchrieben, welche die Deviſe aller Gefängniſſe geworden und in allen zu finden ſind, die Worte: Laſſet draußen die Hoffnung, die Ihr hier eintretet — Laßt draußen die Hoffnung, das hat lange, lange in meinem Kopfe als einziger, ungedachter Gedanke herumgeklappert: wie lange hab' ich von dieſer eintönigen Hoffnungsloſigkeit gelebt! — Eines Morgens ward's beſſer, ich bekam ein anderes Gefängniß, mein jetziges, es liegt nicht an jenem Durchgange, wo die Wachpoſten vorübertrampeln, das verſetzte Fenſterchen iſt etwas tiefer, und ich ſehe durch die Blendenöffnung oben die Spitze eines Baumes — Vortheile, die mir einen glücklichen Tag bereiteten. Alles Uebrige blieb beim Alten, dennoch ſchien mir der Fortſchritt rieſengroß: für das Elend iſt alles Glück wohlfeil. Aber es dauerte nicht lang: Jetzt kam die ſchmerzhafteſte Sehnſucht nach Beſchäftigung, nach einem Anhalt der regellos ſchweifenden, ſich zu Tode hetzenden Gedanken. Ich warf mich auf's Bett, drückte den Kopf in die Kiſſen, aber die Gedanken werden davon nicht berührt, ſie fangen ihren wüſten Tumult wieder an, ſie ſchreien nach Stoff, ich ſprang wieder auf und lief umher, ich verſuchte es, ob nicht ein altes Lied in der eingetrockneten Kehle raſte, krächzend begann ich, denn die Stimme roſtet in dieſem Mangel aller Uebung völlig. „Ruhe da!“ ſchrie die Wache unter dem Fenſter, die Wache auf dem Corridor — ich hielt mich für verloren. Aber wahrſcheinlich hatten mich juſt die Wachen gerettet, der Zorn wachte auf und er fand leicht ſeinen Stoff, ſo wurde der Heißhunger nach Gedanken für den gefährlichen Augenblick beſchwichtigt. — Ihr wißt es gar nicht da draußen, was Ihr habt, wenn Ihr Euch über Mangel oder Langeweile beſchwert; Eure Thür iſt offen, Eure Fenſter ſind's ebenfalls, Ihr ſeht Menſchen, Ihr ſeht Thiere, wenn Eure Gedanken gähnen, was wißt Ihr von Leid! Wenn Euer Leben ſtocken will, denkt an das ſchreckliche Nichts eines Gefängniſſes!

Hat denn nicht der menſchliche Geiſt Kraft genug in ſich, ohne Anknüpfung und äußere Mittel zu beſtehen? Iſt der meine ſo beſonders ſchwach? Allerdings producirt mein Geiſt unabläſſig, aber weil das Geſchaffene auf keine Weiſe nach außen hin Erſcheinung und Geſtalt empfangen kann, verwirrt ſich Alles in mir, und wird zur Laſt; der Geiſtesarme mag in ſolchem Falle ſogar beſſer daran ſein. Einen kleinen Troſt finde ich darin, die traurigen Eindrücke in ein paar Verſe zu geſtalten, die alſo gewonnene Form befreit gewiſſermaßen, und der alſo geordnete Zuſtand erhält wieder etwas von dem Adel in Beziehung auf übrige Welt, wie man ihn bei ſolcher Erniedrigung am meiſten braucht. Mehr als zwei oder drei behalte ich freilich nicht, und ich möchte Dir gern einige ältere herſchreiben, um neue machen zu können, wenn Verſe nur nicht ſo viel Platz wegnähmen. Und ich kann mich nicht entſchließen, ſie als Proſa ohne Abſatz herzuſchreiben, es ſcheint mir dies eine grobe Beleidigung der Schönheit zu ſein, eine Figur in ſchmutzigem Schlafrocke auf dem Balle. Und wie rührend iſt mir dies Beſtreben, Dir all das aufzuſchreiben, da es wol nie vor Deine Augen gebracht wird! Dieſe Unendlichkeit meines Gefängniſſes iſt eben der Tod ſelber;

in jetziger Weiſe kann es ein Lebenlang fortgehen; wie beneidenswerth ſcheint mir derjenige, welcher zu zwanzig Jahr Kerker verurtheilt iſt, er kann doch berechnen, ob ihm wahrſcheinlicher Weiſe noch ein paar Jahre für die freie Luft und die Menſchen übrig bleiben: jeder Tag fordert ihn doch! O kommt Verſe!

Wie gehen die Stunden langſam hin,
Ich glaube, der Tag ſteht ſtill.
Mein müder, abgehetzter Sinn
Weiß nicht mehr, was er will —

Hat Alles zehnmal ſchon durchirrt,
Was jemals er erlebt,
Was nur vorüber ihm geſchwirrt,
Was er gehofft, erſtrebt —

Er weiß nichts mehr, und dumpf und todt
Liegt Alles vor ihm da —
Mein Gott, erbarm' Dich dieſer Noth
Der Wahnſinn tritt mir nah!

Die Glocken läuten draußen,
Die Leute beten zu Gott —
Und den Sturmwind hör' ich brauſen,
O Glocken und Sturm, weckt Gott —

Weckt Gott, daß er mir helfe,
Ich bin ja auch ſein Kind —
Es heulen die Glocken wie Wölfe,
Ans Fenſter ſchlägt höhnend der Wind.

Mit dem Sonnenſchein mag es draußen ein Ende haben, Regen und Wind ſchlagen an meine Blechblende, es wird Herbſt ſein — das beruhigt mich in etwas, nur die Hypochondriſten gehen jetzt draußen ſpazieren. Aber es iſt Sonntag, hat mir der

Wärter geſagt, und der Schmutz und das Unſonntägliche iſt rings um mich her in alter trauriger Geſtalt.

Heut iſt Sonntag in der Welt,
Es putzen ſich alle Leute,
Ein Jeder hofft für Glück und Geld
Heut irgend eine Freude.

Hab' drum mein beſtes Hemd erwählt,
Wollt' auch gern Sonntag haben —
Du ſieche Bruſt ſo arg gequält,
Sollſt Dich am Hemde laben.

Wenn ſie auch Dir nicht nahe liegt, denn Du biſt ein gottloſer Menſch, aber andern Leuten iſt die Frage natürlich: Warum ſuchſt du keinen Troſt bei Gott, warum flüchteſt du nicht, von aller Welt verlaſſen, in den Schooß der Religion? Darauf muß ich geſtehen, daß ich nach der allgemeinen Ausbildung jetziger Jugend Alles auf die Feſtigung meines Charakters verwendet, alle höheren Bezüge da hinein gewoben habe, und daß es mir nichts hilft, ein Außenliegendes zu ſuchen. Iſt es mir nicht gelungen, was die Menſchen Gottheit und Religion nennen, in meine innerſten Faſern aufzunehmen, dann bin ich wirklich verlaſſen, wenn die Welt mich verläßt. Alſo iſt es mir aber niemals geworden, meinen inneren Halt haben nicht Leid noch Entbehrung erſchüttert, und in ſo weit hat mir der jetzt ziemlich allgemeine Zuſtand, welchen die Theologie beklagt, Probe gehalten. Iſt er ein falſcher, ſo wünſche ich denen Glück, welche im Stande ſind, einen anderen mit ſich in Einklang zu bringen; ich glaube es gern, daß der Traditionsgläubige feſteren Anhalt nach dieſer Seite hin finden mag, aber ich fürchte, die übrigen ſelbſteigenen Stützen des Charakters, die ſelbſtgezimmerten, ſind ihm ſchwächer und unkräftiger. Ich bin zu trocken vernünftig, um einem Dogma anzugehören, das mir nicht auf dem Wege meines Gedankens zukommt, und fühle mich zu ſehr in poetiſche Ahnungen hineingedrängt, um mir das Unſichtbare vordefiniren oder wegdefiniren zu laſſen. So glaub' ich an die Kraft und Macht des Gebetes, aber wenn es ein Unglück iſt, ſo habe ich es, die Kraft und Macht des Gebetes nur darin zu finden, daß es mir ſelber Kraft und Macht gewährt. Soll ich Dir's nun offen geſtehen, daß es mir wie kläglich und jämmerlich vorkam, juſt im tiefen Elende das Gebet ſo aufzuſuchen, wie es mir niemals nahe getreten, niemals für mein Ich natürlich geweſen war; dieſe Verläugnung meiner ſelbſt mochte ich nicht. Der innerſte Gedanke eines nicht verwahrloſten Menſchen iſt für mich ein Göttliches; dagegen zu lügen iſt mir ein Frevel, eine Sünde wie es die Terminologie nennt — das Glück vielleicht bekehrte mich zu etwas Herkömmlichem, das meinem Weſen ſonſt fremd iſt, das Unglück nimmer. Der geheimſte, beſte Stolz iſt gar oft der Lebensodem einer moraliſchen Exiſtenz, man muß ihn reſpectiren, ſelbſt beim Böſewichte. Ich konnte Gott bitten, daß er mir das Betteln erlaſſe, weil ein ſolch Verhältniß zu ihm nie das meine geweſen, aber ich konnte nicht bitten, daß er eingreifen möge in mein traurig Schickſal; ſolches ruckweiſe Regieren der Welt mag für Viele ein ſegensreicher Troſt ſein, wehe dem, der ihn leichtſinnig den Menſchen rauben wollte, für mich iſt er ein Fremdes. Ich habe mit Gott geſprochen, aber mein Individuum iſt dabei für mich ſelbſt unverloren geblieben. Sagt man, ich habe keine Demuth, und ſei deshalb noch weit ab von dem, was das Dogma heiſche, ſo hat man vollkommen Recht. Aber es iſt eben mein Glaube, daß ich nichts in mich aufnehmen kann, was meiner beſten Innerlichkeit nicht zupaſſen will, und daß ich nicht im Stande bin, ja es für frevelhaft halte, gegen mich ſelbſt zu lügen.

Und nach alle dem wirſt Du mir doch glauben, daß es meine beſten Stunden in dieſem Elende ſind, wenn ich einen antwortreichen Verkehr mit der Gottheit finde, wie ich mir ſie denke durch Welt und Geſchichte regierend. Eben wenn ſie antwortet aus mir heraus, dann hab' ich meines Erachtens das richtige Verhältniß zu ihr gefunden. Warum ſoll ſie der Eine nicht im brennenden Buſche ſehen, der Andere im Säuſeln der Lüfte hören, der Dritte im Todesſchweigen der Wüſte oder des Kerkers?

Wenn Du dieſe ſchmutzigen Blätter je ſehen ſollteſt, wie würdeſt Du lächeln, daß ich nach Deiner Meinung echt deutſch das letzte Stückchen Papier für metaphyſiſche Redensarten verbrauchte. Ich hatte eben einen geſammelteren Tag gehabt und über Gott gedacht, und über die Art und Weiſe, in welcher die Menſchen ſich auf der Erde untereinander eingerichtet, und daß ſie ſo viel Einzelne ausſtoßen müſſen durch Gefängniß und Tod. Nebenher hab' ich mir eine kleine Beſchäftigung erfunden: täglich wird mir eine Flaſche ordinären Bieres verabreicht, an welcher der Kork mit Bindfaden feſtgehalten wird. Dieſe kleinen Stückchen ſammle ich mir, flechte ich zuſammen, und faſere ſie dann am Ende auf, um eine Art Lunte zu erſchaffen. Mit dieſer ſtehe ich dann Stunden lang an der heißen Ofenröhre — denn es iſt kälter geworden, und wird geheizt — und warte, ob ſie ſich nicht entzünden werde. Der Ofen nämlich wird draußen gefeuert, man hat mir aber eine Pfeife und ein Reſtchen Tabak wieder gegeben für den Fall, daß ich endlich eine Freiſtunde bekäme, und weil auf dem Hofe geraucht werden darf; Feuerzeuge ſind in den Gefängniſſen nicht geſtattet, und Rauchen iſt ſtreng unterſagt, Pfeife und Lorgnette, die mir gelaſſen iſt, ſehen mich alſo ganz ironiſch an, und die Lunte will ſich nicht entzünden; das Streben darnach iſt mir aber doch eine Beſchäftigung.

Jetzt iſt noch neuer Schmerz von Außen hinzugekommen — um Gottes willen macht draußen nicht noch Forderungen an mich, die Wände ſind dick, die Schlöſſer und Gitter feſt, werft nicht noch Scorpionen in meine Einſamkeit, ich kann Niemand helfen, ich gebiete blos über acht Schritte Raum. Als mein alter Vater Sonntags von der Kanzel gekommen iſt, da ſind Pfarrkinder zu ihm getreten, und haben gefragt, ob es denn wahr ſei, ein Reiſender habe es erzählt, daß der älteſte Pfarrſohn ein Verbrecher geworden ſei. Tritt uns erſt die Beſchränktheit nahe mit allen Rechten der unkundigen Theilnahme, des unerfahrenen Vorwurfs, dann wird die Lähmung vollſtändig. Der Vater jammert und fragt, und ich kann ihm nicht helfen, ja ich kann ihm nicht antworten, denn es fehlt mir Papier und Feder, und zur Tortur hat man dieſen Brief und ein Billet Camillas hereingelaſſen, ſeit Monden das erſte Verbindungszeichen mit der Welt, und ein ſo trauriges wie ein Grabesflor — verhängt ihr mir auch noch die Welt draußen mit weinerlichen Wolken, die Welt, nach der ich ſchmachte? Wo ſoll ich hin mit meinen Wünſchen! Unglückliche Camilla! Sie hat nach Grünſchloß keine Nachricht gegeben, wo ſie hin ſei, ſie hat Himmel und Erde aufgeboten in der fremden Stadt, um zu mir zu dringen, mir zu helfen, jetzt liegt ſie erſchöpft darnieder, Niemand hilft ihr — und ich kann nichts thun, als an die vier Wände laufen.

Hinter jenen Eiſenſtäben
Liegt das weite, off'ne Feld,
Liegt die Freude, liegt das Leben,
Gottes große, ſchöne Welt —

Thränen, Thränen, ach ihr brechet
Jene harten Stäbe nicht —
Ferne Sonnenſtrahlen, ſprechet
Von der ſchönen Welt mir nicht!

Denn es ſchmerzt mich ſo unſäglich,
Daß das Herz mir ſtille ſteht —
Und ſo kommt die Welt mir täglich,
Bis die Sonne untergeht.

Es iſt Abend geworden und wieder Tag und wieder Abend und wieder Tag, der Geier hat ſich dick gefreſſen an meinem Eingeweide, jetzt iſt es wieder ganz ſtill; ein Lied iſt mir geblieben aus der ſchlafloſen Nacht mit einem garſtigen Gefängnißſchluſſe:

Hier gehen in goldenen Sälen
  Die Menſchen hin und her,
Sie haben nur zu wählen,
  Was das Vergnüglichſte wär'.

Hier weint ein blaſſer Vater
  In dunkler Abend-Noth,
Es fehlt ihm Troſt und Rather,
  Die Kinder ſchreien nach Brod.

Hier wandeln Liebesleute
  In dunkler Straße hin,
Sie kichern vor lauter Freude,
  Vor fröhlichem Lebensſinn.

Hier ſitzt in trüber Kammer
  Der Gefang'ne mit ſeiner Qual,
Mit ſeinem einſamen Jammer,
  Mit der ſchwarzen Gedanken Zahl.

Und ob dem Allen ſchweben
  Himmel und Sterne ſtill —
Dies iſt das Menſchenleben,
  Es kommt, wie's eben will.

Wißt Ihr, was Reſignation heißt? Ihr verſagt Euch eine Freude, ja Ihr entſagt manchem Nothwendigen, aber Ihr lebt weiter. Ich kann dem troſtloſen Vater, der verlaſſenen Geliebten mit keinem Worte beiſtehen, und ich bin endlich auch ruhig geworden, ich ſchlafe wieder ein, ich eſſe meine beſcheidene Koſt, was man ſagt, ich bin reſignirt. Sind's doch Gedanken, neue Eindrücke geweſen, die ein paar Tage erfüllt haben, iſt doch ſolch ſtechender Schmerz auch ein Gewinn neben Oede und Langeweile! Ach, Hippolyt, ich habe es oft mit Redensarten bekleidet, ich hielt's für Unrecht, das nackte, ſchonungsloſe Wort zu wählen, aber muß es nicht einmal geſagt ſein, wenn es denn doch vorhanden iſt? Wenn der Körper verſchleimt und verſtopft wird, und man hat ſelbſt Freiheit vor die Thüre zu gehen, was iſt's mit dem Leben? Wenn die Welt aus den Fugen reißt, und nichts allgemein Geglaubtes und Geachtetes übrig bleibt, was lohnt's zu leben? Bewahrſt Du dabei Nerven wie ſtraffe Stricke, wohl Dir, Du kannſt mit Hilfe der körperlichen Elaſticität hie und da einen Reiz gewinnen, die Verworrenheit zu einem piquanten Anblicke ineinander dichten, am kleinen Zuſtande Dich laben; aber wenn auch der Körper blaſirt wird, was dann? Was iſt der Ruhm? Eine Nahrung kindiſcher Eitelkeit; was iſt die Theilnahme, welche Dir werden mag in Freundſchaft oder Liebe? Ein Zufälliges, weil Du juſt mit Leuten in Berührung kommſt, die das mögen, was Du ſcheinbar beſitzeſt, und was Dir über Nacht eine Laune, eine Krankheit rauben kann! Was iſt die Menſchenentwickelung, für welche Du Dich erhitzeſt? Ein ſo langſam und mannigfach Werdendes, daß Du Dich in Ewigkeit ſeiner nicht bemächtigen kannſt, wo Du mit allen Schlüſſen und Folgerungen am ſcheinbaren Endpunkte Dich getäuſcht, Dich in den Händen einer ewig unerklärten Macht ſiehſt? Was iſt die Poeſie? Eine Spielerei Deines Herzens, ſo lange Dein Herz Kraft hat zu erfinden, zu combiniren, zu empfangen und zu genießen, und wenn Dir die Kraft ausgeht, iſt ſie nichts. Elaſtiſche Fähigkeit und Kraft iſt Alles, von ihnen wird Alles bedingt; wenn ſie Dir fehlen, kommt zu Deinem größten Reichthume die Blaſirtheit, ein künſtlich Wort, das wir aufgenommen haben, um den garſtigen Ausdruck „Stumpfheit“ zu umgehen. Ich möchte die Augen ſchließen können, und lange, lange ſchlafen. Klägliche, ſchwächliche Geſchöpfe, die ihren Zorn gegen den Gefängnißherrn richten; der iſt eben auch eingefügt in den großen Zuſammenhang, welcher immer der Einzelnen ſpotten muß, welcher von unzulänglichen Menſchen erfunden iſt. Wenn man den Gefängnißwärter haſſen wollte, dann würden

[illegible]

ſie ſchnell zur Hand ſein mit weiſem Tadel, und meinen: der Mann kann nicht dafür. Geht doch zwei, drei, vier Schritte weiter, wer kann dafür? Der Menſch im Großen, das heißt der Menſch im Kleinen; ich habe Luſt, ihn völlig aufzugeben, und in Nacht und Oede zu verſinken. — So klug war wol Prometheus auch, aber er konnte nicht ſterben. Das Leben allein iſt ſchwer, und der Tod iſt unmöglich. Wenn ich nur ſchlafen könnte!

Graue, graue Tage ſind vorübergeſchlichen, vorübergekrochen; ein kleines Geſchöpf hat ſich meiner erbarmt, ein Mäuschen, und nun bin ich nicht mehr allein. Ich kann eigentlich dieſe kleinen Thiere nicht leiden, aber in der Wüſte hören die feinen Unterſchiede auf, iſt das kleine Ding doch ein lebendig Weſen, das unabhängig von mir ſeine Bewegungen macht, und durch dieſe Selbſtſtändigkeit in meine Oede und Leere Abwechſelung, ich möchte ſagen objective Abwechſelung bringt. Wenn ich ſo ruhig auf meinem Schmerzenslager liege, dann wagt ſie ſich immer weiter vor, um die kleinen Brotkrumen zu ſuchen, die ich zerſtreut habe. Fehlen dieſe, ſo knubbert ſie an meinen Stiefeln, als wüßte ſie, daß ich keine Stiefeln mehr brauche; gläſern iſt das kleine Auge, aber die Bewegungen des Körperchens deuten auf Wohlbefinden und Behaglichkeit — ſoll ich das Thier beneiden? Pfui, wie ſchwach! Wer aus dem Kreiſe ſeiner Exiſtenz heraus will, hat ſeine Exiſtenz ſchon verloren. Aber ein Sperling ſetzt ſich zuweilen auf die Spitze des Blechkaſtens, er gewährt keine Unterhaltung, da er nicht lange bleibt, aber er gewährt mir Freude, und bringt mir die Märchenwelt. In dieſe hüll' ich mich wie in weiche endloſe Gewänder, mit denen man auch Augen und Ohren verſchließt, um in eine ganz fremde Welt zu ſinken: Traum und Glaube ſind ſo gefällige Träger, wenn unſer Geiſt keine Hilfe hat, ich reite ſanft auf dem Rücken des Vogels Rok, hoch über die ſüdlichen Wüſten, Gebirge und Waſſer dahin, Nachts zwiſchen den Sternen umher, bald links grüßend, bald rechts. Auf den Sternen nämlich wohnen vertheilt alle die Menſchen, die mir jemals werth geweſen ſind, ſie reichen mir die Hand beim Vorüberfliegen, und wünſchen mir glückliche Reiſe — ach, es wäre dem Herrgott doch eine Kleinigkeit, was im Märchen möglich iſt, in Wahrheit möglich zu machen, und wie neu und intereſſant wäre die Welt, was gäb's für Combinationen, und die Dichter herrſchten, denn die Phantaſie herrſchte. Vielleicht iſt die nächſte Zukunft die Märchenzukunft. Wenn ich jetzt ſtürbe, müßt' ich ſie finden. Dann iſt kein Gefängniß mehr möglich, als Fliege, als Sperling flög ich davon. Wo bin ich? So wechſelt's im Menſchenherzen, und das ſtete Erwachen in dieſem ſchmutzigen Loche iſt ſo unnennbar ſchmerzhaft! Manchmal, wenn mich ein feſter Schlaf und Traum beglückt, wache ich rüſtig auf, und erkenne dann mit Entſetzen wieder, wo ich bin — Traum und Märchen, ſie könnten vor Blaſirtheit und vor Kerker retten, kommt, kommt!

Steigt herunter auf goldenen Wolken!

Es laufen Gedanken in mir herum,
Darunter auch jenes Wort,
Der Welten tiefes Myſterium,
Haſch ich, ſo fliegt es fort!

Ich lauſch oft ganze Stunden lang,
Ob es ein Geiſt mir nennt,
Ich höre nur verworr'nen Klang:
„All Wiſſen hat bald ein End'!“

Und ſprech ich laut, was ich empfand,
Was mir durch's Herze zieht,
So wird daraus ſolch bunter Tand,
Ein klein armſelig Lied.

Unglaubliches iſt geſchehen, und die Veränderung iſt groß: von den alten, längſt geleſenen Büchern, die ich im erſten

Gefängniſſe hatte, ſind mir einige verabreicht worden. Für Lectüre helfen ſie nun zwar nichts, aber ich ſchreibe jetzt alle weißen Plätzchen voll, welche die Ränder des Gedruckten bilden, und die Titel- und Schlußblätter bieten hoffnungsreichen Raum. Die Freude war groß, und es ereignete ſich noch Größeres. Als ich heut Morgen noch im Bette lag, um den Vormittag kürzer zu machen, höre ich hinter der Wand neben mir Geräuſch und Stimmen. Ich unterſcheide, daß ein Gefangener neben mir eingebracht wird, ich ſehe die Hoffnung deutlich zu mir herantreten, daß eine Verbindung, vielleicht gar ein Geſpräch möglich zu machen iſt, der Verkehr mit einem Menſchen tritt mir nahe, ich bin außer mir. Um nichts zu übereilen, ließ ich mehrere Stunden vergehen. Alles iſt ſtill und todt wie ſonſt, ich klopfe leiſe an die Wand, und erſchrecke ſelbſt vor dieſem ſignalartigen Geräuſche — Alles bleibt ſtill; ich faſſe mir ein Herz, und da die Wache auf dem Corridor gerade abwärts ſchreitet, klopfe ich ſtärker — Alles bleibt ſtill, leiſe, ganz leiſe, wie aus weiter Ferne hör' ich Erwiderung des Klopfens. Vorſichtig, langſam geſteigert ſetzen wir die Verſuche fort, bis wir den Winkel, in welchem mein Bett ſteht, als den leichteſt ſchallenden aufgefunden. Ich wage es ſogar, die heiſer gewordene Stimme da hinein zu ſchicken, aber die Wache verhindert große Höhe und Stärke, wir müſſen oft lange ſtill ſein, aber in den Bemühungen hab ich allen Jammer vergeſſen, mein Kerker hat einen belebten Winkel, Alles Andere exiſtirt im Augenblicke nicht mehr für mich, es iſt gegen Abend, ich habe den Tag gewonnen, und ich weiß bereits den Namen meines Nachbars, und daß er ſchon drei Monate ſitzt; mehr freilich war noch nicht zu verſtehen, und ich weiß nicht, wie viel ihm von meiner Mittheilung deutlich geworden iſt, aber ich bin ſelig, und wenn wir nicht mehr haben können als das Klopfen, es verbürgt doch eine Menſchennähe, die Todeseinſamkeit iſt vorüber.

Es hat lange an Papierlappen gefehlt, dafür hat ſich mit meinem Nachbar eine Unterhaltung eingerichtet, wobei zwar manches Wort verloren geht, die aber doch Anknüpfung an ein wirkliches Leben iſt. Gott, was iſt's für Troſt um eine Menſchenſtimme, um ein Geſpräch nach ſolchem Grabesſchweigen! Wer nie gefangen ſaß, der weiß es nicht zu ſchätzen, was Menſchennähe ſagen will. Ich liege jetzt den größten Theil des Tages auf meinem Bett, das Geſicht nach unten kehrend, weil ich in dieſer Stellung, ſo unbequem ſie auf die Länge iſt, meinen Nachbar am beſten verſtehen kann. Der Glückliche hat drei Bücher, den Fauſt, Dr. Katzenberger's Badereiſe und die Gerichtsordnung ſeiner Heimat; er hat die Sachen ſchon fünfmal durchgeleſen, und beginnt jetzt den ſechſten Curſus, aber es iſt doch ein Anhalt an gegebene Dinge, und der iſt von ſo großem Werthe, wie es jener Punkt war, den Archimedes außerhalb der Erde und ſeiner Umgebung ſuchte, um den Erdball in eine andere Bewegung zu ſetzen. Er lieſt mir vor, und obwol die Wand Manches verſchlingt, und in je zwei Minuten eine Pauſe eintreten muß, wenn die Wache vorüberſchreitet, ſo genieß ich doch Manches davon. Freilich müſſen wir ſehr aufpaſſen, daß nicht einer der Wärter oder Aufſeher nahen kann, ohne daß wir's bemerken, denn ſonſt hat unſere Herrlichkeit ſchnell ein Ende. Wir ſind aber ſchon ſo eingeübt, wie ein paar Wilde, die durch die ſtillen Urwälder flüchten, und auf große Entfernung hin den Tritt eines Hirſches oder Panthers, einer Rothhaut oder eines Weißen unterſcheiden. Wir haben auch ihren Signalruf angenommen, und wer von uns zuerſt etwas nahen hört, oder die Möglichkeit einer Gefahr wittert, der ruft „hugh!“ und der Andere ſchweigt ſogleich. Beneide mich um die Romantik, welche in meine Oede gekommen iſt, aber ſtähle mir auch die Nerven dafür.

Kannſt Du ein Bett zurecht machen? Unterrichte Dich ja beim nächſten Kammermädchen, es ſollte mich ſehr wundern, wenn Du, ein wirklich egoiſtiſcher Feind des Menſchenvereins, dem Gefängniſſe entgingeſt, und dort iſt ſolche Kenntniß nöthig. Anfangs kam ich mir wie ein zu Weibern des Harems erniedrigter Bettel-Sardanapal vor, wenn ich Abends vor dem zerwühlten Lager ſtand, und meine eigenen Hände gebrauchen ſollte — das giebt ſich mit der Zeit: zwiſchen dieſen vier traurigen Wänden ſchwindet alle Illuſion und gemachte Ehre, das Nothwendige verhöhnt und drängt ſo lange das Herkömmliche, bis man nur noch das nächſte Bedürfniß hört. Ich bin noch weiter gediehen: es wird ſelten und oberflächlich ausgekehrt, abgeſtäubt gar nicht, ſo was iſt Luxusartikel, und der Wärter, dem dreißig Gefangene obliegen, hat dafür auch wirklich keine Zeit; der Schmutz iſt alſo arg, und das bleibt ein lähmender Schmerz für mich; für Wäſche kann ich nur wenig vom ſchmalen Koſtgelde, das der Wärter auslegt, abſparen, was bleibt mir alſo übrig, als bisweilen mein graues Blechhandbecken herzunehmen und Taſchen- oder Handtücher zu waſchen? Und der Weltverbeſſerer bedürfte des Unterrichts von einem alten Weibe! Das Leben hat alle Taſchen voll Ironie! Jetzt, da wir's einander erzählen, mein Nachbar und ich, wird es ſpaßhaft: wenn ein Zweiter derſelben Nothwendigkeit folgen muß, dann wird ſie dadurch auf der Stelle legitim, und ſie kann als ein gerechtfertigtes Object zu Allem ausgebeutet werden. Soll ich Dir nun das Schlimmſte geſtehen: in den vierzehn Tagen hat ſich unſer Geſpräch und unſere Bekanntſchaft ſchon ſehr abgenutzt, wir ſind ſchon mitunter auf dem Trocknen. Er hat mehr Ausſicht, einmal wieder loszukommen, als ich; aber ihn kümmert dafür eine andere Sorge, aus der ich ihm ein Lied gemacht habe:

Es ſingen drei Gefangene:

Es zogen wol drei Schwäne
Vom Süden nach dem Nord,
Sie ſuchten alte Freunde —
Die Freunde waren fort.

Es zogen wohl drei Schwäne
Vom Norden nach dem Süd,
Sie ſuchten die alten Ufer —
Die waren verwüſtet, verblüht.

Sie hatten nicht mehr Heimat,
Nicht Freunde in der Welt —
Da haben an den Felſen
Sie ſich die Köpfe zerſchellt.

Und wenn wir einſt befreiet,
So kennt uns Niemand mehr,
Es bleibt uns nur zu ſterben,
Die Welt iſt wüſt und leer.

Der Sommer ſcheidet, kalter Wind
Fällt auf die Dächer nieder —
Des blauen Himmels Farben ſind
In Grau verblichen wieder.

Als ich die Welt zum Letzten ſah,
Da war ſie hell und milde,
Ich weiß nicht, was ſeitdem geſchah,
Ich ſah ſie nur im Bilde.

Ich fühl' auch heut nur kalten Wind,
Seh keine Blätter fallen —
Wenn ferne Lieben geſtorben ſind,
Hören wir Glocken hallen.

Du wunderſt Dich vielleicht, daß ich über das, worin der Mittelpunkt meines Elendes ruht, über den Staat ſelbſt, ſo wenig denke und zuſammenſtelle; ich wundere mich manchmal ſelbſt darüber; aber es iſt nicht anders. Was ſollt' ich? Einen Staat conſtruiren wie' Sieyès, von dem man ſagt, daß er immer mehrere Exemplare des Staates in den Taſchen gehabt? Dies Definiren aus der Luft iſt nicht meine Sache, und Du glaubſt nicht, wie die Gedanken, zaumlos frei gegeben wie die Pferde der Ukraine in den unabſehbaren Steppen, Du glaubſt nicht, wie ſie in der Irre müde werden. Man denkt im geſchäftlichen Leben, wo des Tags kaum zwei einſame Stunden gewährt ſind, viel mehr Darſtellbares; unſer Inneres braucht Abwechſelung, Anregung eben ſo gut, um zu ſchaffen, wie der Körper, um ſich kräftig zu entwickeln. Es giebt kein abgeſondertes Innere, als die Schwärmerei. Und ſoll ich toben, daß der Staat Gefängniſſe braucht? Würden wir einen Staat erhalten ohne ſie? Mein moraliſches Gefühl, das, was man innerſte Ehre nennen kann, verlangt jetzt gerade von mir die größte Milde, weil ich ſelbſt hart betroffen bin, und die Rache mir etwas Unehrenhaftes dünkt. Die Gefängniſſe ſelbſt anbelangend, würde ich eine unabhängige Commiſſion der Humanität im Staate errichten, welche die Gefängniſſe controlirte, und, unabhängig vom Gericht und von der Regierung, wenn auch mit Rückſicht auf den jedesmaligen, ſpeciellen Fall des Gefangenen, verfügte. Die Unterſuchungsarreſte ſind der wunde Fleck; ſie erheiſchen ſtrengſte Aufſicht, und ſollen doch noch nicht ſtrafen, meiſt ſind ſie aber ſchmerzhafter als der Strafarreſt; jedenfalls ſind ſie zu ſehr über einen Leiſten, und dem mitbetheiligten Unterſuchungsrichter zu ſehr überlaſſen, der zur Erreichung ſeiner Zwecke ſeine Torturgrade dadurch in der Gewalt hat. Du ſiehſt, das iſt ein blos Adminiſtratives, und hat mit der Staatsſpeculation im Großen gar nichts zu ſchaffen, man hält ſich eben immer an das Nächſte, wenn man klug wird. Wäre ich das früher geworden, dann ſäße ich ſchwerlich im Loche. Alle Kenntniß und Förderung ſonſtiger Politik iſt mir jetzt benommen, die Politik ſelbſt alſo liegt todt in mir; ich möchte auch nie einen Staat aus dem Gefängniſſe erfinden. Iſt die politiſche Fluctuation der neuen Zeit ein Uebel, ſo iſt ſie's eben darum, weil man den Staat erfinden will, ſtatt ihn werden zu laſſen, wachſen zu machen. Soll er echt ſein, muß er ſich hiſtoriſch entwickeln, wie der Menſch, wie die Pflanze — Es iſt wieder ein großes Ereigniß dageweſen: man hat mir einige von den Büchern gegeben, die ich mitgebracht habe. Freilich hab' ich ſie ſchon geleſen, aber es ſind doch Bücher, ich werde doch überall wieder Menſch; hinter der Wand eine halbe Geſellſchaft, auf dem Tiſche ein gedrucktes Buch! Welcher Fortſchritt! Schlegel's Philoſophie der Geſchichte iſt dabei, ein Buch, welches zur Demüthigung der Menſchen geſchrieben iſt — wozu hätte mir Gott den Stolz und die kühne Kraft gegeben und damit ſo viel des Beſten verwoben, wenn ich ſie nur vernichten ſollte? Ich fühl's, einen größeren Gott zu haben, dem mein Bewußtſein irgend welcher Tüchtigkeit wohlgefällig iſt. Auch in meiner Verlaſſenheit überhebe ich mich dieſer kläglichen Anſicht des entmuthigten Schlegel. Aber ich finde in dem Buche Beſchreibungen der indiſchen Einſiedler und Heiligen, welche mir von großer Beſchäftigung ſind, weil ſie auch mit der äußerſten Einſamkeit zuſammenfallen. Was kann der Menſch, den ein fanatiſcher Glaube treibt! Ich erſchrecke davor; wie klein ſind wir, denen die ſkeptiſche Cultur jeden ſolchen unerſchütterlichen Anhalt genommen; ein guter Fanatiker erobert ein Stück Gottheit und ein Stück Thier zugleich. Dieſe Leute ſtellen ſich auf die Einſamkeit eines hohen Poſtaments, mitten in die verzehrende indiſche Sonne hinein, ſtrecken den Arm in die Höhe, bis er erſtarrt, verwächſt in dieſer Richtung, ſehen in die blendenden Sonnenſtrahlen unverwandt bis die Augen erblinden, und denken nur den Gottesgedanken, um ganz in die Gottheit zu verſinken, was ihnen denn wol am Ende gelingt, denn welcher Menſchengeiſt verſänke nicht am Ende dabei! So werden ſie wirklich halbe Bildſäulen, die Vögel bauen Neſter auf ihnen, die Wallfahrer beten im Anſchauen dieſer Heiligen! Und ich kann zehn Schritte umhergehen, kann liegen, kann ſitzen, denken, was ich will: wie bequem hab' ich's neben dieſer Menſchen-Art, und doch ſind's auch Menſchen. Ich ſtelle mich jetzt manchmal eine Zeit lang unter meine Fenſterblende, ſehe in den Himmelsſtreifen, ſtrecke den Arm aus, denke einen Gedanken, bis ich wirblich werde, und erſchöpft zuſammenſinke. Dann empfinde ich, daß mein Loos noch beneidenswerth!

Welch ein kalter Strom hat ſich wieder an meine Einſamkeit hergewälzt! Ich habe kaum Faſſung, Dir zu ſchildern. Geſtern kam der entſchloſſene, klirrende Schritt des Ordonnanz-Soldaten neben unſerem Wächter den Corridor entlang, und über jeden von uns legte ſich das athemloſe Beben, daß der Schritt vor ſeiner Zelle halten, ſeinen Namen rufen werde — das iſt ſo ſchreckhaft! Denke Dir, wie ſehr unſere Nerven ſchon zerſtört ſind: das Verhör allein kann uns fördern, den traurigen Zuſtand ändern, wenn nicht in einen beſſeren verwandeln, denn im ſchlimmſten Falle iſt Strafgefängniß eine Erholung gegen den Unterſuchungs-Arreſt — und doch fürchten wir Alle das Verhör, wenigſtens die Ankündigung desſelben, das Klopfen, den Namensruf, das haſtige Ankleiden, den Gang durch die dunklen Corridore. Wenn man den Tritt der Ordonnanz hört, da wünſcht man ſtets, er möge vorübergehen, man denkt an den Henker, welcher ein Todesurtheil bringt, und bebt. Nur Ungeſtörtheit, unbeachtetes Zuſammenkauern in den traurigen Kerkerſchmutz wünſcht die furchtſame Seele — ſo wird die Furcht in Körper und Seele gebracht, wie man den Muth hineinbringen kann; ich habe jetzt eine deutliche Vorſtellung von den Blödſinnigen, welche in den Winkel kriechen, ſobald ſich ihnen irgend etwas naht. Du glaubſt nicht, wie ſehr man, wie krampfhaft man die Erinnerung an einen ſtolzen Menſchen, der man einſt war, zuſammenhalten, in ſich hinein klammern muß, um nicht der kläglichſte Wicht zu werden!

Der Sporenſchritt des Ordonnanz-Soldaten hielt ſtill vor meiner Thüre, mein Athem ſtockte und jagte; es ward geklopft, mein Name ward gerufen — wir ſchritten durch den Corridor. Die Ordonnanz iſt ein bärtiger, freundlicher Mann, er ſagte, ich ſei ſehr blaß geworden, und mein Bart ſei lang, ſehr lang — er hat mich ſeit mehreren Monaten nicht ins Verhör geholt. An der Thür flüſterte er mir zu: Ich bringe Sie heut vor einen andern Richter. Neuer Schreck. — Wer iſt's? — „'s iſt der Herr Oberrichter!“

An der langen grünen Tafel ſaß er, ſchwarz gekleidet, mit dem Rücken nach der Thür, durch welche ich eintrat, neben ihm der Protokollführer, ſonſt war Niemand in dem großen Zimmer, es war ganz ſtill; ohne umzublicken wies er mit der Hand auf einen Seſſel; ich ging dahin, ſah den Oberrichter und ſtand wie vom Schlage getroffen —'es war Conſtantin!

Er ſah mich nur zuweilen mit halbem Blicke an, und inquirirte vortrefflich: als einſtiger Jacobiner kennt er alle Gedankengänge, Pläne und Zuſtände ſehr gut; es war ein intereſſantes Verhör! Der Stil, die Ausdrücke, die Wendungen, welche wir früher gemeinſchaftlich aufgeſucht, geübt, wurden jetzt gegen mich benützt! Beim letzten Worte ſchellte er, und eh' ich noch meinen Namen unterzeichnet hatte, war die Ordonnanz wieder im Gemache, und ich ward abgeführt. — Wir haben ſonſt nicht ein Wort miteinander geſprochen. Aber alle Leidenſchaft, und mit ihr alle Stärke war mit dieſem Eindrucke wieder in mich eingekehrt: heute hört' ich mit Begierde den Tritt der Ordonnanz, das Klopfen an meiner Thür, den Namensruf — o Zorn, du machſt noch ſtraffer und tüchtiger als die Liebe, darum ſind die feindlichen Thaten meiſthin ſo viel gewaltiger.

Heute empfing er mich in einem Vorderzimmer, das auf einen offenen Theil der Stadt ſieht; das Licht blendete mich, in der Ferne erblickte ich harmlos, frei gehende Menſchen, die Winterſonne in allem Glanze ſchien mir entgegen, ich hätte niederſinken mögen, beſtürmt von dem plötzlichen Eindrucke, oder durch die Fenſterſcheibe ſpringen im trunkenen Drange nach Freiheit.

Er war allein, und ging im Zimmer umher. Folgendes war ſeine Rede:

„Es ſpricht heute nicht der Richter zu Ihnen, ſondern der Jugendbekannte. Ich kenne Ihren Gedankengang, und weiß, daß Sie ſich in einem gewiſſen Stolze meiner überheben, da Sie der Unterdrückte vor mir ſtehen, welcher ich eben Gewalt und Macht über Sie habe; daß Sie den Anfängen meiner Lebensgeſchichte nach, die ich mit Ihnen gemeinſchaftlich erlebt habe, glauben, dieſe meine jetzige Stellung könnte mit einer Unwürdigkeit meines ſittlichen Menſchen zuſammenhängen, weil ſie mit dem Beginn meiner damaligen Lebensanſichten auf den erſten Anblick nicht harmonirt. Um einer ſolchen Folgerung zu widerſprechen, welche Ihrem inneren Schickſale eine falſche Richtung geben, und mich in eine falſche Poſition bringen könnte, will ich Ihnen mit zwei Worten meine Lebensentwicklung mittheilen. Warum ich dies auf ſo förmliche Weiſe, und nicht im wiederangeſchlagenen Tone unſerer früher cordialen Bekanntſchaft beginne, wird Ihnen erklärlich ſein, wenn Sie bemerken, daß ich eben Perſönliches aller Art der Form unterordne, wenn es ſein muß, gewaltſam und ſchonungslos unterordne, daß ich eben in der Anſicht zu meinem jetzigen Punkte gekommen bin, die Form ſei Alles, ſei die eigentliche Bildung, der losgelaſſene, ſeiner ganzen Innerlichkeit frei gegebene Menſch ſei ein ewiger Feind des Zuſammenlebens. Als Jacobiner, als Vergötterer aller Revolution kam ich nach Paris, und erkannte langſam, aber ſicher, daß die Geſellſchaft darin zu Grunde gehen müſſe, wenn jeder Regung des unbändigen Menſchen Folge gegeben werde. Der erfindende Menſch, das Genie, iſt wild und grauſam, es entſpricht dem reißenden Thiere, bei welchem ſich ebenfalls die größte Potenz der Thierwelt vorfindet, welches nur zum Nachtheile ſeiner Umgebung lebt, und überall auf den Tod verfolgt werden muß. Dagegen iſt die Schranke erfunden, welche man Form nennt, und je eiſerner dieſe iſt, deſto beſſer wirkt ſie. Am äußerſten Endpunkte der Revolution wird nichts gewonnen als ein anderer Herr, ein anderer Diener; wenn's hoch kommt, ein gelinderes Verhältniß zwiſchen dieſen. Ein Verhältniß alſo wieder, eine Form wieder, die juſt durch ihre Entſtehung bedroht iſt. Hat man früher die Heiligkeit der Form zerreißen dürfen, warum nicht ſpäter auch? So wird die Auflöſung geboren, und juſt der Wildheit iſt das Thor geöffnet, weil ſie im Erfinden am mächtigſten iſt. Und halten Sie das gelindere Verhältniß für einen Gewinn? Es führt zu nichts als zur Ueberhebung des Niedrigeren: weil er ſeltener und weniger zu gehorchen, Leichteres zu leiſten habe, iſt ihm jede Löſung und Nichtbeachtung um ſo näher gelegt. Erwarten Sie von der Maſſe die feine Sonderung des Erlaubten, weil Sie ſein Verhältniß feiner gemacht? Dann müßte die Rohheit von der Erde weichen, und doch iſt ſie ein Urelement derſelben. Dieſes Hinauſexperimentiren bringt entweder immerwährenden Wechſel, da jeder Menſch einen Schritt weiter verlangt, als er geſtellt iſt, oder es bringt die Blaſirtheit. Warum? Die ganze Welt iſt in großen Unterſchieden begründet, ſie ſind erforderlich, damit wir einen Drang, ein Intereſſe haben; wenn dieſe aufhören, dann beginnt die Oede. Dies war mein Loos in Paris, und es iſt das, was ich mein Lebtag nicht mehr verwinden werde: denn mein Verſtand hat ſich zwar einen anderen Kreis, eine andere Exiſtenz geſchaffen, die in Schluß und Nothwendigkeit feſt begrenzt iſt, aber mein Herz ſtammt aus der Geburt einer anderen Welt, weil meine Jugend revolutionär war, mein Herz iſt verarmt, und wird nur durch künſtliche Mittel aufrecht erhalten. Die Revolution hat mein Leben verſchlungen; mein Automatenſchatten, der ißt und trinkt, küßt und ſpricht, lauft allein noch weiter — mißverſtehen Sie mich nicht: mein Herz hängt nicht etwa noch an der Revolution, o nein, ach ich beneide jeden Schwärmer, für ein ſchwunghaftes Leben iſt ſie unbezahlbar, die Schwärmerei, ſie richte ſich, auf was ſie wolle. In den unnatürlichen Gegenſätzen aber, wo hinein ich gerieth, iſt alles drängende Leben in mir getödtet worden; wenn ich phantaſirte, ſo thäte ich's in einem künſtlichen Wahnſinn, dem ich mich ſelbſt bewußtvoll in die Arme ſtürzte, und der ſich meiner dann bemächtigte, ſtärker werdend als ich ſelbſt. An Dämonen möchte ich mich ſchließen, um von einer ſtärkeren Macht geſchwungen zu ſein, aber mein kaltes Herz iſolirt mich auch von dieſen. So verödet gewann ich Julia, das ſchöne Mädchen, weil ſie Geſetz und Maß in mir fand, was ſich beides damals in ſeiner Geburt um ſo ſtärker herausdrängte, weil ſie einen Schutz ſuchte vor der Wildheit Hippolyts. Sie ward meine Frau, und hat nie Jemand anders geliebt, als ihn, den tobenden Hippolytos; das reizende Geſchöpf war in die Form hinein verzogen, ſie hatte das umgekehrte Unglück: ihre natürlichen ſtarken Kräfte waren von Hauſe aus zuſammengeſchnürt und erſtickt worden, ſie hatte keinen Muth mehr zur dreiſten Kraft und Freude, an denen ein Theil zur wirklich elaſtiſchen Exiſtenz nöthig iſt, ſie konnte ſich nur noch freuen, wo die Freude jedem anſtändigen Weibe erlaubt iſt, und verlor ſo jede eigene perſönliche Luſt. Sie und Hippolyt hätten ſich vielleicht ergänzt und ein gelungenes Paar gebildet; mit mir, dem gegen ſeine Anlagen formell Gewordenen mußte ſie verſteinern, mich mußte ſie verſteinern, da dasjenige, was ſie in meine Arme führte, der Mord meines eigentlichen Lebens, der Mord ihres Lebens war. Ob ich ſie geliebt? Später erſt habe ich eingeſehen, daß ich von da an, wo der große Lebenswechſel in mir eintrat, wo ich mein Herz auf Koſten der Bildung erwürgte, gar nicht mehr lieben konnte. Wir ſtellten uns ſo, weil es für ſolches Verhältniß in der Form iſt, zärtlich zu ſein, und weil die Sinne da noch zu Hilfe kommen; glücklicherweiſe wußten wir nichts von dieſer Verſtellung, das war unſer einziges Glück, das uns je geblüht hat. Wir haben Kinder gezeugt und ein Haus gemacht und gelten für ein muſterhaftes Paar — gegen die Welt haben wir in alle Wege Recht, und dies iſt das Opfer und der einzige Troſt, an dem ich wie an einer Drahtſchnur weiter gehe; gegen uns ſelbſt haben wir Unrecht, und die Welt mit ihrer ſchwer zu fügenden Ordnung trägt die Schuld. Sie ſehen, ich bin ſo ſehr ein Opfer, wie Sie, ich habe mir ein größeres, eben ſo trauriges Gefängniß bereitet, aber mit mir gedeiht der Staat, mit Ihnen verdirbt er. Könnte man mir dieſen Glauben nehmen, ſo gäbe man mir den Tod. Das Gefängniß, groß und klein, iſt für die Menſchenerfindung, den Staat nothwendig.“

„Das Nächſte, was mir zu entgegnen, wäre vielleicht dies: Sie haben Ihren Wechſel in Staatsanſichten gewaltſam übereilt, Sie haben mit einem Male den geiſtigen Blutumlauf Ihres Herzens gewendet und dadurch den Keim des Todes in Ihr Herz gelegt. Wohl, es intereſſirt mich in meiner Blaſirtheit einen Augenblick zu wiſſen, ob es blos die Manier geweſen iſt, die mich geſtört hat; ich habe zu dem Ende Ihre Verhaftung bewirkt, und dieſe in die ſtrengſten Grenzen eingedrängt, jetzt will ich ſehen, was aus Ihren Meinungen geworden iſt. In unſerm damaligen Umgange lag der Fruchtknoten meines Lebens, der jetzt verdorrt iſt; den kleinen Reiz, deſſen ich noch fähig bin, gewährt mir von meinem ganzen Leben nur das Verhältniß zu jener Zeit. Sagen Sie mir, auf was für einem Standpunkte der Meinung ſind Sie jetzt?“

Gott weiß, was ich ihm in meiner Entrüſtung geſagt habe. Am ärgſten betroffen ſchien er von meiner Verſicherung zu ſein, daß ich kein eigentlicher Revolutionär mehr geweſen ſei, als ich das Gefängniß betreten, daß ich niemals in eine Verzweiflung meiner Anſichten gerathen, daß ich auch jetzt darin beſonnen und ruhig ſei. Ich habe ihn lange und habe ihn todtenbleich geſprochen; als wir ſchieden, war es dunkel. Von dem Wenigen, was er erwiderte, erinnere ich mich nur der öfters wiederkehrenden Worte: Befreien kann ich Dich jetzt ſelbſt nicht mehr, es iſt ein eingeleitet Verfahren.

Ermiß, welchen Sturm ich darnach mehrere Tage lang in meinem engen Käfig durchgelebt habe. Wohin geräth der Menſch, wenn er das Heil nur immer in den äußerſten Gegenſätzen ſucht!

Der Mangel an Papier hat alle Folgerung jener Scene, die reichlich in mir gährte, aufgehoben; jezt bewegen mich ſchon wieder ganz andere Dinge. Es iſt mir eine Freiſtunde, freilich nur einen Tag um den andern bewilligt worden: o, das war ein Ereigniß! Ich wurde in einen kleinen Hof geführt, der mit hohen Mauern umgeben iſt, ein Aufſeher ſchlug mir Feuer für die Pfeife. Wie habe ich den Mann beneidet um ſein großes Stück Schwamm, von welchem er mir ein kleines Endchen anbrannte! Der Inſtinct ließ mich alsbald ein klein, ganz klein Stückchen abreißen, um es für meinen dunklen Kerker zu ſparen. Noch eine Wache iſt außer dem Aufſeher bei uns; an der andern Seite des Hofes geht ein zweiter Gefangener hin und her, er iſt bärtig und bleich wie ich, aber er bläſt aus ſeinem Stummel anſcheinend beſten Muthes Rauch in die Lüfte. Niemand darf ein Wort ſprechen. Die Luft war dick und düſter, es regnete und ſchneite; meine Geſellſchafterin, die Maus, hat wirklich ein Loch in meine Stiefel genagt, das hat ſeine Uebelſtände, aber ich ſchlürfte doch dieſe kleine Gefängnißfreiheit mit vollen Zügen, es war wieder Welt, wieder Leben, was mir nahe trat. Gegen Ende der Stunde war ich auch ſchon mit meinem Gegenfüßler in Rapport getreten, allmälig hatten wir den Zwiſchenraum, der uns trennte, immer kleiner gemacht, die Wächter waren des Regens halber ins Schilderhaus gekrochen, er flüſterte mir etwas zu, was ich freilich nicht verſtand, aber er lachte, und das war großer Troſt. Kann doch alſo auch hier gelacht werden! Aus ſeinem ganzen Aeußeren ſpricht eine Verhöhnung der Ketten, die hebt mich ſelber mit. Als der Regen plötzlich heftiger wurde, warf er mir ſchnell etwas an den Fuß, ich that, als fiele mir die Pfeife an die Erde — ſo lügneriſch klug wird man in der Unterdrückung ohne Weiteres, und hob es auf. Es war ein kleiner Stein, Beihülfe zum Feuerſchlagen — bei der nächſten Begegnung ſagte er deutlich „Hoſenſchnalle!“ Wahrſcheinlich ſoll ſie die Stelle des Stahls vertreten, ich habe aber leider keine, und zuckte mit den Achſeln, er zuckte auch und lachte. Jezt plag' ich mich nun den ganzen Tag mit einer kleinen Schnalle meines Tragebandes, um Feuer zu ſchlagen, aber das Steinchen hat wenig Feuer, die Schnalle wenig Stahl, ich ſchlage mir die Finger blutig, aber es iſt doch eine Arbeit nach einem nächſten Ziele, ich habe doch große Fortſchritte gemacht im Kerkerleben, und weiß doch jetzt, daß ich für eine Stunde des Tages exiſtire, für die Freiſtunde.

Ich habe heut gefragt, welcher Monat in der Welt iſt, die Zeit iſt lange von mir gewichen, und ein anderer Menſch kritzelt Dir dieſe Worte. Der plötzliche Eindruck friſcher Luft nämlich war verheerend auf meinen Leib geſtürzt, ich brach zuſammen, als ich aus der zweiten Freiſtunde wieder in mein Gefängniß kam, die Beſinnung entwich lange Zeit, der Wärter ſagt, viele Wochen hab' ich im hitzigen Fieber gelegen. So theuer iſt ſonſt die Zeit für ein Jugendleben, wie es das meinige noch ſein könnte, mir entweicht ſie finſter und unbeachtet. Ich finde da in meiner Taſche auf kleinem ſchmutzigen Blatte folgende Verſe, die ſich darauf beziehen, ſie lauten alſo:

Weiß wohl Eure Richtertugend,
Was Ihr mir genommen habt?
Ach, es iſt ja meine Jugend,
Die Ihr langſam hier begrabt.

Ohne Jugend iſt das Leben
Wie ein Frühling ohne Grün,
Alles kann man wiedergeben,
Nur nicht Zeit und Jugendblüh'n.

Und ein jeder Tag macht älter,
Und ich leb' doch keinen Tag,
Und das Herz ſchlägt immer kälter —
Was Euch Gott vergeben mag.

Ich ſollte trauern, daß ich jetzt kaum noch die Bedeutung ſolcher Worte empfinde, unnütz trivial erſcheint mir jetzt Alles, nicht Klage nicht Zorn iſt mehr in mir, ich bin ſtumpf, ganz ſtumpf! Was kümmert's mich, ob ich im Glanz oder Schmutz exiſtire, was kümmert's mich! Es iſt ein Geſellſchafter zu mir in den Kerker gegeben worden, aber das Loch iſt nun ſo eng, daß der Eine ſitzen muß, wenn der Andere herumgeht. Wir ſprachen nun in den erſten zwei Tagen Mehreres; mein Genoſſe, ein baumſtarker Menſch, ſitzt ſchon viel länger als ich, und iſt tief vergrollt, man könnte ſich in der Abgeſchiedenheit mit ihm fürchten vor ſeiner mitunter vorbrechenden Wildheit, wenn man ſich noch mit Furcht und Hoffnung abgäbe. Geſtern Abend äußerte er, als wir ſchweigend auf unſeren Betten lagen, etwas, wofür ich mich einen Augenblick intereſſirt habe, er ſagte nämlich: Wenn Einer in dieſen Kammern ſein Licht unter das Bett ſtellte, und ſolchergeſtalt Feuer ausbräche, dann müßten wir alle in den ſchwer verſchloſſenen Zellen verbrennen wie wilde Thiere, und es müßte ein merkwürdiges Geheul geben. Zu etwa dreißig Thüren, von denen jede doppelt und dreifach verſchloſſen iſt, hat nur ein Mann die Schlüſſel, von Rettung wäre alſo nicht ſehr die Rede. Nun giebt es vier ſolcher Abtheilungen, es könnte alſo ein tüchtiger Feuerſchmaus von hundert Revolutionärs werden, und der Staat wäre einer großen Beunruhigung los. — Mitunter ſind wir auch grob luſtig und lachen ſo laut, daß es die Wache verbietet. Ich glaube, der Menſch braucht ſolch einen Reiz, und wenn ſich keiner bieten will, ſo wird er roh. Jetzt würde ich nicht mehr verwundert ſein, wie früher, wenn ich Verbrecher in Ketten luſtig ſah, die Natur hilft ſich, und die Gemeinheit iſt auch eine Rettung. Wozu ſchreiben und Gedanken ſpinnen? Ich will nun endlich die Brücke abbrechen, die noch von mir zur Welt hinübergeht; mein kleiner Bleiſtift iſt auch zu End' geſchrieben — leb' wohl auf ewig!

4.

Valerius an Hippolyt.

Heute vor acht Tagen iſt der große Tag gekommen, den ich nicht mehr zu hoffen wagte: Vor einigen Wochen wurde uns ein ander Gefängniß geſtattet — wenn in den kleinen Hof unſerer Freiſtunde die Sonne hineinzüngelte, ach, da war mir's doch manchmal noch ein ſchmerzlicher Stich, daß ich wieder in das Dunkel unſeres Gefängniſſes zurück mußte, das nach der Mitternachtſeite belegen war. Obwol ich ſonſt ſtumpf und gleichgültig geworden, die Sonnenſtrahlen, mein eigentlich Gottesleben, zündeten doch eine kleine Flocke in meiner ausgebrannten Seele. Jetzt führte man uns in ein kleines Stübchen, das auf den großen Hof ſieht; es waren nur Gitter vor dem Fenſter, eine Blende war nicht da, die Morgenſonne quoll warm herein — es war ein wunderbarer Moment: alle die alten Freudenkräfte meines Innern rüttelten und regten ſich, und es hob ſich ein Drang, als ob ich noch einmal jauchzen könnte; ich hätte wol ſelbſt den harten Kerkermeiſtern einen Augenblick danken mögen. Aber es kroch wieder zuſammen, mein vergrollterer, ſtärkerer Genoß ſchalt mich, und ſagte, es ſei unwürdig, dieſer Gewalt gegenüber eine dankbare Regung zu zeigen; wir ſaßen aber den ganzen Tag am Fenſter, um uns zu ſonnen, und es beſchlich mich zuweilen wieder ein leiſes geheimnißvolles Behagen; der Winter ſchien im Sturmeslaufe aus der Welt zu ziehen, und die Luft hatte wieder Befruchtung in ſich. Auch ein unterhaltender Anblick war in der neuen Zelle: auf dem großen Hofe genoſſen die Gefangenen dieſes Viertels ihre Freiſtunde, nach jeder Stunde kam ein anderes Paar. Alle waren blaß, aber wie verſchieden trugen ſie ihr Unglück: der Eine rannte ſtürmiſch, unaufhaltſam, bis er am Laternenpfahl ausruhen mußte; der Zweite hatte Rock und Geſicht und Augen tief zugeknöpft, der

Haß war in hundert Falten eingeſchnürt, er ging ruhig und gemeſſen umher; der Dritte war zerbrochen, matt, elend; der Vierte gleichgültig und ſorglos. Wenn ſolche Unterhaltung nur früher gekommen wäre, die Empfängniß blieb doch gar zu taub in mir; jetzt gab's auch Schreibmaterial, aber ich hatte nichts mehr zu ſchreiben. So vergingen Wochen, und am Ende dacht' ich: 's war im kalten Loche, hinter der Blende drüben, nicht viel ſchlechter.

Heut vor acht Tagen kam der große Tag, dieſer einzige Gedanke ſeit ſo vielen Monden: ich ward frei, ſtand allein und ungehindert auf der Straße, kein Führer hinter mir — ach, und dieſe Freude aller Freuden kam zu ſpät, ſie konnte mich nicht mehr recht bewältigen. Erſt ſpät Abends, als ich im Mondſchein durch die Straßen ſchlenderte, meiner neuen Freiheit genießend, brach plötzlich ein heißer Thränenſtrom aus meinen Augen, und von da an fühlte ich mich den Menſchen wieder näher, ich dachte wieder in ihrer Weiſe, ſchlug mir die Bekümmerniß um meinen im Kerker zurückgelaſſenen Kameraden aus dem Sinn, bemerkte, daß ich keinen Kreuzer Geld beſäße, und in der großen, weiten Freiheit nicht wüßte, wohin mein Haupt zu legen ſei. Ich kenne in dieſer Stadt nichts als das Gefängniß, und was damit zuſammenhängt, ich wollte Conſtantin um ein Nachtlager anſprechen, wir brauchen ja nicht mit einander zu reden, und morgen, nun morgen wird ſich was Anderes finden, oder auch nicht, das Leben mag ſich einen Weg ſuchen oder aufhören, wie's will! Du wirſt ſchelten, es unwürdig nennen, daß ich mich nur um das Lager auf einem Brette an Conſtantin wende, immerhin, ich haſſe ſchlecht von Hauſe aus, und jetzt erſt gar, ſchilt meinetwegen!

Um Conſtantin zu finden, mußte ich wieder ans Gefängnißhaus zurück, dort ſeine Wohnung zu erfragen — 's hatte etwas Verhängnißvolles, daß ich mir dort Rath für die Freiheit holen ſollte. Sie fragten mich, ob es mir ſo gut gefallen hätte, und ich wieder kommen, wieder bei ihnen ſchlafen wollte? Wahrhaftig, es wäre mir ganz recht geweſen, hätten ſie ein Lager zur Hand gehabt, ich hätte mich hingeſtreckt.

Conſtantin ſaß mit ſeiner Frau am Theetiſche. Er empfing mich kalt, und Julie eigentlich auch, aber das Weib, auch wenn es noch ſo blaſirt und verſteinert wäre, iſt milder und ſorglicher; ſie beklagte mein bleiches Ausſehen, und bat mich, den langen Bart abſchneiden zu laſſen; über meine abgeriſſene Kleidung ſagte ſie nichts, ſondern ihr Auge klagte nur darüber. Der ſchöne Thee, die reinliche, feine Zurüſtung nahmen mich mehr als alles Andere in Beſchlag, es kam mir wieder eine leichte Wärme in Herz und Sinne.

Als uns Julie verließ, ſprach Conſtantin: Wundern Sie ſich nicht über meine Kälte, ich habe keine andere Aeußerung mehr, aber Ihr Eintritt in mein Haus bewegt mich eigentlich ſehr, und wenn ich in mein erſtarrtes Herz noch einen kleinen Zugang hätte, ſo würde ich Dich willkommen heißen. Daß Du Dich zu mir wendeſt, der Dein Elend geſchaffen, iſt eine Größe Deines Herzens, die mein Verſtand wol anerkennt. Laſſ' Dich's nicht irren, wenn Du etwas Aehnliches nicht wieder von mir hörſt.

Ich blieb allein. Sieh, mein Herz iſt groß, weil ich kein Nachtlager hatte und die letzte Zuflucht ergriff!

In einem Gartenſalon habe ich die letzten Tage verlebt, und mehr und mehr bin ich zu mir gekommen, und werde allmälig wieder Menſch. Conſtantin und ſeine Frau ſehe ich wenig, ſie kommt nur zuweilen in den Garten, wo es zu knoſpen anfängt, und wir ſprechen dann ein paar Worte miteinander.

Sonſt laufe ich viel umher, ins Freie hinaus, es iſt mir, als wenn ich dadurch von Tag zu Tage wärmer würde. Die Zettel an Dich habe ich jetzt abgeſchrieben, und ich ſchicke Dir den Pack nach Brüſſel, wo Du ſein ſollſt. Wer hätte gedacht, daß es doch noch an Dich kommen würde!

5.

Valerius an Hippolyt.

Es wird mir täglich beſſer, vielleicht, weil der Frühling draußen immer wärmer und voller wird. Denke, es iſt mir ſchon wieder ein Lied aus dem Herzen gewachſen, nun wird Alles wieder gut werden, da iſt es:

Es iſt ein Regen gefallen
In erſter Frühlingsnacht,
Nun drängen und treiben und wallen
Die Kräfte mit aller Macht,
  Die Keime in bunter Pracht.

Junggrün ſpringt auf den Zweigen
Mit der Sonne hin und her,
Kein Strauch kann's mehr verſchweigen,
Kein Herz, ſei's noch ſo ſchwer,
  Kein Herz, ſei's noch ſo leer.

Kein Auge kann's verbergen,
Daß — ja, wer's nennen könnt'!
Der Herrgott ſteigt von den Bergen,
Ueber's Thal die Ahnung rennt:
  Neuer Anfang kommt, neues End'!

Entſetzlich! Ich nahm das Lied mit hinauf zu Conſtantin, und las es ihnen beim Kaffee vor. Sie waren Beide eine lange Zeit ganz ſtill, dann ſagte Conſtantin: Beneidenswerther Menſch, Deinem Herzen kommt alles Blut, alle Wärme, alle Kraft wieder, Theil zu nehmen — und zu Julie ſetzte er hinzu: Wir bleiben allein verdammt. Sprich!

Was ſoll das Unterſuchen! ſagte ſie, wir gehen weiter —

Wozu?

Hm!

Darauf winkte er ihr, und ſie gingen ins Nebenzimmer — Julie iſt wunderbar ſchön und vollkommen geworden, blendend weiß, das große blaue Auge iſt nur etwas gläſern.

Es mochte keine Viertelſtunde vergangen ſein, daß ich allein war, da hörte ich einen ſtarken Schuß im Nebenzimmer, ich ſtürze hinein — ſie haben ſich gegenſeitig erſchoſſen, ſich wohl getroffen ins erſtarrte Herz.

Ich eile von dannen, um nicht wieder den Kerker zu ſehen: zunächſt hält man wol mich für den rachedurſtigen Mörder. Welt, Du biſt ſchwer!

6.

William an Conſtantien.

Ich muß Ihnen, durchlauchtige Frau, einen Vorfall berichten, der ein ſchlagender Beweis dafür iſt, was ich oft gegen Sie behauptet. Der junge Roturier, der Predigersſohn Valerius, welchen Sie in Warſchau öfter viel zu angelegentlich in Schutz nahmen, hatte endlich, wie das voraus zu ſehen war, ſein Quartier im Gefängniſſe erreicht — was iſt mit ſtörſamen Mitgliedern der Geſellſchaft anders anzufangen? Sie werfen die Begriffe der Standesſcheidung willkürlich durcheinander, und wenn ſie Geiſt haben, wird die Welt nur zu leicht dadurch getäuſcht, denn die nothwendigen Unterſchiede ſind einer dreiſten Jugend immer unbequem. Ihr Einfluß, weil er zu den leicht gereizten Leidenſchaften ſpricht, iſt raſcher wirkſam und folgenreich, als die beſonnene Widerlegung, welche ſtets Opfer und Reſignation heiſchen muß, ohne welche keine Geſellſchaft beſtehen kann. Es bleibt alſo gegen ſie nichts übrig, als die Gewalt. Unſere Standesgenoſſen hätten nur früher zu bedenken gehabt, was riskirt wurde, wenn ſie den Geiſt in ihre Kreiſe aufnahmen und ihm doch die bürgerliche Livrée ließen; Englands Manier mußte ein Beiſpiel ſein: wo der Geiſt aus unteren Regionen eine Geltung erzwingt, dann verſieht man ihn auch mit der Decoration des höheren Standes, der geiſtreiche Parvenu wird wirklicher Baronet, dadurch iſt das Zerſtörende ſeines Verhältniſſes aufgelöſt: er concurrirt dann im Range wirklich mit uns, der ererbte Vortheil, der Vortheil der Geſchichte und des nothwendigen Inſtituts hat dann nichts Gehäſſiges mehr, und ſein nothwendiger Sieg über den Parvenu ſtört nicht mehr, weil der Kampf auf gleichem Terrain geſchieht und ſcheinbar mit gleichen Waffen. Ich meine das nicht einmal zum Nachtheile der unteren Claſſen, ſondern nur im Intereſſe des Staats und der höheren Stände. Ergänzen müſſen wir uns, wenn wir mit der Geſchichte beſtehen wollen, und dies iſt die beſte Art: ſie reizt keine offenen Leidenſchaften, und erhält das aufrecht, was die Einſicht niemals aufgeben kann, nämlich daß die Unterſchiede in der Verſchiedenheit des menſchlichen Weſens begründet, und in einer geordneten Einrichtung nothwendig ſind.

Bei uns iſt dieſe Anſicht nicht eingeführt, und nicht herrſchend: es bleibt alſo nichts übrig, als ſolche Subjecte einzuſperren, die man in England zu Baronets machen würde. Die poſitive Criminalverfaſſung hat nun nicht genügenden Anhalt zu ausgedehnter Strafe bei ihm vorgefunden, und man hat ihn vor einigen Tagen entlaſſen, vorausſetzend, die harte Buße werde wol beſchwichtigt und beruhigt haben. Nun ſehen Sie aber einmal deutlich vor Augen, meine gnädigſte Frau, was Sie ſo gern abzuweiſen geneigt waren, ſehen Sie's an dieſem ſchrecklichen Beiſpiele, wohin der Menſch geräth, wenn er die poſitiven Hauptpunkte einer Civiliſation verläßt, und auf eigene dreiſte Hand ein ſittliches Leben improviſiren will. Sie erinnern ſich — doch nein, er war nicht ſelbſt in Grünſchloß, aber er war ein Mitglied unſeres Dichtervereins, zu dem wir uns am Schluß der Univerſitätszeit verbunden hatten. Ein Herr Conſtantin von

Müller, excentriſch über die Maßen, und in der beſten Verirrung zum Jacobinerthum begriffen, war eins der Mitglieder, und beſonders intim mit Valerius: er verläugnete ſeinen Adel, und ging nach Paris, mit der ſchönſten Abſicht, zu ſeptembriſiren. Dort iſt er zu ſich gekommen, und als Anti-Revolutionär heimgekehrt. Seine juriſtiſche Carrière hat ihm hier bald eine gute Stellung gebracht, er war ein gemeſſener, ſehr ordentlicher und beliebter Geſchäftsmann und ein feiner Mann guter Societät geworden. Fräulein Julie, die Sie aus Grünſchloß kennen, wo ſie vor dem frechen und rohen Hippolyt flüchtete, war ſeine Gattin. Man ſagt, Valerius ſei auf Herrn von Müller's Veranlaſſung in Haft gebracht und ſtreng gehalten worden. Des Freigelaſſenen Rache wendete ſich alſo gegen dieſen würdigen Mann, der den Abgeriſſenen noch obenein mildthätig aufgenommen hatte, ja die gemeine Wuth begnügt ſich nicht an dieſem einen Opfer des Haſſes: vorgeſtern erſchießt dieſer Tugendprediger Valerius den Mann und die Frau, und entweicht.

Der Bediente hat ihn noch ruhig die Treppe herunterkommen ſehen und die Worte ſagen hören: Lauf nach dem Arzte, die Herrſchaften haben ſich beide entleibt. Natürlich iſt er nachher verſchwunden, und die Steckbriefe verfolgen ihn jetzt

7.

Valerius an Hippolyt.

Ich bin nach Grünſchloß gegangen: der Graf iſt ſchwach und alt geworden, und er wußte nicht recht, ob er ſich freuen oder verlegen ſein ſollte, da ich eintrat. Ach, wie verwüſtet erſcheint mir Alles: der Park iſt verwildert, das Gebäude wird ſchadhaft. Alberta hat einen gleichgültigen Edelmann geheiratet, bringt Kinder zur Welt, und ſcheint für die gewöhnlichſten Dinge ihren früher ſo anmuthigen Enthuſiasmus zu verſplittern. Ihre

Schönheit ſoll ſehr zuſammengefallen ſein, und daß ich Dir's nur gerad' herausſage, der alte Herr wird mitunter ſogar etwas kindiſch; ſeinen barocken Liebhabereien, denen wir früher gern einen elaſtiſchen, ſchwunghaften Geiſt unterlegten, muß doch in jeder Weiſe ein tüchtiger Mittelpunkt abgegangen ſein. Dadurch wird jetzt auch zur Faſelei, was früher charakterſpröde, intereſſante Caprice war, und die Leute verlachen ihn — das iſt doch falſch; jene Zeit mit ihrer Laune war doch in ihrer Art intereſſant, und der Bezug auf den Ausgang mit dem alten Herrn iſt unrichtig. Ach die Welt, die Welt, was wirft ſie Alles durcheinander! Und das Leben in ſeiner ſchonungslos mähenden Weiſe, was iſt es ernſthaft! Wie traurig erleb' ich's an mir ſelbſt, auch im Verhältniß zu dieſem Engel Camilla, den ich vernichtet habe, ich mag ſie noch ſo ſehr für einen Engel halten. Sie iſt nicht hier, ſie iſt aus der Welt verſchwunden, kein Menſch weiß das Geringſte von ihr. Da ſieh den Menſchen ganz und gar, indem Du in mein Herz blickeſt: In der erſten traurigen Gefängnißzeit hielt ich mich für glücklich ganz und gar, wenn ich ein ganz kleines, ſtilles Leben mit Camilla führen, ihr mit eitel Sorgfalt und Liebe danken könnte, was ihr Herz an mir gethan — im Gefängniſſe ſelbſt verſchwand dieſes Bild ſchon völlig, ganz einſam in der Freiheit wünſch ich doch jetzt nicht einmal, an ihrem Herzen getröſtet zu ſein, wenn auch nur für einen Augenblick. Ich möchte ihr Gutes und Liebes erweiſen, aber nicht in der Weiſe, wie es der Liebhaber will — das nennt die Welt nichtswürdig, ach, die Welt! Wer claſſifizirt die Gefühle, ohne zu lügen! Für die Rohen, für die Nichtdenkenden bewahrt eure Tabellen, das ſtarke, kräftige Individuum verſchont damit, wenn ihr's nicht lähmen wollt.

Die freie
Unbefangenheit
mit u. Mannig-
faltigkeit d.
Gefühle.

Mann [illegible]. noch fortschrittl. etc,
und [illegible]
[illegible] poli.:
Resignation
[illegible] ?

Die Dankbarkeit iſt eine Tugend der Geſinnung, ein Herz, das ihre Regung nicht empfindet, iſt frevelhaft, wer ſie im Allgemeinen nicht verlangt, ſtellt die Menſchen einander mit fletſchenden Zähnen gegenüber. Die Dankbarkeit aber, wenn ſie überall verlangt wird als fragloſe That, iſt eine Laſt, welche die

Menſchen und den Fortſchritt zu Boden drückt. Die Größe kann faſt niemals dankbar ſein, und wenn die Liebe im Boden der Dankbarkeit groß gezogen werden ſoll, ſo wächſt die Lüge oder die Mittelmäßigkeit auf.

Auch Deine Briefe habe ich gefunden — Herr des Himmels, ſchicke mir endlich einmal wieder ein Menſchenbild, an dem ich mich laben kann! Menſch, wenn Du nicht eine Welt erobern kannſt, ſo wirſt Du ein gemeiner Frevler, weil Du ganz undankbar, ganz rückſichtslos nur Deinen Gelüſten lebſt. Du mußt ein Napoleon werden, oder man muß Dich todtſchlagen; nur das Außerordentlichſte darf ſo frech, einſeitig und egoiſtiſch ſein.

Der alte Herr hat mir heute einen Steckbrief gewieſen: mit Conſtantins Tode geht es mir, wie ich Dir ſagte. Er war ſehr betreten, ob er mich verbergen dürfe — ich werde morgen in einen Wald gehen, und mit einem Köhler Meiler brennen. Und iſt die Welt nicht ſchwer?

8.

Hippolyt an Valerius.

Geſtern hat mir der kleine liebenswürdige Pelagianer Folgendes aus ſeinem Brüſſeler Leben erzählt, was er zum Theil noch neben mir angeſponnen hat. Du weißt ſo gut wie ich, daß auf die Wahrhaftigkeit Leopolds kein Sou zu verwetten iſt, das Folgende iſt aber ziemlich allgemein bekannt worden, und man beſtätigt mir das Einzelne von vielen Seiten:

Eine reiche Handelsfrau, Madame Joao fährt bei rauher Witterung durch eine enge Straße in Brüſſel; es kommt ein Wagen entgegen, daraus entſteht Verzug. Hinter einen Prellſtein geſchmiegt, ſpärlich von Lumpen bedeckt, ſitzt ein kleines Mädchen. Das kleine Weſen, in einem Körbchen Früchte zum Verkauf haltend, friert ſehr, und blickt mit ihren wunderbar ſchönen Augen rührend zu Madame Joao auf. Dieſe fühlt ſich im Innerſten betroffen von dem rührenden Blicke, läßt das Kind in den Wagen heben, wärmt es, findet ein fein gebautes, reizendes Geſchöpf, fragt nach Vater und Mutter desſelben, fährt dahin, läßt ſich das Kind abtreten und verſpricht den Eltern dafür eine jährliche Unterſtützung. Das Mädchen heißt Maria, und nimmt ſich in den neuen Kleidern wie ein Engel aus; die wunderbaren Augen, unſchuldig, lieb, bittend, wie man ſie bei Gemſen findet, üben den gewinnendſten Zauber auf alle Welt. Haut, Farbe, Formen ſind von zarteſter Feinheit, die Sprache iſt weich, das Verſtändniß zeigt ſich ſehr empfänglich, das Gefühl überaus fein und tief, die kleinſte Erregung desſelben gießt eine ſchöne Röthe über das ſonſt ein wenig blaſſe Geſichtchen.

Madame Joao iſt ſehr glücklich in dem neuen Beſitze, es vergehen ein paar Jahre, ſie läßt Marien ſorgfältig unterrichten, dieſe lernt Alles mit Leichtigkeit und gedeiht aufs Beſte. Madame Joao, eine reiche, unabhängige Witwe in den beſten Jahren hat einen jungen Schauſpieler zum Hausfreunde, Namens Jaspis, dem ſie ſich ſehr zugethan zeigt, und der täglich ins Haus kommt. Er iſt ein ſchöner, feuriger Mann, mit ganzer Seele Schauſpieler, und bekundet dies durch lebhaften Vortrag jeder Weiſe, durch dichteriſche Ausdrücke, die ihm für Alles zur Hand ſind. Er macht den tiefſten Eindruck auf die damals zwölfjährige Maria, ſie ſetzt ſich oft auf die Treppe, damit ſie ihn beim Weggehen ſieht, ſie iſt ungewöhnlich bewegt, wenn er ein leichtes, ſcherzendes Wort an ſie richtet, oder wol gar, wie man mit einem kleinen Mädchen zu thun pflegt, ihr die Locken, die Wange ſtreichelt. Es vergehen mehrere Jahre, die in der Stille mit aufwachſende Neigung Marias wird durch nichts unterbrochen, ſie iſt überglücklich und außer Gewohnheit luſtig, wenn die Tante, Madame Joao, ſie mit ins Theater nimmt. Eines Nachmittags beim Kaffee ſagt Herr Jaspis halb ſcherzend zu ihr, ob ſie nicht Luſt habe, ſelbſt Komödie zu ſpielen, ſie ſei jetzt beinahe fünfzehn

Jahre, und ein erwachſenes, ſchönes Mädchen. Wie ein Blitzſtrahl zünden die Worte, Thränen ſtürzen Marien aus den Augen, ſie fällt der Tante um den Hals und bittet ſie, beſchwört ſie um Erlaubniß, aufs Theater zu gehen. Die überraſchte Tante, welche auf die Herzensbewegungen des Mädchens nicht ſo ſorgfältig Acht gegeben hatte, ſagt Ja, Maria meldet ſich, Jaspis ſtudirt ihr ein paar Rollen ein, das Mädchen wogt in Glück und Bewegung, ſie küßt ihm die Hand, man findet, daß ſie eine geborne Schauſpielerin ſei. Sie tritt auf: das wunderbare Mädchen, mit dem unwiderſtehlichen tiefſten Ausdrucke des Auges, mit dem feinen, ſchönen Körper, mit den zarten, halb verſchämten, halb herausdrängenden Bewegungen, mit einer Stimme, worin die Seele ſelber klingt, macht Furore. Nun erſt wird Jaspis aufmerkſam, er rechnet Alles zu einander, und ſieht es nun erſt, daß eine tiefe Neigung für ihn exiſtire. Es rührt ihn, und bei der nächſten Begegnung nimmt er Maria in den Arm, und küßt ſie auf die Stirne — das Mädchen erbebt und zittert am ganzen Leibe. Solche Scene wiederholt ſich im Verlaufe der nächſten Zeit noch zwei Mal, Jaspis ſpricht aber nie ein erklärendes Wort dazu, noch weniger ſpricht er direct etwas aus, was ein Verhältniß, ein Bündniß wünſchen könnte: die Tante dagegen, welche irgendwie etwas von dem Zuſtande geahnt haben mochte, warnt Marien ohne Rückhalt vor Jaspis, ſagt, daß er nur zu geneigt ſei, in Tändelei mit einem Mädchen einzugehen.

Maria wird krank; um dieſe Zeit iſt Leopold im Hauſe der Witwe eingeführt worden. Sein einſchmeichelndes, liebenswürdiges Weſen erwirbt ihm das größte Wohlwollen der Witwe, er überflügelt am Krankenbette der Kleinen mit leichter Mühe die materiellen Verſuche der übrigen Aerzte, welche wie gewöhnlich nichts als ein körperliches Krankheitsſchema vor Augen haben. Du weißt, er verſteht es, in myſtiſch-poetiſcher Weiſe über das menſchliche Herz zu ſprechen, ihm iſt jederzeit eine ganz charmante, ideale Welt zur Hand, wenn ein ſinniges Frauenzimmer darnach verlangt, kurz, er poetiſirt Marien geſund, und mit der gefällig unterſtützenden Witwe iſt er bald Verlobter des liebenswürdigen Mädchens. Das geht ſo eine Weile, aber beim Komödienſpiel bleibt die neue Berührung mit Jaspis nicht aus: der ſcheint zwar noch immer keine Luſt zu haben nach einem eigenen ausgeſprochenen Beſitze, aber, wie das in der neidiſchen Menſchenbruſt immer geht, er will auch die Möglichkeit nicht abgeſchnitten, er will auch Maria nicht als Eigenthum eines Anderen ſehen. Das alte halbe Verhältniß wacht wieder auf, Leopold, der Wandelbare, läßt ſich mancherlei kleine Seitenwege zu Schulden kommen, die Tante endigt; und ſchickt Maria nach Antwerpen, wo ein Engagement offen iſt, und ſie vom Publicum mit Enthuſiasmus empfangen wird. Stürmiſchen, unruhigen Herzens war ſie angekommen, denn am Thore von Brüſſel war Jaspis an ihren Wagenſchlag getreten, hatte ihr die Hand hineingeſtreckt, ihr mit weicher Stimme Lebewohl geſagt, und zum erſten Mal wenigſtens die Bitte direct an ſie gerichtet, keinen Andern zu heiraten.

Aber der Verkehr mit der großen Menge wirft ſeine Nebel auf das Herz, der allgemeine Beifall iſt ein natürlicher Feind der halb Liebenden, Maria gewann eine unbefangene Stimmung, Leopold, der nach Antwerpen kam, und ſich um die Stellung eines Theaterarztes und Theaterdichters bewarb, kam ihr ganz angenehm, ſie unterſtützte ſein Geſuch, ſie verſchaffte ihm den Contract. Er war ſo weich, ſo innig, ſo poetiſch; auch von Lob und Enthuſiasmus umgeben, braucht man ein Herz, das an unſerm Eigenſten, Innerſten Theil nimmt. Du weißt, wie verführeriſch Leopold ſein kann, Maria fühlte in Antwerpen mehr als in Brüſſel, wie viel Mißliches das Alleinſtehen eines Mädchens hat, Jaspis ließ nicht das Mindeſte von ſich hören, kurz, Leopold eroberte ihre Hand, und ein tüchtiges, herzliches Wohlwollen mit ihr. Sie umarmte ihn oft plötzlich mit den Worten: Du biſt doch mein herziger, lieber Mann. So ging's eine Zeit lang aufs Beſte, da plagt den Kleinen die alte Sucht nach Bewegung und

Unruhe, eine beißende Kritik ſämmtlicher Schauſpieler drucken zu laſſen, dieſe erklären alleſammt und geharniſcht der Direction, nicht mehr aufzutreten, wenn Leopold in Verbindung mit dem Theater bliebe. Sie muß ſich zur Entlaſſung Leopolds entſchließen. Maria ſendet natürlich auch die ihrige, und alle Welt erwartet, dieſer enthuſiaſtiſch geliebte Liebling des Publicums könne nicht entlaſſen werden, die Direction iſt in größter Verlegenheit, aber die Schauſpieler beſtehen energiſch auf ihrem Entſchluſſe, es wird auch Marien die Entlaſſung zugeſchickt. Nun ſammeln ſich die Freunde des Paares, die äußerſt zahlreich ſind, der größte Theil des Theaterpublicums, das ſie vergötterte, ſchließt ſich ihnen an, man ſetzt feſt, daß jede Schauſpielerin, die in einer Rolle Mariens auftreten würde, ausgepfiffen ſein ſolle, man bringt Marien Nachtmuſiken und Vivats, und erwartet ungeduldig den Tag, wo eine Rolle Mariens dran kommen werde. Die Direction iſt klug genug, den ſo weit als möglich hinauszuſchieben, unterdeß erkaltete das Intereſſe, gegen die übertreibende Theilnahme bildet ſich wie immer eine nüchterne Oppoſition, der Abend kommt, die Nachfolgerin Mariens wird mit dem beſten Beifalle aufgenommen.

Dieſe Rohheit, welche in jeder Maſſe liegt, trifft Mariens Herz wie ein Dolch: ſie treibt zur Abreiſe, ſie fühlt ſich verlaſſen, das Unglück führt ſie nach Brüſſel zurück. Die Tante tröſtet aufs Beſte, und warnt vor dem Theater, aber Marie kann es nicht entbehren, die übrige Welt iſt ihr zu proſaiſch, nur auf den Brettern findet ſie Nahrung für ihre ideale Sehnſucht. Jaspis hat ſich unterdeſſen ebenfalls verheiratet, bleich, ſchwermüthig tritt er ihr entgegen, aber durch den Nebel glaubt ſie die alte verborgene Zärtlichkeit zu ſehen. Eines Abends ergreift er ihre Hand, bedeckt ſie mit Küſſen, und ſagt: Marie, wir ſind beide unglücklich!

Marie fällt in Ohnmacht: ſie muß nach Hauſe gebracht werden, und von der Stunde an hat ſie ihr Lager nicht mehr verlaſſen, es entwickelt ſich eine Herzkrankheit, an welcher ſie ſtirbt.

Das ſind Eure kläglich halben Zuſtände und Verlangniſſe. Leopold ſagt, er ſei lange beſinnungslos geweſen vor Schmerz, jetzt hat er's lange vergeſſen, und erzählt die Sache ſeiner kurzen Verheiratung wie eine Novelle ſonſt woher.

9.

Hippolyt an Valerius.

Aus London.

Ich habe Paris verlaſſen, weil es mich langweilte: fürs gewöhnliche Leben iſt faſt Alles erlaubt, es reizt kein Widerſtand, und doch lockt auch keine ungewöhnliche Kraft, wo ſie ſich aber erhebt, wird ſie Fratze. Es reizt auch kein Widerſtand bei den Weibern, ſie ſind munter und gefällig ohne Nachdenken, und bleiben auch in der Liebe coquett. Die deutſchen Weiber haben mich verwöhnt. Es iſt hier Alles Caprice, eigentlich auch die Politik, das Volk iſt viel zu geſellig und zu gefallſüchtig, um eine dauernde Tüchtigkeit in ſich und in einer Form zu erzeugen. Man muß nach Paris nur auf Beſuch gehen, dann iſt es amüſant, in der Länge ſieht all der Wechſel, die Strebſamkeit wie Tändelei aus. Die Leute mag's wundern, Dich nicht, der Du mich wirklich kennſt, daß ich ſo abfällig über Frankreich rede; ja wol, das Meiſte von unſern Wünſchen iſt hier leicht gemacht oder gar verwirklicht, aber das Element, aus welchem hier Alles entſteht, in welchem es herumſpielt, kann mir nicht zuſagen. Man muß nicht in die Küche gehen, und die Späße der Köche anhören und anſehen, wenn Einem das Eſſen ſchmecken ſoll. Meine Wünſche, meine Pläne, meine Anſichten von Staat und Leben, ſie quellen aus tiefer, ſtarker Leidenſchaft — 's mag wol ſein, daß ich die Welt darüber mißbrauche, und am End' zu Grunde geh'' — aber die franzöſiſchen quellen aus der Leidenſchaftlichkeit, das iſt nicht mein Geſchmack.

Ich bin zu den Republikanern gegangen, da fand ich allerdings Haß und Zorn und ſtolze Wuth gegen die Unlauterkeit der Herrſchenden, welchen die Stelle, das Amt, die Auszeichnung käuflich und feil iſt für dies oder jenes Beſſere, für eine Ueberzeugung, für ein würdiges Verhältniß, das ſie ſpielend in den Kauf geben. Aber der Haß war auch ſehr mit Declamation verbrämt, war unſchöpferiſch, und das eigentliche Leben der Leute war in kleinerem Verhältniſſe entweder ebenſo wie das getadelte, oder es war gegen allen Reichthum der Welt cyniſch — nichts feſſelte mich.

Ich mag oberflächlich geblieben ſein, weil meine Liebhabereien und Aventuren wie gewöhnlich meine Zeit in Beſchlag nahmen, dies mag ein Grund ſein, daß ich immerwährend eine deutſche Anekdote auf der Zunge behielt, die mir allen Geſchmack verleidete: Ein deutſcher Profeſſor zerkaut in einer politiſchen Unterhaltung die Zeitung, welche er in der Hand hält, man will endlich etwas nachſehen, und der Gegner ſagt entrüſtet: „Herr, Sie haben ja die Zeitung gefreſſen" — „„Drum"", erwidert dieſer, „„drum ſchmeckte mir's ſo nach Papier"".

Es ſchmeckt hier Alles nach dem Journalpapier. Die Kammern haben ſich überlebt, es ſind nur ein paar wirkliche, urſprüngliche Potenzen übrig, das iſt zuerſt Ludwig Philipp, und dann ſind's ein paar Schriftſteller, die freilich auf den traurigen Ausdruck durch die Feder angewieſen ſind. Wenn man lange ſchreibt, ſo wird die Feder entweder durch das Einerlei, oder die viele, nothwendige Wendung unmächtig für den Zeitgenoſſen, ihre Kraft erwacht erſt wieder für den Enkel. So iſt's mit Lamennais, den ich im Sinn habe, der eine dämoniſche Potenz iſt; hierher gehört dann die Dudevant auch, der herzlich aufrichtige, liebenswürdig beſchränkte Béranger, und der lautere, naive Nodier. Andere haben mehr Geiſt und Talent, aber ſie ſind der Urſprünglichkeit zu weit abgewendet, und tief in den Feſſeln von Ziererei und Manier.

Bei aller Wichtigkeit, die ich Frankreich für die Weltgeſchichte zuerkennen muß, bei der gebieteriſchen Wichtigkeit, daß es der Mittelpunkt europäiſcher Bewegung iſt, kam ich doch von dem Gedanken nicht los, dies Volk ſei eigentlich der Schalksnarr unſerer Weltregierung, des Herrgotts Komödienhaus. Wenn die Franzoſen ſelbſt zum Schaffot oder in die Kugeln rennen oder geſchleppt werden, ſo tritt mir doch auch der Harlekin vor die Seele, welcher in der Tollheit auch das Aergſte thut und mit ſich thun läßt, der Don Juan, welchen nur zum Ergötzen des Parterres, und weil er ein paar Weiber verführt hat, der Teufel ſo lange holt, bis der Vorhang gefallen iſt. Ich habe ſchon daran gedacht, ob nicht alle bie todten Franzoſen, die ſeit Anno 91 auf der Bühne geſtorben ſind, nur für ein Schauſpiel agirt haben, und alle noch leben, und an einem ſchönen Sonntage mit Blumenſträußen und Kothurnſchritten daſtehen auf dem Marsfelde, wo ihnen die Bewunderung Europa's angratulirt wird.

Bei dieſer Verhöhnung aller Illuſion muß ich dem Volke Unrecht thun und es muß mich langweilen.

So kam mein letzter Abend; ich muß Dir geſtehen, daß ich bei Weibern und Männern nicht mehr für ſo friſch und intereſſant gelte, als da ich mit Conſtantie hier war; das ſtört natürlich meine Eitelkeit, ich knirſche gegen die Welt, welche altert, und bin nicht ſo unbefangen wie ſonſt. Kurz, eine ſchöne Dame aus der vornehmen Welt ließ mich harren, ergab ſich nicht, ich treffe ſie in einer großen Geſellſchaft, ſie iſt ſehr ſchön den Abend, und ich verſuche das Aeußerſte. Ein Bedienter wird nach ihrem Hôtel geſchickt, um den Wagen eine Stunde ſpäter zu beſtellen, als er beordert war. Als die Geſellſchaft aufbricht, begleite ich ſie ins Vorzimmer — ich war den Abend ſehr ſanft und zurückhaltend geweſen — der Diener, die Equipage fehlt, ich hänge ihr den Mantel um, und berühre ihre ſchön gewölbten Schultern kaum mit der Fingerſpitze, ſo viel Ueberwindung es mich koſtet. Sie hat nämlich die in Paris ungewöhnliche Manier, ſehr verſchloſſen, bis an den Hals verhüllt, ſich zu kleiden, obwol man am ſchönen Wuchſe, der vollen Hand, dem weißen, ſchönen

Halſe, den Umriſſen unter der feinen Hülle ſehen konnte, daß juſt ihre Büſte ſehr ſchön ſein müſſe. Ich ſage, der Diener warte vielleicht ungeſchickt am Wagen, ich bringe ſie hinunter, ihre Equipage fehlt, ſie will kein Aufſehen machen, entſchließt ſich, ſteigt in die meine.

Du magſt denken, daß ich die Situation zu benutzen ſuchte, ſie wehrte, ich wurde ſtürmiſch, das Widerſtrebende lockt am meiſten, ich riß ihr den Kragen von der Achſel, und fand Nacken, Schulter, Bruſt voll und duftend vom ſchönſten Leben —

Aber, Monſieur, ſagte ſie lächelnd, fahren wir doch zu mir nach Hauſe, dort können wir ja die Liebkoſung viel bequemer haben. Es geſchah: ſämmtliche Dienerſchaft eilte beſtürzt herbei, und entſchuldigte das Ausbleiben des Wagens mit erhaltenem Befehle — ſie zog den Mantel feſt um die Schultern und wendete ſich lächelnd zu mir: Ich danke ſehr, Monſieur, für Ihre Artigkeit, grüßen Sie Margarita und ſchlafen Sie wohl!

Du ſiehſt, mein Leben geht zu Ende, und ich habe alle Urſache, deſperat zu ſein. Ich kenne keine andere Exiſtenz, als eine vom Glück getragene, vom Genuß beſchwingte, darauf iſt mein Leben geſtellt. Was wollt Ihr von mir, wenn Ihr von Treuloſigkeit redet! ſo lange mein Herz treu iſt, bin ich es auch, Desdemonen wäre ich's vielleicht für immer geweſen, Julien ſicher — es hat ſich anders gefügt, ſoll ich die Treue lernen? Ich bin zu alt und zu wild für die Schule, ich kann ſterben aber nicht darben. Und dies flatterhafte Paris will mich höhnen — — ich kann Nero begreifen, wie er einer Regung zu Dienſt eine ganze Stadt anzünden läßt. Ich hatte keine Zeit, den Kleinen noch einmal in St. Pélagie zu beſuchen, Jeder muß ſelbſt ſehen, wie er ſich hilft, die Welt iſt ein Kampf. Der Junge wird auch langweilig, er hat ſich theoſophiſches Zeug in den Kopf geſetzt und myſtiſche Redensarten, wenn er ſo fortfährt, iſt er in Kurzem fromm.

Und nun bin ich hier, und wie befinde ich mich? Sage mir um Gotteswillen, was habe ich für eine Idee von Freiheit?

Die britiſche ſoll die freieſte Nation der Erde ſein, und ich werde des Teufels bei dieſer freieſten Nation. Iſt das Alles, daß ich nicht leicht verhaftet werden, daß ich drucken laſſen kann, was ich will, und dergleichen? Iſt das die Freiheit? Kann man in Sachen der Religion und Moral bornirter ſein, als man hier iſt? Die Poeſie des kirchlichen Glaubens haben ſie mit Mühe ausgetrieben, wie der Exorciſt einen Geiſt austreibt, und das nothwendige Uebel aller Religionen, den Prieſter, der ſie zum Handwerke macht, haben ſie in allem Pompe und aller Anmaßung beibehalten! Unter einer prächtigen Kryſtallkuppel, die mit Gold und Edelſteinen decorirt iſt, bewahren ſie eine graue, traurige Luft. Und was nicht unter dieſe Kuppel will, die Millionen Diſſenters, welche ſich in Secten von der biſchöflichen Kirche getrennt, ſie ſind eben ſo aſchfarben und traurig. Und für dieſe phantaſie-entkleideten, mageren Dinge, für dieſe leidenſchaftsloſen öden Formeln herrſcht ein tyranniſcher Fanatismus, wie ihn die Puritaner für ihr Holz und ihr Leder nur haben konnten. Die Puritaner hatten aber doch wenigſtens den Kampf für ſich, den Kampf auf Leben und Tod als Vermittlung zum Fanatismus; jetzt erhitzt man ſich förmlich nur für die dürre Ruthe. Und dies iſt Atmoſphäre des ganzen Landes, des freieſten Landes von Europa, das mir entgegentritt wie eine große, traurige Dorfſchule, in welcher der abgeſchabte Präceptor ſeinen Stock ſchwingt, daß alle Köpfe ſcheu und ſtumm nach dem Boden geſenkt werden und kein Laut ſich regt. Ein Sonntag hier in England hat das Anſehen, als ob Bann und Interdict auf der Erde laſtete, furchtſame Stille ſchleicht über Straße und Feld und Wald, der Wind erſchreckt, wenn er Blätter bewegt, die trübe, neblige Luft kommt zu Hilfe, daß ich meine, in Dante's Hölle zu wandeln und Deine traurigen Gefängnißworte zu hören: „Laßt draußen die Hoffnung!“

England
als
Gefängnis

Iſt das jener Gott, welcher die Sonne geſchaffen, den luſtigen Wald, das ſpringende Reh, den jubelnden Vogel, die Schönheit und die Freude?! Jehovah, der rachluſtige ſelbſt, war heiterer und ſchöner! Und dieſe Nation, welche ſolchergeſtalt das innerſte Leben in eine traurige, dunkle Höhle vergräbt, iſt die freieſte? Wahrlich, mein Bauer im Baſtanthale, der am ärgſten Aberglauben ſeines Mönches hängt, der einem Rey netto und jeder andern Willkür ohne Weiteres untergeben iſt, er lebt in goldener Freiheit neben dieſem gottfurchtſamen, gottdürftigen Briten! Und dieſe Trauer-Atmosſphäre eines bornirten Gedankens, welchem ſich aller innere Menſch dahier gebeugt hat, ſie durchdringt alle höhere Thätigkeit dieſes Volkes. Die Literatur wird nach dem Moral-Coder conſtruirt und gerichtet, eine freie Schönheit, eine Schönheit an ſich beſteht gar nicht; dieſe alten Großmütter mit Hornbrillen, dieſe Reviews kritiſiren in einer Altklugheit, daß jedem Künſtler die Haare zu Berg ſtehen müſſen; der eigentliche Brite, der nicht inconſequent den Kreis ſeines Landes verläßt, darf kein Gemälde, keine Statue mit Wohlgefallen anſchauen. Titian's Fleiſch iſt gegen die Moral, der borgheſiſche Fechter iſt gegen den moraliſchen Anſtand, darum leiſtet auch dies Volk in der bildenden Kunſt nichts, gar nichts. Denn die Liebhabereien Einzelner, die mitunter koloſſal erſcheinen, weil man ſehr reich iſt, ſind Einzelnes, das eigentlich Nationale hat damit nichts zu ſchaffen. Und wer in der Bildung frei und unbefangen geworden iſt, der wird im Parlamente wie eben ein Anderer in den moraliſchen und religiöſen Jargon einſtimmen, weil er ſich fürchtet, fürchtet theils vor den bornirten Genoſſen, theils vor dem Volke ſelbſt. Er wagt es nicht, dafür einen Schritt zu thun, daß dies Volk ſelbſt einmal über ſeine niedrigen hölzernen Kirchſtühle hinwegſähe, und ſo hält ſich das freieſte Volk mit geläufiger Formel in ärgſter Sclaverei des bornirten Gedankens. Sie haben Shakeſpeare ignorirt, bis ſie Garrik mit eminentem Talente dazu verführt hat, und wäre das rein Engliſche nicht ſo allgewaltig im großen William ausgeprägt, wir würden wunderliche Dinge hören; jedenfalls iſt dieſer engliſche Dichter in Deutſchland bergehoch größer und richtiger gewürdigt als in England. Sie haben Shelley ausgeſtoßen und in den Tod gejagt, ſie haben Byron zu Tode gemartert — das iſt das freie England. Ordinäre bürgerliche Verwaltung, darin ſind dieſe guten Leute und ſchlechten Muſikanten zu Hauſe, darin ſind ſie unbefangen, dreiſt und frei wie kein Volk auf der Welt, darauf haben ſie ſich eben beſchränkt, auf dies Nächſte, Hausbackene, dafür und für alle Entwicklung der Art ſeien ſie euch vorſichtigen Schritt für Schritt weiter Tappenden meinethalben ein Beiſpiel. Mir ſind ſie unausſtehlich, mich intereſſirt das große Gedicht der Freiheit und Schönheit, nicht das ABC derſelben; ich kann leſen und ſingen von der Größe und Luſt des Menſchen, und will nicht warten, bis es Millionen beſchränkten Volkes auch gelernt haben.

Und nun dieſe Lüge bei aller Prüderie und Moral! Dieſe Eroberungen Englands in andern Welttheilen, dieſe unmoraliſchen Anſprüche, mit Blut, mit Strömen Blutes verfochtenen Anſprüche auf Amerika, dieſe ganze auswärtige Politik des allertrivialſten kaufmänniſchen Vortheils mit lächelnder Hintanſetzung alles Princips, verwünſcht ſeiſt du heuchleriſches, puritaniſches Albion, meiner Seele ein Gräuel! Ich hatte es vergeſſen, daß du den gewaltigen Napoleon echt puritaniſch ins Grab geärgert haſt, daß Hudſon Lowe dein Sohn iſt, daß deine Größe ordinärer Egoismus war für und für — o, fort mit der Feder!

Du ſagteſt einmal zu mir, ich müſſe gar nicht über Nationen und deren Freiheit reden, denn ich haßte im Grunde jedes Geſetz, weil es genire, ich wollte Zügelloſigkeit — meinethalben! Warum geniren all eure Geſetze? Warum iſt mit mir kein Staat möglich? Warum ſeid ihr ſo arm! Erfindet! Erſt wenn ihr einen habt auch für den ärgſten Unband, dann will ich euch preiſen, dann ſeid ihr wirklich civiliſirt. Die weiteſte Förderung muß in den Staat aufgenommen ſein, nicht blos die kleinſte.

Ach, Valerius, wie ſprech ich's aus? Ich werde immer ungeduldiger, immer zorniger; hätten nur all die Hinderniſſe, die mich beengen, einen Schädel, und wäre er von Eiſen, ich rennte dagegen, wenn auch der meinige zerſchellt würde, ſo ingrimmig werd' ich Tag um Tag. Ich tobe, daß ich nur immer Einzelnheiten faſſen kann.

10.

Hippolyt an Valerius.

Meine Unzufriedenheit mit England ſchließt jedoch meine bereitwilligſte Anerkenntniß der einzelnen Engländer nicht aus. Ich finde die Perſonen von einer außerordentlichen Tüchtigkeit und Potenz; ich habe nie ſolche feſte, in Muth, Charakter und Kühnheit gehärtete Menſchen geſehen, oder richtiger — bei genauer Betrachtung erkannt als hier. Dieſe dichten, gefeſteten, ſtählernen Innerlichkeiten, Herr des Himmels, welch ein Reich der Titanengewalt hätten ſie aus dieſen Inſeln gemacht, wäre die Nation nicht eine kaufmänniſche geworden — der Kaufmann iſt und bleibt ein geborener Feind des Poetiſchen, des Genialen. Der Genius unſeres romantiſchen Wunſches hat niemals Procente geſucht und Wechſel ausgeſtellt. Die Engländer haben aus dem Handel das Größte gemacht, was daraus zu machen iſt, ſie haben ein Netz über alle Erdtheile und alle Oceane geworfen, aber der Handel ſelbſt iſt ein Erwerb, ein Kramgeſchäft, ſei er noch ſo groß, die uneigennützigen, die grandioſen Bewegungen der menſchlichen Seele, die Götter der Menſchheit haben nichts damit zu ſchaffen.

Wenn der Engländer heraustritt aus ſeinem Bannkreiſe der engen Sitte, des engen Glaubens, ſo iſt er auch der großartigſten Frechheit fähig. Wer nicht frech ſein kann, der iſt auch ohne Gewalt, das Außerordentliche wird immer den Göttern geraubt; die Griechen hatten ihren Prometheus, wir nennen es eben darum das Außerordentliche.

So haben die Engländer die Republik erfunden, welche das ſchreckende Beiſpiel eines Königsſchaffotes gab, welche Cromwell mit Krallen zeugen und erziehen half, welche England heute noch beſitzt, welche die ganze ſtürmiſche Welt der modernen Politik geweckt hat, und in Albion ſelbſt nur proſaiſch niedergehalten iſt durch ihre Geburt aus dem dürren Puritanismus, durch ihre Verheiratung an den Kaufmann. Dieſe moderne Republik iſt innerlich die frechſte Forderung, ſie heiſcht Genialität jedes Einzelnen.

So haben die Engländer das Meer bezwungen, ſie haben die tauſend und aber tauſend Lords geſchaffen, deren Jeder die Souveränität eines Imperators in ſich trägt, uneingeſchränkter Menſch ſich fühlt ganz und gar.

Sie haben Shakeſpeare gezeugt, der als ordinärer Schauſpieler die Poeſie des Univerſums an ſeine Bruſt riß, ſie haben Gibbon gezeugt, der das Chriſtenthum verfluchte, haben Cheſterfield gezeugt, der die Tugend mit der Klugheit zerdrückte, Shelley, der Gott läugnete mit einem ſanften Herzen, Byron, der die Geſellſchaft ſchlug mit Fäuſten, welche von Ambra dufteten.

Noch heut findet man Rieſenpotenz im einzelnen Engländer, noch heut iſt mitten in dieſer Stadt Old Bailey, der Aufenthalt allerfrechſter Gemeinheit, beiläufigen Mordes, unbezwungen. London hat ſo viel Freudenmädchen, wie ein deutſches Herzogthum Einwohner, und darunter die ſchönſten und die gemeinſten der Welt, noch heut findet man in England neben dem vernünftig berechnenden Kaufmanne die großmüthigſte, erſchütternd unbefangene Anerkennung des Ungeheuren, Theilnahme am Verwegenſten — mit einer Rakete bis auf den Mond geſchoſſen zu werden, mach' es möglich, und ein Engländer klammert ſich kaltblütig an Deinen Raketenſtock.

Fähnrich, es iſt etwas vom Geſchlechte des Tantalus, das mit den Göttern frech verkehrte, im Engländer, was meine ſchlaff werdende Seele, welcher nichts Großes mehr zu Hilfe kommen will, wunderbar ſchwellt — ich verkehrte mit einigen Lords und

Baronets von dieſer Weiſe, und mitunter ſchreit mein alter Menſch noch einmal auf in Jauchzen und Genüge.

Ich lege Dir da ein Brieflein Leopolds bei, das er mir mitgeſchickt hat, ſieh' zu, wie es Dich anmuthet, mir wird die Faſelei unausſtehlich.

II.

Leopold an Valerius.

Nach langer Zeit drücke ich Dir wieder einmal die Hand, mein Liebwertheſter. Ich bin, ſeit wir in Warſchau ſchieden, noch durch manches Lebensverhältniß neben Hippolyt leicht und ohne innere Gedanken, ohne Beachtung des geheimnißreichen, tief liegenden Menſchen geſchlüpft. Du weißt, Hippolyt ſchöpft ſeinen Geiſt und ſeine Welt nur aus einem ſinnlichen Herzen. Hier hatte ich mich brouillirt, und gerieth nach Ste-Pelagie; ein artiger Aufenthalt, der Zerſtreuung bietet und Einſamkeit, wie man's kann und mag. Es ſitzen Leute hier, die Millionen commandiren, und ſich zur Bezahlung irgend einer Schuld nicht verpflichtet glauben, das Weltliche hat ja tauſendfache Deutung. Es wird großer Aufwand gemacht, ſo lange die Quellen fließen, man trinkt, ſingt, ſpielt, liebt, lacht, man zieht ſich zurück in Beſchaulichkeit und Ernſt. Nach jenem Erſten iſt mir das Zweite geworden, hier unter den fremd redenden Menſchen iſt mir die Identität Gottes und des menſchlichen Gedankens aufgegangen, ich bin ſehr glücklich und beruhigt in mir, ſtill heiter, es weht ein Hauch des Himmels durch meinen Kopf, durch mein Herz. Valerius, Du wärſt am Erſten fähig und würdig, dieſes Glückes auch theilhaftig zu werden, des Glückes, das ein Ineinanderleben des Geiſtes und Sinnes dieſer Welt mit dem Geiſt und Sinne höherer Exiſtenz bietet. Ich bin ſehr glücklich, auch die Verſe ſind mir wieder gekommen, ich habe ein großes Gedicht in

Compoſition, wo die Gottheit ſäuſelnd über eine Engelſchaar hinſchwebt, die Engel wollen dieſen ewigen Ton wieder geben, um den Herrn der Heerſchaaren zu loben, jeder verſucht's auf ſeine Weiſe, und ſo entſteht die Muſik in ihrer verſchiedenartigen Aeußerung. Nun fliegen ſie von einander in alle Zeiten, in alle Länder, kehren ein bei dieſem Menſchen, bei jenem, ſchweben des Nachts über den Häuptern derſelben und ſingen den Herrn; dieſe glücklichen Menſchen ſind dann vom nächſten Morgen an die großen Muſiker, welche das träumeriſch vernommene zu feſſeln ſuchen, und der Welt überliefern. So verbreitet ſich der Himmel, die verſchiedenen Apoſtel verſtehen oft ſelbſt nicht die Sprache, welche ſie reden, der Dichter nur deutet ſie, und das thu' ich; jeder Walzer iſt die Geſchichte eines Menſchen, der ſich im leichten Sinne zum Ewigen durchſchaukelt; die Symphonie iſt ſchon der Verſuch, ſich einer ganzen Himmelsgegend zu bemächtigen, und der Schluß meines Gedichtes wird dann das große, letzte irdiſche Muſikfeſt, das profane Menſchen das Ende der Welt nennen, da löſt ſie ſich auf in verſchwebende Harmonie, der Menſch wird Ton, die Sinnesrichtungen entwickeln ſich als Tonarten, der vereinte große Herzſchlag der Menſchheit wird Tact, das allgemeine Aufgehen in die Gottheit wird Weltenchorus, jene unendliche, nur von den zarteſten Gemüthern geahnte Symphonie der Sphären.

Dies Land hat den Wein erfunden, um aus der irdiſchen Entzückung in die überirdiſche zu gelangen. Eine junge Gräfin aus der Champagne, Lilli heißt ſie, verſorgt mich mit Champagner. Wir lieben einander wie zwei Küſſe, die ſich unvermuthet im Univerſum begegnen. Ich habe ſie hier in Ste-Pelagie gefunden, wohin ſie nach einer ſtillen Klauſe geflüchtet war, weil die Welt ihr Fallſtricke legte, und ihre Revenuen unvermuthet ausgeblieben waren. Wir haben geſchwärmt und gedichtet und gerungen mit einander vom Aufgange bis zum Niedergange, es iſt endlich ſtill um uns geworden, der Prieſter hat ſeine Weihe über uns geſegnet, ein Verwandter hat die Schulden bezahlt, ſie hat den Staub dieſes Hauſes von ihren Füßen geſchüttelt, und ich erwarte jetzt täglich, daß ſie auch mir die Palme des Ausgangs ſenden werde.

Später.

Es hat ſich ein junger Mann an mich angeſchloſſen, der zu denen in Frankreich gehört, welche die unruhige, haltloſe Welt wieder zu einem religiöſen Mittelpunkte führen wollen. Er ſagt, gerade die lebhafteſten Kinder der Welt müßten zuerſt gewonnen ſein, weil in ihnen die größte Bewegung, alſo auch die größte Empfänglichkeit herrſchte; der neue Glaube müſſe die Welt mit ihrem Sturm und Drange des ſinnlichen Lebens nicht läugnen, ſondern juſt auf den Fittigen derſelben hindurchführen. Auch meine Frau hat er hier kennen gelernt und ihr ſehr gut gefallen, er geht immer hellblau gekleidet, halb elegant, halb orientaliſch, und in Ste-Pelagie hält er ſich nur auf, um Proſelyten zu machen; Geld hat er hinreichend, da er einer großen wohl verſehenen Geſellſchaft angehört. Wenn ich nicht bald befreit würde, ſo hat er mir verſprochen, mich aus ſeinen Mitteln zu löſen.

Später.

Der wackere Lichtblaue hat Wort gehalten. Wir ſind ſogleich zu Véry gegangen, und haben gut geſpeiſt, dann haben wir mein Manuſcript in die Druckerei ſeiner Geſellſchaft gebracht, dann bin ich nach meiner Frau ausgeweſen. Jener Verwandte war bei ihr, und wollte mich eine Zeit lang nicht ins Zimmer laſſen — unſere Ehe iſt noch ein Geheimniß. Lilli war ſehr aufgeräumt, obwol ſie mir zu erzählen hatte, daß ſie um ihre Güter in der Champagne betrogen ſei. Sie hat keine Vorurtheile, und hat ſogleich ihre Fähigkeiten und Kenntniſſe in Contribution geſetzt: ſie tanzt und ſingt an einer charmanten

Bühne und gefällt ſehr. Der Lichtblaue und ich, wir machen Proſelyten unter dem Perſonal.

Später.

Lilli hat vollkommen Recht: ſie ſagt, das Geld ſei unter Liebenden eine Nebenſache, aber wenn die Liebenden in der großen Welt lebten, ſo ſei es keine Nebenſache, und ich müßte mit meinen Talenten auch etwas verdienen. Sie hat mir mit ihrem Verwandten, welcher der vortrefflichſte Pierrot von der Welt iſt, Unterricht gegeben, und ich wirke jetzt ſchon ganz leidlich als kleiner Harlequin. Der Himmelblaue ſagt, in dieſer Weiſe könnte meine Einwirkung auf das Perſonal immer intimer werden. Meine Gage iſt noch klein, aber der Director meint, wenn ich ſo fortſtrebte, würde ſie wachſen. Sobald mein Muſikhimmel in Lettern ſteht, ſende ich Dir ein Exemplar, die Druckerei ſcheint ſehr langſam zu arbeiten. Ich lege Dir ein Recept bei zu Cotelettes à la Dejanira, ſie ſind eine ſuperbe Speiſe; denke dabei an mich. Adieu, millionen-, myriadenmal Adieu!

12.

Hippolyt an Valerius.

Sie haben hier in England ſo ſtarre Geſetze der Religion und Moral, daß die Ausnahmen nirgends beſſer ſchmecken; und das junge Geſchlecht iſt hungrig und durſtig; das Geſetz iſt einmal der Tod für alle Jugend; wenn die Wildheit Geſetz wäre, ich glaube, wir lebten dann des Geſetzes wegen zahm.

Unter dem Kreiſe, mit welchem ich mich in Tollheit herumbewege, zeichnet ſich mir ein Lord Henry aus, von deſſen Landſitz ich Dir ſchreibe. Wir ſind zur Jagd hier und zum Ausruhen von den Mühen des Vergnügens — über die ſaftgrünen weiten

Hügelflächen jagen wir hin mit dem Morgenwinde, welcher den Nebel jagt, die langgeſtreckten Pferde weifen dahin, als hätten ſie Athem und Kraft der Götter; das Wort Gefahr ſpricht Niemand aus; wer ſtürzt, möge ſich helfen, der Jokey und die Hunde wiſſen auch nichts davon. Der Körper ſtreckt ſich und pruhſtet Friſche in dieſem zehrenden Klima, die Leiber ſind hier lang aufgeſchoſſen, die Hautfarbe iſt klar und fein und roth behaucht, und es iſt zum erſten Male, daß mir dieſe weißen Menſchen nicht unkräftig erſcheinen.

Lord Henry iſt ſolch ein langer ſchmaler Engländer mit ſchweigendem länglich engliſchem Geſichte, das ſo ſchöne Aehnlichkeit mit dem Kopfe des hieſigen Pferdes hat. Er iſt ſtill und verſchloſſen, aber was heraustritt iſt ſo energiſch wie ein donnernder Windſtoß aus übrigens ruhender Luft, ſei es Meinung, ſei es Empfindung. Das iſt überhaupt ein Wort eurer Sprache, welches ich liebe, Empfindung; ſtatt deſſen ſprecht ihr immer von Gefühl; kann ſein, daß ich Gefühl nicht habe, aber Empfindung hab' ich. Es ſoll eine vulkaniſche Vergangenheit unter Henrys ſchweigender Oberfläche und deren Geſchichte ruhen, wenigſtens erzählt man ſo; an ihm ſelbſt iſt nichts zu ſpüren: wenn er das Berührende findet, ſo ſteigt der Antheil und Drang in ihm auf wie ein kochender, gewaltiger Strudel; wenn der Jokey ein humoriſtiſch Verhältniß trocken ſchildert, ſo lacht er tüchtig. Er ſoll zu einer nahen Verwandten in früher Jugend liebend entbrannt geweſen ſein, und wie ein Berſerker Alles bei Seite geworfen haben, was im Wege ſtand; donnerndes, blitztreffendes Durcheinander wird da erzählt — das Mädchen ſei aus der Welt verſchwunden, Niemand wiſſe wohin.

Ich weiß, daß ich Dir ein Gräuel bin, wenn ich dieſen Punkt der Verwandtſchaftsliebe anrühre; Dir iſt ſie ein Civiliſationsfrevel — ich habe nie Empfindungen, deren Urſprung in der Civiliſation ruhte, vielleicht hat ſie kein kräftiger Menſch, der nicht auch ſeine Nervenſpitzen bis zur Furcht und Artigkeit erzogen hat, und meine Empfindung fragt nicht darnach, aus welchem Schooße das Weib ſtammt, welches mein Auge liebt, mein Arm begehrt. Was thaten die alten Völker, wo es an Menſchen fehlte? Hatten ſie ſolche Scrupel? O nein, ſelbſt die ſanfteſten nicht. Hat mein Herz nach den Liſten und Tabellen der Uebervölkerung zu fragen? Die Griechen brandmarkten nur die Umarmung der eigenen Mutter, jedes Volk hatte ſeine individuelle Idioſynkraſie, ich, der ich keinem Allgemeinen, alſo auch keinem Volke mich füge und keiner einzelnen Sitte eines ſolchen, ich empfinde keine Idioſynkraſie, was gehen mich eure Formeln an! Und ich glaube Lord Henry denkt eben ſo.

Morgen machen wir eine Tour zu Pferde durch die Provinz.

Später.

Geſtern Vormittag kamen wir an den Ausgang eines Eichenwaldes, die Sonne ſpaltete den Nebel, ein ſtattlich Schloß lag auf dem Hügel vor uns, aus der gothiſchen Bauweiſe ſtammend, aber glänzend erhalten, dahinter donnerte die Meeresbrandung. Lord Henry rief einem Reitknecht zu, vorauszujagen, und einen Beſuch des Lord Roldan zu melden. Dies iſt Henry's Name nicht, ich ſah ihn fragend an — „Die alte Lady da oben" — ſagte er — „haßt meinen Namen und mich, ich höre es gern, wenn ein Todfeind von mir redet, ich ſitze einem ſolchen gern einmal nahe, die Ausſicht von der alten Abtei da oben ſoll entzückend ſein, wir reiten eben vorüber, warum ſollen wir nicht ein Stück Rindfleiſch da oben eſſen? Auch ſoll die Lady eine ſchöne Tochter haben, man ſagt's, denn von uns hat ſie Niemand geſehen, die Alte kommt ſeit zehn Jahren nicht nach London."

Wir wurden in die große ſteinerne Halle zu Tiſch geführt; ich denke hier fortwährend Walter Scott's, man ſieht durch hohe Bogenfenſter weit ins Meer hinaus, ſeitwärts auf grünes oder waldiges Bergufer. Das Schloß ruht von dieſer Seite auf einem Felſen, der ſenkrecht aus dem Meere aufſteigt, das Wogenbrauſen iſt eine Tafelmuſik des ewigen Elements, deſſen Wellen ab und zu gehen zwiſchen den Erdtheilen dieſes Planeten.

Die alte Lady iſt eine hohe, vornehme Frau, höflich wie ein Buch, nicht mehr ſprechend, als die ſtrengſte Cenſur einem Buche erlaubt hätte — ſie kam allein, wie wir erwartet hatten; wir waren ſehr artig und beſcheiden, und ſprachen über Walter Scott und deſſen Romane. Es iſt reizend, wie viel unbefangen romantiſches Intereſſe in dieſen Engländern lebt: jede erfundene Perſon einer Geſchichte, jedes Wort, das dieſe ſpricht, jede Wendung, welche die Sache nimmt, Alles findet hier den freundlichſten Boden, findet und weckt den Reiz einer Geſchichte. Wie arm ſeid ihr dagegen! Wo nicht ein Lehrgedanke das Factum, die Schilderung, die Begebenheit unterſtützt oder gar rechtfertigt, da meint ihr Unnützes zu treiben; das Thörichte nennt ihr Romanhaftes, darum beſitzt ihr auch den reinen Roman nicht, ihr ſeid verdorben für reine, bloße Bilder, die nichts ſein wollen und ſein ſollen als Bilder.

Wir wurden eingeladen, länger zu bleiben. Abends zum Thee erſchien die Tochter: ſchlank, fein gefärbt wie der Pfirſich, mit langen Augenlidern und reichem Haare, zurückhaltend, aber naiv, ernſthaft, mit aus der Tiefe durchſchlagender Luſtigkeit, kalt, aber mit durchfliegenden Spuren tiefſter Innigkeit, ſo iſt Miß Anna.

Später.

Wir ſind noch immer hier. Lord Henry, der hier Engländer iſt vom Scheitel bis zur Sohle, gefällt der alten Lady ſehr, und Anna gefällt uns beiden, dem Lord außerordentlich. Er ſieht ſcheel dazu, daß ich ſie gern habe, ich lache ſeine Lordſchaft aus.

Später.

Hui! wir haben erfahren, daß noch eine Dame hier iſt. Geſtern Abend bei klarer Luft ließen wir uns auf dem Boote in der Brandung herumwerfen, wir ſehen beide ſcharf wie Falken, und entdeckten am Fenſter eine ſchwarz gekleidete Figur, die nicht die Lady, nicht Anna war.

Ohne Weiteres ſagten wir's, ſo harmlos wie möglich, bei unſerer Rückkunft der Lady. Sie ſagte Ja, und des Abends erſchien die ſchwarze Dame — Henry fuhr vom Seſſel auf; Miß Mary ſchauerte zuſammen, ſie iſt jene Jugendliebe. Die alte Lady ſcheint nichts Sicheres bemerkt zu haben bei dieſer Scene.

Dies ſchwarz gekleidete Mädchen macht einen wunderbaren Eindruck, ſie iſt bleich wie Schnee, kaum der Duft rothen Blutes ſchimmert durch dieſe bleichen Wangen, durch dieſe weißen Hände. Dunkles Haar und dunkle Augen heben wie der lebendige Grundton eines kühnen Schmerzgeſanges die in ſchwarzen Sammt gehüllte Figur. Sie iſt kein junges Mädchen mehr, feine Züge des Leids ſchweben hin und her durch das zarte Antlitz, aber ſie erhöhen die vornehme Tragik der ganzen Erſcheinung, ich möchte ſagen: ſie reizen wie das hiſtoriſche Colorit eines Romans.

Du weißt, wie ſehr ich die Jugendfriſche des Weibes allem ſpäteren Reize vorziehe, welche gefülltes ſchönes Fleiſch gewähren mögen, der Trieb iſt mir ein Knabe, der das Wachsthum noch vor Augen hat; die Reife iſt der letzte Schritt vor dem Welken, der Herbſt iſt tragiſch, des Winters Tod lauert ihm auf der Schulter; aus des vollen Leibes lockender Haut ſeh' ich die Falte lauſchen, welche der nächſte Erbe iſt, und nur von Unerfahrenen nicht geſehen wird. Nur die junge Form hat wirklich zeugende Kraft, geſunde Sehnſucht, echten Drang zeugende; die erfüllte Form hat eine Mattigkeit des Beendeten.

Dennoch ſehe ich mit einem ſchönen Gefühle dies wunderbare Weib Miß Mary, ich erkenne, daß ein Zauber dahinter ruht, der ſo mächtig, vielleicht mächtiger ſein kann, als der Zauber junger Sinneswelt, weil eine Atmosſphäre darum webt, die etwas haben mag von Kraft des erfahrenen Herzens, von Kraft hiſtoriſcher Welt. Deſſen ward ich deutlich inne, aber gefährlich iſt ſie mir doch nicht — Du würdeſt vielleicht ſagen: Das iſt eben dein Mangel.

Miß Mary ſprach bei jenem erſten Erſcheinen ſehr wenig, und ihre Stimme wankte wie eine unſicher angeſchlagene Harfenſaite — Henry, der beherrſchte Engländer, konnte nur mühſam den erregten inneren Sturm niederhalten.

Später.

Die Zeit vergeht, es geſchieht äußerſt wenig, und doch iſt das Wort Langeweile ganz unbekannt, wir ſind alle tief und raſtlos bewegt, es drängen und murmeln tiefe Meeresſtröme unter den innerſten Räumen unſerer Welt, wie ſie in der Wirklichkeit unten am Felſenabhange wühlen.

Wir ſind alle wie im halben Somnambulismus: die Lady ahnt unklar Gefährliches, aber ſie weiß nichts und wehrt in keiner Weiſe, und liebt Henry; Anna liebt ihn wahrſcheinlich auch, und über Miß Mary ſchweigt alle Sicherheit. Zuweilen ſah ich eine plötzliche Röthe ins bleiche Antlitz treten, und ich meinte ein Wachtfeuer auflodern zu ſehen, das den nahen Todfeind verkündet; dann fliegt ein Schauer über den zarten Leib, wie eine kalte Luft raſch durch den heißen Mittag fliegt.

Das iſt ein dämoniſches Verhältniß zu Henry: ich glaube, ſie liebt ihn nicht, ſie würde eher in meinem Arm weich und glücklich werden, ſo ſagt es mir manchmal ein kleiner Strahl, der hinter ihrem Blicke ruht, und ſelten von einem ſo geübten Auge wie das meine zu erkennen iſt, ſo ſagt es mir die elektriſche Kraft, welche ſich äußert, wenn ihr ſammtenes Kleid an mich ſtreift, oder gar die ſchönen Finger wie ein Hauch an mich treffen. Ihre Hand iſt wie ein prächtig Trauerlied voll melancholiſcher Lockung, das in weiße Seide, in köſtlichen Stoff gebunden iſt, ein wollüſtiger Schmerz lockt aus dieſer weißen Hand.

Weißt Du es nicht, daß die urſprüngliche Neigung Hand und Locke des ſchamhaften Mädchens treibt, flüchtig wie ein

Gedanke aber wirklich den Geliebten zu berühren? Sie weiß es nicht, unbekannte Mächte thun es.

Aber das dämoniſche Verhältniß zu Henry wird nach außen ſtärker ſein, es ſchließt die ſtarken Ketten immer feſter um ſie, ſie ſchauert, aber ſie kann ſich nicht wehren, die Hände ſinken, ſie ſtürzt ihm in die Arme, von dem ſie weiß, daß er ihr Verderber. Du wirſt es ſehen.

Und Henry! Demſelben Dämon iſt er unterworfen, und ein eben ſo ſchlimmer, der engliſche Eigenſinn, eine Macht über Tod und Möglichkeit hinaus, ſchließt ſich an, und macht das tolle Verhältniß zum Verhängniß — Henry liebt offenbar mit aller ſinnlichen Liebesneigung und Gluth Miß Anna, er iſt bezaubert von ihr, aber er ſchlägt die Fauſt darauf, daß es ihn ſelber zum Aeußerſten ſchmerzt, und — ſtrebt nach Mary, durchaus nach Mary.

Später.

Es iſt ganz ſo, wie ich ſagte: er liebt Anna, aber er will Mary beſitzen, durchaus, und ſollte er ſie aus den Wolken reißen.

Wir ſaßen des Morgens an der Fenſterthür des großen Saales, vor welcher ein ſchmaler ſteinerner Sitz überm Meere hängt, und das tief toſende Element gleichſam verhöhnt. Mary ſprach mehr als gewöhnlich, das heißt ſie ſprach, denn ſonſt ſchweigt ſie meiſtens; das entzückte Anna, denn Anna liebt ſie zärtlich, und verheißt in der Leidenſchaftlichkeit, womit ſie das zuweilen ausdrückt, dem geliebten Manne einen Himmel von Feuer und Hingebung. Sie umarmte Mary mehrmals und war viel luſtiger als ſonſt, die alte, ſtrenge Lady war auch nicht zugegen.

Plötzlich ſtand Lord Roldan auf und führte mich auf die Seite, kühl und trocken alſo ſprechend: Mein Herr, Sie coquettiren mit den beiden Frauen, die mein ſind, mein ſein ſollen —

Beide? fragte ich lächelnd.

Herr, Sie erlauben ſich meiner zu lächeln?

Item, er forderte mich, und gegen Abend beſtieg Jeder von uns allein ein Boot, Jeder nahm drei wohlgeladene Piſtolen mit, Jeder überließ ſich der ſtürmiſchen Brandung. Verabredet war's alſo, daß wir auf einander ſchießen wollten, ſo nahe als Jeder im Stande ſei, mit Welle und Ruder dem Boote des Anderen zu kommen.

Die Sonne ſchien klar, aber die See ging hoch, die Wellen warfen uns bald nahe aneinander, bald trennten ſie uns weit. Gleichzeitig blitzten die beiden erſten Schüſſe, einen Knall hörte im Wogengebrauſe nur Jeder von ſeinem eigenen Piſtol — wer getroffen wurde, und des Ruders nicht mächtig blieb, der war unrettbar verloren.

Das Meer ſchleuderte uns auseinander, Keiner wußte, ob die Kugel das Ziel gefunden, ich war unverletzt. Es dauerte lang, eh' wir uns deutlich wieder erblickten, Lord Henry griff nach dem Piſtol und zielte wie ich. Die zweiten Schüſſe fielen, ich ſah, daß Lord Henry das Ruder entglitt und er in den Raum ſeines Bootes zurückſank, die hoch gehende Woge faßte ſein Fahrzeug und ſchleuderte es von dannen. Ich ſtrengte alle Kräfte an, um es zu erreichen, damit er nicht das Opfer ſeines übermüthigen Eigenſinnes werde, denn bei aller feindſeligen Betroffenheit davon liebe ich dieſe gewaltſame Natur, und ich ſetzte mein eigenes Leben daran, um ſie nicht dem wilden Elemente als Beute zu laſſen. Aber meine Kräfte erſchöpften ſich, jener Zuſtand der Schwäche, der mir ſo verhaßt iſt, trat ein, mein Geiſt ſchlug umſonſt in den unmächtig werdenden Körper hinein — da beſchämten mich die Wellen, ſie warfen mir plötzlich Henrys Boot entgegen, ich ſprang mit meinem Ruder hinein, und überließ meinen Kahn dem Meere.

Lord Henry lag blutend am Boden; ich band mein Taſchentuch um die Wunde und legte ihn ſo, wie es am wenigſten ſchmerzhaft zu ſein ſchien.

Wir lachten beide auf — um ein Nichts, um eine Caprice vernichtet der Menſch den anderen! Was ſoll mir aber das Leben, rief Henry, wenn ich nicht damit ſchalten kann, wie es mein wechſelnder Wille eben heiſcht; wer für das Leben ſorgt, der lebt nicht, dem iſt's eine Bürde; was ich bewachen muß, das iſt nicht mein, und der eingeſchränkte Beſitz iſt nur einer für die Knechte.

Wir waren nun aber weit ins Meer hinausgetrieben, und der Abend fiel dunkel herab, ich arbeitete, daß der Schweiß in Strömen über mich ſtürzte, die Sterne gingen auf, Henry ward todtenſtill, die Wunde mußte in der kalten Nachtluft heftig ſchmerzen, aber er verrieth es nicht mit einem Laute.

Ich brach zuſammen, als ich das Boot endlich ans Ufer geworfen hatte, und es blieb mir doch noch die ſchwere Laſt Henrys, den ich bis ans Schloß zu tragen hatte. Er ließ es nicht geſchehen, und ſchleppte ſich, auf meine Schulter geſtützt, mit eigener Kraft.

Die Strenge der Umgangsſitten in dieſem Lande drückte ſchwer: Miß Anna verging vor Angſt, den leidenden Henry nicht ſehen, nicht pflegen zu können.

Ich verließ ſein Zimmer nicht, einem Machtloſen will ich nichts ſtreitig machen, ich ſah Miß Mary mit keinem Auge; wir ſprachen viel, ſehr viel, beſonders über die Schwäche der Menſchen.

Als er ſo weit wiederhergeſtellt war, um im Zimmer umherzugehen, ging ich zum erſten Male von ihm, um in freier, raſcher Bewegung Luft zu ſchöpfen, ich ließ ein Pferd ſatteln und jagte umher bis tief in den Abend hinein.

Das hatte die wildeſte Eiferſucht von Neuem in ihm erweckt: ſein Gedanke war, ich könnte bei Miß Mary ſein, er ergreift eine Waffe, und eilt nach den Zimmern der Meerſeite, wo die Mädchen wohnen, er dringt unbemerkt bis an ihre Gemächer, er hört Anna und Mary ſprechen; ſie ſind allein; beruhigt ſchleicht er zurück in den Saal, da hört er vom andern Eingange desſelben die Lady kommen. Um keinen Preis der Welt will er geſehen ſein; die Thür nach den Zimmern der Mädchen hin iſt noch offen, der Verdacht, die Indiscretion, dieſer ganze Sittenbruch, ein Engländer empfindet ihn wie eine Todſünde. Aber es iſt kein Ausweg übrig als durch die große Fenſterthür nach dem Meere, ſie iſt einige Ellen hoch von bergendem Holze, hinter welchem man ſich niederkauern kann auf der ſchmalen Steinplatte, die draußen über dem Meere hängt; die Nacht iſt dunkel. Er ergreift haſtig dieſen Ausweg und zieht die Thür leiſe an ſich, ohne ſie ins Schloß zu werfen, denn wenn dies Letztere geſchieht, ſo iſt er ausgeſperrt, ſie iſt nur vom Saale aus zu öffnen.

In dem peinlichen Momente, wo die Lady mit einem leuchtenden Diener den Saal entlang kommt, bemerkt er kaum die entſetzliche Situation, auf ſchmalem Raume, ohne Anhalt dicht über dem tiefen Abgrunde zu ſein.

Die Lady kommt bis an die Thür, ſchilt den Diener, daß man das oft Gebotene nicht beachte, daß die Thür nicht geſchloſſen ſei, und drückt ſie feſt ins Schloß — der Rückweg iſt ihm abgeſchnitten. Die Lady geht in das Nebenzimmer, von Neuem ſcheltend, daß auch dorthin die Thür offen ſei; der Diener betheuert, es ſei Niemand da geweſen.

Das Nebenzimmer iſt der Lady Schlafgemach, die Kammerfrau kommt, um die Herrin zu entkleiden, alſo auch die Hoffnung ſchwindet, ein Fenſter der Thür einzubrechen, und dadurch den Rückzug zu gewinnen: das Geräuſch würde die Lady wecken; mit Entſetzen wird er inne, daß auch die Kammerfrau in der Nähe ſchläft. Die Lady dürfte im äußerſten Falle das Mißliche erfahren, niemals aber eine Dienerin.

Es wird ſtill im Schloſſe, die Lichter verlöſchen, aber dem reichen, ſtolzen Lord ergeht es hart: Wind und Regen machen ſich auf vom Meere, ſie überfallen ihn, der ſich vor Froſt kaum noch erhält. Unbeweglich muß er ſtehen — denn jetzt hat er ſich wenigſtens aufgerichtet — ein feſter Anhalt iſt nirgends, wie immer zieht die Gefahr wie eine Sirene, der ganze Körper will im wüſten Schwindel nach dem Abgrunde zu, er kommt aus dem Krankenzimmer und iſt mit Leichtigkeit von Nachtluft, Regen und unbequemer Stellung vernichtet. — Er entſchließt ſich, lieber ſelbſt hinabzuſpringen: der ſtolze, freche Lord, der ſonſt die dickſten Taue des Menſchenverkehrs ohne Weiteres zerreißt, er iſt von dieſem Spinnwebfaden der Ehrenſitte dergeſtalt umrankt, daß er eher ſich, als einen Schatten Anſtand ſeiner Wirthin opfern will. Dies ſind Geheimniſſe ſpecieller Civiliſation.

Ich kam ſpät nach Hauſe, und weil ich kein Licht in Henrys Zimmer ſah, ſo meinte ich, er ſei zu Bett; es war mir willkommen, nun einmal nach mancher geſtörten Nacht feſt ſchlafen zu können, ich verriegle die Thür meines Gemachs und liege bald im tiefſten Schlummer. Henrys Reitknecht ſagte mir am andern Morgen, er habe umſonſt gepocht und gelärmt an meiner Thüre, da er ſeinen Herrn vermißt, und bei mir Rath gewollt habe. Ich erinnere mich nur, einen Augenblick erwacht zu ſein und mich beglückwünſcht zu haben, daß ich bei dem Sturm und Regen, der an die Fenſter ſchlug, im Trockenen und Sicheren ſei.

Die Luſt am Leben, welche allen Geſchöpfen innewohnt, und welche die größten Empfindungen gemacht hat, trieb Lord Henry endlich auch zu einem Entſchluſſe und Verſuche — das Piſtol, welches er von ſeinem Zimmer mitgenommen, lag neben ihm auf der Steinplatte, er unternahm noch einmal das Gefährliche, ſich zu bücken, und mit erſtarrter Hand darnach zu greifen. Es gelang, und er zielte nun mitten ins Schloß der Thür hinein, um ſie aufzuſprengen, und mit einem tüchtigen Rucke in den Saal, und von dort raſch, ehe Jemand in den Weg treten könne, auf den Gang, nach ſeinem Zimmer zu kommen.

Der Schuß verſagte — Henry zwang ſeinen Sinn vor ſich ſelbſt zur Ruhe, zum Gleichmuth, zog das Gewehr noch einmal langſam auf, drückte noch einmal ab, es knallte und krachte; es gelang.

Natürlich gerieth da oben Alles in Bewegung, man ſtürzte hinzu, man fand das Unerklärliche, man muthmaßte nach allen Richtungen — Henry, um alle dem eine andere Wendung zu geben, warb am nächſten Morgen um die Hand der Miß Anna, entdeckte der Lady ſeinen wahren Namen.

Beſtürzt und erfreut trieb ſie zur augenblicklichen Reiſe nach London, damit dort die Hochzeit gehalten würde. Beſtürzt war ſie um Marys willen, die einſt juſt vor Henry zu ihr gerettet worden war, erfreut war ſie, weil Anna in glühender Liebe für den Lord brannte, weil ihr ſelbſt der Schwiegerſohn wohlgefiel.

Es war noch nicht Mittag, da fuhren wir alle gen London, ich mußte Henrys Bitten weichen, ich mußte mit; denn Mary blieb zurück, weder er, noch ich hatte ſie wieder geſehen.

Später.

Seit der Zeit ſind Wochen vergangen, das Ehepaar ſchwelgt in den Flitterwochen, ich konnte das charaktervolle Bild Marys nicht vergeſſen und ihre verzauberte Einſamkeit auf der Abtei; in einer Stunde des Gedankens daran warf ich mich aufs Pferd, und ritt Tag und Nacht, hinaus nach dem Felſenſchloſſe. Im Walde vor dem Hügel ließ ich das Pferd meinem Burſchen, und eilte hinauf, Niemand begegnete mir, ich kam in den Saal, Mary ſaß am Fenſter und ſchaute ins Meer hinaus; das dunkle Haar hing aufgelöſt über den bloßen Nacken und das ſchwarze Sammtkleid herab, ſie glich einer Balladenkönigin, und hob ſtaunenden Rufs ihre Arme, da ſie mich ſah.

Das Kleid war ſchwarz, der Leib war weiß,
Die Hand war kalt, das Herz war heiß;
Sie wehrte, rang und küßte —

Es giebt Dämonen, die ihre Krallen tief herein ſtrecken in die Welt, glaub' mir's. Sie ſchüttelten dies Weib ſelbſt in meinen Armen, ſie gönnten ihr keine Ruhe, kein Glück, in den Träumen rang ſie mit Henry.

Und dieſem erging es eben ſo: von der Seite des liebenden und geliebten Weibes ward er zur Nachtzeit getrieben, und er flog nach der Abtei, und als ich nach einem Jagdausfluge von zwei Tagen zurückkehrte, da ſtand Mary hinter der offenen Fenſterthür des Saales, auf der Steinſchwelle, die über dem Meere hängt, ihr Sammtkleid hing zerriſſen an der einen Schulter, das Haar flog aufgelöſt im Winde, ſie ſang Liederverſe Opheliens und mich kannte ſie nicht mehr. Es war grauſig, und ich entfloh zum zweiten Male.

Lord Henry iſt nicht wieder geſehen worden in Alt-England.

Ich habe ſonſt ein fatumhartes Weſen, ich kann arge Dinge ſehen, wie ſie die Menſchen Unglück nennen, und ſehr unbefangen dabei bleiben; für mich hat die Welt ſtarke Nerven, weil ſie ihr meiner Meinung nach nothwendig ſind. Wir ſind wie Thiere in den Wald geſetzt, und haben uns unſerer Haut zu wehren. Aber es ſchauerte mich, als ich am Eingange des Eichenwaldes mich noch einmal umwendete, und die verödete Abtei da oben ſah, das zürnende Meer dahinter hörte. Wie lag ſie damals ſonnenfröhlich da! Wir haben unſern Fuß hineingeſetzt, und der Dämon iſt auf unſern Schultern gekommen — jetzt iſt ſie verwüſtet.

Ich muß der Welt nicht mehr Geſicht zu Geſicht gegenüber ſtehen, denn wo ich hinblicke, richt' ich Unglück an, oder helfe es anrichten. Und wo kein Glück mehr iſt, da iſt der Tod, Glück iſt eben das richtige Verhältniß. Ich hab's verloren — pah! ich muß doch weiter.

Mit welcher Mühe entrinn' ich der alten Lady, der verzweifelnden, über ungewiſſe Verlaſſenheit hinſtarrenden Anna!

Ich jagte heut allein hinaus, und fand „die Perle“ in einem myſtiſch beleuchteten Zimmer, wie es die deutſchen Romanſchreiber gern für Liebesabenteuer ſchildern. Umſonſt drohte ich, bat ich, flehte ich ſie, den verhüllenden Schleier vom Geſicht zu ziehen, ein Wort zu ſprechen, umſonſt. Aber übrigens war ſie ſanft, war ſie hingebend, wiegte mich in ſüße Verlangniſſe, überſchüttete jene Neugier mit Wolluſt. Als ich darein verloren war und ſie verloren glaubte, raffte ich mich auf, und riß ihr den Schleier vom Haupte — wen erblickt' ich, und was erfuhr ich! Nur ein Moment blieb mir Freiheit, Margaritens ſchönes, aber tödtlich drohendes Antlitz zu ſehen, im nächſten Augenblicke hatte ich mit aller Anſtrengung um mein Leben zu kämpfen. Sie hatte behend wie eine Schlange den leichten Shawl ihres Halſes um meinen Nacken geſchürzt, ſie ſchnürte ihn mit aller Kraft zuſammen, um mich zu erdroſſeln — es war ein Ringen um Leben und Tod mit einem ſtarken, wüthenden Mädchen.

Als ich ſie mühſam überwältigt und nach Luft geſchöpft hatte, lag ſie zitternd am Boden, zitternd von der gewaltſamen Anſtrengung und vor Wuth — Du haſt mich zur Bajadere gemacht, ſagte ſie halb erſtickter Stimme, mache mich auch zur Leiche, oder ich werde Dich verfolgen, bis ich Dich erwürgt habe.

Ich eilte von dannen. Dies ſchreib' ich auf einem amerikaniſchen Schiffe, das auf Wind harrt, um die Anker zu lichten. Am Strande, von wo ich ins Boot ſprang, ſah ich von Neuem Margarita, ſie war es ſicherlich, obwol ein dichter Mantel und Schleier ſie verhüllten, wer könnte ſonſt die Worte ſprechen, die ich deutlich bis auf die kleinſte Silbe vernahm:

„Wo Du auch hingehſt, meine Rache wird neben Dir ſein.“

Verſuch's, rachluſtig Mädchen, durch den Ocean zu ſchwimmen. Leb' wohl, ſanfter Deutſcher!

13.

Valerius an Hippolyt.

Unſere Naturen ſcheiden ſich für immer: Du giebſt auf eine grob ſinnliche Weiſe ſo ganz und gar jedem Gelüſte fraglos nach, daß Dir am Ende gar kein Unterſchied mehr übrig bleibt von dem blos Animaliſchen. Wenn die Bildung nicht eine gemeinſchaftliche Natur wird mit dem, was Sinn und Körper heiſcht und was der einſchränkende und ordnende Geiſt zuläßt oder gebietet, wenn ſich nicht eine Ehe geordneter Art zwiſchen Leib und Seele bewerkſtelligen läßt, dann hinaus mit dem Menſchen unter die Thiere des Waldes oder der Wüſte, er überhebt ſich ihrer in keiner andern Weiſe, als daß ſeine Sinne vielleicht noch raffiniren.

Möge hie und da ein einzelner Menſch Deiner Gattung übrig bleiben, wie man für Wiſſenſchaft und Kunſt eine Urpflanze, ein Urgeſchöpf aufbewahrt, um ſtets ein echtes Bild vor ſich zu haben, wornach die Ausbildung geregelt werde; möge einem Geiſte wie dem meinigen noch oft eine Erquickung, ein Speculationswecker aufſtehen in einem Menſchen wie Du, in einem theilnahmsvollen Verhältniſſe, wie zwiſchen uns — aber die civiliſirte Welt muß Dich vernichten, wie ganze Gegenden ausziehen, um einen Wolf zu erlegen. Fahre wohl! Ich werde Deiner gedenken, und zwar mit einer Liebe, wie ich ſie vielleicht allein auf der Welt für Dich haben kann, weil ich allein Deine innerlichſte Menſchenbedeutung erkenne.

Wundere Dich nicht, beklage Dich nicht! Wer keine Beſchränkung duldet, der duldet auch keine Liebe; Du vereinſamſt Dich für Deine Luſt, und ſo wirſt Du auch vereinſamt und vogelfrei für jeden Schützen, der auf Dich zielen will, ſo vereinſamſt Du Dich auch zum Tode. Fahre wohl! Ich ſehe Dich einſam erſchlagen am Meeresſtrande eines fernen Welttheils liegen; Deine zornige Seele ringt ſich mühevoll vom ſtarken, widerſpenſtigen Leibe, und ſtürzt drohend ins All hinaus, um ihre Verbindung mit der Gottheit zu ſuchen, ihre unmittelbare Verbindung. Armer Hippolytos! Das iſt eben der tragiſche Menſch, daß er nur mittelbar der Gottheit ſich bemächtigen kann, und es iſt wenig Ausſicht vorhanden, daß die Unmittelbarkeit gleich nach dieſem Leben eintreten werde! Armer Hippolytos!

Ja wol, ja wol, wir haben uns einſt Alle erhoben für die Freiheit, aber die Freiheit für Civiliſirte iſt nur ein freies Geſetz; ja wol haben wir uns erhoben für den wahrhaften, echten Verkehr zwiſchen den Geſchlechtern und gegen die lügenhafte Ehe, aber nur gegen die lügenhafte; wo in Wahrheit zwei Weſen in Eines aufgehen, da iſt eine Erfüllung des Menſchenthums gewonnen. Was mir eine Geliebte zurief, das bezeichnet für mich den wahren Standpunkt, ſie ſagte: Den verehelichten Perſonen gelte der Kampf, nicht der Ehe.

Haltet die Ehe offen, wie der Herr des Himmels ſeine Hand offen erhält für den wahrhaft nothwendigen Wechſel der irdiſchen Welt, den Wechſel von Tag zu Nacht, von Schnee zu Blumen; ſchüttelt die Perſonen, welche durch Lüge mit dem Inſtitute Frevel treiben, ſchützet diejenigen, welche von der Unwahrheit einer Verbindung gefeſſelt und zertrümmert werden, kämpft gegen und für die Verehelichten, haltet die Thür der Erfindung offen, doch vermengt damit nicht die Ehe ſelbſt.

Aber, iſt Dein Verhältniß zum Weibe etwas anderes als ein Krieg, ein Raubzug? Soll ihn das Weib gutheißen, kann ihn der Mann loben? Du willſt vom Weibe nur die Luſt; das Weib kann aber auch ein Herz geben, eine Ewigkeit darin, und dergleichen willſt Du nicht, weil Du's nicht brauchen kannſt; Du vernichteſt alſo das Weib.

Fahre wohl! Der Schrecken wird Dich ereilen in der freien Welt Amerika's. Dort iſt die Freiheit ein Rechenexempel, und ein ſchlimmeres als das, um deswillen Du Europa fliehſt

In einer durchwirkten alten Welt ſind die Zahlen, dieſer unpoetiſche Behelf, abgeſtumpft, und die Mannigfaltigkeit entſchädigt für einzelnes Mißfällige — dort drüben in der amerikaniſchen Anfänglichkeit ſtehen ſie noch nackt und einzeln da wie ein Pfahlwerk, das die Zeit überkleiden ſoll, und an dieſem Pfahlwerke wirſt Du geſpießt. Ein Rechenexempel, ein Pfahlwerk der Freiheit iſt dem poetiſchen Gelüſte viel unerträglicher, als eine bekleidete, mit geſchichtlichem Moos bewachſene Unterthänigkeit: der bloße Begriff iſt ein Recept, die Gewohnheit aber iſt eine Speiſe, und Speiſe braucht der Menſch. Fahre wohl!

Ich bin wirklich von Grünſchloß nächtlicher Weile ins Gebirg gewandelt, und habe als Kohlenbrenner die Berge durchſtrichen aufwärts und abwärts. Hier in einem abgelegenen Thale ſaß ich eines Morgens und labte mich an dem harten, ſchwarzen Brote, das in meinem Schnappſacke zu finden war; die Sonne ſchien, die Vögel ſangen, mein Leib war geſundet und gekräftigt, mit ihm mein Geiſt, ich dachte damals: ei nun, du biſt ja nicht allein klug in der Welt, ſie wird's ſo gut machen und beſſer, als du, laſſ' ſie gewähren, glaube ihr, betrachte, ſinne, dichte von Neuem, aber im Kleinen. Mit der großen Welt biſt du geſcheitert, verſuch's mit dem verjüngten Maßſtabe; harke die Erde, pflanze Kohl, wirke auf den Nachbar, ſuche das Nächſte, wage dich nur langſam und äußerſt vorſichtig mit dem Schluſſe, mit der Forderung ins Allgemeine.

Da trat ein Bauer zu mir, der aus dem Holze kam, und grüßte mich; er fragte, ob ich feirig ſei, und warb meine Fäuſte und meine Tageszeit. Und zwar für ſeinen Garten, für ſeine Baumſchule, wenn ich dergleichen verſtünde, „denn Ihr ſeht mir", meinte er, „nicht ſo recht aus wie Feldarbeit". Ich verſtand's, und es ſchickte ſich gut: es gedieh die Frucht, und des Abends ſchwatzte der Bauer mit mir und ließ ſich erzählen und Rathſchläge geben — es erquickte mich, die Macht des Geiſtes zu ſehen, des unbefangenen Geiſtes, wie er ſich abgeſetzt hat in mir durch ſo viel Erfahrung und Gedanken. Es war mir Freude und Genugthuung, einen Erfolg ſolches unparteiiſchen, laſſ' mich ſagen naiven Geiſtes auf den Bauersmann zu ſehen, ich ſprach nicht in Kategorien, nicht im Jargon unſerer Cultur, und es trat ein wirklich bildendes Verhältniß zwiſchen uns ein — was erkannte ich? Ach! Nach beſtimmten Zielen rennt man, verfehlt ſie, und läßt die Arme ſinken; man glaubt, umſonſt geſtrebt und gewagt zu haben, aber der Zufall macht uns aufmerkſam, daß wir zu einem ganz anderen Beſitze gekommen ſind: zwiſchen den Fugen, in denen wir uns bewegt, zwiſchen den Fingern, mit denen wir gerafft und nichts errafft haben, ſind ſeine Sommerfäden hangen geblieben, Fäden, welche eine Verkündigung ſtillen glücklichen Sommers ſind. Die Welt beſiegt man nicht, aber einzelne Leitgedanken, einzelne Weisheit derſelben ſiedeln ſich unſerer Seele an, und ſtatt der Herrſchaft über das Ganze, nach welcher wir ausgezogen ſind in Kampf und Streit, finden wir eine Herrſchaft über uns ſelbſt, einen Aplomb unſerer ſelbſt, eine Entſagung, aus welcher heraus eine Macht und Herrſchaft unſerem Geiſte wächſt, größer und dichter, denn alle äußerliche.

Der Bauersmann erzählte ſeinem Herrn, welch einen Gärtner er gewonnen; der Herr kam, ich fand mit Leichtigkeit den höheren, richtigen Bezug zu ihm, ohne ganz meinen Charakter zu verläugnen, ohne das Syſtem aufzugeben, daß mir die Welt noch einmal von der Einzelnheit und von der Reſignation aus zu erobern ſei. Ich gefiel auch ihm, — die Faſſung, das Verhältniß, in welchem Etwas erſcheint, macht ja Alles; die meiſte Beziehung, welche in der Welt exiſtirt, iſt ja in den erſten tauſend Jahren der Welt aufgefunden worden, das Verhältniß, in welches dieſe Beziehungen zu einander gebracht werden, dies allein iſt das Neue, das Reizende, iſt die Aufgabe. So war denn der weiſe Gärtner dem Gutsherrn ein Wunder, ich mußte aufs Schloß, mußte einen großen Theil der Verwaltung übernehmen; mein Regiment über Obſtbäume und den Bauer wuchs ſolchergeſtalt reißend, der Schloßherr, jung und wacker, hat es mir nach und nach über ſich ſelbſt eingeräumt, er weiß, daß ich kein

Gärtner bin, daß ich eine bewegte Geſchichte habe, aber wir ſchweigen darüber. Die Polizei aus jenem Staate drüben, die mich für den Mörder Conſtantins und Juliens hält, ſoll mich nicht quälen, und ich will deshalb in der Stille bleiben. Dieſem über mir ſchaukelnden Schwerte, das meine Bewegung bannt, ſehe ich ruhig zu; früher allerdings hätte ich dies nicht vermocht: wer aber reſignirt hat, iſt viel ſtärker, als wer Alles beſitzt. Ein Durchreiſender kann mich allerdings erkennen, denunciren, aber ich denke, es wird nicht geſchehen.

Meine Macht wollte noch weiter hinaus: der Gouverneur des Diſtricts, von meinem Gutsherrn unterrichtet, ließ ſich mit mir ein, wollte mir ein groß Regiment anvertrauen; ich hab es abgelehnt, weil ich dabei wieder in die Unſicherheit des offenen Meeres geworfen würde, und weil ich fühle, daß meine Kraft und Ruhe doch noch ſehr jung und ſchmächtig iſt; möge ſie höher und breiter und möge ihre Rinde wachſen mit den Jahren! Faſt berauſchte es mich ſchon, wie dieſer Weg des kleinen Schrittes doch ſo raſch und ſicher zu großer Herrſchaft führe; wer noch berauſcht wird, der iſt noch zu jung. Nicht wahr, ich werde ein Philiſter? 's iſt nicht ſo arg: mancherlei Hoffnung, ſogar mancherlei Ueberſchwenglichkeit ſchlägt ſchon wieder die Flügel in mir. Wenn ich noch einmal lieben könnte, dann wäre Alles gut; ich fürchte aber, dieſen ſchönſten Keim haben mir die Nachtfröſte verdorben.

Ein ganz verſchwiegen Thal — freilich iſt mir die Verſchwiegenheit gar zu wünſchenswerth geworden — ein Thal mit der Ruhe und warmen Fruchtbarkeit des Paradieſes habe ich aufgefunden, dort baue ich mir ein zierlich, heimlich Haus, ich bin ſehr gut bezahlt und habe das Geld dazu, es wächſt täglich und rundet und ſchließt ſich im freien Schatten dunkler Kaſtanienbäume, die für mein Sonnenherz eine große Spalte nach Morgen offen und frei laſſen. Du glaubſt nicht, was mir das für Freude gewährt, ſolch ein eigenes Beſitzthum zu ſchaffen, einen wunderbaren, ganz neuen Reiz. Iſt's ein Egoismus o laßt mir die kleine Sünde, ich ſtelle auch keine unbedingten Verlangniſſe mehr an Euch, ich bin nicht mehr kategoriſch, ſeid's auch nicht gegen mich! Wirklich die größte Freude, Hippolyt! Heute habe ich ſogar eine Speculation mit gewagt, eine induſtrielle, die ich mit all meiner Erfahrung ausgerechnet habe; Walden, mein Gutsherr, ſagt: Wenn ſie gelingt, ſo ſoll Ihr Gewinn das ganze Thal ſein, wo Sie Ihr Haus bauen, und ich rüſte Ihnen die Beſitzung mit zwei Stück Stammvieh von jeder Sorte aus, von Pferden, von Ochſen, von Kühen, von Schafen, von Ziegen — denke Dir, dann hätte ich eine ganz vollkommene Wirthſchaft! Aus dem unglücklichen Weltreformator würde ein beſchränkter Landwirth, deſſen Beſorgniß das Kalben einer Kuh wäre — ſpotte zu, ich bin geſund beſchäftigt in dieſem Treiben, und die große Welt in mir ſtirbt darüber nicht, o, ſie iſt ſo geſchäftig im Kleinen!

Triumph! Es iſt gelungen! Ich bin Herr meines Thales, der Beſitz, ein Wort, das uns bisher immer unbekannt geblieben iſt, rankt ſeine weichen, verführeriſchen Arme um mich, und ſeine Macht iſt um ſo größer, weil ich ihn ſelbſt erworben habe. Das Geſchenk berauſcht, das Erworbene beglückt und feſſelt. Der Regen, welcher vom Himmel fällt, der Sonnenblick, welcher ſich durchdrängt und einen Wechſel verheißt, ſie haben jetzt einen viel wichtigeren Bezug auf mich, ſie wirken zum Gedeihen meiner Frucht, ſie beſtimmen die jedesmalige Anordnung des Geſchäfts, ich gehöre jetzt zur großen Familie Gottes, welcher die Erde zur Verwaltung übergeben iſt. Denen, die draußen ſind, die umherſchweifen loſe über die beſetzte Erde, bleibe die Speculation, die ſtürmiſche, ins Allgemeine brauſende, den Anderen aber bleibe ungeſtört die nächſte Sorge, die Vertheidigung des Ruhenden — aus dieſem Gemiſch bilde ſich die Welt weiter; aber es verachte mir keines das Andere. Und kommt man auf meinem Wege zum Eigenthume, ſo entweicht die Speculation nicht, auch dem Ruhenden kreiſet das Blut; aber ſie geht in kleineren Schritten. Trotzdem arbeitet ſie unabläſſig; laſſ' mir den kleineren Schritt.

Bin ich furchtſam geworden? Du wirſt es ſagen; aber ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir einen andern Gedanken aufdrängt: der Muth läßt ſich nicht als etwas Allgemeines aufſtellen und verlangen; ſo wie das Verdienſt und der Fehler bei jedem Einzelnen ein Eigenes ſind, ſo iſt auch der Muth für jeden Einzelnen ein anderer. Wenn er hinausgeht aus der eigenthümlichen Bildung und Anlage des Menſchen, ſo wird er ein forcirter, ungedeihlicher — ich hab's mit Schrecken eingeſehen. Höre:

Mein Haus und Land waren beſtellt, ich konnte abkommen, beſtieg meinen Klepper, um aus meinem Zauberkreiſe wieder einmal in die Welt hineinzuſehen. Du bauſt dich vielleicht in einen Irrthum ein, ſprach mein Geiſt zu mir, du befängſt dich in Abgeſchiedenheit, betrachte raſch die fremde Welt mit einem prüfenden Blicke. Einige Meilen von uns liegt ein Bergſtädtchen, wo ſich viele Straßen kreuzen, mancherlei Fremde zuſammenfinden, wo ein reger Menſchenverkehr ſich bewegt — dorthin ritt ich, und ſiedelte mich an, um einige Wochen zuzuſchauen.

Wen fand ich dort? Ich trat in eine kleine Geſellſchaft, und an meinen Hals flog Camilla. Die Leute guckten, ſteckten die Köpfe zu einander, verwunderten, fragten ſich. Das arme Mädchen war zu einer Verwandten hierher geflüchtet, und lebte ſtill und anſpruchslos — da erſcheine ich, der natürlichſte Gedanke, daß ich ſie aufgeſucht, fliegt wie ein Frühlingswind durch ihr Herz; ſie fragt nicht, ſie beachtet nicht, ſie liebt, das gute Mädchen!

Du haſt eine Antipathie gegen die Ehe, ſagte ſie; Valerius, widerſprich nicht, ich weiß es, ſie ſoll Dir nicht geſtört werden, ich komme zu Dir als Deine Geliebte, ich will nie mehr ſein, als Deine Geliebte, nimm mich auf! Was kümmert mich ſonſt in der Welt als Deine Liebe, laſſ' die Leute reden, lächle doch!

Bin ich furchtſam, den Formen, dem Geklatſch unterworfen? Es ſcheint ſo, denn ich ertrug es nicht, daß man mit Fingern auf uns wies, daß die kläglichſten, ordinärſten Weiber ihren Stuhl wegrückten, wenn ſich Camilla neben ſie ſetzte: Camilla, ein Engel neben dieſem Troß, Futter für Hebammen — ich ſah das Nichts dieſer Geſchöpfe, wußte, daß ſie keinen Begriff davon hätten, was bloße Form, was höhere, innere Wahrheit, was wirkliche Sittlichkeit ſei, ich wußte Alles, aber ich ertrug es nicht. Ich litt Folterqual für Camilla. Sie, die feinfühlende empfand es nur zu bald. Eines Abends waren wir in einem öffentlichen Salon, wo ein allgemeines Feſt gefeiert wurde, man ſetzte ſich an eine große Tafel, um zu ſpeiſen, es blieben für uns an einer Ecke zwei Plätze leer, wir gehen darauf zu, eine ordinäre Kaufmannsfrau von der plebejſten Form und Geſinnung ſitzt auf dem angrenzenden Stuhle, ſieht uns kommen, ſteht von ihrem Seſſel auf, legt ihn um, ſetzt ſich auf einen der beiden Plätze, die wir einnehmen wollten. Ich frage höflich, ob ſie dieſe Stühle noch beſetzen wolle — Ja, erwidert ſie mit lauter Stimme, ich will nicht neben einer Liebhaberin ſitzen, dazu iſt mir meine Reputation zu lieb. All mein Blut trat mir aus dem Geſicht, ins Herz zuſammen, ich erinnere mich kaum, je eine ſolche Wuth empfunden zu haben; ich faßte ſie bei der Hand, daß ihr wol Hören und Sehen, wenigſtens das Schreien vergehen mochte, zog ſie in die Höhe, führte ſie zwei Schritte hinter den Stuhl, und ihr ſagend: Madame, verkaufen Sie Bindfaden, und bleiben Sie unbekümmert um ſonſt etwas! gab ich Camilla die Hand, und wir ſetzten uns. O dieſer Zuſtand! Das ging nun wie ein Rottenfeuer um die Tafel herum, bald lauter, bald leiſer, durchweg mit einem Ausbruch gegen uns drohend; Alles ſah auf uns, ich ſchlang Gift hinunter mit dem

Eſſen, und die Rache, mir ſonſt ſo fremd, ſchrie in mir. Camilla, dieſen Engel, wie kannſt du ihn rächen an der Brutalität des Packs — je fremder dieſe Stimmung in meinem jetzigen Weſen war, deſto verheerender tobte ſie in mir umher.

Am andern Morgen war Camilla verſchwunden; der Thorſchreiber hatte ſie mit einem Bündel unter dem Arme bei grauendem Tage fortwandern ſehen; ich ſchickte Boten nach allen Richtungen, ich jagte ſelbſt nach allen Seiten, umſonſt. Und ich wußte obenein, daß ſie mittellos hinausgegangen war in die fremde, feindliche Welt, ich war in Verzweiflung. Ein Zettel allein auf meinem Nachttiſche war mir geblieben, folgender:

„Du haſt nicht das Weſen, Valerius, ein illegales Verhältniß zu ertragen, Du leideſt, Du ſollſt aber glücklich ſein. Ich gehe, folge mir nicht, mein Lieber, es giebt nichts Gutes für Dich, wenn Du mich fändeſt. Meiner herzinnigſten, unverbrüchlichſten Liebe für Zeit und Ewigkeit ſei ganz gewiß; ſuche Dir ein Eheweib, ſie wird Dich beglücken. Du ſchläfſt feſt, während ich dies ſchreibe, ich küſſe Dich noch einmal leiſe, und ſchlucke den Thränenſtrom hinunter, damit er Dich nicht wecke; dann geh' ich für immer. Bis an meinen Tod will ich für Dich beten. Deine, ach, bis in die geheimſte Faſer des Herzens

Deine
Camilla."

Wochen ſind vergangen, alle Nachforſchung bleibt vergebens.

14.

Hippolyt an Valerius.

Auf dem Meere.

Der Tag zieht eintönig vorüber, die Nacht mit dem blitzenden Himmel ſteigt einmal wie das andere herauf, langſam und unmerklich entfernen ſich die europäiſchen Sternbilder, das Meer rauſcht und ſtreicht, hebt ſich und fällt einmal wie das andere — ich habe ſie gewünſcht, dieſe großen Elementar-Verhältniſſe der Welt, ſie haben mich oft geſtärkt. Auch ſie werden mir einförmig und öde, Du haſt vielleicht Recht: ich brauche eine andere Welt, vielleicht da oben, auf dem roth blinkenden Mars, find' ich Genüge, in der Sonne ſelbſt vielleicht find' ich Leben. Auch wenn ſie drückt und brennt, und die Menſchen niederwirft, iſt ſie mein Geſtirn, ich bin daheim, wenn ſie da iſt, ich liebe ſie, ſelbſt die verſengende möcht' ich umarmen. —

Groll und Galle und Wildheit bleibt in meinem Herzen, auch die Meereseinſamkeit hilft nicht dagegen; das europäiſche Land bleibt in mir liegen, ich ſehe darauf hin, wie auf einen bewegten, ſchwarzen Ameiſenhaufen, es zuckt mir in der Hand, eine hohe Woge zu faſſen und darüber hin zu ſchütten, bis nichts übrig wäre als unbelebter Boden. Die Welt im Ganzen iſt anders gebildet worden, als ich ſie haben möchte. Die Geſchichte hat nur für die Philiſter eine Welt erfunden, eine Civiliſation, ihr könnt nicht anders fertig werden, als wenn Millionen gekleidet ſind Einer wie der Andere, denken, wünſchen, handeln Einer wie der Andere, die Gleichförmigkeit iſt euer einziges Mittel des Beiſammenlebens — ein trauriges, mordendes Mittel. Ich bin überzeugt, daß erſt die unterſte Claſſe der Erdentwicklung erfüllt iſt, wenn ihr das klägliche Ziel erreicht, und Alles unter einen Hut, unter eine Decke gebracht habt, dann wird die zweite, die bedeutendere Entwicklung beginnen, nach der ich ſchmachte, die Entwicklung der Mannigfaltigkeit, der Tauſend-, der Millionenfaltigkeit. Dann wird Jeder ein eigener Menſch werden, nach ſeinem Geſchmack ſich kleiden, nach ſeiner wirklichen Eigenheit reden, nach ſeinem echten Herzen thun, ohne daß der in der Einzelnheit ohnmächtige Haufe erſchrickt oder Schaden leidet. Eure Menſchheit iſt eine Hammelheerde, die gleichmäßig blökt, dieſer Begriff Menſchheit iſt mein Gräuel; aber ich erlebe keinen neuen, ihr habt für Jahrhunderte hinaus die Nivellirung gepachtet, ihr revolutionirt gar für die Gleichmacherei, eure Langweil gähnt mich an wie das breite Wüſtenmaul der Sahara, über welches zehn arabiſche Pferde mit abwechſelnden Kräften jagen können, ohne ein anderes Ziel zu erjagen als den Tod. Ihr habt das prächtige Wort erfunden: „Leute" — Leute! darin liegt eure Weisheit, euer Glück! Wer zu den „Leuten" gerechnet ſein will, der braucht nur einen Körper, eine Naſe, einen Magen und das Gebräuchliche zu haben, das reicht hin, er iſt von den euren. Der Starke muß ſchwach werden, der Schwache ſtark, was über das Fahrwaſſer hinausgreift, das iſt des Todes — heiße Sonne, verkohle mich, ich will des Todes ſein, ehe ich in dieſer Mittelmäßigkeit fortvegetire.

Habt ihr's nie begriffen, daß es der fürchterlichſte Vorwurf war, wenn eure Poeten die Poeſie da ſuchten, wo ihr nicht wart, wo eure Welt nicht war? Wenn ſie idealiſirten, eine poetiſche Welt erfanden, und euch darauf Abonnementsbillets verſchafften? Ihr verderbt für eure Civiliſation ſo viel Klugheit, daß ihr euch ſelbſt in euren Lumpen nicht mehr erkennt. „Freßt Staub, wie eure Muhme, die Schlange!"

Darum habt ihr ſo viel Verbrechen in eurer Welt, wie in der Erziehung eines höflichen Kaufmannsſohnes Alles verboten iſt, und nur Einzelnes ausnahmsweiſe erlaubt wird. Was wißt ihr vom Verbrechen! Wenn wir deſſen nicht mehr fähig ſind, ſo hören wir auf, Menſchen zu ſein, werden Zahlen und Begriffe. In jedem Menſchen liegt jedes Verbrechen, oder er iſt kein vollſtändiger Menſch. Was erreicht ihr nun mit eurem Katechismus? Das Verbrechen flüchtet ſich in eure Tugend, denn die Fähigkeit des Verbrechens iſt die Urkraft, welche eure Gleichmacherei nicht leiten und richten, ſondern tödten will; das vermögt ihr nicht, denn ihr bleibt ſtärker, göttlicher als ihr es wollt und begreift, die geknebelte Urkraft äußert ſich nun gewaltſam, ſie wird darum Verbrechen, ſie wird Verbrechen, auch wenn ſie zufällig in euer Geſetz flüchtet, der ſtreng Tugendhafte iſt ein Verbrecher der Tugend, und richtet mit der Tugend ſein Unheil an.

Das geſchieht, weil ihr aus den ungeheuren Kräften des Alls lauter kleine Dorfſchulmeiſter machen wollt. Ich habe manch ſanftes und gutes Pferd geſehen, das störriſch und ſchlecht wurde nach wenig Wochen unter Hand und Schenkel eines pedantiſchen, hart-dogmatiſchen Reiters. So trenſet und candaret ihr euch eine verbrecheriſche Tugend zurecht.

Ich hab's beſchloſſen, mein Fuß betritt den Boden Europa's nicht mehr; gefallen mir die Yankees nicht, ſo geh' ich zu den Rothhäuten der Wälder, dort wird es mir wohlgefallen. Sie haben wenig Cultur, aber darum auch wenig Verdorbene.

Nachts, wenn ich auf dem Verdeck umhergehe, ſchleicht hinter mir, vor mir, neben mir eine verhüllte Geſtalt — ich habe nie begriffen, was ihr mit dem Worte „unheimlich“ ausdrückt, jetzt empfinde ich's; ich muß mir das vom Halſe ſchaffen! Sie ſchleicht leiſe, faſt unhörbar, dennoch erinnert ſie mich an den ehernen Tritt des Comthurs im Don Juan.

Don Juan [illegible]

Es ſind einige deutſche Auswanderer auf dem Schiffe; warum wandern ſie aus? Lieber Gott, weil ſie zu viel Kinder für den kleinen Acker haben. Ueber dies ABC der Staatsnoth läßt ſich nichts ſagen; aber es ſind auch einige Robespierrianer mit uns, was wollen dieſe aus der Welt machen? Es iſt ihnen nicht genug, daß gleichgemacht wird, es ſoll auch gleichgeſchlagen werden: das Bäumchen, das etwas größer, der Strauch, welcher

19*

etwas niedriger iſt, als man's eben beliebt, das ſoll vertilgt ſein, und ſie hoffen auch, ihre Rechnung in Amerika zu finden. Sie erwarten es, ich erwarte es — ach, nein, ich erwarte nichts. Eure Revolution iſt noch proſaiſcher als euer Altes; was ich ſo von ein paar Probe-Exemplaren aus Amerika ſehe und höre, das grinſt mich an mit todtem, gläſernem Auge.

Der Wind ſtreicht friſch aus Europa in unſern Rücken, er iſt meinem Herzen günſtig. Heute morgen ſind wir bei der großen Bank angekommen, welche ſich viele hundert Seemeilen nach Nordnordoſt hinaufzieht, und den Amerika-Seglern Gefahr droht. Es walten hier die dichten Nebel, wir fahren dahin in halber Nacht — giebt's einen einſameren, großartigeren Tod? In der Dunkelheit mitten im Weltmeere verſchwindet man wie ein Atom. O kläglicher, kläglicher Zuſtand eines Menſchen! Ein tyranniſcher, weit fordernder, weit greifender Geiſt iſt ihm gegeben, und ein Wechſel des Ortes reicht hin, daß dies Geſchöpf verſchwindet, jach und unbemerkt!

Betrachte, wie unſere Welt verarmt iſt! Das Mittelalter hatte ſeinen Teufel, ſeinen lieben Teufel, zu welchem die ſogenannte Frechheit flüchtete; die Thorheit und die Klugheit glaubte ihn zu ſehen, er war ein Hilfsmittel, wenn die bekannte Welt mit ihren Gedanken und Kräften nicht mehr zureichen wollte, er war eine Brücke ins Größere, wenn auch eine brennende. Welch eine Anreizung wäre mir das, mich ihm zu verſchreiben?! Ihr vergeßt ſolche Verhältniſſe ganz und gar, weil ihr proſaiſch nivellirt ſeid, euer Titanen-Element verwäſſert habt. Manchmal, wenn es in den dichten Nebeln dieſes Meeres gar nicht Tag werden kann, ſitze ich hier am Borde und ſchrei in die Waſſerewigkeit hinaus, ob es keinen Dämon giebt, der ſich mit mir einlaſſen will; hier wäre doch wahrlich der Ort für einen wüſten, ſchweifenden Urgeiſt. Verſuch' es, in todtenſtiller Nacht und

Einſamkeit den Teufel zu rufen, aber direct in der Volksſprache zu rufen, mit klarer, verſtändlicher Stimme: Teufel, hole mich! Es liegt eine Reizung darin.

Aber die wüſten Waſſer ſchweigen.

Der Capitän hat Reiſebeſchreibungen, in denen leſe ich. Da finde ich in der einen Folgendes: Der Sultan war ein eifrig Gläubiger, und als er nach Jeruſalem kam, und die große Moſchee zum Gottesdienſte einrichten wollte, wo der alte Salomoniſche Tempel geſtanden, und wo der Chriſt gebetet hatte, da ließ er die ganze Moſchee von oben bis unten mit Roſenwaſſer abwaſchen, damit kein Stäubchen übrig ſei, das vom Chriſten verunreinigt wäre.

Von dem, was ihr religiöſes Moment heißt, mag nichts in mir ſein, denn ihr ſeid gewohnt, nur das alſo zu nennen, was mit eurer poſitiven Ueberlieferung, mit der entſagenden, zerkniſchten Demuth verbunden iſt, und mein Bezug zur Gottheit iſt ein fordernder, ein trotziger, iſt dasjenige, was die Griechen im Prometheus zuſammendichten — aber jener Sultan iſt mir recht. Hat man ſich einen Gott charakteriſtiſch gebildet und angekleidet, dann ſoll ihm auch kein Stäubchen vorenthalten ſein.

Bezug zur
Gottheit
wie Prometheus

Aber euer Glaube iſt nicht gefaßt, nicht geſchloſſen, ſchweift in Erklärungen — was iſt ein Glaube, der erklärt wird! Und dazu mögt ihr euch noch wundern, daß eine Zeit in Verwirrung umhergeworfen ſei, die weder eine klaſſiſche Religion, noch eben darum einen klaſſiſchen Staat, noch eine klaſſiſche Poeſie hat! Für meinen Blick giebt es nur zwei Seiten des Menſchen, die Pole des Herzens, und darum zwei Ströme der Welt, um welche ſich Alles bewegt. Das iſt die Selbſtſucht und die Selbſtaufopferung. Jene hat das ungeheure Alterthum geſchaffen, dieſe iſt mit dem Chriſtenthume eingetreten, und hat beinahe zweitauſend Jahre Geſchichte erzeugt. Gegen ſie hat ſich ein dreiſter, neuer Geiſt erhoben, der halb von ihr, halb vom Alterthume ſtammt, Philoſophieen haben ſich gebildet, die auf eigenem Fuße ſich erheben, und eine Selbſtſtändigkeit neben der poſitiven Religion in Anſpruch nehmen, als ſelbſtſtändige Staaten mit ihr unterhandeln. Jede ſolche Philoſophie iſt unchriſtlich, auch wenn ſie zu chriſtlichen Reſultaten kommt. Durch ſie iſt der Weltgedanke einer durchgehenden Selbſtaufopferung erſchüttert, und nun mordet ſich die Größe des andern Princips, der Selbſtſucht, wieder heraus, um neues Element zu bringen, und vielleicht ein neues Dritte zu erzeugen, und dieſer Kampf iſt unſere klägliche Zeit. Um ſo kläglicher, da Niemand mit der getheilten Wahrheit ſeines Herzens offen herausgeht, Jeder ein Geordnetes lügt, um ſich ſelbſt zu beſchönigen. So ſeid ihr alle beſchränkte Menſchen, weil ihr furchtſam oder frech abtheilt, euer Herz hat keinen Muth gegen euer Gedächtniß, die Beſſeren halten zurück wegen der Geſellſchaft, und darüber verlieren ſie ihr Wahres und Großes; ich will mich aber nicht beſchränken, darum werde ich ein Gott oder ein Ungeheuer.

Da meine Geduld und meine Kraft ſchwindet, ſo wird wol ein Ungeheuer entſtehen, Du magſt Recht haben.

Herrſchen, herrſchen! um dies eine Wort tobt aller Kampf der Welt. Ich wollte lieber ein Meer ſein, als ein ſo großer Ohnmacht ſich bewußter Menſch; das Meer in ſeiner weiten Macht bäumt ſich gegen eindringende Gewalten, heulend und ſchüttelnd ringt es mit dem Sturme, ſich zerſchellend ſtürzt es an das Geſtein des Landes. Ich aber liege kraftlos auf Brettern und Balken, und wo ich ſei, ich bin preisgegeben.

15.

Valerius an Hippolyt.

Du gehſt zu Grabe, Du gehſt zu Grabe, Genoſſe meiner Jugendzeit! Du haſt Dich allein in den Ocean geworfen, Dein Arm iſt ſtark, Deine Kraft iſt groß, aber wenn der Menſch allein mit den Elementen ringen will, da iſt ihm der Tod gewiß, nur in der Gemeinſchaft iſt der Menſch mächtig. Weil er die Geſellſchaft erfunden hat, iſt er Herr der Welt, und Du höhnſt und tödteſt die Geſellſchaft. Ich habe Deine letzten Briefe aus England erhalten — Deine Tragödie geht zu Ende, Du raffinirſt ſchon mit Tallon und Lord Henry nach Aeußerungen des Herzens und Leibes; erinnerſt Du Dich Lotharios in Wilhelm Meiſter, als er inne wird, daß eine Blutsverwandtſchaft zwiſchen ihm und Thereſen ſei, erinnerſt Du Dich, daß er flieht? Mag ſein, daß Andere anders empfinden, daß alles Aehnliche nur ein Civiliſationsgefühl iſt; aber es will als ſolches geachtet ſein, die Civiliſation muß Dich erſchlagen, und wenn ſie es nicht thut, ſo werden's die Rothhäute Amerika's thun, denn auch ſie ſind eine Geſellſchaft. Wo zwei Geſchöpfe neben einander treten, da entſteht ein Verhältniß, und ein Verhältniß braucht ein Geſetz.

Ich bin traurig bewegt. Hippolyt, Du biſt der letzte, an dem meine Geſchichte, mein Herz, mein Geiſt hängt, Alles, neben dem ich geworden, iſt zerplündert, verwüſtet: Conſtantin erſtarrte und ſchied, William, der uns nie mit Wärme nah' getreten war, iſt im kalten Hochmuthe ein einſeitiger, unbedeutender Herr geworden, in welchem gar keine Welt ſich entwickelt hat, Leopold blieb was er war, ward, was er werden mußte, ein Narr, ſein Ende wird im Spitale ſein; Joel, das ſchöne Herz, ſchachert, weil es die grauſame Welt ſo haben will, die Weiber ſind geſtorben, verdorben, zerknickt, Du kämpfeſt den letzten Verzweiflungskampf mit Leben und Tod — ich allein habe mich in ein grünes, ſtilles Thal gerettet; aber ich bin auch verarmt; mein Herz iſt nicht erkaltet, aber es hüpft nicht mehr, kein Blick, keine Hoffnung entzündet es mehr, ich baue mir eine neue Welt, wie traurig iſt das! Die Menſchen, die ich gewinne, wiſſen nichts von meiner untergegangenen Welt, ſie ſind neu für mich, die kennen nur den kahlen Valerius, der von vorne anfängt, die tauſend Klammern gemeinſchaftlicher Geſchichte fehlen uns, ich bin ein Beſuch. Gott weiß es, wenn man nicht großes Glück hat, ſo iſt das Leben ſchwer, ſchwer.

Und doch bin ich ſtill-heiter, wenn ich nicht Deiner gedenke, wenn ich nicht an Dich ſchreibe.

Mein Beſitzthum gedeiht, die Leute ſuchen mich, mein Haus wächſt und ſeine Ecken werden weich — ja, Freund, ich geſtehe mir's ſelbſt, manches Philiſterkorn fängt ſchon an, in mir zu wuchern. Retten will ich, ſo lange ich's vermag, aber die Urſache, die Urſache iſt ſo herb, und ich fürchte, es iſt ihr nicht mehr abzuhelfen: ich kann nicht mehr lieben! Jene Bewegung und Theilnahme, ohne daß gefragt wurde, warum? jenes Wachsthum der Empfindung bei Tage und bei Nacht, dies Friſche, Wogende, dies Heiß und Kalte, dieſe Ueberraſchung unſerer ſelbſt, dies weit aufgehende, bis zu Thränen aufgehende Herz, der ganze Rauſch eines ſtets intereſſirten Gemüthes, alles, alles dies, es iſt dahin!

Der rauhe Wind des Krieges, die dumpfige Luft des Kerkers, ſie haben das Herz verhärtet und verdumpft, ich muß mühſam erhalten, was ſich gerettet hat, muß mich ins Kleine ziehen, um auszukommen. Warme Thränen fließen mir ſeit langer Zeit auf das Papier, ich weine ſie unſerem Genie, das ſich aufgebröckelt hat an einer feindlichen Welt. —

Das iſt die Welt, ſie führt Alles zum Tode, ſie gab uns das Lächeln, es thut mir wohl. Bin überhaupt viel glücklicher, mein alter Kumpan, als dieſer Brief ausdrückt, ich kann mich nur des Gedankens nicht erwehren, daß es der letzte ſei, den ich an Dich ſchreibe. Ueber das weite Weltmeer biſt Du in blutigem Groll von uns geſchieden — man ſchlägt keine Brücke da hinüber.

Nimm nun den letzten Strich zu dem Bilde meines Lebens, wie es ſich wol hier unter Linden und Kaſtanien zu Ende ſpinnen wird — denn nach außen iſt auch der letzte Faden, ein Faden der Beſorgniß abgeriſſen: den Gerichten nämlich iſt es durch Conſtantins Hinterlaſſenſchaft klar geworden, daß er ſelbſt der Thäter war, und ein Mann gegenüber hat durchs Fenſter die Kataſtrophe erblickt, aus Scheu vor Criminalien aber lange ſein Zeugniß zurückgehalten.

Ich bin gelöſt von der zornigen Welt, und in den warmen Sommerabenden promenire ich getroſt über den Waldberg, welcher die Grenze bildet. Jenſeits der Grenze ſteht ein kleines Jagdſchloß, das hinabſieht ins weite Land, dort am Fenſter ſteht jeglichen Abend ein Mädchen mit blitzendem Auge, ſie lacht, ſie tollt, iſt witzig und munter, will Geſchichten hören von da und dort, und kann ſtill und weich ſein, man ſollt' es nicht glauben.

Der Vater ſagt, wir liebten uns, ich muß zwar den Kopf dazu ſchütteln, aber ich gehe heute Abend wieder hin.

So geht alles Sinnen und Trachten der Welt am Ende immer wieder in ein Handdrücken aus, in ein Streicheln der Mädchen-Wange — der unruhigſte Kopf ruht am Ende aus auf eines Mädchens Schooße.

Hippolyt! Bleibt uns Bewußtſein für neue Welten, dann finden wir uns auf ein und demſelben Sterne wieder, wir gehören zuſammen, auch wenn wir entgegengeſetzte Pole geweſen ſind auf dieſer Welt. Stirb wohl! Hippolyt! O wie natürlich iſt der Wunſch eines Menſchen, daß unſere Seele eine Erinnerung, einen Zuſammenhang trüge in neue Zuſtände, wenn der Leib ausgeſpannt wird für immer. Was von Gott in uns war, jauchzte ſich dann geläutert entgegen. Hippolyt, ach, ich kann's nicht in Worte ordnen — ſtirb wohl!

16.

Margarita an Valerius.

New-York.

Ich habe keinen Auftrag, Ihnen die nachfolgenden Papierſtücke Hippolyts zu ſenden, aber ich weiß, daß er Sie ſtets ſeinen einzigen Freund auf der Welt genannt hat, ich gebe ſie auf das Schiff. Sind die Wellen nicht lüſtern darnach, ſo nehmen Sie dieſe Schlußworte eines gewaltigen Menſchen freundlich auf.

„Fürchterliche Enttäuſchung! O fürchterlich! Mache ſtarr meine Fauſt, Pluto, daß ich dieſes Fratzenbild einer neuen Welt in Scherben ſchlage. Die Freiheit hofft' ich zu finden, und finde die bettelhafteſte Armuth, und neben ihr noch alle Frechheit der Armuth. Gold haben ſie und ſuchen ſie, aber kein Leben; aller Reichthum des Menſchen, ſeine Luſt, ſeine Klage, ſein Sehnen, ſeinen Feind, ſein ewiges Herz, ſeine ſchaukelnden Gedanken, ſeine Titanengedanken, ſeine Wolluſt, ſeine Verzweiflung, den ganzen Roman des Menſchen, um den allein es ſich lohnt, Morgens aufzuſtehen, Abends ſich niederzulegen, Alles das haben ſie jenſeits des Meeres gelaſſen, davon ſind ſie frei, das iſt ihre Freiheit. Auch das Thier iſt frei von menſchlicher Sorge — oh!“

„Jetzt fühle ich, was Tod heißt, zum erſten Male in meinem Leben, es iſt ein giftiger Reif auf mein Auge, auf mein Herz gefallen, mein innerſter Kern löſt ſich gähnend in Stücke, ich bin träumeriſch, melancholiſch, ich ſchreibe auf einzelne Papierſtreifen, ich fliehe die Menſchen, und ſuche die Bücher, ich liege im verſchloſſenen Zimmer, und fürchte die Natur; vor dem

Meere zittere ich. Ich zittere, ich Hippolyt — die Spiegel habe ich zugehängt, um nicht zu ſehen, wie ich vor mir ſelbſt erröthe.“

„Der Kerl, welcher mir die Stiefel putzt, ein plumper, einfältiger Kerl, will behandelt ſein, wie ein Seigneur — wol hatteſt Du Recht, Valerius, die gleiche Berechtigung haben ſie verleumdet, indem ſie die Gleichheit daraus machten. Und dieſe Schwarzen! O frecher Frevel mit der Freiheit! Als wenn die Bedienten Europa's ſich Geld geſpart und ſich einen Staat errichtet hätten! Was nicht auch Bedienter geweſen iſt, heißt Ariſtokrat, weſſen Antlitz anders gefärbt iſt, der heißt Hund, wird mit Füßen getreten, zertreten. Alle Proſa Europa's iſt hier zur Herrſchaft gediehen; ich erſticke hier.“

„Keine Geſchichte, keine freie Wiſſenſchaft, keine freie Kunſt! Freier Handel iſt die ganze Freiheit, ein Gott von Pappe, in allerlei kleinen Buchbinder-Ausgaben, ein Gott, dem man keinen Geſchmack zutraut, weil man ſelbſt keinen hat — eine neue Welt, welche von der alten nur ein paar Zahlen geerbt hat; was nicht Geld einbringt, iſt unnütz, was nicht nützt, iſt überflüſſig! O ſchöne Freude einer edlen Bildung, warum habe ich dich mit Füßen geſtoßen, eine Kaufmannsſchule, welche ſich für eine Welt ausgiebt, rächt dich an mir!“

Die übrigen Zettel ſind im Trubel der letzten Tage verloren gegangen, hören Sie die Erzählung derſelben zum letzten Andenken an Ihren Freund.

Ich kam auf demſelben Schiffe mit ihm hierher, die Rache trieb mich, ihn zu vernichten. Auf dem Schiffe konnte ich nicht an ihn kommen, obwol ſich mir mehrmals die Gelegenheit bot, ihn rücklings über Bord zu ſtoßen; ich fürchtete mich vor ihm. Und hier, ach, hier wurde ich wieder Weib, der zerſchmetterte Titan jammerte meine Seele, ich weinte hinter ihm her, wenn er einmal einen Spaziergang wagte. Die ſtolze Geſtalt war geknickt, der wilde Kopf neigte ſich auf die Bruſt, das ſchwarze Haar ergraute, das große, kühne Auge war verſchleiert und ſuchte den Boden, ſeinem Lieblingsthiere, dem muthigen Roſſe, wich er ſcheu aus dem Wege. Ach! Es war ein trüber regneriſcher Tag, als ich mein Herz ſo bewegt fühlte von Mitleid und Weh, daß ich zu ihm hinantrat, meinen Schleier zurückſchlug, und ſagte: Hippolyt, ich bin verſöhnt, kann ich Dir helfen, kann ich Dich tröſten? Er ſchrak zuſammen, dann nahm er meine Hand, küßte ſie, und es fielen Thränen darauf, vielleicht die einzigen, welche er in ſeinem Leben geweint hat. Es war ſpäter Nachmittag, die Arbeiter kehrten heim, plötzlich drang Geſchrei aus einem Zugange der nahen Stadt, ein Neger ſtürzte wie ein Pfeil heraus, eine Schaar Weißer hinter ihm drein; der Schwarze hatte den Vorſprung, und flog wie ein Hirſch dem nahen Wäldchen zu, ſchon war er dicht daran, da fielen zwei, drei Schüſſe, der arme Flüchtling ſprang hoch in die Höhe, dann ſtürzte er lang hin an den Boden. Mit wildem Freudengeſchrei ſtürzte die immer größer werdende Menge nach dem Opfer hin, an uns vorüber. Mit Entſetzen erkannte ich unter denen, die ein Gewehr trugen, das noch rauchte, Tallon, den Verhaßten. Ich warf eilig meinen Schleier über — welche Veränderung aber war mit Hippolyt vorgegangen! Wie von einem elektriſchen Schlage war die ganze Geſtalt aufgerichtet, das Auge blitzte, die Muskeln zuckten, gewaltiger als ich ihn je geſehen ſtand er da, und ſchritt ſtraffen Ganges dem Haufen nach. Dieſer war über den Leichnam hergefallen, ein deutſcher Arbeiter hatte ein paar Worte des Mitleids geäußert, und man fiel eben auch über ihn her und ſchrie: „Lyncht ihn, lyncht ihn!“ als Hippolyt wie ein Löwe in den Haufen hineinſprang, links und rechts die rohe Maſſe bei Seite ſchleuderte, den deutſchen Arbeiter an ſeine Seite riß, und mit donnernder Stimme ihnen vorwarf, daß ſie ein nichtswürdig Geſindel ſeien, das Menſchenrecht und Freiheit mit Füßen trete.

Sie ſtürzten mit Gebrüll auf ihn ein, Hippolyt entriß dem Einen die Büchſe, ſchlug und mähte wie ein Athlet, und ſchuf zweimal, dreimal freie Bahn rings um ſich her, er ſtand da wie ein zürnender Halbgott!

Tallon aber war zurückgetreten, die tückiſche Schlange, hatte ſeine Büchſe wieder geladen, ſchlug an — ich ſah's, ſtürzte hinzu — zu ſpät! Mitten in die Bruſt getroffen ſtürzte der ſtolze Leib Hippolyts nieder, mit furchtbarem Geheul ſchlug die Menge über ihm zuſammen. —

Es war Abend geworden, als ſich die Rotte zerſtreut hatte, der Regen goß, der ſchöne Leib Hippolyts war zertreten, und nur an den Kleiderfetzen war er vom nackten Negerleichnam zu unterſcheiden. Ich habe die ganze Nacht bei ihm geſeſſen und geweint, dort, die Raubvögel ſcheuchend von ſeinen verſtümmelten Reſten, hab' ich's wie Dolchſtiche empfunden, daß ich ihn geliebt habe bis zur Raſerei, auch da, wo ich ihn morden wollte.

Ich werde in die Wälder hinüber gehen. Kann ſolch ein großes Menſchenbild nicht beſtehen in dieſer Welt, was thut's, ob ein verloren Mädchen unter den Weißen oder unter den Rothhäuten oder in der Einſamkeit zu Grunde geht — Klöſter giebt's nicht mehr, aber der Urwald iſt noch nicht beſiegt, dort iſt noch Raum zum Sterben.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

8. Band.

Reiſenovellen I.

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Reiſenovellen.

I.

Von

Heinrich Laube.

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

Seite

1. Breslau . . . 1
2. Fortſetzung . . . 13
3. Leipzig (1813) . . . 24
4. Rumohr . . . 43
5. Altenburg . . . 50
6. Die Novelle . . . 58
7. Zwickau . . . 70
8. Carlsbad . . . 80
9. Fortſetzung . . . 88
10. Fortſetzung . . . 93
11. Fortſetzung . . . 108
12. Fortſetzung . . . 114
13. Marienbad . . . 123
14. Franzensbrunn . . . 133
15. Baiern . . . 137
16. Die Carliſten . . . 145
17. Regensburg . . . 158
18. München . . . 166
19. Fortſetzung . . . 173
20. Fortſetzung . . . 178
21. Salzburg . . . 182
22. Marc Sittich, der Biſchof . . . 187
23. Tirol . . . 196
24. Eine Tiroler Geſchichte . . . 200
25. Innsbruck . . . 208

	Seite
26. Andreas Hofer	215
27. Der Brenner	224
28. Botzen	231
29. Der Gardaſee	238
30. Fortſetzung	244
31. Fortſetzung	247
32. Fortſetzung	254
33. Malceſini	264
34. Bardolini	268
35. Verona	275
36. Fortſetzung	280
37. Fortſetzung	288
38. Fortſetzung	294
39. Montebello	300
40. Vicenza	313
41. Padua	323
42. Fortſetzung	333
43. Venedig	338
44. Fortſetzung	344
45. San Marco	349
46. Der Dogenpalaſt	353
47. Lord Byron	357
48. Il Campanile	367
49. Adria	374
50. Trieſt	380
51. Von Trieſt nach Wien	385

I.

Breslau.

Und ich zog aus der Heimat und ſuchte das Glück,
Und kam am Ende zur Heimat zurück —
Ach die Heimat, die Heimat iſt ſchon ein Glück.

Es war ein ſchöner Sommertag, und ich ſaß unter dem Schatten eines Birnbaumes am Weiher, und ſah den Schwänen zu. Schwäne ſind grobe Hautrelief-Gedanken, von weitem viel hübſcher als in der Nähe. Sie waren gerade weit genug vor mir unter einer kleinen, gewölbten Brücke, und tändelten und klapperten mit den Schnäbeln um einander her. Wenn ich aber Schwäne ſehe, ſo denke ich an den Süden, und wenn ich an den Süden denke, ſo denke ich ans Glück und ans Reiſen, denn das Reiſen ſelbſt iſt ein Glück, und nur auf der Reiſe kann man einmal plötzlich das Glück finden. Das Glück iſt nämlich jener einzige Vers, aus welchem der liebe Gott die ganze Erde gemacht hat, und der flattert herum auf der Oberfläche hierhin und dorthin, und wer ihn einmal erhaſcht, dem ſtehen alle Seligkeiten der Erde zu Gebote. Da ich nun aber niemals glauben kann, daß ein ſo ſchöner Gedanke, wie der Gedanke unſerer ganzen Erde, ſich anderswo aufhalten könne, als wo die Natur fortwährend empfängt und gebiert, nämlich im Süden, ſo ſehn' ich mich von Jugend auf nach dem Süden. Oft mit großen Schmerzen. Es hat Zeiten gegeben, wo mich keine blauen oder ſchwarzen Augen ausſchließlich beſchäftigten; in ſolchen Zeiten gaben mir die Namen: Italien, Bosporus, Libanon, Fez und Marokko, Biledulgerid, zu Deutſch: Dattelland, einen Stich ins Herz. Dattelland! wo dieſe üppige Frucht wächſt wie bei uns die ordinäre Kartoffel, iſt der Name nicht verführeriſch ſüß! Und in Fez, da ſoll der ganze Livius zu finden ſein, weil ein Biſchof oder Erzbiſchof aus Byzanz ſich dahin begeben in Begleitung des Livius. Ich habe nun zwar meine ſchwachen Stunden, wo ich mich nicht ſo leidenſchaftlich nach dem totalen Livius ſehne, aber die geheimnißvollen berberiſchen Mädchen, und die vortrefflich trabenden berberiſchen Pferde — wie locken ſie mit ihren langen Schleiern, den hochfliegenden Schweifen und Mähnen, dem üppigen Wiehern, wie locken ſie einen armen Deutſchen, welcher Schöpſenfleiſch und weiße Rüben gegeſſen hat, und am Weiher ſitzt, wo die Schwäne ihr verführeriſch ſüdliches Spiel treiben.

Ach, und das Hauptwort verſchweig' ich noch immer, denn dann iſt es gleich mit dem Schreiben aus, und ich muß das Fenſter aufmachen, Luft ſchöpfen und tiefe Seufzer hinausſchicken in die Luft. Dann erfaßt mich eine krankhafte Sehnſucht.

Warſt du, jugendlicher Leſer, niemals im Theater, wenn Mozart's Don Juan aufgeführt wurde, haſt du nie den Cid geleſen, ſind dir nie die Namen Donna Anna, Guadiana und Cordova geheimnißvoll über die Lippen gefloſſen? Haſt du nie einen zauberiſchen Schauer empfunden, wenn ein Mädchen mit ihren weichen Lippen vom Schatten am Guadalquivir ſprach?

„Aber in Spanien!“ — Ja Spanien, das iſt das Zauberwort des Südens, wornach meine Seele lechzt von früher Jugend auf. Im alten Maurenreiche Granada, unter den vornehmen Granatbäumen zu liegen, auf dem Rücken zu liegen, und die Zegris und Abencerragen vorüber reiten zu hören, am Thore des Alhambra zu ſtehen gegen Abend, wenn der Maurenkönig herausreitet auf dem echten Racepferde mit ſtahlſchlankem Fuß und arabiſch geiſtreichem Stutenkopfe. Der König ſieht ernſthaft, weiſe und ſchön aus wie der Koran, und neben ihm reitet ſeine goldene Tochter mit der überirdiſchen Schönheit, und ſie läßt leiſe eine Roſe bei dir herabgleiten, und in der weichen, mauriſchen Nacht, wo alle Sterne heiße Liebesverſe herunterhauchen, wo die Springbrunnen ſchwellende Küſſe brüſeln, in ſolcher Romancen-Nacht giebſt du der goldenen Tochter in den myſteriöſen Gärten des Alhambra die Roſe wieder, die Roſe von Damascus. — —

Da kam ſchweißtriefend der Breslauer Briefträger über die Brücke, gab mir einen Brief, verſcheuchte die Schwäne, verlangte zwei und einen halben Silbergroſchen, und ſagte, der Sommer ſei doch eine ſchlechte Jahreszeit von wegen der Hitze.

Das Poſtzeichen war nicht Spanien, ſondern Leipzig, und ein Freund ſchrieb mir, ob ich denn nicht bald käme, die ganze charmante Weltgeſchichte ginge vorüber, und wir würden am Ende gar nichts mehr ſehen, vor einigen Tagen — es war im Juni 1831 — ſei erſt wieder eine ganz erkleckliche Revolte in Paris geweſen. Statt bei ſolchen Dingen gegenwärtig zu ſein, ſäßen wir in Deutſchland, und ich wohnte obenein an der polniſchen Grenze, wo die Bauern kaum noch deutſch verſtünden; ob ich mich denn nicht ſchämte!

Ich lief haſtig auf mein Zimmer, und ſchrieb dem Alphons: ich ſchämte mich. Dann packte ich meinen Koffer und war nur unſchlüſſig, ob ich meine unſterblichen Manuſcripte mit den Weltverbeſſerungsgedanken auch einpacken ſollte. Denn die Welt ging alſo im Galopp, daß ich mich immer wunderte, wie man noch Bücher ſchreiben könne, und während ich ſelbſt welche ſchrieb, dachte ich immer: das kommt ja doch Alles zu ſpät, deine Reformgedanken werden nicht ſo ſchnell gedruckt werden können, als die Reform eintritt, es wird moutarde après diner ſein. Aber der kleine Paul, mein neunjähriger, leider auch ſchon revolutionärer Stubenburſche, gab den Ausſchlag, und ſagte, es ſei ja Schade um die viele Philoſophie, welche ich geſchrieben hätte, ich ſollte ſie doch mitnehmen.

Und am andern Tage nahm ich Abſchied, auch von meinem kleinen Litthauer, der mich ſo oft getragen, von der Bibliothek, namentlich von der ſchönen Gräfin Agnes in den Memoiren des Freiherrn von S—a, von den Schwänen an den Trauerweiden am Weiher. Sie hatten mich immer an die Weiden von Babylon erinnert, an denen die Juden, das unglücklichſte Volk der Erde, ihre Harfen aufhingen, unter denen ſie weinten. Und als man mich fragte, wohin ich denn eigentlich reiſen wollte, ſo ſagte ich „nach Babylon zu den Harfen“, denn in jenen Harfen hängen noch große, mark- und welterſchütternde Lieder, welche nie ein Mund ausgeſprochen hat, ob ihrer zerſchmetternden Kühnheit und Traurigkeit. Ich habe Muth, und will ſie holen, um den Juden wenigſtens ihr Teſtament zu retten.

So ſchied ich, verſprach dem Paul, ihm Waſſer aus dem Euphrat mitzubringen gegen die Sommerſproſſen ſeiner Schweſter, und fuhr neben der Oder hin die kurze Strecke nach Breslau hinein.

Der Süden, der Livius in Fez, Spanien, ach Spanien, das purpurgoldene Paris, Babylon, Leipzig, alles das trieb ſich bunt in meinem Herzen um, nur eins wußte ich: das Glück wollt’ ich ſuchen, und zu dem Ende mir einen Platz auf der Schnellpoſt beſtellen.

Der Wagen rollte am Dome vorbei, das iſt ein eigenes katholiſches Stadtviertel, menſchenleer und ſtill im Verhältniß zum übrigen wogenden und fluthenden Breslau. Hier ſteht immer eine große Kirche nur fünfzig Schritt von der anderen, gekreuzigte Chriſtusbilder verkümmern den Sonnenſchein; purpurrothe Meßner kriechen wie gekochte Krebſe an den Mauern hin, die kleinen blauſchwarzen Kirchenfenſter blinzeln wie falſche tückiſche Augen, die chriſtliche Verzweiflung iſt rings verbreitet. Wenn ich nicht ſehr friſcher Laune war, ſo wagte ich mich in Breslau niemals hinaus auf den Dom; es fiel mir immer ein Verbrechergefühl auf die Bruſt, wenn ich dieſe ſteinerne Betrübniß und

Zerknirſchung ſah, es war mir, als hauſe die Peſt in dieſem Stadtviertel.

Aber hundert Schritt weiter umfängt Einen das rauſchende Breslauer Straßenleben, man wirft den Alp von der Bruſt. Ich ſprang vom Wagen und lief auf die Promenade, ich wollte Alles noch einmal ſehen, ich wollte Abſchied nehmen von all' den Plätzen und Ausſichten, wo ich mich gefreut oder gelangweilt hatte. Denn Alles, was man verliert, iſt ſehr ſchön.

Die Breslauer Promenaden ſind poetiſch, in Deutſchland ſind vielleicht nur die Frankfurter ſchöner, und der Hamburger Stieg und die Wiener Baſtionen ſind vielleicht allein ſo Gedanken weckend, Wünſche hebend als die Breslauer hochgelegenen Anlagen.

Auf der einen Seite ſchwimmt der Dom mit ſeinen Kreuzen, ſeinen Pfaffen, ſeinen platt viereckigen Thürmen mit ſeinem ganzen Katholicismus in der breit hinſchwellenden Oder. Eine gebrechliche Brücke verbindet ihn noch mit der lebendigen Welt, ſonſt iſt er iſolirt von der Menſchheit. Diesſeits der Brücke iſt der Breslauer Katholicismus ein munterer Weltgeiſtlicher mit nachgiebigen vernünftigen Anſichten, der des Nachts die Augen beide zudrückt.

Das ſind Rückſichten, welche ich dem Dome ſchuldig bin; ich wende mich aber nun auf die andere Seite der Promenade um vorwärts zu ſehen. Da gießt ſich von der Taſchenbaſtion meine ganze ſchöne Heimat, das bergblaue Schleſien von Morgen nach Abend, und lehnt liebesluſtig das Haupt an den geharniſchten langen und hohen Sudetenritter, der ausgeſtreckt liegt von den Karpathenpäſſen bis an die ſächſiſche Grenze.

Schleſien gehört von Natur unzweifelhaft zu Polen, es iſt nur ein Glückskind Deutſchlands. Die Oder iſt faſt durch ganz Schleſien ein polniſcher Fluß, an ſeinen Ufern, auf ſeinen Wellen vernimmt man lauter polniſche Worte, die ihr zu Ehren waſſerpolniſche genannt werden. Die Breslauer haben die Polen niemals geliebt, und das alte Sprichwort geht in Schleſien nicht unter: „In Polen iſt nicht viel zu holen". Aber die polniſche Sprache klingt wirklich bis ans Breslauer Univerſitätsgebäude; das iſt der deutſche Markſtein.

Ich habe mich auch nie der trüben hiſtoriſchen Ahnungen entſchlagen können, wenn ich auf leichtem Wagen mit raſtlos eilenden ſarmatiſchen Pferden oſtwärts über die Fläche hinfuhr. Da herüber aus dem tiefen Oſten ſind die Hunnen, die Alanen, die Vandalen, die Gothen, die Tartaren und die Koſaken gekommen, Flüſſe ſind keine Grenzen, die Koſaken ſchwimmen durch die Flüſſe, der ganze preußiſche Staat, mit Ausnahme der Rheinprovinzen, ſchläft bei offenen Thüren, erſt das übrige Deutſchland iſt durch Berge verſchloſſen.

Es iſt ein wehrloſes Land und Warſchau iſt am achten September gefallen. Auf den Ebenen zwiſchen Stettin, Königsberg und Breslau wird über Kurz oder Lang der vorletzte große Krieg geſchlagen werden, hier wird der Oſt und Weſt zuſammentreffen. Ebenen ſind ein Uebelſtand, Flächen ein Unglück. Es iſt in Preußen ſehr viel Intelligenz, aber der Boden iſt flach, es fehlt an Höhen; der Krieg hat den gefährlichſten Inſtinct. Ach, und auch der Krieg wird proſaiſch, alles Heldenthum hört auf: ein wenig realiſtiſche Wiſſenſchaft und Geld thut Alles. In einigen Jahren werden Eiſenbahnen und Dampfwagen die Kriege entſcheiden, und der letzte Tropfen Blut wird der Welt ausgepreßt. Es war Zeit, daß ich auf Reiſen ging, die weiten unbekannten Länder ſind der letzte Athemzug der Poeſie, die Poeten gehen rettungslos unter.

Ehre, Ruhm, Liebe, die ganze Romantik, welche ſonſt Staaten und Menſchen hob und hielt, iſt verbraucht, die alte Poeſie iſt an Entkräftung geſtorben, das neue Lebenselement iſt das Geld, und noch einmal das Geld.

Das Gold iſt Mittelpunkt, das Gold iſt Blut geworden. Wem es gelingt, Poeſie daraus zu machen, der iſt unſer modernſter Dichter.

Dieſer letzte Gedanke peinigte mich, als ich zu Breslau von der Taſchenbaſtion herabſah auf den im Abendroth blitzenden Palaſt eines ſchleſiſchen Grafen, welcher dicht an der Baſtion ſteht, und glatt und ſtolz hinausblickt in das geſegnete, in grüner Ueppigkeit wogende Land. Auf dem Balcon, welcher mit einem purpurnen und goldenen Baldachin bedeckt iſt, ſtand ein ſtolzes adeliges Frauenbild. Ich kannte ſie, und wußte, daß ſie von der adeligen Herrlichkeit des Palaſtes und von dem nobeln Geſchlechte der Ritter und Barone träumte.

Von der Promenade herein aber bog ein ſchwerer Mann in ſchwarzem Frack. Aus ſeiner Weſte quollen dicke goldene Uhrgehänge, die bis zu mir heraufblitzten, und er blieb ſtehen vor dem großen Palais und beſah es aufmerkſam, zählte an den Fingern und nickte mit dem Kopfe. Auch ihn kannte ich. Es war ein ſehr bürgerlicher Banquier, und man ſagte, daß er damit umginge, gelegentlich den Palaſt zu kaufen. Als ihn das adelige Frauenbild erblickte, griff ſie haſtig nach ihrem Taſchentuche und verſchwand. Die Sonne ging eben unter, und der alte Zobten vor mir dampfte dunkelblau, das ferne Rieſengebirge lächelte unverſtändliche Worte. O, die Berge ſind gar klug: ſonſt klangen nur Ritterſporen auf ihnen, jetzt verkaufen ſie Kaffee und Weißbier, ſonſt waren ſie unzugänglich, jetzt betaſtet jeder Tertianer ihre keuſcheſten Stellen. Die Ariſtokratie iſt todt, der Verſtand und das Geld, zwei platte Geſellen, ziehen in die Schlöſſer, regieren die Welt. Die Berge wiſſen's und ſchweigen, die Adeligen wollen's nicht wiſſen, und gehen zu Grunde, denn vom Adel kann man nicht mehr leben, wie ſonſt; die adeligen Frauen weinen, und werden intereſſant. Wenn ſie aufgeht und wenn ſie ſinkt, iſt die Sonne am ſchönſten. Ein romantiſcher Dichter muß heut zu Tage adelige Damen lieben; in ſolcher Liebe allein wohnen noch Romanzen und Balladen.

Und es ward dunkel auf der Baſtion. Die ausländiſchen Bäume auf der Promenade ſprachen mit ihren Blüthen und Düften herauf zu mir wie mit Liedern in fremden Sprachen.

Die Blüthe iſt des Baumes Geſang. Eine Nachtigall fing langſam an zu ſingen in den nahe liegenden Gebüſchen. Liebespaare ſtrichen küſſend an mir vorüber, in dem Palaſte drüben ſang eine ſchöne Stimme zum Klavier. Ich glaube es war Hektors Abſchied, und der dicke Banquier mit den ſtrotzenden Uhrgehängen erſchien mir als Achill mit den unnahbaren Händen. Mir ward ſo fremd heimatlich zu Muthe, der Mond ging auf über die Sündenſtadt und das weiche, fruchtbare Schleſien, ich hätte weinen mögen, daß ich Abſchied nehmen ſollte von dem luſtigen deutſchen Winkel zwiſchen Böhmen, Ungarn und Polen, von dem Lande, wo ich zuerſt geathmet, zuerſt geliebt, zuerſt gedichtet hatte.

Ich ſtieg in die Gaſſen hinab, wo es wimmelt und fluthet von weißen Schürzen, fragenden Augen, trotzigen Waden, durch welche die Jünglingsblüthe Breslau's prüfend mit halbgeſchloſſenem Augenlide hinſtreicht. Ernſt wandelt der Nobile, den Hut tief im Geſicht der hoffende Referendarius, dreiſt Bruder Studio, ſchüchtern der Theologe durch die Ohlauer Straße und hält nächtliche Heerſchau, und erſpäht die Räumlichkeit und die Gelegenheit, durch den Wink der Parole einen Deſerteur zu gewinnen. Da kam auch Julia mit den ſchwarzen Capuletti-Augen, ein elegiſches Mädchen mit chriſtlichen, ſanften Gefühlen allgemeiner Menſchenliebe. Sie liſpelte „Romeo!“ Schweig' Julia, ſagte ich; Romeo iſt todt; er iſt in Spanien, ich kaufe Dir heute die letzten Bonbons.

Sie ſah mich fragend an, und wollte wiſſen, wie weit es bis Spanien ſei, und ob ſie mitreiſen könne. Nein, mein Kind, ſagte ich ihr, es iſt ſehr weit. — „Weiter als Mezibor?“ — Weiter als Mezibor, und auf einer ganz andern Seite, und es iſt auch ſehr lange her, Julia, daß ich für Dich ſchwärmte. Die Zeit iſt lang und der Weg iſt weit, Gott ſchütze Dir Haupt und Schooß, ſchwarzäugige Julia, hier ſind die letzten Bonbons. Und wenn ſich wieder einer ſo thöricht in Dich verliebt, wie ich es that wegen der Madonnenfalſchheit Deiner Züge, und Dir auch Bonbons ſchenkt, ſo denke mein; ich küſſe dann andaluſiſche Mädchen. Sollte Dir's aber ſchlecht gehen, ſo vergiß mein, denn ich habe Dir's prophezeiht; zerre nicht ſo an meinem Rock, und weine nicht italieniſche Thränen, mein Herz iſt längſt todt, und liegt mit meinem Glauben im Sarge.

Ich bog in die Biſchofsſtraße hinein, Julia ſtand an der Ecke des rothen Hirſch, und ſtreckte bittend die Hände aus, und ich ſah's beim Mondſchein, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. Sie trug das hiſtoriſche ſchwarzſeidene Kleid, von welchem ſo viel geſprochen worden war, und nach dem dunkeln Shawl, welcher ihre blendende Schulter bedeckte, ſchmachtete mancher Jüngling des luſtigen Breslau. Ich hörte es, wie ihr die letzten Bonbons auf die Steine fielen, als ſie die Arme ausſtreckte, aber ich hüllte mich in meine unwandelbare Tugend und ſchritt weiter.

Die Pfaffen geſtatten zu Breslau kein legitimes Heidenthum, drum nimmt ſich Alles, was ein gefühlvolles Herz hat, des verpönten Götterdienſtes an, und Bacchanalien und Orgien aller Art erfüllen Breslau's Straßen und Nächte. Ein moraliſcher Proteſtantismus und gefälliger Katholicismus halten einander hier die Wage, und der letztere wiegt noch etwas ſchwerer — ſo iſt Breslau eine der liberalſten Städte geworden. Sein Umfang iſt groß, ſeine Häuſer ſind hoch, es giebt verborgene, weitabgelegene Straßen, es iſt noch viel Romantik in den Mädchen aller Stände, alle dunkeln Hausthüren und Hausflure ſind des Abends belebt, die Jünglinge ſuchen Abenteuer, die Mädchen erwarten ſie, es werden plötzliche Bekanntſchaften gemacht, wie in der bunteſten Ritterzeit; man frägt nach keinem Namen, es iſt noch Duft, noch Straßenpoeſie in Breslau. Die Geliebte wohnt draußen, weit draußen, jenſeits der Oder, hinter der Elftauſend-Jungfrauen-Kirche, der Geliebte ſchläft diesſeits, weit drüben, hinter den „Barmherzigen Brüdern“, und des Abends reiſen ſie einander entgegen bis in den breiten Schatten des Jeſuitencollegiums, wo Tag und Nacht die ſieben freien Künſte und unfreien Wiſſenſchaften gelehrt werden, was heut zu

Tage Univerſität heißt. Sie wiſſen nichts von einander, als daß ſie ſich ſehr lieben, und wenn die Liebe aufhört, ſo kommt einige Abende nur Eins von Beiden in den Schatten der Univerſität, und dann verſchwindet auch das, und ein neues Paar erſcheint. Das iſt der Lauf der Welt. Haben ſie ſich aber vielleicht zwei Abende nur verfehlt, ſo hat das Schickſal ſie getrennt, und ſie ſuchen ſich eine Zeit lang umſonſt in dem weiten Breslau, und finden ſich einmal zufällig nach einem Jahre wieder, und erkennen ſich nicht mehr, oder beginnen als Fremde eine neue Liebſchaft.

Das iſt Breslauer Straßenpoeſie. Es werden unglaublich viel Verſe in Breslau gemacht, die beſten läßt man nur nicht drucken. Schleſien und Schwaben, die öſtlichen und weſtlichen Zipfel von Deutſchland, produciren immer die meiſten deutſchen Dichter; nach den Grenzen hin ſprechen die Leute immer am eifrigſten, um die Sprache zu retten, dort im Weſten vor den Franzoſen in Paris, hier im Oſten vor den Franzoſen des Nordens. Und damit kein Unglück geſchieht, hat man einen Abzugskanal gegraben und einen ſchleſiſchen Muſen-Almanach geſtiftet, wo jeder brave Schleſier ſeine Verſe loswerden kann für ein Billiges, und Dichtervereine und Künſtlergeſellſchaften ſind ein ſtehender Artikel in Breslau. Es wird gereimt, gedichtet, verdünnt, recenſirt, geraucht, geſchnupft, als müßte die ganze Welt damit verſorgt werden. Namentlich blühen die Charaden und erfreuen ſich enthuſiaſtiſcher Theilnahme, und der Mond hat ſehr großen Anhang. Er ſcheint aber auch ſehr ſchön in Breslau zwiſchen die himmelhohen Häuſer hinein, auf die breiten Waſſerſpiegel und die verſchwiegenen Gebüſche um die Stadt herum. Wilhelm Wackernagel, der ſo charmante Lieder ſchreibt, verſicherte mir immer, der Breslauer Mond ſei von ganz beſonderer Qualität, bei weitem nicht ſo abgenützt, als an andern Orten. Und wenn ich zu ihm kam, das heißt zu Wackernagel, ſo ſchrieb er auch immer Gedichte an den Mond, und ihre Ueberſchrift war immer: „Es ſpricht der Mond“. Nur in Breslau weiß man, wie der

Mond ſich äußert. Dabei ſaß Wackernagel immer in einem langen, höchſt langen preußiſch-Freiwilligen Mantel auf dem Sopha, die langen blonden Haare hingen ihm mittelalterlich um Kopf und Geſicht, er ſah aus wie ein Schüler Oſterdingens, der nur des Mondes wegen von Berlin nach Breslau gekommen war. In ſeinen großen, deutſchen, harmloſen Zügen, in dem klaren, blauen Seherauge lagen alle die ſchönen Dichterworte, die er noch ſingen und ſchreiben wollte.

Wenn ich zu Wackernagel kam, da ſind mir immer die reichen, fahrenden Poeten Deutſchlands eingefallen, welche, die Goldgruben des poetiſchen Geheimniſſes in der Bruſt, mit leerer Taſche und ſingendem Munde durch die Welt ziehen, Mangel leiden, und doch Alles lieben, immer die ſüße, göttliche Ahnung in den Augen tragen. Wackernagel iſt einer von denen, welche mit brünſtiger Liebe und geſundem Kopfe die alte deutſche Poeſie ſtudirt und durchgeſungen haben. Er iſt eine Autorität im Altdeutſchen, und auf einer Kegelbahn iſt's geweſen, wo er das Nibelungenlied und den Percival und Titurel bis in die innerſten Falten geleſen hat, auf einer Kegelbahn in Berlin hat er ſich, in Ermangelung einer andern Wohnung, häuslich einrichten müſſen, dort hat er, in ſeinen Freiwilligen-Mantel und ſeine langen Haare gehüllt, Tag und Nacht geſeſſen und ſtudirt und gedichtet, trotz Hunger und Kälte. Einen alten ſchwarzen Rock hat er zuweilen vorſichtig abgeſtäubt, und iſt hinaufgeſtiegen in die goldenen Säle der vornehmen Berliner, um ſich zu wärmen, und die Bibliotheken zu ordnen, und die alten, ſchweren Bücher zu ſtellen, von denen ſie nichts verſtanden.

Ich habe auch in Breslau nie Geld bei ihm geſehen, und doch war er immer glücklich, das heißt poetiſch, und litt nur zuweilen an Vollblütigkeit, doch ſchrieb er mir immer die heiterſten, vornehmſten Billets auf ſpiegelglattes Papier mit ſaubern römiſchen Buchſtaben, nahm Holtei's Liederſpiele gegen mich in Schutz, und träumte von einem griechiſchen Luſtſpiele, das er nächſtens in deutſcher Sprache ſchreiben wollte. Der liebe

Wackernagel! Ich war damals ein dummer Menſch, der ihm nicht glauben wollte, daß Goethe's Taſſo mehr werth ſei, als Schiller's Braut von Meſſina, und ich hatte mich deshalb ein Vierteljahr lang auf Tod und Leben mit ihm herumgeſchlagen in den Breslauer Zeitungen. Da erweichte er eines Tages mein vandaliſches Herz durch eine ſchöne, innige Ghaſele, und ich ging, um ihm meinen erſten Beſuch zu machen. Er wohnte bei dem berühmten Chemiker Runge, und aß alle Tage Schöpſenfleiſch mit ihm. Runge aß nämlich einige Monate lang nichts als Schöpſenfleiſch, um zu ſehen, was dabei aus ihm würde, und Wackernagel litt geduldig mit, als Opfer der Experimental-Chemie, aß mit Runge Schöpſenfleiſch, und ließ den Mond ſprechen.

Seit der Zeit denk' ich bei Schöpſenfleiſch immer an Runge, der ſtets geſund war, wie ein geiſtreicher Quäker ausſah, und aus einem kleinen Stummel heftig Tabak rauchte, wenn er nicht Schöpſenfleiſch genoß; und an Wackernagel denk' ich, wenn mir der Breslauer Mond einfällt, der ſo ſchöne Lieder ſchien, als ich den letzten Abend durch die Breslauer Gaſſen ſchlüpfte. Auch damals fielen mir lauter ſüße Wackernagel'ſche Verſe ein, und ich ſtand ſtill am Graupenthurme, in deſſen Nähe er gewohnt hatte, und dichtete mir im Mondſcheine ein weiches Abſchiedslied.

Leider hab' ich's vergeſſen, es war aber ſehr ſchön und ging nach der Melodie:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn traulich grüßen,
Mädchen aus den Fenſtern ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr.

Ach, ſehr!

2.

Fortſetzung.

O laſſ' mich lauſchen, laſſ' mich liſpeln, koſen
Mit dir, du Geiſt der Mondſcheinnacht!
Du haſt mit deinen Lilien, deinen Roſen
Den Geiſt der Liebe mir gebracht.

Hoffmann von Fallersleben.

Wenn ich's beſchreiben könnte, wie ſchön an meinem letzten Abende in Breslau der Mond ſchien, ſo hielten mich die Leute für Mond—ſüchtig. Denn ich empfand wirklich eine lebhafte Sehnſucht nach dem Monde, und ich hätte mich auf das Pflaſter legen und den Schein küſſen mögen. Aber es hatte kurz vorher ein Wenig geregnet, darum that ich's nicht. Die nüchternen Leute, welche in einer Paſſion für den Mond viel Ueberſchwenglichkeit und wenig Vernunft finden, mögen ſich beruhigen. Für gewöhnlich lieb' ich den Mond nicht: er iſt mir zu bleich, zu ſchwindſüchtig, zu kraftlos, zu monoton, zu langweilig. Es ſtehen noch einige Adjective zu Dienſten, wenn's ſein muß.

Aber wenn ich einen Raum zum erſten oder letzten Mal ſehe, dann iſt der Mondſchein ſein Himmelsnimbus, dann macht er Alles ſo weich, ſo fromm, ſo rührend. Es war mir damals am Graupenthurme in Breslau, als ſähen mich all' die lieben Augen im Strahl des Mondes an, welche mir jemals in zärtlicher Neigung zugewendet waren. Ich konnte die Züge nicht ordnen, nicht unterſcheiden, aber es war ein ſüßes Gewirr von all' den Mienen, welche meinem Herzen wohlthun, es in ſüßem Weh bewegen.

Kuß auf Kuß warf ich dem Monde zu. Ich fühlte, daß der Abſchnitt all' meiner Jugendneigungen mit dieſem Mondſchein zu Ende ging, des andern Tages reiſte ich in die Welt, nach Spanien, Babylon und Leipzig; ich mußte Abſchied nehmen von all dem, was der Mond mich küſſen ſah.

Hinter mir, im Schatten des Graupenthurmes, ſtand ein langer Mann mit gekreuzten Armen und ſah ebenfalls in den Mond. Langſam kam er heraus in den hellen Schein. Wiederum das Bild eines Minneſängers. Breslau hat in vielen ſchweigſamen Winkeln ungewöhnliche, ernſthaft ganze Figuren, es hat viele Blätter, die noch Niemand umgewendet hat, noch viel unberührte Jugend.

Der Mann war lang, unſicher lang, ein magerer grauer Mantel verhüllte kaum die Länge, und er hatte einen Kopf wie ein ernſthafter Vogel, weit flogen im leichten Abendwinde die weichen Haare davon wie wogende Schwungfedern. Fein, ſpitz und klar wie Luft formten ſich nach vorn die ſaubern Geſichtszüge voll kindlicher Unbefangenheit, und die ſanften, ahnungsreichen Augen ſahen mild wie zwei glückliche Sterne drüber hin. Ein ſchwarzes Napfmützchen deutete darauf hin, er ſei ein Scholiaſtenvogel, der ſich mit Weisheit nähre; aber in freien Stunden ſingt er, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und der iſt ihm ſchön gewachſen.

Wir gaben einander die Hand, und ſprachen über den Mond, und er konnte mir nicht genug beſchreiben, wie ſchön ſich der alte Mond ausnehme in der großen Bibliothek, in welcher er wohnte. Hoffmann von Fallersleben war damals Cuſtos der Breslauer Univerſitäts-Bibliothek, und er lud mich ein, mit ihm zu gehen.

Es that mir ſehr leid, dieſe Einladung abſchlagen zu müſſen, aber ich hatte noch gar zu viel Beſuche zu machen, und den Mond brauchte ich nothwendig dazu. Ich verſicherte Hoffmann, daß es in Breslau ſehr viel Fenſter gebe, große und kleine, an welche meine Blicke und der Mond heut noch klopfen müßten. Er nickte mit dem Kopfe, denn er iſt ein Dichter. Ach, die Geſchichten von den Fenſtern, aus welchen die Lockenköpfe und die weißen Hände ſehen, dieſe Geſchichten ſind nicht eben lehrreich, aber ſehr ſchön. Hoffmann ſagte, das hätte ſeine Richtigkeit, und er freute ſich immer, wenn er mich mit den unternehmenden Augen und Schritten ſähe, die Klaſſiker auf der Bibliothek brächten zwar ſchöne Lieder, aber wenig reelle Küſſe, der Menſch lebe doch nicht vom Brot allein — —

Freilich, freilich — dies Capitel würde uns zu weit führen, lieber Profeſſor, mich rufen die Fenſter!

Und er wünſchte mir glückliche Reiſe nach Spanien, und verlangte, ich ſolle ihm drei anſtändige Balladenthemata aus Granada ſchicken mit der ordinären Poſt, aber nicht zu leichtfertige, bat er noch hinterdrein.

Ich hab's ihm verſprochen. Damals blieb er noch ſtehen auf der kleinen Brücke am Graupenthurme, die großen Augen ernſthaft auf den Mond richtend. So iſt er mir im Gedächtniß geblieben, die ſchöne Mondſcheinſtatue eines nordiſchen Sängers, an welcher kindliche Träume auf- und niederklettern. Ich weiß nicht, wenn er nach Hauſe gegangen iſt.

Durch unterſchiedliche Gaſſen ging mein Lauf, und der gute Mond lief wie ein luſtiger Pudel mit mir, und blieb ſtehen, wenn ich ſtehen blieb. Ich blieb aber oft ſtehen. Ach, hinter den meiſten Fenſtern waren weiße Grabesgardinen; in ein paar Jahren ändert ſich viel. Man ſieht ſich, man begegnet ſich, man ſucht und findet ſich — man verliert ſich. Mein Gott, die Stadt iſt groß, und das Auge iſt kein Philiſter, es iſt frevelhaft, die Schönheit der Welt nicht in ihrem größtmöglichen Umfange zu würdigen.

Wie der Mond lachte vor einem großen Hauſe auf der Albrechtsſtraße, der Schalk! Da wohnte einmal während eines milden Sommers, wo Alles reif ward, ein Mädchen, ſchlank und luſtig wie ein Reh, im zweiten Stock, ich wohnte aber im dritten, und ich war ein Student. Des Morgens machte ſie mit Geräuſch ihr Fenſter im zweiten Stock auf, und nun öffnete ich das meine im dritten Stock, und ſang hinab:

Ich war, wenn ich erwachte ꝛc.

Da ſah ſie herauf, und lächelte, und ich ſah hinunter, und lächelte auch. Wenn wir aber ausgingen, ſo ſchlugen wir heftig die Thüren zu, und dann begegneten wir einander auf dem Saale. Dann ſagte ich: „Schön guten Morgen, mein Fräulein“, und ſie erwiderte: „Ich wünſche Ihnen, wohl geſchlafen zu haben“. Später im Laufe des Sommers ſagte ich ihr mehr, unter Anderm auch, daß ich nicht wohl geſchlafen hätte. Wir begegneten uns auf dem Markte, und ich kaufte ihr verrätheriſche Blumen, es kamen die ſchönen Sommerabende, ich ſang zur Guitarre himmliſche Lieder an den Abendſtern von Richard Roos, Theodor Hell, dem Naturdichter Hiller, oder ſonſtigen ausgezeichneten Deutſchen, ich ſang ſehr, und ſpielte dazu die Guitarre. Zuweilen begegnete mir's in der Hitze des Gefechts, daß ich falſche Accorde griff, aber ſolch ein gemeiner Vorfall ſtörte unſere edleren Gefühle nicht, meine Geliebte hatte auch glücklicherweiſe ein verwahrloſtes muſikaliſches Gehör, und konnte nichts ſingen, als: „Du, du liegſt mir im Herzen“, und auch dabei erlaubte ſie ſich immer einige muſikaliſche Freiheiten.

So kam der Spätſommer, und wir freuten uns ſchon ſehr auf die langen Abende. Da näherte ſich mir eines Abends auf eine ernſthafte Weiſe meine Wirthin, und erklärte, daß ſich bedeutende Differenzen zwiſchen uns vorfänden, namentlich wegen der Miethe. Ich ſtudirte zur damaligen Zeit Theologie, und äußerte mich ſehr ſanft. Die gute Frau hatte aber wenig Religion, ſprach von Mangel an Solidität, und nöthigte mich, plötzlich auszuziehen. Sie war von ſehr niedriger Geſinnung und ohne alle Poeſie. Ich habe ihr das ſpäter vor dem Univerſitätsgerichte auseinandergeſetzt, aber ausziehen mußte ich damals. Bei ſolcher Verwicklung der Verhältniſſe vergaß ich meine gefällige Nachbarin mit den Rehaugen und dem ſchlanken Wuchſe, ich kam in ein ganz anderes Viertel der Stadt, wo ich an der weiteren Ausbildung meiner früheren Gefühle behindert wurde.

Der Mond trat ungeduldig hinter die Häuſer der Albrechtsſtraße, ich mußte weiter. Ich kann nicht im Detail fortfahren, ſonſt würde meine Abreiſe zu lange aufgehalten, ich kann nur bemerken, daß in jener letzten Breslauer Nacht der Nachtwächter manches abgelegenen Viertels unruhig wurde, weil ein Mann ſo lange vor manchem kleinen Hauſe ſtehen blieb. Die Breslauer Nachtwächter ſind berüchtigt wegen ihrer Disciplin und Tapferkeit, ſie halten nichts von der Dichtkunſt und verfolgen die Schwärmerei, ſie ſind ohne äußere Bildung, und ſchonen kein zartes Gefühl. Sie ſtörten mich in meinen beſten Empfindungen.

So mußte ich denn auch flüchtig an einem Hauſe vorüber in der ſüdlichen City, wo ich ſonſt ein ganzes Jahr lang nicht vorübergehen konnte, weil ich immer genöthigt war, einzutreten. In jenem Hauſe hatte ich viel ernſthafte Thränen geweint, und jenes Eckfenſter war mir lieber geweſen, als die ganze Stadt Breslau. Hinter jenem Eckfenſter ſaß ſie alle Abende im Lehnſtuhle, die Hände ruhten ihr im Schooße, die Augenlider lagen wie geheimnißvolle Abendwolken über dem Himmel, und ſie ſah von unten auf verſtohlen nach der Thür, ob ich eintreten würde. Sie hatte mir immer etwas Trauriges zu ſagen, es ging uns ſehr ſchlecht, und ich konnte ihr immer keinen andern Troſt mitbringen, als alle Tage neue Gedichte. Die laſen wir miteinander und weinten ihre Melodie, und weinten wie die Kinder. An einem kalten Wintermorgen mußte ſie fort, weit fort, „vielleicht gar über den See“ — oh, das war ein ſehr kalter Morgen.

Und das arme Fenſter, wo am Tage nicht mehr ihr Kopf, des Abends nicht mehr ihr Licht hinter den Blumen zu ſehen war, wie lange habe ich das arme, leere Fenſter bedauert, dieſen gläſernen Sarg! Jetzt wohnten fremde Leute da, und die Geſchichte war ſchon ſehr lange her, aber es fuhr mir doch wieder jener flüchtige Stich aus dem Herzen durch den Arm bis in die linke Hand, nur ſchwächer, wie es mir damals immer geſchehen war. — —

— — Immer weiter, immer weiter! Die Stadt iſt groß, und das Leben iſt lang. —

Der alte Pedell Freſe war todt, der Sturm, ſein Nachfolger, hatte die große eiſerne Thür der Univerſität nicht zugeſchloſſen, ich trat hinein in die ſchallenden Corridore. Es war doch traurig, daß auch Freſe hatte ſterben müſſen, er war ſo römiſch lang, und ſprach immer im plurali majestatis: „Wir haben beſchloſſen“. Die Jeſuiten, die geiſtreichſten Schufte jener letzten Jahrhunderte, die ich niemals haſſen kann, wegen ihres impertinenten Verſtandes: die Jeſuiten haben das ſtolze Gebäude erbaut, und die Jeſuiten und Freſe ſind todt. Wir gehen Alle wie Schatten an dieſer Sonne vorüber, und ſollten doch nicht ſo viel Weſens von unſerm Bißchen Aerger und Zorn machen.

Die breiten ſteinernen Treppen, die hohen gewölbten Corridore gaben all’ meinen Tritten laute Antwort. Der Mond fuhr unruhig an den Fenſtern hin und her; er konnte nicht zu mir. Es iſt ein ſchöner Raum, um Weisheit zu hören und zu lehren, dies Breslauer Univerſitätsgebäude. Ich wollte mich ſchnell erinnern, was ich Alles hier gelernt hatte, ich drehte alle Taſchen um, ſie waren lächerlich leer. Außer Henrik Steffens war mir in dieſen Räumen nicht einmal ein Intereſſe nahe getreten; die klingenden Sporen, die jungen Bärte, die bunten Mützen der Studenten waren mir in den hohen Bogengängen noch immer das Intereſſanteſte geweſen. Die Theologen laſen drei Jahre lang über eine alte, abgedroſchene Geſchichte, und laſen noch dazu unzweckmäßiger als auf mancher andern Univerſität; die Juriſten laſen drei Jahre über ein anderes Buch, und die Philoſophie war ganz abhanden gekommen, nur Henrik Steffens redete ſtürmiſch poetiſche Gedanken über die Philoſophie. Henrik Steffens iſt ein ſehr intereſſanter Mann. Sein Fehler iſt’s nur, daß er mehr ſein will. Als ich ſeine erſte Vorleſung im Muſikſaale hörte, da war es mir, als ſtünde ich unter dem Waſſerfalle des Niagara; betäubendes, überwältigendes Getöſe, rings ſtäubendes Waſſer, ſtockfremde breitblätterige Pflanzen, auf einem einzelnen Felſen ein Wilder, der nach einem Waſſervogel ſchießt und dann kopfüber mit der Flinte ins brauſende Waſſer ſpringt. Es war mir urweltlich, flötzgebirgig, fabelhaft zu Muthe, und als ich hinauskam an die friſche Luft, da fing ich plötzlich an, laut zu lachen. Was war das? Profeſſor Henrik Steffens hatte über Anthropologie geleſen. In dieſer Anthropologie fehlten nur die Menſchen, aber die Berge, Pflanzen und Steine ſprachen wunderbar intereſſante Dinge. Wie er ſo da ſtand der lange Norweger mit den irren blauen Augen, und der nach Himmel und Erde zeigenden weißen Hand, da dacht' ich fortwährend an einen alten Druiden, der die Natur belauſcht hat in ſtiller Einſamkeit, und die Menſchen und den gewöhnlichen Gang der Dinge vergeſſen hat, und nun zurückkommt in die Stadt, um über den Menſchen zu ſprechen, und Novellen zu ſchreiben. Er trug einen feinen blauen Frack mit gelben Knöpfen, in der einen Hand hielt er gegen Ende der Stunde ſeine goldene Uhr, ich dachte jeden Augenblick, wenn in irgend einem Flötzgebirge eine Schlucht ſich öffnete, er würde ſie einem der Zuhörer an den Kopf werfen, nämlich die Uhr. Er war eine ſchöne Erſcheinung auf dem Katheder, dieſer lang und gerad gewachſene Profeſſor. Sein Kopf iſt fein und ſcharf, die glatten grauenden Haare und einige frühe Falten geben ihm etwas Weiſes, und doch wird Steffens ebenſo wenig jemals weiſe werden als der Sturm nach dem Tact ſich bewegen lernt. Er iſt ein Mann der ſtrudelnden Bewegung, welcher ſich die unnatürlichſte Mühe giebt, feſt zu ſtehen. Durch ſein Geſicht laufen ſo viel zuckende, ſpitzige Linien, poetiſche Liſt, frommer Jeſuitismus, ein unreifes Lächeln, Alles das ſtürzt ſich über und durch einander, daß es mit Mühe von dem ſtarken Geiſte des Ganzen gebändigt wird, daß man in ſteter Erregung bleibt bei ſeinem Anblicke. Und nun kommen die Worte dazu, die ſich wie eine unerſchöpfliche Fluth aus ſeinem Munde ſtürzen, eine Welle will eher da ſein als die andere, wie ausgeriſſene, fremdartig grüne Bäume fliegen auf den Wogenſpitzen die ungewöhnlichen Gedanken mit herunter ins Auditorium, und das Gebrauſe, der fremdartige übervolle norwegiſch-deutſche Ton, die ziſchenden

Sprachfehler brauſen, ſchäumen, toben raſtlos, ruhelos durcheinander, nicht ein Sonnenſtäubchen kann ſich dazwiſchen drängen — man wird betäubt, bedeckt, man ſchnappt nach Luft. Es giebt vielleicht keinen Menſchen, der eine ſolche enorme und ſchnelle Gedankenproduction beſitzt als Steffens, die Gedanken gehen wie ein brauſendes Viergeſpann mit ihm durch. Wenn er auf den Katheder ſteigt, da geht es ihm wie der Pithya, welche ſich auf den Dreifuß ſetzt. Der Dampf der Weisheit und der Begeiſterung umfängt ſeine Sinne, die Orakel zerwühlen ſeinen Körper, er wird herumgeſchleudert von den Dämonen, er wird zerbrochen. Natürlich hält er, ein langer, ſtarkſehniger Norweger, das länger aus, als die Pithya, von welcher die Meiſten ernſthaft verſichern, daß ſie ein Frauenzimmer geweſen ſei. —

Steffens iſt eigentlich ein Profeſſor der freien Künſte, und er trägt die Naturgeſchichte und Philoſophie und das heilige Donnerwetter der Poeſie und die Menſchenkenntniß, er trägt alles dies vor wie eine freie Kunſt, er faſelt über Alles. Aber er faſelt im größten römiſchen Bauſtile, er faſelt Rieſenſchnörkel. Bedeutende Poeten wie Heine ſprechen ihm die Poeſie ab; ich glaube, das rührt von einem Irrthume her: Steffens hat einen belebenden, einen erzeugend poetiſchen Blick für das Vegetabile, das Halbtodte, das Ganztodte, er macht den Schnee und die Steine und Berge lebendig, welche ſich durch drei enge Druckbogen ſeiner Novellen erſtrecken, aber er hat ein ganz ordinäres, zu unordentliches Auge für die Menſchen. Und wir ſind nun freilich der Anſicht, daß die Menſchen in den Novellen die Hauptſache ſeien. Bei Steffens iſt es aber immer der Boden, und die Menſchen ſind umgekehrt die Staffage, weil er ſie nicht kennt.

Doch bin ich der Meinung, er ſei reich an Poeſie, überreich, und Heine, der Verehrer Goethe's, verwechſelt bei Steffens die Poeſie mit der Kunſt; letztere lernt der deutſche Norweger in ſeinem Leben nicht. Es wird nie Maß in ihn kommen, er wird nie ein Dichter werden; aber ein Poet, und obendrein ein gewaltiger bleibt er. Seine Novellen mit der altklugen oder im Traume ſprechenden Natur ſind Koloſſe von Ungeſchicklichkeit, große Schachtelkunſtſtücke. Aber ein Kunſtſtück iſt eben kein Kunſtwerk, wird nie mündig; auch wenn er eine Novelle ſchreiben will, ſo gehen die Roſſe mit ihm durch, tief in den Wald hinein, und wenn ſie nun nicht weiter können, dann ſteigt er ab, bewährt ſeine Geſchicklichkeit, und haut links und rechts Wege durch den Wald, bis er endlich ſchweißtriefend wieder herauskommt; und dieſe Arbeit nennt er eine Novelle. Es fehlt ihm alle Kunſt der Empfängniß, es fehlt ihm die Dichtkunſt, aber nicht die Poeſie.

Das haben die Freiwilligen im Kriege herausgefühlt, und ſie haben ſein eiſernes Kreuz verdächtigt, und nie etwas wiſſen wollen von ſeinen concreten Thaten. Sie erzählen wunderliche Spottgeſchichten vom Norweger und ſeinen langen Beinen, und der Schlacht bei Leipzig, die er ſo ſchön beſchrieben. Darauf iſt aber nicht viel zu geben, denn hinter einem ungewöhnlichen Menſchen weiſt der Haufe immer mit den Fingern her, und es iſt auch nicht ſchwer herauszufühlen, daß Steffens kein Mann der That iſt. Sein Geiſt iſt ein bunter, ein herrlich bunter Renommiſt der Phantaſie. Er iſt ein ſpeculativer Poet; wer ihm Alles glauben will, wird zuverläſſig ein Dummkopf, wenn auch ein merkwürdiger. Seine politiſchen Bücher hab' ich immer wie geiſtreiche Carnevalsentwürfe geleſen; wenn Steffens einmal Miniſter des Auswärtigen würde, ſo könnte die Politik auf vierundzwanzig Stunden ſehr amüſant werden, denn länger würde der Spaß nicht dauern.

Der Mond wollte fort, die Corridore wurden finſter, ich glaubte die Stimme des Henrik Steffens aus dem Muſikſaale zu vernehmen: „Meine Herren, betrachten Schie die Flötzgebirge“.

Es war aber ein Irrthum; Steffens war ſchon nach Berlin gegangen, um von den Flötzgebirgen zu ſprechen, und über den Opernplatz ſteuerte er mit dem breiten Quäkerhute und den ſtarrenden Prophetenaugen.

Wäre ich der König von Preußen, ich erſuchte den Profeſſor Steffens, unbekannte Gegenden zu bereiſen. Dann könnten wir intereſſante Bücher erwarten, er improviſirte neue Welten. Wenn ſie ſich auch ſpäter nicht als richtig erwieſen, ſo wären ſie doch unterhaltend; denn er iſt ein kleiner Schöpfer, es fehlt ihm nur das Bißchen Ordnung, in welcher der Herrgott geſchaffen hat. —

Draußen auf der Oderbrücke war viel Amüſement: die luſtigen Burſchen führten ihre luſtigen Mädchen zum Tanz hinüber nach der „goldenen Sonne".

Als ich noch Student war, kam ich des Sonntags aus dem „blauen Hauſe" immer an der „Sonne" vorüber, und der Menſchenkenntniß halber ging ich gewöhnlich hinein: damals lockten die neuen Oberon-Tänze, damals war Oberon jung; es iſt doch entſetzlich, daß auch ſolch ein Feenprinz altert — damals ſcheute ich auch eine maſſive Prügelei nicht für ein Paar ſchöne Augen. Ich trug noch keine Vatermörder, und haßte noch Hut und Frack.

An einem ſolchen melancholiſchen Spätſommerabende war's, als ich jene ſchwarzen Augen, jene ſchöne andaluſiſche Figur wild an mir vorübertanzen ſah, welche im Ganzen Julia hieß. Mein Begleiter, ein alter, erfahrener Burſch mit bemoostem Haupte, machte mich aufmerkſam, und rief: „Sieh um Gotteswillen dieſe Augen!" Sie waren wirklich erſchreckend feurig und ſchön, wie ein ſchönes Buch, das mit vieler Freiheit geſchrieben iſt. Ich eilte, es ihr zu ſagen, mein Begleiter desgleichen. O, wie ſie lachte, und mir die heiße Hand auf den lobpreiſenden Mund legte, — mein Begleiter war im Feuer dieſer Augen grob gegen unſere Nachbarn geweſen, und ich ſah eben noch in der Ferne ſein ruderndes, kämpfendes Pfeifenrohr, er wurde juſt hinausgeworfen, oder wie die Schleſier ſagen, hinausgeſchmiſſen, als mir Julia ihren Arm gab. Ich geleitete ſie nach Hauſe und kaufte ihr Bonbons.

Ach, ich ſchmachtete in dieſen Augen, und las um jene Zeit den Plato, und das war meine Dummheit, denn Julia wußte nichts von Plato. Ich glaubte noch an die Menſchheit und an die Tugend, und eines Tages ſchenkte mir jener erfahrene, hinausgeſchmiſſene Student ein Bonbon, das ich den Abend vorher der Julia geſchenkt und worauf ich geſchrieben hatte „Romeo und Julia“.

Das war ein merkwürdiger Tag in meinem Leben, das fühlte ich tief, als ich mich im Mondſchein auf der Oderbrücke ſein erinnerte. An jenem Tage verwünſchte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein ſchrecklicher Mittag, ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange im weißen Engel auf der Kupferſchmiedſtraße, und dort im weißen Engel verwünſchte ich zum erſten Male meine burſchenſchaftlichen Grundſätze, die mich ſchon in Halle und ſonſtwo um ſo viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferſchmiedſtraße ſchwor ich dir ab, o Plato! —

Dieſe Erinnerungen trieben mich fort von der Oderbrücke, ich ging nach Haus und legte mich ſchlafen und „Plato oder nicht Plato?“ beſchäftigte mich bis zur Stunde der Abfahrt. Zwei Freunde geleiteten mich bis zum ſchwarzen Bären, dort tranken wir zum letzten Male eine Schale ſchleſiſchen Kaffee mit einander, ſie ſegneten mich, und ich fuhr von dannen gen Babylon. Zuerſt nach Leipzig. Ich ſah mich nicht mehr um, denn ich fürchtete mich vor dem Abſchiede, und ich fuhr ohne Gedanken durch das mädchenfreundliche Liegnitz, ohne Gedanken bis auf den Markt von Leipzig.

3.

Leipzig.

1813.

Leipzig hat die Merkwürdigkeit, daß man das Meiſte darüber zu ſchreiben vermag, wenn man es nicht geſehen hat. Je länger man da lebt, deſto weniger weiß man darüber zu ſagen. Wenn man ein bürgerlich hübſches Mädchen ſieht, ſo kann man allenfalls hinterdrein mit ihr ſchwärmen, falls man gerade nichts Beſſeres zu thun hat; kommt man aber öfter mit ihr zuſammen, ſo bleibt nichts Beſſeres übrig, als ſie zu heiraten. Und von ſolch einer Heirat weiß Niemand viel zu erzählen.

Ich wollte nach Paris reiſen, und blieb in Leipzig, und ſchrieb über die deutſche Literatur und das Leipziger Theater, und wurde kein Revolutionär, wie meine Mutter hoffte, ſondern leider ein ſolider Menſch, der zweiundzwanzig Stunden auf ſeinem Zimmer iſt, wenn's regnet; ſpazieren geht, wenn die Sonne ſcheint, vor jedem anſtändigen Menſchen den Hut abnimmt, ſeine Miethe richtig bezahlt, und hoffentlich einen guten Ruf hat.

Aber Leipzig hat vor den Thoren ein Schlachtfeld, wo viele tauſend Leute mit gutem und ſchlechtem Rufe todtgeſchoſſen worden ſind. Zu denen geh' ich, mit denen unterhalt' ich mich über vergangene Zeiten, und was die Welt gehofft und gefürchtet hat bei der Schlacht bei Leipzig. Es iſt nur traurig, daß die Todten, ſo laut ſie reden, doch nicht verſtanden werden.

Preußen und Berlin ſind nie ſo liebenswürdig geweſen als im Jahre 1813, wo ſie den Muth hatten, zu zürnen, und die beſten Söhne hinzuſchicken unter die Kugeln. Und wenn man das deutſche Philiſterleben kennt, ſo weiß man, daß ſolch Verdienſt zehnfach anzuſchlagen iſt. Ich weiß noch, wie wohl es uns that, als nach der Schlacht an der Katzbach die erſten

Freiwilligen zu uns ins Quartier kamen: die Figuren ſchwankten noch wie die Gerten, es war noch keine empiriſche Conſiſtenz darin, die dünnen Stutzbärtchen kamen erſt ſchalkhaft ſchüchtern zum Vorſchein, die Hände waren noch fein und weich, ſie waren noch nicht durchgegriffen, die Wäſche war viel zu fein für das Feldlager, ſie trugen noch Ringe an den Fingern und goldene Uhrketten und weiche Papierſtiefeln, und ſangen Körner'ſche und Schenkendorf'ſche Lieder. Ich ſah meinen Vater den Kopf ſchütteln zu den weichen Rittern, er hatte die Schwülenhand manches alten Franzoſen, der in Italien und Spanien mitgefochten, gefühlt, er hatte die verwitterten Geſichter, die undurchdringlichen Bärte der alten Kerntruppen, er hatte ihre klaſſiſchen zweifelloſen Augen geſehen, und er ſchüttelte den Kopf zu unſerer jungen Romantik.

Damals betete ich alle Abende vorm Schlafengehen und wenn der Vater am Tage die Zeitungen bekam, da betete ich noch einmal für unſere Freiwilligen, und ich habe an jedem neuen Morgen gefragt, ob ich die Nacht über nicht groß geworden ſei, um auch mitzugehen mit den blanken Reitern.

Und wenn ich heut aus den Thoren von Leipzig gehe, ſo wendet ſich mein Fuß immer nach Probſthaide und jenem Thonberge hin, wo die Franzoſen ſo fürchterlich nicht mehr um den Sieg, nein, um ihr Leben und um ihr Frankreich fochten, wo Er ſaß mit dem Fernrohre und dem ruhigen Geſichte. —

Unter den letzten Regierungsjahren des Tiberius wohnte unweit Roms in kleinem Landhauſe ein alter Römer, der hatte in ſeiner Jugend den Julius Cäſar geſehen, als er aus Afrika und Spanien zurückkam, wo er die letzten größten römiſchen Männer überwunden; er konnte die Erdkreisſtirn, die Imperatorennaſe und den geſchloſſenen, verſchwiegenen Mund beſchreiben, und ſonſt konnte der alte Römer nichts. Und doch gab's keinen beliebteren Mann als ihn zu Rom: vom Morgen bis zum Abende kamen die jungen Römer zu ihm und er mußte erzählen von Cäſar's Stirn und ſeiner ſchweigſamen Lippe, und mit Ehrfurcht betrachtete man ihn, der den Julius Cäſar geſehen.

Wenn man mich peinlichſt inquirirte, ſo könnte ich's nicht beſchwören, daß ich ihn geſehen habe. Und doch hab' ich ihn geſehen. Das Geraſſel der Kanonen, das Gebraus der Heeresſäulen, als er nach Rußland ging, liegt nur wie eine dumpfe militäriſche Maſſe in meinem Gedächtniß. Von der Schlacht bei der Moskwa, vom Brande der Czarenſtadt, von der gräßlichen Bereſina, dem entſetzlichſten Bilde des Krieges, das je den Fuß aufs Auge meiner Seele geſetzt, habe ich erſt viele Jahre nach der Schlacht bei Waterloo etwas erfahren. Aber in hellem Sonnenſcheine liegen die Kriegserſcheinungen nach der Bautzner Schlacht in meinem Gedächtniſſe, wie ſie in Sprottau, einer kleinen Stadt im Lande Schleſien, meiner Vaterſtadt, auftraten.

Mein Vater nahm lebhaftes Intereſſe an den Begebenheiten und haßte die Franzoſen mit Energie, ich machte ihm Alles nach und haßte ſie mit. Eines Tages ging ich mit ihm vom Felde nach Haus, da legte er ſich plötzlich auf die Erde und drückte das Ohr an den Raſen, und bedeutete mir, ſtill zu ſein, und es auch ſo zu machen. Ich hörte ein dumpfes Geräuſch und es ſchien mir die Erde leiſe zu beben.

Das iſt Kanonendonner, mein Sohn, wahrſcheinlich eine große Schlacht.

Von dieſem Moment an nahm ich zum erſten Mal Intereſſe an der Welt, ich war erſt ſieben Jahr alt, und konnte noch nichts als leſen und ein wenig ſchreiben.

Es war mir ſo wunderbar feierlich zu Muthe, und ich ſah mich nach allen Seiten um, ob keine Soldaten zum Vorſchein kommen würden. Die waren aber in gerader Linie wol an die zwölf Meilen entfernt, und ſchlugen die erſchütternde Kanonenſchlacht bei Bautzen.

Bald vergaß ich über meinen Spielen die Franzoſen. Es kam der Himmelfahrtstag des Jahres 1813, die Sonne ſchien rührend warm, ich kletterte mit Buben meines Gelichters auf allen Leitern herum, uns war ſo wohl, als wollten wir in den Himmel ſteigen.

Da warf man uns plötzlich von den Leitern herab, jagte uns aus dem Hauſe und ſchloß die Thür zu. Wir waren bei fremden Leuten geweſen. Ich wußte nicht, wie mir geſchah — drüben am Markte ſprengte ein Koſack mit eingelegter Lanze, das kleine Pferd ſtreckte ſich ſo gewaltig, daß der Bauch das Pflaſter zu berühren ſchien. Das freute mich, ich klatſchte in die Hände — meine Mutter, die vorüber kam, faßte mich haſtig, und ſchritt auf unſer nahes Haus zu. Ich ſah ſie fragend an, „Die Franzoſen kommen“, ſagte ſie, und bald ſchrie Alles in unſerer Nachbarſchaft: „Die Franzoſen kommen“ und warf die Thüren zu, verhüllte die Fenſter, und der Markt war wie ausgeſtorben; er hatte keine Augen mehr. Mein Vater ging recognosciren, und trotz meiner Mutter Flehen nahm er mich mit. Ein Koſacken-Piquet ritt vor uns her, einzelne Männer ſchloſſen ſich ängſtlich fragend an uns an.

Als wir über die Brücke kamen, wo ſich die Ausſicht öffnet, hörten wir ein verwirrtes Brauſen, Piſtolenſchüſſe — plötzlich wimmelte Alles, was wir vor uns ſahen, von grünen Reitern.

Die Koſacken hatten ihre Piſtolen abgefeuert, ein erſchrecklicher Lärm wie Meeresbrauſen erſcholl von drüben, wo die grünen Reiter kamen, eine Menge Schüſſe knallten, die Kugeln pfiffen über uns hin, die Koſacken raſ'ten zurück, einzelne grüne Reiter an uns vorüber ihnen nach. Wir eilten, was wir vermochten. Meine kleinen Beine reichten nicht aus, mein Vater ſchalt, ich weinte, wir flüchteten uns in ein Seitengäßchen. Da ſah ich den erſten Franzoſen deutlich an mir vorüberſprengen: er ſaß auf einem großen, braunen Pferde, hatte eine erſchreckliche Bärmütze auf dem Kopfe, unter einem breiten Schnurrbarte im Munde ſteckte der Säbel, in der Hand hielt er den Carabiner, und im Augenblicke des Vorüberſprengens ſchoß er ihn ab hinter einem flüchtigen Koſacken her. Es war ein Chaſſeur.

Jetzt wußte ich, wie die Franzoſen ausſahen, ich lief nun vortrefflich. Bald waren wir durch die Hinterthür in unſerem Hauſe. Ueber der Hausthür war ein kleines Fenſter, ein großer Tiſch ward hinter die verſchloſſene Thür geſetzt, ich holte mir noch ein kleines Bänkchen, von da guckte ich mit meinem Vater hinaus auf den Markt. Die Mutter bat uns fortwährend, in die Hinterſtube zu kommen, ſie dachte wie der Strauß: wenn wir nur die Feinde nicht ſähen, ſo ſähen ſie uns auch nicht. Aber wir hatten eine gefährliche, neugierige Courage, und wichen nicht von unſerem Poſten.

Vorſichtig ſprengten einzelne Chaſſeurs bis auf den Markt, ſie wußten nicht ob ſie trauen durften. Das kam mir gerad ſo vor, als ob ich mit meinen Kameraden hinten auf dem Brauplatze Räuber und Gensd'armes ſpielte; ich lachte ſehr über die furchtſamen Chaſſeurs, als ſie ihre Carabiner luden und ganz langſam in die Glogauergaſſe hineinritten.

Eine Stadt, die plötzlich vom Feinde genpmmen wird, liegt zuſammengekauert da wie ein armſelig Thier, dem die Klapperſchlange langſam näher kommt. Wenn ſich, wie hier, auch der Feind fürchtet, ſo iſt der Anblick noch beängſtigender.

Plötzlich donnerte von der Glogauer Seite eine fürchterliche Kanonenladung. Die Chaſſeurs, welche eben vorübertrippelten, ſtanden mit ihren Pferden plötzlich elektriſirt, ich purzelte von meinem Bänkchen und klammerte mich an meines Vaters Rockſchoß. Auf jener Seite ſtand nämlich eine ruſſiſche Batterie; die fing ihr Spiel an, daß mir die kleinen Ohren brummten. Bald antwortete von der andern Seite, von wo die Franzoſen kamen, eine noch gröbere Stimme. Da hatte ich den Krieg, und hinter meinem Hausthürfenſter fand ich das ſehr vergnüglich. Laut flogen einige franzöſiſche Worte von Reiter zu Reiter, ſie ſchienen von zurückſprengenden Chaſſeurs auszugehen. Ein fürchterlicher Lärm, der wie Jubel klang, entſtand, ſie ſchoſſen ihre Büchſen in die Luft, ich hörte Fenſter klirren, manche Kugeln mochten ſich verirrt haben; es begann die Plünderung. Ich wurde mit allen Frauenzimmern des Hauſes in den Keller geworfen, das war mir ſehr fatal. Die Weiber jammerten, nur unſere alte Köchin war guten Muthes. Sie hatte eine große Kanne Kaffee und eine Taſſe in aller Eile gerettet, und tröſtete die Geſellſchaft mit ihrer Taſſe. Das Mitglied, welches trank, konnte nicht winſeln, ſie ließ ſo ſchnell wie möglich ihre Taſſe die Runde machen. Ich lauſchte an der Thür; oben gingen klirrende Säbelſcheiden auf und ab. Herrgott, ſie kamen die Treppe herunter, die Weiber ſanken wimmernd zuſammen, meine Mutter gebot mir leiſe, von der Thür wegzugehen. Es war eine ſchlechte Bretterthür, herunterkommendes Licht ſchimmerte durch ihre breiten Ritze, ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal durchzuſehen, eh' ich der, meinen Namen immer dringender wiſpernden Mutter gehorchte. Mein Vater leuchtete, bärtige, wie mir's ſchien, himmelhohe Geſtalten von Chaſſeurs folgten ihm. Jetzt waren ſie an unſerer Thür, unſere alte Köchin neben mir betete leiſe vor ſich hin ein Vaterunſer, und goß ſich eben ſo leiſe die letzte Taſſe Kaffee ein. Heftige franzöſiſche Worte, wie Flüche klingend. Sie gehen vorüber nach dem großen Keller. So wie wir deß gewiß ſind, hält uns nichts mehr, hinauf ins Haus fährt Alles, und zerſtreut ſich nach allen Seiten. Einen Blick ins Zimmer werfend, ſeh' ich einen langen Chaſſeur die Commode meiner Mutter ausräumen, eben ſteckt er das braunſeidene Kleid meiner Mutter, das ich ſo liebte, in den Sack. Das überwältigte mich, und ich ſchrie: Mutter, der Kerl nimmt dein braunſeidenes — — haſtig reißt mich meine Mutter von dannen, daß ich auf das ſteinerne Eſtrich des Hauſes ſchlage. Die Naſe blutet, aber auf und fort geht's nach dem Gartenhauſe hinter unſerer Wohnung. Meine Mutter iſt in jäher Haſt: der plündernde Chaſſeur hat ſie geſehen, ſie war eine junge ſchöne Frau mit ſchwarzem Haar und blauen Augen und einer weißen Haut. Wir hörten eine Zeit lang ſeinen zögernden Schritt hinter uns. Er mochte unſicher ſein, ob er eine gewiſſe Beute der ungewiſſen opfern ſollte. Das Sichere hatte ihn gelockt, wir hörten ihn nicht mehr. Da ſaßen wir denn in dem weiten leeren Gartenhauſe, die Mutter, meine kleine Schweſter, ich und die alte Hanne mit dem leeren Kaffeekruge, den ſie in der Angſt nicht aufgab. Die Sonne ſchien warm und lieb, die grünen Bäume ſahen unſchuldig und ſtumm herein durch die hohen Fenſter, ſie wußten von nichts, dicker Pulverdampf wälzte ſich zuweilen zuſammengeballt vorüber. Die Mutter ängſtigte ſich um den Vater, ich fing an, mit meiner Schweſter Bohnen zu ſchieben. Da donnerte und krachte es plötzlich dicht hinter uns, daß die Fenſter klirrten. Fünfzig Schritt von uns, jenſeits des einen kleinen Fluſſes, der rings um die Stadt fließt, auf einer kleinen Anhöhe, blitzten und leuchteten aus dem dichten Pulverdampf helle Kanonen. Und zu gleicher Zeit erhob ſich vorn am Garten, wo unſer langer Pferdeſtall ſtand, in dem ich immer Wiſchemann geſpielt hatte, weil nie Pferde drin waren, ein toller Spectakel, Pferde ſtampften, fremde Stimmen lärmten, gelbe Geſichter, wie ich ſie in meinem Leben nicht für möglich gehalten hätte, mit krauſen Haaren und Bärten, die ſchwärzer als ſchwarz waren, ſtreiften im Garten herum, Futter für die Pferde zu holen. Wir waren zwiſchen zwei Feuern. Nun fing ich an, mich jämmerlich zu fürchten, die gelben Kerle, die wie unſeres alten Grabebitters Citrone ausſahen, wenn er zum Begräbniß einladen kam, entſetzten mich und raubten mir das Gleichgewicht. Es waren Provençalen, wie ich ſpäter erfuhr; wegen dieſes unangenehmen Eindrucks habe ich lange nicht daran glauben können, daß die provençaliſchen Lieder ſüß und ſchön ſchmeckten. Ich dachte immer an jene Citronengeſichter mit der ſchwarzen Einfaſſung am Himmelfahrtstage. Der alte Grabebitter mußte auch erſt ſterben, eh' ich unbefangen wurde, denn er erinnerte mich immer wieder daran. Und Alles, was ſich mit dem Tode beſchäftigt, hab' ich von Jugend auf nicht leiden können. Ich glaube, ich würde eher ſelbſt ſterben, als mich mit Sterbenden abgeben. Es iſt leichter, zu leiden, als leiden zu ſehen. —

Bald weint' ich aber damals nicht mehr blos aus Furcht, ſondern vor Hunger und Grimm über die garſtigen Franzoſen, und den garſtigen Krieg, meine Schweſter weinte vor einfachem Hunger. Die alte Hanne flennte, daß gar keine Ausſicht zu neuem Kaffee da war, meine Mutter weinte leiſe über Alles. Als ich das ſah, da ſchwur ich mir, wie ich ſpäter hörte, daß es der kleine Hannibal gethan, die ſchlimmen Franzoſen zu verfolgen und zu haſſen, bis ſie alle todt wären.

Da hörten wir des Vaters Stimme, und Alles jauchzte. Er ſagte uns, die Infanterie käme, und die Plünderung ſei zu Ende; da habe er uns ein Brot gerettet. Wir kauten und kehrten zurück in unſer Haus, wo Alles leer war: nur Hanne weinte noch, weil es keinen Kaffee gab. Später betete ſie alle Tage beim Frühſtück, und mehrere Mal nach Tiſch: „Gott bewahre uns vor der Himmelfahrt der Franzoſen“, und ſie wußte am beſten warum.

Auf dem Markte ging die Trommel, und Alles lag voll Stroh, und blaue, blaſſe Soldaten fielen darauf, und baten um ein Stück Brot. Das waren auch Franzoſen, ich ward ganz verwirrt. Als ich dem nächſten ein Stück von meinem Brote gab, ſtreichelte er mich, ich erſchrak, und verwunderte mich, daß mir nichts geſchah, denn ich hatte geglaubt, wo ſolch ein Franzoſe hingriffe, da geſchehe ein Unglück.

Nun ließ ſich auch unſer alter Rathsdiener ſehen, vor dem wir uns Alle fürchteten, und jetzt dachte ich: nun iſt's gut, der wird die Franzoſen ſchon Raiſon lehren, und wenn ſie muckſen, ſo wirft er ſie in den ſchwarzen Priſon. Er ſah zwar heute ſehr blaß aus, aber als er ganz ſanft ſprach, was er doch ſonſt gar nicht that, als er ſogar bei einigen Rippenſtößen, die ihm verabreicht wurden, ſein ſpaniſches Rohr nicht hob, ſondern ſogar ſeine Mütze abnahm und ein Compliment machte, was ſonſt nur dem Herrn Bürgermeiſter und dem Herrn Polizei-Inſpector widerfuhr, da war ich ganz verdutzt, und bekam durch eine unbewußt in mir vorgehende Schlußfolge einen grauſamen Reſpect vor den

Herren Franzoſen, die ja ſo viel wie unſer Herr Bürgermeiſter und der Herr Polizei-Inſpector ſein mußten.

Er trug Billets in der Hand, die Soldaten kriegten mich beim Ohr, ich mußte ihnen leſen, und die Hausnummern zeigen. Ich führte alle zu uns, weil ich mich auf die Zahlen noch nicht recht verſtand, vor den fremden Franzoſen mich aber nicht blamiren wollte. Warum meine Mutter kein freundlich Geſicht dazu machte, konnte ich nicht begreifen, je mehr, je beſſer, dachte ich.

Der mich geſtreichelt hatte, weil ich ihm ein Stück Brot gegeben, war auch dabei, und hieß Gardy, und war aus dem Elſaß. Er gehörte nicht zur Infanterie, ſondern zu den Reitern; man hatte ihm aber bei Bautzen ſein Pferd todtgeſchoſſen, und er hatte noch kein neues. Gardy unterrichtete mich zuerſt von der großen Armee, er war mein erſter Geſchichtslehrer. Bald kam ein Rittmeiſter zu uns ins Quartier, der hatte ein Beutepferd, das bekam Gardy; dafür mußte er die Sorge der Pferde über ſich nehmen.

Ich ritt mit ihm in die Schwemme, ich ſaß bei ihm oben auf dem Futterboden, wo er den Häckerling ſchnitt, was ſie in Schleſien „Siede“ nennen — paille hachée, ſagte Gardy — und hörte mit offenem Munde zu, wie er erzählte. Eigentlich erzählte er gar nicht, ſondern er ſchimpfte und fluchte nur. Er konnte den Kaiſer nicht leiden, aber er betete ihn an wie einen Gott, wie die Juden den Jehovah nicht liebten, aber fürchteten.

Gardy war einer von den jungen Conſcribirten, bei Vittoria lag ſein älteſter Bruder begraben, in der Donau ſein zweiter, der dritte war nicht aus Rußland zurückgekommen, „meine Marion wird mich wol auch nicht wiederſehen“, ſagte er, ſtampfte mit dem Fuße, und fuhr ſich mit der Hand über die Augen. So viel ich mich erinnere, war er nicht hübſch, eine kleine, knorrige Geſtalt mit einem zugehäkelten Geſicht; er trug einen grünen Huſarenpelz, und ſelten eine Mütze. Mit ſeinen Kameraden ſprach er gar nicht. Durch ihn erfuhr ich denn, daß

Napoleon die Schlacht bei Bautzen gewonnen habe. Wenn aber Gardy von den Schlachten erzählte, da war er ein ganz anderer Menſch, da nannte er den Kaiſer nur Napoleon, und er ſprach das Wort ſo ſtolz aus, wie unſer alter Rathsdiener, wenn er „Donnerwetter“ ſagte. Sprach er aber ſonſt vom Kaiſer, ſo nannte er ihn „l'empereur“ und biß die Lippen dabei zuſammen, als ſchmerze ihn etwas auf der Zunge.

Ich fragte ihn, wie's denn der Kaiſer mache, daß er immer die Schlachten gewinne, und daß er wieder die bei Bautzen gewonnen habe. „Sacre nom d'Dieu!“ — rief Gardy — „dafür iſt er der Napoleon“. Und nun ſagte er unter Fluchen, Napoleon habe bei Bautzen ſo viel Kanonen zuſammenfahren und auf einmal losſchießen laſſen, daß ſie alle gedacht hätten, der Mond fiele herunter. „Ah“ — fuhr er ärgerlich fort, und kratzte ſich in dem ſchwarzen dichten Haare — „il est trop grand“.

Gardy hielt den Kaiſer für ein überirdiſch Weſen, und das belegte er durch die Schlacht bei Bautzen. Da habe Napoleon mitten in der Schlacht geſchlafen. Als man ihn endlich aufgeweckt, da habe er ſeine Hand an's linke Ohr gelegt, und den Kopf nach der Seite gebogen, dann genickt, und mit der Hand „oui“ geſagt. Und gleich darauf habe man weit links drüben Kanonendonner gehört, und das ſei der Ney geweſen, der beſte Soldat der großen Armee, den auch keine Kugel tödte, und nun habe Napoleon angreifen laſſen, und wie man eine Hand umdrehe, ſei die Schlacht gewonnen geweſen.

„Ah — sacre nom d'Dieu — il est trop grand.“ Von da an war das Corps des Herzogs von Belluno und die Reiterei des General Sebaſtiani durch die Görlitzer Haide gekommen, dort ſei nichts zu eſſen geweſen, und in Sprottau, dem erſten Städtchen, hätten ſie erſt wieder Brot gefunden, und ich hätte ihm den erſten Biſſen gegeben.

Sebaſtiani's Reiter waren alſo jene grünen Chaſſeurs, die erſten Franzoſen geweſen, welche ich ſah. Später, wenn ich von dieſem Männchen aus papier maché mit den Schönpfläſterchen und dem glatt gewichſten Geſichtchen, wenn ich von dieſem ſchlüpferigen Sebaſtiani die neuen zitternden Erklärungen der Nichtintervention las, da hab' ich's immer nicht glauben können, daß jene erſten franzöſiſchen Reiter mit den grimmigen Bärmützen, vor denen ich mich ſo gefürchtet, ſeine Reiter geweſen ſein könnten.

Ich wußte aber trotz Gardys Mittheilungen immer noch nicht, was ich mir unter dem Worte „große Armee“ denken ſollte; da kam der fünfzehnte Auguſt, wo Madame Lätitia in größter Eil auf Corſica den Napoleon geboren hatte, und ich erfuhr's auf einmal. Da marſchirte Alles, was in der Umgegend von Soldaten lag, über den Markt, und ich ſah zum erſten Male die roth, blau und weiß ſchimmernden Maſſen, ich ſah zum erſten Male hier jene Adler, welche räuberiſch unternehmend die Flügel anziehen, als wollten ſie über die Sonne hinausfliegen, ich hörte die berauſchende Janitſcharenmuſik des Ruhms, ich ſah die erſten Mohren mit den verſtorbenen, unerklärlichen Geſichtern, und ſie ſchlugen die Becken zuſammen, daß mir die Glieder bebten, ich ſah die braunen Sappeurs mit den orientaliſchen Bärten und den blitzenden Beilen, den unnahbaren Schurzfellen und dem barbariſchen Ernſte der Geſichter. So hatte ich mir aus Kindergeſchichten die alten Rittergeſpenſter und Zauberer gedacht, und ich entſetzte mich, wenn die Kerle ausſpuckten, denn dunkelbraun war ihr Speichel und ich wußte noch nichts davon, daß man Tabak kauen könne. Da drückte ich mich furchtſam in den Winkel des Rathhauſes, von wo ich zuſammengekauert zuſah. Und das Marſchiren und das Trommeln und das Trompeten, und das Fenſter erſchütternde Geſchrei: „Vive l'empereur“ nahm kein Ende, und immer neue Generale in Gold genäht, kamen vorüber, und der ernſte Mund Bertrand's, der nicht weit von mir zu Pferde hielt, ward nicht müde, immer mit zu rufen: „Vive l'empereur“, und Alles hob die Säbel und die Bayonnette ſo hoch die Arme reichten; ſogar Gardy kam vorüber im ſtattlichen Huſarenpelz, ſein Pferd war blank gebürſtet, daß man ſich darin ſpiegeln konnte, und er ſchrie auch wie beſeſſen, der fluchende Gardy: „Vive l'empereur“.

Es marſchirten die Colonnen, es flogen die Adler, es jauchzten die Becken, es ſchrien die tauſend Kehlen bis es dunkel ward. Und nun entzündeten ſich zu meiner größten Verwunderung über und neben mir alle Fenſter des alten Rathhauſes; die Lichtſäulen lieſen an den Thürmen in die Höhe, durch alle Fenſter, über alle Dächer ſo weit ich ſah, und an des geſtrengen Herrn Bürgermeiſters Haus brannte unter einem 15. Auguſt ein ſtrahlendes — N — ſo was hatte ich nie geſehen.

Nun war das Defiliren zu Ende und die Soldaten zerſtreuten ſich jubelnd. Der Wein ſpritzte über die Straßen, die ſilbernen Napoleonsſtücke flogen, meine armen Landsleute, die eine klägliche Rolle dabei ſpielten, fingen ſie auf, ich ſelbſt eroberte ein Frankenſtück und kaufte mir lauter Pfannenkuchen dafür, und ſchmauſte und ſah zu. Auf dem Markte, auf allen Straßen lagen die bunten, jauchzenden Krieger vor großen Weinfäſſern, die Illumination leuchtete dazu, und wo ein Mädchen ſich ſehen ließ, da mußte ſie aufs Wohl des Kaiſers trinken, und ſich zu ihnen ſetzen und küſſen laſſen ohne Ende. Alle Häuſer ſtanden offen, und wo man hintrat, da trällerten ſie Lieder, da umarmten ſie einander, da waren ſie dünkelhaft, übermüthig und liebenswürdig, da brauſte plötzlich immer einmal dazwiſchen wie ein Windſtoß: „Vive l'empereur“, und das war die große Armee.

Eines Tages, ſagte Gardy ganz geheimnißvoll, als er mich aufs Pferd hob: Er iſt da, Du ſollſt ihn ſehen.

Als wir nach Hauſe kamen, wuſch er ſich, zog ſeine beſte Uniform an, und bedeutete mir, ich möge mein Sonntagsjäckchen holen, das war aber ſehr ſchön, nämlich von grauem Nanking, um die Taille mit einer ſchwarzen Sammtborte beſetzt. Es war gegen Abend und meine Mutter ſah mir lächelnd zu, und fragte, warum ich mich ſo ſpät noch putzte. Ich durfte nichts ſagen, legte den Finger auf den Mund, und zog geheimnißvoll die Augenbrauen in die Höhe. Sie ſah mir kopfſchüttelnd nach, und erfährt es erſt jetzt, zu welcher Cour ich damals gelangt ſei, denn ich habe immer davon geſchwiegen, wie von einer heiligen Handlung, die nicht entweiht werden dürfe.

Ich ging aber damals mit Gardy vor jenes hohe Haus an der Ecke der Herrngaſſe, wo General Bertrand wohnte. Es wurde, wie geſagt, ſchon dunkel, und es half mir nicht viel, daß Gardy mich auf ein offenes Fenſter im erſten Stock hinwies. Ich ſah allerdings eine Figur, die uns den Rücken kehrte, ich ſah ein Paar breite Atlasſchultern — plötzlich verſchwanden dieſe vom Fenſter, ein Wagen fuhr vors Haus, Gardy nahm mich haſtig bei der Hand und zog mich ungeſtüm an die Hausthür. Hinten an der Treppe erſchienen Lichter, zwei Männer kamen langſam den Flur entlang auf die Thür zu. Gardy ſtieß mich in die Rippen. Der kleinere blieb einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen, und ſah nach dem Himmel. Ich machte es ihm nach, und ſah auch nach dem Himmel, es zog weicher, ſeidener Sommer vom Firmamente nach dem Abende hin in das erblaſſende Abendroth. Deſſen erinnere ich mich deutlich; das Geſicht des Mannes gefiel mir indeß damals nicht beſonders, es ſah wie von Wachs aus und hatte keinen Bart. Der kleine dreieckige Hut, der auf dem Kopfe ſaß, mißfiel mir entſchieden. Aber dennoch rieſelte mir ein ſolcher Reſpect durch alle Glieder, daß ich der feſten Meinung wurde, der Mann ſei ein Verwandter vom lieben Herrgott. Wäre er nur größer geweſen, hätte er einen langen Bart gehabt und keinen Dreimaſter getragen, ſo hätte ich ihn für den lieben Gott ſelbſt gehalten, denn als er das Auge niederſchlug, ſah er mich einen Augenblick an. Da wußt' ich nicht, wie mir geſchah; es war mir, als ſei ich in der Kirche, und als bekäme das braunſchwarze gemalte Auge Gottes, das oben an unſerem Altar in einem Dreieck hing, Leben und Bewegung. Es war Alles ganz ſtill, auch der Mann mit dem Auge Gottes ſprach nicht.

Plötzlich wendete er ſich zum General Bertrand, ſagte: „Bon soir, mon cher“, ſtieg eiligſt in den Wagen, und fuhr davon.

Wir ſtanden noch lange da, und rührten uns nicht. Gardy war ſogar mehrere Tage hinterher ganz ſtill. Als ich nach Hauſe kam zog ich ſacht mein Sonntagsjäckchen aus, ging nicht zum Abendeſſen, ſondern legte mich ins Bett, machte die Augen zu und ſah unverwandt in das Auge Gottes, und hörte fortwährend: „Bon soir, mon cher“.

Meine Mutter, die ſich gewundert, daß ich nicht gegeſſen, kam mit Licht, und ſah, ob ich ſchliefe. Ich machte die Augen nicht auf, ich regte mich nicht.

Am andern Morgen wußt' ich nicht, ob die Sache wirklich paſſirt ſei, und darum weiß ich's auch heut nicht ſo gewiß, daß ich's beſchwören könnte, ob ich den Kaiſer Napoleon geſehen. Ich weiß zwar noch, daß meine Mutter am nächſten Tage fragte, warum ich nicht zur Nacht gegeſſen, und weshalb ich mir das Sonntagsjäckchen angezogen habe, der braunſchwarze Glanz vom Auge Gottes ſchimmerte ebenfalls noch in meiner Seele; ich will's aber der Romantik halber unentſchieden laſſen.

Gardy mußte bald darauf marſchiren, ich ging neben ſeinem Pferde bis vors Thor und weinte ſehr. Die Franzoſen gingen alle fort, auch der große Sergeant, der bei unſerem Nachbar im Quartier lag, und der einen ſo großen rothen Backenbart hatte, immer ſchneeweiße Hoſen trug, kerzengerade ging, fortwährend von der großen Armee ſprach, uns Alle auf das Uebelſte behandelte, kurz, der ein unausſtehlicher Menſch war, um deſſentwillen ich lange Zeit die Franzoſen gehaßt habe. Auch der mußte marſchiren, und bald war kein Soldat mehr bei uns; mein Vater ſagte, der Waffenſtillſtand ſei zu Ende.

Ich ſpielte nun mit meinen Kameraden Soldaten: wir hatten aus einer alten Rumpelkammer einen dreieckigen Hut erbeutet, den kriegte immer der Anführer des Spiels, und hieß dann „der Napoleon“. Wir haßten ihn alle ſehr, gehorchten ihm aber ohne Widerſpruch.

Eines Tages ward plötzlich ein großer Trupp Gefangener in die Stadt gebracht, wir hörten, daß an der Katzbach unter dichtem Regen und in dichten Mänteln eine Schlacht geſchlagen und von den Franzoſen verloren worden ſei. Ach ſie ſahen ſo jämmerlich aus, wie unſer alter Bettler vorm Thore. Sie waren ſo ſchwach, daß ſie immer niederfielen, und wenn ſie fielen, da ſchlugen die Gensd'armes ſie mit den blanken Klingen. Ich mußte bitterlich weinen, und hätte den armen Leuten gern geholfen. Zu meinem Schrecken erkannte ich auch den garſtigen Sergeanten unter ihnen, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei benehmen ſollte. Er war todtenbleich, und ein rother Säbelhieb, den ein kleines Tuch ſchlecht bedeckte, ging über ſein ganzes Geſicht. Aus allen Häuſern brachte man große Körbe Brot, die garſtigen Gensd'armes wollten auch das nicht einmal. Freilich waren's dieſelben Franzoſen, die uns Alles, auch meiner Mutter das braunſeidene Kleid genommen hatten. Aber die armen Menſchen winſelten vor Hunger. Ich bat meine Mutter um einen großen Korb, und ſtahl mich hinter einem Gensd'armes mitten in den Haufen hinein. Ach, was ſah ich da für blutige, verſchwollene, von Jammer auseinandergeſchnittene Geſichter. Ein armer Franzoſe, dem eine Kugel im Halſe ſteckte, ſchrie unaufhörlich vor zerſtörendem Schmerz, es hätte die Pflaſterſteine erbarmen mögen. Seine Augen und Hände krümmten ſich nach einem Stück Brot, ach und er konnte den Mund nur öffnen zum herzzerſchneidenden Jammergeſchrei.

O, was bin ich da böſe auf den Krieg geworden, und ich habe jene Scenen nie vergeſſen können, und meine Civiliſationsgedanken haben ſich immer unwillig geſträubt gegen die rohe Waffenentſcheidung.

Henri, Henri! rief's hinter mir. Himmel, jenes abgeriſſene Geſicht, in welches die verwüſteten Haare hineinhingen, war es nicht Gardy! Ach, leider war er's. Oh, wie verhungert fiel er über das Brot her. „Er hat uns verlaſſen“, ſagte er, „darum hat man uns geſchlagen.“ In der größten Bewegung lief ich nach meinem Vater. Wir wollten ihn losmachen, um ihn bei uns zu behalten, wir ſagten, daß er den Napoleon haſſe, und ein halber Deutſcher ſei, ach, ſein Geſicht bat ſo kläglich um Freiheit.

Umſonſt! — Noch heut ſeh' ich die ſchwindelnde Hoffnung in ſeinem Geſicht jählings kopfüber herunter auf das Pflaſter ſtürzen, noch hör' ich die Schmerzensworte: „Oh Marion, j'avais raison!“

Wie eine Heerde Vieh wurden ſie fortgetrieben, laut ſchluchzend lief ich mit, den armen Gardy im Auge. Vorm Thore ſtieß mich ein Gensd'armes mit der Säbelſcheide, daß ich niederſtürzte, und lang nicht aufſtehen konnte.

Fort ging der Zug, und ich hörte noch lang ſein jämmerliches Winſeln. Seit jener Zeit kann ich die Gensd'armes nicht leiden. Den armen Gardy hab' ich nicht wieder geſehen; wenn ich einmal nach Frankreich komme, will ich mich nach ſeiner Marion erkundigen. —

Es war ſchon lange hohes Gras über dieſe meine Kriegserinnerungen gewachſen, als ich auf dem Thonberge bei Leipzig bei dämmerndem Mondſcheine wieder lebhaft des Jahres 1813 gedachte.

Jetzt überſah ich ihn im Ganzen dieſen vierten Act der großen Napoleoniſchen Tragödie, das Jahr 1813. Ich ſah's, wie die Waffen von allen Seiten gegen ihn herandrangen, wie Duroc neben ſeiner Seite bei Reichenbach erſchoſſen wird, ohne daß er es gewahrt; ich ſah ſeinen Schmerz, mit dem er ſich einſchließt und keinen Menſchen zu ſich und zu den Gedanken an die Leiche ſeines Freundes läßt. Die ganze Armee erhält keine Befehle, weil der Kaiſer um einen Freund trauert. Ich erkannte jetzt jenen düſtern Waffenſtillſtand, mit dem er ſelbſt die Zeit gewährte, daß ſein Unglück reif werden konnte. Während ich die erſten Franzoſen ſah, grub man bereits ihrem Kaiſer das Grab. Damals wohnte er in einem kleinen Hauſe zu Dresden und regierte zum letzten Male halb Europa, verſchanzte ſein letztes

Bollwerk, die Dresdner Gegend, wünſchte zum erſten Male lebhaft den Frieden, weil er ihn brauchte, und ſprach zum letzten Male den Metternich.

Als der Kaiſer lebhaft mit ihm im Zimmer herumgeht, fällt ihm ſein kleiner Hut auf die Erde, und Metternich hat die Kühnheit, jenen kleinen Hut, vor dem Europa ſich gebeugt hatte, nicht aufzuheben. Napoleon muß ſich ſelbſt darnach bücken.

In dieſem Vorfall mit dem kleinen Hute liegt die Schilderung des ganzen damaligen Zuſtandes. Man bückte ſich nicht mehr vor Napoleon, ſein vorletzter Act war da. Ich weine aber nie ſo beim Tode ſelbſt, als wenn ich die Anzeichen ſehe, daß ein großer Mann ſterben wird. Die Todesangſt iſt ſchlimmer als der Tod.

Und nun brechen die letzten Scenen donnernd herein. Kaiſer Franz verläugnete ſeine Liebe zu Napoleon und zu ſeiner Tochter, Oeſterreich trat zu den Alliirten. Sieg und Niederlage des Hauſes Habsburg gegen Frankreich waren immer gleich ſchmerzhaft: für die Revolution fiel Marie Antoinette, für den Frieden zu Wien Marie Louiſe, die beide in der Burg zu Wien blond und ſchön geworden waren.

Aus Schleſien drängte Blücher, le sabreur, aus den böhmiſchen Engpäſſen die Haupt-Armee der Alliirten. Napoleon ſchien's zu ahnen, daß ihm einſt Blücher ein Hauptſtein des Anſtoßes werden könne, — er eilte über die ſchleſiſche Grenze, und immer noch wird der Strom aufgehalten, wo er ſich zeigt. Die Hauptarmee der Alliirten iſt auf dem Anzuge gegen Dresden, dem damaligen Schlüſſel zu Deutſchland und Frankreich. Schon wird Dresden angegriffen, der Marſchall St. Cyr ſchickt die drängendſten Boten, Dresden iſt verloren, und der Kaiſer iſt nicht da.

Es war der ſechsundzwanzigſte Auguſt, ein Tag der tödtlichſten Angſt für Dresden; ſchon waren die Preußen bis in den großen Garten gedrungen, der alte König von Sachſen, Napoleons treueſter Freund, der den Helden liebte wie ſeinen Sohn, ſah troſtlos aus dem Fenſter ſeines Schloſſes; die ganze Ebene am linken Elbufer war von Alliirten bedeckt, die Kanonen reichten ſchon bis in die Stadt, die erſten weſtphäliſchen Regimenter gingen über, man ſprach von Capitulation, und der Kaiſer iſt nicht da.

Zehn Uhr ſchlägt's in der Stadt, da erſcheint im Galopp auf der Elbbrücke Napoleon, hinter ihm kommen die Cuiraſſiere Latour-Maubourg's und die Garde im Sturmſchritt, und als ob ein Gott erſchienen ſei, lebt Alles auf, er iſt da, und das Vertrauen iſt da. Er eilt, Friedrich Auguſt zu umarmen, und die Schlacht zu ordnen, die unglaubliche Schlacht bei Dresden.

Man gab die Franzoſen auf, und die Alliirten drangen ſchon zu den Thoren herein. Napoleon wußte es beſſer, und ſagte zum König von Sachſen, er möge ruhig in ſeinem Schloſſe bleiben. Nun ſtürzen aus allen Thoren die todesentſchloſſenen franzöſiſchen Ausfälle. Alles ändert ſich wie mit einer Handbewegung. „Der Kaiſer iſt in Dresden“, ruft Fürſt Schwarzenberg, „der günſtige Augenblick iſt vorüber, denken wir nur daran uns zu ſammeln.“

So dachten die Trojer nur an Rettung, nimmer an Sieg, wo ſie den Wagen des Achilles ſahen. Und der Hektor, Karl von Oeſterreich, lag ſtill und verſtorben auf ſeinem Schloſſe Weilburg im ſchönen Helenenthal bei Baden. —

Und noch hielt es Napoleon nicht einmal für nöthig, ſelbſt in den Kampf zu reiten, er erwartet auf der Elbbrücke mit Ungeduld die Herzoge von Belluno und von Raguſa. Rings um ihn hielt man Alles für verloren, aber er ſagt mit geiſterhafter Ruhe und Gewißheit: „Meine Freunde, der Feind wird nicht wieder ſtürmen“.

Und nun reitet er im Galopp nach dem Dippoldiswalder Thore. Wie mit einem Zauberſchlage wird Dresden frei, die Alliirten weichen zurück.

Es wird Nacht auf der Dresdner Ebene, und der Regen fällt ſtärker und ſtärker, die Wachtfeuer leuchten matt wie kümmerliche Siegeshoffnung — einſam reitet Napoleon über das Feld, um den folgenden Tag zu ordnen. Der Tag kommt, und es regnet und regnet unaufhörlich. Um ſechs Uhr rückt Napoleon aus dem Freiberger Thore; die gegenüber liegenden Höhen ſind noch leer, ſein Auge lacht durch den Regen, von jenen Höhen wird die Schlacht gewonnen, von da herunter wird Murat kommen.

Die Kanonade beginnt, der Kaiſer iſt vor dem Dippoldiswalder Thore, das Waſſer ſtürzt vom Himmel, er läßt ein großes Feuer anzünden, und leitet von da die Schlacht.

Murat iſt auf den Höhen angekommen, der Kaiſer läßt die Kanonade in ſeinem Centrum verdoppeln, die Wolken werden davon in die Höhe gejagt, die Sonne ſcheint einen Augenblick, man ſieht auf den nächſten Höhen viele Handpferde — die Regenten Europas ſind einander gegenüber. Die Batterien beginnen auf des Kaiſers Befehl neue Lauffeuer, da die Aufmerkſamkeit des Feindes auf dieſe Seite gelenkt werden muß. Man ſieht auf jenen Höhen die lebhafteſte Bewegung, ein bedeutender Mann muß getroffen ſein. Die Franzoſen glauben, es ſei Schwarzenberg. Erſt am folgenden Tage findet man in Röthnitz ein zurückgelaſſenes Windſpiel, auf deſſen Halsbande ſteht: „Ich gehöre dem General Moreau“. —

Der König von Sachſen ſchickte dem Kaiſer dies Halsband — Moreau, ſein gefährlicher Widerſacher muß von weit her übers Meer kommen, um von einer Kanonenkugel des Kaiſers zerriſſen zu werden. Moreau hatte kein Glück. —

Unterdeß kommen Murat's Kanonen näher, Napoleon ſprengt durch einen Kugelſtrich nach ſeinem linken Flügel auf die Pirnaer Straße, und befeuert ihn durch drei Worte. Er kommt zurück — da erſcheint der fliegende goldgeſtickte Mantel und die Reiherfeder Murat's, und er ſtürzt mit Carabiniers und Cuiraſſieren wie das geflügelte Unglück auf die Oeſterreicher herab. Auf allen Seiten entzündet ſich des Kaiſers Schlacht aufs Neue, die Artillerie der Alliirten wird ſchwächer, ſie hört auf, es iſt erſt drei Uhr, der Sieg iſt da. Napoleon ertheilt noch raſch Befehle, und reitet nach Dresden hinein. Das Waſſer läuft in Bächen vom grauen Rock und den ſteifen Stiefeln, die durchnäßten Hutkrempen hängen ihm auf die Schultern, ſo umarmt ihn, den triefenden Sieger, der König von Sachſen vor ſeinem Schloſſe, wo er vor vierundzwanzig Stunden nicht mehr ſicher zu ſein glaubte.

Die Schlacht bei Dresden war der letzte flüchtige Kuß des Glücks. Der vierte Act ging ſeinem Ende zu. Vandamme verwickelte ſich in den Strudel des Rückzugs auf den Nollendorfer Höhen, ſtatt ihn aufzuhalten, und kam drin um. Die Weisheit Napoleon's ward vom Unglück zertrümmert. Sein Zug nach Berlin ſtockte in der Unluſt ſeiner Krieger, welche nach Paris ſchmachteten, und nur zögernden Fußes die Straße nach Frankreich aufgaben, die Elaſticität des Kriegs und Glücks war dahin, und ein verlaſſener Gott ſaß er am 18. October auf dem Thonberge bei Leipzig.

4.

Rumohr.

Der Frühling ging, der Sommer kam; es war kühl und behaglich im Hôtel, und objectiv ruhig in meinem Herzen. Es kamen Macaroni auf den Tiſch, und ich beſchloß nach Italien zu reiſen, und theilte das meinem Nachbar mit, den ich nicht kannte. Ich hatte mir ſchon lange vorgenommen, wenn es einmal friedlich, menſchenfreundlich in mir ausſähe, und ich nichts als Luft und Sonne, und Gegend und ſchöne Augen brauchte, nach Ober-Italien zu reiſen. Die Reiſebeſchreibungen hatten mich immer abgeſchreckt, aber ſchon in Tertia hatten mich ſtets die Hohenſtauffen darnach lüſtern gemacht. Sie hatten Alles dafür hingegeben, um ſich die eiſerne Krone aufzuſetzen, es ſchien mir eine Art Verzauberung darin zu liegen, daß ſie immer wieder hinzogen in das Land, wo ſie ſchon ſo viel rothes deutſches Blut vergoſſen hatten, wo ſchon ſo viel ſchöne blaſſe, deutſche Leichen lagen. Wenn ich von den Hohenſtauffen hörte, ſo dachte ich an die zauberhaft ſchönen, goldenen Lombardiſchen Ebenen. Auch Goethe hatte mich ſonſt davon abgeſchreckt, aber er hatte zwei Verſe geſchrieben, die mein Mund oft in warmen Nächten unwillkürlich ſprach, wenn ein inniges Wohlſein durch mein Herz ging, eine Sehnſucht nach Schönheit, eine Liebe zu fernen unbekannten Menſchengeſichtern meine Seele ſchwellte, dieſe zwei Verſe überfielen mich in jedem weichen Sommer zur Nachtszeit, wie liebenswürdige Diebe, heut ſogar am Tage, als ein ſeidener Wind durch den Saal des Hôtels ſtrich. Es ſind aber die Worte jenes wunderſchönen Liedes, aus welchem tauſend ſchöne Augen Italiens ſehen:

„Ein leichter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill, und hoch der Lorbeer ſteht.“

Mein Nachbar hatte blos mit dem Kopfe genickt, er war in ein Fricaſſée vertieft und hatte keine Zeit. Ich wollt' es ihm eben noch einmal ſagen, als mir der Wirth vom Hauſe, mein ritterlicher Freund, mit Hand und Auge winkte. Ich kannte jenen Wink, er ſagte: Dein Nachbar iſt ein berühmter Mann, und nun betrachtete ich ihn. Es war ein großer dicker Mann mit ſchmutziger Leibwäſche, der ſehr angelegentlich zu Mittag aß. In ſeinem Geſicht fehlte alle Klarheit, der Frack war mit rothem Schnupftabak inficirt, und wenn er ſich etwas vom Eſſen erholte, ſo ſtopfte er ſolchen garſtigen, unanſtändigen Tabak in eine weiche kraftloſe Naſe. Die ganze Perſon kam mir ungewaſchen vor, denn ich mag nie begreifen, wie ein reinlicher Menſch, oder ein Liebhaber, oder Dichter, oder wer noch ein Stück Spiegel im Hauſe hat, Tabak ſchnupfen, ein Kothreſervoir in ſeinem Geſicht anlegen kann. Das ſtarke, in ſaftloſem Fleiſche baumelnde Geſicht hatte von edlem Ausdruck nur eine cultivirte Schlauheit, und eine fein fidele Gourmanderie.

Als die Tafel zu Ende war, holte er Athem, nahm eine Priſe, ſah mich an, und ſprach: „Das machen Sie recht, nach Italien zu reiſen, das muß jeder Mann von Bildung. man muß ſeine Saiſon da zubringen, ſtatt in den Bädern“.

Die kleinen Augen lächelten dazu, als zerdrückte die Zunge ſüße Confitüren.

„Sind Sie nicht ein Herr von Uckermann“, fragte er.

Nein, mein Herr, ich bin kein Herr von Uckermann.

„Ach, Sie lächeln, Sie ſind ganz gewiß ein Herr von Uckermann.“

Nein, mein Herr, ich bin ganz gewiß kein Herr von Uckermann.

Pauſe. Man flüſtert mir ins Ohr, daß es Herr von Rumohr ſei.

Richtig, tief in den halbkahlen Kopf ſchlich die Stirn hinein, und da waren alle die feinen, glatten Gedanken zu ſehen, die ſich in Rumohr's Schriften finden. Das kleine Volk ſpielt Ecarté unter ſich.

Nun entwickelte ſich das Geſpräch. Seine Manieren ſind die eines ſicheren Weltmannes, der Manieren hat, und gern herzlich thut, ſeine Sprache iſt geräuſchlos und ohne Prätenſion, wie ſie ein objectiver Mann haben muß, und die Unterhaltung mit ihm ward ſehr amüſant, wie ſich das erwarten ließ.

Ich liebe es ſehr, wenn man die einzelnen Dinge, ja oft die größeren Intereſſen, leicht, nebenher abmacht, nur berührt, und ſich im eigentlichen Leben nicht ſtören läßt. Ich halte das Leben, das Dahingehen für die Hauptſache, und haſſe die Geſchäfte. Nichts iſt mir widerwärtiger, als wenn unſere großen Intereſſen als Geſchäfte betrieben werden, wenn man feierlich wird, ſich erſt räuſpert, das Taſchentuch herauszieht, eine Stelle citirt, oder den lieben Gott um Beiſtand bittet, den überhaupt die Leute ſehr incommodiren.

Man darf nach meinen Sympathien höchſtens etwas davon thun, wenn man unter lauter Gegnern lebt, wo man fortwährend um Leben und Tod ſeiner Anſichten beſorgt ſein muß. —

Wenn man die große und kleine Erfahrungs- und Wiſſenswelt durchrennt, ſo kommt man allmälig zu der Einſicht, daß jedes Jahrhundert für irgend ein neu gewonnenes Terrain leidenſchaftlich Partei nahm, daß dieſes Terrain in Kurzem wie eine bekannte Gegend durch die vielen Reiſenden abgenutzt war, daß eine neue Jugend der Weltgeſchichte kam, daß das Neueſte alt wurde. Darüber ſoll man nicht die Empfänglichkeit verlieren, man ſoll in jedem Frühlinge poetiſch ſein, und mit den Vögeln ſingen, aber man ſoll — human werden.

Humanität iſt das Ziel aller Civiliſation in allen einzelnen Radien, und Humanität iſt mehr als ſtrenges Rechthaben.

Ich weiß, daß die Forderungen, welchen wir Leute der brauſenden Jugend uns anſchließen, gerecht, tugendhaft ſind, ich weiß es, daß ich dafür ſterben werde, wenn es Noth thut, denn ſie ſind meine Religion; aber ich weiß auch, daß ſie mein ſpeculatives Intereſſe bereits nicht mehr befriedigen, daß ſie für mich bereits Geſchichte ſind, obwol die Wirklichkeit noch lange nachhinken wird, ich weiß, daß ſie darum an ſich meine Leidenſchaft nicht mehr erregen, denn nur das Werden und Entſtehen verbündet ſich mit der Leidenſchaft, und daß jenes nur der Fall iſt, wenn ich ſie von arroganter Dummheit oder egoiſtiſcher Böswilligkeit angegriffen ſehe.

Es iſt mir indeß nicht unbekannt, daß man nicht in ſeidenen Strümpfen mit ſeidenen Handſchuhen und einem Paradedegen durch einen Wald geht, in welchen man erſt einen Weg bahnen will, darum lieb' ich meine rauheren Kampfesbrüder, welche die hart ledernen Stiefel und den rauhen Filz tragen und ſchonungslos die große Holzaxt ſchwingen, um das Geſtrüpp aus dem Wege zu räumen.

Während einer Entwicklungsperiode gilt das Martialgeſetz in der Weltgeſchichte, und es bedarf der ſchonungsloſen Richter, aber es giebt kein Geſetz, das nicht zu ſtreng wäre; ich würde auch an Septembertagen das leichte Leben eines Herrn von Rumohr in Schutz nehmen.

Auch die demokratiſche Geſellſchaft ſoll nicht tyranniſiren; es muß auch Jedem frei ſtehen, ſich kein Verdienſt um die Geſellſchaft zu erwerben.

Die Leichtigkeit Rumohr's, über alles Wichtige hinzugleiten, war mir angenehm. Er treibt's bis zur Coquetterie. Meinethalben. Er lieſt keine Zeitung, ſondern ſein Jokey thut es für ihn, und referirt ihm nur, wenn etwas geſchieht, alſo oft ſehr lange nicht. Und es muß etwas Reelles geſchehen, eh' dieſer Referent dran glaubt. Seit dem Falle Warſchau's — an den Polen nehmen alle modernen Edelleute lebhaftes Intereſſe — hatte er bis zum Juni 1833 faſt gar nichts geſchehen laſſen.

Uebrigens gab Rumohr der alten Zeit nur ungefähr noch drei Jahre zum Leben, „in zwei Jahr, elf Monaten iſt's mit ihr vorbei", ſagte er. Ich ſchreibe dies im December, alſo nur neunundzwanzigmal vier Wochen Geduld, das kann eine Welt ſchon aushalten, die bereits ſo viele hundert Jahre gewartet hat. Freilich ſind die letzten Minuten im Kerker ſchlimmer und länger, als die erſten Jahre.

Er ſpricht mit liebenswürdiger Wegwerfung und erlaubter Selbſtſchätzung von ſeiner Schriftſtellerei. Jetzt wird er Novellen ſchreiben und lauter Novellen, ich hab' ihm mit Eifer zugeredet. Wir ſaßen nebeneinander auf dem Fenſterbrett, es lachte ein cultivirter Fuchs dabei aus ſeinen Augen, und er wies auf eine ſchlanke Dame, die eben vorüberging, und ſagte: „Die hat mir auch ſo zugeredet, und iſt ſchuld, daß ich jetzt lauter Novellen ſchreiben werde".

Ich ſagte es ihm voraus, daß er unſern deutſch-lyriſchen Kritikern mit ſeiner Formeneinfachheit nicht zuſagen würde. Er zuckte die Achſeln, und lächelte. Der Kellner George ward gerufen, wußte aber auch nicht, wo die deutſche unbefangene Kritik zu finden ſei.

Wir haben beide Recht gehabt, ſie taſten mit Nebelhänden ſeine ſteinernen Geſtalten an. Uebrigens bin ich mit keinem ſeiner Bücher zufrieden, er weiß ſie blos anzufangen. Aber dieſer Anfang eines plaſtiſchen Geſchmacks iſt ſchon der Rede werth.

Rumohr iſt ein bequemer Mann, nicht geſchaffen, um die Welt zu fördern in großen Schritten, aber doch, ſie auf kleinen Promenaden zu begleiten, wo ſie ihre Geſundheit ſtärkt zu ſpäteren Reiſen. Ich glaube, er iſt ohne ariſtokratiſchen Beikram, bin aber nicht ganz ſicher und äußerſt mißtrauiſch, da ich in neuerer Zeit ſo viel derartige Pferdefüße aus der unſcheinbaren Verhüllung habe hervorgucken ſehen.

Wir blieben noch eine Weile auf dem Fenſterbrett ſitzen, und kamen auf Heine zu ſprechen. Von dem hatte er nichts als einen Aufſatz über eine Gemälde-Ausſtellung geleſen. Daran war nun der Joken ſchuld: meine neunundzwanzigmal vier Wochen wurden aber ſehr dadurch erſchüttert. Wie kann Einer die Zeit berechnen, der nicht einmal ihre bedeutendſten Beweger kennt, wie kann eine Uhr richtig die Zeit weiſen, wenn man beim Aufziehen nicht genau weiß, wie ſpät es iſt.

Was er über Heine ſprach, war vornehm artiſtiſches tohuwabohu, ich gab ihm keine Antwort darauf, ſondern rief den Joken, und trug ihm auf, Herrn Henry Heine zu kaufen. Ich glaube aber nicht, daß Rumohr's einfach plaſtiſche, conſervative Richtung des Schreibens Heine's revolutionäre Form je verſtehen wird.

Und doch haben Beide einen Vereinigungspunkt in Goethe, aber von da aus gehen ſie nach entgegengeſetzten Seiten.

Es iſt in Rumohr das Goethe'ſche behagliche Weſen, und ſobald das nichts Pretiöſes zur Schau trägt, mag ich es gern leiden; es iſt ein angenehmer, vornehmer Materialismus, der Wohlbehagen erzeugt. Goethe hat auch nur ſeinem Wohlbehagen all die Philoſopheme angepaßt, die an ihm vorübergegangen ſind. Er war im Grunde der ſubjectivſte Mann, aber er war ein Weltmann, der ſein Gelüſt zu verbergen wußte, und ſeiner Ton iſt immer Objectivität.

So iſt der Fauſt, der Spiegel von Goethe's Innerlichkeit, eine verkörperte Entwicklung der philoſophiſchen Ideen, wie ſie eben im Schwunge waren. Das wird im zweiten Theile bis zur Fratze klar. — Wenn die Iſabella in der Braut von Meſſina nur einen Sohn gehabt hätte, ſo wäre das ganze Unglück nicht geſchehen.

Mein ganzer Traum von der Schönheit des unvollendeten Fauſt iſt vernichtet, meine Freude über die Poeſie der Nichtvollendung dahin — o Goethe, warum haſt du mir das gethan, und dir ſo viel Mühe gegeben, einen Schluß des Fauſt zu ſchreiben, und ſo gute Verſe dafür zu machen!

Rumohr glitt herunter vom Fenſterbrett, und ſagte ſchüchtern: „Sie ſind doch wol ein Herr von Uckermann?“

Nein, mein Herr, ſagte ich, ich bin kein Herr von Uckermann, aber ich bin des Teufels.

„Das thut nichts“, erwiderte er, „darf ich fragen, warum?“

Nein, mein Herr, das dürfen Sie nicht; denn Sie würden meinen Teufel nicht erkennen, Sie ſind ein Artiſt, und was die deutſchen Lyriker zu viel haben an nebelhafter Poeſie, das haben Sie zu wenig. Der Fauſt iſt zu tief für Ihre Statuen, Sie gehen darin unter. Ach, der arme Fauſt, das objectivirte Ich Goethe's, wird ein Geheimerrath, und bekommt Orden, und wird alt mit dem Geheimenrathe und den Orden, und die zauberhafte Form der revolutionären Tragödie iſt zertrümmert, und er appellirt an die Gnade, oder mit andern Worten an die Laune der Gottheit, denn Gnade iſt ja doch nur gute Laune. Was? — Nein, nicht was? ich will keine Antwort.

„Reiſen Sie vielleicht mit nach Berlin?“

Nein, ich reiſe nach Italien; wenn ich nach Berlin ginge, könnte ich's vorm Börne nicht entſchuldigen, daß ich mich jetzt mit Humanität beſchäftigte.

„Berlin iſt ein hübſcher Ort.“

Berlin iſt mehr als ein hübſcher Ort, es iſt ein liebenswürdiger Ort, es iſt der Fauſt unter den Städten, aber man hat ihn fortgeſetzt, und ich liebe die Gnade nicht.

„Wiſſen Sie, was Le Telletier über die Jeſuiten ſagt?“

Ja. Die Jeſuiten waren gewiß ehrliche Leute, aber es hat ſeit dreihundert Jahren keine Schurkerei gegeben, wo ſie nicht dabei geweſen wären.

„Was halten Sie von den Jeſuiten?“

Ich liebe ſie, weil ſie die einzigen Menſchen ihrer Zeiten waren, in denen Geiſt ſteckte; und es iſt eben mein Unglück, daß ſie nicht nur geiſtreich, ſondern auch Schurken waren.

„Leben Sie wohl.“

Gott ſtärke Ihre Schönheit.

5.

Altenburg.

Als Mann von Bildung ſchickte ich auf die Poſt und ließ mir auf dem nächſten Wagen nach Italien einen Platz beſtellen. Das Scepter, womit ich die unruhige deutſche Literatur regieren helfe, legte ich nach einer ſalbungsvollen Rede in eines Freundes Hände, ſteckte mir für den Nothfall einige Bücher in die Taſche, kaufte mir eine Mütze, und ging nach der Poſt, feſt entſchloſſen, mich glücklich zu reiſen.

Als gutes Omen, daß ich wenigſtens viel Schönes hören würde, begegnete mir auf dem Thomasgäßchen der Componiſt Marſchner, der aus Hannover gekommen war, um ſeinen Hans Heiling aufzuführen. Wir ſagten uns in aller Eile, daß wir ſehr berühmte vortreffliche Menſchen ſeien, wir näherten uns einander mit beiſpielloſer Schnelligkeit, denn es fing an zu regnen, und wir hatten beide nur einen Regenſchirm. Auf dieſe

Weiſe ſchied ich noch mit einer hiſtoriſchen Arbeit von Leipzig, und ſah Marſchner, dem Vampyr, dem Templer, tief ins Geſicht. Man hatte mir geſagt, er wiſſe ſehr, was er wiſſe, er wiſſe ſich zu ſchätzen. Das hab' ich auf dem Thomasgäßchen unter dem Regenſchirm gar nicht ſo arg gefunden. Er wußte es, daß er beliebte Opern geſchrieben, er wußte es, daß wir keinen Ueberfluß an Componiſten haben, er wußte es, daß es eine Hauptſache ſei, dramatiſch zu componiren, er wußte es endlich, daß er mit Eifer, Fleiß und großem Intereſſe bei ſeiner Kunſt verweile. Ich würde es ihm übel nehmen, wenn er das nicht wüßte — warum ſoll einer barhäuptig gehen, der ſich einen Hut kaufen kann?

„Nur die Lumpe ſind beſcheiden.“ Ich hatte mir Marſchner größer und ernſthafter gedacht, er iſt ein kleiner, feiſter, fixer Mann mit einem behaglichen, ſchlauen Geſicht, ſpricht wie ein Buch, und trägt weiße Halstücher, weil er beinahe blond iſt.

Wenn ich ihn in großer Toilette des Abends auf dem muſikaliſchen Gerüſt bei Lampenſchimmer geſehen hätte, ſo wäre er mir wahrſcheinlich äußerlich wie der deutſche Roſſini vorgekommen. Auf dem Thomasgäßchen iſt aber die Illuſion ſehr ſchwierig. Er hat wie jener etwas vornehm wohlgenährtes im Geſicht, ein gewiß behagliches Adagio. Seine Opern ſind aber deutſch bis auf den letzten Strich. Die klugen Leute ſagen, er ſei ein Nachahmer von Weber. Die Aehnlichkeiten in allen Kunſtproductionen ſind in Deutſchland das Studium der mittelmäßigen Richter. Sie jagen viel mehr nach Aehnlichkeiten, als nach Genuß, und „Reminiscenzen“ iſt das Zauberwort, womit ſie ſich und Andere täuſchen. Dieſe Art wird noch lange nicht ausſterben, weil es das bequemſte Mittel iſt, ſich ſelbſt mit all' ſeiner enormen hiſtoriſchen Kenntniß zu beſpiegeln.

Ich ſehe dieſe Helden, mit der Operngucerbatterie bewaffnet, das Haupt hin- und herwiegen, und bei jeder neuen Nummer der ſchönen Nachbarin ſo gewiß „o mein Gott“ zuflüſtern, „Euryanthe — Freiſchütz — Oberon“.

Es ſingt eine Nachtigall wie die andere, und ſie ahmen einander nicht nach.

Der gelbe Schwager blies, ich fragte eiligſt Marſchner, wie, bei welcher Gelegenheit, in welcher Situation, um welche Zeit er ſeine Opern componire, ob vor oder nach Tiſch, im Negligée oder im Frack, im Bett oder im Freien, ſitzend, ſtehend oder gehend. Das iſt mir ſehr intereſſant, ſeit ich weiß, daß der berühmte Philolog Reiſig zum Beiſpiel ſeine beſten und tiefſten Studien an der platten Erde auf dem Bauche liegend machte. Mein Stubenkamerad auf der Univerſität, mit dem zugleich ich jene wichtige Notiz hörte, fing von da an, auch Philologie zu ſtudiren, und ſich auf den Bauch zu legen; ich erwarte alle Tage, daß er berühmt werden wird. Beethoven componirte im Schlafrocke, und zwar in einem ſehr ſchlechten Schlafrocke, den er mit einem Stricke zuſammenband; Marſchner geſtand mir, daß er ſeine beſten Gedanken auf dem Spaziergange in einer Pappel-Allee habe. Der Schwager blies zum zweiten Male. Für die Pappeln kann ich nicht ſtehen, es kann auch eine Linden-Allee ſein, mein Gemüth ward bewegt durch die Fanfare des Schwagers und durch das Scheiden, aber für die Allee bürg' ich. Der Schwager blies zum dritten Male, ich mußte den Regenſchirm und Marſchner verlaſſen. Die Freunde gaben mir ihren Segen, denn ich zog hin ins Land Goſen, und wenn ich eine ſchöne Aegyptierin fand, die mich lieben wollte, ſo kam ich nicht bald wieder. Das wußten ſie. Der Sorglichſte von ihnen fragte, ob das auch die Poſt nach Italien ſei.

„Ne“, ſagte man ihm, „die geht nach Borne.“

Er rief erſchreckt, der Wagen flog fort. Es regnete fleißig und unverdroſſen wie ſittſame Mädchen des Nachmittags unaufhaltſam ſpinnen: die Räder ſchnurren, der Regen klatſcht an die Fenſter, es iſt aſchgrau deutſches Wetter. In ſolchem grauen Reitermantel lag das Leipziger Schlachtfeld da, ſo verließ ich Deutſchland, machte die Augen zu, und recapitulirte mein ganzes Leben, wie ich beim Antritt jeder großen Reiſe zu thun pflege, und, erſchöpft von meinem Leben und von Deutſchland, ſchlief ich ein.

Als ich erwachte, ſah ich die kleinen Landvierecke an beiden Seiten des Wagens, von kleinen Gräben eingeſchloſſen, mit kleinen munteren Bäumen bepflanzt. Hie und da nickten harmlos die einzelnen Wäldchen, die nicht breiter und nicht länger ſind, als ein beſcheiden Bauerhäuschen. Ich erkannte das Land an ſeinem Kleide, es war Altenburg. Bald kamen auch die uniformirten Landleute hie und da zum Vorſchein. Die Frauenzimmer müſſen einmal im Altenburgiſchen großes Unglück angerichtet haben: ſeit der Zeit hat man ihnen eine Zwangstracht angelegt, die ſie garſtig macht. Vor der Bruſt tragen ſie ein Brett, damit Herz und Buſen verkümmere, die Röcke reichen nur bis ans Knie, um plumpe Gebirgswaden zu zeigen. Das Erzgebirge ſtreckt einen ſeiner letzten Zweige in das Ländchen, und es iſt merkwürdig, wie ſich dieſer kleine Diſtrict abſondert von ſeinen Nachbarn. Es iſt Charakter im Altenburger, ſollt' er auch nur in der kurzen Jacke liegen, deren Taille unter den Armen ſteckt. Die Hauptfarbe iſt noch ſchwärzer, als die bei den Braunſchweigern, aber ſie iſt trauriger, geſchmackloſer, nicht ſo muthig, als bei jenen, ſie ſieht mehr leidend, gottesfürchtig aus. Auf dem Kopfe trägt der Altenburger ein kleines unreifes Filznäpfchen, um die Beine weite ſchwarze Lederhoſen, die aber nur bis ans Knie reichen; es muß viel lederne Hantirung in Altenburg geben: auch das Berühmteſte in der Stadt ſind ſchöne, ſolide und wohlfeile Handſchuhe. Die Tracht der Landleute, von welchen hier nur die Rede iſt, ſieht ſteif, gemacht und geſchraubt aus, es iſt keine Leichtigkeit und Bequemlichkeit darin, die Leute ſehen auch trübſelig ernſthaft daraus hervor, obwol es ihnen gut geht, und ſie meiſt wohlhabend ſind. Es iſt kein Feuer, keine Genialität in ihnen. Aber treuherzig ſind ſie und gut, und lieben ihre niedrigen Berge und ihre Kröpfe.

In die Stadt ſelbſt, Altenburg, rollt man bergab ſchnell hinein, und kommt langſam wieder hinaus. Das iſt ein gutes

Zeichen, es iſt nicht übel Wohnen da; man findet viel Liberalismus, viel Eſſen und Trinken, viel Geſundheit und viel ſchlechtes Wetter. Wenigſtens regnete es immer, wenn ich nach Altenburg kam, darum liegt die Stadt naß in meinem Gedächtniſſe.

Aber immer guckten hübſche Mädchenköpfe aus den Fenſtern, und heute war das Glück und Unglück gar zu groß. In einer engen Straße, durch welche der Poſtwagen donnerte, kam ein dunkelgelocktes Mädchenhaupt aus einem Fenſter, und zwar ſo nahe an meinem Kutſchenſchlage, daß ich muthwillig hinausfahren und ihr wenigſtens eine Locke küſſen wollte. Sie fuhr zurück, aber das friſche Gazellenauge lachte, ich ſtreckte die Hand aus, das ſchalkhafte Kind that's auch — wie ein Blitz ſchlug die Hand in mein Gedächtniß. Ich kannte dieſe volle, weiße Hand, ich kannte jene Gazellenaugen und jene fliegenden Locken, ich kannte ſie aus Anhalt und Magdeburg.

Vorüber flog der Wagen, der Eilwagen iſt das moderne Fatum, nichts hemmt ſeine Speichen. Vergeblich ſprang ich auf und nieder, bergauf, bergab ging's weiter durch das romantiſche Altenburg. Die Stadt iſt wirklich in ſich romantiſch, Höhe und Tiefe, Begeiſterung und Koth wechſeln ſchnell wie ein Windſtoß. Prächtig verlaſſen ſteht jenſeits eines kleinen Waſſers das Herrenſchloß. Ein Profeſſor neben mir, der bereits die Homöopathie, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Dampfwagen, die neueſten geographiſchen Entdeckungen und die preußiſche und ſächſiſche Politik erſchöpft hatte, detaillirte der Geſellſchaft mit jener todesverachtenden Redſeligkeit deutſcher Profeſſoren den Prinzenraub, welcher da drüben im Schloſſe vollendet worden war. Er kannte jedes Fenſter und jeden Abſatz, deſſen ſich Kunz von Kaufungen bedient hatte, und er beſchrieb ſo lebendig und ſo genau, daß wir zehnmal fragen mußten, und als der Wagen rechts einbog und das Schloß verſchwand, nicht klüger waren als vorher.

Ich theilte ihm die Notiz mit, daß Kunz von Kaufungen zur damaligen Zeit ſtark an Hämorrhoidal-Beſchwerden gelitten habe, und daß es nur deshalb mit ſeiner Flucht ſo mangelhaft gegangen und er ſpäter erwiſcht worden ſei.

Der Profeſſor war ſehr dankbar für dieſe Notiz, und fragte haſtig nach der Quelle. Ich citirte ihm den Codex Clermontanus, den er zu Leipzig auf der Schweizer Bibliothek zu jeder Stunde einſehen könne. Er war noch einmal ſehr dankbar.

Nach fünfzig Jahren werden es die Leute, welche keine Hiſtoriker ſind, gar nicht glauben können, daß einſt der Raub von zwei kleinen Buben ganz Deutſchland in Allarm geſetzt und Krieg und Noth und Jahrhunderte lange Verwirrniß habe erzeugen können; ſie werden das Wort „Prinzenraub“ nicht mehr verſtehen. So geht die Cultur verloren. —

Ich fragte den Profeſſor, ob er in Freiberg den blauen Stein geſehen, auf welchem der Kaufungen hingerichtet worden, und der eben von Kunzens hämorrhoidaliſchem Blute blau geworden ſei — der Profeſſor war außer ſich vor Neugierde, der Wagen hielt, „Zehn Minuten meine Herren“, ſchrie der Conducteur, ich mußte wiſſen, ob es Jerta geweſen, ich fühlte die warme, weiße Hand an meinem Munde, ich rannte davon. Der Profeſſor ſchrie, ich rief im Laufen, daß ich wiederkäme, er ſchrie jammernd, daß er nicht weiter mit uns fahre — ich hörte nichts mehr.

Schickſal, Schickſal, ich verirrte mich, und konnte die Straße nicht finden, ſieben Minuten waren um, ich wußte auch nicht mehr, wo die Poſt war. Kunz von Kaufungen, doch warſt du glücklicher, ich fand nicht einmal meine Prinzeſſin. Ich mußte mir für einen altenburgiſchen Sechſer einen Buben gewinnen, der mich im Trabe zur Poſt zurückbrachte. Es war der Moment des Abfahrens. Wie ein Paquet ward ich hineingeworfen, händeringend ſtand der Profeſſor am Schlage, eine antiquariſche Thräne ſtand auf ſeinem wiſſenſchaftlichen Auge, „der blaue Stein“, wimmerte er. Ich konnte ihm nicht helfen, die Pferde zogen an, ich ſchrie, als ob ein Menſchenleben auf dem Spiel ſtünde: „Reiſen Sie nach Freiberg“, ob er’s aber gehört hatte, wußte ich nicht.

O, Jerta, deine Geſichtszüge ſind mein Malheur! Als ich noch jung, ſehr jung war, und den erſten gründlichen Unterricht im Chriſtenthume erhielt zu Sprottau in der kleinen gewölbten Sakriſtei, wo es immer ſchmählich kalt war, da ſaß mir gegenüber ein ſchlankes Mädchen im grauwollenen Ueberrocke, die war größer als ich, und ich liebte ſie ſchon damals mehr als das Chriſtenthum. Aus ihren großen blauen Augen, die ſo tief waren wie der See Genezareth, las ich alle die Antworten chriſtlicher Liebe, welche ich dem Herrn Paſtor Primarius zu ſeiner größten Zufriedenheit gab, und um ihre Lippen hatte ſie einen ſchalthaften, liebenswürdigen Zug, der mein Herz zerſchnitt mit der Seligkeit des Himmels. Ach, ich hätte immer weinen und ſterben können, wenn ſie mich anſah mit dieſen lieben, lieben Augen und jenem Zuge und Ausdruck, der mich ſo namenlos glücklich machte. In jenem Zuge mußte wol das ganze Geheimniß aller irdiſchen Freude liegen, die mir zu Theil werden könnte, ich wüßte ſonſt nicht, woher dieſe überwältigende Himmelsſeligkeit über mich gekommen. O, es iſt ein großes Myſterium, die erſte Liebe, und alle ſpäteren Leidenſchaften borgen ihren Reiz von ihr.

Wie wußt’ ich nichts von Kälte, obwol mir die Hände erſtarrten, wenn Sie da war, und wie langweilig war das Chriſtenthum, wenn es ihr einmal zu kalt war, und ſie nicht kam. Sie trat immer erſt ſpäter mit dem Herrn Primarius in die Sakriſtei, und ich glaubte lange, den Herrn Primarius allein zu lieben, und irrte mich doch ſo ſehr. Ach, mit welcher Angſt bemerkte ich’s, wie wir immer mehr lernten, und die dümmſten Bauernjungen ſchon wußten, daß der Apoſtel Paulus früher Saulus geheißen und daß er das Heiraten vertheidigt habe, wenn’s einmal ſein müßte; denn je höher unſere Gelehrſamkeit ſtieg, deſto näher kam das Ende meines Glücks, das Ende des Unterrichts.

Und das Ende kam wirklich, es war gar zu traurig, und ich ſah ſie nur noch von Weitem hinter dem Fenſter, und begegnete ihr manchmal, wenn ſie in die Stunde ging zum Herrn Primarius, als ich ſchon ein kleiner Chriſt, und ſie noch eine liebe, halbe Heidin war. Daher mag's wol kommen, daß mir mein ganzes Lebelang das Heidenthum ſo viel ſchöner erſchienen iſt. Ich lebte acht Tage und acht Nächte von einem einzigen Blicke, und wenn es Abend ward, da ſchlich ich um ihr Haus, und wartete ſo lang bis in dem unteren Geſchoß Licht ward, dann aß die Familie zu Abend und ſie auch. Das Fenſter war hoch und mit Eiſengittern verſehen, aber ich kam hinauf, und hing ſo lang an den Eiſengittern, als es meine kleinen Kräfte erlaubten und ſah ihr zu, wie ſie zu Abend aß, und ſah ihr in das himmliſche Geſicht, und die Thränen liefen mir über die Backen. — So kam denn auch der letzte Abend, den andern Tag ſollte ich weit fortgebracht werden auf eine größere Schule, damit ich auch Griechiſch und Hebräiſch erlerne, was in Sprottau Niemand konnte. Oh, ich war ſo böſe auf das Griechiſche und Hebräiſche, und habe in Beiden aus Haß niemals was Ordentliches gelernt. Ich ſollte den letzten Abend feinartig zu Hauſe bleiben, die Mutter wollte noch viel mit mir ſprechen, und ich ſollte packen helfen, aber ich ſtahl mich immer einmal fort, und ſah ob bei ihr im Erdgeſchoß kein Licht ſei. Umſonſt, der erſte Stock war erleuchtet und unten blieb es finſter. Ich war ſo traurig, als ſollt' ich ſterben. Da kam ein kleines Licht; — huſch hinauf ans Fenſter, wahrhaftig ſie war's, war allein und ſuchte etwas im Zimmer. In der finſterſten Nacht am beſten, und auch am hellſten Tage weiß ich noch, wie das Licht ihr mildes Antlitz beſchien, alle Herrlichkeit der Erde lag auf dieſem kleinen, lieben, ſüßen Angeſichte. Ich hätte nicht gewagt, ein Zeichen meines Daſeins zu geben, meine Liebe war eine ſchweigſame Religion, ſie hat nie eine Sylbe davon erfahren, und es fiel meinen kühnſten Träumen nicht ein, daß ſie in das untere Zimmer gekommen ſein könne, um meinen Augen einen Abſchied zu gönnen. Ich wollte nichts von ihr, ſie hatte nichts zu thun für mich, als zu exiſtiren.

Den andern Tag reiſte ich in einem verhangenen Korbwagen an ihrem Hauſe vorbei auf die ferne Schule, es regnete wie heute, und ich habe ſie nie wieder geſehen. Aber ihr ſüßes Angeſicht iſt für immer die Romantik meiner Liebe geworden, und jener Zug um den lieben Mund, der mein Herz mit Seligkeit durchſchnitt, iſt noch heut der Typus jenes Zaubers, den man Liebeszauber nennt, und er hat mich oft unglücklich glücklich gemacht.

Sein gedacht' ich jetzt im Poſtwagen, denn jenes Mädchen in Altenburg glich ebenfalls jener lieben, kleinen Heidin aus Sprottau, und glich doch auch der Jerta, und warf mein Herz Fangball und quälte mich auf das Süßeſte.

Es war glücklicherweiſe finſter geworden, da geht das Liebesträumen ſo vortrefflich; ich drückte mich in die Ecke, und ſchwelgte wie ein türkiſcher Opiumeſſer, und ſelbſt die Erinnerung ſtörte mich nicht, wie man mir einſt erzählt, die kleine Heidin ſei ſehr groß geworden, und habe einen dicken Juſtizrath geheiratet. —

6.

Die Novelle.

In Altenburg waren zwei Damen eingeſtiegen, und erſt vor der Stadt hatten ſie ſich in die Geſichter geſehen und ſich erkannt. Es ſchienen herzliche Freundinnen zu ſein, die weit entfernt von einander geweſen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir ſo dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln ſchlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten ſich und drückten ſich die Hände; genauer ſchaute ich nicht hin, ich war zu ſehr beſchäftigt, ihre Geſichter hatte ich auch nicht geſehen.

Ich ſaß neben ihnen auf dem hinterſten Sitz, und als es ganz finſter war, und ſie mich gewiß feſt eingeſchlafen glaubten, erzählte die eine mit leiſe flüſternder Stimme folgende Geſchichte. Vorher hatte ich auf ihr Geſpräch nicht Acht gehabt, der epiſche Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine ſchöne Altſtimme, welche zuweilen über das Flüſtern heraustrat. Sonſt ſprach ſie Alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finſter und ſtill, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Weſentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen ſaß eine bürgerliche Familie beim Frühſtück. Es war noch ſehr früh, die Morgennacht ſah grau zu den Fenſtern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tiſche ſtanden zwei brennende Lichter. Um den Tiſch herum ſaßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein ſtattlicher Burſch, zur Reiſe gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er ſollte bis nach Rußland reiſen. Am Kamin ſtand die Schweſter, einen friſchen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und ſchlank gewachſen, ſie hatte ein großes Tuch umgeſchlagen und auf dem Rücken die Zipfel zuſammengebunden. Unverwandt ſah ſie ins Feuer hinein, und langſam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde", rief der Vater, „die Kanne iſt leer, und Ferdinand hat erſt zwei Taſſen getrunken."

Da fuhr ſie erſchrocken zuſammen, und die weißen ſchönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten friſches Holz an, die Thränen fielen ins Feuer, und ſie nahm ſich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, ſie brachte es auf den Tiſch, ſchenkte dem Bruder die Taſſe voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Geſicht, und leiſe weinend drückte ſie ihr Geſicht an ſeine Augen. „Und du gehſt nun auch fort, Ferdinand.“ — —

Mehr konnte ſie nicht ſagen. Der Bruder ſchlug den Arm um ſie, der Vater ſtellte die Pfeife weg, und ward unruhig, die Mutter weinte ſehr, und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater, als ſei er verdrießlich, und ſchalt, daß man den Jungen nicht wenigſtens in Ruhe frühſtücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „Der Kutſcher“.

Ferdinand ſprang auf, küßte den Vater. Des Alten Geſicht war in ſtürmiſcher Bewegung. Er küßte die laut weinende Mutter; unter lautem Weinen band ſie ihm einen Fuchsſchwanz um den Hals, und wollte ihn nicht mehr loslaſſen. Sie ſteckte ihm noch das Taſchentuch, das er auf dem Stuhl hatte liegen laſſen, in die Bruſt hinein. Nun wollte er von der Schweſter ſcheiden. Sie legte den Arm um ſeine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!“ — Die Eltern durften nicht mit vor die Thür, es ſei zu kalt für ſie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte ſie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände ins Geſicht, und bat ihn vom Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffſt, ſo bitte ihn, daß er treu iſt.“

Der Wagen rollte fort. Mathilde ſah ihm mit ſchmerzlichem Geſicht nach, und flüchtete ihre ſchönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße ſah noch todt aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen iſt. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half ſich langſam am Spieß in die Höhe, lüftete ſeinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langſam, ſchauernd vor Froſt und Trauer ging Mathilde ins

Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern ſaßen im Dunkeln. Sie ſetzte ſich ſtill in einen Winkel am Ofen, wo ſie oft mit dem Bruder und dem geſeſſen hatte, den ſie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg ſeine Studien vollendet, und ſollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier, und ſchritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauſes. Es war Theegeſellſchaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit ſeiner Familie bekannt. Die Frau vom Hauſe hatte ein eitles aufgeblaſenes Geſicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewiſſe Unordnung in den Zügen, ſie behandelte Ferdinand mit jenem Gemiſch von Kaufmannsdünkel, Geldſtolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geſchmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt, ſtand die älteſte Tochter Emilie, und ſah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben ins Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein friſches Verlangen auf den feſten jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Geſundheit. Sie hatte rabenſchwarzes Haar und ſchwarze Augen, und war ſchon ſo groß wie ihre Mutter. Ferdinand ſollte ſie Franzöſiſch und Muſik lehren. Sie fiel wie Feuer in ſeine Augen, und er ſah ſie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete ſeinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorleſen könne, und gab ihm Goethe's Stella.

Ferdinand las, Emilie ſaß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchſtaben und las heiß und leidenſchaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach den Acten war ſie erhitzt und holte tief Athem und lächelte dem Leſer dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der

Papa ging langſam im Nebenzimmer auf und ab, und ſprach leiſe mit einem Fremden über Geſchäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thüre ſtehen, und ſah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterſcheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lectüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht paſſend für ſie ſei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand, und war ſehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es ſei charmant, daß er ſo hübſch und mit ſo viel Gefühl leſe. „Ach ja!“ ſetzte Emilie ſchnell dazu, und ſtand mit niederblickenden Augen ſinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße ſeinen Univerſitätsfreund Richard, und die Freude war groß, ſie hatten mit einander ſtudirt, und Richard war einſt in den ſchönen Pfingſtfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereiſt, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es ſtill und hübſch iſt, und wo Mathilde vor der Thür ſaß, und ihrem Bruder einen bunten Studentenbeutel ſtickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die luſtigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein geweſen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem lieben Mädchen ſpazieren gegangen, und die Leute hatten geſagt: das iſt ein ſchönes Paar, Vater und Mutter aber hatten ſie geſegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Darauf ließ er ſich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er ſpielte beſſer Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundſchaft die Muſikſtunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein ſehr artiger Mann, und ein geliebter Geſellſchafter in Riga; er hatte ſo viel

Verbindliches, und war auf dem beſten Wege, eine glänzende juriſtiſche Carrière zu machen. Der Banquier machte ihm ſehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand ſtieg im Preiſe, daß er ſo reſpectable Connexionen beſäße.

In den Morgenſtunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter ſchlief da noch, oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geſchäfte und ließ ſich auch niemals ſehen.

Ferdinand lehrte Alles ſo innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tiſch die Eltern ausfuhren, blieb ſie jetzt immer zu Hauſe, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und ſelbſt noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne ſchien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof ſpringen, und der Winter begann zu ſcheiden, die Sonne ſchien oft.

Da ſprachen ſie ſtille, herzliche Dinge mit einander, Ferdinand und Emilie. An einem ſolchen ſonnigen Nachmittage war's, als er ſich ein Herz faßte und ſie bei der Hand nahm, und die friſche, pulſirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zuſammenſchauernd die andere Hand auf die ſeine, und ſie ſahen ſich endlich in die Augen, und fielen ſich in die Arme. Es begann ein Küſſen und Drücken, ſie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geſchah.

Da ſtieß ein Frühlingswind das Fenſter auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kukuk“, und ſie ſprangen erſchreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand ſagte im Taumel ſeines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, ſobald er nach Hauſe komme, bitten, ihm ſeine ſchöne Tochter zur Frau zu geben. Geſtern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrſtelle in ſeiner Vaterſtadt ſei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, ſie ſprang in den Hof, um den Bruder von loſem Geſchwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her, und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und ſpielte mit den Buben. Der Aelteſte erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt ſchon geſpielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leiſe, ſie küßte ſich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligſt zur gnädigen Frau vom Hauſe, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, ſo erſchien auch jene mit zornflammendem Geſicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, ſagte ſie mit ſchneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer ſich Vertraulichkeiten mit ſeiner Schülerin erlaube, welche ſich durchaus nicht ſchickten.

Mühſam ſchob Ferdinand dazwiſchen, daß er eben den Vater aufgeſucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da ſchrie die Mutter laut auf, höhniſch und ſchneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgeſehen hatte, ſah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und ſprach mit feſter Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede ſein“. — —

Auf dem Corridor fand der zurückkehrende, zerſchmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angſt bebend ſeiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und ſagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren ſei. Sie fiel ihm um den Hals, überſchüttete ihn mit heißen Thränen und Küſſen.

„Laſſ' uns nach Deutſchland fliehen!“ bat ſie.

„„Du willſt?““

„Ich will Alles, was mich mit dir vereinigt, ich liebe dich ſehr.“

Und nun beſprachen ſie, wie das zu beginnen ſei, denn es war nicht wahrſcheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hauſe dulden werde. Thüren wurden geöffnet, ſie waren nicht ſicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte ſich den Schlüſſel zum Gartenhauſe verſchaffen, dort würden ſie, wenn Alles im Hauſe ſchliefe, das Nöthige beſprechen.

Sie ſchieden unter Küſſen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denſelben Abend war Thé dansant im Hauſe. Emilie erſchien geſchmückt, und war ausgelaſſen und ſchön und lachte und ſcherzte und tanzte wild und luſtig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand ſtand in einem Fenſterwinkel, und ſah ihr mit Entzücken zu; ſeine Seele war mit der Liebe für das ſchöne, friſche Mädchen und mit Beſorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als ſich die Geſellſchaft trennte, flüſterte ſie ihm zwei Worte ins Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Geſtalt huſchte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand ſchlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorſichtig ſein, denn der Mond ſchien verrätheriſch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, das auf den Hof hinausging, war noch Licht. Plötzlich ſchrie Emilie laut auf — rückſichtslos ſprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe ſie ihren Namen nennen hören. Rückſichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen ins Gartenhaus, und küßten ſich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand ſollte aus dem Pavillon, der ins Freie führte, ſogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff beſtellen, und dann an denſelben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habſeligkeiten und Koſtbarkeiten zu einem Bündel ſchnüren, und ihn reiſefertig erwarten.

Ferdinand geleitete ſie erſt zurück ins Haus, nahm ſeinen Mantel um, ſteckte ein neues Teſtament in die Taſche, und ging. Am Hafen war's ſtill, ein Schiffer ſchlief auf dem Damme.

Er weckte ihn, und begann ſeine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, ſtemmte ſeine Arme unter, ließ ihn ausreden, ſtand dann auf und ruderte, ohne ein Wort geſprochen zu haben, Ferdinand hinüber ans Schiff. Der Capitän ward gerufen, das Geſchäft war bald abgemacht, um ſechs Uhr wollte das Schiff in See gehen. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erſt am Hafen ſchien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, das ſie überſetzen ſollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häuſern her näherte ſich eine Figur. —

Aber das Boot war da — ſie ſegelten hinüber, und beſtiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten ſich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hauſe des Banquiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthür geſchellt, und darauf beſtanden, den Herrn vom Hauſe augenblicklich ſprechen zu müſſen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihauſe, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaſter hob eben die Anker, in Riga ſchlug es ſechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaiſers den Capitän zu ſprechen verlangte. Die Matroſen ſchrien, die Anker würden gelichtet, es ſei zu ſpät, „Im Namen des Kaiſers“ klang es verhängnißvoll in das Gewirr. Der Capitän kam.

Bald darauf ſah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herab klettern ins Boot. Richard, der in ſeinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme ſtand, führte

Emilien an des Vaters Wagen, hob ſie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutſcher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward ins Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalproceß.

In den erſten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, ſie zu tröſten.

Nach einiger Zeit ſagte man ihr, Ferdinand ſei nach Deutſchland entlaſſen und die Sache ſei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man ſchon nicht mehr. Mathilde war ſehr blaß geworden und noch ernſthafter als früher. Eines Tages ſagte ſie dem Vater, ſie wolle mit der Poſt nach Riga reiſen, Ferdinand ſei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater ſagte nichts, und machte ihr das Reiſegeld zurecht. —

In Riga hörte ſie auf der Polizei, Ferdinand ſei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, ſondern traf Anſtalten, nach Petersburg zu reiſen, um dem Kaiſer einen Fußfall zu thun. Als ſie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu beſtellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutſches Lied ſang, das man bei ihr zu Hauſe am Rheine oft zu ſingen pflegte. Sie ging etwas ſchneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete ſich um. Mathilde ſtand ſtill wie eine Bildſäule, ſie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber ſie nicht, und ging weiter, und trällerte ſein rheiniſches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war ſie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte ſie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr ſie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, ſie hatte ſchon viele hundert Werſte zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit ſeinen Hütten, wo ſie Ferdinand finden, ihm ſeine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als ſie in den Ort kam, erfuhr ſie, daß es Ferdinands Leiche geweſen war. —

Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

In der Nähe von Riga begegnete ihr eine ſchöne Equipage. Der Kutſcher des ſchönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinſitzenden ſtiegen aus, der Poſtillon, welcher Mathilden fuhr, hielt ſtill, um dem Kutſcher behilflich zu ſein.

Der Herr und die Dame, eine junge ſchöne Dame, baten Mathilden, ſie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, und ließ ihren Schleier über das Geſicht fallen, es war Richard. Er ſaß ihr gegenüber und ſcherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber ſeine junge Frau, und als ſie nach Riga kamen, ſagte ihr der Poſtillon, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Deutſchen hätte fortfahren wollen.

Mathilde ſagte nichts, und fuhr weiter nach Deutſchland hinein.

In dieſem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Poſthauſe in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtſtrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erſchrocken: Das waren die verſtorbenen großen Augen Mathildens, auf dieſen blaſſen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeſchichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es ſchien mir ein erſchreckliches Unglück auf dieſen todtgeweinten Mienen ſtill und ſtolz zu ruhen, lange, lange ſchon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und geſchmeidigt haben. Ein ſtrenger Weibesſchmerz ſah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach ſolch trauriger Geſchichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Geſicht mit dem Taſchentuche und ſchluchzte innig, und die erſchütterte Seele drängte ſich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung ſolchen Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos ſein, wer das Unglück ſelbſt erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde ſelbſt ſei. Ich hob ſie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, ſogar ihr Athem, der mich berührte, ſchien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Geſtalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte ſtumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als dieſe beim Herunterſteigen beider Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Geſicht nahm, ſah ich auch ihr Geſicht — ich war verſteinert von den verſchiedenartigſten Eindrücken. Es war der ſchöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die ſchmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umſonſt hatte ich ſie geſucht, ohne es zu ahnen hatte ich eine Poſtſtation neben ihr ſelbſt geſeſſen und mit ihrem Bilde geſchwelgt, und jetzt weinte ſie und war ſchmerzerfüllt; ich konnte ſie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, ſie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Poſtwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affecte geordnet hatte, waren die Reiſeeffecten geſchieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort an ſie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem ſüßen Geſicht meiner Jugendliebe.

Ich ſtand ſchmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnſucht im Thorwege, und ſah der Laterne des Wagens ſo lange nach, bis ſie verſchwand.

All' die ſüßen Liebesſchauer aus der Sakriſtei, all' das Liebesſehnen der friſchen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht geleſen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

7.

Zwickau.

„Und er nahm ihm ein Stück ſeines Lebens, und lachte dazu.“

Aus der verlornen ſpaniſchen Tragödie.

Nach allen Seiten hatten ſich die Reiſenden aus dem Poſthauſe zu Zwickau zerſtreut. Ich ſaß mit einem ruhigen, behaglichen Norddeutſchen am Ende allein in dem winkeligen Gaſtzimmer auf einem verſteckt liegenden Sopha. Es war in der zweiten Stunde der Nacht, ein einſames Licht brannte träg auf einem entfernten Tiſche von lang gebranntem Dochte beſchattet. Der Norddeutſche rauchte ſeine Pfeiſe und ſah zufrieden vor ſich hin, meine Gefühle ſchlugen auch allmälig immer kleinere Wellen, es war ſo fein ſtill in Nähe und Ferne, der Morgenwind ſchüttelte leiſe zuweilen an den Fenſtern, man hörte es, wie er den erſchöpften Regen fortblies, ein früher Hahn begann ſchüchtern und wie unſicher probirend ſein erſtes Signal eines neuen Tages.

Ich wollte auch einen neuen Tag anfangen, und verſchloß die Thür zu den Gedanken des vorigen Tages, und wendete mich an meinen Nachbar. Ein neuer Menſch auf einer Reiſe erſchließt immer wieder ein ganz anderes Terrain, wenn man ſeinen Geiſt und ſein Herz nur ein wenig zu öffnen weiß.

Der Norddeutſche war einer von denen, welche nach zehn Minuten ſo bekannt und offenherzig ſind, als wäre man ſchon jahrelang mit ihm umgegangen. Das iſt bei vielen Menſchen eine Schwäche, bei ihm aber war es Stärke; er war ſich ſeiner Kraft bewußt: die ihm begegneten, mochten mit dem, was er ihnen gab, machen was ſie wollten, das war ihm einerlei. Er hatte ein gutes Gewiſſen, wie denn ein ſtarker Mann, deſſen Unterleib geſund iſt, ſelten ein ſchlechtes hat. Denn an einem ſchlechten Gewiſſen ſind immer zwei Drittheil Angſt und Schwäche.

Es ergab ſich, daß wir zuſammen über Schneeberg nach Carlsbad reiſen wollten. Er ſah ſtämmig und robuſt aus wie eine geſunde Kiefer, und ich fragte ihn natürlich, was er denn in Carlsbad wolle, da er nicht vornehm genug ausſähe, um dieſe Frage überflüſſig zu machen.

Da zog ein liebenswürdig Lächeln um ſeinen Mund, wie wenn in den letzten Tagen des April die Sonne zum erſten Male wieder oben über dem Kieferwalde zum Vorſchein kommt, und die wenigen Aeſte einander zuraunen: „Seid munter, ſie iſt da“. Er nahm die Pfeife aus dem Munde, und konnte ſich gar nicht mehr aus dem Lächeln herausfinden, ich war ernſtlich beſorgt, daß es ſich in ein Lachen verwandeln, und ich gar nichts erfahren würde, und unterbrach ihn deshalb, als er lächelnd aufſtand und das Licht ſchneuzen ging.

„Sie müſſen nicht davon ſprechen“ —

So fangen alle Leute an, die in Deutſchland mündlich etwas erzählen wollen. Die jungfräuliche kindiſche Scheu vor der Oeffentlichkeit iſt immer ſo groß, daß ſie roth werden, wenn ſie ihren Namen gedruckt ſehen, und bleich, wenn etwas dabei ſteht, was ſie ſelbſt geſprochen.

Ich machte ihn ſicher, und nun erzählte er wie ein langſames, aber regelmäßiges Mühlrad.

Jetzt ſei er zwar ein tiefer Dreißiger, aber er ſei einſt auch jung geweſen, und habe ſich auf der Schule mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen beſchäftigt. Und nun begann er eine Detailerzählung, und ſtopfte ſich dazu eine neue Pfeife. Ich erinnerte ihn, daß wir keine volle Stunde mehr übrig hätten, dann ginge der Wagen nach Schneeberg ab, und ob er wol bis dahin fertig zu werden gedächte mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen, um derentwillen er nach Carlsbad reiſe.

Eine Zeit lang mußte ich auf Antwort harren, da die Pfeiſe eben in Brand geſetzt wurde, dann zog er einen tiefen Schluck Rauch, und ſagte: Wir können ja im Wagen fortfahren.

Nach dieſen Worten ſetzte er ſich und erzählte. Er hatte auf der Schule zwei Treppen hoch hinten hinaus in einer kleinen Stube mit einem langen, ſehr langen Theologen und einem ſehr kleinen ABC-Lehrer zuſammengewohnt. Selbiger letztere habe ſich ſehr viel auf ſeine Schweſter, die einen Goldſchmidt geheiratet, und auf das Perfectum des Verbums ferre zu Gute gethan, das er als ehrwürdigen Reſt ſonſtiger klaſſiſcher Bildung, die ihm geblieben, allen andern Perfectis der Welt vorzog.

Deshalb nannten wir ihn Tuli, — „Herr Tuli“, fiel ich dem Norddeutſchen ins Wort, und war äußerſt bewegt, denn das war ja meine Geſchichte, jener Tuli war mein Stubengenoß geweſen, jener Schüler war ich.

Der Norddeutſche ließ ſich aber nicht ſtören, ſagte: „Sehr richtig, deshalb nannten wir ihn Tuli“, und fuhr gleichmäßig fort zu erzählen. Mich überlief es eiskalt, alle Geſchichten von Doppelgängern, von geſtohlenen Spiegelbildern kamen mir in den Sinn, es war ſpät in der Nacht, ich war allein mit dem Manne im Gaſtzimmer zu Zwickau, ich träumte vielleicht, war auf dem dunkeln Sopha eingeſchlafen, ich fragte den Norddeutſchen, ob er gewiß wüßte, daß ich wachte.

„Ja“, antwortete er trocken, und fuhr fort in ſeiner Geſchichte.

„Tuli hatte die ganze Stube voll Vögel hängen, und wenn ſie alle ſangen, ſo hörte man ſein eigen Wort nicht. Hinter dem Ofen aber befand ſich eine Hecke von Kanarienvögeln, auf welche Tuli all ſeine Erwartungen baute. Wir führten ein ſehr ſtilles, gottſeliges Leben: am Tage lehrten und lernten wir, Tuli das

ABC, ich Lateiniſch, der Theologe las hochbeinige Klaſſiker, und ſammelte ſich ſchöne Redensarten für zukünftige Predigten. Gegen Abend ſanden wir uns alle zuſammen, Tuli verſuchte es, eine ſeiner verſtopften Pfeiſen in Brand zu ſtecken, was nicht immer gelang, der Theologe, der nebenbei mein Vetter war, zog ſich ſeinen altteſtamentariſchen Schlafrock an, der grau wie Buße und lang wie die Ewigkeit ausſah, und ging mit großen Schritten nicht ohne Schwierigkeit im kleinen Zimmer auf und ab, ich ſaß im Winkel und dachte an den Epaminondas, der die Flöte ſo ſchön geſpielt habe, und beſchloß, meinem Vater zu ſchreiben, daß ich auch Flöte ſpielen wollte, um ein Epaminondas zu werden, meiner Mutter aber mitzutheilen, wie fleißig ihr Rath befolgt werde, und wie ich mich alle Tage am Treppengeländer baumle, um zu wachſen. Denn ich ſah wol ein, daß ich größer werden müſſe, um den Epaminondas zu ſpielen, und meinen langen Vetter beneidete ich in ſolchen Augenblicken immer ſehr."

„Jetzt räuſperte ſich Tuli und ſtellte mit ſchüchterner Stimme die Motion, ein Uebriges für den ſchönen Winterabend zu thun und eine Bretzelſuppe zu kochen oder Kartoffeln in Speck zu braten, da die Herren — das war mein Vetter und ich und das ſchmeichelte mir ſehr — von der letzten Sendung der reſpectiven Eltern wol noch Speck beſäßen!"

„Der Antrag ging durch, es ward Licht gemacht, Tuli zog ſeinen blau-geſtreiften leinwandenen Schlafrock an, gab die Verſuche mit ſeiner Pfeiſe auf, und hinkte hinunter zum Bäcker, um Bretzeln zu kaufen, und verſprach den Sechſer auszulegen und aus dem Keller Kartoffeln mitzubringen."

Der ſcharfſichtige Leſer wird bemerken, daß ich zuweilen dem Norddeutſchen das Wort abnehme, und in der Erzählung ſeiner Veranlaſſung, nach Carlsbad zu reiſen, ſelbſt fortfahre. Das verwundert ihn gar nicht, es iſt eine ſchreckliche Lage, ſchrecklicher als die des Leſers, der nicht abſieht, wie wir nach Carlsbad kommen werden. Den Leſer kann ich tröſten, denn ich ahne es, wo es hinaus will, und mich quält nun auch ſchon die Eiferſucht, aber wer tröſtet mich, dem in der Nacht zu Zwickau auf dem dunkeln Sopha ein Theil ſeines Lebens abhanden gekommen iſt!

Wir fuhren fort:

Aus einer Schüſſel, die auf einem nackten Tiſche von weißgewaſchenem Fichtenholze ſtand, aßen wir alle drei friedlich und beſonnen Bretzelſuppe oder Speckkartoffeln. Dann ſpielte ich mit Tuli eine Partie Dame, die er mich ſelbſt gelehrt, und wenn er zu viel Schweinchen bekam, ſo hörte er verdrießlich auf, und ſetzte ſich auf die Ofenbank, die kurzen Beine horizontal ſo lang wie möglich vor ſich hinſtreckend. Da ſah er aus wie ein Indianerhäuptling von einem verwahrloſten Stamme, und ſprach drei Stunden lang kein Wort und regte kein Glied, und, wie ich gewiß weiß, dachte auch nicht den kleinſten Gedanken. Der Vetter excerpirte von Neuem klaſſiſche Stellen, ich las alle epiſchen Gedichte, deren ich habhaft werden konnte, und Alxinger's Doolin von Mainz, und Bliomberis' und Schulze's Cäcilie und bezauberte Roſe waren noch lang nicht die ſchlechteſten. Es war todtenſtill im kleinen Zimmer, die Vögel ſchwiegen ſchon lang, und geſpenſtiſch hingen die Bauer da, und von meinem Vetter und mir hörte man die Blätter umwenden, bis es zehn ſchlug. Ich ſegne aber jetzt die Zeit, denn ich brauche ſie nothwendig für meine literaturhiſtoriſchen Kenntniſſe, ſpäter wäre ich nimmer im Stande geweſen, ſo viel Heldengedichte mit durchzuſchlagen.

Schon gegen zehn tummelten ſich die Helden verworren vor meinen müden Augen. Sobald es ſchlug, ſchleifte Tuli ſeine Elementar-Glieder von der Ofenbank herunter bis ins Bett. Auch ich ſchlüpfte hinein, und in bunten Träumen ſchlug ich mich herum mit dem anfänglichen Geſichte Tulis, das einem Albino, einem weißen Neger, angehört hätte, wär' er in Afrika geboren geweſen. Auf ſeinem Scheitel hatte er nur zwanzig lange Haare, welche auf dem Hinterkopfe entſprangen, und mit ökonomiſcher

Benutzung einen ganzen Haarwuchs vorſtellen mußten. Sie waren nämlich durch vorſichtige und ſanfte, aber unausgeſetzte Erziehung daran gewöhnt, gegen ihre natürliche Neigung vorn nach der faltenreichen Stirn zu, glatt und beſcheiden anzuliegen. Die Stirn war kurz wie Tulis Verſtand, um die Gegend, wo Augen ſein ſollten, ſchwebte ein beſtändiges Abendroth, in dem Allerheiligſten des muthmaßlichen Auges thaute und regnete es aber beſtändig, und kein Wald von Wimpern ſchützte die löſchpapierne Wange vor Ueberſchwemmung, jenen Schutz hatte ihm die Natur völlig verſagt. Daher kam ſeine boshafte Katzennatur, welche ſich bald offenbaren wird, denn er ward alle Morgen blind wie die Katzen geboren, und erſt nach langen Anſtrengungen mit Schwamm und Tüchern, gelang es ihm, den Tag zu gewinnen.

Nimmer, Tuli, vergeſſ' ich deinen Anblick, wenn du am hellen Morgen taſtend bis zum Handbecken ſtolperteſt, in welchem dein Tageslicht verborgen lag. Du warſt im tiefſten Negligée, aber auch im Negligée ſchamhaft, nimmer vergeſſ' ich deine bräunlichen, flanellnen Untermodeſten, aber auch nimmer den Morgen, wo du mich unbarmherzig aus meinen Träumen von dir rüttelteſt, der Fink hatte noch nicht gepiept und mich geweckt, ich träumte von dir und der bezauberten Roſe.

Wie ein racheluſtiger Gnom ſtand er an meinem Bett, und klagte mich der fürchterlichſten Frevelthat an, die ſein ABC-Herz zu erſinnen vermochte, der Frevelthat, ſeine Kanarienhecke vergiftet zu haben. Am Abende hätte ich ihm alle fetten Kartoffeln von ſeiner Seite wegſtibitzt, ich ſei überhaupt ein junger Böſewicht.

Entſetzt fuhr ich auf, mein Vetter, dem ich einige ſchlechte Witze in ſein Heft großartiger Redensarten geſchrieben, was er eben entdeckte, ſprang aus dem Bette, und überſchüttete mich mit einer Rede des Demoſthenes, ich kam nicht zu Worte, und entfloh mit Mühe in die Schule zum Cornelius Nepos, wo ich mich ein wenig mit dem leidenden Ariſtides tröſtete.

Nun kamen trübe Zeiten, ich lebte in unſerem kleinen Zimmer wie ein Ausgeſtoßener, ſogar die Vögel konnten mich nicht mehr erfreuen, denn ſie erinnerten mich an die Kanarienhecke — ich glaubte am Ende ſelbſt an meine Schlechtigkeit, und hielt mich für ein verwahrloſtes Gemüth, wie mich mein langer Vetter immer nannte. Ach, ich war ſehr betrübt.

In dieſer traurigen Stimmung ſaß ich eines Abends einſam am blaſſen Tiſche von Fichtenholz — die Zeit der Bretzelſuppen und mit Speck gebratenen Kartoffeln war vorüber — und lernte mit ſchmerzlich bewegtem Herzen die Präſatio im Cornel auswendig: „Non dubito, fore plerosque“ — ich zweifelte aber und verzweifelte an Allem. Es war recht deutſch unheimlich heimlich um mich, ein kleines Sechſerlicht brannte matt, der Wind warf murrend den Schnee an die Fenſter, hie und da ſchlug geſpenſtiſch ein Vogel leiſe mit den Flügeln, wenn er vom Aar, oder Geier, oder von Leimruthen, oder auch von einem fern fliegenden Liebchen träumte, deſſen Untreue ihm natürlich ſchien, da Schlegel den Vögeln keine Romantik hat beibringen können. Mich ſchauerte vor Einſamkeit. — —

Da klopfte es dünn und furchtſam an die Thür. Ich hatte Niemand kommen hören, und erſchrak ſehr, das dünne Klopfen klang ſo geiſterartig. Kein Ton war in meiner Kehle — es klopft wieder, ich ermanne mich zu einem jämmerlichen „Herein“. Ein junges blondes Mädchen öffnet die Thür, und bittet ſchüchtern, ob ſie ihr Licht bei mir anzünden könne.

Das Mädchen prägte ſich mir ſchneller ein, als die Präſatio im Cornelius Nepos; ſie machte einen wunderbaren Eindruck auf mich, und ich hielt ſie für einen Engel, trotz des reellen Talglichtes, daß ſie in der Hand hielt, und das ich mit meinem Sechſerlichte in Brand ſteckte. Bei dieſer Gelegenheit zitterte meine Hand, und ich erinnerte mich nach vielen Wochen, als ich wieder etwas zur Vernunft gekommen war, daß der Engel damals ein wenig ſchalkhaft lächelte. Sie war zwar auch ſchüchtern, aber wir waren beide vierzehn Jahr, alſo war ſie älter und hatte ſchon mehr Geiſtesgegenwart.

Ich fand ſie ſehr ſchön, und ich habe fünf Jahre lang geglaubt, jedes Mädchen, das hübſch ſein wolle, müſſe blonde Haare haben, und ein weißes Kleid tragen und ein himmelblaues Halstuch. Alles Andere fand ich fünf Jahre lang ordinär.

Sie fragte mich, was ich ſo allein machte, und ich ſagte ihr, daß ich die Präfatio im Cornelius Nepos lernte. Als ſie nicht wußte, was das ſei, wies ich ſie ihr, und als ſie ungläubig den Kopf ſchüttelte, wuchs mir der Muth, und ich wiederholte mit Nachdruck, das ſei wirklich die echte praefatio Cornelii Nepotis. Zum Beweiſe las ich ihr vor:

„Non dubito, fore plerosque, Attice, qui hoc genus scripturae leve, ac non satis dignum“ —

Aber ſie unterbrach mich mit der Frage, ob ich ſchwarzen Peter ſpielen könne. Vortrefflich. Und nun ging ich mit ihr, ſie wohnte mit ihrer Mutter nur fünf Schritt von mir auf demſelben Saale, aber vornhinaus. Es waren noch einige Mädchen da, und wir ſpielten ſchwarzen Peter, ich war aber der einzige Peter, weil ich fortwährend in die großen blauen Augen meiner kleinen Führerin ſah, und wurde vielfach ins Schwarze gemalt.

Ein ſolcher Peter blieb ich fünf Jahre lang, wir wuchſen neben einander auf, und meine Liebe zu dem blonden Mädchen wuchs immer größer, ich wußte nicht mehr, wo ich ſie beherbergen ſollte, und theilte ſie allen Winden und allen Wolken mit, die vorüberzogen, und ſtrömte ſie aus in drangvolle Gedichte, in melancholiſche Charaden, aber dem blonden Mädchen ſagte ich nie etwas davon. Jetzt weiß ich, daß ſie's wußte, denn ich erinnere mich, daß ſie ſehr kluge blaue Augen hatte.

Als die fünf Jahre um waren, verließ ich die Schule, und wollte die Univerſität beziehen, obwol mir Tuli, als einem vermeintlichen Giftmiſcher noch immer nicht vergeben hatte. Da kam ich Abſchied nehmen zu ihr. Die Mutter, welche ſonſt immer, wenn ich da war, verdrießlich nach der Wanduhr hinterm Ofen geſehen, und des Abends immer geſagt hatte: „Hören Sie, es muß bald zehn ſein, und Sie ſind noch zu jung“, die Mutter war heut freundlich, und ſagte, ich könnte ihnen ſchreiben, und ſollte die Briefe nicht frankiren. Das war ſehr viel. Ich hatte mir zwar feſt vorgenommen, meinem Liebchen nach fünf Jahren zum erſten Male beim Abſchiede die Hand zu küſſen, aber es gelang mir nicht, und ſo ging ich von ihr, und hatte ihr nie ein Wort geſagt, daß ich ſie ſeit jenem Abende der Präſatio vor fünf Jahren ſchwärmeriſch liebe.

Hier ward uns gemeldet, daß der Wagen nach Schneeberg bereit ſei. Der Morgen war friſch und blies von meinen Schläfen das Haar, von meinen Augen die nächtlichen Schatten. Ich ſagte meinem Begleiter, daß er mir auf unbegreifliche Weiſe ein Stück meines Lebens, und zwar nicht das ſchlechteſte, nämlich meine romanhafte Liebe auf der Schule entwendet habe, daß ich mich durchaus nicht erinnerte, ſie jemals einem Menſchen im Zuſammenhange erzählt zu haben, daß ich ihn aber jetzt am frühen Morgen für einen Spaßvogel halte.

Er breitete ſeine Füße aus im Wagen, bedeckte ſie mit dem Mantel, rückte den Oberleib bequem in die Ecke, und ignorirte abermals meine Einrede.

Mit gleichmäßiger Stimme fuhr er nach einer kleinen Pauſe in ſeiner Erzählung fort: Ich fand im nördlichen Deutſchland eine Anſtellung, und im Wirbel der Geſchäfte hatte ich nicht Zeit, an die Liebe zu denken, ich wurde bequem, und brauchte viel Geld, ſo wurde das Heiraten verſchoben. Halbe Nachrichten, die mir zukamen, erzählten übrigens, mein blondes Mädchen habe auf Drängen ihrer Mutter einen trockenen Lieutenant geheiratet, und nun begab ſich noch obenein das Unglück, daß ich nach einer heftigen Erkältung ein ſtarkes Nervenfieber bekam, das alle früheren Gemüthseindrücke aus meinem Gedächtniſſe verwiſchte. Ich hatte vergeſſen, daß ich jemals einen Vater und eine Mutter gehabt, denen ich mit Liebe zugethan geweſen ich wußte nichts davon, daß ich Brüder habe, bis ſie an mich ſchrieben, und mir's ſagten, daß ſie meine Brüder ſeien. Mein Gedächtniß war gleich einer abgewiſchten Tafel, mit mäßiger Mühe ſtoppelte ich mir wieder die nöthigſten juriſtiſchen Kenntniſſe zuſammen. In den erſten vierzehn Tagen mußt' ich Viſitenkarten um meiner ſelbſt willen bei mir tragen, weil ich meinen Namen vergeſſen hatte.

Von meiner blonden Liebe wußte ich kein Wort mehr. In dieſem Frühjahr ſchrieb mir mein Bruder, ſeine Frau habe ein Mädchen kennen gelernt, das ſich meiner mit großer Theilnahme erinnere. Die Mutter dieſes Mädchens habe ihr eine vormalige Liebesgeſchichte von mir erzählt, und vielfach gefragt, ob ich denn noch immer ſo blöde ſei. Meine Schwägerin, eine red- und ſchreibſelige Dame, die Komödien und Novellen ſchreibt, hat mir alle früheren Details mitgetheilt, und befindet ſich jetzt mit dem blonden Mädchen in Carlsbad.

Deshalb, mein Herr, reiſ' ich jetzt auch nach Carlsbad, und wenn ich dem Mädchen gefalle, und ſie mir noch gefällt, ſo hab' ich ſie zu heiraten beſchloſſen. Ich weiß zwar durchaus nicht mehr, wie ſie ausſieht, ich wüßte überhaupt ohne meine Schwägerin nichts von dieſer meiner ſchwärmeriſchen Jugendliebe, nichts von Tuli, dem Finkler, ich bin auch dafür, daß mein blondes Mädchen für ein Mädchen ſchon etwas hoch in Jahren ſein müſſe, wenn ich mich anders recht erinnere, daß ſie gleichen Alters mit mir geweſen ſein ſoll — aber ich werde ſie doch wahrſcheinlich heiraten. Ich liebe ſo etwas Hiſtoriſches vor der Ehe, und ich habe immer gefürchtet, daß ich einmal ſo kahl vom Fleck weg ohne Einleitung und Begebenheit heiraten müßte. Was meinen Sie, mein Herr, dazu, und worin beſtanden ihre Unterbrechungen meiner Geſchichte? Sie müſſen mich entſchuldigen, daß ich keine Notiz davon genommen habe, mein Gedächtniß iſt noch ſehr unſicher, und wenn ich mich auf Nebenwege und Berichtigungen einlaſſe, ſo verliere ich leicht die ganze Geſchichte unter den Händen, oder erzähle die zweite Hälfte einer ganz andern an meine angefangene. Das begegnet mir leider ſehr oft, ich habe vor Kurzem unſere Familienpapiere durchſtudirt, um doch wieder etwas von meinen früheren und jetzigen Angehörigen zu wiſſen, da haben denn die Heiratsſchickſale meiner Großmutter einen ſo lebhaften Eindruck auf mich gemacht, daß ich ſie ſehr oft in andere Angelegenheiten miſche, namentlich in die meinen. Wenigſtens verſichern mich deſſen meine Umgebungen, ja, und was ich ihnen erzählt habe von meiner Couſine mit der ſchönen Taille — — —

Da ſchlief er ein. Wäre es nicht am frühen Morgen geweſen, ich hätte mich vor dem Manne gefürchtet, dieſe Verwirrniß, in welche meine eigenen Jugendleiden verwebt waren, verhäkelte mir ſelbſt Verſtand und Gedächtniß. Ich beſchloß, den verworrenen Knäuel von Dingen bis Carlsbad in die Taſche zu ſtecken, vielleicht ließ er ſich dort mit Hilfe jener Schwägerin entwirren, die am Anfange dieſer Fäden zu ſtehen ſchien.

Und doch lag auf dem Geſichte des Schläfers ſolch klare Ordnung, ſolch ein beſonnener Schalk, daß es mir manchmal ſchien, als ſei ich in den Händen einer überlegenen Fopperei.

Der Schwager blies ſich ein Morgenlied, ich freute mich der Fahrt. Das Land iſt hier bergig, der Weg iſt einer von den Päſſen, welche durch das ſich abſenkende Erzgebirge nach Böhmen führen.

8.

Carlsbad.

Es öffnete ſich die Thalſchlucht zur Linken; da kroch es hin, das wunderliche unſchöne, aber pittoreske Carlsbad wie ein Regenwurm an dem indifferenten Flüßchen Tepel, an beiden Seiten eingeengt von Bergen, hinten verſchloſſen wiederum von einer dunkeln Höhe, ſo daß man meint, da ſei die Welt zu Ende.

Vom kleinen Thurme herab erſcholl ein entſchloſſenes Trompetengeſchmetter, als zögen neue Kämpfer in eine alte Ritterburg ein, die wacker gleich den alten Ahnherrn ſauſen, fechten und ſtehlen könnten; ſo begrüßt die böhmiſche moderne Ritterwirthſchaft zu Carlsbad die Fremden mit mittelalterlicher Sitte. Ich glaubte in einen Spindler'ſchen Roman hinein zu fahren.

Es war ein buntes wirres Treiben auf der ſchmalen Egerſtraße, der Wagen konnte kaum hindurch, ſo drängten und wogten die Menſchen und Fuhrwerke. Nothwendig mußte ein Feſt in der Nähe geweſen ſein. An der nächſten Hausthür klimperte und jubelte eine Harfenſpielerin, und wucherte mit dem letzten Reſt ihres Schauſpielvermögens, ein Paar großen ſchwarzbraunen Augen, die ſchon viel geſehen hatten, und einer weißen Hand, einer verführeriſchen, empiriſchen Hand.

Ich ſtieß meinen Norddeutſchen an, der ſehr begierig auf all die Dinge war, welche ihm hier in Carlsbad kommen ſollten, und ſagte, ob das vielleicht ſein verkleidetes Mädchen der ſchwarzen-Peter-Bekanntſchaft ſei. Er ſetzte ſeine maſſive Brille mit großen, runden Gläſern auf, der Wagen mußte in dem Gedräng einen Augenblick halten, die Dirne lächelte, mein Nachbar lächelte auch, und er ſagte leiſe, es ſei doch nicht wahrſcheinlich, daß blonde Haare und blaue Augen ſo unverſchämt ſchwarz würden in einigen Jahren.

„Man hat Beiſpiele.“ —

„„Wirklich?““ — —

Das Mädchen trat mit dem Notenblatte vor den Wagen, und ſtreckte es mit ihrer weißen Hand hinein. Mein Nachbar fuhr nicht ohne Verlegenheit in die Taſche, und ehe er den Beutel geöffnet und ein Zwanzigkreuzerſtück — er war ſchon in der Illuſion — gewählt hatte, flüſterte ich ihm zu, es ſei gewiß etwas dahinter, und er ſolle ihr unter dem Notenblatte die ſchönen Finger drücken.

Er faßte ſich ein Herz und that's, das Mädchen ſchlug wie ein buhleriſcher Vollmond die Augen lächelnd auf, und warf den ſchelmiſchſten Blick auf ſeine Brille. Da rollte der Wagen weiter — „Schafkopf“ ſchrie der Norddeutſche und der Poſtillon ſah ſich um, ſich genauer zu erkundigen, wie der Gaſthof hieße, in welchem wir abſteigen wollten, er habe es nicht recht verſtanden.

Vergnügt ſtieß er mich an, und ſagte, „'s iſt was dahinter“.

Ich wußte bereits, daß ſeine Schalkhaftigkeit nicht ſo rieſenplanig war, ich wußte alſo auch, daß nicht ich, ſondern er bei der zu verhoffenden Carlsbader Geſchichte der Gefoppte ſei, mein Dichten und Trachten ging nun auf ſeine Schwägerin.

Hinter allen Jalouſien guckten lockige Mädchenköpfe hervor, die blinkenden Equipagen mit ſtrahlenden Damen brauſten vorüber, auf allen Trottoirs hüpften die leicht- und hochgeſchürzten — es lag noch ein feiner Thau von Regen auf dem Pflaſter — wir wußten nicht, wohin wir ſehen ſollten, und trunken kamen wir vor dem „Schilde“ an.

Ich eilte ſogleich zurück nach der Egerſtraße; hinter dem „Paradieſe“ fand ich die lilienhändige, harfenſpielende Nauſikaa, ſtreichelte ihr die Wangen, und beſtellte ſie mit einem alten, ſehr alten Liede, das ſie glücklicherweiſe kannte, Abends um neun in den Garten vor dem „Schilde“. Ich mußte meinen Romantiker durchaus gleich vornherein kopfüber in Verwirrniß ſtürzen, denn ich war noch immer nicht ganz ohne Beſorgniß wegen meines blonden Mädchens. Und es iſt eine meiner Schwächen: ich ſeh' es nicht gern, wenn Mädchen heiraten, die ich lange und treu geliebt habe, und fünf Jahre kommen mir länger, viel länger vor, als der tollſte Romantiker verlangen kann. Es iſt dies nicht blos eine Schwäche, es iſt ein laſterhafter Wunſch, denn ich beabſichtige keineswegs, ſie ſelbſt einſt gelegentlich zu heiraten, und dies iſt alſo ein ganz artiges Stückchen von rothem, laſterhaftem Deſpotismus. Aber bei unſern meiſten Sympathien iſt etwas Laſter. Selten iſt Jemand ſo tugendhaft, daß er die Suppe ohne Salz äße; ein wenig Sünde iſt zu jedem Intereſſe nöthig.

Ich inſtruirte das Harfenmädchen, halbe Antworten ſollten ſie meinem Nachbar romantiſch machen, und wenn ſie ſeufzte, ſo müßte ſie nie anders ſeufzen als „Tuli!“

Es war ein gefälliges Mädchen, und ich eilte zurück, und ſagte meinem Gefährten, daß ich überall von dem geheimnißvollen Harfenmädchen ſprechen gehört, die man für mehr als ein Harfenmädchen hielte. Er machte Toilette, und lächelte. Als er ſeine neue ſeidene Weſte anzog, da flog ein freudiger, unausbleiblicher Sieg über ſein gutmüthig Geſicht, er wußte es, was dieſe Weſte vermochte, er baute auf ſie, wie Cäſar auf ſeine vierte Legion.

Nun führte ich ihn aus, mit Staunen ſah er das Stück großer Stadt, das ich ihm auf den Wieſen und am Markte zeigte, hohe ſteinerne Häuſer, von innen und außen geputzt wie Hochzeitsgeräth, fortwährender Sonntag, Jahrmarkt, Bazar, flüſternde Kaſtanienbäume, unter denen die verrätheriſchen weißen Kleider ſitzen, mit hohen Bergwänden rings Alles verſchloſſen, vor aller Störniß der Welt geſchützt, angefüllt mit allerlei Menſchenbildern aus Süd und Nord, der ſchönſte Winkel der Erde zum ſtillen, behaglichen Glück mit dieſer oder jener. —

Und er nickte mit dem Kopfe, und freute ſich, beſonders da es Abend ward. Ich begrüßte meine Sechs-Wochen-Freunde, die alle Jahre ins Bad kommen, und Freunde brauchen, um beim Brunnen mit ihnen zu reden, wenn's regnet Whiſt mit ihnen zu ſpielen, und von den vielen und intereſſanten Bekanntſchaften zu ſprechen, wenn ſie nach Hauſe kommen. Es ſind die Meubles der Brunnenorte, und ich begrüße ſie mit demſelben Intereſſe, wie ich die Brücken und Straßen von Carlsbad wiederſehe, ſie gehören dazu, ſonſt iſt der Ort nicht mehr der alte; wenn ich nichts Beſſeres zu thun habe, ſo intereſſire ich mich für ſie. —

Ein weicher, üppiger Sommerabend hing wie ein ſeidener dunkler Mantel über dem Thale, die wenigen kranken Gäſte aßen im Garten, welcher vor dem „Schilde“ iſt, und wir ſetzten uns auch dahin. Es ſchlug neun, und allmälig ward es ſtiller.

Da erklangen Harfentöne, nicht weit von uns. Nach einem kurzen Präludium mit der verwitterten Melodie: „Hier ruhſt du Carl, hier werd' ich ruhen“, änderte ſich die Weiſe, und eine klare, böhmiſch-deutſche Stimme ſang das alte Lied: „Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten“. —

Der Norddeutſche ſtellte die Pfeife bei Seite, und faßte mich kräftig und bewegt bei der Hand: „Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten“, o, ich kenne das Lied, obwol ich nicht muſikaliſch bin, liſpelte er.

„„Es geht auf den liebesabenteuerlichen Henri-Quatre““, ſagte ich, und ging leiſe auf Recognoſcirung aus.

„„Sie iſt's““, flüſterte ich zurückkehrend — „„Sie ſind ein Glückskind — auf!““

Er zog ſeine ſeidene Weſte gerade und warf einen forſchenden Blick darauf, dann ſchlichen wir nach verſchiedenen Seiten fort. Plötzlich blieb ich wie vom Blitz getroffen vor einer andern Laube ſtehen, und in dem Augenblicke ſchnappte drüben das Lied von Heinrich mit der Neuvermählten in der Mitte ab.

Vor mir aber ſpeiſten zur Nacht mein antiquariſcher Profeſſor aus Altenburg, und das reizende Mädchen, das aus dem Fenſter geſehen, das neben mir im Poſtwagen geweint hatte und Nachts in Zwickau von dannen gefahren war mit der unglücklichen Mathilde, das Erinnerungsbild meiner Liebe aus der Sakriſtei.

Himmel, was war die Erde und das Mädchen ſchön in dieſem Augenblick, was ſprang mir für eine Freude vom Auge ins Herz, und auch der Profeſſor ſprang mir entgegen und fragte mich nach dem hämorrhoidaliſchen blauen Steine in Freiberg. Und als ich ihn mit Mühe zufrieden geſtellt, erzählte er mir, daß ihm in dem Gewirr des Prinzenraubes an der Poſt in Altenburg ſeine Nichte abhanden gekommen ſei, die er dort habe abholen wollen. Selbige Nichte hätte aber beabſichtigt, ihn zu überraſchen, da ſie ihn beim Vorüberfahren im Poſtwagen geſehen, und ſei vor ſeinen Augen eingeſtiegen, in der Meinung, er folge ihr. Das habe er aber Alles in der Angſt um den blauen Stein nicht bemerkt, ſondern habe hinterdrein ſogleich Extrapoſt nehmen müſſen, als er inne geworden, was vorgegangen ſei. Die Nichte aber durch eine äußerſt unglückliche Freundin, die ſie auf dem Wagen getroffen, völlig in Beſchlag genommen, habe erſt bei grauendem Morgen erkannt, daß der Onkel fehle, habe ſich ein Herz gefaßt und ſei allein hinübergefahren nach Carlsbad, vor einer Stunde ſei ſie angekommen, vor zwei Stunden er, und die Nichte ſei die junge Dame, welche er mir vorſtellte.

Sie ſah mich mit jenen klaren, fragenden Augen an, welche die Unbefangenheit ſo gefährlich machen — ach, das ganze Mädchen war ein ſo friſches, glänzendes Jungfrauenauge, daß meine in dichtem Papierſtaub lange verhüllte Seele hoch auf die Flügel ſchlug, und ich mußt' es ihr ſagen, wie wohlthuend ihr Anblick auf mich eindringe. Ich wußte mir nicht zu helfen, aber ſie mußte mich ihre Hand küſſen laſſen.

Und ſie ward nicht einmal roth, ſo harmlos und natürlich war ſie, und gewährte mir lachend beide Hände, und als ich's zu arg machte, ſchlug ſie mir eine charmante Ohrfeige.

Sie meinte, mich ſchon geſehen zu haben, ich meinte es noch viel mehr, und erzählte ihr mit unendlicher Seligkeit meine Liebſchaft während des Chriſtenthums in der Sakriſtei, und dabei wurde ich ſo gerührt, daß mir das Waſſer in die Augen trat, und aus liebenswürdiger Gefälligkeit ließen ſich's ihre Augen auch gefallen, und ich ſagt' es ihr rund und aus ganzer Seele, daß ſie auch in einer Sakriſtei das Chriſtenthum gelernt haben müſſe, und daß ich ihr ſehr gut ſei.

„Sie ſind gewiß auch ein guter Menſch“, erwiderte ſie, und fuhr mir leiſe und ſanft mit ihrer flachen Hand über den Mund. Der Papa, der dabei ſtand, und gedankenvoll mit Kreide auf den Tiſch Figuren malte, richtete ſich jetzt auf, und meinte, wir möchten ſchlafen gehen.

„O, Profeſſor“, ſprach ich, „warum ſind wir keine vernünftigen Heiden, und ihre erſte Perſon Pluralis würde eine Wahrheit, ſei's auch nicht länger als die franzöſiſche Charte.“ —

Marie unterbrach mich; ich fürchtete, Marie ſei ein ſehr kluges Mädchen.

Wir gingen durch den Garten, und begegneten plötzlich dem ganz von mir vergeſſenen Harfenpaare. Zu meinem Erſtaunen ging der Norddeutſche ernſthaft mit dem Mädchen auf und ab. Das „Auf“ und das „Und“ ſchien mir ſehr überflüſſig. Er ſagte ſogar laut und vernehmlich „Guten Abend“. Marie fragte mich, ob ich denn ſchon Bekannte habe. Ich erzählte ihr mancherlei von Zwickau bis Carlsbad. Sie ſah mich mit großen Augen an, und der Profeſſor ſagte, ſie erwarte auch ihren Bräutigam hier.

„Nicht doch, Papa!“

Wir ſchieden. — Das verzweifelte Heiraten, die Menſchen morden alle meine Freuden mit dem Worte. Nur ein Volk, das nicht frei ſein will, ſpricht bei jedem ſchönen Mädchen dieſes Bannwort, dieſe Excommunicationsformel aus, damit ich alsbald mein erfreutes Auge wie ein armer Sünder niederſchlage.

Da ſprang ſie nun im Galopp hinein, in meine junge Neigung zur roſenfriſchen Marie, jene Haſt, welche die Schönheit und die Ruhe und des Olympos Glück zu Tode hetzt, und welche nichts dafür gewährt als eine ſchwindſüchtige modern-romantiſche Spannung, einen nervenquälenden Wechſel.

Ich lief hinaus über die Wieſen, hinauf auf die Berge, das ganze Thal, meine Seele war mir zu eng. Alle Augen ſchlieſen, die letzten lichten Fenſter ſchloſſen ihre Lider, in Carlsbad hebt der Tag mit der Sonne an, und ſchließt mit der Sonne, es ſind da lauter Sonntage. Ich wollte meinen Körper ermüden und ſtieg immer bergauf, bergauf. So kam ich mit dem Monde zu gleicher Zeit auf dem Dreikreuzberge an. Der Herr Chriſtus, leider Gottes einziger Sohn, hängt dort zwiſchen den beiden Schächern. Ich, ein dritter Schächer, ſetzte mich auf die Bank an den Kreuzen, und dachte an mein Kreuz, und der Mond blies ſeine lichten Backen heller auf — an das Kreuz der Menſchen, die da unten in den Thälern und auf den Bergen wohnten, und fragte den ſchwarzen Himmel: „Warum Kreuze? Sind die Sterne, das heißt die Glücksſterne, nicht eben ſo wohlfeil?“

Ich ſah tief hinein in das mondhelle Carlsbad, deſſen vornehme, egoiſtiſche Augen aus der Tepel verdrießlich heraufblinzelten. Es ſieht von der Höhe des Dreukreuzberges aus wie ein chriſtliches Jeruſalem, das ſich vor den Muſelmännern verſteckte mit ſeinem weißen, reinlichen Viereck der beiden Wieſenſtraßen, welche ſchlanke Brücken verbinden, wie eine zierliche Stadt von Pappe. Als kleine Buben bauten wir uns ſogenannte Krippel, das heißt, wir ſteckten auf grünes Moos ein papiernes Jeruſalem und Bethlehem. Da durfte der Tempel Salomonis nicht fehlen und der Stall mit dem Ochs und dem Eſel und den drei Königen aus dem Morgenlande und mit dem Stern darüber, und die Hirten bei ihren Hürden knieten auf dem Felde, und die Engel, auf langen Drähten in der Luft fliegend, blieſen lange Trompeten mit unglaublich dicken Backen. Eine Straße mit weißem Küchenſand legte ich immer an, welche nach dem Tempel führte, es mochte eine dunkle Ahnung in mir ſein, daß man nur mühſam in der Welt zum Allerheiligſten käme, und blaſſe, ſchweigſame Menſchenbilder ſteckten wir an die Wege, welche Schafe, Tauben und anderes unſchuldiges Vieh zum Opfer nach der Stadt trugen, und dazu ſangen wir, wenn die dünnen Wachslichter brannten, und düſter chriſtlich das Stück Paläſtina erhellten, melancholiſche Weihnachtslieder von der Krippe und den Windeln.

Wie jenes Krippelbild lag Carlsbad in chriſtlicher Mondbeleuchtung unten, und die Tepel war die weiße Straße von Küchenſand, und die Menſchenbilder mit den ſchuldloſen Thieren im Arm ſah ich hinter den ſchwarzen Fenſtern ſchlafen. Das kleine Chriſtkind aber ſah mich aus dem Dämmerlichte mit der

Ahnung ſeiner grundloſen Liebe und den ſchmerzlich ſüßen Augen der Kindheit ſo tief beweglich an, daß ich die Gedanken meines frivolen Blutes vergaß, und ſtill hinabſtieg, und, Marias gedenkend, wie eines jungen Engels, mich zu Bett legte.

9.

Fortſetzung.

Am andern Morgen verſchlief ich's natürlich, zu rechter Zeit an den Brunnen zu kommen. Die Brotſtudenten des Carlsbader Waſſers gingen ſchon heim, als ich mich einfand; doch wogten noch große Maſſen auf dem kleinen, mit zierlichen Quadern belegten Platze vor dem Mühlbrunnen, und die Treppen hinauf, die lange Wandelbahn entlang, auf den Terraſſen des Thereſienbrunnens, und die Muſik ſpielte noch rauſchend die verführeriſch-ſinnliche, ſpaniſche Wolluſt athmende Ouverture zum Don Juan.

Es iſt mir immer, wenn ich dieſe Muſik höre mit ihren weichen und doch hie und da ſo ſtolzen, zierlichen übermüthigen Rhythmen, als müßte ich das nächſte ſchöne Mädchen bei der Hand nehmen, und ſie dahinführen in gemeſſenen, hüpfenden Tanzſchritten, wo man die Schönheit der Welt überſieht, und ſie küſſen mit Lichtſtrahlen und Freude, daß die Gottheit uns aus Augen und Lippen ſprüht.

Der Morgen war hochgolden, feine blaue Nebel flohen wie verſpätete nächtliche Träume vor der Sonne hin durch die Thalſchluchten, die alten morſchen Berge trockneten ſich die bärtigen, bethauten Geſichter in der ſich ausbreitenden Morgenwärme, auch der Dreikreuzberg ſah verjüngt aus, und als wüßte er nichts mehr von der wüſten, unchriſtlichen Nacht. Er hatte Alles vergeſſen, und das iſt ſo ſchön an der Natur, das iſt ihre romantikfeindliche Romantik, daß ſie Alles vergißt, und alle Morgen friſch, jung und neu aufſteht. Sie iſt der Phönix der Alten, die Poeſie der Jugend, und das iſt noch mehr werth, als die Poeſie des Alters, die wir Romantik nennen.

Ich ſah mit jenem innigen Morgenbehagen in die wogenden Gruppen, das ſo viel Luſt zum Leben in ſich trägt. Groß und Klein, Hoch und Niedrig ſtrich nebeneinander hin, als ſei die geſtrige Welt zu Ende, als hätten Staaten und Geſetze, die Krücken der Menſchen, aufgehört, nöthig zu ſein. Neu-Griechenland ſah ich vor mir, und unter den Säulengängen Athens das alte Geſchlecht, das all ſeine Sünden vergeſſen hatte, und wiedergeboren war. Ich ſtand einen Augenblick ſtill, um das nächſte Mädchen, das kommen würde, zu umarmen. Einem katholiſchen Prieſter mit den blanken, ſteifen Stiefeln, den kurzen, prallen, verſchwiegenen ſchwarzen Beinkleidern, dem neugierigen, weltlich lüſternen, ſchmalen weißen Streifchen über dem ſchwarzen Halstuche, einem ſolchen Prieſter mit dem glatten, glänzenden Geſichte, von dem die Enthaltſamkeit in echt katholiſchem Fett widerſtrahlte, wünſchte ich Glück, daß der Cölibat zu Ende ſei — da kam Maria in einem fliegenden ſchwarzſeidenen Ueberrocke; frei wie eine übermüthige neue Griechin trug ſie auf dem ſchönen weißen Halſe den ſchalkhaften, blitzenden Kopf. Ich wollte haſtig auf ſie zu, der Norddeutſche trat zwiſchen uns, und hinderte mich an dem dummen Streiche, den ich gewiß gemacht hätte.

Er ſagte mir, ich ſei ein Träumer, der den Tag verſchliefe, und Maria ſei die romantiſche Liebe ſeiner Jugend, und die Dame im bunten Mantel mit dem behaglichen Geſichte ſei ſeine Schwägerin, und der Profeſſor, der dort drüben ſeinen Brunnen trinke, ſei ſein baldiger Schwiegervater. All' die Erkennungsſcenen hätte ich verſchlafen.

Neu-Griechenland ging mir unter. Ich hatte kaum die Kraft, leiſe nach dem Harfenmädchen zu fragen, er runzelte die Stirn, und meinte, da liege der Mittelpunkt des Gewirrs, er ahne eine tiefe Liſt, Maria ſei ſchön, aber zu jung, und blonde Haare würden ſchwarz, das Harfenmädchen ſei die Hauptperſon, und ſo leicht ſollte man ihn nicht täuſchen, er werde ſeine Rolle ſpielen, und Alle überliſten.

Ach, ich hatte alle Spannkraft zum Scherzen verloren, und ließ ihn gehen, und lehnte mich an die Mauer.

Manchmal hab' ich mich gewundert, wie die Poeten ihre größten Menſchen, die nach der Welt Wurzeln und äußerſten Gipfeln jagen, die den Gott mit Steckbriefen verfolgen, gleich dem Fauſt und ſeinen Genoſſen, wie die Dichter bei ſolchen Leuten der Liebe ſo großen Einfluß geſtatten, ja wie ſie ein Paar blaue Augen zum Mittelpunkte eines Lebens machen konnten, das nach dem Urquell alles Lebens lechzt. Was iſt eine kleine warme, weiße Hand, was iſt ſie einem Himmelsſtürmer? Ich hatte meine dummen Stunden, wo ich, angeſteckt von meinen Umgebungen, ſolche Fragen aufwerfen konnte. Jetzt weiß ich's beſſer, denn ich weiß, daß ein geheimnißvolles Mädchenauge, und eine kleine, warme, weiße Hand mehr ſind, als alles Andere, denn ſie ſind das Geheimniß des Glückes. Ich frage nicht mehr: Warum immer und immer wieder Mädchen und Liebe? wie mancher gute Bürger fragt, ich frage nur: Warum nicht mehr Liebe?

Wie war mir eben Carlsbad und der Morgen und die Welt ſchön geweſen, wie waren die Gedanken von meinem neuen Griechenland in mir herumgehüpft — jetzt war Alles vorbei, weil man einen bunten, liebenswürdigen Vogel in ein plumpes Bauer ſperren wollte.

Ach, die dummen, dummen Menſchen, Alles iſt Geſchäft, Geſchäft und Berechnung. Tief verſtimmt, ja traurig drängte ich mich durch die Maſſen hinauf nach der Terraſſe über dem Thereſienbrunnen. Dort ging ich auf dem dritten Einſchnitte langſam auf und ab. Das iſt den Leuten zu hoch, und man kann ungeſtört hin- und hergehen. Unter ſich ſieht man die murmelnde bunte Maſſe hin- und herziehen. Drüben, hoch oben über Carlsbad am ſteilen Bergesabhang kommt in drohendem Sprunge die Straße von Prag daher, und beherrſcht wie ein vorüberfliegendes ſtolzes Mädchen das ganze Thal. Viele meinen deshalb, man müſſe nur nach Carlsbad reiſen, um da anzukommen, denn es muß ein überraſchender Siegestaumel ſein, wenn man plötzlich aus den Bergſchluchten heraus auf dieſe übermüthige Abhangsſtraße gelangt, und ein fabelhaftes Thal mit einem Stück Reſidenz und hin- und herfluthenden, geputzten Menſchen zu ſeinen Füßen ſieht.

Ach, ich wollte mein Herz zerſtreuen mit der Prager Straße, aber ich ſah Niemand davonfahren, und in den Bergſchluchten verſchwinden, als Maria, die morgenfriſche, an der Seite des Norddeutſchen mit der ſeidenen Weſte. Und Maria hatte einen dichten weißen Schleier über das Geſicht gezogen, ich ſah dies tröſtliche Antlitz nicht wieder. —

Nur die verheirateten Leute werden ſich wundern, wie Romeo und Julie ſo ſchnell ſich finden konnten; ich hatte Maria kaum geſehen. Eben darum war ich doppelt unglücklich. Ich war an jenem Morgen auf der Thereſien-Terraſſe nicht mehr ſo jung, daß ich vorher noch kein Mädchen geküßt, kein Glück erfahren hätte, aber der Strahl hatte nie ſo plötzlich gezündet, ich hatte meiſthin lieben gelernt. Nun iſt das zwar eine ſchöne Wiſſenſchaft, aber die plötzlich empfangene Kunſt, das blitzſchnelle Genie iſt mehr als Wiſſenſchaft. Bei Marias Anblick hatte mein Herz wie ein Genie empfangen, und das war meine unendliche Freude, die mich trieb, das Mädchen mit Gefahr des Lebens an meine Bruſt, an meine Lippen zu reißen, und ſie vor allen gewöhnlichen, tugendhaften Händen zu bewahren. Mein Herz und meine Lippen waren aber beſſer als alle andern Marien gegenüber, denn ſie hatten die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens am ſchnellſten empfunden.

Ich hätte weinen mögen, ob aus Trauer oder Aerger wußt' ich ſelbſt nicht. Voll Vorwurf und Betrübniß ſah ich ſtarr in den Morgen hinein.

Da ſtand Maria vor mir mit des Norddeutſchen Schwägerin, und Maria redete mich an, und mein Herz brach zuſammen vor ihren frühlingsweichen Worten, ich hatte Mühe, meiner Thränen Herr zu werden. Als die Schwägerin ſich nach einer Blume bückte, flüſterte ich ihr liebesfeucht, wie ſie mir aus dem Herzen kamen, die Worte zu: Mädchen, ich liebe Dich unſäglich.

„Das weiß ich", ſagte ſie laut, und ſtellte mir die Dame als eine Landsmännin vor, mit der ſie alle Wochen luſtige Briefe wechſelte. Und dieſe Dame war wirklich ein heiteres, witziges Weſen, mit einem jener unveränderlich hübſchen Frauengeſichter, von denen Alles ſpurlos abgleitet, wie von glattem Marmor. Sie behauptete, mich zu kennen, und nannte mir den Ort, wo ich auf der Schule geweſen ſei, nannte mir daſige Familien, mit denen ich verkehrt, unter andern auch jene, wo ich ſchwarzen Peter geſpielt und fünf Jahre ſtumm geliebt hatte.

Das überraſchte mich nicht wenig, und bunte Combinationsgedanken fingen an, in mir zu ſchwirren. Aber das nahe Unglück verſcheuchte Alles: der Norddeutſche und der Profeſſor traten heran, und jener geberdete ſich wie ein Bräutigam, dieſer wie ein beſorglicher Schwiegervater. Maria fragte mich, ob das nicht der Herr ſei, welcher geſtern Abend mit dem Harfenmädchen promenirt wäre. Ich wußte nicht, ob ich die Kameradſchaft verletzen ſollte, und zögerte, der Norddeutſche bejahte aber ſelber lächelnd. Der Profeſſor machte ein aufmerkſames, die Schwägerin ein ernſtes Geſicht, man ſprach aber nicht mehr darüber.

Wir gingen frühſtücken. Auf der alten Wieſe war unter den Kaſtanienbäumen eine lange Reihe von buntbedeckten Tiſchen aufgeſchlagen, der Kaffee dampfte, die weißen Brötchen lockten, Alles genoß; das Frühſtück iſt in Karlsbad der erſte und ſchönſte Kuß des Tages nach der Sehnſucht der Morgenfrühe. Der Brunnen erzeugt nämlich einen energiſchen Hunger. Auch wir ließen uns da nieder, und genoſſen.

Ich konnte meine Traurigkeit nicht überwinden, und ſah Marien oft mit ſchmerzensreichen Blicken an. Als wir aufſtanden, flüſterte ſie mir zu, ich möge mich nicht ſo jämmerlich geberden, und mich umſehen, an jedem Tiſche ſäße etwas Schönes, dem die Liebeshoffnung auf den Augenwimpern ruhe. Man iſt wirklich wie auf einem fortwährenden Balle in Carlsbad. Da ließ ſie einen kleinen ſeidenen Shawl, den ſie in der Hand trug, entgleiten, ich hob ihn auf, ſie faßte beim Hinnehmen einen Finger von mir und kniff ihn unter ſchalkhaftem Lächeln mit ihrer kleinen Hand und ſprach: „Courage, Monsieur!“

10.

Fortſetzung.

Am andern Tage hatte ich's wieder verſchlafen, und zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß die Geſellſchaft eine Partie unternommen, und vergeblich auf mich gewartet habe. Das Fräulein habe vorgeſchlagen, mich wecken zu laſſen, der Vorſchlag ſei aber verworfen worden. Der Kellner ſagte, ſie habe in aller Eile auf ein kleines Zettelchen für mich geſchrieben, und ſuchte darnach in allen Taſchen. Ich brannte vor Ungeduld, hoffentlich ſtand das Ziel ihrer Reiſe darauf, das die Domeſtiken nicht kannten, und ich konnte ihnen nacheilen, oder es war ein freundliches Wort des Troſtes — endlich fand der unanſtändige Menſch das Papier. Mit Bleiſtift geſchrieben fand ich die kaum leſerlichen Worte: „Vous êtes du genre des sept dormants“.

Ich war ſo verdrießlich, daß ich alle Brunnengäſte hätte durchprügeln mögen. Den ganzen Tag über ſchlenderte ich herum; es ward Abend und ſie kamen nicht, es ward noch einmal Abend, und ſie kamen nicht. Aus Langeweile und Verzweiflung machte ich lauter Bemerkungen über die Brunnengäſte, und ſchrieb ſie auf.

Wenn man unbefangen iſt, kann das Zuſehen in Carlsbad auf ein paar Tage intereſſant ſein, denn man ſieht alle

Parteien unſerer ſtürmiſchen Tage durcheinander laufen, bald wird das Intereſſe aber matt, weil alle Parteien hier faullenzen. Es ſtumpft ſich ab, wie das für einen Dichter, mit dem man täglich verkehrt, und der nichts mehr producirt.

Es iſt eine allgemeine europäiſche Klage, daß Parteien die Welt zerriſſen, ſie unruhig, ungenießbar machten. Aber Stahl allein erzeugt kein Feuer, man braucht Stahl und Stein, die Parteiungen fördern eine Entwicklungsepoche, welche das zu erobernde Terrain theoretiſch abſteckt. Nur der That, der Eroberung ſelbſt ſind ſie nachtheilig; alle europäiſchen Länder, Polen voran, ſind dafür der ſicherſte Beweis. Ihr Treiben hält den Sieg einer Wahrheit auf, aber es klärt, läutert die Wahrheit ſelbſt. Die betheiligte Generation verliert immer durch Parteiungen, die Weltgeſchichte gewinnt.

In einer Aeußerung der Geſellſchaft aber, in der Geſelligkeit, bleiben ſie unter allen Umſtänden Gift. Man ſieht das nirgends deutlicher als in Carlsbad. Dieſer Brunnenort iſt das millionenfach verkleinerte Spiegelbild, das Schachbrett Europa's.

Carlsbad iſt Klein-Indien; es theilt ſich nicht nur Adel- und Bürgerthum, ſondern beide zerfallen wieder in eine Menge Schubladen.

Ich habe auch Unrecht, wenn ich ſage, daß alle Parteien faullenzen: die höhere adelige iſt hier ſehr thätig, das heißt ſie thut das, was heutigen Tages That bei ihr genannt wird: ſie reitet, fährt, tauſcht Pferde, ſpreitzt ſich, iſt bauernſtolz, und doch wol am Ende dabei gutmüthig. Ein moderner Chriſtus würde ebenfalls dieſen Jehoviten gegenüber lehren: Leute vergebt ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.

Wenn dieſe Partei auch längſt vergeſſen ſein wird, in Carlsbad wird man Exemplare davon finden, denn hier iſt ihre deutſche Zufluchtsſtätte. Und ich hoffe es mit all meinen Sympathien, in welchen der reiche Adel ſeine Kinder aufzieht, daß ihr Depot ſo lange aushält, als ich nach Carlsbad pilgere, denn ich brauche ſie äußerſt nothwendig. Erſtlich lieb' ich die ſchönen Mädchen, und unter der göttlichen Faulheit und Behaglichkeit gedeiht das Mädchenfleiſch vortrefflich. Es giebt eine Schönheit, welche ohne einen gewiſſen Grad von Dummheit nicht beſtehen kann. Dieſe ſchönen adeligen Mädchen zu Carlsbad will ich nimmer lieben, ich will ſie nur ſehen, mein Schönheitsgefühl daran weiden. Wenn mir das Unglück begegnete und ich alt würde, ſo zög' ich doch noch gen Carlsbad, und ſetzte mich auf jene Bank beim Elephanten auf der Wieſe, um mein altes äſthetiſches Herz zu erfriſchen fürs ganze Jahr an adeligen Formen.

Denn — und das iſt zweitens — das Bürgervolk, wofür man arbeitet, denkt, und über Kurz oder Lang auch ſtirbt, das taugt zur Schönheit nicht; man braucht nicht nur Muth, man braucht Kühnheit um ſchön zu ſein und ſchön zu erſcheinen. Ich reiſe zweitens nach Carlsbad, um die Kaufleute, und alle die Rechenmeiſter zu vergeſſen, welche keinen andern Genuß als den Vortheil kennen, und Gottes Welt, und die Freude und alles Große zerrechnen und zercalculiren, ich reiſe nach Carlsbad, um dreiſten Adel zu ſehen, der nach fröhlichem Genuß trachtet, um dem beginnenden, troſtlos vernünftigen Nord-Amerika, das ſich zu bilden anfängt, zu entrinnen.

Im Emigranten-Aſyl zu Carlsbad ſpiegelt ſich die römiſche Ariſtokratie, als ſie nahe am Verſcheiden war, und die erſten Triumvirate entſtanden. Es ſteht hier obenan der franzöſiſche, ruſſiſche und böhmiſche Adel. Am ungeberdigſten iſt der ruſſiſche: er poltert mit ſcythiſcher Rohheit, ungebändigtem Uebermuthe, plumpem Reichthume, häßlicher Pracht hier herum, man wird an die Völkerwanderung, den ſäbelbeinigen ſchmaläugigen Attila und ſeinen Neffen Suwarow, an Genſerich den Vandalen erinnert, welche Italien, das Land der Cultur geplündert haben, und mit ſchmutzigen Händen aus goldenen hetruriſchen Schüſſeln eſſen, mit ungewaſchenen Mäulern aus Bechern von Capua oder Sybaris ſchlürfen.

Eine gewaltige Maſſe ſolcher Tartar-Khans giebt's gewöhnlich in Carlsbad; man hört Namen, die ſich grollend wie die Wolga ums Ohr wälzen. In blitzenden Equipagen jagen die Gallizin, Trubetzkoi, Razomowkoi, und wer weiß wie viele Koi und Kow vorüber, und die kleinen kothigen Pferde mit dem unartigen Geſchirr klappern wie ſpöttiſch lächelnde Commentarien vor der Herrlichkeit einher, und erinnern an die ſüßen Koſacken und Kalmücken. Die beſtialiſchen Kutſcher und Pferdeknechte bekunden den ungeleckten hunniſchen Urſprung. Nur was zur Diplomatie gehört, hat in Paris ſtudirt und glänzt im Civiliſationsfirniß. So Ribeaupierre, ſonſt Geſandter in Conſtantinopel, jetzt in Berlin, alſo des Czaren Liebling, ein wohlbeleibter, feiner, hübſcher Mann mit einem verbindlichen Geſicht, trinkt langſam in kleinen Zügen von ſeinem Becher Neubrunn, und ſpricht links und rechts artig und freundlich.

Und ich glaub' es nimmermehr, daß jene graziöſe Dame mit der bezaubernden Romantik im dunkel beſchatteten Auge, mit der blendend weißen Schulter, mit der verführeriſchen Hand und dem franzöſiſchen Fuße, mit der civiliſirten Melancholie in den weichen Zügen und der ſchlanken Figur, daß jene liebreizende Stroganof eine Ruſſin ſei.

Und doch verſichern mich gründliche Kenner, daß man in Rußland neben der niedrigſten Rohheit die größte Schönheit, und was mehr ſagen will, die allergrößte Liebenswürdigkeit finde. Es ſei ein Land der Pole.

In ihrem ſchönen, elegiſchen Geſichte habe ich täglich geleſen wie in Tieck's Genoveſa, und ich glaubte die ganze ſtürmiſche Geſchichte darin zu finden, als ihr Gatte Geſandter zu Stambul war bei Ausbruch des Griechenkrieges, und die wuthſchäumenden Moslems den ruſſiſchen Adler von ſeinem Hôtel reißen und den Ambaſſadeur ſtranguliren wollten.

Ich glaubte immer Thränen in der Schönheit ihres Geſichts zu ſehen, und ich componirte mir ein Gedicht, wenn ihr Gatte die Thür des Balcons aufreißt und hinaustritt vor die Augen der brüllenden Menge in den Bereich der auf ſeine Bruſt angeſchlagenen Janitſcharenröhre, und das Volk haranguirt — da ſah ich das ſchöne, liebende Weib in Verzweiflung auf die rothſeidenen Polſter fallen, ich ſah's wie ſie ſich aufrichtete bis auf die Knie, wie ſie die ſchwarzen Flechten zurückwarf in den Nacken, und die weißen, ſchönen Arme ausſtreckte nach ihrem Gatten, und die Gefahr mit ihrer Schönheit beſchwor. Ich ſah's, wie ſein Muth geſiegt, und er unverletzt zurück ins Zimmer trat, ſah's, wie ſie ihm in die Arme ſtürzte und die Thränen heiß und unaufhaltſam aus den Augen brachen.

O, ich wollte, alle Staaten hätten immer ſo entſchloſſene Männer, wie ſie Rußland an allen wichtigen Punkten hat, und ich wollte, es liebte mich ein ſo ſchönes Weib, und weinte wollüſtige Thränen um mich, um dieſer Thränen willen würd' ich tauſend Janitſcharenröhren trotzen.

Das Weib und die Liebe, das iſt ihr Blut, erzeugen die Heldenthaten, nur die Begeiſterung für die Cultur geht noch darüber, und zeugt die großen Thaten, aber es iſt dieſelbe Familie, auch die Begeiſterung ſtammt von der Liebe.

Bei ſolchen Gedanken ſah ich der ſchönen Frau unverwandt ins Geſicht, und wie ein Heiligenbild ließ ſie es geſchehen, bis ſie lächelte. Da ward ich vernünftig, und nahm meinen Hut ab, und ſie ſagte mit ihrer ſchönen Stimme: „Bon jour, Monsieur!“

Dieſes „Bon jour, Monsieur“ tröſtete mich ob Marias, und ich vergaß meiner Sehnſucht, wenn ich dies Frauengedicht mit dem lieben, durch und durch gebildeten Antlitze unter den plumpen Landsleuten umhergehen ſah, wie Eurydice unter den Fratzen des Orcus.

Uebrigens iſt dieſe ruſſiſche Partei der Meinung, ſie herrſche in unſeren Bädern wie zu Moskau; in ungeſchickt ſchwerſeidenen und ſammtenen Gewändern ſchleifen und ſchleppen ſie ihre Herrlichkeiten um die Brunnen her, und laſſen ſich von der hohen böhmiſchen Nobleſſe und den Altfranzoſen den Hof machen.

Letztere anlangend, ſo iſt Böhmen allerdings Neu-Koblenz geworden. Der Exkönig Karl zieht von einem Orte zum andern, um den regierenden Herren aus dem Wege zu gehen — es iſt ein tragiſcher Anblick, daß der alte Mann der Kirche und des Thrones nicht einmal das entblößte Haupt ruhig niederlegen darf, ſelbſt hier iſt er überall im Wege. Sogar die Gläubiger verfolgen ihn von allen Seiten, Pfaffenhofen war mit ſchweren Forderungen im Anzuge, und der öſterreichiſche Kaiſer, der kein leichtes franzöſiſches Schuldengewiſſen hat, und ſeine Privatbedürfniſſe, die Schuſter- und Schneiderrechnungen u. ſ. w. prompt bezahlt, ſoll ſehr lebhaft wünſchen, daß ſolche fatale Geldverhältniſſe nicht in ſeinem Lande zur Sprache kämen. All das erträgt nur ein echter Bourbon mit ſtoiſchem Gleichmuthe, der auch in Schmach und Elend weiß, daß er der echte König Frankreichs ſei. Man verfolgt und verſpottet den Wahn dieſer Bourbonen, und vergißt, daß es ſeine Religion iſt, man vergißt, daß alle Kämpfe unſerer Tage die alten Glaubenskämpfe in neuen Kleidern ſind.

Dort iſt abſoluter Katholizismus, hier neu geſtalteter Proteſtantismus; der zehnte Leo hieß diesmal der zehnte Carl, Wittenberg Paris, Tetzel Polignac, die Bullen hießen die Ordonanzen, das alte Pariſer Stadthaus ward die Wittenberger Schloßkirche und Lafayette ſpielte den humanern, und darum unkräftigern Luther. Und auf Religionskriege meinten wir doch immer vorbereitet zu ſein, und wir wollten nicht mehr fanatiſch mit einander umgehen, und einander nicht todtſchlagen, weil wir über Dies oder Jenes verſchiedene Gedanken hätten. Und doch — —

Es wäre doch ſehr traurig, wenn man den Mord und Todtſchlag durch Politik und Juſtiz noch lange beſtehen ließe.

Chateaubriand, der Carl X. in Töplitz beſucht hatte, um die Entbindungshochzeit, das geborne Impromptu der Herzogin von Berry auszugleichen, hatte ſich nur einen Tag in Carlsbad aufgehalten, und war fort — fort war mit ihm das ſchöne ſilberne Trinkgeld, das ich auf den letzten Stationen verſchwendet hatte, um ihn noch anzutreffen. Er koſtet mich zwei Gulden Münze, wie ſoll ich die aus ihm herausſchreiben! Wenn ich den Namen Chateaubriand höre, ſo denke ich immer an einen der zwölf kleinen, und wenn ich etwas von ihm leſe, an einen der vier großen Propheten im alten Teſtament. Er iſt ein franzöſiſcher Jeremias oder Daniel, der unter Ludwig Philipp unangetaſtet in der Löwengrube ſitzt und ſich den Bart wachſen läßt. Wie jene Juden conſtruirt er den Staat aus Traumgeſpinnſten der Gottheit, und eine geſalbte Macht der Rede beſitzt er wie jene für den Theokratismus begeiſterten Poeten, welche unter den Oelbäumen ſaßen und hineinſchauten in den myſteriöſen blauen Himmel und das ſchweigſame Dunkelgrün des Landes Paläſtina, und welche man Propheten nannte. Denn in der alten Zeit war alle Dichtkunſt Weisſagung, wie ſie's denn auch wirklich iſt. Daß man nicht allen Weisſagungen glaubt, iſt etwas anderes, und gar nicht ſo dumm.

Bei dem Worte Chateaubriand denke ich auch immer an Heinrich Heine, und wenn ich an Heine denke, ſo ſehe ich eine indiſch-wollüſtige Welt, welche ein kleiner Deſpot regiert, der all ſeinen bezaubernden und peinigenden Launen den Zügel ſchießen läßt, und dem ein ſchönes Wort mehr gilt als ein gutes, und der deshalb die Monarchie liebt. Alles in jener Welt ſpricht aber in ſtolzverſigen Worten, an allen Wegen blühen Lotosblumen, und unter den Palmen und Cedern liegen purpurne und goldene Gewänder, und auf dieſen die reizendſten Bajaderen, welche Goethe'ſche Lieder ſingen und die Cymbel ſpielen, und das Tamburin ſchlagen.

Heine kann nämlich ſo ſchön ſchreiben als Chateaubriand, ja wenn er eben gut geſchlafen hat, noch ſchöner, denn er iſt offenherziger, und ſein Herz iſt an kleinem lieben Spielzeuge noch reicher. Heine hat auch zwei Vorzüge, die Chateaubriand nicht erreichen kann, ſelbſt wenn er noch einmal zum Jordan reiſte: er iſt witzig und hinkt nicht. Paläſtina war immer poetiſch, aber niemals witzig, der Witz iſt unchriſtlich; und der Teich Betheſda iſt vertrocknet.

Die franzöſiſche Adelspartei hat ſich völlig in Böhmen angeſiedelt, die Prinzen Rohan haben ſich Güter gekauft, und ſind der ſehr-richtigen Meinung, beſſer nach Böhmen als nach Frankreich zu paſſen. Sie halten mit dem böhmiſchen Adel alljährlich die Saiſon in Carlsbad ab, wie der ſpaniſche Hof alljährlich einige Monate nach Aranjuez ging. Was von guter Familie aus Frankreich kommt, ſchließt ſich all den erwähnten Notabilitäten an, und ſpricht von der Vergangenheit. Sie tragen auch noch Ludwigskreuze und ſchreiben das Imparfait und den Conditionnel mit oi.

Als Maria auch den zweiten Tag nicht kam, entſchloß ich mich, mit einer Carlsbader Rarität im ſächſiſchen Saale zu eſſen, wo die haute société an kleinen Tiſchen ſpeiſt. Dieſe Rarität iſt ein vergeſſener Kammerherr mit einem großen Umfange an Leibesbildung, er trägt einen Orden, zu deſſen Erkenntniß man einen Almanach braucht, und ſpielt, ſo lange er ſich erinnern kann, täglich Whiſt und ißt täglich zu Mittage. Er kommt alljährlich nach Carlsbad in Begleitung ſeiner Schweſter und einer großen goldenen Tabaksdoſe, aus welcher er nie ſchnupft. Seine Schweſter unterſcheidet ſich nur dadurch von ihm, daß ſie weiblichen Geſchlechts ſein ſoll, und die Doſe hat ihm der verſtorbene deutſche Kaiſer Leopold durch die Poſt geſchickt, der Kammerherr iſt aber ſo ſtolz darauf, weil er heute noch nicht weiß, warum ſie ihm der Kaiſer Leopold geſchenkt hat. Er ſtellt ſie immer neben ſeinen Teller, damit ſie Jedermann ſehe und ihn um eine Priſe bitte. Alsdann entſchuldigt er ſich, greift nicht ohne Unbequemlichkeit in die Taſche und präſentirt eine andere Doſe, erzählt aber zugleich die Geſchichte von der unbegreiflichen Gnade des Kaiſers Leopold. Der Kammerherr iſt mein guter Freund, weil ich ihn ſtets, ich mag ihm begegnen wo ich will, zuerſt nach der Doſe, und dann nach ſeinem Befinden frage, und ohne Murren die lange Geſchichte anhöre.

So ſaß ich denn mit dieſer Rarität und ſeiner Doſe im ſächſiſchen Saale, der Kammerherr ſprach, wie er bei öffentlichen Gelegenheiten immer zu thun pflegte, franzöſiſch, ſo ſauer es ihm auch ward, als ein ſtarker, mäßig bejahrter Mann eintrat, und mit weiten nachläſſigen aber feſten Schritten durch die Geſellſchaft bis in eine entfernte Ecke des Saales ſchritt. Zu meiner Verwunderung ſtand jeder vom franzöſiſchen Adel, bei dem der Mann vorüberkam, ehrerbietig auf und grüßte. Der Kammerherr erzählte eben die Doſengeſchichte, ich durfte unſere Freundſchaft nicht durch eine Zwiſchenfrage aufs Spiel ſetzen, und mußte meine Neugier zügeln. Der Herr mit dem deutſchen Schritt und dem deutſchen Geſicht ſetzte ſich allein an ein kleines Tiſchchen und begann ſeine Mahlzeit, ohne ſich um die übrige Geſellſchaft zu kümmern. Sein Ausſehen hatte etwas demokratiſch Liebenswürdiges, das kurze Haar fing ſchon an, weiß zu werden, das Geſicht ſah aber noch geſund roth, und ſcharf gezeichnet aus, ein kräftiges blaues Auge blitzte manchmal harmlos und ohne Gedanken über den Saal hin. Bald vertraute mir der Kammerherr, der Mann mit dem feinen weißen Teint und dem grauen Backenbarte ſei Marſchall Maiſon.

Er wird auch von den Altfranzoſen mit fernbleibender Artigkeit behandelt, weil er von guter Familie, ein wohlrenommirter Napoleonide mit der Reſtaurations-Taufe, und als deſignirter Geſandter in Petersburg eine wichtige politiſche Perſon iſt, und ein paar Hauptleinen des europäiſchen Geſpanns in Händen hat. Wenn er auch nicht allein vom Bocke fahren darf, ſo weiß man doch, wie viel auf einen ſanften Druck, eine leiſe Fühlung bei kitzlichen Dingen ankommt.

Am andern Morgen traf ich ihn in ſeinem groben Brunnenrocke beim Sprudel. Hier ſtach ſeine napoleoniſche Ungenirtheit noch auffallender von dem Weſen der übrigen Franzoſen ab: zum Glück liegt der Sprudel mit ſeiner Promenade von den übrigen Brunnenplätzen abgeſondert, und die Emigranten kommen ſomit wenig mit ihm in Berührung. Sein unbekümmertes

Weſen treibt er ſo weit, daß er mit einem Wiener Freudenmädchen, das er zu ſeiner Unterhaltung bei ſich hatte, öffentlich ausfuhr und mit ſonſt Niemand umging. Am Brunnen ſprach er hie und da leicht, behaglich, bequem, faſt humoriſtiſch. Es war namentlich intereſſant, wie leicht, ſcherzhaft und ſicher er mit den ihm begegnenden Ruſſen verkehrte. Die ganze franzöſiſche Bravour mit ihrer unermeßlichen kriegeriſchen Zuverſicht lag in dieſer wohlklingenden, ſorgenloſen Baßſtimme und in der Nonchalance ſeines Weſens. Er hatte die erſte Nachricht von Napier's koloſſalem Seeſiege am Cap Vincent, und theilte ſie beiläufig mit, als er einen Becher Sprudel aus der Kelle hob. Die hieſigen Aerzte ſollen ſehr unzufrieden mit dieſer Mittheilung geweſen ſein; es ward ein ſchlechter Brunnentag, voll Diätfehler.

Der dritte Theil, der böhmiſche Adel, iſt alle Jahre derſelbe; kommt man oft nach Carlsbad, ſo wird er allerdings langweilig, aber mit wenig ſchwerwiegenden Ausnahmen, iſt er doch der angenehmſte und liebenswürdigſte. Er iſt zwar ganz von Adel, aber er iſt artig, und weil er eigentlich immer in einer mehr oder weniger verdeckten Oppoſition gegen Wien, das heißt gegen Metternich lebt, ſo findet man größere Regſamkeit, als man im Allgemeinen erwarten ſollte.

Man darf aber doch nirgends die Oppoſition des Adels mit dem der böhmiſchen Nation verwechſeln, jener hat immer ein kleineres Herz als dieſe. Die Nation würde frei ſein wollen, wenn ſie etwas wollte, der Adel will herrſchen, und es kommt ihm nicht darauf an, ob das zu Wien in der Burg oder zu Prag auf dem Hradczin geſchieht. Er hätte nichts gegen Metternich, wenn das ein böhmiſcher Cavalier wäre, er haßt ihn nur, weil Metternich kein Böhme iſt. Der Adel bringt es nirgends weiter als zu einer Art Brotneid, er will keine Nationalfreiheit, ſondern höchſtens eine Nationalherrſchaft. Und von dieſem Geſichtspunkte aus nehmen ſie auch Partei für die Polen, alle alten Adeligen Europa's. Man darf ſich ja nicht täuſchen laſſen, als hätten ſie einmal im Rauſche der Tapferkeit für die Freiheit geſchwärmt, es war nichts als eine gottloſe Adelsromantik, welche ihnen in die leeren Köpfe ſtieg.

Die Miniſterſtellen in Wien und das böhmiſche Vicekönigthum in Prag ſind ein ſtarkes Band, das den böhmiſchen Adel an Oeſterreich feſſelt, und in dieſem Augenblicke nehmen ſie um ihres Landsmanns, des Miniſters Collowrath willen Intereſſe am Kaiſerthume. Der Sturz Metternich's beſchäftigt die böhmiſche Partei am Hofe und in der Provinz ſchon ſeit vielen Jahren, und von Zeit zu Zeit tröſten und ſtärken ſie ſich mit einem voreiligen Triumphe.

Auch vor Troja war unter den Argivern ein ewiger Neid um die Gewalt des Achilleus, und der ſchlaue Diomed, der eiferſüchtige Ajax, der klugheitmächtige Odyſſeus trachteten ihn zu ſtürzen; aber keiner entdeckte ſeine Ferſe, und als Achilleus endlich vom Feinde fiel, da war auch die Heldenzeit zu Ende.

Wenn der Peleide Metternich einſt dem belagerten europäiſchen Troja gegenüber fallen ſollte, ſo wird ihn kein ſchlauer Böhme erſetzen, mit einem Helden aus göttlichem Stamme fällt auch ſein Jahrhundert, und wenn die tauſendjährige Ceder auf dem Libanon unter dem Sturme zuſammenſtürzt, ſo zerbricht ſie mit dem Sturme Alles, was in ihrer Nähe iſt.

Ich will indeß darüber nicht zu bemerken vergeſſen, daß der böhmiſche Verſtand ſchlau und empfänglich iſt, daß er mit Gewandtheit zu ſpähen und zu forſchen verſteht. Aber die Größe erfindet. —

Sonſt ſchritten im Gedächtniſſe meines Herzens ſchlanke, hohe Böhminnen einher, mit geheimnißvollem Reiz, verſtohlenen kühnen dunkeln Augen, mit verſchwiegener Freude eines innerlichen Sinnenfeuers. Dieſes Jahr war wenig wohlthuende Schönheit unter ihnen zu finden, und die Toilettenkunſt entſprach den Anforderungen der Künſtlerinnen durchaus nicht. Ich hatte ſeit langer Zeit nicht ſo dreiſt Rouge et Noir ſpielen ſehen, und wenn man in einem Beutel mehrere unechte

Münzen findet, ſo traut man dem ganzen Beutel nicht mehr; eine falſche Karte verdirbt ein ganzes Spiel.

Dieſe erſte Abtheilung verdirbt denn hier auch das ganze Sommerſpiel. Nur der beſte Adel und bedeutende diplomatiſche Notabilitäten der conſervativen Partei bilden die haute société; ſchon der zweite Rang des Adels ſpielt eine ärmliche Genitivrolle und der gewöhnliche Adel fällt der großen Maſſe anheim.

Eine abgeſonderte Partei bilden ferner die unglücklichen Polen mit ihren Häuptern Chlopicki und Skrzynecki, die kurze Zeit zuſammen hier waren. Skrzynecki mit ſeiner hohen, imponirenden Figur, die ſich in heroiſchen Rhythmen vornehm einherbewegt, mit der ganzen einſchmeichelnden Romantik ſeiner weichen, milden Stimme und des humanen Geſichts, mit dem forſchenden aber blöden Auge habe ich ſchon früher beſchrieben. Er iſt das Bild eines weichen civiliſirten Polen, aber die Weichheit iſt im Revolutionskriege ein Unglück. Chlopicki iſt auch im Aeußeren nichts weiter als ein ſtraffer Soldat, wie er uns zu Warſchau erſchienen iſt. Er hat eine hohe tüchtige Figur, kurzes, weißes Haar und ein ſehr bedeutendes rothes Geſicht, auf welchem ſtatt der Gedanken raſche Commandowörter, ſchnelle Schwerter ruhen. Mit kurzen polniſchen Schritten geht er kerzengerad ſoldatiſch einher, ſpricht wenig und geht gleichgültig herum. Von der Granate, welche ihn bei Grochow vom Pferde warf, ſieht man nichts mehr, unter der ſtraffen weißen Hoſe ſcheint die Wunde vernarbt zu ſein, wohl ihm, wenn auch die tiefere unter der Weſte verharſcht iſt. Er verkehrte nur mit einigen ſeiner Landsleute, und tändelte viel mit einer kleinen, lachluſtigen polniſchen Frau, und mit der lächelte er auch zuweilen. Sein großes Unglück mag mit ſeiner Dictatur-Uniform in irgend einem Koffer liegen; man ſieht nichts davon und iſt dumm genug, ſich zu wundern, daß man nichts davon ſieht, daß er wie jeder Andere ſchlechten Melnicker trinkt und ſeine weiße Semmel zum Frühſtück ißt. Er war immer arm wie der Römer Fabricius, der daheim ſeine Rüben aß; vor der Revolution wohnte er in einer kleinen Dachſtube, und trug wie Napoleon einen ſchlichten grauen Rock. Den Dienſt hatte er quittirt, weil man ſeinen polniſchen Stolz beleidigt hatte; aber Conſtantin, der wilde Corporal, hatte großen Reſpect vor ihm, und war ſehr artig, wenn er zuweilen auf den ſächſiſchen Platz kam, und die Parade anſah. Die Polen glaubten alle großen und tiefen patriotiſchen Tugenden Kosciusko's in ihm zu verehren, und holten ihn nach der ſiegreichen Novembernacht aus ſeiner kleinen Dachſtube, zogen ihm den grauen Rock aus, und bekleideten ihn mit dem glänzenden Rocke der Dictatur. Aber nicht alle ſtillen Waſſer ſind tief, und ſeine einſame Zurückgezogenheit hatte ihn intereſſanter gemacht, als er's verdiente, er war nicht mehr als ein jähzorniger, gefährlich tapferer Soldat, in ſeinem Kopfe klapperten nur Bayonnette, in ſeinem Herzen dröhnten nur Kanonen, aber keine moraliſchen Kräfte, die mehr ſind als Bayonnette und Kanonen.

Es ging ein einfältiges Gerücht um, er habe als armer Mann nur die einfache Curtaxe gezahlt, und vier Gulden Conv.-Münze, die ganze, für ſich zu hoch erachtet. Zu gleicher Zeit erzählte mir ein Mann, der aus Warſchau kam, es habe ihn in der Gegend von Kaliſch ein Kutſcher gefahren, der aller civiliſirten Sprachen mächtig und zu ſeinem Erſtaunen von großer Bildung geweſen ſei. Nach einigen Stationen habe er erfahren, daß ſein Kutſcher noch vor zwei Jahren als reicher Edelmann gelebt, und nichts gerettet habe, als zwei polniſche Klepper, mit welchen er jetzt durchreiſende Kaufleute von einem Orte zum andern fahre, und ſein Leben friſte.

Aber was ich von Chlopicki geſehen habe, deutete auf zureichende Wohlhabenheit. Der Stolz ſeiner Landsleute würde auch ſchwerlich jemals eine ſolcherweiſe oſtentirte Armuth dulden, ſie würden ihrem früheren Dictator vier Gulden Conv.-Münze zuſammenbetteln.

Jener Mann, der aus Warſchau kam, erzählte mir ferner, daß jetzt nur die Freudenmädchen dort vergnügt ſeien, wenn der

Fürſt Paskiewitſch einen Ball ankündigte, denn in Ermangelung anſtändiger Tänzerinnen würden die Tanzſäle aus den Bordellen gefüllt.

Auch der gebrechliche alte Klicki war in Carlsbad, und es macht anfänglich einen wunderbaren Eindruck, wenn man die polniſchen Feldherren bei den ruſſiſchen Generalen, unter denen nur Pahlen einen Namen hat, vorüberſtreichen ſieht; man glaubt immer, nun müſſe etwas geſchehen. Bald aber gewöhnt man ſich daran, daß dieſe Leute ohne Aufmerkſamkeit neben einander hergehen: es iſt hier europäiſcher Comment suspendu, man iſt auf einem neutralen Boden, auf einem andern Sterne, Streit und Zwiſt bleibt jenſeits der Berge, alle fühlen dieſelbe Wirkung vom Brunnen. Dies warme Waſſer, das wie Hühnerbrühe ſchmeckt, iſt die moderne Lethe. Nur der Stein der Stände widerſteht ihm.

Die Claſſen der Bürgerlichen falten ſich zwar ebenfalls gleich einem Fächer vielfach auseinander, aber ſie ſind doch durch einen Griff verbunden. Der Kammerherr verkehrt mit dem Candidaten, und Candidat heißt doch ſo viel als: Einer der nichts iſt; der Bürgermeiſter mit dem Schneidermeiſter. Auffallend iſt es, wie viel Patienten Preußen beiſteuert; die eminente Regelmäßigkeit ſeiner inneren Verwaltung muß den Unterleib über die Gebühr anſtrengen; es ſcheint kein Land ſo reich an ärgerlichen, gallichten Perſonen zu ſein.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß jene äußere Demokratie der Bäder immer mehr verſchwindet, nach welcher die Gäſte blos als Menſchen, ſo oder ſo viel Schuh hoch, herkamen, und alle gleich waren vor dem gleichmäßig wirkenden Brunnen, der kein Anſehen des hoch oder niedrig gebornen Magens kennt. Damals, erzählten mir ältere Leute, wo noch Alles in Friede und Ruhe beſtand, der Vornehme vornehm und der Niedrige niedrig war, da brachte man keine Orden und Auszeichnungen in die Bäder, ſolche Sachen waren ſelten und ſicher. Jetzt glaubt Jeder, man könnte nicht wiſſen, ob er morgen noch ein ausgezeichneter

Mann ſein werde, und man ſieht immer nach zehn Schritten einen aufgeklebten Orden oder ſonſt ein Aushängeſchild. Sie nützen die Dinge ab, und machen's wie die Verſchwender, welche den Erben nichts laſſen wollen. Ohne Aufhören ſieht man, daß in dem gelben Manne und in jenem ein grandioſes Verdienſt an Leberſchmerzen leide. Deutſchland ſtrotzt von großen Leuten. Dieſe großen Leute ſollte officiell verboten werden, ein kleiner Laie, der in keinen Orden aufgenommen iſt, kann leicht durch Reue, Neid, Aerger, Ehrſucht oder ſonſt eine andere Carlsbader Krankheit heimgeſucht werden beim Anblick ſolcher Verdienſte, und das ſtört die Cur.

Aber dem Gedeihen ſehr zuträglich iſt die Brunnenliſte mit ihren echt deutſchen, wirklich ingenioſen Titulaturen. Sie quetſchen den Paß eines armen Privatmanns ſo lange, bis etwas aus dieſem wird, und mancher hat erſt in Carlsbad erfahren, was er eigentlich ſei. Ein gewöhnliches Couvert reicht für die Titel und Würden nicht aus, an welchen ein echter Curgaſt leidet, und mancher ehrliche Mann mit ſchwachem Gedächtniſſe iſt nicht im Stande, während eines langwierigen Nachmittags ſeine Titulaturen auswendig zu lernen. Da giebt es „Kaiſerlich Königliche privilegirte Gubernial-Caſſen-Rendantur-Aſſiſtenten-Gattinnen“ mit ihren Söhnen, die noch einige Adjuncturen und Adſpectanzen anzuhängen haben, es laufen Rentiere aus allen Zonen herum, mit und ohne Moos, und wenn Einer gar nichts iſt, ſo iſt er ein Privatier, oder ſeine öffentliche Ehehälfte wenigſtens eine Privatiersgattin. Auch die Weiber müſſen etwas ſein.

Ich habe die Drucker in Verdacht, daß ſie ein gut Theil Schuld dabei haben, es iſt meiſt an den Leuten ſo wenig, und ein öſterreichiſcher Drucker, der ſonſt nichts zu drucken hat, muß etwas aus ihnen machen. Darum haſſen ſie die franzöſiſchen, kurzgeſchößten citoyens.

Carlsbad iſt ein Ferienpunkt der europäiſchen Notabilitäten.

Wenn es auf Erden nichts zu thun gab, oder wenn ſie des Thuns ſatt waren, gingen die Götter in den Olymp, um ſich zu reſtauriren. Carlsbad iſt die Reſtauration mancher europäiſchen Götter in Ermangelung der olympiſchen; ich hoffe, man beſingt es auch einmal, ein guter Romantiker findet alle Sorten von Recepten.

Bequem genug lebt ſich's da; dafür ſorgt höchſt lobenswerth Regierung und Brunnen-Commiſſion, die Fremden werden wie kranke Kinder behandelt, denen man mit Verläugnung mancher Principien allen Willen thut. Und Kinder ſind wir doch alle gar zu gern; da dürfen wir wieder an eine Liebe glauben, wo's keine Eiferſucht, keinen Wechſel, keine Treue, keinen Eigennutz giebt, an die Mutterliebe, an das erſte und letzte Gefühl des Lebens.

II.

Fortſetzung.

Die Zeit iſt eine Laſt, wenn man wartet; die Erwartung ſelbſt iſt eine nachhaltigere Gewalt als der Schrecken, der Schrecken tödtet, wie die Erwartung mordet, der Schrecken iſt ein Meuchelmörder, der bald mit ſeinem Geſchäft fertig iſt, die Erwartung ein Giftmiſcher, der Zeit braucht. —

Und Maria, die charmante, war betheiligt bei dieſem Mordverſuche: ſie kam nicht wieder. Es iſt allerdings eine acutere Glückskrankheit, ein Mädchen zu lieben, als in weiterer, breiterer Liebe zu leben, durch die ſchlafende, im Monde träumende oder erwachende Natur hinzuſtreifen, in ihrem Odem zu weben, die Gottheit mit Wolluſt tief einathmen. Aber die Liebe iſt eine Einſeitigkeit. Einſeitige Menſchen werden große Männer, und namentlich Künſtler, drum hat die Liebe mit jeder Art von Kunſt ſo viel zu thun. Einen großen Theil der heutigen Liebesarten verdanken wir dem Chriſtenthume: die romantiſche, die ſentimentale, die eheliche und die uneheliche. Es iſt eine liebe und ſchöne Sache um die Liebe aber keine große, dachten die Griechen und Römer, und wir können heut doch noch größere Dinge haben als jene. Ein Bischen Vaterlandsliebe gehört doch jetzt zur bourgeoisie der Empfindungen, und iſt bei der Maſſe nicht viel mehr als Philiſterei und Barbarei, darin hat's die pommerſche Landwehr ſo weit gebracht wie die Athener.

Wo ſteckte denn die große Sache der Alten, welche ſie für die Flitterwochen des Herzens entſchädigte? Mit der Natur hatten ſie ſich ein- für allemal abgefunden durch Mythen und Sagen und Religion und Cultus, ſie nahmen weiter keine Notiz von derſelben, ſie hatten ihre Pedanterien wie wir; hätte nicht Lucrez ſo hübſche Dinge darüber geſchrieben, man müßte glauben, es ſei früher in Italien und Griechenland eine ganz andere Natur geweſen ohne Reiz und Freude.

Wo ſteckte denn die große Sache der Alten? Leſen wir irgendwo, daß Alcibiades, der Suitier, in einer Mondnacht ſanfte Lieder geſungen? und doch war er, waren die Griechen ſo glücklich. — —

Ja, unſere Liebe iſt eine chriſtliche Einſeitigkeit aber nur die Gegenſätze ſchaffen die Dinge; wir wüßten ohne jene Einſeitigkeit nichts von der großen koloſſalen edlen Liebe, deren wir fähig ſind, wenn wir uns in keinem verliebten Stadio befinden!

Was iſt es für eine Seligkeit, über Land zu fahren oder zu reiten, wenn kein unbequemer ſtörſamer Wind weht, kein ungezogener Regen ſtört, und unſer Herz langſam und melodiſch ſeine Pforten öffnet der Schöpfungs-Harmonie, wenn der Geiſt Gottes um unſere Schläfe ſäuſelt, oder ſeine geſchäftigen glühenden Boten ſendet aus der ſammtſchwarzen Gewitterwolke.

Und all die großartige Herrlichkeit bläſt ein Mädchen mit rothem Munde auseinander — Herrgott, was willſt du mit der Mädchenliebe ſagen?!

Solche zerriſſene Wolkengedanken trieben mich eben über den Thereſienbrunnen auf dem kleinen Plateau des Berges umher, ich konnte das Badeleben mit ſeiner bunten, murmelnden Monotonie nicht brauchen, Marie fehlte mir, meine Seele war verdrießlich, mein Herz ſeekrank.

Je bunter die Geſellſchaft, je größer die Stadt, je bewegter die Zeit, je reicher, ſehnſüchtiger das Herz, deſto größer die Langeweile. So viel Dinge, ſo viel Bedürfniſſe dehnen das Herz aus, und die große, wüſte Maſſe des Stoffs füllt es nicht immer. In einem kleinen Städtchen oder Dörfchen, wo wir mit den kleinſten Freuden groß werden, da giebt es keine Langeweile, denn es giebt keinen leeren Platz für das Verlangen und die Sehnſucht.

Und iſt man gar im Begriff zu lieben, und die wachſende Göttin verläßt uns, ſo iſt das ganze Herz ausgehöhlt für das Meer des Glücks, das eindringen ſoll, aber das Meer bleibt aus — wer zu lieben beginnt, und die Liebe nicht findet, kann vor Langerweile des merzhafteſten Todes ſterben.

In dem Apfel der Erkenntniß, von welchem die blonde Eva naſchte, ruhte nicht blos die ſogenannte Sünde, welche wir Freude nennen, ſondern auch jene göttliche Sehnſucht, die durch alle Freuden der Erde nicht befriedigt wird, die Ahnung überirdiſchen Glücks, welche tief unglücklich macht, menſchlich unglücklich, welche in weichen Gemüthern die Religion und Poeſie, und in harten, ſtörriſchen die Langeweile erzeugt.

Und doch blonde Eva haſt du wohlgethan, zu naſchen, dreiſt und opponirend will der Herrgott ſeine Menſchen, will ich meine Schweſtern und Brüder. Ich bin auch der Meinung, die Weiber hätten urſprünglich friſchere, natürlichere Courage als wir. Das hat Moſes durch die Eva angedeutet. Die Weiber ſind durch das Menſchengebären der Gottheit näher. — —

Maria, ich fing an, dich immer heftiger zu lieben, deshalb langweilte ich mich, und das kann man nirgends beſſer als in einem Badeorte, denn ſein buntes Geräuſch geſtattet keinen erquickenden Schlaf und Tod, es tödtet durch fortwährendes Wachen.

Wie viele Novellen liefen hinter den verbleichenden Mädchengeſichtern herum, die hier geſund werden wollten, wie viel Schauerromane gähnten hinter den leberwüſten Geſichtern der Männer. Denn Carlsbad iſt der Abzugscanal aller gallichten Kritik Europa's. Sogar Amerikaner waren da, und hatten ihre traurige Unterleibsgeſchichte übers Weltmeer gefahren, um ſie dem heißen Brunnen zu erzählen. Der Adel aus Süd und Weſt, lauter hiſtoriſche und chroniſche Leiden finden ſich hier ein. Geſchichten von gebrochenen und zerſtörten Herzen und Lebern und Magen tief aus der Walachei, oben aus Schweden ſtreichen mit ihren hängenden Augenlidern an mir vorüber, tauſend Gedanken wurden in mir aufgeregt, und wer kennt nicht das Elend, unter der Gedankenfülle, der man nicht Herr werden kann, zu ſtöhnen — all meine Gedanken hatte Maria.

Es war wieder ein Tag und eine Nacht um, und ſie war noch nicht zurück. Ich ſtand in tiefen Gedanken am Sprudel, und ſah in die emporſpringende und niederſtürzende ſiedende Fluth, und meine Gedanken verloren ſich in dem durcheinander brauſenden Geſchäum, und ſtiegen hinunter in die Märchen der Erde. Die Gnomen und Erdgeiſter ſind doch immer am ſchlechteſten weggekommen: zuſammengeſchrumpft, bleich, klein, machtlos werden ſie geſchildert, ſie haben nie Glück in der Liebe, machen ſchlechte Verſe, und ſehen keine Sonne. Arme Gnomen, pauvre Demokraten, die man unter die Erde gebracht hat.

Wo jetzt der Sprudel und Carlsbad iſt, da hat man früher nichts als einen dichten undurchdringlichen Wald geſehen. Mitten in dieſem Walde hat eine kleine Elfenfamilie ein liederliches Leben geführt; ihr großes Reich war ſchon zerſtört durch die Ariſtokraten, das heißt: die Menſchen, und die ganze Elfenſippſchaft war in die babyloniſche unterirdiſche Gefangenſchaft getrieben. Hier in dieſem unzugänglichen Thale lebte nur noch ein kleiner Ueberreſt, und hatte ſich aus Verzweiflung über das

Schickſal ſeiner Brüder einem leichtſinnigen Lebenswandel ergeben, trank den ganzen Tag Champagner und ſang und lärmte Vaterlandslieder aus Körner's Leier und Schwert, die einige Jahrhunderte ſpäter durch den Druck bekannt wurden. Eines Tags ſtürzt athemlos hoch vom Felſen herab ein Hirſch mitten unter ſie — in Ermangelung beſſerer Geſellſchaft hatten ſie ſich mit den Thieren des Waldes familiär gemacht — bricht ein Bein, und ſchnauft ſehr jämmerlich. Sie verſuchen es, ihn mit Champagner zu ſich zu bringen, man übergießt, man erſäuft ihn in ſchäumendem Weine. Da kniſtern die Geſträuche, ein böhmiſcher Herr, der Jäger des Hirſches, erſcheint, heulend ſtürzen die Gnomen all in einem Knäuel in die Erde hinein, und aus der Oeffnung beginnen ſie eine Kanonade mit Champagner. Im erſten Schreck ruft der böhmiſche Herr: „Heiliger Aeskulapius ſteh' mir bei“, der heilige Aeskulapius hat aber die größte Macht über die Gnomen in Deutſchland, er hat ſie einſt alle unterworfen, deshalb ſind die Elfen von Nothwendigkeit und Rache gezwungen, ihre Champagnerkanonade ununterbrochen durch alle Jahrhunderte fortzuſetzen. Das macht ihnen ſo unſäglich viel zu thun, daß ſie kaum Zeit haben, ſich fortzupflanzen, und nun weinen ſie über ihr großes Unglück ganze Ströme von Thränen in die Fluth. Alſo iſt der Sprudel entſtanden, der von den heißen Thränen der Elfen einen feinen ſalzigen Beigeſchmack hat, aber auf dem Berge zeigt man noch heute den Hirſchenſprung. Einigemal haben die Elfen verſucht, in ihrer Pflicht nachzulaſſen, und erſt vor einigen Jahren verſchwand einmal plötzlich der Sprudel; da erſcheinen aber nur die Herren von Böhmen mit ihren Trabanten, und ſprechen ihre Beſchwörungsformel, und laſſen Keile in die Erde ſchlagen auf die Häupter der Gnomen; da thun dieſe alsbald wieder ſeufzend ihre Schuldigkeit.

Ein leichter Schlag auf die Achſel weckte mich aus meinen Sprudel-Träumen. Der Norddeutſche ſtand neben mir mit der ſeidenen Weſte.

Iſt ſie da?

„Wir ſind alle da, nicht blos ſie“, ſagte er ſehr ernſthaft. Ich eilte fort hinüber zum Mühlbrunnen, wo ich ſie zu finden hoffte. Um die Ecke biegend, prall' ich überraſcht zurück, denn Jerta, Jerta vom Poſtwagen, die engliſche Jerta ſtand vor mir, roth und weiß und ſchön wie damals. Aber nicht die kleinſte Miene von Bekanntſchaft war in ihrem Geſicht. Ich machte ihr in der Eile ein Compliment, ſie that, als gälte das ſonſt Jemand, und ging wie ein Gerichtsgang unbetheiligt, unparteiiſch weiter. Mit offenem Munde, ſtaunend ſah ich ihr nach, und vergaß den Hut aufzuſetzen. So unbedeutend war ich mir noch nie vorgekommen.

„Herr Ritter, iſt das Eure Treu?“ Maria ſtand neben mir. Ich faßte mich, denn die Freude meines Herzens unterjochte eiligſt das Erſtaunen — ach, Maria ſah aus wie das Mädchen aus der Fremde, in einem Auge lauſchte der ſehnſüchtige Frühling, in dem andern der glückliche Sommer. Und ich hub an, mein Herz in Worte zu bringen, — da hielt ein Poſtwagen neben uns, man rief meinen Namen heraus, es war der Staroſt, der mich zur Reiſe nach Italien abholen wollte. Ich mußte hin, ihn zu begrüßen, ich mußte ſehen, wie der Norddeutſche ihren Arm nahm, und ſie von dannen führte, auf ihrem Geſicht lagen die Gedanken in der Sanskritſprache, ich begriff ſie nicht.

Die Intereſſen hetzten mich todt, es war nicht eine Minute Zeit mehr übrig zur Langeweile. Den andern Tag ſchon wollte der Staroſt fort; meinetwegen war er da, er hatte mein zuverläſſiges früheres Verſprechen; wenn ich ein ehrlicher Mann ſein wollte: mußte ich ihm folgen, aber ich wollte kein ehrlicher Mann ſein, ſondern ein glücklicher. Ueber die engliſche Jerta mußte ich auch nothwendig aufs Klare kommen, das war eine zu wichtige pſychologiſche Aufgabe, denn das Mädchen war ſehr hübſch. Der Profeſſor ſagte mir ferner, er habe beſchloſſen, übermorgen die Hochzeit ſeiner Tochter hier in Carlsbad zu feiern, der Paſtor ſeines Orts ſei angekommen, und da es hier keine proteſtantiſche Kirche gebe, ſo werde er ſie im Zimmer trauen.

Herr, ſagte ich, ich bin auch Proteſtant, und ich werde bis zu meinem letzten Athemzuge proteſtiren. — — Von Sinnen war ich, ein zerrütteter Mann. Und aus Malice wurde das Wetter wunderſchön, ich hätte mich mit dem Herrgott ſchlagen mögen.

12.

Fortſetzung.

Ich rannte, der Tag rannte, denn der Tag thut uns Alles zu Gefallen. Der Staroſt lächelte verneinend, als ich meinte, es wäre hübſch, wenn wir noch ein paar Tage blieben. Verdammtes ariſtokratiſches Lächeln bei dem Jammer eines armen Teufels. Mit fliegenden Händen packte ich dies und Jenes ein, und packte es immer wieder aus, es war nicht das Rechte, ich hätte weinen mögen vor Zorn, Verlegenheit und Liebe, namentlich fluchte ich jeder Delicateſſe. Wäre es ein anderes Hinderniß geweſen, ein thurmhohes, ich hätte einen kühnen Anlauf genommen, ein delicates, wie das diesmalige, lähmte all meine Kräfte. Dabei ſaß der Staroſt unbefangen, höchſt unbefangen auf meinem Fenſtertritt, und rauchte mit empörender Behaglichkeit ſeine lange türkiſche Pfeife, ſtrich ſich den Stutzbart, beſah ſich im gegenüber hängenden Spiegel, murmelte in halbem Geſange Opernarien, deren Melodie aber immer ganz falſch war. Lauter Dinge zum Aergern. Falſch Singen kann den beſten Humor vertreiben, und nun gar — ich hätte ihn gern zum Fenſter hinausgeworfen, den Störenfried, aber er war ein großer, breitſchultriger Mann, ich wäre wahrſcheinlich eher draußen angekommen als er.

Wagen, Reiterinnen und Reiter brauſten vorüber, das amüſirte ihn ſehr, aber es hielt ihn nicht. Ich wußte, daß er viel muhamedaniſche Inclinationen hatte, ich machte ihn auf die ergiebige Saiſon aufmerkſam: er lächelte wieder, aber es half nichts.

Ich rannte hinaus, Maria wollte ich ſehen, ihre Knie wollte ich umſchlingen, mein thränenvolles Geſicht einmal in ihren Schooß drücken, ihr ſagen, daß ſie ein Engel an Schönheit ſei, und dann ſcheiden. Aber in Gedanken ſtürmte ich ganz wo anders hin, ich lief vielleicht an ihr vorüber, und als ich endlich ins „Schild“ kam, war ſie nicht zu Hauſe.

Ach, es war troſtlos! Der Tag neigte ſich ſchon gegen den Abend, es war mein letzter Abend, und am Ende ſah ich das Mädchen nicht mehr. Zerknirſcht ſetzte ich mich auf eine Bank, und es fiel mir plötzlich ein, daß ich wol nur wegen der vielen Hinderniſſe ſo viel Intereſſe an dem Mädchen nähme, und ich wußte ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich plötzlich laut auflachte. Aber meine Ungeduld blieb dieſelbe, ich hätte vergehen mögen vor prickelnder Qual.

Es ward dunkel, und ich ſaß noch auf derſelben Bank am „Schilde“. Plötzlich erhalte ich einen leichten Schlag auf den Kopf, ich fahre auf, Maria ſteht am offenen Fenſter und lacht. In meine Träumereien verſunken, hatte ich ſie nicht ins Haus gehen ſehen, ich hatte ſogar vergeſſen, daß ich unter ihrem Fenſter ſaß. Sie wohnte zu ebener Erde. Haſtig griff ich nach der Hand, die mich geſchlagen, ſie zog ſie weg, und trat einen Schritt ins Zimmer zurück. Sie bat mich mit leiſer Stimme, nicht ſo viel Geräuſch zu machen, ſonſt mache ſie augenblicks das Fenſter zu, der Vater leſe im Nebenzimmer. Ich verſprach, mich ruhig zu verhalten, und bat ſie nur innig um eine Hand. Scherzend gewährte ſie endlich, und nun war ſie gefangen. Auf dem Fenſterſims ſitzend, zog ich ſie dicht ans Fenſter, und ließ ſie nicht wieder los. Zwar that ſie böſe, aber ſie war es nicht, und nun ſah ich erſt, wie ſchön ſie eben war. Vom Spaziergange leicht erhitzt glühten Augen und Wangen, die Locken flatterten wie loſe Vögel um Nacken und Schultern, da ich ausgelaſſen genug war, ihr den Kamm aus den Haaren zu ziehen. Sie trug ein weißes luſtiges Nachtkleid, und ſie war warm und lieb wie eine blumige Frühlingsgegend, die den Tag über im Auge der Sonne geruht hat. Ich bedeckte ihre Hände mit Küſſen, und flehte um ihren Mund, aber ſie neckte mich nur, blies mir den blühenden Athem über den Mund, und entwich ſtets.

Jetzt erſt beſann ich mich, daß es die letzten Augenblicke ſeien, daß mein Staroſt mich morgen von dannen zerre, daß ich zu fragen habe, ob ſie wirklich den Mann mit der ſeidenen Weſte heiraten werde. Aber über all das ſprang ſie hinweg: morgen dürfe ich nicht fort, ſondern müſſe ſie zum Heilingsfelſen begleiten, ihre Verheiratung ginge mich nichts an, und ich würde doch Zeit meines Lebens ein Vagabond bleiben — —

„Still" — ſagte ſie plötzlich zuſammenſchreckend, und drängte ihr Haupt ängſtlich horchend an meine Schulter — „man öffnet über uns ein Fenſter — es kommen Schritte durch den Garten" —

In dieſem Augenblicke regte ſich auch der Profeſſor in der Nebenſtube, und kam auf die Thür zu.

Wir rührten uns nicht; es war ſtockfinſter geworden. Oben am Fenſter blieb Geräuſch, die Schritte aus dem Garten kamen direct zu uns, der Profeſſor war an der Thür — er öffnete, es fiel ein Lichtſchein aus dem Nebenzimmer in das Marias.

„Ich gehe zu Bett, Papa", ſagte das böſe Mädchen leiſe, und regte ſich nicht. Der Profeſſor war ſehr kurzſichtig, ſagte gutmüthig: „Gut Nacht, mein Kind", und ging wieder.

Die Schritte aus dem Garten endigten dicht vor mir. Eine Baßſtimme begann ein zärtliches franzöſiſches Geſpräch, noch zärtlicher wurde von oben geantwortet. Maria kniff mich mit unterdrücktem Lachen in die Wange, ich küßte ſie aufs Auge, ſie konnte nicht entrinnen, meinte ich.

Da fiel mir von oben ein Schlüſſel auf den Rücken, er hing an einem Bande, und ich ſchleuderte ihn eiligſt meinem unbekannten Nachbar zu. Dieſer ſchien darauf zu warten, fing ihn glücklich, und entfernte ſich nach einer andern Thür hin. In dieſem Augenblicke entglitt mir Maria, ich kam durch die unvermuthete Bewegung völlig aus meiner Poſition, und hatte Mühe, mich auf der Bank zu erhalten. Blitzſchnell hatte ſie unterdeſſen die Fenſter geſchloſſen.

Ich war ausgeſperrt, und es fing an zu regnen. Jetzt fiel mir's erſt ſchwer aufs Herz, daß ſie meine Abreiſe fortwährend ſcherzhaft aufgenommen hatte, und nicht daran glaubte, daß es der letzte Moment geweſen, in welchem ich ſie geſehen. Angſt und Unruhe kam über mich, ich klopfte ſtärker und immer ſtärker an die Scheiben. Sie antwortete nicht.

„So wahr Gott lebt, ich reiſe morgen“, rief ich endlich mit lauter Stimme; ich erſchrak ſelbſt davor. Im obern Zimmer antwortet ein durchdringender Schrei, ich höre Geräuſch, ich höre den Profeſſor, oben ſehe ich Lichter hin- und herfliegen, am Gartenzaune vernehm' ich Stimmen — ich ſtürze nach der andern Seite, und will über die Planken. Eine Kartoffelfauſt packt mich beim Kragen, als ich auf der Erde ankomme. An den Fingern fühl' ich, daß es eine Hand iſt, die ſich einigen Zwanzigkreuzern krümmen werde; ſtumm greife ich in die Taſche, und ſtumm empfängt er, und läßt mich ziehen. Wahrſcheinlich war es ein gebildeter Nachtwächter. — —

Am andern Morgen weckte mich der Staroſt, er war reiſefertig, der Poſtwagen ſtand vor der Thür, es galt kein Zögern, über Hals und Kopf mußte ich packen, bei jedem Kleidungsſtücke ſeufzte ich: „Maria“. Kaum gewann ich ſo viel Zeit, den Poſtillon zu beſtechen, daß er den Umweg nach dem Heilingsfelſen zu einſchlage.

Es regnete mit ſommerlicher Arbeitſamkeit; Carlsbad ſah grau und feucht wie eine trauernde Wittib aus, mein Herz war voll trauriger Sehnſucht. An einer Ecke ſahen wir unter dem

Regenſchirme eine feine, ſchmiegſame Geſtalt hintrippeln. Die hob ihr ſeidenes Kleid regenfurchtſam hinten auf, und der Staroſt ſtieß mich vergnügt an, und deutete auf den ſchönen Fuß und das runde, lockende Bein mit dem engen ſchneeweißen Strumpfe. Seufzend ſagte ich ihm, daß er heut noch das ſchönſte Mädchen ſehen ſollte, wenn der Himmel ein Einſehen hätte, und ſich die Wolken aus dem Geſicht ſtriche.

Er horchte hoch auf. Das Mädchen aber vor uns war die engliſche Jerta, und heute lächelte ſie: es ſtand auch ein kleines Wörtchen vom Halliſchen Poſthauſe in dieſem Lächeln. Aber vorüber, vorüber, hinaus tobte der Wagen: ich hätte mich in Regen auflöſen mögen, um die Menſchheit zu ennuyiren.

Draußen ſahen die Thäler und die bewachſenen Höhen ſilbergrau aus, und wenn die Sonne manchmal einen verſtohlenen Blick hineinwarf in die Regendämmerung, da glänzten und glitzerten über weite Strecken hin lauter hüpfende Augen. Es iſt ein halbwüſtes, halbverwachſenes, ſtummes Waldgebirg nach dem Heilingsfelſen hin. Eine halbe Stunde davon hört die Straße auf, und wir mußten ausſteigen. Der Poſtillon ſollte uns erwarten, wir machten uns auf, die Sonne jagte die letzten Waſſerſchauer ins Land hinüber nach Sachſen zu.

Ueber eine ſchweigſame Hochebene, die an Walter Scott's Plateaux in Schottland erinnert, geht es nach dem Heilingsthale. Ich bildete mir ein, zu Robin dem Rothen zu gehen, und ſchottiſche Träume ſanken wie weiche Decken auf mein krankes Trennungsherz.

Langſam öffnet ſich ein unordentlich zerriſſenes Thal. Es iſt keine Unordnung der Größe oder Schönheit darin, es iſt eine wüſte Wirthſchaft von ſchlanken Tannen, durcheinander geſtürzten Felsblöcken, kahlen Strichen: dazwiſchen geht mit raſchen ernſten Augen der Fluß.

Körner erzählt eine lange Geſchichte von Heiling, und benutzt dabei fleißig den Teufel. Ich hatte ſie früher geleſen, und nahm ihm die unnütze Teufelei übel, denn der Teufel muß überall herhalten, wo man nichts Beſſeres weiß, und er hat die poetiſche Speculation ſehr gehemmt. Der Teufel war ein Monopol der Poeten. Als ich indeſſen dieſes Thal ſah, ward ich viel milder geſinnt gegen Theodor, der ſo glücklich geweſen iſt, in allgemeiner Begeiſterung zu ſingen und zu ſterben; der Teufel hat allerdings hier und überhaupt in Böhmen arg gewirthſchaftet. Der gelbe Salpeterathem liegt überall noch auf den Steinritzen, es iſt wie eigenſinnig durcheinander geworfenes, revoltirtes Erdreich. Böhmen iſt eine der beſterhaltenen Barricaden aus der Revolution der Erde. Da ich der Meinung bin, daß Alles ſo lange beſteht, bis es zu einer gewiſſen Schönheit oder Vollkommenheit gediehen iſt, ſo glaube ich, die Erde werde ſich noch lange in den jetzigen Sonnenkreiſen und Verhältniſſen befinden, es iſt noch gar zu viel aufzuräumen, einzurenken, einzurütteln.

Das Heilingsthal ſtärkte mich ſolchergeſtalt in einem ſtillen Lieblingsglauben, welcher mich oft hinter dem warmen Ofen erquickt hat, daß nämlich die Menſchen noch viel vollkommener werden, als ſie's jetzt ſind. „Den Kindern iſt das Himmelreich“, man verhöhnt immer diejenigen Leute, welche alle Menſchen für vortrefflich halten, es giebt nun ſogar welche, die alle Menſchen noch viel vortrefflicher glauben als ſich ein Menſch vorſtellen kann: dieſe Leute beſitzen die meiſte Poeſie, und die klugen Leute, die Alles beſſer wiſſen, alſo auch Dieſes, ſollten ſie ſehr um das Seherglück beneiden.

Unweit des Ufers lag ein großer Stein im Fluſſe, darauf ſaß ein Mann und angelte. Leute, die angeln können, ſind geborne Philoſophen, oder ſüße poetiſche Träumer; ein anderer vernünftiger Menſch hält das Geſchäft nicht aus. Ich ſprang auf einzelnen hervorragenden Steinen hinüber zu ihm, ich ſtand hinter ihm und er regte ſich nicht. Ein Stoß von mir, und das Waſſer verſchlang ihn, und er dachte im ſchnellen Scheiden, die Gottheit habe ihn plötzlich hinweggeriſſen. So wohlfeil iſt oft die Gottheit. Langſam und ſtill ſchlich ich zurück; ich wollte ihn nicht erſchrecken.

Jetzt zeigten ſich am jenſeitigen Ufer die Heilingsfelſen, es ſind ſenkrecht aufgeſtellte Steinblöcke von mäßiger Größe, die für eine bewegte Phantaſie wunderliche Figuren bilden. Der Staroſt meinte, dergleichen ſehe man in Adersbad an der ſchleſiſchen Grenze viel ſchöner, und er hatte Recht; unſer Führer, ein moderner Tiſchler aus Aich, hatte aber auch Recht. Den erſten ungeſchlachten Block nannte er den Capuziner, und die folgenden einen Brautzug, welcher dem Capuziner zur Kirche folgend, plötzlich verſteinert worden ſei. In der Jugend hatte der Tiſchler dieſen Brautzug ganz bis ins Detail kennen gelernt, denn da hatte er noch friſche, junge Augen gehabt, und von daher kannte er noch die erſte und zweite Brautjungfer und den Hochzeitsvater, die luſtige Perſon des Zuges, ja er hatte den Buſen der ſchönen Braut ſich heben ſehen. Später aber war der Mann gebildet worden, jetzt miſchte er hochdeutſche Worte in ſeinen böhmiſchen Jugend-Dialekt, trug des Sonntags und wenn er Fremde führte, Handſchuhe und Vatermörder, jetzt war ſein Auge blöde geworden, er ſah keine Geiſter mehr, und erzählte uns nur aus Führerſchuldigkeit das Märchen von Hans Heiling, eine ſehr aberglaubige Geſchichte, wie er ſie nannte.

Hans Heiling hat als ein Knabe am Ufer gelegen und mit den Wellen geplätſchert, und mit flachen Steinchen ſogenannte Butterbröte über die Oberfläche hingeworfen. Das Thal iſt tief und eng, wenn es draußen, jenſeits der Berge noch goldener Tag iſt, da ſinkt hier ſchon ein rother Abend in den Fluß. Als der gekommen, hat ſich Hans aufmachen und heim ſchlendern wollen, aber er iſt plötzlich ſtehen geblieben. Eine übermäßig ſchöne Göttin hat ſich nämlich auf einmal aus den Wellen erhoben, und ein wunderſchönes Lied geſungen, dazu hat ſie mit runden weißen Armen das goldene Haar aus dem göttlichen Geſicht geſtrichen, und das iſt hinuntergefallen über die weißen, vollen Brüſte tief ins Waſſer hinein. Ihre großen, blauen Augen haben ihn aber hingezogen bis dicht ans Ufer. Nun hat ſie ihn mit einer Stimme, die wie Harfen geklungen, verſprochen, ſie werde ihn heiraten und zum Könige machen, wenn er warten wolle, bis ihr ſchneealter Vater geſtorben ſei, wenn er ihr treu bleiben wolle, bis ſie ihn abholen werde. Heiling hat vor lauter Glück und Vergnügen nicht ſprechen können, ſondern nur mit dem Kopfe genickt. Darauf hat die Göttin ihm einen Kuß mit der Hand zugeworfen und iſt unter den Wellen verſchwunden, Heiling aber iſt ſeelenvergnügt nach Hauſe gegangen.

Es ſind einige Jahre verfloſſen, Heiling iſt täglich ins Thal hinuntergeſtiegen, die Göttin hat ſich aber nicht mehr ſehen laſſen. Auf dem Rückwege iſt er immer bei einem Hauſe vorbeigekommen, an deſſen Thüre ſtets ein blondes Mädchen geſtanden, welche ſeiner Göttin ſehr ähnlich geſehen und ihm ſehr gefallen hat. Sie hat immer auf ſeinen Gruß erwidert: „Guten Abend, Hans“, und nach einigen Wochen: „Guten Abend, lieber Hans“.

So iſt es wieder einmal Herbſt geworden, und eines Abends hat das Mädchen ſogar geſagt: „Guten Abend, liebſter Hans“, und ihre Augen ſind voll Thränen geweſen. Da hat ſie Heiling bei der Hand genommen, und ſie iſt ihm weinend ans Herz gefallen, und Heiling hat ihre volle Bruſt warm an der ſeinen gefühlt. Und nun iſt er heiter geworden, „ſie bleibt mir zu lang“, hat er geſagt, und iſt mit dem Mädchen ins Haus getreten, um ſie von ihrem Vater zum Weibe zu verlangen.

Drunten im Thal hat eine Kirche geſtanden, da hinab iſt einige Tage drauf der Brautzug gewallt, der Capuziner voran. Und als der Zug dahin gekommen iſt, wo Hans der Göttin Treue verſprochen hat, iſt ein fürchterlich Wetter losgebrochen, und der ganze Brautzug, der Capuziner voran, iſt in Stein verwandelt worden.

„Es iſt eine ſehr aberglaubige Geſchichte“, wiederholte der Tiſchler von Aich, und der Staroſt ſchlug ſich lächelnd Feuer, und ſagte: In Rußland haben wir viel ſolche dumme Geſchichten.

Ich aber dachte an unſere Hiſtoriker, denen die Göttin einen Palaſt von Begriffen gebaut, denen ſie verſprochen hat, das weiche, warme Lager mit ihnen zu theilen, wenn ſie unverzagt den Tag ihrer Ankunft erwarten wollen. Wenn ſie ſich aber ungeduldig geberden, und ſich trauen laſſen mit gleißenden Zugeſtändniſſen, ſo werden ſie verſteinert, wie der Brautzug Hans Heilings.

Wir gingen langſam zurück, der Mann mit der Angel ſchritt vor uns her, und bemerkte uns wieder nicht, obwol der Tiſchler von Aich laut ſprach und demonſtrirte. Als wir an ihm vorüberkamen, ſtreckte er uns lautlos einen großen Fiſch entgegen, den er gefangen, und verzerrte das Geſicht widerwärtig dazu. Der Staroſt fragte ihn etwas, er nahm keine Notiz davon, und antwortete nicht, es war ein unheimlich Weſen. Erſt als der Tiſchler herankam, der, um einen Stein aufzuheben, einige Schritte zurückgeblieben war, erfuhren wir, daß der Mann taubſtumm ſei. Ein Blinder erregt Mitleid, ein Taubſtummer Grauen; es iſt etwas Beſtialiſches um den gelagert, der die Hauptſinne der Civiliſation, das Gehör und die Sprache nicht beſitzt.

Der Staroſt fragte mich, wo das ſchöne Mädchen bleibe, das ich verheißen habe. Ich zuckte traurig die Achſeln, und deutete auf die Regenwolken, die wie Geſpenſter vorüberflogen.

Heiling und Maria erfüllten mein Herz, als der Wagen immer weiter forteilte von ihren Stätten. Ach, Scheiden und Meiden thut weh! Lebe wohl, Maria mein, rief ich zum Wagen hinaus, und wenn du mich liebſt, ſo denke mein!

„Ich denke, ſie heiratet?“ — ſagte der Staroſt.

Wenn ich nur wüßte, wer das erfunden hat; es iſt ein kluger, aber ein langweiliger Gedanke, das Heiraten.

Der Staroſt ſprach: „Sehr richtig“, und weiter ſprach er nichts. Wir fuhren aber weiter, und es war ſehr viel Dreck und ſchlechter Weg allda, und der Poſtillon meinte, das käme vom Regen und von der Feuchtigkeit.

13.

Marienbad.

Die Gegend hat fortwährend jenen böhmiſchen, halb nomadiſchen Charakter, ſie ſieht halbwüſt aus. Hier und da iſt der Pflug darüber hingezogen. Man ſieht wenig Menſchen, wenig Dörfer, das Ganze iſt eine niedrige Hochebene. Unbedeutende Berge und Waldungen ziehen ſich bald hier bald da im Lande herum. Vornehme Reiſewagen flogen zuweilen an uns vorüber, die Gegend ſchien nur zum Durchpaſſiren für die Badegäſte da zu ſein, denn ſonſt fuhr Niemand. Ich machte die Augen zu, drückte mich in die Ecke des Wagens, und dachte an Maria und ihre warme ſchöne Wange, der Staroſt ſprach von den polniſchen Juden. Man halte ihn oft wegen ſeines ruſſiſchen Barts und orientaliſchen Anſehens für einen Iſraeliten. In Deutſchland habe man überhaupt gar keinen aſiatiſchen Geſchmack, und Alles, was orientaliſch ausſehe, nenne man Juden. Man verſtünde auch wenig von orientaliſcher Schönheit, die klaren, ausgeprägten Menſchenzüge, welche den ſcharf abgeſchnittenen Sternbildern am morgenländiſchen Himmel glichen, wüßte man gar nicht zu würdigen; weil die Juden Unarten hätten, die ein Ergebniß jeder Sclaverei ſeien, haßte man Alles an ihnen, auch ihre Schönheit. Die kleinen verwiſchten Züge unſeres Geſchlechts hätte nur die Romantik genießbar gemacht; ein geſunder, plaſtiſcher Schönheitsſinn werde ſich immer zum Armenier, Türken, Juden flüchten, wo er vollſtändige, reife Menſchenbilder fände. In Deutſchland ſeien alle Geſichter ſtumpf; es habe kein Land die Emancipation der Juden ſo nöthig, als dieſes, damit die deutlichen Menſchengeſichter gediehen; nur Rußland habe es noch nöthiger, ſich mit den Juden zu vermiſchen. Jehovah habe auch gewiß eine ſolche Racen-Verſchönerung beabſichtigt, als er ein aſiatiſches Volk vom Jordan in alle Winkel zerſtreut habe.

Aus Aſien komme die Schönheit, aus Amerika das Gold, Europa ſei eigentlich bettelarm, und um doch etwas zu beſitzen, habe man hier die Gelehrſamkeit erfunden. Nur wolle die herrſchende Religion nicht dazu paſſen, denn das Chriſtenthum befördere ſie weniger als der Moſaismus. Die Juden ſeien von Religionswegen klüger als die Chriſten, der Talmud lehre nachdenken, er entwickle, die Bibel gebe hiſtoriſche Data und Reſultate, Chriſtus habe ſich zu lange präparirt: die Lehre ſei zu fertig und die Leute hätten nichts mehr zu thun. Der Talmud und die Unterdrückung ſei Schuld, daß die Juden ſcharfſinniger ſeien, als die Chriſten.

Ich fragte ihn, ob er Wurſt und Schweinefleiſch äße. „Mit Vergnügen“ — erwiderte er — „ich gebe mich zwar gern für einen Juden aus, um die Leute herauszufordern, aber ich theile die Thorheiten ihrer klimatiſchen Geſetze nicht.“

Der Staroſt ging augenſcheinlich darauf aus, ein großer Mann zu werden, namentlich da er eben nichts Beſſeres zu thun hatte, denn es regnete nicht nur induſtriös, ſondern haſtig.

Der Wagen rollte in ein waldiges Thal hinein, kerzengerad und triefend ſtanden an beiden Seiten die jungen ſchlanken Tannen wie ein Heer römiſcher Jünglinge in der Schlacht. Sie begleiteten uns treu auf einem im Kreiſe hinabeilenden Wege, in deſſen Keſſel plötzlich Marienbad die naſſen Dächer zeigte. Stärkere Bäume gruppiren ſich bis unten an die Häuſer, und es gewährt den Anblick, als führe man in ein altes Theater hinein, die terraſſenförmig aufſteigenden Bäume ſeien die Zuſchauer.

Die reducirten Adeligen etabliren in Oeſterreich Gaſthöfe, und ihre Titel dienen als Schilder. Der Poſtillon fragte, ob er uns zum Grafen oder zum Baron fahren ſollte, der Baron ſei aber beſſer.

Wir ſchlüpften ins Zimmer und ließen Feuer anmachen, obwol es mitten im Sommer war. Nachdem wir uns umgekleidet und in die weichen Schlafröcke gewickelt hatten, öffneten wir die Fenſter, und ließen die Reiſeluſt dampfen aus den friſchgewaſchenen Geſichtern und Augen. Die Wärme ſtrich uns um die Schläfe nach der Regenluft hinaus, vor unſerem Hauſe war ein abſchüſſiger freier Platz, weit drüben an ſeinem Ende öffneten ſich die Waldberge, und große Chriſtuskreuze heben ſich in dem Paſſe empor. Dahinter aber öffnete ſich licht das Land mit unbeſtimmter matt ſchimmernder Ferne, durch den dunkel regneriſchen Vordergrund ſahen wir in ein ſüß dämmerndes Jenſeits. Der ganze Anblick war ſüß katholiſch, die fächelnde Wärme flüſterte ſtille lateiniſch-italieniſche Worte, große Parteien von ſtolzen Gebäuden ſahen uns nun mit dunkeln, vom Regen geſchwärzten Augen an. Alles war todtenſtill. Leidende Herzen, hoffende Unterleiber aus Norden und Süden ſaßen hinter den ſtummen Mauern, aber kein Laut verkündete, daß ein Menſch in Marienbad wohne.

Als es dunkel wurde, ſchlug ich dem Staroſt vor, eine Partie Whiſt mit mir zu ſpielen, die Poſtpferde zu beſtellen, und nichts mehr von Marienbad zu ſehen, ſondern dieſen Eindruck ſtummer, italieniſcher Villen mit uns zu nehmen. Er war's zufrieden, und wir ließen uns Karten bringen. Die Karten bedecken die Stimmungen ohne ſie zu zerſtören, ich mochte mir's kaum geſtehen, wie die kleinen Hände der ſchönen Maria an meinem Herzen zerrten. Ich erzählte dem Staroſt die Geſchichte vom Norddeutſchen, und daß er mir ein Stück Jugend geſtohlen, und all die beunruhigenden Verhältniſſe, für welche ich keinen Schlüſſel fand. Völker, welche in einfachen Situationen groß geworden ſind, die wenig mit complicirter Geſellſchaft verkehren, ſehen ſchnell und ſcharf, ſie müſſen in öden Steppen und verwickelten Wäldern oft den Weg ſuchen, ihr Blick iſt unbefangener — der Staroſt ſagte, jener Norddeutſche mit der ſeidenen Weſte habe uns Alle dupirt. —

In dieſem Augenblicke ging die Thür auf, ein um und um zugeſchlagener Mantel trat ein, und der Wolf in der Fabel war's. Er legte ſtumm Mantel und Hut ab, ſetzte ſich lächelnd zu uns, und bat ſich einen Strohmann aus. Wenn wir eine Stunde geſpielt hätten, wollte er uns mancherlei erzählen.

Als abgehärtete Lebemenſchen zeigten wir gar keine Verwunderung, und ſpielten ruhig Whiſt. Da er den Rock aufknöpfte, ſah ich, daß er heute die ſeidene Weſte nicht trug.

Als wir aufhörten, beſtellte ich Thee, der Norddeutſche rauchte ſich eine friſche Cigarre an, räuſperte ſich, faßte meine Hand, und ſprach: Sie ſind ein Novelliſt, und können eine Novelle nicht übel nehmen, wenn Sie nicht voll Handwerksneid ſind. Hören Sie mich an, und erlauben Sie, daß ich nicht um Verzeihung bitte. Und er ſprach wie folgt:

„Meine Schwägerin iſt ein naſeweiſes Weibchen, die gern alle Welt verwirrt und auslacht. Sie hatte in ihren Briefen ſchon allerlei Wege verſucht, mich zum Narren zu haben; ich beſchloß, ihr ſelbſt einen zu öffnen, und ſchrieb ihr die Geſchichte von meinem Nervenfieber, und daß ich das Gedächtniß verloren hätte, und nichts mehr von meiner Jugend wüßte. Darauf hatte ſie die Güte, mir jene Schulbegebenheiten mit Julie und die fünfjährige ſtumme Liebe zu dem blonden Mädchen mitzutheilen, und mir ihre lebhafteſte Verwunderung darüber auszudrücken, daß ich ſo tiefe Eindrücke hätte vergeſſen können, das blonde Mädchen gedenke noch lebhaft meiner. Mein Bruder aber, der mit mir unter einer Decke ſpielte, hatte den Herrn Tuli leicht aufgefunden, und kam mit leichter Mühe dahinter, daß Sie, Herr Doctor, jener vogelmörderiſche, ſchweigſam liebende Jüngling geweſen ſeien. Nun ließ ich Sie in Leipzig aushorchen, ob und wann Sie in ein Bad reiſen würden, oder ob die Intrigue in Leipzig abgeſponnen werden müßte. Gegen meine Schwägerin hatte ich mich nämlich höchlichſt erfreut geſtellt, und lebhaft von ihr mir ein Rendezvous mit meiner Jugendliebe erbeten. Ich erfuhr daß und wann Sie nach Carlsbad gehen würden, und beſtellte ſie dahin. Zu rechter Zeit war ich in Leipzig und ſtieg mit Ihnen auf den Poſtwagen; eine Stunde vorher hatte ich noch von meinem Bruder die Nachricht erhalten, das Mädchen, das mir ſeine Frau in Carlsbad vorſtellen würde, ſei nicht Ihr blondes Weſen, welches Sie ein Quinquennium angebetet, ſondern eines Profeſſors Tochter, ein loſes Kind, mit welcher meine Schwägerin im Briefwechſel ſtünde. Der Profeſſor habe bereits die Einwilligung zur Hochzeit mit mir gegeben. Das Mädchen wollte ſich aber erſt den Bräutigam anſehen. In Zwickau trat die Novelle ins Leben, in Carlsbad iſt ſie vor wenig Stunden zu End' gegangen. Maria wollte heut Morgen troß des Regens nach dem Heilingsfelſen fahren, meine Schwägerin und der Profeſſor, denen Sie, lieber Doctor, im Wege waren, wollten nichts von der Partie wiſſen. Es gab eine häusliche Scene, da ich mich dem zukünftigen Schwiegervater anſchloß, und Maria erklärte, daß ſie mich nimmermehr heiraten wolle. Darauf zog ich lachend den Schleier von der Geſchichte, und theilte unter Anderm meiner Frau Schwägerin mit, daß ich ſchon lange verheiratet ſei.

Sie wollte mir die Augen auskratzen, der Profeſſor war ſehr ärgerlich, und erinnerte ſich, daß Sie ſehr ſchöne antiquariſche Kenntniſſe beſäßen, Maria lachte ohne Aufhören, und ſchickte nach Poſtpferden, damit ich Ihnen nacheilen und Mancherlei ſagen könne, z. B. daß man ſie im September in Wien erwarte, und dort im Erzherzog Carl wohnen werde. Ich hatte aber die Pferde ſogleich ſelbſt beſtellt, als ich Ihre Abreiſe erfuhr — und nicht wahr, Sie nehmen die Novelle nicht übel?"

Der Erzherzog Carl war mir immer der liebſte Oeſterreicher, ich fragte nur noch nach dem Harfenmädchen.

„Die brauchte ich nur zum Recognosciren", erwiderte er, „und zu einer andern Novelle, die ich Ihnen in Wien erzählen werde."

Dabei umarmte er mich, ſagte „Maria iſt ein ſchönes Mädchen", und ging und verſchwand.

Das war der Mann mit der ſeidenen Weſte. Der Staroſt ging ſchlafen, ich aber rannte hinaus bis zu jenen Kreuzen, und ſah ins Land, über welches der Mond zuweilen mit flüchtigem

Blicke hinweglief. Es regnete noch ſanft, und immer ſanfter ſprach mein Herz „Maria iſt ein ſchönes Mädchen“.

Mit denſelben Worten erwachte ich am andern Morgen. Der Staroſt war ſchon reiſefertig und ging ſehr bewegt im Zimmer auf und nieder. Neben mir, ſagte er, habe ein junges, rothes Mädchen aus Baiern geſchlafen, das heut Morgens ebenfalls nach Eger und ſo weiter reiſen werde, er habe eben auf dem Vorſaale ihre Bekanntſchaft gemacht und ihr geſagt, daß wir auch ſogleich nach Eger fahren würden, und darauf habe ſie erwidert, das ſollten wir nur thun. Er rieb ſich ſehr vergnügt die Hände und trieb mich zur Abreiſe. Es war noch grau draußen über Marienbad, die Fenſter des Himmels waren noch geöffnet, dieſer Brunnenort wollte durchaus katholiſch in meinem Gedächtniß zurückbleiben. Zwei Reiſewagen ſtanden vor der Thür, wir wollten langſam vorausfahren, damit uns die kleine Baierin zum Mittagseſſen in Franzensbrunn oder Eger nicht entging.

Unſer Wagen ſchleppte ſich am Brunnen, da ſchlug Muſik herauf an unſer Ohr, ſüße, überſchwenglich ſüße Jeſſondaſtimmen an einem erſt aufwachenden aſchgrauen regneriſchen Morgen. Der Kutſcher mußte halten. O, ſie lockten ſo indiſch in der Morgenſtille die unerfahrenen Liebestöne: „Laſſ’ uns dahin, dahin ziehen, wo die Herzen höher ſchlagen“. Ich ſprang aus dem Wagen und eilte hinunter; in dem Augenblicke flog die Chaiſe mit dem bairiſchen Mädchen vorüber, tödtliche Unruhe, ſie möchte ihm entfliehen, bemächtigte ſich des Staroſten, er bat, er flehte hinter mir her, dieſe fabelhaften indianiſchen Herzen zum Teufel ſchlagen zu laſſen, da uns darüber ein reelles bairiſches zum Teufel fahre — umſonſt — in jenen hüpfenden Flöten: „Dahin — dahin“ hört’ ich Marias lockende Stimme, in jenem jubelnden Enſemble alle die zarten Stimmen, welche mir jemals geſagt hatten, daß ſie Herzen beſäßen. Es klang daher wie Liebesandacht durch den ſchweigenden grauen Morgen. Grollend folgte mir der Staroſt. Man tritt in den langen

Brunnenſaal, wie in ein Kloſterrefectorium, reizlos und wüſt ſieht er aus. Schwere Mäntel und Ueberſchuhe ſchleppten die Leute, welche ſo früh an ihre Geſundheit und die Vergeiſtigung des Unterleibs gedacht hatten, auf und nieder. Sonſt betete man in einer ſo frühen Stunde nur für das Wohl der Seele, jetzt und hier betete man für das Wohl des Unterleibs, für eine geſegnete Leibesöffnung. Statt der Gebetbücher und Roſenkränze verkaufte ein ſtiller Mann in einer Fenſterbrüſtung weiche Quartblätter ſanften Druckpapiers, und lächelte dabei ſtill und innerlich, als ich mir ein Blatt kaufte und leſen wollte. Nicht zu ſo gemeinen Zwecken waren die Blätter beſtimmt.

Aber wer war jener große Mann mit dem großen, weitläufigen Geſichte, welcher entblößten Hauptes in einem Winkel lehnte! Die Züge ſchienen mir ſo bekannt, wie die Melodien der Jeſſonda mit ihren ſehnſüchtig einherziehenden Rhythmen, und dieſe Melodien ſchwebten in gebahnten Geleiſen auf und nieder durch des Mannes große heroiſche Züge, die Melodien ſchienen alle in dem Geſichte zu Haus zu ſein. Und wenn der Rhythmus wechſelte, da lenkte er ihn mit den Augenlidern, welche ſich feſt auf die weiten lyriſchen blauen Augen drückten. Er bemerkte es nicht, daß ich vor ihm ſtehen blieb, und ihn anſtarrte, als fände ich einen alten Bekannten. Selbſt ein Mädchen, das ſich an ihn lehnte, und mit eben ſolchen muſikaliſchen Augen ſchwelgend an ihm hinaufſah, beachtete nichts als ihn. Sie ſchien ihn eben ſo zu lieben wie jene Muſik, und die keuſche Liebe, mit der ſie ihn anſah, deutete darauf, daß ſie ſeine Tochter ſei. Als jenes ſchöne Liebesduett dem Ende zueilte, da ſchlug er die Arme unter der Bruſt zuſammen, und das Haupt, das ſo groß und ſo rund war, wie man's den Halbgöttern giebt, nickte ſchneller und triumphirender. Alle Halbgötter haben nämlich volle, runde Schläfe, während die der gewöhnlichen Menſchenkinder eingedrückt ſind von irdiſchen Sorgen. Man erkennt an dieſem Zeichen antike Köpfe, ich erkannte auch den meinen daran, es ſtörte mich nicht, daß nur dünne, glatte braunblonde Haare ihn ſpärlich bedeckten. — Es war Jeſſondas Vater — es war Spohr. Alle Formen an ihm ſind koloſſal, und man ſollte glauben, er müſſe ſchon der Proportion halber ſtatt der Geige wenigſtens ein Violoncell in den Arm nehmen und an das breite übernapoleoniſche Kinn drücken. Trüge er nicht unter dem bloßen Halſe eine altmodiſche Buſenkrauſe, man hielte ihn für einen alten romantiſchen Recken, der wiedergekommen wäre, um Nibelungenſtücke zu geigen und zu componiren, und der nur immer noch nicht den rechten Stoff gefunden hätte. Alle Züge ſeines Geſichts ſind ſchweigſam, aber muſikaliſche Titanenworte ruhen in dieſem Schweigen, und in ſeiner Muſik iſt Alles keuſch und von der Erde Regungen iſt nur die Verwandtſchaft mit den Göttern wiedergegeben.

Der Staroſt bat mich flehentlich von dannen zu fahren, Spohr's Geſicht entging uns nicht, aber wol das bairiſche Mädchen.

„Herr", ſprach ich, „haben Sie Erbarmen gehabt mit meinem Faible für Maria, haben Sie nicht ſelbſt das bis ins zehnte Glied rachſüchtige Judenthum in Schutz genommen? Was iſt ſo ein bairiſches Mädchen, das Bier trinkt, gegen Maria, die von Aether und Sonnenſchein lebt! Aber ich will ſie beſchämen — Adieu Spohr, ich will nichts von Marienbad ſehen, als dich."

Und wir fuhren weiter. Der Wagen mit dem bairiſchen Mädchen war nicht mehr zu ſehen, der Staroſt war ſehr unruhig, und verſprach immer höheres Trinkgeld. Die Gegend blieb wüſt und unordentlich wie vor Marienbad; jenſeits der Waldberge lag das Schloß Hohenwart, wo Metternich mit ſeiner jungen ſchönen Frau ausruhte von der Regierung des conſervativen Europa's. Die Diplomaten ſeiner Partei kommen tauſend Meilen weit her in das wilde, abgeſtorbene Böhmen, um ihn zu befragen über die Maßregeln gegen das unbändige neue Geſchlecht. Er ſpricht franzöſiſch mit ſeiner ſchönen Frau beim Lever, und beim Souper ſagt er mit eben den franzöſiſchen Worten den Diplomaten, wie die Freiheit zu beſiegen ſei. Es iſt nur andere Interpunktion dazwiſchen, und ſeine junge ſchöne Frau lächelt des Abends dazu, wie ſie des Morgens gelächelt hat. Dort drüben hält man die Flitterwochen des Congreſſes zu Münchengrätz.

Endlich kamen wir nach Eger, wo man den Wallenſtein ermordet hat. Es ſieht unordentlich in und bei der Stadt aus, wie bei einer armen ſchmutzigen Familie. Es muß ſich ſogar fatal hier ſterben. Auch die alten Trümmer ſind nordiſch heidniſch, unerfreulich. So wie das nordiſche Heidenthum mit ſeinen Nebelgeſtalten und erfrorenen Augen ein unerquicklich Gebräu iſt. Wenigſtens hat es ſeit Oſſian keinen intereſſanten Dichter gefunden, denn die matten, frierenden Darſtellungen Oehlenſchläger's, Fouqué's, und ähnlicher mittelmäßiger Poeten wecken kein Intereſſe. Es exiſtirt in Skandinavien nur Auctoritätspoeſie; je langweiliger die Sachen ſind, für deſto beſſer gelten ſie. Oſſian warf wenigſtens Eisgebirge, und man erſtarrte vor der entſetzlichen Natur und den ungeheuren Menſchen; wenn Fingal den Mund öffnete, ſo bebten die ſchottiſchen Ufer; aber was mich hier in Eger an den Norden erinnerte, war augloſes, heidniſches Gerüll. Steingebröckel ohne Grün. Es iſt ärgerlich, daß Wallenſtein in ſolch einem Loch zu Grunde gehen mußte — Wallenſtein, ein Name, der immer wie Stahl in meinen Ohren klingt, Wallenſtein, eine Tragödie, die ich dem Schiller nie vergeben hätte, wäre ſie nicht ſeine ſchönſte, wäre nicht jede Zeile darin ſchön. Denn die ganze Anlage iſt doch verdeutſcht, deutſch unthätig, deutſch träumeriſch, wie's nur irgend geſchehen konnte, ſie iſt ein Traumbild von jenem ſchneidend thätigen, geſpenſtiſch wagenden, wie der Blitz hin und her fahrenden Friedland, von jenem eiskalt verſtändigen Manne, dem der Kampf um Glaubensdinge Kinderſpiel, dem die Macht, die Macht — o die Macht Alles, Alles war. Jener Wallenſtein mit dem Dolchauge, mit dem grauſam kurzhaarigen röthlichen Schopfe, dem höhniſchen irreligiöſen Kinn, mit der zermalmenden, eckigen, langen Knochengeſtalt, jener Wallenſtein mit der Ahnung

Napoleoniſcher Kraft, wo iſt er hingekommen?! Iſt er nicht ein Profeſſor geworden? O, Friedrich Schiller war viel zu tugendhaft, um eine große hiſtoriſche Tragödie zu ſchreiben, er hätte aus dem Napoleon einen Ideologen gemacht, ihn kümmerte nicht die Handlung, ſondern der Grund der Handlung, nicht die That, ſondern ihre Beſchreibung, er war zu weich, zu gut, und ſaß zu viel in der Stube.

Da gedacht' ich William Shakeſpeare's, als ich in den Kirchhof Wallenſtein's, ins alte Eger hineinfuhr, welch einen Feuergeiſt hätteſt du aus jenem dolchaugigen Friedland gemacht! Wie viel größer waren ſeines Herzens frevelhafte Wünſche als die deines dritten Richard, und was haſt du aus ihm geſchaffen! Ein hiſtoriſcher Tragöde muß kein befangenes Auge haben, auch kein durch die Tugend befangenes, er muß kühn und ohne Zucken hinſehen können, wenn auch das Blutigſte geſchieht. Solch ein Auge hat Shakeſpeare ſo groß gezogen.

Man hat neuerdings den Wallenſtein wieder ehrlich gemacht, und Beweiſe aufgefunden, daß er ein legitimer Mann und kein Empörer geweſen ſei. Wo irgend eine hiſtoriſche Albernheit geſchieht, da iſt auch Friedrich Förſter thätig, er iſt immer thätig bei den Beweiſen, daß es wahre Dummheiten giebt, um nicht zu ſagen, dumme Wahrheiten. Sie werden über Kurz oder Lang auch ſicher noch auffinden, daß Napoleon eigentlich ein ſehr guter Chriſt und ein rechtſchaffener Mann geweſen ſei. Glücklicherweiſe iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, die frommen Raupen krochen auch da hinauf, und machten uns den Himmel tugendhaft.

Wallenſtein ſoll ſich auch viel mit conſtitutionellen Einrichtungen befaßt haben, das ſieht ihm juſt ſo ähnlich wie die Gründung einer Bibelgeſellſchaft, er iſt auch wahrſcheinlich ein ſehr guter Ehemann geweſen, und hat ſeine Frau immer erſt um Erlaubniß gebeten, wenn er einmal hat ſpazieren gehen wollen.

Kurz, das garſtige Eger und jene klugen Leute ſtörten meine Wallenſtein-Illuſionen auf das Aergſte. Da das bairiſche

Mädchen ſolche Gefühle mit mir getheilt haben mochte, und auch ſogleich weiter gefahren war, ſo eilten auch wir ſtracks von dannen. Der Staroſt war ſehr bewegt, und erleichterte ſein Herz durch ein leiſes Fluchen. Des Anſtands halber erſuchte ich ihn, ſeinen Gefühlen ruſſiſch Luft zu machen, und dieſen Gefallen erwies er mir.

14.

Franzensbrunn.

Ueber eine belebte Fläche ging's nach dem eine kleine Stunde entfernten Franzensbrunn. Das iſt ein kleiner ſauberer Ort mit lauter maſſiven, hübſchen Gebäuden. Es ſieht ſo ausgekehrt und zierlich aufgeräumt aus, als käme man in eine alte Jungfern-Stube. Jenen Bildern von franzöſiſchen Luſtſchlöſſern gleicht es; Klein- und Groß-Trianon und dergleichen fielen mir ein. Franzöſiſch munter iſt der Ort ohne Humor und Wärme und ohne Schatten.

Unſere Aufgabe war aber nicht gering, das Mädchen aufzufinden, da wir nicht den kleinſten Anhaltspunkt wußten. Aber der Staroſt war feſt entſchloſſen, ſie zu finden. Wir fingen alſo unſere Unterſuchung beim erſten Hauſe an, und unſere löbliche Abſicht erſtreckte ſich auf ganz Franzensbrunn. Es iſt ein Novellenſtoff, welchen ich hiemit ſehr empfehle, zwanzig bis dreißig verſchiedene Wohnungen hintereinander zu betreten: hier wird geſchlafen, dort geweint, hier geliebt und dort geprügelt, und die Novelle geht wie ein verbindender Gedanke hindurch.

Wir traten in ein halbdunkles Vorzimmer; nach dem Lichte zu waren zwei große Glasthüren mit dünnem Flor verhangen, welcher die Durchſicht wenig hemmte. Vor dem hohen Spiegel ſahen wir ein Mädchen ſtehen; ſie war nur mit einem blendend weißen Unterröckchen bekleidet, und flocht ſich mit vollen, friſchen

Armen die ſchwarzen Flechten des Haares. Ihr Kopf nach vornhin niedergebeugt, ein voller Nacken und feiſte Schultern ſahen uns lachend und keck in die Augen. Lautlos ſtanden wir, mit halber Stimme ſang ſie vor ſich hin:

So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Grüße ſend' ich dir!

Jetzt wendete ſie ſich nach einem Seitentiſch, um etwas an ſich zu nehmen, wir ſahen das Profil — es war unſer bairiſches Mädchen. Der Staroſt drückte mir krampfhaft die Hand. Das hieß ſo viel, als bleibe zurück. Ich ließ mich ſtill auf einen Stuhl nieder. Er ſchlich leiſe hin, öffnete die Thür, und trat ein — ſie erblickt ihn im Spiegel, ruft ſeinen Namen, und ſchreit laut auf. Der Staroſt hält einen Augenblick inne, und das verwunderte mich — ſie ſpricht franzöſiſch, das verwunderte mich noch mehr. Jetzt eilt er zu ihr, ergreift ihre Hand, und küßt ſie lebhaft, ich ſeh' noch einmal ihr volles Geſicht, aber es iſt ein anderes, es iſt nicht das des bairiſchen Mädchens, inniges Bitten liegt darauf, ich höre deutlich die Worte, daß ſie jeden Augenblick ihren Gemal erwarte. Wirklich kommen haſtige Schritte die Treppe herauf, der Thür des Vorzimmers zu — haſtig rufe ich: „Er kommt“, ſetze meinen Stuhl dicht vor die Thür, und mich auf meinen Stuhl. — Stürmiſch rennt der Eintretende an mich und meine Verſchanzung, ich ſpringe auf, um ihm die Ausſicht zu benehmen, er fragt entrüſtet, wer ich ſei. Pantomimiſch ſuche ich ihm begreiflich zu machen, daß ich ſtumm wäre, und hier auf Jemand warte. Er ſtößt mich bei Seite und eilt nach dem Zimmer, in welchem Niemand mehr zu ſehen war. Dieſen Moment aber benutze ich zum Entſchlüpfen. Als ich auf die Straße komme, tritt eben aus dem Nachbarhauſe der Staroſt. Ohne zu wiſſen wohin, gehen wir eine Strecke fort, und er erzählt mir, daß die Dame eine alte Bekanntſchaft aus Teplitz ſei, und er in großer Eil durch Seitenzimmer, welche ſich bis in das anſtoßende Haus erſtreckten, entkommen wäre.

Ich mahnte ihn daran, daß ich es durchaus nicht für gerathen hielt, dem Herrn Gemal noch einmal zu begegnen, da meine ſtumme Rolle einige Unannehmlichkeiten mit ſich bringen könne, daß ich es alſo für beſſer erachtete, die Bairin aufzugeben, und nach Eger zurückzufahren. Aber er war durchaus nicht dahin zu bewegen, und zog mich in den Curſaal, wo eben geſpeiſt wurde. Wir ſetzten uns an die Tafel — neben uns ſaß das bairiſche Mädchen mit ihrer dicken, harthörigen Mutter.

Der Staroſt erneuerte mit Feuer die Bekanntſchaft, und überſchüttete das geſunde, natürliche Kind mit Liebeserklärungen. Sie kam nicht aus dem Rothwerden heraus, und beide Theile verſäumten das ſchlechte Mittageſſen. Nach aufgehobener Tafel ging man im Saale auf und nieder; ich nahm mich der harthörigen, bairiſchen Mutter an, und ließ mich angelegentlichſt in alle Myſterien ihrer geſtörten Verdauung einweihen, um welcher willen ſie Ferdinandsbrunnen trinke. Sie liebte wie all ſolche Figuren das Leben über Alles, und ich konnte nichts Beſſeres thun, als ihr mit rationellen, phyſikaliſchen und kabbaliſtiſchen Gründen zu beweiſen, daß ſie ſehr, ſehr alt werden müſſe. Der Staroſt war mit der Tochter in ein Seitenzimmer getreten, ich ſtellte mich vor die halb offene Thür, und verhinderte durch lebhafte Unterhaltung die Mutter am Eintreten, und damit ſie nicht hineinſehen könne, deutete ich auf einen erkältenden Zug, der aus dem Zimmer dränge. Sie trippelte auf die Seite, und ich erſuchte ſie nun um eine vollſtändige Geſchichte ihrer Krankheit, damit ich ungeſtört nach der Scene in der Stube horchen könne.

Das Geſpräch in jener Stube aber ward immer weicher, und ſtockte zuweilen; als ich mich einmal ſchnell umwendete, ſah ich, daß der Staroſt ſeinen Arm um die Taille des Mädchens geſchlungen hatte, daß die Tochter der dicken Mutter nur nachgiebig wehrte. Ihr Geſicht konnte ich nicht ſehen, denn ſie kehrte mir den Rücken zu. Kaum zu meiner Magenſtörung zurückgekehrt, ſah ich jenen Herrn Gemal mit ſeiner Frau in den Saal treten, und, Plätze ſuchend, langſam auf uns zu kommen. Ich ſtand auf Kohlen, denn meine ſtumme Rolle konnte arge Unannehmlichkeiten bringen. In dieſem Augenblicke ſchrie das Mädchen im Nebenzimmer laut auf, und ſtürzte heraus in die Arme ihrer Mutter. Ich hörte nur noch ihre leiſe klagenden Worte: „Ach Gott, Mutter, er iſt ein Jude!“

Der Herr Gemal kam direct auf mich los, ich zog mich eiligſt ins Nebenzimmer zurück, Hut und Ueberrock im Stich laſſend. „Fort, fort“, rief ich dem Staroſt zu, „der Gemal kommt.“ Wir eilten ins nächſte Zimmer, ins dritte, die Schritte kamen hinter uns; die Zimmer waren zu Ende, der Ausgang verſchloſſen. Im Hui ſprangen wir durch die offenen Fenſter; der Saal und die Zimmer waren auf ebener Erde. Entblößten Hauptes kamen wir Beide zu unſerem auf der Straße haltenden Poſtillon, und ſprangen in den Wagen. Ich nahm dem Hanſel die Zügel ab, mit einigen Zwanzigkreuzern bewehrt, wurde er abgeſchickt, um das im Stich gelaſſene Material durch einen Kellner zu gewinnen. Ich fuhr uns eiligſt aus der Schußweite bis vor das Städtchen.

Hanſel ging lachend, und nach einer Viertelſtunde kam er lachend wieder, und brachte Rock, Mantel und Mütze. Nur mein Hut fehlte; ich hatte den Kopf verloren, und barhäuptig kam ich nach Eger zurück.

Dort ging eben eine Poſt ab, ich requirirte eiligſt eine Mütze, und fort ging's nach Baiern.

Ich dankte es meinem Vater innig, daß ich kein Jude ſei.

15.

Baiern.

Ich ſaß ſtumm im Poſtwagen, eine verſchleierte Dame lehnte ſtill in der andern Ecke, der Staroſt mit noch einem Paſſagier ſaß draußen im Cabriolet. Es war ſtumm und ſtill in mir; das leere bunte Leben ohne Halt und Ziel, das frivole Spiel mit Liebe und Liebesdingen, all das flüchtige Reiſegenießen, wobei die Seele hie und da geſtreichelt, wobei ihr innerſter Kern niemals betheiligt wird, ging wackelnd und kopfſchüttelnd gleich putzigen Carnevalsfiguren an meinem halboffenen Auge vorüber. Vielleicht war Baiern daran Schuld, Baiern macht heutigen Tages viel zu denken, trotzdem, daß in Baiern nach wie vor ſo unglaublich viel Bier getrunken wird, vielleicht auch namentlich darum, daß doch noch immer ſo unglaublich viel Bier getrunken wird.

Grüne Gefilde rannten am ſchnell rollenden Wagen vorüber, und die bairiſche Grenze iſt nicht zu verkennen: es beginnen die Hopfenſtangen, die ſüße Symbolik des ſchönen bittern Bieres, und die Hopfenſtangen verlaſſen Einen nicht, ſie rennen wie Geſpenſter mit fliegendem Haar neben dem Wagen her bis hinab an die ſalzburgiſche Grenze. Nur drüben auf der Weſtſeite ſollen ſie hie und da durch Reben abgelöſt werden. Sie ſind die ſtehende Poeſie und ein ſüßer Augentroſt des Baiers.

Es war ein gar trüber, melancholiſcher Tag, graue Wolkennebel lagen auf den niedrigen böhmiſchen Grenzbergen, überall auf dem grünen Raſen perlten die feinen Waſſertropfen. Man vergaß, daß es eine Sonne gebe, und meine jungen ſchleſiſchen Gedanken, welche an der Heimath verzweifelt waren, und das Glück und die Schönheit ſuchen wollten in der Weite, ſie ſchüttelten verneinend ihre Locken in mir, daß es mahnend klang wie die Memnons-Säule, wenn die Sonne untergeht hinter der Wüſte im unabſehbaren öden Meere.

Die Naturforſcher haben uns die Poeſie der Memnons-Säule genommen, wir wiſſen jetzt, daß es kein geiſtiger Ton iſt, den ſehnende Liebe oder träumeriſche Geſchichte aushaucht, wir wiſſen, daß er von materiellen Dingen, von Wärme oder Kälte herkommt, welche die Steine afficirt — die Reiſe hatte auch meine Hoffnungen klüger aber nicht glücklicher gemacht. Die Tage flatterten oder krochen vorüber, das Auge ſah bald dies, bald jenes, das Herz hüpfte wol einmal hier oder da, aber in all dem Gebraus ſah ich ſehnſüchtig zurück nach jener ſtillen ſchleſiſchen Stube, wo einſt die tauſendjährige Blume der Liebe aufging in meinem Herzen an einem milden Sommerabende, wo ich in häuslicher Beſchränktheit alle Reiche der Erde beſaß. Ach, was iſt die Liebesſpielerei gegen die Liebe. Jenes kleine Stübchen mit der kleinen Fußbank, auf welcher ich ſaß und ihr in die ſehnſüchtigen Augen blickte, die auf- und niedergingen in unendlicher Liebe zu mir, wo find' ich ſie wieder! Ich fürchte, ſie ſind nicht mehr an der Heerſtraße zu finden, wo die Poſtſtationen vorüber gehen.

Es iſt gut, die Welt mit tauſend Liebesaugen auszuſchmücken, aber es iſt beſſer, nur zweier zu bedürfen, zweier Augen, die Himmel und Erde in unſer Herz ſpiegeln. Es iſt gut, das Glück zu ſuchen früh und ſpät und im Oſt und Weſt, aber es iſt beſſer, ſeiner Herr zu ſein in einem kleinen Stübchen, wo nicht Regen noch Wind hinein ſchlägt, wo ein treuer Ofen und ein treuer Buſen wärmt, wo im Wandſchrank ruhige Bücher ſtehen, welche angefüllt ſind mit Weisheit.

Solchergeſtalt ſtrich mir der ſchleſiſche Philiſter mit der Hand über das Antlitz, und ich hielt ſtill auf dem Poſtwagen zwiſchen Eger und Amberg, und vor jedem geſchloſſenen Auge ſtand mir eine Thräne, auf meinem Munde aber lächelte etwas, was ich ſelbſt nicht erklären konnte. Ich fühlte etwas von Ironie, von inniger Wehmuth, edel herber Wahrheit, was in dieſem Lächeln ſich ausprägen müſſe, aber ich konnte es leider nicht ſehen.

Wenn die Welt ſo recht groß und lebendig werden wird, dann gehen gewiß recht viel kleine Gefühle verloren, die das Lebensglück ſo beſcheiden, aber ſo ſicher machen. Das fühlt man auf den flüchtigen Reiſen unſerer Tage. Ich bin auch mehr für große Dinge, aber ich möchte doch darauf hinweiſen, daß die ſtillen unſcheinbaren Güter nicht ganz vergeſſen würden, es wäre doch ſchlimm, denn es begiebt ſich zuweilen, daß das Herz ſeine ſchwachen Stunden hat, und ſich nicht mehr recht ausdehnen will für alle die weltgeſchichtlichen Forderungen, da thun ihm die kleinen häuslichen Glückſeligkeiten ſo unausſprechlich wohl. Ach, und wenn ſie dann einmal gar nicht mehr exiſtiren ſollten, da müßte man mit zuſammengepreßtem Herzen eines ſchmerzhaften, liebloſen Todes ſterben, und das kann manchem von unſern Apoſteln begegnen.

Es ward mir plötzlich ſehr kalt, und ich mußte mich dicht in meinen Ueberrock hüllen.

Und wenn ein kühner Seemann Reiſen durch tauſend und abertauſend weite Meere antritt, ſo ſorgt er doch vorher für eine kleine ſtille Heimat in einem Winkel des vaterländiſchen Strandes, dort läßt er ſeine Liebe in einem kleinen Häuschen, als könnte er morgen wiederkehren, und ſie iſt, die Liebe im kleinen Häuschen iſt ſein Compaß in weiter Ferne, und wenn er untergeht, ſo geht er unter in ihrem Anblick. Es iſt gar zu ſchlimm, allein zu ſterben. Die fremden bunten Länder erſetzen nicht das eine ſchlichte Menſchenkind, das um uns weint.

Ich war ſchon lang von der Heimat fort und zwiſchen Eger und Amberg war ich recht reiſemüde.

Est-ce que vous parlez français? liſpelte die Dame ſchüchtern neben mir. Sie ſchien ſehr verlaſſen zu ſein, und als ſie nach einigen aufmunternden Redensarten von meiner Seite ihren Schleier zurückſchlug, ſah ich juſt ſolch ein wehmüthig hiſtoriſches Geſicht, als es eben meine Gedanken dargeſtellt hatten. Das that mir wohl, ſehr wohl. Es war ein feines, franzöſiſches Antlitz, deſſen Herrin etwa fünf- bis ſechsundzwanzig Jahre zählen mochte. Weiche braune Haare ſchloſſen ſich in wenigen, halb aufgelöſten Locken an ein kleines Häubchen, eine leichte, kleine Kummerfalte lief zuweilen flüchtig über eine weiße, hohe Stirn und über gutmüthige braune fränkiſche Augen, denen man anſah, daß ſie früher viel gelacht hatten. Fein und griechiſch war die Naſe, aber die vollen Lippen ſahen ſo ſchmerzlich aus, in den Mundwinkeln lag viel inniger geſchichtlicher Kummer, die feine Röthe des lieben, wenn auch nicht ſchönen Angeſichts ſah auch nach manchen Thränen aus. Ihre Kleidung war aus unſcheinbaren Stoffen, aber ſehr modiſch geſchnitten, ſie glich einem arm gewordenen Stolze, einzelne Stücke, wie ein prächtiger Reiſebeutel contraſtirten arg mit den übrigen, faſt weniger als ſchlichten Dingen. Der Ausdruck ihres Geſichts war ſo liebſanft-unglücklich. Eine unglückliche Franzöſin iſt äußerſt angenehm, denn ſie verfällt nie in die deutſche Weinerlichkeit, das heitere Naturell lauſcht immer hinter den Augen, ob nicht ein Moment zum Hervorſpringen kommen wird. An ihrem Accent und ihren ceremoniellen feinen Wendungen bei Frage und Antwort erkannte ich bald den Faubourg Saint-Germain. Sie kam aus Prag; ich ſprach ihr Muth zu; mit ein paar kleinen ſchnell weggeſcheuchten Thränen erfuhr ich, daß ſie in der erſten Hälfte des Juli 1830 noch in den Tuilerien gewohnt habe, in der Nähe der Herzogin von Angoulême, ſpäter habe ſie in Schottland logirt, und jetzt komme ſie von Prag. Und ſie klagte namentlich darüber, daß man in all den Gegenden nicht franzöſiſch ſpreche. Alſo eine ſchlanke, liebenswürdige Carliſtin. Ich hatte das Bourbonen-Unglück nie in der Nähe geſehen, und ich dachte mir's immer mit den harten, unduldſamen Emigrantenzügen; jetzt erſchien mir's plötzlich ſo weich und ſanft. Die kleine hilfloſe Frau reiſte allein auf der ordinären Poſt durch Deutſchland nach Italien, wie ſie ſagte, nach Paris, wie ich bald merkte. Ich hätte die Carliſten bedauern mögen ob dieſer verlaſſenen, hübſchen Stellvertreterin. Dies gutmüthige Weſen ſollte vielleicht intriguiren für ſeine Partei, ach, wie zerbrochen, wie altersſchwach kam mir in dieſem Augenblicke der Carlismus vor, wie eine verarmte Familie, welche die jüngſte, mäßig hübſche Tochter in die Reſidenz ſchickt, daß ſie mit ihren anmuthigen verweinten Augen und dem liebenswürdig bittenden Munde alte Freunde erweiche.

Ich ſagte es ihr recht innig, wie ich ſie bedauerte, obwol ich ihre Partei gar nicht liebte, ich ſagte es ihr ſo ſchonend wie möglich, daß ſchwerlich jemals eine Aenderung eintreten dürfte. Da kamen ihr große Thränen in die Augen, und ſie ſeufzte ſo tief, wie eine Franzöſin nur ſeufzen kann, und meinte, auch ſie hoffe ſehr wenig. Aber in Prag ſchelte man, wenn ſie ſo ſpräche, und in Prag müßte man's doch wol beſſer verſtehen. Die Hauptſache ſei aber, wenn ſie nur wieder alle offen nach Frankreich dürften, und da fragte und bat ſie mich ſo herzlich, ob ich ihr das nicht verſprechen könnte.

Ich konnte mir nicht helfen, und verſprach's ihr feierlichſt. Nun wurde ſie munterer, und erzählte Dies und Jenes, vom kleinen Heinrich dem Fünften und von der Dauphine und von ihrer großen Verwunderung, daß ſie in Deutſchland alle armen Leute Kaffee trinken ſähe.

„Und in dem Lande, wo wir jetzt ſind“, ſagte ich, „trinken die Leute alle Bier.“

Das machte ihr ſehr viel Spaß, und wir waren ans erſte bairiſche Städtchen gekommen, wir wußten ſelbſt nicht wie.

Hier mußten wir ausſteigen, um unſere Päſſe und unſer Aeußeres unterſuchen zu laſſen. Es war in dieſem Jahre zu Frankfurt ein Attentat auf den Bundestag geſchehen, und das mußten die Reiſenden in Deutſchland entgelten, namentlich hatte es Baiern ſehr übel genommen, und verhielt ſich wie in Belagerungsſtand erklärt. Man beſichtigte uns, und vier bis fünf wohlgeſättigte Baiern entſchieden, ob unſere ſonſtigen Geberden dem Charakter angemeſſen ſeien, welcher im Paß verzeichnet ſtand.

Dieſe feierliche Handlung wurde durch einen leidenſchaftlichen Zwiſchenvorfall zerſtört. Wie ſchon bemerkt, hatte noch ein Paſſagier mit dem Staroſt im Cabriolet geſeſſen. Der war noch nicht in der Stube erſchienen, und es lief ein beunruhigendes Geräuſch durch die wachthabenden Baiern, warum der nicht erſcheinen möchte. Das Geräuſch wuchs, als der Reiſende noch länger zögerte, es ward ein Subaltern nach ihm geſendet, der Same des Mißtrauens, den jeder Paſſagier in Baiern erzeugt, ſchoß ſchnell in die Höhe, wir wurden noch einmal inquirirt, ich mußte noch einmal den Dollmetſcher für meine ängſtlich dreinſehende Franzöſin machen. Sie war ſehr liebenswürdig dabei. Glücklicherweiſe hieß ſie Madame le Duc, und kam von Prag; ich raunte einem Beamten die reſpectvolle Bemerkung zu, es ſei gewiß ein wichtiges Incognito, ich hätte ſo gewiſſe verlorne Worte gehört, daß ſie den König von Baiern beſuchen wolle, Madame le Duc — ſei ein verfänglicher Name, wer könne Madame le Duc heißen, der Name ſchicke ſich gar nicht für eine Privatperſon; er werde ſich aus den Zeitungen erinnern, welch eine wichtige Perſon am franzöſiſchen Hofe die Madame Madame ſei, und le Duc heiße der Herzog, man müßte vernagelt ſein, wenn man nicht einſehe, daß die Dame die verkleidete Herzogin von Berry wäre.

Er prallte zurück, und machte der Franzöſin ein tiefes Compliment. Der Staroſt raunte mir ins Ohr, der noch fehlende Paſſagier ſei ein Vicomte, ein Franc Carliſt, der aus Aſien komme, ein Stück mit Lamartine gereiſt, und ein ſehr unterrichteter Mann ſei.

In dieſem Augenblicke trat er ein. So wie er ſeine Landsmännin erblickte, ſtürzte er vor Freude und Verwunderung ſtrahlend auf ſie zu, oh, Madame, rufend, und will ihre Hand küſſen. Sie tritt erſchrocken zurück, und flüſtert mit unſicherer Stimme — Monsieur le Vicomte — —

Es befand ſich aber unter den Beamten ein rückſichtsloſer Biertrinker, der weder von den Vermuthungen über Madame, noch von dem Herrn Vicomte die mindeſte Notiz nahm, und den letzteren mit unzweifelhafter Grobheit zur Rede ſtellte, wo er ſich herumtreibe, und wo ſein Paß wäre. Der Vicomte verſtand ſo ziemlich die deutſche Sprache, ihre Grobheiten aber erſt unvollkommen. Er überreichte einen gewaltig großen und ſehr zerleſenen Paß, und wendete ſich mit dem größten Antheil ſogleich wieder zu Madame. Die übrigen Beamten waren durch die vorhergehende Scene, durch „Madame", und „Vicomte" vollkommen überzeugt, daß hier ein legitimes Incognito auf der ordinären Poſt reiſe, ſie ſchaarten ſich um den Rückſichtsloſen, der ſich nicht beruhigen wollte, und von unverſtändlichen franzöſiſchen Päſſen murmelte, die nicht nach Deutſchland gehörten. Ich ſah auf der andern Seite deutlich, daß Madame nur mit großer Mühe ihrer Verlegenheit dem Vicomte gegenüber Herr wurde, ich hörte es, wie ſie ihn leiſe bat, noch nicht in den Wagen zu kommen, ſondern im Cabriolet zu bleiben, ich hörte, wie ſie's ihm beſtimmt unterſagte, als er drängte.

Dahinter mußte eine Novelle ſtecken. Ich betrachtete aufmerkſam den carliſtiſchen Vicomte. Aus jeder Bewegung ſah der adelige Stolz und der Bourbonen-Hof heraus. Nur wenn er mit der Dame ſprach, nahm er ſeinen ſchäbigen Hut ab, und bückte ſich und ſprach verbindlich. Mit den Beamten verfuhr er kurz, hochfahrend, gebieteriſch. Er trug einen abgetragenen und von Regen und Sonne ausgebleichten Mantel von Merino, wie man die ſogenannten griechiſchen Mäntel in Venedig kauft. An manchen Stellen war der Zeug ſchon gebrochen und zeigte lange Ritze. Darunter hatte er einen vergänglichen braunen Rock bis an die Cravatte zugeknöpft, blau und weiß geſtreifte Vatermörder und Manſchetten beſchatteten kleine von dürftigen Handſchuhen bedeckte Hände, und ein von der Witterung unregelmäßig geröthetes Geſicht. Der Ausdruck dieſes letzteren war nicht ohne Härte, und doch wieder nicht ohne eine gewiſſe glatte Feinheit, die Formen desſelben waren regelmäßig, um den Mund lag eine wegwerfende Mediſance. Dünne Haare lagen ſchlicht um ſein Haupt, er ſah ärmlich, aber vornehm ſauber aus, und ein gewiſſer ſchweigender Stolz hielt Alles von ihm in Entfernung. Es war nicht eine demokratiſche Linie an ihm zu entdecken.

Der Rückſichtsloſe erhob ſich von ſeinem Schreibtiſche, und ſagte ihm, es fänden ſich Unregelmäßigkeiten in ſeinem Paſſe, er müſſe dableiben. Aber er war noch nicht zu Ende mit ſeiner langſamen Rede, als auch ſchon ein ſtürzender Giesbach franzöſiſcher Worte des Vicomte ihn betäubte; wie Dolche ſchleuderte er ihm zwanzig kleine Sätze ins Angeſicht, riß ihm den Paß aus der Hand, nahm einen andern Beamten; drängte ihn auf einen Stuhl und ſagte: Schreiben Sie, daß ich will reiſen nach Münnich; —

Alles war in Verwirrung, der Rückſichtsloſe ſtand wie verwirrt von dieſer Dreiſtigkeit, und wenn er den Mund öffnen wollte, ſo fuhr ihm ſtets der Vicomte mit einer neuen Parade tödtlich entſchloſſener, franzöſiſcher Worte dazwiſchen, einige ſeiner Collegen ſuchten ihn zu beſchwichtigen, die andern arbeiteten am Paſſe, mitten in dieſer Verwirrung ſaß Madame le Duc auf dem alten Lehnſtuhle, den man ihr präſentirt hatte, und blickte mit unruhig, beſorgt forſchenden Mienen in die ſtürmiſche Scene. Der Mantel war ihr von den Schultern geglitten, die Wangen hatten ſich geröthet, ſie ſah charmant aus in der niedern Zollſtube unter den dunkeln Biergeſichtern.

Der Rückſichtsloſe rief plötzlich mit einer Löwenſtimme nach den Gensd'armes, die Dame fuhr erſchrocken vom Stuhle auf, als ſie das Wort hörte; ihr Mantel blieb auf dem Stuhle, ich ſah, wie fein franzöſiſch ſie gewachſen war, ſie trug ein eng anſchließendes, verſchoſſenes ſeidenes Kleid. Die Gensd'armes traten ein; des Vicomtes Paß war unterdeß viſirt, er ging ſtolz hinaus, wir folgten ihm; es geſchah nichts.

Wie in ſicherer Heimat fühlten wir uns, als wir wieder im Poſtwagen waren, dieſes quälende Verdachts- und Inquiſitionsſyſtem, welchem man bei jeder Station ausgeſetzt iſt, peinigt mehr als die Furcht vor Unſicherheit der Straßen. Der Vicomte war gehorſam ins Cabriolet geſtiegen, ich war mit meiner liebenswürdigen Dame allein; es fing an dunkel zu werden, und ich hätte gar zu gern jene Novelle gewußt.

16.

Die Carliſten.

Die Herzogin von Angoulême hat ſich eines jungen Mädchens angenommen, welches aus einer alten, aber verarmten adeligen Familie war. Die Eltern des Mädchens waren geſtorben, und hatten ſich ſammt ihren Vorfahren durch treue Dienſte ausgezeichnet: einer der letzteren war ſogar einmal Ceremonienmeiſter in den Tuilerien geweſen. Das Mädchen hieß Angelique und war ſehr hübſch. Es war indeß nicht eine hervorſtechende Schönheit, welche ſie auszeichnete, ſondern mehr ein unbefangenes, einnehmendes Weſen. Sie hatte ein liebes Geſicht, in welchem ſich alle Eindrücke ſchnell und angenehm, ja einſchmeichelnd abſpiegelten; die Züge deſſelben waren weich und fein, ſie hatte ein Antlitz wie ein Gedicht, und eine überaus ſchöne ſanfte Stimme. Die Herzogin von Angoulême gab ſie nach St. Cloud zu einer ältlichen Dame, welche mehrere Mädchen zu ihrer Erziehung bei ſich hatte. Wegen ihrer angenehmen Stimme war ſie aber oft nach Paris gefahren, um der Herzogin vorzuleſen. Es waren immer ernſthafte, moraliſche Bücher, welche ihr zu dieſem Zwecke gegeben wurden, und die tugendhaften Grundſätze, welche darin ausgedrückt waren, prägten ſich während des Leſens treu und ſchön in Angeliques Geſicht aus. Die Herzogin von Angoulême, eine hohe Frau mit einem Geſicht wie von Marmor und Tugend, ſaß gewöhnlich auf einem Tabouret in einer Ecke des Zimmers, ihre Hände ruhten ſtill auf ihrem Schooße, weit ringsum in allen Gemächern war es todtenſtill, und wenn ein Abſchnitt zu Ende war, ſo winkte ſie die Leſerin zu ſich. Angelique kniete vor ihr nieder, die Herzogin küßte ſie auf die Stirn, und entließ ſie dann wie eine Mutter mit einigen wohlgemeinten guten Lehren.

Wenn Angelique nach Hauſe fuhr, ſo machte ſie gewöhnlich ein Glasfenſter der großen Kutſche auf, obwol die ſie begleitende ältere Dame immer viel dagegen einzuwenden hatte. Mehrere Male begegnete ihr nicht weit von der Barrière ein Reiter auf einem ſtolzen großen Rappen, hinter welchem ein ſehr reich gallonirter Bedienter ritt. Der Reiter hatte ein ſehr vornehmes Anſehen, und ſah dreiſt, und wie es ſchien ſehr aufmerkſam in den Wagen hinein; ſpäter waren ſeine Blicke ſehr freundlich, und er grüßte jedesmal. Eine der Hofdamen, welche allmälig die regelmäßige Begleiterin Angeliques geworden war, kannte ihn, und ſagte, es ſei der Vicomte v. B., ein ſehr wohlgelittener Chevalier bei der Suite der Herzogin von Berry.

Eines Nachmittags, als Angelique nach Hauſe fuhr, war er eine Strecke neben dem Wagen hergeritten, und hatte mit ihr geſprochen. Sie kam ein wenig erregt nach Hauſe, und eilte ſchnell nach ihrem Zimmer, um ſich umzukleiden, als Madame Verrault, ihre Erzieherin eintrat, und ihr ankündigt, daß ihr „der Herzog“ ſeine Aufwartung machen würde.

„Welcher Herzog?“

Madame Verrault legte den Finger auf den Mund, umarmte Angelique und ſagte ihr, ſie ſei ein glückliches Mädchen. „Der Herzog“ war ein lang gewachſener, junger Mann mit einem ſehr gutmüthigen, regelmäßigen Geſicht und einer ſehr liebenswürdigen guten Laune. Er ſchwatzte mit Angelique das drolligſte Zeug, ſie lachte herzlich mit ihm, und er kam alle Tage wieder. Madame Verrault hatte ihr verboten, der Herzogin etwas davon zu ſagen.

Als Angelique eines Tages eben mitten in ihrer Vorleſung war, entſtand Geräuſch in den Nebenzimmern, die Thür flog auf, und die Herzogin von Berry flog ins Zimmer, küßte die

Angoulême flüchtig, ſetzte ſich neben ſie, und winkte Angelique, ruhig fortzufahren. Man habe ihr geſagt, daß ſie ſo ſchön leſe, und ſie wolle ſich davon überzeugen. Angelique las, es dauerte aber nicht lange, ſo ſprang die Berry wieder auf, ſagte: „Schön, charmant“, ſtrich dem erröthenden Mädchen die Haare aus der Stirn und küßte ſie aufs Auge. Darauf erbat ſie ſich von der Angoulême die Erlaubniß, Angelique morgen und je zuweilen bei ſich leſen zu laſſen. Die Herzogin von Angoulême zögerte mit der Einwilligung, die Berry aber ſtreichelte ihr die Wangen und verſicherte: wenn wir auch nicht ganz ſo ernſthafte Dinge leſen, ſo ſollen ſie doch nicht viel weniger ernſthaft ſein. Und ſie eilte davon.

Angelique ward mit vielen guten Lehren entlaſſen, die ſie zur Hälfte verſtand, wenn ſie an den nebenher reitenden Vicomte und den ſie erwartenden „Herzog“ dachte. Dieſer pflegte ſich nämlich immer einzufinden, wenn der Abend kam.

Heut war er munterer als je, und ſetzte ſich auf eine Fußbank neben ihre Füße, und nahm zum erſten Mal ihre Hand und küßte ſie, und trommelte ihr leiſe mit den Fingern auf den kleinen Füßen herum. Angelique ſchlug ihn auf die Finger, aber als ſie ſich dabei ein wenig bückte, faßte er ſie mit beiden Händen beim Kopfe, und küßte ſie munter und herzhaft. Angelique wollte ſehr böſe werden, aber er ſetzte ſich neben ſie, und ſtreichelte ihr die Wangen. —

Am andern Tage war ſie bei der Herzogin von Berry. Sie befanden ſich in einem ſehr großen prächtigen Zimmer, die Herzogin war eben von einem Spazierritt gekommen, und ſaß noch im Reitanzuge, oder lag vielmehr in einem Divan, den Reithut mit den hohen Federn in die Kiſſen drückend, ſo daß er ſich ihr vorn tief in die Stirn drängte, und das muntere, neapolitaniſche Geſicht beſchattete.

Man mußte genau hinſehen, ob die ſchlanke Figur mit den ſcharfen Geſichtszügen ohne Schönheit ein Männlein oder ein Fräulein ſei. Mit der Reitgerte ſpielte ſie auf dem Tiſche, vor welchem Angelique ihren Platz hatte, und ihr eine bunte, ausgelaſſene Novelle las. Mehrere Herren und Damen ſaßen im Zimmer zerſtreut, und flüſterten leiſe mit einander. Nicht weit von ihr in einer Fenſterwölbung ſtand ein einzelner Herr, Angelique wagte nicht, genau hinzuſehen, es ſchien ihr aber, als ſei es der Vicomte. Die Herzogin ſprach zuweilen einige Worte in italieniſcher Sprache zu ihm, welche Angelique nicht genau verſtand, da ſie der Sprache nicht völlig mächtig war. Allmälig ward die Herzogin ſtill, Angelique las und las bis es dunkel ward, da bemerkte ſie erſt, daß jene eingeſchlafen ſei. Sie hielt einen Augenblick inne, die Stimme aus der Fenſterwölbung ſagte leiſe: „Continuez“. — da fuhr die Herzogin in die Höhe, und ſagte leiſe in ſich hinein: „Perche no — si, perche no“ — darauf ſich ermunternd, rief ſie dem Vicomte in der Fenſterwölbung, er möge das Fräulein begleiten, reichte ihr die Hand zum Küſſen, klopfte ſie leiſe auf die Wange und ging in ein anderes Gemach.

Eh' ſich Angelique beſinnen konnte, hing ſie am Arme des Vicomte, fühlte ſich ſanft gedrückt, hörte ſie ſeidenweiche Worte, war ſie in den Wagen gehoben — und der Vicomte ſaß neben ihr.

Er war ein feiner, aber feuriger Mann, der ſchnell und eiligſt ſiegen wollte. Das erſchreckte Angelique, es erbitterte ſie, daß ſie umſonſt verſuchte, ihre Hand aus der ſeinigen zu befreien, ſie drohte ihm, ſein Betragen „dem Herzoge“ mitzutheilen. Man ſagte am andern Tage im Salon der Herzogin von Berry: „Der Vicomte reuſſirte nicht“, und man verwunderte ſich.

In der erſten Beſtürzung hatte Angelique dem ſie erwartenden „Herzog“ Alles erzählt; er hatte ſie feſt in ſeine Arme geſchloſſen, und ſie hatte ſich zum erſten Male wie ſchutzbedürftig ſeiner Umarmung hingegeben.

Am andern Tage erſchien auf Angeliques Zimmer Madame Verrault, ein Prieſter, ein ihr unbekannter Mann als Zeuge und „der Herzog“. Angelique hatte ein ſchönes weißſeidenes Kleid bekommen, das trug ſie heut, und die fliegenden

Haare hatte man ihr künſtlich in die Höhe und in einen Orangenzweig hineingeflochten, und ſie zeigte zum erſten Male ihre weiße Bruſt und die weißen Schultern halb entblößt und ſah ſchamroth aber bezaubernd dazu aus. Der Prieſter aber hielt eine kurze Rede, und erklärte, daß er berufen ſei, das Fräulein mit dem Herrn „Herzog“ zu copuliren. Er war noch mitten im Sprechen, da hörte man Reiter und Wagen eilig in dem Hofe ankommen, ſtürmiſche, klirrende Tritte kamen die Treppe herauf, — der Prieſter hielt inne. Madame Berrault ging an die Thür und ſchob den Riegel vor, dann faltete ſie von Neuem die Hände und erſuchte den Prieſter, die heilige Handlung zu vollenden. Der Prieſter zögerte; es wurde an der Thür gerüttelt, man hörte eine donnernde Stimme: Im Namen des Königs öffnet, es geſchieht ein Betrug — Angelique erkannte mit Beben dieſe Stimme, ſie bat mit flehendem Auge den Prieſter, zu endigen, und in halber Zerſtreuung vollendete dieſer den Actus, mit ſeinen geiſt-weltlichen Augen in den bittenden Angeliques ruhend. Neuer Sturm an der Thür, welche geſprengt wird, Madame Berrault wirft Angelique einen Mantel über, „der Herzog“ nimmt ſie bei der Hand und entweicht mit ihr durch ein Nebenzimmer, das er innen verſchließt. Darauf öffnet die Berrault die eben weichende Thür, und fragt den mit Bewaffneten hereinſtürmenden Vicomte, was ihm zu Dienſt ſei.

„„Wo iſt der ſogenannte Herzog?““

„Mein Herr Vicomte, Sie läſtern die Todten: mein erſter Gatte liegt auf dem Père la Chaise, und hieß vor aller Welt mit ſeinem rechtmäßigen Namen Monsieur le Duc.“

Angelique lebte in der Gegend von Orleans, beinahe ein Jahr lang ſtill und ruhig mit ihrem Gatten auf einem einſamen Landhauſe. Da fragte ſie ihn eines Tages, ob denn der Vicomte noch immer in Paris ſei, und ob der Herr Herzog nicht bald nach Hofe zurückkehren werden. Ihr Gatte entgegnete, das ſolle in nächſter Woche geſchehen, der Vicomte ſei nach Griechenland gegangen, und ſeine, des Gatten, Mutter habe ihm eine angenehme Stellung im Dienſte der Herzogin von Angoulême verſchafft.

In den Tuilerien erfuhr die ſanfte Angelique, daß ſie Madame le Duc, aber nicht Madame la Ducheſſe ſei, und da ſie gar nicht ehrgeizig war, ſo wunderte ſie ſich nicht lange, aber ſie fing an, öfters und weniger furchtſam an den Vicomte zu denken, als man ihr erzählte, er habe aus unglücklicher Liebe zu ihr Frankreich verlaſſen. Wie man Frankreich verlaſſen könne, war ihr lange unbegreiflich; je länger ſie darüber nachdachte, deſto ſtiller wurde ſie.

Einſt ging ſie gegen Abend mit mehreren Hofdamen ſpazieren, und eine der Damen erzählte, daß der Vicomte in Athen lebe, und alle Abende zwiſchen den Säulen eines alten Tempels mit einer wunderſchönen Griechin ſitze, welche ihm oft die Hand küſſe. Der Vicomte ſtünde zu wiederholten Malen auf, lehnte ſein Haupt tief in den Lorbeer, welcher ſich an einer hohen Marmorſäule emporranke, ſehe nach Norden und ſeufze. Darauf ſtehe auch die Griechin auf, ſtreichle ihm liebkoſend die Wangen, und führe ihn ſtill in das Oelbaumgehölz, das in der Nähe ſei.

Die Herzogin von Angoulême, welcher Angelique jetzt wieder vorlas, fragte ſie oft, warum ihre Augen ſo trüb ſeien, ihr Herzog mache ſie ja doch nicht weinen. Angelique küßte ihr heiß die Hand, und fuhr mit dem Taſchentuche über die Augen.

Um jene Zeit ward es ſehr unruhig in den Tuilerien, und ein paar Tage darauf waren in Paris die drei Farben wieder Mode, Angelique aber floh mit der königlichen Familie aus Frankreich, und erfuhr erſt in Schottland, daß ihr ſtiller „Herzog“ im Louvre erſchoſſen worden ſei.

Es war auf der Deligence zwiſchen Eger und Amberg Nacht geworden, und als wir auf die Station kamen, hatte Alles Hunger und Durſt; Madame le Duc wollte verſchmachten. Der Vicomte war untröſtlich, daß im Poſthauſe, einer gewöhnlichen Kneipe, Alles ſchlief. Eigenhändig weckten wir eine mit bairiſchem Bier feſtſchlafende Magd, und auf dem Kaminherde ward ein großes Feuer gemacht. Da ſaß die liebenswürdige Franzöſin, und wärmte ſich, der Staroſt mit dem dunkeln aſiatiſchen Geſicht ſtand nicht weit von ihr im hellen Scheine des Feuers, der Vicomte ſtand in ihrem Anſchauen verloren vor ihr, und ſeine ganze wilde Carliſtenſeele lag in ſeinem Auge, und mit dem Auge auf den Blicken der holden Angelique, die ſinnend ins Feuer fielen. Als ihre Hände warm geworden waren, reichte ſie die eine dem Vicomte, und ſah ihn mit jenem mädchenhaft, ſanft fragenden Blicke aus St. Cloud an, und fragte nach der ſchönen Griechin. O, wie betheuerte er, — und ich freute mich, endlich daran glauben zu dürfen, daß ſie eine Franzöſin ſei, denn ſie ſeufzte nicht, ſondern gab ihm einen leichten Backenſtreich.

Es war gegen Mitternacht; dennoch trat ein Soldat ein, und verlangte unſere Päſſe. Da er nur mit Mühe die deutſchen entzifferte, ſo hatte er nicht übel Luſt, die ihm ſtockfremden franzöſiſchen bis zum Morgen zurückzubehalten, obwol die Poſt in einer halben Stunde weiter ging. Mit ſolider Entſchloſſenheit nur brachten wir ihn von dieſem polizeigemäßen Vorſatze ab; denn er behauptete ſteif und feſt, Deutſchland, und beſonders Baiern ſei nicht recht in Ordnung, und Niemand als die Franzoſen ſeien Schuld daran.

In einem gut bairiſchen Wirthshauſe iſt nichts als Bier zu haben, die ſchläfrige Magd kochte uns alſo brummend ein Warmbier, und wir aßen ſchwarzes, trockenes Brot dazu.

Jetzt ward der Vicomte ins Innere des Wagens gelaſſen, und er erzählte und ſprach noch mehrere Stunden, es war Niemand ſchläfrig, und er war artig wie ein ſeidener Handſchuh gegen ſeine wiedergefundene Herzogin, die glücklich befreite Witwe des Sohnes der Madame Berrault.

Er war viel gereiſt und erzählte von den fremden Sprachen, wie von wunderlichen fremden Mädchen, aber das Neugriechiſche mit dem melancholiſchen i war immer die Favorite. Madame machte ihm das lebhaft zum Vorwurfe. Wer weiß es, wie die Römer und Griechen ihre Worte ausgeſprochen haben, und man ſollte eigentlich glauben, die romaniſchen Völker ſollten namentlich das Römiſche am richtigſten ausſprechen, aber die Subjectivität der franzöſiſchen Ausſprache geht bis ins Lächerliche. Wir Deutſche ſprechen die klaſſiſchen Sprachen zwar auch deutſch, aber unſere Pronunciation iſt an und für ſich einfacher, ich behauptete darum, wir ſprächen am richtigſten Latein und die Engländer am richtigſten Griechiſch, denn das th und die Vorliebe für halbe Vocale theilen auch die jetzigen Griechen mit den Briten, und der Engländer wird mit ſeinem Altgriechiſchen am Erſten von den jetzigen Hellenen verſtanden. Das erhitzte den Vicomte ſehr, und ich mußte den Herrn Profeſſor Zumpt in Berlin vielfach gegen ihn zu Hilfe rufen. Es iſt aber wirklich nothwendig geweſen, das Verdienſt Ludwigs XIV., das Franzöſiſche zur allgemein verſtändlichen Weltſprache zu machen, denn das franzöſiſche und engliſche Latein und Griechiſch iſt ein uns völlig unverſtändliches Idiom. Der Vicomte behauptete übrigens, die europäiſchen Sprachen wären alle durch eine engere oder weitläufigere Verwandtſchaft verbunden, nur die Ungarn und Finnen gehörten gar nicht zu dieſer Familie. Finnland war meine ſchwache Seite, ich erwiderte nur, die Franzoſen brächten durch ihr leidenſchaftliches Claſſificiren viel Ueberſicht, aber auch viel Irrthum in die Wiſſenſchaft. Es kommt ihnen auf einen kleinen Fehler nicht an, wenn der Ausſpruch nur rund und impoſant klingt. Sie ſind die Rhetoriker in der Weltgeſchichte.

Durch die wechſelvollen Schickſale Frankreichs ſind alle Parteien genöthigt worden, unter fremde Leute zu gehen, und ihrer Vernunft haben ſich viel kosmopolitiſche Begriffe aufgedrängt, aber das Herz eines Carliſten iſt altfranzöſiſch geblieben mit allem äußeren, geſchmeidigen Wohlwollen und aller brutalen Eitelkeit eines Altfranzoſen. Er hält ſeine kurze, fertige Sprache, die einen einzigen, glänzenden, purpurverbrämten Anzug hat, dieſe arme Sprache, welche nicht einmal doppelte

Leibwäſche beſitzt, die Jahrzehnt um Jahrzehnt mit demſelben verblichenen Purpur, denſelben abgegriffenen Franſen coquettiren muß, er hält dieſe unglückliche Präſentirteller-Sprache für die ſchönſte, er ſpricht vom Corneille noch heute: Oh, si noble, nennt den Shakeſpeare einen trivialen Barbaren, Fenelon und Boſſuet Muſter für Politiker, die Sprache des neuen Frankreich, Victor Hugo's und ſeiner Genoſſen vandaliſch.

Es giebt ſehr viel hergebrachte Begriffe in der Charakteriſtik von Ländern, Völkern, Claſſen, die wie Buchſtaben von Einem zum Andern übergehen, Schema werden. Sie ändern ſich nicht, auch wenn ſich die Dinge geändert haben. Ich glaubte, dahin gehöre auch die Schilderung eines Carliſten, und ich war überzeugt, die nachläſſige neue Partei übertreibe bei Darſtellung des Alten. Aber der Vicomte, ein noch junger, ſehr erfahrener, unterrichteter Mann, war bis ins innerſte Herz ein alter Carliſt, und wenn man ihn reizte und ſolchergeſtalt einen ſeiner ſchwachen Momente herbeiführte, ſo kam die ganze, alte frank-royaliſtiſche Beſtialität zum Vorſchein. Er hätte in Paris die Schriften der Romantiker verboten, damit das Altfranzöſiſche nicht darunter litte, er war voll Muth bis aufs Blut zu kämpfen, für ſeinen Glauben zornig zu ſterben, aber er hatte nicht den kleinſten Muth, etwas gründlich Neues zu denken, er war ſtreng aus dem unfruchtbar gewordenen Leibe der gebärmüden trojaniſchen Hekuba.

In ganz Frankreich haßte er Niemand mehr als Ludwig Philipp, die Republikaner behandelte er wie Engel neben jenem. Wer allen Leuten das Geld abgewinnt, den haſſen alle Spieler.

Es iſt merkwürdig, welch ein Faible die Carliſten für den Napoleon-Journaliſten, für Armand Carrel, den Redacteur des „National", haben. Sie verehren in ihm den gefährlichſten Feind des jetzigen Königs, und den Sprößling einer nobeln Carliſtiſchen Erziehung. Carrel iſt nämlich unter der Fürſorge eines Grafen Chaſel in der Provence aufgezogen worden, und alle Carliſten nehmen darum ein großes Intereſſe an ihm.

Seine feinen Manieren, ſeine delicate, edle Schreibart, ſein von aller Sansculotterie entfernter Republikanismus, ſein durchdringender, gebietender Seigneur-Verſtand, Alles das, was ihn den Parteien ſo gefürchtet macht, nennen ſie carliſtiſchen Urſprungs, und als ich den Vicomte fragte, ob Carrel vielleicht gar ein verſteckter kluger Carliſt ſei, ſchwieg er hartnäckig ſtill.

Dieſe Idee iſt ungefähr ſo geiſtreich wie die Vermuthung eines Berliner Polizeiraths, daß Caſpar Hauſer ein Betrüger ſei. Ein Herr von Lang hat dieſe Idee ſo glänzend ausgebildet, daß er die Meinung drucken ließ, Caſpar Hauſer habe ſich am Ende ſelbſt todtgeſtochen, um ſeinen Betrug recht auffallend glaublich zu machen. Es war in dieſem Baierlande, wo jener romanhaft unglückliche Knabe ans Licht des Tages kam —; jetzt, da ich dies ſchreibe, laufen erſchreckliche Gerüchte wie heulende, blutdürſtige Thiere der Wüſte im Lande herum, und je mehr man ſie zu unterdrücken trachtet, zu deſto wilderen Volksmärchen werden ſie ausarten, und ein gut Theil der annoch beſtehenden Religion verſchlingen. Die Geſchichte hat ein Einſehen, und will dem armen Caſpar wenigſtens einen hiſtoriſchen Namen ſichern für ſein fabelhaftes Unglück.

Auch Carrel hat ſich einen ſcharfen, kalten Carliſtendegen in den Leib ſtoßen laſſen, um ſeine Rolle wahrſcheinlich zu machen, der feine, geiſtreiche Mann, der nicht nur ein Herz voll Muth, ſondern auch einen Kopf voll Muth beſitzt, ſiecht dahin unter einer altfranzöſiſchen Wunde, und wenn ſein Leib verkümmern, und am Ende das muthige edle Herz brechen wird von jener carliſtiſchen nackten Zudringlichkeit, ſo werden ſie ſein Andenken noch beflecken mit der plumpen Verläumdung, er ſei ein verſteckter Carliſt geweſen.

Denn ſie werden es noch lange nicht begreifen, daß man ein demokratiſches Herz und doch ariſtokratiſche Augen und glatte, reine Hände und Sitte und Grazie in Worten und Gliedmaßen haben könne. Solche Dinge ſagte ich dem Vicomte, und ich ſagte ihm, daß ſie Frankreichs neueſtem Edelmann und der Adelsſchönheiten letztem Retter und dem jüngſten Napoleon in Armand Carrel, dem Redacteur des „National“, den Degen in den Leib gerannt hätten, und daß ihre Heldenthaten dumme Streiche ſeien.

Er ward ſehr heftig trotz Angeliques Beſchwichtigungen, denn die Politik geht dem Franzoſen auch über die Liebe; aber Angelique war ſehr liebenswürdig dabei. Sie war Carliſtin, weil ſie als ſolche aufgewachſen ſei, der Carlismus war ihr Vater und Mutter, ſie liebte ihn, ohne zu fragen, wie er ausſähe. Daß ich Recht haben könnte, ſtellte ſie gar nicht in Abrede, ſie habe aber auch Recht, obwol ſie nicht wüßte, warum.

Allmälig machte der Schlaf ſeine Rechte geltend, und all die Dinge, welche die Menſchen trennen, ſanken in Staub und Aſche vor der Menſchlichkeit. Als wir erwachten, hielt der Wagen zu Amberg auf dem Markte, und Alles um uns war Baiern. Es iſt unglaublich, wie dieſes Völkchen in ſich abgeſchloſſen und fertig und beſchränkt iſt; wenn ſie was ſprechen, ſo betrifft es immer Baiern, und ſie ſind eigentlich ganz verwundert, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen. Sie ſind eine ſtrengbairiſche Nation, und ihr Nationalheiligthum, ihr vaterländiſcher Mittelpunkt iſt das Bier. Wenn der Baier in Bengalen das Heimweh empfindet, ſo iſt das nichts als Durſt, Durſt nach bairiſchem Biere. Dieſes Bier hat allen kosmopolitiſchen Fortſchritt aufgehalten, alle Welt iſt ihnen gleichgültig, denn ſie ſind durſtige Materialiſten, und der Durſt iſt ihnen die erſte und letzte Aeußerung der Cultur. Wenn die Studenten und mit ihnen die letzten Reſte des alten Germanenthums, die Trinkgelage, von denen Tacitus erzählt, zu Grunde gehen, ſo wird immer noch Baierland die letzte Studentenkneipe repräſentiren, wo man trinkt, abſolut trinkt, an ſich trinkt, wo man trinkt, blos um zu trinken ohne ſtörende Nebenzwecke.

Dieſer Materialismus liegt wie das mecklenburgiſche Wappen mit untergeſtützten Armen faul und feiſt auf den Geſichtern, er glänzt von den fetten Backen, den wohl genährten

Backenbärten, er liegt wie ein dämmernder Schlaf auf den Bewohnern. Es iſt ein gutes, ſtarkes Volk mit ſtarken Knochen und vollen Herzen, aber es hat ſeine höheren Thätigkeiten abgeſtumpft, jede Begeiſterung iſt abgedämpft und äußert ſich höchſtens noch als Grobheit, die Zunge und die Wünſche ſind ſchwer und träg und ſchleppend geworden, das Land iſt fleiſchig, und ſeine Sehnen ſind dick und ſtark, aber die elaſtiſche Geſchmeidigkeit, welche ſchnellt und ſchafft, ſie iſt nicht mehr zu finden, die Friſche, die Jugend, das Grün, der Frühling — Alles iſt mit Bier überfluthet. Man iſt nicht mehr keuſch nüchtern, ein ſteter Dämmer webt um die gläſernen Augen, und die friſchen, thauigen nüchternen Morgenſtunden ſind's, in denen die Völker ihre hiſtoriſchen Gedanken und Vorſätze empfangen.

Ich bemerke hierbei für viele andere Fälle, daß auf dergleichen Charakteriſtiken nicht mehr zu geben iſt, als man auf Anſchauungen zu geben pflegt. Man muß die Einſeitigkeit des Individuums dabei nicht vergeſſen. Es geht in ſolchen Dingen wie in der Medicin, wo einzelne Fälle leider nur zu oft ein ganzes Verfahren, ein Geſetz erzeugen. Nationen ſind reich an Millionen von Richtungen, der Beobachter experimentirt, einen Durchmeſſer dieſer Richtungen zu finden, und er hat doch nur zwei Augen, und er hat doch nur eine Auffaſſungsgabe, nämlich die ſeine. Man muß alſo auf ſolche Worte ſich eben ſo wenig verlaſſen, als man ſich auf den zärtlichen Blick einer Coquette verlaſſen darf, ein Reiſebeſchreiber muß aber mit den Gegenſtänden coquettiren, da er nicht immer und Alles wirklich lieben kann, da einem Liebesblicke ſich mehr öffnet als einem gleichgültigen.

An der Weſtgrenze Baierns hinab äußert ſich auch dieſe Nation ſchon ganz anders, da wächſt ſchon die Rebe ſtatt des charakterloſen langgereckten Hopfens, und aus dem Weine ſteigen die Geiſter, aus dem Biere die Gnomen.

Wir ſaßen in einem großen Zimmer am Markte zu Amberg, und frühſtückten. Draußen ritten bairiſche Reiter zum

Exerciren vorüber, innen ging Carliſmus und Politik im warmen Kaffee unter, wir waren nicht kriegsluſtig, ſondern hungrig und es war Alles ſehr ſchön in der Welt.

Da ſchlug plötzlich die Nachricht wie ein Donnerwetter ein, daß die Tour Angeliques hier von Amberg abginge gen Nürnberg, nun war die Verwirrung der Gefühle groß, keiner wußte, wie viel er davon entfeſſeln ſollte. Auch Angelique hatte die Unbefangenheit verloren, ich glaube, das verwitwete Mädchen wußte es jetzt noch nicht genau, wie ſie geſinnt ſei gegen den Vicomte. Und der Vicomte wußte erſt gar nicht, wo hinaus; er faßte haſtig an alle Taſchen, an Kopf und Hals, an Kragen und Flügel ſeines Rockes, als ſuche er das, was Noth thue. Ich ſah's ihm an, die carliſtiſche Pflicht rief ihn nach München, und er dachte ſelbſt an keine Rettung. Bei ſolchen Gelegenheiten beſchäftigt man ſich in der Angſt des Scheidens am erſten mit den unbedeutenderen Perſonen: Angelique nahm weitläufigen Abſchied vom Staroſt und von mir. Aus ihrem großen Pompadour zog ſie eine grün und weiße Carliſten-Cravatte, die ſchenkte ſie mir zum Andenken, ich zog als Erwiderung ein Buch aus der Manteltaſche des Staroſten, und bat ſie, ſelbiges von mir anzunehmen, und es in Paris überſetzen zu laſſen, es würde die Bourbonen wieder glücklich machen. Erſt ſpäter bemerkte der Staroſt, daß ihm ein Band von Börne's Briefen fehlte. Und nun verſprachen wir einander noch, nämlich Angelique und ich, wir wollten einander ſchreiben, aber ganz gewiß und recht viel. Als ſie fort war, fiel mir der Uebelſtand ein, daß ſie meinen Namen nicht wußte; und daß wir unſere beiderſeitigen Reiſerouten und die ſpäteren wahrſcheinlichen Aufenthaltsorte nicht kannten.

Sie hatte mir die Hand gegeben, und dann hatte ſie der Vicomte hinausgeführt an den Nürnberger Poſtwagen. Zum Sprechen war nicht mehr viel Zeit übrig geblieben, und ſie hatten gewiß das Beſte vergeſſen; ich habe nie erfahren, was ſie damals mit einander geſprochen haben, ob über auswärtige oder innere Angelegenheiten.

Aber es war mir wehmüthig und leer zu Muthe, als der große Wagen mit Angelique um die Ecke fuhr, und verſchwand. Gleich neben dem Gaſthauſe in Amberg iſt die Kirche — da ging ich hin, um auf andere Gedanken zu kommen. Es gelang mir wol auch, denn es beteten lauter alte Weiber, die nicht mehr zum Sündigen taugten, und es hingen die Bilder von lauter geſchundenen, geröſteten und geſottenen Heiligen an den Wänden. So kam ich auf andere, wenn auch nicht beſſere Gedanken. Für Kunſtkenner, welche ihren Kenntniſſen zu Liebe reiſen, bemerke ich, daß der heilige Sebaſtian auf dem Altarblatte in den Reiſebeſchreibungen und bei den Ambergern ein großes Renommée hat. Es paſſirte ihm und mir das Unangenehme, daß wir uns nicht für einander intereſſirten. In Leipzig und Magdeburg würde übrigens ſolch ein nackter Sebaſtian wegen der Keuſchheit und Moralität nicht geduldet: es müßten ihm wenigſtens ein Paar Pantalons angezogen werden. Die nackten Bilder in den katholiſchen Kirchen ſind übrigens ſehr wichtig geworden für die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts, ſolch ein heiliger Sebaſtian hat manches illegitime Genie Ambergs zu vertreten. Ich fühle immer ein tiefes Mitleid, wenn ich ſolche Bilder in Nonnenklöſtern ſehe und an die unglücklichen Augen der armen Nonnen denke.

Die Bilder in den katholiſchen Kirchen ſind ſehr wichtig für die Cultur- und Literaturgeſchichte; es gäb' auch viel weniger Romane ohne ſie.

17.

Regensburg.

Der Weg geht durch flache Thäler und ſtumpfe ſteinige Berge fort; das Land ſieht indifferent aus, ohne beſonderen Fleiß, die Leute geben ſich nicht viel damit ab, ſondern halten ſich mehr in den Bierſtuben auf. Auch der niedrige Böhmerwald bildet nur einen matten Seitengrund. Aber man merkt es, daß man mehr nach dem eigentlichen alten deutſchen Reiche kommt, hier und da erblickt man ein verfallen Schloß, und die Dörfer werden immer ſeltener, die Einwohner haben ſich zum Schutze vor den ſtraßenräuberiſchen Edelleuten, hinter die Mauern kleiner Städte gezogen; von da aus treiben ſie auch den Ackerbau. Der Trotz gegen das Feudalthum beginnt.

So wie man an den Regen, einen artigen Fluß, kommt, gewinnt das Land ein etwas weicheres Anſehen. Der Regen ſoll ein alter Bojoarier geweſen ſein, welcher ſich weit umher das Land unterworfen hat. Als er weiter vorgedrungen iſt, hat man ihn überredet, ſich taufen zu laſſen, und zum Gedächtniß an dieſen Actus hat er das Städtchen Regenstauf erbauet, durch welches wir paſſirten. Er iſt aber noch weiter hineingezogen ins Land und hat ſich eine große Reſidenz angelegt, und hat ſie nach ſeinem Namen Regensburg genannt. Der Name iſt geblieben, aber ſeine Herrſchaft iſt verſchlungen worden von einem größeren Eroberer, der von Süden her gekommen iſt. Dieſer hat von des Regens ſtolzer Burg gehört, und iſt mit all ſeinen Mannen ein Stück nördlich gezogen, obwohl er ſonſt den Norden nicht geliebt, hat ſich den Regen ſammt ſeiner Herrſchaft unterworfen, und ſich dann ſtolz wieder nach Süden gewendet. Dieſer Herrſcher aus Süden hieß aber Danubius. Als die Römer ins Land kamen, gab es in Deutſchland ſehr viel Regenwetter, und als ſpäter der heilige Bonifacius mit dem Chriſtenthume kam, da wurde überall getauft, und das Waſſer wurde mächtig, ſo ſind allmälig alle die alten Herrſcher in Flüſſe verwandelt worden, und man hat ihre Macht durch Ufer und Eisböcke und Brücken und Wehre gebrochen. Nur wenn der Frühling und der Sommer kommt, da ſchwillt ihnen in der warmen Sonne gewöhnlich das Herz noch einmal auf von ihrer alten ſtarken Herrlichkeit, und ſie ſprengen die Ufer und Brücken und verſuchen eine Emeute, zu einer Revolution können ſie es aber nicht mehr bringen.

Solch eine Emeute war eben im Beginn, als wir bei Regensburg an den Danubius kamen, deſſen Zorn man mit dem weichen Vocalnamen Donau zu beſchwichtigen geſucht hat. Grimmig ſchlug er ſeine grünen Locken an die Pfeiler der maſſiven Brücke, aber der alte Held iſt der Kinder Spott geworden. Ein bairiſcher Miniſter fuhr raſch mit vier Pferden drüber hin, und ignorirte ihn völlig.

Wie ein auf einander gethürmter Hauſe von Häuſern und Thürmen ſieht die alte Reichsſtadt aus, und als ich in die engen, winkeligen Straßen fuhr, da dacht' ich an die Einzüge der Fürſten und Herren zu den Reichstagen, an ihre Fähnlein und ihre Schnurrbärte, und an die ganze mediatiſirte Herrlichkeit, deren breiter Wahlplatz das weſtliche und ſüdliche Deutſchland iſt. Da die Reaction vom Jahre 1833 ſo glücklich von Statten gegangen iſt, ſo haben dieſe alten Reichsperücken auch wieder zu wackeln angefangen, und ſie ſingen wieder ihre ſchlecht ſtiliſirten verſchollenen reichsfreiherrlichen Unkenlieder in der „Allgemeinen Zeitung", und wollen privatim Geſandte zu den Congreſſen ſchicken. Aber ſie ſind ein kläglich Fahrzeug zwiſchen der Scylla und Charybdis, nicht das Volk, nicht die Fürſten wollen die Herrſchaft mit ihnen theilen. Seit Ludwig XIV. haben die Fürſten jene unbequemen Vaſallenrechte in Vergeſſenheit gebracht, und die Mediatiſirung der kleinen Souveräne auf dem Wiener Congreſſe war nicht der kleinſte Sieg der größeren Souveräne. Seit der Herrentragiſchen vierten Auguſtnacht zu Paris ſind ſie auch bei der andern Partei mit der Todesſtrafe belegt — ſie ſind der einzige unglückliche Punkt, über deſſen Begräbniß die Fürſten und Völker eines Sinnes bleiben.

Es war ſchon gegen Abend, als ich nach Regensburg kam, und ich eilte gleich von dem Poſtwagen nach dem Dome, der jetzt die größte Merkwürdigkeit von Regensburg iſt. Reell ſah er mich an mit ſeinen hohen ſteinernen Mauern und Pfeilern. Man kommt ſich ärgerlich klein vor im Angeſichte eines ſolchen mittelalterlichen ſchweigenden Gebäudes. Echt chriſtlich, zur

Demuth niederbeugend, iſt der Anblick der alten Dome. Sie ſind ſo breit und maſſiv und ohne alle moderne Renommiſterei, daß man ihre laſtende, gebieteriſche Größe und Gewalt erſt empfindet, wenn man dicht vor ihnen ſteht. Lauter kleine Einſchnitte und Vertiefungen ſtrecken ſich unendlich lang an der Façade in die Höhe, und in kleinen Niſchen unter zierlichen gezackten Schutzdächern ſtehen putzige Könige und Frauen und Biſchöfe, die in der Nähe ganz artig groß ſein mögen. Krauſer als die Wellen des Meeres laufen die mannigfachen ſteinernen Schnörkel bis an den Giebel hinauf, wie die tauſend kleinen Geſetze und Verbote des Chriſtenthums — man ſieht ſolch einem Dome die ganze Muße des Mittelalters an, wo ein einziger Menſch ſein halbes Leben an ſolch einem kleinen ſteinernen Biſchofe, an ſolch einer Reihe Schnörkel arbeiten mochte, die man beide niemals in der Nähe ſah.

Drinnen im Dome war es ſchon mittelalterlich dunkel, und ich glaubte die langen und langweiligen Geſichter und Geſtalten der alten Reichstage in den Seitengängen hin- und herziehen zu ſehen. Die blau und roth gemalten Fenſter fielen wie matter, romantiſcher Karfunkel in das hohe Schiff der Kirche, ich dachte an des Oſterdingen's „blaue Blume" und ſetzte mich auf eine ſteinerne Stufe. Es muß doch auch ſchön geweſen ſein damals, wo man nichts zu denken brauchte, ſondern ſo träumeriſch vor ſich hin lebte, und ſanfte Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen küßte, und ſchwermüthige, wellenweiche Lieder ſummte, und wo es keine Polizei und keine Recenſenten gab. Wenn Einem die Poeſie ausging, da trat er in ſolch einen Dom, denn ſolch ein hoher Dom iſt ein himmelhoher poetiſcher Gedanke, vor dem man ſich beugt, wenn man bedenkt, daß die Menſchen oft ein halb Jahrhundert dieſen einen, einzigen Gedanken haben mußten, um ihn fertig zu bauen. Welche Erhabenheit in dieſer Armuth — und in dieſen Worten liegt ein Mittelalter. Neben mir war ein unermeßlich tiefer Brunnen, grundlos tief wie die Gnade; der enthielt lauter heiliges Waſſer. Hier konnten, gleich einer ganzen Heerde, die Sünden abgeſchwemmt werden. Die guten Schäflein; man möchte lächeln, wenn es die Rührung zuließe. Alles ringsum war Stein — und wenn draußen an der Donau der Eine dem Andern den Schädel eingeſchlagen, und wenn er den nun unnützen Körper ins Waſſer geſtoßen hatte, ſo ging er hierher in den Dom, und nach einigen ſteinernen Stoßgebeten war's ſo gut, als ob nichts geſchehen ſei. Wahrlich, die katholiſche Religion iſt die größte Künſtlerin, ihre Theater, das ſind die Dome, ſind an Effect noch unübertroffen.

Ich ſetzte mich auf eine Altarſtufe und ſtützte mein Haupt in die Hand, und ließ es weben und ſchweben und träumen und fliegen in mir mit blau, roth und gelben Farben in der geheimnißvollen ſteinernen Stille. Der Staroſt ging ſporenklirrend ſcheußlich modern an mir vorüber, und warf die entſetzliche Aeußerung hin, es ennuyire ihn, daß er hier keine Cigarre rauchen dürfe. Der Menſch kam mir wie ein Druckfehler vor; es iſt ein Vergehen, in einem Dome das Wort „ennuyiren“ auszuſprechen, es iſt ein Verbrechen, nach einer ſündhaften Cigarre zu verlangen. Ich verabſcheute den Heiden und ging weiter, und verſank immer tiefer und tiefer in das Dunkelblau des Ritterthums, aus welchem geheimnißvoll die blanken Rüſtungen glänzten, und die langen weißen myſteriöſen Frauengewänder ſchimmerten; ich hörte hoch in der Luft die ernſte, heilige Glocke ſummen — Maria, o lateiniſche Maria, wo bleibſt du, ſagte ich halb ſingend vor mich hin.

Da fühlte ich wirklich eine weiche Hand auf meinem Haupte, und hörte die Worte: Stehen Sie auf vom Altar, der Vater läutet die Veſperglocke.

Biſt Du's wirklich, Maria — „Ja“, ſprach das Echo.

Es war ganz dunkel im Dom, ich faßte ihre Hand, und mein Herz ſegelte im Schiff der Kirche mit Liebesgedanken umher.

„Bitte, ſtehen Sie auf“, ſagte Maria, „die Leute kommen zur Veſper.“ — Warum, entgegnete ich, warum, Maria, ſprichſt Du in ſolch feierlichem Augenblicke nicht „Du“ zu mir?

Ach, darauf erwiderte mir das katholiſche Mädchen, ſie heiße gar nicht Maria, ſondern Veronica, und ſie kenne mich nicht, deshalb dürfe ſie mich nicht dutzen.

O, Novalis mit der „blauen Blume“; es war ein ordinäres Mädchen, das ein Trinkgeld dafür haben wollte, daß ſie mich ſtatt des Küſters geweckt hatte, das mich in aller Eile darauf aufmerkſam machte, daß die Orgel von Holz ſei, und die gemalten Fenſter zum Theil ganz neu von München gekommen wären.

Dieſes Mädchen koſtete mich ein Trinkgeld und eine Stunde Mittelalter, und jetzt ſagte ich ſelbſt zum Staroſt: Laſſen Sie uns eine heidniſche Cigarre rauchen, das Mittelalter iſt undankbar.

Wir ſuchten uns das Rathhaus, wo die Reichstage gehalten worden ſind. Durch ſchiefe, kleine Gaſſen, eng wie Corridore, kommt man hin, und wenn man vorm Rathhauſe ſteht, ſo fragt man einen Vorübergehenden, wo das Rathhaus ſei, in welchem die großen Reichstage gehalten worden ſind. Es iſt nämlich ein kleines verſchobenes Gebäude mit grämlich verzogenen Fenſtern. Die Alten brauchten wenig Raum zum Reden, ein Wort und drei Thaten, und das nennt man thatſächlich, jetzt heißt's: drei Worte und noch keine That, und das nennt man civiliſirt. Die rohe That tritt allerdings immer mehr zurück bei der Civiliſation. Aber es iſt die Sorge, welche den Schriftſtellern obliegt, daß die ſchnelle, ſchöne, friſche That nicht vergeſſen werde.

Uebrigens denkt man ſich die Römer und die Ritter und die alten Städte ſo ungeheuer, und irrt ſehr. Weil ſie weit entfernt ſind, vergrößert man ſie ungebührlich, denn die Entfernung der Zeit wirkt entgegengeſetzt von der Entfernung des Raumes: eine entfernte Zeit macht groß, ein entfernter Raum klein. Die großen Rüſtungen, welche man der Rarität halber aufbewahrt hat, die Heldengedichte und die Romanſchreiber haben auch das Ihrige gethan.

Man klagt jetzt darüber, daß wir keine Heldengedichte haben, Heldengedichte hat nur eine unciviliſirte oder halbciviliſirte Nation. Mit den ausgebildeten Fähigkeiten ſchwinden die Wunder. Eine beginnende Poeſie bedarf aber der großen Maſſen, der koloſſalen Formen, der Uebertreibung; daher haben wir ſo thurmhohe Vorfahren erhalten, und den Romanſchreibern iſt alles Excentriſche willkommen: je größer der Ruprecht, deſto mehr erſchrecken die Kinder. So ſind wir zu der Idee von rieſenhaften Menſchen gekommen, welche vor uns gelebt haben.

Ein breit geharniſchter, koloſſaler Ritter, wie er uns geſchildert wird, kann wahrlich manche Straße Regensburgs gar nicht paſſiren.

Indeß darf das Abläugnen jener großen Körper nicht allzu weit getrieben werden: Wie wir den Geiſt pflegen, ſo pflegten ſie damals den Körper, und Dummheit macht groß und ſtark, der Leib iſt ein Feind des Geiſtes, lehrt ſchon das Chriſtenthum; wer wenig denkt, ißt viel.

Ferner lebten die Leute einfacher, und aßen keine complicirten Speiſen voll Gewürz und Erſchlaffung. Roland wäre nicht Roland geworden, hätte er viel Gänſelebern von Straßburg verſpeiſt.

Ein altes Hautrelief am Regensburger Rathhauſe wird allen Fremden gewieſen. Ein ungariſcher Ritter und ein verurtheilter Bürger werden dargeſtellt. Der Ritter iſt geharniſcht, und der Bürger nur mit einer Keule bewehrt, ſchlägt aber den Ritter todt. Das Gebilde verſinnlicht den alten Reichsbürgerſtolz, welcher der erſte Kämpe war gegen den Adel.

In der Regens-Burg ließen wir auch den Regen gefangen zurück, und bei einer ſchimmernd hereinbrechenden Nacht fuhren wir hinauf gen Landshut und München. Die Straße gilt nicht für ganz ſicher, und ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat ſetzte ſich auf den Vorderſitz neben den Conducteur. Es waren aber im Innern nur zwei ſchmale Plätze, und der Vicomte mußte ſich auf uns ſetzen. Nicht der revolutionärſte Lärm erſchütterte den Conducteur, einen gleichmüthigen Baier. Es war eine Höllenſtation, und ich betete inbrünſtig den Herrn von Nagler an. Der Vicomte klapperte vor Grimm und Kälte, und wünſchte nichts als einen franzöſiſchen Degen. Als der Conducteur bei der nächſten Station abſtieg, nahm der Vicomte ſeinen Platz ein, und ſagte dem opponirenden Conducteur, er werde ihm den Schädel einſchlagen, ſonſt ſagte er aber nichts, wie viel auch jener ſprach. Nun ward der Soldat oben aufs Verdeck poſtirt, und dort nahm er ſich gut chineſiſch aus. Die knirſchenden Feinde ſaßen aber jetzt nebeneinander, und haßten ſich ſchweigend; ja ſie ſchliefen voll Haß nebeneinander.

Es war ein ſchöner Morgen, als wir nach Landshut kamen, und der mädchenſchlanke, himmelhohe Thurm mit dem pfeilhoch fliegenden Dome unter ſich lachte uns weiß und roth in der Morgenſonne entgegen wie eine luftige Himmelsfee. Das iſt der Dom einer ſchönen Religion, ſchlank wie weiße Mädchenarme ſtreckt er ſeine hohen, hohen Pfeiler zum Himmel auf, der Tag flog wie ein Freudengedicht im hüpfenden Sonnenſcheine von der kühnen, graziöſen Kuppel herab auf die Menſchengeſichter, die ganze freie, luftige Kirche athmete Muth, luſtige Kühnheit, fröhlichen Flug nach dem blauen Himmel, wo das Glück und die Schönheit wohnt. Dies auffliegende Haus, dieſen himmelan rennenden Thurm hat ein fröhlicher Chriſt erbaut.

Es iſt einer der höchſten Thürme und Dome in Deutſchland, und im gegenüberliegenden Gaſthofe, wo ich ihn im Auge hatte, ſchmeckte mir das Frühſtück vortrefflich. Solch eine Baukunſt erzeugt Courage, man ſieht's an dieſem Wagniß, daß wir kleine Götter ſein können, und daß wir mit dieſer Kunſt dem ſchaffenden Gotte am nächſten kommen. Mit dem babyloniſchen Thurme haben die Heiden ſicherlich einen Weg in den Himmel erbauen wollen, der Egoismus nur, der Vater des Zankes und des Krieges, hat das Unternehmen geſtört; ſonſt wären wir vielleicht jetzt ſchon bis zu einem hohen Sterne vorgedrungen. —

Der Lärm, der von München herunterkam, als wir weiter fuhren, wurde immer größer und tobender, die Iſar war aus ihrem Bett geſprungen, und ſprang über die Felder und Landſtraßen. Todtes und halbtodtes Wild kam dahergeſchwommen, raſche Hirſche, furchtſame Haſen, ſogar ſchlaue Füchſe in Menge. Es war, als bräche die Sündfluth über die bairiſchen Bierſünden und ſonſtigen Sünden herein. Wir fuhren immer tief im Waſſer, und mußten endlich auf die Augsburger Straße abenken. Wie das Gericht erwartend erhob ſich hinten am Horizonte München mit ſeinen ſtumpfen, plumpen Thürmen, ein Anblick einfach und reizlos.

Die Straße führt über eine ſtille Ebene, auf welcher bald hier, bald dort ein kleiner Forſt lief. Neugierig ſtand an der Waldecke ein Reh, und ſah ſich um, friedlich weiß leuchtend ſchaute tief aus einem geraden Waldwege Schloß Schleißheim herüber, und lud uns ein zu den ſchönen Gemälden, welche es birgt. Ein kühler Wind ſtrich über die Fläche, München liegt auf einem hohen Plateau, faſt ſo hoch wie der Harz über der Meeresfläche. Mich fror immer mehr, je näher wir kamen.

18.

München.

Dieſe Reſidenz iſt gegen alles Fremde in fortwährendem Vertheidigungszuſtande: ſchon ein weites Stück vor den Thoren harren mit Soldaten gefüllte Wachthäuſer der Ankommenden, und beginnen das erſte Examen, ſobald man aber die Stadt betritt, da wehen Einem mit friſcher Kühle die klarſten architektoniſchen Gedanken entgegen, es empfängt einen die breite Ludwigsſtraße, und wie ſtumme Götteraugen ruhen links und rechts alle die neuen ſauberen Gebäude von klarſter Schönheit. Es iſt ein Entrée, das die alten Gedanken an Athen und Florenz aufweckt in der ſtaunenden Bruſt. Und ſelbſt die Gebäude, welche nicht fertig ſind, erfriſchen und ſtärken das Auge durch die Sauberkeit ihres Negligées. Die Ziegel ordnen ſich wie gemalt, die Gerüſte und Apparate ſind mit Delicateſſe eingerichtet, es hat Alles ein ſo appetitliches Anſehen, als wären es lauter Meiſterſtücke, wo wirkliche Künſtler die Steine auf einander gelegt hätten, an welche keines faulen, kalkſchmierigen Maurers unreine Hand gekommen wäre.

Es iſt nicht zu läugnen: reifer, geläuterter Geſchmack baut in München. Nicht jene plumpe antiquariſche Kenntniß, welche die Schönheit der Dinge auf Auctorität annimmt, nicht jene plumpe hiſtoriſche Pietät iſt's, welche in Baiern eine Reſidenz Griechenlands baut, es iſt ein feiner, gebildeter Schönheitsſinn.

Wir fahren Schritt für Schritt durch dieſe kühl und vornehm ſtolze Ludwigsſtraße, als würden die indifferenten Poſtgäule eingeſchüchtert durch die ſtill harrenden Paläſte und ihre marmornen Augen. Das ſauber Thatſächliche lächelt dem raffinirteſten Ideologen ins Geſicht.

Der Max-Palaſt, die Ludwigskirche und noch neuere Bauten ſtehen da in ungeſchminkter Grazie wie Statuen mit tadelloſem Mantelwurf, und doch ſo fein, daß man ſüße Taillen in ihnen zu erblicken meint. Wie eine räthſelhafte Sphinx ruht das Theater auf ſchweren, gewichtigen Säulen, keine ſeiner ſchweigſamen, klaſſiſchen Mienen verräth, ob Ernſt oder Scherz hinter den ſtolzen Brauen wohne.

Ich mußte ſogleich von der Poſt zurücklaufen, um all das noch einmal zu ſehen; ich glaubte, in einer griechiſchen Kirche geweſen zu ſein, wo ringsum Schönheit war, und doch nichts den Himmel und die ſonnige Hoffnung verbarg. Still waren die Straßen, ich glaubte, in Pompeji oder Herkulanum, oder ſonſt einer unterirdiſchen Stadt zu ſein. Die ſtill an den Häuſern hinſchleichenden Bewohner glichen Fremden, die alle verſchiedene

Sprachen redeten, und darum keinen Verſuch machten, ſich miteinander zu verſtändigen. Oder ſie waren aus Irrthum oder Neugier hergerathen, und ſie wagten es noch nicht, in der tiefen, todten Stadt laut zu ſprechen. Wahrlich, mir war's, als befände ich mich in dem prächtigen Palaſte Belſazar's, und es ſei eine Sonnennacht, und Alles ſchlüge die Augen nieder, weil man in jedem Augenblicke die geſpenſtiſche Hand erwartete, welche ein unglücklich Wort an die dunkle Decke ſchreiben werde. Es ängſtigte mich unter all der Schönheit das unheimliche Gefühl, als ſei nicht nur ein großes Unglück geſchehen, ſondern, als erwartete man mit Bangen jeden Augenblick ein noch größeres.

Es war Krankheit, werden die Objectiven ſagen — ja, ja Krankheit, ſchwere Krankheit, Münchner Krankheit. Ich wollte ſie von der Stirn und von den Augen ſtreichen, ich nahm die Mütze ab, und fuhr mit der Hand über die Haare, um die böſen Dämonen in die Luft zu ſcheuchen, aber es kamen immer nur die Worte der unglücklichen Königin Eliſabeth auf meine Lippen: „Man iſt ſehr ruhig in Madrid“.

Mit Mühe erfuhr ich von den gleich Schattenbildern Vorübereilenden, daß im engliſchen Garten Concert ſei. Obwol hie und da ein Häuflein Menſchen hinging, ſo hörte man doch kaum ein Geräuſch, kein Burſche ſang, kein Gaſſenbube pfiff, kein Mädchen lachte, der Hofgarten, welcher an die alte Reſidenz anſtößt, war höchſt anſtändig ruhig, obwol es ein ſchöner Sommerabend, und noch dazu ein Sonnabend war, wo die Handwerker am Feierabende die Sorgen der ſechs Wochentage abſchütteln. Nicht einmal ein Vogel ſang, und man hat mir ſpäter erzählt, daß nach München keine Nachtigallen kämen, weil es zu kalt ſei. Arme Stadt, wo keine Nachtigallen ſingen! Was helfen dir deine ſchönen kalten Häuſer, was hilft die Schönheit ohne die Liebe, und die Stimme der Nachtigall, das iſt die Liebe, ſie iſt das Herz der Luft und der Bäume. Armer Hofgarten ohne Herz!

An zwei Seiten desſelben ziehen ſich die ſogenannten Arkaden hin, Säulengänge, an deren Wänden Frescogemälde angebracht ſind, meiſt italieniſche Landſchaften. Aber die kalte Münchner Luft grollt den heißen Farben, und Italien wird unter den Arkaden täglich ärmer. Gegen dieſe arkadiſche Idee läßt ſich nichts einwenden, es kommen Einem ſo hübſche heſperiſche Träume, wenn man daneben hinwandelt, auf fremde Bäume ſieht, und eine Münchnerin mit ihrem goldenen Riegelhäubchen vorüberhuſcht.

Wir gingen tiefer in den Park, wir ſuchten das Concert, die Iſar brauſte und tobte, und drohte in einer finſtern Nacht die ganze Einſamkeit mit Todesvergeſſen zu überziehen. Schweigſam kam die vornehme ſchöne Welt von dem Concerte gefahren; man ſagt mit Recht die ſchöne: die Weiber in München ſind eben ſo ſchön wie die neuen marmornen Häuſer. Ja, ſie ſahen an jenem Abende auch eben ſo klaſſiſch aus: die Züge ſtumm und ſteinern, ich habe keinen Affect wahrgenommen, und nach vielen Stunden waren die Kleider noch eben ſo unverändert wohl gefaltet, als ob ſie eben aus dem Garderobenzimmer kämen.

Später verſicherte man mir indeß, hinter den ſteinernen Mauern brenne mitunter die heißeſte Liebesfreude, und auch die vornehmſten ſchönen Münchnerinnen hätten heiße Herzen, und es kämen ſpäte Stunden, wo die glatten Gewänder ihre Gewiſſenhaftigkeit verlören zum Aerger der Kammerzofen, wo der Marmor des Buſens und Leibes heiß werde unter Pygmalion's Munde. —

Das hat mich innig getröſtet. Und es iſt ein ſehr ſchöner Irrthum, den ſolcher Troſt berichtiget.

Ich ging hin, um den „Archivarius des Königs“ zu ſuchen, nicht des Königs Ludwig, ſondern ſonſt eines Königs. Dieſer Archivarius, ein Doctor der Philoſophie, hatte ein Buch über die Narrheit unſerer Tage geſchrieben, obwol er ſelbſt aus Berlin war; er las übrigens alle Zeitungen, und war ſomit das beſte Intelligenzblatt; er wollte mich auf meiner weiteren Reiſe begleiten, und hier in München wollten wir einander zum erſten Male ſehen. Ich wußte nichts weiter von ihm, als daß er noch nicht vierundzwanzig Jahr, mäßig blond, kurzſichtig und ein leidenſchaftlicher Verehrer Wolfgang Menzel's und der griechiſchen Partikeln ſei, ja für letztere einſt ernſthaft und häuslich geſchwärmt habe. Vor jedem halbblonden jungen Manne blieb ich ſtehen, und ſah ihn an, und fragte mit den Augen, ob er der Archivarius ſei, und mich gefälligſt erkennen und umarmen wolle. Es machte aber keiner dazu Anſtalt, der Inſtinct ſchwieg, und ich kam wirklich auf dem gewöhnlichen Wege, den gewöhnlichen Treppen zur Wohnung und Bekanntſchaft des brieflichen Archivarius.

Wir beſprachen mit einander, was wir für berühmte Leute werden würden, wenn das ſo fortginge mit unſeren ſich entfaltenden Geiſtern, und dann gingen wir ins Theater. Hier bewaffnete er ſeine Augen bis an die Brauen, und wies mir in einer kleinen Loge ein ſchönes Mädchen mit glänzend ſchwarzem Haar und einem Freudenauge, das kein Geheimniß machte aus dem Glücke, dem es entgegenſah. Denn es war alles Uebrige tadellos ſchön an dem Mädchen.

Der Archivarius beklagte ſich bitter, daß er mit dem Mädchen nicht zuſammenkommen könne, eine kurzſichtige Tante beaufſichtige ſie; aber das Mädchen ſei gewiß nicht kalt. Gewiß nicht. — Er ging im zweiten Acte von dannen, um die neu angekommenen Journale eiligſt zu leſen; vor dem Schluſſe verſprach er, wieder einzutreffen. Das Mädchen ſah luſtig wie ein glänzender See herunter, und ich hatte alſo Recht, daß der Doctor nicht blos ein Doctor, ſondern „der Archivarius des Königs“ ſei, dem das Leſen noch wichtiger iſt, als das Lieben. Ich bat ihn um ſein ſelbſt willen, bei dieſer Gelegenheit einen raſenden, liebes- und todesentſchloſſenen Brief an das Mädchen aufzuſetzen, er werde ſie heute ſprechen, aber vielleicht nicht lang genug ſprechen, um des Briefes zu entbehren. Er ging kopfſchüttelnd.

Das Innere des Münchner Theaters iſt weit, hoch, reich, golden, prächtig, überprächtig, überladen. Die raſtlos aufſteigenden Logenreihen überfallen und überfüllen das Auge, die maſſiven Farben ſchüchtern es ein. Aber es iſt ein Vorhang im Münchner Hauſe, wo von einem grünen, überaus grünen Hügel ein ſchönes Frauenzimmer hinabſtiegt ins Land mit den Klängen und der Schönheit und ſonſtigen Dingen, dieſer Vorhang iſt voll wohlthuender poetiſcher Verheißung.

Das Theater ging zu Ende, der Archivarius kam wieder, der Staroſt ward ins Complott gezogen, wir warteten an den Thüren. In den weichen Sommermantel gehüllt, kam das ſchöne Kind mit der kurzſichtigen Tante. Der Bediente hob beide in den Wagen, ſchlug den Schlag zu. In dieſem Momente flog auch ſein Hut vom Kopfe, er war von mir und dem Staroſt vom Wagen fort und ins Gedräng gedrückt, dem Archivarius ſaß der Treſſenhut auf dem Kopfe, er ſprang hintenauf, ich rief: „fort“, und der Wagen donnerte von dannen.

Der Bediente ſuchte ſeinen Hut; ich ſagte ihm, ein Polizeidiener habe ihn aufgehoben, hierhin, dorthin ſei er gegangen. Ich beneidete übrigens den Archivarius, wenn er das ſchöne Mädchen aus dem Wagen heben werde.

Wir gingen in den „Hirſch“, und ſprachen mit Baiern und Fremden, und aßen Fleiſch, und tranken Bier. Es giebt ein altes Lied vom bairiſchen Himmel, das murmelte mir ohne Aufhören zwiſchen den Zähnen. Es verſpricht lauter reelles Vergnügen im Himmel und wohl ausgekochte Klöße und trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier von der erſten Sorte, dies Lied iſt von ergreifender Wahrheit. Der Moslem erwartet die ſchönſten Huris und die ſchnellſten, gelenkſten Pferde und den kühlſten Schatten, und der Baier erwartet trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier und noch einmal Bier, und wenn er von Allahs eigener Seligkeit träumt, Bocksbier im Himmel.

Was kann ein Volk für ſolchen bockledernen Himmel thun, was kann man von ſolchem Volke erwarten, das ſo bockledernе

Wünſche hat. Oh, ſie ſehen ſo wohlgenährt aus, und tragen alle Bärte, wenigſtens einen Henri-quatre, und ſehen höchſt energiſch hinter dem Glaſe aus, und ſprechen, wenn ſie erſt anfingen, da ſchmiſſen ſie die Erde in den Mond und noch weiter, aber ſie fangen nicht an. Wie bei den Römern „Brot und circenſiſche Spiele“, ſo heißt's bei den Baiern „Bier und Schnurrbärte“. Da ruht ihr Leben; ſo lange das unangetaſtet bleibt, ſo lange hat's gute Wege in Altbaiern. Dies dumpfe, theilnahmsloſe Volk iſt allerdings auch in neuerer Zeit reger, friſcher geworden, und hat ſich um dies und jenes bekümmert; aber man muß ja nicht an die wirbelnden, lang aufgeſchoſſenen romanesken Rheinbaiern mit dem Blute voll Wein und dem Herzen voll moderner Menſchenrechte und poetiſchen, mauthfeindlichen Theorien dabei denken. Dieſe Völker ſind jetzt ſo verſchieden als Wein und Bier. Der Wein regt die überirdiſchen verborgenen Kräfte des Menſchen auf, das Bier die unterirdiſchen, der Wein die roſenrothen Feen und die himmelblauen Zauberer, das Bier die ſpeichelbleichen Gnomen. Nach dem Weine tanzen die Gedanken, nach dem Biere prügeln ſie einander ſo lange, bis der bleierne Schlaf ſie bewältigt. Der Bierrauſch iſt ein Alpdruck, ein Volk, das leidenſchaftlich Bier trinkt, hat keinen energiſchen Willen. Die Renommiſten auf der Univerſität ſind auch immer die beſten Bierſäufer.

Nur in einem Theile Frankens, von wo aus man den alten, würdigen Bürgermeiſter Behr auf die Frohnveſte nach München holte, von wo Schönlein, der geiſtreiche Mediciner, abzog, um nach Zürich zu pilgern, und den Staub Baierns von ſeinen Füßen zu ſchütteln, nur um Würzburg ꝛc., wo wiederum Wein wächſt, muß man ſtrebende Baiern ſuchen.

„Hurrah, es lebe das bairiſche Bier“, rief eine Geſellſchaft tüchtiger Baiern unten im „Hirſch“ bei Herrn Havard in der Schwabinger Gaſſe. Ich ging eiligſt ſchlafen.

19.

Fortſetzung.

Als ich in München erwachte, lag ſchon ein heißer, zudringlicher Sommertag über dem Baierlande. Ich ging mit dem Vicomte durch die Straßen, welche ſich neu hinausſtrecken in die harte Ebene. Er war voll Neid und lachte höhniſch, daß der König von Frankreich nicht ſo viel Herrlichkeit habe verwenden können, und den vielen Betteljungen, die uns begegneten, gab er reichlich, und „Baiern liegt doch noch ziemlich weit von Frankreich“, murmelte er, und der Czar von München hat doch keine Bergwerke.

Wir waren aufs Freie gekommen, aber die Sonnenſtrahlen trieben uns zurück. Mit Sehnſucht flogen zwei eilige Blicke nach dem blauen Höhenrauch am ſüdlichen Horizonte, wo die Alpen ſtanden und lockten. Da hinten, hinter jenen Bergen, da wird die Erde dunkelgrün und der Himmel dunkelblau, und da kommt das eben ſo dunkle mittelländiſche Meer und das fabelhafte Afrika mit den weißen Maurinnen und den glänzenden Negermädchen, da hinten, hinter den Bergen leuchten lauter glühende Liebesblicke, und ſtockfremd ausſehende Häuſer und Städte, da iſt Alles neu und wunderlich, ach, da wird man die alten, quälenden einförmigen Gedanken los über Ariſtokratie und Jacobiner, und Bockbier und Stallfütterung, und da braucht man keinen Paß.

Heiß von Sehnſucht und Sonne kamen wir vor der Glyptothek an. Sie iſt das Gebäude, in welchem die Denkmäler der alten und neuen plaſtiſchen Kunſt aufgeſtellt ſind. Leo Klenze, der Hauptbaumeiſter in München, hat es gebaut.

Augenlos, ſtumm, aber großartig ruhig wie eine Statue liegt das Gebäude von außen da, man ſieht keine Fenſter, denn dieſe gehen alle nach dem innern Hofe, nur aus Niſchen, den

Augenhöhlen ſehen die Statuen des Phidias, Perikles und Anderer. Die ſpätere Geſchwätzigkeit des Tages und der Geſchichte verſtummt vor dieſer ſteinernen Ruhe. Es iſt in Form eines Quadrats gebaut, und enthält zehn Säle, in welchen die plaſtiſchen Kunſtwerke von ihrem ägyptiſchen Anfange auf, die ſchöne griechiſche Zeit, die verhallende römiſche vorüber, bis zu der neuen, wieder ſchön gewordenen Aera Canova's und Thorwaldſen's aufgeſtellt ſind. Nur der Eingang iſt ein gleichgültiges, unbewohntes Herz zwiſchen der altägyptiſchen und der ſeinen, ſchönen, modernen Zeit. Die Bauart der Säle iſt beſtmöglichſt den Statuen und ihrer Entſtehungszeit angepaßt. Die Glyptothek iſt ein plaſtiſcher Auszug der plaſtiſchen Kunſtgeſchichte.

Es war uns beiden, die wir aus den trocken-heißen Sonnenſtrahlen Münchens kamen, wie ein Trunk aus friſcher Quelle, als wir in die kühlen Säle traten. Es iſt ein wollüſtiges Kunſt-Heiligthum dieſer ſteinerne Tempel. Die Ruhe der Weltgeſchichte, in welcher ſie Steine gemeißelt hat, flog mir wie ein erquickender weicher Wind, der aus einem Palmenwalde kommt, um die Schläfe, ich ſah die ſchattige Werkſtatt aller Nationen. Alles iſt marmorglatt, marmorkühl, friſch, heiter, antik; denn Alles iſt Marmor.

Das Licht kommt wie bei den römiſchen Bädern durch hochliegende, halbrunde Fenſter, alle einfache Pracht der Bildnerei iſt auch bei dieſen hohen Decken aufgeboten, und die nach der nordöſtlichen Fronte zu liegenden Geſellſchaftsſäle, welche Cornelius gemalt hat, vollenden den freien, griechiſchen Eindruck, den das ganze macht. Im großartigſten Stile ſchreitet dort das Geſchick der Götter und Helden Griechenlands vorüber. Die großen Leiber, die ehernen Glieder, die ewigen Augen, der unſterbliche Zorn — Alles tritt wie ein nackter, klaſſiſcher Gedanke aus dem Pinſel des griechiſchen Deutſchen mit dem römiſchen Namen Cornelius.

Es ſind große Fibelbilder zu den Büchern des Homer und der griechiſchen Tragiker.

Ein Paar Baiern ſahen ſich das Alles mit an, und als ſie von Geſellſchaftsſälen hörten, da ſtieß einer den andern, und flüſterte ihm zu, daß der nächſte „Bock“ hier gefeiert werden ſolle. Der andere aber ſchwieg, und ſein Auge ſah fragend zum alten Priamus hin, auf deſſen Geſicht der ganze trojaniſche Schmerz ſich geflüchtet hatte. Starr und ſteif ſah er ohne Aufhören hin, und ſchüttelte endlich das Haupt: es ward ihm nicht deutlich, was für eine Sorte Bier der alte Mann getrunken haben müſſe, um ſolches Uebelbefinden zu erleiden. Aus den Taſchen der beiden reiſenden Baiern ſahen zwei naive Tabakspfeifen, je eine aus der Taſche eines Jeden.

Das iſt die Lehre von der Ironie. Ein bairiſcher Pfeifenſtummel erhält erſt ſeine Bedeutung in der Glyptothek.

Ein enthuſiaſtiſcher Fremder rief: Man iſt in Hellas! und die helleniſchen Pfeifenſtummel ſtießen ſich wieder an, und lächelten und ſtrichen ſich die Bärte.

Sonſt haben ſich die Münchner ſelbſt im Allgemeinen ſchon glatt und fein geſehen: man hört ſehr gebildete Urtheile über Kunſt und Schönheit. Der Glyptothek machen ſie den Vorwurf, daß ſie keinen einzigen vollkommenen Saal enthalte. Ich bin aber nicht der Meinung, daß man dieſen Vorwurf bei dem einmal klar ausgeprägten hiſtoriſchen Zwecke machen dürfe.

Ich möchte alle Wochen einmal in dieſen marmornen Sälen, unter dieſen ſteinernen Geſtalten erwachen. Das würde mein Schönheitsherz erfriſchen wie ein blitzend friſcher Trunk im Morgenlande. Es bedarf einer Anſtrengung, alle die knickrigen Sorgengeſichter zu verarbeiten, welche man auf den deutſchen Promenaden ſieht, man muß das Schönheitsgefühl ſogar gegen die täglichen Eindrücke vertheidigen, und ich gehe nur auf Bälle, um geputzte, ſorgloſe Leute zu ſehen, und den täglichen äſthetiſchen Befehdungen einmal einen Ruhetag zu gewähren. Hier aber hat es nicht zu kämpfen, ſondern zu empfangen, zu genießen. Die Schönheit fällt wie Tageslicht auf die glücklichen Augenlider.

Die deutſchen ſchöngeiſtigen Schriftſteller, welche mit zwei oder drei Ausnahmen alle lyriſch-rhetoriſch, formanfänglich ſind, ſollten die Glyptothek wie einen Geſundbrunnen beſuchen, und Geſtalten trinken.

Unweit davon ragt höher und mannigfacher das Gemäldehaus, die Pinakothek, dem Auge entgegen. Die bunten Farben künden ſich ſchon durch dieſe Mannigfaltigkeit, durch die zahlreichen hohen Fenſter an. Noch iſt das Innere nicht fertig, und ich habe es nicht geſehen. Eben ſo habe ich nur wenig ſchauen können von Schnorr's großen Bildern in der „neuen Reſidenz“, die nach dem Pitti'ſchen Palaſte in Florenz erbaut iſt. Dort weben die langen romantiſchen Geſtalten aus den Nibelungen mit ihren langen Leidenſchaften und langen Reden. Wenn in Baiern für Alles ſo geſorgt würde, wie für dieſe Theile der Kunſt: man fände kein Ende des Lobes. Wenn man aber dieſe Sachen geſehen hat, muß man abreiſen, einen längeren Aufenthalt geſtattet die Cenſur nicht.

In der Glyptothek ſaß ein blaſſes Mädchen aus England mit unparteiiſchen großen blauen Augen. Sie trug ein langes, ſchwarzes Sammtkleid, und nur das Sammtkleid hinderte mich, ſie auch für eine Statue zu halten. Man erzählte mir, ſie ſei ſehr reich und ſehr unglücklich. Das verwunderte mich ſehr, denn wenn man die Schönheit liebt, und viel Geld hat, ſo kann man eigentlich nicht unglücklich ſein. Der Zorn kann uns entflammen bis zum Wahnſinn, wenn wir die „Münchner Zeitung“ leſen, aber der Zorn iſt kein Unglück; Achill hat tödtlich gezürnt, aber unglücklich war er nicht. Des Mädchens Geliebter ſei auf einem Dampfſchiffe nach Oporto gefahren, und eine Kugel habe ihn bei der Einfahrt in den Duero geworfen. Als das Mädchen eines Morgens dies in den „Times“ geleſen, habe ſie lange ganz ſtill geſchwiegen, und ſich nicht geregt; dann aber ſtumm das Blatt der „Times“ zuſammengefaltet, es in ihren Koffer gepackt und ſei auf das erſte Schiff geſtiegen, das aus der Themſe gelaufen.

Man wußte nicht, ob ihr Schmerz darum ſo groß ſei, daß ihr Geliebter für die Freiheit geſtorben, oder darum, daß er nur geſtorben ſei und nicht gekämpft habe. Seit dem Tage, wo ſie das erfahren, haßt ſie die Freiheit, und will ſich ſo lange in München aufhalten, bis Don Miguel in Portugal geſiegt hat. Dann wird ſie hingehen und im Anſchauen ſeiner Thaten leben. In München lieſt ſie zu ihrem Troſte nichts als bairiſche Zeitungen, und in der Glyptothek ſitzt ſie immer da, wo ich ſie geſehen, nämlich im römiſchen Saale, wo man faſt lauter Kaiſer und Tyrannenköpfe ſieht. Die Tyrannen haben alle kurze, dicke Hälſe, und der römiſche Saal liegt etwas tiefer als die übrigen, und iſt der größte.

Ich kann nicht an die Glyptothek denken, ohne das blaſſe Mädchen mit dem ſchwarzen Sammtkleide und dem großen, ſtarren Statuenauge zu ſehen, das unter der Büſte Nero's ſaß.

Dies Auge hat mich eigentlich aus München vertrieben, denn es ſah aus wie freiheitsmörderiſcher Marmor-Deſpotismus, wie ein überſchwelgtes Kunſtauge, das die Menſchen nicht mehr kennt. Ich will meine abergläubige Furcht offen geſtehen: ſo lange ich in München war, donnerte mir fortwährend Heinrich Kleiſt's „Erdbeben von Liſſabon“ im Kopfe herum, ich ſetzte unſicher die Füße auf die Erde, und glaubte jeden Augenblick, jetzt würde es losgehen und die groben Thürme der Frauenkirche würden zuerſt über uns zuſammenſtürzen. Der Gedanke verließ mich nicht, ich ſei in Liſſabon, und noch heute denke ich immer an den Thurm Belem, wenn ich von der Frohnveſte in München leſe, und noch heute kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, es werde in München einmal ein fürchterliches Erdbeben die guten und böſen Menſchen verſchlingen, und wenn ich meine düſtern Bilder wegſcheuchen will mit der kühlen, glatten Glyptothek, da ſeh' ich das unglückliche reiche Mädchen aus England unter dem Nero ſitzen mit dem ſchwarzſammtenen Grabkleide und den todesliederlichen Augen.

Ich athmete tief auf, als der Poſtwagen aus der Iſarvorſtadt ins Freie rollte, denn ich meinte, einem Gefängniß entronnen zu ſein, und die friſche Morgenluft und die Triller der Lerchen, ach ich ſog ſie ſo wollüſtig ein, als ſei ich aus einer großen Gefahr gerettet. Licht und Luft hatte ich wieder; Licht und Luft ſind aber die Hauptſache.

20.

Fortſetzung.

Erſt in dieſer Freiheit des Poſtwagens wagte ich nachzuholen, was ich wol ſonſt noch geſehen in München. Da gedachte ich dein, unglücklicher ſogenannter Intendanzrath, der du berufen biſt, von ſchlechten und guten Witzen zu leben, und an ihnen zu ſterben, dein gedacht' ich, o Berliner Saphir, der du jetzt wie Ovid in Tomi zu München Triſtia fabricireſt!

Es war um die zwölfte Stunde des Mittags, als er in den Saal der philharmoniſchen Geſellſchaft plötzlich eintrat wie ein verdrießlicher, aber entmannter Löwe. Seine Maske paßt gut zu ſeinen Schriften: man denkt, er verſtellt ſich, und macht nur einen phyſiognomiſchen Witz: es iſt viel dreiſtes Hunnenthum, nutzloſe Courage, ſäuerliches Vergnügen, das ſelbſt keinen Spaß vom Spaße hat, und — wunderbar genug — eine tiefe liebenswürdige Gutmüthigkeit in dem Geſichte dieſes deutſchen Schalksnarren. Der Intendanzrath ſcheint ihm ſchlecht zu bekommen, oder er hat unruhige Nächte oder zudringliche Beſuche — er ſah ſo gewiß jämmerlich malcontent aus. Seine Unzufriedenheit hat keine Courage, ſie iſt wie ein kleiner Straßenköter, der auf alles Vorübergehende losfährt, als wollte er's zerreißen; man weiß aber ſchon, er thut nichts, es iſt nur blinder Lärm, man ſieht ſich kaum noch nach dem Kleinen um.

Saphir iſt ein Beiſpiel, wie ein charmantes Talent ohne Charakter eben ſo gut Bankerott macht als ein begüterter Kaufmann ohne Ordnung. Zum Eulenſpiegel berufen, hat er ſich zum Hofnarren oder gar nur zu deſſen Intendanz erniedrigt, und iſt dann wie jeder beſoldete Spaßmacher zum Hanswurſt herabgeſunken. Saphir wird nie majorenn, er hätte immer einen Vormund neben ſich haben ſollen, eine Privatcenſur; Saphir iſt nicht ſeines Witzes Herr, ſondern der Witz iſt ſein Herr, er muß alle dummen Streiche machen, die ſeinem Witze einfallen. So wie Lord Byron den Mazeppa auf ein wildes Pferd binden ließ, und dies in die Wälder unter die anderen wilden Pferde, unter die hungrigen Wölfe jagte, ſo hat ſich Saphir auf den lüſternen Eſel ſeines Witzes gebunden, und er muß nun all das Uebel tragen, das dieſer anrichtet, wenn er unanſtändig ſchreit, ausſchlägt und dergleichen Dinge macht.

Saphir iſt nicht zurechnungsfähig. Ein guter Freund von mir ſagt immer von ihm: er iſt ein liebenswürdiger Lump, aber er thut ihm Unrecht; ſein Witz iſt ein Lump, und zwar ein rachſüchtiger, eitler, vorlauter Lump, aber Saphir ſelbſt iſt ein guter, ja ein lieber Narr, dem man nicht zürnen kann. Ich ſeh' es kommen, daß er noch für eine Kleinigkeit feil iſt; denn

„Du fängſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn Dich erſt ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt!“

Man wird Pasquille von allen Seiten bei ihm beſtellen können. Seine Jungfräulichkeit iſt hin, man hat ihn ſogar um den Einſatz betrogen, und ein geprellter Narr läuft Carrière — Gott weiß, wo er noch hinkommt. Es that mir in der Seele weh, als ich dies zerbrochene Geſicht ſah. Der Mißmuth rauchte ſchlechten Tabak in ſeinen Zügen, und das Gelächter, das zuweilen aus den Winkeln ſeines Geſichts vorüberſchob, bedeckte ſich mit krampfhaften Händen die Augen. Seine ſtarken ſemmelblonden Locken liegen wie Erynnienwitze undurchdringlich dicht auf ſeinem Haupte, und dräuen herab auf die zwinkernden ſchlechten Gewiſſens-Aeuglein, und auf die ausſchweifende Naſe und das große Maul, das jeder Scandal-Schriftſteller haben muß. Und doch liegt der Nebel eines guten, ja poetiſchen Herzens über dieſem unorthographiſchen Antlitze; ich habe Saphir lieb, wie ich manches gefällige Mädchen lieb habe, das unter bunter, vielfacher, täglicher und nächtlicher Liebe ein gefühlvoll Herz bewahrt; er iſt ein guter Menſch, der nicht dafür kann, wenn er ſchlechte Streiche macht. Ich weiß auch, daß er nicht deshalb weinerlich ausſieht: die ſchlechten Streiche würde er ſich vergeben, aber die dummen Streiche nagen ihm am Innerſten.

Es liegt tiefe Weisheit in Staberl's Worten: „Wann i nur wos davon hätt'!“ das weiß Saphir, der Journaliſten-Staberl ſehr wohl.

Aber die Natur trat uns in einem hoffnungsreichen Morgenkleide entgegen, entſchloſſene blaue Berge flogen trotzig an unſeren Blicken vorüber, und hoch drüben ſah tief aus den Bairiſchen und Tiroler Alpen in der Sonne glänzend der blendende Schnee in die grüne Ebene herunter. Bald waren wir hineingeſchoben in die Salzburgiſchen Voralpen, neue Bergformen entwickelten ſich.

Der Vicomte war mir unter den Reſidenzen in München verſchwunden, er hatte Geſchäfte mit dem bairiſchen Kaiſerthume, der Archivarius ſaß ſchweigend neben mir, und dachte an das Freudenauge, das er aus dem Wagen gehoben, zwei ſanfte Reiſende laſen mit ſtiller Andacht Rinaldo Rinaldini, der Staroſt ſaß im Cabriolet und pfiff.

Friſch grün wie junges Gras kam bei Waſſerburg der Inn geſchoſſen, immer ſteiler wurden die Berge, und ihre Waſſer von Regen geſchwellt, ſchäumten lärmend durch die Thäler. Es hieß, die Salza habe die Thäler zerriſſen, und wir müßten einen weiten Umweg durch die Schluchten machen.

Die Nacht breitete ſich früh zwiſchen dieſen hohen Wänden aus, während hoch oben und weit draußen der Tag noch ſpielte.

Auf allen Stationen war große Geſchäftigkeit, die langen Bauerboten kamen von allen Seiten herbei und erzählten von den Unthaten der Waſſer, und ſchilderten Gefahren und warnten vor der Weiterreiſe. In ſolchen tiefen Bergen hat die nächtliche Gefahr etwas Unheimliches, ſie kann aus jeder Krümmung, aus jedem Hinterhalt thurmhoch herabſtürzen, klafterntief mit dem Opfer in die Erde fallen.

Ein paar katholiſch ernſthafte Salzburger ritten mit Laternen bewaffnet vor dem Wagen her, und die Lichter flogen ſcheu über die ſchwarzen Bergmaſſen, und plötzlich über einen ſchweigſamen myſteriöſen See, der ſtill und ruhig ſchlief. Von der Spannung erſchöpft, ſchlief ich ein; ein dumpfes Donnern weckte mich wieder; der ſchwere Poſtwagen rollte durch das hohe Feſtungsthor von Salzburg, der weiße öſterreichiſche Grenadier nahm die Päſſe ab, durch abgeſtorbene Straßen donnerte unheimlich der Wagen, ein großes Thor ging knarrend auf; es war mir, als ging's in die Vorhöfe der heiligen Inquiſition.

Einen Gaſthof ſuchend ſchritten wir über die Salzabrücke: die hohe Feſtung, die ſteilen Berge ſahen wie alte Verſtorbene auf uns herab — der Mond war leiſe aufgegangen, das ganze wunderliche Salzburg glich einer ſteilen katholiſchen Kirche mit hohen und niedrigen Altären von ſchwarzem Marmor, die einzelnen halb italieniſchen Häuſer am Fluſſe hin waren die kleinen Betaltäre und der Mond goß Segen und Licht und Muſik und den Glanz der biſchöflichen Gewänder vom Hochaltare.

Nur die Salza, welche dicht unter der Brücke die vollen hohen Wellen warf, ſtörte die Todtenſtille.

Wir waren wieder in Oeſterreich. In dieſem öſterreichiſch-katholiſchen Gebiete iſt Alles todt und ſtill, und eine blöde Schlafſucht, eine ſtupide Pönitenz liegt mit knöchernen Armen über dem Lande. Die moderne Bildung iſt unbekannt und verboten, nur Fremde, die damit behaftet ſind, betreten die Salzabrücke —

Es bedünkte mich, wir kämen in eine Stadt, welche ſeit zwei Jahrhunderten vergeſſen worden ſei hinter den hohen Bergen. Der Staroſt donnerte an die Hausthür eines Gaſthofes; wir erſchraken vor dem Lärmen, den dies Pochen in der hohlen, ſchlafenden Gebirgsſtadt machte. Er pochte wieder und wieder: es regte ſich Niemand, man ſchläft feſt und katholiſch in Salzburg; leiſe fing es an zu regnen, wir waren ausgeſchüttelt vom Poſtwagen; es begann ein leiſes Fluchen. Da öffnete eine blinzelnde Köchin mit ſalzburgiſchen ausgeſpannten, leeren Zügen und einem ſalzburgiſchen Kröpflein.

Wir konnten nichts Beſſeres thun, als ſchlafen.

21.

Salzburg.

Dieſe Stadt ſteht in dem Rufe exorbitanter Schönheit, und verdient ihn nicht ganz. Als wir aufwachten regnete es ſo innig und gemüthlich, wie das nur in einem kurzen, gottvergeſſenen norddeutſchen Städtchen paſſiren kann. Es giebt Städte und Zeiten, in denen ich es ſehr gern mag, wenn ein ununterbrochener Regen „eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier“ an die Fenſter ſchlägt, manche Städte gewinnen dabei an düſterem Intereſſe, zum Beiſpiel das trocken lutheriſche Wittenberg, das eigentlich bei Sonnenſchein gar nicht exiſtiren ſollte. Aber für Salzburg ſchickte ſich das gar nicht, das war ohnedies ſchon römiſch-katholiſch genug, ſchwermüthig und düſter. — Der Staroſt, der Archivarius des Königs und ich bewohnten zuſammen ein Salzburgiſches Zimmer, in welchem drei himmelhohe Betten, vier große Tiſche und einige kleinere, ein Dutzend altfränkiſche Stühle und viel ſonſtige Meubles aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ſtanden. Es ſchickte ſich nicht, in dieſem Zimmer zu lachen, oder philoſophiſche Geſpräche zu führen.

Wir hatten einen ſehr richtigen Tact, und erzählten einander Vormittags Geſpenſtergeſchichten und katholiſche Legenden.

Wir wohnten dicht an der Brücke, und die umſtehenden hohen Häuſer ließen uns eine Spalte offen, um über die vom Regen gepeitſchte Salza nach einem der bewehrten Berge zu ſehen. Der Archivarius erzählte lauter traurige Dinge vom Herrn Abälard, und ſeinem unnatürlichen, prieſterlichen Unglück, und beſchrieb die ſchöne Heloiſe, und ſagte, ſie hätte glänzend ſchwarzes Haar, und Augen ſo dunkelblau wie Kornblumen gehabt, ihre Hand ſei aber weich und warm und ſchneeweiß geweſen, und dieſe ſchneeweiße Hand hätte eben den Abälard ſo unglücklich gemacht.

Ich lehnte mit der Stirn an der Fenſterſcheibe, und ſah durch die Spalte nach der Feſtung hinüber, auf dem dunklen Hintergrunde ſpielte der geſchäftige Regen, und aus den ſpielenden Tropfen ſah mich das bleiche, verkümmerte Geſicht Abälard's an, das einſt ſo ſchön geweſen ſein mußte, ſeine blaſſen Lippen öffneten, ſeine gebrochenen großen braunen Augen ſchloſſen ſich, und der Regenwind peitſchte ſeine Worte an die Fenſter, welche der Archivarius hinter mir wiederholte: „O, die Salzburgiſchen Pfaffen!“

Nachmittags kam die Sonne einer wärmenden Aufklärung, und wir fuhren aus. Aber die proteſtantiſche Aufklärung führte viel unerquickliche Kälte mit ſich: ſchon auf der Brücke überraſchte uns ein Praſſeln des eiskalten Schloſſenwetters voll fataler Vernunft. Aber der Kampf ſah ſchön aus. Wie eine ſchwarze fliegende Nacht ſtürzte ſich links die Wolke kopfüber in die Salza; und umfing mit den dunkeln kalten Armen einen Theil der Stadt und der Berge, und auf der andern Seite lachte die Sonne auf den weißen italieniſchen Häuſern. Ueber die Burg und die ſteinigen Berge zuckte ein ſtolzes Lächeln ob dem Wüthen der Wetter. —

Salzburg liegt an beiden Ufern der Salza an den Bergen in die Höhe. Die Berge ſelbſt ſtürzen ſich in und um die Stadt unordentlich durch die Augen, verrennen ſich den Weg und die Ausſicht. Es iſt vollkommen originell in dieſer Unordnung, aber nur aufregend, nirgends wohlthuend, das Auge wird gehetzt, man kommt in ein fremdes Theater, iſt noch vom Lampenlicht geblendet, hört Worte, aber keine Rede, ſieht Figuren, aber keine Charaktere. Der Blick findet manche Schönheiten, keine Harmonie. Die Berge liegen rings um die Stadt, als ob der Herrgott mit einem Sack voll Gebirgen über die Gegend geflogen ſei und einzelne Bergſtücke hätte fallen laſſen. In all ihrer Lage iſt kein nothwendiger Zuſammenhang, ſie erheben ſich nicht allmälig aus der Erde, ſondern ſtehen auf plattem horizontalem Boden, als könnte man ſie wegſchieben.

Wir fuhren zwiſchen den Bergen herum und waren ganz verwirrt. Am Untersberge ließ der Führer ſtill halten und erzählte eine lange Geſchichte. In dieſem Berge ſitze der Kaiſer Carl, den man auch Barbaroſſa nenne, und laſſe ſeinen Bart wachſen, und ſammle fünfmalhunderttauſend Mann. Wenn aber ſein rother Bart fünfmal um die Tafel reichen werde, an welcher er mit ſeinen Paladinen zecht und täglich zehn Flaſchen Johannisberger trinkt, dann komme er heraus und nach Deutſchland. Im Jahre 1830 ſei großer Spectakel geweſen, und die Salzburger hätten gefürchtet, der rothbärtige Kaiſer werde mit ſeinen fünfmalhunderttauſend Mann zum Vorſchein kommen, und das öſterreichiſche Militär hätte alle Tage ſcharfe Patronen gehabt, denn der alte deutſche Kaiſer ſei ein Demagoge und Jacobiner. Aber der gnädige Herr Barbaroſſa hätte wol nur große Revue abgehalten, denn es ſei ſpäter wieder ganz ſtill geworden. Uebrigens wäre es ein ſehr ſchlimmer Berg, den die Regierung nicht genug im Auge haben könne, ein Bäcker, ein Fleiſcher und ein Weinhändler ſeien hintereinander darin verſchwunden. Ueberhaupt müſſe der Herr Kaiſer im Untersberge dergleichen Geſchäftsleute brauchen, denn namentlich ſeit Salzburg wieder an Oeſterreich gekommen ſei, und Handel und Wandel dadurch ſehr gelitten hätten, da wäre es mit dem Untersberge gar nicht mehr auszuhalten, ſeit der Zeit fehlte es ihm gar zu ſehr an Geſchäftsleuten, und wenn dieſe Leute immer ſo verſchwänden, ſo litten doch die Zahlungen, und durch die Zahlungen die Mitbürger.

Merkwürdig genug führt wirklich die Chronik das Jahr 1830 an, in welchem der Kaiſer mit ſeiner großen Armee herauskommen werde. Der Archivarius meinte, der Ausgang ſei eng, der Kaiſer könne nur langſam ſeine Kräfte entwickeln, man könne nicht wiſſen — — darauf erwiderte der Führer, das Gouvernement wiſſe Alles.

Der Berg ſelbſt ſieht muskulös und ſtarknervig aus. Neben ihm iſt der Stauſſen hingeſtülpt wie eine phrygiſche Mütze, ein Reſt der großen jacobiniſchen Erdrevolution, die man ringsum hier ſo deutlich ſieht. Die andern Berge ſind Harniſche und ſonſtige Waffen, und wie eine glänzende Rieſenrüſtung ſieht der zehntauſend Fuß hohe Watzmann mit ſeinem ſchneeweißen Haupte über die niedrigen hinweg nach Salzburg herab. Die ganze Gegend iſt ein Bergwirthshaus. Die Feſte zu Salzburg iſt der Wirth. Die tiefe Nachmittagsſonne legte ſich eben golden über ſie hin.

Vorübergehende ſagten uns, oben bei Hallein ſei eben ein Berg ins Thal geſtürzt. Das durften wir nicht verſäumen, die ſtummen Berge handeln ſo ſelten, vielleicht war's ein Vorpoſten von Barbaroſſa's Heer. Wir fuhren hin, und fanden wirklich ein kleines Erdſchlachtfeld. Die Straße nach Hallein war von einem auseinandergefallenen Berge geſperrt, wie verarmte einzelne Perſonen und Familien ſteckten hier und da ein Baum, ein umgeſtülptes Haus Hand und Arm aus dem Erdſchutte. Der Sturz war ohne romantiſchen Eclat langſam und nach vielem vorhergehenden Geſeufze und Geſtöhne und Auflöſung verkündendem Bröckeln eingetreten. So war kein Menſch verunglückt, aber die armen Leute, welche jetzt bei hereinbrechendem Abend erſt merkten, daß ſie keine Schlafſtelle mehr hätten, ſahen recht traurig aus, wie ſie mit verſtörten Geſichtern die Erde anſtarrten. Der Eine hatte eine Axt, die Zweite einen Topf, die Dritte ein Spinnrad gerettet, und ſie trieften vom Regen, denn ſie hatten ſchon ein paar Stunden da geſtanden, und warteten, bis die Häuſer wieder aufſtehen würden.

Dergleichen kann oft in dieſen Gegenden vorfallen, denn der Typus der Bergformationen iſt ſteil und ſenkrecht, und an dieſe Urknochen hat ſich das weiche Fleiſch der ſpäteren Erdſchichten gelegt. Bei einem regneriſchen Sommer löſt ſich leicht ſolch eine Schicht von der compacten Bergmaſſe.

Durch die ſtillen Dörfer, in denen hohe Maſtbäume in Menge aufgerichtet ſtanden, fuhren wir zurück. An den hohen, glattgeſchälten Bäumen flatterten bunte Bänder, und die Buben und Burſchen klettern daran des Sonntags in die Höhe, und die Mädchen klatſchen bei dem in die Hände, der am höchſten klettert. Jetzt lag das Abendroth auf der Feſte Salzburg, und ſie ſah jetzt umgewandelt, ſtolz und prächtig wie ein Sieger aus, und ſchlug ſich den rothen Himmel wie den Purpur um die Schultern, und ſah höhnend auf das kleine Geſchlecht mit ſeinen kleinen Sorgen herunter, das ſich abquält in Schweiß und Angſt mit den Fragen: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?

Als der letzte Sonnenſtrahl auf der glänzenden Feſtung zuckte, da las ich auf ihrem ſtolzen Antlitze, was ſie dachte über das Menſchenpack tief unten: Ihr habt keinen Geiſt, ihr braucht keine Freiheit, die Nacht will ich über euch werfen.

Und die Nacht flog herunter, und wir kamen im Finſtern durch die bergige Stadt bis an unſern Gaſthof, ließen uns Thee kochen, und tranken ihn aus blaugemalten kleinen Taſſen, und ſprachen über Dies und Jenes.

22.

Marc Sittich, der Biſchof.

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen, und er ließ ſie alle in ſeine Wirthſchaft hineinwachſen. Nur der Eine war ein Tiſchler geworden, und war des Vaters Liebling, weil er ein ſtilles, fleißiges und geſchicktes Weſen hatte. Der jüngſte Bube war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über deſſen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burſchen. Wenn der kleine blitzäugige Bube am Vater vorüberging, ſo lachte er immer ſchelmiſch, und knallte mit ſeiner Peitſche, der Vater aber drohte ihm ſtets mit dem Finger, konnte ſich aber doch auch bei ſeinem Anblick eines gewiſſen wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren. Die Mutter ſtrich ihm immer, wenn er Abends das Vieh eintrieb, das kurze, krauſe Haar von der Stirn, trocknete ihm den Schweiß vom kleinen, braunen Geſicht, und ſteckte ihm ein paar Aepfel oder gekochte Eier in die Taſche. Wenn es der Vater ſah, ſo ſchalt er ſehr, und ſagte zu ſeiner Katharina, ſie würde den Buben verhätſcheln.

Als der Jüngſte mußte er bei Tiſche das Gebet und den Segen ſprechen, und da er eine klare, tüchtige Stimme hatte, ſo that er das ſelbſt zur Zufriedenheit des ſtrengen Vaters. Dies war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geiſtlichen Stande zu widmen. Das Gehöfte und die Aecker waren in Ordnung, die Getreidepreiſe waren in den letzten Jahren ziemlich hoch geweſen, das ſchwarzbraune Wandſchränkchen hinter dem Himmelbette mit den breitblätterigen Schnörkeln war nicht leer, der kleine Marcus durfte nicht ohne Zubuße bleiben. Und wenn der Alte ſagte, es würde den andern Söhnen zu viel entzogen, da erwiderte die Mutter, der Marcus ſei ja auch der letzte von ihrer Ehe, und es koſte ja doch im Kloſter eigentlich nur hie und da ein hübſch Geſchenk aus der Wirthſchaft: dafür lerne der Marcus lateiniſch und die heiligen Verrichtungen, und es brächte doch auch der ganzen Familie Ehre, und das ſei am Ende doch die Hauptſache. Man könnte doch nichts Hübſcheres und Rührenderes zu Stande bringen, als wenn ein Glied der Familie dem Herrgott diene, es brächte Segen ins ganze Haus, der Marcus habe ein freies, klares Geſicht, er werde beſſer ausſehen als mancher andere im ehrwürdigen Ornate, und er ſei ein anſtelliger, aufgeweckter Junge, man könne nicht wiſſen, wie weit er's bringe.

Der Alte war ein paar Minuten ſtill, und langte dann den von Fliegen heimgeſuchten Kalender von der Wand herunter, ſah nach dem Quartember, und trug der Frau auf, ſie möge ihn heute Abend an die große braune ſteiriſche Kuh erinnern, ſie habe heute gekalbt, und Marcus ſollte es aufſchreiben. Dann zog er ſich die Mancheſterjacke an, und ſagte zu ſeinem Weibe, ob ſie ſich einmal die Saat mit anſehen wollte draußen hinter dem Erlenholze, es hätte heute Nacht ſo hübſch geregnet, und der Marcus hüte das kleine Vieh in der Nähe, man könnte ſich Mancherlei dabei überlegen. Und die Alte ſagte hurtig „Ja", denn ſie kannte ihre Ehehälfte, und ſie gingen.

Draußen lag Marcus an der Erde auf einer Hügellehne, und hatte friſche, ſaftige Weidenſtöcke um ſich liegen, und ſchnitt ſich Pfeifen. Nur hier und da warf er einen ſchnellen Blick auf das Vieh, und wenn es ſich zu weit nach der Saat hin richtete, ſo jagte er wie ein kleiner Feldherr ſeinen großen ſchwarzen Spitz nach der bedrohten Seite, daß er das Vieh herüber belle, und lenkte ihn mit wenigen laut geſchrienen Worten. Er ſelbſt aber ließ ſich nicht ſtören, und pfiff und jodelte in die Luft hinein. Vater und Mutter waren unterdeß in ſeine Nähe gekommen; aber obgleich er ſie nicht zu bemerken ſchien, ſo ward er doch gar nicht überraſcht, ſondern rief ihnen zu, eh' ſie dachten, daß er ſie geſehen.

Der Vater ſagte zur Mutter: Wenn ich nur gleich an ſeine Stelle einen Buben für das kleine Vieh hätte, denn der Junge hütet aufs Beſte, ſtört das Vieh nicht unnöthig im Freſſen und läßt's doch nicht aus dem Auge — ſieh nur, wie rund und glatt es ausſieht. Aber die Mutter wußte immer Rath: Nachbars Anton ſei ein geſchickter Junge.

Und ſo kündigte denn der Vater dem Marcus an, er ſollte nach der Kirchmeß drüben ins Kloſter kommen, um geiſtlich zu werden. Marcus ſah ihn mit neugierigen Augen an, und als ihm die Mutter ſagte, daß er dort alle Tage Honigſchnitte kriegen würde, da nickte er mit dem Kopfe, und probirte ſeine eben fertig gewordene Pfeife.

Marcus war ſchon mehrere Jahre im Kloſter, als er eines Tages am Kloſtergarten ein friſches, ſchönes Bauernmädchen vorübergehen ſah. Sie gefiel ihm ſehr, und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offenes Fenſter, das Wenige kannten, weil es ganz mit Epheu verwachſen war. Dort pflegte Marcus oft zu ſitzen, um Menſchen vorübergehen zu ſehen, denn er liebte Fleiſch und Blut.

Das Mädchen ſtand ſtill, und als ſie mit Mühe erkundet, woher der Ruf käme, und daß es ein Geiſtlicher ſei, der zu ihr geſprochen, trat ſie näher. Sie erkannte Marcus und ward roth. Er erkannte ſie auch, denn es war die kleine Clara aus ſeinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Geſpräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Marcus die Clara, ihre Geſchäfte ſo einzurichten, daß ſie Abends nach der Veſper vorüberginge. Und Clara richtete ihre Geſchäfte ſo ein; denn des Marcus Augen waren noch immer ſo munter als da er einſt das kleine Vieh hütete, und mit ihr beim Brunnen Waſſer ſchöpfte. Sie hatte auch nichts dawider, als er eines Abends die Epheuranken auseinanderſchob, den Kopf und einen Arm herausſtreckte, und ſie küßte; denn das Küſſen gefiel ihr.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02149/009

In müßigen Stunden verfertigte Marcus im Schatten des Kloſtergartens eine kleine Leiter, und weil das Küſſen durch das Fenſter hinab ſo unbequem ſei, bat er das Mädchen, heraufzuſteigen, im Schatten des Kloſtergartens ſei weicher ſchöner Raſen, da ſitze ſich's ſehr ſchön. Und Clara ſtieg herüber, und ſie ſetzten ſich auf den Raſen, und es kamen ſchöne warme Nächte, deren die Jugend allerwege ſich freut. Marcus und Clara fanden die Kloſterſtille ſehr angenehm. —

Der Prior des Kloſters war ein ſanfter und gelehrter Mann. Er liebte den Marcus, weil er Alles ſehr ſchnell gelernt hatte. Namentlich ſchätzte er an ihm einen unbefangenen Scharfſinn, welcher bei ſchwierigen Stellen der Klaſſiker ſtets ſchnell und leicht ein klares, einfaches Verſtändniß auffand.

In einer der ſchönen Sommernächte las der Prior in den Homilien des heiligen Chryſoſtomus, und ſtieß auf eine ihm dunkle Stelle — im Eifer des Studiums vergaß er die Nachtzeit und eilte über den mondhellen Corridor nach des Bruders Marcus' Zelle, um ihn zu befragen. Die Zelle war leer, und nun beſann ſich der Prior, daß es Nacht und ſehr auffallend ſei, wenn Bruder Marcus ſich jetzt nicht in ſeiner Zelle befinde. Er wußte indeß, daß Marcus ein junges friſches Gefallen an der Natur fand, und vermuthete, daß er ſich bei der ſchönen Nacht im Kloſtergarten ergehen werde. Dies denkend ſtieg er in den Garten hinab. Marcus, der mit Clara im Dunkeln ſaß, und deſſen geſunde Hirtenſinne noch ſcharf und aufmerkſam waren, hörte den leiſen Schritt des Priors, und horchte. Da rief dieſer mit lauter Stimme: „Bruder Marcus!“ und Clara, heftigſt erſchreckend, ſtieß einen gellenden Schrei aus.

Marcus hatte es der nachſichtigen Liebe des Priors zu danken, daß er in eine große Stadt verſetzt wurde. Dort machte er viel Glück und war ein geſuchter Beichtvater: er ſprach ſalbungsvoll und wußte zu vergeben. Er ward ein renommirter Geiſtlicher und ſtieg von Stufe zu Stufe. Auf der Kanzel war er der Abgott der Frauen, denn ſein Auge war immer noch friſch und ſchön, ſeine Stimme klang frei wie auf dem Felde, und die Tonſur ſtand ganz vortrefflich zu ſeinem muthigen krauſen Haar.

An einem ſchönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verſchleierte Dame bitten, ihre Beichte anzuhören. Sie ſprach viel von der Erregbarkeit ihres Herzens, und daß ſie unwiderſtehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Marcus verſicherte ihr natürlich, das ſei ganz in der chriſtlichen Ordnung, und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte ſie, ihre Neigung richte ſich dahin, wo Gott allein Anſprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menſchenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menſchen, Alles zu lieben, und verlange in ſeiner grundloſen Gnade keine Privilegien. Auf dieſe demokratiſche Aeußerung erhob ſich die Dame ſeufzend, und ging. Aus Verſehen ließ ſie ihr Taſchentuch auf dem braunen Brett am Beichtſtuhl liegen. Der Prälat war von der wunderlichen Scene überraſcht, denn er war gar nicht zur eigentlichen Sünde, noch auch zum Abſolviren gekommen, und in Gedanken griff er nach dem Taſchentuche. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schooß, darauf ſtand: „Heiliger Marcus, ich bete dich an allnächtlich um die elfte Stunde an der großen Pforte des biſchöflichen Gartens“.

Marcus war ein kluger Mann, und in einen Mantel gehüllt ſtand er um elf Uhr an der Gartenpforte, und ſagte der verhüllten Geſtalt, ſie habe ihr Taſchentuch heut im Beichtſtuhl vergeſſen, und wenn ſie's nicht übel nehme, ſo möchte er ihr ſelbiges einhändigen. Sie flüſterte ihm zu, daß ſie das durchaus nicht übel nehme, und reichte ihm die Hand. Es war eine feine, warme, pulſirende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des biſchöflichen Palaſtes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Theile die Mäntel ab, und lachten ſehr. Es war aber unter dem andern Mantel eine weibliche hohe Geſtalt geweſen, die große Aehnlichkeit mit der Dame hatte, welche denſelben Morgen am Beichtſtuhle geweſen war.

Der heilige Marcus küßte ihr lächelnd die leitende Hand und ſie ſetzten ſich nieder.

Selbige Dame war die Nichte des regierenden Biſchofs, und wenn ſie Mittags dem Onkel einen Faſanflügel zerlegte, ſo erzählte ſie immer eine rührende gottesfürchtige Geſchichte vom Prälat Marcus, wie er die Familie des Biſchofs leidenſchaftlich verehre, und die chriſtliche Liebe bis aufs Aeußerſte treibe.

Prälat Marcus wurde immer öfter zu Tiſche gebeten, und wenn der Biſchof, ein alter, ſchwacher Mann ſich zurückzog, ſo promenirte er noch mit der menſchenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern herum, und erzählte ihr, wie er in ſeiner Jugend Rohrpfeifen geſchnitzt und die Honigſchnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Biſchofs galt im Stillen für deſſen Tochter, und hatte die weißeſte biſchöfliche Haut, ein römiſches Blut und Feuer und zwei große alleinſeligmachende päpſtliche Augen, des Prälaten Geſchichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer ins Stocken, obwol er ſonſt immer gut zu reden wußte. Er ſagte immer, ſein biſchöfliches Beichtkind ſei daran ſchuld, die Kirche habe ihm aber, Gott ſei Dank, die Macht gelaſſen, zu abſolviren. Und Marcus war in jener Zeit reich an nachſichtiger Liebe und Abſolution.

Durch den guten Onkel der noch beſſeren Nichte war Marcus Biſchof von Salzburg geworden. Der Onkel war todt, und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne ſie ihren großen Schmerz beſſer verbergen. Einen ſtarken Schleuderſchuß von Salzburg, in einem der vielen umherliegenden Thäler baute ihr Marcus aus zarter Erkenntlichkeit ein ſchönes Luſtſchloß, und erſchöpfte ſich dabei in den herrlichſten Anlagen, namentlich mußte das Waſſer allerlei Kunſtſtücke machen, und das Schloß wurde deshalb Hellbrunn genannt. Biſchof Marcus galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der biſchöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn.

Eines Tages trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauernmädchen an, als er aus dem Wagen ſtieg. Man ſah es, daß ſie einſt ſehr hübſch geweſen ſein müſſe, und der Biſchof ſchien genau zu wiſſen, wie lange das her ſei; er war ſehr herablaſſend, obwol die Dirne ſehr trotzig that. Sie erhielt eine Anſtellung in des Biſchofs Wirthſchaft, und ſpielte eine ziemlich trotzige Rolle in ſeinem Hauſe; ja dieſe Clara galt bei Vielen für die Hauptperſon in der Diöceſe, und die jungen Geiſtlichen wendeten ſich meiſt an ſie, denn der Biſchof war immer ſehr verlegen, wenn ſie ihn um etwas bat.

Einſt hatte er ihr etwas abgeſchlagen, und ſie polterte Unglück verheißend im Hauſe herum. Es war ſchöne, warme Sommerzeit, der Herr Erzbiſchof befand ſich eben zum Beſuch in Salzburg, und der ſonſt ſo freundliche Mann ward nach einigen Tagen ſeines Aufenthaltes ſehr ernſt und wortkarg. An der Tafel beim Biſchof Marcus ſprach er fortwährend von einem enthaltſamen, nüchternen Lebenswandel, wies die beſten Schüſſeln und Flaſchen von ſich, und klagte bitterlich, wie das Fleiſch in der Kirche immer dreiſter würde. Biſchof Marcus war ſehr verſtimmt, und fuhr gegen Abend hinaus nach Hellbrunn, um bei der ſtillen Nichte wieder auf andere Gedanken zu kommen. Bald nach ihm ſtieg der Erzbiſchof auch in ſeinen Wagen, und auch Clara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen ſpannen laſſen, und beide fuhren ebenfalls nach Hellbrunn zu.

Biſchof Marcus pflegte an warmen Sommerabenden mit der ſtillen Nichte in den ſchönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen, ſchwellenden Moosbänken, in welche ſie ſich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergeſſen. Die Nichte ging wegen der Wärme nur ſehr leicht angekleidet, und der Biſchof, für ihre Geſundheit beſorgt, ſtreichelte ihr den weißen römiſchen Nacken und Buſen, und legte ihren vollen Arm in ſein Gewand, damit ſie ſich nicht erkälte. Dieſe Beſorgniß ſteigerte ſich, je länger ſie in der Grotte ſaßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden ſie durch ein rauſchendes Waſſerbrauſen aufgeſchreckt. Marcus war von Jugend auf anſtellig und ſchlau geweſen. Er begriff ſchnell, was das Waſſergeräuſch bedeute, warf ſein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder, und drückte ſeine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Waſſerſtrahlen nach allen Seiten am Eingange der Grotte hervorzuſpringen, und den Zugang brauſend zu ſperren, das Geräuſch wurde immer lauter.

Mitten im Garten aber ſtanden der Erzbiſchof und Clara, und aus allen Waſſerſpiegeln, aus dem Munde aller Statuen, aus allen Steinen brauſten die Waſſerſtröme über das Paar. Heftig verſuchte es Clara, den Erzbiſchof weiter fortzuziehen, und deutete auf die waſſerſchäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbiſchof verſuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knieenden Biſchofs inne wurde, ſchüttete eine koloſſale Steinfigur eine breite Waſſerfluth über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, ſo ſchnell es ſeine Kräfte erlaubten, zurück, und erhob ein klägliches Geſchrei über Hexen- und Zauberkünſte. Clara, fortwährend hinter ihm, beſchwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umſonſt. Am Eingange des Gartens fiel er halbtodt ſeinen Dienern in die Arme, und konnte kaum noch lallend den Befehl ertheilen, Clara als eine Hexe zu verhaften.

Am andern Tage ſtarb er in Folge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Biſchof Marcus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten, und ſeine Frömmigkeit in Augenblicken der Verſuchung den Anweſenden zu empfehlen.

Clara ward den geiſtlichen Gerichten überantwortet und wegen Verleumdung einer geheiligten Perſon und wegen zauberiſcher Künſte im Inn erſäuft. Der Biſchof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche ſelbſt über teufliſche Hexenverſuche den Sieg davontrage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den ſittigen Marcus.

So hat die Kirchengeſchichte ſeinen Namen als Marc Sittich überkommen.

All ſeine Waſſerkünſte in Hellbrunn, welches die Salzburger Hellabrunn nennen, ſind noch wohl erhalten, und der Vorfall mit der ſtillen Nichte kann noch alle Tage paſſiren.

Unſer Führer hat uns all dieſe Attrapen gewieſen und erklärt, und er machte ſich das ſchlechte Vergnügen, einige Handwerksburſche, von denen kein Trinkgeld zu erwarten war, wie jenen Erzbiſchof zu taufen, obgleich in der Grotte nichts zu verſtecken war, als ein ſcheußlich ſteinernes Weibsbild.

Für den Novellenſchreiber hat es etwas Betrübliches, daß alle die lüſternen Pfaffengeheimniſſe jetzt von proſaiſchen Lohnbedienten für wenige Kreuzer enthüllt werden.

Man fährt durch eine ſchöne Allee von Hellbrunn nach Salzburg. Die Sonne ſchien ſo ſchön wie damals, als Marc Sittig dieſen Weg paſſirte, und wir waren alle einſtimmig betrübt, daß die ſchönen Gemächer des biſchöflichen Freudenſchloſſes jetzt ſo leer ſtünden. Der Staroſt meinte, etwas Sünde und viel Freude ſei doch beſſer, als verödete Tugend, und der Archivarius konnte den römiſchen Nacken und die alleinſeligmachenden Augen gar nicht vergeſſen, und fragte den Lohnbedienten nach manchem Detail.

Der Lohnbediente lächelte, und that, als wüßte er noch viel. Er war aber ein dummer Teufel, und wußte nichts mehr.

23.

Tirol.

Es war eine recht kindiſche Freude, die ich empfand, als der Poſtwagen ins Tiroler Thal hineinfuhr: ich glaubte, noch einmal in ein Stück meiner Kindheit ſelbſt hinein zu rollen, und ich ſang wie ich als Bube geſungen hatte: Jo, io, Tiroler machen's ſo! Die Tiroler hatten mich nämlich in früher Jugend beiſpiellos amüſirt, ſie gingen immer in Sonntagskleidern, ſie waren immer luſtig, ſie ſagten zu allen Leuten „Du“, ſie trugen grüne Hüte und wunderſchöne Hoſenträger, ſie hatten ſammtene Jacken, und Blumen und Bänder flatterten an ihnen, und mein Vater ſagte mir, daß ſie alle mit ihrem kurzen Stutz vortrefflich ſchießen könnten. Ich dachte, das Land, wo ſolche Leute wohnen, muß gar zu charmant ſein, da iſt gewiß alle Tage Sonntag, und die Leute haben gar nichts zu thun, ſie verkaufen blos einander ihre bunten Decken, denn Müßiggang ſchien mir eine Hauptſache fürs Wohlbefinden zu ſein. Und in Tirol dacht' ich, da iſt's immer grün und warm, und Jeder kann wunderſchön ſingen, und Jedermann lacht und klug ſind ſie alle, denn ſie haben alle ſo große, klare, friſche Augen. Aber entſetzlich weit dacht' ich mir das Land, weit drunten hinter Spanien, und das war eben ſo ſchön, daß es weit entfernt lag.

Ich habe viel Jugendirrthümer berichtigen müſſen im Lande Tirol, aber meine Freude iſt mir nicht genommen worden: dies merkwürdige Ländchen hat mir gefallen vom Anfang bis zu Ende. Es hat ein klares, zweifelloſes Geſicht, nicht ſo viel Klugheit, als ich erwartet hatte, aber einen Charakter ganz und gar. Das ganze Land iſt ein Menſch, das iſt ein wenig langweilig, aber ſicher und behaglich.

Wenn man das Wort Tirol hört, ſo muß man an lange ſchmale Thäler denken, die ſich kaum auf einige Stunden Breite erweitern, ſehr oft aber zur Schmale eines Gebirgspaſſes verengen. Ganz Tirol beſteht aus drei Hauptthälern, und iſt nicht viel größer als die Hälfte der Schweiz. Das Hauptthal läuft von Norden nach Süden in die Lombardei hinein, und iſt der letzte Träger des deutſchen Dialekts, der dort dem ſüdlichſten Tiroler, dem deutſchen Welſchen ausgeliefert wird, welcher ein ſchlechtes Italieniſch ſpricht. Botzen iſt ſein Mittelpunkt. Dies Hauptthal ſenkt ſich jenſeits des Brenners bis Roveredo und den Garda hinab. Die andern beiden laufen von Weſten nach Oſten, das Etſchthal jenſeits der Berge, das Innthal diesſeits. Außer dieſen giebt es freilich noch mehrere kleinere Thäler, wie das Ziller-, das Puſter-Thal und andere, ſie münden aber alle als Nebenflüſſe in dieſe Hauptſtröme. Das ganze übrige Land iſt ſteinernes Urgebirge, ein hoher Alpenrücken, nur für Gemſen, Adler und Jäger zugänglich.

Wir fuhren ins Innthal hinein, das ſich von Oſt nach Weſt über Innsbruck hinaufſchlängelt bis Graubünden. Entſchloſſenheit, Entſchiedenheit der Natur trat uns auf beiden Seiten des Weges in ſtolzen Felſen entgegen, die ihre nackten magern Arme zum Himmel emporſtreckten, als forderten ſie ihn fragend heraus, warum haſt du die Welt nicht weicher und ſchöner gemacht, da du doch ſonſt ſo viel Talent an den Tag gelegt haſt, warum Krankheiten und Unfruchtbarkeit und Tugenden aus Unterlaſſung, warum der am glücklichſten, der am wenigſten thut.

Und da ſah ich ſie wieder, die bunten Tiroler meiner Jugend mit der melancholiſchen Heiterkeit, dem Abglanz ihres Landes. Kühn ſind die Felſen, aber arm, golden und weich iſt der Sonnenſchein, aber das Land iſt hoch, er wärmt wenig, der Boden iſt hart, er zeitigt wenig. Es iſt ein armes Land dies Nord-Tirol, kärglich ſproßt ein wenig Getreide, aus dem Süden haben ſie ſich eine demokratiſche Frucht, den Mais, holen müſſen, um ſich zu ſättigen. Nicht einmal die Schweizer Triften und Matten ſind ihnen gewährt, die Berge ſind ſteinig und harter, unerſprießlicher Laune, auch die Viehzucht findet keine Nahrung. Das Alles ſteht von den Urältervätern her auf den Tiroler Geſichtern, ſie ſind von Haus ein Volk mit geſunder Leber und Milz, ſie lächeln aus der Armuth heraus, aber die Armuth lächelt mit, ſie ſind ein ſauberes Volk. Es iſt unbegreiflich, woher ſie ihre hübſchen Hüte, ihre glatten Jacken, ihre zierlichen Hoſenträger nehmen. Sie ſind ordentlich und doch keine Philiſter, ſind munter und doch nicht leichtſinnig, ſind beſchränkt und doch nicht dumm, liſtig und doch nicht falſch, ſtolz und doch nicht übermüthig, ernſt und doch nicht traurig, vorſichtig und doch voll Muth — ſie ſind unverfälſchte Kinder ihrer klaren, ſcharf abgegrenzten Berge, ſie haben ihr Land getroffen ganz und gar.

Man darf ſich unter ſolchen Natur- und Lebensumſtänden auch nicht wundern, daß die ſanftere Form und Schönheit des Weibes nicht gedeiht — dafür ſind Berge und innere Verhältniſſe zu rauh. Die Tirolerinnen ſind gar nicht hübſch; das wiſſen ſie wol am Ende auch, und das hat ſie eingeſchüchtert, denn auch ihr Geſchmack iſt mißrathen. Sie kleiden ſich völlig unſchön, verſtopfen den Leib hinter dicke Ladungen wollener Röcke, und tragen Hüte wie die Männer. Wenn man blos Köpfe ſieht, ſo kann man oft die Geſchlechter nicht unterſcheiden. Das rauhe unſanfte Bergleben hat auch die weiblichen Züge hart gemacht.

Alle dieſe Nachtheile kommen aber den Männern zu Gute. Ihre Geſichter ſind geſtählt und geſättigt mit friſcher, ſcharfer Bergluft, aus den Augen ſpringen die wetterſcharfen Berge, von Wange und Lippe ſtrotzt die geſunde, unverfälſchte Atmoſphäre, der ganze Körper iſt geſchmeidigt durch die Gefahr der ſchwindelnden, ſich um Abgründe windenden Klippen, durch die Thätigkeit, welche der unebne Boden fortwährend in Anſpruch nimmt. Der Tiroler gehört zu den ſchönſten Männern Europa's, und ich habe oft bei ſeinem Anblick an einen ſpaniſchen Brigand gedacht, der aus einer Schlucht der Sierra Morena herabſteigt und mit dem kernhaften ſchwarzen Auge umherſpäht nach der dunkeln Ebene, wo die reichen Klöſter und Schlöſſer aus den ſchwarzgrünen ſüdlichen Bäumen leuchten.

In der Nähe des Loſer Paſſes, wo die Thalwände ſich zuſammendrängen wie ſtolze Feinde, die einander das Weiße im Auge ſuchen, da trat ein Tiroler Schütz plötzlich um die Ecke, und blieb, die Hand auf ſeinen Stutz lehnend, ſtehen, um uns vorüberzulaſſen. Ich meinte, es ſei eine fabelhafte Erſcheinung, ſo grünfriſch poetiſch ſah der Burſche aus, wie ein junger Alpenkönig, der eben aus den fliegenden Wolkenſchichten trete; der Reif hing ihm um den bauſchigen Knebelbart und die langen Augenwimpern, die Augen blitzten wie menſchliche Gemsaugen hervor, an der Seite ſteckte das Meſſer, welches jeder Tiroler trägt, wenn er auch nur Brot damit ſchneidet, im Wetter gebleicht, fahlgrün war ſein Hut und ſein Wamms, unbefangen und kühl wie ein Gießbach ſah er in unſern Wagen.

Am Loſer Paß hat es ein fürchterlich Franzoſenmetzeln gegeben, nur verwitterte Steintrümmer waren übrig von der früheren Befeſtigung, der Schütz ſtand an einem klaſſiſchen Punkte, man ſah's ihm an, ſeine Kugeln fehlten ſelten — er ſchaute aus wie ein moderner Ritter mit wenig Bildung, aber ſicherer Waffe.

In dieſen Tiroler Thälern mag die Redensart entſtanden ſein: die Welt iſt mit Brettern vernagelt. Es giebt immer nur einen Weg, auf welchen man vorwärts oder rückwärts muß. Das Volk in dieſem Lande muß auch nothwendig todestapfer oder feig werden, es giebt keinen juste oder triste milieu, keinen andern Ausweg, unzugänglich wie Kaufmannsherzen ſtehen links und rechts die himmelhohen kahlen Felſen, und verſchließen die übrige Welt.

Solch eine meilenlange Wand trennt im Innthale Tirol nach Norden zu von Deutſchland. Ganz Nord-Europa iſt hier zu Ende, man iſt für immer abgeſchnitten von der Abendzeitung, vom Hofrath Böttiger und von ſeinen Recenſionen — Deutſchlands Stolz iſt zu Ende.

Nur nach mehreren Stunden ſchlüpft einmal ein ſchmales Thal nach Süden hinein, um eine Flucht nach Italien zu ſuchen.

Es wurde dunkel, und hie und da kam ein Tiroler, und warnte uns gutmüthig vor den Waſſern, welche die Wege ſakkeriſch zerriſſen hätten.

Wenn man dem Tiroler das Wort ſakkeriſch verbietet, fängt er auch eine Revolution an.

In Kurzem war es undurchdringlich finſter. Wir mußten ausſteigen und einen Nebenweg ſuchen, die Straße war zerſtört. Nur ein ſchmaler, für den ſchweren Wagen gefährlicher Aushilfsweg lief in dem engen Thale an den Felſenlehnen hin. Es wurden Leute mit Kienfackeln herbeigebracht, wir tappten unſicher bei dem flackernden Scheine durch die Nacht und die Berge hin.

Ein todtblaſſes Tirolermädchen ging ſtumm und geſpenſterhaft mit der Kienfackel neben mir her. Sie hatte ein wirres, unleſerliches Auge, das Niemand anſah, und ſprang mit unglaublicher Kraft über die höchſten Felsblöcke. Ich war mit ihr immer der übrigen Karawane voran, und die weit hinter uns einzeln ſchimmernden Fackeln, und das wüſte Geſicht des Mädchens neben mir, regten unheimliche Geſchichten meines Buſens auf.

21.

Eine Tiroler Geſchichte.

In dieſem Lande müſſen recht traurige Geſchichten paſſiren können, dacht' ich in meinem ſtillen nächtlichen Sinn, und ſah nach den ſchwarzen Felsmaſſen in die Höhe, die bei der Finſterniß kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich ſchmerzhaften Geſichte des Mädchens. Das arme Kind riß ſich das Buſentuch heraus, als ich ſo in die Höhe blickte, und trocknete ſich damit die Augen, obwol die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wol ſagen, daß ſie eigentlich weinen ſollte, und ſie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Buſen ſah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, das auf dem Grabe heiliger Todten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tirolerinnen ſind keuſch und ſchamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen ſein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In dieſem Lande paſſiren wirklich recht traurige Geſchichten, denn die Bildung hat noch keine Leidenſchaft in Baumwolle gewickelt, ſie äußern ſich in baarer, wilder Naturkraft, und frei ſind die Tiroler auch nicht, wenn ſie ſich auch ſo ſtellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich geweſen, ſie hatte geliebt. War ſie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt ihr es wol, ihr ſtumpf glücklichen Menſchen, die ihr gedankenlos in der Fülle eures Behagens hinlebt, wißt ihr es wol, daß dieſe lachende goldene Sonne Menſchen beſcheint, welche niemals, ach, das Herz bricht mir bei dem Worte — *niemals* glücklich geweſen ſind, niemals nur den Mantelſaum des fliegenden Glückes geſehen haben!

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch Alles rauſcht, was da iſt, daß es wirklich Menſchen giebt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es giebt ſolche Menſchen! Machteſt du ſie über Nacht klug, ſie liefen auf die Thürme, und ſtürzten ſich herab, um die troſtloſe Bruſt zu zerſchmettern. Und es ſind das nicht immer blos alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur ſich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es ſind mitunter ganz anſtändige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf ſie herabſtürzen, wenn ſie plötzlich ihr Unglück erführen. Es iſt eine traurige, entſetzliche Poeſie um einen Menſchen, der da ſieht, wie Alles überwältigend die Liebe bei allen Menſchen iſt, und der niemals ſelbſt etwas davon erfahren hat.

Ich meine, es ſei der unglücklichſte Menſch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elſi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwol es gar nicht klein war.

Elſi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt, beim Hauſe war ein Gärtchen, im Stalle ſtand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meiſten Tiroler Häuſern angebracht iſt, war erſt vor ſechs Jahren blank und feſt ausgebeſſert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handſchuhen nach Deutſchland, im Herbſte kam er wieder, und den Winter über hatten ſie Holz genug, ſaßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Erſparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleiſch zu eſſen.

Es ging der Elſi wirklich recht ſauber, beſonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahr wenn ſie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen ſaß, die ihr der Sepperl geſchenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher ſagte: Elſi, guten Abend. Denn der Sepperl war ein blitzhübſcher Bube, er ſchoß die meiſten Gemſen von allen Schützen im Dorfe, und hatte den ſchwärzeſten ſchönſten Knebelbart. Als der Vater ſchon einen Monat fort war, hinaus ins Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein ins Haus, und ſchüttelte Elſis Mutter die Hand und der Elſi auch und ſetzte ſich.

Elſis Mutter war unten aus Welſch-Tirol, und hatte ſtechende ſchwarze Augen, und Sepperl gefiel ihr, und wenn ſie die Tochter hinausſchickte, ſo ſtreichelte ſie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elſis Mutter noch eine rüſtige, hübſche Frau war — Elſi war erſt fünfzehn Jahr — ſo ſtreichelte er ſie wieder, er war jung, ſie war aus Welſch-Tirol, ſie wurden warm mit einander.

Die arme Elſi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burſchen mit ihren verlobten Dirnen. Es that ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends ſo viel zu ſchicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind ſchon wieder rauh von Baiern her über die Berge herunterfiel, und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elſis Vater aus dem Reich zurück, und er wunderte ſich, daß es noch dunkel in ſeinem Hauſe war, machte leiſe die Stubenthür auf und blieb ſtehen. Hinten vom blauen Himmelbett her vernahm er Geräuſch, als wenn zwei Leute ſchön mit einander thäten, und ſich küßten. Er ſchüttelte unwillig den Kopf, daß Elſi ſolchergeſtalt die Sitte hintanſetze, kehrte flugs um, und ging zum Pfarrer, für ſeine Tochter die Hochzeit zu beſtellen; denn er hatte es ſchon im Frühjahr geſehen, daß Sepperl ein Auge auf ſein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauſes aber begegnete ihm Elſi. Sie grüßte ihn ſchön und gab ihm die Hand; er fragte ſie aber blos, wer denn eigentlich daheim in der Stube ſei, und als Elſi antwortete: „Die Mutter und der Sepperl“, da ſagte er: Elſi, geh' zum Herrn Pfarr, und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen.

Sie ging, er kehrte um, und trat ſtumm in ſeine Stube. Das Weib ſaß mit entblößter Bruſt auf dem Bett, Sepperl ſprang haſtig auf die Seite. Elſis Vater trat an ſein Weib heran, und fragte, ob ſie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor, und fiel mit ſeinem blaſſen Schein über Beider Geſicht. Das Weib war todtenſtill; er griff nach ſeinem Meſſer an der Seite und ſtach es ihr tief in die offene Bruſt. Sepperl ſchlich langſam aus der Stube; er ſah's aber noch, wie das Blut emporſprang und das Weib aufs Bett zurückſtürzte.

Es hatte Niemand ein Wort geſprochen, aber Sepperl mußte wol ſpäter geſchwatzt haben, denn am andern Tage war die Geſchichte ruchbar. Elſi hatte bis ſpät in den Abend im

Pfarrhauſe auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging ſie heim, und da unten Alles finſter und ſtill war, dachte ſie, die Eltern ſchliefen ſchon, und ging hinauf in ihre Kammer, und ſchlief bis an den frühen Morgen. Im Hauſe ſelbſt ſchlief aber Niemand mit ihr als die todte Mutter.

Als Elſi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Meſſer mit ſeinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — — die Nachbarn erzählten ihr ſchonungslos, was ſie wußten, und was ſie nicht wußten.

Elſi war alt genug, ihr Unglück zu überſehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr ſagen will: den Geliebten, und was noch mehr iſt: die Liebe, und Alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verſtand zu verlieren. Elſi verlor ihn auch.

Aber wer nie geliebt hat in ſeinem Leben, iſt doch noch ſchlimmer dran.

Von Elſis Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müſſen. Elſi ſaß ſtill in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schooß, und ſang die alten glücklichen Lieder; ſie putzte ſich ſorgfältig, weil ſie glaubte, der Mangel an Schönheit ſei Schuld geweſen, daß ſie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Eſſen, und ſie aß mit großem Appetite, war ſtill und ſanft, und that Niemand etwas zu Leide.

Eines Abends ſaß ſie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbetts, in welchem jetzt Niemand ſchlief; denn ſie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrloſte Dach hereindrang. Sie ſummte leiſe ein altes Lied, da ging die Thür auf, und Elſi ſprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl“. Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war Sepperl, der von Wien deſertirt war; ſie ſchien ganz vernünftig zu ſein, ſo lange ſie mit ihm redete. Er ſtellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein anderer Ausweg übrig ſei, als aufs Gebirg zu fliehen, denn wenn man ſeiner habhaft würde, erſchöſſe man ihn. In dieſem Augenblicke ſei er halbtodt gehetzt, und bedürfe einer ſtärkenden Ruhe, im Gebirge ſei's noch kalt und rauh, Elſi ſolle ihn vierundzwanzig Stunden beherbergen.

Elſi nickte mit dem Kopfe, er verſchlang hungrig ein Stück Brot, das auf dem Fenſterbret lag, dann fiel er todtmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geſchehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf ſank bleiern auf ſeine Augen. Elſi ging, und riegelte die Thüre zu, dann legte ſie ſich angekleidet neben ihn aufs Bett, und ſchlief nicht, ſondern ſah den Schläfer an mit offenen Augen, obwol ſie wenig an ihm ſah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, ſah das Mädchen neben ſich halb aufgerichtet ſitzen, ſah ſeine Lagerſtätte, und fuhr entſetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elſi umklammerte ſeine Knie, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elſis Wahnſinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um ſich einzurichten für ſeinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin, und brachte Elſi das Frühſtück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elſi ſchob den kleinen Schieber am Fenſter auf, und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl iſt wieder da“, ſagte ſie.

Sepperl erſchrak des Todes in ſeinem Verſteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt, ſie vom Sepperl ſprechen zu hören, achtete nicht darauf, ſondern ging, ſich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum erſten Male der Gedanke von ihrem Irrſinn, aber wenn ſie ſich zu ihm wendete, ſprach ſie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der ſchlimmen Stube zu Muthe; er machte ſich indeß zu thun, ſuchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elſis Vater zuſammen, putzte das Gewehr, und machte ſich reiſefertig. Der Elſi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, ſeinen Namen zu nennen; als ſie aber kam, ſagte Elſi wiederum: Der Sepperl iſt da, ich darfs aber nicht ſagen.

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre ſchreckliche Lage; er ſah auch, daß ſie nichts that, und ſich wie eine Kranke von außen her ernähren ließ. Ihn verlangte angſtvoll nach dem Abende, er ſchmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück laſtete wie Verdammniß mit der niedrigen Stube auf ſeiner Bruſt.

Elſi war unterdeß lieb und zärtlich gegen ihn, und ſprach kein thöricht Wort.

Es ward Abend, und er machte ſich reiſefertig. Elſi that's auch. Er fragte. Sie wolle ihn bis ans Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abſchlagen wollte, weinte ſie bitterlich.

Sepperl ſuchte ſie zu beruhigen, und ſtreichelte ihr zum erſten Mal die Wangen, und küßte ſie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerſtrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und ſie preßte ihn küſſend und wieder küſſend, ſo heftig an ſich, daß es ihn ſchmerzte.

Er ſteckte ſo viel Brot, als im Hauſe zu finden war, in die Jagdtaſche, und ſie gingen; was er mit ihr beginnen ſollte, wußte er ſelbſt noch nicht.

Es war Abend. Sie ſchlüpften zwiſchen Häuſern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte, und kauerte ſich hinter einen Zaun. Als Elſi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, ſchon da, und fragten ſie, wohin ſie bei ſo ſpäter Zeit noch gehe.

„Ich geh' mit dem Sepperl auf die Berge, ſie wollen ihn todtſchießen.“

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren öſterreichiſche Militärs, die ihn verfolgten. Er huſchte ſo leiſe als möglich auf der Erde hin, und fiel in eine Grube, duckte ſich zuſammen und regte ſich nicht.

„Sie iſt nicht klug“, ſagte ein Tiroler, welcher dabei war, aber Elſi ſetzte hinzu: Hier hinter dem Zaune ſitzt er.

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte ſich der Grube. Sepperl ſpannte ſeinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer“.

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüſſe knallen hinten drein, man ſetzt ihm nach, nur der Tiroler und Elſi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elſi ruft ängſtlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Burſche und kannte alle Wege und Stege — erſt ein paar Jahre nach dieſem Vorfalle iſt ihm oben auf dem höchſten Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat ſehr mager und alt ausgeſehen, ſein Haar iſt grau geweſen, und auch ein langer Bart, der ihm unterdeß gewachſen. Er lebt nur von Gemſenfleiſch, und es ſollen noch mehrere ſolche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Conſcription entflohen ſind. Sie wagen ſich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement iſt unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersſchwach mit ſechzig Jahren herabgekrochen ſei, verhoffend, man habe ſein vergeſſen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben geſtraft. Wie bei den Türken und Perſern exiſtirt auch das Heimfallsrecht bei ſolchen Perſonen: jener Mann hat neunzigtauſend Gulden beſeſſen, welche dem Gouvernement verfallen ſind. —

Der Tiroler, welcher mir die Geſchichte mit Elſi und Sepperl erzählte, als er mich ſo betrübt und verwundert über ihren Anblick ſah, ſetzte hinzu, man wiſſe nicht, ob ſie mit dem Sepperl wol zuſammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felſen geſehen, und haſche begierig nach Zunder, Pulver und Blei, womit ſie wahrſcheinlich den Geliebten verſorge. Sie ſpreche übrigens kein Wort mehr, trockne ſich aber immer die trocknen Augen, wenn ſie hinauf nach den Bergen ſehe.

Der Tiroler erzählte mir Alles in ihrer Gegenwart, ſie hörte aber nichts, ſondern leuchtete uns ſchweigſam wie ein

Marmorbild über die ſchmalen Balken, welche man in die brauſenden Bergwaſſer geworfen hatte, um die Communication herzuſtellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verſchwand ſie plötzlich auf der Seite, wo die Felſen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu ſuchen.

25.

Innsbruck.

Als wir durch die Waſſer hindurch waren, kehrten wir in einem Wirthshauſe ein, um zur Nacht zu eſſen. Die Leute waren ſo ſtill geſchäftig, melancholiſch freundlich, wie man die Tiroler meiſt in ihrem Lande findet. Auf der Landſtraße und in der Fremde ſind ſie am meiſten geſprächſam und luſtig. Witz und Humor haben ſie niemals, dafür ſind ſie ein zu anfängliches Volk. Sie ſind zufrieden, und dieſe Zufriedenheit gewährt ihnen eine ruhige Laune, in welcher ſie die liebenswürdige Beſchränktheit niemals irr werden läßt.

Nur die Intelligenz macht unzufrieden.

Die Tiſche waren ſauber gedeckt, ein langes, ſanftes Mädchen, das immer roth wurde, wenn ſie Jemand von uns jungem Volk anredete, ſervirte uns ein ärmlich Eſſen. Die „Zeitung für Tirol und Vorarlberg“ lag auf dem Tiſche, ich freute mich, daß das kleine Land doch auch ſeine eigene Zeitung habe. Es war lauter Türkei darin, und der öſterreichiſche Beobachter machte franzöſiſche Blätter herunter, von denen die Tiroler nichts wußten. Die Juli-Revolution haben ſie durch Reiſende erfahren, aber immer noch früher als die Spanier, die doch näher an Frankreich wohnen, und erſt im Winter 1831 franzöſiſche Märchen hörten, weit, weit her, wie die Vorfälle von König Artus Tafelrunde.

Es ſaßen aber doch ein paar Tiroler im Winkel, die ſich von erſchrecklichen Dingen erzählten, welche drüben hinter den Bergen geſchehen ſein ſollten.

Vor der Thür fanden ſich Tiroler Muſiker ein, und begrüßten uns mit ſanften Tänzen. Dieſe Sitte hat etwas Gaſtfreundliches und Heimliches, ſie kamen auch nicht mit dem Notenblatte, um etwas zu haben, ſie ſpielten ihre Weiſen aus dem Kopfe, und als wir ihnen etwas ſchenkten, waren ſie dankbar und vergnügt wie die Kinder.

Tirol iſt überhaupt das Land der großen Kinder. —

Da ich den andern Morgen im Wagen erwachte, war das Thal breiter geworden, und die Sonne lag wie ein jungfräulicher Kuß darauf. Links öffnete ſich das Zillerthal, das ſich heimlich und traulich in die Berge hineinſchleicht. Bei der Umſpannung ſagte mir ein Tiroler, da drin im Zillerthale ſitze in einem einſam gelegenen Häuschen ein recht armes Mädchen, deren Schatz ſei vor mehreren Jahren ausgezogen mit ſeiner ſchönen Jodelſtimme, und das Mädchen wartete noch immer mit Schmerzen, daß er wiederkommen werde, und an jedem Morgen dächte ſie, heute ſei der rechte Tag, und ſehe ins Thal hinunter. Aber der rechte Tag ſei noch immer nicht da.

Als ich ihm ſagte, der Schatz möchte wol ein ander Mädchen und Unterkommen gefunden haben, und käme vielleicht gar nicht wieder, da ſchüttelte er lächelnd den Kopf, und ſagte: Das thut kein Tiroler, jeder Tiroler iſt treu.

Und wirklich ſind ſie das wiederum wie die Kinder, und wie ein anfänglich Volk, dem die Treue, auch die dümmſte, Religion iſt. Man erzählt unglaubliche Beiſpiele. Erſt vor Kurzem war ein Tiroler wieder gekommen, der draußen ein ſteinreicher Mann geworden war, und die ſchönſten Mädchen hätte heiraten können. Er war wiedergekommen, um ſeiner Gretli Wort zu halten, und als er die Gretli abgemagert, elend wiedergefunden, als ſie ihm auch gar nicht mehr gefallen hat, ſo iſt er doch ſeinem Verſprechen treu geblieben, und hat ſie geheirathet, und lebt jetzt recht freudlos mit ihr.

Iſt das nicht eine rührende, beſchränkte Treue? —

Immer breiter wurde das Thal, immer grüner und ſonniger, der Wagen rollte durch Hall, das über und über in Dampf gehüllt iſt von den Salzſiedereien. Auf breiter, glatter Heerſtraße, an welcher ſtrotzende Obſtbäume prahlten, tanzten die Pferde im luſtigen Sonnenſchein, ein bunter Tiroler nach dem andern kam vorüber, die Berge traten höflich, aber hoch und ſchön immer weiter zurück, immer herrlicher ward das weite Thalbecken, io Tirol! jauchzten wir alle, es war gar zu ſchön — Innsbruck lag vor unſern Augen.

Rings iſt Alles von den hohen Bergwänden geſchloſſen, nur zu den befreundeten Tirolern ſtehen die Thalwege offen, nach Deutſchland ſchützt die ſteile Martinswand mit ihren Genoſſen, nach Italien der ſtolze hohe Brenner, Raum zum Spielen und Springen iſt im breiten Thale genug — hier wollen wir Hütten bauen, riefen wir alle, von nirgends her kann eine Störniß dringen.

Ich weiß keine Stadt, in welcher deutſch geſprochen wird, welche meinem Auge, meinem Herzen ſo gleich einer Geliebten mit offenen Armen entgegengekommen wäre, als Innsbruck. Nur Wien brachte mir auf der Spinnerin am Kreuz noch mehr, noch raſchere Küſſe, aber ich wußte es ſchon, daß in Wien ſo viel Oeſterreicher wohnten, ich wußte es, daß es eine unkeuſche Stadt ſei.

Daß der Sonnenſchein wie blankes Gold zu Innsbruck auf allen Thürmen, allen Dächern lag, mochte wol auch viel dazu beitragen. Ich liebe den Sonnenſchein wie die Augen, ich ſuche ihn wie die Pflanze, ich bete ihn an wie ein Peruaner. Wenn es düſter und regneriſch wird, da mögen wol die Felſen um Innsbruck bedrohlich zuſammenrücken und traurige Demonſtrationen gegen die Stadt machen, und in der goldenen Sonne zu Innsbruck mag es ein wenig langweilig werden.

Aber ich frage nicht, wie wird das ſchöne Mädchen ausſehen, wenn es Runzeln hat! Ich ging mit einem wunderlichen Wohlbehagen unter den Arkaden der Stadt hin, wo man Verſteckens mit der Sonne ſpielen kann. Die Tiroler hatt' ich mir eigentlich nie eine bedeutende Stadt bildend denken können. Sie ſind auch hier meiſtens entartet, oder ſehen aus, als ob ſie nur zum Beſuche da ſeien. Der Tiroler gehört aufs Land, dort iſt er eine Notabilität. Es iſt merkwürdig, wie edel er auch in Lumpen ausſieht, das feierliche, edle Geſicht eines Tiroler Bettlers mit den ſtillen, regelmäßigen Zügen ſetzt Einen in Verlegenheit. Sie ſahen alle aus, wie hochgeborne Granden, die hinter den verborgenen Thälern einen Carneval aufführen mit grün und rothen Bändern.

Aber fein ſtolz auf Innsbruck gehen ſie umher, fein ſtolz auf ihre Hauptſtadt. Ich glaube, ſie ließen ſie während der ſechs Wochentage leer ſtehen, und kämen blos des Sonntags her, um die Kirchen zu beſuchen, auf den Straßen herum zu ſchlendern, auf der Innbrücke zu ſtehen, und die Tiroler Berge anzuſchauen — das thäten ſie, wenn die äußeren Landſtraßen nach Innsbruck plötzlich verſchüttet würden, und die Bewohner der Stadt nicht mehr beſtehen könnten. Sie haben ein Faible für Innsbruck. Bozen iſt viel bedeutender in Lage und Wohlhabenheit, die Blüthe Tirols rankt ſich da zuſammen, aber Innsbruck iſt die alte Jugendgeliebte, ſie hat ihre heißeſten Thränen, ihre beſſeren Thaten geſehen, es iſt ihr Heiligthum, das Mekka der Tiroler.

Da drüben, einen Büchſenſchuß von der Stadt, liegt der Berg Iſel, wo die Baiern wie die Spatzen erſchoſſen wurden, wo ſie ſich zuſchrieen: „Ein Hundsfott, der nicht ſeinen Mann trifft", wo ihre Stutzen an einem Vormittage fünfundſechzig Officiere niederwarfen, dieſe Innbrücke hat Hofer geheiligt. Hier kreuzte er ſeine Arme und ſtürzte durch den Kugelregen auf die Feinde, und rief: „Vorwärts Tiroler! St. Georg und mein Bart werden euch als Schild dienen".

In und um Innsbruck liegt die Quinteſſenz des Tiroler Ruhms, ſie lieben es wie die Juden Jeruſalem, wie die Römer Rom, wie die Franzoſen Paris. Wenn man einem Tiroler begegnet, ſo frägt er: Wo biſt du her, und haſt du Innsbruck geſehen?

Die Stadt zieht ſich mit ihren elfhundert Häuſern von Deutſchland nach Italien hin, und hat für mehr als zehntauſend Einwohner Platz. Eine lächerliche Merkwürdigkeit iſt das goldene Dach, deſſen Bedeutung ſchon der Beiname des Stifters bezeichnet. Friedrich mit der leeren Taſche hat es angelegt, und es iſt eine leere, putzige Renommage, ein kleines vorgebautes Dächlein von goldbelegten Ziegeln.

Auch der Gedanke ſolch einer goldenen Prahlerei iſt durchaus nicht tiroliſch. Der Tiroler erwirbt gern Geld, und er verſchleudert es auch nicht ſo ſchnell und leichtſinnig wie der habſüchtige Italiener, aber es hat ihm auch keinen ſo todten Werth wie dem geizigen Schweizer. Er liebt das Schmucke, er kauft viel, und giebt ohne Bedenken zwei Dritttheile ſeines Erwerbes für einen ſchönen Hoſenträger, ein feines Hemd und eine weiche Sammtjacke. Er iſt viel zu eitel und zu reinlich, um mehr als ordentlich zu ſein.

Eins aber beweiſt dies goldene Dach, das ſchon Jahrhunderte lang unangetaſtet liegt: die Ehrlichkeit der Tiroler. Es hat ſich noch Niemand an einem Ziegel vergriffen. Ich glaub' es gern, daß der Verſuch des Diebſtahls am Zuſammenhange der Maſſe und der ſonſtigen Beſchwerlichkeit ſcheitern würde, aber engliſche Induſtrieritter hätten gewiß ſchon hundert Verſuche gemacht. Ein Diebſtahl iſt in Tirol eine arge Seltenheit, und wenn einer vorfällt, ſo iſt der Dieb gewöhnlich aus Italien oder drüben aus Steiermark.

An Kirchen und Heiligenbildern fehlt es in Tirol, namentlich in Innsbruck nicht: der Tiroler iſt nicht nur fromm, er iſt noch wacker abergläubiſch. Es war kein geringer Grund zum Aufſtande, als die bairiſche Regierung die geiſtlichen

Komödien und Wallfahrten unterſagte, welche die Tiroler in großen Schaaren beſuchen. Jetzt iſt kaum ein Ländchen in Europa, wo der Katholizismus und die patriarchaliſche Hierarchie noch ſo üppig, warm und feiſt gediehen, als Tirol. Spanien und Portugal ſind ſkeptiſcher, und in Italien wuchert bekanntlich nur die Sinnlichkeit oder gar die Liederlichkeit des Katholizismus. Das iſt um ſo auffallender, da man von den vielen Wanderern aus Tirol, die mit Teppichen und dergleichen in Europa herumziehen, und dann zurückkehren, einen profanirenden Eindruck in der Heimat erwarten ſollte. Aber die Tiroler heulen mit den Wölfen, ſie hüllen ſich in Schafskleider, doch die Tiroler Stimme, die Tiroler Haut bleibt von allem Aeußeren unberührt. Sie ſind für kein Contagium empfänglich, auch die Cholera hat keiner mitgebracht. —

Nächſt Hofer iſt der Kaiſer Max eine Hauptperſon in Innsbruck. Er hat in [illegible] Hauptkirche ein eigenthümlich Denkmal. Hinter einem [illegible]engitter ſteht eine Art Sarkophag, auf welchem mit der größten Zierlichkeit in lauter kleinen Nürnberger Hautreliefs ſeine Schlachten abgebildet ſind. Es iſt ſehr bezeichnend, daß man ihn durch ſolche kleine charmante erhabene Sächelchen verherrlicht hat, dieſen letzten deutſchen ritterlichen Sanguiniker mit der braven Liebenswürdigkeit. Ein ſchnurriger Pendant zu ſeiner Geſchichte, deſſen Schalkhaftigkeit dadurch erhöht wird, daß es die Tiroler mit den niedlichen kleinen Schlachten ganz ernſthaft meinen. Dieſer brave, ein wenig beſchränkte, poetiſche Kaiſer Max, was unternahm er für gewaltig ritterliche Dinge, und hatte nie Glück, erreichte nie etwas, gewann nie Einfluß. Er war der ſchönſte deutſche Schauſpieler, der noch einmal die Romantik, das perſönliche Heldenthum ſpielen wollte zu einer Zeit, wo die antiromantiſche Vernunft erfunden wurde. Zu Innsbruck in der Kirche iſt ſein gar zu treues Denkmal.

Ein entarteter Tiroler, der mir die Martinswand wies, erzählte, eigentlich ſei's kein Engel geweſen, der ihn gerettet, ſondern ein Gemsjäger, und der Kaiſer Max habe ihn dafür geadelt, und ſeine Familie exiſtire noch. „Aber" — ſetzte er echt tiroliſch hinzu — „auf die Martinswand iſt noch kein Tiroler hinaufgekommen, und herunter erſt gar nicht." —

In unſerer Wirthsſtube gab's ſo viel Bilder von Hofer, als Couverts auf dem Tiſche. Aber der gute Kaiſer Franz hing einſam hinter dem Ofen, von Fliegen verunglimpft. Das iſt nicht bös gemeint, das Schickſal hat's ſo gefügt. Und Hofer hat den Leuten wirklich einen großen Gefallen gethan. Damals gewährte er ihnen eine Art Mittelpunkt, und das thut er heut noch. Für die beſten Gedanken brauchen die Völker Fleiſch und Blut, ſie müſſen ſie wie der Apoſtel Thomas mit Händen greifen können.

Dieſe Incarnation hat aber Deutſchland immer noch gefehlt. Wir haben gar keinen gemeinſchaftlichen Helden, und das iſt unſer Unglück. Blücher war ein Preuße, Carl der Große ein Franke, Luther ein Proteſtant, Heinrich der Finkler mußte die Wälder ausrotten, und hatte für die Menſchen keine Zeit, die Hohenſtauffen liebten nur Italien, Friedrich der Große nur Frankreich — wir hatten noch keinen Helden und haben keinen. Nur Klopſtock und die vaterländiſchen Myſtiker können am Strohfeuer von Worten warm werden, und ſich mit Hermann tröſten, mit Hermann und Thusnelda und mit Thusnelda und Hermann. Andern vernünftigen Leuten, die gern was Rechtſchaffenes lieben möchten, iſt das zu lange her, und es geht uns kein Landwehrmann ins Feuer, wenn wir ihm ſagen: Im Namen Hermanns und Thusneldens, Michel drauf! Was kümmert den Michel Hermann und Thusnelda!

Es iſt eine Schwäche, das Heldenthum der Perſonen und Namen; durchgebildete Völker entwachſen ihr, aber es iſt eine poetiſche Schwäche, wenn der Name wirklich auf eines Helden Stirn, auf der Stirn des tüchtigſten Mannes ſteht. Nur ein Volk, das keine andere Vereinigung hat, als den Namen und die Sprache, ein ſolch Volk muß einen Helden haben, bei deſſen

Namen ihm das Waſſer in die Augen ſchießt. Es iſt leider in Deutſchland zu viel Republik in Kunſt und Wiſſenſchaft: da giebt's ein immerwährendes Guillotiniren, links und rechts fliegen die Köpfe der Herrſcher, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und zu viel Republik unter den Notabilitäten aller Art. Bin ich nicht ſehr liebenswürdig, daß ich zu viel Republik finde?

Es iſt in Deutſchland zu wenig Außerordentliches, durch Größe Ueberwältigendes. Das Land hat ſein Heroenzeitalter überſprungen, es hat ſich zu früh etablirt, hat die Kinderkrankheiten des Heldenthums nicht durchgemacht, daher ſeine Armuth, ſein Siechthum.

Tirols Kinderkrankheit war der Aufſtand von 1809, und Andreas Hofer war ſein Arzt, Beichtvater und Todtengräber, das frühere Geſchlecht iſt freilich dabei zu Grund gegangen, aber in einer friſchen, ſchnellen Krankheit, die eine geſunde Trauer zurückläßt, und im Namen Andreas Hofer hat die neue Generation ein Bannerwort bekommen für alle Zeiten. Andreas Hofer iſt ein moderner Schutzpatron Tirols geworden, und er hängt nicht umſonſt in allen Wirthsſtuben.

26.

Andreas Hofer.

Durch Immermann's „Trauerſpiel in Tirol“ und ähnliche Bücher iſt es Mode geworden, den Hofer immer nur für eine große Puppe anzuſehen, welche die Pfaffen am Draht zogen. Er war eine Puppe, aber eine lebendige, er haßte nicht blos auf Geheiß, er haßte vom Herzen, und liebte vom Herzen. Und ſein Haß traf nicht blos, wie die Pfaffen wollten, die Franken und Baiern, ſein Haß traf auch den Adel, ſeine Liebe umfaßte nicht allein die unantaſtbare Kirche, ſie war eine demokratiſche. Und der ganze Aufſtand war nicht blos eine blutige Poſſe, zum Vergnügen des Hauſes Habsburg aufgeführt, er ſtammte wirklich von der Freiheit. Das Pfaffen- und Habsburgthum haben ſeinen Glanz getrübt, aber ſein Element nicht verändert. Die „rothen Hoſen“ des öſterreichiſchen Kaiſers haben allerdings ihre Rolle dabei geſpielt, aber ſie waren nicht das Motiv des Stückes.

Es war eine verwickelte Geſchichte um den Preßburger Frieden und um die Urſachen, daß in der Nacht des 10. April 1809 der Aufſtand losbrach in Tirol, ich habe hier auf der Reiſe nicht Zeit genug, ſie ausführlich zu erzählen. Oeſterreich hat viele ſeiner kleinen Klugheiten dabei entwickelt, die ſeinem Verſtande immer Ehre machen werden. Ohne viele Umſtände gab es Napoleon Tirol in den Kauf, als er es verlangte, man kannte zu Wien das ehrliche, offene Tirolerherz auf und nieder, und trat die Provinz viel leichter ab, als jede andere. Mit dem Paragraphen dieſer Abtretung ward dem Napoleon der Uriasbrief eingeſiegelt in die Friedensdepeſche; das wußte man. Es war eine vergiftete Hoſtie, die den Frieden weihte.

Oeſterreich behandelt nämlich ſeine Provinzen immer wie die Kinder, denen man in kleinen Ungezogenheiten den Willen läßt, damit ſie nur ſonſt artig bleiben. In Tirol wohnten die kleinſten Kinder, denen man all die garſtigen Angewöhnungen von Nationalität, Privilegien, Selbſtbeſteuerung und dergleichen durch die Finger geſehen hatte. So waren die Tiroler meiſt guter Laune gegen Wien.

Napoleon aber und das damalige bairiſche Gouvernement, welchem Tirol zugefallen war, verfuhr mit der neuen Provinz wie mit einem erwachſenen Menſchen, welcher Härten und Uebelſtände zu überſehen vermag gegen allgemeine, weitausſehende Vortheile, gegen moderne Verbeſſerung. Das erzeugte das lebhafteſte Mißbehagen gegen die neue Herrſchaft. Der Tiroler ſieht von einem ſchmalen Thale bis zum andern, ſeine Pupille gewöhnt ſich nicht ohne Schmerz plötzlich an weite, breite

Weltreformen. Dieſe total falſche Behandlung war der erſte Grund zum Aufſtande.

Tirol iſt fromm, man taſtete ſeine Kirchen und Prieſter an. Die Prieſter ſchrieen „Anathema!“ Tirol iſt nicht blos fromm, es iſt abergläubiſch — die Prieſter legten einen breiten zweiten Grund zum Aufſtande.

Tirol iſt arm; man verlangte höhere Steuern von ihm, das war ein dritter Grund. Aber das waren Alles nur Dinge für Einen, der durchaus Gründe haben wollte. Die Hauptſache waren lauter Empfindungen, für welche ſie keine Worte hatten. Das Tirolerthum war bedroht. Jede Aenderung, jedes Neue iſt einem ſtabilen Volke wie dieſes ein Gräuel. Sie ahnten es, daß am Ende auch ihre Hoſenträger, ihre grünen Hüte, ihre bunten Bänder bedroht würden, ſie ahnten es, daß man ihnen am Ende gar den Stutzen nehmen könnte. Und Alles geſchah, ohne daß ſie gefragt wurden — die ganze Freiheit mit all den Freuden, Rechten und Ungezogenheiten, welche in dieſem Worte liegen, war gefährdet. Das lag dem Dümmſten vor Augen, wenn er nicht mehr thun und laſſen durfte, was früher.

Und um die Freiheit handelte ſich's wirklich in dieſem Aufſtande, wenn ſie auch einen andern Rock trug als gewöhnlich, wenn ſie auch verdächtigt wurde durch das Zulächeln Oeſterreichs.

Die Tiroler ſagten untereinander, ſie wollten dieſe Wirthſchaft nicht leiden, und gingen ſtill zu Rathe, wie das zu ändern ſei. Nun wohnte auf dem Sande zu Paſſeyer ein großer, gewaltiger Gaſtwirth, der war in ganz Tirol bekannt wegen ſeines enormen Appetits, ſeiner herkuliſchen Leibeslänge und wegen ſeines erſchrecklich großen, ſchwarzen Bartes. Dieſer Mann aß und trank mehr, als jeder andere Tiroler, führte ein entſchloſſen Regiment im Hauſe, und auch die Weiber hatten ihm gar nichts an. Man wußte zum Beiſpiel, daß ſein Weib den großen Bart nicht leiden konnte, und daß er ihn nur wachſen ließ, um aller Welt und ſeiner Frau zu zeigen, daß er Herr im Hauſe ſei.

Bei dieſem Manne, der von der Natur zu einem Anführer beſtimmt ſchien, verſammelten ſich die unzufriedenen Tiroler, und ſchworen, ſie wollten halten zu Tirol, ja, ſie verſchworen ſich gegen die Franken und Baiern auf Leben und Tod, und tranken dazu Botzener Wein beim Sandwirth zu Paſſeyer, und der Sandwirth trank mehr, als alle.

Dieſer Sandwirth mit dem großen Appetite, großem Leibe und großem Barte iſt aber Andreas Hofer.

Noch ehe ſie mit einander einig waren, daß man zum Stutz greifen müſſe, war Hofer mit einigen Verſchwornen hinabgeſtiegen nach Grätz, um mit Oeſterreich zu unterhandeln. Der Erzherzog Johann nämlich war der Naturforſchung wegen bereits längere Zeit in den Kärntner Gebirgen umhergezogen, um für die Tiroler Natur raſch bei der Hand zu ſein. Er empfing den langen und breiten Andreas auf das Vortrefflichſte, und als ihm Hofer ſagte, ſie wollten losſchießen in Tirol, wenn nur Oeſterreich hinterdrein ſchießen wollte, da klopfte ihn der Erzherzog auf die Achſel, und verſicherte ihn, die Sache ſei ganz in der Ordnung.

Dieſer Moment der letzten Zeit iſt ſo überaus intereſſant, weil Oeſterreich eine Revolution angeſtiftet. Wenn ich den Namen Oeſterreich höre, ſo denke ich an Olmütz und Munkatſch, wo Lafayette und Ypſilanti, zwei Freiheitshelden, geſchmachtet haben, ich denke an den „Oeſterreichiſchen Beobachter“, an Mehlſpeiſen, an das leere Lächeln eines ganzen Volks, das man verwahrloſt hat, ich denke an die friedliche Hofburg in Wien, an Wiener Walzer, an den Staberl, an die langen ungariſchen Grenadiere; aber das Wort Revolution fällt mir nicht ein. Ich ſehe die im Kerker zerſtörten Wangen, die zertrümmerte Bruſt Ypſilanti's zum letzten Male ſchmerzhaft Athem holen, und die gequälte Seele aushauchen, aber an eine Revolution denk ich nicht.

Und dort, dort zu Grätz unterhandelte der öſterreichiſche Erzherzog mit einem Gaſtwirth aus Tirol um eine Revolution, er ſchloß den Contract ab, und Hofer ging zurück guten Muths, und trank eine Flaſche Botzener mehr, lud ſeinen Stutzen, und die Geſchichte ging los.

O Oeſterreich, Oeſterreich, haſt du keine nächtlichen Erſcheinungen, wenn du gegen die Freiheit agirſt, ſiehſt du ſie nicht, die ſchönen, wohlgebildeten Tiroler Leiber, die blutbefleckt, von Kugeln zerriſſen, in den Schluchten lagen, oder die der grüne Inn herabſchwemmte bis in die Donau?! Fällt dir's nicht manchmal ein, daß ums Jahr Neun zuweilen bunte durchſchoſſene Bänder an den Wiener Baſtionen auf der Donau vorbeiſchwammen hinab nach Ungarn, und daß die Leute ſagten, die Bänder kämen aus Tirol herab, und dort gäb's viel Unglück.

Nein, ſolche Dinge fallen dir nicht ein, und ich lobe dich drum, du haſt Recht, es wäre eine Sentimentalität, um derentwillen ich dich auslachen würde. Ein abſoluter Staat muß kein Gewiſſen haben, ſein Vortheil iſt ſein Geſetz. Daß Oeſterreich Tirol aufreizen und dann im Todesunglück verlaſſen konnte, das iſt ein Beweis ſeiner abſoluten Größe. Ich weiß, daß Kaiſer Franz bittere Thränen um ſeine armen, braven Tiroler geweint haben mag, ich ſeh' ihn mit ſeinem quälenden Weh in der Hofburg umhereilen, und die Hände ringen um die armen Tiroler, die man zuſammenſchoß, aber Oeſterreich iſt mehr als Kaiſer Franz; die Götter vermochten nichts gegen das Fatum.

Unter ſolchen Umſtänden iſt der Tiroler Aufſtand ewig merkwürdig.

Und der Sandwirth von Paſſeyer ſagte zu ſeinen Brüdern: Es iſt alles richtig, man wird uns helfen. Geht hinab, und ordnet Alles an. Die Zahl der Verſchwornen war aber angewachſen bis auf Sechshundert, und dieſe Sechshundert bewahrten das Geheimniß mehrere Monate. Das können nur Tiroler, die alle daſſelbe wollen.

Am neunten April waren die Bäche, welche von den Bergen kommen, mit Sägſpänen bedeckt, und auf dem Inn ſchwammen

Breter und Balken mit Fähnchen bepflanzt ins Thal hinab, um den tiefer Wohnenden anzuzeigen, daß man im Gebirge fertig ſei. Und in der Nacht zum zehnten April blitzten auf den Bergſpitzen Fackeln in die Höhe, in den Dörfern antworteten große Feuer, die Sturmglocken dröhnten, Alles, was eine Waffe führen konnte, griff darnach, und durch die dunkle Nacht ſtrichen die langen Geſtalten dahin nach den Sammelplätzen ſtill und verſchwiegen; nur die Prieſter, das Crucifix in der Hand, predigten. Als die Sonne kam, brachen ſie herab auf die fremden Truppen wie die zerſchmetternden Bergwaſſer, „zerreißt die Schurken mit den Zähnen“, ſchrie der lange aus dem dunkeln Haufen ragende Hofer, und wie eine ſicilianiſche Veſper brauſte die Tiroler Rache durch die Thäler, die Stutzen knallten, die Tiroler johlten mit tödtlicher Stimme, die Getroffenen ſchrieen nur einmal gellend, die Berge rauchten, der Inn blutete — binnen wenig Tagen war Tirol geſäubert.

Das war die Frühjahrsarbeit der Tiroler Landleute, denn kein Edelmann hatte ſich ſehen laſſen, auch die Städter hatten nur voll Theilnahme zugeſchaut — die Urbewohner, die der harten Muttererde am nächſten, hatten allein den̄ Boden gereinigt. Es war eine legitimirte Bauern Revolution.

Nun ſchickte Oeſterreich ein jämmerlich Häuflein Truppen, das langſam die Ferſen hob, und ſich nach dem Rückzuge umſah. Die Tiroler meinten, ſie würden abgelöſt, und gingen heim, der Adel ward nach Baiern zuſammenberufen, von Wien kamen ein paar magere Worte, und Hofer warf ſich weinend wie ein Kind an die Erde — er überſah mit der Wuth eines getäuſchten Demokraten das ganze Elend, er fluchte den unnützen Junkern, er fluchte dem trügeriſchen Wien. „Gulden, Gewehre, Lebensmittel, Kanonen brauchen wir, und da wollen ſie uns mit Worten abſpeiſen“, rief er zähneknirſchend.

Armer Hofer!

Unterdeſſen hatte Napoleon die verworrene mörderiſche Schlacht bei Wagram geſchlagen, über Salzburg herein ergoſſen ſich die Franzoſenheere, und Lefèvre, der Herzog von Danzig, drang gegen Tirol.

Die Baiern ſaßen wieder in Innsbruck. Das ertrug Hofer nicht, er kam wieder herunter von den Bergen, der Krieg begann von Neuem und mit noch größerer Wuth. Liſtig zogen ſich die Bergbewohner in die Schluchten zurück und verlockten da hinein die Feinde, in die Klüfte des Brenner. Dort hatten die Tiroler Felsblöcke und halbe Berge beweglich gemacht, und ſtürzten ſie zerſchmetternd auf die Feinde. Das gab eine Niederlage im drückendſten Sinne des Wortes.

Hofer nahm von Neuem Innsbruck und ward Dictator von Tirol. „Ihr könnt als Baiern nicht leben, auf denn, ſeid Tiroler bis in den Tod!“ rief Andreas mit lauter Stimme zu Innsbruck.

Bis in den Tod — Oeſterreich ſchloß den Wiener Frieden und trat Tirol wiederum an Baiern ab — wer den Krieg noch fortſetzte, war ein Rebell, der erſchoſſen wurde. Und Hofer wollte ſterben als freier Tiroler, und ſetzte trotz allgemeiner Entmuthigung den Krieg fort.

Von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht ward er getrieben, es wurden der Stutzen immer weniger um ihn, die Feinde umarmend, wenn kein Ausweg mehr übrig blieb, ſtürzten ſich die Tiroler in die Abgründe, der langbärtige König von Tirol mußte ſein Schwert niederlegen, das Stück war zu Ende.

Da ſtieg der unglückliche, zermalmte Hofer auf einen der höchſten Berge, wo kaum ein menſchlicher Fuß hindringen konnte. Hier legte er ſich todtmüde in eine Höhle, in welcher neun Monat des Jahres der Schnee nicht ſchmolz, und hungerte und betete und fror und ängſtigte ſich für ſein Vaterland. Nur ſein Weib kam zu ihm, und brachte ihm einige Nahrung, er ſah nichts als den hellen, kalten Himmel über ſich und die wüſten Berge unter ſich. Er war ein ausgeſtoßener, geächteter Mann, der König von Tirol.

Da kam eines Tages ſein Weib und ſagte ihm, ſein Aufenthalt ſei entdeckt, er möge weiter flüchten. Aber Hofer antwortete: Ich will doch ſehen, ob mich ein Tiroler verräth. Sie bat ihn auch von Neuem, den langen Bart abzuſchneiden, aber er liebte ſeinen Bart, er wußte es, daß dieſer ſchwarze Bart welthiſtoriſch geworden ſei, und erklärte: Mein Bart fällt nur mit mir.

So kam der 8. Januar des Jahres 1810 heran, Hofer arbeitete eben, den vielen Schnee zu beſeitigen, der ihn zu verſchütten drohte — da ſah er ringsum blanke Gewehre blitzen, er war umſtellt, die Franzoſen rückten heran. Raſch griff er nach ſeinem Stutzen; aber das Unnütze eines Widerſtandes einſehend, legte er die Waffe ab, und trat ſtolz wie ein Bergkönig vor ſeine Hütte und rief: Ich bin Hofer, ſchießt Franzoſen, ſchießt ſchnell, nur ſchont mein Weib und meine Kinder.

Aber ſie legten ihn in Ketten, und führten ihn hinab gen Botzen. Von da ſollte er eines Morgens weiter hinuntergeführt werden in die Feſtung Mantua. Er mußte Abſchied nehmen von Weib und Kind, die ihn nicht verlaſſen wollten. Es war ein ſchlimmer Morgen für Andreas. Sein Bube zerrte an dem lichtgrünen Jägerrocke des Vaters, und klammerte ſich an die braunen hohen Kamaſchen des Schützen, ſein Weib lag ihm an der Bruſt und weinte die ſtürzenden Thränen eines Todesabſchieds. Andreas Hofer ſegnete ſie, rückte den breiträndrigen Hut mit dem bekannten braunen Federſtutz tief in die Augen, ſtieg auf den Wagen und fuhr bergab durch Wälſch-Tirol in die lombardiſche Ebene nach Mantua.

Er ward als Rebell vor ein Kriegsgericht geſtellt. Das iſt ein tödtlich Wort.

Die Franzoſen behandelten ihn wie einen Helden mit Hochachtung; er war ein furchtbarer aber ein menſchlicher Feind geweſen, nie hatte er beſiegten Feinden ein Haar krümmen laſſen. Der Advocat Baſſicot vertheidigte ihn mit Feuer und Geſchick, der Tag des Urtheils war da, man erwartete ſeine Freiſprechung.

Da flog raſch wie das Unglück ein telegraphiſcher Todesbefehl nach dem Thurme von Mantua.

Um zehn Uhr des Morgens hörte er den Generalmarſch. „Das iſt mein letzter Gang!“ ſprach er, „Iſrael zu deinen Zelten!“

Es war ein herzzerreißender Anblick, als er am Molina-Thor vorüberkam, und die Tiroler Gefangenen an den Gittern ihn erblickten. Laut heulten ſie auf in krampfhaftem Schmerze. Ihr Vater Hofer, der Mann Gottes, der Alles mit einem Bibelſpruch begann, den ſie verehrten wie einen Engel, Sanctus Andreas Hofer ſollte wie ein Verbrecher erſchoſſen werden. Sie fielen alle auf die Knie und beteten, und die Thränen liefen ſtromweis über ihre Backen.

Andere Tiroler, die frei herumgingen, lärmten toſend und racheluſtig, aber Hofer beſchwichtigte ſie, gab ihnen einige hundert Gulden, die er noch beſaß, ſeine Doſe und einen Roſenkranz von Werth und ſprach: Tirol ſtirbt nicht mit mir.

So kam er auf die Baſtion von Ceſena. Da ſah er noch einmal nach ſeinen heimatlichen Bergen, dort oben nach jenen Adlern, mit denen er auf den Eisforſten ſo lange gehauſt hatte, und er breitete zum letzten Male ſeine Arme aus nach Tirol, der große, gewaltige, wehrloſe Mann, ein Mann des Todes.

Er wies den Tambour zurück, der ihm die Augen verbinden wollte, und als man ihm niederzuknieen befahl, rief er zum letzten Male trotzig: „Nimmermehr! Ich habe ſtets aufrecht vor Gott geſtanden, und ſo will ich die Seele zurückgeben, die ich ihm verdanke“.

„Fehlt nicht“, ſagte er noch zu einem Soldaten, warf ihm einige Geldſtücke hin, und commandirte mit feſter Stimme: „Feuer!“

Die Büchſen blitzten auf, die Schüſſe knallten, Hofer war ſchlecht getroffen, ſtürzte auf die Seite, und wollte ſich wieder aufrichten, da rettete ihn ein Gnadenſchuß.

Das geſchah auf der Baſtion Ceſena in Mantua, welches jetzt wieder eine öſterreichiſche Feſtung iſt, an **Andreas** Hofer, der die Waffen erhoben hatte für ſein Vaterland zu Gunſten Oeſterreichs, das geſchah Angeſichts der Berge von Tirol unter Gottes freiem Himmel.

Andreas Hofer war noch nicht vierundvierzig Jahr, und die franzöſiſchen Grenadiere trugen ihn feierlich wie einen Stabsofficier in einem großen, großen Sarge zu Grabe, denn man hatte nur gehorcht, indem man ihn erſchoß.

Oeſterreich hat ſpäter ſeinen Sohn geadelt, ihn zu einem Junker gemacht, weil ſein Vater die Junker verwünſcht hatte bis in den Abgrund der Erde. In der Kirche zu Innsbruck liegt ſein Denkſtein bäuerlich an der Seite, und man muß mit Füßen darauf treten. Jetzt erſt im Jahre 1834 laſſen ihm die Tiroler Stände ein Denkmal ſetzen.

Aber in allen Hütten Tirols findet man den fabelhaft groß und ſtarken Mann mit dem fahlgrünen Rocke, dem dunkelbraunen Federbuſch auf dem breiten Hute und mit dem langen Hohenprieſterbarte, den Piſtolen im Gürtel, dem langen Schwerte an der Seite, dem Stutzen an der Hand, da findet man Andreas Hofer, den Tell der Tiroler.

27.

Der Brenner.

Ich hatte mir nun ſo ſicher eingebildet, in Innsbruck, in dieſem ſonnigen Tiroler Thale wohne das Glück. Ach es war wieder nichts. Ich glaube, das Glück iſt blos ein Gedanke. Und weiter, wieder weiter ging's; die Tiroler ſind gut, brav, lieb, und ihre Treuherzigkeit iſt keine Coquetterie, und iſt auch in der Fremde nicht affectirt, wie ich immer geglaubt hatte, aber langweilig ſind ſie ſehr. Man müßte geradezu ein Handwerk erlernen, wenn man lange in Innsbruck bleiben wollte.

Ich ging recht traurig hinaus zum ſüdlichen Thore auf den Iſel zu, und nahm recht traurig Abſchied von meinem lieben langweiligen Innsbruck. Es war mir, als ich mich wendete, und noch einmal über die ſonnenhelle Stadt ſah — die Thurmknöpfe funkelten, die Bergwände rauchten — als ſähe ich zum letzten Male über das glatte, blühende Antlitz einer einfachen Dirne, die ich oftmals geküßt, die ich zu lieben geglaubt hatte, bis ich erfuhr, daß ſie nicht leſen und ſchreiben konnte und langweilig war. Ade Innsbruck, du hübſches beſchränktes Innsbruck.

Auf dem Iſel, einem ſanft ſich nach dem Süden lehnenden Berge, ſetzte ich mich —, und träumte noch einmal die Tiroler Schlacht, ſah nach Schloß Ambras hinüber, wo Wallenſtein Page geweſen, und einſt hoch vom Fenſter hinabgefallen iſt. Wer ein großer Mann werden ſoll, bricht in der Jugend nicht den Hals.

Immer bergauf, bergauf ging es jetzt, über den Schömberg nach dem Brenner — wie ferne Gedanken lagen bald Deutſchland und Tirol unter uns — ich hatte einmal in meiner Jugend einen Gedanken, aber ich weiß ihn nicht mehr. Juchhe! drüben hinter dem Berge kommen ganz neue Menſchen, die verſtehen kein Wort deutſch, und ihre Väter waren die alten Römer, und rings um ſie findet man lauter Naturmerkwürdigkeiten, z. B. Cypreſſen, Pommeranzen, die im Freien wachſen, einen Papſt und ganz rothe Cardinäle, höllenſchwarze Weiberaugen und Kirchen von allen Sorten. Juchhe! hinter jenem Berge, dem fatal hohen Brenner ſteckt Italien — juchhe! — —

Ich ſchämte mich über den Spectakel, den ich da oben auf dem ſtillen Berge machte. Es war Alles todtenruhig um mich her. Hier gähnte eine ſchwarze Schlucht, der kein Auge auf den Grund ſah, dort hob ſich eine magere kleine Hochebene, und der fromme Wahn hatte ein Kirchlein darauf gebaut, das ſtand einſam und verlaſſen wie eine abgeſtorbene Religion. Vielleicht hatte

Hofer einmal dort gebetet, wenn die Sonne unterging da in der Tiefe über dem Innthale.

Auf ſolchen hohen, ſchweigſamen Bergen lernt man beten, da iſt man dem Herrgott wirklich näher, und hofft, er werde ein paar Worte hören, die man ſpricht. Ich hab's von Jugend auf für ein unbilliges Verlangen gehalten, daß er ſich in all die kleinen, niedrigen Kammern begeben ſoll, um all die verworrenen Wünſche anzuhören, namentlich, da ſo viel Leute im Winter unter die Bettdecke kriechen, und ihm dort ihren Jammer vormurmeln.

Auf ſolch einem hohen ſtillen Berge, da ſpürt man's, daß die Naturkräfte ganz in der Nähe ſind, und immer attent, denn jede Verſäumniß iſt hier lebensgefährlich. Wenn ſolch ein Berg einmal unbedachtſam einſchläft, und im Schlafe Schwalben ſchießt mit dem Kopfe, und gelegentlich das Uebergewicht verliert, ſo fällt er bis über Innsbruck nach Deutſchland hinunter, ſchlägt ſich und andern Leuten Arm und Beine entzwei, macht nichts als Unglück, und die ganze Weltgeſchichte wird aufgehalten.

Auf der Reiſe bin ich nämlich immer der Meinung, die Erde mache eben ſo ihren Vervollkommnungs-Curſus wie die Menſchen durch die Jahrhunderte. Wenn ſie einſt ganz cultivirt ſein wird bis auf die Spitzen des Himalaya und der Anden, dann iſt ihre Lehrzeit überſtanden, und ſie kommt auch in den Himmel. Dort giebt ihr der Herrgott eine eigene, ſehr ſchöne Wohnung, da hören die Naturgeſetze auf, es muß nicht regnen, wenn Wolken kommen, es muß nicht kalt werden, wenn die Winterszeit da iſt, ſie kann machen, was ſie will, ſie kann faullenzen, lauter Borsdorfer Aepfel wachſen laſſen — kurz, ſie kann ein Schlaraffenleben führen. Und da beſuchen wir ſie manchmal, und ſie erzählt uns lauter Geſchichten, die hier Niemand geſehen hat als ſie, nicht einmal die Sonne. Da werden wir einmal Neuigkeiten hören, und Novellen ſchreiben können! Darum behandle ich aber auch immer den Erdboden mit vielem Reſpect, denn er hat ein Gedächtniß wie wir.

Auf der äußerſten Höhe des Berges, welche die Straße erreicht, iſt noch eine einſame Poſtſtation. Dort aß ich ein Stück Brot und trank ein Glas Waſſer; das war meine letzte deutſche Handlung. Es wurde dunkel, ich ſetzte mich in den Wagen, und machte die Augen zu. Ade Deutſchland! Es ging bergab nach dem Süden, den Weg hinunter, welchen die Teutonen und Ambronen damals gemacht haben ſollen. Ich kann das indeß nicht verbürgen, es iſt nur eine dunkle Erinnerung von der klöſterlichen Schulzeit, in welcher ich immer jämmerlich hungerte. Die Teutonen und Ambronen trugen Wildſchuren von Bären und Wolfsfellen; das iſt die beſte Erfindung, welche ſie gemacht haben. — — — So ging das immer weiter in meinem Kopfe, bis ich plötzlich erwachte, und inne ward, daß ich recht gut geſchlafen hatte. Wie lange das geſchehen war und was ich verſchlafen hatte, war nicht zu ermitteln. Der Wagen hielt, ich ſtieg aus, es war ſehr dunkel, die Pferde wurden gewechſelt, kein Menſch ſprach, ein ſanfter liebenswürdiger Regen träufelte vom Himmel, die Luft war warm wie Mädchenathem, vom Berge ſah ich nichts, als zweifelhafte groteske Umriſſe — es war ſehr wunderlich, aber ſehr hübſch.

Das war in der Nacht auf dem Brenner — als der Wagen mit mir weiter rollte, da brach all die ſchleſiſche Sehnſucht auf in meinem Herzen, welche ſeit Breslau ſtill gelegen hatte, jene ſüße ſpaniſche Sehnſucht nach den weißen Armen der mauriſchen Mädchen und ihren eindringlichen, durchbrennenden ſchwarzen Augen, die aus Arabien ſtammen. Ich freute mich herzinnig, daß es ſchon bergab ginge von den Pyrenäen, hinein in das dunkelbeſonnte Land, „und wenn die Morgenſonne kommt“, ſagte ich ſehr vergnügt zu meiner Nachbarin, „da fahren wir durch's Thal von Ronceval, wo der Roland gefallen iſt, und da ſingen wir Romanzen von Rolands Horn, von der getreuen Olifante. Kennen Sie die Geſchichte von der Olifante?“

Das Mädchen, ein niedlich Bürgerkind aus Botzen, die bei der Muhme in Schwatz geweſen war, das gute Kind mit dem milchrothen Geſichte verſtand gewiß nur meinen ſpaniſchen Händedruck, womit ich ihr die Halbinſel demonſtrirte: ſie war ſchläfrig, und liſpelte: „Nein, die Olifante kenne ſie nicht; ich möchte es nicht übel nehmen“.

Nun ſehen Sie, meine Liebe, hub ich an, ſelbiger Roland war von Jugend auf ein Wunderkind, und die Olifante war ein ſchönes Horn, womit er ſeine Krieger zuſammenblies, denn er war ein gefährlicher Kriegsheld der Roland. Als er nun auch einmal in den ſpaniſchen Krieg zog, da ward er im Thale Ronceval von den Feinden eingeſperrt und überfallen, und da ging es ihm ſehr ſchlecht, die beſten ſeiner Leute wurden todtgeſchlagen. Als dies Roland ſah, hielt er einen Augenblick inne mit ſeinem Schwert, und ſtieß in ſein Horn Olifante, daß der Ton weithin ſchallte durch die Pyrenäen, um die Seinigen zuſammenzurufen.

Zu der ſelbigen Zeit, es war nämlich um die heiße Mittagsſtunde, wo Roland ſo in Noth war, ſaß der Kaiſer Carl in ſeinem kühlen Saale zu Aachen, wol an viele hundert Meilen weit vom Thale Ronceval mit ſeinen Rittern bei der Tafel, und trank Rheinwein und war guter Dinge. Und ſehen Sie, als Roland in der Mittagshitze bei Ronceval in ſein Horn ſtößt, da fährt Kaiſer Carl zu Aachen in die Höhe, fragt, was iſt das? und wird ſehr ernſthaft — denn Carl und Roland, der alte und der junge Held liebten einander ſehr. Die Ritter aber ſagen, es ſei nichts geweſen, und er ſetzt ſich langſam wieder hin.

Unterdeß wird's zu Ronceval immer heißer, Rolands Schwert wird immer kürzer, ſein Häuflein immer kleiner, und blut- und ſchweißtriefend bläſt er zum zweiten Male einen tiefen ſehnſüchtigen Ton in ſeine Olifante. Da ſpringt klirrend zum zweiten Male Kaiſer Carl zu Aachen in der kühlen Halle auf, er ſieht ängſtlich dem Tone nach, wie er an den hohen Bogen des Saales und den bunten Fenſtern hinläuft, und ruft viel ſtärker, als das erſte Mal: Ihr Freunde, was war das?

Die Freunde aber ſahen lächelnd einander an, und ihre großen Humpen und des Kaiſers größten, und ſagten: Herr Kaiſer Carl, es war nichts.

Kaum hat ſich der Kaiſer aber wieder niedergelaſſen, da fällt der ſtarke Roland im Thale Ronceval unter den letzten Streichen, und ſterbend haucht er den letzten Athem in ſeine Olifante, und die Fenſter zittern in der Halle zu Aachen, es ſpringt Kaiſer Carl in die Höhe, und ruft mit entſetzlicher Stimme:

Um Gott, das iſt des Rolands Ton,
Mein Roland ruft in Spanien. — —

Und der Kaiſer und all die Ritter zogen die langen Schwerter und riefen nach den Pferden; es war aber zu ſpät. — — —

Als ich erwachte, lag das liebe Mädchen aus Botzen, die in Schwatz bei der Muhme geweſen war, mit dem geneigten Köpfchen an meiner Bruſt, und ſchlief ſanft mit ihren glühenden rothen Wangen. Meine Hand ruhte feſt in der ihrigen, und die ihrige zuckte manchmal leiſe; wer weiß von welchem Roland ſie träumte.

Der Weg ging durch breite Schluchten, unten aus Italien kam grau wallend der Morgen herauf, ich ſah das Thal von Ronceval vor mir, ſogar die alten Befeſtigungen Carls des Großen auf beiden Seiten des Paſſes waren noch ſichtbar. Es iſt doch ſchön, daß du nach Spanien fährſt — dachte ich — Das Land iſt noch ſo friſch, unberührt, eine blanke, jungfräuliche Reiſejungfrau, nicht jeder alte Profeſſor hat daran herumgetaſtet, wie bei Italien, und ſeine Noten geſchrieben, und ſeine widrigen Liebkoſungen genäſelt. O Hiſpania, ich liebe dich, wie das nie geſehene Bild jener Geliebten, welche ich noch nicht gefunden habe, bei deren Anblick meine Seele ſchmelzen wird in Glückſeligkeit, die ich todt küſſen werde, wenn ich ſie finde, die mich lieben muß, weil ich ſie überwältige durch Liebe. Wenn ich ſie nicht finde, dann werde ich ein großer Dichter; hoffentlich aber werd' ich glücklich, und dabei werd' ich mich beſſer befinden. Auch wenn ich ein Maler wäre, ich könnte das Bild nicht malen, denn es liegt verſchleiert in meiner Seele, und in den beſten Stunden ſeh' ich ſeine Augen, und dann möcht' ich weinen vor Entzücken.

O, Hiſpania, zu Fuße werd' ich dich durchwandern und ſehr glücklich ſein. — —

Ach, es war Brixen und nicht Ronceval, das vor uns lag, und ich hatte gefaſelt. Man iſt recht undankbar: wenn ſich die Arme einer ſchönen Witwe öffnen, bedauert man, daß es nicht die Arme einer Jungfrau ſind. Wie mancher meiner Schulkameraden hätte vor Entzücken den Horaz declamirt, den rhetoriſchen Gourmand, den die Profeſſoren immer einen Dichter nennen, wie mancher wäre auf einem Beine herumgeſprungen, wenn ſein Wagen ſo hinabgerollt wäre in die alte Lombardei.

Ich ſchlug mir Hiſpanien aus dem Sinn, und freute mich auch, meine Schläferin erwachte, und ſchämte ſich troz meiner Verſicherung, daß das nicht nöthig ſei. Ein Officier aus Mailand erklärte mir die Befeſtigungen des Paſſes. Sie rühren nicht von Carl dem Großen her, dem deutſchen Kaiſer, ſondern von Franz dem Erſten, dem Kaiſer von Oeſterreich. Man baut ein „Zwing-Tirol", und ſperrt den Zugang zum Süden und den Aufgang vom Süden, und die blau und rothen Franzoſen ſollen nicht wieder hinauf tanzen. Die abſchüſſige Schlucht iſt hier ganz eng, und es ſieht aus, als könnte man hinunterſchießen bis nach Rom und Neapel.

Von Brixen beginnen die Weinreben; ſie laufen an den Bergen hin, und Welſch-Tirol fällt immer tiefer und tiefer nach der Fläche, die Sonne wird immer geſchäftiger, die Wangen der Tiroler werden dunkler, die Augen brauner. Hier ſaß ich mit dem Staroſt eine halbe Stunde in einem kleinen Häuschen am Wege. Es war ein andächtiger Vormittag, die Sonne blinzelte warm durch die dichten Reben, welche den Balcon dicht umſponnen hielten. Draußen tanzten ſie auf dem raſchen grünen

Fluſſe, und den Felswänden, die immer niedriger wurden. Es war fein ſtill draußen, wir tranken harmloſen Tiroler Wein, und aßen weißes Brot, ein Tiroler ſetzte ſich neben uns, ſah uns lange ſchweigend an, und ſagte dann langſam, er ſei arm, wir hätten mehr, und möchten ihm was abgeben. Das thaten wir, und es war gut. Es blieb fein ſtill ringsum, wie heimliche Erwartung, Ahnung des Südens.

Ich ſah den Staroſt an, und nahm ſeine Augen mit mir rings umher und ſagte: Es iſt hübſch. Und er nickte mit dem Kopfe.

28.

Botzen.

Die Cypreſſe iſt der Freiheit Baum,
Weil ſie keine Früchte trägt,
Und ruhig ſchwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern ſchlägt.

Die Cypreſſe iſt der Freiheit Baum,
Weil ſie trägt ein einfach Kleid;
Der Frühling ſtickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt ſie im Herbſte nicht Leid.

Die Cypreſſe iſt der Freiheit Baum,
Weil man ſie dir pflanzt aufs Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Dem der Tod die Flügel gab.

Bei Botzen ſah ich die erſte Cypreſſe. Dicht vor der Stadt fliegt ſie wie ein ſüdlicher Freudenſchuß in die Höhe. Da fiel mir Rückert ein mit jenem Liede, denn das Lied iſt ſchön, und Rückert iſt ein Dichter. Noch vor einigen Jahren ward er ärmlich geliebt, und wenig gekannt, und da ſang er wie die Nachtigall ungeſehen im dunkelſten Gebüſch die ſchönſten Lieder. Jetzt wird er ſchon geſchwätzig; aber die innerlichen Jugendtöne dringen oft noch ſiegreich hervor.

Die Cypreſſe iſt ein hoher, ſchlankpoetiſcher Baum ein ſchöner, lyriſcher Vers. Und ſie hat ſolch ein mild ernſthaftes Anſehen, wie ſüßes Liebesweh, das ſich tröſtet mit den ſanften Lüften und der ſchönen Sonne; tritt man nah zu ihm hin, ſo findet man die feinſte Bildung — ach, der Süden iſt des Erdbodens Cultur, alle Bäume ſind fein und ſauber ausgebildet, während unſere nordiſchen wie die gröbſten Frescos nur von Weitem angeſehen werden dürfen. Die Cypreſſe gleicht faſt unſern Myrthenſtöcken, die ſo hoch gewachſen ſind und höher, als unſere höchſten Pappeln.

Jene Cypreſſe von Botzen war wie ein romantiſcher Wegweiſer, an ihr ſah ich's: es giebt wirklich einen Süden, wovon du ſo viel geleſen haſt, und nun giebt's auch gewiß Palmen, dieſe liebenswürdigen, vornehmen Gedichte der Natur, und Cedern, die ſtolzen Fürſten der Bäume. Ich war darüber äußerſt glücklich, denn ich muß geſtehen, daß ich den Geographien und Reiſebeſchreibungen immer gemißtraut habe. Gar manchmal dacht' ich, die Leute ſeien zu ſo gemeinſchaftlichen Lügen übereingekommen, und wenn ich hinkommen würde, ſo würde man mir eröffnen, ich müßte auch ſo lügen, wenn ich nicht todtgeſchlagen ſein wollte. Jetzt aber war ich plötzlich dieſe Sorge los, und ich glaubte nun ſogar an die Cedern auf dem Libanon, und ich ſah jetzt wieder wie in meiner bibliſchen Jugend des Königs Salomo langbärtige Zimmerleute oben auf dem Libanon Cedern fällen für den Tempel zu Jeruſalem, und wenn ein ſo großer Baum geſtürzt iſt, ſich hinlegen in ſeinen Schatten, den er liegend noch wirft, Honig und Datteln genießen und ſchlafen. All meine ſüdlichen Träume wachten auf, als ich bei Botzen ſah, daß es wirklich Cypreſſen gäbe.

Und immer mächtiger drang weich und wollüſtig die italieniſche Luft herauf, ſie quoll wie warme Freude aus dem Süden her. Es war ein heißer Sonnentag, als ich ins Etſchthal hinabfuhr unterhalb Botzen, aber die heiße Luft war leicht, rein, bequem. Wenn es in Deutſchland heiß iſt, da fällt uns die

Hiſe wie Blei auf Kopf und Rücken, ſo wie Alles iſt auch die Luft dicker und plumper. Die italieniſche Luft iſt voll Feuer, aber ohne Dampf.

Hier fällt das Land immer jäher hinab nach Italien. Die Felſen ſind zu Ende, breit und dunkelgrün geht die Etſch durch das breit gewordene Land, ſie trägt ſchon Schiffe. Der enge Thal-Charakter Tirols iſt verſchwunden, man fährt durch lauter Gärten, Alles iſt mit Wein bedeckt, wie breite Wieſen laufen die Reben hin, nur hie und da verſteckt man noch ein wenig Getreide darunter vor der Sonne wie das Kindlein unter dem Mantel. Der Mais allein blieb uns treu.

Es war ein üppiger Nachmittag, der Staroſt hatte geſchlafen, als wir auf der Station ausſtiegen, und er ſeine gewöhnlichen Fragen an den nächſten Mann richtete, der an einer Hausthür ſaß. Da begegnete es ihm plötzlich, daß ſein Deutſch nicht mehr verſtanden wurde. Der Sprung nach Italien iſt ziemlich plötzlich. Es war eins von jenen kleinen, unordentlichen Städtchen. Unter jedem ſonnverbrannten Felſen liegt ein ſolches; die eigentlichen Dörfer hören auf. Dieſe kleinen Neſter ſehen aus, wie man ſich aſiatiſche Karavanſereien denkt — liederliche Dächer, Schmutz in Fülle und braune Geſichter. Die Kaffeehäuſer beginnen, und die Müßiggänger präſentiren ſich. Das kleinſte Loch hat beide. Das Kaffeehaus iſt das moderne Forum der neuen Römer.

Da ſaßen die erſten mit den vornehmen Geſichtern und der malpropern ſchmutzigen Kleidung, und ſahen ſtolz herab auf uns Barbaren. Die Thür nach der Straße iſt immer offen, und theils in dem kleinen offenen Zimmer, das man von außen überſieht, theils vor der Thüre ſitzen die rauchenden Nobili, und nur wenige verzehren ein paar Centeſimi. Der Gaſt und der Wirth macht Spectakel, wenn eine Kleinigkeit verlangt wird.

Das war alſo Italien? Dies Städtchen ſah aus wie eine Zigeuner-Colonie. Die Häuſer mit ihren hohlen, fenſterloſen Oeffnungen glotzten uns an. Alles Volk lebt auf der Straße, und iſt unhäuslich; darum vertheidigt es denn auch ſeinen Herd ſo ſchlecht. Alle Leute ſehen plötzlich wie Spitzbuben aus.

Es war ſchon Abend, als wir nach Trient kamen. Wie hatte ich mir Trient gedacht, wenn der Profeſſor Geſenius von dem großen Concilium allda erzählte! Da war Gericht gehalten worden über den Himmel, wie er uns beizubringen ſei, ſo viel hundert ehrwürdige, bucherfahrene Gottesgelahrte waren hierhergefahren, waren hier herumgewandelt mit den langen Röcken; ſo wie Halle, eine Stadt in Deutſchland, nach Torf und Schmutz und proteſtantiſcher Gelehrſamkeit riecht, ſo dacht' ich, wird Trient nach katholiſcher riechen. Ich roch. Schmutzig iſt der Katholizismus und der Proteſtantismus hier und dort, aber jener handelt en gros, und hat vornehme, ſchöne Manieren dabei; man läßt ſich mancherlei gefallen um der ſchönen Köpfe, Buſen und Stimmen willen. Dieſer iſt ein Victualienhändler, der ſich mit Jedem in einen Handel einläßt; er iſt nöthig, aber was Großes richtet er nicht aus.

Wie die Lichter tanzten, wie die Menſchen auf den Straßen hin- und herſummten in Trient, als kämen ſie eben aus dem Concilium, und wären nur eben fertig geworden mit dem Katholizismus, und beſprächen noch im Eifer Dieſes und Jenes. Denn Trient iſt die Vaterſtadt des Katholizismus, hier iſt er in ſeiner heutigen Geſtalt zur Welt gekommen, Trient iſt eigentlich die heiligſte Stadt der Katholiken, das Medinah der Moslemims. Dahin flüchtete ſich Mohamed vor den Verfolgern, hierher der katholiſche Glaube vor den ihn verfolgenden Wittenbergiſchen Gedanken. Und hier ſetzten ſie feſt, was nimmer aufgegeben werden dürfte vom römiſchen Glauben, was nimmer angetaſtet werden dürfte an den petriniſchen Sagen und Novellen. Santa Triente war der Sitz der Verſchwörung.

Ich gedachte unwillkürlich jenes grauen Regentages, an dem ich zum erſten Male nach Wittenberg kam. Wittenberg iſt bekanntlich ein höchſt vernünftiger Ort, wo man von Nüchternheit trunken werden kann. Vor dem Thore liegt die märkiſche

Wüſte, und ich war bald ein Gegenſtand der Bewunderung, als ich täglich einen Spaziergang verſuchte; draußen wohnt der ſchattenloſe Sand, innen wohnen die Tuchmacher, die Tugend und der mark-ſächſiſche Dialekt, auf dem Markte ſteht der Luther unter einem Regendach, vor dem Elſterthore konnte man alle Tage einige kleine Pappeln ſehen, zum Zeichen, daß Luther hier die Bulle verbrannt habe, des Abends trank man Kuckuckbier, und ſpielte Schafkopf mit deutſcher Karte — lebhaft erinnerte ich mich dieſer proteſtantiſchen Amüſements. Und jetzt ſprang ich vom Wagen, um katholiſche zu ſuchen.

Hu, war das ein Gewimmel, ein Wogen von geheimnißvollen Menſchen auf den Straßen. Dunkle Mädchen wiſperten hierhin, flüſterten, ſchlüpften dorthin. Und die Luft flatterte wie ein ſchalkhafter Schleier lieblich um die Schläfe, und tändelte mit den Sinnen, und fremde, muſikaliſche Klänge, die in Wittenberg kein Menſch verſtand, flatterten wie loſe, holde Vögel um die Ohren: Signore — Tedeschi — buona sera — si, si, si, questa piazza! — —

Es war eine ſtolze katholiſche Figur, die vor mir herging nach dem Platze hin, ein langes, ſchwarzſeidenes Gewand, ein dichter Schleier, aber das Auge erkannt' ich, echt tridentiniſch war es, es beſtand feurig auf der Verehrung der Madonna. Das war gewiß die Geliebte eines alten Cardinals, der ſie nach dem Concilium hier gelaſſen hatte zum ewigen Denkmal einer Schönheit des ſechzehnten Jahrhunderts. Sie war mit Weihwaſſer beſprengt, und alterte nicht, ſondern bekehrte des Abends junge lutherſche Deutſche, die über den Brenner kamen, bekehrte ſie zum alleinſeligmachenden Glauben.

Als ich eine Weile neben ihr gegangen war, ſaß ich feſt in den Netzen ihres gefährlichen Auges, räuſperte mich, und wünſchte ihr einen guten Abend. Sie ſchwieg. Ich ſagte ihr, Trient ſei eine ſchöne Stadt, wenn man ſie des Abends ſehe, und Walch erzähle in ſeiner Kirchen- und Ketzerhiſtorie, daß es ſchon 1545 ſehr ſchöne Mädchen hier gegeben habe. Sie ſchwieg;

blieb aber ſtehen, wendete ſich zu mir, warf den Schleier vom Geſicht, und ſagte: No capisco.

Da fiel es mir erſt ein, daß ich kein Wort italieniſch verſtand, die Grammatik mit den Redensarten ſteckte im Koffer, der Staroſt, welcher gleich Mithridates und Mezzofanti neunundneunzig Sprachen redete, ja, ſogar noch mehr, nämlich Sprachen, die zu Mithridates' Zeiten noch nicht erfunden waren, der Staroſt war nicht bei mir, ich war in einer ſchlimmen Lage, und verließ mich auf die unverkennbare Pantomime. Ich zuckte die Achſeln, und ſagte: Das iſt ſehr ſchlimm, Mademoiſelle! dabei küßte ich ihr aber die Hand, und ſah ihr ins Geſicht. Die Piazza war zu dunkel, ich konnte nicht viel ſehen. Sie kam mir wie eine dunkle katholiſche Kirche vor, es wird Mancherlei getrieben drin: gebetet und geliebt, in weiter Ferne ſchimmert undeutlich die ewige Lampe. Das waren die ſelbſt im Dunkeln blitzenden Augen. Ihre Stimme war tief wie die Orgel. Sie hatte noch nicht verſtanden, daß nichts zu verſtehen ſei, und ſprach in fragendem Tone Unterſchiedliches. Ich verſuchte es mit dem Franzöſiſchen, ich ſprach aus Verzweiflung Lateiniſch, und ſagte yes und si promiscue, ſo daß ich mich ſelbſt nicht mehr verſtand. — Umſonſt — ſie ward am Ende ſtill, und blieb an einem großen Thore ſtehen.

Das Lämpchen von einem Muttergottesbilde, das in der Nähe war, fiel über ihr Geſicht — ſie ſah wahrlich aus wie eine ſchmerzensreiche Madonna, welche irgend ein berühmter Meiſter gemacht hat. Sie trägt einen ſchwarzen Schleier, und ich glaube, unter dem Augenlide ſteht auf jeder Seite eine große Thräne. Von jeher hatte ich das frevelhafte Verlangen, dieſe Thränen und das große, galiläiſche Auge voll menſchlichen Schmerzes zu küſſen. Da ich Proteſtant war, und an die Jungfrau Maria nicht zu glauben brauchte, ſo vergab ich mir dieſe läſterliche Sünde.

Und dieſe Madonna ſtand vor mir, und ſah mich mit ihren verliebten doloroſen Augen an, und das Mitgefühl über meine ketzeriſche Sprache war nicht zu verkennen.

Ich fühlte deutlich, daß Etwas geſchehen müſſe, und bemächtigte mich nun aller Superlative, deren ich habhaft werden konnte, ich rief: „bellissima, amabilissima, extremementissima“, ich ſeufzte: „Madonna“.

Sie lächelte, und trat in den düſtern Hof durch mehrere dunkle Kreuzgänge. Ich führte ſie am Arme, und ihr warmes katholiſches Leben ſchlug heiß in mein Blut; — ich küßte ſie, und vergaß Wittenberg und den Dr. Luther. Das war der erſte italieniſche Kuß — böſe Menſchen ſagen, wir hätten die ganze Reformation nur einer küßluſtigen Nonne zu danken, nur die Küſſe der Catharina von Bora hätten dem Luther ſo viel Muth gemacht. Man ſoll nicht ſpotten, aber Kloſterküſſe ſind von beſonderer Gewalt — meine ſüße Nonne führte mich im Dunkeln eine ſteinerne Treppe in die Höhe, links und rechts ging's auf einem Balcon weiter — plötzlich rief von der andern Seite eine gedämpfte Männerſtimme einige raſche italieniſche Worte. Madonna ſchrak zuſammen, riß ſich von mir los, verſchwand. Es flog eine Thür; ich ſtand im Dunkeln. Ich ſtand lange; nirgends ein Laut. Und die Züge der Madonna wurden mir immer ſchöner, und ihr warmes Leben, das ich gefühlt, ward immer lockender, und die Zeit immer länger.

Reſignirend ſuchte ich den Rückweg. Umſonſt; keine Treppe war zu finden, ſo gern ich die Entdeckung mit einem kleinen Sturz bezahlt hätte. Alles war kalte Mauer, kalter Stein. Wenn ich etwas jünger war, ſo hätte ich weinen können. Die Ausſicht war da, die erſte italieniſche Nacht romantiſch campiren zu müſſen, und die Poſt ging ab mit meinen Reiſegefährten und meinen Habſeligkeiten. Auch wurde mir ſehr langweilig zu Muthe in dieſer Stockfinſterniß. —

Als ich mich ſpäter wieder auf dem Poſtwagen fand, der gen Roveredo hinabfuhr, wußte ich gar nicht, wie das zugegangen ſei. Madonna hatte ich leider, ſehr leider nicht wieder geſehen, ihr Bild küßte meine geſchloſſenen Augen, und wenn ich ein wenig einſchlummerte, ſo war mir's, als führ' ich mit ihr in den Himmel. Liebesgedanken aber und die Strahlen unſerer Augen zogen unſern weichen Wagen.

Wenn ich nur wüßte, wer mich hinuntergeführt hat von jenem Balcon; es iſt mir, als erinnerte ich mich dunkel einer warmen Hand, und geſprochen wurde gar nichts, geliebt hab' ich aber das leitende Weſen ſehr, und Trient war ganz ſtill und finſter.

Trient war ganz ſtill und finſter, aber ich denke gern an Trient, obwol ich nicht viel davon geſehen habe.

29.

Der Gardaſee.

Ich hatte nie etwas ſo Schönes geſehen; wie bürgerlich und ordinär erſchienen mir daneben unſere Landſeen, dieſe übergetretenen oder zurückgebliebenen Flüſſe, von denen jeder eben ſo gut wo anders, an deren Stelle eben ſo gut etwas Anderes ſein könnte. Die ſteil aufſteigenden Ufer an beiden Seiten des Garda ſahen ernſt und gebieteriſch aus wie ſtolze Diener eines reichen Herrn, man ſah ihnen an, daß der Herr zu Haus in ſeinem Palaſt ſei, Signore Garda il primo. In ſchmalem Bett, ungefähr ſo breit wie zwei breite Hauptſtröme geht der See eine Strecke weit hin und her, dann wirft er ſich die Locken aus dem Geſicht, ſchiebt die Zeltvorhänge und ſeine Dienerſchaft bei Seite und geht breit und ſiegend tief ins Land hinein, und feuriger und fröhlicher ſenkt ſich ſeine Lippe zum Kuſſe in das ſonnenhelle Antlitz der Lombardei. —

Ein feiner Schleier von blauem Duft hing über dem Antlitze des Garda; er iſt einer der altitaliſchen Götter, und die Götter erſcheinen dem Menſchen nie unverhüllt, und die großen hiſtoriſchen Ereigniſſe flüchten ſich in ihren Schooß, um ſich dem dreiſten Auge eines frivolen Geſchlechts zu entziehen. Es iſt viel Poeſie in dem Cultus derjenigen Völker, die einen See oder einen einzelnen hohen Berg anbeten, ſie glauben dabei auch das Archiv ihrer Geſchichte zu verehren und die unſterblichen Thaten ihrer Vorfahren, die darin verborgen ruhen. Es wollte mich bedünken, als ich von da oben die blauen Wellen des Garda ſich kräuſeln ſah, die Cimbern und Teutonen tanzten mit klirrenden Waffen unter ihnen, und ihre melancholiſch gewordenen Kriegsgeſänge bewegten die Wellen von unten auf. Ich bedauerte nur, daß ich nicht teutoniſch verſtünde, und zum erſten Male ward mir's leid, daß ich Jahn's Volksthum und Merke, und die Acten des Wiener Congreſſes nicht genauer ſtudirt hätte. — Der Doctor aber belehrte mich, es ſei durchaus nicht erwieſen, ob ſich die Cimbern oder die Ambronen, oder die Tiguriner oder die Teutonen im Garda gebadet hätten — das ſchlug mich ſehr nieder und ich gab meine ganze hiſtoriſche Poeſie auf, mit welcher ich in Geſtalt einer Note bei den deutſchen Univerſitäten mein Glück machen konnte.

Wir ſprangen aus dem Wagen, und ſtiegen auf höchſteigenen Füßen abwärts zum Garda, und meine Gelehrſamkeit ließ ich zurück, mich aber ließ ich gehen, und nun ſah ich mit unverfälſchten Augen, wer der Garda eigentlich ſei. Mit der wichtigſten Entdeckung begann ich: er iſt kein Masculinum, ſondern ein Femininum. Er iſt die erſte italiſche Jungfrau, welche dem blöden, blonden Germanen, der von den Alpen herunterſteigt, mit dunklem ſüdlichen Blicke ins Herz hineinſieht, mit jenem Zauberblicke, von dem die Poeten erzählen, man vergäße ihn nimmer wieder, und wenn man in ſpäten Jahren daran denke, ſo wende ſich das Herz noch um vor ſüßem Schmerz. Daher ſtamme die deutſche Sehnſucht nach Italien. Damit man aber den Blick verſteht, denn das deutſche Herz iſt bisweilen etwas hartnäckig, fliege noch jener nordiſche Reif um die Schläfe und Wimpern der Signora Garda, der uns heimatlich befängt und verlockt.

Und wirklich, der Gardaſee iſt das Compendium Italiens für den Deutſchen, aus dem er die Anfangsgründe italiſcher Schönheit in einem Sommermorgen erlernt. In ſaphirblauen Smaragd iſt es gebunden, und mit ſonnengoldenem Schnitt geziert. Man glaubt in Deutſchland nicht daran, daß Waſſer ſo ſchön ausſehen könne, unſer Waſſer iſt bleich, farblos, charakterlos, höchſtens einmal traurig dunkel, acherontiſch — ſchon in Tirol wird das Waſſer lebendig, und im Gardaſee liegt es vor uns wie eitel Schönheit im blauglänzenden Seidengewande, das auf- und niederſchillert, aus dem die Aeuglein locken mit lachenden Thränen. Die Sagen von Waſſernixen ſind mir immer unglaublich geweſen, wer wohnt an der Spree oder Pleiſſe und traut irgend einem göttlichen Weſen den ſchlechten Geſchmack zu, in dem ſchmutzigen Waſſer zu hauſen! Aber hier am Garda ſieht man den Fiſcherknaben ſitzen, die warme Sonne über ihm, das wollüſtige Waſſer geheimnißvoll plätſchernd zu ſeinen Füßen, mit ſeinem erfriſchenden Schmeicheln, „kühl bis ans Herz hinan" ſich drängend. Hier oder nirgends glaubt man an Waſſermärchen, denn geheimnißvoll prächtig öffnen die geſchäftigen Wellen ihren blauen Schooß und der Blick drängt ſich haſtig und ſehnſüchtig hinein und verfolgt ſtürmiſch die tiefabgleitende ſchimmernde Schönheit — da ſchließt ſich die neidiſche, coquette Woge, und eine andere kommt, und dasſelbe Spiel beginnt, und Kopf und Herz wird irr und ſchwankend und die phantaſtiſche Welt bedeckt uns mit ihren weichen, dichten Gewändern. —

Ich hatte die Augen nicht abwenden können von dem verführeriſchen See; wenn mir die Gegend ihn verſteckte, ſchloß ich ſie, und ſo war ich nach Torbole gekommen, und ſtand auf dem Molo, und ſetzte mich auf ſeine Steine, der See ging hoch, die Wellen ſchlugen mir bis an die Füße, meine Augen waren den Wellen anheimgegeben, ich träumte meine erſte italieniſche Novelle, und ich weiß nicht, wer in mir die Worte hörte: „Laſſen wir ihn, er kann ja ſchwimmen und Waſſer macht wieder nüchtern". —

Aus meinen Träumen weckte mich plötzlich ein lautes Freudengeſchrei und der gellende Ruf: „Alphonſo — Alphonſo“. Ich ſah in die Höhe, ſeitwärts ſtand ein Haus, noch tiefer in den See hinaus gebaut, der Molo lief an ſeinem Grunde weiter. Da ſtand im weit offenen Fenſter des erſten Stockes eine Frauengeſtalt, die rief lauter lebendige Worte zu mir hin und breitete die Arme aus und ihr Taſchentuch flatterte wie Rezia's Flagge. Noch war ich wirr von meinen Träumen, richtete mich auf und eilte auf das Haus zu. Sie kam mir entgegengeflogen, riß mich an ihre Bruſt, küßte, herzte, drückte mich mit wildem Feuer und männlicher Kraft. Ich ließ mir Alles gefallen, es war ja hübſch. Dann drängte ſie mich einen Augenblick von ſich und betrachtete mich von oben bis unten, und als ich lachte, da rief ſie: — si — si — si, und eine Menge anderer Worte; ich konnte aber noch nicht italieniſch und verſtand blos ihre Augen und ihre Mienen, und freute mich, daß ſie ſich freute. Sie nahm mich beim Arme, und ſtürmiſch ging's ins Haus hinauf in jenes Zimmer, und dabei ſprach ſie fortwährend und liebkoſte mich ohne Ende. Ich fand mich allmälig in meine Rolle, und dachte nicht weiter darüber nach, das konnte ja in Italien ſo Mode ſein und zur Schönheit des Gardaſees gehören. Umwälzung alter Sitten war nicht der Zweck meiner Reiſe, namentlich Volksgebräuche acht' ich immer hoch; ich fing an, ihre Liebkoſungen lebhafter zu erwidern. Wir ſtanden am Fenſter, und ſie erzählte mit unglaublichem Eifer eine lange Geſchichte, von der ich natürlich nichts verſtand, wenn ſie zuweilen fragend inne hielt, antwortete ich — si, Signora, und küßte ſie auf den Mund und wir tanzten einmal in der Stube herum. Das Mädchen hatte ein ſchmerzhaft edles Geſicht, große thränenweiche Augen und die feinen Mundwinkel waren wie vom Schmerze ein wenig nach unten gedrängt, ſelbſt die Freude, welche jetzt über das ganze Geſicht verbreitet lag, konnte dieſen Ausdruck nicht ganz zerſtören, aber ſie machte das braungelbe klare Antlitz doppelt reizend. Es war ein warmer Tag, und ſie hatte ſich auf das

Leichteſte gekleidet, nur ein dünnes braunes Kleid bedeckte ſie, und um die offenen vollen Schultern flog ein leichtſinniges, gelbes Tüchlein. So ſtand ſie vor mir, lehnte ſich auf meine Schulter, hatte den Arm um meinen Hals geſchlagen, und ſah mit mir über den See hinaus. Das war der erſte Moment, in welchem ſie ſchwieg, und in welchem ich mein „no capisco“ anbringen, und ihr begreiflich machen konnte, daß ich noch gar nicht wiſſe, was es für eine Bewandtniß mit uns Beiden habe. Sie ſah mich mit weiten, verwunderten Augen, und ein wenig geöffnetem Munde an. —

Da kamen meine Gefährten aus dem Wirthshauſe, wahrſcheinlich um mich zu ſuchen. Ihre Blicke ſchweiften umher, da ſie mich nicht am Strande, wo ſie mich verlaſſen, fanden. Bald entdeckten ſie mich, und machten verwunderte Geſichter. Sie waren auch ſchon romantiſch genug, um keine Convenienz zu beachten und kamen eiligſt zu uns aufs Zimmer. Meine Signora ließ ſich nicht im Mindeſten befangen, und ſtellte mich als ihren endlich gefundenen Geliebten vor, den ihr zärtlichſt ſcheidender Alphonſo zu ſenden verſprochen, und auf welchen ſie nun ſchon fünfzehn Monate am Gardaſee gewartet habe. —

Die Sache wurde nun klar, da der Staroſt ihre Worte überſetzte. Sie war aus Livorno gebürtig, und gehörte dort einer vornehmen Familie an. Eines Abends, als ſie eine Luſtfahrt auf dem Hafen gemacht, ſei das Meer unruhig geworden, und ein junger Mann, der ſich allein in einem kleinen, ſchlechten Nachen gerudert habe, ſei plötzlich in ihr größeres, wohlbemanntes Boot geſtiegen, ſein unſicheres Schifflein den ſtürmiſchen Wogen überlaſſend, und ſich flüchtig bei ihrer Geſellſchaft entſchuldigend: Er ſei der Meerfahrt unkundig, und habe nicht Luſt zu erſaufen. Dieſer Fremde, welcher einen reinen toscaneſiſchen Dialect geſprochen, ſei von hohem ſchönen Wuchs geweſen, blonde Haare ſeien um das erhitzte edle Geſicht geflogen, keck und dreiſt habe er mit Allen ſich bekannt gemacht, vorzüglich mit ihr, unſerer eifrigſt erzählenden Hortenſia. —

Es waren zu wenig Stühle im Zimmer, nur der Staroſt ſaß hoch zu Gericht auf einem ſtuhlähnlichen Gerüſt, Hortenſia auf dem Fenſtertritt, vor ihr, wie die Jünger zu Gamaliel's Füßen, der Archivarius und ich an der platten Erde. Das Mädchen ſah ſchön aus. Der Eifer des Erzählens hatte ihre dunkle Wange leicht geröthet. —

Als die Barke gelandet, habe er ſie auf den Strand gehoben, und ihr dabei drängend tief in die Augen geſehen. Wie eine bunte neckiſche Welt ſei es in jenem Augenblicke in ihrem Innern aufgeſprungen, es ſei ein Jubel, ein Sehnen, ein Entzücken in ihrem Weſen laut geworden, wie ſie es nie vorher gekannt. — Der blonde Mann habe ihren Arm genommen und ſie nach Haus geleitet, weil aber der Regen allzu ſtark geworden ſei, hätten ſie in eine Kirche eintreten müſſen. Dort wäre in einer dunkeln Ecke ein breiter Beichtſtuhl, der habe offen geſtanden, und ſie hätten ſich hineingeſetzt, und das Ende des Regens abgewartet. Der Regen habe aber lang gedauert, und der fremde, blonde Mann habe ſie unterdeſſen küſſen gelehrt, und glühend heiß und glühend wohl ſei ſie erſt bei einbrechender Nacht vor ihrer Eltern Hauſe angekommen. —

Der Staroſt fragte Hortenſien, ob ſich die Eltern ihrer ſpäten Heimkehr nicht gewundert hätten, aber Hortenſia erwiderte ernſthaft: Ich ſagte ihnen, daß ich einen Sturm erlebt, und ſie beruhigten ſich bald, und ich küßte innig meinen Vater und meine Brüder. Des Nachts ſchlief ich nicht, ſondern träumte, und als es Morgen wurde, warf ich meinen Schleier über und eilte nach dem Beichtſtuhle. Meine Mutter begegnete mir, und ſie dachte ſich's alsbald, daß ich mit ihr zur Kirche gehen wollte, meinem Schutzpatron für das Glück im geſtrigen Sturme zu danken. Bis nach Monte Nero gedachte ſie zu pilgern, denn ſie wollte ein Opfer bringen für meine Rettung, ich ſagte ihr aber, daß ich meinem Heiligen, dem ich geſtern nur flüchtig gedankt, verſprochen habe, heute wieder zu kommen. Darauf ermahnte ſie mich, mein Verſprechen zu halten, wir zogen unſere Schleier über das Geſicht, und ſie ging mit der Dienerin nach Monte Nero, ich aber zu meinem Heiligen. —

In unſerm breiten Beichtſtuhle ſaß ein alter, magerer Mönch mit ſtrengem apoſtoliſchen Geſichte, der wartete auf Sünden und Sünder. Ich kniete zu ſeinem Ohre hin, und beichtete ihm, daß ich nichts zu beichten wüßte, wenn es nicht eine Sünde ſei, ſich ſehr glücklich zu fühlen. Darauf erzählte ich ihm, was mir den Tag vorher Fröhliches widerfahren, und daß ich an ſeinem Platze geſeſſen und eine andere Beichte gehört habe. Während ich aber ſo ſprach, ſah mein herumſchweifendes Auge den blonden Fremden an eine nahe Säule treten, und mit den Augen mir lauter Küſſe winken. Da erzählte ich noch eifriger und feuriger, bis mich plötzlich der Pater mit ſtrengſter Stimme unterbrach. Das Glück ſei allerdings eine Sünde, und ich ſei eine tiefe verworfene Creatur, die er nicht abſolviren könne. Und mehr dergleichen ſprach er, und ſchrieb mir die Bußen vor, ich hing aber an des Fremden Lippen und vor dem Küſſen hört' ich nichts mehr von des Paters Worten. Als er ſeinen Zorn beendigt, ſchloß ich die Falte meines Schleiers, welche ich nach der Säule zu geöffnet hatte, ſtand auf, ging an dem blonden Manne vorüber, hinaus ins Freie bis vor die Stadt ans Meeresufer. Und er folgte mir Schritt für Schritt.

30.

Fortſetzung.

Die Sonne war eben aufgegangen, und es war ſehr ſchön. Wir ſetzten uns auf einen überhängenden Felſen, und ſahen ins Meer hinaus. Aber es dauerte nicht lang, und wir ſahen einander nur in die Augen, und die Seligkeit wurde ſo groß, daß ich auch die Augen ſchloß. Der Fels ſchützte uns vor der Mittagshitze, und als es Abend ward, gingen wir über die Gli sparti, wo die Leute ſpazieren gehen, und ſetzten uns noch einmal nieder auf dem engliſchen Gottesacker unter einem Monumente, um Abſchied zu nehmen bis zur erſten Stunde der Nacht, wo er durch den Garten über den Balcon in mein Zimmer kommen wollte.

Es war wiederum Nacht, als ich zu Hauſe ankam. Unſere ganze Familie war im Saale verſammelt, und Alle fuhren mir mit den heftigſten Reden entgegen; man hatte ihnen erzählt, ich ſei am frühen Morgen außerhalb der Stadt geſehen worden, und ein Mann ſei hinterdrein gegangen, mein jüngſter Bruder wollte mich des Abends auf dem Gli sparti am Arme eines Mannes promeniren geſehen haben. Meine Mutter weinte, mein Vater fragte, nur mein älterer Bruder ſchwieg und ſah mich zuweilen nachdrücklich an. Ich hatte wenig Aufmerkſamkeit für all die Dinge, und ſagte, ich ſei von den geſtrigen Anſtrengungen und der ſchlafloſen Nacht erſchöpft in der Kirche eingeſchlafen, und erſt ſpät am Abende erwacht. Man möge mir zu eſſen geben, denn ich hungerte ſehr. Meine Familie verließ den Saal, nur mein älterer Bruder blieb noch eine Zeit lang ſitzen und ſah mir ſchweigend zu, wie ich eifrigſt aß. Dann ſtand auch er auf und ging ſchweigend fort. Er war mir der liebſte von meinen Geſchwiſtern. Das Mädchen leuchtete mir auf mein Zimmer und ich legte mich ruhig ſchlafen, denn ich war müde. Der Blonde kannte genau den Weg zu mir, und ich freute mich, von ihm geweckt zu werden.

Ein Geräuſch auf dem Vorſaal weckte mich auf; ich wußte nicht, wie tief in der Nacht es wäre. Ein Flüſtern gedämpfter Stimmen dringt an mein Ohr, ich erkenne meines älteren Bruders Stimme, ich höre die Worte: „ſchamloſer deutſcher Ketzer" — aber keine Antwort. Feſte, ſchnelle Fußtritte, die immer heftiger und eiliger werden, ſich aber nicht von der Stelle entfernen, deuten mir an, daß zwei Männer mit einander ringen. Nicht lange dauert's, ſo fällt etwas zu Boden, und es wird ganz ſtill. Eine Weile darauf wird meine Thür geöffnet, ich fühle die heißen Küſſe meines Geliebten. Ihn zu fragen fand ich keine Zeit. Als die dichte Nacht ein wenig zu weichen begann, hieß er mich meine Kleider anlegen und ihm folgen, in meiner Eltern Hauſe könne ich nicht bleiben. Schweigend that ich's, und er führte mich an der Hand zum Balcon. Es ſchien mir, als läge eine Geſtalt am Boden, aber ich ſah nicht genauer hin. Mein Geliebter hob mich über den Balcon ſo tief er konnte hinunter in den Garten — er war ſtark und gewaltig — ſo wurde mein Sprung abgekürzt, und ich kam unverletzt unten an. Er ſprang mir nach, und wir ſchlichen uns durch den Garten. Mein Vater ſchlief den Sommer über im Gartenhauſe, bei welchem wir vorüber mußten. Es war Frühſommer, ich ſah ihn in der Dämmerung ſchon am offenen Fenſter ſtehen, und mir ſchien's, als ſähe ſein ernſtes Geſicht noch ernſter aus. Wir mußten langſam gehen, um kein Geräuſch zu machen, vor dem Anblick ſchützten uns die Bäume, es ſchien mir aber doch, als ſähe er uns, und winkte mir mit der Hand, zu gehen.

Wir eilten fort durch die Straßen bis an den Hafen. Hier ſagte mir mein Geliebter, daß er Alphonſo heiße, und mich mitnehmen wolle an den Gardaſee, wo wir uns des Himmels und der Erde freuen würden. So ſind wir über das Meer gefahren und über die Berge geſtiegen, und ich habe den Weg nicht beachtet und fände ihn nicht zurück. Hier in dieſem Zimmer haben wir dann eine Zeit lang gewohnt. Alphonſo ſagte zwar, es ſei eine lange Zeit geweſen, aber er irrte ſich, es war nicht lang. Und eines Morgens trat er zu mir und ſagte: Hortenſia, wir müſſen ſcheiden, in mein Vaterland kann ich dich nicht mitnehmen, dort iſt's zu kalt. Aber ich will dir einen Freund ſchicken, der ſoll dich tröſten und wärmen. Darauf ſagte ich ihm, ich brauche keinen Troſt, aber Liebe, und küßte ihn auf die Augen, und legte mich ſchlafen. Er aber ging. Und es iſt ſchon fünfzehn Monde her, daß er gegangen iſt, und Viele ſind gekommen, aber umſonſt hab' ich auf den Freund Alphonſos gewartet. Wenn nicht die Sonne ſo ſchön geſchienen hätte und der See ſo blau wäre, ſo wären die Tage ſehr traurig geweſen. Aber jetzt iſt er da, und nun iſt die Welt noch einmal ſo ſchön.

Und wenn wir ſie fragten, woran ſie mich erkenne, ſo ſagte ſie: am Herzen. Damit meinte ſie die Augen, und noch einmal: am Herzen! damit meinte ſie die Stimme. Alphonſo habe gerade ſo deutſch geſprochen wie ich.

Ich fand es nicht für nöthig, alle dieſe Angelegenheiten gründlich zu unterſuchen. Wir ließen unſere Mittagstafel aus dem Wirthshauſe bei Hortenſien aufſchlagen, aßen Fiſche aus dem See, und weiße Polenta und tranken dunkeln Rothwein, und ſpielten homeriſche Helden, die kein Geld haben und keine Polizei kennen. Die Sonne ging vorwärts, wir aber ſaßen und ſchwatzten von Dieſem und Jenem.

31.

Fortſetzung.

Am Garda erhält man den erſten Vorſchmack von italieniſchem Volkscharakter. Man ſieht ſchon überall die wohlgebildeten Männergeſtalten mit den ſcharf geſchnittenen Formen und Zügen, das Stumpfe, Unklare, Verwiſchte im Aeußeren des deutſchen gemeinen Mannes findet man nirgends. Jeder Einzelne hat ein Geſicht, während bei uns oft zehn dazu gehören. Die wärmere Sonne, das mildere Klima zeitigt und reift auch die Geſichtszüge mehr; bei uns werden wenige reif, darum fehlt uns das Ausgebildete. Der Italiener aber wird ausgebrütet bis die Eierſchlage trocken an ihm abfällt, er kennt den Ausdruck „Grünnaſe“ gar nicht. Der Italiener hat nicht nöthig, gleich von früh auf ſeiner Erde ein ſorgenvolles, arbeitſames Geſicht zuzuwenden, daß ſie ihn ernähre und erhalte, die italieniſche Erde iſt liebevoller und freigebiger, die Furcht vor dem Erhungern niſtet ſich nicht in die jungen Geſichter, wie in Deutſchland.

Da gehen natürlich auch die Züge muthiger auseinander, und das Geſicht wird klar und klaſſiſch, eine Hebamme der Romantik, die bleiche Sorge, iſt völlig unbekannt. Die natürliche Entwicklung wird in nichts geſtört, und Alles, was wild wächſt, iſt ſchön. Man findet ſchon unter den Schiffern vom Garda ſchöne Köpfe. Die Leute fangen auch nicht ſo früh an zu lernen, ſie ſiedeln nicht die Altklugheit ſo zeitig auf den Lippen an, ſie lernen ſpäter leſen und ſchreiben, aber dafür behalten ſie beſſere Augen und geſchicktere Hände. Mit fünf Jahren geht ja bei uns ſchon der Teufel los, und die Herrſchaft des Herrn Bakel beginnt mit aller Angſt und Haſt des Knaben. Da liegt der italieniſche Bube noch fünf Jahre in der Sonne, und ſein Verſtand übt ſich in eigenen Sprüngen, und wenn er dann in die Schule kommt, ſo iſt er in einigen kräftigen Sätzen da, bis wohin wir uns bleich und kränklich gekrochen haben. —

Aber der Körper und die Lebensklugheit ſind das Einzige, was ſie voraus haben. In allem Anderen ſind ſie ein depravirtes Volk, die chriſtlichen Juden Europa's. Und es wären Beſtien aus ihnen geworden, befänden ſie ſich ſchon ſo lange in einer ſo ſchauderhaften Sklaverei wie dies Volk aus Paläſtina. Die moraliſche Kraft des Italieners iſt bereits gebrochen wie Binſe — er iſt nicht mehr tapfer. Er kann mitunter noch eine tapfere Hand haben, aber das tapfere Herz iſt durchlöchert. Er hat Feuer, Leidenſchaft, er haßt mit durchdringender Kraft, aber der edelſte dieſer Affecte, der Zorn, iſt ihm lange ſchon entwendet, der Stolz iſt gebrochen und ſpreizt ſich nur noch als Hochmuth.

Man iſt gewohnt, ſich den ſüdlichen gemeinen Mann aus edleren Stoffen gebildet zu denken; weiß man auch, daß der deutſche Bauer von Nationalruhm und dergleichen nichts verſteht, daß ſein Streben nur von der Hand bis zum Munde reicht, ſo denkt man ſich doch immer den Südländer idealiſcher. Und man hat ein Recht dazu, denn dieſer bedarf nicht jenes harten Kampfes mit der Scholle Erde um das magere Brot; die Nahrung fällt ihm in den Schooß.

Die Schiffer vom Garda ſind nicht viel beſſer als unſere Bauern: wenn ſie von der Herrſchaft ihres Landes ſprechen, ſo reden ſie auch nur von den Steuern. Die Poeten ſind ein trügeriſch Volk, wenn ſie von fremden Ländern reden, und doch iſt's ein Glück, daß ſie lügen. Die ſchöne Lüge und der goldene Traum bleiben das Beſte an der Welt, und doch muß etwas Wahres an ihnen ſein, wie kämen wir ſonſt zu Lüge und Traum. Wir erfinden nichts, nicht einmal dies. Wüßten wir nur erſt, wer am richtigſten ſieht, das Auge oder das Herz. Die kritiſche Philoſophie und die Naturphiloſophie ſind nicht ſo unwichtig mit ihrem Suchen nach Subject und Object, nur die Philoſophen ſind oft unwichtig. —

Es war eine Volksſcene, deren ſich die Gracchen, wie Cato geſchämt hätten, als wir die Zeche bezahlen, und uns einſchiffen wollten. Im Hintergrunde des Saales ſtanden wol zwanzig Schiffer, im Vordergrunde eine unverſchämte italieniſche Wirthin, uns gegenüber am Fenſter ſaß unbekümmert um Alles, was vorging, Hortenſia. Die Wirthin verlangte eine Summe für unſer karges Mahl, als hätten drei Luculle bei ihr gegeſſen. Ich bat den Staroſt, ihr zu ſagen, daß wir keine Engländer ſeien. Das nützte nichts. Er rapportirte, wir ſeien zwei deutſche Doctoren, die von Büchern lebten, und in Deutſchland ſeien die Bücher ſehr mager. Das ginge ſie nichts an, und bei ihr hätten wir von ſchönen Fiſchen gelebt, übrigens habe ſie bei Durchreiſenden ſchon dicke und fette deutſche Bücher geſehen, und Signore — der Staroſt — ſähe ja ſo golden und ſilbern aus, daß es ihm auf ſolch' eine Kleinigkeit nicht ankommen werde.

Dadurch war er aus dem Felde geſchlagen, er drehte ihr lächelnd den Rücken und ſchlug Chamade.

Jetzt kam die Reihe an mich; denn der Archivarius hatte keinen Anſtand dazu, den Leuten auf den Leib zu gehen. Er ſteckte zwar die Hände in die Taſchen als mimiſche Andeutung, dort ſei Alles unter Curatel gelegt, hing den Kopf vor, ſah das Banditenvolk unter den Augenlidern hervor ſpitzfindig an, ſprach ein paar ſehr vernünftige Worte; aber er räumte immer nach einigen gelinden Streichen das Schlachtfeld. Ich räuſperte mich alſo, und fragte den Staroſten was auf Italieniſch „niederträchtig und Himmel-tauſend-Donnerwetter“ heiße. Das Zweite wußte er nicht, ich gab's alſo deutſch, und ſprach fünf Minuten lang in vermiſchten Sprachen alle Grobheit über eine unverſchämte Rechnung durch. Dabei ging ich der Wirthin mit drohenden Geberden nahe; ſie zog ſich auf das zahlreiche Corps ihrer Landsleute zurück, das eine ſchweigende Sauvegarde bildete. Manch deutſches Theater hätte was gegeben für zwanzig ſolche Statiſten zur Stummen von Portici. Und doch waren die Kerle nicht einen Centeſimo werth, ſie öffneten der Wirthin eine Rückzugsgaſſe, ließen mich ſogar hineindringen, ohne mich in Beſchlag zu nehmen, duldeten, daß jene ihren Rückzug als vollkommene Niederlage in der Küche ſchließen mußte. Und zu dieſer Landesverrätherei trieb ſie nur die Gewinnſucht. Jeder von ihnen rechnete darauf, zu unſeren Fährleuten zu gehören, Keiner wollte ſich durch unnöthigen Zorn verhaßt machen; die Geſchichte von den dreißig Silberlingen hat einen tiefen Sinn. Ich feierte, wie die ſpäteren römiſchen Imperatoren nach einem unblutigen Siege, wobei ich nur Heldenworte geliefert, einen glänzenden Triumph, und wir zogen ab, dem Dienſtmädchen die uns beliebige Summe einhändigend. Unten vermißte ich den Staroſt, und ich fürchte heute noch, er hat es nicht übers Herz bringen können, daß der Anſtand ſo verletzt und die Rechnung nicht ganz berichtigt wurde. Er war ſehr delicat, und hat wahrſcheinlich mein mühſam erobertes Terrain wieder aufgegeben.

Hortenſia hing an meinem Arme, um ihre Schultern die kleine italieniſche Laute, ſonſtiges Gepäck hatte ſie nicht, unſere Mantelſäcke lagen auf dem Molo in der Sonne. Die Aſſiſenverhandlungen mit den Schiffern begannen. Der Jude verlangt das Doppelte für ſeine Waare, der Italiener das Dreifache. Kann ſolch ein Volk ſtolz ſein, kann eine Nation ohne Stolz etwas leiſten? Die Licitation ging los. Bei ſolchen

Gelegenheiten entwickelt der Italiener ſein ganzes Erbtheil Cicero's und Dante's, er häuft rhetoriſche Figuren, detaillirt den Catilina bis auf alle möglichen Defecte in den Unterbeinkleidern, erfindet Höllen- und Himmelszuſtände. Er iſt der geborne improviſatoriſche Redner und Dichter. Es iſt aber Alles nur Renommiſterei, ſein Argument und ſein Gedicht; wenn der Deutſche ſein ordinäres Talglicht dran hält, ſo verſchwindet der leichte Spuk. Drum haben die Italiener auch nie anderswo etwas geleiſtet als in der dreiſten Täuſchung des Epos, ſie ſind geſchwätzig wie die Spatzen und lügneriſch wie die Gascogner. Jedes Volk, das lügt, hat einen Grad lebhafter Phantaſie, die auf den Bergen herumſpringt, wenn ſie ſich auch niemals hineinwagt. Nur Dante macht eine Ausnahme, weil er ein welt- und himmelsgeſchichtlicher Epiker war, man ſieht ihn aber auch immer eisgrau unzufrieden mit ſeinen Landsleuten, darum halt' ich ihn auch nie für einen reinen Italiener. Dieſer hat die trefflichſten Anlagen und Anfänge zu allen Dingen in ſich, er iſt vielleicht der reichſte Embryo unter allen europäiſchen Völkern, aber er braucht ein Huhn, um ſeine Enteneier auszubrüten, er allein bringt nichts Großlebendiges zu Stande. Wenn man ſich Mühe giebt, wird man die fremde Zeitigung bei allem großen Italieniſchen finden. Auch der Italiener Napoleone gedieh durch Frankreich. Iſt ſolch eine Hypotheſe auch wie im Latein die Regel, welche ſo reich an Ausnahmen ſind, ſie hilft doch ordnen und lernen.

Daß ſich nicht öfter ein Taſſo findet, liegt an den neueren Jahrhunderten, welche keine ordentliche neue Religion mit phantaſtiſchen Thaten, alſo auch keinen Glauben, keine Begeiſterung mehr brachten für blau und rothe Geſchichten. Petrarca iſt mir immer der redendſte Beweis geweſen, daß es mager um die italieniſche Poeſie ſtände, ein ſauberer Drechslermeiſter kann nirgends anders ſo viel Glück machen, eine Putzblumenmacherin iſt anderswo eine Putzblumenmacherin, aber keine Göttin, die Blumen ſchafft, auch wenn jene geſchickte Perſon neue Blumen erſände. Nur in Italien wird ein Petrarca daraus. Die Italiener machen viel Geſchrei, mitunter auch ein künſtlich Geſchrei, aber von den Urtönen der Menſchheit, von der eigentlichen Poeſie wiſſen ſie nichts. Wenn wir ihnen auf ein paar Jahre einen unſerer Romantiker, z. B. nur Herr Novalis leihen — wir werden uns wundern, zu welchen capitoliniſchen Helden herausſtaffirt wir den wieder bekommen! Sie haben den Zauberborn der berauſchenden chriſtlichen Mythe in der Nähe gehabt, das ganze katholiſche Land war ein romantiſches Gedicht, ſie durften nur abſchreiben — haben ſie's wol vermocht?! Wie feinfühlend ſind ſtatt ihrer die Deutſchen jenen myſtiſchen chriſtlichen Nerven taſtend nachgegangen, Deutſche, die in der Mark oder Lauſitz wohnten, und auch die Anregung improviſiren mußten. Und da ſie nun den Gefühlen keine Gedanken erfinden konnten, haben ſie denn wenigſtens bei dem Mangel an Romantik plaſtiſche Figuren erfunden, haben ſie Dramen geſchaffen?! Sind die Alfieriſchen Marionetten-Republikaner, die im Draht auf- und niedergehen, ſind dieſe Menuettentänzer der Rede werth?

Was Auge und Ohr kitzelte, was Aufſehen und Lärm machte, war immer ihr Weſen; Töne und Farben haben ſie erfunden, und das iſt Alles. Und weil das ſchöne Dinge ſind, ſo kommt uns noch heutzutage ihre Renommiſterei ſo ſchön vor. Dazu ſehe man Italien an, und frage: wie kommt ihr zu Farben? man höre das Volk ſprechen und ſingen, und frage, wie kommt ihr zu Tönen?! Sie haben ein Land wie gemalt, und haben alle Stimmritzen fürs Conſervatoire in Wien. Der Herrgott muß bei Schöpfung Italiens fürtrefflich bei Stimme geweſen ſein — der jämmerlichſte Kerl jenſeits der Alpen hat ein Organ voll Klang und Klarheit.

Aus dem Chaos von Stimmen und Vorſchlägen ſonderten ſich endlich vier rüſtige Ruderer heraus, Hortenſia ſprang in das breite, geräumige Boot, und machte ſich und mir an ſeinem Haupte bequeme Sitze zurecht. Das Geſchrei und Unterhandeln ward immer ſtärker, wir waren taub geworden, und antworteten nicht mehr darauf, die vier Ruder klatſchten in den See, wir fuhren davon, ohne daß wir nach ſo vielem Geſchwätz gewußt hätten, was wir eigentlich zahlen ſollten. Im Zahlen iſt der Italiener romantiſch, dieſe Ungewißheit iſt ſein Element, da ſpintiſirt er nun über die ungewiſſe Forderung oder Schuld. Eine Art Ambition in Geldangelegenheiten habe ich nirgends gefunden. —

Hortenſia hatte ſich zu meinen Füßen geſetzt, und ſah mit dem ruhigſten Geſicht von der Welt bald mich, bald das ſcheidende Torbole an. Der Archivarius ſaß neben mir, war aber eigentlich ſchon ſeit einer halben Stunde im Fenſter eines Fruchthändlers, wo ein ſehr braunes Mädchen ein Hemd nähte, und von Weitem mit ihm ſchäkerte. Der Spaß wurde ihm ſehr dadurch erſchwert, daß er ein kurzes Auge hat, und ſich einer zerbrochenen, antiken Lorgnette bedienen mußte, zu deren Gebrauch viel Geſchicklichkeit gehörte. Aber durch die ſchlechte Lorgnette wurde ihm das Mädchen wahrſcheinlich intereſſanter — das Boot wendete ſich, es ging ans Abſchiednehmen mit der Fruchthändlerstochter, und nun ging die deutſche Romantik los. Beinahe einen Tag über hatte er ſie in der Nähe gehabt, und ſie war ihm reizlos geweſen, jetzt verlangte er, wir ſollten ein Stück umkehren, er wolle telegraphiſche Geleitsvorſchläge machen. Der Vorſchlag ward mit allgemeinem Murren aufgenommen, und halb verdrießlich, halb lachend legte er ſich auf den Rücken, und ſah in den Himmel. Der Staroſt war durch die Ruderer total von uns abgeſchnitten, und lag im jenſeitigen Ende des Bootes, ſeine Türkenpfeife rauchend, und die Schiffer nach allerlei unnützen Dingen fragend. Der See ging hoch mit ſeinen blauen, blauen, ach, ſo reizend blauen Wellen, der Archivarius liſpelte mir etwas von möglicher Seekrankheit zu, ich widerſprach nicht. Torbole, das ſtürmiſche, verſchwand mehr und mehr, Riva trat ſeitwärts vor die Augen. Die Kerle ruderten, als hätten ſie Schmuggelwaaren. Hortenſia griff leiſe über die Saiten hin. —

32.

Fortſetzung.

Ich bin es nie im Stande geweſen, mehrere Stunden lang ununterbrochen erregt, entzückt, begeiſtert zu ſein — wenn's durchaus ſein muß, ſo wird mir die ſchönſte Sache langweilig oder komiſch. Eben weil ich den Napoleon nur einmal als kleiner Bube geſehen, bleibt er mir ewig ſo intereſſant und groß. Die Gewohnheit kann lang dehnen, aber nicht groß machen. Sogar die Schönheit kann langweilig werden, drum giebt es immer noch etwas, was für unſere verwöhnten revolutionären Sinne über die Schönheit geht, das iſt die Jugend, iſt der Reiz.

Der Eindruck des Garda war mir ſchon hiſtoriſch geworden, Hortenſiens Augen hatte ich vielfach geküßt — ich ſchlug die italieniſche Grammatik auf, und lernte conjugiren, die Beiſpiele lagen nahe, der Archivarius warf ſich eifrigſt zum Collegen auf, es wurde in einer Viertelſtunde ſo viel gelernt, daß wir einen ganzen Tag davon leben konnten. — Da erhob Hortenſia ihre klare Stimme, und griff voll in die Saiten, und ich war ſo erſchrocken von dem ſchönen Tone, daß mir die Grammatik in den See fiel. Mit einer merkwürdigen Feierlichkeit beginnt die Italienerin ihren Geſang. Das kommt wol zum Theil von der vollrunden, majeſtätiſchen Stimme, den vollen Vocalworten, mit denen ſie anheben, und dem halbkirchlichen Rhythmus, der ihnen in ſeiner katholiſchen Weichheit eigenthümlich geworden iſt. Sie ſind alle weltliche Nonnen, und eh' ſie heiß und luſtig werden, iſt Auge und Stimme erſt feierlich. Das iſt keine Coquetterie, es liegt tiefer. Man könnte allenfalls ſagen: hinter dem üppigen Sonnenſcheinleben liegt eine dunkle Nacht, die aus Auge und Stimme herausſchlägt, wenn ſie plötzlich ſich erheben. Die italieniſchen Männer ſind meiſt ſchlechte Männer für die Weiber, es iſt wenig Zärtlichkeit in ihnen, und — ſie ſind Sklaven.

Wenn ſie's verſucht haben, die Ketten zu brechen, ſo ſind ſie ausgelacht worden, weil ſie keinen Muth bewieſen. Was finden die Weiber bei ihnen? Und die Weiber ſind römiſcher geblieben, als die Männer; man findet es bei allen Völkern, daß das Grundelement der Nation bei den Männern eher verwittert; die Weiber werden weniger verwirrt durch viele Eindrücke, ihr Schatz iſt kleiner, aber gedrängter.

Es iſt noch heut' etwas vom alten Rom, ein Gedanke Cornelias, der Gracchenmutter, oder ſo etwas in Aug' und Stimme des italieniſchen Weibes. Ich ſah und hörte ſtaunend nach Hortenſien hin. Sie ſang ein Lied von Napoleone, dem imperatore grande, und die bärtigen Schiffer ſtreckten die Rücken gerade, riegelten die Augen auf, und ſtimmten mit tiefen Stimmen ein. Es war ein Lied aus jener fabelhaften Zeit, wo der junge Bonaparte mager, wüſtendürr und trockenbraun im Geſicht aus Aegypten und Syrien zurückkam, und das Auge ruhmeswollüſtig überall herumirrte. Es iſt dies immer die intereſſanteſte Zeit in Napoleon's Leben für mich geweſen. Damals brachte er ſich den erſten Araber mit, er glich dem Cäſar auf ein Haar, und er hatte nur mehr Poeſie und weniger Egoismus im Geſicht, als jener. In dem Auge lag noch die ganze Wolluſt des jungen Ruhmes, die Züge waren noch durſtig, die Haare noch lang, der Körper bog ſich noch geſchmeidig, ſeine ganze geiſtige Jugend ſtieg wie damals zu Pferde, als er mit den barfüßigen und barhäuptigen Sansculotten von Montenotte und Milleſimo, die jetzt Schuhe und Narben hatten, wieder nach Italien zog. Die Uniform war ihm weit, es ſollte Alles erſt erfüllt werden, es ſtand erſt Alles auf dem Spiele — und das Fertige iſt groß, das Werdende reizend. Wie ein zweifelhaftes arabiſches Epos brachten ſeine Soldaten damals die Geſchichte von der Pyramiden-Schlacht nach Europa: man ſah im dämmernden Sonnenlichte auf der unabſehbaren trockenen Fläche das große Schauſpiel, Turbane in endloſen Reihen und blinkende Säbel flogen im Galopp vorüber, „Allah, il Allah“, der alte fabelhafte Ruf, klang geſpenſterartig in das moderne: „Vive la République“. Augenlos, ſtumm ſahen von fernem Horizonte die märchenartigen rieſenhohen Pyramiden zu, wie ein berittener junger indiſcher Bramine, der nur Geſchichte ſtudirt hat am Ganges, ſprach der junge Bonaparte zu ſeinen Soldaten von den vierzig Jahrhunderten, die von jenen Spitzen ihnen zuſehen, man ſchwieg vor Staunen über all die wunderbaren Dinge. Die Peſtkranken in Jaffa mit ihrem fürchterlichen einſamen Tode drängten ſich auch in jene befremdlichen Tableaux, wo blaue und rothe Franzoſen unter aſiatiſcher und afrikaniſcher Sonne herumſchritten. Wie ein Geiſt war der junge Held durch den Meeresnebel und Nelſon's lauernde Schiffe zurück nach Frankreich gezogen. Man wartete begierig auf den neuen Feldzug, ob denn das Alles wahr ſei. Napoleon's ganze Herrlichkeit, die man ſchon zu ahnen anfing, ſtand auf dem Spiele, und aus Hoffen und Fürchten braut die Welt ihr Intereſſe.

Von jener glänzendſten Zeit des jungen afrikaniſchen Napoleon, und von den früheren gallopirenden Siegen bei Lodi, Arcole, Caſtiglione und all den Namen, die wie Goldſtücke bei tollem glücklichen Glücksſpiele über einander ſtürzten, von jenen fliegenden, brauſenden, jähen Thaten des jungen Genies, des olympiſchen Adlers ſang das Lied. Es drängte alle Kraft auf den Moment zuſammen, wo er zur Schlacht bei Marengo abging, wo Cäſar in den Kahn bei Brindiſi ſteigt, und den Schiffer im Sturme tröſtet: „Du trägſt Cäſar und ſein Glück“. Und es ſang von dem emporgeſprungenen Weibe Italia, das ſich mit offenem Buſen dem willkommen ſchönen Cäſar an die Lippen geworfen, dem er den heißen ägyptiſchen Kuß auf die geöffneten Lippen gedrückt habe. O, es ſang das Lied wunderbar ſchöne Dinge von neuer Römerherrlichkeit, und als es zu Ende war, ſchwieg Alles und die Schiffer tauchten die Ruder leiſe und geräuſchlos in den See.

Nach einer Weile fragte ich ſie leiſe, ob ſie wol den Napoleon liebten, und wünſchten, daß er noch gebiete. Oh, si Signore, ſagten ſie, aber er habe doch zwei große Fehler gehabt, erſtlich hätten ſie zu viel Steuern zahlen, und zweitens alle Soldaten werden müſſen. Dabei reichte mir einer die Grammatik, die er aus dem See gefiſcht hatte, und erbat ſich dafür einige Centeſimi.

Wahrlich, es iſt eine tief poetiſche Nation, und die Kerle hatten Köpfe, als kämen ſie eben aus dem Senate in Rom! Sie haben eine viel abſcheulichere Proſa, als wir in Deutſchland, weil ſie umringt ſind von ſchönen Veranlaſſungen. Wir lieben den Napoleon, obwol er uns mit Füßen getreten, die Italiener hat er wiedergeboren, und ſie fürchten ihn nur. Ich will indeß nicht ungerecht ſein, und nicht vergeſſen, daß meine Helden Gardaſchiffer, und daß die meiſten Italiener, die ich geſehen, nicht von der vornehmſten Claſſe waren. Aber es iſt leider Alles, was man in jenem Lande ſieht, von niedriger Art, denn offener oder verſteckter ſtreckt Jeder die Hand nach Geld aus. Man haßt in jenen Gegenden Oeſterreich nur wegen des Kopfgeldes und des Tabaks, man liebt noch am meiſten Baiern, weil es am wenigſten Steuern verlangt hat. Unſere honorige, intelligente Mittelclaſſe, die ſich zur guten Stunde doch einmal für etwas intereſſirt, was über Eſſen und Trinken hinausgeht, exiſtirt gar nicht. Und die höheren Claſſen und die ſtrebende Jugend halten ſich den Mund zu, und laſſen ſich nicht ſehen oder dürfen ſich nicht ſehen laſſen. Ein Land der kleinen Conſpiration hat viel kleine Menſchen. Es iſt gar zu viel Täuſchung in dieſem Lande; nur bei Privatangelegenheiten gilt ihnen das Leben nichts, bei öffentlichen Dingen ſind ſie feig. Der beſſere Deutſche macht es doch umgekehrt, er iſt humaner, und der Franzoſe hat privatim und öffentlich alle Taſchen voll Courage. Wahrlich, es glaubt's kein Menſch, wenn er dieſe bedeutungsvollen Geſichter ſieht. Wie ein gefallener Herrſcher ſah der vor mir ſitzende Schiffer aus, vornehm ſchaute er auf die Arbeit, als erniedrige er ſich durch ſie, ſtolze Züge, große geheimnißvolle Augen, ſcharfgeſchnittener Mund, die edelſte Naſe, ein krauſer dichter Backenbart, eine ſtarke, hohe und ſchöne Figur ſchienen der Einband des ſchönſten Buches zu ſein. Und wenn man die Züge auseinanderblätterte, ſo kauerte hinter den gewaltigen Formen eine jämmerliche, innere Muthloſigkeit.

Nur die Weiber haben alle Muth, wenigſtens zur Liebe, keine weicht einem Gefechte dieſer Art aus. Die Männer ſind die Schauſpieler Europa's, ſie führen ums Geld Komödie auf wie Tragödie; Couliſſenreißer ſind ſie auch ohne Geld von Hauſe aus. Um Nichts den entſetzlichſten Spectakel zu machen, das verſteht der Italiener vortrefflich. —

Wir legten am jenſeitigen Ufer des Sees an, um den Eſelsberg zu beſteigen. Man geht neben kleinen malitiöſen Eſeln aufwärts, und hat ſich vor ihnen zu hüten: es giebt eine Sorte dummes Volk, das nicht nur dumm, ſondern auch brutal iſt: wenn ſie ſich ſatt gegeſſen haben, ſchlagen ſie hinten aus. Oben ſieht man nichts als ein unbedeutendes Stück Waſſerfall, und weiter unten Miſt in allen Winkeln. Es waren viel Käfer da und das Volk machte viel Weſens; ich hatte nicht Zeit, mich um das eigentliche Weſen dieſer Spelunke zu kümmern; nicht einmal zu einem Hauſe war Platz da, der ſteile Fels verengte Alles. Sonſt kleben aber an jedem Einbug des Sees die kleinen italieniſchen Städte wie Schwalbenneſter, und die fremden Spatze finden überall in Italien ein Plätzchen. —

Hortenſia war im Boote zurückgeblieben, und mir ſchien's, als habe ſie geweint. Ich nahm ſie um den Hals, und fragte ſie, was ihr fehle. Sie machte ein ſehr ernſthaftes Antlitz und ſagte: Du liebſt mich nicht! Ich verſicherte ſie natürlich des Gegentheils, ſetzte hinzu, daß ich eben nicht viel Zeit hätte wegen der neuen Gegenſtände, und wollte ſie eben zärtlichſt küſſen, da ſtieß der Staroſt den Kahn ab, und wir purzelten auseinander, ſie in die Arme des Schiffers, ich auf den Schooß des Archivarius, der über die masculine Zudringlichkeit ſehr ungehalten war. Wir lachten und ſetzten uns an den Boden des Kahns, und ſie lehrte mich Guitarre ſpielen. Jetzt konnten wir nicht mehr fallen. Es war aber doch ſehr zart von den vier Schiffern, daß ſie mit dem Abſtoßen des Kahns gewartet hatten bis unſere Zärtlichkeitsangelegenheiten geordnet wären — ohne Zuthun des Staroſts wären ſie nicht abgefahren. Tact für Liebesverhältniſſe hat der gemeinſte Italiener, er weiß, was ſich ſchickt, wenn man ein Mädchen im Arme hat. —

Der Tag ſenkte ſich allmälig, und wir ſteuerten auf hohe, weiße Schlöſſer zu, die am Ufer des Sees lagen — nach Limone führen ſie, ſagten die Schiffer. Es waren ſpaniſche Schlöſſer, nämlich terraſſenförmig abgeſetzte weiße Pfeiler, zwiſchen denen Citronenwäldchen gepflegt wurden, es wohnte Niemand da als ein Gärtner und dichter italieniſcher Duft, der die Sinne befängt. Ich ſaß mit Hortenſia an einem ſolchen Baume, und wir ſahen uns abwechſelnd in die Augen, und durch die breiten ſtillen Blätter auf den See hinaus, auf welchem der Sonnenuntergang mit ausgeſtreckten Armen ſich gelagert hatte. —

Plötzlich ſprang das Mädchen auf, faßte mich krampfhaft bei der Hand, und ſtarrte nach der Seite. Es war mir, als ſähe ich eine männliche Geſtalt hinter einem entfernten Pfeiler. Mit metalloſer Stimme ſagte ſie: „Es iſt mein Bruder“, und ſtürzte wie ein Reh die Stufen hinunter. Ich ihr nach, ſie erraffte unterwegs den Staroſt bei der Hand, und riß ihn mit ſich ins Boot, ich befolgte dieſe ſtumme, praktiſche Schnelligkeit, und griff nach dem unter Citronen wandelnden Archivarius. Der Aufſeher trat mir in den Weg, eine discrezione erheiſchend; ich hatte kein kleines Geld und gab ihm, was mir in die Hand kam. Die allzu große Gabe wollte ich aber doch gut haushälteriſch ausbeuten, es fehlten mir nur die italieniſchen Worte. Ich wußte nichts als rückwärts zu deuten, von wo wir Jemand die Treppen heruntereilen hörten und „No — no — no!“ zu ſagen. Er nickte mit dem Kopfe und eilte zurück; wir fuhren ab. Bald hörten wir einen heftigen Wortwechſel — oh, questa voce! rief Hortenſia und verbarg ihr Haupt in den Schooß. Der pfiffige Italiener hatte mich verſtanden und bezeugte ſich dankbar, ſo weit wir ihn hören konnten. Auf längeres Zuthun von ſeiner wollten das große Tableau, das ſich eben auf dem Waſſer aufſtellte, nicht ſtören. Wie Schattenbilder in der Luft zogen die alten Römer vorüber, kein menſchlicher Ausdruck des Leides oder der Freude war in ihnen zu ſehen, ſie waren nie Menſchen, ſondern ſind immer Soldaten geweſen.

Ich kenne wahrhaftig nur aus der ſchon verfälſchten Zeit des heuchleriſchen Auguſtus, des großen Ahnherrn Ludwig Philipps, einen Römer, der auch ein Menſch war. Dieſer Menſch heißt Properz, und hat ſeine Menſchlichkeit in Elegien niedergelegt. Auguſt geht nach Klein-Aſien und Properz ſoll mitgehen, um unſterbliche Lorbeeren zu ſammeln. Er hat aber eben einen Feldzug mit dem ſchönſten römiſchen Mädchen eröffnet, und geht nicht nach Klein-Aſien. Als Auguſt zurückkömmt, und einen pomphaften Triumphzug in Rom hält, da ſteht Properz mit ſeinem Mädchen vor der Thür, und lächelt ſehr über den bei ihm vorüberziehenden Imperator mit all ſeiner aſiatiſchen Pracht und Herrlichkeit, und erzählt ihm ſeine Schlachten und Siege, in denen Rom Rom ſich unterworfen.

Ganz hinten auf dem See lagen die Cimbern und Teutonen und ſchmauſten, und ich ſah es mit an, wie die römiſche Klugheit unterdeß ſie berückte, und die Römer waren eherne Ariſtokraten, und die Cimbern und Teutonen waren deutſche Stämme. Das Eſſen und Trinken war von jeher bei den Deutſchen die Hauptſache. Ich drückte die Augen zu, und als ich ſie wieder öffnete, ſah ich die römiſchen Thier- und Menſchenhetzer unter den Kaiſern, und die langen germaniſchen Barbaren, welche den römiſchen Thron einriſſen, und die Langbärte, die Longobarden, die über das Ufer herüberkamen. Und all dieſen Gewinn, dieſes Mark ſah ich hinſchwinden vor der römiſchen Klugheit. Mit ein wenig wohlriechendem Rauch, einem Bischen Muſik und Lirum-Larum-Löffelſtiel wurde Alles wieder genommen. Ich lobe mir die Päpſte, und ich ſah ein, daß die Klugheit das Beſte ſei für die Völker. Der Archivarius ſang den letzten Vers ſeines deutſchen Liedes. Plötzlich ſprang Hortenſia auf, hielt ihm den Mund zu, ſchlug den nächſten Schiffer auf die Schulter, und wies nach Limone hin. Der Schiffer ſchliff ſeine Augen, legte ſich mit dem Ohr über Bord bis dicht an die Waſſerfläche, nickte mit dem Kopfe, gab den Gefährten ein Zeichen, und warf den Kahn auf eine andere Seite. Ich ſah und hörte nichts. Mit Blitzesſchnelle fuhren wir eine Strecke in anderer Richtung, und hielten plötzlich ganz inne. Kein Menſch regte ſich, ich konnt' es hören, wie hinten der Staroſt, der wie ein Corſar ausgeſtreckt im Boote lag, den Dampf aus ſeiner Pfeife ſtieß. Allmälig ſchien es auch mir, als hörte ich leiſe Ruderſchläge, mit Hilfe des Glaſes gewahrte ich ein Boot, das in einiger Entfernung von uns ganz in unſerer früheren Richtung mit aufgeſpanntem Segel vorüberſtrich. Wir bückten uns alle, um den Umriß über dem Waſſer ſo unbedeutend als möglich zu machen. Schon glaubten wir den Feind vorüber, Hortenſia hielt ſich krampfhaft an meinem Arme feſt, da verſchwand auf einmal das Segel, und unſere Schiffer fingen aus Leibeskräften an zu rudern. Wir waren entdeckt, das uns verfolgende Boot hatte umgelenkt und kam hinter uns drein. Der Verfolger näherte ſich trotz unſerer Schnelligkeit, und die Schiffer ſagten, er müſſe fünf Ruder haben. Nur ein Ruder fand ſich noch in unſerem Boote, ich ergriff's und arbeitete nach Kräften. Hortenſia küßte mich mit kaltem Munde dafür, und nahm meinen Reiſeſtock und half auch rudern. Es war umſonſt — das Boot kam immer näher. Ich zog meinen Reiſerock aus, Hortenſia bekleidete ſich damit, und knöpfte ihn bis oben zu, ſetzte ſich meine Mütze auf, legte ſich das Geſicht in den Arm, und lagerte ſich zum Schlaf zurecht. Alles geſchah, ohne daß ein Wort geſprochen wurde. Bei italieniſchen Schiffern bedarf's aber keines Wortes, ſie verſtanden Alles und ließen nach mit heftigem Rudern. Ich begann mit dem Archivarius das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt die Courage nimmermehr“, und erwartete den Feind. Ueber die verrätheriſchen Füße Hortenſiens warf der Doctor ſeinen Schlafrock. Das Boot brauſte heran. Der Aufſeher von Limone, den ich ſo reichlich beſchenkt hatte, war der fünfte Ruderer, ein echter Italiener, der eine neue discrezione verdienen wollte. Hortenſiens Bruder war der ſechſte Mann, und ſchon hielt ich unſere Mannſchaft triumphirend für überlegen an Zahl, als plötzlich im feindlichen Boote noch ein langer bärtiger Kerl ſich aufrichtete. „Machen Sie Ihren Reiſeſack auf, Herr Staroſt, und ſetzen ſie Kupferhütchen auf ihre Terzerole, antworten Sie ſo grob, als Ihr Gedächtniß Worte auftreiben kann.“

Der Citronenaufſeher griff an unſer Boot, um zu entern, mein Stock fiel blitzſchnell auf ſeine Hand und heulend zog er ſie zurück. Hortenſiens Bruder und der bärtige Kerl machten Anſtalt in unſeren Kahn zu ſpringen. Ich ſtellte mich jenem, der Doctor dieſem entgegen. Das Handgemenge ward allgemein, da der Citronenaufſeher jetzt gegen den Staroſt anſetzte; nur die Schiffer hielten ſich auf beiden Kähnen völlig neutral, wie blos weiter leitende Elemente. — Da brannte plötzlich der Staroſt ſeine zwei Schüſſe los, und mit einem Ruck war die Scene geändert, die Schiffer beider Boote duckten ſich, und ſtießen die Kähne auseinander. Hortenſiens Bruder und ich ſchwankten einen Augenblick über den See; — wir ſtürzten beide hinein.

Ich ſank tief, eh' ich in meiner halben Sinnenloſigkeit zu den Schwimmoperationen Anſtalt machte. Mit Haſt drückte ich mich an die Luft hinauf, denn ich hatte, kurz vorher nahe am Erſticktwerden, keinen Athem zuzuſetzen. Es war finſter und leer, tohu wabohu, als ich Athem ſchöpfte, nichts zu ſehen, nichts zu hören, und ich war ſo total verworren, daß ich auch keine Richtung unterſchied, ich konnte eben ſo gut den See der Länge nach hinunterſchwimmen, ſtatt nach einem Ufer hin. Matt und erſchöpft war ich bereits, meine Lage glich der eines Verlorenen. Ich ſah mich nach dem Himmelswagen um, der am weſtlichen Horizonte ſteht, ich horchte, ob Hortenſiens Bruder nicht darin ſchwimme, die entgegengeſetzte Richtung müßte ja die meine ſein. Es ſchien mir, als hörte ich ein fernes, leiſes Plätſchern. Der See war ſehr ſchön, und das Waſſer war lind und blau, aber es war eine gefährliche Schönheit; ich wünſchte in einem ſchmalen deutſchen Teiche zu ſein, die Müllerſtube mit dem warmen Ofen und der pausbäckigen, behäbigen Wirthin in der Nähe. Was halfen mir jetzt die Citronenwälder! Da kam dem Staroſt der glücklichſte Gedanke, er ſchoß ſein Piſtol ab, und ich warf mich luſtig in die Wellen hinein. Bald hört' ich ſie mir entgegenkommen, bald lag ich wie ein naſſer Robbe in der Barke.

33.

Malceſini.

Glücklicherweiſe war mein Mantelſack auf dem Boote, ich kleidete mich in Eile um, die Schiffer lachten ſtill, der Archivarius und der Staroſt ſtellten ſich vor Hortenſien und lachten ebenfalls.

Unſere Feinde hatten gar keine Kriegserklärung für nöthig erachtet, man hatte ſich auf gar keine Fragen und Erörterungen eingelaſſen, es war römiſch hergegangen. Wir wußten nicht, ob Hortenſia erkannt worden, ob ihr Bruder erſoffen ſei. Einem lebhaften Angriffe und Widerſtande weicht der Italiener aus. Unſere Schiffer legten bei Malceſini an; dort wollten wir einige Stunden ſchlafen und vor Anbruch des Morgens weiter fahren. Mit einigen Flüchen und Demonſtrationen durch Stock und Fauſt wurde der Schwarm Geſindels vertrieben, der ſich überall wo Fremde ankommen, an dieſe hängt und auf das Gepäck ſtürzt. Es war wenig Licht in dem kleinen Orte zu ſehen, und er bot einen unheimlichen italieniſchen Anblick dar. Hortenſia hing ſich beim Ausſteigen innig an mich, und als ich ſie aufs Auge küßte, küßte ich eine thränenfeuchte Wimper. Ich fragte ſie, was ihr fehle, ſie ſchüttelte den Kopf „niente, mio Tedesco“, und drückte mir einen heißen Kuß auf die Lippen. Da ging ſie von mir, und machte ſich mit dem Gepäck zu ſchaffen.

Als wir mit einer geſchwätzigen Wirthin, die halb hübſch, halb garſtig war, Zimmer, Betten und Speiſen behandelt hatten, und uns häuslich einrichten wollten, ward Hortenſia vermißt. Wir liefen an den See, wir ſuchten an allen Ecken und Enden und ſchickten Boten aus — umſonſt, ſie war nicht aufzufinden. Ein Boot war nicht gelandet, vom See her konnte ihr nichts begegnet ſein; es blieb nichts übrig, als ſich in des wunderlichen Mädchens Thun zu ergeben.

Es war Alles ſo märchenartig hergegangen, ſeit ich das Mädchen getroffen, daß ich jetzt nachdenklich an dem großen Tiſche unſeres Zimmers ſaß, und den Archivarius fragte, ob denn das Alles wirklich paſſirt ſei. Er lächelte und ſprach: In Italien kann Alles paſſiren.

Ich fragte unſere zweifelhafte Wirthin, was ſie zur Hortenſia meine. Sie lächelte wie eine deutſche Soubrette, machte mir ein Compliment, warf mir einen verrätheriſchen Blick zu und hüpfte, ohne Antwort zu geben, hinaus.

Der Staroſt öffnete einen kleinen Balcon, der auf den See hinaus führte — es war eine rabenſchwarze Nacht draußen, trotzdem, daß die Sterne am Himmel glühten, und es war todtenſtill. Ich ſaß unbeweglich an meinem Tiſche, und dachte fortwährend: das alſo iſt Italien!

Da erhub ſich plötzlich draußen ein Geſchrei, welches durch ſeine Regelmäßigkeit den Charakter eines Geſanges annahm. Es war ein Ständchen; in Deutſchland hätten wir's anfänglich für Feuerlärm gehalten, und die Anſicht wäre freilich nicht ganz falſch geweſen. Es mußte entſetzlich brennen bei dem Burſchen, denn er ſchrie wie ein Zahnbrecher, und ſang wenigſtens fünfzehn bis zwanzig Strophen in einem Strich, nach ein und derſelben Recitativ-Melodie herunter. Sie haben in Italien Alle Stimmen wie die Hähne, und wenn er gegen Ende der Strophe ein wenig erſchöpft war, ſo fing er doch die neue ſtets wieder mit einer Vehemenz an, daß ich noch bei der zwanzigſten davor erſchrak und mich vor dem nächſten Anfange fürchtete.

Ich habe noch niemals einen ſanften Trieb wie die Liebe, ſo entſchloſſen um Hilfe rufen hören. Alles war todtenſtill, nur der arme verliebte Teufel ſchrie ſeine Litanei; es hätte ein Stern herunterfallen mögen.

Wenn man im September oder October durch einen großen, flüſternden deutſchen Wald fährt, da hört man den Hirſch ſein Ständchen brüllen, juſt wie dieſen Italiener, und es iſt lebensgefährlich, ihm nahe zu kommen.

Wir ſchloſſen den Balcon und kletterten auf das himmelhohe Bett, welches in ununterbrochener Breite ein Dritttheil der Wand einnahm, und uns Dreien überflüſſigen Raum gewährte.

Aus ſüßen italieniſchen Träumen weckten uns die Schiffer. Wir wollten noch in der Morgenfrühe den See entlang fahren, und wenn die Sonne im Mittag ſtünde, bereits zu Verona im kühlen Schatten ein ſchönes Mädchen küſſen, von deſſen liebenswürdigen Zügen wir jetzt noch keine Ahnung hatten.

Malceſini lag noch tief in ſeinen nächtlichen Decken. Die Engländer machen viel ſchöne Stahlſtiche, und ſtellen oft einen kleinen Hafen dar mit einigen kecken Häuſern und kecken Piraten — ſo iſt mir Malceſini erſchienen in ſeiner Nachtruhe.

Das Waſſer des Sees war warm wie ein ſchlafendes Mädchen, die Sterne waren lebendiger geworden, die Luft ſchlief regungslos. Das Schifflein flog raſch in den dunkeln See hinaus.

Da flogen graue Blitze über den Himmel; furchtſam traten die Sterne zurück. Und die Blitze wurden heller, und mit ihnen flog der Morgenſonnenwind über die Berge des Ufers, die Sterne wichen weiter und weiter, und die Schiffer ſpannten das Segel auf, und brauchten nicht mehr zu rudern — die Kraft des Tages regiert, der Tag kam vor der Sonne hergeflogen.

Freilich wurde es plötzlich kalt, und als ein Schiffer ſah, daß ich am meiſten dabei fror, warf er mir ſeinen braunen Mantel zu, und ſagte reſignirt: Er ſei's gewohnt.

Der See öffnete ſich eben in ſtolzer Breite nach dem Süden hinunter, und die ernſthaften Rinaldini-Ufer des nördlichen Sees wurden weich und rund, und verloren ſich weiter unten in die Fläche der Lombardei, nach Peschiera und Verona hinab. Die Iſola bella — denn eine ſolche hat jeder italieniſche See — ſprang wie ein Garten der Armide aus dem Gewäſſer, und es leuchtete aus der Ferne von ihr her, wie weiße Schlöſſer leuchten, hinter deren Säulen ſchöne Nymphen tanzen. Die Augen Jean Paul's blitzten mir von den Zinnen entgegen, und ich ſah den Titan die hohen Treppen auf- und niederſteigen und in den wollüſtigen Gebüſchen verſchwinden.

Das Schifflein trieb um das Vorgebirge unſerer guten Hoffnung, die Schiffer nannten es die Spitze des heiligen Vigilio. Der gute ſteinerne Alte ſteht hier am Eingange in den engeren Garda, und weiß gewiß nicht weshalb. Ich will nicht dafür einſtehen, aber es war mir, als trüge er einen Henri-quatre, ein Schutzpatron der Wachſamkeit, kommt den Italienern ſehr ungelegen, und genießt wenig Aeſtimation, unſere Schiffer nahmen nicht einmal die Mützen vor ihm ab. —

Aber eine alte verfallende Kirche hinter ihm von gutem Stein, und weiter am Ufer hin, das immer ergiebiger und gefälliger wurde, weiche, ſammtene Olivenwäldchen, eine glänzende Morgenſonne, ein dampfender See, und in der Fenſterblende ein Menſch, der über uns her den See entlang blickt — mußte mir's nicht einfallen, wie das Alles ein Goethe'ſches Gedicht ſei; ich hörte die Worte in dem Wellenſchlage.

In Deutſchland iſt Goethe geſtorben, aber in Italien ſaß er vielleicht in der Fenſterblende der alten Kirche Vigilio am Vorgebirge des Garda. Es war ein ſchöner katholiſcher Sonntag, der mit der ſchönſten Sonne auf Italien herunterfiel. Der Mann da oben war gewiß — er regte ſich nicht, und es war zu weit, um genau zu ſehen. Ich ließ die Schiffer halten, und ſang mit lauter Stimme:

„Kennſt Du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

„Blüh'n" antwortete das Echo, und der Staroſt ſagte, der Mann ob St. Vigilio habe mit dem Kopfe genickt.

34.

Bardolini.

Wir ließen uns von der Morgenſonne beſcheinen, und dachten nichts und wollten nichts — Alles ringsum war Gold, und geſund waren wir auch, und es war mir, als ginge es direct nach Rom.

Wir landeten am kleinen ſteinernen Molo von Bardolini, und fochten mit der italieniſchen Gefälligkeit um unſer Gepäck. Es war ein fauler papiſtiſcher Sonntag, das ganze Städtchen war in Putz, und der Wirth des kleinen, ganz kleinen Kaffeehäuschens, bei dem wir eintraten, um zu frühſtücken, ſah aus wie ein alter Römer an einem Feſte des Jupiter. Er trug ein Paar ungewiß gelbe Nankinghoſen, die er unzweifelhaft Tags vorher eigenhändig im See gewaſchen hatte, und jetzt an der Morgenſonne trocknen ließ. Sie waren noch viel länger als ſeine ſehr langen Beine. Ich hielt den Mann für einen Nachkommen der Fabier: mit demſelben altrömiſchen Ernſte, wie jene zu Dreihundert in den Todeskampf zogen, ſchritt er hinter ſeinen kleinen Ladentiſch und bereitete eine Taſſe Kaffee. Ein echt römiſcher Kaffeewirth, der nach Rom gehörte — er behandelte ſein Geſchäft mit derſelben Feierlichkeit wie ein Prälat in St. Peter das ſeine. Sein blauer Frack war von einem würdigen, klaſſiſchen Alter, man bewunderte die Defecte der Aermel, wenn man in das feierliche Geſicht des Mannes blickte. Seine

Naſe war ſchöner und größer als die Veſpaſians, und die moderne Bildung war nicht ſpurlos an ihr vorübergegangen, der Schnupftabak war darin zu Hauſe. Er kochte immer nur für eine Taſſe, und ſeine gläſernen Augen ſahen ſtier hinein in die kleine Flamme, er holte immer nur ein Polentabrötchen vom Nachbar, und jede neue Beſtellung einer Taſſe und eines Brötchens nahm er mit ſolchem Geräuſch und ſolcher Wichtigkeit auf, und er lief ſo weit hin und her, daß Bardolini, das ſich mit Jugend und Alter vor ſeinem Hauſe verſammelte, glauben mußte, es ſei eine Karawane bei ihm eingekehrt. Das iſt italieniſche Geſchicklichkeit, aus Kleinigkeiten hiſtoriſche Facta zu machen.

Anfänglich war es mir überraſchend, bald aber doch ſehr lächerlich, dieſe Heldenfigur Kaffee kochen, und wie einen kleinen Marqueur „subito — subito, Signore“ ſchreien zu hören, wenn eine Kleinigkeit verlangt wurde. Das geht aber in Italien nicht anders: der Himmel iſt noch jener alte lateiniſche, die Männer wachſen noch lang und groß, aber ſie erfechten keine Siege mehr, ſondern ſie kochen Kaffee. —

Wir ließen uns einen Kutſcher rufen, und es begann wieder eine römiſche Scene, wobei das ſonntägliche Bardolini, das ſich um uns herum gruppirte, ſeine Rolle getreulich mitſpielte. Der Kutſcher war ein ſchöner Römerkopf mit deutſchen Augen und germaniſchem Haare. Es war eine Freude, ihn anzuſehen, wenn er das hohe Fuhrlohn, das er bis Verona verlangt hatte, mit Wort und Geberde, mit Zorn und Lachen vertheidigte. Er that das mit ſolcher Wichtigkeit, und ſprach mit einer Energie, wie der junge Scipio mit Carthagern unterhandelt hat. Ich betrachtete mir den jungen Mann mit vielem Vergnügen, und konnte den Gedanken nicht los werden, was er für Glück machen würde, wenn er nach Berlin käme, namentlich da er nur italieniſch verſtand. Sie würden ſagen — wenn ich ſage „Sie“, ſo meine ich immer die Berliner — „Ne, det is een jeborner Jarde-Offecier, und er ſpricht een Ausländiſches wie die Heinefetter.“ —

Ich konnt' es ihm gar nicht verdenken, daß er ſo viel forderte, und ſo viel Spectakel machte: es war Sonntag und er wollte mit ſeinem Mädchen Sonntag feiern, und ſein Mädchen war gewiß das hübſcheſte in Bardolini. Aber wie ſchnöde verleugnete auch er die germaniſche Erinnerung ſeiner Locken und Augen, das hohe Fuhrlohn lockte ihn mehr als das ſchöne Auge ſeines Liebchens, er zürnte fortwährend, daß er uns fahren ſollte, aber er fuhr uns und ließ um einige blanke Gulden ſein Mädchen im Stich. Ein echter Italiener!

Brauſend ging's hinab von Hügel zu Hügel gen Verona hin. Die Rebengelände am Wege wurden immer üppiger und zärtlicher, das Land wird immer dunkler grün, immer weicher, immer reicher. Die Pferde trabten luſtig, die Sonne lachte dem Sonntagsmorgen ins Geſicht, der Italiener ſang, wir ſtreckten uns behaglich in unſerem Wagen, wir waren ſo herrſchluſtig, als führen wir zum Congreß nach Verona und als wären wir Hauptperſonen.

Der Archivarius war eigentlich aus Berlin, und als wir Verona unten in der Fläche liegen ſahen, da dachte er an Berlin. Das thut nun zwar jeder Berliner bei jeder Stadt, aber hier gab's doch eine Urſache dazu: wir ſprachen von Hardenberg. Vor zehn Jahren war er auch herab von den Alpen nach Verona gefahren, und als man ihn zurückfuhr über die Alpen, da war der menſchenfreundliche Mund kalt und das zärtliche Auge war geſchloſſen.

Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, es war ein ſehr kalter, ruſſiſcher Winter im Jahre 1823, ich las damals alle belletriſtiſchen Journale, obwol ich noch ſehr jung war, und alle belletriſtiſchen Journale ſchrieben damals mit Enthuſiasmus über das Theater, vom Congreß zu Verona wollten ſie nichts wiſſen. Ich war zu jener Zeit ein Tertianer und ſchwärmte für die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, von denen ich in der Abendzeitung geleſen hatte. Als nun der Rector vor Weihnachten unſere Schule ſchloß. worin er uns ermahnte, während der Ferien tugendhaft zu ſein, und worin er uns mittheilte, daß er künftig nicht mehr „Herr Rector“, ſondern „Herr Director“ heiße, da macht' ich mich auf und ging auf der langen Chauſſee von Schleſien bis nach Berlin. Das dauerte viele Tage und es war grimmig kalt, die Schneedächer flimmerten wie Kryſtall; ich ſchritt aber immer muthig fürbaß, und der Gedanke ſtärkte mich, bald das berühmte Schauſpielhaus, und die berühmten Schauſpieler zu ſehen. So kam ich gegen Abend nach Berlin und ging ſogleich ins Theater. Ich war ſehr glücklich, immer einen Helden der Abendzeitung nach dem andern kennen zu lernen. Erſt nach vielen Jahren ward ich inne, daß an jenem Abende lauter ſchlechte Schauſpieker ſpielten, und ich eigentlich gar keine Urſache gehabt hatte, glücklich zu ſein. Eins nur war mir damals ſehr unangenehm: ich fand nicht genug Begeiſterung im Publicum; namentlich ſprach man wo ich hinhorchte, von der Leiche, welche angekommen ſei. Ich war ein kleiner beweglicher Burſche und horchte überall hin.

Am andern Morgen erfuhr ich, die Leiche Hardenberg's ſei in einem metallenen Sarge aus Italien angekommen. Bei ſeinem Tode lernte ich ihn alſo erſt kennen; denn die Madame Seidler war mir damals viel intereſſanter als Hardenberg. Die Berliner waren gar nicht gut auf ihn zu ſprechen, und ich erinnerte mich, daß ich ſelbſt in müßigen Stunden, wenn ich keine Journale zu leſen hatte, ſehr unzufrieden mit Hardenberg geweſen war, obwol ich ihn nicht gekannt hatte. Mein Vater ſagte immer, er habe den Franzoſen zu viel nachgegeben, und das fand ich ſehr Unrecht, denn die Franzoſen waren in meinen Augen alle Spitzbuben.

Als wir jetzt nach Verona fuhren, und mir der Archivarius Liebesgeſchichten vom Hardenberg erzählte, dachte ich etwas anders über ihn.

Er iſt eine weiche, adelige Erſcheinung in der preußiſchen Geſchichte, ſeine Manieren waren vornehm, verbindlich, voll Grazie und Cultur, ſeine Diplomatie war artig, und doch voll

Würde, ſein Herz war poetiſch, ſein Auge hing voll Geiſt und Zärtlichkeit, ſein ganzes Weſen war übergoſſen mit jener beſtechenden Humanität, welche den Neid entwaffnet, und den ſouveränen Stolz des Mannes ausſöhnt mit der Nothwendigkeit, beherrſcht zu werden. Hardenberg regierte liebenswürdig, und das will viel ſagen, denn jedes Regieren hat etwas Gewaltſames.

Er hatte früher Anſpach und Bayreuth verwaltet, und der wunderliche Haugwitz, ein ſchleſiſcher Edelmann, war ihm zu Berlin im Wege. Haugwitz leitete damals in Preußen die Geſchäfte, und ihm zum Theil verdankt Preußen die geſchickte Wendung der Verhältniſſe, welche die Schlacht bei Jena erzeugte. Hardenberg nahm eine entſchloſſenere, würdigere Stellung den Franzoſen gegenüber. Auch er war für einen Krieg, aber für den Krieg 1805, vor der Winterſchlacht bei Auſterlitz. Haugwitz war eine ſehr merkwürdige Erſcheinung zu Berlin mit dem Hauptportefeuille in der Hand, ein ſocialer Roué, ein Bildungs-Roué, ein Roué des Genies. Er hatte ein ſehr raſches, edelmänniſches Leben geführt, überall oberflächlich nebenbei nach Cultur getrachtet, beſaß empfindſame Partien des Gemüthes, machte, wenn ich nicht irre, ſogar Gedichte, war ſehr eitel, und beſtrebte ſich lebhaft, originell zu ſein. Friedrich den Großen copirend, regierte er aus der Mitte ſeiner Orangerie, trug einen genial ſchmutzigen Jabot und ſah ſtets überhäuft, tiefſinnig und aufgelöſt aus. Plötzlich intereſſirte ihn ein Miſtbeet mehr als ein Friedensſchluß, und er warf die Acten an die Erde. Im Salon aber ſpielte er den alten, weitläufigen Diplomaten, hielt lange Reden, um nichts zu ſagen, manövrirte mit der Tabaksdoſe, und ſpielte am Ende unzeitig den erzürnten deutſchen Grafen, welcher die neuen Franzoſen mepriſirte. Die damalige romantiſch frankenfeindliche Stimmung kam ihm zu Statten; nur der König ſelbſt, der von jeher verſöhnlich und friedliebend war, blieb in dem damaligen Taumel nüchtern und beſonnen, und wehrte ab, ſo lange es irgend thunlich war. Aber alle Damen glühten von Frankenhaß, ſie theilten Farben an die Ritter aus, vor dem Palais des Prinzen Louis, des jungen preußiſchen Ritters, der weniger beſonnen als tapfer war, wetzten die Helden ihre Schwerter — das altadelige Ritter- und Soldatenthum, verlangte den Krieg 1806, Haugwitz zog ſich eines Tages die Staatsuniform an, und ließ den franzöſiſchen Geſandten abweiſen, der ahnende König gab endlich nach, und der Krieg brach los.

Hardenberg war ganz anders. Es war ein anderer Adel, den er repräſentirte; er war mit Würde vornehm, er war ein wirklicher Weltmann. Seine imponirende Repräſentation ſtellte auf dem Congreſſe zu Wien Preußen würdig neben den berühmten Vertreter Oeſterreichs, den Fürſten Metternich, deſſen Perſönlichkeit ſo viel Paragraphen gewann. Man hat es dem Hardenberg vorgeworfen, daß er zu großmüthig geweſen, zu nobel, namentlich zu generös gegen die Franzoſen, daß Preußen mehr hätte gewinnen können. Das moraliſche Gewicht, das ihm Hardenberg verſchaffte, war höher anzuſchlagen, als einige Quadratmeilen.

Hardenberg iſt als Roman- oder Novellenfigur intereſſant. Er hat ſich wie ein Menſch mit den Staatsgeſchäften abgegeben, nicht wie ein Geſchäftsmann, er behielt ein ſenſibles Herz, das ihm die beſten Streiche ſpielte. Und gerade ſeine Schwächen ſind ſo liebenswürdig. Er war von Jugend auf galant gegen die Damen, und er iſt mit einer Galanterie geſtorben.

Seine letzte Liebe bezeichnet ſein leicht bewegliches Gemüth am Beſten. Es war um die Zeit, als der Somnambulismus Mode ward. Ein junger Arzt in Berlin, der wunderlich genug, an mehreren Orten auf Augenblicke in die Weltgeſchichte heraustritt, der Dr. Koreff, erzählt dem Staatskanzler von dieſem träumeriſch-poetiſchen Zuſtande, und Hardenberg, den alles Moderne intereſſirte, der wie ein Poet dies und jenes romantiſche Faible hatte, war ſehr neugierig, dies zu ſehen. Dr. Koreff erzählte von einem jungen ſchönen Mädchen, und ſie ſprachen über das Käthchen von Heilbronn und den Grafen Wetter von Strahl und vom Hollunderbaume, und daß der Somnambulismus dem Mädchen in Hardenberg's Palais viel beſſer ſtehen werde als ſonſtwo. Die Gemalin des Staatskanzlers war eine kluge Frau, und nahm das Mädchen zu ſich, und man träumte und ſomnambulirte wie Käthchen unter dem Hollunderbaume.

Da erhoben ſich die Cortes in Spanien, und die Regenten verſammelten ſich in Verona. Auch Hardenberg ſollte auf die Reiſe; aber er war krank, ſein Intereſſe für den Somnambulismus hatte ſeine Nerven angeſtrengt; der Arzt unterſagte die Reiſe. Aber Hardenberg unternahm ſie, und Käthchen blieb weinend in Berlin zurück. Ihr Wetter fuhr über die Alpen.

Zu Verona erfriſchten Hardenberg die Staatsgeſchäfte wieder, ſein Auge ward wieder ſtark, ſeine Stimme wieder feſt. Der Congreß ging zu Ende, die Billets zwiſchen Kaiſer Alexander und Chateaubriand, worin ſie einander die Berühmtheit garantirten, hörten auf, Hardenberg reiſte ans mittelländiſche Meer, um ſich durch die Seeluft vollends zu ſtärken, er kam in Genua an, und heiter und vergnügt ſtand er eines Tages am Fenſter, und ſah über das weite grüne Meer, und dachte auch an ein grünes Leben, das noch vor ihm läge. Da brauſte ein Wagen den Platz herauf, er hält vor ſeinem Hauſe, eine Dame ſpringt heraus, ſie fliegt ins Zimmer. Die Sehnſucht hat Käthchen über die Alpen getrieben.

Aber der bejahrte Edelmann war dem Tumulte ſeines Herzens nicht mehr gewachſen. Nach wenig Tagen fand man ihn todt in ſeinem Lehnſtuhle, die Liebe lag auf ſeinem ſtarren Geſichte, glücklich wie er gelebt hatte, war er auch geſtorben. Der Tod war ihm plötzlich gekommen wie ein Kuß.

Und damals als ich des Theaters wegen nach Berlin kam, traf eben ſeine Leiche aus Italien ein; denn der König hatte den liebenswürdigen Mann ſehr geliebt.

Das Käthchen von Heilbronn hab' ich niemals in Berlin geſehen.

Ich war ganz traurig über dieſe Geſchichte worden, und vergaß, daß wir dicht bei Verona waren.

35.

Verona.

Es liegt in einer von der Sonne braun gebrannten Ebene. Wenn man nicht beſonders neugierig iſt, fährt man vorüber. Das Entrée iſt ebenfalls nicht lockend. Es iſt ein ſtattlich Dorf, das allmälig zur ſtattlichen Stadt wird. Wir ſahen nichts als Mönche, Soldaten und Schleier. Die Mönche ſind noch nicht tief genug aus Italien, und die Soldaten ſind Oeſterreicher, alſo beider Gattungen Geſichter ſtumm. Aber die Schleier ſprachen deſto mehr. Es war gegen Mittag, die Kirchen waren aus, unſer Don Juan von Bardolini fuhr wie Theſeus durch den belebten Corſo, die ſchmale lange Hauptſtraße Veronas. Links und rechts flogen die langen weißen Schleier, und in der Schnelligkeit ſahen wir dahinter und daneben eitel tödtlich ſchwarze Augen, und alle ſchoſſen und alle trafen.

Ich wußte nur nicht, ob ich rechts oder links gehen ſollte, ſonſt wäre ich gar nicht in den Gaſthof eingetreten. Und die Romanſchreiber hatten doch alſo Recht; ich wußte nicht, wo ich hinſehen ſollte vor hübſchen Mädchen, und ſie machen's nicht ſo ſtocktugendhaft wie in Deutſchland, wo jedes Auge entweder ſagt: ich bin verheiratet oder ich werde heiraten. Sie halten die Liebe nicht für ein Handwerk, wozu man einen Gewerbsſchein braucht, ſondern für eine freie Kunſt.

Mit einem tiefen deutſchen Seufzer trat ich ins Haus. Eine dralle hübſche franzöſiſche Griſette mit hüpfenden Gazellenaugen ſprang an uns vorüber, und lachte und rief: „Bon jour, Messieurs!“ und als wir nicht raſch genug dankten, flüſterte ſie lachend zum Kellner, wir ſeien ſicherlich aus Deutſchland. Und als ich aus dem Fenſter unſeres Zimmers ſah, da lag ein breiter eiſerner Balcon einen Stock tief unter mir, darauf ſtanden drei Frauengeſtalten in ſchwarzſeidenen Kleidern, und die eine war immer ſchöner als die andere. Schwarze ſchmiegſame Locken, braune Locken, an den Norden mahnend, fielen auf die vollen weißen Schultern, und große nördliche Augen, in denen man ausruhen kann, ſahen herauf nach dem Fremdlinge.

Ich wußte gar nicht, wie ich mein Glück, meine Freude, mein Wohlſein äußern ſollte, ſo vergnügt war ich, ich wußte noch gar nicht, was Alles geſchehen würde, aber ich wußte, daß ſehr Schönes ſich ereignen müſſe, und ich wußte, daß ich nichts zu wiſſen brauchte.

Die Hauptſache waren aber die nordiſchen Augen — oh, es ſind die Augen der Heimat, und ſie erzählen lange, lange Geſchichten mit liebenswürdiger Schwatzhaftigkeit. Südliche Augen ſind Blitze, ſie treffen eh man ſie völlig ſieht, ſie ſind zwei Leidenſchaften, denen man ſich in die Arme wirſt. Aber nördliche Augen ſind ſtill webende Gedichte mit geheimnißvoller Tiefe, dunkle Waſſer mit lockendem endloſem Grunde, ſie ſind kein blendender Feuerſchein der Donnerwolke, ſie ſind ſchönes erquickliches Tageslicht. Sie entzünden nicht die unbändige Leidenſchaft; aber ſie wecken die ſchmerzlichſüße Sehnſucht, ſie erweichen uns ganz und gar, unſere ganze Seele ſtreckt bittend, flehend die Arme aus nach dieſen weichen nördlichen Augen.

Ich kenne zwei graue Mädchenaugen mit geheimnißvoller ſchwarzer Pupille und mit ſchwarzen Schatten, und wenn ich ein Gedicht machen will, und wenn ich auf Augenblicke ein glücklicher und guter Menſch werden will, ſo denk' ich an jene großen grauen Augen mit den geheimnißvollen ſchwarzen Schatten.

Die Weltgeiſter haben die Menſchen geſchaffen; aber die unendliche Gottheit ſelbſt hat uns die Augen gegeben. In den Augen allein wohnt die Unſterblichkeit, und ich will's jedem

Menſchen an ſeinen Augen anſehen, wie er ausſehen wird in einer andern Welt. —

Aber die Augen müſſen nicht eintönig ſchwarz, braun oder blau ſein, denn in ſolchen ſteht nichts geſchrieben.

Lauter ſolche Gedanken ſchaukelten mich, als ich auf den Corſo in Verona hinabſah nach dem Balcone. Wenn die ſchwarzſeidenen Damen mit den vollen Lockenköpfen und den weißen Schultern herausſahen, ſo waren ihre Blicke allerdings ſehr ernſthaft, es waren nicht dramatiſche Blicke Italiens, aber es war jener ſchöne, ſanfte Ernſt, der auf ein Lächeln wartet, es war der Ernſt eines reichen epiſchen Gedichtes.

Die kleine Franzöſin hatte mir bald vertraut, daß es unermeßlich reiche, ſehr ſchlecht franzöſiſch ſprechende Damen, daß es ſehr ſonderbare, ja verrückte Damen, mit einem Worte, daß es Engländerinnen ſeien. Die älteſte war die Frau eines ſehr garſtigen Lords geweſen, der Lord hatte ſich aber erſäuft, weil er zu viel Geld und zu viel Langeweile gehabt, die Lady halte ihre Trauerzeit in Verona, und habe zu dem Ende den ganzen erſten Stock des Gaſthofes gemiethet, und zwar auf drei Monate gemiethet.

Und die andern beiden Damen? Die kannte ſie nicht, ſie ſprächen immer engliſch. Sie ſollten die Schweſtern der Lady ſein.

Dabei lachte das Mädchen immer ſchelmiſch und ſagte, ſie ſei aus Paris. Sie dachte, ich wüßte das nicht, als ſie aber nach einiger Zeit die keifende Stimme der Lady hörte, und mit rothen Wangen von mir ſchied, da ſchien mir's, als zweifelte ſie nicht mehr dergeſtalt an meinen geographiſchen und orthographiſchen Kenntniſſen.

Meine Gefährten waren ausgegangen, um Kirchen und Merkwürdigkeiten Veronas anzuſehen. Ich fand meinen Gottesdienſt auf dem Balcon viel paſſender, und drei ſchwarze ſchöne Damen ſchienen mir eine ſehr wichtige Merkwürdigkeit, die man als gewiſſenhafter Hiſtoriker ſorgfältig betrachten müſſe.

Das Grabmal Juliens ſollte ich mir anſehen — Julia, du weißt es, wie ich dich geliebt von jener Stunde an, da ich zu dir ſprach: „Daß ich der Handſchuh wär' an deiner Hand, und küßte deine Wange“, ich war noch ſehr jung damals, als ich zum erſten Male las von deiner plötzlichen göttlichen Liebe, und ſeit jener Zeit beſuche ich alle Maskenbälle, um dich zu finden. Shakeſpeare weiß es, denn ein großer Dichter ſieht tief in die Herzen, daß ich den ganzen Winter unter zärtlichen Küſſen die Julia liebe und den ganzen Sommer unter luſtigen und ſchalkhaften Küſſen die ſchöne humoriſtiſche Porcia. Ich gedenke deiner in Verona, ich ſehe die ſchwarz und rothen Montagues und die ſchwarzen Capulets unter meinem Balcon auf dem Corſo heranziehen und die Degen entblößen, ich ſeh' es: da drüben an jener tiefen Hausthür fällt mein alter Freund Mercutio, der Tod und der Humor ringen wie Tod und Leben auf ſeinem bleichen, bärtigen Geſichte. Ich ſeh' es: hier aus der Seitengaſſe ſtürzt Romeo mit den langen Locken und großen ſchwärmeriſchen Augen, ſein Degen iſt blank und er ſchreit laut, daß meine Engländerinnen ſelbſt erſchrecken: „Tybalt, Mercutios Mörder, ſteh'!“ Und hier auf dem Trottoir vor dem offenen Kaffeehauſe beginnt der Kampf. Tybalt fällt, Romeo wirft den Degen weg, und geht in jene enge Nebengaſſe; dort führt der Weg hinaus nach der Etſch und nach dem Garten der Capulets, wo Julia harrt — — ja, ja, Alles das geſchah hier unten und drüben auf jenem Platze. Aber Julia, was ſoll ich an deinem Grabe, wenn ich den Romeo nicht finde!

Solche alte Stellen ſeh' ich nicht gern wieder, es iſt hohes Gras drüber gewachſen, Schutt und Steine liegen zerbröckelt umher; alte Liebes- und Trauerſpiele haben ſpäter keine Augen mehr. Ich ließ den Archivarius und den Staroſt hinausgehen, und blieb.

Den Grabſtein Juliens hat man fortgekauft für ein Muſeum — wenn die arme Julia noch lebte, ich glaube, ſie ſetzten auch ſie in ſolch Antiquitätencabinet, und zeigten ſie als Merkwürdigkeit. Brave Leute, dieſe Antiquare, brave Leute, aber ſchlechte Muſikanten. — Das ſtolze Haus der Capuleti, wo der glänzende Maskenball war, jener Maskenball, auf welchem wir unſere Herzen verloren, das ſtolze Haus iſt jetzt eine Fuhrmannskneipe. Und das ſoll ich mir anſehen — für eine Fuhrmannskneipe den Palaſt der Capulets geben, den ich mir ſeit der erſten Lectüre von Romeo und Julia erbaut habe!? Nicht doch!

Ich blieb ſtill an meinem Fenſter ſtehen und ſah hinab auf den ſchattigen Balcon, wo die ſchwarzen Engländerinnen mit den weißen Schultern hin und wieder gingen. Es war mir ſehr wohl zu Muthe, die Luft war ſo verführeriſch weich, die Mädchen waren ſo nahe, und beſonders die eine mit dem braunen Haare, die ſo oft heraufſah. Es lag ſo viel engliſche Geſchichte in dem großen grauen Auge.

Die andern gingen ins Zimmer, ſie blieb allein auf dem Balcon. Ich legte mich tief hinab zu ihr und flüſterte: „Daß ich der Handſchuh wär' an deiner Hand: und küßte deine Wange“.

Pauſe. Sie regte ſich nicht. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie Schlegel'ſches Deutſch verſteht. Haſtig riß ich ein Blatt aus meiner Brieftaſche, und ſchrieb ihr Romeos Worte darauf, faltete es, ließ es vor ihre Füße fallen. Es glitt über ihre ſchönen Schultern, und fiel an den Boden des Balcons. Sie regte ſich nicht. Ich fürchtete den kleinſten Wind, aber es wehte nicht der kleinſte Wind. Es war eine charmante Windſtille, man wußte nicht, was geſchehen würde.

Und das weiße Taſchentuch fiel ihr aus der Hand. Sie hob es auf, und ging ins Zimmer. Der Himmel ſegne deine unſterbliche Liebe, Romeo!

Ich eilte hinab auf die Straße, denn das Geſetz der Schwere zieht auch die Liebesbriefchen nach dem Boden. Klaſſiſcher Corſo, ein neuer Montague ging auf und ab.

Sie kam wieder, und ſah hinauf und ſah herab, aber der Zettel flog, ohne daß ſie's bemerkte. An der Hausthür, wo Mercutio zum letzten Mal ſaß, erhaſchte ich ihn. Es war mein

Zettel, und wenn es nicht ſo ſchön Tag geweſen wäre, ſo hätte ich nicht geſehen, daß unter meiner Schrift zwei kleine Worte ſtanden, zwei kleine unbedeutende Worte: Why not?

O, du charmantes „Warum denn nicht!“ Ich küßte dich „Warum denn nicht?“ und mein engliſches Mädchen ging lächelnd ins Zimmer.

So ſagte ja auch Julie zu Romeo, als er ſie das erſte Mal küßte, „Warum denn nicht!“ —

„Ihr küßt recht nach der Kunſt“ — ei, und warum denn nicht?!

Wer am Tiſch ſitzt, und nicht ißt,
Und nach Italien geht und nicht küßt,
Und die Sonne ſieht und nicht lacht,
Der iſt aus Langerweil gemacht. —

Wenn ich dich wieder ſeh', Julia aus Alt-England, werd' ich noch viel glücklicher ſein, und doch bin ich ſchon ſo glücklich:

Was noch wachſen kann
Iſt eben die Seligkeit —

Wenn ich nur Jemand in der Eil' hätte umarmen können, das war meinem Herzen durchaus nothwendig.

36.

Fortſetzung.

Wir knieten in dem dunklen Winkel einer kleinen Kirche neben einander. Die Kirche war ſehr klein, und es war nur ein Schleier zu ſehen. Das Auditorium beſtand nämlich aus eitel Frauenzimmern, und alle Häupter waren gebückt und beſchattet von den langen veroneſiſchen Schleiern. Ein junger dicker Prediger ſprach von den Höllenſtrafen, und hob beſonders heraus, daß es in der Hölle gar nichts zu trinken gäbe, weder Wein noch

Waſſer, noch Gefrorenes, noch Limonade. Dabei wiſchte er ſich den Schweiß von den heißen Wangen. Wenn ein Baier zugegen geweſen wäre, der hätte ſich ſchön ins Fäuſtchen gelacht; denn der Herr Caplan hatte das Bier ausgelaſſen. Was iſt das für eine miſerable Hölle, wo noch Bier zu haben iſt, ſolche Eſpecen haben wir genug in deutſchen Bierkneipen, und dabei haben wir noch Vergnügen. Ein gebildeter Menſch trinkt zwar niemals Bier, aber was kümmert das die Hölle?

Außerdem erzählte der junge Prediger noch, wie man mit glühenden Zangen gezwickt, mit ſpitzen Nadeln geſtochen würde, und was man für ſchlechte Geſellſchaft finde, es war zum Erſtaunen, wie er in der Hölle zu Hauſe war, und alle Details zu entwickeln verſtand — die weibliche Verſammlung regte ſich nicht. Nun kam er noch einmal auf den Durſt, und ging dann mit einem tiefen Seufzer zu den Freuden des Paradieſes über. Er trocknete ſich wiederum den Schweiß ab, und ſchilderte den intereſſanten Umgang mit den Heiligen männlichen und weiblichen Geſchlechts, welchen man da genießen würde. Er entwickelte die beſondern geſellſchaftlichen Vorzüge jedes Einzelnen und jeder Einzelnen, und ſprach beſonders von den ausgezeichneten Rednertalenten, welche man dort verſammelt finde, und von dem vorzüglichen Orcheſter, welches Madonna Santa Cäcilia dirigire. Das war ein ſehr gefährlicher Moment, und mein verderbtes Innere neigte ſich ſehr zu der ſchlechten Geſellſchaft in der Hölle, denn langweilige, vortrefflich und rein geſetzte Kirchenmuſik und ſchöne Kanzelreden können mir auch das Paradies verleiden. Jetzt ſchwang er ſich aber mit einer oratoriſchen Wendung zur himmliſchen Liebe, und verbreitete ſich darüber links und rechts, da entſtand eine Unruhe, ein Flüſtern und Räuſpern zwiſchen den Schleiern, daß ich meinte, wir befänden uns im engliſchen Unterhauſe, im Hauſe der Gemeinen, und es flöge „Hört, hört" von Bank zu Bank.

Der Caplan ſchilderte auch dieſe Angelegenheit maſſiv, und ich darf's nicht läugnen, daß das Paradies mit bedeutender

Majorität durchging. Er hielt ſich namentlich ſehr lange bei den elftauſend Jungfrauen auf, und kam mehrmals darauf zurück, daß im Paradieſe Gütergemeinſchaft herrſche, und Jedermann machen könne, was er wolle.

Darauf entließ er uns mit ſeinem beſten Segen. Ich küßte meiner ſchwarz verſchleierten Engländerin die weiße Hand inbrünſtig und andachtsvoll, und reichte ihr meinen Arm. Wie ein Rabe flatterte ich zwiſchen all den weißen Schleiern zum Kirchlein hinaus. Hier gab es trotz des Gedränges keine Stöße und Püffe wie in Deutſchland, es waren lauter ſanfte, ſchmeichelvolle Arm- und Handbemerkungen, welche mich unterrichteten. Und alle liebten den jungen Caplan. Bei der Giulietta war er geſtern geweſen, bei der Francesca heute, zur Laura wollte er morgen kommen, er ſchien das ganze Auditorium perſönlich zu kennen, um Kraft ſeines Amtes die Liebe an allen Orten zu verkündigen. Das wird gewiß ein Heiliger, und er bekommt bald eine größere Kirche. —

Das Kirchlein ſtand ſchräg über von unſerm Gaſthofe, wir hatten gar nicht weit bis nach Hauſe, aber wir wollten eben weit mit einander gehen. Es war völlig dunkel auf den Straßen geworden, und um dieſe Zeit fliegen die italieniſchen Nachtvögel aus. Nachtvögel ſind alle Italiener, die Flügel haben, das heißt: laufen können. Es iſt um dieſe Zeit in den italiſchen Städten, als begänne der Ball auf den großen Plätzen: durch alle Straßen fluthen die Menſchen, und ſchwatzen und lachen, die weißen Schleier fliegen wie Sommerwölkchen, und die Trabanten jenes Geſtirns hinterdrein. Die ſteinernen Häuſer von allerlei Bauart ſchließen die müden Tagesaugen, in ihren Corridoren wird geflüſtert und geküßt, ſie verrathen nie etwas davon, denn ſie ſchlafen, und hören und ſehen nichts. Sie ſind die Vertrauten aus den deutſchen Komödien, die am Tage für die Liebespaare wachen, und des Nachts für ſie ſchlafen.

Wir kamen am Grabmale der Scaliger vorüber — Jenny ſagte mir's — und ich ſah die großen ſteinernen Ritter. Was ſie aber machten, weiß ich nicht, es war zu finſter, und Jenny ſagte: Was gehen dich die Scaliger an? ſie ſind von Stein, ſehr kalt und lange todt. Man muß den Todten aus dem Wege gehen, denn der Tod iſt die widerwärtigſte Unregelmäßigkeit des Lebens, der Tod iſt das einzige Unglück der Erde, wenn's keinen Tod gäbe, ſo wären wir Götter. Die Leute, welche ihn nicht fürchten, ſind dumm, ſind beſoffen an hergebrachtem Muthe, ich fürchte den Tod, und wenn ich ein Mann wäre, ſo fürchtete ich nichts als den Tod. — Vorüber an den Scaligern! —

Vorüber, Jenny! du biſt ein Weib.

Hu, wie ſchwarz, wie dick, wie breit, wie unfaßlich ſtieg das alte Gebäude vor uns auf; man läuft, man läuft, und entläuft ihm nicht, es liegt Einem mit den ſchweren Steinblöcken auf der Ferſe. Das iſt die Arena, das Amphitheater. Todtenſtill war's rings um die Arena, mit verwitterter drohender Kraft ſtand ſie da in der Finſterniß, wie beſiegter römiſcher Trotz, wie ein zürnendes Alterthum. Sie gleicht von außen einer unwirſchen römiſchen Ruine, und mit gerunzelten Augenbrauen ſah ſie hinüber auf die Piazza Bra, wo die öſterreichiſche Regimentsmuſik Strauß'ſche Walzer und Bellini'ſche Melodien ſpielte, wo die Veroneſer zu Hunderten auf den breiten Quadern hin- und hertänzelten. Wir traten in die wogende Menge hinein. Ein ſolcher Abend in der Piazza Bra iſt viel vergnüglicher als ein deutſcher Ball; es iſt nicht ſo viel Licht da und doch viel mehr Feuer, man braucht nicht untadelhaft weiße Glacéhandſchuhe, man braucht keinen guten Ruf, keine Tugend und keine Empfehlung, und Mädchen und Muſik ſind viel luſtiger. Eben kam der Mond über die Arena herauf, ein reputirlicher Kronleuchter, und aus den glänzenden Kaffeehäuſern, die alle offen ſtehen, kam vielfacher Lampenſchein zu Hilfe. Hundert Stühle harren, ich ſetzte mich mit Jenny, wir aßen pesce, ſchönes ſüdliches Eis, und ſahen zu, wie die Weiber und die Paare vorüberlachten. Ach, wie viel Intriguen liefen da durcheinander, wer ſie alle wüßte! Aus ſolchen Haufen hat ſich Boccacz den Decamerone geſtohlen, und Boccacz iſt noch heute der hübſcheſte italieniſche Spitzbube.

Nachmittag, als Jenny bei Tiſch geſeſſen, war ich in die Arena gegangen; jetzt mußt' ich ihr erzählen, was ich da geſehen.

Wer dieſe Jenny ſei? Ja, das erfahre ich ſelbſt erſt ſpäter; es war das Mädchen mit den blendend weißen Schultern, und ſie war mir allerdings bekannt wegen ihrer Schönheit, denn Schönheit ſieht der Schönheit ähnlich, aber ich wollte es lange nicht glauben, daß wir uns aus Deutſchland kennten. —

Es war alſo zur Zeit, wo die Engländerinnen zu Mittag aßen, als ich in die Arena ſtieg. Ich ging wol eine halbe Stunde um ſie herum, ehe ich den Eingang fand. Von Außen hat ſie ein ſehr mürriſches Anſehen, wie eine verfallene Stadtmauer dehnt ſie ſich im weiten Kreiſe, die ſchwächliche Nachwelt hat hie und da ſchwächliche, ökonomiſche Holzgeſtelle in ihre Tiefungen gebaut — die Zeiten purzelten mir ſo kläglich durch Kopf und Herz, daß ich umkehren und von dannen gehen wollte. Ich meinte auch, es ſei nichts Beſſeres dran zu ſehen, als dies braune Lazzaroni-Aeußere.

Hätten nur nicht die Engländerinnen gerad bei Tiſch geſeſſen!

Endlich gerieth ich in eine Oeffnung, man verlangte einige Centeſimi von mir, man ſchob mich hinein, und — beim Jupiter Capitolinus — es war mir, als ſtarrte mich an aus weiten ſteinernen Augen Roma, die ewige, ſelber. Mein alter zerleſener Livius blätterte ſich auf vor meinen Augen, und die vier Weltbuchſtaben S P Q R ſtanden vor meinen Blicken. Es läuft mir noch heut ein Rieſeln über die Schultern, wenn ich ſie ausſprechen höre von einer tiefen Stimme, die vier Worte: „Senatus Populus-Que Romanus“ — da ſah ich das braune Numidien, das heiße Syrien, die hohen Luſitanen, die fernen Briten in die Knie ſinken, Alles, was groß iſt, beugt ſich vor dieſen vier eiſernen Buchſtaben. Und dieſe Buchſtaben ſahen mir plötzlich ins Geſicht, ich fühlte mich plötzlich in der Römer

Gewalt. Rings um mich liefen die hohen ſteinernen Treppen hinauf bis an den Himmel, bis zum Jupiter, und Alles war verſchloſſen, nur dieſer hohe, römiſche Steinweg führte hinauf.

Ich fühlte es, daß ich ein germaniſcher Barbare ſei, denn ſo hoch und ſteinern hatte ich mir das Römerthum nimmer gedacht. Wenn man aber in Deutſchland, wo ein paar alte Rathhäuſer und ein paar neue Theater die Macht der Ahnen und der Zeitgenoſſen bekunden, wenn man da oben von römiſchen Bauten hört, da poltern die Worte hindurch durch die Vorſtellung und das Gedächtniß, und es bleibt nichts zurück. — Aber jene veroneſiſche Arena liegt jetzt wie ein großes römiſches Monument in meinem Sinn. Ich begreife es jetzt, wie die Barbaren, welche über die Alpen ſtiegen, meiſt in Ober-Italien raſteten, hier in Verona, dem erſten römiſchen Vorpoſten, ſtill hielten — ſie fürchteten ſich. Dieſe Arena hatten die Römer in den wenigen Mußeſtunden beiläufig aufgethürmt, ſie war eine kleine Erholungsſtudie — das Volk, welches ſich ſolchergeſtalt mit Rieſenbauten erholt, das ſucht man nicht gern in Waffen auf. Und man hört gar keinen nennen von den ſtolzen römiſchen Namen, der ſich für dieſen Rieſenbau intereſſirt hätte, ausdrucksloſe Namen, wie Schulz und Müller, erfährt man bei genauer Forſchung. So alltäglich war ſolch ein Werk.

Hu — es ſpringt ein Bild von ſchauerlicher Größe Romas in die Höhe, wenn man zu Verona in die Arena tritt.

Ich ſtieg langſam die Stufen hinauf, und die Stufen waren ſo hoch, daß meine preußiſchen Beine gar nicht zureichten. Hatten denn die Römer auch ſo lange Beine?

Mit dem einen Beine traten ſie tief hinein ins ſtille Aſien, bis an die Zelte der Parther, mit dem andern ſtanden ſie auf dem Walle von Eboracum, was heute York heißt, im luſtigen Alt-England. Sie hatten lange Beine. Für die kleineren Menſchen und für die Weiber haben ſie aber kleine Fußwege gehauen in die hohen Quadern, welche den langen Schritt theilen. Hie und da läuft ſolch ein Fußweg bis hinauf zum Jupiter. Da ich kein Antiquar bin, ſo hielt ich dieſe kleinen Schritte für modernes Römerthum.

Es war mir ſo feierlich, als wenn ich wieder in der lateiniſchen Claſſe zu Groß-Glogau ſäße, und der Rector mit lateiniſcher Lippe den römiſchen Klaſſiker explicirte. In ſolch feierlicher Schweigſamkeit ſtieg ich hinauf bis auf die breite oberſte Stufe. Die Römer ſchwindelten nicht: die ſteile Höhe hinab nach der Piazza iſt durch nichts beſchränkt, und wenn man ſich umwendet, und hineinſieht in dieſen ſpitzzulaufenden Trichter von Treppen, da wird Einem das Herz weit demokratiſch. Hier könnte ſich die Repräſentantenkammer eines ganzen Erdtheils verſammeln, und die Republiken könnten Weib und Kind mitbringen, und es würde noch Platz genug ſein zu Intriguen.

Ich dachte mir ſolch einen alten römiſchen Abend, wenn das bärtige Togenvolk lang und breit von oben bis unten auf dieſen Quadern gelegen hat, ſtolz und hochmüthig: Und Alles ſprach römiſch — wer hat das ſtolze Latein erfunden mit den vollen, unbeugſamen Conſonanten und den ſtarräugigen Vocalen! Wie vornehm ſprach ein römiſcher Bettler ſeine unbeugſamen lateiniſchen Worte, und der Jude unter den Tempelgängen in Jeruſalem, der Germane in ſeinen Wäldern mußte die wichtigſten dieſer Worte lernen.

Ich habe die Römer nie geliebt, denn ich liebe nimmer das bloße Prügeln und Kriegführen, die Schlagedrein und Haudegen, ſeien ſie noch ſo groß, ich liebe die Schönheit mehr, als die rohe Kraft. Aber wenn ich in die Nähe der Römer komme, ſo trete ich immer ſcheu wie vor dem Anblick einer impoſanten Matrone zurück. Ich will ſie nicht küſſen, aber ich will ſie ſtaunend betrachten. Und die großartige Einheit des engen Gedankens: „Roma, nil nisi Roma“, die ſtarre Einheit dieſes engen Gedankens, in welchen ſie alle Welttheile keilten, befängt mich wie der ſtrenge Blick einer Matrone.

Wie in ein Meer ſieht man hinein da oben von der Arena, wie in ein römiſches Meer — da unten der enge Schauplatz, das iſt der Senat, der Senat aus Gold und Eiſen. Dahin laufen alle Stufen; er ſitzt wie Neptun mit dem Dreizack im kryſtallenen, tiefſten Meeresgrunde. Wenn die alten grauen Senatoren ihre Bärte ſchüttelten, da bebte der Erdkreis.

Roma — Roma — Roma — wie lächerlich klingt dein Löwenname jetzt, wie das entweihte Zauberwort einer verſtorbenen Religion, deren Myſterien das Geſpött eines Knaben ſind. Da unten in der Arena war ein italieniſches Theater aufgeſchlagen, und man gab ein kläglich Luſtſpiel nach dem deutſchen Signore Gotzebue, worin eine Frau ihren Mann betrog, und die Italiener lachten darüber ſo gräulich, daß manchmal ein kleiner Nachhall von dem Gelächter bis zu mir heraufdrang, der ich oben bei den alten Römern ſaß. Ein abgeriſſen, hiſtoriſch Lachen, das durch die Luft flog. Was hatte es zu bedeuten? Stumpfnüſtrige Hunnen und Czechen gingen neben mir da oben auf der altrömiſchen Höhe auf und ab, als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues öſterreichiſches Tuch genäht, auf ihren ſchlaffen, ſtruppigen Barbarengeſichtern lag eine endloſe Oede von Uncultur, auf ihren ſchwülſtigen Leberlippen krochen kothige, uncivilíſirte Worte — und ſie bewachten die alte Roma.

Der römiſche Stolz, die römiſche Rede, die römiſche Götterform, die römiſche Heroen-Freiheit bewacht von ein paar hunniſchen und czechiſchen Musketenträgern, die Römer Italiener geworden, welche in der Arena über Kotzebue lachen — Italiener! klingt der Name nicht ſchon ſchneidend wie ein furchtſamer nächtlicher Dolch, und der Himmel noch derſelbe dunkelblaue Göttermantel, und die Steine noch ſo hart wie damals — o, die Italiener ſind mir nie ſo klein vorgekommen, als da ich ſie da oben von der Arena betrachtete. Ich kam mir wie der weiſe Gibbon vor, der auf dem Coloſſeum zu Rom ſeine gigantiſche Römergeſchichte ſchließt, mit jenem markzerwühlenden Fluche ſchließt über das jammervolle chriſtliche Rom. Gibbon war garſtig, und die Nacht brach herab auf Rom, als er den ſchönen Fluch ausſprach und ſeine Geſichtszüge dabei zu einer erſchrecklich ſchönen Häßlichkeit ausſpannte.

Wenn man das Chriſtenthum liebt, ſo muß man nimmer nach Italien ziehen, die chriſtliche kranke Bruſt hat all das alte Römermark verzehrt. — —

Ich ſtieg die kleinen Stufen hinunter, und „bravo, bravo, bravi, bravi“, ſchrie Alles um mich her; das theatro diurno ging eben zu Ende.

Es war ein guter hiſtoriſcher Scherz, als ſich die nordiſchen Barbaren im vorigen Jahrzehent dieſe Stadt zum Congreß auserſahen. Ein römiſcher Poſthumus war zerſchlagen, und hier auf klaſſiſchem Boden wollte man die Verlaſſenſchaft theilen. Damals hat man hier in der Arena ein Schauſpiel arrangirt, und alle Sitze ſind voll geweſen — in dieſem einzigen Anblicke konnte der romantiſche Norden ſeinen Sieg über den klaſſiſchen Süden erblicken. Solch ein Anblick iſt ein Sieg. Ich glaube, auch Chateaubriand hat hier geſeſſen, und die großen Worte haben ſich auf ſeinen Knieen geſchaukelt. Man muß ſo eitel ſein wie Chateaubriand, um auf römiſchen Steinen große Worte zu haben. In römiſchen Bauten kann ich meine Schreibtafel nicht aus der Taſche nehmen.

37.

Fortſetzung.

Jenny ſagte, ich ſei ein Narr, und ich ſollte ihr lieber vom Theater erzählen, ich ſei ja aus Deutſchland.

Ich hatte beim Hinaufſteigen wirklich eine Zeit lang zugeſehen und zugehört. Der Anblick war mir neu. Es war unten in der Arena ein Theater aufgeſchlagen, ſo groß wie eine deutſche Provinzialbühne, einige Logen zogen ſich bis an die Stufen heran, und die übrigen Zuſchauer ſaßen nun an die fünfzig

Stufen hoch über einander unter Gottes freiem Himmel. Die Höchſten waren allerdings einige Stockwerke von der Bühne entfernt, aber ſie hatten feine Augen und Ohren, wenigſtens lachten ſie tüchtig mit. Die Schauſpieler ſelbſt waren einem Deutſchen ſehr auffallend: die Dame des Stückes, eine hohe römiſche Schönheit, erſchien in einem mit ſtrahlendem Golde beſetzten rothen Sammtkleide, und war bis ins Detail prächtig gekleidet. Es war aber ein einfaches Converſationsſtück, welches aufgeführt wurde. Als ich immer weiter hinaufſtieg, und die Römer ſich in meinen Sinn einniſteten, da hüpfte die rothſammtene Prinzeſſin wie eine kleine Cleopatra vor meinen Augen herum. —

Außer ihr waren noch zwei Herren in dem Stück beſchäftigt. Der ältere war ihr Mann, den ſie nicht liebte, der andere ihr Freund, den ſie ſehr liebte. Alle drei ſprachen mit einem Aufwande von Kraft und Energie, als wollten ſie die Welt erobern. Jenes prächtige, wichtige Sprechen und Agiren iſt aber echt italieniſch: ſie ſtammen wirklich meiſt noch von den alten Römern, und da ſie keine Söhne der Scipionen und keine ſtolzen Thaten mehr haben, ſo affectiren ſie wenigſtens Söhne des Cicero und machen ſtolze Worte. Und Redetalent haben ſie wirklich Alle. Die Schauſpieler ſprachen ihr dummes Zeug mit einem Ausdruck, mit einer Klarheit, mit einer ſtürmiſchen Eindringlichkeit, als ſeien's die wichtigſten Dinge. Ich kann den innerlich leidenſchaftlichen Ton noch heut nicht vergeſſen, mit welchem der Liebhaber ſeiner Geliebten aufzählte, wie raſend er ſie liebe, wie unglücklich er ſei, und wie die Italiener auf den ſteinernen Sitzen mit ihm lärmten. Und bei ſolchen einzelnen Worten und bei plötzlichen ſchreienden Wendungen ihrer üppigen Opernarien, da iſt es Einem, als wende ſich die italieniſche Freiheit im Grabe um, und ſeufze tief wie eine unglückliche Mutter — und dann glaub' ich einen Augenblick dran, daß die Italiener mit ihrem depravirten Volkscharakter nur eine große Komödie ſpielen, und eigentlich Alles falſch, Alles Maskerade, ja daß Alles in großer

Verſchwörung begriffen ſei, und auf den rothen Morgen einer ſicilianiſchen Veſper harre. Es iſt aber nicht ſo — nur die Jugend und Freiheit gehören zuſammen wie Schönheit und Liebe. Aber alles Andere iſt leider echt. Oder ſie ſind wie die alten Komödianten, die nicht mehr aus der Coquetterie herauskönnen, ſie mögen auf den Brettern ſein oder nicht.

Ich fürchte wirklich, die Italiener ſind alte Komödianten — bekanntlich das furchtſamſte Geſindel. —

Es war ein echt italieniſcher Anblick, wie die feinſten Nuancen der Converſation geſchrieen werden mußten, damit man auf den ſteinernen Treppen etwas davon merke, und wie man das Plumpſte jubelnd aufnahm. Der betrogene Ehemann ſpielte ſeine Rolle mit einer Volubilität, und einem Leben ohne Gleichen, und Publicus lachte erſchütternd über ſein eheliches Malheur.

Das Sacrament der Ehe iſt auch hier wohl beſtellt — und Niemand kann was Neues erfinden.

Jenny lachte, und zeigte mit dem Finger in das Gedräng. Da ſpazierten die andern Engländerinnen, und wir ſahen's an den gebeugten Augenlidern, daß ſie das verlorne Kind ſuchten. Jenny rief nach ihnen, ich erſchrak des Todes, und hielt ihr eiligſt den Mund zu. Sie hatten's glücklicherweiſe im Gewühl nicht vernommen.

Aber Jenny, ſprach ich, und all meine Liebeshoffnungen kauerten ſich zuſammenſchrumpfend nieder — aber Jenny — —

Sie hatte mir verſprochen, draußen im Garten, wo Julia ſchläft, mit mir zu ſchwärmen, ſie hatte alle Einleitung in beſter Romanform getroffen, mich zu lieben, wie es einem jungen feurigen Mädchen wohl anſteht, und jetzt wirft ſie alle Knoſpen und Blüthen unſeres Incognitos den Leuten an den Kopf — Jenny! — Sie lachte kindiſch.

Ach, und das Mädchen war ſo ſchön in dieſem Augenblicke, ſie ſtrich ſich lächelnd mit der weißen Hand über die Augen, und die Augen ſprühten Feuer, und ich wußte, daß mir all mein Peroriren nichts half, daß ich aber ſehr glücklich wäre, wenn ich das engliſche Mädchen in dieſem Augenblicke küſſen könnte. Ich brach ab bei den Worten: „Du biſt — und bat Jenny, mir einen katholiſchen Kuß zu geben, drüben im Schatten der Arena, im breiten, toleranten Schatten.

Sie ſpitzte, mich zu necken, den Mund, nahm mich bei der Hand, und führte mich ins Gedräng, und als ich ihr zärtlich die Hand drückte, lachte ſie, und gab mir eine zarte, liebenswürdige Ohrfeige. Plötzlich aber ließ ſie mich los, und ſtand lachend vor den Ihrigen, den andern ſchwarzen Engländerinnen, erzählte ihnen, daß ſie mit einem Deutſchen ſpazieren geweſen ſei, und ſprach gleich von etwas Anderem. Solche Spaziergänge ſchienen alſo gar nicht an ihr zu befremden. Ich ſtand wie ein Schulbube daneben, und war kein Gegenſtand. Man promenirte weiter auf der Piazza, man kam zurück, ich war ſo deutſch dumm, dergleichen engliſches Weſen nicht begreifen zu können, ich ſtand noch an derſelben Stelle. Umſonſt ſprach ich drei Worte für Jenny, als ihr Arm mich ſtreifte, unſere Bekanntſchaft war zu Ende. Dumme vornehme Leute machen's in Deutſchland ſo, wenn ſie dem armen Plebejer auf wüſtem Felde oder in bürgerlicher Geſellſchaft begegnet ſind, und ihn dann wieder finden im Schooße ihrer Pairs. Aber Jenny war blos vornehm und nicht dumm, Jenny war nur engliſch, und würde es mit ihrem Ehemanne eben ſo machen. Ach, und Jenny war ſo ſchön, ich hätte vor ihr niederknien mögen auf der ſteinernen Piazza.

Sie kam nicht mehr zurück. Der Archivarius ſtrich vorüber mit einer ſchwatzhaften Italienerin, auch er ſah mich nicht, denn er ſah in nächtliche Augen — der Staroſt ging ſporenklirrend neben einer ſtolzen hohen Veroneſerin einher, und ſprach, und ſprach, als gälte es ſein Leben. Nur ich war eine müßige Ariadne — dummes Italien, was half mir deine üppige Nachtluft, in der man ſich nicht erkältet, was halfen mir die ſüdlichen Mädchengedanken, die in mir herumflogen, was halfen Gedanken

— Gedanken. Ueberhaupt denk' ich nur, wenn ich nichts Beſſeres zu thun habe.

Langſam ging ich nach Hauſe quer über den großen Platz. Die Guelfen und Ghibellinen haben hier oft ihre Schwerter gemeſſen, und die Italiener ſagen, auch Romeos und Juliens Unglück habe darin gelegen, daß die Guelfen und Ghibellinen einander todtſchlugen. Die Menſchen waren immer dumm, und machten ſich das Leben ſauer, und den Tod leicht. Dieſe Guelfen- und Ghibellinenkämpfe ſind mir immer wie die Studentenſcandäler vorgekommen — als es noch deutſche Univerſitäten gab, da befeindeten ſich die Parteien und ſchlugen eventualiter einander todt, weil die einen ſagten, ſchwarz und roth ſei hübſcher, die andern aber: blau und roth.

Zum Zeitvertreib ſind die ſchlimmſten Dinge geſchehen, und die gründlichſten Hiſtoriker, die überall tiefe Urſachen ſuchen, machen die dümmſten Streiche und verfälſchen die Geſchichte am meiſten. Die ſteigende Civiliſation iſt oft nur darum ein Troſt, weil ſie das Todtſchlagen allmälig ganz und gar abſchafft. In einigen Jahrhunderten wird man Alles ſchriftlich abmachen, und eine Schachpartie wird die Kriege entſcheiden.

Wer lacht da?

Ich ſtand an einem Palaſte, und ſah durch den Thorweg tief in einen Garten hinein, über die Etſch hinweg, und in dämmerigen Mondſchein bis hinauf auf ferne ſchwarze Berge mit ſanften Contouren. Es war gar nichts zu lachen — o Jenny, mit der weißen Schulter, es war gar nichts zu lachen. Ich lehnte mich an eine kalte Statue, und aus meinen Augen, die durch die ſchmale Durchſicht über den Fluß flogen, aus meinen Augen liefen warme Thränen.

Warum weinte der deutſche Narr? Stiegen ihm die deutſchen romantiſchen Schriften zu Kopf? — Ach, es fiel mir ein, daß ich wol nimmermehr das Glück finden würde — das Glück, deſſen Ahnung in meiner Seele liegt. Dieſe wirre Weltgeſchichte unſeres durcheinander gebildeten Weſens, dieſe Unruhe, die uns von Land zu Land jagt, dieſer weite Himmel, dieſe ſteinerne Erde, dieſe Schönheit des Weibes, welche ein Nachtfroſt zerſtört, dieſes Launenhafte, an dem Alles hängt in dieſer Welt, dieſes Unrecht, das fortwährend herrſcht, und nicht zu beſiegen iſt, dieſe Machtloſigkeit des einzelnen Menſchen — Alles, Alles das peitſchte mir bittere warme Thränen aus den Augen.

Thränen ſind ein kleiner Reſt der alten Gottheit in uns — es giebt Augenblicke, wo man verrückt wird — ſo nennen's die Menſchen — wenn man nicht weinen kann. Die Menſchen, welche ſchwer weinen, werden leicht wahnſinnig. Das heißt: ſie denken leicht anders, als die meiſten übrigen, und man nennt ſie dann wahnſinnig, weil das Geſetz das richtige heißt, an welches die Meiſten glauben.

Julia, Julia Capulet, ich könnte eine ganze Nacht weinen, wenn der todesbleiche Gedanke vor meine Augen tritt, daß du ſterben mußteſt an dieſer Erde, weil du eben die ſchöne Julia warſt, weil dieſe Erde zu arm für dich war.

Als ich dieſe Worte laut geſprochen, trat ein Bettler hinter der Statue hervor, und bat mich im Namen der heiligen Giulietta um eine Gabe. Nein, Julia, ich weiß es, du biſt keine Heilige, ich hoffe es, du wirſt nimmer eine, du biſt Romeos. Ich griff in die Taſche und gab dem Bettler ein Geldſtück. Es war ein öſterreichiſcher Ducaten, aber ich hatte nichts anderes, und mußte in dieſem Augenblicke dem Bettler gewähren, hätte es mein Leben gekoſtet. Alle Heiligen wünſchte er auf mich herab. Ich kam zum Tode ermattet in meinen Gaſthof zurück, die Zimmer der Engländerinnen glänzten im hellen Lichterſchein, in dem meinen war es finſter. Ich legte mich aufs Sopha, ein altes Lied in alter Liebeszeit, tief oben in Deutſchland gedichtet, ſummte mir durch den Kopf:

Thränen fallen hinunter
In eine tiefe Welt,
Wo fromm und ſchön die Liebe
Des Rechtes Wage hält —

Einſt ſind ſie lauter Küſſe,
Denn Liebe iſt gerecht,
Drum weint hier lauter Hoffnung
Ein thränenreich Geſchlecht.

Und das Lied, das ich einſt den lichten Augen eines blonden Mädchens in Schleſien gemacht hatte, ſank dunkel in Verona auf meine Augen. Ich ſchlummerte ein, und ich weiß heut noch nicht, wie ſpät es damals war.

38.

Fortſetzung.

„Wollen Sie ſich ergeben?"
Fragte ſie mich heut —
Nimm, ſprach ich, das Leben,
Aber nimm es heut!

„Morgen", ſprach ſie mit Lachen
Und band die Schleife feſt —
Sie will mich elend machen,
Durch das, was ſie mir läßt.

Yes, Jenny — yes, rief ich und ſprang in die Höhe. Der Archivarius hatte mich geweckt, ich ſollte mit hinunter gehen, und zur Nacht eſſen, es ſeien Deutſche da.

Yes — ſagte ich, und wir gingen hinunter.

Der Schlaf iſt eins von den Geheimniſſen, in welchen die Quinteſſenz der fünf Bücher Moſis, das heißt die ganze Schöpfung der Welt ruht. Ich hatte Alles rein verſchlafen und vergeſſen.

Wir waren noch kaum aus Deutſchland heraus, und ſchon klang es ſo beruhigend heimatlich: Es ſind Deutſche da. Man darf nur etwas verlieren, um es zu lieben.

Im Speiſeſaale ſaß ein ſchwammiges, aufgeblähtes Brillengeſicht, wie man deren zu hundert im deutſchen Reiche ſieht. In den Zügen kein Charakter, über den Augen Gläſer. Das ſind eben die Leute, aus denen man Alles machen kann, nur nichts Beſonderes. Neben dieſem ordentlichen Manne, der mit Aufmerkſamkeit die neuen italieniſchen Gerichte ſpeiſte, ſaß ein trocken blondes Dämchen. Das deutſche Philiſterthum, eine vollkommen originale Eigenſchaft unſeres Vaterlandes, ſah ihr mit all ſeiner glücklichen Beſchränktheit aus den indifferenten Zügen und Fingern. Sie war höchſt blond, durch und durch blond. Es giebt eine Sorte blonder Mädchen in Deutſchland, von denen ich ſchon mehrere Jahre argwohne, daß ſie weißes Blut haben: ſie ſind alle bis zur Langenweile dürr tugendhaft, und bilden die Hauptreſerve der alten Jungfern. Dieſe Mädchen halten die Energie des deutſchen Volkes ſehr auf, ſie ſind die Ehrendamen der Gleichgültigkeit.

Solch deutſches Paar ſaß am Tiſche, und ich war durchaus nicht begierig nach ſeiner Bekanntſchaft, verſchanzte mich hinter unſchmackhaften italieniſchen Speiſen, kümmerte mich um nichts. Aber der Staroſt konnte nie einer Bekanntſchaft aus dem Wege gehen, und das Pärchen that nach Kräften erfreut, als es Landsleute verſpürte.

Der Herr mit der Brille bewies mir ſehr bald, daß ich ganz ohne Nutzen reiſte, er fragte, ob ich dies oder jenes, und das oder dieſes geſehen — nein, nein, nein, o mein Gott, nein. Und nun ſagte er mir, daß ich nichts geſehen habe. Wie mir der Menſch Angſt machte wegen des Nutzens und wegen des Buchs, das ich über die Reiſe ſchreiben wollte. Und nun erzählte er, was Alles zu ſehen geweſen ſei auf unſerem Wege, und was wir Alles verſäumt hätten. Er ſtand fortwährend zwanzig Grad Réaumur und fand Alles höchſt, ja höchſt intereſſant.

Ich bezeugte Reue, und hörte auf zuzuhören: das Schlafglöckchen der Langenweile fing an zu klingeln, der Mann ſprach von der Ariſtokratie, und der richtigen Mitte, und das blonde Frauenzimmer ſagte immer „Ja“, und nach einer Weile „Ja gewiß“.

Ich ließ mir in der Stille das Fremdenbuch vom Kellner bringen, und vergewiſſerte meine ſchläfrige Muthmaßung, daß der Herr mit der Brille und dem ſauber gebürſteten blauen Rocke ein ſchlechter deutſcher Schriftſteller ſei, dem der Buchhändler wenig Honorar zahlt, weil andere Leute die noble Geſinnung des Autors bezahlen. Solche Quinquailleriehändler, die mit ihrer kurzen, unbedeutenden Waare zu wuchern verſtehen, kann ich in Deutſchland genug finden, in Italien geh' ich ihnen aus dem Wege.

Der Mann hatte noch einen freiherrlich berühmten Namen, er hieß Rouſſeau. Ich begreife nicht, wie man Rouſſeau heißen, und nichts, gar nichts weiter werden kann als ein ordentlicher, gemäßigter Zeitungsſchreiber, das iſt ein naturwidriges Vergehen.

Der Staroſt, demokratiſcher als ich, der ſich mit Allem herumgebalgt, was ihm in den Weg kommt, ließ ſich mit Herrn Rouſſeau ein; der Archivarius ſaß zuſammengekauert da, und lachte mit den Augen und mit den Fingerſpitzen; ich ging von dannen.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, das Haus war ſchweigſam und todt. Als ich über den Saal des erſten Stockwerks ſchritt, wo die Engländerinnen wohnten, hörte ich leiſe Muſik, Harfentöne und eine melancholiſche, berauſchend ſüße Altſtimme. Es war ein alt altengliſch Lied. Ich liebte einſt ein ſchlankes norddeutſches Mädchen, und ſie ſang das Lied oft ſpät des Abends, als unſere Liebe ſchon zu Ende ging. Es klingt noch viel trauriger als „der König in Thule", und das Herz thut Einem ſo weh dabei, wenn man es hört.

Ich ſchlich den Saal entlang den Tönen nach — ein großes Fenſter ſtand offen, das heraus auf den Flur führte. Drinnen im Zimmer am jenſeitigen Fenſter ſaß die Sängerin im hellen Mondſcheine, die Harfe ſchimmerte, das weiße Nachtgewand des Mädchens leuchtete.

Es war Jenny. Das braune Haar fiel in aufgelöſten Locken über ihre Schultern, die vollen Arme tändelten auf den

Saiten, ihre tiefe Romanzenſtimme ſprach von Diamantengruben ihres Herzens, die Niemand je geſehen. Wie ſtill lehnte ich mich auf das Fenſter und horchte, und dachte der Geſchichte dieſes Mädchens nach, von der ich nichts wußte. Das mußte eine ſehr moderne engliſche Novelle ſein.

Als das Lied zu Ende war, ſtellte ſie die Harfe weg und ſah in den Mondſchein, eine hohe, weiße Lady Macbeth. Ganz leiſe fing ich an zu ſprechen, und ſie zu bitten: Jenny erzähle mir deine Geſchichte. Ich wußte es, daß ſie nicht erſchrecken würde. Sie wendete ſich langſam um, und kam nach der Tiefe des Zimmers. Dicht vor mir am Fenſter blieb ſie ſtehen — „erzähle Jenny!“ Ich ergriff ihre Hand und ihren weichen Arm und drückte meinen Mund und meine Augen darauf. „Jenny erzähle.“

Darauf ſchien mir's, als dringe ein leiſer Seufzer aus ihrer Bruſt. Ach, das war mir ſo unendlich rührend; ich hatte nie geglaubt, daß Jenny ſeufzen könne. Sie legte ihre flache Hand auf mein Geſicht, und ſagte: Meine Geſchichte, Henry, iſt ſehr deutſch, dieſe wollüſtige veroneſiſche Nachtluft paßt nicht dazu — Du ſollſt ſie in Deutſchland erfahren, reiſe nach Deutſchland. Und ihr Haupt mit dem wallenden Haare ſank einen Augenblick auf meine Augen, und es war mir als zucke Jennys Buſen wie unter einem ſchnellen Meſſerſtiche.

Bald darauf war das Fenſter geſchloſſen, und ich wandte mich, um heimzugehen — heim? ich wußte ſelbſt nicht wohin. Noch einmal aber mußte ich ans Fenſter klopfen: „Jenny, Du kennſt mich nicht, Du wirſt mich im breiten Deutſchland nicht finden“.

Da kam Jenny noch einmal, legte mir mit zwei Fingern noch einen kleinen Kuß auf die Lippen, und ſprach: „Ich kenne Dich, Du biſt ein compromittirter Schriftſteller, die Polizei weiß Deine Adreſſe — geh!“

Ich ging. Die kleine Franzöſin fuhr im Nachtröckchen über die Treppe, und flüſterte „komm mit“, aber mein Herz war beſchäftigt, ich weckte den Kellner, ließ nach der Poſt ſchicken, ſtieg in den Wagen, und fuhr von dannen.

„Wenn man nicht genau hinſieht, kann man vorüberfahren“ — welch ein dummes Wort war das geweſen! Das ganze braunrothe Verona legte ſich auf meine Seele für jenes Wort.

Verona iſt eine höchſt wichtige, poetiſche Stadt — ich geſtand mir's jetzt. Alle Zeitalter ſind dort abgedruckt, und das hätte ich wol wiſſen können, als ich die alte braune Mauer, die ernſte, melancholiſche Befeſtigung, drüben jenſeits der Etſch, nach den Barbaren zu erblickte. Hier fand ich die erſten Römer, Auge in Auge ſah ich dieſen ernſten Jugendbekannten, mit denen ich im Cornelius Nepos ſo viel umgegangen war. Hier fand ich die Gothen, meine Ahnen — o, es waren tüchtige Ahnen, und alt, alt, langweilig alt. Dort drüben im Mondſchein ſtand die Burg Theodrichs, wie ein beſtaubtes Folio-Exemplar des Nibelungenliedes. Wenn er nun hinaufträte auf die Zinne, dein Ahnherr, der alte lange, in Eiſen raſſelnde Dietrich von Bern — wie lang müßte ſein Bart jetzt ſein. Die Italiener nennen heut noch einen rothen Kalenderheiligen zur Sicherheit neben dem rädernden Namen Theodorico.

Hier fand ich die letzten Spuren der langen blondbärtigen Longobarden, in Verona nur giebt's noch hie und da ein wunderlich, gefährlich blondes Mädchen. Ich wollte den Hofrath Böttiger küſſen, wenn er mir die Verſicherung geben könnte, Julia Capulet ſei blond geweſen, für dieſe Notiz ſcheute ich kein Opfer.

Da — halt Kutſcher — ja, das iſt il castello vecchio, und es iſt ſehr möglich, daß der blutrothe Ezzelino dort gehauſt und ſeine Kerker bevölkert habe. Sehr möglich. Weiter, Kutſcher, mich friert bei dieſem Anblick.

So? — draußen, ſagte er, weit draußen ſoll auch ein Grabmal des Königs Pipin ſein. Man wirft die Zeiten hier wie ein Spiel Whiſtkarten durch einander, König Pipin möge mich entſchuldigen, daß ich ihn mit einem „So?“ abſpeiſe, es iſt zu lange her, daß er geſtorben iſt, und ich habe es nie zu einer Illuſion über ihn bringen können, weil er „klein, kurz und dick“ genannt wird. Hätte ich nicht den Napoleon geſehen, ich hätte mein Lebtag nicht daran geglaubt, daß man zu gleicher Zeit klein, kurz und dick, und groß ſein könne.

Pipin war der erſte franzöſiſche Napoleon, er wird nur nicht gezählt, weil er einen größeren Sohn hatte. Kinder ſind oft ein größeres Unglück, wenn ſie gerathen als wenn ſie mißrathen; 's iſt wie mit ſchönen Eheweibern.

„Man könnte vorüberfahren“ — was iſt doch ſolch ein launenhafter, moderner Reiſender für ein unzuverläſſiger Menſch. Die Alten hatten gar nicht Unrecht, daß ſie ſich auf Reiſen ex officio Alles anſahen — man hat als Reiſender ein Amt, und ſoll deſſen warten.

Hier ſah ich zum erſten Male die breiten Maſſen einer lombardiſchen Stadt, den ganzen großen Unterſchied zwiſchen ihr und einer deutſchen. Wir ſind Gothen, Eingewanderte, wir fühlen uns nie ſicher auf unſerem Boden, wir haben eine Religion, und Häuſer gebaut, die zur Hälfte ſehnſüchtig im Himmel leben. Das iſt hier Alles anders. Klobig, breitgedrückt ſind die Paläſte, nirgends ſpitz ſtrebend, nirgends nach dem Himmelreich lüſtern wie bei uns. Befriedigt ſind die Häuſer und Thürme, fertig mit ihrem Daſein — klaſſiſch.

Ein officieller Reiſebeſchreiber macht's wie die Exegeten mit der Bibel: er nimmt mit wenig Variationen denſelben Grundtext an, und macht die gebräuchlichen Gloſſen. Bis einmal ein geſcheidter Mann kommen und dieſen und jenen ſagen wird: Ihr ſeid Alle Narren. Ich wollt' er käme bald, eh' man zu alt und ein zäher Narr wird. Denn das Alter unterſcheidet ſich eben dadurch von der Jugend, daß es an ſeine Narrheit glaubt.

Der Mond ſchien klar, ich dachte, Jennys Augen drin zu ſehen, und hätte weinen mögen über die traurige Geſchichte

Jennys, die ich nicht kannte. Verona, die Stadt der Montecchi und Capuleti, ſtand ſo regungslos da, weiß wie ein Todtenhemd fiel der Mondſchein in die Gaſſen, Julia iſt todt — Alles todt. Der Wagen rollte weicher auf der breiten weißen Heerſtraße, ich drückte mich in die Wagenecke, und weil ich müde war, dankte ich Gott, daß ich nicht die Welt zu regieren brauchte, ſondern ſchlafen könnte.

Das Geräuſch des Wagens wurde immer leiſer und leiſer, und immer ſchwächer und ſchwächer wurden die Worte: Meine Geſchichte iſt ſehr deutſch — die Polizei weiß deine Adreſſe — nicht doch Jenny — nicht doch — —

39.

Montebello.

Es war immer noch klarer Mondſchein, als ich auf der Station ankam. Der Poſtillon blies ein altes Reiterlied, ich dachte an die Schwadronen Latour-Maubourg's in dem Franzoſenkriege, dachte an Reiten, Reiten, ich dachte, ob man nicht aus der Welt reiten könne. Beim Mondſcheine fällt mir gar zu oft Bürgers Lenore ein, da reiten ſie auch geſpenſtiſch zum Teufel.

Vor dem Poſthauſe hielt ein eleganter Reiſewagen. Eben ſpannte man friſche Pferde davor. Ein Mann ſtand an der Thüre, es ſchien der Reiſende aus jenem Wagen zu ſein. Der Mond beſchien ihn hell; er hatte jenes wunderbar Anziehende, das wir Poeſie nennen. Die ſchmalen Lippen waren geſchloſſen, große, ſehr ſchön große graue Augen ſahen ſtarr nach dem Monde, und regten ſich nicht. Die langen ſchwarzen Wimpern machten nicht die geringſte Bewegung, der Mann hatte ein feines Geſicht, deſſen Farbe ganz blaß war. Ein ſchmaler Bart flog leicht über die Oberlippen. Ich hielt ihn für einen Militär, und es lag gewiß nicht blos am Mondſcheine, daß er mir ſo leidend, romantiſch, intereſſant vorkam.

Wunderlich genug konnte ich den Gedanken nicht los werden: der Mann hat ſehr unglücklich geliebt, oder iſt öfter am Rande des Todes geweſen, was im Grunde einerlei iſt.

Wir bemerkten es Beide nicht, daß ich ihn unverwandt anblickte. Da kam man fragen, ob und wohin ich weiter fahren wollte.

Ja, erwiderte ich, nach Montebello.

Bei dieſen Worten ſah er mich an, es ſchien mir, als freue ihn mein Anblick. Ich grüßte ihn; er nahm keine Notiz davon, bot mir aber einen Platz in ſeinem Wagen an, da er auch nach Montebello reiſe.

Da mich kein eigener Wagen hinderte, ſo nahm ich's an.

Lieben Sie den Marſchall Lannes? fragte er mich.

Sehr, mein Herr, er war einer der friſcheſten Paladine Napoleons.

Nicht wahr? ſprach er, und drückte mir flüchtig die Hand. Ich fahre eigentlich zu ihm auf's Schlachtfeld, wenn Sie nichts dagegen haben.

Der Bediente des Reiſenden ſah mich ſcheu und wunderlich an, als ich in den Wagen ſtieg.

Die Straße zwiſchen Verona und Vicenza iſt eine breite, ſehr breite weiße Chauſſée. Es könnten vier Wagen neben einander fahren.

Mein neuer Bekannter ſprach nicht; ich glaubte alſo, Schweigen ſei ihm angenehmer, und ſchwieg auch. Da bat er mich aber ſehr liebenswürdig, faſt rührend, ich möge ſprechen; er habe eine große Sehnſucht nach Menſchenſtimmen, namentlich nach deutſchen Worten.

Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, wir hatten deutſch mit einander geſprochen.

Der Poſtillon ſchlief ein, die Pferde gingen ſacht, die Nachtluft flog leiſe und ſanft wie ein müder Vogel an unſerem offenen Wagen hin, die weiße Straße leuchtete geſpenſtiſch, es war ſo ſtill — warm — italieniſch, ich dachte an Boccacio, der in ſolchen lauſchenden Nächten ſeine ſchönſten Novellen geſchrieben hat. Ich hätte gar zu gern eine Novelle gehört. Wenn es ſo ſchweigſam iſt, da flechten ſich die kleinen Begebenheiten, die Charakterzüge, die Augen und all die einzelnen Theile ſo beſcheiden und fleißig in einander, ſie verſchränken ordentlich gegenſeitig die Arme, und eh' man ſich's verſieht, iſt die Vorarbeit erfüllt, und die Kataſtrophe überraſcht uns ſelbſt wie kleine Kinder, welche langſam das Grundblatt ihres Kartenhauſes weggezogen haben, und nun erſchrecken, daß es plötzlich zuſammenſtürzt.

Mein Begleiter nickte ſehr lebhaft mit dem Kopfe, und als ich ihn fragte, ob er gern Novellen höre, da nickte er noch fort, nahm meine Hand, faßte ſie feſt, und ſagte: Ich werde Ihnen ſelbſt eine erzählen. Sagen Sie mir offen, mein Herr, würden Sie ſich erſchießen, oder beſſer, könnten Sie ſich erſchießen, wenn Sie grenzenlos unglücklich wären? Aber, ich bitte Sie recht ſchön, ganz, ganz offen, als ſprächen Sie mit ſich ſelbſt? Nichts von der falſchen Muthpoltronerie, bitte, bitte — —

Ich ſagte ein wenig betroffen über die Querfrage, bei der Leben und Tod auf ſeinem Geſichte ſtand, und bei der er in die Wagentaſche nach einem Piſtol griff — es knackte, er zog den Hahn auf — ich ſagte offen und ehrlich, daß ich's ſchwerlich könnte. Es gehöre gewiß der größte Aufwand von Muth dazu, wenn man nicht Paroxismen ausgeſetzt ſei, und das Geſchwätz von Feigheit, wenn ſich Einer erſchieße, ſei eben ein Geſchwätz der Feigen, die ſich nimmer erſchießen könnten. Man habe es aus Vorſicht zur religiöſen Formel gemacht, den Selbſtmord Feigheit zu nennen. Das Leben ſei Alles.

Sein ganzes Geſicht ſtrahlte vor Freude, er ſchoß die Piſtole in die Luft, und umarmte mich ſtürmiſch. Der Poſtillon fuhr hoch in die Höhe, und peitſchte maſchinenmäßig ſogleich in die Pferde hinein, einen Räuberanfall fürchtend, das bedenkliche Geſicht des Bedienten bog ſich in den Wagen.

Mein Begleiter ſagte mir leiſe ins Ohr: Ich kann's auch nicht.

Und als er die Worte geſprochen, ward er wieder ſehr ernſthaft. — Die Pferde gingen wieder langſamer, der Poſtillon ſchlief wieder ein. Ich hatte nichts mehr geſagt, und nach einer langen Weile ſprach mein Nachbar noch einmal leiſe vor ſich hin: Ich kann's auch nicht, und dann fing er unaufgefordert folgende Erzählung an.

Es giebt in Deutſchland ein kleines Herzogthum, das heißt Braunſchweig, und ſeine Hauptſtadt heißt eben ſo. Dort lebte während eines kalten deutſchen Winters ein junger franzöſiſcher Officier. Er war aus dem früheren Burgund, und war wie alle modernen Burgunder von tiefer, melancholiſcher Reizbarkeit, hatte weniger Lebhaftigkeit, aber mehr innere Beſtändigkeit und Ausdauer, als die Franzoſen ſonſt haben. Dieſer Mann war eines Abends auf einem Hofballe im Schloſſe. Weil er nicht viel tanzte, ſtand er in einer Fenſtervertiefung mit übereinander geſchlagenen Armen, und ſah dem bunten, hüpfenden Treiben zu. Da tanzt eine hohe, ſchlanke Dame vorüber, ihr Auge weilt einen Moment fragend auf ihm. Sie war ſehr ſchön, und Alexandre ſieht ihr neugierig nach. Die zweite Runde bringt ſie wieder in ſeine Nähe — die Augen begegnen ſich. Es war ein tiefer Himmel in dieſem dunkelblauen Auge — Alexandre ging in den Saal, die Dame zu ſuchen, ſie kennen zu lernen. Ein Bekannter ſagt ihm, es ſei eine reiche Engländerin. Sie tritt eben zum Contretanz an. Ihre Figur war von jener lyriſchen Weichheit, welche die Engländerinnen ſo reizend macht, von jener luftigen Schlankheit, um welche ein volles, zartes Fleiſch ſpielt von zauberhafter Incarnation. Viele geſcheidte Leute halten die Engländerinnen für die ſchönſten Weiber.

Sie hatte lichtbraunes Haar, eine feine goldene Kette ſchimmerte darin. Eben fing ſie den Contretanz an, und die ſchöne, wiegende Figur ſchwebte vor ihm her, ihre ſchönen, entblößten Arme tanzten langſam mit wie ernſthafte Grazien. War es die goldgeſtickte rothe Uniform Alexandres, war es ſein entzücktes, loderndes Auge — die engliſche Dame ſah oft nach ihm hin, aber nicht mehr mit jenem erſten unbefangenen, forſchenden Blicke, ſondern mehr eilig, vorüberfliegend.

Gleich nach dem Contretanz war ſie verſchwunden, Alexandre ſuchte ſie umſonſt; er harrte, ſie kam nicht wieder. Er warf ſich in den Wagen, er fuhr durch die Straßen, hinter jedem erleuchteten Fenſter vermuthete er ſie, und ſchwelgte mit ihrem Bilde.

Es verging eine Woche; er fand ſie in keiner Geſellſchaft. Eines Abends glaubte er ſie in einer Loge des Theaters zu ſehen, und es ſchien ihm, ſie zöge ſich zurück, als ſie ihn erblickte. Aber warum das? Er warf den Gedanken fort. Othello wurde gegeben. —

Am andern Morgen fand er einen Brief auf ſeinem Nachttiſch. Darin fragte man ihn, ob er des Mohren Eiferſucht übertrieben fände. Den Kopf voll England ſchrieb er darunter: „yes“, und verſiegelte den Brief wieder, wie es verlangt worden war, und gab ihn ſeinem Bedienten, bei dem er abgeholt werden ſollte. Er hatte für nichts Sinn; heut war er bei Hofe zur Tafel, und wußte, ſie werde auch da ſein.

Sie war nicht da. Erſt acht Tage darauf begegnete er ihr zu Pferde. Sie war keck genug, ohne einen Geleitsherrn auszureiten, und hatte nur einen Jokey hinter ſich; er war dreiſt genug, ſich auf der Landſtraße ſelbſt vorzuſtellen, und zu ihrem Beſchützer anzubieten. Die Dame war wirklich ein wenig verlegen, aber Alexandre war ein gewandter Mann. — Sie ritten auf Nebenwegen nach der Seite des Harzes zu. Er erzählte ihr von Frankreich und von Paris.

Paris, ſagte ſie, gefiele ihr, und ſie werde hinreiſen.

„Wann, Mylady?“

„Bald — morgen.“

Und ſie beſtellte beim Jokey die Reiſeangelegenheiten, und jagte ihn im Carrière nach der Stadt. Alexandre war in der peinlichſten Unruhe; die Lady ſtumm, aber ſchön, überaus ſchön. Die Sonne flog mit einem leichten Winde über ihr Antlitz, und die fliegenden hellbraunen Locken. Der aufgeſtülpte ſchwarze Sammthut mit der wogenden Feder, das weite Reitkleid gaben ihr etwas Fabelhaftes, das Antlitz war nämlich übergoſſen mit jenem engliſchen Nebelreiz, der gleich dem roſigen Reif eines Pfirſich wie Himmelsſammt auf den ſchneeweißen Wangen liegt.

Alexandre bat ſie dringend, den Vorſatz ihrer ſchnellen Abreiſe aufzugeben. Umſonſt. Er ſchüttete ihr ſein ganzes Herz aus, geſtand ihr ſeine glühende Liebe. Sie hielt ihr Pferd, ſah ihm lange, durchdringend, voll Innigkeit, voll Staunen, voll Freude, voll Zweifel in die Augen. Der Blick war eine ganze Novelle.

Dann wandte ſie plötzlich ihr Pferd und ſagte: „Du biſt galant“, und jagte pfeilſchnell nach der Stadt. Alexandre holte ihren engliſchen Renner nicht ein.

In ihrer Wohnung ward er nicht vorgelaſſen — Alles packte an dem Reiſewagen.

Am andern Morgen fand er wieder ein Billet auf ſeinem Tiſch, darin ſtand: „Als ich dich zum erſten Male auf dem Balle in der Fenſtertiefung ſtehen ſah, liebte ich dich. Du haſt jenes Antlitz, das meine Seele ſucht, deine Augen hab' ich von Jugend auf in meinem Herzen geſehen; mit ihnen hab' ich Shakeſpeare's Liebesſcenen geleſen. Aber ich liebe wie der Tod bis zur Vernichtung; ich wich dir aus, weil ich dich ausſchließender Liebe nicht fähig hielt, ich vermied dich, als du mir ſchriebſt, Othellos Liebe ſei übertrieben, ich fliehe dich, da ich deine ſüßen Worte gehört. Du biſt zu ſchwach, meine Liebe würde dich unglücklich machen.

Jenny.“

Alexandre war außer ſich, er flog zu ihrer Wohnung — vor Sonnenaufgang waren die Wagen davon gefahren. Nachreiſen durfte er nicht, es feſſelten ihn Dienſtgeſchäfte. Nach zwei

Tagen unterlag er der Laſt der Sehnſucht, eilte zum Herzoge, erzählte ihm ſein unglückliches Glück, bat um einen Brief nach Paris, und daß man einen Andern an ſeine Stelle ſchiebe.

Der Herzog lachte und gewährte. Nach endloſen vierzehn Tagen waren die Angelegenheiten in Ordnung, und Alexandre reiſte nach Paris.

Er wußte nicht, wo er Jenny finden ſollte, und ließ gleich am Tage ſeiner Ankunft Aufforderungen für ſie, ihm ihre Adreſſe mitzutheilen, in alle Journale rücken. Die Journale brachten keine Antwort. Alexandre flog drei Tage durch alle Salons, durch alle Theater, und fand ſie nicht. Am vierten Tage wurde in der großen Oper Roſſini's Othello gegeben. Da jauchzte er auf, dort mußte er ſie finden. Sie ſaß mit einem ſchönen jungen Manne allein in einer Loge. Sie war ganz weiß gekleidet, und ſah wie der Frühling aus. Ihr Begleiter hing mit den Augen an ihrem Antlize, und ſprach viel und eifrig mit ihr. Neben ſich hörte er: „Voyez la belle Anglaise et le duc“ — —

Die Eiferſucht Othellos ſchien ihm heut natürlich, und er eilte voll Glück und Zweifel in ihre Loge. Sie empfing ihn wie einen alten Bekannten, aber kühl und gewöhnlich, und ließ ſich in ihrer Theilnahme an der Oper nicht ſtören. Erſt am Schluß derſelben brach ſie auf, ſagte ihm: „Bon soir“, und ließ ſich vom Herzoge an den Wagen geleiten. Alexandre war beſtürzt bis zum Verſtummen. Kaum ermannte er ſich noch zu rechter Zeit, um den Bedienten nach der Adreſſe zu fragen. Er fuhr nach ihrer Wohnung, feſt entſchloſſen, ſie zu erwarten, und wenn ſie erſt gegen Morgen aus der Geſellſchaft zurückkehre.

Sie war zu Hauſe, und allein. Unangemeldet drang er in ihr Zimmer. Auf einem kleinen Tabouret ſaß ſie im Winkel eines matt erleuchteten Zimmers, und bemerkte ſein Eintreten nicht. Den weißen Hut hatte ſie abgelegt, und den Shawl, der ihr die Schultern bedeckt hatte, die Hände ruhten ihr im Schooße.

Nach einer kleinen Weile trunkenen Anſchauens ſagte Alexandre mit leiſer Stimme: Desdemona, Othello hat Recht!

Ach, rief ſie eben ſo leiſe, und fragte mit weicher Stimme: „Yes?“

„Yes“, ſprach Alexandre, fiel vor ihr nieder, und drängte ſein Haupt in ihre warmen Hände, in ihren Schooß.

Darauf hob ſie ihm den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren voll Thränen, und ſie fragte ihn noch einmal ernſthaft, ob er einer ſolchen nichts duldenden, grenzenloſen Liebe ſich hingeben könne. Ob er nichts, aber auch nichts, nichts außer ihr lieben wolle. Und als er bejahte, da ſtieg ein unendlicher Jubel auf, und ein Küſſen und Koſen begann, daß ihr ſeidenes Atlaskleid völlig zerknittert, und das goldene Kettchen im Haar zerriſſen wurde.

Am andern Morgen verband ſie der Prieſter, und ſie lebten wie die Engel im Himmel.

Einige Tage darauf reiſten ſie in dem großen, bequemen Reiſewagen der Lady nach Italien, zwiſchen Verona und Vicenza kauften ſie eine Villa, die in der Nähe des Schlachtfeldes von Montebello liegt, und ſie waren ſehr glücklich.

Eines Tages hatten ſie eben gefrühſtückt, und ſich geküßt, als der Kammerdiener eintrat, um den Service abzuräumen. Er benahm ſich ein wenig ungeſchickt dabei, und Alexandre ſchärfte ihm ein, die große goldene Taſſe, aus welcher er täglich trinke, ja in Acht zu nehmen, denn er habe ſie außerordentlich lieb. Jenny trat zu dem Kammerdiener, um noch etwas auf den Teller zu ſtellen, der Teller geräth ins Schwanken, die Mundtaſſe Alexandres fällt an die Erde, und iſt zerbrochen.

Er iſt verdrießlich, und will ausreiten, um es zu vergeſſen, was ihn ärgert. Sein Kanarienvogel ſchmettert ihm ein luſtig Abſchiedslied, und er bittet Jenny, den Vogel ja in Acht nehmen zu laſſen, er habe ihn ſo gern. Jenny war hoch ſchwanger, und die kurze Trennung auf einige Stunden war immer ſehr zärtlich.

Als Alexandre zurückkam, begrüßte ihn ſein Vogel nicht mehr, er eilt zum Bauer: man hat ihm die Füße abgeſchnitten. Außer ſich eilt er nach den Zimmern Jennys, und erzählte ihr die boshafte That, ſie ordnen ſogleich eine große Unterſuchung an, aber es ergiebt ſich nichts, Niemand will im Zimmer geweſen ſein.

Unmuthig ruft Alexandre bei Tiſche aus: Es fehlt nur noch, daß man den Hektor, meinen getreuen Jagdhund, und die Zulma, meine ſchöne Stute, die Du mir aus England kommen ließeſt, Jenny, daß man dieſe beiden Thiere noch verſtümmelte, dann wär' ich doch all' meiner Lieblinge bar. —

Wenige Tage darauf war der Hektor verreckt und die Zulma lahm. Aber Jenny lag in Kindeswehen, Alexandre hatte keine Zeit für ſeinen Grimm. Sie gebar ein reizendes Mädchen, und Alexandre war unausſprechlich glücklich; er herzte und küßte das Kind ohne Ende —

„Du haſt wol die Kleine ſehr lieb, Alexandre“, fragte Jenny.

„„Außerordentlich.““

„Wol lieber, als mich, Alexandre?“

„„Wie kannſt Du ſo thöricht fragen!““

Alexandre geht auf ſein Zimmer. Bald darauf hört er ein kreiſchendes Geſchrei. Es iſt die Amme, welche ihm die ſchreckliche Kunde bringt, die gnädige Frau habe eben das kleine Kind erſticken wollen. Sie habe es mit Mühe gerettet; die gnädige Frau müſſe ſchwer krank ſein.

Entſetzt eilt er zu ihr, ſie liegt bleich auf dem Bett, und erklärt ihm mit matter Stimme, er möge ſie verlaſſen, wenigſtens auf einige Zeit verlaſſen, ſie liebe ihn ſo grenzenlos, daß ſie darüber zu Grunde ginge. Aus Eiferſucht habe ſie die Taſſe zerſchlagen, den Vogel verſtümmelt, den Hund vergiftet, ſeinem Pferde eine Flechſe zerſchnitten, aus Eiferſucht habe ſie eben ihr Kind tödten wollen. Sie könne nichts um ihn dulden was er liebe.

Und er reiſte ab von der ſchönen Villa, ging über die Alpen nach Deutſchland, er reiſte ohne Zweck und Plan, es war ihm wüſt und traurig zu Muthe, vor ſeiner ſchönen Jenny empfand er einen unheimlichen Schauder. Zufällig kam er wieder nach Braunſchweig.

Jenny ging von Montebello nach Paris. Sie ſchrieben einander kurze Briefe, und ſo verging ein Jahr. Ihr Kind war an der Bräune geſtorben. Alexandre konnte ſich nicht mehr denken, daß er an Jennys Seite ruhen, daß er ihren Mund küſſen könne!

Ein weiches, deutſches Mädchen kam ihm in Braunſchweig mit vieler Liebe entgegen, und er entſchloß ſich, Jenny die Scheidung vorzuſchlagen, da ihnen zuſammen doch kein Glück blühen könne. Er erzählte ihr, daß er ein Mädchen gefunden, die ihn mit ihrer ſanften Liebe beglücken werde. Jenny antwortete ruhig und ganz zufrieden damit. Auch ſie habe eine weniger heftige Neigung gefunden, ſie ſei vollkommen einverſtanden mit ſeinen Gründen. Eins nur erbäte ſie ſich: Er möge ſie Tag und Stunde ſeiner neuen Hochzeit wiſſen laſſen, damit ſie zu gleicher Zeit ihre Vermählung feiern könne.

Das geſchah, und einige Wochen darauf ward Alexandre in der Kirche zu Braunſchweig getraut. Seine neue Frau war nicht aus Braunſchweig, und ſie hatten beſchloſſen, ſogleich am andern Tage zu ihren Eltern zu reiſen.

Es war noch ſehr früh am Tage, man öffnete erſt hie und da die Hausthüren, als Alexandre die Treppe herabſtieg nach dem Flur, um etwas in den Reiſewagen zu legen, der ſchon bereit ſtand.

Da ſieht er mit Staunen Jennys Jokey eintreten, denſelben, der damals ihre Abreiſe nach Paris beſtellt, der ihm in der Oper die Adreſſe geſagt hatte, der mit ihnen bei Montebello geweſen war. Er berichtet dem ahnenden Alexandre, daß ſeine Herrin geſtern Morgen in Braunſchweig angekommen ſei. Geſtern Abend habe ſie ihm den Brief gegeben, und ihm aufgetragen, mit dem Früheſten ihn abzuliefern. Voll trüber Beſorgniß erbrach ihn Alexandre haſtig. Er lautete folgendermaßen:

„Ich mußte deine neue Frau ſehen, ich war in der Kirche. Meine Heirat war nur ein Vorwand, dich nicht zu ſtören. Die Liebe zu dir, mein Alexandre, iſt noch ſo unſäglich wie ſonſt. Die heutige Nacht kann ich nicht überleben. Wenn du dieſen Brief erhältſt, iſt dein Liebesgeſpenſt todt. Sieh', das wußte ich Alles damals, als ich dich zum erſten Male in Braunſchweig ſah — Gott wollte es aber, daß der Othello noch einmal erfüllt würde."

„Questa è la campagna de Montebello", ſprach der Poſtillon, und hielt die Pferde an.

Der Wagen ſtand am Ufer eines ausgetrockneten Fluſſes, in welchem lauter trockene Steine lagen, der Mond ſah bleich darauf herunter.

Schweigſam ſtieg mein Begleiter mit mir aus, er ſtützte ſich auf meine Schulter, und wir gingen in das Flußbett hinab. Ein lauer Wind ſtrich darin entlang. Der Bediente kam, um uns Kiſſen zum Sitzen unterzulegen. Wir ſetzten uns aber auf die Steine, und mein Begleiter ſagte: Das iſt der unglückliche Joten, das Einzige, was mir geblieben.

„Sie haben mich ſtill angehört", mein Herr, fuhr er fort, „und am Schluß nichts Unnützes geſprochen. Halten Sie mich nicht für wahnſinnig, wie Manche thun, ich bin's leider nicht, und ich kann mich auch nicht erſchießen — nicht wahr, mein Herr, das iſt ein Unglück. Wahnſinn iſt ein Irrthum, und das Unglück iſt ein Kind des Irrthums, und böſe Kinder werden immer ſchlimmer als ihre Eltern; denn ſie werden immer größer. — Wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen?"

„Ja."

Er führte mich eine Strecke in dem Flußbette hinauf, bis an eine dunkle Stelle, wo ſich die Bäume neugierig über das Ufer legten. Dort trat er mit mir ins Düſtere, zog einen Dolch aus der Taſche, und bat mich, ihn zu erſtechen. „Ich ſchäme mich vor Jemmy;" ſagte er, „machen Sie meiner Scham ein Ende."

Der Jokey war uns nachgeſchlichen und ſtand hinter ihm.

Ich ſagte ihm aber, das Leben ſei die Hauptſache, den Tod könnten wir nicht verantworten, aus Gefälligkeit und hergebrachter Convention mitſterben, ſei nur in veralteten Trauerſpielen Mode. Er ſolle eine Fußreiſe nach Spanien machen, da würden ihm die Grillen vergehen, er ſolle die Geſchichte alle Tage Jemand erzählen, da würde ſie ihm bald gleichgültig vorkommen. Im nächſten Jahre um dieſelbe Zeit hoffte ich ihn am ſüdlichen Thore von Sevilla wiederzufinden.

„Topp!" ſagte er —

Topp, ſagte ich — trinken Sie viel friſches Brunnenwaſſer und gehen Sie viel zu Fuß; dabei vergißt ſich Alles.

Und er ging. Bald hörte ich den Wagen rollen, immer weiter, weiter auf der harten Heerſtraße. Mein ſchön geſtickter Tabaksbeutel ſteckte in der Wagentaſche, ich hätte ihn gern wieder gehabt, denn ein franzöſiſches Mädchen hatte mir ihn geſtickt in ſtillen nächtlichen Stunden. Der arme Alexandre! Er braucht viel Klugheit, um ſeinen Jammer zu betäuben, und erſchießen kann er ſich nicht, und ich fürchte, der Jammer wird alle Tage wachſen. Am ſüdlichen Thore von Sevilla werd' ich ihn ſchwerlich finden, und nach meinem Tabaksbeutel fragen können.

Es war ein ſchlimmes Omen, daß er ſich auf der Campagna von Montebello eine Villa kaufte. Ja, hier ſchlug er zwar ſeine ſchönſte Schlacht, der ſchöne, ſtattliche Lannes, hier ward er durch ſein Schwert ein Herzog von Montebello. Aber jener ſtattliche Lannes, jener Duc de Montebello war juſt ſo unglücklich wie Alexandre. Und auf dieſem Boden müſſen lauter ſolche Geſchichten ſpielen. Er liebte die Freiheit wie Brutus, aber er konnte dem göttlichen Auge Napoleons, des fränkiſchen Jupiter, nicht widerſtehen. Er ſah die Tyrannei, und den Jammer, und die mörderiſchen Kugeln, er ſah Alles das voraus, aber er ſtürzte ſich ihm in die Arme wie Jenny dem ſchönen Alexandre mit dem ſüßen, melancholiſchen Geſichte.

Napoleon war ein kluger Mann, und er wußte wol, wie viel der ritterliche Lannes ihm opferte, wie jene Siege, welche er ſo wild miterfechten half, ſein Herz immer mehr zerriſſen. Napoleon wußte es wol, daß der Duc de Montebello mehr war als ein ritterlicher Soldat, und als bei Eßlingen die Kanonenkugel ſeinen Leib zerſchlug, da beugte ſich jener unbeugſame Kaiſer in bitterm Schmerze über den blutenden Lannes und rief: Es iſt nicht möglich, Lannes, daß du ſtirbſt — denn der ergebene Freund, der unſere Schwächen kennt, iſt mehr werth, als der thöricht ergebene.

„Il est impossible, Lannes, que tu meurs.“ — —

Lannes aber ſtarb, und ſeinen letzten, brechenden Blick wollte der Kaiſer nicht verſtehen — er ging blos hinein in ſein Zelt und weinte bitterlich, und ſchrieb an des Lannes Frau, und bat ihr das Unglück ab.

Wenn wir's ſonſt nicht wüßten, daß Napoleon ein großer Mann geweſen ſei, die Männer, jene ehernen Freunde, die rings um ihn fielen, weil ſie ihn anbeteten, würden's uns ſagen. An Rolands Liebe habe ich Karl den Großen erkannt.

Es war ſo mondeinſam auf dem Schlachtfelde, ich ſaß im Flußbett unter einer langhaarigen Weide und dachte an die nächtliche Heerſchau vom Freiherrn von Zedlitz, und an „die blutigen alten Schwadronen“, die „trapp — trapp — trapp“ vorüberritten, und an die marmornen bärtigen Garden, welche vorübermarſchirten, „eins — zwei — eins zwei“. Regungslos ſahen alle Augen links her, da ſtand Er, und wo eine Bärmütze ſtürzte, da trat eine andre ein, und die Augen blieben immer links her gerichtet, ob er ſie auch ſähe. So tanzen junge Mädchen, deren Geliebter an der Seite ſteht, und dem Tanze zuſieht, ſie ſehen nur nach ihm. So tanzten die alten Garden im Paradeſchritt zum Tode durch den Kugelregen, und erſt dicht vor dem Feinde fällten ſie das Bayonett und ohne einen Laut drangen ſie tödtlich ein, vor dieſem geſpenſtiſchen, marmornen Stillſchweigen aber liefen die Feinde heulend davon. Denn der ſchweigſame Muth iſt der Heldenmuth. —

Und all das hat dir nichts geholfen, unteutſche Italia. —

Mit dieſen Worten wachte ich auf unter der Weide am Schlachtfelde von Montebello. Die Sonne ſchien mir ins Geſicht, der ganze Leib ſchmerzte mich, ich hatte auf Steinen geſchlafen. Ja, man bettet uns hart.

Ich hinkte nach der Brücke, über welche die Straße führt — da kam ein Einſpänner hergetrabt, drin ſaß mit ſeinem Tubus der Archivarius, und als ich unter ſeinem Glaſe erſchien, ſchlug er die Hände zuſammen und rief: Sie werden ſich noch einmal ſchön erkälten.

Ja wol, ſagte ich, und ſtieg zu ihm in den Wagen.

„Wo ſind wir denn jetzt?“

Wir fahren über das Schlachtfeld von Montebello.

„So?“

40.

Vicenza.

Außer in Belgien und in Klein-Aſien ſitzen ſich nirgends die großen Städte ſo auf der Schulter als in Ober-Italien. Man ſchläft nicht aus von einer zur andern. Nach Malta und Belgien wohnen auch die meiſten Menſchen hier zuſammengedrängt.

Die Straße nach Vicenza iſt noch heut ſo breit, daß die große Armee fünfundzwanzig Mann hoch marſchiren kann; und weiß wie Kreide. Weithin nach Norden und Süden ziehen ſich dunkle ausdrucksloſe Felder von Rankengewächſen, die Morgenſonne lag glühend auf der Gegend, als wir uns Vicenza näherten. Es ſchweigt Alles in ihren Strahlen, das ganze Land hat ein katholiſch ſtilles Colorit; ich könnte mir keine ſchwatzhaften, predigenden Proteſtanten in Italien denken. Schon wegen der Sonne können Luther und Calvin kein Glück hier machen.

Vicenza iſt eine Sommerreſidenz der Lombardei, ein Mittelpunkt des lombardiſchen Adels. Die weite dunkelgrüne Fläche iſt erfüllt von Villen und adeligen Häuſern, und in der Stadt — ſtolze, ſchöne Gebäude, und ohne Aufhören ſtolze, ſchöne Gebäude. Wie oft blieben wir ſtehen vor einem merkwürdig majeſtätiſchen Hauſe — und die majeſtätiſchen Häuſer glichen alle einander wie die Söhne einer und derſelben Mutter. Auf einem Platze ſtanden wir plötzlich ſelbſt ſteinern vor einem gewaltigen, ſteinernen Säulenhauſe — es war ehrwürdig dunkelgrau, und hatte ein volles dictatoriſches Geſicht wie ein römiſches Richthaus. In den Säulengängen waren die ſchönſten Melonen, Pfirſiche, Aprikoſen, Feigen, Orangen und Limonen aufgehäuft, ihre blendenden Farben hoben das düſtere Haus.

Wir ſahen uns kopfſchüttelnd an, und fragten einander, ob wir uns irrten, ob nicht Er aus Vicenza ſei. Drauf erkundigten wir uns bei einem Weibe, das Limonen verkaufte, von wem das Haus erbaut ſei. In Deutſchland hätten wir einen Antiquar ſuchen müſſen, hier weiß das jedes Hökerweib. Der alte Städteſtolz iſt noch nicht erloſchen, der eine Zeit lang die Kräfte der Lombardei ſo auf die Spitze getrieben hat. Sie wiſſen nichts mehr von Guelfen und Ghibellinen, von Päpſtlich und Kaiſerlich, aber ſie ſind noch eiferſüchtig, noch neidiſch auf einander. In ſolchen Zeiten der Eiferſucht haben die Griechen und Lombarden ihren Sturz vorbereitet; aber auch ihre größten Männer erzeugt. Es geht mit Völkern und Staaten wie mit den Früchten des Feldes und Baumes — wenn ſie reif ſind, werden ſie gemäht oder fallen ab.

Und das iſt die Tragödie der Weltgeſchichte, über welche man eigentlich als ein gebildeter Menſch nicht mehr weinen ſollte.

Die Limonenverkäuferin beſtätigte mit Feuer und Haſt, daß Er aus Vicenza ſei, ganz und gar aus Vicenza, und dort drüben ſei das Haus, das er bewohnt, und alle Palazzi Italiens habe Er gebaut — ſi! — —

Im Jahre 1508 wurde des Morgens einem armen Vicentiner, der in einer ſchmalen Seitenſtraße wohnte, ein Söhnlein geboren. Der Bube ward Andrea getauft, und wuchs auf mehr zu ſeiner Mutter als ſeines Vaters Freude. Er hatte ein ſtilles ſchweigſames Weſen und beſchäftigte ſich viel mit Spielereien, malte ſich Bildchen, knetete Figuren aus Thon, lag in der Sonne und träumte. Der Vater meinte, er ſei zum Handwerker verdorben, und die Mutter entgegnete, das freue ſie, denn Andrea ſolle ein Künſtler werden. Auf der Piazza vorn wohne ein ſehr geſchickter Meiſter in der Bildhauerei, mit dem habe ſie geſtern Abend geſprochen, und er werde den Andrea zu ſich nehmen. Und ſo geſchah's denn auch: der Bildhauer ſagte, Andrea habe ein ſchönes Auge für den Marmor, ein großes weitläufiges Kunſtauge, Andrea würde ein tüchtiger Meiſter werden.

Um jene Zeit war der Bube groß gewachſen und flügge geworden, er ſtrich des Abends auf dem Corſo umher, und die Mädchen ſchalten ihn heftig, weil ſie ihn in dem Verdachte hatten, daß er mehr als eine Geliebte küſſe. Andrea ſah aber ſehr ernſthaft dazu aus, wuchs immer größer, ward immer voller und tüchtiger, und die Figuren, die er mit ſeinem Meiſter ſchuf, wurden ihm täglich kleiner und unbedeutender. Es war viel Unruhe und Drang in ſeiner Bruſt.

Am Thore von Vicenza liegt noch heut ein kleiner dunkelgrüner Hügel, der heißt ſeit vielen Jahrhunderten Monte Berico, und darauf ſtand damals eine ganz kleine Kapelle. Dorthin pilgerte Andrea gewöhnlich gegen Sonnenuntergang, und ſah mit Sehnſucht in die Weite. Denn unter dem Monte Berico breitet ſich wie ein dunkelgrüner Mantel die Lombardei aus. Das Herz ſchwoll ihm auf, Größeres zu ſchaffen als ſeine kleinen Statuen, und es quälte ihn, daß er nicht wußte, wie das anzufangen ſei.

So ſaß er auf der Treppe der Kapelle, das Land war vom Abende tief roth und blau, drin am Altare kniete ein Weib, Alles war ſtill, und die ſinnliche lombardiſche Andacht ſchwebte durch die Luft. Es war dem Andrea ſelig unglücklich, als müßte er eine Welt gebären.

Da rauſchte ein Kleid hinter ihm, er blickte rückwärts, das Weib vom Altare ſtand hinter ihm, die letzten rothen Sonnenſtrahlen fielen auf ihre hohe Geſtalt und ihr hohes Antlitz. Sie war ſchön und verführeriſch wie eine griechiſche Heilige. Andrea ſprang vor Freude erſchrocken auf, und ſeine ausgebreiteten Arme und ſeine trunkenen Augen ſagten ihr, daß er ſie liebe.

Die griechiſche Heilige ſah ihn mit einem Blicke an, vor dem ſein Herz aufſprang wie eine Knoſpe von der Morgenſonne, und ihr weites, ſchwarzſeidenes Gewand rauſchte an ihm vorüber, und Andrea ſeufzte laut auf, und ward ſich ſeiner erſt wieder bewußt, als der fliegende ſchwarze Schleier unten in der Dämmerung verſchwand.

Er war in einem wunderlichen Zuſtande: die Geſichtszüge des ſchönen Weibes waren wie Sonnenſtrahlen nur hindurch geflogen durch ſein Gedächtniß, er hätte ſie nimmer malen können. Aber ſtolze Tempel und Paläſte ſtiegen auf vor ſeinem Geiſte, hoch und üppig wie der Wuchs der ſchwarzſeidenen Dame, mit wollüſtigen Säulengängen und breiten berauſchenden Lichtern wie die Augen, die großen Augen des Weibes. Ihre Augen erſchienen ihm ſo groß wie der Himmel.

Es weiß Niemand genau, wie jene Nacht und jener Tag vergingen, am andern Abende ſtand er wieder oben auf dem Monte Berico, und das ſchöne Weib ſtand neben ihm, und erklärte ihm die Schönheit der Welt. Er ſtand eine Stufe tiefer denn ſie, und ſah mit dem ſeligſten Schmerze hinein in das weite Auge der Göttlichen, es war ihm, als könne er immer nicht tief genug hineinblicken, denn die Gebäude der atheniſchen Akropolis, und dahinter die Paläſte von Babylon meinte er zu ſehen, und hinter dieſen Paläſten waren noch ſchönere, ſein Auge reichte nur nicht weiter. So drängte er im Glück des Schauens ſein Haupt nahe an ihren Leib; ſie trat aber zurück und ſprach: Du darfſt mich nimmer berühren Andrea.

So verging ein Abend nach dem andern; ſie fanden ſich immer wieder bei der kleinen Kapelle, und erzählten einander von den Schönheiten der Welt. An einem warmen Abende, als die ſchwarzſeidene Dame ihren ſchönen, entblößten Arm ausſtreckte, und einen Halbkreis zog an dem Horizonte, um einen phantaſtiſchen Palaſt darzuſtellen, als Schulter und Buſen dem vorgebeugten Arme ſich nachſenkten, hin zu Andrea, ſo daß der warme Hauch ihres Lebens ihn berauſchte, da vergaß er ihres Wortes, drückte ihren ſchönen Arm um ſeinen Hals, bedeckte Buſen und Schulter und Mund mit Küſſen, ſtürmte mit aller Raſerei der Jugend in die weiche volle Schönheit des Mädchens ein, war unbändig wie ein Halbgott.

Und das ſchöne Mädchen wehrte matt der überwältigenden heißen Liebe, und es ward dunkel im Thal, es ward dunkel auf dem Monte Berico — das unendliche Küſſen fragte nicht nach Sonne und Mond. —

Leuchtenden, glücklichen Auges ſtieg am andern Abende Andrea wieder den Hügel hinauf, um ſeine Geliebte zu küſſen. Aber es ward dunkel in der Ebene und auf dem Monte Berico, nicht Mond, noch Sonne, noch irgend ein Stern konnten einen Kuß verrathen, Andrea ſaß einſam an der Kapelle. Und es vergingen ſieben Abende einer langen Woche, ſeine Einſamkeit blieb ungeſtört. Er durchfragte alle Paläſte, alle Hütten Vicenzas, er fragte jeden Wagen, jeden Schleier auf dem Corſo, das Blut ſtürzte ihm in die Augen — nirgends, nirgends war die Dame ſeiner Paläſte zu finden.

Nach vielen Wochen erzählte ihm ſeine Mutter, daß man lange Zeit ſein Leben und ſeinen Verſtand aufgegeben habe, ſo ſei er vom hitzigen Fieber geſchüttelt worden. Als er bleich und matt zum erſten Male wieder vor das Thor kam, und die kleine Kapelle auf dem Monte Berico erblickte, da fuhren ihm dunkle, ferne, ferne Märchen durch den Sinn von ſchwarzſeidenen

Tempeln, fleiſchigen, vollen Paläſten mit großen Himmelsaugen, Fenſtern, auf welchen die ganze Sonne ſchlafen könne. Und auf dem Rückwege trat er ins Haus des berühmten Triſſino, zeichnete ihm wunderliche Gebäude auf den Tiſch, und fragte ihn, ob er's nicht erlernen könne, ſolche Häuſer wirklich zu bauen, er hätte ihrer gar zu viel in Kopf und Herzen, und müſſe einige los werden, ſein Auge lechze nach ihrem Anblick. Auch fühle er, daß er die Geſtalt ſeiner verlornen Geliebten wieder aufbauen könne in ſchönen Paläſten.

Und Triſſino ſtieg mit ihm zu Roſſe, und ſie ritten nach Rom. Dort erklärte er ihm die Schönheit der Architektur, und Andrea ſagte, das ſtimme Alles vollkommen zu dem, was er früher darüber empfunden, was er ſich über volle architektoniſche Formen gedacht habe.

Als ſie zurückkamen, fing Andrea an zu bauen, lauter Paläſte aus dem Auge ſeiner ſchwarzſeidenen Dame, und auf dem Monte Berico erbaute er eine Kapelle in Form eines Maltheſerkreuzes, welche die frühere kleinere einſchloß, und welche heut noch ſteht.

Man erzählte ſich, jene Lehrmeiſterin Andreas ſei eine ſehr vornehme Dame aus Venezia geweſen, und es dauerte gar nicht lang, ſo ſchickten die Herren vom Marcusplatze in Venedig den Titel eines „Baumeiſters der Republik Venedig“, und Niemand baute in Ober-Italien einen Palaſt, der nicht dem Andrea den Bau übertrug.

Andrea Palladio hieß aber jener Jüngling mit ſeinem vollen Namen, welchen jene Limonenverkäuferin ſo eiligſt ausſprach. Palladio heißt der Stolz Vicenzas, und wo man in Ober-Italien einen von den vollen, fleiſchigen Paläſten ſieht, an welchen ſelbſt die üppigen Säulen Wolluſt der Schönheit zu empfinden ſcheinen, aus welchen gleichſam große, küßluſtige Himmelsaugen blicken, da kann man immer von vornherein wiſſen, das iſt einer von Palladio's vollen Liebesgedanken. Und er hat der Gedanken unglaublich viel gehabt, Vicenza wimmelt von Paläſten des Signore Andrea Palladio, und Padua, Venedig hat Kirchen und Häuſer in Fülle von ihm.

Die Eitelkeit der italieniſchen Städte auf ihre Künſtler hat etwas Rührendes. Verona auf Paul Veroneſe, Padua auf Petrarca, obwol er blos da geſtorben iſt, Venedig auf Titian, Vicenza auf Palladio. Und jede Stadt kennt ihren Helden bis auf die Fußſpitzen. Man wies uns das Haus des Palladio, und wir haben ihm zu Ehren vor ſeiner Thür Kaffee getrunken. Damit ich doch Einen beglücke, welcher die Jahreszahlen liebt, ſetze ich ſein Todesjahr her — Andrea Palladio ſtarb im Jahre 1580. Es iſt nicht zu überſehen, daß er das ſinnlich ſchöne, römiſch-katholiſche Zeitalter des zehnten Leo, des weichen, ſchönheitsſchwärmeriſchen Medicäers, mit durchlebte. Gerade damals legte ſich der Katholizismus recht an die Brüſte der Schönheit und Kunſt, und während die Frivolität ſeines orthodoxen Aberglaubens aufs Höchſte ſtieg, erſtieg auch ſeine Schönheit den Gipfel. Er glich einem coquetten Frauenzimmer, die immer übermüthiger wird, je mehr ſie ihre Schönheit ſich entwickeln ſieht. —

Damals warfen die ledernen Hände der nüchternen neuen Pfaffen in Norddeutſchland die ſchönen nackten Bilder aus den Kirchen, ſtrichen das Myſterium mit weißem Kalk an, verwandelten den verborgenen Geſang der Himmel in das trocken irdiſche Geſchrei einer unmuſikaliſchen Menge. Im Süden raſte man mit Wahnſinn, im Norden mit Vernunft. Und bei St. Veit eine vernünftige Raſerei iſt die unheimlichſte.

Man hat dem Palladio den ſchönen Namen des Raphaels unter den Baumeiſtern gegeben.

Wir brannten vor Begierde, auf den Monte Berico zu kommen. Er iſt das Auge Vicenzas: ja er iſt für mich das Auge der Lombardei. Sanft aufſteigend geht man hinauf durch einen langen, langen bedeckten Säulengang, durch die Arkaden. Nach der Stadt zu und nach Oſten ſind ſie offen, und die Lombardei wächſt immer länger und breiter vor den Blicken, je höher man ſteigt. Und wenn man ihr Ende, ihren äußerſten Höhepunkt erreicht zu haben glaubt, da haben dieſe liebenswürdigen Arkaden nur ihr Haupt gewendet und in der nämlichen langen, langen Ausdehnung laufen ſie nach Südoſt ſich kehrend bis zur Madonna del Monte hinauf, jener Kapelle, wo die ſchwarzſeidene Dame geſtanden.

Sie ſind ein zauberhafter Guckkaſten, dieſe Arkaden. Hier erfährt man die Bedeutung des Wortes „Lombardei“. Wie ein dunkelgrünes ſpiegelglattes Meer läuft die Ebene bis an die Tiroler Berge, und auf der andern Seite, endlos, ohne Begrenzung nach Padua hinüber, deſſen Thürme wie ferne Segel ſchwimmen. Gleich kühnen Verſen ſchießen hie und da die kecken Cypreſſen, die leuchtenden gerad in die Höhe gehenden Kirchthürme auf; einmal wie das andre, links wie rechts, und dieſe liebenswürdige, großartige Einförmigkeit berauſcht das Auge mit einer klaſſiſchen Poeſie. Und ein dunkelfarbiger romantiſcher Friede liegt wie ein Romanzennebel auf der weiten Ebene, die alten römiſchen Helme, die gothiſchen Lanzenſpitzen, die mittelalterlichen Barettfedern, die franzöſiſchen Adler, Alles das ſieht man abwechſelnd zwiſchen den fernen Cypreſſen auftauchen und verſchwinden.

Dort oben in den Arkaden muß man römiſche Geſchichte ſchreiben.

Es hat jeder Menſch einen Lichtpunkt in ſeinem Leben, von wo aus ſich die Strahlen über die früheren und ſpäteren Tage verbreiten, dem Einen iſt's das Auge der zuerſt Geliebten, dem Andern ein freier, fröhlicher Frühlingsmorgen, dem dritten ein Gedanke, welcher ihm das Weltgeheimniß aufſchließt. Jene Madonna del Monte war mein Lichtpunkt Italiens — dort empfand ich bis ins innerſte Herze die Schönheit Italiens.

Ich ſtand mit verſchränkten Armen auf der Treppe jener Madonnenkapelle wie Polykrates auf ſeines Daches Zinnen zu Samos, und ſah hinüber das flache dunkle Land entlang bis an die Berge Tirols. Die Ebene geht hügellos gleich einer glatten

Tafel bis an das Fußblatt der Berge, wie ſich dieſe Formation ſchon bei Salzburg ankündigte. Feine, durchſichtige Sonnennebel flogen herab von meiner Heimat wie Geiſtergewänder — Geiſter haſt du wol, o Heimat, aber keine Farben.

Die Farben ſind es eben, welche wie dunkle verführeriſche Locken auf dieſem Lande ruhen.

Die Pforten der Kapelle ſtanden offen, durch die verhangnen Fenſter fiel ein kühler, dunkelrother Tag in das marmorne Gotteshaus. Die Madonna ſelbſt iſt ſchamhaft wie eine deutſche Jungfrau, ſtets verhüllt ſie ſich mit einem goldenen Schleier, nur wenn der Prieſter das Allerheiligſte zeigt, enthüllt ſie ihr Antlitz auf Augenblicke. Vor ihr lag, wie damals als Palladio eintrat, ein ſchwarz verſchleiert Frauenbild, ſtill und regungslos, ſchlafend oder ſterbend in Andacht.

Leiſe ſchlüpfte ich auf dem glatten Marmor hin: der Ort ſchien mir durch den Glauben und die Natur, welche durch ſeine Fenſterſpalten ſah, ſo heilig, daß mir jedes Geräuſch verletzend erſchienen wäre.

Wenn ich zum erſten Male ein überaus ſchönes Mädchen ſehe, ſo kann ich ſie nur mit gedämpfter Stimme anreden. Es giebt eine gewiſſe Schönheit, die Stille und Schweigen erheiſcht.

Im Refectorium hängt ein groß Gemälde von Paul Veroneſe, das ſieht Einen plötzlich mit rührenden Augen an. Es iſt La Cena di San Gregorio. Papſt Gregorius hat immer eine reiche Tafel für die Armen bereit gehalten. Einſt fand ſich ein ſehr ſchöner Pilger dabei ein, und ſetzte ſich neben den mitſpeiſenden Papſt, und als das Mahl zu Ende war, verwandelte ſich ſein Teller in Gold. Da erkannte der Herr Gregorius den Herrn Chriſtus ſelber, wie mich dünkt, nur etwas zu ſpät, aber ſehr bezeichnend für einen Papſt, der erſt Gold ſehen muß, eh' er an die Heiligkeit glaubt. Auf heilige Teller verſteht er ſich, aber nicht auf heilige Augen. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich die Gaſtfreundſchaft ſehe und Armenſpeiſung, ſo denke ich immer an Muhamedaner, höchſtens an die Apoſtel, aber an unſere guten Chriſten nimmer. Es mag daher kommen, daß alle die magern Kaufleute mit dürren, langen Fingern, die ich gierig und einſam ihr Mahl verſchlingen ſah, chriſtliche Kaufleute waren. Aber trotz des realiſtiſchen Papſtes und dieſer ruchloſen Gedanken fiel das Bild wohlthuend auf mein Auge. Es füllt eine ganze Wand, und hat ein verſchwenderiſch reiches ſüdliches Anſehen. In einem hohen Säulengange ſpeiſen die bärtigen Leute, Treppen führen von beiden Seiten hinauf, die bunten Diener mit den breiten Schüſſeln drängen ſich an einander vorüber, Kinder, Affen, Cardinäle, Hunde, Pagen ſitzen durcheinander, inmitten glänzt das egoiſtiſch-heilige Papſtgeſicht — es iſt ein ſchönes Bild.

Man erzählt, Paul Veroneſe habe das Bild auf der Flucht gemalt. In der Nähe von Vicenza liegt nämlich die Villa des Grafen Caldogno, dort habe Paul von Verona und Faſolo Fresken gemalt, und die des Faſolo ſeien dem Paul ſo ſchön vorgekommen, daß er ihn an einem heitern Morgen aus Eiferſucht niedergeſtochen habe. Darauf ſei er nach der Madonna del Monte geflüchtet, und habe hier zur Beſchwichtigung ſeines Gewiſſens und zur Ausfüllung ſeiner Zeit die berühmte Cena gemalt. Die Gewiſſensbiſſe können nicht ſehr heftig geweſen ſein, denn der Pinſel iſt ſtark und kräftig, die Farben ſind friſch und munter, roth und grün. Das kommt von der italieniſch-katholiſchen Civiliſation. —

Als ich wieder durch die Kapelle ging, ſeufzte das ſchwarze Frauenbild tief und laut. Der Archivarius ſtand in einer Ecke, beobachtete ſie durch ſein Glas, und machte mich aufmerkſam. Sie ſchlug wirklich den Schleier zurück — es war Hortenſia, das wunderliche Mädchen vom Gardaſee. Aber wie verändert, wie tief und ſchwer verändert! Ein ſtrenges, büßendes Römerinnengeſicht ſchaute aus ascetiſchen Augen, und um den Mund hatte ſich der bekannte griechiſche Tragödienzug unauslöſchlich eingegraben.

Ich trat an ſie heran, ein todter Blick fiel auf mich, todt, lang, kalt — dann winkte ſie mir abwehrend mit der Hand. Ein kleiner Küſter trat an mich heran, und bat, das Mädchen nicht zu ſtören, ſie wolle eine Tochter Gottes werden.

Alſo auch in dir, du unternehmender Katholizismus, irrt man ſich, wenn man dauerndes, kühnes Leben ſucht. In Deutſchland werden die Leute moraliſch und gehen in die Betſtunden, wenn ſie ſich vor dem Vergnügen zu fürchten anfangen, in Italien gehen ſie ins Kloſter. Es iſt doch ſchrecklich, daß der Herrgott ſo viel Vergnügen gedeihen läßt auf der Welt, es iſt nicht nur ſchrecklich, es iſt Unrecht. —

41.

Padua.

Der Weg nach Padua wird immer deutſcher, man ſieht ſogar hie und da eine Wieſe; es ſtehen Weiden am Wege, italieniſche Pappeln, Rüſtern mit ihren flüſternden Blättern, Platanen mit ihrem hellgrünen Walde, ſogar die ſchönen italieniſchen Ochſen werden ſeltener. Solch ein Paar Ochſen, die mit altrömiſcher Gemüthsruhe vor einem Wagen liegen und käuen, dürfen auf einem richtigen italieniſchen Bilde nicht fehlen. Sie ſind ſehr groß und ſtark, haben edle, noble Ochſengeſichter mit ernſter, klaſſiſcher Ruhe, und ihre Hörner ſind groß und kühn wie das Papſtthum. Alle Ochſen, die ich dort geſehen habe, waren von weißer Farbe, und dieſe gab ihnen ſolch ein menſchlich melancholiſches Colorit, daß ich mir Italien gar nicht mehr denken kann, ohne ſeine ſtillen, wiederkäuenden Ochſen, die in ſchweigſamer Schönheit und lautlos ihre Laſten ziehen. Dieſe Ochſen haben auch die vielen tauſend Verwundeten gezogen, welche für die Freiheit oder ſonſt Etwas in die Kugeln gelaufen ſind. Auch die blutenden Räuber ziehen ſie nach den Städten, und wenn ihnen der Prieſter begegnet, ſo halten ſie ſtill, damit der Sterbende die letzte Oelung bekomme, ja ſie knieen ſelbſt dabei nieder — es ſind liebe hiſtoriſche Thiere, die ſich in Alles zu ſchicken wiſſen, und gleich allen Ochſen nicht ahnen, welch eine furchtbare Kraft in ihrem Zorn und ihren Hörnern ruht.

Auf dem Wege nach Padua findet man ſogar eine Art von Dörfern, die wie in Deutſchland hinter Bäumen liegen. Es geht der Meeresküſte zu, alle Ausſicht iſt zu Ende, und dennoch wurden wir lebhaft daran erinnert, daß wir noch in Italien ſeien. Der Tag neigte ſich, der Vetturin fuhr mit ſeinen kleinen dalmatiniſchen Pferden, die hier ſehr gewöhnlich ſind, auf der breiten Straße friſch trabend dahin, es lag Alles ſtill und glücklich um uns her. Da wies der Vetturin mit der Peitſche auf eine weiße Wolke hin, welche nach dem adriatiſchen Meere zu langſam vorüberzog. Sie war klein und unbedeutend, und wir begriffen nicht, was er damit wolle. Da ſahen wir plötzlich, daß die Wolke in Feuer aufging; alle deutſchen Träume und Allegorien fielen mir ein. Sie ſchleuderte Blitze nach allen Seiten, und rückte nicht von der Stelle. So klein, ſo weiß-blond und ſo voll Feuer. „Auf dem Meere iſt ein Gewitter“, ſagte der Kutſcher, und ſetzte ſich auf ſeinem Sitze feſter, und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Weile kehrte er ſich wieder um, und ſagte uns leiſe, an unſerer Straße ſeien ſo viel Bäume, und es würden häufig Wagen angefallen von Spitzbuben.

In Deutſchland habe ich immer auf die gute Polizei geſchimpft, hier ſchimpfte ich auf die ſchlechte. Mit welchem Vergnügen hätten wir einige preußiſche Gensd'armes umarmt, wenn ſie uns begegnet wären. Jeder von uns verachtete laut die Furcht vor eingebildeten Gefahren, und Jeder ſenkte ſtill die Hauptbörſe in den Stiefel, und rüſtete ſich eine Theaterbörſe für den Banditen. Damit ſelbiger auch meine Delicateſſe erkenne, ſteckte ich einen Ducaten unter das Silbergeld; wir wurden ſtill, und erwarteten unſer Schickſal. Es ward immer dunkler, und „Padua“ — „Padua“ ſeufzten unſere Herzen.

Plötzlich hörten wir lärmende Stimmen unweit vor uns — der Vetturin ſeufzte den Namen eines Heiligen, und hieb in die Pferde — es ſchien ein Trupp von Landleuten zu ſein, die aus Padua kamen.

Endlich lag eine ſchwarze Maſſe vor uns, und der Vetturin athmete tief auf. Der öſterreichiſche Corporal mit der weißen Jacke und dem gelben Wüſtengeſichte war uns ein höchſt erfreulicher Anblick, und zum erſten Mal in meinem Leben gab ich meinen Paß mit Vergnügen ab.

Das Gewitter vom Meere hatte einen Schauer ſeines Zornes herübergeworfen bis aufs Land, die Straßen waren feucht, und die Regentropfen glänzten hie und da im Laternenſchein. Es war ein endlos Fahren durch allerlei Straßen, und ich mußte mich immerfort beſinnen, wo ich ſei. Es giebt Städte, bei denen man nicht einen Augenblick vergeſſen kann, wohin ſie gehören: wer kann durch die vornehmen Berliner, durch die ängſtlich ſtillen Caſſeler, durch die wogenden Wiener Straßen fahren, ohne fortwährend Berlin, Caſſel und Wien vor Augen zu haben, wer verkennt eine deutſche Reichsſtadt, eine polniſche Landſtadt!

Aber in dies Padua konnt' ich mich nicht finden, die Doctoren von Padua rauſchten mir mit ihren langen Roben im Kopfe herum, ich konnte die Vorſtellung nicht los werden, daß wir in eine deutſche Univerſität gerathen ſeien. An den Häuſern liefen die ſteinernen Lauben entlang, wie man ſie in den ſchleſiſchen Gebirgsſtädten ſieht. Dort werden ſie „Löben“ genannt, und es ſind Schutzdächer, welche fünf, ſechs Schritte breit herüberreichen in die Straße, und lange Bogengänge bilden, wo man vor Sonne und Regen geſchützt iſt. Unter dieſen „Löben“ waren die Boutiquen geöffnet, und die Menſchen liefen hin und her, wie bei den deutſchen Jahrmärkten.

Dann rollte der Wagen wieder neben finſtern alten Gebäuden vorüber, und die ganze mittelalterliche Gelehrſamkeit Paduas ſah ſchwarz von ihnen herunter. Das gab der Stadt wieder eine düſtere Würde. Auf einer Piazza hielten wir vor der „Stella d'oro."

Alles in dem Hauſe war dunkler, kalter Marmor, der Fußboden, die Wand, der Tiſch, der Fenſterſims, es ward mir am Ende feierlich gelehrt zu Sinne, und ich ging mit gemeſſenen, ernſthaften Schritten aus, um mir die nächtliche Stadt zu beſehen, unter jedem Quaderſteine dacht' ich, ruht das Buch eines Doctors von Padua.

Ein glänzend erleuchtet Gebäude zog meine Blicke und Schritte an. Es kam mir vor wie ein moderner ſalomoniſcher Tempel, auf den Vorplätzen ſaßen Herren und Damen. Wenige Stufen führten hinauf, und da ſaßen wieder Herren und Damen und eine endloſe Reihe von Zimmern lag vor mir, ich mochte mich rechts wenden oder links, und Alles war glänzend hell, und überall ſaßen Herren und Damen. Ich war wie berauſcht, und griff nach der erſten Säule, ob ich träume oder wache. Die Säule war glatter, kühler Marmor — ich rannte ſchnell durch die Säle, überall ſchöne Welt, glänzendes Licht, überall Marmor, Alles Marmor.

Hat denn Taſſo in Padua gelebt, iſt's ein Palaſt aus Armidas Gärten?! — Nein, ſagte der Archivarius, es iſt ein Kaffeehaus, in Berlin würde man's eine Tabagie nennen. Genießen wir ein Glas Eis.

Wir ſetzten uns, und man brachte uns Eis. Abgerundet, abgezirkelt wie ein ſchlanker roſenrother Thurm ſtand das Glas vor mir, ich ſcheute mich, das Kunſtwerk anzurühren. Eine volle Paduanerin ſaß nicht weit von mir, und ſah mich forſchend und lächelnd an — der gothiſche Barbar mochte mir aus allen Fingerſpitzen gucken.

Und doch war mir Alles, doch war ich mir ſelbſt niemals ſo klaſſiſch vorgekommen, als hier mitten in dieſem Marmor. Ein anſtändiger Menſch kann hier gar nichts Ordinäres ſprechen. Die alten Griechen hatten auch wirklich viel leichter ſchreiben, wenn ſie unter ihren klaren, ſchönen Hallen ſaßen; die Gedanken ſind wie die Kinder im Mutterleibe von den Umgebungen abhängig: die Mutter verſieht ſich, und das Auge verſieht ſich. Das Verdienſt eines Deutſchen iſt noch einmal ſo groß: er ſieht in ſeinem kleinen Landſtädtchen nichts als Miſthaufen und ſorgenvolle Geſichter mit dem unwandelbaren Motto: „Gieb uns unſer täglich Brot!“ und ſoll ſchöne, fröhliche Dinge ſchreiben.

Wenn man aber ſo unter Marmor und Schönheit ſitzt, dann hält man auch das ganze Schreiben für überflüſſig — wenn wir befriedigt ſind, brauchen wir keine Feder. Ohne Hunger giebt's keinen Schriftſteller. Es iſt nur zu bedenken, daß es mancherlei Hunger giebt. —

Ich weiß es ſelbſt nicht, wie lange ich an jenem Abende im neuen paduaniſchen Kaffeehauſe geſeſſen habe. Meine Reiſegefährten waren fortgegangen, ich wußte nicht mehr, wann und wohin — durch die offenen Fenſter drang die abgekühlte, üppige Gewitterluft, rings um mich her erblickte ich Marmor und klaſſiſche, römiſche Köpfe, und ein ſchönes Weib darunter ſpielte mit ihrem Shawl, mit ihren Augen und kleinen Geſchichten, die ſie erzählte.

Nur eine davon hab' ich behalten. Im Jahre 1812, als Napoleon noch Herr der Welt war, kam ein blutjunger franzöſiſcher Volontär durch die Straßen von Padua geritten. Er hat noch keinen Bart, aber große, verliebte Augen, und als dieſe zwei andern verliebten Augen im erſten Stockwerk begegnen, da ſteigt er vom Pferde, tritt ins Haus, und erſucht die Mutter des ſchönen Mädchens, das er am Fenſter geſehen, ihn ins Quartier zu nehmen. Die Mutter frägt nach ſeinem Billet. Der Franzoſe ſagt, er habe es verloren, aber es laute zu ihr — „Madame heißen doch?“ —

— Signora Carmagnola —

„Ganz recht, Signora Carmagnola; ich habe den Namen ſchon in Paris gekannt, der Oberſt meines früheren Regiments hat uns oft erzählt, wie er im Kriege gegen die Auſtriaci Padua zum erſten Mal beſetzt habe, damals haben die ſchönſten Damen

Paduas auf den Balconen geſtanden und die Franzoſen „willkommen“ geheißen.“ „Damals — ſo erzählte, Signora, mein Oberſt mit Feuer — damals habe er vor dem ſchönſten Mädchen Paduas ſeinen Degen geneigt, vor Mademoiſelle Carmagnola“ —

Dabei küßte der junge Franzos der Signora mit vieler Galanterie die Hand, öffnete die Thür des Zimmers, und bat ſie, voranzugehen. In ſelbigem Zimmer befand ſich das ſchöne Mädchen, das er am Fenſter geſehen hatte, und der junge Herr verſicherte der Mutter und der Tochter, daß er nie eine ſo frappante Aehnlichkeit geſehen habe.

Am nächſten Abende, als die Signora Carmagnola nach dem Prato della Valle ſpazieren ging, lag der junge Franzos vor der Mademoiſelle Carmagnola auf den Knieen, und beſchwor ſie, ihn zu lieben. Das Mädchen verwirrte ihm mit der kleinen Hand die ſchwarzen Locken, und ſagte, er ſei noch zu jung. Da ſprang der Franzos auf, holte ein Piſtol, und ſchwor dem Mädchen mit bebender Stimme, daß er ſich auf der Stelle erſchießen werde, wenn ſie ihn nicht liebe. Das Mädchen lachte, und beruhigte ihn, was ihr nicht ſo ſchwer wurde, da der Franzos ſehr hübſch war. Er blieb ein halbes Jahr lang in Padua, und ſprach nicht mehr vom Erſchießen. An einem ſchönen Morgen aber erhielt er draußen an der Brenta auf dem Exercierplatze den Befehl, alſogleich zu marſchiren. Er gewann nicht ſo viel Zeit, um Abſchied zu nehmen, und erſt vor einigen Wochen kam er zum erſten Male wieder nach Padua zurück.

Es waren alſo über zwanzig Jahre vergangen, und in zwanzig Jahren ändert ſich viel. Er forſchte umſonſt an allen Orten nach der Signora Carmagnola. Niemand wußte, was aus ihr geworden ſei; im Jahre 1813 ſei ſie aus ihrem Hauſe verſchwunden, die Stadt habe ſieben italieniſche Miglien im Umfange, es habe ſich Niemand die Mühe gegeben, die Frau mit ihrer blaſſen Tochter aufzuſuchen.

Der Franzos ergiebt ſich in ſein Schickſal, und vergißt die Angelegenheit, er war ſeit dem Jahre 1813 weit in der Welt herumgekommen, und hatte Vielerlei erlebt. Geſchäfte hatten ihn nach Padua geführt, Geſchäfte feſſelten ihn eine Zeit lang daſelbſt. —

Eines Tages ſchlendert er in der Kirche der heiligen Juſtina herum, betrachtet das ſchöne Altarblatt Paul Veroneſe's und die geſchnitzten Chöre, an denen Riccardo Taurin zweiundzwanzig Jahre gearbeitet hat, und iſt feſtlich geſtimmt durch das hohe, einfache Gebäude — da erhebt ſich an einem Seitenaltare eine Frauengeſtalt. Nur einen Moment ſieht er die Augen, dann fällt der Schleier darüber. Aber jene Augen wecken alle Geſtalten ſeines Herzens auf. Acht Tage lang geht er umſonſt nach Santa Giuſtina, das Mädchen mit den wunderthätigen Augen iſt nicht mehr zu ſehen. Am neunten Tage, als er eben wieder in aller Frühe nach der Kirche ſteuert, tritt ſie mit einer älteren Frau eben aus der Thür, ihr Schleier iſt zurückgeſchlagen — das Antlitz fällt ihm wie ein Gedicht ſeiner Jugend in die Seele. Er glüht und bebt, er kann ſich nicht faſſen — das Mädchen umarmt die ältere Frau, die nach der andern Seite von dannen geht. Jene kommt auf ihn zu, unverſchleiert, ſchön wie ein Sonnenſtrahl — berauſcht von ihrem Anblick tritt er ihr entgegen, und bittet ſie, ſeine Begleitung anzunehmen. Er bittet ſo heiß wie ein Wüſtenwanderer, der am Verſchmachten iſt, um einen Trunk bittet. Das Mädchen lächelt — er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren in voller Mannesſchönheit. Sie ſagt ihm, ihre Mutter ſei eben nach der Brenta gegangen, um nach Venezia zu fahren, ſie wohne allein, und könne keinen Mann bei ſich ſehen. Wenn er ihr was zu ſagen habe, ſo möge er ein Stück mit ihr gehen, nur nicht bis an ihr Haus wegen der Nachbarsleute.

Und der gewandte Franzos war ſo beſtürzt von der Schönheit und Anmuth des Mädchens, daß er nichts zu ſprechen wußte, und ſie nur dringend bat, des andern Tags wieder zur heiligen Giuſtina zu kommen.

Am andern Tage kniete er neben ihr in einer ſtillen Seitenkapelle, und ſein Mund floß über von dem Geſange ſeines Herzens. Er ſagte ihr, ſie ſei die Heilige ſeiner Seele, das Geheimniß ſeines Lebens ruhe auf ihrem Munde, der Himmel ſeiner Seligkeit in ihren Augen.

Das Mädchen lächelte, und ging heim. In einiger Entfernung ging er ihr nach, und ſah das Haus, in welches ſie eintrat.

Als es dunkel ward, öffnete er die Thür ihres Zimmers, und warf ſich zu ihren Füßen, und beſchwor ſie um Liebe. Das Mädchen machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er ſie ſo in Verlegenheit bringe, die Hausleute hätten ihn gewiß geſehen, und ihre Mutter könne jeden Augenblick von Venezia zurückkommen, und die habe ſie immer auf das Rührendſte gewarnt vor unvorſichtigen Liebſchaften.

Er blieb aber ungeſtört zu ihren Füßen liegen, und beſchwor ſie immer glühender um Liebe. Endlich ſagte ſie ihm, daß er ein hübſcher, angenehmer Mann ſei, daß er aber mehr das Zutrauen weckende Weſen eines Bruders für ſie habe — jetzt aber möchte er nach Hauſe gehen, denn die Mutter könne jeden Augenblick kommen.

In dem Augenblick ging die Thür auf — es war unterdeß ſehr dunkel geworden — eine Frau, vom Regen triefend, kam bis vorn ans Fenſter, wo der Franzos noch vor dem Mädchen kniete, und ſuchte im Dunkeln die Geſtalten zu erforſchen. Als ſie einen Mann und die Situation zu erkennen ſchien, wendete ſie ſich zurück ins Zimmer; ihr großes feuchtes Tuch fiel zur Erde; ſie ließ es liegen.

Nur dem nahen Ohr des Franzoſen vernehmlich flüſterte das Mädchen die ſchwankenden Worte: 's iſt meine Mutter — —

Die Frau ſtand im Hintergrunde ſtill — Niemand regte ſich im Zimmer. —

Unweit von dem Gemache, das die beiden Frauen bewohnten, lebte in einem kleinen Raume ein bejahrter Studioſus, der ein eingezogenes, fleißiges Leben führte, und des Abends immer zu Hauſe war. Die Mutter des Mädchens war ihm ſehr zugethan, weil er ein ſanfter, verläſſiger Menſch zu ſein ſchien, und die Tochter machte es ihr oft zum Vorwurf, daß ſie dem Studioſus mehr von ihrem Leben erzähle, als ihr, der leiblichen Tochter.

Dieſer Studioſus trat jetzt mit einem Licht in das ſchwüle, ſchweigſame Zimmer, er habe die Signora Carmagnola nach Haus kommen hören, und wolle ſich erkundigen, wie es ihr in Venezia ergangen ſei. Die Signora aber nahm ihm haſtig das Licht aus der Hand, und ſchritt zu dem fremden Mann und ihrer Tochter. Der Franzos ſprang auf, als er jenen Namen hörte — ſie ſtanden einander gegenüber, die Augen wühlten einander krampfhaft in den Zügen, das Entſetzen trat immer klarer auf ihre Geſichter —

Mit tonloſer Stimme fragte er nur hinweiſend: „Und das iſt deine Tochter?“

Die Augen drängten ſich der Frau aus den Höhlen, die Lippen bebten, ſie konnte nur wiederholt mit dem Haupte nicken — ſie hatten ſich vollſtändig erkannt.

In dem Momente dieſer unzweifelhaften Klarheit fiel der armen Carmagnola das Licht aus der Hand und verloſch — der Franzos ſtürzte ſchaudernd nach der Thür, hinter ihm drein der Studioſus. — —

Hier hielt die Dame einen Augenblick inne, und legte ihre Hand auf die Schulter des neben ihr ſitzenden Mannes und ihre Finger ſpielten, als componirten ſie das Ende der Begebenheit. Der ganze Zuhörerkreis war mäuschenſtill, es war ſchon ziemlich ſpät, wie ich glaube, und die Säle waren leer geworden. Nach einer Pauſe ſprach ſie unaufgefordert weiter:

Der Studioſus ſcheint von allem Früheren durch die Signora völlig unterrichtet geweſen zu ſein — er iſt eilig hinter dem Franzoſen hergelaufen; dieſer aber hat nicht eher geraſtet, bis er erſchöpft vor Santa Giuſtina niedergeſunken iſt. Der

Studioſus hat ſich neben ihn geſetzt, und ihn nach Dieſem und Jenem gefragt: automatiſch hat der Unglückliche geantwortet Endlich hat der Studioſus ihm vorgeſtellt, daß er ſeinen Fehler gut machen und Signora Carmagnola die Aeltere heiraten ſolle, er, der Studioſus nämlich, werde in nächſter Woche Advocat, habe als ſolcher ſein Auskommen, und erſuche ihn im Voraus um die Hand ſeiner Tochter, die ihm ſehr wol gefalle. Sie könnten dann eine Familie bilden.

Da iſt der Franzos aufgeſprungen, hat den Studioſus weithin geſchleudert an die Erde, und iſt von dannen geſtürzt. Dieſer aber hat ſich aufgerafft, und iſt ihm nachgeeilt durch alle Straßen, bis hinaus vor's Thor. Das Regenwetter, das ſchon Signora Carmagnola überfallen hatte, iſt ein ſtarkes, vom Meere herkommendes Gewitter geweſen. Als die Beiden draußen an der Brenta umhergeirrt ſind, iſt das Unwetter immer ärger geworden — nach einem heftigen Blitz und Donnerſchlage hat der Studioſus den Franzoſen nicht mehr geſehen.

Die Dame hielt noch einmal ein. Es war wieder Alles ſtill, dann ſchloß ſie plötzlich:

Ich habe vor einer halben Stunde den Studioſus geſprochen; er hatte nicht den Muth, nach Hauſe zu gehen, und den unglücklichen Frauen zu ſagen, daß der Franzos tödtlich getroffen ſei vom Himmel für ſein Liebesglück und Unglück.

Die Sache iſt nämlich heut Abend geſchehen, und jener heftige Schlag, der um die neunte Stunde fiel, hat den Mann getroffen. —

O du ſchlimme weiße Wolke, flüſterte ich vor mich hin, die ſo unbefangen ausſah, und wie zum Spaße blitzte, als wir nach Padua fuhren.

Die Geſellſchaft brach auf — ich blieb allein in Gedanken ſitzen. Nach einigen Minuten kam die Dame allein, eine Opernarie trällernd, zurück. Sie hatte ihren Handſchuh vergeſſen. Ich hatte ihn in der Hand, und tändelte damit, ohne es zu wiſſen. Sie nahm ihn mir, und ſchnippte mich leiſe dabei an die Finger, und lächelte. Aus meinen Gedanken heraus, ſah ich ſie ſtaunend an.

„Veramente uno Tedesco!“

Si Signora!

Und ſie lächelte wieder, und ging. Ich bin ſpäter allein nach Haus gegangen.

42.

Fortſetzung.

Unſer franzöſiſcher Cicerone ſchwur beim heiligen Antonio von Padua, der Prato della Valle ſei das ſchönſte Marsfeld der Welt. Bekanntlich handeln die Ciceroni mit den Merkwürdigkeiten, welche ſie zeigen, und jeder Krämer lobt ſeine Waare.

Der Platz iſt aber wirklich ſchön; man athmet tief auf, wenn man aus den verengten ſchweren paduaniſchen Gaſſen kommt. Er iſt ſehr groß, und wie überall läuft der Corſo an den Seiten her, denn der Corſo iſt der Buſenſtreif der italiſchen Städte. Es iſt viel Blut darauf gefloſſen, ſo ſtill öſterreichiſch er jetzt auch erſcheint. Gegen den langen bärtigen Alarich iſt hier gefochten worden, gegen den kleinen vergelbten und verſchrobenen Attila, der die garſtige Hunnenfauſt nach einem purpurnen römiſchen Kaiſerweibe ausſtreckte, und in den italieniſchen Bürgerkriegen war dieſer Platz ein gewöhnlicher Fechtboden. Damals hatte man weiter keine Beſchäftigung, als ſich gegenſeitig bei Gelegenheit todt zu ſchlagen; man nennt dieſe Art die poetiſche Ritterſitte, und bei einer ſolchen Gelegenheit blieben denn auch hier auf dem Prato della Valle die Venetianer Sieger auf dem Platze und zogen mit rothen Schwertern hinein in die Thore.

Inmitten dieſes weiten Platzes iſt eine grüne Inſel, welche der Brenta-Canal abſondert. Es iſt eine kleine, aber erquickende Inſel des Ruhmes, das Pantheon von Padua, drüben ſtaubt der Corſo, das gewöhnliche, beſchwerliche Leben, hier diesſeits der Brücke grünt ein dunkelgrüner Raſen, über welchen breite Bäume ihren Schatten werfen, und in dieſem Schatten ſtehen achtzig berühmte ſteinerne Männer, und warten auf Fremde, welche ſie anſtaunen, und im Staunen die alten Thaten erzählen, weshalb ſie verſteinert worden ſind.

Es iſt etwas vornehm Langweiliges, ſolch eine Statue zu ſein, aus kalter Maſſe Jahr ein Jahr aus unbeweglich zu ſtehen. Ich habe ſchon als kleiner Bube die Statuen bedauert, weil ihnen die Zeit erſchrecklich lang werden müſſe. In unſerm Garten ſtand ein verwahrloſter kleiner Engel aus vaterländiſchem Sandſtein, zu dem ging ich wenigſtens immer an langen Sonntag-Nachmittagen, und erzählte ihm Geſchichten, und tröſtete ihn wegen des Verluſtes ſeiner Finger. Die einſame Langeweile einer einzelnen, beſonders ausgezeichneten Statue hat indeß immer noch etwas Poetiſches, ſo Peters des Großen auf ſeinem Fels in Petersburg; der große Churfürſt in Berlin, der unverwandt, Jahr aus Jahr ein auf einen Fleck über der ſchmutzigen Spree ſieht, ſteht zu ſehr inmitten des Lärms der Berliner Fiſchweiber, die aus einem Theater ins andere laufen — einſame Berühmtheit entſchädigt wenigſtens durch das Kitzeln des Deſpotismus. Aber wie hier in Padua mit achtzig berühmten Leuten unverwandt auf einem Flecke ſtehen, das iſt tödtlich.

Es iſt übrigens hier eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft, ein deutſches Caſino würde ſolche Verſchiedenartigkeiten nimmer dulden. Zwiſchen berühmten Paduenſern und Päpſten ſteht der Polenkönig Sobieski, ja der evangeliſche Landgeiſtliche Guſtav Adolph und ſein wüſter General Herr Banner, der ſo gern die Mädchen verführte. Mit dieſen beiden ſpricht doch gewiß keiner der übrigen ein Wort, auch wenn Herr Banner vom langen Anhören der Vorübergehenden italieniſch gelernt hätte. Es ſieht wirklich aus, als hätte man den beiden Herren ein raffinirtes Exil bereiten wollen. Denn angenommen, daß die Statuen in ſtiller Nacht lebhafte Converſation mit einander führten, wie erſchreckte Liebespaare wirklich gehört haben wollen, ſo iſt doch der General Banner in einer bedauernswerthen Lage. Sein König predigt ohne Aufhören proteſtantiſche Moral und die Verderblichkeit des Fleiſches, und Banner muß zähneklappernd all der weiß und rothen, ſanften deutſchen Mädchen gedenken, denen er ganz andere Dinge gepredigt hat. Armer Banner!

Die Franzoſen, welche vor thatloſen Statuen keinen Reſpect fühlen, haben in der Jacobiner-Zeit widerwärtig auf dieſer Inſel gewirthſchaftet. Auch die todte, ſteinerne Ariſtokratie war ihnen zuwider, und ſie haben viele alte venetianiſche Nobili geköpft, deren abgeſchmackte Phyſiognomien ihnen nicht behagten.

Die Paduanerinnen kennen die Statuen alle vortrefflich, die hiſtoriſche Wiſſenſchaft blüht hier, die alten ſteinernen Gäſte geben vortreffliche Merkmale zu Rendezvous, und ein Mädchen von fünfzehn Jahren würde ſich ſchämen, eine geſchichtliche Schwäche zu verrathen, wenn ihr Liebhaber von Sobieski ſpräche.

Nun gingen wir zur Santa Giuſtina. Armes Mädchen! Die Kirche war ſehr ſchön, beſonders da mich draußen auf dem Prato die Heldengluth der paduaniſchen Sonne gepeinigt und nach kühler Religion lüſtern gemacht hatte. Die Deutſchen wiſſen gar nicht, was Katholizismus iſt! Wenn ein Sachſe dieſes Wort ausſpricht, ſo denkt er dabei an den Tetzel und an den Aberglauben, und ſchüttelt ſich vor Aufklärung, denn zum Aberglauben fehlt ihm die Phantaſie — der italieniſche Katholizismus iſt ein Landesproduct Italiens wie die Citronen und Melonen, man braucht ihn hier gegen die Witterung. Dieſe kühlen Kirchen preiſen Gott in der Sonnenhitze vortrefflich. Dieſer italieniſche Herrgott iſt ein freundlicher, wohlthätiger alter Herr, der's ſeinen Kindern bequem macht — der norddeutſche proteſtantiſche Herr Zebaoth iſt nur um einen Grad beſſerer Laune als der iſraelitiſche Jehovah. Ich habe Leute geſehen, die ſich an friſchen Wintertagen die Gliedmaßen erfroren in den proteſtantiſchen Kirchen — und mehr als die Gliedmaßen, wie die Fakirs, die ſich officiell gottesfürchtig malträtiren. Statt die Kirchen zu heizen — denn die Religion ergänzt die Erde — machten ſie noch die Thüren auf und hielten lange Reden.

Ich lobte mir Santa Giuſtina, eine ſchöne, einfache und kühle Kirche. Da ſetzte ich mich auf eine Marmorſtufe, und dachte in erfriſchender Bequemlichkeit über den Ruhm nach. Ob's der Mühe werth iſt, nach Ruhm zu jagen! Ich habe meine ſtillen, kartoffelgenügſamen Stunden, wie dort zu Santa Giuſtina, wo ich nicht mit dem Augenlide zucke, auch wenn mir's allen Ruhm der Erde brächte. Aber man ſitzt freilich nicht immer zu Santa Giuſtina! 's iſt eine feine moraliſche Gourmanderie, die Ruhmſucht und der Ehrgeiz — aber die Faulheit und der Egoismus nehmen wie das Ungeziefer überhand, wenn man ſie ganz vernachläſſigt. Der Nachruhm iſt Senf nach dem Mittagseſſen, wenn man keine Poeſie beſitzt; was ein ordinärer Bürgermeiſter, Miniſter oder Schriftſteller mit dem Nachruhm will, hab' ich nie begreifen können — der iſt nur etwas für die Poeten.

Es giebt ein Stadium in jedem Menſchenleben, wo man einſieht, daß all unſer Wiſſen und Glauben, ſelbſt die älteſten Grundſätze, ein zufälliges, künſtliches Gebäude ſind, das über Nacht einſtürzen kann. Morgen kann den Leuten das Alles blau erſcheinen, was uns heute roth iſt, morgen verlieben ſich die vernünftigſten Leute in veilchenblaue Geſichter und roſenrothe Augen.

In ſolchem Stadium hält man ſich an die Poeſie, man ſchafft. Da iſt man denn wol auch im Stande, den Nachruhm unterzubringen. Wenn ein Menſch mit Ruhm bedeckt ſtirbt, ſo entſteht zum Beiſpiel ein neuer Stern, und die Menſchen dieſes Sterns erhalten eine Seele des Wohlbefindens, welche eben aus dieſem Nachruhm beſteht. —

Der Staroſt ſtörte mich in meinem ſublimen Ideengange, und ſagte mir, daß wir noch in die Cathedrale gehen müßten. Wir gingen in die Cathedrale, ich ſetzte mich wieder auf eine

Marmorſtufe, und der Staroſt trat nach einer Weile wiederum zu mir und erzählte, daß ich vor dem heiligen Petrarca ſäße. Er iſt im Kalender ſchlecht bewandert und nannte den Petrarca einen Heiligen, weil er in der Kirche hing, als wenn blos Heilige gehangen würden, und in der Kirche blos Heilige hingen.

Ich fühlte einen angenehmen Hunger beim Anblick des Petrarca, ſo wohlgenährt, feiſt und behaglich ſieht er aus, und ſo hatte ich mir ihn gedacht. In dieſem Geſichte lag ein immer heiterer Appetit, eine bequeme ariſtokratiſche Sinnlichkeit, eine liebenswürdige Sinnlichkeit, aber nichts, nichts von Phantaſie.

Von meinem niedrigen Sitze aus ſah ich ihm ſo lange in die wohlgenährten Augen, bis ich herzlich lachen mußte. Gewiß, ich hatte Recht gehabt: er war eine Sonetten-Coquette, welche dick und fett wurde beim Liebesweh. Seine Neigung zur Laura ſtörte ihn nicht im Mittagseſſen, und wenn er ſchlafloſe Sonette machte, ſo geſchah's des Ruhms und nicht der Liebe wegen. Ich war von frühauf mißtrauiſch geweſen gegen dieſen Poeten: es waren immer unſere mittelmäßigen Geiſter, welche ſo viel Lärm von italieniſchen Sonettiſten und der Quelle von Vaucluſe machten, und alle die Damen, welche mit ſüßer, dünner Stimme ſo überaus den Petrarca erhoben, konnten gewöhnlich nicht lieben, ſondern nur über die Liebe ſprechen. Denn es iſt mit der Liebe wie mit andern Dingen; wer ernſtlich damit beſchäftigt iſt, ſpricht nicht viel davon. Laura und Petrarca heirateten ſich blos der Sonette wegen nicht. Ich will deshalb die Meinung nicht verbreiten helfen, daß Petrarca nie geküßt habe — ſo ſah dies hübſche, bequeme Geſicht des Paduaniſchen Domherrn gar nicht aus, das vor mir am Pfeiler hing.

13.

Venedig.

Zur Zeit des Petrarca trugen die Frauenzimmer breite geſtickte Spitzenkleider, und wenn's in Avignon Abend wurde, oder es zog eine Regenwolke über des Papſtes Haus, da ſah man die ſchönſten Frauen mit jener bekannten ſchwarzen Capuze, welche mancher Maler ſo reizend dargeſtellt hat. Das Geſichtchen fiel wie ein Lichtſtrahl aus der Finſterniß. Es iſt damals ein ſehr munteres Leben in Avignon geweſen, ſo lange der Gouverneur des Herrn Chriſtus da gewohnt hat, und man erzählt charmante Abendgeſchichten von den jungen Prälaten und den ſchönen Provençalinnen. Jene Capuze war eine theologiſche Erfindung, damit kein Myſterium profanirt würde.

Dieſes Treiben der damaligen Zeit ging mir im Kopfe herum, ich ſah die jungen Chorherren mit den langen Gewändern und den geſunden Geſichtern, ich ſah die luſtigen Provençalinnen mit den liebesliederlichen Augen, ich hörte die jungen provençaliſchen Lieder, es war gegen Abend, und mitten drunter rauſchte Franceſco hin, er war ein faſhionabler junger Geiſtlicher, und ſpielte die Laute mit vieler Geſchicklichkeit — ich fuhr wie ein Träumer aus Padua hinaus.

Die Stadt iſt weitläufig wie jede akademiſche Gelehrſamkeit, wir fanden uns mit Mühe hinaus aus der gelehrten Padova. In der letzten Straße erzählte mir erſt der Archivarius, was für Leute ich vergeſſen hatte in Padua. Belzoni, der Student und nachmalige Profeſſor der Pyramiden ſei hier geboren worden, Galilei ſei Lector an der Univerſität geweſen, Arioſt habe hier ſtudirt. Arioſto! Mein Liebling Lodovico! Ich wäre gern ausgeſtiegen, und hätte mich nach Dieſem und Jenem erkundigt, aber der Wagen fuhr zu ſchnell auf dem alten Pflaſter. Das war ein Poet wie ich ſie liebe: auf der Straße ein ſtolzer Mann mit einem ſtolzen Schwerte, unter Räubern vornehm wie ein Gott, auf dem Roſſe ein königlicher Held und daheim ein friſcher Schreiber.

Arioſto war aus Reggio gebürtig, und hatte ſehr viel Geſchwiſter. Mit dieſen führte er frühzeitig Komödien auf, namentlich war „Pyramus und Thisbe“ und „Der Löwe und der Mondſchein“ ſein Lieblingsſtück — er hatte von Jugend auf den Kopf voll toller Geſchichten, und alle Straßen von Ferrara, wo er aufwuchs, kannten den kleinen Lodovico. Auch ihn zwang ſein Vater, Juriſt zu werden; die Juriſten waren damals in Italien ſo Mode, wie heut in Preußen die Referendarien. Und auch heut ſind in Preußen die meiſten Schriftſteller Referendarien.

Lodovico warf das Corpus juris bald zum Fenſter hinaus, und ſchrieb Komödien und Gedichte, und weil er ein gewandter, feiner Weltmann war, der zu ſprechen wußte, ſo ſtellte man ihn im Jahre 1503 am Hofe an. Hier hat er viel Novellen erlebt, und der ſchlanke Lodovico kannte alle Hofdamen, alle Corridore und kleinen Thüren. Man erzählt, daß einmal ſein Onkel zu ihm gekommen ſei, und ihm die unzweideutigſten Vorwürfe gemacht habe ob ſeines leichtſinnigen Lebenswandels, Lodovico habe am Tiſch geſeſſen, eifrigſt geſchrieben, mitunter einmal den Onkel angeſehen, dann wieder eifrigſt geſchrieben, ohne ein Wort zu reden. Der Onkel iſt zu Ende, und will gehen, da bittet ihn plötzlich der Neffe, nur noch zwei Minuten fortzuſchimpfen, er brauche das gerade zu einer Luſtſpielſcene, und bis jetzt ſei's ganz vortrefflich gegangen — „Bitte, lieber Onkel, ſchimpfen Sie noch zwei Minuten lang auf mich!“ — Im Jahre 1516 trat er eines Morgens zum Herzog Alphons von Eſte ins Zimmer, und gab ihm ſeinen gedruckten Orlando Furioſo. Der Herr Herzog muß kein feiner Beobachter geweſen ſein, denn er fragte ihn naiv: „Meiſter Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Poſſen und Albernheiten?“

Aber Arioſt's Landsleute fanden mehr Geſchmack an dieſen Albernheiten und nannten ihn „den Göttlichen“.

Den Arioſto hätt' ich gar zu gern einmal geſehen! Wenn ich aber an die ſtillen, ſonnverbrannten Gegenden Italiens denke, ſo zieht ein tiefes Mitleid mit dem hypochondriſchen Torquato Taſſo durch mein Herz, und eine drängende Sehnſucht, mich in ſolch eine ſchweigſame Gegend zu ſetzen, und einen Roman zu ſchreiben, Torquato Taſſo. Der unglückliche blaſſe Mann iſt ein völliger Romantypus — man hat ein ſchönes Bild, wo er in einem freien Saale zu St. Onophrio ſitzt und mit ſterbendem Auge in die dunkle Landſchaft hinausſieht. Der Tod zögert nur noch eine Minute über ihm. Das iſt ein gemalter Romanſchluß, in der offenen Thür ſollte nur noch ſeine geliebte Lenore ſtehen, die vornehme liebenswürdige Frau.

Petrarca überlaſſ' ich den Philologen. —

Es war ein friſcher Nachmittag, als ich mit dieſen Gedanken auf der Chauſſée gen Venedig fortrollte. Immer deutlicher fühlten wir den feuchten Seewind von der Adria herüber. Italien ſchien verſchwunden zu ſein, durch ein ebenes Wieſenland ſchlängelt ſich die Straße, deutſche Bäume ſtehen am Wege. Man nennt den Weg die Vorſtadt von Venedig, links und rechts ſind Landhäuſer, die ſchmutzige Brenta, auf welcher die Kähne mit Paſſagieren und Lebensmitteln nach Venedig hinabgleiten, läuft neben der Straße hin, und in wenigen Stunden ſieht man links und rechts die Sümpfe, welche die Nähe jener Inſelſtadt verkündigen. Durch dieſe Sümpfe wateten einſt fliehend die cisalpiniſchen Römer, um ſich vor den hereindringenden Barbaren zu retten, ſie flüchteten auf die Inſeln, und gründeten Venedig.

Es war uns wunderlich zu Muthe: die feuchten Wieſen waren ringsum todtenſtill, das Land lag ruhig da wie eine norddeutſche Bruchgegend, und binnen wenig Minuten ſollten wir das völkerwimmelnde Venedig ſehen, jenes Venedig, das wie ein Zauberwort in allen Büchern ruht, wo ein Dritttheil aller Romane ſpielt, die geſchrieben worden ſind.

„Ecco, Venecia!“ rief der Vetturin. Wir ſahen hinten am Horizont einen erhab'nen Häuſerſtrich in der Luft ſchweben

— Venedig ſchwamm auf dem Waſſer. Ich hatt' es ſo oft gehört, daß Venedig mitten im Meere ſchwimme, ich hatte es ſo oft abgebildet geſehen, ich hatte mir den Eindruck noch viel großartiger gedacht, als ich ihn jetzt empfand, da wir in Fuſine, dem kleinen Strandorte einfuhren. Aber ich konnte mich doch einer wunderbaren Stimmung nicht erwehren: es war gegen Abend, drüben lag die alte, vielbeſungene, weißſchimmernde Venezia, es kam mir Alles fabelhaft, orientaliſch vor. Kleine todtenſchwarze Gondeln lagen am Ufer — das waren jene ſchwarzen Gondeln, welche in allen Romanen herumfahren, auf welchen Othello Nachts unter Desdemona's Fenſter gefahren iſt, um ihr heiße, afrikaniſche Lieder ins Ohr zu ſingen. —

Hier iſt der Strand, wo einſt die Barbaren und ſpäter viele andere Völker thatlos, rathlos ſtanden. Sie wollten Venedig züchtigen, und kamen herangeſprengt mit blitzenden Schwertern, und konnten nicht weiter — es iſt nur eine kleine Stunde bis hinüber, aber kein Feind hat dieſe Stunde beſiegt. Ohnmächtig drohten ſie hier am Strand von Fuſine und Meſtre, drüben auf den Balconen ſtanden die ſchwarzen Nobili und lachten. Die Lagunen ſind zu flach für größere Schiffe, der fette Thonboden geſtattet nur den kleinen Gondeln die Ueberfahrt. Napoleon's Franzoſen haben die Venetianer ſelbſt geholt — kein Feindesfuß hat je mit Schwert und Spieß Venezia's Roſt betreten. —

Ich ſtrich mir das Haar von den Schläfen, um genauer zu ſehen, aber ich ſtrich ihn nicht hinweg, jenen fabelhaften, orientaliſchen Flor, der vor meinen Augen lag. Da drüben ſchwamm es, es exiſtirte wirklich. Wenn ſolche tolle Dinge kamen, wie die Geſchichte von Venedig, da glaubte ich ſtets in meiner Jugend, die erwachſenen Menſchen hätten ein Uebereinkommen getroffen, conſequente Lügen durchzuſetzen — warum? wußt' ich ſelber nicht. Für eine ſolche conſequente Lüge hielt ich aber namentlich die Geographie, und ich freute mich äußerſt auf den Augenblick, wo ich einmal zum Thore hinauswiſchen und den Königſtein, Venedig, das Meer und ſolche unglaubliche Dinge aufſuchen könnte. Wenn ich ſie dann nicht fand, wie ich beſtimmt vorausſetzte, dann wollt' ich zurückkommen, und vor der Schuljugend eine donnernde katilinariſche Rede halten gegen die große trügeriſche Verſchwörung der Erwachſenen. —

Jetzt war ich nun hinausgewiſcht, und ſtand beſchämt am Meeresſtrande: das Meer und Venedig exiſtirten wirklich, und je länger ich hinſah, deſto mehr wuchs Beides, namentlich lächelte Venezia immer ſtolzer.

Es hat einmal ein Dichter geſagt: „Helden erbaueten Rom, Venezia aber die Götter“, mein Herr Verleger ſagte aber, ich ſollte mich nur nicht zu lange bei Venedig aufhalten, das ſei ein abgedroſchenes Thema. Ich trieb alſo zur Einſchiffung. Hier auf dieſem Strande könnten die Berliner Eckenſteher ihre Studien machen: eine Elite von Banditengeſichtern liegt hier umher; wenn man nicht die öſterreichiſchen Soldaten dazwiſchen ſähe, man glaubte, unter eine Räuberbande gerathen zu ſein — ringsum walddichte Backenbärte, kieferbraune Geſichter, Augen mit langen Fingern, räuberiſch ſchnelle, unverſtändliche Reden.

Wir retteten für einige Münze das Gepäck aus ihren Händen, das Löſegeld iſt wohlfeil wegen der Concurrenz, und ſetzten uns in ſolch eine ſchwarze Gondel. Dieſe Kähne ſehen aus wie Meeresſärge, die Kajüte iſt auch mit ſchwarzem, grobem Tuche bedeckt wie ein deutſcher Leichenwagen. Die Republik hat es einſt ſo befohlen, weil man einen verſchwenderiſchen Luxus mit den Gondeln getrieben hat — der Befehl dauert fort, obwol kein Luxus mehr zu fürchten iſt. Von der ſchwarzen ſtolzen Tracht der einſtigen Venetianer ſind die kleinen Gondeln übrig geblieben. Die Kajüten ſind höchſt elegant und üppig, man fällt weich in ſchwellende Polſter, die feinen Glasfenſter können verhüllt werden — dieſe Kajüten waren und ſind die Boudoirs der romantiſchen Liebesverhältniſſe. Wenn die unerreichbare Patrizierin in die Meſſe will, beſteigt ſie die Gondel, und die Gondoliere ſind die diskreteſten, erfahrenſten Leute von der Welt, ſie repräſentiren in Venedig das unverletzliche Briefgeheimniß. Sie ſind die wohlgebildeten Domeſtiken des alten Adels von Venedig, und ſpielen auch im Nothfall den cavaliere servente.

Die Fiaker in Wien und die Droſchken in Berlin mit ihren nationalen Führern ſind nur mangelhafte Copien der Venetianer — die Gondel iſt ein poetiſches Supplement des häuslichen Lebens, die Hauptergänzung der Ehe.

Zu unſerer Ueberraſchung fanden wir eine verſchleierte Dame in unſerer Kajüte. Es war nichts von ihr herauszubringen, als daß ſie aus Padua komme — „Carmagnola“ — flüſterten wir, und der Archivarius wollte bemerkt haben, daß ſie bei dem Namen zuſammengeſchrocken ſei.

Es waren zwei Perſonen zu viel in der Kajüte, und ich ſah deshalb zum Fenſter hinaus. Die Lagunen ſind von dieſer Seite ſeicht, und es gehen lombardiſch-venetianiſch roth und weiß angeſtrichene Holzſäulen als Wegweiſet des Fahrwaſſers durch die Fläche — — das Ganze gleicht einer regelmäßigen Ueberſchwemmung. Die Stadt kam immer näher, es wurde mehr und mehr Abend, die Glocken von San Miguele, der vorderſten Inſel, begannen ihr Geläut, ihren mittelalterlichen Kirchengeſang, das Takelwerk der Schiffe im Hafen leuchtete durch die beginnende Dämmerung, der Kahn ſchlüpfte weich durch das ſtille Lagunenwaſſer, die Häuſermaſſe entwickelte ihre Geſichtszüge, zerfallende Mauern, mit Brettern verſchlagene Fenſter, lange Stangen mit ärmlicher Wäſche kamen zum Vorſchein, die Glocken in der Stadt vereinigten ihre melancholiſchen, einförmigen Reime mit denen von San Miguele — es war, als führen wir in einen Begräbnißort hinein.

Venezia iſt todt.

44.

Fortſetzung.

Ja, Venezia, die ſtolze, iſt todt, ich habe ihre Leiche geſehen. —

Unſere Gondel hielt vor dem alten Palazzo Giuſtiniani, dem jetzigen Hôtel de l'Europe. Es iſt ein ſtolzes, normales Nobili-Haus, in der Mitte mit dem weiten luftigen Saale zur conversazione, und durchweg ſteinern wie das Herz jedes echten Nobile. Das war alſo die erſte Grabſtätte: allerlei ungebeten Volk ſtieg aus der Gondel auf die Treppe des alten Palazzo, und ſie mußte Jeden gaſtlich empfangen, das ſtolze Haus war zu einem Wirthshauſe gebeugt.

Ich habe ſpäter hie und da alte verwitterte Geſichter erblickt, die nicht betteln und nicht ſterben können, und wenn ich fragte, ſo nannte man mir ſtolze Namen aus dem goldenen Buche. Der Kaiſer von Oeſterreich zahlt ihnen jetzt für ihre alten Namen täglich zwei Zwanziger, damit ſie nicht Hungers ſterben.

Und einſt war jenes goldene Buch das ſtolzeſte Buch in Europa, ja der Name, der darin ſtand, ſah übermüthig auf einen Fürſten herab, noch Heinrich IV. von Frankreich ſandte ſeine ſchimmernde Rüſtung nach Venedig, um ſeinem Namen einen Platz im goldenen Buche zu erkaufen.

Venezia iſt das fürchterlichſte memento mori der Ariſtokratie und aller irdiſchen Herrlichkeit. —

Die muthmaßliche Carmagnola entſchlüpfte uns beim Ausſteigen, mein Aug' und Herz war mit der großen Ruine Venedig beſchäftigt, der Archivarius ſah auch gedankenvoll auf einen Fleck, und der Staroſt vermißte ſeine ſämmtlichen Habſeligkeiten. Das Lärmen mit dem Gondolier führte zu Nichts, er mußte zurück nach Fuſine. Es iſt bezeichnend, daß außerhalb der Häuſer in Venedig faſt niemals geſtohlen wird. Die Gelegenheit iſt bei den engen Gaſſen, dem Maskenvergnügen auf allen Straßen während des Winters ſo groß, daß man von Alters her jeden Straßendieb ſchonungslos behandelt hat. Und ſo haben ſich die Leute an die Tugend gewöhnt, denn auch dieſe iſt eine Wiſſenſchaft.

Der Staroſt fuhr fluchend wieder zurück, der Archivarius wollte ſich den Marcus ſuchen, ich fühlte mich erſchöpft und angegriffen, und ließ mich durch die ſteinernen Säle, über die kalten Treppen nach unſern Zimmern führen. Auch hier noch ſtanden die großen italieniſchen Betten mitten in der Stube; ich war ſo matt, daß ich kaum Kraft hatte, mich auf eins derſelben zu werfen.

Es war mir, als wollten alle die Eindrücke der Reiſe plötzlich an die Oberfläche, mein Kopf glühte, meine Nerven bebten, ich ſah mich allein in einem großen, öden Zimmer, ein Theil der Fenſter führte auf einen ſchmalen Canal, es war dunkel draußen, nur der unverſtändliche Ruf eines Gondoliers, jach herausgeſtoßen, unterbrach bisweilen die Todtenſtille, und ich hörte hinterdrein das Waſſer der Lagunen plätſchern. Ich war ſelbſt das todtkranke Venedig. Ruheſüchtig ſchloß ich die Augen, umſonſt, die ganze Weltgeſchichte galoppirte mit ſchweren Hufen über meinen ſtöhnenden Leib. Juſt als wär' ich Venezia — auch ihrer erbarmte ſich das Meer nicht, auch Venedig ward nicht verſchüttet, als ſeine Seele gebrochen ward, ſein gemarterter Leib liegt noch heut aller Welt zur Schau. Die bezwungenen Lagunen werden immer dreiſter mit ihrem Schlamme, langſam, proſaiſch verſanden ſie die Meereskönigin, und die jetzt noch ſtolze Bettlerin wird einſt zu einer Fiſcherruine herabgeſunken ſein.

All die Geſichter meiner Reiſen, Jenny, die goldene Jugendliebe aus der Sakriſtei, die blonde Schöne mit dem blauſeidenen Halstüchlein von der Schule, die ſchöne, ach, die ſchöne Maria und noch einmal Jenny hüpften über meine Augen und ſpotteten meines armen Herzens, das kein Glück, kein überwältigendes Glück finden könnte, das an kleinen Gaben verſchmachtete. „Das iſt eure klägliche Herrlichkeit, ihr modernen Söhne des Lord Byron“ — flüſterte es in allen Winkeln des weiten, todten Gemaches — „ſo ſchnauft ihr von einer halben Freude zur andern, eure Wünſche ſind unbändig, euer Herz iſt unſtät, nach dem Glück jagt ihr in der Welt umher, und in Venedig brechen eure Herzen, wie das eures Vaters, nach dem Himmel greift ihr, und verliert die Erde.“

Das Fieber lief heiß und kalt über mich hin. O ſchöne, neugebärdige Zeit, wir ſchaffen dich mit unſerem beſten Blute, unſere alten Leiber vermögen den Reichthum noch nicht zu ertragen, der aus unſeren neuen Seelen blüht, wir beſiegeln die neue, lebensübermüthige Romantik mit unſern Qualen und unſerm frühen Tode, aber einſt wird das Glück gefunden werden, das wir ſuchen, das Glück, das die Philiſter in ihren Höhlen verbergen. Es exiſtirt, und nur die Menſchen ſind feig.

Es war ganz finſter geworden, eine Gondel rauſchte unten vorbei — Lord Byron kam aus ſeinem Palazzo im großen Canale herüber, er trat in mein Zimmer, ſetzte ſich an mein Bett, legte die ſchöne kühle Hand auf meine Stirn. O du ſchönes, geängſtigtes Geſicht aus Alt-England, wie wohl thaten mir deine unglücklichen, unſterblichen Augen. —

Tief in der Nacht war's als ich den blonden Archivarius neben mir ſah, und ſeine Erzählungen hörte vom wunderſchönen Marcusplatze und den wunderſchönen Mädchen unter den Procuratien.

Ich ſeufzte tief, und fragte nach dem Staroſten. Er war noch immer nicht zurück, und draußen erhebe ſich ein Gewitter.

O, Venezia, du alte Schöne, was für Verwirrniß brachteſt du über uns.

Am andern Tage mocht' es wieder gegen Abend ſein, auf dem nächſten Dache lag eine rothe Sonne, es war wieder todtenſtill in meinem Gemach, als ich von Neuem aus meinem Fieber erwachte. So ſollt' ich denn nichts ſehen von dieſer weltberühmten Stadt, als einen ſchmutzigen Canal, und hohe ſchwarzrothe Häuſer, es erwachte eine unnennbare Sehnſucht in mir nach dem Marcus und den Procuratien. Das leere italieniſche Zimmer mit den altmodiſchen ſchlechten Möbeln ſtierte mich wie ein Kerker an. Die Italiener leben meiſt auf der Straße, und die Zimmer ſind ihnen nur Abſteigequartiere.

Da begann eine dröhnende Glocke ihr eintöniges Geſumm — das war die Veſperglocke von San Marco. Die Glocken ſind die richtigſte Erfindung des Chriſtenthums, lebensfeindliche, erdenhaſſende, todeslechzende Inſtrumente — ich habe ſie von Jugend auf gehaßt. Ihr Geſumm iſt die perſönliche Chriſtenthums-Melancholie. So hat dieſer Marcus geheult, als man auf den kalten Steinen der Rieſentreppe Marino Falieri den Kopf abſchlug, als die Gondel Brabantios den erdroſſelten ſchönen Leib Desdemonas hinaustrug auf die Begräbniß-Inſel.

Schwarz trat der Gedanke in meine Seele. Du mußt vielleicht auch ſterben unter dieſem Gewimmer des alten Marcus; denn das Fieber kniſterte in meinem Gebein. — Du mußt ſterben, und haſt Spanien nicht geſehen, nicht den San Marco, nicht den größten Dichter unſerer jungen, heidniſchen Romantik. —

Alle die alten grauen Geſchichten vom Dogenpalaſte, von der Seufzerbrücke, den blutigen Säulen, den Bleidächern, dem unterirdiſchen Gefängniſſe gingen in nächtlichen Mänteln an mir vorüber. — So ſoll einſt eine ſchöne, überaus ſchöne Königin von Cypern nach Venedig gekommen ſein. Sie hat zwei Augenbrauen gehabt von unvergleichlicher Schönheit und darunter zwei blauſchwarze, liebesvergeiſtete Augen, und Lippen fein wie Blumenblätter. Auf Cypern hatte ſie einen Vertrag geſchloſſen mit den Venetianern, der ihr viele und große Rechte garantirte, und jetzt trat ſie auf die Piazetta, um die ſtolze Meereskönigin Venetia zu ſehen, von welcher die Schiffer aller levantiſchen Gewäſſer die wunderbarſten Dinge erzählten. —

Dieſe überaus ſchöne Königin ſoll hineingetreten ſein in den Dogenpalaſt, und kein menſchliches Auge ſoll ſie wieder geſehen haben. Wenn der Wind nordöſtlich hinabweht nach der Levante, da wollen arme Leute in der Nähe des Dogenhauſes griechiſche Seufzer gehört haben — aber, du lieber Gott, was ſind das für Seufzer, griechiſche Seufzer, und was helfen die Seufzer, nicht wahr Italia austriaca!? —

Die Todten der venetianiſchen Republik waren auch nicht ſo übel dran, ſie fanden ein ſchönes, reinliches Grab. Die ſteinernen Herren der Procuratien waren nur blutig, nicht ſchmutzig: es waren zwei nächtliche Gondoliere angeſtellt, welche um Mitternacht hinabſtiegen in die unterirdiſchen Gefängniſſe, in die kleinen, ſteinernen Höhlen, die ſogenannten Pozzi, die venetianiſchen Brunnen. Die Gefangenen in dieſen Pozzi litten nie an Langerweile: entweder es kam das Meer und beſuchte ſie, und erſäufte ſie vielleicht, oder es kamen gewiß die mitternächtlichen Gondoliere, und luden den Unglücklichen ein, hinaus zu kommen auf den ſchmalen Gang, und ſich zu erholen auf einer kleinen Bank. Sie liebkoſten ihn, und legten ihm bei dieſer Gelegenheit einen Strick um den Hals, der Strick ging durch zwei Löcher der Thür, die Thür fiel unverſehens zu, ſie drehten am Knebel als wollten ſie den Irrthum wieder gut machen, und ſo ward der Mann wenigſtens mit aller Schnelligkeit erdroſſelt, was doch immer beſſer iſt, als wenn man Jemand ein halbes Leben lang todt ängſtigt durch Kerker und Drohung, wie's in gebildeten Staaten geſchieht.

Darauf nahmen die Gondoliere den warmen Leichnam, legten ihn ſogleich in ihren Kahn, rückten ihm das Antlitz aus dem Schein des Mondes, damit der ſeinen Schlaf nicht ſtöre, und fuhren ihn leiſe unter der Seufzerbrücke hinweg, durch den Hafen, hinaus ins Meer, und ſangen dabei die zärtlichſten, italieniſchen Canzonen, wie ſie dem poetiſchen italieniſchen Volke geläufig ſind. Draußen an den Murazzis, wo das hohe Meer ſeine langſamen hohen Wogen zu werfen beginnt, warfen ſie den kalt gewordenen Todten aus dem Kahne ins ſchönſte Grab der Welt, und fuhren ſingend heim, und ſtiegen zu ihren Weibern in die hohen Betten.

Von jener überaus ſchönen Königin von Cypern und den tauſend, tauſend nächtlichen Beſuchen weiß noch heute Niemand die Namen — am Meere verſchwinden viele Menſchen plötzlich, das Meer wird oft aufgeregt vom drängenden Verlangen nach Menſchenleibern, denn das Meer iſt eine ewige griechiſche Königin, ein Weib mit grünen Locken. Es fehlten oft Männer in Venedig, und es fragte Niemand, nur die nächſten Verwandten ſagten einander: Sie werden wol im Meere ſein, ihre Herzen waren zu heiß.

Das iſt republikaniſch-venetianiſche Poeſie.

In meinem großen Zimmer war es wieder ganz finſter geworden.

45.

San Marco.

Helft mir aus den engen Gaſſen,
Wo die Mädchen mich erdrücken,
Seht nur wie die Sterne laufen,
Wie die Häuſer ſich ſchon bücken.

Und nun kommt der Sturm vom Meere —
Ach du ſchwarzgelockte Kleine
Schütz mich armen blöden Deutſchen,
Sprich, und wohnſt du wol alleine? —
„Si Signore!“ —

Wenn man irgend kann, ſoll man unter freiem Himmel ſterben, das iſt beſſer.

Ich war ſehr blaß, und die Augen und die Kniee bebten mir, aber ich trat aus dem Hôtel de l'Europe, und wankte nach dem Marcusplatze. Zwar wußt' ich auch den Weg nicht, und es war Nacht, aber in Venedig darf man nur hinter den Menſchen hergehen, ſie gehen alle auf den Marcus, und des Nachts zahlreicher als am Tage. Wie hoch waren die Häuſer, wie eng die Gaſſen, wenn ſich zwei Liebende auf beiden Seiten aus den Fenſtern legen, ſo können ſie beinahe einander küſſen, maulſchelliren können einander zwei Nichtliebende ganz gewiß.

Der Himmel iſt in den hohen, engen Gaſſen ſo hoch, die paar Sterne ſind ſo weit, daß ich mich lieber unchriſtlich unten umſah — buona sera — giovine Tedesco — piccolo, mio piccolo! klang's von allen Fenſtern, aus allen Thüren, und wie geworfene Fackeln kreuzten ſich die lodernden Augen, wie ſüße auf Sicht zahlbare Wechſel winkten die weißen Arme — zu viel Demokratie für Venedig. Ich wollte zum erſten Male lachen, da war mir's, als zöge Hortenſia vom Gardaſee und der Madonna del Monte ihr blaſſes Geſicht zurück — „vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar zu weh!“

Allerlei ſüdliche Früchte, allerlei Fleiſch und Speiſe iſt aufgehäuft in den engen Straßen, ſie ſind lauter Durchgänge zum großen Saale — da ſtand ich an ſeinem Eingange. Ja, er iſt der große ſteinerne Saal von Venedig, der heilige Marcusplatz, ſo comfortable und abgeglättet iſt Alles an ihm, der Kaufmannsſaal der mittelalterlichen Edelleute, maſſiv von Reichthum, ſtolz von Adel.

Da war er! Es war keine Lüge, der Himmel lag ernſthaft mit dem Sternendache über ihm, die langen ernſthaften Procuratien ſtanden ſteinern an der Seite hin, im Hintergrunde lag San Marco ſelbſt wie ein alter Araber mit goldenem Barte, der ein Kreuz auf ſeine Mütze geſteckt hat; vor ihm flogen die drei ſchlanken Säulen nach den Sternen auf, die Säulen der drei Königreiche Cypern, Candien und Morea, die venetianiſchen Obelisken verlorner, geſtorbener Königsgeſchlechter. Die ganze Geſchichte Venedigs ſteht auf dem Markusplatze geſchrieben; rechts von den Königreichen ſteht europäiſch dreiſt, abgeſondert von der Kirche, wie überall in Italien, der Glockenthurm des

Marcus, die Campanile. Seine ehernen Zungen haben den ſchlanken griechiſchen Lateinern die venetianiſchen Triumphe ins Ohr geheult, als der blinde, neunzigjährige Doge Dandolo in der Nacht Byzanz erſtürmte, da haben die Glocken der Campanile auf dem Marcus auch geſtürmt und ganz Venezia hat chriſtlich gebetet um neues Gold und neue griechiſche Mädchen.

Ich ſetzte mich ermattet nieder auf die marmornen Fließen des großen Saals, ſein Boden iſt glatt wie das Parquet eines Ballſaals. Unter den Procuratien war es tageshell, ein ſpiegelndes Kaffeehaus am andern, die Menſchen wogten auf und nieder, als ſei die Nachricht vom eroberten Byzanz eben angekommen, als ſei Venezia noch lebendig. Geſang und Saitenſpiel ſchwirrte über das Stimmengebraus, namentlich eine jener mörderiſchen welſchen Sopranſtimmen, welche die Arie aus dem Barbiere di Sevilla ſang, und wie wahnſinnig „Lindoro, oh Lindoro!“ kreiſchte, als ſchrie Venetia um Hilfe. Ich habe die Inhaberin ſelbiger Stimme ſpäter kennen gelernt, ſie war von altem venetianiſchem Geblüt; von kaufmänniſch adeligen Sitten und ohne Vorurtheile, wenn ſie Geld verdienen konnte, wie ihre Ahnen, ſie war noch aus jener aſiatiſch-venetianiſchen Zeit.

Der Marcusplatz war früher der levantiſche Bazar Europas; hierher kam Alles zuerſt aus dem Oriente, von hier aus ging Alles nach dem Oriente, auch Marco Polo, einer der frühſten Helden unſerer Geographie.

Langſam ging ich hinab nach der Marcuskirche hin; ich trat leiſe auf, denn ich fühlte mich beſchämt, ich hatte an der Echtheit dieſer Dinge gezweifelt. Bei den drei Säulen öffnet ſich rechts die Verlängerung der Piazza nach dem Meere hin, die Piazetta, die Vorhalle des Platzes. Hier iſt der Dogenpalaſt, hier ſteht dicht an den Lagunen der geflügelte Löwe Venedigs, und der heilige Theodor, ein verſchollener alter Heiliger mit ſchmaler Taille, hier ſtiegen die Helden zu Schiff, hier landeten ſie, wenn ſie wiederkamen, hier trat der Doge auf den Bucintoro, um die alte Mythe der Meereshochzeit zu feiern — hier iſt die

Thür Venezias. Dieſe Piazetta hat Alles geſehen, und doch iſt ſie glatt und naiv wie ein junges Mädchen, und lächelt hier zum grauen Dogenpalaſte hinauf, und hier zu den Fenſtern des öſterreichiſchen Gouverneurs. Allerlei Blut iſt auf ihr gefloſſen, zwiſchen ihren beiden Säulen iſt manch edler Kopf vom Richtſchwerte ins Meer geflogen, das Meer iſt herausgetreten und hat mit ihr gebuhlt — ihre hellen Quaderſteine haben kein Gedächtniß, ſie iſt ein unbeſchriebenes Blatt. Drin auf dem eigentlichen Marcusplatz, in jenem ſteinernen, verſchwiegenen Archive ſteht Alles. Auf der Piazetta treiben alle vorlauten Meerwinde ihr Spiel, aber links hinein ins Heiligthum der alten Stadt, ins Boudoir der Meereskönigin, in die Marcustiefe wagen ſie ſich nicht.

Wenn einſt Venedig untergeht, ſo ſtirbt die Piazetta mit eben dem lächelnden Gleichmuthe, aber der Kampf, welchen der alte Marcus drin erhebt, wird fürchterlich ſein, und man wird das Gebrüll ſeiner alten venetianiſchen Löwen über ganz Europa hören. Denn dort drin liegen auch die alten ariſtokratiſchen Löwenſünden, und die Sünden haben das zäheſte Leben, namentlich die ariſtokratiſchen.

Scheu ſchlich ich zurück um die levantiſchen Säulen, ich hätte es nimmer gewagt, ſie anzutaſten, eilig ſchlüpfte ich unter die Procuratien, wo die Menſchen wogten; es überkam mich eine kindiſche Furcht vor dem alten Venedig, das unter den Marmorplatten herauskriechen könnte.

Ich war noch recht krank, und ſetzte mich ſtill in das offene Kaffeehaus, um deutſche Zeitungen zu ſuchen.

Vor mir, den Rücken nach mir wendend, ſaß eine hohe venetianiſche Dame. Ich ſah nichts als einen ſtolzen Nobilenacken und kühne Schultern, kühn wie ich mir die Schultern des Bucintoro denke. Und dies dreiſte Fleiſch war weiß, wie man es ſelten ſieht in Italien, und erweckte mir das ſüßeſte Heimweh, ein ſüßeres Heimweh, als die „Allgemeine Zeitung“, die vor mir lag, und in welcher der Artikel Wien noch immer anfing wie in meiner frühſten Jugend: „5proz. Metalliques 97½; 4proz. Met. 88½; Bankactien 1247½. — Aus Conſtantinopel hat die Poſt nichts Neues gebracht“ — —

O liebes Wien, du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte dich.

Der ſchöne heimatliche Nacken war verſchwunden, der Archivarius erſchien und ſchalt mich, daß ich ausgegangen, und wir führten einander nach Hauſe. Der Weg war aber weit, weit; Gott weiß, wo wir überall noch geweſen ſind.

46.

Der Dogenpalaſt.

Am andern Tage ſah ich dieſe Herrlichkeiten bei freiem Sonnenſcheine, und all meine Furcht war verſchwunden, ich erblickte die grauen Haare, und die Runzeln der Machtloſigkeit am Dogenhauſe, die Seufzerbrücke, der berüchtigte Ponte dei sospiri iſt vermauert, der alte Stein des ganzen Hauſes, deſſen Stockwerke plump über einander gethürmt ſind, iſt lebensmüde, die Löwenrachen ſind verſchwunden, nur kleine ſchmutzige Oeffnungen ſind geblieben. Sonſt warf man jene lebensgefährlichen Anklagen ſeiner Mitbürger in dieſe Rachen, welche oft das Leben des Angeklagten verwirkten, es waren die Behältniſſe jenes ſchauerlich geheimnißvollen Oſtracismus, dem ſo oft die fürchterliche Antwort wurde „die Republik ſorgt für ihn“ — jetzt finden ſich nur noch kleine, bettelhafte Verläumdungen vor.

Und was iſt Venedig ohne ſeine Seufzer, ſeine Löwen und ſeine Schrecken! Der todte Rumpf eines Meeresungethüms, in deſſen Rachen allerlei kleine Fiſche gefahrlos ſpielen.

An jenem Tage dauerte mich Venezia zum erſten Male. Es begegnet uns wol, daß wir einen reichen, übermüthigen Gecken verwünſchen, der den armen Teufel mit dem Fuße von ſich ſtößt, daß wir im Unmuthe ſogar den Wunſch ausſtoßen, den gefühlloſen Uebermuth ſelbſt am Bettelſtabe zu ſehen. Wenn es ſich aber wirklich ereignet, was in unſerem Jahrhunderte der Rache geſellſchaftlicher Sünden ſo leicht geſchieht, wenn wir den geſtürzten Glanz in Lumpen ſehen, ſo jammert uns ſein — und ſo ging mir's damals mit Venedig. Ich weiß nicht mehr, ob es ein Sonntag oder einer der vielen Feiertage Italiens war, welche das Land doppelt ſchön machen. Kurz, es war Alles aufgeputzt, als ich nach dem Marcus ging, und auch der Marcus hatte ſeine Sonntagsfähnchen umhängen müſſen, und hierin lag das Tragiſche. Auf das alte, vornehme Geſicht hatte man eine bürgerliche Sonntagsmütze geſtülpt. Auf den drei levantiſchen Säulen flatterten die ſchwarz und gelben Fahnen Oeſterreichs — Venezia Superba war unterjocht.

Das ſind die ironiſchen Späße der Weltgeſchichte, — dreiſt flatterten die Fahnen an den rothen thurmhohen Säulen.

Heut trat ich zum erſten Male in die Marcuskirche, ein Gebäude ſchon im neunten Jahrhunderte begonnen, und von außen und innen mit plumper Pracht beſäet. Gold und Edelſteine kriechen träg an allen Wänden auf und nieder, wo man die Hand, wo man den Fuß hinſtreckt, Alles iſt koſtbar, es iſt eine drückende, echte Pracht, ohne Schönheit, und auch ohne Chriſtenthum. Es gleicht in allen Formen mehr einer ſinnlichen Moſchee, es iſt nichts als derber Materialismus darin, und keine einzige, nach einem Jenſeits verlangende chriſtliche Idee iſt in dieſer Kirche.

Hier beten ſeit beinahe tauſend Jahren die ſchönen Venetianerinnen in den langen ſchwarzen Sammtröcken mit den offenen Aermeln, die ſo weich, ſchmeichelnd und zutraulich ſind: hier beten ſie für das Gedeihen ihrer Leidenſchaft. Hinter dem Pfeiler ſteht der blutjunge, blaſſe Venetianer und beflügelt ihr Gebet, — das nennt man katholiſches Chriſtenthum. — Hier in der Marcuskirche haben auch die Ruffiani ihre Herberge, deren Geſchmack durch den ſteten Anblick von Plaſtik und

Malerei vortrefflich gebildet iſt. Ein Ruffiano iſt nämlich ein Menſch, welcher den Geſchmack des Fremden leitet, in Deutſchland wird er ſehr plump „Kuppler“ genannt: der Italiener iſt aber mit ſeiner Sünde dreiſter, und beſitzt einen gewiſſen Ehrgeiz der Schönheit. Man kränkt ihn aufs Tiefſte, wenn man die Schönheit ſeiner Dame nicht anerkennt.

Nun traten wir unſern Gang in den Dogenpalaſt an. Unten an der Rieſentreppe ſteckten in alten Pulten zwei würdige italieniſche Phyſiognomien mit langen Fingern und langen Naſen. Sie ſahen aus wie vergeſſene Volkstribunen, und ſind auch wirklich welche. Ihr Geſchäft iſt ſo ſüß, daß man es den ernſten Mienen nimmer anſähe: ſie ſchreiben Liebesbriefe für das junge Liebesvolk, das des Schreibens unkundig iſt. Der Platz an der Rieſentreppe iſt merkwürdig genug dazu gewählt, — hier ſoll das Haupt Marino Falieri's heruntergerollt ſein, und wer die Rieſentreppe hinaufſtieg, mußte ſeine Liebesgeſchichten vergeſſen. Uebrigens iſt dieſe Treppe nicht rieſenmäßig groß, ſondern hat ihren Namen von den Rieſenbildſäulen, welche auf ihr ſtehen.

Hier hinauf geht's in alle die ſchauerlichen Geheimniſſe der Republik, in dieſem grauen Palaſte liegen alle Regierungsmemoiren Venedigs; es iſt mir unmöglich, nach der Reihe zu erzählen, ich war zu befangen. Ich bin die goldene Treppe hinaufgeſtiegen, auf welcher man die fremden Geſandten einführte, ich habe in all den Sälen geſtanden, wo die feierlichen, grimmigen Dogengeſichter hängen, wo der erſte Doge mit der Fiſchermütze, wo der ſchwarze Schleier ſtatt des verloren gegangenen Hauptes Marino Falieri's hängt. Der Saal reicht gerade aus bis zu dem letzten Dogen, den Napoleon penſionirte, die Zeit war erfüllt, für einen neuen Verwalter der Republik war kein Platz mehr.

Ich bin im Saal der Zehn geweſen, und obwol er leer war, ſchnürte er mir die Kehle zu, auf den dunkelbraunen Bänken las ich lauter Todesurtheile. Der Saal iſt nicht groß, und gleicht einer heimlichen, mörderiſchen Familienſtube. Und überall, allüberall ſind die wimmelnden Bilder Tintoretto's, dieſes Foliomalers, bei dem die Menſchen wohlfeil ſind wie einſt in Venedig. Dieſer Tintoretto war ein Helfershelfer der venetianiſchen Richter, ſie konnten nicht ſo viel Figuren hinrichten laſſen, als er malte, lange, lange Wände ſind voll von ihm. Walter Scott hat in ſeinen langen Romanen nicht ſo viel Perſonen genannt, als Tintoretto in ſeinen langweiligen Bildern gemalt hat.

Die Sonne fiel über die Lagunen herein in die großen, prächtigen Säle; ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß Venedig unter Sonnenſchein regiert worden wäre; die großen, fabelhaften Seeſchlachten an den Wänden gewannen bei dem heitern Lichte ein ſo luſtiges Anſehen, als ſeien all die Dinge nur zum Zeitvertreib geſchehen. —

Der grelle Sonnenſchein in dem nächtlichen Hauſe trieb mich von dannen, und ich gerieth tief in die Stadt hinein — nimmer werd' ich jenes alte Dogenhaus vergeſſen mit ſeiner harmloſen Unbefangenheit, hinter welcher die Geſchichte ſo gräßlicher Jahrhunderte grinſt.

Es waren jene engen, erdrückenden Gaſſen Venedigs, in welche ich gerathen war, wo das Elend nackt an den Thüren ſteht, und bei den Wunden Chriſti um einen Centeſimo fleht. Die nackten Weiber bieten ihren Leib, die Männer ihre Fäuſte, ihre Schultern, ihr Gewiſſen für einen Centeſimo. —

O, Moſes war ein weiſer Mann: es rächt ſich die Sünde bis ins tauſendſte Glied, vom Dogenhauſe führte der Weg direct in den Jammer dieſer Gaſſen.

Es iſt das größte Unglück, betteln zu müſſen.

47.

Lord Byron.

„Ich habe die Welt verwundet."

Das Nähere, Umſtändliche iſt mir entfallen, aber es war wieder tiefe Nacht in Venedig, als ich in einer Gondel vor Lord Byron's Wohnung ſtand. Es iſt immer Nacht, wenn ich an Venedig denke, und die Lichter ſpielen entweder auf den glatten Flieſen des Marcusplatzes, oder über die Lagunen herüber von der Piazetta, oder den langen, ſtolzen, öden Canale grande entlang. Ein wenig ſpärlich ſind dort die Lichter, wenn der Mond nicht hilft, die Paläſte ſind, wie geſagt, meiſt todt, vom Rialto ſchimmern einige öſterreichiſche Laternen herunter in die Tiefe.

Die Gondel war feſtgemacht, ihr Führer lag am Ruder hingeſtreckt, und ſchlief, ich lehnte an jenen kleinen Fenſtern, welche dicht über dem Waſſer ſind, und hinter denen der giovine Inglese oft geſeſſen haben ſoll.

Dieſer Lord Byron, bei deſſen Namen die tugendhaften Mütter in England heut noch erſchrecken, ſtammte von den Rittern Wilhelms des Eroberers. Es war normänniſch Blut in ihm, wie in Robert dem Teufel, und die Normänner waren viele Jahrhunderte die ſüdlichen Teufelsgenies des Nordens. Sie haben auch die vollblütigen normänniſchen Pferde gezogen, die jeder Philiſter zu würdigen weiß. Die Irländer ſagen, ſeine ſchöne, liebe Mutter ſei mitunter wahnſinnig geweſen, und es iſt etwas Bekanntes, daß ſein Großvater Menſchen todtgeſchlagen, und ſein Vater in tollem Strudel ſein Vermögen durchgebracht hat.

Es iſt eine Naturerſcheinung, daß die Hauptbeweger der Menſchheit ſeit mehreren Jahrhunderten immer auf jener ſtockphiliſtröſen Inſel ſich erheben, wo die Religion ſtets eine platte, lederne Beſchränktheit und die Poeſie eine geſpreizte Schulfuchſerei war. Aus England iſt Shakeſpeare und die Freiheit und Lord Byron gekommen. Lord Byron iſt aber der wilde Vater jener modernen Poeſie ohne Pietät, welche mit nackten Händen ans Herz greift. Er giebt den Ton zu jener poetiſchen Politik an, aus welcher wir noch keinen Ausgang gefunden haben, welcher ſich die kaufmänniſche Proſa und die leeren, formellen Conſtituirer bemächtigt haben, und für welche wir in die Gefängniſſe geworfen werden. Alle die Launen, Ungezogenheiten, Tollheiten, alle die ſchönen Frevel ſind zu ſehen an dieſem wilden, ſchönen Lord, welche man dem modernen Dichterthume zum Vorwurfe macht. Ja, es war wirklich nach den laufenden Begriffen ein Koloß von Immoralität. Die Engländer werden es auch am Späteſten lernen, daß die großen Dichter die neue Moral machen, daß die Dichter Gottes echteſte Söhne ſind, daß alle Dichtkunſt Religion iſt, und alle Religion Dichtkunſt. Die Moral iſt der Lauf des Jahres: im Frühling blüht und grünt ſie im Munde der Poeten, im Sommer wird ſie durch die Sonnenſtrahlen und warmen Lüfte unter der Menge verbreitet, im Herbſte trägt ſie die tugendhaften Früchte, und im Winter erſtarrt ſie, und wird alt: die Welt braucht immer neue Dichter.

Und mit großer Qual ſchaffen dieſe oft das Neue, das mit Geburtswehen aus ihrem Geiſte bricht, und meiſt werden ſie dafür gekreuzigt. Sie ſehen in ſchönen, göttlichen Augenblicken das neue Weib der Welt am Horizonte vorüberfliegen, aber es wird bald wieder ordinäre Dämmerung um ſie herum, ſie ſtürzen ſich ſchnaufend nach dem Geheimniſſe der Schönheit und Harmonie, das eilig vorüberflog an ihrem Auge, ſie zertreten in jacher Haſt Dieſes und Jenes, ſie werden wirklich unmoraliſch, und gebären nur die Anfänge einer neuen Klaſſik, aber noch keine Klaſſik.

Lord Byron iſt durch ſeinen launiſchen Stolz zu wirklichen Unfläthereien verleitet worden. Er war im Stande, Leuten, die ihm begegneten, deren Phyſiognomie ihm mißfiel, und die ſich nicht mit ihm ſchießen wollten, mit der Reitgerte ins Geſicht zu hauen. Solche Menſchen ſind die quälenden Ahnungen einer reicheren Welt, ſo wie der Teufel nach den meiſten Mythen aus dem Paradieſe ſtammt. Sie gehören aber eben ſo wenig wie der Teufel in die Hände alltäglicher Menſchen, denn ſelbige machen eben die dummen Teufel daraus.

Still und klöſterlich wuchs dieſer junge Normann in einem alten Kloſtergebäude auf, in einer jener ſtillen, kirchlichen engliſchen Provinzen zwiſchen dichtem grauem Nebel und ſammtgrünem Raſen. Von Haus aus lahm und ſchwächlich, darf er draußen in der friſchen Luft herumſpringen, um ſich zu ſtärken, und ſo verbrüdert er ſich früh mit der Erde, und lauſcht ihren geheimnißvollen Athemzügen. Beſorglich ſtreichelt ihm die ſüße Mutter das feine, intereſſante Geſicht, und ſie entſchließt ſich mit Mühe, ihn auf eine lateiniſche Schule zu geben. Störrig gegen den Schulzwang geht er hier umher. Mit ſechzehn Jahren bezieht er die Univerſität Cambridge, iſt faul, verabſcheut die Mathematik, verſpottet die langweiligen Klaſſiker, lieſt engliſche Dichter, und macht Liebesgedichte. Sein Stubenburſche iſt ein junger Bär, und als er abgeht, läßt er ihn in ſeinem Zimmer, damit er bei der nächſten Wahl eines Fellow als Candidat auftrete, eine Verhöhnung der akademiſchen Würden, welche ihm die Engländer nie vergeben haben. Aus Grimm machten ſie ihm die Originalität der Bärengeſchichte ſtreitig, und publicirten eine Anekdote von Philipp, dem ausſchweifenden Herzoge von Wharton. Dieſer ſei in Genf plötzlich ſeinem Hofmeiſter durchgegangen, und habe ihm folgendes Billet auf den Tiſch gelegt: „Ich bin fort, damit es Ihnen aber nicht an Geſellſchaft fehle, habe ich Ihnen meinen jungen Bären zurückgelaſſen, als den paſſendſten Gefährten, der irgendwo für Sie aufgefunden werden kann“.

Mit neunzehn Jahren kommt Byron wieder nach der alten Abtei Newſtead in die hohen Zimmer, unter die breiten, ſchattigen Bäume, und hier giebt er zuerſt ſeine „Hours of Idleness“ („Stunden des Müßiggangs“) heraus, hier erklärt er ſich in einem Neufundländiſchen Hunde einen neuen Gefährten, hier iſt er vielleicht über die Zäune geſprungen, um jenem ſtillen, engliſchen Mädchen zu begegnen und die Hand zu drücken, die wie ein ſanfter Geiſt durch ſeine Jugend ſchreitet.

Aber bald geht der Teufel los. Im „Edinburgh Review“ werden ſeine Gedichte auf das Raffinirteſte heruntergeriſſen — Henry Brougham hat ſich ſpäter zu der Kritik bekannt — und Byron ſchreibt ſeine berühmte Satyre „Engliſche Barden und ſchottiſche Kritiker“, er iſt ein geſporntes, normänniſches Schlachtroß, er ſtampft und ſchäumt. Nun kommen die tollen Tage in Newſtead, die wildeſten, geiſtreichſten Burſche aus London, die hübſcheſten Actricen vom Kingstheater lärmen und ſchlüpfen in den Kreuzgängen Newſteads herum; mit Entſetzen ſagen die Engländer: „Dieſer junge Mann hat mehr Geliebte als Muſen“, mit Grauen erzählen ſie ſich's, daß er aus den Schädeln ſeiner Ahnen einen zu ſeinem Mundpocal habe machen laſſen, daß er ſeinem neufundländiſchen Hunde ein Monument im Parke geſetzt, und ihm ein Epitaphium gedichtet habe, daß er die Menſchen nicht brauchen könne, und der Hund ſein einziger Freund geweſen ſei.

Es war eine wüſte Zeit zu Sanct Newſtead — blaß und überdrüſſig kam er von da als junger Lord ins Oberhaus, und da er keine Stellung fand, ſetzte er ſich mit dem wilden Hobhouſe zu Schiffe, und fuhr nach Portugal, Spanien, Griechenland, ſchwamm durch den Bosporus, ſtrich mit dem Homer auf den Lippen in der trojaniſchen Ebene umher, und ließ ſich endlich ſtill und einſam in Griechenland nieder. Hobhouſe kehrte heim.

Wunderliche Welt! Jetzt iſt Hobhouſe engliſcher Kriegsminiſter, und tritt zurück, weil er nicht alle Forderungen ſeines liberalen Herzens realiſiren kann, er iſt bleich wie immer, aber auch betagt — der ſchöne Byron iſt ſchon lange, lange todt, und hat nichts mehr von den neuen Tagen geſehen.

Damals blieb er unter den Oelbäumen in Griechenland ſitzen, küßte ſchöne helleniſche Mädchen, trank Cyperwein, und ſchrieb die Pilgerfahrt ſeines „Childe Harold“, das Gedicht ſeines Lebens, erzählte den „Giaur“, jene bunte, türkiſche Geſchichte, und ſeine rundeſte, „Die Braut von Abydos“, dichtete den „Corſar“, den Medora liebt, das wunderbar ſchöne Weib, jenen Corſar Conrad, den „Mann von Einer Tugend und Tauſend Verbrechen“.

Dann kam er müde nach England, in das ihm läſtige Vaterland zurück. Ich weiß nicht, ob er jene Gedichte ſchon fertig mitbrachte, aber ſie erſchienen bald darauf, und es folgten ſchnell „Lara“, eine Art Supplement des Corſaren, und ſeine berühmte Ode an Napoleon, die ihm jene plumpen Engländer nie vergaben.

Und Byron war in jener Zeit ruhebedürftig, und Napoleon war zum erſten Male geſtürzt — da trat der gequälte Poet am 2. Januar 1815 mit einem Weibe an den Altar, und wollte ein Hausvater werden, und ruhige, glückliche Tage genießen. Er wird ordentlich, bezahlt ſeine Schulden, wird ſolid — ach, welch ein Irrthum! Dieſer Erſte der modernen Elementargeiſter muß vorausbezahlen für alle folgenden. Die Welt ſeines Herzens und die Welt um ſein Haus herum ſind in ſchreiender Disharmonie, es beſteht kein Frühling mit froſtigen Nächten.

Dieſe Ehe krönt ſeine bürgerliche Zerrüttung, ein zippengliſches, platt tugendhaftes Weib wirft Hagel und Schloſſen auf ſein Herz, und die engliſchen Philiſter heulen ihr Bravo. „Beſonders iſt es in London der Fall, — ſagt ein Franzoſe — daß von allen thörichten Dingen die Verheiratung als die ernſtlichſte betrachtet wird.“ — Wie paßte Byron in eine engliſche Ehe, wie paßt der Poet in ein einziges Versmaß? Sie folterten ihn mit Nadelſtichen, ſie hätten ihn getödtet, wenn er nicht wieder aufs Schiff entronnen wäre. Jenes Farewell, das er dort auf dem Verdeck ſang, das iſt deine unauslöſchliche Anklage, du aberwitziges, proſaiſch moraliſches England, mit deinen Pfaffen und alten Weibern gottesläſterlicher Frömmigkeit.

Während ſeiner Verheiratung hat er die „Hebräiſchen Melodien“ herausgegeben, in denen es die traurigen Herzen jenſeits des Canals übelnahmen, daß er die Bibel als ein hiſtoriſches Buch behandelte. Darin iſt jener große Untergang von Sanherib's Heer, wie die Aſſyrer in der Ebene, unter dem dunkeln, verpeſteten Himmel dahinſterben. Und „Die Belagerung von Korinth" und „Die Pariſina" hat er damals geſchrieben.

Voll bittern Grolles, voll peinigenden Schmerzes, voll mörderiſchen Unwillens verließ er das widerwärtige Vaterland: damals lebte ſein Geliebter, der wildſchöne Sheridan, es lebte Lewis, der unbändige „Mönch" noch, Walter Scott ſchrieb Romane, Canning Satyren, Wordsworth, der melancholiſche, Colbridge, der kecke, und Shelley, Shelley, ſein Liebling, der ſkeptiſche Held, Alle dieſe ſammelten ſich damals um John Murray, den eleganten Buchhändler, der ſeine blanken Guineen für ihre blanken Gedanken gab. Und zürnend ritt Lord Byron, der Mittelpunkt dieſer Leute, über das Schlachtfeld von Waterloo, den Rhein hinauf, tief in die Schweiz hinein. Hier unterhält er ſich mit Rouſſeau und Abälard und Heloiſe, ſchreibt den „Gefangenen in Chillon" und den dritten Geſang des „Childe Harold" und „Manfred", den Sprößling Goethe's, den Stiefbruder von der erſten Hälfte des Fauſt.

Es iſt einer der wenigen rührenden Momente in Goethe's Leben, wo ſeine Liebe zu dieſem wilden Sohne wie ein warmer Strom aus ſeinem Herzen bricht. Goethe hat wirklich Lord Byron geliebt. Wie manches Kind der Byron'ſchen Leidenſchaften war ihm bekannt, denn er iſt der Patriarch der neuen Religion — aber er hatte mehr Glück und kühleres Blut, und machte ein Liedchen draus, wenn dort zwei Welten an einander prallten. Es iſt eine der weichſten Stunden im langen Leben des Geheimenraths der Poeſie geweſen, als die Nachricht nach Weimar keuchte, zu Trieſt ſei ein ſchwarzbewimpelt Schiff gekommen, auf deſſen Verdecke habe die Trauerbotſchaft gelegen, daß er in Griechenland geſtorben ſei, der ſchöne Lord aus dem garſtigen England. —

All ſeine tollen Zweifel waren im „Manfred“ an den Alpen hinauf in den Himmel geklettert, jene tödtliche Sehnſucht nach Kenntniß der jenſeitigen Dinge, die jeden Helden eine Periode hindurch bis auf den Tod ſchüttelt, jene menſchgöttliche Sehnſucht hatte er ausgeſtreut in jenem Gedichte; er hatte den ſtarren Kopf an die Felſen geſtoßen, die heiße Bruſt an die Gletſcher gelegt, und nun ſtieg er hinab nach Italien. Und hier packte er noch einmal mit all ſeinen Kräften die wirkliche ſchöne Welt, die uns Gott frei gegeben hat zu unſeres Herzens und unſeres Leibes Freude. Abgeſchüttelt war im Manfred jene ſubtile, chriſtliche Ueberſchwänglichkeit, welche die Erde über dem leeren, unerreichbaren Himmel vergißt, der Don Juan irdiſcher Schönheit ſtieg er herunter von den Alpen.

Manfred war wol von Shelley angeregt. Auf einem Ausfluge nach Genua trifft er ſeines Geiſtes und ſeines Lebens unglücklichen Doppelgänger, den lieben, armen Shelley. Eine innige Freundſchaft verbindet ſie bald. Sie hofften einer ſo wenig wie der andere von der unnatürlich gearteten Welt, und Shelley hoffte auch noch weniger von Gott, und die thörichten Engländer nannten ihn deshalb einen Atheiſten. Das Unglück hing wie ein Scorpion an ſeiner Ferſe, und jagte ihn durch die Welt, er war eben ſo unglücklich wie Byron, nur noch unglücklicher, und darum liebten ſie einander ſo ſehr. In Oxford war Shelley relegirt worden wegen irreligiöſer Gedichte, deshalb verſtößt ihn ſein Vater, es verläßt ihn die Geliebte, er flieht wie Byron aus England. Die engliſche Dummheit bedroht ſogar ſein Leben, und am Poſthauſe zu Piſa fällt ihn ein moraliſcher Plumppudding mörderiſch an, als er Shelley's Namen hört.

Er kommt wie Byron zurück, heiratet wie dieſer, um nur etwas Liebes zu haben, findet wie dieſer kein Glück, verläßt Weib und Vaterland wieder, und kommt nach Italien in Byron's Arme. Das Meer erbarmt ſich des Verſtoßenen, die Wellen bedecken ſein Leben, und ſie bringen dem ſuchenden Byron den gequälten Leib plätſchernd ans Ufer. Lord Byron errichtete einen Scheiterhaufen, um die Erdmaſſe des Freundes, welche ſo ſchwer auf ihm gelegen, zu verflüchtigen. Es war einer der ſchlimmſten Tage des Lords.

Shelley war's, der ihm zuerſt den „Fauſt" in die Hände gab und verdeutſchte. Armer Shelley! Wie viel haſt du für uns gelitten! —

Italien iſt Byron's zweites Vaterland, Venedig die Geburtsſtadt ſeines Don Juan. Hier traf er ſeinen Freund Hobhouſe wieder, hier fuhr er Nachts in den Canälen umher, und träumte von Welten und Menſchen, frei wie die Schönheit und ſchön wie die Freiheit. Nur im Süden gedeihen die ſchönen Bäume, Byron wäre in jenem kühlen England vor Gram geſtorben, hätte es keinen Süden gegeben, wie die Singvögel, wenn ſie unſern Winter überdauern müßten. Lord Byron wäre auch nicht ſo unglücklich geweſen, hätte er von Jugend auf unter dieſen ſüdlichen Menſchen gelebt, die von ihrem Vater her wiſſen, daß die Schönheit der Erde und der Weiber keine Theaterdecoration ſei.

Auf dieſem wunderbaren, unbefriedigten Venedig liegt Byron's Antlitz mit ſeinem Zauber, und ſeinem tödtlichen Verdruß. Wie Byron mit der Sinnlichkeit, buhlt Venezia mit dem weichen Meere — zwei ſchöne Sterbende, eine hiſtoriſche Stadt beſitzt nur ein größeres Herz, und ſtirbt länger. Er nannte ſie auch nur „die friſcheſte Inſel ſeiner Träume", und hier kam ihm auch als Todeskuß der Humor, hier ſchrieb er ſeine erſte humoriſtiſche Erzählung, den „Beppo", die Geſchichte jenes muntern Seefahrers „Giuſeppe", hier vollendete er den „Childe Harold", und erſann den genialen „Mazeppa".

Ich hatte nie etwas von Byron geleſen, meine Freunde hatten mir nur ſeine Schriften beſchrieben, da ſah ich eines Tages das Bild Mazeppa's: ein ſchöner, nackter Mann iſt auf ein wildes Pferd geſchnürt, das Pferd ſtürzt durch den Wald über einen ſchroffen Abgrund, Todesangſt bricht aus ſeinen Augen und Nüſtern, Wölfe ſtürzen aus allen Winkeln — auf dem zweiten Blatte iſt es todt zuſammengeſtürzt, Mazeppa's halber Leib iſt unter dem Leichname begraben, ſeine Augen lechzen nach dem Tode, wilde Pferde ſchreien und ſchlagen ringsumher nach dem Unglücklichen, oben flattert ein Rabe nach dem Aaſe lüſtern. Damals ſagt ich: dieſer Mazeppa iſt Lord Byron, der ſchöne Unglückliche, der in England lebt unter den Wölfen und rohen Pferden der Koſaken, und feſtgebunden iſt auf das geängſtigte Pferd einer alten, verlornen Moral. Das Bild machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich, und ich habe von da an niemals einen Augenblick gezweifelt, daß der Dichter des Mazeppa voll Poeſie ſei. In meinen Träumen ſah ich das gehetzte Pferd fliegen, ſah die offenen Rachen der Wölfe, und den entſetzlichen Schmerz im Aug' und in jeder Muskel des ſchönen nackten Mazeppa.

Armer Lord Byron!

Seine bunte Wohnung am Canale grande war eine tragiſche Maske ſeines Geſchicks. Unter Bären, Affen, Papageien und eben ſo ſcheckigen Bedienten ſaß er da, der feine, eitle, verführeriſche Form-Ariſtokrat, ſchrieb den „Marino Falieri“, die „Foſſari“, den „Sardanapal“, beſang, wie früher den Taſſo, jetzt auch den Dante, bedauerte lebhaft den Tod eines einzigen Engländers, des Zahnarztes Wathe, verſchrieb ſich Zahnpulver aus London, zerſtampfte die Feder, daß er nicht ſo groß werden könne, wie Shakeſpeare, ſpielte mit ſeinen Hunden, umarmte die ſchönen Weiber, und ſchrie auf zum Himmel über die Armuth dieſer Erde.

O, die Griechen wußten es wol, wie unglücklich die Titanen auf dieſer Erde ſeien.

Gegen Abend fuhr er mit ſeinen Hunden ans Land, ritt ſeine ſchnellen Pferde, ſchoß Piſtolen, und kam in der Nacht wieder, um in den Lagunen ſich ſchaukeln zu laſſen und zu träumen von Gottes Rathſchlägen.

Wenn es nicht erzählt würde, ich hätte es erfunden, daß er eitel geweſen ſei auf ſeinen ſchönen Kopf, eitel wie Napoleon und jeder große Mann auf ſeine ſchöne Hand, daß er ſogar beim Schwimmen Handſchuhe getragen, daß er ſtolzer geweſen ſei auf ſeine Perſon, als auf ſeinen Geiſt. Das war ſeiner launiſchen Schönheitsluſt nothwendig, und folgende Aeußerung zu ſeinem Hausarzte iſt gewiß wörtlich wahr: „Drei Dinge machen Sie mir nicht nach: ich habe ein Gedicht geſchrieben, wovon in einem Tage zehntauſend Exemplare verkauft worden ſind, ich putze eine brennende Kerze auf dreißig Schritt mit der Piſtole, und ich bin durch den Bosporus geſchwommen“. —

Hier in Venedig war's, in dieſem Palaſte, wo einſt Thomas Moore mit ihm ſpeiſte, und wo er beim Deſſert hereintrat und ihm ſeine Memoiren übergab. Dieſer mittelmäßige Poet, deſſen glatter Wortreichthum die Mittelmäßigkeit beſticht, hat es gewagt, den Auftrag jenes Sterbenden zu veruntreuen, er hat die Memoiren verfälſcht herausgegeben. Dies prüde Krämervolk hat die beiden erſten Poeten unſerer Tage, den Napoleon und Lord Byron zu Tage gemartert, und hinterher durch ſeine Poeten, die Edlen Scott und Moore, verläumden laſſen. Pfui über ſie! Wenn das Volk nicht ſonſt ſo groß, ſo conſiſtent tüchtig wäre, ich könnte es haſſen ob dieſer hiſtoriſchen Geſchwüre. Dieſer wohlgenährte Thomas Moore bildet ſich ein, das beſte Freundſchaftsſtückchen geübt zu haben um Byron's Ruf bei der engliſchen Prüderie — der Wicht weiß nicht einmal, daß er die Geſchichte beſtohlen hat, und daß ſolches eine Sünde iſt gegen den heiligen Geiſt.

Von Venedig geht es raſch mit Byron zu Ende. Er ſchreibt noch den „Kain“. Hier ſollte der Teufel wie ein Geiſtlicher ſprechen, aber Byron meint, es ſei nicht angegangen, der Teufel müßte höflicher reden.

Seines gequälten Herzens erbarmt ſich noch einmal die Liebe, die ſchönſte ſeines Lebens, die innige, ſiegreiche Liebe zur ſchönen Gräfin Guiccioli in Piſa. Es war ein Weib ſo ſüß und weich wie der ſchönſte Liebesvers aus Romeo und Julia — und dieſe echte, alte, moraliſtiſche Liebe, die er umſonſt geſucht, dies

Ein und All des Lebens fällt noch wie eine milde Sternennacht über ſein Aug und Herz. Sie beſchämt ſein ganzes Leben, und gießt ihm den göttlichen Tod in die Bruſt. Er weint wieder Thränen, die ihm ſeit der Kindheit gefehlt, küßt keuſch ihre Augen, beſteigt den Herkules, und ſegelt gen Griechenland, um für die Freiheit zu fallen. Und der Himmel liebte ſeinen Sohn, der ſterbende Fechter moderner Poeſie verſchied bald und ſanft in den Armen ſeines getreuen Lechter, dreiunddreißig Jahre alt. So ſchloß im Jahre 1823 dieſes gewaltige, moderne Epos. —

48.

Il Campanile.

Es war kaum Tag geworden, da lag ich ſchon wieder in der Gondel, und ließ mich hinabſchaukeln nach Byron's Hauſe. Unterwegs lockte mich indeß die ſchöne Kirche della Salute in ihre rothe Morgenfrühe. Sie ſteht in ihrem ſchönen einfachen Gewande, ich glaube ein kleines Spiegelbild der Peterskirche, dicht am Baſſin. Die Sonne legte ſich lächelnd in die rothen Vorhänge der Fenſter, und es wogte ein bräutliches Dämmerlicht durch das ſchöne Haus. Es iſt dies einer der wenigen Tempel, wo man mit Freuden an Gott denkt.

Wenn ich meine Landsleute in Deutſchland recht kenne, dacht' ich damals, ſo wird es nicht an ſolchen fehlen, welche ſich bekreuzigen bei deinem Namen. Ich ſaß wieder vor einem ſchönen Bilde, und es war mir, als hört ich von Norden her die beſorglichen Worte: Aber was iſt denn dieſem Menſchen heilig? O, du ſchönes Mädchenauge, in das ich eben blickte, und du morgenrothe Sonne antworte für mich! Das Auge Gottes iſt mir heilig, und das Auge Gottes iſt groß wie die Welt, und es ſtrahlt mit jenem unendlichen Zauber in jeder kleinen Freude, in jeder poetiſchen Regung.

Ich war ſehr andächtig in der Kirche della Salute.

„Aberſt erloben Sie mich, es muß doch Alles een Maß und Ziel haben“ — klang es hinter mir — „det is doch eene unmoraliſche Relijon mit die nackten Frauenzimmer; und Handel und Wandel leidet och natürlicherweiſe, wenn det Volk an ſoliden Wochendagen ſchon am frühen Morgen in de Kirchen liegt und nichts duht, und das ſüſſe Waſſer bei Venedig is doch och een Luxus, und keene Cultur natürlicherweiſe; denn warum? es können keene Droſchken beſtehn und keene jute Polizei, nur de koſtſpieligen Kirchengebäude nehmen det Biſchen Platz noch wej, und det Volk ſieht aus wie de Intriguants uf der Königsſtadt.“

„Te barbarum praebes“ — alleweile ſprechen Se wieder preußiſch — antwortete eine Tenorſtimme.

Süße vaterländiſche Klänge! Ein malcontenter Berliner Muthwilliger und ein lateiniſcher Sachſe, welche zuſammen eine Bildungsreiſe unternommen hatten, ſtanden hinter mir.

Der Berliner ſchwitzte verdrießlich, der Sachſe war ſehr fidel, und erzählte mir, Neapel ſei eenzig, und Rom, na Rom! —

Na, du jroßer Jott, fiel der Berliner ein, det können Sie Alles in Berlin viel commoder haben, et is eene unnatürliche Hitze, und deuer is och Alles, weil det Volk nicht nach Silberjroſchen rechnet. —

Ich mußte mit ihnen fahren, Kunſtwerke anzuſehen, „det compenirt ſich beſſer“, ſagte der Muthwillige von 1813, „und man muß die Jeſchichten doch jeſehn haben, wenn man eenmal dajeweſen iſt, man weeß denn in der Reſource was zu erzählen. — —

Hierauf ging's in den großen Canal — o, wie ſchlug mein Herz, als die Gondel an Lord Byron's Hauſe vorüberrauſchte. Aber der fürchterliche Berliner ſprach vom Fürſten Blücher, und vom fünften oder von Gott weiß welchem Armeecorps, von den Referendars und von Wiſotzky. — Das klingt Alles in Venedig wie der ordinärſte Zapfenſtreich neben alt romantiſcher Muſik. Ein juter Berliner aus dem Jahre Dreizehn iſt außerhalb Berlins ein Malheur; das Wetter mag noch ſo ſchön ſein, er trägt ſeine Juchten-Stiefeln, das heißt: er ſpricht von den Preußen, er überſetzt erſt Alles ins Preußiſche. Der lateiniſche Sachſe erzählte von ihm, daß er in Neapel nur einmal vergnügt geweſen ſei, als er die Lazzaronis geſehen, da habe er entzückt ausgerufen: „Jott ſei Dank, hier giebt's och Eckenſtehers! Schade man, daß de Cultur noch ſo zurück is, und ſe keene Nummern haben, hier könnte man die Nummer zweeunzwanzig unterbringen, die in Berlin keener mehr nimmt, ſeit der Nante mit Nummer zweeunzwanzig ufjekommen is — 's wär' doch ſchade um dieſe ganz anjenehme Nummer, wenn ſie man ſo brache liegen müßte".

An jenem Tage wurde ich genöthigt, fortwährend zu jenießen, wie es der Muthwillige nannte. Von Manfrinis ging's zu Peſaris, und dann in die Napoleoniſche Tabagie — ſo nannte er die Gärten, welche der Kaiſer angelegt hat. Zu dem Ende iſt ein ganzer Canal ausgefüllt, und man tritt mit Erſtaunen auf eine breite Straße, auf einen jener kecken Kaiſergedanken, die auch die Elemente wie Unterthanen behandelten, und kommt von da in Gartenanlagen.

„Was iſt das jejen den Dierjarten", ſagte der Berliner lächelnd, „überhaupt, dieſer Napoleon! Wir hatten uns man zu lange den Spaß jefallen laſſen, ick habe mir immer jewundert, daß der alte Blücher nicht früher ſeinen ordentlichen Baß loslegte." — —

Die Berliner Manfrinis und Peſaris ſind die berühmten Paläſte der Manfrini und Peſari, welche treffliche Kunſtſammlungen enthalten. Ich erinnere mich aus dem Berliner Getümmel, welches dieſer einzige Muthwillige machte, nur eines gefährlich ſchönen Weibes von Giorgione und des Arioſt'ſchen Kopfes von Tizian. Giorgione und Tizian ſind die venetianiſchen Dioskuren der Malerei; jener war der Meiſter, dieſer der Schüler. Aber das blühende Fleiſch Tizian's hat dieſen noch berühmter werden laſſen, und vor einigen Jahren kannten unſere undankbaren Converſations-Lexica nicht einmal den Namen Giorgione. Giorgione iſt aber ein ſehr rühmenswerther Maler, die Sinnlichkeit ſeiner Köpfe iſt geiſtreich, und ſeine Zeichnung iſt faſt überall beſſer als die ſeines Schülers.

Titiano Vercelli überwältigt durch die Schönheit ſeines Materialismus, durch ſein verführeriſches Fleiſch und Blut. Er iſt einer der glücklichſten Maler geweſen, und mehr denn neunzig Jahre alt geworden, dieſer Alpenſohn aus dem Friaul. Zu Ferrara hat er mit Arioſto muntere Tage verlebt, als er auf ſeinen großen Porträtreiſen auch in der Romagna einſprach, und daher ſtammt das ſchöne Bild Lodovicos. Es hat nicht leicht ein Künſtler jenes romantiſche Zeitalter der Kunſt ſo mit vollen Zügen genoſſen, wie dieſer venetianiſche Maler Tiziano. Alle berühmten Köpfe des damaligen Europa waren ihm unterthan, er hat die ganze Hiſtorie jener Tage porträtirt. Obenan den großen Kaiſer Carl, den man den Fünften nennt, und welcher der Gewaltige heißen ſollte.

Er fiel mitten in jene Zeit, wo die Kunſt die Religion der Bildung war, und die Venetianer verehrten ſeine Bilder wie Heiligthümer. Man erzählt, daß eine verarmte Familie nichts mehr beſaß als den letzten Juwelenſchmuck und ein Bild von Tizian, und daß ſie die letzten Juwelen verkaufte, um das Bild den Nachkommen zu ſichern.

Damals iſt auch in Deutſchland das Wort Bildung entſtanden aus den Bildern.

In der prächtigen Kirche Santa Maria dei Frari iſt Tizian's Grab unter einem einfachen Steine. Als er ſtarb, beſchäftigte die Peſt in Venedig alle Herzen und Hände, und man konnte dem Meiſter in Eile nicht mehr anthun, als ihn in jene prachtvolle Kirche legen. Jetzt hat Canova ein Denkmal für ihn gearbeitet, und Europa hat's bezahlt. Canova hat zu viel kleine Poſtpapiergedanken gehabt, und die ſtolzen Peſari mit ihren koloſſalen Monumenten daneben ſehen ſtolz auf ihn herab. Eine venetianiſche Familie neben den Beiträgen Europas! Man muß nie vergeſſen, daß der Stolz und die Liebe die größten Dinge machen. —

Es war ſpäter Nachmittag geworden, und ich fand Sinn und Auge erſt wieder oben auf dem Campanile, welchen Manche Marcusthurm nennen. Der Berliner puhſtete — Jott wat koſtet das Vergnügen für Unannehmlichketen! — Noch eh' ich mich umſehen konnte, faßte er mich beim Arme und ſprach: Apropos, eenen Moment, bevor wir uns hier zerſtreuen. Ich liebe die Ordnung, und een ufjeräumtes Zimmer — wat ſagen Se zu den korinthiſchen Pferden? Sie kennen de Siejesjöttin uf'm Brannenburjer Dohre — na, wat ſajen Se — nu, habe ick nich Recht: een Berliner braucht keen Poſtjeld auszugeben. Die Linden, det is de Natur, de noble Natur, der Dierjarten des is de andre Natur, und das Brannenburjer Dohr, det is de Kunſt — was, hab' ick nich Recht, Landsmann! Korinthiſch, korinthiſch! was ſie damit ſagen wollen, det is ſo eene blaue Renommage — lächerlich, höchſt lächerlich mit dem Korinthiſch. Des Korinthiſche is och in Berlin nich deuer — Jott, de Uſſchneiderei, wenn's nur man keene Uſſchneiderei jäbe! —

Die Glocken fingen ihr donnerndes Gebrumm an, und erlöſten mich, der Wind erhob ſich, die Reiſemütze des Berliners flog hinab nach dem Marcusplatze und ſeine Verzweiflung konnte ſich wegen der betäubenden Glocke über unſern Köpfen nur pantomimiſch äußern.

Aber man kennt Venedig nicht, wenn man nicht auf dem Campanile war — hier iſt das Regiſter des großen Meeresbuchs. Wie Kriegesſchaaren von ihrem Feinde, dem Meere gedrängt, ſtürzen ſich die Häuſer zuſammen. Padua ſteht hinten auf, und von den andern Seiten eilt die Adria in hohen Wogen herbei. Der Wind flog wie ein übermüthiger Bube draußen im Meere umher, ich ſah zum erſten Male einen Sturm. Die tollen Beſchreibungen der Romantiker, welche ich immer kopfſchüttelnd geleſen hatte, waren vor meinen Augen, wie die Berge wälzten ſich die Wogen herein nach dem dunkeln Hafen, eine falbe Wolke flog vor die Sonne, die Glocke donnerte unausgeſetzt, meine Nerven bebten und ich ſchrie aus Leibeskräften, die Republik ſei in Gefahr.

Kein Menſch hörte mich, unten auf dem Marcus gingen die Menſchen ſtill und friedlich ſpazieren.

„Det ſind unanjenehme Affecte“, ſagte der Berliner, als er ſich unten eine neue Mütze gekauft hatte. Aber trotz dem mußten wir ihm noch ins Arſenal folgen. Mit beiſpielloſer Gefälligkeit führte uns ein öſterreichiſcher Officier umher. Man findet nirgends mitunter eine ſo charmante, humane Dummheit als in Oeſterreich. Die Beſchränktheit iſt da ſo naiv, ja man möchte ſagen, ſo liebenswürdig, daß man ihr nicht böſ' werden kann. Die öſterreichiſche Beſchränktheit iſt ſogar immer bereit, zu lernen und ſich zu erweitern, der echte Oeſterreicher iſt ſo durchdrungen von ſeiner Einfalt, daß man ihr nimmer böſ' werden kann. Der Preuße geberdet ſich ſo überaus verſtändig, daß man ihm aus dem Wege geht, der Oeſterreicher iſt beſcheiden, auch wenn er den in Rede ſtehenden Gegenſtand genau kennt und weiß, der Preuße iſt unverſchämt auch wenn er nichts davon weiß.

So ſtand der Berliner neben dem öſterreichiſchen Officier, welcher uns im Arſenal herumführte. Der Officier war ſeit ſeinem ſechzehnten Jahre Unterlieutenant, und das war über ein Jünglingsalter her, aber er war doch ſehr zufrieden mit ſeiner Carrière. Ich habe mit Erſtaunen dieſen Mann betrachtet.

Aus dem venetianiſchen Arſenale wird nicht viel Tapferkeit hervorgehen, es iſt ein zwar endlos großes, aber leeres unmächtiges Ding. Schrecken und Krieg macht munter, ich wurde ſchläfrig und langweilig unter jenen kriegeriſchen Umgebungen. Der kleine Bucintoro wird wie ein Aff gewieſen, und ſie arbeiten hie und da an Schiffen; ich glaube aber, es wird nie eins fertig. Linienſchiffe dürfen ſie nicht bauen. Das Intereſſanteſte waren mir die Waffen der letzten Romagnolen, welche unter Zucchi nach der Julius-Revolution einen Aufſtand verſuchten. Die neuen

Italiener ſtehen in dem Rufe, gut laufen zu können, und jene Vorfälle haben ſie um den letzten Reſt von Kriegsvertrauen gebracht. Sogar die beſcheidenen Oeſterreicher erlaubten ſich's, witzig zu ſein, als ſie zu ihrer Bekämpfung auszogen, und riefen den beſorgten Zurückbleibenden zu: Wir ziehen ja ins Land der Feigen! Ich wiederhole es, daß auch ich ſie für eine depravirte Nation erachte, aber über die Action der Zucchianer bin ich etwas anderer Meinung geworden, als ich ihre Waffen im Arſenal zu Venedig ſah, und die Erklärung des Unterlieutenants hörte.

Klein und groß lagen ſie durcheinander, wie ſie ihnen im Augenblick der Noth in die Hände gefallen waren. Der größte Theil war altes verroſtetes Geräth, wie es in den Winkeln unſerer Bodenkammern zu finden iſt, und zerſchlagene Vogelflinten, zerbrochene alte Haudegen und Meſſer erzählten mehr von einem verzweifelten Handgemenge, als voreiliger Flucht. Dieſer Triumph im Arſenal ſah eher darnach aus, als hätten ſich die Leute mit leeren Händen geſchlagen, und als ſei mehr ihre Anzahl als Tapferkeit jämmerlich geweſen. Mit großer Unſchuld zeigte man uns rohe, ungeſchlachte Piken, welche in aller Eil zu Rimini gemacht worden waren, um das Volk zu bewehren, und fand nichts daran als ſoldatiſche Uncultur. Hinter dieſen volksſouveränen Piken lag aber mehr, als ich in Italien erwartet hatte.

Zucchi ward bekanntlich auf dem Meere von einem Landsmanne gefangen, und der ungeſtüme Greis von ſechsundſiebzig Jahren harrt jetzt auf der Feſtung ſeines Todes. Den Namen ſeines wackern Landsmanns hab' ich nicht aufgeſchrieben.

Italien und Deutſchland ſind Genitivſtaaten Europas, ſie ſind wie der Anfang eines Wortes, und ihre Revolutionen werden nur in Paris gemacht, vor den Tuilerien und in den Tuilerien. Ludwig Philipp war für die revolutionären Parteien beider Länder eine größere Niederlage, als die Treffen bei Forli und in den Straßen von Frankfurt.

Im Hafen von Venedig liegt eine öſterreichiſche Fregatte, das Wachtſchiff, der italieniſch-öſterreichiſche Beobachter. Er ſpricht alle Tage nur ein Wort, des Abends um halb Neun löſt er einen donnernden Kanonenſchuß, und der ganze Norden von Italien muß dieſe Sprache verſtehen. So lange man darauf keine paſſende Antwort weiß, ſo lange wird die Ordnung von 1813 nicht geſtört werden. —

Jott — ſagte der Berliner, als wir auf dem Marcus ankamen — det war een lehrreicher Amüſementsdag, aber och des Verjnigen wird eenem ſauer. Was duh ich mit der Jeſchichte! Es is wahr, de Jeſchichte is nitzlich, det ſehen wer an de Jeſchichte von Friedrich dem Jroßen un an de Jeſchichte von de Pompadours, wo die Damens den Kuchen rinner ſteckten — aber de Jeſchichte bleibt doch immer blos eene Jeſchichte, was man ſo ſajt, eene Wiſſenſchaft, eene Idee — eene, nu ja, eene Idee; — ſehn Se, für de Begebenheten un Ideen hier uf'm Marcus, jiebt mich, ſoll mir Jott ſtrafen, keen vernünftiger Berliner etwas Warmes in'n Leib, und wenn ick daran denke, denn bin ick gleich wieder unjlücklich. Wahrhaftigen Jott, ich bin een ehrlicher Mann un een Patriot obendrin, aber des italieniſche Freſſen ruinirt mir. Jotte, Jotte, nich eene Carbonade, eene unſchuldige Carbonade können ſe machen ohne det jottvergeſſene Bohmöl, et grault mir im Magen, wenn ick man dran denke — und nun compenſiren Se, Herr Landsmann, wat duh ick mit der Jeſchichte? —

49.

Adria.

Ich habe mich immer umgeſehen in Venedig nach den Banditen, von denen die Leute ſo viel geſchrieben haben, aber umſonſt. Die Bildung zerſtört all ſolche intereſſante Claſſen, die Bildung und die Polizei. Es iſt in Ober-Italien auf das Strengſte verboten, Waffen bei ſich zu führen — es mag noch Bravos in Venedig geben, aber ſie haben keine Dolche mehr.

In der Merceria hab' ich einmal einen jungen Mann geſehen in echt venetianiſcher Dolchwuth. So etwas hatte ich nicht für möglich gehalten, und ich ſah jeden Augenblick aus jeder Taſche, aus jedem Finger zehn Dolche ſpringen. Es war ein Zuſtand, dem ich ſelbſt einen Ausweg wünſchte, die Wuth hob den kleinen Mann vom Fußboden auf. Der Deutſche zürnt oft ſchnell und donnernd, aber der Italiener haßt plötzlich und lebensgefährlich.

Faſt alle neueren Erfindungen der Cultur gehen dahin, die Individualität zu vernichten, nur die moderne deutſche Poeſie der Proſaiſten und hie und da auch die neue franzöſiſche Schule ſucht ſie zu retten: ſie coquettirt, um durchzudringen, mit der Dreiſtigkeit des Individuums. In Italien kann ſie ihre Studien machen. Es iſt der liebenswürdigſte Zug der Italiener, daß ſie jede Perſönlichkeit gewähren laſſen — der gewöhnlichſte Burſch in Italien iſt ein Selbſt, und auf der Riva der Slavonier in Venedig findet man heut noch die trefflichſten Shakeſpeare'ſchen Geſtalten. — Der Schiffer, welcher uns zum Dampfboote fuhr, beſaß eine ſehr fatale Individualität: er ſpielte mit uns das tollſte Hazardſpiel. Es war der äußerſte Termin, die letzte Viertelſtunde, um aufgenommen zu werden am Vapore. Das wußte der Gondolier vortrefflich, und mitten im Baſſin legte er das Ruder hin, und erklärte, nicht weiter zu fahren, falls ihm nicht das beſprochene Fährlohn doppelt ausbezahlt würde. Zugeſtanden. Nach einer Minute verlangte er das Dreifache, nach zwei Minuten das Vierfache. Wir konnten nichts thun, als ihn ins Meer werfen, und dann kamen wir zu ſpät. Er verzog keine Miene dazu, als ich über das Gondelhäuschen klettern, und die Execution beginnen wollte. Es war ein ſchwarzer Abend, die Lichter ſchimmerten unheimlich von der Piazetta und der Riva der Slavonier herüber und glitzerten geſpenſtiſch hie und da über das Waſſer ins Banditen-Antlitz des Gondoliers. Die Machtloſigkeit gegen jene Willkür der Marcusherren war mir nie ſo ſchmerzhaft eingedrungen, als in dieſem Augenblicke, wo ſolch ein ſchuftiger Fährmann Fangball mit uns ſpielte.

Wir verſprachen ihm Alles, und als die Gondel im letzten Momente der noch erlaubten Friſt an den Vapore anlegte, und der Schuft nicht mehr entrinnen konnte, da gab ich ihm den vom Haus aus bedungenen Lohn, und zog ihm für das Uebrige einen Hieb über den Buckel. Und er? — er lachte und bettelte um eine Kleinigkeit, und fuhr ſingend von dannen. So wunderlich ſind dieſe Käuze.

Das Dampfboot war ſehr voll, und wir fanden mit Mühe auf einigen Tauen ein Plätzchen. Es begann das Räderwerk ſeinen Lärm unten am Bauche des Schiffs, wo die Schaufeln vom Dampfe gedrängt ſchlürfend in die Wellen greifen, und immer weiter zurück flog das nächtlich flimmernde Venedig, das des Nachts ausſieht, wie eine fabelhafte Lufterſcheinung mit hin- und herfliegenden Sternen. Das Meer iſt noch weit hinaus ruhig, und wirft nur die kleinen Hafenwellen, ſo groß iſt der Einfluß der Murazzi. Dieſe Murazzi ſind die koloſſalſte Erſcheinung Venedigs, rieſenhafte Steindämme, welche tief ins Meer hinein errichtet ſind. Sie ſollen ſchon zu Zeiten der Römer begonnen ſein, und ſchützen die Stadt vor dem Eindringen des Meeres, ſie ſind die Garantie Venezias.

Plötzlich flog der Vapore hinab, hinauf — die Murazzis ſind zu Ende, hieß es auf dem Schiffe, die eigentliche Meeresfahrt begann mit allen ihren tragikomiſchen Zuſtänden. Ich war zum erſten Male auf dem hohen Meere, wo bei friedlichſter Ruhe die Wogen fortwährend geſchäftig auf- und niederrollen, jene ſtille Schwermuth des Magens, jene lebensmörderiſche Sehnſucht der Seekrankheit kam denn auch alsbald über mich, indeſſen hatten die Meeresgötter ein Einſehen, da ſie meine Bereitwilligkeit erkannten. Ich habe nie eine Tapferkeit ſo bewundert, als in jener Nacht die Tapferkeit der Seehelden —

man erzählt, daß Nelſon immer ſeekrank geweſen ſei. Der Mann muß eine geiſtige Courage beſeſſen haben ohne Gleichen, denn es giebt keinen ähnlichen, eben ſo niederſchlagenden, entmuthigenden Zuſtand des Körpers als den der Seekrankheit. Ich weiß nicht, welche Organe in mir die Fähigkeit behalten hatten zu lachen, aber ich weiß, gelacht wurde in mir beim Anblick der Geſellſchaft, auf dem Verdeck und in der Kajüte. So müßten ſich die Alten den Orcus und den Zuſtand der Verdammten gedacht haben, wenn ſie Humor beſeſſen hätten. — Die entſchieden Unglücklichen, zu denen ich gleich von vornherein gehörte, ſind allerdings nicht komiſch, aber jene Menge, die wie Tantalus zwiſchen Furcht und Hoffnung qualvoll ſchwebt. So ſaßen meine alten Reiſegefährten, der Archivarius und Staroſt wie gequälte Schlachtopfer auf den Tauen, mit zuſammengekrümmten Leibern, ſchmerzhaft dubiöſen Geſichtern, gefalteten Händen, mitten in jenem entſetzlichen juste milieu der Seekrankheit. — Die Matroſen ſpannten die Segel auf und eine Stange riß dem Staroſten die Mütze vom Haupte ins ſchäumende Meer, der Unglückliche ſprang in die Höhe, wollte ihr nach, ſpottend murmelte das Meer in ſeiner Finſterniß, und der Nachtwind flog drohend über des Beraubten Haupt.

Wenn ich nur gewußt hätte, wer vorn im äußerſten Winkel des Schiffes leiden mochte; unter einer breiten Decke bewegte ſich's krampfhaft hin und her, und ein alter Matroſe ſtand immer ſo theilnehmend dabei, und brachte Mancherlei herzu, und ſah unter die Decke, und war gar nicht Matroſe. — Dieſe bewegliche Decke hatte etwas Rührendes für mich. Bei all dem Jammer rings um mich her war ich neugierig. Ich ſtolperte indeſſen in die Kajüte hinab, und legte mich auf den Boden, da alle Bänke von Leidenden in Beſchlag genommen waren. Solch eine Kajüte iſt ein kleines Cholerahoſpital, die Spucknäpfe gehen herum wie Tabaksdoſen. Ein volles, ſchön gebildetes Weib wälzte ſich neben mir am Boden, ſie litt unausſprechlich, hatte ſich in der Angſt des Herzens die Haare und den Buſen aufgeriſſen, und ſtreckte die Hände flehend nach mir aus, als könnt' ich ihr helfen. Ich hatte ſelbſt alle mögliche Charakterſtärke nöthig, um nicht in die ſchlechten Manieren meiner Umgebung verwickelt zu werden. Das horizontale Liegen am Boden unterſtützt hierbei den Anſtand aufs Beſte.

Es war eine recht ſchlechte Situation. Das ſollte nun jenes geprieſene Meer ſein: der Himmel, in den ich ſah, war eine hölzerne Kajütendecke, das Unendliche um mich war jenes Krachen der Leiber mit dem fatalen revolutionären Tone, meine poetiſchen Gefühle glichen jenen unvergeßlichen Empfindungen meiner Kindheit, wenn mir zu beſſerer Leibesöffnung Sennesblätter eingeflößt worden waren. Ich erinnere mich nur, daß die Namen „Täuſchung — Kiekebuſch — Schweinigel — Schöpfung“ in mir herumwirthſchafteten, daß die Räder unter mir im Meere brauſten, und daß ich endlich wieder aufwachte. Die Lampen brannten düſter in der Kajüte, die kleine Treppe herab kroch ein grauer Tagesſchein, Alles ſchlief ringsum mit jenen leichenartigen, ſchmutzigen Geſichtern, und der ganze Raum hatte auch das Anſehen jener wüſten Studentenſtuben, wo man die Nacht vorher glücklich geweſen iſt. Die Leute mit fünf Sinnen nennen es wenigſtens ſo. Solche Räume ſind mir Kirchhöfe der menſchlichen Schönheit — ich raffte mich auf; das arme, ſchöne Weib lag noch neben mir, ihre aufgelöſten Haare waren auf meine Hand gefallen, ihre Augen und Lippen zuckten noch, als könne ſie auch der Schlaf nicht ſchützen.

Oben auf dem Verdeck war's noch mäuschenſtill, ſelbſt die Matroſen kauerten in den Winkeln, und ſchoben nur ein Augenlid in die Höhe bei meinem Geräuſch. Der Wind lag tief in den Segeln, der friſche, kalte Morgenwind, und fern an den grauen Himmelsrändern kletterte unſicher die Dämmerung über das Meer herauf. Zuſammengerollt wie Mantelſäcke lagen der Staroſt und der Archivarius neben den Tauen, ein buntes Tuch erſetzte jenem die verlorne Mütze, der Berliner bildete den Hintergrund der Gruppe — es flog ein Wüſtenbild durch meinen

Sinn: die Araber ſchlafen an das Kameel ſich lehnend auf dem Wege von Damascus nach Aleppo. — —

Ich lehnte mich an den Maſt, der Tag klomm immer höher, zum erſten Male trank mein Auge rings Meer, nichts als Meer, wornach es ſo lange gedürſtet hatte von Jugend auf. So wie die Ewigkeit, ein Ding ohne Anfang und Ende, konnt' ich immer das Meer nicht für möglich halten. Und beide ſind da, ich weiß es, aber ich denke nicht gern darüber nach, weil man dabei verrückt werden kann; ach wir kleinen komiſchen Menſchen, — es iſt der echte Humor Gottes, daß er uns ſo große Leidenſchaften gegeben hat.

Mein Magen war damals noch zu ſentimental, als daß ich mich hätte auf abſonderliche Meeresgedanken einlaſſen können, obwol ich mich ſehr darauf gefreut hatte. Das fühlt' ich aber: es iſt wunderbar ſchön auf dem Meere, und wenn Einem nicht eben übel wird, ſo ſind die Heldenthaten natürlich, die Schwingungen des Herzens ſind auf der See viel weiter, weiter, gewaltiger. Alle Landpoeſie iſt putzig neben den Meeresgedanken.

Welch ein Stolz gleitet auf den häuſerbreiten Wellen einher, und das Waſſer der Adria iſt wirklich blau, rein-blau, zauberhaft blau wie ſtrotzender blauer Taffet, aus welchem die Brautkleider geſchnitten werden. — O, du geheimnißvolle blaue Adria, du Römerſee, wie großartig flutheteſt du mir den Abſchied Italiens, wie ganz gehörſt du zu Italien! Auf dir iſt Cäſar geſchwommen und Diocletian und Lord Byron!

Bald nach der Morgenſonne ſtiegen die illyriſchen Küſten aus dem Meere. Es war ein purpurgoldener Morgen, die Poeſie flog an dem fernen ſteilen Geſtade mit leuchtenden Kleidern hin und her.

Ade, Italien, ich werde wiederkommen, du dunkles, ſchönes Weib, um deine nackte Bruſt zu küſſen, und nur Hiſpania werd' ich mehr lieben.

An einer Bergesbucht lief Trieſt in die Höhe, pfeilſchnell ſchoß der Vapore darauf los. Es war ein heißer Morgen, als wir landeten, ich ließ meinen alten Matroſen nicht aus den Augen, er hatte fortwährend Kaffee unter jene geheimnißvolle Decke prakticirt, jetzt erſt hob er ſie — ein garſtiges altes Weib kam zum Vorſchein, deren ſchwarze Haare wüſt über das braune Antlitz hingen. Erſchreckt ſprang ich ans Ufer — Trieſt, das war ein ſchlimmes Omen.

50.

Trieſt.

In Trieſt hab' ich eigentlich nichts geſehen als Steine, Geld, noch einmal Steine, Geld und Kaufleute und Waſſermelonen. Das ſind meine herben Erinnerungen aus dieſer Stadt, der proſaiſchen Ueberwinderin Venedigs. Dieſe beiden Städte repräſentiren unſere heutigen Lebensverhältniſſe: dort drüben ſteht der ſtolze Nobile mit einem magernden vornehmen Geſichte, ſein Rock iſt nach der vorletzten Mode, und die Farbe verſchießt, hier aber neben uns ſteht der übermüthige Kaufmann mit dem fetter und fetter anſchwellenden Geſichte, ſeine modernen, feinen Tuchkleider dehnen ſich aus, ſeine Uhrgehänge quellen ſtrotzend über den Unterleib hervor. Venedig iſt die magere ägyptiſche Zeit, Trieſt die fette. Umſonſt iſt jenes endlich auch zum Freihafen gemacht worden, es war zu ſpät; die junge vom Berge herabrollende ſteinerne Stadt hat Beſitz genommen von der Adria, die Levante ſteigt jetzt in Trieſt ans Land, man verhöhnt den venetianiſchen Hafen neben dem weiten, tiefen Trieſtiner.

Es werden nicht zehn Jahre ins Land gegangen ſein, und wir werden uns nach den alten Ungezogenheiten des Geburtsadels ſehnen, wir werden nach den vergeſſenen adeligen Lächerlichkeiten ſchmachten. Sie affectirten doch ein höheres Kriterium, ſie coquettirten doch mit Poeſie und nobler Geſinnung, es war doch eine Art Anſtand in der Maskerade. Die Induſtrie überfluthet Alles, und in Kurzem muß jeder Menſch eine Art von Kaufmann ſein. Es concurrirt Alles nach den Regeln der Addition. Wer einen Louisd'or mehr hat, iſt einen Louisd'or mehr werth. Das Geld ſiegt vollſtändig — wir müſſen mit allen Händen arbeiten, irgend noch ein edles Gefühl in Cours zu erhalten.

Das iſt mir Alles mit der ſteinernen Stadt Trieſt aufs Herz gefallen — ich hätte zwar noch einige andere grüne Erinnerungen aus einem ſtolzen glatten Hauſe am Hafen, ich muß mich aber erſt beſinnen, ob ich Alles verrathen darf. Ich kam aus dem Meere, ſalzgeſtärkt und erfriſcht wie ein Seeprinz, da bewegte ſich oben im zweiten Stock jene lichtgrüne Jalouſie, und es flogen griechiſche Locken und Augen herunter — — ich werde mich beſinnen.

Es giebt viel griechiſches und türkiſches Weſen in Trieſt, und das Volk redet ein ſo corruptes Patois, daß Einem türkiſch zu Muthe wird. Zwiſchen italieniſchen Brocken wälzen ſich ſtockfremde Sprachfiguren einher, die Gott weiß in welcher aſiatiſchen Wüſte groß geworden ſind. Die ganze Stadt iſt mir wie ein Jahrmarkt erſchienen an der Grenze eines fremden Welttheils. Die Geſchäfte werden aber alle in Gold gemacht, und die pauvren Illyrier, welche die wohlfeilen Waſſermelonen ausſchreien, erinnern an das Treiben bei einer Farobank, wo Einer nach verlornen Goldſtücken ein Glas Zuckerwaſſer commandirt. Alle Häuſer ſind von kaltem, zweifelloſem Stein, alle Straßen ſind mit ſolchen Quadern gepflaſtert, es ſieht Alles ſo trocken, aufgeräumt kaufmänniſch aus, als wäre die ganze Stadt ein Waarenſpeicher, und die Straßenräume ſeien nur eben zufällig leer. Eine tödtlich ſolide Kaufmannsſtadt, ich habe nicht eine einzige Blume geſehen.

Ich ging in ſtiller Mittagshitze die langen weißen Straßen hinauf nach der Poſt — an jeder Ecke fühlte ich nach meinem Geldbeutel, denn Trieſt ſieht ganz ſo aus, als müßte man gleich

Galeerenſklave werden, wenn man ſeinen Geldbeutel verliert. Man ſpricht nicht, man zahlt blos.

Die alte Stadt mit einem illyriſchen Bettelgeſicht, kriecht höher nach dem Berge hinauf um das Caſtell her, ignorirt von den neuen ſteinernen Fremdlingen. Hier kauert auf einem Kirchhofe das Denkmal Winkelmanns, der in Trieſt geſtorben iſt. Bis 1833 hat man herumbetteln müſſen in Deutſchland, eh' es zu Stand gekommen — Trieſt mit ſeinen reichen deutſchen Kaufleuten, Deutſchland mit ſeinen reichen Verehrern von Literatur und ſchöner Kunſt verläugnen ſich nirgends. Schon Seume hat für dies Denkmal geſammelt. —

Das jetzige Trieſt iſt das Werk des Kaiſers Caroli VI. Auf der Piazza della Borſa ſteht ſein Bild. Es hat mich erquickt, weil es das einzige Zeichen iſt, daß dieſer kalte Reichthum doch nicht völlig iſolirt ſei von aller menſchlichen Geſchichte. Stolz lächelt daneben die weiße Borſa, natürlich das beſte Gebäude der Stadt, nach dem kleinen Kaiſer hin.

Ich fühlte mich ſo dürr und ausgetrocknet in dieſem lautloſen Reichthume, ich brauchte jenen guten alten Gott, welcher die grünen Wälder und ſchwatzhaften Flüſſe geſchaffen hat, und nirgends, nirgends war er zu ſehen. In ſolch einer Handelsſtadt müßte man von vornherein ein Spitzbube werden, um die Proſa auszubeuten, und etwas unberechenbare Poeſie zu erzeugen. Ich ging nicht, ich ſtürzte hinaus nach dem Meere, und in den weichen Armen der Adria fühlt' ich erſt wieder, daß ich noch in derſelben alten Schöpfung Gottes ſei, wo es Gefühle und Freuden giebt. — —

Es war tiefſinſterer Abend, als ich im Eilwagen am ſteilen Gebirge hinauffuhr, woran Trieſt ſich lehnt. Ich war nicht mehr begleitet vom Staroſt und Archivarius, erſt in Wien wollten wir uns wieder treffen, es ſaßen drei Menſchen mit mir im Wagen, von denen ich keinen Begriff hatte, ich hatte noch keinen Zipfel von ihnen geſehen, und ſie regten ſich auch nicht.

Der Wagen fuhr langſam, weil es ſteil aufwärts ging, und ich legte mich bequem ins Thürfenſter, um in friſcher Abendluft zu träumen von den wunderlichen Dingen auf dieſer Erde, wie ich wiederum über ein Gebirg führe, um das Glück dahinter zu ſuchen, nach welchem ich ausgefahren von Jäſchkowitz im Lande Schleſien. Ach, es waren auch noch immer nicht die Pyrenäen, es waren unbekannte illyriſche Berge, und man hatte mir ſogar erzählt, zwiſchen dieſen Gebirgen bis Laibach hinunter wimmle es von illyriſchen Räubern. Sie ſaßen am Ende ſchon bei mir im Wagen und ließen mir nur noch ein wenig Muße zum Schwärmen in der ſchönen Nachtluft. Gott weiß, was ſie für eine Sprache redeten, und auf welche Weiſe man ihnen einige menſchliche Vorſtellungen machen könnte.

Es war ſo heilig räuberiſch ſtill auf der hohen illyriſchen Gebirgsſtraße, ich war wirklich todeseinſam, und dachte an meine Mutter, die immer fürchtete, es würde was Beſonderes aus mir werden. Wenn man mich hier todtſchlug und in eine Schlucht warf, ſo erfuhr ſie nie, was aus mir geworden ſei, und das beunruhigte mich — da öffnete ſich ein wunderbares Schauſpiel meinen Blicken: Weit, weit unten in der ſchwarzen Nacht ſprangen tauſend Lichter in die Höhe, und plötzlich erſchien ein dichter compacter Feuerſchein, als thue ſich die Geiſterwelt da unten auf. Neugierig kam auch der Mond dazu, und da ſah ich's auf einmal, da erkannt ich's an ſeinen im blaſſen Licht zitternden Wellenſpitzen, das dunkle in der Nacht ruhende adriatiſche Meer. Es iſt eine alte Sage von den Liebſchaften des Mondes mit den Meereswellen; ſie mochten nicht glauben, daß ihnen da hoch oben Jemand zuſehen könnte, ich hab' ſie belauſcht und weiß Dinge zu erzählen, Dinge, die manchem ſtillen, meerestiefen Mädchen den Schlaf ſtören könnten.

„Schaun's, do is Trieſt noch 'mol, und Leichtthurm und die ganze Geſchicht", rief mein vis-à-vis.

Dadurch erfuhr ich zugleich, daß ich ruhig ſchlafen könnte, denn einen Spitzbuben mit öſterreichiſchem Dialekte weiß ich mir nicht zu denken. Ich erfuhr auch noch mehr von Trieſt: da unten, wo einſame Lichter brannten, ſeitwärts von der Stadt, wohnte jetzt noch ein Weib von jenem berühmten Geſchlechte der Pelopiden aus Corſica, eine Schweſter des ſeligen Kaiſers Napoleon, jene Carolina, die Gemalin Murat's, des berühmten Reitergenerals, welcher auch König von Neapel war. Es iſt bekannt genug, daß jener romantiſche Reiter, deſſen Straußfedern wir bei Dresden und Leipzig geſehen haben, einen unhiſtoriſchen Tod fand: er ward privatim erſchoſſen. Seine Frau, des Kaiſers Schweſter, ſtützte ſich auf Oeſterreich, und lebte zuerſt in der Nähe von Wien. Das ward aber nicht lange geduldet und ſie mußte nach Venedig gehen. Und auch von hier vertrieb man ſie wieder; jetzt beſitzt ſie die Villa Marzo in der Nähe von Trieſt, man nennt ſie in ihren Zirkeln Majesté, man ſpricht mit ihr von ihrem Bruder — auf der illyriſchen Küſte klingen die Dinge fabelhaft, wie ein Shakeſpeare'ſches Luſtſpiel — eine Schweſter Napoleon's! Das iſt doch wirklich was Beſonderes, der beſte Adel in Europa, da 's eine Schweſter iſt. Denn Napoleon's Bruder zu ſein iſt unbequem — —

Da war ich nun tief in Gedanken über das Unglück dieſer Pelopiden; das Haus des Tantalus iſt verwüſtet bis auf den Letzten: der Kaiſer ſtirbt jenſeits des Aequators an einer langweiligen Krankheit, an der ſchon ſein Vater geſtorben iſt, ſein ſchöner ſchlanker Sohn mit der ſchmalen lotharingiſchen Bruſt des Hauſes Oeſterreich ſtirbt unnapoleoniſch an der Schwindſucht, ſeine Brüder ſterben an der Vergeſſenheit, ſeine Schweſtern ſterben an dem kleinen, einſamen Privatleben, ſein Weib gebiert Kind auf Kind, nachdem ſie einen Napoleon geboren, ſein Schwager Murat, den nie eine Kugel traf, fällt unter ordinären Delinquentenkugeln, und ſeine alte Mutter mit dem geſpenſtiſchen Namen Lätitia kann nicht ſterben, ſie ſitzt zuſammengekauert da wie Hekuba im verbrannten Palaſte von Ilium. —

Die Lichter wurden immer kleiner, der Leuchtthurm mit dem Meere verſchwand, es verſchwand auch Trieſt. Es war mir mit dieſer Stadt wie mit einer Theaterdecoration gegangen: in der Nähe hatten mich die plumpen groben Striche angewidert, und in der Entfernung war mir der Reiz gekommen. Handelsſtädte und große Gelehrte muß man nur aus der Ferne anſehen, in der Nähe ſtören der Schmutz und die Tintenflecke.

51.

Von Trieſt nach Wien.

Zwei wieneriſche Weſen ſaßen mit mir im Poſtwagen, es war ein Männlein und ein Fräulein, wie Moſes ungalant ſagt. Das Männlein war ein reicher Bäckermeiſter aus Wien, jung von Jahren, glatt und ſchön von Antlitz, geſund wie ein Krebs. Er ſaß den ganzen Tag ſtill und rauchte ſo lange bis er was zu eſſen hatte, und aß ſo lange bis er wieder rauchte. Dieſer Mann ſtrotzte vor Wohlbefinden, und war viel zu ſchwer für eine Eilpoſt. Seine Schweſter war eine complete Schönheit, wie man ſie auf vielen berühmten Heiligenbildern ſieht — nicht die kleinſte Störung fand ſich an der ganzen Perſon, Alles war ſchön und regelmäßig und ohne Leidenſchaft. Man konnte darauf ſchwören, es ſei eine aufgenudelte Heilige, welche den Mund blos zum Eſſen und Beten, und die großen himmelblauen Augen nur zum Schlafen hatte. Sie war ein Typus jener langweiligen Heiligenbilder, die nur zum Anſehen auf der Welt ſind, und nur zu Bildſäulen und Ehefrauen taugen, nicht aber zu Gemälden.

So groß iſt aber die Macht der bloßen Formenſchöne, daß ich dies lebloſe Mädchen ſiebenzig Meilen lang immer mit Vergnügen angeſehen habe. Sie ſprach nur zuweilen, wenn ſie gefragt wurde Ja oder Nein, ihr Bruder ſagte auf der Tour von Trieſt nach Wien nur dreimal: „'s regnet holt wieder", einige Befehle in den Wirthshäuſern abgerechnet, die er den Kellnern gab. Der dritte Begleiter, ein alter Gouverneur irgend einer dalmatiſchen Feſtung, unterhielt ſich immer des Vormittags eine Stunde mit mir, während der übrigen Zeit ſchlief er. Täglich behauptete er des Morgens, eine ſehr große Aehnlichkeit mit Napoleon zu haben, „ſehr eine fotole Aehnlichkeit“, pflegte er zu ſagen. Man habe ihn ſchon einmal deshalb abſetzen wollen. Die Aehnlichkeit beſtand darin, daß er nicht groß war, ſchlecht Schach ſpielte, und ſeit vierzig Jahren an einem unerſättlichen Magenkrebſe litt. Eigentlich war er ein ſehr gebildeter Mann, er hatte ſich nur mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als die gewöhnlichen Leute von Bildung. So erkundigte er ſich bei mir, ob ich ihm nicht Aufſchluß über den „Harz“ geben könne, und was man ſich eigentlich darunter zu denken habe. Urſprünglich hielt er ihn für einen großen Berg in Curland, wußte aber nicht gewiß, ob er noch exiſtire. Seine zweite Erkundigung ging nach dem Herrn Marquis von Lafayette; von dieſem Herrn Marquis habe er ſprechen hören, ſo lange er lebe, und er habe nie etwas „G'wiſſes über ihn zu ſeiner Wiſſenſchoft mochen können“. — „Es muß ſehr ein ſonderborer Menſch ſein“.

Aber er hatte viele hundert Male bei der Frau Generalin Neiperg geſpeiſt, die einſt die Gattin Napoleon's war, und den König von Rom geboren hat, und viel tauſend Male beim Kaiſer Franz, die fatale Aehnlichkeit mit Napoleon war ihm nur immer im Wege geweſen. Den Napoleon nannte er immer einen unruhigen Mann, den jetzigen Gemal der Marie Louiſe aber ſtets einen „feinen Cavalier“.

Neiperg ſoll wirklich ein ſehr liebenswürdiger Mann ſein, obwol er kränklich und, wenn ich mich recht erinnere, lahm oder gelähmt iſt.

Ich werde mich immer eines Abends in Cilli erinnern, weil er dieſe Gegend aufs Beſte charakteriſirt. Wir ſaßen beim Nachteſſen in einem reinlichen, behaglichen Wirthshauſe, einige Notabilitäten der Stadt reihten ſich um den Gouverneur, und hofirten ihm auf das Unterthänigſte, das Geſpräch kam auf Carl X. und die Berry, welche ſich in Steiermark niederlaſſen würden, und die ganze Geſellſchaft zerbrach ſich den Kopf darüber, warum der König von Frankreich ſich ſo lange außer Landes aufhalte, ja ſich gar außer Landes niederlaſſen wolle. Pauſe. Eine Gerichtsperſon aus Cilli würde ſich erlauben, es Unrecht zu finden, wenn man ſo etwas über hohe Perſonen ſagen dürfte; es ſei eigentlich richtiger, wenn der König in ſeinem Lande bliebe. Da erhebt ſich unten am Ende der Tafel ein kleiner Cillicier, und murmelt ziemlich unverſtändlich, daß er dieſer Sache ſchon lange nachſpüre, und es müßte da irgend was vorgefallen ſein. Der König von Frankreich hätte Unannehmlichkeiten gehabt, und da ſei er verdrießlich geworden, und eine Zeit lang außer Landes gegangen, die Regierung hätte unterdeſſen ein Verwandter übernommen —

Dieſe Meinung wurde aber mit allgemeinem Unwillen verworfen, und der Redner wurde einer naſeweiſen Zeitungsleſerei beſchuldigt. Der Gouverneur ſagte: „Solche G'ſchichten gehn uns nix an“, der Bäckermeiſter trat ins Zimmer, und ſprach: „'s regnet holt wieder“.

Wir brachen auf. Die Cillicier wünſchten dem alten Gouverneur alles mögliche Glück zu ſeiner großen Carrière, und empfahlen ſich ihm namentlich, einer nach dem andern, der Gouverneur aber ſprach: „Schon recht, ſchon recht, wann ie nur nich die unong'nehme Aehnlichkeit hätt'“. — —

Durch das Murthal in Steiermark ging's immer weiter und weiter. Ich las, die ſchöne Heilige ſchwieg, der Bäckermeiſter rauchte, der Gouverneur ſchlief. Man ſpricht ſehr viel von der ſchönen Steiermark: ich ſah nur eine gewöhnliche halb gebirgige Gegend, die ewige Wiederholung einer halb reifen Natur. Aber es gedeiht hier ein ſchöner Menſchenſchlag, namentlich in Graz. Dort im Theater hab' ich jene Clauren'ſchen Mädchen gefunden, welche mit all den kleinen materiellen Schönheiten mit Grübchen und Roſen und allem ſonſtigen Detail verſehen ſind. Und Graz iſt wirklich der Ort, wo man das Vergißmeinnicht noch einmal leſen könnte, die Romantik iſt noch in arger, plumper Kindheit, und die Mädchen ſind curios verführeriſch.

Wir flogen mit der goldenen Sonne durch die ſtillen Waldberge. Ich bemerke hierbei, daß die Lobpreiſungen der ſteiriſchen Natur mehr die Alpen Oberſteiermarks angehen mögen, wohin die beſſeren Wiener ihre Sommerausflüge machen.

Gegen Abend ging es fortwährend bergauf, wir waren am Fuß des Sömmering, auf deſſen Gipfel das eigentliche Erzherzogthum Oeſterreich beginnt. Dort ſteht ein ſteinerner Obelisk, ein einſames Wirthshaus und dunkles Nadelholz, und von hier fällt der Weg ſteil ab durch dunkle Thalſchlünde in die öſterreichiſche Fläche hinunter. Es war dunkler Abend geworden, und einzelne Lichter blinkten hie und da aus den ſchwarzen Tiefen. Einſt ſind hier die franzöſiſchen Kanonen der großen Armee abwärts gedonnert zu den blutigen Schlachten an der Donau. Jetzt war mir's in der ſchweigſamen Abendruhe, als ſäßen unten in den verborgenen Schluchten des Sömmering, von wo die ſchüchternen Lichtlein heraufblitzten, jene künſtlichen alten Deutſchen, die nach dem Freiheitskriege in Deutſchland zum Vorſchein kamen, als hörte ich wieder jene myſtiſchen, dunkelkräftigen Vaterlandslieder Follen's, Schenkendorf's und Theodor Körner's, wie wir ſie zu Paſſendorf bei Halle geſungen hatten, als ſpräche mich wieder jener bärtige Bruder Studio in Lauchſtädt um eine Pfeiſe Tabak an, als ſei wieder jener fabelhaft deutſche Kaiſer der Mittelpunkt unſeres Lebens. Ich gab ihm damals die Pfeiſe Tabak unter der Bedingung, daß er meinem Candidaten, dem Könige von Preußen, ſeine Stimme ertheile — er winkt mit den Augen, drückt mir die Hand und ſchweigt und ſtopft. Ich hatte Deutſchland ein ſchönes Opfer gebracht, und war zufrieden; es war abgemacht, und ich ſchrieb's meiner Geliebten. Wo war ſie hin, jene in Begeiſterung gepferchte Jugend? Mit welchen andern Gedanken fuhr ich den Sömmering hinunter? Und in den Herzen meiner Begleiter war weder von jenen verſtorbenen Ideen, noch von den neuen eine Ahnung. Wunderliche Welt! Und ich ſelbſt dachte mir's geſpenſterhaft, wenn ſich da unten in kleinen Hütten die alten Deutſchthümler ihre langen Haare mit den Fingern kämmten, die ſtruppigen Bärte ſtreichelten, mit alten Morgenſternen das Kaminfeuer ſchürten, oder im Nibelungenbuche läſen, und zuweilen hinaushorchten in die todte Nacht, ob des alten Odin's Geſchrei über Deutſchland halle, und zum Aufbruch mahne.

Da war es plötzlich, als bewegten ſich die Lichter, und wahrlich, ſie kommen näher und näher das Thal herauf, es befiel mich eine Angſt, als bräche die Völkerwanderung herein — es waren aber brennende Laternen, die langſam den Berg herauffuhren, und auf den offenen kleinen Wagen ſaßen gefangene Polen mit verwilderten Schnurrbärten, die nach Trieſt und von da nach Amerika gefahren wurden. Drinnen in unſerm Wagen bekreuzigte man ſich vor dieſen Böſewichtern, die gleichgültig aus ihren kurzen Pfeifen rauchten. Weiter unten auf dem letzten Wagen ſangen ſie ein altes polniſches Nationallied, das fremd und wunderlich in die Tannenzweige des Sömmering flatterte. Unheimlich blitzten die Bayonette der öſterreichiſchen Soldaten, welche neben den Gefangenen ſaßen.

Raſch und unempfindlich rollte der Poſtwagen vorüber wie ein Jahrhundert neben dem andern. Als ich mitten in der Nacht erwachte, waren wir im flachen Lande, und hinter mir hörte ich den Bäckermeiſter zum dritten Mal ſprechen: „'s regnet holt wieder“.

Zum zweiten Male weckte mich die Morgenfrühe auf der Spinnerin am Kreuz, vor meinem Blicke lag ein glänzender Häuſerſee, und der Poſtillon knallte, der Conducteur ſagte mit befriedigendem Lächeln: „Schaun's, Euer Gnoden, dos is Wi-en“.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdrucker.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 15 Bänden.

9. Band.

Reiſenovellen II.

Die Bandomire.

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Reiſenovellen.

II.

Die Bandomire.

Von

Heinrich Laube.

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Reiſenovellen.

I. Wien. 1833.

Seite

1. Die Leopoldſtadt 1
2. St. Stephan 9
3. Sperl in floribus 15
4. Johanna 22
5. Nationales 28
6. Soldaten und Mädchen 38
7. Die Künſtler und die Frauen 42
8. Baden 47
9. Der Wiener Accent 56
10. Grillparzer 60
11. Beethoven und Kanne 66
12. Die Donauberge 71
13. Die närriſche Geſellſchaft 83
14. Florentin 88
15. Prag 101
16. Das böhmiſche Mädchen 107

II. Von Dresden in das ſchleſiſche Gebirge.

1. Dresden 114
2. Die ſächſiſche Schweiz 120
3. Die Heimat 132
4. Das Pfingſtſchießen 140
5. Der Marſch 145

Seite
6. Die Oder 151
7. Die deutſche Provence 154
8. Die commerſchirende Provence 159
9. Carl Schall 165
10. Die Saiſon in Gräfenberg 189
11. Die Gebirgsnovelle 204
12. Die Flucht durchs Gebirge 210

Die Sandomire 1

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Wien. 1833.

1.

Die Leopoldſtadt.

Die alte, gute Zeit! Das iſt eine Redensart, die von Jahrhundert zu Jahrhundert klingt, alles Vergangene iſt uns Autorität, iſt uns umkleidet mit epiſchem Reize. Es mag eine Entſchädigung der Gottheit für uns darin ruhen, daß wir Dahingeſchiedenes zum Genuß verarbeiten können, und zwar das Dahingeſchiedene jeder Art, auch das Kläglichſte; eine Entſchädigung für unſere mangelhaften Organe zu gegenwärtigem reellen Genuſſe.

Die alte gute Zeit und das alte gute Wien gehören zu einander wie ein Paar Eheleute. Bei dem Einen denkt man an das Andere. Es hat etwas Rührendes, mit welcher ängſtlichen Emſigkeit ſich die Wiener den Glauben zu erhalten trachten, es ſei bei ihnen noch die alte gute Zeit und Wien ſei und bleibe ewig unverändert Wien, wie es Wien geweſen vor fünfzig Jahren. Sie mögen ſich's kaum geſtehen, daß es hie und da an Geld fehle, daß ihr Leopoldſtädter Theater nicht mehr ſo beſucht ſei.

Es war ein ſonnenheller Nachmittag, als ich die Jägerzeil entlang ſtrich, um den Prater zu ſuchen. Dies iſt der Weg der großen Praterfahrten, bekannt und berühmt durch Bilder und Erzählungen. Die Straße iſt ſo breit, ſtattlich und gerade wie keine andere in Wien, hier fährt der Kaiſer am Oſtertage mit ſechs Schimmeln, und die reichen Cavaliere aus Oeſterreich, Ungarn und Böhmen ſuchen und ſtudiren ein Jahr lang nach ſchönen Pferden und Wagen, nach glänzendem Riemzeug und blitzenden Livréen, um ſich auszuzeichnen auf der Praterfahrt am Oſtertage. Erinnert das nicht an unſere kindliche Jugendzeit, wo wir keine größeren Sorgen kannten, als die für Frack und Hoſe, welche wir an einem Feſttage ſpazieren tragen, für die Buſenkrauſe und die grüne Tuchnadel, mit welchen wir prahlen wollten! Harmloſe Jägerzeil! Von einem Oſtertage zum andern erzählt ſie, was die Eſterhazy'ſchen Stuten für Sielenzeug getragen — homeriſches Wien!

Die Fahrt nach Longchamps von Paris iſt etwas Aehnliches, man fährt im Londoner Hydepark und Regentpark, zu Berlin unter den Linden auch mit ſchönen Equipagen ſpazieren, aber wo iſt an dieſen Orten ſolch kindliches Intereſſe an Buſenkrauſe und Riemzeug! Die Leute mit ihren Gedanken ſind dort Hauptſache, nicht mehr die Pferde mit ihren ungariſchen Troddeln.

Homeriſches Wien! Die Pferde vor Achills Wagen gelten auch für beneidenswerth, weil ſie hiſtoriſch geworden ſind.

Vielleicht geht es mir nicht allein ſo, daß ich mich bei aller Schönheit, die entgegentritt, in der Iliade doch immer wie in einer verſtorbenen Stadt befinde — ſo damals, wo ich in den Prater hinauswandelte. Man muß ſolche Orte nur in ihrem Lüſtre ſehen, ſie gleichen Theatern, die man nicht am Tage betrachten darf, um nicht aller Illuſion baar zu werden. Ein ſtiller, öder Park mit einer verwirrenden Straßenmenge lag vor mir, als ich aus der Stadt hinauskam. Ein dünnes Harfengeklimmer drang aus einer der vielen Boutiquen, die zerſtreut unter den Bäumen umherliegen; ich ging ihm nach, an einzelnen pauvren Spaziergängern vorüber, die mehr des Bettelns als des Spazierens wegen promenirten. Würſtchen, eine vergelbte, wie altes Pergament verwiſchte Harfeniſtin, eine unbehagliche

Sommerkneipe und was dazu gehört, fand ich auf — ach, fragte ich ärgerlich, wo iſt denn eigentlich der Prater?

Ew. Gnoden ſein's recht ſpoßig — war die Antwort; — Se ſein's jo im Proter!

So trockene Sonne, ſo unerſprießlichen Schatten, ſo magere Welt hatte ich freilich nicht erwartet — der Wiener geht nur an den großen Pratertagen hinaus; für gewöhnlich iſt nicht viel mehr als aufgekratzte Miſère im Prater zu finden. Und ich mußte nun den weiten Sonnenweg durch die Jägerzeil zurück machen ohne Eſterhazy'ſche Pferde. Wahrlich, der berühmte Prater hatte ſich mir ſchlecht empfohlen.

Um den Anfang des Leopoldſtädter Theaters abzuwarten, machte ich eine Station im erſten beſten Kaffeehauſe — was man Kaffeehaus nennt, das iſt in Wien zu Hauſe. Sie nennen's Caffèhhaus. Kaffeetrinken, Billardſpielen, Tabakrauchen iſt nationale Beſchäftigung, und 's iſt ein wahres Glück, daß Herr von Cotta ein ſo gewandter Mann war, für die „Allgemeine Zeitung" Erlaubniß zu bewahren, ſonſt verſtopfte man in dieſer Nationalität. Sie iſt aber überall zu finden, dieſe Zeitung mit ihrem koloſſalen Abſtande als bedeutendſtes deutſches Journal neben den unbedeutendſten öſterreichiſchen Blättern, die auf der weiten Welt nichts zu thun haben, als Anekdoten zu erzählen und Schauſpieler, und Gott und die Welt zu loben. Glückliche Leute, dieſe öſterreichiſchen Journaliſten, ſie dürfen ſich durchaus nicht ärgern, leben im Stande der Unſchuld, und glauben an die Intereſſen ihres Lebens.

Man treibt jener ſtatiſtiſchen Wichtigkeit halber auch vielfachen Luxus mit den Kaffeehäuſern, und es giebt unter Andern ein ſogenannt „ſilbernes". Indeſſen iſt nicht das Haus von Silber, ſondern nur das Kaffeegeſchirr.

Als es Abend ward, machte ich mich auf, das berühmte Leopoldſtädter Theater zu ſuchen. Was hatte ich nicht alles davon gehört! Einen Saal des unauslöſchlichen Gelächters, der unerſchöpflichen Volksluſt, der behaglichſten Wiener Lieder und

Geſichter und Mädchen dachte ich zu finden, denn das Wort „Leopoldſtädter Theater“ bedeutete immer ſo viel als „Vergnügen ohn' Ende!“

Die Leute wieſen mich immer nach einem kleinen hervorſtehenden Gebäude hin, wenn ich nach dem Wege fragte, ich ſteuerte darauf los, und obwol mich die Stille des Eingangs frappirte, ſo trat ich doch hinein. Den bejahrten Mann, welcher mir hinter der Schwelle begegnete, würde ich ohne Leopoldſtädter Trunkenheit überall für einen Küſter gehalten haben, diesmal fragte ich ihn aber, ob ich hier ins Theater käme. Mit einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Lächeln ſagte er, dies ſei die Kirche, aber das Theater ſei dicht daneben. Ich bat erröthend um Entſchuldigung, er verſicherte mich aber, es ſei ſchon Manchem ſo gegangen, und zu einem guten Staate ſei Kirche und Theater nothwendig, der Spectakel in Europa rühre jetzt eben daher, daß man in dieſem Lande nur das Eine, in dem andern nur das Andere haben wolle, oder die richtige Nachbarſchaft nicht treffen könne. „Iſt Ew. Gnaden eine gute Priſe gefällig?“ ſetzte er hinzu, und ich kann wahrhaftig nicht ſagen, ob der Mann mehr oder weniger als ein Küſter geweſen iſt.

Das Leopoldſtädter Theater iſt wirklich ein kleines, fideles Häuschen, bürgerlich, ordinär, ein Häuschen, wo Einem die Frage einfällt, ob nicht das ganze Ding nur zum Spaß errichtet ſei, zu einem Modell für ein wirkliches Theater, das man nur einſtweilen benutzen, und ſpäter dem Zufall, den großen Kindern und ſeinem Geſchick überlaſſen will. Ein beliebtes Singſpiel war angekündigt, ich glaube: „Die Liebe auf der Alm“, aber der kleine Raum war dürftig beſetzt, und das dünne Völkchen war ſtill und artig; ein dicker Mann, der neben mir ſtand, ſprach von Steuern und Abgaben. Pfui! das alte Wien, das echte alte Wien, Wien aus der alten guten Zeit weiß nichts von Steuern und Abgaben; am wenigſten im Leopoldſtädter Theater. Wirklich, mit der Diſcuſſion kommt auch das graue Mißbehagen unter die Völker; wenn's irgend anginge, ſollte man ſie ihnen erſparen; die Liebe weiß nicht von Liebe zu ſprechen; das Glück definirt ſich nicht; die Unſchuld ſpricht nicht — ja, lieber Gott! kann denn aber noch von Unſchuld die Rede ſein nach Muhamed's, nach Voltaire's Tode, nach dem höchſten Weſen in Paris, nach den Staatsbanquerotten, nach Erfindung des Simonismus und des Börſenſpiels?

Kurz, der Wiener ſprach auch von Steuern und Abgaben, und es war mir überraſchend genug, als er ſagte: Schaun's, da kommt der Wenzel Müller, der iſt noch aus der alten guten Zeit. —

Wenzel Müller, der „Die Schweſtern von Prag" componirt, den „Schneider Kakadu", dieſen Liebling meiner Schuljugend, in Noten geſetzt hat, dieſer alte Wenzel lebt noch!

Jo, ſchaun's nur, wie er ſich umſchaut!

Es war ein freundliches altes Geſicht mit freundſchaftlichen, alltäglichen Gedanken; das Haupt war mit der Würde eines liebenswürdigen Alters, mit weißem Haar umfloſſen, und der Kleine nahm ſeinen niedrigen, demokratiſchen Präſidentenplatz ein, ergriff ſein kleines, bürgerliches Tactirſtöckchen, lächelte links, lächelte rechts zu ſeinen Muſikanten, als bäte er ſie um Erlaubniß, anfangen zu dürfen, und begann endlich ſeine Leopoldſtädter Ouverture, als wenn er ſeinen Collegen, den Wiener Vorſtädtern, ein kleines Geſchichtchen erzählen wollte von „g'ſpoßigen Leuten, die a recht gutes Herze hoben".

Unter ſolchen Auſpicien gewährte die überaus einfache Muſik, Muſik mit kindlichen, anfänglichen Melodien, ohne Duft, Zauber und Romantik, mit gutmüthiger Trivialität und friſchem anſpruchsloſem Herzen verſetzt, einen ganz angenehmen Eindruck, und es ward mir ganz behaglich, zumal ich hinter mir merkte, wie ſich das Häuschen mehr und mehr fülle und ſeine naive Zufriedenheit ausſpreche über Wenzel Müller's unſchuldige Melodien.

Sie ſind wirklich noch aus der Zeit der Unſchuld und des alten Wien. Guter Wenzel, heute, im Herbſte 1835, leſe ich, daß du geſtorben biſt! — Wie öde mag's in der Leopoldſtadt ſein, wo dein weißer Kopf, deine bewegliche Hand, dein glückliches Lächeln fehlen. Ich weiß nichts von dir als jenen Abend und einige Melodien, aber ich will dein ganzes Leben erzählen, wie du dein Seidel Wein getrunken, einem hübſchen „Maderl" die Backen geſtreichelt, Mittag beſten Appetits gegeſſen, kleine Nelkenſtöcke gepflegt, einen geblümten, warmen Schlafrock getragen und jeden Menſchen freundlich behandelt haſt, ſelbſt den gelben, leberkranken Nachbar, der die Muſik nicht leiden konnte.

Auch die Leopoldſtadt liegt im Sterben: man könnte ſagen: vielleicht nur darum, weil es an Talenten fehlt, aber es mag wol tiefer liegen. Auch die Leopoldſtädter fangen an, über den Stand der Unſchuld hinauszublicken. Ihr beſter Komiker, der bekannte Schuſter iſt unbeſchäftigt. Die Krones iſt freilich geſtorben, jenes wunderbare Talent der Gemeinheit, welches das Unanſtändige mit Grazie und Zauber producirte, jenes ſchöne Mädchen mit ſchönen Augen und ſchöner Stimme, mit der ärgſten Wiener Liederlichkeit und der größten Wiener Liebenswürdigkeit, die Krones iſt todt; ſie iſt geblieben; ein Soldat der rüſtig focht bis auf den letzten Mann. Keine hiſtoriſche Perſon wird in Wien ſo betrauert wie dies Weib, die Leopoldſtädter berufen ſich bei etwaigen Anklagen auf dies Mädchen, wie die Bonapartiſten auf Napoleon. Wien iſt diejenige Stadt, wo es noch Zeit und Raum genug giebt, hiſtoriſche Erſcheinungen aller Art breit und ſattſam zu würdigen.

Und ſie iſt freilich nicht erſetzt worden: Mlle. Jäger giebt ſich Mühe, mit Fleiß, Dreiſtigkeit und Talent etwas Aehnliches darzuſtellen, und ſie reuſſirt auch ſehr; die Wiener wiſſen dergleichen zu würdigen; aber es fehlt der Funke, und es gehört zu nichts mehr größere Genialität, als zu einer Frivolität, die allgemein gefallen ſoll. Ihr Weg geht ſchmal, ganz ſchmal zwiſchen tiefen Wolfsgruben.

So blieb denn auch dies Singſpiel matt und trivial. Ein ſolches Volkstheater ohne belebende Genies wird ein abgeſtandenes Glas Pfennigbier. Die Naivetät ohne Folie iſt als künſtleriſche Erſcheinung ein lähmender Anblick. Man kann das Alltägliche produciren, aber man darf dabei nicht ſelbſt alltäglich ſein.

Wie gewöhnlich fehlte es nicht an einigen norddeutſchen Dandys, welche ſich hochdeutſch zu ſprechen bemühten und das meiſte Lachen erregten, je beſſer es ihnen gelang. Ein richtig ausgeſprochener Doppelvocal iſt dort in Wien die Loſung zum Gelächter: ſie halten das für Ziererei, die Leopoldſtädter, und die Leute aus „Deutſchland“ ſind ihnen ſehr komiſch. So wie es in England noch genug Engländer giebt, welche glauben, die Franzoſen hätten nichts zu eſſen als gebratene Froſchkeulen, ſo giebt's Leopoldſtädter, die uns nicht viel mehr zutrauen als Kaldaunen.

Ein wunderliches Geſpräch hinter meinem Rücken nahm meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ein Mann ſprach franzöſiſch deutſch, ein zweiter ungariſch deutſch, eine Dame wieneriſch deutſch, das gab ein Trio, an welchem Jahn und der Profeſſor Zumpt geſtorben wären. Die franzöſiſch-deutſche Stimme glaubte ich zu kennen — richtig, es war der Staroſt, der ſich induſtriös mit einer ſtattlichen Dame unterhielt.

Das Leopoldſtädter Theater iſt in jeder Rückſicht Volksverſammlung, man hegt dort die liberalſten, menſchenfreundlichſten Geſinnungen, die Damen ſind emancipirt, man iſt ohne Vorurtheil. Dieſe ſtatiſtiſche Rückſicht hatte den Staroſten hingeführt. Die ſtattliche Dame verließ am Schluſſe der Vorſtellung das Haus am Arme des Ungarn, ihres Liebhabers, der viel Liebe, aber wenig Verdienſt haben mochte. Im Gedränge blieb der Staroſt zur andern Seite der Dame, und während der Ungar mit ſeinem Ellenbogen den Weg bahnte, wurden neben ihm verrätheriſche Unterhandlungen gepflogen mit drei leiſen, ſchnellen Worten:

„O Mädchen, das in meinem Arm
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet!“

Auf den Straßen lag eine warme, „buſenwarme“ Nacht, die Sterne funkelten, die Lüfte buhlten, und aus dem Hauſe quollen die weißen Gewänder und die jodelnden Melodien der Lieb' auf der Alm.

Neben mir entwickelte der Staroſt franzöſiſche, unintereſſante, unwürdige Anſichten über die Mehrzahl der Weiber, die mein Herz nicht glaubt, ſo lange die Sterne ſcheinen. Denn es giebt einen Stern, von welchem aufopfernde, weltengewaltige, unſterbliche Mädchenliebe ſchimmert, ſchimmert und ſtrahlt bis mein ganzes Auge und Herz erfüllt iſt vom Glanze unergründlicher Mädchenliebe. Es ſchieden zwei Liebesleute in ſtiller Nacht, und ſie konnten ſich nimmer wiederſehen, ſie durften ſich nicht einmal ſchreiben, kein Gruß war ihnen geſtattet, den ein gleichgültiger Menſch von einer Station zur andern trägt, kein einzig Wort und Zeichen für das lange, lange Leben. Und wie lang iſt das Leben, wenn man liebt und ſcheidet und verliert, denn es liegt öde, unabſehbar wie Meer, wie Wüſte vor den thränendüſtern Augen. — Da wies das Mädchen auf den Himmel, und ſprach: Den können ſie uns nicht nehmen!

Wenn Dir recht bang, recht elend wird,
Dann blick' nach jenem Sterne —
Es küßt mein Aug' Dich tauſendmal
Dort oben in der Ferne.

Prater und Leopoldſtadt waren mir ohne Eindruck geblieben, umſonſt ſprach der Staroſt; — es ſind viele Dinge nur da, um einen Raum auszufüllen, der uns aufnimmt, ohne uns weiter zu berühren, Stationen zum Ausruhen für das Intereſſe. Dahin gehören: die Jägerzeil, der ſtille Prater, die Lieb' auf der Alm und die ledernen Grundſätze, daß die Weiber nichts taugten. —

Ich hab' wol nach dem Stern geſchaut
Gar manche Nacht und Stunde,

Er brachte Thränen, ſüß wie Glück,
Vom Himmel bracht' er Kunde.

Es war Mitternacht, als ich heim kam, und der Staroſt ſprach noch und die Sterne ſchienen noch.

2.

St. Stephan.

Heiliger Schutzpatron, den wir verehren,
Der über unſ'rer Kinder Schickſal wacht,
Bitt' für den Staroſten
Und für das frevelhafte Mädchen:
Die Dich gekrönt am hellen, lichten Tage —
Stumme von Portici.

Es war einer jener goldenen Morgen in Wien, wo die Sonne wie ein muthwilliges Mädchen über die Dächer der hohen Häuſer läuft, das ſtündlich größer, wärmer, gefährlicher, ſüßer wird. O Wien, ich werde dich mit deinen hohen Häuſern und engen Straßen, welche manteldichten, heimatlichen Schatten warfen, wie die Stadt meiner Jugend, das alte hochgeſchürzte Breslau, Wien ich werde dich und Wiens Morgen nimmer vergeſſen: die Donau dampft, auf den Baſtionen liegt weiß wie eine Jungfrau die Frühſonne, blauer Dichtungsnebel fällt wie Schmelz und Illuſion auf die hereinragenden Berge, durch die Straßen, durch die Thore, über die Brücken ſtrömte die Menſchheit, lächelnd geſchäftig, Freude erwartend, an den Straßenecken werden die großen Vergnügungszettel angeklebt — das Thor der Welt öffnet ſich knarrend, alle Herrlichkeiten können über den Fremden kommen, der aus dem Fenſter ſeines Gaſthofes in dieſe lachende Tageszukunft blickt.

Ich wohnte in der Vorſtadt und überſah das Alles: Waſſer und Stadt, Berge und Brücken, Zettelträger und Mädchen. Unter mir floß die Donau mit goldenen Sonnentellern bedeckt hinab nach Ungarn, das einzige Gold, das ſie hinabführt in dies heiße, pelzverbrämte, ſchnurrbärtige Königreich. Neben mir arbeitete die Leopoldſtadt mit ihren Riemern und Sattlern und Wagenbauern.

Aus den vielen Worten des Staroſten hatte ich behalten, daß ihm die ſchöne Dame von geſtern für dieſen Morgen ein Rendez-vous im Stephan zugeſagt. Das und den Stephan ſelbſt wollte ich ſehen. Der Thurm dieſer Kathedrale gilt, wenn ich nicht irre, nächſt dem ſchlank aufſtiegenden zu Landshut in Bayern für den höchſten Deutſchlands, ſeit Straßburg uns geraubt worden iſt. Dieſer Stephansthurm iſt eine Arbeit, vor welcher man den Hut abnehmen muß: einmal, weil ſie ſo hoch hinauf in den Himmel geht, daß man ſie mit dem Hute nicht wohl betrachten kann, und zweitens, weil ſie außerordentlich iſt. Eine ſteinerne Pyramide, die ohne abzuſetzen, ohne zu ruhen in die Wolken ſteigt, und zwar leicht und ohne Beſchwerniß wie man die Hand aufhebt. Aus Stein ciſelirt, wie der Metallarbeiter ein zierliches Modell ausfeilt für ſeinen Meiſter, der zugleich Vater und Verheirater einer ſchönen Tochter iſt. Heiliger Stephan, wodurch haſt du ſolch eine Arbeit, ſolch einen Menſchenſieg über Stoff und Steine verdient, was haſt du gethan? Ich weiß es nicht, und brauch es nicht zu wiſſen; ſicherlich biſt du über Verdienſt belohnt, denn ſolch ein Werk ziemt den Göttern, nicht den Heiligen. Heilige ſind Parvenus, Götter und Helden ſtammen aus Jovis Lenden.

Der Stephan iſt die deutſche Warte für das Ungarland, ſeine Spitze reicht über die magyariſche Grenze hinein, und Stephan iſt ein ungariſcher Heiliger, ein heiliger Ungar-Name, König Stephan hat die Magyaren zum Chriſtenthume bezähmt, ſie mit Roß und Säbel getauft. Roß und Säbel ſind noch heute eben ſo chriſtlich wie der Ungar ſelbſt; das bezeugen die armen Bauern von der Raab bis hinter die Theiß.

Steinerner, gemeißelter, prachtvoller Stephan, du haſt mich oft an die Sage von unterirdiſchen Rieſen erinnert, die unter uns arbeiten im Schooß der Erde, die Nachkommen der alten, bezwungenen Titanen. Die kleinen Titanenbuben haben Krieg geſpielt und ſich dazu Thürme aus Felſen gehauen, und einer ihrer übermüthigſten hat ſein Thürmchen zu weit in die Höhe geworfen, da iſt es bei der Gerold'ſchen Buchhandlung in Wien aus der Erde gefahren.

In jener Buchhandlung am Stephansplatze hab' ich mir dieſen Thurm am fleißigſten betrachtet. Wenn man ihn lange unverrückt anſieht, ſo hüpfen am Ende die vielen Schnörkel, die ſich regelmäßig pyramidenförmig aufbauen, zu einem luſtigen Tanze durcheinander, die Welt bedünkt Einen der luſtige Spaß eines Conditors, St. Stephan eine Baumtorte von Marzipan — aber das kann nur paſſiren, wenn man bereits vom Büchertreiben im Gerold'ſchen Laden verwirrt iſt.

Dort giebt's nämlich eine ganz andere Literatur als bei uns: die ſämmtlichen Werke der Caroline Pichler, des Herrn von Kotzebue und Iffland's Schauſpiele werden einmal über das andere verlangt, und Herr Gerold mit ſeinem leutſeligen, ſchalkhaften Lächeln gibt links und rechts Befehle, die unſterblichen Werke dieſer Heroen in dauerhaftes Packpapier zu emballiren. Ich habe nirgends ſo viel kaufen ſehen als dort, und der Schriftſtellermuth hätte mir wachſen können, wenn die in Leinen und Seide grün und braun gebundenen langen Reihen andere Deviſen und Wappen getragen hätten.

Die allgemeine Lectüre in Oeſterreich iſt noch ganz altmodiſch, trotzdem, daß nirgends häufiger nach Börne und Heine gefragt, ja trotzdem, daß nirgends dies gefürchtete Paar häufiger beſeſſen wird als dort. Man lebt noch im Zeitalter der deutſchen Klaſſiker und Caroline Pichler, der Hofſchauſpieler Lembert, der nebenbei ein liebenswürdig höflicher Mann iſt, Braun von Braunthal, der Ritter, gehören alle zu den Klaſſikern. Holde Zeit der Klaſſiker, wo der Dichter noch zerſtreut und ungezogen ſein darf!

An jenem Morgen ging es ſehr ſtürmiſch her bei Gerold: Alles wollte Caroline Pichler beſitzen und es war ſtark davon die Rede, der Dichter Herzenstron werde eine Geſammtausgabe ſeiner Werke veranſtalten. Ich ſaß über Bonaparte's Briefen an Joſephine, die eben angekommen waren, aber neben Herzenstron ignorirt wurden, und über dem Lärmen und Napoleon's Liebesverſicherungen hätte ich's beinahe überhört, wie der Stephan Elf ſchlug, die Stunde des Rendez-vous.

Der Staroſt lehnte mit ſeiner Lorgnette an einem Pfeiler, als ich in die Kirche trat. Die großen, geräumigen, kühlen Kirchen der katholiſchen Chriſtenheit ſcheinen wirklich nicht blos zu kirchlichen Zwecken erbaut zu ſein. Dieſer bärtige Slave war leider auch nicht ihretwegen gekommen. Gott weiß, was er für eine Religion hatte; wegen ſeiner großen Inclination für den Talmud fragte ich ihn öfters, ob er den Moſaismus liebe. Er lächelte dann ausdruckslos. Im Allgemeinen gehörte er zu der franzöſiſchen, halbdeiſtiſchen Anſicht, zum Syſtem der Aufklärung, das wirklich von Proſa und Unerquicklichkeit ſtarrt. Die Geſetze des ABC, des Einmaleins, der Trivialität ſind dieſem Genre Ein und Alles, der Herrgott wird berechnet wie der Tranſito; Ahnung und Poeſie ſind Spielereien. Und obwol der Talmud und die ſonſtigen Traditionen des Judaismus die Glaubenspartikelchen bis zur Gewürzkrämerei ins Detail trieben, ſo herrſcht doch zwiſchen ihnen und der blos verſtändigen Aufklärung eine merkwürdige Wahlverwandtſchaft. In beiden iſt ein fanatiſcher Mißbrauch einzelner Geiſtesthätigkeiten, der Verſtand iſt dort in knebelnden Schlüſſen eben ſo naſeweis wie hier in auflöſenden Folgerungen. Die meiſten Juden, welche keine Juden mehr ſind, gehören zur Partei der dünnen Aufklärung. Ihre unteren Verſtandeskräfte ſind tüchtig routinirt, und ihre höheren Anknüpfungen ſind durch die Widerwärtigkeiten ihrer Poſition für immer durchhauen.

Wir Proteſtanten haben von Jugend auf viel mehr Reſpect vor einer Kirche, ſie iſt uns mehr eine alte, ſtrenge Tante, deren Scheltworte wir fürchten, die wir beerben wollen; in Norddeutſchland wählt man nicht leicht die Kirche zu einem

Rendez vous. Das iſt bei den Katholiken was anders. Ihnen iſt die Kirche eine Mutter, die Alles verzeiht, auf deren unerſchöpfliche Liebe geſündigt werden darf. Wie der Katholik ſich ſelbſt ganz und gar in Vernunft, Verſtand und Willen an ſeine Religion hingegeben hat, nimmt er es nicht ſo genau mit ihr; ſie muß ihm aber deshalb auch für Alles ſorgen, ſelbſt für ſein Vergnügen. Wenn man glaubt, daß junge Mädchen, oder Damen überhaupt, nicht ſo raiſonnirten und combinirend dächten, ſo irrt man ſich — alle Gedanken haben ihre Atmoſphäre, deren auch der Gedankenloſe theilhaftig wird.

Manch Männlein und Fräulein war zu ſehen im hohen Dome des heiligen Stephan, die fröhliche, ſcrupelloſe Sonne des Spätmorgens quoll lachend durch die ſchmalen hohen Fenſter, und beſchien den heitern Katholizismus. Ich wandelte von einem kleinen Altare zum andern. Dieſe kleinen Altäre ſind eine prächtige Erfindung, ein liebenswürdiges Zugeſtändniß für die Welt, welche Einſamkeit zu Zweien ſucht. Der Proteſtantismus iſt für die Ehe, der Katholizismus für die Liebe.

Eine hohe Dame im ſeidenen Gewande rauſchte an mir vorüber nach dem Hochaltare hin. Sie war's, die Ungar-Dame von geſtern. Eine herausfordernde, imponirende Geſtalt. Blaſſer war ſie als den Abend vorher, aber das Auge war voller Freiheit und Leidenſchaft, und dieſe Leidenſchaft war nicht gedankenlos. Kennen wir nicht jene großen, feſtſchließenden Augen, die zuweilen plötzlich irre werden in ihrer ſtolzen Sicherheit, erweichen, fragend und voll Gedanken ſtille ſtehen, und die runde blaſſe Wange zu betrauern ſcheinen?

Beim Vorübergehen hatte ſie mich mit ihrem herausfordernden Blicke gemeſſen, mich gezwungen, ihr vorauszugehen, nach ihr umzublicken. Und da ſah ich, wie ihr Auge zuſammenbrach, als ſie in die Knie ſank unweit des Hochaltars.

Sie hatte für nichts mehr Blicke, als für den fungirenden Prieſter und ihren Roſenkranz, den ſie leider mit Glacéhandſchuhen betete. Glacéhandſchuhe ſind ſo arg modern, daß man nicht damit beten ſehen mag. Iſt das nicht abſcheulich! Als ob der Herrgott blos für die armen Leute und ſonnverbrannten Hände da wäre — man muß aber wirklich nicht in Handſchuhen beten. Das Falten der Hände iſt uns von Kindheit an Symbol, und die Empfindung des Handberührens gilt unſerer Pietät für einen elektriſchen Leiter zum Himmel. Der Glacéhandſchuh iſt aber iſolirend durch ſeine kalte Glätte. Hab' ich Recht?

Wie oft glaubt man beim Kartenſpiel und in der Liebe, es lebte ein Verräther in der Luft, welcher unſere innerſten Gedanken dem Nachbar ſagte, ein kleiner Gott der Klatſcherei, vor welchem kein Geheimniß beſteht, ein Bürge, daß alle Atome der Welt geiſtig belebt ſeien — darum ſind die Menſchen ſo lächerlich, welche ihre Weſenheit in Bewahrung von Geheimniſſen ſetzen, es exiſtirt keins, man ſieht's uns an den Fingerſpitzen an, was wir verbergen wollen. —

Die Dame zog nämlich einen Handſchuh aus, um unter die ſchwarzen Locken zu fahren, welche über die Schläfe hervorquollen. Die Hand war etwas zu groß, um für ſchön gelten zu können, aber ſie war intereſſant.

Es giebt wirklich intereſſante Hände; aber ich irre mich: die hier zu beſchreibende war verführeriſch, und das iſt wieder etwas ganz Anderes. Ihre geſättigten Formen waren mit jenem leichten Gelb überflogen, das zuweilen eine Kraft des Südens anzeigt, eine männliche Tüchtigkeit der Empfindung. Farben ſind ja überhaupt Verräther, und gehören in die oben erwähnte große Verſchwörung, welche kein Geheimniß duldet.

Der Staroſt kam mit ſeinen Sporenſtiefeln herangeſchlürft, ſo leiſe, als es ſein ſchwerer Tritt geſtattete, aber Frauen erkennen am Tritt ihren Liebhaber, auch wenn ſie ihn niemals gehen ſahen. Sie blickte von Roſenkranz und Andacht auf, nickte mit dem Augenlide und betete weiter.

Katholiſche Mädchen haben Liebhaber und Herrgott einträchtig neben einander, und ſie ſind nicht ſo thöricht, dieſem eine Eiferſucht zuzutrauen.

Sie erhob ſich, lenkte den Staroſten mit dem Blicke, und ſchritt durch die Kirche.

Draußen auf dem Platze blieben ſie Beide ſtehen, und warteten zu meiner Verwunderung auf mich. Ein Dritter iſt doch ſonſt ſehr überflüſſig. Oder hatte ſich der Staroſt in dieſem Weibe geirrt?

Von grünen Ziegeln ein koloſſaler Doppeladler ſieht vom Kirchendache herunter — was iſt das für ein Symbol: ein Raubvogel auf der Kirche? Und noch obenein mit zwei Köpfen.

Dies ſehend und denkend trat ich hinan, und ſagte: „Bon jour!“

Sie lächelte und ſagte auch: „Bon jour!“

3

Sperl in Floribus.

Die Dame hat uns an jenem Tage viel zu ſchaffen gemacht, denn was wir nicht in die gewöhnlichen Kategorien unſerer Anſchauungsweiſe einordnen können, das macht uns zu ſchaffen. Wenn wir's auch noch ſo ſehr läugnen, wenn wir auch noch ſo häufig das Gegentheil verſichern, und zwar ehrlich und treu verſichern — unſer arroganter Verſtand glaubt im Grunde nicht daran, daß ihm etwas ganz Neues, Fremdartiges vorkommen könne. Dies macht die dreiſt verſtändigen Leute oft ſo unangenehm. Unſer ordinärer, großſtädtiſcher Verſtand ward ſolchergeſtalt durch die Dame ſehr blamirt.

Sie war ernſthaft und lächelte höchſtens. Als wir in der Singerſtraße waren, ſagte ſie zum Staroſten: „Geben Sie mir den Arm, Sie ſind mein Bruder, und heißen Caſimir.“

Kaum war dies geſprochen, ſo ſtand auch wirklich ihr Begleiter von geſtern Abend, der Ungar, vor uns; ſämmtliche ungariſche Kreuzdonnerwetter lagen auf ſeinem Antlitze, und er ſtrich den Knebelbart, wie man einen Fuchsſchwanz peitſcht, der elektriſiren ſoll. Vorſtellung in angekündigter Weiſe: ich war ein beiläufiger, unintereſſanter Reiſebegleiter: ein wenig verwandt, wenn ich mich recht erinnere, ſonſt nichts, als Mitläufer.

Die Donnerwetter entluden ſich in unſchädlichem Wetterleuchten, das heißt: der Ungar wollte Licht in der Sache haben, und gab, wie billig, Mißtrauen und gelegentliches Losſchlagen keineswegs auf. Das war auch ganz recht, nur hätte er kein Ungar ſein müſſen. Bekanntlich ſind die Ungarn ſehr geſcheidte Leute, nur das Schießpulver und die Intrigue haben ſie nicht erfunden; und ſie glauben Manches, was andere geſcheidte Leute nicht glauben. Vorſtehender Ungar war keine Ausnahme, ſondern ſtand unter der Regel.

Nachdem wir uns darüber vereinigt hatten, aus welchem Lande unſere Verwandtſchaft ſtammte, das einer gemeinſchaftlichen fremden Sprache wegen nicht ganz leicht war, ſchlugen wir dem Ungar vor, unſere Ankunft in vaterländiſchem Getränke zu feiern; er fluchte „Ja“.

Allem Anſcheine nach waren wir in Johannas Wohnung. — Wir hatten im Laufe des Geſpräches dieſen Namen unſerer ſchönen Couſine erobert. Es waren ſo gewiß verſchwiegene Gemächer eines halben erſten Stockes, wie man ſie an einigen Orten in Wien findet, nicht hoch genug, um vornehm zu ſein, nicht niedrig genug, um auf den Kopf und die Behaglichkeit zu drücken. Gardinen und Meubles waren dunkelfarbig und nicht ohne Solidität und Wohlhäbigkeit. Ein alter Diener und eine dito Kammerfrau war zur Hand und ſervirten auf wenig pantomimiſche Handdeutungen ein Frühſtück, deſſen Hauptperſpective in den Winkel geſtellt wurde. Das war ein Korb mit Flaſchen.

Um nicht gefragt zu werden, fragten wir den Ungar nach ſeinem Vaterlande. Der Ungar liebt es kaum weniger als der Pole, oder richtiger: er iſt darein verliebt, und erzählt davon mit Fanatismus. Da er zudem nicht gern trocken erzählt, ſo wurden wir nach einigen Stunden aller Beſorgniß enthoben.

Es war an jenem wichtigen Tage, wo „Sperl in Floribus“ an allen Straßenecken glänzte in roth und blauen Buchſtaben. Das heißt mit anderen Worten: der ganze Garten Sperl's draußen in der Leopoldſtadt brennt in tauſend Lampen, alle Säle ſind geöffnet, Strauß dirigirt die Tanzmuſik, Leuchtkugeln fliegen, alle Sträucher werden lebendig, was ein wieneriſch Herz hat, ſteuert des Abends hinaus über die Ferdinandsbrücke, beim Lampel vorüber, links um die Ecke. —

Es verſammelt ſich dort allerdings keine Haute volée, es iſt eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft, aber die Ingredienzien ſind nicht zu verachten, und das Gebräu iſt klaſſiſch wieneriſch. Ein Abend und eine halbe Nacht beim Sperl, wenn er blüht in aller Ueppigkeit, iſt der Schlüſſel zum Wiener ſinnlichen Leben, das heißt: zum Wiener Leben. Unter erleuchteten Bäumen und offenen Arkaden, welche an den Seiten herumlaufen, ſitzt Männlein bei Weiblein an zahlloſen Tiſchen, und ißt und trinkt und ſchwätzt und lacht und horcht. In der Mitte des Gartens nämlich iſt das Orcheſter, von welchem jene verführeriſchen Sirenentöne kommen, die neuen Walzer, der Aerger unſerer gelehrten Muſiker, die neuen Walzer, welche gleich dem Tarantelſtich das junge Blut in Aufruhr bringen. In der Mitte des Gartens auf jenem Orcheſter ſteht der moderne Held Oeſterreichs, Napoléon autrichien — der Muſikdirector Johannes Strauß. Was den Franzoſen die Napoleon'ſchen Siege waren, das ſind den Wienern die Strauß'ſchen Walzer, und wenn ſie nur Kanonen hätten, ſie errichteten ihm beim Sperl eine Vendome-Säule. Der Vater weiſt ihn ſeinem Kinde, die geliebte Wienerin ihrem fremden Geliebten, der Gaſtfreund dem Reiſenden — „Das iſt Er!“ — Wer? — „Er!“ Wie die Franzoſen ſagen: Voici l'homme.

Es iſt ein heiter ſinnlich Volk in Oeſterreich — Napoleon koſtete den Franzoſen viel Söhne und Brüder und Väter, ehe ſie ſagen konnten: „Voici l'homme!“ — Die Oeſterreicher haben nur einige Gulden und Nächte gezahlt, und dafür haben ſie einen ausländiſchen Vogel mit bunten Lockfedern für die Damen, und wenn auch nicht mit Hochgefühl, denn damit gaben ſie ſich nicht ab; doch mit Entzücken ſagen ſie: „Das iſt der Strauß!“

Nach abgefertigtem Ungar ſchlug uns Johanna vor, ins Theater und von da zum Sperl zu gehen.

Ich war ſehr begierig auf den öſterreichiſchen Napoleon, und es freute mich, daß ich ihn mitten auf dem Schlachtfelde finden ſollte.

Er ſchlug gerade die Kaiſerſchlacht von Auſterlitz, als wir ankamen, mit dem Fidelbogen wies er hinaus in den Himmel, und die Geigen ſchrien: „Die Sonn' geht auf“ — er dirigirte juſt ſeinen neueſten Deutſchen.

Da ſtand er vor mir, der Dritte aus dem italieniſchen Triumvirate der Zauberer — Napoleone, Paganino-Straussio, wie dieſer die Geige in der Hand haltend, tactirend wie beſeſſen, von unſichtbaren Mächten geſchleudert, aber eben ſo orakulös wie die Pythia.

Alle Geſichter waren auf ihn gerichtet, es war ein Moment der Andacht. Man wird dich fragen, ſagte ich mir, beſonders die Tänzer und Mädchen, die Generation der Zukunft, werden fragen: Wie ſieht er aus, der Strauß? Ich betrachtete ſehr; man dichtet immer, wenn man vor einer hiſtoriſchen Perſon ſteht: — war das Ausſehen Napoleon's griechiſch, oder römiſch klaſſiſch, ruhig antik, war das Paganini's Hofmann romantiſch, kloſterbrüderlich romanteſk, Grab- und Mondſchein-intereſſant, ſo iſt das jenes Maëstro Straussio afrikaniſch-heißblütig, Leben- und Sonnenſcheintoll, modern verwegen, zappelnd unruhig, unſchön leidenſchaftlich. Nun, da ſind Adjectiva zum Auswählen.

Der Mann iſt ganz ſchwarz wie ein Mohr; das Haar kraus; der Mund melodiös, unternehmend, aufgeworfen; die Naſe abgeſtumpft; man hat nur zu bedauern, daß er ein weißes Geſicht hat, das wenigſtens mit größerem Rechte weiß genannt werden darf, ſonſt wäre er der complete Mohrenkönig aus dem

Morgenland, Balthaſarius genannt, der am großen Neujahr in katholiſchen Ländern herumgeht, und auf die Thüren ſchreiben hilft: „C. M. B.“ und die Jahreszahl, um die Macht des Teufels und Antichriſten zu bannen. Unter dem höchſt unſeligen Herodes brachte ſelbiger Balthaſar den dampfenden Weihrauch, womit man die Sinne befängt, und ſo iſt es auch mit Strauß: er treibt ebenfalls die böſen Teufel aus unſeren Leibern, und zwar mit Walzern, was moderner Exorcismus iſt, und er befängt auch unſere Sinne mit ſüßem Taumel.

Echt afrikaniſch leitet er auch ſeine Tänze: die eigenen Gliedmaßen gehören ihm nicht mehr, wenn ſein Walzer Donnerwetter losgegangen iſt, der Fidelbogen tanzt mit dem Arme und iſt der leitende Chapeau ſeiner Dame, der Tact ſpringt mit dem Fuße herum, die Melodie ſchwenkt die Champagnergläſer in ſeinem Geſichte, der ganze Vogel Strauß nimmt ſeinen ſtürmiſchen Anlauf zum Fliegen — der Teufel iſt los.

Und dieſe leidenſchaftliche Prozedur nehmen die Wiener mit beiſpielloſem Enthuſiasmus auf, und ſie haben eine Aufmerkſamkeit, ein Gedächtniß für ihren Helden und ſeine Thaten, das heißt: ſeine muſikaliſchen Gedanken, wie es dem deutſchen Publikum zu wünſchen wäre für manche andere Dinge. In einem Potpourri, das er aufführte, waren einzelne ſeiner Walzergedanken zerſtreut, und das größte gemiſchte Publikum kannte das kleinſte Strauß'ſche Wort heraus, und begrüßte jeden Walzer-Rhythmus mit donnerndem Jubel.

Es iſt eine bedenkliche Macht in dieſes ſchwarzen Mannes Hand gegeben; ſein beſonderes Glück mag er es nennen, daß man ſich unter Muſik alles Mögliche denken, daß die Cenſur mit den Walzern nichts zu ſchaffen haben kann, daß die Muſik auf unmittelbarem Wege, nicht durch den Canal des Gedankens, die Empfindung anregt. Dies wunderliche Wort: man kann ein muſikaliſches Genie und ein Dummkopf in einer Perſon ſein, kommt ihm zu ſtatten. Hiermit ſoll ihm keine Beleidigung, ſondern eine Gratulation geſagt werden: ich weiß nicht, was er außer Noten verſteht, aber dies weiß ich, daß der Mann ſehr viel Unheil anrichten könnte, wenn er Rouſſeau'ſche Ideen geigte; die Wiener machten in einem Abende den ganzen Contrat social mit ihm durch.

Gewiſſermaßen thun ſie dies freilich beim Sperl, denn eine Rehabilitation der Sinne geigt er wirklich, und iſt Repräſentant des jungen Oeſterreich, das gerade ſo gerne tanzt und küßt, wie es das alte gethan. Wenn man's nicht glaubt, ſo muß man hinaufſteigen in die Sperl'ſchen Säle, wo die bacchantiſche Luſt ihren Ausdruck, ihre babyloniſche Völkerſprache findet. Ein Evan-evoë begrüßt ihn, wenn er dort auf der muſikaliſchen Tribüne erſcheint, der moderne Mohrenkönig mit dem Weihrauchkeſſel, ſeiner Geige, in der Hand.

Ich war an eine Säule gelehnt, und ſah voll Staunen dem Treiben zu: die Sperl'ſchen Säle verwandelten ſich mir in ein indiſches Bayaderenhaus, und die nach Freuden ſchreienden Becken wurden zuſammengeſchlagen, die Cymbeln lockten ſehnſuchtsvoll, die großen Hörner ſtürmten frohlockend drein, und die Mädchen drehten ſich und lachten Küſſe, und hüpften umher wie heiße Sonnenſtrahlen mit ihrem blühenden Leben.

Es iſt bemerkenswerth, daß die öſterreichiſche Sinnlichkeit nie gemein ausſieht, ſie iſt naiv und keine Sünderin. Die dortige Luſt iſt die Sünde vor dem Sündenfalle, der Baum der Erkenntniß hat noch keine Definition, kein Raffinement nöthig gemacht.

Bunt wogt die Menge durch einander, die Mädchen drängen ſich warm und lachend durch die muntern Burſche, ihr heißer Athem ſpielte mir, dem fremden Säulenheiligen, wie ein ſüdlicher Blumenſtrauß um die Naſe, die Arme drängten mich mitten ins Getümmel — um Verzeihung bittet Niemand; beim Sperl will man keinen Pardon und giebt keinen.

Nun werden die Anſtalten zum wirklichen Tanze gemacht. Um die zügelloſe Menge in Schranken zu weiſen, wird ein großes Seil hergenommen, und Alles, was in der Mitte des

Saales bleibt, wird von den eigentlichen Geſchäftsleuten, den Tänzern, getrennt. Die Grenze iſt aber ſchwankend und nachgiebig, nur an den gleichmäßig wirbelnden Mädchenköpfen unterſcheidet man den Tanzſtrom. Bacchantiſch wälzen ſich die Paare durch alle die zufälligen oder abſichtlichen Hinderniſſe, die wilde Luſt iſt losgelaſſen, kein Gott hemmt ſie, nicht einmal die Gluth, welche ſtill und eindringlich hin- und herwogt, wie ein vom Afrikaner herabgeſendetes Wüſtenmeer.

Charakteriſtiſch iſt der Anfang jedes Tanzes. Strauß beginnt ſeine zitternden, nach vollem Ausſtrömen lechzenden Präludien, ſie klingen tragiſch wie eine noch vom Schmerz der Geburt umklammerte Glückſeligkeit; der Wiener legt ſich ſein Mädchen tief in den Arm, ſie wiegen ſich auf das Wunderlichſte in den Tact. Man hört noch eine ganze Weile dieſe langbehaltenen Bruſttöne der Nachtigall, mit denen ſie ihr Lied anhebt und die Nerven beſtrickt, bis plötzlich der ſchmetternde Triller hervorſprudelt, der eigentliche Tanz beginnt mit ſeiner ganzen toſenden Geſchwindigkeit, und hinein in den Strudel ſtürzt ſich das Paar.

All dieſe Manieren, jener Strick und Aehnliches können den Leſer leicht zu dem Glauben verführen, er befinde ſich in einer Kneipe. Dem iſt keineswegs ſo. Bei glänzender Beleuchtung, in einem ſchönen, hohen Saale begiebt ſich das Alles; daneben laufen offene, freie Speiſeſäle hin, wo die noble Bürgerclaſſe ihr Nachtmahl verzehrt, und harmlos dem Treiben zuſieht.

Ich habe nie Exceſſe dort erlebt; das fatale Zauberwort des Nordens, Branntwein, fehlt, dies Feuerwaſſer der Indianer, es fehlen die dumpf Trunkenen, die Sinnloſen. Der leichte öſterreichiſche Wein macht nur der Sinne bewußt — und die Wiener haben große Magen, aber kleine Kehlen.

Dieſe Orgien dauern bis gegen den Morgen, da nimmt Oeſterreichs muſikaliſcher Held, Johannes Strauß ſeine Geige und geht heim, um einige Stunden zu ſchlafen, um von neuen Schlachtplänen und Walzermotiven zu träumen für den nächſten

Nachmittag in Hietzing. Die heißen Paare ſtürzen ſich in die warme Wiener Nachtluft hinaus, und das Koſen und Kichern verſchwindet nach allen Straßen.

Das iſt Sperl in Floribus.

Wir begleiteten Johanna über die Ferdinandsbrücke zurück, und der Staroſt machte dreiſte, einſeitige Bemerkungen, Johanna aber war ſtill, und blickte in den Mond, der auf der Donau geſchwommen kam.

4.

Johanna.

Es war eine ſo verlockend milde Luft, daß wir uns nicht entſchließen mochten, nach Hauſe zu gehen. Die Sterne glänzten wie Liebesaugen einer fernen Welt; Nachtwinde, weich wie Sammt, ſpielten in den Lüften, üppiges, verführeriſches Schweigen lag wie ein Seidenmantel über der Erde.

Johanna, bis zum Abende ernſt und zurückhaltend, war beim Sperl munter geworden, jetzt ſang ſie ein ungariſches Liedchen in die Luft hinaus:

Lüftchen kommſt Du aus dem Morgen,
Wo die hohen Cedern ſtehen,
Haſt Du dort mein weißes Häuschen,
Meinen dunklen Herrn geſehen?

Augen hat er ſchwarz wie Kohlen,
Und ſein Bart iſt dicht und lang,
Spielend wie der Baum am Waſſer,
Kräftig iſt ſein Leib und ſchlank.

Und ſein Roß iſt ſo behende,
So beweglich wie der Wind,
Gürte Dich, mein Lüftchen, ſchwebe,
Eile heimwärts, flieg' geſchwind!

Sind Sie denn aus Aſien, Johanna?

Ich bin aus dem Himmel, und bin ein verſtoßenes Kind. Ach, daß ich nicht ſprechen kann, Niemand hab' ich es ſagen können, und doch müßt' ich ſo leicht werden, wenn ich es einmal erzählen könnte — und ich will's, hier auf der ſtillen Baſtion will ich's. Setzen wir uns.

Sie erzählte.

Von der ungariſch polniſchen Grenze war ſie her. Dort lebte vor manchen Jahren ein junger Hirt, welcher ſeines Herrn Ochſen hütete draußen in den weiten, endloſen Feldern. Er ſchlief da des Nachts mit ſeinen Thieren, und ſo lange ein grüner Halm zu ſehen war, ſah er keinen Menſchen, als den Verwalter, welcher zuweilen geritten kam, um einige Ochſen auszuwählen und ihn, den Hirten, mit der Peitſche zu ſchlagen. Im Winter aber ſah er im Dorfe die ſchöne Veronika, ein Mädchen von fünfzehn Jahren mit zwei Augen voller Muſik. Veronika war ihm gewogen, und er traf ſie manchmal des Abends hinter dem Ochſenſtalle.

Es war ein ſehr glücklicher Winter geweſen, obwol der Hirt mehr Prügel gekriegt hatte, als ſonſt — in einer lichten Nacht ſtanden ſie wieder am Stalle, und genoſſen ſchweigend ihr Glück; da ſtieg eine Lerche neben ihnen in die Höhe.

O heilige Jungfrau, klagte der Hirt, hörſt Du Veronika, die Lerche iſt da, nun muß ich hinaus auf die Wieſen, und der Sommer iſt lang!

Sie faßten ſich ein Herz, und gingen des Morgens zum Herrn, und baten ihn, ſich heiraten zu dürfen. Der Herr war ein junger, ſchöner Herr, und lachte, und ließ den Prieſter rufen. Als dieſer ſie copulirt hatte, trat der Verwalter ein, und ſagte: Allergnädigſter Herr, heut Morgen hat die Lerche geſungen, das Vieh muß auf die Weiden. Der Hirt behielt nicht ſo viel Zeit, Veronika zu küſſen, und mußte hinaus.

Es ſoll deinem Weibe gut gehen, ſagte der Herr, ſie kann im Schloſſe wohnen.

Der Sommer war ſehr lang, und da Veronika ſehr ſchön war, ſo hatte der Hirt viel zu weinen; denn er wußte es ſchon im Frühjahr, daß es einen ſchlechten Winter geben würde dieſes Jahr, der junge Herr war zu hübſch und hatte zu ſchnell gelacht. Was kann man aber weinen vom Georgen- bis zum Michaelistage!

Er hat auch den nächſten Winter geweint, und hat ſich nicht einmal freuen können, als er hörte, Veronika habe im Schloſſe ein Mädchen geboren, und zwar ein ſchönes Mädchen.

Das Mädchen wuchs auf, Veronika aber und der Hirt gingen zu Grunde; denn Schönheit währt nicht ewig und die Gunſt iſt wechſelnd wie der Wind auf den Feldern.

Nur die kleine Johanna wurde im Schloſſe behalten, weil ſie gar zu hübſch war, und der Herr ſie leiden mochte; der Hauskaplan gab ihr Unterricht mit dem Sohne des Herrn, und ſie lernte Mancherlei, auch eine große Zärtlichkeit für Stephan, den jungen Erben. Stephan erwiderte ſie, und Beide wären ſehr glücklich geweſen, wenn die gnädige Frau, die Mutter Stephans, gnädiger zugeſehen hätte. Sie war aber eine ſtolze Dame aus der Trentſchiner Geſpannſchaft vom Matynſchfelde, welche die Johanna nicht leiden mochte, und öfters auf die rothen Backen ſchlug.

Eines Tages brachten ſie den Herrn, Stephans Vater, aus dem Walde, wo man ihn an der Erde gefunden hatte; ſein ſchöner rother Hengſt ging traurig neben dem kleinen Fuhrwerke her. Der alte Herr war nämlich erſchlagen, obwol er eigentlich noch kein alter Herr war, und Stephans Mutter übernahm die Herrſchaft unterdeß, weil Stephan erſt fünfzehn Jahre zählte.

Am Begräbnißtage nahm die Dame vom Matynſchfelde Johanna bei der Schulter, und ſagte, ſie ſolle machen, daß ſie fortkomme, und ſich nie wieder auf dem Hofe ſehen laſſen, wenn ſie nicht die Peitſche fühlen wolle.

Johanna ging weinend hinaus aufs Feld; Abends kam ihr Stephan nach, machte ihr eine Hütte zurecht, und brachte ihr

Eſſen und Trinken. Johanna lachte wieder, und es ging mehrere Monate ganz vortrefflich.

Der Wind wehte, die Nächte wurden kalt, über die blauen Berge am Horizonte her kam das wilde Geflügel hoch in der Luft, die Wieſen wurden trocken und wüſt, Stephan kam nicht wieder, Johanna hatte kein Waſſer in den Augen mehr, und wanderte der Sonne nach, fort, fort von der Heimat, die ſie ſchmerzte bis in die innerſte Seele. Strümpfe und Schuhe, die ſie noch aus dem Edelhauſe mitgenommen hatte aufs Feld, waren zerriſſen, die nackten Füße bluteten auf dem harten Boden, des Nachts fiel eiskalter Reif, und erſtarrt, vom Hunger entkräftet, aber ohne Gedanken an Froſt und Hunger kam Johanna in mondheller Nacht an einen großen See. Sie ging gerade darauf los, und wäre hineingegangen, ohne es zu wiſſen und zu wollen, wenn ſie nicht von einer Stimme angerufen worden wäre. Der Rufende war ein Reiter, welcher dicht neben ihr hielt, der Mond ſchien glänzend, und ſpiegelte ſich tauſendfach von der breiten Waſſerfläche, die Hand des Reiters legte ſich auf des Mädchens Haar und bog ihr den Kopf in die Mondesſtrahlen. Dann lehnte er das kalte Kind an die Weiche des Pferdes, und ſprach: Wärme dich, aber ſei ſtill, der Wolf iſt nahe.

Johanna ſtand und ſchwieg, der Dampf des Pferdes that ihr wohl — nach einer Weile drang ein wunderliches Geräuſch aus der Ferne, ein Geräuſch wie heiſeres Hundegebell. Der Reiter ſpannte den Hahn ſeiner langen Büchſe, das Pferd zitterte und ſtöhnte, ein dunkler Schatten zeigte ſich in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten. Es war der Wolf.

Die Büchſe knallte, der Schatten verſchwand, aber ein lautes Geheul ward in der Ferne hörbar, das Pferd wurde immer ängſtlicher, ſtöhnte immer heftiger.

Spring auf, Mädchen, rief haſtig der Reiter, es kommt ein ganzer Trupp — greif' aus, Selim!

Mit dieſen Worten hatte er ſie zu ſich auf den Sattel gehoben, und am Rande des Sees hin jagte keuchend, in Todesangſt das Roß, das Geheul der Wölfe hinterdrein. So ging's wol eine halbe Stunde, da wurden die Tritte des Pferdes unſicher, ſein Kreuz ſchwankte, das Geheul der Wölfe kam näher — Selim, noch einen Acker lang halte aus, ſonſt ſind wir verloren, rief der Reiter, und drückte dem Thiere die Sporen ein. Jach flog es noch eine kurze Strecke hin, dann ſtürzte es zuſammen. Der Reiter raffte ſich und das Mädchen auf, und riß ſie ſchnellen Laufes am Arme fort. Sie waren aber kaum tauſend Schritte weit gekommen, da brachen Johannas Knie, und ſie ſank kraftlos zur Erde. Immer näher kam das Geheul der Wölfe. Der athemloſe Reiter ſetzte ein Horn an den Mund, und preßte einzelne, grelle Töne heraus, dann nahm er das Mädchen auf die Arme, und ſprang weiter — ein breiter Schatten zeigte ſich, es war ſein Gehöfte, aber die Wölfe waren ihm dicht auf der Ferſe — in dieſem gefährlichſten Augenblicke dröhnte der Hufſchlag einer Reiterſchaar den Bedrängten entgegen. Der Hilferuf des Herrn war gehört worden, ſeine Knechte ſprengten herbei mit Knütteln auf nackten Pferden. Ihre Menge vertrieb die hungrigen Beſtien. —

Der Graf, welcher Johanna gerettet hatte, war ein hoher, ſtraffer Herr von vierzig Jahren, dem viele Aecker und Bauern gehörten. Er behielt Johanna bei ſich, gab ihr zu eſſen, ein weiches Bett und zog ihr am Morgen ſchöne Strümpfe und Schuhe an.

Im nächſten Frühjahre nahm er ſie mit nach Preßburg, und von dort entlief das Mädchen, und kam an einem warmen Abende nach Wien. Auf der Singerſtraße begegnete ihr ein Nachbar ihres Grafen, er war indeſſen ein guter Kauz, und verſprach ihr, jenem nicht nur nichts mitzutheilen, ſondern ihn ſogar auf falſche Fährte zu leiten, der gutmüthige Ungar ward ihr ein Troſt, er war nicht ungeſtüm, und gewährte ihr einen erwünſchten Anhalt. Außer der Heimat beſinnt ſich wol der Magyar, daß er mit dem Mädchen nicht ſo kurz angebunden ſein könne.

Geſundheit, Jugend, Frühling waren wieder aufgewacht in Johanna, und Wien hatte das Seinige gethan. Es iſt dieſe Stadt ein wirklicher Letheſtrom, wenn man hineintaucht, tüchtig untertaucht, ſo vergißt man Gutes, wie Schlimmes.

Es lag Alles wie ein ferner Traum hinter Johanna, Fleiſch und Blut gewährten ihr die ſüße Behaglichkeit des täglichen Lebens, ſie ſah, daß Niemand mehr wollte, ſie fuhr nach Hütteldorf, nach Hietzing, ſie ging zum Sperl und in die Theater, ſie ließ ſich Bänder kaufen und Kleider, ſie promenirte auf dem Graben und Kohlmarkte, ſie fand die Luft warm und das Eis vortrefflich, ſie lebte, war Wienerin geworden.

Nirgends anders als dort wäre ihr dies geglückt.

So weit war ſie in ihrer Erzählung gekommen, als ein weißer Duft über den Himmel flog wie ein Schuß — es war der Morgen, ein Lerchentriller drang leiſe aus dem Felde herein bis auf die Baſtion.

Ach, die Lerche hör' ich nicht gern, ſagte ſie aufſtehend, dabei denk' ich an meine Mutter, und die Fremden, die nicht wieneriſch reden, thun mir auch weh; ihre Sprache klingt mir wie ein Vorwurf meiner hieſigen Bequemlichkeit, wie eine traurige Mahnung, daß es lebhaftere, tiefere Freuden giebt draußen in der Welt, als ſie mein artig Leben bietet dahier in Wien.

Sie, Herr Staroſt, haben mir eine ſchlimme Nacht bereitet, ich glaubte, Stephan zu ſehen, als ich Sie im Leopoldſtädter Theater erblickte, Stephan den Treuloſen. Warum liebt man das am Meiſten, was uns verläßt?

Weil der Reiz alle Kräfte des Herzens anſpannt, ſtraffer ſelbſt als echte Liebe, und weil der Reiz von Hinderniſſen lebt.

Was iſt Reiz? — Schönheit?

Nein, Reiz iſt weniger als Schönheit, aber für den Augenblick mächtiger, darum mehr als Schönheit.

O pfui, das iſt mir zu ſchwer — nun guten Morgen, ich will ſchlafen gehen, ach, Schlafen iſt ſüß, das hab' ich erſt in Wien erfahren, — da kommen ſchon die Karren mit Milch, —

nun Adieu, holen Sie mich um Sechs zum Theater ab; bis Vier ſchlaf' ich und dann mach' ich Toilette — bin ich bequem? Ja, ſeit ich in Wien bin. Adieu!

5.

Nationales.

In der Erſcheinungswelt ſtrebt Alles nach einer gewiſſen Harmonie, darin beruht der künſtleriſche Odem dieſer großen Schöpfung. Man erſtaunt über die Großartigkeit, wie ſich dieſer purzelnde, ſommermüde, wollüſtige Dialekt dem ganzen bequemen, wollüſtigen Leben und Treiben angeſchloſſen hat. Er gehört nach Wien, und ſo viel man auch an dieſer merkwürdigen Stadt auszuſetzen habe, das muß man zugeſtehen: ſie iſt aus dem Ganzen, iſt eine runde, erfüllte Form. Die ganze Lage der Stadt, nicht glänzend ſchön oder pittoresk, aber reizend, üppig, weich; der wärmere Himmel, die kugelrunde Sprache, die fleiſchigen, wohligen Körper der Wiener, die Sitten und Gebräuche, Alles liegt ſich ſo materiellſelig in den Armen, daß man ſelbſt die Arme öffnet. Und in Wien öffnet ſie nicht leicht Jemand umſonſt; Wien hat auch ſeinen Liberalismus.

Im Volksgarten wollte mir ein vernachläſſigter Beamter durchaus einen verkappten Brutus zeigen; aber man darf's nicht glauben, Brutus iſt gar kein öſterreichiſcher Name, und wird nie einer, weil er ſich nicht abkürzen läßt, ja, wenn ſich auch ein Brutus fände, was könnte das ſchaden, eine Lucretia findet ſich nicht ſo leicht.

Ueberhaupt ſind das ſehr bornirte Leute, welche die Entwickelung der verſchiedenartigſten Staaten in derſelben Weiſe erwarten, und ſich in Oeſterreich zum Beiſpiel auch nach Revolutionskeimen umſehen. Revolutionen ſind die ſchlechteſten Entwickelungsmittel, weil ſie die heftigſten ſind, und dazu hat

Oeſterreich ſo wenig Anlage, wie ein phlegmatiſcher Mann zu entzündlichen Krankheiten. Es iſt ein ſehr gründlicher Irrthum, vom Wiener und vom Pariſer gleiche Aeußerungen der Wünſche zu erwarten.

Alles Uebrige bei Seit' geſtellt, die Wiener haben auch zu viel Fleiſch, und haben zu gute Unterleiber. Der Menſchenſchlag iſt ein geſunder; feiſte Form, ein ſchönes angenehmes Fleiſch iſt hervorſtechend, Taille und eleganter Wuchs tritt dadurch etwas in den Hintergrund, nicht aber hoher, ſtattlicher Wuchs. So iſt ein ſchöner Menſchenſchlag der halben Elegants in Wien zu finden.

Der vorherrſchende Ausdruck des Geſichts iſt eine gewiſſe ſaubere Fröhlichkeit, der allgemeine Anſtrich heiter, es iſt abſolut unmöglich, ſich des Eindrucks vollkommener Behaglichkeit in Wien zu erwehren. Nur ein völlig verſtocktes Menſchenkind ſchließt dort ein fröhliches Herzenskämmerchen nicht auf. —

Freilich, wenn man eine Zeit lang in die muntern, fidelen Geſichter hineingeſchaut hat, und findet dann am Ende Tag für Tag denſelben leeren, fröhlichen Ausdruck, daſſelbe ſorgloſe, beſchränkte Lächeln, wenn man immer umſonſt die Augen hineindrängt in die glatten Geſichter, um höhere, geiſtige Menſchheit zu entdecken, da giebt's ein wunderlich bängliches Gefühl.

Die Wiener können nicht dafür; ſie ſind auf andere Fähigkeiten zugeſtutzt, ich glaub' es gern, aber manchmal iſt mir's in jenem Geräuſch todteinſam vorgekommen, als ſei ich in einer verzauberten Feenwelt — eine Menge Herrlichkeiten ſind ausgelegt, und die Menſchen tichern und lachen und ſpringen, und die munterſte Muſik klingt drein, aber wenn man Jemand bei Seite nimmt, ſo wird man die Verzauberung inne. Gar Viele ſehen nur aus wie gebildete Menſchen, jenes Höhere, das die Menſchen mitunter auch ſo nachdenklich und unglücklich macht, all das Geiſtmenſchliche, das im tiefſten Jammer unſern Stolz erhebt, das hat die böſe Fee in die vier Winde geſtreut. Dieſe Winde haben die Wiener Gegend mit der eben empfangenen

Seele und Poeſie durchſtrichen, und ſo iſt die duftige, ſchöne Umgegend entſtanden; jene Menſchen ſind aber Wiener geworden.

Dennoch mag ſie Mancher beneiden; ihnen iſt die Harmloſigkeit, das kugelrunde Lachen, die fröhliche Leber geblieben.

Wenn auch jene Entdeckung niederſchlägt, Wien heilt ſeine Wunden. Jener Feenzauber von Gegend und Luft iſt noch heute in alle Wege wirkſam; wie man in alten Ritterzeiten von einem Lüftchen erzählte, das alle Wunden ſchloß, ſobald es nur flüchtig darüber hinſtrich, ſo kann man jetzt von der Wiener Atmoſphäre und Gegend erzählen. Ueber den ſchmerzlich erregten Geiſt ſtreicht ſie dahin mit weicher, weicher Hand, und ſeine Wunde ſchließt ſich, es wächſt blumiges Gras darüber, alle die Speculationen, Forſchungen und kecken Civiliſationsgedanken ſind binnen wenig Wochen unter einem dichten Raſen verſchwunden, man weiß kaum noch, daß es ein blühendes Grab iſt.

Wahrhaftig, Wien iſt in vieler Weiſe die Inſel der Circe, und man muß gewarnt und ſtark wie Ulyſſes ſein, um kein Verwandlungsunglück zu erleben. Und wie inſtinctsmäßig halten ſich die Wiener in jener glücklichen Mitte, die vor der Zauberin ſchützt; ihre Freuden ſind ſtark und derb, aber man ſieht ſie nimmer gemein.

Der Leſer wird es empfinden, wie man hin- und hergeworfen wird mit ſeinen Anſchauungen, wenn man nicht nach einer leitenden, ſtarren Idee das Ganze beurtheilen will. Dies Letztere muß aber meines Erachtens am Sorgfältigſten vermieden werden, es bringt nur eine irrthümliche Einheit in die Betrachtung, das Object ſelbſt wird überritten, und man conſtruirt eine Stadt aus Forderungen, Möglichkeiten und Antipathien zuſammen, wie ſie nicht exiſtirt.

Das Recht der einmal wirklichen Exiſtenz muß vor allen Dingen geachtet werden, und es kommt weniger darauf an, ob dieſelbe vom Darſteller als harmoniſches Ganze aufgenommen und verarbeitet, als vielmehr, ob ſie ehrlich, unbefangen, auch mit allen ſcheinbaren Widerſprüchen aufgefaßt worden iſt.

Die Wahrheit darf hierbei der Kunſt nicht einmal untergeordnet, viel weniger geopfert werden, und man hat nur zuzuſehen, daß auch die gemiſchten Eindrücke ein zuſammengefügtes, darſtellbares Ganze bilden. —

Die Völker ſind mit all ihren Sitten und Eigenſchaften immer mehr oder weniger das Ergebniß ihres Bodens; ſie ſind nur etwas verfeinerte Bäume. Ein Volk das ſich ſeinem Boden am Natürlichſten anſchmiegt, iſt das glücklichſte. Dies iſt den Ahnen der Oeſterreicher durchaus nicht abzuſprechen: ſie haben die unterirdiſchen Stimmen ihres Landes verſtanden, ihr urſprüngliches Weſen iſt übereinſtimmend mit ihm, und daher ihre Behaglichkeit.

Selbſt die Franzoſen haben ihr Land nicht ſo begriffen, ſonſt wäre ihre Majorität einer materiellen Richtung compacter, als ſie es iſt, nur die Engländer übertreffen vielleicht die Oeſterreicher, denn ſie haben neben ihrem Comfort noch tauſend Anderes erſtrebt. Hätten die Oeſterreicher eben ſo Schritt gehalten mit dieſen, ſie wären ihnen an Humanität überlegen; denn es hat kein Volk ſo viel natürliche Anlage dazu als ſie, es iſt kein anderes von Hauſe aus ſo befähigt, menſchheitlich liebenswürdig zu ſein, als das öſterreichiſche.

Man kann ſich nichts Behaglicheres denken als das Donauthal, in welchem Wien gelegen iſt. Der Kahlenberg und ſeine Genoſſen ſchützen es vor dem Nordweſt; die Donau, der raſche Kriegeſtrom deutſcher Flüſſe, bringt dem Bedürfniſſe ſeine raſchen, friſchen Wellen; in dem dunkleren Himmel ſieht man ſchon die tiefere Sehnſucht nach dem Süden; der Boden iſt freundlich und ergiebig, die ganze Stimmung der Gegend liebenswürdig. Es giebt, wie ſchon angedeutet iſt, viele Städte, die pittoresker, intereſſanter liegen, aber man ſucht umſonſt eine, die ſo behaglich, wohnlich an den Boden ſich ſchmiegt, wo man augenblicks erkennt: die Stadt gehört in dieſe Gegend.

Wien iſt an ſeinem Orte. Die Stadt ſelbſt iſt nur ein Mittel- und Sammelpunkt, die zweiunddreißig Vorſtädte bilden

Wien wie Strahlen die Sonne. Und all dieſe Vorſtädte ſind frei für Luft und Ausſicht: ſelbſt die Berge ſehen in beſcheidener Entfernung gehorſam wie Domeſtiken mit niedergeſenkten Augen hinein. Wien iſt eine großartige Winter- und Sommerwohnung, wo man nur das Zimmer wechſelt, und ſich dadurch alle Bequemlichkeiten verſchafft.

Die Zahl der Vergnügungsorte um Wien iſt Legion; denn das Vergnügen iſt ein Geſchäft, das jeder Wiener mit Leidenſchaft betreibt. In den nahe gelegenen Dörfern wohnt während des Sommers der begüterte Hochbürger, der Schauſpieler, der Rentier.

Der Zuſammenfluß von Fremden iſt während des Sommers groß, man beſucht Wien wie eine merkwürdige ausländiſche Stadt, eine Reiſe dahin iſt das gewöhnliche Aſyl der überladenen Geſchäftsleute, welche ihrem Unterleibe auf einige Wochen gütlich thun wollen. Es iſt in keiner Stadt ſo leicht, nichts zu thun und zu denken als dort. — Trotzdem kommen die Wiener Gaſthäuſer nicht aus dem Schlendrian heraus. Es giebt in ganz Wien deren zwei oder drei, die nach Art guter Gaſthöfe eingerichtet ſind, alle Uebrigen ſind mehr oder weniger alltägliche Kneipen, wo man nichts hat als ein mittelmäßig Nachtlager und ſchlechte Bedienung. Das iſt aber von jeher ſo geweſen, und darum muß es auch immer ſo bleiben; und wenn man ihnen erzählt, wie ganz anders und beſſer das im Auslande iſt, ſo lächeln ſie, ſchwappen ſich auf den Bauch und ſagen ungeſtört: Dos is holt onders bei uns in Wien. —

Und ſie ſind in dieſer Bornirtheit ſo ſchnurrig und liebenswürdig, daß ich mitlachen, und am Ende gar eingeſtehen mußte, die Einrichtung mit den mittelmäßigen Gaſthöfen ſei gar nicht unpaſſend. Das Wiener Leben iſt nämlich ganz und gar draußen, an zwanzig Orten, die Dimenſionen ſind groß, man kommt gewöhnlich erſt bei einbrechender Nacht in ſeinen Gaſthof zurück, und braucht nichts als ein Nachtlager, und der Gaſtwirth findet es eben auch in der Ordnung, daß man ſonſt nicht viel mehr verzehrt

Alſo hat der Wiener auch darin Recht, wenn er ſagt: 's is holt onders bei uns in Wi-en.

Große Ehrlichkeit und viel Bettelei herrſcht natürlich in Oeſterreich, wie in jedem alſo abgeſchloſſenen Staate, wo der Fond des Volkes brav und gutmüthig iſt wie hier. Die Poeſie der Bettelei — das Verbieten einer jeglichen iſt die proſaiſchſte Grauſamkeit — ſteigt freilich hier bis zum Unerträglichen; der Reiſende iſt in einem fortwährenden Belagerungszuſtande. Eben ſo wird jene Ehrlichkeit oder der daraus fließende Credit bis ins Ungeheure getrieben. Man bezahlt in einem öffentlichen Hauſe nichts beim Empfange, das Haus ſei noch ſo groß, die Geſellſchaft noch ſo zahlreich, die Verwirrung noch ſo betäubend. Der Fremde kann für viele Gulden verzehren, und mehrmals umſonſt fragen, was er zu zahlen habe, und ungehindert von dannen gehen, ohne einen Kreuzer gezahlt zu haben. Dieſe Art von Credit iſt ſogar läſtig. Es giebt nämlich beſtimmte Zahlkellner, und nur dann zwei oder drei, wenn die Geſellſchaft außerordentlich groß iſt; dieſer Zahlkellner macht dem Gaſte die Rechnung und nimmt allein Geld. Dieſer eine Menſch iſt nun gewöhnlich ſo in Beſchlag genommen, daß man um einiger Kreuzer willen meiſthin unerträglich lang warten muß.

Table-d'hôte wird nirgends geſpeiſt, der Oeſterreicher ſpielt wie der Engländer beim Eſſen den Individuellen — und wunderbar genug haben dieſe Nationen gerade dabei gar nichts Perſönliches, ſondern eſſen wie eine Gattung Alle dasſelbe, dieſer ſein Rindfleiſch und den Plumppudding, jener „a gebocknes Hähndrl, a Mehlſpeis und a Roſtbraterl“.

Im Weintrinken ſind ſie mäßig, ich weiß nicht, ob dies am Weine oder an ihnen liegt; Verläumder ſagen, man kriegte eher Leibweh als Laune von großer Quantität. Und doch kommt er der Maſſe trefflich zu ſtatten, weil ſeine ſchlechteren Sorten wohlfeil und allen Claſſen zugänglich ſind. So entgehen ſie dem garſtigen, dem nordiſchen Schnapstrinken, man ſieht nirgends jene dumpfe, beſtialiſche Schnapsbeſoffenheit, die den Geiſt nicht aufregt, ſondern verwirrt, verdummt, das Hirn nicht locker macht, ſondern zuſammenquetſcht.

Die Oeſterreicher ſind wirklich auch im Allgemeinen mäßig, und ſelbſt ihre ausgelaſſenſte Fröhlichkeit, die man halb irrthümlich zu ihrem ſtehenden Charakter rechnet, iſt immer polizeigemäß. Zahme, luſtige Füllen, die den Hafer nicht kennen, und von ihm nicht geſtochen werden.

Auf der Brigittenau z. B. feiert man alljährlich ein großes Volksfeſt, bei welchem ſich an dreißigtauſend Menſchen einfinden, die in Luſt und Freude herumſpringen wie die Böcklein — und nicht ein einziges von dieſen Böcklein ſtößt das andere.

Ich geſtehe, daß dieſe Art von Wohlgezogenheit etwas Philiſtermäßiges hat, und daß ich, ſelbſt als Regent, ein Volk mehr lieben würde, das zuweilen durch eine Caprice ſeines Herzens Spannkraft bekundete, natürlich durch eine unſchuldige und kleine, die nichts koſtet. Ein Roß, das nicht einmal auf den Zügel beißt, iſt langweilig, und von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen kann Einem ſolch eine Empfindung wol arriviren im Lande Oeſterreich.

Beſonders ſind die Ultraliberalen in einem großen Irrthum, welche in Oeſterreich einen mit ſtarker Hand verſtopften Vulkan ſehen — nichts von Verſtopfung, nichts von Vulkan; höchſtens ein ſolcher, bei dem gekocht und gebraten wird; das Volk iſt ſo unvulkaniſch wie nur möglich. — —

Ich habe ſchon früher einmal darauf hingedeutet, wie ein Reſt des italieniſchen Straßenlebens, und manche halbitalieniſche Sitten in Wien zu finden ſeien. Die alltäglichen Freuden ſind auch hier meiſt auf der Straße und in öffentlichen Häuſern zu ſuchen — da ſitzen ſie mit ihren großen Backenbärten und kurzen Meerſchaumpfeifen, und trinken Kaffee oder Zuckerwaſſer und ſehen der Zeit nach, die raſtlos geht.

Nur die Fiaker, der tüchtigſte Schlag in Wien, weil er einen Willen hat und im Nothfalle grob iſt, ſind in ſteter Bewegung. Sie fahren ſo ſchnell und geſchickt, wie die Berliner ſchlecht und langſam. Sie verſtehen ihr Handwerk, leſen in den Stunden des Wartens ihren Roman wie Einer und ſind daneben betriebſame, ganze Kerle. Ich habe eines Abends mit Gutzkow ein ganzes Fiaker-Literaturblatt durchgeſprochen, wir fuhren von Hietzing nach der Stadt und fanden in allen Taſchen des Wagens Romane — in unſerer nordiſchen Voreiligkeit glaubten wir, ſie ſeien von Paſſagieren vergeſſen worden, und machten unſern Kutſcher darauf aufmerkſam. Er lächelte aber ſehr, und deutete mit dem Finger auf ſeinen eigenen Schädel — die Fiaker in Wien ſind eine Stütze der Literatur.

Nicht darum, ſondern aus andern Gründen glaube ich, daß ſie nächſt Staberl den meiſten Witz in Wien haben, und das will etwas ſagen, denn ihre Zahl hört erſt in der Nähe von Tauſend auf. Vom Staberl, den Ungarn und den Fiakern hat man die meiſten Bonmots. Die Fiaker ſind auch der Stolz Wiens, den es gegen alle Nationen und Hauptſtädte geltend machen kann. Es glauben Gelehrte, ſie ſeien — nicht die Gelehrten, ſondern die Fiaker — die eigentlich geſunden Urbewohner, die Autochthonen Wiens, die urſprüngliche Kriegerkaſte — ihr Fahren iſt eine Kunſt, welche die lebhafteſte Anerkennung verdiente: im ſtärkſten Trabe jagen ſie durch die engen, von Menſchen und Wagen angefüllten Straßen, oft nur eine Linie breit an den Gegenſtänden vorüber, und es iſt ein höchſt ſeltener Fall, daß ſie anſtoßen oder gar ein Unglück anrichten, ſie fahren, wie man ſich ausdrückt, den Schwanz vom Buchſtaben herunter. —

Die Vergleichung Wiens mit Berlin und umgekehrt iſt oft da geweſen, es iſt aber wirklich intereſſant, welch ſtrenge Gegenſätze ſich bei dieſen beiden Städten herausbilden. Der Spott über ſolch große Verſchiedenheit iſt in Wien noch ſehr lebhaft; wenn die Wiener haſſen könnten, die Berliner würden einem lebhaften Haſſe nicht entgehen. Ueberlegenheit drückt. Aus den immer wiederkehrenden Verſuchen, Berlin zu perſifliren, ſieht man deutlich, wie unbequem ihnen Berlin iſt.

Aber wo hätten ſie das Zeug zu ſolcher Perſiflage her! Die Schärfe der Zunge, der Uebermuth, die Unverſchämtheit, die abgeſchmackte Prahlerei, die ganze Hochnäſigkeit, welche ſie darthun wollen, ſteht ihnen auf keine Weiſe zu Gebote.

Zur Perſiflage iſt der Berliner eben ſo geſchickter, wie ſie dem dreiſten, gehärteten Manne beſſer anſteht, als der ſanften Frau. Der Berliner Accent hat in ſeiner Reinheit etwas entſchieden Vornehmes, und in ſeiner ohrenzerſchneidendſten Gemeinheit immer noch eine ſtraffe Figur, ein herausfordernd Unverſchämtes; der Accent hat immer Courage. Und ſie iſt das Blut des Spottes, ohne ſie perſiflirt Niemand, wenigſtens glaubt Niemand an den Spott, wenn ihn nicht der Muth des Spottes zwingt.

Es kann hinter dem Berliner hochaufgerichteten ſpitzen Worte eben ſo viel Dummheit lagern wie hinter dem platten Wieneriſchen, aber der Wiener weiß um ſeine Beſchränktheit, und denkt, es ſieht ſie Jeder — und darum ſehen ſie die Meiſten; der Berliner aber iſt himmelweit entfernt davon, an ſich nur einen Augenblick zu zweifeln: „Und wenn Ihr nur Euch ſelber glaubt, ſo glauben Euch die andern Seelen“.

Der Wiener hat nur den Vortheil, welchen jeder beſcheidene Menſch dem Poltron, dem Aufſchneider gegenüber hat; aber er weiß dieſen Vortheil nicht genügend geltend zu machen. Des Berliners Rede iſt immer kriegeriſch, des Wieners aber ſpaßig — was vermag der Spaß gegen den Krieg? Ja, wäre es der Witz! Der Witz tödtet Alles, er iſt der Deſpot der Sprache, der Gedanken und Gefühle, er tödtet ſchonungslos auch das Schönſte, ſeine eigenen Verwandten, weil er keine alten Geſetze reſpectirt, ſondern immer ſelbſt ein neu Geſetz iſt; er iſt die genialſte Erfindung der Sprache, der einzige Teufel, welcher zugleich ſchafft, indem er zerſtört. Es iſt Verläumdung witzloſer Leute, wenn ſie den Witz niedrig anſchlagen; ſie ſind wie die Weiber, die nicht an den Sieg glauben, weil ſie ſelbſt nicht fechten können, oder ſie haben nur die Saphir'ſche Art vor

Augen, welche ſich an keinen Hintergrund lehnt, und Seiltänzerkünſte mit der Sprache vornimmt. Wenn der Witz, wie oben angedeutet iſt, jenem Aeon gleicht, der mit demſelben Hauche eine Welt hervorbringen und vernichten konnte, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß jener Aeon auch wie unſer Witz nur der Ausfluß einer höheren Macht war. Das Gewaltige des Witzes liegt eben darin, daß er ein Symptom iſt. — Könnten die Wiener ihre Späße als ſolche Symptome verborgener Gewalten anſehen, ſie bändigten mit leichter Mühe die dreiſte, kritiſche Rede des Berliners.

Aber, heißt es, haben nicht die Wiener Humor? Und iſt nicht Humor eine der ſchönſten, weichſten Grundlagen des Witzes?

Es muß etwas dahinter ſein, ſagte der einfache Mann, wenn's Humor geben ſoll; der Humor iſt nichts Urſprüngliches, er iſt das Ergebniß eines Verhältniſſes; es müſſen Zuſtände gegen einander wirken oder gewirkt haben, wenn er entſtehen ſoll; aber die Zuſtände der Wiener Maſſe haben juſt darin ihr Bezeichnendes, daß ſie von jeher zweifellos und wechſellos geweſen ſind. Wer nicht bis ins tiefſte Herz Schmerzen empfinden kann, vermag's auch nicht, Humor auszuſtrömen. — Wo hat der Wiener ſeine Schmerzen? Wenn ihm der Appetit ausgeht, iſt er traurig aber nicht humoriſtiſch.

Der Wiener hat Laune, weil er ſich wohl befindet; die Laune iſt nur der Laufburſche des Humors; ſie iſt nur das Lachen, Humor aber iſt der Sieg durch das Lächerliche.

Unter den öffentlichen Geſtalten iſt nur Raymund in Wien humoriſtiſch, denn er allein malt ſeine komiſchen Geſtalten auf einen ernſt bewegten Hintergrund; und die gebildetſten Wiener können's neben ihm mehr als alle anderen Völker ſein, weil ſie durch ihre Stellung in mannigfache Gegenſätze gebannt ſind, und den Hang zur gutmüthigen Ausgleichung der Differenzen, zum Lachen unter Thränen vom nationalen Herkommen aus beſitzen.

Es iſt eine nicht unwichtige Betrachtung, wie die Nationen einander auslachen, ſobald es der Haß zum Lachen kommen läßt. Schweden und Dänen hätten früher über einander gelacht, wenn ſie ſich nicht gehaßt hätten; der Engländer wird von den meiſten Völkern ausgelacht, weil er eigenſinnig ſeine Manieren beibehält, obwol er in die mannigfachſte Berührung mit allen Völkern kommt. Der Engländer lachte Jahrhunderte lang über den Franzoſen, weil dieſer mager war, kein Rindfleiſch aß, und allenfalls Froſchkeulen verzehrte; der Spanier würde über den Portugieſen lachen, wenn er lachte, der Römer verlacht den Venetianer, der Franzoſe lachte über Alle, wenn er nicht zu eitel und zu höflich wäre. Der Deutſche lacht über den Schwaben, obwol er weiß, daß Schwaben die größten Deutſchen geboren hat; der Norddeutſche lacht über den Wiener, und der Wiener, damit ihm doch auch etwas übrig bleibe, lacht über den Ungar, und wenn er ſehr übermüthig iſt, auch über den Böhmen, den er eigentlich haßt. Wenn man über Jemand lacht, ſo ſtellt man ſich in dem Augenblicke über ihn; bei Völkern iſt es immer Glaube an eine Ueberlegenheit.

Und der Böhme iſt dem Wiener an Allem, nur nicht an Gutmüthigkeit, an dem gefälligen Herzen des Umgangs überlegen. Wie der Türke den Perſer, ſieht der Wiener den Böhmen an; dafür erholt er ſich am Ungar, und rüttelt ſich ſchon zum Lachen bei der bloßen Ankündigung: „Bin ich ein Ungar!“ —

6.

Soldaten und Mädchen.

Die engliſchen Tories waren Napoleon's unverſöhnliche Feinde, die preußiſche Jugend brachte ſeine ungeſtümſten, die öſterreichiſchen Soldaten aber waren ſeine mauerfeſten, ausdauernſten Gegner.

Ungarn liefert die beſten und ſtattlichſten Soldaten, ſie ſind von der Heimat her in Luft, Sonne und Regen gehärtet. Sie haben esprit de corps als Ungarn, und mögen zum Theil darum die gewandten, mehr vereinzelten Galizier übertreffen. Die ungariſchen Grenadiere ſehen aus, wie man ſich bei der Xenophon-Lectüre die „Unſterblichen" des Artaxerxes denkt. Es iſt eine Cyklopenlänge, welche durch die Bärmütze ins Ungeheure geſteigert wird. Wenn man dieſe langen Leiber in leichnamartigen weißen Jacken, mit grabſchwarzen Kamaſchen und Thurmmützen, mit jenen fahlgelben Geſichtern von der mongoliſchen Hochebene, mit den zerdunſenen, matten Augen, dem ſtruppigen, dünnen, ſchmutzigen Barte, den braungelb ledernen Händen in Maſſe einhermarſchiren ſieht, ſo glaubt man wahrhaftig, es komme Pluto's Garde, die er ſich in neuerer Zeit angeſchafft habe. Ich habe nie einen Laut von ſolch einem ungariſchen Grenadier gehört; er hat zwar da, wo wir Augen haben, auch ſo etwas; aber ich habe nie einen Blick von ihm geſehen, ich bin immer ſcheu an ihm vorübergegangen wie bei einem Waldmenſchen, dem plötzlich ſeines Waldes Wildheit kommen könnte — und dann wäre kein civiliſirter Unterleib ſicher vor der langen Muskete mit dem langen Bayonnet.

Ich habe die Truppenmaſſen des Kaiſerthums faſt in allen Provinzen geſehen: eiſerne Unbekümmertheit lagert auf dem Erſten wie auf dem Letzten; man muß vollkommen überzeugt werden, daß ſich in einem neuen Franzoſenkriege wiederum kein Heer ſo ehern und zweifellos ſchlagen würde als das öſterreichiſche. Nur eine fanatiſche Begeiſterung und überwältigendes Feldherrngenie könnte ſie überwinden, eine blos gebildete Armee, die da weiß, was Leben iſt, überläßt ihr ſicherlich das Schlachtfeld. Sie kommen daher marſchirt, dieſe praktiſch gekleideten Maſſen, wie eine Reihe metallener Figuren, in der ganzen Fronte nur der ein und einzige Gedanke auf das nächſte Commandowort: „Eins zwei, eins zwei, aufg'ſchaut!" und ſo marſchiren ſie in den Höllenrachen hinein, wenn der Officier nicht

Halt ruft. Sie thun's nicht aus Subordination, ſie haben zumeiſt in ihrem Leben nicht gehört, was Subordination ſei, ſie thun's, weil ſie ſelbſt ſubordinirt ſind, eingexercirt, inſtinctmäßig. Sie dienen dem Staate vierzehn Jahre, ſie ſind Soldaten ganz und gar, eine rieſenſtarke Armee, ſtark wie ein unwandelbarer Begriff.

Jene vierzehnjährige Dienſtzeit trifft namentlich die öſterreichiſchen Erblande, die meiſten andern Provinzen dienen kürzere Zeit — die eigentliche Soldatenſpielerei findet man nirgends: man ſieht ihnen das ruhige, arbeitsvolle, todesernſthafte Geſchäft an. Die Officiere ſind faſt durchgängig beſcheiden, ohne Poltronerie, äußerſt gefällig, ja liebenswürdig.

Wenn die Beſtialität der Maſſen nicht geweckt wird, müſſen ſie ein ganz angenehmer Feind ſein, weil ſie im Innern eine unüberwindliche Ueberzeugung von der geiſtigen Superiorität anderer Völker tragen. —

Die Wiener Polizei hält ſehr auf den äußeren Anſtand, und ſo ſehr auch das Vergnügen in Wien gepflegt wird, ſo wenig darf ein Theil deſſelben dreiſt auftreten. Alle derartigen öffentlichen Anſtalten ſind ſtreng verboten, und am hellen Mittage werden die Kupplerinnen auf dem hohen Markte an den Pranger geſtellt. Ihre Clientinnen gehen mißvergnügt unter der Volksmenge umher, und murmeln von Vorurtheilen und beſchränkten Anſichten. Dies war die einzige Andeutung zu einer kleinen Emeute, die ich dort geſehen habe, und ſie ſaß nur auf den Lippen einiger unternehmenden Frauenzimmer, welche andere Anſichten über die Liebe hegten, als das Gubernium.

Von den leichtfüßigen Kindern, die ſonſt am ſpäten Abende durchs Palais-Royal tänzelten — ſonſt, denn dies orleaniſtiſche Palais iſt jetzt auch tugendhaft geworden — und manchen ſchüchternen Jüngling aufmunterten, manchen ernſteren abſchreckten, von denen, die in Hamburg an der Alſter bei den Laternen vorüberſchäkern oder ſeufzen, von dieſen leichten Nymphen ſieht man in Wien Abends nach dem Theater nichts auf der Straße, die Polizei hält das nächtliche Bekanntſchaftſuchen für unſchicklich. Und doch giebt es in Deutſchland keinen Ort, der im Verhältniß zu Größe und Einwohnerzahl ſo viel luſtige Mädchen darböte als Wien. Ich habe es ſchon erwähnt: die Mädchen gedeihen nun überhaupt in Wien vortrefflich, denn ihr Aufwachſen wird durch kein frühzeitig Denken, Leſen, durch keine Romantik und Sentimentalität geſtört, ſie haben alle von Hauſe aus guten Appetit und runde, volle Formen, ſie werden in einem halben Katholizismus aufgezogen, der die bequemſte Religion unter der Sonne iſt, weil er Alles vergiebt, ein luſtiger Weltgeiſtlicher — ſie ſehen von Jugend auf alle Welt nach ſinnlichen Genüſſen jagen, die Hauptfrage hören ſie ewig, ob etwas gut ſchmeckt, und „Wie hoben ſich Euer Gnoden unterholten?“, die ſtets wandelnde Woge von Fremden erhält ſie fortwährend in Athem, ſie haben ein weiches, üppiges Klima, warme Nächte, die Niemand erkälten — was Wunder, daß die Senſibilität größer als ſonſtwo iſt. Da der Abend ihnen zum Kennenlernen verſchloſſen iſt, ſo werden ſie ans Sonnenlicht und zur Dreiſtigkeit genöthigt, ſie wandeln um die Mittagsſtunde den Kohlmarkt und Graben entlang inmitten der par excellence anſtändigen Beau monde, und es gehört das Auge eines Linné dazu, um dieſe verſchiedenen Pflanzenarten zu unterſcheiden, da das luſtige Mädchen ſo freudig und elegant gekleidet geht, wie die Fürſtin, und die Fürſtin auf der Straße ſo einfach wie dieſe. Indeſſen ſind die Oeſterreicher in der Naturgeſchichte zu Hauſe, und leiſten darin das Unglaubliche. Erſt vor wenigen Jahren hat wieder ein Oeſterreicher aus Mähren das Kreoſot erfunden, das gegen Zahnſchmerzen hilft, und ich habe ſie auf dem Kohlmarkte und Graben nie in Verlegenheit geſehen.

Die Partie der Fremden iſt übrigens in Wien ſehr intereſſant, und nicht in Vergleich zu ſetzen mit der in den norddeutſchen Städten, wo die meiſten Fremden nur des Geſchäfts und Handels wegen hinkommen. Das öſterreichiſche Prohibitivſyſtem läßt nicht viel Geſchäftsfreunde zu, einige Orientalen etwa, die unten am Eingange der Leopoldſtadt rauchen, und ſo faul ſind, daß man ihnen kein Geſchäft abmerkt, das ſchmierige Publikum der Muſterreiter fehlt aber ganz. Die große Menge von Fremden, die man in Wien erblickt, iſt meiſt lediglich da, um ſich zu amüſiren. Wien iſt die deutſche Villa, wo der norddeutſche Römer ausruht von des Regierens Mühen, unſer Tusculum und Liternum. Dieſe Muſe wird befördert durch den Anblick der wolgeölten Staatsmaſchine, der fröhlichen Menſchen und Mädchen — man wundert ſich, daß in Wien auch gearbeitet wird, daß nicht Manna vom Himmel fällt und ſüßer Wein aus den Dachrinnen ſprudelt.

7.

Die Künſtler und die Frauen.

Man iſt in Wien viel auf den Beinen, und wenn ich frage, worin eigentlich das große Vergnügen beſteht, das Einen fortwährend in Athem erhalte, ſo ſtockt man mit der Antwort. Es iſt wie mit mancher Poeſie: man weiß ihr Daſein nicht alsbald zu definiren. Und meiſthin ſind dieſe undefinirbaren Freuden größer als ſonſtige, denn ſie liegen weniger in der Berechnung, dem Urſprünglichen und Natürlichen näher, und Gott bleibt ſchon einmal größer als die Menſchen.

Indeſſen hat's mit den Wiener Freuden keine gar ſo blos göttliche Bewandtniß, man braucht doch recht viel irdiſche Dinge dazu: einen guten Appetit, einen Beutel voll Geld, gutes Wetter, Schönbrunn, Tivoli, Hietzing, Laxenburg, die Theater, die Fiaker und Manches, was man zu verſchweigen pflegt. —

Das Wort Künſtler graſſirt ſehr in Wien, und man muß immer genau hinhören, was die Leute darunter verſtehen. Jedes Volk fühlt ein Bedürfniß nach Darlegung gewiſſer geiſtiger Regſamkeit, und ſo berufen ſich denn auch die Wiener auf die ſchönen Künſte, die bei ihnen aufs Trefflichſte gediehen. Sie fragen mit ſehr wichtiger Miene, ob man beim Theſeus, im Belvedere und in der Porzellan-Ausſtellung geweſen ſei, und ob man den Kaiſer Joſeph habe reiten ſehen.

Es iſt wirklich auffallend, daß Wien in Malerei, Bildhauerei und Sculptur nicht mehr leiſtet, da hierin aller Ausdruck, alle Concurrenz freigegeben ſind — vielleicht fehlt es an Ermunterungs-Inſtituten? Was leiſtet das kleine Düſſeldorf, was leiſtet München, Dresden, Berlin daneben. Ein Herr Profeſſor Höfer ſchneidet recht hübſch in Holz, und ein anderer zeichnet charmante Modekupfer in die Zeitung, auch werden die Haus- und Ladenſchilder ſehr artig gemalt, wie wir das bald eines Breiteren ſehen werden; aber das iſt Alles und wahrhaftig doch nicht genug für Wien. Kunſtfertig iſt es überaus, aber wo iſt die Kunſt, wo ihre Thaten? Das Belvedere enthält ſchöne Sachen von alten Meiſtern, was können dafür die Wiener? Die Porzellan-Niederlage mit ihren Malereien iſt artig, ſehr artig, aber es bleibt doch nur ein ſpielendes Genre, der Kaiſer Joſeph hat ein ſchönes Pferd. — Ich muß geſtehen, daß mich die Entdeckung ſelbſt im höchſten Grade überraſcht, warum man nicht in Wien eine complete Künſtlerſchule zu Stande bringe. Das ruhige, von keinerlei ſtaatlichen Dingen geſtörte Leben, das heitere, ſinnliche Auge des grünen ſaftigen Landes, der reiche Adel, die leichte Verbindung mit Italien, die ſchönen Menſchen, dazu Miniſter an der Spitze, voll Geſchmack und Schönheitsſinn, wie Metternich — wahrlich, es iſt ein Räthſel, daß wir nicht ſchon eine glänzende Wiener Schule haben, welche ſich an Natürlichkeit der niederländiſchen anſchlöſſe und an Farbenreiz und irdiſcher Schönheit der venetianiſchen. Iſt's ein Räthſel? Fragt die Polizei!

Der Theſeus im Volksgarten zu Wien ſtammt bekanntlich von Napoleon her, dieſe Ueberwältigung des Minotaurus war vielleicht ein Sinnbild, wie er ſelbſt die Revolution mit ihren Ausſchweifungen erwürgt habe. Er wußte es auch, wohin des

Theſeus Kampf zu ſtellen ſei: auf den Alpen ſollte er ſtehen, wenn ich nicht irre, auf dem Simplon: die Straße und der Theſeus ſollten die Gewalt des menſchlichen Halbgottes über die ungeheuerſten Maſſen der Natur darſtellen. Dort oben, wo ſich Deutſchland, Italien und Frankreich begegnen, ſollte die koloſſalſte Macht und Kunſt dem harmloſen Wanderer in die Augen leuchten.

Und wirklich; für den Titanenkampf mit ſolchem Ungeheuer muß man Raum ſehen — zu Wien im Volksgarten hat man ihn in ein kleines Tempelchen geſteckt, und es ſteht zu fürchten, daß Theſeus die nahen Wände wie Kartenwände einbricht, ſo bald er mit der Arbeit fertig iſt und ſich nach Art der alten Helden reckt und dehnt, um die Glieder in Ordnung zu bringen. Es iſt ein drückender Gedanke, Großes und Gewaltiges in eine kleine Schachtel gepackt zu ſehen.

Man erzählt oft von einem feinen Kritiker, welcher beim Anblick des olympiſchen Zeus, den Phidias geſchaffen, in die Worte ausgebrochen ſei: Wenn Zeus von ſeinem Throne aufſteht, ſo ſtößt er die Decke des Tempels entzwei wie eine Eierſchale. Kurzſichtige Leute nehmen das nur immer für ein Lob des Phidias und der gewaltigen Augenbraue Zeus Kronions; es ruht auch der witzigſte Tadel des Tempels darin.

Man malt wirklich ſchöne Schilder in Wien, und es beſteht eine charmante Art von Rivalität unter den Kaufleuten, das ſchönſte Schild zu haben. Die Hälfte dieſer Schilder ſtellt fürſtliche Perſonen dar: der Kaiſer von Oeſterreich in allen Trachten, der König von Preußen in ungariſchem Nationalkoſtüm, der König von Ungarn, der Primas von Ungarn, fürſtliche Damen von der verſchiedenſten Schönheit, ein Amor, der Bänder verkauft, eine Jungfrau von Orleans, die mit Seidenzeugen handelt, ein Biſchof, der Luxusartikel feilbietet; nur ein Papſt fehlt.

Die ſogenannte ſchöne Wienerin, eine Wachsfigur, welche immer nach der neueſten Mode angekleidet iſt, repräſentirt wegen ſteten Wechſels die Revolution und ſteht unter Glas.

Im Allgemeinen aber heißt in Wien Künſtler ſo viel als Schauſpieler. Das Schauſpiel iſt Mittelpunkt des Wiener Lebens, des Wieners Stolz und Sehnſucht und Vergnügen. Was dem Pariſer die Journale, das ſind dem Wiener die Theaterzettel: er ſtudirt, gloſſirt, memorirt ſie. Für den Schauſpieler iſt Oeſterreich noch das Land der Märchen, ſie dürfen nicht getadelt werden; ihre künſtleriſche Unbeflecktheit ſchützt die Cenſur.

Wäre das Theater noch nicht erfunden, die Oeſterreicher erfänden es.

In fünf Häuſern wird täglich geſpielt, und kein's derſelben iſt in den ſchönſten Sommertagen leer. — —

Aufmerkſame Leſer werden es leicht herausleſen, daß ich mich eigentlich in Wien ſehr wohl befunden habe.

Der Ruf von der Liebenswürdigkeit der Wiener Damen iſt eben ſo allgemein bekannt, und wird ſo ohne Widerſpruch aufgenommen, wie der von der Gemüthlichkeit der Oeſterreicher im Allgemeinen. Und man kommt in Verlegenheit, wenn es ſich um eine Definition der äußeren Schönheit handelt; das Enſemble thut wie bei der Komödie Alles, und Komödien ſind ſie alle, ſchon darum, weil ihnen das Tragiſche zu unnatürlich dünkt. Man findet nicht ſo häufig glänzend elegante Figuren, wie es deren im nördlichen Deutſchland, beſonders in Berlin ſo viele giebt, wie ſie das Eigenthum Frankreichs und Englands ſind. Jene in leichten, feinen Bogen geſchweiften Figuren, die durch ihre zierlichen hüpfenden Formen ſo beſtechen, durch den ſchwankenden Hals, auf dem der Kopf ſich ſchaukelt, durch die ſich tief hinein ſchmeichelnde Taille, welche den fein geformten Schulterkörper trägt, durch den kleinen, hoch geſpannten Fuß, der in bunter Laune mit dem ganzen Körper ſpielt — jene Figuren ſind nicht zu Hauſe in Wien. Körper und Wuchs iſt ſchon ein wenig mit dem italieniſchen verwandt in der Fülle; franzöſiſches iſt nichts an ihm. Die Italiener ſind bekanntlich ein Volk, das nur außerhalb ſeines Landes Anſtrengungen verträgt, in der Heimat aber bequem, weichlich und faul iſt; — die Italienerin ſchnürt ſich ſelten oder gar nicht, weil es ihr läſtig iſt; eine ſchöne Taille ſucht man in Italien vergebens, ſie entſchädigen durch ihre Büſten. Eben ſo ſind in Wien die feinen Figuren nicht das Hervorſtechende, wenn auch der Körper hier ſchon ſtraff und feſt zuſammengehalten wird. — Luſt und Fleiſch bildet einen Uebergang zu Deutſchland, Wien iſt ein Grenzort, Venedig die erſte Station. Das Fleiſch der Wienerin iſt aber friſcher und blühender, wie es im Allgemeinen bei den nördlichen Völkern lebhaftere Farben hat. Wenn man die vielen Titian's in Oberitalien ſieht, ſo glaubt man, es haben ihm Wienerinnen geſeſſen, denen er ſüdliche Augen gemalt, denn in dieſen betet der Katholizismus die Schönheit an, knieend begehrlich.

Auch den lebendigen Wienerinnen ſelbſt, glaube ich, muß man nicht zu tief in die Augen ſehen; zum Verlieben gehören ſie wahrſcheinlich unter die erſten Weiber der Welt; ich weiß nicht, ob es ihnen die Römerin und Franzöſin darin zuvorthut; für romantiſche Liebe ſind ſie zu harmlos, zu lebensluſtig, zu natürlich, denn eine gewiſſe blinde Treue und Romantik iſt nicht Sache der Natur, ſondern einer Civiliſationsrichtung.

Fällt indeſſen ein glücklicher Keim in ſolch ein Wieneriſch Frauenherz, ſo mag es auf der Welt nichts Weicheres, Einſchmiegenderes, Weiblicheres geben.

Außer der feinen Figur fehlt auch der feine Fuß; aber ſie erſetzen Beides durch Fülle; auch ihr Fuß iſt fleiſchig, und wenn auch nicht zierlich, doch voll und rund geformt. Die ganze übrige Bildung des Körpers iſt weich und doch friſch und kräftig, ein geſundes Verlangen hüpft auf jeder Linie, ihre Schönheit iſt jene ſanftſchimmernde des duftigen Obſtes, das noch am Baume hängt und vom Reife der Luft überhaucht iſt.

Was ihnen an Geiſt und tiefer Empfindung abgehen ſollte, erſetzen ſie durch Schalkhaftigkeit und Laune. Außer Franzöſinnen kenne ich keine Damen, die ſo liebenswürdig für den bewegten geſelligen Umgang wären, als die Damen von Wien. In ihrer natürlichen Unbefangenheit ſind ſie bei weitem angenehmer, als viele unſerer nördlichen ſentimentalen Prinzeſſinnen, die jeden freien, fröhlichen Scherz unanſtändig finden, und außer ſich wären, wenn man ihren Glauben in Zweifel zöge, daß die Kinder von den Bäumen geſchüttelt würden.

Eben weil den Oeſterreichern vielleicht mancherlei Bildung mangelt, fehlt ihnen auch glücklicherweiſe die Verbildung; ſie ſind ein unbeflecktes Völkchen, dem nicht Tugend, nicht Laſter viel zu ſchaffen macht.

Die hübſchen Damen leſen franzöſiſche und engliſche Schriften, daß man erſchrecken möchte, aber das iſt gar nicht nöthig; die Lectüre bringt ihnen weder Nutzen noch Schaden. Ich wollte indeſſen doch, ſie läſen mehr deutſch, es könnte ihnen zu ſtatten kommen.

Im Allgemeinen hat das öſterreichiſche Volk ſehr viel Anlage zur Jugend, es iſt reich an Blut, und aus Blut und friſcher Luft macht man Jugend und Geiſt. Man ſieht's, wenn man ihre Moden betrachtet, daß ſie auch erfinden können. Das Gebiet des Bequemen, das ſie mannigfach cultiviren, bekundet ihre ſchöpferiſche Fähigkeit.

8.

Baden.

Der Verkehr zwiſchen Wien und dieſem Luſtbade iſt ſehr lebhaft, zumal da der Kaiſer einen Theil des Sommers dort zubringt. Wir gingen bei früheſter Morgenzeit auf die Poſt, und wurden in einen unangenehmen Affenwagen geſteckt: in einem kurzen Kaſten laufen an beiden Seiten der Länge nach zwei Bänke hin, und ſo ſitzt man ſich gegenüber, als wenn man zur Hochzeit ſäße. Wildfremde Geſichter, die weder am Wege, noch am Morgen, noch an irgend was Intereſſe zu nehmen ſchienen, ſaßen uns gegenüber, ſie ſtierten in die untergeſchlagenen Arme hinein, und regten ſich nicht. Wenn ſie nur wenigſtens geſchlafen hätten, das bekundet doch eine menſchliche Regung, nein, ſie ſtierten unverwandt; unſer gezwungenes Gegenüberſitzen bekam etwas Grauenhaftes. Ich fragte leiſe den Staroſten, wofür er die Leute hielte, denn laut zu ſprechen, war bei der ſtillſchweigenden Uebereinkunft unſeres Kaſtens nicht rathſam — er machte mir ein Zeichen; wahrhaftig, es war ein Courszettel, der aus der Bruſttaſche des einen Schweigſamen guckte, es waren Banquiers; —

„Sie hören nicht, ſie ſehen nicht, ſie ſprechen nicht — ſie ſpielen!“

Der alte Lichtwer hat mit ſeiner Fabel noch immer Recht, wie denn überhaupt einzelne Worte etwas Magiſches, über die täglichen Geſetze Hinausgreifendes haben. Whiſt, L'hombre, Faro ſind Kindereien geworden, wobei man jetzt hört und ſieht und ſpricht, das moderne Spiel iſt die Börſe, da kann man auf Millionen rechnen in Gewinn und Verluſt, da iſt eines ganzen Landes Wohl oder Wehe Begleiter des Spiels, der moderne Spieler iſt der Banquier. Es iſt angenehm, Banquier zu ſein, wenn man ſonſt weiter nichts iſt: man muß als ſolcher rechnen können, und die Wechſelkunde verſtehen; etwas Geographie, gute Zeitungen leſen und ein paar Louisd'or gehören auch dazu, und dann iſt man Banquier und kann Millionen commandiren. Salomon Heine, der Onkel des Dichters, iſt der Schriftſteller aller Banquiers, er hat ihnen das Motto, den Familienſpruch erfunden. Als man ihn nämlich gefragt hat, ob er ſich nicht freue über die Erfolge ſeines Neffen, da iſt ihm jene klaſſiſche Banquier-Erwiderung entſchlüpft. „Wenn er doch was gelernt hätte, ſo braucht' er keine Bücher zu ſchreiben.“

Ein ganzes Molière'ſches Luſtſpiel liegt in dieſen Worten.

Der Weg führt über die Spinnerin am Kreuz auf der Heerſtraße nach dem Semmering, und wendet ſich dann ein wenig ſeitwärts nach kleinen blauen Bergen hin.

Es war ein kalter Morgen mit den Herren Banquiers, und ich kam ein wenig erfroren nach Baden. Ob wirklicher Jahrmarkt in dem Städtchen war, kann ich nicht ſagen, aber ein jahrmarktliches Treiben empfing mich in den Gaſſen. Ich hatte mir den Ort großartiger gedacht; indeſſen iſt er doch ganz artig, und der Verfolg ſeiner Promenaden nach dem Helenenthal hinab, iſt ſehr angenehm. Am Eingange dieſes Helenenthales ſteht ſtolz und ſtattlich Weilburg, ein Luſtſchloß des Erzherzogs Carl. Das Gebäude hat eben ſo wenig Glück, als ſein Herr: man ſagt, der Boden wiche unter ihm, und es drohe, gelegentlich zuſammen zu brechen. Und der Herr, der ſchlanke Archidux mit dem langen, nachdenklichen Geſichte, wie viel vergebliche, ſchön componirte Schlachten hat er gegen Napoleon geſchlagen! — Man kann das Genie und das tapfere Talent nicht deutlicher einander gegenüber ſehen, die immer daraus erwachſenden Reſultate nicht auffallender erblicken. Götter beſiegen ewig die Menſchen, wären dieſe auch Titanen und häuften mühſam Gebirg auf Gebirg. Das Genie iſt ein eroberter, unmittelbarer Gedanke Gottes, das Talent ein mühſam, in einzelnen Theilen errungener. Im Kriege erkennt man gewöhnlich die Talente an combinirten Plänen und ſchönen Rückzügen: Xenophon, Moreau, Erzherzog Carl ſind ſolche Namen. Das Genie braucht keinen Rückzug — dergleichen denkend, ſtand ich im fröhlichen Glanze der Mittagsſonne vor Schloß Weilburg, und hörte mit Betrübniß, wie kränkend und zurückgezogen dieſer talent- und würdevolle Erzherzog lebe. Es war eine der vielen Kriſen in Napoleons Leben, als der Kaiſersſohn, der in Deutſchland die franzöſiſche Rhein-Armee ſo glücklich bekämpft hatte, nach Italien geſchickt wurde, um den ungeſtümen jungen Bonaparte zurückzuwerfen; am Tagliamento begegneten ſie ſich; raſch, als ob ihm die Windsbraut entgegen käme, ward er in die fliegenden, kleinen Schlachten verwickelt und zurückgedrängt bis in das Herz vom eigentlichen Oeſterreich, bis zum Präliminarfrieden von Leoben. Napoleon legte ſehr viel Gewicht auf die Vorfälle am

Tagliamento — die beſonnene, geſchickte Leitung des Erzherzogs ließ die Erfolge einen Augenblick ſehr zweifelhaft, bis das Glück eben ſo durchſchlug, wie es ihm während des italieniſchen Feldzuges in den wichtigen Momenten ſtets gekommen war.

In Oeſterreich iſt übrigens der Haß gegen Napoleon keineswegs ſo zählebig als im übrigen Deutſchland; es iſt, als ob die Verwandtſchaftsbande auch in die Maſſen übergegangen wären, nirgends iſt die ſtruppige, fanatiſche Animoſität zu finden, welche nicht ſterben will beim Gedächtniß dieſes Namens. Auch der tägliche Anblick ſeines blühenden, liebenswürdigen Sohnes und der frühe Tod desſelben mag lindernd und beſänftigend eingewirkt haben, denn an Leiden hat er's dieſem Volke, ſeinem unermüdlichen Feinde, wahrlich auch nicht fehlen laſſen, die großen kupfernen Kreuzer, welche ſo wenig gelten, und das dünne Papiergeld erinnern noch täglich an ſeine Geißel.

Schloß Weilburg, ſchlafe wohl. Ein anderes Intereſſe begegnete mir auf den Badener Promenaden. Im Schatten einer Ruhebank ſah ich einen alten Freund aus Schleſien ſitzen, der Gedanke an die Heimat verſchlang alles Andere, und wir ſprachen von dem Lande jenſeits der blauen Rieſenberge, vom Anblicke des Zobten, von den Wäldern der Oder.

Mein Freund zeichnete Figuren in den Sand, und aus allen Kreuzungen ſeines Stockes entſtand immer wieder eine große Lyra — was willſt du damit?

Ach, dieſer Platz iſt ſchuld daran, ſagte er. Vor zwölf Jahren führte mich auch ein friſcher, ſonniger Tag wie heute nach Baden heraus, und hier auf dieſer Bank ſaß die gebeugte, dunkle Geſtalt eines Ligorianers und zog mit dem Stocke Figuren in den Sand. Ich blieb ſtehen, die Erſcheinung, die dunkle Geſtalt, welche ſich nach der Erde beugte, die ſcharfen Umriſſe des magern Geſichtes, die lange, ſpitze Naſe, das Ueberhängende der Augenknochen hatten etwas Magiſches für mich. Er blickte auf, wir ſahen uns an; eine grundloſe, verwirrte Traurigkeit lag in den eingefallenen Augen, es dauerte wohl eine

Minute, ehe ich den alten Bekannten wieder herausfinden konnte aus den Irrgängen dieſer Augen — Zacharias! rief ich. —

Pater Zacharias heiß ich jetzt. — Es war Zacharias Werner, der Dichter der „Söhne des Thales“, der Verherrlicher Luther's, der ſpäter dieſe „Weihe der Kraft“ widerrief und die „Weihe der Unkraft“ publicirte, der unglückliche Werner!

Er iſt lange aus den literariſchen Beſprechungen verſchwunden, und wir haben aus Depping's „Pariſer Erinnerungen“ ein garſtiges Bild von ihm als letzten Eindruck. Dort lauft er, der bejahrte, halb blinde Mann lüſtern im Palais Royal herum, geneckt von den frivolen Freudenmädchen, die von allen Seiten rufen: Papa, Papa! Der Kurzſichtigkeit halber geht ſein Diener mit ihm, um die gröbſten Mißgriffe der Wahl zu verhüten.

Dort in Baden traf ihn mein Freund, als jene Periode bereut und abgebüßt wurde. Werner war katholiſch geworden, und in den Orden der Ligorianer getreten — er hatte wenig geſprochen auf jener Bank, aber unabläſſig eine große Lyra in den Sand gezeichnet mit zerriſſenen Saiten.

„Was machſt Du da, Pater Zacharias? — ſo hörte er ſich am Liebſten nennen. —

Ach, ich denke an den Tod — ſolch eine Lyra mit zerriſſenen Saiten würde ſich auf mein Grab ſchicken. — Freund, es war doch eine ſchöne Zeit, als ſie noch ganz waren! —

In dem Klange, womit er dies ſprach, lag ein erſchütternder Schmerz, er ſtand auf, drückte mir die Hand mit ſeinen magern, trocknen Fingern und ſchlich langſam von dannen, eine dunkle, traurige Geſtalt.

Drunten in Wien ſteht eine kleine Kirche im Winkel, dort hat er oft gepredigt, ich habe ihn nicht wiedergeſehen, und nicht lange Zeit darauf hörte ich, er ſei geſtorben, und in geweihter Erde begraben worden. Er hatte kein Maß gefunden für ein ſtarkes Herz und einen ſtarken Kopf — die Erde ſei ihm leicht!“ — —

Wir gingen ins Bad, ließen uns in weiße Brahminengewänder hüllen und ſtiegen hinab in das warme Schwefelbaſſin, wo Männlein neben Fräulein herumſtrudelt. Das Waſſer bricht die Lichtſtrahlen ſo häßlich, die Figuren ſehen alle ſo verzwergt und ungeſtaltet aus, daß von Liebesilluſion nicht wohl die Rede ſein kann, ſo lange man nicht in jener Lebensepoche begriffen iſt, wo man liebt quand même. Für ſolche Leute ſind aber die modernen Novellen nicht erfunden.

Und es paſſirte mir wirklich das Unglück, eine alte Flamme in dieſem Schwefeldampfe wieder zu ſehen, Maria aus Carlsbad plätſcherte in jenem ſchönheitsfeindlichen Schwefelpfuhle umher. Sie erkannte mich — Maria, wie lang iſt es her, daß ich ein Faible für dich hatte, und wie haſt du dich verändert. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nicht in den „Erzherzog Carl“ gekommen wäre, und ich betheuerte ihr, daß ich mich ſo eben mit ihm beſchäftigt habe.

Ihre Haut ſei ſpröde geworden, klagte ſie; und deshalb müſſe ſie baden. Unſer Herz iſt doch kindiſch wie ein Mädchen, was hatte es ſich darum zu kümmern, ob Marias Haut ein bischen mehr oder weniger ſpröde ſei, aber es flüſterte fortwährend, und verläumdete das Mädchen.

Wie hätte mich vor wenigen Monaten dieſe Situation mit Maria entzückt: wir konnten uns die Hände drücken und miteinander herumſchwimmen!

Wenn wir blos ein ſogenanntes Faible für ein Mädchen gehabt haben, und das Stückchen Leidenſchaft aufgehört hat zu ſpornen und die ſpannenden Hinderniſſe aus dem Wege geräumt ſind, dann ſind wir ſchlecht oder gut genug, das Mädchen zu unſerer Freundin, zu unſerer Vertrauten zu wünſchen, mit der wir ſchwatzen und Confeſſions austauſchen.

Eine Ariadne macht kein Glück: — es iſt in unſern Sympathien zu wenig tragiſche Größe; Humor, Lachen, gar Ausgelachtwerden lauern im Hintergrunde. Widerſtand, Neid, Eiferſucht in größerem oder geringerem Maße reizen größtentheils zu

Intriguen der ſogenannten Liebſchaften, jenen Spielereien des Herzens. Dieſe Verführung überfüllt Manchen dergeſtalt, daß er gar nicht zu einer wirklichen, tiefen, uneigennützigen Neigung gelangen kann. Mancher freilich geräth über dieſe Brücke der Herzensintrigue zur wirklichen Leidenſchaft. Denn auch die Liebe gewöhnt ſich an, ſicherlich die Leidenſchaft derſelben.

Unter den oben angeführten Umſtänden wollte ich Maria zur Freundin haben, zu einer Freundin, welcher man die Hand küßt, der man ohne Rückhalt erzählt, was Einem Alles begegnet ſei am vergangenen Abend. Maria, der Schalk, lächelte, und machte mich geſprächig. —

Als wir aus den Ankleidezimmern ins Freie traten an den vollen, klaren Tag, war ich nicht wenig erſtaunt, ſie ſchöner als je, umringt von Anbetern zu finden. Wie mit einem Zauberſchlage war die alte Illuſion wieder da, dieſe coquette Illuſion — leben Sie wohl, Herr Doctor, rief der Schelm, grüßen Sie Madame Pichler, machen Sie ihr mein Compliment über die „Frauenwürde“, die ich vor zwei Jahren geleſen habe, und Ihnen anempfehle.

Fort war ſie — das war eine ganz andere Stimme als im Baſſin, wo ihr Ton ſo ergeben, ſo reſignirt war! Wie übermüthig hatte ſie jetzt geſprochen, wie herausfordernd lachte ſie da in der Ferne. Sie hat dich gefoppt — nur Vertrauen auf Sieg erringt den Sieg, Muth iſt in allen Verhältniſſen der Schöpfer — verwirrt und nachdenklich ging ich zur Frau Caroline Pichler, gebornen von Greiner, um ihr meine Aufwartung zu machen. Dieſen eben erlebten Fall wollt' ich ihr vortragen.

Eine bejahrte Köchin hielt mir auf dem Vorſaale das Ohr hin, damit ich meinen Namen hineinpfropfe, langſam ward ich angemeldet, Herr von Kurländer hatte mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben, langſam wurde ich angenommen.

Ja, nun fragen die Damen, wie ſieht ſie aus? was hat ſie für Augen, was für eine Taille, wie alt, wie ſteht's um Hand und Fuß?

Das hab' ich, Gott weiß es, ſo ziemlich vergeſſen, und nur daß ich vergeſſen konnte, mag mir ſchildern helfen. Es war eine nicht eben große, ältliche Frau, die mich ein wenig zurückhaltend empfing — es war gegen Mittag, und es ſchien, als hätte ich ſie im Hausweſen geſtört.

Dies ſcheint jetzt ein Tic der Schriftſtellerinnen geworden zu ſein, ſich vor allen Dingen des Kochens zu rühmen — Fallſchirme für die gewöhnlichen Männerkritiken. Fräulein Fanny Tarnow, eine lebhafte, ſtrebſame Schriftſtellerin, der ich ſpäter in Deutſchland zu begegnen das Vergnügen hatte, ſprach zuerſt ſehr lange und ſehr verführeriſch über Mehlſpeiſenrecepte. —

Frau Caroline Pichler, geborne von Greiner, fühlte ſich und war ſich ihrer ſechsunddreißig Romanenbände wohl bewußt: — damit ſoll indeſſen nicht geſagt ſein, ſie habe ſich geſpreizt und gebrüſtet, o nein, ſie hat ganz das Anſehen einer beſonnenen, klaren Frau, die mit Recht darauf fußt, die Herzen vieler Menſchen beſchäftigt zu haben. Im Ganzen gleicht ſie wol ihren Schriften, die ſich in einem kleinen Gedanken- und Gefühlskreiſe bewegen, darin etwas breit, aber gehaltlos werden — es intereſſirte mich, zu wiſſen, wie ſie ſich der Studien bemächtigt habe, die zum „Agathokles“ nöthig ſind, einem Romane, der zur Zeit Diocletian's ſpielt. Es waren nicht wenig Hülfsmittel, die ſie mir aufführte, jedenfalls bedingten ſie große Geiſtesbehendigkeit einer Dame, und das geſtand ſie lächelnd zu.

Von jetzt an ward ſie munterer. Ich fragte, ob Herr Menzel bei ſeinem Beſuche in Wien nicht zu ihr gekommen wäre. — Nein, ſagte ſie witzig wie einſt Stolberg von Jacobi: Er kann mir's nicht vergeben, daß er mich heruntergeriſſen hat.

Dieſer Mann ſtört mit ſeiner Kantſchuh-Kritik manch ſchüchternes Talent, das den grollenden Hausvater fürchtet, der ſeine Stentorſtimme erhebt: Frauenzimmer, laſſ' die Bücher und nimm den Kochlöffel in die Hand! — Es giebt viele Dinge, die nur Frauenzimmer wiſſen, und abgeſehen von dieſem Egoismus der Bildung, welche die Frauen aufmuntern müßte, abgeſehen von tauſend anderen Rückſichten bleibt es eine brutale Anmaßung, ſie von der Gedankenmittheilung mit Peitſchenhieben wegzudrängen, ein trüber Reſt alter Rohheit.

Solche Aeußerungen behagten Madame Pichler, und ſie erzählte mir, was ſie jetzt ſchreiben wolle. Maria Thereſia ſoll verherrlicht werden auf Koſten Friedrich's des Großen: — die ſchöne Kaiſerin mag ſich allerdings in einem Romane beſſer ausnehmen, als der magere König mit der Taſche voll Spaniol, und der Gleichgültigkeit gegen Frauenzimmer; aber, unter uns geſagt, ich leſe den Roman auch nicht. Wir denken und handeln jetzt doch ein wenig ſchneller und ſtraffer, als es in den Büchern der Frau Pichler geſchieht, und die Preußen kennt und liebt ſie auch nicht genug, um ſie richtig zu ſchildern. Die alte Degenzeit des großen Fritz iſt freilich kein Thema für Frauenzimmer.

Ich empfahl mich, und nahm im Ganzen einen recht angenehmen Eindruck mit hinweg; ſelbſt die ein wenig harten Formen der alten Dame ſtörten mich nicht, zumal gegen das Ende meines Beſuchs Tochter und Enkelkinder der Schriftſtellerin erſchienen, und ſie in einem muntern, behaglichen Familienkreiſe zeigten.

Die Familie bildet ſtets einen ſanften, wohlthätigen Rahmen; Cölibatärs behalten immer ein ſchrofferes Anſehen.

Auf dem Rückwege nach Wien ſtieg ich in einem Gaſthauſe ab, welches am Wege liegt: — da gab's ein munteres, luſtiges Treiben, Hin- und Zurückfahrende begegnen ſich dort, und eine emſige wieneriſche Fröhlichkeit ſpringt vom Platze ins Haus, vom Hauſe in den Hof: — Maria ſpielte Billard mit einem Wiener Dandy. Sie war im Reitkleide, nahm ſehr wenig Notiz von mir, und ſetzte ſich nach beendigter Partie zu Pferde. Es war eine große Cavalcade, aus mehreren Damen, und vielen Herren beſtehend, in brauſendem Galopp ging es nach Wien hinab, Maria mit fliegenden Locken voran.

Mädchen, abſcheuliches Mädchen, du ſtürzeſt mich ins Malheur! Mein Kutſcher mit ſeinen ſteifen Gäulen mußte nachhumpeln ſo ſchnell als möglich. Als wir an den Abhang der Spinnerin am Kreuz kamen, gab ich es auf; — weit, weit unten ſprengten ſie in den goldenen Funken der untergehenden Sonne dahin, die ſtundenlange Stadt glänzte mit tauſend Fenſtern wie ein Tagesfeuerwerk; ſie empfängt dich Maria.

9.

Der Wiener Accent.

Es iſt unglaublich, mit welcher Neugier die Wiener Alles aufnehmen, was über Wien geſchrieben wird; ſie ſind darin wie die Kleinſtädter und wie die Pariſer. In London kümmert man ſich bei ſolchen Dingen nur darum, wenn der redende Schriftſteller in das Geheimniß der Familien und der vornehmen Cirkel gedrungen iſt, weil es dort ein ganz geſchiedenes öffentliches und privates Leben giebt. Nicht alſo in Wien. Manier und Lebensart iſt zwar bei den äußerſten Gegenſätzen der Stände modificirt, aber im Grunde doch von gleichem Stoffe und Colorit. Das rückſichtsloſe öffentliche Urtheil iſt ferner nach den beſtehenden Staatsverhältniſſen nicht geſtattet, und ſo kommt ihnen dem Fremden gegenüber die Frage, ob ſie auch ihren beſten Schönheiten trauen dürfen. Sie haben auch wol erfahren, daß die Welt jenſeits der Grenzen eine vielfach andere iſt; ſie ſprechen, wie ſchon erwähnt, von dem, was draußen in Deutſchland geſchieht, und daraus erklärt es ſich, daß ſie jedes in Deutſchland geſchriebene Buch über Wien mit großer Neugier betrachten. Da ihnen nun keines recht gefällt, ſo iſt es eine ſtereotype Behauptung geworden, wir verſtünden es nicht, ihr Leben richtig aufzufaſſen; auf der andern Seite ſind ſie aber auch ehrlich genug, die ſchattenloſe Lobrednerei nicht ohne Weiteres zu goutiren. Deshalb waren ſie mit Menzel's „Reiſe durch Oeſterreich“ keineswegs zufrieden.

Ihre Sonderung vom ſogenannten „Deutſchland“ iſt nicht bloße Redensart; man muß wirklich zuweilen glauben, es exiſtire nur eine Verwandtſchaft zwiſchen den Nationalitäten. Ihre Sprache hat nicht nur Abweichungen in der Mundart, ſie erſcheint oft wie ein vollkommen anderes Idiom, ſie enthält eine Menge Worte, Formen, Beugungen, die uns entweder ganz fremd oder ganz ſprachwidrig ſind. Das ließe ſich vielleicht Alles noch auf einen Reichthum an Provinzialismen zurückführen — aber dieſe Abweichungen und neuen Formen ſind ſchriftlich emancipirt, man wohnt „am Eck“, man lebt auf der „Straßen“ ꝛc., wie dies gedruckt und geſchrieben in Wien zu ſehen iſt.

So viel man auch in den deutſchen Ländern, wo platt und wo nicht platt geſprochen wird, Abweichungen von der Schriftſprache finden mag, ſcharf ausgeprägte Provinzialgeſichter der Sprache — in der Schriftſprache kommen wir doch bis auf kleine Modificationen völlig überein. Daß der Süd- und Weſtdeutſche Samſtag, und der Nord- und Oſtdeutſche Sonnabend ſagt, daß jener die Intranſitiva „ſitzen, liegen, ſtehen“ richtiger mit dem Zeitwort „ſein“ conſtruirt, dieſer aber mit „haben“, das bringt keine große Störung hervor. Höchſtens hält einmal ein vorlauter Norddeutſcher jenen, der geſeſſen iſt, für einen Juden. Aber in Oeſterreich verſinkt das Deutſche immer mehr zu einer unkenntlichen Abart, welche allmälig die feineren Kennzeichen einer zur ſtolzen Erſcheinung und Schönheit ausgebildeten Sprache verliert.

Die Ausſprache anlangend, ſo iſt ein reiner Vocal „a“ in ganz Oeſterreich nicht mehr aufzufinden.

Läßt man übrigens die höheren Geſichtspunkte der Sprache aus den Augen, beſchränkt man ſich auf den dortigen Höhenmeſſer, auf die Bequemlichkeit, dann wird das Idiom allerdings vortrefflich. Es iſt voll Zuſammenziehungen, Auslaſſungen, Abkürzungen, eine Sprache für den Sommer, den Mücken zum Trotz. Man öffnet kaum den Mund, und in den ungeleckteſten Tönen läßt man die Worte herauspurzeln. Jedes Wort kann im tiefſten Negligée, wie es eben in der Kehle aufſteht, zum

Vorſchein kommen, ungewaſchen und ungekämmt. Die Leute ſind ſo fern von dem Gedanken, die Sprache ſei in ihrer ſchöneren Erſcheinung ein Product der Kunſt und Bildung, daß ſie jeden Verſuch auslachen, welcher die ſchleppende Faulheit des Wortes abwerfen, und dasſelbe ſtraffer aufrichten will. So geht's in den kleinen Provinzialſtädten, namentlich Schleſiens und Thüringens, wenn Einer ſich über den Jargon erheben will, — man lacht ihn aus, und ſagt, er ziere ſich. Und es iſt nicht wahr, daß alle gebildeten Wiener ſich davon frei erhielten, es wienert der Eine etwas weniger als der Andere, aber ſie wienern Alle; die feinſte Dame wienert nur ein wenig beſſer als das Obſtweib an der Straße. Daß es im Munde einer hübſchen Dame hübſch klingt, iſt richtig und natürlich: im Munde einer hübſchen Dame klingt alles Fremdartige hübſch, und reizt. Zudem iſt dieſes weiche Idiom ſo vertraulich, daß es uns ſchon darum beim Begrüßen einer uns unbekannten Dame ſehr angenehm dünken muß.

Es iſt übrigens hierbei zu erinnern, daß dieſe Mißbilligung eines abweichenden Idioms nicht ſo zu verſtehen iſt, als ob aller Provinzialdialekt auszurotten ſei. Es enthält ein ſolcher oft die ganze Geſchichte eines Landes und ſeines Verhältniſſes zu den Nachbarn, alle Gewohnheiten, Sympathien, Vorzüge und Fehler des Landes ſind darin zu finden, und dieſe Accente bleiben eine unerſchöpfliche Fundgrube für die Vervollkommnung der Nationalſprache. Jeder Schriftſteller ſollte einige gute Provinzialismen zur Emancipation vorſchlagen; die Sprache würde an den feinſten Schattirungen, an Bezeichnung der delicateſten Zuſtände gewinnen, welche jetzt oft mit vielen Worten ungenügend umſchrieben werden müſſen. In ſeinem Hausweſen iſt man am Ausdrucksvollſten, und der Provinzialdialekt iſt das Negligée einer Nationalſprache.

Das nur iſt zu bekämpfen, daß bei der wichtigſten Culturaufgabe, bei der Sprache, nur Negligée gelten ſoll wie in Oeſterreich.

Man hat dem öſterreichiſchen Dialekte immer die Ehre angethan, ihn „gemüthlich“ zu nennen, und es ruht viel Bezeichnendes darin. Ein Volk, das weniger im großen Weltverkehr ſich bewegt, erfährt weniger Täuſchungen, bleibt zutraulicher; ein Volk, das zum Theil jenes Grundes wegen ſeiner Cultur nicht dreiſt vertrauen mag, bemüht ſich, für mangelnde Gewährleiſtungen durch Gutmüthigkeit und Herzlichkeit zu entſchädigen; es will ſicher etwas bieten, und bietet deshalb das ganze Herz.

Das hat gewiß viel Angenehmes und man mag wünſchen, daß dieſe Bereitwilligkeit des Herzens in jede Civiliſation übergehe; nur dürfte nicht anzurathen ſein, dieſen Vortheil überall durch gänzliche Abſonderung zu erkaufen. Vielleicht läßt er ſich auch auf andere Weiſe zu Wege bringen.

Der Dialekt in ſeiner Bequemlichkeit und Gutmüthigkeit iſt aber auch nicht blos für den Klang und Ton der Unterhaltung wichtig: das Gehör jeder Sprache wirkt auch auf Stoff und Gegenſtand. Jeder Accent trägt in ſich eine Vorausbeſtimmung ſeines Inhalts. Auf dieſe Seite hin entwickeln ſich denn mehrere Nachtheile: es iſt vollkommen gleichgültig, worüber man öſterreichiſch redet, die Sprache klingt über Freiheit und Unſterblichkeit eben ſo wollig und mollig und trivial, wie über „Rehlipeil“ und „Fiaker“. Somit mangelt jede Anreizung, das Geſpräch zu erheben, ſomit wächſt aus dem Accente ſelbſt eine harmloſe Trivialität in das Leben hinein, die man nicht völlig wegläugnen kann, wenn man ſich eine Zeit lang in demſelben herumbewegt hat.

Der Menſch muß fortwährend auf der Hut ſein, ſagt die chriſtliche Cultur, ſonſt überwältigt ihn die plumpe, irdiſche Materie einmal völlig über Nacht.

Mitten in einem ſo bequemen Accente wie der wieneriſche vergißt man ſolche Culturmacht gar zu leicht.

III.

Grillparzer.

Es iſt in Wien ſehr ſchwer, Leute zu finden. Man darf dort nicht etwa an jene Viertelabtheilung, an die bequemen Hausnummern, an den ſtets hilfreichen Adreßkalender, an das ganze zum Nachſchlagen ſo bequeme Bureauweſen Berlins denken; nein, durch eitel Romantik hindurch geht der Weg. Grillparzer, wo bin ich überall hingerathen, um dich zu finden! — erſter Hof, zweite Stiege, dritter Stock, vierte Thür! Es wirbeln mir noch die Beſchreibungen im Kopfe. Nach einer vormittäglichen Suchjagd ſtand ich endlich in einer ſchmalen, öden Gaſſe vor einem großen ſchweigſamen Hauſe; meine Tritte hallten wieder auf der ſteinernen Treppe, an der gewölbten Decke. Kloſterſtille und Kühle umgab mich, draußen lag ein heißer Tag, ich dachte an das Schloß des alten Borotin in der „Ahnfrau“; an die ganze ſchauerliche Einſamkeit dieſes Stückes. Es trat auch ſo ſchauerlich einſam in der Literatur auf, nur in den ſterbenden Augen trug es etwas von jener poetiſchen Lebenswärme, die es noch eine Zeit lang vor dem Vergeſſen ſchützen wird; ſonſt war es kalt wie eine Leiche.

Ein eiſernes Gitter hemmte meine Schritte, die Thüre war verſchloſſen, nirgends ein Menſch zu ſehen oder zu hören; der alte Borotin liegt im Sterben, dachte ich. Eine ſchwere, roſtige Klingel gab einen ſchrillen, geſpenſtigen Ton. — Niemand regte ſich, noch einmal ſchellte ich; wieder umſonſt.

So ſtand ich wol eine Viertelſtunde, und hatte Zeit zu überlegen, was Grillparzer für ein Dichter ſei. Vor der Klingel fürchtete ich mich, machte aber doch einen letzten Verſuch. Nach einer Weile hörte ich einen langſamen Frauentritt ſchlürfen, eine Geſtalt mit faſt ganz verhülltem Kopfe, näherte ſich — die Ahnfrau, wie ſie leibt' und lebte, fragte nach meinem Begehr und Namen.

Jaromir von Eichen, heiß' ich, und wünſchte Herrn Grillparzer zu ſprechen.

Er iſt nicht zu Hauſe. — Ich mache hier keine Geſchichte, ſondern es fügte ſich wunderlich genug in der That ſo, wie ich erzähle, die arme Ahnfrau mochte Zahnſchmerzen haben.

Kaum hatte ich den Muth, dieſer mittelalterlichen Wehgeſtalt eine moderne Karte anzubieten.

Nun blieb noch der „Stern“ übrig, eine tief in den Winkel gekauerte Wiener Kneipe, wo ſich die Poeten des Abends zuſammenfinden ſollten. Früher geſchah dies in der ſogenannten „Ludlamshöhle“, aber die poetiſchen Poſſen und das Bundesartige, das ſich dort herausgeſtellt hat, ſind dem Gubernio mißfällig geworden, und man hat die Höhle verſchüttet. Freie Künſte, Bund und Höhle ſind bedenkliche Ingredienzien, und „hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele“, man darf den Teufel nicht an die Wand malen ꝛc. kurz, man hat Gründe gehabt, die uns nichts angehen, und ich mußte nach dem „Stern“ fragen, einem kleinen Filial der untergegangenen Ludlamshöhle.

Nach einigen unerſchrockenen Verſuchen fanden wir ihn, Gutzkow und der Staroſt waren mit auf dieſer Expedition. Eine einfache Wiener Speiſekneipe ſtellte ſich dar; an einem gedeckten Tiſche, wo etwa Zehn ſitzen konnten, ſaßen drei Perſonen; — dort wollten wir uns anſiedeln. Einer der drei Herren bedeutete uns aber ſehr artig, daß der Tiſch einer beſtimmten Geſellſchaft angehöre, — es war Grillparzer, und er hieß uns freundlich willkommen, als wir unſern Gewerbſpruch anbrachten, und uns als Leute vom Handwerk legitimirten. Zu der Erzählung meines Beſuchs in ſeinem Hauſe lächelte er; aber er lächelt höchſtens. Er iſt ein ſanfter, ernſter, tragiſcher Mann, ein zerſchlagener Baum, der ſich traurig umſieht nach ſeinen Aeſten, nach ſeiner Krone, die zerſplittert ſeitab liegen. Dieſe fragenden blauen Augen waren mir rührend — „er hatte weder Glück noch Stern“, iſt mir zum Lachen kommen. —

Manche Leute werden ſagen: Grillparzer iſt an Oeſterreich geſtorben, — ſie haben Unrecht; Grillparzer hatte von Hauſe aus den Tod im Herzen: auf der Sonnenſeite war es verſchloſſen. Von jeher hat er mit Hingebung Royaliſt ſein wollen; er hat den rechten Weg nicht gefunden: man hat ihn verkannt; den „Banbanus“ hat er geſchrieben, „den treuen Diener ſeines Herrn“, der ſich treten läßt wie ein Hund im zweifelloſen Eifer, in unergründlicher Treue für ſeinen Herrn, umſonſt; er hat Gedichte producirt, ſie ſind mißdeutet worden.

Darin liegt etwas wirklich Tragiſches: ein ehrlicher, bürgerlicher Liebhaber zu ſein, der für einen Widerſacher angeſehen wird. Ich kann mir jenen Abend und den Anblick Grillparzer's nicht zurückrufen, ohne ſtill vor mich hin zu ſagen: Armer Grillparzer! Er präſidirte an dem beſcheidenen Tiſche, trug ein grünes Röcklein, war ſehr einfach und ein wenig preſſirt höflich. Sein Geſicht wäre nicht leicht aus der Menge herauszufinden, wenn man nicht den Namen dazu wüßte. Es iſt übrigens wohl geformt, hat eine tadellos gut gerathene Naſe, eine Andeutung der öſterreichiſchen Unterlippe, welche man noch ſpezieller die Leopoldslippe nennt, und einen ſtillen, ſanften Ausdruck der Züge, der, wie geſagt, nicht frei von Melancholie iſt. Um die äußeren Augenwinkel ruht nämlich manch' herbe Beſorgniß. Er ſpricht mit einem weichen, geſchmeidigen Organe. Es wurde über die Europe littéraire geſprochen, welche ein junger Mann mit ältlichem Geſichte vor ſich hatte, und aus welcher er von Zeit zu Zeit einzelne Paſſagen mittheilte. Dieſer junge Mann mit einer großen Brille war Bauernfeld, der Schriftſteller, aus dem er vorlas, Heine, und zwar enthielt das Heft den zweiten Abſchnitt von deſſen Raiſonnements und Erzählungen über die deutſche Literatur vorletzter Zeit.

Das Geſpräch haftete, wo Racine und Euripides in Schutz genommen werden gegen die Schlegel. Grillparzer nahm ſehr lebhaft Partei für Euripides und beklagte ſich wie die Schrift, welche vorlag, über Vernachläſſigung und Hintanſetzung desſelben. Gutzkow ſtimmte mit ein, und Bauernfeld bildete eine unbedeutende, nergelnde Oppoſition, die mehr den Racine vorſchob, und das Lob deſſelben mißbilligte.

Grillparzer's Vorliebe für Euripides iſt äußerſt natürlich. Jene Rhetorik der Gedanken, ich möchte ſelbſt ſagen Rhetorik der Empfindung, welche namentlich auf die Franzoſen übergegangen iſt, und welche das Herz Grillparzer'ſcher Muſe iſt, ſtammt vom Euripides. Ich bin während jenes Geſprächs die im Schnürleib bacchantiſch tanzenden Worte der Ahnfrau nicht los geworden:

Ja, ich bin's, Du Unglückſel'ge!
Ja, ich bin's, den Du genannt,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's ꝛc.
Bin's ꝛc.
Bin's ꝛc.

Das Geſpräch war aber auch bedeutungsvoll, da man Euripides von einer andern Seite beziehungsreich für unſere Gegenwart anſchauen konnte. Mit Aeſchylus und Sophokles war ebenfalls eine Schiller- und Goethe-Zeit in Griechenland vorüber, alte Sitten und Formen waren in Gährung, die Autorität der Götter war in Frage geſtellt, das Volk war auf einem Höhepunkte, von welchem eine neue glänzende Zeit oder ein Ende beginnt.

Das ſind Attribute, womit wir jetzt eine moderne Epoche bezeichnen; Mangel an Pietät gegen die alten Götter, die er herabzog, war wie jetzt eine Hauptanklage des Euripides, Vermiſchung des herkömmlich Poetiſchen mit dem todten Neuen, — und ſo finden ſich Berührungen in Fülle, vor der Hand fehlt uns noch der derbe Parodiſt Ariſtophanes, und es wird uns hoffentlich die Nachkommenſchaft des Euripides fehlen, welche nichts taugte und ihn zum letzten griechiſchen Dichter machte.

Wahrhaftig, er war ein Dichter, ſagte Grillparzer ganz im Feuer. — Bauernfeld konnte es den ganzen Abend nicht verſchmerzen, daß Heine den Racine gelobt habe.

Abgeſehen von den politiſchen Anſichten, deren Discuſſion hier nicht am Orte war, und die er natürlich nicht theilen mochte, ſprach Grillparzer ein ſehr großes Intereſſe für Heine aus, und bei Gelegenheit Tieck's, welchen Heine auch zur Sprache bringt, bezeigte er ſich in vielen Dingen erfreut über die Urtheile. Namentlich über dasjenige, welches den meiſten neueren Novellen Tieck's Triviales und Ordinaires, Mangel an Poeſie zum Vorwurfe macht.

Es iſt nun freilich eine andere Frage, ob Grillparzer's rhetoriſcher Richtung darüber ein competentes Wort zugeſtanden werden darf.

Im Allgemeinen erſchien Grillparzer bei allen Urtheilen ſehr liebenswürdig. Im Contraſte zu den meiſten älteren Dichtern ſprach er ſich mild, ſchonend und mit mancherlei Hoffnungsgedanken über die junge Generation aus.

Bauernfeld gehört im Grunde zu dieſer, und ſeine Komödien hatten mir weit beſſer gefallen, als er ſelbſt mir gefiel. Er hatte in ſeinem langen Philiſterkittel, in ſeiner ganzen abſchmeckenden Weiſe viel Störendes. Das ſoll indeß nicht mit Nachdruck geſagt ſein; ich habe ihn nur an jenem Abende geſehen und geſprochen. Der liebenswürdigſte Menſch kann aber manchen langen Abend unausſtehlich ſein, wenn ihm ein Rendezvous fehlgegangen, ein Mittageſſen im Magen ſitzen geblieben, ein Productionsverſuch mißlungen iſt.

Damals war Bauernfeld's „Helene" an der Reihe; ein Schauſpiel à la Kotzebue, aber voll Reiz. Die Lebensumſtände und Verhältniſſe ſind nicht einſeitig, bornirt, leidenſchaftlich geſtimmt, ſondern alle die kleinen Schattirungen des Gefühls, der ſchüchterne Anfang, der halbe Wille, ſelbſt die Indifferenz ſind geſchickt und treu verbraucht, wie ſie ſich finden. Hieraus erwächſt die Anziehungskraft der Echtheit, welche die Dramatiker immer verlieren, ſo lange ſie nur aus vollem Halſe zu ſchreien wiſſen.

Dazu kommt, daß Bauernfeld die reizende und erlaubte Coquetterie des Romans verſteht; die Leute glauben nicht, daß ſie ſich nöthig ſind, der Zuſchauer aber weiß es, weil er ſie beſſer kennt, ſie machen Anſtalt, für immer von einander zu gehen, und der Zuſchauer bebt, die Nachtwandler zu wecken. So gedeiht eine Spannung voll Intereſſe, und bricht das Geheimniß endlich durch, ſo geſchieht es mit einer kräftigen Kindlichkeit, welche den Antheil nicht endigt, ſondern nur erfüllt. Dies Alles iſt mit einem feinen, geſchmackvollen Colorit übergoſſen; es iſt ein artiger, raſcher, feſſelnder Stil, welcher über etwaige Dehnungen täuſcht und hinweghebt. Die franzöſiſche Sprache hat ein prägnantes Beiwort für ſolche Erſcheinung, ſie nennt ſie souple.

Durch ſpätere Productionen hat Bauernfeld zu unſerer Freude unverkennbar bewieſen, daß er unſer talentvollſter moderner Komödiendichter iſt.

Es waren noch andere Literaten aus Wien zugegen. Es waren gute, freundliche Leute, wie denn meiſt die Schriftſteller am liebenswürdigſten ſind, ſo lange ſie noch keinen Namen haben. Sie kämpfen dann für die Exiſtenz, bieten alle Fähigkeiten auf, bewerben ſich, — und wenn man nicht gar zu viel Eſſig und Galle in ſich hat, ſo iſt man in ſolchen Bräutigamsſchuhen am brauchbarſten für den Umgang. Freilich giebt es auch Gemüther, welche erſt nach dem Durchbruch zu genießen ſind, welche Anerkennung nöthig haben, um zu exiſtiren.

Ungefähr Mitternacht mochte es ſein, als wir den Stern verließen und in Begleitung Grillparzer's und eines ſolchen Candidaten der Literatur noch eine Strecke durch die Straßen gingen. Jener war ſtill geworden; ſein Haupt neigte ſich ſinnend nach der Bruſt, das Abſchiednehmen und ſeine natürliche Höflichkeit ſchreckten ihn noch einmal auf — dann ſah ich ihn leiſe fortſchreiten im Mondſchein. Sitzend im Sterne war er mir ziemlich lang gewachſen erſchienen, jetzt bewies er ſich aber nur von mittlerer Größe. Ich hörte in der ſtillen Nacht noch eine lange Weile ſein ſanftes Organ; wie ein Schatten verſchwand er in den engen Gaſſen, im unſichern Lichte des Mondes. — Dichter der Ahnfrau, mondbeſchienener Poet, ſchlaf' wohl, die Nacht und der Schmerz intereſſiren dich am meiſten, es iſt dir ſchwer zu helfen, ſchlafe wohl!

II.

Beethoven und Lanner.

Operndirectoren pflegen alle Sänger für ſchlecht zu halten, die nicht in Wien ſingen gelernt haben. Die genaue Correſpondenz dieſer Stadt mit Italien, ihre Muße, die unbewegte Stille des Gemüths haben ſie zur muſikaliſchen Hauptſtadt gemacht. Die italieniſche Oper mit den klingenden Namen Tamburini, Santini, Lablache, Fodor iſt zwar zerſtreut, die ſtolzen Componiſten ſind todt, aber dennoch iſt Wien noch der Hauptplatz für Muſik. Ich glaube, man wendet in Berlin noch mehr Geld daran, jedenfalls iſt die dortige Oper die prächtigſte in Deutſchland, ihr Ballet übertrifft in manchen Dingen das Pariſer, aber es fehlt die muſikaliſche Einheit, das Publikum Wiens. Die Berliner haben Muſik erlernt, aber die Wiener ſind muſikaliſch. Um einen Begriff von feinem Operngeſchmacke zu erhalten oder richtiger von Geſangsgeſchmack — beiläufig ein abſcheulich Wort — vom Ideal eines muſikaliſchen Publikums, dazu muß man in die Oper am Kärthnerthore gehen. Hier ſind die Gourmands der Muſik zu finden, und — was nicht zu überſehen — ſie geben den Ton an. Nicht das Tototo und Trumtrumtrum unſerer Schreihälſe wird beklatſcht, nichts von dem rüden Remontenſpectakel gewöhnlicher Sänger wird ausgezeichnet; — ein Ton, eine Wendung, eine Nuance, ein ganzer, anſpruchsloſer Vortrag, jedes, wenn auch unſcheinbare, aber echte künſtleriſche

Verdienſt. Es herrſcht Todtenſtille, man kennt jede Note, ein leiſes Ziſchen weiſet die auftauchende Unart zur Ruhe, einzelnes Klatſchen aus den entfernteſten, verborgenſten Theilen des Hauſes empfängt jedes Lobenswerthe, und wächſt wie eine Lawine zum donnernden Beifall, wenn die ganze Piece beendet und die lobende Unterbrechung nicht mehr ſtörend iſt.

Hier in Wien haben ſie aber auch gewaltet, unſere Herrſcher des Tones: Mozart und Beethoven. Ich bin mehrmals hinausgegangen auf den ſogenannten „Spittelberg“, wo Mozart täglich Kegel geſchoben hat, und hab' mir erzählen laſſen von dem muntern Geſellen. Mein Referent war ein alter Knabe, der tüchtig mit ihm gelacht hatte. — „Glauben's nich etwa, daß er a Kopfhänger war, der Mozart, o je, do ſein's linke.“

Und nun ging's an die einzelnen Schnurren und Geſchichten, die ſie mit einander durchgemacht hatten, und der Refrain war immer, daß er ihn nochmal wiederſehen möchte, wie er in Hemdsärmeln und rother Weſte, auf beide Backen kauend und mit den Augen lachend alle Neun geſchoben habe, der Tauſendſaſa. —

Wirklich iſt er nach all' den kleinen Zügen, die ich von ihm vernommen habe, ein geſunder Burſche geweſen, welcher die irdiſchen Freuden der Erde mit Induſtrie und Laune genoſſen hat. Am wenigſten hat er ein ſüßes, vergehendes Beſprechen ſeiner Compoſitionen leiden mögen, dafür exiſtirt noch eine ſehr derbe Tradition. Eine empfindſame Stimme fragte ihn, woran er gedacht habe bei Compoſition des Duetts in der Zauberflöte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, und Mozart antwortete: „An meine alte Katz“. —

Mozart hat die ſchöne, klare Sinnlichkeit der italieniſchen Muſik, die Sinnlichkeit der Melodie in unſere Muſik gebracht, und weil er dabei ſeine kräftige Individualität nicht aufopferte, ſondern auf das Nachdrücklichſte geltend machte, iſt er national geblieben und populär geworden. Er iſt noch immerdar der Einzige, welcher den höchſten Geſetzesanforderungen der Kunſt entſpricht und zugleich dem einfachſten Vermögen faßlich und beglückend bleibt. Dies ewige Merkmal des Genies iſt ſein.

Muſik! Es wird ein Hauptwort neuerer Zeit, und die Unterſuchungen darüber können zu neuen, unbekannten Wäldern des Gedankens und Empfindens führen; auch unſere Poeſie ſchwärmt ſchon darin umher. Läge nur das Faſeln darüber nicht ſo nahe in den unklaren inneren Geſetzen derſelben; möchten wir nur einerſeits dies, und andererſeits die Plattheit derer ſchnell durcheilen, welche nichts daran kennen, als die techniſchen Geſetze.

Muſik iſt wirklich eine unſichtbare Brücke in den Himmel, welche die moderne Welt aufgefunden hat, als der Gedanke nicht zureichte, und der Glaube außer Credit war. Des Menſchen Verlangen ſtrebt nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Gottheit, darum klammert er ſich um ſo feſter an die Muſik, je mehr im übrigen Leben die hergebrachten Anknüpfungen verdächtigt, verſchwunden ſind. Dieſer Senſualismus ohne beſtimmte Worte iſt ihm eine willkommene Rettung vor dem verbindungsloſen Materialismus. — Die Hauptfurcht jetziger Bildung iſt diejenige: Grenzen abzuwehren, weil man das Unglück feſter Abſchließung in dem zähen Leben alter Cultur vor Augen zu haben meint; und darum iſt die Muſik ſo populär geworden, weil ſie eine neue Jugend des Geiſtes und Herzens verſpricht, und bis jetzt noch nirgends ein Ende vor Augen ſtellt.

Aus ſolchen Gründen iſt Beethoven der König unſerer Muſiker geworden. Die tiefſten Kräfte des inneren Menſchen glauben wir in ſeinen Compoſitionen zu ahnen. Er war ein entſchloſſener, tüchtiger Geiſt, wie man ſchlagend aus ſeinen Worten in Bettina's Briefen erſehen kann, und es giebt alſo vielleicht doch Organe, dieſen in der Muſik geltend zu machen; aus ſeinen koloſſalen Symphonien ſtrömt eine Fülle gewaltiger Seele in uns über, und hie und da fällt ein großer glänzender Stern vom Himmel.

In Wien konnte man ihn nur beſchreiben, wie er in ſeiner letzten, unglücklichen Zeit geweſen ſei, als er das Gehör ſo weit verloren hatte, daß man ſich nur mit Mühe ihm verſtändlich machen konnte. Ein harter Gedanke der Natur, demjenigen das Ohr zu ſchließen, dem es die Pforte in beſſere Welten war. Die Liebe ohne Augen.

Er kehrte täglich in einem Gaſthauſe ein, draußen in der Joſephſtadt, ſetzte ſich ſchweigſam an den Tiſch, kümmerte ſich um Niemand, ging ſchweigſam wieder von dannen. Seine Geſichtszüge waren hart und ſtreng; das große graue Auge ward von dicken Brauen überbuſcht; unordentlich fielen die graugemiſchten Haare um die ſtolzen Schläfe, die ſtolze Stirn. Schwer zugänglich, ſprach er nur, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte und dadurch animirt war; — nur wenn Kanne zu ihm trat, flog ein Strahl von Heiterkeit über ſein Geſicht.

Es iſt wol nicht nöthig, der dreiſten Erfindung Jules Janin's zu widerſprechen, der ihn hungern läßt und mit einer Portion Kalbsbraten zu Thränen und Mittheilungen rührt. Dieſem muntern Füllen kommt es auf eine Frivolität mehr nicht an, wenn ſie auch das Hiſtoriſche betrifft, und hoffentlich ſind die Franzoſen klug genug, ſich an ſeinen geiſtreichen Wendungen zu ergötzen, ſeinen geſchichtlichen Daten aber kein Gedächtniß zu leihen.

Kanne und Beethoven gehörten zuſammen. Kanne's Haar war noch ſtruppiger und wilder; ſein knochiges Antlitz noch härter, ſeine Geſtalt noch breiter, klobiger. Aber er hatte dieſelben großen, grauen Augen. Ein Atlas von Gelehrſamkeit lief in ſeinem ſchmutzigen, grünen Flauſchrocke umher. Ich glaube, am bekannteſten iſt er durch ſeine Studien über Sittengeſchichte; ſeine Studien über Muſik gelten aber für das Größte und Originellſte, was er producirt hatte, und ſie ſind uns verloren; er hat ſie zerriſſen. Diſſolut, unordentlich wie er war, machte er nie etwas fertig, hatte niemals Geld. Die erſten Bände ſeiner

„Aeſthetik der Muſik“ ſind fertig, er bietet das Manuſcript dem Muſikalienhändler Steiner an, und verlangt Honorar dafür. Steiner weiß, daß er Alles liegen läßt, und verlangt erſt die Vollendung des Werkes, dann werde es ihm willkommen ſein. Erzürnt verläßt ihn Kanne, geht heim in ſeine ſchmutzige, jämmerliche Wohnung, und zerſtört das unerſetzliche Manuſcript.

So ſind wir um ein wahrſcheinlich vortreffliches Buch gekommen. — Kanne war ein heftiger, halsſtarriger Mann mit den wunderlichſten Eigenheiten. Wehe dem, der ihn auf der Straße von hinten anſprach: „Guten Tag, lieber Kanne!“ und mit der Hand auf ſeine Schulter klopfte. — „Bandit infamer!“ ſchrie Kanne, und hob ſeinen großen Stock in die Höhe, „Ich dulde es nicht, daß mich Jemand von hinten anfällt, hol' Sie der Teufel!“

Es mochte ein noch ſo wackerer Genoſſe ſein, es erging ihm ſicherlich immer ſo. Ich erinnere mich nicht deutlich, ob es Kanne oder Werner war, welcher das Waſchen für ein Vorurtheil erklärte; jedenfalls war Kanne dieſem Grundſatze nicht ganz fremd; er war ein Nomade, der zufällig in dem Kreiſe vom Prater bis zur Wieden, von der Wieden bis zur Joſephſtadt oder Landwehr ſich bewegte. Er arbeitete auch nur auf der Straße; an ſeinem großen Stocke war eine Vorrichtung getroffen, daß er eine kleine Schreibtafel darauf etabliren konnte; fiel ihm nun etwas ein, ſo ſtieß er ihn in die Erde, wo er eben war, — gewöhnlich im Prater, — und fing an zu ſchreiben, Noten, Verſe, Gedanken, wie es kam. Wehe dem, der ihm über die Schultern gucken wollte, er knurrte ihn an, ſchüttelte ſeine verworrene Mähne wie ein zorniger Löwe.

Eben ſo wunderlich iſt er auch geſtorben. Man wollte nach einem Arzte ſchicken, als er ſich nicht mehr vom Lager erheben konnte, aber in altem, ungeſchwächtem Zorne fuhr er in die Höhe, als er das vernahm, und rief: „Ich werfe den Quackſalber, den Ihr mir bringt, kopfüber die Treppe hinunter“.

Als man ſah, daß es völlig zu Ende ging, wollte man nach einem Geiſtlichen ſenden. Dieſelbe energiſche Erklärung. Und ſo verſchied er grollend.

Es muß ein tragiſcher Anblick geweſen ſein, dieſe beiden unglücklichen Titanen, welche einander liebten, durch das Burgthor wandern zu ſehen, ſtumm nebeneinander, denn Beethoven hörte im Geräuſch der Straße nichts, und Kanne führte Niemand am Arme, auch ſeinen Freund nicht.

Unerklärlich iſt es, daß Kanne aus Leipzig ſtammte, aus einer ſo manierlichen, artigen Stadt.

12.

Die Donauberge.

Herr von Kurländer fragte mich eines Tages, ob ich ſchon in der wieneriſchen Schweiz geweſen ſei, und ſchlug mir den nächſten Sonntag dazu vor. Für ſolch eine kleine Luſtpartie über Land, wo man nicht gerade Ackersleute finden kann, iſt der Sonntag am beſten. Die Leute ſtreichen dann nicht beladen, keuchend, gebeugt von des Tages Laſt und Hitze an uns Müßiggängern vorüber, ſie ſind geputzt und luſtbefliſſen. An Wochentagen verſöhnt nur der Ackersmann mit dem ſchweren Geſchicke, im Schweiß des Angeſichts keuchen zu müſſen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Pflügen und Säen iſt ein ſchönes poetiſches Geſchäft, man verkehrt mit den verſchloſſenen Gedanken der Erde; ihr innerſter Athem geht uns auf, das Anvertrauen des Samens erzeugt eine ſo ſchöne Unmittelbarkeit mit ihr, und eine ſo trauliche Unmittelbarkeit mit Gott. Der Ackersmann iſt für mich die religiöſeſte Perſon; er verkehrt mit Gott in echter That. —

Herr von Kurländer lächelte dazu, und führte mich ins weiße Zimmerchen, um mir neu bearbeitete Luſtſpiele zu zeigen.

Er iſt nämlich der bekannte Herausgeber des dramatiſchen Almanachs, und das weiße Zimmerchen iſt ein glattes, charmantes Ding mit glänzenden weißgrauen Wänden und Meubeln, ganz ein Zimmerchen, um Luſtſpiele zu ſchreiben.

Ich bin nämlich immer ſehr für Umgebungen, und geſtatte jedem Aeußerlichen eine Einwirkung auf den Geiſt, weil ich den Geiſt zuweilen für einen zuſammengeſetzten Mechanismus anſehe mit unerklärten Stahlfedern des Himmels. So würde ich nicht begreifen, wie Grillparzer ſeine dunkeln Poeſien in Kurländers lichtem Boudoir empfangen könnte, wie ein moderner Schriftſteller in einem Zimmer ohne Sonnenblicke, an einem Tiſche, wo alles kreuzweis durcheinander liegt, auf einem Papiere arbeiten kann, das nicht glatt und ſchön die Feder behaglich ſchaukelt.

Nicht blos das Herz, auch der Geiſt hat ſeine Illuſionen, oder richtiger: Geiſt und Herz ſind ein wirkliches Ehepaar, man kann dem Einen nichts anthun, ohne das Andere mit zu treffen — Herr von Kurländer iſt ein Garçon von dem Alter, wo die Pferde keine jungen Zähne mehr haben, er iſt ein Wiener Cavalier, — giebt es für ſolchen Garçon eine paſſendere Beſchäftigung, als franzöſiſche Luſtſpiele fürs Burgtheater zu bearbeiten? Der munteren Caroline Müller, der romantiſchen Peche hat er dann Viſiten zu machen wegen der oder jener Scene, ob blaues Band oder roſenfarbenes an der Haube beſſer ſtehen würde, und wie kurz oder wie lang das Schürzchen werden müſſe. Es iſt uns raſtloſen, weit kreiſenden Geſellen des jungen Schriftthums überaus heilſam, zuweilen mit ſolch einem Garçon im weißen Zimmerchen zuſammen zu kommen, das kleine Intereſſe zu ſehen an einem Gärtnerburſchen oder podagriſtiſchen Alten des Luſtſpiels, was ſolcher Schriftſteller Tage lang auffangt, die ſchüchterne geſellige Rückſicht einmal wieder zu finden, mit welcher er über einen Schriftſteller derſelben Stadt ſpricht in „vielleicht“ und „dürfte“, und damit unſer dreiſtes

Urtheilen in den Zug bringt, und uns ſchließlich verſichert, juſt ſo denke er auch.

Es hatten ſich einige Wiener zu mir geſellt, und am friſchen, dampfenden Morgen ſtrichen wir über die Baſtion hinaus nach dem äußeren Thore. Dort harren die Linienſchiffe der Paſſagiere. — Die Douane beim Eingange in die Stadt wird nämlich die Linie genannt, und mit Tabak und Politik paſſiren ſie nicht Alle gefahrlos; die Linienſchiffe ſelbſt heißen aber auch im gewöhnlichen edlen Wieneriſchen „Zeiſelwagen“, und können allen Hypochondriſten empfohlen werden. Keine ausländiſche Feder hindert den nationalen Stoß aufs Ganglienſyſtem, meine Leber war umgewendet, als wir das nächſte Dorf erreichten. Aber Dornbach, dies Dörfchen, iſt ſo nahe, und die Linienſchiffe haben ſo trefflichen Wind, daß ich keine Zeit zu Betrachtungen gewonnen hatte, und mich ins Theater verſetzt glaubte. Denn wie man eine Hand umkehrt war ich ins Gebirge verſetzt, bergauf, bergab zwiſchen den Landhäuſern der Wiener ging der Weg dahin; vor einer Viertelſtunde etwa war ich noch in der breiten ebenen Hauptſtadt geweſen, jetzt war keine Spur davon zu erblicken, durch einſamen, romantiſchen Bergwald zogen wir ſingend und lachend. Die Sonne ſpielte mit uns durch die Baumzweige; es war die alte zutrauliche Sonne des Landlebens, wie ich ſie kannte aus früher Jugend; denn in der Stadt iſt ſie vornehmer, macht Complimente um Dächer und Ecken, iſt ernſthafter und älter. Die Wiener erzählten Witze vom Staberl, von den Ungarn, vom Kaiſer und wieder vom Theater; — überall erſchien der Kaiſer; man glaubt es nicht, wenn man ſich die einfache, harmloſe Perſönlichkeit dieſes Herrn ins Gedächtniß ruft, daß er eine ſo wichtige Figur habe ſein können im Unterhaltungsleben. Es war aber wirklich auch darin der Mittelpunkt in Wien. Damals, wo ich mit den Wienern in einem ſtillen Schweizerhauſe auf dem Waldberge ſaß, und zum frugalen Frühſtücke ihre Erzählungen anhörte, damals lebte er noch, und hatte ſeine letzte Reiſe nach Böhmen angetreten, Franz der Erſte.

Die Jugend unſerer Zeit verwirft die Pietät, und will keine Illuſionen geſtatten, ſie findet eine Armuth darin, alles Intereſſe an eine einzelne Perſon zu verwenden, ſie mag den Staat nicht als Familie ſtatuiren, — wenn man ſich aber in dieſem letzteren Gedanken einheimiſch machen kann, ſo wird man jener warmen öſterreichiſchen Behaglichkeit theilhaftig, begreift, empfindet die Sympathien dieſes Volks, tritt mitten in ihr Verhältniß zum Kaiſer. Dann findet man es nicht mehr auffallend, daß ihnen das Wort „Kaiſer“ eben ſo viel bedeutet, als einſt den Franzoſen der Name l'empereur, ja daß ſie am Ende für Franz den Erſten größerer Opfer fähig waren, als die Franzoſen für Napoleon, obwol jener kein Held der Geſchichte war; denn die Familienliebe kittet feſter als der Ruhm. In dieſem, als einem Berauſchenden, aus dem Gewöhnlichen Heraustretenden liegt ſchon deshalb ein flüchtigeres, vorübergehendes Element. Der Ruhm reizt mehr zu Außerordentlichem, als daß er zu Dauerndem feſtigte. Das iſt zu erwägen, wenn man Oeſterreichs Zuſtände betrachtet, und das ward von meinem damaligen Gefährten wohl empfunden. Kaiſer Franz iſt mit den Wienern aufgewachſen, er hat in ihren Sitten gelebt und gewebt, er hat die ungeheuerſte Zeit mit ihnen durchgemacht, iſt der letzte deutſche Kaiſer geweſen, er iſt mitten unter den Wienern einhergegangen, allen Unterthanen immer zugänglich, ein Familienvater geweſen ganz und gar. Dazu war er ſcheinbar unbefangen, und darin ruht ein unſchätzbares Gut des Herrſchers.

Wenn ihnen Alles fehl geht, wenn ſie Unrecht zu leiden glauben, ſo bleibt ihrer Hoffnung in Oeſterreich und Preußen immer noch der Kaiſer und König und der gerechte Sinn beider, auf welchen ſie unwandelbar vertrauen.

Dies Alles darf keinen Augenblick vergeſſen werden, wenn man den monarchiſchen Sympathien dieſer Völker begegnet. In den Ausdrücken: „Ich gehe an den Kaiſer, ich gehe an den König“ liegt eine unendlich breite Baſis dieſes Staatslebens und dieſer Volkswünſche.

Einer unſerer Gefährten war vor zwei Jahren, Anno 31, bei unſerer Schweizerhütte dem Herzoge von Reichſtadt begegnet, und auch dies führte ſie wieder auf den Kaiſer. Im Gegentheile zu den Gerüchten von der ſchlimmen Stellung dieſes Prinzen zum öſterreichiſchen Hofe wiſſen nämlich die Wiener eine Menge intereſſanter Geſchichten, wie Napoleon's Sohn geliebt worden ſei, namentlich vom Kaiſer ſelbſt. Er habe Stunden lang mit ihm geſpielt, ihm bleierne Soldaten und Trommeln gekauft, und herzlich gelacht, wenn ihn der kleine Napoleon mit unabläſſigem Trommeln zur Thüre hinaus genöthigt. Als der Enkelſohn größer geworden iſt, da haben die ſchönen Mädchen ihm viel zu ſchaffen gemacht, und das Taſchengeld hat nicht immer reichen wollen für die freigebigen Geſchenke. Wenn er auch dem Großvater nichts weiter als den leeren Beutel gezeigt und das Uebrige verſchwiegen haben mag, ſo weiß man doch, daß dieſer ihm ſtets wieder ausgeholfen hat. Einigemale hat ihm der Kaiſer eine ganz beſondere Freude mit neuen Ducaten machen wollen, die erſt aus der Münze gekommen und noch nicht in Umlauf geſetzt waren; der junge Napoleon aber hat ſie ohne numismatiſche Bedenklichkeiten ausgegeben, und dadurch die größte Beſorgniß und Unterſuchung erregt, bis man zur ſchönen Dame, von der ſie ausgegangen waren, und zum leichtſinnigen Geber durchgedrungen iſt. Die ältere Elsler ſoll lange Zeit Gegenſtand ſeiner zärtlichen Neigung geweſen ſein; übrigens waren alle Mädchen in ihn verliebt; der ſchlanke Kaiſerſohn, der kühnſte Reiter mit dem ſchmalen, ſchönen Geſichte hat alle Wienerinnen an die Fenſter gelockt, und iſt unſäglich betrauert worden bei ſeinem frühen Tode. An der ſchmalen, lotharingiſchen Bruſt und jugendlichen Unbedachtſamkeit iſt er geſtorben, bei den Kapuzinern ſchläft er jetzt neben den Habsburgern, viele tauſend Meilen weit vom Grabe ſeines gewaltigen Vaters, der auf der Welt nichts heißer liebte als ihn.

Wunderbare Verhältniſſe um dieſen Reichſtadt! Sohn eines Kaiſers aus dem Stegreife und einer gebornen Kaiſerstochter;

aufwachſend unter denen, geliebt von denen, die ſeinen Vater geſtürzt: ſterbend in der Fremde, ohne Frankreich geſehen zu haben; begraben unter den legitimen Helden und Kaiſern Deutſchlands; eine ſchöne Leiche, die drei Jahre lang König von Rom geweſen. Als ob er mit dieſem vermoderten Namen den Todeskeim erhalten hätte!

Und wie freundlich hat die Poeſie dies Haus Napoleon's bedacht mit Lorbeer erſt, dann mit Cypreſſen! Der verbannte Vater wagt keine zweifelhafte Flucht aus ſeiner Meereseinſamkeit, und bewahrt ſich ſo die klaſſiſche Ruhe des Leidens; kein Kreuzer erhält die Möglichkeit, ſeines Falles Größe in der Donnerſchlacht von Waterloo durch eine Gefangennehmung zu zerſplittern, ſchweigſam erduldet der Titan die Niedrigkeiten eines gemeinen Engländers, ſchweigſam ſtirbt er mit einem Kuſſe auf ſeines Sohnes Bild. Und dieſer Sohn wird nicht in Verſuchung geführt, die Rolle eines Prätendenten zu übernehmen, der mit einigen Anhängern von Lande zu Lande flüchten und auf Conſpirationen hoffen muß, ein blühender, unbeſcholtener Jüngling ſtirbt er in der legitimen alten Kaiſerburg, unberührt, unbefleckt von Politik — der letzte deutſche Kaiſer mit ſchneeweißem Haar weint ſchmerzliche Thränen an ſeinem Sarge.

Als wir aufbrachen, um weiter hinein zu ſteigen in die Berge und Thäler, ſetzte der Erzähler noch hinzu: Sie wiſſen es da draußen gar nicht, wie ſehr unſer Kaiſer dem Napoleon zugethan war, ich meine dem Vater, und was es ſein Herz bedrängt hat, ihn ſtürzen zu helfen.

Nein, das wiſſen wir nicht und glauben wir auch nicht. Warum ſollten wir's Euch glauben, die ihr dreißig Jahre lang von der Gutmüthigkeit eures Kaiſers erzählt, und dann erklärt habt: das ſei ein Irrthum geweſen?! —

Es iſt mir noch mit keiner Gegend ſo gegangen, wie mit dieſen Bergen an der Donau: ich bin nämlich in Geſchwätz und

Sommerträumerei ſo gedankenlos durch die grünen Wälder geſtrichen, daß mir nur ein einziger großer Blick davon im Gedächtniß geblieben iſt. Die Vögel ſangen aus Leibeskräften, die Gräſer dufteten, der Tag, ein halb bedeckter, zärtlicher Sommertag, blinzelte ſo zufrieden an den ſanften Berglehnen, die geputzten Leute, deren uns nur etwa zwei oder drei in dieſer Dichtungseinſamkeit begegneten, gingen ſo ſtill ſonntäglich an uns vorüber, daß nichts mich wecken konnte aus dem Halbſchlummer meines Geiſtes und Herzens.

Welcher Reiz einer großen Stadt liegt darin, binnen einer Stunde aus dem Toſen eines modernen Mittelpunktes in berauſchende Bergeinſamkeit treten, ſich ſammeln zu können mit den urſprünglichſten, einfachſten Empfindungen und Gedanken, aus welchen der Gottheit Bild uns anblickt mit großen Kindesaugen. Der muntere Vogel mit dem argloſen ſchwarzen Auge auf dem nächſten Aſte ſieht uns die Jugend wieder ins Herz hinein, ſeine alte Melodie bringt alle die kleinen einfachen Lieder zurück, die wir geſungen haben mit der ſchwarzäugigen Nachbarstochter, wir werden wieder unſchuldig und können wieder beten und naiv uns beſprechen mit der ewig wechſelnden, immer gleichen Ewigkeit Gottes.

Da quellen Lieder von den Lippen, man weiß kaum, wie ſie werden, man ahnt nur, was ſie bedeuten, ihr innerſtes Wort zieht wie ein Duft über ſie hin, der ſich nicht greifen läßt mit irdiſchen Händen:

Die Bäume rauſchen,
Es flüſtert der Wind,
Ich ſtehe lauſchen,
Bin wieder Kind. —

Was werd' ich ſehen:
Der Himmel geht auf,
Was wird geſchehen:
Der Berg ſteht auf. —

Von allen Seiten
Tritt es mir nah',
Gedanken ſchreiten,
Die Welt iſt da.

In ſolchem Dämmer erreichte ich die Höhe eines langen Waldberges und eine dunkelgrüne Hügelfläche dehnte ſich aus vor meinen Blicken, unbeſtimmt, ohne Abwechslung, wiegend und wogend über den dunklen Schein der Donau hinweg, die ſtill in der Mitte lag, wie ein ſchweres Metall. Es war der wunderliche Anblick einer grünen Wüſte, die unwiderſtehlich lockte mit einem nie ergründeten, niemals berührten Leben. Das Auge legte ſich voller Befriedigung in dieſe weite Einförmigkeit hinein. Auf der einen Seite wieſen ſich meine Gefährten einander die Berge in Ungarn, auf der andern die ſteiriſchen Alpen, mich feſſelte nichts als die grüne Donauwüſte, eine Landſchaft, wie ich ſie nie geſehen. Malt einen Adler oben in die Wolken dieſes Bildes, und Jedermann wird es verſtehen, daß ein großer Mann zwiſchen dieſen Hügeln leben muß, der abgetreten iſt vom Regieren der Welt, etwa Napoleon.

Ich wollte, ſein Sohn läge hier begraben. —

Wir ſtiegen mit einem ſonndurchwirkten, feinen Staubregen die Berglehnen wieder abwärts nach Wien zu, und kamen in ein heimliches Thal, aus welchem alte Gemäuer mit verwitterten Stirnen uns entgegentraten. Ein verlaſſenes Karthäuſerkloſter ſtand vor uns.

Wie viel Poeſie liegt in einzelnen Kloſtergedanken, wie viel Poeſie iſt hinter den unbeugſamen Mauern verſchrumpft und vermodert. Zufluchtsſtätten ſollten ſie ſein ohne Schwur und Gelübde, und wurden Caſernen.

Der redſeligſte meiner Gefährten wußte lange zu erzählen von den klugen Karthäuſern, die ſich dies friedliche, abgeſchiedene ſchöne Thal erwählt hatten, wie denn auch in der Ortswahl überall bekundet wurde, daß damals Geſchmack und Bildung nur bei den Männern der Religion zu finden geweſen. Ich habe nur einzelne Striche ſeiner Rhapſodie behalten:

Ein reicher Graf hat eine Tochter gehabt, die einen reichen Nachbar heiraten ſollte. Sie war nicht allzu ſchön, aber ſie war ſehr gut, und hatte zwei große, blaue Augen, die wie eitel Troſt und Freundſchaft ſprachen. Der Nachbar war ein roher Geſell und ſie mochte ihn nicht. Den Tag vor der Hochzeit ritt ſie mit ihrem jungen, blonden Vetter in den Wald hinaus, um einen Fuchs zu jagen; ſie kam aber nicht wieder, denn ſie liebte den blonden Vetter. Der alte Graf ſchickte wol an die hundert Boten, es wußte aber keiner etwas zu ſagen. So vergingen mehrere Jahre und der alte Graf ſtarb im Kummer dahin: die nächſten Erben, die Tochter und der Vetter fehlten, das alte Schloß ſtand leer. Dies dauerte indeß nur vierundzwanzig Stunden, da erſchien der blonde Vetter, und nahm Beſitz davon. Man fragte ihn, wo er denn ſeine Muhme gelaſſen habe, die in den Wald mit ihm geritten ſei, er ſagte aber, die Muhme wäre ihm ſchon damals im Walde abhanden gekommen.

Sein neues Regiment ging eine Zeit lang ungeſtört, da erſchien eines Tages im Schloßhofe ein zerlumptes Mädchen, und der Anblick deſſelben erregte großen Lärm. Die Leute ſagten nämlich, ſie habe eine wunderbare Aehnlichkeit mit der verlornen Tochter des alten Herrn, freilich ſo blaß und zerlumpt ſei jene nicht geweſen, auch habe ſie nicht das Haar um den Kopf fliegen laſſen. Des Herrn Grafen Tochter hatte wohl auch ſanft und freundlich gelächelt, aber nicht immerwährend wie dies zerlumpte Mädchen, ſonſt lachte ſie gerade ſo wie jene, aber man müſſe weinen über dies Lächeln und die großen blauen Augen, die da leuchteten wie der Mond am Tage, wenn die Sonne in ſchwarze Wolken eingepackt iſt.

Der blonde Vetter erſchrak ſehr, als er das Mädchen ſah, und befahl, ihr Kleider und Geld, Pferd und Begleiter zu geben, damit ſie weiter ziehen könne, — ſie lief haſtig auf ihn los, und ehe er ſich deſſen erwehren konnte, küßte ſie ihm die Hand.

Dreimal war ſie neu ausgerüſtet und fortgeſchickt worden, dreimal kam ſie in Lumpen wieder, und wo der Vetter ging und ſtand, da begleitete ihn jenes wunderbare Lächeln; — er verzehrte ſich in Angſt und Weh, Niemand begriff es, was dem reichen Herrn abgehen könne. — Eines Tages nahm er den Baumeiſter mit ſich, und ſie ritten in die Berge hinein, die nach der Donau zu liegen; in einem ſtillen heimlichen Thale hielt er ſein Roß an, und ſagte leiſe vor ſich hin: Hier war's, wo ſie mir nicht mehr gefiel, wo ich ſie verlaſſen habe. Meiſter Urban, ſprach er dann, baut mir ein ſteinern Kloſter an die Stelle, ein Kloſter für Karthäuſer, die nichts Unnützes ſprechen, und niemals lachen oder lächeln. Das Lachen iſt viel ſchrecklicher als das Weinen.

Das Kloſter wuchs, der Vetter aber ſank darin zuſammen, und war in wenigen Tagen ein alter Mann, ein zerbrochener Karthäuſermönch, der den Tod im Herzen und auf den Lippen trug, aber nicht ſterben konnte.

Das zerlumpte Mädchen blieb auf ſeinem Schloſſe, und obwol ſie kein Zimmer betrat, und in der Halle ſchlief, die nach dem Walde ſah, wurde ſie doch wie die Herrin betrachtet.

Als der Vetter ins Kloſter gegangen war, verlor ſich allmälig ihr Lächeln, und eines Morgens fand man ſie todt, das Haupt ſtützte ſich an einen Pfeiler, und das ſtarre, blaue Auge ſah nach dem Walde zu, in welchem das neue Kloſter lag.

Als der Vetter dies erfuhr, ſtarb er auch, und alle Welt hielt ihn für einen frommen Herrn, es war lange die Rede davon, ihn heilig zu ſprechen.

Von alle dem iſt nichts übrig geblieben, ſelbſt von den Kloſterſteinen wenig; im Wirthshauſe wird eine vortreffliche Mehlſpeiſe gebacken, und die Wiener beſuchen es wie einen Wallfahrtsort.

Es war auch nicht möglich, auf unſerem Rückwege noch an die Geſchichte zu denken: mehrere Stunden lang gingen wir im ſaftigen Thale dahin, es war ein ununterbrochener Garten, unter allen Bäumen kamen geputzte, ſpazierende Wiener zum Vorſchein. Ueber Hadersdorf und Hütteldorf ging unſer Pfad an Laudon's Denkmal vorüber, welchen man jetzt Loudon ſchreibt. Wem der ſiebenjährige Krieg nicht gegenwärtig iſt, dieſes energiſche Verſtandesepos, der wird den Namen kennen aus dem rührenden Volksliede: „Feldmarſchall Laudon iſt da, da, da“. —

Er war der beſte Reitergeneral unter Friedrichs Feinden, und dieſer bewies immer einen großen Reſpect vor dem raſchen Talente desſelben. Still ruht ſein ſteinernes, lichtes Monument unter Bäumen, vielleicht wäre es für den ungariſchen Reiter bezeichnender, wenn es mehr Bewegung ausdrückte — ein moderner, humoriſtiſcher Geſchmack würde eine Pferdeweide darum her legen, auf welcher friſche, ſüdliche Roſſe umherſprängen. Es fehlt nur an Platz dazu; er iſt todt der alte Degen, es ſtirbt Alles, die Wiener ſpazieren vorüber und denken an Küſſen, Eſſen und Trinken; man braucht wirklich ein ſehr bornirtes oder ein ſehr weites Herz, um etwas auf den Ruhm bei der Nachwelt zu geben.

In Hütteldorf wimmelt es von Wagen und Leuten; man ſaß im Freien, ſah die Wiener Straße hinab, lachte in Gottes goldener Sonne, und fand die Welt vortrefflich. Ich wollte noch ins Theater und beſtieg allein den merkwürdigſten Zeiſelwagen, der zu finden war. Dürr war der Kutſcher, war das Pferd, war der Wagen, mein blanker Frack und meine blühende Weſte nahmen ſich höchſt unpaſſend aus, ich mußte das Anſehen eines Flüchtlings haben, den der Feind auf einem Balle überraſcht hatte, wie die Nachricht von der Schlacht bei Ligny Wellington zu Brüſſel. Das wurde immer ärger, als ich in die Nähe von Schönbrunn kam mitten unter die ſtrahlenden und blitzenden Equipagen des Adels, der ſauſend hin- und zurückfuhr.

Wie ein Feenſchloß lockte Schönbrunn auf der rechten Seite an der Berglehne, dies Abſteigequartier Napoleons, wenn er mit Oeſterreich Krieg führte. Entſchloſſen commandirte ich meinen Zeiſelkutſcher mitten hinein unter die glänzenden

Equipagen der Cavaliere. Cavalier iſt bekanntlich der techniſche Ausdruck in Oeſterreich; vielleicht ſtammt er noch aus der ſpaniſchen Zeit, aus den Tagen der Caballeros.

Mein Zeiſel flatterte unſicher wie ein Spatz unter edlem Geflügel umher, und wäre ich mir nicht eines ſtockfremden Geſichts bewußt geweſen, ich hätte mich ſehr geſchämt. War es Schönheits-, war es Schamgefühl? Iſt es eine Schwäche, für ſolchen Cynismus unbrauchbar zu ſein; ich habe ſie: dieſe unpaſſenden Gegenſätze, mein Frack, der Zeiſel und die Cavaliere peinigten mich, und ich hatte keine Ruhe, die ſchönen, vorüberfliegenden adeligen Damen zu betrachten, am wenigſten für dieſen Behuf die Lorgnette herauszunehmen. Lorgnette und Zeiſel waren nicht mehr unpaſſend, ſondern lächerlich.

Ich mußte ausſteigen, um eine Illuſion von Schönbrunn zu gewinnen. Zwei große goldene Adler ſitzen auf den ſchlanken Thorpfeilern, und geben dem ſchönen Luſtſchloſſe ſo etwas vornehm Kaiſerliches. Weiter weiß ich nichts zu beſchreiben, ich hatte den Tag kein Gedächtniß, ich weiß nur noch, daß ſich die verſchiedenen ſtolzen Gebäude terraſſenförmig aufſtellten, und daß ganz oben auf der Höhe ein Pavillon mit vielen Fenſtern golden brannte in der Abendſonne.

In Schönbrunn auf dem großen Platze vor dem Schloſſe war's, wo der junge Staps aus Thüringen Napoleon erſtechen wollte und von Rapp verhaftet wurde. In den franzöſiſchen Stücken, wo der deutſche Student zum Fortleben genöthigt wird, heißt er gewöhnlich Monsieur Burskenschaft, und trinkt ſehr viel Bier.

Reich und vornehm erſcheint Wien dem Reiſenden beſonders, wenn er im Sommerabendſcheine unter den goldenen Adlern Schönbrunns hindurch, neben den unzähligen Equipagen, in die breite Vorſtadt fährt, direct zur Burg, und dort im Theater Alles beſetzt findet trotz des warmen Abends. Da weiß man nicht, wohin mit Menſchen, Wohlſtand und Vergnügen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02150/010

13.

Die närriſche Geſellſchaft.

Es war eines Nachmittags und wir ſaßen zu Hietzing im Saale, wo Strauß dirigirte. Unter der Menge ſchöner Damen entdeckte ich Maria. Sie ſah bezaubernd aus und ließ ſich den Hof machen von zwei jungen ſchönen Herren mit vortrefflichen Wiener Backenbärten. Zuweilen wendete ſie ſich auch behend gegen einen andern Nachbar, das war ein feiſter, alter Herr mit einem klugen, jovialen Geſichte, deſſen ich mich dunkel aus Carlsbad erinnerte. Es war eines von den Geſichtern, die ſo viel Behagen über die Schlauheit einzelner Züge verbreitet haben, daß man Zutrauen für ſie faßt und nur in ſeltenen Augenblicken daran denkt, es ſtünde Einem große Ueberlegenheit gegenüber. Marie, der ich mein Compliment machte, ſtellte mich ihm vor, und nannte ihn Onkel. Er war ſehr artig, und lud mich ein, den Abend in Hietzing zu bleiben, er wohne mit ſeiner Nichte da, und ſähe viel Geſellſchaft.

Ich nahm es an, und als die Hauptaction der Muſik vorüber war, brachen wir auf; Herren und Damen folgten uns nach und nach, und als wir eine Viertelſtunde in dem Landhauſe waren, das er bewohnte, beſtand die Geſellſchaft wohl aus zehn Perſonen, die ſich im großen, ganz artigen Salon um den Theetiſch gruppirte.

Man ſprach von Strauß, von Muſik, von den Wienern. Es wurde dunkel, der luſtige Oheim, welcher eben allein ſprach, ſchwieg mitten im Satze, ſein heiteres Geſicht wurde ernſt, ſteinern ernſt, mit der Hand winkte er den Bedienten, dieſe verließen den Saal, und ſchloſſen die Thüren.

Meine Herrſchaften, ſagte der Onkel mit feſter Stimme, der Augenblick iſt da, die Maske abzuwerfen: ich bin ein alter Arzt, ſie ſind mir übergeben, um von einem partiellen

Wahnſinne geheilt zu werden, der ſie in der verſchiedenſten Weiſe befangen hält. Sie, mein Herr Graf, haben übergeſchnappt aus Hochmuth. Sie machen Verſe und componiren, und halten Jeden für einen Unwürdigen, der nicht auch Graf iſt, Verſe macht und componirt. Sie wollen dort das gnädige Fräulein im grünſeidenen Kleide heiraten, haben aber nie daran gedacht, ſie glücklich zu machen, die Dame ihrerſeits hat in ihrer großen Schönheit ſich eben ſo wenig darum gekümmert, ſie wollen repräſentiren Eins mit dem Andern, c'est tout.

Das iſt moderner Ehewahnſinn: ich bitte, Herr Graf, gnädiges Fräulein, ſich von der Geſellſchaft abzuſondern, und das eben beregte Capitel gegenſeitig mit Ernſt durchzuſprechen.

Die Geſellſchaft war Anfangs einen Moment lang geneigt, zu lachen, und die Farce für einen dreiſten Spaß anzuſehen, der gebieteriſche Ernſt des Onkels aber, den man niemals ſo geſehen, ließ dergleichen nicht aufkommen, man war vielleicht hie und da der Meinung, ſeinem eigenen Verſtande ſei etwas begegnet, und ſo fügte man ſich der Reihe nach, theils aus Ueberraſchung, theils um den Alten zu ſchonen. Der Graf und das Fräulein ſtanden auf, und die ſpäter Angeredeten und Beorderten gehorchten ebenfalls pünktlich.

Sie, mit der ſchwarzen Brille und dem zuverſichtlichen Antlitze, Sie ſind amtsverrückt. Weil Sie ein geſchickter Juriſt ſind, ſo meinen Sie, damit ſei es abgethan, und überheben ſich der Welt und ihrer Bildung, halten alles Uebrige höchſtens für geduldet, ſich ſelbſt für eine fertige Hauptperſon. — Sie blaſſer, dreiſter Mann, wiſſen Sie, wo Sie ſind? In einen ſtaubigen Winkel der Welt haben Sie ſich geſtellt, wo es keine Ausſicht, keine Umſicht giebt — wiſſen Sie, was Bildung iſt? Nichts Einzelnes. Und wenn Sie einmal in ein Buch gucken, das nicht juriſtiſch iſt, ſo ſehen Sie ſtolz um, und wollen es angerechnet wiſſen, daß Sie ſich aus Gefälligkeit ein hors d'œuvre aufgebürdet. Dort im Bücherſchrank ſteht Goethe's „Wilhelm

Meiſter“, leſen Sie ſo lange, bis Sie eingeſehen haben, die Welt ſei tauſendfältig.

Sie, mein Fräulein mit dem glatten Scheitel, haben ſich erziehen laſſen nach Principien, haben geleſen und gedacht Morgens und Abends, und nun iſt Ihnen kein Mann wichtig und ſchwer genug, Sie theilen Körbe über Körbe aus, weil Ihnen die Freier nicht genügen, weil Sie nicht vom Morgen bis zum Abende über Aeſthetik ſprechen; Sie haben die Unbefangenheit des Herzens verleſen, die abſichtloſe, kindliche Liebe verloren, ſind bildungstoll — ſetzen Sie ſich mit dieſem krausblonden Junker dort in den Winkel. Dieſer rothbackige Nimrod iſt einfaltstoll, findet nirgends Bezug, Anknüpfung, nimmt Eſſen, Trinken, Jagdpferd, Nachbar ohne Gedanken hin — Sie können und müſſen ſich gegenſeitig curiren.

Sie, mein Herr Kapellmeiſter, der Sie ſich drüben im Saale die Ohren zuhielten, um keinen Strauß'ſchen Walzer zu hören, weil er die Kunſt entweihe, Sie ſind kunſtverrückt, verletzen durch einen gemachten Eſoterismus die freie Herrlichkeit der Erfindung, Sie werden dort am Pianoforte den Venetianer ſpielen, bis Ihnen die Finger erlahmen.

Sie, mein Herr, mit dem ſüßen Lächeln, der Sie Außerordentliches für die Menſchheit zu leiſten glauben, wenn Sie immer am Erſten und am Tiefſten den Hut abnehmen, immer voll Attention und Artigkeit ſcheinen, Sie ſind ein Höflichkeitsnarr, denn Sie haben keinen Begriff von jenem außerordentlichen Bildungstheile, den wir Höflichkeit nennen, welcher auf unerſchütterlicher Liebe und Nachſicht beruht, ein ſchönes chriſtliches Element, eine Verläugnung des Egoismus iſt in den feinſten Conſequenzen desſelben. Unterhalten Sie ſich mit unſerm ſchriftſtellernden Doctor, welcher trotz allen ſchönredneriſchen Bildungsſtrebens die Grobheit nicht verlernen kann. Sie dürſten ſich gegenſeitig ausgleichen.

Und Sie Narr des Enthuſiasmus mit den fliegenden Locken, Ihr Herz iſt auch nicht aus den Kinderſchuhen zu bringen, an alle Oppoſition, die mit gewaltiger, zerſtörender Kraft vorgetragen wird, ſchließen Sie ſich an, alles Einzelne, wenn es flackernd auftaucht, befängt Sie, es iſt keine gegliederte, im Gleichmaß ſich bewegende Cultur in Ihnen, drum können Sie nie etwas Dauerndes, Umfaſſendes wirken, Sie leben in Stückchen, wirken in Stückchen, zerſtören aber dadurch im Ganzen, ſchwärmen für einen ſchlagenden Ausdruck, ſind ohne Nutzen für organiſches Bilden — aſſociiren Sie ſich hier mit dieſem magern Herrn, der ſeit Jahren mit der Welt und ihren Beſtrebungen fertig iſt, und nur höhniſch lächelt. Er iſt conſequenztoll und läßt hinrichten, wenn er die Macht erhält, er läßt guillotiniren, wenn Jemand einen kleinen Stift ſeines Syſtems bezweifelt. Er kennt alle Philoſophien, alle Geſchichte, alle Dinge, er iſt ein ausgezeichnetes Buch, aber er ſoll ein Menſch ſein, welcher der ewigen Wandelbarkeit der Welt nachgehen und ſich modificiren kann, denn die Welt mit ihrer laufenden Geſchichte iſt klüger, als der Menſch.

Sie, Madame, mit dem ſchwarzen Anzuge, Sie ſind jung und hübſch und geſcheidt, und glauben gewiß, irrthümlich in dieſe Geſellſchaft der Narren eingetreten zu ſein. Das ſind Sie nicht. Warum verſchmähen Sie eine neue Heirat? Weil Sie Ihr jetziges Leben ganz bequem und artig finden, ſich keinen neuen Chancen ausſetzen wollen, Sie ſind eigennutznärriſch — die Menſchen bedürfen der Verbindung, ſie bedürfen dazu der Geſelligkeitsopfer; wer ſich davon ausſchließen will, iſt laſterhaft gegen die Societät — beſprechen Sie ſich mit meiner Nichte Maria, die in der entgegengeſetzten Narrheit befangen iſt. Sie will nur den Leuten gefallen, coquettirt drum mit aller Welt, bildet ſich alle Augenblicke ein, zu lieben, und bringt ſich ſo am Ende ganz um die Fähigkeit der Liebe, zerſplittert ſich in Atome. Der junge Herr da neben Ihnen Beiden mag der Converſation zuhören, er glaubt, meine Nichte zu lieben und iſt rückſichtentoll: vor lauter Beziehung kommt er nicht zu ſich; Alles will er beachten und verliert ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt. Ich glaube er liebt Marien auch blos aus Rückſicht weil ſie ihn liebevoll anſieht.

Und nun, meine verrückten Herrſchaften, noch die Betheuerung, daß Sie Alle keine Oeſterreicher ſind, denn ſolche Spielarten kommen hier nicht vor; — morgen müſſen Sie Alle über die Grenze, und zwar unter meiner Anführung, denn ich bin ſelbſt toll, naſeweistoll, ich überhebe mich in Einſicht über Sie Alle, und ſchnappe ſomit ſelber über. Da ich aber am Längſten toll bin, ſo habe ich die meiſte Routine und Methode, und deshalb ſchicke ich mich am Beſten zum Anführer, wenn auch in dieſer Behauptung wiederum der klarſte Beweis meiner Verrücktheit ruht.

Still! kein Einziger laſſe ſich in der ihm angewieſenen Beſchäftigung ſtören — Herr Kapellmeiſter! keine falſche Pauſe im Venetianer, Sie mein Herr kein leeres Compliment!

Johann! den Thee!

Maria mit der ihr zugetheilten Gruppe, der ſchwarzen, ſchönen Witwe und dem rückſichtstollen Liebhaber machte den Thee, die Bedienten reichten ihn umher, alle Uebrigen blieben in der beorderten Lage und ſchienen faſt wie durch eine magiſche Kraft hineingebannt. Alles Neue, Unerklärte überraſcht und feſſelt, auch im Gehorſam — der Kapellmeiſter nahm ſich gar nicht die Zeit, ſeinem Venetianer nur einen Augenblick zu rauben für die dampfende Taſſe, er ſpielte immer raſcher und raſcher, man ward an die Pferde erinnert, welche den Koller kriegen und ſich zu Tode laufen. Der Höflichkeitsnarr lief complimentirend neben mir im Saale auf und nieder, und prallte öfters ſcheu nach der Seite mit klappernder Taſſe und zitterndem Löffel, wenn mich eine Derbheit überraſchte; der Juriſt ſah verdrießlich in den Winkel und trank Thee in leidenſchaftlichen Zügen; er beſchäftigte den Bedienten ununterbrochen; um Terrain für Grimm und Zähne zu gewinnen, verſchmähte er Backwerk und fiel verheerend ein ins Butterbrod. Der Enthuſiaſt hüpfte neben dem Conſequenztollen her, und ließ die Taſſe ſallen, als dieſer einen großen Gedanken, einen erſchütternden Fluch über die thörichte Welt entwickelte. Mitten durch dieſe und die übrigen Gruppen ſchritt majeſtätiſch der Onkel, ebenfalls Thee trinkend.

Wir wollen uns zu der Gruppe am Theetiſche zurückbegeben, da ſie allein für uns von Zukunft iſt. Florentin heißt Mariens Liebhaber, die ſchöne Witwe Diana. Sie ſprechen von dem wunderlichen Onkel, Marie iſt ungewöhnlich ſcheu geworden, Diana ernſt und nachdenklich, Florentin allein ſpricht viel.

14.

Florentin.

Es kam der friſche, ſonnenrothe Morgen, wo ich hinausfuhr über die Donau, und Wien verlaſſen mußte. Durch Mähren ging die Reiſe. Czechiſch fremdartig ſind dieſe Länder — Mähren und Böhmen ſind nämlich im Ganzen ein und derſelbe Begriff. Die Leiber der Mähren ſind mir etwas fleiſchiger vorgekommen. Es iſt ein fruchtbares, tüchtiges Land, das ſich in der Sonne hinaufdehnt an die Sudeten — es hieß einſtens „das große Reich“ und rang mit den Ungarn; aber die czechiſchen Völkerſchaften haben kein Glück in der Weltgeſchichte, ſie ſind alle untergeordnet worden. So ſind vor allen die lang aufgeſchoſſenen Wenden verunglückt: in Illyrien finden ſich Spuren von ihnen, Namen wie Windiſchgrätz künden eine Schädelſtätte derſelben an, in Sachſen begegnet man noch wendiſchen Dörfern. Dies ganze Häuflein Namen: Wenden, Sorben, Obotriten, Wilſen, Luſaten, und ſo fünf Minuten lang, die Geſchichte hat ſie zerrieben, und die Polen, Mähren und Böhmen haben allein noch Provinzen gerettet. Man wird hiebei an die letzten Helden Cooper's erinnert, welche die Delawaren, die Mohikans, die Sioux untergehen ſehen, — ja die Erde ſelbſt iſt ein Hazardſpiel.

Es kann nicht leicht vermuthet werden, daß dieſe czechiſchen Völker je wieder aufkommen werden, ſo lebhaft auch Drang und Sehnſucht derſelben iſt. Bleiern iſt die Geſchichte ein für allemal auf die Häupter dieſer Völkerſchaften gefallen.

Der Dialekt dieſer czechiſchen Länder ſteht bekanntlich dem polniſchen äußerſt nahe, und das Verſtändniß mit den Sarmaten iſt ſehr ſchnell hergeſtellt. Ein Anflug von Wildheit iſt ihnen geblieben, obwol ſie eine Zeit lang die Avantgarde der Weltgeſchichte waren: die Huſſiten waren die Jacobiner des fünfzehnten Jahrhunderts, einſame Ruinen auf dieſen Harlekinsfelſen ſprechen mit zahnloſem Munde von Cziska, die böhmiſchen Wälder waren allen Romantikern der Sitz unbändiger Menſchen, die ungeographiſchen Franzoſen nennen heute noch Zigeuner, Zauberer, fabelhafte Weſen des Bohémiens, eine gewiſſe Unſicherheit befängt Einen bei dieſem Lande. Wenn wir als fahrende Schüler aus der eingeengten öſtlichſten Landzunge Deutſchlands durch die Berge ſtrichen und bald hier, bald dort ſtockfremder Sprache, düſter blitzenden Augen begegneten, da haben wir uns oft gefürchtet, und dieſer Eindruck des Unheimlichen läßt ſich nicht mehr verwiſchen, wenn auch die Völkerſchaften nicht dafür können, und ihn vielleicht nur dadurch erzeugten, daß ſie uns fremd waren.

In mannigfachen Zweigen greifen ſie in einander über, namentlich auf dem Wege durch Oberſchleſien nach Polen hinein. Der Name Cziska lebt in den Gegenden von Ratibor und Leobſchütz heute noch in mehreren Familien fort; ein wilder, ſchwarzhaariger Sproß derſelben ſtudirte mit uns in Breslau, und ſein ſehniger Arm, ſeine ſchonungsloſe Klinge machte den blonden Deutſchen viel zu ſchaffen.

Dieſe zurückgebliebenen, fremdartigen Völkerreſte mitten unter breiten Nationalitäten erwecken doch überall ein befremdendes, tragiſches Gefühl. Sie erſcheinen uns wie vergeſſen von der ausgleichenden Liebe allgemeiner Weltgeſchichte. Aber die Walliſer in England, die Waldenſer in Piemont ſcheinen weniger getrennt zu ſein, als die Stockczechen in Deutſchland — —

Prag iſt ihr Stolz, ihr heiliges Mekka. Es war gegen Abend, als ich dort ankam, ein regneriſcher Nebel hing über der Bergſtadt, über den ſtolzen Schlöſſern, wo die prächtigen Ottokare, die nüchtern wilden Huſſiten gehauſt haben, und, da der Regen in Strömen herunterfiel, mußte ich eingeſperrt im Zimmer bleiben.

Das iſt ein paſſender Zeitpunkt, um über die närriſche Geſellſchaft und ihre Folgen aufzuklären —

Florentin war bei einem öſterreichiſchen Beamten auferzogen worden; das iſt von Wichtigkeit. Die Beamtenwelt eines Staates hat allgemeine Bezüge zur Nationalität, aber auch ſehr beſtimmte Abweichungen von dieſer. Der Erzieher Florentin's ſah ſich nur mit einem Complimente nach einem Collegen um, mit einem tiefen Bückling nach einem Vorgeſetzten, er erſtarb in Demuth, wenn er in die Nähe einer bedeutenden Staatsfigur gerieth.

Die Atmoſphäre theilt ſich mit; Florentin, ein fein organiſirter, empfänglicher Knabe, ward der höflichſte und verbindlichſte junge Mann, er ſchlug ſich ſogar mit dieſer Höflichkeit und Verbindlichkeit durch die Studentenjahre auf einer norddeutſchen Univerſität, was ungefähr ſo viel ſagen will, als der glückliche Rückzug Xenophons durch viele hundert Meilen feindlichen Landes.

Der Erzieher hatte ihn nämlich entlaſſen, und Florentin begann ſeine Carrière in Norddeutſchland. In kurzer Zeit war er der allgemeine Liebling ſeines neuen Aufenthaltortes, Niemand entging ſeiner Aufmerkſamkeit, Jedermann fand ſich mit beſonders zuvorkommendem Wohlwollen behandelt, Florentin war Mittelpunkt, Liebling, Muſterbild. Auf das Günſtigſte unterſtützte ihn ſein Aeußeres hierbei: er war ſchlank, hoch und geſchmeidig aufgeſchoſſen, fein und zierlich geſchweift in Taille und Schulter, und doch ſtark und kräftig genug dabei, um den vollkommen behaglichen Eindruck einer ſchönen Figur zu erwecken. Sein Geſicht war ausdrucksreich, das Auge voll Gutmüthigkeit, das braune Haar dicht und reich.

So lebte er eine Zeit lang in der angenehmſten Lage hin, die reichſten, gefälligſten Eindrücke kamen ihm von allen Seiten entgegen, denn das Befinden in der Geſellſchaft iſt eben ein nach den Geſetzen der Schwere und Bewegung ſich regelndes Verhältniß — ſogar eine natürliche Anlage zu Zweifel und Schwermuth ſchien von ihm gewichen zu ſein.

Woran lag es, daß dies Leben plötzlich ins Stocken gerieth, ganz und gar ins Stocken gerieth? Er behandelte die Menſchen wie Schemata, wie Begriffe, nicht wie geſonderte Individuen, und das bemerkten ſie nach und nach; ſeine Höflichkeit und Artigkeit hatte nur eine allgemeine Phyſiognomie, das genügt aber den Leuten nicht, jeder Einzelne will der einzelne, eigene Erzeuger ſolchen Entgegenkommens ſein, er will ausgezeichnet werden, nicht aber eine gewöhnliche Nummer in der allgemeinen Bildungsziffer ſein. Florentin war gegen Herrn Schmidt eben ſo artig wie gegen Herrn Schulz und gegen Herrn Schulz eben ſo wie gegen Herrn Hoffmann, er fragte die Frau Kriegsräthin mit demſelben verbindlichen Lächeln nach der Krankheit des Mopſes, wie er ſich bei der Frau Regierungsräthin nach dem Papagei erkundigte, er tanzte mit Rendantens Malchen eben ſo oft wie mit Hofraths Thusneldchen, es konnte ſich Niemand über ihn beſchweren, und darum wurde er zuerſt Vielen gleichgültig. Es blieb ihm gegenüber nichts zu hoffen, nichts zu fürchten übrig, und dieſer Zuſtand iſt der Tod alles Intereſſes, das heißt hier: alles Intereſſantſeins.

Dieſe Wahrnehmung ging indeſſen eine Zeit lang an ihm vorüber, weil ſein Herz von einem ungewöhnlichen Wohlwollen für eine Dame bewegt wurde. Sie war die einzige Tochter hochgeſtellter Eltern, und beſaß Alles, um ein Gemüth wie Florentins zur lebhaften Theilnahme anzuregen: ſie war ſchlank und hoch gewachſen, das Antlitz war von ſein begrenzter griechiſcher

Form, alle ihre Bewegungen waren leicht, klein, in lockendes Maß, in reizende Grenze gedrängt. Sie gab wenig aus in Wort oder Blick, aber das Ganze war in den Duft einer decenten, einſchmeichelnden Weiblichkeit gehüllt, Alles an ihr ſchien geſchaffen zu ſein für die Gewohnheiten und Neigungen Florentin's; er war entzückt von Aurelien.

Aber hierbei trat ihm ſein ganzer Menſch ſtörend in den Weg; es war gegen ſeine Innerlichkeit, einem Weſen ausſchließend zu huldigen, es verletzte ihn, irgend Jemand zu vernachläſſigen. Auch das in Liebe bewegte Herz glaubte er ſeinen Forderungen an Bildung unterwerfen zu müſſen.

So geſtattete er ſeiner zärtlichen Theilnahme keine beſtimmte Färbung, und Aurelie gewöhnte ſich daran, nicht mehr als einen theilnehmenden Freund in ihm zu erblicken.

Die Stellung ihrer Eltern in der Geſellſchaft war ihm auch ein zurückdrängendes Hemmniß, ſie waren höher geſtellt, als er es jemals zu werden hoffte. Vor jeder Inconvenienz bebte er aber zurück, Leute einen Augenblick in bedenkliche, ſchwierige und precäre Wahl zu verſetzen, war ihm ein Aeußerſtes, zu dem er ſich nicht entſchließen mochte.

So ſtanden die Sachen: Alles hing an einem kleinen Anſtoße, es bedurfte nichts als einiger Herzenscourage von ſeiner Seite, und Aurelie, die unberührte Blume, welcher noch kein drängender Sonnenſtrahl nahe gekommen war, hätte ſich über Nacht entfaltet zur duftenden Blume, zur hingebenden Liebe. Er fühlte auch genau den wichtigen Moment der Situation, aber ſein Weſen geſtattete es nicht, ſo viel Rückſicht von Seite der Eltern, ſo viel Affect von Seiten Aureliens in Anſpruch zu nehmen für ſich allein. Er zögerte, es kam ein anderer kühnerer Bewerber, an einem ſchönen Morgen gab der gallonirte Bediente aus Aureliens Hauſe eine Verlobungskarte bei ihm ab. —

Von dieſem Augenblicke an brach Alles um ihn zuſammen, oder vielmehr gewahrte er es völlig, daß bereits Alles zuſammengebrochen ſei. Sein von Liebe gehobenes Herz hatte es nicht bemerkt, wie gleichgültig die Menſchen gegen ihn geworden ſeien, wie ſie ſeine Höflichkeiten aufnahmen gleich einer Schuldigkeit, welcher er ſich zu entledigen, und die man nach Belieben zu erwidern oder unerwidert zu laſſen habe.

Das ganze Gebäude ſeiner Exiſtenz ſtürzte über ihm ein, er ſah nirgends Wirkungen ſeiner geſellſchaftlichen Schritte, er mißtraute nicht den Menſchen, ſondern ſich, er glaubte die Welt durchaus nicht verſtanden, eine durchaus unpaſſende Stellung eingenommen zu haben, kurz, es überkamen ihn alle die Qualen eines gewiſſenhaften Menſchen, welcher plötzlich inne zu werden meint, daß er ein ſtörendes, jedenfalls unpaſſendes Mitglied der Geſellſchaft ſei, das nothwendig zu Grunde gehen müſſe.

Die körperliche Anlage zur Schwermuth bildete ſich mit Rieſenſchritten aus, denn Körper und Seele ſind ein Leib; er machte unter der ärgſten Pein, die er ſich aber um keinen Preis erſpart hätte, überall Abſchiedsviſiten, und kam der Verzweiflung nahe in Carlsbad an.

Es iſt hier, wo er ohne Verkehr mit der Welt, einſam im Zimmer lebt, die Bemerkung einzuſchalten, daß die bisherige Skizze Florentins nicht etwa flüchtige Leſer verleiten ſolle, dieſen für einen unbedeutenden Schwachkopf zu halten. Er war nichts weniger als dies. Sein ganzes Weſen war aus einem breiten, mannigfachen Syſteme zuſammenconſtruirt. Eben ſo darf man ſeine Höflichkeit nicht ohne Weiteres für Schwäche, für kindiſch eingelerntes Treiben anſehen — ein innerer, tiefer Zuſammenhang wurde nicht vergeblich in ihm geſucht.

Von vorn herein lebte und webte durch ſein Herz wie durch ſeinen Geiſt der Grundſatz einer unendlichen Pietät; Alles, was einmal war, hatte drei Viertheil Richtigkeit bei ihm voraus, weil es die Fähigkeit beſeſſen hatte, ſich zur Exiſtenz zu machen, die Fähigkeit ſich zu behaupten. Alles Hiſtoriſche im weiteſten Sinne des Worts war ihm Autorität, dahin gehörte nicht blos die wichtigſte Staatseinrichtung, ſondern auch der kleinſte Bezug zwiſchen Leuten, die Gewohnheit im Alltäglichen.

Er liebte keineswegs die Kriecherei, aber von dem einmal abgewogenen Verhältniſſe wollte er nicht einen Gran verloren ſehen.

Sich zu iſoliren hielt er auch für Unrecht, er ging des Morgens zum Brunnen, und lernte dort unſere ſchöne Witwe Diana kennen. Da er ſich auch wie einen Witwer anſah, ſo fand die Bekanntſchaft ſchnell und leicht harmloſe und ungefährliche Bezugniſſe. Diana hatte mancherlei Aehnlichkeit mit Florentin, nur beſaß ſie mehr Drang nach Abwechslung, und dieſer hatte ihr eine zaghafte Courage ausgebildet, womit ſie mehr Andere als ſich ſelbſt aufzumuntern pflegte. Meiſthin ſind nur diejenigen Weſen am verlockendſten, von denen wir eine Ergänzung unſeres Selbſt hoffen. Bei all ſeiner conſervativen Art war Florentin kein Ritter der Stagnation und des Stillſtandes, ein ſo ermunterndes Etwas, welches nicht jach und frech heraustrat, reizte ihn ungemein, er verbrachte in dem engen Badeleben die meiſte Zeit mit der ſchönen Witwe im ſchwarzſeidenen Kleide.

Sie war kurze Zeit verheiratet geweſen, verheiratet aus Convenienz. Der Mann war geſtorben; ſie ſprach ſelten von ihm, und wenn es geſchah, ſo lag in dem Ausdrucke: „Mein verſtorbener Mann“ eine ſo unklare Miſchung von Pietät, Gleichgültigkeit und Gewohnheit, daß Florentin keine weitere Veranlaſſung darin finden konnte, näher nachzufragen.

Ein ungewöhnliches Intereſſe, das ſie an männlicher, ernſter Bildung nahm, gab den Unterhaltungen feſten Halt. Florentins Scherz darüber nahm ſie ernſthaft lächelnd hin, ohne ihn weiter zu beantworten.

Brunnen und Umgang verſcheuchten ihm den Trübſinn; wenn er zuweilen noch klagte, ſo tröſtete ihn Diana mit wenigen ſcherzhaften, den Kleinmuth verwerfenden Worten. Dabei blickte ſie auf ihre Arbeit, und erſt wenn Florentin zu ihrer Ermunterung ſchwieg, ſchlug ſie die großen Augen auf, in denen eine ſichere Gutmüthigkeit und mancherlei gedanken-ahnungsreiche Phantaſie zu ruhen ſchien. Die hatten etwas ſehr Bedeutendes für ihn, dieſe großen ſchönen Augen, welche dunkle Brauen und Wimpern in lockenden Schatten ſtellten. Er ſuchte dann wol ihre Hand und küßte ſie; Diana war aber bei all ſolchen Annäherungen gewöhnlich verlegen, die Röthe ſtieg in ihr Geſicht, und ſo viel Reiz auch dieſe Jungfräulichkeit haben mochte, ſie war nicht geeignet, den bedenklichen Florentin aufzumuntern.

Um dieſe Zeit traf Aurelie mit ihrer Mutter und ihrem Bräutigam im Bade ein; Florentin war beſtürzt, als er ſie des Morgens traf; er hätte fliehen mögen, aber ſein Naturell geſtattete es nicht, den Artigkeiten zu entrinnen, welche die Neuangekommenen von ihm, dem alten Bekannten und Freunde erwarten durften, der das Bad und deſſen Gelegenheiten ſchon genauer kennen mußte.

Aurelie war noch viel ſchöner geworden, die Reiſe hatte ſie aufgeregt, ihre ſonſtige Stille ward durch ein lebhafteres Weſen bewegt, und Florentin glaubte manchmal zu entdecken, daß aus der ſchweigenden Ruhe ihrer Formen und Blicke ungewöhnliche Zeichen von tiefem, ſtarkem Temperamente aufſchlügen, wie in ſtiller, ſchweigender Sommernacht plötzlich Blitze am Horizonte leuchten.

Und wie unpaſſend erſchien ihm der Bräutigam: ein glatter, gewandter Weltmann, ein aimable Roué, der ſchön tanzen und reiten, Artigkeiten ſagen, eine Dame ſchön am Arme produciren konnte. Er bat Florentin in der Eile um ſeine Freundſchaft, da ihm Aurelie erzählt, mit welcher Artigkeit er ſich früher ihre Unterhaltung habe angelegen ſein laſſen, er bat, der Dame im ſchwarzen Kleide vorgeſtellt zu werden, mit welcher Florentin eben promenirt ſei.

Auf dieſe Weiſe ging die Geſellſchaft in einander über. Bald darauf erſchien auch Marie, eine Bekannte Dianas, an welche ſie ſich anſchloß und wodurch ſie ebenfalls dieſem Zirkel eingeordnet wurde.

Es begann eine ſtörſame bewegte Zeit für Florentin. — —

Leichte, ſpeculirende Charaktere können niemals ſo unglücklich werden, oder wenigſtens nicht ſo leicht unglücklich werden, als öſterreichiſche, welche Florentin gleichen. Jene ſuchen ſich bei ungewöhnlichen, mißlichen Verhältniſſen neue Wege, und gelingt es auch auf dieſen nicht, ſo tröſten ſie ſich doch leicht über die fehlgegangene Speculation mit der Hoffnung, daß die richtige wahrſcheinlich dicht daneben ruhe, und beim nächſten Verſuche gefunden werde. Aber Florentin fürchtet ſich vor der Abnormität wie vor dem Fehler, dem Irrthum ſelbſt, das Abweichen vom Hergebrachten iſt ihm ein rieſiges Wagſtück. Da ſah er ſich mit lebhafter Beſorgniß drei jungen Damen gegenüber, zu welchen er, wenn auch in verſchiedenartige, doch gleich nahe und zutrauliche Verhältniſſe gerieth. Diana zog ſich zwar in ihrer Schüchternheit mehr zurück, ſobald ſie lebhaftes Geſpräch und Intereſſe bemerkte, in welches Florentin von anderer Seite gezogen wurde, aber dadurch zog ſie am ſicherſten Florentin nach, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Seine feinen geſelligen Organe empfanden es auf der Stelle, wenn Jemand nicht mehr den vollen, befriedigten Herzensklang erwiderte im Umgange und Geſpräch, das letztere mochte noch ſo unbedeutend ſcheinen.

Daneben frappirte ihn Marie durch Friſche, Muthwillen, durch ſpringende, herausfordernde Schönheit. Der Wechſel ihrer Stimmungen und Launen, das Leichte, Spielende ihrer Auffaſſung, das Verlockende, Berauſchende ihrer einzelnen Blicke, dieſes ganze verborgene Triebwerk einer jugendlichen Coquetterie überraſchte und reizte ihn auf eine andere, neue Weiſe. Dies Weſen ging aus dem Gewöhnlichen heraus und war doch ſo gefällig! er fühlte ſich aufgemuntert, in Bewegung geſetzt, fand alle die Gegenſeitigkeit und Elaſticität der Geſellſchaft, welche er ſo lange und ſchmerzlich vermißt hatte, in einem erhöhten Grade wieder, wie ein Champagnerrauſch drang die Nähe Mariens auf ihn ein.

Und zum Dritten, was ſollte er mit ſeinem Herzen Aurelien gegenüber? Sympathie iſt in vieler Rückſicht wie der Adel:

ſie wächſt mit der bloßen Zeitlänge, ſie iſt ein Samenkorn, ins Herz geworfen, das ohne weiteres Zuthun wuchert und keimt und aufgeht, groß und gewaltig wird, ein Baum, der Alles überſchattet, ohne daß wir noch daran gedacht, dafür gewirkt haben. Auch die Liebe hat ihren unſichtbaren Dämon, der im Schlafe mit uns ſpielt, ein Traum bringt das alte Bild vor unſere Augen, das wir beſtäubt, vergeſſen dachten, und am nächſten Morgen ſteht es friſch und roſenroth vor unſeren Blicken, verläßt uns nicht mehr, treibt uns zu Pferde, hinab in den Jahre lang verlaſſenen Ort, wo ſie wohnt, wo ſie waltet, zu ihren Füßen, an ihren Hals. Wir ſind befangen, wir ſind im Strudel, lange nachher gewahren wir vielleicht erſt, daß wir exaltirt worden, durch die Ferne der Farbe getäuſcht worden ſind, daß Jugend und Schimmer fehlen — aber dieſer letztere Gang war fremd in Florentins Seele. Sie war zu dicht mit Pietät angefüllt, um ihm Raum zu geben. Er ſah nur Aurelie vor ſich, die beglückende Schönheit, gedachte nur all der heimlichen Stunden, wo er neben ihr geſeſſen in harmloſem, wohlthuendem Geſpräche, wo er ihre junge hoffende Seele aufgeſchloſſen habe den lockenden Ausſichten auf ſtille, genügſame Freude, auf keuſchen Genuß in der wohlgefügten Welt. Und er ſah den faden Erben einer ſo wohligen Vergangenheit, er ſah das ungewöhnliche, neue Feuer, das Aurelien in Wangen und Auge trat, wenn ihn eine entſchlüpfte Andeutung an die Geſchichte ſeines Herzens, ein ungewöhnlich warmes Wort, eine zufällige Berührung ihres Armes der jungen Braut näher brachte!

War es ein Wunder, wenn ein Charakter wie Florentins alles Steuer zu verlieren glaubte bei ſolcher Meeresfahrt?

Es war an einem blitzenden Sommermorgen, als dieſe Geſellſchaft, Aurelie mit ihrem Bräutigam, Marie, der alte Onkel, Diana und Florentin eine Partie nach Prag unternahmen. Sie hatten zwei bequeme Wagen und raſche Pferde, die Morgenſonne vergoldete die Berge, der Thau tropfte von

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

den Bäumen, Lerchen ſtiegen um die Wette ſchwirrend und trillernd auf, die Luft war durch ein nächtliches Gewitter aufgeregt und wogte in warmen, üppigen Strömungen — Florentin, welcher Aurelien und der ſchönen Witwe gegenüber ſaß, warf alle ſtörende Herzens- und Geſellſchaftsſorge hinter ſich, und gab ſich den verlockenden, ſüßen Eindrücken der Fahrt ohne Weiteres hin. So ward er freundlicher, dreiſter als gewöhnlich gegen die junge Braut, und es war nicht wohl zu verkennen bei der Einfahrt in die ſtolze Bergesſtadt, daß Aurelie in einer ungewöhnlichen Bewegung war. Der Abend lockte die Geſellſchaft zu einem Spaziergange, man war zeitig genug angekommen, und fühlte ſich nicht ermüdet. Sie waren ſchon alle im Hausflure des Gaſthofs, als Aurelie den Arm ihres Bräutigams fahren ließ, und mit der Erklärung, etwas vergeſſen zu haben, umkehrte. Florentin, welcher ihren Blicken begegnete, bewies ſich galant, und ſprang die Treppe voraus, um das Vergeſſene herbeizubringen, athemlos kamen ſie auf dem Zimmer an, Aurelie blieb ſtehen, ihre Bruſt ſtürmte, Florentin fragte kaum verſtändlich, was ſie zurückgelaſſen habe, ſie antwortete nicht, ſah zu Boden. Er ſchwieg ebenfalls, und hatte ihre Hand ergriffen, die leiſe zitterte in der Seinigen. Plötzlich richtete ſie ihren Kopf in die Höhe, ſah ihn mit lebhaften, glühenden Augen an, und fiel ihm mit dem Ausrufe: „Florentin, o Florentin!" um den Hals. Sie küßten ſich, wie Wanderer trinken mögen, die eine brennende Tagereiſe durch Wüſten gemacht haben ohne Waſſer.

Aurelie! rief der Bräutigam, die Treppe heraufkommend. Die Thür war nur angelehnt, ſie hörten ihn, und flogen von einander. —

Wer von dieſen Verhältniſſen und Vorgängen unterrichtet geweſen wäre, für den hätte es ein ſehr auffallender Anblick ſein müſſen, die Geſellſchaft auf den Nebenhöhen des Hradſchin ſpazieren zu ſehen. Die Sonne war eben untergegangen, roth wie Scham und Freude ſtarker, leidenſchaftlicher Weſen lag ihr

Schimmer auf der duftenden Erde, die Fenſter der Paläſte auf dem Berge glühten, und immer dunkler, unendlicher ward die untere Stadt mit ihren ſteinernen Häuſerkoloſſen, mit der gewaltigen Brücke, mit den vielen Thürmchen: die Geſellſchaft war ſtill und ſah hinunter nach der Stadt. Aureliens Augen leuchteten in ungewöhnlicher Begeiſterung, und ſuchten Florentin.

Aber Florentin ließ die ſeinigen nicht finden, eine Wolke dichter Trauer hing über ſeinem Antlitze, und nur ſeine große, geſellige Routine verbarg es, mit welcher Anſtrengung er ſeiner Obliegenheit nachkam, und Dianen unterhielt von den böhmiſchen Herzögen und Königen, vom heiligen Nepomuk, dem Erſäuften.

Gefliſſentlich wich er Aurelien aus beim Rückkehren, und als dieſe nicht ſogleich erkannte, daß ſolche Hinderniſſe nur von ihm allein ausgingen, war jeden Augenblick ein leidenſchaftlicher Schritt von ihrer Seite zu beſorgen. Es iſt, als ob die Paſſionen ein Erbrecht von ganz beſtimmter Ausdehnung auf uns hätten, das ſie früher oder ſpäter unerbittlich und rückſichtslos geltend machten: ſchweigſam, wie nicht exiſtirend, hatten ſie in dieſem ruhigen Mädchen geſchlummert, ja Niemand hatte ihr Daſein geahnt, und jetzt traten ſie plötzlich ſo drohend, ungebunden hervor.

Man hat viel hin und her geſprochen, und wird viel hin und her ſprechen, ob ſie mehr Göttliches oder mehr Beſtialiſches in ſich tragen, die edlen Leidenſchaften unſeres Herzens, welche die Schranken aller Bildung brechen, dem Herzen die urſprünglichen Rechte erzwingen, keine Schonung keine Rückſicht erkennen.

Für dieſen Zweck genügt es darauf hinzuweiſen, daß ſie juſt in ſtillen weiblichen Charakteren oft in größter Gewalt angetroffen worden, ſie ſind wie der Blitzesſchatz einer ſchweren Donnerwolke aufgeſpart worden, welche geräuſchlos, blaß und ohne die mindeſte Ankündigung daher zieht, bei dem leiſeſten Anſtoße aber eine nie erwartete Kraft und Fülle entladet.

Aurelie jagte an dieſem Abende ihren Bräutigam fort, und rief und ſchickte fortwährend nach Florentin.

Er war nicht zu ſehen, der Glückstaumel hatte ihn vor dem Spaziergange überwältigt, er hatte ſich eine kurze Zeit ganz und gar dem Rauſche hingegeben, den ein plötzliches Begegnen in Liebe beſonders dann mit ſich bringt, wenn es mit einem alten Wunſche des Herzens zuſammentrifft. Denn unſere Wünſche wachſen uns unbemerkt über den Kopf wie unſere Kinder. In jenen Momenten hatte er zum erſten Male alle Rückſicht vergeſſen, ſich der Poeſie des Augenblicks hingegeben wie ein Kind. Noch eh' die Sonne unterging, hatte er aber ſich und das Grundweſen ſeiner Bildung wieder gefunden, es bedrängten ihn ſtürmiſch die Gedanken: was ſoll aus der Welt werden, wenn wir allen plötzlichen Regungen nachgeben oder gar fröhnen und ſchmeicheln wollen, wenn wir alle abgeſchloſſene Uebereinkunft, alles geordnete Verhältniß ohne Achtung bei Seite ſchieben, um unſerm egoiſtiſchen Gelüſte nachzukommen, wenn uns die Braut, die Gattin nicht mehr verpflichtete, geweihte Weſen ſind, welche die Cultur außerhalb unſerer Gedanken und Wünſche hingeſtellt hat.

Es gab einen harten Kampf in ſeinem Innern, und als er ſpät in der Nacht ins Gaſthaus kam, glaubte er einen Sieg errungen zu haben — er ſetzte ſich hin, um Aurelien zu ſchreiben, wie nothwendig es ſei, daß ihre beiderſeitige augenblickliche Verirrung für eine ſolche angeſehen werde und die einzige bleibe. —

Der Onkel erzählte ihm, was vorgefallen ſei, wie Aurelie nach ihm verlangt habe, und dies beſchleunigte ſeine Feder, gab ihr noch entſchiedenere Worte. Als er hörte, daß in Aureliens Zimmer noch Licht ſei, ließ er das Kammermädchen rufen, und gab ihr alsbald das Schreiben.

Aurelie ſchrie laut auf, als ſie's geleſen, dann ſchwieg ſie lange, trat ins Fenſter, ſah in die dunklen Nachtwolken. Als endlich das Mädchen fragte, ob ſie ausgekleidet ſein wolle, ſprach ſie: Packe meinen Koffer und beſtelle mir Poſtpferde.

Die erſten Tagesſtreifen zuckten am Horizonte herauf, als ſie nach Carlsbad zurückfuhr.

Ihr Bräutigam, welcher gut geſchlafen hatte, erfuhr dieſe Abreiſe erſt ſpät am andern Morgen, und fuhr ihr gegen Mittag nach.

15.

Prag.

Dieſe letzten Ereigniſſe fielen in die Mitte des Sommers 1833, und die Reiſegeſellſchaft war erſt ſeit wenig Tagen von Prag zurückgekehrt, als ich damals nach Carlsbad kam, und ein ſanguiniſches Reiſefaible für Maria faßte. Ich erinnere mich ſehr wol eines ſchlanken jungen Mannes, der leichten aber langſamen Schrittes bei den Brunnen umherſtrich im langen dunklen Surtout. Es war ein ausdrucksvolles, tragiſches Geſicht, und obwol die ganze Erſcheinung im Grunde nach Einſamkeit zu dürſten ſchien, ſo ſah man ihn doch immer jeglicher Anſprache mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommen, dieß war Florentin.

Aurelie war abgereiſt; Maria ließ es ſich angelegen ſein, ihn zu ermuntern. Dies wunderliche Mädchen konnte Niemand traurig ſehen, und ſo hatte ſich's denn ereignet, daß ich nach einem Vierteljahre dieſe beiden Leute in Wien als Verlobte wieder fand.

Der alte Onkel, welcher mit großer Aufmerkſamkeit Florentins frühere Geſchichte erforſcht, das Weſen und Treiben desſelben beobachtet hatte, ſprach ſich an jenem Abende in Hietzing frei und unumwunden darüber aus, wo er die Nichte ſammt ihrem Bräutigam in die närriſche Geſellſchaft einſchloß, und die Zuneigung von Seiten Mariens einer Coquetterie zuſchrieb, die ſich ſelbſt täuſche, die Liebe Florentins aber nichts als eine erwidernde Rückſicht nannte, wie ſie ſeinem höflichen Herzen noch hundertmal entſprießen könne.

Die mißhandelte Geſellſchaft löſte ſich an jenem Abende noch in ein erträgliches Wohlgefallen auf; als es zehn Uhr ſchlug, erklärte der Onkel die erſte Probe ſei hiemit überſtanden, die Betheiligten möchten in der angedeuteten Weiſe ihre Narrheit zu kuriren ſuchen; ſobald er wiederkehre, ſolle ein ſpecielles Examen ſtattfinden. Damit nahm er den Arm ſeiner Nichte, führte ſie an den harrenden Wagen und fuhr davon.

Im Fremdenverzeichniſſe des „Schwarzen Roſſes“ zu Prag fand ich an jenem regneriſchen Abende ſeinen Namen, und der Kellner berichtete, daß die Herrſchaften drei Zimmer im erſten Stock bewohnten, nämlich der alte Herr, ſein Fräulein Nichte und die Witwe im ſchwarzſeidenen Kleide. Geſtern ſei auch Herr Florentin wieder angekommen.

Das war erklärlich: ſeine Höflichkeit konnte nicht geſtatten, daß die eingegangene Verpflichtung mit Marien auf eine ſo brüske Weiſe gelöſt würde.

Man hätte nicht glauben ſollen, daß ſich unter ſolchen Umſtänden ein behaglicher Verkehr habe geſtalten laſſen. Und doch war dem ſo. Der Onkel, welcher das Ganze humoriſtiſch anzufaſſen, und dem Verhältniſſe auf ſolche Weiſe eine angenehme Färbung zu geben wußte, wirkte dadurch aufs Beſte ein. Marie, die leichte, loſe, faßte dies mit ihrem glücklichen Naturell auf, und ſo ward die mißglückte Verlobung entweder leichtſinnig und heiter perſifflirt, oder mit ungezwungener Manier ohne Beachtung gelaſſen. Diana war ſtill und lieb dabei: wenn Florentin ſeine Wünſche über enges, häusliches Leben entwickelte, und Marie ihn deshalb als einen jungen Philiſter verſpottete, dann ſtimmte ihm Diana bei mit wenigen aber herzlichen Worten. Sie gab reizendes Detail zu ſeinen Bildern.

„Ich bin verloren“, pflegte er zu ſagen, „für die bewegliche, kreiſende Welt, ich werde in meine Heimat Oeſterreich zurückkehren, irgend eine harmloſe Geſpielin meiner Jugend aufſuchen, und mir ein beſchränktes, ſtilles Leben einrichten.“

Das wird Sie beglücken, ſetzte Diana hinzu.

Verhältniſſe und Stimmungen waren auf dieſe Weiſe wohl geordnet, um uns für alle äußeren Eindrücke unbefangen zu erhalten; wir betrachteten die alte merkwürdige Stadt.

Sie iſt durch die Moldau in zwei Theile geſchieden. Auf dem rechten Ufer, alſo derjenigen Seite, die Wien zunächſt liegt, iſt die Alt- und Neuſtadt, auf dem linken an den Bergen hinauf und auf der Höhe ſelbſt die berühmte Kleinſeite und der Hradſchin. Wien hat Paläſte, in Prag präſentiren ſie ſich. Die grauen ſtolzen Schlöſſer von Stein auf der Kleinſeite ſprechen gewaltig vom böhmiſchen Adel, von ſeiner Macht, ſeinen Proteſtationen gegen die Kaiſer, von all der ſlaviſchen Herrlichkeit früherer Jahrhunderte. Auf der compacten ſteinernen Brücke, welche die beiden Städte verbindet, ſteht der heilige Nepomuk, welcher ſein Leben dafür geopfert hat, auf allen Brücken ſchweigend fortleben zu dürfen. Wie viel Leute, die ungerecht erſäuft wurden, ſind in der Dunkelheit verloren gegangen: ſo wichtig bleiben Verhältniſſe für Gedächtniß und Ruhm. Jedes Kind macht die Bekanntſchaft des heiligen Nepomuk und läßt ſich die Geſchichte erzählen, wie er ſich geweigert habe, dem wüſten, beſoffenen König Wenzel das Beichtgeheimniß der Königin zu verrathen, wie er von der Brücke hinabgeſtürzt worden in den Fluß, blitzende Hellebarden haben das Volk zurückgedrängt, fünf kleine Flammen ſind leuchtend aus den Wellen getreten, als er untergeſunken iſt.

Maria, die loſe, blieb lange vor der Statue raſten, und ſagte: Er iſt ein Märtyrer der Frauen geweſen, das iſt ſeinem Rufe ſehr zu Hülfe gekommen; es iſt nicht genug, ſeine Helden nicht zu vergeſſen, wie Ihr Männer thut. Uebrigens muß man dieſes Bild ſehen, um einen Einblick in Nepomuks Zuſtände und Charakter zu gewinnen. Das iſt ein gefälliger menſchenfreundlicher Kopf, es iſt ein natürliches Gefühl in dieſen Zügen, und

Nepomuk iſt ſicher nicht ſo blöde geweſen, wie man thörichter Weiſe vorausſetzt — braver Nepomuk mit ſo viel Discretion für die ſchöne Königin, blauer Mann, wirklicher Märtyrer!

Auf dem Hradſchin, dem ſtolzeſten alten Herrſcherſchloſſe, wohnte eben der Kaiſer Franz, er war das letzte Mal in Böhmen, es war Sonntag und er gab Audienz. Die Menſchen, welche zu bitten hatten, man denke alſo welche Schaaren! ſtrömten hinauf, um ihm ans Herz zu legen die verlangſamen Gedanken ſchlafloſer Nächte. Wahrlich, es iſt ein göttliches Glück, Kaiſer zu ſein, Hunderten konnte er helfen an dieſem Sonntagsmorgen, Hunderten konnte er die verwelkte Hoffnung anfriſchen.

Alle Gänge des Hradſchin waren mit Supplicanten angefüllt — nach vielen, vielen Jahren werden die Familien erzählen von jenem Morgen.

Wir treten in den wunderlich ſchönen Dom, wo ein rother Küſter mit zuſammengeleimter Perrücke ſchlechte Merkwürdigkeiten zeigt; aber die Sonne brach draußen die Regenwolken und flog bleich in die langen Fenſter über den maſſiven Sarg des heiligen Nepomuk, über das Grab der Ottokare. Es iſt mir unſicher im Gedächtniſſe, daß jener Sarg von blankem Silber war, aber ich kann nichts Poſitives ſagen, da mir Muhameds Sarg nicht aus dem Gedächtniſſe will, der in der Luft ſchwebt an den unſichtbaren Kräften eines Magnets.

Der rothe Küſter ſchnupfte am Grabe Ottokars — eine ſchlecht gemachte Perrücke und eine Schnupftabakdoſe ſind jeder Kirchen-Illuſion tödtlich; es ſollte Beides nicht geduldet werden. Die alten Fürſten der Kirche gingen im Nothfalle mit völlig nackten Köpfen, ich gedenke immer mit heiligem Schauer eines ſolchen Bildes, wo Bernhard von Clairvaux dem Kaiſer Conrad Kreuzzug predigt — wenn Bernhard die Perrücke und Schnupftabakdoſe meines rothen Küſters gehabt hätte, er würde keinen Kreuzzug zu Stande gebracht haben. Schnupftabak geſtattet keine Begeiſterung.

Es iſt eine wilde Schönheit in dieſer Kirche, der graue Tag und die bleichen Sonnenſtrahlen mochten das ihrige dazu beitragen, eine böhmiſche, ſlaviſche Schönheit, etwas Unordnung unter maſſiven, ſtolzen Stoffen, keine weiche, künſtleriſche Cultur.

In dieſe Auffaſſungsweiſe paßt Ottokar; vielleicht iſt er Schuld daran, ich ſah fortwährend ſein Grab offen, und hinter den Pfeilern ging er umher haſtig, innehaltend, wild, halb in verſchoſſenen, vornehmen Sammt gekleidet, halb in Eiſen, eine böhmiſche Miſchung von Reichthum, Cultur und Wildheit. Es iſt mir nicht mehr recht gegenwärtig, welcher Hebel mangelt in Grillparzer's „König Ottokars Glück und Ende“, daß es kein überall verlangtes Stück geworden, aber ich erinnere mich deutlich ſchöner Bilder daraus, die mir immer einfallen bei Böhmen und böhmiſchen Königen: Kaiſer hat er werden wollen, der ſtolze, hochgewachſene Czeche, ein ſchweizeriſcher Edelmann, Rudolph von Habsburg wird ihm vorgezogen, knieend ſoll er, der ſchimmernde Fürſt, dem ſchlichten Ritter huldigen. Der Uebermuth, der Zorn ſchäumt auf der Lippe; die Umſtände werden ungünſtig, er bezwingt ſeinen Stolz, beugt ſeine Knie unter einem bergenden Zelte — das Zelt fliegt auseinander, die Völkerſchaften ſehen den gebeugten Böhmerkönig; raſſelnd, von Wuth gepeiſcht, ſpringt er auf; der Krieg um Tod und Leben wird entzündet, auf dem wieneriſchen Marchfelde kommt es zur wilden Schlacht und Entſcheidung, ob Oeſterreich oder Böhmen oben ſei.

Böhmen fällt, und iſt Oeſterreichs nimmer wieder Herr geworden, denn auch die rauhhaarigen Huſſiten gingen unter.

Im abgetragenen ſchwarzen Kleide irrt der kleinmüthig gewordene Ottokar an den Burgthoren umher, auch ſeine kleinen Feinde demüthigen ihn, er iſt zerbrochen; das ſtolze Böhmen ſtirbt mit ihm.

Wallenſtein war der letzte Verſuch dieſes Landes: in den fanatiſchſten Religionskrieg trat er mit dem kühlſten theologiſchen Indifferentismus, und erlag, weil er keine Begeiſterung mitbrachte und ſich nicht mit zweiten Poſitionen begnügen wollte. Die erſten Stellen der Herrſchaft ſind immer nur dem Herzen feil, wenn es auch ein wildes und irrendes iſt, der Kopf allein wird nur Miniſter.

Ein düſterer Palaſt iſt in Prag noch übrig vom knöchernen Friedland, und auf den Schlöſſern im Lande begegnet man nur noch ſeinem Gedächtniſſe, ſonſt iſt der Name Waldſtein verſchwunden. Ich habe ſchon früher erwähnt, daß man ihn jetzt unſchuldig macht, daß er für ein Opfer der Hofcabale ausgegeben wird, — wer nimmt den Schiller zurück und dem Volke das Bild aus der Cotta'ſchen Ausgabe?

Carl X. war durch die Anweſenheit des Kaiſers vom Hradſchin vertrieben, und es half uns nichts, die Stunde ſeiner Meſſe abzuwarten, welche er ſonſt täglich in dieſer Kirche einzuhalten pflegt.

Ein Regenſchleier lag über dem ſteinernen Thale, als wir heraustraten auf den Berg — ich hatte mich ſo lange gefreut, das pittoreske, geprieſene Prag zu ſehen, und fand es in ſo ſchlechten Farben. Darum enthalte ich mich, ein Urtheil auszuſprechen: ein wenig wüſt und ſteingrau gefärbt mag es wol am beſten Tage ſein. Dies iſt ein Grundmangel vieler deutſchen Gegenden, welcher den noch ſo intereſſant gruppirten Erdmaſſen den Anſtrich einer gewiſſen Aermlichkeit gibt. Das Wort pauvre drückt noch deutlicher aus, was ich meine. Bei ähnlichen deutſchen Gegenden werde ich immer proſaiſch an die Entſtehung ſolch pittoresker Partien erinnert. Die Fluthen, die Ueberſchwemmungen, welche einen großen Theil unſerer Oberfläche geformt haben mögen, erſcheinen mir wie erſt geſtern dageweſen, die Farben haben die Erdwunden nicht dicht genug bedeckt, und der Zufall einer ſolchen Bildung, in welche wir Tauſenderlei hinein dichten möchten, ſtört ebenfalls meine Illuſion.

Wer läßt ſich beim Anblicke einer glänzenden Frauenſchönheit gern daran erinnern, wie die Dame vor wenig Jahren ein mageres Fiſchlein geweſen ſei mit abgeſchnittenem Haar —

die Unmittelbarkeit beſticht: eine ſchöne Gegend erinnert nicht zuerſt und zunächſt an die Geologie.

Farben, Farben fehlten und fehlen Deutſchland, daher unſere Ideologie, unſere blaſſen Ideale. Gott ſei Dank, daß wir grüne Wälder haben, ſie tröſten unſer Auge und Herz. Marie ſang in das Thal hinunter:

Grünes England, grünes Deutſchland
Deine Männer ſind ſo weiß —
Kennſt Du keine ſchwarzen Augen,
Augen glühend, brennend heiß?

Blaſſe Länder, blaſſe Liebe,
Herz, wo iſt Dein Vaterland?
Mußt zum Wandern Dich entſchließen
Nach dem dunkelbraunen Land!

Ich glaube, Mädchen, ſagte der Onkel, Du wirſt noch verrückt, voll bornirter, gemachter Leidenſchaft, künſtlicher Sehnſucht, Coquetterie — Du kriegſt in Deinem Leben keinen Mann.

Doch Onkel, doch!

16.

Das böhmiſche Mädchen.

Maria war und blieb ein ausgelaſſenes Kind, der Onkel hatte ſeine liebe Noth. Als wir vom Berge herabſtiegen, gab ſie mir den Arm und erklärte mir die Landſchaft — ſie war ja ſchon damals in Prag geweſen, als Aurelie mitreiſte — bei ſchönem Sonnenſcheine muß es ein romantiſcher Anblick ſein, den vielleicht nur Heidelberg in Deutſchland übertrifft. Die Städte dehnen ſich an beiden Ufern des Fluſſes und an den Bergeshängen hin, tief unten erzählt ſchwarzgrau der Wiſcherad von alter, unheimlicher Slavenzeit, inmitten der Moldau liegen zwei große Inſeln, die Schützen- und Färber Inſel genannt, „Groß- und Klein-Venedig", dort tummelt ſich Sonntags der Böhme, und es war Sonntag. — „Wir wollen heute unter das Volk gehen", ſagte Maria, „ich habe eine kleine Mannsgarderobe für Gebirgsreiſen bei mir, die leg' ich an, und ſo ſtreichen wir herum. Aber Florentin muß mit uns gehen, hören Sie warum. Ich habe hier ein ſchlichtes Mädchen beobachtet, das in unſerer Nähe wohnt. Die geht heut Abend zu Tanze, ich glaube, ſie heißt Roſalia. Das Böhmerland würde ich wiederzuſehen glauben, wenn mir dies Mädchen in Afrika begegnete. Es iſt eine ſchlanke Geſtalt mit raſchen Bewegungen, ein blaſſes Geſicht mit dunklen, meiſt verſchloſſenen Augen, die einzelnen Theile des Antlitzes ſtehen nicht in ganz richtigem Verhältniſſe zu einander, die Lippen ſind ſchmal und feſt auf einander gedrückt, aber der Eindruck des Ganzen mag für die Männer pikant und herausfordernd ſein. Es bewerben ſich Viele um das Mädchen, ſie nimmt aber wenig Notiz davon, nur einem jungen Burſchen geſtattet ſie ein wenig mehr Vertraulichkeit. Dieſer Franz hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Florentin, des Abends geht ſie unter unſern Fenſtern mit ihm ſpazieren. Vorgeſtern muſicirte und ſang ich bis tief in die Nacht hinein, mein Zimmer war dunkel, und ich trat vor dem Schlafengehen noch einmal ans offene Fenſter, der Mond ſchien hell, bei Florentin war noch Licht, ich hörte, wie er ſein Fenſter ſchloß, und drüben aus dem Schatten huſchte eine verhüllte Geſtalt, in dem Häuschen, wo Roſalia wohnt, verſchwand ſie, ich erkannte ſie am Gange." —

Florentin hatte auf all dieſe Dinge nicht Acht gehabt, und mit gewöhnlicher Höflichkeit fügte er ſich Mariens Bitten, ſie zu begleiten. Er bat Diana, auch von der Partie zu ſein; es war dieſer indeſſen zu gewagt und unternehmend, der Onkel ſchüttelte den Kopf zur dreiſten Maskerade ſeiner Nichte und murrte, aber das tolle Mädchen kehrte ſich nicht daran, und um neun Uhr des Abends ſuchten wir den Ort des Tanzes auf.

Die Aufgabe war nicht leicht, und wäre uns ohne das im Mondſchein herumſpazierende Paar Franz und Roſalie kaum gelungen. Marie knüpfte ſogleich Unterhandlungen an, von Roſalien war ſie oft geſehen worden, es war zu vermuthen, daß dies Mädchen ſie erkennen würde, und deshalb ſchien es gerathener, Roſalie ſelbſt ins Geheimniß zu ziehen.

Dieſe letztere benahm ſich mit einer ſeltenen Miſchung von ſchüchternem, blödem Weſen und haſtiger Dreiſtigkeit, ihre verriegelten Augen ſprangen oft plötzlich über Florentins Geſtalt hinweg, und hafteten dabei einen Moment lang ſtarr und forſchend nach den Blicken deſſelben.

Man ſtieg einige Stufen nieder in ein Souterrain, es waren Gewölbe, die mit ſpärlicher Beleuchtung ausgeſtattet Räume zum Zechen und Tanzen darboten. Ein dumpfes Weſen ging durch die vereinzelte Geſellſchaft, nichts von der Wiener Luſtigkeit, von ſchleſiſcher Schwatzhaftigkeit war zu bemerken, ich konnte mich eines unheimlichen Eindrucks nicht ganz erwehren, und auch Marie an meiner Seite verlor die heitere Zuverſicht. Es fehlte wirklich nicht ganz an dem Eindruck, welchen eine Räubergeſellſchaft machen kann, die unter Schloßruinen ſich für ſtete Gefahren zu entſchädigen trachtet. Der Tanz im größten Gewölbe war wild, aber ſtill, die ſchlanken Burſche ſahen uns forſchend von der Seite an mit ihren dunklen, ſchnellen Augen.

Florentin, der ſich Anfangs in dieſem Volkselemente ganz unglücklich befand, wurde durch Roſalien, die er auf Mariens Drängen zum Tanze aufgezogen hatte, von Localität und Umgebung abgeleitet. Das Mädchen legt ſich ihm ſo feſt in den Arm, all ihre Bewegungen erhielten eine ſo beſtimmte Leidenſchaftlichkeit in Bezug auf ihn, daß ſeine erwachenden Sinne alles übrige Beſorgliche verdeckten, was ſonſt in dieſer Lage ſein Weſen ſicherlich übermannt hätte.

Es gehört auch in den Bereich eines guten Herzens, ein Liebesverlangen, das ihm nahe tritt, nicht hart zurückzuweiſen.

Es iſt dies eine der gefährlichſten Brücken: wie viel Menſchen gewähren aus bloßer Theilnahme, aus Mitgefühl, oft aus Mitleid Liebesbezeigungen, die ſie ſonſt verſagt hätten. Das einmal Gethane iſt der ausgehobene Schritt zum zweiten. Gewohnheit ſtumpft die Motive ab, und die Liederlichkeit wird aus der Gutmüthigkeit geboren.

Dieſe Perſpective ſtörte indeſſen Florentin an jenem Abende nicht, das ſtill und entſchloſſen Leidenſchaftliche Roſaliens beſchäftigte ihn lediglich. Marie, der Schalk, ſah ſchadenfroh drein, als ſich Florentin neben das Mädchen ſetzte, als Franz entrüſtet aufſtand.

In den nächſten Tagen änderte ſich das natürlich, Florentin erkannte, daß die Ruhe eines Mädchens auf dem Spiel ſtehe, wenn er ſeinem Gelüſte nicht Einhalt thue. Er verdammte ohnedies von Hauſe aus jene leichtſinnigen Aventuren, welche gefliſſentlich allen Zukunftskeim zertreten. Dieſe aphoriſtiſche, raſche Ergreifung der Lebensäußerungen war ſeinem Charakter ſchnurſtracks entgegen.

Er trat alſo nicht mehr ans Fenſter, um Roſalien zu ſehen, ging ihr nicht mehr zu Gefallen über die Straße — die verſchiedenen Anſichten über Abſolutismus nöthigten mich indeſſen, per Extrapoſt nach der ſächſiſchen Grenze zu fahren, und dieſe Verhältniſſe in Prag ſchwanden aus meinem Sinne, verdrängt durch andere.

Es war um die Zeit des Congreſſes von Münchengrätz, und die Monarchen waren eben in Thereſienſtadt, als ich vorüberfuhr.

Es giebt keine ſchönere Ironie, als wenn man nach Jahren die drohenden Demonſtrationen der Politik wiedererzählt, welche zu ihrer Zeit Stürme und Erdbeben erwarten ließen, und ſpurlos vorübergegangen ſind. Darum bleibt das Berufen auf die nächſten Dinge in den ſtaatlichen Angelegenheiten immer und ewig Kannegießerei, die Strömungen der Geſchichte gehen tief und leiſe unter der Oberfläche: aber die Thereſienſtädter hätten mir damals ſchwerlich eine Reiſe unter europäiſchem Frieden bis an die ſächſiſche Grenze garantiren mögen. Und die Grenze war etwa noch ſechs Meilen entfernt.

Ich kam hier in einen neuen Gebirgscharakter, überall tauchten ſchmale blaue Spitzen auf, ein meilenweiter Kreml mit hundert Thürmchen gruppirt ſich die Gegend, und im weiten Keſſel derſelben liegt behaglich und wollig hingelagert das weiche Teplitz.

Wie ſo gern hätte ich hier eine Zeit lang geruht, friedliche Frauengeſichter ſtudirt, in den Geſchichten ſtiller Augen geleſen: dieſer Badeort erſchien mir ſo glücklich neutral, ſo novellenfromm, ſo ganz von Sammt und Seide und Zufriedenheit. Aber es ging nicht; bei kalter Mondesnacht fuhr mich der ſchläfrige Poſtillon über die Culmer und Nollendorfer Höhe, wo der König von Preußen ſelber, Kleiſt und Oſtermann das wieder aufwachende Glück Napoleons erdrückten. In dieſem engen Paſſe, wo Vandamme die von Dresden retirirende Armee der Alliirten aufhalten, abſchneiden ſollte, auf dieſen Waldbergen, der Grenze zwiſchen Oeſterreich und Sachſen, wurde Napoleons Zukunft in Deutſchand zertrümmert. Augenzeugen erzählten mir, wie ſie den gefangenen Vandamme geſehen hätten: ein ſchöner, ſtrotzender Mann, überfüllt von franzöſiſchem Muthe und Uebermuthe, ſoll er wie ein gefeſſeltes wildes Roß geſchäumt und ſich geberdet haben. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß er ſpäter in Carricatur graſſirte, wie er in Sibirien Zobel ſchoß und fror; wir waren ſo lange und ſo hart gedemüthigt worden, daß wir auch das Unglück verſpotteten, um unſern endlich wieder aufathmenden Empfindungen einen Reiz zu verſchaffen.

Die kalte Nacht gab mir größere Empfänglichkeit für Vandamme's Unglück, und Sachſen machte den wohlthätigſten Eindruck auf mich durch eine warme Poſtſtube in Pirna. —

Was mag aus dem blaſſen böhmiſchen Mädchen geworden ſein, dachte ich alle Tage in Dresden, was aus Florentin?

Nach einigen Wochen holte mich die Geſellſchaft aus dem „Schwarzen Roß“ ein; Florentin war nicht bei ihr, Marie war nicht ſo ausgelaſſen wie ſonſt, der Onkel mürriſch, Diana hatte zuweilen verweinte Augen. Langſam, ſtückweiſe erfuhr ich, was vorgegangen.

Roſaliens Leidenſchaft war in helle Flammen ausgebrochen, ſie hatte Franz verabſchiedet, dieſer war in wilder Entrüſtung Florentin zu Leibe gegangen, und die ärgſten Exceſſe hatten gedroht. Florentin hatte es für das Beſte gehalten, die Flucht zu ergreifen.

Ich will hier der Zeit voreilen, und ſeine ſpäteren Schickſale erzählen. Er flüchtete ſich auf ein Landgut an der böhmiſch-ſächſiſchen Grenze, und in den Wäldern und Thälern und Dichtern fand er allmälig ſeine Faſſung wieder. Es überraſchte und beſtürzte ihn eine Zeit lang, daß die Bilder Aureliens und Mariens ganz aus Gedächtniß und Herzen verwiſcht waren, dagegen Dianens treue Augen klar und lockend und verheißungsreich täglich vor ſeine Seele traten. Dieſer neue Wechſel ſeiner Wünſche hatte ihm viel Betrübliches, und er geſtand ſich's mit herber Empfindung ein, daß es ſein ſchwankender Mann, ſein weicher, leicht hin- und herbewegter Charakter ſei, welcher dies verſchulde. Eine einfache, treue Ehe, meinte er, werde ihn retten — offen und ehrlich ſchrieb er Alles an Diana, und fragte und bat, ob er in ihre Nähe kommen dürfe. Sie antwortete ſanft und gut, aber ablehnend. Er ſchrieb wieder, die Correſpondenz wurde lebhafter, er faßte ſich eines Tages ein Herz, und fuhr nach Dresden, wo Diana bei einer alten Freundin lebte. Marie mit ihrem Onkel war längſt abgereiſt.

Florentins wirklich treues, braves Gemüth, das nur durch die Verhältniſſe und die gutmüthige Schwäche ſeiner Höflichkeit in ſo wunderlichen Wechſel gerathen war, blühte auf zur ſchönſten, wohlthätigſten Blume — das einfache gute Herz Dianens konnte dem tiefſten Eindrucke nicht widerſtreben, ſie geſtand ihm eine Neigung, die ſie vom erſten Bekanntwerden für ihn empfunden, Florentin ward von Glück und Seligkeit ſo überwältigt, daß er an ſich halten mußte, um nicht aller Welt ſein Heil zu erzählen, und Jedermann zu umarmen, der ihm auf der Elbbrücke begegnete.

Es iſt daraus eine Ehe geworden, von welcher die Frauen ſagen, ſie leben wie die Engel im Himmel, dieſe beiden Leute.

„Ja wohl“, wird Florentin ſagen, wenn er dies lieſt, und „aber ich war der unglücklichſte Menſch und verkam im Elende, wenn ich nicht in Diana meine völlige Ergänzung fand.“

II.

Von Dresden in das ſchleſiſche Gebirge.

1.

Dresden.

Dresden iſt eine ſchöne Stadt an der Elbe, das weiß jedes Kind, und es wäre Luxus, über die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt noch etwas zu ſagen, da jeder reputirliche Gebildete unſeres Vaterlandes einmal da geweſen iſt oder hinreiſt. Es hat an die ſechzigtauſend ſächſiſche Einwohner, von denen zwei Drittheile ſeit vielen, vielen Jahren an einer epidemiſchen und contagiöſen Krankheit leiden, nämlich am Stockſchnupfen. Deshalb ſprechen ſie wie Ferdinand von Meißen aus dem bekannten Luſtſpiele „Die Drillinge", und ſind wegen dieſes Meißen'ſchen Dialekts und wegen des grammatiſch verſtorbenen Herrn Adelung überzeugt, daß ſie „das reenſte Hochdeitſch" ſprechen. Sie ſchreiben richtig, daher der Irrthum. Von Dresden nach Meißen ſind drei kleine Meilen, und man fährt ſie in vier Stunden; ein Dresdner braucht lange nicht ſo viel Zeit, um die erſte Sylbe dieſer Porzellanſtadt auszuſprechen, es iſt Verläumdung, wenn man das abläugnet. Schlechte Hiſtoriker ſind der Meinung, Meißen ſei die älteſte Hauptſtadt Sachſens geweſen, weil man noch heutigen Tages jeden Sachſen an der Ausſprache dieſer Stadt erkenne, aber die berühmte Porzellanfabrik daſelbſt hat wirklich Einfluß auf den Volkscharakter gehabt: kein deutſcher Volksſtamm faßt den Fremden ſo höflich, porzellanartig und delicat an, als der ſächſiſche. Meißner Porzellan und ſächſiſche Höflichkeit ſind weltbekannt, aber es wiſſen's nicht alle Leute, daß dieſes Porzellan und dieſe Höflichkeit die ſchneidendſten Scherben geben, wenn ſie verletzt werden.

Ueber die Kunſtanſtalten Dresdens, das japaniſche Palais, Grüne Gewölbe, die Rüſtkammer und Bildergalerie läßt ſich nur lauter Preisliches ſagen und die Leichtigkeit, in letztere Eintritt zu erhalten, zeigt von der liebenswürdigſten Liberalität.

Die Einwohner ſcheiden ſich in ſtreng geſonderte Gruppen: unter den höheren Claſſen und den höheren Regierungsbeamten findet ſich ſehr feine, ſehr geſchmackvolle Bildung, vornehme, cultivirteſte Manier. Sie erkennen, daß ſie an Ludwig Tieck am Altmarkt einen bedeutenden Dichter beſitzen und wenn ſie ſeine Vorleſungen und ihn ſelbſt nicht beſuchen, ſo geſchieht's entweder, weil man das Eine nicht kann ohne das Andere, oder weil ſie nicht vier bis fünf Stunden mäuschenſtill ſitzen mögen, oder weil ihnen die Schriften von dieſem Manne das Liebſte ſind.

Ehe ich zu einer andern Claſſe der Bewohner übergehe, noch ein Paar Worte über Ludwig Tieck für diejenigen, die ihn gar nicht kennen. Die Gicht hat ihn ein wenig zuſammengeworfen, ſonſt trägt er noch die klarſten Spuren eines Mannes, der ſchön geweſen iſt. Was den dichtenden Denker vor der blöden Menge immer auszeichnet, das Auge mit ſeinem Glanze und Drange, das iſt ihm in aller Schönheit geblieben. Tieck iſt ein ſehr überlegener Geiſt in der Geſellſchaft, ſo lange ihm keine Uſurpationsgedanken an die Literaturthrone in den Sinn kommen, er weiß wie ein überlegener Geiſt bei den groben Schmeicheleien zu ſchweigen, die ihm der Schwarm mit plumpen, fetten Händen auftiſcht, er ſpricht wie ein überlegener Geiſt, wenn ein literariſches Lebensthema berührt wird. Wie gewöhnlich macht er mehr Weſen von dem, was unwichtig an ihm iſt; er ſpricht mit größerem Nachdruck von ſeinen Studien, als von ſeinem Talente. Als er „den Tod des Dichters“ geſchrieben hat, da ſoll er äußerſt geſeufzt haben über die Maſſe deſſen, was er leſen müſſe, ungefähr wie ein Hiſtoriker, der eine unbekannte Geſchichte ſchreibt, zu welcher eitel neue Quellen geleſen werden müſſen.

Nun, das iſt nicht der Rede Werthes und es wird's ihm Niemand übel nehmen; aber die Damen dürfen auch nicht ſtricken in ſeinen Vorleſungen, das iſt Stoff zu Debatten in Dresden geworden, die heute noch nicht ausgefochten ſind: das iſt ein Hauptſtoß für den Reſt ſeiner Popularität in Dresden geworden. Ueberhaupt darf man ſich durchaus nicht den Dresdnern anſchließen, wenn man ſich erlaubt, dies und jenes an Ludwig Tieck auszuſetzen. Sie mögen ihn um ſeiner beſſeren Eigenſchaften willen, und nicht weil er kein Philiſter iſt, ihre Antipathie gährt aus widerwärtigem proteſtantiſch-bornirtem Sauerteige. Was die Herren Winkler, Gehe, Böttiger mit ihren Committenten an Ludwig Tieck nagend ausſetzen, iſt deſſen Garantie, daß er ein Dichter iſt.

Seine Vorleſungen, die er mit großer Lebhaftigkeit, mit Stimmenabwechslung und ſolchem dramatiſchem Apparate hält, regen die wichtige Frage an, ob dieſer Aufwand dem Vorleſer zukomme und erſprießlich ſei. Vielleicht ſind die Schattirungen dieſem Genre der Darſtellung am zuträglichſten, welche ſehr fein und wenig markirt erſcheinen, wie bei Skizzen ein anderes Maß erfordert wird, als bei Gemälden, zu denen alle Hilfsmittel von Farben und dergleichen verwendet werden können.

Die Reiſenden erzählen immer mit Staunen und beſonders die Berliner ſind „wech" darüber, was die kleine Figur des großen Dichters für vortreffliche Bruſt und Lunge habe.

Eine andere Partie des Dresdner Publikums, die nichts gemein hat mit der erſt erwähnten vornehmen, iſt die Partie der Hofräthe: ſie ignoriren Tieck und vieles Andere. Als die Periode der Briefwechſel in unſerer Literatur begann, da drohte eine Emeute unter ihnen auszubrechen, Kuhn, Kind und Genoſſen erſchienen mit echauffirter Menge im Caſino —

Scheen guten Abend, Herr Hofrath —

Ei, ſcheen guten Abend, Herr Hofrath!

Wie befinden ſich der Herr Bruder Hofrath?

Danke gehorſchamſt, Herr Bruder Hofrath —

Es tritt eine Pauſe ein.

Den angeprieſenen Briefwechſel ſchon geleſen, Herr Bruder Hofrath, zwiſchen Schiller und Geethe?

Ach ja, was meinen der Herr Hofrath dazu?

Unter uns geſagt —

Weeß es Gott, Bruder Hofrath, wenn mer alle unſere Briefe hätten drucken —

Hätten drucken laſſen wollen, hab' ich nicht Recht, hochgeſchätzter Herr Bruder —

Die Welt hätte andere Dinge zu heeren gekriegt, als — als —

Sub sigillo, Herr Bruder, als dieſe Lappalien —

Der Vorhang fällt, die Herren rauchen weiter, und beklagen ſich, daß die Solidität aus der Literatur verſchwindet.

Daneben iſt Dresden reich an feinen alten Räthen vom Appellationsgerichte ꝛc., die mit dieſer Claſſe gar nichts gemein und eine feine literariſche Zunge haben, ein ſtilles, gediegenes Urtheil.

Einige deutſche Städte führen wie die Studenten ihre Spitznamen, und ſind oft unter dieſen bekannter als unter den wirklichen; wer findet ſich zum Beiſpiel noch heraus aus Athen und München, und München und Athen! Sogar das Bier kommt Einem nicht mehr zu Hilfe: auch an der Akropolis winkt der Bock und das perlende Seidel. Athen graſſirte ſonſt beſonders auf Univerſitäten: da gab es Saal-Athen und Pleiß-Athen und ſonſtige, Weimar hieß par excellence Ilm-Athen, weil dort die leibhaftige Klaſſicität ſich häuslich niedergelaſſen hatte.

So nannte die Dichterſchule aus dem „linkiſchen“ Bade Dresden nie anders als Elb-Florenz, und obwol ich ſonſt nicht viel Gemeinſchaftliches habe mit dieſen Sängern des ſchwarzen

Fracks, ſo hab' ich doch Dresden auch immer gern Florenz genannt. Es findet ſich wirklich viel Entſprechendes in Verhältniſſen und Beziehungen dieſer Stadt mit der toscaneſiſchen Capitale.

Die Künſte waren lange Zeit par excellence in Dresden zu ſuchen, wie einſt unter den Medicäern in Florenz, der Hof und der Glanz war katholiſch und zumeiſt mit italieniſchen Prinzeſſinnen geſtickt, welche italieniſche Sprache, italieniſche Oper veranlaßten; noch heute liegt in der Nähe des ernſthaft grün-grauen Schauſpielhauſes ein italieniſches Dörfchen, wo man Knackwürſte frühſtückt und leider jetzt aus Grundſatz ſächſiſch parlirt. Paläſte mit italieniſchen Namen, Denkzeichen an des prächtigen Auguſt Zeiten, welcher im ſüdlichen Europa namentlich in Spanien ſo viel Abenteuer erlebt haben ſoll, finden ſich noch vielfach und helfen erinnern an romaniſche Dinge und Töne.

Der kleine wohlhabende Staat Sachſen bot ebenfalls mancherlei Parallele mit Toscana: im Erzgebirge klöppeln ſie Spitzen, in den toscaniſchen Bergen flechten ſie Strohhüte, und ſo könnte man ein unnützes, tändelndes Spiel weiter ausdehnen — aber beſonders die Lage von Dresden hob mir ſtets ein Bild von Florenz in den Geſichtskreis.

Dresden iſt eine der Städte, wo ich gerne ankomme, ſie hat mir immer aus der Ferne das meiſte Vergnügen gemacht. Aber man muß aus den ſchleſiſchen Grenzwäldern nach Sachſen reiſen, um einen entzückenden italieniſchen Anblick zu finden: das bergige, ſonnenfriſche Bautzen, die ſchöne hügelige Straße von dort, links mit den blauen Bergen, welche hinabführt zu dem heitern Biſchofswerda, wo ſo hübſche Mädchen wohnen, und die Studenten im „Engel“ willkommen ſind, das Alles ſtimmt überaus empfänglich. Und nun kommt man auf die waldigen Berge, wo die breite Straße eilig hinabrennt nach dem Elbthale, und zwiſchen Fichten und Tannen und Landhäuſern ſieht man weit unten, hinten begrenzt von ſanfter Hochebene, eine breite Stadt mit italieniſchen Thürmen, Kirchen und Schlöſſern, Florenz, die blühende, in weichen gefälligen Farben prangend und lockend.

Auf dieſem Wege kamen Napoleons Garden herab, als die Alliirten bereits in die Stadt zu dringen verſuchten, und der König von Sachſen ſein Dresden verloren glaubte. Der Kaiſer kam mit ihnen, erſchien unten auf der prachtvollen Brücke, belebte durch ſeinen Anblick Alles, ließ ſeinen bärtigen Helden Wein und Speiſe reichen und führte ſie in die Schlacht.

Aber nicht dieſe Erinnerungen ſind's allein, welche ſo viel Zauber über dieſe Straße gießen, der Anblick Dresdens von hier aus hat ſo viel Südliches, Fabelhaftes, daß er mir ſtets die bunteſten Hoffnungen und Illuſionen weckt.

Dresden wimmelt ſtets von Reiſenden, es iſt eine Winter- und Sommer-Saiſon, die ihnen Italien vertritt, die Brühl'ſche Terraſſe an der Elbe, von wo man hinab gen Meißen, hinauf bis in die Vorberge der ſächſiſchen Schweiz ſieht, klingt wieder von allerlei Sprachen Europa's.

Hatte doch ſelbſt für den ſo mäßigen Friedrich den Großen dies Dresden die lebhafteſten Reize; er hat hier als Kronprinz ſeine bunteſten und munterſten Tage verlebt, und manche Hiſtoriker, die gar nicht drüber hinaus können, daß der große König keine Nachkommen gezeugt hat, bemühen ſich mit allerlei Operngeſchichten in Dresden die Gründe für dieſe Erſcheinung aufzufinden.

Auch Erinnerungen an die Zeiten der polniſchen Krone treten Einem noch in den Namen mancher Paläſte und Perſonen entgegen, Erinnerungen an die ſächſiſchen Ehen mit italiſchen Prinzeſſinnen. Napoleon wohnte zum Beiſpiele während des Waffenſtillſtandes in einem ſolchen italieniſch benannten, abgelegenen Palais, dem Marcolini'ſchen. Zwei Wachen ſchritten auf und ab, rings umher war es ſtill, und innen bewegten ſich die ſtürmiſchſten Fragen über Weltherrſchaft.

So vielerlei Anregung bietet Dresden mit ſeinen hohen ſteinernen Häuſern und ſo lange man die Leute nicht reden hört von „alleweile“ und von der „ſcheenen Witterung“ kann man ſich in mancherlei bunten Träumen ſchaukeln.

2.

Die ſächſiſche Schweiz.

An warmen Sommerabenden iſt es ſehr hübſch auf der Brühl'ſchen Terraſſe, ſo bunt, vornehm und heiter, daß man gar nicht in Deutſchland zu ſein glaubt. Geputzte, ſchöne Geſtalten mit fremden Geſichtern ſtreichen vorüber, man hört allerlei Sprachen, die Terraſſe ſelbſt ſteigt ſo kühn hoch und ſteinern vom Fluſſe auf, und ſtößt rückwärts überall an den langen Palaſt — die Illuſion des Fremdartigen dauert ſo lange, bis uns ein Regiſtraturgeſicht aufſtößt, eins jener unvertilgbaren vaterländiſchen Geſichter, die Lachen, Aerger und alle heimiſche Liebe in uns erwecken. Solche alte Buſenkrauſen, gelbe Stulpſtiefeln, weißliche Caſimirhoſen, Schnupftabaksnaſen, weiße Unterhalstücher, ſilberne Uhrketten ſieht man noch häufig in Dresden, und ſie erinnern uns daran, daß die Brühl'ſche Terraſſe in Deutſchland liegt, und daß wir Deutſchland immer und ewig wie jene alte Geliebte behandeln, die wir erſt lieben, wenn wir nicht bei ihr ſind.

Auch eine Erinnerung aus der rothen Mützenzeit von Halle, aus der Zeit des Zornes und des Enthuſiasmus ohne Gedanken begegnete mir dort. Wir ſahen einander zweifelhaft an: Entſchuldigen Sie, mein Herr — ah, ich wollte mir eben auch erlauben — ſind Sie nicht — haben wir nicht zuſammen — biſt Du wirklich der Bruder Medardus von der Klausſtraße?

Es iſt ein ſehr bedenklich Unternehmen, einen alten Univerſitätsfreund wieder zu finden. Die Menſchen gehen gar zu verſchiedene Schritte in Sachen der Cultur, der Empfindung, der Sympathien, und der Jugendfirniß akademiſcher Zeit, welcher Alles ausgleicht, geht verloren. O, da gibt es oft wüſte, fatale Kirchhofsſcenen, und die Vergangenheit wird ſelbſt vergiftet — gerad ſo, wie man ſich nur vorſichtig daran machen oder völlig hüten muß, alte Plätze einſtiger Poeſie aufzuſuchen, welche neue antheilloſe Geſichter entweihen, oder, was noch ſchlimmer iſt, wo die Freunde und Geliebten alt und ſtumpf geworden ſind.

Mein Bruder Medardus hatte ſich leidlich friſch erhalten, hatte Jahre lang ſtill zwiſchen Bergen gelebt, ein liebend Weib gefunden, und hoffte noch von der Welt. Das iſt die Hauptſache: wer noch hofft, iſt noch jung; ſeine Augen können noch leuchten, ſein Herz kann noch beben; bittet Gott, daß er Euch nicht die Hoffnung überleben läßt, und bildet Euch empfänglich für die kleinſten, putzigſten Hoffnungen.

Im Jahre 27 waren wir auf dieſer Terraſſe geſtanden, den Kopf voll griechiſchen Teſtamentes und orientaliſcher Kirchenväter, das Herz voll Sehnſucht nach himmelblauen Augen, die wir auf der Schule geliebt hatten, voll Sehnſucht nach der ſtillen, ſchattigen Pfarrſtelle, nach dem Frieden beſchränkter aber eigener Häuslichkeit — wie iſt das anders geworden, Medardus, moderne Wünſche ſchweifen über Berge und Länder, und das Idyll des Herzens iſt doch nicht zerſtört. —

Wir wollen wieder in die ſächſiſche Schweiz ziehen wie damals, und wieder zu Fuß und mit drei kleinen Thalern, und morgen Früh.

Ein heißer ſonnenbreiter Morgen ſah uns ſtapfen durch den ſandigen Weg nach Pillnitz — in jenem Schloſſe, wo man den König von Sachſen zu Mittag eſſen ſieht, wurde einſt die Coalition gegen das revolutionär aufbäumende Frankreich geſchloſſen, und eben dort ſaß ſpäter der Erbe jener Revolution mit dem Könige von Sachſen friedlich und freundlich zu Tiſche — über die Menſchen, welche ſich tödten müſſen wegen weit ausſehender Pläne —

Ich werde Dich morgen haſſen,
Und morgen liebt er ſie —
Ich werde Dich morgen lieben,
Und morgen war ſie todt —

Dies Stückchen Sachſen iſt durchwirkt mit polniſchen und franzöſiſchen Erinnerungen, ſie beſchäftigten uns, wenn wir ſprachen. Unter der polniſchen Regierung der Auguſti von Sachſen iſt mancher Pole zu ſeinem großen Erſtaunen in dieſe Berge gerathen, wo man das Pferd nicht gebrauchen kann; es war doch eine wunderliche Zeit, von der es heißt:

Die Polen tranken alle mit,
Wenn König Auguſt zechte —

Und er zechte oft.

Da trank man noch aus Pokalen, nicht aus winzigen, zerbrechlichen Gläſern, man trug Perrücken und goldgeſtickte Kleider und machte großen Staat; die liebe deutſche Mutterſprache ward für gemein und unanſtändig gehalten — ach, Medardus, was ſoll uns das Alles, laſſ' uns ſingen!

Und ſo ſind wir durch die ſächſiſche Schweiz gezogen, Liebeslied auf Liebeslied ſingend, innig, flüchtig, wechſelnd wie der ſchleſiſche Pietätsvogel, die Schwalbe, Verſe haben wir auf kleine Blätter geſchrieben und haben ſie hinflattern laſſen von der Baſtei in die grüne Tiefe, durch welche glänzend wie Silber die Elbe zieht. Der Wind, jener ſchalkhafte nur zuweilen ſtürmiſche Buhle der Erde, nahm ſie auf ſeine Flügel, und jedes Mädchen, das ſie gefunden hat, war gemeint.

Es ſind keine großartigen Verhältniſſe, aber es iſt mannigfacher Reiz in dieſem ſächſiſchen Gebirge, blau und violet erheben ſich die einzeln abgeſpaltenen Berge wie Steinſchlöſſer ringsum, deren Beherrſcher der dunkle Lilienſtein und Königsſtein.

Die ſächſiſche Schweiz iſt ein Milchſchweſterchen des Rieſengebirges, der ſchlimme, gewaltige Bruder hat alle Kraft in ſich geſogen, nur die Anmuth, die feine Taille und der hüpfende Wuchs iſt dem Schweſterlein geblieben. Das Rieſengebirge iſt der Napoleon der deutſchen Berge, die ſächſiſche Schweiz deſſen leichte, bewegliche Joſephine, welcher er mit der Tafelſichte die Hand reicht. Raſch ſtürmt jener von dort, vom Weſten des achtzehnten Jahrhunderts aufwärts, und immer aufwärts, auf dem „hohen Rade", dem Conſulate, ruht er einen Augenblick und eilt dann geflügelt auf die Koppenhöhe des Kaiſerthums.

Dort ſchließt jach das hohe Gebirg, und fällt in entſetzliche Gründe. Dort verſchwindet der Kaiſer.

Aber auf der Baſtei gibt Joſephine ihre heitern Hoffeſte, und im Ottowalder- und Amſelgrunde ſind die ſüßen Erinnerungsplätze der revolutionären Liebe des Generals Bonaparte. Dort liegen für ewige Zeiten jene unſterblichen Liebesbriefe, welche ein großer Mann vergeſſen muß, denn die Größe iſt einſam und lieblos. —

Auch die weinende Rebe bringt Wein. Joſephine blieb immer anmuthig; man kann das bei gutem Sonnenſcheine noch alle Tage auf der Baſtei ſehen; nur jenſeits des Gebirges nach Norden hin, wo einſt die große Straße nach der polniſchen Krone, nach Warſchau führte, dorthin darf man ſich nicht verirren, da fällt Sachſen zuſammen wie ein Eierkuchen, wie ein entkräfteter Glücksritter, welcher des Gehens nicht gewohnt iſt, und kläglich, ein Bild des Jammers, kriecht es in die Lauſitz hinein. Dort giebt's ein ſorgenbleiches Land, eine Halbſchweſter der Lüneburger Haide.

Wir eilten über Nacht wieder zurück in die Berge, der Morgen umfing uns wie ein goldener Schein zwiſchen den ſteilen Wänden, wie die Vögel ſangen wir unſere Hymne hinauf, und baten die weißen Sonnenwölkchen, ſie mitzunehmen ins Unendliche.

Bei einer Durchſicht in die Felſengründe fanden wir eine ſeltſame Gruppe: Ein großer Mann ſaß halb liegend auf dem

Mooſe, ſtützte ſich mit einer Hand, und ſtreckte die geöffnete Fläche der andern in die Luft hinaus, um ſich die Sonnenſtrahlen vom Auge abzuhalten. Er trug einen dunkelblauen polniſchen Rock, neben ihm lag eine roth und weiße Krakuſenmütze; ſein lichtbraunes Haar legte ſich hinten in ſchwachen Löckchen über den kleinen Kragen des Rockes, und flatterte um die Schläfe im Winde; das Geſicht war von uns abgekehrt. Neben ihm hingeſtreckt, das Haupt an ſeine Bruſt lehnend, mit einem Arme auf ſeiner Schulter, lag eine volle ſchöne Frauengeſtalt, in ein weites dunkelrothes Kleid gehüllt. Auch ſie wendete das Geſicht nach der offenen Gegend hin, wir ſahen nichts deutlich, als die dunklen flatternden Locken und eine ſchöne weiße Hand, die auf der Schulter des Mannes ruhte. Neben ihnen ſpielte ein blonder Knabe; aus einiger Entfernung, dem Anſcheine nach aus der Tiefe, klang ein wunderbar tönendes polniſches Lied. Es ſchien einer jener melancholiſchen Nationalgeſänge zu ſein, die aus dem polniſchen Süden, der Ukraine, mit ihren meergleichen baumloſen Steppen herſtammen. Dort wächſt, wie in den Pampas von Amerika, das Gras mannshoch, und von den hindurch fliegenden lebenden, polniſchen Pferden, die wild ſchweifen, ſieht man kaum die äußerſten Spitzen des Graſes bewegt. Jene Stille und Verlaſſenheit hat den Typus zu dieſen ſehnſüchtigen Moll-Liedern gegeben, von denen wir eins hörten. Medardus verſteht polniſch, aber wegen der Entfernung waren die Worte nicht klar zu unterſcheiden.

Wir ſtanden ſchauend und lauſchend ſtill im kühlen Waldesſchatten. Der Knabe ſah uns zuerſt, und ſprang zum Vater; dieſer und die Frau wendete ſich um, und ſahen gleichgültig nach uns hin. Welch ein wunderbarer Frauenkopf, welch eine ſchöne Gruppe! Sie hatte ſich nur ſo viel aus ihrer Lage gekehrt, um uns zu ſehen und ſtützte ſich mit der Hand auf die Bruſt, auf die rothe Weſte des Mannes. Das Geſicht ſah aus, wie ein Band lebendiger Liebeslieder, die man aus Verſehen ſchwarz wie ein Trauergeſangbuch eingebunden.

Der Kopf des Mannes war nicht ſchön, aber tragiſch wie der einer männlichen Melpomene; ein ſchwacher, blonder Bart floß leicht um die ſchmalen Lippen, auf denen vaterländiſche Trauer und vaterländiſche Gebete in zuſammengebeugter Stellung zu liegen ſchienen. Aber ſeine Geſichtsfarbe hatte auch jenes Luftreine, Luftgeſunde, was dem polniſchen Volke ein ſo friſches, morgenfrühes Anſehen giebt. Wie die friſchen Früchte, die eben vom Baume kommen, liegt auf dem Antlitze der freie Flaum und Reif — ſie leben in halber Barbarei naturgetreuer, ſie ſind nicht abgegriffen und abgefühlt, wie unſere Goldſtücke und Converſationshände.

Die Bekanntſchaft war ſchnell gemacht: wir ſagten, daß wir mit ihnen weinen könnten über ihr großes Unglück und drückten einander die Hände. Dem Polen wurden die Augen feucht: „Alles vorbei — vorbei Alles, meine Herren!“ ſagte er.

Sentimentalität iſt etwas ſo Schönes, ſie iſt das Brouillon unſerer Herzenspoeſie, die zum ſchönſten Kunſtwerke verarbeitet werden kann wie das rohe Metall. Aber ſie muß aus geſundem Herzen kommen, wie die Thräne aus geſundem Auge, um ſchön zu ſein. Kranke Augen weinen niemals Reiz.

Man ſchildert mit einem Polen alle; ſie haben keine abſondernde Individualität, das iſt auch ein Grund ihrer Größe: ſie imponiren als ein Mann. Es iſt bei allen halbciviliſirten Völkern ſo: ihre Bedürfniſſe, Fehler, Vorzüge ſind einfach, ihre Verhältniſſe nicht minder. Darum ſind ſie nur als Maſſe oder als Repräſentanten der Maſſe intereſſant; einzeln aber ſchnell langweilig, weil die innere Ausgebildetheit und Mannigfaltigkeit fehlt, die bei näherer Bekanntſchaft immer neue Seiten entwickelt. Ich begreife darum auch immer nicht, wie ſich ein freiſinniger Europäer nach der anfänglichen, einſeitigen und langweiligen Freiheit Nordamerika's ſehnen kann, ich will doch lieber an einer Entrüſtung in Wien, als an Langerweile in Washington ſterben.

Der Pole war ein Nachzügler, der von Elbing kam, und ſeine Familie dort erwartet hatte. Sachſen iſt ihnen aus den letzten Königserinnerungen noch eine halbe Heimat, die ihn anzog. Man findet in Sachſen noch manche polniſche Familien, die ſich eingedeutſcht haben aus jener Zeit, z. B. die Breza's.

Er iſt aus Lithauen und hat Dembinski's Zug mitgemacht. Ich bevorzuge die Lithauer: ſie haben ſo unendlich viel mehr verloren, denn ſie haben es einſam und ohne Ruhm verloren — der Sprung des Curtius auf dem Markte vor allem Volke iſt eine kleine That, ſie wurde augenblicklich mit Millionen goldenen Ruhmes bezahlt, Zuſchauer ſind die Hälfte jeder Kühnheit; aber der Tod im Verborgenen, den Niemand ſieht, als der ſtumme, theilnahmsloſe Mond, er iſt der große und poetiſche. Allein hinter dem Baume zu ſterben, wie das Thier des Waldes verendet, und dennoch hinter den Baum treten, das iſt Größe.

Das Geräuſch unſerer Tage ſtört darum ſo Viele in poetiſchen Erfindungen, weil ſie am Hergebrachten hängen, und die einzelnen Lichtſpalten des Geräuſches, die poetiſchen Reize der ſcheinbaren Kleinigkeiten moderner Welt noch nicht erkennen.

Wir ſetzten uns zu den Fremden und verrichteten unſere Andacht: wir labten uns an der Luft, den Wolken, den Bergen. Die Natur dringt mit unwiderſtehlicher Harmonie auf uns ein, wenn wir Gefühle und Thränen entgegenbringen, die nicht erſte, unnahbare Leidenſchaft ſind.

Die Lithauer ſind die Romantiker, die Polen Klaſſiker des letzten Kampfes.

Ganz ſolch ein Typus war unſer Lithauer: ſanft und reich wie Sammt, nur in dem vaterländiſchen Intereſſe felſenhart und einſeitig. Koscinsco, der ebenfalls aus Lithauen ſtammte, war's eben ſo: ein ſtiller See ohne Schall und Woge, aber voll ſüßen, klaren, tiefen Waſſers mit allem Strome nach ein und derſelben Richtung.

Während wir ſchweigend ſaßen — was läßt ſich zu politiſchem Unglück ſagen, die kindlichen Hoffnungen mocht' ich nicht zerſtören, obwol ich ſie nicht theilte — erhob ſich von Neuem jener polniſche Geſang, aber etwas näher, ſo daß die Worte zu verſtehen waren. Es war eines jener Lieder, die vor Kurzem ſo ſchön verdeutſcht worden ſind:

Bin ich denn im Wald geboren,
Ward ich auf dem Feld getauft?
Oder waren's ſolche Pathen,
Die kein Glück mir gaben?
Ach, mein Nachbar ſa't und ackert,
Und das Feld, es grünt bei ihm:
Doch mein Acker, der liegt müſſig,
Und wird niemals grünen!
Ach, beim Nachbar giebt's ein Weibchen,
Alte Freunde, altes Brod,
Eine ſchöne weiße Hütte
Und gereiſte Kinder auch:
Doch ich lebe unter Menſchen
Einſam wie der Baum im Feld,
Und der Mond iſt meine Sonne,
Und die Grille iſt mein Freund.

Es ward ſtill; ein Hund bellte leiſe. Bald erhob ſich die Stimme von Neuem, aber gedämpfter, und ſang:

Dort im grünen Walde
Da ſtürzte ein Baum,
Und er ſchlug im Falle
Todt ein ſchönes Paar.
Beide ſchlug er todt,
Und that wohl daran:
Niemand blieb zurück,
Der vergebens liebt.

„Ach, und wir leben Alle noch?“ ſagte ſchmerzhaft des Lithauers Weib, und verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des Mannes. Der Knabe kam herbei, er mochte die Eltern oft weinen ſehen, ſtreichelte der Mutter die Wange und legte ſein Köpfchen neben ihr Haupt.

Wir fragten den Lithauer, wer noch mit ihm reiſe. Er erzählte uns, es ſei ein junges Mädchen, das er am Wege geſunden, als der letzte Theil des Rybinski'ſchen Corps über die preußiſche Grenze gegangen ſei. Sie habe ſich auf die Straße geworfen, um die abziehenden Truppen aufzuhalten, ſie habe ſich vor die Kanonen geſtürzt, und flehentlich gebeten, man möge über ſie hinwegfahren — als ſie bewußtlos geworden, habe er ſie auf einen Wagen gelegt, ſie ſei ſanft und ſtill, aber dem Anſcheine nach meiſtens geiſtesabweſend.

Wir gingen nach der Seite hin, von wo die Stimme kam, um das Mädchen zu ſehen: ſie ſaß auf einem Felſenvorſprunge, und warf Feldblumen und Gräſer, die ſie im Schooße liegen hatte, in den Abgrund. Ein großer Schäferhund lag neben ihr.

Der Anzug des Mädchens war zerſtört: ſie trug ein ſchwarzes Kleid, das auf der linken Schulter herabgezerrt war, ein rothes Tuch hing an einer einzigen Nadel und flatterte bald verhüllend, bald entblößend um die ſchlanke Schulter; lange, dunkle Scheitellocken hingen ihr über die Wangen, und ſie kämmte ſie zuweilen mit den Fingern. Das Geſicht ſchien edel und ſcharf geſchnitten, die Hautfarbe war von Luft und Sonne ein wenig dunkel überflogen. — —

Der Lithauer und Medardus gingen, um ſie zu holen, denn ſie war dem Herabſtürzen ausgeſetzt.

Als ſie bei uns ankamen, war ſie weich und ſanft, und weinte ſtill vor ſich hin; von ihrer Geiſteszerrüttung war keine Spur zu ſehen. Sie kann nicht ſchön genannt werden, aber wunderbar anziehend iſt dies gebräunte, feine Antlitz. Eine weinende Romantik eilte händeringend in dem großen Auge hin und her, die kleinen, ſchmalen Lippen zuckten zuweilen wie durſtig nach Küſſen und Freuden. Der Körper iſt auf Koſten des Geiſtes gediehen, wie wir das nur gar zu oft wahrnehmen, ſie iſt voll, kräftig, und die Geſundheit ſchaut trotzig aus jeder Muskel. Verlegen hatte ſie ihr Tuch wieder in Ordnung gebracht, als ſie auf Medardus' Arm geſtürzt, der Gefahr entgangen war.

Voll Innigkeit ruhte zuweilen ihr Auge auf dem kräftigen Deutſchen, welchen ein tief nachdenkliches Geſicht dem Unglücke von vorneherein empfehlen mochte.

Wir ſtrichen noch eine Zeit lang durch die Gegend; Pirna, das wie die Häuschen auf Elephantenrücken ausſieht, wenn man's hier aus tiefem Thale ſieht, ging langſam vorüber. In einem Dörfchen wollten wir übernachten; jedes Paar erhielt ein kleines Kämmerchen zum Schlafgemache angewieſen: der Lithauer mit Frau und Kind, Hedwiga mit ihrem Hunde, Medardus und ich.

Es war eine warme aber luſtige Nacht. Der Wind ſtrich ungeduldig hin und her, als könnte er nicht finden, oder als wiſſe er nicht, was er ſuche, die ſchweigſamen Berge ſahen ſeinem Treiben vornehm und indifferent zu, und die Wolken ſpielten Verſteckens mit dem Monde.

Wir waren beide müde und ſchliefen bald. Ein lichter Schein ſchreckte plötzlich meine Augen auf; es mochte mitten in der Nacht ſein. Ich fuhr vom Lager auf, das Haus brannte. Raſch weckte ich Medardus, wir warfen unſere Habſeligkeiten zum Fenſter hinaus — und Hedwiga?! — rief Medardus. Vor dem Hauſe ſtanden ſchon Leute, wir ſahen die polniſche Mutter mit ihrem Knaben ſchon aus der Thüre eilen, hielten auch Hedwiga für geborgen, und ſprangen aus dem Fenſter, das nur einen mäßigen Stock hoch war, hinunter. — Hedwiga war nicht da; wir erfuhren erſt, daß ihre Schlafkammer zwei Stock hoch gelegen ſei. Der Lithauer hatte eben auch kaum Zeit gehabt, ſich und die Seinen zu retten, das arme Mädchen, das ſicherlich nach den heftigen Erſchütterungen des Tages feſt ſchlief, wußte vielleicht noch gar nicht, daß es brenne. Medardus ſtürzte auf das ſchon um und um lodernde Haus zu, ſie zu holen — da flog ſie aus der qualmenden Thüre, und fiel ihm, des Athems beraubt, in die Arme.

Sie erholte ſich bald, wir freuten uns der Rettung, und ſahen ſtaunend in die hohe Lohe, die jetzt bis an die Giebelſpitze das Haus inbrünſtig umſchlungen hielt. Plötzlich ſtieß Hedwiga einen durchdringenden Schrei aus, bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, wies dann mit verzweiflungsvoller Miene nach dem Hauſe hinauf, und beſchwor uns, ihren Hund zu retten, der zurückgeblieben ſei. Hinter einem Fenſter des zweiten Stockes ſahen wir einen Augenblick den Kopf des treuen Thieres. Es ſchnitt uns in die Seele, aber Hülfe war nicht möglich — ein Thier kann alle tragiſche Empfindung hervorrufen, niemals aber eine nur halb entſprechende Thätigkeit, dieſe läßt der Ariſtokratismus der Gattung nicht zu, und ſie wird höchſtens bei Kindern gefunden — die brennenden Balken des hölzernen Hauſes ſtürzten zuſammen. In einer Art von Todesangſt, gleich als wollte ſie uns zu Rettungsverſuchen anſpornen, erzählte ſie in fliegender Schnelligkeit, wie feſt ſie geſchlafen und nichts von dem Brande bemerkt, wie der Hund ſie heulend am Arme gezerrt und immer ſtärker gezerrt habe, bis ſie erwacht ſei. Beſtürzt ſei ſie vom Lager aufgeſprungen, als ſie die Lohe geſehen, ſei ſchnell durch die Thüre geeilt, habe dieſe wahrſcheinlich in der Haſt hinter ſich zugeworfen, und ſo dem armen Thiere die Flucht verſperrt. Sie war troſtlos, ihren Retter mit ſolchem Undanke gelohnt zu haben; die Thränen ſtürzten ihr unaufhaltſam aus den Augen.

Da ſtürzte krachend das ganze obere Stockwerk ein, ſchreiend lief das Mädchen in die Nacht hinaus. Es jammerte mich innig des unglücklichen Kindes; ſie war ohne Schuhe aus dem Zimmer geflohen, das Haar flog aufgelöſt um ihre Schultern.

Medardus wollte ihr heftig nacheilen, ſie wehrte ihm heftig und lief immer weiter. Traurig ging der Lithauer mit Weib und Kind ihr nach und ſagte: Es liegt der Fluch Gottes auf uns, wie auf den Juden — iſt es, lieber Deutſcher, eine neue babyloniſche Gefangenſchaft; lieben uns jetzt die Leute noch, weil unſer Unglück neu iſt, werden wir älter werden und gleichgültiger und ſchlechter, kommt Eins mit dem Andern.

Damit ging er, ſein Weib ſah ſtarr in die Nacht hinein, wo Hedwiga verſchwunden war, der Knabe weinte ſchläfrig.

Wie Aeneas, der ſein Weib im brennenden Troja verloren, ſtand Medardus eine Strecke weiter einſam mitten im Wege, der Feuerſchein zuckte auf ſeine verſtorbenen Züge. Er reichte dem vorübergehenden Lithauer ſtumm die Hand und ließ ihn weiter ziehen.

Nach einer langen Pauſe weckte ich ihn; leiſe ſprach er vor ſich hinaus in die Nacht: Es iſt doch noch viel zu wenig Liebe in der Welt.

Die Bauernweiber jammerten um den Brand, Wiegen und nackte Kinder lagen im Wege, vorüberſtrichen wir ſchon überfüllt mit Weh. Freilich, ein größeres Unglück iſt das, keine paſſende Stelle zu finden für Theilnahme und Bedauern. —

Den polniſchen Leuten begegneten wir nicht mehr; als der Morgen dämmerte, ſahen wir uns in der Gegend von Pillnitz, mit der Abendſonne nahmen wir Abſchied von einander unter Reiſeplänen und Hoffnungen für eine lange Zukunft.

Kläglich Geſchick, daß ſo Wenige Gleiches verfolgen können — als ich nach einiger Zeit dem Bruder Medardus ſchrieb, und ihn aufforderte, mit mir hinaus zu ziehen in die Welt, da mußte er antworten:

> Ich kann heute nicht kommen,
> Denn ich habe ein Weib genommen. —

Still ſitzt er hinter abſchließenden Bergen im kleinen Häuschen, und ſorgt mühſam für das tägliche Brod — die große Welt iſt ihm verloren, ein kleiner Kreis ſperrt all ſeine Gedanken ein, die ſächſiſche Schweiz und der Lithauer mit den Weibern liegt in unerreichbarer blauer Ewigkeit vor ſeinen trüb gewordenen Augen.

3.

Die Heimat.

Was man kräftig hofft, das geſchieht — ein keckes Wort, das aber wunderbar tröſtet. War umhergejagt nach Glück, hatte es nirgends gefunden — dort in der kleinen beſcheidenen Heimat am grünen Wieſenufer des Bobers, da wird es am Ende ſtill unter einer Weide ſitzen, ſtrebe dorthin, ſprach es mir manchmal im ſtillen Herzen.

Aber es war keine andere Ausſicht da als die ſtille Hoffnung, und die ſtille Hoffnung arbeitete ſo kräftig, daß ich mir Exil und alles Mögliche bereitete, um die Weide auf der Boberwieſe zu ſuchen, wo ich in früheſter Jugend bei den Schafen gelegen, Pfeifen geſchnitzt, nach den Wolken geſehen und geträumt hatte kleine unſchuldige Träume von der Tochter des Bäckers, welche mich beglücken und mir den beſcheidenen Hausſtand und die kleinbürgerliche Exiſtenz mit den Wochenſorgen und dem Sonntagsſpaziergange beſcheeren würde.

Meine Seele lechzte nach jener patriarchaliſchen Ruhe des Heimatſtädtchens, wo man des Abends in Hemdärmeln vor der Thür ſitzt, Ohlauer vaterländiſchen Knaſter in die reine Luft bläſt, friedliches Faßbier trinkt und von den Franzoſen redet, die 1806 die Lärmſtangen von Glogau angezündet, nichts als Wein getrunken, dem alten Maurermeiſter zweihundertdreiundfünfzig Thaler aus dem Schornſtein genommen, und ſonſt viel Leben in Handel und Wandel gebracht hätten.

Ich reiſte über Berlin. Gott ſegne die Straße von Leipzig nach Berlin, ſie hat's nöthig: ginge ſie nicht durch Bitterfeld und bei Sansſouci vorüber, ſo brauchte man gar nicht aufzuwachen oder aufzuſehen. Nichts ſtört den Reiſenden auf dieſer Tour, und wenn gelegentlich in Deutſchland eine neue Literatur oder ſo etwas erfunden wird, ſo findet man gewiß die Fährte dieſes Urſprungs auf den Stationen Delitſch, Gräfenhainchen, Wittenberg, Treuenbrietzen, Belitz — bekanntlich kam Luther auch in Wittenberg auf die Kirchenverbeſſerung; wie oft war ſie im Süden angeregt worden, aber die ſchöne umgebende Welt geſtattete nirgends eine ſo entſchloſſene Reſignation: in Wittenberg werden die Sinne durch nichts verführt, der Geiſt bleibt unverfälſchter Geiſt.

Ueber Berlin ſprech' ich ein andermal, jetzt reiſte ich blos durch, hatte es ſeit dem kalten Winter anno 23 nicht geſehen, wo mich, den Tertianer, das Intereſſe an Herrn Matthauſch und Fräulein Eunicke: weiland Theaterheroen zu einer Fußwanderung bewegte, und war überwältigt von dem ſtattlichen Eindrucke, den es mir gewährte. Damals, wo ich wie die große Armee 1812 mein Daſein gegen den Winter aufs Spiel ſetzte, um Berlin zu ſehen, wie jene Moskau ſehen wollte, wo man zu Hauſe den Tertianer erfroren glaubte, damals gab's noch kein Muſeum, keine Fontaine, kein Königsſtädter Theater, obwol ich hierin irren kann, aber ich kannte wenigſtens Angely noch nicht, den kleinen Todten von der Spandauer Straße. Und als ich jetzt an einem duftenden Morgen des Monats Mai den Kopf aus dem Hôtel de Russie ſteckte, den ſchäumenden Waſſerſprung, das gebieteriſche Muſeum ſah, und dieſen ganzen klaſſiſchen Eindruck ſtolzer Gebäude plötzlich empfing, da mußt' ich mich wirklich beſinnen: iſt dies dasſelbe Berlin, das du als Knabe geſehen? Nun, ich habe ſpäter genügend Zeit gefunden, mich darüber zu beſinnen, und fahre jetzt hinaus durch die Frankfurter Vorſtadt, wo mit jeder Straßenbiegung die lärmende Königsſtadt mehr und mehr verſchwindet, und man am Ende gar in einem kleinen Provinzialorte zu ſein glaubt. Das iſt die ſchwächſte Seite Berlins, ſeine Achillesferſe, von den meiſten übrigen geräth man alsbald in die bewegten, imponirenden Stadttheile.

Mein letzter Gedanke war aber doch, als ich aus dem Thore fuhr: Berlin iſt die ſchönſte Stadt, die du geſehen, der du wohl nimmer nach Petersburg kommen wirſt, wenn breite Straßen allein eine ſchöne Stadt machen, und das that meinem preußiſchen Stolze ſehr behaglich.

Bei Frankfurt ſah ich die Oder wieder, meinen alten ſchleſiſchen Genoſſen, er kam von Breslau herab, hatte die alten Häuſer geſehen, war auch der ſtillen Wohnung vorübergezogen, von wo ich manchmal traurig in ſeinen Spiegel geblickt, traurig vor Liebe und wallender Ahnung größerer Welten. Es ſind immer neue Wellen, die ſolch ein Fluß bringt, er hat inſofern gar keine eigentliche Perſönlichkeit, iſt wie ein Kaufmann, der todte Wechſel ſpedirt. Das Waſſer, welches mir jetzt bei Frankfurt begegnete, hatte mich nie geſehen, hatte in tiefen Schachten und Steinritzen der Karpathen gelegen, als ich thränenfeucht bei Breslauer Mondabenden in die Oder blickte, und dennoch war es mir befreundet. Der Menſch braucht gar wenig Anregung um zu lieben.

Hier treibt der Fluß Bäume und Grün aus dem Boden der Mark, Frankfurt iſt bekanntlich ein friſcher, artiger Ort, eine Oaſe — die Schlacht bei Kunersdorf, die mordende, und Studenten, die halb Stiefel und halb Hut geweſen ſind, fielen mir ein, als ich ins Thor fuhr. Jene iſt in der Nähe von Frankfurt geſchlagen worden, und die Bekanntſchaft dieſer Herren Studenten habe ich in Breslau gemacht, wohin mit der Univerſität auch die Frankfurter Traditionen und Stürmer und Schläger und Stiefeln gewandert ſind. Die Studenten von Frankfurt ſind in der Hiſtorie als ſehr wild und unbändig bekannt. Wenn man in ihren alten ſogenannten „Wichs“ geworfen wurde — übrigens ein Wort, welches tragiſch in der modernen Civiliſation untergeht — dann verſchwand man völlig als Individuum, und ſchlurrte, ſchleifte und klirrte als ein verſchollener Begriff des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts umher: jener Hut, welcher ſo ſtolz „der Stürmer“ genannt wurde, maß mit ſeinem ſchwarz und weißen Federbuſche an die vier Fuß rheinländiſch Maß, man balancirte einen Thurm, herzhafte Poſtillonsſtiefel ſind Kinderſchuhwerk gegen die Kanonen, welche wie ein Fahrzeug mit dem Studio umherſchifften; ich erinnere mich eines Begräbniſſes, wo ich einen Frankfurter Schläger geſenkt tragen mußte, wie man alten Deutſchen und Rittern das Schlachtroß hinter dem Sarge nachführte, dieſer Schläger hat mich die ganze Schwere vergangener Zeiten erkennen gelehrt. Wie oft wundern wir uns über die ſchweren, ungeheuren Waffen unſerer Vorfahren, und meinen, ſie müßten einem andern rieſenhaften Geſchlechte angehört haben — ſo iſt's auch mit dem Studententhume: ſein Putz, ſeine Luſt, ſeine Werkzeuge paſſen nicht mehr zu unſern Fracks.

Scheltet nicht, wenn ich zuweilen der Studenten gedenke, ich bin einer der letzten Schriftſteller, die es können, jener Reſt zweckloſer, klirrender Romantik iſt zu Grabe getragen; zerbrochen ſind die Pfundſporen, die buntglockigen Schläger, zerbröckelt der frechfreie Geſang, welcher am hellen Tage, auf offenem Markte angeſtimmt wurde: „Wir ſind die Könige der Welt“, es iſt ein Begräbniß unbändiger Jugend zu erzählen.

Und wahrlich, die Studentenſchaft war ein unnatürlich Inſtitut geworden, möge ſie ſchlummern neben dem Ritterthume und den Zünften der fahrenden Sänger.

Sand, Kiefer- und Birkenwäldchen laden euch auf dieſer Straße zur innern Beſchaulichkeit; man paſſirt Ziebingen, wo Solger gewohnt, und mit Raumer und Tieck nach Geſchmacksregeln geforſcht hat. Alle abſtracten Forſchungen ſind der Mark ſehr angemeſſen, wäre die Mathematik noch nicht erfunden, hier müßte ſie erfunden werden.

Ich kam nach Grünberg, der erſten ſchleſiſchen Stadt, wo unſere Rebe wächſt, Gott ſei's geklagt, Gewächs ſieht aus wie Wein — der Ort riecht nach Baumöl und Kopfſchmerz, er iſt das Grab von vielen hundert ſpinnbleichen Tuchmachern. Einſt hatte er ſeine Zeit, wo der Tuchmacherjubel in dieſem Theile Schleſiens ein hiſtoriſches Moment war, ſie iſt vorübergegangen, die Spulmädchen gehen Sonntags nicht mehr zu

Tanze in ſeidenen Fähnchen, des Abends johlen keine Betrunkenen mehr, ein zerlumpter ölſchmutziger Betteljunge tritt uns an, und erzählt, ſein Vater ſei nach Ruſſiſch-Polen ausgewandert, und hätte ſeit zehn Jahren nicht mehr geſchrieben.

So hat jeder dort ſeinen ſpeciellen Jammer; auch konnte ſich kein Tuchmacher erſäufen, denn es giebt hier keinen Fluß.

Es war Abend geworden, als mich die Poſtkaleſche über Feld- und Waldwege der Vaterſtadt immer näher brachte; ich kannte ſchon alle großen Bauerngehöfte, wußte wie viel Pferde und Fohlen ſie hielten, alle die kümmerlichen kleinen Intereſſen fielen mir ein, um welche ſich das Leben dieſer Landbeſitzer kehrte; als ich noch ein kleiner Bube war, hatte ich ihren Erzählungen aufmerkſam zugehört, und ich weiß es noch vortrefflich, welch eine Oede und Traurigkeit ſie ſtets in mir weckten, obwol ich nicht wußte warum.

Jetzt ſahen die ungaſtlichen Wohnungen am Feiertagsabend — es war Pfingſten — ſo ausgeſtorben aus, daß ich mich deſſen kaum freuen mochte, wie ich jetzt reicher an Wünſchen und Gedanken heimkehrte, als ich je geahnt. Der Mond ſchien über die nahen Waldſtrecken, Frühlingsluft ging hin und her, aber ſelten guckte ein faules Geſicht aus einem Fenſterloche, vom ungewohnten Raſſeln eines Wagens aufgeweckt. Nirgends ein Liebespaar im Schatten, die Sorge läßt ſie nicht zur Liebe kommen — doch, an einem alten Brunnen, ein Stück vom Dorfe, ſaß ein ſolches, der Frühling und der Herrgott mögen's euch lohnen, daß ihr meinen ſinkenden Glauben an die Heimat wieder aufgerichtet habt, ihr ſchüchternen Liebesleute. Wie ein Traumbild mag die Kaleſche an euch vorübergebrauſt ſein in der Einſamkeit eures abgelegenen Dörfchens und Brunnens, einſt werdet ihr euren Kindern davon erzählen, was ihr am Pfingſtabend zur Zeit eurer Freite im hellen Mondſchein geſehen.

Wunderlich Leben mit ſeinen tauſend verſchiedenen Maßſtäben — wie wohlfeil iſt eine Hütte zu beglücken, und wie ſelten ſuchen wir's! Eine Woche Reiſegeld, ein freundlich Wort konnte eine ganze, glückliche Lebensdichtung ſchaffen für ſolch ein Paar am zerfallenden hölzernen Brunnen. —

Es ſchlug Neun aus der Ferne, wie wohl kannt' ich die Glocke, wie oft hatt' ich ſie ſelbſt gezogen! ſie war mein patriotiſcher Stolz, nirgends fand ich auf meinen kleinen Reiſen ſolch ſtarken gewaltigen Ton, und Chriſtian, der mit gegen die Franzoſen geweſen war, hatte mich oft durch die Verſicherung hoch beglückt, auch in dem großen Paris bimmelten die Glocken alle dünn und jämmerlich neben der unſern in Sprottau auf dem großen Thurme.

Der Pappelweg, das Kirchlein erſchien, vor dem ich mich ewig gefürchtet hatte — das war ein merkwürdig Kirchlein, der Inbegriff des erſten myſtiſchen Katholizismus, welcher über mich gekommen war. Weit abgeſondert von der Stadt liegt es auf einem Hügel, an deſſen Fuße ſchwarz und langſam der kleine Fluß Sprotta vorüberzieht, immer iſt es verſchloſſen, nur einmal des Jahres zog die Geiſtlichkeit in weiße Spitzenkleider und dampfenden Weihrauch gehüllt hinaus, um Gottesdienſt darin zu halten, das kleine Häuflein Gläubiger — Lutheraner ſind die weit überwiegende Mehrzahl des Städtchens — der fremde Kirchengeſang, die rothen Fähnchen mit langen Troddeln waren mir von dem wunderbarſten Eindrucke. Und nun kam die Sage über jenes Kirchlein hinzu, welche mir die Mutter erzählte, um alle Ahnungen geheimnißvoller Poeſie in mir zu wecken, und das Wort „katholiſch" fragend und feierlich in mein Herz zu ſchreiben. Eines Tages nämlich ſei bei einem Feſte in der großen Stadtkirche der Katholiken, an welche ein Nonnenkloſter ſtieß, Folgendes geſchehen: Der Prieſter zeigt dem knienden Volke die Hoſtie, dieſe aber erhebt ſich plötzlich in die Luft, verſchwindet aus der Kirche, fliegt langſam über die Stadt, und ſenkt ſich draußen auf jenem Hügel erſt wieder zur Erde. Deswegen ſei das Kirchlein an jener Stelle erbaut worden, und wenn dieſer Tag im Jahre wiederkomme, ziehe man in Prozeſſion hinaus. Es ſei übrigens der Tag geweſen, an welchem eine junge Nonne den Schleier habe nehmen ſollen, Einige hätten dies für ein Warnungszeichen gehalten und verlangt, das Mädchen der Welt wieder zu geben, der Propſt aber habe erklärt, es ſei im Gegentheil ein Wink des Himmels, daß die neue Schweſter zu großen Dingen auserkoren ſei, und daß man die Einkleidung derſelben um keinen Tag verzögern dürfe. Das Mädchen ſoll aber blühend ſchön geweſen ſein und blitzende Augen gehabt haben, erzählen die Leute, und noch in demſelben Jahre ſei ſie geſtorben und draußen unter dem Kirchlein begraben worden.

Warum ſind wir nicht auch katholiſch? fragte ich meine Mutter, es ſind ſchöne Bilder in der großen Stadtkirche und das Singen und die Muſik klingt ſo wunderlich hübſch; es überläuft mich ſo angenehm dabei, und der Rauch aus den ſilbernen Keſſeln iſt ſo fein und ſchön, beſonders wenn die Sonne durch die großen Kirchenfenſter ſcheint — die Mutter warnte mich aber, beſonders vor dem Kirchlein. Dort habe auch der „ſchöne Gottlieb“ gehauſt, und erſt neulich ſei wieder ein Menſchenantlitz oben am Glockenfenſterchen geſehen worden, obwol der Propſt allein den Schlüſſel habe, und alle Jahre nur einmal hinauskomme.

Mit dem „ſchönen Gottlieb“ hätte es folgende Bewandtniß. Er war der Anführer einer Räuberbande, und wegen ſeiner auffallenden Schönheit ſo genannt. Es heißt, er ſei aus Deſperation unter die Spitzbuben gegangen, weil ihm ſeine Geliebte geweigert worden. Im „Kirchlein“ — ſo wird es ohne Weiteres genannt — habe er Zuſammenkünfte mit ihr gehabt, oben vom Glockenfenſterchen hätte er ſich oft die Bürger angeſehen, wenn ſie ins Feld ſpazieren gegangen ſeien, mancher wackere Meiſter habe ihn geſehen, und die Augen niedergeſchlagen. Ja, man erzählt, es gäbe im Kirchlein ein ſo treffliches Verſteckplätzchen, daß der ſchöne Gottlieb am einzigen Kirchtage des Jahres dort geweſen ſei, die Meſſe mit gefeiert und ſogar mit ſeiner Charmanten, welche das Plätzchen gekannt, geliebäugelt habe. Irgend ein ſolider Bürger ſei aber jedesmal an ſolchem Tage mit einer Ohrfeige überraſcht worden, ohne zu bemerken, woher ſie käme.

In der Haide iſt es nun ſpäter dem „ſchönen Gottlieb“ doch mißlungen, man hat ihn gefaßt, und unweit des Kirchleins, wo ein großer ſteinerner Galgen ſtand, in Ketten aufgehangen. Bis auf den heutigen Tag aber ſieht man ſcheu nach dem Glockenfenſterchen, und Viele wollen den Laden desſelben ganz früh am Tage offen und ein Geſicht erblickt haben — das ſoll der ſchöne Gottlieb ſein, welcher ſich den Fluß, die Wieſen, die Gebüſche und das Städtchen betrachte, ſo lange der düſtere Morgennebel drauf ruhe.

Man kann alſo denken, daß ich nicht ohne lebhaften Antheil jetzt bei hellem Mondſchein daran vorüberfuhr, und nach dem Laden des Glockenfenſterchens blickte — das Kirchlein ſtand wie ſonſt mit feſtgeſchloſſenen Augen da, Gebüſche und Bäume umher waren höher gewachſen, der Putz von der Mauer und vom Thürmchen war hie und da abgefallen — wie lange, dacht' ich, haſt du ſchon gelebt, und doch nimmſt du noch Intereſſe an dem jugendlichen Katholizismus, wie er dir damals nahe getreten, an all den unſichtbaren Geiſtern, welche aus dem dämmernden Himmel in das Leben hereinreichen, ja, kommſt mit ſchwimmenden, nach unbekannten Dingen verlangenden Träumen wieder in die Heimat! Und iſt's nicht am Ende ſo: Wem die Heimat, dies Symbol alter Liebe nicht Sehnſucht nach dem Himmel erweckt, der hat keinen Himmel zu hoffen.

4.

Das Pfingſtſchießen.

„Pfingſten kam, das Feſt der Freude,
Wo da grünen Feld und Haide" —

Seid ihr nie an blitzenden Sommertagen über Land gegangen? Alles war feſtlich, die Erde grün, der Himmel blau, die Vögel jubelten, die Bäume glänzten in Laub und Blüthen, ſeid ihr dann nicht zuweilen einer kläglichen Lehmhütte vorübergekommen, aus deren Thür ein gelbes, verhungertes, im Elend verzehrtes Antlitz blickte? Habt ihr nie dieſen ſchneidenden Contraſt geſehen, welcher wie ein Stoßdegen ins Herz dringt?

Nun, es gibt faſt noch Schlimmeres, das ihr wohl geſehen habt: Hunger läßt ſich ſtillen; aber wie ſchmerzhaft berührt es uns, wenn wir aus dem bewegenden Geräuſche der Stadt, aus dem anregenden Kreiſe einer Familie oder Geſellſchaft in ein armes Dörfchen gerathen, und hinter der handgroßen, zerbrochenen Fenſterſcheibe den Stumpfſinn, die Oede, die intereſſenloſe Leere ſitzen ſehen mit braungelb ledernen, durchfurchten Wangen, todten Augen, gewelktem Munde. Niemals findet die kleinſte Freude einen Weg über die morſche Schwelle, ohne Klang und Ton geht die Zeit in ſolchem düſtern Loche vorüber, und ſolche Exiſtenz wird auch noch Leben genannt!

So ſchlimm ſind die Leute nicht dran in meiner Vaterſtadt; ſie iſt fein und ſauber und artig, die Mehrzahl der Bewohner kann täglich ein Stückchen Fleiſch kaufen beim Schlächter an der Ecke, und etwas zu verſchneiden, etwas zu ſchwatzen und zu klatſchen oder zu discuriren hat der Bürgersmann auch, es fehlt nicht an allen Intereſſen, wenn auch die geiſtigen nicht mehr ſo lebhaft ſind, wie ſeit der Franzoſenzeit und ſeit dem Reformationsjubiläum 1817, wo die Kirche und die Prediger und die vernünftige Gottesverehrung reichlich durchgeſprochen wurden. Seit jener Zeit ſind die kleinen Provinzialſtädte etwas in Verlegenheit gerathen über höheren Stoff; der ſteigende Luxus, die ſteigende Wolle und die Revolutionen, für welche ſich diejenigen intereſſiren, welche viel Schulden haben, reichen doch nicht aus für ſechs Wochentage und den langen Sonntag. Darum freue ich mich ſtets aufs Beſte mit ihnen, wenn Pfingſten wiederkommt, Pfingſten mit ſeinen Feſten! Da verſchwindet dem Sprottauer die träge Erde mit ihren Beſorgniſſen, Schulden und langweiligen Stunden, er putzt die lange Donnerbüchſe zum Schießen, Königreiche blühen vor ihm auf, er kann wieder kräftig hoffen, die Erfüllung eines Schützenkönigthums mit fünfzig Thalern, zwei Grasflecken, zwei Gebräuden Bier liegt dicht vor dem Thore, ein tüchtiger Schuß kann ſie bringen; die Nankinghoſen, die gelben, werden zur Wäſche hervorgeſucht, die langen Stiefeln acht Tage vorher geputzt, es iſt eine Hoffnung da, im Tanze ſein Glück zu machen; das Jahr hindurch giebt's außer dem Weihnachtsballe nur dieſe einzige Gelegenheit dazu, der Junggeſell wird alt, und das rothbackige Rikchen hat ſich noch immer nicht entſchloſſen — dies Pfingſten wird Alles ins Geleiſe bringen, vivat Pfingſten!

Um das ſtattliche Schießhaus, welches unweit jenes Kirchleins ſteht, waren die großen Buden ſchon aufgeſchlagen, als ich Abends vorüberfuhr, dieſe ſtillen bretternen Häuſer verſchloſſen eine reiche, bewegte Zukunft, da wird getrunken und geküßt werden und Verhältniſſe werden emporwachſen von allerlei Art — objectiv betrachtender, leidenſchaftsloſer Mond, du haſt mich einſtens auch in den kindlichen, wohlfeilen Illuſionen dieſer Buden geſehen, als mir die Cultur der Welt noch ſehr gleichgültig war. Die leuchtenden Birkengebüſche zitterten flüſternd und heimlich im leichten Nachtwinde, und es war mir, als vernähm' ich die Worte: Was thut ihr ſtolz da draußen in der Welt mit euren wandelbaren Dingen, der Menſch zum Menſchen, das

Herz zum Herzen bleibt ewig Mittelpunkt alles Treibens dieſer Welt, und es wird geliebt und gehofft und vertraut hier unter dieſen Birken ſo ſchön, ſo ſtark wie anderswo. —

Und ſchöner: ſolch eine einſame, von der großen Poſtſtraße abliegende Stadt iſt ein Idyll auf der Landkarte, das ſchöne Mädchen, das mir die Hand reicht, wird von keinem Fremden geſehen, ſie hat mich gewählt, nachdem ſie alle Herrlichkeit vor ſich erblickt hat, die ihr jemals geboten werden kann auf dieſer Welt, ſie iſt mir nun ein Gut, von keiner unerwarteten Macht bedroht, mein ganz und gar; ſie quält mich nicht mit Anſprüchen auf Zerſtreuung, ſie weiß bis auf jede Minute im Jahr, was in den kleinen Verhältniſſen gewünſcht und erreicht werden mag — es iſt ein klaſſiſcher Zuſtand.

Wahrlich, ſie ſaßen in der Vorſtadt und in der Stadt noch vor den Thüren Abends um Neun, wie ſie geſeſſen hatten vor zehn Jahren, in Hemdärmeln mit langen Pfeifen, die Weiber mit Strickſtrümpfen, der Mond machte die Geſichter bleich, aber ich erkannte ſie alle, etwas ausgehöhlter waren ſie, aber unverändert. Man altert langſam in einer kleinen Stadt, man vertrocknet von innen heraus, und das wird ſpät bemerkt. — Noch wie ſonſt fragte ſich Alles: wer mag in der Kaleſche ſitzen? noch wie ſonſt war ſolche Kaleſche ein Ereigniß, das die Leute nicht ſchlafen gehen ließ, bevor es aufgeklärt war von Haus zu Haus.

Als man ſich bis zum andern Morgen drein geſunden hatte, daß Laube's Heinrich in der Kaleſche gekommen, als der erſte Anlauf von Begrüßungen der Vettern und Muhmen durchgefochten war, da ging ich unter im Pfingſtſchießen, die Signale ſchrieen, die Jungen rannten mit verſpäteten Bandelieren und Nankinghoſen, die Trommeln wirbelten, die große Armee ſchien wieder im Anzuge zu ſein — die Schützengarde rüſtete ſich zum Ausmarſch.

Das Moderniſiren wird in wenig Jahren all ſolche würdige Phyſiognomien verwiſcht haben, mit Recht war die alte Garde ſchon ſehr erbittert und drohte mit Emeuten gegen die uniformen gelben Nantinghoſen der jungen — es kann ein archäologiſches Verdienſt begründen, wenn ich dieſen Auszug der Kinder und Väter Sprottaus beſchreibe. Beiläufig iſt es mir auch ein Stolz, meine Vaterſtadt zum Mittelpunkte einer äſthetiſch-hiſtoriſchen Beſtrebung gemacht zu ſehen, vielleicht ſticken die Enkel einſt deshalb meinen Namen auf eine der Fahnen, von welchen ich alsbald reden will.

Der erſte Held des Tages iſt ein Trompeter, genannt Höraz, er fängt bereits am frühen Morgen an zu blaſen, als ſtammt' er von Joſua, und wollte die Mauern Jericho's niederſchmettern. Die Wichtigkeit ſeines Amtes — dunkelgrün und ockergelb ſind die Farben, in denen er auftritt — erlaubt ihm übrigens kein triviales Geſpräch, officiell zürnt ſein aufgeblaſenes Antlitz, kein Gaſſenjunge erhält Beſcheid, und an dieſem Tage erfährt's Niemand, daß er beim Blaſen weniger ſtammelt als beim Sprechen. Von der Würde dieſer feſtlichen Tage lebt Höraz den übrigen Reſt des Jahres: wo er gefoppt wird, wo er anbetet und keine Erhörung findet, da appellirt er an ſeine gelbwollenen Epaulettes.

Später treten auf die Tambours, die ſich zum Aerger ihrer Ehehälften ſeit mehreren Wochen die ſtacheligen Bärte haben wachſen laſſen; ſie tragen, wie Mephiſtopheles, rothe Hahnenfedern auf den Hüten und trommeln ohne Erbarmen. Die Jugend begleitet ſie mit patriotiſchem Gefühle ob des Spectakels, welchen drei Sprottauer machen können, in hellen Haufen.

Die alte und junge Garde verſammelt ſich einzeln, man wundert ſich alle Jahre, daß die Herren Bürger nicht pünktlich kommen, man kann nicht antreten, weil noch die wichtigſten Mitglieder fehlen, man ſpricht über die Witterung, über Getreide- und Wollpreiſe, und ob der Herr Hauptmann reiten werde, oder nicht. Das war von jeher der wunde Fleck: durchſchnittlich exiſtirte gar kein Reitpferd im Städtchen, und der Herr Hauptmann war aller Frage überhoben, und ging in den blanken Reitſtiefeln ſtolz zu Fuße. Dies ziehen die Meiſten vor, es gewährt mehr Sicherheit beim Marſchiren; denn im andern Falle, wo ein Gaul zu haben war, traten größere Uebelſtände ein. Die edle Reitkunſt wird aus tauſend Gründen in meiner ſoliden Vaterſtadt nicht cultivirt, und die etwaigen Reitpferde bezeigten gewöhnlich eine unangenehme Averſion vor der kriegeriſchen Janitſcharen-Muſik, es waren Kinder des Friedens, und ſie proteſtirten öfters energiſch gegen den Schlachtenlärm. Dieſe Proteſtationen hatten ihr Unangenehmes: der Herr Hauptmann verſchwand oft vor der Fronte, und erſchien wieder mitten im dichteſten Haufen der Garde, welche ſich bei ſolcher Gelegenheit gar nicht berufen fühlte, Stand zu halten, und patriotiſche Aeußerungen vernehmen zu laſſen. Ja, es hat ſich einmal zugetragen, daß der Herr Hauptmann in der Nähe des Schießhauſes, als das Heer über die Brücke zog mit luſtigem Zinken- und Glockenſpiel, ganz allein unten mit ſeinem Roſſe durch den Fluß geſchwommen iſt — erſtarrt hat der Zug ſtill gehalten, die raſende Muſika iſt mit Mühe gedämpft worden. Tüchtig, wenn auch naß, iſt der abſichtslos kühne Schwimmer, der Herr Hauptmann mit ſeinem Schimmel, wieder ans Land gekommen, und hat mit einer zweideutigen Bewegung Muth und Vertrauen wieder hergeſtellt. Des nächſten Jahres hat indeſſen die Frau Hauptmännin ein beſonnenes Veto eingelegt, es iſt von mehreren Seiten unverholen geäußert worden, daß die würdigſten Leiber der Stadt nicht fürder gefährdet ſein dürften, der Schimmel iſt nie wieder vor der Front erſchienen.

Dieſes Jahr fand ſich ein beſonnener brauner Engländer vor, welcher die ſtürmiſche Zeit der Jugend hinter ſich hatte, und von dem ſich ehrbare, ſolide Bewegungen erwarten ließen. Er hatte die Proben mit ſchöner Ruhe beſtanden, ſogar Horazens Trompete hatte ihn nicht alterirt — der Herr Hauptmann erſchien zu Roß, die Garde trat an, und ſetzte ſich ſtattlich in Marſch. Nachzügler ſtürzten zwar noch aus manchen Häuſern, und befliſſene Gattinnen eilten hier und da im häuslichen Negligé herbei, um dem Gemale das vergeſſene baumwollene

Schneuztuch, die grüne Fourierbinde zuzutragen, oder mit drei haſtigen Stichen die lockere Cocarde feſt zu nähen an das ſchlanke, ſchwarze Schiff, den geſchweiften franzöſiſchen Hut: aber nichts hielt mehr weſentlich den kriegeriſchen Ungeſtüm auf, ſobald der alte klaſſiſche Marſch, das weltbekannte „Radabum“ begonnen hatte.

Um dieſen Marſch, der ein Stück deutſcher Geſchichte geworden iſt, völlig zu würdigen, muß ich ein neues Capitel anfangen.

5.

Der Marſch.

Nennt es doch ja nicht etwa Spott, wenn ich munter über die Heimatsdinge berichte — er hat an euren eigenen Händen geklebt, wenn ihr ihn findet. Der Schalk wohnt auch im Herzen, und ich gäbe alle dieſe kleinen ſchnurrigen Dinge nicht für das Größte hin, ich ſcherze in eitel Wohlbehagen. Solche kleine Verhältniſſe haben immer wie kleine Bilder mit Duodez-Figürchen ein zum Lächeln Herausforderndes, ſie mögen behandeln was ſie wollen. Wenn ich hinzuſetze, daß ſich juſt in den hier beregten Zuſtänden eine überaus anſtändige Würde, ſtattliche Perſönlichkeiten, Erkenntniß der im Vergleich kleinen Verhältniſſe vorfinden, ſo wird um ſo weniger ein Mißverſtand zu fürchten ſein.

O, ich denke ſo gern dieſes kleinen Städtchens, das mich wie eine ehrwürdige Corporation mit ſcharfen Schattirungen an das Mittelalter gemahnt, wo die Individualität noch gilt, wo die Familie mit ihrem ſtillen Reize noch webt, wo man blos Regiſtrator zu ſein braucht, um den Honoratioren, wie ſie's nennen, anzugehören und den „Club“ beſuchen zu dürfen mit Reverenz und Tabakspfeife, wo dem ſich aufthuenden Talente der Weg zum Stadtverordneten, ja zum Senator und ſomit zur regierenden Reſpectsperſon geöffnet iſt wie in den ſtolzen

Inſtitutionen Alt-Englands. Die vortreffliche, ſchön gegliederte Städte-Ordnung Preußens hat gar trefflich beigewirkt, dies kräftige organiſche Leben zu bewahren, zu verjüngen.

Und nun zurück ins heitere Pfingſtleben, die Clarinetten ſchreien, die Becken ſchallen, die große Trommel, dies Staunen Sprottaniſcher Jugend, donnert den gewaltigen Marſch, welcher genannt wird von Breslau bis Heidelberg „das Radabum“, welcher gekannt wird von allen Deutſchen, die vom Jahre 22 an ſtudirt haben. Dieſer Sprottauer Marſch iſt die deutſche Marſeillaiſe geworden, aber ſeine Töne verkünden keine Guillotine, keine Volkswuth, keinen Revolutionsſcandal; volle Gläſer, luſtige Augen, grüne Jugendhoffnungen winken hinter der Sprottavienne, ſie iſt ein Geſang des Friedens und der Heiterkeit. Ich glaube nicht, daß ſie Patrunke, der Stadtpfeifer, erfunden hat, aber er ſpielt ſie ſeit Menſchengedenken, und mein Couſin, ein friſches Lebegemüth, erfand den berühmten Text: „Radabum, radabum, tſching, tſching“, wenn wir heimfuhren zum Pfingſtſchießen in der goldenen Ferienzeit unſerer Glogauſchen Schule; davon blieb ihm auf allen Univerſitäten, die er bezog, der chineſiſche Kaiſername Tſching zum Gedächtniß jenes Marſches, welcher durch ihn Studentenmarſch wurde und die Runde durch ganz Deutſchland machte.

Die Freude iſt flüchtig, aller Ruhm ein Augenblick — der luſtige Tſching liegt ſchon in kühler Erde, den Erfinder des Marſches kennen wir nicht, und der Magiſtrat kann ihm keine Penſion decretiren, wenn er noch lebt. Aber bei dieſer Gelegenheit muß ich alle die ähnlichen Märſche, ſelbſt das beliebte und geſchätzte „Bumratida“ für bloße Gloſſen und Scholien des urſprünglichen Textes erklären, die Patrunke's Pfeifern unbekannt ſind.

Mit dem „Radabum“ beginnt eigentlich das Pfingſtſchießen, es iſt das deutſche „Evan, evoë“ der Griechen, mit dem erſten Trommelſchlage breitet ſich die ganze, maigrüne Illuſion über Sprottau, die Fahnen werden aufgerollt, der ſpaniſche Paradeſchritt lenkt ſich zum Herrn Bürgermeiſter, dieſem wird ein Walzer aufgeſpielt, und er tractirt die Herren vom Rathe und die Herren Fourriere mit Wein und kaltem Braten. Der Tauſendſappermenter des Städtchens tritt auf, der Fahnenſchwenker, und macht ſeine Künſte, Alles ſchweigt und ſchaut und ſtaunt. Herr Ritter iſt der einzige ſeiner Kunſt, und weitſehende, ſorgliche Bürger fürchten, ſie werde mit ihm ausſterben. Herr Ritter iſt ein ſchlank, wenn auch etwas mager gewachſener Mann, ſeine Familie gehört zu den Nachkommen Kleon's des Gerbers, ſie ignorirt aber ihren Ahnherrn. Er trägt einen kleinen, niedlichen runden Hut, einen braunen, würdigen Frack mit großen, thalergroßen Stahlknöpfen, ein kurzes, dunkelſeidenes Unterkleid und Strümpfe gemiſcht aus Seide und Baumwolle, welche geſtreift ſind, wie das merkwürdige und ſeltene Thier, welches man Zebra nennt. All ſeine Bewegungen ſind kurz und leicht, und ſtets von einem gemeſſenen Neigen des Kopfes begleitet, eins ſeiner graziöſen Beine pflegt vorgeſtreckt zu weilen, und leicht und anmuthig in ſeiner Kraft zu ſpielen. Im Arme ruht die Fahne, ſo lange er ruht, und ſein würdevolles Lächeln beweiſt, wie er der großen Trommel und den ſchreienden Clarinetten gern den Spectakel gönnt, durch lange Erfahrungen überzeugt, daß ſeine eigenen Leiſtungen, ſobald die Reihe an ihn kommt, alles Uebrige vergeſſen machen.

Und es ſchweigt der Lärm, Patrunke bringt mit Energie den Jungen zur Ruhe, welcher ſeine Piccolflöte von Neuem einſam das „Radabum“ ſchreien läßt, und entſchuldigt mit einer paſſenden, unverkennbaren Geſticulation nach der unreifen Figur des Künſtlers die Störung, dann giebt er das Signal noch einmal, es fliegt von Ellenbogen zu Ellenbogen der Muſiker, ein gedämpfter Zephyrwalzer entwickelt ſich, Herr Ritter ſchreitet vor, mit Grazie, nimmt ſein Hütchen ab, ſenkt grüßend die Fahne, auf ſeinem ſonſt ernſthaften Geſichte erſcheint ſüße Zufriedenheit und Satisfaction. Er ſchwenkt die Fahne rechts, er ſchwenkt ſie links, er bugſirt ſie zwiſchen den Zebraſtrümpfen hindurch, ja er wirft ſie in die Luft, und — ſtaunend macht ſich die Theilnahme der Jugend Luſt in einem Ah! der Zephyrwalzer ſchweigt trotz Patrunke's, des Abgehärteten, Stampfen und Dräuen — er fängt ſie lächelnd wieder auf, Herr Ritter, nimmt wieder ſein Hütchen ab, zieht ſich mit Anmuth zurück und genießt das allgemeine Staunen über ſeine Geſchicklichkeit, indem er ſchweigend und lächelnd mit dem blauen Baumwollentuche ſich den Schweiß abtrocknet.

Bum! dröhnt die große Trommel, und ruft neue Stimmung, und weiter geht der Zug, lebhafter bereits aber immer würdig.

Ich darf es nicht verſchweigen, ſo ſchwer es mir wird, man könnte ſonſt falſche Folgerungen daran knüpfen, wenn es anderswie an den Tag käme: Herrn Ritters Fahne trägt jene drei Farben, welche urſprünglich dem Hauſe Orleans und der Stadt Paris angehört haben, die man Tricolore nennt, und welche bei allen franzöſiſchen Revolutionen zu ſehen waren: „Roth, Blau und Weiß“. Aber ich darf verſichern, daß Sprottau ſolche Symbolik nicht kennt, auch Herr Ritter nicht, obwol ſein Familiengewerbe demokratiſchen Urſprungs iſt. Einfach iſt unſer Sinn, und Doppelzüngigkeit verachten wir — vielleicht iſt's ein puniſches Geſchenk der Franzoſen, dieſe Fahne, als ſie 1813 im Frühjahr bei uns waren zum Beſuche; ich weiß es nicht, aber ich will keinen Menſchen ins Gerede bringen. Leider fungirt ſie freilich heute noch, wenn Pfingſten wiederkommt; aber Herr Ritter iſt todt, man hat mir's geſchrieben, ach Alles ſtirbt, Ritter und Romantik! Ein geſchickter Sattlermeiſter ſchwenkt ſie jetzt, was Sattlermeiſter! der hat keine Geſchichte und keine Zebraſtrümpfe!

Vorüber, vorüber! Ich gebe der Wehmuth nach, der Marſch nehme ſeinen Lauf, ich folge ihm nicht, ſage nichts von den Zuſtänden, wenn ihn und die Nankinghoſen ein Regenwetter überfällt, wenn die Fahnen, die Disciplin, die ganze Armee zu retten ſind. Es ſei uns ein kleines Bild einfacher Freuden und Verhältniſſe, deren Eigenthümlichkeit die Mode noch nicht ganz aufgerieben hat. Noch ein Blick ins Schießhaus ſelbſt, und dann weiter, immer weiter!

Links im Saale ſitzen die Honoratioren, ſpielen L'hombre, rauchen Tabak, trinken Bier, begrüßen Gäſte aus der Umgegend, ſehen dem Tanze zu, der im mittleren Saale brauſt. Dieſe Säle ſind nämlich durch offene Bogen verbunden, und bilden ein gar ſtattliches Local — im Dritten ſitzt der Tiers-état, der eigentliche Bürger und Meiſter, er ſchmaucht, ſpielt mit Baſtankarten Solo, und iſt in ſeinen Aeußerungen nicht blöde. Dies iſt ein Bild des Staats mit ſeinen Trennungen, die wir bis gegen das Weltende nicht überwinden werden.

Es iſt dort artig Zuſchauen: Mütter und Töchter ſitzen harrend — die Mütter noch meiſt in jenem Staate, den ſie vor Jahren getragen, die Töchter ſchon nach Modernem ſtrebend, ſei's nur mit einem Bande oder einem Steinchen von Glas. Die Burſche ſchweigend, über Bequemlichkeit höflich, ſtill raſend im Tanze, bis ſie glühen und dampfen, Heiratspläne mit beſcheidenen Vergleichen und Umſtänden unter der Buſenkrauſe hegend. Mit Wohlgefallen ſieht man die dreiſteren, friſcheren, geſchickteren Bürgersſöhne ſich tiefer hineinwagen in den linken Saal, und die weißen Kinder zum Tanz aufziehen — hier ſitzt manche Honoratiorentochter, oder Tochter des kleinen Landedelmanns, die des Reſpects halber, des Sitzes halber tief zwiſchen vornehmen Leuten zu keinem Tanze kommt, weil ſich die Burſche nicht hinwagen.

Hat man dieſen Mikrokosmus genug betrachtet, dann ſieht man vom Balcon dem Treiben zu, das ſich unten zwiſchen den Gebüſchen an den Spiel- und Schenkbuden herumtummelt: es wird geliebt, gewagt und intriguirt, die Sonne ſcheint dazu und blitzt zurück vom nahen Fluſſe, die alten Stadtwagen, Reſte der Kloſterzeit, worin die Nonnen ſpazieren gefahren wurden, bringen aus ihrer Tiefe immer neue weiße Geſtalten, man ſpricht mit Dieſem, mit Jener, die Luft iſt lind und weich — da ſtürzt es Einem plötzlich wüſt in Kopf und Herz, daß man ſich's verborgen hat: es iſt ein Puppenſpiel, das du vor dir haſt, deſſen leere Anmuth du dir läugneſt, um ein Leben zu gewinnen; auch hier iſt es nicht das Glück, welches du ſucheſt. Die Leute nehmen ein Intereſſe der Neugier, des Herkommens an dir, du haſt von den Früchten des Weltſtrebens gekoſtet, es iſt vorbei, und du mußt weiter. Wiederſehen magſt du die Heimat noch hundertmal mit tiefem Reize, aber als Heimat iſt ſie dir doch verloren — ach arge Welt! Was zuletzt mit uns verkehrt hat, iſt uns nicht nur ſtets das Liebſte, ſondern das Nöthige, weil wir wachſen und uns geſtalten bis in den Sarg, und Gegendruck fühlen, und nicht immer von Grund aus uns die Umgebung zubilden wollen.

Kaum iſt der Strahl aus Gottes Auge, die Liebe, zu retten in dieſer raſch gewordenen Welt — ſelbſt zu dieſem Glücke iſt ein beſonderes Glück nöthig; nur eine Freundſchaft iſt noch das Sicherſte, welche auf hohem Standpunkte der Humanität begonnen hat, und wo von beiden Seiten das Streben keinen Augenblick ermattet.

Ach, nein! Auch ſie bedarf des Glücks. Liebhabereien, Richtungen, Zufälle, Irrthümer kleiner Art trennen auch hier — ſo ſtand ich gedankenſtarr auf dem Altane und ſah in den Trubel, und empfand es ſchmerzlich, daß die Welt auf ſolcher Bildungsſtufe blaſirt ſein müſſe, wenn ſie nicht einen geſunden Leib zu fröhlicher Naturempfängniß und daher ſprießend ein friſches Herz zum Liebesreize ſich bewahrt.

Ade du kleine Welt, Pfingſtſchießen mit deinen kleinen Reizen, ich gehöre nicht mehr zu dir, weil ich keine Zukunft in dir ſuchen kann — und noch am ſelbigen Abende fuhr ich von dannen, Thränen im Auge, Weh im Herzen —

Ach, wie Viel muß der beweinen
Der die Welt erfaſſen will,
Altes, müdes Herz ſchweig ſtill,
Neben theuren Leichenſteinen
Wächſt dir neues grünes Gras.

6.

Die Oder.

Der Poſtillon fuhr mich den alten Schulweg nach Glogau — wie oft war ich ihn gewandert, oder auf trägen, ſchleichenden Wagen gereiſt mit einem Kopfe voll Vocabeln und Formeln, mit einem Herzen ohne Muth, das die Schulſorgen zuſammengeſchrumpft hatten.

Man ſoll ſich der überſtandenen Schulleiden mit Freude erinnern! Das könnt' ich nicht ſagen — jenes drückende Alpgefühl des terroriſirten Gymnaſiaſten kommt noch heute wieder, wenn ich an die langen, eingeſperrten Vormittage denke: die Sonne lag fern auf einem hohen Dache, zu uns kam ſie nicht, feſtſitzen mußten wir, wenn uns auch ein verirrtes Frühlingslüftchen mit Drang und Sehnſucht erfüllte. Mehr als einmal ſind mir die Thränen in die Augen gekommen, wenn ich Morgens um ſieben Uhr mit dem Bücherpack durch die Straßen wanderte, rothgolden fiel die Morgenſonne auf die thaubedeckten Gaſſen, die Kaufmannsladen öffneten ſich, Wagen und Reiter ſetzten ſich nach dem Thore in Bewegung, die Soldaten marſchirten mit klingendem Spiele aufs Glacis hinaus, der fröhliche Gaſſenjunge begleitete ſie mit muntern Sprüngen, die ganze ahnungsreiche Welt eines ſchönen Tages ging auf — und ich mußte in die abgeſperrten Zimmer, aus denen kein Entrinnen möglich war.

Es iſt wohl recht traurig, daß man in der Zeit des Lebens, wo man am glücklichſten ſein kann, glücklich ohne Colliſion mit der Polizei und Geiſtlichkeit, daß man juſt in dieſer Zeit ſo viel lernen muß, um ſpäter ein Menſch von Schulbildung zu ſein. Und wie wird das immer bedenklicher: ich empfinde oft inniges Mitleid mit den Jungen, die jetzt noch in den Rinnſteinen herumkriechen! Wenn ſie den ganzen ſogenannten klaſſiſchen Curſus durchmachen ſollen, ſo werden ſie nicht Zeit übrig behalten, ſich die Naſe zu ſchneuzen — was iſt, Gott ſei's geklagt, unterdeß Alles erfunden und nöthig geworden! Das Material der Weltbildung wächſt wie ein üppiges Kleefeld — es werden unermeßliche Reformen im Schulweſen nöthig, und zu Grunde gehen über Kurz oder Lang die Magiſter und die lateiniſchen Schulen. Wenn man nur erſt den Weg finden möchte, daß darüber nicht alles Latein zu Ende geht — man wird Methoden entdecken, nicht mehr als ſechs Jahre für das Bischen Latein zu brauchen, und es wird mancherlei Geographie und Naturkunde bei den Windmühlen und an den Waſſerbächen gelehrt werden; wir müſſen es dahin bringen, daß die Männer nicht mehr mit Angſt und Schrecken an ihre Jugend denken. Dies iſt eine Forderung, und es iſt ein Zeichen der Cultur, daß es ſtets hinreicht, eine Forderung erfunden zu haben, ſie gebiert die Gewähr.

Einſeitig vertheidigen Pädagogen die dumpfen Stuben, das Sitzen und Auswendiglernen, einſeitig verlangen Humaniſten die Freiheit der Jugend, aber laßt den Kampf toben, die Anforderungen der Welt an die Bürger, die Anforderungen der Jugend an die Welt werden einen Vereinigungspunkt finden.

Da ſah ich die Oder wieder in der Ferne durch das Blachfeld ziehen; er hat auch wenig Freude dieſer Fluß: nach einer kurzen, wilden Jugend in den Karpathen- und Sudetenpäſſen durchfurcht er ein gleichgültig flaches Land durch Schleſien, die Mark und Pommern. Er ſieht nur den Theil Schleſiens, der ſehr einfach und ohne Reiz iſt: auf dem Ufer nach Polen hin unterhält ihn noch auf langen Strecken der alte Pathe, der Oderwald, mit knorrigen Eichen und düſterer Stille, Schiffer mit ſlaviſchen Leibern und Worten gehen auf den einſamen Uferwegen mit Seilen und Aexten entlang, entweder um den ſchwerbeladenen Kahn ſtromaufwärts zu trödeln, oder die Heimat in Oberſchleſien aufzuſuchen, wo ſie ein neues Floß zimmern und beſteigen wollen, das ſie hinabfahren. Martätſche nennen ſie es in ihrem Waſſerpolatiſch. — Es iſt keine Freude, dieſen ein ſchwerer Gußregen im Sommer, er iſt dick und bequem, ein guter Hochdeutſcher wird wenig davon überſetzen können.

Den Ruf einer ſoliden Derbheit in allen Aeußerungen genießen übrigens alle Oderbauern, die man auch Oderdeutſche nennt, und man verſteht's ohne Commentar, wenn es heißt: „Ach, er iſt von der Oder her". Das ausdrucksvolle Sprichwort: „Ein Wort und ein Schlag" heißt bei ihnen: „Gib'm an Trabs" will ſagen: Verſetz' ihm Eins ohne Redensarten.

Süße Heimat, ich muß weiter.

7.

Die deutſche Provence.

Man könnte mit demſelben Rechte Schwaben ſo nennen, wenigſtens hat es größere Dichter und bedeutendere Dichterſchulen hervorgebracht als Schleſien, aber der Scherz dieſes Namens für einen Theil meines Heimatländchens ſoll anders motivirt werden, als mit großen Namen und Richtungen.

Wenn man vom Oderſtriche einige Meilen nach Weſten fährt durch Haide und verſtecktes Land, ſo gelangt man bei Liegnitz in den Vorhof des eigentlich ſchönen Schleſien. Sanft anſtrebende, lange Hügelreihen wiegen ſich im Sonnenſcheine, dahinter winken die blauen Hochgebirge, die Kieferwälder ſind in lockend grüne kleine Holzungen verwandelt, weiße Klöſter und Schlöſſer blinken bei einzelnen Wendungen des Weges, Liegnitz, ein freundlicher, heiterer Ort, in ſeiner Form dem lächelnden Leipzig äußerſt ähnlich, empfängt uns, wie es mich ſtets bedünken wollte, mit offenen Armen. Es iſt dies ein Ort heiterer Behaglichkeit. Grüne Wieſenflächen, küchenfreundliches Gartenland, wohl grünende und duftende alte Schattenbäume umgeben den Ort, freundliche Geſichter, ſchöne Mädchen, luſtige Burſche erfüllten ihn. Bei ſchönen Mondabenden hört man bald hier bald da Geſang und Saitenſpiel, die hübſchen, feiſten Kräutermädchen ſitzen vor den Thüren, und weiſen den Scherz nicht ab, auch wenn ſie aufſtehen, Liebespaare ſtreifen unter den Linden hin auf der Promenade, verlieren ſich wohl auch weit hinaus in den mondflimmernden Hag, und die Nachtigallen ſingen beſonders ſchön und zärtlich in Liegnitz.

Es iſt ein zärtlich Volk das ſchleſiſche, es iſt ſein ſchönſtes Genüge, und das, worauf es immer dringt beim Umgange: das Herz mit allen Kleinigkeiten gegenſeitig auszuſchütten,

Und wer's mit hübſchen Worten kann,
Das iſt ein äußerſt hübſcher Mann.

O, wie reich ſind ſie an ſolchen provençaliſchen Vireley's, wie propagiren ſie zärtliche Verſe, wie gerne hätten ſie Minnehöfe und dergleichen, wenn's die Polizei und die Claſſenſteuer geſtatteten. Auch iſt es mir ſtets vorgekommen, als ob die Liebſchaften hier niemals jenes dunkle, hypochondriſche Colorit annähmen, das mit düſterem Nahrungsjammer, pedantiſcher Eintönigkeit, egoiſtiſcher Klage ſolche Bilder abſchreckend macht. Wem iſt's nicht begegnet, daß ihn die liebelockende Mondnacht in Illuſion verſetzt, und der nächſte bleiche Tag erſchreckt hat, wenn ihm Räume und Perſonen der romantiſchen Nacht blaß, bedenklich, zukunftſorgend erſchienen. Ganz anders, immer lächelnd, provençaliſch iſt die Phyſiognomie dieſes ſchleſiſchen Städtchens.

Ich weiß es wohl, wie ſolche Anſicht eine zufällige ſein, auf einigen Specialitäten beruhen kann — iſt's denn aber anders mit der ganzen Welt und Anſchauung derſelben! Und wie oft hab' ich Liegnitz geſehen, und welche zupaſſende Geſchichten hab' ich dort erfahren! Hier nur folgende:

Auch die jungen Männer, welche ſich dort zur Univerſität vorbereiten, zeichneten ſich aus durch eine behagliche Fröhlichkeit, durch ein dralles, hübſches Ausſehen; es war an einem warmen Herbſtabende, als mir einer dieſer Halbſtudenten ſagte: „Komm' mit, wir wollen zu Hannchen gehen, und du ſollſt auch einen Kuß von ihr haben“.

In den Vorſtädten nämlich wohnen die ſogenannten „Kräuter“, welche das ſchöne Gemüſe bauen, womit Liegnitz und Breslau die ganze Provinz verſorgt. Hannchen war ein ſolches Kräutermädchen — ſie ſaß in einer kleinen Scheune auf der Tenne mitten unter Gurken, die ſie ſonderte und auslas. Es war ein rothbackiges, friſches Mädchen mit lebhaften, dunkelblauen Augen; das braune Haar trug ſie unter der gebräuchlichen ſchwarzen Kappe, und es kam nur auf der braunen Stirn zum Vorſchein, das leichte kurze Röckchen ließ ihre kräftigen, blanken Beine bis weit über den Knöchel unbedeckt, das baumwollene rothe Buſentüchlein aber ſchloß züchtig bis unter den Hals, und ließ nur wenig von der weißen Haut ſehen, die nicht in der Sonne verbrannt war. Sie reichte ihrem Liebhaber die Hand, welche ſie frei hatte, zog ihn, den willigen, zu ſich nieder und gab ihm einen und noch einen Schmatz. Dann reichte ſie mir auch die Hand und hieß mich willkommen, und erzählte vom Gemüſe, und von Nachbars Lorchen, die nun auch einen Liebſten habe, und daß ſie ſpät Feierabend machen könnte, wenn wir nicht klug ſein und die Gurken unterſcheiden lernen, und ihr ausleſen helfen wollten. Wir ließen uns belehren und halfen, und nahmen ihre Verweiſe der Stadtkinder freundlich hin. So wurden wir dann fertig, und meinem Begleiter waren ſo und ſo viele Küſſe zugeſagt — ich hielt es für angemeſſen, mir den meinen auszahlen zu laſſen, was ſie denn auch harmlos auf ihres Liebſten Anweiſung that, und mich fortzubegeben; ſie wollten ſpazieren gehen —

Nach mehreren Jahren kam ich wieder mal durch Liegnitz, und ging in die Kräutergaſſe hinaus, um Hannchen zu beſuchen. Ich wußte es, daß der Liebſte auf eine ferne Univerſität gegangen ſei — Hannchen war im Garten und grub die Erde um. Sie war nicht viel älter geworden, und kannte mich gleich wieder. Mit einem freundlichen Lächeln, das ſich in dem arbeitsrothen

Geſichte gar anmuthig ausnahm, reichte ſie mir die Hand, die warm und ſchwielig war vom Grabſcheit, und fragte, wie's ihm ginge. Ich mußt' ihr erzählen, was ich konnte — er hatte ihr beim Abſchied einen Kuß gegeben, und damit war's aus geweſen; 's iſt mir recht nah gegangen, meinte ſie, daß er fort mußte; na, wenn's ihm nur gut geht, hübſche Mädchen wird er ſchon finden, er ſah gar „ſchmuck“ aus, mein Liebſter, nicht?

Das war Alles; und giebt es mehr? Wer liebt wohl beſſer: Hannchen oder die Eboli?

Es war juſt eine Mondnacht, als ich diesmal durch Liegnitz ſchritt, und ich fand Alles beim Alten. Hochidealiſtiſch ſind die ſchleſiſchen Provençalen nicht, das mag wahr ſein, aber was thut's? Idealiſtiſch ſein iſt ja auch nur eine Eigenſchaft, Petrarca, dieſer natürliche Sohn der Provençalen, der das Coquettiren mit dem Ideale bis ins Unwahrſcheinliche, und ganz und gar anders als ſeine Vorbilder trieb, iſt bekanntlich ein ganz anderer Menſch geweſen zu Avignon und Padua als in ſeinen Sonetten, ein Mann ſehr vergnüglicher Realität, der nur für ſeine Gedichte ein idealiſtiſches Schema hatte. Warum ſoll ich es nicht erzählen, daß ich damals unter einer großen Linde einen jungen Fant, die Guitarre im Arme, ſtehen ſah, welcher ungefähr mit folgenden Worten den Idealismus herausforderte:

Durch die Nebel ſcheint der Mond
In die nächtlich ſtillen Straßen —
Schien nicht damals auch der Mond,
Als wir nah' beiſammen ſaßen?

Sprechen die Leute nicht viel davon
Von des Geiſtes Kraft und Genüge,
Vor des Herzens tiefinnerſtem Ton,
Welcher die Luſt durch die Lüfte trüge?! —

Liebe gäb's nicht ohne ihn!
Aber ein einzig Blicken und Küſſen,
Ein einziges An'sherzezieh'n,
Laſſen mich Mond und Nebel miſſen.

Es war eine grüne, jugendliche Baßſtimme — und ſoll ich's bekennen, ſie zerſtörte mir alle Illuſion, ich eilte, den Wagen zu erreichen.

Ueberall und überall Dualismus, auch in der Liebe —

Nehmt uns das Herz mit ſeinen Träumen
Und die Geiſter in ſäuſelnden Bäumen,
Und des Nebels ſchimmernden Duft,
Alle die tauſend Stimmen der Luft,
Was iſt uns dann übrig blieben
Von der Gottheit und vom Lieben?

Die Verſchiedenheiten, der Streit und Gegenſatz, der Kampf und das Ringen nach Urtheil ſind am Ende all unſer Reiz, vergeßt es nicht im Kampfe, damit ihr über ihn treten und leben möget.

Damit erwacht' ich am Morgen, und tröſtlich grüßte der dunkelblaue Zobtenberg, der mir zur Seite lag. Mitten im Lande, ein Prophet des Wetters und blauer Ferne ſpricht er täglich zu ſeinen Landsleuten, dieſer älteſte Schleſier, und es iſt ſehr Unrecht, daß ihn der Volksdialekt den „Zoten“ nennt.

Auch er bringt meiner Erinnerung ein Stück provençaliſchen Lebens, Lieder und Turniere, Schwerter und Freudenhöfe, leider auch ſchwere Beſoffenheit, den deutſchen Zuſatz.

Die Breslauer Studenten halten alljährlich einen Commerce an ſeinem Fuße in toller Maskerade, wie beim römiſchen Faſching ziehen ſie zu Roß und Wagen im duftenden Monat Juni aus, und Breslau ſtaunt der unpolizeilichen Geſtalten. Viel Witz und Abwechslung wird da entwickelt, Don Quixote und Sancho treten leibhaftig auf wie in der Mancha, und das Vergnügen an zweckloſer Thorheit kommt vielleicht in unſerem ganzen Vaterlande nicht ſo heiter zum Vorſchein, als bei jenen Zobten-Commercen. Man muß die Chauſſee nach Schweidnitz hin geſehen haben an ſolchem Tage: der magere Beutel oder Credit der Muſenſöhne reicht bei den meiſten für Pferd oder Wagen nicht weiter als bis zum nächſten Dorfe. Von da ſchleichen ſich nun die heterogenſten Masken auf endloſe Bauernwagen: die Dirne ſitzt auf dem Leiterbaume, ledig des Kopfputzes und das kecke, kurze Studentenhaar, der Schnurrbart und die Pfeife ſehen wie ein anderes Geſchlecht auf die kattunene Unterpartie, brennend rothe Doctoren aus Sevilla gehen jungen Schrittes auf dem Fußwege, tragen die Allongeperrücke in der Hand, erquicken die Mähderinnen auf der Wieſe mit kräftigem Ungar aus den Medicinflaſchen, Mars hat ſich einen Bauernklepper gemiethet, ſingt tiroleriſch, und bittet die zu Fuß gehende Minerva, unter deren Göttergewande bedenklich irdiſche Pantalons zum Vorſchein kommen, um etwas Schwamm. Der Beſitzer des Gauls, welcher der Sicherheit wegen nebenher geht, trägt den unſterblichen Helm und die rothe Tabaksblaſe.

8.

Die commerſchirende Provence.

> Klingt es auch nur wie Gedichte,
> Doch iſt's wirkliche Geſchichte —
> Sind nicht alle Heldenthaten,
> Wenn ſie ganz und wohl gerathen,
> Fabelhaft und wunderbar?
> Die Studenten mit ihren Scherzen
> Waren der Menſchheit blanke Herzen,
> Thörichte, reizende, blank und bar.

So kamen wir Götter und Provençalen denn des Abends in einem Orte an, wo die Wege nach Breslau, Schweidnitz und Zobten zuſammentreffen, auf dieſem Kreuzwege ſteht ein Dorf, das in der Sprache vom Oc „Merſchelwitz" heißt. Es iſt zu erwähnen, daß der Schleſier das Wörtchen „ock" gebraucht, wo die andern Deutſchen „nur" ſagen. Alſo den erſten Tag geht's „ock" bis Merſchelwitz, der bunte Schwarm von Hunderten würde keinen Raum zum Nachtlager finden, er wählt alſo den ſicheren Ausweg, kein's zu ſuchen. Die Nacht wird ſüß verſchwärmt bei unſterblichen Spielen. Es ſind hier weniger griechiſche, noch Saitenſpiele, noch Pfänderſpiele gemeint, ſondern Lanzknecht, das reizende, und Pharao, der Träumer von ſieben fetten und ſieben magern Kühen. Lanzknecht iſt urſprünglich ein Repetitorium mittelalterlicher Inſtitutionen geweſen, man hat ſich's vergegenwärtigt, wie die Fürſten und Herren mit ihren Lanzenknechten auf Krieg und Beute ausgezogen ſind, man hat ſich die Sitten dieſer romantiſchen Ideale nachgebildet, und ſo iſt mit einigen modernen Zuſätzen von Silbergroſchen und Aehnlichem das holde Spiel entſtanden.

Es iſt nicht zu ſagen, in welch mannigfachem Derangement, in welch ſüßer Verwirrung die Coſtüme und Geſtalten jener Nacht geſehen werden. Mars ohne Mantel hat ſeinen letzten Silbergroſchen verloren, und verſucht ſeinen Credit bei einigen ſchüchternen Erdenſöhnen, die ſeinen „Sturz“ und ſeinen Arm ſcheuen, Minerva, tief im Negligé, macht gute Taillen und iſt voll Würde; Gewinn belangt, die Luſtigen der Geſellſchaft haben Alles verloren, und verſpotten das Glück, ſetzen ſich zuſammen, ſingen und ſcherzen, und fragen nebenher ganz in der Stille bei Dieſem und Jenem an, ob er ihnen mit ein paar Groſchen helfen könne. Iſt das geſchehen und haben ſie erſt wieder ein kleines jeu für Anfänger zuſammen, dann ſchweigt die Laune, die Begier iſt ſtumm — im andern Winkel des Hauſes beginnt der unterbrochene Jubel bei denen, die eben ausgebeutet ſind. Um und um ſchwebt der blaue Qualm, die Effecten des Anzugs liegen in ſüßer Unbefangenheit durcheinander, Viertonnen ſind Tiſche und Stühle, wo es an dieſen fehlt, hier und da liegt unter der hölzernen Bank ein Mattgewordener, ein Abgefallener, wüſter Schlaf lähmt Miene und Glieder — ſo findet die Morgenſonne das Wirthshaus von Merſchelwitz und ihre erſten Strahlen jagen Alles zum Aufbruch empor. Uebernächtig, aber von jugendlicher Kraft getragen, zieht die Karawane von der Heerſtraße ab direct auf den Zobten zu, der majeſtätiſch und immer größer aus dem Morgen hervortritt. Zwei kleinere Genoſſen, der Kelſchen- und Geiersberg, die man aus der Ferne gar nicht merkt, produciren ſich neben dem Hauptberge — ſo geht's mit allen Berühmtheiten: ſie erſcheinen in der Weite ſo ſehr als Ganzes und Eines, daß man nicht fragt nach Frau und Kindern, nach Nachbar und Freund, welche vielleicht ein gut Theil der Größe mitgeſchaffen haben. Es iſt auch nicht nöthig: das ſind ſehr kleine Hiſtoriker, welche einen großen Mann aus zufälligen Umgebungen, Hilfen und Werkzeugen erklären; der wahre Mittelpunkt der Größe findet andere, wenn er dieſe nicht hat, er ſchafft ſie erſt zu dem Vereine; Mittel ſind für Alles da; aber jenes Ewige, das die Größe macht, iſt ſo ſelten wie der Held mit Schwert oder Feder. Sie ſagen, Mirabeau wäre nichts ohne ſeinen Secretär geweſen, Napoleon nichts ohne ſeine Marſchälle und Dies und Jenes, Goethe nichts ohne Merck! Die hätten Andere gefunden und geſchaffen. Genie iſt Gottheit, welche Menſchen macht, auch wenn ſie dieſelben nur zu finden ſcheint.

Der Zobten iſt doch die Hauptſache, ſchrie der Chor. Jetzt war ziemlich Alles zu Fuß, und ob das Eigenthum auch die Nacht hindurch grell gewechſelt hat, der Sonne Gold tröſtet Alle, ſie jubeln mit den Lerchen um die Wette.

Sobald man des unſcheinbaren Städtchens Zobten anſichtig wird, welches beſcheiden am Fuße des Berges liegt, ordnet ſich das Heer ein wenig, die Präſides ſchieben ihre großen Stiefel an, ſchnallen die Stürmer auf, ziehen die Schläger aus der Scheide. Wenn der äußerſte Zobtener Vorpoſten dies Flimmern im Sonnenſtrahle ſieht, ſetzt er die Lunte auf und brummige Böllerſchläge begrüßen die neue Herrſchaft, denn Zobten verfällt in voller Rechtswahrheit den neuen Eroberern. Am Thore harrt die Unſchuld, die jedoch höchſtens zehn Jahre alt ſein darf, in weiß gewaſchenen Gewändern mit grünen Guirlanden und empfängt die Sieger — alles übrige Frauenzimmer iſt aus der Stadt geflüchtet. Ich muß zugeſtehen, daß dieſer Zug nicht ganz provençaliſch iſt. Auf dem Markte begrüßt der Herr Bürgermeiſter die neuen Herren mit einer Rede, und übergiebt ihnen die Stadt, ſie wird in einer feierlichen Gegenrede mit Haus und Hof, Familie und Nothdurft angenommen — das neue Regiment beginnt.

Ich brauchte nun Homeriſchen Schwung und Raum, um euch Details zu ſingen von dem Lager bei Troja, und wie ſich die Helden reckten und dehnten, wie ſie ihre Fechterſpiele trieben, wie Therſytes verhöhnt wurde, Ajax brüllte, Odyſſeus und Diomedes intriguirten bei den Lanzknechttiſchen, die an den Straßenecken ſtanden, wie die Wechslerbänke im Vorhofe des Salomoniſchen Tempels. Begleitet mich in das Zelt Agamemnon's, ins Hauptquartier der Präſides, welches einem Seifenſieder gehörte, und wo die Führer ruhten, und Pläne wälzten in ihren Herzen. Man fühlt ſich ſicher: zwei trojaniſche Jünglinge, bartloſe Kriegsgefangene, halten Wacht an der Thür, ſie ſind die Blüthe Zobten'ſcher Jugend, und man hat ſie ſchwarz angeſtrichen von oben bis unten. Es iſt nicht meine Schuld, wenn die Zeitalter ein wenig durcheinander geworfen werden, Klaſſiſches und Romantiſches bunt durcheinander geht: es waren Philologen und Theologen und Neologen im Zelte des Atriden. „Lucifer“ hieß der eine Jüngling, „Unſinn“ leider der andere. Nach barbariſcher alter Weiſe hatte man ihnen den Gebrauch der Sprache verboten bis auf zwei Redensarten: Unſinn mußte auf alle Anfragen erwidern: „Warum denn dieſes nicht!“ Lucifer aber hatte zu antworten: „Salomo ſagt: Das Weib iſt bitter“.

Wenn alſo Lucifer gefragt wurde von einem vorübergehenden Argiver, ob der göttliche Peleide, der Baron von Achilles zu Hauſe ſei, ſo mußte er ſprechen: Salomo ſagt: Das Weib iſt bitter — und wenn ein leichtſinniger Fant von der lotriſchen Grenze zu „Unſinn“ trat, und inſinuirte ihm die Redensart: Ihr Trojaner aus Zobten ſeid Geſindel und euer Braunbier iſt, wie man in Schleſien ſagt, Jauche! ſo mußte dieſer erwidern: Warum denn dieſes nicht! Verfehlten es die Jungen, ſo wurden ſie geſtäupt; — ich ſag' es ungern und verſchweige die Ceremonie. Innen aber im Zelte Agamemnon's beim Seifenſieder Schmalz ging's luſtig her; auf dem Hofe brannte ein großes Feuer, daran wurde ein ganzer Hammel gebraten — Homer würde ſagen: ein Schöps — und es erhoben ſich voreilig mancherlei Finger nach dem lecker bereiteten Thiere. Die Edlen, welche in gefälligem Negligé um das Feuer ruhten — Waffen und Rüſtungen lagen bei Seite — pflogen harmloſe Reden über die Feier des Sieges, welche bald vor ſich gehen ſollte, und über die Schulden der Völker, welche noch von früheren Eroberungen in Zobten reſtirten. Auch tranken ſie Gurkauer Lagerbier aus ſtattlichen Gläſern, und die Zeit verſtrich ihnen lieblich; beſonders Ajax aus der Gegend von Hundsfeld betheuerte öfter, er befände ſich comfortabel. Kam denn auch Kunde von einzelnem Aufruhr und von Entzweiung der Völker, man ließ ſich nicht ſtören, Verklagte und Kläger blieben raſten im Zelt des Atriden, beſonders als Madame Schmalz anhub den Schöps zu tranchiren.

Als Helios mit dem flammenhufigen Geſpann tiefer hinabgeeilt war gegen die ſächſiſche Grenze, begann die eigentliche, ſolenne Siegesfeier auf offenem Markte, welche genannt wird der Zobtener Commerce — erzählt es ihr Sterne, wie ihr die Helden noch trinken ſahet und hörtet ſpät am Abende, es zitterten die kleinen Häuſer, aber die Herzen der Argiver lachten, und Niemand erkältete ſich.

Nacht war's geworden, bleierner Schlaf lag auf vieler Recken Glieder, die ſorglos niedergeſunken waren, wo ihnen die Mattigkeit das Herz berührt, hell ſchien der Mond, die Lüfte ſäuſelten weich und lind aufwärts, um den unglücklichen Göttern, welche es gehalten hatten mit Priam's Burg, Kunde zu bringen vom tragiſchen Ende, nur des olympiſchen Zeus behagliches Lächeln bebte wollüſtig durch die Schöpfung, da ging ich mit einigen Genoſſen durch das ſkäiſche Thor hinaus, an der bekannten Eiche vorüber, der Göttervater hatte uns Kraft erhalten, wir wollten den Berg noch beſteigen.

Und als wir in den ſchwarzen Bergwald traten, da wechſelten die Zeiten, wie meilenentfernte Vergangenheit lag das Homer'ſche Epos ſchlafend hinter und unter uns, Landleute, welche ſich zu uns geſellten, theilten uns mit, wir lebten in einer chriſtlichen Epoche, und oben in der Capelle des Berges beginne mit anbrechendem Morgen das Feſt des Heiligen, welcher das Zobtener Gebiet beſchütze. Wie Nebel fiel es von unſern Augen, wie ein Traum künſtlicher Schulzeit — fern aus dem Walde drang das Jodeln einzelner Kameraden wie der unberufene Geſang einer Nachtigall, die ſich auf dem Fliederbaume an der Kirche niedergelaſſen hat, und in die Orgelklänge ſingt; denn von der andern Seite des Berges trug der parteiloſe Schall den monotonen Geſang einer Prozeſſion — weiß flog das neue Weltlicht über den Himmel, es ward Morgen. Mitten unter Landleuten befanden wir uns auf der Spitze des Berges, das Rieſengebirge in dunklen Maſſen ſtieg vor uns auf, und der Tag hob einen Schleier nach dem andern von der mannigfachen Gegend, der hohe Thurm von Schweidnitz enthüllte ſich, über die weiten, bunten Felder nach Breslau zu ſchoß der erſte Sonnenſtrahl, die Welt dampfte in friſcher Morgenfrühe, die Lerchen erhoben ſich, und weicher, bittender Kirchengeſang ſtieg neben uns auf. Die bleichen Geſichter, die abenteuerliche Tracht der Genoſſen gaben das Bild verſchollener Barbaren — die Mannigfaltigkeit unſerer Zuſtände trat vor meine Blicke wie ein Arlequin mit tauſend Farben, der beim Tagesſchimmer vom Balle kehrt, ſeinen Mantel verloren hat, und nicht weiß, ob er ſich ſchämen ſoll vor dem heimziehenden Nachtwächter.

Ich ging ſeitwärts in den Wald hinein, und kam zu einer grünen Holzblöße, von wo man hinabſehen konnte nach dem Städtchen. Hier ſaß ein Landmädchen im thauigen Graſe, ſtarr ſah ſie ins Land hinunter, ſie wartete auf den Geliebten, welcher ſonſt regelmäßig zum Capellenfeſte gekommen, aber das letzte Jahr ausgeblieben war. Er wohnte dort am Fuße des Berges, wo die Sonne aufging, ſie aber an jener, wo ſie unterging.

Wir warteten recht lange; ich ſah unten auf der Straße die Studenten in kleinen Trupps langſam heimwärts ziehen, hier und da blieb einer ermattet ſitzen — wilde Freude endet ſchlaff.

Er kommt nicht, ſagte ſie endlich, die arme Dirne, und ging in den Wald hinein —

Was Alles bewegt die Menſchen! und du goldene Sonne, die immer heißer wurde, biſt ſtets dieſelbe, biſt dieſelbe geweſen auf dem Felde von Troja, auf den Schlöſſern der Provence, auf den Bergen und Feldern Schleſiens, tröſte mich, Sonne!

9.

Carl Schall.

In dieſem Widerſtreit ward eine Erinnerung in mir lebendig; ſie heißt Carl Schall.

Carl Schall war ein ſehr merkwürdiger Mann und ſtarb im Spätſommer 1833 in der guten Stadt Breslau im Lande Schleſien, wo er geliebt, gelacht, gegeſſen und gelitten hat. Drei oder vier kleine Luſtſpiele ſind von ihm geſchrieben worden, welche noch heute Freude machen, er hat überhaupt vielen Menſchen Freude gemacht, es war ſein Amt, das er gewiſſenhaft verwaltete. Ein großer Freudenmarſchall iſt in ihm verſtorben, ich halte es für unſere Schuldigkeit, den ſchwarzen Frack und ſchwarze Glacéhandſchuhe anzuziehen, die Citrone in die Hand zu nehmen, und ihm eine Morgenſtunde der Begleitung zu widmen. Wir werden nicht kindiſch bürgerlich weinen, und uns wie gefährliche Schauſpieler geberden, welche um jeden Preis einen Applaus wollen; das würde Schall's fröhliche Seele ſchlecht erfreuen, das würde ihn bedauern laſſen, uns nicht noch einmal auslachen zu können, und was nicht zu ändern iſt, ſoll man nicht bedauern.

Aber eh' ich an dies Geſchäft gehe, dem luſtigen Carl Schall, Breslaus Sir John Falſtaff mit dem unerſchöpflichen Gelächter, ein Plätzchen auf dem Père la Chaise zu ſuchen, muß ich meine Verwunderung darüber ausſprechen, daß mir ſeine letzten und nächſten Freunde Raum dazu laſſen. Denn zu dieſen gehörte ich nicht, ja ich war ſogar als polemiſcher Schriftſteller ein ſchonungsloſer Widerſacher vom heitern Schall, es iſt ſehr lang her, daß ich das letzte Beefſteak mit ihm aß auf ſeiner Junggeſellenſerviette, wie er zu ſagen pflegte. Und ein paar abgekochte Worte alltäglicher Hausmannskoſt abgerechnet, wie man ſie jedem halbwegs reputirlichen Todten ſpendet, der mit der halben Schule begraben wird, haben ſie über den verſtorbenen Freund nichts zu ſagen gewußt, oder richtiger nichts zu ſagen gewagt.

Und wenn ich mit Schall geſündigt hätte gegen die Geſellſchaft, wie ich es nicht gethan, ſondern wie ich's ihm vorgeworfen, ich hätte eine Rede aufgeſetzt voll ſchwarz und weißer, trauriger und luſtiger Worte, und hätte ſie mit lauter Stimme an ſeinem Grabe gehalten, und hätte ein paar meiner beſten Thränen auf ſeinen Sarg geweint, und hätte unter Schmerz und Freude und Zorn und Lachen den ſtummen Breslauern geſagt, daß ſie den liebenswürdigſten Narren, und darum ſehr viel verloren hätten an Carl Schall. Wahrlich, das hätte ich gethan, wäre ich in Breslau geweſen, als man den todten, dicken Sir John von ſeiner alten Engelsburg zum letzten Mal hinausfuhr vor das Thor, und ihm den ewig heitern Mund mit erſtickender Erde bedeckte.

Als man ſie aufforderte, ihm ein Epitaphium zu ſetzen, da haben ſie die glatten, ſchwarzen Achſeln gezuckt, und gemeint, er habe ja nichts für die Welt gethan, als ein paar Luſtſpiele geſchrieben und ſehr viel roſenrothe Billets — wie käme die Welt dazu, Notiz von ſeinem Tode zu nehmen!

Das klingt ſtaatsbürgerlicher, als man's von Schall's Freunden hätte erwarten ſollen, aber hätten ſie ein wenig mehr

Blut gehabt, ſo würden ſie nicht ſo ſtaatsbürgerlich geſprochen haben. Wenn man ein Mädchen vorübertrüge im ſchwarzen Kaſten und die alten Weiber ſtreuten Häckerling hinterdrein, und Alles wich ſeitab von dem todten Mädchen, und ich erkännte in ihr eine alte Geliebte, die einſt mein Aug' und mein Herz erfreut hätte, ſo würd' ich allein auf heller Straße ihren Sarg umfaſſen, ihr Lebewohl ſagen, ja wenn ich einen alten Freund, der unterdeß ein Schuft geworden, auf dem Schaffot wiederſähe, ich würde ihn umarmen, weil er einſt meine beſten Gefühle bewegt. Und Schleſiens braven, lieben Schall haben ſie begraben laſſen, und den Mund nicht zu öffnen gewagt, und doch hat er außer den Luſtſpielen und den roſenrothen Billets ihnen ſo unſäglich viel Freude gemacht.

Es war Alles roſenroth an ihm, er hat aller Welt Vergnügen bereitet, und iſt mit aller Welt in Berührung gekommen, und das iſt ſein großes Verdienſt, welches ihn der eifrigſten Nachrede würdig macht. Wir können nicht Alle auf gleiche Art wirken und die Menſchheit hat tauſend Zugänge. Ein ganzes Land voll Menſchen weiß von jenem freundlich leuchtenden Sterne am Mittagshimmel nichts Nützliches, keine That zu erzählen, aber er hat tauſend und wieder tauſend Liebhabern geleuchtet, und ſie haben in ſeinem Schein die Seele, das Auge ihres Liebchens geſehen und geküßt, und wenn der Stern heut untergeht, ſo werden ſie viel von ihm erzählen, und dann nichts weiter anzugeben wiſſen, was er gethan, als daß er ihnen freundlich geleuchtet. Carl Schall hat durch ſeine unermüdlichen kleinen Worte, die er in ſeinen Luſtſpielen Contretänze, in ſeinen kleinen Aufſätzen die zierlichſten Pas, in ſeinen Vorleſungen bunte Polonaiſen tanzen ließ, die als ſcheckige Arlequins in ſeinen Billets herumſprangen, ſo viel Luſt und flüchtiges Glück geſchaffen, daß er ſich mit manchem guten Schriftſteller darin meſſen kann. Ich möchte z. B. viel lieber Schall's Nürnberger Waare als des hochſeligen Knigge unverſchämt lügneriſchen „Umgang mit Menſchen“ fabricirt haben.

Für ſeine Luſtſpiele iſt ihm vielleicht nur ein kleines Eckchen in einer ausführlichen Literaturgeſchichte anzuweiſen, aber in einem Journal, das von und mit den kommenden und fliegenden Tagen lebt, in einem Buche, das die Zeit ſchildert, verdient Carl Schall, die luſtige Perſon Schleſiens, einen wichtigen Platz. Er iſt eine volle hiſtoriſche Erſcheinung zu Breslau geweſen, und er war ein breiter, umfangreicher Mann, es iſt alſo ein geräumiger Platz leer geworden, ſeit ſie ihn hinausgetragen haben auf den Kirchhof.

Carl Schall war aus Breslau ſelbſt, ſein Vater war ein nicht unvermögender Kaufmann, und ſein luſtiger Sohn mußte kurze Waaren verkaufen lernen, und das lernte er ſo gut, daß er ſich nie mit etwas Großem abgeben konnte, und bis an ſeinen Tod mit kurzen Waaren handelte. Aber er hatte ein weit größeres Talent zum Verſchenken, als zum Verkaufen, und wenn ſein Vater nicht bei Zeiten geſtorben wäre, ſo hätte er den ganzen Laden an ſeine Kaffee- und Theater- und Ecken-Bekanntſchaften verſchenkt. Denn er hatte ein ſehr weiches, empfängliches Herz, war voll ſenſibler Schwächen, und war von Jugend auf ein Dilettant des Schönen, der Schönen und der ſchönen Künſte. Sobald ſein Vater geſtorben war und ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, verwendete er all ſeine Aufmerkſamkeit auf das Theater, und er kannte alle Stücke, die ſeit jener Zeit auf den Brettern erſchienen waren, und den Charakter der Actricen, welche darin agirt hatten, bis ins Detail.

Er begann ſeinen Herzensdrang auszuſtrömen in ſchuldloſen Charaden, hinter denen ſüße Worte und Namen ſteckten, in ſchwärmeriſch appetitlichen kleinen Gedichten, in empfindſamen Recenſionen, mit denen er dem Leſſing und ſeinen Lampengöttinnen huldigte. Dabei ſtudirte er Dramaturgie, las den Goethe und die romantiſche Neuber, las und lernte Engliſch und Franzöſiſch, durchritt alle Geſchichtswerke, und lernte Jahreszahlen und verſpeiſte dabei Windbeutel, machte Verſe früh und ſpät, fuhr Schlittſchuh, tanzte wie ein Gott, war beweglich, manierlich, generös, galant, liebenswürdig, fleißig, luſtig — Alles in einem Athem, Alles binnen vierundzwanzig Stunden. Wo er ein ſchönes Mädchen ſah, oder nur einen hübſchen Fuß, eine zierliche Wade, eine artige Hand, da eilte er hinzu und ſagte Süßigkeiten und war unerſchöpflich in Galanterien; wo eine bedeutende Schauſpielerin oder Sängerin ſich zeigte, da erſchien er hinter der Couliſſe, ſchrieb ſogleich ein Lobgedicht mit der engliſchen Bleifeder auf ſeine Pergamenttafel, überreichte es, arrangirte Partien, ließ Champagner und Toaſte ſprühen, kurz war ein Tauſendſappermenter.

Wenn er von dieſem Thema erzählte, ſo war er unerſchöpflich, und erſann mit poetiſcher Freiheit Geſchichten, gegen welche die loſen Dinge des Boccaccio jungfräuliche Verſuche waren. Der Mittelpunkt dieſer Geſchichten war immer das kleine, gebückte Breslauer Theater mit ſeinen Winkeln und dunkeln Stellen, und der Mittelpunkt des Theaters die verſtorbene Bethmann, der zu Liebe er ganze Bändchen hochgeſchürzter, munterer Begebenheiten componirte. Wenn ſeine Compoſition den Gipfel der Dreiſtigkeit erſtiegen hatte, dann ſchloß er ſie mit der kühnſten Farce, wie er einſt in der Zauberflöte einen Bären geſpielt, und aufgelöſt in Entzücken und Liebe zur Kunſt die Bethmann als Königin der Nacht geſucht, und hinter dem halb deckenden Vorhange zwiſchen Waſſer und Feuer in der letzten Scene der Zauberflöte gefunden, und umarmt und geküßt und wieder umarmt und geküßt habe. Dazwiſchen hätte von ihnen nur durch eine halbe gemalte Wand getrennt, Tamino und Pamina ſehr erbaulich geſungen, von den Feuersgluthen und den Waſſerfluthen, und die Breslauer hätten ſehr andächtig Bravo gerufen, die Bethmann aber, ein geniales Weib — wie er ſie nannte — habe fortwährend gelacht, und ihn erſt fortgejagt, als ihr Stichwort gekommen, und darauf geſungen wie ein Engel.

Und wenn er das erzählte, ſo lief er erſchütterlich lachend auf Händen und Füßen um den Tiſch, und ſagte: ſo ſei er in die Couliſſen gelaufen, als die nächtliche Königin ans Licht getreten.

Er war einer der beſten Schauſpieler unter den Schriftſtellern, die ich geſehen habe, obwol ihm Alles Aeußere dazu fehlte. Ich habe ihn zwar erſt in ſeinen ſpäteren Jahren kennen gelernt, wo die Dicke ſeines Leibes und Geſichtes allen Ausdruck mit einem augloſen Schwamme überzogen hatte, aber es iſt wahrſcheinlich, daß er immer häßlich war. Davon iſt nur ein feiner, zierlicher Fuß und eine durchaus vornehme Haltung des Körpers und eine mäßig hübſche Hand auszunehmen. Ob er Jenes, die Notiz von der Häßlichkeit, wußte, weiß ich nicht, denn wenn er auch ſpottend davon ſprach, ſo war es doch jener Spott, der auf Widerlegung harrt, dies Letztere, ſeine Vorzüge, kannte er fürtrefflich, und er fing noch oft an, eine Gavotte zu tanzen, die Arme auszubreiten, und einen Fandango zu ſingen. Dabei wußte man immer nicht, welchem Eindrucke man ſich hingeben ſollte, denn es war unglaublich komiſch, wenn der erregte Sturm auf dem Meer ſeines Leibes durch die ſchlotternden Backen bis an die dicken Thränenſäcke, die letzten Dünen, brandete, und es war rührend, wie viel verborgene Grazie aus den unfügſamen Formen ſchüchtern herausſah. Seine äußere Erſcheinung war bis in all ihre Thätigkeiten der koloſſalſte Materialismus, den man ſich denken konnte, und es iſt nicht zu leugnen, daß er einen Theil ſeines Renommées dieſen argen Contraſten an ſich zu verdanken hatte. Seine Mannesgröße war ganz ſtattlich, und der Umfang ſeines Leibes und die in kurzen Sätzen entſchloſſen ſtapfenden Beine gaben ihm ein ganz nachdrückliches, honorables, geſättigtes Anſehen. Aber auf einem kurzen, dicken Halſe ſaß nun ein Ausbund von Kopf, der durchaus nicht zu rangiren war, eine verworrene, dumpfe Fleiſchmaſſe, in welcher ſich höchſt zufällig ein Paar kleine Augen befanden, die auf jeden Fall nur zum Herausſehen und gar nicht zum Hineinſehen eingerichtet waren. Wollte man ſich ſeiner ſchnell entledigen, und ihn einem feiſten Pater Superior aufſetzen, der das durchſichtige Chriſtenthum populär zu machen trachtet und die Gaben Gottes mit Andacht und Induſtrie genießt, ſo widerſprachen einzelne cultivirte Partien ſeines Geſichts, die ſich bei der oder jener Wendung des Geſprächs aus dem Tohuwabohu ſeines Antlitzes entwickelten. Nur wenn er ſchwieg, war ſein Geſicht das unerfreuliche Chaos der ungeſchaffenen Erde, das wußte er aber vortrefflich und ſchwieg nie. Schall und Sprechen waren ſo verwandte Begriffe, wie Mädchen und Liebe. Das breite Fleiſchterrain ſeines Geſichts benutzte er auch wie ein Feldherr, der die verſchiedenartigſten Truppenmaſſen entwickelt, ich habe die merkwürdigſten Parteienſchlachten von Gefühlen und Regungen auf dieſem Schlachtfelde, dem Antlitze Carl Schall's, ſchlagen ſehen. Und doch erinnerte das glatzenartige Haupt, auf welchem nur malcontentes, kurzes Geſtrüpp von einer unerſprießlichen grauen Farbe wuchs, doch erinnerte dies wieder an den Prälaten, dem nur einiges dürres Gras über das Grab der Tonſur gewachſen ſei. Ein Moslem hätte es mit dem weichen Turban bedeckt, ein Hindu hätte ſo lang geſalbt und gebadet, bis es weich und ſchön geworden wäre. Namentlich wenn ich mit ihm aß, und ſeinen Cölibatszuſtand in der Nähe ſah, da iſt es mir oft eingefallen, ob nicht Schall irgend ſolch ein alter verſchollener Kirchenvater ſei, der ſich am Chriſtenthum vergangen habe mit einem hübſchen Mädchen, und nicht eher ſterben dürfe, als bis das tauſendjährige Reich eintrete. Und als ich auf der Moldaubrücke in Prag die Nachricht ſeines Todes hörte, da fing es fürchterlich an zu regnen und zu ſtürmen, und Kaiſer Franz machte oben auf dem Hradſchin, wo er ſich ſeit Jahren wieder einmal befand, ſein Fenſter zu, neben mir ſprach ein Pfaff als Erwiderung des Grußes: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt", „In Ewigkeit. Amen" und ich dachte an den Eintritt des tauſendjährigen Reiches, ich dachte an Schall's chriſtlichen Kopf und unſere kirchenhiſtoriſchen Mittageſſen. Nur einem Chriſten konnte die Dogmatik das Antlitz ſo bis zu den ſtumpfen Linien malträtirt haben, nur ein Chriſt konnte ſich durch ein ſo reelles Mittageſſen alſo entſchädigen, wie Schall es that. Dieſes Mittageſſen gehört zu ſeinem Charakter, ich ſchildere damit eine Rarität in unſerer gewöhnlichen Zeit; ſein Lever hab' ich nie belauſchen können, ich muß mich an ſein Diner halten.

Unſere Freundſchaft blühte am üppigſten in einem heißen Sommer, und ich fand ihn immer ſehr aufgelöſt in einem leichten griechiſchen Negligée, das heißt er trug nichts als ein leichtſinniges Hemd und ein Paar verführeriſche Leinwandhoſen, ſüdliche Inexpreſſibles. Sonſt ſteuerte er ledig aller Bande, Luft ſuchend im Zimmer umher, und klagte über Mangel an Appetit. Ein halber Bäckerladen an Semmel und Brot war aufgehäuft, kaum konnten zwei Flaſchen Roth- und zwei ditto Weiß-Wein ihre Hälſe darüber hinausſtrecken. Und nun erſchien der kleine Bediente, welcher des Morgens die Liebes- und Klatſchgeſchichten in den Billets forttrug nach den Breslauer Boudoirs und die Weltgeſchichte, die Zeitungen, von der Poſt holte. Jetzt brachte er die Suppe, einen Archipelagus von Fleiſchinſeln und Kraftbrühe. Schall band ſich die Serviette feierlich um den Hals, und man ſah's an dieſem erſten Actus, daß es auf eine ernſthafte Expedition abgeſehen ſei, er ging nicht unbedachtſam gleich einem ſchlanken Hungerleider wie ich, der die Serviette nur halb entfaltet aufs Knie legte, an dies wichtige Werk. Dann überzeugte er ſich durch einiges Ausholen und Renken mit Armen und Hals, ob alle nöthigen Hilfsorgane in Ordnung ſeien, warf einen zweifelhaften Vorpoſtenblick in die dampfende Schüſſel, und nun begann die Schlacht. Es begab ſich ein Schlürfen und Brodeln, als wenn das Meer ſich zum Sturme zurecht legte, und der Archipel war plötzlich wie das lateiniſche Kaiſerthum vom Erdboden verſchwunden. Thränen des Dankes perlten dem Kämpfer aus den Augen, er ſtrich ſich mit der Serviette die Anſtrengung von Mund und Wangen und athmete tief auf. Jetzt kam das Rindfleiſch — eine fruchtbare Familie konnte einige Tage davon leben — es kamen hohe Gemüſeſchüſſeln, man ſah immer deutlicher, es handelte ſich hier um einen ganz ſoliden Familienappetit, es war nichts Flatterhaftes, Windbeuteliges, es war eine gründliche Schulbildung. Nur bei der Suppe ſchwieg Schall völlig, ſie bezeichnete die romantiſche Stimmung ſeines Mittageſſens, die er durch kein Geſchwätz entweihte; war er erſt durch den Anblick des Rindfleiſches vergewiſſert, daß an kein ernſtliches Unglück zu denken ſei, ſo überließ er dem Munde neben dem Geſchäfte der gewiſſenhaften Adminiſtration auch wieder das Amt auf der Tribüne. Er erzählte zwiſchen Rindfleiſch und Gemüſe hiſtoriſche Data, ernſthaft, feierlich; bei Rindfleiſch und Gemüſe war er durchdrungen von der Güte Gottes, die alles Thier und Geflügel unter dem Himmel mit ſeiner Leibesnahrung und Nothdurft verſieht, bei Rindfleiſch und Gemüſe war er andächtig. Von jenen feierlichen Momenten her kenne ich ſeine Anſichten über Kunſt, Goethe, die Kloſterſteuer, das Chriſtenthum, den Adel und die Poeſie. Alles das liebte er, denn ſeinen Verſtand hatte er nur zum Spaß, und bei wichtigen Parlamentsdebatten ſeines Inneren ſuſpendirte er ihn, und ergab ſich völlig ſeinen Sympathien.

Jene luſtige Theaterzeit, wo er in der Zauberflöte mitwirkte, und wo die Bethmann ſeine Favorite war und hundert Andere ſich ſeines demokratiſchen Bonbonherzens zu erfreuen hatten, dauerte ziemlich lang. Als ſein Vermögen dabei, wie alles Irdiſche zu Ende ging, machte er Anleihen; er war nicht blöde, und ſein Herz neigte ſich eigentlich zur Gütergemeinſchaft. Er ſtudirte die Geſchichte von der engliſchen Schuld, die nie bezahlt werden kann, und doch unſchädlich iſt, weil alles Geld im Lande bleibt, das engliſche The debt gefiel ihm und er kam dabei auf den Shakeſpeare, und je weniger er Geld hatte, deſto eifriger las er Shakeſpeare. Als er noch ſchlanker war, hielt er ſich an den Romeo, ja in ſchwachen Stunden las er unaufhaltſam die Julia, und in den verſtändigſten erklärte er ſich für den Mercutio, den Fähnrich Piſtol, für den Junker Tobias. — Shakeſpeare übte eine große Gewalt über ihn. Je bedrängter ſeine äußeren Umſtände wurden, deſto mehr kroch er in die Poeten hinein. Es war alles Müßiggang, der liebenswürdigſte, geſchäftigſte Müßiggang an ihm, natürlich erklärte er ſich immer mehr, und am Ende rückſichtslos für den contemplativen Goethe, der die Zuſtände des inneren geſelligen Lebens, wie er ſie eben mit unbefangenem Auge vorfand, mit größter Kunſt verarbeitete. Es ging Niemand ſo human aufs Proſelytenmachen für Wolfgang Goethe aus, als Schall. Vielleicht hätte er auch etwas Bleibendes, einen Roman, ein richtiges Conterfei ſeiner ihn umgebenden Verhältniſſe geſchaffen, wenn nicht einzelne Glücksſchläge ihn immer wieder auf die ſchäumende Oberfläche des Lebens geworfen hätten. Und er ließ ſich gar zu gern ohne Zweck und Ziel und Rückſicht, wie ein harmloſer Poet, hin- und herſchaukeln. Seine geſelligen Talente hatten ſeinen Umgang ſehr erweitert; ich glaube, es war ſchade, daß er die Nachricht vom Tode ſeines Bruders, und damit noch einmal ſein früheres Vermögen erhielt. Denn nun begann das Tändeln von Neuem, das Naſchen und Koſten bildete ſich immer mehr und mehr an ihm aus, er ward ein completer franzöſiſcher Abbé aus den Zeiten der Pompadour.

Es iſt Niemand ſo geneigt als ich, ein leichtes, fliegendes Leben und Streben zu vertheidigen, ich haſſe ſogar die ſchwerfälligen Dogmatiker wie die Zuchtmeiſter, die überall eine altkluge, wol ausgerechnete Abſicht haben, die nichts anfangen, ehe ſie wiſſen, wie es zu Ende geht; die ſogenannten ordentlichen Leute, die wohlerzogenen Telemachs, welche nie einen dummen Streich machen, ſind mir langweilig. Ich liebe mitunter die Naturphiloſophen, weil ſie ſelbſt noch nicht wiſſen, wo ſie hinkommen werden, und vor Hegel's Logik zurückſchaudern, ich halte es oft für das Schönſte auf unſerer Erde, daß wir eigentlich gar nichts von ihr, noch weniger von dem wiſſen, was darüber hinaus iſt, ich halte die Leute für die komiſcheſten, welche Alles wiſſen wollen, ich ſehe die Philoſophie und alles ſyſtematiſche Streben für eine Kurzweil an, die uns für die ſchwachen Stunden nothwendig iſt — dennoch mag ich Carl Schall nicht vertheidigen, ich geb' ein großes Stück von ihm den Rigoriſten preis. Aber er war liebenswürdig über und über, auch inmitten all ſeiner Fehler und Schwächen, inmitten ſeines zweckloſen Geſchwätzes, inmitten ſeiner thatloſen Harlekinaden — und die Liebe überwindet Alles. Er hat viele, ſehr viele Menſchen beglückt, und was will man mehr? Im tiefſten Kern iſt ja doch am Ende das Glück der eigentliche Zweck alles Strebens, weil es das Geheimniß unſeres ganzen Weſens iſt. Er hat nichts geſucht, das darf man Schall vorwerfen, aber er hat am Ende mehr gefunden, als tauſend Andere, die mit gefeſſeltem Auge darauf ausgehen.

Er war der beſte General des kleinen Luſt- und Vergnügungskrieges, als ſolcher verdient er ſogar eine glänzende hiſtoriſche Stelle. Und giebt denn blos das Verdienſt, und eine gewiſſe Art von Verdienſt das Recht, von der Geſchichte genannt zu werden? Haben wir nicht viele Figuren, welche es nur ihrer Stellung verdanken, daß ſie hiſtoriſch geworden ſind? Wollen wir den Kröſus aus der Geſchichte verbannen, weil er nichts Großes gethan, den Vater Gleim, weil er nur mittelmäßige Gedichte geſchrieben, Kunz von der Roſen, Kaiſer Maxens Hofnarren, der gar nichts geſchrieben und nur ſeinen Kaiſer mit Späßen amüſirt hat? Nun, Carl Schall war der gutmüthige Narr eines ganzen Landes, er war Jedem desſelben mit einer Handvoll Spaß zu Willen, er war an Gefälligkeit und Laune ſo reich wie Kröſus, er war an Gutmüthigkeit, dem Talent zu Hilfe zu kommen, ſo bereitwillig wie Papa Gleim. —

Aber wir waren noch beim Rindfleiſch, und da erzählte Schall nur ernſthafte Dinge. Es begab ſich in ſeinem Leben das Entſetzlichſte, daß er das Nichtgeſtorbenſein eines geliebten Bruders mit Entſetzen erfahren mußte. Denn das Vermögen, das nun nicht mehr ihm gehörte, war bereits durch die beweglichen Finger ausgewandert in die Putzläden, Conditoreien, die Bilder- und Bücherläden, auf die Landſtraßen, zu den Weinhändlern und Speiſewirthen, die zweite Auflage der Schall'ſchen Hinterlaſſenſchaft war vergriffen.

Ich habe nie einen noblern, ſeiner fühlenden Mann in Geldangelegenheiten geſehen, als Carl Schall; ich kann mir ſeine damalige Verzweiflung denken, die ſeine früheren Bekannten mit den grellſten Farben ſchildern. Er hat ſich das Leben nehmen wollen, und das wollte viel ſagen bei ihm. Denn das Leben war ihm das Höchſte, und damals war er ſicher nicht eben eilig, an irgend eine Zukunft nach dem Tode zu denken. Er faßte den Entſchluß, aufzuhören, und das war für einen Mann, der ſonſt eben nichts wollte, als exiſtiren, ein ungeheurer.

In ſpäterer Zeit ging ihm allerlei moderne poetiſche Philoſophie durch den Kopf und bevölkerte ſein Herz mit bunten Zukünften, er hatte ſich eine Art von chriſtlicher Sterbepoeſie zuſammengeſetzt, mit der er gegen das Ende des Lebens wohl auszukommen ſchien.

Aber auch jene Verzweiflung und unſer Rindfleiſch mit den ernſten Geſprächen ging vorüber, er ließ nicht ab von ſeinem fleiſchlichen Lebenswandel, es erſchien Beefſteak auf dem Tiſch, und ſeine Stimmung ſteigerte ſich. Die bürgerliche Beſorgniß des gemeinen Hungers war nun überwunden, und Mercutio erzählte jetzt ſeine bunten Geſchichten von der Fee Mab. Seine Reiſen kamen an die Reihe; er war nun einmal ein Detailhändler und ſeine Wanderungen ſchloſſen denn auch nichts weiter in ſich, als das ſo mittelmäßige Dreieck: Breslau, Berlin, Weimar, Breslau. Aber dahinein erzählte er alle mathematiſchen Figuren der Welt. In Berlin hatte er Hardenberg geſprochen, in Weimar Goethe, in Dresden Tieck, da gab's Geſchichten, da ſchmeckte das Beefſteak, da arbeitete die Serviette, da drückte er mir die Hand, und löſte mit einem fröhlichen Seufzer den Körper vom Stuhle und ſchloß einen großen Schrank auf, und brachte ein großes Papier. Das war ſein Diplom, ſein Adelsbrief, ſeine Magna charta, es war die Conceſſion zur neuen „Breslauer Zeitung", welche ihm Hardenberg auf das Schmeichelhafteſte gegeben hatte. Er liebte ſie wie ſein Weib, und vergaß es immer, daß er mir ſie ſchon oft gezeigt hatte, und jedesmal, wenn ich bei ihm aß, da zeigte er mir beim Beefſteak dieſe Hardenberg'ſche Magna charta, und erzählte eine lange Geſchichte, wie er mit Hardenberg über das Glück Europa's geſprochen und ihm Vorſchläge gemacht habe. Aber auch ſeine Eitelkeit war liebenswürdig, ſie ging immer in ſeidenen Strümpfen, und er trat nie vor den Spiegel, um ſich anzulächeln, ohne vorher um Erlaubniß gebeten zu haben.

Mit dieſer Zeitung begann nun ſein allgemeines Vergnügungswirken, ſein ſchleſiſches Conſulat des Amüſements. Die Provinz beſaß nur eine Zeitung, welche der Herausgeber nach Bequemlichkeit entſtehen ließ, da er keine Concurrenz zu fürchten hatte. Sie brachte nur trockene Politika und Marktpreiſe. Schall brachte moderne Formen, wie er denn überhaupt Schleſien vielfach moderniſirt hat, ohne es oft zu wiſſen und zu wollen. Er war vom Scheitel bis zur Zehe aus Paris, und die Mode, Alles was neu iſt, intereſſirte ihn, er war von Jugend auf ein prädeſtinirter Zeitungsredacteur. Es wurde das Theater, die nächſte Literatur, Alles, was irgendwo auf der Oberfläche erſchien, in ſeiner Zeitung beſprochen, ſie war eine der erſten in Deutſchland, welche ein treues Abbild des Tages wurde. Und wo er irgend eine Lücke, irgend einen Wink, ein offenes Auge, ein herausforderndes Lächeln ſah, da warf er einen Vers, eine artige Galanterie hin, es kam die bunteſte Converſation in ſein Blatt. Er war einer von denjenigen Geiſtern, welche das bewundernswertheſte Gedächtniß der Menus plaisirs haben, der kleinſte Pulcinello-Wunſch des kleinſten Weſens ging bei ihm nicht verloren, er war eine der gewandteſten Kammerfrauen der Weltgeſchichte. Alles in ihm war conſervativ, und — ſo wunderlich das klingen mag — Alles war Ordnung. Diejenigen, welche ſeiner zerrütteten Finanzen gedenken, und hiebei lachen, mögen mir in ſein Zimmer folgen, wie er daſitzt in ſeinem grauen Napoleonsrocke, mit dem grau, braun und rothen Geſichte, das zuſammengezogen iſt wie ein Regenmantel, unerquicklich wie ein bedeckter Novemberhimmel, ſo lange Schall nicht ſpricht, in welches aber bei eurem Anblick die leuchtenden Sonnenſtrahlen fallen. Seht euch um: es wimmelt von Büchern, neuen Papieren, Zeitungen, verbrauchten Briefen, Käſtchen, Souvenirs, Bilderchen, Effecten aller Art, und es webt doch eine ſaubere Ordnung durch das ganze Zimmer, Alles iſt ins Richtmaß der geraden Linie gefügt, nichts liegt quer dem Auge im Wege. Das kleinſte Zettelchen auf ſeinem Arbeitstiſche, all ſeine Federmeſſer, ſeine kurzſtämm[illegible]n, aber ſpitzen Federn — Alles liegt in Schlachtordnung neben einander, des Winkes gewärtig, drüben am Fenſter ſteht immer ſein Schreibtiſch offen; die kleine Thür ſeines Allerheiligſten ſchließt ſich nur, wenn bedenkliche, verlangende Schritte nahen — da liegt ſeine Baarſchaft ſo zierlich aufgehäuft, wie es zeitreiche Kanoniere in müßigen Feſtungen mit Kanonenkugeln und Kartätſchen thun. Vom doppelten Goldſtück bis auf den einfachſten Pfennig herunter ſteht jedes Röllchen zierlich geſondert da. Und in der größten Unordnung mit ſeinen Gläubigern herrſchte die größte Ordnung, ſie erhielten die gemeſſenſte Notiz von Tag und Stunde, wann ihnen Troſt oder Zuſpruch werden könnte. Schall wußte, wem er vor Jahren das kleinſte Buch geliehen, Schall ließ nie einen Brief unbeantwortet, er ſchrieb nie einen Brief ohne äußerliche Zierlichkeit, es kann Niemand ein Papier von ihm aufweiſen, das einen Tintenklecks gehabt hätte.

Dies ſind die ſaubern Memoiremenſchen, die gebornen Royaliſten, die Feſtungsbeſatzung der Weltgeſchichte, die reproductiven Talente, die Haushofmeiſter der Literatur, die dafür ſorgen, daß nichts verloren gehe — unbezahlbare Menſchen, die Detailhändler aller Dinge.

Schall war der erſte, der größte, der uneigennützigſte und der liebenswürdigſte in Schleſien. Liebenswürdig ſind ſie aber nicht immer.

Er hat ſeine Zeitung wie ein Staats-Amt gewiſſenhaft verwaltet, und die Schleſier moderniſirt; — das iſt ein hiſtoriſches Verdienſt. Ich weiß nicht genau, in welche Zeit ſeine erſte Bekanntſchaft mit Holtei fiel, ich bemerke überhaupt hierbei, daß es mir nicht darum zu thun iſt, einen Converſationslexikon-Artikel zu ſchreiben, der zum Nachſchlagen eingerichtet wäre; ich will nur Dies und Jenes über den todten Carl Schall ſprechen. — Mit dieſem — Holtei — unternahm er die Herausgabe der „Deutſchen Blätter“. Aber ſelbſt er verſuchte es umſonſt, in Schleſien ein Journal zu gründen; dafür ſind die Schleſier taub. Er ſetzte einiges Geld dabei zu, und beſchloß nun, ein mündliches Journal zu werden, und das hat er redlich gehalten, und als ſolches iſt ſein ſpäteres Leben anzuſehen. — —

Er war der literariſche, politiſche, geſellige Mittelpunkt Breslaus: kaum waren die erſten Morgenſtunden vorüber, ſo kamen die Beſuche. Schall hatte kaum Zeit gehabt, ſeine dringendſten Geſchäfte zu beſorgen. Dieſe Geſchäfte beſtanden darin, fünf bis zehn Billets zu ſchreiben, ſich bei der Frau v. R., bei Madame M., bei Fräulein W. zu erkundigen, wovon ſie geträumt, jeder ein Verslein, und der, welche eben Favorite war, ein Sonett zu dichten, ihnen drei Worte über ein neues franzöſiſches oder deutſches Buch zu ſagen, eine Neuigkeit mit „Sollte man's glauben“ hinzuzufügen, und das Billet mit feinem gelben oder grünen Siegellack ſauber zu verſchließen. Außerdem ſchrieb er an ſeinen jeweiligen Amanuenſis; ich habe ein halbes Jahr faſt regelmäßig jeden Tag ein Billet von ihm bekommen, in dem gewöhnlich nichts weiter als ein paar Notizen über Neuigkeiten ſtanden, das aber immer mit den Worten ſchloß: „Kommen Sie bald zu Ihrem Ihrigſten Carl Schall“. Er hatte ſeine Bekannten dergeſtalt an dieſe Morgenviſiten gewöhnt, daß ſie ihnen zum lebendigſten Bedürfniß geworden waren, und ich habe die unglücklichſten Perſonen geſehen, als Schall in den letzten Jahren nach Berlin gereiſt war. Sie konnten ſich nicht von ihrer Nüchternheit erholen, weil ihnen das Schall'ſche Frühſtück fehlte, ſie wußten nicht, ob denn die Welt noch ſtünde und ginge; die Breslauer, die Leute aus der Provinz kamen und fragten: Was iſt denn vorgegangen, was fehlt uns denn, wir ſind aus den Fugen der laufenden Dinge, woran liegt es denn; es paßt nichts mehr, es iſt ſo leer geworden.

Schall war nach Berlin gegangen, die Leute wußten nicht, welche Zeit es war, ſie ſahen die Uhr des Tages nicht mehr.

Die erſten Beſuche, welche nach jenen Geſchäften kamen, waren meiſt ernſter Art, ſolche, die ſeinem Gedächtniß zu Hilfe kommen wollten, und denen er bald bewies, daß ſein Gedächtniß vortrefflich ſei. Oder es waren ernſthafte Zeitungsleſer, ein Profeſſor, der eine Stunde offen hatte zwiſchen ſeinen Collegien, und neue fremde Bücher und Journale bei Schall anſehen wollte. Dann kam dieſer und jener Officier, eh' er zur Parade ging, ließ ſich etwas erzählen, erkundigte ſich über Krieg und Frieden. Selbiger unterrichtete dann die Herren Collegen, wie die Actien der Weltgeſchichte ſtünden, und ob auf Avancement zu rechnen ſei. — Es kam im Frack und Carbonaro ein mercantiliſcher Faſhionable, der nicht ſelbſt handelte, ſondern ſeinen Freunden und Verwandten nur mit gutem Rath an die Hand ging; auch er ſprach über die neueſte Weltgeſchichte, und was für Urtheile eingeſchickt ſeien über das geſtrige Theater. Es lag ihm eigentlich an dem Allen nichts, aber er fragte viel und ging dann nach Hauſe, und gab den Verwandten und Freunden Fingerzeige, wie man ſpeculiren müſſe, und beim Frühſtück im Weinhauſe ſkizzirte er vornehm mit einigen Strichen, wie das geſtrige Stück recenſirt werden müſſe. Er ſelbſt las öffentlich keine Recenſion, und wenn man ihm davon erzählte, ſo griff er nach einem Zahnſtocher, und ſagte: Natürlich — Sie werden ſich erinnern, daß ich ꝛc.

Nun kam im Vorübergehen der Landedelmann mit angeſchnallten Sporen und langer Reitgerte, er mußte dem alten fidelen Schall ſagen, wie das letzte verblümte Gedicht in der Zeitung bei ihm zu Hauſe eingeſchlagen, er mußte ſich nach den Getreidepreiſen erkundigen.

Unterdeß bringt Carl die Antworten auf die Billets, der Landedelmann ſpricht, Schall geht mit ihm auf und ab, und öffnet eines nach dem andern und naſcht, flüchtig hineinguckend.

Eine Schauſpielerin wird gemeldet, ſie will gaſtiren, und Schall um Protection und dramaturgiſche Winke bitten. Bedeutſam lächelnd entweicht der Landedelmann, blöde tritt die Künſtlerin ein, und unter vielen Entſchuldigungen nimmt ſie Platz auf dem Sopha. Schall ſpricht ihr Muth zu, er ſpricht ſo lang bis ſie lächelt, er küßt ihr die Hand, wenn ſie hübſch iſt, er ſagt ihr, daß ſie ja hübſch ſei, er rückt näher mit dem Stuhle — da ſpringt die Thür des Vorzimmers auf, und die Schöngeiſter kommen lachend herein. Schall lacht mit ihnen, man ſtört ihn nie, er iſt human bis zur Schwäche. Unter den tröſtlichſten Verſicherungen wird die Dame entlaſſen, die literariſche Jagd beginnt, die Späße, die Witze ſtürzen wie eine Koppel Hunde übereinander, das Jagdhorn klingt, die Pferde jagen durch den ganzen Wald der Literatur. Allmälig verſchwinden die lauteſten Kläffer, ſie müſſen zu Tiſch, und nur ein paar der innerlichſten und eifrigſten Literatoren bleiben, man ſpricht über Goethe, über den Roman, die ſpaniſche Komödie, über Shakeſpeare's Humor, die engliſche und franzöſiſche Geſchichte. Schall iſt unerſchöpflich an Wiſſen, an kleinen, niedlichen Gedanken, die nicht eben neu, aber auch nicht alt ſind, denn ſie haben muntere Geſichter. Heut ißt er allein, Carl ſervirt, er ſetzt ſich zum Eſſen, die Freunde ſprechen fort, man kommt wieder bis zum Beefſteak, wo ich ſtehen geblieben bin.

Ich will bald dort fortfahren, da ich einmal mit gutem Bedacht das Eſſen zum Mittelpunkte ſeines Lebens gemacht habe, und hier nur eiligſt ſeinen Tag zu Ende bringen.

Nachmittags kamen Poſten und nahmen ihn für ſeine Zeitung in Anſpruch, oder er las, ſchrieb Kleinigkeiten an ſeinen Luſtſpielen, an ſeinen dramaturgiſchen Blättern. Gegen Abend erwarteten ihn eine Menge Geſellſchaften. Er verkehrte größtentheils mit jüdiſchen und adeligen Familien. Oft hat er mich verſichert, daß bei jenen die größte geiſtige Regſamkeit und Theilnahme zu finden ſei. Ich rechne hierher auch die neuchriſtlichen, da die Chriſten wie der Adel erſt durch Ahnen zur zweifelloſen Anerkennung gezwungen werden. Mit dem Adel verkehrte er aus Eitelkeit, weil der damalige ſchleſiſche einzelne intereſſante weibliche Individualitäten beſaß, die ihm Herz und Geiſt beſchäftigten, weil er Häuſer machte, und zum Theil noch allein die Schatten der Haute société repräſentirte, weil Schall überhaupt den ſchleſiſchen Adel für cultivirter hielt, als er es war und vielleicht iſt. Er war ein Mann der Höflichkeit und des Geſchwätzes, dem es nicht darauf ankam, ob er ſich in Jemand irrte, wenn er ihn nur unterhielt; tiefe Menſchenkenntniß war nicht ſeine Sache. Ich habe ihn oft von ſolchen Leuten, die er ſich vielfach verpflichtet hatte, die vielleicht den Schatten Bildung, welcher an ihnen zu ſehen war, Schall's Geſprächen verdankten, ich habe ihn oft von den eigentlichen Junkern „den Zeitungsſchreiber“ nennen hören. Und wer den ſchleſiſchen Adel kennt, weiß, was er mit dieſem Worte ausdrückt. Schall beſaß aber zu viel Eitelkeit, und in dieſem einen Punkte zu viel Größe, um dies zu bemerken, und wenn ihm der Hauch eines Gedankens daran durch den Sinn fuhr, es zu beachten.

Da es in Schleſien und nicht nur da noch eigentlich keinen Stand der blos Gebildeten gibt, ſondern nur Amt und Rang courfähig macht, da Schall nicht reich war, um ſich auf den Beſitz zu ſtützen, ſo fühlte er immer das Fundament ſeiner Stellung in dieſer Geſellſchaft unſicher, ja es wich ihm oft unter den Füßen fort. Daher kam's, daß er haſtig und geſchäftig hin- und hertrippelte, daß er nur immer in aller Eile ausgab, und was ihm zu Gebote ſtand, mit zappelnden Händen hinſtreute. Er ſuchte fortwährend ein Geſchäft, um ſeine Gegenwart zu rechtfertigen, er kämpfte fortwährend um ſein Daſein, wie ein armer Theaterrecenſent ſeine verdammte Schuldigkeit thun muß, um ſein Freibillet zu verdienen. Schall hatte nicht den Muth, zu herrſchen. Er las den Leuten vor, er erzählte fortwährend geiſtreiche Dinge, er kaufte neue Bücher — denn dieſe Haute société kauft nichts — er arrangirte Spiele, Maskenzüge, er beſang Alles, was ihm unter die Augen kam, er machte ſich zum Geiſt- und Witz-Domeſtiken.

Schall iſt für einen Theil des Breslauer Adels ein unerſetzlicher Verluſt, er war deſſen Univerſität der freien Künſte und Wiſſenſchaften; ſein Tod iſt bei jenen Theilen entweder dem Buchhandel oder der Reaction zur Uncultur günſtig.

Seine Schwäche dieſen Leuten gegenüber beſtand in jenem Mangel an Stolz, welcher die Arroganz der Bornirtheit zurückweiſt; er war — wie ſchon geſagt — human bis zur Schwäche.

Aus dem Verlauf ſeines Tages erſieht man aber, wie ſeine Stellung zu Breslau ihre Radien in alle Theile der Geſellſchaft ſandte, welch eine einflußreiche Perſon er war. Er war ein Bedürfniß der Stadt; man bedurfte ſeiner, wie man der Lectüre bedarf.

Und wenn ich's dem Publicum nicht deutlich machen kann, ſo möge man meiner Verſicherung glauben, die aus dem innerſten Guſſe meines Herzens kommt: es iſt ein großer Reichthum mit Schall geſtorben, und ich würde mich der Thränen nicht enthalten können, wenn ich heut in ſein großes, gelehrt ordentliches Zimmer träte, und es läge Staub auf dem eichenen Tiſche und den Federmeſſern, und der graue Rock hinge verlaſſen an der Thür, und der Stuhl ſtünde leer, und Carl ſagte mir weinend, ſein guter, lieber Herr wäre ausgegangen und komme nicht mehr wieder, und die Gläubiger hätten die ſchönen Bücher fortgeſchleppt, von den reichen Freunden des ſeligen Herrn habe er aber Niemand mehr geſehen. —

Nach dem Beefſteak erſchienen bei Schall's Mittageſſen Cotelets oder eine ähnliche, gründliche Fleiſchſpeiſe. Er hatte vorher angefangen, Wein zu trinken, und nun ſpielte er den Sir John Falſtaff mit unwiderſtehlicher Laune; die Späße und Poſſen und Witze purzelten ſprudelnd wie Springbrunnen aus ſeinem Munde, und er lachte dabei ſelbſt ſo gutmüthig, leiberſchütternd, daß man ſich ergeben und rückſichtslos mitlachen mußte. Kam nun aber, um dies homeriſche Mittageſſen zu krönen, auch noch der ſtolze Braten, da ward er weich und ſentimental. Mit Rührung ſchnitt er die beſten Stücke davon ab, und ſprach dankbar von dem vielen Guten und Schönen, das ihm ſchon zu Theil geworden. Er zählte alle ſeine Freunde auf, und drückte mir für jeden die Hand; da gab es Händedrücken für Hardenberg, Goethe, Tieck, für die alte Kloſen, ſeine brave Haushälterin, welche treu ſei und das Fleiſch mit Erfahrung behandle, für Witte, Steffens, für ſeinen beſten Freund, den Dr. Frank in Paris, zu dem er „Sie“ ſage, für ſeinen Carl, der ihn liebe. Bei Steffens dachte er an die Naturphiloſophie, und erzählte im Vertrauen, daß er zwar mit vielem Vergnügen ſechsundvierzig Bände Voltaire geleſen, daß er aber doch immer viel auf Religion gehalten habe. Und die Naturphiloſophie führe doch auf viele tiefe Myſterien, und eine Religion ohne Myſterien mache ihm keinen Spaß. Er ſei für die Unſterblichkeit, und halte ein Quantum Myſtik für nothwendig. Bei Gelegenheit der Myſtik kam er auf den Magnetismus, und ward ſehr bewegt, und hielt einen Augenblick inne. „Da drüben auf der Büttnergaſſe“ — fuhr er mit weicher Stimme fort — „wohnte ein Mädchen, das fühlte einen angenehmen Schmerz im Kopfe und in der Nähe des Herzens, wenn ich mich von fern ihrem Hauſe näherte. Sie ſaß mitten in ihrem Zimmer, und ich ging oft nur am Hauſe vorüber, aber ſie wußte es, und ſagte mir's immer auf die Minute, wenn ich ſpäter zu ihr kam. Sie hat mich geliebt bis an ihren Tod, und ich habe ſterben wollen, als ſie ſtarb.“

Schall iſt mit ſehr viel Frauen in näherer oder fernerer Verbindung geweſen, und er hat mit einer bewundernswerthen Geſchicklichkeit auf dieſe Weiſe Kenntniſſe und Bildung verbreitet. Der Druck hat ſeine unbedeutendſten Sachen veröffentlicht, ſeine beſten Kräfte ruhen in ſeinen unzählbaren Briefen.

Er ſtand oft zu gleicher Zeit mit drei, vier intereſſanten Damen in brieflicher Verbindung, und ſchrieb nie anders, als ſein ganzes Herz und ſeinen ganzen Geiſt erſchöpfend; er hat ſeinen Freunden und der ihn umgebenden Geſelligkeit ſeine beſten Kräfte gewidmet, und ſie müſſen ihn vertreten, wenn ihm die Welt vorwirft, er habe nicht genug gewuchert mit ſeinem Pfunde. Oeconomie hat er nie verſtanden: er verſplitterte ſein Geld und ſeinen Geiſt.

Im vorigen Jahre ließ er zu Berlin ſeine neueſten Stücke: „Schwert und Spindel“ und „Der Knopf am Flausrocke“ aufführen. Sie machten kein Glück, und der Grund davon lag nahe. Die Utilitätsmenſchen waren ihm hie und da nahe getreten, und hatten von tieferen Zwecken und Abſichten geſprochen, welche in den Schriften weben müßten, dadurch ward er aus ſeiner Sphäre gerückt. Zwecklos und abſichtslos konnte er die ergötzlichſten Zuſtände als Luſtſpiele dichten, er konnte einer unſerer beſten Komödiendichter werden, denn er hatte alles Zeug dazu. Wäre er nicht geſtört worden, hätte man ihn beſtärkt, daß es genügend, daß es etwas Schönes ſei, darzuſtellen, was an ihm vorüberginge, wir hätten alle umher Freude an ſeinem heitern Talente gehabt. Durch jene Zweckritter iſt es auf einen kleinen Kreis beſchränkt worden. Er hat nun zuletzt ſpintiſirt, und künſtlich gebaut, und tiefe Dinge ausdrücken wollen in ſeinem Luſtſpiele; — damit hat er das Herz ſeines Weſens getödtet.

Ich hätte nun noch ſein Mittageſſen mit einem mannigfachen Nachtiſche zu ſchließen. Sein Diner prägt ſeinen Materialismus in ganzer Größe aus, aber es zeigt auch, wie Schall eigentlich der perſonificirte Triumph des Geiſtes über die Materie war. Er unterlag ihr nie, ſo ſchwer er ſie oft auch über ſeine Sinne wälzte.

Nach ſeinem Deſſert zu Berlin kam er kränker nach Breslau zurück. Das ſchmerzhafteſte Aſthma folterte ſeinen Muth auf das Grauſamſte, und der Mann, der als Geck gelebt, ſtarb wie ein Held.

Und jetzt am Schluß, da die Tafel aufgehoben iſt, darf ich es ſagen, was ihm fehlte, und was ihm mangelte, um auf die hohen Wogen ſeines Volkes ſich zu heben und zu dieſem zu ſprechen — es war der Charakter. Carl Schall war ſchwach wie ein Mädchen. Darum kannt' ich ihn nicht, wenn ich ihm im Kampfe unſerer Tage begegnete, denn ſein Unſtern trieb ſein Leben in eine Zeit herüber, wo es vor allen Dingen galt, ein Mann zu ſein in einer Zeit des Krieges. Und in ſolcher Zeit wird es ſich oft begeben, daß ſich gute Freunde begegnen, und weil ſie verſchiedenen Bannern folgen, das Schwert gegen einander ziehen. Und ſie fallen gegen einander aus mit tödtlichen Streichen, während die Herzen einander lieben. Sie ſtoßen ſchonungslos den Stahl in das warme liebende Herz, und werfen ſich dann auf den erkaltenden Freund und waſchen das ſtarrende Blut von der Wunde, und küſſen die erblaſſende Wunde und weinen heiße Thränen darauf.

Lopez de Vega hat ein ſchönes Trauerſpiel geſchrieben, es heißt „Der Stern von Sevilla“ und mein lieber todter Freund, Schall kannte es wohl und liebte es ſehr. Da fällt Sancho Ortiz auf höheren, unabweislichen Befehl ſeinen Freund Buſtos an, den er liebt, und er kämpft ihn zu Tode, und küßt dann die liebe Leiche und weint und weint.

Ich habe Schall angegriffen und bin ihm mit dem Degen zu Leibe gegangen, weil er im ariſtokratiſchen Geſchwätz verweichlicht war, und ſich erlaubt hatte, die beſten Männer unſerer jungen Welt mit klatſchhaftem Munde zu berühren. Somit war er ſelbſt hereingetreten in den Bereich des Schlachtfeldes, und das iſt kein Ort zur Pietät.

Ich muß es auch offen erwähnen, daß er zu jener müßiggängeriſch äſthetiſirenden Schule gehörte, welcher zum Theil Tieck präſidirt, zu jenen Gourmands der Literatur, welche nur an Allem herumlecken, lauter kleine Gedanken völlig aufzuputzen verſtehen, nichts wollen als liebäugeln, eine charakterloſe Caſtratenwirthſchaft einführen möchten, welche keine Männer, ſondern nur Aeſthetiker ſind, und welche oft am Ende ſelbſt nicht einmal ehrlich etwas empfinden, an denen Alles Lüge, Alles gemacht iſt. Von dieſem letzten Vorwurfe iſt indeß Schall frei zu ſprechen, und er unterſchied ſich darin von den Ultraiſten.

Sonſt ſoll man die Leute vergangener Tage nicht gefliſſentlich mit Groll im Herzen aufſuchen, um ihnen mit dem Lichte unſerer Zeit grell ins Antlitz zu leuchten. Man ſoll ſogar von der Vergangenheit ſo viel als möglich zu retten ſuchen, wenn ein Zeitkampf entbrennt, in welchem der Fanatismus nie ausbleibt. Sie ſoll nicht verloren gehen, jene hiſtoriſche Humanität, die als Atmosſphäre der Bildung über den Schlachtfeldern ſchwebt.

Als Napoleon im Jahre 1813 nach Bunzlau kam, wo Kutuſow, ſein ſchlimmſter Feind im ſchlimmſten Rußland verſchieden war, da fragte er, ob man dem Kutuſow noch kein Denkmal geſetzt habe, und ſagte, es müſſe vergeſſen worden ſein von den Seinen, und ordnete ſelbſt eins an.

Eine Kriegszeit wie die unſere bringt ohnedies ſo viel widerwärtige Elemente in die Literatur, und nothwendige Feindſchaften und Schmerz die Fülle, und man ſieht in ſtillen Stunden mit Beſorgniß hinaus in die Zukunft, wie viel vorübergehende Kampfesnamen einſt werden ausgelöſcht werden, wie viel Schmach von alten guten Namen wird abgewaſchen werden müſſen. Es kommt ein natürliches Bangen, daß die Geſchichte nicht Alles genau behalten werde. Soll ich daran erinnern, daß ich an Goethe und Aehnliches denke, was in die nothwendigen Heeresbewegungen verwickelt wurde!

Und eine von den Goethe'ſchen Schattirungen war Carl Schall. Mußt' ich nicht mithin die Waffen wegwerfen, als er dem allgemeinen Feinde, dem Tode, erlegen war. Nun ſtand er ja wieder unbetheiligt da, der ſchwache, aber liebe und gute Sir John von Schleſien, und ich durfte zeigen, daß die verdehmten Gegner der ſchriftſtelleriſchen Tändelei keine Barbaren ſeien, welche die Geſchichte verunſtalten möchten.

Ueber den todten Carl Schall durfte ich ſagen, wie viel Liebes und Gutes er gethan. Er war ein aufopfernder Freund, und gab, ſo lange er hatte, und wenn er die Literatur um ein Blatt bereichern konnte, ſo gab er ſeine letzte preußiſche Caſſenanweiſung dafür. Daß es ihm ſeine Freunde übelnahmen, wenn er dasſelbe von ihnen verlangte — war das ſeine Schuld? Daß ſie nicht auffinden konnten, warum er trotz all ſeiner Schwäche eine wichtige Figur geweſen ſei — war das ſeine Schuld?

Und ſie haben's wirklich nicht ergründen können, daß es auch ein Verdienſt in der trockenen ſchleſiſchen Geſchichte ſei, merkwürdig zu ſein, wie Schall es war. Nicht einmal in einer Zeit wie die jetzige, wie das Jahr 1833, wo lauter Mittelmäßigkeiten in der Weltgeſchichte agiren, wo ſo gar nichts Großes, Glänzendes geſchieht, was die Aufmerkſamkeit ſtraff in Anſpruch nehmen könnte, nicht einmal in ſolcher Zeit wagten ſie es, ihm eine Leichenrede zu halten, ihn wenigſtens am ſchleſiſchen Pantheon vorüberzutragen.

O, ihr undankbaren Schleſier, täglich kam euch die Schall'ſche Zeitung, und brachte euch neues, liebenswürdiges, dummes Zeug, und ihr ſagt nicht einmal was dummes, viel weniger etwas Liebenswürdiges über den verſtorbenen Schall.

Und wenn ihr nicht ehrt, was er euch gewährte, ſo ſtaunt ob dem, was er euch hätte gewähren können, was in ihm zu Grunde ging, — was Schleſien, und namentlich Breslau, mit Thee und Bisquit zu Grunde richten half. Friede ſei mit ihm, und nicht nur Friede, denn das dürfte ihm langweilig werden, auch Freude ſei mit ihm. Und wenn ich einſt Schall auf einem andern Planeten wieder finden ſollte mit einem ſchlanken ätheriſchen Leib und ohne Fleiſchappetit, von Licht und Schönheit lebend, ſo will ich's ihm abbitten, daß ich ihn nicht überall habe loben können. Er würde es auch herausfühlen, was manchem ſchwerfälligen Ritter entgehen wird, daß dieſe Skizze trotz einzelner harter Worte von lauter Liebe eingegeben iſt, von Liebe für Carl Schall.

10.

Die Saiſon in Gräfenberg.

Ueber Ohlau nach Reiſſe führt mein Weg. Ohlau ſteht in ſehr ſchlechtem Geruche wegen ſeines Tabaks, der vom ſchleſiſchen Bauer und Ackerbürger verbraucht wird. Uebrigens gehört das hieſige Blatt noch zur Ariſtokratie unſerer Tabaksblätter, der eigentlich jacobiniſche Knaſter gedeiht in Wanſen. Dieſer tragiſche Name Wanſen iſt hinreichend, eine Dame in Ohnmacht zu werfen.

Es iſt eine ſtille, unintereſſante Fläche bis Reiſſe. In einem kleinen Städtchen, das man paſſirt, war ein großer Brand geweſen, ein großer Transport Pulver begegnete mir noch, die ſchwarzen Fähnchen auf den Wagen, die vorreitenden Soldaten, die Kutſcher ohne Tabakspfeifen, ein bleicher Sonnenſchein, unter welchem ein trockner, kalter Wind einherſtrich — Alles das gab einen Eindruck bleierner Art, und die Poſt ſchlich langſam im Sande, Reiſſe wollte nicht kommen. Endlich gewinnt man eine Anhöhe, und die alte Feſtung und dahinter die Gebirgsanfänge zeigen ſich. Die Luft erwärmte ſich zum Regen, und mit ihm gelangten wir durch die vielen Außenwerke in die Stadt.

Es war ein warmer, wolkiger Tag, als ich ſie des andern Morgens in einer leichten Kaleſche verließ. Nebel und Wolken machten das Gebirge vor mir unſicher und romantiſch. Aber es war Elaſticität in der Atmosſphäre, und ich begrüßte mit Heiterkeit die öſterreichiſche Grenze. Es waren meine alten Bekannten von Hirſchenſtand, Peterswalde, Trieſt und von der Linie in Wien, die Herren Mauthbeamten, wir erkannten uns auf der Stelle an den hübſchen Zwanzigkreuzern, drückten uns die Hände und ſchieden in Eintracht. Uebrigens ſchützt ſie gegen Deſerteurs der ſteinige Weg zur Genüge, welcher ſich bei den meiſten öſterreichiſchen Zollſtätten findet. Niemand kann ohne Lebens- und Wagensgefahr in Eile vorüber. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob dies auf einem Princip beruhe.

Jetzt befand ich mich denn in dem Stückchen Landes, das man in der Geographie „Oeſterreichiſch-Schleſien“ nennt, oder Troppau, Jägerndorf und Teſchen, das kleine Terrain, für welches der ſiebenjährige Krieg nicht hingereicht hat, und welches zwiſchen Schleſien, Ungarn, Mähren und Böhmen eingekeilt iſt in hohe Berge und tiefe Thäler.

Die Berge rückten immer näher und enger zuſammen, und als ich nach einigen Stunden in das Städtchen Freiwalde kam — eine andere Leſeart iſt Freienwalde — da war rings die Gegend zugeſtellt von ſteilen Bergen, was man ſagt, mit Brettern vernagelt. Die Himmelsgegenden waren wie verrückt worden durch die mannigfachen Windungen des Weges, die Wolken ſielen in ſanftem Regen herab, ich war unſicher in einer neuen Welt und wußte weder vor- noch rückwärts.

Das iſt aber nothwendig, wenn man unbefangen in eine neue Welt treten ſoll; darum führten auch die Orden ihre neuen Mitglieder immer mit verbundenen Augen durch allerlei wirrſame Gänge, darum verbrannte Cortez ſeine Flotte — ich fühlte mich in Freiwalde der neuen Waſſergewalt völlig hingegeben, und fragte demüthig im Wirthshauſe, wie weit es noch nach Gräfenberg ſei.

Es iſt nämlich zu ſagen, daß ich meine Exilzeit zu Collegien für meinen Leib benutzen wollte: nun hatte ich geleſen, da oben in einem ganz abgelegenen Bergwinkel, wo keine Zeitungen hinkämen, curire man Alles mit kaltem Waſſer; dies lockte mich. Die Geſundheit, das Geld und die politiſche Stellung ſind heutigen Tages der Mittelpunkt menſchlicher Beſtrebungen geworden. Man will geſund, reich und frei ſein, wie man zu andern Zeiten poetiſch oder vornehm oder liebenswürdig ſein wollte. Die Motionen in Sachen der Politik ſind bekannt genug. In Sachen des Geldes geht es direct darauf los, daß vielleicht ſchon in zehn

Jahren kein Amt, keine Poſition mehr beſtehen wird ohne einen Nebenzweig von Induſtrie. Jedermann wird neben ſeiner laufenden Thätigkeit ein Geſchäft ſuchen, um ſeine Hände in dem auf- und abwogenden Meere des Erwerbs und Geldverkehrs zu haben; fixe Gehalte, ſie ſeien noch ſo hoch, werden für Armuth gelten, die Poeſie des Glücks wird ein nothwendiges Bedürfniß werden, Alles wird Kaufmann ſein müſſen, wie Alles gebildet ſein muß.

In Sachen der Medicin liegt die Umwandlung vor Aller Augen. Der alleinſeligmachende Glaube der Allopathie ward angegriffen von Reformatoren, die wiederum, wie damals, ihren Sitz in Sachſen hatten, die bald folgende Cholera ſpielte den dreißigjährigen Krieg und entblößte die Schwäche der Parteien auf eine tödtliche Weiſe. Aller katholiſche, unfehlbare Glaube an die bisherige Wiſſenſchaft ward erſchüttert, ward aufgelöſt, und wir befinden uns nun im neuen Stadium der Speculationen, der Entdeckungen und Erfindungen.

Von den verwickeltſten Zuſtänden in Wiſſenſchaft und Kunſt geht die Welt meiſthin zu den Einfachſten und Urſprünglichſten über. Ein unbefangenes Element, das Waſſer, wird auch jetzt plötzlich der Mittelpunkt vieler Verſuche.

Der Herr Profeſſor Oertel in Anſpach hatte Jahre lang über die Vortrefflichkeit des Waſſers geſchrieben, man ſprach nicht mehr vom Waſſer, ohne des Profeſſors Oertel zu gedenken und umgekehrt; aber er drang, wie Johannes Huß, nicht tief genug in die ungläubigen Herzen, man verketzerte ihn ſpöttiſch. Da trat nun da oben, wo die letzten Berge der Sudeten ihre ſteinernen Arme hinüber ausſtrecken nach den Karpathen, ein ſchlichter Landmann auf, errichtete eine vollſtändige Heilanſtalt, und ſetzte das Waſſer ein in alle Majeſtätsrechte der legitimen Medicin. Vincenz Prießnitz iſt ſein Name, und Gräfenberg heißt der Ort, wo die neue Quelle Siloah über die Steine herunterfließen ſoll.

Darnach erkundigte ich mich im Gaſthofe zu Freiwalde anno 1834.

Die blaſſe, lange Wirthstochter lächelte mitleidig, und beſchied mich kurz: Auf dem Gräfenberge hinter der Stadt ſei das Oertchen gelegen, eine halbe Stunde lang fahre man hinauf. Uebrigens ſeien ſchon ſo viel Gäſte da, daß ich keinen Platz mehr fände, und überhaupt ſcheine es ihr ſehr curios, daß ich nach dem Waſſer hergefahren komme, ſie tränken es in Freiwalde ſchon ſeit undenklichen Jahren, und es hatte noch kein Menſch was darin gefunden.

So geht's allen Propheten in ihrem Vaterlande. Und die lange, blaſſe Dame mit den ſehnſüchtigen Locken hinter dem Ohre war obenein ſelbſt krank, ſie litt an jenem Erwartungsübel, welchem ſo viele Mädchen verfallen, wenn ſie zu reiferer Erkenntniß kommen, und das Heiraten zu haſſen anfangen. Das iſt jener Zeitpunkt der malcontenten Mädchen-Romantik, wo ſie Hölty und die lyriſche Poeſie verehren, die reelle Welt aber, und beſonders die Männer abſtract verachten. Wir pflegen es auf Clauren und die Romane überhaupt zu ſchieben, es iſt aber dieſe Romantik ein ganz natürliches, telluriſches Uebel wie die Grippe: in Freiwalde giebt's keine Bücher und keine Bildung, ich habe ſpäterhin ganz umſonſt eine reſpectable Prämie für die Braut von Meſſina geboten, ich brauchte einige Verſe des Chors zum Motto eines Nekrologs, aber Niemand konnte die Prämie verdienen.

Natürlich ſchlug ich der Dame mit den klöſterlich ſchmalen Lippen die Waſſercur vor, aber ſie äußerte ſich ſehr verächtlich darüber, und fragte mich ſchneidend: ob ich wirklich ſo dumm ſein, und glauben könne, daß ihr Waſſer, nichts ſagendes, nichts fühlendes, kaltes Waſſer helfen werde.

Ja, erwiderte ich ſchüchtern — ſie aber ging hinweg mit einem unangenehmen Blicke voll Verachtung über den Mangel meiner Lebensart, und warf mit der magern Hand die Thüre heftig ins Schloß.

Eine Religion wird aber ſtets am Meiſten durch die Zweifler befördert, ich ſetzte mich voll neuen Waſſervertrauens in den Wagen, und war voll Angſt und Sorge, keine Wohnung zu finden. Mein Eifer war ſo groß, meine Hoffnung ſo gewaltig, daß ich feſt bei mir beſchloß, im ſchlimmſten Falle eine kleine Hütte zu bauen, wie man ſie auf Kartoffelfeldern anlegt, wenn kein Ort zu ermitteln wäre, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Es regnete indeſſen immer arbeitſam, aber ſo durchſichtig weiter, daß ich die Gegend wie durch einen dünnen Flor erkennen konnte. Es war ein tiefes Bergthal, in welchem ich aufwärts fuhr. Der Wagen keuchte durch einen ſchmalen Weg, und als uns plötzlich ein herabkommender Bauernwagen begegnete, da war die Noth groß.

Links vom Wege kamen allmälig einzelne Bauernhäuſer zum Vorſchein, welche zerſtreut an der Lehne des Berges hinauflagen, und nach einer Wendung des Weges erblickte ich einige größere Wohnhäuſer — das war Gräfenberg, das erſehnte Bad in den Pyrenäen. Hinter den Häuſern lief ein buſchiger Berg noch weit in die Höhe, rück- und ſeitwärts ſtanden blanke Berge, und auf den Bergen lagen Wolken, tief unten über die grün und gelben Berge flog der Strichregen.

Der Weg wurde immer ſteiler, und als wir vor dem kleinſten der maſſiven Häuſer hielten, da mußten wir Steine vorlegen, damit der Wagen nicht eigenmächtig zurückrannte. In dieſem Hauſe wohnte Prießnitz, ich war an Ort und Stelle.

Zwei Leute gingen im Zimmer auf und ab; ſie ſahen ſehr abgewaſchen und etwas pauvre, roth und bläulich im Geſichte aus. Auf dem Tiſche ſtanden zwei Flaſchen Waſſer, daraus ſchenkten ſich die ohnedies ſchon frierenden Leute ein.

Ich ignorirte Novize erlaubte mir einige beſcheidene Fragen nach der Lebensweiſe in Gräfenberg, zum Beiſpiele:

„Sie entſchuldigen, meine Herren, was genießen Sie wohl hier zum Frühſtücke?

Antwort: Waſſer.

„Alſo bekommt man wohl erſt zum zweiten Frühſtück —“

Waſſer.

Es fing mir an kühl zu werden, und das eine der vor mir herumſpazierenden Schlachtopfer, ein kleiner Mann ohne Taille, in einem abgeſchabten grünen Röckchen, das ihm zu kurz geworden war, ſchenkte ſich zitternd ein neues Glas ein, und ſtürzte es hinunter.

„Aber des Mittags, meine Herren, erhält man doch —“

Waſſer — war die einſtimmige Antwort; ſie ſchien mir wie Unkenruf aus einem Teiche zu kommen.

Der Kleine im grünen Röckchen ſeufzte, und ſtrich mit der Hand über die unſchuldigen blauen Augen, und das unwirſche, ſpärliche blonde Haar, das ſeinen Hinterkopf bedeckte.

Pſui doch, Herr Lieutenant, ſprach der Andere, und verſchlang ein großes Glas Waſſer — ohne Wanken und Seufzen im Feuer, Lieutenant! Noch eins Lieutenant!

Es war eine alte, ausgegurgelte Commandeurſtimme; am Geſicht blieb nicht viel zu unterſcheiden, das war durch Dunkelroth und altes Fleiſch verwiſcht; weiße ſtarre Härchen wuchſen aus dem Kopſe, ein alter penſionirter blauer Sommerrock ſchlotterte um den hohen Leib und die breiten Glieder — ich behielt kaum den Muth, weiter zu fragen.

„Aber, meine Herren, Nachmittags oder Abends wird es wohl etwas Anderes geben, als —“

Waſſer, wieder Waſſer — kam's ſeufzend aus der einen, heroiſch aus der andern Kehle.

Ich ſank erſchöpft auf einen Stuhl, es war mir, als ſei ich unter Saraſtro's Leute in der Zauberflöte gerathen.

Da erſchien ein ſchlanker Mann in einem gebrauchten ſchwarzen Frack; er hatte etwas Gutmüthiges in dem von Pocken gezeichneten Geſichte, und ſeine Begrüßung war zutraulich, obwol er wenig ſprach — es war Prießnitz ſelbſt.

Die Wohnung war der ſorgliche Gegenſtand unſeres Geſpräches, er ſtand lange ſchweigſam vor mir, das Auge ſah ſinnend auf einen Fleck, ich erhielt keinen Beſcheid. Schon ſah ich mich in der Kartoffelhütte, denn das radicale Verfahren vor mir flößte mir unter Schrecken doch lebhafte Zuverſicht auf Erfolg ein.

Er ging hinweg, kam zurück, ging wieder, aber ich erfuhr nichts — die Herren von Saraſtro's Gefolge tranken unterdeß fortwährend Waſſer, der kleine Lieutenant ſtöhnte, der große Bramarbas pfiff das Mantellied.

Endlich kam Prießnitz und erklärte mir, daß ich in einer Bauernſtube eine Ecke bekommen könnte, alles Andere ſei beſetzt.

Da ſaß ich denn des Abends in meiner Ecke auf dem harten Bett, und ſah in die Dämmerung hinein, drüben im andern Winkel verzehrten meine Wirthsleute im Dunkeln ihr kümmerlich Abendeſſen; ſie ſprachen kein Wort und verſchlangen ſtumm die Kartoffeln vom vorigen Jahre mit gutem Salze; als ſie fertig waren, knieten ſie auf die Bank, das Geſicht nach der hölzernen Mauer richtend, beteten ihren Roſenkranz, und krochen dann ſtill zu Bette.

Es war todtenſtill in der niedrigen Stube, die Mäuſe kamen aus ihren Schlupfwinkeln, der Mond brach draußen durch die Wolken, und es ſchien mir in dem gefärbten, unſichern Lichte, das durch die kleinen, ſchlechten Scheiben brach, als ſäße die Waſſercur wie ein blaßblaues Geſpenſt auf der Ofenbank.

Ich eilte hinaus, ſchob den hölzernen Riegel von der Hausthür, und wollte in die Nacht hineinlaufen, um mich in andere Gedanken zu laufen. Aber das geht in Gräfenberg nicht, am wenigſten des Abends, denn das Terrain iſt ſo abſchüſſig, bergig und ungleich, daß es nur einen einzigen Weg giebt, der fünfzig Schritt lang ebene Fläche gewährt — alles Andere iſt Berg und Thal, ich wäre mit meiner nächtlichen Waſſercurſtimmung unzweifelhaft auf die Naſe gefallen. Reſignirend ſetzte ich mich neben meiner Wohnung auf ein Stück Bauholz — die Wolken waren auseinandergedrängt, der Mond ſchien hell. Dem Antlitze des Hauſes gegenüber lag eine Scheune, und dieſe beiden Gebäude bildeten einen vortrefflichen Rahmen, den einige ſich an die Häuſer lehnende Bäume noch ſchöner machten.

Es lag eins der wunderbarſten Bilder dazwiſchen, das ich je geſehen: der Blick lauft ſchnell und doch nicht jach in einen Thalkeſſel hinab, in welchem ſich wie ein italieniſcher Pinienhain ein mäßiger mit Fichten bewachſener Hügel erhebt — dahinter wie ſchwarze Ewigkeit ſtehen ungeheure Berge, die nur wenige hundert Fuß niedriger ſind als die Schneekoppe im Rieſengebirge. Es iſt beſonders der „Altvater“, der mit rundem, kahlem Haupte hinüberſieht nach Galizien und Ungarn, und die „Hochſchaar“, welche über Mähren nach Wien hinabſchaut. Man findet ſelten ſo weite, tiefe Thäler, unmittelbar von den höchſten Bergen eingeſchloſſen; die höchſten, vornehmſten Leute kommen nicht leicht in ſo nahe Berührung mit der unterſten Claſſe.

Und über dieſen dunkelgrünen und blauen und ſchwarzen Abſchüſſen ſchwamm der Mond mit ſeinem lächelnden Lichte, und oben von Prießnitzens Hauſe her klang ein dünner Chor von Männerſtimmen, die in Ermangelung des Waſſerliedes ein altes Weinlied ſangen. In ganz Gräfenberg war aber nicht ein Tropfen Wein zu finden — hatte es nicht den Anſchein, als ob die alten Götter von Barbaren aus der Welt getrieben ſeien. Das Gerüſt war geblieben und die alte Sprache, aber ſonſt nichts. War es nicht jenes nüchterne wunderliche Gefühl, als wenn ſparſame, mäßige Chriſten in einer Aufwallung nach Gott — Bacchus ſchreien.

Verworrene Zuſtände von menſchlicher Nüchternheit und irdiſcher Romantik in Gräfenberg, und wie lächerlich war ich moderner Exul mitten darin! Als ob ich eine neue Welt entdecken gewollt, war ich Sorgen und Verfolgungen in eine wäſſ'rige Langeweile entflohen.

Am andern Morgen begann das neue Leben um vier Uhr, die Waſſercur begann an meinem eigenen Leibe. Man wickelte mich in wollene Decken, warf noch ein Bett über mich, und überließ mich meinem Schickſale. Als nach einigen Stunden dies Schickſal im Schweiße meines Angeſichtes lechzte, ward mir kaltes Waſſer eingeflößt. Dies befördert die Transſpiration aufs Aeußerſte, und wenn dieſe nun den ganzen Körper aufgelöſt hat, da wird das Deckbett weggehoben, und, ein weißer Bettelmönch wandelt man in der wollenen Hülle hinaus zum Teiche Bethesda.

Dieſe Bäder ſind meiſt dicht an den Häuſern angebracht, und werden fortwährend von dem in Rinnen und Röhren herabkommenden Bergwaſſer angefüllt, ſind alſo ſtets lieblich eiskalt und friſch. Nach meinen unſicheren Abendſchwärmereien mußte der Mond ſchlechte Mitternacht gehalten haben, denn als ich in jener Decke meinen Gräfenberger Brautgang hielt, flog mir der Schnee ins Geſicht.

Wirklich tritt nach ungefähr einer Minute völlige Erwärmung in dem kalten Waſſer ein, die indeß bald neuer Kälte weicht. Dieſe zweite Kälte muß eigentlich abgewartet werden, ſie ſchüttelt innen und außen den Menſchen zuſammen. Die Furcht vor dem Schlagfluſſe und dergleichen fatalen Zufällen iſt übrigens hierbei eine völlig unbegründete, die ſchwächſten Perſonen erleiden gefahrlos dieſen Wechſel, und es wird täglich die Bemerkung gemacht: je gründlicher und heftiger die Transſpiration vorher, deſto wohlthuender iſt das kalte Bad darauf. Ein Bad von ſolcher Kälte iſt ohne vorhergehende Transſpiration viel empfindlicher. Man darf auch dabei nicht außer Acht laſſen, daß der vorhergehende Schweiß durch nichts Echauffirendes erzeugt wird, daß man bei offenen Fenſtern liegt, daß die Lungen in vollkommener Ruhe dabei ſind.

Nun kleidet man ſich an, und trinkt Waſſer; der Froſt treibt gewöhnlich zum Laufen hinaus, und man ſieht da die frierenden Badegäſte überall auf den Bergen herumtraben. Der gewöhnliche Weg iſt nach einem der Gräfenberge, von denen die kleine Ortſchaft den Namen hat, nach der ſogenannten Koppe, die nur zehn Minuten von den Häuſern entfernt iſt.

Auf dieſer Koppe iſt eine wunderbare Janusausſicht: rückwärts das alte fabelhafte Geſicht der hohen Berge und des tiefen ernſten Thales, das ſein Geſicht in tauſend Formen wechſelt, bald eine neue Schlucht mit einem Dorfe zeigt, bald eine verbirgt — vorwärts aber öffnen ſich die Berge, und jung und blau und roſig liegt die Fläche des preußiſchen Schleſien vor den weiter und weiter ſuchenden Blicken, am Fuße der Koppe ſteht ſtill wie ein Weihnachtsbild das Städtchen Freiwalde, worin die magere Wirthstochter ärgerlich harrt.

Dieſer Platz iſt alle Tage neu, und wenn mich das kalte Waſſer noch ſo quälte, auf dieſer Koppe fand ich einen fröhlichen Moment.

Nun geht's zum Frühſtücke in den Speiſeſaal. „Waſſer!“ hatte ich geſtern gehört, und ich war darum nicht ſehr eilig.

Seinem kleinen Wohnhauſe gegenüber hat Prießnitz ein großes Haus gebaut, in welchem die meiſten Badegäſte wohnen, und worin ſich auch der Speiſeſaal befindet, denn es wird wie im Kloſter Alles gemeinſchaftlich genoſſen. Was in dieſem Hauſe nicht Platz findet, wird in den fünf bis ſechs in der Nähe liegenden Bauernhäuſern untergebracht. Da nun aber der Zudrang ſo groß wird, daß auch dieſe Räume nicht mehr ausreichen, ſo hat Prießnitz den Bau eines noch größeren Hauſes begonnen, das jetzt wohl fertig ſein mag, ein neues Waſſerſchloß. Und jetzt kennt der Leſer den Umfang Gräfenbergs; es ziehen ſich zwar noch einige Bauernhäuſer tiefer unten ins Thal hinab, aber die werden nur im äußerſten Nothfalle benutzt, weil ſie zu weit entfernt ſind. Einige Wochen nach meiner Ankunft trat allerdings dieſer Fall ein: wie zwei Waſſernixen ſtiegen täglich zwei verſchleierte Edeldamen an meinem Hauſe vorüber den Berg hinauf.

Es wird zwar zum Frühſtück wieder Waſſer getrunken aber daneben werden auch Milch, Brot, Semmel, Butter und friſche Beeren verſpeiſt, und der ſchreckenerregende Major präſidirte mit würdigen Thaten.

Im Laufe des Vormittags geht man nun eine halbe Stunde weit hinauf in den Wald — das Thal rückwärts wird mit jedem Tritte ſchöner, und die Ermüdeten nimmt ein kühler, ſchauernder Forſt auf. Da ſäuſeln die hohen Buchen und die ſüdlich ausſehenden Tannen, da iſt es ſtill und einſam, nur die Bergwaſſer, Prießnitzens Medicinarten, rauſchen. Den Vögeln iſt Gräfenberg zu hoch, ich habe deren ſehr wenige gehört, die Waſſercur iſt ihnen zu traurig.

Durch dieſen ſchallenden Forſt ſchreitet man eine Strecke, und findet plötzlich in einer Vertiefung die ſogenannten Douchen. Da ſtürzt ungefähr zimmerhoch ein ſtarker Waſſerſtrahl aus der Rinne herab. Unter dieſen Strahl poſtirt man ſich in paradieſiſcher Unbefangenheit, und überläßt ſich zehn Minuten ſeinen ſchmeichleriſchen Ausdrücken.

Darauf folgt ein ſo entſchiedener Froſt, daß die Gliedmaßen eigenmächtig nach allen Richtungen fahren — Gott ſei Dank, daß jetzt die Zeit da iſt, wo ich das blos zu beſchreiben brauche, was ich ſo innig empfunden. Man trabt wie ein naſſer Pudel, der ſeine heilloſen Kunſtſtücke gemacht, durch den Wald zurück. Ich habe aber täglich inne gehalten, wenn ich heraustrat und von der ſteilen Waldesgrenze dies wunderbare Berg- und Thaltheater erblickte. Mancherlei Bergformationen liegen in meinem Gedächtniſſe, aber die Originalität dieſes Gräfenberger Keſſels hat mich alle Tage von Neuem überraſcht, ich habe dieſe abſonderliche Gegend täglich in neuen Verhältniſſen zu erblicken geglaubt.

Die warme Sonne empfing mich Durchkälteten dann immer ſo lieb wie eine ſorgliche Mutter, ich dankte ihr von Herzen, daß ſie ſich nicht auch in die Waſſerverſchwörung miſchte, ſetzte mich auf einen Stein, und guckte in die blau, grün und gelben Berglehnen, und wartete unſer Mittagsglöckchen ab.

Dieſe Situation will ich mir zurückrufen, wenn ich einen mittelalterlichen Roman ſchreibe: ſchweigſam wie die Kirche, abgeſondert wie das Kloſter liegt tauſend Schritte unter mir das friedliche Gräfenberg, in der ganzen Natur regt ſich nichts

— plötzlich klingt hell das Glöcklein auf Prießnitzens Hauſe, wie das heimliche Kloſterglöckchen zur Gräfenberger Andacht, zum Waſſertrinken und nebenher zum Eſſen rufend.

Dies iſt der einzige Moment, deſſen ich ohne Schmerzen gedenke — das Waſſer ſpielt allerdings des Mittags wieder eine Hauptrolle, und das iſt ein ſchlechter Ritter, der nicht wenigſtens ſeine Flaſche leert, aber man ißt auch tüchtig dabei. Prießnitzens, des immer ſchweigenden Vorſitzers Grundſatz lautet, das Waſſer verarbeite Alles. Je mehr man trinkt, deſto mehr kann man eſſen.

Der Major würzte ſein Präſidium mit donnernden Geſchichten — die Serviette, breit unter ſeinem Antlitze herabwallend, war ein unbeſchriebener Friedensſchluß neben dem blutrothen Kriege. Er hielt auch tüchtig auf Anciennität und Standesordnung, ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich als zweideutige bürgerliche Figur zu Gräfenberg eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte: eine Gewürzkrämerin aus Breslau, die meine Grundſätze in Zweifel gezogen hatte und ein Gutsbeſitzer intriguirten lebhaft gegen mich, und während ein leberbrauner Schulmeiſter und ein contracter Tuchmacher, die nach mir eingetroffen waren, avancirt wurden, blieb ich auf dem letzten Schemel, und erfreute mich nie einer Aufmunterung im Dienſte vom Herrn Major. Ein bürgerliches Fräulein von Mähren gewährte mir für dieſe ſchmerzhafte Erniedrigung einigen Troſt. Sie ſprach nämlich zuweilen mit mir, und da ſie in die Rangliſte aufgenommen war, ſo erhielt mich dieſe leiſe Anknüpfung doch ſo weit in der Geſellſchaftsbalance, daß ich keinen offenen Eclat erlebte. Dieſe Bürgerin mit republikaniſchen Manieren war ſehr maſſiv, maſſiv war ihre Naivetät, ihre Schönheit, ihre Jugend. In dieſem Urorte, bei dieſer Urmethode, bei all dieſen vorhandenen Urelementen ſprach ſie ſehr an, der Major bevorrechtete ſie offenbar in abſoluter Weiſe, und als es nicht mehr alle Tage ſchneite, erſchien er eines fröhlichen Mittags in ſeinem blauen Nankingrocke. Dieſer färbte nach des Beſitzers fluchartiger

Verſicherung ſeit drei Jahren nicht mehr ab, und umſchloß den würdigen Leib mit nachgiebigen Falten.

Die Tiſchgeſellſchaft iſt ſo munter, und Gräfenberg iſt überhaupt dasjenige Bad, wo die Kranken am munterſten ſind, wenn ſie keine Zahnſchmerzen haben — friſch ſind ſie immer, das kalte Waſſer weckt auf. Der Hauptſtamm der Bevölkerung beſtand aus alten und jungen Kriegshelden, Feldzüge aller Art, Wunden der Flaſche und der Waffen ſollten geheilt werden; viel Penſion ward zu Gräfenberg verzehrt, viel Heldenthaten lebten auf, manch langes Epos ließe ſich ſingen; natürlich fehlte es auch wie nirgends in der Nähe des preußiſchen Staats an Referendarien, das Jus beſängt den Unterleib.

Drei Kriegsgelehrte und zwei Rechtsgelehrte, ein Gutsbeſitzer, der die Wiſſenſchaft über die Achſeln anſieht und ſechs Leute die Alles wiſſen, dies iſt der Stamm jener Geſellſchaft. Außerdem war ein Kriegsrath da, welchen ich hier nur andeute, da er mir auf Zinſen im Portefeuille ruht — er hatte im Kriege zu viel Zuglöcher in die Magazine gemacht, und das war ſeinem Beutel und dem Podagra ſehr gut bekommen. Er war ein ſehr hübſcher Mann, wie ſie ſagen, er rauchte jeden Tabak, er glaubte Alles, trug ſchwarze Kamaſchen und war für die Aufklärung, ſo weit ſie keinen Schaden bringt.

Außerdem war die Geſellſchaft ganz leidlich, beſonders da man keine Zeit dafür hatte, denn Nachmittags begann wieder die Morgenprocedur mit Schwitzen und Baden, und wenn es dunkel wurde, war man müde.

Ehrlich geſtanden, es gibt keinen Ort, wo man die Langeweile ſo wenig gewahr wird, als Bad Gräfenberg — ich bin vor Zahnſchmerzen nicht dazu gekommen, und den Kriegsrath ſchützte das Tabakrauchen, das bekanntlich auch gegen die Cholera hilft. Beſonders Ohlauer und Wanſener Blatt.

Einzelne Züge von Gräfenberger Patienten und von Gräfenberg ſind noch: Allgemeine Verachtung der Aerzte, namentlich der allopathiſchen, gewöhnliches Beiwort für dieſelben: Mörder und Giftmiſcher — Unterhaltung über Homöopathie — man findet weit und breit keine Medicin, in Gräfenberg ſelbſt nicht einen Tropfen, alle Uebel, die ausbrechen, werden mit kaltem Waſſer curirt, Leute, die mit Fieber hinkamen, verloren es nach wenig Tagen — man bedauert die Welt, welche noch nichts von der Waſſercur weiß — man lieſt keine Zeitung, beſonders darum, weil man keine hat, die ſpeculative Politik iſt für China — es hieß einmal, der Herr Major bekomme die „Wiener Zeitung“, aber ſie ſei zu lang, als daß er ſie wegleihen könne, er werde allein kaum fertig damit — außer Profeſſor Oertel's dickem Waſſerbuche habe ich kein Buch geſehen, es machte viel Aufſehen, als ein junger Mann aus Löwenberg, der an der Rückendarre litt, den „Dohmſchütz und ſeine Geſellen“ mitbrachte — des Abends wird wieder geläutet, und man verſpeiſt wie am Morgen Milch, Butter und Brot — wer den Andern nicht grüßt, gilt für ungebildet — der Barbier kommt für die Bärtigen männlichen Geſchlechts immer den dritten Tag aus Freienwalde herauf, und wirkt auch wohl im Freien, wenn's nicht zu ſtark regnet. — Der Herr Major iſt penſionirt, und Niemand erinnert ſich, daß er je etwas Anderes geweſen wäre; ſeine Jugend fällt in die Zeit des Kartoffelkrieges, ſeinen Namen hab' ich nie gehört — wer nicht laufen kann, wird mit Ochſen zur Douche gefahren — wer nicht darunter ſtehen kann, ſetzt ſich auf einen Stuhl: dieſer braucht des Waſſers wegen kein Polſter zu haben — wer am meiſten Waſſer trinkt, wird am meiſten bewundert; ſonſtige bürgerliche Verdienſte werden in Gräfenberg ignorirt, wie billig — der Witz iſt ſchlecht angeſchrieben, und es hat in dieſer Beziehung nur folgende Anecdote Gnade gefunden: Der ewige Jude, welcher bekanntlich nicht ſterben kann, holt ſich einmal auf ſeinen Wanderungen den Schnupfen, und wendet ſich, um dieſe Unbequemlichkeit los zu werden, an einen allopathiſchen Arzt. Nach einiger Zeit iſt der ewige Jude curirt, das heißt: er iſt todt. —

Die Anſtalt und Erfindung in Gräfenberg iſt aber wirklich von großer Wichtigkeit, und Vincenz Prießnitz iſt eine beachtenswerthe hiſtoriſche Erſcheinung. Nach alle dem, was ich von ihm geſehen habe, iſt er ein ſinnender, aufmerkſamer Mann voll Bravheit und Rechtlichkeit. Er kennt den menſchlichen Körper und hat ſeine Waſſercur bei tauſend verſchiedenen Fällen verſucht. Keineswegs fanatiſch für ſeine Heilmethode, iſt er doch der Ueberzeugung, daß mit Ausdauer die meiſten Uebel durch Waſſer gehoben werden können. Er giebt ſehr viel darauf, daß das Waſſer keineswegs abſtumpfe, und allerdings iſt man nach mehreren Wochen noch eben ſo empfindlich dafür als im Anfange der Cur.

Es iſt nicht mein Zweck und meine Fähigkeit, ein mediciniſches Urtheil abzugeben; ich habe nur Mittheilungen verſucht, um jene im äußerſten Winkel Deutſchlands verborgene Methode bekannt zu machen. So viel ich geſehen habe, wirkt es auffallend günſtig gegen Uebel, die zum Theil äußerlich ſind, wie Lähmungen, Geſchwulſt, Ausſchlag, Gicht u. dgl.; Ausſchläge ſind faſt immer die Uebergänge zur Heilung, chroniſche innere Krankheiten hab' ich weniger vor Augen gehabt — man darf aber keinen Augenblick vergeſſen, daß es ſehr langſam wirkt, und daß man ihm viel Zeit geſtatten muß. Es regt alle Uebel auf, und wohl mag es geſchehen können, wie in Gräfenberg die Legende geht, daß man ſich einen neuen Körper antrinken und anbaden kann.

Dawider freilich mag ich auch nichts einwenden, daß die Wiſſenſchaft eine ſo plumpe Heilmethode lächelnd anſehen mag.

Mögen die Leſer jene Hauptſache nur nicht vergeſſen, daß jenes Gräfenberger Waſſer nämlich unſchuldiges, alltägliches Bergwaſſer iſt, ohne den geringſten Beiſatz von Mineralien oder dergleichen, blaſſes Waſſer, wie man es allerwärts finden kann, unverdorbene Gottesgabe, überall nachzuahmen, wohlfeil und anſpruchslos.

II.

Die Gebirgsnovelle.

Es war des Sonntags, und dem Tage zu Ehren guckte die Sonne mitunter durch die Regenwolken, daß ich Muth gewann, mich aufzumachen und auf den Bergen und Wäldern herumzuklettern.

Tief im Bergforſte hatte ich Weg und Steg verloren, und es war mir ſehr erwünſcht, in der grünen Einſamkeit einen Burſchen daherſchreiten zu ſehen; dem Anſcheine nach war's ein Bauer, der aus der Kirche kam. Die Sonne und das Wetter hatten ſein Antlitz gebräunt und gefärbt, und als ich näher zuſah, da dünkte es mich, er könnte höchſtens dreißig Jahre alt ſein, wenn auch die Hände, welche das Geſangbuch und den Stock hielten, dick, rauh, zerarbeitet ausſahen. Ich begrüßte ihn, er dankte freundlich, nahm ſeinen harten Sonntagsfilz ab, und beſchied mich mit guter Miene meines Weges. Unterdeß holte er ſein rothgeblümtes baumwollenes Sacktuch hervor und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn — das gab Anlaß, ihn zu fragen, warum er ſo raſch gegangen ſei, und da er offen und treuherzig war, ſo erfuhr ich, ein Stück mit ihm ſchreitend, ſeine ganze Geſchichte. Ich kann ſeinen Dialekt nicht wiederholen, aber doch etwa die Art ſeiner Darſtellung:

Schau'n Sie, ſagte er, ich bin von dort drüben hinter dem Berge her, der nach der Hochſchaar zu liegt, und wie ſie mich da ſehen, da bin ich ganz und gar, nur eine Jacke und ein Hemde, ein Paar ſtramme Lederhoſen und feſte Stiefeln habe ich für die Werktage, aber ich habe friſch und rüſtig ſein müſſen, um es ſo weit zu bringen, und weiter wird's wohl nicht möglich ſein, ich hab's heute der Margareth gerade 'raus ſagen müſſen, 's iſt ihr nahe gegangen und 's hat mir auch herzlich weh gethan, aber 's iſt nun einmal nicht anders auf der Welt. —

Ich fragte ihn nach Margarethen. —

Nu, junger Herr, ſagte er, das iſt die Margareth bei Müller Vincenz, ſie dient ſchon ins vierte Jahr dort, und iſt mein Schatz; aber du lieber Gott, ans Heiraten iſt halt gar nicht zu denken, das hab' ich ihr heute ſagen müſſen, der liebe Herrgott muß es doch nicht haben wollen — nehmen Sie mir's nur nicht übel, daß ich ſo flink ſchreite, wir haben zu lange miteinander geklagt, ich und Margareth, und wenn ſie ſich bei unſerm Bauer um den Tiſch ſetzen und 's fehlt einer, da iſt's an allen Ecken nicht recht. —

Ich hatte nichts zu verſäumen, ging mit ihm und ließ mir erzählen. Dieſe kleinſten Verhältniſſe, dieſe unſcheinbaren, und doch unüberſteiglichen Schwierigkeiten, dieſe Ergebung in den traurigſten Zuſtand hatte für mich etwas ſehr Ueberraſchendes. So niedergeſchlagen, ſo durchdrungen von einer innern Atmoſphäre der Armuth hatte ich mir den Bauer nicht gedacht, der doch im ſteten unmittelbaren Verkehr mit der producirenden Schöpfung, in der Kraft körperlicher Tüchtigkeit meines Erachtens muthiger ſein müßte. Aber Sommer und Winter, Saat und Ernte, die regelmäßige Wiederkehr unabänderlicher Geſetze, gänzlicher Mangel jedes Ungewöhnlichen, ununterbrochenes Ringen um das Nothdürftige drücken den Landmann unſerer Tage nieder.

Andreas war der zweite Sohn ſeines Vaters, das kleine Haus und Gärtchen war an den Erſtgeborenen gekommen, eine verlahmte Schweſter mußte von dieſem mit erhalten werden — ſie will doch auch alle Tage eſſen, und wenn zwei Jahre um ſind, braucht ſie einen neuen wollenen Kittel, er ſitzt ſich zu Schanden, wenn man ihn auch nicht in der Arbeit abreißt; da mußt' ich mir denn einen Dienſt ſuchen, und mich wacker regen, um ſo weit zu kommen, wie ich bin, und — nun der Himmel mag mir's vergeben, mit der Marg'reth hab' ich mich freilich übereilt, daß ich ſie zu meinem Schatze machte. Aber, junger Herr, Sie können mir's glauben, ich weiß ſelbſt nicht, wie's gekommen iſt, und als wir zum erſten Male miteinander geſprochen hatten, da dacht' ich: Na vielleicht ſchickt der Himmel ein paar gute Jahre, und der Bruder rafft ſich ein wenig, und gibt uns die kleine Bodenkammer mit ein, wo die Schweſter ſchläft, und was ich etwa ſonſt noch für Gedanken hatte, 's ſoll aber nicht ſein: geſtern Nacht kam wieder ein Froſt, und hat dem Bischen Ernte des Bruders den Reſt gegeben, und jetzt hab' ich's der Marg'reth ſagen müſſen.

Ich brachte ihn darauf, wie er mit Marg'reth bekannt geworden ſei, um ihn heiterer zu ſtimmen.

Sehen Sie, ſprach er, 's war um Georgentag, wo die vornehmen Stadtleute in Freienwalde ihre Kinder zum erſten Mal wieder barfuß gehen laſſen, da kam ich Sonntags in die Kirche. 's Wetter war ſchöne, daß einem das Herz im Leibe lachte, alle alten Leute, die neben mir in die Kirche nach Freienwalde gingen, freuten ſich über das Frühjahr, und ſagten, das könnte eine geſegnete Ernte werden: die Schneedecke war den Winter durch warm geweſen für die Saaten, und geregnet hatte es in den letzten vierzehn Tagen auch, die Winterung hatte ihre gehörige Feuchtigkeit und 's ſchönſte Gedeihen, der alte Vater Willer Chriſtoph ſagte, wir ſollten's nur nicht beſprechen, und den lieben Gott ſchönſtens bitten. So gingen wir hier durchs grüne Holz, 's war ſchier grüne, wenn auch noch nicht ganz, die Vögel waren ſchon alle wieder da, und munter und fleißig, und wie wir dort unten auf die Lehne kamen, wo man nunter ſehen kann ins Städtel, da hörten wir die Glocken in die Kirche läuten; ich kann ihnen gar nicht ſagen, wie fromm und hübſch mir zu Muthe war, und ſehen Sie, an demſelbigen Morgen begegnete mir drunten bei den erſten Zäunen in Freienwalde Marg'reth, ſie hatte auch ihren Sonntag juſt, und ging in die Kirche, und ſagte zu uns: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt“, und wir ſagten alle gar herzlich: „in Ewigkeit, Amen“. Der alte Willer Chriſtoph aber meinte ſachte zu mir: Guck mal Andreas, das wär ſo a Madel! Und von der Stunde an hab' ich ſie nicht mehr vergeſſen können. Na, ſie würde Ihnen auch gefallen, wenn Sie ſie ſehen ſollten, ſie hat ein Paar kohlenſchwarze Augen, und iſt ſchmuck, groß und rüſtig.

Das ging nun ſo den ganzen Sommer durch, wir ſahen uns alle vierzehn Tage in der Kirche — denn ich hatte mir's behalten, wann ſie ihren Sonntag hätte, und am Michaelstage da faßt' ich mir ein Herz, und ſprach ſie an, als ich ſie juſt alleine bei den Scheunen fand, und ſie ſtand mir auch Rede, und wir fragten einander, wie wir hießen und wo wir her wären. Nu, ſo ging's halt weiter, zur Kirmes in Freienwalde, da macht' ich mir einen zeitigen Feierabend und ging 'nüber und ins Wirthshaus. Ich dachte, Marg'reth wird ſich's wohl denken, und ſie hatte ſich's auch gedacht, und ſtand unter den Mädeln im Winkel; ich zog ſie zum Schießer auf, und wir waren den Abend ſeelenvergnügt. Sie hatte ihre Kuh ſchon beſorgt, und brauchte nicht vor Zehne heimzugehen. Um drei Viertel ging ich denn a Stück mit ihr, und da haben wir uns zum erſten Male beim Mondſchein einen Schmatz gegeben, und ich hab's ihr geſagt, daß ich dächte, wenn noch ſo a gut Jahr käme, mein Bruder würde uns die Kammer geben — wie ich jenen Abend durchs Holz nach Hauſe gekommen bin mit dem lichten Mondſcheine, das kann ich mein Lebtag nicht beſchreiben. Als ich mich aber niederlegte, da hab' ich's auch der Marg'reth und dem lieben Herrgott ſchönſtens gedankt, und Sie können mir's glauben, junger Herr, ich bin noch nicht ſo gottesfürchtig geweſen, als damals, und des Morgens war ich immer der Erſte auf'm Zeuge. 's hat mir freilich nichts geholfen, na, ich muß denken, der Herrgott hat's nicht gewollt; aber wenn ich an die Marg'reth gedenke, die heute zu mir ſagte: Andres, ich laſſ' dich nicht, es mag gehen, wie's will — ſehen Sie, lieber Herr, da kommt mir's Waſſer aus den Augen, als wenn ich noch in die Schule ginge, und 's arbeitet in mir, als müßte ich ſterben. —

Ach, wer doch aller Welt helfen könnte! ſprach ich zu mir auf dem Heimwege, wenigſtens den Liebespaaren, deren Glück ſo wohlfeil iſt. Meine Caſſe war zu ſpärlich, ſaß ich doch ſelbſt ausgeſtoßen, verlaſſen in dieſem abgeſonderten, äußerſten Winkel deutſcher Welt, und wußte noch nicht, wo ſich mir ein Loch des Zugangs wieder öffnen würde. Aber ich rechnete auf den alten Major, ich wollte ihn bereden, eine Sammlung zu ſanctioniren für Andres und Marg'reth. Mit dieſen Gedanken kam ich auf die Blöße, welche hinabfällt zu unſerer Waſſer-Colonie — eine tiefe Wehmuth übermannte mich. Menſchenjammer, Menſchenfeindſchaft, wo iſt deine Wurzel zu finden, daß man ſie ausreuten könne ganz und gar? Mein Leben und das Schickſal dieſes Liebespaares waren eben wie dieſe Gegend, über welche dunkle Strichwolken zogen und trotzigen Regen warfen, aller Horizont war von himmelhohen Bergen verbannt, und wenn ich ſie überfliegen könnte, wohin käme ich dann? Nach Mähren, nach Ungarn — verſtohlen lief ein Sonnenſtrahl in die einzige Lücke der Gegend hinein, nach Schleſien: ich ſetzte mich auf einen Feldſtein, und ließ mich beregnen, und war voll Trauer —

Und haſt Du mich verlaſſen,
Welt, die ich ſo geliebt?
Doch will ich die Liebe nicht laſſen,
Die mir nur Thränen giebt. —

Da läutete das Mittagsglöckchen in Gräfenberg — ſollſt mir eine Tröſtung ſein, du ſtärkender Ruf. Wir machen ja immer die Dinge außer uns zu dem, was eben in uns waltet — und heut iſt ja auch Poſttag in Freienwalde, vielleicht kommt endlich eine Nachricht aus der Welt. Es waren beinahe vier Wochen vergangen, und ich hatte nichts erfahren, als Lafayette's Tod, als ob die Freunde und die Civiliſation geſtorben wären, ſo ſtill war es für mich geworden.

Ja, ich fand einen Brief, aber darin für mich nur die traurige Nachricht, daß die bleiche Kerkerſorge dicht an meinen Ferſen ſei, daß ich die größte Eile brauchte, ihr zu entrinnen. So blieb denn keine Zeit übrig für Andres und Marg'reth —

armes Volk im Gebirge! Und wie reich iſt die Armuth, wenn ſie Liebe im Herzen, ein ſo gewaltiges übermannendes Intereſſe hat! Aber die Armuth dieſer Leute beruht darin, daß ſie keinen Muth zur Phantaſie findet, und elend verkümmert in beſchränkter Verzagtheit.

Meiner ſchwarzäugigen Wirthin trug ich auf, ſich nach den Liebesleuten umzuſehen, ich würde ihr ſchreiben, und ſie ſollte mir dann vom Schulmeiſter einen Brief aufſetzen laſſen, über das, was ſich zugetragen. Sie konnte es zwar nicht begreifen, wozu das Alles, ſolch ein Intereſſe war ihr zu fein gewoben, ſagte aber doch „Ja", und mit des nächſten Tages Frühe ward ich auf dem harten Wagen von dannen geſchüttelt! Auf die eintönige Gräfenberger Ruhe folgte ſchneller Wechſel und Sturm; dies ahnend, fuhr ich traurig zwiſchen den Waldwänden der Berge, an den rauſchenden Gebirgsbächen dahin, und es war mir ein ordentlicher Troſt, daß ſich nirgends ein Ausweg zeigte in offenes Land; hinter dieſen Bergen, in den hölzernen Hütten unter dieſen Leuten, welche das Wort Politik nicht kannten, war ich am Sicherſten.

Aber des Mittags öffneten ſich Zugänge in die Ebene, der Biſchofsſitz Johannisberg winkte, und bald hatten wir ihn erreicht. Das Wort Johannisberg duftete wie eine Blume, und wenn's hier auch nicht das rheiniſche war, es hatte doch auch ſeine ſchönen Blätter. Am Abhange des Gebirges liegend, ſieht es weit hinein in die lichte ſchleſiſche Ebene, und iſt ſtill und behaglich wie jeder Sitz wohl gepflegter Geiſtlichkeit. Eben ſo ſtill und ſanft lächelnd ſieht das Schloß des Biſchofs auf das Städtchen herab — ich denke mir ſtets in ſolcher Sommerreſidenz eines hohen geiſtlichen Herrn große, hohe, mit Sammttapeten ausgeſchlagene Zimmer, wenig, aber eingeweihte, verſtändige, freundliche Bediente, in einer Ecke der Zimmerreihe wohnt der Prälat mit ſeiner liebenswerthen, röthlichen Geſundheit, an der andern wohnt ſeine luſtige Nichte, die auch ſehr geſund iſt und zufrieden lebt mit Eſſen, Trinken, kleinen

Spaziergängen und Fahrten und kleinen Scherzen. Im rothtapezierten Gemache, das etwa in der Mitte liegt zwiſchen den Wohnungen, kommen ſie zuſammen zu heiterem Genuſſe der Gaben Gottes, der Ausſicht, des Geflügels, der anmuthigen Wallungen des Menſchenherzens, der ſüßen Rebe und eines heiteren Verſes. — Hoch liegt das Schloß, man ſieht ins Land, doch Niemand ſieht ins Fenſter. —

So verträumt' ich mir meine bedenkliche Poſition; ich wollte dem geiſtlichen Herrn das Schickſal von Andres und Marg'reth empfehlen; aber er war nicht da; zur Cholerazeit hatte er ſich in die reine Gebirgsluft hergeflüchtet, jetzt war er gar geſtorben, der alte Herr. Das Bild wollte alſo gar nicht paſſen zu meinem romantiſchen Prälatentraume; — ich fuhr weiter, die bedenklichen Grenzämter kamen, wo einem politiſchen Schriftſteller das größte Unglück begegnen kann; ich ſtieg aus und ſuchte Feldſpath. Bei ſolcher Gelegenheit ſieht man recht ein, wie nützlich die naturhiſtoriſchen Studien ſind. — Nach einer halben Stunde war mein Durſt geſtillt und ich begegnete dem Wagen wieder.

Die beſten Dinge in der Welt werden beiläufig gefunden — ich habe freilich in der Gegend von Patſchkau nichts entdeckt, als einen Ausweg.

12.

Die Flucht durchs Gebirge.

Ich glaube, es heißt ein Roman ſo, den ich nicht kenne, aber ich glaube auch verſichern zu dürfen, daß es ſehr unbequem ſein mag, einen Romanhelden vorzuſtellen, wenn er durchs Gebirge fliehen muß. Die Wege ſind ſchlecht, an Poſtſtationen fehlt's auch, und wenn Einer ordentlich fliehen will, ſo muß er alle Taſchen voll Geld haben. Freilich die Romantik gewinnt, was die Bequemlichkeit verliert, die Polizei iſt im Gebirge niemals ſo gut als in der Ebene, Telegraphen gibt's da auch nicht, und ungewöhnliche Wege fallen nicht auf. Das war Alles recht gut, über die Invaliden in Patſchkau war ich auch hinaus, aber der Gräfenberger Wagen ſtieß mir die Milz bis ins Herze, das Sattelpferd konnte das fremde Waſſer nicht vertragen, und ſtürzte von Kolik betroffen darnieder, den Weg nach Frankenſtein wußten wir auch nicht, und es ward dunkel — Volksmenge ſammelte ſich, und ich wäre ſo gern ohne Aufſehen durch die Welt geſchlüpft, wir waren erſt eine kleine Strecke über das Grenzthor hinaus, die Invaliden konnten durch den Auflauf herbeigezogen werden, und einen Paſſagier finden, welcher zur unrechten Zeit Feldſpath geſucht hatte. Die Situation war einem Romane ganz angemeſſen, aber nicht meinen Wünſchen. Ich ſprang vom Wagen, verſicherte meinem Gräfenberger, der, ſo weit von der Heimath, ſich gottverlaſſen vorkam, ich würde das Pferd beſprechen, er ſollte mit einem tüchtigen Peitſchenhiebe zu Hilfe eilen, wenn ich das Zeichen gäbe.

Während ich das Abraxas-Zeichen über den Unterleib des Pferdes machte, flüſterte ein Junge aus dem Haufen „die Invaliden kommen“ — dies kürzte meine Ceremonie ab, beſchleunigte den Peitſchenhieb, dieſer fruchtete, ich ſprang zum Kutſcher hinauf, im Galopp ging's von dannen. Und Bewegung hilft ſolchem Thiere am ſicherſten; als der Mond heraufkam, trabten wir luſtig fürbaß. Es war eine der ſchönſten Nächte, die über Schleſien geleuchtet haben mögen, der Weg, welchem wir wie alte Ritter auf gut Glück folgten, ging unter ſchlanken grünen Bäumen an einer Berglehne hin, Johanniswürmchen flogen wie kleine Sternenkinder in dem grünen Dunkel umher, wohin die Lichtſtreifen des Mondes nicht drangen, und als wir an eine Blöße kamen, ſahen wir dicht unter uns ein ſchlohweißes Kloſter liegen, ſchön wie eine junge, blaſſe Nonne. Kloſter Kamenz wird es genannt. Dahinter ſtieg ſchwarz das Hochgebirge auf, von weichen, fließenden Mondwölkchen umſäumt, und als ſich wieder eine dünne Laubholzung dazwiſchen drängte, da erhielt das Ganze einen blaugrünen Schimmer wie aus dem ſchönſten Geiſterreiche einer Kindesphantaſie.

Kein Menſch genießt aber ſolch eine Nacht aus Gottes Schooße beſſer als ein Flüchtling, welcher fortwährend auf dem Fuße langen Abſchiednehmens von der Natur ſteht.

In dieſem ſüßen Dämmer kam ich ans Thor von Frankenſtein. Knarrend öffnete ſich's; der Gräfenberger ward hier entlaſſen mit neuen Aufträgen für Andres und Marg'reth; dieſe Armen ſchienen mir jetzt die nächſten in der Welt. Auf neuem Wagen ging es weiter; glatte Chauſſée führt über Reichenbach nach Schweidnitz. Dieſer Frankenſteiner Bezirk iſt die üppige Weizenkammer Schleſiens. Das Getreide wogte auf den Feldern in ſtrotzender Geſundheit, offen iſt hier das Land, und das „hohe Menſen- und Eulengebirge“ ſchaut ſchweigſam wie ein wohlwollender Großvater hernieder.

Hier ſieht man das ſchöne Widerſpiel des Oderſtrichs — in derſelben Richtung wie jener Strom geht, ziehen ſich weiter weſtlich die reizenden Gebirge von der ungariſch-mähriſchen Grenze bis an die ſächſiſche hinab, und an der letzten Abdachung dieſer Kette führte mein Weg hin während jener Nacht. Man kann hier auf den Gebirgskämmen über die mähriſchen Berge, den Jablunkapaß, die Karpathen hinabſteigen bis in die Ebenen der Moldau, wo die Schweine gedeihen, und auf der andern Seite über das Rieſengebirge, den Iſerkamm, die ſächſiſchen Berge nach Thüringen hinein bis in die äußerſten Höhenpunkte des Harzes und der Weſerberge, von wo ein ungewöhnlich gutes Auge die nordiſchen Meere und die Möven ſieht. Wenigſtens von Ungarn aus bis tief nach Sachſen hinein hängen die Gebirge hier zuſammen wie eines Gottes ſpaltloſe eherne Rüſtung.

Süß meiner unſichern Freiheit genießend, ſchaukelte ich im weichen Wagen Angeſichts dieſes langen, undurchdringlichen Leibes dahin — im Mondſchein ſah ich die langen, Meilen langen Dörfer am Fuß der Eule liegen, welche einſt die Füße des

Gymnaſiaſten ermüdet hatten. Da träumte jetzt mein Medardus von beſcheidenen Erfüllungen — der Gute ahnte nicht, wie ich Sturmvogel mit meiner weiten Welt jetzt gefährdet an ihm vorübergeriſſen wurde, während er unbedroht ſchlummern konnte. Die Verhältniſſe gleichen ſich aus mit ihrem Reize. Die Capitale dieſer ungeheuren Dörfer iſt Langenbielau, ein Ort ſo groß, daß verſchiedene Dialekte darin geſprochen werden: diesſeits des Baches, welcher ihn durchſchneidet, ſagt man, wenn die Fenſter des Himmels geöffnet ſind, „'s rehnt", jenſeits aber „'s rahnt". Vielleicht giebt es überhaupt kein Ländchen in Deutſchland, wo der Dialekt ſo tauſendfach modificirt iſt, und wo man ſo viel Abwechslung, Dreiſtigkeit im Erfinden antrifft als Schleſien. Dabei iſt doch die Sprachatmosſphäre ſo gemeinſchaftlich, daß ſich Alles verſteht, ja daß man den Sinn ſolcher Worte, die im Augenblicke erfunden werden, alsbald begreift. Die neueſte, unerwartetſte, nie dageweſene Wendung eines Zuſtandes macht den Schleſier keinen Moment lang um den Ausdruck dafür verlegen, er improviſirt eiligſt aus dem Keſſel ſeiner Formationen eine ganz friſche Geſtalt, ein Wort, das Niemand je vernommen, aber der andere Schleſier weiß auf der Stelle, was jener meint.

Die Gebirgsdialekte ſind wie überall in den Bergen, wo Waſſer und Boden hart ſind, weich und vocalvoll, ja reichlich; aber in jedem Thale anders. Je näher dem eigentlichen Gebirge zu, deſto tiefer ziehen ſie die Vocale; ſo bezeichnet man den Dialekt von dieſer Gegend mit folgendem Verſe, in welchem man ſich förmlich ausſtreckt auf u, a und i:

Ich bin do uba har
Bo de lange Biele,
Wu die grußa Reska wachſe
Mit de lange Stiele —

Reska ſind nach einem vornehmeren Sileſiasmus Reisken, eine wohlſchmeckende Art Pilze, die geröſtet oder aus denen

Suppen gekocht werden. „Wir ſuppen Reisken“ ſagen ſie, denn ſie erfreuen ſich dieſes bequemen Verbums, das vielleicht zu empfehlen wäre, wenn es melodiſcher klänge.

A und la iſt aber die herrſchende Endung im Gebirge, die faſt allen Subſtantiven und Adjectiven angehängt wird, und im Grunde jene alle zu Deminutiven macht — a Tippla und a Löffla (ein Töpfchen und ein Löffelchen). Die Rede klingt wie das Läuten der Kühe. Im übrigen Schleſien herrſcht lediglich das Deminutiv auf el, das auf chen gilt für hochdeutſche Ziererei. Man ſagt nicht ein Kännchen, ſondern ein Kännel, nicht Hölzchen, ſondern Hölzel, nicht Mädchen, ſondern Mädel, und jeder Schleſier, er ſei noch ſo weit und lang von der Heimath, ruft in der Eile mal: Wart a Biſſel!

Als ich hinter Schweidnitz war, ging die Sonne tönend auf, die Felder glitzerten im Morgenthau, wie ein wohlthuender Athemzug hob ſich der Frühnebel von den Bergen, Lerchen ſtiegen in die Luft, Bauersleute zogen aus den Dörfern an die Arbeit, ach, die Welt iſt mir niemals reicher und ſchöner entgegengetreten als auf dieſer flüchtigen Reiſe. Freiburg lag vor mir, der letzte Grenzort der Ebene, von dort aus ging es tiefer in die Berge hinein. Ich nahm Abſchied von der ſchleſiſchen Ebene, die man überſieht bis nach Breslau hin, in deren Mitte wie ein dunkles Schloß der Zobten liegt; die kleinen Hügel von Striegau, in deren Nähe Friedrich der Große die Schlacht von Hohenfriedberg geſchlagen, brachten mir den letzten Gedanken aus dieſem Strich Landes. Bald war der ſteile Berg überwunden, und ich fuhr dahin durch den klingenden Wald von Fürſtenſtein. Dieſer Ort wird für einen der ſchönſten Punkte Schleſiens gehalten. Man begreift darunter eine alte Burg, eine tiefe Bergſchlucht und ein neues Schloß. Und wahrlich an einem ſonnigen Junimorgen mag nicht leicht ein ſchönerer Platz gefunden werden. Das neue Schloß liegt auf den erſten Höhen, die an der Ebene aufſteigen, auf der einen Seite ſieht man durch einen lichten Wald hinab in das blaue Land, die Ausſicht iſt erſt da zu Ende, wo der Himmel auf die Erde fällt, um und neben uns prangt das ſtattliche weiße Schloß, vor uns öffnet ſich der dunkelgrüne mit wildem Bach und rauſchenden Bäumen ſprechende Grund; zwiſchen Felſen und dichtbelaubten Bergen geht er tief, tief unten eine halbe Stunde weit bis zur alten Burg, deren braungelbe Mauern herüberblicken wie ſtiller Friede, ſüße Abgeſchloſſenheit eines alten Ehepaars. Die Bäume um die Burg ſind niedriger, lichter grün gefärbt, ein einfaches Gebirgsthal mit den Häuſern von Salzbrunn öffnet ſich dahinter, und wird weit oben vom dunklen „Hochwalde“ geſchloſſen. So gewinnt das Bild die wohlthuende Einheit eines ganzen Lebens: Hinter uns ins duftige unbeſtimmte Land hinab die Märchenphantaſien der Jugend, um uns die ſtattliche Zuverſicht des prangenden Jünglings, da unten im dichten Grün das abſchüſſige, gefährliche Leben des Mannes mit verſchwiegenem Einſamkeitsreiz häuslicher Freude, mühſames Emporarbeiten bis zum beſcheidenen Alter der ſtillen Burg, und zum Schluß des Lebens beſchränkte aber wohlthuende idylliſche Ausſicht auf ein Thal mit Dorf und Acker. Und der Hochwald ſchließt, eine große, unbewegliche Mauer, welche die Fragen der Ewigkeit verbirgt. Alle Nebel und Wetter lagern ſich in Wahrheit um dieſen Hochwald, und wenn der Bauer am frühen Tage vor das Haus tritt, ſo geht ſein Auge nach dem Hochwalde, um Wetter und Zukunft zu erforſchen.

Ach, es war an jenem Morgen des goldenen Juni, wo auch ich Abſchied nahm von den Träumen ſchleſiſcher Jugend, von der Ausſicht in ſchimmerndes, weites Land, ich genoß ein ſtärkendes Frühſtück auf jenem Schloßplatze, wo ich ſo oft die ſchönen Kinder des Landes an Sonn- und Feſttagen geſehen, und mir das Herz hatte bewegen laſſen von Ahnung unendlichen Glückes, das Gedächtniß Goethe's ging vor mir her mit der ernſten Mahnung, Wunſch und Streben zu beſchränken, zu geſtalten, ſei's auch in die kleinſten Formen, und ich ſtieg hinab in den dunklen Grund. Durch dunkle Tannengaſſen führt der Weg, ein Stück über grüne, ſammtne Wieſen, über ſchmale Brücken, an Felſenſtiegen, man kann fehl gehen und in ſchlimme Lage gerathen. Freilich wer einen Führer hat, für den iſt der Weg nur romantiſch und angenehm zwiſchen den ſtarrenden oder rauſchenden Bergwänden hin. Aber Jugend iſt ungeſtüm und fragt und ſucht nicht nach Führern.

Jeder Schleſier und Reiſende, der irgend einen Vers machen kann, hat Fürſtenſtein beſungen, ich bin einiger Ballen von dieſer Poeſie habhaft geworden, und will ſie hier mittheilen — warum nicht? Jedes Herz hat ſeine Reize. Zuerſt ſingt ein Schulmeiſter — nun wohl, ich will die Mittheilung bis zum Schluſſe aufſchieben, aber die Angſt kann ich meinen Leſern nicht erſparen.

Es macht kein Volk ſo viel Gedichte als wir, das iſt recht ſchön; aber der Italiener, der auch viel unnütz reimt, hat doch die melodiſche Sprache für ſich und für die Zuhörer.

Nichts ſoll ſchöner ſein im Fürſtenſteiner Grunde als ein Gewitter; ein neugieriger Engländer hat das durchaus ſehen und hören wollen, und iſt vom Blitz erſchlagen worden. Gedichte und neugierige Engländer giebt jede romantiſche Partie in den Kauf wie der Fleiſcher ein paar Knochen.

Die alte Burg iſt ganz erhalten, man kann dort Ritters ſpielen. Der Turnierplatz iſt auch wirklich bei Lebzeiten der Königin Louiſe an einem ſchönen Sommertage zum Turnier gebraucht worden. Die alten Herren der Umgegend erzählen noch mit Entzücken davon, wie die Herren turnirt hätten, wie die ſchöne Königin vom Balcon zugeſehen und Preiſe vertheilt habe. Das Andenken dieſer poetiſchen Frau lebt noch mannigfach im Gebirge; auch hier trägt noch ein reizender Punkt, von wo man eine überraſchende Ausſicht auf die Gegend hat, den Namen Louiſenplatz.

Bei jenem Turniere oder bei einem ähnlichen in Potsdam hat auch der Fürſt Pückler einen Preis errungen. Er war ein Mann des Glücks von Jugend auf, wenn ich mich auch in dieſem Factum irren ſollte.

Von der alten Burg iſts nur ein Büchſenſchuß bis zum Anfange Salzbrunns, wo die Kirche ſteht und der neugebaute Thurm — dort beſuchte ich meinen alten, wackern Paſtor, bei dem ich ſo manche ländlich theologiſche Woche verlebt und über Supranaturalismus und Liturgie verſprochen hatte. Er brachte noch wie damals ſeine Argumente gegen Wegſcheider und Paulus zur Hand, und war noch rüſtig in ſeiner Terminologie wie ehedem, und wie ich ihm ſagte, daß mich ſo und ſo viel andere Intereſſen bewegt hätten und bewegten, da drohte er mir lächelnd mit dem Finger und ſagte: Er war von je ein Weltkind, unſer alter Freund. —

Wir gingen ins Feld hinaus, um unſere alten idylliſchen Freuden wieder zu ſuchen; dies Pfarrhaus mit der rührigen Hausfrau und den aufblühenden Töchtern, mit dem Gemüſegarten und den nahen Bergen, manchen Sommer und Winter war es mir Voſſens Grünau geweſen, oder Goethens Seſenheim. Ach, wie öde war es geworden! Die rührige, freundliche Hausfrau war in die Hütten der Seligen gegangen, der raſche Sohn in ungewiſſe Weite, die Mädchen der Umgegend waren geſtorben, oder weit ins Land, oder an gleichgültige Leute verheiratet, ſogar von Thurm und Kirche hatten ſich Putz und einzelne Ziegel gelöſt, nur der Paſtor und die Berge waren die alten.

Ich nahm weinend Abſchied, auch ich habe nirgends ein bleibend Quartier, und konnte den weinenden Alten, der ſeine Gefährtin und ſeine Hoffnung verloren, nicht tröſten. Als der Wagen mich ſchon ein Stück fortgeführt hatte, ſah ich noch einmal zurück — der alte Herr ſtand an einem grünen Felde, winkte mir noch einmal, nahm ſein ſchwarzes Sammtkäppchen ab, und deutete mit der Hand zum Himmel — der leichte Sommerwind kräuſelte ſein dünnes, weißes Haar.

Und doch glücklicher Alter in Deinem patriarchaliſchen Glauben! — Wie gebrechlich erſcheint man ſich neben der feſten Oertlichkeit dieſer Erde; die Menſchen waren geſtorben; aber Bäume und Berge waren dieſelben.

Der Wagen raſſelte das endloſe Dorf aufwärts, am Brunnen und den Brunnengäſten vorüber. Schleſien iſt reich an ſolchen Brunnenorten, die eine ländliche einfache Saiſon bieten, Heirathsinſtitute, Erholungsorte von dem Alten mit dem Anfluge von Badeleben, der ſeit dem Untergange Polens ſehr verloren hat. Die Ducaten der wilden Edelleute von dort, ihre breiten Viergeſpanne waren ein wichtiger Beſtandtheil ſchleſiſcher Saiſons.

Vorüber, vorüber! Wie das Haus einer unglücklichen Liebſchaft winkte die Apotheke vom Berge herunter, in welcher ich anno 31 mit einem polniſchen Officier auf einem Zimmer gewohnt hatte, der verwundet von Warſchau kam, und mir den Krieg erzählte, deſſen inneres Getriebe damals noch aller Welt unbekannt war. Nie werde ich jenen eintönigen Schmerz vergeſſen, der für das Vaterland beim Erwachen betete, den kein Sommerglanz der Erde einen Augenblick ablenken konnte von dem Gedächtniſſe ſeiner Heimath, der für daſſelbe betend zur Ruhe ging. Es war das langweilige Einerlei des Kloſtergeiſtlichen, aber ſo ſtark und ſo gewaltig, daß man das Wort Langeweile nicht zu denken wagte. — Armer Pole, hier an dieſem Hügel hörteſt Du die Schlacht von Oſtrolenka erzählen, in kühler Erde der Warſchauer Schanzen modert jetzt Dein Leib.

Vorüber.

Es war ein heißer Mittag, als ich in den Bergkeſſel von Landshut hinabfuhr — ein langgeſtreckter kleiner Gebirgsort ſchlummert das Städtchen oben in den Bergen. Es iſt ein wichtiger Paß durchs Hochgebirge in der Nähe, des großen Friedrichs Freund, General Fouqué hat hier ſtationirt und gefochten, und zwiſchen Säbeln und Bärenmützen mit dem Könige über Humaniora correſpondirt.

Der Landshuter Berg, eine lange, gewaltige Anhöhe, über welche die Chauſſée hinüber nach Schmiedeberg und ins Hirſchberger Thal führt, in dies eigentlich allerheiligſte Thal des Rieſengebirges, war zu paſſiren. Ein ſchwarzes Gewitter lag über ihm und ſeinen dunklen Fichtenwäldern, der Einſpänner keuchte, mein Kutſcher, ein Landshuter Bürger und ich ſtiegen langſam neben her — wie viel Melancholiſches hat ein ſolch einſamer Gebirgsweg, er weckt dem Gedankenloſeſten die Andacht. Könnt' ich's erzählen, was jenſeits der Höhe, unter der berühmten großen Linde, die hier im Hochgebirge ſich wie ein Edelmann Gottes ausnimmt, durch mein Herz ſtrich von Gedanken und Weh über Gottes Ewigkeit und der Menſchen kurzes — Haſſen und Gebaren! Das kleine, klägliche Fuhrwerk, der erſchöpfte, magere Ackerbürger, das ernſte, ſchweigende Hochland, ich unter der Linde ſitzender Flüchtling, der leiſe grollende Donner in der finſtern Wolke, welche dicht neben mir am Berge hing — wie viel Gedanken könnte ein Maler mit ſolchem Bilde anregen. Und iſt nicht Anregung das Liebesgeheimniß aller Kunſt?

Bei Schmiedeberg, hinter welchem ſich die Schneekoppe mit ihrem kahlen Scheitel aufrichtet, kommt man in das Hirſchberger Thal, ein mit Hügeln beſäter Strich Landes von fünf bis ſechs Meilen, von der böhmiſchen Seite geſchloſſen durch das nackte Rieſengebirge, von der andern begrenzt durch die Vorberge, welche es vom übrigen Schleſien trennen. An den Bleichplätzen, Fabrikhäuſern und der langen Häuſerreihe Schmiedebergs vorüber, das mit lockenden Landhäuſern und beſcheidenen Ackerbürgerhäuschen abwechſelt, und an die Station zwiſchen Padua und Venedig gemahnt, fliegt der Wagen auf feſtem, glattem Boden durch eine Landſchaft, die einem Park gleicht, dahin. Nur die ewige Mauer des Kamms, wie man das Hochgebirge nennt, ſteht dunkel und unverrückt, die andern, kleineren Berge wechſeln wie in der magiſchen Leuchte, bald erſcheinen ſie hier, bald dort — die Sonne war untergegangen, ſchnell wird es Nacht in dieſer Bergumſchloſſenheit, und von allen Bergen nah und fern flammten Feuer auf, es war Johannisabend, aus allen Orten ſcholl Jauchzen, ein leichter, weißer Nebel, wie ein Feenſchleier, fiel von den Sternen auf das Hochgebirge, ich fuhr dahin wie in einem Märchen aus Tauſend und Einer Nacht, Breslau bei Joſef Max und Compagnie.

Bis zum andern Morgen war es neblig geworden, die Gegend ſah reich geheimnißvoll aus, als ich von Hirſchberg die Meile hinaus nach Warmbrunn fuhr, bald trat ein dunkler Berg aus der Ferne vor, bald ſchlug er wieder den grauen Mantel um ſich: die Vögel ſangen, der Weg war belebt — ein Biſchof im blitzenden Ornate brauſte mit vier Pferden vorüber, es war die Zeit der Firmelung, ein junger Graf Schafgotſch, deſſen Familie dieſes zauberhafte Thal gehört, folgte in leichtem Cabriolet.

Es war eine melancholiſche Andacht, in welcher ich bald darauf vor jenem Kaffeehauſe Warmbrunns ſaß, welches im Angeſichte der Hochgebirge liegt; es wurden mir Waffeln gebacken, und ich ſtarrte nach den fliegenden Nebeln, welche um die hohen Berge flatterten. Das Gebirg coquettirte wie eine Schöne mit ihrem Schleier — nur der Vorgrund mit dem grün und weißen Kynaſt und der Annakapelle lockte ohne Verhüllung — ach, ich durfte nicht bleiben! Zwei lederne Badegäſte hatten ſich in meine Nähe niedergelaſſen und ſprachen über die deutſche Literatur. Seit Theodor Körner, meinten ſie, ſei es vorbei damit, und nun kamen ſie auf die Politik der jetzigen Literatur, und berührten ſchwierige Saiten — „Ich kenne ihn“, ſagte der Eine, deſſen gelbgeblümte Weſte mir unvergeßlich iſt, „und ich werde das Meinige thun, wenn er mir vorkömmt; er ſoll in Schleſien ſein.“ —

Ach, es war mir recht, daß es von Herzen regnete, als ich in die Berge des Iſerkamms hineinfuhr, wir hielten zu Mittage an einer einſamen Haideſchenke, die war ſo abgelegen und verborgen, daß ich wohl hätte dableiben mögen. Ich ſuchte mir die Eier auf dem Heuboden, und fabricirte mir ſelbſt einen Kuchen — die Leute waren im Holze, nur ein ſchneeweißer Großvater und ein kleiner Bube, der noch nicht mitlaufen konnte, waren daheim.

Durch trieſende Tannenwälder, bergab ging es mit dem rüſtigen Regen weiter — ich kam nach Böhmen, und in ſtockfinſterer Nacht hielt der Wagen erſt. —

Wo ſind wir?

Das iſt Schloß Friedland.

Unglücklicher Wallenſtein, dein Gedächtniß war nicht aufmunternd. Es war gegen alles Erwarten ein trefflicher Gaſthof da, und die Stille des Berges und der Nacht that mir wohl — das Städtchen liegt unten am Fluſſe.

Der andere Morgen war trüb, aber es regnete nicht mehr; die Natur hatte jene Stimmung des Menſchen, welcher alle Thränen verweint hat, und dumpf hinwartet, was aus ſeinem Schmerze ſich geſtalten werde.

So ging ich auch in des Friedländers Schloſſe umher und blieb in dem Eckzimmer ſitzen, das ſein Lieblingsaufenthalt geweſen iſt, ſah hinaus auf die Berghaide und verſetzte mich in ſeine Gedanken. — Er ſoll unſchuldig gemordet ſein, hat man neuerdings bewieſen — gleichviel; Gallas, ein General des Hofes, war am Förderlichſten zu ſeinem Sturze, und hat dafür einen großen Theil der Friedländiſchen Beſitzungen erhalten, unter andern auch dies ſtattliche, feſte Schloß; der Himmel iſt aber mit ſeiner männlichen Nachkommenſchaft nicht freigebig geweſen, ſie iſt eingegangen, die letzte Gallas hat einen Clam geheiratet, und ſo gehören die Güter jetzt der reichen böhmiſchen Familie Clam-Gallas.

Es exiſtirt auf Schloß Friedland ein modernes Bild der Thekla, das den Freunden der Schiller'ſchen Tragödie zu lieb gemacht iſt, und das ſich ſehr curios neben den andern würdigen Familienbildern ausnimmt.

Waldſtein — ſo iſt der eigentliche Name — kann für all' die Dinge nicht.

Mein Klepper zog mich weiter durch grünen, naſſen Wald, und ſo paſſirte ich endlich die grün und weiße Säule Sachſens, und ſah Zittau vor mir liegen. Die Sonne brach durch die

Wolken, und es ward mir der behaglichſte Eindruck, als ich in dies reinliche, freundliche und hübſche Städtchen einfuhr. Hier willſt du Hütten bauen, dacht' ich, die Berge, welche das Städtchen umlagern, ſchützen dich vor der Welt, Herr Schöps, mit Erlaubniß zu ſagen, der Buchhändler, hat Bücher, die Sachſen ſind höflich — das Glück iſt aufgegeben, vielleicht findeſt du aber Ruhe hier; es lebe Zittau, das Aſyl!

* * *

Die Bandomire.

Kuriſche Erzählung.

I.

Es war ein Wetter, dem man die Jahreszeit nicht genau hätte anſehen können, wenn man aus einem zeit- und wetterloſen Aufenthalte, zum Beiſpiele einem unterirdiſchen Geſängniſſe, plötzlich hinein verſetzt worden wäre. Zuweilen glitzerte wol eine Stunde lang die Sonne warm und wohlthuend durch die Kieferbäume, dieſe immergrünen Tröſter magerer nordiſcher Erde. Die Luft war dann ſtill und behaglich, und man verwunderte ſich über die breiten Schneeſtreifen, die noch überall zu ſehen waren. Vergelbt und verwittert ſahen ſie allerdings aus, und ein Erd- und Wetterkundiger hätte daran und an einzeln kommenden, lauen Luftſtrömungen die Frühlingsnähe errathen mögen. Bald aber brach ein eiskalter Sturm über die Waldblößen daher, die Sonnenſtrahlen flogen auf Augenblicke mit grellem, weißgelbem Scheine vom Himmel herab durch die Bäume hin, um alſobald in aſchgraues Dunkel gehüllt zu werden, in Schneewolken, die gar nicht von der Wolkenhöhe, ſondern von den Baumkronen herab zu kommen ſchienen. So ſchnell, ſo ungeſtüm waren ſie da, und entwickelten ein dichtes, erſchreckliches Geſtöber, ein heulendes Lärmen und eine eiſige Kälte.

Zwei Reiter, welche vom Süden her durch den Forſt heraufgeritten kamen, ſahen ſich genöthigt, ſtill zu halten, weil man nicht drei Schritte vor ſich ſah, an die Baumſtämme anprallte, und jedenfalls die Richtung verlor. Letzteres ſchien von

Wichtigkeit, da die Reiter keiner Straße folgten und die Pferde ermüdet waren. In dieſem Unwetter war nicht leicht zu erſehen, welch Geiſtes Kinder dieſe Reiter ſeien, der Schneewirbel machte Alles unkenntlich. Ohne ein Wort, ja ohne einen Fluch auszuſprechen, hatten ſie beim Ausbruche des Wetters angehalten, ohne ein Wort zu ſprechen, hielten ſie dicht neben einander faſt eine Stunde lang. Bei Beginn des Wetters mochte man ſehen, daß ſie braune Mäntel von einem filzartigen groben Tuche trugen und braune Pelzmützen. Aus dem zuſammengezogenen Halskragen hing dem einen ein langer, kohlſchwarzer, dem andern ein ſchneeweißer Knebelbart herab. Bald war Alles weißgraue Maſſe, hinter welcher ein Vorübergehender nichts Lebendiges vermuthet hätte, wäre ihm nicht der Dampf aus den Nüſtern der Pferde aufgefallen. Dicht vor den Pferden, vielleicht um von der Wärme dieſes Dampfes Vortheil zu ziehen, ſtand eben ſo unbeweglich ein koloſſaler Wolfshund, von der Größe eines vierteljährigen Rindskalbes. Gegen ſeine Bequemlichkeit, aber ſeinem ſichernden und ſpürenden Naturell gemäß, ſtand er mit dem Kopfe gegen den Wind, und als das Stürmen allmälig in ſtrichhaltiges Wehen ausgetobt war, hob er mehrmals die Naſe höher in die Luft und ſog, die ſäffianartigen Naſenflüglein bewegend, die Luft ein. Sie mußte ihm etwas verrathen haben, denn er wendete dann jedesmal das Auge auf den rechts haltenden Reiter, ohne deshalb den Kopf ſelbſt zu wenden.

Der Reiter mit dem ſchwarzen Barte, welcher von hinten aus geſehen auf der rechten Seite hielt, ſchien dies auch bemerkt zu haben; er brach das lange Schweigen und ſagte, ohne daß er deshalb den Kopf gewendet hätte, zu ſeinem Begleiter: Die Pferde müſſen vor dem Wetter doch etwas links getreten ſein und uns aus der Richtung gebracht haben, Urban, Paſcha wittert Jakut's Rauch rechts drüben. — Dabei ſchüttelte er mit zwei kräftigen Handgriffen den Schnee von ſeinem Mantel, blies ihn auch vom Barte, nahm die Zügel an, und ſetzte ſein Pferd nach rechts hin in Bewegung.

„Gnädiger Herr!“ erwidert Urban, augenblicklich folgend — „Paſcha wird einen Wolf in der Naſe haben, Jakut’s Haus kann noch nicht ſo nahe ſein, und die Pferde ſind keinen Zoll ſeitwärts gewichen.“

Der gnädige Herr erwiderte nichts, ließ ſich aber in der eingeſchlagenen Richtung nicht ſtören. Erſt als Urban ſeine Behauptung mit andern Worten wiederholte, ſagte jener: „Schwatz nicht ſo unwiſſend! Wenn Du noch einmal ſiebzig Jahr alt würdeſt, ſo bliebſt Du doch ein ſchleſiſcher Bauer, der die geheimen Wahrzeichen in Jagd und Krieg nicht lernte. Reiteſt nun vierzig Jahre mit mir in der ganzen Welt umher durch Feld und Wald und Sumpf, und weißt noch nicht wie Paſcha mit geſträubtem Haare einen Wolf anzeigt“.

Paſcha, der Hund, hatte ſich unterdeß auch den Schnee von ſeinem ſchwarzgeſtriemten, graubraunen, langen Haare geſchüttelt und trabte in ſchnurgerader Linie voraus, zuweilen ſtill ſtehend, um den Schritt reitenden Reitern nicht zu weit vorauszukommen. Er hob dann jedesmal ſeinen langen, wie eine Fuchs- oder Wolfsruthe dicht behaarten Schweif, und wedelte damit ein wenig, den ſchmalen ſchwarzen Kopf nach ſeinem Herrn zurückwendend. Dieſer ſchien dadurch vergewiſſert zu werden, und da die Luft endlich wieder ganz frei geworden, und ſie aus dem Stangenholze auf eine lichte Haide gekommen waren, rief er munter: „Vorwärts, Paſcha!“ gab ſeinem Pferde die Sporen, und mit fliegenden Mänteln, den ſich lang ſtreckenden Paſcha voraus, flogen ſie durch die graue Luft, über die ſchneeige Haide dahin, bis der Hund plötzlich ſtehen blieb. Die Reiter parirten ihre Pferde und näherten ſich langſam der Stelle, wo der Hund ſtand. Urban griff in die Piſtolenhalfter, um ſich ſchußfertig zu machen, der Herr aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und brummte wiederum etwas von Unkunde Urbans in den Bart.

Als ſie Paſcha erreichten, ſtanden ſie mit ihm an einem gerölligen Abhange, an deſſen Fuße ein kleiner See, halb gefroren, halb offen. Jenſeits des Sees ſtieg eine Berglehne auf, deren Verzäunung Aecker andeutete; weiter aufwärts kam ein dichter Fichtenhag, aus welchem Rauch hervordrang. „Ach, Jakut!“ rief Urban. Sie ſuchten auf einem kleinen Umwege das Thal und die gegenüber liegende Höhe zu gewinnen, und als Paſcha zu wiederholten Malen ſtehen blieb, ſtarr auf den See hinunterſehend, rief ihm der Herr zu: Komm, komm, 's iſt keine Zeit dafür. Von dieſen Worten ging denn auch ſogleich ein Flug wilder Enten vom See in die Höhe, und ſtrich über ihren Häuptern hin. „Sie ſtreichen rechter Hand ab, gnädiger Herr!“ rief Urban, „ein ſchlimmes Zeichen! Jakut wird nicht daheim ſein, und unſere hungrigen Pferde und wir werden keine Labung finden!“ Ohne darauf zu achten, jagte der Herr in vollem Roſſeslaufe die Berglehne hinauf, in den Fichtenhag hinein, welcher Jakut's Haus verbarg. Drei Hunde ſtürzten ihm wüthend entgegen, ſchwiegen aber ſogleich, als ſie ihn und den zähnefletſchenden Paſcha erblickten oder erkannten.

Dieſe martialiſch ausſehenden Reiter waren ein Paar alte Knaben, wie man trotz des Rauches in Jakut's Behauſung deutlich genug ſehen konnte, nachdem ſie ihre Filzmäntel abgelegt und über den dürftigen Imbiß ſich hergemacht hatten, den Jakut, ein hier angeſiedelter Roskolnike, äußerſt behende und unterwürfig herbeiſchaffte. Der Herr mit dem gebieteriſch dräuenden ſchwarzen Barte war hoch und ſchlank gewachſen, trug ſich auch trotz vorgerückten Alters noch ſehr ſtolz und gerade. Wäre nicht die runzlige Haut des ſonnenbraunen Antlitzes, beſonders um die Schläfe tief eingefaltet, wäre nicht das ganz kurz geſchorene graue Haupthaar zum Verräther geworden, man hätte ihn dem ſcharfen ſchwarzen Auge, dem feſt geſchloſſenen Munde und den beſtimmten energiſchen Bewegungen nach für einen Vierziger gehalten. Dem ſonſt noch jugendlichen Anſehen des wohlgebildeten länglichen Kopfes mochte es in dieſem Augenblicke beſondern Eintrag thun, daß der alte Herr offenbar mehrere Tage hintereinander im Freien ohne alle Hilfsmittel der Toilette verbracht hatte. Die ſchmalen Backen und das ſtarke Kinn waren bedeckt mit grauem Stoppelbarte, der vielleicht ſonſt, unter ſcharfem Meſſer gehalten, ſeinen grellen Contraſt mit dem ſchwarzen Schnurrbarte nicht geltend machen durfte. Es war aber auch in der That eine anſtrengende Tour, auf welcher ſich der alte Herr und ſein alter Diener befanden. Sie kamen an der kurländiſch-lithauiſchen Grenze herauf von Weſten nach Oſten zu reitend, als wollten ſie geraden Weges nach den Ufern der Düna, welche gegen Oſten hin Kurland von Lievland ſcheidet. Und dieſe Tour an den lithauiſchen Seen her war gefahrvoll, da ſie eine Kundſchaftung halbfeindlicher Einfälle ſeitens der Lithauer zum Zweck hatte, und da der Kundſchafter ſelbſt, unſer alter Herr, von den Lithauern ſehr wohl gekannt war als ein kuriſcher Kriegsmann, den man nicht halb, ſondern ganz feindlich, das heißt mit Kugel und Schwert begrüßt hätte, wenn man ihm begegnet wäre. Heute kam er mit ſeinem Urban von dem Flecken Eſoros über Jurka und Kruki bis gegen Braslaw herauf durch den gefährlichſten Grenzſtrich Lithauens, und war nun wieder ins Kuriſche eingeſchwenkt, da wo neben einem großen und mehreren kleineren Seen ein breiter Wald die kuriſche Grenze bildet und ſich bis gegen den Edelhof Schönhaiden hinzieht. Dieſer Wald war eine gewöhnliche Paſſage der lithauiſchen Edelleute, wenn ſie mit ihren Reitern ins kuriſche Oberland einfielen. Eine halbe Stunde, nachdem unſere Reiter in dieſen Wald eingeritten, hatte ſie das obige Wetter aufgehalten, und da es ſchon Nachmittag und der Tag noch nicht lang war, ſo war ihnen große Eile nöthig, wenn mit einbrechender Nacht Schönhaiden erreicht werden ſollte.

Dieſer ſüdweſtliche Zipfel Kurlands, um den es ſich hier handelt, das ſogenannte Oberland Semgallens, iſt vielfach verſchieden von dem übrigen nach der Oſtſee ſich hinausbreitenden

Kurland. Wer etwa auf der Heerſtraße von Memel nach Petersburg gereiſt iſt, und über Mitau kommend, das kuriſche Land ſolchergeſtalt durchſchnitten hat, der ſchließe von jenem einförmigen Landſtriche ja nicht auf das ganze Herzogthum Kurland und Semgallen. Dies Oberland iſt mannigfaltiger und intereſſanter, und hat in ſeinem Gemiſch von weich gebogenen Hügeln, breiten Thälern, langen Wäldern und Seen ein ganz anmuthiges Ausſehen. Ja, der ſüdliche Theil der Seelburgſchen Oberhauptmannſchaft, die Illurtſche Hauptmannſchaft, unſer Schauplatz, die ſich an der Düna ſtromaufwärts zieht bis an das Gouvernement von Minsk, gegenüber dem Witepsker Lande von Weißrußland, kann die kuriſche Schweiz genannt werden, wenn ſolch ein übertreibender und immer ſchief bezeichnender Ausdruck gebraucht ſein ſollte. Ein langer Höhenzug mit Verzweigungen ins Semgallner Land herüber begleitet die Düna und bildet an dieſem Zipfel Semgallens, wo Kurland einen Keil hineindrängt zwiſchen Lievland, Witepsk und Lithauen, das kuriſche Oberland. Und nicht blos im Aeußeren unterſcheidet ſich dieſer Landſtrich vom übrigen Kurland, er hat auch die gemiſchteſte Bevölkerung. Im übrigen Kurland iſt neben der deutſchen Sprache, welche der Herr, der Eroberer, der Edelmann, kurzweg der Kurländer redet, die lettiſche Sprache die Grundſprache. Die wenigen Worte, mit denen unſer alter Herr den befliſſenen Jakut anredete, waren aber nicht lettiſche, ſondern ruſſiſche. Polniſch, Lithauiſch und hie und da Ruſſiſch gehen ſeit Jahrhunderten im Oberlande zwiſchen und unter dem Deutſchen einher. Jakut war ein roskolnitiſcher, das heißt ein altgläubiger Ruſſe, deren ſich viele im Oberlande angeſiedelt haben. Sie waren von jeher frei, leben größtentheils als Zinsner auf den Gütern, in Geſinden zerſtreut, oder unter derſelben Eigenſchaft in Dörfern beiſammen. Fleißig und nüchtern, betriebſam und anſtellig, ja ſchlau und klug erfreuen ſie ſich alle einer gewiſſen Wohlhabenheit, im Vergleich mit den ſtumpferen Letten ſelbſt eines gewiſſen Reichthums. Aber weil ſie eben nicht gedankenlos wie dieſe ſind, muß man im Verkehr mit ihnen vorſichtig ſein: ſie trachten, ſpeculativ in ihrer Weiſe, Tag und Nacht auf Erwerb und in dem damaligen aufgelöſten Zuſtande von Parteiungen, für welche ſie keinerlei inneren Antheil hegten, ſuchten ſie, gleichgültig über Farbe und Zweck des Einen oder des Anderen, links und rechts ihren Vortheil. Der Lithauer, wenn er ſich ihnen durch Geld oder ſonſtwie mächtig erwies, konnte ihre Dienſte eben ſo haben wie der Kurländer, der ſie zu behandeln verſtand; ſchmiegſam, auf Alles merkend, die Schwächen Anderer leicht erſpähend, muthig und erforderlichen Falles tollkühn und jede Gefahr verachtend, zu alledem mit einer tüchtigen Geſundheit und ungewöhnlichen Körperkräften ausgeſtattet, waren ſie jener Zeit ein wichtiger, wenn auch kleiner Theil der oberländiſchen Bevölkerung. Insbeſondere verſtanden ſie ſich meiſterhaft auf das hauptſächlichſte Hilfsmittel jener Gegenden, auf das Pferd, denn raſch vom Flecke zu kommen, war dort an der Grenze von Reitervölkern, wo der Aermſte nicht gern zu Fuße geht, eine Hauptſache. Um ein gutes, verſuchtes Pferd zu kaufen wendete man ſich am Liebſten an einen Roskolniken, und eins, das man beſaß, zu hüten, ſicherte man am meiſten vor der ſchnellen Hand dieſer Zinsner, welche wie der Blitz damit verſchwunden waren nach den entlegenſten Pferdemärkten Weißrußlands oder Lithauens.

Unter ſolchen Umſtänden war Jakut auf ſeinem einſamen Grenzzinſe ein wichtiger Poſten, und es mußte auffallen, daß ihn der alte Herr kurz und barſch behandelte, ja ihn unſanft anfuhr, als ſich der Roskolnike beim Ausliefern des Hafers an Urban theilnehmend mit dem Grauſchimmel des Herrn zu ſchaffen machte, ihm die Kehle befühlen und nach den Zähnen ſehen wollte. „Er beißt und ſchlägt, Jakut!“ ſetzte indeſſen der alte Herr wie begütigend hinzu, als er ihn gröblich weggeſcheucht hatte. Der Herr General, wie ihn Jakut nannte, ein offenbar erfahrener und gewiegter Lebemann jener Gegenden, kannte doch gewiß ſein Terrain und ſeine Leute, denn es ergab ſich, daß er nur eine kleine Strecke hinter Schönhaiden, alſo in demſelben Grenztheile des Oberlandes auf den Höfen Kummeln und Brüggen zu Hauſe war, und ſchon lange mitten unter dieſer gemiſchten Bevölkerung lebte.

Um von Kurland im Ganzen eine deutliche Vorſtellung zu gewinnen, verbildliche man ſich zuerſt deſſen äußere, ſehr einfache Figur, und theile ſich ſelbige ſodann in drei Abtheilungen, welche durch drei faſt parallel neben einander nach Norden hinabfallende Flüſſe: Windau, Aa und Düna, äußerſt anſchaulich gebildet werden. Die Figur dieſes an fünfhundert Meilenquadrate umfaſſenden Landes iſt ein Dreieck, deſſen Baſis im Süden auf Lithauen ſteht, deſſen Spitze nach Norden in die Oſtſee hinausläuft. Der linke, weſtliche Schenkel, das Land der Windau, geht von Polangen abwärts an der offenen Oſtſee hinab. An dieſer uns Deutſchen zuliegenden Seite hat es zur Zeit Herzog Jacobs um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts lebhafte Verſuche gemacht, ſich durch die Seeplätze Libau und Windau mit deutſcher und ſcandinaviſcher Welt in unmittelbare Verbindung zu ſetzen. Auf dieſer Seite alſo iſt die meiſte Aehnlichkeit mit unſerer weſtlichen Verkehrsweiſe zu ſuchen. Der rechte, der öſtliche Schenkel, das Land der Düna, ſteigt von der Nordſpitze, der Leuchtthurmſpitze Domesnes, nach Süden hinauf erſt am rigaiſchen Meerbuſen, dann die Düna ſelbſt aufwärts bis in die Gegend des weißruſſiſchen Städtchens Driſſa. Wo der rigaiſche Meerbuſen aufhört, iſt die Düna Landesgrenze, auf dieſer öſtlichen Seite alſo wiederum lauter Waſſergrenze, aber, weil größtentheils ein leicht überſchreitbarer Fluß, von ganz anderer Einwirkung als die offene See im Weſten. Der wichtigſte Grenzpunkt auf dieſer Seite war die alte Hanſeſtadt Riga, welche einige Meilen oberhalb der Dünamündung liegt, und nach welcher hin aller Abſatz aus dem innern Kurland gerichtet war, weil die Seeplätze Libau und Windau nur kurze Zeit eine lebensvolle Bedeutung hatten, weil der deutſche Grundſtock Rigas lebhafte Anziehungskraft beſaß für die aus Deutſchland ſtammenden Gutsbeſitzer Kurlands, und weil von Zeiten des Deutſchen Ordens her, welcher die deutſchen Kurländer hergeführt und begründet hat, eine tiefere hiſtoriſche Gemeinſchaft beſtand zwiſchen Kurländern und der Hauptſtadt Lievlands, da Lievland ebenfalls Ordensland war. Die nördliche Hälfte der Dünagrenze entlang gab es alſo für die Kurländer ein verwandtes Gegenüber. Die ſüdliche Hälfte aber hatte jenſeits der Düna die witepskiſche Landſchaft von Weißrußland zum Gegenüber, ruſſiſche Welt. Und zwar betraf dies unſer ganzes Oberland, welches überall oſtwärts an die Düna ſtößt und jenſeits derſelben in die witepskiſchen Ebenen ſieht. Eben ſo grenzt dasſelbe und im Verlauf nach Weſten hin das ganze ſüdliche Kurland ſüdwärts mit ſlaviſcher Völkerſchaft, denn die ſüdliche Baſis des kurländiſchen Dreiecks hängt ſeiner ganzen Breite nach mit dem offenen Lithauen zuſammen. War alſo alles übrige Kurland ſeefrei und dadurch für ſich abgeſchloſſen oder aufgethan von Polangen abwärts bis zur Nordſpitze, und bis Dünamünde in den rigaiſchen Meerbuſen hereinwärts, war es ferner an der nördlichen Düna von der verwandten lievländiſchen Heerſchaft begrenzt, ſo wurde dies doch an der obern Düna und im ganzen Süden anders. An dieſer öſtlichen und ſüdlichen Grenze alſo mußte ſich das mannigfaltigſte, weil verſchiedenartigſte Leben entwickeln. Solch Leben iſt nicht immer dem Landesgedeihen das förderlichſte, wol aber dem Romangedeihen.

Unſer alter Herr in Jakut's räucheriger Stube ohne Schornſtein ſchien das Land auf und nieder zu kennen, von den Leuchtthürmen unten an der See bis Polangen, und vom gedrängten Ausfluſſe der Windau bis zu den Moorniederungen der nördlichen Aa, des Fluſſes der Mitte. Jakut ſchwatzte von ſeinem Pferdehandel, der ihn im ganzen Lande umherführte, und der alte Herr berichtigte oft mit einem Worte den ungenauen Erzähler, den er allem Anſcheine nach viel lieber über die lithauiſche Grenze reden gehört hätte. So wie aber hierauf die Rede kam, ſtrich Jakut ſeinen ſchwarzbraunen Bart, welcher breit und ſchön ſein ganzes Untergeſicht bedeckte, drückte die Augenlider halb über die lichtblauen Augen, und ſprach blos ſeufzend: Dort ſind ſchlimme Herren, gnädiger Herr General, dorthin ſeh' ich nicht!

„Lüge nicht, Jakut! der Braslaw'ſche Oekonomus Chabelsky iſt erſt vorgeſtern mit ſeinem ganzen Aufgebote durch Dein Thal gezogen und hat ſicherlich bei Dir gefüttert.“

Vorgeſtern, gnädiger Herr General, war ich blind und taub, denn ich war drüben in Dünaburg und habe die rothe Stute gekauft, die draußen im Stalle nach Eurem Hengſte wiehert, für ſchweres, ſehr ſchweres Geld, meine letzten Silberſtücke.

„Und Du haſt ihn nicht geſehen? Nimm Dich in Acht, Jakut!“

Wie konnt' ich, da ich in Dünaburg!

„Und Du biſt ihm heimkehrend nicht begegnet?“

Nicht mit einem Auge.

„Jakut! In ein paar Stunden bin ich beim Schönhaidner, von dem Du zu Zins ſitzeſt, er trachtet wie ich dieſen räuberiſchen Einfällen Chabelsky's nach, die Chabelsky'ſchen haben ihm erſt in voriger Woche eine Heerde Rinder und fünf Leute weggetrieben. Wenn Du nicht behilflich biſt, jagt er Dich aus Deinem Zinſe, wenn Du verhehlſt, kitzelt er Dich unter dem Barte und auf dem Rücken, wenn Du gar mit den Lithauern ſchmuggelſt, macht er Dir den Bart ſtarr und den Rücken ſteif! Beſinne Dich!“

Da fiel Jakut nieder und küßte dem Herrn General den Stiefel, ſich hoch und theuer verſchwörend, er ſei über Alles unkundig, und wollte ja gern helfen, wo er könne.

„So ſattle Deine Stute und führe mich nach Schönhaiden ſo, daß wir den Chabelsky'ſchen, die noch hüben ſind im Oberlande, nicht begegnen.“

Gnädiger Herr General, meine Stute und Euer Grauſchimmel würden immer lüſtern neben einander ſchreien und unſern Ritt verrathen.

„Die Lithauer ſind alſo ſo nahe, daß ſie unſere Pferde ſchreien hören?“

Das weiß ich nicht, aber wenn ſie drüben ſind, ſo iſt's doch möglich, und da es heute Sonnabend iſt, und ſie gerne Sonntags in ihrem Kruge ſitzen, ſo iſt's wahrſcheinlich, daß ſie heute heimkehren. —

„Und durch Deinen Wald nehmen ſie alſo ihren Weg?“

Das weiß ich nicht, gnädiger Herr General; aber da ſie wiſſen, daß Ihr und Andere ihnen ringsum nachſpüren, ſo nehmen ſie am liebſten den Wald an wie die Elenn und die Füchſe.

„Woher weißt Du denn, daß ſie's wiſſen? Jakut, thu' gut, wenn Dir Dein Bart lieb iſt! Dein Kantſchuh wird Deine Stute, mein Schenkel wird meinen Hengſt ſtill machen, mach' fort und zäume Dein Pferd, die Sonne geht zu Rande!“

Sie brach in dieſem Augenblicke den Schleier, welcher ſeit dem Schneeſturme den Tag eingehüllt hatte, und drängte ſich durch die Rauchwolken des Jakut'ſchen Gemaches, mit derſelben goldigen Schönheit die dürftigen Geräthe des Roskolniken ſchmückend, mit der ſie die Spiegelwände und vergoldeten Möbel eines Palaſtes ſchmückt. Iſt's zu verwundern, daß ſo viele Menſchen ſchon geſagt haben: die Sonne iſt Gott und Gott iſt die Sonne! Findet nicht auch die Liebe im Auge des Anderen den ganzen Menſchen? Urban ſchien ein ſolcher Sonnenanbeter zu ſein: er ſtand mit gefalteten Händen am Rauchloche, welches ins Freie führt, und ſah ohne mit der Wimper zu zucken in die blendende Feuergarbe hinein. Er hatte ein grob geſchnittenes, von tiefen Furchen durchgrabenes Bauerngeſicht, das man zu jeder Zeit altmodiſch nennen konnte, dem aber breite Schmarren einen wohlthuenden Ausdruck von Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit gaben.

Er wendete ſich plötzlich nach ſeinem Herrn, der mit untergeſchlagenen Armen auf der hölzernen Bank ſaß, auch die mit hohen, weichfaltigen Reiterſtiefeln bewehrten Beine übereinandergelegt und das Haupt wie müde an die Balkenwand gelehnt hatte. „Ich wollte, gnädiger Herr“ — ſagte er inbrünſtig — „wir hätten's diesmal überſtanden und Schönhaiden erreicht; Jakut iſt für die Lithauer, und die Chabelsky'ſchen ſind ganz gewiß in der Nähe. Sie machen auch ſicherlich kein Federleſen mit Euer Gnaden, wenn ſie eine Kugel oder einen Säbelhieb anbringen können, denn ſie halten uns für ihre gefährlichſten Feinde, weil wir den Krieg verſtehen, und ſie glauben gewonnen Spiel mit dem Oberlande zu haben, wenn in Brüggen und Kummeln kein Bandomir mehr Hof und Wache hält.“

Der alte Herr ſah ihn gutmüthig, faſt lächelnd und ſchweigend eine Weile an, und ohne das Haupt von der Balkenlehne zu entfernen, ſagt er dann: „Wenn ſie auch uns beide todtſchlagen, Urban, unſere Jungen wachſen in jeder Nacht; 's wird länger Bandomire geben als Lithauer. Zwiſchen Pultawa und Bender waren wir noch ſchlimmer dran als hier, und 's iſt gut zu End' gegangen — biſt Du denn mit den Pferden fertig, daß Du zum Schwatzen Zeit haſt, und ſind die Pulverpfannen alle verſehen?“

„Alles zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter!“

Nach dieſen Worten erhob ſich der alte Herr raſch wie ein Jüngling, die niedrige Holzdecke faſt berührend mit ſeinem Scheitel, ſchnallte den Degen feſt um den Pelzrock, und ſchritt hinaus. Den Mantel warf er ſich ſelbſt um, griff auch ſelbſt nach ſeinem Pferde, ganz wie ein Mann, der vom Diener keine Nebenſache verlangt, wo die Zeit koſtbar, und der Diener eben ſo gefährdet iſt, wie der Herr. Schon den Fuß im Bügel ſtutzte er und hielt inne vor einem, dem Anſcheine nach geringfügigſten Dinge, vor einem Häuflein Pferdemiſt. Er ſtieß mit dem Stiefel in den gefrornen Haufen, um etwas abzubröckeln, und ſagte zu Jakut, der ſich eben auf ſeine nach dem Hengſte ausſchlagende und quiekende Stute ſchwingen wollte, mit ſehr herbem Nachdruck Folgendes: „Dein Mund iſt nicht rein Jakut, hier ſehe ich an den Gerſtenhülſen im Dünger, daß die Lithauer bei Dir geweſen ſind, ſie füttern dieſen Winter alle geſammt Gerſte, weil der letzte Hafer mißrathen iſt — führ' Dein Pferd zurück in den Stall, und komm' zu Fuß mit mir, und ſobald Du in bedenklicher Abſicht ſtrauchelſt, ſchieß' ich Dich über den Haufen. Schweig. Marſch!"

Die Sonne war eben untergegangen und der letzte Tagesſchein lag roth über den Wäldern, als die beiden Reiter und der zu Fuß nebenher laufende Jakut auf eine Höhe kamen, von welcher man den Wald weithin überſehen konnte, weil er ſich nach Weſten gegen Schönhaiden hin wohl eine halbe Stunde lang abwärts zog und nur aus niedrigem Unterwuchſe beſtand, der, ſchlecht angeſät oder angeflogen, überall breite leere Stellen zwiſchen dem dichten Kiefergebüſche zur Durchſicht bot. Paſcha bildete wie immer den Vortrab, und als er plötzlich hoch geringelten Schwanzes und den Kopf hoch nach dem nordweſtlich herkommenden Luftzuge haltend ſtehen blieb, that der alte Herr ein Gleiches, und winkte in demſelben Sinne ſeinen Begleitern. Urban ſtieg ſogleich ab, und legte ſeinen Kopf an die Erde, nachdem er ein kleines Fleckchen von der ſchwachen Schneelage befreit hatte. Jakut mochte es für angemeſſen halten, dem ſchweigſamen, ihm mißtrauenden alten Herrn ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, und kletterte eiligſt an einem vereinzelt ſtehenden Kieferbaume in die Höhe, wahrſcheinlich um noch weitere Umſicht zu gewinnen. Aber auch dieſe Dienſtfertigkeit mochte dem alten Herrn unpaſſend dünken, wenigſtens machte er mißbilligende Handbewegungen. Jakut aber ſah ſie nicht und kletterte bis in die Krone des Baumes, ein mündliches Verbot ſchien dem alten Herrn um des Geräuſches halber nicht rathſam, er ließ jenen alſo gewähren und ritt mitten in den nahen Unterwuchsbuſch hinein, der ſein Pferd deckte, und auch ihn, wenn er ſich nach dem Halſe desſelben vorbeugte, bei dem allmählig hereinbrechenden Zwielichte leiblich barg. So harrten ſie alle regungslos, Jakut in der Baumkrone zuſammengekrümmt, einem Raubvogelneſte nicht unähnlich. Es war nichts zu vernehmen als das Seufzen und Knarren der einzelnen hohen Kiefern, gegen welche der ſcharfe Luftzug ſich ſtemmte. Der Abendſtern fing an, Glanz zu gewinnen, und die Eule erhob einige Male hinter ihnen im hohen Holze ihren wie Unglückskunde hohlklingenden Ruf, die ewige Walduhr, welche die hereinbrechende Nacht ausruft. Dennoch ward Paſcha's Stellung immer feſter und ſtraffer, auch der alte Herr neigte das Ohr nach einer ganz beſtimmten Richtung, als folge er einem Geräuſche, und Urban war aufgeſtanden, und brachte ſein Pferd ebenfalls herein in die Dickung, leiſe zu ſeinem Herrn ſagend: es ſind Hunde dabei und ſie kommen ſcharf geritten. Dieſer nickte mit dem Kopfe. In dieſem Augenblick fletſchte Paſcha die Zähne; und in einer Entfernung von nur hundert Schritten trabten zwei Wölfe in ſcharfem Paß vorüber. Paſcha ſah ihnen indeß nicht nach, und blieb unbeweglich. Nun entwickelte ſich leiſe auch für den Unkundigen ein Geräuſch von Norden her, neue Thiere des Waldes, diesmal in lauter, polternder Flucht, bezeugten, daß Menſchen und zwar zahlreich im Hintergrunde ſeien. Ein Trupp Elennthiere nämlich kam in raſcheſter Gangart über die Lichtung, und prallte mit großem Geräuſche ſeitwärts, als er auf die Fährte der Wölfe gerieth. Man unterſchied nun deutlich Pferdetrab, Menſchenſtimmen, Hundegebell, und mit einem leiſen Pfiff lockte der alte Herr ſeinen Paſcha zu ſich herein in das Gebüſch. — Man unterſchied jetzt einzelne Worte aus dem wüſten Geräuſch, und Urban wendete ſich vergnügt und nicht mehr ganz leiſe zu ſeinem Herrn mit den Worten: Es ſind Kurländer! — St! flüſterte dieſer, aber was für welche! Knorre's und Thorhacken's fliegende Jagd iſt's, die's mit Chabelsky halten, und die uns eben ſo haſſen wie die Lithauer. Sie ſchweifen mit der Jagd bis hierher, weil ſie mit jenen unter einer Decke ſpielen.

Unterdeß waren die Heranreitenden, deren Zug hinter unſerer Gruppe vorüber ſeine Richtung zu nehmen ſchien, auf ungefähr zweihundert Schritte von Jakut's Baume gegenüber angekommen, da fiel ein Schuß, man hörte die Kugel in die Baumkrone Jakuts knackend einſchlagen, Jakut ſelbſt kam wie ein losgeſchnittener Ballen am Stamme heruntergerutſcht, und verſchwand an der Erde, die ſchon mit tieferer Dunkelheit bedeckt war.

Was war's? ſchrien mehrere Stimmen zugleich, und der Trupp, welcher trabend vorübergeritten war, hielt ſtill. Der Schütz, welcher zurückgeblieben, um zu ſchießen, weil er die ſchwarze Maſſe in der Baumkrone gegen den oben noch lichten Abendſchein entdeckt hatte, rief zurück: Ein Raubvogel auf der Kiefer, der aber herunter kam wie ein Luchs!

Hunde und Reiter kamen ſogleich herzu, und da man am Stamme nichts fand, ſchrie ein älterer Herr: Kreiſt ein, kreiſt ein! Aber raſch, daß wir Jakuts Haus noch finden, eh' es ſtockfinſter wird. Der Mond kommt erſt um zehn!

Der Befehl, einzukreiſen, war von größter Gefahr für unſere Reiter, da ihre Dickung in die Nachſuchung mit inbegriffen ſein konnte, und die Entdeckung durch Hunde und Jäger alsdann unvermeidlich war.

Sah dies nun Jakut voraus, und war er wirklich ſorgſam für den alten Herrn, oder hatte ihn ein Hund ausgeſtöbert, der dem auf der Erde Fortkriechenden eiligſt nachgekommen war bis ins nächſte Gebüſch, und der jetzt laut anſchlug, kurz, Alles ſtürzte dahin, Jakut war, wie das durcheinander lärmende Geſchrei kund gab, in den Händen der Jäger, und die unmittelbare Gefahr war von den beiden Reitern abgewendet. Geſchrei und Gelächter waren indeſſen ſo groß und ſo dicht durcheinander, daß ſie nicht unterſcheiden konnten, ob Jakut verwundet ſei, was er vorbringe, und ob er gutwillig oder proteſtirend mit ihnen abziehe. Letzteres freilich, daß nämlich ihr Führer wieder heimwärts nach ſeiner Wohnung ſteuere oder geſteuert werde, und daß die Weiterreiſe durch Nacht und Wald ihren Kräften und Kenntniſſen allein obliege, das erkannten ſie deutlich, und ſie machten ſich denn auch ohne Verzug auf den Weg, da ſie ſich vor Jakut's Verrätherei, alſo auch vor einer Rückkehr des lärmend in Ferne und Nacht hinziehenden Trupps nicht ſicher glaubten.

2.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zeigte faſt durchgängig in Europa nur abenteuerliches Beginnen. Das heißt: Alles was im Großen vorging, entſprang nicht aus einem tieferen Bedürfniſſe; man kämpfte nirgends mit Leib und Seele um Lebensprincipien, man kämpfte nur um ein Mehr oder Minder des Beſitzes. Die beiden Hauptpunkte des beginnenden Jahrhunderts waren zwei Könige: einer, der ſtolz auf das Grab zuſchritt, Ludwig XIV., und der um der Krone Spaniens halber, die er ſeinem Enkelſohne aufgeſetzt hatte und halten wollte, noch in ſeinem Greiſenalter den Krieg mit ganz Europa wagte — der zweite ein noch bartloſer Jüngling, der nicht für Mädchen oder Bücher, ſondern nur für den Krieg eine fortreißende Paſſion empfand, und ungeſtüm, über allen Zweifel hinaus tapfer, ſein kaltes Schwert zog gegen alle Nachbarn, Karl XII. von Schweden. In ſolcher Zeit konnte ein junger Mann, dem die Bruſt nach Idealen ſchwoll, nur unter ganz eigenthümlicher Begabung anderswohin gerathen, als unter die Kriegsheere, anderswohin ſeine Wünſche richten, ſeine Fähigkeiten ausbilden als auf die äußerliche That. Darin geſchickt und tüchtig zu ſein war Aller Wunſch, darin gar erfinderiſch zu ſein war höchſter Ruhm. Von franzöſiſcher Seite her war noch eine Geſchicklichkeit in den Formen des Umgangs und des Ausdrucks verbreitet worden, ſo weit der moderne Ritter mit ſeines Gleichen oder mit Damen in Berührung kam, und dieſe kleine Formenwelt täuſchte vollends über alles tiefere Bedürfniß des geiſtigen Menſchen. Denn

Niemand, der ihrer mächtig war, konnte vor der Welt oder vor ſich ſelbſt für roh oder ungebildet gelten, und in dieſer leicht erworbenen Zufriedenheit und Sicherheit verlor mancher begabte Menſch die Eigenſchaft der Mannigfaltigkeit aus den Augen, welche in ihm ſchlummerte.

Ganz dieſer Mode ſeiner Zeit gemäß entwickelte ſich Xaver von Bandomir, ein junger Edelmann, der im kuriſchen Oberlande Güter beſaß. Er beſaß dieſe Güter nur als ſogenannten Pfandbeſitz, nicht als zur Herrenbank gehöriger Kurländer, ein Unterſchied, welcher in Kurland von größter Bedeutung war. Nur wer das Indigenat beſaß, nur wer der eigentlichen Landesariſtokratie einverleibt, nur wer Kurländer war, konnte all jenes Herrenrecht ausüben, welches neben dem vollen Rechte des Mitregierens auf dem Landtage bis zum Rechte über Leben und Tod auf den Edelhöfen hinaufſtieg. Der Indigenatsadel war die einzige politiſche Körperſchaft: er beſtimmte die Auflagen, welche die übrigen Bewohner zu leiſten hatten, denn er ſelbſt als Herr war ſteuerfrei. Außer Venedig hat es kaum einen ſo rein ariſtokratiſchen Staatsverband gegeben als den kurländiſchen, und auch die ruſſiſche Herrſchaft hat mit vorſichtiger Hand nur einige zu große Unebenheiten beſeitigt, ſie hat ſich Beſtätigung des Budgets vorbehalten, hat die Kronforſten vor den Rückſichtsloſigkeiten der fliegenden Jagd, welche noch jedem Kurländer durch das ganze Land zuſteht, ſicher geſtellt, ſo daß in dieſen Forſten Hegezeit und Saatland berückſichtigt werden muß, ſonſt aber hat ſie dieſe ariſtokratiſche Verfaſſung unberührt gelaſſen, und auch heute noch iſt der ruſſiſche Adel in Kurland nicht beſitzfähig, wenn er nicht ins Indigenat aufgenommen wird. Mit dieſer Aufnahme war man nun im Durchſchnitte nicht eben ausſchließlich und ſchwierig, eine Gewohnheit, die wie in England von unermeßlicher Wichtigkeit iſt, da ſie der Körperſchaft immer friſchen Zuſatz vorbehält. Auch der Adelsſtolz nach deutſchem Begriffe war und iſt in Kurland nicht zu ſuchen, eben weil die Ariſtokratie ſo landesgeſchloſſen auch ein Staat, nicht bloß ein

Stand war. Man achtete den, der nicht Kurländer, das heißt nicht von anerkannt kuriſchem Adel war, man verkehrte mit ihm, aber man vermiſchte ſich in nichts Weſentlichem mit ihm. Dabei war es gleichgültig, ob er in einem andern Lande von Adel war, adelig oder bürgerlich! er gehörte nicht zu den Herren, welche die kurländiſche Ritterſchaft und die Herrſchaft des Landes bilden, aus deren Mitte allein alle Landesſtellen beſetzt werden. Dem ähnlich, wie man heute noch in Frankreich nicht Deputirter werden kann, wenn man nicht naturaliſirter Franzoſe iſt. Es giebt auch wirklich einige bürgerliche Lehen in Kurland, obgleich das eigentliche Entſtehen der adeligen Landesherrſchaft allerdings auf das Princip des Ahnenadels gegründet war. Noch im Jahre 1634 wurde ein geſchloſſenes Verzeichniß der hundertfünfzehn kurländiſchen Herren abgefaßt, welche ihren Adel durch Ahnentafeln, durch Siegel und Briefe, durch kaiſerliche und königliche Privilegien probirt hatten.

Ein Blick auf die Geſchichte Kurlands erklärt es, wie das ganze Land hundertfünfzehn Familien gehören konnte zu Beſitz und Herrſchaft. Es iſt ein erobertes und zwar vom deutſchen Adel erobertes Land. Die Geſchichte der Eroberung iſt ſehr dunkel; Preußen und Lievland, die beiden vom Orden eroberten Länder, welche Kurland einſchloſſen, haben ihre damalige Geſchichte aufgeklärt, über der genau damit zuſammenhängenden kuriſchen liegt noch tiefe Finſterniß. Deutſche aus Bremen haben um 1158 die Mündung der Düna gefunden, haben Handel und alsdann Bekehrung angefangen, ſind aber bei den Bewohnern lebhaftem Widerſtande begegnet. Fünf Völkerſchaften ſcheinen unter einer patriarchaliſchen, alſo tauſendfachen Gemeinderegierung das Land bewohnt, von Fiſcherei, Viehzucht, Ackerbau gelebt und am Meth, der aus Honig der Waldbienen gemacht wurde, ſich erquickt zu haben. Man nennt ſie Wenden — zwiſchen der Weſtküſte und der Windau — Lieven — am nördlichen und öſtlichen Seeufer — Kuren — in der Mitte des Landes — Semgaller — ſüdlich über dieſen und nach dem Oberlande zu — Seelen im eigentlichen Oberlande. Alle ſprachen lettiſch, nur die Lieven ſprachen und ſprechen noch jetzt eine finniſche Mundart, und ſind auch wahrſcheinlich darum in die Sand- und Moorgegend verdrängt, weil ſie am wenigſten mit der Mehrzahl der Landesbevölkerung zuſammengehangen haben.

Als Schutzpunkt für Chriſtenthum und Eroberung wurde frühzeitig Riga angelegt, und der Schwertbrüder-Orden geſtiftet. Aber auch der war nicht mächtig genug, die widerſtrebenden Einwohner zu bezwingen. Nur die Wenden an der Weſtſeite unterwarfen ſich ohne hartnäckigen Widerſtand, und davon ward dieſer Oſtſeeſtrich Friede-Kurland geheißen, gegen die übrigen Völker mußte der Schwertbrüder-Orden 1237 Hilfe ſuchen bei dem Deutſchen Orden, der ſeit elf Jahren in Preußen war, und mit dem ſich jener verſchmolz. Die Eroberung ging nun in Kurland und Lievland raſcher von ſtatten, indeſſen war der Orden doch nicht allein erobernder Herr, ſondern mußte mit der Kirche, durch Riga, deren Hauptſitz, repräſentirt, theilen, und der römiſch-deutſche Kaiſer war von dem Allen die im Hintergrunde ruhende Oberhoheit. Am längſten vertheidigte ſich das Oberland, und Weſthord, ein Führer der Semgallen, galt für den Wittekind dieſer Gegenden. Um 1287 waren die Bewohner überwältigt, und wurden zunächſt Unterthanen, dann Bodenangehörige, dann Leibeigene, während die deutſchen Pilger freie Städte bildeten, die Eroberer, die deutſchen Ritter aber Lehensherrn, deren nachträglich herbeiziehende Verwandte und Freunde der Ritter Lehensträger, alle aber Leibherren der Urbewohner wurden. So wurde der deutſche Kriegsadel mit ſeinen Angehörigen Herr des Landes. Die meiſten Adelsfamilien Kurlands ſtammen aus Niederdeutſchland, ſo wie die meiſten in Preußen aus Oberdeutſchland ſtammen. Idealer Oberherr war nun zwar eigentlich der Orden, aber in der That war er nur der mächtigſte Mitſtand dieſer Ariſtokratie, welche im Weſentlichen allein die Ordensherrſchaft bildete und den clericalen

Zuthaten, den theologiſchen Doctoren, nur einen theoretiſchen, abgezahlten Antheil an der Herrſchaft geſtattete. Mit der Reformation verſchwand auch dieſe formelle Theilung: der Herren-Meiſter, Walther von Plettenberg, wurde proteſtantiſch, die gemeinſchaftliche kirchliche Seele, welche bis dahin die Oſtſee-Provinzen zuſammengehalten hatte, zerbrach hiermit, die einzelnen Landestheile ſuchten ſich, da Rußlands aufwachſende Macht andrang, verſchiedene Schutzherren: Eſthland am ſchwediſchen Könige, Lievland am Könige von Polen und Lithauen, Kurland desgleichen, und ſo wurden die Ritter in Kurland, deſſen nun errichtete Fürſtenſchaft von Polen und Lithauen nur zu Lehen ging, völlig Herren des Landes, die im letzten Ordensmeiſter, Gotthard Kettler, zwar eine herrſchende Herzogsfamilie an die Spitze ſtellten, deren Ritterbank aber damit nichts weiter als einen Erſten unter Gleichen der Regimentsform halber alſo bezeichnete, und nach wie vor herrſchende Seele des Landes blieb.

Der eigentliche Stamm des deutſchen Ordens lebt alſo hier fort, eine Herrſchercolonie unter überwältigten Völkerſchaften. Der Baum iſt ſchon lange vor uns ſcheinbar abgeſtorben in einem Stamme, deſſen Zweige noch immer neu grünen in Adelsgeſchlechtern. Neun Herzöge haben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts dieſen ariſtokratiſchen Staatsverband repräſentirt. Schon als der ſechſte ſtarb, war die Macht der polniſchen Lehensherrſchaft hier unten an der Düna erſchöpft und vom ruſſiſchen Kaiſerthume her ward die zweite Herzogsfamilie, die Biron'ſche, bereits eingeſetzt. Sie endigte im Jahre 1795 mit der Unterwerfung Kurlands an das ruſſiſche Kaiſerthum.

Xaver Vandomir ward unter dem dritten kurländiſchen Herzoge, dem genialſten des Kettler'ſchen Hauſes, Jacob, geboren, und erlebte noch drei folgende Herzöge, die letzten jenes Hauſes, den ſtürmiſchen Uebergang des Landes zu neuer Oberherrſchaft, wenn dieſe auch erſt dem Namen nach ein halbes Jahrhundert ſpäter eintrat. Xavers Jugend fiel zwar noch in die letzten Jahrzehnte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wurde ſich aber doch erſt mit Ausgang desſelben und mit Beginn des achtzehnten ihrer größeren Wünſche und Anſprüche bewußt, und deshalb konnte er dem Weſen nach jenem Geſchlechte angehören, welches in That und Krieg und Höflichkeit gegen Seinesgleichen alle Bedeutung des Lebens erſchöpft glaubte.

Dennoch war ihm die gedankenloſe erſte Jugendzeit, die Zeit, ehe er ſich nach außen und nach der großen Welt umſah, an Vorfall und Genuß nicht leer geblieben. Die Liebe gedeiht ja in allen Geſchichtsepochen und ſcheint mit ihrer Stärke und Schwäche unabhängig zu ſein vom Geiſte der Zeit. Iſt der Jüngling aber nicht von ſo feſtem Holze, die Neigung in ſich zu nachhaltiger Flamme entzündet zu ſehen, nun, ſo iſt er doch von ſo entzündbarem, daß es ihm an der Liebſchaft nicht gebricht.

Xavers Frühlingszeit ſchien ihn letzterer Gattung zuzuweiſen: der ſchöne böhmiſche Junker, wie man ihn nannte, war auf allen Edelhöfen zu ſehen, wo es ſchöne Mädchen gab. Seine wohlhabende Familie ſtammte aus Böhmen, und hatte ſich, weil proteſtantiſch, im Verlauf des dreißigjährigen Krieges von dort hinweg und nach Norden gewendet. Nachdem Xavers Vater eine Zeit lang in Dänemark gelebt hatte, wurde er gerade durch die geſchloſſene Adelsverfaſſung der Kurländer, welche ſeinem herrſchaftlichen Sinne zuſagte, nach Kurland gelockt. Er kaufte hier im Oberlande die Güter Brüggen und Kummeln, beide an zwei anmuthigen Seen und nicht weit von einander gelegen, zunächſt natürlich, nur als Pfandbeſitz, wie dies denn einmal nur thunlich und herkömmlich war. Solch ein Pfandbeſitzer entſpricht einigermaßen dem Farmer in England, das heißt er iſt eigentlich nur Pachter, wenn dieſe Pacht auch auf neunundneunzig Jahre gilt und nach Verlauf dieſer Zeit nicht leicht aufgelöſt wird. Doch kann dies geſchehen, und der frühere Beſitzer kann vom Rechte des Verkaufs Gebrauch machen, er bezahlt nämlich die Kaufſumme — Pfandſumme genannt — legt die nachweislich auf

Verbeſſerung des Gutes angewandten Capitalien zu, und erzwingt damit den Beſitz des Gutes. Der Pfandbeſitzer, der in allem Uebrigen kein Theilnahmsrecht an der Herrſchaft des Landes, nicht Sitz und Stimme im Landtage, nicht einmal Theil an der Kirchſpiels-Zuſammenberufung hat, muß in ſolchem Falle ohne Weiteres das Gut räumen, ſei er ein noch ſo ſtolzer fremder Edelmann, wie Xavers Vater einer war. Dieſer kaufte denn auch jene Güter und noch einige nach der Düna hin nur in der feſten Ueberzeugung und unter vielfacher Zuſicherung ihm befreundeter Kurländer, daß ihm nach Verlauf einiger Jahre das Indigenat ohne Weiteres verwilligt ſein würde, wenn er darum anhielte. Man ſehe es gerne, daß der Ankömmling nicht gleich von vornherein die Ritterbank darum angehe, ſondern erſt, nachdem er halb und halb das Anſehen eines Einheimiſchen gewonnen habe. So richtete ſich denn der ſchon bejahrte Herr von Vandomir, Xavers Vater, auf Brüggen ein, lebte allda, ein prachtliebender und ſonſt ganz im Geiſte der Kurländer gaſtfreier Edelmann, einige Jahre, und ſtand eben im Begriffe, ſein Geſuch ums Indigenat bei der Ritterbank einzureichen, als den übervollſaftigen Mann jählings ein Schlagfluß traf.

Xaver, der Haupterbe, überwarf ſich beim Leichenbegängniſſe, das er mit fremdländiſcher Adelspracht ausrüſten wollte, mit einigen Kurländern, die gegen ſolche ungebräuchliche Sitte einſprachen, und ließ, ärgerlich gemacht durch ſolche Einrede, die Frage ums Indigenat zunächſt auf ſich beruhen. Was Kurländer! dachte der jugendliche Uebermuth, bin ich nicht Edelmanns genug? Und brauch' ich mehr, nun, ſo hab' ich ja noch ein ganzes Leben vor mir. Er lebte in den Tag hinein, und ſchöne Augen intereſſirten ihn viel mehr als ſchöne Buchſtaben eines Indigenatsbriefes.

Bald zog er auch durch ſeinen Liebesleichtſinn die Schlinge des Indigenats, mit welcher er bisher geſpielt hatte, ſo enge zuſammen, daß es bald nicht mehr von ihm allein abzuhängen ſchien, ob ſein kurländiſches Herrenrecht nicht im Entſtehen erdroſſelt werden könne. Er hatte einem Fräulein von Thorhacken lebhaft den Hof gemacht, dieſes Fräulein ſchien ihm leidenſchaftlich entgegen zu kommen, man ſah die beiden jungen Leute überall neben einander, man freute ſich des ſtattliches Paares, denn Fräulein Anaſtaſia war eine hohe junoniſche Schönheit mit goldblondem Haare, und Herr von Roop, ein Genoſſe des ſchwarzlockigen Xaver, pflegte überall zu ſagen: Das wird prächtige Kurländer geben! Mit einem Male verlor ſich der ſchöne Xaver aus dem Kreiſe ſeines bisherigen Verkehrs; erſt hieß es leiſe, dann hieß es laut, er habe die ſtolze Anaſtaſia und das Haus der Thorhacken zum Beſten gehabt, er gehe drüben an der Düna in einem kleinen Edelhoſe aus und ein. Plötzlich brachte er wirklich von dort ein anmuthiges, ſtill beſcheidenes Mädchen als Frau von Bandomir nach Brüggen, und lebte nicht nur Flitterwochen, ſondern Flitterjahre in völliger Zurückgezogenheit. Die Thorhacken's und deren Freunde waren außer ſich, und warben durch ganz Kurland, daß dieſem leichtſinnigen Manne niemals das Indigenat ertheilt werden ſolle.

Ach, Xaver dachte nicht ans Indigenat! Seine geliebte Frau gebar ihm den zweiten Knaben, und ſtarb im Wochenbette — er war troſtlos, und ritt in die weite Welt. Wenn Troſt oder gar Erſatz zu finden war, in Kurland durfte er Beides nicht ſuchen, dort hatte er ſich Beides verſcherzt.

Jetzt eigentlich trat Xaver erſt in die Welt, denn jetzt erſt, nachdem der erſte Schmerz ſich gelegt hatte, fing er an, zu reflectiren, und über die Verhältniſſe im Großen und Ganzen nachzudenken. Das hatte er ſelbſt in ſtillſter, häuslicher Liebeszeit niemals gethan: er war von jenen raſchen ſlaviſchen Naturen, die ſich rückſichtslos dem eben vorliegenden Verhältniſſe hingeben. So hatte er herzlichſt geliebt, und war herzlicher, häuslicher Familienvater geworden, indem er unwiderſtehlichen Trieben gedankenlos ſich hingab, und darüber oder gar darüber hinaus keinerlei Gedanken ſuchte und hegte. Jetzt waren dieſe Triebe zerſtört, dieſe Verhältniſſe aufgelöſt, jetzt mußte er ſich umſchauen nach Bedingungen und Grundſätzen der Welt.

Wenn der Edelmann die Familie aufgeben mußte, ſo dachte er an den Krieg — Europa kämpfte den ſpaniſchen Erbfolgekrieg gegen Ludwig XIV., Prinz Eugen von Savoyen verherrlichte durch geniale Anführung den deutſchen Waffenruf, Xaver ging alſo nach Wien und ſtellte ſich unter die kaiſerlichen Fahnen, und half 1704 den Sieg bei Höchſtedt erringen. Wunderlich genug war es ein Diener, den er in Wien zu ſich genommen, welcher ihn in eine andere Laufbahn richtete. Dieſer Diener, Namens Urban, aus dem ſchleſiſchen Gebirge ſtammend, hatte ein höheres Lebensintereſſe als ſein Herr. Er war Proteſtant, und von Jugend auf war all ſein Gedanke darauf gerichtet, die proteſtantiſche Kirche uneingeſchränkt zu ſehen. Dieſer Gedanke war ihm in der ſchleſiſchen Heimat, welche dem katholiſchen Kaiſerhauſe unterthänig, ganz natürlich überliefert worden. Die katholiſche Bevölkerung Schleſiens, wenn auch nicht ſo ſehr an Zahl, war doch an Macht überlegen, und das nährte den Oppoſitionsſinn der Proteſtanten. Xaver hatte ſich bisher um ſo etwas nicht gekümmert, es war ihm aber einleuchtend, als ihn Urban darauf aufmerkſam machte, wie ſein Vater um des Glaubens willen ſeine ſchönen Herrſchaften in Böhmen verlaſſen und ſich in die Mißlichkeiten der Fremde begeben habe, wie ferner der junge ſchwediſche König, Carl XII., der tapferſte, unternehmendſte Herr und ein proteſtantiſcher Herr ſei, der beiläufig doch auch den proteſtantiſchen Vortheil im Auge und dies ſo eben in Polen deutlich dargethan habe. Von alle dem ſei doch aber hier im kaiſerlichen Heere gar nicht die Rede, man könnte alle Tage das Leben verlieren, aber auch durch den ſchönſten Sieg nicht einen Pfifferling für den lutheriſchen Glauben gewinnen. — Dieſe Bemerkungen führten Xaver nicht zu dem proteſtantiſchen Intereſſe, das ſie empfahlen, aber da er gar kein anderes hatte und doch wie jeder Menſch innerlichſt Verlangen nach einem ſolchen trug, da ihn ferner die abenteuerliche

Ritterlichkeit des ſchwediſchen Königs anzog, ſo wollte er's verſuchen, ob er vielleicht im ſchwediſchen Heere einen lebhafteren Aufſchwung für ſein Leben finden könnte. Er gedachte auch dabei ſeiner bürgerlichen Stellung in Kurland; Carl XII. war nach den Siegen bei Narwa und Cliſſow in den Oſtſeeländern mächtig, ſeine Herrſchaft konnte dort dauernd werden, kurz, Xaver nahm ſeinen Abſchied und ritt nach Sachſen, in welches der ſchwediſche König von Polen her eingebrochen war. Urban, der als Schleſier zu den kaiſerlichen Fahnen gehörte, folgte ihm heimlich, und als im Jahre 1707 zu Altranſtädt Friede mit Sachſen geſchloſſen wurde, waren ſie beide ſchon angeſehene Soldaten im ſchwediſchen Heere, Xaver hatte durch kühne Reiterunternehmungen des Königs Lob und den Rang eines Oberſtwachtmeiſters gewonnen, und Urban erlebte die Genugthuung, daß der Kaiſer dem Verlangen König Carls willfahrte und den Lutheranern in Schleſien volle Gewiſſensfreiheit zugeſtand. Vergnügt ritt er hinter ſeinem Herrn her, der mit der Armee durch Polen hindurch nach Rußland zog. Die Schlacht von Pultava, die erſte, aber völlige Niederlage, welche Peter der Große dem ſchwediſchen Könige beibrachte, zerſtörte wie eine Bombe dieſen Lebensgang. Xaver ward verwundet und gefangen, und ſollte nach dem Innern Rußlands abgeführt werden. — Nachts vor dem Tage der Abführung fand ſich Urban, der ſich durchgeſchlichen hatte, mit zwei tüchtigen Pferden bei ihm ein, ſie unternahmen die verwegenſte Flucht, und Xaver erſchoß bei dieſer Gelegenheit einen angeſehenen Officier des ruſſiſchen Heeres. Die vortrefflichen Pferde entführten ſie glücklich bis über die türkiſche Grenze und dort ſchloſſen ſie ſich bei Bender an das kleine Gefolge Carls, der ebenfalls mit großer Mühe hierher entkommen war. Als König Carl von hier aus den ungeheuren Ritt von Demotica nach Stralſund unternahm, war Xaver einer der zwei Begleiter; Urban folgte langſamer, fand ſich aber glücklich und getreulich in Schweden wieder zu ihm. Im Jahre 1718 ward König Carl im Laufgraben vor

Frederikshall erſchoſſen, und Xaver, dem mit dem Könige das Hauptintereſſe untergegangen war, dachte nun zum erſten Male wieder an Kurland, und kehrte mit Urban dahin zurück.

Es war ein langer trauriger Ritt durch Pommern und Preußen gen Kurland hin; denn die kürzere Ueberfahrt zur See verſchmähten die alten Landſoldaten. Urban erhöhte die Traurigkeit ſeines Herrn, weil er keine Luſt bezeigte, in ein ihm fremdes Land zu ziehen, und Xaver hoffte auch nichts von der Heimat. Es erwarteten ihn allerdings zwei Söhne und ein Bruder, der ſie erzogen hatte, aber der Bruder, welcher ſich von Jugend auf mit Büchern beſchäftigt, war ihm ſtets gleichgültig geweſen, und die Söhne kannte er nicht. Alle ſanfteren Regungen des Menſchen hatte das zwanzigjährige Kriegsleben niedergehalten: für ihn exiſtirten dieſe Kinder nur wie eine alte Schuldverſchreibung, die einzutreiben man weder Luſt noch Ausſicht hat. Nur wenn die Erinnerung an ſeine ſo früh verlorene Eliſabeth auftauchte, da blitzte es ihm wie eine Liebeshoffnung undeutlich aber wohlthätig durch die übermooſte Seele: die Jungen könnten ihr ähnlich ſein, und ihm ein angenehmer Troſt fürs Alter werden. In rohen Menſchen erhält ſich das Andenken an eine Jugendliebe oft wunderbar mächtig, und es wirkt oft wie ein Zaubermittel, die Rohheit zu zügeln und zu lenken; aber — faſt möchte man „leider!“ ſagen — zu dieſer Gattung von Rohen gehörte Xaver nicht: er hatte gerade ſo viel Erziehung genoſſen, um auch dieſes Zaubermittels des Contraſtes ziemlich ledig zu ſein. Er war außer ſich über den Verluſt ſeiner Eliſabeth geweſen, aber im Getümmel der Fremde hatte er ſie bald, hatte er ſie, wie es ſchien, völlig vergeſſen. Jetzt auf dem Heimwege nach Kurland tauchte ihr Bild ſeit vielen, vielen Jahren, ihm ſelbſt zur Ueberraſchung, wieder auf in ſeinem leeren Innern, und es überraſchte ihn, daraus entſpringend, eine Vorſorge für ſeine Familie. Es geſchah dies, als ſie nach Danzig hineinritten, und Urban erfuhr bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male, daß ſein Herr zwei erwachſene Söhne daheim habe. In Danzig nämlich wohnte der damalige Herzog von Kurland, Herzog Ferdinand, und ihm wollte Xaver von Bandomir ſeine Aufwartung machen in der Abſicht, deſſen Theilnahme zu gewinnen für das Indigenatsgeſuch, welches ihm jetzt als nothwendig vorſchwebte, und für ſeine Söhne überhaupt. Die politiſchen Angelegenheiten ſehr wohl kennend, ermaß er richtig, daß dies Indigenatsgeſuch jetzt viel größere Schwierigkeiten habe als früher. Er hatte ſo viele Jahre mit Eifer und Ruhm dem ſchwediſchen Könige gedient, und der ſchwediſche König war derjenigen Mächte, nach welchen ſich Kurland richten mußte, entſchiedenſter Feind geweſen. Er hatte Polen, den Oberlehensherren Kurlands, er hatte Rußland, den mächtigen Nachbar Kurlands auf Tod und Leben bekriegt. Einen berühmten Officier dieſes Königs ohne Weiteres an die kuriſche Ritterbank aufzunehmen, ſchien mehr als mißlich. Das wirre Regierungsweſen Polens, welches allerlei unregelmäßiges Weſen zuließ, mochte zwar allenfalls überſehen werden, wenn der kuriſche Adel Bandomir's Verlangen einhellig gewillfahrt hätte. Aber Letzteres ſtand gar nicht zu erwarten, da Xaver vor zwanzig Jahren wenig zärtliche Theilnahme hinterlaſſen, und die ruſſiſche Macht, welche nach dem Siege über Carl XII. erſtaunlich zugenommen, war bekannt als äußerſt aufmerkſam auf die einzelnen Schritte in Kurland, ſie hatte in Folge der Kriegszeit jetzt noch Truppen in Kurland ſtehen, und es war durchaus nicht wahrſcheinlich, daß in dieſem Augenblicke die Ritterbank Jemand aufnehmen werde, welcher Rußland mit Recht verdächtig ſei.

Für all das konnte die Stellung Herzog Ferdinands eine Aushilfe bieten. Dieſer lag mit all dieſen Autoritäten in Zerwürfniß. Die Macht des kuriſchen Adels, welche ihm überall lähmend entgegendrang, war ihm verhaßt, er lebte deshalb auch außer Landes, und ſeine Regierung beſtand aus lauter Beſchwerden, die nach Mitau an die Ritterbank abgingen, und die zu Gegenbeſchwerden umgekehrt nach Danzig zu ihm rückkehrten.

Urban, entzückt von der Familienentdeckung ſeines Herrn, putzte mit der Militärbürſte die Kleider aufs Beſte zurecht, und wartete ungeduldig im Hausflur, als ſein Herr vorgelaſſen war. Xaver hatte ſich auch nicht getäuſcht: Herzog Ferdinand hatte ihn wohlwollend aufgenommen, und ihm ſeine beſte Hilfe zugeſagt für das Indigenatsgeſuch. So ritten ſie ziemlich wohlgemuth unweit Polangen nach Kurland hinein und an der ſüdlichen Grenze entlang nach dem Oberlande zu. Es mußte ihnen auffallen, daß ſie ſo gar viel Edelleuten begegneten, die gewaffnet und mit gewaffneten Leuten durch Wald und Feld zogen. Xaver, der ſich nicht mehr gekannt glaubte, und auch in den diesſeitigen Kirchſpielen der Grobinſchen und Mitauſchen Oberhauptmannſchaft immer weniger bekannt geweſen war, redete Niemand an, bemerkte aber immer, daß man ihn aufmerkſam beobachte, daß man auch wohl ein paar Reiter in einiger Entfernung hinter ihm her ſchicke, als ob er ein Feind ſei, den man recognoscire. So kam er in die Gegend, welche ſüdlich vom Saucken-See liegt, und ritt nahe an dem Edelhofe Ellern vorüber, der ihm von früher her wohl bekannt war. Herr von Knorre, der Beſitzer deſſelben, hatte zu ſeinen Jugendgenoſſen gehört, und als er auch hier einen Zug Bewaffneter aus dem Hofe kommen ſah, und an der Spitze deſſelben den ebenfalls ergrauten, aber immer noch ſtattlichen Knorre erkannte, brach er ſein Schweigen und redete ihn an, fragend, ob ihn Knorre noch kenne, und was denn dies allgemeine Herumziehen in Waffen zu bedeuten habe. Von Knorre, ein ſchmaler, langer Herr mit ſpitzem Geſicht und wegwerfender Miene, betrachtete ihn lange, ehe er antwortete. Dann ſprach er mit auffallender Betonung: Ich erkenne in Euch nicht einen kurländiſchen Bekannten, mein Herr, und wünſche, daß Ihr eine Legitimation bei Euch führt, denn der Kurländer iſt an dieſer Grenze zu Pferde, weil Landſtreicher und Kriegsgeſindel ehrliche Leute beunruhigen.

Ehe noch Xaver etwas erwidern konnte, war Knorre von dannen geritten. Kopfſchüttelnd ſetzte jener ſeine Reiſe fort, und begegnete bald darauf dem Schloßberger. Die Kurländer nennen ſich nämlich ſeltener bei ihrem Namen, als nach ihren Beſitzungen, und ſo wie Bandomir der Brüggenſche genannt wurde, ſo hieß der würdige Greis von Sieberg, welcher eben langſam am Lurta-Bache heraufgeritten kam, von ſeiner nahe liegenden Beſitzung der Schloßberger. Neben ihm auf unruhigem, kleinem Pferde ritt ein kleiner, ſtark unterſetzter Mann mit einem ſehr beweglichen, aufmerkenden Antlitze: es war der Grünwalder, ein Herr von Roop, und er war der erſte, welcher Bandomir ſogleich erkannte und freundlichſt begrüßte. Auch Herr von Sieberg reichte ihm hierauf wohlwollend die Hand, und beide erkundigten ſich lebhaft, wie es ihm ergangen, der ſo lange und in ſo bewegter Fremde geweſen, und wie es jetzt draußen in der politiſchen Welt ausſehe. Zwiſchen den Mittheilungen, die er ihnen machte, erkundigte ſich denn Xaver auch, was es für eine Bewandtniß mit den wunderlichen Worten des Ellernſchen haben könne.

Sind Euch die wirklich ſo verwunderlich? fragte Herr von Sieberg.

„Ich wollte wetten“, kam lachend Herr von Roop Xavers Antwort zuvor, „der Brüggenſche Herr hat damals — mein Gott, es ſind ſchon über zwanzig Jahre her! — in den Flitterwochen gar nicht bemerkt, was um ihn her vorgeht!“

Und ehe Xaver näher zufragen konnte, nahm der Schloßberger das Thema des bewaffneten Umherziehens auf, und erzählte ihm, daß es der gewaltſamen Art gelte, mit welcher die Lithauer das Recht auf ihre Läuflinge geltend machten. Dies waren nämlich Unterthanen oder Leibeigene, die ihrem Herrn entlaufen und anderswo aufgenommen worden waren. Es war ſehr häufig, daß ſich beſonders aus Lithauen deren nach Kurland herüberretteten. Nun war allerdings auf Beſchwerde und Antrag der lithauiſchen Grenzedelleute ein Landtagsbeſchluß gefaßt, daß alle lithauiſchen Läuflinge, die ſich der lithauiſchen Erbunterthänigkeit entzogen, und auf den Gütern kuriſcher Edelleute Aufenthalt und Duldung gefunden hatten, ohne Weiteres ihren lithauiſchen Erbherren ausgeliefert werden ſollten. Ein Landtagsbeſchluß war ferner allerdings allgemein geltendes Geſetz, weil das Ganze, nämlich der Adel, ſeine Zuſtimmung gegeben hatte. Aber einmal hielt der Adel nicht eben ſtreng auf die wenigen Geſetze, welche er in ſeltener Vereinbarung ſeines mannigfachen Willens zu Stande gebracht, und dann entſchuldigte im vorliegenden Falle die ungeſetzliche gewaltſame Eintreibung Seitens der Lithauer die Umgehung des Geſetzes Seitens der Kurländer. Dieſer verlor durch die Auslieferung viele landarbeitende Hände, und der Lithauer, ſein Recht erzwingen wollend, machte beſonders ins Oberland bewaffnete Streifzüge, und ſchleppte dabei nicht blos lithauiſche Läuflinge, ſondern auch kuriſche Leibeigene mit fort. „Es iſt ein völliger Grenzkrieg, Herr von Bandomir", ſagte der Schloßberger, „der Braslawer Oeconomus ſtreift mit ſeinen Haufen über Schönhaiden, über Ihr Kummeln und Brunnen ſelbſt bis nach Kalkuhnen und in die Nähe von Dünaburg herab, ſo daß wir hier um Illuxt herum uns ſogar nicht mehr ſicher glauben. Leider nimmt der Ellerniſche, welcher Sie ſo unfreundlich begrüßt hat, auf ungebührliche Weiſe als Polenfreund die Partei dieſes Chabelsky, und da ſich mancher Kurländer in der alten üblen Sucht, etwas Apartes zu wollen, ebenfalls der gemeinſamen Fürſorge entſchlägt, ſo thät' es gar ſehr Noth, wir ſchaarten uns hier im Oberlande zu einer gemeinſamen Abwehr zuſammen. Ein alter Kriegsmann wie Sie, Herr von Bandomir, iſt uns alſo doppelt willkommen."

Xaver ging bereitwillig darauf ein, und ſchlug Brüggen zum Generalquartier vor, andeutend, daß er nun für ſeine alten Tage auch hoffe, unter die Kurländer ganz und gar aufgenommen zu werden. Als die beiden Herren dazu ſchwiegen, bat er ſie um ein freies Ausſprechen ihrer Meinung, da er nicht viel Kurländer kenne, die ihm wohlwollender geſinnt ſeien, als ſie. Darauf ſagten ſie ihm denn, daß ihnen der gegenwärtige Zeitpunkt nicht paſſend ſcheine, um das Indigenat zu verlangen. Alle Welt zähle ihn doch zu den Schweden, und die antiſchwediſche Partei ſei in Folge des letzten Krieges ſehr groß, auch hier treffe er auf Knorre, den Ellernſchen, und in dieſem Punkte hielten gar Viele zu ihm, der auf ſeine Fauſt den kleinen Krieg gegen Carl XII. geführt, und ſeinen von den Schweden verbrannten Hof trotzig mit dem Rücken angeſehen habe. Wer auch nicht antiſchwediſch ſei, müſſe doch in dieſem Augenblicke Rückſicht auf Rußland nehmen, welches natürlich übel vermerken müſſe, wenn man einen eben von Carls Leiche herkommenden ſchwediſchen Officier aufnehmen wolle. „Was zu Polen hält“, ſchloß der Grünwalder, „ſtimmt natürlich jetzt auch gegen Euch, denn Ihr habt mit dem Eiſenkopfe des Königs die Republik unſanft geſchrammt, alſo laßt noch ein paar Jahre ins Land gehen, das iſt mein Rath.“

Aber, wie viel Jahre werd' ich noch haben, und meine Jungen müſſen flügge ſein. —

„Das ſind ſie, tüchtige Jungen!“ —

Zudem hat mir Herzog Ferdinand ſeinen Beiſtand zugeſagt. —

„O weh! dann ſeid Ihr des Mißlingens in Kurland ganz gewiß, und wäret deſſen gewiß, wenn Ihr die Kurländer von vornherein ſo zahlreich für Euch hättet, wie Ihr ſie für den Augenblick um der politiſchen Lage willen gegen Euch habt! Des Herzogs Ja heißt in Kurland Nein, und ſein Nein heißt Ja.“

Aber mein Gott, was iſt das für ein Regiment!

„Unſere Unordnung erhält uns! — In Brüggen alſo, dem Hauptquartier, mehr davon, ade, wir müſſen ein Rendezvous einhalten!“

War Xavers Ueberraſchung groß geweſen, zwei überaus ſchön gebildete Söhne vorzufinden, ſo ward es am Ende auch, mit ſeiner ſonſtigen Trockenheit verglichen, eine nicht geringe Freude für ihn, ſich nach Verlauf einiger Wochen heimlich, häuslich, gepflegt und geliebt zu ſehen und zwar von ſeinem Fleiſch und Blut. Dieſer rein phyſiſche Zauber, welchen eigen Fleiſch und Blut ausüben ſoll, exiſtirt, exiſtirt wenigſtens dann, wenn eine Kenntniß des Verhältniſſes vorhanden iſt. Ein Vater, welcher weiß, daß er ſein Kind vor ſich hat, wird dieſes Kind einem andern vorziehen, auch wenn dies andere viel lobens- und liebenswerther iſt; die Nähe ſeines Kindes wird ihm einen wohlthuenden Eindruck machen, wie er niemals von einem andern, auch nicht von dem geliebteſten ausgehen kann. An die Privilegien der Natur reicht nichts, auch nicht der durchdrungenſte Geiſt.

Und wie ſchürte Urban, um dieſen Eindruck immer feuriger und mächtiger zu machen! Er war außer ſich vor Freude über das Familienleben in Brüggen, er verehrte Herrn von Boleslaus, den Bruder ſeines Herrn Oberſtwachtmeiſter, den Erzieher der beiden Söhne, wie einen Heiligen, er hatte überhaupt einen grenzenloſen Reſpect vor aller Gelehrſamkeit, und pflegte zu ſagen, ein Buch ſei mehr werth als Haus und Hof. Und Boleslaus von Vandomir's Zimmer, eine breite, niedrige Dachſtube des einſtöckigen Wohnhauſes in Brüggen, war ein verſchanztes Lager von Büchern, er betrat es mit ſchauernder Ehrfurcht, wenn er dem Herrn von Boleslaus meldete, daß die Suppe angerichtet ſei.

Xaver, dem auch ſein Bruder wie alle Welt gleichgültig geweſen war, konnte ſich jetzt beim Anblick der bereits ſo wohlgebildeten Söhne einer gewiſſen Rührung nicht erwehren, und als die Jungen hinausgegangen und die beiden alten Brüder mit dem Kaffee und der Pfeife beſchäftigt waren, reichte er Jenem die Hand über den Tiſch hinüber, als wollte er ihm danken für zwanzigjährige Mühe. Boleslaus, ein körperlich vertrockneter, frühzeitig ergrauter Mann, der ſeinen langen Leib wie eine gebogene Gerte krumm gewähren ließ, war innerlich von nie ruhender Lebendigkeit, war alſo innerlich und äußerlich von Xaver völlig verſchieden. Trotz der angeſtrengten Lebensweiſe, welche dieſer geführt, erſchien er neben Boleslaus wie der jüngere Bruder; das kurzgeſchorene Haupthaar, welches er wie ſein König Carl ſtreng unter der Scheere hielt, und das luftrothe Antlitz thaten es nicht allein, daß er neben dem langen weißgrauen Lockenhaare und dem blaſſen, eingefallenen Antlitze jünger erſchien. Auch die Sprache, auch die Auffaſſung der Dinge trugen dazu bei. Xaver war in allem Ausdrucke kurz, in aller Meinung, die er äußerte, unbedingt, und ſprach er ja einmal längere Zeit hintereinander, wie dies zu Urbans großer Verwunderung jetzt einige Male gegen die ausfragenden und aufmerkſam zuhorchenden Söhne geſchah, ſo war es Erzählung, bare, nüchterne Erzählung, was in feſten, alles Außenweſen klar bezeichnenden Worten von ſeinen Lippen fiel. Boleslaus dagegen, mit einem weichen, wohllautenden Organe begabt, ſprach gern und viel, und wendete Alles, auch das Unſcheinbarſte nach einer höheren Bedeutung. Und was hatte er jetzt Alles mitzutheilen über die ſo verſchiedenen Charaktere ſeiner beiden Neffen, und über die Beſorgniß, welche er für deren Zukunft empfand. Beſonders war es das tief leidenſchaftliche Weſen des älteren, Stanislaus, was ihn für deſſen glücklichen Lebenslauf bekümmerte. Leidenſchaften hätten ihren Namen von Leiden, ſetzte er hinzu, und wenn es nicht gelänge, dieſe ſturmvolle innere Welt des Jünglings durch die mannigfachſte und ernſthafteſte Bildung zu ſänftigen, ferner deſſen äußere Exiſtenz vor jedem feindlichen Zuſammenſtoße mit der Umgebung ſicher zu ſtellen, dann ſtehe das Unglückſeligſte zu erwarten. Zu dem Ende müſſe er noch mehrere Jahre auf hohe Schulen und zu ſtrenger Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften angehalten, es müßte endlich dieſer unſichere Beſitz der Pfandgüter um jeden Preis durch Erwerbung des Indigenats verändert werden. Was Scipio beträfe —

Sage mir nur, unterbrach ihn hier Xaver, wie Du auf dieſen wunderlichen, unchriſtlichen Namen für den Jungen gekommen biſt? Ich hab' ihn gar nicht leſen können, wie Du mir damals nach Wien ſchriebſt, Du habeſt ihn Scipio taufen laſſen — und alles Uebrige, lieber Boleslaus, iſt lauter Aengſtlichkeit, welche Dir das Bücherleſen zu Wege bringt. Ich hab's damals in Demotica bei Adrianopel am Könige geſehen, daß dies den geſundeſten Menſchen verſchrauben und krank machen kann. Der Verkehr mit König Carl war niemals ſo ſchwer, als damals, wie er Wochen lang im Bette lag und ein Buch nach dem andern verſchlang. Und doch waren's noch lauter brauchbare und für Krieg und Leben erbauliche Wiſſenſchaften, wie Mathematik und Mechanik und dergleichen. Kurz, was ſollen dem Jungen hohe Schulen! Mit dem Indigenat aber haſt Du Recht, und wir wollen drangehen, mögen der Grünwalder und Schloßberger ſagen was ſie wollen — den Teufel auch! ich habe Leuten hier zu Lande in den letzten Wochen wahrhaftig weſentliche Dienſte geleiſtet, daß ich ihnen eine Landwehr eingerichtet, und das Land von den Lithauern geſäubert habe. Die Lithauer haben mir den Tod geſchworen, daß ich ſie aus Kurland gejagt, Kurland kann mir doch jetzt ein billiges Geſuch nicht abſchlagen, und ſei's wie's ſei, ich kann den Herzog nicht zum Narren halten! Hab' ihm geſagt, daß ich zum nächſten Landtage einkommen, und er hat mir geſagt, daß er für mich wirken werde, und nun käm ich gar nicht ein, was müßte der Herr von mir denken! Nächſte Woche iſt Landtag, ſei ſo gut Boleslaus, und ſetze die Eingabe auf, damit morgen Hemmo der Jäger ſie nach Mitau reitet — was iſt das für eine Reiterei im Hofe?

Dabei ſprang er auf, und ſah, daß eben eine Anzahl Edelleute aus der Umgegend von den Pferden ſtieg. Sie kamen mit der Kunde, daß die Einfälle der Lithauer wieder begännen und zwar gefährlicher als je: ſie trieben die Heerden der Gutsbeſitzer hinweg, brännten ganze Geſinde nieder, und führten kuriſche Leibeigene ſchaarenweiſe unter dem Titel lithauiſcher Läuflinge mit ſich fort. Sämmtlicher Adel des Oberlandes bäte den Obriſtwachtmeiſter, an die Spitze zu treten, um einen entſchloſſenen Feldzug anzuführen.

Der Obriſtwachtmeiſter war ſogleich dazu bereit, und gab alle Maßregeln an, wie man ſich formiren ſolle, damit man innerhalb acht Tagen nachdrücklich auftreten könne. Er ſelbſt wolle bis dahin eine ſorgfältige Recognoscirung auf der Grenze entlang vornehmen, um den Angriff wirkſam richten zu können.

Man warnte ihn, wiederholend, daß die Lithauer, namentlich Chabelsky, ihm nach dem Leben trachteten, er aber ſchlug dies in den Wind, und als die Kurländer nach durchzechter Nacht andern Morgens von Brüggen ſchieden, ritt auch er mit Urban am See hinab, um über Lautzenſee, Lowiden, Ellern, Schönberg auf der kurländiſchen Seite bis an den Muhs-Fluß vorzugehen und alsdann auf lithauiſcher Seite bis Braslaw herauf Stellung, Stärke und Bewegung der Feinde auszukundſchaften. Das Wetter ſah wie aufgehender Frühling aus, die Sonne ſchien warm, und die beiden Kriegsleute hofften ihre Aufgabe leichtlichſt zu löſen. Paſcha, der alte Kriegskamerade, der als einjähriger Springinsfeld vor eilf Jahren aus einem Balkan-Thale rüſtig mitgelaufen war einen Striches bis Stralſund, und der ſeit der Zeit den Krieg eben ſo kennen gelernt hatte, wie er die Jagd von Natur kannte, trabte noch ſo ſtraff voraus, als ob er erſt in ſeinem dritten Felde ſtünde.

Dies war derſelbe Paſcha, waren dieſelben Reiter, welche wir bei einbrechender Nacht im Schönhaidener Walde verlaſſen haben. Xaver war in ſeiner Jugend allerdings wohl bekannt geweſen mit allen Wegen und Stegen im Oberlande, auch mit denen im Schönhaidener Forſte. Das unumſchränkte Jagdrecht, welches jedem Kurländer geſtattet, ohne Rückſicht auf irgend eine Reviergrenze durch das ganze Herzogthum zu jagen, brachte die jungen Jäger überall umher, machte ſie überall bekannt, und obwol Xaver als bloßer Pfandbeſitzer es nicht auf eigene Hand ausüben konnte, ſo hatte es doch Niemand gehindert, daß er ſich an Kurländer und deren fliegende Jagd anſchloß, und ſo kannte er Wälder und Felder, Berge und Thäler ſo gut wie jeder Kurländer. Aber in zwanzig Jahren verwiſcht ſich mancher Eindruck, verändert ſich jeder Forſt, und zur Nachtzeit irrt ſich leicht der geübteſte Förſter in ſeinem eigenen Reviere. Xaver fühlte ſich unſicher auf den kleinen Waldwegen, fand bald eine große Lichtung, wo er hohes Holz erwartete, bald dichtes Stangenholz, wo ſeiner Erinnerung nach nur niedriges Buſchwerk ſein ſollte, und Urban wie Paſcha konnten nicht rathen und helfen, denn ſie waren hier zu Lande noch unbekannt. Es blieb ihm nichts übrig, als dem geſtirnten Himmel nach die ungefähre Richtung einzuhalten, und ſo ging es in gutem Schritt einige Stunden vorwärts, bis eine ſchneidende Kälte immer empfindlicher eintrat und ſie der Erwärmung halber zu etwas raſcherer Gangart nöthigte, wenn ſie zufällig einen Waldweg ihrer Richtung angetroffen hatten. So kamen ſie gegen Mitternacht in eine Niederung, welche mit engem Stangenholze bedeckt war, und wo alles raſche Fortkommen unmöglich, ſogar jegliches Fortkommen äußerſt ſchwierig wurde. Bei dem Thauwetter der vorhergehenden Tage nämlich waren alle Bächlein und Waſſer angeſchwollen, die entſtehende Ueberſchwemmung hatte ſich natürlich beſonders in ſolche Niederung gedrängt, und der darauf plötzlich wieder eintretende Froſt hatte alles mit einer dünnen Eisrinde bedeckt, welche nicht hielt und unter jedem Fußtritt der Pferde einbrach. Unter einem immerwährenden Krachen, welches ſie des Verraths wegen noch mehr fürchteten als den ſchlimmen Weg, rückten ſie nur langſam fort, von Minute zu Minute hoffend, es werde beſſer, und ſie würden nicht genöthigt werden, am Ende doch durch die einmal gebrochene Furth umzukehren. Jeder Tritt drang den ihre Pferde liebenden Reitern ins Herz, denn obwol ſie's nicht ſehen konnten, ſo war's ihnen doch einleuchtend, daß die ſcharfe Eisrinde den Thieren die Beine blutig ſchnitt. Paſcha glitt wol über die Eisdecke hin, aber auch ihm ſchien es peinlich zu werden, wenigſtens blieb er immer ſtehen, bis der durchtretende Huf des Pferdes ihn weiter nöthigte. Am Ende fing er gar an, leiſe zu winſeln, und Xaver glaubte zu bemerken, daß er dem Kopfe des Pferdes die Zähne entgegenfletſche. Es war in dem engen Holze ſo dunkel, daß er es erſt wahrnahm, als ſein Schimmel mehrmals ſcheuend auf die Seite gedrängt hatte. Jetzt kam ihm erſt der Gedanke, Paſchas Benehmen heute nicht blos auf den ſchlechten Weg, er hielt augenblicklich ſtill, hob ſeinen Kopf, der zur Erſpähung des Bodens fortwährend niederwärts ſich geneigt hatte, und ward augenblicks das Schrecklichſte inne, das in dieſer mißlichen Lage noch begegnen konnte. Etwa tauſend Schritte vor ſich und links wie rechts in der Runde ſah er einzelne Feuer auflodern, und darum her Pferde und Menſchen! Die Lithauer, wahrſcheinlich unter Chabelsky ſelber, waren vor ihm. Sie waren etwas höher poſtirt als er, alſo offenbar am aufſteigenden Rande der Niederung, wo die Eisdecke für ſie erſt anhub, für unſere Reiter aufhörte. Eben ſo offenbar waren ſie kurz vorher erſt angekommen, denn links und rechts entzündeten ſich jetzt erſt neue Feuer. Auf den Flügeln mochten einige auch, nicht ſo bekannt mit dem Terrain, nicht ſo ſelbſtbeſtimmend über Marſch oder Halt wie das Centrum, ſchon ein Stück hineingeritten ſein in die Eisſchichten, wenigſtens hörte man jetzt an dem ſich entfernenden Geräuſche, daß ſie, die Abſicht des Bivouakirens erkennend, nach dem Niederungenrande zurückkehrten. Dies Geräuſch mochte auch das durch Xaver und Urban erregte Geräuſch bedeckt haben, oder die Lithauer, welche ihnen zunächſt, hatten ſie für vorausreitende Kameraden gehalten. Wirklich hörten unſere Reiter auch jetzt einen ſtarken Ruf zu ſich herüber, der in polniſcher Sprache bedeutete, ſie ſollten am Rande bleiben und füttern. „Das iſt Chabelsky!“ flüſterte Xaver zu Urban — er war vor vierzehn Tagen dem Lithauer auf einem Streifzuge nahe gekommen, hatte ihn in die Flucht geſchlagen und dabei ihn geſehen und commandiren hören.

Die Lage der beiden Reiter war ſehr ſchlimm. Entweder ſie mußten unbeweglich die ganze Nacht hindurch zwiſchen den Eisſchollen ſtehen bleiben und erwarten, daß die Gegner am Morgen den Rand entlang abziehen würden. Aber am Morgen konnte man ſie mit den Augen entdecken, und wer mochte auch beſtimmen, ob ſie den Umweg am Niederungrande einſchlagen und nicht quer durchs Eis kommen würden! Oder ſie mußten ihren ganzen entſetzlichen Eisweg zurück machen und zwar augenblicks, ehe bei den Gegnern vollkommene Ruhe eintrat. Aber die Pferde waren von der eben beendigten Anſtrengung ganz und gar erſchöpft, die Niederung ferner ſchien nach rechts hin bald aufzuhören, wenigſtens ſah man Feuer faſt nach dem Rücken der beiden Reiter zu auflodern, und da es jetzt auch bei den Gegnern ſtill wurde, ſo konnte Bandomir und Urban wol, wenn ſie jetzt ein neues fortdauerndes Geräuſch erregten, der Rückausgang ihrer Furth verlegt werden. Sie mußten bleiben. — Bald wurde es ſo todtenſtill, daß ſie nicht wagen mochten, unter die klappernden Eisſchollen abzuſteigen. Wo die Pferde ſtanden war die Eisrinde durchgetreten, aber rings um die Bäume ſtarrte die Verlängerung der Decke wie abgebrochene Glasſcheibe, denn es war ein hohler Raum wohl eine Elle hoch zwiſchen der oberen Eisdecke und dem unteren Eiſe. Und die Kälte wurde immer grimmiger, die beiden Männer gefroren zu Bildſäulen, die Haare der Pferde ſträubten ſich, und Paſcha hatte ſich, um einigen Schutz zu finden, mitten zwiſchen die vier Beine von ſeines Herrn Pferd gelegt.

So vergingen mehrere Stunden, die Reiter hatten kein Wort gewechſelt, man konnte ſie für erfroren halten. Bei den Lithauern regte ſich nichts weiter, als daß man hie und da einige Bäume fällen hörte, um das Feuer zu erhalten. Der Himmel hatte ſich verdunkelt, und als es immer finſterer wurde, erhob ſich der Wind, begann es zu ſchneien. Da gab Urban ein Lebenszeichen, und zog ſeinen Herrn am Mantel. Dieſer blieb aber unbeweglich. Der Wind wurde immer ſtärker, der Schnee fiel immer dichter, es entſtand von Neuem ein Schneeſturm, wie ſie ihn heute Morgen ausgehalten hatten. Da flüſterte Urban: Gnädiger Herr, wir müſſen den Augenblick benutzen und durchbrechen, mit dem Morgen iſt das Wetter vorbei, und man entdeckt uns —

Der Herr ſchwieg. Um Gottes Willen, gnädiger Herr, ſind Sie erfroren? — „Beinahe!“

Laſſen Sie uns eilen!

„Rückwärts?“

Nein, vorwärts! Es ſind nur tauſend Schritte bis an den Rand, bei dem Wetter hört und ſieht der Feind nichts und wir fliegen durch das Bivouak hindurch — aber ſäumen dürfen wir nicht, jetzt iſt das Wetter gerade am Aergſten.

„Meinſt Du?“

Urban ſah mit Entſetzen auf ſeinen zögernden Herrn, ſo hatte er ihn ſein Lebtag nicht geſehen; er war aber zu gut geübter Soldat, um die Nothwendigkeit des Handelns irgend eines Eindrucks halber zu verabſäumen, gab alſo ſeinem Pferde die Sporen, nahm zum erſten Male vor ſeinem Herrn die Spitze, und als er Paſcha aufſpringen, und den Grauſchimmel folgen ſah, ritt er muthig vorwärts.

Das Krachen des Eiſes ging unter im Sturme, aber als ob ſich Alles gegen ſie verſchworen hätte, der Sturm pauſirte juſt, als ſie nahe am Rande waren, nur der Schnee wirbelte noch dick. Urban lenkte muthig zwiſchen die Feuer und Pferde und die am Boden liegenden Lithauer, mitten darunter ſich umblickend, ob ſein Herr folge. Er, oder vielmehr der Grauſchimmel mit ihm folgte, aber mit Entſetzen ſah Urban beim Scheine des Feuers, daß ſein Oberſtwachtmeiſter todtenbleich ausſah und zitternd, ſtarren Auges mehr auf die Feinde als auf den Weg ſah. Das beſtürzte auch den tapferen Diener, und machte, daß er ſein Pferd einen Augenblick nicht geſchickt genug durch die vielen Hinderniſſe lenkte, und es anſtoßen ließ an einen Schläfer. Dieſer fuhr mit einem unarticulirten Rufe in die

Höhe, und griff, als wollte er abwehren, mit der Hand vor. Urban entfernte mit raſchem Schenkeldruck ſein Thier, und der auftappende Lithauer faßte unwillkürlich in die Zügel des Grauſchimmels, dieſer prallte, trat, von einem Menſchenkörper zum andern ausweichend, einen Schläfer nach dem andern, ſchlug, unruhig dadurch gemacht, in die lithauiſchen Pferde mit den Hinterfüßen hinein, und erregte einen allgemeinen Aufſtand. Urban wandte ſich ſogleich, und führte einen kräftigen Knutenſtreich auf den Arm, welcher in des Grauſchimmels Zügeln lag, gleichzeitig zog wie erwachend der Oberſtwachtmeiſter ſeinen Säbel, der Grauſchimmel befreite ſich mit einem Satze, der Oberſtwachtmeiſter hieb nach der andern Seite gegen einen nach ihm greifenden Lithauer, und hinaus waren ſie aus dem Bivouak, vollen Roſſeslaufes eine offene Hügellehne hinaufjagend, durch Sturm und Schnee und Finſterniß. Da ſtürzte der Grauſchimmel mit dem Oberſtwachtmeiſter, und dieſer rief wie in Verzweiflung: „Urban!“ In demſelben Augenblicke knallten auch Schüſſe vom Bivouak her ihnen nach — Urban ſprang ab, tappte, fand, dem entgegenkommenden Paſcha rückwärts folgend, ſeinen Herrn am Boden, den Grauſchimmel zitternd, aber aufrecht daneben, half dem erſtarrten Herrn eiligſt wieder hinauf, und da dieſer nichts weiter ſagte als: „Fort, fort, Urban, ich fürchte mich!“ ſo ging's im Galopp durch Nacht und Schnee von dannen.

3.

Man hat lange geglaubt, es komme nur auf den Erdboden an, ob dieſer oder jener Baum bei uns wachſen und gedeihen könne, man hat nicht begriffen, wie im haltloſen Flugſande die Kiefer und Birke eine ihrem Wuchſe zuträglichere Nahrung finden könne als in feiſtem Boden, man iſt von einer beginnenden

Wiſſenſchaft überraſcht worden, welche die atmosſphäriſche Einſaugung durch Blatt und Rinde in ganz eigenthümlichen Verhältniſſen lehrt, welche nachweiſt, daß nicht nur der Erdboden allein das Klima ändere, ſondern daß auch Klima und Boden gemeinſchaftlich eine ganz beſtimmte, manchen Bäumen allein förderliche Luftnahrung bereite.

So zuſammengeſetzt, ſo ſchwer nachweisbar iſt das Wachsthum des mageren Baumes auf öder Sandhaide, ſo Jahrhundert langen Beobachtens hat es bedurft, um nur zu ahnen, daß ſolcher Baum ſich nicht beſſer entwickeln werde in guter Erde, ſondern ſchlechter. Und wir wollen Wachsthum und Charakterausbildung eines Menſchen beſtimmen durch Unterricht und Beiſpiel? Wir wollen einen Charakter beurtheilen nach Symptomen, welche der gewöhnliche Lebensgang entwickelt?

Xaver von Vandomir, welcher ſo eben von der öſtlichen Seite nach dem Brüggenſchen Edelhofe zurückkehrt, und von derſelben ſtrahlenden Morgenſonne beſchienen wird, die ihn vor acht Tagen beim Auszuge ermunterte, iſt durch eine allem Anſcheine nach rein elementariſche Macht in ſeinem Grundweſen ſo total verändert, als ob ihn ein Blitzſtrahl gelähmt habe. Sein Sohn Stanislaus reitet auf der andern Seite des Edelhofes am Kiesufer des langen Sees, der auf der gegenüber liegenden Seite den Edelhof Demmen beſpült, ein wildes junges Pferd, um es durch Gebiß und Schenkel an Regelmäßigkeit und Gehorſam zu gewöhnen. Er iſt ein hoch und kräftig aufgeſchoſſener Jüngling, deſſen ſcharf geſchnittenes Antlitz von dunklen Augen belebt, von ſchwarzem, glattem Haare beſchattet wird. Das blaſſe Antlitz röthet ſich ruckweiſe, wenn das rohe Pferd ſich nicht fügen will, und die Zornesader auf der Stirn quillt dann unſchön ſtark hervor, die ſtarken Brauen ziehen ſich dann ſträubend zuſammen, und zwei ſcharfe Einſchnitte bilden ſich auf der ſonſt noch ſo glatten und prallen Haut über der Naſenwurzel. Wird dieſer tief heftige junge Mann durch Bildungsfürſorge zu ſänftigen, werden ihm durch paſſende Schule und Leitung die verderblichen

Ausbrüche der Leidenſchaft abzuwenden ſein, wie ſie dem Pferde unter ihm vielleicht abgewöhnt werden, wenn ein Reiter mit längerer Geduld dies Pferd in Schule nimmt?

„Du bringſt den „Tartar“ nicht zu Stande“, rief der zuſehende Scipio, „wenn Du ihn eine Viertelſtunde lang mit muſterhafter Ruhe geritten haſt, bringt Dich ein Fehler des Thieres in Zorn, und Du erboßeſt ihn durch übermäßigen, jählings angewendeten Zwang. Man muß ein Pferd hundert Stunden lang Schritt reiten können, wenn es gezogen werden ſoll!“

Kannſt Du's? rief Stanislaus herunter, und zwiſchen den Brauen war zu bemerken, daß ihn dieſer abfällige Widerſpruch des wohlwollenden Bruders ſchon erbittert hatte.

„O nein! Ich kann's auch nicht!“ erwiderte dieſer lachend, und warf dem geliebten Bruder eine Kußhand zu. Er ſaß auf einem großen Feldſteine, wie ſie zu Millionen über den Boden Kurlands zerſtreut liegen, Granit- und Gneistrümmer, die mitunter, große Haufen bildend, dem Anbau des Landes ſogar hinderlich ſind, aber treffliches Material bieten für Wohnungen. Scipio, den Einflüſſen des Onkel Boleslaus zugänglicher, hatte ein Buch in der Hand, und las auf ſeinem Steinſitze abwechſelnd eine Zeit lang, ſah über den ſpiegelglatt zugefrornen See, auf deſſen Fläche die Sonne tanzte, gen Demmen hinüber, und beobachtete dann wieder eine Weile das Reiten des Bruders. Er war nicht ganz ſo groß wie der ältere Bruder, war von braunblondem, ſchlichtem Haare, von leiſe gerötheter Geſichtsfarbe, und obwol er ebenfalls jene in kleinen Zügen zuſammengefeſtete Verſchloſſenheit des Antlitzes zeigte wie Stanislaus, ſo ward ſein Ausdruck doch durch zutrauliche hellblaue Augen ſanfter und einſchmeichelnder. Als die Sonne bis gegen die Mittagsſtunde heraufgerückt, und dem Leſenden beſchwerlich geworden war, wendeten ſich dieſe großen blauen Augen zum erſten Male nach dem Gehöfte zurück, und erblickten die Fahne, welche vom kleinen Dachthurme des Herrenhauſes wehte, eine ſchwarz und rothe Fahne, welche die Farben der Bandomire zum Zeichen, daß der Herr des Hauſes daheim ſei, über See und Felder leuchten ließ. Laut aufrufend ſprang er von ſeinem Steine, zeigte dem ſtill haltenden Stanislaus, was er erblickt, und eilte, den Vater zu begrüßen. Stanislaus flog auf dem Tartar an ihm vorüber in den Hof hinein, daß Schnee und Schmutz hoch in die Luft ſpritzten. Die natürlichen Gefühle waren in dieſen Jünglingen überaus ſtark, und die kurze Zeit, ſeit welcher ſie den Vater kannten, hatte hingereicht, eine lebhafte, ja leidenſchaftliche Anhänglichkeit für den ernſten gebieteriſchen Vater auszubilden.

Ach, der gebieteriſche trockene Ernſt dieſes Vaters war für immer dahin. Nicht wie ſonſt feſten, klirrenden Schritts war er den Flur hinüber in ſein Zimmer geſchritten, ſondern zagenden, ſchleppenden Tritts war er ſogleich zum Bruder Boleslaus hinaufgeſtiegen. Urban hatte thränenden Auges ihm nachgeſehen, nachdem er an der Hausthür ihm den Mantel und gegen Gewohnheit den Säbel abgeſchnallt. Es war nur eine Säbelſcheide, und der Herr ſchien das nicht zu wiſſen, und beachtete es nicht, daß ſie Urban eilig in den Mantel wickelte, als ſollte Niemand den Fehl entdecken.

Urban beſtellte auch beim Stallknechte, der die Pferde abnahm, daß ſein Pferd raſch gefüttert, aber nicht abgeſattelt werden ſollte, dann rief er Paſcha, der gleichfalls traurig zu ſein ſchien, und nahm ihn mit ſich auf ſeine Kammer ſammt Mantel und Degenſcheide des Herrn.

Dieſer hatte durch ungewöhnlichen Eintritt und durch ſein verändertes Ausſehen den Bruder erſchreckt, hatte den Lehnſtuhl bereitwillig angenommen, ein ſtärkendes Frühſtück ebenfalls, und war alsdann durch redſelige Mittheilung dem Bruder entgegengekommen, wie nie in ſeinem Leben. Man konnte von dem früheren Xaver nicht behaupten, daß er ein verſchloſſener Mann ſei, aber er ſprach wenig, weil er nichts von ſich zu ſagen hatte. Jetzt war es anders, er ſprach nur über ſich, die Begebenheiten und Vorfälle wurden nur beiläufig erwähnt, er gedachte ſeiner Jugend, ſeiner Ehe, und trieb den Bruder beinahe haſtig an, einem Seelenleben nachzuſpüren, welches er weder in der Jugend noch bis daher gekannt zu haben ſchien. Er brauchte ein ſolches, und es ſollte nun eiligſt nachgewieſen und beſchafft werden. „Du glaubſt es gar nicht, Boleslaus“, rief er einmal über das andere aus, „wie troſtlos mir jählings in dieſer Nacht zu Muthe wurde. Ich zitterte vor Furcht und die Furcht ſchob mir mein ganzes Leben wie über einen Spiegel an mir vorüber, und immer und überall war's nur raſch hingleitende, eilende Begebenheit, nirgends konnte meine Seele haften an einem tröſtlichen Sinne, nirgends ausruhen, und ich fühlte mit Entſetzen, daß ich leer und leicht ſei wie die Bruſtfeder eines Vogels, jedem Windeshauche, jedem Zufalle preisgegeben. Es ſchüttelte mich die Furcht wie einen Schulknaben, und dieſe Furcht lehrte mich, daß doch eine Seele in mir ſei. Haſtig beſchwor ich die Jugend in Kurland noch einmal vor mir herauf, da war doch Drang, da war doch Liebe geweſen, da mußte ich doch eine Anknüpfung finden an einen Sinn, der über die äußeren Vorfälle und Schickſale hinausreicht — nein, Boleslaus, nein, und das Zittern von innen heraus ward immer furchtbarer! Ich gedachte der Mutter, ich gedachte des Predigers, die in früher Jugend mich beten gelehrt, die mir von Gott geſprochen, von Urſache und Zweck aller Dinge, mein Gedächtniß war leer, die bloßen Worte, welche ſie mir eingeprägt, waren ausgeſogen, waren undeutlich, wie fünfzig Jahre die mit Kreide geſchriebenen Worte an einer ſchwarzen Holztafel bis zur Undeutlichkeit ausſaugen und verwiſchen; ſie waren kein Sinn für mich geworden, waren kein befruchtender Keim geweſen. Ich gedachte meiner erſten Neigung — ach, Boleslaus! Deine Worte, die Du neulich an Stanislaus richteteſt, fielen mir dazwiſchen ein, die Neigung des einen Menſchen zum andern ſei eine Brücke in den Himmel, die kein Schickſal zerſtören könne, ſelbſt nicht das Ermatten der Neigung in Einem von Beiden. Dieſer Worte gedenkend, kam ich mir vor wie allein ausgeſtoßen aus dem wahren Menſchenſegen! Erinnerſt Du Dich noch der hohen Anaſtaſia von Thorhacken, die wie eine Königin daſtand unter den Mädchen des Oberlandes? Sie war nicht die ſchönſte, aber Alles neigte ſich vor ihr, und Alles ſagte damals, es gehe ein Odem von ihr aus, der Jeglichen erhöbe und veredle. Ihr eindringender, ſchöner Blick brachte mich damals zum Stillſtande in dem leichtſinnigen Liebesgetändel, welches mich hierhin und dorthin trieb nach flüchtigem Genuß, Gott weiß wie es geſchah, denn ich war ein nichtiger Patron, aber es geſchah, ſie liebte mich, ſie geſtand mir's, ſie gab ſich meinen jugendlichen Umarmungen feurig und völlig hin, ſie feſſelte mich eine Zeit lang. Eine Zeit lang! Die Seele alſo, welche aus ihrem Auge auf alle Welt erhebend wirkte, hatte auf mich nur den äußerlichen Sinnenreiz üben können, denn ich erinnere mich jetzt, daß mich ihre aller Welt bedeutende Unterhaltung langweilen und daß ich ſie verlaſſen konnte, ehe mir noch Eliſabeth begegnet war. So leichtſinnig war ich, daß ich noch zwei Jahre hier in Brüggen lebte und nicht ein einziges Mal fragte, was aus ihr geworden ſei; ich weiß heute noch nicht, ob ſie todt iſt oder lebt. Aber du fandeſt Eliſabeth, könnteſt Du ſagen, und in ihr eine gegenſeitige leidenſchaftliche Neigung und die Mutter deiner Söhne, deshalb, meinſt Du, ſei jenes leichtſinnige Vergeſſen Anaſtaſias wenigſtens erklärlich. Boleslaus! Wie man nach einem Schatze die Erde umgräbt, harte ſteinige Erde, wie man gräbt und gräbt, der Schweiß ſtürzt Einem ſtromweiſe über die Augen, man gräbt raſtlos, denn man iſt verloren, wenn man den Schatz nicht findet — ſo hab' ich in mir gewühlt dieſe Nacht, in der heftigen Liebe, die ich doch offenbar zu meinem Weibe gehegt, eine höhere Bedeutung für mein Leben zu finden, und ich habe ſie nicht gefunden. Gott ſtehe mir bei in meiner Armuth! Gedankenlos, völlig, völlig gedankenlos muß ich die zwei Jahre geweſen ſein, während welcher mich doch die Liebe Eliſabeths ſo beglückte, daß ich nichts wußte, nichts von der mich über Brüggen hinaus umgebenden Welt!

Erkläre mir's Bruder, hilf mir! Giebt es eine durchaus geiſtloſe Liebe, die doch von ſolcher Macht, und die, einmal durch den natürlichen Tod aufgelöſt, für den übrig bleibenden Theil auf immer ohne weitere Nachwirkung, auf immer beendigt ſein kann?! Meine war's, und ſie hat in mir nichts zurückgelaſſen! Lebten nicht meine Söhne, ſo könnte ich zweifeln, ob ſie je exiſtirt! Bruder!“

Xaver ſchwieg nach dieſem Erguſſe, und ſah den Bruder wie um Hilfe flehend an. Dieſer erwiderte auf die letzte Frage mit einiger Schüchternheit, daß allerdings unter geſcheidten Phyſikern und materialiſtiſchen Philoſophen die Rede gehe von einer Alles überwältigenden Liebe, bei welcher doch der eigentliche Geiſt nicht in Bewegung, nicht in Betracht komme. „Es ſoll dies übrigens, lieber Xaver“, ſetzte er hinzu, „nichts ſo Untergeordnetes ſein, wie Du es darſtellen möchteſt; die Rangordnung, welche wir in unſere Kräfte und Fähigkeiten bringen möchten, iſt ja überhaupt etwas gar Mißliches, wenn nicht ſelbſt Thörichtes. Sie ſind ja nicht ſo getrennt, unſere Eigenſchaften, wie wir ſie uns auseinanderlegen in Herz, Seele, Geiſt und ſo weiter, um ſie beſprechen zu können, und gerade diejenige Kraft, für welche man neuerdings den Ausdruck magnetiſch angewendet hat, und welche auf Deine Neigung zu Eliſabeth anwendbar ſcheint, gerade dieſe Kraft iſt die wunderbarſte, unnachweislichſte Zuſammenſetzung. Da treten untergeordnete phyſiſche Eigenſchaften zu Eigenſchaften der Seele und des Geiſtes, und geben eine Miſchung, die all unſerer erklärenden Kenntniß ſpottet. Unſere Famile ſcheint mir beſonders dafür geneigt zu ſein, wie ich im ſpeciellen Leben unſerer Vorfahren und in Beobachtung Deiner wie des Stanislaus bemerkt zu haben glaube. Solche Menſchen gewinnen die Gottheit viel unmittelbarer, als andere, von denen ſie mühſam geſucht wird vermittelſt der Gedankenfolge“ —

Mag ſein, rief Xaver, aber dieſe Anderen haben einen Nachweis und Anhalt in dieſer Gedankenfolge, wenn Noth an

Mann kommt, während wir verlaſſen ſind, ſobald uns das Selbſtvertrauen verläßt — nicht ſo?

„Deshalb muß der Geiſt geübt, es muß ihm ein Schatz von Formeln und Kenntniſſen aufgehäuft werden, damit man in Zeit der Noth wenigſtens daran, wie an dämmerndem Stoffe ſich feſthalten könne“ —

Du haſt Recht, Du haſt Recht! Vergieb' mir, daß ich Dir entgegen war, unſere Jungen auf hohe Schulen zu ſenden, daß ich Dir nicht lebhaft genug gedankt habe für alle die Kenntniß, welche Du ihnen ſchon zugebracht — vergieb' mir, und hilf uns jetzt, da es vielleicht noch Zeit iſt! Die Jungen ſollen ſchon in nächſter Woche auf die Univerſität nach Deutſchland, und ich will mich zu Dir in die Lehre begeben, und auf die alten Tage nachzuholen verſuchen, was ich ſo lange verabſäumt. Wird es nicht zu ſpät ſein, Boleslaus? Nicht ganz zu ſpät? Ach — und dabei wies er mit der Hand zum Fenſter hinaus — ſieh' nur die Bandomir'ſche Art! Da kommt Stanislaus auf dem rohen Pferde einhergeraſt, als ob er in dieſer wilden Beſchäftigung in ſeinem Elemente ſei, wird uns an dieſem Geſchlechte eine Bildung, wie ich ſie an mir vermiſſe, gelingen?

„Eine ſolche ſchließt ja die fröhliche und tapfere Lebenskunſt nicht aus, lieber Xaver!“

Die Söhne nahmen es munter auf, daß ſie ſchon in nächſter Woche nach Deutſchland ſollten. Es ſchmerzte ſie wol, daß ſie ſich auf Jahre von dem kaum gefundenen Vater trennen ſollten, aber Jugend iſt ja auf Unternehmung geſtellt, und rechnet nach phantaſtiſchen Wünſchen, und nicht nach Jahren.

Urban ſoll Euch bis Königsberg begleiten, ſprach der Vater, um Euch für die erſte Einrichtung an die Hand zu gehen — ruft ihn herauf!

Er iſt eben wieder nach Kummeln zu hinweggeritten und hat Paſcha mitgenommen.

Urban? — Und nach einigem Beſinnen ſchien dem alten Herrn eine Erinnerung zu kommen, er ſeufzte und tadelte den alten Diener, daß er ſich ohne Noth in Gefahr begebe. Ehe man nachfragen konnte, verkündete Scipio, der am Fenſter ſtand, daß Hemmo, der Jäger, ſo eben von Mitau heimkehre.

Wie? fragte Xaver, — haſt Du damals wirklich noch —?

„Ich habe, wie Du wollteſt — erwiderte Boleslaus — die Eingabe ums Indigenat an den Landtag abgeſendet und Hemmo aufgetragen, den Beſcheid abzuwarten.“

Mein Gott, mein Gott, Kinder! In ſo unglücklicher Zeit — jetzt hätten wir nichts verſuchen ſollen!

Die Brüder ſahen einander fragend an, nicht begreifend, was der Vater meine, und Stanislaus ging raſch hinab, um dem Jäger die Briefſchaft abzunehmen.

Ich tröſte mich damit, ſprach unterdeſſen Xaver, daß noch keine Entſcheidung gefaßt ſein wird. Die Ritterſchaft müßte ja ihr Weſen von Grund aus geändert haben, wenn ſie innerhalb acht Tagen eine Rechtsanfrage erledigen ſollte. Nur die äußerſte Gunſt oder Ungunſt könnte ſo etwas bei ihr zu Wege bringen — der erſten haben wir uns nicht zu erfreuen, und die zweite haben wir doch auch nicht gerade zu fürchten, wenn uns auch ein Theil der Kurländer politiſcher Dinge halber abgeneigt iſt, nicht wahr, Boleslaus?

Ehe dieſer noch antworten konnte, trat Stanislaus wieder ein, einen großen Brief in der Hand haltend und dem Vater überreichend. Dieſer wies ihn damit an den Onkel, nachdem er flüchtig auf das Siegel geſehen, und die kurländiſchen Löwen und Hirſche darauf erkannt hatte. Er ſah mit Unruhe auf ſeine Söhne, und ſchien auf einen Vorwand zu ſinnen, welcher die Entfernung derſelben bewerkſtelligen könne, Boleslaus aber ward dieſer Abſicht nicht inne, ſchlug den Brief auseinander und begann ohne Weiteres zu leſen:

„Demnach des ſo weit uns bewußt Edelgebohrnen Herrn Xaver von Vandomir, königlich ſchwediſchen Obriſtwachtmeiſters Meriten mehr das Ausland, welches uns nicht jederzeit wohlgeſinnt verblieben, als die kuriſche Landſchaft betreffen, obenerwähnter Herr Obriſtwachtmeiſter Xaver von Bandomir ſodann erſt vor Kurzem nach zwanzigjähriger Abweſenheit auf die kuriſchen Pfandgüter Brüggen, Kummeln, Brunnen und Born zurückgekehrt iſt, als ſehen wir uns gemüßigt, auf deſſen Petition, in das Gremium unſerer Indigenas aufgenommen zu werden, hiermit vorläufig ablehnend zu beſcheiden."

„Im Namen Einer Wohlgebohrnen Ritterſchaft
und Landſchaft

Johan Chriſtopher v. Sacken.

Auf der brüderlichen Conferenz
zu Mietau d. 3. März 1719."

Eine Todtenſtille folgte dieſer Vorleſung; dann griff Stanislaus haſtig nach dem Briefe, ſah eine Minute lang ſtarr hinein, warf ihn dann auf die Erde und trat mit den Füßen darauf. Sein blaſſes Geſicht war blutroth geworden, und die Stirnader ſtrotzte hochaufgelaufen dräuend hervor. Vater und Onkel verwieſen ihm das Benehmen, aber ſein Zorn brach ungehemmt in die Worte aus: So wahr ich Bandomir heiße, dieſe verworrenen Menſchen ſollen ſich mit Schrecken ihres dritten März erinnern!

Aber Stanislaus! —

So wohlfeil, fuhr dieſer fort, iſt ſonſt dieſes Indigenat, noch vor wenig Wochen iſt es einigen Advocaten zu Theil geworden, und einem berühmten Krieger aus einem tadelloſen Hauſe, einem Manne, der mehr geſehen, erlebt und gethan als die ganze Ritterbank zuſammen, dem tapferſten Manne des Landes, zu dem ſie flüchten, wenn ſie in Noth ſind, meinem Vater verweigern ſie — oh! Und wie? Mit einem hämiſchen Seitenblicke auf unſern Adel, und das könnte ein Bandomir vergeben? Meine eigene Hand würde ihn erwürgen!

Damit ſtürzte er aus dem Zimmer. Scipio folgte ihm, ohne ein Wort zu ſprechen, die alten Herren ſaßen regungslos und ſchweigend, Kummer und Niedergeſchlagenheit lagen wie ein ſchwerer Regenhimmel auf Xavers Antlitze, welches ſtarr nach der Thüre gerichtet blieb, als wollte es durch ſeinen troſtloſen Ausdruck die Söhne zurückrufen.

Am andern Tage um die Mittagszeit kam Urban wieder heim. Er ſah traurig aus und Paſcha desgleichen. Die Säbelſcheide, welche er in Leinwand gehüllt mitgenommen, war auch jetzt noch leer, und er trug ſie eben ſo verhüllt, damit Niemand die Schmach gewahren möge, auf das Zimmer ſeines Herrn. Zum erſten Male in ſeinem Leben fand Urban ſeinen Herrn dergeſtalt mit Leſen beſchäftigt, daß der eintretende Diener und der heranwedelnde Paſcha nicht bemerkt wurde, und daß die Pfeiſe darüber vergeſſen war.

Militäriſch am Eingange ſtehen bleibend, machte Urban ſeinen Bericht, wie er vermittelſt Paſchas Ortsſinn die Stelle ausgefunden habe, wo der Herr Oberſtwachtmeiſter mit dem Schimmel geſtürzt und des Säbels verluſtig gegangen ſei, aber der Säbel —

Ach ja, Urban, Du biſt nach dem Säbel ausgeweſen!

Aber der Säbel ſei verſchwunden, und zwar könne man nur eines einzigen Mannes Fußtritte neben den Pferdehufen ſpüren, er ſei alſo vielleicht nicht einem der Lithauer in die Hände gefallen —

Dann wollen wir nachfragen laſſen, ob ihn ein Oberländer gefunden —

Gnädiger Herr —

Nu warum nicht! König Carl hat mir ihn bei Bender geſchenkt, es iſt ein Andenken, welches der Familie verbleiben ſoll.

Aber — gnädiger Herr — wir alten Soldaten ſagen doch nicht gern — daß wir unſere Waffe verloren haben!

Es iſt vorbei mit dem kriegeriſchen Ehrgeiz, Urban!

Das wolle Gott nicht, Herr Oberſtwachtmeiſter!

Du haſt mich in jener Nacht ſchwach geſehen — ich bin ſchwach geworden für immer.

Gott bewahre! Der Hieb, den Sie, durch die Beiwacht ſprengend, ausgetheilt, iſt noch von gutem, altem Schlage geweſen, und hat mit gutem, altem Kriegsglück juſt den Chabelsky niedergeworfen!

Was ſagſt Du?

Jakut hat's heute Morgen in Schönhaiden erzählt —

Es wäre ein trauriger Spott des Schickſals, wenn ich mit furchtſam zitternder Hand noch einen tapfern Kriegsmann gelähmt hätte, ja, es wäre mir peinlich und ſchmerzlich.

Gnädiger Herr —

Urban wurde unterbrochen durch großes Geräuſch auf dem Vorſaale. Er öffnete die Thür, und der Schloßberger, der Grünwalder und noch einige andere Kurländer zeigten ſich, traten ein, und begrüßten mit vielem Jubel Herrn von Bandomir, den alten Schweden, den Befreier des Landes, wie ſie ſich ausdrückten. Es klingt wie aus der alten Ritterzeit, rief der Grünwalder, daß ein einzelner Kämpe mit ſeinem Knappen ſich mitten unter den Feindeshaufen ſtürzt, den Führer des Haufens mit einem Streiche zu Boden ſtreckt, damit die Fehde endigt und unbeſchädigt von dannen reitet — zieht Euch nicht hinter allzu große Beſcheidenheit zurück, tapferer Bandomir, wir wiſſen Alles! Ein Läufling, den ſie mir fortgeſchleppt, iſt in dem Getümmel entſprungen, und hat mir Alles erzählt, und ſoeben erfahre ich noch, daß Chabelsky ſchwer verwundet in Braslaw darniederliegt, und daß aller Einfall von dieſer Seite wie mit einem Zauberſchlage beendigt iſt.

Xaver fühlte ſich ſo beſchämt und verlegen, daß er nichts zu antworten wußte. Der Schloßberger ſchrieb dies anderen Gründen zu, und als eben auch Stanislaus und Scipio eintraten, und auf die froſtigſte, beinahe unhöfliche Weiſe ihre Begrüßung ausdrückten, ward er in dieſem Glauben beſtärkt, und hielt es für angemeſſen, den bedenklichen Fleck ohne Weiteres zu berühren. Ich begreife es, ſprach er, Herr von Vandomir, daß es Ihnen peinlich iſt, in dieſem Augenblicke Dankſagungen anzuhören von Kurländern, da Ihnen eben die kurländiſche Ritterbank ein Geſuch abgeſchlagen hat —

Eine Anfrage, Herr von Sieberg, ſchaltete Stanislaus ein.

Erinnern Sie ſich aber, Herr von Vandomir, daß wir ſelbſt Ihnen dringend abgerathen haben, jetzt um das Indigenat nachzuſuchen, daß wir Ihnen offen die politiſchen Mißlichkeiten des Augenblicks auseinandergeſetzt. Nun wiſſen Sie ferner ſelbſt, wie ſchwer eine Corporation von mehr denn hundert Köpfen, die nichts Gemeinſchaftliches haben als den Trotz auf Eigenmächtigkeit, zu behandeln iſt, wie ſchwer in einem Herren-Regimente, wo Jeder genießen und Keiner opfern will, eine milde Rückſicht Platz finden kann. Es war alſo uns Oberländern, denen Sie ſich gleich nach Ihrer Heimkehr ſo willfährig und gefällig erwieſen, es war uns ſchwer, gegen die Knorre's und Thorhaden's, Ihre Widerſacher, aufzukommen, da die Kurländer des Niederlandes Ihren Werth nicht ſo in Anſchlag brachten als wir hier an der Grenze. Aber dennoch hätten wir vielleicht etwas Beſſeres erreicht, wäre nicht etwas zur Sprache gekommen, das alle andern politiſchen Uebelſtände überbot. Der Commandeur der ruſſiſchen Truppen nämlich, welche in Mitau ſtehen, ließ der Ritterbank anzeigen, es ſei der Oberſtwachtmeiſter von Vandomir geweſen, welcher, um ſich nach der Niederlage von Pultava aus ruſſiſcher Gefangenſchaft zu befreien, einen ruſſiſchen General getödtet habe. Dieſer General ſei ein Verwandter des Fürſten Menſchikoff geweſen. Sie können denken, daß dies ſchon entſcheidend gegen Sie wirken mußte, denn Niemand will jetzt, da noch ruſſiſche Truppen im Lande ſtehen, den Fürſten Menſchikoff, ſei es auch noch ſo entfernt, beleidigen. Aber als ob dies Alles noch nicht hingereicht, verbreitete Thorhaden und bewies es im letzten Augenblicke, daß Ihre Aufnahme vom Herzog Ferdinand gewünſcht werde. So wird Ihnen der

Ausgang erklärlich ſein, Sie werden ihn uns nicht zurechnen, und Sie werden an der Offenherzigkeit unſeres Dankes für Ihre ſo überaus tapfere Anführung gegen die Lithauer nicht zweifeln. Laſſen Sie ein Jahr oder zwei ins Land gehen, erlauben Sie uns, die wir die lärmende Stube in Mitau kennen, Ihnen den richtigen Zeitpunkt anzugeben, und Ihr Name wird ins Buch der kurländiſchen Ritter kommen, ſo würdig, wie irgend einer.

Er ſteht im böhmiſchen Adelsbuche ſeit längerer Zeit, als es eine kuriſche Ritterbank gegeben, ſprach Stanislaus, der ſich neben ſeinen Vater geſtellt hatte. Xaver, den von Sieberg's Rede über die peinliche Verlegenheit, welche ihm von Roop's Zuruf verurſacht, hinausgebracht hatte, hieß ſeinen Sohn ſchweigen, lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Tafel, für welche die Zeit gekommen, und auf die Abreiſe ſeiner Söhne, die in den nächſten Tagen bevorſtände, und brachte ſich damit für den Augenblick und bei Tafel durch Schilderungen des ſeligen König Carl über dieſe Themata und die peinlichen Beziehungen hinweg, welche der Beſuch erweckt hatte. Als die Kurländer mit einbrechendem Abende von dannen geritten waren, erklärte er den Söhnen, daß er ſie ſelbſt nach Königsberg bringen werde, und zwar ſchon den zweitfolgenden Tag. Nachdem er ſie dort eingerichtet, wollten ſie zuſammen nach Danzig. Dort wolle er ſie dem Herzog Ferdinand vorſtellen, denn es ſei ihm einleuchtend, daß dieſer Adelsregierung im Lande eine Veränderung bevorſtehe, und es könne ihnen Nutzen bringen, wenn ſie dem Herrn empfohlen ſeien, der wenigſtens dem Namen nach Herzog von Kurland, und der bei einer eintretenden Kataſtrophe doch ſicherlich eine wichtige Stimme haben werde.

Vierzehn Tage ſpäter finden wir die drei Vandomire, Xaver, Stanislaus und Scipio, in einem mit Waffen decorirten Saale zu Danzig. Sie harren des Winkes, in das Cabinet des

Herzogs Ferdinand einzutreten, welcher als königlich polniſcher Generallieutenant in dieſer Weichſel-Feſtung ſeinen beſtändigen Sitz hatte, und das Herzogthum, welches der That nach vom kuriſchen Adel regiert wurde, mit keinem Fuße betrat. Sein Zerwürfniß mit dem kuriſchen Adel hatte damals den höchſten Grad erreicht, beſonders in Folge eines Vorfalls, der ſich einige Jahre vorher ereignet und in ſeiner gerichtlichen Conſequenz alle Regierungsverhältniſſe auf die Spitze geſtellt hatte. Ein königlich polniſcher Obriſt, Carl Friedrich von Firks, hatte ſich geweigert, ein Pfandgut herauszugeben, welches von der Kammer als frei von der Pfandſumme erklärt worden war. Der Herzog, immer geneigt, die kuriſchen Formen gewaltſam zu durchbrechen, hatte befohlen, jenen Herrn von Firks durch bewaffnete Reiter aus ſeinem Hauſe zur perſönlichen Haft zu bringen. Kuriſche Rechtsverhältniſſe geſtatteten dies nur auf friſcher That eines Verbrechens oder nach gefälltem rechtskräftigem Urtheil. Von Firks, ſich hierauf berufend, erklärte alſo die auf Befehl des Herzogs abgeſandten Reiter für eine Räuberhorde, die er durch Schuß und Hieb von ſich abhalten werde; während er aber alſo geſprochen, hatte ein Corporal dieſer Reiter auf ihn angeſchlagen, Feuer gegeben und ihn zu Boden geſtreckt. Das erregte den Ausbruch allgemeiner Entrüſtung, und es ward eine Commiſſion errichtet, welche, von dieſem ſpeciellen Falle ausgehend, die Schattenmacht des Herzogs bis zur völligen Nichtigkeit beſchränkte.

Gegen die Kurländer alſo war das Verhältniß des Herzogs ein einfach feindſeliges, ein Kampf um Sein oder Nichtſein. Seine Lage war aber noch viel verwickelter: er verſchob es trotzig, ſich von Polen belehnen zu laſſen mit dem Herzogthume, und obwol die Kurländer es ſonſt ganz gern geſehen hätten, der polniſchen Lehensoberhoheit ledig zu ſein, ſo war ihnen doch hier dem verhaßten Herzoge gegenüber der Vorwand willkommen. Sie verweigerten einem nicht belehnten Herzoge die Huldigung. So blieb der Thron der eigentlichen Form nach halb erledigt.

Das war in einer Zeit, da ſämmtliche Nachbarn: Schweden, Rußland, Polen und Preußen, ein Auge auf das verworren regierte Kurland warfen, von unmittelbarer Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes. Denn die Zeit der Oberlehensherrſchaften war vorüber, wenn alſo ein Nachbar Kurland an ſich brachte, ſo war nicht mehr von einem bloßen Lehenswechſel, ſondern es war dann von einer Einverleibung Kurlands die Rede. Solche Wendung lag um ſo näher, da Herzog Ferdinand ſchon ein alter Mann und unvermählt, außer ihm aber kein Sproß des Kettler'ſchen Hauſes mehr übrig war. Starb er alſo, ſo verfiel die Herrſchaft ohne Weiteres der politiſchen Uebermacht der Nachbarn. Wohin ſpeculirten denn nun wol die Kurländer, indem ſie von einem Herzoge nichts wiſſen wollten, der leichtlich ihr letzter ſein konnte, und doch eine Einverleibung an einen Nachbarſtaat keineswegs wünſchten aus gegründeter Beſorgniß, damit ihre Adelsherrſchaft einzubüßen? Wohin? Ihre Ariſtokratie, wie anmuthig oder ſelbſt freiſinnig bis auf einen gewiſſen Punkt ſie ſich im Einzelnen darſtellen mochte, erhob ſich doch damals als politiſche Körperſchaft nicht über die Gedankenloſigkeit oder den Wirrwarr halber Gedanken, wie dergleichen einem Haufenregimente eigen zu ſein pflegt. Ob der Haufe etwas größer oder kleiner, das heißt ein demokratiſcher oder ein ariſtokratiſcher ſei, wenn ihm ein zu Opfern bereiter Gemeinſinn und eine in Folge deſſen ſtreng geordnete Verwaltung gebricht, ſo iſt und bleibt er in politiſcher Frage ein Haufe, der keine compacte Speculation zu Stande bringt.

Und wohin trachtete der Herzog? Nach einer unumſchränkteren Herzogsmacht, die er am ſicherſten zu erreichen glaubte, wenn Kurland, in ſich aufgelöſt, einer monarchiſch durchgreifenden Hand am bedürftigſten wäre? Vielleicht. Wenigſtens war ſein Ausſehen und ſein perſönliches Weſen das eines Mannes, welches dem gebieteriſchen Monarchismus ähnlich ſah, wie er ſich Ende des ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in ſtarken Perſönlichkeiten dargeſtellt hatte, in

Ludwig XIV., in Peter dem Großen, in Carl XII., im großen Kurfürſten, und ſelbſt auf zweiter Linie in König Auguſt von Polen und Sachſen, in Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Die Bandomire fanden ihn aufrecht ſtehend vor einem Tiſche, auf welchem eine große Landkarte ausgebreitet lag. Hinter ihm an der Wand hing das lebensgroße Bildniß Ludwigs XIV.; von den Seitenwänden ſahen die Kettler von Gotthard bis auf Friedrich Wilhelm herab, dem Bilde des franzöſiſchen Königs gegenüber ſah den Herzog ſein eigenes Porträt in Lebensgröße an. Er war ein Mann von Mittelgröße mit kahlem Vorderhaupte, um deſſen Schläfe ſich weißgraue Locken ringelten. Das Antlitz hatte durch die ſtark hervortretende Naſe, durch die tiefliegenden Augen, deren Blick ungleichmäßig, aber wo er ſich zuſammendrängte, dringend und ſtreng war, und durch einen feſt geſchloſſenen Mund etwas Finſteres und Herriſches, dem der ſtarke Knochenbau des Körpers, wohl ausgeprägt durch die knappe ſarmatiſche Uniform, Nachdruck gab. Er begrüßte die Bandomire, deren Namen der einführende roth gekleidete Kammerhußar laut ausrief, vornehm leutſelig, und begann das Geſpräch ſogleich, unverrückt ſtehen bleibend, mit zornigen Aeußerungen über das abgelehnte Indigenatsgeſuch. „Sie ſollen in Mitau“, fuhr er fort, „die mir getreuen Bandomire auf ihrer Ritterbank ſehen, dieſe aufſäſſigen Kurländer, ſo wahr noch nicht aller Tage Abend und Herzog Ferdinand noch lebendig iſt.“

Herzogliche Hoheit! nahm ſogleich Stanislaus zum Schrecken ſeines Vaters voreilig das Wort — wir petitioniren fürder nicht bei unſeres Gleichen um Gunſt oder Recht, ſondern gedenken uns geltend zu machen ohne ein Kurländerthum, deſſen wir nicht bedürfen. Wir bitten nur um Fortdauer Eures herzoglichen Wohlwollens, und daß ſelbiges unſerer gedenken möge, wenn der Tag der Rechenſchaft eintritt. Wir ſind vier Männer, denen mancher Oberländer folgt, wenn endlich ein ſcharfes Regiment eingeführt wird.

Der Herzog hatte mit zuſammengezogenen Augenbrauen zugehört, weil ihm offenbar das raſche Wortnehmen des jungen Mannes nicht gefallen hatte. Der Sinn dieſer Worte gefiel ihm aber, und er fragte mit erheitertem Angeſichte, ob dieſer junge Mann der älteſte Sohn des Obriſtwachtmeiſters ſei. Darauf ließ er ſich gegen dieſen in eine Betrachtung der politiſchen Lage Kurlands ein, und verweilte nur bei dem einen Nachbar, dem Czaren, alle anderen für ungefährlich in Betreff Kurlands haltend. Wenn Oſtermann von dem Friedensgeſchäfte mit Schweden aus Nyſtädt zurückkehrt — ſetzte er hinzu — wird Czar Peter den Titel eines Kaiſers annehmen, und da er alle Hauptanſtrengung ſeines Lebens, Rußland an der Oſtſee mächtig zu machen, mit Ruhm und Erfolg gekrönt, und Schweden, ſeinen Hauptgegner, überwunden ſieht, ſo wird ſein nächſtes Augenmerk auf Abrundung dieſes Oſtſeekreiſes gerichtet ſein, und dafür iſt Kurland erforderlich. Gelingt es uns alſo nicht bald, ein feſtes, ruhiges Regiment, das den Nachbarn keinen Grund zur Einmiſchung giebt, in Mitau zu errichten, dann wird die ruſſiſche Leibwache, welche jetzt meine Nichte, die Frau Großfürſtin, umgiebt, anwachſen und anwachſen, daß die Ritterbank wie ein Bach im Meere verſchwinden wird. Gelingt es uns aber — und Gott ſei Dank, der einzig übrige Kettler iſt in mir noch vermögend an Leib und Seele — die Kurländer zur Raiſon und dem Throne eine leibliche Nachfolge zu Wege zu bringen, dann wird der ruſſiſche Kaiſer, der bei allem Unternehmungsgeiſte ein billiger und gerechter Regent, ſich zu freundnachbarlichen Verhältniſſen bereitwillig finden. Thut alſo, Ihr Herren von Bandomir, ſo viel an Euch iſt, Alles dazu, daß der kurländiſche Eigenſinn gebrochen und einem durchaus neuen, frei monarchiſchen Regimente geneigt werde. Es ſind mehrere Familien vorhanden, darunter die Howen, die Brinken, die das bereits einſehen, die Sieberg und Roop vielleicht auch. Eure Widerſacher, die Knorre und Thorhacken, ſind auch die meinigen, mit ihnen ſucht keinerlei Vereinigung, Ihr verſchwendetet damit Eure

Kräfte und entzöget Euch meine Theilnahme. Solche Widerſacher müſſen gedemüthigt, nicht verſöhnt werden. Habt Ihr wegen Vermählung Eurer Söhne ſchon Engagements getroffen, Oberſtwachtmeiſter?

Nein, herzogliche Hoheit!

Nun ſo thut bald dazu! Dergleichen iſt im Augenblicke wichtig und vermehrt die Macht, wenn man politiſch zu wählen weiß.

Solcherweiſe und noch näher eingehend unterhielt er ſich noch einige Zeit mit den Bandomiren. Es entwickelten ſich Winke, ja Vorſchriften, wie er entſchloſſen ſei, das kurländiſche Adelsregiment umzuſtoßen, und in welcher Weiſe ſeine Freunde dafür handeln ſollten. Zu dieſem Handeln rechnete er als etwas ſehr Wichtiges die Wahl der Gattin, und äußerte ſich darüber unverholen und deutlich, hinzuſetzend, daß er ſelbſt, obwol ſchon ſo weit vorgeſchritten an Jahren, aus politiſcher Urſache noch eine Vermählung ſchließen werde. Erſt nachdem Alles genau vorgezeichnet, und die Mittel und Wege für regelmäßige, gegenſeitige Mittheilung beſtimmt waren, entließ er ſie.

Xaver war über die Aufnahme und alle die Einleitungen ſehr erfreut. Die Brüder waren es über den rein politiſchen Theil ebenfalls, und verſprachen ſich eine um ſo größere Genugthuung, je gründlicher das kuriſche Regierungsweſen umzugeſtalten ſei. Nur die Heiratsvorſchriften mißfielen ihnen.

5.

Es waren einige Jahre vergangen. Stanislaus, deſſen Charakter ſich, von Leidenſchaften getrieben, ſo frühreif unternehmend angekündigt, war ruhiger geworden, und Scipios Beiſpiel und Einwirkung, Geiſt und Weſen in wiſſenſchaftlichen

Studien zu erweitern und zu mildern, ſchien von gutem Einfluſſe geweſen zu ſein, wenn auch Stanislaus nicht zu dem Behagen und der Genüge des Studiums gekommen war wie Scipio. Sie hatten anderthalb Jahre in Königsberg verbracht, und der gegen die Kurländer aufgeregte Zorn ſchien ſich in der ſtudentiſchen Duell-Genugthuung erſchöpft zu haben. Manches harmloſen Kurländers Angeſicht mußte die den Bandomiren angethane Beleidigung entgelten und die Schärfe des Schwertes empfinden, denn die körperlich ſo wohl ausgerüſteten Brüder erwarben ſich bald eine überlegene Gewandtheit in Führung der Studentenwaffe. Feindſchaft gegen den kuriſchen Adel und Rechtsſtudium entwickelten in den Brüdern einen ſyſtematiſchen Widerwillen gegen alle Ariſtokratie, obwol es im Grunde keinen ariſtokratiſcher gearteten Menſchen gab als Stanislaus von Bandomir. Edlere Naturen haben aber das Bedürfniß in ſich, eine Abneigung, welche ſie treibt, zu einem allgemeinen Princip zu erheben, und ſo ſtehen ſie denn oft mit philoſophiſcher Begründung ihrem eigenen Weſen feindlich gegenüber.

Nachdem die Brüder noch ein Jahr in Heidelberg ſtudirt, bereiſten ſie Frankreich und verweilten mit beſonderer Vorliebe in der Schweiz, weil Stanislaus hier das Ideal eines freien Bauernſtandes zu finden glaubte, und weil die Reize des Hochgebirgs, damals noch nicht das Modeziel aller Reiſen, große Macht auf die Brüder, beſonders auf Scipio, ausübten. Sie ſtrichen Wochen lang allein in den Alpen umher, und was heute alle Tage begegnet, war ihnen damals eine ſeltene Ueberraſchung, als ſie in hochgelegener Sennhütte zwei Damen aus der vornehmen Geſellſchaft antrafen, die unter Leitung eines Führers auf einer Alpenwanderung begriffen waren. Es war Regenwetter eingetreten, man war an die Hütte gebannt, Anknüpfung und Bekanntſchaft gab ſich unter ſolchen Umſtänden raſch und natürlich, und da beide Theile über Namen und Herkunft zu ſprechen vermieden, ſo ſuchte man gefliſſentlich allgemeine Themata, und Stanislaus, mit leichter Mühe eine adelige Dame in der älteren vermuthend, erging ſich mit aller Widerſpruchsluſt der Jugend in ſeinem Lieblingsthema, in der Oppoſition gegen die Vorrechte des Adels. Die Dame ſchien das mit guter Laune aufzunehmen, vielleicht weil ſie in den beiden wohlgebildeten Männern ebenfalls Cavaliere zu erkennen, und in dieſer Oppoſition nur ein Spiel des Verſtandes, jedenfalls keine eigennützige Abſicht zu ſehen glaubte.

Sie werden doch nicht behaupten wollen — ſagte die Dame — daß ein Menſch wie der andere iſt, daß alſo alle dieſelben Anſprüche machen dürfen?

Warum nicht, Madame?

Weil das verrückteſte Zeug entſtünde, wenn man dergleichen durchführen wollte! Die Liebe zum Beiſpiele zwiſchen Mann und Frau wäre alsbald etwas ganz Gleichgültiges, denn jeder Mann fände jede Frau, jede Frau fände jeden Mann gleich liebenswürdig oder unliebenswürdig, da ein Menſch wie der andere beſchaffen wäre.

Sie ſcherzen, Madame, ich ſpreche nur von einer Gleichheit vor dem Rechte, nicht vor dem Herzen!

Iſt das Herz nicht der genialſte Richter?

Das weiß ich nicht. In meinen Rechtsſtudien habe ich nichts davon gehört oder geleſen. Aber ich ſollte meinen, ein unverdorbenes Herz müßte ſchmerzlich berührt werden von den grellen Unterſchieden, die in der geſellſchaftlichen Welt zwiſchen den Menſchen beſtehen.

Der liebe Gott ſelbſt hat es an das Schauſpiel dieſer Unterſchiede gewöhnt: man ſieht von Jugend auf die verſchiedenartigſten Weſen um ſich her, ſchöne und häßliche, begabte und ungeſchickte, kluge und dumme, und alle heißen Menſchen, alle ſind Menſchen — die Unterſchiede ſind alſo wol nicht ſo unnatürlich!

Aber Mama — ſprach die jüngere Dame, welche ſich bisher vorzugsweiſe mit Scipio unterhalten, dazwiſchen — der Prediger ſagt, es ſei Gottes Wille, daß die Unterſchiede der Natur durch die Menſchen ausgeglichen würden.

Das ſoll auch unſer Wille ſein, aber ausgleichen heißt nicht aufheben. Hieße es nicht Gottes Gabe geringſchätzen, wenn man das Geringere auf Koſten des Vorzüglicheren erheben, wenn man den Begabten herunterſtellen wollte zum Unbegabten?

Aber es liegt wol im Sinne des Chriſtenthums — nahm Scipio das Wort — demjenigen, den die Natur ärmlich bedacht hat, vorzugsweiſe zu Hilfe zu kommen. Der Begabte hilft ſich ſchon ſelbſt, dem Verwahrloſten eben muß die geſellſchaftliche Einrichtung helfen.

So wäre die Geſellſchaft ein Hoſpital: ſie bekümmerte ſich nur um Schwache, und die ſchönen Mittel des Aufſchwunges, welche Gott in die Begünſtigten gelegt, würden nicht aufwärts zur Erhebung der Menſchenfähigkeit benützt, ſondern nur niederwärts, der Fittig des Adlers hätte nicht mehr nach der Sonne aufzuſteigen, ſondern nur als abgelöſter Flügel ſchwachathmigen Menſchen Luft zuzuwedeln. Wie können ein Paar ſo glücklich ausgerüſtete junge Männer das Syſtem der Mittelmäßigkeit zu dem ihrigen machen!

Ich glaube, Sie mißverſtehen uns, Madame — antwortete Stanislaus ſchnell — und wir werden uns raſcher klar werden, wenn wir von einem feſten Beiſpiele ausgehen. Madame ſprechen das Deutſche mit jenem reinen, blaſſen Accente, wie man es in den Oſtſeeprovinzen redet, kennen alſo wahrſcheinlich auch die Staatsverfaſſung jener Gegenden —

Warum nennen Sie mir einen Accent, der etwas Vornehmes in ſeinem beſcheidenen und doch ſtraffen Einhergehen hat, und den Sie offenbar ſelbſt reden, warum nennen Sie ihn blaß?

Ich wüßte nicht, daß ich ihn ſelbſt redete, ich bin aus Böhmen. Blaß nenn' ich ihn, weil ihm eben Farbe und Ton mangelt, weil er die Vocale ſo klanglos wie möglich macht, das laute ei ſogar zum halbtönigen eei dämpft, weil er, correct und feſt, nur eine platte, einförmige Redemelodie, keinen Rhythmus und Schwung zeigt.

Das iſt ja abſcheulich, wie Sie unſerm Kurländiſchen mitſpielen.

Dem Kurländiſchen alſo? Nun, von dem dortigen Adelsregimente zum Beiſpiel wollte ich für unſer Geſpräch beſtimmtere Fragen entnehmen.

Dies geſchah denn, und zwar in ſo lebhafter Manier, daß die Dame nach einigen Entgegnungen lachend in die Worte ausbrach: Hätten Sie mir nicht geſagt, daß Sie aus Böhmen ſeien, ſo hätte ich darauf gewettet, es wäre Ihnen in meinem etwas bunt regierten Vaterlande das Indigenatsrecht abgeſchlagen worden! — Als Stanislaus bei dieſer Aeußerung über und über roth wurde, lenkte ſie das Geſpräch mit großer Behendigkeit auf ein anderes Thema, zog ihre Tochter und Scipio hinein, die ſich abgeſondert aber theilnahmsvoll mit einander ſprechend verhielten, und hatte bald das allgemeine Intereſſe nach ganz andern Seiten gewendet.

Dieſe Dame mochte in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein: jene gewiſſe Fülle des Alters hatte zwar die edlen Formen etwas überſchwellt, aber die anmuthigen, vornehmen Züge des Antlizes beſchützt; das blaue Auge war etwas lichterer Farbe geworden, aber die lichtbraunen Haare waren noch voll, der fein geſchnittene Mund war troz der kleinen Sorgenfältchen an der Seite noch feſt, und wenn nicht in der Lippenwendung etwas Schmerzliches und in einer Falte zwiſchen den Augenbrauen etwas Kummervolles unwandelbar ſich eingeprägt hätte, ſo wäre der vollen, ſtattlichen Büſte noch ein lockender Ausdruck von Frauenſchönheit verblieben geweſen. Wunderſchöne Hände und Zähne thaten hierzu das ihrige. Aber jene Zeichen von Schmerz und Kummer beherrſchten doch die Erſcheinung dergeſtalt, daß Stanislaus, den die Dame lebhaft anzog, vorzugsweiſe von dem Gedanken betroffen und gelockt war, es müſſe hier eine intereſſante Lebensgeſchichte zum Grunde liegen. Der Tochter Hedwig ſah er neugierig in das eben erblühende Mädchenantliz, neugierig, wie es ſchien, ob wol die Mutter eben ſo ausgeſehen haben möge.

Das ſchwarzblaue Auge des Mädchens, weit geſchlitzt und in einem bläulichen Weiß ruhend, ſchien ihm ebenfalls in jenem romantiſchen Schleier zu leben, der ihn aus der Lebensgeſchichte der Mutter anmuthete, und daß es ſo neugierig oft auf ihm zu ruhen ſchien, obwol das Ohr dem ſprechenden Scipio zugeneigt war, das verſetzte ihn in die angenehmſte Stimmung des Erwartens, des Geſpanntſeins. Glücklicher Jugendzauber der Romantik, da die Seele noch unbekannten Entzückungen entgegenlauſcht, da jedes unerwartete Geräuſch uns aufregt, als ob das verhüllte Wunder uns plötzlich erſcheinen werde! — Auffallend war es, daß die ältere Dame am nächſten Morgen, da das noch anhaltende Regenwetter ein längeres Verweilen in der Sennhütte nöthig machte, in ihrem Benehmen eine unverkennbare Veränderung zeigte. Sie war einſylbig und zog ſich mit ihrer Tochter, ſo weit es die enge Räumlichkeit nur irgend erlaubte, von den Brüdern zurück, nöthigte auch ihre Tochter, die ſich unbefangen und wie es ſchien mit Vorliebe der gemachten Bekanntſchaft anſchließen wollte, ſtreng an ihre Seite und zu demſelben Benehmen. Im Lauf des Tages verſchwand zwar dieſes Zurückhalten, als ob die lebendige Nähe und das lebendige Wort der Brüder ein in der Nacht entſprungenes Vorurtheil zerſtreute; wiederholte ſich aber am nächſten Morgen, da man bei aufgeheitertem Wetter die Wanderung fortſetzte. Die Dame ſchien geradezu eine Trennung zu wünſchen, und doch ſprach ſie kein entſcheidendes Wort dafür aus, vielleicht weil der Bergweg keine doppelte Richtung geſtattete, vielleicht weil eben das Vorurtheil nicht ſtark genug war, um eine auffallende Aenderung des früher ausgeſprochenen Reiſeplanes zu veranlaſſen. So kamen die Wanderer, nachdem an jedem neuen Morgen ihr weiteres Zuſammenbleiben zweifelhaft erſchienen und an jedem Abende enger und vertraulicher geworden war, bis nach Genf. Von hier wollten die Brüder, welche Frankreich ſchon durchreiſt hatten, nach Italien hinüberſteigen. Die Dame, welche ihrer Geſundheit halber ebenfalls auf einige Zeit den Süden, und zwar ebenfalls Italien aufſuchen wollte, ſprach hier zum erſten Male entſchieden davon, daß ſie ihre Reiſerichtung ändern und zunächſt nach dem ſüdlichen Frankreich gehen wollte. Der offenbar mühſam gefaßte Entſchluß hätte ihr erſpart werden können, denn die Brüder fanden hier einen Brief ihres Oheims, der ihnen alle weitere Reiſe abſchnitt, und ſie unverzüglich nach der Heimat berief. Solchen Ausgangs gar nicht gewärtig, waren ſie vergnügt an die Leſung des langen Briefes gegangen, der mit einer ruhigen Schilderung des Lebens in Brüggen anhub. Ihr Vater, hieß es darin, habe ſich nach und nach von der Erkältung, die er ſich im Schönhaidner Walde vor drei Jahren zugezogen, erholt, wenn auch ſein von jener Nacht her verändertes Weſen nicht mehr ganz von ihm gewichen ſei. „Der raſche Obriſtwachtmeiſter, den Ihr bei ſeiner Heimkunſt aus Schweden kennen lerntet, iſt eigentlich nicht mehr zum Vorſchein gekommen. Aber die Uebergänge bildeten ſich mit der Zeit immer milder: er wurde, was er früher nie geweſen, geſprächig, mittheilend, gedankenvollen Austauſches bedürftig, er ſchloß ſich mir inniger an, als er je gethan, verbrachte einen großen Theil des Tages auf meinem Zimmer, erzählte mir ſein Leben, ſchrieb auf meine Veranlaſſung davon nieder, was für ſeine Söhne Bedeutung haben könnte, oder veranlaßte mich, es niederzuſchreiben, und geſtand, von Tage zu Tage heiterer werdend, daß ihm dieſe Lebensart, dieſes innerliche Leben, wie er ſich ausdrückte, nachdem er mit dem äußerlichen abgeſchloſſen, ſehr wohlthue. Die jeweiligen Beſuche des Schloßbergers und des Grünwalders unterrichteten ihn von den Landesangelegenheiten, und belebten ihm die Correſpondenz, welche er mit dem Herzoge Ferdinand angeknüpft hatte. Erſchreckt nicht, daß ich fortwährend wie von einer beendigten Vergangenheit ſpreche, es handelt ſich allerdings davon, Euch eine Unterbrechung dieſer Lebensweiſe anzuzeigen, aber auch nur eine Unterbrechung. Vor einigen Wochen nämlich kamen der Schloßberger und Grünwalder raſcher als gewöhnlich in den Hof geſprengt, da ich eben dem Vater einen wichtigen

Theil ſeines Jugendlebens, den er mir erzählt, vorgeleſen, und ihm durch Anreihung deſſen, was ſich während ſeiner Kriegszeit mit den in Rede ſtehenden Perſonen weiter begeben, auf den natürlichen Urſprung einer Feindſchaft aufmerkſam gemacht hatte, die ihm bei ſeiner Heimkehr entgegengetreten und ihm unerklärlich geweſen war. Es war dies die Feindſchaft des Ellerniſchen. Auffallend genug begannen auch der eintretende Schloßberger und Grünwalder mit Klagen über jenen. Sein freundſchaftlicher Verkehr mit den Lithauern ſei unausſtehlich, und im jetzigen Augenblicke ſogar ſträflich, denn — und nun kam die Hauptſache, die auch leider für uns eine Hauptſache geworden iſt — der Chabelskn, von ſeiner damaligen Wunde hergeſtellt, habe die alten Einfälle nach Läuflingen wieder angefangen, und in dieſem Augenblicke durchziehe er mit einer völligen Kriegsmacht das Oberland. Die Kurländer hätten ſich in Schloßberg verſammelt, um über eine gemeinſchaftliche Abhilfe zu berathen; der Ellerniſche aber, unlenkſamer als je, da ſeine Frau abweſend, habe mit ſeinem Schwager Thorhacken jeden gemeinſamen Beſchluß hintertrieben. So kämen ſie zum alten Oberſtwachtmeiſter, der ſie vor drei Jahren ſo kräftig geſchützt, und bäten ihn, ſich wieder an die Spitze der Landesvertheidigung zu ſtellen. Da Knorre und Thorhacken, die allein ſeinem Oberbefehl entgegen ſein könnten, doch von aller Theilnahme ausgeſchloſſen wären, ſo fände er überall den bereitwilligſten Gehorſam für ſeine militäriſchen Befehle; nur unter einem allgemein reſpectirten einzigen Anführer ſei ein Erfolg möglich, und nur ihm, dem berühmten Kriegsmanne, ſei ein Unterordnen der Kurländer, von denen jeder zu befehlen, keiner zu gehorchen gewohnt ſei, erreichbar. Ich ſah, wie der Vater innerlich erſchrak, daß er aus ſeiner Ruhe heraus wieder ins wüſte Kriegsgeraſſel hinein treten ſollte. Aber er konnte ſich nicht entziehen: die Landesnoth war zu drängend, es ſchmeichelte auch ſeinem edlen Stolze, die gröbliche Ablehnung des Indigenatsgeſuches mit Rettung des Landes zu vergelten, er dachte an

Euch, denen dies Opfer zu Gute kommen werde, er dachte an den Herzog, der in ſeinen Briefen immer wieder darauf zurückkam, er müſſe ſich als verſuchter Kriegsmann allmälig eine Streitmacht vorbereiten, die gewaffnet auftreten könne, wenn der Augenblick des Einſchreitens für den Herzog erſchiene, kurz, der Vater ſtieg ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder zu Pferde, um einen Feldzug zu beginnen. In Schloßberg verſammelten ſich die Kurländer um ihn, und das kleine Heer ritt ſodann unter ſeiner Anführung über Grünwald und Charlottenhof herauf nach dem Lautzenſee zu, wohin ſich Chabelsky mit den Lithauern zurückgezogen hatte. Denn wie ſehr dieſer Chabelsky den Vater haßt, es war doch ein Schrecken in ihn und unter die Lithauer gefahren, als es hieß, der alte Bandomir ſei wieder an die Spitze der Oberländer getreten und ziehe heran. Sie hatten ſich eiligſt in einen Haufen vereinigt und waren von Steinenſee über Frommholdshof eilig nach der Grenze gezogen, um bei Eſoros ihr Land zu erreichen. Der Raub aber, den ſie mit ſich ſchleppten, verzögerte ihre ſonſt ſo raſche Bewegung, und am Lautzenſee holte ſie der Vater ein. Um nicht im eiligen Vorwärtsgehen ſeine Beute zu verlieren, vielleicht auch um nicht geradezu wie ein Dieb vor dem verhaßten Bandomir auszureißen, nahm Chabelsky hier, als er den Feind über Egipten und Wilkameſt an der öſtlichen Seite des Lautzenſees heraufkommen und ſich auf den Ferſen ſah, eine feſte Stellung. Ihr erinnert Euch, daß eine Viertelſtunde ſüdlich vom Lautzenſee nahe bei dem Flecken Schmelani wieder ein kleiner See ſich breitet, und daß dadurch nur ein Landpaß zwiſchen beiden Waſſern den Durchgang nach Lithauen hinüber bildet. Auf dieſem Paſſe hatte ſich Chabelsky geſtellt, ſich mit ſeinem linken Flügel an den Lautzenſee, mit ſeinem Centrum auf den Flecken Schmelani, der faſt inmitten des Paſſes liegt, und mit ſeinem rechten Flügel an den Wald lehnend, der ſumpfig bis zum kleineren See hinübergeht. Während er die Beute hinter ſich über die Grenze nach Eſoros ſchickte, erwartete er in dieſer günſtigen Stellung auf dem Hügel bei

Schmelani die Kurländer, wahrſcheinlich verhoffend, ſie würden ihn in ſolcher Lage nicht angreifen, und er würde in der Nacht ungeſtraft durch den Wald, welcher ſich nach dem großen See von Eſoros hinſtreckt, abziehen können. Aber zu ſeinem, und ach zu unſerem Unglücke hatte er es mit dem alten Obriſtwachtmeiſter zu thun! Als dieſer die Wachtfeuer hinter Schmelani am Grenzwalde in breiter Linie rauchen ſah, erkannte er ſogleich des Lithauers Plan, übergab dem Schloßberger die Anführung des Hauptcorps, beſtimmte ihm die Stunde, Nachmittag fünf Uhr, in welcher er mit allem Nachdruck den Angriff durch Schmelani hindurch gegen Chabelsky's Front auf dem Hügel machen ſollte, nahm unſere Leute, beſonders auf unſere Kummelnſchen Schützen rechnend, und marſchirte mit ihnen rückwärts um den Lautzenſee herum, alsdann über den Lautzenſee-Hof wieder hinauf, um den Chabelsky vom Grenzwalde in den Rücken zu fallen. Und ſo geſchah auch Alles. Als die Unſrigen am Schießen hörten, daß der Schloßberger angriff, waren ſie etwa noch ein Viertelſtündchen von Ort und Stelle; der Vater, ſtatt ſich zu beeilen, commandirte Halt, hieß die Gewehre ſchußfertig machen, gab ſpecielle Befehle, und ließ dann gemeſſenen Schrittes durch den Wald vorwärts marſchiren. So kam er am Waldesſaume gerade an, als das Getümmel der Schlacht am lebhafteſten war, und als er nun ſein Feuer im Rücken der Lithauer eröffnete, ward der Schrecken unter dieſen ein paniſcher. Der Vandomir! Der Vandomir! ſchrie ein Trupp zum anderen, Chabelsky konnte ſeine den Kurländern an Zahl überlegenen Truppen nicht mehr zum Stehen bringen, ward von der Flucht mit fortgeriſſen, und da der Vater durch ſeine Rückenſtellung auf dem ſchmalen Landſtriche auch die Flucht in ſo weit hinderte oder doch erſchwerte, als ſeine ſchwache Mannſchaft dies vermochte, ſo geſchah's, daß der Oekonomus gerade in der Nähe des Vaters ſich noch einmal mit einigen ſeiner Reiter zur Gegenwehr ſetzte, um den Seinigen Luft zu machen. Dadurch kam der Vater, der bis dahin nur befehligt hatte, ins Handgemenge, mußte den Säbel gebrauchen, und verwundete wiederum, als ob dies ein unvermeidliches Ziel ſeines Armes ſei, den Oekonomus Chabelsky ſelber. Die Flucht ging indeſſen eilig weiter, die Schlacht war entſchieden, Alles, was Lithauer hieß, war vom Plane verſchwunden, man hörte nur noch fern die Schüſſe unſerer Jäger, welche auf Befehl des Vaters die Verfolgung durch den Grenzwald betrieben, und der Vater, verwundert und ärgerlich, daß von Seiten der Kurländer nicht genug für die Verfolgung geſchehe, war eben den Hügel hinab zu den Kurländern geritten, und hatte dieſe, welche ihn Sieg jubelnd begrüßten, angeredet — da trat für uns die verhängnißvolle, ach, nun darf ich's ſagen, gefährliche Wendung ein! Ein einzelner Reiter kommt hinter dem Vater aus dem Walde, ſprengt bis auf hundert Schritt an die Kurländer heran, und als dieſe jetzt ausrufen: „Jacob Chabelsky!“, als ſie ihre Schußwaffen hervorreißen und als der Vater ſich umkehrt, hat Jacob, der Sohn des Oekonomus, ſein Pferd ſchon parirt, ſein Gewehr ſchon angeſchlagen, der Schuß blitzt, Euer Vater, arme Kinder, iſt getroffen, und ſchwankt auf dem Pferde!“

„Nun iſt es geſagt. Faßt Euch, und beeilt Euch! Der Schuß iſt durch den Unterleib gedrungen, der Vater lebt noch, und wird hoffentlich gerettet werden, aber der Transport hierher hat ihm entſetzliche Schmerzen verurſacht, und er liegt ſchwer darnieder, nach ſeinen Söhnen ſehnſüchtigſt verlangend. Eilt!“

Die Brüder waren ſo erſchreckt und ſo nur mit dem einen Gedanken ſchleunigſter Reiſe beſchäftigt, daß ſie ſich vielleicht bei den Damen gar nicht verabſchiedet hätten, wären ſie ihnen nicht auf der Straße begegnet. Als ſie in größter Haſt erzählt, daß ihr Vater gefährlich darniederliege, ſprach ihnen die ältere Dame Troſt und Muth zu, verſichernd, daß ihr eigener Bruder vor zwanzig Jahren eine Schußwunde in den Unterleib erhalten habe, und heute noch in leidlicher Geſundheit lebe. Scipio hatte die Faſſung, ſie beim Scheiden um ihren Namen zu bitten, damit vielleicht eine glücklichere Zeit ihnen einmal eine Nachfrage möglich mache:

„Ich heiße Anaſtaſia von Knorre — und mit wem habe ich das Vergnügen gehabt —?“

Stanislaus war ſchon hinweg, und hatte nichts mehr gehört; Scipio, erbleichend, als jener Name ausgeſprochen wurde, erwiderte kaum hörbar: Wir heißen von Sandomir —

„Gott, meine Ahnung! Aus Kurland?“

Nein, aus Böhmen —

Damit eilte auch er hinweg, und die Dame ſah ihm nach mit einem ſtarren Ausdrucke, halb geöffnetem Munde und jener halb fragenden, halb hoffenden Miene, welche zu ſagen ſcheint: Hab' ich mich doch geirrt?

5.

Wir finden die Brüder als ſtille Gutsherren wieder, Stanislaus auf Brüggen, und außer dieſem Hauptgute Born an der Düna beſitzend, Scipio als Herrn von Kummeln und Brunnen. Es war ein ſtilles Jahr nach ihrer Heimkehr vergangen, denn, ach, ſie hatten den Vater ſchon in kühler Erde gefunden! Trauer, Erbitterung gegen ein Land, welches ihnen immer nur Leid bereitete, erfüllte ſie ganz und gar. Ihrem Lebenswandel zuſehend, konnte man glauben, ſie rüſteten ſich zu einem Kriege: die zahlreichen Angehörigen ihrer Güter wurden in regelmäßigen Schießübungen, in kriegsmäßig berechneten Jagden auf Bär und Wolf eingeübt, als gelte es einem nahe bevorſtehenden Feldzuge. Selbſt ein günſtiger Zuſchauer konnte an ſolche Abſicht denken, wenn er die in Kurland damals ganz ungewöhnliche Milde und Güte ſah, welche die Brüder ihren Untergebenen und Leibeigenen angedeihen ließen. „Sie verderben ihre Leute und geben ein ſchlechtes Beiſpiel mit dieſen demokratiſchen Neuerungen“ rief wohl auch einer und der andere Nachbar,

„dieſe blaſſen Jungen ſind unheimlich und brauen Gott weiß was Schlimmes“ rief ein dritter. Wer da bemerkt, wie raſch unter der gedrückten Claſſe jeder Hoffnungsſtrahl auf Verbeſſerung geſehen und empfunden wird, der konnte in der That unruhig werden: in allen Geſinden wurde von den vortrefflichen Brüggenſchen und Kummelnſchen geſprochen, und wo in einem Kruge einige der melancholiſchen Letten zuſammenkamen, da ging von den Bandomiren die Rede, und daß man ihnen helfen müſſe, wenn ſie was vorhätten. Indeſſen, wie in jeder Ariſtokratie, ſo war auch unter den kuriſchen Herren jener ſorgloſe Leichtſinn, welcher um Princip und Zukunft nicht ängſtlich bekümmert iſt, ein Grundelement. Auf die Macht der Gewohnheit, auf Macht und Reiz der praktiſchen Nothwendigkeit und des freudebedürftigen Naturells rechnet der Ariſtokrat, und ſo erwarteten die Oberländer mit Zuverſicht, die Bandomire würden dieſes wunderlichen Treibens wol ſatt werden, und würden ſich anſchließen, wie es ſeit ſo viel Jahrhunderten doch noch am Ende Jeder gethan. Zu billiger Beurtheilung hielten ſie ſich auch wirklich verpflichtet durch den Tod des Obriſtwachtmeiſters, ein Tod, der doch eigentlich um das Wohl des Landes erlitten war. Daß die Bandomire, wenn einmal in Brüggen oder Kummeln ein Kurländer zufälligerweiſe einſprach, das Geſpräch immer auf Herzog Ferdinand brachten, und daß ſie immer Theilnahme für dieſen alten eigenſinnigen Herrn zu erregen ſuchten, das zerſtreute vollends alle Beſorgniß. Für den gab’s gar keine Ausſicht auf irgend einen Glücksfall, keine Ausſicht auf einen Aufſtand oder kriegeriſchen Verſuch. Ja, wenn die Bandomire mit der Großfürſtin Anna in Mitau, der Witwe des jung verſtorbenen Herzogs Friedrich Wilhelm, oder mit Menſchikoff, dem ruſſiſchen Miniſter, oder mit der polniſchen Partei, welche Kurland der Republik einverleiben wollte, oder mit einem der vielen Prinzen Verbindungen gehabt hätten, welche die Hand der Großfürſtin und damit den kuriſchen Herzogshut ſuchten, ja dann wäre ihr ungewöhnliches Treiben bedenklich erſchienen.

Die Brüder hatten wirklich die Verbindung mit dem Herzoge Ferdinand zu unterhalten geſucht, und auf ſein Geheiſch entſchloſſen ſie ſich jetzt, mit ihrer Nachbarſchaft in Verkehr zu treten. Denn dem Herzoge war es wol erwünſcht, daß ſie für ſich und für ihn eine kleine bewaffnete Macht errichteten, aber es lag auch in ſeinem Intereſſe, daß ihm und ihnen unter den Kurländern Anhang geworben wurde, und das konnte nicht geſchehen, wenn die Brüder ihr Einſiedlerleben auf Brüggen und Kummeln fortſetzten. Stanislaus, von einem herausfordernden Stolze getrieben, entſchloß ſich leichter zu dieſem Schritte, weil er für ſeinen Haß gegen den kuriſchen Adel Nahrung und Triumph erwartete in geſelliger Berührung. So lange nichts Größeres zu thun war, reizte es ihn, die Einzelnen zu demüthigen, ſobald nur ein ferner Anlaß geboten würde. Auch verlangte ſein Naturell dringender nach Menſchen und nach Verkehr mit ihnen, als Scipios, der in wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung ein immer größeres Genüge fand, und der auch bei Bruder und Oheim ſo lange gebettelt hatte, bis dieſer ſeine ſtehende Wohnung zu ihm nach Kummeln verlegt. Hier trieb er mit ihm allerlei Studien, und beſchwichtigte den allenfalls ſcheltenden Bruder mit der Bemerkung, daß ein halbſtündiger Trab auf dem Tartar ihn alle Tage herüber brächte, und daß er ja Urban und Paſcha bei ſich behielte. Zu den literariſchen Beſchäftigungen mit dem Oheim gehörte auch die Ausarbeitung der Memoiren über des Vaters Leben, deren Mittheilung Stanislaus erſt in Anſpruch nehmen wollte, wenn Ohm und Bruder mit Redaction derſelben zu Stande ſeien. Stanislaus hatte etwas von der Abneigung vor Bücherweſen, wie ſie in des Vaters früherer Zeit geherrſcht hatte. Er war ihr nicht in dem Grade unterworfen wie der Vater, das hatte die Erziehung ſchon verhütet, aber trotz der Rechtsſtudien und trotz der aus dem Haß entſprungenen demokratiſchen Gedankenfolge, die er ſich zurecht gelegt, war ihm alle wiſſenſchaftliche Gedankenſache unbequem. — Scipio, hierin die Ergänzung ſeines Bruders, und deshalb dem erſten Anſcheine nach nicht geeignet, bereitwillig aus ſeiner literariſchen Einſamkeit in den geſelligen Verkehr mit verhaßten Menſchen herauszutreten, war von einem andern Drange veranlaßt, dieſem Vorhaben beizuſtimmen. Bekannt mit der Jugendgeſchichte ſeines Vaters, empfand er zwar, wie thöricht, ja frevelhaft gerade dieſer Drang ſei in ſeiner erſten Veranlaſſung, aber der Drang war doch ſo ſtark, und die Ueberredung war ſo geſchäftig, es werde die Veranlaſſung bloße Veranlaſſung bleiben und dem Herzen unverfängliches Glück anderswoher bringen, daß er ſelbſt den Bruder zu den Beſuchen in der Umgegend drängte. Hedwig nämlich und deren ſchöne Augen hatten eine Liebesahnung in ihm erweckt, die ſich nicht mehr beſchwichtigen ließ. Hedwig ſelbſt wollte er nicht wieder finden, der Name, den ſie trug, ſchied ſie, wie er vermeinte, auf immer von einem Bandomir. Es iſt ja auch nicht ſie, ſagte er zu ſich, es iſt der jungfräuliche Reiz des Weibes, der dir die unbeſchreiblich ſüße Sehnſucht weckt, und wer weiß, ob dir dieſer jungfräuliche Reiz entgegentreten wird. Die Knorre's werden ja uns aus dem Wege gehen, wie wir ihnen!

Dem von Fölkerſahmb in Sallonay, dem Freitag von Loringhoff in Demmen auf der Weſtſeite des Sees, dem Mengden in Kalkuhnen, dem von der Mohl in Sickeln, dem von der Roop in Grünwald, dem von Sieberg in Schloßberg und noch weiter ringsum im Oberlande wurden Beſuche gemacht, und nur weſtwärts hinüber nach dem Grenzeinbuge, wo dicht an Lithauen das Gut Ellern liegt, wandten ſie ihre Roſſe nicht. Stanislaus wußte nicht, daß die auch für ihn anziehenden Schweizerdamen dort wohnten, Scipio hatte es ihm verſchwiegen, und hätte er's auch gewußt, politiſche Feindſchaft war in ihm ſo ſtark ausgeprägt, daß er ihr jedes ſonſtige Wohlgefallen zum Opfer gebracht hätte. Auch von den verborgenen Beziehungen ſeines Hauſes zu dem Ellernſchen, welche Scipio peinigten, wußte er nichts.

Ueberall wurden die Brüder gaſtlich aufgenommen, überall war man bemüht, ihnen den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, und von allen Seiten erwiderte man ihr Entgegenkommen durch Gegenbeſuch. Hatten die Brüder, beſonders Stanislaus, bei erſter Begegnung für manchen Kurländer etwas Ablehnendes und unbehaglich Kaltes gehabt, ſo verſchwand doch dieſer Eindruck in Brüggen ſelbſt. Hier kam ihm die Lebensform, deren er mächtig und als Wirth überaus befliſſen war, zu ſtatten: er hielt es für ſchicklich, auf das Freigebigſte in die Landesſitte des gaſtfreundlichſten Aufwandes einzugehen, und das gefiel den Kurländern um ſo mehr, je weniger ſie ſich deſſen von dem zurückhaltenden jungen Manne verſehen hatten. Nun wurde die glänzende äußere Erſcheinung, es wurden alle die ritterlichen Eigenſchaften der Brüder, welche unter dem Adel ſo hochgehalten ſind, erſt recht gewürdigt und geprieſen, die jungen Kurländer ſchloſſen ſich enthuſiaſtiſch an das Brüderpaar, Brüggen und Kummeln wurden nicht leer von Beſuchern, und die militäriſch eingerichteten Jagden auf den weiten Revieren, beſonders nach den Brunnenſchen Wäldern hinüber galten der einmal zur Bewunderung erregten Jugend für ein Ideal. Niemand machte auch vom kuriſchen allgemeinen Jagdrechte auf den Bandomir'ſchen Revieren Gebrauch. Und vollends die Frauen waren entzückt von der gebieteriſch ſchönen Haltung, von dem intereſſanten Weſen der Sonderlinge, die ſich jetzt zu kuriſcher Weiſe herbeiließen. Halb ſcherzend, halb ernſt ſagte zwar der welterfahrene Roop von Grünwald: „Hütet Euch, Männchen und Weibchen, vor dieſem Brüderpaare! Sie kommen mir vor wie die verrätheriſchen Berge auf Island, welche unter einer kalten und glatten Eisdecke ein verderbliches Feuer bergen!“ Aber das lockte nur mehr, ſtatt abzuſchrecken, und eine Frau von Nagel erwiderte, ob denn der Grünwalder das Feuer bei Männern für einen Uebelſtand hielte? — „Betrachtet nur“ — fuhr dieſer, ſich ſchelmiſch verbeugend, fort — „die blaſſen Geſichter, das völlig bleiche Geſicht des Aelteren, betrachtet deſſen abſchreckenden Ernſt, und erſchreckt dann nicht vor dem plötzlich aufflammenden, verzehrenden Blicke!“ Man erſchrickt manchmal gern, ſagte Frau von Nagel, und einige ältere Kurländer entſchieden ein- für allemal die Frage über das Brüderpaar mit dem beſten kuriſchen Lobſpruche, der da hieß: Der Brüggenſche und der Kummelnſche ſind fixe Jungen!

Wer ſie noch nicht kannte, freute ſich zum Theil ihretwegen auf das Feſt in Schloßberg, welches nächſter Tage Herr von Sieberg einem polniſchen Magnaten zu Ehren geben wollte, und für welches faſt ſämmtlicher oberländiſche Adel, die Bandomire inbegriffen, geladen war.

Der Tag kam und mit ihm aus aller Richtung die Blüthe des Oberlandes. Von Sieberg ſtand im Anſehen eines leutſeligen und wahrhaft vornehmen Kurländers, ſein Schloßberg war berühmt wegen ſeiner Lage im ſchönſten Theile des Landes, nahe am romantiſchen Bergkeſſel von Illurt, wegen ſeiner geſchmackvollen Gärten und ſeiner prächtigen inneren Einrichtung. — Die Bandomire hatten ſich verſpätet, und die ganze Geſellſchaft war ſchon verſammelt, als ſie aus dem Walde von Grünwald vollen Roſſeslaufes dahergeſprengt kamen, den alten Paſcha vor ſich, den alten Urban in ein Gemiſch von ſchwediſcher Uniform und Bandomir'ſcher Livrée gekleidet hinter ſich. Ein Theil der Geſellſchaft, darunter der Hausherr und der polniſche Gaſt, ſtand auf der großen Freitreppe, ein anderer Theil ſah aus den Fenſtern des Schloſſes, und als ſich die Nachricht verbreitete, „die ſchönen Bandomire kommen“, drängte ſich Alles hinzu, ſie zu ſehen. Der Magnat heftete ſeine Augen auf Urban und fragte erſtaunt, wie denn die ſchwediſchen Farben, die Farben des Landesfeindes nach Kurland kämen. Herr von Sieberg gab eine ausweichende Antwort, und lenkte des Gaſtes Aufmerkſamkeit auf die ſchönen jungen Männer, welche raſch von den Pferden geſprungen waren und jetzt auf die Treppe zu kamen. Aber der Magnat kannte den Namen Bandomir, als Sieberg ihn ausſprach, und wendete ſich zu ſeinem Nachbar, dem finſter zuſehenden von Knorre mit der Frage, ob denn der Oekonomus Chabelsky wieder hergeſtellt und ob die Angelegenheit vergeſſen ſei —

Eben als von Knorre erwiderte: das ſei ſie wol nicht, weil man dem Ausländer nicht vergebe, was man dem Kurländer längſt vergeben hätte, ſtanden die Brüder dicht neben dem Magnaten, und wurden ihm durch den Hausherrn vorgeſtellt. Stanislaus hatte die vorhergehende Frage und Antwort gehört, der Zorn überlief ihn mit ſeinem Schauer von dem Scheitel bis zur Zehe, Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, und die ganze Gewalt des Charakters drang aus ſeinen ſtarr blickenden Augen auf den Magnaten und deſſen Nachbar, dergeſtalt, daß der Magnat betroffen nicht eine Silbe der Begrüßung dem ihm vorgeſtellten Brüderpaare zu erwidern wußte. Die peinliche Pauſe ward durch Stanislaus unterbrochen, der langſam, aber laut und ſcharf accentuirt ſprach: Wenn ein Grenzräuber mordet, weil ſein Bruder im offenen Kampfe verwundet worden iſt, ſo fragt man unter gebildeten Nationen nicht, ob er vergeſſen *will*, ſondern ob *ihm* vergeſſen *wird*. Und die Söhne des Obriſtwachtmeiſters von Bandomir haben kein ſchwach Gedächtniß!

Als er dies geſprochen, ſchritt er, ſeinen Bruder Scipio an der linken Hand führend, durch die reſpectvoll ausweichende Geſellſchaft ins Schloß hinein, den Magnaten ohne Weiteres ſtehen laſſend.

Der Vorfall verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch alle Zimmer; die Jugend, immer auf Seite der entſchloſſenen Aeußerung, und der polniſchen Partei, welche eine Einverleibung Kurlands mit Polen anſtrebte, großentheils abgeneigt, drängte ſich ſtürmiſch um das Brüderpaar, und geleitete es in ein Zimmer, wo ihre Väter oder Anverwandte, kurz wo die wichtigſten Mitglieder des kuriſchen Adels am zahlreichſten bei einander waren. Der Weg führte durch den Saal, in welchem ſich die meiſten Damen aufhielten, aber der Eifer der jungen Leute gönnte ſich dort keinen Aufenthalt, wie lebhaft auch hier eine Mutter, dort eine Schweſter einen und den andern Begleiter anrief, oder anwinkte, um etwas über die entſtandene Bewegung zu erfahren. Die Baudomire grüßten rechts und links die plötzlich überall ſchweigenden, aufmerkſamen Damen, und folgten ihren Verehrern in das daran ſtoßende Zimmer. Es waren da die wichtigſten Perſonen der Ritterbank verſammelt, weil nicht blos aus dem Oberlande, ſondern auch weither der Adel nach Schloßberg gekommen war, und weil auch bei einem mit Landesgeſchäften nicht zuſammenhängenden Feſte die ernſten Leute des Landes ſich überall gleich zuſammenfinden, beſonders in einem Lande, wo alle Notabilitäten weit auseinander verſtreut auf den Gütern wohnen. — Die Zahl der in das Zimmer nachdrängenden Kurländer wurde immer größer, und auch ältere Damen kamen an die offene Thür, um zu hören oder zu ſehen, was denn eigentlich vorgehe. In der That beabſichtigte Niemand einen officiellen Vorgang, man wollte nur dem Brüderpaare eine freundſchaftliche Theilnahme ausdrücken, weil der Magnat und die polniſche Partei es ungebührlich empfangen habe. Daß der verſtorbene Baudomir in der Vertheidigung Kurlands gefallen, und von Jacob Chabelsky auf eine nicht ſtreng kriegsmäßige Weiſe getödtet worden, das wußte ganz Kurland, und wenn die ſolchergeſtalt des Vaters verluſtigen Söhne dafür auch noch bedroht werden ſollten, ſo erſchien das wie eine Ungebühr und erweckte ihnen die allgemeinſte Theilnahme. Der Kreisadelsmarſchall, in jenem Zimmer anweſend, ſchritt ihnen deshalb entgegen, und machte ihnen, zwar offenbar aus dem Stegreif, aber, weil öffentlich, und ſeiner Würde wegen ſo gut wie officiell, den Antrag, beim nächſten Landtage ums kuriſche Indigenat einzukommen. Ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür — ſetzte er hinzu, als ein leuchtender Blick aus beider Brüder Augen wie ein Blitz auf ihn einfuhr — ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß Ihr Geſuch freudige Anerkennung finden wird!

Eine allgemeine Beiſtimmung der Geſellſchaft beſtätigte dies, und der Adelsmarſchall fuhr fort: Konnte es früher nicht geſchehen, ſo lag dies theils in politiſchen Gründen, die Sie ohne meine weitere Erklärung würdigen werden. Dieſe ſind zum Theil im Augenblicke weniger dringend, da Rußland mit Schweden den Nyſtädter Frieden geſchloſſen hat, und Ihr tapferer und würdiger Vater leider nicht mehr lebt, zum Theil müſſen ſie in den Hintergrund treten vor der Verpflichtung, die uns Ihr Herr Vater durch ſeine Aufopferung auferlegt, vor dem Wunſche, den die Ritterbank hegen muß, zwei ſo ſtattliche Erben eines um unſer Land verdient gewordenen Namens in ihrem Schooße zu beſitzen.

Man konnte über dieſen Punkt nicht verbindlicher ſprechen und die Beifall murmelnden Kurländer erwarteten natürlich und mit Recht den höflichſten Beſcheid von den Brüdern. Aber dieſer Punkt war die ſchmerzhafteſte Wunde derſelben, und wer ſie antaſtete, geſchah's auch in liebevollſter Abſicht, mußte des ſtürmiſchſten Auffahrens der Verwundeten gewärtig ſein. Stolz iſt in feſtgenieteten Gemüthern ein rückſichtsloſes Weſen, und feſtgenietet waren dieſe Bandomire. Dem Beifallsgemurmel war eine athemloſe Stille gefolgt; man wollte die dankbare Erwiderung der ſo geehrten jungen Männer hören. Eine Pauſe trat ein, und Scipio, der ſonſt dem älteren Bruder immer die Rede ließ, bei Verlängerung der Pauſe aber glauben mochte, es fehle dem Bruder das richtige Wort, erhob mit den Worten: „Herr Marſchall“ ſeine Stimme, um die Antwort auszuſprechen. Stanislans, der ſeine Hand noch gefaßt hielt, preßte ſie krampfhaft, und ſprach, ſein Wort an die vorausgeſchickte Anrede des Bruders ſchließend, mit demſelben langſamen, tief eindringlichen Nachdruck wie unten auf der Treppe, Folgendes:

Der Name Bandomir hat Jahrhunderte lang im Adelsbuche eines Königreichs geſtrahlt, und iſt bis hierzu nicht angefochten worden. Sollte das Letztere wider Erwarten geſchehen, ſo werden wir nicht unterlaſſen, ihn durch Nachſuchung des Indigenatsrechtes oder in Polen für zweihundert Gulden erneuern zu laſſen. Für jetzt alſo haben wir kein Bedürfniß des Indigenatsrechtes und danken höflich für den Antrag!

Nach dieſen Worten gingen die Brüder unter lautloſer Stille in den Saal zurück, nur einen Blick unter einander austauſchend, der Stanislaus verſicherte, Scipio hätte ſich ebenſo äußern wollen.

Ein Gut verſchmäht zu ſehen, welches wir ſelbſt für das höchſte halten, erniedrigt uns vor unſern eigenen Augen, und da man ſich eine Erniedrigung nicht ohne Widerſtand gefallen läßt, und da dies Gut hier einer ganzen nationalen Gemeinſchaft gleich hoch ſtand, Niemand alſo an ſich ſelbſt irre werden mochte und konnte, ſo mußte dieſe Rede unter den anweſenden Kurländern Unwillen oder wol gar Erbitterung aufregen. Die günſtige Stellung der Brüder war hierdurch mit einem Streiche vernichtet: die Jüngeren ſtanden beſchämt, und wagten es nicht, etwas zur Vertheidigung der Bandomire vorzubringen, und die Aelteren machten ſich erſt in einzelnen Ausrufungen Luft, dann in Vorwürfen gegen den Marſchall, welcher durch voreiliges öffentliches Anerbieten die Würde des Indigenats bloßgeſtellt habe, dann in vereinigten Ausdrücken des Unwillens.

Während dieſes mehr und mehr anwachſenden Lärmens im Nebenzimmer ſtanden die Bandomire mitten im Saale und ſahen ſich unter den Damen um, ob eine Bekannte darunter zu grüßen und anzureden ſei. Eben als die entgegen ſtehende Thür ſich öffnete, und der Magnat mit von Sieberg und der übrigen Treppengeſellſchaft eintrat, flog eine freudige Ueberraſchung über Stanislaus' Geſicht, und er eilte auf eine Dame zu, die allein ſaß und nach der Saalthür und den eben Eintretenden hin blickte. Es war die Bekanntſchaft aus der Schweiz, war Frau von Knorre.

Sie hatte, ehe Stanislaus ſie ſah und begrüßte, lebhafte Theilnahme für ihn und Scipio an den Tag gelegt, obwol ſie bemüht geweſen war, dieſe Theilnahme zu verbergen. Und doch zeigte ſie ſich jetzt, als Stanislaus mit ſo viel Lebhaftigkeit zu ihr kam, und nach ihrem und ihrer Tochter Wohl ſich erkundigte, mehr verlegen als erfreut. Der alltägliche Beobachter würde geſagt haben: die Frau iſt in Liebe! Seht, wie ihre Farbe wechſelt, wie ſie bald nach ihrem Gatten ſieht, der mit dem Magnaten durch den Saal ſchreitet, und erſtaunt auf ſie hinblickt, wie bald der innigſte Ausdruck auf ihrem Antlitze erſcheint, wenn ſie ſich Aug' in Auge mit dem ſchönen Cavaliere findet. Jetzt, ſeht, ſeht! jetzt erbleicht ſie völlig, und ihre Hand will ſich zum Hinwegwinken heben, denn ihre Tochter Hedwig naht ſich ihr. Die ſchön erblühte Jungfrau iſt mit Freundinnen im Garten geweſen, ſie weiß noch nichts von der Ankunft ihrer Bekannten aus der Schweiz, ſie ſteht plötzlich vor Stanislaus, ſich zum lieblichſten Schrecken, dieſem ein plötzliches Wunder. In der That war mit Hedwig ſeit jener Reiſebegegnung das Mädchenwunder vorgegangen, welches ſich immerwährend um uns her begiebt, und welchem nur die Mutter und der davon zur Liebe erwachende Jüngling die Aufmerkſamkeit zuwendet. Was helfen uns die tauſend Wunder der Welt, uns, die wir nicht hören und ſehen mögen! Stanislaus hörte und ſah mit tauſend Organen. Verbleichende Reſte anziehender Eigenſchaften hatten ihn in der Sennhütte zu Hedwigs Mutter gezogen, und er hatte nicht bemerkt, ja kaum geahnt, daß ſich dieſe Eigenſchaften in der Tochter entfalten wollten! Jetzt waren ſie entfaltet, im weißen Gewande ſtand die Jungfrau vor ihm, und der ernſt-ſinnige Mund der Mutter lockte ihn jetzt wie das Gedicht ſeines Herzens, das auf Hedwigs Lippen ſchwebte. Die Miſchung von Schwärmerei und Schalkhaftigkeit in Hedwigs Auge war unwiderſtehlich, denn was im verblicheneren Auge der Mutter nur anziehend geweſen, das war hier von der dunkleren Jugendfarbe, vom Schmelz der Wangen, der Wimpern, des Haares, vom Schimmer der blendenden Haut zu mächtiger Schönheit erneut!

Und mit der aufblühenden Mädchenſchöne blüht auch im Herzen der Jungfrau das männliche Ideal auf. Wie groß und würdig es werde, darüber entſcheidet das Glück oder das Mißwollen früher Begegnung. In kleinen Acker- oder Fabrikſtädten, welche dem Mädchenauge nur dürftige Jünglinge zeigen, da wächſt das Ideal nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Die Bandomire waren oben in der Sennhütte zum Idealkeime für Hedwig geworden; aber, hatte ſie ſich getäuſcht? Scipios Bild und Weſen hatte ſie vorherrſchend in ſich geglaubt, und dieſer prächtige Mann, den ſie jetzt in ſichtbarer Neigungserregtheit vor ſich ſah, von deſſen Nähe ſie ſich lieblich durchſchauert fühlte, deſſen Handberührung ſie wie Himmelsmacht durchzuckte, dem ſie geſchloſſenen Auges ans Herz geſunken wäre, hätte er ſie dahin gezogen, es war Stanislaus! Das dunkle Haar und Auge, das blaſſe Antlitz, die herriſche, mächtige Geſtalt, das entſchiedene Weſen hatte ja doch in ihrem Herzen erſt hinter dem lichteren, ſanfteren Weſen Scipios ſeinen Platz gehabt — wirklich? Sie wußte das doch nicht ſo genau, und gab ſich fraglos ſelig dem Eindruck hin: Du biſt geliebt und liebſt!

Wer das Glück hat, führt die Braut heim! ſagt das Sprichwort, und wer den Muth hat und den Vortritt gewinnt und das erſte Wort, der erhaſcht das Glück, das unſtät ſchweifende! Scipio ſtand wie vernichtet von fern; er ſah Alles, Alles, und ſah die Verwunderung der Geſellſchaft, daß der eben erſt ſo ſtolze Bandomir den Feinden ſeines Hauſes, den Ellernſchen ſo offene Hingebung erwies, und hörte das Flüſtern der Geringſchätzung von Männern, welche Conſequenz heiſchten, auch wenn die Conſequenz ſie ſelbſt beleidigte, von Frauen, welche einen frei geglaubten Freier, dieſen überall wirkſamen Reiz für Frauen, der Freiheit verluſtig ſahen. Ach, und was Scipio von außen ſah und hörte, wie leichten Schmerzes war es gegen das, was er empfand, und für alle Zukunſt hin vorausſah. Ihm war das Bild des Herzens, welches jetzt in voller Mädchenpracht, ſchöner als ſeine Träume es ausgemalt, wieder erſchienen war, ihm war es entwendet, und dem geliebten Bruder konnte es auch nur zu Schmerz und Entſagung gekommen ſein, ſobald er erfuhr, daß es dem Knorre'ſchen Hauſe angehörte.

Jetzt trat auch der Ellernſche ſelbſt, der lange, magere Herr von Knorre zu den Seinigen. Sein ſchmales, ſcharfes Geſicht, deſſen Augen halb niedergedrückt, deſſen Ausdruck halb ſauer, halb lächelnd war, ließ nicht errathen, wie er die vor ihm ſich begebende Scene aufnehmen werde. Frau von Knorre, glühend roth, ſtellte Stanislaus ihrem Manne vor, bei jenem den vollen Namen nennend, und hinzuſetzend, daß ſie das Vergnügen der Bekanntſchaft in der Schweiz gemacht habe, bei dieſem nur ſagend „Mein Mann“. So hörte Stanislaus noch keinen Namen, es fuhr ihm wol bei einem flüchtigen Blick auf Knorre durch den Sinn, daß er dies Geſicht neben dem Magnaten geſehen habe, aber er war ſo voll vom erſten Liebeseindrucke, daß nichts Anderes an ihm haften konnte. Er reichte eilig dem Vater Hedwigs die Hand entgegen, empfand nur ein augenblickliches Unbehagen, die Hand des neuen Bekannten eiskalt zu finden, und bemerkte es nicht, daß ihn der alte Herr mit keinem Worte begrüßte, ſondern nur anblickte, forſchend, höhniſch? was wußte er! Der Haushofmeiſter erſchien eben an der Saalthüre und verkündete, daß die Tafel angerichtet ſei, Stanislaus hatte alſo nichts Angelegentlicheres zu thun, als Hedwig ſeinen Arm zu bieten. Er fühlte in ſeligſter Empfindung dies jugendliche warme Leben an ſeinem Arme, und als jetzt auch Julius von Knorre, Hedwigs Bruder, den er kannte, herbeikam, und ein paar den Bruder verrathende Worte im Vorbeigehen zu Hedwig ſprach, da fragte Stanislaus ohne weitere Bewegung, ob Julius von Knorre ihr Bruder ſei. Die Bejahung machte keinen weiteren Eindruck auf ihn; der zum Sprechen geöffnete Mund ſeines Mädchens ſchien all ſeine Theilnahme in ſich zu ſchließen, und er ſah es nicht, daß Julius, offenbar verwundert über den unerwarteten Tiſchcavalier ſeiner Schweſter, hinter ihnen ſtehen geblieben war, und ihnen, dem für den Augenblick ſo glücklichen Paare, höchſt ernſthaft nachſah. Als der junge Knorre eine Hand auf ſeiner Schulter fühlte und rückwärts blickte, ſah er in das Geſicht ſeines Vaters und hörte die Worte: Was iſt das?

Ein lichtblonder, feiſter Herr Namens Adolph von Puttkammer war an die Knorres herangetreten und ſagte, halb antwortend, halb für ſich: Das iſt eine Pfandherrn-Impertinenz.

6.

Scipio war in der bedauernswürdigſten Stimmung: er wollte den Bruder warnen und zurückhalten, und doch beſchränkte ihn darin ſein Zartgefühl. Gute Menſchen ſitzen für ihre Handlungsweiſe fortwährend über ſich ſelbſt zu Gericht, ihre verborgenſten Neigungen, ja Regungen gelten ihnen für unabweisliche Zeugenausſagen, und die Regungen, welche Scipio Hedwig gegenüber empfand, traten dem offen abrathenden Worte, welches er an Stanislaus richten wollte, in den Weg. Er äußerte alſo nur ſchüchterne Einwendungen gegen den Bruder, als ihm dieſer auf dem Heimritte die Fülle ſeines glücklichen Herzens ausſchüttete. Sein Herz war ſchmerzhaft zuſammengepreßt vom Jubel des glücklich Aufgeregten, und wie weh ihm dieſer Jubel that, weil er ſeinem eigenen Herzen alle Hoffnung raubte, weil er ihm ein Frevel war gegen den bürgerlichen Stolz der Bandomire, weil er dem hinterlaſſenen Willen des Vaters ſchnurſtracks entgegenlief, und weil er endlich nur Widerwärtigkeit und Weh für die Zukunft des geliebten Bruders daraus entſprießen ſah, doch brachte er es nicht über ſich, entſchloſſen dawider zu reden. Zunächſt deutete er nur an, daß ja die Knorre entſchiedenſte Feinde der Bandomire ſeien —

„Nun, ſo werden ſie vielleicht von nun an unſere Freunde,“ erwiderte Stanislaus.

Wir wollen die ihrigen werden, nicht ſie die unſerigen. Wird der alte Knorre um eines Schwiegerſohns willen, der ſich ihm anbietet, ſeine politiſchen Grundſätze ändern?

„Gleichgültig! Aendere ich die meinen? Lieb' ich die Knorre'ſchen Anſichten, weil ich Knorre's Tochter liebe? Sie mögen treiben, was ſie wollen und können, ich will nichts von ihnen als mein Weib, und Hedwig hat nichts zu thun mit der Politik ihres Vaters!"

Aber wird denn dieſer harte Vater nur das Herz ſeiner Tochter befragen? Wird er einem Widerſacher, der nicht zu ihm treten will, ſein Kind geben?

„Das wiſſen wir noch nicht, quälen wir uns alſo nicht mit ſchlimmen Möglichkeiten! Ich reite morgen nach Ellern und übermorgen wieder, und wenn die Sache ſpruchreif iſt, ſo werden wir erfahren, wie ſich der Alte benehmen will, genug, daß ich weiß, wie ich mich in jedem Falle benehmen werde."

Du willſt nach Ellern?

„Natürlich."

Hat man Dich eingeladen?

„Nicht, daß ich wüßte — was frag' ich darnach! Ich ritte nach Braslaw, wenn Hedwig beim Oekonomus wohnte, oder gar" —

Chabelsky's Tochter wäre! Stanislaus, iſt Dir denn das Andenken an unſern Vater gleichgültig geworden?

„Welche Frage, Scipio! Lieb' ich die Feinde unſeres Vaters, wenn ich ein Kind oder eine Verwandte dieſer Feinde liebe? Bin ich denn etwa den Grundſätzen alter Stammbäume, alter Adelsthorheiten zugethan, nach denen die Feindſchaft unter Familien für eine heilige Erbſchaft gilt? Sind wir Korſikaner, denen Blutrache Geſetz?"

Aber wir ſind gute Söhne, die nichts thun wollen, was den Vater im Grabe verletzen müßte.

„Wie ſollte das meine Liebe zu Hedwig? So abſonderlich haßte der Vater die Ellernſchen gar nicht, er haßte ja überhaupt nicht mehr in ſeinen letzten Jahren — ich begreife Dich nicht, Scipio" — und hier hielt er ſein Pferd an — „von Deinem liebevollen Herzen hoffte ich die innigſte Theilnahme, Glück erhöhendes Mitgefühl, und Du haſt nichts als Widerſpruch! Was iſt mit Dir vorgegangen?"

Scipio reichte ihm die Hand und verſicherte ihn mit faſt gebrochener Stimme ſeiner unverbrüchlichſten Bruderliebe. Aber Du biſt ſo ungeſtüm — ſetzte er hinzu — die Lage iſt ſo dringend, und meine Pflicht iſt ſo beſtimmt vorgezeichnet, Dich von Ellern abzuhalten —

„Warum nicht gar!"

Ich geſchweige des Herzogs Ferdinand, der uns beim Abſchiede juſt auf den Punkt paſſender Heirat aufmerkſam machte —

„Und mich ſchon damals mit dieſer Zudringlichkeit ärgerte!"

Der ſeine Hand ganz von uns abziehen wird, wenn er unſere Verbindung mit ſeinem ärgſten Feinde, dem Ellernſchen erfährt —

„Seine Hand! Wo haben wir eine Hülfe dieſer Hand geſpürt? Sie iſt ohnmächtig in Kurland, und wäre ſie auch mächtig, werd' ich mein Herz verſchließen um Ausſicht auf eine politiſche Begünſtigung?"

Aber daß Frau von Knorre eine geborne von Thorhacken, daß der Vater entſchieden gerade gegen eine Verbindung mit den Ellernſchen war, und uns nachdrücklicher als vor etwas Anderem davor gewarnt hat, das muß ich —

„Bah! Davon weiß ich nichts! Und ich prüfe und richte mein Leben nicht nach eines Anderen Anſicht, und wär' es die meines Vaters — ich reite morgen nach Ellern und ich gewinne mir von dort mein Weib, und verlör' ich darüber Vater und Bruder und Ohm! Gute Nacht!"

Sie waren am Scheidewege, wo es links nach Kummeln, rechts nach Brüggen hineinging. Stanislaus ſprengte bei den letzten Worten auf dem Brüggenſchen Wege von dannen, daß der Huf ſeines Tartars Funken aus den Steinen im Wege ſchlug, die noch weithin durch die ſtockfinſtere Nacht die Richtung des Reiters bezeichneten. Scipio hielt ſtill auf ſeiner Stelle, wol eine halbe Stunde lang. Thränen brachen aus ſeinen

Augen, und ſein Weh war groß, auch darüber, daß er dem Bruder Widerwärtiges und doch das Rechte nicht geſagt hatte.

Es hätte auch nichts geholfen, wie hoch in Wogen jetzt eben ſein gewaltſames Weſen einhergeht! mußte er ſich geſtehen.

Der alte Herr von Knorre war ein ſchlimmer Mann. Obwol ihm die Bandomire innerlichſt verhaßt waren, ſo hielt er doch an ſich bei dieſem unerwarteten Zudrängen des älteren. Umſonſt hetzte Puttkammer, ein Bewerber gutmüthigen, gewöhnlichen Schlages um Hedwig, umſonſt fragte Julius, der einzige Sohn Knorre's, was denn für eine Stellung einzunehmen ſei? Denn wenn wir nicht raſch eine nehmen, ſetzte er hinzu, ſo giebt's ein Unglück, dieſe Bandomirk laſſen nicht mit ſich ſcherzen!

„Ich glaube Junge, Du fürchteſt Dich?“ —

Auch Frau von Knorre bat, eine entſchiedene und zwar eine abweiſende Stellung einzunehmen. Wie lieb ihr, allem Augenſcheine nach die Bandomire waren, und vielleicht beſonders Stanislaus, ſo ſehr zitterte ſie vor dem Gedanken, daß er ihre Tochter lieben und gar zur Ehe begehren könne. Sie war krank geworden von den peinlichen Eindrücken auf Schloßberg, und als ſie jetzt nach einigen Tagen ſo weit wieder hergeſtellt war, um der Angelegenheit ruhig ins Auge zu ſehen, eröffnete ſie ihrem Gatten unverholen ihre desfallſige Bitte. Von Knorre aber ſchwieg hartnäckig; nicht der Gattin, vor welcher er ſonſt großen Reſpect zeigte, nicht ſeinem Sohne, nicht Puttkammern gelang es, nur irgend eine bezeichnende Aeußerung von ihm zu gewinnen. „Ihr macht zu viel Weſens,“ ſagte er ablehnend, „von einer Sache, die noch gar nichts iſt — laßt die Dinge kommen!“

Er war ein heftiger Mann, aber er war politiſcher Parteigänger, und ſpeculirte als ſolcher. Dies Intereſſe hielt ſeine Leidenſchaftlichkeit in Schranken, und jetzt eben war ein politiſcher Moment eingetreten, welcher ihn zu großer Thätigkeit aufforderte, und für welchen ihm der Beiſtand der Bandomire gar wünſchenswerth ſein konnte. Er wußte ſehr wohl, welch' eine wohlgeübte bewaffnete Macht, welch' ein Anhang unter der oberländiſchen Jugend dem Brüggenſchen und Kummelnſchen zu Gebote ſtand; dieſe Macht war ihm, der zu Lithauen und Polen hielt, juſt hier im Oberlande an der lithauiſchen Grenze ein Dorn im Auge, und deren Gewinn wäre ihm gerade jetzt, wo an dieſer Seite etwas im Werke war, ein außerordentlicher geweſen. Ein intereſſanter Prätendent nämlich für den kuriſchen Herzogshut war eben aufgetreten, und da er das Intereſſe des polniſchen Königs und das Intereſſe der Großfürſtin Anna, die von Rußland geſchützt wurde, in ſich vereinigte, ſo fand er viel Zuſtimmung in Kurland, und Knorre beſonders warb für ihn. Dieſer Prätendent war der natürliche Sohn Königs Auguſt und der ſchönen Gräfin Königsmark, war der als Graf Moriz von der Raute eingeführte, um ſeiner Tapferkeit willen zum Grafen von Sachſen erhobene, vielbegabte Mann, welcher als Marſchall von Sachſen in der Geſchichte bekannt iſt. Er erſchien, ein glänzender, genialer Cavalier, damals zum erſten Male in Kurland, ward von der Großfürſtin Anna günſtig angeſehen, und man verhoffte, ſie werde ihn heiraten und er werde Herzog von Kurland werden. Herzog Ferdinand galt dabei immer als das geringſte Hinderniß: er war hohen Alters, war noch immer nicht belehnt, kam nicht nach Kurland, hatte kein Kind, und wohl oder übel, erwartete man, werde der König von Polen zum Beſten ſeines Sohnes eine Ausgleichung mit dem alten, eigenſinnigen Herrn finden, von dem doch ein- für allemal Kurland nichts wiſſen wollte.

Dieſe Angelegenheit war ganz neu, als die Bandomir'ſche plötzliche Annäherung Herrn von Knorre überraſchte. Das ſind ein Paar Jungen für den Grafen Moriz! dachte er ſogleich, als ſein erſter Zornesunmuth niedergedämpft war — er wird ihnen, ſie werden ihm gefallen, mit ihnen iſt das Oberland an der Grenze uns gewonnen!

So verhaßt, wie ihm der verſtorbene Oberſtwachtmeiſter geweſen, waren ſie ihm doch auch nicht, wenn ſie ihm auch widerwärtig waren, und ob die geduldete Annäherung des Aelteſten bis zu einem Heiratsbegehr kommen, oder dies Heiratsbegehr gar bewilligt, Hedwig von Knorre eine Bandomir werden ſollte, bis dahin war ja noch ein weiter Weg. Alſo „laßt die Dinge kommen!“ war ein ganz wohl überlegter Ausdruck des Ellernſchen.

Sie kamen. Stanislaus ſprengte eben in den Hof zu Ellern, als die Knorre'ſche Familie mit Puttkammer im Wohnzimmer verſammelt und im Geſpräch über dies Thema begriffen war, im Geſpräch, das von Julius und von Puttkammer im Weſentlichen unterhalten wurde, da Herr von Knorre meiſt ſchweigend im Zimmer auf und ab ging, und Frau von Knorre ebenfalls wortkarg am Fenſter ſaß. Hedwig, welche bisher ganz außer Frage geblieben war, trat eben ins Zimmer. Ihr geröthetes Antlitz, ihre leuchtenden Augen verriethen der zitternden Mutter, daß ſie die Ankunft des Reiters bemerkt, und daß hier raſches Einſchreiten Noth thue, wenn das Kind nicht geopfert werden ſolle.

Stanislaus fand alſo einen ſehr froſtigen Empfang, denn auch der alte Herr von Knorre fühlte ſeinen Bandomirhaß unwillkürlich aufgeregt, als er dieſen ſtolzen Jüngling eintreten und, des kalten Empfanges ungeachtet, mit einer Sicherheit und Zuverſicht ſich benehmen ſah, als ſei außer der Liebe Hedwigs und außer der Achtung der Mutter nichts Beachtenswerthes für ihn vorhanden im Ellernſchen Hauſe. Stanislaus' Empfindungen waren ſo innig und ſtark, daß ſie ſich von keinerlei Rückſicht und von keinerlei Beſorgniß oder Furcht beeinträchtigen ließen. Wo ein Anderer befangen oder gepeinigt worden wäre, von einer ihm ſo deutlich mißwollenden Familie, da hatte er für nichts Augen als für die Augen ſeiner Geliebten, und war ſo frei und heiter, daß er die Unterhaltung lebhaft zu beginnen und bei aller Ungunſt der Erwiderung lebhaft fortzuführen, am Ende auch Frau von Knorre dahinein zu nöthigen wußte. All ſeine Seelenkräfte waren geweckt und in munterſter Lebendigkeit. Julius von Knorre, ein lebeluſtiger Charakter, ließ ſich auch von einigen ihn anſprechenden Wendungen des Geſprächs allmälig zur Theilnahme verlocken, Puttkammer, der durch Oppoſition ſtören wollte, ward durch überlegene Erwiderung gezwungen, ſeine übel gemeinten Einwürfe zu begründen, und ſolchergeſtalt ebenfalls Theil zu nehmen, und der Hausherr fand ſomit Zeit, ſeinen Widerwillen zu bekämpfen, fand Gelegenheit, dem Geſpräche eine politiſche Wendung zu geben. Damit ſollte Stanislaus ausgehorcht werden.

Obwol nun Stanislaus keineswegs gemeint war, ſich in dieſem Betracht irgendwie hin zu geben, ſo folgte er doch dem natürlichen Tact ſeiner Lage, und entzog ſich mehr als ſonſt aller entſchiedenen Aeußerung.

Je mehr man ein Waſſer zurückſtaut, deſto mächtiger ſchwillt die Fluth an, deſto ungeſtümer wird ſpäter der Durchbruch. Der alte Herr von Knorre verſuchte es bei nochmaligem Beſuche Stanislaus, deſſen politiſche Theilnahme zu gewinnen, und als dieſer wiederum darauf nicht einging, war die Geduld des alten Edelmanns zu Ende, er verließ das Zimmer mit dem feſten Vorſatze, jetzt nur nach der ſchreiendſten Gelegenheit zu trachten, wie er dieſen zudringlichen Feind aus ſeinem Hauſe weiſen könne. Zu dem Ende ritt er nach Grünewald zu Herrn von Roon, und erſuchte dieſen, doch in den nächſten Tagen, wenn er Bandomir vorüberreiten ſähe gen Ellern, ſich ihm anzuſchließen und mit nach Ellern zu kommen.

„Giebt's Verlobung?“ fragte dieſer erfreut.

Ja! erwiderte Knorre.

„Das freut mich, Knorre, das freut mich. Beſſer kann das Geklatſch, welches umgeht, nicht niedergeſchlagen werden.“

Welches Geklatſch?

„Nun, der Bandomir mache eigentlich Deiner Frau den Hof, und verſpotte durch ſein häufiges furchtloſes Erſcheinen auf Ellern den Haß, welchen Du gegen ſein Haus hegeſt. So hat das Gerücht ein Ende, und auch diejenigen ſind beruhigt, welche an Bandomir Theil nehmen, welche jene Klatſcherei nicht glauben, es aber dem Stanislaus verargen, daß er dem Feinde ſeines Hauſes wie ein Bettler ſich aufdränge."

Beide Theile ſollen zur Genüge aufgeklärt werden! erwiderte Herr von Knorre. —

Schon am folgenden Tage meldete der aufpaſſende Diener Roop's, daß er den Herrn von Bandomir vom Schiskowaer Kruge her nach der Windmühle des Grünwalder Beihofes heraufſprengen ſähe. Roop ſtieg zu Pferde und ſchloß ſich an den Jüngling, dem er wohlwollte, und den er dem Glück entgegen zu begleiten glaubte. Es war fröhliches Sommerwetter und ſie genoſſen in heiterer Stimmung den Duft und das Sonnenglitzern der Waldungen, durch welche in nordweſtlicher Richtung der Weg nach Ellern führt. Bei dem Flecken Okniſt hatten ſie einen ſich herein drängenden Zipfel Lithauens zu paſſiren, und Roop ſagte munter: „Nun, lieber Stanislaus, wird wol auch das ſchlimme Andenken an dieſes Landes Raubritter auf Brüggen vergeſſen werden —"

Ich vergeſſe nichts! erwiderte plötzlich ernſthaft der Angeredete, dem auch in aufwallendſter Stimmung kein Zug von Leichtſinn beikommen konnte. — Jenſeits des kleinen See's, der vor Ellern liegt, ſahen ſie Herrn von Puttkammer nach dem Hofe zu reiten; das erhöhte Stanislaus' Ernſthaftigkeit, welche durch jene Bemerkung Roop's aufgeſcheucht worden war, und eine gewiſſe Feierlichkeit des Empfanges auf Ellern war nicht geeignet, ihm die heitere Stimmung, in welcher er ausgeritten war, zurückzubringen.

Hedwig war nicht zugegen, und als Stanislaus ohne Weiteres nach ihr fragte, hieß es, ſie ſei nach dem Paſtorate gegangen. Nerſt, die nächſte Pfarrei, war ziemlich entfernt, und es war vorauszuſehen, daß Hedwig erſt ſpät wiederkommen werde. Stanislaus wurde unruhig und ungeduldig — wahrſcheinlich hatte der Ellernſche ſolche Stimmung, die ihre Wünſche am voreiligſten verräth, herbeiführen wollen. Aber daß Stanislaus plötzlich verſchwinden und ſich nach dem Paſtorate auf den Weg machen würde, hatte er wol nicht erwartet.

Stanislaus eilte in Haſt den ſonnigen Weg dahin. War es blos liebende Ungeduld, war es Vorgefühl unheilbarer Störungen — es trieb ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt der nach Weſten hinabſteigenden Sonne entgegen, von woher ſeine Geliebte kommen ſollte. Die Ausſicht war offen bis zu einem fernen Gehölz, aber es war kein Menſch zu ſehen, die Tagesgluth lag ſchwer auf den blühenden Getreidefeldern, ein Gewitter ſtieg hinter dem Eilenden auf, und immer haſtiger ſtrebte dieſer, das Gehölz zu erreichen und dahinter neue Ausſicht. Er erreichte es, glühend in körperlicher Hitze, noch glühender vor Verlangen, und achtete nicht der wohlthuenden Waldeskühle, ängſtlich umherſpähend und alle Nebenwege zwiſchen den Bäumen aufſuchend, daß er die Erwartete nicht verfehle. Erſchreckt von dem Gedanken, daß dies doch geſchehen könne, rief er laut den Namen „Hedwig“, der Wald hallte ihn wieder, und dieſer einſame, unbeantwortete Wiederhall ſchlug ihm wie ein Furchtſchauer, den er nie gekannt, ins Herz. So aufgeregt erreichte er das Ende des Gehölzes, und — brünſtig und fromm, wie es ihm ſelten begegnete — dankte er Gott. Am Spiegel eines Sees hoben ſich zwei Frauengeſtalten von der Landſchaft ab, er unterſchied ein weißes Gewand und fliegende Bänder, es war Hedwig mit ihrem Mädchen. Mit verdoppelter Eile flog er ihr entgegen — das Verhältniß zwiſchen ihnen, ſo jung und neu, war noch ein unausgeſprochenes; jetzt war die erſte Gelegenheit da, vielleicht auch die letzte, ſich durch Wort und Zuſage einander zu verſichern. Hedwig hatte den Hut abgenommen, weil weiße Wolken vor die Sonne getreten waren, ihr dunkles Haar wallte um das vom Gehen leicht geröthete Antlitz, das Auge leuchtete in Freude über den Anblick des ihr Entgegenkommenden, und eine ſchelmiſche Genugthuung bewegte ſich um die ſchwellenden Lippen, Genugthuung: daß der prächtige Mann ſich ihr ſo ergeben zeige. So empfing ſie ihn denn mit einem muthwilligen Ausrufe, daß er über Gebühr erhitzt und wunderlich ausſähe.

„Ich habe Ihnen raſch etwas mitzutheilen, Fräulein Hedwig! Erlauben Sie, daß ich Ihr Mädchen vorausſchicke, und daß ich Ihnen mein Geleit nach Hauſe anbiete.“

Ohne auf die Antwort Hedwigs, welche die Augen niederſchlug, zu warten, winkte er dem Mädchen, und geſellte ſich zu Hedwig. Jene beſchleunigte ihre Schritte, und das Paar ging ſchweigend bis in das Gehölz, weil dem ſtürmiſchen Stanislaus vielleicht die Dienerin noch zu nahe ſchien. Jetzt war ſie hinter den Bäumen verſchwunden, und Stanislaus blieb ſtehen und ergriff Hedwigs beide Hände. Ein leiſes Beben flog über des Mädchens Körper, dann hoben ſich langſam ihre Augenlider, wie aufwärts gezogen von magnetiſcher Kraft des drängenden, fragenden, liebeheißen Blickes, in welchem Stanislaus' Seele auf ihrem Antlitze ruhte. Als die Blicke voll einander gegenüber waren, zuckte es wie Blitzesſtrahl durch Beide, ſie ſank an ſeine Bruſt, er drückte ſein Antlitz an das ihre, heiße Thränen floſſen ihm über die Wangen, als er ſich wieder zurückbeugte, um ihre Augen zu ſuchen —

Da hörte er durch den ſtill über die Fluren ſich hinbreitenden Sommerabend den Hufſchlag eines Pferdes, hörte Stimmen, als ob der Reiter Hedwigs Dienerin befrage, und zog eilig ſeine Geliebte vom Wege ab, hinter ein Gebüſch. Raſch nahte ſich der Reiter: es war Herr von Puttkammer; er hielt in ihrer Nähe, um nach ihnen über das Feld hin auszublicken. — Hedweg hielt den Athem an und ſah, halb ängſtlich, halb lächelnd, zu Stanislaus empor. Eben wollte Puttkammer weiter reiten, da ſchoß ein großer Hund an ihm vorüber, hielt plötzlich wie von einem ſcharfen Zügel angehalten in ſeinem Laufe inne und wandte den Kopf nach dem Buſche, hinter welchem das Liebespaar ſtand. Es war der ſteinalte, immer noch rüſtige Paſcha, der ſeine Anhänglichkeit vom verſtorbenen Vater auf den älteſten Sohn übertragen hatte — ein Luftzug hatte ihm die Nähe ſeines jetzigen Herrn verrathen, und das treue Thier, unter den Oberländern überall als Bandomiriſch bekannt, verrieth vielleicht in dieſem mißlichen Augenblicke den Herrn, welchen es ſchützen wollte. Denn Puttkammer, Paſcha erkennend, hemmte ſogleich wieder ſein Pferd und machte Anſtalt, in der Richtung, welche der Kopf des Hundes andeutete, vom Wege abzubiegen. Paſcha aber richtete jetzt den Kopf nach ihm, fletſchte die Zähne und knurrte — „Bandomir'ſche Beſtie!“ brummte dieſer, und hielt unſchlüſſig. Da hörte man einen neuen Reiter kommen; Puttkammer ſah ſich um und erblickte Urban. Dieſer hatte im Flure des Ellernſchen Hauſes bemerkt, daß man ſeinen Herrn ſuche, und nicht, um ihm Angenehmes zu ſagen; er hatte verſtörte, zornige Worte gehört und Puttkammer zu Pferde ſteigen ſehen. Ihm war dieſer Ellernſche Hof überhaupt unheimlich. Er eilte in den Stall, zäumte die Pferde, nahm den Tartar an den Zügel, ſchwang ſich auf das ſeine und folgte Puttkammer —

„Wo iſt Dein Herr?“ fragte dieſer.

Ich glaube, er iſt eines Geſchäftes wegen nach dem Sauckenſee hinüber —

Das war eine Richtung, welche nördlich abbog von dem Pfarrwege. Puttkammer ſah ihn böſe an und ritt weiter nach dem Paſtorate zu, Urban, der ſtill hielt, hinter ſich laſſend. Als er eine Strecke entfernt war, ſprang Paſcha wedelnd hinter das Gebüſch, und Urban hörte die Stimme ſeines Herrn, der ihm befahl, ruhig wieder zurückzureiten nach Ellern — der Diener gehorchte, ohne zu fragen, ohne ſich umzublicken, und Arm in Arm folgten ihm Stanislaus und Hedwig. —

„Wir werden einen ſchweren Stand haben zu Hauſe,“ ſagte Hedwig, „die Eltern wollen Dir nicht wohl, und Puttkammer, dem ſie mich, fürcht' ich, beſtimmt haben, iſt nicht in guter Abſicht nach Dir aus —"

Nach uns! Laſſ' uns ſtandhaft und tapfer ſein, Hedwig, dann ſoll uns kein Menſch was anhaben. Wenn Du mich nur zur Hälfte ſo liebſt, wie ich Dich liebe, dann ſiegen wir ob, und wenn ſich Alles gegen uns verſchwört. —

Er fühlte den bekräftigenden Druck ihres Armes und hörte mit Freuden ihre Verſicherung, daß ſie ſchon tapfer ſein wolle. Sie vergaßen, in Liebeswonne dem Hofe zuſchreitend, alles Bedrohliche, was ihrer dort warten möge, und kamen an, beleuchtet vom rothen Abendſcheine, verſunken in Liebesgedanken und Liebeshoffnung. Doch trieb der Mädchentact Hedwig auf ihr Zimmer, und Stanislaus trat allein in das Geſellſchaftsgemach, wo das Knorre'ſche Ehepaar und Roop noch beiſammen waren.

Er war ſo voll Liebe und Wallung, daß er gar nicht wahrnahm, welch eine Wirkung ſein Verſchwinden gemacht, und wie ſich Alles zu einem furchtbaren Ausbruch gereiſt hatte. Als Herr von Knorre raſch auf ihn zukam, ließ er ihn gar nicht zu Worte kommen, ſondern erzählte ihm mit dem Freimuth einer edlen Seele, daß er ſo glücklich ſei, ſeine lebhafte Neigung für Hedwig von dieſer getheilt zu ſehen, und daß er nichts auf der Welt lebhafter wünſche, als Herrn von Knorre's Tochter nach Brüggen führen zu dürfen, eine geliebte Gattin und Gebieterin —

Hier ſtieß Frau von Knorre einen ſchmerzlichen Schrei aus und lehnte ſich bleich in ihren Lehnſtuhl zurück. Stanislaus, nur einen Augenblick erſchreckt, fuhr lebhaft fort: Nehmen Sie mich auf in Ihren Familienkreis, ſegnen Sie uns, die Gott mit göttlicher Liebe geſegnet! Sie kennen meine äußeren Verhältniſſe, Sie wiſſen, daß ich reich und mächtig bin, meiner Gattin alle Lebensannehmlichkeiten, alle Bedürfniſſe ihres Standes bieten zu können —

Herr von Knorre hatte ſich mit der Fauſt auf den Tiſch geſtützt, es dunkelte bereits, und da ſein Rücken gegen die Fenſter zu gekehrt war, ſo konnte man den Ausdruck ſeines zuſammengezogenen Geſichtes nicht deutlich ſehen; aber das ſah man, daß die heftigſte Bewegung in ihm arbeitete, und daß er ſich mit einem halb wüthenden, halb triumphirenden Blicke nach dem am Fenſter ſtehenden Herrn von Roop wendete und nach Worten ſuchte. Nach einer Pauſe hörte man ihn ſagen: Nun, wie gefällt Ihnen das, Herr von Roop? Ich hatte Ihnen von einer Verlobung geſprochen, und ich könnte Ihnen, wenn ich eine Kammerjungfer Hedwig, von welcher dieſer Herr zu ſprechen ſcheint, im Hauſe hätte, mit zweien aufwarten. Sie werden mit Einer zufrieden ſein, ſobald Puttkammer zurückkommt, und dieſer Herr muß ſich für Einweihung ſeiner befremdlichen Gelüſte eine andere Stätte ſuchen —

Was iſt das? — Aber, Knorre! riefen Stanislaus und Roop gleichzeitig.

„Was das iſt? Meine Hedwig, Hedwig von Knorre, iſt ein zu koſtbarer Edelſtein, Herr Vandomir, als daß der Erbe eines ſchwediſchen Läuflings ſeine Hand darnach ausſtrecken dürfe. Die Reichthümer, mit denen Sie prahlen, und die in den Raubkriegen des ſchwediſchen Raufbolds zuſammengeplündert ſein mögen, die können Sie mit Ihres Gleichen verzehren, und kurz und gut, eine Knorre an Herrn Vandomir, Pfandbeſitzer in Kurland, zu verehelichen, hieße: ſie Angeſichts der kuriſchen Ritterbank und der erlauchten Republik Polen an den Pranger ſtellen — das iſt's! Wo ſind denn die Adelsbeweiſe der Vandomire? So viel ich weiß, ſtammen dieſe Leute von böhmiſchen Bauern, die wahrſcheinlich rechtswidrig entlaufen und durch glückliches Abenteuern bereichert ſind, wenigſtens hat die Ritterſchaft bis jetzt zu dieſer Stunde noch keine Documente geſehen, die eine Standesebenbürtigkeit der Vandomire beweiſen könnten. Gehen Sie alſo, mein Herr, woher Sie gekommen, und vermeiden Sie Eltern und jede Knorre'ſche Geſellſchaft, wenn Sie ſich nicht herberer Zurechtweiſung ausſetzen wollen. Daß man Ihrem zudringlichen Beſuche und Ihrem ſoeben geäußerten überdreiſten Antrage nicht nach Gebühr begegnet iſt, daß ich Ihnen hier perſönlich Gründe der Zurückweiſung mittheile, das haben Sie nur der kuriſchen Gaſtfreundſchaft zu danken —“

Bis zum Tode erbleicht und an allen Gliedern zitternd ſtand Stanislaus vor dem wüthenden Alten. Solch eine Beleidigung hatte er nie für möglich gehalten, die Faſſungskraft verſagte ihm ihre Dienſte, es drehte und ſchaukelte ſich Alles vor ihm, ſein Blick ſchweifte wie leer im Zimmer herum, da traf er auf das Haupt der Frau von Knorre, die es eben ſtöhnend nach der Fenſterſeite bewegte, das unſichere Licht ließ ihn in dieſem Profil die Formen ſeiner Hedwig erkennen, er kam zu ſich, er holte Athem, und als die Pauſe noch eine Secunde länger gedauert hatte, war er gefaßt. Das Schrecklichſte befürchtend näherte ſich Roop, als Stanislaus dem alten Knorre noch einen Schritt näher trat, faſt Stirn an Stirn — aber er blieb ſtehen, da Stanislaus zu ſprechen anhub. Die tiefe, wie mit einzelnen Donnerſchlägen entſetzlich betonende Stimme feſſelte und erſchreckte ihn mehr, als ſonſt ein Gewaltausbruch, den er befürchtet, vermocht hätte.

„Alter Mann“, ſagte Vandomir, „nicht Deinem grauen Haare, nicht, daß ich Dein Gaſt bin, nicht, daß Du Gatte jener von mir verehrten Dame biſt, haſt Du's zu danken, daß Du in dieſem Augenblicke noch athmen kannſt, daß Du nicht zerſchmettert unter meinen Füßen ſtirbſt — Deiner Tochter allein, und meiner grenzenloſen Liebe für ſie dankſt Du Dein Leben. Du haſt ihr das ihrige gegeben, jetzt hat ſie Dir das Deinige erhalten, ihre Verpflichtung gegen Dich iſt aufgehoben — und was mich betrifft, ſo höre, wahnſinniger alter Mann, und präg' Dir's ein in den verworrenen Sinn: Hedwig wird meine Gattin, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt und mir in meiner letzten Stunde helfen wolle!“

Wie das in voller Höhe losbrechende Gewitter hatten die letzten Worte geklungen, und die betäubten Hörer hatten kaum bemerkt, daß Vandomir das Zimmer verlaſſen. Er flog in

Hedwigs Gemach. Sie hatte ſchon Licht und fuhr ſchreiend auf, als ſie des Geliebten entſetzlich verſtörtes Antlitz erblickte. — „Was iſt geſchehen?“

In kurzen haſtigen Worten erzählte er ihr den Vorgang. Schon hörte man die Thür des Geſellſchaftszimmers aufreißen und zufliegen, hörte des alten Knorre, der ſich von der durch Bandomir's Worte hervorgebrachten Betäubung erholt hatte, faſt brüllenden Ruf über den Vorſaal herüber: Wo iſt er? — Wo iſt er? — Bandomir ſchloß die zitternde Hedwig in ſeine Arme, preßte mit fieberhaften Lippen einen Kuß auf die ihren und ſprach die fliegenden Worte: Hedwig, heiligſt Geliebte! willſt Du mir ſchwören vor Gott dem Allmächtigen, mein zu ſein, mir zu folgen durch Noth und Tod? —

Bebend, aber entſchieden ſprach Hedwig: „Ich ſchwör's!“

— Um meinetwillen zu verlaſſen Vater und Mutter?

„Vater und — wenn es ſein muß, auch meine Mutter.“

Gott lohne Dir's! Ich fordere es ein, ich hole Dich, meine Liebe zu Dir reicht über Noth und Tod —

Da war der alte Knorre an der Thüre und griff ſchon ans Schloß. Mit einem Sprunge war Bandomir auf der Schwelle, ſtieß die Thür auf, die ſich nach dem Saale zu öffnete, ſtieß ſolcherweiſe den alten Edelmann ein Stück über den Saal zurück, warf die Thüre hinter ſich ins Schloß, um der Tochter den Anblick einer Scene zu entziehen, wie er ſie erwarten mußte, und wollte wortlos nach der Treppe vorübereilen. Diener kamen mit Lichtern die Treppe heraufgeſtürzt, ſie hatten das Rufen ihres Herrn gehört, und am heiſeren Tone erkannt, in welcher wüthenden Stimmung ihr Herr ſei. Er trat denn auch den eilenden Bandomir mit Worten und Geberden an, welche dieſen zum Stillſtand bewogen. Daß der verhaßte Freier aus dem Zimmer Hedwigs kam, hatte die Wuth des Vaters über alle Grenzen geſteigert. — „Augenblicklich, Elender“, — ſchrie er oder ſtöhnte er vielmehr — „packe Dich aus meinem Hauſe, aus meinem Gebiete, oder ich laſſe die Hunde auf Dich hetzen, und meinen Jäger Dich niederſchießen wie eine Beſtie!“ — Als bei dieſen Worten die Handgeberde des Wüthenden dem Körper Bandomir's nahe kam, ſtieß dieſer, ebenfalls außer ſich, das Wolfsgeſchrei aus, welches er in wilder Jagdluſt, Aug' in Auge mit dem wilden Thiere ſich angewöhnt hatte, faßte, ein rieſenhaft ſtarker Menſch, den langen Edelmann an der Gurgel, preßte ſie zuſammen, wiederum als wenn er einen Wolf zwiſchen der Fauſt hätte, und drückte ihn auf einen Seſſel, der in der Nähe ſtand. Noch entſetzlicher wurde die Scene dadurch, daß Paſcha, der ſeines Herrn Wolfsruf unten an der Hausthür gehört, in polternden Sätzen die Treppe herauf geflogen kam, einen der entſetzten Diener, welche mit Armleuchtern den Schauplatz erhellten, über den Haufen rannte, mit einem Sprunge dem überwältigten und nach Athem ringenden Knorre mit den Tatzen auf Bruſt und Schultern ſprang, und offenen Rachens ſein Mordgeheul demſelben ins Geſicht brüllte. Von dem ſchweren Anprall des Hundes und vom jähen Rückbeugen Knorre's ſchlug der Stuhl hinten über — „Brich den Hals, wie Elias!“ rief Bandomir, pfiff dem Hunde und ſtieg die Treppe hinab.

Urban, der ſo etwas erwartet hatte, ſtand mit den Pferden bereit, ſie ſchwangen ſich auf und jagten durch die Nacht davon. Es that ihnen Noth gut beritten zu ſein, denn ſie waren eben aus dem Gehöfte, da hörten ſie die heiſere Stimme des Ellernſchen durch die ſtille Nachtluft ſchrillen: Hunde los!

7.

Menſchen, welche ſich ſtarker Kräfte bewußt ſind, ſcheitern zumeiſt in ihren Unternehmungen — wenn ſie ſcheitern — an zwei Mängeln. Im Grunde iſt es ein und derſelbe Mangel: ſie überſehen alle die Mittelglieder, alle die kleinen Verbindungen, welche ſich zwiſchen Abſicht und Ziel immer zahlreich vorfinden, ſie ſchätzen die Menſchen gering, welche nicht offenbar Hauptperſonen des beabſichtigten Intereſſes ſind, kurz, ſie haben nur das Hauptziel und die Hauptperſonen im Auge, ſie ſetzen ihre Handlungen nicht künſtleriſch zuſammen. So kommen ſie allerdings raſcher und öfter ans Ziel, als der berechnende und umſichtige Menſch; aber am Ziele angekommen ſind ſie machtlos, es fehlt ihnen der Nachdruck alles deſſen, was um die Dinge und Menſchen her liegt, ſie erliegen Angeſichts des letzten Erfolges.

Stanislaus hatte eine Ahnung davon, daß man Held und Diplomat zugleich ſein müſſe, um das unmöglich Ausſehende möglich und dauernd zu machen. Er nahm ſich vor, jetzt, da all ſein Trachten auf den Beſitz Hedwigs gerichtet war, überallhin Verbindungen anzuknüpfen, nicht die geringſten Perſonen mehr für unwichtig zu halten. Als ob wir unſer Naturell austauſchen könnten, je nach dieſer oder jener Verſtandeseinſicht! Nun, aber doch ergänzen können wir's — bis auf einen gewiſſen Punkt; vielleicht wird dieſer Punkt ſo weit abliegen von Bandomir's unwillkürlichem Drange, daß die Ergänzung hinreicht für den Sieg, den er ſich vorgeſteckt. Hedwig müſſe ſein Weib werden, das ſtand ſo feſt in ihm wie der Polarſtern, und wenn ein Heer zwiſchen ihm und ſeiner Geliebten ſchlagfertig gelagert wäre. Die abenteuerlichſten Pläne flogen wie Vögelſchwärme zwitſchernd und purrend durch ſeinen Sinn. Bald wollte er mit ſeinen kriegeriſch eingeübten Leuten Ellern überfallen und Hedwig gewaltſam rauben — denn an eine Landespolizei dachte man in dem herrenloſen, weil herrenüberreichen Kurland zu allerletzt — bald wollte er ſich verkleidet einſchleichen und ſie zur Flucht bewegen, bald wollte er ſich tagelang in den Hinterhalt ſtellen, um ſie von einem ihrer Spaziergänge zu entführen. Jedenfalls brauchte er zu irgend einer ſolchen Unternehmung geſchickte Aufpaſſer, und brauchte, um nach ausgeführtem Streiche ſeine Beute vor ähnlichem Streiche zu ſichern, ein möglichſt befeſtigtes

Brüggen. Deshalb, und weil ihm auch das Herz überging, und weil er vor dem erprobten alten Urban nichts zu verheimlichen brauchte, theilte er dieſem in jener Nacht, als ſie in der Gegend von Okniſt den raſchen Lauf ihrer Pferde hemmten, das Geheimniß mit und alle Abſichten, welche er im Sinn herumwälzte. Urban ſeufzte. — „Was ſeufzeſt Du?“ —

Der ſelige Herr Oberſtwachtmeiſter wollte mit den Ellernſchen in keiner Weiſe etwas zu ſchaffen haben! —

„Ich habe auch nichts für ſie, als Flintenſchüſſe und Klingenſtreiche, ich will blos meine Hedwig aus ihren Klauen retten.“ —

Darauf faßte Urban, als wohlgeſchulter Soldat, zuerſt den ſichern Rückzug, die Befeſtigung von Brüggen, ins Auge, die Pläne über Entführung zunächſt mit den Worten ablehnend: Das findet ſich, und das iſt leichter.“

Die Befeſtigung eines kuriſchen Hofes iſt aber darum nicht leicht, weil das dazu gehörige ſogenannte Geſinde, aus Ställen, Vorrathshäuſern und dem Wohnhauſe des Geſindes beſtehend, gewöhnlich breit auseinandergeſtreut iſt, da man nirgends auf Bodenerſparung ein Augenmerk richtet. So liegt neben dem Wohngebäude der Leute, aus deſſen glasloſen Schiebefenſtern meiſt ein dicker Rauch qualmt, ein Gebäude, welches „die Kleete“ heißt, das wichtigſte Vorrathshaus, worin das ausgedroſchene Korn, der Flachs und die Lebensmittel verwahrt werden, und wogegen alle Diebseinbrüche gerichtet ſind. Dann folgt das Fahlland, worin das Rindvieh und die Schafherde unter Dach und Fach gebracht iſt. Der Pferdeſtall iſt das nächſte Gebäude, und erſt in einiger Entfernung davon ſteht vereinzelt Badeſtube, Riege und Scheuer. In der Riege wird das Korn in einer eigenen Kammer, „Hilzriege“ geheißen, abgedörrt und dann gedroſchen und gereinigt. Alle dieſe Häuſer in den Befeſtigungsplan aufzunehmen, war ein allzu ſchwieriges Unternehmen, und da deren Beſetzung bei etwaigem Ueberfall im Grunde gleichgültig heißen konnte, das Brüggenſche Herrenhaus auch in hinreichender Entfernung von dieſem Geſinde lag, um von einer Beſetzung desſelben durch die Angreifer nicht gefährdet zu ſein, ſo beſchränkte Urban ſeinen Feſtungsplan auf dieſes Herrenhaus. Es war ein einſtöckiges hölzernes Gebäude, an dem ein Bach vorüber nach dem See hinabrieſelte. Er wollte einen breiten Graben und hohen Damm um das Haus zu Stande bringen, das Waſſer des Baches ſolle den Graben füllen, ein Thor von eiſenbeſchlagenen Eichenbohlen ſolle den Zugang von der Brücke ſchließen, und darin angebrachte Schießlöcher ſollten den Sturm darauf vereiteln. Und für den Fall, daß alles dies von überlegener Macht bezwungen würde, hatte er noch vor, einen Fluchtgang unter dem Hauſe auszugraben — „das verſtehen unſere Fuchsjäger, gnädiger Herr, und ſobald wir nach Hauſe kommen, geh' ich an's Werk; nun können wir uns nach dem Angriff von unſerer Seite umthun — da iſt der Hemmo drüben im Geſinde ein guter Spion, und ſein jüngerer Bruder, den damals die Czabelsky'ſchen als einen Läufling mit fortgeſchleppt, das iſt einer der geſchickteſten Letten, nicht ſo träge und ſtumpf wie die andern alle ſind —“

Und Jakut müſſen wir werben, Urban!

„Jakut? — das iſt bedenklich, gnädiger Herr, ich hab' ihn immer noch im Verdachte mit dem Säbel —“

Was iſt das? — Die Reiter waren inmitten des Waldes zwiſchen Caſimirswahl und Lowiden, und ſahen über eine Kieferdickung empor einzelne Feuer leuchten. Ohne auf Urbans Warnung zu achten, ritt Stanislaus darauf los, und ſah bald über die niedrige Waldung hinweg in ein Zigeunerbivouak hinein, wie es trotz aller Verordnungen des Landtags überall in Kurland zu finden war. Juden und Zigeuner wurden auf allen Landtagen des Landes verwieſen, waren aber immer zahlreich im Lande zu finden, da hier ein Kurländer dem Edicte gemäß ſie verjagte, dort ein anderer des Edictes lachte und ſie gewähren ließ. — Die bunte ägyptiſche Geſellſchaft ſchlief jetzt großentheils, nur eine Alte ſaß vor einem Keſſel und rührte zuweilen mit einem Löffel darin umher. Ein Mädchen, als Knabe gekleidet, ſchlief mit dem Kopfe auf ihrem Schooße. Stanislaus kannte beide: er hatte der Alten ein Häuschen und Stückchen Landes im Brüggen'ſchen Forſte eingeräumt, weil ſie ihn darum angeſprochen, und weil er den Verſuch machen wollte, dieſe nomadiſchen Menſchen an feſte Wohnſitze zu gewöhnen. Aergerlich, daß er die Alte doch wieder vagabundiren ſah, wollte er von dannen reiten, als die Hunde des Bivouaks laut wurden, im Nu einen Aufſtand zu Wege gebracht und ihn mit Zigeunern umringt hatten. „Seid demüthig und höflich!“ ſchrie das knabenhafte Mädchen, „es iſt der Brüggenſche Herr, unſer ſchöner Beſchützer!“ Und dabei ſprang ſie heran und küßte ihm den Stiefel, die ſchwarzen ſchönen Augen zu ihm aufſchlagend, als ob ſie ſein Antlitz um und um in ſich aufnehmen wollte. —

„Schämſt Du Dich nicht, Petruſchka, daß Du Dich mit Deiner Mutter wieder im Herumſtreifen betreffen läßt?“

Verzeiht, Herr von Stanislaus, wenn die Vögel immer wieder gern einmal hinausfliegen, ob auch ihr Käfig noch ſo wohnlich ſei. — Wofür haben ſie Flügel? Und Ihr fehlt ja ſeit einer Woche auch tagtäglich in Brüggen, und Ihr jagt nicht mehr und ſeid unſtät, und Maruſſa ſagt: Aus Ellern käm' Euch wol das Liebſte, aber auch das Schlimmſte —

„Holla, ſeid Ihr Spione?“

Nicht blos das, blanker, gnädigſter Herr — ſagte hierauf die alte Maruſſa — wir wiſſen auch viel Dinge, die wir nicht ſehen —

„Poſſen! Aber wollt' Ihr mir Alles ſagen, was Ihr ſehet? —“

Alles, Herr! rief Petruſchka — Alles gehört der Sonne, wendete Maruſſa ein, aber was Euch noth thut, ſollt Ihr erfahren. Wir ſind nicht treu, aber dankbar. So reitet Ihr einen falſchen Weg, Herr, denn Eures Vaters zweiter Sohn iſt nicht in Kummeln, ſondern auf dem Wege nach Mitau, und Ihr ſolltet immer bei einander ſein. Wenn Ihr bei einander ſeid, wird Euch ganz Kurland nicht beſiegen; wenn Ihr Euch aber trennt, ſo unterliegt Ihr!

„Mein Bruder nicht in Kummeln?“

Wir haben ihn von den Bergen bei Illuxt hinabreiten ſehen, gen Bevern, immer auf Mitau zu.

„Von da iſt's noch weit nach Mitau, er kann wo anders hin geritten ſein!“

Ferber hatte Briefe in der Taſche, die in Mitau auf die Poſt ſollen, und der Kummelnſche Herr ſagte, als er an Petruſchka vorüberritt und ſie nicht ſah, er wolle drei Tage in Mitau bleiben — geht nach Mitau, Herr, der junge Ellernſche iſt auch da, und er liebt Euren Bruder nicht.

Stanislaus beſchloß wirklich, auf der Stelle umzukehren und nach Mitau zu eilen. Er erinnerte ſich, daß Scipio und Ferber, der Kummelnſche Verwalter, in Verkaufsgeſchäften nach der Hauptſtadt gewollt hatten, von den Ellernſchen war jetzt überall der feindlichſte Angriff auf einen Bandomir zu gewärtigen, und Scipio mußte von dem ſo entſetzlich ausgebrochenen Zerwürfniß unterrichtet, mußte gewarnt und geſchützt werden. Auch fühlte ſich Stanislaus ſo von Unruhe und Plänen gepeitſcht, daß ihm jetzt der Aufenthalt in Brüggen unmöglich und ein Umherſtreifen erwünſcht ſchien. Er ſchwieg eine Weile, nahm dann ein Goldſtück aus der Taſche und hielt es der alten Maruſſa hin mit den Worten: Halte mir immer Botſchaft in Deiner Hütte bereit, Maruſſa! Nun, was ſteht in meiner Hand geſchrieben, daß Du ſie ſo prüfend betrachteſt?

„Es iſt nicht gut, Alles zu leſen, Herr!“

Ich will's aber wiſſen, Weib, rede! Werd' ich erlangen, wornach ich trachte?

„Ihr werdet's erlangen, aber um hohen Preis —“

Werd' ich's bewahren?

„Bis zum Tode, — aber Ihr ſterbt nicht langſam —“

Deſto beſſer! Euer Gott ſchütze Euch — und ſeid mir zur Hand!

Und ſomit wandte er ſeinen Tartar ſo raſch, daß er Petruſchka, die ihm eiligſt den Fuß wieder küſſen wollte, an den Boden warf. Er ſchickte Urban nach Brüggen, und trabte mit Paſcha den Weg zurück, den er gekommen.

Als die Morgenröthe herauf dämmerte, ſah er ſich unweit des Suſſeibaches nahe bei der Ellernſchen Forſtei, und ſpornte haſtig den Tartar, um wieder aus dem Ellernſchen Gebiete hinauszukommen. Ein lettiſcher Hirt kam von Saucken daher geritten mit Pferden und Rindern, und ſang nach einer melancholiſchen Weiſe der aufgehenden Sonne entgegen:

Es kommt die Jagd,
Die Alles plagt:
Die Erde, das Thier und den Bauer.
Der Herr hat's gut,
Wohlfeilen Muth,
Und uns wird Alles ſauer.

Es kommt die Jagd,
Gott ſei's geklagt!
Was hilft nun Sparen und Schonen!
Herr Chriſtus ſpricht:
Verzage nicht,
Droben iſt beſſer Wohnen.

Doch wird die Jagd
Dort angejagt,
Was will Herr Chriſtus machen!
Sie reiten ihn um,
Chriſt, ſieh dich um,
Sie ſchreien und tödten und lachen.

Der Lette grüßte Stanislaus und rief: „Seht Euch vor, Herr, wenn Ihr kein Ellernſch Gewiſſen habt, 's iſt ſeit geſtern Abend Alles auf den Beinen da drüben und will ſchießen und ſtechen. Da kommen eben wieder die Jäger nach der Forſtei heim, und reiten uns durchs Getreide, ſo breit und ſorgfältig, als hätten ſie ein Taſchenmeſſer verloren.“

Stanislaus konnte nicht antworten, denn eine Stute von den Weidepferden war dem Tartar zu nahe gekommen, dieſer hatte einen unerwarteten Satz und ſeinen Herrn dadurch bügellos gemacht, dann ging er, dem ſtraffſten Zügel trotzend, mit ſauſender Schnelligkeit durch in einen Eichenhag hinein, und an den niedrigen ſtarken Aeſten eines Baumes ſtreifte er ſeinen Reiter ab. Betäubt von dem Stoße an den Kopf, fiel dieſer zu Boden, wirr durcheinander ſchwirrten ihm nur die Gedanken, Ellern ſei nahe und Scipio bleibe ohne Kunde und ohne Hülfe; dann ward er bewußtlos.

Als er die Augen wieder aufſchlug, ſtand die Sonne ſchon tief am Nachmittagshimmel, zahlreiche Gruppen von Männern erfüllten den Eichenhag, und lebhafter Wortesaustauſch, beinahe wie Streit klingend, ſchallte hin und wieder. Die Wieſe, über welche hinweg der Blick nach dem von der Sonne beſchienenen Edelhofe Ellern reichte, war belebt von den Knorre'ſchen Jägern zu Pferde und zu Fuß; Herr von Knorre ſelbſt ſtand etwa dreißig Schritte abſeits von Stanislaus, umgeben von einer großen Anzahl Reiter, die zum Theil abgeſtiegen waren, und mit denen er die lebhafteſte Rede und Gegenrede führte. Fünf bis ſechs Männer ſtanden dicht bei Stanislaus, unter ihnen ein fremdartig, prächtig gekleideter Herr, der ſich durch ein offenes ſchönes Antlitz, durch einen blitzenden Federhut vor allen Uebrigen auszeichnete. Man ſchien ihn auch mit einem Reſpect anzuſehen und zu behandeln, wie dies zwiſchen Kurländern, die ſich Alle als Pairs anſahen, nicht vorzukommen pflegte. — Waren es die eleganten, vornehmen Manieren, war es ſein ſicherer, herrſchgewohnter und doch höflicher Ton, welche dies zu Wege brachten? Und er zeigte ſich theilnehmender für die Wiederbelebung Bandomir's als irgend ein Anderer. Kurz bevor dieſer die Augen aufgeſchlagen, hatte er ſich mit einem Riechfläſchchen niedergebeugt und es ihm zum Einathmen vorgehalten, jetzt ſprach er lebhaft in franzöſiſcher Sprache zu dem Cavalier, der Bandomir's Haupt emporgerichtet und an ſeine Knie gelehnt hatte, rieth ihm Dies und Jenes zur Erleichterung des Kranken, und wiederholte leiſe vor ſich hin, was er beim erſten Anblick Bandomir's ausgerufen hatte: „Ah, c'est un bel homme!“ Er war mit einer großen Suite fremder Edelleute, meiſt polniſcher, dieſen Vormittag auf Ellern angekommen, um dort ein Frühſtück einzunehmen, und dann ſeinen Weg nach Mitau fortzuſetzen. Herr von Knorre hatte ihn mit der größten Auszeichnung aufgenommen und ſich mit all ſeinen Leuten zum Geleit nach Mitau angeſchloſſen. In der Gegend des Forſthauſes die weidenden Pferde erblickend, war der Fremde, weil ihm eines der Pferde auffiel, mit wenigen Cavalieren etwas abſeit vom großen Zuge geritten, hatte den hütenden Letten über Alter und Herkunft des Roſſes befragt, und zur Antwort erhalten, es gehöre einem todten Herrn, der dort unter der Eiche liege. — So hatte er ſelbſt Bandomir entdeckt. Paſcha leckte ſeinem Herrn das Haupt, und blickte, zweifelhaft, ob er knurren oder gewähren laſſen ſollte, zu dem Fremden auf. Als Herr von Knorre mit den übrigen, worunter von Thorhacken, Knorre's Schwager und Jakob Chabelsky, der Sohn des Oeconomus, herbeikamen, und jener, frohlockend über den Fund, die zweifelhafte Herkunft, das freche Betragen, die dem Knorre'ſchen Hauſe angethane Beſchimpfung Seitens dieſes Bandomir erzählte, und mit dem Bemerken ſchloß: er werde dieſen Menſchen, den Gott alſo in ſeine Hand gegeben, ausgeſucht züchtigen und für immer unſchädlich machen — da machte der Fremde eine ablehnende Handbewegung und ſprach: Nicht doch, Herr von Knorre, ich habe den Mann gefunden und werde über ihn disponiren —

„Erlauchter Herr,“ fuhr Knorre auf — „dies iſt Ellernſcher Grund und Boden, und“ — ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu — „dieſer Menſch hält zu Herzog Ferdinand.“

So? Das thut nichts! Eine alſo geſtempelte Mannesgeſtalt geht nicht für immer mit dem abſcheidenden Geſchlechte! Sie haben ihn unrichtig behandelt, Herr von Knorre! Wenn er ſich von ſeiner Betäubung erholt hat — Charpentier verſichert, er ſei nur betäubt — werd' ich ihn mit nach Mitau nehmen, und ich hoffe ihn zu bekehren.

Auf dieſe Aeußerung hatte ſich Knorre grollend entfernt, und in der Gruppe, welche ſich um ihn geſammelt, ward die Angelegenheit heftig hin und her beſprochen, als Stanislaus zu ſich kam, und mit Hülfe jenes Charpentier, eines franzöſiſchen Arztes, ſich aufrichtete. Grimmig ſah Herr von Knorre zu, als der Tartar herbeigebracht und von dem Hirten, welcher ihn eingefangen und ſich ſeiner angenommen, geſattelt wurde; grimmig ſah er zu, als Bandomir, den Paſcha jauchzend umſprang, mit Hülfe Charpentier's, ſein Pferd beſtieg. Die Hand zuckte ihm convulſiviſch, die Schenkel preßten das Roß, und mit ein paar Sätzen war er nahe bei dem Fremden, der eben auch ſein Pferd, ein in hieſiger Gegend ganz ungewöhnliches, hohes andaluſiſches Thier, beſtieg. „Noch einmal, erlauchter Herr!" — rief er mit gepreßter Stimmer — „dies iſt Ellerniſcher Grund und Boden, und jener Menſch mein Gefangener!"

Kurländiſcher Boden, Herr von Knorre! erwiderte dieſer, und der Gruppe rief er heitern Angeſichts zu: Messieurs, en route, s'il vous plaît!

Ein breitſchulteriger, roth ausſehender Herr mit ſtarrem Blick, Herr von Thorhacken, machte den Fremden mit einigen plumpen Worten darauf aufmerkſam, daß dieſe Behandlung von Knorre's Abfall zu Wege bringen könne, daß er mit Chabelsky und noch Einigen bereits zurückgeblieben ſei und dem Zuge nicht mehr folge. — „Das thut mir leid, Herr von Thorhacken, beſonders, da Sie mir dies wol mittheilen, weil Sie ſelbſt zurückbleiben wollen; empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Schwager, und drücken Sie ihm mein Bedauern aus, daß ich nicht im Geſchmack roher Haſſesausbrüche erzogen worden ſei!" —

Man ritt des Kranken halber langſam; dieſer aber hatte ſich nach einer Viertelſtunde völlig erholt und ſich bedankend, erkundigte er ſich, wem er ſo viel freundliche Theilnahme ſchulde —

„Einer leidlichen Erziehung und einem beweglichen Herzen“, — erwiderte dieſer — „zwei Gaben einer Mutter, für welche der Freund Ihres Vaters, König Karl von Schweden, kein freundliches Wort finden konnte. Pardon! Das iſt ohne Rancüne geſagt. Ihr Herr Vater, Herr von Bandomir, bewies ſich meiner Mutter, als König Karl ihr den Rücken wandte, ganz wie es einem höflichen Cavalier zuſteht, und durch meine Mutter, die Gräfin Königsmark, bin ich auf Ihre Familie aufmerkſam geworden. Politiſch Günſtiges konnte ich zwar am Hofe meines Vaters von Ihrer Familie nicht hören, denn die Bandomire waren immer gegen die polniſche Herrſchaft, aber es intereſſiren mich noch andere Dinge als Krieg und Politik. König Karl iſt auch, meines Erachtens, an ſeiner ſoldatiſchen Einſeitigkeit zu Grunde gegangen, und ich freue mich zu hören, daß Sie, Herr von Bandomir, bereits von anderen Intereſſen belebt ſind. Mars iſt ein roher Geſelle, wenn Amor nicht neben ihm hergeht. Verlaſſen Sie ſich auf meine Bereitwilligkeit, Sie mit Herrn von Knorre auszuſöhnen, Fräulein Hedwig iſt ein ſehr artig Weſen; aber freilich gefällt ſie eben deshalb auch Vielen, und Sie werden einen harten Stand haben. Chabelsky iſt wol mehr um der ſchönen Augen, die ihn heut Morgen ſo ſichtbar entzückten, als um Herrn von Knorre's willen zurückgeblieben, wie ich ſehe, und er iſt gefährlicher als der Bräutigam Herr von Puttkammer. Seien Sie trotzdem munter, Herr von Bandomir, die Liebe iſt nicht ſo ſparſam vertheilt, daß wir auf ein Weſen beſchränkt wären. Hoffentlich werden wir auch dem jungen Herrn von Knorre begegnen, dem der Vater in der erſten Hitze über Ihr geſtriges Rencontre einen Reitenden nach Mitau geſendet, um ihn gegen Sie heim zu berufen; er iſt jung und heiter, und wird zu Ihnen halten, und Grüße und Beſtellungen für die Dame des Herzens mitnehmen, von der wir uns jetzt auf einige Zeit entfernen. Lange wird's nicht dauern, wenn wir auch augenblicklich in Mitau lebhafte Beſchäftigung finden mit den Ruſſen, die jetzt gerade nicht gut auf mich zu ſprechen ſind und mich lieber fern von Mitau ſähen. Wir ſind lauter tapfere Leute, dieſe Herrn des polniſchen und deutſchen Adels werden ein Vergnügen darin finden, Sie in luſtigem Gefechte neben ſich zu ſehen. Und ſind wir erſt auf dem Reinen, dann ſind Ihre kuriſchen Mißverhältniſſe raſch in's Reine gebracht. — Aber, Meſſieurs, iſt das nicht Alt-Saucken mit dem nahen Kirchthurme? Da müſſen wir einſprechen, um Herrn von Reyer mit uns zu führen.“

Der Fremde war alſo der Graf Moriz von Sachſen. Stanislaus ſah ſich durch dieſe Mittheilungen in die mannichfaltigſte Verlegenheit gebracht! Scipio war dringend gefährdet, und die Reiſe unter immerwährendem Aufenthalte, wie ſie Graf Moriz betrieb, war in dieſem Betracht eine Pein für Bandomir; Hedwig ferner, von der ihn jeder Schritt mehr entfernte, war einem neuen Bewerber ausgeſetzt, und ein neuer Stoff der Beſorgniß erhob ſich hiermit im Hintergrunde; die polniſche Partei endlich, welche den Sohn des Königs von Polen umgab, mißfiel Stanislaus; die leichtſinnige Darſtellung der Liebe, wie ſie Graf Moriz äußerte, mißfiel dem leidenſchaftlich und wahrhaft Liebenden; eine loyale Hülfe für das Verhältniß zum Knorreſchen Hauſe war außerdem eine Chimäre, denn hier handelte es ſich um bereits zu tief gegrabenen Haß, um unheilbar gemachte Wunden — was ſoll, was hilft die Verbindung mit dem Grafen Moriz? war die kopfſchüttelnde Endfrage von alle dem.

Stanislaus ward aber nicht durch Berechnung beſtimmt, ihn leitete Regung, Wallung, Gefühl, und wohlthuende Wallungen zogen ihn zu dem Grafen. Wäre Stanislaus ein Politiker geweſen, ſo hätte ihn die leichtſinnige Art, eine mächtige Partei, wie die Knorre'ſche, aufzugeben, belehrt, daß dieſer alſo ritterliche Kronprätendent keine nachhaltige Parteimacht zuſammenhalten würde! Statt deſſen beſtach ihn eben dieſe ritterliche Weiſe, und ſie hatte juſt ihm ihr Wohlgefallen zugewendet, unverkennbar zugewendet. Dieſelben romantiſchen Regungen, welche ihn innerlichſt beherrſchten, ſchenkten ihm die raſche Theilnahme des Grafen, was Wunder, daß er geſchmeichelt und unwiderſtehlich angezogen war! Sah er in die Zukunft, ſo konnte er unter den jetzigen Verhältniſſen Kurlands nirgends eine erfreuliche Exiſtenz für ſich erblicken. Die Ritterbank hatte er beleidigend zurückgewieſen, und doch gab's ohne ſie kein wohlthuendes Beſtehen in Kurland; Hedwig mußte er rauben, wenn ſie ſein werden ſollte, und doch bedurfte er ungewöhnlichen Schutzes oder der Anſiedelung im Auslande, um des Raubes froh und ſicher zu werden. Alſo ein ganz neues Regiment in Kurland, Umwälzung alles Beſtehenden war für ſeine Zukunft erforderlich, oder ein Anhalt im Auslande. Graf Moriz konnte Beides bieten. Und welchen Zauber übt das Ideal einer Zeitrichtung! Solch ein Ideal war Graf Moriz, welcher ein unter modernem Geleit neubelebtes Mittelalter in ſich darſtellte: perſönlichen abenteuerlichen Muth, Kriegskenntniß, glänzende Erſcheinung, feine Sitte, raſchen, witzigen Geiſt, leichten Sinn. —

Vorwärts getrieben, rückwärts gezogen, behielt doch das geſchmeichelte und angezogene Naturell die Oberhand: er blieb beim Grafen, und als ſie am folgenden Abende an der Brücke vor Mitau ankamen, waren ſie ſich gegenſeitig durch Wohlgefallen und Wohlwollen in Vertraulichkeit ſo nahe gerückt, als ob ſie Jahre lang in Freundſchaft mit einander gelebt hätten. — Zu ihrer Ueberraſchung fanden ſie die Aabrücke von einer kleinen Abtheilung ruſſiſcher Truppen beſetzt, und der Officier näherte ſich, reſpectvoll grüßend, dem Grafen, ihm anzeigend, daß er beordert ſei, Seiner Erlaucht den Eintritt in Mitau zu verweigern. Alle ſolche Strömungen und Gegenſtrömungen von Seiten der Nachbarſtaaten wechſelten damals überraſchend ſchnell. Kurland war ſo unordentlich regiert, daß es den Nachbarn immerwährende Veranlaſſung gab zum Einſpruch, und in

Rußland wechſelte durch raſch auf einander folgende Todesfälle die Herrſchaft ſo vielfach, daß das Verhältniß dieſes Reichs zu Kurland ebenfalls immerwährenden Wechſeln unterworfen war. Die Großfürſtin Anna, Witwe des zuletzt verſtorbenen kuriſchen Herzogs, und in Mitau reſidirend, war natürlich ein unmittelbarer Anhalt für Rußland. Sie war mit einer ruſſiſchen Leibwache verſehen, und ruſſiſche Truppen marſchirten von Riga ab und zu. Es war unzweifelhaft, daß demjenigen, den ſie zum neuen Gatten wählen würde, der Weg zum kuriſchen Herzogshute am breiteſten gebahnt ſei: in ihrer Perſon vereinigte ſich die Verwandtſchaft mit dem erblichen Herzogsgeſchlechte der Kettler und die Verwandtſchaft mit dem mächtigen Reiche Rußland, von welchem in der That bereits das Schickſal Kurlands allein abhing, wie gebieteriſch auch die Republik Polen ihre Oberlehensherrſchaft geltend machen, ja gar eine Einverleibung Kurlands beſchließen mochte. König und Adel waren in Polen immer getrennter Meinung über dieſe Frage, in Rußland aber folgte dem Willen des Herrſchers eine unmittelbare Maßregel und That. So wollte der König von Polen ſeinen natürlichen Sohn zum Herzoge machen; aber der polniſche Adel, wenn auch Einzelne dem Grafen Moriz anhingen, war keineswegs dieſer Meinung. Da Graf Moriz indeſſen der Großfürſtin Anna zu gefallen ſchien, und von einer Verehelichung derſelben mit ihm die Rede war, ſo hatte Rußland bisher der Prätendentſchaft des Grafen nichts entgegen geſetzt, obgleich Fürſt Menſchikoff ſelbſt für ſeine Perſon Abſichten auf den kuriſchen Herzogshut hatte. Es mußte alſo etwas vorgegangen ſein, daß dem Grafen jetzt plötzlich der Eintritt in Mitau gewehrt wurde; und da er ſelbſt dies nur einer vorübergehenden Sinnesänderung der Großfürſtin zuſchrieb, welche durch Neider und Feinde ihm veranlaßt worden ſei, ſo bedachte er ſich nicht lange, den Zugang zu erzwingen. Er zog alſo ſeinen Degen, ſein Gefolge that desgleichen, ſalutirte den Officier, erklärte ihm, daß dies auf einem Mißverſtändniſſe beruhen müſſe, deſſen Aufklärung er jetzt, beeilt, zur

Frau Großfürſtin zu kommen, nicht abwarten könne, und daß die Truppen ihre Schuldigkeit thun möchten. Damit ſprengte er, geſchwungenen Degens, in vollem Roſſeslaufe vorwärts, ſeine Suite folgte eben ſo, die geringe Truppenmannſchaft hatte nicht Zeit, einen geregelten Widerſtand zu leiſten, und nur ein vorſpringender Soldat war von dem ungeſtümen Tartar Bandomir's niedergeritten worden. Der ganze Zug ſprengte wie eine donnernde Windsbraut in die Stadt hinein bis zum Hauſe des Bürgers Wilmitz, das Graf Moriz bewohnte. Es ſteht auf derſelben Stelle jetzt das viel größere Haus des Baron von Wolf. Die kleine Streitmacht des Grafen, ſechzig Mann, welche er mit vieler Mühe zuſammengebracht hatte, war davor aufmarſchirt, und Wilmitz ſtürzte den Ankommenden verſtört und mit der Nachricht entgegen: er habe die Truppen herbeirufen müſſen, weil man die Effecten Seiner Erlaucht unter dem Bemerken habe ausräumen wollen, Seine Erlaucht dürfte Mitau nicht mehr betreten. Seine Excellenz, Fürſt Menſchikoff, ſei in Mitau geweſen, habe achtzehnhundert Mann Truppen berufen, einen Landtag ausſchreiben laſſen, welcher die Richtigkeit der Wahl Seiner Erlaucht ausſprechen ſolle, auch aus Danzig von Seiner Hoheit dem Herzoge Ferdinand ſei eine Proteſtation gegen Seine Erlaucht angekommen, von allen Kanzeln zu verkündigen, und ſelbſt die gnädigſte Frau Großfürſtin ſcheine Seine Erlaucht aufzugeben; er ſei drei Mal um Audienz und Rath eingekommen, wie er ſich mit Dienerſchaft und Effecten Seiner Erlaucht zu benehmen habe, ſei nie vorgelaſſen, wol aber bedeutet worden, der Militärbehörde zu gehorchen, da Seine Erlaucht, Graf Moriz von Sachſen nicht wieder nach Mitau kämen.

Dies hatte Wilmitz berichtet, während Graf Moriz vom Pferde ſtieg, ins Haus und in ein weites Empfangzimmer trat. Er lachte zu alle dem, bat die Herren, welche ihm gefolgt waren, ſich nach Kräften unterzubringen, da er zu eng logirt ſei, um als Wirth ſeine Schuldigkeit thun zu können, und forderte, als ſich alle empfahlen, nur Stanislaus auf, bei ihm zu bleiben.

Dieſe auszeichnende Gnade ſetzte dieſen in große Verlegenheit, denn ihn drängte es mit Centnerſchwere, ſich nach Scipio umzuſehen, und er verhehlte dies denn auch dem Grafen nicht. „Eine oder ein paar Stunden ſpäter,“ erwiderte dieſer, „ſind nun doch von geringem Unterſchiede“, und der Moment, auf dem Schloſſe eingeführt zu werden, ſei für Bandomir von Wichtigkeit, für ihn, den Grafen ſelbſt, augenblicklich von Nutzen. Der Eintritt werde allen Anzeichen nach ſchwierig zu erlangen ſein, man kenne aber Bandomir auf dem Schloſſe nicht, man ſei neugierig, der immerwährende, unerwartete Wechſel herrſchender Perſonen habe die Leute ſchüchtern gemacht gegen einen neu auftretenden, ſtattlich ausſehenden, unbekannten Mann, denn in Jedem könne der neue Machthaber verborgen ſein — „kommt uns der kalte Kammerherr nicht in den Weg, ſo gehen wir unangehalten bis in das Spielzimmer der Großfürſtin, wo ſie jetzt ihre Partie macht. Sind wir erſt da, dann wird Alles ins Geleis gebracht, die Großfürſtin iſt eine wohlwollende Dame, welche nicht blos politiſchen, ſondern auch augenblicklichen Eindrücken folgt; kurz, machen wir Toilette! Bedienen Sie ſich dort meiner Garderobe, allons!“

Der Graf hatte dem Kutſcher Befehl gegeben, keiner Wache, keiner Frage Rede zu ſtehen und im Galopp bis ans Portal zu fahren. So geſchah's. Die beiden glänzend ausſehenden Männer waren wie der Blitz aus dem Wagen, durch die Halle, die Treppe hinauf, wie viel auch, wie deutlich auch Diener Einſprache anbringen wollten. Der imponirende Königsſohn ließ nichts aufkommen, und ſchritt mit dem unbekannten, eben ſo in ſchimmernde franzöſiſche Tracht gekleideten Bandomir hindurch. Er drang bis in das letzte Vorzimmer, hier aber trat ihm wirklich jener gefürchtete Kammerherr in den Weg, und zwar ſtellte ſich dieſer ſehr entſchieden, wenn auch ſehr höflich entgegen. Zu Schreck und Entrüſtung Bandomir's ſprach der Graf hier im hochfahrendſten Tone: Gehen Sie mir aus dem Wege, Parvenü, oder ich ſpieße Sie mit meinem Paradedegen an die Wand. —

Unterhalten Sie ſich mit dieſem Herrn, der gleiches Schickſal mit Ihnen hat, nicht Indigena von Kurland werden zu können.

So ſchritt er durch die letzte Thüre, man hörte den Aufſchrei einer Dame, und Bandomir ſah ſich dem Kammerherrn allein gegenüber. Zerſtreut in ſeiner Entrüſtung und unſchlüſſig, ob er nicht von dannen gehen ſolle, ſah Bandomir in das wohlausgebildete, feſt und forſchend blickende Antlitz dieſes Mannes, der ein kräftig ausſehender Dreißiger zu ſein ſchien, in der That aber ſchon ein Vierziger war. „Sie wundern ſich noch“ — hub derſelbe nach einer Pauſe langſam gegen Bandomir an — „über die Rückſichtsloſigkeit des vornehm Geborenen, der wahrſcheinlich plötzlich im Tone umſchlug gegen Sie? Das muß man gewohnt werden, wenn man Viel braucht und Viel erreichen will. Ihr Indigenat betreffend, ſeien Sie übrigens unbeſorgt; es kommt eine andere Ordnung der Dinge: eine Stunde vor Seiner Erlaucht iſt eine königlich-republikaniſche Kommiſſion, den Erzbiſchof Szembek an der Spitze, aus Polen eingetroffen, welche die unwiderrufliche Abſetzung des halb zum Herzog gewählten Grafen gebracht, und um dieſelbe Stunde ſind Boten aus dem Oberlande, wo Seine Erlaucht Ihren zahlreichſten Anhang hatte, angelangt, Vollmacht bringend, daß ſich die Knorre's, die Thorhacken's, und wie ſie weiter heißen, von ihm losſagen. Und wäre dies auch nicht, Fürſt Menſchikoff, der ſelbſt Herzog werden will, ließe ihn nicht aufkommen. Und wäre auch dies nicht, die Frau Großfürſtin, zu welcher er ſich jetzt fruchtlos eindrängt, liebt es nicht, daß man ſich um ihre Hand bewerbe, und gleichzeitig für jedes hübſche Lärvchen galant ſei, nach Art franzöſiſcher Cavaliere. Und wäre das Alles nicht, mein Herr, dieſem Lande thut ein anderes, feſtes Regiment Noth, und dies ſteht vor der Thür — ſeien Sie unbeſorgt, wenn man Ihnen auch jetzt das Indigenat verweigert hat“ —

Mein Herr, es hat mir's Niemand verweigert, denn ich habe Niemand um etwas gebeten, was ich als freier adelicher Mann nicht brauche —

„Deſto beſſer, deſto beſſer! Laſſen Sie dieſe ſich abſperrende Kaſte eine Unabhängigkeit empfinden, die ſie in ihrem Dünkel für unmöglich halten. Es iſt mit dieſem Dünkel keine Regierung mehr möglich, denn Jeder thut, was ihm gut dünkt. Da hat ſoeben ein Begleiter Seiner Erlaucht einen kaiſerlichen Soldaten niedergeritten, das ſoll ihm heimkommen! Da hat es erſt heute Früh auf offenem Platze eine Ausforderung, ein Duell gegeben Angeſichts der höchſten Behörden des Landes, und einer der Raufbolde iſt auf dem Platze geblieben — das muß anders werden! Und beſonders dieſe Oberländer —“

Waren die Duellanten aus dem Oberlande?

„Ja, ein Knorre und ein Bandomir!“

Wie? Und wer iſt geblieben?

„Intereſſirt Sie das ſo? Ich will den Officier rufen, der die Truppenabtheilung an der Brücke commandirt hat, und an welchem der Sieger vorübergeſprengt iſt hinaus in die Wälder“ —

Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen —

„Es iſt an dem Leben des Einen ſo viel gelegen, wie an dem Leben des Andern, denn der Eine hält zu den unruhigen Lithauern, der Andere zu dem Erbfeinde all dieſer Länder, zu Schweden“ —

Stanislaus erwartete kaum die letzten Worte, verbeugte ſich und eilte hinweg. Erſtaunt ſah ihm der Kammerherr nach, und ging dann ins Vorzimmer, um den wachthabenden Officier zu ſprechen. Von dieſem erfuhr er, daß der wegeilende Herr derſelbe ſei, welcher an der Brücke den Soldaten niedergeritten, er habe ihn wegen der veränderten Tracht erſt jetzt beim Hinweggehen erkannt —

„So eilen Sie ihm nach und verhaften Sie ihn auf der Stelle!“

Und wenn er, oder andere Kurländer ſich widerſetzen —?

„So verhaften Sie ihn doch! Es muß den Befehlen, die von hier ausgehen, Achtung werden in einem Lande, wo Niemand gehorchen will!“ — „Und“ — ſetzte er im Zurückgehen für ſich hinzu — „es iſt kein Kurländer!“

Dieſer Mann war Niemand anders als der Kammerherr von Biron, der ſich ohne erbliches Vorrecht durch eigenes Verdienſt emporgearbeitet hatte, der ſelbſt nach dem kuriſchen Herzogshute blickte, und wirklich ſechs Jahre ſpäter unter Beihülfe ſeiner Herrin Anna, die unterdeß Kaiſerin von Rußland geworden, Herzog von Kurland wurde, Gründer einer Familie, die bis gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Adelsreich als letzter Herzogsſtamm beherrſchte.

8.

Hedwig war in einer traurigen Lage. Sie war nicht erfahren genug, um ſich charaktervoll den auf ſie eindringenden Anforderungen entgegen zu ſtellen; und ſie war nicht beſchränkt, nicht romanhaft genug, die Wünſche und Weiſungen der Ihrigen völlig zurückzuweiſen. Ach, die Mutter hatte ihr ſo innig zum Herzen geredet, ganz anders als der Vater, viel, viel eindringlicher. Sie hatte Stanislaus nicht geſchmäht, keineswegs, ſie hatte ſogar deſſen glänzende Eigenſchaften mit Vorliebe hervorgehoben, ſie hatte nicht nur in Worten, nein, in Blick, Miene und Ton ihre Theilnahme, herzliche Theilnahme für ihn bezeigt, und doch immer damit geſchloſſen, daß er niemals, niemals ihr Schwiegerſohn werden dürfe. Aber warum denn nicht? fragte ſchüchtern der geſunde Sinn Hedwigs, der ſo viel Entſchiedenheit und ſo wenig Gründe heraushörte. — „Weh Dir, meine Tochter, daß Dir meine Verſicherung nicht genügt, daß Deine Frage nur zu deutlich auf widerſetzliche Regungen Deines Herzens deutet, daß Dir die Nachricht nicht genügt, wie eine Verbindung mit Vandomir Deine Mutter in Verzweiflung ſtürzen würde!“

Dann fiel die Tochter der Mutter weinend um den Hals, ſie weinten zuſammen, und es blieb wenig Ausſicht für Vandomir's Wünſche übrig. Alles vereinigte ſich auch dagegen.

Jacob Chabelsky, der mit dem Vater und Onkel an jenem Morgen nach Ellern zurückgekehrt und ſeit der Zeit in Ellern geblieben war, hatte alle die beſtechenden äußeren Vorzüge eines ſchlanken, lebhaften, ſarmatiſchen Edelmannes, und äußerte ſeine leidenſchaftlich aufſchießende Neigung mit jenem ritterlich-demüthigen Ungeſtüm, welcher einem Mädchen ſo leicht unwiderſtehlich iſt. Und der Vater, dem Puttkammer zu träge und matt ſcheinen mochte, zeigte deutlich, daß er nichts gegen den neuen Bewerber einzuwenden habe. Hört denn aber ein von Liebesunglück bedrängtes Mädchen auf, geſchmeichelt zu ſein von einer Eroberung? — Wenn nur ein Schimmer, nur der kleinſte Schimmer von Möglichkeit für die Verbindung mit Bandomir geblieben wäre! Aber aller Horizont für ihn und mit ihm war eng, war rings vermauert — man hatte Julius, den einzigen Sohn Knorre's, den Bruder Hedwigs nach Ellern gebracht, wie einen Halbtodten. Wiederum ein Bandomir hatte ihn zu Grunde gerichtet mit tiefen entſtellenden Säbelhieben! Sie hegte keine beſondere Zärtlichkeit für Julius: deſſen Leichtſinn hätte ſie wol mitunter erheitert, wäre er nur frei von Rohheit geweſen. Aber er war doch ihr Bruder, er litt ſchmerzhaft, er war in Gefahr; er war ſo bleich, und ſeine Stimme, ſein Ausdruck waren edler als ſonſt, und er bat ſie mit ſo wenigen, mit ſo ſchweren Worten, des Hauſes Ehre nicht zu beflecken durch fernere Theilnahme an einem Bandomir!

Wie mußte ein Mädchen gepeinigt ſein, welchem der angedrohte Fluch des Vaters von allen Hinderniſſen das geringſte war! Die großen Hinderniſſe erwecken allerdings in der Jugend die ſchwärmeriſche Neigung, aber wo ſie, wie hier, ſo mannigfach in die erſte Kriſis treten, welche der ſich bildende Charakter zu beſtehen hat, da wird in urſprünglich heiteren Gemüthern ſolche ſchwärmeriſche Neigung leicht eine unthätige. Sie entſagt nach außen, um in einem verborgenen Winkel des Herzens freudige Erinnerung zu genießen, eine Erinnerung, die deſto früher unmächtig wird, je geſünder Herz und Sinn des zur Entſagung gezwungenen Mädchens. Und dieſen Weg ſchien das Schickſal mit Hedwig einzuſchlagen, die allerdings ein muthiges, im Nothfall tapferes, aber doch ein zu natürliches, heiteres Kind war, als daß ſie um chimäriſcher Schwärmerei halber das Leben hätte aufgeben mögen.

Es waren acht Tage vergangen ſeit jenem ſchrecklichen Abende der Kataſtrophe, da trat wiederum im Zwielichte der Vater zu ihr ins Zimmer, und ſchreckte ſie aus ihrer Träumerei, der ſie, aus ihrem Fenſter nach dem Felde und dem fernen Buſche bei der Forſtei blickend, hingegeben war. Herr von Knorre hatte, wie dies bei Vätern häufig eintritt, viel mehr Neigung und Zärtlichkeit für ſeine Tochter als für ſeinen Sohn, ſeine Gattin, oder für ſonſt Jemand. Hedwig war ſein Augapfel, und es ſchnitt ihm ins Herz, daß gerade ſie ſich in Liebe verirrt haben, daß gerade ſie in der wichtigſten Wahl Zwang erleiden ſollte. Doch war er Mann und Krieger genug, um ein raſches Einſchneiden in die Wunde für das Förderſamſte zu halten. Er ſagte ihr alſo mit aller Entſchloſſenheit, daß ſie nach Verlauf von vier Wochen verheiratet ſein müſſe. —

„Mit Puttkammer?"

Ich laſſe Dir die Wahl zwiſchen Puttkammer und Chabelsky. Gieb Dich nicht krankhaften Träumereien hin, ſei Knorre's Tochter, und ſobald Deine Wahl getroffen iſt, ſage mir's. Du weißt, mein Kind, daß ich Dich liebe, daß ich Dein Beſtes will: Folge mir, ſei entſchloſſen, ſtütze Dich auf mich!

Nach dieſen Worten umarmte er ſie und verließ das Zimmer. Hedwig wußte ſehr wohl, wie ſehr ſie ſonſt in Neigung von ihrem Vater bevorzugt war; daß er trotzdem ſo beſtimmt über ſie verfügte, machte ihr alſo den Eindruck unumſtößlicher Nothwendigkeit. Warme Thränen quollen ihr unaufhaltſam aus den Augen: ohne irgend welche Verbindung mit Stanislaus, ohne irgend ein beſtimmendes oder verheißendes Wort von deſſen Seite war ſie, ihrem Charakter gemäß, von dieſem Augenblicke an für ihn verloren. Sie war zu heiter, um ſelbſtſtändig eine

Oppoſition durchzuführen. An Vandomir's Seite hätte ſie einer ganzen Welt getrotzt, denn die Uebereinſtimmung mit ihm hätte ihren fröhlichen Drang hinreichend entſchädigt. Aber Alles um ſich her ohne Ausnahme zu erzürnen und zu betrüben, das ging über ihre Kräfte. Als ſie ſpäter unter neuen Thränen ihr Lager ſuchte, ſchob ihr der weibliche Dämon bereits einen um den andern Freier am umſchleierten Horizonte vorüber, und flüſterte ihr zu: „So wähle wenigſtens den Hübſcheſten! Kann es Vandomir nicht ſein, ſo iſt doch Chabelsky viel wünſchenswerther als Puttkammer!“

Beim Erwachen am nächſten Morgen hatte der Dämon allerdings von ſeiner Macht verloren, denn der Sommermorgen iſt den idealiſchen Wünſchen eines geſunden Mädchens die geneigteſte Tageszeit. Ihr Haar flechtend, trat ſie ans Fenſter und ſah über die Wieſen und Felder nach der fernen Forſtei hinab. War es doch, als ob ein Reiter wie ein Blitz am Horizonte vorüberglitte! Sie ſtreckte die noch ſchlafeswarmen weißen Mädchenarme in die Morgenluft hinaus, aus dem Herzen flüſterte es: „Komm', Stanislaus, hole mich!“ — Ach, es war dieſer Reiter wol nur ein Spiegelbild ihres innerſten Herzens geweſen, der weite Wieſen- und Felderraum blieb leer und leer, und in melancholiſcher Weiſe klang aus Hedwigs Fenſter ein Geſang:

Einſam breitet ſich Wieſe und Feld
Bis an den Wald hinüber;
Eine Schelle der Rinderheerde ſchellt
Eintönig zu mir herüber.

Du Waldesſaum, du Wieſenſtreif,
Ihr hebt euch lieblich dunkel,
Und deine Tropfen, Morgenreif,
Strahlen wie Perlengefunkel!

Auf eurem Troſte ſieht mein Herz
Mit drängendem Blick ins Ferne:
Komm' näher, glücklicher, glücklicher Schmerz,
Ich weine, ich weine ſo gerne!

Alltäglich leer mein Horizont:
Mein Reiter will nicht erſcheinen!
Hab' ich's auch nicht genießen gekonnt,
Ich kann das Glück doch beweinen! —

Der in der Morgenfrühe vorüberfliegende Reiter war in der That Stanislaus geweſen. Aus dem Schloſſe der Großfürſtin kommend, hatte er ſich damals eiligſt in die Herberge begeben, wo die Bandomire in Mitau zu wohnen pflegten, und wo er Nachrichten über Scipio erwarten durfte. Kurz vor dem Hauſe begegnete ihm Jakut, der zu Pferde ſaß, und zwei Pferde gekoppelt neben ſich führte. „Jakut!“ rief Stanislaus dem demüthig grüßenden Pferdehändler entgegen, „laſſ' Deine Pferde hier halten und eile in Wilmitzen's Haus, fordere meine Kleider und meinen Tartar, und bringe Beides hierher! Raſch!“

Jakut gehorchte auf der Stelle. Stanislaus trat in die Herberge und fragte nach Scipio. Man wußte ihm nur zu ſagen, daß er erhitzt eingetreten ſei, ſein Pferd verlangt habe und mit Ferber nach der Aabrücke hinausgeſprengt ſei. Der Verwundete war alſo Knorre; aber Stanislaus behielt keine Zeit, ſich zu freuen oder zu überlegen, daß Scipios Säbelhiebe ja auch Hedwig betroffen hätten — Jakut ſtürzte herbei und berichtete: eine Abtheilung ruſſiſcher Truppen ſei eben vor Wilmitzens Hauſe angekommen, um Herrn von Bandomir zu verhaften, er habe nicht Zeit gehabt, den Tartar oder die Kleider zu fordern. Herr von Stanislaus möge eilen, die Aabrücke zu gewinnen, ehe die Ordre vom Schloſſe bis dahin käme —

„So gieb Dein geſatteltes Pferd her!“ rief Stanislaus. Jakut zögerte. Stanislaus, ihn zornig anblickend, eilte auf die Straße, ſchnallte das geſattelte Thier von den Koppelpferden ab, ſchwang ſich darauf und ſprengte von dannen. Er paſſirte vollen Roſſeslaufes ungehindert die Brücke, und ritt nun wieder dahin, von wo er vor wenigen Stunden gekommen war, verſtörter, ingrimmiger als je. Die Perſönlichkeit des Grafen Moritz hatte ihn zauberhaft angezogen, die vornehme Geringſchätzung, mit welcher er von ihm behandelt worden war im Vorzimmer der Großfürſtin, hatte ihm einen ſchrecklichen Eindruck gemacht. Aller Gedanke an Ritterlichkeit, an großmüthige Genoſſenſchaft, aller Gedanke, welchen Graf Moritz gerade romantiſch in ihm erweckt hatte, war durch jene wenigen Worte niedergeſchlagen. Angegriffen oder zurückgewieſen von allen Seiten, bäumte ſich Stolz und Kraft der Vandomire in ihm wie ein wildes Roß, und ſein natürlicher Hang zu zügelloſer Gewaltſamkeit ſtellte ſich ihm dar wie ein Recht, wie eine Pflicht der Selbſterhaltung gegen eine zudringliche, feindliche Welt.

Als er raſche Hufſchläge hinter ſich hörte, wendete er ſich, Verfolger erwartend, um, zog ſein Schwert, und empfand eine völlige Freude, blutig hineinhauen zu können in ein Menſchenvolk, das ihm überall widerwärtig wurde. Es war aber nur Jakut, der auf blankem Pferderücken ihm nachgejagt kam. Stanislaus fuhr ihm zornig entgegen: warum er gezögert habe ſein Pferd zu leihen? Jakut verſuchte nicht, es abzuleugnen, ſondern ſtellte ihm in demüthigen Worten dar, wie er, ein armer Zinsner, mit aller Welt in Frieden leben müſſe und Niemand herausfordern dürfe. Hätte er alſo Herrn von Vandomir offen gegen die Ruſſen beigeſtanden, ſo hätte er ihm nichts weiter genützt, als daß Herr von Vandomir nicht nöthig gehabt hätte, das Pferd ſelber loszuſchnallen, ſich ſelber aber hätte er die Ruſſen und die Knorre's auf den Hals geladen —

„Die Knorre's fürchteſt Du auch? Du wirſt alſo wol auch einen Auftrag nicht übernehmen, den Du in Ellern ausrichten ſollſt, wenn wir morgen Früh daran vorüberkommen?“

Nein, gnädiger Herr! Herr von Knorre iſt mir immer ein gnädiger Herr geweſen, und ich weiß, daß er es für einen Feindesdienſt erklärt hat, wer von Brüggen aus etwas nach Ellern berichte; ich war vorgeſtern in Ellern, als Herr von Vandomir auch da waren und Abends mit Urban und Paſcha von dannen ritten — der gnädige Herr haben doch nicht Paſcha eingebüßt? —

Stanislaus, dem eigentlich die Loyalität Jakut's gefiel, hielt erſchreckt ſein Pferd an; denn er bemerkte erſt jetzt, daß Paſcha fehlte — er war zum Tartar in den Stall gewieſen worden. —

„Da Du ſo gewiſſenhaft biſt, mir nichts zu nützen, Jakut, ſo reite nach Mitau zurück, und hole mir den Tartar und den Paſcha nach Brüggen —“

Paſcha geht nicht mit mir, gnädiger Herr, er beißt mich —

„So trag's in der Herberge auf, daß man die Thiere holen laſſe aus Wilmitzens Stalle; ich werde von Brüggen aus darnach ſchicken! Kehr' um!“

Werden der gnädige Herr meine Stute behalten für dreißig holländiſche Ducaten?

Bandomir antwortete nicht und ſetzte ſein Pferd in raſche Bewegung, nicht mehr umblickend nach Jakut, der ſich offenbar ungern entſchloß, nach Mitau umzukehren.

Stanislaus ritt die ganze Nacht hindurch, und war des Morgens wieder nahe bei der Ellernſchen Forſtei, in deren Nähe er den Pferdehirt zu finden und zu gebrauchen hoffte. Der Pferdehirt war allerdings da und zeigte ſich auch bereit, für ein Stück Geld einen Brief an Fräulein Hedwig zu beſorgen, ſobald das Fräulein einen Spaziergang nach der Forſtei mache, wie ſie oft zu thun pflege. Aber Stanislaus bemerkte jetzt erſt zu ſeinem Schrecken, daß er noch die fremden Kleider trage, und ſeine Brieftaſche nicht beſitze, alſo auch nicht Papier und Bleifeder. Dergleichen zu bekommen war in der Nähe ſehr ſchwer. Im Kahſen Kruge, der nicht weit ablag, war kein Schreibmaterial zu erwarten; in Okniſt zu ſchreiben, würde aufgefallen ſein; das Sicherſte, wenn auch Weitläufigſte mußte alſo gewählt werden: der Bote, welcher nach Mitau zu ſchicken war, ſollte am folgenden Tage früh dem Pferdehirten das Billet einhändigen, und nun eilte Stanislaus heimwärts. Tief in der Nacht erreichte er Brüggen, und fand die Nachricht, daß der Onkel Boleslaus plötzlich geſtorben ſei. Die Ellernſchen Nachrichten, welche Urban mitgebracht, hätten ihn beſtürzt und erſchreckt, und als bald darauf das Gerücht angelangt und in Kummeln verbreitet worden ſei, der junge Herr Scipio ſei bei der Ellernſchen Forſtei erſchlagen gefunden worden, da habe den alten Herrn der Schlag gerührt. Herr Scipio habe ihn zwar noch am Leben getroffen, aber dieſe Widerlegung des Gerüchts ſei doch zu ſpät gekommen, er habe nur noch eine halbe Stunde gelebt, und ſei kaum noch im Stande geweſen, wenige Worte zu ſprechen.

Seit der Heimkehr vom Schloßberger Feſte ſahen ſich die Brüder zum erſten Male wieder — ach, an der Leiche des geliebten Oheims! Scipio, zum Tiefſten betroffen von dem Verluſte, ſprach einen herben Fluch aus über das Knorre'ſche Haus, von wannen alles Leid käme über die Bandomire. — „Und wie es das letzte Wort war zwiſchen uns, Stanislaus, ſo war es des Oheims letztes Wort, mit welchem er aus der Welt ſchied, gleichwie es das letzte Wort unſeres Vaters war, vor einer Verbindung mit Knorre's zu warnen, eine Verbindung mit Hedwig zu verbieten“ —

Zu verbieten? — Du übertreibſt im Schmerze, Scipio —

„Das thu' ich nicht, aber ich danke Gott, daß das Verhältniß zerſprengt iſt für immerdar!“

Stanislaus war wie ein Felſen: es prallte dies Alles machtlos von ihm ab. Als er nach Brüggen zurückritt, dachte er nur an ſeinen Boten, der durch den Pferdehirt Nachricht an Hedwig gebracht haben, Nachricht zurückbringen ſollte. — Es vergingen mehrere Tage, endlich hörte man Paſchas Freudengebell, ein Zeichen, daß der Bote zurück ſei. Er brachte die Kunde, der Pferdehirt, welcher den Brief zur Beſtellung übernommen, ſei verſchwunden, ein anderer Lette bringe die Roſſe auf den Weideanger! Kaum war dies geſprochen, ſo ritt Jakut vor das Haus. Er kam, um ſein Pferd, oder den Preis dafür einzufordern, und er wußte Näheres über das Verſchwinden des

Hirten. Man hatte von der Forſtei aus den Verkehr desſelben mit einem fremdartig gekleideten Herrn, Tags darauf wieder ein Geſpräch desſelben mit einem Reiter bemerkt; es müſſe jetzt Alles nach dem Ellernſchen Hofe rapportirt werden; der Hirt ſei darauf gefaßt und durchſucht worden, und jetzt liege er im Stocke. Fräulein Hedwig erfahre nichts von einem Boten, von einem Briefe, von einer Strafe; ſie werde bald heiraten, man rüſte Alles dazu —

Stanislaus ſchwieg. Sonſt ein Kind des Gelingens, ſah er jetzt Alles ſcheitern, und er zitterte vor Zorn, daß er von all den Hinderniſſen keinem die Stirn bieten konnte zum Kampfe. Jakut wollte nach Ejoros, dem nächſten lithauiſchen Flecken, wo am folgenden Tage der große Markt begann; er führte dies als Grund an, weshalb er Herrn von Bandomir demüthig um Entſcheidung dränge, ob er ſeine Stute für dreißig Ducaten behalten, oder ſie ihm ausliefern wolle. Zu Ejoros werde ſie ſchon ihren Käufer finden: das ganze Oberland komme diesmal hin, und die Landesangelegenheit mit dem Grafen Moritz nehme eine ſo drohende Wendung, daß es Krieg geben, und ein gutes Pferd geſucht werden würde. Aus Mitau ſei der Herr Graf ſchon wieder heraus. Herr von Bandomir thue ganz recht, ſein Haus mit einem Graben zu umziehen, denn es werde in Kurland —

„Schweig' davon, Jakut! — Hier haſt Du dreißig Ducaten, zehne mehr als die Stute werth iſt, und ſei mir förderlich, wo Du kannſt — willſt Du?"

Jakut verſprach's, ſich bis zur Erde bückend. Stanislaus ſchritt hinüber an den See, und ſetzte ſich auf einen Stein, mit Schmerzen ſinnend und trachtend, auf welche Weiſe ein entſcheidender Streich zu führen und Hedwig zu erobern ſei. Die Sonne ging jenſeits des Sees hinter dem Walde unter, die Wälder, welche rings um den See zuſammenreichten, und nur jenſeits für den Edelhof von Demmen, diesſeits für den von Brüggen einen offenen Platz ließen, rauſchten und flüſterten im Abendwinde, rothe Streifen zitterten auf dem Waſſer, hie und da ſprang ein Fiſch aus der Fluth, ſonſt war es kirchenſtill. Paſcha lag zu den Füßen ſeines Herrn, und als ob er die Unruhe deſſelben kennte, richtete er manchmal, wie theilnehmend und fragend, ſein großes Auge ſeitwärts nach ihm in die Höhe. Plötzlich ſprang er auf und ſah rückwärts nach dem Walde, aber ſein langer Schweif bewegte ſich hin und her, zum Zeichen, daß es nichts Feindliches ſei, was er gewahre. Stanislaus wendete ſich und ſah Petruſchka, das Zigeunermädchen, neben ſich. Er wußte, daß ihm dies Weſen freundlich zugethan ſei, und ſtreckte ihr die Hand entgegen. Sie kniete ſogleich nieder und küßte ihm den Handſchuh. — „Ich komme, gnädigſter Herr“, ſprach ſie leiſen Tones nach einer Pauſe, „um Dich zu warnen! Geh' morgen nicht auf den Markt nach Cioros, all' Deine Feinde ſind da, die Knorre's und die Chabelsky's, und ſie meinen es ſchlimmer gegen Dich, als je“ —

Und die Knorre'ſchen Frauen bleiben allein auf Ellern?

„Nein, Herr! ſie gehen mit den Männern nach Cioros — denke nicht an dieſe Frauen, ſie ſind Dein Unglück!“

Stanislaus war aufgeſprungen, hatte dem noch knieenden Mädchen die Hand aufs Haupt gelegt und raſch geſprochen: Petruſchka, immer wenn Du was weißt, komm' des Abends nach Sonnenuntergang an dieſen Stein, und immer von Ellern bring' mir Kunde!

Mit dieſen Worten eilte er hinweg, befahl Urban, für morgen die Grabenarbeiten im Voraus anzuordnen, und mit Sonnenaufgang zum Geleit nach Cioros fertig zu ſein. Was fragte er nach den Feinden und deren Zahl, lag doch die Möglichkeit vor ihm, Hedwig zu ſehen, und die Vorgänge der letzten Woche hatten all' ſeine Leidenſchaften aufs Aeußerſte geſtellt.

Es war ein ſchöner Auguſtmorgen, als er den Hügel bei Schmelani — Smelin damals geheißen — hinabritt, rechts den Lanzenſeeiſchen See, links die bewaldeten Hügel erblickte, worauf — „Urban! hier war's!“

Ja, Herr, hier geſchah das Unglück! —

„Sage die Frevelthat!“

Dort hinter der großen Fichte, von deren oberen Zweigen man auf die lithauiſchen Seen hinunterſieht, kam Chabelsky hervor, und hier an dem Wachholderſtrauche ſank der Herr Oberſtwachtmeiſter vom Pferde —

„Der Schurke ſoll auch vom Pferde, ſo wahr mir Gott hilft! —“ Die geradeaus gehenden Empfindungen waren in dieſem jungen Bandomir ſo heftig, daß ſolch ein Verlangen nach Rache eben ſo viel Raum und Macht finden konnte als die Liebe, welche ihn bis an dieſe Stelle allein erfüllt zu haben ſchien. Bis Eſoros hinein dachte er nicht mehr an Hedwig, um derentwillen er ausgeritten war, ſondern nur an Chabelsky; ja, es bedurfte für dieſes Rachegefühl gar nicht des Zuſatzes, daß dieſer Jacob Chabelsky auch ein Freier Hedwigs war. Nebenbuhlerſchaft war ihm überhaupt gleichgültig; hinreichender Fülle ſeiner perſönlichen Macht war er ſo gewiß, daß ihm alle Eiferſucht fern blieb.

In dem ſonſt dürftigen Flecken Eſoros — Jeſſeros in jener Zeit genannt — war jetzt ein buntes, wildes Gedränge, ein Stimmenſchwirren und Lärmen, daß es dem Ankommenden wie ein Meeresgebraus entgegendrang. Der benachbarte Adel aus Lithauen und Kurland kam viele Meilen weit auf dieſem Markte zuſammen, theils um ſich im Trubel und in der zahlreichen Zuſammenkunft zu vergnügen, theils um Luxusgegenſtände einzukaufen, Bauern zu kaufen und zu verkaufen, Pferde zu tauſchen und zu vertauſchen. Fremde Kaufleute mit Luxusartikeln des Auslandes, Landleute mit ihren Bodenerzeugniſſen, Pferdehändler, Bärenführer, Seiltänzer, Induſtrieritter aller Art, Kartenſpieler, Pferde- und Taſchendiebe, Bettler, Zigeuner und Geſindel waren aus naher und ferner Gegend zuſammengeſtrömt; die Hütten der Freiſaſſen und Juden des Oertchens waren vom Adel in Beſchlag genommen, und da ſie für Wohnungen noch lange nicht hinreichten, ſo hatte man Zelte aufgeſchlagen den Abhang hinunter bis zum See. Die obere Seite, von welcher Bandomir und Urban herkamen, war hoher Wald, und hier campirten die halbnackten, ſchmutzigen Geſtalten der Zigeuner, hier wirbelten Rauchſäulen durch die Kieferkronen empor aus den Boutiken der vagabondiſchen Schenk- und Speiſewirthe. Langſam nur kamen von hier an die beiden Reiter vorwärts, denn ſie waren in die unabſehbare Budenreihe gerathen, zwiſchen welcher das ſtärkſte Gewühl hin und her wogte, ein Gewühl, welches die bunten Trachten der Armenier, Bucharen, Griechen und Ruſſen abwechſelnd belebten. Mitten in dieſer Menge gewahrte Stanislaus vor der Bude eines jüdiſchen Handelsmannes Frau von Knorre und Hedwig. Hedwig erblickte auch ihn, ſchrak ſichtbar zuſammen und verſchwand mit der Mutter, die ihn ebenfalls geſehen hatte, im Gedränge. Es war für den Reiter unmöglich, in dem Gewühl ſo raſch vorwärts zu kommen, wie ein Fußgänger — aber was war's mit Hedwig? Statt aufzujauchzen, war ſie erbleicht! Iſt ſie treulos? Daß ſie dies ſein könne, gehörte nicht in Bandomir's Gedankenkreis, und ſo peinigte ihn das räthſelhafte Benehmen doppelt, weil es ſich gar keiner Deutung zubequemte.

Urban hatte für ſchweres Geld ein dürftiges Kämmerlein ergattert zum Abſteigequartier für ſeinen Herrn. Es war nur durch eine ſchnell errichtete Bretterwand von einem größeren Raume getrennt, in welchem ein immerwährendes Kommen und Gehen ſtattfand. Da wohnten offenbar viele Gäſte, und man hörte deutſch, polniſch und franzöſiſch ſprechen. Stanislaus hörte plötzlich ſeinen Namen, und wurde nun aufmerkſam — „Er iſt einpaſſirt," ſagte Einer in polniſcher Sprache — „„Und Ihr müßt's ungeſchickt machen,"" ſprach eine zweite Stimme, „„wenn Ihr ihn wieder aus Lithauen hinauslaßt; aber kurz oder lang überfällt er Euch doch, wenn Ihr ihn nicht überfallt, er vergißt Euch ſeines Vaters Tod in alle Ewigkeit nicht, und Abraham in Braslaw hat Recht, Euch eine ſo hohe Leibrente zu bieten. So lange Bandomir lebt, hat Euer Leben eine kurze Grenze! —"" „Poſſen! ich werd' mich wol vor ihm fürchten! Wenn er mir allein begegnet, mach' ich's allein mit ihm aus"

— „„Nicht doch! Mann an Mann wird kein Menſch mit dieſem Vandomir fertig; geht bis zum Abende nicht aus, oder nur ins Förſterhaus hinüber zu Knorre's, dorthin kann er am wenigſten kommen, und mit dem Abende ſetzen wir's in Vollzug und heben ihn auf; Biron hat Ordre gegeben, daß er als Parteigänger Herzog Ferdinands und des Grafen Moriz, und als rechtloſer Pfandbeſitzer, der einen Soldaten niedergeritten, jenſeits der Düna in Empfang genommen werde; wenn wir ihn bringen, da ſeid Ihr ihn los für dieſe Lebenszeit und könnt morgen Eure Verlobung mit der kleinen Knorre in aller Heiterkeit begehen —““

Es traten neue Gäſte ein und das Geſpräch war abgeriſſen. Stanislaus, alle Gefahr hintanſetzend, gab wie immer nur ſeinen jählings aufkochenden Empfindungen nach, ſchnallte ſeinen Säbel feſt und ging hinüber in das Zimmer ſeiner Feinde, unter denen er Chabelsky nach jenen Aeußerungen erwarten durfte. Als er eintrat, ſprang ein junger, ſchöner Mann erſchreckt vom Seſſel auf —.

„Sie ſind Jakob Chabelsky?“

Ja. —

„Der Mörder des Oberſtwachtmeiſter von Vandomir —“

Mein Herr! —

„Kennen Sie mich?“

Ja —

„So folgen Sie mir, wenn Sie ein Edelmann ſind, um mir Genugthuung zu geben!“

Chabelsky wäre allerdings lieber ausgewichen, und wäre gern den Einwendungen ſeines Nachbars, jener zweiten Stimme, welchen Stanislaus gehört, beigetreten — aber die Herren, welche kurz vor Vandomir ins Zimmer gekommen, waren kuriſche Edelleute, und Chabelsky mochte in deren Gegenwart einer ſo beleidigenden Forderung nicht ausweichen. Er folgte alſo dem voranſchreitenden Vandomir und verſtändigte ſich mit ſeinem Nachbar nur durch einen Wink. Dieſer folgte ihnen aus dem Hauſe, aus dem Gewühl, folgte ihnen mit den Augen nordwärts nach dem Walde, auf welchen ſie zuſchritten, rief einen Letten, der in ſeinem beſten Leinwandkittel um den Markt herumlungerte, zu ſich heran, gab ihm, dabei unverwandt den Fortſchreitenden nachblickend, einige Befehle, bezeichnete mit dem Arme die Richtung nach dem Walde und folgte dann raſchen Schrittes Bandomir und Chabelsky. Die Sonne ſtand glühend im Mittage, als dies vorging.

Der alte Herr von Knorre ſetzte ſich um dieſe Zeit in einer Bretterbude zur Farobank, der Lette im Leinwandkittel fand ihn erſt nach einer Stunde, und der alte Herr machte auch keine Miene, das Spiel zu verlaſſen, obwol ihn die Nachrichten, welche ihm der Lette ins Ohr flüſterte, leidenſchaftlich zu intereſſiren ſchienen. „Meine Leute ſollen alle mit,“ antwortete er dem Boten leiſe, „und ſie ſollen keine Umſtände machen mit dem Landſtreicher, er iſt vogelfrei!“ Nach dieſen Worten wendete er ſich wieder zum Spiele, und der Lette eilte nach dem Förſterhauſe, um die Knorre'ſchen Leute aufzubieten. Im vordern Zimmer zechte eine luſtige Geſellſchaft, in einem Hinterſtübchen ſaß Frau von Knorre mit Hedwig, und hörte abgeſchieden auf den ſummenden Marktnachmittag. Nachdem ſie Bandomir erblickt, hielt ſie es für rathſam nicht mehr auszugehen, und ſie ängſtigte ſich, daß keiner der befreundeten Männer zufragte: Puttkammer, der nicht ermangelt haben würde, war durch Herrn von Knorre am Spieltiſche feſtgehalten. Chabelsky, der ſonſt ſo lebhafte, galante Freier, ſchlug ſich mit Bandomir, und jener Nachbar, welcher den Streitenden nachgeſetzt, war Herr von Thorhacken, der Frau von Knorre Bruder. Julius lag noch an ſeinen Wunden auf Ellern — kurz, Stanislaus hätte gerade aus dieſem Markttumulte ſeine Geliebte am bequemſten entführen können.

In der That dachte auch Hedwig daran: ſie hatte ihn wiedergeſehen, ſein Blick hatte ihr volles Liebes- und Zuverſichtsleben wieder erneuert; ach, wenn er doch käme! ſprach ihr Herz, und dich ſeiner Liebe verſicherte, er iſt doch ſchöner und muthiger als alle, und hat auch jenen ſüßen melancholiſchen Zug um die Augen, wie ſein Bruder, heute, als er im vollen Sonnenſcheine hoch zu Pferde neben mir war, hab' ich es deutlich geſehen! Ach, nun ich ihn wieder geſehen habe, nun erſcheint mir der als ſo ſchön geprieſene Chabelsky wie ein Mann aus buntem Papier neben dem mächtigen Stanislaus —

Die Mutter ſprach nicht, Hedwig war ihren Gedanken überlaſſen, und ſo kam der Sonnenuntergang herbei und es ward dämmerig in dem kleinen Zimmer. Raſche Schritte klangen über den kleinen Hausflur, die Thür ging auf, ein hochgewachſener Mann trat über die Schwelle. Die Thür hinter ſich ins Schloß drückend, blieb er ſtehen, als müſſe er ſich im Dämmerlichte des Zimmers erſt zurechtfinden. Hedwig ſchrie auf, ſie erkannte ihn und flog ihm entgegen. Es war Stanislaus, der blutig und glühend heiß von dem Kampfplatze herbeigeeilt, und der jetzt ſeine Geliebte feſt in die Arme drückte. Seine tapfere Geſchicklichkeit hatte ihn ſo eben doppelt gerettet: ſie hatte einmal den gewandten Gegner niedergeworfen, und, was im Augenblick noch wichtiger, ſie hatte den Hinterhalt, welchen Thorhacken mit Knorre's und Chabelsky's herbeieilenden Leuten bildete, im gefährlichen Augenblicke entwaffnet. Der ſo brutal ausſehende Thorhacken war doch im Grunde ein ritterlicher Kurländer, dem es in der Seele widerſtand, einen ſo fixen Jungen wie Stanislaus nach einem ſo muſterhaften Kampfe zu überfallen und gefangen zu nehmen. Mit immer ſteigender Vorliebe für Bandomir hatte er hinter einem Gebüſch dem ohne Secundanten geführten Zweikampfe zugeſehen, und als Chabelsky, aus vielen Wunden blutend, in die Kniee ſank, unfähig zu fernerer Gegenwehr, als Bandomir, ſich nach dem Gebüſche wendend, herausfordernd gerufen hatte: „Herbei, ihr Spießgeſellen im Hinterhalte!“ — da hatte er alles Attentat, ſo großer Tapferkeit gegenüber, als ein unwürdiges aufgegeben, und hatte Bandomir hinwegeilen laſſen. Die großmüthige Stimmung verflog aber, er beſann ſich, daß ſeine Schweſter und Nichte dem zurückkehrenden Bandomir ausgeſetzt ſein könnten, und beeilte deshalb ſeine Rückkehr. — Der raſche Jüngling hatte einen großen Vorſprung, und er ſchien ihn in der That benutzen zu wollen: Frau von Knorre im dunklen Zimmer nicht erblickend, forderte er Hedwig auf, ihm zu folgen —

„Wohin mein Herr?“ trat jene jetzt hervor, die Hand zwiſchen ihn und Hedwig ſtreckend.

Zum Traualtar, gnädigſte Frau, und hoffentlich bald meine gnädige Mutter! —

„Nimmermehr! Es wäre mein Tod, würde ich durch eine unglückliche Ueberraſchung Ihre Mutter — gehen Sie, gehen Sie, mein Herr! Wie läßt es Ihr Stolz zu, ſich einer Familie aufzudrängen, welche Sie zurückſtößt; einer Familie, in welche Ihr Bruder mit blutigem Schwerte hineingeſchlagen hat; wie läßt es Ihr Stolz zu, hinter dem Rücken der Männer wehrloſe Weiber zu überfallen —“

Gnädigſte Frau! Wodurch hab' ich dieſen unbeſieglichen Widerwillen verſchuldet? Sagen Sie mir — und hier knieete er vor ihr nieder — wodurch kann ich ihn überwinden?

„Dadurch“ — ſie reichte ihm die Hand und Thränen erſtickten ihre Stimme — „dadurch, daß Sie meine Tochter für immer meiden, für immer! Sie haben's nicht verſchuldet, aber ein unabwendbares Schickſal ſteht zwiſchen Ihnen und uns. Laſſen Sie uns ſcheiden, ehe mein Gatte Sie überraſcht, und die entſetzliche Scene von Ellern ſich wiederholt! Eilen Sie hinweg. Sie ſind hier von Feinden umgeben, die ſelbſt Ihr Leben nicht ſchonen —“

Sie ſind mein ſchlimmſter Feind, Frau von Knorre. Was Sie auch beſtimmt haben mag, ich weiche vor keinem Bedenken zurück, denn ich liebe, und ich wiederhole Dir, Hedwig, meinen Schwur —

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thüre, Herr von Thorhacken erſchien auf der Schwelle, hinter ihm Diener mit brennenden Kienſpännen, und andere, welche auf einer Trage von Baumzweigen den blutenden, todesbleichen Chabelsky in den Hausflur brachten; hinten an der Hausthür erſchien der alte Herr von Knorre und Herr von Puttkammer. Stanislaus, mit dem Rücken nach der Thür gekehrt, ſah und hörte nichts von alle dem in ſeiner Aufregung, und vollendete den begonnenen Schwur; — bei dem Erlöſer, der für uns ſündige Menſchen geſtorben iſt, bei Deinem und meinem Seelenheil, Hedwig, ſchwöre ich's: Du wirſt mein Weib, wirſt Hedwig von Bandomir, und ginge darüber zu Grunde ein ganz Geſchlecht von Menſchen! —

Bei dieſen Worten ſank Frau von Knorre mit einem Schrei in Ohnmacht, Stanislaus ſah um ſich und erblickte den vollen Hausflur — betroffen von dem mit dem Accente überlegteſter Entſchloſſenheit ausgeſprochenen Schwure ſchwieg Alles, und ſtand unbeweglich bis zu dem alten Herrn von Knorre ſelber. Der verwundete Chabelsky hatte die Augen geſchloſſen und ſchien leblos. Stanislaus mußte über ihn hinwegſchreiten, wenn er durch den engen Flur hinauswollte. Er that's, langſamen, feſten Schrittes — Niemand regte ſich, ihn anzuhalten, ſelbſt der alte Knorre nicht, dem der hinausſchreitende gefürchtete Jüngling feſten Blickes in das ſtarre Auge ſah.

Aus dem Forſthauſe tretend und das von hohen Feuern grell erleuchtete Markttreiben erblickend, gewann Stanislaus ſogleich alle nüchterne Beſonnenheit: — Der Bann, welchen er über ſeine Feinde ſo eben ausgeübt, würde raſch gelöſt ſein und eiligſte Flucht thäte Noth. Darnach verfuhr er denn auch: Urban und Paſcha waren bereit, und ſie ſahen ſich bald auf dem Rückwege am Waldesſaume zwiſchen den Feuern der Zigeuner. Als ſich Stanislaus hier noch einmal umwendete und zurückblickte über den fackelnden Jahrmarktsort, über die weißen Zelte hinab nach dem See, welcher die Feuer widerſpiegelte, fühlte er an einer Bewegung des Tartars, daß dieſer am Zügel gefaßt ſei; er wendete ſich, ſah ſich ins dunkle Gebüſch geführt, und glaubte ſich überfallen. Es war aber die überall wachende Petruſchka, welche ihm erzählte, daß Herr von Thorhacken und mehrere Reiter in dieſem Augenblicke den Weg nach Schmelani in den Wald hinaufgeritten ſeien, und zwar in erſchrecklicher Eile — „ſoll ich Dich führen, daß Du ihnen nicht begegneſt?“

Thu' das, Petruſchka!

9.

Von alle den Eindrücken jenes Zuſammentreffens in Eſoros blieb für Bandomir nur einer lebendig: es war der Kuß Hedwigs; es war das warme Leben ihres Hauchs und Leibes, welches er unvertilgbar, ja wie eine über Alles hinaus hebende Lebensſeligkeit in Blut und Nerven und Seele mit ſich herumtrug. Nach etwas Anderem, als nach dem Beſitz ſeines geliebten Mädchens zu trachten, war ihm abgeſchmackt, ja unmöglich. Er bemerkte es kaum, daß der Verkehr mit dem ſonſt ſo geliebten Bruder beinahe aufhörte, weil dieſer ein unwandelbarer Widerſacher dieſes Verhältniſſes blieb; er achtete es nicht, daß vom Herzoge Ferdinand ein ungewöhnlich gnädiges, aber ernſtlichſt abmahnendes Schreiben in Betreff der Knorre'ſchen Verbindung in Brüggen ankam. Der Herzog wußte das Zuſammentreffen und die raſch geſchloſſene Verbindung mit dem Grafen Moriz, und er verzieh ſie wie eine Jugendwallung, die eben ſo wenig Dauer haben werde wie die kurländiſche Rolle des abenteuernden Grafen ſelber. Aber er erklärte es für Thorheit und Untreue aller Art, unverzeihlicher Art, wenn ein Bandomir auf der Freite um eine Knorre beſtehen wolle. Dieſe Familie ſei von jeher den Kettlers entgegen, dem polniſchen Anarchismus ergeben geweſen: gäbe ſie der Werbung nach, ſo habe Bandomir alle politiſche Zukunft verloren, denn Kurland gehe auf dem einen oder dem andern Wege einer feſten monarchiſchen Ordnung der Dinge entgegen, und allem Knorre'ſchen Weſen ſtünde der Untergang bevor. Widerſetzte ſie ſich aber und ließe ſich Bandomir von Leidenſchaftlichkeit zu Gewaltſchritten fortreißen, ſo wäre ihm Leben und Ruhe immerwährend bedroht; denn gegen den Einzelnen ſei der Knorre'ſche Anhang, die Partei des Fauſtrechts, noch übermächtig, und irgend eine geſetzliche bürgerliche Rückſicht ſei von dieſer Partei nimmermehr zu erwarten. Triebe es Bandomir bis zu ſolchem Aeußerſten, ſo habe er bei ihm, dem Herzoge Ferdinand, nicht nur keinerlei Vorſchub, ſondern ſtrengſte geſetzliche Ahndung des Landesherrn, des Vertreters der geſetzlichen Ordnung zu gewärtigen —

Das waren für Stanislaus bedeutungsloſe Worte; denn er war in Liebe, er war im Zauber eines Mädchenkuſſes, und er war im Grunde von demſelben ariſtokratiſchen Stamme, welcher Staat und Recht nur im Kreiſe ſeiner perſönlichen Wünſche und Forderungen anerkennt; er gehörte zu jener Ariſtokratie, welche eine tauſendfache Deſpotie zu Wege bringt, welche gewaltige Kräfte in abenteuerlicher Einzelnheit zerſplitternd aller Bildung großer Formen feindlich iſt, weil ſie der Gemeinſchaftlichkeit, der Seele des Staates, nichts opfern kann. Nichts beſchäftigte ihn als ein Entführungsplan um den andern, nichts intereſſirte ihn als Urbans Befeſtigung des Brüggenſchen Hauſes, weil dieſe allein für ſeine erwartete nächſte Zukunft Wichtigkeit hatte.

So vergingen einige Wochen, und noch immer war es ihm nicht gelungen, einen brieflichen Verkehr mit Hedwig ins Werk zu ſetzen. Dieſer war aber unerläßlich, wenn eine Entführung zu Stande gebracht werden ſollte. Petruſchka, offenbar am geſchickteſten zur Zwiſchenträgerin, erſchien zwar oft des Abends am See und brachte ihm Nachrichten, weigerte ſich aber ſo entſchieden wie Jakut, Beſtellungen an Hedwig zu unternehmen; ſich mit der ſtrengen Abſperrung des Ellernſchen Hofes und mit der Allgewalt des Herrn von Knorre entſchuldigend, welcher ohne Weiteres ihre ganze Horde vernichten würde, ſobald er ein Glied derſelben in dieſer Angelegenheit thätig vermuthe. „Meidet dieſen Hof, gnädiger Herr!“ — ſetzte ſie jedesmal hinzu — „dort wohnt Euer Unglück; meine Mutter ſagt es auch. Seit dem Sjorosſchen Markte hat der Ellernſche all ſeinen Jägern aufgetragen, auf Euch zu ſchießen, wenn Ihr Euch auf Ellernſchem Gebiete ſehen laßt.“

Trotz dem ließ Stanislaus an einem regneriſchen Septembertage ſeinen Tartar ſatteln, um gegen Ellern hinzureiten, und Hedwig auf irgend eine Weiſe zu benachrichtigen und um Nachricht zu bitten. Auf das Pferd wartend, ſah er aus dem Fenſter, und erblickte einen Reiter, der von der Lauzenſchen Seite her auf einem magern Klepper aus dem Walde geritten kam. Stanislaus erkannte ſogleich Herrn von Haudring, einen ſogenannten Krippenreiter, wie man die armen Edelleute nennt, welche im Lande umherziehend von der kuriſchen Gaſtfreiheit der Begüterten leben. Solch ein Mann, überall Zutritt findend, konnte ihm ein trefflicher Bote werden. Er mußte nur nicht gerade in Ellern geweſen ſein, denn es wäre auffallend geweſen, wenn ein Krippenreiter innerhalb weniger Tage zweimal auf demſelben Hofe eingekehrt wäre. „Woher? Wohin?“ war alſo Bandomir's erſte Frage. Haudring kam heute von Kalkunen, war den Tag vorher in Schloßberg und Grünwald, zwei Tage vorher in Ellern eingekehrt — „In Ellern! Und gerade dahin ſollteſt Du mir was beſtellen!“

Das hieße mein Leben wagen, Bandomir! Dort ſieht's gar verdächtig aus, und was von Dir kommt, wär's der Großmogul ſelber, wird mit Flintenkugeln empfangen. Schlag' Dir das aus dem Sinn, dort iſt Alles vorbei! Das arme Mädchen, welcher die Mutter oder der Bruder nicht von der Seite weichen, iſt wie gefangen und darf nur heraus, wenn Sonntags in militäriſch bedecktem Wagen zur Kirche gefahren wird; ſie iſt ganz blaß geworden. Na, ſie iſt jung, — und die Hochzeit wird ſie wohl ermuntern —

„Was?“

Auf den nächſten Sonntag, alſo übermorgen über acht Tage, hat ſie der alte Knorre angeſetzt. Man ſchlachtet ſchon darauf los, und wie gern ich das ſehe, und was für 'ne ſtattliche Tafel der Ellernſche auch ſerviren wird, ich mocht's nicht abwarten, 's ſieht unheimlich in dem Hauſe aus: der Bräutigam ſchleicht noch blaß, huſtend, verbunden und verpflaſtert umher; die Mutter weint, die Tochter desgleichen; Julius iſt auch noch nicht geſund; der Alte iſt mürriſch —

„Wer iſt der Bräutigam?“

Nun Jakob Chabelsky, den Du ſo fürchterlich zugerichtet haſt, und der in den erſten vier Wochen ein ſchlechter Ehemann ſein wird —

„Und Du willſt nicht einen Auftrag für mich nach Ellern übernehmen, Handring?“

Nicht, wenn Du mir Brüggen verſchriebſt!

Stanislaus eilte in der höchſten Aufregung an den Schreibtiſch, ſchrieb ein paar Worte, faltete ſie zuſammen, entſchuldigte ſich bei Handring, daß er durch ein dringendes Geſchäft fortgetrieben würde, empfahl ihm, ſich in Brüggen zu pflegen, und eilte hinaus. Nach Verlauf von einer Minute flog er auf dem Tartar in den Wald hinein auf der Lautenſchen Straße; Paſcha mußte ſich ebenfalls in Galopp ſetzen, um zu folgen.

Beſſerer Rath kommt mit der That! Stanislaus ſah ein, daß er ſo offen als Stanislaus von Bandomir um Ellern her nichts erreiche als etwa die Flintenkugel eines Jägers: er kehrte um, kleidete ſich in die unſcheinbare Tracht eines Letten, in den Rock aus grauer Leinwand, der hinten in Falten gelegt und von einer ledernen Binde zuſammengehalten iſt. In dieſer Binde ſteckt das Meſſer zur Nothwehr. Der Tartar ward mit Jakuts Stute vertauſcht, Paſcha, überall im Oberlande bekannt, ward zurückgewieſen. So angethan erreichte er mit einbrechender Nacht Okniſt, brachte ſein Pferd unter und ging nun zu Fuße gen Ellern hin. In der That ſah er ſich in immerwährender Gefahr; denn Knorre's Jäger ſtreiften in Patrouillen rings um die Grenze des Gebiets. Knorre ſchien einen offenen Ueberfall von Seiten der Bandomire zu fürchten. Ward nun Stanislaus in ſeiner Verkleidung auch nicht ſogleich erkannt, ſo ward er doch als Fremder angehalten; und es war nur zu wahrſcheinlich, daß er über kurz oder lang auf einen Jäger ſtieß, der ihn ſchon geſehen hatte. Unter dieſen Umſtänden war eine Benachrichtigung Hedwigs nicht möglich; er war genöthigt, ſich von einem Kruge in den andern zu ſchleichen, da er außen in den Gebüſchen von den Hunden der Jäger ausgeſpürt wurde, und doch waren auch die Krüge nur gar zu unſicher, denn die zechluſtigen Patrouillen kehrten da fleißig ein, um ſich zu ſtärken. So verging der Sonnabend. Stanislaus kam ſpät in der Nacht nach dem Baldankruge, den er zu ſeinem Hauptquartier gemacht hatte; vergeblich war er dicht um den Ellernſchen Edelhof herumgeſchlichen, die Fenſter von Hedwigs Zimmer waren und blieben geſchloſſen. Die einzige Hoffnung, die er nun hegte, war auf die morgende Kirchfahrt gerichtet, und doch war auch dieſe Hoffnung nur gar zu gebrechlich: Konnte er ſich denn erblicken laſſen, um die Vorübergehenden zu ſehen und von Hedwig geſehen und erkannt zu werden? Der Haß ſieht ja ſo ſcharf wie die Liebe, und Vater und Mutter würden ihn auch erkennen! Auf die Kirche ſelbſt hoffte er: dort ſollte ſich Gelegenheit finden, ihr den Brief zuzuſtecken.

Am andern Morgen bei guter Zeit machte er ſich hinüber nach Nerft, ſchlich ſich in die Kirche, beſah ſich das herrſchaftliche Geſtühl, und wie da anzukommen ſei. — Hätte er nur wenigſtens gewußt, welches Hedwigs Stuhl zu ſein pflegte! Der Küſter legte die Geſangbücher auf den Platz jedes Herrſchaftsmitgliedes. Sollte er es wagen, den Mann anzureden, auszuforſchen, und ſobald er die Stelle kennte, den Brief in das für Hedwig beſtimmte Buch zu legen? — Er wagte es, und es gelang. Aber es ward ihm bald wieder leid, denn er ſetzte ſeine letzte Hoffnung dadurch aufs Spiel. Der Brief enthielt ganz beſtimmte Vorſchläge zur Entführung; kam er in andere Hände als Hedwigs, oder fiel er heraus, ſobald ſie das Buch öffnete, oder wurde geſehen, ſobald ſie das Buch aufſchlug — dann war auch die letzte Möglichkeit vernichtet! Er eilte in die Kirche zurück, um ihn wieder herauszunehmen. Aber die Kirche füllte ſich ſchon; er konnte nicht mehr ohne Aufſehen in das Geſtühl eindringen, und der Küſter warf ohnedies ſchon forſchende Blicke auf ihn — er mußte das Geſchick walten laſſen. Sich ſo tief als möglich unter die lettiſchen Wandkittel ſtellend, um das Herrengeſtühl zu überſehen, und doch nicht geſehen zu werden, erwartete er den Beginn des Gottesdienſtes und die Ankunft der Ellernſchen. Sie kamen — Hedwig war nicht dabei, und Frau von Knorre ſetzte ſich auf Hedwigs Platz. Sein Blut ſtockte, als ſie jetzt nach dem Geſangbuche griff — ſie ſah ſehr blaß und leidend aus, nahm das Buch nicht vom Platze, ſondern ſchlug es nur auf, wie ihm ſchien, gedankenlos und ohne darauf zu blicken. Sie ſang nicht mit; ſchmerzlichſt wünſchte Bandomir das Ende des Liedes, den Anfang der Predigt herbei — ſo wie der Prediger auf der Kanzel erſchien, ſchmiegte er ſich rückwärts durch die Letten nach der Thür und verließ die Kirche. Er hoffte ſpäter nachforſchen zu können, ob der Brief unentdeckt geblieben ſei; jetzt wollte er die Abweſenheit der Eltern benützen, um bis unter Hedwigs Fenſter zu bringen. Julius und Chabelsky waren zwar nicht in der Kirche, und Beide hielten ſich in Ellern auf, aber in Abweſenheit der Eltern und zur Kirchſtunde, wo Alles ruht auf dem Lande, und Weg, Hof und Garten verödet ſind, hoffte er doch am Erſten eindringen zu können. Weit und breit war Niemand auf dem Felde zu ſehen, er eilte raſch dahin, am Salatkruge vorüber, am Ellernskruge desgleichen; nichts ſtörte ihn, nichts hielt ihn auf; ſchon ſah er den Kalniſchkrug am kleinen See, wo er damals Hedwig erblickt hatte — wer iſt das? Vor dem Kalniſchkruge ſaß ein Mann. Bandomir's ſcharfes Auge erkannte bald in demſelben einen Juden, wie deren trotz des Verbots Hunderte im Lande umherzogen. Vielleicht iſt der zu gebrauchen! dachte Bandomir, eilte hinzu, und ſetzte ſich neben ihn auf die Bank. Der Hauſirer kam direct von Ellern, und erzählte, daß er dort einige Seidenwaaren verkauft, leider aber nicht genug von guten Stoffen bei ſich gehabt habe, es werde da eine Hochzeit gerüſtet, und es wäre ein Geſchäft zu machen geweſen, da das Fräulein Braut nicht eben feilſche; „aber meiner Mutter Sohn", ſetzte er hinzu, „hat kein Glück, hat in ſeiner Thorheit die beſten Sachen in Dünaburg gelaſſen —"

Bandomir zeigte ihm ein Goldſtück mit der Frage: ob er's raſch verdienen wolle? Sie wurden handelseinig, und Stanislaus, diesmal die Brieftaſche mit ſich führend, ſchrieb mit der Bleifeder ein neues Billet, worin er Hedwig bat, getroſten Muthes zu ſein, und künftigen Sonntag in der Kirche nicht zu fehlen. Sie möge es ſo einrichten, daß ſie im Patronatsgeſtühle dicht am Gange ſäße. — Der Jude übernahm's, auf der Stelle nach Ellern zurückzukehren, unter dem Vorwande, etwas vergeſſen zu haben, unmittelbar in des Fräuleins Zimmer vorzudringen, das Billet abzugeben, und eine Antwort zu erwarten. — „Bringſt Du die Antwort", flüſterte Bandomir, „ſo erhältſt Du noch ein Goldſtück —." Ich will's wagen! — „Noch eins! Gieb den Zettel noch einmal her!" Der Brief im Geſangbuche ängſtigte ihn über Alles, und er unterrichtete Hedwig davon mit dem Bemerken, daß ſie ſich deſſen, wenn irgend möglich, bemächtigen möge, wäre es nicht eher thunlich, nächſten Sonntag, ſobald ſie ins Geſtühl träte, denn es ſei Alles verloren, wenn er gefunden werde. —

„Nun eile, daß ſie Dir nicht aus der Kirche über den Hals kommen, hier im Kruge erwarte ich Dich!“

Der Jude marſchirte haſtig nach dem Gebüſche zu, wo Bandomir damals ſo glücklich geweſen, und dieſer forſchte um den Krug herum nach einem Verſteck, weil er es nicht wagen durfte, im Kruge ſelbſt die Vorüberfahrt der Ellernſchen abzuwarten. Wie leicht hat ſolch ein Jäger Durſt, und tritt ins Wirthshaus!

Der Gedanke an den Brief peinigte ihn ununterbrochen: Sollte er nach der Kirche zurück und am Schluſſe des Gottesdienſtes in das Geſtühl dringen, ihn wegzunehmen? Aber es wurde zu ſpät; eh' er hinkam, war die Kirche aus, und dann begegnete er den Heimfahrenden, und ſein Jude verfehlte ihn im Kruge! — Ach! warum war er ſo voreilig geweſen! Nach der Predigt wurde noch ein Lied geſungen, und wenn auch die Herrſchaft dies nicht mitzuſingen pflegte, ſo war's doch möglich, daß die Ellernſche das zu thun gewohnt war, daß Frau von Knorre nachholen wollte, was ſie vor der Predigt unterlaſſen — da klang die Vaterunſer-Glocke von Nerſt herüber, die Kirche war zu Ende — jetzt war's entſchieden! Nein! Wenn's auch bis jetzt verborgen geblieben war, nun räumte der Küſter auf, und ſolch ein Mann iſt zu ordentlich und zu neugierig, jetzt ſollteſt Du da ſein! — Da kommt der Wagen, und Reiter kommen hinterher, und mein Jude iſt noch nicht zurück! Sie werden ihm begegnen, werden ihn zur Rede ſtellen, unterſuchen —!

Stanislaus hatte ſich in einen Schuppen untergebracht, und überſah durch ein Loch des Fachwerks die Straße. Sie war vom Regen gerade in der Nähe des Kruges ſchadhaft geworden, und der Wagen mußte hier langſam fahren. So konnte er die darin Sitzenden genau beobachten und in ihrem Benehmen leſen, ob ſich was Ungewöhnliches ereignet habe. Frau von Knorre ſaß allein im Wagen, ihr Antlitz ſah leidend, unbewegt aus, wie in der Kirche. Herr von Knorre war mit zwei Jägern dahinter zu Pferde. — Der Zug ging vorüber. Eine peinliche, lange halbe Stunde verging, und der Jude kam noch immer nicht; Stanislaus ertrug's nicht mehr zu warten, und wagte ſich auf die Straße, obwol ſie von Kirchgängern bedeckt war. Bis an den Buſch nur wollte er gehen! Lieblicher Aberglaube, der ſich immer einſtellt, wenn wir lebhaft wünſchen oder fürchten, flüſterte ihm zu: An dem Buſche haſt Du Glück! Wirklich erſchien da der Jude, bat ums Goldſtück, und griff in die Taſche. Er brachte Antwort von Hedwig! „Gott ſei Dank!“ — ſchrieb ſie — „daß ich ein Lebenszeichen von Dir habe! Allein und ohne Dich kann ich nicht widerſtehen — dem Vater wohl, aber der Mutter nicht. Was ſoll aus mir werden? Ich bin bewacht wie eine Geſangene. Wage ja nichts, es ſind fürchterliche Befehle gegeben, und Dein Leben ſtünde auf dem Spiele. Ich fürchte, daß man am nächſten Sonntag nach dem Gottesdienſte mich plötzlich vor den Altar führen und dem Chabelsky, der bis dahin leidlich hergeſtellt zu ſein denkt, antrauen wird! Stanislaus! wir ſind verloren — ich höre die Glocke von Nerſt und ſchließe.

P. S. Zu dem Geſangbuche kann ich nicht eher als nächſten Sonntag. In die Kirche komme ich beſtimmt, ach, nur zu beſtimmt!“ —

Stanislaus fragte den Juden, ob er ihm aus der Nerſter Kirche was holen könne. — „Für keine Million!“ rief der Jude. „Wer mich in der Kirche betrifft, tödtet mich — laßt mich ſein, Herr, und meinen Weg fortgehen!“ — Damit eilte er ins Gebüſch von dannen.

Stanislaus wagte ſich noch ein Mal nach Nerſt hinein, er fand aber die Kirche verſchloſſen. Ja, er war ſo dreiſt, nach dem Küſter zu fragen. Der Herr Pfarrer, hieß es, iſt nach Ellern zu Tiſch geladen, und der Küſter iſt heute mitgegangen.

Der entſcheidende Sonntag war ein ſo milder Septembertag, daß ein Gewitter in großer weißer Wolke leicht blitzend und donnernd ſchon um die neunte Stunde über den Himmel zog, als die Hochzeitsgeſellſchaft in Ellern die Wagen beſtieg, um nach Nerft zur Kirche und Trauung zu fahren. Der alte Herr von Knorre zeigte große Heiterkeit, daß endlich Alles ohne weitere Störung bis dahin gediehen war, daß Julius und Chabelsky bereits wiederhergeſtellt erſchienen, und daß ſein innerer Schauer vor Bandomir und deſſen Schwur doch in nichts Uebles ausgegangen ſei. Obwol ein gehärteter Mann war er von böſer Ahnung gequält worden, und hatte zu dem Ende ſo ſtrenge Sicherheitsmaßregeln ergriffen, ja bis zu dieſem Morgen hatte er ſich eines bewaffneten Ueberfalls von Seiten der Bandomire verſehen. In der Freude, daß er ſich geirrt, ließ er dem Pferdehirten die Freiheit wieder geben, und begrüßte die eintreffenden Hochzeitsgäſte, unter ihnen den Grünwalder und den Schloßberger, mit einer freudigen Herzlichkeit, wie ſie ihm ſonſt gar nicht eigen war. Den gutmüthigen, zurückgeſetzten Puttkammer, der ſich eingeſtellt hatte, um nicht durch ſeine Abweſenheit aufzufallen, faßte Knorre unter den Arm, und führte ihn mit den Worten zur Seite: Ich danke Euch, Puttkammer, Ihr ſeid ein wahrer Edelmann! Daß Ihr kommt, beweiſt der Welt, wie Ihr unſer wahrer Hausfreund ſeid und bleibt, und meiner Tochter nur als ſolcher den Hof gemacht habt. Wie gern ich ſie Euch gegeben, Puttkammer, wißt Ihr am Beſten; daß ich ſie dem Chabelsky gebe, geſchieht um unſer Beider Wohl und Ruhe willen — warum? Ihr ſeid kein Raufbold, und hättet vom heutigen Tage an die Bandomire auf dem Halſe gehabt, ja, wär't Eures Lebens keine Stunde ſicher geweſen. Chabelsky dagegen führt Hedwig nach Lithauen hinüber, ſie kommt dieſem Abenteurer aus Auge und Sinn und iſt in Braslaw jedenfalls von einer zahlreichen, kriegeriſchen Familie gegen Alles geſchützt —

Der Grünwalder, zu Herrn von Sieberg in den Wagen ſteigend, drückte dieſem ſeine Verwunderung aus, daß von Seiten Bandomir's nichts paſſirt ſei — „Ich habe mich doch in ihm geirrt, denn ich habe ihn für unternehmender gehalten, und nach der Scene, welche ich ihn hier erleben ſah, war ich des wildeſten Attentats gewärtig —“

Es iſt mir dies ein gutes Zeichen, erwiderte darauf der Schloßberger, daß dieſe leidenſchaftlichen jungen Männer doch mehr Erziehung und Maß beſitzen, als man ihnen gern zutrauen mochte. Man ſagt, Graf Moritz, der vor den ruſſiſchen Truppen flüchtet, ſei bei ihnen in Brüggen verborgen —

Als der Wagen, worin Frau von Knorre und Hedwig ſaßen, an der Kirche ſtill hielt, wurden die Pferde von einem plötzlichen Donnerſchlage ſcheu und prallten auf die Seite. Der Kutſcher wurde ihrer indeſſen Herr, und Hedwig, welche deſſen gar nicht gewahr wurde, hatte dadurch längere Zeit, ſich unter den umherſtehenden Letten nach Vandomir umzuſehen. Sie ſah ihn nirgends! Nirgends war ein Anzeichen, daß ſich was Ungewöhnliches bereite; — wie jener Donnerſchlag überfiel ſie plötzlich die Gewißheit, nach Verlauf von zwei Stunden ihm für immer verloren und einem Andern angetraut zu ſein. Romantiſch, wie Mädchen ſind, welche dem Geliebten alle mögliche Wunderkraft zutrauen, hatte ſie ſeit Vandomir's letztem Schreiben zuverſichtlich darauf gerechnet, er werde die Trauung vereiteln, und in dieſer Zuverſicht hatte ſie ſich gleichgültig das weißſeidene Brautgewand anthun, den Myrthenzweig ins Haar flechten laſſen. Jetzt, aufgerichtet im Wagen ſtehend, und umherſuchend mit dem Blicke, überfiel ſie auf einmal völlige Verzweiflung, ſie zitterte und ſchwankte, und die erſchreckte Mutter mußte ſie halten.

Sobald ſich ein junges Mädchen wieder faßt, iſt ſie auch augenblicks all ihrer kleinen Pläne wieder mächtig. Dies gilt vielleicht nicht nur von einem jungen Mädchen, ſondern von jeder Frau, und iſt vielleicht dadurch erklärlich, daß die Frauen als das ſchwächere Geſchlecht jederzeit mehr als die Männer auf augenblickliche Sicherſtellung bedacht ſind. In einem engeren Kreiſe von Wünſchen und Ideen ſich bewegend iſt ihnen auch darum das eben Paſſende raſcher gegenwärtig. Als Hedwig an der Mutter Arm in die Kirche und an den Eingang des Patronatgeſtühles trat, war ſie ihres troſtloſen Zuſtandes bereits ſo weit Herrin, daß ſie die Mutter bitten konnte, die Herren vorausgehen zu laſſen in das Geſtühl. Es ſei ihr ſo eng und beklommen zu Muthe, daß es ihr Erleichterung dünke, nicht in das enge Geſtühl hinein zu müſſen, ſondern hier nahe dem freien Gange ſitzen zu dürfen. Die Mutter gewährte das dem offenbar tief erſchütterten Kinde gern, und als Herr von Knorre es unpaſſend finden und verweigern wollte, ſchickte ſie ihn mit ein paar beſtimmten Worten ſammt den übrigen Herren in das Innere des Geſtühls.

Auch die Sorge um den Brief hatte Hedwig nicht vergeſſen, ſie ließ ſich nur nicht mit der Wahl ihres Sitzes vereinigen. Als ſie nach ihrem ſonſtigen Kirchenplatz aufblickte, bemerkte ſie, daß Herr von Roop ihn eingenommen, und ſoeben ihr Geſangbuch ergriffen hatte. Nach einer Weile wendete er wirklich den Kopf nach ihr zurück, als wollte er von weitem ein Zeichen geben oder eine Frage an ſie richten. Hedwig, welche wußte, daß Roop ihrem Stanislaus wohl geſinnt, und welche richtig vermuthete, daß ihm ſoeben deſſen Brief in die Hände gefallen ſei, ſchüttelte kaum merklich das Haupt, und der Grünwalder ſchien das wohl verſtanden zu haben. Aber Puttkammer, der neben ihm ſaß, hatte wol den Brief ebenfalls bemerkt, und ihm mochte es nicht ungelegen ſein, wenn ſich vermittelſt desſelben etwas Störendes ereignete. Hedwig ſah, wie er ſich zu Roop hinneigte, und als dieſer eine ablehnende Bewegung machte, zu Julius, und wie Julius zum Vater ſprach, und eine auffallende Unruhe unter den Herren entſtand. In dieſem Augenblicke erſchien der Prediger auf der Kanzel; Julius, der aufgeſtanden war, ſetzte ſich nieder — zunächſt ſchien der Fund auf ſich beruhen zu dürfen. Aber als die Gemeinde eben die letzte Strophe des letzten Verſes anhub, kam Jakut eiligſt den Gang her ans Geſtühl, und wollte hinein — er war ſo erhitzt, daß der Schweiß dicht über ſein gebräuntes Antlitz herab in den

Bart lief, und daß ihm die ſonſt glatt gekämmten langen Haare naß und verwildert über die Backen hingen. Hedwig, die nichts Gutes ahnte bei ſeinem Anblick und bei ſeiner Bitte: zum Herrn von Knorre gelaſſen zu werden, winkte ihm gebieteriſch Stillſchweigen zu, nach dem Prediger auf der Kanzel hinzeigend. Die Männer, den Rücken nach dem Eingange kehrend, ſahen ihn nicht, und ſelber die Mutter wurde den Roskolniken nicht gewahr, welchen der Hinweis auf den heiligen Moment und Ort wirklich gelähmt hatte. Die für Andacht ſo wirkſame Stille, welche am Schluß des Geſanges und unmittelbar vor Beginn der Predigt eintritt, feſſelte magnetiſch den altgläubigen Ruſſen, den offenbar eine wichtige, ſchleunigſt auszurichtende Botſchaft hergeführt hatte, und der nun dicht am Ziele unverrichteter Sache ſtehen bleiben mußte.

Guter Gott! dachte Hedwig, was nützt es noch, Dieſes oder Jenes abzuwenden! Nach einer Stunde iſt Alles gleichgültig! — Dann verſank ſie in ſich, und es mochte weh und ſchmerzlich in ihr ſein, denn große Thränen glitten ihr über die bald erblaſſenden, bald erröthenden Wangen. Leiſes Knarren der Kirchthüre, die während der Predigt geſchloſſen iſt, ein durch den Gang daher kommender leiſer, aber raſcher Schritt weckte ſie; ſie blickte ſeitwärts — allmächtiger Gott! Stanislaus kam den Gang herauf bis dicht in ihre Nähe. Ein Freudenruf entglitt ihrem Munde, und während Zatut, wie von einem Spieß getroffen zuſammenfuhr, wendeten ſich ſämmtliche Inhaber des Geſtühls nach ihr. So erblickten ſie Alle den Bandomir, der ſich gegen Frau und Fräulein von Knorre, Herrn von Sieberg und von Roop höflich verneigte. Er war in prächtiger Kleidung, und glich, wie Hedwig geträumt, dem Bilde eines romanhaften Paladins. Sein ſonſt ſo bleiches Antlitz war leicht geröthet; von Waffen trug er nichts als ein breites, zierlich gearbeitetes Jagdmeſſer, welches an einem goldgeſtickten Bandeliere niederhing. Ruhig blieb er in der Nähe Hedwigs ſtehen, und ſah unverwandt auf den Prediger. Die Knorre's waren entſetzt, und wußten nicht, was thun. Der Feind verrieth zunächſt keine feindliche Abſicht; die Kirche war für Jedermann, und ſollte man ohne weitere Veranlaſſung den Gottesdienſt unterbrechen? Der alte Knorre war zudem bleich wie der Tod und zitterte, ſeiner verſpotteten Ahnung gedenkend, nicht blos vor Wuth. — Daß Bandomir als müßiger Zuſchauer der Trauung gekommen ſei, glaubte Niemand, Jedermann war auf eine Ueberraſchung gefaßt, und doch verhielt ſich alle Aufregung nach außen ruhig, und die Predigt ging, wie ein bannendes unparteiiſches Element über alle dem fort. Und wenn er allein war, er hielt die Hauptperſonen, denen der Widerſtand zugekommen wäre, in Furcht, ſo lähmend war in kurzer Zeit der Bandomire Ruf von unwiderſtehlicher Tapferkeit geworden, und Julius, wie Chabelsky, die beiden natürlichſten Gegner, wenn etwas vorfiel, fühlten ſich noch kraftlos durch kaum verharſchte Bandomir'ſche Wunden; der alte Herr war wie von einem dämoniſchen Entſetzen ergriffen, von Sieberg, Roop und Puttkammer war keinerlei Einmiſchung zu erwarten; kurz, das mit Männern gefüllte Patronatsgeſtühl fühlte ſich ohnmächtig neben dieſem einzigen regungslos daſtehenden Manne. Er ſchien auch der Einzige zu ſein, welcher den Worten des Predigers volle Aufmerkſamkeit widmete. So wie aber der Prediger Amen geſagt hatte, und die Kanzel verließ, war dieſe ruhige Bandomirgeſtalt verwandelt: wie man eine Hand umkehrt, war er dicht am Geſtühl, hatte Hedwig mit beiden Armen erhoben, und trug ſie, als ob ſie leicht wie ein Blumenſtrauß wäre, dem Ausgange zu. Polternd, Stühle umwerfend, ſprangen die Knorres auf, ſchrieen: „Räuber! Schurke, ſteh'!“ und ſtrebten in den Gang zu kommen. Das wirkſamſte Hinderniß für Bandomir, weil das nächſte, ward Jakut, der zuſprang und nach Hedwig griff. Stanislaus, ſie mit einem Arme feſt umſchlingend, griff ihn mit der andern an die Kehle, welche des Roskolniken blanker Hals bloßſtellte, und welche Stanislaus mit ſo furchtbarer Gewalt zuſammenpreßte, daß Jakuts Augen weit aus ihren Höhlen traten. Der hierdurch verurſachte Aufenthalt wäre aber doch gefährlich geworden, wenn Stanislaus nicht, nach Jakut greifend, mit lauter Stimme: Urban! gerufen und ſich auf dieſen Ruf die Kirchthür flugs in beiden Flügeln geöffnet und einen furchtbaren Hinterhalt gezeigt hätte. Die Bandemir'ſchen Jäger, zwanzig an der Zahl, ſtanden unter Urbans Anführung aufgepflanzt, und ſtreckten ihre Feuerröhre in den Kirchengang. Jakut, bei dieſer Verwandlung der Scene losgelaſſen, fiel platt auf das Pflaſter; die Knorres und Chabelsky, aus dem Geſtühl herausgedrungen, ſtanden wie vom Donner gerührt, und Stanislaus, ſich umwendend, ſprach mit ſtarker Stimme: Ich halte meinen Schwur, und Hedwig wird mein Weib — ſeht geduldig zu, wenn Ihr das Leben lieb habt!

Dann ſchritt er durch die Schützen mit ſeiner ſchönen Beute hinaus, zu einem Wagen, welcher des jungen Paares harrte. Bis er mit ihr davon gerollt war, hielten die Jäger den Ausgang beſetzt, dann zogen ſie ſich zu je fünf Mann zurück. So beſtiegen ſie allmälig alle ihre Pferde, ohne daß der Ausgang frei geworden wäre, denn die, welche ſich beritten gemacht, löſten zu Pferde die nächſten Fünf an der Thüre ab, bis alle Zwanzig zu Pferde an der Thür hielten. Dann erſt commandirte Urban: „Kehrt!“ und unter einem jauchzenden Aufſchrei jagte das Piquet in geſtrecktem Galopp dem Herrn und der neuen Herrin nach.

Die Kirchthüren blieben offen, und man ſah vom Gange aus, daß ein mächtiger Platzregen vom Himmel fiel.

10.

Alles dies war ohne Vorwiſſen Scipios geſchehen. Stanislaus fuhr auch nicht zuerſt nach Brüggen mit ſeiner eroberten Braut, ſondern geradenwegs nach der Düna hinüber, wo ihm bei

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02151/011

dem Gute Born ein befreundeter und ergebener Prediger wohnte, der ihm das Recht eines kuriſchen Edelmannes ungeſchmälert angedeihen ließ, das Recht nämlich, ohne Aufgebot getraut zu werden.

Nachdem die Trauung vollbracht war, ſchrieb Hedwig einen Brief an ihre Mutter, bat darin um Verzeihung und Segen und — ſo praktiſch iſt auch die jüngſte Frau! — um ihre Kleider. Die Predigersfrau half ihr aus der Verlegenheit, nicht auch in Brüggen blos mit dem weißſeidenen Staatskleide ankommen zu müſſen. Uebrigens war Hedwig bei dieſer außerordentlichen Wendung ihres Schickſals ſo unbefangen wie möglich: von dem Augenblicke an, da ſie Stanislaus Arm in der Kirche zu Nerft umfangen, war ſie nur eine Empfindung, ein Gedanke, Hingebung an ihn, an den mächtigen, geliebten Mann. Wie Meereswogen ſchlugen Wünſche, Gefühle, Freuden über ihr zuſammen: es war etwas von jenem ſlaviſchen Leichtſinn und Feuer in ihr, welche eine geniale Rückſichtsloſigkeit und ein völliges Genießen des Augenblicks erlauben.

Sie fuhren, von Born kommend, an Kummeln vorüber, ohne bei Scipio einzuſprechen; und einige Tage ſpäter erſt, nachdem ſich das Gerücht des Vorfalls im Oberlande verbreitet hatte, kam ein Brief Scipios an Stanislaus:

„Von fremden Leuten, geliebter Bruder, erfahre ich die wichtige Nachricht. Ich weiß es, daß Du mich übergehſt, weil Du meine entſchiedene Oppoſition gegen eine Verbindung mit Hedwig von Knorre kennſt. Um ſie, koſte es was es wolle, ins Werk zu ſetzen, handelteſt Du allerdings richtig, ganz ohne mein Wiſſen zu verfahren; — ich hätte mich bis zum Aeußerſten widerſetzt. Ob Du wohl gehandelt haſt, das mag Gott wiſſen, Alles mag Gott lenken. Daß es nichts Geringes war, um weß willen ich dagegen, daß meine Gegenwirkung aus einer tief liegenden Urſache entſprang, kannſt Du, meine Liebe für Dich, meine Wünſche für Dein Glück kennend, ermeſſen. Du haſt niemals näher nachgefragt, Du haſt, wenn ich ſprechen wollte, Dein Ohr immer abgewendet, Du haſt Alles überſprungen, jede Rückkehr unmöglich gemacht, und ſo ſei denn nun Alles begraben. Ich will nun glauben, Gott ſelbſt habe gegen mein Bedenken, gegen das unſers ſeligen Vaters und Oheims entſchieden; ich will nun glauben, es ſei aus einer zu großen Peinlichkeit und Delicateſſe entſprungen. Jeder Menſch, glaubſt Du, handle für ſich am Angemeſſenſten, wenn er nach Maßgabe ſeiner natürlichen Anlage und unverwirrt von äußerem Einſpruch handle. Gott hat Dir ſo gewaltige Mittel gegeben, Du verfährſt muthig und geradeaus gehend damit, mögeſt Du Recht haben gegen mich, der ich, ſchwächeren Kornes denn Du, die Handlung des Menſchen vorſichtiger, Bildungsgeſetzen entſproſſen, Bildungsgeſetzen wenigſtens unterworfen ſehen will. Das Glück ſei mit Dir, der Du größere Anſprüche machſt und zu machen haſt als ich! Verwirf deshalb meine Rathſchläge nicht. Bin ich auch auf ſchwächere Hülfsmittel geſtellt, ſo bin ich doch für Umſicht um ſo geübter. Und mein Rath geht dahin, daß Du auf der Stelle mit Deiner Frau Kurland verlaſſeſt. Mögen auch einige junge Leute die Entführung aus der Nerfter Kirche einen fixen Streich nennen, die allgemeine Stimmung iſt gegen Dich. Du kennſt den auf ſeine Rechte pochenden Adel dieſes Landes! Wenn ein Pfandbeſitzer gegen den Kurländer ſo etwas ſich erlaubt, ſagen ſie: was bleibt da dem Indigena übrig? Sogar der Schloßberger, der uns ſonſt wohlwollte, und der mit Recht ein großes moraliſches Anſehen genießt, hat es ein freches Attentat genannt, welches alle Strenge der Geſetze gegen ſich herausfordere. Roop, der Dir ſo günſtig, hat gemeint, es werde Dir ſchlecht bekommen, und es würde Niemand wagen Dir beizuſtehen. Plater, der Kaltenbrunnſche, hat geſtern öffentlich in Dünaburg erklärt: Wer im Gotteshauſe ungeſtraft ein Attentat begehen dürfe, von dem müſſe man ſich noch größerer Unbilde verſehen; es erheiſche des Landes Wohl, an Bandomir ein Exempel zu ſtatuiren, und es ſei hier mit aller Strenge durchzufahren, da es glücklicherweiſe einen bloßen Pfandbeſitzer, einen Fremdling betreffe. Hoffe nicht auf die Unordnung alles Rechtsganges, auf das ſchlaffe Regierungsweſen in dieſem Lande! Bei dieſem Falle hat kein Kurländer ein Intereſſe, daß dem Rechte nicht voller Lauf werde; die mächtigen Familien Knorre und Thorhacken werden Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, Chabelskys werden die moraliſche Unterſtützung der politiſchen Lehensherrſchaft mit Leichtigkeit beſchaffen, und Herzog Ferdinand, dem Du ins Antlitz getrotzet, wird als legitimer Landesherr auch ſeine volle Stimme gegen Dich in die Wagſchale werfen. Wenn ſie auch ſonſt kein Gewicht hat, hier, wo ſie der Ritterſchaft erwünſcht kommt, wird ſie vollwichtig ſein, und die Gerichte gegen Dich in vollen Eifer ſetzen. Kurz, Du haſt auf ganz rechtlichem Wege das Schlimmſte zu erwarten, denn ſie werden, da unſer Name hier nicht anerkannt iſt, als gegen einen Nichtadeligen wider Dich verfahren, und die entſetzliche Stelle der kuriſchen Statuten: „si ignobilis nobilem stupraverit, gladio feriatur!" gegen Dich aufrufen; ſie werden unter dieſem blutrothen Scheine des Rechtes auch über das Recht hinaus Dich anfallen, Du wirſt keine ruhige Stunde haben, Tag und Nacht an Leib und Leben gefährdet ſein, und über kurz oder lang ſchmählich unterliegen. Darum folge mir, Stanislaus, folge mir ſogleich, und mache Dich auf unter voller Bedeckung der Deinen bis an die Grenze, gehe über Berlin nach Dresden, und entſcheide Dich dort, wo Du Dich niederlaſſen willſt. Graf Moriz von Sachſen denkt, Dich in Kurzem dort einzuholen, und Dir mit Rath und That an die Hand zu gehen. Auch er iſt flüchtig, ſuchte am Sonnabend Abends Schutz bei Dir in Brüggen, fand Dich nicht, und kam zu mir hierher nach Kummeln. Er verläßt ebenfalls das Land und verſichert Dich ſeiner Wohlgewogenheit.

„So wie Du mir ſagen läßt, daß Du aufbrecheſt, komme ich flugs mit meinen Leuten, Dir in einiger Entfernung das Geleit zu geben und Dir den Rücken zu decken. Eile, Stanislaus! Jede Stunde Verzug kann Unheil bringen. Dein
Scipio."

Ferber brachte dieſen Brief nach Brüggen, aber Stanislaus, in den Freuden der Liebe berauſcht und von tollkühn unerſchrockenem Charakter nahm all die drohenden Verhältniſſe viel leichter als Scipio, und hielt es beinah für eine Schmach, jetzt das Land zu verlaſſen. Nach einiger Zeit — meinte er — werde ich dies vielleicht thun, jetzt aber um keinen Preis. Urban hat die Befeſtigung von Brüggen, ſo weit ſie nöthig ſein dürfte, vollendet. Sie ſollen nur kommen, ich will ſie mit blutigen Köpfen heimſchicken; und kommen ſie in gar zu großer Zahl, nun Ferber, ſo ſchick ich zu Euch nach Kummeln, Ihr fallt den Angreifern in den Rücken, während wir einen Ausfall machen, und es müßte wunderlich zugehen, wenn mir unter ſolchen Umſtänden ganz Kurland und Semgallen was anhaben ſollte. In Summa: Scipio überſtudirt Alles und übertreibt die Dinge. Dieſe kuriſchen Edelleute bringen nichts Gemeinſchaftliches zu Stande; es wird denn auch gegen mich ein paar Neckereien geben, ſie werden mich citiren laſſen durch den Mannrichter, ich werde mich nicht ſtellen; man wird hin und her ſchicken, es wird Zeit vergehen, man wird der Sache müde werden, und ſie am Ende bei jenem bergehohen Stoße liegen laſſen, der aus unerledigten Gerichtsſachen beſteht — ſo wird es kommen!

Das glaub' ich nicht, Herr von Bandomir! erwiderte Ferber, ein nüchterner, praktiſcher Mann, auf deſſen Meinung Stanislaus viel zu geben pflegte, und der in dieſer Angelegenheit Scipios Anſichten theilte. Mit überzeugender Rede entwickelte er ſie, Hedwig vereinigte ſich mit ihm, und Stanislaus war im Begriff nachzugeben, da erſchien ein Beſuch, der Alles änderte. Es war gegen Abend, und man erkannte nicht ſogleich den ſporenklirrend eintretenden Herrn: es war Graf Moriz, der von Kummeln herüberkam, um ſein Aſyl einige Tage bei Stanislaus aufzuſchlagen. „Ich bin ſchon zu lange in Kummeln,“ ſagte er, „und Biron hat mich ausgeſpürt. Auf Brüggen, welches die kuriſchen Edelleute belagern werden, wenn ſie nach einigen Jahren darüber einig geworden ſind, ſucht mich jetzt kein

Menſch, denn Brüggen iſt ohne mich von krimineller Unterſuchung bedroht; ich aber habe außerdem dem Brüggenſchen Herrn ein leichtſinnig Wort abzubitten, welches er mir übel genommen hat, und ich weiß dafür keine paſſendere Form, als wenn ich auf einige Tage ſein Haus als Aſyl in Anſpruch nehme.“

Hiermit war's für Stanislaus entſchieden, daß er zunächſt in Brüggen blieb. Graf Moriz wollte noch den Erfolg einiger Schritte abwarten, die er in Petersburg veranlaßt hatte; fielen ſie für ſeine kuriſche Prätendentſchaft nicht günſtig aus, dann wollte er das Land verlaſſen, und für den Fall verabredete er mit Stanislaus einen gemeinſchaftlichen Reiſeplan, deſſen Ziel Frankreich und franzöſiſche Kriegsdienſte ſein ſollten. Gewann die Prätendentſchaft aber wieder Boden, was bei dem damals oft eintretenden Perſonenwechſel in Petersburg möglich, und bei dem prophezeihten Sturze Menſchikoff's wahrſcheinlich war, nun dann war mit Leichtigkeit zu beſeitigen, was ſich von kuriſcher Seite Drohendes gegen Vandomir erheben wollte.

So ward man in Brüggen heiterer Dinge, die jungen Eheleute waren in ſeliger Liebe, der vornehme Gaſt, ein vollendeter Cavalier, erheiterte die junge ſchöne Frau durch eine graziöſe Galanterie, belebte die Unterhaltung durch Schilderungen aus ſeinem bunten und intereſſanten Leben, durch Schilderungen franzöſiſchen Lebens, welches er innerhalb aller hohen und innerhalb aller pikanten Kreiſe genoſſen hatte, ja, nach einiger Zeit trugen die beiden gefährdeten Männer kein Bedenken mehr, ſich auf die Jagd hinauszuwagen, da ſich von außen nichts Bedrohliches gegen ſie regte, und Urbans Sicherheitsmaßregeln das Brüggenſche Haus gegen jeden Ueberfall ſicher zu ſtellen ſchienen.

Aber draußen bewegte ſich Alles ganz anders und viel drohender gegen ſie, als ſie verhofften. Als ſie eines Tages vergnügt an der Tafel ſaßen, erſchien ein einzelner Reiter an dem von Urban angelegten Brückenthore, welches jetzt den einzigen Eingang zu dem mit Graben und Wall umzogenen Brüggenſchen Herrenhauſe bildete. Urban machte Bedienung bei Tafel, und der Wächter am Thore, eingeſchüchtert durch das Amt und die feierliche Anrede des Reiters öffnete ihm das Thor, zumal er keine Gefahr darin ſah, einen einzelnen Mann einzulaſſen. Dieſer Mann war aber Miniſterial der Seelburgſchen Oberhauptmannſchaft, und trat unangemeldet in das Speiſezimmer, mit lauter Stimme Stanislaus Bandomir vor den Richterſtuhl des Seelburgſchen Oberhauptmanns und des Mannrichters fordernd. —

Die Knorres hatten ihre Zeit außerordentlich benutzt, und in der That jene Geſetzesſtelle, deren Scipio gedacht, zur Begründung und ſchleunigen Inswerkſetzung einer Kriminalklage untergelegt. Selbſt die unparteiiſchen Kurländer, ſonſt einer gerichtlichen Procedur nicht eben geneigt, waren in dieſem Falle eifrig zur Hand gegangen, und in ungewöhnlich kurzer Zeit ward die entſchloſſenſte Execution vorbereitet. Vorausſehend, daß Bandomir die Richter perhorresciren und ſich weigern werde, vor dem Richterſtuhle zu erſcheinen, hatten ſie auch für dieſen Fall raſche Maßregeln vorbereitet. Wenn auch in Kurland der Widerſtand Einzelner gegen Beſchlüſſe der Geſammtheit oder gegen Sentenzen eines Gerichts nichts Ungewöhnliches war, ſo blieb dieſer Widerſtand doch ungeſetzlich. Man vergab ihn dem Indigena, aber der Pfandbeſitzer durfte auf keine Nachſicht rechnen, am Wenigſten dann, wenn ſo angeſehene Kurländer, wie hier, Intereſſe nahmen an der Vollziehung des Geſetzes. Bandomir wurde alſo ſogleich, nachdem der Miniſterial deſſen perhorrescirende Antwort überbracht hatte, in contumaciam verurtheilt: mit bewaffneter Hand — armata manu — vor die Richter gebracht zu werden, und eine Anklage auf Leben und Tod zu beſtehen.

Dem Mannrichter, als der dafür competenten Perſon, wurde die Vollziehung dieſer Sentenz aufgetragen. Er konnte nicht allein gegen Bandomir ziehen, und eine bewaffnete Macht, die ſeinem richterlichen Anſehen Macht und Nachdruck gegeben hätte, war weder im Oberlande, noch in ganz Kurland vorhanden. Die im Lande liegenden ruſſiſchen Truppen, welche ſo eben theilweis nach dem Grafen Moriz fahndend umherzogen, dafür in Anſpruch zu nehmen, erſchien gar zu mißlich, weil man gerade in jener Zeit mit dem Petersburger Hofe in Unterhandlung darüber begriffen war, dieſe Truppen entfernt zu ſehen. Sie gegen einen kuriſchen Pfandbeſitzer, von dem der heftigſte Widerſtand zu befürchten war, zur bewaffneten Einſchreitung auffordern, hieß die eigene Schwäche darlegen, hieß die Anweſenheit fremder Truppen als nothwendig darſtellen. Die Debatte hierüber ſchloß von Knorre mit dem Erbieten, dem Mannrichter eine bewaffnete Schaar zuzuführen, welche den Pfandherrn Bandomir todt oder lebend vor den Richter bringen und den kuriſchen Geſetzen Achtung verſchaffen werde. Er hatte von den Chabelskys die Zuſicherung, daß ſie ihm nicht nur einen verwegenen Haufen Lithauer, ſondern auch, wenn es nöthig ſei, eine Anzahl verkleideter polniſcher Soldaten ſtellen würden, ſobald er ſie forderte.

Der Mannrichter konnte und wollte Knorre's Anerbieten nicht von der Hand weiſen, er bedang ſich nur aus, daß der Executionstermin auf einen Zeitpunkt verlegt würde, da Scipio Bandomir von Brüggen und Kummeln abweſend ſei. Gegen beide vereinigte Brüder hielt er den größten Executionstrupp für unzureichend, und jedenfalls würden alsdann unverhältnißmäßig viele Menſchenleben aufs Spiel geſetzt. Dieſe Bedenklichkeiten wurden indeß von den Knorres nicht gebilligt, ſie bewieſen, daß ein kühner, raſcher, unerwarteter Angriff am leichteſten und wohlfeilſten zum Ziele führen würde. Der Mannrichter fügte ſich ungern, aber er fügte ſich, und die Knorres jagten noch in derſelbigen Stunde den ihnen dienſtwilligen Jakut zu den Chabelskys nach Braslaw hinüber, mit allen nöthigen Anweiſungen.

Dies Alles folgte einander mit einer in Kurland unerhörten Schnelligkeit, und obwol man in Brüggen durch die Erſcheinung des Miniſterials aufgeſchreckt worden war, ſo dachte man doch nicht im entfernteſten daran, daß ein Ausbruch eines von gerichtlichem Anſehen verſtärkten Sturmes ſo nahe und ſo mächtig ſein könne. Graf Moriz, auferzogen in großen Verhältniſſen, und gewohnt, alle geſetzliche Form von oben herab zu betrachten, war nur geeignet, Stanislaus in der Geringſchätzung richterlichen Einſchreitens zu beſtärken. Scipio ließ ſich zu Aller Verwunderung auf Brüggen nicht ſehen. Stanislaus ſchob dies auf die Nichtachtung, welche er gegen alle Rathſchläge Scipios dargethan hatte, und hoffte ſicherlich, den Bruder auszuſöhnen, ſobald der Graf abgereiſt, und Muße zum Beſuche in Kummeln eingetreten ſei. Damit tröſtete er Hedwig, welche ſich ungewöhnlich bekümmert zeigte um die Zurückhaltung des Schwagers; aber er entbehrte deshalb nicht minder denjenigen, welcher ihm am richtigſten rathen und helfen konnte. Unglücklicherweiſe konnte Graf Moriz das Brüggenſche Paar auch auf ſeine Vermittelung mit der Ellernſchen Familie vertröſten, eine Ausſicht, die jedenfalls für Hedwig von großer Wichtigkeit war, die aber ebenfalls alle Gedanken in Brüggen von äußerſten Schritten abwendete. Weil der Miniſterial den Grafen im Bandomir'ſchen Hauſe angetroffen hatte, weil alſo deſſen Aufenthalt hierdurch gar zu gewiß verrathen war, und weil ſich, vielleicht in Folge davon, ruſſiſche Truppen um Lautzen gezeigt haben ſollten, ſo wollte der Graf ſeinen Aufenthalt ändern, und auf eine Zeitlang nach Ellern verlegen. Von Knorre hatte ja doch früher zu ſeinen eifrigſten Anhängern gehört, es ſtand zu erwarten, daß er den Prätendenten gaſtfreundlich aufnehmen, und ihm auch ein geneigtes Ohr zur Verſöhnung mit den Brüggenſchen leihen würde. „Wenn ich zurückkehre, Frau von Bandomir," ſetzte der Graf hinzu, „bring' ich freundliche Wünſche Ihrer Frau Mutter, und auch ein mildes Wort von Vater und Bruder!"

Es war ein nebliger Novembermorgen, als er ſich nach dieſen Worten aufs Pferd ſchwang, und zum Brückenthor hinausritt. Stanislaus gab ihm das Geleit, um ihn durch die Wälder nach dem Swentenſee hinüber zu bringen, damit er die für unſicher geltende Lautzenſche Straße vermiede.

Der Nebel verzog ſich nicht während des kurzen Tages, und als Stanislaus Nachmittags zurückkehrte, konnte er es ſchon nicht mehr erkennen, daß ein menſchliches Weſen hinter dem großen Steine am Seeufer verborgen war. Paſcha entdeckte es zwar, ſchlug aber nicht an, und als ſich die Geſtalt erhob, und vortrat, prallte der Tartar einige Schritt zur Seite.

Es war Petruſchka. Sie brachte ihm Kunde, daß von Lautzen her eine große Anzahl bewaffneter Reiter im Anzuge ſei. — „Das ſind Ruſſen!“ ſagte Bandomir, „und ſie kommen zu ſpät!“

Ruſſen ſind's nicht, gnädiger Herr, und vor einer Viertelſtunde bin ich einem von unſerer Familie begegnet, der von der lithauiſchen Grenze herkommt. Er hat bei Feldhof eine noch größere Reiterſchaar geſehen, die dort im Walde gelegen, mit den Köpfen nach Norden: die Chabelskys ſind dabei geweſen, Herr!

„So bleibe wach, Petruſchka, und ſchick' Eure Jungen umher, und bring' mir Nachricht ins Haus, wenn die Reiter wirklich von beiden Seiten auf Brüggen anziehen! Aber erſchreck' meine Frau nicht!“

Damit eilte er über die Brücke hinein und unterrichtete Urban, daß er alle Sicherheitsmaßregeln treffe. Eine von gerichtlichem Anſehen unterſtützte Execution beſorgte er nicht, weil die Nacht hereinbrach, und eine ſolche, ſelbſt mit gewaffneter Hand, nach kuriſchen Geſetzen nur vollzogen werden kann, ſo lange die Sonne am Himmel ſcheint. Einem Ueberfalle von Seiten der Knorre und Chabelsky aber glaubte er ſich gewachſen. Er trat alſo, als es völlig dunkel geworden, ohne weitere Beſorgniß ins Haus, und ging zu ſeiner Frau ins Wohnzimmer, nichts gegen dieſe erwähnend, und mit ihr ſchwatzend und koſend, als ob ſie in völliger Sicherheit wären.

„Was haben denn die Hunde heut Abend? —“ unterbrach ſie das Geſpräch — „ſie machen ja einen erſchrecklichen Lärm!“

Es werden Wölfe in der Lautzenſchen Haide ſein, und der Wind ſteht von daher —

Da öffnete ſich die Thür, Paſcha ſtürzte herein, und geberdete ſich ſehr unruhig; Petruſchka, als Bube gekleidet, folgte ihm.

„Was willſt Du?“

Meine Mutter, gnädigſter Herr, aus dem Walde ſchickt mich und läßt Euch ſagen: der Adler ſei ausgeflogen nach ſeinen Jungen, er ſitze mit aufgeſpreitzten Krallen in Lautzen und hebe die Flügel! —

Ums Himmelswillen, Stanislaus! was heißt das?

„Jagd, liebe Hedwig, Jagd! Dieſe Leute ſprechen immer kauderwelſch. Sage mir, Burſche, ſind die Wölfe zahlreich?“

Viele Tuchte, Herr, hat man ziehen ſehen, und vor allen ſcheinen die böſen lithauiſchen Wölfe, die von Feldhof heraufkommen, ſehr hungrig und mordgierig.

„Da müſſen wir eine große Jagd veranſtalten, um das Ungeziefer zu verſcheuchen. Komm' mit, Kleiner!“

Er beruhigte Hedwig und ging mit Petruſchka auf ſein Zimmer. „Du mußt gleich zu Pferde, nach Kummeln, Petruſchka, zu meinem Bruder —“

Der iſt verreiſt, Herr!

„So? Nun dann zum Verwalter Ferber. Er ſoll mir alle Mannſchaft ſchleunigſt herſenden; warte, ich will Dir zwei Worte zur Beglaubigung ſchreiben! — So! Wenn man Dich kriegt, verſchluck' das Papier —“

Man kriegt mich nicht, es kommt Niemand von der Kummelnſchen Seite.

„Sind's die Knorres, die von Lautzen kommen?“

Ja, Herr, aber ſie ſind nicht allein, und es iſt auch ein vornehmer Mann dabei, den wir nicht kennen —

„Oho! es wird doch nicht der — Graf Moriz, kennſt Du?“

Ja, Herr!

„Es wird doch nicht der Mannrichter ſein! Gleichviel, es iſt Nacht; aber eile um ſo mehr nach Kummeln!“

Petruſchka eilte hinweg und während Stanislaus ſeine Gewehre lud, hörte man ſie über die Brücke ſprengen. Es trat ein Jäger zu ihm ein und berichtete, daß ſich auf der Lautzenſchen Straße eine verdächtige Bewegung zeige, und daß die Hunde nicht mehr zu beſchwichtigen ſeien —

„Geh' und paſſe auf! Ich bin ſogleich unten.“

Er umgürtete ſich mit dem Säbel, hing die Schießtaſche über, nahm die Gewehre und ſtieg hinab in den Hof. Hier fand er all ſeine Leute verſammelt, gegen dreißig an der Zahl, kühnen Jägermuths und voll Vertrauen auf den mächtigen, tapferen Herrn blickend. „Wenn wir angegriffen werden, Kinder, ſchlagt Euch beſonnen, muthig werdet Ihr's ohnedies thun; verſchießt keine Kugel umſonſt, der Graben iſt breit, der Wall iſt hoch, Ernſt werden ſie des Nachts nicht machen, und am Tage trifft von uns jede Kugel. Bis dahin ſind auch die Kummelnſchen herüber und beider Bandomire Macht vereinigt nimmt es mit ganz Kurland auf!“

Kaum hatte er dieſe Worte beendet, als die Hunde ein furchtbares Gebell und Geheul erhoben, und man aus der Ferne deutlich das Getrampel von Pferden unterſchied. — Sie kommen!

„Auf Eure Poſten! Niemand ſchieße eher, als bis ich's befehle.“

Damals reichte noch der Wald von allen Seiten um Brüggen zuſammen, und wo jetzt überall freies Feld iſt, da war rings nur ein offener Raum von einigen tauſend Schritten. Es war die Zeit des erſten Mondviertels, aber bei dem umwölkten Himmel und der nebligen Atmosſphäre ſah man, ſelbſt auf fünfzig Schritt, die Gegenſtände unſicher und ſchattenhaft. Dadurch wurde der Vorfall geſpenſtiſch und unheimlich; man hörte Tumult und Waffengeklirr einer großen Maſſe; man hörte, daß drei raſch auf einander losgefeuerte Schüſſe ebenſo im Süden von Brüggen nach Engelhardsdorf zu beantwortet wurden, und doch ſah man Niemand. Endlich ſchwieg das Stimmengeſchwirr, und ein einzelner Reiter erſchien am Brückenthor. Er klopfte mit dem Piſtol ans Thor, und rief mit lauter Stimme, ſo daß es wunderbar durch die Nacht in den Wald hineinſchallte:

> „Ich, der Miniſterial, fordere Euch auf im Namen des Herzogs und der Obrigkeit, die Pforte zu öffnen dem Mannrichter und ſeinem Gefolge, welche zur Execution erſchienen ſind vor Brüggen!“

Nur das Echo des Waldes antwortete, ſonſt blieb es todtenſtill auf die Worte des Miniſterials.

Da ſchlug dieſer von Neuem mit ſeinem Piſtol an das Thor, und rief noch einmal ſeine Aufforderung in die ſchweigende Nacht hinaus —

„Du lügſt!“ rief jetzt eine ſtarke Stimme zur Antwort, „Du biſt kein Miniſterial; der, den Du anmeldeſt, iſt kein Mannrichter; der Herzog, auf welchen Du Dich berufſt, hat Dich nicht bevollmächtigt!“

Du irrſt, Bandomir, oder Bandomir's Sprecher: Herzog Ferdinand hat durch ein Schreiben aus Danzig Dich ohne Vorbehalt dem Gerichte überlaſſen, und der Mannrichter iſt hundert Schritte vom Brüggenſchen Thor, und ich bin der Miniſterial! —

„Seit wann begehrt in Kurland der Mannrichter in finſterer Nacht gerichtlichen Einlaß? — Räuber ſeid Ihr! Mach', daß Du fortkommſt, ſonſt laſſ' ich Dich niederſchießen wie einen Wolf! Fort!“

Wenn Ihr nicht gutwillig die Pforte öffnet, ſo müſſen wir ſie uns gewaltſam ſprengen!

Mit dieſen Worten wendete er ſein Pferd und eilte zur Angriffsſchaar zurück. Als er dem Mannrichter die Antwort

Bandomir's wiederholt hatte, beſtand dieſer darauf, nach Lautzen zurückzukehren und erſt den folgenden Tag zu geſetzlicher Zeit die Execution zu vollziehen. Aber die Knorres und Chabelsky bekämpften dieſen Entſchluß auf das lebhafteſte. Um eine geſetzliche Spitzfindigkeit zu erfüllen — ſagten ſie — werdet Ihr das Geſetz und das Gericht als unmächtig an den Pranger ſtellen, und eine große Menge Menſchenleben unnützerweiſe opfern. Denn am Tage fehlt von dieſen Bandomir'ſchen Schützen kein einziger Schuß ſeinen Mann, während jetzt in der Dunkelheit alles Schießen ein unſicher Ding iſt. Bis zum Tage ferner bietet er all' ſeine Leibeigenen auf, und verſchafft ſich Verſtärkung aus Kummeln: ſo wird die Expedition in ein blutiges Schlachten verwandelt, und der Zweck derſelben am Ende doch verfehlt.

Nach langem Hin- und Herreden gab der Mannrichter nach, und der ſofortige Angriff ward beſchloſſen. Er ſollte auf allen Seiten zugleich geſchehen: von dem breiten Graben und hohen Wall, welche Urban angelegt, unterrichtet, hatte man ſich mit Leitern verſehen, die Chabelsky'ſche Schaar, noch viel zahlreicher als die kurländiſche, erſchien ſoeben auch auf dem Schauplatze, man ordnete ſich, und rückte nun raſch bis an den Graben vor, um die Leitern geräuſchlos hinabzulaſſen. Da erſchien Bandomir auf dem gegenüber liegenden Walle und rief mit donnernder Stimme: „Zurück, Ihr Unſinnigen! Glaubt Ihr denn, ich ſtehe ungerüſtet Eurem ungeſetzlichen Ueberfalle gegenüber? Bei der erſten verdächtigen Bewegung gebe ich Befehl zum Feuern, und Ihr füllt mit Euren Leibern dieſen Graben!"

Ergebt Euch, Bandomir! rief darauf eine Stimme; ich, der Mannrichter, verſpreche bei Allem, was mir heilig, Euch ungefährdet an Leib und Ehre nach Mitau zu bringen vors herzogliche Hofgericht, wenn Ihr Eure Vergehungen nicht durch nutzloſen Widerſtand vergrößert —

Chabelsky, welchem an dem Wege friedlicher Unterhandlung wenig gelegen, und dem Alles darum zu thun war, daß Bandomir vernichtet, Hedwig erobert würde, benützte dieſen

Augenblick, da Vandomir in ziemlicher Nähe frei über den Wall herausragte, ſchlug ſein Gewehr auf ihn an und ſchoß. — Vandomir verſchwand ſogleich hinter dem Walle, aber man hörte ſeine Stimme fürchterlicher als je: „Verrätheriſche Schurken, die Ihr Gericht und Unterhandlung vorſchützt, um meuchlings zu morden, wahrt Euch!“

Darauf ſah man einen Säbel in dem nebeligen Dämmerlichte blitzen und hörte von derſelben Stimme das Commando: „Feuer!“ Ein Feuerſtrom ſprühte über den Wall, und Viele der Angreifer ſtürzten getroffen theils zu Boden, theils in den Graben hinab. Aber die Hauptführer ſchienen unverletzt, man hörte Knorre's und Chabelsky's Stimmen: „Auf! die Leitern angelegt!“

Vandomir's Schützen indeß, kriegsmäßig von Urban eingeübt, hatten keineswegs alle zugleich geſchoſſen, und eine zweite Salve praſſelte jetzt auf den Feind, und ſchlug wiederum mörderiſch ein. Von dieſer Salve verſtummte Knorre's Stimme, und ſämmtliche Angreifer wichen in die Dunkelheit zurück.

Der alte Knorre war verwundet, der Mannrichter war außer ſich über das ungeſetzliche und doch erfolgloſe Gemetzel; Alle waren einig, daß auf dieſe Weiſe nichts auszurichten ſei. Chabelsky ſchlug einen neuen Angriffsplan vor. Nur ein Theil ſollte mit aller Heftigkeit Brücke und Thor beſtürmen, ein anderer Theil aber ſollte von der andern Seite bäuchlings bis an den Graben kriechen, die Leitern ohne Geräuſch hinablaſſen, und während alle Vertheidigung auf Thor und Brücke gelockt werde, den Wall erſteigen. Chabelsky übernahm mit ſeinen Lithauern dieſe letztere Aufgabe, Julius von Knorre wollte mit den verkleideten polniſchen Soldaten Brücke und Thor ſtürmen.

So geſchah's. Der Angriff ward raſch und lebhaft ins Werk geſetzt, das Schießen ward nun auch von den Angreifern gut unterhalten, die Brücke ward wirklich erzwungen, die Aexte donnerten bereits ans Thor, und Vandomir, der einen verdeckten Angriff befürchtet, und die Runde um den Wall gemacht hatte, eilte jetzt, als er die Schläge ans Thor hörte, an dieſe Stelle herbei, dem heranſchleichenden Chabelsky freieres Spiel laſſend. Der für ihn unglücklich entſcheidende Moment trat ein — da drangen plötzlich durch die Schüſſe und Artſchläge lang gezogene Hörnertöne. Sie kamen von der Kummelnſchen Seite, von der Seite, auf welcher Chabelsky eben in den Graben hinabgeſtiegen war. Alles, Angriff und Vertheidigung ſchwieg einen Augenblick, um zu horchen, was dies zu bedeuten habe. Da hörte man deutlich eine ſchwache Stimme im Rücken der Angreifer — Vandomir erkannte der kleinen Petruſchka Stimme — „Zurück, zurück! rettet Euch!“ Scipio Vandomir kommt mit ſeinen Kummelnſchen Schützen und Buſchwächtern über Euch!“ — In der That hörte man auf dem ſchon gefrorenen Erdboden die pochenden Hufſchläge eines heranjagenden Reitergeſchwaders! Chabelsky, ihm zunächſt, war eiligſt aus dem Graben heraus, und rief gellend in polniſcher Sprache: Zurück nach dem Walde! Man fällt uns in den Rücken! — Ein paniſcher Schreck ergriff Polen und Lithauer, Alles löſte ſich in wilder Flucht und eilte nach dem Walde.

Der Verwalter Ferber aus Kummeln war's, welcher mit ſeiner raſch herbeieilenden Hülfe dieſen Executionsſturm vereitelte.

Der ganze drohende Horizont ſchien ſich aber auch mit dieſem Wetter entladen zu haben! Das Oberland ringsum ſchrie über Ungerechtigkeit und Gewaltthat, und nahm jetzt Vandomir in Schutz. Es iſt etwas überaus Liebenswürdiges am Kurländer, etwas echt Ritterliches, daß er dem Unterdrückten ſeine ganze Theilnahme zuwendet: gelang es dieſer kurländiſchen Ariſtokratie auch ſelten, ſtreng und unparteiiſch das Recht durchzuſetzen, ſo war ſie doch darin faſt immer einig, jede freche Ungerechtigkeit abzuwehren. Die natürliche Folge ſolcher kurländiſchen Eigenſchaft war, daß ein ſelbſtſtändiger Staat nicht fortbeſtehen konnte, während doch alle einzelnen Kurländer in adeliger und ritterlicher Geſinnung fortbeſtanden und heute noch fortbeſtehen.

Das Benehmen Bandomir's nach dieſem Ueberfalle war auch vortrefflich geeignet, ihm die Kurländer zu gewinnen: Er hatte mit bewundernswerther Tapferkeit Weib und Hof beſchützt: er lebte mit Hedwig, alle Welt erzählte davon, wie die Engel im Paradieſe leben ſollen, und er verklagte keinen Kurländer, nein den Lithauern ſchob er Alles zu, gegen Chabelsky klagte er über gebrochenen Landfrieden. Die Chabelskys, Edelleute eines Nachbarſtaates, mit welchem Kurland nicht nur im tiefſten Frieden, ſondern auch im innigſten Verbande ſtehe, hätten es gewagt, mit gewaffneten Leuten, ja, mit verkleideten Soldaten in Kurland einzubrechen und nächtlings mit allen Mitteln des Krieges ein Gehöfte zu überfallen. Ja, die Chabelskys hätten ſich nicht entblödet, den Namen der Obrigkeit und des Herzogs mißbrauchend, ihren Raubzug eine gerichtliche Execution zu nennen und die Namen kuriſcher Indigenas hinein zu miſchen. Er weiſe ſolche Inſinuation mit Unwillen zurück: kein kuriſcher Indigena entferne ſich ſo weit vom Pfade der Ehre, daß er gemeinſchaftliche Sache mit Straßenräubern machen könnte, als welche dieſe Chabelsky, von jeher räuberiſch in Kurland einfallend, ſich erwieſen hätten. —

Nach dieſer Erklärung, und bei der wohlwollenden Aufnahme, welche ſie überall fand, war es für die Knorres durchaus nicht mehr räthlich, die gerichtliche Klage weiter gegen Bandomir zu betreiben. — Der Mannrichter, ſeines eigenen Unrechts ſich bewußt, erlangte es jetzt von ihnen, daß ſie völlig ſchwiegen. Der Chabelsky'ſche Ueberfall wurde Gegenſtand einer Landtagsverhandlung, und kein Kurländer mochte Theil an dieſem Ueberfall genommen haben.

Ja, es erſchien bald darauf ein Brief des Grafen Moriz in Brüggen, worin dieſer triumphirend verkündigte, es neige ſich in Ellern Alles zum Beſten für Bandomir, und wenn Hedwig von Neuem ſchreibe, ſo werde man ihren Brief jetzt ſicherlich nicht mehr unbeantwortet laſſen wie früher, da man ihr auf einem Ochſenkarren ihre Habſeligkeiten durch einen ſtummen Leibeigenen überſandt habe.

Hedwig ſchrieb ſogleich, und in wenig Tagen ſchon antwortete ihr Julius, daß er die Stunde ganz nahe glaube, in welcher man ſich ſehen und ſprechen und die Zwiſtigkeiten für immer ſchlichten werde.

So ließ ſich der Winter verſöhnlich an, Stanislaus hatte kein Arg mehr, und ſandte ſeine Jäger nach Born, wo die Wölfe heerdenweiſe eingefallen waren. Er lebte in glücklichſter Gemeinſchaft mit Hedwig, deren Liebenswürdigkeit und Liebe ihm täglich zu wachſen ſchien, und als ſie an einem ſtürmiſchen Winterabende koſend neben einander am flackernden Kaminfeuer ſaßen, und ihr heiter werdendes Schickſal beſprachen, da ſchien es ihnen zunächſt an der Zeit, den noch immer zurückhaltenden Scipio auszuſöhnen. Sie verabredeten auf den nächſten Tag eine Schlittenfahrt nach Kummeln. „Wenn Du ihn ſelbſt“ — meinte Stanislaus — „mit dem Beſuche überraſcheſt, den er uns vorenthält, ſo wird der brave Pedant ſchon nachgeben.“ Es ward für ein gutes Zeichen angeſehen, daß der eintretende Urban einen Brief von Scipio überreichte. Der Brief enthielt ohne weiteren Zuſatz zweierlei Nachrichten: erſtens, daß Ferber den Jacob Chabelsky wieder im Oberlande geſehen habe, und zweitens, daß Graf Moriz von Sachſen, aufs Aeußerſte von den ruſſiſchen Truppen bedrängt, durch die Wälder der Abau auf eine Inſel des Usmaitiſchen Sees ſich geflüchtet habe. Die Ufer des Sees ſeien beſetzt, und man ſähe keine Möglichkeit, wie er entkommen könne.

„Und ich ſehe keine Möglichkeit“ — ſetzte Stanislaus hinzu — „ihm beizuſtehen. Wir wollen Urban fragen, er kennt die dortigen Gegenden.“

Während Urban gerufen wurde, meinte Hedwig, es ſei doch gut, daß ſie ihr Schickſal nicht an das dieſes verfolgten Mannes geknüpft hätten.

Die Beſprechung mit Urban dauerte lang, und es war gegen neun Uhr, als der alte Diener das Zimmer verließ. Stanislaus, über eine mögliche Befreiung des Grafen nachdenkend, ſtand mitten im Zimmer, den Rücken nach den Fenſtern gekehrt, und ſah in die verglimmenden Kohlen des Kamins. Hedwig, klagend, daß es kalt im Zimmer werde, trat zu ihm, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, und zog ſeinen Kopf nieder, um ihn zu küſſen — plötzlich machte ſie eine ſchreckhafte Bewegung gegen das Fenſter, und drückte krampfhaft ihres Gatten Hand.

„Was iſt?“

Ich habe Jacob Chabelsky's Geſicht am Fenſter geſehen!

„Der Unverſchämte!“

Während Bandomir nach der Thür eilte, hörte er, wie Paſcha grimmig anſchlug, und gleich darauf in ein klägliches Heulen und Winſeln ausbrach. Ehe er die Thür erreichte, ward ſie aufgeriſſen, und Urban, bleich und verſtört, erſchien mit den Worten auf der Schwelle: „Wir ſind verrathen! Rettet Euch, gnädiger Herr, rettet Euch und die Frau durch den Gang! Der ganze Hof iſt voll Bewaffneter! ach, mit Euch über den Grafen ſprechend, hab' ich mein Wächteramt verabſäumt — “

Da kroch winſelnd Paſcha durch die halb offene Thür, und ſank vor ſeinem Herrn nieder, den ſterbenden Blick mit einem faſt menſchlichen Ausdrucke zu ihm aufrichtend. Ein Säbelhieb hatte ihn zum Tode getroffen! —

„Paſcha, mein Paſcha, armer, getreuer, dein Blick ſchneidet mir durchs Herz!“

Da verſuchte Paſcha noch zu wedeln, und das Auge brach ihm —

„O mein Gott! Paſcha, nun iſt es aus mit allem Glück!“ klagte Stanislaus mit einem Tone, den man nie von ihm gehört hatte, und eilte zu Hedwig, die, mehr todt als lebendig, unter Thränen auf den ſterbenden Hund blickend, an die Wand gelehnt ſtand. Urban löſchte gleichzeitig die Lichter. Schon hörte man im Vorzimmer Sporen und Säbel — Stanislaus ermannte ſich, führte Hedwig ins Nebenzimmer, öffnete in einem Winkel des Fußbodens eine verborgene Thür, leitete die zitternde Frau einige Stufen zu einem Gange hinab, den Urban für den äußerſten Nothfall angelegt hatte, hieß ſie ruhig bleiben, bis er wieder käme, ſchritt dann ins Wohnzimmer, deſſen Flurthüre Urban verriegelt hatte, zurück, nahm Piſtolen, Flinten, Schießtaſche, Säbel, und gab's zur Hälfte an Urban. —

„Oeffne, Pfandherr! Du biſt verloren!“ ſchrie Chabelsky's Stimme, und während Schläge an die Thür donnerten, klirrten auch die Fenſter, welche man von außen einſtieß. Denn das Zimmer lag, wenn auch etwas hoch, zu ebener Erde.

Vandomir eilte mit Urban in den unterirdiſchen Gang. Sie ſchloſſen ihn hinter ſich, und hörten während dem ſchon den Lärm der ins Zimmer Eindringenden. Urban, am beſten mit ſeinem Werke bekannt, ging nun voraus, ſeinen Herrn hinter ſich an der Hand haltend. Dieſer hielt eben ſo Hedwig, und dergeſtalt ſchritten ſie vor in dem dunklen engen Raume. Das Getümmel im Hauſe wich immer weiter von ihnen zurück, und verhallte am Ende ganz. „Hier kommt eine Wendung nach rechts!“ flüſterte Urban, „und nun ſind wir gleich am Ausgange! Wenn wir den Wald gewonnen haben, wenden wir uns nach Maruſſa's Hütte zu, und dann nach Kummeln!“

Der alte Diener horchte vorſichtig an der ſchweren Fallthür, ob draußen kein verdächtig Geräuſch zu hören ſei, und murmelte unzufrieden vor ſich hin: „Wenn ich mein Handwerk verſtanden hätte, ſo wäre mir doch wahrhaftig die Arbeit durch den naſſen Lehmboden bis an den Wald nicht zu viel geworden, und ich hätte den Ausgang nicht hier ins Freie gelegt — es wird gewiß hier irgendwo ein Piquet Wache halten, damit Niemand aus dem Hofe entweiche —“

Vorwärts, Urban! rief Stanislaus, und ſtieß die ſchwere Thür auf, die in ihren verroſteten Angeln knarrte. Vor ſeinen Blicken lag die dunkle Winterlandſchaft, aber das Geräuſch der Thür hatte auch, wie Urban gefürchtet, einen Wachtrupp herbeigezogen, und ehe er die Thür wieder ſchließen konnte, hatte ſich dieſer darauf geworfen. Mit wie ungeheurer Kraft er auch zog, er konnte den Gegendruck ſo vieler Hände nicht überwältigen, und mußte weichen. Er gab nach; die Ziehenden ſtürzten zwar unter der plötzlich frei gewordenen Thür nieder, aber es waren ſogleich andere zur Hand. Da ergriff er, zurücktretend, ein Piſtol, und feuerte es aus der Oeffnung. Es hatte die Wirkung, daß Alle vor dem dunklen Schlunde zurückwichen, und er Zeit gewann, die Thür ins Schloß zu werfen.

Aber verloren ſind wir nun doch! ſprach er faſt athemlos; faſſe Dich, Hedwig! ſei mein tapferes Weib! — Hedwig, in voller Liebe zu ihrem Gatten, ſuchte im Dunklen deſſen Hand, drückte ſie, und faßte den feſten Entſchluß, mit ihm zu kämpfen, mit ihm zu ſterben. — Der Tumult an der Fallthür vergrößerte ſich und donnernde Axtſchläge fielen darauf nieder — „Eile zurück, Urban! Dieſen Schlägen kann die Thür nicht lange widerſtehen, ſieh', horche, ob ſie vielleicht das Haus entblößt haben, um uns hier zu fangen, und ob wir vielleicht beſſer thun, zurückzueilen!“

Urban eilte. Stanislaus und Hedwig hatten ſich bis an die Wendung des Ganges zurückgezogen, weil von da mit völliger Sicherheit die Vertheidigung eine Zeitlang möglich war. Die Situation war entſetzlich: völlige Finſterniß in dem engen feuchten Gange um ſie her, und die dröhnenden Schläge des unvermeidlichen Unterganges vor ihnen. Eine Planke der Thür war ſchon durchbrochen, und ein rother Schimmer von den brennenden Kienſpänen drang bis zu ihnen. Stanislaus ſah in das bleiche Antlitz ſeiner Frau. „Arme Hedwig! So früh ins Verderben geriſſen durch mich!“ — Klage lieber, daß die Freude ſo kurz war, groß war ſie doch!

„Oh mein Weib!“ ſtammelte er, ſeit ſeiner Knabenzeit zum erſten Mal wieder mit ſchluchzender Stimme, und drückte Hedwig krampfhaft an ſein Herz. — „Aber nein!“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „Dein junges ſchönes Leben ſoll noch nicht untergehen! Du wirſt als Witwe Dich vor aller Zudringlichkeit zu wahren wiſſen, Du wirſt Brüggen bewohnen, und Scipio wird Dein Schutz ſein — wenn ſie eindringen in den Gang, ſo zieh Dich zurück! Man wird Dich ſpäter finden, aber Du wirſt leben —“

Stanislaus!

Da kam Urban mit der Nachricht zurück, daß Julius von Knorre die Zimmer beſetzt halte — in dieſem Augenblick brach auch die Thür: im rothen Kienſchimmer ſah man den bewaffneten Trupp am Eingange ſtehen und zögern. Man hörte Chabelskys Stimme Freiheit und Geld denjenigen verſprechen, welche ſich zuerſt hineinwagten. So wagte es denn ein Hauſe nach dem andern, und dreimal wurde jeder getroffen und zurückgeworfen von den Kugeln Bandomir's und Urban's. Der Ausgang war faſt verſperrt von Verwundeten und Todten, nun war aber auch die Munition der beiden Männer erſchöpft; dies bemerkend räumten die Angreifenden, welche bisher wegen der Gangwendung immer erfolglos hineingeſchoſſen hatten, den Menſchenhaufen hinweg, und drangen nun tiefer ein. Urban mit einem Jagdſpieß, Bandomir mit ſeinem Säbel, hielten den Zudrang, niederſtoßend, noch eine Weile auf, bis ein neuer Piſtolenſchuß der Angreifer jetzt, da der Winkel des Ganges Kampfplatz geworden, Urban zu Boden warf. Stanislaus riß dem Fallenden den Jagdſpieß aus der Hand, und drang mit einem Ungeſtüm, einer Wuth und einem Muthe vor, daß Alles ſtürzte oder wich, daß er bis an die Thür vordrang, und einen Augenblick daran denken konnte hinauszuſpringen, und ſich bis an den Wald durchzuſchlagen — da ſtrauchelte er über den Körper eines Gefallenen und fiel. Ehe er ſich aufraffen konnte, ſtürzte man über ihn und band ihn mit Säbelgurten. Chabelsky ſtieß ein Freudengeſchrei aus und näherte ſich ihm, den Säbel hebend, zu ihm niederknieend, ihm frech und hohnlachend ins Antlitz blickend. Todtenſtille herrſchte, Chabelsky zögerte wol eine Minute lang, als wollte er ihn mit aller Todesangſt peinigen — da hörte er einen raſchen Schritt, den Gang heraufkommend, ſchon dicht in ſeiner Nähe, und ſtieß dem gehaßten Bandomir raſch den Degen in die Bruſt. In demſelben Augenblicke aber drang ihm unter dem aufgehobenen Arme ein Schwert in den Leib, er fiel rücklings und ſah Hedwig wie einen Racheengel ſtarr, mit entſtellten Zügen über ſich ſtehen. Sie ließ das Schwert in ſeiner Bruſt, wie das ſeinige in Bandomir's geblieben war — kein Wort ward geſprochen, kein Menſch regte ſich und die Kienſpäne zitterten in den Händen der rohen Lithauer.

Die Uebelthäter waren entflohen mit der Leiche Chabelsky's, und der ſpät anbrechende Tag, da Urban von der Betäubung ſeines Streifſchuſſes erwachte, fand auf der Stätte nur Leichname. Das Schwert ſteckte noch wie ein Malzeichen in der Bruſt ſeines Herrn: er zog es heraus und erkannte den Säbel des Oberſtwachtmeiſters, welchen dieſer einſt im Schönhaider Walde verloren. Der Leichnam, über welchem Stanislaus lag, war Jakut's.

Die Knorres, welche die Rache Scipios fürchteten und vom rollenden Rade des Verbrechens fortgeriſſen wurden, fahndeten an demſelben Morgen auch den letzten Bandomir, der über Temmen nach Kurzum geritten ſein und desſelbigen Weges zurückkommen ſollte. Sie hatten Hedwig, welche in Wahnſinn verfallen war, einſtweilen in Temmen beim Prediger untergebracht. Seltſam und ſchauerlich war es anzuhören, daß ſie mit herzzerreißender Stimme von Zeit zu Zeit nichts weiter ausrief, als: O Scipio! mein Scipio! Es ſchien dem Prediger beſonders ſchrecklich, daß ſie den Namen ihres Gemals vergeſſen hatte.

Scipio kam wirklich gegen Mittag des Weges daher, wo am Lauzebache in der Nähe des Temmenſchen Kirchenkruges hinter Kieferngebüſch die Knorre'ſchen Leute ihm auflauerten.

Er hatte keine Ahnung vom Schickſale ſeines Bruders, aber ſeine Seele war traurig, daß Stanislaus ſo wenig Rückſicht genommen auf die Stimme des Vaters, des Oheims und des Bruders, daß er überall ſeinen Neigungen blindlings und jählings folge. — Ach! was tadle ich ihn! ſetzte er, ſein Pferd anhaltend, hinzu, iſt er nicht am Ende in beſſerem Rechte als wir? Bin ich nicht vielleicht ſo empfindlich in dieſem Punkte, weil es eben Hedwig iſt, die er trotz aller Warnungen an ſich geriſſen? Was wiſſen wir denn von Recht und Natur? Iſt nicht am Ende die unmittelbare Stimme jedes geſunden Menſchen eine reinere Ausſage der Gottheit, als all' die Kunde, welche wir mühſam zuſammentragen aus Ueberlieferungen, Merkmalen, Folgerungen, reiner als all das, was wir Bildung nennen? Jahrtauſende lang trachten die Menſchen, und kommen nirgends über einen gewiſſen Punkt einzelner und gemeinſchaftlicher Wohlfahrt hinaus, ja fallen immer wieder zurück, wenn ſie ihn erreicht haben! Dieſer Boden um mich her, mit Felsſteinen einer ganz andern Erde bedeckt, was iſt mit ihm vorgegangen? Hat die Meeresfluth dieſe fremdartigen Steinblöcke herbeigeſpült, hat Erdfeuer den Erdboden verwandelt? Iſt die Wandlung vor fünf oder vor zwanzig Jahrtauſenden geſchehen? Iſt der Menſch von Anbeginn dieſes Planeten da geweſen, oder nicht? Sind es geringere Racen dieſe Letten und Wenden, die im Regiment und im ganzen Weſen den deutſchen Herrn ſo untergeordnet werden konnten? Wird dieſe deutſche Colonie, die ſich nicht in neue Bedingungen zuſammenzufaſſen verſteht, wird ſie ein Staatsſamenkorn bilden in der Zukunft, oder wird ſie einverleibt werden einem Ganzen dieſer zahlreichen ſlaviſchen Stämme, wie die Geſchichte ſchon ſo oft ihre Miſchungen erneuert hat mit mäßigen noch unverſuchten Völkerſchaften, die wiederum von Neuem überdeckt werden, wenn ſie ihre eigenthümlichen Eigenſchaften dem großen Ackerboden Menſchheit eingepflanzt haben? Ach, all' die Verhältniſſe, welche der Menſchengeiſt ahnt, ſind ſo groß und weit, daß an ein Wiſſen und

Beherrſchen nicht zu denken iſt, und unſer Leben iſt ſo kurz „ſiebzig Jahre und wenn's hoch kommt, achtzig“, ſagt die Schrift. Man ſoll doch Niemand ſtören, den ein unzweifelhafter Inſtinct treibt, man ſoll ihn nicht ſtören mit Einſchränkungen einer Bildung, welche ihrer ſelbſt ſo wenig ſicher iſt. So will auch ich dich nicht ſtören, Stanislaus, mit Grillen menſchlicher Sitte, welche dein Glück zerſtören könnten. Ich will zu dir gehen und dich lieben nach wie vor und ſchweigen von des Vaters Jugend und über Anaſtaſia; das Schickſal, wie es dein raſcher Sinn dir bereitet, ſei mir ein Gottesurtheil: wenn es dir wohlgelingt, ſo will ich gern die Anſicht der Welt und meine eigene Anſicht Unrecht ſchelten. Wie Viel iſt's denn auch, wenn es Glück iſt! „Und wenn es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen!“ mußte ſchon der Pſalmiſt ſagen. —

Die hinter den Büſchen Lauernden fürchteten, da Scipio ſo lange ſtill hielt, er habe einen Hinterhalt bemerkt und werde umkehren. Ach! ſeine Seele war auf Pfaden, welchen die Seelen dieſer Mörder nie nahe gekommen waren. Er ritt dann auch harmlos auf ſie zu über den gefrorenen Bach, die Büchſen knallten — lautlos, zum Tode getroffen, ſank er vom Roſſe. Das Roß — es war der Tartar, welchen Ferber nach dem letzten Ueberfalle zu einer Kur mit nach Kummeln genommen hatte — lief, ebenfalls verwundet, wie ein gejagter Hirſch nach Brüggen, und brach dort vor dem Herrenhauſe zuſammen, ein Bote neuen Schreckens für Urban, der von der Bandomir'ſchen Familie allein noch übrig, und eben beſchäftigt war, den Leichnam ſeines Herrn ins Haus zu bringen.

Dieſe Mordthaten brachten eine allgemeine Entrüſtung in Kurland hervor. Beſonders Herr von Sieberg und Herr von Roop erhoben ihre Stimme um Beſtrafung; der Herzog Ferdinand, dem man einſt um den Tod des Herrn von Firks ſo nahe getreten war, wendete nach dieſem Ausgange den Bandomiren wieder ſeine Gnade zu, und verlangte ſtrenges Gericht: Graf Moriz, der wunderbar von ſeiner Inſel entkommen, ſchrieb von Danzig aus an die Großfürſtin in eben dem Sinne, die Bandomire als die ritterlichſten, artigſten Cavaliere beklagend. So hielten es denn die Knorre für gerathen, auf eine Zeitlang nach Lithauen auszuwandern. Solcherweiſe vertrödelte ſich der Prozeß und verfiel. — Das Schickſal hielt ſtrenger Gericht: der jüngere Knorre ſtarb, ehe er ſich vermält, der alte Knorre, an der Brüggenſchen Schußwunde fortkrankend, folgte bald, und ſo erloſch der Stamm. Frau von Knorre mit ihrer unheilbar zerrütteten Tochter lebte noch ein langes thränenreiches Leben. Sie war nach Ellern zurückgekehrt, und fuhr zuweilen mit Hedwig nach der Demmenſchen Kirche, wo Scipio beigeſetzt war, verhoffend, es werde aus dieſem Grabe Geneſung für ihre Tochter ſteigen. Das Gewölbe dieſer Kirche hat eine wunderbar austrocknende Kraft, ſo daß Scipios Leib noch nach hundert Jahren mumienartig erhalten war. Vor Kurzem iſt es, weil die hölzerne Kirche einzuſtürzen drohte, verſchüttet worden, und mit ihm das letzte äußere Andenken an den Ausgang des Bandomir'ſchen Geſchlechts und Namens. Das Gut Ellern wurde ſpäter von dem Herzoge gekauft und kam ſonach in die Reihe der Krongüter.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdrucker

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

10. Band.

Der deutſche Krieg.

I. Junker Hans.

1. Theil.

Wien, 1878.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Der deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

I. Junker Hans.

1. Theil.

Wien, 1878.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meiner Frau Iduna,
gebornen Buddeus,
ist dieser Roman
gewidmet

Wien den 21. Februar
1863

Laube.

I. Buch.

Junker Hans.

1. Theil.

1—12. Capitel.

I.

Es war ein milder Abend im Monat März des Jahres 1619. Den Tag über hatte es mitunter leichte Regenſchauer, wol auch zierliche Hagelkörner, ſogenannte „Graupen“, geworfen, wie es gewöhnlich erſt im April zu geſchehen pflegt. Die Jahreszeit ſchien ſich diesmal früh zu entwickeln, und die Geſträuche ſchwollen in ihren Spitzen bereits grüngelb an, ſo daß der Blick über das Weidengebüſch der Flußniederung ſchon weiche, ein wenig gefärbte Rundungen zeigte, und nicht mehr die ſpitzen Gerten der todten Jahreszeit.

Dieſe Flußniederung war dergeſtalt unabſehbar bewachſen und verwildert, daß man den Fluß ſelbſt nicht entdeckte. Jenſeits desſelben, gegen Südweſten, ſchimmerte, von der Abendſonne beſchienen, ein Berg; hinter ihm, etwas höher, ein zweiter. Der nicht ſichtbare Fluß mußte dicht am Fuße dieſer Berge vorübergehen, ſo nahe ſchauten ſie herüber auf zwei Reiter, welche auf der Landſtraße hielten, und in die Gegend hineinblickten, wie Leute, welche dieſe Landſchaft zum erſten Mal erblickten.

— Das wird der Leopoldsberg und der Kahlenberg ſein, denke ich, ſagte der jüngſte von den zwei Reitern; und dort, richtig, ſieh hin, Tartſch, dort im Süden über dem Weidenwalde ſticht der ſchwarzblaue Thurm wie eine Nadel in den Himmel; das wird der Stephansthurm ſein. Dort alſo liegt Wien, und es iſt nicht mehr weit, wir können mit untergehender Sonne dort eintreffen.

Tartſch gab einen unklaren Ton von ſich, den man für einen Seufzer halten mochte.

— Hör' auf mit Deinem Geſtöhne! rief unwillig der Jüngere. Wir ſind nun einmal ſo weit, und das ewige Aechzen und Grollen und Sorgen verdirbt Einem nur die Laune, die man wahrhaftig braucht, um den Kopf oben zu erhalten.

— Das weiß der liebe Gott, murmelte Tartſch, und ſetzte etwas lauter hinzu: Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um.

— Wir gehen ja nicht zu unſerem Vergnügen hin, ſondern im Dienſte unſerer Fürſten, unſeres Landes und unſeres Glaubens.

— Den ſie uns anſtreichen werden, dort unter dem blauen Thurme! ſtieß Tartſch heftig hervor, heftiger als einem Diener, der er zu ſein ſchien, zuſtehen ſollte. Er hatte ein ſchlichtes, wetterhartes Ausſehen, dieſer Tartſch, und die lichtgrauen Augen unter den buſchigen hellbraunen Augenbrauen ſahen etwas ſtarr in die Welt hinein.

Sie kamen die Straße von Stockerau über Korneuburg daher, und ritten nach den paar Worten langſam weiter auf ein Gehöft zu, wo die Landſtraße rechts abbog, gerade in der Richtung auf den Stephansthurm. Dies Gehöfte war damals wie jetzt ein beliebtes Wirthshaus „zum Spitz“ geheißen, weil es die Spitze bildete für alle Straßen und Wege, welche nördlich von der Donau auf die nach Wien führende Brücke münden. Von Nordweſten her die Straße von Stockerau, welche die böhmiſche Straße genannt wurde, von Norden her die Brünner Straße, welche über Pyrawarth und Woltersdorf aus dem Herzen von Mähren kommt, und von Oſten her die Marchfeld-Straße, welche aus dem ſüdöſtlichen Mähren und aus Ungarn kommt — alle treffen hier zuſammen, und die Fuhrleute halten hier ihre letzte Raſt, am liebſten noch ein Nachtquartier, ehe ſie die letzte kleine Station über die Brücken und Inſeln der Donau nach Wien hinein antreten.

Vor der Wagenburg und dem Fuhrmannsgetümmel am „Spitz“ gab Tartſch ſeinem ſchweren Roſſe, welches mit einigem Gepäck des jüngern Reiters belaſtet war, einen Spornſtreich und ſchob ſich ſolchergeſtalt vor dieſen, indem er die Hand an den Zügel des überholten leichteren Pferdes legte.

— Was willſt Du? rief etwas unmuthig der jüngere Reiter.

— Uebernachten wir hier, junger Herr.

— Warum nicht gar!

— Ueberlegt noch einmal gewiſſenhaft, ob es — ob es rathſam iſt, da hinein zu reiten in die Höhle unſerer grimmigen Widerſacher und Feinde. Beſſerer Rath kommt über Nacht —

— Du biſt nicht bei Troſte.

— Das bin ich wirklich nicht.

— Ueberlegt iſt es längſt, und wenn wir des Morgens hineinkämen, ſo zögen wir die Aufmerkſamkeit viel mehr auf uns, als wenn wir in der Abenddämmerung — Laſſ' los! Dort kommen zwei Reiter getrabt, welche wahrſcheinlich ebenfalls nach Wien hinein wollen. Schließen wir uns ihnen an; ſie haben leichtlich ein beſſeres Wiener Gewiſſen als wir, und mit ihnen ans Thor kommend werden wir weniger bemerkt.

In der That kam unter wirbelndem Märzſtaube auf der Brünner Straße ein ähnliches Reiterpaar, ebenfalls Herr und Diener, in raſchem Tempo daher, und der vorausreitende ebenfalls junge Herr parirte ſein Pferd, als er die ſtillhaltenden zwei Reitersmänner ſah.

— Seid Ihr über den Weg unſicher, werther Herr, rief er in leichtem Tone, ſo kann ich Auskunft geben.

— Ich danke für die Freundlichkeit; ich will nach Wien —

Tartſch grunzte und nahm ſein Pferd zurück, und der neue Ankömmling ſprach lachend:

— Das könnt Ihr nicht mehr verfehlen, noch vermeiden; dieſe Straße führt geradeaus zum Rothen Thurm. Iſt's Euch genehm, ſo ſchließt Euch an. Ich war in meiner Jugend hier und hab' ein gut Gedächtniß. Ihr kommt aus dem Reich, wie es ſcheint?

— Aus dem Reich.

— Ueber Böhmen?

— Ueber Böhmen.

— Ah, da beneid' ich Euch. Böhmen iſt jetzt das unterhaltendſte Land Europas; das ſtrotzt ja von Leben und Bewegung, und macht ſeinem Könige in Wien verzweifelt zu ſchaffen.

— So ſcheint es allerdings.

— Ich will ſpäter ſelbſt hin. Jetzt konnt' ich nicht. Ich komme von Breslau, und mußte eines wichtigen Familiengeſchäftes halber nach Mähren. Ein Geſchäft mit Pfaffen. Das führt denn hierzulande nach Wien, wie ſonſt alle Wege nach Rom führen.

Tartſch horchte hoch auf und ließ den herankommenden Diener unbeachtet, ſich ſo nahe als möglich zu ſeinem Herrn drängend, der ſein Pferd in Schritt geſetzt hatte. Der Ausdruck „Pfaffen" hatte Tartſch einiges Vertrauen eingeflößt zu dem neuen Begleiter, und dieſer ſchien es auch zu verdienen; wenigſtens war er ungemein offenherzig, und fuhr mit lauter Stimme und heiterem Tone fort, als ſpräche er die unverfänglichſten Dinge:

— Ja, lieber Herr, Ihr werdet dieſe ſogenannten Erblande des Kaiſers ganz anders finden, als man ſie bisher draußen im Reiche geſchildert hat. Wir ſind mit beiden Beinen endlich in die Bewegung hineingeſprungen, welche Ihr im vorigen Jahrhundert begonnen habt. Die proteſtantiſche Lehre in Staat und Kirche — auch im Staate, Herr! — macht ſich nun auch in dieſen Landen unwiderſtehlich geltend, und nur Wien will ſich nicht ergeben. Das muß man in der Nähe anſehen; es kann der Mühe lohnen. Der alte Kaiſer iſt dem Tode nahe, und ſolch ein Todesfall pflegt ein Leichenbegängniß zu haben, das weit und breit verſpürt wird.

— Verſpürt wird es werden, entgegnete der junge Reitersmann aus dem Reiche mit trockener, ernſter Stimme, aber kein Menſch weiß wie. Der Nachfolger, Erzherzog Ferdinand, ſoll ein ſtreng katholiſcher und ſehr entſchloſſener Herr ſein. —

— Freilich.

— Und wie er in der Steiermark gegen die Proteſtanten vorgegangen iſt, ſtreng und unerbittlich, das deutet auf ſchweren Sturm.

— Freilich. Und darauf freuen wir uns eben. Dieſe träge Schwüle unter Mathias lähmte ja alle Entwicklung. Heut' bewilligte er, morgen nahm er's wieder, und übermorgen verglich er mühſam das Gewonnene mit dem Bewilligten. Damit verliert man Zeit und Kraft, und damit wird am Ende ſogar der Prager Fenſterſturz wieder ausgeglichen. Das ſteht von Ferdinand nicht zu fürchten. Der iſt fanatiſch; der wird Nein! ſagen und Nein! und wird die überall glimmenden Kohlen zur allgemeinen Flamme anfachen.

— Seid Ihr ſelbſt Proteſtant?

— Eigentlich noch nicht. Ich bin dem äußeren Bekenntniſſe nach noch katholiſch. Meiner Mutter wegen. Sie hängt an alten Gebräuchen und an ihrer Kirche. Ich wollte ihr den Schmerz erſparen. In der Ferne macht ſich ſo was leichter. Ich bin ein Edelmann aus Schleſien, Rudolph von Mitzlau iſt mein Name, und — ſetzte er mit einer anmuthigen, leichten Beugung des Hauptes hinzu — es würde mich ſehr freuen, in Euch einen Verfechter der guten Sache kennen gelernt zu haben.

— Ich heiße Hans von Starſchädel und — bin ein Proteſtant.

— Kann ich Euch in Wien irgendwie nützlich ſein, ſo gebietet über meine Dienſte. Ich habe dort Verwandte und mannigfaltige Anknüpfungen.

— Das nehme ich ſehr dankbar an, denn, offen geſtanden, ich reite nicht ohne Beſorgniß nach Wien hinein. Man hat mir in Prag eine Schilderung gemacht, welche mich faſt abgehalten hätte, die Reiſe überhaupt zu unternehmen. Kaiſer Mathias ſoll ſchon ſo geſchwächt ſein, daß nicht mehr ſein Einfluß, ſondern der ſeines Nachfolgers die Stadt beherrſcht. —

— O ja, das ſieht dem „Grazer" ähnlich!

— Damit iſt aber ſehr viel geſagt. Man ſpricht von der bereits um ſich greifenden Inquiſition der Jeſuiten. —

— Zweifle gar nicht.

— Spricht von heimlicher Feſtnehmung einzelner Perſonen, die urplötzlich und man weiß nicht wie verſchwinden. —

— Solch ein Fall führt mich her.

— Wie?

— Nicht in Wien, aber in Mähren iſt ein ſteinreicher Oheim von mir, ein kinderloſer Greis, von dem ich ſtattlich zu erben hoffte, urplötzlich und man weiß nicht wie verſchwunden. Man zeiht die Jeſuiten dieſer That. Die reiche Erbſchaft — Oheim Zdenko hatte alles in Baarem — ſoll ſie verlockt und zu einem Gewaltſtreiche ermuthigt haben. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ſie ihn zu Wien in ein Kloſter geſteckt. Und das will ich ermitteln, das werd' ich ermitteln, verlaßt Euch darauf.

— Dabei lauft Ihr aber große Gefahr.

— Ah bah! Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Lernt nur Oeſterreich und Wien erſt näher kennen, und Ihr werdet entdecken, daß die neue Lehre nicht nur mächtig, nein, daß ſie übermächtig iſt. In Oberöſterreich bildet ſie die Mehrzahl, in Niederöſterreich gehören zwei Drittheile des Adels zu ihr, und im „Landhauſe" gebietet ſie. Laßt's nur kommen! Ein neuer Herrſcher braucht Anerkennung, braucht Huldigung von den Ständen. Die Huldigung erfolgt nur unter Bedingungen. Dazu iſt Böhmen in vollem Aufſtande begriffen, Mähren ſchwierig, Schleſien größtentheils proteſtantiſch, Ungarn desgleichen und wie immer aufſtändiſch — das ſind nicht Zuſtände, um am erſten Tage mit herausfordernden Gewaltmaßregeln aufzutreten. In den nächſten Wochen beißt man in Wien nicht. Später wol, wenn ſich die Stände jeder Landſchaft einzeln haben heranziehen laſſen, wie das zu geſchehen pflegt, und wie es vielleicht diesmal nicht gelingt. Ich werde mich nicht einſchüchtern laſſen in meinen Maßregeln.

— Ja, Ihr gehört hierher, Ihr ſteht auf heimatlichem Boden. Ein Fremder aber —

— Das iſt wahr, Ihr müßt etwas vorſichtig ſein.

— Halt, wenn's gefällig! riefen gleichzeitig zwei rauhe Stimmen, und hielten den Reitern lange Spieße vor die Bruſt der Roſſe, ſo daß dieſe erſchreckt ein wenig ſcheuten und prallten.

Die Reiſenden waren an der ſeit der Huſſitenzeit beſtehenden Schanze vor der großen Donaubrücke angekommen und ſollten Namen, Stand und Geſchäft dem Wachtpoſten angeben, welcher dort ſtationirt war.

— Das iſt etwas ganz Neues! rief Herr von Mitzlau. Seit wann iſt denn hier außen an der Wolfsſchanze ſchon ein viſitirender Wachtpoſten?

— Seit acht Tagen! antwortete ein Bewaffneter, welcher Befehlshaber der zwei Spießträger zu ſein ſchien, und der aus einer Bretterhütte innerhalb des Brückenkopfes hervorgetreten war.

Er gehörte zu einer neuen Stadtgarde, welche der Kaiſer, wie es hieß, auf Antrieb des Erzherzogs Ferdinand, kürzlich errichtet hatte, und wiederholte in etwas höflicherem Tone die Frage nach Namen, Stand und Geſchäft. Herr Rudolph von Mitzlau that der Anfrage mürriſch und kurz Genüge.

— Kommen über Böhmen? fragte der Gardiſt.

— Nein, über Mähren.

— Und Euer Gnaden! indem er ſich zu Herrn von Starſchädel wendete.

— Hans von Starſchädel.

— Kommen?

— Aus dem Reich.

— Ah! Und ſind wol auch —

— Aus dem Reich.

— Aus welchem Kreiſe?

— Aus dem oberſächſiſchen.

— Schau, ſchau, alſo wol lutheriſch?

Und der Gardiſt betonte, wie es zulande üblich, das u, nicht aber das e, wie es im Norden gebräuchlich. Der Ausdruck ſeines Geſichtes belebte ſich dabei, und man erkannte, daß dieſes faſt glatt raſirte Antlitz, beherrſcht von einem ſchlauen ſchwarzen Auge und einer ſpitzen langen Naſe, nicht beſonders ſtimmen mochte zu dem groben Lanzenknechtkoller. Die rothe Hutfeder beſchattete vielmehr einen Kopf, welcher eine gewiſſe Bildung verrieth, und die Hand, welche einen ſchmalen und dünnen Kinnbart ſtreichelte, ſah gar nicht aus, als ob ſie jemals grobe Arbeit verrichtet hätte.

Hans von Starſchädel, welchem dieſe Bemerkungen entgegentraten, ward deutlich inne, daß er bereits der wichtigſten inquiſitoriſchen Anfrage gegenüberſtünde, und zögerte, halb ergrimmt, halb beſorgt, einen Augenblick mit der Antwort. Er fühlte wol, daß die eintretende Pauſe die Schwierigkeit nur erhöhte, und machte eine kurze verweiſende Handbewegung gegen Tartſch, deſſen grunzender Ton, wenn auch ein wenig unterdrückt, hinter ihm vernehmlich wurde — da erhielt die Aufmerkſamkeit plötzlich eine ganz andere Richtung. Ein donnerähnliches Geräuſch drang vom „Spitz“ her zu Aller Ohren: eine Staubwolke kam geflogen, dicht und undurchdringlich, Peitſchen knallten wie Schüſſe, und als der Verſtand begriff, daß dies von einem heranbrauſenden Reitertrupp herrühren müſſe, flogen zwei Reiter aus der Staubwolke hervor, die langen Peitſchen dergeſtalt ſchwingend, daß jedermann klar wurde, es ſei auf eine ſchleunige Räumung des Weges abgeſehen, und es ſeien dies Vorreiter einer wichtigen Perſon. „Platz! Platz!“ ſchrieen ſie, den geſtreckten Galopp ihrer Roſſe nicht im geringſten mäßigend vor dem Zugange zur Brücke. Die vier Reiter, Mitzlau und Starſchädel mit ihren Dienern, ſowie die Gardiſten, hatten die größte Eile, auf die Seite zu kommen, wenn ſie nicht gehauen und über ritten ſein wollten. Im Nu waren die Vorreiter über die noch herabgelaſſene Zugbrücke der Schanze, und ſprengten über die große Brücke weiter, und hinter ihnen in geſtrecktem Roſſeslaufe flog ein offenbar vornehmer Reitersmann an den erſtaunten Zuſchauern vorbei, ſie keines Blickes würdigend. Sein hohes ſchwarzes Thier wieherte laut an den Pferden der Reiſenden vorüber, und kaum hatte man den Eindruck eines lang gewachſenen Mannes, der ſtolz und gleichgiltig im Bügel ſaß, in ſich aufgenommen, ſo donnerte ein Trupp von wenigſtens dreißig geharniſchten Männern dicht nach ihm in die Brücke hinein, welche für die ſechs Mann breit Daherſprengenden kaum breit genug zu ſein ſchien. Wohl ein Dutzend Diener mit ledigen Handpferden und bepackten Maulthieren folgte ihnen unmittelbar. Die Brücke wankte und polterte unter den Hufſchlägen, und wie ein anziehendes Gewitter entfernte ſich gleichmäßig der betäubende Lärm, verſchönt von dem Blitzen der Harniſche, als der Trupp aus dem Staube hinaus in die Strahlen der Sonne kam, welche hinter dem Kahlengebirge unterging und über die breite Waſſerfläche der Donau ihren Schimmer glitzernd auf die Panzerreiter warf.

— Das iſt der Teufel ſelber, ſagte Tartſch halblaut zu ſeinem Herrn. Habt Ihr die Augen des Mannes geſehen? Wie glühende Kohlen ſtachen ſie vor ſich hin. Und noch leiſer ſetzte er hinzu: Kehren wir um, Herr Hans!

Die Uebrigen ſahen und horchten ſchweigend dem Zuge nach, und erſt nach einer Weile rief Herr von Mitzlau:

— Wer war das?

— Ein böhmiſcher Cavalier! antwortete der Gardiſt mit der rothen Feder.

— Und warum fragt Ihr den nicht nach Namen, Glauben und Geſchäft?

— Den kennen wir, klang die Antwort.

— So? fuhr Mitzlau fort, geärgert durch die Ungleichheit der Behandlung. Wie heißt er?

— Waldſtein.

— Waldſtein? Der böhmiſche Landhofmeiſter Adam?

— O nein, der reitet nicht ſo. Der ſogenannte „tolle Waldſtein“ war's, der in Olmütz liegt mit ſeinen Cüraſſieren, ein freigebiger Herr.

— Ein unheimlicher Herr! ſetzte Herr Hans kaum verſtändlich hinzu.

Mitzlau aber hatte geſehen, daß der Mann mit der rothen Feder die Hand ſo gewiß bedeutungsvoll geöffnet hatte bei dem Ausdrucke: „ein freigebiger Herr“. Herr Rudolph nahm deshalb raſch ein Silberſtück aus ſeiner Taſche, drückte es in die offen verbliebene Hand der rothen Feder, und ahmte den böhmiſchen Cavalier nach, indem er ſein Pferd herumwarf, Starſchädel mit einem Blicke verſtändigte und mit den Worten! „Die Sonne geht unter, vorwärts!“ in die Brücke einlenkte. Starſchädel folgte ſogleich, die Diener ſchloſſen ſich an, und die rothe Feder erhob weiter keine Einſprache. Sie ſah ihnen eine Weile nach und ſprach vor ſich hin:

— Hinein muß ich doch; er läßt mich immer vor, und —

Das Weitere murmelte er in den Bart, indem er einen Schritt vortrat und den Fremden noch einen prüfenden Blick nachſendete. Dann wendete er ſich kurz um nach der Holzhütte, aus welcher während dieſes Vorganges ein ihm ähnlich gekleideter Gardiſt vorgetreten war, der wahrſcheinlich ſeine Stelle vertrat während jeweiliger Abweſenheit, und herrſchte dieſem in ziemlich hohem Tone zu: er möge ſein Pferd vorführen.

Dieſer gehorchte ſogleich, und brachte ein unanſehnliches falbes Rößlein aus dem Gebüſche hinter der Holzhütte vorgeführt. Während er den Sattel des Rößleins feſtſchnallte, wobei der kleine Falbe quietſchte, biß und ausſchlug, zog der Mann mit der rothen Feder eine kleine Schreibtafel aus dem Wams, notirte etwas hinein, ſah dann ein Weilchen gedankenvoll nach der Brücke hinaus, und winkte endlich nach ſeinem Rößlein.

Als er aufſtieg, flüſterte der wahrſcheinliche Stellvertreter, der ihm die Zügel und Bügel hielt:

— Signor Medardo, der Blaſſe war offenbar ein Ketzer, und zwar von der Art, die —

Signor Medardo machte eine abweiſende Handbewegung, die zu ſagen ſchien: „Ich weiß das beſſer als Du, und werd' ihn nicht aus den Augen verlieren!“ Alsdann ſchwang er ſich mit ſeinem geſchmeidigen Körper leicht in den Sattel, und eh' er ſeinem Rößlein den Sporn gab, ſprach er halblaut:

— Sollte noch ſo was Verdächtiges zur Nacht kommen — aufhalten und nach dem „Spitz“ weiſen! Mit dem Früheſten bin ich wieder da.

Und ſo ritt er langſam in die Brücke hinein, nur noch einen Augenblick auf derſelben ſtillhaltend, bis Mitzlau und Starſchädel in den Gebüſchen und hinter den wüſten Erdſchanzen jenſeits des Stromes ganz verſchwunden waren. Jene Auen nämlich, Wolfs- und Tabor-Au genannt, zeigten noch zahlreiche Spuren von Verſchanzungen, namentlich aus den Huſſitenkriegen, und der Name Tabor hat ſich von den Taboriten, welche Wien bedrängten, bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ſchien Medardo nicht wünſchenswerth, von den Fremden nochmals geſehen zu werden, und als er am jenſeitigen Ufer ankam, bog er ſogleich unter dem Schatten des Erdwalles vom Hauptwege ab und ſchob ſeinen kleinen Falben in einen der zahlreichen Nebenpfade, welche durch die dicht bewachſene Au zum nächſten Donauarme, den man jetzt Kaiſerwaſſer nennt, hinüberführten. Die Dämmerung zog ſich bereits wie ein Schleier über die niedrigen Gebüſche hin, und nur die hohen Baumgruppen — Pappelweiden, Eſpen und Erlen — waren noch oben in ihren Kronen vom ſcheidenden Tageslicht beleuchtet.

2.

Mitzlau und Starſchädel ritten langſam dahin auf dem ſchlechten Wege, welchen Frühjahrsregen obendrein durchweicht hatte, und welcher bis in die erſten Fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine ſchlechte Straße geblieben iſt. Ihr Geſpräch war lebhaft geworden. Selbſt Starſchädel, aufgeregt durch die Scene an der Brücke und durch die immer größer werdende Nähe der ihm feindlichen Hauptſtadt, war etwas mittheilſamer gegen den neuen Bekannten, welcher ſich zu allen guten Dienſten für ihn anbot, dafür aber doch etwas Näheres wiſſen wollte über die Zwecke eines Proteſtanten aus dem Reiche, welcher ſich in ſo bedenklicher Zeit nach Wien verfügte.

Die öffentlichen Dinge im deutſchen Reiche waren ſeit hundert Jahren in einer fortwährenden Spannung begriffen. Vor hundert Jahren — 1517 — hatte in Sachſen die ſogenannte Reformation begonnen durch Dr. Martin Luther. Zwei Jahre nach ihm hatte Ulrich Zwingli in Zürich denſelben Weg eingeſchlagen, und Calvin hatte ſiebzehn Jahre ſpäter zu Genf in ſtrenger dogmatiſcher Weiſe eine reformirte Kirche gegründet, wie die Grundſätze Luthers im Augsburger Bekenntniſſe zu einer evangeliſchen Kirche geſammelt worden waren. Eine Vereinigung dieſer beiden neuen Kirchen, welchen der katholiſche Glaube ſeiner Natur nach die Berechtigung abſprach, war nicht gelungen, und die Streitigkeiten dieſer neuen Glaubensbekenntniſſe unter einander und mit der katholiſchen Kirche andererſeits hatten die Gemüther, ſowie die Staatsbehörden in eine endloſe Reihe von Fehden und Kriegen verwickelt. Jeweilige Friedensſchlüſſe, wie der zu Nürnberg 1532, hatten ſich immer nur als Waffenſtillſtand erwieſen, und Kaiſer Carl V. hatte in der Mitte des Jahrhunderts einen großen Schlag verſucht, mit überlegener Kriegsmacht dieſen ganzen Aufruhr religiöſer Neuerung niederzuwerfen. Der Moment war lebensgefährlich für die neue Lehre. Da erklärte ſich Moriz von Sachſen, bis dahin ein Freund und Bundesgenoſſe des Kaiſers, welcher durch den Kaiſer auf Koſten der erneſtiniſchen Linie zum Kurfürſten erhoben worden war, plötzlich gegen den Kaiſer und gab dem Kriege eine für die Proteſtanten ſiegreiche Wendung. Die Folge davon war zunächſt der Paſſauer Vertrag, welcher 1552 uneingeſchränkte Religionsfreiheit feſtſetzte, und war drei Jahre ſpäter der Augsburger Religionsfrieden, welcher ein dauernder Frieden zu werden ſchien. Seinem Wortlaute nach ſollte kein Reichsſtand mehr wegen ſeiner Religion und Kirchengebräuche angefochten werden; Religionsſtreitigkeiten ſollte man nur durch chriſtliche, freundliche und friedliche Mittel ausgleichen; die geiſtliche Gerichtsbarkeit ſollte über den Glauben der Proteſtanten und ihren Gottesdienſt keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande in das andere der Religion wegen ſollte geſtattet ſein, und dieſer Friedensſtand ſollte fortan unverbrüchlich gehalten werden, auch wenn ein wirklicher Religionsvergleich niemals zu Stande käme.

Aber auch dieſer Abſchluß behielt ſeine wunden Stellen, die ſich von Jahr zu Jahr ärger vergifteten, und die allmälig wieder in Schwärung ausbrachen. Zunächſt ſchloß er die ſogenannte reformirte Kirche aus, die calviniſche. Dieſe aber hatte nicht nur in Frankreich, in England, in den Niederlanden und in Ungarn eine große Ausbreitung gefunden, auch im ſüdweſtlichen Deutſchland war ſie zahlreich vertreten, und ſie hatte ſporadiſche Bekenner in vielen andern Theilen des deutſchen Reiches, namentlich in Böhmen, wo ſie von manchem Eiferer dem Huſſitenthum entſprechender erachtet wurde, als die evangeliſch-lutheriſche Lehre des Augsburger Bekenntniſſes. Sodann hatten die Proteſtanten verlangt, daß es auch den geiſtlichen Ständen freiſtehen ſollte, zur Augsburgiſchen Confeſſion überzutreten. Dagegen hatten die Katholiken erklärt, daß jeder zum Proteſtantismus übertretende Geiſtliche ſeines Amtes und Standes verluſtig ſei. Dieſen Punkt verlangten ſie als Vorrecht für den geiſtlichen Stand, und er hieß von da in der Geſchichte kurzweg „der geiſtliche Vorbehalt“. Endlich blieb der Punkt ſtreitig, ob der Proteſtant auch Religionsfreiheit genießen ſollte, welcher im Lande eines katholiſchen Fürſten und katholiſcher Stände ſeinen Aufenthalt habe. Kaiſer Ferdinand hatte zwar entſchieden, daß ein ſolcher von ſeinem Glauben und Gottesdienſte nicht verdrängt, ſondern in Ruh' gelaſſen werden ſolle bis zur chriſtlichen Vergleichung der ſtreitigen Religion; aber hiemit war der entſcheidende Begriff voller Gewiſſensfreiheit in der Schwebe gelaſſen worden, und den einzelnen Streitigkeiten blieb Thür und Thor geöffnet.

Dieſe Streitigkeiten hatten denn in den letzten fünfzig Jahren unter allen möglichen Schattirungen fortgezettelt und waren immer bedrohlicher geworden, weil ſie mehr und mehr eine politiſche Form annahmen. Die Reichsfürſten, welche die Reformation beſchützten, hatten dadurch eine ganz neue Stellung im Staate errungen. Sie wurden auch kirchliche Häupter in ihren Ländern, und der Begriff der Fürſtlichkeit erhielt dadurch eine ganz neue Ausdehnung. Dies galt beſonders von den oberſächſiſchen Fürſten erneſtiniſchen und albertiniſchen Stammes, deren Intereſſe Hans von Starſchädel im Auge haben mochte, als er zu ſo kritiſcher Zeit ſich nach Wien wagte. Das deutſche Reich war nach dem Abſterben der großen kriegeriſchen Kaiſer allmälig eine ariſtokratiſche Republik geworden, und die an Macht immer ſchwächer werdenden Kaiſer waren in den Schatten jener Dogenämter gerückt worden, wie ſie zu Venedig und Genua herkömmlich waren. Jetzt, mit der neuen kirchlichen Autorität bewaffnet, machten die Mächtigſten dieſer Ariſtokratie einen Schritt weiter, und es ſchien eine Fürſten-Republik entſtehen zu wollen. Seit der Niederlage Kaiſer Carls V. waren die habsburgiſchen Kaiſer nicht im Stande geweſen, etwas Entſcheidendes dagegen zu thun. Die begabteren unter ihnen, Ferdinand I. und Maximilian II. — letzterer beſonders war ein geiſtvoller Mann geweſen — hatten der Feſtſtellung ihrer Hausmacht, hatten den ſtets unruhigen Ungarn und den furchtbar zudrängenden Türken die größte Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen, und ihre Nachfolger Rudolph II. und Mathias hatten nicht die Fähigkeit, ſich im „Reiche“ geltend zu machen. Zudem waren ſie als älterer und jüngerer Bruder in der übelſten Stellung zu einander geweſen. Rudolph war mißtrauiſch gegen den jüngeren Bruder, und dieſer jüngere Bruder Mathias rechtfertigte dies Mißtrauen in vollem Maße dadurch, daß er an der Spitze aller Unzufriedenen den allerdings träg und launiſch oder gar nicht regierenden älteren Bruder mit gelinder Gewalt und friedlicher Kriegsmäßigkeit von ſeinen Thronen in Ungarn, Oeſterreich und Böhmen verdrängte. Das hatte denn Zuſtände erzeugt, welche allen möglichen Uebergriffen im „Reich“ und in den Erbländern die Wege bahnten, und die oberſte Macht an allen Ecken und Enden abſchwächten. Dieſe Zuſtände hatten ſich beſonders in Böhmen gegipfelt, weil dies Königreich auch noch beſonders darauf pochte, daß es kein Erbreich des habsburgiſchen Hauſes, ſondern daß es ein Wahlreich ſei, und die Uebermacht der proteſtantiſchen Stände in Böhmen hatte im Jahre 1609 dem erſchöpften Kaiſer Rudolph jenen „Majeſtätsbrief“ abgenöthigt, welcher eine Fahne wurde für alle Parteien, welcher von Mathias beſtätigt ward, und welchen ſelbſt der ſteiriſche Ferdinand 1617 in einem Reverſe zuſagen mußte, um die Nachfolge in Böhmen ſich zu ſichern. Dieſer Majeſtätsbrief verlieh dem Lande Böhmen eine vollſtändige Religionsfreiheit, und machte denn natürlich auch im Reiche draußen das größte Aufſehen. Für die Proteſtanten ſchien hiemit der Moment gekommen zu ſein, welcher unter raſcher und tapferer Benützung einen vollſtändigen Sieg ihres Glaubens anbahne. Sie waren ohnedies durch die Gründung und Ausbreitung des Jeſuitenordens, welcher direct gegen die Reformation gerichtet war, im höchſten Grade aufgeſtachelt, und Ferdinands conſequente Vertreibung der Proteſtanten aus Steiermark unter Beihilfe der Jeſuiten hatte längſt ihre Augen und Waffen auf die Schritte des habsburgiſchen Hauſes gerichtet. Die Katholiken andererſeits fühlten nicht minder, daß eine Entſcheidung näher und näher rücke, und daß ſie ſich um Führer zu ſchaaren hätten, welche der Himmel für ſie ſende: um dieſen ſteiriſchen Ferdinand und um den bayriſchen Maximilian, welcher alle Anlage zeigte zu einem Halt und Führer in ſchwerer Zeit.

So hatten ſich denn in Süddeutſchland zwei Bündniſſe geſtaltet, welche nur das Signal zu erwarten ſchienen, um die Waffen des religiöſen Bürgerkrieges, die ſeit dem Augsburger Religionsfrieden geruht hatten, entſchloſſen wieder zu ſchwingen. Das proteſtantiſche Bündniß hieß „die Union“, und ihr Mittelpunkt war in Heidelberg, wo der Pfalzgraf Friedrich, der oberrheiniſche Kurfürſt, reſidirte, welchem man die Abſicht zuſchrieb, daß er König von Böhmen werden wolle. Das katholiſche Bündniß hieß „die Liga“, und ihr Mittelpunkt war in München, wo Kurfürſt Maximilian alle Kräfte und Intereſſen der katholiſchen Reichsſtände in ſtarker Hand vereinigte.

Drohend hatte man ſich jahrelang beobachtet, da brach das Gewitter denn auch wirklich in Prag los, im Kern des Landes, welches die Huſſitenkriege entzündet, welches den Majeſtätsbrief erzwungen hatte: auf dem Hradſchin in Prag waren zwei kaiſerliche Statthalter aus dem Fenſter geſtürzt, war der Aufſtand ins Werk geſetzt worden, weil eben jener Majeſtätsbrief auf Anſtiften der Jeſuiten verletzt und gebrochen worden ſei.

— Das iſt doch, fuhr Starſchädel in langer Rede obigen Inhalts fort, das iſt doch wahrhaftig Veranlaſſung genug, ſich die Dinge und Perſonen in der Nähe anzuſehen. Iſt dieſer Ferdinand, der morgen regierender König dieſer großen Ländermaſſe, der übermorgen Kaiſer ſein kann — denn unſer Kurfürſten-Collegium iſt durch den Dresdener Herrn noch immer unzuverläſſig für unſer proteſtantiſches Intereſſe — iſt dieſer Zögling der Jeſuiten wirklich ein ſtarker Herr oder nicht? Iſt der Widerſtand Eurer proteſtantiſchen Stände in Oeſterreich wirklich von ausreichender Macht oder nicht? Sind die ungariſchen

Kräfte, und beſonders der laute Ruf des ſiebenbürgiſchen Bethlen Gabor, wirklich zu reiner Verfügung für proteſtantiſche Zwecke oder nicht? Sind die Widerſtandsmittel gegen das anrückende Böhmen wirklich ſo gering als es heißt? Und iſt endlich die ſpaniſche Linie der Habsburger bereit oder nicht, alles dranzuſetzen für die Unterſtützung der deutſchen Habsburger und des katholiſchen Glaubens? Das Alles kann man mit einiger Sicherheit doch nur in Wien erfahren. Es war zuerſt nur meine Abſicht, bis Prag zu gehen. Aber dort fand ich eine ſolche Aufregung der Gemüther, daß ich mich auf keine Auskunft verlaſſen mag. Iſt man einmal im Aufſtande und Kampfe, ſo vergrößert man ſich Alles; man ſieht mit überſpannten Augen, und wenn man den Grafen Thurn hört, der alles Habsburgiſche mit Stumpf und Stiel und mit leichter Mühe auszurotten gedenkt, ſo wird man doppelt mißtrauiſch, wenn man, wie ich, aus kleineren Landesverhältniſſen kommt, und wenn man, wie ich, von kühlem, vielleicht etwas nüchternem Naturell iſt. Ich muß ſelbſt ſehen und hören und aufmerkſam prüfen, wenn ich meinen Herren — will ſagen den Meinigen — Bericht und Rath ertheilen ſoll, ob es ſchon an der Zeit ſei, ſich vorzuwagen und ſich einzulaſſen. Deshalb, und nur deshalb gehe ich nach Wien.

Es trat eine Pauſe ein nach dieſen Worten, eine Pauſe der Unbehaglichkeit. Rudolph von Mitzlau ſchien zu empfinden, der neue Bekannte, welchem er mit Lebhaftigkeit entgegengekommen, halte mit ſeinem Vertrauen zurück und ſage ihm nur allgemeine, nicht viel bedeutende Gründe.

Starſchädel empfand ſeinerſeits wol, daß er einen ſolchen Eindruck mache, konnte ſich aber doch nicht entſchließen, ein Wort weiter zuzuſetzen. So ritten ſie eine Weile ſchweigend neben einander. Der Mond war aufgegangen, und ein leichter Nebel wallte über die Gebüſche dahin. Es war ganz ſtill in der Natur, und man hatte keine Ahnung, daß man auf dieſer Waldinſel und auf der großen Landſtraße nur noch etwa eine Viertelſtunde von einer Hauptſtadt entfernt ſei. Dieſe nördliche Gegend von Wien war damals ſehr öde. Vielleicht darum, weil der Donauſtrom in früheren Jahrhunderten mehrmals ſeinen Lauf geändert und deshalb einen breiten Landſtrich unſicher und wüſt gelegt hatte. Er macht bekanntlich oberhalb Korneuburg eine plötzliche Biegung nach Süden, und hat wol einſt die letzten Berge des Wiener Waldes gewaltſam durchbrochen. Wenigſtens ſchaut auf ſeinem rechten Ufer der Leopoldsberg, auf ſeinem linken Ufer der Biſamberg einer zum andern hinüber, wie Brüder, welche man durch eine Kataſtrophe getrennt habe. Noch zur Zeit der Babenberger iſt die Donau von hier aus direct auf die Höhe von Wien losgegangen, welche das kleine Alt-Wien getragen hat, auf die Höhe, welche von den älteſten Kirchen, der Kirche von Maria-Stiegen und von Sanct Rupertus, gekrönt wird. Die Maria-Stiegen-Kirche hat auch deshalb Maria am Geſtade geheißen, weil unten im jetzigen „Salzgries“ der Hauptſtrom des Fluſſes unmittelbar am Fuße der Stadt vorübergefluthet iſt. Zu der Zeit jedoch, in welcher dieſe Erzählung ſpielt, waren die Stromverhältniſſe ſchon ungefähr ſo, wie ſie jetzt ſind. Der Hauptſtrom hatte ſich von Wien abgewendet, und war von Nußdorf oſtwärts in ſein jetziges Bett gedrungen; ein großer Nebenſtrom, jetzt das Kaiſerwaſſer genannt, hatte ſich ſüdöſtlich abgezweigt, um ſich erſt unterhalb Wiens wieder mit dem Hauptſtrome zu vereinigen, und in dem alten verlaſſenen Bette der Donau war ein Canal gegraben worden, welcher noch heute beſteht. Nur in der unmittelbaren Nähe der alten Stadt war dieſer Canal etwas weiter nach Norden gelegt worden, um dem Salzgries, den Befeſtigungen und einem Arſenalbau Platz zu bieten. Dieſe Vertheilung des Waſſers hat jene großen Inſeln hervorgebracht, welche den nördlichen Zugang Wiens ſo lange verwildert haben. Zunächſt an der Stadt die Inſel der jetzigen Leopoldſtadt, welche damals der „Untere Werd“ hieß, und jenſeits des Kaiſerwaſſers die Inſel, welche jetzt „Zwiſchenbrücken“ heißt, und auf welcher unſere Reiter im Mondenſchein daherkamen.

Als dieſe nicht mehr weit entfernt waren von der Brücke, welche ſie über das Kaiſerwaſſer zu paſſiren hatten, brach Starſchädel endlich das peinlich gewordene Schweigen.

— Ihr ſeid alſo, Herr von Mitzlau, in Wien bekannt?

— Das bin ich.

— Seid öfters dageweſen?

— Ich habe ein ganzes Jahr da verlebt im Hauſe von Verwandten, weil ich Italieniſch lernen und mich in der Muſik ausbilden wollte.

— Kennt Ihr zufällig das Haus des Freiherrn Helmhardt von Jörger?

— Zufällig ganz genau.

— Ah!?

— Gerade dies iſt das Haus meiner Verwandten, in welchem ich das Jahr über gelebt habe. Die Frau von Jörger iſt eine Verwandte meines verſtorbenen Vaters; ſie ſtammt von der Schleſiſch-Lauſitzer Grenze und iſt eine geborene Wolfersdorf.

— Wahrhaftig?! Nun, das ſieht wie Beſtimmung aus. Gerade an dieſe Frau habe ich ein Empfehlungsſchreiben.

— Ah!?

— Der tüchtigſte Mann, welchen ich in Prag kennen gelernt, der Freiherr von Loß —

— Otto von Loß?

— Otto von Loß hat mich an dieſe Dame gewieſen und mir einen Brief an ſie geſchrieben. Seiner Schilderung nach iſt ſie die Seele des proteſtantiſchen Lebens in Wien —

— Das iſt ſie, das iſt ſie. Meine Tante Jörger leitet Alles, und das Jörger'ſche Schloß in Hernals —

— Richtig, eine halbe Stunde von Wien?

— Ja wohl. Dies Schloß von Hernals iſt die feſte Burg der Proteſtanten unter der Enns. Dort ſtrömen die Wiener des Sonntags hin, um evangeliſchen Gottesdienſt zu halten, der ihnen öffentlich in Wien nicht geſtattet wird, und dort verſammeln ſich alle Hauptführer des Landhauſes, um ihre Maßregeln für die-Sitzungen zu beſprechen und zu vereinbaren.

— Das ſind Eure Verwandten?!

— Allerdings; und es wird mir ein Vergnügen ſein, Euch morgen dort einzuführen. Unter uns geſagt, mich führt noch ein Nebenzweck hierher und nach Hernals. Herr Otto von Loß hat ſeine älteſte Tochter bei meiner Tante, und meine Tante hat meiner Mutter mitgetheilt, es ſei dies ein ſehr glücklich begabtes Mädchen, welches ich kennen lernen ſollte, und — na, Ihr verſteht wohl, was Frauen damit zu meinen pflegen.

Dieſe letzten Worte ſchienen einen lebhaften Eindruck auf Hans von Starſchädel zu machen. Er hatte das junge Fräulein von Loß in Prag kennen gelernt, und dies begabte ſchöne Mädchen hatte wahrſcheinlich ihr Bild dauernd und tief in ſein Herz geprägt. Wenigſtens griff ſeine Hand ſo krampfhaft in den Zügel, daß ſein Pferd ſtehen blieb.

— Was iſt Euch? fragte Mitzlau.

— Ah, entgegnete Hans nach kurzer Pauſe, ein melancholiſcher Gedanke, der mich ſeit einiger Zeit immer befällt, wenn ich von Planen der Liebe, von Planen ehelichen Glückes reden höre. Die Zukunft in unſerm Vaterlande ſtarrt mir entgegen, wie ein Wald von Lanzen und Schwertern.

— Liebe und Ehe gedeihen zu allen Zeiten.

— Meint Ihr? Na, gutes Glück, wenn die Zeit dafür angethan bleibt, ein häuslich Leben zu gründen. Herr von Loß hat mir einige Aufträge an ſeine Tochter mitgegeben. Das trifft ſich ja ſehr gut, und ſo werd' ich meiner politiſchen Aufgabe in Wien raſch nahe gebracht werden. —

Der wunderliche grunzende Ton von Tartſch, Starſchädel in allen Nüancen wohl bekannt, unterbrach ihn bei dieſen Worten. Die diesmalige Nüance hieß: „Vorſicht!“ und ſo wie Tartſch gethan, that Starſchädel: er hielt ſein Pferd an. Mitzlau und ſein Diener thaten in Folge deſſen desgleichen und ſahen fragend auf die Sachſen. Es entſtand eine augenblickliche völlige

Stille, und bald darauf hörte man ein Geräuſch im Gebüſch zur Linken.

— Vielleicht ein Hirſch, ſagte halblaut Mitzlan. Das Jagdgehege des Kaiſers drüben im Praterwalde iſt nicht weit.

— Pſt! quetſchte Tartſch hervor.

Man horchte, und vernahm wirklich nach vorwärts den gellenden Klang eines Pferdehufeiſens, welches an einen Stein ſchlug.

Es war in der That Signor Medardo geweſen, welcher auf Fußpfaden neben den Fremden unbemerkt daher geritten war und ſie behorcht hatte. Tartſch mit ſeinem weitſichtigen Auge erkannte im Mondnebel die rothe Feder, als der Falbe durch eine Lichtung des Gebüſches dahinflog, und ſein ſtöhnender Ausruf: „Die rothe Feder, Herr Hans!“ ſchien mit Beredſamkeit den früheren Rath zu wiederholen, daß ſein Herr den Eintritt in eine Stadt vermeiden möge, welche ſich ſo unheimlich ankündigte.

Die rothe Feder ſelbſt aber flog ſpornſtreichs über die zweite Brücke, die über das Kaiſerwaſſer in das „Untere Werd“ hineinführte, welches damals noch großentheils wüſt und unangebaut war. Nur das alte Stadtgut lag unter Bäumen verſteckt, die Taborſtraße war im Entſtehen begriffen, und der Bau des Barmherzigen Brüder-Kloſters ward in ſeinen Fundamenten begonnen. Medardo ſauſte auf dem noch ungepflaſterten Erdboden daran vorüber, und war bald an der Schlagbrücke, welche ein wenig abwärts von der heutigen Ferdinandsbrücke über den Canal führte. Bei dem dortigen Poſten der Stadtgarde hielt er einen Augenblick an und gab dem Anführer des Poſtens kurze Andeutungen über die Fremden, welche binnen einer Viertelſtunde an der Schlagbrücke eintreffen würden. Ein Stadtgardiſt ſollte ihnen in die Stadt hinein folgen, damit Medardo ſogleich erfahren könnte, wo ſie eingekehrt ſeien.

— Nach den „drei Hacken“ ſendet mir binnen einer halben Stunde den Rapport! ſchloß er, und trabte ins Rothethurmthor hinein, den Salzgries entlang, den Tiefen Graben hinauf, und wendete ſich dann, auf der Freiung angekommen, rechts hinüber zu dem Gaſthauſe, welches jetzt „zum römiſchen Kaiſer“ genannt wird, und damals „zu den drei Hacken“ hieß. Er wußte genau, daß er dort den „tollen Waldſtein“ finden würde, der am liebſten auf der Freiung abzuſteigen pflegte, weil er dort in der Nähe der freiherrlich Harrach'ſchen Wohnung war. Nächſt den gebietenden Herren in der Burg war für Waldſtein nämlich zu damaliger Zeit Freiherr von Harrach die wichtigſte Perſon. Freiherr von Harrach war reich und mächtig, war ein vertrauter, eng befreundeter Rath des Erzherzogs Ferdinand, und war der Vater einer ſchönen Tochter, welche der verwitwete Albrecht Waldſtein zur Ehe wünſchte.

Medardo hatte ſich auch nicht geirrt. Der ganze Gaſthof ſchwirrte und dröhnte von den dort untergebrachten Dienern und Reitern des großen Cavaliers, welcher das ganze Haus für ſich in Beſchlag genommen hatte.

Sich abſtäubend und nach Kräften ſäubernd, ſtieg Medardo die Stiege hinauf und ſuchte im Vorſaale, wo der zahlreiche Dienertroß ganz leiſe, faſt lautlos in den Einrichtungsgeſchäften hin und her eilte, nach demjenigen Kammerdiener, welcher die beſonderen Meldungen auszurichten hatte. Er war augenblicklich in den Zimmern des Cavaliers, welcher ſich badete und umkleidete, beſchäftigt, und ein anderer Diener flüſterte Medardo zu: er möge warten. Medardo nickte ſchweigend mit dem Kopfe und ſuchte ſich in einem Winkel einen Sitz. Er kannte die Hausordnung des „tollen“ Herrn. In ſeiner Nähe mußte die größte Stille herrſchen, und ſeine vertrauten Diener waren ſo wohl geſchult, daß ſie unter den vielen Zufragenden diejenigen immer herausfanden, welche zugelaſſen werden durften. Schon aus dem Kriege im Friaul, wo Signor Medardo Spionsdienſte geleiſtet, war er dem Waldſtein bekannt, und ſeit er mit den Leuten des Erzherzogs aus Graz nach Wien übergeſiedelt und mit ſogenannten politiſchen Geſchäften betraut war, durfte er beim

Herrn Albrecht ſtets des Empfangs und einer vollen Börſe verſichert ſein. Herr Albrecht pflegte dabei nicht gerade freundlich zu ſein, aber er hörte aufmerkſam zu und wußte mit ein paar kurzen Fragen alles zu erledigen, was ſich ereignet hatte, ſeit er den Berichterſtatter das letzte Mal geſehen.

Die Thür ging auf, der erwartete Kammerdiener erſchien. Medardo ging ihm entgegen. Der Diener erkannte ihn ſogleich, nickte und wendete ſich eben wieder, um ihn beim Herrn zu melden — da ward die Vorſaalthür geöffnet, und ein ſchlanker geiſtlicher Herr trat ein. Ah! flüſterte der Diener vor ſich hin, und eilte unter höflichem Bücklinge zu dem Eintretenden. Medardo ſchaute ſich um, und trat ſogleich in ſeinen etwas dunklen Winkel zurück Es lag ebenſoviel Vorſicht als Höflichkeit in dieſem ſchnellen Rückzuge. Es ſchien Medardo nicht gerade wünſchenswerth, daß ihn der geiſtliche Herr ſähe. Dieſer aber hatte ihn doch geſehen, und als der Diener in die Zimmer eilte zur Meldung, ſchritt der geiſtliche Herr langſam auf den Winkel zu, in welchen ſich Medardo geſtellt hatte. Nun blieb der rothen Feder nichts übrig, als dem Unvermeidlichen entgegenzueilen. Er that es, indem er das Gewand des Geiſtlichen ehrfurchtsvoll küßte.

— Du kommſt von draußen? ſprach dieſer halblaut, aber in ſehr klar accentuirter Sprache.

— Ja, hochwürdiger Herr. Herr Albrecht von Waldſtein war einpaſſirt und hatte mir einen Wink gegeben. Ich wollte ſogleich von hier zu Euer Hochwürden, um Meldung zu machen.

Das feine, ſchöne Geſicht des Paters — er war ein junger Mann — ruhte faſt lächelnd auf den unruhigen Augen Medardos, dann ſah er ſich im Vorſaale um, der plötzlich ganz leer geworden war, und nickte dem rückkehrenden Diener zu, welcher reſpectvoll die Thür weit öffnete zum Eintritt.

— Iſt ſonſt was von Bedeutung einpaſſirt? fragte der geiſtliche Herr Medardo mit noch leiſerer Stimme.

— Ja, ein Ketzer aus dem Reich mit einem Diener.

— Ein namhafter?

— Hans von Starſchädel nennt er ſich, aus dem oberſächſiſchen Kreiſe —

— Aus Weimar — kommt über Prag.

Medardo war wie vom Donner gerührt bei dieſer Notiz, welche ſeine Bemerkung und Meldung überholte.

Der ſogenannte Pater ſah ihn unverwandt lächelnd an und ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu: Aufpaſſen! Morgen Näheres über den Mann aus Weimar.

Dann nickte er obenhin mit dem Haupte und ging leichten, feſten Schrittes in die Zimmer hinein zum Herrn Albrecht von Waldſtein.

3.

Als die Herren von Mitzlau und von Starſchädel an der Schlagbrücke eintrafen, jagte ein Windſtoß über den Donaucanal herab, den leichten Mondnebel in die Höhe, und die innere Stadt Wien lag vor ihnen. Etwa zweihundert Schritt jenſeits dieſer Schlagbrücke zog ſie ſich, hier, wo der Donauarm Schutz bot, nur von einer einfachen gezackten Mauer und kleinen Thürmen eingeſchloſſen, während ſie nach den übrigen Seiten hin bereits von der neuen ſtarken Mauer mit Baſtionen und Vorwerken umfangen war. Vor der Stadtmauer an der Donau lag ein nach rechts hinab weitgedehnter freier Platz von Morgen nach Abend. Dieſer Platz war an der Morgenſeite, da, wo jetzt unter der Franz Joſephs-Caſerne der Fahrweg nach den Weißgärbern liegt, durch den Wallgraben abgeſchloſſen. Ueber dieſen Wallgraben bildete eine ſteinerne Brücke die Verbindung nach dem wüſten Gelände, in welchem der Wienfluß in den Donaucanal mündete. An der Abendſeite aber zog ſich dieſer freie Platz bis über die Linie der jetzigen Kettenbrücke hinauf. Dort ward er wiederum durch den einmündenden Wallgraben begrenzt.

Der Platz war ſtill; denn es gab damals nur einen geringen Verkehr mit den Vorſtädten. Die jenſeitigen waren bei der Türkenbelagerung und bei der ſpäteren Drohung eines neuen Angriffes zerſtört worden, und bildeten ſich erſt langſam wieder zu Ortſchaften. Der neue Werd aber, die jetzige Leopoldſtadt, war erſt im Entſtehen begriffen, und nur nach den Häuſern kaiſerlicher Jäger, welche den Anfang der jetzigen Jägerzeil bildeten, wanderten in der Abendſtunde einige trinkluſtige Geſellen. Die kaiſerlichen Jäger hatten nämlich das Recht des Ausſchankes und ſtanden in dem Rufe, heurigen Wein von kräftiger Beſchaffenheit auf dem Lager zu halten.

Nicht ohne Herzklopfen ritten der ſächſiſche Herr und ſein Diener unter dem aufgezogenen Schlagbaume hindurch auf die Brücke. Es ſchlug eben in der Stadt acht Uhr, und kettenraſſelnd ging der Schlagbaum hinter ihnen nieder, gleich als wären ſie nun gefangen. Tartſch wenigſtens ſah ſich grimmig um nach dieſer Procedur, welche er lediglich auf ſich und ſeinen Herrn bezog. Am andern Ende der Brücke war ebenfalls ein Schlagbaum, und daher kam wol der Name „Schlagbrücke“. Kurz vor dieſem inneren Schlagbaume, alſo noch auf der Brücke, war ein hölzerner Bau aus den ſtärkſten Balken, der zwei Durchläſſe mit Fallthüren bildete, eine niedere und eine höhere. Dieſe für Wagen und Reiter, jene für Fußgänger. Hinter dieſem Verſchlage harrten die Stadtgardiſten der Ankömmlinge und ſtellten dieſelben Fragen, wie jene draußen an der großen Donaubrücke. Kurz geſtellt, kurz beantwortet, ſchien dieſe Wiederholung weniger bedeutſam, denn die Reiſenden bemerkten es nicht, daß ihnen ein Stadtgardiſt folgte, als ſie über den Platz weiterritten.

— Das iſt ein guter Gaſthof, „der Greif“, in welchem Ihr einkehrt? fragte Starſchädel.

— Es iſt nächſt dem „Matſchakerhofe“ der beſte, erwiderte Mitzlau.

— Alſo wol auch der theuerſte. Da werden wir uns trennen müſſen, lieber Herr von Mitzlau.

— Wie das?

— Ich bin nicht reich, und da ich nicht abſehen kann, wie lange mein Aufenthalt dauert, ſo muß ich mir eine beſcheidene Unterkunft ſuchen.

— Ah, nicht doch! Wir müſſen beiſammen bleiben. So geh' ich denn mit Euch. Reiten wir alſo „zum weißen Löwen“. Der iſt viel näher, als „der Greif“ oben in der Kärntnerſtraße, und iſt ganz mäßig in ſeinen Preiſen.

Unter dieſen Worten ritten ſie um die „Palanka“, ein aus ſtarken Paliſſaden gebildetes Vorwerk unmittelbar vor dem Rothenthurmthore, welches auf der Abendſeite zwei, wiederum mit Schlagbäumen verſehene Eingänge hatte. Erſt in dieſem Befeſtigungswerke ſelbſt angelangt, ſahen ſie das Thor, gekrönt von einem breiten Thurm in der Mitte und von vier ſchlanken Thürmen an den vier Ecken. Der Hauptthurm war mit bunten Malereien und reicher Wappenzier geſchmückt, und auf ihn war der Name des alten, zur Zeit unſerer Erzählung nicht mehr beſtehenden rothen Thurmes übergegangen, welcher von ſeiner Bemalung den Namen erhalten hatte. Ungehindert unter der ſchallenden Wölbung hindurchreitend, bogen ſie rechts innerhalb und neben der Stadtmauer weiter, und hielten fünf Minuten ſpäter vor dem Gaſthofe „zum weißen Löwen“, welcher damals wie jetzt der behagliche Fremden-Mittelpunkt im Salzgrieſe war. Gaſtwirth Riedl, glitzernd von feiſtem Wohlbehagen, zeigte ſich ſehr erfreut über die ſtattlichen Gäſte, empfahl ſeinen Stall für die vier Pferde, ſich und ſein Haus für die beiden Cavaliere — dabei ſtockte er einen Augenblick, als er einen Stadtgardiſten draußen auf der Straße im Mondſchein ſtehen ſah — und erprobte ſeinen diplomatiſchen Blick ſogleich darin, daß er die einzig offene Wohnung im erſten Stock für Herrn von Mitzlau vorſchlug, ein ſehr gemüthliches Zimmerchen im zweiten Stock und nach dem Seitengäßchen hinaus aber dem ausländiſch redenden

Herrn anbot. Uebrigens ſei heute Samſtags friſch geſchlachtet, und die gnädigen Herren würden ein ſauberes Nachtmahl finden, wenn ſie ſich herunter bemühen wollten ins Gaſtzimmer. Ein Extraplätzchen für ſo noblen Beſuch ſei ſchon vorhanden und der Zudrang ſei jetzt leider nicht ſo groß ſeit Ausbruch der böhmiſchen Unruhen, welche auch die nahen Mährer bereits einſchüchterten und vom Reiſen abhielten, und ſeit in der Politica — ein Seitenblick auf die Gaſſe entdeckte noch immer, wenn auch drüben im Schatten, den Stadtgardiſten — kurzum, ſchloß er jählings, die Herren würden im Gaſtzimmer nicht unmäßig moleſtirt werden.

Frau Riedl, die reinliche Wirthin, ſtand mit ihrer ſchneeweißen Schürze in der Thür zum Gaſtzimmer, als die Fremden die Treppe hinaufſtiegen, und Herr Riedl ſich rückwärts nach dem Gaſtzimmer wendete. Er war mit ſeiner Geſchicklichkeit ſehr zufrieden und ſagte zu ſeiner Frau: Laſſ' richten! Sie kommen herunter. — Zu ſeiner oft vorkommenden Beſtürzung entgegnete dieſe halblaut: Weit biſt Du nicht mehr vom wirklichen Trottel, Riedl! — Was? — Draußen ſteht der Aufpaſſer von der Inquiſition, und der magere Fremde ſieht auf ein Haar aus wie 'n Ketzer. Den ladet er nun herunter unter den Schwarm, bei dem jetzt ohnehin alle Abende der Raiſonnirteufel ſpukt und unſer Haus ins Detriment ſetzt. Priſti! Und da drüben im Eck ſitzt ſchon ſeit einer Viertelſtund' der Bart-Conrad aus dem Ennsthale, der verwegenſte Ketzer im Oeſterreicher-Lande. Sobald der einen Teufelskumpan aus dem Reich wittert, ſpringt er auf die Tiſche und wirft Papſt und Kaiſer zum Fenſter hinaus. Im üblen Geruche ſteht der „weiße Löwe“ ohnedies ſchon, auf dem Strich haben ſie uns bereits wie die Schnepfen, und Du bringſt es, weiß Gott! noch dahin, Riedl, daß ſie vom Hohen Markt 'runter kommen und uns die ganze Wirthſchaft ſperr'n.

Damit wendete ſie ſich und trat ins Gaſtzimmer. Riedl aber ſtand einen Augenblick ſehr verblüfft da, und ging, um doch etwas zu thun, raſch auf die Gaſſe hinaus. Der Stadtgardiſt war nicht mehr da, und Riedl erholte ſich in der freien Luft von Angſt und Aerger. Das grüne Sammtkäppchen abnehmend und wieder aufſetzend, ſagte er zu dem daher kommenden Naſchmacher Urban, welcher ſeinen Nachttrunk im „Löwen“ aufſuchte, philoſophiſch: Gevatter Urban, Weiber bleiben Weiber, aber Wien iſt nicht mehr Wien. — Gott ſei Dank, erwiderte Urban im Vorübergehen, Wien ändert ſich und läßt vom Aberglauben.

Erſchreckend beſann ſich Riedl, daß ja der Gevatter Urban ſchon lange nicht mehr zur Meſſe ging, und daß die Gefahr des Abends durch ihn nur erhöht würde, denn er beſaß, wie man ſagte, ein Schwertmaul. Sapriſti über die Welt, die aus dem Schick iſt! brummte er vor ſich hin und ging ins Gaſtzimmer, alle ihm ſonſt eigene Zuverſicht in ſich aufrüttelnd, daß es ſeiner behenden Manier ſchon gelingen werde, die Dinge nöthigenfalls in einem beſcheidenen Diſcurs zu erhalten, wenn kein „Geſpaß“ mehr verfangen wollte. Das thut's ſchon, das thut's ſchon! plärrte er vor ſich hin. Er beruhigte ſich leicht und gern, denn er brauchte, wie er zu ſagen pflegte, appetitlichen Humor.

Diesmal ſollte ihn ſein ſanguiniſches Bedürfniß garſtig täuſchen. Der Bart-Conrad aus dem Ennsthale in Oberöſterreich ſaß nicht umſonſt „im Eck“ des Gaſtzimmers. Dieſer rieſenhaft große breitſchultrige Geſelle war ein Handelsmann, der allerlei gangbare Artikel, namentlich Holz und Obſt, vom oberen Lande nach dem unteren verhandelte, und deshalb am Donaucanale vor dem Rothenthurmthore ſeinen Hauptverkehr hatte. Der „weiße Löwe“ war ſeine „Niederlage“, wie er zu ſagen pflegte, weil er ihm zur Hand lag, und dort rumorte er ſeit einigen Jahren faſt allwöchentlich einige Tage lang über kirchliche Dinge. Oberöſterreich war überhaupt beinahe ganz vom Proteſtantismus eingenommen, und da es von jeher einen mächtigeren Bauernſtand beſaß, als die andern öſterreichiſchen Länder, ſo war dort die neue Lehre viel tiefer in die Volksmaſſe eingedrungen, als in Niederöſterreich, wo der zahlreiche Herren-

und Ritterſtand und die Städte viel mehr als das Landvolk den Kern des neuen Glaubens bildeten.

Conrad war aus dem Ennsthale, welches in der hochgebirgigen Gegend von Admont mit der Steiermark zuſammenhängt. Dort hatte man am zornigſten empfunden, wie Erzherzog Ferdinand die ſteieriſchen Proteſtanten, die nächſten Nachbarn, zu Paaren oder aus dem Lande trieb. Von Weiher und Loſenſtein war über Stadt Steier und Enns herunter die Auswanderung der Vertriebenen gekommen und hatte grimmige Erbitterung verbreitet. Conrad war ein Loſenſteiner. Jede Woche einmal in Linz, der Landeshauptſtadt, und fortwährend auf der Reiſe, war er mit ſeiner Dreiſtigkeit ganz geeignet zum wandernden Aufwiegler, und er galt bei allen Claſſen für einen gefürchteten Menſchen. Die Herren in Linz hat er ebenſo in der Taſche, wie die Bauern im Traunviertel! pflegte man zu ſagen, und die Behörden in Wien, denen er ſehr unbequem, wagten deshalb nicht an ihn zu taſten, weil er wirklich den Anhang eines Volksmannes hinter ſich hatte.

Dieſer Conrad nun hatte ſoeben von dem eintretenden Raſchmacher Urban erfahren, daß der „tolle“ Waldſtein vor einer halben Stunde mit ſeinen Cüraſſieren durch den Salzgries geſprengt ſei — natürlich waren ſie bereits zu einem halben Regimente aufgeblaſen worden — und das war wirklich eine gegründete Veranlaſſung, ihn aufzuregen. Geſinnungsgenoſſen fand er an jedem Tiſche des Gaſtzimmers, und ſo verbreitete ſich bald ein allgemeiner und immer heftiger werdender „Discurs“, welcher mehr und mehr eines thätlichen Ausbruchs bedürftig zu werden ſchien.

— Der tolle Waldſtein iſt vom „Randl“ hergerufen, ſchrie Conrad, und nun geht's los bei Euch hier in Wien, wie's in Graz losgegangen iſt. Ihr werdet in die Meſſe getrieben, oder aus der Stadt hinaus.

— Und es geht los, fuhr der Raſchmacher Urban mit ſchneidend ſcharfer Stimme fort, weil der „Randl“ wahrſcheinlich morgen früh ſchon regierender Herr iſt über alle öſterreichiſchen Länder. —

— Was? Wie?! ſchrie jedermann im Zimmer, und es entſtand eine kurze Todtenſtille.

— Freilich! fuhr der Naſchmacher fort. Der Bader Backpfoſtl kam eben aus der Burg, und hat die Poſt gebracht: der Kaiſer liegt im Sterben und wird die Nacht nicht überleben.

Kein Laut regte ſich auf dieſe Mittheilung. Selbſt Conrad ſah nur ſtier vor ſich hin, und man hätte daraus erkennen mögen, daß es ihm ernſt ſei um ſeinen zelotiſchen Eifer und daß der Eindruck großer Gefahr auch den edleren Theil ſeines inneren Menſchen berühre. Denn mit dem Tode des Kaiſers begann Kampf und Gefahr; das war die allgemeine Meinung.

— Glaub's nit! unterbrach jetzt Riedl's helle Stimme das unheimliche Stillſchweigen. Dort hinten auf dem Extraplatzl ſitzt der junge Herr, der geſtern aus Padua angekommen und heut' in der Burg geweſen iſt. Der müßt's am beſten wiſſen, und der hat nichts Dergleichen verlautbart.

Alle Blicke richteten ſich nach dem „Extraplatzl“. Dort im tiefſten Winkel des gewölbten Zimmers, welches durch Pfeiler gleichmäßig abgetheilt war, ſaß ein junger Mann in dunkler Kleidung und verzehrte ſein Abendeſſen. Er ſchien ſich nicht im Geringſten um das Geſpräch und den Lärm der übrigen Gäſte zu kümmern, ſondern ſah ruhig auf ſeinen Teller, als ob er taub wäre. Das fiel doppelt auf, weil auf Riedl's Worte und Hinweis vollſtändige Stille eingetreten war, und ſich alle Blicke auf den jungen Mann gerichtet hatten.

— Na! ſchrie endlich der Bart-Conrad.

— Nur ſtat, nur ſtat! ſagte Riedl mit halber Stimme, gleichſam als wollte er das Behagen des Gaſtes nicht ſtören. Er iſt ein Wälſcher, der rectamente aus Italien kommt. Er ſpricht nur gebrochen Deutſch, und hat von unſerm Spectakel nichts verſtanden. Ich werd' ihn langſam fragen.

Dabei näherte er ſich dem niedrigen Gitterverſchlage, welcher das Quadrat des Extraplatzls zwiſchen den Pfeilern von den übrigen Quadraten des Zimmers abſchloß. Ehe Riedl aber zur Anrede gelangte, erhob ſich in der Nähe der Thüre eine ſonore angenehme Baßſtimme in gutem Italieniſch, und fragte den „Signore", ob er beſtätigen könne, daß der Kaiſer im Sterben liege.

— Ah, der Herr Rath Gangelberger — viel Ehre, viel Ehre! flüſterte Riedl, indem er ſich umwendete und reſpectvoll ſein Käppchen hinüberſchwang nach dem Tiſche, wo ſich der italieniſch Redende nahe der Thür niedergelaſſen hatte.

Der junge Italiener ſah auf die Anrede in ſeiner Mutterſprache etwas verwundert von ſeinem Teller auf. Es war ein blaßgelber Kopf mit ſcharfen ſtarken Zügen; das ſchwarze Haar war dicht gekrauſt, Wange und Kinn glatt raſirt, und das ſchwarze Auge blickte kalt und ruhig nach dem Fragenden hinüber.

— Er meint Euch, Signore, der Herr Rath, liſpelte Riedl, indem er mit dem grünen Käppchen hinüber deutete. Ihr ſprecht ja ein ſchmuckes Deutſch; möchtet Ihr nicht für die Geſellſchaft —

— Der Kaiſer iſt noch nicht im Sterben, ſprach langſam und etwas gebrochen, aber allgemein verſtändlich der Italiener.

— Nicht? fragte einſtimmig, wenn auch halblaut jedermann im Zimmer.

— Habt Ihr ihn geſehen? fragte Rath Gangelberger.

— Nein, antwortete der Italiener; morgen werd' ich ihn ſehen oder übermorgen.

— Ihr ſeid ein Arzt?

— Ja.

— Und kommt des Kaiſers wegen her?

— Ja.

— Allen Reſpect, Ihr ſeid ſehr jung.

— Komme auch nur als — Interpret —

— Dolmetſch.

— Und Stellvertreter vom berühmten Andreas Argoli geſendet.

— Argoli? Das iſt der Aſtrolog in Padua?

— Nicht nur Aſtrolog, auch Medicinae Doctor.

— Das iſt ja derſelbe, warf der Raſchmacher Urban dazwiſchen, bei dem unſere Cavaliere ſich ihre abergläubiſche Weisheit holen. Zum Exempel der tolle Waldſtein —

— Der Jeſuiter! ſtieß Conrad heftig hervor.

— Der ſich in Olmütz ein ſchwarzes Cabinet angelegt hat, von wo er in den Sternen lieſt und den Lauf der Welt erforſcht — die heidniſchen Gräuel kommen — wie die andern — alle aus Welſchland. —

— Alle! ſchrie Conrad. Die andern Waldſteine gehören insgeſammt zur neuen Lehre. Die wälſchen Jeſuiter aber haben den tollen Albrecht verdorben, wie er noch ein Bube war und zu Olmütz in die Schule ging. Da haben ſie ihn hinübergeſchwindelt zum alten Aberglauben.

— Was verſteht Ihr davon, Conrad! ſagte hierauf etwas abſchmeckend Rath Ganglberger, indem er von der ſaubern Riedl Reſi, des Wirthes Töchterlein, ſein Abendeſſen in Empfang nahm und dem friſchen Mädchen vertraulich die Wange ſtreichelte.

— Was ich davon verſteh'?! So viel wie Ihr, Herr Rath.

Ein Murren der katholiſchen Gäſte erhob ſich hierauf.

— So viel wie jeder Rath und Herr! trumpfte Conrad auf das Gemurmel. Das iſt's ja eben, was Ihr Schwachköpfe nicht begreifen wollt. Jeder trägt ſeine eigene Haut zu Markte, wenn's einmal ins jüngſte Gericht geht, und Jeder hat ſich ſelber zu vertheidigen vor dem Herrgott. Da hilft ihm kein Teufel und kein Küſter. Das laßt Ihr Euch vorreden. Feig und faul ſeid Ihr, daß Ihr Leib und Seele Andern überlaßt. Euch gehören ſie, potz Schwerenoth, und Niemand weiter. Jeder hat ſo viel Verſtand, als er braucht. Dafür hat der liebe Gott geſorgt.

— So viel als er braucht, ſagte lächelnd und ſeinen Wein zum Munde führend Rath Gangelberger. Wie viel braucht Ihr denn, Herr Conrad im Barte, zum Handel mit Korn und Holzlatten?

— G'rad ſo viel als Ihr zum Rechtverdrehen oben auf dem Richthauſe.

Ein allgemeiner Aufſchrei der Entrüſtung von Seite der anweſenden Katholiken erfolgte hierauf. Nur Rath Gangelberger ſelbſt hob die mit der Gabel bewehrte Hand unter beſchwichtigendem Geſtus in die Höhe, und ſprach mit ruhiger Stimme:

— Gelaſſen, gelaſſen, liebe Freunde! Dergleichen Frechheiten ſind ja eben das Grabſcheit, mit welchem ſie ihr eigenes Grab ausſchaufeln. Laßt ſie nur graben. Sie achten eben keinerlei Anſehen, keinerlei Obrigkeit. Jeder will ſein eigener Gott ſein, und das bringt ſie ohne unſer Zuthun zu Falle. Seht nur hinüber nach Böhmen, wo ſie angefangen haben, ſich ſelbſt zu regieren. Kein Haupt achtet das andere, und wenn man ihnen Zeit läßt, freſſen ſie einander ſelbſt auf wie verhungerte Beſtien —

— Herr —! fuhren die anweſenden Proteſtanten ſchreiend in die Höhe.

— Herr! ruft Ihr! 's giebt ja für Euch keinen Herrn mehr. Es will ja ob der Enns, ja ſogar hier unten Niemand mehr Unterthan heißen. Fort mit der Herrſchaft! ſchreit Ihr ja alle Tage, daß uns die Ohren gellen. Wenn man Euch nicht mehr hindert, wie in Böhmen, ſo wird ſich's ja bald zeigen, was aus Eurer republikaniſchen Salbaderei entſtehen wird. Unreife Kinder ſeid Ihr, die in den Abgrund rennen. Wißt Ihr, was vor Allem nöthig iſt, wenn man in Eurem böhmiſchen Style regieren will? Engel ſind nöthig. Sind Eure Böhmen Engel? He? Fließen ſie über von Billigkeit, von Gerechtigkeitsliebe, von Selbſtverleugnung? Verzeihen ſie einander? Sind ſie ſanft und milde, beſcheiden und enthaltſam, friedfertig und liebevoll?

Freilich! Sie ſtürzen einander zum Fenſter hinaus, das iſt ihre Milde und ihre Friedfertigkeit.

— Nicht einander, unterbrach Naſchmacher Urban den Rath, nicht einander! Die Verräther des Landes hat man hinuntergeſtürzt und den Friedfertigen kein Haar gekrümmt.

— Unwahr! Den ehrwürdigen Oberſtburggrafen, den ſanften, wohlwollenden Greis, den Grafen Sternberg, der zur Mäßigung rieth, hat man ſchmählich gemißhandelt.

— Das iſt erlogen! ſchrie der Naſchmacher. Wir wiſſen's beſſer als Ihr, was auf dem Hradſchin vorgegangen iſt.

— Ihr wißt's von den Euren —

— Und Ihr von den Euren! Von den Jeſuitern, die man fortgejagt hat und die nun giftig verleumden —

— Halt da! ſchrie Conrad aufſpringend. Da iſt ja einmal die Gelegenheit, Euch zu überführen. Kein Menſch glaubt dem andern mehr über die Hradſchin-Paſtete, weil ſie Euch nicht geſchmeckt hat. Hier ſitzt ein Reitersmann neben mir aus dem Reiche. Deſſen Herr iſt dabei geweſen und hat Alles mit angeſehen. Da kommen die fremden Herren. Welcher iſt's?

Tartſch, welcher neben Conrad ſaß, zeigte ein wenig verlegen auf Hans von Starſchädel, welcher eben mit Rudolph von Mitzlan ins Gaſtzimmer trat. Der alte Diener fühlte wol inſtinctmäßig, daß er ſeinem Herrn einen ſchlechten Dienſt erwieſe, wenn er ihn vor ſo aufgeregter Wirthshausgeſellſchaft zum öffentlichen Reden nöthigte in ſo kitzlicher Sache. Aber er hatte ſich einmal verleiten laſſen, dem Bart-Conrad, welcher ihm über die Maßen zuſagte, zuzuflüſtern, ſein Herr Hans könne dem katholiſchen Rathe alles umſtoßen, und nun trat Herr Hans gerade ein und es war nicht mehr auszuweichen.

Rath Gangelberger, ein feiner Kahlkopf mit edlem Geſichtsausdruck, ein Mann von großem Anſehen und einer gewiſſen populären Macht in Wien, weil er behaglich mit allen Ständen verkehrte, muthig und lebensſicher war und von aparter Bildung — Rath Gangelberger ſelbſt blickte nicht ohne Ueberraſchung auf die beiden eintretenden jungen Männer. Sie machten einen beſonderen Eindruck. Der eine, Rudolph von Mitzlau, war bildſchön. Schlank gewachſen, lichtbraunes Haar, reich bis auf die Schultern wallend, erſchien er wie ein junger Bacchant, und ganz wie ein ſolcher ſah er ſich mit keckem Uebermuthe die aufgeregten Geſichter lächelnd an. Neben ſeiner farbigen reichen Kleidung nahm ſich der etwas kleinere Hans von Starſchädel ſchlicht und unſcheinbar aus. Aber die Schultern des Herrn Hans waren kräftiger; ſein kurz geſchornes blondes Haar und ſtarker Knebel- und Kinnbart machten, daß der Kopf ſich klein und ſcharf ausnahm, und das große, lichtblaue Auge überging langſam und feſt alle die fragenden Blicke, welche an ihm hingen. Einer ſchien den andern zu ergänzen von den beiden jungen Männern, und ſelbſt Frau Riedel im Schänkkatheder ſah jezt mit Reſpect auf die beiden noblen Gäſte, welche ſie unter dem Reiſeſtaube vorhin obenhin taxirt hatte.

Die zahlreichen Gäſte des Zimmers hatten ſich dergeſtalt zugedrängt, daß die beiden Junker gleichſam zum Stehenbleiben genöthigt waren, und Rath Gangelberger redete ſie denn auch ſofort herausfordernd genug an. Wahrſcheinlich war auch er aufgeſtachelt durch einen neuen Gaſt, welcher hinter den jungen Männern leiſe eingetreten war und ſich ſtill neben ihm niedergelaſſen hatte. Dieſer neue Gaſt war niemand anders als die „rothe Feder“, Signor Medardo, der ſeinen Hut raſch unter den Schemel geſchoben und dem Rath Gangelberger etwas zugeflüſtert hatte, was offenbar den Herrn Hans von Starſchädel betraf.

— Man behauptet hier, ſprach langſam und nachdrücklich Rath Gangelberger, daß Ihr, junger Herr, die Rebellen in Prag zu vertheidigen wüßtet.

— Ich? fragte Herr Hans, recht unangenehm berührt von dieſer Aufforderung.

— Ja, Ihr. Euer Diener da ſagt aus, Ihr wäret bei der blutigen Affaire auf dem Hradſchin betheiligt geweſen.

— Betheiligt?!

— Oder doch zugegen, und ſändet es unrichtig, daß den Rebellen nachgeſagt würde, ſie hätten den Herrn Oberſtburggrafen Sternberg mißhandelt.

— Das iſt auch unrichtig. Denn dem Grafen Adam von Sternberg und dem Oberprior Diepold von Lobkowitz hat Niemand etwas angethan.

— Hui! ſchrien jetzt die Proteſtanten.

— Dieſe beiden Greiſe ſind ſäuberlich ins Nebenzimmer geführt worden durch die Herren von Thurn, Fels und Wilhelm von Lobkowitz.

Ein erneutes Jubelgeſchrei der Proteſtanten brach los, und alle drängten auf Herrn Hans ein, er möge die Affaire ausführlich erzählen, da ſie nur entſtellt in Wien bekannt geworden ſei. Herr Hans hatte nicht die geringſte Luſt dazu, denn er fühlte nur zu gut, wie gefährlich ein ſolches Debüt für ihn ſei in der kaiſerlichen Reſidenzſtadt. Aber der Zudrang der Leute, welche ſich als ſeine Glaubensgenoſſen kundgaben, wurde immer ungeſtümer, und Rath Gangelberger ſtachelte durch einige boshafte Reden dergeſtalt, daß Herr Hans endlich zu Erwiderungen fortgeriſſen werden mußte. Dennoch widerſtand er und drängte ſich hindurch zu ſeinem Sitz neben dem Italiener. Dadurch erhielten die katholiſchen Gäſte Oberwaſſer. Sie höhnten laut und lauter, und Rath Gangelberger rief ſpöttiſch: Da ſieht man's wieder! Eure Welt iſt der Spectakel aufgeblaſener Redensarten. Bei näherem Zuſehen erkennt man, daß ſie inhaltlos ſind und wie Seifenblaſen zerplatzen. Ganz wie Eure Lehre von der Rechtfertigung! — Und in dieſem Stile weiter, die Glaubenspunkte der Proteſtanten mit der Ablehnung Hanſens vergleichend, fuhr er eine ganze Weile fort unter immer lebhafterem Applauſe ſeiner Glaubensgenoſſen. Hans litt ſchwer dabei, und Mitzlau raunte ihm zu: Ihr ſeid ein ſchwacher Apoſtel! Was kann denn daraus entſtehen? Ihr ſeht ja doch, wie weit die Dinge hier bereits ſind! — Baſta! rief endlich Gangelberger, indem er ſich erhob und nach ſeinem Hute griff, Ihr ſollt Zeugniß ablegen von den Thaten der Eurigen, lehrt das Evangelium, und wenn Ihr's nicht könnt, ſo ſollt Ihr Euch in den Winkel ſetzen und Euch ſchämen. Als welches hiermit geſchieht. Buona notte! —

Ein Hurrah der Seinigen folgte, und die Niederlage der Proteſtantiſchen war ſo groß, daß Conrad ſein Glas klirrend zerſtampfte.

Ehe aber Rath Gangelberger die Thüre erreichte, war Herr Hans langſam aufgeſtanden. Die Angelegenheit war eine Gewiſſensſache für ihn geworden. Alle Bedenklichkeit hintanſetzend wollte er ſprechen. Alles ſchwieg, da man ſeiner Abſicht inne wurde, und Rath Gangelberger blieb ſtehen.

— Weil der Herr da, ſprach Hans, mein Schweigen dogmatiſch auslegen möchte, ſo will ich den Thatbeſtand trocken und einfach erzählen.

— Nun alſo! ſchrie Alles, und Ruhe! Ruhe! rief man von allen Seiten.

— Ruhe! rief mit ſonorer Stentorſtimme auch Rath Gangelberger. Die Rebellion ſoll zu Ehren kommen!

— Das Wort Rebellion, mein Herr, ſagte Herr Hans nachdrücklich und ernſt zu dem Rath hinüber, iſt ein unglückliches. Ihr nennt die Böhmen Rebellen, die Böhmen nennen — Euch ſo.

— Auch das noch!

— Sie ſagen, der Majeſtätsbrief habe ihnen freie Religionsübung zugeſichert, und der Majeſtätsbrief ſei gebrochen worden, als man ihnen auf Anſtiften der Jeſuiten den Kirchenbau zu Braunau und Kloſtergrab gewaltſam verhindert —

— Der Kirchenbau war auch nach dem Majeſtätsbriefe nur auf Herrſchaften utraquiſtiſcher Herren geſtattet. —

— Nein! Schweigt! Nein! ſchrie die Menge zum erſten Male ohne Reſpect gegen den Rath Gangelberger hinein. Fahrt fort! Fahrt fort! rief man Herrn Hans zu.

den fünf Männern an langer grüner Tafel erſcheinen mochte. Der Kanzleiraum faßte nicht eine ſolche Menge, der größere Theil mußte außen bleiben, und nur der kleinere Theil drängte den Herren Schlick, Thurn, Fels, Rziczan, Raupowa, Wilhelm Lobkowitz, Ulrich Kinsky und noch anderen Herren nach. Paul von Rziczan nahm das Wort und verlangte Rechenſchaft von den Statthaltern: weshalb der Rath der Altſtadt die Bürgerſchaft abgemahnt habe von ihrer Verſammlung? Warum? Das könne nur auf Anſtiften der Statthalter geſchehen ſein. — Hierauf entgegnete der Burggraf Sternberg: „Wir wiſſen hievon nichts, wollen uns aber unverzüglich erkundigen“. — „Ach, was bedarf's da der Erkundigung?“ rief Graf Thurn, „hier iſt ein Altſtädter Bürger, welcher alle Auskunft zu geben vermag. Solche Ungebühr werden die Stände ſelbſt abzuſtellen wiſſen.“ — Hierauf fuhr Paul von Rziczan fort: „Das jüngſte Schreiben des Kaiſers kann nur von den Statthaltern ausgegangen ſein. Wollt Ihr Euch dazu bekennen?“ — Der Burggraf antwortete: „Es iſt unerhört, daß königliche Beamte bei Veröffentlichung fürſtlicher Befehle befragt werden, ob ſie Antheil daran haben. Ein Eid legt uns Schweigen auf über die Verhandlungen des geheimen Rathes. Der Kaiſer hat in Wien ſolche Männer um ſich, daß er des Rathes der Statthalter nicht bedarf. Uebrigens trägt das Schreiben die Unterſchrift und das Siegel des Landesherrn. Dieſen, nicht uns, mögt Ihr befragen um die Rathgeber.“ — „Ja oder Nein? Ja oder Nein?“ ſchrie jetzt Alles wie aus Einem Munde. — „Das Schreiben iſt nicht an uns Vier ergangen“, rief nun Sternberg und der Großprior Diepold Lobkowitz, „ſondern an alle zwölf Statthalter. Morgen treten alle zuſammen, und da ſollt Ihr Antwort erhalten.“ — „Nichts da von morgen!“ Und „heute, heute! jetzt!“ rief Alles durcheinander, und Graf Schlick trat nahe zu Martinitz und warf ihm vor, daß er Thurn aus dem Burggrafenamte des Carlſteins verdrängt habe. „Laſſ' das“, warf Wilhelm von Raupowa dazwiſchen, „das iſt nur eine politiſche

Sache; hier handelt es ſich um die Religion!“ Und nun zählte Raupowa in ſtrömender Rede alle Bedrängniſſe auf, welche die Bekenner der neuen Lehre vertragswidrig erlitten, und Schlick fügte hinzu: „Wir werden in der Religion wie Sklaven behandelt; es iſt nicht länger zum Aushalten!“ Und Fels trat hart an die Tafel und zeigte mit dem Finger auf Martinitz und Slawata und ſagte: „Dieſe beiden und der lange Lobkowitz ſind die Urheber des ſcharfen kaiſerlichen Schreibens; ſie ſind die Störer des Friedens und des gemeinen Beſten. Hab' ich wahr geſprochen?“ — „Ja!“ antwortete es wie aus Einem Munde bis weit auf Corridor und Treppe hinaus, und: „Nieder mit dieſen Tyrannen!“ ſchrie es draußen und innen und drängte wie ein Wogenſchwall gegen die Tafel. Man ſah, daß Gewaltthätigkeit nicht länger ausbleiben könne.

— Ja wohl, Gewaltthätigkeit! ſprach trockenen Tones Rath Gangelberger.

— Still! riefen Alle, ſelbſt die Glaubensgenoſſen Gangelberger's. Denn ein beginnender Gewaltausbruch hat ſeinen Reiz für Jedermann, und das kurz denkende Volk freut ſich über jedes heftige Geſchehniß.

— Die vier Edelleute und der Schreiber, fuhr Starſchädel fort, waren durch den Andrang genöthigt worden, aufzuſtehen. Sie waren umringt und umdrängt, und Herr Slawata, dem der Zorn zunächſt und vorzugsweiſe galt, weil er früher ſelbſt Proteſtant geweſen war, hatte das Ausſehen einer Leiche. Er fühlte, daß ſein Leben auf dem Spiele ſtand, und daß er ſich nach Kräften vertheidigen müſſe. Das that er denn auch, indem er vor Uebereilung warnte. „Du haſt den Majeſtätsbrief gar nicht unterzeichnet!“ ſchrie man ihm zu. „Das iſt wahr“, ſagte er mit zitternder Stimme. „Mein Gewiſſen hat es nicht zugelaſſen. Aber trotzdem habe ich niemals etwas gegen den Majeſtätsbrief unternommen. Das kann ich vor jedem parteiloſen Gerichte beweiſen.“ Und nun ging er auf einzelne Fälle ein, wo proteſtantiſche Unterthanen verfolgt worden ſeien, und wo man ihm mit Unrecht eine Theilnahme an der Verfolgung zur Laſt lege. Ebenſo äußerte ſich in raſcher Rede Herr Martinitz, einen Vorfall erzählend, bei welchem die proteſtantiſchen Einwohner den katholiſchen Pfarrer fortgejagt und ihre Pflichtigkeit verweigert hätten. Es entſtand ein lärmendes Hin- und Herſtreiten, und es ſchien jeden Augenblick ein wirres Gemetzel bevorzuſtehen. Da gebot die Donnerſtimme des Herrn von Fels Ruhe und Einhalt, und er, ſowie Thurn und Wilhelm von Lobkowitz traten zuſammen und beſprachen ſich leiſe. Alles wartete und horchte geſpannt. Die kurze Berathung war zu Ende, und Herr von Fels trat vor, mit lauter Stimme ſprechend: „Die Hauptfeinde unſerer Religion und unſerer Freiheit ſind — Slawata und Martinitz. Soll Freiheit und Religion ſichergeſtellt werden, ſo müſſen dieſe beiden Widerſacher bei Zeite geſchafft werden!“ — Ein donnerähnlicher Ausruf folgte dieſen Worten, und Rziczan ſprang auf einen Seſſel und rief: „Soll ich denn dieſe Beiden für Feinde und Friedensſtörer erklären?“ — „Ja!“ ſchrie es durch den Saal und durch das ganze Schloß.

Eine kurze Pauſe trat ein, während welcher ſich Herr Ulrich Kinsky zu dem Großprior Diepold von Lobkowitz niederbeugte, und den alten Herrn ſowie den greiſen Burggrafen tröſtete: es werde ihnen nichts geſchehen, aber die beiden Verräther müßten zum Fenſter hinaus. Wilhelm von Raupowa rief jetzt mit lauter Stimme: „Zu was viel Umſtände? Werfen wir ſie hinaus nach altböhmiſchem Brauch!“ Damit war das Loſungswort geſprochen. Mit der Hand winkte er gegen die Menge, und Jedermann verhielt ſich ruhig, als die beiden alten Herren reſpectvoll in ein Nebenzimmer geleitet wurden. —

— Ah! Alſo! ſtöhnten die proteſtantiſchen Zuhörer im „weißen Löwen“, und genoſſen nur in dieſen kurzen Ausrufungen das Genüge des Rechtbehaltens; ihre geſpannte Neugierde drängte weiter und hielt jede ſonſtige Unterbrechung zurück. Weiter, weiter! ſprach nur hie und da Einer halblaut.

— Thurn, Fels und Wilhelm Lobkowitz hatten die alten Herren geleitet. Als ſie die Thür hinter ihnen geſchloſſen, wendeten ſie ſich und kehrten zur Tafel zurück. Jetzt ſtand die Execution unmittelbar bevor. Wilhelm von Lobkowitz ging mit den Worten: „Nun wollen wir rechtſchaffen mit den Feinden unſerer Religion umgehen!“ auf Herrn Martinitz zu und griff nach ihm. Vier Andere thaten ebenſo, und man trug ihn nach dem Fenſter, welches in den Hirſchgraben am Schloß hinabſchaut. „Wenn ich ſterben ſoll, ſo will ich erſt beichten!“ ſchrie er. „Ja“, klang die Antwort, „deine ſchelmiſchen Jeſuiten werden dir nachfolgen!“ und — „Jeſus Maria!“ gellend ausrufend, flog er über die Fenſterbrüſtung hinab. Die Höhe beträgt einige zwanzig Ellen. „Da habt ihr auch den Andern!“ ſchrie Graf Thurn, und in gleicher Weiſe ward Slawata aus dem Fenſter geſtürzt. Er aber griff im Sturze krampfhaft nach einer Eiſenſtange unter dem Fenſter und baumelte in der Luft. Man ſchlug ihn mit dem Dolche auf die Hand, er ließ die Stange fahren, und hart an der Mauer hinab, ſich mehrfach verletzend, fiel er, die Jungfrau Maria anrufend, hinunter. — „Beim Element“, rief Ulrich Kinsky, ſich über die Brüſtung hinauslehnend, „ſeine Maria hat ihm geholfen! Er lebt und Martinitz ebenfalls. Der ſteht auf und eilt dem Slawata zu Hilfe!“ — Auf dieſen Ruf ſprangen einige ans Fenſter und ſchoſſen mit ihren Piſtolen hinab. Andere aber, da ſich die Häupter des Aufſtandes entfernten, ergriffen nun auch den Schreiber Fabricius, der als Fuchsſchwänzer und Jeſuiten-Anhänger verrufen war, und warfen den mageren Geſellen durch das Fenſter hinaus. „Die Katze fällt auf die Beine und läuft davon!“ ſchrie Einer vom Fenſter, und: „Hinunter! hinunter!“ rief die Menge, und drängte ſich in den Corridor und die Treppen hinab. Nur einige Diener waren zurückgeblieben und löſten die Schüſſe ihrer Feuerröhre hinter dem fliehenden Schreiber her. Sie trafen ihn nicht, und er entkam nach der Fähre, welche über die Moldau führt. Die Menge aber, welche unten in den Graben dringen wollte, fand keinen Zugang. — Ich war faſt allein zurückgeblieben in dem Kanzleiſaale, nur einige der Diener, welche ſchon einmal hinabgeſchoſſen, waren noch da. Sie luden von neuem ihre Gewehre, und hörten nicht auf meine Bemerkung, daß ſie ihren Herren folgen und nichts weiter gegen die Hinabgeworfenen unternehmen ſollten. Herr Martinitz nämlich, der zuerſt Hinabgeſtürzte, ſchien keinen großen Schaden gelitten zu haben von dem Sturze, und hatte ſich allmälig aufgerafft, um dem ſchwerer beſchädigten Herrn Slawata hilfreiche Hand zu bieten. Gleichzeitig näherten ſich einige Leute von der Moldau her, vielleicht durch den entweichenden Fabricius unterrichtet. Ein Geiſtlicher war bei ihnen, der ſeinen Glaubensgenoſſen beiſpringen und wahrſcheinlich im Nothfalle den letzten geiſtlichen Troſt ſpenden wollte. Auf dieſe neuen Ankömmlinge brannten die Knechte ihre friſchgeladenen Schüſſe ab. Sie fehlten. Während ſie von neuem luden, führte man unten den wankenden Herrn Martinitz fort hinab nach der Moldau zu, wo aus den Fenſtern eines ſtattlichen Hauſes eine Leiter herabgelaſſen wurde. Von links her, wo der Volkshaufe vergeblich bemüht war, in den Graben hinabzukommen, knallten jetzt ebenfalls Schüſſe, ebenfalls ohne Erfolg, denn die Entfernung war zu groß, und Herr Martinitz erreichte glücklich die Leiter. Die Knechte neben mir, während des Ladens aufſchauend, erkannten, daß ihnen das Opfer entginge, und rannten nun nach einer Seitenthür, um in ein Zimmer zu gelangen, welches dem Hauſe mit der Leiter näher gelegen wäre. Ich hörte nichts mehr von ihnen. Wahrſcheinlich haben ſie verſchloſſene Thüren gefunden. Ebenſo ſah ich, daß der Volkshaufe oben am Damme forteilte, offenbar um einen beſſeren Zugang für die Verfolgung aufzuſuchen. So war es plötzlich ganz ſtill geworden, und der Geiſtliche konnte jetzt mit zwei Männern den verwundeten Slawata ungefährdet forttragen. Herr Martinitz hatte Kraft genug gehabt, die Leiter zu benutzen, und war ſchon verſchwunden, als Herr Slawata am Fuße der Leiter ankam. Ich ſah, daß einer der Träger den verwundeten

Mann dem andern auf die Schulter lud, und daß dieſer mit ſeiner Laſt die Leiter hinaufkroch.

Gleichzeitig entſtand unten im Schloßhofe ein immer ſtärker anſchwellendes Geſchrei. Es war der Volkshaufe, welcher nicht in den Graben hinabgekonnt hatte und welcher zurückgeſtrömt war, als er die Opfer jeder weiteren Verfolgung entſchlüpfen geſehen. Ich eilte die Stiegen, welche jetzt leer waren, eilig hinab, und ſah die Herren von Thurn, Fels und Wilhelm Lobkowitz zu Pferde unter dem ſchreienden Haufen. Der Lärm war entſetzlich, und ich verſtand wenig, beſonders weil die Meiſten czechiſch ſprachen. Ich erkannte nur an den bittenden Geberden jener Cavaliere, daß ſie die Volksmaſſen von ihrem Vorhaben abzuwenden ſuchten. Ein junger Edelmann erklärte mir endlich, um was es ſich handelte. Das Haus, in welches Martinitz und Slawata geflüchtet, war der Palaſt des oberſten Kanzellars, des greiſen Diepold von Lobkowitz. Deſſen Gattin, Frau Polyxena, hatte die Unglücklichen aufgenommen und verweigerte die Auslieferung derſelben. Die Volksmaſſen verlangten nun, daß dies Haus geſtürmt, und daß außerdem alle katholiſchen Geiſtlichen niedergemacht würden. „Nein, nein!“ ſchrien alle Cavaliere. „Ja, ja!“ ſchrien die Volksmaſſen.

— Ja, ja! Das iſt der Brauch rebelliſcher Haufen! rief Rath Gangelberger ingrimmig dazwiſchen.

— Still! Ruhig! dröhnte es wie aus einem Munde durch die ganze Stube, und Herr Hans fuhr langſam fort:

— Wer hören und ſehen will, mußte jetzt erkennen, daß die Anführer an jenem Tage einen Aufſtand beginnen, aber die Leidenſchaften nicht entzügeln wollten. Es iſt nachträglich bekannt geworden, daß Slawata ſelbſt verſchont geblieben wäre, wenn er weniger herausfordernd am Kanzleitiſche ſich vertheidigt hätte. Man wollte einen offenen Bruch mit dem Kaiſer wegen des verletzten Majeſtätsbriefes, nichts weiter, und der Act gegen den verhaßten Statthalter Martinitz war dazu auserwählt worden im Sinne und Gebrauch böhmiſcher Art, welche einen

Fenſterſturz bei ſolcher Gelegenheit herkömmlich und allgemein verſtändlich findet. Deshalb lag den Cavalieren jetzt alles daran, weitere Ausbrüche zu verhindern. Es gelang ihnen zwar nicht, den Abzug der Haufen nach dem Lobkowitz'ſchen Hauſe ganz zu vermeiden, aber es gelang ihnen doch, den wilden Ungeſtüm zu bändigen, indem ſie darauf beſtanden: erſt müſſe der ganzen Stadt angezeigt werden, was geſchehen ſei, und dann erſt dürfe man die Auslieferung der Gerichteten verlangen. „Vorwärts!“ rief Graf Thurn, und wendete ſein Roß nach der Kleinſeite hinab. „Vorwärts!“ ſchrien die Haufen und drängten nach. Die ſteile Höhe langſam hinunterreitend, gelang es den Cavalieren immer beſſer, durch Zuſprache die Volksmaſſen zu beruhigen. „Die ganze Chriſtenheit ſieht auf uns“, ſprach der alte Fels von ſeinem hohen Gaule herunter, „zeigt ihr, daß das Prager Volk einen großen Anfang mit Maß und Würde ins Werk ſetzt.“ — So ging es immer ſtiller hinab bis auf den Ring der Kleinſeite. Dort hielten die Reiter zum erſten Male und ſprachen zur Bevölkerung, welche aus allen Häuſern herbeiſtrömte. Man möge ruhig bleiben, hieß es, und auch die Katholiſchen ſollten getroſt ſein; was geſchehen ſei, würden ſie, die Thäter zu verantworten wiſſen. Dann ging es über die Brücke rechts in die Neuſtadt. Auf dem Roßmarkt hielten ſie aufs Neue und ſprachen dasſelbe. Dann unter dem Roßthor hinein nach dem Altſtädter Ring. Dort hielten ſie wiederum und ſprachen nochmals dasſelbe. Einen Augenblick mochten ſie nun hoffen, das Volk werde befriedigt ſein und ſich zerſtreuen. Darin irrten ſie aber. „Zur Auslieferung, zur Auslieferung!“ ſchrie Alles, und ſie mußten über die Brücke zurück nach dem Lobkowitz'ſchen Hauſe. Das war feſt verſchloſſen. Natürlich begann der Lärm wie früher; die Cavaliere aber verfuhren energiſcher. Ihre Zahl war auf dem Zuge durch die Prager Städte immer größer geworden, und ſie drängten jetzt mit ihren Roſſen das Volk zurück, einen freien Halbkreis vor dem Hausthore abſperrend. Kaum war dies geſchehen, ſo öffnete ſich im erſten Stocke ein Fenſter, und eine alte Dame trat an die Brüſtung desſelben." Sie war ſchwarz gekleidet und winkte mit der Hand. Todtenſtille trat ein. Es war Frau Polyxena von Lobkowitz, des Zdenko von Lobkowitz Gemalin. „Geht nach Hauſe", rief ſie, „und danket Gott, daß er den Mord von eurem Gewiſſen abgewendet hat. Die beiden Männer leben, und werden für immer verſchwinden von ihren Aemtern und aus euren Blicken. Damit begnügt euch. So wahr ich Wratislaw von Pernſtein's Tochter, Wilhelm von Roſenberg's Witwe und meines Zdenko getreues Eheweib bin, nur über meine Leiche geht der Weg zu jenen beiden Männern, die jetzt wehrlos und von Schmerzen gepeinigt auf dem Lager liegen."

Es entſtand eine Pauſe. Das nahekommende Geräuſch galoppirender Pferde unterbrach dieſelbe. Es war eine Dame mit Begleitern und berittenen Dienern, welche zu Roß auf den Platz ſprengte, und welcher man ohne weiteres Raum gab bis zu dem offenen Halbkreiſe vor der Hausthür. „Die Gräfin Thurn! Die Gräfin Thurn!" flüſterte Einer dem Andern zu, und neben der alten Frau von Lobkowitz erſchien oben am Fenſter eine dritte Frau, welche zu der Reiterin herabrief: „Mathilde, rette meinen Herrn, um Gotteswillen!" Dies war die Gräfin Martinitz, eine in voller Schönheit prangende Dame, deren herabgeſtreckte Arme und in Verzweiflung ſtarrendes Antlitz auf Jedermann einen erhebenden Eindruck machte.

„Sei getroſt", rief die Gräfin Thurn hinauf, „ich bitte meinen Herrn und alle Anweſenden für dich und deinen Gatten. Wer weiß, ob ich nicht in Kurzem das Gleiche von dir und den Deinen werde erflehen müſſen für meinen Mann."

Dieſer Hinweis auf das wechſelnde Parteienglück that ſeine Wirkung. Herr von Fels, ein derber und populärer Cavalier, wandte ſich zum Volke und rief: „Jetzt miſchen ſich die Weiber hinein, jetzt gehen wir zum Mittagseſſen!" Es folgte Gelächter und die Maſſen lockerten ſich. „Halt da!" ſetzte Fels hinzu, „nur vergeßt mir die Hauptſache nicht, die Jeſuiten!"

„Ho!“ ſchrie Alles.

„Die müſſen fort, und denen müßt Ihr's Geleit geben über die Brücke morgen in der Früh! Verſtanden?“

„Verſtanden!“ jubelte Alles und zog von dannen.

Dies war der Hergang des Prager Fenſterſturzes, und man mag übrigens darüber denken was man will, Niemand kann ſagen, daß dem würdigen Alter eine Mißhandlung angethan worden ſei.

Mit dieſen Worten ſchloß Herr Hans ſeinen Vortrag, und ſetzte ſich nieder.

Da der Schluß ziemlich unerwartet und plötzlich eingetreten, ſo entſtand eine augenblickliche Stille. Der Raſchmacher Urban aber und der Bart-Conrad faßten ſich ſogleich, als ſie des Schluſſes inne wurden, erhoben ſich und brachten dem Sprecher ihrer Sache ein lebhaftes Hoch aus. Unbekümmert um Sinn und Deutung ſtimmte die ganze Schänkſtube ein. Die Menſchen faſſen alles am leichteſten perſönlich auf. Die Perſönlichkeit des fremden jungen Mannes beſchäftigte jeden Zuhörer. Herr Hans hatte einfach und natürlich geſprochen, und in einer fremden, lauteren Mundart, welche nichts bekannt Provinzielles verrieth. Der Reſpect vor einer reinen Schriftſprache, vor dem was man ſchon damals „reines Deutſch“ nannte, übte ſeine Macht auch ſchon damals auf ein Wiener Publicum, und der allgemeine Beifallsruf hatte einen ganz unbefangenen liebenswürdigen Charakter.

Raſchmacher Urban war der Erſte, welcher dieſen Charakter vergiftete. Er rief: Solche Mäßigung wie in Prag iſt nur denkenden Chriſten möglich. — Und wir ſind die Gedankenloſen? ſprach Rath Gangelberger ſchneidend, indem er aufſtand und ſich neuerdings zum Fortgehen anſchickte. — Ja! ſchrie Conrad, deſſen wildes Naturell den Sieg ausbeuten wollte — kurz, in der nächſten Minute flogen Rede wie Gegenrede gleich vergifteten Pfeilen hin und wieder, und als die vornehmſte Perſon, Rath Gangelberger, mit einer abſchmeckenden

Bemerkung zur Thür hinausging, und bei dieſer Gelegenheit die „rothe Feder“, Signor Medardo, welcher haſtig dem Rathe folgen wollte, zum Vorſchein kam, da brach der letzte Damm entzwei. Der wälſche Spion, huſſah! ſchrie Conrad, welcher den ſchmalen Polizeimann bis jetzt nicht entdeckt hatte, aber offenbar recht genau kannte. Faßt ihn beim Schopf und ſpedirt ihn durchs Fenſter, wie in Prag!

Geſagt, gethan. Der Tumult wurde handgreiflich. Die Katholiſchen mochten ſich wol ihres Glaubensgenoſſen annehmen — und da ſie die Mehrzahl waren, ſo hätte das genügt — aber das Wort „wälſch“ und „Spion“ übte ſeine lähmende Macht, und Niemand ſchien den kleinen Friauler zu mögen. So wurde er denn unter ſchwachem Widerſtande den furchtbaren Fäuſten Conrad's überlaſſen, und da Tartſch haſtig das Fenſter geöffnet, ſo flog die „rothe Feder“ wirklich wie eine Puppe auf das Pflaſter des Salzgrieſes hinaus bis in die Mitte der Straße. Kaum war dies jedoch geſchehen, ſo fanden die Katholiſchen, daß ſie ſich zu viel gefallen ließen, und es entwickelte ſich eine allgemeine Schlägerei. Sie war im beſten Gange, und Herr und Frau Riedl, ſolcher bewegten Scenen nicht ganz ungewohnt, tröſteten eben die Herren im „Extraplatzl“ mit der Verſicherung, daß es nicht ſo böſe gemeint ſei, und ihnen und ihrem Nachtmahle keine Störung verurſachen ſolle — als eine Runde der Stadtguardia, vier Mann hoch, in der Thüre erſchien und ihre Spieße in das Zimmer hineinſtreckte. Dies änderte Alles. Die feindlichen Parteien machten flugs gemeinſchaftliche Front gegen den officiellen Störer ihres Unfriedens. Die Stadtguardia, wenngleich ſeit 1533, alſo faſt ein volles Jahrhundert beſtehend, war doch bei allen Parteien, welche in dieſer „Tag- und Nachtwache“ eine Beeinträchtigung ihrer alten Privilegien über die ausſchließliche Bewachung der Stadt durch die Bürger ſahen, äußerſt unpopulär, und als der nun vollſtändig aufgeregte Conrad mit beiden Händen nach zwei vorgeſtreckten Spießen griff und die Träger derſelben nach dem Hausflur zurückdrängte, ſchloß ſich die Maſſe an und wälzte ſich mit dem Vorkämpfer hinaus aus der Wirthsſtube. —

Jetzt gerieth Frau Riedl außer ſich. Solch eine Miſchung mit der bewaffneten Macht ſelber ging über eine hergebrachte Unruh' im Wirthshaus weit hinaus, und wurde für Wirthshaus und Wirthsleute gefährlich. Sie rannte an die offene Thür und ſchrie in den Tumult auf dem Hausflur gellend hinein — natürlich umſonſt. Sie brauchte aber Wirkung, und wendete ſich nun rückwärts ins Zimmer herein gegen den ohnedies leidenden Riedl, welcher inmitten des Zimmers ſtand und ſich unter dem grünen Käppchen mit unbehaglicher Haſt die Haare rieb.

— Ich hab' Dir's geſagt, ich hab' Dir's vorausgeſagt! Du biſt und bleibſt aber —

— Miſericord! drang ſchneidend ein Schrei aus dem Hausflur herein. Todtenſtille trat einen Augenblick ein, und bald darauf vernahm man, daß ſich Alles aus der Hausthür hinausdrängte.

— Schau nach! ſprach halblaut Frau Riedl, der ein Unglück ſchwante, zu ihrem ſchwer erſchreckten Gatten.

Dieſer aber brachte die Hand nicht aus den Haaren, und die reſolute Frau entſchloß ſich endlich, ſelbſt ein Licht zu nehmen und nachzuſehen. Sie unterließ im Herausgehen nicht, ihrem Töchterlein, welches noch im Katheder ſaß, zuzurufen, ſie möchte auf der Stelle ins Bett gehen.

Während Reſi zur Küchenthür neben dem Katheder folgſam hinausſchlüpfte — nicht ohne einen ſcheuen Blick auf die ſaubern jungen Herren im Extraplatzl — ſchritt Frau Riedl über die Thürſchwelle in den Hausflur, ihr Licht weit von ſich haltend.

Das Erſte, was ſie ſah, war der Bart-Conrad, dem das Blut übers Antlitz rann, und dem Tartſch mit einem groben Sacktuche die Augen auswiſchte, wahrſcheinlich um ſich zu überzeugen, ob das Blut blos darüber weggelaufen, oder das Auge ſelbſt verletzt ſei.

— Habt Ihr „Miſericord!“ geſchrien? fragte Frau Riedl.

— Dummheit! polterte Conrad dagegen, riß dem Tartſch das Sacktuch aus der Hand und ging ſtolpernd aus der Hausthüre hinaus.

Sonſt ſchien Niemand mehr da zu ſein.

— Jeſus Maria, kreiſchte aber plötzlich Frau Riedl, da liegt der Stadtguardiſt! Iſt er todt?

— Weiß ich's? antwortete mit halber Stimme Tartſch, und ging eilenden Schrittes in die Schänkſtube zu ſeinem Herrn, dieſem haſtig ins Ohr raunend: Es wäre gut, geſchwind noch in der Nacht ein ander Wirthshaus zu ſuchen. Denn hier würde bald der Teufel los ſein, weil draußen Einer niedergeſchlagen liege, und die Stadtguardia nicht lange ausbleiben würde, um den Cameraden zu holen und — aufzuheben, was ſonſt noch Verdächtiges „im weißen Löwen“ geblieben ſei. Herr Hans aber habe die lange Rede gehalten, nach welcher der Betteltanz losgegangen — folglich —

Frau Riedl hatte mittlerweile die beiden Hausknechte genöthigt, den lebloſen Gardiſten aufzuheben und in die Schänkſtube zu tragen.

4.

Am andern Morgen ſtieg die Sonne wolkenlos empor über Wien. Sie verſprach einen ſchönen Tag des Vorfrühlings, und da es zugleich ein Sonntag und ein beſonderer kirchlicher Feiertag der katholiſchen Chriſtenheit war, ſo erwachte die Mehrzahl der Bewohner heiterer, als ſeit einiger Zeit, der mißlichen Zeitläufe halber, herkömmlich war.

Im „Löwen“ war Frau Riedl zuerſt auf dem Platze, und ſie zögerte nicht, in den zweiten Stock hinaufzuſteigen, um an die dunkel gelegene Zimmerthür des Herrn Hans von Starſchädel zu klopfen.

Er war nämlich nicht ausquartiert, wie Tartſch angerathen. Der lebloſe Gardiſt war durch Reiben der Schläfe und beſonders durch ein Fläſchchen mit geiſtigem Fluidum, welches der wälſche junge Arzt ihm unter die Naſe gehalten, ins Bewußtſein zurückgebracht worden, und Frau Riedl hatte ihn eine Viertelſtunde ſpäter, nachdem ſich ſein Unfall nur als vorübergehende Wirkung eines unverſchämten Fauſtſchlages erwieſen, und er wieder einige Macht über ſeine Gliedmaßen erlangt hatte, von den beiden Hausknechten fortführen laſſen. Zur Wache am rothen Thurme bringt Ihr ihn vorſichtig — hatte ſie den beiden Führern eingeſchärft — und erzählt hübſch ordentlich, daß wir uns alle Mühe mit dem armen verlornen Manne gegeben, und daß uns die ganze garſtige Balgerei ſehr leid ſei. Wir wären aber zu ſchwach geweſen, ſie zu verhindern, obwol ſich Meiſter Riedl (wenn's auch nicht wahr iſt, flüſterte ſie beiher) mitten hineingeworfen. Die Menſchen wären halt jetzt alle ſo erſchrecklich jäh, und es ſei ein Kreuz, Gaſtwirthin zu ſein. Wenn drei oder vier Gardiſten morgen Nachmittag einen friſchen Trunk brauchen könnten, ſo ſollten ſie nur getroſt zur „Jauſe“ in den „Löwen“ kommen —

Kaum war die Expedition zur Thür hinaus geweſen, ſo hatte ein neuer Ankömmling plötzlichen Schrecken in der Wirthsſtube erregt. Ein ältlicher Mann in ſchwarzem Gewande nach ſpaniſcher Art und einem wallenden Mantel darüber hatte ſich auf der Thürſchwelle des Gaſtzimmers gezeigt und ohne Gruß haſtig nach dem jungen Fremden gefragt.

— Der iſt von der Burg! hatte Meiſter Riedl betroffen vor ſich hin geſagt, denn er erkannte die Tracht der kaiſerlichen Diener auf der Stelle, und der Gedanke ſtieg ihm, und wol auch ſeiner Frau, zu Kopfe, der Spectakel ſei ſchon in der Burg ſelber gemeldet worden.

Dem war aber nicht ſo geweſen. Der „junge Fremde“ hatte nicht dem Herrn Hans, ſondern dem jungen italieniſchen Arzte gegolten. Der Zuſtand des Kaiſers hatte ſich heftig verſchlimmert, und deshalb wurde der Schüler Argoli's ſchleunigſt hinaufberufen.

Das Alles hatte im „Löwen“ die ſorgenvollen Gedanken verwirrt, und dadurch ein wenig zerſtreut. Frau Riedl, welche die Abſicht eines Quartierwechſels von Seiten der Fremden aus dem Reich mit dem Inſtinct einer Wirthin wol bemerkt, war blank mit der Sprache herausgegangen. Zugebend, daß Grund dafür vorhanden ſei, war ſie doch als gute Wirthin nicht geneigt, anſtändige Gäſte auszuquartieren. Der Vortrag des Herrn Hans hatte ihr zudem, obwol ſie gut katholiſch, einen Eindruck gemacht, welcher für den Redner günſtig war. Solch eine Sicherheit klarer Rede und ſo viel Ruhe im Getümmel hatte ihr an dem jungen Fremdlinge innerlich gefallen, kurz, ſie hatte gemeint, es müſſe etwas für ihn geſchehen. Und zwar zunächſt dies, daß er eine ungeſtörte Nachtruhe genießen könne. Sie hatte alſo dafür entſchieden, daß er getroſt in ſein Zimmer hinaufſteigen und ſich ſchlafen legen ſolle. Das Zimmer liege im dunklen Eck, eine ſpaniſche Wand vor den Winkel geſchoben, und man ſuche dort gar Niemand. Das werde ſie ſchon beſorgen, wenn's nöthig werden ſollte. Am andern Morgen aber in aller Frühe müßte weiter geſorgt werden.

So war's geſchehen, und die Nacht war ohne weitere Nachfrage vorübergegangen. Vielleicht hatte die Nachricht von der Gefahr des Kaiſers ſich verbreitet und die Thätigkeit der Polizeibehörden nach andern Richtungen gewendet.

Jetzt klopfte ſie aber mit Nachdruck an Herrn Hanſens Zimmer, nachdem ſie im Heraufgehen auch an der Thür des Herrn von Mitzlau ein ſcharfes Zeichen zum Aufwachen angebracht hatte.

Herr Hans war ſchon auf und war eben mit ſeinem Anzug fertig geworden.

— Ich ſchicke das Frühſtück durch Ihren Diener hier herauf für beide Herren, ſprach ſie ſchnell, die Thür nur halb öffnend. Berathen Sie hurtig, denn ausfliegen müſſen Sie gleich, wenn

Sie auch vielleicht zum Abende wiederkommen können. Die Pferde und das Gepäck können alſo ruhig hier bleiben.

Damit ſchloß ſie die Thür wieder und ſtieg hinab, Herrn von Mitzlau oben und Tartſch unten darüber unterrichtend, daß ſie im zweiten Stock erwartet würden.

Ungeſtört ging Alles vor ſich, was Frau Riedl ins Werk gerichtet. Die jungen Herren frühſtückten im abgelegenen Zimmer des zweiten Stocks und vereinigten ſich dahin, daß ſie unverweilt das Gaſthaus verlaſſen und nach Schloß Hernals hinausgehen wollten. Dort ſei jedenfalls Rath, nöthigenfalls — ſetzte Mitzlau hinzu — auch Unterſtand zu finden, wenn ſich im Laufe des Tages erweiſen ſolle, daß die Scene vom Abend vorher Herrn Hans mit polizeilicher Gefahr bedrohe. Herr Hans ſollte im Laufe des Tages nicht zurückkehren in den „Löwen“. Mitzlau wollte ihn ſchon unterbringen, wahrſcheinlich auf dem Schloſſe draußen. Er ſelbſt, Mitzlau, würde gegen Abend im „Löwen“ anfragen, ob was vorgefallen ſei, und je nach der Auskunft ſollte das Weitere beſtimmt werden.

Tartſch hatte den kleinen Mantelſack ausgepackt, und auf Mitzlau's Rath zog Herr Hans ein anderes Wams an, um nöthigenfalls weniger leicht als derjenige erkannt zu werden, welcher am Abende geſehen worden war. Als dies geſchehen, wurde Tartſch hinabgeſchickt an die Hausthür, um auszuſchauen, ob ſich etwas Bedenkliches im Salzgries blicken laſſe. Wenn Alles unverdächtig erſcheine, ſolle er an die kleine Gaſſe treten — ein Theil der jetzigen Fiſcherſtiege — auf welche man aus Starſchädel's Fenſter hinabſehen konnte. Sei Alles ſicher, ſo ſollte Tartſch den Hut abnehmen.

Dies geſchah. Tartſch ſpähte links und rechts. Es zeigte ſich nichts Auffallendes, er trat an die Ecke hinaus und gab das Zeichen.

Die jungen Männer ſtiegen hinab. Sie waren übereingekommen, zu Fuß hinauszugehen nach Schloß Hernals, weil ſie ſolchergeſtalt weniger auffallen würden, als zu Pferde, und die Entfernung nur eine halbe Stunde Wegs betrüge — bei dem ſchönen Sonnenſchein ein angenehmer Spaziergang. Das Haus war noch ganz ſtill; im Hofe waren nur die Hausknechte zu ſehen, welche mit Mitzlau's Diener das Riemen- und Sattelzeug putzten. Mitzlau winkte ſeinem Diener und trug ihm auf, daheim zu bleiben und auch die Pferde des Herrn Hans zu beſorgen. Tartſch ſollte mit hinaus. Als ſie durch die Hausflur ſchritten, erſchien Frau Riedl an der halbgeöffneten Gaſtzimmerthür, winkte mit der Hand und flüſterte halblaut: Gott ſegne Ihren Ausgang! Hinter ihr guckte das roſige Köpfchen ihres Töchterleins neugierig hervor, den jungen Cavalieren mit Antheil nachblickend. Sie traten auf die Straße. Es zeigte ſich nichts. Tartſch trat zu ihnen, und ſie wendeten ſich links. Nur Tartſch machte plötzlich eine Seitenbewegung. — Was iſt? — Da liegt die rothe Feder des Patrons, der geſtern Abend hier heraus — — Heb' ſie auf! ſagte lachend Mitzlau, und ſie ſchritten weiter.

Es war wirklich hohe Zeit. Kaum waren ſie alle Drei links in den „tiefen Graben“ eingebogen, nachdem Mitzlau einen Augenblick zweifelhaft geweſen, ob er dem ſchönen Sonnenſchein folgen und über die Brücke am Neuthor hinaus und außen jenſeits des Wallgrabens den Weg nehmen ſolle — da marſchirte eine Abtheilung der Stadtguardia unten aus dem Rothenthurmthore gemeſſenen Schrittes den Salzgries herauf und ſchwenkte wirklich in den „Löwen“ hinein. Es waren acht Mann, und ſie verfuhren zum Schrecken der Familie Riedl ſehr gründlich und entſchloſſen. Frau Riedl's Betheuerung, der junge Herr aus dem Reich ſei fort, wurde ganz ungläubig aufgenommen, und es erfolgte eine genaue Durchſuchung des ganzen Hauſes. Dabei wurde trotz der ſpaniſchen Wand das dunkle Zimmerchen entdeckt, und der Scharfſinn des gebietenden Rottmeiſters überlegte eben unter vollſtändiger Lautloſigkeit, ob dies nicht das geſuchte Neſt ſein könne — da erſchien auch Signor Medardo in dem Zimmerchen. Er war faſt unkenntlich. Nicht nur die rothe Feder fehlte auf ſeinem Hute, auch ſein Geſicht war ſehr verwandelt. Farbige Streifen und breite Pflaſter beeinträchtigten die Schönheit desſelben geradezu peinlich. Beim Hereinſchreiten ſah man deutlich, daß er den linken Fuß weniger brauchte als den rechten, und den rechten Arm ſchien er grundſätzlich gar nicht zu bewegen. Dies erkannte man, als er den ledernen Mantelſack ſorgfältig unterſuchte, und einige Papiere aus demſelben mühſelig in ſein Wams ſchob, welches offenbar für die rechte Hand zugänglicher eingerichtet war. All dieſen Unbequemlichkeiten entſprechend war ſein Humor: durchaus ärgerlich und in Bezug auf den ganzen „weißen Löwen“ ungnädig.

— Der Ketzer iſt nicht fort, ſagte er mit ſchneidender Schärfe dem beſtürzten Meiſter Riedl ins Angeſicht, ſondern nur ausgegangen. Voraus in den Stall, leichtſinniger Löwenwirth, der ſeine Schankgerechtigkeit muthwillig aufs Spiel ſetzt! Dagegen erhob ſich indeſſen während des Hinabſteigens die Stimme der nachfolgenden Frau Riedl höchſt nachdrucksvoll. Von bloßer „Schankgerechtigkeit“ könne nicht die Rede ſein; der „weiße Löwe“ habe vom Kaiſer Max her noch ganz andere und unverbrüchliche Privilegien, und ſie ſelbſt ſei beſſer katholiſch, als mancher Inquiſitor, und ein Wirthshaus ſei kein Beichtſtuhl — das raſſelnde Hinabſchreiten der Gardiſten machte Weiteres unverſtändlich. Man kümmerte ſich überhaupt nicht um ihre Aeußerungen, und als Signor Medardo die vier fremden Pferde geſehen und zwei derſelben als die ketzeriſchen anerkannt hatte, ſchloß er kurz und bündig folgendermaßen:

— Zwei Mann bleiben hier, um ihn in Empfang zu nehmen, wenn er zurückkehrt. Zwei Mann durchſtreifen das Schotten-Viertel, zwei Mann das Wimmer-Viertel; zwei Mann begleiten mich. Mittelgroß iſt er; Haar kurz geſchoren und lichtbraun, Bart voll und blond, Geſichtsfarbe blaß. Vorwärts!

Unterdeſſen war der geſuchte Herr Hans mit ſeinem Begleiter über die Wallgrabenbrücke am Schottenthor hinausgeſchritten. Die Landſchaft lag im Morgenſcheine reizend vor ihnen, dunkel und ſchön begrenzt von dem Wiener Waldgebirge, welches hier nur eine halbe Stunde Wegs von Wien bis an die Donau gelagert iſt. Kein geſchloſſener Kranz von Vorſtädten hemmte, wie jetzt, den Blick; nur Weinberge und einzelne Anſiedelungen lagen zwiſchen der Stadt und dem Waldgebirge. So lag zur Linken der aus der Stadt Wandelnden ein mächtiges Wirthſchaftsgebäude, zum Freilehen der Edlen von Neudegg gehörig und dazumal der „rothe Hof“ genannt, an deſſen Stelle ſich noch heute das „rothe Haus“ erhebt. Noch andere ſolche Maierhöfe erhoben ſich auf den alten Rieden der Alſerbreite und des Schottenbühels, und auch der ſpätere Glacisraum war mit Anſiedelungen, den Ueberreſten der alten, bei der erſten Türkenbelagerung zerſtörten Vorſtädte, bedeckt. Dieſelben hießen im Volksmunde „Lucken“, und führten von alten Hausſchildern wieder beſondere Namen. So waren die Gartenhäuſer auf dem Wege nach Schloß Hernals „Kater“ und „Roſenlucken“ geheißen. Als unſere beiden Wanderer an ihnen vorüber waren, ſahen ſie zu ihrer Rechten den großen Mariazeller Gottesacker, welcher in zwei Vierecke eingemauert war und auch der kaiſerliche Gottesacker genannt wurde. Weiter hinaus leuchtete ihnen, von der Sonne hell beſchienen, der Thurm von Schloß Hernals ſtrahlend entgegen.

Die Luft war friſch und kräftig, ſogar etwas ſcharf, wie dies zu allen Zeiten der Fall geweſen iſt in dem Wiener Becken, wo aus der Donauſchlucht in die ungariſche Ebene hinab immer ein lebhafter Zug ſtattgefunden hat. Die Lebensgeiſter werden dadurch geweckt, und Rudolph von Mitzlau unterrichtete den fragenden Starſchädel wortreich über die Situation alles deſſen, was ſie umgab. Namentlich auch über die zahlreichen Wandersleute, welche vor, neben und hinter ihnen in einer ſo gewiß gleichmäßigen Sittſamkeit einherſchritten.

— Das ſind lauter Proteſtanten, welche zum Gottesdienſte nach Schloß Hernals wandeln. Und ſeht Ihr, ſeht nur dort an der Mauerecke des Gottesackers den angelehnten Mann! Das iſt ſicherlich ein Aufpaſſer, welcher die vorübergehenden Leute zählt und ſich genau anſieht, um drin in der Stadt Bericht zu erſtatten, ſprach halblaut Mitzlau in Herrn Hans hinein, und ſtand dann plötzlich ſtill, Herrn Hans durch Feſthalten am Arme ebenfalls zum Stillſtehen nöthigend.

— Was iſt?

— Der Reiter da, der auf uns zukommt, wahrhaftig, er iſt's!

— Wer?

— Mein Vetter, Freiherr Helmhart von Jörger! und damit eilte er raſch des Weges dahin, um den Vetter zu begrüßen. Als Starſchädel nachkam, war der Austauſch erſter Begrüßungen ſchon vorüber, und Mitzlau ſtellte haſtig den neuen Freund vor, welcher die neueſten Mittheilungen aus Prag und auch einen Brief bringe von Ludmillas Vater an die Tante.

Herr Jörger ſah ſehr freundlich vom hohen Roß herunter, und hieß den jungen Mann aus dem Reich willkommen. Auf meine Frau, ſetzte er hinzu, werdet Ihr ein paar Stunden warten müſſen. Ihr Nervenleiden iſt empfindlicher als je, und ſie hat eine ſchlafloſe Nacht gehabt. Vor Mittag wird ſie Niemand ſprechen können. Aber die jungen Herren können einmal fromm ſein und dem Gottesdienſte beiwohnen. Unſer neuer Prediger aus der Steiermark iſt ein guter Redner. Auch wird ſich's Ludmilla, die friſch und munter iſt, angelegen ſein laſſen, die Gäſte zu unterhalten. Ich ſelbſt muß nothwendig in die Stadt. Die Nachrichten über den Kaiſer ſtellen die Kataſtrophe für heute in Ausſicht. Da wird ſich denn raſch viel zutragen, und die Gleichgeſinnten müſſen ſich beſprechen. Auf Wiederſehen, Nachmittags!

Starſchädel griff bei dieſen Worten in die Bruſttaſche ſeines Wamſes, als wollte er etwas hervorholen. Ein Blick auf ſeinen Begleiter Mitzlau ſchien aber anzudeuten, daß er eine einſame Gelegenheit abwarten wolle, und ſo grüßte er wie dieſer den fortreitenden Freiherrn, und ſchritt mit Rudolph an dem berittenen Diener des Freiherrn vorüber auf Schloß Hernals zu. Plötzlich blieb er denn doch ſtehen und ſagte: Erlaubt einen Augenblick! Ich bin ſogleich wieder bei Euch. Ich hab' noch eine kleine Beſtellung vergeſſen an Euren Herrn Vetter!

Und damit ſprang er behende zurück, dem Freiherrn mit lauter Stimme nachrufend. Der Diener wiederholte den Ruf; der Freiherr hielt ſein Pferd an. Starſchädel trat dicht zu ihm, und ſo unſcheinbar wie möglich, gleichſam als ob er nur den Hals des Pferdes klopfe, reichte er ihm einen kleinen Zettel, auf welchem mit Bleiſtift geſchrieben nur wenige Worte ſtanden. Dabei ſagte er halblaut: Vom Herrn von Loß! Da Ihr drin in der Stadt ſogleich Beſchlüſſe faſſen könntet, ſo iſt es rathſam, Ihr leſt dieſe Zeilen ſogleich.

Der Freiherr that dies, und ſchwang ſich ſogleich vom Pferde, ſeinem Diener winkend: Gut, daß Ihr nicht gezögert habt. Laßt uns zuſammengehen und unterrichtet mich. — Peter, führ' die Pferde langſam hinter uns drein. — Vetter Rudolph, ich entführ' Dir unſern Gaſt. Gieb den Brief — ich bitte darum, junger Freund — an meine Frau draußen ab. Dann hat ſie ihn geleſen, wenn wir zurückkommen. — Da trag' ihn hin, Peter!

Und damit nahm er Herrn Hans, der ſeinen Brief eingehändigt, unter den Arm und ſchritt mit ihm der Stadt zu, die Leute, welche ſich ein wenig um die Gruppe angeſammelt, freundlich grüßend auf ihr zahlreiches „Guten Morgen, Herr Baron!“

Mitzlau war etwas betroffen, nahm den Brief vom Reitknecht, blieb eine Weile ſtehen, ſchüttelte den Kopf und ging dann langſam in ſeiner Richtung weiter.

Tartſch ſchüttelte ebenfalls den Kopf zu dieſer Umkehr ſeines Herrn nach der Stadt zu. Er hatte zwar den Einzug der Stadtguardia in den „Löwen“ nicht mehr geſehen, und wußte auch nichts von den Maßregeln der „rothen Feder“, aber es ſchwante ihm hartnäckig gefährlich Unheil von dieſem runden, enggeſchnürten Steinhaufen da drüben, auf welchen Herr Hans Arm in Arm mit dem Hernalſer Cavalier eben wieder zuſchritt. Kopfſchüttelnd trollte er ihnen nach.

Ihr Geſpräch ſchien vorzugsweiſe in einer Berichterſtattung Starſchädel's zu beſtehen, welche Freiherr Jörger nur durch einzelne Ausrufungen und kurze Fragen unterbrach. Die böhmiſchen Herren ſind feſt entſchloſſen, antwortete Starſchädel auf eine ſolche Frage, auf keinerlei Antrag, Verſprechen und Friedensvorſchlag einzugehen. Sie zweifeln an ſolchen Vorſchlägen und ſüßen Worten keinen Augenblick, wenn Ferdinand heute an die Regierung kommt. Sie kennen das, wie ſie ſagen, nur zu gut aus Erfahrung. Zeit, Raum und lange Hände will er gewinnen, um ſpäter deſto beſſer würgen zu können. Sie meinen über ſeinen Charakter unzweifelhaft im Klaren zu ſein. Ein Schüler der Jeſuiten, innerlich zäh und an ſeinen Beruf glaubend, werde er, wie in der Steiermark, nichts Anderes ertrachten, als die neue Lehre mit Stumpf und Stiel auszurotten. In dieſer Sicherheit wollen ſie handeln, unverzüglich handeln und unverrückt. Demgemäß möchtet Ihr auch Eure hieſigen Schritte einrichten. In allen Theilen Böhmens wird geworben. In einigen Wochen ſchon wird ein Kriegsheer beweglich ſein. Graf Thurn wird es führen, und, was die Hauptſache für Euch iſt, er wird es hierher führen. —

— Auf Wien?

— Direct gegen Wien. Darnach möchtet Ihr Eure Anſtalten treffen im Verein mit denen ob der Enns, wohin Herr Otto von Loß die genaue Auskunft an Tſchernembl in dieſen Tagen bringt oder ſchon gebracht hat. Graf Thurn ſetzt hinzu, Ihr möchtet, ſobald die Nachricht ſeines Kriegszugs verlautbart, in Wien überall ausſprengen, daß er über Budweis an die Donau herabkomme, um die Kräfte des Erzherzogs dorthin zu lenken.

— Er aber —

— Er aber, ſetzte Starſchädel mit gedämpfter Stimme hinzu, werde geraden Weges über Iglau, Znaim, Laa und nach Einnahme der Wolfsſchanze, welche er zu überfallen gedächte, bevor die Kaiſerlichen ſtarke Beſatzung hineinlegen würden, durch die Donau-Auen in den neuen Werd drüben einrücken, die Schlagbrücke nehmen und den rothen Thurm ſtürmen —

— Leiſer!

Sie ſtanden vor der Wallbrücke am Schottenthor, und Tartſch faßte ſich ein Herz, ſeinen Herrn zu unterbrechen und vor dem Wiedereintritt in die Stadt zu warnen. Herr von Jörger fragte, ob etwas mit ihm vorgefallen ſei. Starſchädel erzählte ihm kurz Alles, was ihm von der großen Brücke draußen bis heute Morgen begegnet wäre, und daß es allerdings ihm gerathen ſcheine, der „rothen Feder“ und ſeinen Geſellen zunächſt ein wenig aus dem Wege zu gehen.

— Ach bewahre! ſagte der Freiherr. Das iſt untergeordnetes Häſchervolk. Die Kette reicht zwar hinauf, aber oben iſt jetzt die Sorge um wichtigere Dinge vorherrſchend. Auf eigene Fauſt wagt es die Stadtguardia nicht, in dieſem Alles in Frage ſtellenden Moment einen Cavalier zu ergreifen und zu verhaften. Dieſe Beſorgniß iſt übertrieben. Beſonders an meiner Seite. Sie fürchten uns ehrlich. Und ſie haben Grund dazu. Für unſere gemeinſame Angelegenheit iſt es aber hochwichtig, daß Ihr Eure Mittheilungen und Aufträge einem größeren Kreiſe vortragt, damit ſie ſogleich zur Richtſchnur unſeres Handelns dienen. Wir haben dieſen Vormittag eine Ausſchußconferenz beim Wildling unten auf der Seilerſpinnſtatt. Dorthin führ' ich Euch, wenn Ihr's erlaubt.

— Ich folge Euch, erwiderte Starſchädel entſchloſſen, und ſie ſchritten über die Brücke ins Schottenthor hinein. Tartſch ſchüttelte ſich in Aerger und Unbehagen; aber es blieb ihm nichts übrig, als hinterdrein zu gehen. Er empfand nämlich auch, daß etwas gewagt werden müſſe für die „gute Sache“, um deren willen ſie ja doch daher gekommen, und der lange Freiherr, welcher da ſeinen jungen Herrn führte, machte ihm den Eindruck, als ſei er wol Einer von denen, die von Bedeutung und an der Spitze ſein möchten. Die lange, ſchlanke Geſtalt, welche ſich kerzengerade hielt, der vornehme Kopf, welcher angenehm lächelnd den zahlreich grüßenden Leuten dankte, die ſchönen Pferde, welche der Reitknecht nachführte, das Schloß draußen, wo den Glaubensgenoſſen der reine Gottesdienſt geboten wurde — Alles das imponirte dem Tartſch, und was er ſo im Nachgehen an einzelnen Worten aufgefangen, das deutete auf den Ernſt der Sache. Er ſchüttelte ſich und ſchritt reſolut hinterdrein.

Ueber die Freiung durch das enge Gäßchen des Heidenſchuſſes hinauf ging ihr Weg. Es war noch nicht gar lange her, daß hier am Heidenſchuſſe erſt die eigentliche Stadt begonnen, und die „Freiung“ noch draußen im „Freien“ belegen geweſen war. Ueber den „Hof“, den älteſten Fürſtenplatz Wiens, wo die Babenberger ihr Herrenhaus gehabt an der Stelle des jetzigen Hofkriegsgebäudes, durch die Bognergaſſe nach dem Graben ſchritten die drei Männer. Wien war damals — obwol ſchon erweitert durch den Anbau der Freiung, des Grabens, des Kohlenmarktes, der Preiden- und Rathhausſtraße (jetzt Breunerſtraße) — unvergleichlich viel enger, dunkler und verbauter als jetzt, und Luft wie Licht war ihm ſehr ſpärlich zugemeſſen. Am Eingang der Bognergaſſe nach dem Graben zum Beiſpiele hatte der Freiherr nicht geringe Mühe, ſeinen Gaſt leidlich durch das Gedränge der Kirchengänger hindurchzubringen. Denn hier traten die Gebäude in finſterer Enge zuſammen. Die links einmündende Spänglergaſſe war durch ein Thurmthor abgeſperrt, welches das Peilerthor hieß; und den Zugang zum Graben und Kohlenmarkt verengte eine große Häuſergruppe. Der Graben, wo endlich die Sonne wieder zu finden war, und wo die Dreifaltigkeitsſäule noch nicht ſtand, geſtattete erſt wieder raſcheren Schritt bis zur Enge vor dem Roßmarkte, dem jetzigen Stock im Eiſen, und hier ſah Herr Hans zum erſten Male den Stephansthurm in voller Nähe und hielt Herrn Jörger einen Augenblick feſt, um an dem prächtigen Bauwerke hinaufzuſchauen.

Aber auch dieſer vielleicht ſchönſte Thurmbau Europas war damals arg verſtellt, und der jetzige Stephansplatz war viel geringer. Kirche und Thurm traten keineswegs wie jetzt frei an die Straße, ſondern eine ganze Linie von Häuſern, im Untergeſchoſſe mit Kramläden angefüllt, ſchob ſich davor. In einem Quadrat war die Stephanskirche rings verbaut und eingeſchloſſen, und vier Thore führten auf den Friedhof, welcher ſie umgab. Stephanfreithof war er geheißen. Hier vor demſelben fanden unſere Wanderer das Menſchengedränge, welches der kirchliche Feſttag herbeigeführt, undurchdringlich, und Freiherr von Jörger mußte das erſte Thor, das Neidhartsthor, zum Durchgang wählen. Weiter hinab gegen die Biſchofsgaſſe zum Meßnerthore war nicht durchzudringen. Dort nämlich ſollte ſpäter der Hauptactus des Feſtes ſtattfinden, und deshalb hatten ſich dort die Menſchen ſchon jetzt in dichten Schaaren aufgeſtellt. Dort wölbte ſich in damaliger Zeit ein Bogen von der Ecke der Biſchofsgaſſe hinüber zur Brandſtätte. Dieſer Bogen trug ein Stockwerk mit großen Fenſtern, und wurde der Heilthumſtuhl genannt. Aus dieſen Fenſtern ſollten um zehn Uhr dem andächtigen Volke die Heiligthümer der Domkirche, die reichgeſchmückten Reliquien, darunter ein Partikel des Kreuzes Chriſti, gezeigt werden. Die großen Fenſter waren jetzt ſchon mit Teppichen geſchmückt und mit den erſten Knoſpen von Weidenſträuchern.

Freiherr von Jörger wagte es nicht, in dem Gedränge eine ketzeriſche Bemerkung gegen ſeinen Begleiter zu machen, ſondern zog ihn in den Friedhof hinein, und über dieſen hinweg am Stephansthor vorüber, welches in die Singerſtraße hinausführte, gingen die drei Ketzer ſchweigend nach dem Leopoldsthor links hinüber in die große Schulerſtraße hinaus, ihren Weg nach der Seilerſtätte hinab in allmälig ſchnellerem Tempo verfolgend.

— Unſere Zahl hier iſt doch wol noch ſehr gering? flüſterte endlich Herr Hans an menſchenleerer Stelle.

— Gering! antwortete halblaut der Freiherr. Der Bürgerſtand in Wien iſt unſere ſchwache Seite; der Herrenſtand iſt unſere Stärke.

Damit traten ſie auf die Seilerſtätte hinaus, ſo genannt von der Spinnſtatt, das heißt dem Arbeitsplatze, welchen die Seiler an Wochentagen hier hatten, und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein mit dem vollen Namen „Seilerſpinnſtatt" belegt. Dieſelbe hatte nur eine Häuſerreihe gegen die Stadt zu, von der andern Seite war die damals weit engere Gaſſe durch die kahle Stadtmauer ſelbſt begrenzt. Jetzt war es da unten einſam und ſtill. Nur der ſchwere Galopp einiger Pferde von der Wallfiſchgaſſe her unterbrach das Schweigen. Er näherte ſich, und der Freiherr ſagte:

— Das kann Einer von uns ſein. Richtig! Es iſt Thonradl.

Auf einem ſchweren Roſſe kam dieſer, ein ſchwerer, dicker Herr, auf ſie zugeſprengt, winkte Herrn Jörger mit der Hand zu, hielt, wälzte ſich vom dampfenden Gaul herab, warf die Zügel dem abſpringenden Reitknechte zu, und rief mit lauter, roher Stimme ihnen entgegen:

— Aufi, aufi, 's geht los! Damit klirrte er in das Haus hinein, zu welchem Jörger und Hans ebenfalls die Schritte gelenkt hatten.

Tartſch ward beordert, unten zu warten. Er ſetzte ſich auf einen Stein vor dem Hauſe und hatte das halb angenehme, halb peinliche Gefühl, Mitſpieler in einem Stücke zu ſein, welches eben beginne, und deſſen ſehr wichtiger Verlauf doch gefährliche Folgen haben könne für die Mitſpieler, auch für die untergeordneten. In dieſer Stimmung beobachtete er die vier Reitpferde, welche an ihm vorüber hin- und hergeführt wurden — plötzlich fuhr er in die Höhe und zog ſich hinter die Hausthür zurück. Aus der Annagaſſe herab war das Piquet der Stadtguardia, welches Signor Medardo ſelber führte, in die Seilerſtätte einmarſchirt und kam auf das Haus zu, in welches er zurückgetreten. Tartſch erkannte die Feinde von geſtern auf der Stelle und auch den arg zugerichteten Anführer, deſſen rothe Feder in ſeinem Wamſe ſteckte und ſich zu bewegen ſchien. Wenigſtens bewegte ſich das Herz des alten Knaben unter derſelben ziemlich haſtig.

Er ſah durch die Angelſpalte der Hausthür, daß Signor Medardo bei den Reitknechten ſtehen blieb und ſie anredete. Dieſe ſchienen aber kurz angebunden zu erwidern, und nachdem Medardo einen Moment lang, wie es ſchien, unſchlüſſig auf das Haus geblickt hatte, marſchirte er zu einiger Herzenserleichterung Tartſchens weiter, hinab nach der Gegend des Stubenthores. Tartſch, ſich langſam hervorwagend, ſah ihnen nach und wiſchte ſich plötzlich die Augen. Er meinte, ſie ſpiegelten ihm ein Luftgebilde vor; denn mitten in der engen Gaſſe, in welcher eben das Piquet marſchirt war, ſtand deutlich die große viereckige Geſtalt des Bart-Conrad, drohende Zeichen machend hinter dem verſchwindenden Piquet, luſtige Zeichen gegen Tartſch, der allmälig ganz vorgetreten war. Er war es wirklich, und näherte ſich langſam und behaglich dem Wildling'ſchen Hauſe, den neuen Freund Tartſch freundlich begrüßend. Auf Tartſchens Pantomime des Erſtaunens ſagte er lachend, wenn auch halblaut: Kein Mirakel, Herr Gevatter, kein Mirakel, wir kennen uns aus! Hier beim Wildling iſt unſer ſtilles Hauptquartier. Von hier kommen Morgens die Weiſungen — ſiehſt Du da hinten im Hofwinkel das Guckloch und ein Paar Augen drin? Das ſind des Thürhüters Augen, des langen Jobſt. Dem entgeht nichts. Und der hat drei Buben, die tragen die Parole aus, und der jüngſte von ihnen war heut' Morgen bei mir. Ich ging gleich mit ihm, und ſchickt' ihn nebenbei in den „Löwen", um zu erfahren, was da paſſirt ſei. Ein paar Kerle von der Guardia liegen drin und warten auf Deinen Herrn. — Oho! — Ja, Gevatter, und deshalb ſuch' ich Euch. Aber das war nicht leicht; bis mir am Peilerthor der Raſchmeiſter begegnete. Der hat Euch mit Herrn Jörger hier abwärts gehen ſehen. Da wußt ich ſchon wohin, und ſolgte, mußte aber einen Seitenſprung machen vor dem Spion mit ſeinem Piquet — er ſieht ſauber aus, nicht wahr? ſetzte er mit heller Lache hinzu, und zog Tartſch in den Hof des Hauſes zu dem Winkel mit dem Guckloche. Dies öffnete ſich mit ſeiner ſchmalen Thür, und ein baumlanger Menſch mit ſchmalen Schultern und einem faltigen, magern Geſicht ward ſichtbar und winkte. Das iſt der Jobſt! flüſterte Conrad. Wart' einen Augenblick, bis ich ihm Rapport erſtattet; dann ruf' ich Dich hinein, und wir frühſtücken. Ich bin noch nüchtern wie eine Winterlerche.

Nach etwa fünf Minuten rief ihn Conrad. Er wie Tartſch gedachten dabei nicht, daß die widerwärtige „rothe Feder“ nicht weit marſchirt, ſondern noch in der Nähe ſein könne. Und doch war dem ſo. Medardo wußte ſehr gut, was das Wildling'ſche Haus zu bedeuten habe. Er brachte ſeine Leute in einem Schuppen nahe beim Jacoberkloſter unter und poſtirte ſich ſelbſt ſo, daß er die Thür jenes Hauſes im Auge behielt.

Mittlerweile wurde Tartſch als Glaubensgenoſſe empfohlen und in die unſcheinbare Winkelklauſe des Wildling'ſchen Haushüters aufgenommen. Zunächſt ſchien es nur ein kleines Gemach zu ſein, in welchem Betten und Schränke den Platz aufs äußerſte verengten. Einer näheren Bekanntſchaft aber entwickelten ſich mannigfache Erweiterungen. Durch einen grünen Sergevorhang ging's in eine kleine Küche, und in dieſer zeigte die jetzt offene Thür eines Wandſchrankes in eine dämmerige Oeffnung, welche ſchwerlich zur Lüftung für Kleider oder Geräthe angebracht war. — Der lange Jobſt ſchüttelte Tartſch mit überraſchender Herzlichkeit und Heftigkeit die Hand, und ſeine Frau, ein ſchmales, blaſſes Geſchöpf, brachte eilig ein Frühſtück auf den Tiſch, dabei mit ſichtbarer Achtung und Neugierde den verwitterten grauen Diener aus Sachſen betrachtend. Conrad hatte nämlich in aller Eile die Mittheilung gemacht, dieſer würdige Glaubensgenoſſe aus dem Reich ſei ein Landsmann des Dr. Luther, und ſein Großvater habe dieſem großen

Religionsſtifter auf der Wartburg die täglichen Dienſte eines Kammerdieners geleiſtet. Dies hatte am Abend vorher Tartſch, deſſen Familienſtolz darin beruhte, dem Bart-Conrad im „Löwen“ mitgetheilt, ehe dort die unruhigen Scenen losgebrochen waren, und es war dies allerdings geeignet, dem alten Knaben eine außerordentliche Theilnahme von denjenigen zuzuwenden, welche unter ſteter Bedrängniß und Gefahr dem lutheriſchen Glauben anhingen. Beſonders unter Leuten niedrigen Standes, denen ein geſchichtliches Herkommen ſtets ein gewiſſer Zauber iſt, ſowie ſie für jegliche geſchichtliche Darſtellung, betreffe ſie auch nur ein Ereigniß von geſtern, immerdar die gefälligſte Aufmerkſamkeit hegen. Je weniger ihr Verſtand ausgebildet iſt für abſtractes Denken, deſto begieriger ſind ſie, ſich alle dem hinzugeben, was vermittelſt der Phantaſie an ihre Denkkraft ſtreift. Tartſch war alſo für Jobſt und ſein Weib eine höchſt würdige und höchſt intereſſante Perſon, und ſie horchten mit athemverhaltender Andacht, als er erſt ausführlich das Aeußere und Innere ſeines Großvaters und alsdann das perſönliche Verhältniß desſelben zu Dr. Luther ſchilderte. Der Angriff des Teufels namentlich, welchen Dr. Luther nach des Großvaters Bericht auf der Wartburg zu beſtehen hatte, war der Höhepunkt von Tartſchens Schilderungen. Sein Großvater ſei hinzugeſtürzt, als der Doctor mächtig geſchrieen und das Tintenfaß nach dem Teufel geworfen habe. —

— Er war aber fort, als der Großvater kam? fragte ſtöhnend und kaum verſtändlich Jobſt dazwiſchen.

— Wer?

— Der Teufel —

— Freilich! nur der Geſtank war zurückgeblieben, und die Tinte floß noch von der Wand über die Diele. Der Herr Doctor ſelbſt war, erſchöpft von dem Kampfe, rückwärts in den Lehnſtuhl geſunken.

Der Bart-Conrad brach in ein wieherndes Gelächter aus. Erſchrocken fuhren Tartſch und Jobſt mit ſeinem Weibe zurück, und fragten ſchweigend, blos durch Zeichen, was ihn anwandle.

— Am Ende glaubt Ihr nicht einmal an den Teufel? ſtöhnte endlich Jobſt.

— An den Teufel und ſeine Großmutter glaub' ich, entgegnete Conrad unter fortdauerndem Gelächter, nur nicht daran, daß ſie auf der Erde ſpazieren geh'n wie die Capuziner!

— Wie meint Ihr das? fragte Tartſch mit dem Tone eines Beleidigten.

— Tſchapperl, die Ihr ſeid! rief Conrad, immer noch lachend. Wenn Ihr Euch den leibhaftigen Teufel aufſchwatzen laßt, ſo müßt Ihr auch wieder an all' die Erſcheinungen und Wunder glauben, welche die Pfaffen aufſpielen, und welche wir endlich mit Mühe und Noth losgeworden ſind. Wunder iſt Wunder, hat mir neulich ein junger Calviner-Student aus Ungarn auseinandergeſetzt; Wunder iſt Wunder, mag's weiß ausſeh'n oder ſchwarz. Was man nicht mit Händen greifen kann, das kann man auch nicht zeigen, und was man nicht zeigen kann, das ſoll man Niemandem aufdisputiren, ſagte der Calviner. Und damit hat er Recht; und darin hatte er auch Recht, daß er ſagte: wir Lutheriſchen wären eben noch halbe Katholiken, weil der Dr. Luther noch garſtig viel übernatürliches Zeug im Leib behalten und Zeit ſeines Lebens behauptet habe. Er ſei eben in der Jugend ein Mönch geweſen, ein Auguſtiner-Mönch, und davon ſei ihm Staub in den Haaren geblieben bis in den Sarg.

Eine peinliche Stille folgte auf dieſe Aeußerung.

— Seid Ihr ein Calviner? fragte endlich Tartſch mit erſichtlicher Bitterkeit.

— Das bin ich nicht. Bin als Augsburgiſcher Proteſtant getauft, aber wenn ich ſtudiren könnt', möcht' ich mich wol auf den Calviner 'nauswachſen —

— Davor behüt' Euch Gott! murmelte Jobſt.

— Das verſteht Ihr nicht! erwiderte Conrad ärgerlich. Ich komm' mehr herum als Ihr, und ſprech' mit geſcheidten

Leuten. Beſonders im Budweiſer Kreiſe giebt's junge Leute, die vom Rhein ſtammen und aus der Pfalz 'rein kommen; die ſind, was man ſagt, richtig aufgeklärt und beweiſen Einem, daß die Apoſtel in der Schweiz, der Zwingli und der Calvin, die Lehre am reinlichſten ausgewaſchen haben. Da in der Schweiz hat's von Alters her nicht ſo viel Fürſten und Vornehme gegeben, wie bei uns, und da iſt der Reſpect den Leuten nicht ſo tief eingewachſen, und deshalb haben die Schweizer Apoſtel von Mutterleib aus nicht ſo viel Uebertriebenes geglaubt.

— Pfui, pfui, Herr Conrad! rief Tartſch in tiefem Baſſe dazwiſchen. Der Unglaube iſt ſo ſchlimm wie der Aberglaube, und der Calviner ſo ſchlimm wie der Päpſtliche.

— Ja, ja! flüſterten Jobſt und ſein Weib.

— Dummes Zeug! ſchrie Conrad. Ihr werdet's erleben. Dort von Böhmen wird's ausgeh'n. Wißt Ihr, wer König von Böhmen wird?! Der Kurfürſt vom Rhein wird's, der Pfalzgraf aus Heidelberg. Und der iſt ein Calviner — die jungen Leute im Budweiſer Kreiſe ſind ſeine Lerchen, die vorausgeflogen ſind — larifari! wir machen's hier in der Spelunke nicht aus, ſchiebt mir den Wein her, ich will frühſtücken ohne Kopfzerbrechen.

Die Andern ſchwiegen und ſahen ihn mißbilligend an. Der lange Jobſt beſonders litt darunter. Er war ein fanatiſcher Anhänger des Dr. Luther, und hatte in der Dunkelheit ſeines Hofſtübchens Frau und Kinder im Cultus des Dr. Luther eifrig unterrichtet. Es war ihm doppelt unangenehm, daß ſeine Frau dergleichen gehört hatte, und er war nur froh, daß die Buben auswärts waren. Im Grunde aber hatte er einen verſöhnlichen Charakter und war zu Thränen geneigt. Während alſo Conrad kaute und ſchlürfte, vertiefte ſich ſein etwas hypochondriſches Weſen in die religiöſen Gedanken, welche ſeinen Hausſchatz bildeten, und er hob endlich, indem er mit überfließendem Auge zu ſeiner Frau aufſah, das Glas voll Wein, welches vor ihm ſtand, und nickte der ebenfalls weinenden Ehehälfte zu. —

— 's iſt recht, Jobſt! ſchluchzte dieſe.

— Nicht um's Trinken iſt mir's, ſprach er leiſe mit thränenweicher Stimme, aber um dem lieben Gott zu danken, daß er uns den frommen Doctor in Sachſen erweckt hat, der uns das Blut des Herrn, den Kelch beim Abendmahle, wieder erobert hat. —

— So ſprechen die Calixtiner unter den Huſſiten! ſtieß Conrad mit vollem Munde hervor.

— Mich durchſchauert's immer, fuhr Jobſt fort, ohne die Zwiſchenrede zu beachten, wie ein himmliſches Fieber, wenn ich in der Stille den Wein vor mir ſehe. Gott beſchütze uns!

Dabei nippte er, in volles Weinen ausbrechend, von dem vollen Glaſe und reichte es ſeiner Frau, während Tartiſch ihm die linke Hand krampfhaft drückte.

— Wein iſt Wein, rief mit grellem Tone Conrad, und er ſtellt nur vor, ſagen die Calviner, was Ihr d'raus macht. Wohl bekomm's!

Und dabei leerte er das Glas mit einem Zuge. — Die Erwiderung hierauf wurde grell abgebrochen durch ein heftig knarrendes Geräuſch hinter dem Vorhange. Frau Jobſt eilte hin und ſah ihren älteſten Buben aus dem Küchenſchranke, welcher alſo wirklich als Thür ins Innere des Hauſes benützt wurde, hervorpoltern.

— Sie gängen auſſi! rief er, ehe er noch ganz heraus war aus dem Schranke.

— Schon!? ſprach Jobſt, indem er auffuhr und nach der Thür eilte, welche in den Hof führte.

— 's iſt 'ne Poſt gekommen vom Landhauſe, ſprach der haſtig eintretende Knabe.

— Vom Landhauſe?! wiederholten gleichzeitig Conrad, der ebenfalls aufgeſprungen war, und Jobſt, welcher nun raſch ſeinen langen Leib über den Hof in den vorderen Hausflur ſchob, um den abziehenden Herren Cavalieren dienſtfertig zu ſein. Conrad und Tartiſch folgten. Und in der That ſahen ſie, noch ehe ſie bis in den Hausflur gelangt waren, daß die Cavaliere, wol zehn an der Zahl, haſtig die Stiege herabdrängten, und hörten, daß die von Jörger und Thonradl nach ihren Pferden riefen.

Jobſt machte ſich heftige innere Vorwürfe, daß er in ſeiner andächtigen Rührung ſeine Schuldigkeit verſäumt und den Boten verpaßt hatte, welcher doch durch den Hausflur einpaſſirt ſein mußte, und ſtachelte ſich jetzt zu den längſten Schritten, um beſonders Herrn von Jörger's Pferde ſchnell herbeizuſchaffen.

Freiherr von Jörger ſelbſt, welcher ſich ſtets durch eine gewiſſe Ruhe und ein würdevolles heiteres Ausſehen hervorthat, ſchritt eben Arm in Arm mit Hans von Starſchädel aus dem Hauſe, und ſagte zu dieſem: 's iſt ein ohnmächtiger Verſuch der katholiſchen Landſtände, uns mit einem voreiligen Beſchluſſe zu überrumpeln. Es könnte ihnen auch ohne uns ſchwerlich gelingen, denn ſie ſind ſo in der Minderheit, daß ſie kaum die zu einem Beſchluſſe nöthige Anzahl zuſammenbringen. Aber beſſer iſt es doch, wir eilen hin. Auch ein Formſtreit über die nöthige Anzahl wäre jetzt hinderlich. Ich erſuche Euch alſo, junger Freund, welchem wir für die wichtigen und ſo einleuchtend vorgetragenen Mittheilungen Alle verpflichtet ſind, mich in dieſem Augenblicke zu entſchuldigen. Ich hätte Euch gern ſelbſt in meinem Hauſe eingeführt, und muß mich nun damit begnügen, Euch erſt in ein paar Stunden dort begrüßen zu können. Natürlich bitte ich Euch aber als meinen werthen Gaſtfreund trotzdem, ſogleich mein Hernals zum Ziele Eures Wegs zu machen. Meine Frau wird ſich ſehr freuen, Euch zu empfangen. Alſo auf baldiges Wiederſehen!

Dabei ſchwang er ſich in den Sattel und ritt nach der Annagaſſe hinauf. Thonradl hatte desgleichen gethan, und die Fußgänger hatten dieſelbe Richtung eingeſchlagen.

Herr Hans, Tartſch, Conrad und Jobſt blieben allein vor der Hausthür zurück. Herr Hans, mit gutem Ortsſinne begabt, ſah ſich um und erkannte, daß er ſich nach der andern Seite, daß er ſich links zu wenden habe, um denſelben Weg nach Hernals zu treffen, auf welchem er hergekommen war. Das Uebelſte was er thun konnte! Zunächſt weil er gerade auf die Gegend zuſchritt, wo Signor Medardo höchſt wahrſcheinlich noch im Hinterhalt ſteckte, und dann, weil er auf dieſem Wege durch die Stadt die Menſchenmaſſen durchſchneiden mußte, welche in den Straßen um den Stephansdom zur religiöſen Feier verſammelt waren. Aber weder er noch Tartſch, welcher mit beredſamem Händedrucke vom braven Jobſt ſchied, ahnten etwas von einem Hinterhalte, und der Bart-Conrad, welcher unberufen mit ihnen ging, dachte entweder nicht mehr daran, oder hatte in ſeinem dreiſten Uebermuthe nichts dagegen, daß eine lärmende Begegnung auf der Straße entſtünde. Der wilde Patron ſchien faſt darauf auszugehen, daß ein offener Ausbruch in der Stadt Wien endlich einmal zu Stande käme. So ſchlenderte er, ſcheinbar ſorglos, neben Tartſch hinter Starſchädel her, welcher in der Richtung des jetzigen Jacoberhofes, damals zu dem Nonnenkloſter gleichen Namens gehörig, voranſchritt. Die Gegend dort war ziemlich wüſt. Nach dem Wall hinüber ſtanden nur vereinzelt ein paar kleine Häuschen, in welchen gemeine Schänkwirthſchaften gehalten wurden. In einem dieſer Häuschen hatte Medardo ſeine Leute untergebracht, und zufällig war er eben auch ſelbſt in die Schänkſtube getreten, als Herr Hans vorüberſchritt. Das Glück ſchien alſo den ſogenannten Ketzern günſtig zu ſein, und Herr Hans hatte noch die gute Idee, nicht in die enge Schulerſtraße einzubiegen, obwol er ganz gut ſah, daß er dort herabgekommen. Er meinte die Menſchenmaſſe oben vermeiden zu können, wenn er über die Richtung des Stephans ein wenig hinaus eine Parallelſtraße einſchlüge. So ging er bis zur breiteren Wollzeil, und in dieſer erſt wendete er ſich aufwärts. In dem Augenblicke aber, da er dies that, kam auch Medardo wieder aus dem Schänkhäuschen hervor und erkannte den Bart Conrad, welcher mit Tartſch etwas zurückgeblieben war.

— Fertig gemacht! Vorwärts! rief er ſogleich in die Schänkſtube zurück, und ein paar Minuten ſpäter marſchirte er mit ſeinen Gardiſten beflügelten Schrittes nach der Wollzeil hinüber.

Glücklicherweiſe ſetzte ſich Hans von Starſchädel in einen lebhaften, weitausgreifenden Schritt. Nicht weil er eine Ahnung gehabt hätte von der Gefahr, welche hinter ihm nahte, ſondern weil er eben unſicher war, ob der dreiſt erwählte Weg in fremder Stadt zum rechten Ziele führen werde. Der Menſch pflegt in ſolchem Falle doppelt zu eilen, um bald ins Sichere zu gelangen. Als er auf die Höhe der bergan ſteigenden Straße kam, ſah er, daß der Ausgang derſelben mit Menſchen angefüllt war. Reicht der öffentliche Gottesdienſt, dem Du ausweichen gewollt, bis daher? ſprach er ärgerlich vor ſich hin und blieb ſtehen. Sieh zu! ſprach er weiter und ging noch raſcher vorwärts. So kam er gegen das Ende der Wollzeil, wo dieſe in die Biſchofsgaſſe mündet, und konnte nun nicht mehr verkennen, daß dem ſo ſei. Die Menſchenmaſſe ſtand dort undurchdringlich, dicht wie eine Mauer, und ſah erwartungsvoll hinauf nach dem Heilthumsſtuhle, welcher mit ſeinem Bogen die Biſchofsgaſſe von dem Stephansplatze trennte. Dort oben an den Fenſtern des Bogens war jetzt die hohe Geiſtlichkeit erſchienen, um die heiligen Reliquien dem andächtig harrenden Volke zu zeigen. Das geſchah in dieſem Augenblicke. Man hörte bis dahin, wo Herr Hans betroffen ſtille ſtand, das Glöcklein läuten, und die Menſchen ſanken auf dies Zeichen ſämmtlich in die Kniee. Hans wich einige Schritte zurück. Mitzuknieen widerſtrebte ſeinem religiöſen Glauben, und doch widerſtrebte es auch ſeinem Gefühle, den gläubigen Leuten, welche niedergeſunken waren vor dem, was ihnen heilig, ein Aergerniß zu geben. Sein Auge ſuchte nach einem Seitengäßchen oder einem offenen Hausthor. Letzteres erblickte er, und er ſchritt darauf zu. Der Bart-Conrad aber und Tartſch, welche durch ſein Stillſtehen vorausgekommen waren, ſahen dieſe Ceremonie mit ganz anderen Empfindungen an. Beiden war ſie ein Act des Aberglaubens, und namentlich Conrad ſchritt frech bis unter die Knieenden, als ob er links um die Ecke den Heilthumſtuhl ſelbſt und die, wie er meinte, ſogenannten Reliquien erblicken wollte. Es entſtand ein Gemurmel unter den Knieenden, und Kappe abziehen! Kappe abziehen! rief man von mehreren Seiten. Conrad machte eine höhniſche Bewegung mit der Hand, Tartſch verſtand vielleicht gar nicht, was gemeint ſei, und ſo blieben beide bedeckten Hauptes ſtehen, bis ihnen von einigen entrüſteten Bürgern die Kappen vom Kopf geriſſen wurden, als die Kniebeugung zu Ende war und die Menge ſich erhob. Conrad ließ ſich das nicht ruhig gefallen, ſondern wehrte ſich und ſchalt mit rohen Worten. So entſtand Tumult und Geſchrei, und die Uebelthäter wurden in die Wollzeil zurückgedrängt, als eben Signor Medardo mit ſeinen Leuten ankam, und Herr Hans aus ſeinem Hausthor vorgetreten war, um ſeinem Diener Nachgiebigkeit und Entfernung anzubefehlen. Nehmt die frechen Ketzer feſt! — Guardia, feſtnehmen! ſchrie man von allen Seiten, und Medardo, dem nichts Erwünſchteres begegnen konnte, legte ſeine Hand kurzweg auf Starſchädel's Schulter, und befahl ſeinen Leuten, dieſen Glaubens- und Friedensſtörer flugs zu verhaften. Das iſt nicht der Rechte! Die dort! Die dort! ſchrie man. Medardo aber ließ ſich nicht ſtören, und befahl ſeinen Leuten von neuem dasſelbe, hinzuſetzend im Commandotone: Kehrt! Vorwärts!

Inmitten der Gardiſten, welche ihm die Piken an den Leib hielten und jeden Widerſtand unmöglich machten, ward Herr Hans die Straße abwärts fortgedrängt. Bringt die Andern nach auf die Stadtſchranne! ſchrie Medardo noch, auf das Gedränge deutend, in welchem Conrad und Tartſch ſich nachdrücklich ihrer Gegner zu erwehren ſuchten. Auf die Schranne mit den Ketzern! ſchrie die entzündete Menge, während Medardo ſeine Leute mit dem Gefangenen in ein Haus dirigirte, welches einen Durchgang hatte nach dem Lugeck hinüber, von wo er hoffen konnte, mit leichterer Mühe den Hohen Markt erreichen zu können. Auf dem Hohen Markte nämlich ſtand das Gerichtshaus gemeiner Stadt Wien für peinliche Sachen, von ſeinem Entſtehen bis in die jüngſte Zeit unter dem Namen „Schranne“ bekannt.

5.

Rudolph von Mitzlau befand ſich während dieſes gefährlichen Ereigniſſes, welches ſeinen jungen Freund Hans ins Gefängniß ſtürzte, ſehr angenehm. Auf dem Schloſſe Hernals war er von ſeiner Couſine Ludmilla äußerſt munter empfangen worden. Sie hatten einander in früheſter Jugend mehrmals geſehen. Einmal in Schleſien und einmal in Wien. Ludmillens Vater, der Freiherr von Loß, hatte in drei Ländern Güter: in Böhmen, in Oeſterreich und in Schleſien. Er beſuchte als ſorgfältig regierender Herr alljährlich jedes ſeiner Güter und nahm gern ſeine älteſte Tochter Ludmilla mit ſich auf dieſe Reiſen. Er hatte nur zwei Töchter und liebte ſie zärtlich. Vielleicht darum doppelt, weil er die geliebte Gattin bald nach ihrem zweiten Kindbette durch den Tod verloren hatte. Deshalb trennte er ſich nicht gern auf längere Zeit von beiden, und das Bereiſen ſeiner Güter nahm ſtets längere Zeit in Anſpruch. Auf ſolche Weiſe war Ludmilla, obwol erſt achtzehn Jahre alt, ſchon viel herumgekommen in der Welt, und hatte ihr ohnedies friſches Mädchenweſen eigenthümlich gekräftigt. Sie hatte bei aller Mädchenhaftigkeit etwas Dreiſtes und Unternehmendes. Der Vater hat in ihr einen Sohn erziehen wollen, welchen ihm das Schickſal verſagt hat! pflegte Herr von Jörger bei Ludmillens lebhaften Aeußerungen ſeiner Frau zuzuflüſtern. Dieſe Bezeichnung traf indeſſen doch nicht das Richtige. Freiherr von Loß hatte dies gar nicht beabſichtigt, wenn er auch ein herzhaftes Weſen an ſeinem Kinde gern ausbilden mochte; und Ludmilla war ganz und gar ein Frauencharakter geblieben, wenn ſie auch gern ritt und jagte und ſo dreiſt wie fröhlich mit aller Welt verkehrte.

Sie hatte im Gegentheil die ſchönſte Anlage zu einem echt weiblichen Fehler mehr und mehr entwickelt: die Anlage zur Coquetterie. Doch nein! Dies Wort iſt zu ſtark. Die Luſt, zu gefallen, iſt ja etwas ganz anderes, als die Sucht, zu gefallen. Für Gefallſucht war ſie zu ſtolz, und die Luſt am Gefallen erwuchs aus ihren beſten Eigenſchaften und Kräften. Sie wollte voran ſein in allem Möglichen, nicht blos im Aeußerlichen, auch in höheren und ſchwereren Dingen. Sie war gut unterrichtet und zeigte ſtets ein Bedürfniß, ihren Unterricht und ihre Kunſtfertigkeit zu erweitern. Es ließ ſie nicht ruhen, wenn ſie einem überlegenen Menſchen begegnete, bis ſie den Grund ſeiner Ueberlegenheit entdeckt und ſich nach Kräften angeeignet hatte.

Auf dieſen Grundnoten ſpielte denn auch jetzt die Unterhaltung mit ihrem ſchönen Vetter Rudolph, welcher in allem, was Weltläufigkeit, Geſellſchaftsform, Tracht und Mode betraf, ebenſo zu Hauſe war, wie im Bereiche der leichteren ſchönen Künſte, beſonders in der Muſik. Sie waren in einem großen Gemache, vor deſſen Fenſtern das Kahlengebirge im Sonnenſchein ganz nahe ausgebreitet lag, und ihr Verkehr war heiter bewegt, von einem Thema auf das andere ſpringend, bald am Fenſter vor der ſchönen Ausſicht, bald am andern Ende des Saals vor einer Harfe, mit welcher Ludmilla ein neues, vom Vetter artig geſungenes Lied begleitete, bald in einem andern Winkel des Gemachs, wo ein Bild aufgeſtellt war nach Lucas Cranach, eine Familienſcene der Reformatoren in Wittenberg darſtellend. Vor dieſem Bilde trat eine Pauſe und ein etwas greller Uebergang in die Unterhaltung, welche bis jetzt raſch und ſprunghaft, ein Thema nach dem andern berührend und ſchnell erledigend, vorübergegangen war. Es ſchien, als ob Ludmilla Alles erſchöpft glaubte, was ſie vom eleganten Vetter zu erfahren und ſich anzueignen wünſchte, und ſie hielt plötzlich inne in der Rede, langſam in die Mitte des Saales ſchreitend. Bisher leicht und munter, war das bewegliche Antlitz auf einmal ernſt, der geſchmeidige Körper feſt und ruhig geworden. In weiße Seide gekleidet, einen kleinen Handſpiegel in der Hand, welchen ſie unter verſchiedenen Winkeln dem Bilde zugehalten hatte, ſtand ſie jetzt ſelbſt wie ein geheimnißvolles Bild da. Ihr Kopf wendete ſich langſam nach dem etwas erſtaunten Vetter zurück, und ihr großes braunes Auge blickte unverwandt auf ihn. Dies Auge, meiſt beweglich und ſehr mannigfach in ſeinem Ausdrucke, war jetzt feſt und ſtill. Man konnte wohl ſonſt demſelben ein wenig das vorwerfen, was man falſchen Blick nennt, ein klein wenig, und nur eben ſo viel, als erfahrene Kenner weiblicher Schönheit beſonders gern haben, weil ſich ein ſchalkhaftes und doch ſtarkes ſinnliches Leben reizend dadurch verrathe. Davon war jetzt nicht die geringſte Spur vorhanden.

Auf ihren Wink näherte ſich der Vetter mit fragendem Blick. Die Pauſe verlängerte ſich dennoch. Endlich ſagte Ludmilla:

— Wie ſteht es denn, Vetter, um Euren kirchlichen Uebertritt? Ihr habt ihn ja ſchon vor langer Zeit meinem Vater angekündigt. Iſt er endlich vollzogen?

— Innerlich längſt; aber um meine Mutter zu ſchonen, hab' ich ihn äußerlich noch immer vertagen müſſen.

— Du ſollſt aber Gott mehr gehorchen als den Menſchen! ſagt die Schrift.

— Ja, iſt denn das äußerliche Bekenntniß mehr werth als das innerliche?

— Das kommt auf Zeit und Umſtände an.

— Iſt denn der Seelenfrieden einer alten Mutter nicht Umſtand genug?

— Und iſt denn eine Zeit nicht gebieteriſch genug, in welcher die Heereshaufen ſich offen theilen, und in welcher Alles darauf ankommt, öffentlich Zeugniß abzulegen? Iſt eine geliebte Perſon wichtiger, als eine heilige Sache?

— Es ſteht einer liebenswürdigen jungen Dame wunderlich an, die Liebe zu einer menſchlichen Perſon ſo kurzweg zur Nebenſache zu machen! verſetzte Herr Rudolph mit einer leichten Verbeugung und einem nicht unintereſſanten Lächeln.

Und er hatte ſich nicht geirrt mit dieſer Wendung. Ueber das feine und doch volle Geſicht Ludmillas flog wie ein Lufthauch eine plötzliche Erheiterung; die vollen Lippen öffneten ſich wie unwillkürlich um eine Linie, und überließen den glänzenden kleinen Zähnen den Anſchein eines beginnenden Lächelns. Dies ſchöne Geſchöpf, begabt mit einem ſo geſchmeidigen wie kräftigen Mädchenleibe, welcher die Sinnlichkeit herausfordern und doch gewiß nicht verleugnen konnte, dies reich und mannigfach ausgeſtattete Mädchen war offenbar von der Natur nicht berufen, den Gedanken der etwas nüchternen proteſtantiſchen Einfachheit in dieſer Menſchenwelt zu vertreten. Sie raiſonnirte nur eben mit dem Gedankengange, welcher in ihren Kreiſen herrſchend war. Hätte ſie zur Zeit der Kreuzzüge gelebt, ſie würde mit dem Gedankengange ſchwärmeriſcher Hingebung raiſonnirt haben, und dieſer hätte ſich am Ende natürlicher ausgenommen für ihr Weſen, welches für Abwechslung und phantaſtiſchen Schwung noch reichlicher ausgerüſtet ſein mochte. Deshalb ſind diejenigen Menſchen die glücklichen, deren Naturell zu dem Geſchmack der Epoche paßt, in welche ihre Lebenszeit hineingerathen iſt.

Ludmillens Naturell neigte erſichtlich zu der Bemerkung hin, daß perſönliche Liebe immer beachtet ſein müſſe, und ſie ſprang ab von der ernſten Frage, indem ſie nach kurzem Stillſchweigen ſagte:

— Ihr ſeid im Grunde leichten Sinns, Herr Vetter, und unterſcheidet Euch dadurch von dem — von den jungen Männern in Prag, welche vergangenen Winter unſer Haus beſuchten.

— Ich ſchmeichle mir, erwiderte Rudolph, welcher ſein Fahrwaſſer unverhofft vor ſich ſah.

— Oho!

— Ja, ich ſchmeichle mir. Es wird eine Sauertöpfigkeit unter uns Mode, die das Bischen Leben unſchmackhaft macht.

So bin ich mit einem jungen Manne, der direct aus Prag kam, geſtern in Wien eingeritten, und ich kann mir nicht verleugnen, daß die ewige Ernſthaftigkeit ſolch eines Jünglings, wie reſpectabel ſie übrigens ſein mag, etwas Beengendes, ja Lähmendes für mich hat.

— Aus Prag? Wie hieß er?

— Er iſt nicht aus Prag. Er kam nur von dort. Er iſt aus dem Reiche.

— Dunkelblond? Nur von mittlerer Größe? fragte Ludmilla haſtig, und ihre Wange röthete ſich.

— Ganz recht. Glaubt Ihr —?

— Wie heißt er?

— Hans von Starſchädel. Kennt Ihr ihn?

— O ja, ja. Er war in Prag bei uns, ſetzte ſie ſichtlich erregt hinzu.

Herr Rudolph, von dieſem Antheil betroffen, wollte eben weiter fragen, da öffnete ſich die Thür, und Herr und Frau von Jörger traten ein, ihren Gaſt zu begrüßen. Er war ſoeben aus der Stadt heimgekehrt, und ſie entſchuldigte ſich freundlich bei dem Vetter, daß ihr Unwohlſein ſie den ganzen Vormittag an ihr Zimmer gefeſſelt habe. Sie war auch wirklich ſehr blaß, und die feine, ſchlanke Geſtalt verrieth ein ſehr empfindliches Nervenleben, welches jede Aufregung zu ſcheuen habe. Dem konnte man es zuſchreiben, daß ihre Begrüßung des Vetters bei aller Freundlichkeit doch jenes herzlichen Entgegenkommens entbehrte, welches man ihr zutrauen mußte, wenn man ihren Verkehr mit ihrem Gatten und mit Ludmilla beobachtete.

Ein heftig polterndes Geräuſch vom Hofe herauf ſtörte die Begrüßung. Herr von Jörger öffnete raſch die Mittelthür des Saales, welche in ein Zimmer nach dem großen Hofe führte. Denn von dort ſchien der Lärm zu kommen.

Das Schloß Hernals lag da, wo im heutigen Stadtorte Hernals das Inſtitut für Officierstöchter ſteht, ein Reſt des damaligen Herrenhauſes, des eigentlichen Schloſſes. Nach Nordweſten vor dem Schloſſe, alſo abgewendet von Wien, lag der Haupthof, links und rechts durch niedrige Häuſer flankirt und durch ein Thorhaus geſchloſſen. Vor dem Thor ein tiefer Graben, welcher um alle Gebäude und einen Garten herumlief und auf der Gartenſeite innen durch hohe Erdwälle eingerahmt war. Ueber den Graben eine Brücke aus ſtarken Eichenbohlen. Den Eichenbohlen dieſer Brücke ſchrieb Herr von Jörger das Gepolter zu, welches ihn aufgeſtört hatte. Stürmiſch ankommende Reiter mußten es verurſacht haben, und da die drohende politiſche Zeit jeden Augenblick irgend etwas Plötzliches bringen konnte, ſo öffnete er mit einer Haſt, welche ihm ſonſt nicht eigen war, das Fenſter. — Richtig! Zwei Reiter ſprangen unten von den dampfenden Pferden und riefen den aus den Ställen herbeieilenden Kutſchern und Pferdeknechten zu: wo die Herrſchaft ſei, und ob der Freiherr zu Hauſe wäre.

— Hier iſt er. Was wollt Ihr? rief Herr von Jörger hinab.

— Euer Gnaden auf der Stelle ſprechen! rief der Eine. — Um Gotteswillen gleich! ſchrie der Andere.

— Kommt herauf! entgegnete der Hausherr, welchem man anſah, daß ihn der Beſuch nicht angenehm überraſchte. Er hatte den einen der Reiter erkannt, den Bart-Conrad nämlich, und dieſer Glaubensgenoſſe war dem Hernalſer Freiherrn, dem Patron der Wiener Evangeliſchen, keine willkommene Erſcheinung. Das Wilde und Herausfordernde an ihm war dem geſitteten und in allen Dingen mäßigen Freiherrn aus vielen Gründen zuwider. Unerfreuliches in unerfreulicher Form beſorgend, ſchritt Herr von Jörger auf den Vorſaal hinaus und rief den Heraufeilenden entgegen:

— Ruhig, ruhig und langſam! Was treibt Euch? Der Mann blutet ja! Was iſt ihm widerfahren? Wer iſt's? Redet langſam, Conrad.

— Freiherrliche Gnaden, er iſt der Diener des Cavaliers aus dem Reiche —

— Des Herrn von Starſchädel?

— Ja! erwiderte Tartſch mit gedämpfter Stimme, denn er war in convulſiviſcher Aufregung, und um ſo erſchreckender ſetzte er laut und heftig hinzu: Man hat meinen jungen Herrn ins Gefängniß geſchleppt!

— Wie?! rief der Freiherr und ſeine Frau und Herr von Mitzlau, und beſonders lebhaft Fräulein Ludmilla, welche ſämmtlich Herrn von Jörger auf den Vorſaal gefolgt waren. Erzählt's in Ordnung! ſprach der Freiherr.

Conrad that das, und machte gar keine Umſtände über das, was er für die Veranlaſſung hielt: über den „Dienſt mit Götzenbildern, vor denen ſie ſich nicht gebeugt hätten". —

— Du biſt ein Unband, der nicht Zeit noch Ort zu wählen weiß, und ſeinen Glaubensgenoſſen die ärgſten Verlegenheiten bereitet! rief der Freiherr ärgerlich dazwiſchen.

— Das war's ja gar nicht, lieber Herr, was meinen armen Junker ins Unglück geſtürzt hat, entgegnete Tartſch. Er war ja hinter uns, und hatte nichts mit unſerm Streit zu thun. Der Kerl von der Garde, wie ſie's nennen, der uns ſeit geſtern Abends verfolgt, hat ihn ohne Grund erfaßt und fortgeſchleppt. —

— Die „rothe Feder", Herr Baron, der Medardo, der Jeſuitenknecht, der Zuträger des Pater Norbert! Ich ſah's gerade noch im letzten Augenblicke, als ſie ihn ins Haus ſtießen, und ſchrie's dem Manne hier zu. Wir hatten ſelber ein Dutzend Papiſten auf dem Halſe und an den Schultern, die uns unter die Beine bringen wollten. Aber wie wir merkten, was dem jungen Herrn paſſirte, da merkten wir auch, was die Hauptſache ſei, und da wurden wir beide des Teufels, und ſchlugen links und rechts nieder, und hinterher ging's, haſt du nicht geſehen! auf das Lugeck hinaus und über den Lichtenſteg zum Hohen Markte hinauf, ins Landskrongaſſel hinein! Aber wir waren halt nur Zwei, und der Athem wurde kurz; wir kamen doch zu ſpät oben an, krach! flog die eiſerne Thüre zu, und der Junker ſteckte drin, und wir hatten Noth genug, in die Salvatorgaſſe hinüberzukommen und die Fiſcherſtiege hinunter nach dem „weißen Löwen“. Da haben wir flink des Junkers Pferde geſattelt, und ſind herausgeſprengt, damit der proteſtantiſche Freiherr helfen könne bei Zeiten —

— Helfen! rief der Freiherr abſchmeckend.

— Um Gotteswillen, lieber Herr, ſtöhnte Tartſch, helfen, helfen! Und gleich! Mein Junker — und dies ſetzte er leiſe hinzu, indem er ganz nahe an den Freiherrn trat — mein Junker hat wichtige Papiere bei ſich; es kann Unglück entſtehen übers ganze Reich hinaus!

Der Freiherr ſchwieg eine Weile. Alle blickten auf ihn. Endlich ſagte er in ganz ruhigem Tone die Worte an ſeinen Reitknecht richtend:

— Die Pferde des ſächſiſchen Junkers ſind einzuſtallen und zu verſorgen. Dieſer ſein alter Diener — indem er auf Tartſch deutete — bleibt bei ihnen und ſpeiſt an eurem Tiſche.

— Sonſt nichts? murmelte Conrad vor ſich hin.

— Lieber gnädiger Herr! ſprach Tartſch mit einer Stimme, welche dem Schluchzen nahe ſchien, und hob die gefalteten Hände zu ihm empor.

— Geduld! entgegnete der Freiherr. Ich bin nicht ſo mächtig Was möglich iſt, wird von ſelbſt geſchehen.

— Möglich iſt Alles, wenn man die Courage hat, Herr Baron! Aber daran fehlt's. Wir laſſen uns drücken und drücken, und wenn endlich die Gelegenheit kommt, die Stricke zu zerreißen, da ſehen wir uns erbärmlich um, wie kleine Kinder, ob nicht ſonſt Jemand helfen will —

— Conrad!

— 's iſt wahr! fuhr dieſer gegen den drohenden Ausruf Herrn von Jörger's nur noch zorniger fort. Wir ſind in Wien eine große Gemeinde, und wir thun, als ob wir von Kindsbrei zuſammengebacken wären. Die Böhmaken, denen wir ſonſt nicht viel zutrauen, fangen an wie's heilige Donnerwetter. Aber wir ſperrten 's Maul dazu auf, weiter nichts. Wozu haben wir denn Arm' und Beine?! Wozu iſt denn jetzt Alles in Wien wie vor den Kopf geſchlagen, weil der alte Kaiſer im Sterben liegt und der Steiermärker dran kommen ſoll, dem keine Katz, auch keine kathol'ſche, wenn ſie nicht im Jeſuiter-Collegium mauſt, was Gutes zutraut? Wozu denn, wenn wir uns immerfort hinter den Ofen verkriechen ſollen?! Jetzt ſollen wir losgeh'n, ſag' ich!

— Conrad!

— Und heut' Nacht ſoll's losgeh'n, ſag' ich. Ein Stücker Hundert bring' ich z'amm bis zum Finſterwerden, und vor die Schranne zieh'n wir und ſchlagen die Thüren ein, und holen den Junker heraus mit Haut und Haar, und dann vor die Stallburg, wo der Mathias ſtirbt, und der muß unterſchreiben, was wir wollen, und damit iſt ein Anfang gemacht, das ſag' ich!

Ein unarticulirter Zuruf der Kutſcher und Reitknechte, welche mit heraufgekommen waren, klang wie unzweifelhafte Zuſtimmung. Freiherr Helmhart von Jörger, ſtets durch eine friſche Röthe des Antlitzes ausgezeichnet, war mäßig blaß geworden bei dieſer Rede. Er war ſonſt von gemeſſener und würdevoller Haltung ſeiner ſtattlichen Körperlänge, und ſeine ſchmalen Lippen, ſeine etwas ſtarren blauen Augen pflegten gern einem Lächeln und wohlwollenden Ausdrucke zuzuſtreben. Jetzt aber waren ihm Arm' und Beine in haltloſe Unordnung gerathen, und Auge wie Mund blitzten und zuckten. Dennoch ſagte er zunächſt kein Wort, ſondern winkte nur mit dem zitternden Arme dem Conrad die nicht zu verkennende Bemerkung zu: er möge ſich entfernen.

— Ich werd' ſchon gehen, ſagte dieſer lachend, aber damit iſt nix gethan. Laßt Euch nur immerzu das Fell über die Ohren zieh'n, die Ihr die Herren ſein wollt, der gemeine Mann wird's ſchon merken, und am End' wird er ſich fragen: ob das ein Herr iſt, dem Haut und Knochen geſchunden ſind? Das wird er, Herr Baron! Das wird er. Kommt, Tartſch, und bettelt nicht alleweil umſonſt; ich ſchaff' Euch den Junker!

Damit riß er den alten Diener, welcher allerdings fortwährend dem Freiherrn die bittenden Hände zugeſtreckt hatte, an der Hand, und führte ihn der Treppe zu. Das Dienſtperſonal folgte, und der herrſchaftliche Kreis blieb verlaſſen ſtehen.

Der Freiherr blickte auf ſeine Frau und nickte mit dem Haupte.

— Da ſiehſt Du's! ſtieß er endlich hervor. Dahin kommt's! Dahin mußt' es kommen! Ich hab' Dir's ſtets geſagt!

— Recht zu haben iſt uns ein Genüge, auch wenn uns Unheil betrifft. Wenn wir nur das Unheil vorausgeſagt haben.

Die Frau mußte wol unternehmender ſein als er, weil er ſich alſo gegen ſie wendete. Eine ſo ſchwächliche Frau! Es war aber wirklich ſo. Sie war eine denkende Frau, und rieth unter den damals ſo ſchwierigen Umſtänden ſtets zu ganzen Maßregeln. Mögen auch die gemeinen Leute dabei wachſen, pflegte ſie zu ſagen, wir wachſen auch.

— Dabei wachſen wir wol! rief er jetzt, indem er ſich nach dem Saal zurückwendete. Die ganze Ordnung wird umgekehrt, und die ſchrecklichſten Dinge entſtehen.

— Wie dem auch ſei, ſagte ſie ganz ruhig, als ſie ſämmtlich wieder im Saal waren, dem jungen Manne muß geholfen werden.

— Als ob das ſo ginge!

— Es wird ſchon gehen, Helmhart, wenn Du Dich erſt gefaßt haſt über den wilden Burſchen, der ja doch eben der wildeſte iſt von allen. Du wirſt ſchon Rath ſchaffen, wenn Du es ſtill überlegt haſt. Du kennſt Weg und Steg beſſer als ſonſt Einer, und weißt Deine Maßregeln geſchickt einzutheilen.

Dies Lob ſchien auf ſteinigen Boden zu fallen, denn der Freiherr zuckte die Achſeln. Aber es ſchien doch nur ſo. Frau Amalie kannte ihren Helmhart, und zunächſt meinte ſie, man müſſe nichts daraus zu machen ſcheinen, und wie herkömmlich zu Tiſche gehen.

— Mit dem Aerger! rief er.

— Ein Mann wie Du ärgert ſich nicht lange über ſchlechtes Wetter, ſagte ſie lächelnd und reichte ihm die Hand. Du haſt auch ſchon den Weg vorgezeichnet, fuhr ſie fort.

— Ich?

— Freilich! Du haſt mir nicht ohne Abſicht vorhin, als Du vom Pferde geſtiegen, ſo ausführlich erzählt, daß bei Harrach's ein Brautſchatz ausgeſtellt iſt, der Alles herausfordert. Was kümmerte Dich der Putz und Staat und die Verſchwendung! Du dachteſt an was Anderes.

Er ſah ſie erſtaunt an. Noch wußte er nicht, was er Scharfſinniges vorbereitet hätte. Aber eigentlich war er doch ſchon nicht abgeneigt, es ſich zuzutrauen.

— Der Brautſchatz für die Waldſtein'ſche Hochzeit? ſagte er in fragendem Tone.

— Ja wol. Iſabella hat mich vorgeſtern ſchon einladen laſſen. Ich war unwohl, und ich konnte und mochte nicht. Dergleichen iſt nicht eben meine Neigung. Aber es that mir weh, dem guten Mädchen meinen Beſuch zu verſagen. Du weißt, ſie iſt mir recht herzlich zugethan, und ich weiß, daß die Heirat des Waldſtein nicht in ihrem Herzen entſtanden iſt. Sie braucht eine freundliche Zuſprache, und wird ſie beſonders von mir wünſchen —

— Von Dir, welche —?

— Allerdings. Gerade weil ſie meine Scheu vor dieſem Waldſtein kennt. Wenn ich ihr Muth und Freudigkeit einſpreche, ſo wird ihr das einen günſtigeren Eindruck machen, als wenn es Leute thun, denen dieſer Waldſtein gleichgültig iſt. Iſabella iſt aber gut und mild und mitleidig, und ſie wird —

— Ihren Vater für unſern Zweck gewinnen? Nein, Amalie, ſo weit hab' ich nicht gedacht, als ich Dich von der Ausſtellung des Brautſchatzes in Kenntniß ſetzte. Ich dachte nur an den

Harrach ſelbſt, der in der Burg vielvermögend iſt, beim alten und beim neuen Herrn. Allerdings dachte ich daran, daß die Gelegenheit zu beachten wäre. Wir haben das Haus lange vernachläſſigt, und Harrach wird jetzt als Mittelsperſon wichtiger als je.

Unter dieſer Rede wuchs des Freiherrn moraliſche Kraft erſichtlich. Die Frau kannte ihn offenbar ſehr gut, indem ſie ihm einen Gedankengang andichtete, welcher ſeinem Selbſtgefühle erwünſchte Stärkung brachte. So fuhr ſie denn fort, gleich als ob es auf ein Mehr oder Minder der Vorausſicht gar nicht ankomme:

— Das mein' ich eben auch. Ein Wort von Harrach macht den ſächſiſchen Junker auf der Stelle frei. Vielleicht iſt auch Pater Lamormain da. Er protegirt ja den Waldſtein, und wird das Hochzeitshaus gewiß öfters beſuchen. Jedenfalls finden wir den Waldſtein. Du weißt, daß er mich immer anredet und nach den Saganer Verhältniſſen fragt —

— Und nach der deutſchen Politik —

— Ja; er thut, als ob er ſich unterrichten ließe —

— Und Du unterrichteſt ihn auch, warf der Freiherr dazwiſchen, und lächelte bereits.

— Der Waldſtein aber, fuhr ſie fort, hält Vieles für Kleinigkeiten, was die Andern mit Aufſehen behandeln. Er wird meinen kleinen Sachſen, den ich ihm ſchon nach den Schilderungen von Loß für ſeinen Geſchmack intereſſant machen will, wahrſcheinlich gern befreien helfen. Und ein Wort von ihm an Pater Lamormain befreit ihn, wenn Du bei Harrach ſelbſt nicht gleich zum Ziele kommen ſollteſt. Du wirſt aber zum Ziele kommen, denn Harrach ſucht zu vermitteln wie Du.

— Und das muß ihm einleuchten, ſagte der Freiherr, mit immer längeren Schritten auf- und niedergehend, wenn ich ihm die drohenden Symptome ſchildere, wie wir ſie eben erlebt haben an dieſem — Kerl. Zu Tiſche! — Wenzel! rief er in den Vorſaal hinaus.

Der Diener eilte herbei.

— Den großen Staatswagen richten laſſen. Die vier Falben. Die Laufer mit Windlichtern. Mit Dunkelwerden vorfahren!

Dabei ſah er ſich um nach Ludmilla und Mitzlau. Die beiden ſchönen jungen Leute ſchienen ihm ganz geeignet, dieſen Beſuch auszuputzen. Er kündigte ihnen alſo an, daß er ſie mitnehmen und Vetter Rudolph bei dieſer Gelegenheit vorſtellen wolle. Jetzt zu Tiſche! ſchloß er, indem er ſeiner Frau den Arm reichte und ſie durch den Saal hinüberführte in den Speiſeſaal.

Conrad war ohne ſolchen Uebergang ſchon längſt zu Tiſche gegangen mit der Dienerſchaft unten in der Geſindeſtube. Ihn ſtörte das Mißverhältniß gar nicht, von eines Freiherrn Tiſche zu ſpeiſen, welcher ihn zu allen Teufeln wünſchte. Nur Tartſch ſtörte ihn. Der alte treue Diener aß keinen Biſſen, und keine noch ſo lebhafte Ermunterung half. Die mitſpeiſenden Dienſtleute ſahen ihn anfangs neugierig, ſpäter theilnehmend an. Tüchtige Regungen erwecken am Ende überall Theilnahme, und beſonders der Gärtner Spath, ein Mann in beſten Jahren, nahm ſich des traurigen Fremden gefliſſentlich an, indem er ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß man in Oeſterreich die Suppe nie ſo heiß eſſe, als ſie aufgetragen werde, und daß große Veränderungen bevorſtünden, welche dem Eingeſperrten ſicherlich zu ſtatten kämen. In der nächſten Nacht zum Beiſpiel werde der Mond voll. Das wirke ſtets veränderlich auf Geſunde und Kranke. Die Geſunden änderten dabei ihre Vorſätze, und die Kranken würden geſund oder ſtürben. Der Kaiſer Mathias, halte er, der Spath, dafür, werde ſterben.

— Weißt Du's gewiß? lachte Conrad.

— Ich ſollt's glauben, entgegnete Spath. Heute gegen Mittag kroch ein Ausländer, ein junger, ſchwarzer Menſch, der Sprache nach ein Wälſcher, unten am Dornbacher Graben herum, und ſuchte in den Schilfgräſern. Was machte er da? Ich war ohnehin mißtrauiſch, denn eine Stunde vorher war drüben aus dem Hausflur des Herrn Candidaten ein zierliches Bürſchchen mit gelbem Haare herausgeſchlichen, das Niemand kannte. Wozu trieben ſich die fremden Leute in und bei unſerm Schloſſe herum?! Ich ging hinunter und fragte den Schwarzen, was er da ſuche? — „Ein Kraut." — Ein Kraut? — „Eine Pflanze." — Aergerlich rief ich: es ſei noch wenig heraus bei der Frühjahrszeit. Er nannte einen Namen, der lateiniſch oder italieniſch klang. Ich kann nur Deutſch und wußte alſo nicht, was er meinte. Man lernt aber immer gern etwas; ich wollte den Namen verſtehen lernen, und watete durch den Bach hinüber zu ihm. Vielleicht konnt' ich ihm das Kraut zeigen, und dabei erfuhr ich den fremden Namen. Ich fragte alſo, wogegen es helfen ſolle? Er zeigte auf den Bauch, hübſch oben. „Magen?" fragte ich. Da nickte er. Nun ſuchte ich ihm, etwas abſeits vom Graben, ein kleines Diſtelkraut, und zeigte es ihm. Es kroch nur eben erſt mit der Spitze aus der Erde. Das war's, und dabei verrieth er mir in der Freude nicht blos den fremden Namen, ſondern auch, daß es für den kranken Kaiſer beſtimmt ſei, der nichts mehr brauchen könne von Speiſe und Trank. Da wußt' ich genug. Dies ſcharfe Kraut iſt für den Menſchen faſt ſo gut wie Gift. Es kitzelt wol für den Augenblick, und man denkt, was eſſen zu können, wenn man aber ſonſt hin iſt, wie der alte Herr, ſo iſt's gleich darauf vorbei, beſonders wenn Vollmond eintritt. Ich ſagt's dem Wälſchen. Er zog ein Geſicht, das beinahe luſtig ausſah, und ging fort. Kurzum, ich ſage Euch, da der Kaiſer ſchon ſolchen Kitzel braucht, ſo ſtirbt er heut' Nacht, und dann geht's drunter und drüber, und Euer Junker, trauriger Mann, wird frei.

Damit ſtand man von der Mahlzeit auf, und Conrad nahm Tartſch in eine Ecke, zu Anfang langſam in ihn hineinredend, wie ein Verdauender zu thun pflegt, allmälig lebhaft und immer lebhafter.

— So geht's, und ſo machen wir's, ſchloß er, ein fixer Mann hilft ſich ſelbſt, und wartet nicht auf die Zeichendeuter und Phariſäer. Der Schließer der Stadtſchranne hinten am Gäßchen iſt Jobſtens Schwager und iſt ein curioſer Heiliger. Mit ihm bringen wir's zu Stande. Das Wirthshaus gegenüber — das Gaſſel iſt nur drei Schritt breit — wird unſer Lager. Drei handfeſte Leute außer uns, mehr brauchen wir nicht. Die ſchaff' ich. Wir führen's durch. Nur Courage! Und bis zum Dunkelwerden gewartet, damit uns Niemand vorher aufhält, denn ſie paſſen jetzt auch auf uns. Legen wir uns auf die Bank und ſchlafen wir ein Geſetzel. —

Dies thaten ſie. Selbſt Tartſch ſchlief ein mit ſeiner ſchweren Sorge. — Die Geſindeſtube, ein großer Raum, zeigte ein Stillleben, wie es ihr nur Sonntag Nachmittags erreichbar war. Die beiden Gäſte, Conrad und Tartſch, ſchlummerten am grünen Kachelofen, deſſen letzter Reſt von Wärme nicht ſtörte, denn hier im Erdgeſchoße war es kühl während des ganzen Jahres. Ein ſcheckiger Jagdhund lag unter der Bank. Die alte Beſchließerin ſaß im Fenſterwinkel, und ſuchte in einer Poſtille zu leſen, wie ſie jeden Sonntag Nachmittags zu thun verſuchte, obwol es ihr niemals gelang. Sie nickte eben zu ſtark mit dem Kopfe, um die Buchſtaben richtig an einander zu bringen. Draußen über den Hof, in deſſen einem Winkel der Sonnenſchein ſpielte, ſchritt Spath, der Gärtner, ſehr langſam und bedächtig, weil er ſeine Naſe ungern von einem kleinen Blumenſtrauße trennte, welchen er der gnädigen Frau Amalie hinauftrug zum Schluß der Mahlzeit. Er unterließ dies nie am Sonntage, und er konnte es faſt das ganze Jahr hindurch, denn er hatte ſich hinten neben dem Backofen ein kleines Miſtbeet angelegt und ein zuſammengeflicktes Fenſter darüber zu Stande gebracht. Dort zog er während der ſtrengeren Jahreszeit immer einige Blumen. Er war überhaupt der Gelehrte und Feine unter dem Geſinde, und unter allen Umſtänden ein denkender Kopf. Bei der gnädigen Frau ſtand er ſehr gut, und er verſah auch die Geſchäfte des Küſters in der Capelle, welche im Winkel des Nebenhofes angebracht war. Nur dem alten Candidaten ſelbſt, welcher ſeine Wohnung ebenfalls im Schloſſe hatte, ſchien er nicht ſo angenehm zu ſein, als man hätte erwarten ſollen. Dieſer alte Candidat, ein magerer ſtarkknochiger Fünfziger, trat eben aus der Hausthür, als Spath, mit der Naſe im Blumenſtrauße, in dieſelbe treten wollte. Reſpectwidrig ſtieß bei dieſer Gelegenheit der Gärtner Spath an den Candidaten Götzinger, und zog ſich dadurch wiederum eine ungefällige Aeußerung ſeines Vorgeſetzten zu. Paß Er doch auf, Leiſetreter, ſagte Herr Götzinger ärgerlich. Er richtet überhaupt ſeine Sinne nicht immer dahin, wohin ſie gehören. Heute Morgen während der Predigt war Er unziemlich laut mit dem Klingelbeutel, und einen Wein für den Tiſch des Herrn gab es heute wieder, als ob Er gar keinen Geſchmack hätte.

— 's war ein Weidlinger, Ehrwürden.

— Wird Er denn nicht behalten, daß ich die Säure des Weidlingers —

— Eine ölige, delicate Säure —

— Ich kann ſie nicht vertragen. — Wenn ich ſage Ich, ſo meine ich Den und Jenen von unſern vornehmeren Communicanten. Es ſchnitten heute wieder Mehrere Geſichter. Die Säure überraſchte ſie. Das iſt aber kein Moment zur Ueberraſchung, am wenigſten zu unangenehmer. Man zieht einen Gumpoldskirchner vor, das hab' ich Ihm zehn Mal geſagt.

— Ein Mal, Ehrwürden —

— Mehrmals! wiederhol' ich. Merk' Er ſich's endlich. 's iſt jetzt keine Zeit zu Weiterem. Die gnädigſte Freifrau erwartet Ihn; ſie braucht mehrere Blumenſträuße heut'. Sag' Er ihr, daß ich's geſagt, beeil' Er ſich; man iſt aufgeſtanden.

Hiemit ſchritt er über den Hof rechts nach ſeiner Wohnung, welche der Geſindeſtube gegenüberlag. Sein geſpanntes Antlitz glättete ſich nur langſam, denn ſein Inneres war von reizbarer Beſchaffenheit. Der kleine Spath ſah ihm mit ſeinen grauen Augen nach, und es lag auf ſeiner Bauern-Phyſiognomie ſo etwas wie ein ſpöttiſches Lächeln, das ihm nicht übel ſtand, das ſich aber doch nicht recht ſchickte für ihn, denn Ehrwürden Götzinger hatte nicht nur in ſeinem Heimatsorte Grätz ſtudirt, ſondern war auch ein Jahr lang auf der hohen Schule in Leipzig geweſen. Er hatte ihn, den etwas naſeweiſen Spath, ſchon oft zurechtgewieſen, wenn der vorlaute Gärtner mit ſeinem gemeinen Menſchenverſtande die ſchwierigſten theologiſchen Fragen gemein erledigen wollte.

Dennoch lächelte Spath noch, als er die Treppe hinaufſtieg.

Die fruchtbare Sonnenſtille eines Frühlingstages lag nun ungeſtört über dem Gehöfte, und erſt als die Sonne hinter den Waldbergen von St. Veit und Hütteldorf zu verſchwinden begann, erſchien Spath wieder in der Geſindeſtube, diesmal in der deutlichen Abſicht, die Schlummerzeit dieſes Raumes zu beendigen. Er ging lauten Schrittes zu Conrad und rüttelte ihn. Dieſer erwachte ſogleich und ſah ihn fragend an.

— Die gnädige Frau will Euch einen Augenblick ſprechen, ſagte er mit halber Stimme.

— Mich?

— Euch. Sie hat mir's ſchon vor einer Stunde aufgetragen; ich gönnte Euch aber Euer Schläfchen. Denn es ſoll erſt geſchehen, wenn der Wagen vorfährt. Alſo jetzt bald. Kommt mit.

Conrad folgte ohne Widerrede in den Vorſaal hinauf. Dort klopfte Spath an eine Thür. Dieſe öffnete ſich, und die Freifrau ſelbſt in vollem Putz ſtand vor ihnen auf dem bereits dunkel werdenden Vorſaale. Sie hatte etwas geiſterhaft Schönes, die blaſſe Dame von feinem, ziemlich hohem Wuchſe. Die beiden Männer, auch Conrad, machten einen Kratzfuß. Wie roh und ungeſchlacht er war, dieſe Frau reſpectirte er und mochte er.

— Conrad, ſagte ſie mit ihrer milden, wohlthuenden Stimme, ich habe Euch warnen wollen. Thut nichts voreilig. Der richtige Augenblick iſt noch nicht da. Er kann jeden Tag kommen. Heute iſt er noch nicht da. Für den ſächſiſchen Junker ſoll geſchehen, was möglich iſt von unſ'rer Seite. Noch dieſen Abend. Ob's gleich hilft, iſt freilich ungewiß. Alſo unterrichtet Euch immerhin über Alles, und bereitet in der Stille vor, was Ihr könnt, aber ſetzt nichts auf's Spiel. Es wär' mir lieb, wenn ich morgen Mittag von Euch erfahren könnte, wie der Junker untergebracht iſt in der Stadtſchranne, wer ihn verhört, was — Ihr verſteht mich ſchon. Man kommt. Geht mit Gott!

Sie machte eine raſche Bewegung mit der Hand, weil ſie gehört hatte, daß die Zimmerthür ihres Mannes aufgemacht worden war.

Die beiden Männer gingen ſchnell und vorſichtig die Treppe hinab, und als ſie in den Hof traten, kam ihnen die Carroſſe entgegen mit den vier Falben, welche eben vorfuhr für die Herrſchaft.

Conrad eilte in die Geſindeſtube, holte Tartſch, und ſchritt mit ihm hinaus auf Wien zu. Er war gegen Gewohnheit wortkarg.

Nahe am Schottenthore wurden ſie von den Läufern eingeholt, welche mit Fackeln an ihnen vorübertrabten. Die Carroſſe folgte und ſauſte ins Thor hinein.

Jetzt erſt wurde Conrad wieder redſelig. Der Aufzug hatte ihn geärgert.

— Dem vornehmen Volke, brummte er vor ſich hin, iſt's ja doch mit nichts Ernſt. Nur das haben ſie im Sinn, was ſie vor uns voraushaben. Viſiten machen, daß Alles kracht und ſchreit, ja, um ihren Staat auszulegen, und nebenbei, wenn's leicht angeht, ein armſelig Wörtchen für unſern gefang'nen Junker, ja, nebenbei! und wenn's nichts koſtet. Geht's aber nicht leicht, na, da geht's halt nicht, und 's iſt auch weiter nichts. Die Viſite iſt doch gemacht, und geprahlt hat man doch. Nichts da, Tartſch, wir bleiben bei unſerm Plane. Die Freifrau mag geſagt haben, was ſie will. Hört zu, wie wir's machen. Erſt geh'n wir 'nen Lauf zu meinem Weibe —

— Seid Ihr verheiratet?

— Halb.

— Wie?

— Halb und halb. Mein Weib iſt kathol'ſch, und ihr Pfaff traut uns nicht. Der meinige hat uns eingeſegnet. Für mich iſt's genug, aber für meine alberne Kathi — na, baſta! Ich will ihr nur ſagen, daß ich die Nacht ausbleiben werd'. Dann bring' ich Euch ins Landskrongaſſel bei der Schranne. Dort ſetz' ich Euch in den Fenſterwinkel, und Ihr ſchaut auf die Thür 'nüber, um zu ſehen, was aus- und eingeht. Nach einer halben Stunde komm' ich mit Jobſt; Ihr ſagt uns, was Ihr geſeh'n habt, und Jobſt geht hinüber zu ſeinem Schwager, dem Thürhüter in der Stadtſchranne. Von dem läßt er ſich erzählen. Jobſt erzählt's uns dann wieder, und das wird dann unſere Richtſchnur. Verſteht Ihr?

— Ja.

— Die Hauptſache iſt, daß wir erfahren, auf welcher Seite der Junker ſitzt. Sitzt er auf der Seite nach dem Markte, dann hat's den Satan. Sitzt er auf der Seite nach dem Gaſſel, dann thut ſich's, und wir bringen's vielleicht noch dieſe Nacht zu Stande.

— Conrad!

— Schreit nicht ſo! Hier im Thore paſſen ſie Abends ohnedies auf. — So. Jetzt ſind wir 'rein! — Links das Bergel 'nauf! Dort hinten iſt mein Neſt. Am Tage laſſ' ich mich nie hier ſeh'n. Eine Fluchtröhre muß der Menſch haben wie der Fuchs. Hier in dem Winkel bleibt ruhig ſteh'n. Ich bin in einer Minute wieder da.

Es war finſter geworden, und Conrad verſchwand völlig. Tartſch wartete. Das alte Herz ſchlug ihm ſchmerzhaft gegen die Rippen, und er vertiefte ſich in den Gedanken, ſeinen Junker Hans herauszuhauen, ſei's auch mit Lebensgefahr. Er bemerkte es gar nicht, daß über ihm ein Fenſter geöffnet und eine erkleckliche Feuchtigkeit herabgeſchüttet wurde, welche den Weg über ſeine Hutkappe und ſeine Schultern durchaus nicht verachtete — er kam erſt zu ſich, als er Conrads Stimme wieder hörte.

— Vorwärts! flüſterte dieſer, und hängt Euch an meinen Arm, Ihr fallt ſonſt über die durcheinander liegenden Steine. Sie ſind nicht eingerichtet für die Nacht oder für Wagen. Hier kommt 's ganze Jahr keiner herauf, und ich muß meiner Kathi das Brennholz herauftragen.

Als ſie glücklich unten in der Schottengaſſe waren, bat Tartich um nähere Aufklärung über die Vortheile, welche ſich darböten, wenn Junker Hans nach dem Landskrongaſſel heraus ſäße.

— Dann können wir ihm was beibringen, flüſterte Conrad, wenn er nicht unter'm Dach ſitzt. Und da hinauf ſtecken ſie 'nen Cavalier nicht.

— Wie denn?

— Vom Wirthshauſe. Unter'm Dach haben die Kellner im Wirthshauſe ihre Schlafkammern. Einen kenn' ich, den Friedl; er iſt aus dem Oberland, und gehört in der Stille zu unſerm Glauben. Ich hab' ihn ſelber hingebracht ins Winter-Wirthshaus, wie man's heißt. Der Poſten bei der Schranne iſt zu wichtig. Man hat dort alle naſelang Geſchäfte. Der räumt uns ſeine Kammer ein, und von da unterrichten wir den Junker. Er darf ja doch nicht ſchlafen, und er muß fertig ſein, wenn wir ihn holen woll'n.

— Aber wie holen?

— Nur Geduld! Dazu eben brauchen wir Jobſt und den Thürhüter. So oder ſo. Ein paar Fenſter nach dem Gaſſel ſind ohne Eiſenſtäbe. Hat der Junker ſo 'n Fenſter, dann iſt's kinderleicht. Dann legen wir ein Brett hinüber über's Gaſſel, und er reitet zu uns. Doch glaub' ich das ſelber nicht, wenn die Kotter nicht gar zu voll ſind, ſo geben ſie ihre Vögel nicht in die unvergitterten Käfige. Hat er Eiſenſtäbe, dann müſſen wir von unten hinauf, und brauchen mehr Leute. Die ſchaff' ich ſchon; ich beſorg' das gleich, wenn ich jetzt auf die Seilerſpinnſtatt hinuntergehe zum Jobſt. — Seht Ihr dort die lichten Fenſter! Dort wohnt der Harrach, und da näſeln ſie jetzt — Hanswurſte, Ihr!

So zog er Tartſch über die Freiung hinweg, und, wie er vorausgeſagt, brachte er ihn in den Fenſterwinkel des Winter-Wirthshauſes, und ging von dannen, alles Uebrige zu beſorgen, nachdem er mit dem bewußten Kellner ein paar vertrauliche Worte gewechſelt.

Tartſch hatte wie immer Unglück. Erſtens war die Aufgabe für ihn, den wildfremden Mann, eine unglückliche. Was half es ihm, daß er ſtarr auf die eiſerne Thür hinüberſah? Er kannte ja weder diejenigen, welche hineingingen, noch diejenigen, welche herauskamen. Offenbar hatte ihn Conrad nur auf einige Zeit in Ruheſtand ſetzen wollen, und ihm nur eine gewiſſe Spannung dabei vergönnt. Zweitens war eine Hauptperſon, welche ſelbſt Tartſch für bedeutungsvoll erachtet haben würde, gerade da durch die eiſerne Thür hineingeſchlüpft, als Tartſch dem abgehenden Conrad melancholiſch „Ade!“ und „Gute Verrichtung!“ zuwinkte, alſo nach der Stubenthür blickte und nicht aus dem Fenſter.

Dieſe Perſon wurde innen von dem aufſchließenden Thürhüter ſehr höflich empfangen. Sie war in einen weiten ſchwarzen Mantel gehüllt und trug einen ſchwarzen Hut von feinem Filz, deſſen breite Krämpe zu beiden Seiten aufgerollt war.

Mit milder wohlklingender Stimme ſprach die Perſon zu dem achtungsvoll harrenden Thürhüter:

— Ihr ſeid Anſelm Pudel —?

— Bin ich.

— Nicht blos Thürhüter, ſondern auch thatſächlich Inſpector des Schrannenhauſes?

— Bin ich — ſehr gütig.

— Ihr könnt, wie die Berichte lauten, ganz geläufig leſen und ſchreiben?

— Kann ich — ſehr geſchmeichelt.

— Habt die Freundlichkeit! — Und dabei ging der Mantel auseinander, und aus dem Bruſttheile eines ganz feinen, bis an die Knöchel reichenden ſchwarzen Kaftans zog die Perſon ein gefaltetes Papier und überreichte es dem Pudel.

Er hatte wirklich dieſen unangenehmen Namen, und dies ſtörte ihn ſeit dreißig Jahren. Dieſer Name hatte gewiß dazu beigetragen, daß ſich ein dicker Satz von Galle in ſeinem Gemüthe angeſiedelt, welchem er als Mann von Bildung täglich und ſtündlich entgegenarbeitete durch eine unerſchütterliche Höflichkeit. Ehe er alſo das Papier las, erſuchte er den jungen Jeſuiten — denn als ſolchen bezeichnete ihn die feine ſchwarze Tracht und der eigenthümliche Hut — in das Stübchen zu treten, wo Pudel ſeines gemeinen Dienſttheiles, des Thürhütens, zu warten pflegte.

In dieſem Stübchen ſaß ein rothköpfiger Junge bei einer kleinen Lampe und machte Schreibe-Uebungen. Er machte dieſe Uebungen ſchon ſeit einer Reihe von Jahren, aber ſie wollten nicht gelingen. Dieſer junge Pudel — denn dafür hielt ihn Jedermann, obwol es der alte Pudel leugnete — war ein rechtes Kreuz für den gebildeten Thürhüter und thatſächlichen Inſpector. Der Junge war Natzi geheißen, und zählte gewiß ſchon zwanzig Jahre, ſah aber aus wie ein dummer fünfzehnjähriger Bube. Er hatte einen Schuß von Blödigkeit, und bei ſehr ſtarkem Appetite auf alles Eßbare einen ausgeſprochenen Widerwillen vor allem Gedruckten und Geſchriebenen. Gerade das aber war des alten Pudels Paſſion. Bildung war ſein drittes Wort, Büldung! — mit dieſem volleren Klange nämlich ſprach er es aus — und daß man ihn nicht zum wirklichen Inſpector machte, ſondern, wie der Pater eben geſagt, nur zum „thatſächlichen“, das fraß an ſeiner Seele. Die Dienſte kann ich verſehen, murrte er in ſich hinein, aber die Würde giebt man mir nicht.

— Steh' auf vom Studiren, Natzi, fuhr er laut fort. Und ſchieb' die Lampe her, ſei ſo gut, Natzi! ſetzte er hinzu, um ſeiner Höflichkeitstheorie treu zu bleiben. — Den Polſterſeſſel, lieber Natzi, für Hochwürden!

Während Vater Pudel das Papier an die Lampe hielt, um es zu entziffern, ſetzte ſich Pater Norbert auf den herbeigeſchobenen Seſſel, und ſah lächelnd dem Alten zu, welcher ſich ſeiner

Geſchicklichkeit im Leſen und Schreiben gerühmt, und jetzt erſichtlich mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte bei Entzifferung des großen Schreibens. Er war weitſichtig, und hielt es ſo weit von ſeinem Auge, daß ſein kantiger Kopf im Dunkeln blieb, während das Papier von gelbem Lampenlichte übergoſſen war.

Pater Norbert war derſelbe Geiſtliche, welcher Tags zuvor im Vorzimmer Waldſtein's erſchienen war, und Signor Medardo in Verlegenheit geſetzt hatte durch überraſchende Kunde über Hans von Starſchädel. Er erſchien auch jetzt im Schrannenhauſe wegen des gefangenen Hans von Starſchädel, und darauf bezog ſich das Schreiben, welchem Vater Pudel ſoeben auf den Grund zu kommen ſuchte. Er war ihm endlich auch auf den Grund gekommen. Wenigſtens faltete er es wieder zuſammen, und wendete ſich unter einer vollſtändigen Verbeugung zu dem Jeſuitenpater. Dabei ſchwieg er. Erſt nach einer Weile ſprach er mit unverkennbarer Feierlichkeit:

— Das Marſchalkenamt befiehlt, und ich gehorche mit gehorſamſter Bereitwilligkeit. Der gefangene Mann ſteht zur Verfügung.

— O, nicht zu meiner Verfügung, ſagte Pater Norbert ſanft. —

— Verſtehe ſchon, huſtete Vater Pudel, hab' ja geleſen. Bitte. Für Herrn Rath Gangelberger natürlich.

— Iſt der Herr Rath ſchon hier?

— Gehorſamſt aufzuwarten. Seit einer halben Stunde. Bei den Rapporten oben. Bitte.

— Ich wäre Euch dankbar, Herr Inſpector, wenn Ihr mich zu ihm führen ließet —

— Führen laſſen — (der beſtrittene Titel Inſpector war ſeltenes Labſal) — laſſen? O, bitte! Das iſt meine Erholung, ſolch einer edlen Hochwürdigkeit ſelbſt die Wege zu weiſen. — Natzi, die Kerze — ſei ſo gut! — Und Niemand einlaſſen! Ich zieh' den Schlüſſel ab.

Dies bezog ſich auf die eiſerne Hausthüre und den Schlüſſel derſelben. Man hätte glauben ſollen, der verbietende Befehl an Natzi ſei unnöthig, da Natzi Niemand einlaſſen konnte, wenn der Schlüſſel fehlte. Aber Vater Pudel liebte es, dem jungen Pudel Befehle zu ertheilen, welche ſich von ſelbſt erledigten. Natzi gewann dadurch immerhin das Anſehen eines Beamten.

Rückſichtsvoll ſchritt nun der thatſächliche Inſpector leuchtend neben dem Pater Norbert durch den gewölbten Hausflur auf die Treppe zu. Ein klägliches Oellämpchen, nur am Treppenpfeiler angebracht, kam der Talgkerze zu Hilfe, welche er in der Hand hielt, und da er Filzſchuhe trug, und der Pater leicht und leiſe auftrat, ſo hörte man die beiden dunklen Geſtalten faſt gar nicht.

An der Treppe blieb der Pater ſtehen und ſagte halblaut:

— Dieſer neue Gefangene iſt doch anſtändig untergebracht?

— Anſtändig, Hochwürden? O, ſehr! ich bitte. Es herrſcht für Alle in dieſem Gebäude ein ſtandesgemäßer Anſtand. Leute mit Kleinigkeiten kommen gar nicht her, und Alle, die herkommen, paſſen in die Regiſter Räuber und Mörder und Gottesleugner, und jeder unter dieſen Maleficanten nach Stand und Würden. Dieſer junge Gottesleugner, nach welchem Hochwürden zu fragen belieben, hatte das Anſehen eines Cavaliers, und wurde deshalb mit ſchuldiger Rückſicht tractirt. Nach den Satzungen der peinlichen Ordnung erbat ich mir, als Inſpector, ſein Schwert. Er ſagte einfach „Nein“, und ſetzte mich dadurch in eine kurze Verlegenheit. Ich weiß wohl, was ich dem Ritter und Herrenſtande ſchuldig bin, und verbeugte mich. Detto erſuchte ich ihn alsdann mit noch größerer Höflichkeit, ſich ſeine Baarſchaft und was er ſonſt bei ſich führe, abnehmen zu laſſen. Er ſagte wiederum ſehr einfach: „Nein!“ Ich verbeugte mich nach kurzer Ueberlegung wiederum. Es wurden dies Gegenſtände für den Rapport, welche ich dem Schreiber des Hauſes ſofort in die Feder zu dictiren pflege, als — Inſpector. Uebrigens erweckte das cavaliermäßige Betragen des neuen Gefangenen die entſprechenden Gedanken in mir. Er iſt ein Cavalier, dachte ich, ihm gebührt das beſte Zimmer. Dies iſt auf der Mittagſeite gelegen. Denn, wie man zu ſagen pflegt, wo die Sonne nicht hineinkommt, da kommt der Doctor hinein, und wenn auch die Ausſicht auf den Markt unterhaltender iſt, ſo ſind doch die Zimmer nach dem Landskrongaſſel heit'rer — des Sonnenſcheins wegen, und abſonderlich das, welches keine Eiſenſtäbe hat. In dieſem ſitzt der neue Gefangene.

Pater Norbert erwiderte nichts, ſondern winkte nur leicht mit dem Kopfe nach der Treppe hinauf. Geräuſchlos ging es über die ſteinerne, etwas feuchte Stiege weiter. Sie führte auf einen gewölbten Gang, der ſich in unregelmäßiger Wendung nach rechts und links hin erſtreckte. Pudel wendete ſich links und wollte eben die nächſte Thür öffnen. Da legte der Pater leiſe ſeine linke Hand auf die rechte Hand Pudel's. Pudel hielt inne und ſah ihn fragend an, kaum hörbar das Wort: „Bitte!“ flüſternd. Der Pater ſchien ſich zu beſinnen, ob er die Frage thun ſolle. Pudel ſeinerſeits ſchien zu wiſſen, was kommen würde. Sein altmodiſches großes Geſicht mit großem Munde und großer Naſe drängte all ſeinen Ausdruck in die — Kalbsaugen, um es kurz zu ſagen, welche jetzt eigenthümlich hin- und herirrten. Die hohen Schultern, in denen der Kopf ſo tief eingerammt ſaß, daß oberflächliche Leute den Pudel für bucklicht hielten (was er nicht war), ſchienen leicht zu zucken, gleich als wollten ſie ſagen: weiß ſchon, ohne einen geheimen Auftrag, den der Richter nicht zu wiſſen braucht, geht's bei den geiſtlichen Herren nicht ab.

Endlich that der Pater die Frage doch, aber ſo, daß er dem thatſächlichen Inſpector ein ſehr feines Gehör zutraute. Sie lautete:

— Iſt neben dem Verhörzimmer nicht ein ſchicklicher Raum, in welchem man ſich unverfänglich niederlaſſen, in einem Buche leſen und —

— Den Gefangenen hören kann? ergänzte Pudel.

Der Pater nickte ſehr gleichgiltig.

— Ganz natürlich. Darauf muß ja Bedacht genommen werden — hier die kleinere Thür, an welcher wir vorübergegangen. Hochwürden werden abgehen, als gingen Sie ab, und ich warte hier auf dem Gange pflichtſchuldigſt; nachdem ich nebenan geöffnet und in erleuchteten Stand geſetzt — wird Alles pflichtſchuldigſt vollzogen werden.

— So öffnet jetzt hier!

Dies geſchah. Es war ein großer, gewölbter Raum, in den ſie traten. Ein länglich runder Tiſch in der Mitte. Daran ſaß vor zwei Kerzen Rath Gangelberger, in Papieren leſend und mit der Feder notirend. Er ſtand auf und ging dem Pater, welchen er augenſcheinlich erwartet hatte, höflich entgegen. Pater Pudel verſchwand.

6.

Pater Norbert und Rath Gangelberger ſaßen neben einander an dem eirunden grünen Tiſche, und unterhielten ſich von vornherein leicht, faſt heiter über perſönliche Intereſſen, als ob ſie ſich in einer Geſellſchaft begegnet wären, nicht aber im Gerichtshauſe. — Rath Gangelberger, ſein populäres, friſches Naturell gar nicht verleugnend, ging intim auf die Gemüthszuſtände des jungen Paters ein, und drückte ihm mit dem Accente der Wahrheit ſeine Bewunderung aus, daß der junge Herr Graf ſo tapfer und entſagend einen Beruf auf ſich genommen habe, welcher ſo ſchwere Haltung, ſo läſtige Entbehrung auferlege, und ſo grell abſteche von den Jugendgewohnheiten auf den mähriſchen Herrſchaften —

— Laſſen wir dieſe Erinnerungen, lieber Rath, ſie verwirren mich doch noch manchmal. Es iſt gut ſo, wie es iſt, und meine fromme Mutter hat Recht gethan, mich als jüngſten Sohn ſolcher Laufbahn zu widmen. Sie iſt glücklich darüber.

— Und geſund?

— Ziemlich geſund.

— Ich habe ſeit mehreren Jahren nicht die Ehre gehabt, ihr meinen Reſpect auszudrücken. Das letzte Mal geſchah's, als ich mit dem Herrn Cardinal von Dietrichſtein durch Mähren nach Prag reiſte. Ich fungirte als juriſtiſcher Schreiber in der leidigen Auseinanderſetzung zwiſchen Kaiſer Rudolph und unſerer jetzigen Majeſtät über die Beſitztitel — ſchweigen wir davon; dieſe Streitigkeiten an höchſter Stelle haben unſern Principien ſchwere Wunden geſchlagen.

— Leider!

— Damals waret Ihr als zierlicher Junker erſt kürzlichſt nach Ingolſtadt zu den Studien abgegangen, und die Frau Mutter Gräfin war noch ſehr betroffen von ihrem eigenen Entſchluſſe. Oheim Zdenko war zum Beſuche da, und ärgerte ſie mannigfach mit ſeiner Freigeiſterei. Der iſt nun auch aus der Welt verſchwunden, und es verlautet gar nichts darüber, was aus ihm geworden —?

— Gar nichts.

— Und das große Vermögen iſt mit ihm verſchwunden?

— Verſchwunden.

— Wie iſt das möglich?

— Er hatte Alles zu Geld gemacht.

— Und die Erben? Euer Zweig iſt ja doch auch betheiligt?

— Kaum. Oheim Zdenko hatte eine Nichte, die nach Schleſien geheiratet. Sie gilt für die nächſte Erbin, und ein Sohn von ihr hat ſich auch kürzlich gemeldet. Ein zweideutiger junger Mann. Ich vermuthe nach den Meldungen des Medardo: es iſt derſelbe, welcher geſtern mit dem Junker aus dem Reiche hier einpaſſirt iſt.

— Ah? Ja, ja, es waren ihrer Zwei. Ich habe die Vögel geſtern Abends im Wirthshauſe geſehen, wo ich zur Nacht ſpeiſte. —

— Ja.

— Ihr wißt —?

— Medardo hat uns die Scene geſchildert. Mitzlau heißt er, und er ſcheint ſich ähnlich geäußert zu haben wie der ſächſiſche Ketzer.

— Er hatte nicht viel Gelegenheit —

— Meine Mutter hat mir ihn heute ſo dargeſtellt.

— Die Frau Mutter Gräfin iſt in Wien?

— Heut' Morgen iſt ſie gekommen und bei Harrach's abgeſtiegen. Sie iſt ſehr erſchüttert von den Zuſtänden in Mähren und meint, die Mehrzahl der dortigen Herren werde ſich den aufrühreriſchen Böhmen anſchließen.

— Das fürcht' ich auch.

— Die Dietrichſtein und Liechtenſtein haben allen Einfluß auf die Unzufriedenen verloren, ja unſer Vetter Ladislaus Zierotin auf Lundenburg iſt mit ſeiner Mannſchaft nach der böhmiſchen Grenze aufgebrochen, um dem ſchlimmſten von allen, dem Grafen Thurn, ſeinem Schwager, die Hand zu reichen.

— Ein Zierotin! Eure Familie war ſtets —

— Ein Zierotin?! Meine Mutter ſagt, noch fünf andere unſeres Namens ſeien im Begriff, vom Kaiſer abzufallen. Sie hatte wol recht, mich bei Zeiten fortzuſchicken. Es iſt dort Alles angeſteckt. Rieth doch geſtern ein Liechtenſtein oben in einer Conferenz, der Kaiſer möge ſich nachgebend und verſöhnlich zeigen, ſo daß ihm unſer einziger Hort, der Herr Erzherzog Ferdinand, zurufen mußte: „Liechtenſtein, Du haſt noch zu viel lutheriſches Geblüt in Dir!“ Die Zeit iſt furchtbar!

— Das iſt ſie —

— Aber gehen wir an unſer Geſchäft. Ich möchte meine Mutter heute Abends noch eine Viertelſtunde ſprechen.

Und nun begann der junge Pater, welcher noch eben den Sprößling einer mähriſchen Grafenfamilie in liebenswürdiger Kindlichkeit gezeigt hatte, eine ſtreng politiſche Darſtellung. Sie war dazu beſtimmt, den Rath Gangelberger aufzuklären über den Standpunkt und die Anſchauung der Regierung in Bezug auf den gefangenen ſächſiſchen Junker, das heißt in Bezug auf die Stellung, welche das Erzhaus zum deutſchen Reiche einnahm. Die ganze Politik damaliger Zeit ward in dieſem Vortrage erſchöpft, und Gangelberger ſelbſt hörte mit Erſtaunen zu, wie ſyſtematiſch und kühl erwogen der junge Jeſuit den weiteſten Zuſammenhang der in Rede kommenden Dinge nachzuweiſen wußte. Gerade weil der Vortragende noch ſo jung war, erkannte man die große Macht einer Schule, welche in dem Jeſuitenorden gegründet und bis zur Vollendung ausgebildet war.

Dieſer Orden, damals etwa achtzig Jahre alt, entwickelte ſich zu Anfang des dreißigjährigen Krieges mit überraſchender Kraft. Er war von Paris ausgegangen, aber Paris war nur zufällig der Entſtehungsort einer Verbindung, welche ſpäter in Rom ihr Sehnen- und Nervengeflecht erhielt. In einer Capelle des Montmartre hatte ſich im Jahre 1534 ein Bund enthuſiaſtiſcher junger Prieſter zuſammengefunden, welche ſich der Heidenbekehrung widmen und zunächſt nach Jeruſalem wandern wollte. Dieſe jungen Prieſter waren der Geburt nach Spanier, Portugieſen und Franzoſen. Zwei Spanier unter ihnen, Ignaz von Loyola und Jacob Lainez, wurden die Hauptperſonen, Loyola durch ſeinen ſchwärmeriſchen Eifer, Lainez durch ſeine Klugheit. Der Türkenkrieg vereitelte die Abſicht einer Wanderung nach Jeruſalem, und die Bundesbrüder zerſtreuten ſich.

In Italien fanden ſich die wichtigeren wieder zuſammen, und in Rom ſchilderte Loyola eines Morgens ſeinen Genoſſen einen wunderbaren Traum, in welchem ihr Bund als die „Geſellſchaft Jeſu“ vor ſeinen Blicken erſchienen ſei. Jetzt entwarfen ſie Statuten, und fügten zu den herkömmlichen Gelübden geiſtlicher Orden (Armuth, Keuſchheit und Gehorſam) noch dieſes: daß ſie unweigerlich und ohne Lohn als Miſſionäre in jedes Land der Erde ziehen würden, in welches der Papſt ſie ſchicken wolle, und daß die Novizen auch durch die niedrigſten Dienſte bei Kranken geprüft werden ſollten. Ein Ehrenpunkt der neuen geiſtlichen Ritterſchaft zum Beiſpiele ſollte es werden, die ekelhafteſten Geſchwüre der Kranken in den Spitälern aufzuſaugen. Exaltirte Hingebung alſo an den Papſt ſowol, als an den Beruf, war die Entſtehungsquelle des Ordens, und hierin war Loyola das Haupt. Deshalb iſt es richtig, daß er als Stifter der Geſellſchaft in die Geſchichte eingeführt worden iſt, denn Papſt Paul III. beſtätigte im Herbſte 1540 den alſo von Loyola entworfenen Orden, und Loyola wurde auch zum erſten General des Ordens ernannt. Hiemit ſchließt aber auch ſein Einfluß. Das merkwürdige innere Gefüge des Ordens, durch welches er weltgeſchichtlich geworden iſt, ſtammt nicht von ihm, ſondern von Jacob Lainez und deſſen Freunden, welche nicht in religiöſer Schwärmerei, ſondern in politiſcher Klugheit einen Ordensſtaat ausbildeten, welcher einzig in ſeiner Art daſteht. Die unbedingte Ergebung an den Papſt und an den Papſt allein behielten ſie bei, und erreichten dadurch zunächſt eine Reihe von Vorrechten, welche keinem andern Orden jemals zugeſtanden worden ſind, und welche weder in Kirche noch Staat jemals eine Körperſchaft beſeſſen hat. Sie erhielten alle Rechte der Bettelmönche und Weltgeiſtlichen zuſammen. Sie wurden von jeder weltlichen und biſchöflichen Gerichtsbarkeit, von jeder Aufſicht und Beſteuerung gänzlich befreit. Sie durften prieſterliche Amtshandlungen überall und zu jeder Zeit ausüben, auch zur Zeit eines Interdicts, welches alle übrigen geiſtlichen Amtshandlungen verbietet. Sie durften von allen Sünden und Kirchenſtrafen eigenmächtig abſolviren. Sie durften Gelübde der Laien nach ihren Zwecken umwandeln, durften ohne päpſtliche Beſtätigung Kirchen und Güter erwerben und Ordenshäuſer anlegen, ja durften ſich ſelbſt freiſprechen von canoniſchen Satzungen, ſelbſt vom Gebrauche des Breviers. Ihr General endlich erhielt unumſchränkte Gewalt über die Mitglieder, und dieſe mußten ſich zu jeder Aufgabe verwenden laſſen. Kurz, der Orden wurde gegenüber der entſtehenden Reformation als ein ſelbſtſtändiges Kriegsheer errichtet, und dies Kriegsheer wurde einem Dictator übergeben. Sicherlich ein ſtarker Gedanke in einer Zeit der Gefahr.

Ebenſo zweckvoll, klug berechnet, ſcharf gegliedert, ſtreng gehandhabt war die innere Organiſation dieſes prieſterlichen Kriegsheeres.

Die Mitglieder wurden ausgeſchickt in die Welt mit dem Zwecke, ſich in alle Zweige der menſchlichen Geſellſchaft einzuleben; frei nach außen, innerlich ſtreng gebunden an den Geiſt und die Disciplin des Ordens. Sie waren praktiſch abgetheilt in Claſſen und Stände, und ihre Rekrutirung wurde keineswegs, wie bei andern Orden, dem Zufalle überlaſſen. Nein, mit beſonderer Umſicht und weitſehendem Blicke wurden die Novizen ausgeſucht. Vornehme Menſchen im weiteſten Sinne des Wortes waren allein willkommen, vornehm durch Geburt und Stellung, vornehm durch Anlage und Fähigkeit. In letzterem Punkte huldigte man ſtreng dem demokratiſchen Grundſatze: unbekümmert um das Herkommen, jedes Talent zu verwenden und ſeiner Thätigkeit gemäß in die Höhe zu bringen. Demgemäß erfolgte auch die Ausbildung und Verwendung der Einzelnen mit feiner Berückſichtigung der Anlage jedes Einzelnen. Man erzog ſich Specialitäten, und die Aufſicht im Noviziathauſe war ein immerwährendes pſychologiſches Studium für die Leiter. Wie groß aber auch die Beachtung von Talent und Fertigkeit war, Entſagung und Gehorſam mußten doch ſtets die Grundlage bleiben. Zeigte die fähigſte Novize hierin Eigenwillen und Widerſetzlichkeit, ſo ſtockte ihre Laufbahn, und es wurde ihr nichts Wichtiges anvertraut.

Zwei Jahre müſſen die Zöglinge im Noviziathauſe zubringen. Dann erſt können ſie ihre theologiſchen Studien beginnen und unter die wirklichen Glieder aufrücken. Die geringſten unter dieſen ſind weltliche Mitarbeiter (Coadjutoren). Sie leiſten kein Kloſtergelübde, und können wieder aus dem Orden entlaſſen werden. In dieſer Claſſe finden ſich die wichtigſten weltlichen Perſonen: vornehme Weltleute, Staatsmänner, ja ſelbſt regierende Fürſten.

Der nächſte Rang ſind die Scholaſtiker und geiſtlichen Coadjutoren. Sie ſind vorzugsweiſe Gelehrte, welche ein feierliches Mönchsgelübde abgelegt haben, und beſonders zum Unterrichte der Jugend verpflichtet werden.

Der oberſte Rang ſind die Profeſſen, die erfahrenſten Mitglieder, deren Weltklugheit und Treue außer Zweifel. Sie übernehmen alle wichtigen Miſſionen, werden Beichtväter der Fürſten, vertreten den Orden da, wo er im Großen zu regieren hat, und ſind vom Unterrichte der Jugend dispenſirt.

Sie nur wählen den Ordensgeneral aus ihrer Mitte. Er wählt aus *ihrer* Mitte die Aſſiſtenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren. Er iſt lebenslänglich in ſeinem Amte und wohnt in Rom. An ſeiner Seite ſind fünf Räthe, welche die fünf Nationen repräſentiren: die italieniſche, die deutſche, die franzöſiſche, die ſpaniſche, die portugieſiſche. — Allmonatlich erhält er Bericht von den Provinzialen; vierteljährig von den Superioren der Profeßhäuſer, von den Rectoren der Collegien und von den Noviziatmeiſtern über Ordens-Begebenheiten, politiſche Ereigniſſe, Charaktere, Fähigkeiten und Verdienſte aller einzelnen Glieder. — Demgemäß befiehlt er bis zur Verwendung einer Novize. Blindlings muß ihm gehorcht werden, und er kann ändern (ſelbſt die Ordensregeln) und ſtrafen, wie er will.

Hauptſitze in Deutſchland waren die Univerſitäten Wien, Prag und Ingolſtadt. Prag war ſoeben verloren gegangen: die böhmiſchen Rebellen hatten den angekündigten Entſchluß durchgeſetzt, und am Tage nach dem Fenſterſturze waren die Jeſuiten in feierlichem Zuge, das Kreuz voran, über die Moldaubrücke in die Verbannung gewandert. Sonſt waren ſie um dieſe Zeit überall in voller, ja aufſteigender Macht und Kraft. Zwei furchtbare Kriſen hatten ſie in Frankreich und Spanien glücklich überſtanden. Aus Frankreich nämlich waren ſie verwieſen worden im Jahre 1594 in Folge eines Attentats, welches der Jeſuit Chatel auf Heinrich IV. unternommen hatte. Heinrich IV. aber hatte ſie ſelbſt wieder aufgenommen, und als er bald darauf von Ravaillac ermordet wurde, konnte der Beweis nicht geführt werden, daß der Mord durch die Jeſuiten angeſtiftet worden ſei.

Die zweite Kriſis war in Spanien entſtanden, wo ein Jeſuit — Mariana — 1598 ein Buch herausgegeben hatte, welches den Königsmord unter gewiſſen Umſtänden für zuläſſig, ja wol für verdienſtlich erklärte. Der weltliche Sturm, welcher ſich dagegen erhob, wurde aber raſch von ihnen dadurch beſchwichtigt, daß ſie dies Buch ihres Mitgliedes öffentlich und feierlich verurtheilten.

Ihre Anzahl, über den ganzen Erdboden verbreitet, ſchätzte man beim Ausbruche des großen deutſchen Krieges über Hundertdreißigtauſend.

In dieſes echt romaniſche Inſtitut — denn der Romane verzichtet leicht auf perſönliche Freiheit und eigenthümliche Entwicklung — war denn auch ein junger Sproß aus dem Hauſe Zierotin eingetreten. Die Zierotin's rühmten ſich, von den ruſſiſchen Großfürſten abzuſtammen, und bildeten die mächtigſte Familie in Mähren. Jaromir von Zierotin, jetzt Norbert genannt, war mit zwanzig Jahren nach Ingolſtadt gekommen, und hatte dort mit Fleiß und Aufmerkſamkeit den Unterricht der Jeſuiten genoſſen. Zunächſt als bloßer Studioſus. Dann war er auf Antrieb ſeiner Mutter in das Noviziathaus der Jeſuiten eingetreten, und hatte den zweijährigen Dienſt der Prüfung und Vorbereitung tadellos beſtanden. Er wurde von allen Vorgeſetzten belobt und empfohlen, und dies trug natürlich dazu bei, daß er bereit war, auch in die weitere ſtrenge Laufbahn des Ordens einzutreten, will ſagen: auch das Mönchsgelübde abzulegen. Er ſtockte nicht vor dieſem Entſchluſſe. Obwol jung, ſchön und wohlhabend, hatte er doch bis daher nichts Eigenthümliches in ſich entwickelt. Weder Freundſchaft noch Liebe, noch irgend eine Leidenſchaft hatte ihm zu ſchaffen gemacht; ſein eigentlich perſönliches Weſen war ein unbeſchriebenes Blatt geblieben. Die formellen Aufgaben ſeines neuen Standes ſchienen ihn ganz auszufüllen. Beſonders die politiſchen Wiſſenſchaften, das Kirchen- und Staatsrecht damaliger Zeit waren ihm geläufig, und ſeine Vorgeſetzten empfahlen ihn nach Rom vorzugsweiſe für das, was man in neuerer Zeit eine diplomatiſche Carrière nennt. Dies war innerhalb des Jeſuitenordens ein ſehr ausgebildetes und ſehr wichtiges Fach, und es kam ihm ſowie ſeiner Mutter recht ungelegen, daß ſein Vater Anſtand nahm, ihn unwiderruflich eintreten zu laſſen in dieſe Bahn. Der Vater wünſchte, daß die Ablegung des Mönchsgelübdes noch verſchoben bleibe. Wenigſtens wollte er, ein kränklicher alter Herr, den Sohn noch ein Mal ſehen vor dieſem großen Schritte. Da nun Erzherzog Ferdinand, ſehr vertraut mit den Ingolſtädter Schulen, in denen er ſelbſt gebildet worden, den Wunſch geäußert hatte, dieſen hoffnungsvollen Zögling in Wien zu haben, ſo war der junge Zierotin im Monate Februar nach Wien verſetzt worden. Durch Franken, Sachſen und Böhmen hatte er die Reiſe gemacht und unterwegs zahlreiche Aufträge des Ordens verbreitet. Anfangs März traf er in Wien ein und fand die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Jetzt ward die Ablegung des Gelübdes ſein nächſtes Vorhaben, und er meldete ſich dazu. Aber der Ausbruch in Böhmen ſteigerte die Thätigkeit in dem politiſchen Bereiche, welchem er zugetheilt war, und der Herr Erzherzog nahm den jungen Pater, welcher juſt aus Böhmen angekommen und mit der neueſten Lage der an Böhmen grenzenden Länder vertraut war, ſo in Anſpruch, daß die innere Ordens-Angelegenheit augenblicklich zurücktreten mußte vor der drängenden politiſchen Aufgabe.

Den Junker Hans von Starſchädel namentlich hatte der junge Norbert ſchon in Dresden und in Prag beobachtet; es war alſo ganz natürlich, daß es ihm übertragen wurde, das Verfahren mit dem ſächſiſchen Ketzer zu leiten.

Von dieſem Zuſammenhange deutete er indeſſen nur wenig an, als er dem Rathe Gangelberger die einleitenden Eröffnungen machte. Er war bereits zu gut geſchult, um mehr als das Nothwendige zu äußern, ſelbſt gegen einen Mann wie Gangelberger, welcher notoriſch der katholiſchen Sache ergeben war. Jeder habe ſeinen Theil, und nur ſeinen Theil; das Weitere gebührt nur dem Höheren, das Ganze nur dem Höchſten. Das war ein Grundſatz des Ordens.

— Es verſteht ſich von ſelbſt, ſagte er unter Anderem, daß die gotteslaſterliche Scene am Heilthumſtuhle für Eure Unterſuchung nur den Anknüpfungspunkt zu bieten hat. Sie ſieht dem Charakter des jungen Ketzers, welcher uns ſchon bekannt iſt, nicht ſehr ähnlich. Man irrt ſich indeſſen leicht in den Charakteren, und da ſie der Schlüſſel ſind zu den Handlungen, und der junge Ketzer erſt ſeit Monatsfriſt beobachtet worden iſt, ſo wird die Schilderung ſeines innerlichen Weſens uns ſehr willkommen ſein. Von größter Wichtigkeit iſt aber, genau zu erfahren, wie weit ſeine politiſchen Aufträge gehen. Er hat deren, das iſt außer Zweifel. Man hat ihn in Dresden mit Perſonen verkehren ſehen, welche mit dem Kurfürſten vertraut ſind. Das iſt an einem Weimariſchen auffallend. Die ältere Linie, welche in Weimar regiert, haßt die jüngere Linie in Dresden, weil und ſeit durch Moriz die Kurwürde der älteren Linie entriſſen und an die jüngere Linie gebracht worden iſt. Wenn alſo trotzdem vertrauliche Unterhandlungen ſtattfinden, ſo muß etwas Ungewöhnliches im Werke ſein. Dies wäre in Betreff Weimars ſehr zu beachten. Dort horſtet jetzt ein volles Neſt ſtarker Vögel. Die ſehr aufgeweckte dort regierende Frau hat ſechs Söhne. Alle ſind geſund und begabt und ſpähen umher, wo in dem ausbrechenden Kriege eine Beute für ſie zu holen ſei. Es iſt alſo zu ergründen, was der Sendbote dieſer Adlerbrut hier beabſichtigt. Es kann dies ſehr weit reichen; denn in Weimar und

Jena hat ſich der freche Unternehmungsgeiſt der Wittenberger traditionell fortgeerbt. Die albertiniſche Linie in Dresden hat ſich in beſchränkterem Sinne dem proteſtantiſchen Dogmatismus — wie ſehr dies ein Widerſpruch in ſich ſelbſt ſein mag! — hingegeben, und ſtrebt ſo gut wie gar nicht mehr nach Weiterem. Die erneſtiniſche Linie aber, vielleicht weil ſie gelitten und an Land und Leuten viel verloren hat, iſt weitſichtig geblieben und ſpeculirt ins Große. Die geſunde Mutter der ſechs Söhne hegt deshalb auch die eigene Sorte deutſcher Gelehrten um ſich, welche gleich Luther und Melanchthon aus der bibliſchen Sprachkenntniß ungethüme Plane entwickeln für den unklaren und unbändigen deutſchen Sinn. Ein ſteinalter Profeſſor, Namens Hortleder, iſt der heutige Luther in Weimar. Er erzieht die Prinzen und hat auch dieſen Hans von Starſchädel erzogen. Mit irgend einem Plane des alten Profeſſors ausgerüſtet, iſt dieſer Starſchädel nach Dresden geſchickt worden, welches man ſonſt in Weimar ſo bitter haßte wie Rom. Was kann dies für ein Plan ſein? Nichts iſt uns ſo bedenklich, als dies Zeichen, daß dieſe ketzeriſchen Secten Vereinigungspunkte ſuchen. Nichts iſt uns ſo wichtig, als daß die kurfürſtliche Regierung in Dresden auch ferner abgeſondert verbleibe von ihren Verwandten. Sie wird in der nächſten Zeit hochwichtig für uns. Denn die böhmiſche Rebellion wird in nächſter Zeit der Angelpunkt für die katholiſche Chriſtenheit und für das römiſch-deutſche Reich, und die böhmiſche Rebellion iſt leider ſchon in lebhaftem Verkehr mit der kurfürſtlichen Regierung in Dresden. Graf Schlik iſt allwöchentlich unterwegs zwiſchen Prag und Dresden, und hat ſchon mehrfache Beſprechungen gepflogen mit dem ſächſiſchen Kurfürſten ſelber. Wie weit iſt dies Verſtändniß bereits gediehen? Dies iſt vielleicht von dem Starſchädel zu erfahren. Er iſt in Geſellſchaft Schlik's von Dresden nach Prag geritten, und iſt in Prag von den ketzeriſchen Cavalieren wie ein eingeweihter Abgeſandter behandelt worden. Namentlich hat ihn der von Loß, ein Mann von ſchwerer Bedeutung unter den

Rebellen, in ſein Haus aufgenommen. Dies ungefähr — ſchloß der junge Jeſuit — wären die beſonderen Geſichtspunkte, unter welchen Ihr das Verhör leiten möget. Iſt Euch noch etwas unklar?

— Das nicht, entgegnete nach einigem Zögern Rath Gangelberger, welcher mit geſchloſſenen Augen zugehört hatte, aber unvollſtändig bleibt die politiſche Mittheilung nach einer wichtigen Seite hin.

— Nach welcher?

— Nach der calviniſchen. Ihr ſagt kein Wort von den Schritten des rheiniſchen Kurfürſten, welcher notoriſch ebenfalls ſeine Anhänger in Böhmen hat, und gewiß auch ſeine —

— Seine Sendboten? Allerdings. Aber wir haben bis jetzt kein Anzeichen, daß dieſe mit den ſächſiſchen zuſammenhängen. Wir hoffen im Gegentheile, daß ſie einander kreuzen und uns dadurch in die Hände arbeiten werden. Ein Herr Achatius von Dohna iſt von Heidelberg nach Böhmen unterwegs. Wir fahnden auf ihn, wie auf dieſen Starſchädel. Und er wäre uns noch lieber. Wir halten den rheiniſchen Kurfürſten in Heidelberg für viel gefährlicher als den ſächſiſchen in Dresden. Dieſer iſt ein pedantiſcher Herr, welcher ſeinen Stolz darin ſucht, das Zünglein in der deutſchen Wage zu ſein; der Heidelberger aber iſt ein Leichtfuß, welcher zu jeder Verwegenheit bereit iſt, beſonders weil er die ketzeriſche Prinzeſſin aus England geheiratet hat und auf unberechenbare Hilfe von dorther hofft.

— Und der Gedanke kommt Euch nicht, daß eben in Böhmen eine Vereinigung all dieſer ketzeriſchen Secten verſucht werden könnte?

Der junge Jeſuit ſchwieg auf dieſe Frage.

— Es wäre dies der größte Gedanke unſerer Gegner und der gefährlichſte für unſere Sache, fuhr Gangelberger fort.

— Für unſere heilige Sache, verbeſſerte der junge Jeſuit. — Ich habe ihn vorhin berührt bei dem Namen Hortleder —

aber Menſchenwitz iſt mannigfaltig. Deshalb eigenſinnig. Nur die geoffenbarte Kirche überwindet jeden Widerſpruch. Horcht indeſſen nach dieſer Richtung hin beim Verhör. — Und nun will ich Euch nicht länger aufhalten.

Er ſtand auf und ging. Gangelberger geleitete ihn bis an die Thür, und rief nach Pudel. Pudel war nicht weit, und ſchlürfte auf ſeinen Filzſchuhen herbei, um den Pater zu geleiten.

— Noch Eins! ſprach dieſer leiſe zu Gangelberger, indem er in der Thüre ſtehen blieb. Verfahrt in jeder Form leiſe, fein und höflich mit dem Starſchädel. Er darf keine Beſchwerde über äußerliche Härte in die Hand bekommen. Dies wünſcht man durchaus zu vermeiden. Er kann zu gewinnen ſein, und dies wäre das Beſte. Er kann aus anderen Gründen wieder freigegeben werden, und dann will man trotz Schranne und Verhör einen freundlichen Eindruck bei ihm zurücklaſſen. Ihr verſteht? Der Herr Erzherzog muß Kaiſer werden. Dazu braucht er die Stimmen der Reichsfürſten. Man kann nicht wiſſen, ob den ſechs Raubvögeln in Weimar nicht — wenn ſich Uebergänge finden — Stellungen in Ausſicht gerückt werden könnten. Sie ſollen begabte Geſchöpfe ſein. Dazu wäre dieſer Starſchädel der Vermittler. Jedem Vermittler zeigt man weiche ſtreichelnde Hände. Ihr verſteht? Dies wird nachdrücklich gewünſcht.

Die letzten Worte ſprach er etwas herriſch, und verſchwand.

Sie mißfielen Gangelberger. Bei aller Politik war dieſer doch im Grunde Juriſt und gerichtlicher Geſchäftsmann. Die hundertfältigen Rückſichten fingen an, ihn zu beläſtigen. Die Befehle unklaren Urſprungs, die ſklaviſche Stellung, welche einem kaiſerlichen Rathe zugemuthet wurde — kurz, er war verdrießlich und zog heftig an der Glockenſchnur, welche über dem grünen Tiſch herabhing. Dann ging er im Zimmer hin und her, und läutete nach kurzer Weile noch einmal und noch verdrießlicher, weil Niemand gekommen war auf den Glockenruf.

Auch dies hatte keinen Erfolg. Man weiß, wie unangenehm ein choleriſcher Menſch durch ſolche Erfolgloſigkeit aufgeregt werden kann. Gangelberger eilte mit großen Schritten nach der Thür, öffnete ſie und rief nach Pudel. Dadurch entſtand für Vater Pudel eine Verlegenheit. Er hatte den jungen Pater in das Nebenzimmer gebracht und hatte eben unter Hindeutung auf die Thür, welche ans Verhörzimmer Gangelberger's ſtieß, ſein höfliches Bedauern ausgeſprochen, daß dieſe Thür ſchadhaft und durch einen großen Sprung, will ſagen durch einen klaffenden Riß entſtellt ſei. Er hatte außerdem beklagt, daß Se. Hochwürden in ſeiner Ruhe geſtört ſein könnten, wenn das Verhör daneben laut würde — da hörte er den Ruf ſeines Namens. Der Ton des Rufes ließ keinen Zweifel übrig, daß Rath Gangelberger nicht ſcherzhaft aufgelegt ſei. Was thun? Durch eiliges Hinaustreten auf den Gang die vertrauliche Unterbringung des Paters nahe an der geborſtenen Thür dem erzürnten Rathe bloßzulegen, ſchien durchaus unangenehm. Pudel wenigſtens war dagegen, und beſchäftigte ſich angelegentlich mit dem Lichte, welches er auf einen Tiſch im Ofenwinkel geſtellt hatte, und deſſen ſtarker „Rauber", wie er nach Wiener Brauch die Schnuppe nannte, ihn zu betrüben ſchien. Wenigſtens klagte er über die Seifenſieder, die ſich alle Tage mehr herausnähmen; aber er bezeigte der peinlichen Situation ſeine Achtung dadurch, daß er ganz leiſe auf den Seifenſieder ſchalt. Auf dieſe Weiſe hörte er auch während ſeines Sprechens ganz gut, daß Rath Gangelberger außen vorüber und die Treppe hinabging. Nun verließ er raſch das Zimmer, die Thür desſelben öffnend und ſchließend, und begab ſich eilig ebenfalls an die Treppe.

— Gehen der Herr Rath ſchon nach Hauſe? rief er mit den höflichſten Tönen ſeines Organs hinab, und hielt ſeinen Leuchter hoch von ſich, als ſollte der Lichtſchein bis ins „Gaſſel" hinab den Forteilenden geleiten. Er ſah dabei ganz maleriſch aus, der alte vierkantige Knabe, deſſen großer Kopf jetzt gar keinen Hals unter ſich zu haben ſchien, und deſſen Kälberaugen die thieriſche Unſchuld hinabblitzten.

Man kann ſich denken, in welcher Stimmung der Rath zurückkam. Ein Hagelwetter von Vorwürfen über ſolche nichtswürdige Hausordnung überdeckte Pudel, der mit keiner Wimper zuckte, ſondern in unerſchütterlicher Höflichkeit entgegnete: die Glocke im Verhörzimmer führe ja zum Schließer, und gehe nur dieſen an.

— Und wo iſt, wo bleibt denn der Kerl?

— Geſtrenger Herr Rath vergeſſen halt in nicht todt zu machender Thätigkeit, daß heute Sonn- und Feiertag iſt. Da hat der Schließer ſeinen Ausgang, und wenn er ausgeht, labt er ſich halt am „Heurigen". —

— Der Kerl iſt nicht da, obwol ich —?

— Gewiß iſt er da. Er iſt ja geholt worden, als Euer Gnaden gegen Abend ſagen ließen, daß ein Verhör —

— Warum kommt er alſo nicht?

— Der Heurige, Geſtrengen, der Heurige macht einen ſo feſten Schlaf, und am Sonn- und Feiertage glaubt halt ein geplagter Diener wenigſtens ſchlafen zu können in Oeſterreich. —

— Das Maul halten! den Schließer wecken, den Gefangenen von heute Mittag ins Verhörzimmer, zwei Schardiener hier auf dem Gange aufſtellen, raſch!

— Die Schardiener, Geſtrengen, haben auch Sonn- und Feiertag, und —

— Sind nicht da?

— Waren nicht zu finden, obwol bis in den Neuen Werd hinausgeſchickt worden iſt zu den Jägerſchänken. —

— Das iſt ja eine nichtswürdige Wirthſchaft in dieſem Gerichtshauſe!

— Der Tag des Herrn, Geſtrengen —

— Das Maul halten. Ich werde dieſen Schlendrian zuſammenrütteln, daß Euch die Ohren klingen ſollen. Zwei

Mann Stadtgarde von der Wacht im Tiefen Graben holen laſſen und den Gefangenen vorführen. Marſch!

Es dauerte faſt eine halbe Stunde, bis dies Alles bewerkſtelligt war, und Gangelberger hatte immer mehr eingebüßt von der Ruhe, welche einem Verhörrichter nothwendig iſt, beſonders wenn er ſo viel politiſche Rückſichten einhalten ſoll.

Endlich ging die Thür ſeines Zimmers auf, und Hans von Starſchädel erſchien, von Pudel eingeführt, welcher menſchenfreundlich die Dienſtleiſtung des wahrſcheinlich beſoffenen Schließers übernommen hatte. Pudel verzichtete dabei auf jeden Dank, und blieb draußen, indem er die Thür hinter Herrn Hans eiligſt zudrückte. Und er that ſehr wohl daran. Denn der aufgeregte Rath entdeckte auf den erſten Blick, daß der Gefangene ſein Schwert an der Seite trug.

— Man hat Euch das Schwert nicht abgenommen? fragte er raſch, indem er auf Junker Hans zuſchritt.

Dieſer ſchwieg zunächſt. Es überraſchte ihn, den Widerſacher aus dem Wirthshauſe in ſolcher Lage wiederzufinden, und die Ueberraſchung war nicht angenehm. Dann erwiederte er mit einfacher Ruhe:

— Ich habe mir's nicht abnehmen laſſen.

— Ihr habt Euch alſo den Gerichtsperſonen widerſetzt?

— Wenn eine ſimple Gegenerklärung Widerſetzlichkeit heißt, ja. Man hat ſie gelten laſſen.

— Man! Untergeordnete Gerichtsdiener. Ihr ſteht vor Eurem Richter. Das geſchieht hierzulande nicht in Waffen. Legt Euer Schwert auf den Tiſch.

— Das thu' ich nicht.

— Wie? Ihr wagt es —

— Ich wage zu glauben, daß ich in einem civiliſirten Lande bin. Es iſt das Land des deutſchen Kaiſers, und ich bin ein deutſcher Edelmann. Es iſt ein deutſches Reichsland, und ich bin aus dem deutſchen Reiche. Kann ich da nicht wenigſtens erwarten, daß man mich anſtändig behandle, nachdem man mich mißverſtändlich, wie ich vorausſetze, auf offener Straße verhaftet hat wie einen Dieb?

— Man hat Euch verhaftet, weil Ihr den öffentlichen Gottesdienſt unanſtändig — um nicht frevelhaft zu ſagen — geſtört habt.

— Ich?

— Vor den Heiligthümern ſeines Glaubens lag das Volk auf den Knieen, und Ihr ſeid hinzugetreten und habt den Glauben des Volkes verhöhnt, indem Ihr, zum Aergerniß der Andächtigen, ſpöttiſch aufrecht geblieben ſeid, den Hut auf dem Kopfe behalten und Eure Mißachtung in jeder Weiſe an den Tag gelegt habt.

— Das iſt nicht wahr.

— Wenn dies Eure Civiliſation iſt, daß Ihr den Glauben Anderer verſpottet, ſo ſeid Ihr allerdings in ein unciviliſirtes Land gekommen —

— Es iſt nicht wahr.

— Was iſt nicht wahr?

— Daß ich mich ſo betragen hätte, wie Ihr da ſagt.

— Ihr ſeid nicht aufrecht und bedeckten Hauptes dageſtanden?

— Ja —

— Nun alſo! Was ſoll der Widerſpruch?!

— Als ich daſtand — es war nur ein Augenblick — war die andächtige Menge aufrecht wie ich, und ich zog mich auf der Stelle zurück in ein Hausthor, als ich inne wurde, was da vorginge. Dieſe Ceremonien ſind nicht die meinigen, und ſie widerſtreben meiner Erziehung. Aber ich würde mir nie geſtatten, denjenigen ein Aergerniß zu geben, welchen ſie geheiligt ſind. Was Ihr da als Grund meiner Verhaftung angebt, das iſt nichts als ein Vorwand. Zwei Männer niederen Standes haben die Störung begangen, deren Ihr mich zeiht, und ſie geriethen deshalb in Streit mit der Volksmenge. Ich wurde verhaftet, indem ich das Benehmen dieſer zwei Männer mißbilligte, und ich wäre wahrſcheinlich verhaftet worden, auch wenn dieſer Zufall nicht einen Deckmantel geboten hätte. Laßt alſo dies Vorhalten farbiger Lappen. Ich bin kein ſpaniſcher Stier, welcher darauf losginge; ich bin nicht hier, um über religiöſe Dogmen und Ceremonien zu ſtreiten —

— Weshalb ſeid Ihr hier?

— Laßt mich zu Ende reden. Seit ich den Fuß auf das Weichbild Wien geſetzt habe, bin ich befragt, ſpionirt und beaufſichtigt worden, als ob ich ein Dieb wäre. Was will man von mir? Man ſage es aufrichtig, daß im deutſchen Erblande unſeres deutſchen Kaiſers ein deutſcher Edelmann nicht erſcheinen darf, ohne ſich unwürdigem Verdacht, unwürdiger Behandlung ausgeſetzt zu ſehen. Sagt es aufrichtig! Dann wiſſen wir, woran wir ſind. Es iſt nicht ſo gleichgiltig, wie es einem Stadtgardiſten erſcheinen mag, und Euch kann es doch unmöglich ſo erſcheinen, der Ihr ein Mann von höheren Geſichtspunkten ſeid, wie ich geſtern Abends aus Eurer Redeweiſe habe entnehmen können. Bei einiger Ueberlegung müßt Ihr Euch doch eingeſtehen, daß der Kaiſer morgen todt ſein kann, und daß Euer Erzhaus einer Wahl im deutſchen Reiche ausgeſetzt iſt, einer Wahl, welche jetzt ohnehin mit bergehohen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Wollt Ihr ſie dadurch erhöhen, daß Ihr Euren üblen Ruf der Unduldſamkeit erhöht? Oder glaubt Ihr, daß kein Hahn danach krähen werde, wenn Ihr mich mißhandelt, wol gar beſeitigt im Stile ſpaniſcher Inquiſition? Das glaubt Ihr ſelbſt nicht, denn Ihr packt mich nur an, weil Ihr mich im Zuſammenhange glaubt mit Männern von politiſcher Bedeutung. Laßt alſo den Plunder ſcheinbar gerichtlicher Procedur, und geht zu dem über, was Ihr mich zu fragen habt, wenn Ihr mit ſolchen Fragen beauftragt ſeid.

Gangelberger war betroffen von dieſer jähen Umkehr des Spießes, und betrachtete den jungen Fremdling von oben bis unten.

Herr Hans ſah blaß aus, aber es leuchtete aus ſeinem lichten Auge eine feſte Entſchloſſenheit.

— Nun, fuhr er fort, habt Ihr keinen weiteren Auftrag, als den der Straßenpolizei, ſo fragt mich, wie die Thorſchreiber ſchon gethan. Erledigt das, damit ich beizeiten an den Höheren komme.

— Ich erſuche Euch in Eurem eigenen Intereſſe, Euren Ton etwas weniger dreiſt zu halten! entgegnete langſamen Tones Gangelberger, der heute lauter ärgerliche Eindrücke haben ſollte, und dem es ſehr mißfällig war, auch hier wieder ſeine richterliche Eigenſchaft beiſeite geſetzt zu ſehen.

Verſtimmt ſuchte er einen Uebergang zu weiter reichenden und höher liegenden Fragen, und ſetzte ſich dabei nieder, mit Unbehagen bemerkend, daß der Inquiſit ſich ohneweiters ebenfalls einen Seſſel nahm.

— Was führt Euch alſo nach Wien? fragte er endlich verdrießlichen Tones, und von der Seite mit halbem Blicke auf den Junker ſchauend.

Die Zornesader auf ſeiner Stirn, ſichtbar weit in die Glatze hinauf, war hoch angeſchwollen, und der grau geſprenkelte Backen- und Kinnbart ſchien ſich borſtig zu ſträuben. Da er übrigens ein durchdringend ſchwarzes Auge und ein edel geformtes Antlitz hatte, ſo machte er in ſeiner jetzt verhaltenen Stimmung immerhin einen Achtung gebietenden Eindruck auf Starſchädel. Dieſer erwiderte alſo im milderen Tone:

— Fragt Ihr blos polizeilich?

— Ich frage als kaiſerlicher Rath.

— Nun denn, ſo will ich auch in weiterem Sinne antworten. Ich bin im Intereſſe meiner heimatlichen Regierung hier. Ich will ſehen und hören, um in meiner Heimat ſchildern zu können, was ich geſehen und gehört.

— Dazu ſeid Ihr in Verbindung getreten mit denen, welche Rebellen ſind gegen das kaiſerliche Haus?

— Ich trete mit Jedermann in Verbindung, der mich belehren kann. Die Ihr Rebellen nennt, ſind meine Glaubensgenoſſen. Ihr Standpunkt liegt mir alſo in einer Hinſicht nahe. Wäre ich aber mit dieſem einen Standpunkte begnügt geweſen, ſo hätte ich mir's genug ſein laſſen mit dem, was ich in Prag vernommen. Ich will auch die Oeſterreicher kennen lernen, auch die katholiſchen Oeſterreicher. Man ſagt bei uns, ſie ſeien ein geſunder, fröhlicher Volksſtamm, und ihr Katholicismus unterſcheide ſich vielfach von dem in Bayern, unterſcheide ſich weſentlich von dem in Rom.

— Der katholiſche Glaube iſt eben dadurch katholiſch, daß er ein gleichmäßiges Dogma hegt im Norden wie im Süden.

— Mag ſein. Dennoch ſind Sitten und Gebräuche und Charakterzüge eines Volkes niemals gleichmäßig in Anwendung und Erläuterung des Dogmas. Ebenſo iſt ein Volk niemals ohne Einwirkung auf ſeinen Regenten. Deshalb iſt Oeſterreich in ſo kritiſchem Augenblick doppelt wichtig für uns. In den nächſten Tagen wird ſich's entſcheiden, wer Euer neuer Regent iſt —

— Das iſt längſt entſchieden; wir ſind ein Erbreich.

— Es wird ſich entſcheiden, wie er ſich zu den Oeſterreichern verhält, wie ſich die Oeſterreicher zu ihm verhalten. Denn Ihr werdet nicht leugnen wollen, daß eine Huldigung von Seiten der Stände nöthig iſt, und daß dieſe Huldigung Schwierigkeiten finden kann. Ob und wie dieſe gelöſt werden, iſt auch für uns in Sachſen wichtig und lehrreich. Denn die Wahl unſeres Kaiſers hängt damit zuſammen. Euer erbberechtigter Herr Erzherzog wird zweifelsohne in Deutſchland gewählt ſein wollen; es liegt uns alſo ſehr nahe, beizeiten zu erfahren, weſſen wir uns von Oeſterreich und ſeinem Regenten zu verſehen haben.

— Habt Ihr eine officielle Beglaubigung von Eurer Regierung?

— Nein.

— Ihr führt keine Papiere mit Euch?

— Was heißt „Papiere“?

— Die über Eure Zwecke Auskunft geben.

— Ich habe keine officiellen Zwecke.

— Weicht nicht aus. Ich frage nach Euren Papieren. Beim Rapport über Eure gefängliche Einſetzung finde ich kein Blatt von Euch. Hat man Euch nicht abgenommen, was Ihr bei Euch trugt?

— Ich habe mir nichts abnehmen laſſen; das hab' ich Euch ſchon bei Gelegenheit meines Schwertes erklärt.

— Wer fragt nach Eurer Erklärung? Hier handelt es ſich um Gerichtsformen, denen ſich jeder Verhaftete zu unterwerfen hat.

— Ah, ein vortreffliches Mittel für die Regierung, jede Privatangelegenheit, nach der ſie lüſtern iſt, kennen zu lernen! Man verhaftet in der Geſchwindigkeit den Mann da, welcher eben einen Brief erhalten hat, blos um den Brief zu leſen. Iſt er geleſen, ſo erklärt man die Verhaftung für ein Mißverſtändniß —

— Herr, man verhaftet hierzulande nicht ohne Grund, und Ihr habt Grund genug dazu gegeben, indem Ihr Aufruhr gepredigt habt gleich bei Eurem Eintritte in dieſe Stadt, indem Ihr Verkehr entwickelt habt mit den Widerſachern des Landesregiments, indem Ihr, was Ihr auch zur Beſchönigung ſagen mögt, den öffentlichen Gottesdienſt geſtört habt. Ihr ſeid mit gutem Grunde den Gerichtsformen verfallen, und Ihr habt ohne Widerrede Euer Schwert und Eure Papiere auf dieſen Tiſch zu legen.

Dabei war Gangelberger, fortgeriſſen von gereizter Stimmung und von der Formpedanterie eines Beamten, vom Seſſel aufgeſprungen. Starſchädel desgleichen.

— Wollt Ihr gehorchen?

— Gewiß nicht!

— So erleidet die Gewalt!

— Und damit zog Gangelberger heftig die Glockenſchnur. Man hörte weithin läuten durch die nächtliche Stille des Gerichtshauſes. Pudel trat ein.

— Der Gewalt begegne ich mit Gewalt! erwiderte Junker Hans, indem er zur Seite trat, um der Thür das Antlitz zuzuwenden, und indem er die Hand an ſeinen Schwertgriff legte.

— Wagt es! ſchrie Gangelberger.

— Ich wage, was ich muß. Ihr werdet verantworten, was draus entſteht. So wahr Gott lebt, ich ſpiele nicht mit meinem Eiſen.

— Die zwei Mann von der Guardia!

Pudel öffnete die Thür; ſie traten ein.

— Dem Manne da ſein Schwert abnehmen und alle Habſeligkeiten loſer Art: Geld, Papiere und was ſonſt an ſeinem Leibe —

— Wohl! rief Starſchädel und zog ſein Schwert. Das Blut über Euch, Herr Rath.

Die Gardiſten, auf ein ſolches Ereigniß nicht gefaßt, hatten keine Piken mitgebracht und waren auf ihre Schwerter angewieſen. Ein wenig verblüfft von der ſehr energiſchen Haltung des Junkers, zogen ſie zwar dieſelben, gingen aber doch nicht ſogleich zum Angriff über. Fragend ſah der Eine auf Pudel, welcher aus der halb offen gebliebenen Thür vorſichtig zu entweichen wünſchte, der Andere auf den ergrimmten Rath.

— Werdet Ihr Eure Schuldigkeit thun?! ſchrie dieſer.

— Gönnen Sie ſich eine Minute Beſinnung, Herr Rath! ſprach Junker Hans mit Kaltblütigkeit. Hier giebt es Leichen, wenn Sie ſo fortfahren. —

— Vorwärts! ſchrie Gangelberger.

Die Gardiſten thaten einen Schritt, Starſchädel ſchwang ſeine Waffe mit augenſcheinlicher Fechterkunſt blitzſchnell wie ein Rad zwiſchen ihren Klingen hindurch, nahe an ihren Köpfen vorüber. Sie wichen einen Schritt zurück — es entſtand eine Pauſe.

Da hörte man ein Geräuſch im Nebenzimmer. Es klang, als ob etwas an die Erde falle. Rath Gangelberger, der Thür zum Nebenzimmer am nächſten, hatte den deutlichſten Eindruck davon. Ein Krampf flog über ſein Geſicht; er ſchien den Urſprung des Geräuſches zu ahnen, und während Pudel es für geeignet hielt, ganz und gar kein Zeuge der bevorſtehenden Entdeckung zu ſein, ſondern unſichtbar zu werden, ſtieß Gangelberger die Thür des Nebenzimmers auf.

Pater Norbert, ein Buch in der Hand, ſaß unweit der Thür und blickte gleichgiltig auf den Fußboden, welcher die zerbrochene Armlehne ſeines Stuhles klappernd aufgenommen hatte. Alsdann ſah er ruhig auf den Rath Gangelberger, welcher in großer Erregung vor ihm ſtand und einen Ausbruch des Zornes mit großer Anſtrengung niederkämpfte.

— Das Mobiliar dieſes Gerichtshauſes iſt recht ſchadhaft, ſagte der Pater endlich unbefangen. Ich bitte um Entſchuldigung, wenn ich Euch geſtört habe.

— Ihr ſeid — Herr Norbert noch hier?! ſprach Gangelberger mit unterdrückter und geradezu gebrochener Stimme. Dieſer Act des Spionirſyſtems und der verborgenen Beaufſichtigung auch ihm gegenüber, der volles Vertrauen in Anſpruch nahm und verdiente, ging ihm wie ein ſchreiender Riß durchs Gemüth. Dazu der Vorwurf, den er ſich blitzſchnell ſelber machte, der Vorwurf, daß er das wichtige Verhör wirklich total verdorben habe durch ſeine Hitze — er war in der abſcheulichſten moraliſchen Lage. Grimmiger Unwille rang mit dem peinlichſten Aerger über ſich ſelbſt, und ein ganz kleiner Kobold flüſterte in ſeinem Innerſten: Sie haben ja ganz recht, die allmächtigen Prieſter, du bedarfſt ja der Ueberwachung; Du biſt ja ein kläglicher Wicht, ein erbärmlicher Sklave deiner Leidenſchaften, und ſolch ein Orden, welcher die Perſönlichkeit mit ihren unvermeidlichen Fehlern aufhebt, iſt dir ja himmelhoch überlegen.

Während dies in ihm vorging, ſprach der junge Jeſuit halblaut und unwandelbar ruhig:

— Ich hab' Euch vielleicht zu ſagen vergeſſen, daß ich das Reſultat des Verhörs abwarten wollte. Daß ich noch zu

Harrach's hinüber wollte, hab' ich Euch wol mitgetheilt. Dort find' ich außer meiner Mutter den Pater Lamormain; er wünſchte baldige Auskunft über den Fremden, welcher ihn intereſſirt. Was kann ich ihm alſo ſagen? — Ihr ſchließt wol die Thür, damit der Fremde unſer Geſpräch nicht vernimmt.

Dabei blieb der junge Pater auf ſeinem gebrochenen Armſtuhle ſitzen. — Gangelberger ſchloß die Thür. Sein Naturell, welches nicht ohne Stolz war, ertrug dies Verhältniß nicht, und als der Pater trocken weiter fragte: Nun, wie viel habt Ihr erfahren? — da brach dem Juriſten der Stolz alle Dämme der Rückſicht entzwei, und er erwiderte ſtreng und kurz:

— Das wißt Ihr ſo gut wie ich. Ich bin ein Mann geſetzlicher Form. Könnt Ihr dieſer nicht trauen, könnt Ihr ſie nicht erwarten, vielleicht gar nicht vertragen, ſo bringt mir eine Weiſung von der höheren Stelle, welche das Verfahren und den Delinquenten einer andern Behörde überantwortet. Bis dahin verfüge ich allein und — ohne Controle. Servus!

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, und drückte die Thür unehrerbietig ins Schloß. Der menſchlichen Natur gemäß war er jetzt geneigt, dem angeklagten Junker Hans hilfreich zu ſein. Wenn dieſer die Regung des ergrimmten Juriſten verſtand und ſich leidend und ruhig verhielt, ſo war es nicht unmöglich, daß er dieſem von anderer Seite her überreizten Richter augenblickliche Freilaſſung zu danken hatte.

Junker Hans konnte dies freilich nicht ahnen. Er ſtand noch unverrückt mit blankem Schwerte da, eines neuen Angriffs gewärtig von den Gardiſten, welche ſcheu den neuen Befehlen des Herrn Raths entgegenſahen. Dieſe lauteten unerwartet:

— Verlaßt das Zimmer und wartet auf dem Gange!

Das war den zweifelhaften Helden das Angenehmſte, und ſie gehorchten pünktlich.

— Steckt Euer Schwert ein, Junker, und folgt mir dort in die Fenſterbrüſtung; ich will vertraulich mit Euch reden.

Junker Hans that dies ohne weiters.

— Ihr habt ſehr zuverſichtlich ausgeſagt, ſprach hier der Rath mit halber Stimme, daß Ihr ganz unſchuldig ſeid an der Störung des öffentlichen Gottesdienſtes. Könnt Ihr dieſe Ausſage beſchwören?

— Beſchwören?

— Ja ſo, Ihr ſeid ein Ketzer —

— Deſſen Schwur vor Eurer Heiligkeit keine Geltung hat. Seid unbekümmert deshalb. Ich bin ſparſam mit meinen Schwüren. Für derlei abſichtliche Mißverſtändniſſe iſt mir mein Schwur zu wichtig.

— Junger Mann —! Mäßigt Euren Trotz. Eure Lage iſt nicht dazu angethan, und wenn ich nicht aus anderen Gründen — — kurz, ich will nicht auf voller Strenge des Verfahrens beſtehen, wenn Ihr offener gegen mich ſeid. Wer waren die Männer, von denen Ihr ſelbſt ausſagt, daß ſie den Frevel an unſeren heiligen Ceremonien begangen?

— Ich bin kein Ankläger —

— Ihr ſeid — Element, Euch iſt ſchwer zu helfen! — Habt Ihr die Männer gekannt?

— Ich bin kein Ankläger.

— Habt Ihr die Männer gekannt? rief der Rath, und zwar mit lauter Stimme.

Der trotzige Junker verſtand es nicht, die ihm entgegenkommende Stimmung zu nützen, und reizte den heftig erregten Rath aufs Neue.

— Habt Ihr ſie gekannt, ja oder nein?

— Ich ſage nur ja oder nein auf Fragen, welche mich betreffen.

— So fahrt dahin, wohin Ihr Euch drängt!

Und dies ſprechend ſchritt Gangelberger haſtig zum Tiſch und zog die Glockenſchnur. — Pudel trat ein, alles Möglichen gewärtig. Er verbeugte ſich deshalb doppelt tief, und ſein ergebenſtes „Bitte!“ ward nur von der Diele vernommen.

— Den Gefangenen in ſeine Zelle führen laſſen. Welche hat er?

Pudel ſchien nicht zu verſtehen.

— Welche Zelle er hat?!

— Nummer vierzehn, bitte!

— Das iſt ja die beſte. Iſt die ohne Eiſenſtäbe. Einem Gefangenen, deſſen Grad Er noch nicht kennt! Ja, iſt Er denn ganz unfähig?! Und die Viſitation am Leibe, die Auskleidung, die Abnahme der Waffe, Alles iſt unterlaſſen worden! Wo ſoll das denn hinaus? Wünſcht er ſeine Abſetzung?

— An einem Sonn- und Feiertage, Geſtrengen —

— Muß man nicht minder ſeine Pflicht thun!

— Die heilige Kirche gebietet und erlaubt da —

— Iſt Er Kirchen-Inſpector?

— Leider nur thatſächlicher, und deshalb, Geſtrengen, in Sachen der Verantwortung — wäre ich wirklicher Inſpector, o, dann ergebenſt —

— Er iſt es nicht, weil man ſich nicht auf Ihn verlaſſen kann. Baſta. Den Gefangenen auf Nummer drei, und nachholen mit Waffe und Viſitation, was unterlaſſen worden. Vorwärts!

Starſchädel mochte es für unnütz halten, ſeinen Widerſpruch zu erneuern. Er ging. Pudel zwinkerte ihm zu, als wollte er ſagen: Nur getroſt!

Gangelberger blieb allein in dem großen Zimmer. Er ſtand unbeweglich und ſtarrte vor ſich hin. Die prieſterliche Einmiſchung nicht nur, auch die ſchlechte Hausordnung kränkte ihn ſchwer. All ſolche Unregelmäßigkeiten entſtehen immer, wenn das oberſte Regiment in längeres Schwanken geräth. Kaiſer Rudolph hatte ſich in Prag abgeſperrt von den Bewegungen ſeiner Reiche, und man hatte jahrelang Noth gehabt, nur irgend einen Befehl von ihm zu gewinnen. Kaiſer Mathias hatte ihn mit gefährlichen Mitteln geſtürzt, und ſich dabei mit Verbindlichkeiten aller Art die Hände gebunden. Dieſe zu löſen oder doch los zu werden, nahm jahrelang all ſeine Kräfte in Anſpruch, und die innere regelmäßige Verwaltung entging dabei aller Aufmerkſamkeit. Proviſoriſch, proviſoriſch! wurde das unglückliche Loſungswort, welches die Feſtigkeit und Beſtimmtheit ausſchließt. Bis auf den Gefängniß-Inſpector erſtreckte ſich dies unentſchloſſene Regierungsweſen. Am Ende weiß dann Niemand mehr, was eigentlich gilt und hält, und die Schlaffheit bemächtigt ſich auch der ſtraffſten Gemüther. Noch mehr! Seit den wiedererregten Religionskämpfen war die Macht der Geiſtlichen in den Vordergrund gerückt. Der Fürſt erwartete weſentliche Hilfe von dieſer Seite, und ließ ihren Einfluß in Bereiche eindringen, welche dem Geiſtlichen fremd bleiben ſollten. Zwei Autoritäten entſtanden ſtatt einer. Welcher ſoll man gehorchen? Welche iſt wichtiger, welche iſt mächtiger? fragten ſich die loyalſten Diener. So entſteht eine Unſicherheit, welche alle Schritte lähmt, alle Anſtrengung verdirbt.

Gangelberger war ein patriotiſcher Mann, und er litt ſchwer unter dieſen Zuſtänden. Obenein war er jetzt gegen ſich ſelbſt in Aufruhr. Wir ſind am unglücklichſten, wenn wir uns eingeſtehen müſſen, daß wir unſer Naturell nicht zu beherrſchen vermögen. Und das mußte er ſich jetzt eingeſtehen. Sollte er den Pater Norbert, welcher wahrſcheinlich im Nebenzimmer geblieben, noch einmal ſprechen? Eine freundliche Auseinanderſetzung und Entſchuldigung wäre ſehr erwünſcht geweſen. Der junge Geiſtliche hatte die höchſten Verbindungen. Ging er aus dem Gerichtshauſe mit dem jetzigen Eindrucke, ſo wurde Gangelberger bei den oberen Stellen übel beleumundet — war es nicht äußerſt rathſam, noch ein ausgleichendes Geſpräch anzuknüpfen? Gewiß. Aber Gangelberger konnte ſich nicht entſchließen, theils aus Stolz — der vornehme junge Pfaff ſollte nicht ſeine Behörde werden! — theils aus Beſorgniß vor einem neuen Ausbruche. Wenn der junge Mann den wohlweiſen Protector ſpielt, ſo brichſt du von Neuem los, und machſt nur das Uebel ärger. Komme was kommen mag, du kümmerſt dich nicht mehr um ihn.

Dies vor ſich hinmurmelnd, entſchloß ſich Gangelberger, als unabhängige Gerichtsperſon von dannen zu gehen. Er that es. Pudel kam eben von der neuen Einſchließung Starſchädel's zurück, und geleitete den Herrn Rath reſpectvoll die Treppe hinab. Er fürchtete ſich, der Herr Rath möchte fragen, ob Alles genau befolgt worden ſei. Der Herr Rath fragte nicht. Nur unten an der eiſernen Thür blieb er ſtehen, betrachtete Pudel ſtreng von oben bis unten, und ſagte in ſeiner einſchneidenden Weiſe:

— Wohl eingedenk ſein, Nicodemus Pudel, wer ſein Vorgeſetzter! Ich revidire morgen.

— Unterthänigſt, Geſtrengen! und die Thür ſchloß ſich.

Pudel aber ſtieg hinauf zum vornehmen Pater, welcher ihm ebenfalls ſchon entgegentrat. Auch dieſer ging ſchweigend die Treppe hinab, und blieb erſt unten im Hausflur ſtehen, um die Abſchiedsworte zu ſprechen. Aber ſein ſchönes jugendliches Antlitz war rein und heiter wie blauer Himmel, und mit ſanfter Stimme ſagte er:

— Ich bitte Euch, lieber Inſpector, den Gefangenen milde und ſchonungsvoll zu behandeln. Man wünſcht, daß ihm das Gefängniß einen freundlichen Eindruck mache; man wünſcht, daß ſein Gemüth durch nichts erbittert werde. Alſo das beſte Zimmer und zuvorkommende Bedienung. — Noch Eins! Die Kleider ſind ihm ſorgfältig zu ſäubern. Am beſten wenn er ſchläft. Und aufgeweckt darf er dabei nicht werden. Ihr ſeid ja ein erfahrener Mann, lieber Inſpector! Finden ſich Papiere vor, hebt ſie ſorgfältig auf. Sie ſind in Eurer Hand ſicherer, als in der des vielleicht verkannten Gefangenen. Ich komme morgen Früh, um danach zu fragen und eine Unterredung mit dem jungen Fremdling zu führen. — Der Himmel behüte Euch und laſſe Euch nichts verabſäumen, würdiger Inſpector! —

Der würdige Inſpector ſtand eine Minute regungslos in der offenen Thür; ſein Geſicht ſchrumpfte wie ein alter Kuchen zuſammen, und ſeine Hand kraute in den magern Haarſtoppeln umher, als ob in dem weitläufigen Kopfe eine Löſung freigemacht werden ſollte, welche ein gemeiner Verſtand für unmöglich halten mußte. Der kaiſerliche Rath hatte Schwarz geſagt, der Pater Norbert hatte Weiß geſagt, und beide meinten denſelben Gefangenen, und jedem von beiden ſollte gehorcht werden. — Heiliger Nicodemus, ſtöhnte Pudel, was nutzt in ſolcher Patſche die höflichſte „Bülldung!“ In dieſer grauſamen Welt und Lage, fuhr er leiſe in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, bleibt einem „gebüllbeten“ Manne nichts übrig, als ſich zu beſaufen.

Mit dieſem Entſchluſſe wollte er ſich eben zurückziehen, da ſah er Jobſt vor ſich ſtehen, den langen Jobſt mit thränenſchlaffem Antlitze. Jobſt kam ihm gelegen, und er ließ den ſentimentalen Schwager eintreten. Den rothköpfigen Natzi aber ſchickte er in den „Regensburger Hof“ hinüber nach einem ausgiebigen Trunke. Der „Regensburger Hof“ bezog auf Donaukähnen ein ſchätzenswerthes Bier aus Bayern. Es war dies eine Höflichkeit für den Schwager Jobſt, welcher bekanntlich kein Weintrinker war, und höflich war Pudel auch in der Verzweiflung.

7.

Norbert ging von der Schranne über den Judenplatz und Hof nach der Freiung hinab, um im Harrach'ſchen Hauſe ſeine Mutter zu ſprechen.

Das Harrach'ſche Haus — jetzt einer andern Linie der Harrach zugehörig — exiſtirte damals noch nicht in ſeiner heutigen Geſtalt, ſondern es beſtand aus einzelnen Häuſern, welche zu einer großen Wohnung herrſchaftlichen Stiles verbunden waren. Trotzdem machte es im Innern den Eindruck ſtattlichen Reichthums und ſoliden Geſchmacks. Wenn auch die Zimmer von einem Hauſe ins andere durch kleine Treppen verbunden ſein mußten, weil die Stockhöhe der verſchiedenen Gebäude nicht gleich war, ſo ward dieſer Mangel an Regelmäßigkeit doch erſetzt durch ſorgfältige Ausſchmückung. Teppiche bedeckten die Unebenheiten und den ganzen Fußboden; gepreßte Ledertapeten verkleideten ebenſo gleichmäßig die Wände; reiches Mobiliar, Bilder in koſtbaren Rahmen, Kron- und Wandleuchter von venezianiſchem Glas verliehen durchwegs den zahlreichen, wenn auch unregelmäßigen Gemächern einen Stempel von Behaglichkeit. Carl von Harrach war ein geſelliger und gaſtfreier Herr. Vom Spätherbſte bis in den Frühling hinein war der erſte Stock ſeiner Wohnung jeden Abend vollſtändig beleuchtet und erwärmt, ſogar mit einem Veilchendufte erfüllt, welcher ſcherzweiſe Harrach-Duft genannt wurde, und jeden Abend fand man in dieſem Hauſe eine größere oder kleinere Geſellſchaft. Es war ein geſelliger Mittelpunkt des vornehmen Adels, und zwar nicht blos des katholiſchen Adels, obwol Harrach Katholik war. Er war ein geſellſchaftliches Talent, und wußte entſpringende Streitigkeiten immer geſchickt abzuleiten. Daß dies von Tag zu Tag ſchwieriger wurde, bekümmerte ihn. Er empfing den jungen Jeſuiten im erſten Zimmer mit großer Herzlichkeit.

— Schenk' mir ein paar Minuten, lieber Jaromir, ſagte er freundlich. Deine Mutter iſt mit Iſabella und den jungen Leuten drüben bei der Ausſtattung, Pater Lamormain iſt noch nicht da, und Waldſtein ſitzt hinten im Erkerzimmer bei der klugen Jörger —

— Jörgers ſind hier?

— Ja, und ſie haben eine Bitte an Dich. Sie vermuthen, daß der heute verhaftete ſächſiſche Junker in Deinen Bereich gehöre. Er iſt ihnen empfohlen, und Du möchteſt ein Fürwort bei Pater Lamormain einlegen, daß er freigelaſſen werde. Ich ſoll desgleichen beim Kaiſer thun — hat ſich was verändert bei ihm? Kommſt Du aus der Burg?

— Nein, ich komme von jenem Junker.

— Nun?

— Er iſt als wichtiger Geſchäftsträger angezeigt —

— Den man feſthalten müſſe?

— Das vielleicht nicht, wenn man ſich ſeiner ſonſt verſichern könnte.

— Durch Freundlichkeit. Was immer vorzuziehen iſt. Trag' das Deinige dazu bei. Wir brauchen Freunde mehr als je. Waldſtein ſagt, daß Mähren kaum zu halten ſein werde, ſobald der Kaiſer ſtirbt. Selbſt Olmütz werde er nicht behaupten können. Seid vorſichtig. Der Erzherzog —

— Iſt zurück aus der Steiermark —

— Seit geſtern; ich weiß es. Ich hab' ihm ſelbſt einen Boten geſendet, daß er ſich beeilen möge. Ich hab' ihn heute Morgen geſprochen. Er iſt einmal meiner Meinung, daß jede Herausforderung vermieden ſein müſſe. Es fehlt an allen Hilfsmitteln. Er iſt entſchloſſen, nur ſanft und freundlich aufzutreten. Vielleicht ſind die Augsburgiſchen dadurch zu gewinnen. Ich finde Jörger heute milder als je. Er ſcheint einzuſehen, daß ihnen die Menge über den Kopf wächſt, wenn's zum offenen Bruch kommt. — Da iſt Deine Mutter!

Norbert eilte einer ſchwarzgekleideten kleinen Dame entgegen und küßte ihr die Hand. Sie ſelbſt, ein durch Alter ausgetrocknetes Weſen mit gelber Haut und dunklen Augen, umarmte ihn krampfhaft. Sie ſchien ſehr ſtolz auf ihn zu ſein, denn ſie umarmte ihn mehrmals aufs neue, und ihre etwas entzündeten Augen blickten dann mit einer Art Wildheit über die Umſtehenden hin, von den Ketzern des Jörgerſchen Hauſes — Jörger ſelbſt, Ludmilla und Rudolph — ſcharf abgleitend, und Iſabella Harrach, die junge Braut, zu ſich heranwinkend.

— Ihr kennt Euch ja, rief ſie mit etwas heiſerer kranker Stimme, begrüßt Euch. Das iſt er, Iſabella, der ſein Leben unſerm heiligen Glauben zum Opfer bringt; reich' ihm die Hand und — küſſe ſie ihm!

Iſabella that, wie ihr geboten war. Carl von Harrach aber, welcher dieſe Huldigung für den jungen Geiſtlichen ſeinen ketzeriſchen Gäſten nicht aufdrängen wollte, bot Ludmilla ſeinen Arm und führte ſie in ein anſtoßendes kleines Zimmer, wo auf runder Tafel eine leichte Abendmahlzeit ſervirt war. Jörger und Mitzlau folgten ſeinem Winke, und ein Diener wurde abgeſendet, Frau von Jörger und Waldſtein einzuladen.

Dieſe ſaßen im letzten Zimmer, und ihr Geſpräch ſchien lebhaft zu ſein; wenigſtens war die ſonſt blaſſe Wange der Frau Amalie geröthet. Sie hatten über die Zuſtände im Reich geſprochen, namentlich über die Zuſtände in Sachſen, für welche Waldſtein — nicht mit Unrecht — ihr eine genaue Kenntniß zutraute. Bei dieſer Gelegenheit hatte Frau Amalie ſein Fürwort in Anſpruch genommen zu Gunſten des voreilig verhafteten Junker Hans. Höflich ſchweigend und nur leicht mit dem Haupte nickend, hatte Waldſtein dies an ſich vorübergehen laſſen, und war auf ein Thema gekommen, welches er ſchon einmal mit ihr berührt hatte: auf die Erwerbung eines Landſtrichs in der Heimat der Frau Amalie. Dies war die Gegend, wo Niederſchleſien und die Lauſitz aneinanderſtoßen. Der Ort Sagan war der Hauptpunkt dieſer Landſchaft, welche von ihm Herzogthum Sagan geheißen wurde. Die reizloſeſte Landſchaft von der Welt, und Frau Amalie hatte ihn lachend gefragt, was er denn für einen Grund habe, immer wieder nach dieſem unſchönen Stückchen Erde zu fragen.

— Das will ich Ihnen erklären, hatte er eben lächelnd geſagt, als der Diener kam mit der Einladung zur Abendtafel.

Waldſtein machte eine abweiſende Bewegung und fuhr fort:

— Ihr ſeid immer geneigt, meine gnädige Frau, mir laut oder leiſe Vorwürfe zu machen über mein Verhältniß zu Staat und Kirche —

— Ich?!

— Ja. Nicht mir ins Angeſicht. Dafür habe ich leider zu ſelten das Vergnügen Eurer Geſellſchaft. Aber anderswo. Auch gegen meine Braut, Iſabella, die mir oft von Euch erzählt. Sie liebt Euch, obwol ſie Eure Glaubensrichtung beklagt, wie ich.

— Wie Ihr?

— Was ſoll dies Lächeln heißen? — Soll ich's erklären? Zwei Leute wie wir können offen mit einander reden. Euer Lächeln will ſagen: der Albrecht Waldſtein kümmert ſich im Grunde wenig darum, was die Leute glauben. Das iſt ein Irrthum. Ich bin ein Politicus, das gebt Ihr zu. Einem Politicus kann es nicht gleichgiltig ſein, was die Leute glauben. Und ich bin ein nachdenkender Menſch von Jugend auf geweſen. Die geheimnißvolle Welt hat mich immerdar gereizt und bewegt. Schon um deßwillen hat eine nüchterne Religion wenig Anziehungskraft für mich. Verzeiht den Ausdruck. Ich geſtatte Euch dafür, mich überſpannt zu nennen. In Betreff des Saganer Landes bin ich's auch. Ich bin einmal da hindurchgeritten tagelang. Tagelang durch lauter Wald und Wald und Wald. Das magere Städtchen und Schlößlein Sagan mitten darin mit dem friſchen Boberfluſſe erſchien mir wie eine Oaſis in geheimnißvoller Waldwüſte. Da iſt mir der Gedanke entſprungen, in dieſer unzugänglichen Abgeſchiedenheit mir ein Schloß, eine Sternwarte, ein Grabmal zu bauen, um, wenn mein Tagewerk vollendet ſei, einſam auszuleben, einſam zu ſterben. Seit der Zeit will ich das Herzogthum Sagan erwerben, und frag' Euch nach demſelben.

— Ihr ſeht alſo den ausbrechenden Krieg für einen gewöhnlichen Krieg an, welcher nach einiger Zeit den Kämpfern Ruheplätze gönnen und Muße zum Nachdenken gewähren wird?

— Wahrhaftig, Ihr habt Recht wie immer. Die Wirthſchaft iſt weit ausſehend. Aber ich glaube, Ihr ſeht doch zu weit.

— Weil ich zur Oppoſitionspartei gehöre.

— Warum aber gehört Ihr dazu? Dazu gehören doch folgerichtig immer nur Leute, welche nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben —

— Und die bereits Vermögenden laſſen Gott einen guten Mann ſein, hoffen, die Welt werde immer und ewig in denſelben Kleidern hängen bleiben, und der ſtrebſame, weiter blickende menſchliche Geiſt müſſe überall beizeiten auf die Finger geklopft werden.

— O nein, da thut Ihr mir Unrecht. Meinem Verſtande wenigſtens. Mein Verſtand ſagt mir, daß die größten Wirkungen immer auf Seiten der Parteien zu erzielen ſind, welche hiſtoriſchen Beſitz und Macht in Händen haben —

— Die leichteſten Wirkungen wenigſtens.

— Ihr mißverſteht mich. Es iſt ebenſo ſchwer, wie auf Seiten der Oppoſition. Die Neuerung hat immer den Reiz voraus und den wohlfeilen Ruhm. Das Beſtehende aber hält dem ſchaffenden Geiſte eine verdummte Zähigkeit entgegen. Unſere katholiſch-politiſche Welt, unſer heilig römiſch-deutſches Reich zu reformiren — denn auch von unſerer Seite muß es reformirt werden — das iſt ebenſo ſchwer, als Eure Aufgabe. Die wirklich ſchöpferiſchen Menſchen von Euch werden ſich am Ende des Kampfes doch mit den ſchöpferiſchen Menſchen unter uns verbinden müſſen, wenn etwas Dauerndes entſtehen ſoll. Ich finde es deshalb nur ſchwer begreiflich, daß ruhige, ordnungsvolle Geiſter, wie der Eurige, den Vortheil überſehen können, welchen die katholiſche Welt einem ſtrebſamen Manne darbietet. Dieſe katholiſche Welt hat ja das ganze Gefüge der Formen für ſich. Dieſe Formen ſind alle da, ſind eingelebt, ſind mit Handhaben verſehen. Ich kann ſie auf bloßes Commando verwenden und verwenden laſſen. Ihr müßt Alles erſt erfinden, auch die gemeinſte Form. Ihr verliert die koſtbarſte Zeit darüber, gehen zu lernen und die tölpelhafte Maſſe gehen zu lehren. Hab' ich Unrecht?

— Ich fühle mich gar nicht berufen, über Euch zu Gericht zu ſitzen. Wenn Ihr die höchſte Frage, die in jedes Menſchen Bruſt anklopft, wenn Ihr die Frage nach der Gottheit für eine Nebenſache erachten könnt —

— Ah, da zeigt ſich's ja, wie Ihr mir Unrecht thut! Weil ich dieſe höchſte Frage nicht einem Mönch, nicht einem Profeſſor, nicht einem Prediger überantwortet ſehen will, weil mir Euer Luther oder Melanchthon oder Calvin nicht die höchſten Autoritäten ſind, ſoll ich die höchſte Frage des Menſchen für eine Nebenſache erachten?! Das thu' ich durchaus nicht. Im Gegentheile: weil ich mir das Wichtigſte nicht von einigen beſchränkten Perſonen vorzeichnen laſſen will, erkläre ich mich gegen Eure Reformatoren. Ihr habt Euch ja durch Katechismen, Glaubensbekenntniſſe und ſymboliſche Bücher bereits ſo einengen laſſen, daß Ihr nur glauben dürft, was jenen einzelnen Perſonen gutgedünkt. Ihr ſeid ſchon lange nicht mehr bloße Proteſtanten, die ſich das Recht vorbehielten, Nein zu ſagen und wild zu bleiben in der Glaubenswelt; Ihr ſeid dem Credo einzelner Menſchen unterthan, und noch dazu leidenſchaftlicher Menſchen, wie Luther und Calvin bekanntermaßen waren; Ihr ſeid —

— Verzeihung, lieber Albrecht, Pater Lamormain fragt nach Dir!

Mit dieſen Worten war Iſabella eingetreten. Waldſtein, unwillig über die Unterbrechung, hatte ſeinen Kopf nach der ſtörenden Einrede gewendet, und ein Zug geringſchätzigen Grimmes war wie eine Hagelwolke über ſein ſchmales, kantiges Antlitz geflogen. Weder Einſpruch noch Widerſpruch ſchien er leicht ertragen zu können. Dieſer lange Leib, von ſtraffen Sehnen zuſammengehalten, dieſes kurz geſchorene Haupt mit hoher Stirn, buſchigen Brauen und tiefliegenden, nachdrucksvollen, unergründlichen Augen, hatte für Jedermann etwas Abweiſendes, und ſein feiner Mund zeigte immerdar einen Zug, welchen man ebenſo gut Hohn nennen konnte, wie Schmerz, welcher aber jedenfalls zu ſagen ſchien: ich bin unnahbar.

Iſabella Harrach, ein ſchönes Mädchen in voller Jugendfülle, empfand dies tief. Ihr großes blaues Auge ſah ſchmerzlich auf Frau Amalie hinüber, und ſprach gleichſam: Da ſiehſt Du's! Und an dieſe Liebloſigkeit bin ich vergeben!

Aber auch Waldſtein ward ſeines Fehls, dieſer unbedachten Aeußerung ſeines herriſchen Naturells, ſogleich inne. Er wendete ſich zu Iſabella, und indem er ihr die Hand entgegenſtreckte, verwandelte ſich der Ausdruck ſeines Geſichtes in eine gewinnende Freundlichkeit. Starke Menſchen beſitzen ſtets eine ſolche Macht der Freundlichkeit, weil ſie eben ihren ganzen Menſchen in einen Ausdruck zuſammendrängen können.

— Verzeih', ich war unartig, ſagte er weich und angenehm, während er aufſtand und mit der Hand leiſe hinſtrich über das dunkelblonde Haar ſeiner Braut. Deine Freundin nöthigt immer zu ſo geſammelter Vertheidigung, daß man nicht hört und ſieht, was ſonſt noch vorgeht. Ich möchte ſie gern gewinnen, um eine Fürſprecherin bei Dir zu haben, aber ſie iſt ſchwer zu erobern für einen fehlerhaften Mann, der nur ſelten Gelegenheit hat, ſich von einer beſſern Seite darzuſtellen. — 's iſt doch ſo, wenn Ihr auch das Haupt verneinend bewegt, meine Gnädige, und jedenfalls werde ich ſogleich das Wort führen für Euren Schützling, da der mächtige Pater gerade angekommen. Starſchädel heißt der Junker?

— Hans von Starſchädel.

— Ach ja, mach' ihn frei! ſetzte Iſabella raſch hinzu.

— Sehr gern. Da kommt Pater Lamormain. Verzeiht, wenn ich Euch bitte —

— Wir gehen eiligſt.

Unter tiefer Verbeugung gingen die Damen an dieſem jeſuitiſchen Pater vorüber, welcher ſchon damals für einen der klügſten, alſo auch mächtigſten Vertreter des Ordens galt. Er dankte ihnen mit dem wohlwollendſten Ausdrucke, welcher über Iſabella, als ein unzweifelhaftes Gut, leicht hinwegglitt, um auf Frau Amalie von Jörger zu ruhen, ja zu laſten, gleich als wollte er im Vorbeigehen ſagen: Alles Vortreffliche hätteſt du von uns zu erwarten, warum verharrſt du in Feindſchaft?

Er war ſchon nahe an ſechzig Jahre, dieſer ſtark knochige und doch ſchlank gebaute Luxemburger, welcher nach Art jener

Wallonen deutſch und franzöſiſch benannt war, Lämmermann zu deutſch, Lamormain franzöſiſch. Der franzöſiſche Name hat ihm natürlicher geſtanden und iſt ihm in der Geſchichte verblieben.

Er ſchien für Waldſtein nur eine kurze Mittheilung gehabt zu haben, denn er folgte mit dieſem ſehr bald den Frauen nach in das Speiſezimmer, wo zu Harrach's Vergnügen endlich Alles vereinigt war um die Tafel: Waldſtein zwiſchen ſeiner Braut und Frau von Jörger, Ludmilla zwiſchen Norbert und Rudolph von Mitzlau, Harrach zwiſchen der ſchwarzen Witwe Zierotin's und Pater Lamormain. Nur neben Herrn von Jörger war ein Seſſel leer geblieben, welchen der Diener eben beſeitigen wollte, als ein neuer Gaſt eintrat. Der Diener ſchob den Seſſel wieder an den Tiſch. Der Gaſt, ein kleiner, reich gekleideter Mann mit brauner Geſichtsfarbe, verbeugte ſich kurz, und ſetzte ſich dem Pater Lamormain und Waldſtein mit leichtem Kopfnicken zuwinkend, wie genaueren Bekannten. Herrn von Jörger ſchien der Nachbar gar nicht erwünſcht zu ſein, wenigſtens rückte er haſtig ſeinen Seſſel weiter ab, als nöthig war.

Auch Harrach mochte nicht erbaut ſein von dem Zuwachs. Ein allgemeines Geſpräch aufzubringen war nun doppelt ſchwierig, denn der neue Gaſt war der ſteifeſte Vertreter römiſchen Weſens in Kirche und Staat: es war der ſpaniſche Geſandte, ein Dorn im Auge aller Evangeliſchen und ſelbſt im Auge der milderen Katholiken. Die Verwandtſchaft und der Verkehr mit Spanien war ein nie fehlender Vorwurf, welchen die Proteſtanten dem Habsburg'ſchen Hauſe machten. Der jetzige Geſandte aber, der caſtiliſche Grande Marquis von Aytona, war beſonders verhaßt durch kaltes, hochfahrendes Weſen. Er machte nirgends ein Hehl daraus, daß er die ſchwankende Milde des Kaiſers Mathias für fehlerhaft erachte und alle Hoffnung auf deſſen Nachfolger Ferdinand ſetze.

Dem ganz entſprechend unterbrach denn auch der kleine Mann das allgemeine Schweigen, welches ihn empfing, mit der ſeelenruhig ausgeſprochenen Bemerkung, daß der König (ſo wurde Erzherzog Ferdinand officiell genannt, als ernannter König von Ungarn und Böhmen) ſehr friſch aus der Steiermark zurückgekehrt ſei, wohl geneigt zu entſchloſſenen Schritten gegen die Ketzer.

Obwol er dies in italieniſcher Sprache ſagte, und dadurch der herbe Eindruck ein wenig gemildert wurde, ſo beeilte ſich doch Harrach, deſſen volles, wohlwollendes Antlitz über und über roth wurde, ihn damit zu unterbrechen, daß die Geſellſchaft ſich verpflichtet habe, in ihrem Geſpräche Staat und Kirche gar nicht zu berühren. — Harrach ſprach dies ebenfalls italieniſch. Der caſtiliſche Grande aber theilte dieſe Anſicht von geſelliger Delicateſſe gar nicht, und erwiderte ſpöttiſch: dies führe nur zu ſchlechter Geſellſchaft und zur Vergiftung von Kirche und Staat.

Freiherr von Jörger kochte innerlich. Der Stolz der Eitelkeit war ſeine Schwäche und ſeine Stärke. Als er nun obenein ſah, daß ſeine Frau ihm zuwinkte, halb ermunternd, halb unwillig zuwinkte, da wendete er ſich mit einer wirklich vornehm abweiſenden Handbewegung gegen den kleinen Nachbar mit dem braungelben Antlitze, und ſprach langſam und nachdrücklich:

— Wenn Eure caſtiliſche Herrlichkeit den Wirth dieſes Hauſes ſo wenig verſtehen, als unſere Sprache, ſo möge es zur Aufklärung für Eure geſelligen Grundſätze dicht an Eurem Ohre von Eurem Nachbar geſagt werden, daß dieſer Euer Nachbar ein ſogenannter Ketzer iſt. Ja wohl, ein Ketzer. Außerdem ein Deutſcher, ein öſterreichiſcher Deutſcher, der hier in Wien nicht geneigt iſt, von irgend einem Fremdlinge beleidigende Aeußerungen anzuhören, ſei dieſer Fremdling wer er wolle. Dies diene Eurer Herrlichkeit zur Notiz von einem deutſchen Reichsfreiherrn, des Namens Helmhard Joſeph von Jörger, Augsburgiſcher Confeſſion, wohn- und ſeßhaft auf Schloß Hernals in Niederöſterreich.

Dies hatte er mit einer gewiſſen Feierlichkeit italieniſch geſprochen, und er wendete ſich nun, zu einem höflichen

Geſprächstone in deutſcher Sprache übergehend, gegen den Baron Harrach, indem er ohne eine Pauſe fortfuhr:

— Uebrigens danke ich Euch, lieber Harrach, für die freundliche Abſicht Eures Schutzes. Wir können uns leider nicht mehr verleugnen, daß die vielen fremden Elemente den geſelligen Verkehr geradezu unmöglich machen, und daß unſere Aufgabe zunächſt wol nur darin beſtehen wird, einander zu meiden. Ihr wißt, lieber Freund, ohne weitere Verſicherung von meiner Seite, daß ich darunter ſehr leiden werde. Aber man muß ſich — ſchloß er mit einem ſtolzen Lächeln — ins Unvermeidliche fügen.

Es entſtand eine peinliche Pauſe. Der Marquis von Antona war aufgeſtanden, und ſeine mandelförmig geſchlitzten ſchwarzbraunen Augen flogen wie fragende Blitze auf Lamormain, auf Waldſtein, auf Harrach. Ein heftiger Ausbruch ſchien bevorzuſtehen. — Da trat ein Diener ein, und präſentirte dem Baron Harrach auf einem Credenzteller einen Brief. Baron Harrach griff danach, zog aber die Hand zurück. Das Papier ſah grob und ſchmutzig aus. Der Baron ſchien es nicht berühren zu mögen, und ſah nur nach der Aufſchrift. „Herrn Rudolph von Mitzlau aus Schleſien“ las er halblaut, und wies den Diener an Herrn Rudolph. Dieſer war in Verlegenheit, als ihm das unſaubere Papier vorgehalten wurde, und zögerte faſt, es zu nehmen. Ein zweiter Diener war indeſſen eilig zu dem ſpaniſchen Geſandten getreten, und hatte ihm halblaut gemeldet: „Carlo Blandini“. Der Geſandte nickte kurz und heftig mit dem Kopfe, machte eine ausdrucksvolle Bewegung mit der Hand gegen Lamormain, und ging, ohne ein Wort zu ſagen, hinaus.

Rudolph hatte mittlerweile den Brief genommen, welcher ebenſo unanſtändig, wie er ausſah, geſchloſſen, das heißt nur zugeklebt war. Er hatte ihn aufgeriſſen und las ärgerlich eine Schrift, welche in großen Buchſtaben folgende Worte brachte:

„Euer Oheim Zdenko ſitzt in Wien. Er ſitzt auf einem Eimerfaſſe, welches mit eitel Goldſtücken angefüllt iſt bis an den Rand. Wenigſtens eine Million Goldgülden. Neben ihm ſitzen die Pfaffen und warten auf ſeinen Tod. Ein einziger Menſch in Wien kann Euch zu ihm führen. Dieſer Menſch iſt ein Junker aus dem Reich mit dem Vornamen Hans. Er ſitzt in der Schranne am Hohen Markt gefangen, und iſt ein verlorener Mann, ſobald der Kaiſer ſtirbt. Der Kaiſer ſtirbt aber in dieſer Nacht.“

Ein ſchwacher Schrei lenkte Rudolphs Blicke auf ſeine Nachbarin. Dies war Ludmilla. Sie war todtenbleich, und ſie hatte den Angſtſchrei ausgeſtoßen, denn ſie hatte den Schluß des Zettels, welchen er von ſich ab nach dem Lichte hingehalten, mit ihm geleſen. — Er ſah ſie fragend an. Zitternd und unbekümmert um Alles wies ſie auf den Zettel und flüſterte kaum hörbar:

— Er iſt verloren, wenn der Kaiſer in dieſer Nacht —

Herr Rudolph war nicht ſehr erbaut von dieſem Antheile. Aber er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken — Pater Lamormain und Waldſtein erhoben ſich gleichzeitig, und winkten nach der Thür. In dieſer war jener junge italieniſche Arzt erſchienen, welchen Rudolph im „weißen Löwen“ kennen gelernt.

— Blandini, rief Waldſtein mit voller Stimme, tritt es ein?

— Die Agonie hat begonnen, erwiderte dieſer trocken in italieniſcher Sprache, und trat näher.

— Die Agonie des Kaiſers? rief Harrach.

— Die Agonie des Kaiſers! erwiderte Blandini, welchen Waldſtein, Lamormain und Harrach umringten. Blandini ſetzte hinzu, daß der Todeskampf lange währen könne, denn die Lebenskraft des Kaiſers erweiſe ſich als ſehr zäh, aber den Anbruch des Tages werde ſie ſchwerlich überdauern.

— Hört Ihr das? flüſterte Ludmilla zu Rudolph.

Sie bemerkte es nicht, daß Jaromir Zierotin, der junge Jeſuit Norbert, dicht neben ihr ſtand und ſie aufmerkſam betrachtete. Der junge Mann war ſehr verändert. Die Nachbarſchaft dieſes ſchönen Mädchens, deren üppiges Auge und jugendlich elaſtiſcher Körper den friſcheſten weiblichen Reiz ausſtrahlten, hatte ihn elektriſirt. Zum erſten Mal in ſeinem Leben. Bis daher wie ein Soldat in ſeinem Dienſte, fühlte er plötzlich, daß er auch ein perſönlicher Menſch ſei, und zwar ein junger Menſch. Er war ſo wenig darauf gefaßt, daß er wie wirblig daſtand und die Worte ſeiner Mutter gar nicht hörte, welche ärgerlich in ihn hineinſprach: er möge ſich doch beeilen, um nach der Burg zu kommen. Der fromme Herr Ferdinand werde nun endlich Regent, und es ſei wichtig, daß man in ſo entſcheidendem Augenblicke in ſeiner Nähe ſtehe. Du hörſt mich nicht, Jaromir?

— Ich höre und ſehe, antwortete er tonlos, meinte aber offenbar etwas anderes, da ſich Ludmilla eben zu ihm wendete und ihm mit ihren wunderſam ſinnlichen Augen winkte, er möge mit ihr zur Seite treten.

Ohne weiters folgte er, und mit Staunen und Widerwillen ſah Frau von Zierotin, daß dies ketzeriſche Mädchen einen Moment lang ihre Hand auf den Arm ihres Sohnes legte und lebhaft, wenn auch leiſe, in ihn hineinſprach. Jaromir erbebte durch und durch und hörte auf ihre Worte wie auf Sirenengeſang. Die Worte aber lauteten: Lieber Vetter Jaromir! Ihr ſeid jung und ſicherlich edel. Helft einem Freunde unſeres Hauſes. Wollt Ihr? — Gern, gern. — Ich habe vorhin vom Baron Harrach gehört, daß Ihr den ſächſiſchen Junker kennt, welcher gefangen ſitzt, und daß Ihr Einfluß habt auf ſein Schickſal! — Ja, ja. — Dieſer Junker Hans iſt ein Liebling meines Vaters und iſt ein ſehr braver Mann. Er hat gewiß nichts verbrochen. Wir erfahren ſoeben, daß er gefährdet iſt, wenn der Kaiſer ſtirbt. Befreit ihn, wenn Ihr könnt! Wollt Ihr? — Ich will ſehr gern, wenn es Euch Freude macht. — Die größte. Meines Vaters wegen. Thut's! — Ich allein kann leider nicht; Pater Lamormain müßte — O, geht hin, ſprecht zu ihm; er ſieht eben her auf Euch. — Ich gehe. — Dank, Dank!

Wirklich ging Jaromir, der wie trunken war, zu Lamormain hin, und Ludmilla ſah mit Spannung, daß dieſer einige

Schritte wegtrat von Waldſtein, welchem Carlo Blandini genaueren Bericht erſtattete über die Leibesbeſchaffenheit des todtkranken Kaiſers, und daß er aufmerkſam Jaromirs Worte anhörte. Sie horchte mit verhaltenem Athem; ſie verſtand auch wirklich die Antwort des mächtigen Geiſtlichen, obwol die Worte derſelben nicht eben laut geſprochen wurden. Aber die Antwort hieß: Ihr ſeid der Dritte, welcher für den Fremden ſpricht. Harrach hat's gethan, und Waldſtein hat's gethan. Dies iſt ein Zeichen, daß der junge Mann noch wichtiger iſt, als wir gedacht. Nun wäre es Thorheit, ſich mit ſeiner Freilaſſung zu beeilen. Was iſt Euch denn? Ich vermiſſe Eure ſonſtige Ruhe,

Ludmilla zitterte, als ob ſie ein Todesurtheil gehört. Es war nichts mehr zu thun. Die Geſellſchaft trennte ſich, da Harrach in Folge der bedrohlichen Nachricht in die Burg wollte. Waldſtein und Lamormain desgleichen. Der ſpaniſche Geſandte und Blandini waren ſchon eben dahin. Alles eilte auseinander, zum Theil betroffen und verſtört, da mit dem angekündigten Sterbefalle eine ereignißſchwangere Zeit eintrat, zum Theil aber auch erfreut, da ein neues Regiment neue Menſchen in den Vordergrund führen konnte, und den Thatenluſtigen freien Raum eröffnete. Zu den letzteren gehörte Waldſtein, welcher denn auch mit Lamormain zuerſt aufbrach. Als die Jörger'ſche Familie in den Hausflur hinabkam, hielt Ludmilla dicht an der Hausthür ihren Vetter Rudolph am Arm zurück. Er war in ein bedenkliches Schweigen verſunken geblieben, und ſie fragte ihn hier noch einmal ſo gebieteriſch wie ängſtlich: ob er denn nicht entſchloſſen ſei, in dieſer Nacht noch alles Erſinnliche aufzubieten für die Befreiung des Junkers Hans?

— Freilich will ich das, entgegnete er finſter, aber was iſt zu erſinnen? Was kann ich zuwege bringen, der ich ſo gut wie fremd bin hier in Wien? Soll ich mich vors Gerichtshaus hinſtellen und abwarten, ob es ſich öffnet?

— Es geht ſchon auf, wenn Ihr Euch nur hinſtellt! flüſterte eine tiefe Mannesſtimme zur Hausthür herein.

Ludmilla ſtieß einen leichten Schrei aus, und zog Rudolph nach der Stimme hin. Sie gehörte Conrad, welcher den Freiherrn und deſſen Gattin nach dem harrenden Wagen vorbeigelaſſen, und ſich dann erſt aus dem Dunkel der Thürwölbung hervorgewagt hatte.

— Conrad, rief Herr Rudolph, habt Ihr mir geſchrieben?

— Geſchrieben? Schreiben iſt nicht meine Sache. Ich hab' hier auf Euch gewartet, weil Ihr dem fremden Junker das Leben retten könnt. Die ganze Stadt iſt auf den Beinen, weil's mit dem Kaiſer zu Ende geht, und weil man denkt, es wird dann gleich der Teufel losgehen. Die gefangenen Ketzer ſollen dann auf der Stelle und in der Stille alle gehenkt werden. Das könnt' Ihr — wenn's wahr iſt — für den Junker verhüten, wir können's nicht —

— Ich? Wieſo ich?

— Der Schließer im Schrannenhauſe hat ſich beſoffen, und iſt ſtät'ſch geworden wie ein Gaul. Er macht keinem von uns auf. Wenn er aber einen Cavalier vor ſich ſieht, und im Nothfalle auch das blanke Schwert des Cavaliers, da wird er aufmachen, denn er iſt eine höfliche Beſtie. Dieſer Cavalier ſollt Ihr ſein; Ihr ſeht gerade ſo prächtig aus, wie's noththut für den verrückten Pudel.

Die Stimme des Freiherrn rief jetzt dazwiſchen aus dem Wagen herüber nach den Zögernden. Ludmilla bat dringend, Rudolph möge ſie bis an den Wagen führen, und dann unter irgend einer Entſchuldigung in der Stadt zurückbleiben. Rudolph beſann ſich. Conrad fluchte verächtlich vor ſich hin.

— Gut denn, ſagte Ludmilla raſch, ſo geh' ich allein und entſchuldige Euch. Erweiſt Ihr uns auch dann nicht den nothwendigen Ritterdienſt, ſo redet mich in Eurem Leben nicht wieder an, wenigſtens erwartet nie eine Antwort von mir. — Wir kommen ſchon, Oheim!

Damit ſchritt ſie den Fackelträgern zu, welche ihr entgegenkamen, und winkte nur noch dem Bart Conrad, eiligſt flüſternd:

— Auf Euch verlaſſen wir uns, Conrad. Ihr ſeid ein Mann!

Rudolph war in unangenehmer Lage. Dieſer Antheil des ſchönen Mädchens an dem jungen Fremden war in der That die ſchlechteſte Ermunterung für einen Freier. Aber wenn er die Hilfe ablehnte, ſo war dies doch auch die ärgſte Mißempfehlung bei ihr, und — was ihm ſehr ſchwer im Sinne lag — der Aufenthalt des Oheims mit dem Eimerfaſſe voll Goldgülden lag ja zunächſt nur auf dem Wege zu jenem heilloſen Junker. — Er folgte der rückblickenden Ludmilla, er hob ſie in den Wagen, und ſagte blankweg dem fragenden Jörger'ſchen Ehepaar, daß er in der Stadt bleiben wolle, weil ſich für die Befreiung des fremden Junkers Gelegenheit darbiete. — Ein lebhafter Blick Ludmilla's dankte ihm. Der Wagen flog dahin. Er ſtand unbeweglich da.

— Alſo, Herr Junker, geh'n wir? ſprach der herzutretende Bart-Conrad.

— Geh'n, geh'n! Was ſoll's denn helfen?! 's iſt ja eine Chimäre mit Eurer Befreiung. Was haben wir denn gewonnen, wenn mich der Schließer eintreten läßt?

— Den Fuß im Steigbügel haben wir gewonnen. Sind wir erſt im Bügel, kommen wir auch aufs Roß.

— Den Kukuk auch, wie denn?

— Wir haben Alles vorgerichtet. Auf zweierlei Art. Die eine Art iſt ſtill, die andere Art iſt laut. Sicher ſind ſie beide. Die ſtille Art geht durchs Fenſter über die Gaſſe. Die laute Art geht geradezu durchs Haus, die Stiegen hinauf und herunter, und da kann's Fauſtſchläge geben und ſonſtige Schwerenoth. Aber Euch geht das nichts an, wenn Ihr nicht dabei ſein wollt. Ihr braucht weder ſtill noch laut mitzuthun, wenn Ihr nicht mögt. Ihr braucht uns nur die eiſerne Hausthür zu öffnen. Und das könnt Ihr. Kommt nur mit.

— Wie kann ich's?

— Ihr klopſt mit dem Hammer. Darauf wird ſich eine Weile gar nichts rühren. Denn der alte Pudel liegt im Lehnſeſſel und ſchnarcht. Er hört wol den Hammer, aber er grunzt blos. Dann klopſt Ihr zum zweiten Male, und nun riegelt er die Augen halb auf, und lallt ſeinem Buben zu, dem jungen Pudel: er ſolle nachſehen. Das geſchieht nun. Das vergitterte Guckloch in der Eiſenthüre wird innen aufgemacht, und ein jammerfleckiger Schafskopf ſeirt heraus: Wer da? — Ein Cavalier von der Burg, den Pater Norbert ſchickt. —

— Pater Norbert?

— Ja. So viel hat der ungeſchickte Jobſt doch herausgehört vom Alten während des Biertrinkens, daß dieſer Pater eben da geweſen iſt, und daß der Pudel einen heiligen Reſpect vor ihm hat. Wenn nun der Junge das ausgerichtet hat an den Alten, dann ſteht der auf, und kommt ſelbſt, und betrachtet Euch ſo lange, bis er halb nüchtern wird. 's iſt ein Schwerenöther, der alte Sünder! Vor Pfaffen und Cavalieren kommt er immer wieder zu ſich, wenn er noch ſo viel eingeſchluckt hat. Während dem, das heißt während er ſich an Euch nüchtern ſieht, flucht Ihr ihm alle Donnerwetter ins Geſicht, daß er Euch ſo lange vor der Thüre ſtehen läßt, und dann brummt er eine höfliche Redensart, und — macht auf.

— Nun, und dann?

— Dann tretet Ihr raſch zwiſchen Thür und Angel, ſo daß er nicht mehr zuſperr'n kann und ſprecht barſch: Pater Norbert läßt Euch aufs Gewiſſen fragen, welche Nummer der ſächſiſche Junker hat?!

— Welche Nummer?

— Ich denke, der Alte wird in der Ueberraſchung gleich antworten: Nummer Vierzehn oder Nummer Drei. Thut er das, ſo haben wir, was wir brauchen. Das hat nämlich Jobſt auch herausgehört beim Biertrinken, daß der Junker in einer der beiden Nummern ſitzt; aber der lange Tölpel weiß nicht, in welcher. Und doch iſt das für uns die Hauptſache. Heißt's

Nummer Vierzehn, dann hat's gute Wege, und Ihr könnt gleich wieder zurücktreten; denn Nummer Vierzehn kennen wir, und aus ihr holen wir den Junker durchs Fenſter. Dazu kann die Hausthür verſchloſſen bleiben. — Sagt der Alte aber Nummer Drei, dann ſchreit Ihr, als ob Ihr taub wär't: Nummer Drei?! und ſtoßt den Alten zurück, am Beſten ſo, daß er umfällt. Denn auf Euer Geſchrei: „Nummer Drei?!“ bringen wir hinter Euch ein durch die Thür —

— Wer „wir“?

— Das ſollt Ihr ſchon ſeh'n. Oder Ihr braucht's auch nicht zu ſeh'n, wenn Ihr nicht wollt. Denn ſind wir einmal drin, ſo kriegen wir's allein fertig. Lieber iſt's uns, und dem ſchönen Fräulein da, die eben fortfuhr, wird's auch lieber ſein, wenn Ihr da bleibt und das Schwert zieht. Die Sache kriegt ein vornehmeres Anſehen, und wenn die Stadtguardiſten im Haus geblieben ſind — was wir nicht wiſſen — ſo iſt ein Cavalier mit ſeinem Eiſen eine gute Hilfe. Ihr bleibt dann bei Eurer Rede, daß die ganze Paſtete von der Burg kommt, und daß der ſächſiſche Junker in die Burg gebracht werden ſoll. Verſteht Ihr?

Rudolph verſtand wohl, aber das ganze Abenteuer war ihm ſehr zuwider. Es konnte ja doch die gefährlichſten Folgen haben. Schweigend ſchritt er neben Conrad durch die Gaſſen dahin. Nur was Conrad im Gehen erzählungsweiſe hinzuſetzte, verringerte ein wenig ſeine Bedenklichkeit. Dieſer bärtige Kerl entwickelte nämlich unverkennbare Anzeichen, daß er einen großen Rückhalt habe, daß die proteſtantiſche Partei in geheimnißvoller, ſtarker Gliederung beſtehe, daß ſie in dieſer Nacht vollſtändig auf den Beinen ſei, und daß ſie ganz andere und, wie es ſchien, ſicher begründete andere Nachrichten habe von den erſten Schritten des neuen Regenten, als Baron Harrach da oben in ſeinen duftenden Zimmern verkündet hatte. Nichts von Ausgleichung und Sanftmuth, o nein, furchtbar dreinfahrende, ſchonungsloſe Energie gleich in den erſten Stunden — das erwarteten die

Proteſtanten nach Conrads Schilderung, und dieſe Schilderung verrieth in manchem kleinen Zuge eine unzweifelhaft genaue Kenntniß der Perſonen und Zuſtände. Sie paßte ja auch zu der Notiz in dem geheimnißvollen Briefe, welchen Herr Rudolph da oben an der Tafel erhalten hatte, zu der Notiz: „Der Junker iſt ein verlorener Mann, wenn der Kaiſer ſtirbt“.

— Wißt Ihr wirklich nichts von dem Briefe da? fragte Herr Rudolph plötzlich, indem er ſtehen blieb und Conrad den Zettel vor die Augen hielt.

— Was iſt's mit dem Briefe? Ich hab' Euch ſchon vorhin geſagt, daß Geſchriebenes nicht meine Sache iſt.

Dabei guckte er aber doch auf den Zettel, und ſchüttelte dann den Kopf, als ob er ihn bei der ſchlechten Beleuchtung nicht leſen könne.

Rudolph ſah den bärtigen Menſchen forſchend an beim Schein des Mondes, welcher jetzt voll aus den leichten Wolken hervortrat und den Judenplatz, auf welchem ſie ſtanden, tageshell beleuchtete. Was konnte der rohe Geſell für Gründe haben, es abzuleugnen? Wer aber konnte der Schreiber des Zettels ſein? Wer kannte den ſchleſiſchen Herrn von Mitzlau, welcher erſt vierundzwanzig Stunden in Wien war? Wer wußte von ſeiner Bekanntſchaft mit Starſchädel? — Dies und Aehnliches fragte er halblaut vor ſich hin, bis Conrad in eine Lache ausbrach und rief:

— Ja, junger Herr, dieſe Stadt Wien iſt alleweile ein curioſes Revier. Fallen und Wolfsgruben ſind in allen Winkeln. Der dritte Menſch iſt ein Spion. Mir ſcheint, der Zettel kommt von unſerer Loge.

— Loge?

— Ja. Die großen Herren von uns, die Herren vom Landhauſe, wie der Hernalſer, die verlaſſen ſich auf ihr großes Wort, und ſind guter Dinge. Die kleinen Herren aber, die blos Ritter und Edle ſind, und unſere Geiſtlichen und Bürgersleute und noch weiter hinab, die brauchen halt auch ſo ein Landhaus, in dem ſie reden und anſtiften, und die — heißt es — haben ſich ganz in der Stille auch zuſammengethan, und das nennt man die Loge. Da hat denn Einer was gewußt von Eurem Oheim — ich hab' auch ſchon davon munkeln gehört — und ein Anderer hat vom ſächſiſchen Junker gewußt. Denn der iſt ſchon lange angeſagt; das hab' ich heut' Abend erfahren unter unſern Leuten — und das Alles iſt in der Loge zur Sprache gekommen, und da hat man den Zettel geſchrieben —

— Du glaubſt?

— Vielleicht. Wer kann's wiſſen! Schaffen wir nur, daß wir den ſächſiſchen Junker kriegen. Wenn er Euch dann hinführt zum Oheim, ſo will ich Euch mit den Unſerigen ſchon behilflich ſein.

— Wo verſammelt ſich die Loge?

— Bald hier, bald da. Sie muß vorſichtig ſein. Und wenn man hinein will, ſo muß man ſchwören. Seid Ihr denn auch ein richtiger Proteſtant?

— Ein richtiger.

— So? — Na, 's wird ſich zeigen. Die Geheimnißkrämerei wird nun wol ein Ende nehmen. Wenn die Sonne in ein paar Stunden aufgeht und dem Kaiſer wirklich aus dieſem Leben 'nausleuchtet, dann muß Jeder offen Farbe bekennen. Ihr auch, junger Herr. Seid froh, daß Ihr mit beiden Beinen auf unſ're Seite ſpringen könnt. Die Kathol'ſchen trau'n Euch doch nicht, und das Goldfaß Eures Oheims iſt ja nur zu haben, wenn Ihr die Pfaffen niederſchlagt. Alſo friſch! Hier ſind wir am Landskrongaſſel. Steht ſtill und wartet hier. Ich muß erſt unſ're Leut' aufſtell'n für „Nummer Drei“ — Ihr habt's doch behalten?

— Freilich.

Das war in einigen Minuten geſchehen. Conrad hatte aus dem Winter-Wirthshauſe ſechs Männer herausgebracht, und links und rechts von dem Eingange in die Schranne an die Wand geſtellt. Je drei auf jeder Seite. Tartſch war dabei, und ſeine Fauſt war krampfhaft geballt. Der lange Jobſt ſtand neben ihm und betete leiſe. Er ſtand bei aller Sentimentalität in dem Rufe, daß er unter milden Worten furchtbar zuſchlagen könne mit ſeinen endloſen knochigen Armen. Der Dritte neben ihnen war der Raſchmacher Urban, deſſen Gift und Operment im Gemüthe ſchon lange nach der Gelegenheit lechzte, ſich einmal Luft zu machen. Ein dicker Dornſtock mit hundert Spitzen, den er in der Hand hielt, hatte ihm das paſſendſte Organ für ſolche Aeußerung geſchienen. Die anderen drei Männer waren Salzſchiffer aus Oberöſterreich, welche Ehren-Conrad in allen billigen Dingen zu Dienſten waren.

Conrad lachte ſtill in ſich hinein, als er ſeine Aufſtellung muſterte; er lachte darüber, daß er den Strauß ganz mit eigenen Mitteln ins Werk richtete. Er hatte gar nichts von der „Loge“ dazu gebraucht. Nur Raſchmacher Urban war ein Mann der „Loge“; aber hier war auch er als Freiwilliger eingetreten. Junker Hans ſollte erſt, wenn's gelungen, im Triumph nach der „Loge“ geführt werden.

Nun holte Conrad Herrn Rudolph von Mitzlau herbei, zeigte ihm den Hammer, und trat zurück, damit aus dem Guckloch Niemand weiter als der Cavalier erblickt werden könne. Dieſe Eiſenthür mit Guckloch und Hammer — eigentlich nur ein Nebeneingang der Schranne, aber doch für gewöhnlich im Gebrauche, da die große Pforte mit der Freitreppe gegen den freien Platz hinaus nur bei öffentlichen Executionen geöffnet wurde — war in einer Wölbung angebracht, innerhalb welcher man zwei Schritte zu machen hatte, ehe man den Hammer erreichen konnte. Rudolph machte dieſe zwei Schritte, ergriff den Hammer und klopfte. Es war ein lauter metalliſcher Ton, welcher durchdringend ſchallte. Der Abend war vorgerückt bis gegen die zehnte Stunde, es war ringsum ſtill, und auch im „Winter-Gaſthauſe“ ſchienen keine Gäſte mehr zu ſein. Der Hammerſchlag ſchallte weit. Aber es regte ſich nichts darauf. Rudolph hatte die Empfindung, als ob er mit dieſen Hammerſchlägen in die ſtille Nacht hinaus ſein Schickſal aufrufe, ſeine Zukunft herausfordere. Er mußte ſich eingeſtehen, daß ſeine Beweggründe nicht eben lauter und rein wären. Aber was thun? dachte er flüchtig. Irgendwo müſſen die Dinge doch immer anfangen, und meine nächſten Ziele, die ſchöne und reiche Ludmilla ſowie der goldene Oheim ſind ja nur auf dieſem Wege zu finden. Vorwärts! — und ehe Conrad, wie er eben wollte, zur Wiederholung des Klopfens antreiben konnte, ergriff Herr von Mitzlau den Hammer aufs neue und klopfte zum zweiten Male.

Es regte ſich wiederum nichts. Aber endlich hörte man eine Thür knarren, und das vergitterte Guckloch in der Eiſenthüre ward langſam nach innen aufgemacht. Wie Conrad vorausgeſagt, zeigte ſich das blöde Geſicht des jungen Pudel, verſchlafen und verzerrt, die Augen mühſam aufriegelnd und kaum verſtändlich murmelnd: Wer denn da ſei?

— Siehſt Du's nicht, Laffe? Ein Cavalier! Ein Cavalier von der Burg! Oeffne! Ich muß den Thürhüter ſprechen.

Dieſe Worte Rudolphs hatten zur Folge, daß der junge Pudel verſchwand, und daß Conrad ſich eingeſtand: Dieſer ſchleſiſche Junker iſt reſolut, und er verſteht's, ſich in etwas zu ſchicken.

Der junge Pudel hatte bei aller Dummheit Erziehung genug, um den Zuruf: „Ein Cavalier von der Burg!“ außerordentlich zu würdigen. Er war alſo hinreichend erſchrocken, und hatte das Guckthürchen offen gelaſſen, und die Stubenthür desgleichen, als er zum ſchnarchenden Papa hineingehumpelt war. Rudolph benützte dieſes Ausſichtsmittel, und blickte aufmerkſam zu, denn in dem Stübchen brannte eine kleine Lampe.

Der alte Pudel war ſo gut dreſſirt, daß er auch im Schlafe eines Rauſches die wichtigſten Appellworte ſeines Dienſtes ſogleich verſtand. Auf den „Cavalier aus der Burg“ war er kerzengerade in die Höhe gefahren. Die Augen nur ſchienen nicht ebenſo viel Triebkraft zu entwickeln. Sie blieben geſchloſſen. Als das Söhnlein die Kunde wiederholte, verſuchte der Körper des Alten eine allgemeine Alarmirung. Er ſchüttelte ſich an allen Gliedern, und ein bauchrednериſches Geſtöhne begleitete dieſen Verſuch, wahrſcheinlich um die bald erforderlichen Stimmmittel auf ihre Schuldigkeit vorzubereiten. Dann folgte ein regungsloſes Nichtsthun, das vielleicht mit einem Rückfall in den Seſſel geendigt hätte, wenn Herr Rudolph nicht der Meinung geweſen wäre, ſolch einen immerhin unſichern Fall dem alten Knaben erſparen zu müſſen. Herr Rudolph war außerdem der Meinung, der Thürhüter ſei ihm gerade in ſolchem duſeligen Zuſtande beſonders zuſagend, weil er ohne weitere Ueberlegung öffnen werde. Er ſchrie alſo durch das Loch eine kräftige Verwünſchung hinein, daß man den Dienſt raſcher und beſſer verſehen ſolle für eine Botſchaft von der Burg.

Darin hatte ſich aber Herr Rudolph geirrt. Der Alte kannte ſich inſtinctmäßig ſehr genau, und ſtatt in den Hausflur hinauszuſchreiten, unterwarf er ſeine zweifelhaft gewordenen Gehwerkzeuge erſt einer Prüfung im Stübchen. Schreiten iſt ein regelmäßiges Fallen. Der alte Pudel fiel etwas unregelmäßig in ſeinen Schritten, aber er erreichte doch aufrecht die nächſte Wand, und bückte ſich dort und zwar erſichtlich mit zweckvollem Willen. Dann verharrte er eine Weile in dieſer Stellung. Herr Rudolph konnte nicht unterſcheiden, was er da vornähme. Endlich glaubte er's durch das Gehör zu entdecken. Es tropfte und rauſchte wie Waſſer. Der Alte hatte ſein würdiges Haupt bis über die Ohren in einen Waſſerkübel getaucht, und als er es wieder hervorzog, richtete er ſich mit einem Ruck gerade auf, griff mit der Hand um ſich, fand ſogleich das Leintuch, welches der abgerichtete junge Pudel ihm hinhielt, trocknete ſich ab, und rief mit rauher, aber feſter Stimme ganz laut:

— Zu Befehl, Euer Gnaden.

Sehr bald darauf war er am Guckloch, und bat in höflichen, wenn auch noch ſatzloſen Ausdrücken um Wiederholung des Begehrs, mit einigem Lallen hinzuſetzend, daß ein geplagter

Mann ſchwer ſchlummere, was „Seine Gnaden verſchuldigen und entzeihen mögen. Bitte“.

— Oeffnen vor allen Dingen! entgegnete Mitzlau.

— Bitte. Wäre gegen Hausordnung dies in nachtſchlafender — Zeit. Erſt Auftrag, bitte!

Mitzlau übereilte ſich wirklich, und fing an, ſeine Frage nach der Nummer des Junkers hervorzuſtoßen, ſpürte aber auf halben Wege einen empfindlichen Stoß in der Kniekehle. Dieſer Stoß kam vom Dornſtocke Urbans, welchen Conrad raſch ergriffen hatte, um den Fehler in der Geburt zu erſticken. Denn wenn der ſächſiſche Junker auf Nummer Drei ſaß, und Pudel's Antwort durchs Guckloch kam, ſo war die Expedition verunglückt; man konnte dann, wie man doch wollte, nicht hineindringen. Mitzlau ſtieß einen Schrei aus über den unerwarteten Schmerz, und Pudel, der die Urſache nicht kannte, dem aber der Schrei unmittelbar in das Geſicht flog, trat einen Schritt zurück, und bat um Entſchuldigung. Er hielt dieſen Schrei für einen Ausdruck der Entrüſtung über ſein Zögern, und Mitzlau wurde gleichzeitig ſeines Fehlers inne. Er ſammelte ſich ſchnell, ließ ſeinen angefangenen Satz im Stiche, und trat einen Schritt zurück, um ſein Schwert zu ziehen. Das Mondlicht quoll ſo hell auch in die Tiefe des Gäßchens bis in die Thürwölbung herab, daß Pudel entdecken konnte, was dieſe Handbewegung bezweckte, und Mitzlau ließ ihn ganz und gar nicht im Zweifel darüber, denn er ſagte ſcharf und geläufig, daß dies kaiſerliche Gerichtshaus ſehr ſchlecht verwaltet werde. Von der kaiſerlichen Burg komme eine wichtige Anfrage, ein geiſtlicher Herr, wie Pater Norbert, laſſe Auskunft verlangen, und ein beſoffener Thürhüter halte ſolchen Behörden gegenüber ſogar die erſte Straßenthür verſchloſſen. Wenn nicht auf der Stelle geöffnet werde, ſo ſolle das ſcharfe Eiſen dem glotzenden Geſichte da drinnen durch das vergitterte Loch einen Circumflex einſegen, an welchem die herbeigerufene Guardia deutlich erkennen möge, wer hier ſo unverſchämt ſeinen Dienſt vernachläſſigt habe. — Hiemit hatte

Verſehen und Hitze Herrn Rudolph ſo tief ins Attentat hineingeführt, daß nun ſeine vollſtändige Betheiligung nicht mehr zweifelhaft bleiben konnte.

Das Wort „beſoffen“ und der Name „Pater Norbert“ machten den alten Pudel verhältnißmäßig nüchtern. Das Erſte ärgerte ihn, weil es richtig war, und den Zweiten fürchtete er. Er drehte kurzum den Schlüſſel im Schlüſſelloche, und öffnete die Thür ſo weit, daß ſeine Perſon Platz fand zwiſchen Thür und Mauer. In dieſer Stellung wollte er darthun, daß von einer Beſoffenheit in ſeinem Amte gar nicht die Rede ſein könne — aber er wurde unterbrochen. Mitzlau hatte einmal das Schwert in der Hand, und da er dies vor ſich hinhielt, und näher trat, ſo hielt es Pudel nicht für angemeſſen, für ſeine höfliche Entrüſtung die ohnehin koſtſpieligen Worte zu ſuchen, ſondern er trat vor dem unangenehmen Eiſen ſeinerſeits artig zurück. So hatte Mitzlau denn die Stellung in der offenen Thür, welche er erobern gewollt.

— Und nun zur Sache! ſprach er barſch. Pater Norbert läßt Euch fragen, welche Nummer der ſächſiſche Junker hat?

— Welche Nummer —? Bitte!

— Nichts zu bitten. Zu ſagen iſt, welche Nummer?

— Aber, Chriſti, Seine Hochwürden wiſſen ja —

— Welche Nummer?

— Ganz dieſelbige, welche Hochwürden ſelbſt befohlen haben —

— Kreuz Donnerwetter, welche Nummer? Vierzehn oder Drei?

Dieſe Detailkenntniß entſchied. Es waren die zwiſchen Gangelberger und Pater Norbert ſtreitigen Nummern, und Pudel hätte unter ſolchen Umſtänden jedenfalls die Nummer genannt, welche dem Befehle des Paters entſprach, da der Pater darnach fragen ließ, auch wenn der ſächſiſche Junker, dem Befehle Gangelberger's entſprechend, auf Nummer Drei gebracht worden wäre. Er ſagte alſo flugs und zuverſichtlich:

—Der fremde Junker ſitzt, bitte, auf Nummer Vierzehn.

— Ehrlich?

— Grundehrlich, wenn ich bitten —

— Still! Dieſe Nachricht kommt binnen zehn Minuten in die Burg. Wehe Dir, Mann der Schlüſſel, wenn ſie ſich unwahr erweiſt!

Damit trat er zurück, und zog ſelbſt die Thür zu.

Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſagt ein Sprichwort, er komme dann in Perſon. Mit dieſer Berufung auf die Burg in Sachen des gefangenen Junker Hans ging jenes Sprichwort wirklich in Erfüllung. Im Landskrongaſſel ſpiegelte man lügneriſch vor, des ſächſiſchen Junkers Schickſal beſchäftige wichtige Perſonen in der Burg, und in der Burg beſchäftigten ſich wahrhaftig in dieſem Augenblicke wichtige Perſonen mit der Gefangenſchaft des Junkers Hans, und man war im Begriff, nachdrücklich einzugreifen in dieſe Gefangenſchaft. Dem Conrad'ſchen Befreiungsverſuche drohte eine gefährliche Störung.

Die Veranlaſſung dazu war Waldſtein.

Als er mit Harrach, Lamormain und Norbert in die Stallburg gekommen war, um bei den letzten Augenblicken des Kaiſers in der Nähe zu ſein, hatte ſich ein neuer Stillſtand in deſſen Todeskampf eingeſtellt. Ein leichter Schlummer war eingetreten, und der König Ferdinand hatte ſich ſoeben nach ſeinen Gemächern in der Burg zurückgezogen, um einige Stunden zu ſchlafen. Die Aerzte erwarteten jetzt den Hintritt des Kaiſers erſt gegen Tagesanbruch, und hatten den König-Erzherzog verſichert, daß der entſcheidende Augenblick nicht plötzlich eintreten, daß man alſo Zeit genug haben werde, den König herbeizurufen.

Ferdinand war ein wirklich frommer Mann. Auf die Nachricht von dem unmittelbar bevorſtehenden Tode des Kaiſers hatte er ſich in die Kirche begeben, um zu beten für die Seele des abſcheidenden Mathias. Und zwar nicht in die ihm zunächſt liegende Burgcapelle, ſondern in die Kirche des ſogenannten Königin-Kloſters, welches der Familie beſonders theuer war durch die Gründerin deſſelben. Eine Erzherzogin Eliſabeth hatte das Unglück gehabt, Gemalin Carls IX. von Frankreich zu ſein, des Königs der Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht. Entſetzt von den franzöſiſchen Gräueln jener Zeit, hatte ſie ſich nach dem frühen Tode Carls wieder heimgeflüchtet nach Wien, und hatte eine Kirche und ein Kloſter erbauen laſſen, um ſich in dieſe Stille zurückzuziehen. Dies Kloſter mit ſeiner kleinen ſchönen Kirche — die jetzige proteſtantiſche Kirche in der Dorotheerſtraße — erſtreckte ſich von der Dorotheerſtraße bis zur untern Breunerſtraße, und dieſe letztere nur trennte ſie von der Stallburg. Ein Schwibbogen, wie er in ſpäterer Zeit von der Reitſchule nach der Stallburg gebaut worden iſt, verband damals das Kloſter mit der Stallburg, welche Kaiſer Mathias während ſeines ſeltenen Aufenthaltes in Wien zu bewohnen pflegte — er reſidirte vorzugsweiſe in Prag — und auf dem Gange innerhalb dieſes Schwibbogens konnte der König binnen wenigen Minuten am Sterbelager zurück ſein.

Die Stallburg war erſt vor ſechzig Jahren erbaut worden, und zeigte keinen beſonderen architektoniſchen Charakter. Ein plumpes Viereck, in deſſen Mitte ein Hof, war ſie damals wie jetzt ſchmuck- und reizlos. Ein weites, ziemlich wüſt ausſehendes Zimmer nahe an dem Schwibbogengange war der Sammelpunkt für die großen Herren, welche ſich eingeſtellt hatten. Dicke Teppiche bedeckten den Fußboden, und geräuſchlos konnten die Harrenden hin- und hergehen. Pater Lamormain trennte ſich ſogleich von ihnen, um nach dem Krankenzimmer ſelbſt zu ſchreiten. Er winkte kaum bemerkbar dem Carlo Blandini, welcher mit dem ſpaniſchen Geſandten in einer Fenſterbrüſtung ſprach, und der junge italieniſche Arzt folgte dem Pater. Der ſpaniſche Geſandte that desgleichen. Sie verſchwanden alle Drei lautlos hinter den

Vorhängen, welche in ein Vorzimmer und dann unmittelbar in das Gemach des Kaiſers führten. Waldſtein ſah ihnen gedankenvoll nach, und begann dann ein Promenade in dem weiten Raume, als ob er allein wäre, im Vorbeigehen einige Männer mit leichtem Kopfnicken grüßend, welche in einem Winkel ſtanden und flüſternd mit einander ſprachen. Ein Miniſter des Kaiſers, Trautſon, war der Mittelpunkt derſelben. Alle waren abgeſpannt. Die Auflöſung des kaiſerlichen Körpers und Regimentes hatte ſchon zu lange gedroht. Jedermann hatte ſich in ſein Schickſal ergeben, auch der Miniſter, welcher vom neuen Herrn wußte, daß er ſeine Wahlen längſt getroffen.

Als Waldſtein zurückkehrend wieder an der Gruppe vorüberkam, blieb er ſtehen, und redete mit gedämpfter Stimme Trautſon an. Waldſtein war bei dem abſterbenden Regimente ſehr wohl angeſehen, da er ſich immer als gut kaiſerlich und als tapferer Kriegsmann erwieſen hatte. Kaiſer Mathias hatte ihn zum Lohn dafür in den Reichsgrafenſtand erhoben, und Trautſon trat bereitwillig näher, um Waldſtein's Anfrage zu beantworten. Sie betraf den Junker Hans von Starſchädel. Es war Waldſtein eingefallen, daß er ja der Frau von Jörger verſprochen hatte, ſich für die Befreiung des jungen Mannes zu verwenden, und er erinnerte ſich jetzt, daß Pater Lamormain, wenn auch nickend, doch ziemlich glatt über ſein Fürwort hingeſchlüpft war.

— Wißt Ihr Näheres über den heute verhafteten ſächſiſchen Junker, und könnt Ihr mir nicht noch in dieſer Nacht die Freiheit des jungen Mannes ſchenken?

— Wenn ich noch was zu ſchenken habe, mit Vergnügen! erwiderte der kleine Mann mit den abgeſpannten Zügen.

— Ich hab' es meiner Braut verſprochen, und von Bedeutung wird das Junkerlein doch kaum ſein. Er iſt nicht einmal aus dem Kurfürſtenthume.

— Ich kenne ihn gar nicht.

— Habt ihn aber doch verhaften laſſen.

— O nein.

— Nun, Eure Leute haben's alſo gethan?

— Auch die nicht. Dergleichen beſorgt die Stadtguardia, und die Stadtguardia wird ſeit längerer Zeit von den Patres in Anſpruch genommen.

— Und Ihr habt auch keine Meldung erhalten?

— O nein.

Waldſtein ſchwieg, und ſah auf den kleinen, machtlos gewordenen Mann mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien: Armer Miniſter, ich möchte nicht an Deiner Stelle ſein! Endlich ſagte er raſch und noch leiſer:

Trautſon, der Kaiſer lebt noch; Ihr ſeid noch Miniſter — ſchickt den Befehl hin, daß man den jungen Burſchen laufen laſſe.

— Das würde nichts helfen.

— Wie?

— Man würde erſt bei Pater Lamormain anfragen, ob man gehorchen ſolle.

— Behüt' Euch Gott, armer Trautſon! entgegnete Waldſtein, indem er die Hand auf die Schulter des kleinen Mannes legte. Dann ging er mit raſchen Schritten auf Harrach zu, welcher noch auf derſelben Stelle ſtand mit Pater Norbert. Die Angelegenheit war nun lebendig geworden in ihm, beſonders da er einzuſehen anfing, daß ſie Schwierigkeiten finde. Er war ein eigenwilliger Mann, und ein Verſprechen pflegte er ſtreng zu halten, ſelbſt wenn es ein Opfer koſtete. Zudem hatte wirklich ſeine Braut ihm bei Tiſche noch einmal zugeflüſtert, daß es ihr recht lieb ſei, wenn er ihrer Freundin, der Frau von Jörger, eine Freundlichkeit erweiſen könne. Das war für ihn ein mächtiger Sporn. Er war nicht angethan zu einem Liebhaber. Kopf und Phantaſie waren ihm angefüllt von ganz anderen Dingen, als eine junge Frau zu wünſchen hat. Umſomehr fühlte er ſich verpflichtet, jeden andern Wunſch ſeiner jungen Gattin entgegenkommend zu erfüllen, und als eine ſolche Aufgabe betrachtete er jetzt die Befreiung des Junkers. Als nun Harrach ihm nicht verhehlte, daß wenig Ausſicht vorhanden ſcheine, als Norbert auf ſcharfes Eindringen zögernd zugeſtand, daß Lamormain ſich geradezu abweiſend geäußert, da ſtellte ſich's feſt im herriſchen Sinne Waldſtein's, dieſem Pfaffenregimente eine Beute abzunehmen, und zwar ſogleich abzunehmen. Er ging geraden Weges nach dem Krankenzimmer des Kaiſers, um ſich die Hauptperſon, den Pater Lamormain, herauszuholen.

Glücklicherweiſe kam dieſer ihm ſchon entgegen, und flüſterte ihm mit dem gleichgiltigſten Geſichte von der Welt zu:

— Der Athem wird immer leiſer; vielleicht erwacht er gar nicht mehr.

— Ein Wort, Herr Pater! — Und damit winkte ihm Waldſtein nach einer Ecke des großen Zimmers. Ein wenig erſtaunt folgte Lamormain. Die Kraft des Winkes und das Antlitz Waldſtein's waren wol geeignet, dies Erſtaunen zu wecken. Der ſchmale Kopf Waldſtein's, noch ſchmäler durch das kurzgeſchnittene braunrothe Haar, welches wie eine Bürſte das dunkelgelb gefärbte Geſicht mit den ſchwer treffenden Augen einrahmte, ſtand plötzlich ſo hart auf den Schultern, wie ein unerbittlicher Wegweiſer. Lamormain folgte dieſem Wegweiſer, und ſein ſonſt tief beſchattetes braunes Auge öffnete ſich weit, als wollte es fragen: Was ſoll das?

— Herr Pater Lamormain, begann Waldſtein mit eng zuſammengehaltenem Tone, als ſie in der Ecke nahe bei einander ſtanden, ich hatte Euch vor einer Stunde gebeten, den heut' eingefangenen ſächſiſchen Junker freizugeben. Ihr hattet die Güte, zuſagend mit dem Kopfe zu nicken. Erinnert Ihr Euch?

— Es iſt kaum eine Stunde her!

— Ihr ſcheint aber ſchon eine Viertelſtunde nach dem gütigen Kopfnicken entſchloſſen geweſen zu ſein, dieſer zuſagenden Pantomime keine Folge zu geben!

— Wie das?

— Ihr habt geäußert, daß es nicht rathſam ſei, einen Gefangenen freizugeben, für welchen ſich Leute wie Harrach und ich in Unkoſten ſetzen.

Pater Lamormain antwortete nicht, ſondern holte gleichſam mit einem brunnentiefen Blicke den Jaromir-Norbert zu ſeinen Füßen herbei. Wenigſtens ſah Lamormain, nachdem er zu Norbert hinübergeſchaut, auf den Fußboden, als läge da ſchon der ariſtokratiſche Jeſuitenzögling, welcher für ſeine ariſtokratiſche Sippſchaft die Geheimniſſe des Ordens verrathen.

— Möchtet Ihr mich einer Antwort würdigen, Herr Pater Lamormain!

— Bedarf es einer, Graf Waldſtein?

— Recht ſehr.

— Ich war und bin geneigt, mich Euch gefällig zu erweiſen. Erſt als ich erfuhr, daß nicht blos Ihr und Baron Harrach für den fremden Junker intereſſirt ſeien, und daß Ihr und Baron Harrach durch Ketzer veranlaßt worden zu dieſem Intereſſe für einen ketzeriſchen Fremdling, erſt da ſtutzte ich und hielt es für rathſam, mich nicht zu übereilen —

— Sondern auch Leute wie mich und Baron Harrach unter Vormundſchaft zu ſtellen. Mein lieber Herr Pater, ich bin ſechsunddreißig Jahre alt, und weiß, was ich will. Habt die Güte, mir rund zu erklären, ob dieſer Junker binnen einer Stunde in Freiheit geſetzt werden ſoll oder nicht?

— Mein lieber Herr Graf, Ihr behandelt mich, als ob ich ein Gefängnißwärter oder eine Gerichtsperſon ſei, welche im Handumkehren über Gefangene disponiren können —

— Dort ſteht Trautſon! Er hat mir eben geſagt, daß es nur Eurer zuſtimmenden Kopfneigung bedürfe, und der Gefangene ſei im Handumkehren frei. Soll ich ihn herrufen?

— Wißt Ihr denn, Herr Graf, weſſen der Gefangene bezichtigt iſt?

— Ah —!

— Er hat den heiligen Gottesdienſt geſtört und verhöhnt —

— Hat ſich als falſch erwieſen, wie Jaromir Zierotin dort ſoeben Harrach mitgetheilt.

— So? — Nun denn, er iſt ein wichtiger Bevollmächtigter unſerer Feinde —

— Welcher Feinde?

— Der Feinde unſerer Kirche und unſeres Staates. Die mannigfaltige ſächſiſche Verſchwörung gegen uns hat ihn wahrſcheinlich geſendet —

— Wahrſcheinlich! Ihr wißt's alſo nicht. Dort kommt ja gerade Fabricius, des Königs Geheimſchreiber; der wird mehr wiſſen, als das Wahrſcheinliche. Wir wollen ihn fragen.

Und dies ſagend, winkte er einem mageren Männlein, welches von der Seite des Schwibbogenganges mit einem langen ſtattlichen Herrn eingetreten war. Dies magere Männlein war derſelbe Schreiber Fabricius, welchen die Böhmen vom Hradſchin hinabgeſtürzt hatten in den Hirſchgraben.

Fabricius war mit leichten Gliedmaßen leidlich geſund unten angekommen, war in einem Athem nach Wien gelaufen, um in der Burg Bericht zu erſtatten über den Vorfall, und hier hatte ihn König Ferdinand bei ſeiner Perſon angeſtellt als einen kundigen und gewandten Schreiber. Er folgte jetzt behende dem Winke Waldſtein's, und ſtand neben ihm, reſpectvoll jeder Frage gewärtig.

— Kennt Ihr, Fabricius, fragte Waldſtein, den ſächſiſchen Junker Hans von Starſchädel?

— Von Prag aus, ja, ein wenig, verehrter Herr Graf.

— Haltet Ihr ihn für eine politiſch wichtige Perſon?

— Unwichtig iſt er nicht, und wichtig kann er werden, je nachdem die Dinge verlaufen. Er hat Zutritt gefunden bei der Frau Kurfürſtin in Dresden, und dieſe iſt für uns ſehr bedenklich in der böhmiſchen Sache. Sie hat großen Ehrgeiz und iſt ſehr geneigt, die Schlick'ſchen Anträge der Krone Böhmens für den Kurfürſten zu unterſtützen. Namentlich in dieſem Augenblicke iſt ſie mächtig, wie uns Schönberg heute ſchreibt.

— Ihr haltet es alſo auch für rathſam, dieſen Junker Starſchädel in Geſangenſchaft zu halten?

— In Gefangenſchaft?

— Ja, wißt Ihr denn nicht, daß er am Hohen Markte in der Schranne eingeſperrt ſitzt?

— Das weiß ich nicht, Herr Graf —

— Aber Ihr findet es bei ſeinem Verhältniß zur Kurfürſtin ſehr lobenswerth?

— Das würde ich verneinen, wenn man mich officiell fragte.

— Warum?

— Wenn die Frau Kurfürſtin dies erfährt, ſo wird ſie geſteigert in der Oppoſition gegen uns und benützt die Mißhandlung ihres Agenten als einen Stachel für den Kurfürſten. Dieſer iſt, wie der Herr Graf wol weiß, ein beſchränkter Herr, welcher den Wein liebt, und welcher in der Weinlaune gar abhängig iſt von ſeiner Frau Gemalin. Wenn dieſe gerade jetzt Anlaß fände, ihn zornig zu machen gegen uns, ſo könnten wir das in der böhmiſchen Sache theuer bezahlen müſſen.

— Ich danke Euch, lieber Fabricius, und habe mich gefreut, Euch zu ſehen.

Fabricius zog ſich zurück. Waldſtein ſchwieg und ſah ſtreng und unverwandt auf den Pater Lamormain, welcher halb geſchloſſenen Auges den Blick ruhig aushielt und mit keiner Miene zuckte.

— Nun, begann endlich Waldſtein, die Politik ſpräche für mich; werdet Ihr nun Euer Kopfnicken einlöſen und mir den Junker ſchenken?

— Ich werde mich beeilen, es Seiner Majeſtät zur Entſcheidung vorzutragen, ſobald der Herr unſer Gott entſchieden hat über Leben und Sterben in dieſer kaiſerlichen Burg.

— Das heißt: Ihr wollt nicht?!

— Was bedeutet mein Wille, wo es ſich um die höchſten Güter des Himmels und der Erde handelt, wo die Fragen irdiſcher Politik einem gefährlichen Ketzer gegenüber zurücktreten müſſen in den Schatten —

— Genug! Ich bin in einem Jeſuitenhauſe auferzogen worden, verehrungswürdiger Herr Pater, und kenne die vorgeſchriebenen rhetoriſchen Wendungen ganz genau. Ihr wollt nicht und wollt vorzugsweiſe deshalb nicht, um nicht nachgiebig zu erſcheinen und um mich Eure ganze Macht fühlen zu laſſen. Wohl denn, ich fühle ſie, und — warne Euch. Es wird Euch nicht leicht werden, Eurem General in Rom Rede zu ſtehen, wenn Ihr durch Uebergriffe unſere gemeinſchaftliche Sache in Kirche und Staat ins Verderben gezogen. Ihr unternehmt zu viel. Von morgen an braucht Ihr die Kriegskunde wie's tägliche Brod! Euer General ſoll und wird Euch ſchneidend fragen — denn ich ſteh' Euch dafür, er erfährt's! — er wird Euch ſchneidend fragen: Warum haſt du meine Schwerter ſtumpf gemacht? Warum haſt du der Eitelkeit mehr gedient als meinen Zwecken? Verſteht Ihr mich? Es giebt eine Eitelkeit auch im Regieren, und wenn die nachgewieſen wird in Rom, ſo ſeid Ihr dahin, wie die rothe Blume des Feldes im Hagelwetter. Das ſag' ich Euch jetzt am Vorabend des großen Kampfes, der wahrhaftig zweifelhafter iſt, als die Schulſtube zu ahnen ſcheint. Wenn Leute wie ich zur Reformfahne träten, Ihr bereutet nach vier Wochen ſchon jenſeits der Alpen Eure Kurzſichtigkeit. Es iſt nicht auszufechten, Herr Pater Lamormain, ohne Leute wie Albrecht Waldſtein. Ueberlegt das reiflich. Zunächſt bleibe dies unter uns. Kündigt mir das geringſte Zeichen an, daß es nicht unter uns geblieben, und werde ich inne, daß ich für die Rieſenaufgabe, welche vorliegt, die geringſten Schwierigkeiten finde, dann weiß ich auch, wer dieſe Schwierigkeiten erhoben, und dann ſteh' ich dafür, ich, ein Jeſuitenzögling, daß das Conterfei Eurer das Gelingen des Ganzen zerſtörenden Eitelkeit vor Eurem General in Rom ausgebreitet wird, deutlich und beredſam. Habt Ihr mich verſtanden?

— Ich höre euch aufmerkſam zu.

— So wählt jetzt! Ich betrachte die vorliegende kleine Angelegenheit als eine ſymboliſche. Dort iſt Eggenberg mit dem Schreiber gekommen. Ihr wißt, was er beim König bedeutet. Entweder ich trete jetzt zu ihm, und verlange von ihm den ſächſiſchen Junker, und warte — wenn er gegen alle Wahrſcheinlichkeit es nicht auf ſich nehmen ſollte — und warte auf den König ſelbſt, oder — Ihr ſprecht mit Trautſon und laßt dem Junker die Freiheit ankündigen. Wählt!

— Wie Ihr das ſchlachtenmäßig führt, Graf Waldſtein! Die Sache iſt ſchwerer und leichter, als Ihr ſie auffaßt. Leichter darin, daß Eitelkeit und Uebergriff, wie Ihr's nennt, völlig bereit ſind, Euch dienſtbar zu ſein. Von dieſem Geſichtspunkte aus geb' ich den Junker bereitwillig frei. Aber ſie iſt ſchwerer, weil er ein Ketzer und des gefährlichſten Zuſammenhanges verdächtig iſt mit der hieſigen Loge und dem Frevler Odontius. Dieſe Loge iſt der Sammelpunkt des Pöbels unter den Ketzern, und dieſer Odontius, der ſchon unter dem Galgen geſtanden, iſt der perſönliche Todfeind unſeres erlauchten Königs. Deshalb, und nur deshalb kann ich nicht ſo kurzweg verfahren.

— Alſo?

— Es ſteht ſicher in Ausſicht, daß dieſer Odontius, zuletzt in Ungarn ſichtbar, beim Tode des Kaiſers in Wien ſein wird, um gegen unſern erlauchten König Brand und Mord zu hetzen.

— Alſo?

— Alſo wer wagt es, ſolche Verantwortung zu übernehmen?

— Ich. Das Alles halt' ich für künſtliche Wolken. Nun?

— Alsdann muß ich zum mindeſten darauf beſtehen, daß der gefangene Ketzer nicht blindlings in Freiheit geſetzt, ſondern daß er hieher gebracht werde in die Burg, um vor kundigen Männern verhört und im günſtigſten Falle verpflichtet zu werden.

— Trautſon, ich bitte!

Trautſon näherte ſich, und nahm mit melancholiſchem Lächeln die Verſicherung hin, daß dem Transport des Gefangenen nach der Burg nichts im Wege ſtünde, wenn der Herr Miniſter dem commandirenden Rottmeiſter der Schweizergarde, welcher die Hut der Burg anvertraut war, den nöthigen Wink zukommen laſſen wolle.

Waldſtein ging mit Trautſon hinaus, um dies ins Werk ſetzen zu ſehen.

Dieſer Abſchluß erfolgte genau um dieſelbe Zeit, als Herr Rudolph von der wieder geſchloſſenen eiſernen Thür zurücktrat, und Conrad ſich nun anſchickte, die Befreiung auf dem Wege durchs Fenſter auszuführen.

Er blieb wunderlicherweiſe, nachdem es alſo gelungen war, eine Zeitlang im Gaſſel ſtehen und kratzte ſich den Kopf.

— Was iſt? fragte Herr Rudolph.

— Dumm ſind wir doch geweſen!

— Weshalb?

— Da's einmal ſo gut ging, und die Thür auf und Niemand da war als die verſchlafenen Pudel, ſo hätten wir kurzen Proceß machen und dem Alten die Schlüſſel abnehmen ſollen — dumm, dumm, dumm wie die Rathsherren, die immer erſt g'ſcheidt ſind, wenn ſie vom Rathhaus 'runterkommen. Na, jetzt iſt's vorbei. Nochmal anfangen können wir nicht. Alſo weiter!

— Wie?

— Oben thun's Zwei von uns, mehr nicht. 's macht auch zu viel Spectakel, wenn ſo viele die Stiegen hinauftrampeln. Herr Urban und ich. Die Andern vertheilen ſich hier unten — aber nix da, wozu vertheilen?! Ihr ſetzt Euch in die Wirthsſtube, 's iſt beſſer für den Friedl, wenn noch was verzehrt wird. Der Herr Junker da hält Euch frei; richtig, und der Herr Junker ſchaut aus dem Fenſter, ob hier im Gaſſel nichts paſſirt. Was ſollte paſſiren?! 's iſt Nacht. Nichts wird paſſiren. 's iſt nur, daß Ihr untergebracht ſeid. Und übernehmt Euch nicht im Wein — der Herr Junker ſpendirt einen Grinzinger, der hier im „Winter“ nicht uneben iſt, alſo fertig! — Herr Urban, eine

Taſche voll Sand nicht zu vergeſſen, damit wir ans Fenſter werfen und den Gefangenen wecken. Alſo weiter!

Es geſchah ſo, und er mit dem Raſchmacher Urban tappte vorſichtig und leiſe die Stiegen hinauf bis zur Bodenkammer, in welcher der Kellner Friedl ſeine Schlafſtätte hatte. Das Mondlicht genügte überall. Eine eichene Bohle, welche von einer Ausbeſſerung am Dachgebälke übrig geblieben, war ſchon zurechtgeſtellt, und ſo ging's kurzweg an die Expedition. Das Dachfenſter ward geöffnet, und über die nur vier Schritt breite Gaſſe wurde Sand an das Fenſter der bewußten Nummer Vierzehn geworfen, damit der Gefangene es öffnen und ſolchergeſtalt erfahren möge, was man mit ihm vorhabe.

Er ſchien aber einen feſten Schlaf zu haben, denn er zeigte ſich gar nicht.

— Alsdann klopfen! ſagte Conrad und griff nach der Bohle.

Sie ward aus dem Dachfenſter geſchoben, und es ergab ſich, daß ſie lang genug war. Sie lag prächtig drüben im Fenſterſims von Nummer Vierzehn. Conrad ſtieß ſie gegen das Fenſterkreuz drüben, daß man die Scheiben zittern und klirren hörte.

— Na, wenn er davon nicht erwacht, ſo hat er ein unverſchämt gutes Gewiſſen!

Er erwachte nicht. Die Männer ſahen einander an. Was thun?

— Ja, ſprach endlich Conrad, da muß einer von uns 'nüber und 's Fenſter einſchlagen —

— Stoßen wir's von hier mit der Bohle ein! meinte Urban, dem die Luftpartie da hinüber nicht wünſchenswerth ſchien.

Conrad verſuchte es. Aber dazu war die Bohle nicht lang genug. Sie lag hüben und drüben hinreichend auf, aber mehr gab ſie nicht her. Sie frei zu heben und, indem man ſich hinauslegte, zu ſtoßen, ſchien nicht rathſam. Die Hände hatten alsdann nicht Kraft genug; die Bohle konnte ihnen ausgleiten, und dann war Alles verdorben.

— 's bleibt nichts übrig, Herr Gevatter, als daß Einer von uns Courier reitet da 'nüber —

— Das iſt kein Spaß! 's ſind drei Geſtock Luft d'runter.

— Ja, und was noch ſpaß'ger, Ihr, Gevatter, müßt der Courier ſein!

— Oho!

— Freilich. — Ich macht' mir gar nix d'raus. Aber mein großer Corpus iſt ſchwer, die Bohle iſt ausgetrocknet, ſie trägt mich nicht. Ihr ſeid ein luftiger Raſchmacher, Euch trägt ſie gut und gern.

— Den Teixel auch!

— Probirt's! — Dabei zog Conrad die Bohle herein, legte ſie vom Dachfenſter nach einem gegenüberſtehenden Kleiderkaſten und nöthigte den Raſchmacher, Probe zu reiten. Die Bohle hielt. Urban konnte nichts Gegründetes mehr einwenden, aber es war ihm ſehr unangenehm. Conrad dagegen machte wenig Federleſens, legte die Bohle wieder hinüber und nöthigte ihn hinauszukriechen.

Als er aber draußen ſaß, wollte er abſolut zurück.

— Es ſchwindelt mir! ſtöhnte er.

— Haltet Euch nur mit den Händen feſt und ſchiebt Euch weiter. Die Bohle iſt glatt, 's koſtet nicht einmal die Hoſe!

— Ich bin von einem ſitzenden Handwerke, dergleichen bin ich nicht gewohnt!

— Hier ſitzt Ihr ja auch. Denkt, es ſei Eure Webebank, und ſchiebt Euch.

Urban wollte durchaus zurück. Conrad ließ ihn nicht, und ſagte endlich grob und ärgerlich:

— Ihr ſeid ja kein Haſe, und die Sache iſt ja doch danach! Seid ja ſonſt mit dem Maul ſchneidig genug. Odontius wartet auf die Loſung, die der Junker bringt. Das Werk muß losgeh'n, und der Junker kommt von unſern Häuptern. Wollt Ihr ihn zugrund' gehen laſſen, weil Ihr nicht eine Minute Angſt ausſteh'n wollt —?

— Ich muß ja aber wieder zurück!

— Das geht leichter; 's hängt einen Gedanken auf hier zu — vorwärts, zum Kreuz Donnerwetter!

Dabei ſchob er den Raſchmacher, und dieſer rutſchte allmälig, eine klägliche Figur im Mondenſchein, hinüber. Drüben angekommen, klopfte er an's Fenſter. Kein Zeichen von innen. Sowohl um raſcher ans Ziel zu kommen, als auch um einen Anhalt zu haben, ſtieß er die Fenſterſcheibe ein und griff innen an die Fenſterpfoſte.

Conrad knurrte. Das zerbrechende Glas ſchrie in die Nacht hinaus.

— Nun?

Urban hatte den Kopf hineingeſteckt durch das eingebrochene Loch und antwortete nicht. Von unten aus dem Gaſſel aber meinte Conrad Geräuſch zu hören — wahrhaftig, Geräuſch von Fußtritten; jetzt gar einen Ruf: „Halt!“ und — alle Teufel — das Klopfen mit dem Hammer!

— Was kann das ſein? dachte Conrad und hielt den Athem an. Da kam's hinter ihm die Treppe herauf — es war Tartſch mit der Nachricht, daß Bewaffnete unten vor der eiſernen Thür aufmarſchirten. — Schwerenoth, was iſt das? fluchte Conrad leiſe und flüſterte Urban hinüber: Vorwärts!

— Ja, vorwärts! erwiderte dieſer in Todesangſt; er war rathlos. — Er hatte die ganze Zelle überſehen, und hatte ſie leer gefunden. — Pudel, der heilloſe Pudel war ſchuld! Unter dem grimmigen Befehle Gangelberger's hatte er den Junker in Nummer Drei abgeführt. Nachdem der Pater vor ſeinem Abgehen das beſte Zimmer anempfohlen hatte, war Pudel allerdings mehr geneigt geweſen, der Anordnung des geiſtlichen Herrn nachzugeben. Aber da war Jobſt gekommen und das bayriſche Bier und der Rauſch und der Schlaf. Als nun Rudolphs Anfrage ihn erweckt, und Nummer Vierzehn Parole geworden, da war es ihm freilich ganz klar geworden, daß der Junker nun nach Nummer Vierzehn gebracht werden müſſe, die Vorbereitungen indeſſen — denn er war ja doch noch von Bier und Schlaf angegriffen — hatten einige Zeit gekoſtet, und als er ſich eben aufmachen gewollt, da klopft der Hammer, und die von Waldſtein veranlaßte Burgwache ſteht vor dem Hauſe. Wie ſchade! 's wär' eine intereſſante Scene für Pudel geweſen, wenn er einige Minuten früher fertig geworden, und dem Junker Nummer Vierzehn aufgeſchloſſen und den Kopf des Raſchmacher Urban im eingebrochenen Fenſter erblickt hätte. —

Das entging ihm. Er fand die Ruhe des Geiſtes, dem eintretenden Rottmeiſter begreiflich zu machen, daß er ſich keinen Schritt weiter zu bemühen brauche. Er werde den von hoher Stelle begehrten Gefangenen anheroſtellen in den Hausflur. So kamen die verſchiedenen Zellen nicht weiter zur Sprache, und wenn Pater Norbert und Rath Gangelberger am Morgen nachfragen ſollten, ſo war der Junker für den Einen von Nummer Vierzehn, für den Andern von Nummer Drei abgeholt worden. Pudel war ſehr ſtolz auf ſeine Diplomatie, und eilte die Stiegen hinauf, während die Burgwache in den Hausflur trat. In Nummer Drei eintretend, theilte Pudel dem angekleidet und wach daliegenden Junker Hans unter innerer Heiterkeit mit: es füge ſich Alles ſehr angenehm, denn man hole ihn unter ſtattlichem Geleit nach der Burg ſelbſt, und ſtelle ihm eine Sänfte zur Verfügung. Das mache den Caſus ſehr fürnehm; höchſt wahrſcheinlich wolle die erkrankte Majeſtät der Kaiſer ſelbſt den merkwürdigen Junker aus Sachſen ſprechen, ehe ſie zu des Himmels Freuden eingehen — „ſterben müſſen wir leider Alle. Alſo auf Wiederſehen, gnädigſter Herr Junker!“

— Ich hoffe nicht, daß wir uns wiederſehen! erwiderte lächelnd Junker Hans.

— Bitte! ſprach Pudel, und leuchtete ihm hinab und öffnete ihm die Sänfte, und ſah ihm gedankenvoll nach, bis der Zug in die Tuchlauben einbog. Dann wollte er ſich nach dem Wetter umſchauen und erhob ſein Haupt. Glücklicherweiſe war er vom langen Aufenthalte im dunklen Portierſtübchen etwas blöden Auges, und da juſt auch eine Wolke vor den Mond trat, ſo erkannte er's nicht, daß da oben ein Raſchmacher unter peinlichen Empfindungen und geſtört durch unchriſtliche Scheltworte Conrads langſam und ſehr vorſichtig durch die Luft dahinrutſchte. Feine Stückchen Kalk, welche oben durch die Eichenbohle losgelöſt waren, tänzelten Pudel auf die Naſe, und mit der friedlichen Bemerkung: „Es giebt Regen!“ kehrte er in ſeine Clauſe zurück.

8.

Rudolph von Mitzlau hatte in der Wirthsſtube am Fenſter die Abführung des Junker Hans beobachtet. Er trug dem langen Jobſt auf, ſeine Rückkehr abzuwarten; er wollte der Sänfte folgen. Dies that er denn auch, durch's Peilerthor, den Kohlenmarkt hinauf, links hinüber in die Stallburg. Dahinein konnte er nicht folgen; er kehrte alſo eiligſt zum „Winter“ zurück.

Dort fand er jetzt Conrad, Urban, Tartſch, welche vom Boden heruntergekommen waren. Conrad war ſehr grimmig, und der Raſchmacher Urban gab ihm darin nichts nach. Durch die Luft geritten zu ſein unter peinlicher Lebensgefahr, ſich die Hoſe zerriſſen zu haben — und das Alles ohne Nutzen und Erfolg, blos zum Spaß! Das fand er niederträchtig. Er ſchäumte geradezu.

Als nun Mitzlau die beſtimmte Nachricht brachte, der ſächſiſche Junker ſei in die kaiſerliche Burg getragen worden, da meinten die aufgeregten Männer, es drohe das Unglaublichſte.

— Unter dem Schwibbogen wird er gehenkt baumeln, wenn die Sonne aufgeht und der Kaiſer abgefahren iſt! rief der Raſchmacher.

— Was?! ſchrie Tartſch und faßte den Raſchmacher bei den Schultern.

— Stille, ſtöhnte Conrad, der Winterwirth ſchläft da drüben. Mit Spectakel kommen wir nicht weiter. Ruhig überlegen.

Ehe er weiter ſprechen konnte, ſprang der älteſte Bube des langen Jobſt in die Wirthsſtube und ſagte haſtig und halblaut ſeinem Vater etwas ins Ohr.

— Was iſt?

— Er iſt da! rief Jobſt und ſein feuchtes Auge leuchtete.

— Wer? riefen Alle.

Jobſt machte eine beſchwichtigende Pantomime, welche zu ſagen ſchien: ich darf's nicht ausſprechen. Aber zu Conrad und Urban flüſterte er:

— Der Alte!

— Ho endlich, ſchrieen dieſe.

— Meine Buben ſind aus, um Alles zuſammenzurufen.

— Alſo vorwärts, vorwärts! rief Conrad, und fort ging's.

Wer war der „Alte"? Er war eine in Sagen eingehüllte Figur, war derſelbe Odontius, deſſen Conrad gegen Mitzlau erwähnt hatte, wahrſcheinlich in lügenhafter Weiſe erwähnt hatte. Denn auf dem Judenplatze hatte Conrad gethan, als ob er hinter den Briefſteller an Mitzlau den Odontius erkenne, und jetzt ward er durch die Nachricht überraſcht, daß Odontius in Wien ſei. Man bediente ſich eben dieſes geheimnißvollen Mannes und Namens zu allen möglichen Vorwänden. Wenn man nicht wußte wer eine Sache veranlaßt oder gethan, ſo raunte man ſich zu: Es kommt von Odontius! Leute wie Gangelberger pflegten zu ſagen: Der Kerl exiſtirt gar nicht, ſondern iſt eine Vogelſcheuche, welche ſich die Proteſtanten zuſammengeflickt haben, um uns zu erſchrecken und zu narren. Wie könnte er denn ſeit Jahren den Aufpaſſern der Regierung entgangen ſein! Sie würden ja ſonſt längſt den Preis errungen haben, welcher auf die Habhaftwerdung dieſes geächteten Ketzers bereits von Graz ausgeſetzt worden iſt.

Er exiſtirte aber wirklich und war — um es kurz zu bezeichnen — das gleichſam demokratiſche Haupt der Proteſtanten in den Landen Steiermark, Ungarn und Oeſterreich, dieſer „Alte von der Pußta“, wie man ihn an der unteren Donau nannte.

Er ſtammte ebenfalls aus Sachſen, und war noch vor zwanzig Jahren evangeliſcher Paſtor auf Waldſtein geweſen, einem Schloſſe, welches der Familie Windiſchgrätz zugehörte. Als Erzherzog Ferdinand ſein gläubiges Reinigungsgeſchäft begann in der Steiermark, fand er an dieſem Paſtor einen der hartnäckigſten Gegner, und er ließ ihn deshalb eines Tages plötzlich in Waldſtein gefangen nehmen und nach Graz führen. Hier ſoll er aufgefordert worden ſein, katholiſch zu werden, und als er ſich deſſen ſtandhaft geweigert, ſoll man ihn auf die Folter geſpannt haben. Auch die Folter habe ihn nicht zur Verleugnung ſeines Glaubens und nicht zum Uebertritt gebracht, und da ſei er denn endlich zum Tode verurtheilt worden. In der entſcheidenden Stunde habe ihm der Erzherzog, Niemand wiſſe warum, die Todesſtrafe erlaſſen und ihn zur Galeerenſtrafe verurtheilt. Auf dem Transport nach dem adriatiſchen Meere ſei er entſprungen und unter den wunderbarſten Schickſalen nach Ungarn entkommen. Seit der Zeit war ein Preis von fünfhundert Thalern demjenigen zugeſagt worden, welcher dieſen Ketzer einliefere.

Aus Ungarn Jemand polizeilich einfangen und einliefern, welcher die Sympathie der dort ſehr zahlreichen Proteſtanten für ſich hatte, das war aber ſelbſt den außerordentlichen Hülfsmitteln der Jeſuiten unerreichbar. Jenſeits der Leitha und jenſeits der Karpathen, der Fluß- und Berggrenze Ungarns gegen Norden, begann eine bunte und wüſte Welt, die ſich weder beaufſichtigen noch discipliniren ließ. Die Türkenkriege waren immer noch ſo gut wie permanent, die Grenzen fortwährend beſtritten, Inſurrectionen und Kämpfe alltäglich, und in der damaligen Zeit gruppirten ſich die mächtigſten Parteiungen um den ſiebenbürgiſchen Fürſten Gabriel Bethlen — Bethlen Gabor nach ungariſcher Sprechweiſe, welche den Taufnamen nicht vor-, ſondern nachſetzt. Seine Macht drängte in die Theißebene herein, drängte nach den Karpathen herauf, und man war überzeugt, daß die Entſcheidung des gegen Ferdinand drohenden Kampfes von dieſem Kriegsfürſten abhängen werde. Er war Proteſtant, und zwar Calviner. Die Jeſuiten ſelbſt wagten nicht zu hoffen, daß er für Ferdinand zu gewinnen ſein werde, und was Lamormain oben zu Waldſtein geſagt in Betreff des Odontius, war ein aufrichtiger Ausdruck der Machtloſigkeit, welche der ſonſt ſo zuverſichtliche Ordensmann gegenüber den ungariſchen Elementen eingeſtehen mußte. Dies war der räthſelhafte Mann, zu welchem die Geſellſchaft aus dem Winter-Wirthshauſe jetzt nach der Seilerſtatt hinabeilte, und welchen ſie im Wildling'ſchen Hauſe zu finden hoffte.

Der Himmel hatte ſich mit Wolken überzogen, und der Wind hatte ſich erhoben. Es fielen einzelne Regentropfen. Rudolph von Mitzlau ſchritt tapfer neben Conrad einher. Dieſer hatte ihm zugeraunt, daß der „Alte“ wahrſcheinlich im Stande ſei, ihm den Aufenthalt des Oheims nachzuweiſen, denn jener Brief gehe gewiß von ihm aus. Und der „Alte“ wiſſe wirklich Alles; er reiche wie eine Kreuzſpinne mit hundert Beinen überall hin, wo nur irgend ein „geiſtlicher“ Punkt ſei. Gewiß ſei auch der ſächſiſche Junker mit Papieren oder Nachrichten an ihn angekündigt, und man habe ſich deshalb von der Loge aus ſo befliſſen gezeigt für die Befreiung deſſelben. Aber verrathet um's Himmelswillen kein Wort über ihn, ſchloß er, als ſie vor dem Wildling'ſchen Hauſe ſtanden; erzählt keinem Menſchen davon, daß Ihr ihn geſehen habt. Seine Anhänger erfahren es binnen vierundzwanzig Stunden, und drehen Euch den Hals um. Er hat ſo viel Kumanen und Jazygen hinter ſich, daß er nur mit dem kleinen Finger zu winken braucht, wenn ihm ein Menſchenkind im Wege ſteht.

Der leichtſinnige Conrad zog zwar eine Grimaſſe zu dieſer argen Bemerkung, ſo daß man im Zweifel ſein konnte, ob er nicht übertreibe. Aber es war dunkel im Hausflur, Mitzlau ſah dieſe Grimaſſe nicht, und war auch ſo überwältigt von all den ſtürmiſchen Dingen, in welche er plötzlich hineingerathen war, daß er nicht die Faſſung hatte für prüfende Bemerkungen. Die wichtigſte innerliche Frage, welche ihn beſchäftigte, war zudem eine ſolche, daß er nur bemüht ſein mußte, ſich ſelbſt nicht genau in die Augen ſehen zu laſſen. Er hatte ſich gegen Conrad kurzweg für einen Proteſtanten ausgegeben, was er doch nicht war. Und jetzt trabte er ohneweiters in eine geheimnißvolle Höhle und unter die verwegenſten Führer des Proteſtantismus mitten hinein — es verſetzte ihm den Athem, als ſie im Hauſe ſtehen blieben und links an eine Thür geklopft wurde, und der Raſchmacher Urban nach kurzer Pauſe mit gedämpfter Stimme an die geſchloſſene Thür ſprach: „Selbſt iſt der Mann, kein Götze hilft!“ Offenbar ein Loſungswort. — Die Thür ging auf. Sie traten in einen gewölbten Gang, und der zweite Bube Jobſtens ſtand da mit einer kleinen Laterne, welche den dunklen Raum unſicher beleuchtete. Der Junge ſagte nichts. Er ſchloß nur die Thür und ging dann mit der Laterne voraus den Gang hinab. Hinab, denn er beleuchtete bald ſorgfältig einige Stufen, welche in einen weiten Raum führten, der leer und öde war. Eine Thür war nirgends in dieſem Raume zu entdecken. Der kleine Jobſt ſchritt aber ſicheren Schrittes nach einer Ecke und lehnte ſich dort gegen die Wand. Sie wich, und man ſah und ſchritt in ein langes Zimmer, welches wie eine proteſtantiſche Kirche eingerichtet war. Weiß angeſtrichene Bänke und hinten ein ſehr einfacher Altartiſch. Keine Bilder, alſo calviniſcher Styl, denn Luther geſtattete deren.

Der Betſaal war leer, eine kleine Lampe auf dem Altartiſche beleuchtete ihn matt. Als aber die eintretende Geſellſchaft bis zur Mitte vorgeſchritten war, erhoben ſich plötzlich hinter dem Altartiſche zwei Geſtalten, und zwar ſo, als ob ſie aus dem Fußboden emporſtiegen. Sie thaten dies auch, denn hinter dem Tiſche führte eine Treppe ins Kellergeſchoß hinab, und aus dieſem Kellergeſchoſſe kamen ſie herauf.

Der kleinere von ihnen, ein Mann in mittleren Jahren mit einem kugelrunden haarloſen Kopfe, winkte der Geſellſchaft abwehrend zu. Sie blieb ſtehen. Nur Urban, der Raſchmacher, welcher hier am bekannteſten zu ſein ſchien, ging dem haarloſen Manne entgegen.

— Leiſe, ſprach dieſer mit gedämpfter Stimme, er predigt unten. Aber was heißt das? Da iſt ja ein Cavalier unter Euch, denn ich nicht kenne?

— Er iſt einer von den Unſrigen, Herr von Wildling, und er hat ſich eben dienſtbar erwieſen.

— Wie heißt er?

— Das weiß ich nicht; er wohnt in Hernals beim Freiherrn von Jörger.

— Ihr wißt, wer da iſt?

— Haben's juſt vernommen.

— Nun, Ihr wißt doch auch, daß man mit dem „Alten“ vorſichtig verfährt. Niemand darf ihm ſo ohneweiters Fremde zuführen —

— In dieſer Entſcheidungsſtunde —

— Ja, 's mag ſein. Gott geb's, daß ſie gelingt. Sie iſt da. Oben ſind die Cavaliere und beſchließen. Unten ſeid Ihr, und — übertreibt nur nichts! Der „Alte“ iſt auf den Pußten noch wilder geworden, und kennt den hieſigen Boden nicht. Er will einen poſitiven Ausbruch heute Morgen. Erwägt nur ſorgfältig, und vergeßt nicht, daß ein Rückzugsplan unter allen Umſtänden nöthig iſt.

Herr von Wildling war ein Advocat, und die Katholiken ſagten ihm nach, er ſei nur deshalb ein ſo eifriger Proteſtant, weil ſein juriſtiſches Geſchäft ſich dabei ſehr wohl befinde, denn er ſei dadurch der Anwalt aller Ketzer geworden.

Während er jetzt noch weiter in den Raſchmacher hineinſprach, um dieſem, der als erbitterter Menſch zu Gewaltſchritten neigte, Vorſicht einzuſchärfen, hatte ſein Begleiter, ein langer magerer Herr mit klugen Augen, den Bart-Conrad zu ſich gewinkt, und dieſem in ganz entgegengeſetztem Sinn zugeredet. Er war ein Oberöſterreicher, und kannte Conrad aus Linz.

— Schlagt endlich los; das vorſichtige Trödeln führt zu nichts. Wir oben ſind viel weiter als Ihr hier unten. Behüt Euch Gott!

Damit brach er auf, und Wildling folgte ihm. Urban aber ging hinter den Altartiſch, um die Fallthür aufzuheben, welche Herr von Wildling niedergelaſſen hatte.

— Wer war der magere Herr? fragte Mitzlau leiſe den Bart-Conrad.

— Unſer Haupt im Oberlande, der Tſchernembl. Der verſteht's! Der hat mehr Grütze als alle Andern, und macht gar keine übernatürlichen Flauſen. — Stille! Der Urban winkt. Vorwärts! Und Ihr, Landsleute, ſetzte er gegen die drei Salzſchiffer halblaut hinzu, Ihr kommt jetzt das erſte Mal zur richtigen Schmiede. Haltet Euer Maul hier und anderwärts, hört's?! — Ihr aber, Tartich, den Kopf auf! Jetzt kommt die wirkliche Hilfe für Euren Junker; der „Alte“ da unten macht kein Federleſen. — Vorwärts! Leiſe!

Die ſechs Männer — Jobſt war in den Hof nach ſeiner Wohnung abgegangen, von wo er einen beſonderen Zugang zum Kellergeſchoß hatte — traten nun ſo geräuſchlos als möglich zu Urban, welcher nur einige Stufen hinabgeſtiegen war. Er flüſterte ihnen herauf, ſie möchten warten, bis die Predigt zu Ende ſei. Man verſtehe hier an der Stiege jedes Wort.

So war es auch. In die Tiefe hinabblickend, von wo eine matte Helle heraufdämmerte, hörten ſie eine ſcharfe, wenn auch etwas heiſere Stimme. Sie regten ſich nicht und lauſchten.

„Verunreinigt haben ſie das einfache Wort Gottes durch allerlei Zuthat“ — klang die Stimme — „und trübe gemacht das reine Waſſer, welches uns geſchenkt worden iſt durch den Heiland. Den Heiland ſelbſt und Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde haben ſie in den Hintergrund geſchoben, und die Lehre wie den Gottesdienſt angefüllt mit Nebenperſonen und Nebendingen. Jedes Land, jeder Ort, jeder Menſch hat ſeinen beſonderen Gott, zu dem ſie beten. Ganz wie die Heiden. Dadurch wird die wahre Ehre Gottes vertilgt und das Wort des Allmächtigen beleidigt, welches heißt: „„Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir““. Oeffnet Eure Augen, erhebet Eure Hände, die Zeit iſt auch für Euch in Wien gekommen, die falſchen Götter umzuſtürzen, daß ſie zerſpringen auf den Steinen am Wege. Eure Augen ſind blöde geworden, ſie ſehen nicht, was um ſie her vorgeht. Ich muß aus der Wüſte kommen, und Euch erzählen, was ſich hier ereignet hat vor wenig Tagen, und was Ihr nicht erkannt habt. Im großen Tempel, welchen ſie Stephan nennen, ſind ſie zuſammengetreten, hundert an der Zahl, eitel reiche Herren, und unter ihnen ihre vornehmſten Kriegsleute, und haben ſich verſchworen zu einem Orden, und haben den Orden genannt „„die chriſtliche Ritterſchaft““, und haben eine Fahne aufgerichtet mit dem Bildniſſe der Mutter unſeres Heilandes, und haben ſich eidlich verpflichtet uns Alle wegzutilgen von der Erde mit Stumpf und Stiel.“

Die Stimme ſchwieg; man hörte ein dumpfes Murmeln der Ueberraſchung.

„Jetzt wißt Ihr, was Euch bevorſteht,“ fuhr die Stimme fort, „und ſobald das Männlein von Graz an die Spitze tritt, beginnt das Werk der Verwüſtung und des Todtſchlags. Wer noch zweifelt, ob jenes Männlein der leibhafte Herodes iſt, welcher jede neugeborene Frucht würgen läßt, der betrachte dieſe meine Hände. Sie ſind von doppelter Länge, denn ſie ſind ausgereckt. Sie ſind kraftlos, denn ſie ſind zerbrochen. Die Folter hat ſie ausgereckt, die Folter hat ſie zerbrochen. Und jener Herodes hat die Folter über mich verhängt, weil ich unſere reine Lehre nicht verleugnen gewollt, und jener Herodes iſt in der nächſten Stunde Euer gebietender König — wer wird Gott mehr gehorchen als den Menſchen?“

— Wir! klang es wie ein Donner von unten herauf.

„So gehet hin und erfüllet, was Euch befohlen wird von unſern Häuptern. Ein Jeder das Seine ſtreng und gerecht. Ich bin nicht gekommen, die Palme zu bringen, ſondern das Schwert. Der Herr erleuchte ſein Angeſicht über Euch und ſei Euch gnädig! Amen.“

Jetzt ſtieg der Raſchmacher Urban hinab. Die Andern folgten ihm. Sie machten ſämmtlich bei ihrem Eintritt in den weiten Kellerraum, welcher die Loge genannt und von Kienfackeln erhellt war, eine Bewegung mit den Händen nach der Stirn, ein geheimes Erkennungszeichen, welches ſie zur Sicherſtellung gegen das Eindringen Unberufener eingeführt hatten. Rudolph von Mitzlau wußte davon nichts, und unterließ es natürlich. Er wurde es nicht einmal an ſeinen Begleitern gewahr, da all ſeine Aufmerkſamkeit dem geheimnißvollen Orte und dem „Alten von der Pußta“ zugewendet blieb. Die Augen jenes „Alten“ waren denn auch wirklich das Erſte, was ihm entgegenleuchtete. Katzenartig glühende Augen in einem todtbleichen abgemagerten Antlitze. Geradehin von Mitzlau am hinteren Ende des Kellers ſaß, unförmlich in einen ungariſchen Bauernpelz, eine ſogenannte Bunda gehüllt, dieſer Odontius. Links und rechts neben ihm am Boden lagen in tiefem Schlaf zwei ungariſche Bauern, ebenfalls mit groblederneм Pelze bekleidet.

Die Verſammlung, welche auf rohen Holzſchemeln geſeſſen, war aufgeſtanden und hatte ſich nach den Seiten in Gruppen gedrängt. Die Mitte zu Odontius hin war frei und der Raſchmacher Urban ging geraden Weges zu ihm. Er ſprach leiſe und lang in den alten Mann hinein, indem er ſich zu ihm niederbeugte.

Der „Alte“ hörte unter vollſtändigem Schweigen zu. Erſt als Urban den Namen „Starſchädel“ nannte, erhob der „Alte“ raſch ſeinen Blick und nickte wie Einer, der ſagen will: Weiter!

— Ihr kennt ihn alſo wirklich, und wir haben recht gethan, ſo viel d'ran zu ſetzen?

— Ihr habt noch zu wenig gethan, erwiderte der „Alte“ mit halblautem heiſerm Ton, denn Ihr habt ihn nicht frei gemacht.

Auf der Burg iſt er jetzt in der Höhle ſeines ſchlimmſten Feindes — — Papiere hat er an Niemand übergeben?

— Ich weiß von nichts.

— Er bringt eine Entſcheidung von unſerm oberſten Doctor, vom ehrwürdigen Apoſtel Melanchthon's, den unſer Doctor noch als Knabe gekannt —

— Ah!

— Wir ſollen ihn hüten wie einen Augapfel, flüſterte er weiter vor ſich hin. Was fragſt Du, Pfeifer?

Dieſe Worte waren an einen verwachſenen kleinen Mann gerichtet, der vor den „Alten“ hingetreten war. Er war ein Schuſter, und erſchien auch hier gerade ſo, wie er in ſeiner Werkſtatt coſtümirt war: in aufgekrämpten Hemdsärmeln, das Schurzfell um die Lenden, ein ſchwarzes Lederkäppchen auf dem kurzen Haare. Das Geſicht, außerordentlich groß für den kleinen, verzogenen Körper, war merkwürdig ausgearbeitet in Formen und Zügen. Eine lange Habichtsnaſe, ein breiter, zahnloſer Mund, ein vorſtehendes Kinn, tiefliegende, grelle, unheimliche Augen. Sorgen oder Gedanken hatten in dieſem Antlitze gewühlt — er war ein raffinirter Schwärmer und, wie man leicht ſehen konnte, die rechte Hand des Odontius in Wien.

— Ich will Deine Offenbarung, antwortete er mit einer hohlen Stimme; die Leute warten, die Reichen berathſchlagen oben bei dem Hausherrn. Soll hinaufgeſchickt werden?

— Nein.

— Gott ſei Lob! — Soll der heilige Streit beginnen ohne die Reichen?

— Ohne daß wir ſie fragen.

— Gott ſei Lob und Dank!

— Der Kriegsplan, den Du mir vorgelegt auf Deinem Schemel, als ich heut' Abend bei Dir einſprach, iſt gut. Die Leute kennſt Du und weißt, wo Jeder am beſten ſteht und arbeitet. Gieb ihnen das Wort, und den Auftrag — geh!

Der Schuſter Pfeifer folgte ſogleich. Er ging von Gruppe zu Gruppe und gab ſeine Aufträge. Sie wurden ſchweigend angehört, und wurden aufgenommen wie etwas, deſſen Ausführung ſich von ſelbſt verſtehe. Handwerksleute und Handarbeiter, aus denen dieſe Gruppen beſtanden, pflegen in höheren Fragen gehorſam geradeaus zu gehen, wenn ſie ſich einmal einer geiſtlichen Leitung anheimgegeben haben. Die wenigen Weiber, welche zugegen waren, nickten erſchreckend ernſthaft mit den Köpfen zu den Anweiſungen, welche Aufruhr und Todtſchlag in ſich bargen. Sie waren ſichtlich bereit, wenigſtens ebenſo weit zu gehen, wie die verwegenſten Männer.

Odontius ſah ſeinem Schuſter mit ſtarrem Auge zu, und die Starrheit ſeines Auges nur verrieth, daß ſeine Gedanken weiter, viel weiter gingen. Sein Geiſt kreiſte wie ein Raubvogel um eine außerordentliche Beute. Die Anweſenheit des Landsmannes Starſchädel in Wien — er kannte die Familie ganz genau aus ſeiner Jugend — die Gefahr, in welcher der Landsmann ſchwebte, die Botſchaft, welche er bei ſich trug, das Andenken an den Patriarchen in Weimar, Alles das regte ſeine Seele in ihren Tiefen auf. Der entſcheidende Augenblick ſchien ihm gekommen zu ſein. —

— Nicht ſo, nicht ſo hätten wir ihn erwartet, ſprach er tonlos vor ſich hin, aber wer mag vorausſehen, auf welchen Wegen das Schickſal ſeine Entſcheidungen herbeiführt! — Der Patriarch wird es mißbilligen — ich billige es auch nicht — und doch, doch werd ich's thun. — Gott ſieht in mein Herz, er weiß, warum ich's thue — es rettet, es erhebt unſere Sache. Gott wird mich weiſe richten. Unſere Kirche wird mir's ewig danken. Haben die Kinder Iſraels ihrer Judith nicht die Mordthat gedankt am Heiden Holofernes — ?!

Er verſank in ſich. — Die Geſpräche mit ſeinem Lehrer, den er den Patriarchen nannte, mit dem jetzt greiſen Hortleder in Weimar, gingen an ſeinem Geiſte vorüber. Ihr Kernpunkt war geweſen, die Spaltung in der evangeliſchen Kirche auszufüllen, koſte es was es wolle. Nicht Lutheraner, nicht Calviner, noch ſonſtige Abſonderungen ſollte es geben — ſo nur, dann nur werde man die katholiſche Kirche beſiegen, wenn ihr eine einige evangeliſche Kirche gegenüberſtünde. Dies ſei das Streben Melanchthon's geweſen, es ſei auf Hortleder übergegangen, von Hortleder auf ihn. Für dieſe noch unſichtbare evangeliſche Kirche trage der junge Starſchädel Botſchaft — und dieſer ſei in den Händen des einzig gefährlichen Feindes. Ueberall öffne ſich ſonſt Raum und gedeihliche Ausſicht; dies ganze Donaureich ſei in den Gährungsproceß eingetreten. Böhmen ſichere die Verbindung mit Sachſen, Oberöſterreich ſei ganz reif, Ungarn desgleichen — das ſchiefe Männlein da oben in der Burg mit ſeinem harten, unbeugſamen Sinne ſtehe allein im Wege — der Weg werde frei, wenn das Männlein verſchwinde.

Odontius war verwildert in ſeinem gehetzten Leben. Er unterſchied kaum noch, was Rachegelüſt in ihm war, was höheres Streben. Kaum noch. Ganz ohne Bewußtſein des Frevels, der in ihm gohr, war er freilich nicht. Er kroch in ſich zuſammen, daß nichts von ihm übrig zu bleiben ſchien auf dem Seſſel, als der unförmliche Lederpelz.

Die ganze Situation hatte etwas Unheimliches. Eine Gruppe nach der andern, vom Schuſter Pfeifer leiſe unterrichtet, hatte ſich ſtill entfernt. Pfeifer harrte an der Stiege, über welche die Letzten verſchwunden waren, und blickte auf Conrad, der mit ſeinen Salzſchiffern, mit Tartſch und Mitzlau unter einem lodernden Kienſpane ſtand. Fragend ſchaute er nach dem andern Ende des Kellers, wo Urban und Jobſt ein paar Schritte ſeitwärts getreten waren, um die unverſtändlichen Selbſtgeſpräche des „Alten“ nicht zu ſtören. Man hörte nichts als die Athemzüge der ſchlafenden Ungarn.

Da kroch das kleine todtenbleiche Geſicht des „Alten“ aus der Bunda hervor. Er ſah ſich um; er kam zu ſich. Der Blick kam ihm in das Auge zurück, und dieſer Blick haftete auf

Mitzlau; er winkte dieſem mit einer kaum merklichen Bewegung des Hauptes.

Mitzlau fühlte ſich peinlich erregt. Er verſtand jene Bewegung ganz gut und wußte, daß ſie ihm gelte; aber er zögerte.

— Er will Euch! flüſterte der Schuſter Pfeifer.

Es blieb keine Wahl, Mitzlau mußte vorwärts. Langſamen Schrittes ging er zu dem „Alten" hin.

— Wie iſt Euer Name? fragte dieſer.

— Rudolph von Mitzlau.

— Ihr ſeid nicht aus Oeſterreich?

— Ich bin aus Schleſien.

— Seid Ihr — Proteſtant?

— Wie käme ich ſonſt hierher?

— Könnt Ihr das beſchwören?

— Ich kann beſchwören —

— Haltet ein, junger Mann, Ihr ſeid im Begriffe, falſch zu ſchwören!

— Herr —

— Ich bin kein Herr; ich bin ein Diener des Herrn. Ich habe Euch vorhin eintreten ſehen — Ihr kennt unſer Zeichen nicht, Ihr gehört nicht zu uns. Was wollt Ihr hier? Euer Leben ſteht auf dem Spiele, wenn Ihr Euch nicht rechtfertigen könnt.

Schuſter Pfeifer hatte ſich unter Zeichen großer Aufregung genähert. Conrad war ebenfalls herzugetreten, und nahm das Wort, indem er Rudolph bis auf einen gewiſſen Grad entſchuldigte. Er habe ſich allerdings auch gegen ihn für einen Proteſtanten ausgegeben, aber das möge nun wahr ſein oder nicht, er habe für die gute Sache muthig gehandelt. Und dabei ſchilderte er den Befreiungsverſuch an der Schranne.

Odontius betrachtete alsdann Mitzlau längere Zeit, ohne ein Wort zu ſagen. Er gefiel ihm offenbar nicht beſonders. Aber er hatte ſich für den jungen Starſchädel ausgeſetzt, und der Augenblick war nicht dazu angethan, das Geheimniß der Loge durch eine ſtrenge Handlung zu bewahren. Der Ausbruch ſtand bevor, welcher von ſelbſt Alles auf den Markt ſtellen ſollte, und — im Innern des alten Mannes entwickelte ſich der Plan einer That, gegen welche Mitzlau's Unwahrheit zuſammenſchrumpfte.

— Seid Ihr in der Burg bekannt? fragte der „Alte“ endlich mit langſamer Betonung.

— Nein.

— Pfeifer! — War nicht der Kammerdiener hier, welcher zu uns gehört, der —

— Hamm?

— Ja. War er hier?

— Ja; 's war der Letzte der 'naufſtieg und —

— Schick' ihm nach! Ich muß ihn ſprechen.

— Er wird noch oben ſein, weil er unſerm Viertelsmeiſter Auskunft geben ſoll —

— Eile hinauf. Er möge warten, ich muß ihn ſprechen.

Pfeifer ging. Odontius' Augen ruhten prüfend auf Mitzlau.

Conrad meinte, die Pauſe benützen zu ſollen, um die Geſchichte von dem Briefe mitzutheilen. Herr von Mitzlau ſei auf den Gedanken gebracht worden, daß Paſtor Odontius Theil habe an dem Briefe und Kunde geben könne über den Aufenthalt des reichen Oheims, deſſen Perſon und Schätze von den Pfaffen feſtgehalten würden.

— Wie heißt Euer Oheim?

— Zdenko von Zierotin.

— Ah ſo! Den ſucht Ihr? Das heißt wol: Ihr ſucht ſein Gold —

— Herr — !

— Nun, den kenn' ich allerdings. Das iſt ein ſehr würdiger Mann. Ich — ich will Euch zu ihm weiſen, wenn Ihr Herz habt. — Ich bin bis jetzt nicht ſehr erbaut von Euch; ich muß erſt was Tüchtiges von Euch ſehen, wenn ich Euch zum Oheim Zdenko bringen ſoll. Wollt Ihr ein Wagniß mit mir beſtehen, welches Herzhaftigkeit fordert?

— Das will ich.

— Gut. Wartet dort an der Treppe. Pfeifer kommt da mit dem Manne, den ich allein ſprechen will. Geht mit ihm, ihr Anderen.

Conrad, Urban, Jobſt und Mizlau zogen ſich ans andere Ende des Kellers zurück, und Pfeifer ſchloß ſich ihnen an, nachdem er den Kammerdiener Hamm zum „Alten“ geführt.

— Dieſer Hamm war wirklich ein Kammerdiener aus der Burg, der einzige in ſeinem Kreiſe, welcher in der Stille dem neuen Glauben anhing, und mit Gefährdung ſeines Amtes die geheimen Conventikel im Wildling'ſchen Hauſe beſuchte. Er war ein altes Männchen mit weißen Haaren und voll Reſpect für den Märtyrer Odontius.

Odontius ſprach leiſe zu ihm, und die an der Stiege Harrenden ſahen mit Staunen, daß Hamm erſchrocken einen Schritt zurücktrat und wie bittend oder abwehrend die Hände erhob.

— Laſſ' die Menſchenfurcht fahren, entgegnete Odontius mit lauterer Stimme; wir ſind beide dem Tode ſo nahe, daß er uns ohne unſer Zuthun an jedem Morgen beim Schopfe faſſen kann. Es iſt eine Gnade des Herrn, wenn man die letzten geſchenkten Stunden noch anwenden kann zu einem Werke für den Glauben. Du haſt dabei weiter nichts zu thun, als daß Du wie ein ſtummer Wegweiſer dahinſchreiteſt. Erſt zu dem Orte, wo der ſächſiſche Junker zu finden iſt; dann zu dem Orte, wo Herodes weilt. Du ſchauſt Dich an dem Orte des Herodes nicht weiter um, Du gehſt den ſtillen Weg Deines Kammerdienſtes nach links oder rechts, wie Du magſt, Dein Amt eines Wegweiſers iſt dann vollbracht. Bete im Weitergehen, und erhalte Deine Seele im Gleichgewichte eines beſcheidenen Chriſten. Jetzt geh' hinauf und harre meiner. — Im Vorbeigehen ſende mir Pfeifer her.

Hamm ging mit ſchlotternden Gliedern von dannen. Das Waſſer ſtürzte ihm aus den Augen; er hatte kaum ſo viel Stimme, um ſeinen Auftrag auszurichten.

Pfeifer trat zum „Alten“. Dieſer ſah ihn an und ſchwieg lange Zeit. Sein Geiſt war erſichtlich nicht in dem Auge, welches auf den proteſtantiſchen Schuſter gerichtet blieb, ſondern wühlte in den Gedankenkreiſen einer That, welche er vorhatte und welche ihm entſetzlich zu ſchaffen machte. Endlich faßte er ſich und ſprach:

— Hat man den ledernen Sack auf meinem Wägelchen gelaſſen oder abgeladen?

— Abgeladen.

— So laſſ' ihn herbringen.

— Er iſt ſchon da. Hier der Kumane liegt mit dem Kopfe darauf.

— Gut. Die Leute dort ſollen hinaufgehen; ich will mich kleiden. Oben im Betſaale ſollen ſie auf mich warten. Beſonders der fremde junge Mann aus — der Verwandte Zierotin's.

Pfeifer beſorgte das. Dann kam er zurück, weckte den Kumanen, und zog aus dem ledernen Sacke Alles hervor, was da hineingeſtopft war. Der Inhalt des Sackes beſtand aus Kleidern und einem Packete, welches Papiere enthielt.

Odontius ließ ſich die Kleider anlegen durch Pfeifer und den Kumanen, und zog zu dem Ende die weite Bunda aus, ein mageres Körperchen enthüllend, deſſen Knochen aufs ſparſamſte zuſammengehalten waren von einer ſchrumpflichen Haut. Zu Pfeifer's Erſtaunen ging aus dem Ankleideproceſſe ein ungariſcher Edelmann hervor mit Sporenſtiefeln, engen Beinkleidern und einem ſammtenen Rocke, welchen die Ungarn Attila nennen, wahrſcheinlich zum Gedächtniſſe an den wilden Hunnenkönig, welcher einſt von der Theißebene aus Europa bedroht hatte. Kopfſchüttelnd ſah der Schuſter eine Figur entſtehen, welche ihn wildfremd anmuthete, weil das Aeußere und Innere gar nicht zuſammenſtimmen wollte.

— Nun noch den kleinen Mantel — ſprach der „Alte“ — — gieb, gieb, ich friere ſchon ſehr, und muß die Bunda d'rüberhängen, um nicht zu ſchlottern. Die Waffe fehlt auch noch —

— Hier, Herr! ſagte der Schläfer zu ſeiner Linken, welcher indeß ebenfalls aufgewacht war, und aus einem ledernen Futterale einen Säbel und einen Dolch hervorgezogen hatte.

Der Säbel wurde umgeſchnallt, der Dolch mit einer kleinen Kette angehängt.

Pfeifer ſah mit Erſtaunen, daß Odontius den Dolch aus der Scheide zog und ſeine ausgeſtreckten Hände vorſichtig um den Griff klammerte, ein, zwei heftige Stöße in die Luft verſuchend.

— Um Chriſti willen! rief der Schuſter.

— Er wird die armſelige Creatur verlaſſen, wenn es Sünde iſt; er wird ſie mit Rieſenſtärke ausrüſten, wenn es zum Heile gereicht, ſprach der „Alte“ leiſe vor ſich hin. Dann befahl er dem Kumanen in ungariſcher Sprache den Wagen zu holen und am Hausthor auf ihn zu warten. Zu Fuß ſei der Weg zu weit für ihn, das Gehen, welches ihm ſehr mühſam war wegen der ausgezerrten Glieder, würde ſeine geringen Kräfte aufzehren.

— Wo wollt Ihr denn hin? ſtöhnte der Schuſter.

— Du ſollſt nicht mit. Sage dem Hamm oben, er möge jetzt vorausgehen und am Ende des Kohlenmarktes auf mich warten. Dort will ich abſteigen. Es iſt doch noch finſter draußen?

— Freilich. Es iſt halb Zwei. — Und wenn Ihr wirklich da hinauf müßt, Herr Paſtor, wenn Euch der Geiſt treibt zu einer That der Bibel, ſo nehmt mich mit! Ich will helfen. Was Ihr thut, wird vor Gott zu verantworten ſein und wird der Sache unſeres Glaubens nützlich werden. Meine Seele ſchmachtet danach, ein feierliches Opfer zu bringen. Nehmt mich mit! Schiebt mich vor! Laßt mich ſtoßen, wie Ihr da in die Luft geſtoßen habt. Ihr vollbringt's nicht, Eure Hand iſt zu ſchwach. Meine iſt ſtark, und mit meiner Schuſterahle (er zog ſein Handwerksinſtrument unter dem Schurzfelle hervor) ſtech' ich ins zähſte Leben hinein, wie durch die dickſte Rindsſohle — laßt mich's verrichten!

— Guter Pfeifer! Du kommſt als Schuſter nicht an Ort und Stelle. Du wirſt nicht eingelaſſen, und Du kannſt ſo was nicht verantworten vor Gott. Ich kann's kaum; aber ich kann's doch eher. Denn ich habe den Spruch für mich: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und ich überſehe mit klarem Auge alle Folgen. Mir kann eher verziehen werden um der Folgen willen. Geh', geh'! Dein geſunder Leib hat noch zwanzig Jahre irdiſchen Lebens und Thuns vor ſich im Dienſte der Unſerigen, *mein* Leib iſt ein vergifteter Schatten, der mühſelig umhergeſchleppt wird. Geh', geh', und unterrichte den Hamm, und ſchick' mir den ſchleſiſchen Junker her. Er ſieht ſtattlich aus, und wird mir den Eintritt erleichtern; er ſoll mich unter der Achſel ſtützen die Treppen hinauf und über den glatten Fußboden hin. Geh' mit Gott, und wenn ich Dich nicht wiederſehe, ſo weine mir eine Thräne nach. Du biſt ein braver Diener unſerer Kirche —

Pfeifer unterbrach ihn mit einem Schmerzensgeheul, und war nur durch ferneres Zureden fortzubringen.

Als er endlich gegangen, ließ Odontius das Packet voll Papiere durch den Kumanen öffnen, denn ſeine gebrechlichen Hände konnten den Bindfaden nicht entwirren, welcher es zuſchnürte. Als es offen war, ſuchte er einen großen Brief und ein Blatt heraus, und ſteckte beides unter den Sammtrock auf die Bruſt. Unterdeſſen war Mitzlau gekommen.

— Faßt mich, junger Mann, unter der linken Achſel, und ſchiebt und tragt mich, bis Ihr des Junkers Starſchädel anſichtig werdet. Ich kenn' ihn nicht. Führt mich bis dicht zu ihm und wenn das geſchehen, dann macht Euch eilig von dannen. Werdet Ihr aber jemals gefragt, ob Ihr mich gekannt, ſo antwortet getroſt: Nein! Ihr hättet mich am Eingange geſehen als einen hinfälligen ſtolpernden Mann, der eine Stütze geſucht über die Treppe hinauf, und der ſich für einen wichtigen Geſandten aus Siebenbürgen ausgegeben. Dieſer mitleidigen Armleihung hättet Ihr Euch nicht entziehen können, beſonders da ich geſagt, es handle ſich um eilige Botſchaft für den regierenden Herrn.

— Ehe Ihr aber von dannen geht, fragt mich noch einmal, wo Euer Oheim Zdenko zu finden ſei. Ich werd' es Euch ſagen zum Dank für Eure Mühe. So, jetzt Euren Arm, und laßt uns gehen!

Fort ging es. Draußen auf der Straße regnete es, und der kleine Wagen mit einer Leinwanddecke, welcher Odontius und Mitlan aufgenommen, raſſelte, von vier kleinen Pferden gezogen eilig die Seilerſtätte hinauf. Urban, Conrad, Tartſch und Jobſt trabten hinter demſelben her. Sie ahnten, ſie merkten, daß etwas Ungeheuerliches im Werke, und daß die Burg der Zielpunkt ſei. Sie wollten gleichzeitig an Ort und Stelle ſein, und verließen die Wagenſpur an der Himmelpfortgaſſe, um durch Richtwege nach dem Schweinsmarkte (jetzt Lobkowitzplatze) hinüber der Ankunft des Wagens zuvorzukommen. Dem Wagen ſelbſt gab Pfeifer die Richtung. Er hatte ſich vorn neben dem Kumanen aufgeſetzt in die Kelle und gab durch Zuruf „rechts!“ und „links!“ den vom Sattel fahrenden Kutſchern die Richtung an. Der Beſtellung an Hamm gemäß wollte er durch den Kohlenmarkt ankommen und am Ausgange desſelben ſtillhalten.

Obwohl es tief in der Nacht war, ſah man doch zahlreiche Menſchengruppen in den Straßen oder wenigſtens in den Thorwegen, wo ſie vor dem ſtärker werdenden Regen untergetreten waren.

Die überall verbreitete Todesſtunde des Kaiſers war eben ein Ereigniß, welches unter den obwaltenden Umſtänden Jedermann berührte, denn auch die Katholiken ſahen in der Mehrheit nicht ohne Beſorgniß auf den Nachfolger des Sterbenden auf König Ferdinand, deſſen allbekannte Geſinnung erhöhten Kampf und Streit in unmittelbare Ausſicht ſtellte. Viele dieſer Gruppen mochten übrigens aus Proteſtanten zuſammengeſetzt ſein, denn der Schuſter Pfeifer nickte ihnen im Vorüberfahren zu, als wollte er ſagen: Es iſt recht, daß ihr trotz Nacht und Regen auf eurem Poſten ſeid, der Augenblick ſteht bevor, oder iſt ſchon eingetreten. Harrt aufmerkſam des Loſungswortes!

Beſonders zahlreich war eine ſolche Gruppe am Ausgange des Kohlenmarktes, und auf Pfeifer's Commando hielt hier der Wagen ſtill.

Der Wind blies hier breit von Weſten herein in die Stadt und machte den Frühjahrsregen empfindlich. Denn nach Weſten hinüber war hier hinter einer kleinen Gruppe niedriger Häuſer ein großer freier Platz. Der jetzige innere Burghof war noch nicht vorhanden, ſondern zwiſchen dem Schweizerhofe und dem jetzigen Amalienhofe lag ein wüſter offener Raum. Die Burg beſtand nur aus dem Quadrate des jetzigen Schweizerhauſes, an allen vier Ecken von Thürmen flankirt und mit einem ſchmalen Graben umſäumt. Nur etwa bis zur jetzigen Burgwache ſchloß ſich ein Anbau an, welcher ſpäter als „Leopoldiniſcher Tract“ bis zum Cillihofe verlängert worden iſt. Rechts drüben nach Weſten, jenſeits des freien Raumes, ſtand vereinzelt der Cillihof, Gebäude, welche den Grafen von Cilli gehörten und erſt in ſpäterer Zeit, als der Leopoldiniſche Tract und die Reichskanzlei entſtanden, mit der Burg verbunden und Amalienhof genannt wurden. Ebenſo ſind das jetzige Burgtheater und die große Reitſchule ſpäteren Datums. An ihrer Stelle war der Burggarten, von hoher Mauer eingeſchloſſen. Viel unnahbarer und entfernter vom Ausgang des Kohlenmarktes als jetzt lag damals die Burg in trüber Nacht vor den aufgeregten Proteſtanten, welche eine Vorpoſtenkette aufgeſtellt hatten links hinüber zur Stallburg, um ſofort Kunde zu erhalten, wenn ſich der Hintritt des Kaiſers bis herab in die Wachtſtuben verbreiten würde.

Pfeifer ſprang vom Wagen und fragte, ob der alte Hamm da ſei. Er war nicht da. Und doch mußte er abgewartet werden. Odontius erklärte aus dem Wagen heraus, in welchem er verblieb: man ſolle ruhig warten. Er konnte nichts unternehmen ohne den Beiſtand des alten Burgdieners. Dieſer hatte den Auftrag, Odontius unmittelbar vor König Ferdinand zu führen. König Ferdinand wohnte in der Burg ſelbſt. Es wäre hoffnungslos geweſen, mitten in der Nacht Eintritt zu ſuchen in die Burg;

es war aber nicht hoffnungslos, daß man bei der Aufregung eines kaiſerlichen Todesfalles in die Stallburg eintreten könne. Es war wahrſcheinlich, ja es ſchien gewiß, daß man König Ferdinand in der Stallburg finden werde. Die letzten Augenblicke des Kaiſers mußten ihn dahin rufen.

Der Oertlichkeit wegen war Hamm nöthig. Er kam nicht, und das Regenwetter wurde ſtürmiſcher. War es dem alten Manne leid geworden, wozu er ſich im Wildling'ſchen Keller verpflichtet?

Man weiß, was Warten bedeutet! In gewöhnlicher Lage bringt es die Ungeduld mit ſich; in geſpannter Lage ſtachelt es die Seele zu krankhaften Sprüngen; in gefährlicher Lage kann es zur Verzweiflung ſteigern. Nun war des Odontius Phantaſie zwar vom Hauſe aus nicht eben die fruchtbarſte; er war im Gegentheil als ziemlich nüchterner Verſtandesmenſch von Sachſen heraufgekommen in die öſterreichiſchen Bergländer. Aber ſein Beruf hatte die Einbildungskraft in ihm gleichſam gepeitſcht und zu ſteter Bewegung getrieben. Dieſe Bewegung war um ſo unregelmäßiger geworden, je weniger ſie in Wahrheit ſeinem eigentlichen Naturell entſprang. Den Sieg einer kühl verſtändigen Religionslehre über eine phantaſievolle und überladene Glaubenswelt zu erringen und zu verbreiten war doch eigentlich eine Aufgabe, welche vorzugsweiſe ruhige Charakterkraft erheiſchte. Die Entwickelung einer ſolchen war ihm abhanden gekommen durch die Verfolgung, welche ihn frühzeitig in Steiermark ereilt, grauſam ereilt hatte. Statt der Sammlung war die Leidenſchaft in ihm erweckt worden, und das große Feld der Möglichkeiten, welches ſich ihm aufgethan in den weiten ungariſchen Verhältniſſen, hatte ſeine eigentlich ſchwache Phantaſie überreizt. Er hoffte, fürchtete und folgerte ohne Rand und Band, und die jetzige Viertelſtunde müſſigen Harrens, welche ihm vor Ausführung einer wilden That aufgenöthigt wurde, jagte ſeinen Geiſt in bahnloſer Irre umher. Er lag auf dem Strohhaufen des kleinen Wagens wie auf glühendem Roſte, und Mitzlan, welcher ſich nach dem Kutſcherplatze vorn gezogen hatte, ſah nicht ohne Grauen zu ihm hinein, und hörte ſchaudernd die unartikulirten Laute ſeines Geſtöhns. Es war eine Erlöſung für beide, als Pfeifer, der nach der Stallburg zugeſchlichen war, endlich eiligen Schrittes an den Wagen zurückkehrte und die Nachricht brachte: Hamm kommt!

Mitzlau ſprang vom Wagen hinab in den Regen hinaus, gleich als wollte er es vermeiden, den Bericht Hamm's anzuhören. Das unausgeſprochene, offenbar ſchreckliche Vorhaben ſollte wenigſtens ohne ſein Wiſſen vor ſich gehen. Er war ein berechnender Menſch, welcher immer voraus wiſſen mochte, was er allenfalls auch gerichtlich ausſagen würde über einen Vorgang, dem er beigewohnt. In der jetzigen Lage wünſchte er beſchwören zu können, daß er unwiſſend über das geblieben ſei, was Odontius beabſichtigt.

Hamm trat mit ſchlotternden Knieen an den Wagen und berichtete dem „Alten“ mit kaum vernehmbarer Stimme: der König-Erzherzog ſei ſoeben gerufen worden und ſchicke ſich an, aus dem Königinkloſter durch den Schwibbogen in die Stallburg zu gehen, wo das Delirium des Sterbens beim Kaiſer eingetreten ſei. Die Gemächer ſeien angefüllt mit Prieſtern und Cavalieren. Im erſten Vorzimmer ſitze auch in einem Winkel der ſächſiſche Junker, ob bewacht oder nicht, das wiſſe er nicht zu ſagen.

— Und ich werde ihn ſprechen können? rief Odontius, indem er Anſtalt machte, aus dem Wagen zu kriechen.

— Das wird die geringſte Schwierigkeit haben! erwiderte Hamm und half dem „Alten“ herab.

Mitzlau ward gerufen, um ſeinen ſtützenden Arm zu leihen. Hamm ging langſam voraus; Odontius, auf Mitzlau gelehnt, folgte. Er ſah aus, als ob er ſelbſt zum Galgen geführt würde. Pfeifer ſtürzte herzu und küßte ihm noch einmal ſchluchzend die Hand. Der „Alte“ winkte ihm, zurückzubleiben; es wurde kein Wort mehr geſprochen. Hamm ſchritt unter den Thorweg, wo ein paar Trabanten mit Hellebarden Wache hielten. Sie ſaßen einander gegenüber auf ſteinernen Bänken, hatten die glänzenden Spieße nachläſſig im Arme liegen und ſchienen dem Schlummer näher als dem Wachen. Das immerwährende Hereinſtrömen von Cavalieren, welche ſeit ein paar Stunden zu der Kataſtrophe des Kaiſers herbeieilten, hatte ſie abgeſtumpft für neue Ankömmlinge. Sie betrachteten den kleinen gebrechlichen Ungarn gar nicht, welcher an ihnen vorübergeführt und langſam die Stiege hinauf faſt geſchleppt wurde.

Oben auf dem Vorraum zwiſchen Stiege und Vorzimmer wurden ſie ebenſowenig angehalten von den umherſitzenden Trabanten. Der vorausgehende Hofdiener, die ungariſche Magnatentracht des „Alten", das ſtattliche Ausſehen Mitzlau's ließ Niemand auf den Gedanken kommen, daß da ein Feind einbräche. So kamen die Fremdlinge ins große Vorzimmer. Hamm wendete ſich unſcheinbar nach dem „Alten" um, und deutete kaum merklich mit dem Haupte nach einer Ecke. Dann ſchritt er in das nächſte Zimmer.

In jener Ecke ſaß wirklich der Junker Hans. Er war von der Burgwache geleitet, in der Sänfte unten ins Portal der Stallburg gebracht worden. Dort hatte ihn der Hauptmann der Burgwache, welchen Waldſtein mit ſoldatiſcher Vorausſicht unterrichtet, in Empfang genommen und herauf ins Vorzimmer geführt, der Hauptmann war dort unter den zahlreich anlangenden Cavalieren ruhig mit ihm ſtehen geblieben, bis Miniſter Trautſon ſeiner anſichtig wurde. Dieſer behandelte die ganze Angelegenheit als eine beiläufige Gefälligkeit für Waldſtein, ſuchte dieſen in der Menge auf, zeigte ihm die draußen harrenden Ankömmlinge und ſprach halblaut:

— Bemächtigt Euch des Fremdlings raſch und nach Belieben. Vor allen Dingen ſchiebt ihn zur Seite, daß ihn keiner der Pfaffen bemerke. Den Hauptmann abſolvire ich.

Dies ſprechend, war er neben Waldſtein hinausgegangen, ins Vorzimmer und hatte kopfnickend dem Hauptmann geſagt: es ſei gut, und er habe ſich nicht mehr um den jungen Mann zu kümmern. Waldſtein aber hatte kurzweg den Junker Hans am Arm genommen und in die fernſte Ecke des Zimmers geführt, ihm leicht, aber beſtimmt mittheilend:

— Ich bring' Euch in Sicherheit, ſobald ich ſelbſt fortgehe. Wartet hier auf mich, und wenn Euch Jemand behelligen ſollte, ſo rührt Euch nicht vom Fleck, ſondern beruft Euch auf Miniſter Trautſon und Graf Waldſtein, welche Euch befohlen, ſie hier zu erwarten.

Und ſo gleichgültig wie langſam war er von ihm gegangen, der lange böhmiſche Herr, in welchem Hans den Reiter von der Donaubrücke am Tabor ſofort erkannt hatte.

Hans hatte alle mögliche Urſache, erſtaunt und betroffen zu ſein. Er ſah ſich plötzlich in der kaiſerlichen Burg, und, wie er bald inne wurde, unweit des ſterbenden Kaiſers; er war in den Händen der wichtigſten kaiſerlichen Männer — was bedeutete das Alles? Man will Dich ausforſchen, man will Dich benützen? war ein natürlicher Gedanke. Wie? wozu? war der nächſte. Immerhin war ſein Erſtaunen und ſeine Betroffenheit viel geringer, als eigentlich den Umſtänden angemeſſen war. Die Wogen der Ereigniſſe hatten ihn ſo jäh ergriffen, daß ein Mehr oder Minder der auffallenden Umſtände ihn nicht mehr beſonders überraſchte. Still und feſt war er ſich einer weitausſehenden Aufgabe bewußt und ließ die Dinge an ſich kommen. Je höher die Kreiſe waren, in welche er geſchleudert wurde, deſto angemeſſener war das ja doch ſeinen Zwecken, und deshalb war es ihm nur ein zweiter Gedanke: ob er nicht ohneweiters das Zimmer zurückmeſſen, die Treppe hinabſteigen und ſich in Freiheit ſetzen ſolle. Der alte Herr neben Waldſtein hatte ja dem Hauptmann anempfohlen, ſich nicht mehr um den „jungen Mann“ zu kümmern; die Wache alſo würde ihm wol den Weg nicht vertreten. Dieſer natürlichſte Gedanke der Befreiung blieb ihm, wie geſagt, untergeordnet; er wollte erſt eine Zeitlang abwarten, und ſetzte ſich ſtill in einen Seſſel, der hinter einem großen Kachelofen ſtand.

Dort fanden ihn Mitzlau und Odontius. Mitzlau machte im letzten Augenblicke noch einen Verſuch, den Aufenthaltsort ſeines Oheims Zdenko aus dem unheimlichen „Alten“ herauszulocken. Umſonſt! Der „Alte“ hörte und ſah nichts weiter als den ſächſiſchen Landsmann, welchen ihm Mitzlau gezeigt. Er drängte heftig nach ihm hin und ſtreckte ihm die zitternde Hand entgegen, den Namen „Hortleder“ in fieberiſcher Haſt entgegenrufend. Mitzlau entledigte ſich nur noch raſch der Aufgabe, dem Junker Hans anzukündigen, wen er vor ſich habe. Mit gerechter Vorſicht ſagte er dem Junker Hans den Namen Odontius leiſe ins Ohr, und entfernte ſich dann eilig von dem unheimlichen „Alten“, nachdem er ihm einen Seſſel neben Hans hingeſchoben hatte. Es ſchwante ihm eine Kataſtrophe, und er wollte um keinen Preis dabei betheiligt erſcheinen. Er ſchritt alſo, um nur ganz wo anders hinzukommen, nach dem offenen großen Zimmer zu, welches den Durchgang bildete zwiſchen dem Schwibbogen von der Burg und dem Sterbezimmer des Kaiſers.

Hier war ſoeben eine lebhafte Bewegung entſtanden unter den zahlreichen Anweſenden.

Die Thür nach dem Schwibbogen war aufgegangen, und Baron Harrach war herausgetreten mit der halblaut geſprochenen Ankündigung:

— König Ferdinand!

Die Anweſenden ſonderten ſich links und rechts, eine Gaſſe bildend, durch welche der Mann hinſchreiten ſollte, welcher die Regierung des Sterbenden zu übernehmen hatte. Es entſtand eine athemloſe Stille, und man hörte aus der Ferne eine klagende Stimme. Es war die Stimme des Kaiſers, welchen wirklich das letzte Delirium ergriffen hatte, und welcher von den Phantaſien des eintretenden Todes gepeinigt wurde. Mitzlau wendete erſchrocken den Kopf nach der Richtung dieſer Stimme. Die Thüren waren weit geöffnet: er ſah bis tief in das Krankenzimmer hinein: er ſah die breite Bettſtatt des Kaiſers, rings umkniet von Prieſtern, und auf ihr, die leichte Decke von ſich ſchleudernd, den Kaiſer Mathias im Hemd, der ſich krampfhaft emporgerichtet mit den mageren Armen, das fleiſchloſe, von grauem Barte und flatterndem grauen Haare eingerahmte Antlitz vorſtreckend, als wolle das erlöſchende Auge einen Gegenſtand erkennen, vor welchem ſich doch die Seele zu fürchten ſchien.

— Es iſt der verſtorbene Kaiſer Rudolph, den er vom Throne geſtürzt, und den er immerfort zu ſehen glaubt! flüſterte ein Nachbar Mitzlau's ſeinem Nachbar zu.

Der Eindruck war ergreifend und die Stille ſo groß, daß man aus der Tiefe des zweiten Zimmers bis in dies große Vorgemach die kreiſchende Stimme des Phantaſirenden in vielen Hauptworten verſtehen konnte.

— Dietrichſtein! hörte man, Dietrichſtein, was hat er entgegnet? Sag' Alles! — Krank hat er ausgeſehen? — Im Thurmzimmer? Den Zeigefinger hat er ausgereckt gen Himmel, und — ich würde ſein Mörder? — Heraus mit dem ſchrecklichen Worte! — Mit den Nägeln würde man ihn aus der Erde kratzen wollen, wenn ich — wenn ich zehn Jahre regiert — das hat er geſagt? — Und ihr wollt kratzen? Kratzen? — Entſetzlich! Entſetzlich! — Da ſteht er, da ſteht er im Thurmfenſter — o! Er ſteigt heraus! Er ſchreitet auf der Luft einher im langen Leichenhemde, er ſchreitet auf mich zu — die Kohlendämpfe, die Schwefeldämpfe aus ſeinem Laboratorium wehen mir ins Geſicht — er kommt näher, immer näher — Jeſus Maria!

Die letzten zwei Worte waren ein gellender Schrei — ſtarr wie gebannt, den Mund weit geöffnet, aber ohne einen weiteren Laut blieb der Kaiſer ſitzen und ſah nach dem Vorgemache her in die offene Gaſſe — und durch dieſe Gaſſe ſchritt jetzt, aus der Schwibbogenthür kommend, ein mittelgroßer, ſchlanker Mann mit geröthetem Antlitz. Sein ſchlichtes Haar war blond, ſein großes, blaues Auge ſah blicklos vor ſich hin, oder vielmehr in ſich hinein. Die Lippen bewegten ſich, er ging betend einher; ſeine Rechte zeichnete mehrmals das Kreuz über Stirn und

Bruſt. Es war König Ferdinand. Dicht hinter ihm ein ganz alter Jeſuit mit gebücktem Rücken und vorhängendem weißen Haupte, Pater Bartholomäus, des Königs Beichtvater aus der Steiermark.

Langſam bewegten ſich die beiden Männer auf den Kaiſer zu, welcher ſich nicht mehr regte, aber aufrecht blieb. — Geräuſchlos ſchloß ſich hinter den beiden Dahinſchreitenden die Gaſſe — die Anweſenden folgten alle nach dem Sterbezimmer ſo vorſichtig und ſtill, daß man keinen Fußtritt vernahm. Mitzlau ward mit hineingeſchoben — er ſah und hörte nun Alles in der Nähe. — Als König Ferdinand auf die Schwelle des Sterbezimmers trat, erhob er ſeine Augen und blieb ſtehen — Auge in Auge ſtanden ſich Vergangenheit und Zukunft eines großen Reiches. Das gläſerne Auge des Kaiſers ſah ſtarr und — Jedermann gewahrte es — bereits gedankenlos auf den König, welcher langſam ſein Knie beugte und, jetzt halblaut betend, niederſank. Pater Bartholomäus, aufrecht hinter ihm, ſprach ziemlich laut dieſelben Gebetsworte, welche der König vor ihm flüſterte — da ſchoß es wie ein matter Blitz durch das Antlitz des Kaiſers; war es der Tod? Nein, es war ein letzter Lebensfunke: die ſtarren Züge ſanken in Schlaffheit, der ſtiere Blick ward durch eine Thräne erweicht, der offene Mund ſchloß ſich langſam, die Hand griff nach der Seite, als wollte ſie etwas Wirkliches erreichen, und der junge Italiener Carlo Blandini, welcher hinter den knienden Prieſtern ſtand, trat zum Kaiſer, den Kopf vorbeugend, als wollte er ein gehauchtes Wort verſtehen. Das Wort kam auch: „Nahrung — Nahrung!“ lautete es. Blandini winkte einem Wärter, und bezeichnete ihm eine kleine Schale auf dem Ecktiſche. Der Wärter reichte ſie. Eine Flüſſigkeit, mit welcher ſie angefüllt war, rauchte noch ein wenig; es war einfache Fleiſchbrühe. Blandini führte ſie zum Munde des Kaiſers; dieſer ſchlürfte begierig, bis kein Tropfen mehr in der Schale war — er ſchien geſtärkt. Die Zuſchauenden glaubten alle, der Todesanfall ſei nochmals überwunden, und

Waldſtein, der dicht hinter Pater Bartholomäus ſtand, machte gegen Blandini ein Zeichen mit dem Haupte, welches fragen mochte: iſt es ſo? Blandini ſchüttelte verneinend den Kopf, und in demſelben Augenblicke fuhr ein Zucken über den ganzen Körper des Kaiſers, ein leiſes Geſtöhne rang ſich aus der Bruſt, der aufrechte Oberkörper fiel jählings zurück — der Kaiſer Mathias war todt.

Blandini trat zurück, der Leibarzt trat herzu und legte die Hand auf das Herz des Verſchiedenen. Nach kurzer Prüfung ſprach er leiſe: „todt!“ und winkte nach der Gruppe von Würdenträgern, welche hinter den knienden Prieſtern ſtanden. Einer von dieſen trat ans Sterbelager, und zog aus ſeinem Kleide einen runden, kleinen Handſpiegel. Den hielt er vor den Mund des verſtorbenen Herrſchers. Kein Hauch trübte die Glasfläche. Der Würdenträger harrte mit Geduld eine lange Weile, den Spiegel in derſelben Richtung haltend. Man hörte keinen Athemzug in den weiten Räumen, ſo ſehr war Jedermann geſpannt auf dieſe Athemprobe. Dann zog der Würdenträger den Spiegel zurück, betrachtete ihn und zeigte ſeine helle Fläche den Verſammelten, mit trockener Stimme ausrufend:

— Der Kaiſer Mathias iſt todt!

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo erhoben ſich die knienden Prieſter ſämmtlich und traten dicht ans Bett, ein Biſchof zu Häupten desſelben, und ſonoren Klanges, wenn auch gedämpft, ſtimmte der Biſchof das „de profundis“, einen Todtengeſang, an, in welchen ſämmtliche Prieſter einfielen. Alle Anweſenden bis in das Vorzimmer an der Stiege ſanken gleichzeitig auf die Knie.

Nur Odontius und Junker Hans im Vorzimmer auf den Seſſeln hinter dem Ofen machten eine Ausnahme. Sie nahmen keinen Theil an dem Vorgange, ſie waren in haſtige Mittheilungen vertieft, welche ſie ſich gegenſeitig zu machen hatten. Junker Hans hatte dem „Alten“ einen Theil jener Papiere übergeben, welche er in der Schranne auszuliefern ſich geweigert hatte, und über den Inhalt derſelben tauſchten ſie lebhaft ihre Meinungen aus. Dieſer Inhalt betraf eine große kirchliche Einrichtung, für welche Hortleder in Weimar der Mittelpunkt, Odontius ein Apoſtel in Ungarn, Hans von Starſchädel ein Bote ſein mochte, und in welcher auch jener verſchollene Oheim Mitzlau's, Zdenko von Zierotin, eine wichtige Perſon zu ſein ſchien. Wenigſtens ſprach gerade in dieſem Augenblicke Odontius den Namen deſſelben aus, und ſetzte hinzu:

— Ihr wißt jetzt, wo er zu finden iſt. Sucht ihn mit der Morgendämmerung auf, unbekümmert um das, was hier geſchieht, und —

— Pſt! flüſterte ein Knieender mit drohender Handbewegung zu Odontius hinauf.

Es war der Rath Gangelberger, welcher ſich ebenfalls, und zwar erſt einige Minuten vorher, in der Burg eingefunden hatte. Hans erkannte ihn auf der Stelle, und bedeutete Odontius raſch und energiſch, ſtillzuſchweigen. Er ſelbſt, durch den Ofen gedeckt, konnte hoffen, von Gangelberger noch nicht erkannt zu ſein, und zog ſich vorſichtig noch weiter zurück.

Gangelberger, vom Gerücht der Sterbeſtunde herbeigezogen, wollte ſich gleichzeitig zur Audienz vormerken laſſen beim regierenden Nachfolger, um demſelben einen eindringlichen Vortrag zu halten über den Stand des Gerichtsweſens, über die gefährliche Einmiſchung der Geiſtlichkeit, über den ganzen Gang der Dinge. Gerade in den erſten Stunden des neuen Regiments hoffte er ein empfängliches Ohr zu finden, und ſeine patriotiſche Geſinnung ließ es ihn geringachten, daß er ungnädig aufgenommen werden könne. Von der Abholung des ſächſiſchen Junkers aus der Schranne wußte er nichts; er hatte auch Hans jetzt nicht entdeckt hinter dem Ofen, ſondern nur mit halbem Blicke auf Odontius geſchaut. Das ungariſche Coſtüm erklärte ihm die Nichtachtung des religiöſen Momentes, denn das ungariſche Kleid war ziemlich gleichbedeutend mit Proteſtantismus; er ſah auch nicht weiter hin, als auf ſeine Ermahnung Stillſchweigen gefolgt war.

Odontius übrigens war durch dieſe Unterbrechung inne geworden, was um ihm her vorging. Daß Alles auf den Knien lag, war ein deutliches Anzeichen, die Kataſtrophe ſei eingetreten. Er verſtummte, er horchte. Bei dieſer Kataſtrophe — war ſein nächſter Gedanke — wird König Ferdinand, der aufgeſuchte Widerſacher, ſchwerlich gefehlt haben. Er muß ganz in der Nähe ſein, vielleicht nur wenige Schritte entfernt. Der entſcheidende Augenblick iſt alſo da. Ein Zittern überfiel den gebrechlichen Körper; die lahme Hand griff nach dem Dolche, als wollte ſie ſich der Kraft verſichern, deren ſie vielleicht binnen wenigen Minuten bedürfen würde, und ihr Zittern ſchien jetzt vorzugsweiſe Erregung des Rachegefühls zu ſein, während es früher Aufruhr des Gewiſſens geweſen war. Er ſtand auf mit größerer Feſtigkeit als ſonſt. Der Kopf neigte ſich vor, und die ohnehin heiſere Stimme ächzte zuſammengepreßt zu dem nächſten Knienden die Frage hin:

— Der Kaiſer todt?

— Todt! erwiderte ebenſo kaum hörbar der Kniende, welcher Niemand anders war als Gangelberger.

— Erzherzog — Ferdinand — da?

— König Ferdinand iſt da, — und in dieſem Augenblicke erhoben ſich die Knienden alle.

„De profundis“ war beendigt; König Ferdinand hatte ſich an der Schwelle des Sterbezimmers aufgerichtet, und war zur Leiche hingetreten, um in unmittelbarer Nähe derſelben ein letztes Gebet zu ſprechen.

Junker Hans ſah mit Befremden auf Odontius und hörte mit Schrecken, daß er im ausgeprägteſten ſächſiſchen Dialecte ein Selbſtgeſpräch führte, welches Mord und Todtſchlag zum Thema hatte. Es wurde ihm plötzlich klar, daß der „Alte“ eine furchtbare That beabſichtigte. Ohneweiters wollte er zuſpringen und den alten Mann, welcher einen Schritt vorwärts gethan, zurückreißen. Aber Gangelberger wendete ſich eben und maß den auffälligen kleinen Ungar von oben bis unten. Glücklicherweiſe mochte er die Worte des ſächſiſchen Jargons, welche dem „Alten“ fortwährend von den Lippen purzelten, nicht verſtehen. Hans zögerte; der Ofen verbarg ihn noch. Eine ſo unmittelbare Begegnung mit Gangelberger konnte doch nur ungünſtige Folgen für ihn haben. Denn es war ja deutlich, daß er nur zufälligen Umſtänden den geöffneten Weg zur Freiheit verdankte. Da that Odontius noch einen Schritt und ſtieß die Worte hervor:

— König Ahab!

Hans wollte lieber ſeine Freiheit aufs neue daranſetzen, als den alten Landes- und Glaubensgenoſſen, der ſichtlich überſpannten Geiſtes war, ein Verbrechen begehen laſſen. Er trat vor und ergriff mit feſter Hand Odontius.

Da ſah ihn Gangelberger.

— Wie kommt Ihr hieher, Junker? rief er.

— In einer Sänfte, erwiderte dieſer.

— Wie?! — Ihr ſeid entſprungen!

— Entſpringt man in die kaiſerliche Burg, wo alle Gewalthaber des Reichs verſammelt ſind?!

— Was heißt das?

— Beruhigt Euer richterliches Gewiſſen, Herr. Man hat mich holen laſſen. Dieſe Gewalthaber ſelbſt haben mich holen laſſen.

— Nennt einen Namen.

— Graf Waldſtein.

— Graf Waldſtein iſt weder Miniſter, noch ſonſt eine Civilautorität. —

— Was weiß ich; warf Junker Hans noch hin und ſchritt davon.

Er hatte bemerkt, daß Odontius fort war, der ſchwächliche „Alte“, welcher ſonſt nicht ohne Führer ſchreiten konnte, war in ſeiner furchtbaren Erregtheit ſo ſtraff geworden, daß er ſelbſtſtändig — vielleicht weil er im Gedränge links und rechts zufällig Anhaltspunkte gefunden — bis an das große Durchgangszimmer vorgedrungen war. Dort lehnte er an der Thürpfoſte. Er konnte nicht ſogleich weiter. Aus dem Sterbezimmer nämlich war König Ferdinand ganz ſo wie er gekommen durch die neuerdings ſich öffnende Gaſſe zurückgekehrt. Die Flügelthüren des Sterbezimmers waren geräuſchlos hinter ihm geſchloſſen worden, die todte Herrlichkeit für immer ſcheidend von der lebendigen Welt. Inmitten des großen Durchgangszimmers war König Ferdinand ſtehen geblieben, hatte das Haupt erhoben und ſich gleichſam zur Weltlichkeit geſammelt von dem unabläſſigen Beten. Links- und rechtshin über die ſich ehrfurchtsvoll beugenden Cavaliere blickend, — die geringe Minderzahl der Edelleute in Niederöſterreich, diejenigen, welche ſtreng katholiſch zu ihm halten mochten — hatte er langſam mit der Hand ein Zeichen gegeben, welches Dank ausdrücken ſollte und Verabſchiedung. Pater Lamormain und Pater Bartholomäus ſtanden ihm zunächſt, und der Letztere ſprach halblaut:

— Der König will ſich faſſen und ſtärken in einſamer Andacht.

In Folge dieſer Aeußerung wendeten ſich die Cavaliere nach der Thür, an welcher Odontius lehnte, und das Gedränge war ſo groß, daß zunächſt ein weiteres Vorſchreiten des ſchwächlichen „Alten“ unmöglich wurde, wie ſehr ſein ganzes Körperchen nach vorwärts trachtete. Denn er war überzeugt, daß ſein Todfeind aus der Steiermark dicht hinter den herausdrängenden Männern zu finden ſein würde. Aber auch Junker Hans konnte nicht ſogleich bis zu ihm, und als der Zug der Abgehenden etwas lichter wurde, und Hans, ſowie der ihm folgende Gangelberger einige Schritte gewannen, da trat unerwartet eine neue Stauung ein. Ein großer dicker Mann, welchem vier andere folgten, drängte ſich lärmend von der Treppe her durch das Vorgemach, rückſichtslos die Entgegenkommenden beiſeite ſchiebend, nach dem Durchgangszimmer zu. Gebt Platz, Ihr Herren! rief er zu wiederholten Malen in ziemlich brutalem Tone, und ſchob ſich, links und rechts wegſtoßend, an Odontius vorüber in das große

Zimmer hinein. Es war der von Thonradl auf Ebergaſſing, der roheſte von der proteſtantiſchen Oppoſition, begleitet von vier Gleichgeſinnten, welche den entſcheidenden Moment zu einer kühnen Demonſtration benützen wollten.

Sein lautes Auftreten hatte aber ſchon von weitem aufmerkſam auf ihn gemacht, und einige Getreue des Königs unter ihnen Harrach, Eggenberg, ſelbſt Miniſter Trautſon, ebenſo Waldſtein und der ſpaniſche Geſandte eilten ihm haſtig entgegen, ihm den Weg vertretend zum Könige. Er fuhr ſie nicht minder kurz und gröblich an: ſie ſollten ihm aus dem Wege gehen, er wolle den Erzherzog Ferdinand ſprechen.

— Der König iſt jetzt nicht zu ſprechen, am wenigſten für Euch! rief Waldſtein kurz und ſchneidend allen Anderen voraus, obwol Harrach und Eggenberg dem rothen Koloß mit krauſem Haar näher ſtanden als er.

— Biſt Du ſein Kammerdiener? ſchrie Thonradl.

— Sein Schwert bin ich, und Du ſollſt es um Deinen Mohrenkopf haben, eh' Du Dich umſchauſt, wenn Du den rohen Eintritt zum Nachfolger des Kaiſers nicht auf der Stelle mäßigſt.

— Zum Nachfolger des Kaiſers! entgegnete mit lauter Lache Thonradl. Wer hat ihn zum Kaiſer gemacht? Du vielleicht, Jeſuitenſoldat? Die Stände machen den regierenden Herrn, das Reich macht den Kaiſer. Und weder Stände noch Reich haben ihn bis jetzt dazu gemacht. Es ſieht auch nicht danach aus. Ihm das zu ſagen, ſind wir hier. Gebt Raum, damit er erfährt, um was es ſich handelt. Die ganze Stadt iſt auf den Beinen, die Proteſtanten umzingeln die Burg, er muß auf der Stelle die geforderten Zugeſtändniſſe machen, ſonſt wird der Anfang zum Ende. Gebt Raum!

— Wir wollen Dir Raum geben auf dem Fußboden, ſo lang und dick Du biſt! entgegnete Waldſtein und zog ſeinen Degen.

Dasſelbe thaten auf dieſen Vorgang alle näher ſtehenden Cavaliere, denen die Notiz von Umzingelung der Burg übrigens nicht unbedenklich erſchien. Aufgeregt drängte Alles vorwärts mit vorgehaltenen Schwertſpitzen gegen Thonradl hin und ſchob ihn, der kaum Platz hatte, die eigene Waffe aus der Scheide zu reißen, durch das Vorzimmer zurück bis zur Stiege hinaus.

Dadurch wurde die Ausſicht frei nach der Mitte des großen Zimmers, wo König Ferdinand ſtand und dem Tumulte unbeweglich zuſah. Odontius, nur einen Augenblick durch das Gedränge ſeitwärts geſchoben, ſah ihn und erkannte ihn mit der Gedächtnißkraft des Haſſes auf der Stelle. So ſtand er da im Grazer Kerker, als man Dich vor der Folter examinirte! murmelte er ingrimmig, und haſtete ſich mit aller Kraft in das große Zimmer hinein. Aber der Weg bis in die Mitte desſelben war doch zu weit für die geknickten Gehwerkzeuge. Noch zehn Schritte von dem Könige entfernt, verſagten ſie ihm die Tragkraft; er ſchlotterte und ſchwankte.

Da ſah er Mitzlau, den treulos gewordenen Führer, welcher keinen Beruf gefühlt hatte, ſich den bewaffneten Angreifern Thonradl's anzuſchließen, und welcher eben fort wollte aus dem leer werdenden Zimmer.

— Schleſiſcher Junker, hieher! Euren Arm! Warum brecht Ihr Euer Verſprechen, mich zu führen? Haltet's!

Vielleicht nur um ihm den Mund zu ſtopfen, eilte Mitzlau hinzu und hielt ihn aufrecht.

— Wer iſt der Mann? Und was will er? Wie kommt der Ungar hieher? fragte Lamormain und trat ihm entgegen.

Die einzelnen Cavaliere, welche noch zugegen, wußten keine Antwort.

— Den neuen König will er ſprechen! rief plötzlich mit ſchriller Stimme Odontius über das ganze Gemach hin, indem er ſich ſtarr aufrichtete und vorzuſchreiten begann.

Er hatte König Ferdinand nicht mehr aus dem Auge gelaſſen, welcher neben Pater Bartholomäus ruhig inmitten des Zimmers ſtehen geblieben war und ohne irgend ein Zeichen der Erregung dem Thonradl'ſchen Tumulte zugeſchaut hatte. Als

Lamormain nach der Erſcheinung des Odontius gefragt, war er zunächſt einen Schritt ſeitwärts getreten und hatte dadurch bewirkt, daß die Ausſicht auf den König für Odontius vollſtändig frei geworden. Dieſer endlich erreichte ganze Anblick des Feindes war wie ein Blitz in den „Alten“ gefahren, jede Fiber an ihm bebte, und all ſeine aufgeſtachelten Kräfte ſtrebten nach der Stelle hin, wo König Ferdinand nun ſelbſt, durch die ſchrille Stimme aufmerkſam gemacht, ein Zeichen der Theilnahme äußerte, indem er halblaut fragte:

— Ein Ungar?!

Lamormain war dem „Alten“ nun näher gekommen. Er ſchien die wunderliche Figur und das aufgeregte Weſen bedenklich zu finden, und fragte ziemlich ſcharf:

— Was wollt Ihr vom Könige?

— Sprechen will ich ihn!

— Seid Ihr Katholik?

— Sprechen will ich ihn! wiederholte Odontius raſch und ſchneidend.

— Ich wiederhole meine Frage: ob Ihr Katholik ſeid?

— Und ich wiederhole meine Rede: ich will den neuen König ſprechen. Dazu komme ich aus Ungarn. Ich habe ihm Wichtiges zu ſagen. Dort ſteht er. Geht aus dem Wege.

Und dabei drängte der „Alte“ von neuem vorwärts.

Soeben waren Harrach und Eggenberg aus dem Vorzimmer zurückgekommen, aus welchem Thonradl mit den Seinen hinausgedrängt worden. Sie hatten die letzten Fragen und Antworten Lamormain's und des „Alten“ vernommen, und Eggenberg miſchte ſich ſofort in die Angelegenheit. Dieſer Edelmann aus der Steiermark, ein ſchlank gewachſener ſchöner Mann von großer Ruhe und mildem Ernſte, war König Ferdinands vertrauteſter Rath, und bei Hofe bezweifelte Niemand, daß er von Stunde an der wichtigſte Miniſter des neuen Herrſchers ſein werde. Er wußte ſehr wohl zu würdigen, daß die Erſcheinung eines Ungars vor dem Könige von erheblicher Bedeutung ſein könne am Sarge des Kaiſers, und er durfte vermuthen, daß dieſer unerwartete Auftritt eines Ungars ein politiſches Ereigniß im Schoße tragen könne. Ungarn war das Land, welches dem König Ferdinand am fernſten lag, obwol er auch von ihm wie von Böhmen den Königstitel trug. Der Proteſtantismus war dort von den eigenthümlichſten Landesfreiheiten dergeſtalt unterſtützt in ſeiner Unabhängigkeit, daß ein dogmatiſch angekündigter Herr wie Ferdinand auf gar kein Entgegenkommen zu rechnen hatte. Vielleicht iſt die Erſcheinung dieſes Alten doch ein Entgegenkommen! dachte Eggenberg, und in dieſem Gedankengange verſtand es ſich leicht, daß er den ſchroffen Lamormain beſeitigen und ſelbſt die Vermittlung übernehmen wollte.

— Nennt mir Euren Namen, Herr, und Euren Zweck, ſagte er alſo freundlich zu Odontius, ich bin Eggenberg des Königs Rath und ich werde Euch gern zu ihm führen.

— Mein Zweck iſt: dem Könige einen Brief zu übergeben von Bethlen Gabor! entgegnete Odontius.

— Von Bethlen Gabor! wiederholten alle Herren, welche ſich herzugedrängt, Lamormain allen voraus.

Das war wirklich ein Ereigniß. Der ſiebenbürgiſche Bethlen war der gefürchtetſte und mächtigſte Parteigänger im ſüdöſtlichen Ungarlande von der walachiſchen Grenze bis an die Theißebene und in die ſüdlichen Vorberge der Karpathen hinauf. Alle Parteien bewarben ſich um Bethlen's große Reitermacht, aber allen übrigen Parteien glaubte man ihn näher, als der kaiſerlich oder königlich katholiſchen. Er war Calviner, und war ein Ausbund jener ariſtokratiſchen Führer damaliger Zeit, welche als Häuptlinge ſo wenig als möglich von einem Oberherrn wiſſen wollten. Und er ſendete ein Schreiben an König Ferdinand! Was hatte das zu bedeuten? Er war bekannt als unergründlicher, wechſelvoller Parteimann. Niemand verließ ſich auf ſeine Treue. Auch Eggenberg und die ihm Gleichgeſinnten dachten bei dieſer Nachricht nicht an einen dauernden Bund. Aber auch nur ein augenblickliches, ſelbſt nur ein ſcheinbares Bündniß mit dieſem Manne wäre jetzt zum Beginn eines ringsum beſtrittenen Regierungsantrittes vom größten Werthe geweſen. Eggenberg ſtreckte alſo raſch dem alten Manne die Hand freundlich entgegen und ſagte:

— Gebt mir das Schreiben, ich will es dem Könige ſogleich einhändigen.

— Das will ich ſelbſt thun; ich muß dabei ſprechen, erwiederte Odontius.

— Verzieht ein wenig, ich melde es ſogleich! ſprach Eggenberg und wendete ſich nach dem ſchweigend daſtehenden Könige hin, welcher nur etwa fünf Schritte von der Gruppe entfernt war.

Dies war aber nicht die Meinung Lamormain's. Ein intimer Verkehr mit einem Ketzerhaupte wie Bethlen Gabor war nach ſeinem Sinne ſehr mißlich, und ſollte jedenfalls nicht ſo plan und offen verhandelt werden. Er vertrat Eggenberg den Weg, und ſprach halblaut in ihn hinein: er möge dies Vorhaben aufgeben; all dieſe Scenen unmittelbar nach dem Verſcheiden des Kaiſers ſeien unſchicklich; das religiöſe Gemüth des Königs, welcher vereinſamt und bloßgeſtellt da drüben ſtehe, bedürfe der Stille und werde ſich verletzt fühlen, wenn ſeine erſte Handlung als regierender Herr einem wüſten ungariſchen Ketzer, einem Sendlinge des notoriſch gottloſen Bethlen Gabor gewidmet ſein ſolle. —

Eggenberg wurde ungeduldig und entgegnete nicht nur ſcharf, ſondern auch ziemlich laut, und ein neu hinzutretender Herr unterſtützte ihn mit einigen nachdrücklichen Worten. Dies war Waldſtein, welcher den abziehenden Proteſtanten Thonradl und Genoſſen die Stiege hinab bis vor das Thor der Stallburg gefolgt war, um ſich über die angekündigte Umzingelung durch Aufrührer ſelbſtſtändig zu überzeugen. Er hatte allerdings zahlreiche Haufen geſehen, und von Seiten der Urban, Conrad, Pfeifer und wie ſie weiter heißen mochten, drohende Zurufe vernommen, aber ſein militäriſcher Blick hatte in alledem keine wirkliche Gefahr entdecken mögen. Bei der Rückkehr dies allen Ab- und Zugehenden verſichernd, war er unterrichtet worden, daß ein Abgeſandter Bethlen Gabors den König ſprechen wolle und von Lamormain ſoeben zurückgewieſen werde. Darauf hin war er eilig hinzugetreten, um Eggenberg beizuſtehen. Denn als Kriegsmann wußte er noch höher als irgend ein Politiker zu würdigen, was ein Bündniß mit dem Südoſten für den unvermeidlichen Kampf zu bedeuten habe. Er war in den letzten Jahren perſönlich zu Felde gelegen gegen die ungariſchen Malcontenten, und Niemand konnte es ſo klar ſein wie ihm, wie viel da auf dem Spiel ſtünde, wenn man einen Boten Bethlen's abweiſe. Seiner Natur nach machte er denn auch kurzen Proceß mit den Einwendungen Lamormain's: er nannte ſie nebenſächlich im Vergleich mit der Wichtigkeit der Angelegenheit, und ging ohneweiters zum Könige ſelbſt hinüber dieſem in kurzen Worten den Stand der Frage darlegend. Er ſchloß mit dem beſtimmten Rathe, die Botſchaft ſofort entgegen zu nehmen.

Der König trat einen Schritt vor. Eggenberg zog den noch eifernden Lamormain zur Seite. Der kleine alte Ungar, von Mitzlau unter dem Arme gehalten, ſtand Auge im Auge Ferdinand gegenüber. Ein freier Raum von etwa vier Schritten war noch zwiſchen Beiden. Alles ſchwieg.

Odontius verzehrte mit brennendem Auge die ruhig daſtehende Geſtalt des Königs, und wollte dann jählings vorwärts. Mitzlau, des Aergſten gewärtig und von furchtbarer Angſt ergriffen, hielt ihn feſt. — Da flog über des Königs Antlitz ein Schatten. War's die Erinnerung, daß er dieſes häßliche Männchen ſchon geſehen? — Er hatte ihn geſehen. — War es die eindringende Erkenntniß, daß tödtlicher Haß ihm entgegenſprühte aus dieſen entzündeten Augen? Er ſtutzte. Aber er war nicht furchtſam und hatte eine große Gewalt über ſich, den Gleichmuth und eine milde Würde ſeiner Stellung auch in den erregten Momenten feſt zu bewahren. Pater Bartholomäus trat eben dicht hinter ihn, und der König ſprach ganz leiſe rückwärts:

— Haben wir dieſen Mann in der Steiermark geſehen?

Bartholomäus, ein geborener Steiermärker, mit Namen Willers, hatte ihn geſehen, hatte ihn neben dem Könige, dem damaligen Erzherzoge geſehen, und zwar in einem Kerker. Bartholomäus hatte damals ſchwungvoll in Odontius hineingeredet, er möge ſein Ketzerthum aufgeben und abſchwören. Odontius hatte „Nein!“ geſagt. Aber Bartholomäus war ein ſteinalter Mann, und ſein Auge war kurzſichtig geworden. Er kannte den übrigens total veränderten Odontius nicht, und ſchwieg zu der Frage des Königs.

Da ſprach Odontius mit gepreßter Stimme zu Mitzlau:

— So haltet mich nicht! Ich muß das Schreiben zu eigenen Händen übergeben.

Bei dieſen Worten zuckte auch Pater Bartholomäus. Sein Ohr war nicht ſchwächer geworden, und der Stimmton des alten Ungars, obwol ſehr verändert, erinnerte auch ihn —

— So tretet heran und überreicht das Schreiben! ſprach mit unbefangener lauter Stimme Graf Waldſtein, der von all den Bedenklichkeiten nichts wußte.

Mitzlau floß der Angſtſchweiß über das Geſicht.

— Vorwärts alſo, junger Führer! rief ihm Waldſtein zu.

Mitzlau gab nach, der „Alte“ ſchob ſich vor und ſtand, um und um ſchwankend, dicht vor dem Könige. Die ſchlotternde Hand zog ein Schreiben aus dem Bruſttheile des Attila, und hielt es dem Könige hin. Hätte es der König ſofort entgegengenommen, ſo wäre dem „Alten“ die Rechte frei geworden, und ſchon in der nächſten Secunde wäre — — Der König nahm es aber nicht ſogleich. Der völlig nahe Anblick des verzehrten alten Mannes befing ihn; er vergaß gleichſam, die Hand auszuſtrecken nach dem Schreiben, als ſollte ſein Gedächtniß erſt ausfindig machen, ob er wirklich und wo er dieſen mörderiſchen Blick ſchon geſehen.

— Wie heißt Ihr! fragte er langſam, indem er die Hand zögernd nach dem Schreiben erhob.

— Donty! erwiderte Odontius mit dumpfer Stimme.

— Donty?! wiederholte Pater Bartholomäus hinter dem Könige, und mit einem Tone, daß dieſer ſich raſch nach ihm umwendete als könne er im Auge des greiſen Paters leſen, was dieſer Ton zu bedeuten habe.

Die alſo entſtehende Pauſe, während welcher die rechte Hand des Odontius durch die Darreichung des Briefes unfrei blieb, konnte einflußreich werden. Endlich nämlich war es draußen im Vorzimmer dem Junker Hans gelungen, trotz dem hinderlichen Gangelberger bis ins große Zimmer vorzudringen. Gangelberger war von einem unklaren Argwohn erfüllt. Was wollte der eben noch gefangene und jedenfalls verdächtige Fremdling mit ſeinem offenbaren Hindrängen in das Zimmer, wo der König ſtand? Dies Hindrängen, anfangs durch die Menſchenmaſſe, ſpäter — trotz Gangelberger's Vortreten — als die Maſſe lichter geworden, fortgeſetzt, hatte etwas Jähes, etwas Abſichtsvolles. Die Frage, ob Erzherzog Ferdinand da ſei, der Ausruf: „König Ahab!" war Gangelberger wieder eingefallen, kurz es war ihm der Argwohn aufgeſchoſſen: dieſer proteſtantiſche ſächſiſche Junker habe ein Attentat vor gegen den König. In dieſem Sinne hatte er alles Mögliche verſucht, ihm den Eintritt ins große Zimmer zu wehren. Als aber Junker Hans, deſſen Blicke fortwährend da hinein gerichtet waren, deutlich ſah, daß Odontius bis dicht zur Perſon des Königs gedrungen war, da machte Hans, welcher ein ſolches Attentat von Odontius fürchtete, allem Widerſtande Gangelberger's ein gewaltſames Ende — er ſtieß ihn, der ihn am Arme hielt, mit voller Jünglingskraft dergeſtalt zur Seite, daß Gangelberger ins große Zimmer hineinflog und, in dem Teppichboden hängen bleibend, in ganzer Länge hinſtürzte. In derſelben Richtung ſprang Junker Hans vor, nach der Gruppe hin, welche ſich um Odontius und den König gebildet hatte, und welche wol noch zwanzig Schritte von ihm entfernt war, und ſchrie mit mächtiger Stimme:

— Wer Gottes Sache durch ein Verbrechen fördern will, den verwirft Gott in Ewigkeit!

Ein durchdringender Schrei war die Antwort hierauf. Er kam aus der gefolterten Seele des Odontius. Der Brief entfiel ſeiner Hand, und er ſelbſt ſtürzte wie vom Blitz getroffen zuſammen.

9.

Ein erquickender Frühlingsmorgen war über Wien aufgegangen. Der regneriſche Nachtwind vom Wiener Wald herein war gegen Sonnenaufgang nach Südoſten hinübergeſprungen. Der ſogenannte „untere Wind“ wehte mild über das Leitha-Gebirge, den ungariſchen Grenzwald, herüber und erfüllte die Luft mit jenen warmen, noch etwas feuchten Strömungen, welche den Menſchen ſo üppig anmuthen, obwol ſie kein ſicheres Wetter verſprechen.

Im Schatten eines tiefen Stallthors neben den Harrachſchen Häuſern auf der Freiung kauerten zwei Männer neben einander in der Ecke. Das heißt, ſie ſaßen auf der Erde und lehnten ſich halb aneinander, halb an die Stallthür. Sie ſchliefen. — Es war der Bart-Conrad und Tartſch, des Junkers Diener.

Ihre Nacht war ſehr unbequem geweſen in naſſer Luft am Michaelerplatze, wo ſie des Signals gewartet, ob der Kaiſer oben in der Stallburg verſchieden ſei; ob Odontius das geheimnißvolle Unternehmen, von welchem Jeder dem Andern ſeine Vermuthungen zuraunte, glücklich vollbracht habe; ob der mäßige Menſchenzudrang ſich hinreichend erweiſen werde für einen Aufſtand. Thonradl hatte im Fortgehen dazu ermuntert, und hatte verſprochen, ein Quantum Ziegelſtreicher, welche er bereit hatte, vom Ochſenmarkte (dem ſpäteren Landſtraßen-Glacis) hereinzuſenden.

Aber der Verlauf oben in der Stallburg war nicht günſtig geworden für ihre Erwartungen. Sie kannten auch jetzt dieſen Verlauf noch nicht; nur ſo viel wußten ſie gewiß, daß der Ausgang ſie enttäuſcht hatte. In ſolcher niederſchlagenden Empfindung waren ſie eingeſchlafen.

Oben in der Stallburg nämlich war große Verwirrung entſtanden bei dem Rufe des Junker Hans und dem unmittelbar darauffolgenden Zuſammenſtürzen des alten Ungars. Letzterer ſchien todt zu ſein.

Lamormain rief dem Könige zu, er möge ſich eiligſt zurückziehen, denn aus jenem Rufe: „Wer ein Verbrechen fördern will, den verwirft Gott in Ewigkeit!“ gehe hervor, daß irgend ein Frevel beabſichtigt werde. Pater Bartholomäus ſtimmte ihm bei, und der König ſelbſt war derſelben Meinung. Er ging hinweg nach dem Schwibbogengange, geleitet von den beiden Jeſuiten. Es war ohnehin ſeine Abſicht, die nächſten Stunden im Kloſter zu verweilen und nur ſeiner Andacht obzuliegen.

Unterdeſſen hatte ſich Baron Harrach mit dem bewußtloſen Odontius beſchäftigt, hatte Diener herzugerufen und nach einem Arzte verlangt. Waldſtein aber, die politiſche Hauptſache im Auge behaltend, hatte ſich nach dem Schreiben gebückt, welches der Hand des Odontius entfallen war, und hatte es aufgehoben, Eggenberg, welcher die gleiche Abſicht gehabt, zuwinkend und mit dieſem zur Seite tretend, um dem Vertrauten des Königs die Kenntnißnahme vom Inhalte des Schreibens zu überlaſſen.

Während Eggenberg noch las, kam Lamormain zurück. Die Wichtigkeit des Schreibens war auch ihm eingefallen, und er verlangte es.

— Wahrſcheinlich iſt es gar nicht von Bethlen Gabor, ſagte er haſtig, und der Ungar hat es nur benützen wollen, um der Perſon des Königs nahezutreten und —

— Es iſt von Bethlen Gabor, entgegnete Eggenberg.

— Es iſt Bethlen's Handſchrift, ich kenne ſie, ſetzte Waldſtein hinzu.

— Aber es enthält nichts weiter, fuhr Eggenberg fort, als die Vollmacht für jenen Abgeſandten, im Namen und Auftrage Bethlen Gabors mit dem Könige von Ungarn zu ſprechen und zu unterhandeln.

Nun ſah man ſich um, was aus dieſem Abgeſandten geworden ſei. Die Diener hatten ihn auf eine Polſterbank an der Wand getragen und den Oberkörper aufrecht angelehnt. Carlo Blandini war herzugekommen und unterſuchte den ſcheinbar Lebloſen, um welchen Junker Hans zum eifrigſten beſchäftigt war mit Oeffnung des Kleides und mit Waſchung des Hauptes. Ein Diener hatte Waſſer und Wein gebracht mit zitternden Händen; dieſer Diener war der alte Hamm.

— Ein Schlagfluß? fragte der herzutretende Waldſtein den Doctor Blandini.

— Ja, Signore.

— Ein völliger?

— Vielleicht nicht. An der friſchen Luft wird ſich's zeigen.

— Dann ſogleich hinaus mit ihm; der Mann iſt ſehr wichtig.

Man befolgte die Weiſung und trug ihn durchs Vorzimmer, um ihn im Stiegenraume an ein offenes Fenſter zu bringen. Hans und Herr von Mitzlau gingen mit.

Ehe ſie hinaus waren, hatte Gangelberger einen Entſchluß gefaßt. Von ſeinem Falle ſich erhebend und dem weiteren Vorgange zuſchauend, war es ihm klar geworden, daß vor Allem der ſächſiſche Junker nicht aus der Hand gelaſſen werden dürfe, wenn man dieſem räthſelhaften und wahrſcheinlich verbrecheriſchen Vorgange beikommen wolle. Er war ſchnell einige Schritte vorgegangen, um von einem der gebietenden Herren den Befehl zu erwirken, daß Junker Hans ergriffen werde. Der ihm zunächſt ſtehende war Pater Lamormain; aber Gangelberger's Widerwille gegen die Prieſtereinmiſchung in weltliches Regiment ließ ihn ſtocken. Darüber vergingen einige Minuten, und die Abziehenden waren bereits im Vorzimmer. In dem ſteigenden Bedürfniſſe entſchloß er ſich endlich, dem Pater zuzurufen, man ſolle doch den jungen Mann nicht fortlaſſen, der ja ſicherlich Auskunft geben könne.

— Ihr habt Recht! ſprach Lamormain, und ging nach dem Vorzimmer hinaus, um die Zurückhaltung desſelben zu bewerkſtelligen.

Gangelberger wollte ihm folgen, ward aber von Eggenberg angeredet. Dieſer kannte ihn, und wollte Nachricht von ihm haben, über die Stimmung in der Stadt, und ob wirklich ein Ausbruch zu beſorgen ſtünde. Gangelberger konnte ſich keine beſſere Gelegenheit wünſchen, alles das auszuſprechen, was er in einer Audienz dem Könige ſelbſt hatte ſagen wollen. Denn Eggenberg war als ein redlicher Mann und als des Königs vertrauteſter Freund bekannt, deſſen religiöſe Frömmigkeit zwar nicht bezweifelt wurde, deſſen Abhängigkeit von den Prieſtern aber allerdings zweifelhaft war. Gangelberger gab ſich alſo völlig dieſer erwünſchten Unterredung hin, und wurde nicht gewahr, daß Pater Lamormain ihn mißverſtanden hatte. Lamormain hatte unter dem „jungen Manne" denjenigen verſtanden, welcher den alten Ungar geführt hatte, Mitzlau nämlich, und dieſen ließ er feſthalten.

Während dieſer von einigen herbeigerufenen Trabanten aus dem Vorzimmer zurückgebracht wurde und dem Pater Lamormain lebhaft verſicherte, daß er den kleinen Ungar gar nicht gekannt und nur aus Menſchlichkeit unterſtützt habe, ging draußen im Stiegenraume die Entwicklung mit Odontius ſehr raſch von ſtatten. Am offenen Fenſter kam der bewußtloſe Mann wirklich zu ſich, und zwei der um ihn Beſchäftigten, Junker Hans und der alte Hamm, begegneten ſich in dem Wunſche, ihn eiligſt aus dem Bereiche der Burg zu bringen. Ohne viel zu fragen, trugen ſie ihn gemeinſchaftlich die Treppe hinab. —

— Holla! rief ihnen Waldſtein nach, wohin?

— Ganz ins Freie! Das wird ihn herſtellen! erwiderte Hans, ohne ſich im Transport aufhalten zu laſſen.

— Gemach, junger Freund, ich brauche den alten Knaben noch! ſprach Waldſtein, und folgte raſchen Schrittes die Treppe hinab bis in die Vorhalle. Dort holte er die Träger ein und legte ſeine Hand auf die Schulter des Junkers.

— Er ſoll Euch nicht entgehen, Graf Waldſtein, ſagte Hans, der ſich dem Grafen ſo verpflichtet fühlte und mit gutem Inſtincte zu unterſcheiden wußte, daß Odontius in Waldſtein's Händen viel weniger gefährdet ſei, als in den Händen der Jeſuiten. Indem er aber halblaut hinzuſetzte, daß er den Aufenthalt des kranken Mannes kenne und den Grafen mit ihm in Verbindung ſetzen wolle, hatte der alte Hamm die leichte Laſt rüſtig auf ſich allein genommen und hinaus vors Thor getragen. Dort ſtürzten Pfeifer und Urban, welche in dem Haufen der Malcontenten lauerten, ſogleich herzu und bemächtigten ſich des Odontius, ihn fliegenden Schrittes nach dem Wagen zu tragen.

Ehe nun Waldſtein noch inne wurde, daß der Gegenſtand ſeines politiſchen Intereſſes verſchwunden war, kam der Trabantenhauptmann klirrenden Schrittes die Treppe herab, mit dem Befehl, den ſächſiſchen Junker wieder hinaufzubringen. Er war vom Pater Lamormain geſendet, welcher durch Gangelberger aufgeklärt worden war, daß er nicht den richtigen jungen Mann zurückgehalten habe.

Die Lage war für den Junker bedrohlich genug, am Eingange des Hafens noch zu ſcheitern, das heißt an der Schwelle des Ausgangs zur Freiheit. Die Trabanten unten in der Vorhalle waren ihrem Hauptmann zur Verfügung. Es waren diejenigen darunter, welche ihn von der Schranne daher neben der Sänfte escortirt hatten unter Anführung deſſelben Hauptmanns. All dieſen bewaffneten Leuten war es alſo ſehr einleuchtend, daß dieſer fremde Junker ſtreng zu behandeln ſei.

Hans blickte nach dem Ausgange, der nur etwa noch ſechs Schritte entfernt war, und faßte den Entſchluß, ſich mit dem Schwert in der Fauſt durchzuſchlagen.

Waldſtein bemerkte das und lächelte. Er hatte ihn ja einmal in Schutz genommen, und es wäre ganz gegen ſeine Natur geweſen, den jungen Fremdling, welcher ihm gefiel, den Maßregeln des Prieſters zu überlaſſen. Er machte alſo jene unnachahmliche Handbewegung des Befehlshabers gegen den Hauptmann, welche ein Krieger am Kriegsoberſten immer verſteht, und ſprach mit ganz ruhiger Stimme:

— Das iſt ein Irrthum des Herrn Paters. Dieſen jungen Herrn kennt er nicht. Es iſt derſelbe, den Herr Miniſter Trautſon an mich überantwortet hat. Ihr wißt es ja. Sagt dem Herrn Miniſter, daß ich ihn mit mir in meine Wohnung genommen. Ade, Herr Hauptmann.

Dies ſprechend, faßte er Hans unter dem Arm und führte ihn hinaus. Der Hauptmann verbeugte ſich und blieb zurück.

Außen ankommend, vermißte Waldſtein Odontius.

— Wo iſt der alte Ungar?

— Beim Teufel! ſchrie der Bart-Conrad, welcher unter der Menge ſtand, und die Menge erhob ein johlendes Geſchrei.

Aergerlich blickte Waldſtein dem Junker ins Geſicht.

— Ihr wißt?

— Ich glaube zu wiſſen, wo man ihn finden kann, antwortete Hans halblaut.

— Alſo vorwärts!

Junker Hans meinte damit den Zufluchtsort des Odontius, welchen dieſer bei Wien aufzuſuchen pflegte, und welchen er ihm oben im Vorzimmer anvertraut hatte. Wo der „Alte" jetzt hingekommen, wußte er ſelbſt nicht, und er ſah ſich forſchend um, als er mit Waldſtein eine kleine Strecke nach dem Kohlenmarkte zugeſchritten war. Glücklicherweiſe war auch Tartſch unter der harrenden Menge, und dieſer näherte ſich raſch ſeinem Herrn.

— Wo iſt der alte Herr hin? fragte Hans.

— Er iſt dorthin getragen worden, erwiderte Tartſch mit halblauter Stimme, und zeigte nach dem Eingange des Kohlenmarktes, ſah ſich aber dabei ſcheu um.

Die Erſcheinung des Junkers Arm in Arm mit dem gefürchteten Waldſtein hatte unter der großentheils proteſtantiſchen Volksmaſſe einen Eindruck gemacht, welcher von Minute zu Minute ungünſtiger wurde. Daß der fremde Junker ein Glaubensgenoſſe, war bald all den Verſammelten bekannt; aber jetzt erſchien er in offener Vertraulichkeit mit einem Kriegshaupte der katholiſchen Partei, und dies Haupt ſchien den ohnehin zerſchlagenen alten Odontius zu ſuchen, und ſicherlich nicht in guter Abſicht zu ſuchen. — Das Murren wurde lauter und lauter, und brach plötzlich in lautes Geſchrei aus. Dies Geſchrei war indeſſen mehr fröhlich als drohend.

— Was iſt's? fragte Hans.

— Es iſt ſein Wagen, antwortete Tartſch. Das Raſſeln desſelben haben ſie gehört, er fährt fort! Hört Ihr's nicht durch den Lärm, wie die Steine fliegen? Er fährt, was die Pferde laufen können.

Dem war ſo. Der ungariſche Wagen hatte gewartet, und hatte jetzt Odontius wieder aufgenommen. In der Richtung der jetzigen Herrengaſſe flog er von dannen.

— Iſt das Alles, was Ihr von ihm wißt? ſagte Waldſtein nun ſtreng zum Junker.

— Nicht Alles, erwiderte dieſer. Ich glaube ihn auffinden zu können.

— Das will ich hoffen. Gehen wir raſch!

Und ſie ſchritten durch die Menge, welche mehr und mehr zu höhnen und zu drohen begann, und ſich mit ihnen fortwälzte. Als Waldſtein, der auf all das um ihn her gar nicht zu achten ſchien, in den Kohlenmarkt einbog, blieb die Menge zurück, gleichſam als ſei ſie beruhigt, daß der lange Cavalier nicht weiter in der Richtung des Wagens fortſchritt.

Waldſtein ging nach der Freiung in ſeinen Gaſthof zu den „drei Hacken“, und nahm Hans mit ſich. Er hielt feſt an dem Nebengedanken, den immerhin bedenklichen Junker ſicherzuſtellen.

Tartſch war ihnen gefolgt; der Bart-Conrad hatte ſich Tartſch angeſchloſſen. Der Morgen dämmerte, als ſie zum Thor des Gaſthofes kamen, wo mehrere Diener des Grafen auf ihren Herrn warteten. Während dieſer einige Worte mit ſeinen Dienern wechſelte, winkte Hans ſeinem Tartſch und flüſterte ihm zu:

— Warte auf mich. Sobald ich loskomme, eilen wir nach Hernals hinaus.

— Nun alſo, junger Herr aus Sachſen, unterbrach ihn Waldſtein, Ihr ſeid zunächſt mein Gaſt. Tretet ein!

Das Thor ſchloß ſich. Tartſch ſtand verblüfft da. Conrad, welcher dieſe Worte gehört, kam näher herzu und ſagte, ihn an der Schulter rüttelnd:

— Dein Herr iſt im Handumkehren ein Freund und Gaſt des ſchlimmen Waldſtein geworden. Dein Herr gefällt mir gar nicht mehr, und es ſcheint mir angezeigt, daß man ihn aufs Korn nimmt. Ich werd' bei Dir bleiben, Camerad, da's oben bei der Burg heute doch zu nichts mehr kommt — wach auf. Alter, da drüben im Thorwege zu Harrach's Pferden iſt eine leidliche Schlafſtelle, von wo man die „drei Hacken“ im Auge behält, wenn man's aufmacht.

So waren ſie in die Lage gekommen, welche jetzt der volle Tag und die glänzende Sonne beſchien.

Drin in den „drei Hacken“ wurde für die leibliche Bequemlichkeit des Junker Hans viel beſſer geſorgt. Ein Diener Waldſtein's verſtand den Wink ſeines Herrn vollkommen: daß er einen Gaſt zu übernehmen und paſſend vorzubereiten habe für das Frühſtück. Waldſtein war auch in ſeinem Haushalte ein großer Herr. Große Reiſen und Kriegszüge in Ungarn und an der italieniſchen Grenze hatten die praktiſchen Kenntniſſe für körperliche Behaglichkeit ausführlich in ihm durchgebildet, und da er klar und genau zu befehlen verſtand, ſo war ſeine Dienerſchaft auch unterwegs auf alle Bedürfniſſe einexercirt, wie ein Regiment. Geldersparniß war der letzte Geſichtspunkt, welcher bei ihm in Rede kam, wenn er auch ſtreng auf Ordnung hielt. Sorgfältige Abſtufung der Beamten machte eine genaue Controle möglich, und ſo hatte in ſeinen Dienſtkreiſen doch Jeder die Scheu vor einem Netz, in welchem jede Maſche geprüft und beaufſichtigt werde.

Es ließ der Diener dem Junker Hans ein wohlduftendes Bad bereiten, und ſorgte dafür, daß friſche Wäſche zur Hand, daß jedes Kleidungsſtück geſäubert und alles ſonſtige bereit ſei, was die Toilette erfordern könne. Dann führte er ihn in das Speiſezimmer, wo ein reichliches Frühſtück bereits aufgetragen war, und wo Waldſtein ſelbſt, ebenfalls umgekleidet, beinahe gleichzeitig eintrat.

Waldſtein ſpielte von dem Augenblicke an ganz und gar den Hauswirth, welcher die höhere Stellung und die Rolle des Beſchützers artig in den Hintergrund zu ſchieben wußte. Lächelnd und heiter kündigte er dem ſächſiſchen Junker an, daß er ihn im Laufe des Vormittags ſeiner Braut vorſtellen, und daß ihm dieſe wahrſcheinlich ſofort nach Hernals hinausfahren laſſen werde; denn von dort ſtamme ja — ſagte er mit ſchalkhafter Miene, indem er ſeinem Gaſte ſpaniſchen Wein einſchenkte — von dort ſtamme ja die Empfehlung, durch welche man auf den fahrenden Ritter aus Weimar aufmerkſam geworden ſei.

— Erzählt mir, junger Freund, von den ſieben Söhnen Eurer Gebieterin zu Weimar, ſetzte er höflich hinzu, und was wir von dieſer Männerſchaar zu erwarten haben in dem ſichtlich bevorſtehenden Kriege. Zwei ſind ja ſchon mannbar, Ernſt heißen ſie und Wilhelm, nicht wahr?

— Ja, entgegnete Hans, erſtaunt über Waldſtein's genaue Kenntniß.

— Und der dritte war eben flügge. Der heißt?

— Bernhard.

— Richtig. Das Haus iſt recht wichtig für die Angelegenheiten des Reiches, denen offenbar große Umwandelungen bevorſtehen. Es ſteht nur zu fürchten, daß es ſich in kirchlichen Vorurtheilen verfangen und die politiſchen Vortheile, welche ſich ihm darbieten, verſcherzen wird.

Junker Hans erklärte, daß er dieſe Aeußerung nicht deutlich verſtehe. Die religiöſe Ueberzeugung ſei denn doch am Ende wichtiger als Alles.

— Denkt was Ihr wollt, und ſeid überzeugt von was Ihr wollt, entgegnete Waldſtein etwas herb, aber drängt dieſe Eure Gedankenwelt nicht um jeden Preis auf den politiſchen Markt. Und nun gar Ihr Proteſtanten mit Euren ſpitzfindigen Unterſchieden unter einander! Ueberlaßt Dergleichen beſchränkten Köpfen wie dem Kurfürſten in Dresden. Was nützt es Euch, zu beweiſen, daß ſeine Linie die Kurmacht uſurpirt und Euch geraubt habe? Verringert ſeine Macht, vergrößert die Eure; dann, nur dann werdet Ihr ſeiner Herr werden. Es kommt eine Zeit, welche mit den Rechtstiteln kurzen Proceß machen, mit den Rechtsmitteln aber zu Allem kommen wird. Eure weimar'ſchen Fürſten ſollen das bedenken. Herzog Ernſt gilt für ein Regierungstalent, Herzog Wilhelm ſoll Fähigkeit zum Kriegführen bekunden — wie geſagt, ſie ſollen ſich frei halten von Vorurtheilen, ſie ſollen ſich in Verbindung ſetzen mit uns, die wir unter den Katholiſchen für die Unbefangenen gelten.

— Aber wer gilt dafür? Die ſich um den Bayer ſchaaren, die eine ſpeciell katholiſche Liga bilden wollen —?

— Die wahrſcheinlich am wenigſten. Reichsfürſten von der Größe des Bayern wollen ſich auch nur vergrößern, wenn's an die neue, endliche Theilung geht — und an die wird's gehen. Ihr müßt Euch an die Hauptmacht halten, an die kaiſerliche. Die wird am meiſten zu gewinnen und auch am meiſten zu vergeben haben.

— Der neue Regent Ferdinand gilt aber gerade für den vorurtheilsvollſten in Sachen der Religion —

— Er gilt dafür; iſt's auch vielleicht.

— Was ſtünde alſo von ihm für einen ſächſiſchen Herzog zu erwarten?

— König Ferdinand iſt kein Kriegsfürſt. Er wird die Schlachten nicht ſchlagen, welche über kurz oder lang geſchlagen werden müſſen. Wer ſie aber ſchlägt, der wird Einfluß auf ihn gewinnen. König Ferdinand iſt ein verſtändiger Herr. Er will natürlich Kaiſer werden; er wird es werden, und er wird als Kaiſer kein unmächtiger Mathias oder Rudolph ſein wollen. Seine Kriegsführer werden ihm neue Wege zeigen, wie man zu größerer Macht gelangen könne, und wenn die Dinge einmal im Fluß ſind, da ergreift ein verſtändiger Herr das, was er eben halten und fördern kann. Macht Eure Herren in Weimar nur aufmerkſam! Weiſt ſie an mich, wenn ſie Anknüpfungen ſuchen, welche in Sachen der Religion unverfänglich ſind. Ich bin der Meinung, daß die Phyſiognomie des Reiches binnen wenig Jahren eine ſehr veränderte ſein wird. Wer Muth hat und Verſtand, dem werden die Veränderungen zu ſtatten kommen. Wer verſtockt iſt, der wird untergehen. Ihr ſcheint für Euer Alter ſchweigſam zu ſein, das iſt gut. Ihr habt mir die Bekanntſchaft des curioſen kleinen Ungars verſprochen, der da oben ſo verdächtig aufgetreten und dann ſo haſtig zum Teufel gefahren iſt. Ihr macht aber keine Miene, mich einzuweihen —

— Bis jetzt weiß ich ſelbſt nur Vorläufiges, und muß erſt nachfragen —

— Ich tadle Euch ja nicht. Im Gegentheile. Es gefällt mir, daß Ihr Euch retten laßt, und nur „Vorläufiges“ dafür einſetzt. Aber ich glaube, es wird auch in Eurem Intereſſe ſein, wenn Ihr mir binnen drei Tagen — denn ich bleibe vielleicht nicht länger hier — Weiteres mittheilt. Nicht aus Dank. Den Dank ſeid Ihr meiner Braut ſchuldig, die ſich für Euch verwendet hat. Nein, aus Klugheit. Es wird Euer und der Eurigen Schaden nicht ſein, wenn Ihr meine Bekanntſchaft pflegt. Ich hoffe alſo Euch binnen drei Tagen hier in dieſen

Zimmern nochmals zu ſehen. Kommt zur Nachtzeit, denn Ihr ſeid jetzt weniger als je ſicher. Was Ihr vom Aufſtande der Proteſtanten hier hofft, das hilft Euch nicht viel. Man greift Euch heraus aus den Aufſtändiſchen, auch wenn die Unruhen von einiger Bedeutung werden ſollten, was ich kaum glaube. Man ergreift Euch und läßt Euch verſchwinden. Seid alſo vorſichtig und wagt Euch nur des Nachts auf die Straße. Wahrſcheinlich wollt Ihr nach Hernals hinaus zu Jörger?

— Ja.

— Gut. Ich bring' Euch ſelbſt aus der Stadt. — Wenzel!

Ein Diener trat raſch herzu.

— Geh' hinüber ins Harrach'ſche Haus. Entbiete der jungen Baronin meinen Gruß und meine ergebene Anfrage, ob ich ihr den jungen Herrn aus Sachſen vorſtellen könne, den ſie geſtern gerettet ſehen wollte.

Waldſtein ſtand mit dieſen Worten auf und ſah, dem Junker Hans nahetretend, dieſen eine ziemliche Weile ſchweigend an. Es lag etwas Durchdringendes, faſt Drohendes in dem Blicke, welcher ſich gleichſam einbohrte.

Hans war in Verlegenheit. Er empfand, daß der ſo entgegenkommende mächtige Herr irgend eine Zuſage, wenigſtens ein Eingehen in die ausgeſprochenen Wünſche erwarten könne von dem hilfsbedürftigen ausländiſchen Jünglinge. Und doch widerſtrebte dies dem Charakter des Junkers. Er war durchaus nicht der Meinung, daß die großen Lebensfragen des Vaterlandes, namentlich die religiöſen, ſo cavaliermäßig erledigt werden könnten. Er ſchwieg; und je länger die Pauſe dauerte, deſto peinlicher empfand er, daß Waldſtein unwillig werden und ihm den angebotenen Schutz entziehen könne.

— Habt Ihr nichts zu ſagen? ſprach endlich Waldſtein mit halber Stimme.

— Nichts Genügendes, entgegnete Hans zögernd. Nichts, was Euch und mir genügen könnte. Ich bin ziemlich unerfahren und bin auch, wie Ihr vorhin ſagtet, ziemlich vorurtheilsvoll.

Meine Meinungen ſind noch eng und ſchroff neben den Eurigen, und mein religiöſer Glaube beſchränkt mein Gewiſſen ganz und gar. Ich bitte Euch, mir Zeit für Ueberlegung zu laſſen.

— Drei Tage. Dabei bleibt's. Und jetzt gehen wir hinüber. Meine Braut pflegt früh aufzuſtehen, wir werden ſie nicht ſtören.

Der Morgen war in vollem Sonnenglanze aufgegangen über Wien, und der Platz der Freiung glänzte in lichter Pracht. Conrad und Tartſch waren eben erwacht und machten vor einem Stalleimer ihre Toilette, als Waldſtein und der Junker aus dem Gaſthauſe traten und über den Platz ſchritten. Conrad bemerkte ſie ſogleich und murrte grunzend in Tartſch hinein:

— Da haben wir's! Arm in Arm der Jeſuitenſoldat und Dein Junker! Pfui Teufel, mit dem haben wir uns geſchnitten, der wird noch kathol'ſch, eh' das Frühjahr um iſt.

— In alle Ewigkeit nicht! ſtöhnte Tartſch und näherte ſich ſeinem Herrn, um etwaige Befehle anzuhören.

Junker Hans rief ihm denn auch zu, er möge auch jetzt noch hier auf ihn warten, ſie wollten alsdann nach Hernals hinaus.

— Nicht ſo laut, Junker, ſprach Waldſtein kurz dazwiſchen. Eure Verfolger werden längſt wiſſen, daß Ihr bei mir ſeid, und ihre Aufhorcher werden auf der Freiung nicht fehlen.

Und ſo war es auch. Pater Lamormain war in der Burg nicht unthätig geweſen. Der Trabanten-Officier war zur Rede geſtellt, und Gangelberger war um Mittheilung erſucht worden. Wie ungern er ſie an den verhaßten Pater geben mochte — er hatte ſie gegeben, und der Amtstrieb hatte ihn bei dem Hin- und Herreden veranlaßt, den verdächtig gewordenen Herrn von Mitzlau ins Verhör zu nehmen.

Mitzlau war in ſchlimmer Lage. Der ärgſten Dinge verdächtig, ſtand er inmitten eines Kreiſes von Männern, welche eben eine Scene erlebt hatten von furchtbar geheimnißvoller Bedeutung. Das Geheimnißvolle daran erſchreckte am tiefſten. Und doch war die Hauptperſon, der alte Ungar, ihnen unter den

Händen entſchlüpft, mitten aus der Burg hinaus, die von loyalen Anhängern gefüllt war, entſchlüpft! und mit ihm der räthſelhafte Fremde, welcher ſchon im Gefängniß gehalten worden, und welcher auf den alten Ungar eine ſo ſchlagende Wirkung geäußert hatte.

Lamormain, Norbert, Gangelberger und herbeigerufene Trabanten umringten Mitzlau unter allen Anzeichen gefährlicher Aengſtlichkeit und Erbitterung. Er hatte den alten Ungar in die Burg hineingebracht — das war klar geworden durch die erſten haſtigen Fragen und Antworten. Gangelberger, ein geübter Fachmann, hatte ſich ſofort des Verhörs bemächtigt, und trieb Herrn Rudolph dergeſtalt in die Enge, daß dieſer ſich bald entſchließen mußte, die Wahrheit auszuſagen. Gerade dies aber entſchied — vielleicht für ſein ganzes Leben — die zwieſpaltige Stellung, welche er von nun an zwiſchen den Parteien einnehmen mußte.

— Ihr ſeid ein Ketzer? rief Lamormain.

— Nein, ich bin Katholik, entgegnete Mitzlau ebenſo raſch, als er vor einigen Stunden ſich einen Proteſtanten genannt hatte, aber diesmal mit größerer Zuverſicht.

— Und Ihr beharrt dabei, nahm Gangelberger wieder das Wort, daß Ihr ganz zufällig beim Hereintreten in die Stadt mit dem ſächſiſchen Junker bekannt geworden ſeid?

— Es iſt ſo.

— Und was wißt Ihr von den Zwecken und Abſichten dieſes Fremden?

— Nichts Sicheres.

— Ihr habt aber mit ihm gewohnt unten im „Löwen“; Ihr ſeid, wie Ihr ſelbſt eben angegeben, mit ihm auf dem Wege nach Hernals geweſen —?

— Ja. Aber von da an hab' ich nichts mehr mit ihm zu ſchaffen gehabt.

— Ihr ſeid nicht mit ihm nach der Stadt zurückgekehrt?

— Nein.

— Wo habt Ihr den geſtrigen Abend verbracht?

— Im Hauſe des Baron Harrach.

— Das iſt wahr; ich habe ihn dort geſehen, ſchaltete Norbert ein.

— Dieſer Herr — und dabei deutete Mitzlau auf Lamormain — war ja auch da.

— Wo ſeid Ihr von da hingegangen? inquirirte Gangelberger weiter.

— In eine Schänkſtube nahe an der Schranne.

— Was hat Euch dazu veranlaßt?

— Die Bitte eines Fräuleins, welche in der Geſellſchaft beim Baron Harrach war —

— Fräulein von Loß? fragte Pater Norbert lebhaft.

— Fräulein von Loß. Sie bat mich, nachzuforſchen, wie es um den ſächſiſchen Junker ſtehe.

— Sie kennt ihn? fragte Norbert weiter.

— So ſcheint es.

— Weiter! Was habt Ihr da erfahren?

— Daß der Junker in einer Sänfte hieher in die Burg gebracht worden ſei.

— Und dann, was habt Ihr dann gethan?

— Ein Haufe gemeiner Leute hat mich in Beſchlag genommen.

— Wie das?

— Aus meiner Nachfrage um den Fremden haben ſie gefolgert, daß ich zu ihm und zu ihrer Partei gehöre, und da es mir nicht gerathen ſchien, ſie aufzuklären, habe ich mich gleichſam fortſchleppen laſſen.

— Wohin?

— Das weiß ich nicht genau zu ſagen. Es war finſter und regneriſch, und ich bin nicht ſo bekannt in Wien.

— In welcher Richtung?

— Am Stephan vorüber abwärts.

— Weiter!

— Ich ſah mich plötzlich in einen Hof gedrängt und in ein Kellergeſchoß hinabgeſtoßen. Dort befand ich mich unverſehens in einer Verſammlung —

— Von Ketzern?

— Offenbar. Denn man fiel über mich her mit Fragen und Drohungen, wie ich in ihre Mitte käme, und man bedrohte mich mit dem Tode, wenn ich dem kleinen alten Manne aus Ungarn nicht meinen Arm böte und ihn hieher in die Burg geleitete. Es blieb mir gar keine Wahl, denn man ging mir nicht mehr von der Seite, bis wir hier unten eintraten.

— War der alte Mann bewaffnet?

— Er trug einen Säbel, wie Ihr ja ſelbſt geſehen habt.

— Hatte er ſonſt eine Waffe bei ſich?

— Das weiß ich nicht.

— Könnt Ihr vermuthen, was der Zweck ſeines Herkommens war?

— Das kann ich nicht. Sobald ich nur konnte, hab' ich mich von ihm losgemacht — er war mir unheimlich — und habe mich umgeſchaut, ob ich einen Bekannten fände, den ich aufmerkſam machen könnte auf den verdächtigen Alten. Der eintretende Tod des Kaiſers aber nahm unmittelbar darauf alle Aufmerkſamkeit in Beſchlag, und ich wurde erſt wieder an den Alten erinnert, als er mich anrief, ihn zu ſtützen. —

Es entſtand eine Pauſe. Pater Lamormain und Norbert blickten geſpannt und fragend auf Gangelberger. Halblaut ſagte dieſer vor ſich hin, als ob er den unmittelbaren Bericht an die geiſtlichen Herren vermeiden wollte:

— Das kann im Ganzen, wenn auch nur im Ganzen, richtig ſein. Man vermuthet ſchon lange einen Conventikel der Ketzer auf der Seilerſtatt. Der Ungar, der Fremde, die Scene dahier — es liegt wahrſcheinlich eine völlige Verſchwörung zum Grunde und die Abſicht eines mörderiſchen Attentats —

Dieſe Aeußerung des herben Gerichtsbeamten, welchem man eine große Kenntniß der Wiener Stimmung zutraute, machte einen ſtarken Eindruck auf Lamormain und Norbert. Wie ſehr ſie in der Weltlichkeit wirkten, innerlich waren ſie doch überzeugt, daß ein Mann wie Gangelberger die weltlichen Dinge beſſer kenne als ſie. Wie oft auch Lamormain den Ausdruck „Verſchwörung“ gebraucht hatte, jetzt aus dem Munde Gangelberger's machte er ihm doch einen erſchreckenden Eindruck. Und nun gar im Zuſammenhange mit einem Attentate! Bisher hatte er dergleichen nur abſtract gefolgert oder gar nur erfunden, um dem Regenten ſtrenge Zugeſtändniſſe abzuringen, jetzt brachte die trockene Wirklichkeit eine Beſtätigung ſeiner Phantaſiegebilde — er erſchrak durch und durch. — In der Haſt wollte er eigentlich Gangelberger fragen, was er für Unterlagen habe in Betreff eines Attentats. Aber er faßte ſich. Nach außen ſollte der Schleier nicht gelüftet werden. Das ausgeſprochene vieldeutige Wort war nicht zurückzunehmen; aber es ſollte eben vieldeutig und unklar bleiben. Allein und einſam wollte er mit Gangelberger darüber ſprechen. In dieſem Sinne faßte er ſich, und bat nach längerem Stillſchweigen Gangelberger, die Verfolgung dieſer Dinge und Perſonen in die Hand zu nehmen.

Gangelberger ſah ihm ſtreng ins Geſicht. Wie wichtig ihm auch die Angelegenheit erſchien, er wollte nicht von dem „Geiſtlichen“ beauftragt ſein.

Lamormain ſchien Gangelberger's Zögerung zu verſtehen und ſetzte halblaut, aber ſehr verſtändlich für Gangelberger hinzu:

— Es iſt dies Alles nicht meines Amtes. Aber die Mittheilung ſolcher Gräuel, namentlich deſſen, was Ihr Attentat nennt, dieſe Mittheilung an den König iſt eine ſchwere, peinliche Aufgabe. Die Zeit darf nicht verloren gehen, bis ich ſie gelöſt habe. Uebernehmt, Herr Rath, als Patriot die erſten Einleitungen, und kommt um zehn Uhr hinüber in die Kammer des Königs. Nach der Meſſe werde ich dem regierenden Herrn einen vorläufigen Bericht abſtatten, und werd' ihn bitten, Euch, Herr Rath, weitläufiger darüber zu hören. Jetzt zögert nicht mit den

Einleitungen, des alten Ungars und des ſächſiſchen Junkers wieder habhaft zu werden.

Nach kurzem Austauſch der Meinungen über Mittel und Wege trennte man ſich. Gangelberger war geſchmeichelt, und verſprach ſich das Gründlichſte von ſeinem Vortrage beim Könige ſelbſt. Zunächſt bat er ſich Herrn von Mitzlau aus, um bis auf einen gewiſſen Grad über ihn verfügen zu können in der einzuleitenden Verfolgung. Mitzlau war nicht ſehr erbaut davon, mußte aber doch froh ſein, ſo wohlfeilen Kaufes aus der üblen Klemme zu kommen, und folgte Gangelberger die Stiege hinab.

Lamormain und Norbert blieben allein zurück. Lamormain war nachdenkend und ſchweigſam, und wurde erſt nach längerer Weile aufmerkſam, daß die Diener an den Thüren auf den endlichen Abſchluß dieſer Nacht harrten.

— Lieber Norbert, ſagte er dann langſam, ich hätte es lieber vermieden, Euch ferner in Berührung zu ſehen mit den Weibern, welche in Harrach's Haus kommen —

— Wie? ſagte kaum hörbar Norbert, und erröthete.

— Später davon. Jetzt heiſcht es aber der Dienſt. Waldſtein muß ergründet werden. Er hat den Junker fortgebracht. Erforſcht von ſeiner Braut: wohin? Bringt mir bis Mittag Beſcheid. Friede mit Euch!

Norbert verbeugte ſich leicht und ging. Nun winkte Lamormain einem Hauptmanne der Wache, und ließ ſich berichten, wie es in den Straßen der Stadt ausſähe, und als die Nachricht beruhigend lautete, wendete auch er ſich zum Gehen. Er wollte dem Könige ins Kloſter folgen. Vor der Thür am Schwibbogen-Corridor blieb er in Gedanken verſunken nochmals ſtehen. Er war bereits ſo weit gefaßt, daß er überdenken konnte, welch einen Vortheil jene Verſchwörung und gar jenes Attentat bringen müſſe. Der Eindruck auf den regierenden Herrn, wenn er die wirkliche und ſo entſetzlich nahe Gefahr hören würde, dieſer Eindruck ſei doch unſchätzbar für die Zukunft —

— Warum zitterſt Du ſo? ſagte er am Schluß dieſer Gedankenreihe zu dem Diener, welcher mit der Corridorthüre in der Hand tief gebeugt wartete.

— Alter — Müdigkeit! ſtotterte dieſer.

Es war der alte Hamm, welcher verrathen zu ſein fürchtete, als der ſchreckliche Geiſtliche ſo lange ſchweigend vor ihm ſtehen blieb.

Wirklich ſtieg auch dem klugen Pater etwas Aehnliches zu Sinne. Seit längerer Zeit in der Burg, hatte er auf alle Diener ein aufmerkſames Auge, und es war ihm nicht entgangen, daß Hamm niemals als Beichtkind gemeldet worden war. Heute in der Nacht aber, als der König zum Königin-Kloſter hinüber gewollt, war in Gegenwart des Paters nach Hamm gerufen worden, der vorleuchten ſollte, und — Hamm hatte gefehlt.

— Wo biſt Du denn in dieſer Nacht geweſen? fragte der Pater alſo mit gutem Fug, denn „Verſchwörung und Attentat“ forderten unmittelbar auf zur ſtrengen Beachtung der Dienerſchaft.

Hamm ſchwieg. Pater Lamormain wiederholte die Frage mit erhöhter Stimme.

— Verzeihung, Hochwürden, mein Gehör wird etwas hart. Geweſen? Immer an meinem Platze.

— Nein, Du fehlteſt!

— Ach, eine Viertelſtunde, ja — der Drang des Herzens — die hochſelige Majeſtät, der Kaiſer, dem ich ſo lange gedient, lag im Sterben — für ihn beten war ich beiſeit gegangen, und ſehen wollt' ich den gnädigſten Herrn noch einmal — kaum eine Viertelſtunde wird's gedauert haben.

— Kannteſt Du den alten Ungar?

— Hochwürden —

— Ich fürchte, Du ſtellſt Dich tauber, als Du biſt. Wir ſprechen weiter. Jetzt zieh' die Thür an Dich! ich kann ja nicht durch.

Er ging in den Schwibbogengang hinein.

Der alte Hamm aber klappte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, und brach in ein klägliches Schluchzen aus. Der alte Mann erlag unter der Laſt halber Lüge und ſteter Verſtellung. Um ſeiner innerſten Ueberzeugung gerecht zu werden, war er vor einigen Jahren zur lutheriſchen Kirche übergetreten, und ſeit der Zeit, jetzt aber mehr als je, ſah er ſich genöthigt, Tag für Tag, ja Stunde für Stunde auf ſeiner Hut zu ſein, und von einer lügneriſchen Ausflucht in die andere zu ſtürzen. Das brach ihm endlich das Herz, und der arme Mann glaubte ſich außer Stande, dieſe Verworrenheit ſeiner moraliſchen Exiſtenz länger zu ertragen. Wie hatte er ſonſt Odontius verehrt, und auf welchem furchtbaren Wege hatte er heute dieſen Fanatiker leiten müſſen! War es ein Wunder, daß der von Hauſe ehrliche Greis rathlos zuſammenbrach und wie ein Kind ſtöhnte? Nein. Es war auch begreiflich, daß er nicht daran dachte, der leiſe fortſchreitende Pater Lamormain könne dies Geſtöhne noch vernehmen und könne umkehren. Dem war aber ſo — der ſchwarzgekleidete Jeſuit war zurückgekehrt, und ſah von der Stufe, die zum Schwibbogengange hinaufführte, unheimlich hinab auf den verzweiflungsvollen Hamm, der ſich am Boden krümmte.

Das dauerte mehrere Minuten. Dann erhob ſich der alte Diener mühſam, und als er endlich zitternd aufrechtſtand, ſprach er halblaut vor ſich hin:

— Das muß ein Ende nehmen. Ehrlich währt am längſten, und die Wahrheit nimmt ihr Kreuz auf ſich. Ich weiß zwar nicht, wovon ich und meine Kathi ſatt werden ſollen, wenn ich meinen Dienſt aufgebe, aber Gott wird ſorgen — Gott wird ſorgen. —

Unter dieſen Worten ſchritt er wankenden Ganges in den öden Saal hinein auf das Vorzimmer zur Hauptſtiege zu. Er hatte keine Ahnung, daß der Jeſuit regungslos daſtand und ihm nachblickte. — Der Tag ſchien herein in den unheimlich gewordenen Raum, wo noch einzelne Wandleuchter mit ihren Kerzen brannten, und wo nur noch zwei Trabanten vor den Thüren des kaiſerlichen Sterbezimmers ſaßen und in tiefen Schlaf geſunken waren.

Hamm ging die große Stiege hinab und hinaus. Zu ſeiner Kathi wollte er, zu ſeiner Tochter. Er liebte ſie zärtlich, und ihr Schickſal bereitete ihm ſchwere Sorge. Sie war verheiratet, und doch auch nicht verheiratet; ſie war glücklich, und doch unglücklich. Sie war nämlich katholiſch, und ihr Ehemann niemand Geringerer als der Bart-Conrad, der niemals eingewilligt hätte, ſeine Ehe dem „Pfaffen“ — wie er ſich auszudrücken pflegte — zu überantworten. So hatte nur eine Einſegnung in der Stille von Seiten des Hernalſer Candidaten ſtattgefunden, und das nagte der Kathi ſchwer am Herzen. Sie liebte ihren Conrad auf das herzlichſte, und er liebte ſie ebenſo. Aber er war und blieb ein leichtſinniges Blut, dem Vagabundiren unerbittlich zugethan und mit einer Neigung zu Lärm und „Krakehl“, welche der ſanften Kathi wildfremd und ſehr peinlich war. Dazu kam die Sorge um das Kind, welches ſie ihm geboren. Die kleine allerliebſte Joſepha war das Herzblatt Conrads, aber ehe er zugegeben hätte, daß ſeine „Peppi“ katholiſch erzogen würde, eher hätte er ſie in den Wallgraben geſchleudert. So rief er jede Woche einmal im Zorne aus, und erſchreckte damit die geängſtigte Mutter, welche nur in ihrer Kirche das Seelenheil ihres Kindes erblicken konnte. Frau Kathi war die Sauberkeit, Ordnung und Gewiſſenhaftigkeit ſelber, und ſie litt bitterlich unter einer Ehe, welche ihr nicht vollgiltig erſchien, und welche eine ſo ſchwere Sorge über die Zukunft der Joſepha mit ſich brachte, der wüſten Lebensweiſe ihres Conrads gar nicht zu gedenken. Denn offen und ſicher konnte er ſchon lange nicht mehr zu Frau und Kind kommen, weil die Behörden immer alle auf ihn fahndeten. Und wie ſehr er auch Frau und Kind liebte, es litt ihn immer nur kurze Zeit in der kleinen Wohnung. Das war ihm Alles zu eng, und „hier hat man“, rief er ungeduldig, „zu wenig Ausgang, wenn die Hunde den Fuchs ſtellen wollen im Bau!“

Nach dieſer kleinen Wohnung rechts vom Schottenthore wanderte jetzt langſam der alte Hamm. Am Eingange der Herrengaſſe rief Jemand ſeinen Namen. Es war der Raſchmacher Urban, welcher den Kohlenmarkt heraufkam. Er kam haſtig und ſchien ſehr ergrimmt zu ſein. Hamm war wenig erbaut von dieſer Begegnung; er liebte Urban an und für ſich nicht. Das fanatiſche, ſchonungsloſe Benehmen des Raſchmachers paßte nicht zu Hamm's Naturell, und konnte außerdem durch die ihm geläufige Indiscretion den alten Hofdiener in jedem Augenblicke ſchwer compromittiren. Und doch mußte er jetzt auf den Anruf ſtehen bleiben, er durfte den ohnedies ergrimmten Raſchmacher nicht reizen. Der Raſchmacher war aber ſo ergrimmt, weil der Aufruhr trotz all ſeiner Anſtrengungen nicht zu Stande gekommen war. Von den Volkshaufen vor der Stallburg, welche ungenügend und viel zu zahm geweſen, war er mit Thonradl hinaus auf die „Landſtraße“ gelaufen, um die dortigen Arbeiter in hellen Haufen hereinzuführen. Das war mißlungen, vorzugsweiſe durch Thonradl's Schuld, der keine beſondere Anſtrengung darangeſetzt und ſchon am Stubenthor Kehrt gemacht hatte, um mit ſeinen Standesgenoſſen noch eiligſt zu berathen, ob gleich loszuſchlagen oder eine Sitzung im Landhauſe abzuwarten ſei. Voll Gift gegen das Cavalierweſen kam jetzt der Raſchmacher zurück, in der ſchwachen Hoffnung, es könne ſich doch vor der Stallburg noch etwas zuſammengeballt und einen Angriff bewerkſtelligt haben. Der menſchenleere Kohlenmarkt hatte ihn bereits über die Thorheit ſeiner Hoffnung belehrt, und jetzt ſah er über den Platz, der von Sturmhaufen ſtrotzen ſollte, nur den alten Hamm einſam dahinhumpeln. Voller Galle ſchrie er alſo den Alten an und verlangte Auskunft. Hamm erzählte mit wenig Worten, was vorgegangen mit Odontius, und wollte weiter. Die Sonne war aufgegangen, und er wollte nicht geſehen werden mit dem als Ketzer und „Stänkerer“ bekannten Raſchmacher. Dieſer aber blieb neben ihm; er wollte Näheres wiſſen über die Maßregeln, welche die Jeſuiten etwa beſchloſſen oder verrathen hätten. Hamm mußte das Verhör des Rudolph von Mitzlau erzählen, und daß Gangelberger neuerdings wieder auf den ſächſiſchen Junker fahnden werde. —

— Laßt mich mit dem ſächſiſchen Junker aus, kreiſchte Urban, das iſt auch ein Leiſetreter und wahrſcheinlich gar ein unreines Gefäß. Es hat mir eben Einer erzählt, daß ihn der Waldſtein ſelber Arm in Arm herausgeführt. Der „Sachſe“ verſucht's offenbar mit allen Parteien. Den laſſen wir fahren. Als Regenwurm am Angelhaken woll'n wir ihn jetzt geſchwind noch einmal brauchen. Dabei kann er verſchluckt werden; uns aber verhilft er vielleicht noch einmal zu einem Zuſammenlauf, und aus dem Zuſammenlauf entſteht vielleicht das Weitere. Was vor der Stallburg mißglückt iſt, das glückt vielleicht am Schottenthor.

Hamm fragte ängſtlich, was er damit meine, und bereute gleich darauf, daß er die Frage gethan; denn er hatte gleichzeitig bemerkt, daß Herr Norbert hinter ihnen herkam. Nun wollte der Alte haſtig weiter, um vom Pater neben dem anrüchigen Raſchmacher nicht erkannt zu werden; aber die Kräfte reichten kaum zu, und der Raſchmacher hatte auch keine Luſt, ſeiner Auseinanderſetzung den Athem zu entziehen durch haſtiges Laufen. Er faßte im Gegentheil den alten Mann unter den Arm — ein ſehr unangenehmes Zeichen der Vertraulichkeit in dieſem Augenblicke — und erklärte ihm mit ſeiner ſcharfen Stimme den Zuſammenhang.

Auf dem Rückwege vom Stubenthore war er am „Winter“-Gaſthauſe vorbeigegangen, um etwaige Salzknechte und ähnliche handfeſte Burſche, die dort zum Frühſtück eingekehrt wären, mitzunehmen nach der Stallburg hinauf, doch dort im „Winter“ hatte er Niemand gefunden, als den alten Jobſt. Dieſer hatte den Rath Gangelberger, den Herrn von Mitzlau und einen Trabantenhauptmann den Kohlenmarkt herabgehen ſehen. In der Meinung, Herr von Mitzlau werde als Gefangener abgeführt, war er flugs hinter der Gruppe hergegangen, um etwas zu erhorchen. Beim Unterthor ſei er ihnen vorausgeſchritten, vorausſetzend ihr Weg ginge zur Schranne; und dies ſei ſo gut gelungen, daß er immer nur einige Schritte vor ihnen, wie ein harmloſer Mann ſeines Weges gegangen ſei, und ihre Geſpräche faſt ganz gehört habe. Im Landskrongaſſel ſei er ins „Winter“-Gaſthaus getreten, während jene Drei an der Schranne ſtehen geblieben und die Glocke gezogen hätten. Im Fenſter des Wirthshauſes habe er weiter zugeſchaut und gehorcht, kurz er habe im Weſentlichen Folgendes zuſammengebracht: Der ſächſiſche Junker, den Waldſtein mit ſich genommen, ſtecke jetzt gewiß in den „drei Hacken“. Von dort werde er durch's Schottenthor nach Hernals entkommen ſein. Am Schottenthor müßten Leute aufgeſtellt werden, die ihn fangen könnten. Die Schwierigkeit ſei nur, dieſen Leuten Jemand mitzugeben, welcher den Junker perſönlich kenne, um ihn den Häſchern zu bezeichnen. Gangelberger aber habe geſagt, daß er weder Zeit noch Beruf zu ſo untergeordnetem Dienſt habe, und Herr von Mitzlau habe ſtolz erklärt, ſein Beruf ſei das auch nicht. Da ſei denn der alte Pudel aus der Schranne beſtimmt worden, verſteckt am Schottenthore aufgeſtellt zu werden und den Häſchern das Signal zu geben.

— Und dies wird ſoeben ins Werk gerichtet, fuhr Urban fort, zu unſerm eigenen Vortheil. Jobſt ruft zuſammen, was er von unſeren Leuten findet, und ich desgleichen. Der lange Eſel denkt, es geſchieht, um den Junker zu befreien; ich aber denke, den Junker kann dabei der Teufel holen, wenn wir nur den Aufruhr wieder in Trab bringen.

— Still, um Gotteswillen! der Pater Norbert iſt dicht hinter uns! ſtöhnte Hamm, der unter triefendem Angſtſchweiß den Schritt des Paters näher und näher gehört hatte, und dabei machte er ſich gewaltſam los vom Raſchmacher und ſchlüpfte in die zunächſt offene Hausthür, ſorgfältig vermeidend, ſich umzuſehen, damit der Pater ſein Geſicht nicht anſchauen könne.

Urban blieb überraſcht ſtehen, und ſah wirklich das vornehme Antlitz Norberts neben ſich.

Urban grinſte ihm höchſt unwirſch entgegen, und murmelte zwiſchen den Zähnen: Vornehmer Pfaff! raſch in ſich überlegend, ob es nicht gerathen ſei, dieſe verhaßte Ordenstracht auf der Stelle anzupacken. Solchergeſtalt wäre ja der zu entzündende Aufruhr mit dem günſtigſten Brennſtoffe verſehen.

Norbert dagegen war mit ſeinen Gedanken ganz wo anders. Im Harrach'ſchen Hauſe war geſtern Abend zum erſten Male die Frauenſchönheit in ſein Herz gefallen; die Jugend machte zum erſten Male ihr ganzes Recht geltend, und Pabſt Gregor VII., welcher die Prieſter-Ehe verboten hatte, beſchäftigte den Kopf dieſes geiſtlichen Cavaliers. Sein Auge ruhte nur ganz zerſtreut auf dem Raſchmacher, und ſein Ohr hörte kaum den herausfordernden Titel, welchen ihm Urban beilegte. Er ſchritt weiter. Nach dem Harrach'ſchen Hauſe wollte er. Ob ſie heute wiederkäme, ob er ſich dreiſt hinauswagen ſolle in das Ketzerneſt Hernals — dies und Aehnliches als unklare Frage trieb ihn.

Der Raſchmacher folgte ihm auf dem Fuße. Hier in der Herrengaſſe war's zu ſtill für eine Scene, wie er ſie wünſchte. Draußen auf der Freiung waren vielleicht ſchon Glaubensgenoſſen zu finden, die bereits auf dem Wege nach dem Schottenthore ſein konnten, um die Gelegenheit eines Ausbruchs beim Schopfe zu faſſen. So ging er denn wie das grimmige Unglück hinter dem träumenden Norbert her in das Strauchgäſſel hinein, welches nach der Freiung hinüberführte.

Sie kamen juſt auf den Platz, als Waldſtein den Junker ins Harrach'ſche Haus geleitete. Urban ſah es, und ſeine Hand ballte ſich gegen den trügeriſchen Junker, für welchen er erſt vor einigen Stunden auf dem luftigen Balken ſein Leben ausgeſetzt. Aber da er außer dem Bart Conrad nur den Diener des Junkers auf dem Platze erblickte, ſo wurde er zweifelhaft, ob der Scandal mit dem Jeſuiten ſchon zu wagen ſei.

So kam es, daß Norbert ohne weitere Behelligung dem Waldſtein folgen und ins Harrach'ſche Haus eintreten konnte. Eine Grimaſſe und einen höhniſchen Ruf Conrads, welcher ebenfalls den jungen Jeſuiten-Cavalier nicht ohne ärgerlichen Ausbruch vorüberlaſſen mochte, bemerkte er nicht oder wollte er nicht bemerken.

Conrads Aufmerkſamkeit wurde übrigens ſogleich von ihm abgelenkt durch eine curioſe Figur, welche durch den engen „Heidenſchuß“ herabſchwankte. Die Morgenſonne tanzte wie ſchäkernd auf dem burlesken Patron, welchen Conrad auf der Stelle erkannte und mit einem Jubelſchrei begrüßte. Es war Niemand anders als Pudel, der auf den Wachtpoſten am Schottenthore zuſteuerte.

Ehe er herankam, hatte der Raſchmacher Conrad unterrichtet, um was es ſich handle, und nun gab es kein Mittel, die ausgelaſſene Natur Conrads abzuhalten von dem vielverſprechenden Schabernak, der ſich darbot. Auch Vater Hamm, welcher jetzt langſam herbeigekommen, vermochte nichts über ihn. Geradezu jauchzend ging er dem Opfer ſeiner Laune entgegen. Und dieſes Opfer, Pudel senior, bot wirklich alle Blößen dar, welche ein Spaßvogel wünſchen konnte. Er glich vollſtändig einem Uhu, den man ans Tageslicht ſchleppt, um alles mögliche Geflügel herbeizulocken. Wie den Uhu blendete ihn die Sonne, welche niemals in ſein Erdgeſchoß des Landskrongaſſels drang, und die Sorge um den Hausdienſt in der Schranne ſtimmte ihn auch nicht behaglicher. Dieſer Hausdienſt war dem Nazi aufgegeben worden. Gangelberger hatte geſagt: wenn der Burſch immer dafür ausgegeben würde, ein brauchbarer Thürhüter zu ſein, ſo könne er's jetzt beweiſen. Pudel war durchdrungen davon, daß Nazi nichts beweiſen würde, als eine außerordentliche Dummheit; aber er konnte doch allenfalls hoffen, es werde ſich am frühen Morgen wenig Gelegenheit darbieten zu ſolchem Beweiſe. Unter dieſem ſchwachen Troſte war er aufgebrochen, und ſeine trüben Ahnungen dünkten ihm nur zu gerechtfertigt, als er den heilloſen Bart-Conrad auf ſeinem Wege erblickte.

Die Geiſtesgegenwart verließ ihn jedoch keineswegs; er war eben ein alter Praktiker, und als ſolcher überſah er ſchnell die Vortheile und Nachtheile des Schlachtfeldes. Er wußte, daß ſeine Hilfstruppen zur Feſtnehmung des fremden Junkers von der Thorwache des Rothen Thurmes, alſo durch den „Tiefen Graben“, heraufkommen ſollten. Damit ſie nun womöglich den Blicken Conrads und Urbans, die ihm jetzt entgegenſchritten, entzogen würden, machte er einen plötzlichen Rückzug in dem engen Heidenſchußgäßchen aufwärts nach dem „Hof“ hinauf. Dieſer Rückzug ging allerdings langſam von ſtatten und ſah einer ſchmählichen Flucht ähnlich, da er Conrad den reichlichſten Anlaß bot zu ſchnöden Ausdrücken, aber — und dies war für den abgebrühten Praktiker die Hauptſache — er führte zum Ziele. Während dieſes Rückzuges nämlich marſchirte wirklich ein Piket der Stadtguardia, ungeſehen von den beiden Angreifern, unten über die Freiung vorüber und in die Schottengaſſe hinein. Budel wußte, daß ſie ſich dort zur Rechten am Thore ins letzte Haus einlegen würden, und ſobald ſie ſeinem weitſichtigen Auge entſchwanden, unterbrach er ſeinen Rückzug und hielt plötzlich Stand. Seine bisher blöde dreinſchauenden Kalbsaugen wurden feſt und ſtarr, ſeine durch Conrads Zudringlichkeit rückwärts geſchobene Kappe wurde feſtgerückt, ſein immerwährendes „Bitte, bitte!“ in ein beſtimmtes „Baſta!“ verwandelt, und er marſchirte plötzlich wieder ſtramm vorwärts, durch den „Heidenſchuß“ hinab und über die Freiung in die Schottengaſſe hinein.

Dort befand ſich wie heute im letzten Hauſe links ein beliebtes Gaſthaus. In dies ſchritt er hinein, und dort ſetzte er ſich ans offene Fenſter, von wo aus er — der Verabredung gemäß — der gegenüber verſteckten Stadtguardia das Signal geben konnte, ſobald der ſächſiſche Junker vorbeipaſſirte. Das Alles that er übrigens ſchweigſam, trotz aller Herausforderung Conrads, ganz wie ein Mann höherer Pflicht, welcher jegliches Wetter auf ſein Haupt herabfahren läßt und unerſchüttert ſeinem Ziele zuſchreitet. Nur als er ſaß, und Conrad auch das herbeigebrachte Frühſtück antaſten wollte, übermannte ihn die Leidenſchaft, und er rief mit dem empörten Stolze einer Standesperſon:

der Krug gehe ſo lange zum Waſſer, bis der Henkel breche, und die Geduld auch eines „gebülldeten Mannes“ könne ein Ende nehmen mit Schrecken.

Unterdeß war Waldſtein ſammt dem Junker Hans trotz der frühen Tageszeit von Iſabella Harrach empfangen worden. Sie war wirklich eine Frühaufſteherin. Wenn man die Menſchen eintheilt in rothe und weiße Menſchen, ſo gehörte ſie zu den rothen, bei denen eine durchſichtige, roſige Hautfarbe, ein leichtes Circuliren des Blutes, eine freundliche Stimmung, ein frühes Zubettgehen und frühes Aufſtehen zu finden ſind, während die weißen Menſchen zu gelblicher Färbung neigend, eine ungleiche Stimmung, ein vorherrſchendes Nervenleben, und demgemäß eine Neigung haben, in die Nacht hinein zu wachen. Morgen-Menſchen und Abend-Menſchen; Waldſtein gehörte zu dieſen, ſeine Braut zu jenen. Und jetzt war Iſabella doppelt angenehm erregt, da ſie die Bitte ihrer Freundin Ludmilla ſo raſch erfüllt und den gefangenen Junker befreit ſah. Sie trat alſo im weißen Morgenkleide den beiden Männern ſehr heiter entgegen und bot ihrem Bräutigam mit liebenswürdiger Dankbarkeit die Hand.

Es lag ein Schmelz des Liebreizes über der vollen, ſchönen Geſtalt, der einen anmuthigen, ruhigen Eindruck ausübte: den Eindruck einer milden, liebenswürdigen Weiblichkeit. Das lichtbraune Haar, der feine Mund, das blaue Auge, welches ſo wohlwollend blickte, die weiche Stimme, Alles das trat dem Junker wie eine Harmonie entgegen, welche beglückt, ohne zu berauſchen. Er athmete tief auf, als ob er ſeit langer Zeit zum erſten Male in reine Luft träte; und als ihn Iſabella mit ſeinem Danke an ihre Freundin, an Ludmilla von Loß verwies, welche Alles in Bewegung geſetzt habe ihn zu befreien, da war ihm zu Muthe wie einem Seligen. Alſo Ludmilla ſelbſt hatte für ihn gehandelt! Ihr zündender Blick, den ſeine Seele in dieſem Augenblicke empfand wie einen elektriſchen Funken, trieb ihm das Blut in die Wangen, und Iſabella Harrach ſah deutlich vor ſich, was ſie bei Ludmillas leidenſchaftlicher Theilnahme geahnt: daß zwiſchen den beiden jungen Leuten die Liebe walte mit all jener Spannung einer kräftig entſpringenden Leidenſchaft.

Iſabella blickte dem glühenden Junker lang und feſt in die Augen. Wollte ſie ergründen, ob er treu und feſt, und geeignet ſei, die Freundin zu beglücken? Oder lag nicht vielleicht noch ein Nebengedanke in dieſem fragenden Blicke? Wenigſtens ſchweifte er eine kurze Zeit wie unſicher hinüber zu ihrem Bräutigam Waldſtein, welcher dem eintretenden Norbert entgegenging. Dann ſenkte ſich dieſer Blick und trat gleichſam in das Innere zurück, in das Innere einer Mädchenbruſt, welche nicht zu ſeufzen und nicht zu hoffen wagt.

Iſabella ging langſam nach der andern Seite des großen Gemachs, um ſich dort niederzulaſſen. Junker Hans folgte ihr und ſetzte ſich, leiſe dazu aufgefordert, ihr gegenüber. Sie ſchien plötzlich nachdenkend geworden zu ſein. Einſilbig fragte ſie nach ſeinen Lebensſchickſalen. Sie wollte hören, um nicht ſprechen zu müſſen.

Allmälig belebte ſich denn auch wieder ihre Theilnahme; das gute Herz konnte ſein Mitgefühl nicht lange verſagen, und als Junker Hans mit ſeiner Erzählung in Prag angekommen war, fragte ſie lebhaft, wie und wo er Ludmilla kennen gelernt habe. Er gab Auskunft, und vertiefte ſich in die Schilderung, wie er den trefflichen Freiherrn von Loß, welchem er empfohlen worden, zwiſchen ſeinen beiden Töchtern angetroffen. An einem Sommermorgen ſei es geweſen, in einem großen Zimmer ſeines Palaſtes auf der Kleinſeite; durch die offenen Fenſter habe man auf die Moldau hinabgeſchaut, welche in der Sonne golden geſchimmert —

— Und Ludmilla war heiter und luſtig, daß Euch das Leben friſch und blühend entgegenſprang, nicht wahr?

— Ja, ſo war ſie.

— Möge das kühne Weſen, das ihr die Natur verliehen, zum Glücke ihres Lebens gedeihen! Ich kann mich nicht immer der Beſorgniß entſchlagen, daß ihr der Uebermuth einmal das Werthvollſte verſcherzen könne. Gebt Ihr mir Unrecht?

Ehe Hans antworten konnte, ward die Thür aufgeriſſen, und man hörte Ludmillas Stimme. Sie trat haſtig ein und flog auf Iſabella und den Junker Hans zu. Reizend und bezaubernd war die Erſcheinung. Das leichte Gewand flog um die jugendlichen Glieder, das lockige Haar um das ſchöne Mädchenantlitz. Sie ſprach nichts als: „Dank! Dank!“ und umarmte Iſabella mit faſt leidenſchaftlichem Ungeſtüm. Ein ruhiger Beobachter mochte denken, die Umarmung gelte nur zur Hälfte der Freundin, und nur die Schicklichkeit bringe ſie ihr ganz. Thränen der Freude glänzten in den Augen des ſchönen Mädchens, und mit einem Ausdrucke des Glücks, welcher tief rührend war, reichte ſie dem Junker Hans ihre Hand, und ſprach faſt athemlos und faſt ſchüchtern:

— Ich freue mich herzlich, Euch in Freiheit und — Euch wiederzuſehen.

Hans küßte ihre Hand und fühlte ſich unbeſchreiblich glücklich.

Iſabella empfand, daß ſie dieſe Begegnung nur ſtören könne. Mit einem Blicke, der Theilnahme und ſtillen Schmerz in ſich barg, ging ſie langſam hinüber zu den beiden Männern, nicht ahnend, daß dieſe Männer — Waldſtein wie Norbert — nicht minder ſtarke Eindrücke von dieſer Scene empfingen. Waldſtein's ſcharfes Auge erkannte den „ſtillen Schmerz“ im Blicke ſeiner Braut, und Norbert war vom Blitze der Eiferſucht getroffen, daß ihm die Sehkraft des Auges verſagte. Hans verlor in dieſem Augenblicke den unbefangenen Antheil eines ſo mächtigen Mannes wie Waldſtein, und zog ſich den aufkeimenden Haß Norberts zu, welcher bis jetzt leidenſchaftslos einem eigenthümlichen und nur vom Verſtande eingegebenen Berufe gelebt hatte. Der junge Cavalier hatte bisher jenem weiten Zwecke ſeine perſönlichen Wünſche untergeordnet, weil dieſe Wünſche unklar geweſen waren. Der Ehrgeiz etwa hatte ſich noch am ſtärkſten gemeldet, und hatte in den großen Aufgaben eine hinreichende Befriedigung gefunden. Jetzt war der Funke einer Liebesneigung zum erſten Male eingedrungen in dies bis dahin trocken verharrende Gemüth, und er bewies mit raſender Schnelligkeit, daß die Liebesneigung die mächtigſte Regung in jedem Menſchen ſei.

Hans und Ludmilla ahnten nichts von alledem. Sie hatten ſich neben einander geſetzt, und fragten und erzählten ſich gegenſeitig in fliegenden Worten alles das, was ihnen ſeit der Trennung in Prag begegnet war. Darein miſchte ſich kein Wort von gegenſeitiger Liebe. Sie war offenbar vorhanden, aber weder er noch ſie hatten den Muth oder auch nur das Bedürfniß, ſie beim Namen zu nennen. Volle Theilnahme am Schickſale des Andern erſetzte ſie.

— Und der Vater kommt heute mit der kleinen Marie! rief ſie in die Hände klatſchend. Wie wird er ſich freuen über Euch und Eure Erlöſung! Wir wollen gleich hinaus, nicht wahr?

— Auf der Stelle.

— Oheim Jörger's Wagen hat mich hierhergebracht und wartet unten. Fahren wir, was die Pferde laufen können, aus der garſtigen Stadt hinweg.

— Was die Pferde laufen können, mein liebes Fräulein — nur bedanken wollen wir uns noch beim Grafen Waldſtein und ſeiner Braut.

— Ja, das wollen wir! Und damit ſtand ſie lebhaft auf, blieb aber ſogleich vor ihm, der ebenfalls aufgeſtanden lächelnd ſtehen.

— Was giebt es zu lächeln? fragte Hans.

— Ich freue mich Eures martialiſchen Anblicks. Die Frühjahrsſonne hat Euch gebräunt, und der Bart iſt größer geworden. Wie kommt Ihr denn zu der ſpaniſchen Hemdkrauſe, die ich nie an Euch geſehen?

— Der Kammerdiener Waldſtein's hat mir friſche Wäſche aufgenöthigt —

— Aber Junker, wer wird ſich fremde Leibwäſche aufnöthigen laſſen!?

— Wer aus dem Gefängniſſe kommt, deſſen eigene unſauber geworden und deſſen Mantelſack nicht zur Hand iſt.

— Wenn auch!

— Und wenn es vorkömmt, daß die neue Leibwäſche noch von Niemand getragen worden iſt.

— Wenn auch! Eure ſächſiſche Sauberkeit greift gar zu gern nach Allem, was nur friſch gewaſchen. Dies ſpaniſche Gekraus kleidet Euch gar nicht. Euer Kopf, Eure Miene iſt ſo gewiß einfach und — ehrlich. Ihr braucht einen glatten Kragen. Dieſe Halskrauſe verwirrt mir das Bild Eures Charakters. Die müßt Ihr gleich ablegen.

— Gleich?

— Silbenſtecher! Sogleich.

— Dann muß der Tartſch ins Wirthshaus hinübergeſchickt werden, um meinen Mantelſack zu holen —

— Freilich! Ich fürchte, meine Erziehung hat noch immer nicht viel gefruchtet bei Euch; Ihr gebt noch immer nicht genug auf die zierliche äußere Erſcheinung —

— Nicht ſo viel wie eine Dame.

— Das iſt's eben. Der Mann muß das auch an ſich ins Werk ſetzen, was ihm an uns gefällt —

— Und den Sinn eines Frauenzimmers an ſich bethätigen —

— Nein, den Sinn eines geſchmackvollen Mannes. Ihr habt noch immer die ſchönſte Luſt, darin zu widerſprechen, worin Ihr mir folgen, worin Ihr Euch ergänzen ſollt!

— Ich widerſpreche ja nicht; ich frage und bemerke blos.

— Ich kenn' Euch ſchon, und kenne auch den abſchmeckenden Zug da um Euren Mund, wenn ſolche Dinge zur Sprache kommen. Das ſind Richtigkeiten! ſagt der Zug. Und ich widerſpreche nur nicht, ſagt er, weil's nicht der Mühe lohnt.

— 's iſt ein abſcheulicher Zug!

— Das iſt er.

— Wenn ich ihm nur beikommen könnte ohne Spiegel; man weiß ja nicht immer gleich, was auf unſerm Geſichte vorgeht.

— Man hört's aber von einer aufmerkſamen Freundin!

— Und hört es aufmerkſam.

— Und ändert's doch nicht! Der ſpöttiſche Zug iſt noch immer da — er ſoll fort, fort, fort!

— Iſt er jetzt fort?

— Ja — aber nun ſeht Ihr ſauertöpfiſch aus.

— Mein armes Geſicht! Aber es paßt vielleicht zu der Bemerkung, daß wir wol nicht länger ſo abgeſondert bleiben dürfen von unſeren Wirthen, denen wir —

— Ah, das Alleinſein mit mir wird Euch ſchon läſtig?

— Aber, mein liebes Fräulein —

— Gut, gut, machen wir ein End'! Vorwärts, vorwärts! Oder dünkt's Euch vielleicht auch unſchicklich, daß Ihr mit mir allein hinausfahren ſollt?!

— Ludmilla!

— Genug, genug! Wir wollen uns erſt unterwegs zanken. Uebrigens habt Ihr Recht; gehen wir! — Hab' ich Euch ſchon wieder verſtimmt?

— O nein.

— Wirklich nicht? — Seid Ihr gut?

— Ich bin's.

— Ganz gut?

— Ganz gut.

Der Abſchied war kurz. Ludmilla umarmte ihre Freundin, dankte mit wirklich graziöſer Liebenswürdigkeit im Namen ihres Oheims und ihres Vaters dem Grafen Waldſtein für die Freundlichkeit, welche er einem Schützlinge der Ihrigen habe angedeihen laſſen, und verbeugte ſich höflich vor dem Pater Norbert, deſſen Augen die ſchöne Mädchengeſtalt verſchlangen. Ludmilla ſchien etwas von der Bewegung zu bemerken, welche aus dem Antlitze des jungen Jeſuiten ſprühte. Eine leichte Röthe flog über ihr

Antlitz, und ſie ergriff mit einer gewiſſen Haſt den Arm Iſabellas, welche die Freundin hinausgeleiten wollte.

Junker Hans dankte Waldſtein ebenfalls, und nahm keine Notiz von Norbert, der ihn düſter betrachtete. Waldſtein verhielt ſich kühl, unterließ aber doch nicht, den Junker mit kurzen, trockenen Worten an deſſen Verſprechen „binnen drei Tagen“ zu erinnern.

Hans empfand die Herbheit des Ausdrucks, und da er nicht wußte, was das zu bedeuten habe, ſo ſchritt er gedankenvoll auf den Vorſaal hinaus, wo Ludmilla und Iſabella an der Treppe Abſchied nahmen. Letztere verſprach, baldigſt hinauszukommen nach Hernals, und ſich nach Hans umwendend, ſetzte ſie mit faſt ſtockender Stimme hinzu:

— Dem Junker rathe ich, die Stadt Wien in nächſter Zeit ſorgfältig zu meiden. Eure Feinde ſind mächtig und — zahlreich!

Hans verbeugte ſich und ſprach einige Worte des Dankes, die einfach und ſchlicht waren, aber ſehr ehrlich und aufrichtig klangen. Sie machten einen ſichtlichen Eindruck auf Iſabella.

— Nicht wahr, 's iſt ein guter Burſch, unſer verfolgter Fremdling? rief Ludmilla.

Sie wartete die Antwort nicht ab, ſondern flog die Treppe hinunter. Hans folgte ihr, und Iſabella ging langſam ins Zimmer zurück, an deſſen offener Thüre ihr Bräutigam und der Jeſuit ſie erwarteten. Beide hatten von dort dem Abſchiede zugeſehen und — zugehört.

Unten am Hausthore wartete Tartſch ſeines Herrn, und hörte nicht ohne Verdrießlichkeit den Auftrag an, daß er ſogleich nach dem „Löwen“ gehen und Pferde wie Mantelſäcke nach Hernals hinaus bringen ſolle aufs Schloß.

Er ſchlug vor, die Herrſchaft nur bis vors Thor zu geleiten und dann erſt zurückzukehren nach dem „Löwen“.

— Warum das?

— Ich trau da oben — er zeigte nach dem Schottenthore hin — dem Landfrieden nicht. Es hat ſich in der letzten Viertelſtunde allerlei Volk dahingezogen; ich wollte, Herr Junker, ſetzte er leiſer hinzu, Ihr wärt erſt glücklich hinaus. Denn auch unſere bisherigen Freunde, der Conrad und der Raſchmacher, ſind auf einmal —

— Aufſteigen, aufſteigen, Herr Junker! Die Pferde werden unruhig, und ich will Euch ſelber fahren! rief Ludmilla, welche wie ein Vogel auf den offenen, kleinen Wagen geſprungen war und dem nach rückwärts verwieſenen Kutſcher die Zügel abgenommen hatte.

Hans folgte ohne Verzug ihrem Rufe, weil er ihrer leichten Hand allein die lebhaften Pferde nicht anvertraut ſehen mochte, und Tartſch blieb ohne weitere Berückſichtigung.

Und doch wäre dieſelbe gar ſehr am Ort geweſen, denn am Schottenthore war alles Mögliche geſchehen, dem Junker den Austritt aus der ihm ſo gefährlichen Stadt zu verlegen.

Nicht Pudel und die Stadtguardia waren ſo gefährlich, auch Conrad nicht und Urban, welche allerdings nicht mehr günſtig zu ſprechen waren auf den Junker, und ihn ganz gern als Veranlaſſung eines Tumultes geopfert hätten, ſeit er ſich als ein Schooßkind katholiſcher Cavaliere offenbart hatte — wol aber die „rothe Feder“, welche ein wenig ſpäter erſt durch Gangelberger zur Commandoführung auf den Schauplatz des Hinterhalts geſchickt worden war. Gangelberger hatte dieſen durchtriebenen Friauler ſcharf vorgenommen in Sachen des räthſelhaften alten Ungars, und hatte ihm die ehrenrührigſten Dinge darüber geſagt, daß ſolch eine Figur, ſolch ein Conventikel auf der Seilerſtatt, ſolch ein freches Eindringen in die Burg ſelbſt ſeiner Wachſamkeit hatte entgehen können. Einen „Dummkopf“ hatte er ihn genannt, und ſogar von Abſetzung und Entlaſſung geſprochen. Die „rothe Feder“ war alſo zu großer Anſtrengung entſchloſſen. Der ſächſiſche Junker ſchien ihm der Schlüſſel für den Aufenthalt jenes alten Ungars, und er wollte

Alles daranſetzen, ſeiner wieder habhaft zu werden. Nur eine heimliche Furcht beläſtigte ihn. Es war die Furcht vor dem Bart-Conrad. Seit dem Wurfe aus dem Fenſter im „Löwen“ ſchüttelte ihn eine Ahnung, daß von dieſem brutalen Oberöſterreicher einmal die blanke Vernichtung auf ihn fallen könne. Auf dem Wege zum Schottenthor hatte er ſich deshalb erſt verſichern wollen, ob der Bart-Conrad nicht anderswo untergebracht ſei. Er hatte vor einiger Zeit Wind bekommen, daß Conrad öfters des Nachts in der Nähe des „Kegels“ ſpurlos verſchwinde. Er müſſe dort eine Liebſchaft haben, die ihn beherberge. Vielleicht, hoffte die „Feder“, iſt er nach der wüſten Nacht dort eingekehrt und ſchlummert dort. Für alle Fälle wollte er dort recognosciren, da der „Kegel“ auf ſeinem Wege zum Schottenthore lag. Es war und iſt dieſer „Kegel“ das höchſt gelegene Haus auf der Schottenbaſtei. Oeſtlich unter ihm breiteten ſich die Gebäude des Arſenals bis zum kleinen Hafen im Wallgraben, wo dieſer in den Canal mündete. Medardo hatte als officieller Mann allenfalls Zutritt im Arſenal, und ſchritt denn vom Salzgries neben dem Tiefen Graben vorüber tapfer in das Arſenal hinein. Wenn er den Commandanten, den alten Santhelier, bei guter Laune traf, ſo ließ ihm dieſer wol das Pförtchen öffnen, welches an der Weſtſeite hinaufführte auf die Baſtei, gerade da, wo der Hügel anſtieß, welchen der „Kegel“ krönte, an welchem vorüber ein enges Gäßchen zum Schottenthor führte, — dasſelbe Gäßchen, dazumal „Baſteigäßl“, jetzt „Schottenbergl“ genannt, welches damals Tartſch und Conrad betreten hatten, und wo Conrad eine zeitlang verſchwunden war. Das Gäßchen war von ärmlichen Wohnungen bedeckt, und in mehreren derſelben hatten leichte Frauensperſonen ihre Zufluchtsſtätte. Dort vermuthete die „Feder“ ihren gefürchteten Gegner, und dies Häuschen im Vorübergehen zu ermitteln und, wenn dies gelänge, es unmittelbar nach beendigter Affaire am Schottenthore kurzweg mit den Stadtguardiſten zu beſetzen, um den frechen Widerſacher ein für alle Mal feſtzunehmen — das war das Endziel des Recognoscirungsplanes.

Das Glück ſchien ihn zu begünſtigen. Der alte Commandant ſaß in der Morgenſonne mitten im Hofe, und ſchaute aufmerkſam den Arbeiten ſeiner Leute zu, welche Kanonen putzten. Er war ein knochiger Mann von mittlerer Größe mit ſchneeweißem Haar und ſchneeweißem Kinn- und Knebelbarte. Scharfe graue Augen ſtachen unter dicken, eisgrauen Brauen hervor, und muſterten die „rothe Feder“, welche er als ſpionartigen Agenten ganz wohl kannte und nicht eben mochte. Er ſtammte aus den ſpaniſchen Niederlanden, welche in damaliger Zeit und noch anderthalb Jahrhunderte lang dem Hauſe Oeſterreich eine außerordentliche Anzahl begabter und tüchtiger Diener geliefert haben. Die walloniſchen Kriegsleute, Tilly an der Spitze, welcher dem Kaiſer zwar nicht unmittelbar diente, aber doch als Feldherr der Liga der kaiſerlichen Sache ein koſtbarer Feldhauptmann war, Boucquoi und Dampierre, welche jetzt eben die ſchwachen kaiſerlichen Truppen im Budweiſer Kreiſe zuſammenzogen, ſie ſind allgemein bekannt. Auch im Civildienſte zeichneten ſich die Männer jener Landſchaften, welche das heutige Belgien bilden, ſehr vortheilhaft aus durch Anſtelligkeit und Tüchtigkeit, und aus dieſem feſten Holze war denn auch dieſer alte Santhelier (vielleicht aus St. Hilaire verdeutſcht, wie die Oeſterreicher von jeher fremde Laute einfach zu germaniſiren pflegen), welcher ziemlich unbeachtet da unten am Waſſer in ſeinem Arſenale ſaß, dem Herrſcher oben in der Burg ein treu gewärtiger, entſchloſſener Mann, unwandelbar im Glauben ſeiner katholiſchen Väter, welche die Prüfungszeit religiöſer Streitigkeiten längſt durchgemacht hatten im niederländiſchen Kriege.

Der alte Commandant hörte ſchweigend das Begehren der „rothen Feder“ an, und winkte nach kurzer Ueberlegung einem lahmen Invaliden, daß er den Schlüſſel hole und das Pförtchen öffne. Dieſer Invalide, Namens Brémont, war der „Feder“ ſehr erwünſcht. Dies Lütticher Kind hatte bis in ſeine alten

Tage eine unverlöſchliche Neigung für die „Weibſen“, und war ſicherlich genau unterrichtet über die luſtigen Dirnen im Kegelgäßchen. Und darin hatte ſich die „Feder“ nicht geirrt. Der lüſterne Brémont ſchilderte ihm ſchnalzend alle die luſtigen Vögel da oben, während ſie durch die Höfe des Arſenals zum Pförtchen ſchritten. Auch den Conrad kannte er, — aber, ſetzte er ſtehen bleibend hinzu, ſeine Schöne iſt keine ſolche Schöne, wie die Anderen. Es iſt die ſauberſte im ganzen Viertel, das iſt wahr; aber trübſelig iſt ſie, läßt Niemand an ſich heran, hat ſogar mir einmal eine Maulſchelle — angeboten, als ich — kurzum, die gehört eigentlich nicht hieher. Dort, ſeht Ihr — fuhr er fort, nachdem er das Pförtchen geöffnet — dort in dem braunen Häuschen wohnt ſie, dort wo die Hoflivrée juſt eintritt —

— Eine Hoflivrée, hier?!

— Ja, ich habe den alten Knaben ſchon öfter hier geſehen. Weiß nicht, was er da ſucht. Er iſt von der Burg ſelber.

Dieſe Hoflivrée war der alte Hamm, welcher ſeine Tochter beſuchte. Bei der letzten Wendung in die Hausthür wurde er von der „rothen Feder“ erkannt.

— Was hat das zu bedeuten? ſagte die „Feder“ vor ſich hin, und blieb ſtehen.

— Der Conrad iſt übrigens nicht d'rin, ſagte der alte Brémont.

— Woher wollt Ihr das wiſſen?

— Weil die Hausthür angelweit offen ſteht. Die ſchließt er immer feſt zu, wenn er dableibt.

— So? — Ich danke ſchön, Papa. Auf Wiederſehen!

— Abends müßt Ihr uns hier beſuchen, da iſt's unterhaltender beim „Kegel“, ſagte Brémont noch fauniſch lächelnd, und trat, die Pforte verſchließend, zurück.

Die „rothe Feder“ ſtieg den ſteilen Hügel zum Kegelgäßchen hinauf, blieb eine Weile an der Thür des braunen Häuschens horchend ſtehen, und ſchritt dann langſam das ſteil nach dem Schottenthore abfallende Gäßchen hinab. Es war nichts zu hören geweſen als ein luſtiges Kindergeſchrei. — Unten in der Schottengaſſe ankommend, ſah er durch das offene Fenſter des Wirthshauſes den unglücklichen Pudel unter den Händen ſeiner Widerſacher. Sie hatten ihn vom Fenſter hinweggenöthigt, und zupften und zerrten ihn im Zimmer umher. Unter dieſen Widerſachern war aber auch auf den erſten Blick der Bart-Conrad bemerklich, eine Entdeckung, welche die „rothe Feder" lebhaft traf. Halb Schreck, halb Schadenfreude ſtieg in der „Feder" auf. Ein furchtbarer Gegner allerdings bei dem wahrſcheinlichen Handgemenge, aber auch die Gelegenheit, ſeiner habhaft zu werden! Acht Gardiſten waren ja doch bereit; ſollte es denn nicht gelingen können, den Conrad ſammt dem Junker feſtzunehmen? Und wenn es gelänge, den Transport nicht durch die Hauptſtraßen der Stadt, ſondern das Kegelgäßchen hinauf ins Arſenal hinunter, ja! — Dies überlegend wollte die „Feder" ſoeben in das Haus zu den Gardiſten ſchlüpfen, um dieſe zu inſtruiren, da hörte ſie einen Wagen, in raſſelnder Eile von der Freiung her in die Schottengaſſe kommen, und erkannte mit geübtem Auge den erwarteten Junker neben der roſſelenkenden Dame. —

Mit einem Satze ſprang nun Medardo, ſeiner rothen Feder alle Ehre machend, in den Hausflur, welcher die Gardiſten barg, rief ſie mit ſchneidender Stimme „heraus!" und war ganz mit der Leichtigkeit einer Schwungfeder auch ſogleich wieder vor der Hausthür, nach dem Thor hinüberrufend: der Wachtpoſten ſolle auf der Stelle das Fallgatter herunterlaſſen.

Dieſe Maßregeln wirkten aber nur halb. Die Gardiſten ſtürzten auf die Straße heraus, aber der Wachtpoſten im Thor befand ſich augenblicklich nicht vorn auf der Stadtſeite, ſondern war in ſeiner Promenade eben nach der Außenſeite des Thores begriffen, und hatte den Zuruf Medardos nicht gehört. Wol aber hatte man ihn im Wirthshaus gegenüber gehört, und der Bart-Conrad war augenblicklich am Fenſter. Medardo, ein ſtrategiſch gebildeter Mann, war keinen Augenblick im Zweifel, daß die Verrammlung des Thores das entſcheidende Hilfsmittel ſei, um den gegen Erwartung zu Wagen ankommenden Junker zu faſſen. Er zeigte alſo den Gardiſten nur eiligſt den herbeiraſſelnden Wagen mit den Worten: das iſt er! und flog ins Thor hinüber, um den Wachtpoſten zu rufen, damit das Fallgatter herabgelaſſen, oder das Thor ſelbſt zugeſchlagen werde.

Conrad, ein nicht minder kundiger Geſell für jeden Handſtreich, erkannte im Nu, was vorgehen ſolle, und war mit einem Satze aus dem Fenſter. Der alte Groll gegen die „rothe Feder“ Medardo ſchlug wie eine Lohe auf, und erwies ſich viel ſtärker als das junge Mißtrauen gegen den Junker Hans.

Den zweideutigen Junker mögen ſie kriegen oder nicht, dachte Conrad in der Geſchwindigkeit, den wäliſchen Spion kriegſt aber du vor Allem, und dies denkend, war er mit ein paar Sätzen hinter ihm her ins Thor hinein und hatte ihn beim Kragen.

Die Gardiſten hatten aber mittlerweile auch ihre Schuldigkeit gethan und querüber die Straße eingenommen, dem heranbrauſenden Geſpann ihre Piken entgegenſtreckend und ein allgemeines „Halt!“ zurufend, ſo daß die feurigen Pferde erſchreckt aufbäumten und die Zügelführung Ludmillas auf die gefährlichſte Probe ſetzten.

Hans war zunächſt mehr von der Gefahr ergriffen, welche von den bäumenden und rückwärts ſtauenden Pferden das Gefährte und mit ihm Ludmilla bedrohte. Er zog alſo die Hand vom Schwerte zurück und griff nach den Zügeln. Ludmilla aber hatte ſich ſchnell vom erſten Schreck erholt und rief: Laßt, laßt! und haſtig ſprach ſie zu dem hinten ſitzenden Kutſcher: Vorwärts, Poldi, die Peitſche, die Peitſche! Der Kutſcher zögerte, ſeine Roſſe in die Piken hineinzutreiben, bis das rückwärts drängende Stauen ein Brechen oder Umwerfen des Wagens immer wahrſcheinlicher machte, und daß die hitzigen Thiere dann doch durchgehen würden, ſchien ihm außer Zweifel. Während alſo Junker Hans, welchen zwei Gardiſten ergreifen wollten, ſein Schwert zog und die Zudringlichen mit Hieben, denen ſie doch ausweichen wollten, zurücktrieb, entſchloß ſich Poldi zu einem „Lungenhiebe“, wie er's nannte, und erzielte auch vollſtändige Wirkung. Die Roſſe flogen vorwärts; ein Gardiſt, deſſen Pike ins Geſchirr hineingefahren war, wurde umgeworfen, die andern prallten vor den Hufen der Thiere und dem ſehr deutlichen Schwerte des Junkers auf die Seite, und das Gefährt flog in den Thorweg hinein, wo die „rothe Feder“ unter den fleißigen Fäuſten des Bart-Conrad am Boden ſtöhnte. Aufgeſchaut! ſchrie Poldi, und Conrad hatte nicht mehr Zeit, hinreichend auf die Seite zu ſpringen. Die Vorderhufe des Handpferdes unterſtützten den verſpäteten Sprung nachdrücklich; er flog wie ein Ball an die Gewölbmauer, und bekam zur Ermunterung noch einen voll zugemeſſenen Peitſchenhieb Poldis über Kopf und Geſicht. Ueber die „rothe Feder“ aber, die am Boden lag, ſauſten Roſſe und Wagen wie eine Windsbraut hinweg — der Wachtpoſten am äußeren Ende des Thores trat eiligſt zur Seite vor dem, wie er ſich's zurechtlegte, durchgehenden Geſpann, auf welchem merkwürdiger Weiſe ein Ritter mit dem funkelnden Schwerte ſtand, eine erhitzte wunderſchöne Dame mit den Zügeln in der Hand ſaß, und ein verrückter Kutſcher die ohnedies durchgehenden Pferde unaufhörlich peitſchte. Höchſt erſtaunt ſah dieſer Wachtpoſten dem Gefährte nach, welches draußen in der Sonne wie ein Meteor dahinflog.

10.

Als die brauſenden Iſabellenhengſte ſpaniſcher Abkunft in die Gegend der ſogenannten „Lucken“ (die Hauptſtraße der jetzigen Alſervorſtadt) gekommen waren, griff Junker Hans, ſein Schwert in den Wagen fallen laſſend, mit ſtarker Hand in die Zügel, welche Ludmilla noch immer tapfer hielt, obwol ſie für die wildgemachten edlen Thiere des Freiherrn von Jörger keine Zügel mehr waren.

Er that dies mit ſo geſchicktem, heftigem Ruck, daß die Pferde wirklich ſogleich nachgaben und in ruhigen Schritt übergingen.

Nun ſchaute er beſorgt nach Ludmilla. Sie war in großer Aufregung. Ein ſolches lebensgefährliches Abenteuer war ihr denn doch bei aller Tapferkeit des auf Jagd und Reiſen nicht unerfahrenen Landfräuleins zum erſten Male begegnet. Ihre Nerven waren davon in ſtürmiſche Bewegung geſetzt, aber der kurze Ausbruch eines Lach- und Weinkrampfes in leichteſter Form befreite ſie binnen wenigen Minuten von dem überſpannten Zuſtande. Ruhe und heiterer Ausdruck kehrten auf das ſchöne Antlitz zurück, und die Thränentropfen, welche zurückgeblieben, verſchönten nur den Glanz ihres großen ſchalkhaften Auges welches ſelbſt jetzt die herausfordernde Zweideutigkeit des Muthwillens nicht ganz verloren hatte. Sie reichte ihm die Hand, und dieſe Hand drückte ſanft und liebevoll die ſeinige. Dabei wurde der Blick ihres Auges, welcher dem ſeinigen voll begegnete, weich und hingebend, wie er ihn nie erlebt. Der ganze Himmel, einer jungen Liebe durchſtrömte ihn.

O, genieße den Augenblick, Junker! Er wird kurz ſein. Du haſt alle möglichen Wetter lauter und ſtiller Feindſchaft hinter Dir zurückgelaſſen in jener Stadt; ſie folgen Dir alle nach wie die Luftſtröme, welche jäh oder langſam ihre Richtung ſtreng einhalten. Sprich es aus, Dein Herz, um das entgegenſchlagende von jeder Unſicherheit zu befreien und für eine offene Zuſage zu gewinnen. Denn das Mädchenherz iſt ein eigenſinniges, welches in günſtiger Stunde gefangen und gefeſſelt ſein will!

Aber Hans war ſeiner innerſten Natur nach ſchüchtern, wenigſtens beſcheiden. Er glaubte nicht leicht an ſein Glück, viel weniger an ſeine Macht. Das Mädchen ſeiner Liebe ſollte es eigentlich ihm zuerſt — wie wunderlich dies klingt! — deutlich ſagen, daß ſie ihn liebe, oder doch mindeſtens, daß ſie ihn zum Ausdruck ſeiner Liebe berechtige. Dafür war nun Ludmilla mit ihrer unzweifelhaften Anlage zur Coquetterie durchaus nicht angethan. So konnte es kommen, daß ſie bei gegenſeitiger Liebesneigung für einander den Moment voller Erklärung doch nicht finden oder doch nicht ergreifen mochten. Jedenfalls that Eile noth bei ſolchen Charaktern und bei dem kurzen Raume, der ſie nur noch vom Hernalſer Schloſſe trennte. Denn wer weiß, ob dort Stimmung und Gelegenheit wiederum ſo günſtig eintrat. Poldi war abgeſtiegen und vorn zum Handpferd gegangen, an deſſen Vorderbug Blut herabrieſelte über die feine gelbweiße Haut. Die Pike des Gardiſten hatte nicht blos das Geſchirr durchſtochen, und Poldi unterſuchte mit ängſtlicher Haſt, ob der Stich was zu bedeuten habe. Die Iſabellen waren des Freiherrn von Jörger Lieblingsthiere, und der gebietende Herr war ſehr ungeduldig, wenn ihnen etwas zuſtieß. Zu dem Ende hielt Poldi den Zügel des Handpferdes und ließ es nur ſehr langſam ſchreiten — eine treffliche Gelegenheit für die jungen Leute, welche nun keinen Zuhörer mehr hinter ſich hatten.

Junker Hans brachte es denn auch zu der Aeußerung:

— Wenn Ihr Euch ohne Nachtheil erholt von dem Schrecken, liebes Fräulein, ſo macht mich dieſe Morgenſtunde ſehr glücklich.

— O, ich bin ganz erholt und ich freue mich.

— Wahrhaftig? Das klingt mir wie die Seligkeit ſelbſt. Ich habe Euch in Gefahr gebracht, und Ihr habt ſie ſo tapfer beſtanden.

— Bis auf die Nerven hinterher, die albernen Nerven! Aber in der Schlacht ſelbſt — nicht wahr, man kann's eine kleine Schlacht nennen?

— Ein Treffen gewiß!

— Alſo im Treffen ſelbſt habe ich nicht die mindeſte Furcht verſpürt, ſondern nur Zorn, hellen Zorn, daß ſie wieder Hand an Euch legen wollten —

— Liebes, gutes Fräulein!

— Und da hab' ich die Zügel ganz ſtraff und feſt und ganz genau geführt, denn das Thor iſt eng, und wir ſind — das müßt ihr zugeſtehen — weder links noch rechts angeſtrichen.

— Weder links noch rechts!

— Rechts war noch dazu an der Mauer ein Mann, wenn ich mich erinnere —

— Ja wohl.

Und das Rad hat ihn gar nicht berührt!

— Gar nicht. Ich glaube, auch der, über welchen wir hinweggefahren ſind —

— Allmächtiger Gott, wir ſind über Einen hinweggefahren?

— Aber mit wunderbarem Glück. Die Pferde, die bei ſolcher Gelegenheit immer gern den Huf zurückziehen, wenn ſie auf etwas weiches Lebendiges ſtoßen, haben ihn nicht getreten, und Ihr habt ſo glücklich oder ſo geſchickt gelenkt —

— Nur glücklich, hierbei nur glücklich!

— Daß er vollſtändig Platz fand zwiſchen den Rädern, und ſicherlich ganz heil davongekommen iſt.

— Das gebe Gott! Himmel, wie hat mich das erſchreckt!

— Seid unbeſorgt! Ich weiß gewiß, daß der Patron, dem ein kleiner Denkzettel nicht geſchadet hätte, ganz heil davongekommen iſt.

— Habt Ihr zurückgeſehen?

— Ja wol. Der Burſche ſprang friſch wie eine Stahlfeder in die Höhe.

— Ja? O, wie gut iſt der liebe Gott für mich, für uns!

— Für uns, liebe Ludmilla?

— Ja, ſagte ſie leiſe, wol empfindend, daß mit dieſer Wendung auf ein *gemeinſchaftliches* Schickſal der Augenblick gekommen ſei zu einem Geſtändniſſe der Liebe, das längſt Beiden auf den Lippen ſchwebte.

Das Schickſal wollte es nicht. Poldi, der Kutſcher, blieb gerade jetzt ſtehen, um den Wagen vorüberzulaſſen und hinten wieder aufzuſteigen. Er machte ein ſehr klägliches Geſicht und kratzte ſich in den Haaren, und ein ſtöhnendes Aechzen ging in die Worte über:

— Wenn nur der Handige nicht was weg hat!

— Was denn?

Sie waren vor der ſteinernen Brücke über den Graben vor dem Schloſſe, die Pferde bogen links ein, und Poldi ſchlenkerte mit der Hand in die Luft, zum Zeichen, daß er's für ſchlimm halte und nur nicht gleich reden wolle.

Im Hofe entſtand allgemeine Bewegung. Jedermann eilte herbei, den evangeliſchen Junker zu ſehen, der aus den Klauen des religiöſen Feindes befreit worden ſei. Denn ſein Schickſal hatte Hoch und Niedrig beſchäftigt im Hernalſer Schloſſe während der letzten vierundzwanzig Stunden. Und das ſchöne böhmiſche Fräulein brachte ihn! Wie prächtig! Das iſt ein Paar! Das hat der Himmel ſelbſt für einander geſchaffen! So war die einſtimmige Meinung der Mägde, welche den beſcheidenen Junker ganz „herzig“ fanden. Auch Spath, der Gärtner, ſah ihm ſehr antheilvoll zu, als er Ludmilla die Hand bot, auf welche dieſe ſich nur leicht ſtützte, um vom Wagen herabzuſpringen und dem herzutretenden Freiherrn von Jörger geradezu um den Hals zu fallen. Sie war zwar immer etwas ausgelaſſen, aber ſo viel hatte ſie dem würdevollen Cavalier doch kaum noch angethan. Er nahm es indeſſen allem Anſcheine nach gar nicht übel, ſondern lächelte wohlwollend und gab den herzhaften Kuß herzhaft zurück.

Auch die Frau Baronin kam in den Hof zur Begrüßung — ein ſehr ſeltener Fall, denn ſie war nur zu oft kränklich und mußte ſich der Luft entziehen. So machte es denn einen nicht geringen Eindruck, als man ſah, wie angeregt ſie dem Junker Hans entgegentrat und ihm die Hand bot, die er reſpectvoll küßte.

Der Freiherr ließ ſich in Eile mittheilen, wie die Befreiung vor ſich gegangen. Sein Reitpferd wurde eben vorgeführt, er wollte eiligſt nach der Stadt, wo im Landhauſe Zuſammenkunft aller Standesherren ſtattfinden ſollte über das Begräbniß des Kaiſers und über das nächſte Verhalten zu dem Nachfolger.

Kopfnickend nahm er den geflügelten Bericht Ludmillas hin und indem er ſeinem Reitknechte winkte, fuhr er ſtreichelnd mit der Hand über das erhitzte Geſicht des ſchönen Mädchens und ſagte:

— Schön, ſchön, mein Schätzchen, und es wird wol nicht nöthig ſein, daß ich Euch ſtrenge Wachſamkeit für unſern eroberten Gaſt empfehle. Denn er darf zunächſt nicht in die Stadt zurück, und muß ſich auch hier außen in Acht nehmen; Ihr Frauen werdet aber wol ohne meine Empfehlung dafür ſorgen, daß ihm das Innere von Schloß Hernals anziehend und genügend bleibe. Nicht wahr, Amalie?

— Wir wollen unſer Beſtes thun! entgegnete dieſe, indem ſie Ludmilla anblickte, welche ganz roth darüber wurde.

So ſtieg der Freiherr zu Pferde, und die Damen gingen mit dem Junker ins Haus. Das Geſinde ſah den letzteren befriedigt nach und kicherte ein wenig, als der Candidat jetzt erſt — wie immer zu ſpät — herbeikam und von dem fortreitenden gnädigſten Herrn die Kunde erhielt, der Junker ſei endlich befreit.

Frau Amalie führte die jungen Leute hinauf in ihr Zimmer, und ſetzte ſich zwiſchen ſie, um ausführliche Erzählung alles deſſen bittend, was dem Junker Hans ſeit ſeiner Abreiſe von Prag begegnet ſei.

Es war dies eine der glücklichſten Stunden des Junkers. Geiſt und Herz waren ihm in der ſchönſten Erregung, und vor dem liebenswürdigen Mädchen, welches mit leuchtenden Augen zuhörte, vor der trefflichen Frau, welche in jeder kleinen Aeußerung verrieth, daß ſie geiſtig und herzlich an Allem theilnahm und aller Wendungen des Zuſammenhanges kundig war, durfte er erzählen, ſchildern und Plane wie Hoffnungen entwickeln über das ſo geliebte und jetzt ſo verworrene, geſpaltene Vaterland. Er hing an demſelben mit all ſeinen Kräften und täuſchte ſich mit dem Ueberſchwang der Jugend, daß alle die Wirren und Gegenſätze mit gutem patriotiſchen Willen und mit nüchternem

Verſtande geſchlichtet und verſöhnt werden könnten. Alles knüpfte ſich natürlich an die neue Kaiſerwahl, und wenn dieſe gelänge, ſo ſei die allgemeine Vereinigung in Staat und Glauben gerade jetzt erreichbar, wo durch die Auflöſung in den öſterreichiſchen Erbländern eine ganz neue Geſtaltung ſo weſentlich erleichtert ſei.

Ein großer Compromiß in den Glaubensſätzen war der Kernpunkt, in welchem er ſich mit der Baronin Jörger einig wußte. Er übergab ihr die Briefe, welche von Weimar, von Dresden und von Prag ihm anvertraut waren für ſie, und welche er Gangelberger in der Schranne ſo tapfer vorenthalten hatte. In dem Briefe aus Weimar war ein gedrucktes Blatt eingeſchloſſen, welches in einer kurzen Reihe von Sätzen die neue Glaubenslehre enthielt. „Chriſtliche Glaubensartikel“ war die Ueberſchrift dieſes Druckblattes.

— Der greiſe Hortleder in Weimar, ſetzte der Junker begeiſterungsvoll hinzu, unſer verehrter Patriarch, iſt der Verfaſſer. Er hat noch zu den Füßen Melanchthon's, unſeres verehrungswürdigen Reformators, geſeſſen und die Milde einer Gottesverehrung eingeſogen, welche nicht ſtreitet und verdammt, ſondern ausgleicht und befriedigt, welche alſo nicht Streitpunkte hervorhebt, ſondern Vereinigungspunkte. Die abweichenden Meinungen, denen man das ſtreitſüchtige Menſchenthum nie entziehen kann, ſollen hinausgedrängt werden aus dem Glaubensbekenntniſſe. Sie mögen ſich tummeln und ſättigen in den Winkeln und Seitengaſſen; auf dem Markte der Völker aber ſollen ſie ſchweigen, damit der Preis Gottes und die Liebe, welche uns Alle gleichmäßig erheben, ungeſtört bleiben von den Störungen der Rechthaberei. Die geheimnißvollen Falten ewiger Fragen ergründet doch kein Menſchenkind, auch nicht das geſegnetſte, ſo verlange man denn auch nicht länger, daß es eine gleichmäßige Lehre gebe von dieſen Falten des Geheimniſſes, und verwehre auf der andern Seite Niemand, ſich in der Stille ſeines Herzens, ja auch in der Stille ſeiner Freundeskreiſe, in dieſe Falten zu vertiefen nach Kraft und Maßgabe ſeines Geiſtes, ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie. Dann wird man zurückgekehrt ſein zur Einfachheit des Evangeliums, und die Gemeinſchaft der Chriſten wird wieder zur Einheit gelangen, von der ſie ausgegangen im Worte des Heilandes: „Richtet nicht, ſo werdet Ihr nicht gerichtet, und was Du nicht willſt, daß man Dir thue, das thu' einem Andern auch nicht!“ Dies waren die Grundſätze des liebevollen Melanchthon, und unſer Hortleder hat aus den nachgelaſſenen Papieren des Reformators all das geſammelt, was dieſem Werke der Vereinigung dienen kann. Er hat es in einer Geleitsſchrift des neuen Bekenntniſſes zuſammengeſtellt, will aber dieſe Geleitsſchrift nicht allſobald in die Oeffentlichkeit ausgehen laſſen, damit ſich nicht ſofort wieder eine Controverſe über Einzelheiten eröffne. Denn die Menſchen, ſagte er, ſind des Streites bedürftig auch in der Verſöhnung, und ſie neiden das Verdienſt jeder Perſönlichkeit, auch wenn dieſe den Segen des Himmels über ſie ausſchüttet. Darum erheben ſie ſolche Perſönlichkeiten zur Höhe der Gottheit, um an ſich ſelbſt die Anforderung gleicher Höhe loszuwerden; oder ſie zerren ſie in den Schmutz des Zankes, um darzuthun, daß auch die edelſten Perſonen nichts Beſſeres ſeien denn ſie. Die Lehre ſelbſt in ihrer Kürze und Einfachheit — ſchloß er, als er mich entließ — ſtifte ſich ſelbſt zur univerſalen Kirche, und kein Name als der unſeres Heilandes erſcheine dabei als maßgebend.

Frau Amalie hatte mit voller Theilnahme zugehört, und blickte jetzt in das Blatt, welches in wenigen Sätzen die Grundlage für eine univerſale Kirche bieten ſollte. Des Junkers Auge hing an ihren Mienen, ob ſie Zuſtimmung oder Ausſtellung ausdrücken würden.

Auch Ludmilla blickte voll Spannung auf das Antlitz der verehrten Tante, welche durch Geiſt, Bildung, Menſchenkenntniß und Güte ein ſo außerordentliches Anſehen genoß, daß man auch in den höchſten Fragen eine Entſcheidung von ihr erwartete.

Es möchte heut auffallen, daß ein junges, lebensluſtiges Mädchen Verſtändniß und Theilnahme zeigen konnte für ſolche dogmatiſche Fragen. Und doch war dem ſo. Solche Fragen füllten damals alle höheren Geſpräche in der Familie. Der Vater Ludmillas, wie friſch und weltlich er erſcheinen mochte, war voll von dieſer Gedankenwelt, und weihte ſeine Kinder ein in all dieſe Ideen. Wie man heutzutage politiſche Staatsformen allenthalben beſpricht, und liberale oder illiberale Regierungsweiſe überall, auch in unreifem Munde, geläufig findet, ſo war in der zweiten Hälfte des ſechzehnten und im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts die Lehre vom Abendmahl, die Lehre von der Gnadenwahl und vom freien Willen, die Ohrenbeichte, und ob Bilder oder nicht zu dulden ſeien in der Kirche, ein täglicher Stoff des Geſpräches. Ludmilla war vollſtändig in alledem bewandert, und in dieſem Augenblicke war ſie doppelt dafür angeregt, da ihr geliebter Junker Hans — denn ſie liebte ihn jetzt gewiß — gleichſam als Verfaſſer oder doch Vertreter einer neuen Lehre erſchien. Die Liebe erzeugt ja unmittelbar den Enthuſiasmus für alle Unternehmungen des geliebten Weſens, und ſo war der leuchtende Blick, welchen ſie einen Moment lang mit Hans wechſelte, ein rührender Beweis für dieſen, daß ſie ſeine Welt zu der ihrigen machte. Was er ſonſt nicht leicht gewagt hätte, das wagte er jetzt in der Erhebung zu großem, gemeinſamen Intereſſe: er ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen. Sie ergriff ſie lebhaft und drückte ſie feurig. Es war eine Begegnung über die Liebe hinaus, und die doch die Liebe zur Vorausſetzung haben konnte.

Frau Amalie war zu Ende mit der Lectüre des Blattes. Sie ließ es mit der Hand in den Schooß ſinken und ſah nachdenkend vor ſich hin.

— Es iſt gut! ſagte ſie endlich.

— Ja?

— Ah!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02152/012

— Gut, weil es einfach. Auch der Graf wird's billigen, weil es große Freiheit läßt. Aber es zur Herrſchaft zu führen, wird doch unſägliche Schwierigkeit haben.

— Da es aber doch einfach iſt —! rief ungeduldig Ludmilla.

— Und große Freiheit geſtattet —! ſetzte Hans hinzu.

— Trotzdem, oder vielmehr eben deshalb. Die Menſchheit iſt eben wunderlich. Sie ſchreit überall nach Freiheit, und in Kirche und Glauben will ſie ſo viel als möglich Unfreiheit. Je enger ſie da gebunden wird, deſto ſicherer fühlt ſie ſich, weil das Gefühl der Ohnmacht in recht viel und recht ſtrengen Vorſchriften auch recht viel und recht feſte Stützen zu haben meint. Dieſer Plan hat nur die Stärkſten und Reifſten für ſich, und er iſt nur auszuführen, wenn die Sectenbildung freigegeben wird.

— Wie?!

— Ja wol. Die verſchiedenen Kirchen werden wir nur los, und eine univerſale chriſtliche Kirche tauſchen wir nur dafür ein, wenn wir in dem weiten Rahmen derſelben allen Bedürfniſſen abſonderlicher Bindung volle Geſtaltungsfreiheit geſtatten. Ich ſag's Euch voraus, lieber Junker, ähnlich wird ſich der Graf äußern — ich hab' ihn geſtern geſprochen —

Sie hielt inne, indem ſie auf Ludmilla blickte. Offenbar hatte ſie vor ihr die letzten Worte nicht ſagen wollen. Sie ließen vorausſetzen, daß die erwähnte Perſon in der Nähe ſei.

— Welcher Graf denn, liebe Tante? fragte auch Ludmilla ſogleich.

— Sei doch ſo gut, Kind, und laß mir den Spath heraufſchicken, den Gärtner. Ich hab' einen Auftrag für ihn und will ihm unſern Gaſt anempfehlen. Spath iſt ein kundiger Menſch, und ſoll dem Junker zur Hand ſein, wenn dieſer etwa doch aus dem Gehöfte hinausgehen will, was ſicherlich nicht ohne Gefahr iſt. Außerdem ſoll er ihn vorſichtig mit unſerem Candidaten bekannt machen. Er kann auch dies am beſten. Götzinger hält viel auf den Gärtner, und iſt nur durch die geſchickteſte Vorbereitung für dies Glaubensbekenntniß zu gewinnen, denn er iſt ſehr eigenſinnig und rechthaberiſch. Dann, liebes Kind, mach' Dich zurecht, wir wollen ſpazieren geh'n —

— Ah, wir?

— Ja, ich will mit hinaus, heut' wird mir's gut thun. Ich fühle mich heiter angeregt, und die Frühlingsluft lockt mich.

— Prächtig, prächtig! Ich fliege zu Spath und rüſte unſere Hüte und Hüllen. Auf Wiederſehen!

Und ſo flog Ludmilla, mit den Händen fröhlich grüßend und mit den Augen nur langſam von Hans ſcheidend, zur Thür hinaus.

— Es iſt beſſer, fuhr Frau Amalie halblaut fort, wir weihen ſie noch nicht gleich ein in das Geheimniß des Grafen. Sie iſt leichten Sinnes, und der Herr Rudolph von Mitzlau wird nicht lange auf ſich warten laſſen. Er ſucht den Grafen wie eine Stecknadel, oder vielmehr er ſucht deſſen Gold, und arglos könnte Ludmilla etwas verrathen, was vor ſolcher Neugier verborgen bleiben ſoll.

— Auch mich beſtürmt Mitzlau auf das dringendſte um den Aufenthaltsort ſeines Oheims.

— Seid verſchwiegen. Ich bin nicht eben eingenommen für dieſen Herrn Rudolph, und erwarte in ihm keine Hilfe für unſere Sache. Bis jetzt ſeid Ihr übrigens wol ſelbſt nicht im Stande geweſen, ihm Auskunft zu geben.

— Doch! Odontius hat mir in der Haſt eine Mittheilung gemacht —

— Ah?! Wie lautet ſie?

— Vom Maierhofe Ottakring gegen Norden aufwärts durch den Hohlweg in den Wald hinein bis zum Jägerhauſe, und dem Jäger das Wort „Brahma" ins Ohr flüſtern —

— So? Nun, wir haben es näher. Unſer braver Spath führt Euch direct hin.

— Ich glaube den alten Odontius auch da zu finden, und ich bin deshalb in Verlegenheit. Graf Waldſtein will Näheres von ihm wiſſen, und hat mich dafür in Anſpruch genommen —

— Nein, nein!

— Ich bin ihm Dank ſchuldig für meine Befreiung, und habe kaum ausweichen können, ihm binnen drei Tagen Nachricht zu geben —

— O nein, nein! Da müſſen wir ſorgfältig überlegen, was zu thun ſei. Ich möchte Eure Dankbarkeit nicht gern verhindern, aber dorthin dürfen wir durchaus nicht die Aufmerkſamkeit eines Mannes wie Waldſtein lenken. Er und unſer Graf ſind aus Mähren principielle Gegner.

— Darf ich wol ſelbſt um nähere Aufklärung über dieſen geheimnißvollen Mann bitten? Es hat mir ſelbſt unſer Hortleder niemals Näheres über ihn anvertraut, obwol er ſeit ſeiner Jugend in engem Verkehr mit ihm geſtanden. Er pflegte zu ſagen: die Stellung des Grafen ſei in den öſterreichiſchen Landen ſo delicat und gefährlich, daß er ſelten lange an demſelben Orte verweile, und es in keinem Betrachte gerathen ſei, die Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken.

— So iſt es, lieber Junker. Dieſer alte Graf Zierotin iſt die Seele unſerer Unternehmung. Wirklich die Seele. Er verhält ſich gleichſam körperlos. Er verlangt nichts, er will nichts für ſich, auch nicht die Leitung, auch nicht die Herrſchaft, auch nicht den Ruhm. Und doch ſtellt er uns all ſeine Mittel zur Verfügung. Dieſe Mittel ſind ſehr groß: eine ausgebreitete Kenntniß und Bildung, eine reine Menſchenliebe und weite Tonnen voll Gold. Letzteres lockt Herrn von Mitzlau. Dieſer ſucht ihn, wie ihr gehört haben werdet, in einem Kloſter Wiens, ein Irrthum, welcher abſichtlich und nicht ohne Veranlaſſung verbreitet worden iſt. Graf Zdenko Zierotin, von jahrelangen Reiſen zurückkehrend, hatte ſich in Mähren ſehr feindlich gegen den Jeſuiten-Orden erklärt, und war nahe daran, den Verfolgungen deſſelben zu unterliegen. Er hatte all ſeine großen Beſitzungen veräußert und in Goldſtücke verwandelt. Konnte man nun ſeiner Perſon habhaft werden, ſo wurde man auch unſcheinbar Herr ſeines Vermögens. Das verſuchte man, indem man ihn heute der ärgſten Ketzereien anklagen ließ und morgen für wahnſinnig ausgab. Man hatte ihn bereits ſo umgarnt, daß ihm nur übrig blieb, bei einem angeſehenen katholiſchen Orden Zuflucht zu ſuchen, bei den Benedictinern nämlich, welche durch gelehrte Bildung und einen edlen frommen Sinn den Jeſuiten noch hie und da einen erfolgreichen Widerpart halten. Die Abtei und das Kloſter der Schotten iſt in Wien ihr Sitz. Dorthin flüchtete Graf Zdenko. Dort hatte er auch einen perſönlichen Freund, auf den er hoffen durfte. Glücklicherweiſe iſt dieſer der eigentliche Regens im Capitel, ſoweit es die Verwaltung aller den Schotten zugehörigen weltlichen Güter betrifft. In dieſer Eigenſchaft wurde es dem freundlichen Benedictiner möglich, den alten Grafen ſo unterzubringen, daß man nicht weiß, wo er iſt. Dieſe Waldberge da drüben gehören den Schotten, und dort wohnt unſer alter Weiſer ſeit einiger Zeit unter dem Namen eines einſiedleriſchen Benedictiners, der vom Berge Athos heimgekehrt ſei und ſeinen gottgefälligen Studien lebe. Nur der alte Jäger dort, im Dienſte der Schotten, aber von den mähriſchen Gütern Zierotin's ſtammend, iſt im Geheimniſſe, und dort iſt er bisher allen Nachforſchungen entgangen. Jetzt iſt die Aufmerkſamkeit der Jeſuiten auf andere, dringendere Dinge gerichtet, und ſeit einiger Zeit ſcheint die ganze Angelegenheit verſchollen. Ihr ermeßt alſo leicht, daß uns der lärmend auftretende und nach ſeinem Oheim ſuchende Mitzlau nicht eben willkommen iſt, und daß wir im Verkehr mit dem alten Herrn die größte Vorſicht beobachten müſſen. Der Gärtner Spath iſt mein einziger Vertrauter in dieſer Angelegenheit, ſelbſt mein Gatte iſt nicht ganz eingeweiht, und ich mache Euch deshalb die größte Vorſicht und Verſchwiegenheit zur Pflicht.

Sie hatte eben dieſe Worte beendet, da klopfte es an die Thür. Es war Spath, der Gärtner. Beſcheiden und nicht ungeſchickt grüßend trat er ein, und fragte, an der Thür ſtehen bleibend, was die gnädigſte Frau Baronin befehle.

Sie winkte ihn näher, und machte ihn mit dem Junker bekannt, klar auseinanderſetzend, als ob ſie es nicht mit einem Diener, ſondern mit einem Standesgenoſſen zu thun hätte, was der Junker Hans in ihren gemeinſchaftlichen Glaubensſachen zu bedeuten habe, und was Spath zunächſt für ihn thun ſollte.

Spath nahm dieſe Zeichen von Achtung und Vertrauen in ſeiner Weiſe dankbar auf. Er war dies Wohlwollen, welches nicht im Mantel der Herablaſſung rauſchte, an ſeiner gnädigſten Frau gewohnt, und er verehrte ſie deshalb ſtark und vollſtändig. Ein jeweiliges Nicken mit dem Kopfe und der unausgeführte Verſuch eines Fußſcharrens deuteten an, daß ſein Herz nach dem Ausdrucke einer Erwiderung ſuche, denn das Feuchtwerden ſeiner Augen hielt er für unbemerkbar. Er wiſchte ſie haſtig aus, um ſich den Junker ſorgſam zu betrachten. Dann erſt — er war ein bedächtiges Naturell — erklärte er einfach und trocken:

— Werde Alles ſo gut ich kann beſorgen. Soll ich den jungen Herrn jetzt gleich hinaufführen?

— Nein, Spath, das würde auffallen. Erſt zum Abend. Ich werde jetzt bis zur Bildbuche im Dornbacher Hohlwege ſpazieren gehen, damit er den Weg bis dahin genau kennen lerne und in der Dämmerung allein finde. Dort an der Buche magſt Du ihn nach Sonnenuntergang erwarten und zum Grafen hinaufführen.

— Nur nicht zu ſpät, gnädigſte Frau Baronin. Ihr wißt, daß der Herr Eremit — ſo nannte man den alten Herrn da oben von Seiten der Holzbauern, welche ihn zuweilen ſahen — mit den Hühnern zu Bette geht.

— Alſo vor Sonnenuntergang, lieber Junker, von hier ausgehen. Still! Nichts weiter davon. Da kommt Ludmilla — —

Es war gar ſehr nöthig, daß Frau Amalie ſo vorſichtig verfuhr. Die Gefahr ſtieg bereits wie ein Gewitter empor in der Stadt Wien. Rudolph von Mitzlau und Herr Norbert bildeten dies Gewitter.

Norbert hatte bei dem Anblicke der unzweifelhaften Neigung zwiſchen Ludmilla und dem Junker Hans furchtbare Schmerzen empfunden. Das ſchöne Mädchen hatte ſich all ſeiner Sinne, hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt. Nichts ſah er vor ſich als dies Auge, welches ſchalkhaft und üppig, klug und verführeriſch in ſeine Seele, in ſeine Sinne hineindrang. Als ihr beim Fortgehen in raſcher Wendung das leichte Tuch einen Augenblick von der Schulter glitt und das friſche blendende Fleiſch des Nackens und der Schulter enthüllte, als der widerwärtige fremde Junker es aufhalten und ihr über die Achſel breiten durfte, da war es Norbert, als ob ein glühendes Eiſen durch ſeine Bruſt geſtoßen würde. Er fühlte ſich faſſungslos und — zu Allem entſchloſſen, was dieſe verführeriſche Geſtalt, wenn auch nur für einen Moment, in ſeine Arme drängen könne.

War dieſe Faſſungsloſigkeit, war dieſer lodernde Brand die Rache für ein Jugendleben ohne irgend welche Empfindung? Es ſchien ſo. Sein Kopf allein hatte bis jetzt gelebt, und ſo ſtieg denn auch jetzt kein Scrupel in ihm auf, daß er gegen ſeinen Stand und Beruf ſündige in dieſem Verlangen nach der Umarmung eines Mädchens. Sein Stand und ſein Beruf war ihm ein bloßes Geſchäft geweſen, ein diplomatiſches Geſchäft im Intereſſe der Kirche. Kein Herzensbedürfniß war dabei in Rede gekommen, wie ſollte ihm jetzt ein Scrupel entſtehen, da ſein Herz zum erſten Male in convulſiviſche Bewegung gerieth! Die ariſtokratiſche Erziehung kam ihm übrigens zu ſtatten in ſeinem Drange nach Befriedigung. Dieſe Erziehung war ja doch von dem Grundſatze ausgegangen, daß Alles, auch das Höchſte und Beſte, für ihn vorhanden und erreichbar ſei — ſo ſchwankte er keinen Augenblick, alle Mittel anzuwenden, welche ihm dieſes Mädchen in die Arme führen könnten, und als Waldſtein ſeiner

Braut auf dem Vorſaale entgegenging, ſchritt er feſten Schrittes an dieſer vorüber an das Treppengeländer hin, um die zauberhafte Geſtalt Ludmillas ſo lange als möglich noch zu verſchlingen.

Wunderbare Welt, welche im Reiche der Neigung ſo oft alle Vorzüge überſpringt und das Unſcheinbare beglückt! Der bereits mächtige, reiche und innerlich bedeutende Waldſtein mußte ſich — er hatte ein ſcharfes Auge für das Innere der Menſchen — er mußte ſich ärgerlich geſtehen, daß ſeine Braut voll Sympathie ſei für jenen einfachen ſächſiſchen Junker, voll einer Sympathie, welche ihm ſo ganz und gar nicht entgegenkam, und der zu großer Laufbahn aufſchreitende mähriſche Graf Zierotin im geiſtlichen Kleide, welches gerade ihm alle Machtpforten der Welt öffnete, mußte in Neid und Unmacht hinter dem dürftigen Junkerlein herblicken, welches noch vor ein paar Stunden ein gefangenes und zum äußerſten bedrohtes Nichts geweſen war!

Nun denn, in einigen Minuten iſt es wieder ein alſo bedrohtes Nichts, dachte er, und du wirſt das Deinige thun, daß er nie wieder jene weiße Schulter berühre. Dies denkend ſchritt er raſch die Stiege hinab. Er hatte ja oben in der Burg, wenn auch nur mit halber Aufmerkſamkeit, vernommen, daß der Junker am Schottenthor wieder eingefangen werden ſolle. Das wollte er jetzt von fern mit anſehen vor der Thür des Harrachſchen Hauſes.

Es kam anders. In dem Angriffe verſchwand der Wagen, und es entwickelte ſich ein Volksauflauf, da die Gardiſten auf Medardos Zuruf wenigſtens etwas zuwege bringen und den Bart-Conrad fangen wollten. Der Raſchmacher Urban, welcher gerade eine ſolche Scene wünſchte, um die Stadt in Bewegung zu bringen, ſchrie wie beſeſſen, und brachte denn auch ein Getümmel zu Stande.

Dies Getümmel wälzte ſich gegen die Freiung herab. Norbert, welcher ſich zu weit vorgewagt hatte, um den Angriff auf den Wagen des Junkers näher zu beobachten, befand ſich plötzlich nur noch etwa hundert Schritte entfernt von der ſchreienden und kämpfenden Maſſe, und hatte doch nicht die geringſte Neigung in unmittelbare Berührung mit derſelben zu gerathen. Sein ſchwarzes Jeſuitenkleid war von gefährlicher Anziehungskraft in ſolcher Situation. Er ſah rückwärts, ob die Thür des Harrachſchen Hauſes ihn wieder aufnehmen könne — ſie war verſchloſſen; der Thürſteher hatte den heranziehenden Lärm gemerkt. Kurz und raſch im Entſchluſſe ging er alſo ſchnellen Schrittes nach rechts hinüber, wo die Gebäude der Schottenabtei eine Zuflucht boten. Der Pförtner wollte zwar ſoeben auch das Seitenpförtchen ſchließen, aber er konnte doch nicht verweigern, daß der junge vornehme Jeſuit ſchnell noch eintrat. Er kannte ihn und ſeine vornehme Abkunft ſehr wohl, denn Pater Norbert war erſt kürzlich in Sachen ſeines verſchwundenen Oheims, des Grafen Zdenko, in der Abtei geweſen. Die erſte Frage des höflichen Pförtners ging alſo dahin, ob der hochwürdige Herr Pater ſeit jener Zeit ſo glücklich geweſen ſei, den alten Herrn Grafen aufzufinden.

Norbert hatte mit keiner Sylbe an den Oheim Zdenko gedacht. Dieſe Frage aber fiel doch auf fruchtbaren Boden. Der fixe Gedanke, ſich jenes ſchönen Mädchens zu bemächtigen, wucherte natürlich nach allen Möglichkeiten hinaus, welche ſich der Phantaſie darboten. Für jede dieſer Möglichkeiten, mochten ſie Entführung heißen, oder Glaubenswechſel, oder ſonſtwie, war jener Oheim Zdenko ein Anhaltspunkt. Die großen Geldmittel desſelben auf der einen Seite, die Freigeiſterei, deren man ihn bezichtigte, auf der andern Seite, erſchienen dem Neffen plötzlich von weiter Bedeutung. Er ſah ſchweigend dem alten Pförtner ins Antlitz, und ſetzte durch dies Schweigen und durch ſein glühendes Auge den Mann von Minute zu Minute in peinlichere Verlegenheit. Zufällig wußte nämlich dieſer Pförtner ſo viel von dem Grafen Zdenko, daß er gar wohl den Neffen auf die Spur des Oheims hätte leiten können. Er hatte ja das Thor geöffnet, als der Pater Regens beim Morgengrauen ſeinen

Freund, den Grafen Zierotin, hinausgefahren aus der Abtei; die ſtädtiſchen Maulthiere hatten ausgeſchlagen, als ſie jählings rechts gelenkt wurden nach dem Schottenthore; der Pater Regens war nach drei Stunden allein zurückgekehrt, und hatte zwei Finger auf den Mund gelegt, als er an dem demüthig grüßenden Pförtner vorübergefahren war in den Hof hinein. Der Pförtner, ein alter Laienbruder, war wohl geſchult in Vorſicht und Verſchwiegenheit, war ganz wohl unterrichtet über die feindliche Stellung, welche das Benedictinerthum und das Jeſuitenthum gegen einander einnahmen, und er war in dieſem Augenblicke durchdrungen von der Ueberzeugung, der furchtbar ſchweigende und ihn mit dem Blick durchbohrende Jeſuitenpater ſei hinter das Geheimniß gekommen und wolle jetzt die letzte Aufklärung aus ihm herauspreſſen.

Norbert, wohlgeübt im inquiſitoriſchen Verfahren, deutete ſich geſchickt die ängſtlichen Geſichtszuckungen des Pförtners, und ſagte endlich langſam, aber mit drohender Betonung:

— Du weißt, wo mein Oheim iſt!

— Nein, Hochwürden, wahrhaftig nicht!

— Er iſt hier im Kloſter!

— Nein, Hochwürden, er iſt nicht mehr hier!

— Nicht mehr?! Er war alſo hier —

Die letzten Worte, welche Norbert vor ſich hin geſprochen, wurden unterbrochen. Der Pförtner, vom Anblicke Norberts betroffen, hatte die Thür nicht ins Schloß geworfen, ſondern nur angelehnt — ſie flog jetzt auf, und zwei Männer ſtürzten herein. Der eine von ihnen, Niemand anders als die „rothe Feder“, hatte die Gewandtheit, die Thür ins Schloß zu werfen. Man hörte wirres Geſchrei draußen, aus welchem nur folgende Aeußerungen zu verſtehen waren:

— Schlagt die Pforte ein, das iſt der Hauptlump!

— Thut's nicht, wir ſind in der Freiung, die Schotten ſind oft genug eine Zuflucht geweſen für unſere armen Teufel; die Schotten ſind brav, ehrt ihre Freiſtätte!

— Dummes Zeug von braven Schotten und Freiſtätte! Aber aufhalten wollen wir uns nicht hier im leeren Winkel; in die innere Stadt hinein müſſen wir, ſonſt geht uns der angefangene Aufſtand wieder aus dem Leim. Vorwärts!

— Vorwärts! antwortete der Hauſe dem letzten Redner, deſſen Stimme dem Raſchmacher Urban gehörte, und der Lärm entfernte ſich nach dem Heidenſchuſſe hinauf.

— Der Raſchmacher hat Recht, Hochwürden, flüſterte die „rothe Feder“ noch ziemlich athemlos, jetzt ſteht die ganze Stadt auf dem Spiele, denn die Cavaliere ſprengen zu allen Thoren herein nach dem Landhauſe. Es ſoll eine Proteſtſitzung geben gegen den neuen Herrn und ein Verweigern der Huldigung. Wenn das mit dem Volksaufſtande zuſammenklappt, alsdann —

— Poſſen! Wien iſt katholiſch! ſagte mit kalter Energie Pater Norbert. Schafft den Mann da auf eine Lagerſtatt, Pförtner, er fällt ja um, und kommt mit mir Medardo.

Unter dieſen Worten ging Norbert in dem gewölbten Gange des Flurs weiter nach hinten dem Hofe zu. Die „rothe Feder“ folgte ihm. Jener erſchöpfte Mann aber, der alte Pudel aus der Schranne, ward vom Pförtner in die offen ſtehende Thorſtube geleitet. Der Mangel an „Bülldung“ der Straßenwelt hatte ihn garſtig beläſtigt, und er lallte ununterbrochen vor ſich hin:

— Der wüſte Conrad war's, der „ungebülldete“ Holzknecht, pfui!

Pater Norbert behielt ungeſtört ſein Ziel im Auge und den Weg, auf welchen ihn zufällig der erſchrockene Pförtner geleitet hatte: Ludmilla und ſeinen verſchwundenen Oheim mit den Goldſtücken, den alten Grafen Zdenko. Er fragte alſo raſch den aller Stadtdinge kundigen Medardo, ob er vermuthen könne, wohin dieſer aus der Schottenabtei gebracht worden ſei.

Die „rothe Feder“ ſchwieg und dachte nach. Es fehlte an Anzeichen; denn was da geſchehen ſein konnte, war unter Hilfsmitteln der geiſtlichen Herren, der Schotten, geſchehen, war alſo von den Genoſſen Medardos, den Gardiſten und andern Aufpaſſern, nicht beachtet worden.

Nach manchem Hin- und Herrathen kamen Pater Norbert und Medardo dahin überein, daß Graf Zdenko wahrſcheinlich auf einem Beſitzthume der Schotten verborgen weile. Nun wurden dieſe Beſitzthümer beſprochen. Penzing war die wichtigſte. Dort ſollte nachgeſpürt werden. Aber auch nordwärts von Penzing, weithin über Berg und Wald, gehörten weite Landſtrecken den Schotten, welche vor einem halben Jahrtauſend vom Herzoge Heinrich Jaſomirgott als ſchottiſche und iriſche Mönche bei Wien angeſiedelt und von ihm, ſowie von ſeinen Nachfolgern reich dotirt worden waren.

— Holla! rief plötzlich Medardo.

— Was?

— Heut' Morgen iſt uns gemeldet worden, daß der ungariſche Wagen, welcher heut' Nacht am Ausgange des Kohlenmarktes gehalten, und wahrſcheinlich den Odontius —

— Odontius – wie?

— Hochwürden, ich laſſe mir's nicht nehmen, daß der räthſelhafte Alte, welcher heut' Nacht in der Stallburg das Aufſehen gemacht, der Odontius ſelbſt geweſen iſt.

— Ah?!

— Und wir wiſſen aus Olmütz, daß dieſer Hauptketzer in Verbindung ſteht mit dem Grafen Zdenko.

— Nun?

— Nun, dieſer ungariſche Wagen heut' Nacht iſt zum Schottenthor hinausgefahren. Wie kommt ein ungariſcher Wagen da hinaus?! Was aber noch deutlicher ſpricht, der wacheſtehende Gardiſt, mein Landsmann, der Battiſta, ein aufgeweckter Kopf, hat draußen an der Grabenbrücke drei Worte gehört, die einen Fingerzeig geben —

— Welche?

— Der Kutſcher hat einen Augenblick ſtillgehalten und ſeinen Kopf zurückgewendet nach dem verdeckten Wagen, offenbar weil er nicht gewußt hat, ob er rechts oder links fahren ſolle. Da hat eine ſchwache Stimme im Wagen geſagt: Links zum Grafen!

— Links? Das geht nach Hernals.

— Jörger in Hernals iſt aber Baron, und „Graf“ kurzweg wird bei den Ketzern Graf Zdenko überall genannt.

— Alſo dahinaus —?

— Dahinaus liegt höchſt wahrſcheinlich der Schlupfwinkel des Grafen Zdenko. In Hernals nicht. Dort hab' ich meinen Aufpaſſer, der nie etwas davon gemeldet. Aber — richtig! — mein Aufpaſſer ſagte neulich: Die Frau Baronin, eine Hauptketzerin, mache ſeit einiger Zeit gegen ihre ſonſtige Gewohnheit häufig Spaziergänge in den Wald hinauf. Sollte ſie nicht, die ſehr klug und mit aller Welt in Verbindung —

— Gut, gut. Dahin unſere Netze!

— Schwer, ſchwer, Hochwürden. Draußen jenſeits des Grabens iſt das Ketzerthum allmächtig, und die Cavaliere machen wenig Umſtände mit unſeren Leuten.

— Muß aber doch geſchehen.

Damit trennten ſie ſich. Norbert rief den alten Pförtner zu ſich, und trug ihm auf, den Platz draußen zu überſchauen. Die Nachricht lautete: er ſei leer; die Tumultuanten ſeien im Heidenſchußgäßchen verſchwunden, die Gardiſten aber hätten ſich — nach Ausſage eines Gaſſenkehrers — in den Tiefen Graben hinab zurückgezogen; aus der inneren Stadt wiſſe und höre man nichts.

Norbert trat hinaus auf den freien Platz. Er wollte zu Waldſtein hinüber, den er noch im Harrach'ſchen Hauſe vermuthen durfte, um dieſem mitzutheilen, was er über den Grafen Zdenko erfahren, und vielleicht einige Reiter Waldſtein's in Anſpruch zu nehmen. Denn in Betreff des Oheims Zdenko war er ſicher, kräftige Unterſtützung bei Waldſtein zu finden, da dieſer ein perſönlicher Gegner Zdenkos war.

Ehe Norbert jedoch den Platz ganz überſchritten hatte, kam ein Reiter aus dem Tiefen Graben heraufgeſprengt und ihm entgegen. Es war Rudolph von Mitzlau, der ſich endlich von Gangelberger losgewunden, ſein Pferd im „Löwen“ geholt hatte und jetzt nach Hernals hinauseilen wollte.

Norbert blieb ſtehen. Er wußte, daß dieſer ſchleſiſche Junker ſich ein beſonderes Geſchäft daraus machte, den ihm ebenfalls verwandten Zdenko auszuſpüren.

— Wohin, Herr Junker? rief er ihm zu.

Mitzlau hielt ſein Pferd an und zögerte mit der Antwort. Daß er zu den Ketzern hinauseile, ſtimmte nicht gut zu der Rolle, welche ihm die vergangene Nacht aufgedrängt worden war. Norbert aber war ſehr geneigt, ihm die Antwort zu erleichtern. Das geſchah am beſten, indem er ſie ihm erſparte.

Norbert trat alſo nahe zu Mitzlau hinan und ſprach lächelnd weiter:

— Ich hab' Euch ja geſtern Abend da oben (nach den Harrach'ſchen Fenſtern hinaufblickend) beobachtet. Ihr wart mit der ſchönen Ketzerin gekommen, und ſie ärgerte Euch offenbar mit ihrer Sorge um den gefangenen Sachſen — laßt's gut ſein mit Proteſtiren! Die Hauptſache iſt: er hat ſie vor einer Viertelſtunde, oder richtiger: ſie hat ihn vor einer Viertelſtunde da hinausgefahren —

— Wie?

— Ja wol. Eure Anſtalten — denn ſie gingen ja doch von Euch und Gangelberger aus! — ſind ungenügend geweſen; er iſt hinaus mit ihr, und jetzt lachen ſie draußen im Schloſſe über uns. Aber nützen könnt Ihr uns da draußen doch, uns und Euch.

— Das heißt?

— Das heißt — und das Folgende ſprach er geſammelt und nachdrucksvoll, wenn auch nicht mit ſehr lauter Stimme — das heißt, wenn Ihr Euch beizeiten entſchließt, Einem Herrn zu dienen.

— Einem Herrn —?

— Bis jetzt dient Ihr zweien. Ich kannte Euch, ehe Ihr nach Wien kamt. Wir ſind ja Verwandte, und Oheim Zdenko iſt unſer gemeinſchaftlicher Vetter. Ihr kamt, um ihn aus den Händen der räuberiſchen Pfaffen zu befreien, die ſein Geld in Beſchlag genommen und Euch entzogen. Still, ſtill! Wir kennen Euch ganz gut, und wir wiſſen es auch zu würdigen, daß Ihr Euch heute Nacht — ich will nicht unterſuchen warum — für uns entſchieden habt. Aber bleibt nun ſtracks und feſt auf dem Pfade, welchen die Fügung des Himmels Euch heute Nacht angewieſen. Uns täuſcht Ihr nicht, und wir wiſſen zu lohnen und — furchtbar zu ſtrafen. Genug! Erwidert nichts. Ich allein kenne Euch ganz. Ueberzeugt mich in der nächſten Zeit, daß Ihr Euren Eintritt dahier auslöſchen gewollt, und ich ſtehe Euch für eine glänzende Laufbahn. Beſucht mich in jeder Woche zweimal; ich wohne in der Burg. Um Euch gegen die Hernalſer ſicherzuſtellen, kommt des Abends. Ich komme übrigens auch hinaus —

— Wie?

— Ich bin nicht furchtſam, und mein Kleid iſt nicht unerläßlich. Aber ich rathe Euch, mich nicht zu vernachläſſigen. Täuſcht Euch nicht über die Zukunft. Was jetzt hier lärmt, das iſt hohl. Und die Schätze Oheim Zdenkos können nur wir Euch verſchaffen. Er iſt in keinem Kloſter, in keiner Gewalt von Pfaffen. Im Gegentheil. Er iſt frei, iſt von Mönchen unterſtützt und iſt allen Ketzern zugänglich. Gebt mir die Hand zum Zeichen, daß Ihr uns treu ſein wollt, und ich bringe Euch auf ſeine Spur.

— Hier iſt meine Hand, ſagte, wenn auch nicht eben entſchloſſen, Rudolph von Mitzlau.

Norbert theilte ihm nun mit, was er ſoeben entdeckt hatte, und machte ihn beſonders aufmerkſam, daß Frau von Jörger's Spaziergänge ihn am leichteſten zum Ziele führen könnten. Und ſo entließ er ihn, nochmals ſtreng auf ſofortige Mittheilung dringend.

Ziemlich betäubt ritt Herr Rudolph hinaus. Er war gleichſam im Handumkehren in ſo gefährliche Lage gerathen, daß er beiden Parteien dienen mußte, von beiden Parteien außerordentlich bedroht ſein, von beiden Parteien aber auch großen Vortheil ziehen konnte. War dies ſeinen Charakteranlagen ſo ganz unangemeſſen? Er meinte es. Er meinte auch dieſe doppelte Aufgabe ſo bald als möglich abzuſchütteln. So bald als möglich! Der Zufall habe ſie ihm aufgehalſt, die nächſten Begebenheiten würden ihn wol auch davon befreien. Zunächſt ſtanden nur zwei Zielpunkte vor ſeinen Wünſchen: die ſchöne Ludmilla und der reiche Oheim. Der Wink über den Aufenthalt des letzteren war doch unſchätzbar. Der gefährliche Vater Norbert ſollte nach Umſtänden wol das Nachſehen kriegen, wenn man ſich des Oheims und ſeiner Schätze ohne ihn bemächtigen könne!

Dies war der Schluß ſeiner Gedankenreihe, als ſein Roß über die Brücke und ins Schloßthor von Hernals ſchritt.

Die Herrſchaft war nicht daheim. Der Herr Baron in Wien, die Frau Baronin mit Ludmilla und dem fremden Junker auf einem Spaziergange.

— Auf einem Spaziergange?! Nach welcher Richtung?

— Nach Dornbach hin, und dort wahrſcheinlich links in den Wald hinauf zur Bildbuche —

Alſo richtig! dachte Herr Rudolph, und in der ſicheren Hoffnung, den geheimnißvollen Weg zum Oheim Zdenko in dieſer Weiſe raſch zu entdecken, forderte er haſtig und ziemlich befehlend einen der im Hofe verweilenden Dienſtleute auf, ihn nach der Bildbuche zu führen. Dieſer entſchuldigte ſich zwar, weil er das Pferd beſorgen müſſe, ein Anderer aber trat vor und übernahm die Führung des Herrn von Mitzlau.

Der Wald oberhalb Dornbach und Ottakring, welcher ſich jetzt nur auf den Höhen zwiſchen dieſen beiden Ortſchaften hinzieht, reichte damals noch weiter herab in das Thal, und die Bildbuche ſtand oberhalb der jetzigen Bieglerhütte auf einer kleinen Waldwieſe. Den Namen hatte ſie, wie es noch jetzt häufig vorkommt, von einem Muttergottesbilde, welches in den Stamm eingefügt war. Candidat Götzinger im Hernalſer Schloſſe hatte dafür geſorgt, daß es ausgebrochen worden. In der Kirche duldete er als Lutheraner einige Bilder, aber übrigens nannte er ſie einen Götzendienſt, dem man ſteuern müſſe. Trotzdem behielt natürlich die Buche ihren Namen, und auf einer plumpen Holzbank an ihrem Fuße ſaßen in prächtigem Sonnenſcheine Frau Amalie, Fräulein Ludmilla und der Junker Hans, ſich an der ſchönen Ausſicht weidend, welche man von dort genoß. Dieſe Abhänge des Wiener Waldes bieten dem Blicke ein reizendes Panorama: links die Donau mit ihren bewaldeten Inſeln vom Marchfelde hinab bis zum Berge von Theben unweit Preßburg, gleichſam dem Wartberge Ungarns, an welchen ſich linkshin die kleinen Karpathen ſchließen. Rechtshin legte ſich eine andere, wenn auch niedrige Mauer vor das Ungarland, das Leithagebirge, welches bis an die Vorberge der Alpen reicht. Als Wartberg dieſer Alpen ſchließt hier der prächtige Schneeberg den Horizont, ein Granitkegel, deſſen Schneerinnen hereinglänzten in die liebliche Ebene des Wiener Beckens. Wie eine Perle in dieſer großen Muſchel lag vorne Wien vor den ſchweigſam Hinabſchauenden.

— Dort unten hinter den ſtarren Wällen entſcheidet ſich vielleicht noch in dieſem Jahre das Schickſal Europas, ſagte endlich Frau Amalie, indem ſie hinabzeigte.

— Ich glaube, die Entſcheidung fällt in Böhmen! ſagte beſcheidenen Tones Junker Hans.

— Vielleicht eine Kriegsentſcheidung. Sie iſt nicht die letzte. Die regierende Seele für den weiten Länderkreis, welcher ſich von den fernſten Bergen herab um die Donau gruppirt, wird immer da unten wohnen in jener Hofburg.

— Unſere Cavaliere in Böhmen pflegen aber doch auszurufen, ſagte Ludmilla, daß Böhmen keinen Zuſammenhang brauche mit den öſterreichiſchen Ländern. Es ſei ein geſchloſſener Burgfrieden von mächtigem Umfange, der ſich ſelbſt genüge —

— Geſchloſſen iſt er im Oſten durch das Rieſengebirge, im Norden durch das Erzgebirge, im Weſten durch den Böhmerwald. Hierher nach Süden aber iſt Böhmen offen, hierher wird es immer gezogen werden, wie es ſich auch ſträube. Die Völker ſind abhängig von den Wellen und Flächen des Erdbodens. — Sieh', da unten ſproßt das erſte gelbe Blümchen des Frühjahrs!

— Ich hol' es Dir, Tante!

Sie flog hinab, und Frau Amalie benützte ihre Abweſenheit, um den Junker über den Weg zu unterrichten, welcher in den tieferen Wald hinauf zum Grafen führe. Es war nur ein Fußſteig. Fahrwege, nur für Holzwagen gebraucht, gab es wol zwei. Einer von dem Vorwerke Ottakring hinauf, und einer durch Dornbach hinauf. Dieſe beiden Fahrwege bögen aber ab in der Nähe des Waldhügels, in deſſen dichtem Schatten der Graf ſeinen Aufenthalt habe. Nur dieſer Fußweg führe bis zur Schwelle ſeiner Wohnung. „Hier alſo erwartet heut' Abend den Spath; in einer kleinen halben Stunde gelangt Ihr dann hinauf.“

Ludmilla brachte das Blümchen, kniete vor ihr nieder und überreichte es ihr lächelnd. Glück und Heiterkeit und ſüße Befriedigung ruhten auf den lieblichen Zügen des Mädchens. Dieſe drei Menſchen waren in wohliger, ja in ſeliger Stimmung. Die jungen Leute ſahen einander vertrauensvoll in die Augen, gegenſeitiger Zuneigung ſicher ohne ein Wort. Frau Amalie aber freute ſich innerlich dieſer Uebereinſtimmung junger, ſchön gebildeter Geſchöpfe.

— Sing' uns Dein Dorflied, Ludmilla! Alle Lüfte ſchweigen; es wird lieblich und weit klingen.

Und Ludmilla ſang ohneweiters ein böhmiſches Volkslied. Seine Weiſe war nicht ohne Melancholie, aber die friſche Stimme verlieh ihm eine ſehnſüchtige Kraft. Hans fühlte ſeine Augen übergehen von Thränen, und als ſie geendet, reichte er ihr tief ergriffen die Hand, um ſie emporzuheben. Sie reichte ihm beide Hände, und ließ ſich von ihm aufrichten, faſt die ganze

Schwere ihres Körpers ſeiner Kraft überlaſſend. Wie eine Fluth von Wärme und Elektricität ſtrömte es ihm zum Herzen, und ſie wären vielleicht einander in die Arme geſunken trotz der Tante, wenn nicht ein plötzliches „Hollah“ aus der nahen Schlucht unten ſie geſtört hätte.

Dieſes „Hollah“ ging von dem Begleiter Rudolphs aus, welcher die Ankunft eines Fremden bei Zeiten melden wollte. Es war der Gärtner Spath ſelber, welcher ſich zur Begleitung erboten hatte, und jetzt wol verhindern wollte, daß ſeine Herrin überraſcht würde.

Man kann nicht ſagen, daß Herr Rudolph irgend Jemand willkommen war, und der Empfang war denn ſo kahl wie der Wald, in welchem er ſtattfand. Das Behagen war geſtört, und Frau Amalie fand, daß die junge Frühlingsluft denn doch einen ſehr kalten Untergrund habe, um deſſenwillen der Heimweg zu ſuchen ſei. Junker Hans fand, daß der von Mitzlau auch in anderer Beziehung zudringlich ſei. Er hielt ihn nämlich beim Hinabſteigen durch die Schlucht am Arme zurück, und fragte ihn zwar leiſe, aber kurzweg: ob dies der Pfad zu ſeines Oheims Aufenthalt ſei, und ob Herr Junker Hans von Starſchädel ihn hingeleiten wolle, wie er verſprochen habe? Hans ſah ihm nicht ohne Schrecken ins Angeſicht — dies Angeſicht lächelte unangenehm, der Kopf nickte und der Mund ſprach:

— Allerdings bin ich plötzlich unterrichtet, daß Graf Zdenko in dieſer Gegend hauſt, und ich hoffe, Ihr werdet Euer Wort halten —

— Erſt müßte ich ſelbſt unterrichtet ſein, entgegnete Hans, denn ich habe in der vergangenen Nacht eben nur eine Andeutung erhalten. Dieſer werde ich nachforſchen. Mehr habe ich nicht verſprochen, und mehr konnte ich nicht verſprechen. Es ſcheint ja auch, als wüßtet Ihr ſelbſt ſchon mehr als ich —

— Ah, Ihr ſperrt Euch? Nun wir ſprechen weiter! Dies ſagend, ſprang er zu den Damen hinab, ihnen ſeine Unterſtützung anzubieten für den etwas abſchüſſigen Weg.

Nur Fräulein Ludmilla fand nach einiger Zeit, daß der ſtörende Vetter doch artig und heiter ſei. Er erzählte die Vorgänge der letzten Nacht unter einem andern, recht lebensvollen Geſichtspunkte, und verwendete mehr freie Laune auf die Schilderung der verſchiedenen Perſönlichkeiten, als Junker Hans gethan hatte. Dabei beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit dem Fräulein, da Frau Amalie durchwegs ſchweigſam verblieb, und fand dazwiſchen immer wieder eine Veranlaſſung, für die zuhörende ſchöne Muhme Artigkeiten einfließen zu laſſen, welche ihr zuerſt ein Lächeln und ſpäter kleine Erwiderungen abnöthigten.

Zu Hans hatte ſich der Gärtner Spath geſellt, um ſeine Beſorgniß auszudrücken über den Herrn von Mitzlau. Es habe dieſer geradezu vom „Grafen“ geſprochen, der da oben im Walde wohne, und zu dem er geführt ſein wolle. Das ſei übel, denn die Frau Baronin habe ihm ſchon geſtern mit einem kurzen Worte eingeſchärft, vor dem jungen Herrn auf der Hut zu ſein. Sein „Herr Oheim“ trage gar kein Verlangen nach dieſem Neffen. Deshalb habe er, der Spath, ſich vorhin gleich zugedrängt als Führer, damit nichts Ungeſchicktes geſchehe. Heute Abend ſei nun aber doppelte Vorſicht nöthig. Der Herr Junker von Starſchädel möge nur ja trachten, unbemerkt aus dem Schloſſe zu kommen, denn der Herr von Mitzlau ſehe ganz danach aus, als würde er ſich „anvettern“ wollen. Er, Spath, werde bei Sonnenuntergang hier in der Schlucht unter der Bildbuche warten. Herr von Starſchädel aber möge nun die einbrechende Dunkelheit abwarten, damit Herr von Mitzlau ihm nicht vielleicht vom Fenſter aus gehen ſehe. Wird's nun auch für's erſte Mal etwas ſpäter — ſchloß er — und finden wir den Herrn Graf ſchon beim Schlafengehen, ſo iſt doch heute noch der erſte Schritt geſchehen für die Bekanntſchaft und für die Briefſchaften.

Junker Hans war ganz damit einverſtanden. Auch Frau Amalie hatte ihm neuerdings geſagt, daß er keinen Tag Zeit verlieren möge, und ſo beſtellte er Spath für dieſen Abend ganz poſitiv zu der Expedition.

Er fühlte ſich wie niemals im Strome des Glückes, und hatte nicht die entfernteſte Ahnung, daß dies Glück nur im lieblichen Aufſchwunge und Gedeihen ſeiner Neigung zu Ludmilla wurzle, von allen Seiten aber bereits gefährlich unterhöhlt ſei.

Der Lauf dieſes Nachmittags ſchon brachte ein kleines Ereigniß nach dem andern, welches ihn hätte bedenklich machen ſollen, wenn ein Liebender nicht eben das unbedachteſte Weſen unter der Sonne wäre.

Am Brückenthor erwartete ein reitender Bote die Frau Baronin Amalie und Fräulein Ludmilla. Ludmilla erkannte ihn von fern, winkte ihm und eilte auf ihn zu. Es war Prokop, ein alter Reitknecht ihres Vaters. Er kam aus dem obern Lande über Krems herab, und brachte die Nachricht, daß der gnädige Herr Vater, Freiherr von Loß, heute und morgen noch nicht eintreffen werde. Im Städtchen Horn ſei er aufgehalten. Dort habe ſich ein Ausſchuß der Landſtände verſammelt, der des Freiherrn Rath in Anſpruch nehme.

Ludmilla beklagte dies lebhaft. Junker Hans mit ihr. Und doch ahnte Letzterer nicht, daß gerade ihm die baldige Ankunft des Freiherrn am nöthigſten ſein würde, denn der Freiherr von Loß war des Junkers zuverläſſigſter Gönner.

Nun wurde dem Junker ein Zimmer angewieſen auf der Nordweſtſeite, alſo gerade auf der Seite, von wo man den Weg nach der Bildbuche überſehen konnte, und unmittelbar neben ihm wurde Herr von Mitzlau einquartiert.

Herr von Mitzlau hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als den Junker nochmals dringend an die Zuſage zu erinnern, welche er ihm oben im Gedränge der Burg gegeben hatte: vermittelſt des alten Ungars ihm den Aufenthalt ſeines Oheims Zdenko nachzuweiſen. Das konnte und durfte nun Hans ganz gewiß nicht. Aber Herr Rudolph, ohnedies ſchon gereizt durch die ſichtbare Gunſt, in welcher Hans bei Ludmilla und Frau Amalie ſtand, wurde herb und herber in ſeinem Zudringen, ſprach von gerechtfertigtem Mißtrauen in die Verſprechungen des ſächſiſchen Junkers, und trieb es zu einer Scene, welche für Hans herzlich unangenehm war. Auch eine halbe Zuſage war für ſeine Gewiſſenhaftigkeit eine Verpflichtung, und es quälte ihn, daß er unzuverläſſig erſcheinen ſolle. Faſt drohend verließ ihn Herr Rudolph von Mitzlau.

Kaum war dieſer hinweg, ſo trat Candidat Götzinger in des Junkers Zimmer.

Er begrüßte den jungen Apoſtel aus dem gelobten Lande — ſo nannte er Sachſen — mit einem ſteifen Schwall bibliſcher Phraſen, und drückte ſeine unangenehm ſchmeichleriſche Freude darüber aus, daß der junge Apoſtel, wie er von der verehrlichen Freifrau und Hausfrau vernommen, ausgerüſtet ſei mit den neuen dogmatiſchen Vorſchlägen, welche wiederum von Sachſen ausgehen ſollten. Seine Seele dürſte danach, und er ſei gekommen, um ſich letzen zu laſſen.

Frau Amalie hatte unterlaſſen, den Junker Hans vor dieſem Candidaten zu warnen; er war ein verknöcherter Lutheraner, und der Gedanke einer Union unter den proteſtantiſchen Richtungen war ihm widerwärtig, ja verbrecheriſch. Seine Augen ſperrten ſich alſo weit auf, und ſeine Naſenflügel geriethen in wilde Bewegung, als der unvorſichtige Junker auf einige Einwendungen vom Standpunkte des Katechismus in Eifer gerieth, und den Grundgedanken der Union, äußerſte Beſchränkung der dogmatiſchen Sätze, immer eifriger und wärmer entwickelte. Der unbedachte Jüngling ſah es nicht, daß Candidat Götzinger immer magerer und ſpitziger wurde in ſeinem knochigen Angeſichte, daß ſeine fleiſchloſen großen Fäuſte ſich immer ingrimmiger ballten, und daß der Moment immer näher rückte, welcher eine Verfluchung dieſer läſterlichen Unionsbeſtrebungen von den krampfhaft zuſammengekniffenen Lippen des fanatiſch orthodoxen Candidaten löſen werde. Hans ſah dies Alles nicht und er ahnte nicht, daß er ſich wiederum einen Feind, einen grimmigen Feind fertig mache; denn er beſaß in ſeiner uneigennützigen Hingebung an die Ideale ſeiner Seele ein ausgeſprochenes Talent, alle perſönlichen Rückſichten zu überſetzen und ſich Feindſchaft zu erwecken links und rechts.

Zufällig unterbrach Tartſch, welcher mit den Pferden angekommen war, des Junkers unheilbringende Unionspredigt. Candidat Götzinger ergriff dieſe Gelegenheit, ſeinen Beſuch zu endigen. Er wußte, daß die Freifrau dieſem gefährlichen Junker ſehr wohlwollend geſinnt ſei — ſie ſelbſt war ja in Götzinger's Augen ein ſehr zweifelhaftes Glied der lutheraniſchen Heerde! — und aus Rückſicht auf ſie, welche ja doch augenblicklich noch ſeine Brodherrin war, bezwang er ſeinen Ingrimm und ging ſchweigend von dannen, ſich feſt vornehmend, dem Freiherrn von Jörger ſelbſt eine flammende Vorſtellung über dieſe Gräuel in feierlicher Form zu verſetzen, denn der Freiherr war im dogmatiſchen Punkte ſtreng und genau.

Hans, welcher ſich warm geſprochen, bemerkte von alledem nichts, und fragte den alten Diener unbefangen, warum er ſo lange in der Stadt verweilt.

— Weil der Teufel überall los iſt! entgegnete dieſer verdrießlich.

— Das heißt?

— Der Aufſtand unſerer Leute drin iſt wieder entzweigegangen. Es haben ſich nicht Leute genug dazugeſchlagen, und das Ganze hat ſich verlaufen. Der Conrad und der Raſchmacher kamen in den „Löwen“, und es war Alles elend. Das hab ich abwarten wollen, und darüber iſt die Zeit vergangen. Am Ende kam auch noch die Nachricht, daß ſich die Studenten für den neuen Herrn erklärt haben und ſich bewaffnen wollten gegen uns. Der Raſchmacher ſagte, es ſeien halt Jeſuiten-Jungen, und von dem dummen Volke hier ſei nichts zu erwarten. Der Raſchmacher hat Recht; machen wir, daß wir fortkommen aus dieſer Gegend, hier iſt für uns nichts zu holen, ich hab's ja immer geſagt, und für Euch, Herr Junker, am allerwenigſten!

— Für mich?

— Ja für Euch gerade. Daß Ihr mit dem Walſten oder Waldſtein, wie er nun heißen mag, Freundſchaft geſchloſſen, das haben unſere Leute ſehr krumm genommen, und wenn Ihr noch einmal — kurzum, machen wir, daß wir hier wegkommen!

Er verſchwieg dabei noch das Weitere. Das Mißtrauen, dieſer unvermeidliche Schlangenſame bei jeglicher Parteigährung auf der Erde, war auch bereits in den Dienſthof des Hernalſer Schloſſes eingeſchleppt. Kutſcher Leopold hatte ja eine zeitlang unten gehalten mit den Iſabellenhengſten am Harrach'ſchen Hauſe, und Conrad hatte ihm einen kurzen Beſuch gemacht vom Wirthshauſe in der Schottengaſſe. An dieſem Wirthshauſe waren ja die Iſabellen mit dem ſchönen Fräulein vorbeigetrabt, als ſie in die Stadt gekommen waren, und Conrad hatte ſich bemüſſigt gefühlt, einen Augenblick hinabzuſchlendern aus der Kneipe, wo doch noch nichts zu thun war, und dem Poldi zu ſtecken, daß er wol mit den Hengſten in einen Spectakel hineingerathen würde. Er ſollte ſich dabei nur um die Hengſte und um das Fräulein kümmern, den fremden Junker aber nur getroſt ſeinem Schickſale überlaſſen. Denn dieſer Junker ſei ein Zweiſchneidiger, um den's nicht ſchade ſei. Er ſchlecke mit den Katholiken umher und zeige ſich „pilzig“, Poldi könne es getroſt weiter ſagen. — Poldi hatte das auch redlich gethan, beſonders da er wegen des handigen Hengſtes dem ſchönſten Verdruſſe beim Herrn Baron entgegenſah. An der Verwundung des Hengſtes war ja doch Niemand ſchuld als der „pilzige“ Junker, und der Schmied hatte den Kopf geſchüttelt und zunächſt ein Haarſeil für nöthig erachtet, und das kannte man ſchon, wenn's mit einem Haarſeile anfing; kurz der fremde Junker ſei nicht „koſcher“, und es wäre beſſer, der Hernalſer Hof wäre ihn wieder los. Dieſe Reden und dieſe Stimmung hatte Tartſch vernommen und bemerkt, und was noch ſchlimmer war, er ſelbſt war mißtrauiſch gegen ſeinen jungen Herrn. Denn dieſer hatte ja früher nie mit Katholiſchen verkehrt — freilich aus dem einfachen Grunde, daß es in Sachſen gar keine Katholiſchen gegeben, und in Prag die Gegenpartei derſelben der einzige Umgang des Junkers geweſen — und jetzt war er am hellen Tage Arm in Arm mit dem abſcheulichen Waldſtein über den Platz gegangen. Es war mit Einem Worte Tartſch ſelber höchſt bedenklich über ſeinen jungen Herrn, und dieſer war im Handumkehren von lauter Widerſachern umgeben, und hatte einen Boden unter den Füßen, der überall hohl und zum Einſturze vorbereitet war.

Das Schlimmſte war, daß Hans keine Ahnung hatte von alledem, daß er alſo ohne Vorſicht und ohne jegliche Schutzwaffe weiterging. Er betrachtete die Welt noch blos mit den Augen des Herzens. So geht es ja allen guten Menſchen, bis die Enttäuſchungen eintreten und ihnen die Wahrnehmung aufdrängen, der Menſch ſei ein mannigfach zuſammengeſetztes Weſen, und müſſe ſich auch der mannigfachen menſchlichen Kräfte verſichern, um nicht von Irrthum in Gefahr und von Gefahr in Verzweiflung zu gerathen.

Ohne Mißtrauen gegen den ſchweigſam verſchwundenen Candidaten, ohne Aufmerkſamkeit für den mürriſchen Tartſch, war der ſonſt ſo einfache und für ſeinen Anzug ſorgloſe Hans damit beſchäftigt, ſich ſtattlich zu kleiden und Haar und Bart mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu ſtrählen. Er verlangte mehr aus dem kleinen Mantelſacke, als darin war, und Tartſch wurde dadurch nur noch ärgerlicher. Putz und Flitter, meinte er innerlich, ſind eben auch katholiſch! Blöder Tartſch! Jedes Männlein und Weiblein iſt ſofort darauf bedacht, ſich ſauber und gefällig auszuſtatten, wenn eine Liebesneigung eingekehrt iſt, und wie Hans jetzt für die Mittagstafel ſeine Erſcheinung herauszuſtaffiren trachtete, weil er Ludmilla dort begegnen würde, ſo that Ludmilla ihrerſeits desgleichen, weil ſie Hans erwartete. Sie that es in noch viel höherem Grade, denn ſie war gefallluſtig, auch wenn ſie nicht liebte.

Sie waren auch beide die erſten, welche bei den munteren Tönen der Tafelglocke ſich in haſtige Bewegung ſetzten, um keinen Moment zu verlieren. Es gelang ihnen auch, ſich einander zu begegnen, auf dem Treppenflure vor dem Speiſezimmer. Er vom weſtlichen Flügel kommend, ſie vom nördlichen, wo ſie neben Frau Amalie ihre Zimmer hatte. Hans war berauſcht von ihrem Anblicke. Ein ſchneeweißes Gewand umfloß die ſchöne Geſtalt, ein leichter Florſhawl nur zitterte um die kräftige Büſte, und das ſchöne Antlitz, von wallenden ſchwarzen Locken eingerahmt, lachte mit den Augen wie ein Schalk ihm entgegen. O, dieſe Augen! Als er ihr die Thür öffnete, flog die Befangenheit der immerdar ſchüchternen erſten Liebe wie ein Sommerſchatten über dieſe Augen hin. Sie ſenkten ſich. Doch als beide eingetreten waren, hoben ſich die Augen alsbald wieder langſam und halb fragend. — Hans hätte jauchzen und weinen mögen in Einem Athem! Dieſer Aufſchlag der Augen war ihre verführeriſche Macht. Sie öffneten ſich ſo allmälig, als legten ſie vorſichtig Feuer, und das eine Augenlid ſchien etwas länger zu zögern als das andere, und jener ſo lieblich falſche Blick täuſchte eine halbe Secunde lang über den wahren Ausdruck des heißen Strahles, um gleich darauf in volle Flammen überzugehen. Hans widerſtand nicht. Er ergriff ihre Hand, er zog dieſe warme Hand zum erſten Male an ſeine Lippen — da ging die Thüre wieder hinter ihnen auf, und Herr Rudolph trat ein. Er hatte ſeinen Zimmernachbar fortgehen hören und war ihm eilig gefolgt.

Hans war blutroth. Ludmilla aber faßte ſich ſchnell und begrüßte den Herrn Vetter mit heiterer Verbeugung. Sie fand auch raſch heitere Worte, und Hans ſegnete dieſe Faſſung.

Dieſen Segen hätte wol mancher Zuſchauer voreilig genannt, denn Ludmilla ging mit gar zu großer Bereitwilligkeit auf Herrn Rudolphs Unterhaltung ein, und dieſe Unterhaltung war durchwegs die der Schmeichelei. Er beſaß die Unbefangenheit, Lob und Preis auszuſchütten über die junge Dame, als ob er einen Auctionskatalog zu verherrlichen und jede einzelne Nummer des Kataloges in glänzendes Licht zu ſtellen hätte. Der ſchöne Arm, der ſchöne Fuß, die ſchöne Stimme, das ſchöne

Haar, Alles erhielt ſeine Würdigung. Hans gerieth anfangs in Verlegenheit darüber, denn es liegt etwas Schamloſes in ſolchem zudringlichen Lobe des Schmeichlers. Aber es war nicht zu leugnen: Herr Rudolph wußte durch eine graziöſe Form dieſen erſten Eindruck bald zu verwiſchen. Eine geſchickte Wendung um die andere, ein glücklicher Ausdruck um den andern machte ſeine Reden anziehend, und Ludmilla hatte bald keine Veranlaſſung mehr, vor ſeinen dreiſten Worten ein wenig zurückzutreten, ſie konnte bald lächelnd ein Lob einſchränken, eine Uebertreibung verſpotten, und allmälig der Unterhaltung eine feinere Wendung geben. Die Unterhaltung ſelbſt mußte doch einiges Behagen für ſie entwickeln, denn wo iſt der Menſch, den es nicht angenehm anmuthet, ſich ſelbſt in allerlei Abwechslung zum Gegenſtande enthuſiaſtiſcher Betrachtung gemacht zu ſehen? Und nun gar ein junges Mädchen! Ein junges Mädchen, welches Geiſt beſaß, und den Schmeichler nöthigen konnte, ſeine Schmeicheleien zu begründen und zu rechtfertigen.

Junker Hans erſchien bald wie nicht vorhanden. Dieſe Form des Geſprächs war ganz außerhalb ſeiner Natur. Man konnte ihm tadelnd nachſagen, daß er überhaupt karg ſei mit perſönlichem Lobe; ſchmeicheln konnte er gar nicht. Er ſtand wie verloren da, und es ſchien ihm eine Erleichterung, daß der Freiherr mit ſeiner Gemalin eintrat. Er ging ihm entgegen und dankte mit ſchlichten Worten für die gaſtliche Aufnahme im Schloſſe.

Der Freiherr verbeugte ſich ſteif und war wortkarg.

— Du biſt verſtimmt zurückgekommen? fragte Frau Amalie.

— Allerdings. Die Dinge werden weit ausſehend und tief gefährlich. Es wird Alles ärger, als ich gehofft hatte. Setzen wir uns.

— Einen Augenblick bitte ich noch zu warten! ſagte Frau Amalie. Vetter Loß hat uns von Horn herüber einen Gaſt geſendet, der ſoeben erſt vom Pferde geſtiegen iſt — da kommt er.

Ein dunkel gekleideter Mann mittlerer Größe trat in den Speiſeſaal und ſchritt auf den Freiherrn zu. Dieſer ſchien zu erſchrecken. Frau Amalie ſagte ihm leiſe einige Worte und ging dem Fremden einen Schritt entgegen.

— Mein Mann! — Herr von Trotha! ſprach ſie alsdann, den Fremden mit dem Hausherrn bekanntmachend.

Gegenſeitige Verbeugung, und man ſetzte ſich zu Tiſche.

Auch Hans war etwas betroffen. Er erinnerte ſich, dieſen Mann einmal in Prag geſehen zu haben, und zwar als einen Mann von großer Bedeutung. Aber nicht unter dieſem Namen. Und doch ſchien ihm ein Irrthum ſehr unwahrſcheinlich. Die Phyſiognomie war zu ſcharf, als daß man ſie verwechſeln konnte. Kurz geſchorenes Haupthaar von blendender Schwärze, ein großer Vollbart mit einzelnen Streifen weißer Haare, eine feine Stumpfnaſe mit weiten Nüſtern und ein Paar ſtechende, graue Augen, von denen das eine faſt immer durch das niedergezogene Augenlid geſchloſſen war.

Der Fremde erhielt den Ehrenplatz zwiſchen dem Hausherrn und der Hausfrau, und man ſah, daß leiſe zwiſchen ihnen geſprochen wurde.

Ludmilla ſaß zwiſchen Hans und Rudolph. Candidat Götzinger, welcher ſich geräuſchlos eingeſtellt, ſaß zwiſchen Hans und der Frau Amalie an der runden Tafel.

Anfangs wollte kein Tiſchgeſpräch aufkommen. Der neue Gaſt ſchien unheimlich einzuwirken. Wenigſtens auf den Hausherrn, welcher ſonſt gern mit einer ſo gewiß herablaſſenden Heiterkeit die Unterhaltung in Gang zu bringen pflegte, indem er an die einzelnen Tiſchgenoſſen das Wort richtete. Sein Schweigen drückte heute, und nur der neue Gaſt, der Herr von Trotha, ſchien darüber unbekümmert: er verſchlang die Suppe und that dem Rindfleiſche mit Kreen, wie man ſchon damals den norddeutſchen Meerrettig nannte, ausgiebige Ehre an. Man durfte ihm geſunden Hunger, guten Appetit und gute Nerven zutrauen, wenn man ihn unbefangen anſah. Der gepeinigte

Hausherr ſchien ihm ungemein gleichgiltig, und als er ſich endlich einen Augenblick Ruhe gönnte, um das Fett am Barte abzuwiſchen und ſein Waſſerglas mit Götzinger's geſchmähtem Weidlinger Weine zu füllen, zog er auch das linke Augenlid in die Höhe, und ſchaute mit einem nichtswürdigen Blicke auf den Hausherrn. Am Ende ſchonte er dies linke Auge nur und ließ es ausruhen, damit es, einmal in Thätigkeit geſetzt, doppelte Malice ſpräche. Das deutſche Wort Bosheit würde zu viel ſagen, denn Herr von Trotha lächelte dabei und zeigte kleine vortreffliche Zähne.

— Aber verehrter Freiherr Helmhardt von Jörger, ſprach er mit Betonung jeder Silbe, — Ihr werdet mir doch eine Schilderung der heutigen Vorgänge in Wien nicht verſagen? In Horn war man ſehr geſpannt darauf, was am erſten Tage nach des Kaiſers Tode im Landhauſe zu Wien vorgehen werde.

— Wenn die Herren in Horn, entgegnete der Freiherr gereizten Tones, nicht dort in dem kleinen Städtchen ein ſeparates Landhaus errichteten, ſondern nach Wien kämen, wohin ſie gehören, ſo wüßten ſie ſo gut wie ich, was heute vorgegangen, und ſetzten uns nicht der Verdrießlichkeit aus, den katholiſchen Landſtänden gegenüber alle Unkoſten allein zu tragen.

— Ah, dieſe Unkoſten können nicht groß ſein! Die Katholiſchen ſind ja nur eine kleine Minorität, ſelbſt wenn die Horner in Eurer „Herrengaſſe“ fehlen, und es hat ja doch einen wichtigen Zweck, daß ſie ſich dort oben unweit der böhmiſchen Grenze zuſammenfinden. Sie ſind freier in ihren Entſchlüſſen, unbehelligt vom Hofe und von der katholiſchen Hauptſtadt —

— So unbehelligt, daß ſie ſich Extravaganzen hingeben, und unſere gemeinſchaftliche Sache durch Uebertreibung verderben werden.

— Fürchtet Ihr?

— Allerdings fürchte ich das. Ein Theil der Unſerigen erwies ſich heute Morgen ſchon übel angeſteckt von den Horner Umtrieben, und ſprach von völligem Verſagen der Huldigung.

— So?

— Ja wol. Wohin ſoll das führen? Zu Eurer Lage in Böhmen!

— Mit der wir ganz zufrieden ſind.

— Wir ſehnen uns aber nicht darnach in Oeſterreich. Wir wollen pactiren mit dem regierenden Herrn; wir wollen volle Freiheit unſeres evangeliſchen Glaubens; wir wollen nicht weniger, aber auch nicht mehr.

— Wenn das nur allein zu haben iſt!

— Es wird zu haben ſein. Die Mehrzahl unter uns iſt lutheriſch, und wir Lutheraner halten zur Monarchie und theilen die überſpannten Plane der Calviner keineswegs —

— Der Reformirten, wollt Ihr ſagen —

— Der Calviner, hab' ich geſagt. Wir ſind nicht übermäßig eingenommen für die ſchweizeriſchen und holländiſchen Staatsformen und ſchwärmen nicht für die republikaniſch einzurichtenden Erbländer unſerer Dynaſtie.

— Republikaniſch?! In Böhmen ſpricht man aber von einem Könige!

— Nach neuerm Zuſchnitt. Wir kennen das. Wir ſind auch für ſtändiſche Macht, und zwar für volle. Aber Eure böhmiſchen Wege, und wie Tſchernembl die in Linz leitet, und wie es in Horn angefangen wird, mein werther Herr von Trotha, das wird hungariſch, und danach ſind wir nicht lüſtern. Das Neueſte von dort von heute Morgen iſt: daß Bethlen Gabor ſich mit ſeinen Horden aus Siebenbürgen in Bewegung ſetzt, und daß er mit Euch in Prag unterhandelt, und mit König Ferdinand in der Hofburg und mit dem Großtürken desgleichen, kurz, daß die ganze wüſte Wirthſchaft wieder unterwegs iſt, die nichts bringt als Landverheerung und beſtändige Unſicherheit.

— Was iſt denn alſo beſchloſſen worden im Landhauſe?

— Gar nichts. Alle Köpfe waren voll davon, daß geſtern Abends ein Abgeſandter Bethlen's in der Hofburg erſchienen ſei, und ein räthſelhaftes, gräuliches Aufſehen gemacht habe. Man raunt ſich zu, er habe dem Könige einen Pact antragen wollen, und wenn der König den verweigere, ſei er bereit geweſen, ihn zu ermorden.

— Ah! riefen Alle.

— Wer mag das wiſſen! Andere ſagen, der Odontius ſelber ſei es geweſen.

— Das iſt eine nichtswürdige Verleumdung! ſchrie Götzinger.

— Ich glaub' es auch nicht, fuhr der Freiherr fort. Aber Alles das trug dazu bei, unſere Partei zu verſtören. Ein Fremder ſoll dazwiſchen geſprungen ſein, ein junger Mann, und dadurch ſei der ganze Hergang unterbrochen worden. Nun ſchilt Alles auf den jungen Mann; die Welt iſt nun einmal ſo. Es giebt unmoraliſche Menſchen in allen Parteien. Dieſe murmeln in ſich hinein: Was hatte ſich der junge Menſch da einzumiſchen, was hatte er ins Rad des Schickſals zu greifen! Die Anderen aber rufen grollend: Die Sage von dem Attentate iſt eine Sage, eine Lüge, und die unberufene Einmiſchung des fremden jungen Mannes allein hat ihr zu einer widerwärtigen Wahrſcheinlichkeit verholfen. Der junge Mann mag ſich vorſehen, er hat Alle gegen ſich.

Das Auge des Freiherrn ruhte dabei ärgerlich auf Junker Hans.

Herr von Trotha folgte aufmerkſam dieſem Blicke, und ſagte dann wegwerfend:

— Der junge Mann hat den Evangeliſchen mehr genützt als den Katholiſchen.

— Weil er uns die Schmach erſpart —?

— Das mein' ich nicht. Der Ferdinand, mein' ich, iſt unſchätzbar für die Evangeliſchen. Den ſoll man ſich erhalten. Sein fanatiſcher Eifer bringt das in Bewegung, was der Umſchwung an Bewegung braucht.

Eine allgemeine Stille folgte auf dieſe wegwerfend ausgeſprochene Bemerkung, und das Geſpräch wurde zunächſt nicht wieder allgemein.

Herr Rudolph benützte dies, ſeiner ſchönen Nachbarin mit erneutem Aufwande den Hof zu machen. Er verſtand dies wirklich ſehr gut, und hatte eine beneidenswerthe Fähigkeit, auch den unſcheinbarſten Gegenſtand im Anzuge, im Aeußeren überhaupt und im Charakter der Dame dreiſt zu benennen und durch Redewendungen zu verherrlichen. Sein Redefluß ſtockte nie, und unterſchied ſich darin vollſtändig von der Schwerfälligkeit des Junkers Hans, der nicht im Stande war, leicht und obenhin zu ſprechen, unbekümmert um die Wahrhaftigkeit und Stichhaltigkeit des Geſprochenen. Natürlich bemächtigte ſich auf dieſe Weiſe Herr Rudolph Ludmillas immer mehr auf Koſten Hanſens. Lob ſchmeckt ſo ſüß und öffnet unſer Wohlwollen. Man will doch auch ein wenig dankbar ſein, man lobt den Lober, man giebt ſich hin, ſei's nur in Tändelei, und als die Tafel zu Ende ging, erſchrak Ludmilla faſt darüber, daß ſie eigentlich nur mit dem Nachbar zur Rechten geſprochen. Sie ſagte beim Aufſtehen erröthend zu Hans: er ſei ja beſorglich ſchweigſam.

— Das iſt einer meiner vielen Fehler, entgegnete dieſer mit beſcheidener Traurigkeit und winkte dabei dem Gärtner Spath zu, welcher an der Thüre erſchienen war und nun ſofort wieder verſchwand, um nach der Bildbuche vorauszugehen.

Der Tag war geſunken und verhüllte die dem Untergang nahe Sonne in einen jener Frühjahrsnebel, welche mit leichteſter Feuchtigkeit und gelblichen Farben unſere Sinne umſpielen und unſere Phantaſie erwecken.

Hans hatte vor, dem Spath ſogleich zu folgen, damit ihn nicht der herabſinkende Nebel denn doch irreführe. Er erſchrak alſo nicht wenig, als Ludmilla, die neben ihm geblieben, mit weicher Stimme zu ihm ſagte:

— Wir wollen uns entſchädigen, und den Abend ſingen und muſiciren.

Es klang der lieblichſte Zauber aus ihrer Stimme, der Zauber voller Liebe. In Hans erzitterte jede Fiber. Und doch war er ein ſo pflichtgetreuer Menſch — vielleicht muß man ſagen „Pedant“ — daß er gar nicht zweifelhaft war, er müſſe auf dieſes Glück in dieſem Augenblicke verzichten. Mit einem tiefen Seufzer alſo entgegnete er, indem er ihr treuherzig in die Augen ſah:

— Wie neidiſch iſt mir das Glück! Ich muß fort!

— Wie?

— Sprechen wir nicht laut; es darf's Niemand erfahren. Ich muß fort in einem wichtigen Auftrag. —

— Auch wenn ich Euch bitte?

— Meine liebe Freundin! O Gott, was gäb' ich darum!

— Eine Stunde übertriebener Pünktlichkeit, weiter nichts!

— Der Bote iſt ſchon voraus, die Zeit drängt außerordentlich —

— Außerordentlich?!

— Ach, erſchwert mir nicht, liebe Ludmilla — ſo kurzweg bei ihrem Namen hatte er ſie nie zu nennen gewagt — was mir ohnedies ein ſo peinliches Opfer iſt!

— Nicht doch! Nicht doch! ſagte ſie ſchnell, und ein deutlicher Zug von Zorn und Aerger drückte auf das Auge, welches ſo leicht ein wenig falſch blickte.

Sie ging raſch von ihm hinweg. Hans blieb betroffen ſtehen, und ſah mit Schmerz, daß ſie ſich mit heiterer Stimme wieder zu Rudolph wendete.

— Zögert nicht, Junker, ſprach leiſe Frau Amalie im Vorübergehen zu ihm, zögert nicht! Spath iſt ſchon fort, und ich brauche Beſcheid vom Grafen. Sagt ihm: der ſcharfe Wilhelm aus Prag ſei da und wolle zu ihm. Ich glaube nicht, daß er ihm willkommen ſei, und verſchweige ihm den Aufenthalt des Grafen. Der Graf möge mir ſagen laſſen, ob ich recht thue.

Sie ging weiter. Hans wendete ſich nach der Thür. Ehe er ſie erreichen konnte, ging Ludmilla mit Rudolph luſtwandelnd vor der Thür vorüber und ließ ein kleines Bouquet von Schneeglöckchen fallen, welches ſie in der Hand getragen. Hans hob es auf und reichte es ihr. Kaum hörbar flüſterte ſie:

— Ich hoffe, wir ſingen.

Und tänzelnd ging ſie weiter. Hans ſah ihr nach und — ging zur Thür. Da kehrte ſie um, ihre Augen fanden ſich. Starr und böſe ſahen die ihrigen nach den ſeinigen — er empfand einen ſcharfen Schmerz und eilte hinaus. Ein lautes Lachen Rudolphs begleitete ihn.

Herr Rudolph hatte eiligſt einen Scherz hingeworfen über das betroffene Ausſehen Hanſens, und hatte ihn vorſichtig ſelbſt belacht. Denn er überſah die Lage der Verhältniſſe ganz gut, und wußte, daß Ludmilla kaum auf ihn hörte. Es lag ihm aber auch daran, jetzt ſogleich mit guter Manier von ihrer Seite hinwegzukommen, und ſo ſchritt er unter dieſem Gelächter ſeitwärts zum Candidaten Götzinger, welcher ſich eben mit ſteifem Bückling bei der Hausherrſchaft empfohlen hatte, und fragte ihn, immer weiter lachend, halblaut: ob er das curios verzogene Angeſicht des ſächſiſchen Junkers beobachtet habe.

— Ich habe ſeine Seele beobachtet, leider Gottes! und kümmere mich nicht mehr um ſein Geſicht.

Dies „leider Gottes!“ überraſchte Rudolph ſehr angenehm, und da er ohnedies durch den Candidaten hinausgelootſet zu ſein wünſchte, ohne daß Ludmilla Gelegenheit finden konnte, ihn durch Zuruf oder Frage aufzuhalten, ſo faßte er den verdrießlichen Lutheraner unter den Arm und ging mit ihm unter wiederholten: „leider Gottes! leider Gottes!“ zur Thür hinaus. Er wollte dem Junker Hans kaum eine Minute Vorſprung geſtatten.

Der Candidat meinte freilich einen dogmatiſch Gleichgeſinnten in ihm entdeckt zu haben, weil Herr Rudolph ſo ausdrucksvoll ins „leider Gottes!“ eingeſtimmt, und wollte nun den ſtilleren Vorſaal benützen, ſich über die ungläubige theologiſche Richtung des jungen Sachſen zu verbreiten. Aber Rudolph nahm nur in Eile Notiz von dem Zerwürfniß, welches ſich da aufthat zwiſchen Hans und dem Candidaten, und machte nach kurzer Weile wenig Umſtände mit der knochigen Hand Götzinger's, welche ſich zur Feſthaltung in ſein Wamms eingeneſtelt hatte.

— Morgen, Herr Candidat, morgen bitt' ich um ausführliche Mittheilung, ſagte er mit gepreßter Stimme, jetzt aber muß das fremde Menſchenkind, das befremdliche, im Auge behalten werden. Ich erzähle Euch davon. — Und ſo hatte er ſich losgemacht und eilte die Stiege hinunter, den Candidaten Götzinger, der von langſamer Gedankenbewegung war und einigermaßen verblüfft nachſah, auf dem Vorſaale zurücklaſſend.

Herr Rudolph hatte auch wirklich Eile, denn der Abendnebel war dicht geworden, und Hans war ſcharf ausgeſchritten.

Rudolph that desgleichen, weil er vor Beginn des Waldes ſeiner anſichtig werden mußte. Im Walde ſelbſt fand er ihn gewiß nicht, und nur in großer Nähe hatte er dort Ausſicht, ihm folgen zu können.

Das Glück begünſtigte ihn. Als er vor Dornbach an die Waldhöhe kam, ging der Mond auf und machte den Nebel durchſichtig. Gar nicht weit vor ſich ſah er Hans, der zur Bildbuche hinaufſtieg.

Der Gärtner Spath kam Hans entgegen. Hans rief ihm einen Gruß entgegen.

— Still! flüſterte dieſer. Ich höre Jemand kommen — richtig, da, ich ſeh's! Eure Hand!

Und haſtig zog er Hans ins Dunkel einer kleinen Schlucht, die neben dem Fußſteige lag. Dort verhielten ſie ſich ganz ſtill. Rudolph ſtieg arglos vorüber in dem breiten Fußwege aufwärts.

Als er hinreichend fern war, flüſterte Spath:

— Es iſt der ſchleſiſche Junker, ich hab' ihn erkannt. Nun iſt unſer Fußweg abgeſchnitten, was thun?

— Bleibt der Fußweg überall ſo breit, und kann er ſich auf demſelben allein hinfinden?

— Nein, das iſt unmöglich. Wenn er zuſchreitet, ſo findet er ſich dieſe Nacht nicht mehr aus den Waldbergen heraus.

— Was thun wir?

— Wir ſchneiden ab. Der Fußweg macht einen großen Bogen um den Berg herum bis zur Gaiswieſe. Ehe er bis dahin tappt, ſind wir g'rad über den Berg am untern Ende der Wieſe — iſt's Euch recht, Herr Junker?

— Ja wol.

— Alſo vorwärts und ſchnell!

Sie haſteten über den Berg, und waren in zehn Minuten unten an der Wieſe.

Dort hielt Spath den Junker zurück, und ſtreckte ſelbſt nur den Kopf aus den Bäumen heraus, die Wieſe aufwärts blickend. Sie glitzerte weiß und qualmend im Mondenſcheine.

— Er iſt noch nicht da, raſch hinüber!

In weiten Schritten liefen ſie über die ſchmale Wieſe, und als ſie drüben im Schutz der Bäume waren, hielt Spath wieder an. Er wollte abwarten, bis Rudolph oben an der breiter werdenden Gaiswieſe erſchiene, um zu ſehen, wohin er ſeine Richtung nähme.

— Da iſt er. Er ſteht ſtill. Er weiß jetzt, daß er Eure Spur verloren. Wenn er g'ſcheidt iſt, kehrt er jetzt um, jetzt findet er ſich noch heim — nein, er geht weiter! — Jetzt ſteht er wieder. Ja, rechts oder links? Das muß man halt wiſſen! Donnerwetter, er geht richtig links!

— Geht da der Fußweg aufwärts?

— Ja; aber er kriecht ſchmal durch die niedrigen Büſche, man kann ihn bei Tage kaum — holla! er kehrt um, nun iſt er fertig. Es liegen zwei Schluchten und lauter enges Stangenholz noch vor der Wand, heut' und morgen find't er ſich nicht aus dahin, aber garſtig bleibt's, daß er ſo weit weiß — vorwärts, Herr Junker!

Sie verſchwanden im Dunkel des jungen, dünnen Holzes, welches dieſen Berg bedeckte, und Herr Rudolph ſtrengte umſonſt Auge und Ohr an, er ſah und hörte nichts von ihnen.

Der Gedanke kam ihm natürlich, ob es nicht gerathen ſei, umzukehren. Aber er war ein verwegener Menſch, und es ſchien ihm doch möglich, daß die Wohnung ſeines Oheims ganz nahe wäre. Vielleicht läge nur der eine Waldberg noch zwiſchen ihm und den Tonnen Goldes, welches der Alte bei ſich haben ſollte. Verſuchen wir's! ſagte er zu ſich und ſchritt ins Gebüſch hinein, gerade in der Richtung, welche Hans und Spath quer durchſchneiden mußten. Wenn er raſch zuwege kam, ſo konnte er ihren Marſch kreuzen, ihnen alſo begegnen. Und er ließ es an Raſchheit nicht fehlen, wenigſtens nicht an raſcher Anſtrengung. Man iſt ja nie haſtiger und ſtürmiſcher, als wenn man über Weg und Ziel im Unklaren iſt. Man will dann um jeden Preis ins Klare kommen.

Aber die noch jungen Buchenbäumchen ſtanden hier ſo dicht an einander, daß es ein ſehr mühſeliges und aufreibendes Beginnen war, zwiſchen ihnen hindurch zu kommen. Der Hut wurde öfters vom Kopfe geſtreift, der Aermel blieb hängen, das Geſicht erhielt widerwärtige Schläge. Rudolph war jedoch ein kräftiger Jüngling und arbeitete aufwärts und aufwärts, obwol ihm der Schweiß aus allen Poren brach. Da — da hörte er eine Menſchenſtimme! Es war wirklich die des Junker Hans, der über eine Wurzel geſtrauchelt, auf Spath getaumelt war und ſich dabei einer unwillkürlichen Aeußerung nicht enthalten hatte. Spath war ſich genau bewußt, daß der ſchleſiſche Junker gerade jetzt in ihrer Nähe ſein konnte, wenn er gerade aufwärts geſchritten war; er drückte alſo ziemlich unſanft ſeine breite Hand auf Hanſens Mund, und hielt dieſen feſt, ihn mit einem leiſen Tone zu völliger Stille und Unbeweglichkeit auffordernd. Es that noth. Rudolph ſtand nur etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt in dem engen Stangenholze und horchte — beide Parteien regten ſich nicht. Da brach ein trockenes Aeſtchen, auf welches Rudolph ſich geſtützt, um den Kopf vorzuſtrecken. Dabei machte er ſelbſt, in ſeiner Stellung erſchüttert, einen geräuſchvollen Schritt. Spath hörte beides genau, und drückte heftig den Arm ſeines Junkers, zum Zeichen, daß feſt ausgehalten ſein müſſe.

Herr Rudolph, mit Wald und Jagd vertraut und wol wiſſend, daß ein ganz vereinzeltes Geräuſch ohne weitere Folgen nicht viel zu bedeuten habe im Holze, wo oft ein abſterbender Aſt von ſelber fällt, blieb ebenfalls unbeweglich ſtehen. Man hörte eine lange Weile nichts als den leiſen Wind oben in den unbelaubten Aeſten und den fernen Ruf eines Käuzleins, welches vom Frühlingsodem angeregt war. Der Nebel war dichter geworden, der Mond drang nur dunkelbraun durch bis unter die eng bei einander ſtehenden Buchenſtangen — da ward Hans von einem Huſtenkitzel überraſcht und übermannt, der Laut kam an die Luft, und Rudolph erkannte ihn auf der Stelle als einen menſchlichen, wohl vertraut mit dem gröberen Huſtenlaute eines Stückes Rothwild. Stracks und heftig ſchritt, ja ſtürmte er auf die Richtung los.

Hans war indeß nicht minder mit Jagd und Wald vertraut, war keinen Augenblick im Zweifel, was das zu bedeuten habe und was zu thun ſei. Das Geräuſch, welches der nahende Verfolger ſelbſt machte, war zu benützen. Während der Verfolger ſelbſt heftig heraneilte, konnte er die Schritte des Gegners nicht hören — Hans riß alſo jetzt Spath vorwärts in der Richtung, welche ſie gekommen waren, und welche ſie in ſcharfem Winkel von dem Verfolger entfernte. Die Aufgabe war nur, früher ſtill zu ſtehen als jener, damit dieſer ſie nicht hörte beim eigenen Stillſtehen. Nach zehn Schritten alſo hielt Hans ſchon an und nöthigte Spath dasſelbe zu thun, hinaushorchend, ob er das Geräuſch des Verfolgers noch höre. Ganz wie bei der Auerhahnbalz, wo der anſpringende Jäger wieder feſtſtehen muß, wenn der Hahn hoch oben noch ſeine letzten Balztöne in die Lüfte ſchleift. Es war gelungen: Hans hörte noch das Geräuſch des Nahenden, welcher genau auf den Ort zuſtürmte, von wo der Huſtenlaut gekommen war. Jetzt ſtand auch Rudolph. Sie waren nur zehn Schritte auseinander. Aber Rudolph konnte nicht wohl ahnen, daß ſein Weg direct gekreuzt worden war, er horchte nach der Richtung hinaus, in welcher er gekommen war, nicht aber nach ſeiner linken Seite hin, wo Hans und Spath in den braunen Nebel eingehüllt ſtanden. —

Beide pirſchgerechte Jäger wußten, was Geduld und langes lautloſes Harren einzubringen pflege auf der Pirſch, ſie regten ſich nicht endlos ſcheinende Minuten lang. Spath, der eine aufgedrungene, ſehr unbequeme Stellung einnahm, litt ſehr dabei. Hans hatte ihn in dem Augenblicke ſtillgehalten, wo der vorausſchreitende Fuß in eine Vertiefung getreten war. Der andere plötzlich zum Stillhalten genöthigte Fuß war auf die Zehen des bereits ſtehenden Fußes gerathen, und auf dieſen Zehen blühten einige Leichdornen. Dieſe waren ſehr unangenehm überraſcht von der Geduldprobe, welche ihnen ſo unerwartet auferlegt wurde, und da kein Aendern der Stellung, ja nicht einmal ein erleichterndes Aechzen geſtattet war, ſo litt Spath beträchtlich, in der Tiefe ſeines Herzens die Ausdauer jenes ſchleſiſchen Junkers innigſt verwünſchend.

Die Stellung ſelbſt war außerdem höchſt kritiſch, da die Füße ſo nahe an einander gerathen waren und die Erhaltung des Gleichgewichts bitter erſchwerten. Spath ſah den Augenblick kommen, wo er nach einem Anhaltspunkte greifen und Geräuſch verurſachen müßte.

Da endlich verzweifelte Rudolph. Nur noch einige Minuten ſetzte er ſich aus zum Horchen. Sie vergingen, auch für den gequälten Spath; es rief der Kauz noch einmal etwas näher, und es entſtand Geräuſch — Rudolph ſetzte ſich vorſichtig in Bewegung den Berg hinab, nach jedem ſorgſältig geſetzten Schritte ſtillhaltend. Er taſtete den Berg hinunter, denn es war dies Alles auf der Höhe desſelben vorgegangen, immer noch hoffend, in den Pauſen des Stillſtandes ein Zeichen zu erlauſchen, daß jenes Huſten von keinem Stück Rothwild ausgegangen ſei. Umſonſt!

Spath und Hans blieben ſtehen, ſo lange ſie noch das mindeſte Geräuſch von ihm hörten. Dann gingen ſie ruhig in der eingeſchlagenen Richtung links von ihm abwärts. Es war die Richtung, welche ſie brauchten, um wieder auf den verlaſſenen Fußweg zu gelangen.

Rudolph erreichte das Ende des Stangenholzes, und ſtand auf einer welligen Hochebene, welche mit Geſträuch bedeckt war, was man in Oeſterreich ein „Maas“ nennt und wahrſcheinlich „Mais“ ſchreibt. Ein Windſtoß wirbelte den Nebel und ballte ihn zu fliehenden Geſtalten. Ein heiſerer Laut, vielleicht von einem Fuchſe, deren es auf dem Wiener Walde immer in großer Menge gegeben und noch heute giebt, erhöhte die Täuſchung ſeiner erhitzten Einbildungskraft; er glaubte menſchliche Geſtalten vor ſich fliehen zu ſehen; er eilte ihnen haſtig nach durch das Mais hindurch, welches große Lücken bot für den bereits ſtolpernden Fuß! Er eilte, er lief am Ende trabend, und ſtürzte ſchließlich, ſo lang er war, zu Boden.

Mit dem bloßen Fall war's nicht gethan: er rollte abwärts. Die Hochebene fiel nämlich hier ſteil ab in eine beträchtliche Tiefe. Glücklicherweiſe war der Abſturz hie und da noch von Sträuchern beſetzt, und dieſe hielten den rollenden Körper auf. Zerriſſen und zerſchunden ſtand er endlich wieder auf den Beinen, und kroch gedankenlos bis zur Thalſohle hinab, mehr aus Bedürfniß, glatten Boden unter ſich zu haben, als in der Abſicht, die vermeintlichen Geſtalten einzuholen.

Es war ein ſchmales Thal, in dem er ſtand. Ein Bach rieſelte mitten hindurch. Hier ſammelte er ſeine Gedanken. Verirrt war er nun vollſtändig, darüber machte er ſich keine Täuſchung. Der Rückweg ſchien faſt ſo mißlich als das Vorwärtsbringen. Alſo lieber vorwärts! rieth ſein hartnäckiges Weſen. Er ſchritt durch den Bach, deſſen wol noch mit Schnee getränktes Waſſer geeignet war, ſeine Stiefel innerlichſt zu erforſchen und ihn zu ernüchtern. Er fluchte und ſchritt weiter. Aber ſchon nach wenigen Schritten mußte er ſtilleſtehen. Er ſtand vor einer Bergwand, die ſteil und kahl ſenkrecht aufſtieg. Da ging's nicht weiter, wenn man nicht wie Spath und Hans viel weiter oben die Erſteigung antrat mit Hilfe eines ſich langſam aufſchlängelnden Fußſteiges.

Jetzt gab Rudolph die Entdeckung auf und lehnte ſich rathlos an die Bergwand. Erhitzt, mit durchnäßten Füßen die bereits kalt wehende Nacht im Walde zubringen? Oder über die Waldberge zurück? Wenn er die Richtung nicht traf, ſo konnte er vielleicht die ganze Nacht — halt! der plätſchernde Bach kann vielleicht als Wegweiſer dienen. Er geht ja doch in die Ebene hinab. — Ehe er dies ausgedacht, war ihm, der ſonſt gar nicht furchtſam, ein Schreck zugetheilt: er fühlte an ſeiner Hand den lebendigen Athem eines Thieres, er hörte einen drohenden Laut! Jäh ſprang er zur Seite, aber er war gehalten, der Rachen des Thieres hatte ihn am Beine gefaßt. Ein Wolf! dachte er, indem er ſich faßte und ſein Schwert aus der Scheide riß.

— Halt! Holla! drang jetzt eine Menſchenſtimme an ſein Ohr, und: Wer da? wurde hinzugeſetzt ganz nahe bei ihm.

Wölfe werden doch nicht von Menſchen begleitet! war Rudolphs nächſte Folgerung, und er erkannte, daß ihn ein Hund am Stiefelrande gefaßt hielt, und daß ein Jägersmann herzutrat, welcher ſein Gewehr zwiſchen den aufgehobenen Arm mit dem Schwerte und dem hartnäckig feſthaltenden Hund ſtreckte.

An der Kleidung Rudolphs mochte der Jägersmann abnehmen, daß „Caro“ abgerufen werden könne.

Dies geſchah, und es erfolgte nun langſam eine Verſtändigung.

Der Jäger kam vom Anſtande auf Schnepfen, welchen der Nebel zunichte gemacht, und ſchien nicht ſehr erbaut zu ſein über den nächtlichen Wanderer. Dieſer war auch in keiner freundlichen Laune, und ſo gab es anfangs ein recht barſches Herüber und Hinüber.

— Baſta! rief endlich Herr Rudolph. Du ſollſt trotz Deiner Grobheit ein Goldſtück verdienen, wenn Du mich an Ort und Stelle führſt.

— Wohin denn?

— Zum Waldhauſe der Schotten, in welchem der alte Graf Zierotin wohnt.

— Kenn' ich nicht.

— Du kennſt es!

— Wo ſoll denn das ſein?

— Da oben wahrſcheinlich. Wenn ich's genau wüßte, brauchte ich Dich nicht. Der alte Graf iſt mein Oheim, und ich muß ihn heute noch ſprechen.

— Ich verſteh' das nicht, ſagte nicht ohne Zögern der Jägersmann.

— Und doch ſagſt Du, Du ſeiſt hier auf Deinem Revier?

— Das bin ich auch.

— Du biſt alſo im Dienſte der Schotten!

— Das bin ich.

— Alſo iſt mein Oheim bei Dir!

— Warum nicht gar! Ein Graf in meiner Hütte — Ihr ſeid curios. — Aber ich hab' zu ſchaffen. Caro herein! Wenn Ihr nicht hier ſchlafen wollt, ſo könnt Ihr mit mir gehen nach Dornbach hinunter — hier 'rein, Caro!

Und damit ging er am Bach entlang.

Herr Rudolph war der Meinung, dieſer mürriſche Jäger wiſſe mehr, als er verrathen wolle, und indem er langſam hinter ihm herſchritt, überlegte er, ob es nicht gerathen ſei, den ſchon bejahrten Mann rücklings niederzuwerfen und durch lebensgefährliche Drohung das Geheimniß aus ihm zu preſſen. — Er unterließ es aber doch, weil der niedergeworfene Mann wol Alles verſprechen, der wegweiſende aber entwiſchen und nichts halten könne.

Nun verſuchte es Rudolph mit freundlicher Unterredung.

Der Jägersmann ging nicht darauf ein und blieb wortkarg.

So kamen ſie an den Waldrand und an ein Haus.

— Dies iſt Dornbach; dort geht die Straße. Rechts darauf fort, und in einer halben Stunde ſeht Ihr die Lichter im Hernalſer Schloſſe! ſagte trocken der Jägersmann und — war hinter dem Hauſe verſchwunden ſammt ſeinem Caro.

11.

Hans und Spath klommen langſam den Fußpfad hinauf, welcher ſich an der ſteilen Bergwand hinſchlängelte. Der Nebel verhüllte den Uebelſtand eines ſchmalen Pfades, der wol Schwindel erregen konnte am hellen Tage. Sie ſchwiegen beide. Nicht mehr aus Vorſicht vor dem ſchleſiſchen Junker. Von dieſem, hatte Spath leiſe erklärt, ſei nichts mehr zu beſorgen. Hier herauf finde er ſich ſelbſt am Tage kaum. Sie ſchwiegen, weil Jeder mit dem Gedanken beſchäftigt war, daß eben nur die Nacht vor weiterer Nachforſchung ſicherſtelle. Der hartnäckige Verſuch des ſchleſiſchen Junkers, ihnen zu folgen, bekundete doch gar zu deutlich, daß er wahrſcheinlich ihr Ziel kenne, daß er ſeine Anſtrengungen am Tage fortſetzen, daß er endlich auch ans Ziel kommen werde. Mochte der Wiener Wald auch damals noch dichter bewaldet und unwegſamer ſein, als er jetzt iſt — und ſeine Waldung iſt noch jetzt ſtattlich — eine Wohnung innerhalb desſelben fand man doch aus, wenn man ſtarke Mittel dafür in Bewegung ſetzte. Und nun gar dieſe Wohnung, dachte Spath, die kaum eine Stunde oberhalb Dornbach liegt! Ja, wenn der Graf ſich weiter innen am Tulbinger Kogel, kurz, ebenſo nahe am nördlichen Abhange des Waldgebirges, wo es nach Königſtetten und Tulln hinabſchaute, angeſiedelt hätte, wie er ſich nahe am ſüdlichen Abhange niedergelaſſen, dann vielleicht — aber ſo! Irgend ein Holzbauer oder Kohlenbrenner kann ihn für ein Trinkgeld morgen ſchon hieher zum Eremitenhauſe bringen. 's iſt vorbei damit, ſtöhnte Spath, als er oben auf der Wand angekommen war, und Herrn Hans ſeinen Stock entgegenſtreckte zur leichteren Bewältigung der letzten ſteilen Stufe, vorbei!

Hans war derſelben Meinung, als er erfahren hatte, es liege nur etwa noch eine Viertelſtunde Hochwald zwiſchen ihnen und dem Eremitenhauſe. Der „Graf“ müſſe fort, und morgen Früh ſchon! war das Ergebniß ihres Meinungsaustauſches.

— Er wird aber nicht wollen! ſagte Spath, indem er langſam weiterging zwiſchen den hohen Buchen, in deren Bereich ſie jetzt getreten waren.

— Warum nicht?

— Warum nicht? Er iſt halt doch ein ſehr alter, gebrechlicher Herr, der viel Ruhe braucht, der nicht mehr gut marſchiren kann, dem der Wechſel zuwider iſt, und nun gar —

— Was gar?

— Die Habſeligkeiten, die eiſernen Tonnen!

— Eiſerne Tonnen?

— In denen ſein Gold liegt. Genau weiß ich's nicht, man munkelt ſo im Hauſe bei uns. Da braucht's Fuhrwerk, Leute zum Aufladen, viel Leute, die Tonnen ſollen ſchreckhaft ſchwer ſein!

— Kann denn ein Wagen hier herauf?

— Auf großem Umwege über Dornbach, ja, zur Noth. Aber was macht das Alles für Rumor! Den ſchleſiſchen Herrn ſoll der Teufel holen! Und Ruhe wird er nicht geben, gelten's?

— Keine Stunde. Gerade die eiſernen Tonnen ſucht er, von denen weiß er.

— Und gehört er denn zu uns?

— Nein.

— Oi, oi! Alſo frei heraus mit ihm können wir nicht?

— Nein; ich trau' ihm gar nicht.

— Da bleibt nichts übrig, 's muß dem Herrn Grafen heut' noch geſagt werden.

Das Alles war nur zu richtig. Und nicht blos vom Herrn Rudolph von Mitzlau, von noch ſchlimmerer Seite war das Aſyl des alten Grafen bedroht. Sein Namensvetter, jetzt Pater Norbert geheißen, war ſeit dieſem Morgen, ſeit er einmal im Vorhauſe der Schottenabtei die Richtung entdeckt, in ſchärfſter Thätigkeit auf dieſes Ziel begriffen. Ihm aber ſtanden durch ſeinen Orden außerordentliche Mittel zu Gebote, und von dieſer Seite war nicht nur das Aſyl des Grafen, war der alte Herr ſelbſt in größter Gefahr. Denn auf dieſer Seite pflegte man nichts halb zu thun.

— Da kommt der Zaun! rief plötzlich Spath. Jetzt müſſen wir nach rechts. Hier iſt kein Thor.

Sie gingen an einem ſogenannten Prügelzaun, innerhalb deſſen hohes Geſträuch ſtand, wol fünf Minuten nach rechts hinüber durch den hohen Wald. So fanden ſie den ſchmalen Fahrweg, welcher in großem Umwege von Dornbach herauf und auf das „Stakettthor" führte, wie es geheißen wurde, weil es von einzelnen dünnen Latten, Stakete genannt, zuſammengenagelt war. Spath, mit allen nöthigen Handgriffen bekannt, ſchob durch die Lücken der Stakete ſeine Hand hinein, und hob einen innen befindlichen Riegel. Das Thor ging auf. Gleichzeitig erhob ſich der Wind und jagte den Nebel hoch in die Lüfte, ihn hie und da völlig zerreißend. Der Mondſchein zeigte Hans, daß er in eine Art Park getreten ſei, und er gewahrte nach kurzer Wanderung zwei Häuſer. Der breite Sandweg führte vom Lattenthore an gerade zwiſchen die beiden Häuſer hinein, welche einander gegenüberſtanden. Sie waren einſtöckig, und nur aus dem zur rechten Hand ſchimmerte Licht.

— Dort wohnt, ſagte Spath zum Junker, der Jäger Golling mit Frau und Tochter, dort vorne, von wo das Licht ſchimmert. Den andern, viel größeren Theil des Hauſes bewohnt der Herr Graf. Im Hauſe links ſind Stallungen und die Wohnung des Gärtners Trumm, der die Pflanzungen und die Wege in Stand halten muß. Der Pater Regens von den Schotten, der Special des alten Herrn Grafen —

— Wie?

— Ja, ja, 's klingt curios, aber 's iſt nicht anders. Der kathol'ſche Herr iſt ein Special des Herrn Grafen. Der Herr Graf iſt im Ganzen recht geduldig gegen manche Päpſtliche. Das fiel uns anfangs auf, aber jetzt haben wir uns daran gewöhnt. Er hat ſo 'ne Art, daß man's nicht recht übel nimmt. Und der Pater Regens iſt auch gegen uns ſchier gerade ſo, 's iſt auch ein geduldiger Herr. Er hat die Anlage hier gemacht ums Jägerhaus, und das Haus rechts hat er ausbauen laſſen. Ihr werdet ſehen, daß es ganz ſauber iſt —

Durch ein grimmiges Hundegebell wurde Spath unterbrochen, und ein großer, gelblicher Wolfshund ſtürzte ihnen entgegen unter zweifelloſen Anzeichen eines feindlichen Empfanges. Spath aber ſprang ihm einige Schritte vor und ſchrie dem Hunde zu:

— Zahn, Zahn, ſei kein Eſel —!

Zahn erkannte den Gärtner Spath, und war kein Eſel; er beruhigte ſich und wedelte, und knurrte nur noch gegen Hans. Spath nahm ihn beim Kopfe und ſchüttelte denſelben liebevoll, dabei immer weiterſchreitend. So kamen ſie in die Allee von Kaſtanienbäumen, welche ſich zwiſchen den beiden Häuſern hinzog, und in der erſten Thür des Hauſes zur rechten Hand erſchien eine weibliche Geſtalt. Sie trat nicht weiter heraus, ſondern rief nur:

— Zahn, geh' herein!

Zahn verfügte ſich zu ihr, und Spath ſagte ſeinerſeits zu Hans:

— Das iſt die Nandl, des Jägers Tochter. — Grüß Gott, Nandl, ſetzte er lauter hinzu, ich bring' 'nen Gaſt für den gnädigen Herrn.

Dabei gab er ihr die Hand, und Nandl machte unter einem Knixe Platz zum Eintritt.

Durch einen geräumigen Vorſaal, der mit allerlei Wirthſchafts- und Jagdgeräthen angefüllt war, kam Hans in das Zimmer des Jägers. Es ſtanden drei Betten darin und zahlreicher hölzerner Hausrath, ſo daß es ſich ziemlich eng ausnahm. Neben dem großen Kachelofen war, etwa drei Fuß vom Boden aufwärts, ein kleiner Kamin im Schornſteine angebracht, und in dieſem brannten auf Ziegelſteinen kleine Kienſpäne in luſtigem rothgelbem Qualm, die Stube vollſtändig beleuchtend.

Die Jägersfrau, ein kleines, feiſtes Weibchen, trat in demſelben Augenblicke aus der Küche ein, und wurde durch Spath unterrichtet, um was es ſich handle. Sie knirte ebenfalls, ſchwieg aber, indem ſie befliſſen war, eine ſchmutzig gewordene Schürze abzuthun.

— Nun, liebe Frau, ſagte Hans, wollt Ihr mich zum Herrn Grafen führen?

— 's geht nicht mehr, nahm Nandl das Wort, er iſt ſchon aufi!

Hinauf hieß das. Eine wohl ausgebaute Dachſtube war das Schlafzimmer des Grafen, und dorthin hatte er ſich bereits zurückgezogen. Die Ordnung ſeiner Lebensweiſe galt in dieſem Punkte für unerſchütterlich: ſobald er ſich in ſein Schlafzimmer zurückgezogen, durfte ihm nichts mehr gemeldet oder gebracht werden.

Obein heute, ſetzte Nandl hinzu, ſei er nicht ganz friſch; der Nebel bekomme ihm nicht. Tſchirill werde ſich nicht mehr rühren.

Tſchirill, der Diener des Grafen, ſollte gerufen werden. — Nandl öffnete die Thür, welche zwiſchen den Betten ins Innere des Hauſes führte, und rief leiſe in einen helldunklen Raum hinaus:

— Tſchirill!

Das Helldunkel entſtand davon, daß aus dem entfernteſten Zimmer ein Kaminfeuer leuchtete. Zwiſchen dieſem letzten Zimmer und der Stube des Jägers lag ein ſchmales Zimmer und ein enger Treppenflur, deſſen Stiege eben zum Schlafzimmer des Grafen hinaufführte.

Tſchirill ließ warten. Spath wollte hinein; Nandl aber hielt ihn zurück. Es ſei jedes Geräuſch unterſagt, und Tſchirill werde auch ſchon ſchlafen; er habe aber ein feines Gehör und werd' es ſchon vernommen haben, obwol er oben vor der Thür des Herrn Grafen liege.

Wirklich kam er; barfuß, ganz unhörbar. Er hatte ſchon geſchlafen und wiſchte ſich die Augen; ein vierſchrötiger kleiner

Menſch, der aber mehr auf Mimik eingeübt zu ſein ſchien, als auf Sprechen. Sein breites, ſlaviſches Geſicht war dabei unzerſtörbar freundlich und lächelnd, auch wenn er den grauen Krauskopf verneinend ſchüttelte. Spath ſetzte ihm unter Benützung ſlaviſcher Worte dringend auseinander, daß ſein Herr Graf in Gefahr ſei und fort müſſe — es half nichts. Tſchirill drückte die Thür zwiſchen den Betten vorſichtig ins Schloß, damit ſein Herr oben ja keinen Laut höre, und dem Junker Hans nahetretend und ihm den Aermel küſſend, ſagte er mit heiter lächelndem Angeſichte nichts weiter als:

— Heut' nix mehr! Morgen, Pane!

Hans nöthigte ihm einen Brief auf, welcher dem Grafen ſogleich eingehändigt werden müſſe. Umſonſt! „Morgen!" war die unwandelbare Antwort.

Hans ſah fragend auf Spath. Dieſer kratzte ſich in den Haaren und murmelte:

— Wir müſſen ihn binden, den Tſchirill, wenn wir ihn zwingen wollen. Stark wie ein Ochſe iſt er auch, und der Spectakel! Der Herr Graf wird grauslich erſchrecken — friſch iſt er ohnedem nicht.

— Iſt der Jäger nicht da? fragte Hans.

— Der Herr (ſo nennen die Frauen in Oeſterreich noch heute vorzugsweiſe ihren Mann) iſt —

— Auf den Schnepf hinaus! ergänzte Nandl die immerdar wenig beredte Mutter. — Da kommt er! ſetzte ſie hinzu. Zahn jauchzt und ſpringt hinaus; der ſpürt ihn immer zuerſt.

Zahn hatte Recht gehabt. Der alte Golling trat ein. Er war derſelbe, welcher Herrn Rudolph von Mitzlau unten im Thale begegnet war, und er brachte alſo einen neuen Grund mit, den alten Grafen ſicherzuſtellen. Denn auch ihm war es deutlich geworden, daß der Herr Rudolph nicht einen Augenblick zögern würde, die unterbrochene Spur da herauf mit dem nächſten Morgen wieder aufzunehmen.

Dennoch mochte auch er nicht rathen, den Tſchirill zu beſeitigen und hinaufzudringen. Wohin auch gleich in der Nacht mit dem greiſen und ſehr empfindlichen Grafen?! — Nach Wien hineinſchicken und den Vater Regens fragen, der einen neuen Aufenthaltsort beſtimmen könnte, das ſchien ihm das Rathſamſte.

— Aber mitten in der Nacht, ſetzte er hinzu, nützt das nichts; die Thore ſind verſchloſſen. In aller Frühe kann's und ſoll's geſchehen.

Dabei mußte man ſich beruhigen, und der alte Golling wendete ſich nun an Tſchirill mit dem beſcheiden vorgetragenen Verlangen, das zunächſt anſtoßende einfenſterige Zimmer zur Nachtruhe für den Herrn Junker abzutreten.

— Ein Bett ſteht drin aufgeſchlagen, und Du ſiehſt ja, daß der Herr Junker ein ſicherer Freund des Herrn Grafen iſt! ſetzte Golling hinzu.

Tſchirill betrachtete mit unveränderlichem Lächeln den Junker und ſchwieg. Es ſchien, als wolle und müſſe er ſeinen Herrn auch vor der unwahrſcheinlichſten Gefährdung bewahren.

Aergerlich fuhr Golling fort: ſonſt müſſe er den Herrn Junker ja doch hinüber zu dem — unheimlichen Gaſte im Wirthſchaftshauſe ſtecken, was doch auch der Herr Graf morgen gar nicht billigen werde.

— Was iſt das für ein Gaſt? fragte Hans.

— Er iſt geſtern Nachts auf einem ungariſchen Gefährt von Wien gekommen.

— Odontius?!

— Der Herr Junker kennt ihn?

— Freilich! Führt mich hinüber, führt mich zu ihm!

— Gnädiger Junker —

— Was iſt?

— Thut's nicht zur Nacht. Es verdirbt Euch den Schlaf. Morgen Früh, wenn Ihr wollt. — Und fort muß der arme, kleine Mann auch, wenn's hier nicht mehr ſtille bleibt — der iſt gar zu fremd und wunderlich, auch für unſereinen.

— Was iſt ihm?

— Ja — der Verſtand iſt — zurückgetreten.

— Führt mich hinüber!

Es geſchah. — In einem kleinen, unbehaglichen Stübchen, welches an die Wohnung des Gärtners ſtieß, ſaß auf dürftigem Lager Odontius. Er ſaß an die Wand gelehnt und war nur mit dem Hemde bekleidet — ein jämmerlicher Anblick! Noch den Tag vorher war er das froſtigſte Menſchenkind geweſen, welchem dicke Pelze nicht Wärme genug verſchaffen gekonnt; jetzt dampfte er von Fieberhitze. Das Auge war ſtarr auf die Eintretenden gerichtet, aber es ſchien ſie doch nicht zu ſehen. Der Blick, der Sammelpunkt des geiſtigen Vermögens, fehlte. Gewiſſenspein hatte den Geiſt zerrüttet.

— Der wilde ungariſche Kutſcher, ſagte Golling mit leiſer Stimme zum Junker, hat ihn umgeworfen drüben am Bühel, und da iſt er wol mit dem Kopfe an den Wellbaum aufgeſchlagen. Er kam ſchon erbärmlich an. Aber zum Herrn Grafen hat er doch noch eine ganze Weile geredet; dann hat er plötzlich geſchrien, als ob er am Spieße ſtecke, und ſeitdem iſt er hin und weiß kein Wort mehr. Das hat den Herrn Grafen ſehr angegriffen, und er hat ſich deshalb heute noch zeitiger als ſonſt niedergelegt.

Hans erbebte innerlichſt vor ſchmerzlicher Theilnahme, und trat ganz nahe zu dem Leidenden, mit ſanfter Stimme den Namen „Odontius“ ausſprechend. Nur ein erhöhtes Zittern war die Folge davon. Dann ſagte Hans leiſe: Freund Hortleder läßt Euch grüßen! — Ein Ruck wie von einem Erdbeben ging durch den ſchlotternden Leib, ein völliger Stillſtand jeder Bewegung trat ein, dann brach der Arme in ein herzzerreißendes Wimmern aus, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen. Eine halbe Minute etwa dauerte das, und Odontius brach zuſammen und fiel zuckend aufs Lager.

— Deckt ihn zu, Trumm! ſagte Golling. Lange treibt der's nicht mehr.

Trumm, der wetterbraune Gärtner, that wie ihm geheißen worden, und erſchüttert ging Hans in die Wohnung des Jägers zurück.

Dort empfing ihn Nandl mit der Nachricht, daß Tſchirill nachgegeben habe in Betreff des Schlafzimmers. Die Thür zum Treppenflur ſei zugemacht, das Lager gerichtet, und Tſchirill warte jetzt auf den Brief, den er morgen ganz früh dem Herrn Grafen einhändigen werde. Tſchirill kam wirklich und beſtätigte Alles, und nahm mit ſeinem unwandelbaren Lächeln den Brief, welchen Hans mechaniſch hingab. Hans ſelbſt war in traurige Gedanken verſunken, und vergaß, der Jägerfamilie gute Nacht zu wünſchen, indem er langſam eintrat in das einfenſtrige Zimmer, und ſich den Dienſtleiſtungen Tſchirill's beim Auskleiden ſchweigend überließ.

Die Jägerfamilie und Spath ſtanden um den hellleuchtenden Kamin, und ſahen einander fragend an, als Tſchirill die Thür zwiſchen den Betten zuzog, und den Eintritt der Nachtruhe hiemit gleichſam ankündigte.

Nur Spath blieb eingedenk der Gefahr und des Hauptzweckes, und ſagte faſt ſtöhnend zu Golling:

— Aber Ihr geht vor Tage nach Wien hinein?

— Freilich! Mit der Sicherheit iſt's morgen vorbei.

So war es auch. Von zwei Seiten wurde um dieſelbe Zeit der Ueberfall vorbereitet: von Seiten Rudolphs und von Seiten Norberts.

Als Herr Rudolph ins Hernalſer Schloß zurückgekehrt war von ſeiner Irrfahrt, hatte ihn der Candidat Götzinger, welcher zufällig über den Hof ging, reſpectvoll begrüßt und mit ſaurem Lächeln gefragt: ob er den heidniſchen Weiſen aufgefunden.

— Ihr wißt? — Ihr kennt ihn?

— Gott ſei Dank, nein. Ich weiß nur, daß ſolch ein mächtiger Freigeiſt in der Nähe iſt und Unkraut in unſeren evangeliſchen Samen wirft. Die Frau Baronin verkehrt leider mit ihm, und ich merkte es wohl bei Tiſche, daß der Junker aus Sachſen nach ihm trachtete, und ich ſah Euch ihm nachgehen. Hütet Euch davor, wenn Ihr die reine Lehre rein bewahrt ſehen wollt in Euch. Hier im Hauſe hat ſeine Nähe ſchon Unheil genug angerichtet: die Frau Baronin horcht auf ihn, und ſelbſt gemeine Leute, wie der Gärtner, zappeln an ſeiner Angel.

— Der Gärtner kennt ihn?

— Sicherlich. Und der neue Gaſt, der Herr von Trotha, neigt offenbar auch nach dieſer falſchen Seite der Reformation. Er hat mich eben aufgeſucht und nach dem Aufenthaltsorte des ſogenannten „Grafen“ befragt. Hütet Euch vor ihm! Da kommt er —

Hinter einer großen Stalllaterne, welche vom Poldi, dem Kutſcher, getragen wurde, kamen der Freiherr von Jörger und Herr von Trotha aus dem Nebenhofe hervor, und ſchritten nach dem Haupteingange. Sie waren auf Poldis Anzeige in dem Pferdeſtall geweſen und hatten das verwundete Handpferd betrachtet. Der Freiherr war ſehr ſchlechten Humors. Die ſpaniſchen Roſſe lagen ihm ſehr am Herzen, und er verwünſchte in ſich den ſächſiſchen Junker, welcher ſein ſchönſtes Thier in ſolche Fährlichkeit geſtürzt.

— Glaubt Ihr wirklich, ſagte er gepreßten Tones zu Herrn von Trotha, daß Buglähme entſtehen kann?

— Sie iſt ſchon da, erwiderte dieſer. Sehne und Nerv ſind verletzt. In acht Tagen erſt kann man ſagen, wie ſtark die Verletzung. Eine Schwäche bleibt jedenfalls zurück, und eine ſorgfältige Schonung des Thieres iſt unerläßlich.

— Sieh da, fuhr Herr von Trotha fort, der ſchleſiſche Junker! Wo wart Ihr denn hin? Das Fräulein von Loß hat nach Euch gefragt.

Rudolph antwortete ausweichend. Man trat ins Schloß. Der Freiherr, ſeinen Aerger über die Laſt ſeiner Gaſtfreunde niederzwingend, empfahl den Herren das Speiſezimmer, wo ſie ein Brettſpiel und einen Imbiß zur Nacht fänden, und verließ ſie.

Herr von Trotha ſah ihm lächelnd nach, und winkte dann einem Diener.

— Gebrannten Wein ins Speiſezimmer! ſagte er in herriſchem Tone zu dieſem, verabſchiedete mit einer kurzen Pantomime den Candidaten, und ſchritt mit Rudolph nach dem Speiſezimmer.

Es lag in alledem etwas Befehlshaberiſches, etwas Hartes, aber auch etwas Mächtiges. Rudolphs Aufmerkſamkeit wurde unwillkürlich geweckt, und der Gedanke ſtieg ihm auf, daß dieſer Herr von Trotha ein Mann von Bedeutung ſein müſſe.

— Ihr ſchaut mich ja an, als ob ich ein Mädchen wäre, und Ihr meine Reize ergründen wolltet! ſagte lachend Herr von Trotha, als ſie ins Speiſezimmer traten. — Ich bin nicht abgeneigt, Euch entgegenzukommen, ſetzte er hinzu, wenn Ihr ſo unternehmend ſeid, als Euer Auge ankündigt. Nehmen wir das Brettſpiel zwiſchen uns, und jagen wir den horchenden Dienſtboten hinaus.

Dies geſchah.

— Nun alſo, mein junger Herr von Mitzlau, ſo wißt zunächſt: ich kenne Eure Familie und ihre Verwandtſchaften in Böhmen. Ich ſehe, daß Euch meines Freundes Loß Töchterlein ſehr wohl gefällt, und ich ſetze voraus, daß Ihr das reiche Mädchen erobern möchtet. — Auf dergleichen braucht Ihr mir nicht zu antworten; ich komme mit trockeneren Fragen. Loß hat mir Euch genannt, aber als einen Katholiken. Hier finde ich Euch in traulichem Verkehr mit lauter Evangeliſchen. Sogar mit dem hartmäuligen Candidaten da unten ſcheint Ihr auf freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen. Seid Ihr denn übergetreten? Das iſt eine trockene Frage. — Euer Zögern hat ſie ſchon beantwortet. Ihr ſeid nicht übergetreten. Ihr ſpeiſt, oder naſcht wenigſtens von beiden Tafeln. Wie lange, junger Herr?

— Ich ſuche Ueberzeugung.

— Die ſucht Ihr nicht. Ihr ſeid ein Weltkind, und das Bedürfniß nach Religion macht Euch wenig zu ſchaffen. Das ſprüht aus all Euren Nähten. Laßt's gut ſein! Aber vergeßt auch nicht, daß man Euch das an beiden Tafeln übelnimmt, und daß Ihr Euch zwiſchen zwei Stühle ſetzt — zu garſtigem Hinfallen! Glaubt mir das. Wie?

— Ich glaub' Euch.

— Ich bin kein Proſelytenmacher! aber reine Farbe brauch' ich. Darum rath' ich Euch, raſch zu wählen. Wohin neigt Eure Wahl? — So? So? — Ihr wägt nicht ſowol die Glaubensſätze als die Vortheile, welche in der Wagſchale liegen könnten; viel Ruhe bei ſo viel Jugend —

— Herr von Trotha!

— Was? — Ja ſo! — Nun, man ſagt uns nach, daß wir am wenigſten glaubten — ich bin Calviner — daß wir am nüchternſten wären und nur eine politiſche Religion hätten. Der reiche Loß iſt auch Calviner, und die ſchöne, capriciöſe Ludmilla iſt ſeine Tochter. Wenn Ihr noch eine Weile getaumelt ſeid, werdet Ihr wol zu uns herübertaumeln. Taumelt nur raſch! Wenn's noch lange dauert, ſo beachtet man's nicht. Und der Betteltanz geht los, der wirkliche Krieg beginnt; taumelt raſch!

Jetzt ward der glühende Wein gebracht, und zu Trotha's unangenehmer Ueberraſchung erſchien gleichzeitig Fräulein Ludmilla. Sie grüßte leichthin, und gab vor, ein Taſchentuch liegen gelaſſen zu haben. Schweigend ſuchte ſie alle Ecken und Winkel ab, und nahm es gleichgiltig hin, daß Rudolph mit galanter Befliſſenheit ihr ſuchen half. Sie ſchien ſehr ärgerlich zu ſein, daß ſie das Geſuchte nicht finden konnte, und ging raſch wieder von dannen.

— Wißt Ihr, wo das Taſchentuch hingegangen iſt nach der Tafel? fragte Trotha den Junker Rudolph.

— Das Taſchentuch?

— Es hat die Geſtalt eines Junkers aus Sachſen! Ihr ſeid garſtig im Hintertreffen, Herr Vetter aus Schleſien, und die Ausſicht auf dieſe kleine, lebhafte Hand iſt für Euch verteufelt zweifelhaft. Und das iſt keine Kleinigkeit. Das Mädchen hat eine große, ſelbſtſtändige Erbſchaft von ihrer verſtorbenen Mutter —

— Wie das?

— Ja, die Welt weiß nichts davon; ich aber weiß es zufällig von einer Gerichtsperſon. Ihre Mutter hatte Anwandlungen zum katholiſchen Glauben, und hatte Furcht vor Krieg und Kriegeszeiten. „Ihr werdet noch einmal Gut und Leben verlieren in Euren Streitigkeiten“ — pflegte ſie zu ihrem Manne zu ſagen — „und mein Kind kann eines Tages eine Bettlerin werden. D'rum laſſ' mich mein Eingebrachtes ſelbſtſtändig der Ludmilla zuſchreiben.“ — Loß iſt ein ſeelenguter Knabe, der auf Geld und Geldeswerth einen ungebührlich niedrigen Werth legt; er ließ es geſchehen, und ſo iſt dieſe Ludmilla unter allen Umſtänden eine ganz ſichere, reiche Partie. Das wußtet Ihr nicht?

— Nein.

— Nun, jetzt wißt Ihr's und könnt's als neues Gewicht brauchen. Ohne uns aber, zu denen der brave Loß ganz und gar gehört, iſt der Schatz nicht zu heben. Faßt alſo Euren Entſchluß. Ich rücke damit heraus, weil ich Euch brauchen kann für unſere Zwecke, und weil Ihr mich und den Loß verpflichten könnt. Ihr wißt: ich komme von Horn herab und mit Aufträgen von Loß. Wir haben Eile, und die Frau Amalie hier im Hauſe hält mich hin. Sie iſt eine Gelehrte und mag mich nicht. Ich bin ihr zu roh. Sie verweigert mir die Auskunft, welche ich nothwendig brauche, und es entſteht nun die Frage, ob Ihr mir zu der Auskunft verhelfen könnt.

— Ich?

— Ihr. Ich habe ſeine Ohren. Aus gewiſſen Aeußerungen bei Tiſch, namentlich vom Jörger und von der Ludmilla — die

Letztere ſprach ohneweiters vom „Grafen“, den der ſächſiſche Junker aufſuchen wolle — hab' ich mir Folgendes zuſammenbuchſtabirt: Der „Graf“ kurzweg iſt der alte Zdenko von Zierotin. Der ſächſiſche Junker weiß ſeinen Aufenthalt, und iſt von der Tafel hinaus zu ihm. Die Ludmilla machte es ſo deutlich, als ob es gedruckt ſtünde. Ihr ſeid hinter ihm her, um bei der Gelegenheit den goldenen mähriſchen Vetter geſchwind zu entdecken. Jörger macht kein Hehl daraus, daß Ihr deshalb nach Wien gekommen ſeid. Widerſprecht nicht unnütz! Das liegt auf der Hand. Ihr ſeid aber allein und recht verdrießlich zurückgekommen: der Sachſe iſt Euch entwiſcht. Jetzt entſteht die Frage: Wie weit ſeid Ihr auf der Spur? Und wollt Ihr Euch mit mir und Loß verbünden? — Ueberlegt's raſch! — Noch Eins! Euch locken die Tonnen Goldes, welche man dem Oheim Zdenko nachſagt, und Ihr möchtet deshalb alle übrigen Parteien von ihm fernhalten. Das begreift ſich, hat aber im Augenblicke doch keinen Sinn. Zunächſt iſt der Oheim in Händen, die ihm näher am Herzen liegen, als Eure Verwandtſchaft. Erſt müßt Ihr ihn gewonnen und für Euch allein ſichergeſtellt haben. Dann mögt Ihr ſorgen, daß er keine neue Bekanntſchaft mache. Unſere Bekanntſchaft aber — ich ſpreche von Loß und mir — hat nichts mit Geld und Gut zu ſchaffen. Wir brauchen den Religionseinfluß des alten Grafen, wir brauchen ſeine ſchwer wiegende Stimme, ſonſt nichts. Und das will ich Euch erklären. Laßt nur Euren Wein nicht kalt werden; bei ſolchem Nebel iſt er probat. — Alſo: in dieſem Augenblicke rücken unſere Truppen unter Thurn in Mähren ein, in ein paar Tagen iſt Mähren mit Böhmen vereinigt, und die Hauptfrage kommt aufs Tapet. Für dieſe Hauptfrage brauchen wir die Stimme des alten Grafen Zdenko, welche in Mähren ein entſcheidendes Gewicht hat. Dieſe Hauptfrage iſt die Frage ums Oberhaupt. Daß wir Ferdinand drüben in Wien nicht brauchen können, weiß die ganze Welt. Daß wir eine ariſtokratiſche Republik mit all den Ländern vom Erzgebirge bis an die Siebenbürger Päſſe und vom Rieſengebirge bis ans adriatiſche Meer zuſammenſtellen wollen, ſagt man uns nach, wenigſtens uns Calvinern. Zunächſt iſt das nicht wahr. Auch wir geſtehen zu, daß es ein König ſein muß, wenn auch ein ſtreng verbriefter, der durch den Adel regieren muß. Welcher aber? Da liegt die Streitfrage. Ein Theil von uns, den Andreas Schlik an der Spitze, iſt für den ſächſiſchen Kurfürſten in Dresden. Zu dieſem Theil gehört die Mehrzahl der Lutheriſchen unter uns. Der andere Theil, der calviniſche, aber iſt für den rheiniſchen Kurfürſten in Heidelberg, und zu dieſem Theile gehören wir, der Loß und ich, und wir ſind ziemlich ſicher, daß wir das in Böhmen durchſetzen. Der alte Zdenko aber ſoll es uns auch in Mähren ſichern. Und das wird er, wenn wir ihn beizeiten finden. Das heißt: wenn ihn die Lutheriſchen unter Frau Amalie und dem fremden Junker nicht vorweg verderben, oder die Römiſchen ihn nicht mit Haut und Haar wegſchnappen. Verſteht Ihr jetzt?

— Ich verſtehe.

— Da habt Ihr denn lauter blanken Vortheil auf unſerer Seite. Wir können Euch bei der Ludmilla und beim Oheim Zdenko beſtens unterſtützen, und könnten Euch an einen neuen Hof in Prag bringen, der Euch, ſo wie ich Euch beurtheile, ganz beſonders zuſagen wird. Der Kurfürſt Friedrich iſt ein junger Herr, welcher Glanz und Herrlichkeit liebt, und er hat eine junge Frau, welche ihm darin ganz ähnlich iſt, und einen hochfliegenden, prächtigen Ehrgeiz noch voraus hat. Als Tochter des Königs von England und Enkelin der Maria Stuart, hat ſie vornehmen Geſchmack, dreiſte Phantaſie und herzhafte Unternehmungsluſt. Sie wird den Pragern was zu ſchauen geben und junge Cavaliere und junge Frauen in Athem verſetzen. Nach dieſem Hofe auf dem Hradſchin, das ſag' ich Euch voraus, fliegen alle Wünſche Ludmillas, und wer ſie da hinaufführen kann, der wird ihr Mann ſein. Iſt das ein Trumpf, he? Punctum. Ich bin müde, und der Wein hat mich noch müder gemacht. Ich frag' nicht weiter, ich ſag' nichts weiter als: Habt Ihr die Richtung entdeckt, nach welcher Graf Zdenko eine Stunde von hier — ſo viel weiß ich von Loß — wohnhaft iſt? Habt Ihr ſie?

— Eine halbe Stunde weit —

— Das genügt. Iſt's ein Schloß, ein Bauernhaus —?

— Ein Jägerhaus.

— Bravo. Das wollen wir in ein paar Stunden haben. Abgemacht. Mit Sonnenaufgang ruf' ich Euch, und wir brechen auf. Gute Nacht!

Und damit ging er hinweg. Rudolph blieb etwas betäubt ſitzen. Er war ſo zu ſagen überritten worden. Aber es war ihm recht. Dem Gedankengange dieſes Herrn von Trotha war er aufmerkſam gefolgt, und es hatte ihm vollſtändig eingeleuchtet, daß hier diejenige Partei an ihn heranträte, welche ihm am beſten zuſage und welche ihm die beſten Ausſichten biete.

Und doch war Rudolph in einem Hauptpunkte getäuſcht. Es war der Geldpunkt. Dieſer Herr von Trotha, wie er ſich in der Geſchwindigkeit benannt, hatte es auf nichts abgeſehen als auf die Tonnen Goldes des alten Grafen. Dieſer wollte er ſich um jeden Preis bemächtigen für ſeine Calviner-Partei, zu welcher er allerdings gehörte, ja deren Führer er war.

Gar nicht unzufrieden mit dieſer letzten Abendſtunde ging Rudolph nach ſeinem Zimmer. Unterwegs fragte er den mit dem Lichte vorausgehenden Diener: ob der Gärtner noch zu haben ſei.

— Der Spath?

— Der Gärtner.

— Das iſt der Spath.

— Ruf ihn zu mir herauf.

Das Licht zurücklaſſend, ging der Diener. Rudolph wartete auf dem Gange. Es war ihm eingefallen, daß der Candidat Götzinger des Gärtners erwähnt hatte, als desjenigen, welcher mit dem Grafen in Verbindung ſei. Wenn es nicht derſelbe wäre, der den Junker von Starſchädel geführt — denn allein war der Starſchädel nicht geweſen — ſo konnte der Burſche vielleicht benützt werden.

Unerwartet raſch kam der Diener zurück, und ein Mann neben ihm. Der ſah aber nicht wie ein Gärtner aus, eher wie ein verbrauchter Kriegsknecht.

— Der Spath iſt nicht daheim, berichtete der Diener, aber dieſer Mann fragte nach Euer Gnaden, er hätte was abzugeben.

Der Kriegsknecht ſchlurfte heran — einer ſeiner Füße ſchien nicht ſeine volle Schuldigkeit zu thun —- und überreichte dem Junker einen zuſammengefalteten Zettel. Rudolph las ihn ſogleich. Er lautete: „Herr Pater Norbert läßt Euch vermelden, daß Ihr ihn morgen Vormittag im Hernalſer Schloſſe erwarten mögt. Er iſt dem bewußten geheimen Aufenthalte auf der Spur. Im Hernalſer Schloſſe ſelbſt liegt der Schlüſſel zu dem Geheimniſſe. Die Frau und ein Gartenknecht ſind im Beſitze desſelben. Verſchafft ihn Euch von Eurer Seite. Der Herr Pater hat noch einen weiteren Zugang entdeckt, und wird mit Euch morgen vergleichen, welcher Weg und welches Hilfsmittel vorzuziehen ſei. Die Expedition muß auf der Stelle ins Werk geſetzt werden. Es ſind von hier aus alle Vorbereitungen getroffen. Man erwartet andererſeits, daß Ihr der guten Sache alle Kräfte widmen werdet. Solltet Ihr Euch deſſen weigern — was man nicht erwartet — ſo werden die Anklagen Eures geſtrigen Betragens in der Burg furchtbar lebendig, und das Gericht ereilt Euch über Nacht“.

Rudolph ſtarrte noch einen Augenblick auf den Zettel, nachdem er ihn geleſen. Das „Betragen in der Burg“ bezog ſich auf Odontius und auf Rudolphs wahrſcheinliche Mitwiſſenſchaft. Dieſer ſchlimmſte Verdacht alſo war nicht völlig ausgelöſcht. Man verlangte neue Proben — man wird ihrer fortwährend verlangen! Iſt's da nicht an der Zeit, das Schaukelſyſtem, in welches man hineingerathen, reſolut aufzugeben, und ſich der proteſtantiſchen Partei ohne Rückhalt anzuſchließen? Allerdings. Aber es braucht ja dazu keiner Ankündigung, keiner Herausforderung. Man weicht aus, das iſt genügend. Man hinterläßt eine Nachricht, daß man im Dienſte derſelben Sache nothwendigerweiſe fortgemußt — ja wol.

Alſo denkend, ſah Herr Rudolph in das harrende Faunengeſicht des Kriegsknechtes, welcher nicht ohne Behagen den ſchönen Junker muſterte. Denn es war niemand anders als der alte Brémont aus dem Arſenale, welcher ſich mit Lächeln ausmalte, was man mit ſolch einem prächtigen Wuchs und Angeſichte für gute Beute einheimſen könne unter den Weibſen.

— Eure Antwort, ſchönſter Junker? Schriftlich oder mündlich?

— Ein Wort: Es ſei Alles in Ordnung.

— Weiter nichts?

— Das genügt.

— Bis auf das Trinkgeld, welches ein ſo ſtattlicher Herr einem alten Kriegsmanne nicht verſagen wird bei ſo ungeſundem Wetter. —

Rudolph gab ihm ein Silberſtück, und Ehren-Brémont ſchlurfte unter militäriſchem Gruße rückwärts.

Er hatte Auftrag, die Antwort ſogleich in die Burg zu bringen. Dort erwartete ihn die „rothe Feder“ in der Trabantenſtube. Eine Stiege hoch über der Trabantenſtube erwartete in ſeinem Gemache der Pater Norbert die „rothe Feder“.

Norbert hatte im Laufe des Tages ſeinen Entſchluß gefaßt. Er wollte Alles daran ſetzen, eine Leidenſchaft zu befriedigen, welche ihn wie ein Gewitter überraſchte. Die ſchöne Ludmilla hatte ſich ſeines Weſens bemächtigt, wie eine dämoniſche Macht, und es kam jetzt zu Tage in ihm, daß ſein Verhältniß zur Kirche ein rein äußerliches, ſozuſagen ein politiſches verblieben war. Er hatte keinen Kampf zu beſtehen mit ſeinem Gewiſſen, nur eine Auseinanderſetzung über formelle Pflichten fand in ihm ſtatt. Zunächſt wollte er den engeren Eintritt in den Orden, welchen ſeine Mutter ſo ſehnlich wünſchte, beſtimmt ablehnen. Das Weitere werde ſich geſtalten je nach der Geſtaltung ſeines Verhältniſſes zu Ludmilla. Die Ausbildung dieſes Verhältniſſes aber wollte er, von leidenſchaftlicher Sehnſucht geſtachelt, um keinen Tag verzögern. Er hatte ſich alſo feſt vorgenommen, das ketzeriſche Schloß Hernals zu beſuchen, obwol er dort weder willkommen, noch ſicher ſei. Den Vorwand dazu bei Pater Lamormain ſollte die Auffindung ſeines Oheims Zdenko bieten. Er wußte, welchen Werth der Orden darauf legte, dieſes freigeiſtigen Grafen und ſeiner Schätze habhaft zu werden. Dieſe Schätze waren am Ende doch auch für ihn ſelbſt nicht gleichgiltig, wenn ſeine Neigung zu Ludmilla einen günſtigen Verlauf nähme. Nahm er die Leitung der Expedition in die Hand, ſo war's ja auch in ſeine Hand gelegt, den endlichen Ausgang dieſer Expedition für ſeinen perſönlichen Vortheil auszubeuten.

In dieſem Sinne war er noch am Morgen, als er auf der Freiung von Rudolph geſchieden, zu Pater Lamormain gegangen und hatte dieſem Mittheilung gemacht von den Anzeichen über den Aufenthalt des Grafen, welche er in der Schottenabtei plötzlich aufgefunden, ſich erbietend, dieſe Anzeichen auf der Stelle energiſch zu verfolgen. Zu dem Ende ſei nöthig, daß ihm alle Mittel bewaffneter Macht zu Gebote geſtellt würden, und daß er ſelbſt ſein geiſtliches Kleid ablege, um ſich als Cavalier in die Landſchaft hinaus zu begeben.

Lamormain hatte mit leuchtendem Auge zugehört. Daß die Benedictiner ihm den Grafen entzogen, auf welchen er es längſt und ernſtlich abgeſehen, das war ohnedies ein empfindlicher Punkt für ihn geweſen. Er hatte nur dazu geſchwiegen, weil ſeine Spürleute keine Anknüpfung entdeckt hatten. Jetzt war die Anknüpfung da, und er ging mit voller Kraft darauf ein. Norbert — obwol Lamormain ſeit geſtern Vorwürfe für ihn bereit hatte — war ihm doch in dieſer Angelegenheit ein willkommenes Werkzeug, weil der alte Graf ein Verwandter Norberts war und der etwa entſtehende Lärm damit beſchwichtigt werden konnte, es handle ſich um Schritte, welche von der Familie ſelbſt ausgingen.

Lamormain hatte alſo ſogleich alle ſeine Agenten zuſammenberufen und ihnen die erforderlichen Aufträge gegeben. Abends neun Uhr ſollten ſie ihm Bericht erſtatten. Unter dieſen Agenten hatte die „rothe Feder“ nicht gefehlt, und ihrer hatte ſich beim Fortgehen Norbert bemächtigt mit dem Auftrage, einen ſicheren Boten zu ſtellen, welcher im Dunkel des Abends einen Brief nach Hernals bringen könne. So war der heitere Brémont, deſſen ſich die „rothe Feder“ gern zu Aufträgen über Land bediente, weil ihm ein kleiner Klepper im Arſenal zu Gebote ſtand, nach Hernals hinaus geſendet worden.

Während Brémont jetzt auf ſeinem ungariſchen Rößlein nach der Stadt zurückſprengte, ſtand Norbert am Fenſter ſeines Zimmers, auf den Schlag der Thurmuhr harrend, welcher die neunte Stunde verkünden und die Zuſammenkunft der Agenten bringen ſollte. Die Burg, wie ſchon erwähnt, beſtand damals nur aus dem maſſiven Viereck, welches den „Schweizerhof“ einſchloß, und einem kleinen Anbau auf der Nordweſtſeite. Rings war ein tiefer Graben, und auf dieſer Nordweſtſeite, alſo da, wo jetzt der Franzensplatz, war damals wie jetzt der Haupteingang über eine Zugbrücke, welche den Burggraben überwölbte. Rechts unter dem Thor war die Trabantenſtube, dicht dahinter, ebenfalls rechts, führte eine Hauptſtiege zu den Gemächern des neuen Königs; links im Hofe führte eine zweite Stiege in den nordöſtlichen Theil des Viereckes. Neben ihr, näher am Thorwege, war ziemlich verſteckt und unſcheinbar eine ſchmale Nebentreppe, die zu dem Halbſtock geleitete, in welchem die geiſtlichen Räthe ihre Wohnungen hatten: Lamormain, der alte Bartholomäus und der junge Norbert. Norberts Zimmer war das kleinſte, aber es war wohnlich und angenehm am Tage, weil es von dem weiten, freien Raume gegen den Cillihof hinüber volles Licht empfing. Jetzt hatte ſich der Nebel langſam in die Höhe gezogen, und der Blick auf den freien Raum war ganz eigenthümlich: in der Höhe eines Hauſes der milchweiße Nebeldunſt vom Mondlichte geklärt, und darunter reine, halbhelle Luft. Die einzelnen Geſtalten, welche auftauchten und über die Zugbrücke ſchritten, hatten etwas Wunderliches, wie aus einem Schattenſpiele. Wien war damals viel ſtiller und um dieſe ſpäte Stunde ſchon faſt todt, beſonders in dieſer Gegend, welche durch einen breiten, leeren Raum von der Stadt abgeſondert lag, und es war ein weiter Platz zu überſchreiten bis zu den Schaufelluken und den erſten Häuſern des Kohlenmarktes. Dieſe einzelnen Geſtalten waren auch wirklich nur die Agenten des Jeſuitenpaters, welche um dieſe Stunde beſtellt waren. Norbert glaubte in der einen Geſtalt die „rothe Feder" zu erkennen, und wollte eben hinabgehen, um ihn zu ſprechen — da meldete ein Hofdiener: daß der hochwürdige Herr Pater Lamormain ihn augenblicks zu ſprechen wünſche, und zwar oben in der Conferenzſtube.

Dieſe Stube, ein großer Raum, lag gerade über dieſem Halbſtock, und wurde jetzt zum erſten Male wieder — denn Kaiſer Mathias hatte drüben in der Stallburg regiert — zu einer Sitzung benützt. Ein großer, runder Tiſch, mit grünem Sergetuch bedeckt, ſtand in der Mitte; metallene Armleuchter brannten auf demſelben, und einzelne Armleuchter in den Ecken waren ebenfalls angezündet. Dieſe Beleuchtung reichte indeſſen nicht hin für den großen Raum, und das hohe Gemach war in einzelnen Theilen von dunklen Schatten bedeckt. Die Sitzung mochte aus dem Stegreiſe angeſagt ſein, und man konnte auch daran erinnert werden, daß die Hofhaltung noch neu und in ſehr ſparſamem Stile eingerichtet war.

Für Norbert ſelbſt war die Berufung an dieſen Ort überraſchend. Er trat neugierig ein, und entdeckte in dem leeren Saale erſt nach einer Weile den ſchwarzen Pater Lamormain, welcher in einer wenig beleuchteten Ecke ſtand und langſam hervortrat.

Lamormain war erſichtlich von Gedanken angefüllt, und ſtand eine zeitlang vor Norbert, ohne zu ſprechen. Endlich ſagte er wie nebenſächlich und wie vor ſich hin:

— Ihr müßt unſere Leute ſelber vernehmen, ich habe keine Zeit; es iſt eine Sitzung des Staatsraths für dieſe Stunde anberaumt worden — unerwartet — es ſind ſchwere Nachrichten eingelaufen — aus Mähren —

— Aus Mähren?

— Ja. Die böhmiſchen Rebellen ſind dort eingefallen, und dieſes bisher noch verſchonte Land kann in ein paar Tagen für uns verloren ſein. Der nichtswürdige Thurn ſteht in Iglau, ſeine Vorhut ſchwenkt nach Znaim, und in wenigen Tagen kann Brünn in ſeinen Händen ſein. Waldſtein hat Boten über Boten erhalten und dringt auf Maßregeln. Hierin mit Recht. Nicht nur ſeine Güter ſind verloren, wir Alle werden im Herzen bedroht, denn wer ſteht dafür — ich nicht! — daß der Zug nicht dem Erzherzogthume, daß er Wien gilt?! Es müſſen Entſchlüſſe gefaßt, es müſſen Grundlinien gezogen werden ein- für allemal —

— Iſt das heut' Nachmittag nicht geſchehen?

— Nein. Der König hat die traurigen Berichte aus dem Landhauſe angehört und — hat geſchwiegen; er hat all unſere Plane und Vorſchläge zu einem großen, entſchloſſenen Gange angehört und — hat geſchwiegen.

— Sollte er —?

— Das glaub' ich nicht. Er iſt feſt in unſeren Bahnen; er liebt es nur nicht, Weitausſehendes rund auszuſprechen, wenn es die Dinge des Staates betrifft. Dazu kam der Bericht über die Kaſſenbeſtände, welche aus der Stallburg herübergebracht wurden. Es ſind 82,253 Gulden vorhanden, nicht mehr, nicht weniger, und dabei rückſtändige Beſoldungen aller Art! 82,253 Gulden, um ein großes, in allen Theilen aufgelöſtes, in rebelliſchen Waffen ſtehendes Reich zur Ordnung und Pflicht zurückzuführen! Wer mag da eilen mit großen Worten! Und doch müſſen ſie geſprochen werden. Sie ſind unſere Aufgabe, und in dieſer Stunde müſſen ſie geſprochen werden — aber da kommen die Räthe! Eilt hinab, hört die Leute an, ſchafft einen Plan, und kommt dann wieder herauf, um dort im Vorzimmer auf mich zu warten und mir Bericht zu erſtatten. Die Angelegenheit des alten Heiden Zdenko iſt faſt ſo wichtig, wie dieſer wichtige Staatsrath. Könnten wir in ein paar Tagen ſeiner Geldmittel habhaft werden, ſo könnten wir uns alsbald zu ganzen Maßregeln entſchließen gegen Ketzerei und Rebellion. Geht und bringt mir troſtreichen Beſcheid.

Er trat zum Tiſche, um welchen ſich die Eggenberg, Harrach, Meggau gruppirt hatten, unter welche ſoeben auch Waldſtein in raſchem Gange ſchritt. Er war reiſig angethan, ſeine Sporen klirrten, ſeine Bewegungen waren raſch, ſein ganzes Weſen entſchloſſen. Während alle Anderen halblaut mit einander geſprochen, rief er mit lauter Stimme:

— Es beſtätigt ſich Alles! Mein Oberſtwachtmeiſter, der Nachod, iſt eben angekommen aus Brünn. Die falſchen Herren treten ſchaarenweiſe über zu dem Prahlhanſe Thurn, der Lundenburger Zierotin an der Spitze — ich will hin; in der nächſten Stunde — da kommt der König!

Norbert ſah noch im Hinausgehen, daß König Ferdinand von der entgegengeſetzten Seite eintrat. Sein Ausſehen war freundlich, und in ſeiner wohlwollenden, einfachen Begrüßung der Räthe deutete nichts auf die furchtbaren Sorgen und Gefahren, welche auf ihm laſteten. Ein milder Ernſt ruhte auf dem wohlgefärbten Antlitze, und er machte eine zuſtimmende Handbewegung gegen den greiſen Pater Bartholomäus, der hinter ihm ging und leiſe Ermahnungen in ihn hineinzuſprechen ſchien.

Norbert, obwol von leidenſchaftlichen Wünſchen erfüllt, konnte ſich doch eines ſtarken Eindrucks nicht erwehren, als er mit einem ſcheidenden Blicke aus dieſem Saale ſchritt, wo die Frage europäiſchen Wohles und Wehes erörtert werden ſollte.

Er fand unten auf dem Corridor vor Lamormain's Gemache die Agenten, fünf an der Zahl, und nahm ſie mit ſich in ſein Zimmer.

Einer nach dem andern ſchilderte ſeine Erlebniſſe und ſeine Ergebniſſe.

Vier hatten geendigt, und nur die „rothe Feder" war noch übrig.

Das Reſultat war durchaus verneinend. In keinem der Güter und Häuſer, welche den ſchottiſchen Benedictinern in der Umgebung Wiens gehörten, war eine Spur zu entdecken geweſen von einem Gaſte wie Graf Zdenko.

Enttäuſcht und ärgerlich ſah Norbert vor ſich hin, der „rothen Feder“ geradezu vergeſſend.

Dieſe räuſperte ſich.

Norbert wurde aufmerkſam und fragte:

— Iſt der Brief draußen abgegeben, und iſt Antwort da?

— Sie kann unten ſein. Soll ich nachfragen?

— Allerdings.

Vielleicht hatte der Junker draußen etwas entdeckt! Dies war Norberts einzige Hoffnung, als die Agenten ſämmtlich hinaus waren.

Die „rothe Feder“ kam raſch zurück und berichtete die Antwort Brémont's, welcher pünktlich eingetroffen war.

— Glaubſt Du, Medardo, daß der Junker glücklicher ſein kann als wir?

— Nein. Denn Hochwürden haben **mich** noch gar nicht befragt.

— Dich? Wenn's in der Stadt wäre! Draußen biſt Du fremd.

— Doch nicht. Ich bin ſcharf auf der Fährte.

— Wie?!

— Unten im Salzgries iſt ein Gaſthaus „zum Löwen“. Dort ſprech' ich täglich ein, und ich komme eben von dort. Der Wirth war früher Fleiſchhauer, und iſt als ſolcher rings in der Gegend überall herumgekommen, Kälber und Lämmer, Schweine und Ochſen kaufend. Ich bracht' ihn auf dies Capitel, die feinen Kälber und Lämmer der Schottenhöfe rühmend, von denen er offenbar jetzt noch ſein Fleiſch beziehe, denn man kriege im „Löwen“ das zarteſte Kaliber. Dies that ihm wohl, und er wurde geſprächig. Bergweide, meinte er, ſei die Hauptſache. Darauf müſſe man ſehen beim Einkauf des Jungviehes. Deshalb trachte er immer nach dem Wiener Walde. Wild und Jungvieh von da oben ſei dem Vieh in der Ebene vorzuziehen.

„Dort oben haben ja aber die Schotten keine Gehöfte!“ warf ich ein.

„Aber große Waldantheile“, entgegnete er, „wohin von Hütteldorf und Dornbach das Vieh zur Weide getrieben wird.“

Das war der Faden, an dem ich weiter kletterte. Von jener Waldgegend hat keiner der vier Agenten geſprochen, weil dort oben kein größeres Gehöft iſt, und doch liegt wahrſcheinlich dort oben unſer Haſ' im Pfeffer!

— Wie das?

— Der Wirth im „Löwen“ kam ſchwatzend denn auch darauf, daß ſeine Haſen und Rehe die delicateſten ſeien, der Wildtauben, Haſelhühner und Schildhühner gar nicht zu gedenken, denn die kriege man unten gar nicht. Dies beſte Wild aber käme ihm juſt von den Schotten. Sie hätten — und dies iſt die Hauptſache — links oberhalb Dornbach einen alten Jäger, das ſei ein Matador. Und dieſer alte Golling habe ſeine Einkehr bei ihm und liefere ihm Alles friſch.

„'s mag ein Hundeleben ſein da oben Winter und Sommer in der Wildniß!“ ſchaltete ich ein, um Näheres zu hören.

„Beim alten Golling nicht“, entgegnete der Riedl, „denn ſein Haus iſt an einem ſonnigen Ausſichtspunkte gelegen, und — horchen Hochwürden nur! — der ſogenannte Pater Regens von den Schotten hat ſich vor Jahren dort oben ein ſolides Sommerhaus gebaut unter einem Dache mit dem Jäger, und kommt viel zum Beſuche hinauf, und da fällt Mancherlei ab an Bequemlichkeit“ — baſta! Dies iſt, ſoll mir Gott helfen, die Wohnung des alten Grafen, die wir ſuchen, wie?

Norbert ſtimmte bei. Das Geheimniß ſchien gelöſt, und nun war feſtzuſtellen, wie und mit welcher Macht der alte Graf dort oben aufzuheben ſei.

Medardo mußte warten. — Pater Lamormain ſollte in Kenntniß geſetzt werden.

Norbert ging eilig wieder hinauf.

Am Vorzimmer indeſſen ſtand er plötzlich ſtill. Der Gedanke kam ihm: Wäre es denn nicht zu wagen, dieſe Expedition auf eigene Hand zu unternehmen? Die „rothe Feder", welche Jedem dient, der hoch bezahlt, könnte man — Aber die genaue Kenntniß von der unendlichen Kette des Ordens, welche überall hinreiche, ſagte: Nein! Jetzt noch nicht. Vielleicht dann, wenn die ſchöne Ketzerin erſt — ſtill!

Er trat ins Vorzimmer.

Die Thür zum Conferenzſaale war halb offen. Der Staatsrath ſaß noch.

Einer der Räthe, deſſen Anblick ihm durch die nur halb offene Thür entzogen war, ſprach langſam und mit pedantiſcher Betonung folgende Worte, wahrſcheinlich den Schluß einer längeren Rede:

— All dieſe Ausſichten ſind fern und unſicher. Aus Spanien, aus Neapel, aus Florenz, aus Brüſſel mag das Beſte zu erwarten ſtehen mit Geld und Truppen; aber können wir warten, wenn wir jetzt durch ſcharfe Worte Alles auf die Schneide des Schwertes geſtellt? Und lehrt uns nicht die Erfahrung, daß dieſe Hilfeleiſtungen, aus Spanien und Italien wenigſtens, immer nur in zerſplittertem Maße und meiſt zur Unzeit zugekommen ſind? Auf Ungarn aber hat ſich das Erzhaus nie verlaſſen können. Heut' verheißt uns Forgach, der Palatinus, gute Dienſte, und es bietet der Siebenbürger Bethlen ein Bündniß an; aber morgen iſt der Palatinus durch einen Wirbelwind ſtimmlos, und Bethlen Gabor enthüllt ſich als treuloſer Mithridates, wie ihn die Welt zubenennt. Was bleibt alſo Erreichbares zu Handen? Zwei ſichere Leute hinauszuſenden in die vorderen Lande, und im Burgauiſchen eine Summe aufnehmen zu laſſen, ſo groß, als dies kleine Ländchen ſie leiſten kann, was bedeutet das bei ſo großem Bedürfniß?! Und doch iſt es das Einzige, das im Laufe eines Mondes in Wahrheit erreichbar iſt. Darum bin ich zunächſt für ausweichende Schritte und Worte.

Norbert ſah und hörte, daß ſich Waldſtein raſſelnd ſchüttelte.

Niemand erwiderte, wie es ſchien, weil König Ferdinand eine abwehrende Handbewegung machte gegen Lamormain, welcher ihm zunächſt ſaß.

Endlich ſagte der König mit ruhiger und milder Stimme: Schließen wir. Ich danke Allen für gute Rathſchläge. Sie ſind zwar gar verſchiedenartig, aber ſie entſpringen doch alle aus guter und kluger Meinung. Die Ruhe der Nacht und die Sammlung des Sinnes im Angeſichte Gottes wird mir Entſcheidung beſcheeren. Euch, lieber Waldſtein, gebe ich den Urlaub, den Ihr begehrt, damit Ihr in Mähren rettet, was zu retten iſt. Euch, lieber Harrach, gebe ich Vollmacht, meinen niederöſterreichiſchen Ständen anzukündigen, daß ich nächſter Tage ſelbſt im Landhauſe erſcheinen und zu ihnen reden werde, Worte des Friedens und gegenſeitiger Verträglichkeit. Euch, meine geiſtlichen Räthe, die Ihr mir ebenfalls verſchiedene Wege weiſt — Pater Bartholomäus den der Nachgiebigkeit, Pater Lamormain den der Beharrlichkeit — euch will ich morgen nach der Frühmetten eröffnen, was mir Gott ins Herz gelegt. Er wird nicht zulaſſen, daß die höchſten Güter Schaden leiden, weil das Geringere nur zaghaft geopfert werden will. Euch, mein lieber Eggenberg, erwarte ich eine Stunde nach der Meſſe. Allen aber ſage ich zur Richtſchnur: unſere geheiligte Religion darf nirgends verkürzt werden, müßten wir auch ſtatt des Scepters den Bettelſtab in die Hand nehmen.

Hiemit ſtand er auf, grüßte Alle mit Kopf und Hand freundlich und ging dahin, von wo er vor einer Stunde gekommen.

Waldſtein war der Erſte, welcher ins Vorzimmer herauseilte. Sein Antlitz war düſter, und er nahm keine Notiz von Norbert, welcher ans Fenſter hinübergetreten war. Unverweilt klirrte er die Stiegen hinab und warf ſich unten aufs Roß. Sein Reiterzug hatte ſich dort aufgeſtellt und folgte ihm jetzt in dröhnendem Trabe nach dem Kohlenmarkt hinab. Der Morgen ſollte ſie durch Gänſerndorf der mähriſchen Grenze zureiten ſehen.

Schweigend zerſtreuten ſich die anderen Räthe. Keiner wurde Norberts gewahr. Nur der letzte ſah ſich im Vorzimmer um. Dies war Lamormain. Auch ſein Geſicht war unfreundlich zuſammengezogen. Der neue Herrſcher machte auch ihm Sorge. Bei aller Frömmigkeit folgte dieſer Ferdinand nicht unbedingt den andringenden Rathſchlägen des walloniſchen Jeſuiten. Er bewahrte ſich in Ruhe und Milde die eigene und letzte Entſcheidung. Lamormain ſah voraus, daß es nicht leicht ſein werde, ihn ganz zu unterjochen, denn dieſer Ferdinand ſei kein Jüngling mehr, ſondern ein Mann, ein vierzigjähriger Mann, welcher ſeine praktiſche Schule in der Steiermark durchgemacht. Sein Beichtvater, Bartholomäus Willer, welchen er von dort mitgebracht, war dem Lamormain eine Warnung und ein Dorn. Ein Dorn, weil dieſer weiche Greis die politiſchen Principien des Ordens ganz außer Acht ließ; eine Warnung, weil er mit ſeiner Sanftmuth einen tiefen Einfluß auf Ferdinand erlangt hatte.

Endlich nahm Lamormain die Hand von den Augen, welche er ſich zugedrückt hatte, als wollte er den herantretenden Norbert nicht ſehen.

— Sprecht! ſagte er matten Tones.

Norbert erzählte.

Lamormain wachte völlig auf aus ſeiner Ermattung, als der Bericht ſo nahe und ſichere Ausſicht eröffnete auf die Ergreifung des Grafen.

— Vortrefflich! rief er am Schluß mit feſtem Tone. Das kann den Nachdruck bringen, der uns abgeht. Eine Tonne Goldes iſt in dieſem Momente mehr werth, als — Kommt! Ich will den Medardo ſprechen und belohnen. Die Maßregeln ſollen kühn, ſollen ganz getroffen werden. Volle Gewalt, wenn ſie nöthig wird! Und unmittelbar in unſer Collegienhaus unten am Stubenthore mit dem Alten, hört Ihr! Keine Zwiſchenhaft. Außen um die Stadt der Transport und erſt beim Stubenthor herein. So wird jedes Aufſehen vermieden. Kommt!

12.

Leichte Winde waren ſehr geſchäftig in dieſer Nacht. Sie ſpielten nach allen Richtungen der Windroſe und jagten den Nebel in die Höhe. Aber ſie zerſtreuten ihn nicht. Als der Mond untergegangen, ſenkte er ſich wieder abwärts in Geſtalt von leichten Wolken, und tröpfelte als milder Regen auf den Wiener Wald herab, eine erſehnte Gabe für all die tauſend Knoſpen der Sträucher und Bäume, welche ihrer Entfaltung entgegenharrten.

Es war um die vierte Stunde, als Spath, der Gärtner, aus Trumm's Wohnung trat, in welcher er auf einer Streu von Laub geſchlafen. Am Waſſertroge wuſch er ſich im Dunkeln Geſicht und Hände. Er wollte aufbrechen hinab nach Hernals, denn die Frühjahrszeit mußte benützt werden zu den Gartenarbeiten, und wenn er ſich auch für die „Sachen des Glaubens“ mitunter eine Stunde abmüßigte, er war doch ein zu gewiſſenhafter Mann, als daß er ohne große Noth ſeine Berufsarbeit darüber vernachläſſigt hätte. Der Junker von Starſchädel ſollte überdies den Tag über oben bleiben, und wenn er früher hinab wollte, ſo konnte und ſollte ihm Nandl den Weg weiſen. Nandl! Das war Spath's Sorge. Sie war ſein Schatz. Aber geſagt hatte er ihr noch wenig von ſeiner Neigung. — Dort drüben am zweiten Fenſter innen ſtand ihr Bett. Er ging leiſe hinüber zu dieſem Fenſter, das von außen mit einem Laden verſchloſſen war. Er legte ſein Ohr an den Laden, als ob er ihren Athem hören wollte. Er ſpürte auch einen warmen Athem, aber an ſeiner herabhängenden Hand: Zahn, der Wolfshund, war aus ordentlicher Vater ſein Mädel zum Weib geben könnte, wenn Du ein noch ſo gutes Auskommen im Hernalſer Schloſſe haſt, das thut er nicht. Erſtens wegen des Seelenheils von ſeinem Mädel nicht, und alsdann — das iſt ja ein Elend mit ſolchen Kindern, die nicht wiſſen, wohin ſie gehören, und geradezu Wechſelbälge werden. Das geht nimmermehr, und da ſiehſt Du, was es für'n Kreuz iſt.

Spath ſchwieg.

Nach einer langen Pauſe nahm Golling ſeinen Gedankengang wieder auf und fuhr fort:

— Man müßte — und das ſagt ſogar der Herr Pater, nicht etwa der Herr Graf — man müßte ſich erſt ſelber freiſprechen können, heißt das: nicht ſo dreiſtweg frei, nein, man müßte inwendig fertig ſein mit dem Fehler und mit der Sünde, was man ſagt fertig, ſowie man's Eſſen verdaut hat, verſtehſt Du?

— Freilich!

— Na, ſo leicht iſt's nicht. Ich hab' Wochen gebraucht, eh' ich aufs Verdauen gekommen bin. Und unruhig macht Einen die Wirthſchaft mit den Gedanken, unruhig und unzufrieden. D'rum kommt auch jetzt wieder Krieg und Schwerenoth, und die Peſtilenz wird nicht ausbleiben. — Der arme, alte Herr Graf! Hat ſo viel geſeh'n in der Welt, bis ins Aſien hinein iſt er gekommen, nach Sodom und Gomorrha und wo's Paradies geſtanden iſt, und Gold hat er wie Heu, und 's nutzt ihm doch nichts. Wir armen Leute müſſen ihm helfen; ja, das müſſen wir. Heut' iſt er vielleicht noch ſicher —

— Wer weiß!

— Ach, ſo fix geht's nicht. Erſt finden! Und dann ſind die Feinde auch keine Hexenmeiſter. Ich hab' mir was ausgedacht, das will ich jetzt gleich dem Herrn Pater Regens vorſchlagen.

— Was denn?

— Kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht erfährſt Du's einmal.

Alſo ſich unterredend, ſtiegen ſie bergab bergauf durch den noch dunklen Wald langſamen Schrittes dahin, und trennten ſich an der Brücke des Alſerbaches vor dem Hernalſer Schloſſe.

Der Tag graute lichter und lichter. Dennoch mußte Golling vor dem geſchloſſenen Schottenthore noch eine zeitlang warten, bis es knarrend geöffnet wurde.

Die unruhige Zeit verſchärfte die Vorſchriften des Feſtungsdienſtes.

Auch beim Pförtner in der Schottenabtei ging einige Zeit verloren, ehe ſich der verdienſtliche Thorhüter den Schlaf aus den Augen gerieben und Golling's Anfragen verſtanden hatte. Zwei Waldſchnepfen, welche Golling für den Pater Regens ablieferte, erkannte er bei alledem ſogleich, und endlich beſann er ſich auch, daß der Pater Regens ſeit einigen Tagen nicht ganz wohl ſei, und deswegen und wegen des Rechnungsabſchluſſes um die Oſterzeit vor acht Uhr des Morgens keine Audienz gebe. Dies nöthigte Golling, weiterzugehen. Verdrießlich brummte er dem Pförtner ins Geſicht:

— 's iſt ſchade!

— Was?

— Na, das. 's iſt ſchade um jede Stunde, die noch länger gewartet werden muß. Denn das Unglück ſteht vor der Thüre.

— Was für ein Unglück?

— Das kann ich nur dem Herrn Pater Regens ſagen. Ich komme alſo wieder. Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

— In Ewigkeit.

Verdrießlich ſchritt Golling nach dem Salzgries, um dort eine dritte Schnepfe — ſie war auf dem Grenzwege geſchoſſen und gleichſam freies Eigenthum des ſonſt ſehr gewiſſenhaften Golling — dem feiſten Riedl im „weißen Löwen" zu übermitteln. Hier fand er aber auch Stoff zu Verdrießlichkeit. Denn der beim Frühſtück ſchon redſelige Riedl erzählte, wie er einem Hauptmann von der Stadtguardia erſt geſtern das „Vieh" und die ſtattliche Behauſung des Schottenjägers auf dem Wiener

Walde herausgeſtrichen habe. Golling fand dies in ſolchem Augenblicke nicht erbaulich, da er des Grafen wegen lieber ſein Haus in eine dicke Wolke gewickelt hätte!

Unterdeß war es lichter Tag geworden, und die Gaſtſtube des „weißen Löwen“ füllte ſich zum Erſtaunen Riedl's und ſeiner Gattin mit einer großen Anzahl etwas wunderlich ausſchauender Frühſtücksgäſte. Es waren lauter rüſtige Männer, deren Kleidung ſo gewiß ausſah, als ob ſie nicht genau auf die betreffenden Körper gehöre. Sie wollten gemeinſchaftlich frühſtücken, und zwar Fleiſch. Frau Riedl wendete vergeblich ein, daß ſo früh am Tage kaum genügender Vorrath im Hauſe ſein werde.

— So nehmt's, was da iſt! Die Jungen ſind nicht heikel! ſagte lachend derjenige, welcher die Beſtellung für Alle machte.

— Herr Jeſus, das iſt ja Signor Medar —

— Stille, Frau Riedl, unterbrach geſchwinde die „rothe Feder“, ganz ſtille, Papa Riedl! Keinen Namen ausſprechen, überhaupt gar nichts verlautbaren. Staatsgeſchäfte! Und diesmal einträgliche. Die Jungen ſollten guten Humor kriegen und dazu gut beköſtigt werden.

— Jeſus! Wie ein Cavalier aus dem obern Lande ſchauen der Herr aus!

— Ja? Na, dann iſt's recht. — Wer iſt der Mann da?

— Na, wie ſich das curios trifft, entgegnete Riedl ebenſo halblaut, wie alles Vorhergehende geſprochen worden, das iſt ja derſelbe Jäger von den Schotten oben am Wald, von dem ich Euch geſtern erzählt —

— Ah!

Und nun ließ ſich die „rothe Feder“ ihr Frühſtück neben dem alten Golling anrichten, und knüpfte ein wohlwollendes Geſpräch mit dem Jäger an. Dieſer Jäger ſollte ihm, willig oder unwillig, als Wegweiſer dienen. Denn die Schaar von zwanzig hungrigen Frühſtücksgäſten beſtand aus Stadtguardiſten, welche ihre Amtstracht ausgezogen und ſich in geborgte Kleider geſteckt hatten. Sie waren auf dem Wege hinaus, und „am Lande draußen“, wie man in Wien ſagt, waren ſie als Guardiſten nicht am Ort. Draußen herrſchte der Cavalier, und der Cavalier war in ſeiner Mehrzahl ketzeriſch. Hinter Dornbach am „Kreuzbühel“ war für die Expedition, welche aus mehreren Parteien zuſammengeſetzt werden ſollte, die Zuſammenkunft angeordnet, und es wäre ein Meiſterſtreich der „rothen Feder“ zu nennen geweſen, wenn er den Jäger ſelbſt dorthin hätte mitbringen können zum Wegweiſer in den Bergwald hinauf. Dieſen Streich auszuführen, wollte er jetzt alle ſeine Mittel der Verſchmitztheit in Bewegung ſetzen.

Draußen über dem Walde war indeſſen ein goldiger Morgen aufgegangen. Der leichte Frühregen war wie die Fruchtbarkeit ſelbſt auf Zweige und Gräſer gefallen, und war dann der ſtrahlenden Sonne gewichen. Es glitzerte, glänzte und dampfte gelb und blau aus den Thälern, und die Vögel, nachdem ſie die letzten Tröpflein abgeſchüttelt, erhoben ſich zwitſchernd, rufend und jubelnd überall. Es ſchwirrte nur ſo wie luſtiger Morgengruß von der Lerche im Blachfelde bis zu den Rothkehlchen und Rothſchwänzchen oben an der „hohen Wand“.

Graf Zdenko von Zierotin, genannt der Eremit, war wie immer vor Aufgang der Sonne von ſeinem Lager aufgeſtanden in der wohl verwahrten und mit Fußteppichen belegten Dachſtube. Das leichthin geſprochene Wort „Tſchirill“ hatte genügt, den treuen Diener hereinzurufen ins Zimmer, obwol er entfernt unten im großen Gemache mit Feuerung und Lüftung desſelben beſchäftigt geweſen war. Das Gehör Tſchirills war für jeden Athemzug ſeines Herrn wunderlich geübt. Er war dieſem alsdann beim Ankleiden behilflich geweſen, und hatte ihm, wie ſtets, mitgetheilt, welches Wetter draußen herrſche und was ſeit geſtern Abend etwa Bemerkenswerthes ſich ereignet habe. Die Ankunft des fremden Junkers, die Schilderung deſſelben und die Anzeige, daß unten auf der Tafel ein Brief deſſelben liege, war die heutige Mittheilung geweſen.

Dann war Graf Zdenko langſam die kleine Treppe hinabgeſtiegen. Tſchirill leuchtete dazu, denn im Morgengrauen war das Innere des Hauſes immer noch dunkel.

Rechts ſich wendend und in das große Gemach eintretend, war wie immer der alte Graf langſam auf die offene Fenſterthür zugeſchritten, und war inmitten derſelben ſtehen geblieben. Sein Auge blickte ſtets zuerſt gen Himmel, ſeine Hände falteten ſich und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe. Großer Geiſt, der Du die Himmel und die Erden gedacht und denkſt, ſei gegrüßt von Deiner Creatur in Verehrung, Dankbarkeit und Liebe! — So lauteten täglich ſeine Worte. Hinter ihm kniete Tſchirill. Das weite Gemach war dabei beleuchtet vom Feuer eines großen Kamins, in welchem lange Scheiter hell und fröhlich brannten.

In dieſer Stellung hatte er einige Minuten verharrt, die erſten Lichtfunken der kommenden Sonne waren zuckend am Himmel emporgefahren, der Windhauch bei Sonnenaufgang hatte ſich erhoben, der alte Herr war zurückgetreten und hatte ſich an den Kamin geſtellt, auf deſſen Sims zwei Kerzen brannten. Jetzt erſt hatte ihm Tſchirill den Brief überreicht, welchen Junker Hans mitgebracht.

Die leſende hohe Geſtalt hatte etwas Ehrwürdiges und Gutes. Eine weiße Mönchskutte von feinem Wollenſtoff bedeckte bis auf die Füße den ſtattlichen, offenbar ſchlanken Körper, deſſen Haupt leiſe nach vorwärts neigte. Dies Haupt war nur noch von dünnem, ganz dünnem weißen Haar bedeckt wie von einem leiſen Schneeanfluge; aber der Bart, ebenfalls ſchneeweiß, wallte in glänzenden Wellen bis auf die Bruſt hinab. Nur ſchwarze Augenbrauen und große ſchwarze Augen und eine geſunde röthliche Geſichtsfarbe hoben ſich hervor aus der weißen Fläche des Gewandes und Bart- wie Haupthaares. Der Kopf war klein, der Schnitt des Antlitzes edel. Die Naſe ſchön geformt und leicht geſchwungen, der Mund klein, und nur daß er etwas einwärts gefallen war trotz wohlerhaltener Zähne, und daß leichte Falten um Stirn und Wangen lagerten, verrieth dem geübteſten Kenner: es ſchreite dieſe Geſtalt wol ſchon ſiebzig bis achtzig Jahre durchs Leben.

Tſchirill hatte mit Vergnügen geſehen, daß die Leſung des langen Schreibens ſeinem Herrn wohlgethan, und hatte ein kleines Zimmerchen geöffnet, welches rechts von der offenen Fenſterthür an das große Gemach ſtieß. Dort war jeden Morgen ein Bad gerüſtet in einer hölzernen Wanne und dorthin war auch heute der alte Herr geſchritten, nachdem er den Brief durchgeleſen und ſorgfältig auf eine große, mit Büchern und Papieren bedeckte Tafel gelegt, welche unweit des Kamins ſtand. Im Hinſchreiten hatte er zu Tſchirill geſagt:

— Das wird ein angenehmer Tag. Mein Herz iſt voll Freude über das Schreiben und über den Ankömmling. Der junge Mann muß ein liebes Ausſehen haben, ja?

— Ja, Pane.

— Schau nach ihm, Tſchirill, daß er beim Aufwachen Alles finde, was er braucht. Aber wecke ihn nicht. Die Jugend braucht viel Schlaf. Sei lauter Güte für ihn; ich liebe ihn; er iſt brav. Und rüſte ein reichliches Morgenmahl für ihn und mich; die Jugend nimmt reichlich ein.

Mit dieſen Worten war Graf Zdenko in das kleine Zimmer geſchritten, und Tſchirill hatte die Thüre hinter ihm zugemacht.

Schöne Morgenſtunden waren darauf über dies Waldhaus gezogen. Der Greis und der Jüngling hatten ſich kennen gelernt; ſie liebten ſich wie Vater und Sohn, als die Sonne über den hohen Buchenwald, der gen Oſten an das Haus grenzte, emporgeſtiegen war.

Die Luft war warm geworden, und ſie traten hinaus durch die Fenſterthür ins Freie. Dort ſtand eine Rieſenfichte, an deren Fuße eine hölzerne Bank angebracht war. Auf dieſer Bank war man, wie im Zimmer des mächtigen Baumes, vor den Sonnenſtrahlen geſchützt, denn die lang behangenen Zweige des Nadelholzbaumes, welcher auch im Winter ſein langes Haar behält, bildeten ein undurchdringliches Dach. Darunter hin aber ſah man gen Süden in die Berglandſchaft hinaus, und genoß eine entzückende Fernſicht. Eine Wieſe erſtreckte ſich von der Rieſenfichte noch einige hundert Schritte abwärts, dann fiel ſteilab eine jähe Wand in die Tiefe, und weithin rauchte gleichſam in dem feuchten Dämmer der Bäche eine breite Schlucht, eingerahmt zwiſchen den Berghalden des hohen Buchenforſtes. Jenſeits der Schlucht thürmte ſich Waldberg auf Waldberg, und über dieſen am fernen Horizonte ſtanden ſchneeweiß die erſten Alpenhäupter der Steiermark, die viel ſpäter erſt ihr winterliches Kleid abzuſchütteln pflegen.

— Gottes Erde iſt hier abſonderlich ſchön, nicht wahr? ſprach Graf Zdenko, indem er ſich auf die Bank unter der Fichte niederließ und Hans zu ſich einlud. Schau, ſchau, die Rothkehlchen und Rothſchwänzchen ſind über Nacht angekommen, und die gelben Ammern alle, und die kleinen Sylvien! O, wie ſchön iſt es, ein neues Frühjahr zu erleben, wenn man ſchon ſo viele erlebt hat, und alle die kleinen Unterſchiede der Wiederkehr zu ſchätzen weiß! Die Wiederkehr von Gottes unwandelbarer Gnade, unwandelbar, weil ſie auf der Treue ewiger Geſetze, auf der Treue ewiger Liebe beruht. — Bring' Brod herbei, Tſchirill, damit wir unſern gaſtlichen Herd eröffnen für die gefiederten Kleinen, das erhöht ja unſere tägliche Morgenfreude, wenn wir die Broſamen austheilen können für den ſtandhaften Appetit dieſer geſchäftigen Sänger oder Schwätzer. Ja wol, du kecker Spatz gehörſt zu den Schwätzern.

Hans hielt dieſen Augenblick für geeignet, ſeine Mittheilung anzubringen: daß der geheimnißvolle Aufenthalt hier oben wol heute noch entdeckt ſein könne, und daß dieſe Entdeckung ſicherlich ſchwere Gefahr in ihrem Schooße berge; daß der alte Graf ſich alſo rüſtig entſchließen möge, noch heute dieſe Wohnung zu verlaſſen.

Der alte Herr ſchwieg auf dieſe Mittheilung, und ſah wehmüthig in das Antlitz Hanſens, welchem das ehrlichſte Mitgefühl eingeprägt war.

— Ich traue dieſem Eurem Vetter aus Schleſien nicht eben das Beſte zu, und ich fürchte, er reißt Eure Ruhe auf den Markt eines unlauteren Treibens! ſetzte Hans zögernd hinzu.

— Ja wol, mein lieber junger Freund, ja wol! Ich weiß genug von dieſem Vetter Rudolph, um Deine Beſorgniß zu theilen. Laß mich Du zu Dir ſagen! Dieſe einfache directe Anrede iſt mir im Oriente und im langen Leben zum Bedürfniß geworden, unentbehrlich für diejenigen, denen ich Gutes zutraue. Deine Miene ſagt mir, daß Du das Beſte für mich empfindeſt. Reich' mir die Hand zum Troſte für die ſchmerzliche Empfindung, welche Deine Nachricht in mir erregt hat.

Ja, fuhr der alte Graf fort, trotz ſo langer Uebung hab' ich mich nicht freimachen können von der Schwäche der Furcht. Die Natur hat mich nicht ſtark genug ausgerüſtet, und kein Wiſſen, keine Weisheit überwindet die Senſationen unſerer körperlichen Beſchaffenheit. Dieſer Vetter Rudolph will nichts von mir, als äußeren Vortheil. Um den zu erreichen, wird ihm jedes Mittel recht ſein, auch das, mich ins Gewühl meiner Feinde hineinzuſchleudern.

— Alſo brechen wir auf, ſobald der Jäger heimkehrt mit den Rathſchlägen Eures Gaſtfreundes bei den Schotten.

— Das nicht, lieber Hans, das nicht. So leicht, wenigſtens, ſo raſch geht es nicht mit einem Greiſe, der nur durch ſtrenge Regelmäßigkeit und Schonung den morſch gewordenen Leib zuſammenhält. Langſame Faſſung thut mir noth für Alles, was Thun und Handeln heißt. Habe Geduld mit mir! Allmälig finde ich immer noch einen höheren Standpunkt für die Peinlichkeiten, welche an mich herantreten. Nach ein paar Stunden vielleicht hab' ich ihn ſchon. Laſſ' mich ihn ſuchen. Sei mir behilflich. Hör' mich an! Ich mache mir in ſolchen Lagen gern den größeren Zuſammenhang meines Lebens klar.

Das erhebt mich gewöhnlich! ich fühle mich dann leichter und ſtärker, wenn ich mir klar mache, daß die Schickſale ergiebig ſind für mich ſelbſt, auch wenn ſie wehthun, und daß es immer nur kleine Schritte ſind, wie geräuſchvoll ſie auch anheben. Willſt Du mich hören?

— Wie gern!

— Du ſtehſt mir viel näher als Du ahnſt. Hortleder hat mir ſeit Jahren von Dir geſchrieben. Du biſt mir beſtimmt worden ſeit Jahren, und ich habe ſehnſüchtig auf Dich gewartet. Du wunderſt Dich? Es wird Dir einleuchten, wenn Du meinen Lebenslauf vernommen. Es kennt ihn Niemand ganz; auch Hortleder weiß eigentlich nicht viel von mir. Er ahnt es kaum, daß mein Aufenthalt in Jena vor ſechzig Jahren der Ausgangs- und Mittelpunkt meines Lebens geworden iſt. Nun wird es hohe Zeit — ich habe die Achtzig überſchritten — es wird die höchſte Zeit, daß ich mein Vermächtniß einem lebenden, einem tüchtigen Geſchöpfe mittheile. Mein Vermächtniß! Nicht mein Gold. Das wird wahrſcheinlich auch an Dich übergehen. Aber was iſt das! Ein äußerlicher Kram, der nichts von mir an ſich trägt, der unkenntlich von Hand zu Hand wandert. Meine Lebensgeſchichte iſt mein Vermächtniß. Meine Gedanken, die ſich bewährt oder nicht bewährt haben in meinen Schickſalen. Ich habe ſie aufgezeichnet; ſie liegen da drinnen in einer großen grünen Mappe. Aufgezeichnet, ſo gut ich konnte. Denn das iſt ſchwer. Nichts iſt ſchwerer, als wahr gegen ſich ſelbſt zu ſein, wahr vor ſich ſelbſt. Die Eigenliebe iſt unſer ſtärkſter Freund und unſer ſtärkſter Feind. Sie verwandelt Alles, was uns ſelbſt betrifft, ſie beſcheint Alles mit der Entſchuldigung der Eitelkeit, mit der Verſchönerung der Eitelkeit. Auch ich bin dieſer Eitelkeit gewiß oft erlegen, aber ich kann mir nachſagen, daß ich redlich dagegen gekämpft. Schau, da iſt ſie ſchon wieder! Iſt's nicht auch Eitelkeit, was ich mir da nachſage? Nun, ich kann nicht mehr, als ich kann, und ich glaube gern, daß es ſtärkere Menſchen giebt. Die Race, von der ich ſtamme, die ſlaviſche, hat gewiß gute Eigenſchaften, aber ihre Charakterkraft iſt kaum ſo ſtark, als die Euch angeborne iſt. Wir ſind gewandter und raſcher, Ihr von germaniſcher Herkunft ſeid tiefer und nachhaltiger. Ergänze Du mich alſo und laſſ' Dich von mir ergänzen. Dann hinterlaſſe ich einen Sohn, der uns Beide darſtellt und mit gedoppelter Eigenſchaft die Entwicklung der menſchlichen Geſellſchaft fördert. Dieſe Förderung war das Ziel meines Lebens. Ich glaube, es iſt das Höchſte, was ſich der Menſch zum Ziele ſetzen kann, denn die reinſte eigene Ausbildung iſt eingeſchloſſen; ſie iſt unerläßliche Vorbedingung. Ich hab' es nicht weit gebracht, das muß ich leider eingeſtehen, und unſer religiöſer Plan hat wenig Ausſicht, ins Werk geſetzt zu werden. Du ſiehſt, wie die Menſchen ſchon wieder die Hand ans Schwert legen. Aber es iſt doch etwas, Großes gewollt zu haben. Dieſer Wille klärt uns und kann wol einen begabten Menſchen verklären.

Höre denn, wie ich zu dieſem Willen und in Folge deſſen zu meinem Lebenslauf gekommen bin. Höre es in Kürze. Mich wird Sammlung überkommen, wenn ich es kurz zuſammenfaſſe, und wer weiß, ob jene grüne Mappe voll leicht zerſtörbaren Stoffes ſo lange dauert, bis Du ſie Deinem Gedächtniſſe eingeprägt.

Wir waren zwei Brüder; ich war der jüngere. Mein Vater war ſtreng, meine Mutter war launenvoll, unſer Beſitz groß. Eine edle Tradition herrſchte in unſerer Familie und lebte ſtark in meinem Vater: Die Zierotins ſeien von Oſten eingewandert aus dem Lande der Reuſſen, wo das Chriſtenthum bekämpft und verfolgt worden ſei. Unſer Ahnherr ſei Chriſt geweſen und habe ſich und die Seinen der heidniſchen Uebermacht entziehen wollen. All' ſeine weiten Ländereien mit dem Rücken anſehend, ſei er der Sonne nachgezogen bis in das liebliche Hügelland, welches Mähren heißt; Frau und Kind mit ihm, und einige getreue Diener. Dort in einem weiten Thalbecken Mährens, wo ſanfte Menſchen wohnten, die ihm gefielen, ſei er ſtillgeſtanden und habe ſich angebaut. Fleißig und redlich habe er gearbeitet und gleichzeitig den Boden wie die Herzen jener Landſchaft gepflügt. Die Bewohner jener Landſchaft ſeien durch ihn Chriſten, der Boden ergiebig, er ſelbſt ein reicher und glücklicher Mann geworden. Reich an äußeren Gütern, noch reicher an innerem Segen durch Ausbreitung chriſtlicher Gedanken.

Auf dieſer Sage ruhte und trieb die Tradition unſeres Hauſes. Das Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte in ſeiner Einfachheit und ſeinem evangeliſchen Sinne war das Ideal der Zierotin'ſchen Familie; und wie ſehr ſich im Laufe der Jahrhunderte Ritus und Dogma der Kirche ausweitete, überlaſtete und überſpitzte, auf den Landgütern der Meinigen blieb der Drang nach Einfachheit und nach Werkthätigkeit der herrſchende Grundton. So fand die Reformationszeit meinen Großvater, deſſen ich mich noch deutlich erinnere. Er litt ſchwer von dieſer Entwickelung. Ein ſtrenger und ſehr ordentlicher Mann, mochte er ſich nicht zum Uebertritt entſchließen, obwol ſeine Seele geneigt war, den Reformatoren Recht zu geben. Seinem Lehns- und Landesherrn treu ergeben, mochte er dieſem nicht das Aergerniß bereiten, daß er als reichſter Vaſall des Landes mit öffentlichem Glaubenswechſel voranginge. Dieſer innere Widerſtreit machte ihn unglücklich; gegen das Ende ſeiner Lebenszeit wurde er tief melancholiſch und er ſprach höchſt ſelten noch ein Wort. Ich hab' es nie vergeſſen, wie ich eines Abends zu ſeinen Füßen ſaß; ich liebte den ſtummen Greis. Er ſtreichelte mir das Haar, er zog mich an ſeine Bruſt, ſeine Thränen ſielen auf mein Antlitz, und zu meinem Erſchrecken brach er in die Worte aus: „Folg' nur Deinem Herzen in dieſer Welt, Zdenko, alles Andere iſt eitel!“

In der Nacht ſtarb er. Mein Vater hatte ſeinen Sinn geerbt, und wäre ſicherlich übergetreten, wenn meine Mutter nicht geweſen wäre. Er liebte ſie zärtlich, und ſie war eine gläubige Katholikin. Sie beſchwor ihn, der katholiſchen Kirche treu zu bleiben und uns in ihren ſtrengen Formen erziehen zu laſſen. Er folgte ihr darin, daß er Katholik blieb, aber er beſchwichtigte ihre Sorge um unſere Erziehung. „Die Buben ſollen alles lernen,“ ſagte er beſtimmt, „damit ſie im Stande ſind, das Beſte zu wählen. Iſt unſer Glaube der einzig richtige, ſo werden ſie durch eigene Wahl ihm angehören.“ Und ſo ſorgte er für unſeren Unterricht auf eine ausgiebige und freiſinnige Weiſe. — —

Höre aufmerkſam zu, mein Sohn, ich komme jetzt ſchon an einen wichtigen Wendepunkt. — Ihr Germanen rühmt Euch gern, daß die Urzeit Eurer geſellſchaftlichen Formen auf Freiheit und Gleichheit begründet geweſen ſei, und Ihr ſeid leicht geneigt, auf uns Slaven geringſchätzig herabzuſehen in dieſem Betreff. Ihr thut uns Unrecht, Ihr beurtheilt unſere urſprünglichen Sitten und Zuſtände falſch. Unter den Slaven iſt von Hauſe aus die Gleichheit ein tiefgehender Grundgedanke. Die Titel und die Rangunterſchiede waren uns immer fern und fremd. Das Unheil, welches uns bei Staatenbildungen verfolgt, beruht nur darin, daß unſere zahlreichen Stämme einander unterjocht haben, und daß die Unterjochten vernachläſſigt oder tyranniſirt worden ſind. Solchergeſtalt iſt die Grundmaſſe in unſerer Landbevölkerung einem Heloten- und Sklaventhum verfallen und für die ſlaviſchen Staaten zum Bleigewichte geworden. Ich weiß nicht, ob das noch zu beſſern iſt. Mein Vater hoffte es, und handelte auf ſeinen Gütern dieſer Hoffnung gemäß, indem er die armen Leute zu heben und in ihrem Dienſtverhältniſſe bis auf einen gewiſſen Grad ſelbſtſtändig zu machen ſuchte. In dieſem Sinne nahm er auch einen Bauerknaben in unſer Haus und ließ ihn mit meinem Bruder und mir erziehen. Der junge Burſch, auf unſern Pferdewaiden aufgewachſen, war ihm zu wiederholten Malen aufgefallen durch ſein anſtelliges und ſehr unternehmendes Weſen, durch ſeine raſchen und klugen Antworten und durch die geiſtige Kraft, welche aus ſeinem Antlitz leuchtete. Es war dies Antlitz ſonſt gar nicht einnehmend; der gemeine ſlaviſche Typus mit vorſtehenden Backenknochen und großem Munde kennzeichnete ihn im Gegentheile als einen von der zahlreichen Maſſe, die von dem edleren Stamme unterjocht worden war. Aber, wie geſagt, eine große Energie in ihm ſchob die unſchönen Formen in den Hintergrund und beſtach meinen Vater. Der Knabe hieß Methodius, und er wuchs nun neben uns zum Jünglinge heran. Im Umgangsweſen behielt er etwas Rauhes und Wildes, ich möchte ſagen, etwas Grobes, und war deshalb meiner Mutter immer unangenehm. In allen Kenntniſſen machte er reißende Fortſchritte, und wir, mein Bruder und ich, waren kaum im Stande, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Namentlich in allen abſtracten Wiſſenſchaften, wie Mathematik und Logik. Er entwickelte dabei eine Fähigkeit des trockenen Denkens und Folgerns, daß jeder Streit mit ihm endlos wurde, weil er ihn in unabſehbare Spitzfindigkeiten hinausflocht und nie um eine neue überraſchende Wendung verlegen war. Der kernige Inhalt des Streites ging dabei immer verloren, und der Eindruck wurde ſtets ein unbehaglicher; die Welt zerfiel Einem unter ſeinen Händen. Dem entſprechend war er anmaßend und durchaus nicht liebenswürdig. Dies hatte denn bald eine furchtbare Folge.

Methodius ſtammte von Einwanderern aus Galizien, welche zur griechiſchen Kirche gehörten. Meine Mutter wünſchte, daß er zur katholiſchen übertrete, und da ſie ein junges Bürgermädchen, Namens Anna, aus Wien mit ſich gebracht hatte, welches im lutheriſchen Glauben auferzogen war und welches gleichzeitig zum katholiſchen Glauben übertreten ſollte, ſo wurde auf Anordnung meines Vaters eine tägliche Religionsſtunde angeſetzt, in welcher vorzugsweiſe der Unterſchied dieſer drei kirchlichen Bekenntniſſe gelehrt und erwogen werden ſollte. Der alte Pfarrer unſeres Städtchens übernahm die Aufgabe dieſer Lehrſtunde.

Der Pfarrer war ein bejahrter, von der Gicht geplagter Mann, dem es ſehr beſchwerlich wurde, täglich auf's Schloß hinaufzuſteigen. Mein Vater ſagte deshalb: das junge Volk kann täglich hinabgehen, und die Stunde kann in der kleinen Sacriſtei abgehalten werden. So wanderten wir denn täglich — mein Bruder, ich, Anna und Methodius — den ſchattigen Schloßberg ſelbander hinab nach der Sacriſtei und ließen uns dort belehren und examiniren. Zuweilen kam auch der Vater und hörte zu. Dann war der alte Pfarrer, ein ſehr unterrichteter und begabter Mann, doppelt intereſſant und liebenswürdig und wußte das Thema durch merkwürdige Beiſpiele aus der Kirchengeſchichte zu beleben. Er war ein liſtiger und geſchickter Mann, der ſeinen Vortrag ganz nach dem Geſchmacke der Zuhörenden einzurichten wußte. So kam es, daß ein ſo ſchwerer Stoff, wie der dogmatiſche, uns jungen Leuten anziehend und mir vielleicht von da an für's ganze Leben geläufig gemacht wurde.

Die Wirkung war aber für alle Vier eine vierfach verſchiedene.

Mein Bruder, eine fröhliche, harmloſe Natur, fand ſich leicht damit ab. Er fand die Begründung jeder Confeſſion anziehend, und hielt es nicht für nöthig, ſich für eine derſelben zu entſcheiden.

Ich entſchied mich für die proteſtantiſche Richtung und kränkte leider dadurch meine Mutter, obwol ich ihr gegenüber meine Vorliebe nur leiſe betonte. Um ſo lebhafter disputirte ich mit Methodius, der meines Erachtens ganz zur proteſtantiſchen Richtung gehörte, ſie aber mit allen ſpitzfindigen Waffen der Bemängelung angriff.

Methodius entſchied ſich für das katholiſche Glaubensbekenntniß. Er that dies in geiſtvoller Weiſe, indem er die oft nur angedeuteten Ideen des Pfarrers geſchickt und eigenthümlich ausführte. Dem Pfarrer gefiel dies ſehr, und er wendete dem jungen Manne eine erhöhte Aufmerkſamkeit zu. Meinem Vater ſchien es weniger zu gefallen, und es war mir zuweilen, als betrachte er den Pfarrer und Methodius mit mißtrauiſchen Blicken.

Anna endlich war nicht dahin zu bringen, daß ſie eine entſcheidende Aeußerung gethan hätte. Es war dies offenbar nicht Unverſtand, ſondern Zurückhaltung. Sie war ganz wohl begabt, und ihre Fragen und Antworten zeugten von klarer ſtarker Auffaſſung; aber wenn es zum letzten Worte kommen ſollte, ſchwieg ſie hartnäckig.

Meine Mutter fand dies unverzeihlich und ließ es das arme Mädchen bitter entgelten.

Ich fand es reizend und liebenswürdig. O, welch' ſchöne Zeit war dies für mich — es war der Blüthen- und Fruchtkern meines Lebens. Ich war achtzehn Jahre alt, und die Welt gefiel mir, wohin ich blickte. Die Wanderungen hinab ins Städtchen nach der kleinen Sacriſtei waren mir ein unerſchöpflicher Reiz. Daß die dunkelblonde Anna daran den größten Antheil hatte, wußte ich kaum. Erſt ein leichter Anflug von Eiferſucht machte mir's allmälig klar. Durch eine Lindenallee mit tiefem Schatten wanderten wir täglich da hinunter, und das ſchlanke Mädchen mit ſeiner Ernſthaftigkeit war der immerwährende Mittelpunkt all unſerer Aufmerkſamkeiten. Mein Bruder war überhaupt galant; es fiel mir nicht auf, daß er um Anna befliſſen war. Methodius war ſonſt nichts weniger als galant, er war im Gegentheile rauh und ungefällig. Es mußte mich endlich befremden, daß er ſich zu ihr drängte, daß er eifrig in ſie hineinſprach, daß er ihr die Hand bot bei jeder Wurzel, bei jedem Waſſerſtreifen im Wege. Sie nahm die dargereichte Hand niemals an, aber er ließ nicht ab mit Zudringlichkeit. Ich ertappte mich auf einer unwilligen Empfindung gegen ihn, und weil ich von früh auf gewohnt war, mir über meine Empfindungen Rechenſchaft abzulegen, ſo entdeckte ich das egoiſtiſche Bedürfniß in mir: Anna möge Niemand als mich in Anſpruch nehmen für kleine Dienſte, ja, Anna möge Niemand berühren als mich, ſei's auch nur mit der Spitze des Fingers. Dazu kam ein Blick von ihr, ein Blick aus ihren großen blauen Augen, der mir wie elektriſch die Seele berührte. Es hatte uns ein Gewitterregen überraſcht, ſie war unter das Thürdach eines Weinkellers im Felde geflüchtet, und Methodius hatte ſich ganz nahe zu ihr geſtellt. Sie konnte nicht ausweichen. Da ſah ſie über ſeine Schulter nach mir herüber, der ich unter einem nahen Baume ſtand. Sie ſah blos, aber ich meinte, ſie ſpräche, ſie ſpräche die rührendſte Bitte aus: Schütze mich! Du allein, Zdenko, ſollſt mich ſchützen! — O, wie ſprang ich hinüber, reichte ihr die Hand, zog ſie hinüber unter den Baum, wo es beſſer ſei, als unter dem Thürdache des Kellers! Ihre Hand hatte ſich feſt in die meine geſchloſſen, und als ſie unter dem Baume losließ und purpurroth wurde, da war ich ein ſeliger Menſch. Ja, mein junger Freund, die Liebe iſt der unmittelbare Hauch Gottes auf Erden! von dieſem Blicke habe ich über ſechzig Jahre gelebt und Entzückung geſogen, er hat mir ſeine Zauber nie verſagt in der Erinnerung.

Wie ein myſtiſches Heiligthum ſteht in dieſer Erinnerung die kleine Sacriſtei. Sie hatte ein einziges, eng vergittertes Fenſter, durch welches man auf einen Raſenabhang zum Fluſſe hinab und über dieſen hinweg in ein hügeliges, von Fruchtbarkeit ſtrotzendes Land blickte, ſo weit das Auge blickte, unſer Eigenthum. An einem großen runden Tiſche von Eichenholz ſaßen wir neben dem alten Pfarrer; rechts von ihm mein Bruder, neben ihm Anna, links von ihm ich, neben mir Methodius. Wenn ein Sonnenſtrahl durch das vergitterte Fenſter hereindrang, ſo zitterte er auf Annas lichtbraunem Haare wie Gold, und ihre großen klaren Augen leuchteten wie verklärt. Sie hatte die weißeſte Haut, und ihr Antlitz war leicht geröthet. Niedergeſenkten Auges hörte ſie zu, offenbar immer geſammelt. Nur wenn ſie gefragt wurde, hoben ſich die Augenlider, und der erſte Blick traf immer mich, als ob ſie mich um Unterſtützung bitten wollte für ihre Antwort. Denn in den Grundregeln, welche ihr die proteſtantiſche Mutter eingeflößt, felſenfeſt und unerſchütterlich, war ſie immer im Widerſpruche gegen die Lehren des Pfarrers, und hielt dieſen Widerſpruch ſtandhaft aufrecht, wenn ſie auch nicht die Fähigkeit zu Streitreden hatte und ſich mit einfachem, einmaligem Ausdrucke ihrer Anſicht begnügte. An mich alſo wies ſie immer ſtillſchweigend die Führung des Streites, und ich übernahm ihn ſtets mit Bereitwilligkeit. Denn das iſt ja das Weſen der Liebe, daß man ſich immer bereit fühlt, beizuſtimmen oder wenigſtens zu helfen. Vielleicht bin ich nur dadurch ſo früh und ſo ganz zur Parteinahme für die religiöſen Reformfragen gedrängt worden, weil ich mein geliebtes Mädchen unterſtützen wollte. Das Beſte unſeres Geiſtes wächſt ja immerdar aus unſerm Herzen.

Ach, die Kataſtrophe rückte dadurch nur um ſo eiliger heran. Der Pfarrer klagte bei meiner Mutter über das ſtarrſinnige Mädchen, und meine Mutter, zum Fanatismus geneigt, überhäufte Anna mit Vorwürfen.

Ich fand das arme Mädchen in Thränen und ſuchte vergeblich ſie zu tröſten. Sie verrieth mir kaum, weshalb ſie weine, weil ſie um keinen Preis die Veranlaſſung werden wollte, daß der Sohn gegen ſeine Mutter in die Schranken trete. Sie verrieth mir noch weniger, welch' andere Pein auf ihr laſte. Viel ſpäter erſt erfuhr ich durch einen Diener, daß Methodius die arme Anna mit Zudringlichkeiten verfolge, noch ſpäter — und als es ſchon zu ſpät war für jede Hülfe — kam es zu Tage, daß er dem armen Mädchen Anträge gemacht, ſie zu entführen, damit ſie mit einem Male all dieſen Anforderungen meiner Mutter entriſſen werde. Sie könne dann ungehindert bei ihrem Glauben verbleiben, ja er ſelbſt wolle zu demſelben übertreten und ſie heiraten. In Böhmen, wo die neue Lehre an vielen Orten allmächtig ſei, werde man ihn als übertretenden Gottesgelehrten — denn er war wirklich wiſſenſchaftlich dafür ausgebildet — mit offenen Armen aufnehmen und als Prediger anſtellen. Es blühe ihnen dann eine geſicherte, glückſelige Häuslichkeit, unabhängig von den Gnadengaben vornehmer Leute, welche ſein und ihr Herz ſchon lange erniedrigten.

Als dies Alles abprallte an dem ſtarren Widerwillen, welchen Anna gegen ihn hegte, war er zu meiner Mutter gegangen und hatte ihr unter heuchleriſcher Betrübniß hinterbracht: es beſtehe offenbar ein Liebesverhältniß zwiſchen mir und Anna, und ich hätte ihr unter feierlichem Schwur die Ehe verſprochen und meinen Uebertritt zur evangeliſchen Kirche. Das Verhalten meiner Eltern brauche ſie nicht zu bekümmern. In der nächſten Zeit freilich könnte ich's dieſen nicht eingeſtehen und nicht zugeben, aber ich ſei bald mündig, und dann würde ich handeln. Ich würde nach Sachſen reiſen und würde ſie unter ſicherem Geleite nachkommen laſſen. Deshalb ſei ich ſchon jetzt mit einem Vetter Annas, einem Theologen Hortleder zu Jena, in brieflicher Verbindung.

Letzteres war begründet. Der Vater Annas war aus Sachſen eingewandert, und Anna hatte einige Male hinausgeſchrieben „ins Reich“, um einer kleinen Erbſchaft wegen anzufragen. Von einem jungen Gelehrten, Namens Hortleder, welcher zu dieſer Verwandtſchaft gehörte, hatte ſie Antwort und Auskunft erhalten, und er hatte ſie allerdings auch ermahnt, ihrem Glauben treu zu bleiben. Einen ſolchen Brief hatte ſie mir einmal auf meine Bitte mitgetheilt, und mich hatte, wie dies bei jungen Enthuſiaſten zu gehen pflegt, die Schreibart und der Charakter des fernen Gottesgelehrten eigenthümlich angeſprochen. Schwärmeriſch für die Entdeckung des rechten Glaubens, wie ich war, hatte ich an ihn nach Jena geſchrieben und einen Briefwechſel über das kirchliche Thema mit ihm eingeleitet. Redſelig, wie ein ſchwärmeriſcher Jüngling zu ſein pflegt, hatte ich ſo viel davon geſprochen, daß Methodius den Zuſammenhang errathen hatte, und aus dieſem loſen Faden hatte er kaltblütig den Strick gedreht, welcher mich und Anna erwürgen ſollte.

Es war ein trüber Herbſtabend, als mich der Diener ins große Wohnzimmer beſchied. Der Vater und die Mutter wollten mich ſprechen. Mein Weg führte durch einen gewölbten Gang am Zimmer Annas vorüber. Zu meiner Ueberraſchung ſtand ſie an der halb geöffneten Thür. Sie ſah wie erſtarrt aus, und ihr Antlitz hatte etwas Steinernes.

„Was iſt Dir, Anna?“ fragte ich erſchreckt.

„Ich warte auf Dich“, erwiderte ſie mit kaum hörbarer Stimme. „Man hat auch mich ins große Zimmer beſchieden zu Deinen Eltern. Man wird Gericht über mich halten.“

„Warum?“

„Weil ich ein ausgeſtoßenes, verlorenes Geſchöpf bin, und weil Methodius mich verklagt haben wird.“

„Methodius?“

„Er hat mich heute Mittag hier in meinem Zimmer überfallen, hat mir wie ein Wilder von ſeiner Zuneigung geſprochen, hat, da ich ihn zurückwies, die Hand an mich gelegt —“

„Um Gotteswillen!“

„Ich hab' ihn zurückgeſtoßen und wollte entfliehen. Die Thür war verſchloſſen — er verfolgte mich — ich ſprang aus dem Fenſter —“

„Anna!“

„Du ſiehſt, ich bin am Leben; nur der Kopf iſt mir erſchüttert, und ich zittere noch. — Als ich nach längerem Zögern wieder ins Haus kam, ſah ich ihn ins Zimmer Deiner Mutter treten. Nach einer Stunde erſt iſt er wieder herausgekommen. Ich kenne ihn: er hat mich angeklagt. Dann hörte ich, wie Dein Vater gerufen wurde, dann — nach langer Pauſe — kam der Diener zu mir. Von mir ging er zu Deinem Bruder und zu Dir. Man will Gericht über mich halten — in Gottes Namen! Ich hab' auf Dich gewartet, um Dich zu bitten —“

„Bitte mich nicht, Anna! Es wäre ja empörend, wenn Du mich bitten müßteſt, daß ich mich Deiner annehmen ſolle. Das verſteht ſich ja von ſelbſt. Vernichten will ich den Buben, und meinem Vater wie meiner Mutter will ich —“

„Das iſt's eben, was ich bitte, lieber Zdenko — Du ſollſt Dich nicht mit Deinen Eltern verfeinden um meinetwillen. Das wäre mein größter Schmerz. Deine Mutter haßt mich einmal, es wäre alles umſonſt, und Du würdeſt nur mit hineingezogen —“

„Sprich nicht ſo, Anna!“ Oder weißt Du nicht, was mein Herz Dir —“

„Sag's nicht laut, lieber Freund, mein einziger Freund auf dieſer Welt, ſag's nicht laut“, und dabei wurde ihre Stimme zum leiſeſten Flüſtern, und ſie drückte meine Hand, „ſag's nicht laut, daß Du mir Dein Herz ſchenkeſt. Ich weiß es — es iſt mein Glück auf dieſer Erde. Aber es ſoll's Niemand erfahren, Zdenko, Niemand. Wenn's laut würde, brächte es Dir Unglück — “

„Anna!“

„Verſprich mir, daß Du Dich nicht hineinmiſchen, daß Du Dich ſchweigend verhalten willſt! Nichts iſt mir ſo ſchrecklich, als daß ich Dich mit Deinen Eltern entzweien ſollte. Das könnte mich zum Aeußerſten treiben. — Dort kommt Dein Bruder, geh'!“

Sie war in ihr Zimmer zurückgetreten und hatte die Thür hinter ſich zugezogen. Ich weiß noch heute nicht, wie ich fortgekommen; wahrſcheinlich hat mich mein Bruder weggeführt. Ich erinnere mich nur, daß bald darauf in dem großen Raume, den meine Mutter bewohnte, ein förmliches Gerichtsverfahren im Gange war, daß mein Vater in heftigem Zorne hin- und herging, daß Methodius neben meiner in einem Lehnſtuhle ſitzenden Mutter ſtand, daß mein Bruder neben mir war und mich an der Hand hielt, und daß Anna inmitten des Raumes bleich und zitternd und ſchweigend ſich verhielt bei der langen Anklagerede, welche ihr meine Mutter entgegenſchleuderte.

Dieſe Anklage ſchloß damit, daß Anna, falſchen, verſtockten Gemüthes, darauf ausgehe, die jungen Männer des Hauſes durch gefallſüchtige Kunſtſtücke an ſich zu ziehen und unter einander zu verhetzen.

Ich wollte vorſpringen und ſprechen; aber mein Bruder hielt mich an der Hand feſt und flüſterte: „Warte!“ Anna ihrerſeits machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand gegen mich und ſchüttelte leiſe ihr Haupt.

Meine Mutter bemerkte beides und gerieth dadurch völlig außer ſich. Eine geheime Uebereinſtimmung zwiſchen uns erſchien ihr offenbar. Mit größter Heftigkeit rief ſie: „Nun denn, wenn der Herr der Familie hier nicht einſchreitet, ſo bin ich genöthigt, das Haus zu verlaſſen, damit dies unmoraliſche Treiben wenigſtens nicht vor meinen Augen fortgeſetzt wird“.

„Wanda!“ entgegnete mein Vater mit ſtarkem, gebieteriſchen Tone, den meine Mutter ſelten zu hören hatte, den ſie aber fürchtete. Sie ſchwieg. Mein Vater trat jetzt zu Anna und fragte ſie mit gedämpfter Stimme: „Haſt Du dieſe Vorwürfe verdient?“

Anna zitterte. Man ſah, daß ein heftiger Kampf in ihrem Innern vorging.

„Haſt Du dieſe Vorwürfe verdient?“ wiederholte er in geſteigertem Tone, welchem man abmerkte, daß die Zögerung Annas ihn in der üblen Meinung von ihr beſtärkte, welche er nicht faſſen gewollt hatte bei der leidenſchaftlichen Anlage meiner Mutter.

Wieder trat eine kurze Pauſe ein nach der wiederholten Frage, dann bewegten ſich, zuerſt tonlos, Annas Lippen, und endlich bildeten dieſe Lippen ein Wort, und der Athem gab dieſem Worte einen matten Laut, und dieſen Laut verſtanden wir Alle, er hieß: „Vielleicht!“

Ein allgemeiner Aufſchrei war die Antwort der Zuhörer. Mein Vater war erſtaunt und entrüſtet, meine Mutter triumphirte, Methodius mochte höchlich überraſcht ſein, mein Bruder war betroffen, und ich war überzeugt, daß Anna um jeden Preis ein Ende machen und ſich opfern wolle. „Ihr foltert ſie ſo“, rief ich entrüſtet, „daß ſie zur Unwahrheit flüchtet, um nur dieſer unwürdigen Behandlung ein Ende zu machen!“

„Du ſchweigſt, Zdenko!“ donnerte mir mein Vater zu, und an Methodius ſich wendend, fuhr er fort: „Was weißt Du von alledem? Rede!“

Methodius, ein kaltblütiger Burſche, nahm ſich Zeit, und entwickelte dann in langſamer Rede ein erſchreckend künſtliches

Netz von Verdächtigung. Allerdings habe Anna keine Anlage zu religiöſem Sinn, allerdings habe ihr ſtatt deſſen die Natur eine eigenthümliche Kraft der Verlockung zugetheilt, allerdings bediene ſie ſich derſelben gegen die Männerwelt mit einer verwirrenden Flatterhaftigkeit. Aber ihr ſoeben vernommenes „Vielleicht!“ verrathe doch auch, daß ſie ſelbſt bereits der üblen Wurzel inne geworden, und wahrſcheinlich fernerhin zur Vorſicht und Enthaltſamkeit geneigt ſein werde.

Ich habe kaum je eine ſolche Pein empfunden, als bei Anhörung dieſer langen Rede. Immer wollte ich dazwiſchen hineinrufen, und immer wieder entzog mir der tückiſche Redner die Möglichkeit, indem er die falſche Ausſage mit einer wahrhaftigen Bemerkung in Sicherheit ſtellte. Als er ſchloß, war das arme Mädchen eingeſponnen in die Verdächtigung, wie eine Mücke in das Gewebe der Spinne.

Die Angelegenheit des armen Mädchens war jetzt in größter Gefahr, denn ihre Rettung beruhte nur auf der Thatkraft meines Vaters. Er beſaß dieſe Thatkraft, aber er wurde jetzt irre an Annas Charakter. Unſicher blickte er auf ſie, blickte er auf mich, blickte er auf Methodius. Endlich faßte er ſich kurz und herrſchte unwillig Methodius an, indem er ſagte: „Das ſind unklare Reden, die Du da vorbringſt. Sie verdunkeln, ſtatt aufzuhellen. Nenne Thatſachen!“

„Ich will ſie Dir nennen!“ fuhr meine Mutter dazwiſchen. „Dieſes ketzeriſche Mädchen unterhält Liebſchaften mit dieſen drei jungen Menſchen. Am liebſten gewänne ſie unſeren Aelteſten. Er hat ſich aber am gleichgiltigſten gezeigt —“

„Um Gotteswillen, Mutter“, unterbrach ſie mein Bruder, „wie kommſt Du zu dieſem Irrthume?“

„Unterbrich mich nicht! Du weißt in Deiner Unerfahrenheit gar nicht, was um Dich vorgeht, und Du ſelbſt haſt nicht bemerkt, was Andere bemerkt haben. Kurz, weil Du Dich gleichgiltig verhielteſt, iſt ſie mit ihrer Coquetterie zu Zdenko übergegangen und hat bei dieſem all das Entgegenkommen gefunden, das ſie geſucht hat —“

„Mutter!“

„Schweig, Zdenko!“ ſagte ſtreng mein Vater.

„Ein Entgegenkommen in allen Richtungen, auch in denen der Ketzerei“, fuhr meine Mutter fort. „Sie hat ihn in Verbindung geſetzt mit luther'ſchen Geiſtlichen in Deutſchland, welche ihre Sendlinge hierher ſchicken ſollen auf unſere Herrſchaften, um unſere Unterthanen vom katholiſchen Glauben abfällig zu machen. Sie hat ihm ihre Liebe verſprochen unter der Bedingung, daß er zum Lutherthum übertrete und ſie heirate, und zu dem Ende hat ſie verlangt, daß er ſie entführe und ſich in Brünn mit ihr copuliren laſſe von einem luther'ſchen Miſſionär, welcher dort ſein Weſen treibt. Zdenko iſt mit allem einverſtanden geweſen, weil er leider wirklich eine ſträfliche Schwäche hegt für ketzeriſche Lehren. Aber ſo ſchwach wie er in dieſem Punkte iſt, ſo ſchwach iſt er auch in der Faſſung eines Entſchluſſes und in der Ausführung desſelben. Er hat geſchwankt und gezögert, und ſie hat ſich nach Hilfe umſehen müſſen. Dieſe Hilfe hat ſie in Methodius zu finden geglaubt. Und dieſen zu gewinnen, hat ſie ihm auch ihre Neigung in Ausſicht geſtellt, und ihm begreiflich gemacht, daß er die größten Vortheile finden werde, wenn er Zdenko in Ausführung des Unternehmens kräftig unterſtütze. Du, der Vater, würdeſt Zdenko wegen eines ſolchen Schrittes nicht übermäßig zürnen, denn auch Du ſei'ſt im Punkte des Glaubens neutral, und Du würdeſt Zdenkos Erbſchaft oder Ausſteuer um nichts verkürzen. Im Gegentheile: um hier im Hauſe Frieden zu haben, würdeſt Du ihm ſogleich eine entfernte Herrſchaft zum Eigenthum übertragen. Dort würde Methodius, nachdem er ebenfalls zum Lutherthum übergetreten, als ſogenannter Superintendent der neuen Lehre eingeführt, und mit ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten könnte er, von der Herrſchaft geſchützt, eine Apoſtelrolle beginnen, welche ihn zu Macht und Ehren führen müſſe. Das Alles ſollte nächſter Tage ins Werk geſetzt werden und wäre vielleicht auch ohne ihn ins Werk geſetzt worden, wenn mir nicht heute Methodius, von ſeinem Gewiſſen bedrängt, ein volles Bekenntniß all dieſer Umtriebe abgelegt hätte. Nun weißt Du, regierender Graf Zierotin, an welchen Abgrund Deine Familie gebracht worden iſt durch dies verſchmitzte Ketzerkind, und wirſt nun meine unüberwindliche Antipathie gegen dies Geſchöpf, wirſt meinen Zorn, wirſt mein Verlangen nach energiſchem Handeln begreifen.“

Mir war während dieſer Rede meiner Mutter und unmittelbar nach derſelben, als ob der ganze Himmel in Feuerſtrömen niederregne auf die Erde, und Alles verzehre und zerſtöre. Das Ganze für Lüge haltend, erſchrak ich doch ein Mal um das andere vor der furchtbaren Aehnlichkeit der Phantaſien, welche ich im Traume, ja ſelbſt wol im halbwachen Zuſtande gehabt. Was wahr, was unwahr, was möglich, was unmöglich, was wirklich, was nur gedacht ſei in meinem Leben, es flogen die wirren Bilder wie Feuerſtröme durch meinen Kopf, und mitten durch Alles hindurch ſauſte auch der abſcheuliche Gedanke: du biſt ein unerfahrener, junger Menſch, am Ende iſt ein Mädchen doch etwas ganz Anderes als du ahnſt; am Ende haſt du all dieſe Anfänge und Plane nur nicht erkannt, und am Ende ſind ſie doch alle vorhanden geweſen.

Alles ſchwieg; nur ein leiſes Stöhnen Annas, jeweilig aus ihrer Bruſt hervorbrechend gegen ihren Willen, unterbrach die Stille. Sie war ſo in ſich zuſammengeſunken, daß man von ihrem Auge nichts mehr ſah, ja daß ſelbſt ihr niedergeknicktes Antlitz durch das vorfallende Seitenhaar faſt ganz verdeckt wurde.

Mein Vater, uns alle der Reihe nach anſehend, unterbrach endlich die Stille und ſagte zu Methodius: „Tritt vor! — Du, Burſche“, fuhr er fort, „haſt das Alles meiner Frau erzählt?“

Bei dieſen Worten kam ich zu mir, denn ihr Ton deutete an, daß mein Vater zweifelte.

Ich ſah zum erſten Male, daß der ſonſt immer dreiſte Methodius, als er auf dieſe Anrede meines Vaters vortrat, erblaßte; ich ſchöpfte tiefen Athem, als ob ich wieder in die Bedingungen der Wirklichkeit zurückverſetzt würde.

„Du mußt Dich beſinnen, Burſche, ob Du Ja oder Nein ſagen ſollſt?“ ſetzte mein Vater noch ſchärfer hinzu, indem er ganz nahe an Methodius hintrat und — wie es einen Augenblick ſchien — die Hand nach ihm ausſtrecken wollte.

„Ja oder Nein?“ ſagte Methodius mit einer an ihm unerhörten matten Stimme.

„Nun? Vorwärts!“

„Der Herr Graf hat's getroffen“, begann Methodius ſtockend, „Ja oder Nein iſt hier nicht ſo weit auseinander, als es ſein ſollte —“

„Wie?! rief meine Mutter.

„Ruhe!“ gebot mein Vater. — „Fahr' fort!“

„Ich habe gewiß dies Alles geſagt, ich habe wahrſcheinlich noch viel mehr geſagt, denn ich bin ſeit geſtern in fieberhafter Aufregung, die ich mein Lebtag nicht gekannt. Unwahres habe ich nicht geſagt, aber vielleicht Unkluges.“

„Deutlicher!“

„Das Auge dieſes Mädchens — ich muß es in Zerknirſchung bekennen — übt auf all meine Sinne, auf all meine geiſtigen Kräfte eine berauſchende Kraft aus. Was ich höre und ſehe, während ſie mich anblickt, das höre und ſehe ich wie hinter einem Berge, wie hinter einem von Sonnenſtrahlen durchſchimmerten Schleier. Ich kann es nicht genau wiederholen, denn es iſt immer undeutlich für mich geweſen. Was ich davon der gnädigſten Gräfin berichtet, iſt alſo vielleicht nicht wörtlich genau geweſen. Aber ſein Inhalt iſt gewiß richtig, iſt *wenigſtens* richtig. Die ärgſten Dinge habe ich gar nicht auszuſprechen gewagt, um der armen Anna nicht Unrecht zu thun. Ich muß nämlich zu meiner Beſchämung eingeſtehen, daß meine Phantaſie immer in ungeheuren Sprüngen mitgeeilt iſt, wenn ſie mir von Planen der Zukunft ſprach — ich war eben berauſcht — und jetzt hinterher ſcheint es mir unmöglich, genau das auszuſondern, was ſie geſagt, und was ich hinzugedichtet. Eine Entführung und Heirat Zdenkos, ein Uebertritt zum Lutherthum, eine Bekehrungsmiſſion im nördlichen Mähren, dies war das Geringſte und Nüchternſte, was in Rede ſtand. Das Weitere hab' ich verſchwiegen, weil es vielleicht nur meinen Verzückungen angehört hat. Das ganze Land, das ganze Reich ſahen wir auf Plätzen und Angern in Sonntagskleidern; es jauchzte uns entgegen als einer Apoſtelfamilie, uns Dreien: dem Zdenko und mir, welche die Anna einherführten als die Geliebte unſerer Herzen, als die Königin eines neuen Babylon, als die Begründerin einer neuen Ehe von zauberhafter Ausdehnung. Sie war uns die Wiedertäuferin, eine Johanna von Leyden, welche die Vielweiberei des Propheten von Münſter umwandelte nicht in Vielmännerei — der Ausdruck klang zu profan — aber doch in eine ganz andere, weitere Form, in welcher das Weib die herrſchende und freie Rolle übernähme. Alle Frauen nahmen Partei für unſere Lehre und folgten uns von Ort zu Ort. Das ganze Leben wurde eine allgemeine Wallfahrt im milden Sonnenſcheine, alle Unterthanenbande löſten ſich, alles Gold und Geld wurde uns zugetragen —"

„Verrückter Burſch', hör' auf!" unterbrach ihn mein Vater. „Was ſollen uns die Auswüchſe Deines ſinnverwirrten Hirns?!"

„Sie ſollen Euch, gnädigſter Herr Graf, zeigen, daß ich außer Stande bin, einfach Ja oder Nein zu ſagen auf die Frage, ob ich der Frau Gräfin die Wahrheit berichtet. Sie ſollen zeigen, daß ich eher zu wenig, als zu viel geſagt. Ja, ſie iſt eine Zauberin, und wir jungen Leute unterliegen ihrer Macht, ſicherlich, weil wir in Verſtandesüberhebung von unſerer Religion entfernt worden ſind. D'rum habe ich für meinen Theil heute mit Sonnenaufgang ein Gelübde gethan, mich für mein Leben lang in die Zelle eines Ordens zurückzuziehen, und die Sünden meiner ſinnlichen Phantaſie abzubüßen. Dies Gelübde hat mir die verlorene Faſſung zurückgegeben, und frei von jeder Befangenheit kann ich jetzt rufen: Anna, geh in Dich und ſage Dich los vom Ketzerthum. Denn aus ihm ſtrömt der hölliſche Zauber, welcher von Dir ausgeht und die Männer zu Frevelthaten fortreißt; aus ihm entſpringt Dein Ehrgeiz, die Hand und den Reichthum des jungen Grafen Zdenko an Dich zu reißen. Und Dir, Zdenko, rufe ich zu: Laß ab von der leichten Beweglichkeit Deiner Gedanken, welche nichts Feſtes anerkennen und auch für den Glauben einen alltäglichen Beweis verlangen, laſſ' ab und beſcheide Dich; denn dies Mädchen iſt Dir nur beſtimmt, wenn ſie im Schooße unſerer Kirche gereinigt worden von den Schlacken des Hochmuths und der Begehrlichkeit, und wenn Du ſelbſt wieder eingekehrt biſt in die Hütten —“

„Schweig' ſtill, Du Burſch, von pfäffiſcher Gewandtheit,“ unterbrach ihn mein Vater. „Deine Windungen ſind mir offenbar, und Deine heuchleriſchen Rathſchläge werf' ich zum Fenſter hinaus, wie Dich zur Thür. Verlaſſ' mein Haus auf der Stelle und folge Deinem Berufe; er wird Dir leicht werden, denn Du biſt ein geborner Pfaff!“

„Ladislaus!“ rief meine Mutter in größter Ueberraſchung und Empörung und ſprang von ihrem Sitze auf.

„Steigere meine Entrüſtung nicht durch Einwendungen,“ entgegnete mein Vater blitzſchnell. „Du haſt in mir das Haupt der Familie zur Entſcheidung aufgerufen, nun trage ſie. Ich durchſchaue dieſen verſchlagenen Burſchen ganz und gar. Seine eigene Zudringlichkeit gegen das Mädchen hüllt er in überſpannte Redensarten, und um dieſe wirkſam und wichtig zu machen, zerrt er in all ſeine Ausflüchte die religiöſen Fragen hinein, welche in Wahrheit gar nichts damit zu ſchaffen haben. Nebenbei verhetzt er uns als Familienglieder gegen einander, und ſpielt eine herzloſe Ueberlegenheit vor uns ab, die ſolchem lügneriſchen Burſchen gar nicht zuſteht. Darum hinaus mit ſolchem Störenfried auf Nimmerwiederkehr!“

„Dem widerſetze ich mich mit all meinen Kräften!“ erwiederte meine Mutter in gedrücktem Tone zorniger Aufregung

„Methodius iſt der einzige Menſch in dieſem Schloſſe, welcher unſerer heiligen Kirche wahrhaft angehört. Ihr ſeid alle Zweifler und dem Unglauben näher, als dem Glauben. Ich will nicht den einzigen Troſt entfernt ſehen, welcher mir unter ſolchem Unglück zur Seite ſtehen kann.“

„Wanda!“

„Ich beſtehe darauf. Die Dirne ſoll hinaus, Methodius bleibe.“

„Nun denn —!“

Hier ſtockte der greiſe Erzähler. Die ſchmerzliche Erinnerung an dieſe Scene ſeiner Jugend übermannte ihn. Er hielt die Hand vor die Augen, und ſein Haupt ſank auf die Bruſt.

Hans wagte es nicht, die traurige Stimmung durch ein Wort zu unterbrechen. — Ein leichter Windhauch fächelte durch die Zweige der großen Fichte; einzelne abgeſtorbene Nadeln löſten ſich in der wärmer werdenden Frühlingsſonne und fielen zwiſchen die ſchweigenden Männer herab. —

Nach langer Pauſe ermannte ſich der Greis, nahm die Hand von den thränenfeuchten Augen, richtete ſich empor, und ſah über die beſonnte Schlucht hinaus nach den fernen Bergen.

Der Blick kehrte allmälig in das ſtarrende Auge zurück, und er ſtreckte dem beſorgt zuſehenden Hans die Hand entgegen, leiſe ſprechend:

— Die Sonne kehrt immer wieder, mit ihr der Frühling. Gott iſt ewig, unſere Schickſale und Schmerzen ſind kaum ein Staubkorn in ſeiner Welt; wir müſſen uns beſcheiden in unſerer Kleinheit. — Ein gewöhnliches Menſchenleben, eine Zeit von mehr als ſechzig Jahren iſt ſeit jenem Auftritt vergangen, und doch bin ich, mein lieber junger Freund, noch im Stande, die einzelnen Ausdrücke wieder zu geben, welche nun folgten. Alle verhaltenen Leidenſchaften kamen zum Ausbruch. Mein Vater verlor die mühſam erhaltene Faſſung, als er ſah, wie meine Mutter ihre ganze Familie hintanſetzte, um einem aufgeſtachelten

Glaubenseifer zu dienen; er gab einer Wildheit Raum, welche in ihm wohnte und welche ſonſt immer ſtreng und kräftig von ihm gezügelt wurde, er vergriff ſich körperlich an dem heuchleriſch dreinſprechenden Methodius — vorüber, vorüber, es zerſtört mich, dieſe fürchterlichen Scenen in Worte zu faſſen! Meine Mutter, fanatiſch wie ſie war, vergaß, daß mein Vater auf ſolchem Höhepunkte der Gereiztheit keinen Widerſpruch vertrug, ſie wollte ſich des Methodius annehmen — vorüber! Sie flüchtete zu uns, zu ihren Söhnen, und ſchmähte doch mich, während ſie dies that, und mußte von meinem Bruder hören, daß er ſie ſchützen werde mit ſeinem Leibe, daß er aber ihre bigotte Einmiſchung ins Familienleben tief beklage — kurz, unſere Familie übrigens ſo gut und lieb, bot plötzlich das Schauſpiel roheſter Zerriſſenheit, und ich mußte es als ein Glück betrachten, als mein Bruder endlich die Mutter hinweggeführt hatte.

Mein Vater war ans Fenſter getreten, das er aufriß, um Luft zu ſchöpfen, Anna erhob ſich mühſam vom Boden. Willenlos nahm ſie meine Hand zur Hilfe an, willenlos ließ ſie ſich von mir hinausgeleiten bis an die Thüre ihres Zimmers. Dort erwachte ſie gleichſam erſt, ein Ruck flog durch ihren ganzen Körper, ſie ſah mich an mit einem Blicke des Schmerzes, den ich nie vergeſſen habe, und fiel mir plötzlich unter einem markerſchütternden Schluchzen um den Hals, mich krampfhaft an ſich preſſend. Das ſonſt ſo ſcheue, zurückhaltende Mädchen!

Ich erſchrak im Innerſten, und eine gräßliche Ahnung ſtieg in mir auf.

„Anna, um Gotteswillen!“ rief ich.

„Still, Zdenko, ſtill,“ flüſterte ſie, „es kommt nicht wieder. Das Schlimmſte, was ich immer gefürchtet, iſt eingetreten: ich habe dies Haus meiner Wohlthäter und Freunde und — meiner Liebe zerſtört — ſag' nichts dagegen, lieber Zdenko, ich weiß es, ich fühle es zu tief — thu' Alles, thu' Alles, ich bitte Dich herzlich, den Frieden wieder herzuſtellen, und — denke meiner in — Wohlwollen und — Güte!“

Mit dem letzten, kaum verſtändlichen Worte hatte ſie ihre Thüre geöffnet und war hineingetreten, und — hatte ſie hinter ſich geſchloſſen.

Bang, unſicher wankte ich fort.

Der Abend und die Nacht waren von ärgſter Pein. Jedermann blieb auf ſeinem Zimmer, und die Diener fragten verſtört, ob die unberührt gebliebene Abendtafel abgeräumt werden ſollte.

Ein heftiger Regen goß vom Himmel die ganze Nacht hindurch, ſpät erſt, ſpät, ich weiß nicht wann, war ich angekleidet aufs Lager gefallen, und ein dumpfer Schlaf hatte ſich meiner bemeiſtert. —

Als ich aufwachte, ſtand meines Vaters alter Leibdiener vor mir. Er hatte mich aufgerüttelt, und hielt mir ein Blatt Papier entgegen. Ich griff darnach; es war Annas Handſchrift. Die Worte lauteten! „Lebe wohl, Zdenko, Du Geliebter meiner Seele, lebe wohl für dieſe Erdenwelt. Ich vergebe Deiner Mutter, ich danke Deinem Vater, ich grüße Deinen Bruder, und gehe gefaßt von hinnen, damit dieſem Hauſe der Frieden wiederkehre. Meinem Glauben, der einfach aufſchaut zu Jeſu Chriſto unſerm Heiland und ſeinem himmliſchen Vater, hätte ich niemals verläugnen können, und auf die Dauer hätte ich doch auch nicht verläugnen dürfen, daß ich alles Andere für Abgötterei halte. So wäre ich für Deine Mutter ſtets ein Störenfried und böſes Weſen geblieben. Uebernimm Du, der mir ſein Herz geſchenkt, und dem ich mit dem ganzen Blute meines Herzens angehöre, übernimm Du die Erklärung meines Opfers, wenn es ein Opfer heißen darf, und erzähle meinem treuen Vetter Hortleder in Jena, wie Alles gekommen iſt, wie Alles nothwendigerweiſe alſo hat ausgehen müſſen. Suche ihn auf, ich bitte Dich darum, höre ſeine Lehren aufmerkſam an in meinem Gedächtniß. Seine Lehren ſind rein und gut, ſie werden Dir wohlthun, und durch Dich der Welt. Ich ſcheide als Deine Braut, und wenn Du einſt eine Frau zum Altare führſt, ſo ſage ihr, daß ich ſie ſegne. Für Zeit und Ewigkeit — Deine Anna.“

Die Stimme brach dem Greiſe, als er dieſe Worte langſam geſprochen. Zwei große Zähren rollten über ſeine Wangen, und er griff in ſein Gewand über der Bruſt, eine Kapſel hervorziehend, welche an einer ſeidenen Schnur hing. Ein Druck ſeines Fingers öffnete die Kapſel. Eng zuſammengefaltet, vergilbt und morſch durch die Länge der Zeit, lag jenes Blatt Papier darin. Mit zitternder Hand entfaltete er dasſelbe. Die Zähren fielen darauf.

— Lang wird ſein dürftiger Stoff nicht mehr beſtehen, ſagte er leiſe vor ſich hin, aber mein Leben hat er doch ausgedauert, und Du, lieber Hans, den meiner Anna treuer Vetter mir noch vor dem Abſcheiden geſendet hat, Du ſollſt ihn an Dich nehmen, wenn meine Stunde gekommen iſt, die mich mit ihr vereint. Ein Talisman, ein Talisman der Ergebung, wird er Dir wohlthun Dein Leben lang. —

Hans küßte ihm voll Rührung die Hand und wagte nicht, zu fragen. Nach kurzer Pauſe fuhr der Greis — nicht ohne Anſtrengung — in ſeinem Berichte fort:

— Erſchrocken zum Aeußerſten ſah ich dem alten Diener fragend ins Angeſicht. Er hob den Arm und zeigte nach dem Fenſter. Mein Zimmer lag über dem Zimmer Annas. Die Ausſicht ging auf einen parkartigen Wald. Ganz vorn an demſelben, nur etwa hundert Schritte vom Schloſſe, war ein runder tiefer Weiher von Schilfpflanzen eingeſchloſſen. Entſetzt verſtand ich die Armbewegung des Dieners, ſprang auf und ſtürzte zum Fenſter. Da lag es vor mir, das Unglück. — Wie zum Spott brach eben die Morgenſonne durch den nachlaſſenden Regen, und ich ſah den Leichnam meiner Anna auf dem Gewäſſer ſchwimmen, das bleiche Antlitz oben, wie gen Himmel gekehrt, das Haar aufgelöſt und von einer Seite die Bruſt bedeckend. Ein Kahn ſtieß eben vom Ufer ab, um ſie zu holen — ich fiel in Ohnmacht. Als ich zu mir kam, ſtand mein Vater und mein Bruder bei mir —

Bei dieſen Worten trat Tſchirill, der Diener, aus dem Hauſe und unterbrach den Erzähler mit der Nachricht, daß des Förſters Tochter, Nandl, drüben im Hochwalde zwei Herren angetroffen, welche gefragt hätten, ob nicht hier in der Nähe eine Förſterei der Schotten gelegen ſei. Das Mädchen habe ausweichend geantwortet. Da ſeien die Herren zudringlich geworden, und ſie ſei ihnen mit genauer Noth entkommen; es ſtünde zu fürchten, daß die Herren, welche ſie verfolgt, den Zaun entdeckten und hier eindrängen. —

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

11. Band.

Der deutſche Krieg.

I. Junker Hans.

2. Theil.

Wien, 1878.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Der deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

I. Junker Hans.

2. Theil.

Wien, 1878.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. Buch.

Junker Hans.

2. Theil.

13—18. Capitel.

13.

Der Hochwald, welchen Tſchirill als den Punkt bezeichnet hatte, wo zwei „Herren“ der Förſterstochter begegnet ſeien, war der hohe Buchenbeſtand am Zaune des Förſtereiparkes. Wer bis dahin gedrungen war, der entdeckte mit Leichtigkeit das Aſyl des greiſen Grafen Zierotin.

Dieſe zwei Herren gehörten nicht zur Expedition Norberts, welche ſich des Förſters Golling ſelbſt bemächtigt hatte zum Führer. Dieſe zwei Herren kamen aus Hernals. Es war Rudolph von Mitzlau und der ſogenannte Herr von Trotha. Letzterer war die Urſache, daß ſie ſo raſch dem Ziele nahe kamen. Er war ein Kriegsmann und ein gewiegter Praktiker. Er kannte den alten Grafen und deſſen Verhältniſſe genau, denn er hatte zu den böhmiſchen Cavalieren gehört, welche die Aufwiegelung Mährens und den Anſchluß desſelben an die böhmiſche Herrenſache betrieben hatten. Die großen Beſitzthümer des Grafen Zierotin waren natürlich ein wichtiges Augenmerk geweſen für die böhmiſchen Führer. Sie ſchienen auch ſo leicht erreichbar für die Partei des Aufſtandes, da der alte Graf Zdenko als abtrünnig von der katholiſchen Kirche, ja als ein auserwähltes Wild der Pfaffen bekannt war. Die aufwiegelnden Cavaliere hatten ſich alſo ohne Verzug nach ſeinem Stammſchloſſe gewendet und hatten dort zu ihrem Aerger erfahren: Graf Zierotin habe kürzlich und in der Stille all ſeine Herrſchaften für baares Gold verkauft.

— Um ſo beſſer, hatte dieſer Herr von Trotha ausgerufen, da finden wir baares Geld!

Aber er hatte es nicht gefunden. Graf Zdenko war mit ſeinen Schätzen entwichen. Wohin? Das war ein viel beſprochenes Geheimniß. Mit ſolchem Schatze war man in ſolcher Zeit an und für ſich gefährdet. Gewaltthat und unſicherer Rechtszuſtand kamen ohnehin an die Tagesordnung, und da Niemand Auskunft zu geben wußte über den Aufenthalt des Grafen Zdenko, ſo lag die Vermuthung nahe, die Jeſuiten, welchen man Alles zutraute, hätten ihn aufgehoben und ſammt ſeinen Tonnen Goldes beſeitigt. Dies war das allgemeine Gerücht, welches ja auch Rudolph von Mitzlau von Schleſien hergeſprengt hatte.

Dieſer Herr von Trotha aber hatte bei den ſlaviſchen Unterthanen des Grafen nähere Auskunft erhoben. Selbſt ein eifriger Slave, war er geſchickt genug geweſen, über die Vermögensumſtände des Grafen Zdenko genaue Kunde zu erhalten. In Folge dieſer Auskunft hatte er einen dreiſten Verſuch gemacht — er ſprach nicht gern davon, kurz, ſehr deutliche Anzeichen hatten ihn zu dem Schluſſe geführt, die Schätze des Grafen ſeien in Gewahrſam einer geiſtlichen Körperſchaft. Aber nicht, wie die Welt glaubte, in dem der Jeſuiten, ſondern in dem der Schotten. Außerdem kannte er den Grafen Zdenko perſönlich und wußte, daß deſſen akatholiſche Geſinnung wenig gemein habe mit dem eifrigen Lutherthume oder Calvinerthume, vielleicht aber Anknüpfung bewahre mit den gelehrten und in Sachen des Dogmas milden Schottengeiſtlichen. Endlich wußte er genau, daß Graf Zdenko ſeit Jahren in freundſchaftlichem Verkehr ſtand mit einem Pater des Wiener Schottenſtiftes. Es war ihm alſo jetzt, als er in Hernals von dem geheimen Aufenthalte des Grafen auf dem Wiener Walde erfuhr, vollkommen deutlich: Graf Zdenko iſt da oben in einer Beſitzung der Schotten verborgen.

— Solch eine Beſitzung iſt ſchon aufzufinden, ſagte er lachend, als er mit Rudolph am Morgen ausging, denn viele giebt es da oben nicht. Laſſen wir die Pferde daheim, ſie ſind uns in den unwegſamen Wäldern und Bergen nur im Wege; die Luft iſt friſch, gehen wir zu Fuß. In Dornbach ſchaff' ich uns einen Führer.

So geſchah's. In Dornbach warb er einen Bauer, welcher mit der Axt nach dem Holze zu gehen ſchien, und welchem ein Silberſtück ſehr willkommen war: ſie nach der Förſterei der Schotten in den Wald hinaufzuführen.

— Zum Golling? fragte der Bauer.

— Freilich zum Golling! erwiderte Trotha, obwol er den Namen zum erſten Male hörte, und ſo ging's aufwärts.

Unterwegs bereiteten ſich indeſſen die Herren ſelbſt ein Hinderniß. Den Bauer für ein Nichts haltend, das nur als Laſtthier auf der Welt ſei, ſprach der böhmiſche Edelmann über Krieg und Frieden, Staat und Kirche, unbekümmert um den Führer, mit Rudolph von Mitzlau, und der Bauer merkte allmälig, wen er da führe, und merkte namentlich, daß er einen Böhmen hinter ſich habe, welcher die Deutſchen, ſowie die katholiſche Kirche verſpotte. Der Bauer war Katholik, und genoß von den Schottengeiſtlichen für Leſeholz und Streu mancherlei Nachſicht. Er war außerdem ein Deutſcher, welchem das Böhmenthum nicht behaglich zu Sinne ſtand. Der einäugige Herr „giftete" ihn, wie er zu ſagen pflegte, mehr und mehr, und es ſchien ihm endlich gar nicht zweckmäßig, daß er den böhmiſchen Ketzer zu einem Hauſe der geiſtlichen Herren geleiten ſolle; er faßte ſich kurz und beſchloß nach einem halbſtündigen Marſche, die widerwärtigen Herren ihrer eigenen Naſe zu überlaſſen. Als der Fußweg durch ein dichtes „Mais" hinführte, trat er einmal beiſeite, als habe er eine Kleinigkeit zu thun, und ließ die Herren an ſich vorüber. Dann verlor er ſich nach ganz anderer Seite in dem Unterwuchſe, und murmelte vor ſich hin:

— Hol' euch der Teufel!

Als der Fußweg undeutlich wurde, ſahen ſich die Herren nach dem Führer um und riefen nach ihm, da er nicht zu ſehen war. Es kam keine Antwort, und nach einer Viertelſtunde Raſt ſahen ſie ein, er habe ſie im Stich gelaſſen.

Aergerlich gingen ſie in der eingeſchlagenen Richtung weiter, und kamen auch glücklich aus dem Niederholz heraus unter die hohen Buchen. Gerade fortgehend hätten ſie binnen zehn Minuten vor dem Zaune ſtehen müſſen. Sie gingen auch gerade fort, obwol ſie ihrer Richtung nicht ſicher waren. Da erblickten ſie rechts zwiſchen den hohen Bäumen eine Mädchengeſtalt. Es war Randl, Golling's Tochter, welche Schneeglöckchen ſuchte und ſammelte für den alten Herrn Grafen. Dieſer liebte die Blumen, und der zierliche Mädchenſinn wußte, daß dem guten, vornehmen Greiſe ein Strauß der erſten Frühlingsblumen eine Freude bereiten werde.

Sie erſchrak des Todes, als ſie zwei fremde Herren auf ſich zuſchreiten ſah in dieſer Einſamkeit, die vom Vater ſo ſorgſam gehütet wurde. Ehe ſie ſich faſſen und zu einem Entſchluß kommen konnte, waren die Herren bei ihr und fragten, ob Golling's Förſterei in der Nähe ſei, und ob ſie ihnen zur Führerin dienen könne.

Sie ſtammelte einige unverſtändliche Worte und ward über und über roth.

— Du biſt ja ein prächtiges, kerniges Mädel! rief Trotha, der ein lüſterner, zudringlicher Mann war, und umfaßte ſie ohne Umſtände.

Dieſer Angriff brachte Spath's Braut in Zorn und mit dem Zorne in Faſſung. Sie war geſund und ſtark und ſtieß den auf ſolchen Widerſtand nicht gefaßten Trotha mit heftigem Stoße von ſich, unmittelbar nach dem Stoße die Flucht ergreifend.

War es Zufall, war es Inſtinkt, ſie flüchtete nicht auf den Zaun hin, ſondern ſeitwärts nach Norden. Die Männer ſprangen ihr nach; aber ſie war behende und erreichte das „Mais“, welches ſich nordwärts näher heranzog an den Hochwald, früher, als die Verfolger es erreichten, und entging ihnen wie der Bauer in dem

Unterwuchſe, der keine Ausſicht geſtattete. Im Verſteck horchte ſie, wohin die Fremden ihre Richtung nähmen. Es ſchien ihr wol, als gingen ſie zu weit rechts, aber es bedünkte ihr doch immer noch möglich, daß ſie bei der Nordſpitze des Zauns aus dem Hochwalde herauskommen und Park wie Haus entdecken konnten. Sie ſchlüpfte alſo raſch nach links hin und flog, als ſie beim Heraustreten aus dem „Mais“ nichts mehr von den Fremden ſah, nach dem Parke und dem Hauſe zurück, die Mutter und Tſchirill von dem Vorfalle in Kenntniß ſetzend.

Trotha und Mitzlau waren indeſſen wirklich ſo weit nordwärts gerathen, daß ihnen der Zaun nicht ins Geſicht kam. Aber Trotha war ein „findiger“ Patron.

— Hier links, ſprach er, ſteigt der Boden aufwärts; ſuchen wir eine Anhöhe zu gewinnen. Vielleicht kommt eine Ausſicht. Giebt's keine, ſo klettert Ihr, junger Springinsfeld, auf einen Baum. Da oben ſind Fichten, die das leichter machen. Das hübſche Mädchen war gewiß nicht weit vom Hauſe, die Förſterei muß in der Nähe ſein. — Holla, wittert Ihr —?

— Was?

— Es kommt mir ein feiner Rauchgeruch in die Naſe. Ja wol! Der Wind ſteht von Süden. Von dorther, von links kommt der Geruch, und er ſtammt wahrſcheinlich aus der Küche der Frau Golling! Wir gehen in falſcher Richtung. Schnell hinauf zu der Anhöhe, und hinauf auf die Fichte! Dort werden wir ins Klare kommen. — —

Der alte Graf Zdenko hatte übrigens die Meldung dieſer herannahenden Gefahr anders und gleichgiltiger aufgenommen, als er ſie nach Tſchirills und auch nach Hanſens Meinung hätte aufnehmen ſollen. Er ſah ſtillen Auges auf den meldenden Diener, und als Hans einwarf, ob es nicht gerathen ſei, die Perſon des Grafen durch raſche Entfernung in eine nahe, dichte Waldesſtelle den Eindringlingen zu entziehen, da machte der Graf nur eine unſcheinbare Bewegung mit der Hand, welche Nein bedeuten mochte.

Tſchirill, an hingebenden Gehorſam gewöhnt, entfernte ſich unter Zeichen der Beſtürzung, und Hans war von Zweifeln beſtürmt, ob er die erhobene Stimmung des Grafen um jeden Preis unterbrechen ſollte. Denn es ſchien ihm unzweifelhaft, daß der Greis nur darum keine Notiz von der Gefahr nähme, weil er gleichſam geiſtesabweſend war, indem ſeine Seele ganz und gar in der Vergangenheit weilte. Und doch widerſprach eine ſolche Störung dem Pietätsgefühle Hanſens. Der alte Mann hing nur noch mit wenig Faſern an dem Erdenleben, ſollte ihm ein ſolcher Moment der Erinnerung grell vernichtet werden?! Hans blickte rathlos umher, ob und wo er den Greis ins Gebüſch führen könne, wenn Fremde in das Haus drängen. Das ſchien kaum möglich, denn hier an der Rückſeite des Hauſes ſenkte ſich oder fiel der offene Wieſenboden in weite Tiefe hinab. Die Fichte, unter welcher ſie ſaßen, war der einzige Baum, und den ſchwachen Greis die abſchüſſige Fläche hinabzuführen, welche ſelbſt in der ſanfteren Abdachung ſteil enden mochte, war doch kaum ausführbar.

Der Greis ſelbſt verharrte noch eine zeitlang ſchweigend und ſah wie verloren in die ſonnige Luft hinaus. Hans entſchloß ſich endlich, ihn nochmals anzureden, damit —

— Laſſ' es gut ſein, lieber Hans, ſprach der Graf unterbrechend und unerwartet, ich bin nicht ſo abweſend und für die nächſten Dinge gedankenlos, wie Du glaubſt. Habe Dank für Deine Sorge. Ich ſehe in Dein Herz und freue mich, es gerade ſo zu finden, wie mein alter Freund es geſchildert. Laſſ' geſchehen, was geſchehen ſoll. Entfliehen und kämpfen kann ich doch nicht mehr, meine körperliche Kraft iſt dazu außer Stande. Auch meine moraliſche iſt Aufregungen nicht mehr gewachſen. Eher noch Leiden, obwol ich ſie kindiſch ſcheue. Dulden iſt am Ende leichter, als mit ungenügendem Vermögen ringen und ſich ängſtigen zu müſſen. Und Eines iſt mir jetzt wichtiger als alles Andere: Du ſollſt mein Vermächtniß erfahren und erhalten. Der Augenblick iſt noch unſer, und ich habe im langen Leben erkannt, daß man ſich durch haſtige Vorausſicht gern um das Gut betrügt, welches man in der Hand hält. Vielleicht ſind es auch keine Feinde, die da kommen. Sie nöthigen mich nur, kürzer zu ſein, als ich ſein wollte. Höre alſo, und zerſtreue Dich nicht durch Beſorgniß.

Ich fiel an jenem ſchrecklichen Morgen in ein hitziges Fieber, in eine Krankheit, welche wochenlang meine Sinne mit völliger Nacht umhüllte. Ein wunderbares Geſchenk, welches Gott den Menſchen verliehen: das bewußte Leben ſelbſt für einen längeren Zeitraum aufzuheben, ohne es doch zu vernichten. — Als ich zu mir kam, half die Schwäche des Körpers und Geiſtes weiter. Ich bemerkte nur matt und langſam, daß unſere Familie tief getroffen und verändert war. Mein Vater war ernſt und ſchweigſam zum Erſchrecken. Er war unzufrieden mit ſich ſelbſt, unzufrieden, daß er ſich von Heftigkeit hatte übermannen laſſen, ohne doch dem armen überreizten Mädchen wirkliche Hilfe, moraliſche Hilfe zu bieten. Mein Bruder war traurig und thränenreich, voll Mitleid und Hingebung für mich, den er oft ſchluchzend umarmte. Meine Mutter war ſtarr und unnahbar. Sie verkehrte eigentlich mit Niemand von uns, am wenigſten mit meinem Vater und mir. Methodius war verſchwunden. Sein Name wurde nicht mehr genannt. — So vergingen einige Monate des Winters. Ich erholte mich kaum, ich blieb ſiech. — —

Eines Tages, es war Schneegeſtöber, fand mich mein Vater auf dem Leichenſteine, welchen er der unglücklichen Anna am Rande des Weihers unter Weiden hatte ſetzen laſſen. Ich war ſtarr und naß, meine Glieder zuckten. Er führte mich ſtill auf mein Zimmer.

„Du mußt fort!“ ſagte er da.

„Ja, mein Vater!“ antwortete ich.

„Wohin möchteſt Du?“

„Nach Jena.“

„In Sachſen?“

„Ja.“

„So ziehe hin!“

Als ich von meiner Mutter Abſchied nehmen wollte, ſtreckte ſie mir abwehrend die Hände entgegen und ſagte: ſie wolle keinen Ketzer geboren haben. — —

Mein Vater und mein Bruder begleiteten mich bis Prag. Dort ſchied der Vater von mir, herzlich, krampfhaft. O, er war ein braver, tüchtiger Mann, den ich treu und innig geliebt habe und liebe. Ich ſollte ihn nicht wiederſehen. Als er von Prag heimgekehrt war, hat er ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und iſt in eine ſchwere Melancholie verfallen. Am Ende jegliche Nahrung von ſich weiſend, iſt er körperlich dergeſtalt zerſtört worden, daß man ihn eines Morgens als Leiche gefunden hat.

Mein Bruder war mit mir nach Jena gegangen, um dort ſo lange bei mir zu bleiben, bis ich ſo weit hergeſtellt und eingerichtet wäre, um ohne Beſorgniß mir ſelbſt überlaſſen ſein zu können. Dies ging raſcher, als man gehofft hatte. Der Vetter Annas, der junge Candidat evangeliſcher Theologie, Hortleder, war ſogleich von uns aufgeſucht worden. Sein Auge und ſeine Rede wirkten wunderbar erquickend auf mich. Seine Mutter und die Mutter Annas waren Schweſtern geweſen. Er hatte ganz den Blick und Ton der armen Verſtorbenen, die Thränen ſtrömten mir über die Wangen, als ich ihn das erſte Mal ſah und hörte, und von dem Augenblicke an war der Bann der Erſtarrung von mir genommen; ich athmete wieder auf, ich wurde wieder ein natürlicher Menſch, und es ſtörte mich nicht im

Mindeſten, als eine alte Muhme der Familie verſicherte: die Mutter der Anna habe ſtets etwas Ueberſpanntes gehabt, und das ſei natürlicherweiſe auf Anna übergegangen, und habe ſie zu dem gottloſen, letzten Schritte getrieben. Ich ſah in Hortleder's Auge, welches verneinend und tröſtend auf mir ruhte, und die Rede ging wirkungslos an mir vorüber. Die Stimmung iſt Alles im menſchlichen Leben. Sie macht aus Steinen Gold, und macht aus Gold Steine. Meine Stimmung war wohlthuend angeregt und gehoben durch den Vetter meiner Anna, welcher ſich mir anſchloß mit aller Hingebung der Jugend. Er theilte mir und meinem Bruder all ſeine Kenntniß mit und all ſeine Gedanken über Gott und göttliche Dinge, und führte uns dann in die Hörſäle der Profeſſoren. Die neue Gottesgelehrſamkeit ſtand damals zu Jena in friſcheſter Blüthe. Die Univerſität dort war erſt vor Kurzem gegründet worden, als Wittenberg an die neue Kurlinie der Albertiner verloren gegangen war, und aller Drang, aller Eifer war im erſten Triebe des jungen Saftes. Melanchthon ſelbſt war damals auf einige Zeit in Jena und lehrte Theologie. Hortleder hatte das Glück, ſein Famulus zu ſein, und führte mich und meinen Bruder zu ihm. Welch einen Eindruck machte uns dieſe Stunde! Der bleiche, magere Mann mit dem Blicke unbeſchreiblicher Milde und Sanftmuth empfing uns ſo gütig, ſo menſchlich! Er hatte gar nichts vom rechthaberiſchen Pfaffenweſen, welches ja auch den proteſtantiſchen Geiſtlichen nicht erſpart worden iſt, wie es wol überhaupt unzertrennlich iſt von der amtlichen Eigenſchaft, freiſprechen und verdammen zu können in Sachen Gottes und der Ewigkeit. So lange dieſe Macht ſterblichen Menſchen überantwortet werden muß, wird nur die mildeſte Perſönlichkeit und die edelſte Bildung den Geiſtlichen vor Uebernehmung und deſpotiſcher Haltung bewahren. Melanchthon war davor bewahrt durch ſein Herz und ſeine Gelehrſamkeit. Er wußte zu gut aus eigener Erfahrung, welchen Zufällen, welcher Willkür die plötzliche Faſſung eines neuen Kirchenregiments preisgegeben war, und wie links und rechts neben der gezogenen Linie Wahrheit und Tugend wandeln könne. Sein ſchwäbiſcher Redeton bleibt mir unvergeßlich, wie er uns warnte vor dem Buchſtabeneifer, wie er uns anempfahl, den Grund und das Weſen chriſtlicher Religion — hingebende Liebe und bereitwilliges Opfer — nie aus den Augen zu laſſen, falls wir, nach Mähren heimkehrend, in unſeren Landſchaften die neue Kirche einführen wollten. „Alles Andere", ſetzte er im heimatlichen Accente hinzu — „iſcht tönendes Erz ond klingende Schelle!"

In dieſe Zeit des tröſtenden Uebergangs in neue Lebenskreiſe fiel die Nachricht vom Tode unſeres Vaters. — Mein Bruder, nun regierender Herr, eilte nach Hauſe, begleitet von zwei jungen Predigern der lutheriſchen Kirche, welche ihm Melanchthon zugewieſen, und welche in Mähren — zunächſt auf unſern Herrſchaften — die Reformation vorbereiten oder einführen ſollten.

Ich blieb in Jena, mit vollen Zügen der neu erwachten Lebensorgane die Fülle von Gedanken, Wiſſenſchaft und Ausſicht einſaugend, welche eine neue Glaubenslehre zu tragen und zu heben pflegt. Nach der Heimat wollte ich erſt wieder, wenn ich ſo weit ausgebildet wäre, um die neue Lehre umfänglich und gründlich ſelbſt vertreten zu können.

Wie anders ſollte ſich's geſtalten! Von meinem Bruder kamen erſt nach einem Monate Nachrichten, und zwar beunruhigende Nachrichten. Unſere Mutter hatte ſich ihm in den Weg geſtellt. Sie konnte ihm, als dem älteſten Sohne, nicht wehren, die Herrſchaft der Güter anzutreten, aber ſie konnte ihn lähmen und hindern. Das that ſie. Mein Bruder war weich und gut. Es ging über ſeine Kraft, ging gegen ſein Naturell, ſeiner Mutter mit Nachdruck entgegenzutreten. Sie fragte nicht, was ſie dürfte, ſie that, was ſie wollte, und mein Bruder ließ geſchehen, was er nicht anders als durch offenes Widerſprechen hätte hindern können. Dieſem offenen Widerſpruche ausweichend, kam er von Tag zu Tag mehr in den Hintergrund, und das

Ergebniß war bald, daß meine Mutter unſere Herrſchaften regierte und nicht mein Bruder.

Die nächſte Folge davon war, daß die von meinem Bruder mitgenommenen Prediger aus Sachſen keine Stätte auf unſern Gütern fanden, ſondern ausgewieſen wurden. Von dieſen jungen Predigern kamen ausführlichere Berichte nach Jena, als von meinem Bruder, der in Kummer und Scham immer ſchweigſamer wurde. Sie ſchilderten unſer Schloß als den Mittelpunkt katholiſcher Prieſter, welche aus allen Theilen des Landes dort zuſammenſtrömten, und planmäßig von dort die Reformirung Mährens erſtickten. Ein junger Jeſuit, Athanaſius geheißen, leite das Ganze. Mein erſter Gedanke war: dies ſei Methodius. Es war mir aber nicht möglich, Näheres zu erfahren, da mein Bruder auf all meine näheren Anfragen nicht antwortete. Allem Anſcheine nach kamen meine Briefe nicht immer in ſeine Hände; wenigſtens waren die ſeinigen, meiſt kurz und trübſelig, ſelten Antworten. Sie verriethen mir aber deutlich genug, daß er mehr und mehr einem Erbübel unſerer Familie, der Melancholie, verfalle.

Ich berieth nun ernſtlich mit Hortleder, ob ich nicht perſönlich hineilen ſollte zu ſeiner Hilfe. Ungern ging ich daran, denn ich war in einer verhältnißmäßig glücklichen Lage. Der Schmerz und die Trauer meiner Jugend waren mild geworden, und meine Seele ſchwelgte in der reichlichen Nahrung des Geiſtes und Herzens, welche mir in der Freundſchaft Hortleder's und in dem wiſſenſchaftlichen Leben Jenas zufloß. Welch ein ſchöner und edler Rauſch iſt es doch für einen jungen Mann, wenn ihm zum erſten Male alle Pforten der Kenntniß und Erkenntniß geöffnet werden! Er kennt noch nicht die Grenzen, er erſcheint ſich wie ein junger, wachſender Gott, dem die unerſchöpfliche Welt alle Zugänge aufgethan, und indem er die Gründe, wie den Zuſammenhang der Schöpfung vor ſich enthüllt ſieht, glaubt er ſelbſt zu erſchaffen. Um wie viel ſtärker mußte dieſer Rauſch in mir wirken, da ich aus dem Abgrunde der Verzweiflung in dies

Leben gekommen war, und da die eben erworbene Wiſſenſchaft ſogleich und unmittelbar angewendet werden konnte. Man lernte dort und damals nicht blos für die Kenntniß, man lernte für die Thätigkeit, welche an die Thür klopfte. Die Reform ſollte vorbereitet werden. Aus allen Ländern kamen Anfragen und meldeten ſich Bedürfniſſe, und großentheils geiſtiger Art. Hier war ein Theil der Kirchengeſchichte aufzuklären, dort war ein Punkt des Glaubens tiefer zu begründen, es bildete ſich eine völlige Weltregierung um Melanchthon, und wir, die ihm nahe ſtehen durften, wir nahmen thätigen Antheil daran, indem wir prüfen, diſputiren, Beweiſe aufſtellen, letzte Gründe aufſuchen und in kurze Ausdrücke faſſen durften. Der weiſe Lehrer hörte uns und belehrte uns, und gab in ſeiner Milde nicht ſelten zu, daß Einer von uns die beſte Formel gefunden für ein Myſterium oder einen Begriff. Die alſo gefundene Formel ging dann hinaus in die Welt, und wurde als Geſetz angenommen und überall hin verbreitet. War dies nicht im höchſten Grade feſſelnd, ja berauſchend für einen jungen Menſchen, der noch ſo kurz vorher wie ein verlorenes Atom der Tiefe zu geſunken war?

Dennoch kam ich zum Entſchluſſe, meinem Bruder zur Hilfe heimzukehren. Die thätige Wirkſamkeit für unſere evangeliſche Lehre forderte es nach meiner und Hortleder's Anſicht. Mit dieſem Entſchluſſe trat ich vor Melanchthon, um mich von ihm zu verabſchieden.

Es war ein ſonniger Abend, als ich vor ihm ſtand. Die kahlen Berge, welche das Städtchen Jena umgeben, waren gelbroth angehaucht, und in der Studirſtube Melanchthon's, welche einen Blick auf die ſchimmernden Hügel und auf den Waſſerſpiegel der Saale gewährte, war ein gelblicher Schein verbreitet. Dieſer Schein zitterte um das dünne, weiße Haar des alten, von mir ſo hochverehrten Mannes, daß ich ein Heiligenbild vor mir zu ſehen glaubte. Er trug einen leichten Pelzrock, weil ſein dürftiger Leib wenig Wärme entwickelte, und aus dem ſchmalen, länglichen Antlitze ſah mir ſein ruhiges Auge tief und forſchend in die Seele hinein. „Du willſt fort, mein Sohn?“ ſprach er endlich leiſe und deutete auf einen kleinen Schemel, der mitten unter einem Haufen großer Foliantenbücher ſtand. Ich ſetzte mich zögernd und bejahte ſeine Frage. — „Ich kenne durch Hortleder“, fuhr er fort, „die ganze Geſchichte Deines jungen Lebens. Sie drängt ſich um den Widerſpruch Deiner Mutter. Dieſer Widerſpruch trifft Alles, was in Dir lebt. Das iſt traurig, recht traurig, denn ſie iſt Deine Mutter. Die Religion, auch die unſrige, weiſt Dich darauf an, ſie zu ehren und zu lieben. Wirſt Du dies bethätigen können, indem Du ihren Abſichten und Handlungen entgegentrittſt? Wie ſchonend Du auch verfahren magſt, wirſt Du nicht jedenfalls ihr als ein ungehorſamer Sohn erſcheinen?“ — „Letzteres fürchte ich“, entgegnete ich unſicher. — „Du fürchteſt es“, ſprach er mit ſtärkerer Stimme, „Du weißt alſo, daß es ein Unglück oder gar eine Uebelthat wäre. Mein lieber, junger Freund, laſſ' uns mit lauterem Sinne prüfen, was in ſolcher Lage Gott wohlgefällig ſein kann. Mit lauterem Sinne! Der nächſte Gedanke wäre wol, um Einzelne unbekümmert, unſerem großen Ziele nachzutrachten. Unſer großes Ziel iſt die Ausbreitung unſerer Lehre. Deine Mutter ſteht dieſer Ausbreitung im Wege, ſie ſteht ihr gefährlich im Wege, denn ſie fördert ſogar die Lehren unſerer Gegner und fördert ſie in großem Umfange. Du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen, wären dieſe Menſchen auch Deine nächſten Angehörigen, wären ſie ſelbſt Vater und Mutter — ſo lautet ja allerdings der Satz unſeres Katechismus, der hiebei ſchlagend in die Schanze tritt, nicht wahr?“ — „Ja.“ — „Und ich, als ein Führer der neuen Lehre, wäre wol berufen und verpflichtet, Dich im Sinne und Bedürfniſſe der Ausbreitung unſerer Lehre auf jenen Satz des Katechismus hinzuweiſen. Iſt's nicht alſo? Erwarteſt Du's nicht?“ — Ich ſchwieg. — „Du ſchweigſt? Du ſchweigſt, mein Sohn, weil Du einen Widerſpruch meines Herzens im Hintergrunde ahnſt. Nicht?“ — „Ja.“ — „Gieb mir die Hand; wir verſtehen uns. Die Stimme des Herzens zu hören, wenn unſer

Herz nicht verderbt iſt, das, mein Sohn, ſoll auch der Mittelpunkt unſeres Glaubens ſein. Nicht auf Formeln ſich verlaſſen, ſondern das Wahrhaftige in uns entdecken und befolgen, das iſt ja eine weſentliche Bedingung unſeres Widerſpruches gegen ein Formenweſen, welches dadurch veraltet iſt, daß es die ſtets erneuernde Seele ausgeſchloſſen hat. Höre auf die Stimme Deines Herzens, Gott wohnt in ihr, ſo lange der Menſch nicht vergiftet iſt durch Laſter, ja er wohnt in ihr ſelbſt dann noch, wenn das Gift ſchon die edelſten Theile benagt hat. Der Verbrecher ſelbſt kann Gottes Stimme in ſich hören, wenn er nur hören will. Gott verläßt ihn nicht bis zum letzten Athemzuge. Nun, wenn wir das wiſſen, ſollen wir nicht danach handeln? Wir glauben zwar auch zu wiſſen, daß wir Gott dienen und daß wir ſeinen Willen thun, wenn wir die Lehre über ihn und ſeine Geheimniſſe tapfer verbreiten, tapfer und unbekümmert um all das, was wir verletzen, was wir beſchädigen, vielleicht tödten. Ja,, mein Sohn, wir glauben das zu wiſſen. Aber laſſ' mich Dir's geſtehen, ich wenigſtens bin nicht immer frei von Gewiſſenspein, ob ich das Recht habe, in dieſen geheimnißvollen Fragen ſo zuverſichtlich einherzuſchreiten, wie ich es muß an der Spitze eines neuen Heeres. All unſer Wiſſen iſt Stückwerk, all unſere Erkenntniß iſt beſchränkt. Ich möchte lieber den Vorwurf hinnehmen, daß ich eine Möglichkeit des größeren Sieges gering geachtet, als daß ich ein Herz angetrieben, gegen ſeine innere Stimme zu handeln. Iſt unſere Lehre echt, ſo wird ſie in Deinem Vaterlande Wurzel ſchlagen, auch wenn Du und Dein Bruder jetzt zögerſt, damit das unnatürliche Ereigniß vermieden werde: die grimmige Entzweiung der Söhne mit ihrer Mutter." —

Der alte Graf machte hier eine Pauſe, und fragte dann Hans, ob er dieſer Anſicht Melanchthon's zuſtimmen könne.

Hans ſagte einfach:

— Ja.

— Nun denn, mein lieber Hans, ſo iſt Alles wahr und richtig geſehen, was mir Hortleder über Dich mitgetheilt, und wir gehören zuſammen wie ein Sohn zu ſeinem Vater, wie ein Vater zu ſeinem Sohne. Wir ſind nicht beſonders geeignet, eine Kirche zu ſtiften, aber wir haben das innere Bedürfniß einer Religion. — Der Inhalt jener Melanchthon'ſchen Rede iſt der Inhalt meines Lebens geworden. Ich verzichtete auf den offenen Kampf gegen meine Mutter, ich blieb in Jena, und theilte meinem Bruder all dieſe Worte, all meine Gedanken mit. Sein weiches Naturell, das wußte ich, würde mir beiſtimmen.

Ach ja! Vielleicht that er es nur in zu hohem Grade! Er verſchwand völlig von ſeiner Stellung als Herr unſerer Güter, und um der Pein eines immer wiederkehrenden perſönlichen Unterliegens vor den ſteigenden Anſprüchen meiner Mutter zu entgehen, zog er ſich bald auf ein kleines Waldſchlößchen zurück und überließ Alles, aber Alles — unſeren Gegnern. Armer Bruder! — Jenes Schlößchen, mitten im Urwalde gelegen und von Sümpfen umgeben, hüllte ſeinen ohnehin reizbaren Körper in Fieberſchauer, die ſich dichter und dichter um ihn zogen. Ich erfuhr nichts davon. Seine ſeltenen Briefe waren kurz und milde — plötzlich trat ſein Diener bei mir ein in Jena, und meldete mir — ſeinen Tod.

Welch ein Schrecken! Als ob der Himmel den ſchnellen und jähen Untergang unſeres Hauſes beſchloſſen! Ich flog nach der Heimat zurück, als ob ich, je eher ich käme, die entſeelte Hülle doch noch beleben könne! Den Leichnam wenigſtens hoffte ich noch in meine Arme ſchließen zu können, den Leichnam eines Bruders, den ich ſo herzlich geliebt. Ach, er war ſo ſanft, ſo lieb, ſo beſcheiden, mit Einem Worte ſo gut, wie wir uns die Engel vorſtellen.

Umſonſt! Auch ſeine Hülle fand ich nicht mehr.

Tief in die feuchte Erde hatte man meinen Bruder eiligſt ſcharren müſſen, da der Uebergang in Fäulniß raſch eingetreten war; nur auf ſeinem Grabe unter einem uralten Weidenbaume konnte ich weinen. Nie, nie habe ich ſo unſtillbar geweint, wie da über meinen guten Bruder, den ich nicht mehr faſſen, nicht mehr erreichen, nicht mehr ans Herz drücken konnte, obwol ſein Leib nur wenige Fuß tief unter mir lag. Staub! Erde! Moder! ſtöhnte ich, und der Schmerz über unſer vergängliches Menſchenloos hat mich niemals ſo ſehnſüchtig durchdrungen. Verzweiflung hatte mich ergriffen bei Annas Verluſt, Trauer bei dem Tode meines Vaters; hier war es der reine Schmerz, der wehmüthige, der thränenreiche. Und Alles das, ſchluchzte ich vor mich hin, kommt von der fanatiſchen — Still! Still! flüſterte Melanchthon in mir. Frevle nicht an dem natürlichen Gebote! Die Zurückhaltung in dieſer Richtung wurde mir ſehr ſchwer; denn ich fand im Zimmer meines Bruders beſchriebene Blätter, welche den aufreibenden Kampf ſeiner Seele nur zu deutlich darlegten. Er war an ſeiner und meiner Mutter geſtorben — hinweg, hinweg! Es war ein Eindruck, der mich empörte und mich meine guten Vorſätze vergeſſen ließ. Ich war nicht ſo ſanft, ich war nicht ſo gut wie mein Bruder, die Leidenſchaften hatten größere Gewalt über mich, und als mir die Diener den vollen Gehorſam verſagten, indem ſie mir eingeſtanden, es ſei ein geiſtlicher Herr da geweſen, welcher derartige Befehle meiner Mutter überbracht, da bemächtigten ſich die Leidenſchaften meines ganzen Weſens. Ich befahl zornig und handelte durchgreifend als Herr, der ich jetzt war. Mit Dienern und Jägern, welche dort und in der Umgegend zu haben waren, ſtieg ich zu Pferde und ritt gleichſam zu einer kriegeriſchen Expedition nach unſerem Herrenſchloſſe hinüber. Die Landleute begrüßten mich überall und ſammelten ſich um mich. Ich hätte, riefen die Alten links und rechts, ich hätte ganz das Antlitz meines Großvaters, der ein mächtiger, guter Herr geweſen, ich würde dem jetzigen Zuſtande ein Ende machen. Denn man bedrücke ſie ſtark ſeit meines Vaters Tode, man ſauge ſie aus durch ſchonungsloſe Eintreibung aller Dienſte und Abgaben, man beaufſichtige ſie und ſpionire, als ob ſie Verbrecher wären, weil hie und da die neuen Lehrer, die heutigen Huſſiten, Aufmerkſamkeit und Antheil, wol auch Zuſtimmung gefunden, und ein Weiber- und Pfaffenregiment ſei peinlich, unter mir würde Alles anders werden. Am zweiten Tage meines Rittes kamen auch einige der evangeliſchen Geiſtlichen zum Vorſchein, welche ſich in den Wäldern hatten verbergen müſſen, und eilten mir mit aufgehobenen Händen entgegen, den Anbruch einer neuen, beſſeren Zeit ſegnend. Ich kannte ſie aus Sachſen, und erhielt durch ſie genaue Darſtellung über den Beſtand der Dinge. Auf unſerem Herrenſchloſſe, erzählten ſie mir, war eine zahlreiche Jeſuitenſtation, welche von dort aus all unſere Unterthanen regierte, auch in allen weltlichen Beziehungen regierte. Dieſe Jeſuiten beaufſichtigten, erhoben alle Abgaben, und machten Alles zu Gelde, was ſich nur irgend verwerthen ließe. Es ſei nothwendig, daß ich mit ſo zahlreichem Gefolge käme, denn ohneweiters würden ſie kaum weichen. Wer könnte wiſſen, ob mein Erbfolgerecht raſch in Geltung zu bringen ſei! Die Landesbehörden ſeien eingeſchüchtert und vielfach von den Jeſuiten beherrſcht; es ſei auch ſchon hin und wieder öffentlich ausgeſprochen worden, daß der Abfall von der Kirche das Erbrecht zweifelhaft und jedenfalls eine Sequeſtration nöthig mache.

Wie wahr dies ſei, ſollte ich nur zu bald erfahren!

Es war ein trüber, mit Regen drohender Tag, als ich mit meinen Begleitern, welche auf die Hunderte angewachſen waren, vor unſerem Schloſſe ankam. Von der öſtlichen Seite geſchah es leider, von der Seite des Parks und Weihers. Jener traurige Waſſerſpiegel, jener Uferrand, an welchem ich Annas Leiche geſehen — es war verhängnißvoll, daß dies mein erſter Eindruck werden mußte. Er lähmte mich vollſtändig. All meine nächſten Abſichten traten zurück vor der Erinnerung, welche ſich meiner bemächtigte. Ich hörte und merkte es kaum, daß mich meine Begleiter im Schloßhofe unter Jubelgeſchrei vom Pferde hoben und auf die Rampe hinauftrugen, dem neuen regierenden Grafen von Zierotin donnernde Lebehochs zurufend. Hätte ich in jenem Augenblicke ſo gehandelt, wie ich noch vor einer Viertelſtunde entſchloſſen geweſen war zu handeln, meine Gegner hätten nicht den Vorſprung gewonnen, welchen ſie nun erhielten.

Das Schloß mußte und wollte ich ſäubern von allen Fremdlingen auf der Stelle, ſo lange mir die Volksmaſſe zu Gebote ſtand. Das war meine Abſicht geweſen, und das unterließ ich jetzt.

Niemand kam uns entgegen. Das Schloß erſchien wie ausgeſtorben. Ich hatte nichts mehr vor Augen, als die letzte Lebensſtätte meiner Anna. Ich winkte im Hausflur, man möge hinter mir zurückbleiben, und eilte hinauf, zum Zimmer Annas. Es war unverſchloſſen, es war unverändert, das Bett ſogar, von welchem ſie in jener Nacht aufgeſprungen, war unberührt geblieben, ihr Schnupftuch lag vor demſelben auf der Diele — — ein Zauberbann umfing mich, ich war ſtundenlang für alle Außenwelt verloren, nur meinem Schmerze, der durch den Thränenerguß am Grabe meines Bruders weich geworden, nur meinem das Herz zerreißenden und doch das Herz erquickenden Schmerze hingegeben. — —

Einer der jungen evangeliſchen Geiſtlichen, welche mit mir gekommen waren, weckte mich endlich. Er hatte mich mühſam aufgefunden. Eine Stunde lang hatte er mit der Menge geduldig auf mich gewartet. Aus dem Hauſe hatte ſich Niemand ſehen laſſen. Dann war das trübe Wetter in Regenwetter übergegangen. Die Leute hatten Unterkunft geſucht, und zwar zunächſt im Hausflur des Schloſſes. Da war denn ein Diener meiner Mutter erſchienen, und hatte Ruhe und Stille anempfohlen, die Frau Gräfin ſei ſehr krank, und man wiſſe überhaupt nicht, was die Menſchenmaſſe hier wolle. Der junge Herr Graf brauche auch Ruhe. — Daraus hatte man geſchloſſen, es ſei nicht mehr meine Abſicht, meiner Begleitung beſonders eingedenk zu ſein. Hungrig und durſtig hatten ſie wol auf einen Imbiß und einen Trunk gerechnet, enttäuſcht fingen ſie an, ſich in die Wirthſchaftshäuſer und ins nahe Städtchen zu zerſtreuen. Nur er, der junge Prediger, hätte andere Gedanken gehabt, hätte ſich heraufgedrängt dem alten Diener zum Trotz, und hätte mich ſprechen wollen. Ohne Antwort ſei der Diener fortgegangen, und nach langem, vergeblichem Umherſuchen habe ein Dienſtmädchen ihm, dem jungen Prediger, die Thür des Zimmers ſcheu und heimlich bezeichnet, hinter welcher der junge Graf zu finden ſein möchte. Was ich denn vorhabe? fragte er. Die Menge, welche uns zu Gebote geweſen, ſei nun zerſtreut, wenn ich noch länger zögerte, würde ich meinen Feinden im Schloſſe hilflos überantwortet bleiben. Sie ſeien da, das wiſſe er gewiß, er ſei beim Umherſuchen an ein Zimmer gerathen, welches ein Schwarzrock kurzweg vor ihm zugeſchlagen und zugeriegelt. Offenbar ſei es ihr Plan, den Eindruck meiner Ankunft durch Ausweichen zu lähmen. Wenn man mich erſt allein habe, werde der Widerſtand plötzlich hervortreten. Ich hörte dies nur mit halbem Verſtändniſſe an. Meine Seele war durch den Schmerz abgeſchwächt für das, was zu thun war.

Ich ermannte mich nur ſo weit, daß ich ihn bat, mir auf mein Zimmer zu folgen. Dort angekommen, zog ich am Glockenſtrang. Es läutete ſchauerlich durch den einſamen Corridor. Ich ſaß erſchöpft auf einem Seſſel und rang nach Faſſung. Niemand kam. Auf meine Zuſtimmung läutete der Prediger noch einmal. Wir harrten wieder eine zeitlang vergeblich. Der regierende Herr dieſer großen Herrſchaften, welche ein kleines Herzogthum bilden konnten, ſaß wie ein Bettler unbeachtet in ſeinem Eigenthume und hatte nicht die moraliſche Kraft, in Zorn oder Ungeduld aufzuwallen. Da riß der junge Prediger zum dritten Male an der Schnur, daß die Glocke ſchrill gellte — jetzt hörten wir einen Tritt langſam nahen.

Es trat der alte Diener meiner Mutter ein. Sein Anblick brachte mich einigermaßen zu mir. Wir hatten dieſen alten Burſchen nie leiden können; er war immer ein Hausſpion geweſen und ein heuchleriſcher Patron.

„Warum läßt ſich Niemand ſehen?“ fragte ich kurz.

Er verbeugte ſich ſtumm.

„Iſt meine Frau Mutter im Schloſſe?“

„Sie iſt krank.“

„Liegt ſie zu Bette?“

„Sie liegt zu Bette.“

„Ich wünſche ſie zu ſprechen. Frage an“ — hier unterbrach mich der junge Prediger in lateiniſcher Rede, um mir dieſen Schritt zu widerrathen; ich fuhr aber doch langſam fort: „und bringe mir Antwort.“ — „Und beſtellt den Haushofmeiſter des Schloſſes und den Rentmeiſter hieher!“ ſetzte der Geiſtliche als mein Vormund hinzu.

Der Diener ſah ihn von der Seite an und ging ſchweigend von dannen.

Der junge Prediger — Seiffert war ſein Name, und er ſtammte aus der Gegend von Weißenfels — redete nun wieder lebhaft in mich hinein, daß ich mich ermannen und daß ich kräftig, daß ich regierend vorgehen möge. Es ſtehe Alles auf dem Spiele, und er halte es nicht für unmöglich, daß man mich in meinem Rechte als regierender Herr nicht nur nicht anerkennen, ja daß man mich ſogar gefangen halten werde. Denn der junge Pater Athanaſius ſei berüchtigt als —

Athanaſius — bei dem Namen erwachte ich völlig — „Athanaſius? Weiß Jemand, ob dies der frühere Methodius — ?“

„Derſelbe. Er iſt gleich nach Eurer Abreiſe damals zu Olmütz in den Jeſuitenorden getreten, und regiert hier als die rechte Hand Eurer Mutter.“

Das hing zuſammen mit Annas Untergang und traf mich. Ich ſtand auf. Nur Melanchthon's Gedanke: die Ehrfurcht vor der Mutter nicht zu verletzen, ſtand noch zwiſchen mir und entſchloſſener Handlungsweiſe. Ich erzählte Seiffert die Unterredung mit Melanchthon. Er war anderer Meinung. „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und mir nachfolgen, ſpricht der Herr!“ entgegnete er ſtrenge und malte mir aus, wie mein Verhalten über das Seelenheil vieler Tauſende entſcheide, die nicht zur reinen Lehre übertreten könnten, ſo lange fanatiſche und unſaubere Feinde wie dieſer Athanaſius vermittelſt meiner Mutter hier weiter gebieten dürften. —

Da kam der Diener zurück. Meine Mutter ſei nicht im Stande, mich zu empfangen.

„Und der Haushofmeiſter und der Rentmeiſter?“ fragte Seiffert barſch.

Der Diener ſchwieg.

„Antworte!“ ſprach nun ich ſtreng.

„Sie ſind nicht im Schloſſe.“

„Wo ſonſt, Lügner? — Führe mich zu meiner Mutter! Einen Sohn empfängt die Mutter, ſelbſt wenn ſie im Sterben liegt. Vorwärts! — Erwartet mich hier, Seiffert!“ —

Ich war in eine fieberhafte Aufregung gerathen, und der Geiſt meines Willens ſtürmte nach irgend einer Erledigung.

Der alte Schuft von Diener verfiel in ein ſtarkes Huſten, als wir in die Nähe der Thür kamen, welche zu den Gemächern meiner Mutter führte. Wahrſcheinlich wollte er vorbereiten und warnen. Ich ſchob ihn an der Schulter zurück und öffnete raſch.

Es war das große Vorzimmer meiner Mutter, in welches ich trat. Ein Ruf des Erſtaunens empfing mich. Drei bis vier Männer ſtießen ihn aus, und einer dieſer Männer kam mir eiligſt entgegen. Es war im ſchwarzen Jeſuitenkleide Methodius. Ich machte keine Umſtände und ſchob ihn zur Seite, auf die offen ſtehende Thür des Wohnzimmers zuſchreitend. Dabei erkannte ich unter den anderen anweſenden Männern den vermißten Verwalter und den Haushofmeiſter. „Warum verleugnet Ihr Euch vor Eurem Herrn?!“ rief ich ihnen zu, wartete aber ihre Antwort nicht ab, ſondern ſchritt nach der offenen Thür, durch welche ein Schrei meiner Mutter mir kundgab, daß meine Ankunft gehört worden ſei. Gleichzeitig erſchien auf der Schwelle zu ihrem Wohnzimmer ein zweiter Jeſuit, ebenſo jung wie Methodius, unter ebenſo abweiſender Geberde wie jener. Ich war im Begriff, ihn ebenſo zu behandeln, wie jenen — da wurde ich inne, daß der Ausdruck ſeiner Miene ſanft, mitleidsvoll ja bittend war. Das grobe, etwas bäueriſche Geſicht des jungen Geiſtlichen hatte in den blauen Augen etwas Ehrliches, und in den wenigen Worten, die er ſprach, lag etwas, was mich traf. Er ſagte blos: „Nicht im Zorne, Herr Graf! Es iſt Eure Mutter!“

Der Erzähler pauſirte einen Moment, und ſetzte dann mit ſchwächerer Stimme hinzu:

— Dieſer junge Jeſuit war ein Bauernſohn aus der Steiermark. Sein geiſtlicher Name war und iſt Bartholomäus. Er iſt ſpäter Beichtvater des Erzherzogs Ferdinand in Grätz geworden, und wol heute noch neben ihm. — Sein Ton dämpfte damals meine erwachte Leidenſchaft in etwas, und ich trat langſamer in das Wohnzimmer, zurückhaltender als ich im Begriff geweſen war. — — Da lag meine Mutter, oder ſaß vielmehr auf einem Ruhebett, abgemagert, gelblich bleich, der Arm abwehrend gegen mich erhoben, der Blick des großen braunen Auges düſter flammend. Ich ſtand ſtill. Ihr ausgeſtreckter Arm wendete ſich langſam zur Seite und legte die Finger auf das Fußgeſtell eines metallenen Crucifix, welches auf dem nahen Tiſche ſtand.

„Was willſt Du?“ fragte ſie kaum hörbar.

„Mein Recht!“ brachte ich mühſam hervor, denn der Anblick meiner Mutter entwaffnete mich.

„Dein Recht auf irdiſchen Beſitz?“

„Ja.“

„Das Du in Anſpruch nimmſt, weil ich Dich geboren?“

„Ja.“

„Unglücklicher! Iſt es wahr, daß Du mit aufrühreriſchen Horden in das Haus Deiner Eltern gedrungen, daß Dein erſter Gang zur Stätte einer Selbſtmörderin, daß Dein Begleiter ein ketzeriſcher Prediger geweſen iſt?“

„Ja.“

Die Erwähnung meiner Anna als Selbſtmörderin, und als ob ich durch ihr Gedächtniß Unwürdiges begangen, vernichtete jeden rührenden Eindruck in mir. Ich trat entſchloſſen näher, ich ſprach beſtimmt, ich ſprach hart, meines Vaters, meines Bruders gedenkend, welche in voreiligen Tod geworfen ſeien durch die Einmiſchung des Pfaffengetriebes in unſer Haus, in unſere Familie.

„Zurück, zurück!“ unterbrach mich angſtvoll kreiſchend meine Mutter. „Nähere Dich mir nicht, unſeliges Geſchöpf, meine Fibern, mein Herz, mein Kopf zerſpringen vor Grauen und Wehe über die Vergiftung Deiner ganzen Seele. Du liegſt verworfen vor den Pforten unſerer heiligen Kirche, Dein Athem iſt Peſt, und ich ſehe keine Hilfe, frommer Vater Anſelmus, ich ſehe keine Hilfe, und doch iſt es mein Sohn!“

„Wir Menſchen ſind kurzſichtig, und Euer Sohn iſt jung!“ ſprach mit vollem ſchönen Redetone ein dritter Jeſuit, welcher aus der Fenſterbrüſtung hervorſchritt zwiſchen mich und meiner Mutter, die erſchöpft und zitternd auf ihr Lager zurückgeſunken war. Dieſer Jeſuit war ſchön und würdig, wie ein Apoſtel, und er ſprach in gebrochenem Deutſch ſanft und freundlich in mich hinein, ſo daß ich meinem zuerſt aufbäumenden Widerwillen gegen das neue Erſcheinen und neue Einmiſchen eines Pfaffen keinen Ausdruck geben konnte. Was er ſagte, war allgemein und menſchlich, nur die Mutter und den Sohn betreffend — Angeſichts meiner offenbar leidenden Mutter, die jedenfalls voll unzweifelhaften Glaubens an ihre Kirche war, konnte ich ihm nicht widerſprechen. Er ſchloß damit, daß er mich fragte: was ich denn eigentlich mit meinem lärmenden Eintritte in das Haus meiner Väter beabſichtige, was ich wollte?

Bei aller Macht, welche ſeine Rede auf mich ausgeübt, erſchien mir dieſe Frage denn doch gar zu einfach. Ich blickte ihm ſcharf ins Geſicht — es war kein Spott darin zu finden, das männliche Antlitz des italieniſchen Vaters Anſelmus leuchtete rein, unbewegt, mild zu mir herüber, und langſamen ſanften Tones wiederholte er: „Ja wol, was Ihr wollt? fragen wir.“

„Mein Erbe will ich antreten als regierender Herr von Zierotin.“

„Wird es Euch beſtritten?“

„So ſcheint es doch. Wer gebietet hier?“

„Eure Mutter. — Iſt dies unnatürlich? iſt es unrecht? — Ihr ſchweigt. — Ihr beruft Euch auf weltliches Erbrecht. Wer tritt denn Eurem Erbrechte in den Weg?“

„Alles, was ich hier finde und wie ich es finde!“

„Ja, junger Herr, wißt Ihr denn nicht, was Euch zuſteht nach weltlichem Erbrecht? Wißt Ihr denn nicht, daß Eure Großjährigkeit erfüllt ſein muß bis auf den letzten Tag? Iſt dieſer letzte Tag ſchon eingetreten?“

Dieſe Worte blendeten mich wie ein Blitz, der vor mir in den Erdboden führe. Sie ſprachen eine Wahrheit aus, an welche ich nicht gedacht. Mein Geburtstag, an welchem ich großjährig wurde, war erſt in acht Tagen. — Ich fühlte mich wie ein Kind entwaffnet.

„Dieſe Woche ſchenkt Euch der gnädige Himmel,“ fuhr er in unerſchütterlicher Milde fort, „zur Läuterung Eurer Begierden. Wenn es Euch gelingt, Eure Leidenſchaften zu ſänftigen — und das iſt ſchwer in der Jugend — ſo wird Euch die Einſicht kommen, daß alle Vortheile eitel ſind, wenn ſie nicht geheiligt werden durch den Frieden unſeres Gewiſſens. Ich glaube aber nicht, daß ſich irgend ein Glaube religiös zu nennen wagt, der die Liebe und Hochachtung des Kindes zu ſeiner Mutter verleugnet; ich glaube nicht, daß es einen Frieden unſeres Gewiſſens giebt, wenn wir um irgend eines irdiſchen Vortheils willen unſere Mutter gepeinigt, vielleicht gar zerſtört haben —“

Dabei wies er auf meine Mutter hin, welche ſchmerzlich ſtöhnte.

Ich weiß nicht mehr zu ſagen, wie ich hinweggekommen bin. Dies Zuſammentreffen des Jeſuiten mit dem Gedankengange Melanchthon's betäubte mich völlig. —

Auf meinem Zimmer erſt konnte ich mich wieder ſammeln. Ich ſuchte nach dem Prediger Seiffert. Er war verſchwunden. Ich eilte hinab nach den Wirthſchaftsgebäuden; kein Menſch war mehr zu ſehen und zu hören von all denen, welche mich begleitet. Während ich bei meiner Mutter geweſen, hatte Methodius Haus und Hof ſäubern laſſen. Seiffert ſchien ſich widerſetzt und man ſchien Gewalt gegen ihn angewendet zu haben. Die Dienerſchaft, Kutſcher und Knechte des Schloßbereiches waren alle im Banne der herrſchenden Jeſuiten und waren dieſen zu jeglicher Dienſtleiſtung bereitwillig.

Ich war allein, war machtlos. Noch mehr: ich war allem ausgeſetzt. Das wurde mir deutlich, als ich erſchöpft mein Zimmer wieder aufſuchte. Der Abend ſank frühzeitig bei dem trüben regneriſchen Wetter, und die dunklen Corridore und Treppen waren ſchauerlich einſam. Die Diener mochten mich vermeiden, keiner war zu ſehen, ich war wie ein Geächteter in meiner Väter Hauſe. Ermattet und allmälig furchtſam fiel ich aufs Lager. Was ſollte werden?! Ich wagte nicht einmal nach Licht zu ſchellen: der Schall der Glocke, meinte ich, müſſe unheimlich und erſchreckend für mich ſein. Inſtinctmäßig verhielt ich mich ſtill und regungslos — da klopfte es leiſe an meine Thür. Ich fuhr in die Höhe.

Aber, ſagte ich mir, man wird ſich ja nicht anmelden, wenn man Dich überfallen, gefangen nehmen und — beſeitigen will! So grelle Bilder beſchäftigten ſchon meine Phantaſie; ich rief: Herein!

Es war ein Dienſtmädchen. Wie ich ſpäter erfuhr, dasſelbe, welches Seiffert zu mir gewieſen hatte in Annas Zimmer.

Sie war bei Annas Lebzeiten ihr zugetheilt geweſen, und war ihr anhänglich geblieben, die gute Marthe! Dieſe Anhänglichkeit trug ſie auf mich über, und ſchlich ſich jetzt zu mir, um zu fragen, ob ich etwas brauchte. Denn die Diener ſeien von Pater Athanaſius angewieſen worden, ſich gar nicht um mich zu kümmern, weil ich ein Ketzer und von der regierenden Frau Gräfin verſtoßen ſei. Nur ein Abendeſſen ſei dem alten Diener meiner Mutter für mich anbefohlen — „nehmt's um Gotteswillen nicht an, gnädigſter Junker, es kann vergiftet ſein!“ flüſterte Marthe. „Ich bring Euch einen Imbiß aus unſerer Küche —“

Ich ließ mir nun Licht bringen. Marthe wagte nicht, es offen zu bringen. Sie holte ein Feuerzeug und zündete die Kerze im Zimmer an. Dann dankte ich ihr für alles Uebrige, und ſchickte ſie fort.

„Riegelt nur ja“ — flüſterte ſie fortgehend — „die Thüren zu!“

Ich ſchob den Riegel vor hinter ihr, vergaß aber ein Gleiches zu thun an der Seitenthür, welche zu dem einſtigen Zimmer meines verſtorbenen Bruders führte. Ich war bald furchtſam, bald zerſtreut, bald zornig über meine Furcht und Unmacht. Zwinge Dich, rief ich mir zu, eine philoſophiſche Ruhe und Höhe zu gewinnen! Nimm ein Buch!

So that ich. Aber ich erinnere mich deutlich, daß ein Gedanke mich nicht faſſen ließ, was ich las, der Gedanke, daß Pater Anſelmus gerade ſo frei und natürlich wie Melanchthon geſprochen, daß wahre Religion doch am Ende auch bei den Jeſuiten zu finden ſei, daß meine Mutter wol auch berechtigt ſein könne in ihrer Herzensangſt um mein Seelenheil. Sie habe mich ja doch geliebt in früherer Zeit, ehe die Entwickelung um ſtreitige Punkte des Glaubens unter uns zum Vorſchein gekommen — —

Der junge Körper hatte über all die Unruhe den Sieg davongetragen: ich war doch eingeſchlafen, und das Licht hatte ich nicht ausgelöſcht.

Es war ein unruhiger, peinlicher Schlaf. Die Gedanken und Empfindungen, welche mich den Tag über bewegt, raſ’ten wie ein Kriegsheer durch die Seele, und unſere Seele iſt ja im Schlafe gleichſam gelöſt von mannigfachen Feſſeln des Körpers, ſie lebt gleichſam allein, allen Bewegungen und Regungen ſchutzlos wie feſſellos preisgegeben. Das war ein fortwährendes Zucken, Erſchrecken und Stöhnen, bis ſich die tobenden Kriegsmaſſen wie zur Schlacht auf einzelne Punkte zuſammendrängten. Meine Mutter und die Religion wurden dieſe Punkte. Pater Anſelmus ſchrie wie ein Herold: Du haſt’s erfahren, daß der katholiſche Geiſt ein anderer iſt, als man Dir eingeredet; daß er ſich in menſchlicher Natürlichkeit über alle Schranken ſeiner Formeln erheben kann. Du biſt verführt. Kehre zurück! — Auf dieſen Punkt laſtete ſich Alles zuſammen, und preßte mein Herz wie ein furchtbarer Alp. Die Jugendkraft mochte endlich einen heftigen Widerſtand verſucht haben, ich war in die Höhe gefahren und halb wach geworden. Dann fiel ich wieder aufs Kiſſen zurück, und jener eigenthümliche Halbſchlummer, welcher nicht alle Nerven zu umgreifen ſcheint, hüllte mich ein gleich einem durchſichtigen Nebel. Da war mir's, als hörte ich eine ferne Thür öffnen und wieder ſchließen, als ſchlürrten Fußtritte langſam näher, als ächzte die lange unberührt gebliebene Klinke der Thür, welche zu meinem Bruder führte, als träte eine Geſtalt an mein Bett — ich verſuchte die Augen aufzuriegeln, es gelang nur eine Linie breit, aber ich meinte doch zu ſehen durch den gelblichen Dämmer, welchen die trüb leuchtende Kerze verbreitete, und was ich zu ſehen vermeinte, ſchüttelte mich wie Fieberſchauer. Es iſt ein Traumbild, flüſterte mein Geiſt, ſchließe die Augen und ſchlafe, dann iſt's vorbei. Der Rath war meiner Müdigkeit willkommen: ich ſchloß die Augen. Aber jetzt empfand ich eine kalte feuchte Berührung an meiner Stirn — wie von einer Hand. Ich zuckte elektriſch, ich wachte auf, und ſah wirklich eine weiße Geſtalt vor mir ſtehen, über mich gebeugt — es war meine Mutter.

Ich ſchrie! Halb war es Freude. So ſchnell iſt der Gedankenproceß im Menſchen: ich wußte augenblicklich, daß Theilnahme an mir die Triebfeder dieſer erſchreckenden Ueberraſchung ſein mußte, Theilnahme, die ich ſeit Jahren von meiner Mutter nicht erfahren. —

„Sammle Dich, Zdenko,“ ſprach ſie, „ich bin's, die Deine Mutter bleibt, auch wenn ſie Dich verleugnen muß. Du haſt unter meinem Herzen gelegen, ich habe Dich mit Schmerzen geboren, das Band zwiſchen uns iſt unzerreißbar. Gegen den Rath und ohne Vorwiſſen meiner geiſtlichen Beiſtände komme ich heimlich zu Dir. Es iſt der letzte Schritt Dich zu erretten. Höre auf mich und folge mir. Entſage Deinem Ketzerthum, kehre reuig und ganz zurück in den Schooß unſerer allerheiligſten alleinſeligmachenden Kirche! Entſchließe Dich!"

Ich hätte in dieſem Augenblicke Alles in der Welt verſprechen mögen, ſo gerührt und erhoben war ich von dem Schritte meiner Mutter, mich höher zu achten als die Stimme ihrer Pfaffen! Ich hörte kaum, was ſie forderte, ich überdachte kaum, was ſie forderte, ich hatte nur Aeußerungen der Zärtlichkeit und Dankbarkeit. — Meine Mutter aber handelte unter anderen Geſichtspunkten: ihre Theilnahme für mich war nur aus der religiöſen Sorge entſprungen. Sie erwiederte meine Zärtlichkeit nicht, ſie drang nur auf unmittelbare Antwort, auf Ja oder Nein: ob ich ehrlich und vollſtändig zur Kirche zurückkehren und am nächſten Morgen in die Hände der anweſenden Jeſuiten ein rechtgläubiges Bekenntniß ablegen wolle.

Dies ernüchterte mich. Ich erzählte naiv, daß ich ſammt meinem verſtorbenen Bruder zu Jena förmlich übergetreten ſei zur evangeliſchen Kirche. —

„Unglücklicher," ſchrie ſie auf, „und Du wagſt es von einer ſolchen Kirche zu ſprechen?!"

„Das gehört ja doch zum evangeliſchen Glauben, liebe Mutter. Wir glauben an unſere kirchliche Gemeinſchaft, wie Ihr an die Eure —"

„Schweig mit ſolcher Blasphemie! Das iſt ja ſchrecklicher, als ich gedacht. Was frevelhafte Menſchen neuerdings erfunden, in frecher Leichtfertigkeit ſo zu benennen, wie die heilige Erbſchaft von anderthalb Jahrtauſenden, geweiht durch das Märtyrerblut und die wunderbare Ueberlieferung der Heiligen, gegründet auf den Felſen Petri und ſeiner von Gott eingeſetzten Nachfolger! Mein Sohn, mein Sohn! Wie ſollſt Du gelöſt werden, wenn Dein Sinn in ſo gemeinem Schlamme ſteckt und von dieſem Schlamme redet, als ob er Aether des Himmels wäre —!"

„Aber, liebe Mutter, das iſt ja eben der Unterſchied zwiſchen unſeren Anſichten, und über dieſen Unterſchied müſſen wir einander aufklären, um einer Einigung zuzuſtreben —“

„Wir wollen nicht Deine Anſichten, wir wollen Deinen Glauben!“

„Der Glaube kann ja bei einem denkenden Menſchen nicht getrennt werden von ſeinen Gedanken. Die Gedanken ſammeln ſich zu Anſichten, die Anſichten ſammeln ſich zur Ueberzeugung, und die Ueberzeugung gebiert —“

„Den Aberwitz der Kreatur! Hör' auf! O, all ihr Heiligen, wie ſoll da geholfen werden?!“

„Nicht im Handumkehren, liebe Mutter. Das iſt unmöglich. Wir haben ja verſchiedene Zugänge zu den Pforten der Religion. Wir beſtreiten die Unverfälſchtheit Eurer Ueberlieferung —“

„Schweig'!“

„Oder wenigſtens die Zuverläſſigkeit derſelben. Wir leugnen, daß die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums Eure jetzige Kirche ausgebildet, wir glauben große Lücken in der Geſchichte des Glaubens nachweiſen zu können, und in Folge dieſer Lücken ſpätere willkürliche Einrichtungen. Wir gehen deshalb zurück auf die Grundquelle unſerer Religion, auf die Evangelien, und trachten aus dieſer einfachſten Quelle uns einfach neu zu geſtalten in unſerer chriſtlichen Gemeinſchaft. Deshalb nennen wir uns Evangeliſche, und das Beiwort lutheriſch will nur ſagen —“

„Daß ihr einem aufgeblähten, von gemeinen Leidenſchaften durchwühlten Menſchen das Recht einräumt, über Gott und göttliche Dinge Geſetze zu geben! Kein Wort mehr in dieſem Tone; jedes Wort iſt ein Scorpion für mich. Ich ſehe die Verzweiflung über Dich vor meinen Augen. Ich ſehe, meine frommen Rathgeber haben Recht: Es wird Dir nicht zu helfen ſein, wenn Du nicht, wie Pater Anſelm ſagt, all Dein Denken und Dichten und Trachten gefangen giebſt ein- für allemal und in einem herzhaften Entſchluſſe zur Demüthigung. Willſt Du das?

Zdenko, ich beſchwöre Dich um meiner Ruhe, um Deines ewigen Heiles willen! Willſt Du?“

Es lag ein ſo fanatiſcher Schmerz in dieſen Worten, daß ich nicht mehr wagte, Nein zu ſagen, wenn ich auch wußte, daß ich nimmermehr Ja ſagen könnte zu ſolcher Hingabe meines inneren Menſchen. Den unmittelbaren Schmerz wenigſtens wollte ich der armen Mutter erſparen, die ja doch — das ſah ich nur zu deutlich — in ihren beſten Kräften Pein litt um ihren Sohn. Ich ſchwieg.

Sie mißtraute freilich auch meinem Schweigen, aber ſie konnte doch noch einen Tropfen Hoffnung ſchöpfen aus meinem Schweigen. Sie ſah mich lange an mit ſtierem Blick. Dann ſchien eine heilige Scheu über ſie zu kommen: ich ſah, wie ſie zuſammenſchauerte und eine abwehrende Bewegung gegen mich machte, wie vor einem gezeichneten, mit dem Zeichen des Fluches behafteten Geſchöpfe. Dann ſprach ſie langſam, indem ſie einige Schritte zurücktrat: „Zdenko, dies mögen wol die letzten Stunden ſein, welche Dir geſchenkt ſind zur Rettung Deines beſſeren Theils. Benütze ſie redlich. Bete! Demüthige Dich! Und morgen gegen die Mittagsſtunde komm' hinab in die Capelle, reuig abzuſchwören Deine entſetzlichen Irrthümer. Dann ſollſt Du mein werther Sohn ſein und hier herrſchen in Deinem Eigenthume. — Kommſt Du nicht, ſo erwarte von mir keinerlei Nachſicht. Sie widerſtreitet meinem Glauben. Erwarte auch nicht, daß Dir der irdiſche Beſitz dieſer Herrſchaften überlaſſen bleibe. Du würdeſt dies irdiſche Pfund nur mißbrauchen zum Schaden der heiligen Kirche. Ich muß dann und ich werde Dir's vorenthalten mit allen Mitteln. Dies iſt mein letztes Wort. Gott möge ſich Deiner erbarmen!“

So ging ſie hinweg. Ich blieb zurück in der troſtloſeſten Verfaſſung. Nirgends ſah ich noch einen Haltpunkt. Für die Liebe meiner Mutter hatte ich einen Augenblick lang geglaubt, mich in Alles fügen, wenigſtens Alles verſuchen zu können. Jetzt war mir unwiderſprechlich klar, daß die Liebe meiner Mutter zu mir nur eine untergeordnete, gleichſam nebenſächliche Bedeutung habe. Einen kurzen Verſuch geſtatte ſie zur Ausſöhnung, aber nur unter dem Beding, daß ich unterwürfig meine ganze Perſönlichkeit aufgäbe. Das kirchliche Dogma war für meine Mutter die einzige Hauptſache, die Liebe zu ihrem Kinde eine völlige Nebenſache. Melanchthon und Pater Anſelmus waren beide verleugnet durch eine Mutter, und ach! durch meine Mutter.

In jener troſtloſen Stunde entſtand der Keim in mir, den Unerbittlichkeiten jeder Kirche Mißtrauen entgegenzutragen, ein Keim, welcher mein ganzes Leben bitterlich erſchwert, freilich aber auch bereichert hat.

Auf meinem Lager regungslos ſitzend, ſtarrte ich blöden Auges in das leere Zimmer. Allein, mutterſeelenallein, in dieſes Wortes traurigſter Bedeutung, war ich auf der Welt. Geliebte, Vater, Bruder und — Mutter dahin! Die Heimat, ja das Obdach desgleichen. Denn ſie hatte mir ja angekündigt, daß mir mein Erbe verſagt ſein ſolle. — Ein Thränenſtrom befreite meine zuſammengeſchnürte Bruſt, ich ſank zurück, und die körperliche Erſchöpfung verlöſchte allmälig auch die Gedanken.

Spät am Morgen erwachte ich aus tiefem Schlafe. Ich war geſtärkt, die Fähigkeit zum Entſchluſſe war wieder da; ich ſprang auf, kleidete mich an und eilte hinab ins Freie. Ein armer Jünger wollte ich ausziehen, vielleicht ein Apoſtel werden. Meine Schritte hatten mich unwillkürlich zum Weiher geführt, zum Grabe meiner Anna. Feiner Regen ſickerte vom Himmel und ſpielte brüſelnd auf der Waſſerfläche, wie er niederzugehen pflegt, wenn die Wolken ſchon ihre Schwere verloren und den Durchbruch der Sonne zu erwarten haben. Meine Gedanken vermählten mich mit der abgeſchiedenen Seele, mit ihrer Anſpruchsloſigkeit, mit ihrer Armuth.

So nimm Dein Kreuz auf Dich und wandere! ſchloß ich und wendete mich vom Hauſe meiner Väter, vom Grabe meines Glückes und meiner Jugend.

Ein Blick hinauf zeigte mir an einem Fenſter den Widerſacher, Methodius, der höhniſch auf mich herabſehen mochte, auf den Beſiegten. Höhne, triumphire, ich räume das Feld!

Hinten an den Stallungen vorüber ſchritt der verſtoßene Erbe dieſer Herrſchaft nach der Landſtraße hin — ein Roß wieherte mir nach. Ich erkannte den Ton. Es war mein kleiner Falbe, den mein Bruder für mich aufgezogen und zugeritten hatte.

Dieſen Falben hatte ich drüben im Sumpfſchloſſe wieder gefunden, er hatte mich geſtern hierher getragen. Jetzt mahnte er mich; ich ſollte ihn nicht zurücklaſſen. Armer Burſche, ich muß! ich habe nichts mehr, womit ich dich ernähren könnte. — Da wieherte er von neuem, als wollte er ſagen: ſie werden mich mißhandeln um Deinetwillen! — „Das ſollen ſie nicht,“ rief ich, „und wo ſich ein Stück Brod findet für mich, da wird ſich auch ein Grasfleck finden für Dich!“ Und ich ging hinein in den Stall und ſattelte mir den nun vergnügten Falben, ſchwang mich auf ihn und ritt von dannen.

Vor Verfolgung meinte ich mich ſicher, denn die Pfaffen im Schloſſe, dachte ich, werden froh ſein, daß ich ihnen das Feld räume. Ich achtete alſo nicht darauf, daß ein Bauersmann hinter mir herging.

Wohin ich wollte, hatte ich ſelbſt noch nicht bedacht. Ich überließ alſo meinen Falben ganz ſeinem Willen. Dieſer Wille war auf eine Wieſe gerichtet, die im nächſten Wäldchen nahe am Wege lag. Dort wollte er graſen. Ich ließ ihn gewähren, und weil ich ſo ſtill hielt, holte mich der Bauer ein.

„Reitet nicht, gnädigſter Herr,“ rief er mir in der Landesſprache zu, „auf dieſem Wege weiter. Der Regen hat den Bach überfüllt, und der iſt ausgetreten, der Falbe könnte in den Landgraben gerathen — wendet Euch rechts hinter dem Holze.“

„Schönen Dank!“ erwiderte ich und folgte der angegebenen Richtung, nicht ahnend, daß der Bauersmann einen Auftrag erfüllte, und daß es eine Abſicht war, mich in das Dorf zu leiten, welches auf dem Wege rechts erreicht wurde.

Als ich an das Dorf kam, wurd' ich erſt inne, daß ich abſichtlich geleitet worden. Seiffert trat mir entgegen. Er hatte Jemand zurückgelaſſen, um Nachricht über mich zu erhalten.

Jetzt empfing er mich mit Vorwürfen, als er von mir erfuhr, daß ich Alles aufgegeben und den Feinden unſeres Glaubens allen Beſitz und alle Macht überlaſſen wollte. „Das hieße auch unſere überall entſtehenden evangeliſchen Gemeinden den Widerſachern überantworten, alſo dem Untergange überliefern. Nach acht Tagen ſteht Euch ja das Landesrecht zur Seite, welches Eure Erbſchaft ſchützen muß.“

„Gegen meine Mutter?!“

„Gegen die Pfaffen des Antichriſt! — Eure Mutter kann ja aus dem Spiele bleiben, und was zu thun iſt, braucht nicht Ihr zu thun, das Landesgericht muß und wird es beſorgen. Machen wir uns auf nach Brünn!“

Das Alles war nicht in dem Sinne, der mich bewegte. Ich widerſprach aber nicht vollſtändig, und wir zogen gen Brünn.

Dort wohnte ein Vetter von mir, ein Zierotin, ein bejahrter, würdiger Mann, welcher eine wichtige Stelle einnahm im Landesausſchuſſe. Zu ihm verfügte ich mich, ihm ſchilderte ich meine Lage. Er war Katholik verblieben, war aber ohne Fanatismus und ein gewiſſenhafter, frommer Herr. Er theilte meine Anſicht, daß der Antritt meiner Herrſchaft freilich durchzuſetzen, aber nicht ohne Strenge und Härte gegen meine Mutter zu erreichen ſein werde. „Du biſt jung, Zdenko“, ſetzte er hinzu, „Du könnteſt warten, um Deiner Mutter das Weh zu erſparen —“

„Ich will es auch!“ ſchloß ich. „Ich will nicht gegen meine Mutter auftreten und verfahren mit den Waffen des Geſetzes, ich will — —“

Hier ſtockte der alte Graf plötzlich in ſeiner Erzählung. Man hörte zorniges Hundegebell, dann den gellenden Schmerzensſchrei eines Hundes, dann heftige Stimmen von dem Platze herüber, welcher das Jägerhaus von dem Wirthſchaftshauſe trennte, ſchreiende Stimmen. Diejenige Tſchirills war unverkennbar. Aber eine andere, rauh und tief dazwiſchenfahrend, ſchien den Greis zu beſtürzen. Er erhob ſich raſcher, als bisher ſeine Art geweſen, vom Sitze und beugte den Kopf vor, um leichter zu hören. Ein heftiger Fluch in ſlaviſcher Mundart, von jener rauhen Stimme ausgehend, ſchien die Vermuthung des alten Herrn zu beſtätigen; er zuckte ein wenig zuſammen und ſagte halblaut:

— Das iſt er!

— Wer? fragte Hans.

— Der Raupowa Wilhelm.

— Mir ſcheint es die Stimme jenes Herrn von Trotha zu ſein, welcher geſtern Abends in Hernals —

— O nein, die Stimme dieſes ſchlimmen Wilhelm kenn' ich. Sie hat mir noch vor Kurzem in die Ohren geſchrien. Er ſucht mein Gold. Er iſt der roheſte, aber auch verwegenſte von jenen böhmiſchen Cavalieren, die jetzt vorgeben einen Religionskrieg zu führen, während —

— Sie kommen näher! Soll ich ihnen entgegentreten und ſie mit bewaffneter Hand abhalten?

— Nein, nein, mein Sohn! Wozu Gewalt?! Mein Aufenthalt iſt nun doch verrathen und die Ruhe dahin.

— Wenigſtens ſind es Proteſtanten!

— Ach, Kind —!

Jetzt ſtürzte die Tochter des Förſters, Nandl, herein, um Nachricht zu bringen, daß dieſelben Männer gewaltſam eindrängen, denen ſie vor einer Stunde im Walde begegnet. Sie mißhandelten den Tſchirill auf eine erbärmliche Weiſe, und der Vater ſei nicht da. Ob der ehrwürdige Herr ſich verbergen wolle? Noch wären ſie draußen; er könnte vielleicht noch ungeſehen durch den Saal und über die kleine Stiege hinaufkommen ins Schlafzimmer, und die Thür des Schlafzimmers könnte man vielleicht durch einen vorgeſchobenen Schrank verſtecken.

— Ja, ja! rief Hans und ergriff die Hand des Grafen. Die andere ergriff das Mädchen, und ſo zogen ſie ihn faſt, den Greis, welcher ablehnen wollte, in den Saal hinein.

Da drang ihnen das heftige Gezänk ſchon aus dem Innern des Hauſes entgegen. Es kam auf die Saalthüre zu, welche nach jener kleinen Stiege führte. So war auch dieſer Ausweg geſperrt.

— Vielleicht da hinein!? rief Hans und deutete auf jene Seitenthür, welche neben dem Kamin und durch welche der Graf heute Früh zu ſeinem Bade geſchritten war.

— Gewiß nicht! rief der alte Herr unerwartet mit großer Entſchiedenheit. Iſt ſie denn offen? ſetzte er haſtig hinzu.

Hans ſprang hin.

— Nein, ſie iſt verſchloſſen.

— Gut. Aber Tſchirill ſoll ſich nicht unnütz — geh' ihm zu Hilfe, Hans!

Hans eilte durch den Saal, da flog die Thür desſelben, an der kleinen Stiege aufgebrochen, herein, und der arme Tſchirill, deſſen Körper als Thürbrecher verwendet worden war, taumelte fallend bis in die Mitte des großen Zimmerraumes, erſchöpft auf der Diele zuſammenbrechend.

Hans wollte erzürnt den Einbrechenden entgegen, aber der alte Graf Zdenko rief mit bebender Stimme:

— Zu mir, Hans, zu mir!

Hans folgte dem Rufe, und während über die erbrochene Schwelle jener Herr von Trotha erhitzten Antlitzes eintrat, ſo daß ſein einzig offenes Auge wie eine Kohle glühte, zog Graf Zdenko den Junker Hans nahe zu ſich und flüſterte ihm ins Ohr:

— Laſſ' mich nicht einen Augenblick mit dieſem Raupowa allein, bis ich Dir genau beſchrieben habe, wie und wo mein Gold verborgen iſt.

14.

Es war allerdings Wilhelm von Raupowa, welcher ſich unter dem Namen eines Herrn von Trotha an der Jörger'ſchen Tafel eingeführt hatte. Er mochte dies gethan haben, um unbekannt und ungefährdet zu bleiben in Oeſterreich, da ſein Name einen ſehr ſcharfen Partei-Beigeſchmack hatte, und im Erzherzogthume die Aufmerkſamkeit auf denſelben ihm nicht ſo willkommen ſein konnte, wie in Böhmen und Mähren, wo ein daran haftender gelinder Schrecken ſeinen Zwecken dienlich war. Seine Zwecke waren: Schürung der Unzufriedenheit gegen das Erzhaus, Sammlung und Entzündung der Aufſtandselemente, und vor allem Beitreibung von Geldmitteln. An letzteren gebrach es den aufſtändigen Cavalieren. Nicht darum, weil ſie arm geweſen wären, o nein! ſie beſaßen ja den größten Theil der im Aufruhr begriffenen Länder. Aber ſie waren nicht geneigt, in den eigenen Säckel zu greifen, wenigſtens wollten ſie nicht tief hineingreifen. Und doch war dies nöthig, wenn ein ſo gewaltiges Unternehmen, wie das Abreißen eines Königreichs von der öſterreichiſchen Hausmacht, durchgeführt werden ſollte. Die Geldkraft des Königreichs beruhte ja doch faſt ganz in den Cavalieren. Die Städte waren gering an Zahl und im Verhältniſſe zum Landbeſitze gering an Geldkraft, der Bauer aber war unfrei, war leibeigen, das Land alſo gehörte erb- und eigenthümlich den Edelleuten. Wenn denn ein Krieg geführt werden ſollte — und trotz der augenblicklichen Schwäche der Regierungsmacht in Wien war doch vorauszuſehen, daß ohne Krieg ein Endziel nicht zu erreichen ſein werde — dann mußte Geld herbeigeſchafft werden. Damaliger Zeit war der Krieg ein Handwerk der Söldner. Man mußte werben, und die Geworbenen mußten bezahlt werden. Sold, Sold! war das Hauptwort, wenn man mit gewaffneter Hand etwas durchſetzen ſollte. Alſo Geld!

Dieſer Aufgabe unterzog ſich unter den böhmiſchen Malcontenten vorzugsweiſe Wilhelm von Raupowa. Er war eine nüchterne, trockene Natur, praktiſch, rückſichtslos und, wenn's noththat, gewaltſam. Im Uebrigen hatte er als Herr von Trotha dem Junker Rudolph manches Richtige geſagt in Bezug auf böhmiſche Perſonen und Zuſtände. Er ſelbſt, der Raupowa Wilhelm, galt für das Haupt der Calviner-Partei in Böhmen. Die Mehrzahl der proteſtantiſchen Cavaliere gehörte zum evangeliſch-lutheriſchen Bekenntniſſe, und der diplomatiſche Führer dieſer lutheriſchen Partei war wirklich der Graf Andreas Schlik, welcher ſein Augenmerk auf Kurſachſen gerichtet hatte. Schlik war faſt ebenſo oft in Dresden als in Prag, und er verſicherte ſtets, Kurſachſen werde im Kriege gegen das Erzhaus an der Seite Böhmens ſtehen, und der Kurfürſt von Sachſen werde die böhmiſche Krone annehmen. Ebenſo hartnäckig verſicherte Wilhelm von Raupowa: der Kurfürſt von der Pfalz erkläre aus Heidelberg, er habe die ganze Macht der holländiſchen Generalſtaaten, des Königs Jacob von England, ſeines Schwiegervaters, und der evangeliſchen Union hinter ſich, und werde mit einer Kriegsmacht kommen, ſich die böhmiſche Krone aufs Haupt zu ſetzen. Jeder dieſer Führer handelte ſo eigenmächtig als möglich und verſprach mehr, als er in Händen hatte. Namentlich fand wol Graf Schlick bei den Miniſtern und Hofpredigern in Dresden leichtere Zuſtimmung zu ſolchen Planen, als bei Johann Georg, dem Kurfürſten ſelber. Aber das Directorium in Prag, ein ariſtokratiſcher Ausſchuß, welcher ſeit Verjagung der Kaiſerlichen regierte, zeigte ſich ſehr elaſtiſch in dieſen Fragen der Zukunft.

Im Grunde wollte man — wie der Freiherr von Jörger geſagt hatte — ein ariſtokratiſches Regiment, in welchem der etwaige König ſo wenig als möglich zu bedeuten haben ſollte. Wer viel zubrachte und wenig verlangte, das war der erwünſchte König. Er wird ſich ſchon finden! meinte der dritte Führer unter den böhmiſchen Cavalieren, Mathias Graf von Thurn, der Feldherr, welcher die Kaiſerlichen durch ein Nadelöhr jagen wollte und ſollte. Daß er dazu größerer Kriegsmittel bedurfte, als vorhanden waren, wußte er ſehr genau, und ſchon lange vor dem Ausbruche des Prager Aufſtandes im vorigen Jahre hatte er den Raupowa Wilhelm als den geeignetſten Dränger ſelbſt gedrängt, Geldmittel vorzubereiten und zu beſchaffen. Der Fenſterſturz auf dem Hradſchin war kein zufällig entſtehendes Ereigniß, ſondern ein lang vorbedachter Act der Kriegserklärung an den Kaiſer geweſen, und Raupowa ritt ſchon ſeit zwei Jahren durch alle die Länder, welche zur böhmiſchen Krone gezählt wurden, um Geldbeiträge zu ſammeln, ſei's auch nur in Verſprechungen nach Art der heutigen Wechſelbriefe. Kümmerlich genug war das in der Lauſitz von ſtatten gegangen, welche mehr auf Andreas von Schlik blickte und auf Sachſen, und eine Ahnung haben mochte, daß ihre Zukunft dem ſächſiſchen Kurfürſtenthume näher rücken werde, als dem Königreiche Böhmen. Auch in Schleſien war die Leidenſchaft zu Beiträgen nicht gar groß geweſen: die katholiſche Welt hielt dort der proteſtantiſchen noch ziemlich die Wage. Um ſo nachdrücklicher hatte Raupowa auf Mähren gerechnet, wo der Adel in großer Landesmacht blühte. Aber Mähren, dieſe ſchöne, einem kleinen Königreich gleichende Markgrafſchaft, hat ſich ſtets eigen und vorſichtig verhalten gegen die immer etwas deſpotiſch und wild fordernden Tendenzen Böhmens, und hat immer nicht zugeben wollen, daß es der böhmiſchen Macht unterthan ſein ſolle trotz aller Stammes- und Sprachverwandtſchaft. So war es auch jetzt. Die großen Herrengeſchlechter der Liechtenſteine und Dietrichſteine und Zierotine hielten zum Erzhauſe, die Zierotin's wenigſtens in ihren reicheren Gliedern, und der eine, welcher durch ſeine Schickſale notoriſch war als Proteſtant und Jeſuitengegner, Graf Zdenko von Zierotin, hatte ſich auffallenderweiſe gar nicht beſonders entgegenkommend zu dem ſchatzenden Raupowa verhalten. Dies hatte zu argen Scenen geführt, denn gerade auf ihn hatte man ſehr gerechnet. Er war der reichſte des großen Geſchlechtes, und ſein Vetter, der Lundenburger Zierotin, welcher lebhaft Partei nahm für den böhmiſchen Aufſtand, hatte verſichert: der alte Zdenko werde ſicherlich alles Mögliche thun, um ſich an den Jeſuiten und an dem kläglichen Regimente zu rächen, welches ſo lange zugelaſſen, daß er von ſeinem rechtmäßigen Erbe verdrängt worden ſei.

Der junge Zdenko war vor etwa ſechzig Jahren wie ein Bettelſtudent in die Fremde hinausgezogen, ohne einen gerichtlichen Anſpruch auf ſein Erbe geltend zu machen. Er war verſchollen geweſen, und Niemand hatte gewußt, ob er noch lebte und wovon er lebte. Wunderliche Gerüchte nur waren zuweilen über ihn aufgetaucht. Einmal wollte man ihn in Rom geſehen haben, und zwar in einem Geſpräche mit dem Papſte ſelber. Er habe dem Papſte einen Reformplan der Kirche und beſonders der geiſtlichen Orden vorgelegt. Dafür ſei er in die Kerker der Engelsburg gebracht worden und dort untergegangen. O nein, hatte einige Jahre ſpäter ein Reiſender erzählt, in Conſtantinopel ſei er geſehen worden im Verkehr mit dem Sultan und dem oberſten Ulema des Islam. Er ſei Muſelmann geworden. Das kann nicht ſein! hatte es ſpäter geheißen, denn er hat noch kürzlich auf dem Berge Athos in dem dortigen griechiſchen Kloſter gelebt als griechiſcher Mönch. Einer von unſeren Benedictinern, ein geborner Engländer, welcher zu den Schotten in Wien gehört, hat ihn dort getroffen und hat lange mit ihm verkehrt. Dieſe Benedictiner ſind von jeher Bücherwürmer geweſen, und jener engelländiſch-wieneriſche Schotte iſt nach dem Kloſter Athos gereiſt, um einen alten Codex, ein Ur-Evangelium, dort zu ſtudiren und abzuſchreiben. Man braucht nur nach Wien zu gehen und dort anzufragen bei den Schotten, da kann man das Nähere hören von jenem engelländiſchen Mönche, der ſchon lange wieder daheim iſt in der dortigen Schottenabtei!

Dieſe letzte Sage hatte eine indirecte Beſtätigung erhalten. Endlich nämlich, will ſagen in hohem Alter, war die Mutter Zdenkos geſtorben, und es hatten die Jeſuiten ihr bisheriges Verwaltungsrecht der großen Herrſchaften in ein volles Beſitzrecht umtauſchen wollen. Sie hatten zu dem Ende ein Teſtament der verſtorbenen Gräfin vorgezeigt, und waren nicht wenig erſtaunt und ergrimmt geweſen, als ihnen vom Landhauſe in Brünn die Weiſung zugegangen war: ſie hätten die Verwaltung der Zierotin'ſchen Herrſchaften an die Benedictiner des Schottenkloſters in Wien abzutreten. Der eigentliche Erbe, Graf Zdenko, ſei am Leben und habe an einen geiſtlichen Herrn im Wiener Schottenkloſter die Vollmacht ausgeſtellt, ſeine ſämmtlichen Güter in Verwaltung zu nehmen.

Und ſo war es geſchehen trotz alles Sträubens von Seiten der Jeſuiten.

Von jener Zeit an — im Jahre 1590 — waren die Zdenko Zierotin'ſchen Herrſchaften von Wien aus durch einen geiſtlichen Herrn der Schotten verwaltet worden und zwar vortrefflich. Eine Menge landwirthſchaftlicher Neuerungen waren eingeführt, die Unterthanen waren ſehr milde behandelt, die Gerichtsordnung war ganz unparteiiſch geführt worden, Gottes Segen ruhte erſichtlich auf dieſen Gütern, und man hatte ſich nur zuweilen gewundert, daß der Graf Zdenko nicht einmal ſelbſt erſchiene. Am Ende iſt es doch — hatte man ſich zugeraunt — wiederum nichts als Hocus-pocus; die eine geiſtliche Corporation hat der andern die große Erbſchaft abgeliſtet. Der Schotten-Geiſtliche hat im Kloſter Athos ein Teſtament vom Grafen Zdenko erlangt, wie es die Jeſuiten daheim von der Mutter erlangt hatten, und der arme Graf Zdenko, der vertriebene und gehetzte, iſt lange todt!

Da waren plötzlich im Frühlinge des Jahres 1618 zwei hochgewachſene Greiſe in Mönchstalaren auf dem Stammſchloſſe der Zierotin's erſchienen. Der eine war der Pater Regens von den Schotten in Wien geweſen, und der andere im ſchneeweißen, vielleicht vom Berge Athos ſtammenden Talare war — Graf Zdenko geweſen. Es waren nur noch wenig alte Leute am Leben geweſen, welche ihn in der Jugend geſehen, und die hatten geſagt: er habe nur einen langen, weißen Bart und weiße Haare bekommen, ſonſt habe er ſich nicht verändert. Ein ebenſo alter Herr, auch ein Geiſtlicher, aber ein ketzeriſcher, ſei bald darauf aus Ungarn eingetroffen, der ſei vom Grafen Zdenko umarmt worden mit dem Ausrufe:

Hier ſchieden wir, Seiffert, von einander im Schimmer der Jugend, hier ſehen wir uns wieder am Rande des Grabes, gelobt ſei Gott!

In Ewigkeit, Amen! hatten hierauf einſtimmig der Benedictiner und der ketzeriſche Prediger erwiedert.

Es ſchien dem alten Grafen nicht beſtimmt zu ſein, daß er im Hauſe ſeiner Väter zur Ruhe komme. Alle erſinnlichen Verleumdungen, Anklagen und Verfolgungen zogen ſich um ihn zuſammen wie ein Netz. Ich weiß, woher ſie kommen, pflegte er auszurufen, und ich bin unmächtig gegen die Macht dieſes Methodius! — Und da er nicht Kind noch Kegel hatte, dem er die Erbſchaft hinterlaſſen ſollte, ſo faßte er den Plan, all ſeine Güter in Geld zu verwandeln. Dies könne er ja doch ganz und gar für die Zwecke verwenden, welche er nach langer Prüfung für die würdigſten erachte.

So ſtill wie möglich hatten ihm jener Pater Regens und Prediger Seiffert im vergangenen Sommer — 1618 — dieſen Plan ausgeführt, und die letzte Zahlung war eben eingegangen und in die eiſerne Kiſte gepackt worden — da war Wilhelm von Raupowa auf ſeiner Schatzungsreiſe in den Schloßhof Zierotin's eingeritten.

Da waren denn heftige Auftritte vorgegangen. Raupowa hatte einen großen Geldbeitrag zum böhmiſchen Religionskriege verlangt und ſich auf Graf Zdenkos proteſtantiſche Geſinnung berufen. Graf Zdenko aber hatte entgegnet: der Krieg, welchen die Raupowa's betrieben, ſei kein Religionskrieg, ſondern ein politiſcher Krieg. Der Freiheit in Glaubensſachen widme er — Graf Zdenko — allerdings mit Freuden Geld und Gut, nicht aber den Händeln, welche ſich der Glaubensfreiheit nur als Deckmantels bedienten für leere Gemüther, unreligiö

Abſichten und ehrgeizige Plane ariſtokratiſcher Ausſchließlichkeit.

Mitten in die auflodernden Flammen dieſes Streites war höchſt überraſchend Graf Albrecht von Waldſtein getreten, um ſeinerſeits im Namen der kaiſerlichen Autorität die Geldbeiſteuer Zdenkos für die Bedürfniſſe des Kaiſers in Anſpruch zu nehmen, und Graf Zdenko hatte nun auch nach dieſer Seite empfindliche Wahrheiten ausgetheilt, Waldſtein als den glaubensloſen Politiker auf katholiſcher Seite bezeichnend, wie Wilhelm von Raupowa als den auf proteſtantiſcher Seite.

Zwiſchen all das hinein hatte Waldſtein Miene gemacht, ſich Raupowa's als ſchatzenden Aufrührers zu bemächtigen, die Schwerter waren gezogen worden, und Graf Zdenko hatte die Dienſtleute des Schloſſes rufen müſſen, um die Kämpfenden zu trennen. Einander drohend und einſtimmig dem Grafen Zdenko drohend, waren Raupowa und Waldſtein nach verſchiedenen Seiten von dannen geritten, und der arme Zdenko war nun auch in hohem Alter überzeugt worden, daß im Hauſe ſeiner Väter kein Friede und kein Bleiben für ihn ſei.

— So geſchehe denn das Nöthige ſogleich! hatte der ſchottiſche Pater Regens ausgerufen. Denn was ich bisher nur von einer Seite gefürchtet, von Seite der Jeſuiten unter Anführung des Methodius-Athanaſius, das haſt Du, armer Zdenko, nun von drei Seiten zu befürchten!

— Was?

— Ueberfallen und beraubt zu werden. Der Verkauf Deiner Güter und die Anſammlung des Betrages in baarem Gelde hat nicht verſchwiegen bleiben können. Methodius-Athanaſius fahndet auf die eiſerne Kiſte im Gewölbe unten, ich weiß es beſtimmt, und Raupowa wie Waldſtein werden von Stunde an dasſelbe thun. Große Zwecke heiligen dieſen Leuten alle Mittel. In dieſem Punkte ſind ſie jetzt ſämmtlich jeſuitiſch in kaiſerlichen Landen, wo der Rechtszuſtand gelockert und der Bürgerkrieg im Gange iſt auch ohne öffentlichen Ausbruch. Und beſonders gegen

Dich, lieber Zdenko, der keiner Partei angehört und deshalb einer jeden Partei für vogelfrei gilt. Alſo raſch ans Werk, ehe ſie uns hier auf dem Schloſſe überfallen.

— Was haſt Du vor?

— Laſſ' uns handeln, ohne es auszuſprechen.

In dieſem Sinne hatte der praktiſche Benedictiner gehandelt. Er hatte die eiſerne Kiſte aus dem Rentamte ins Schloß bringen laſſen unter allen Zeichen der Heimlichkeit, und doch ſo, daß dieſe Heimlichkeit hinreichend bemerkt wurde.

In dieſe Kiſte hatte der Benedictiner während der Nacht mit Hilfe Seiffert's Steine gelegt, und hatte darauf die Kiſte ebenſo ſorgfältig verſchloſſen, wie eine daneben ſtehende, welche den wirklichen Schatz in Goldſtücken enthielt. Am andern Morgen hatte er zwei ſechsſpännige Rüſtwagen beſtellt und auf den erſten die falſche, auf den zweiten die echte Kiſte laden laſſen. Gleichzeitig hatte er Boten vorausgeſendet auf der Straße nach Brünn, um Vorſpannpferde zu beſtellen. Dieſen Boten hatte er gewiſſe Orte zu Nachtquartieren bezeichnet, von denen er wußte, daß theils die Jeſuiten, theils die Kaiſerlichen, theils die Proteſtanten ihre Dienſtleute in ihnen hatten, mit Sicherheit darauf rechnend, daß alle drei Parteien rechtzeitig unterrichtet ſein würden von dem Abgange des Transports. Auf dem Wege nach Brünn war zwiſchen ſandigen Hügeln ein langer Kiefernwald zu paſſiren. Für dieſen Theil des Weges, wo die Fortſchaffung eines ſchweren Fuhrwerks am mühſamſten und langſamſten von ſtatten gehen mußte, hatte er den Boten eine Beiſtellung von Bauern aufgetragen mit Stricken und Reſervepferden, wenn etwas riſſe oder größere Zugkraft erforderlich würde. Dort, hatte er gemeint, in der Einöde des Waldes, würden ſich wol alle Parteien den Punkt des Ueberfalls auswählen.

Gegen Mittag war der Zug der zwei ſechsſpännigen Rüſtwagen abgegangen. Der Benedictiner, Graf Zdenko, Seiffert und einige bewaffnete Diener hinter ihm. Dem erſten Wagen, welcher die Kiſte mit Steinen führte, waren beſtimmte Dörfer zur Nachtherberge angewieſen worden mit dem Bedeuten, auf den zweiten Wagen nirgends zu warten, weil dieſer wegen des alten, zu gleichmäßiger Reiſe ungeeigneten Herrn Grafen langſamer folgen und an anderen Orten übernachten werde.

Als die Nacht hereingebrochen, war dieſer zweite Wagen da, wo die Landſtraßen nach Brünn und nach Olmütz ſich kreuzten, links abgebogen und hatte die Straße nach Olmütz eingeſchlagen. Dieſer zweite Wagen, bei welchem die berittenen Herren geblieben, hatte keine Nachtherberge geſucht. Die Herren hatten überall für reichliche Bezahlung friſche Pferde beſorgt und waren ungehindert nach Olmütz, ja nach Wien gekommen, wo in der Schottenabtei Wagen und Reiter verſchwunden waren vom Angeſichte der Welt.

Der erſte Wagen aber war richtig — die weiſe Vorausſicht hatte ſich wunderbar bewährt — in dem ſandigen Kiefernwalde angefallen worden. Und zwar zuerſt von Bewaffneten, denen man einen Zuſammenhang mit dem Jeſuiten-Collegium in Olmütz nachzuſagen wagte. Sie waren auch fertig geworden mit den Fuhrleuten und hatten den weiteren Transport eben auf ihre Rechnung begonnen gehabt — da war ein Trupp Kriegsknechte ihnen entgegen geritten, die man zu einem Regimente Waldſtein'ſcher Panzerreiter rechnen zu dürfen glaubte. Nicht ohne Brutalität hatten dieſe Panzerreiter jenen erſten Trupp Bewaffneter zuſammengehauen und in alle Winde gejagt, und den ſchweren Wagen wieder nach einer andern Richtung in Bewegung geſetzt. Aber auch ihnen war eine unangenehme Ueberraſchung widerfahren. Ein Trupp vornehmer Reiter — man erkannte den Cavalier am feineren Pferde und Sattelzeuge, ſowie an der gebieteriſchen Sprache — war plötzlich dahergekommen, zahlreiches bewaffnetes Gefolge hinter ſich, und der Anführer dieſes dritten Trupps hatte ihnen ſchnöde zugerufen: Sie ſollten dem Renegaten Waldſtein beſtellen, dieſe eiſerne Kiſte enthalte evangeliſches Gut, das nach Prag gehöre und nicht nach Wien!

Dieſer Anführer war Wilhelm von Raupowa geweſen. Er hatte unter vortrefflichem Geleite und unter perſönlicher Aufſicht die Kiſte unbeſchädigt bis nach Prag gebracht, und hatte ſie erſt dort mit Hilfe einiger Schloſſermeiſter geöffnet.

Daß Steine darin enthalten waren ſtatt Goldes, war eine der ſchmerzlichſten Täuſchungen ſeines Lebens geweſen, oder vielmehr eine der grimmigſten. Denn Grimm war damals ſeine erſte und letzte Empfindung geweſen, Grimm gegen den Grafen Zdenko von Zierotin, welcher ihn ſo nichtswürdig angeführt habe.

Seit jener grimmigen Stunde ſtand jetzt der Raupowa Wilhelm zum erſten Male dem Grafen Zdenko perſönlich gegenüber im Jägerhauſe des Wiener Waldes da oben. Es war natürlich, daß ſich Graf Zdenko keiner Zärtlichkeit von ihm verſehen durfte.

Und doch war dies noch nicht die größte Gefahr. Raupowa war ja zunächſt noch allein, denn Junker Rudolph hatte eigene Zwecke.

Es nahte die größere Gefahr. Aus Wien. Der Zug der Stadtguardiſten unter Anführung Medardos und unter erzwungener Leitung des Jägers Golling war geradezu eine bewaffnete Expedition, welche kriegeriſch vorgehen wollte und ſollte. Fanden dieſe zwanzig Mann — ſo viel waren ihrer — den Weg zum Waldhauſe, ſo bemächtigten ſie ſich des alten Grafen und ſeiner Schätze, wenn dieſe wirklich im Waldhauſe aufbewahrt wurden. Dieſe Burſchen von der Guardia, beſonders die „rothe Feder“, waren im Aufſpüren geübt, und kein Erdgeſchoß des Jägerhauſes, in dem die Schätze etwa ſein konnten, wird ihren Spürnaſen unzugänglich bleiben.

Jene eiſerne Kiſte aber mit Goldſtücken, dem Kaufſchilling der großen Zierotin'ſchen Güter, war wirklich im Jägerhauſe. Als es in Wien unruhig zu werden angefangen, nach dem Ausbruche der böhmiſchen Rebellion, hatte der Pater Regens bei den Schotten ſelbſt dazu gerathen, die Kiſte aus der Abtei hinauszuſchaffen in die Waldeinſamkeit. Zdenko ſelbſt war zum Theil

Veranlaſſung dazu geweſen. Er kränkelte im Kloſter, er ſehnte ſich nach einem Landaufenthalte, und ſein Freund, der Pater Regens, mochte doch auch nicht gern die alleinige Verantwortung übernehmen für die Bewachung ſo großer Geldmaſſen. In damaliger Zeit war das Geld viel theuerer als heutigen Tages, und der Inhalt der Kiſte in Baarem bedeutete einen außerordentlichen Werth. Schon im vergangenen Herbſte war zur Nachtzeit der Transport in den Wald hinauf bewerkſtelligt worden.

Und es ſprach gar zu viel für das Gelingen der bewaffneten Expedition, da Medardo einmal wußte, es ſei links oben über Dornbach nur Ein Gehöfte aufzufinden im Walde. Wenn auch der Jäger Golling ſich eher todtſchlagen ließe, als daß er den Weg verriethe — wer läßt ſich denn aber ſo ohne äußerſte Noth todtſchlagen?! — die Expedition kam ja aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ohne den Jäger Golling zum Ziele.

Ein kleines Hinderniß nur bereitete ſich vielleicht Medardo durch den Weg, welchen er einſchlug. Er wollte ſo unbemerkt als möglich aus der Stadt kommen, und kehrte im „tiefen Graben“ mit ſeiner Rotte wieder um nach dem Salzgries zurück. Er wollte unten durchs Arſenal marſchiren, denſelben Weg durchs Kegelgäßchen, welchen er geſtern gemacht hatte. Den „findigen“ Brémont wollte er auch aus dem Arſenale mitnehmen. Der verſtand ſich als alter Kriegsgeſell auf derlei Streifungen.

Medardo dachte einmal nicht an ſeinen ſteten Widerſacher, den Bart-Conrad.

Und doch war dieſer wirklich auf ſeinem Wege. Conrad hatte ſich am Abend vorher, ärgerlich über das neue Mißlingen eines Aufruhrs, in den Schooß ſeiner Familie zurückgezogen, zu Frau und Kind oben im Kegelgäßchen. Die Ruhe dort that ihm mitunter wohl, wenn ſie nicht zu lange dauerte, und jetzt beſonders, wo alle Erwartungen eines endlichen allgemeinen Losbruchs zu täuſchen ſchienen. Er liebte Frau und Kind zärtlich, das mußte ihm ſein Feind nachſagen. Sein junges Weib, des alten Hamm's Tochter, war auch ein herziges Geſchöpf. So ſanft, ſo lieb, ſo anſchmiegend. Nicht ſo ganz ohne Erziehung, wie ſonſt Mädchen ihres Standes, nein! Der alte Hamm, als ſchriftkundiger Evangeliſcher, hatte ein Uebriges gethan für ſein Mädchen. Sie war ihrem Manne, dem Bart-Conrad — in den ſie ſich zu einigem Schrecken des Vaters blind verliebt hatte — ſie war dieſem allerdings ſtattlichen Oberöſterreicher im Leſen und Schreiben, in Kenntniß der Bibel und der Glaubensſchriften und in manchem andern Buchwiſſen überlegen, und das war ein Stolz für den Bart-Conrad, der mit großem Behagen zuhörte, wenn ſie den Präceptor gegen ihn ſpielte. Das geſchah auch an dieſem Morgen, als ſie beim Frühſtück ſaßen. Alles was der Vater am Tage vorher bei ſeinem Beſuche ihr mitgetheilt über den Stand der Dinge in der Welt, das legte ſie jetzt ihrem freundlich zuhorchenden Gatten aus. Es knüpfte ſich daran, daß der Vater ſeinen Dienſt bei Hofe aufgeben und von ſeinen Erſparniſſen ein Landgütchen kaufen wollte an der Mittagsſeite des Rieſengebirges, wo evangeliſche Gemeinden angeſiedelt ſeien. Conrad ſollte gut und „ſtät“ ſein, und mit dahin ziehen. Er verſprach Alles. So ſchön und lieb meinte er ſie noch gar nicht geſehen zu haben, den allerliebſten Schwarzkopf mit lichtblauen Augen, der ſich jetzt früh die vollen Haare noch nicht geordnet und das Mieder noch nicht angelegt hatte. Er herzte ſie, und war gegen Gewohnheit wie „Bindſaden“ — ſagte die junge Frau lachend zu dem Vater Hamm, welcher geräuſchlos eintrat. Der Papa ſetzte ſich zu ihnen, und der Abzugs- und Ankaufsplan wurde beſprochen, denn die tägliche Lüge da oben in der Burg unter den Katholiſchen mochte und konnte der Alte nicht länger durchführen. Die Frühlingsſonne draußen auf den Wällen — dahin ging das kleine Fenſter — konnte zwar nicht herein in den lieblichen Familienkreis, denn das Fenſter ſah nach Weſten, aber ihr lichter Schimmer draußen hob doch das Bild da innen in der kleinen Stube, wo der Großvater ſein Enkelchen auf dem Knie ſchaukelte, und Conrad den Arm um die unordentlich verhüllten Schultern ſeines Weibchens ſchlang.

Als der bärtige Sünder endlich aufſtand, um, wie er ſagte, einem Holzgeſchäfte nachzugehen, da geſchah es mit den beſten Vorſätzen. Es war wahrhaftig nicht ſeine Schuld, daß ſchon an der kleinen Hausthür eine Aenderung eintrat.

Mit herkömmlicher Vorſicht lugte er zuerſt durch das Bohrloch, welches er in der Hausthür angebracht, hinaus, ob vielleicht ein verdächtiger Wachtpoſten aufgeſtellt ſei, und dann erſt, als er nichts ſah und auch nichts hörte, öffnete er und ſtreckte vorſichtig den Kopf hinaus.

Alle Teufel, was iſt das? Da kommt oben vom Kegel herab die „rothe Feder" mit einem Trupp der Stadtguardia. Gilt das ihm?!

Eiligſt drückt er die Thüre ins Schloß und ſchiebt den Riegel vor, bleibt aber vor dem Bohrloche, wenn auch nicht mit dem Auge, deſſen Schimmer man draußen entdecken könnte, ſo doch mit dem Ohre.

Die Tritte nähern ſich, ſie ſind da, er hört die Worte „hinter Dornbach" und „der alte Ketzer", weiter nichts; der Maſſenſchritt von zwanzig nachfolgenden Männern betäubt die Stimme Brémont's. Denn dieſer war es geweſen, welcher fragweiſe obige Worte zu Medardo geſprochen — der regelmäßige Tritt verliert ſich abwärts gegen das Schottenthor.

Unbekümmert um ſich, reißt Conrad die Hausthür auf und ſchaut ihnen nach — richtig, ſie biegen rechts ins Schottenthor! — Seine Familie iſt vergeſſen; dies iſt ein Ereigniß von geheimnißvoller Tragweite: die Katholiſchen wagen ſich hinaus aufs Land, wo die Cavaliere herrſchen, die evangeliſchen Grundherren! Und die lumpige Stadtguardia ſogar, nicht einmal ein ordentlicher Kriegshaufe! Was kann, was muß dahinter Alles ſtecken?! Und einem „alten Ketzer" gilt es — wartet! Und „hinter Dornbach", alſo im Hernalſer Kirchbezirk?! Das ſoll Euch wenigſtens nicht heimlich gelingen! — Er iſt heraus, er ſchleicht hinab nach dem Schottenthore, er will ihnen nach. Sie ſollen nur über den freien Glacisraum draußen hinweg ſein, damit ſie ihn nicht beim zufälligen Umblicken entdecken können — halt, wer iſt das? Reiter kommen von der Freiung in die Schottengaſſe herein. Gehören ſie dazu? — Er tritt zur Seite. — Nein, 's iſt eine Dame dabei, hinter ihr zwei berittene Diener. Aber der Cavalier neben der Dame, freilich! Das iſt der Jeſuit, welchen Conrad erſt geſtern ins Harrach'ſche Haus gehen geſehen — der Jeſuit in weltlicher Tracht! Und als er am Thor iſt, ſagt er zur Dame:

— Ich ſprenge nur einen Augenblick voraus, um den Guardiſten, die da eben hinaus ſind, eine Anordnung mitzutheilen; ich bin in wenigen Minuten wieder bei Euch!

Und dies geſagt, ſprengte er wie der weltlichſte Reiter ins Thor hinein und hinaus. Die Dame reitet langſam mit ihren Dienern desſelben Weges. Conrad ſchließt ſich an; denn unmittelbar hinter den Pferden wird er draußen nicht ſo leicht geſehen von den Vorausmarſchirenden. Er iſt entſchloſſen, Alles daran zu ſetzen, denn dieſe Erſcheinung des Jeſuiten in ſolcher Tracht und in ſo ausgeſprochenem Zuſammenhange mit der Guardiatruppe erhöht ihm das Bedenkliche des Vorganges ſehr.

Die Dame war Iſabella von Harrach, welche einen Morgenritt und einen Beſuch in Hernals machen wollte. Norbert hatte die Reitpferde vor dem Harrach'ſchen Hauſe geſehen, und der Gedanke war ihm gekommen, ſich da anzuſchließen. Die reizende Ludmilla bei dieſem Ausfluge zu ſehen, war ja doch ſein innerſtes Trachten. Allein in Hernals einkehren, das war ſehr auffällig; als Begleiter der Freundin aber eintreten, war ganz natürlich — vielleicht wollte Iſabella auch nach Hernals, und wenn nicht, vielleicht konnte man ſie veranlaſſen —; ſie wollte von ſelbſt, und nun war Norbert entſchloſſen, die Expedition leiblich damit zu vereinigen. Medardo war beordert, draußen bei den „Lucken“ ſeiner zu harren; dort ſollte die Mannſchaft getheilt werden, um erſt hinter Dornbach wieder zuſammenzutreffen. Jetzt ſprengte Norbert zu ihr und trug der „rothen Feder“ auf, hinter Dornbach auf ihn zu warten. Höflich verneinend wies zwar Medardo grinſend auf den Jäger Golling, der den Weg wiſſe, und daß deshalb kein Zeitverluſt nöthig und keine Theilung mehr wünſchenswerth ſei; aber die viel ſtärkere Leidenſchaft in Norbert war die ſchöne Ludmilla. Er befahl kurzweg, ſie ſollten vorausmarſchiren und wendete ſein Pferd gegen die im Schritt nahende Iſabella.

Conrad benützte den Moment, als die Guardiſten zwiſchen die Weingärten und den Gottesacker hineinmarſchirten, und eilte links hinüber in die Weingärten hinein. Der damalige Weg nach Hernals zog ſich etwas weiter rechts als jetzt, und es war möglich, daß Conrad links durch die Fußpfade zwiſchen den Weinbergen, wenn er ſcharf lief, bis Hernals ihnen zuvorkommen konnte. Denn nach Hernals wollte auch er, der dortige Gärtner Spath war ſein Augenmerk. Dem wollte er Mittheilung machen, mit dem wollte er berathen.

Conrad lief aus Leibeskräften. Eine Reihe Winzerhäuschen zu ſeiner Rechten deckten ihn anfangs, dann kam in der Gegend der jetzigen Linie ein kleiner Wald, und ſo gewann er richtig ungeſehen einen großen Vorſprung, und konnte dem Hernalſer Schloſſe gegenüber die letzte Biegung der Landſtraße benützen und keck nach der Brücke hinüberſchreiten, ohne von Medardo entdeckt zu werden, beſonders da dieſer, ſehr verdrießlich über den durch Norbert anbefohlenen Aufenthalt, langſam marſchirte.

Conrad rief gleich nach Spath.

— Im Garten! hieß es.

Dorthin eilte Conrad und erzählte dem arbeitenden Gärtner im Fluge, was zu erzählen war. Hier fiel dies natürlich auf den fruchtbarſten Boden, denn Spath hegte ja die größte Beſorgniß vor einem Ueberfalle des alten Grafen. Er flog nach einer Leiter — der Garten war ummauert — damit er ſich durch den Augenſchein überzeugen könne.

— Himmliſcher Vater, ſchrie er auf, als er über die Mauer blickte und die Expedition die Landſtraße entlang kommen ſah, ſie haben ja den Golling und ſchleppen ihn mit!

— Wen? fragte Conrad unten. Das hatte er nicht geſehen an ſeinem Bohrloche.

— Den Schottenjäger von oben! — Flink, flink! jetzt müſſen wir Alles in Trab bringen!

Der Vater ſeiner Nandl war hiebei natürlich keine geringe Steigerung für ihn.

Spath war ein umſichtiger, kaltblütiger Menſch. Was er einmal wollte — und hier wollte er im Nothfalle das Aeußerſte, denn ſein Glaube und ſein Herz war ganz dabei — das wollte er tüchtig, und das griff er am rechten Ende an. Er ſtand alſo nur eine kleine Weile ſtill und hielt ſich die Hand über die Augen, dann hatte er ſeinen Plan gefaßt: der Weg nach links hinauf in den Wald mußte verlegt und Golling mußte frei gemacht werden. Soviel ſagte er dem Bart-Conrad gleich; ob er ihm mehr ſagen müſſe, werde ſich finden. Dann rief er ſeinen Gartenknecht, einen handfeſten Burſchen, und trug ihm auf, den Poldi zu rufen, den Kutſcher. Mit dem ſei auch was aufzuſtellen. Sie beide ſollten mit dem Conrad die Schießgewehre, welche ihnen anvertraut ſeien gegen Raubvögel und naſchhafte Vögel, in Stand ſetzen mit Schießbedarf und in Bereitſchaft halten — er ſelbſt komme bald wieder und ſage ihnen Weiteres.

Er ſelbſt ging ſtehenden Fußes zur gnädigſten Frau Baronin. Sie wird ſchon Rath ſchaffen, ſie weiß ja, wie viel auf dem Spiele ſteht.

Allerdings wollte ſie das. Die Notiz vom Jeſuiten in Civil, welche Conrad noch raſch dem Spath nachgerufen, und welche dieſer der gnädigen Frau nicht vorenthalten, ſollte auch von hinreichender Wirkung ſein auf den Freiherrn, hoffte ſie.

Sie eilte hinüber auf ſein Zimmer. Aber ſie fand ihn ſehr ungünſtig geſtimmt. Der Candidat war eben bei ihm geweſen, und er hatte ihm ſeine traurigen Bemerkungen über den Junker Hans und über die troſtloſen Umtriebe gegen die reine Lehre Luther's ans Herz gelegt, woraus ja doch Verwirrung politiſcher Art, Verderbniß der Herzen, Verwandtſchaft mit den heilloſen

Calvinern, den Türken unter chriſtlicher Larve, kurz lauter Satansſpuk entſtehen müſſe — mit dieſen Worten ſchritt er eben aus dem Zimmer, als die Baronin kam, und auf der freiherrlichen hohen Stirne lagen Wolken drohendſter Gattung.

Wie es eitlen Menſchen zu gehen pflegt, denen ſoeben eine Menge Inhalt eingeflößt worden iſt, war er gar nicht Willens, ja gar nicht im Stande, das anzuhören, was ſeine Frau vorzutragen begann. Seine Verſtandesgefäße waren juſt angefüllt, ja überfüllt, er konnte nichts Neues in ſich aufnehmen, er hörte geradezu nicht, was ſeine Frau ſagte, und unterbrach ſie denn auch bald, um in voller, langer Rede alle Vorwürfe wohlgeſetzt auszuſprechen, welche er ſchon lange auf dem Herzen hatte gegen die religiöſen Incorrectheiten, um es geradeaus zu benennen, gegen die Umtriebe, in welche ſich ſeine ſonſt hochgeehrte und hochgebildete Frau Gemalin eingelaſſen. —

Sie kannte ihn, und wußte, daß ſie warten müſſe. Wenn er in ſolcher Lage unterbrochen wurde, dann war er, den ſie ſonſt immer lenken konnte, unregierbar wie ein ſtätiſches Roß. Der nicht frei gewordene Inhalt verſtopfte ihm alle Organe, und ſein Stolz war außerdem empfindlich gekränkt, der Stolz des Herrn, welcher unter allen Umſtänden gehört ſein mußte.

Sie ſtand auf brennenden Kohlen, aber ſie hörte geduldig. Sie hatte die Faſſung einer weiſen Frau, welche längſt erkannt hat, daß eine Frau nicht zu raſchem Eingreifen berufen iſt, ſondern in ſtetigem Zuwarten und leiſem Lenken ihre ſtärkſten Wirkungen findet.

Wenn nur keine Unterbrechung kommt, ſo hoffte ſie doch noch obzuſiegen; denn die Logik des Freiherrn iſt kurzathmig — aber die Unterbrechung iſt ſchon da! Fräulein Ludmilla fliegt in das Zimmer und verkündet den Beſuch Iſabellens und Norberts, und — ſetzt ſie hinzu — der iſt nicht mehr im geiſtlichen Kleide, ſondern ein ſchwarz gekleideter Cavalier, und es ſteht ihm vortrefflich, er ſieht ſehr gut aus, ſehr eigen und anziehend. Kommt Ihr, Tante? Sie ſind drüben und warten —

— Ich komme ſogleich, unterhalte ſie indeß —

— Ich möchte mit ihnen ausreiten, das Wetter iſt ſo ſchön — wenn der Oheim mir den ſchwarzen Hengſt erlaubte!

— Er iſt wild, Kind, wild; aber wir wollen zuſehen, komm'! entgegnete der Freiherr raſch, denn die Gelegenheit war ihm ſehr willkommen, den Kampf mit ſeiner Frau abzubrechen.

Er wußte ſehr gut, daß nur der Anfang des Kampfes glücklich für ihn zu ſein pflegte.

Mit Ludmilla hinausgehend, ließ er Frau Amalie allein. Betroffen und ſehr niedergeſchlagen folgte ſie. Spath ſtand ſchon auf dem Vorſaale und wartete, großer Maßregeln gewärtig.

— Es iſt noch nichts beſchloſſen, lieber Spath! ſagte ſie im Vorübergehen kleinlaut.

— Herr Gott, da wird's zu ſpät! Die Guardiſtenbande mit dem gefangenen Golling wird ſchon nahe bei Dornbach ſein —

— Vielleicht wartet ſie auf den Anführer, der ja hier iſt.

— Wer weiß! Wenn er zu lang ausbleibt, laſſen ſie vielleicht nur einen Boten für ihn zurück —

Dieſe Vorausſicht Spath's war ganz richtig. Medardo hatte ſich's gerade ſo vorgenommen.

Frau Amalie war auf dem Vorſaal ſtehen geblieben; ſie war unſchlüſſig. Der Freiherr war mit Ludmilla ins Beſuchzimmer getreten, die Gäſte zu begrüßen — ſollte ſie dort Iſabellen oder Ludmillen oder beide ins Geheimniß ziehen, um durch ſie vielleicht eine Ableitung zu gewinnen für den geiſtlichen Cavalier —?

Nein, das war peinlich, und war doch unſicher. Ihr Mann allein konnte helfen.

— Ich mache noch einen Verſuch, Spath, wartet getroſt!

Frau Amalie ging ins Beſuchzimmer, begrüßte herzlich Iſabellen, kalthöflich Norbert, und wendete ſich dann nach der entgegengeſetzten Ecke des Zimmers, indem ſie die Geſellſchaft um Entſchuldigung bat und zu ihrem Manne laut ſagte:

— Lieber Jörger, ich muß Dir ein ſoeben eingetroffenes Geſuch ſogleich ans Herz legen.

Er war genöthigt, ihr zu folgen. Aber im Bewußtſein ſeiner Schwäche nahm er ſich vor, nur zu hören, ſtumm zu hören, und ſchließlich achſelzuckend blos Nein zu ſagen.

Amalie machte es ihm aber nicht ſo leicht. Ihr war es Ernſt, ihr war es Herzens-, war es Gewiſſens-Angelegenheit. Mit leiſer Stimme führte ſie die ſchwerſten Beweggründe ins Gefecht: er ſei der Landesherr, der Dynaſt hier außen vor dem Weichbilde Wiens, der Stab, die Stütze, der Hort aller Evangeliſchen geweſen für und für, und jetzt, da die Kriſis offenbar eintrete, und offenbar günſtig eintrete für den evangeliſchen Glauben, jetzt ſollten die Jeſuiten mit Stangen ihre Häſcher herausſenden dürfen, um einen Märtyrer des neuen Glaubens einzufangen und in die Kerker, in die Marterkammer hineinzuſchleppen, und das am hellen Tage, unter den Augen, auf dem Gebiete des Freiherrn von Jörger? Unmöglich! Seinen wohlerworbenen Ruf werde der als mannhaft bekannte Freiherr nimmermehr in ſolcher Weiſe preisgeben! Und er gebe ihn preis, denn dort ſitze frech in des Freiherrn eigenem Zimmer der Jeſuit, welcher die Rotte leite und anführe, er rechne ſichtlich mit Unverſchämtheit auf die Muthloſigkeit des Freiherrn, und Spott und Hohn auf den Freiherrn werde die unmittelbare Folge ſein, wenn der Fang gelungen, wenn der Greis, der allverehrte Graf Zdenko, in ihren Fängen ſei.

— Das iſt's, rief der Freiherr, ſeines Vorſatzes vergeſſend, halblaut dazwiſchen, das iſt's, was den Unterſchied zwiſchen uns macht. Meine Verehrung hat dieſer Graf Zdenko gar nicht. Er iſt ein Abenteurer, ein unklarer, mir gar nicht gefälliger Charakter, der immerdar nur Verwirrung in die geſchloſſene Kirche des Evangeliums wirft, indem er das Glaubensbekenntniß anzweifelt und Neuerungen anſtiftet. Er iſt kein Cavalier, und Du hegſt leider nur darum Vorliebe für dergleichen fahrende Ritter, weil Du die Anſchauungen aus Deutſchland hier in ganz anderen

Verhältniſſen nicht aufgeben magſt, weil Du nicht einſehen willſt, daß die kleinen Edelleute von draußen mit ihren kleinen Zwecken hier nicht angebracht ſind unter den wirklichen großen Herren —

— Aber wohin ſchweifeſt Du, Jörger —?

— Ich ſchweife gar nicht. Wir gehören hieher. Wir wollen keine Unruheſtifter. Unſern Streit mit dem Lehensherrn wollen und werden wir allein ausfechten in großen Zügen —

— In ſo großen Zügen, daß Ihr Euch vor den Jeſuiten verkriecht, wenn dieſe ihre Knechte in Euer Haus, auf Eure Landesmark ſenden, um dort frecher zu hauſen, als der Lehensherr es wagt! Nun denn, ich wünſche Dir Geduld und Ergebung! Du wirſt ihrer bedürfen, wenn in wenig Tagen die böhmiſche Kriegsmacht hier rings um die Mauern Wiens lagert — und das wird ſie, ich weiß es — ich wünſche Dir Ergebung, wenn die böhmiſchen Herren Dich verächtlich zur Seite ſchieben, Dich öſterreichiſchen Freiherrn, der Einen der Ihren den Pfaffen aus Wien überliefert hat. Sieh zu, wie Du beſtehen magſt mit Deinem Stolze, der bis heute berechtigt war, und der mir jetzt nur widerſpricht, weil er verſtimmt und verdrießlich iſt und falſch unterrichtet durch unſeren beſchränkten Candidaten — !

Die letzte Wendung war glücklich. Sie öffnete dem Freiherrn das Pförtchen, durch welches er ſich mit Ehren zurückziehen konnte: er war falſch unterrichtet geweſen.

Der Freiherr ſchwankte und war bereit, ſich zu ergeben. Er ſchwieg und ſah unſicher nach der fernen Ecke hinüber, wo die jungen Leute ihr galantes Geſpräch führten. Denn Norbert hatte mit dem neuen Kleide auch die Cavalier-Manieren angezogen. Aber er hatte doch auch von ſeinen bisherigen Gewohnheiten manches Wichtige beibehalten. Er hörte heute noch ſo fein wie geſtern, und einige lauter geſprochene Worte des freiherrlichen Ehepaares drüben waren ihm verſtändlich geworden, kurz, er hatte bemerkt, um was es ſich handeln möge in jenem immerhin auffälligen Geſpräche. Jetzt wurde er den unſchlüſſigen Blick des Freiherrn gewahr, und da Ludmilla eben fortgegangen, um das Reitkleid anzulegen, ſo war er frei und ſeines bisherigen Berufes mächtig. Er ſprach alſo mit lauter Stimme und beſtimmter Abſicht nach dem Freiherrn hinüber:

— Ergebt Euch, ergebt Euch nur, Baron Jörger! Die Frau Baronin ſiegt immer mit ihren feineren Waffen, das weiß die ganze Welt.

Unglücklicheres konnte in dieſem Augenblicke nicht geſprochen werden für Frau Amalie. Die Eitelkeit war Jörger's ſtärkſte Schwäche. Dieſe Worte allein machten ihn wieder zum Truthahn, welcher den Kopf erhebt und einherſchreitet. Der Freiherr ſchritt auch wirklich, und dies war das Schlimmſte. Denn ſo entfernte er ſich von ſeiner Frau und war einer unmittelbaren Antwort überhoben. Dem lächelnden Norbert ſagte er etwas ſalbungsvoll Abweiſendes, und wendete ſich dann mit wohlgeſchulter Artigkeit zur ſchönen Iſabella, um Nachrichten fragend über Waldſtein, der ſo unbequem nach Mähren geſprengt worden ſei.

Hiemit war der erneuerte Beſuch Amaliens geſcheitert. — Sie war darüber außer Zweifel und eilte hinaus, dem Gärtner Spath ans Herz zu legen, daß er wenigſtens mit ſeinen geringen Mitteln verſuchen möge, was einige Hilfe bringen könne.

Spath zeigte ſich gefaßt. Er bat nur um die zwei guten Feuergewehre des gnädigen Herrn, welche in einem Schrank auf dem Vorſaale verwahrt ſtanden. Frau Amalie gab ihm den Schlüſſel. Er nahm die Gewehre ſammt Schießbedarf, und marſchirte ſchweigend ab mit dem Bart-Conrad, mit Poldi, dem Kutſcher, und mit ſeinem Gartenknecht, — vier Mann gegen einundzwanzig wohlbewaffnete Söldner.

Bart-Conrad, in ſehr angenehmer Aufregung über dies vollſtändige Verfahren, verlangte nun aber doch zu wiſſen, um was es ſich eigentlich handle. Spath konnte nun nicht mehr ſchweigen; er weihte den Bart-Conrad ein, daß es da links oben dem ehrwürdigſten Greiſe von der Welt gälte —

— Ah, ſchrie Conrad auf, der „Evangeliſt“ iſt dort oben?!

— Wie?

— Na, ſo heißt er im Land oben; er iſt bis Admont hinauf bekannt. So iſt's recht! Da hat man ſeine Freud' auch noch für 'nen guten Zweck. Vorwärts!

— Halt! rief Spath. Eile mit Weile, und Alles mit Bedacht, ſonſt richten wir Viere nichts aus gegen die Menge.

Und nun ſetzte er ihnen, langſam gehend, ſeinen Plan auseinander. Er allein wollte durch Dornbach hinauf; er wollte an den Guardiſten, die wol dort noch warten würden auf den Reiter, dicht vorüber. Wozu? Golling müſſe ihn ſehen, müſſe ihn hören. Die andern Drei ſollten ſein Gewehr mitnehmen, und ſollten rechts hinter Dornbach über den Michaelerberg rüſtig zuſchreiten, damit ihrer Niemand gewahr würde. Rechts von der Rohrerhütte, oder noch beſſer, in der Rohrerhütte ſelbſt ſollten ſie auf ihn warten. Der Köhler in jener Hütte ſei ein braver Bub, der ihm zu Gefallen mitgehe, wenn er daheim ſei.

— Bin ich vor Euch da, ſchloß er, ſo wart' ich. In der „Hütten“ ſag' ich Euch weiter, was ich denk'. Behüt's!

Die Drei gingen rechts nach dem Bach hinüber; Spath ging geradeaus nach Dornbach hinein.

Das Dorf war damals ſehr viel kleiner als jetzt, und reichte nicht hinauf bis an die Bachbrücke, welche man jetzt wol für die Grenze hält zwiſchen den beiden Ortſchaften, obwol Neuwaldeck in Wahrheit erſt oberhalb des Schwarzenberg'ſchen Schlößchens beginnt. Von Neuwaldeck waren aber damals nur ein paar weit auseinander liegende einzelne Hütten vorhanden.

An jener Brücke ſtanden zwei Guardiſten als Vorpoſten. Der ganze Trupp war nirgends zu ſehen. Man ſah freilich auch nicht weit, denn der Wald vom Heuberge links und vom Michaelerberge rechts hing damals hier in der Mitte noch ziemlich zuſammen. Spath ſchritt getroſt über die Brücke.

— Wohin? riefen die Guardiſten, und vertraten ihm den Weg.

— Nach Königſtätten, antwortete Spath trocken.

— Wo iſt das?

— Drüben überm Wald, fünf Stund' von hier auf Tulln zu.

— Paſſirt!

Spath ſchritt aufwärts am Bache und entdeckte nach einer Weile, daß der Trupp an einem Waldhügel gelagert ſei, etwa da, wo jetzt das Forſthaus ſteht und der Wegweiſer, welcher rechts nach Salmansdorf, links nach Mariabrunn weiſt. Die Guardiſten ſaßen auf dem Boden, Golling mitten unter ihnen. Der Anführer allein, die „rothe Feder“, ging hin und her. Er rief auch ſchon von weitem den Spath an, ganz wie der Vorpoſten. Spath gab dieſelbe Antwort. Aber er gab ſie ſehr langſam, ſo daß er am Schluß derſelben ganz nahe an dem Trupp war und Golling's aufmerkſamem Blicke begegnete. Da ſetzte er laut und deutlich hinzu:

— Durch die Kühbacher Einöd'! — Was fragt's denn?! fuhr er dreiſt fort und blieb ſtehen, um für Golling ein Zudrücken der Augenlider anbringen zu können.

— Geht Dich nichts an! Mach' fort! erwiderte gebieteriſch Medardo.

Spath gehorchte ſtumm. Er meinte auf Golling's Geſicht bemerkt zu haben, daß dieſer ihn verſtanden. So war es auch. Die Leute in Wald und Feld ſind wie die Thiere des Waldes und Feldes inſtinctmäßig begabt für Kenntniß und Bedeutung von Oertlichkeiten. Die „Kühbacher Einöd'“ war für Golling ein unverkennbarer Wink. Die Schlucht, vor Jahren eine *kahle* Schlucht und deshalb wol „Einöde“ genannt, war jetzt mit einem dichten Unterwuchs von Kiefern bedeckt, und es führte ein ſchmaler Holzweg durch ſie hindurch nach dem noch weit entfernten Walddorfe Kühbach. Der Weg dahin ging ſteil nach Norden nach dem Tulbinger Kogel zu, lenkte alſo völlig ab von dem Wege nach Golling's Jagdhauſe, zu welchem oben auf der Höhe links gen Weſten der Weg führte.

Er hat ganz recht, der Spath — dachte Golling — die Richtung verwirrt ſie am beſten, und dort iſt die erſte Dickung, in welche ich hineinſpringen kann. Ob Spath noch andere Hilfe dort bereit habe, wußte Golling zwar nicht, aber er hoffte ſo was, „denn der Spath hat's hinter den Ohren, und 's iſt faſt eine Stunde her, daß er mich über die Mauer geſehen“.

Daß ſchon eine Stunde vergangen, war im Gegenſatze zu Golling ſehr peinlich für Medardo. Er war immer nahe daran, ohne den Pater Norbert aufzubrechen; aber Brémont, der ſehr bequem in der Sonne ſaß, vertröſtete ihn immer wieder. Die Sonne ſtehe ja noch weit vom Mittag, und der Tag ſcheine jetzt bis gegen Sieben.

Norbert war nun auch wirklich zu ihnen unterwegs. Er war in fieberhafter Aufregung. Der muthige ſchwarze Hengſt, welchen Ludmilla reiten wollte, hatte durch ſeine Ungeduld Veranlaſſung gegeben, daß er das knapp gekleidete, ſchöne Mädchen beim Aufſitzen unterſtützen, alſo berühren gedurft, die erſte Leidenſchaft loderte in ihm wie Feuer, als er neben ihr über die Brücke hinausgaloppirte und ſie von vollem Sonnenſchein übergoſſen neben ſich ſah auf dem hohen, ſchnaubenden Thiere. Ihr Schleier wehte, ihre Wangen glühten, und all ſeine Vorſätze, ſich vor Dornbach von ihr und Iſabella zu trennen, um ſeiner ernſten Aufgabe ungeſtört hingegeben ſein zu können, ſie flogen mit den zwitſchernden Lerchen hinauf in die Lüfte. Was können denn auch die Mädchen ſtören und hindern, redete er ſich ein, wenn ſie mit uns durch den Wald dahinreiten? Nichts, gar nichts! Und wenn wir nahe am Ziele ſind, ſchicke ich ſie zurück unter dem Vorwande, es könnte geſchoſſen und gekämpft werden. Dann reiten ſie desſelben Weges wieder heim.

Dies abgemacht in ſeinem Innern, widmete er ſich ganz ſeiner lockenden Begleiterin und ſagte ihr alles Gewinnende, was ſeine erregte Phantaſie nur ausfinden mochte, namentlich darauf losſteuernd, daß er keineswegs ein Geiſtlicher ſei. Er habe nur Studien gemacht und dazu bisher das geiſtliche Kleid getragen ſeiner Mutter zuliebe. Aber den wirklichen Eintritt in den Stand und in den Orden habe er trotz des mütterlichen Wunſches bis jetzt hartnäckig verſchoben, und jetzt, da ihm die zauberiſchen Reize des Lebens zum erſten Mal in der Nähe erſchienen, jetzt ſei er feſt entſchloſſen, ganz in die Weltlichkeit zurückzutreten. Dieſer Frühlingsmorgen erſchließe ihm die Welt, welche er noch gar nicht gekannt!

Ludmilla ſah etwas ſcheu auf ihn. Bei aller Gefallſüchtigkeit, die jede Huldigung willkommen hieß, war ſie doch einem katholiſchen Geiſtlichen gegenüber ein wenig ſchreckhaft. Und ſie hatte ja doch dieſen blaſſen, jungen Mann noch geſtern erſt in dem ſchwarzen Jeſuitenkleide geſehen, welches ihr von Kindheit auf als etwas Furchtbares eingeprägt worden! Ein leichter Schauer war da wol natürlich, wenn ſie ſich jetzt zuweilen berührt fühlte von dem dicht neben ihr reitenden Körper Norberts. Geheimnißvoll, eigenthümlich und nicht ohne Reizung war allerdings dieſer ſchlanke Jüngling von feinen Formen. Und wie geſchickt regierte er ſein Pferd, wie kräftig! Die größere Hälfte ſeiner Jugend war er ja doch, wie er beiläufig bemerkte, in Cavalierſitten auferzogen worden.

Aber wenn ihm auch Ludmilla mit einiger Neugier und Theilnahme zuhörte und zuſchaute, die Stunde war nicht die günſtigſte für ſeine erſte Annäherung. Im Grunde des Herzens war ſie jetzt anderswo.

Trotz aller Eitelkeit gehörte ihre erſte Liebe dem Junker Hans. Die Vorhöfe ihres Herzens mochten offen und ſehr zugänglich ſein, das Innere, das wahre Schloß desſelben, die Wohnung der Seele war noch wohl verwahrt, und da ſaß, ſtand oder ging ſie nur mit dem lichtbraunen Junker, dem ungehorſamen, welcher nicht die ganze Welt um ihretwillen vergeſſen wollte und geſtern leider von dannen gegangen war. Sie hatte ſich heute Morgen wol bei Tartſch erkundigt, ob er zur Nachtzeit heimgekehrt wäre, und war betroffen geweſen, als dieſer

Nein geſagt und hinzugeſetzt: er wiſſe ſelbſt nicht, wo der junge Herr hingekommen. Ihr offenes Köpfchen hatte die Aeußerung von einem „Grafen“ und dieſe wie jene kleine Bemerkung der Tante und Hanſens ſelbſt zuſammengefädelt, ſo daß ſie endlich eine unklare Vorſtellung von der Situation hatte, als ſei da oben in den Wäldern etwas vor, woran Hans und der geheimnißvolle „Graf“ betheiligt ſein müßten. Deshalb war es ihr recht angenehm, daß ſie nach dem Walde zu ritten. Sie fragte ſogar leiſe die ſtill neben ihr reitende Freundin Iſabella, ob dieſe wol etwas ahne von dem, was vorgehe? Denn es gehe etwas vor. Onkel und Tante hätten ungewöhnlich lebhaft beiſeite verkehrt, und der — ſächſiſche Junker fehle.

— Er fehlt? fragte Iſabella auffallend raſch zurück.

— Das heißt, er iſt nicht da; haſt Du ihn vielleicht geſehen?

— O nein.

— Und Du weißt auch nicht, ob und was der — Herr Norbert vorhat?

— Ich hab' ihn nicht gefragt. Aber ich habe geſehen, daß ein Trupp Leute, mit denen er verkehrt, voraus iſt.

— Ah?!

Vor dieſem Trupp hielten ſie plötzlich.

— Iſt dies der Kreuzbühel? fragte Norbert.

— Nein, erwiderte Medardo, der ſoll noch eine Strecke weiter hin ſein; aber weil ein Weg hier abgeht, hab' ich's für beſſer gehalten, hier zu warten — und dabei ſah er beſtürzt auf die Damen, welche der Expedition doch kaum förderlich, wol aber hinderlich ſein konnten.

— Vorwärts alſo! Voraus den Jäger, rief Norbert, und, ſetzte er halblaut hinzu, keine Umſtände mit ihm gemacht, wenn Ihr Winkelzüge bemerkt.

So ſetzte ſich denn der Zug in Bewegung. Golling voraus inmitten zweier Guardiſten, die ihn durch ihre Waffen in Schach hielten. Er hatte ſich übrigens vom Anfang herein immer ſtumm verhalten. Widerſtand ſchien unmöglich gegen ſolche Uebermacht, und er war deshalb gleich der Meinung geweſen, ſie ſeitabwärts in den Wald hineinzuführen, bis er an gelegener Stelle entſpringen könne. Spath's „Kühbacher Einöd“ ſollte nun dieſe Stelle werden. Dorthin ſteuerte er alſo. Zunächſt auf die Köhlerhütte zu, welche Rohr- oder Rohrerhütte hieß. Entweder von ihrem Rohrdache, oder weil der Wieſenplan vor ihr im Herbſte ein Brunſtplatz war für die damals noch vorhandenen zahlreichen Hirſche. Denn das Brunſten des Rothwildes nennt man in Ober-Deutſchland Röhren oder Rohren. Hinter dieſer Hütte erhebt ſich ein ſteiler Berg, an welchem ein ſchmaler Hohlweg hinaufführt. Dieſer Hohlweg war zur Noth fahrbar für einen ſchmalen Wagen, und bis zur Höhe des Berges ging hier auch der richtige Weg zum Forſthauſe. Oben auf dem Berge aber mußte man ſich jählings nach der linken Seite wenden auf einem ſchmalen Raſenſtreiſen zwiſchen Stangenholze. Dieſer Raſenſtreiſen zeigte geringe Spuren von Rädern, konnte alſo leicht überſehen werden, und Golling wollte ihn überſehen und geradeaus weiterführen in die Berge hinein, innerhalb welcher kein Unkundiger ſich mehr zurechtfinden konnte nach links hinüber.

In der Rohrerhütte lauerte Spath mit den Seinen. Sie hatten ihre Gewehre geladen, auf Spath's Anrathen zunächſt blind geladen, weil vielleicht bloße Schreckſchüſſe zum Ziele führten, und nicht ohne Noth Blut vergoſſen werden ſollte. Daß Conrad anderer Meinung war, hatte Spath nicht bemerkt, denn Conrad hatte nur gebrummt. Der Köhler, welcher daheim geweſen, ſtand auf Vorpoſten, um den Zug anzukündigen. Er that's zu rechter Zeit, und ſchlüpfte nun mit den vier Anderen im Hohlwege hinauf bis zu jenem Raſenſtreiſen. Dort machten ſie Halt und horchten, nachdem ihnen der Bart-Conrad den Schlachtplan nochmals leiſe wiederholt hatte. Das kriegeriſche Genie des Krawallers war im Kriegsrathe der Rohrerhütte bewährt worden; Conrads Plan war für beſſer befunden worden, als der Spath's, und Spath hatte ſich unterworfen. Spath war nur jetzt an dem Raſenſtreifen unſchlüſſig, ob ſie ſich nicht zunächſt doch links hineinſchleichen ſollten für den Fall, daß Jemand hier den rechten Weg nach links erkenne.

— Sie kommen! flüſterte der Köhler.

— Aufi! grunzte leiſe Conrad. Was haſt Du, Spath? was ſtehſt?

Spath mochte ihm ſeine Bedenken nicht mittheilen, weil er ihm nicht ohne Noth den nächſten Weg zum Forſthauſe zeigen mochte, wenn er ihn auch in das meiſte Uebrige eingeweiht.

— Ach, ſie werden's nicht merken! ſagte er endlich, und folgte den vier Genoſſen.

In der That hielt die Expedition trotz Golling's Vorwärtsdrängen am Raſenſtreifen ſtill. Der Aufgang war ſteil geweſen, Alle waren athemlos, und das ſchwarze Roß Ludmillens, in dem engen Hohlwege vom Nachbar öfters geſtreift, war unruhig geworden. Ein kurzer Stillſtand ſchien gut, um es wieder in Ruhe zu bringen.

— Nach welcher Seite hin liegt das Haus? fragte Norbert den Jäger Golling.

Golling deutete vor ſich hin nordwärts.

— Wie weit von hier?

— Eine Stunde Weges, antwortete Golling mürriſchen Tones.

— So weit noch? ſagte Medardo mißtrauiſch und näherte ſich dem Jäger. Wohin führt denn hier links der Weg auf dem Raſen?

— Ins Holz. Das iſt kein Weg.

— Wol iſt's einer! Man ſieht die Radſpur.

— Man hat Holz herausgefahren.

— Hochwürdiger Herr, flüſterte Medardo zu Norbert hinauf, mir ſcheint faſt —

— He, he, he, Rapp! Stät, ſtät! rief Norbert, ohne auf Medardo zu hören, und folgte Ludmillens Roſſe, welches nicht ſtehen wollte und von der heiteren Reiterin fortgelaſſen wurde.

So kam der Zug ohne weitere Umſtände wieder in Bewegung, und zwar in der Richtung nach Norden, wie Golling ſie wollte und Spath ſie hoffte.

Der Boden zieht ſich dort in mäßigen Wellungen immer leiſe aufwärts nach dem Tulbinger Kogel. Man kann faſt ſagen, es iſt ein breiter Kamm, welcher hier quer über die ſchmale Seite des Wiener Waldes leitet. Tiefere Thäler und Schluchten ſind faſt nur auf der rechten Seite, und der Zug rückte alſo ziemlich bequem vorwärts, am Schluſſe desſelben die Reitergruppe. In der Frühlingsſonne, welche durch die laubloſen Bäume herabdrang und einzelne ſchöne Blicke nach rechts hinüber, nach dem Gebiete des Hermannskogels, mit prächtigem Licht und Schatten ſchmückte, ſchien ſich die Reitergruppe ganz heiter zu fühlen. Sogar Gräfin Iſabella ſchloß ſich der munteren Nachfrage Ludmillens an: was denn die Expedition zu bedeuten habe, und was oder wen man ſuche?

— Harmloſe Bekanntſchaft, entgegnete Norbert lachend, ganz harmloſe! Mehr Sachen als Menſchen —

Ein gellender Pfiff zur Rechten unterbrach ihn, ein gellender Pfiff zur Linken antwortete.

Ludmillens Rappe fuhr in die Höhe.

Ein gellender Pfiff vor dem Zuge, ein gellender Pfiff hinter dem Zuge folgte.

Betroffen ſtand Alles ſtill, nur der Rappe wollte nicht ſtehen. Man ſah Niemand.

Links und rechts hatte man ein enges Stangenholz junger Buchen, in welches der Weg vor etwa zwei Minuten eingebogen war nach rechts abwärts.

— Was iſt das? Was bedeutet das? rief vorn Medardo, rief hinten Norbert dem Jäger Golling zu.

Dieſer zuckte die Achſeln.

Gellend wiederholten ſich die Pfiffe von allen Seiten. Es war unbehaglich für alle Theilnehmer der Expedition.

— Vorwärts, damit wir aus dem engen Holze herauskommen! commandirte Medardo, und Norbert hatte doch nun die Entſagung, daß er den Damen rieth, umzukehren. Er hoffte, ſie unten in Hernals wiederzuſehen, und drängte ſein Pferd durch die beſtürzt zur Seite weichenden Guardiſten nach vorn, um die Führung zu übernehmen.

Das enge Stangenholz endigte, und ein ziemlich hoher Unterwuchs von Kiefern bedeckte die ſanften Seitenlehnen eines Thales, in welches der reitende Norbert tapfer vorrückte. Der hindurchführende Weg auf der tiefſten Thalſohle war ſchmal und wenig betreten oder befahren. Es war der Eingang zu jener Kühbacher Einöde, in welcher Spath und Conrad ihren Hauptſchlag führen wollten.

Augenblicklich war Alles ſtill. Die Pfeifenden zogen ſich näher an einander, um aus den Kieferbüſchen hervor zum eigentlichen und doch gedeckten Angriffe überzugehen.

Die Ruhe dauerte aber nur kurze Zeit. Norbert und die Guardiſten waren eine kurze Strecke in die Einöde vorgerückt, und Ludmilla hatte hinten ihren Rappen noch nicht ſo weit zur Ruhe gebracht, daß er ſich auf dem ſchmalen Raume zum Rückwege wenden ließ — da krachten von links und rechts unten zu beiden Seiten der Guardiſten Schüſſe.

Dieſe bedenkliche Aeußerung hatte unmittelbare Folgen. Ludmillens Rappe drehte ſich wie ein geübter Tänzer jählings um und ging durch, Iſabellens und deren Diener Roſſe heftig zur Seite ſtoßend; Medardos Hut flog vom Kopf, und die Guardiſten nahmen mit ziemlicher Berechtigung an, daß dies Fliegen des Hutes durch eine Kugel verurſacht ſei. Sie fuhren auseinander, wie eine Schaar Krähen, unter welche eine Ladung Schrot fährt, und bemerkten es kaum, daß ihr Führer, der Jäger Golling, dieſen Moment der Zerſtreuung ſeinerſeits benützte, um mit einem langen Schritte links zwiſchen die jungen Kiefern zu treten und zu verſchwinden.

Tapfer ſein zu ſollen, wenn man den Feind nicht ſieht, von welchem man angegriffen wird, das hat ſeine große Schwierigkeit. Die Guardiſten fühlten ſich nicht berufen, dieſe Schwierigkeit mit Glanz zu löſen. Sie dachten auf ſchnellen Rückzug. Norbert aber wollte ſein Cavaliersblut nicht verleugnen, und wollte auch nicht in ſeinem erſten weltlichen Unternehmen ſchmählich ſtecken bleiben. Er rief alſo ſeinen Leuten zu, ihm nach vorwärts zu folgen, es werde gewiß bald freier Raum kommen, der ſolchen Hinterhalt unmöglich mache, ja, man ſei wahrſcheinlich nahe am Ziele, und werde eben deshalb ſo meuchleriſch angegriffen. Medardo hatte während dieſer Rede ſeinen Hut geſucht und gefunden, und die zwei runden Löcher im Kopfende desſelben hatten einen entſchiedenen Eindruck auf ihn gemacht. Nicht ohne Bläſſe des Antlitzes dieſes Zeugniß betrachtend, ſchritt er zu Norbert hin. Er hielt den Hut mit den Löchern ſtandhaft in die Höhe, zum Beweiſe, daß Grund vorhanden ſei, die Sache zu überlegen, und zeigte mit unſicherer Hand abwärts ins dicht bewachſene Thal. Es ſehe keineswegs danach aus, als ob das üble Terrain da unten ſich verändern wolle, der Führer ſei verſchwunden, man ſei wahrſcheinlich verführt, und es ſei viel gerathener, raſch in das Stangenholz zurückzueilen, in welches man doch wenigſtens eine Strecke hinein ſehen könne, während man inmitten dieſer jungen Nadelholzbäume auf drei Schritte angeſchoſſen und erſchoſſen werden könne, ohne daß man den Gegner entdecke.

Daß ſich dieſe Beſprechung in die Länge zog, hatte einen gewiſſen Uebelſtand: ſie verſchaffte den Gegnern Zeit, ihre Gewehre wieder zu laden. Conrad beſonders that dies mit großer Haſt, und ſtopfte wieder eine Kugel in den Lauf, unbekümmert darum, ob man das ſchwere Aufſetzen desſelben durch den Ladeſtock hören und ihm durch Zuſchleichen beikommen könne. Er war beim erſten Schuſſe auf die „rothe Feder“, welche er ſich natürlich ausgeſucht, unſicher geweſen, ob er's bis zum Todtſchießen treiben ſolle, und hatte beim Abdrücken abſichtlich etwas hochgehalten. Jetzt aber, nach dem erſten Schuſſe, glich er einem Raubthiere, das Blut gekoſtet. Der zweite Schuß ſollte in Fleiſch und Knochen ſchlagen, dachte er jetzt, indem er ſich ſelbſt erhitzte, und — dachte er weiter, gleichſam um ſeine That durch den höheren Zweck zu erhöhen — Fleiſch und Knochen eines vornehmen Jeſuiten ſollen es ſein. Den Reiter, Norbert ſelbſt wollte er aufs Korn nehmen.

Die Angreifer im Dickicht hatten den Vortheil, an der Berglehne erhöht über ihren Gegnern zu ſtehen, und Conrad hatte ſich außerdem noch eine kleine Erhöhung des Bodens ausgeſucht, vor welcher nur niedrige Kieferſträucher ſtanden. Wenn er hinter ſeinem Bäumchen hervortrat, ſo überſah er unten Alles. Er war gerade fertig mit ſeiner Ladung, als Norbert den Vorſtellungen Medardos nachgegeben und ſich zum Rückzuge entſchloſſen hatte. Um Ruhe und Tapferkeit darzuthun, behielt Norbert jetzt die letzte Stelle, als wollte und könnte er den Rückzug decken, ja im Bedürfniſſe eines übertriebenen Anſtandes wendete er ſeinen Kopf nach rückwärts und drohte mit dem Schwerte, das er gezogen, nach der verrätheriſchen Berglehne hinauf. Kaum hatte er dies gethan, ſo krachten wieder mehrere Schüſſe, und ſein Pferd ſtürzte zu Boden.

Die Guardiſten, nur die Schüſſe hörend und ſich nicht umſchauend, ergriffen nun unbedingt das Haſenpanier. Conrads lautes und freches Gelächter ſchallte hinter ihnen her.

Dies Gelächter zog Spath und Genoſſen zum Bart-Conrad. Auch den Jäger Golling. Denn in den dichten Büſchen bedurfte es auch für ſie ſolch eines Zeichens zur Orientirung.

Spath war der Erſte, und er machte Conrad Vorwürfe, daß er ſcharf geladen und die vornehmſte Perſon niedergeworfen. Das ziehe Rache auf den Hals und halte zunächſt die Gegner hier im Walde feſt, wo ſie am Ende doch durch irgend einen Zufall den rechten Weg in die Förſterei entdecken könnten.

– Der Denkzettel iſt dem glatten Burſchen geſund! entgegnete Conrad. Viel wird er nicht einmal haben, denn ich habe vorne aufs Schulterblatt des Pferdes gehalten. Höchſtens hat er was ans Bein gekriegt.

Spath pfiff nun noch einmal, damit auch der noch fehlende Köhler ſich einfinden konnte, und dann brachen ſie nach Golling's Rathe auf. Sein Rath ging dahin, daß ſie nun den richtigen Weg zur Förſterei, welcher auf dem Raſenſtreifen hineinführte, vorſichtig verlegen ſollten. Der Anführer mit der rothen Feder habe dort geſtutzt, und man ſei nicht ſicher, daß er auf dem Rückwege dort noch einen Verſuch mache rechts einzubiegen.

Man eilte alſo, die Guardiſten rechts im Bogen zu umgehen.

Unerwartet kam dieſen Kämpfern für das Aſyl in der Förſterei von anderer Seite Hilfe. Vom Hernalſer Schloſſe nämlich, und zwar von einer Seite, auf welche Niemand mehr zu hoffen gewagt.

Frau Amalie war eine ernſte, gewiſſenhafte Natur. Sie fühlte ſich immer getrieben, Alles daranzuſetzen, wenn das gefährdet wurde, was ſie für recht und gut hielt. Obwol eine ſchwächliche Frau, fühlte ſie ſich dann getrieben, auch ihre eigene Perſon einzuſetzen, ſelbſt wenn wenig Erfolg von dieſem Opfer zu erwarten ſtand. Da denn ihr Mann jede Hilfeleiſtung verſagte, und die kleine Ausrüſtung und Abſendung Spath's ihr ungenügend erſchien, ſo wollte ſie ſelbſt an Ort und Stelle. Einen Augenblick hatte ſie — wie ſchon erwähnt — geſchwankt, ob ſie ſich nicht auch Ludmillens bedienen ſollte, welche eben mit Iſabellen und Norbert nach den Pferden hinabgehen wollte in den Hof. Sie hatte bei Harrach's und hatte jetzt wohl erkannt, welch ein ſträfliches Feuer in dem jungen Jeſuiten aufloderte für Ludmillen, und der Gedanke drängte ſich ihr auf, dies zu benützen. Wenn ſie Ludmillen veranlaßte, ihre Macht zu gebrauchen, damit der Expeditionsführer abgelenkt und abgeführt würde von ſeinem Ziele, ſo koſtete dies nur einige kleine Künſte der Coquetterie, für welche ja leider das ſchöne Mädchen ſchon begabt zu ſein ſchien. Aber ihr Inneres widerſetzte ſich dieſem Mittel; ſie verwarf es. Sie ließ die Reitergruppe hinweg ohne irgend eine Mittheilung. Aber ſie trug ihrem Diener auf, für ſie einſpannen zu laſſen, den kleinen offenen Wagen, der ſchmal und leicht für ihre Spazierfahrten durch Feld und Wald eingerichtet war. Nach dieſem Auftrage verließ ſie das Zimmer, in welchem der diesmal gegen ſie ſiegreiche Freiherr umherſchritt.

— Wohin gehſt Du?

— Meine Kleidung wechſeln! erwiderte ſie einfach.

Der Freiherr hatte ſich ſeines Sieges gefreut, ſo lange Andere zugegen waren, die allenfalls ſeine Haltung und ſeinen Erfolg bewundern konnten. Dieſe Stimmung änderte ſich jetzt.

Die ſtumme Ergebenheit ſeiner Frau fing an, auf ihm zu laſten.

Er verehrte ſeine Frau, und es war ihm eigentlich ein Bedürfniß, daß ſie all ſeine Handlungen billigte. Hatte die Eitelkeit ihn getrieben, ſich ſelbſtſtändig und gebieteriſch zu erweiſen, ſo blieb doch gleich darauf die Frage nicht aus: Was ſagt Amalie dazu? Biſt du ihr gegenüber auch wol zu weit gegangen? Haſt du ihr unrecht, haſt du ihr weh gethan? — Wenn ſie nun gar ſchwieg, wie jetzt, und in ihren kurzen Antworten keine Gereiztheit zeigte, ſondern nichts als ſtille Ergebung, ſo wurde ihm peinlich zu Muthe. Er war im Grunde gut, und er konnte es nicht vertragen, daß ſein Sieg errungen ſchien mit unlauteren Mitteln, mit Mitteln, welche ſeine Amalie nicht billigen mochte.

Hierin war ſein Stolz in der That der Weg zu ſeinem Adel.

Er ging immer raſcher umher und fürchtete nur, ſie würde nicht mehr eintreten ins Zimmer. Er wollte mit ihr ſprechen; aber es mußte ſich die Gelegenheit leicht und natürlich machen; er mußte ihr nicht nachlaufen müſſen. Unten fuhr der kleine Wagen vor. Drüben öffnete ſich die Thür ſeiner Frau.

Sie ging unmittelbar nach der Stiege zu.

Er fühlte ſich höchſt unbehaglich. Nachlaufen konnte er durchaus nicht!

Aber hinaustreten konnte er ja, um nach ſeinem Zimmer zu gehen, und dabei konnte er von fern rufen: „Wohin fährſt Du denn?“ — Ja, das konnte er, ohne ſich etwas zu vergeben.

Und ſo geſchah's. Und als ſie ganz einfach antwortete: „Zum alten Grafen!“ — da knüpfte er heftig an, wie ſie die Dinge übertreibe und wie ſie ihn ins Unrecht ſetze, als ob er unempfindlich und gemüthlos und was ſonſt noch ſei. Das habe ja doch gar keinen Zweck, daß ſie allein da hinauffahre. Wenn er auch nicht an gewaltſame Scenen glaube, wie ihre Phantaſie vorhin ausgemalt, ſo könne er doch ſie nicht einer ſolchen — Möglichkeit ausſetzen, und wenn denn ihr wunderlicher Eigenſinn abſolut da hinauf müſſe, ſo wolle er ſie wenigſtens begleiten und begleiten laſſen durch Dienſtleute.

— Die Knechte aus den Ställen, rief er über die Stiege hinunter, ſollen alle herbeikommen, ſogleich!

Der Diener aber erwiderte aus dem Hausflur mit lauter Stimme herauf:

— Es ſprengt eine Schaar Reiter über die Brücke in den Hof herein, gnädigſter Herr Baron!

So war es. Ein hochgewachſener, älterer Mann, neben ſich auf kleinerem Pferde ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, hinter ſich ein berittenes Gefolge von etwa zehn Mann, galoppirte in den Schloßhof und parirte einen hohen Schimmel feſt und gelaſſen, indem er zu dem jungen Mädchen heiter rief: „Da ſind wir, Purzel!“ und dem Diener im Hausflur zuſchrie:

— Wenn der Freiherr daheim iſt, ſo ſag' ihm flugs: Der Georg ſei da, der Loß aus Böhmen! Schwenk' Dich, wir haben Hunger und Durſt.

Dieſer blonde Mann von hohem, ſtattlichem Wuchſe, Ludmillens Vater, ſtand in den Fünfzigern. Das feine, blonde Haar war aber erſt hie und da an den Spitzen weiß angehaucht, im vollen Barte war es ſogar etwas dunkler, als auf dem Haupte, und eine kerngeſunde, lichtbraune Hautfarbe machte dies kleine Haupt — es war anmuthig klein im Verhältniſſe zu der wohlgebauten, hohen Geſtalt — gleichſam leuchtend von geſunder Lebensfriſche. Die blauen Augen ſchauten treu und fröhlich, die Bewegungen waren die eines Jünglings, und die volle Stimme klang immer wie herausfordernd zu Lebensluſt und Heiterkeit, als ſpräche ſie ununterbrochen: Freut euch des Lebens, ihr Menſchenkinder, dazu iſt es ja da vom guten Herrgott, welcher es uns geſchenkt hat.

In ſolcher Weiſe begrüßte er auch das Jörger'ſche Ehepaar, und ſo wurde er hier wie überall wieder begrüßt. Denn er war überall geliebt, überall willkommen. Es war, als ob der Sonnenſtrahl in das Haus dränge, welches er betrat, und das empfand Jedermann, und Jedermann fühlte ſich dadurch erfreut und dankbar für die Ankunft des guten, fröhlichen Loß. Die ſorglichſten, unzufriedenſten Menſchen pflegten im Stillen zu ſagen, wenn Loß ein paar Minuten bei ihnen war: 's iſt ja wahr, was quälen wir uns mit Sorgen und Gedanken, wir ſind Thoren! Das Leben iſt viel leichter und hübſcher, als wir uns einreden, das Leben iſt ein gut Ding, der Loß hat Recht! Und ſie ſchüttelten ihm dankbar die Hände.

So that auch der Freiherr jetzt, den Loß von der peinlichen Gewiſſensfrage in Bezug auf die Scene mit ſeiner Frau nun raſch und gründlich befreite. Raſch und gründlich, denn er theilte dem Loß geſchwind ins Ohr mit, um was es ſich handelte, und daß er eben mit einigen Leuten hinauf wollte dem alten Grafen zur Hilfe, und daß Loß mitziehen könne ſammt ſeinen Reitern. —

— Freilich, freilich! Auf der Stelle! Wir werden doch den alten Knaben nicht den Pfaffen überlaſſen! Freut mich, daß ich ihn einmal wiederſehe. Laſſ' nur ein Fäßchen Wein aus dem Keller holen und ein Dutzend Brode herbeiſchaffen. Ein Trunk und ein Biſſen für mich und meine Leute genügt, und iſt fix abgemacht, dann hinauf, hinauf, mein lieber, immer prächtig ausſchauender Jörger und meine verehrungswürdigſte Frau Amalie, meine getreueſte, edelſte Muhme, der ich die ſchönen Hände und Füße küſſe für Alles, was ſie meiner leichtfüßigen Mille anthut, und was ſie der ganzen Menſchheit anthut, denn daß Du's nur weißt, Jörger, Du haſt den größten Schatz gehoben, der in Europa zu haben war, in dieſer Frau! Wenn ſie unglücklicherweiſe katholiſch wäre, ſo wäre ſie ſchon lange eine Heilige — nicht abwinken, nicht Nein winken, Frau Amalie, uns iſt's ja auch lieber, daß Sie noch menſchlich und irdiſch mit uns verkehren. Dem Jörger auch. Sehen Sie nur, wie ſeine Augen leuchten!

Ja, ſie leuchteten; denn er ſah, daß Alles ausgeglichen war, daß ſeine Frau die Unebenheit vergeſſen hatte. Nicht vergeben — das liebte er nicht — aber vergeſſen! Sie reichte ihm die Hand, als er auf Erledigung des Trunkes und Imbiſſes und auf ſofortigen Aufbruch drang, und er war nun in der Stimmung, die ganze Expedition der Wiener Stadtguardia zu Kraut und Rüben hauen zu laſſen, ja ſelbſt mitzuhauen.

Daß Ludmilla mit draußen, ja in Geſellſchaft der Feinde draußen ſei, kam dem Loß ſehr ſchnurrig vor.

— Wir wollen ſie zauſen, die Treuloſe! rief er, indem er ſich wieder in den Sattel ſchwang.

Aber zu „Purzel“ ſagte er doch, ſie müſſe zurückbleiben, denn es könnte bei der Gelegenheit blutige Köpfe ſetzen, und das würde ihrem jungen Köpfchen nicht beſonders gut anſtehen.

— Hängs Mäulchen nicht, Purzel, ich ſchick' Dir auch die Mille zurück, ſobald ich ihrer anſichtig werde.

Er wurde ihrer ſehr bald anſichtig, denn ſie kam verzweifelt ſchnell daher vom Schlachtfelde an der Kühbacher Einöde. Der Rappe war ſelbſt den Hohlweg hinab zur Rohrerhütte ſo ſtandhaft gejagt, daß zu beſorgen war, er würde Hals und Beine brechen, und die arme Reiterin wer weiß wohin ſchleudern Seine Knochen aber waren jung, ſie ſtrauchelten nicht, und die Reiterin, von Jugend auf an den Sattel gewöhnt, ſaß feſt; es fehlte ihr nichts, als die Macht über den Zügel. Die Gefahr beſtand nur darin, daß der Rappe vom Wege abbiegen könne, denn alsdann wurde ſie zwiſchen den Bäumen abgeſtreift, wie die Schale vom Kern, bei welcher Procedur keine Schale ganz zu bleiben pflegt. Der Rappe aber folgte inſtinctmäßig dem Wege, welchen er aufwärts gekommen, ſauſte durch Dornbach und ließ erſt im Sturmſchritte nach, als er das Hernalſer Schloß von weitem ſah.

Von da kam eben die Karawane, das kleine Gefährt der Frau Amalie voraus, neben ihm links und rechts der Freiherr von Loß und der Freiherr von Jörger, hinter ihnen ein Dutzend Reiter und mehrere bewaffnete Fußgänger.

Loß hatte vortreffliche Augen, er erkannte ſeine Mille von weitem und jauchzte auf wie ein Juchheſchreier auf dem Gebirg, und als ſie bei einander waren, da winkte er ſeinem Reitknechte, den Rappen am Zügel zu halten, damit er feſtſtehe, und dann hob er ſein Mädchen aus dem Sattel und ſetzte ſie ſich auf den Schooß — *ſein* Pferd war gut gezogen — und herzte und küßte ſie wie ein Liebhaber ſein Liebchen.

Nachdem nun raſch erzählt war, was mit ihr vorgegangen und warum er ſeinerſeits plötzlich doch von Horn aufgebrochen, hatte er ſie wieder auf den Rappen geſetzt, und ſie ritt mit. Denn ſie that's nicht anders. Purzel müſſe warten. Die Iſabella ſei ja noch zurück, und wiſſe nicht, was aus ihr geworden; die müſſe beruhigt werden, und ſie ſelbſt ſei gar nicht angeſtrengt, denn es ſei ja leicht und ſchnell da herabgegangen auf dem Rappen. Der Rappe allein habe die Unkoſten getragen.

Papa Loß fand lachend das Alles gut und ſchön, und freute ſich ſeines tapfern Mädchens, und als man in Dornbach der im Galopp daherkommenden Iſabella begegnete, meinte er:

— Da nun doch einmal ſchon zwei Frauenzimmer dabei ſind — und Frau Amalie brauchen wir zum Wegweiſen — ſo kann auch das dritte mitreiten. Wir ſtellen Euch ins Hintertreffen, wenn's losgeht.

Auch Iſabella ließ ſich's gefallen; ſie war auch neugierig, daß ſie nun ausführlicher erfahren ſollte, wer und was Alles da oben zu finden und zu ſchützen wäre. Sie glich dem Monde, der bei allen Stürmen gleichmäßig kühl am Horizonte dahinzieht.

Als die Karawane durch den Hohlweg hinaufgekommen war, wendete der Kutſcher der Frau Amalie ſein Gefährt links auf dem Raſenſtreifen hinein in den engeren Wald. Er hatte ſeine gnädige Frau ſchon mehrmals da heraufgefahren.

Spath und Conſorten geriethen in Aufregung, als ſie des herannahenden Geräuſches inne wurden; ſie rüſteten ſich eilig, denn ſie glaubten, die Guardiſten hätten jetzt doch den richtigen Weg entdeckt. Wie erſtaunt war Spath, als er an der Spitze des Zuges ſeine Herrſchaft entdeckte! Uebrigens war er und war Golling gar nicht erbaut von dem Heranziehen der Karawane. Bei ſo vielen neuen Mitwiſſern war es nun doch wol vorbei mit dem geheimnißvollen Aufenthalte des verehrungswürdigen Eremiten im Forſthauſe. In Frage kam nur noch, ob man den Rückzug der Guardiſten nicht doch noch beobachten ſolle. Beſonders nöthig ſchien es nicht mehr. Sie würden wol Noth und Sorge genug haben, meinte man, ihren niedergeworfenen Hauptmann, der doch wol beſchädigt ſei, von dannen zu bringen. Zudem wurde derjenige, welcher am ſorgfältigſten auf Sicherſtellung bedacht war, Spath, der Gärtner, von Frau Amalie in Anſpruch genommen. Sie ſendete ihn eiligſt voraus in die Förſterei, damit der alte Graf von dem Schrecken der Ueberraſchung bewahrt und von dem heranziehenden maſſenhaften Beſuche in Kenntniß geſetzt werde. Golling hätte wol auch noch den Beruf gehabt, die Guardiſten im Auge zu behalten, ihn aber befing eine andere, und zwar eine häusliche Sorge. Dieſe Maſſe von Menſchen werde gewiß, dachte er, Bedürfniſſe mitbringen in ſeine Behauſung, nämlich Hunger und Durſt. Der alte, freigebige Herr Graf werde befehlen, daß man dieſen Bedürfniſſen genugthue mit Speiſe und Trank, woher ſollte Mutter Golling ſo viel Nahrungsmittel nehmen?!

So zog man denn von dannen, und es wurde nichts angeordnet zur Sicherſtellung vor den Guardiſten.

Dieſe waren allerdings eine zeitlang gar nicht in der Stimmung geweſen, etwas Neues zu unternehmen. Aber ſeit jenem erſten Schrecken in der Kühbacher Einöde war eine Stunde vergangen; ſie hatten Zeit gehabt, ſich zu faſſen.

Als ſie auf der Flucht inne geworden, daß ihr Anführer fehle, waren ſie beſtürzt ſtillgeſtanden. Die Schmach wäre doch zu groß geweſen, ſich nicht um ihn zu bekümmern! Vorſichtig alſo hatte ſich Medardo mit einigen ſeiner Leute zurückgeſchlichen, und hatte Norbert beigeſtanden, daß er ſich unter dem todten Roſſe — es war mauſetodt — hervorarbeite.

Er war hart mitgenommen. Das Thier, mitten durch die Lungenflügel geſchoſſen, hatte ſich im Todeskampfe heftig gewälzt, aber der Tod war glücklicherweiſe raſch eingetreten. Norbert war bis zur Ohnmacht gequetſcht und gedrückt worden, und hatte deshalb nicht ſogleich Bewußtſein und Kraft gefunden, ſich frei zu machen.

Medardo, der Norbert dann dieſen Dienſt erwies, that es mit gemiſchten Gefühlen. Zunächſt fühlte er ſich doch nicht ſicher vor den undurchſichtigen Gebüſchen. Die Feinde konnten ja noch da ſein und konnten ſich von neuem unangenehm äußern. Er veränderte deshalb beim Hervorziehen Norberts zum öfteren ſeine Stellung, um dem etwaigen Zielen Schwierigkeit zu bereiten, und dabei war ſein raſch aufblitzendes Antlitz verdrießlich ängſtlich. Alsdann aber zeigten ſich doch auch auf dieſem Antlitze die Lichter einer nichtswürdigen Schadenfreude, wenn er an den Gliedmaßen des bisher ſo gefürchteten, vornehmen, geiſtlichen Herrn zerrte. 's iſt ſchmählich, aber es iſt nicht zu leugnen: der langjährige Sklave geiſtlicher Herren empfand eine bösartige Genugthuung, daß endlich einmal auch ſeiner Herrſchaft ſchmerzlich mitgeſpielt würde.

Als Norbert auf den Beinen ſtand, ſchien es zweifelhaft, ob er ſich auf denſelben erhalten könne; er wankte bedenklich. Die Erſchütterungen waren arg geweſen, und es fand ſich auch, daß die Kugel ihn am Knie geſtreift hatte. Aber ſeine moraliſche

Kraft erwies ſich doch zum Herrſchen geeignet: ſie ermannte ſich in kurzer Friſt und zwang die verſagenden Glieder zu leiblichem Gehorſam. Unter beiden Armen geſtützt, machte er einige Schritte, und erklärte dann, daß er vermittelſt eines Stockes gehen könne. Der Stock ward abgeſchnitten, und nun ſetzte ſich Norbert — zum gelinden Schrecken Medardos — in derſelben Richtung thalabwärts durch die Schlucht in Bewegung, in welcher der Marſch unterbrochen worden war durch den Ueberfall. Medardo hatte zu dieſer Richtung gar kein Vertrauen mehr, und war überzeugt, der gedeckte Ueberfall werde ſich über kurz oder lang erneuern.

— Um ſo raſcher müſſen wir trachten, aus der Schlucht hinauszukommen! erwiderte Norbert. Ruf' Deine Leute herab und vorwärts!

Die zögernd herankommenden Guardiſten ſuchten dadurch noch einen Aufſchub zu erwirken, daß ſie Sattel und Zaumzeug vom todten Pferde löſten; aber Norbert gebot ihnen, ſich damit nicht zu belaſten. Sie verſteckten es im Dickicht und marſchirten langſam hinter dem mühſam am Stock vorſchreitenden Führer. Medardos Zweifel beſtätigte ſich: die wegſame Schlucht ſchien kein Ende zu nehmen, und als endlich links und rechts höheres Holz begann, da verſchwand auch unten auf dem Raſen die letzte Spur eines Weges. Norbert konnte nicht mehr widerſprechen, daß der nichtswürdige Jäger ſie in einen Holzweg geführt. Nun erklärte ſich auch das Aufhören des verdeckten Angriffes. Die Feinde hatten die irregeleiteten Guardiſten ihrem Schickſale überlaſſen.

Was nun? Selbſt Norbert mußte eingeſtehen, jetzt ſei nichts rathſamer, als umzukehren und ſich in Dornbach einen neuen Führer zu verſchaffen.

Sie kehrten um und marſchirten niedergeſchlagen wieder aufwärts nach dem Kamme oberhalb des Hohlweges, um da hinabzuſtolpern. Ein Guardiſt hatte nicht unterlaſſen, ſich mit Sattel und Zaum zu beladen. Man weiß, wie ſehr die Frühlingswärme ermattet; der arme Kerl ſchwitzte und ſtöhnte unter ſeiner Laſt, und da auch Norbert in Schweiß gebadet war, ſo ließ Medardo kurz vor dem Hohlwege eine Raſt machen. Während er ſich ſelbſt umſchaute nach einem alten Baumſtumpf zum Seſſel, wurde er inne, daß es derſelbe Punkt war, wo ſie des Morgens beim Kommen ſtillgeſtanden — richtig! da zog ſich der Raſenſtreif hinüber. Der war ihm ja beim Herwege ſchon aufgefallen, und jetzt — was ſah er?! Eine friſche Wagenſpur und weiterhin ganz friſchen Miſt von Pferden!

— Hier iſt ein Wagen nach uns gekommen! Das iſt ein Weg! Vielleicht der, welchen wir ſuchen!

Er ſpürte vorſichtig eine Strecke weiter und kam mit der Nachricht zurück: ſeine Vermuthung beſtätige ſich vollkommen.

— Wohlan denn, rief Norbert, da hinein! Ordnet Euch, macht Euch fertig! Du, wirf den Sattel weg! Vielleicht ſind wir ganz nahe am Ziele und haben einen Angriff zu beſtehen, denn unſere Feinde aus dem Hinterhalte da unten werden ſich wol nun hier irgend wo auf die Lauer gelegt haben. Still und vorſichtig vorwärts!

Das wurde leicht. Der Raſenweg ging nur eine kurze Strecke durch enges Holz. Dann leitete er unter hohe Buchen, und hier war kein ſolcher heimtückiſcher Ueberfall möglich.

Es war jetzt ſchon die Mittagszeit vorüber. Die Sonne hatte Dünſte zuſammengezogen, welche ſich zu leichten Wolken geballt hatten und jetzt als warmer Frühlingsregen niederfielen.

Das kam ſcheinbar dem Guardiſtentrupp zu ſtatten. Die jetzt ſo zahlreichen Bewohner der Förſterei nämlich waren durch den Regen alle unter Dach und Fach genöthigt worden, und Niemand konnte von fern bemerken, daß die Guardiſten in den Park einmarſchirten, vielleicht in ihre Mauſefalle! Vielleicht auch nicht! Zwanzig bewaffnete Männer, welche den Vortheil des Angriffs und der Ueberraſchung für ſich hatten, waren doch auch im Stande, dieſer allerdings wol ebenfalls mit zwanzig Männern angefüllten Häuſer habhaft und mächtig zu werden.

Norbert und Medardo dachten nicht im entfernteſten an eine ſolche Anzahl von Gegnern. Die Gegner aus der Kühbacher Einöd' waren zweifelsohne gering an Zahl geweſen, und nur das unzugängliche Terrain hatte ſie furchtbar gemacht. Waren ſie alſo auch jetzt hier in den zwei Häuſern, mit ihnen war ſicherlich fertig zu werden. Ja, Medardo war der kecken Meinung: man ſolle keinen entwiſchen laſſen. Warum? Das Gelächter nach dem letzten Schuſſe, das Gelächter bei der Flucht da unten im Hohlwege war ihm ſo verzweifelt bekannt. Es hatte ihn auf die ärgerlichſte Weiſe an ſeinen Buſenfeind, an den Bart-Conrad, erinnert. Dieſen frechen Lacher zu fangen, war ein wichtiger Nebenzweck. Deshalb ſtellte er jetzt, ehe er eindringen mochte, Wachtpoſten aus um beide Häuſer. Norbert widerſprach zwar, denn der ſteinalte Graf werde ja doch nicht entlaufen können, aber Medardo wußte, was er wollte, und ſetzte ſeine Wachtpoſten durch.

In den Häuſern ahnte Niemand den Ueberfall. Golling kam nicht mehr zur Beſinnung, denn es war wirklich Speiſe und Trank nöthig, und Frau Golling hatte den Kopf verloren. Golling ſelbſt alſo mußte überall Hand anlegen und die Vorräthe zweckmäßig vertheilen. Nandl war ihm behilflich, und da bald Dieſer, bald Jener — beſonders Poldi, welcher gern den Tauſendſappermenter ſpielte — ſich eine kleine Freiheit bei ihr herausnahm, ſo war auch Spath durch peinliche Aufmerkſamkeit gefeſſelt. Denn ein Liebhaber wird innerlich ſehr beſchäftigt, wenn er dergleichen mit anſehen muß. So hatte auch Spath keine Gedanken mehr für auswärtige Gefahr. Der Lärm war groß im Hausflur, wo die Dienſtleute des Freiherrn von Jörger und die Reitknechte der jungen Freiin Harrach untergebracht waren. Im Wohnzimmer Golling's waren die Hernalſer Kutſcher und der Bart-Conrad um den Eßtiſch gruppirt, Herrn

Loßens Reiter aber und der Köhler labten ſich drüben beim Gärtner Trumm, unbekümmert um den in hitzigem Fieber ſtöhnenden Odontius.

Alle Herrſchaftlichen waren drüben im großen Salon des alten Grafen, und wurden von Tſchirill bedient, ſo weit Bedienung nöthig war, denn die „Herrſchaften“ — ſagte Golling ſeiner Frau zum Troſte — die eſſen und trinken nicht ſo oft wie die gemeinen Leute!

Hier war der alte, räthſelhafte Graf Mittelpunkt für Alle. Er litt ſehr darunter. Stundenlang hatte er den rohen Raupowa ertragen müſſen, und der ſchmeichleriſche Vetter Rudolph von Mitzlau hatte ihm ebenfalls keinen günſtigen Eindruck gemacht. Seiner Lebensweiſe und ſeinem Alter war zudem jede längere Geſelligkeit äußerlicher Art fremd geworden. Sie ſtrengte ihn an. Nun war ein neuer Schwarm hereingebrochen, allerdings wol mit Perſönlichkeiten, welche ihm theils vertraut und lieb waren, wie Frau Amalie, theils ihn recht wohl anmutheten, wie der friſche Loß und die jungen Damen — denn er ſah gern junge Mädchen. Aber es war doch zu viel für ihn; er ſaß gebrochen in ſeinem Seſſel, und überließ dem redſeligen Loß die Koſten der allgemeinen Geſprächsführung. Dieſer trug ſie tapfer, denn er hatte auch Dinge zu berichten, welche die für Jedermann wichtigen allgemeinen Angelegenheiten betrafen: was in Horn beſchloſſen worden ſei, wo die evangeliſchen Landſtände Niederöſterreichs tagten, und wo eine lebhafte Verbindung mit den oberöſterreichiſchen, oder wie man lieber ſagte, mit den „obderennſiſchen“ ſtattfand, wo man endlich im nächſten und lebendigſten Verkehr ſtand mit dem Aufſtande in Böhmen. Die ſüdweſtlichen Kreiſe von Böhmen grenzen dort unmittelbar an Oeſterreich, während ſich gegen Oſten überall Mähren dazwiſchenſchiebt, und dort im Weſten drängten ſich auch damals im erſten Jahre des Aufſtandes die Truppenbewegungen der Kaiſerlichen und der Böhmiſchen zuſammen. Budweis war der damalige Mittelpunkt. Man ſchlug ſich noch nicht, aber man beobachtete ſich, man wechſelte drohende Redensarten, die ihre „Wenn“ und „Aber“ hinter elaſtiſche Rechtsausdrücke verſchanzten, bis der Moment gekommen wäre, alle „Wenn“ und „Aber“ mit dem Schwerte zu durchhauen.

— Und das kann nun jeden Tag eintreten, meinte Loß, denn unſere Herren Directoren in Prag haben durch ein offenes Patent unter Ankündigung der allerſchwerſten Strafen die Weiſung erlaſſen, das Volk zu Roß und zu Fuß in Bereitſchaft zu halten, und durch Friedensanträge des Königs — des ſogenannten — ſich nicht irre machen zu laſſen. Die bisherigen Kaiſerlichen — denn jetzt ſind ſie's ja nicht mehr, da es keinen Kaiſer mehr giebt — haben durch Boucquoi unſeren Anführern einen Waffenſtillſtand anbieten laſſen. Aber die Unſerigen haben kurzweg erwidert, hiezu hätten ſie von den Directoren keinen Befehl, und haben den Boucquoi aufgefordert, das böhmiſche Land zu räumen, da man ja nach des Kaiſers Tode gar nicht abſehe, in weſſen Namen er jetzt noch das Commando führe. Dieſer Boucquoi aber wird nun auch kurz angebunden, und es gilt für ausgemacht, daß dieſer walloniſche Kriegsmann vom Erzherzog Albrecht in den Niederlanden ganz und gar an den Herrn in Wien abgetreten worden iſt, und als Feldhauptmann den Krieg leiten ſoll. Ebenſo der Dampierre. Sie holen ſich die ganze Kriegsleitung aus den Niederlanden, und unſer Thurn wird aufpaſſen müſſen, denn ſie haben da draußen mit den Spaniern das Kriegshandwerk gründlich erlernt. Kurz, während wir hier ſchwatzen, kann's drüben ſchon losgegangen ſein, wenn's nicht immer noch an Geld fehlt diesſeits und jenſeits der Donau. Es iſt aber auch grauſam, was das Kriegführen Geld koſtet! Der Budowa hat mir neulich geſagt, daß wir monatlich zweimalhunderttauſend Gulden brauchen, um den Sold zu zahlen und nur das Nöthigſte zu beſtreiten. Daß ich Dich, Wilhelm, hier bei Wien finde — ſetzte er gegen Raupowa gewendet hinzu — iſt ein ſchlimmes Zeichen. Drüben wartet Alles auf Dich und die Gelder, welche Du eingetrieben.

— Ich bin eiligſt drüben, erwiderte Raupowa, ſobald Dein Nachbar, der Zierotin, ſeine Truhen aufſchließt und ſeinen Theil beiſteuert.

— Schließt auf, alter Herr, ſchließt auf! Was ſoll Euch der Mammon bei ſo hohen Jahren, und gar einem Philoſophen wie Ihr ſeid? Diogenes war mit einer Tonne zufrieden und mit etwas Sonnenſchein! Ihr ſeid ja der mähriſche Diogenes; ſchließt auf!

— Wofür? Wozu? ſagte leiſe vor ſich hin der alte Herr.

— Für Vaterland, Freiheit und Religion! ſchrie Raupowa.

— Für die gute Sache! rief Loß.

— Fürs Vaterland? fragte Zierotin zurück und richtete ſich ein wenig auf. Ihr mögt Recht haben, daß ich durch mein langes Wandern für dies Wort und dieſen Begriff etwas zu wähleriſch geworden bin. Die Menſchheit iſt mir zu wichtig geworden, und darin mag eine Schwäche liegen. Es iſt eine Stärke, ſeinem nächſten Kreiſe ganz anzugehören, ſeinen verwandten Kreiſen ſich opfern zu können. Scheltet darum mein Schickſal, ſcheltet auch mich. Es mag verdient ſein. Aber laßt auch mich ſchelten. Was macht Ihr aus unſerem Vaterlande?! Da ſagt mir der junge Mann hier — und er deutete auf Hans, welcher zwiſchen Ludmilla und Iſabella an der Glasthür ſtand — Ihr habt eine Commiſſion eingeſetzt, welche unſere ſlaviſchen Landeskinder von den deutſchen Landeskindern trennen, und die letzteren allmälig austilgen ſoll. Die deutſchen Landeskinder ſollen fortan nur in unſerer ſlaviſchen Sprache unterrichtet werden, und Kinder, welche der ſlaviſchen Sprache nicht mächtig ſind, ſollen ausgeſchloſſen ſein von dem Erbrechte an die liegenden Güter ihrer Eltern. Vor den Gerichten habe allein die ſlaviſche Sprache zu gelten, in dieſer nur ſei der Religionsunterricht zu ertheilen, in dieſer nur ſei zu predigen, und jeder Geiſtliche, der deutſch predige, ſei aus dem Lande zu jagen. Iſt dem ſo?

— Ja! ſagte Raupowa mürriſch.

— Leider! ſagte Loß.

— Iſt das unſer Vaterland? Was wird ſo aus unſerem Vaterlande? Ein Land, das wir nicht kennen, ein Land, das ich nicht möchte, das eine große Anzahl der jetzigen Bewohner nicht möchte. Ein anderes, in überlebte Jahrhunderte zurückgedrängtes Land. Die ſlaviſche Sprache meiner Heimat iſt mir lieb und werth. Nicht minder die Sitte und Art meiner Heimat. Aber dies iſt noch nicht das Weſen meines Vaterlandes. Die Sprache, die Sitte und Art unſerer ſlaviſchen Abkunft iſt ſeit Jahrhunderten vermiſcht worden mit deutſchen Beſtandtheilen, ja ſie iſt gerade in allen Dingen der Bildung mit deutſchen Beſtandtheilen verwachſen, von deutſchen Beſtandtheilen *überwachſen*. Soll dieſe Bildung ausgeriſſen werden aus uns? Sollen wir wieder Kinder werden? Wißt Ihr, was das heißt, wenn ein Volk ſeine ganze geſchichtliche Entwicklung ausſtreichen oder wenigſtens verleugnen will? Es heißt Selbſtmord. Die geſchichtliche Entwicklung iſt der Geiſt Gottes, wie er ſich in einem Volke entfaltet hat. Und ihn wollt Ihr austreiben? Geiſtig tödten wollt Ihr Euch, um eigenthümlich aufzuleben? Und was für eine Eigenthümlichkeit kann im glücklichſten Falle entſtehen? Die eines rohen, in der Welt, die Euch umgiebt, fremdartigen Geſchöpfes. Ein ſolches Geſchöpf iſt von allen Hilfsmitteln entblößt, welche zum Beſtehen und Gedeihen unter ausgebildeten Völkern nöthig ſind; es iſt den Nachbarn nicht mehr gewachſen, denn die bloße Macht der Fauſt iſt ſelbſt im Kriege heutiges Tags ſchon eine geringe, und da es den Nachbarn bald hinderlich erſcheint, weil es wie ein Stein unergiebig im Wege liegt, ſo wird es angegriffen, wird unterjocht und wird zerſtört. Dies iſt das Endziel, auf welches Ihr losſteuert. Sind Euch aber dieſe Gedanken zu ſpitzfindig, nun wohl, ſo ſchaut auf die Erfahrung, welche unſer Vaterland gemacht hat, und gerade in der Richtung gemacht hat, welche Ihr jetzt wieder einſchlagt: ſchaut auf Eure Vorfahren, auf die Huſſiten, die juſt vor zwei Jahrhunderten aufſtanden, wie Ihr jetzt aufſteht. Sie erfüllten das heilige römiſch-deutſche Reich mit dem Schrecken und der Macht ihres

Namens, ſie herrſchten unumſchränkt in allen ſlaviſchen Marken des deutſches Reiches, ſie trugen ihre ſiegreichen Waffen bis an die Oſtſee auf der einen Seite, bis gegen die Weſer und den Rhein hin nach der andern Seite, und ſie hatten etwas vor Euch voraus, was überwältigend zu ſein pflegt: eine wirkliche, eine gründliche Reform der Kirche, eine eigene, auf ihrem Boden erwachſene Reform, und für ſolche ſelbſtſtändig neue Reform einen unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt, an ihren Beruf, eine märtyrerartige Hingebung, eine Nüchternheit und Entſagung ohnegleichen, kurz, lauter Eigenſchaften, die Euch heute fehlen. Und was erreichten ſie? Krieg und Peſtilenz und Untergang. Und warum? Weil ſie gegen den Strom der geſchichtlichen Entwicklung anſchwimmen wollten mit ſlaviſcher Abſonderung. Sie unterdrückten, wie Ihr es jetzt thun wollt, die deutſche Sprache und deutſche Art, welche die Bildung in unſerer Heimat vermittelt hatte, und ſie fanden deshalb in ſich keine Ausbildung, weil ſie die geiſtigen Mittel unter die Füße traten, fanden ringsum bei allen Nachbarn keine Anknüpfung, ſondern Widerſtand, bei all den Nachbarn, welche übrigens bereit geweſen wären, eine Reform der Kirche gemeinſchaftlich mit ihnen durchzuführen, und gingen unter in Rauch und Brand und Schutt und wüſter Zerſtörung, ein furchtbares Denkmal irrthümlich verwendeter rieſiger Kräfte. Soll eine ſo theuer gekaufte Erfahrung nutzlos gemacht worden ſein in unſerer Heimat?! So ſcheint es; denn Ihr betretet in Prag denſelben unglücklichen Weg. Nun denn, ich alter Mann ſage Euch mit aller Kraft ſchmerzlicher Ueberzeugung: Ihr werdet an dasſelbe Ziel gelangen, wie die Huſſiten. Ja, ich ſage Euch noch Schlimmeres, ich ſage Euch: das Unglück meiner Heimat iſt noch größer, wenn Ihr länger dauernde Erfolge erringt, als die Huſſiten errangen. Dann iſt Euch der Fluch Eurer Enkelkinder gewiß. Warum? Weil Eure Kinder und Kindeskinder alsdann, in Eurer armſeligen Abſperrung aufgewachſen und erzogen, plötzlich entdecken werden, daß ſie ein zurückgebliebenes Volk bilden, welches den geiſtig überlegenen langſam, aber ſicher zur Beute wird. Da braucht es keines Krieges und keiner Gewalt, der reicher ausgebildete Geiſt, von welchem Ihr die Eurigen ausgeſchloſſen, unterwirft die Eurigen unmerklich und ganz und gar, und aus den böhmiſchen Herren entſtehen im Lauf der Zeiten böhmiſche Dienſtboten. Aus den Slaven, welche die deutſche Bildung verachten zu dürfen gemeint, entſtehen Sklaven der Deutſchen, und unſer Volk verliert ſich in Küchen und Ställe, mühſam zum Lebensunterhalt einzelne Brocken der Sprache erlernend, welche ihre hochmüthigen und gedankenloſen Ahnherren aus den Grenzen gepeiſcht.

— Lirum larum! murmelte halblaut Raupowa.

— Wahr, ſehr wahr! ſtöhnte Loß vor ſich hin, als der tief erregte alte Graf eine Pauſe machte, welche allem Anſcheine nach nur ſeiner körperlichen Erſchöpfung zugeſchrieben werden durfte.

Er ſchien weiterſprechen zu wollen, und die Geſellſchaft ſchien das zu erwarten. Die Zuhörerſchaft hatte ſich ſogar vergrößert: Tſchirill nämlich hatte, trunken vor Stolz über Macht und Gaben ſeines Gebieters, in Golling's Stube hineingerufen:

— Gnädigſter Graf halten Predigt, Predigt oh!

Das hatte Spath, Golling und ſelbſt den Bart-Conrad an die Thür hingezogen, welche Tſchirill offen hielt. Das Wort Predigt war ein populärer Begriff geworden ſeit der Reformation, und eine freigeſprochene längere Rede iſt zu allen Zeiten ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und Achtung geweſen, beſonders bei den gemeinen Leuten, welche dieſes Talent, einen größeren Zuſammenhang öffentlich aufzubauen, ungemein hochſchätzen.

Was ſie nun hier hörten, das ſchmeckte dieſem niedrigeren Publicum ſehr wohl; die ſlaviſchen Zuthaten waren Keinem genehm geweſen, ſelbſt dem Bart-Conrad nicht, welchem doch ſonſt kein Aufſtand unerwünſcht war.

Freiherr von Loß unterbrach die Pauſe. Es ſchien, als wollte er mehr hören.

— Ich hab's immer geſagt, rief er gegen Raupowa hin, daß wir mit der Feindſeligkeit gegen das Deutſche Dummheiten machen! Die Freiheit wird das ausgleichen müſſen, die Freiheit und die Religion, denn darin, Papa Zierotin, ſind wir vernünftig, das werdet Ihr ſchon zugeben, wie?

— Freiheit? Vernünftig in der Freiheit? begann der Alte aufs neue, indem er ſeine ſinkenden Kräfte durch die Gedankenkraft ſolchen Themas gewaltſam neu zu beleben ſuchte. Gott ſtärke Euch darin, denn Ihr habt auf dem Wege der Freiheit viel zu thun und viel gutzumachen. Frei ſein und frei machen iſt eine höchſte Aufgabe des Menſchen, iſt eine Lebensader der Religion. Wohl Euch, wenn Ihr ernſtlich daran geht, und nicht blos äußerlich. Aber es ſteht zu fürchten, daß Ihr die Freiheit Eurer Gelüſte für die Hauptſache haltet, und daß Ihr nicht ahnt, die Freiheit fordere, wie alles Große auf Erden, einen ſchweren Dienſt. Ihr ſprecht ja zunächſt ſchon immer nur von Eurer Freiheit. Unſere Freiheit, unſere Freiheiten wollen wir haben! ruft Ihr auf allen Straßen. Die Freiheit eignet nicht Einzelnen. Sie iſt kein abgeſperrter Raum, ſie iſt eine Luft des allgemeinen Daſeins. Wer Freiheiten will, der will Ausnahmen; das Weſen der Freiheit iſt die ausnahmsloſe, iſt die allgemeinſte Gerechtigkeit. Was Du nicht willſt, daß man Dir thue, das thue einem Andern auch nicht! ſagt der Heiland, und lehrt damit das Grundgeſetz der Freiheit. Denkt Ihr, die Ihr die Bibel vor Euch einhertragt, denkt Ihr an dieſen Spruch? Ich glaube kaum. Zuvörderſt denkt Ihr nur an einen politiſch engen Kreis: Ihr wollt vom Kaiſer befreit ſein und von den öſterreichiſchen Landen, Ihr wollt eigenmächtig ſein und nennt dies Eure Freiheit. Gut: ich will annehmen, daß Ihr damit reine Zwecke verfolgt, ich will annehmen, daß Ihr zu dieſem Wunſche und Ziele berechtigt ſeid durch mannigfache Störungen und Rechtsbrüche, welche Ihr zu erdulden gehabt von dem bisherigen Oberherrn. Ich will nicht fragen, ob dieſe Störungen und Rechtsbrüche nicht auch von Euch ausgegangen ſind. Ich will eintreten in Eure Folgerung: Ihr ſollt frei ſein von der Oberherrſchaft in Wien. Was habt Ihr dann vor? Geſteht es offen ein! Ihr habt dann vor, Euch abzuſchließen und abzuſperren von den öſterreichiſchen Landen und ein ſlaviſches Herrenreich zu gründen, welches ein Eroberungsreich werden ſoll für die Länder, welche Ihr erreichen und überwältigen könnt. Ich will auch darüber nicht vorſchnell abſprechen. Es mag eine Eroberung geben, welche ſich durch große Zwecke rechtfertigt oder verherrlicht. Habt Ihr einen großen Zweck? Ihr nennt vielleicht die evangeliſche Lehre. Damit täuſcht Ihr Niemand. Die Glaubenslehre iſt Euch nur ein Mittel zum Zwecke. Ein ſlaviſches Herrenreich iſt Euer Zweck; Generalſtaaten zu Lande wollt Ihr werden, wie die Holländer es ſind zur See, unterjochen wollt Ihr ohne irgend einen Gedanken innerer Bildung.

Das Sklaventhum im Gegentheile, fuhr der alte Graf fort, welches unter den ſlaviſchen Völkerſchaften noch in wildem Unkrautsgedeihen ſproßt, gerade dies Sklaventhum mit ſeiner Leibeigenſchaft, mit ſeinen wilden Herrenrechten der erſten Jungfernnacht und dergleichen, das lockt Euch, das iſt das gemeine Ziel Eurer Freiheit. Bleib' ſitzen, Raupowa, Du biſt nicht der Mann zu widerſprechen. Du gehörſt zu den Directoren Böhmens ſeit Jahr und Tag; haſt Du, haben die Deinen ſchon den kleinſten Vorſchlag in Rede gebracht, das Sklaven- und Helotenthum des böhmiſchen Bauernſtandes auch nur zu erleichtern und zu verbeſſern? Ich ſpreche gar nicht vom Aufheben. Mit nichten. Ein ſolcher Vorſchlag iſt Euch nicht eingefallen. Ihr fändet ihn lächerlich. Das Evangelium, welches Ihr predigen laßt, iſt für Euch ſelbſt ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Die Schlachtfelder für Eure Herrſchaft ſoll Euer Bauer düngen, das habt Ihr vor, und Ihr rechnet Euch das als Opfer an; denn Ihr verliert in dem todtgeſchlagenen Bauer immerhin einen Leibeigenen —

Hier ſtockte der Redner, als ob er den dumpfen Lärm gehört hätte, welcher ſich drüben im Hausflur vor des Golling's

Stube erhoben hatte. Die Zuhörer an der Thür, Spath, Golling und Conrad hätten ihn doch noch eher hören ſollen, aber ſie waren mit allen Sinnen bei den Worten des Redners, Worte, welche in damaliger Zeit ſehr neu und wunderbar waren für niedrig geſtellte Leute. Und der überall dreiſte Conrad ließ ſich auch fortreißen, als der Redner innehielt, zu dem Rufe:

— Weiter, alter Herr, immer weiter! Ihr ſeid brav!

— Hinaus mit dem Bauer! rief der ſchwer geärgerte Raupowa, indem er in die Höhe ſprang und auf Conrad zuging.

— Ich bin kein Bauer, böhmiſcher Herr! entgegnete Conrad, verſchwand aber plötzlich nach rückwärts, als ob ihn eine Teufelskralle umgeriſſen.

Dieſe Kralle gehörte der „rothen Feder“. Sie war mit ihren Guardiſten unbemerkt in den Hausflur eingedrungen. Dort hatten ſich die Guardiſten auf die überraſchten Dienſtleute geworfen, und da die Thüren offen ſtanden bis zu dem Saale, ſo hatte Medardo des Bart-Conrads Stimme und Rede gehört und war nicht ſäumig geweſen, ſich ſogleich auf den Erbfeind zu ſtürzen und ihn hinterrücks niederzureißen. Zwei Guardiſten, ſeine Leibtrabanten, waren dicht bei ihm — er hatte ſie ſchon vorher unterrichtet, was zu thun ſei, wenn der Erbfeind angetroffen würde — und beſchäftigten ſich eiligſt und geſchickt, dem niedergeworfenen Oberöſterreicher die Arme feſtzubinden.

— Du kommſt ſpäter dran, Du ehrlicher Führer! herrſchte Medardo dem verdutzten Jäger Golling zu, und trat in den Saal, nach dem alten Grafen von Zierotin rufend.

Die Reihe des Staunens war nun an ihm, als er ſo zahlreiche Geſellſchaft vorfand, und Norbert, welcher unmittelbar nach ihm mit gezogenem Schwerte eintrat, war wie von einem Blitzſtrahle geblendet, als er die unerwarteten Männer alle vor ſich ſah und im Hintergrunde auch noch die Damen.

Eine kurze Weile blieb es unentſchieden, ob ſich dies Zuſammentreffen komödienhaft ausgleichen werde. Die Bekanntſchaften und Beziehungen kreuzten ſich gar ſo wunderlich. Der zierliche Jeſuit war ja noch vor einigen Stunden Gaſt im Hernalſer Schloſſe und die Damen waren in ſeiner Begleitung geweſen! Aber die Weile war nur kurz. Junker Hans hatte die Frage Medardos nach dem Grafen Zierotin ſehr ernſt genommen, war vorgeſprungen und hatte die „rothe Feder“ kurzweg bei der Kehle gepackt. Spath hatte geſchrieen:

— Es ſind die Jeſuiten aus Wien, die uns überfallen!

Conrad hatte ſeine brüllende Stimme erhoben, während er ſich mit allen Leibeskräften wehrte; die im Hausflur überraſchten Dienſtleute hatten ſich, ebenfalls unter lautem Geſchrei, ermannt, und Golling hatte das Fenſter aufgeriſſen und nach Trumm's Wohnung hinüber, wo die Mehrzahl der Loß'ſchen Reiter untergebracht war, nach Hilfe gerufen. Kurz, der Lärm ſteigerte ſich ſo ſchnell, ſo nachdrucksvoll und ernſtlich, daß nun auch Loß und Raupowa und Junker Rudolph und ſelbſt der Freiherr von Jörger ihre Schwerter zogen und der komödienhafte Charakter ſofort verſchwand. Die Damen eilten zum alten Grafen, welcher auf ſeinem Seſſel zurückgeſunken war und in Abſpannung theilnahmslos zu verharren ſchien. Raupowa ſchlug mit eherner Fauſt dem Norbert, in welchem er den Jeſuiten Zierotin erkannte, die Waffe klirrend aus der Hand; Hans warf die „rothe Feder“ mit einem geſchickten Ruck zur Erde, und Loß drang hinaus zu dem brüllenden Conrad, die Widerſacher desſelben mit flacher Klinge dergeſtalt über die Köpfe hin bearbeitend, daß ſie taumelnd von ihrem Schlachtopfer abließen.

Die Förſterei ſchien wirklich eine Mauſefalle für die Guardiſten zu werden. Sie hielten aber doch nicht übel Stand, und als die Vorpoſten von dem gegen Erwarten ſtarken Lärm herbeigeſprengt wurden, entſpann ſich außen unter der Allee ein kriegsmäßiger Kampf zwiſchen ihnen und den aus Trumm's Wohnung herausſtürzenden Loß'ſchen Reitern. Aus dem Hausflur drängten ſich die Ringenden ebenfalls dahinaus, und der befreite Conrad trieb noch hinaus, was innen zögerte, ſo daß es unter dem ſprühenden Frühlingsregen da außen auch Schläge regnete nicht unbedenklicher Gattung. Bart-Conrad hatte ſich, er wußte wol ſelbſt nicht warum, das Schlachtgeſchrei erwählt: „Der Antichriſt kommt!“ und die Loß'ſchen Reiter ſchrieen es nach, und das mochte wol die Veranlaſſung ſein, daß ſich plötzlich ein kleines Männchen im blanken Hemde unter die Kämpfenden ſtürzte, mit kreiſchender Stimme ſchreiend:

— Der Antichriſt iſt da, der Antichriſt! In die Hölle mit ihm!

Dieſe abſchreckende Erſcheinung des armen Odontius, der unter den hauenden Waffen umherſprang wie ein indiſcher Fakir, brachte einen augenblicklichen Stillſtand zuwege, denn die gemeinen Kriegsknechte glaubten eine Höllenerſcheinung unter ſich zu ſehen.

Loß, Raupowa und Rudolph traten eben aus dem Hauſe, und ſahen ſtaunend auf das wunderliche Bild. Raupowa hatte dabei ohne irgend welchen Anſtand Norbert vor ſich hergeſchoben, welchen er ſich zum dauernden Stichblatt auserwählt zu haben ſchien, und Norbert erkannte auf der Stelle in dem tanzenden Fakir den ungariſchen Abgeſandten Bethlen Gabors, welcher in der Todesnacht des Kaiſers eine ſo verdächtige Erſcheinung in der Stallburg geſpielt hatte. Die Entdeckung war ihm höchſt willkommen, wenn er nur ſelbſt erſt wieder der zudringlichen Fauſt Raupowa's ledig geweſen wäre.

Man wußte nicht, ob der herumſpringende und ſchreiende Gnom getroffen worden ſei von den Hieben, zwiſchen denen er plötzlich zum Vorſchein gekommen, man ſah kein Blut an ihm, und Jedermann empfand ein Grauen, dieſe häßliche kleine Geſtalt zu berühren. So wurde der unglückliche Odontius, welchen Gewiſſenspein und erſchöpfte Lebenskraft in den Wahnſinn des Fiebers geſchleudert, der Gegenſtand eines peinlichen Schauſpiels, und die Veranlaſſung, daß dem Blutvergießen vorgebeugt wurde. Denn der Eindruck war für Alle ablenkend, und da allmälig alle in der Förſterei vorhandenen Männer hergekommen waren — mit Ausnahme des alten Grafen, welchen die Frauen zu pflegen und zu beleben ſuchten — ſo ſtellte ſich für die Guardiſten und ihre feſtgehaltenen Führer von ſelbſt heraus, daß ſie unter eine überlegene Macht hineingerathen ſeien. Die meiſten von ihnen waren bereits in ihren Nebengedanken darauf bedacht, ein geſchicktes Reißaus zu verſuchen, ſobald das tanzende Männlein zu einer Endſchaft gelangen und ein Zuſammendrängen um ſich herbeiführen würde.

Das ſchien ganz nahe zu ſein. Die Sprünge des armen Männleins wurden immer matter, und die Stimme wurde immer heiſerer, welche kaum noch verſtändlich lallte:

— Der Antichriſt — der Satan — greift nach mir — weil ich tödten — gewollt — gewollt — gewollt —

Und wie der Kreiſel eines Knaben aus dem Drehen flugs in ein kurzes Stehen und Schwanken übergeht, und dann rollend umfällt, ſo ſtand und ſchwankte Odontius jählings und fiel auf den Erdboden leblos dahin.

— Friede ſeiner Seele! ſprach in gebrochenem Deutſch eine ſchluchzende Stimme, und ein barhäuptiger Mann trat aus dem Kreiſe hervor und kniete an dem Unglücklichen nieder.

Es war Tſchirill, welcher ſeit Jahren den Odontius gekannt hatte, denn ſeit Jahren war der fanatiſche Prediger von Zeit zu Zeit zum alten Grafen Zierotin gekommen und war immer im Streit von ihm geſchieden.

— Friede ſeiner Seele! ſprach nach Tſchirill eine zweite Stimme ebenfalls in fremdartigem Deutſch, und Alle ſahen aufwärts, denn die Stimme kam von oben herab.

Auf einem hohen Maulthiere ſaß ein Benedictiner in ſeinem langen Ordensgewand, und er ſtreckte von da ſegnend eine magere lange Hand über die Waffenträger hinweg. Scheu wichen dieſe von beiden Seiten auseinander.

— Betet für die erlöſte Creatur ein Vaterunſer! ſprach in tiefem Tone der Benedictiner.

Jedermann gehorchte; man hörte eine Minute lang nur das Fallen der Regentropfen auf die Dächer.

— Trage den Leichnam in eine Kammer hinein, Tſchirill, und beſtatte ihn nach dreien Tagen, wenn es ein Leichnam iſt, unter der großen Fichte. Aber ſage Deinem Herrn nichts davon; ich werd's ihm ſagen. — Und nun, fuhr der Benedictiner fort, bitt' ich um Aufſchluß: Was haben die bewaffneten Schaaren zu bedeuten hier in einem friedlichen Hauſe unſeres Ordens?

Der Freiherr von Jörger nahm das Wort und berichtete, daß es unter Anführung eines Jeſuiten auf die Wegführung des alten Grafen Zierotin abgeſehen geweſen ſei.

Der Benedictiner blickte auf Norbert herab. Sein großes lichtblaues Auge unter grauen buſchigen Augenbrauen laſtete ſtreng und ſchwer auf dem Jeſuiten, welcher dreiſt aufzublicken verſuchte. Aber es ging von des Benedictiners knochigem Haupte, welches die Capuze gegen den Regen einhüllte, ein mächtiger Druck aus, und Norberts Blick wurde unſicher.

Dieſer Benedictiner war der Pater Regens aus dem Schottenkloſter, — der ſogenannte, denn eine officielle Bezeichnung war der Ausdruck „Pater Regens" nicht. Der Pförtner hatte ihm des Morgens den Beſuch des Jägers Golling angekündigt mit denſelben dringenden Worten, welche Golling vor dem Pförtner geäußert hatte. Alsdann war Golling ausgeblieben.

Dies hatte den Pater Dunſtan — ſo war ſein Name — beſorgt gemacht, und er war ſelbſt da heraufgeritten, wie er öfters zu thun pflegte. Denn er beſorgte die weltlichen Angelegenheiten ſeiner Abtei, und war in dieſen Geſchäften öfters über Land.

Der Streit, welcher ihm hier entgegentrat, war ihm ſehr unerwünſcht. Ein principieller Austrag desſelben gegen die Jeſuiten, wie feindlich auch er und ſein Orden den Jeſuiten geſinnt war, konnte nicht in ſeiner Abſicht liegen. Denn das Aſyl des alten Zierotin war ein mißlicher Gegenſtand. Zdenko von Zierotin galt für einen notoriſchen Ketzer. Ihn aufgenommen, verborgen und geſchützt zu haben, konnte er kaum vor den Seinigen verantworten, und er mochte und konnte dieſelben nicht in ſolche Verantwortung hineinziehen gegenüber dem Jeſuitenorden, welcher in der Hofburg herrſchte, und alſo in weltlichen Dingen jedem andern Orden überlegen war.

Deshalb ließ er es eine zeitlang bei dem ſtreng fragenden Blick bewenden, und erſt als Norbert hartnäckig ſchwieg, fragte Pater Dunſtan:

— Seid Ihr der Führer der bewaffneten Schaar, und iſt es Eure Abſicht geweſen, einen Greis von hier fortzuführen?

— Dieſer Greis iſt ein Todfeind unſerer heiligen Kirche und iſt mein Verwandter, erwiderte Norbert. Es ſteht mir zu, ihn aufzuſuchen, aus vielen Gründen. Daß ich ihn unter dem Schutze des Benedictinerordens gefunden, iſt merkwürdig genug und wird an geeignetem Orte zur Sprache kommen. Außerdem ſteht hier gar nicht die Frage, ob ich um ſeinetwillen gekommen ſei. Dieſes Forſthaus der ſchottiſchen Benedictiner beherbergt eine Auswahl gefährlicher Menſchen. Der Leichnam, welcher da fortgetragen wird, iſt ein furchtbares Zeugniß. Vorgeſtern Abends war dieſer vom Racheengel getroffene Mann in die Hofburg eingedrungen und, das mörderiſche Eiſen in der Hand, auf den König von Böhmen zugeſtürzt — wer iſt er? wo war er hingekommen? Hieher wieſen die Spuren, und hier hat er ſich vorgefunden im Aſyl der ſchottiſchen Benedictiner! Fragt Ihr noch, was der Arm der Gerechtigkeit hier zu ſuchen hat? Ich beneide Euch nicht um die Verantwortung, welche Ihr auf Euch geladen, und ich frage einfach zurück: Soll dieſer Leichnam mit ſeinen Habſeligkeiten und Helfershelfern ſogleich überantwortet werden an die Diener der Gerechtigkeit? Und ich frage ſchließlich: Wollt Ihr den Grafen Zdenko dieſen Abgeſandten der hohen Obrigkeit in Wien verweigern? Darauf antwortet!

— Ich will Dir antworten, pfäffiſches Junkerlein! rief Raupowa. Ich habe Dich entwaffnet, und Du biſt mein Gefangener. Als ſolcher wirſt Du das Gelüſt nach der Perſon und — dem Weiteren Deines Oheims fahren laſſen, dafür bürg' ich

Dir. — Hieher, Junker Rudolph von Mitzlau, der ſich zu beſcheiden im Hintergrunde hält! Ihr ſeit ja auch ein Vetter des alten Zdenko, und Ihr habt heut' Morgen zu unſerer Fahne geſchworen. Hieher! Wir beide wollen dieſen jungen Springinsfeld in unſere Obhut nehmen und dahin bringen, wo er Geduld lernen kann. Ihr, Freiherr von Jörger, werdet übernehmen, und der Loß Georg wird Euch helfen, daß dieſe Fledermäuſe aus Wien, wo man ſie wälſch Guardiſten nennt, an der Donau hinauftransportirt und dem Tſchernembl in Linz übergeben werden. Er wird ſie zu uns nach Böhmen befördern, und ſie ſollen da ihre guten Waffen wieder erhalten und als hoffnungsvolle Söldner eingeſtellt werden. So, mein Herr Benedictiner, wird hier reiner Tiſch gemacht, und es kommen keine Brocken nach Wien, die Euch Unverdaulichkeiten zuwege bringen könnten.

Dem Freiherrn von Jörger waren dieſe Maßregeln durchaus nicht angenehm. Sie mußten ihm ja gewiß directe Schritte aus Wien auf den Hals ziehen. Er erklärte alſo beſtimmt, daß er mit dem weiteren Verlaufe dieſer Angelegenheit nichts zu thun habe.

Selbſt Georg Loß war nicht erbaut von dem Antheile, welcher ihm zufiel. Seine Reiter auf mehrere Tage fortzuſchicken, war ihm gar nicht gelegen. Aber Raupowa war ein mächtiges Haupt in Prag; es ſchien nicht angemeſſen, ihm einen Dienſt zu verweigern, welcher deutlich genug in den öffentlichen Dienſt einſchlug. Sicherlich würde es auch, dachte er lächelnd, in Böhmen eine genugthuende Heiterkeit erwecken, wenn man ein Dutzend Guardiſten Ferdinands gebunden einſende, und an der Spitze gar einen jungen Jeſuiten, einen abtrünnigen Cavalier aus Mähren. Solchen Spaß zu verderben war gar nicht Loßens Art, und er ſah fragend auf Junker Hans, welcher mit der „rothen Feder“ neben ihm ſtand, und in welchen er ein beſonderes Vertrauen ſetzte, ein moraliſches und ein politiſches. Hans entſprach gern bei dieſer Gelegenheit dem humoriſtiſchen Zuge ſeines Patrons Loß, welcher ſo behaglich lächelte bei der ſtummen

Frage. Hans lächelte ebenfalls und nickte, und der Freiherr von Loß rief laut und luſtig:

— Meinethalben! Meine Reiter ſoll'n mitgehen!

— Stricke herbei, alter Jäger! herrſchte Raupowa dem Golling zu.

Nun entſtand aber doch die Frage, ob das ſo ohneweiters ins Werk zu ſetzen ſei. Die Guardiſten hatten während dieſer Verhandlungen um ihre Haut natürlich nicht unterlaſſen, auch nachzudenken und zu überlegen. Sie waren doch zwanzig Mann, und der Gegner waren nicht eben viel mehr. Aber zu den Loßſchen Reitern, den Jörger'ſchen Leuten, dem Spath, Conrad, Poldi, dem Köhler, dem Jäger und dem Trumm kamen die Cavaliere all, die mit blanken Schwertern daſtanden, und die wenig Umſtände zu machen pflegten um ein Menſchenleben, die man alſo wol doppelt rechnen mußte — der Entſchluß war nicht leicht, beſonders da man ſich nicht berathen konnte, ſondern jeder für ſich ſeine Meinung bilden mußte. Das Reſultat war denn natürlich nur eine halbe Vertheidigung, und der herrſchende Gedanke unter den Guardiſten war der, durch einen geſchickten Rückzug oder raſche Flucht der Gefangennehmung zu entgehen. So entwickelte ſich mehr ein Tumult als ein Kampf, und das Ende vom Liede war, daß Raupowa's Vorſchlag durchgeſetzt und die Stadtguardia da oben im Walde entwaffnet und als Gefangenentrupp zuſammengeſtellt wurde.

Freilich waren ein paar Guardiſten in dem Durcheinander entſchlüpft und hatten ſich hinter das Wirthſchaftsgebäude in ein Gebüſch des Parkes gerettet. Das wußte man aber kaum, denn man wußte ja auch nicht genau, wie viel ihrer von Anfang an geweſen wären. Norbert und die „rothe Feder" mitgezählt, ſtanden zwanzig Gefangene im Haufen da, als Raupowa befahl, es ſollte auf der Stelle aufgebrochen werden. Ueber den Wald hinüber nach Tulln hinab ſollte der Marſch gehen. Trumm ſollte den Führer abgeben durch die Waldberge, bis man Königsſtätten unten in der Ebene liegen ſähe.

Raupowa betrieb das Alles eifrig und durchgreifend. Er hatte noch ganz andere Abſichten dabei. Zweierlei war ihm hier oben klar geworden: erſtens, daß der alte Graf Zdenko ſeine Schätze wahrſcheinlich hier bei ſich habe; und zweitens, daß man ſie nur mit Gewalt erhalten könne. Für einen Gewaltſtreich aber ſei dieſer Aufenthaltsort günſtig. Dieſen Gewaltſtreich vorzubereiten, war ſeine nächſte Abſicht. Den erbluſtigen Vetter Rudolph bei dieſer Gelegenheit mitzuentführen, ſchien ebenfalls rathſam. Er beſtand alſo darauf, daß Rudolph von Mitzlau mit ihm aufbräche, da dieſer ja heut' Morgen zu ſeiner Fahne getreten ſei. Er werde ſchon dafür ſorgen, daß der ſchmucke Junker am Hofe des neuen Königs von Böhmen ſeine Laufbahn mache.

Rudolph ſeinerſeits mußte angeſichts von Norbert ſein Coquettiren mit der katholiſchen Partei doch wol aufgeben, und hatte angeſichts ſeines Oheims, der ihn ſehr kalt aufgenommen, wenig Hoffnung, durch ferneren Aufenthalt hier etwas zu erreichen, etwa das ſchöne und reiche Fräulein Ludmilla ausgenommen. Ludmillens Vater aber war ja ein ſtrenger Parteigenoſſe Raupowa's, er ſtellte ſich alſo auch zu Loßens Fahne, wenn er jetzt mit Raupowa ging, und das Wiederſehen ſchien ſo nahe! Loß wollte ja ſeine Tochter abholen nach Böhmen — kurz, Rudolph hatte die Faſſung, gar kein Schwanken merken zu laſſen, ſondern recht friſch zuzuſtimmen, daß mit Raupowa's Roß und Diener auch ſein Roß und Diener raſch heraufgeholt werde auf die Höhe des Hohlweges oberhalb der Rohrerhütte, wo der Zug auf die Ankunft derſelben warten ſollte. Und ſo ſetzte ſich denn der Zug mit den Gefangenen in Bewegung. Niemand war heiterer als der Bart-Conrad. Er ſchloß ſich mit Vorliebe der „rothen Feder“ an, und verſprach ihr ausdrucksvoll, für ihre Unterhaltung thätig ſorgen zu wollen. Er hätte „ob der Enns“ ohnedies Geſchäfte abzuwickeln, und könnte ſich mit Selbſtvergeſſenheit der Zerſtreuung ſeines Pflegebefohlenen widmen.

15.

Dies Ereigniß ſchien doch ein großes Glück zu ſein für den Junker Hans. Mit einem Streiche befreite es ihn von Widerſachern, Nebenbuhlern und Gefahren, und was ihm noch wichtiger dünkte: es übte einen äußerſt glücklichen Einfluß auf das Weſen Ludmillens. Mit der Entfernung der Verſucher entfernte ſich auch aus ihrem Charakter der Hang nach äußerlicher Auszeichnung. Das dreiſte Hoſiren Rudolphs, das verhaltene Werben Norberts fehlte jetzt, und von Stund' an fehlte auch in dieſem wunderlichen Mädchen das Bedürfniß nach ſolchen Reizungen. Alle edleren Eigenſchaften in ihr entfalteten ſich wieder, und ein Schmelz jungfräulicher Liebenswürdigkeit ergoß ſich über ſie, wie man ihn wol der ſanften Iſabella von Harrach zugetraut hätte, nicht aber der etwas lauten und übergreifenden Ludmilla von Loß.

Vielleicht war auch Iſabella nicht ohne Einfluß darauf. Lebhafte Naturen ſpiegeln gar ſo leicht wieder, was in ihrer Nähe lebt und einen Eindruck auf ſie ausübt. Ludmilla machte ſich's wol nicht klar, aber irgend ein Verſtändniß in ihr wußte es doch, daß Iſabella nicht ganz zufällig aus der Stadt herausgekommen war und in dem ſtörenden Wirrwarr ausgehalten hatte, bis das Aſyl des alten Grafen und — des Junkers Hans da oben ausgefunden war. Irgend ein Verſtändniß in ihr ſagte es, daß in Hans eine angenehme Empfindung aufſtieg, als er Iſabella ſah, und als ſie ihn anſpruchslos begrüßte. Dies Verſtändniß führte keineswegs zu einer Empfindung wie Eiferſucht in Ludmilla, o nein! Sie meinte Hanſens ganz ſicher zu ſein, und ihrer Freundin nicht minder. Iſabellens Wohlwollen für Hans war auch für ſie, für Ludmillen, ein harmloſes.

Aber die Geſchicklichkeit des Eigennutzes, welche in jedem begabten Menſchen wohnt, gab ihr doch die ſanften Formen, die weichen Empfindungen Iſabellens an die Hand zur Benützung oder, wenn dies Wort zu ſtark iſt, zur Bereicherung für ihr eigenes Weſen. Wenn man will, war es eine nach innen gekehrte Coquetterie, gegen welche Niemand etwas einzuwenden hat, denn die Bereicherung unſeres Selbſt durch Aufnahme guter Eigenſchaften von Anderen gilt ja für löblich.

So entſtand da oben in der Förſterei nach Abzug der Störung ein ganz wohlthuendes Zuſammenſein.

Die Mädchen waren während des Lärms nicht von der Seite des alten Grafen gewichen. Die überangeſtrengten Lebenskräfte des greiſen Mannes waren durch milde, freundliche Zuſprache der holden Geſchöpfe wohlthuend beruhigt und in ein mildes Zurückebben gebracht worden. Die beſonnene Zuſprache der Frau Amalie hatte das Ihrige dazu beigetragen, und als nun die Freiherren Loß und Jörger allein wieder eintraten und erzählen konnten, daß Alles fort und jede Störung beſeitigt ſei, da fühlte ſich Graf Zdenko auch wieder hergeſtellt, und es konnte der zuletzt kommende Pater Dunſtan, ſein erprobter Lebensfreund, nur noch das zurückgewonnene Gleichgewicht glücklich bekräftigen. Man verbrachte den Reſt des Tages in ungeſtörter Harmonie, nachdem man ſich darüber klar gemacht, daß für die nächſte Zeit wol nichts mehr bevorſtehe gegen den Frieden dieſer Waldwohnung. Von Raupowa's grimmen Abſichten wußte Niemand etwas Beſtimmtes, und von Wien glaubte man zunächſt auch nichts befürchten zu müſſen, weil ja die ganze Wiener Expedition gefangen ſei, alſo auch Niemand von ihr Nachricht und Kunde über den Aufenthalt des Grafen an die Jeſuiten bringen könne. Daß zwei Guardiſten entſprungen, war ihnen ja unbekannt! Pater Dunſtan blieb wol trotz alledem der Meinung, die völlig ausbleibende Rückkehr der Expedition werde bei Pater Lamormain Unruhe und Nachforſchung verurſachen, und deshalb ſcheine es doch gerathen, den Aufenthaltsort des Grafen in nächſter Zeit zu wechſeln. Aber auch er war durch ein langes, an Abwechslungen reiches Leben daran gewöhnt, daß man ſich nicht durch Weitſichtigkeit die Gabe des Augenblicks verleiden dürfe. Die nächſten Tage, glaubte er, ſeien gefahrlos, und ſo ſolle man ſie dankbar hinnehmen. Dann legte er eine große lederne Taſche, welche er unter der Kutte getragen, auf den Arbeitstiſch des Grafen mit einem Augenwinke für dieſen und mit dem Zuſatze: „Deine Briefſchaften!“ und ſetzte ſich zur Geſellſchaft, den Freiherrn von Loß unbefangen auffordernd, Mittheilung über das zu machen, was draußen in der Welt, namentlich in Böhmen, vorgehe oder vorbereitet werde.

Das nun in Gang gebrachte Geſpräch war für Niemand merkwürdiger als für Loß ſelber. Der Standpunkt Zdenkos, Dunſtan's, der Frau Amalie, ja ſelbſt des Junkers Hans in Betreff der religiöſen, wie auch der politiſchen Fragen war für ihn etwas ganz Neues. Er erinnerte ſich nun wol, daß er in Prag ſchon einiges Aehnliche vom Junker Hans vernommen hatte, aber das war ihm damals ohne Eindruck verblieben, weil er es der Ueberſpanntheit eines jungen Menſchen zugerechnet. Jetzt hörte er dies Thema von ſo geſetzten Leuten verhandeln, und hörte es verhandeln nicht wie etwas Fragliches, nein, wie eine ausgemachte Sache, wie ein Glaubensbekenntniß! Er rieb ſich die Augen, er betaſtete ſich, ob er wache.

Dieſe Leute behandelten die Frage der Kirchenreform wie einen bloßen Anfang. Die Calviniſten und die Lutheraner waren ihnen bloße Vorpoſten für das Heer, welches ſich allmälig entwickeln ſolle, und die Katholiken wurden ſorgfältig unterſchieden von den Päpſtlichen.

— Was iſt das? Was heißt das? rief er nach einem viertelſtündigen Zuhören naiv in das Geſpräch hinein.

Er ſtand mit Leib und Seele bei der reformirten Kirche, er war im Begriffe, Hab und Gut und Leben einzuſetzen für den Sieg ſeiner Glaubensſache, und jetzt mußte er von guten, gebildeten Leuten ſeine Sache behandeln hören, wie etwas Halbfertiges, beinahe ſchon Verdorbenes! Und unter dieſen Leuten war die verehrte Evangeliſche, Frau Amalie, war ſein lieber Junker aus Sachſen, der im echten Proteſtantismus aufgeſäugt und aufgewachſen war!

— Potz tauſend, ſtieß er hervor, was redet Ihr da? Was iſt denn vorgegangen? Hab' ich geſchlafen und geträumt, oder träumt Ihr?

Frau Amalie und Junker Hans namentlich verſuchten es nun, ihm klar zu machen, daß innerhalb der jetzt beſtehenden drei Kirchen, der katholiſchen, lutheriſchen und reformirten, eine Kirche der Zukunft ſich auferbaue, welche die Spaltung wieder aufheben wolle durch eine Vereinfachung des Glaubensbekenntniſſes, durch eine Rückkehr zu den wenigen allgemeinen Glaubensſätzen, um welche ſich das Urchriſtenthum in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Tode geſchaart habe.

— Eine Rückkehr?! Kann man denn und ſoll man denn zurückgehen? ſchrie er faſt in ſeiner Einfalt.

— Allerdings, antwortete Hans, wenn man auf Seitenwegen ſo weit vom Hauptwege vorgeſchritten iſt, daß man den Hauptweg aus dem Auge verloren, und ſomit endlich ganz verloren hat.

— Was heißt das?

— Die Kirche hat ſich Nebenzwecken und Nebengedanken dergeſtalt hingegeben, daß der Hauptzweck unſerer Religion, ein frommes Verhältniß zu Gott und zu unſeren Nebenmenſchen, Nebenſache geworden iſt hinter den Spitzfindigkeiten der Unterſcheidungslehren, hinter dem kirchlichen Staate eines Prieſterthums, welcher dem Evangelium fremd iſt, und welcher für ſeine Zwecke die Religion ausbeutet, nicht aber für die Zwecke einer unbefangenen Frömmigkeit.

— Nun, deshalb iſt ja die Reformation entſtanden! Und ſie iſt ja da ſeit einem Jahrhundert, und ſie beſteht ja nach den Lehren Calvin's und Luther's!

— Sie hat ſich zu früh geſchloſſen und zu eng abgeſchloſſen! erwiderte Zdenko mit ſanfter Stimme, und entwickelte dem mit offenem Munde zuhörenden Loß, worin die im letzten Jahrhundert begangenen Fehler lägen, und wie man ſich wieder erweitern und die Lehre doch vereinfachen könne, um aus den Religionskämpfen heraus und zu einer großen religiöſen Gemeinſchaft zu kommen, indem man die Glaubenspunkte auf wenige Sätze unanfechtbarer Bedeutung zurückführe, die ſpitzfindige Ausführung allen beliebigen Secten freigebe, chriſtlichen Sinn und chriſtliches Handeln aber zur Grundbedingung des Lebens mache.

Die nun folgende Darlegung von Seiten des Paters Dunſtan machte den Freiherrn von Loß vollſtändig confus. Er konnte die Mönchskutte, aus welcher die Worte kamen, nicht einen Augenblick vergeſſen, und ſo konnte er es denn auch nicht unbefangen auffaſſen, daß der jetzt ausbrechende Religionskrieg in den Ländern des heiligen römiſch-deutſchen Reiches im Grunde gar kein Religionskrieg ſei und werde, ſondern daß nur Religionsvorwände benützt würden zu politiſchen Zwecken.

Georg von Loß war ein braver, herzlich wohlwollender Mann. Er war auch ein Mann von ganz gutem Verſtande. Aber er war kein Denker. Philoſophiſche Nutzanwendungen mochte er wol anhören und brauchen, aber ſie mußten fertig und einleuchtend ſein. Sie ſuchen zu helfen in abſtracter Form, ſie gar ſelbſt ſuchen zu ſollen, das war nicht ſeine Fähigkeit, nicht ſein Geſchmack. Er hatte ein warmes Herz und mochte ſich wol begeiſtern für eine Idee, wenn dieſe Idee mit dem praktiſchen Leben zuſammenhing. So war er mit Leib und Seele reformirter Chriſt, wie er es nannte, Calviniſt, wie die Welt es nannte. So nüchtern wie möglich, ſo einfach wie möglich ſollte das Glaubensweſen, ſollte das Kirchenweſen ſein. Auch gegen die Prädeſtinationslehre, welche man den Calviniſten nachſagte, gegen die Lehre von der Vorherbeſtimmung des Menſchen hatte er nichts einzuwenden. Im Gegentheil! Es war ihm bequem, daß ſeine Kirche auch der Meinung war: Jeder Menſch bringe es eben nur dahin, wohin ihn Gott oder die göttliche Ordnung aller Dinge von Hauſe aus beſtimmt oder geleitet.

— Es geſchieht ja nichts ohne Gottes Willen! ſagte er andächtig, und er hielt dieſe Anſchauung für eine unzweifelhaft fromme Anſchauung.

Von den „ſpitzfindigen“ Einwendungen gegen dieſe Lehre, von den Vorwürfen gegen dieſe heidniſche oder mahomedaniſche Schickſalstheorie ließ er ſich nicht anfechten, und wenn er nothwendig darüber diſputiren mußte, ſo wies er auf praktiſche Beiſpiele hin, welche ja dem Menſchen auf Schritt und Tritt begegneten, und welche deutlich bewieſen: der Menſch denke und Gott lenke.

Einem Manne ſolcher Art mußte ſolch Geſpräch von einer Kirche der Zukunft gar bald mißlich und läſtig erſcheinen. Nach einer Stunde langweilte es ihn, und er machte die ſtörende Bemerkung, daß er das Bedürfniß nach einer ordentlichen Mahlzeit empfinde, nach einer Mahlzeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Er habe ja heute Morgen unten in Hernals kaum einen Biſſen genoſſen, und die Vorräthe hier oben in der Förſterei möchten wol durch den zahlreichen Beſuch aufgezehrt ſein. Er ſchlage alſo vor, nach Hernals hinabzureiten und ſich dort mit Freund Jörger's Erlaubniß an die Tafel zu ſetzen.

Er war ein vollſaftiger kräftiger Mann, der wirklich reichliche Nahrung brauchte und verbrauchte; es war ihm Ernſt mit dieſem Verlangen, und Jörger, als guter Wirth, ging lebhaft darauf ein. Auch ihm waren dieſe ſpeculativen Geſpräche und Plane gegen die Natur. Wie Loß die reformirte, ſo wollte auch er nur die evangeliſch-lutheriſche Kirche gefördert ſehen, einfach und blank, und weiter nichts. Was darüber hinausging, nannte er unruhiges Weſen.

Man brach alſo auf. Hans gab den Herrſchaften das Geleit bis weit unter die hohen Buchen hinaus. Er ging zwiſchen den Roſſen Ludmillens und Iſabellens. Man ſprach nicht viel, aber die Stimmung war eine gehobene und wohlthuende. Es ſchien, als ob jedes der drei jungen Geſchöpfe durchdrungen ſei von der Schönheit und Harmonie dieſer Erdenwelt, und ſorglos, ja zuverſichtlich in ſie hineinblicke. In der Luft zitterten noch die feuchten Atome des vergangenen Regens, beleuchtet und erwärmt von der niedergehenden Sonne; die Vögel zwitſcherten ihre kurzen Abendweiſen, Alles athmete Frieden und Gedeihen.

Es war ausgemacht, daß Hans zunächſt da oben bleiben ſolle beim alten Grafen, und Ludmilla, kürzlich noch ſo zornig über das Heraufgehen des Junkers, fand dies jetzt richtig und gut. Jeder eigenſinnige oder ungeſtüme Wunſch war von ihr gewichen.

— Ihr kommt zuweilen hinab zu uns, ſagte ſie mit weicher Stimme, und wir kommen öfters herauf zu — dem lieben Greiſe und zu Euch. Nicht wahr, Bella?

Iſabella neigte ſanft ihr Haupt und ſah mit ihren klaren, blauen Augen leiſe beſtätigend zu ihr hinüber. Ludmillens Blick, ſonſt ſo ſchalkhaft und in ſeinem ſchillernden Schimmer vieldeutig oder herausfordernd, war jetzt von liebenswürdiger Einfachheit und glitt ruhig wie ein Geſtirn von der Freundin hinab auf den ſtillſtehenden Freund, der Abſchied nehmen wollte. Sie reichte ihm die Hand. Er drückte ſie kaum leiſe, und ihr Handſchuh ließ ihn kaum bemerken, ob eine Erwiderung ſtattfände. Jedes ſinnliche Element ſchien entfernt zu ſein. Ja, als Hans ſich gegen Iſabellen nur verbeugen wollte, rief Ludmilla:

— Wie, Du giebſt dem gelehrten Waldesjunker nicht die Hand zum Abſchiede?!

Lächelnd mit all ihrer lieben Sanftmuth that es Iſabella — er blieb zurück; ſie blickten noch einmal nach ihm, er grüßte mit der Hand, und die ſchönen Mädchengeſtalten verſchwanden unter blitzenden Sonnenſtrahlen zwiſchen den Bäumen.

Pater Dunſtan war beim Grafen zurückgeblieben. Er wollte ihm zunächſt den Inhalt der Ledertaſche, welche er mitgebracht, im Einzelnen vorlegen.

— Warte damit, ich bitte, entgegnete Zdenko, bis der Hans zurückkommt. Er wird mein Sohn und ſoll jetzt Alles übernehmen, und Du wirſt ihn unterrichten über all unſere

Verbindungen, nicht wahr? Ich bin ſehr erſchöpft von dieſem ſtürmiſchen Tage und muß mit der untergehenden Sonne zur Ruhe, wenn ich weiter beſtehen ſoll. — Gut, Tſchirill, daß Du kommſt. Laſſ' Dich anſchauen, ob Du Schaden gelitten von der Heftigkeit des Raupowa.

Tſchirill ſchüttelte lachend ſein krauſes Haupt und küßte ſeinem Gebieter die Hände.

— Es iſt kein guter Mann, dieſer Raupowa Wilhelm, und man muß ſich der ſchlimmſten Dinge von ihm verſehen. Die Vormittagsſtunden heute, als er hier eingedrungen, waren mir die peinlichſten; ich habe eine körperliche Scheu vor ihm. Unſer braver „Zahn" ſchrie ja heut' Morgen kläglich; hat der Raupowa ihn verletzt?

— Freilich! — Da, da — oh!

Und Tſchirill deutete unter dieſen Ausrufungen auf die Thür, durch welche ſich der verwundete Hund mühſam hereindrängte. Er hatte den ganzen Tag über in ſeiner Hütte gelegen und ſeine Wunde geleckt; die jetzt eingetretene Stille erſt ſchien ſeinem Inſtincte geſagt zu haben, daß ſein Gönner Zeit haben werde für ihn. Er kroch auf dem Bauche zu den Füßen des Grafen heran und winſelte beweglich. Der alte Herr tröſtete ihn, und Zahn heulte laut auf bei dieſen Troſtesworten, während welcher Tſchirill unter den gelbbraunen, langborſtigen Haaren des Hundes vorſichtig unterſuchte, wohin der Schwerthieb Raupowa's getroffen. Die Unterſuchung fiel tröſtlich aus, und ein Wundbalſam, welcher ihm leiſe eingerieben wurde, ſchloß die häusliche Scene.

Graf Zdenko erhob ſich, um nach ſeiner Lagerſtatt hinaufzugehen. Beide Hände ſeinem Freunde Dunſtan, welcher ſchweigend daſaß, entgegenſtreckend, ſagte er ſchmerzlich lächelnd:

— Es iſt doch nichts ſo ſchwer zu erringen, Dunſtan, als der Frieden! So lange trachten wir danach — Ah, unterbrach er ſich, es iſt doch dem unglücklichen Odontius nichts begegnet in dieſem Tumult?

— Nichts Uebles! erwiderte mit ſeiner tiefen Baßſtimme Pater Dunſtan. Geh' zur Ruhe, Zdenko! Ich erwarte Deinen jungen Freund, und komme wol morgen wieder herauf, um Weiteres zu beſprechen.

Graf Zdenko ging, auf Tſchirill geſtützt, hinauf. Zahn blieb liegen und ſah ihm traurig nach. Pater Dunſtan blieb ſitzen und ſah gedankenvoll in das Abendroth hinaus, welches ſich hinter der großen Fichte über Schlucht und Wald und Berge in feurigem Scheine ergoß.

So fand ihn Junker Hans.

Pater Dunſtan begrüßte den jungen Fremdling, welcher ſo auffallend raſch das Vertrauen ſeines alten Freundes Zdenko gewonnen, mit Wohlwollen, aber doch nicht ohne einige Vorſicht.

Er theilte die Grundgedanken Zdenkos, aber er zieh dieſen gern einiger Ueberſchwenglichkeit, namentlich in Aufnahme neuer Bekanntſchaften. So ſchien es ihm doch ein wenig voreilig, dem jungen Manne ſofort alle Papiere, Geſchäfte und Geheimniſſe anzuvertrauen; er wollte alſo vorher ſich erſt ſelbſt des Näheren mit dem Junker beſchäftigen.

Das that er in ſehr einfacher Weiſe. Er fragte, und fragte ohne Umſchweif nach Hanſens Familienverhältniſſen, und fragte ſo gewiß vertrauensvoll, daß Hans ſich angeregt fühlte, dieſem treuen Genoſſen ſeines Gönners ebenſo vertrauensvoll und intim zu antworten. — Pater Dunſtan war von großer Ruhe, war in all ſeinen Aufgaben ſorgfältig und genau, und ſuchte überall einen wohlbegründeten Zuſammenhang. Die Neigung Zdenkos zu Hans bedurfte für ihn einer näheren Erklärung. Mit Zdenkos Jugendgeſchichte, mit Hortleder, mit den Jenaiſchen wie Weimariſchen Verhältniſſen genau bekannt, war er hinlänglich ausgerüſtet, aus der offenen Darſtellung Hanſens zu entnehmen, ob da eine verborgene Beziehung obwalte. Und er fand auch eine ſolche. Er fand mehr, als Graf Zdenko ſelber geſucht hatte, weil er weniger Idealiſt war als dieſer, und den gemein natürlichen Dingen und Gründen nüchterner nachforſchte. Er fand ſie, weil er auf Namen genau einging, welche Zdenko ungenannt gelaſſen. Zdenko hatte den Familiennamen ſeiner Anna gar nicht ausgeſprochen. Pater Dunſtan ſprach ihn aus. Er hieß nicht Hortleder, wie Hans gemeint hatte, er hieß Wiedenfeld. Hans rief lebhaft:

— Ah! Wiedenfeld?

— Warum ſtaunt Ihr?

— Meine Großmutter hat nach dem Tode meines Großvaters eine zweite Ehe geſchloſſen mit einem Wiedenfeld aus Dornburg, und man hat mir oft geſagt, daß ſich eine auffallende Aehnlichkeit mit jener Großmutter auf mich vererbt habe — —

— Da liegt der natürliche Zauber! Ihr und die Anna Zdenkos habt dieſelbe mütterliche Abſtammung gehabt. Die Eurige iſt nur um eine Generation jünger. Der Familienzug Eurer Großmutter, ſei's in Formen, ſei's in Mienen, ſei's im Blick oder ſonſt einem Ausdruck, iſt meinem Zdenko entgegengetreten wie eine unmittelbare Erinnerung an ſeine Anna! Hat Hortleder wol darum gewußt?

— Gewiß! Er kennt unſere Familienverhältniſſe ſo genau wie die ſeinigen.

— So ſeid uns doppelt willkommen, lieber Junker, ein Segen des gütigen Himmels für meinen vielgeprüften Freund Zdenko!

Und nun zeigte ſich die Abhängigkeit des alten Benedictiners von ſeinen vorgefaßten realiſtiſchen Meinungen. Er prüfte nicht weiter; es war ihm nun erwieſen, daß Zdenkos Zutrauen zu dem jungen Fremdling wol begründet wäre. Er übergab ihm den Inhalt der Ledertaſche, welche er mitgebracht, und erklärte ihm alle einzelnen Briefſchaften und Schriften, damit er ſich in denſelben zurechtfinden und des andern Tages dem Grafen Zdenko Vortrag halten könne.

— Ich bin überzeugt, ſetzte er hinzu, daß Euch Freund Zdenko die ganze Verwaltung ſeines Thatenkreiſes übergeben wird. Es iſt dies eine weitverzweigte vollſtändige Regierung. Wir haben Verbindungen und Berichterſtatter in dem größten Theile Europas, und der Zuſammenhang iſt endlich ſo weit hergeſtellt, daß eine Generalverſammlung — wenn man's ſo nennen will, eine Synode — vielleicht noch im Laufe dieſes Jahres möglich ſcheint. Prag iſt dazu in Ausſicht genommen, weil man vorausſetzen darf, dort auf die geringſten Hinderniſſe zu ſtoßen. Die meiſten der Briefe, welche ich heute bringe, beziehen ſich hierauf. — Der andere Theil eingegangener Schriften bezieht ſich auf Almoſen, auf Wohlthätigkeit überhaupt. Widmet dieſem Theile eine hingebende Theilnahme! Er iſt der wichtigſte. Das, was wir zuſammenſtellen, was wir bauen wollen, kann verunglücken; das, was wir an Hilfeleiſtung und Schenkung zuwege bringen, das iſt unter allen Umſtänden ein ſicherer Segen. Fürchtet niemals, den Geldkaſten zu erſchöpfen. Mit dieſer Furcht verſcherzt man ſich die beſſere Hälfte. Ich weiß am beſten, wie ſchnell man auf den Boden ſeiner Caſſe kommt, und dennoch bin ich gegen dieſe Furcht. Je beſſer man giebt, deſto beſſer ſetzt man die Fruchtbarkeit neuer Saaten in Thätigkeit. Fürchtet auch nicht für Euer eigen Schickſal, weil Euch Zdenko vielleicht zum Erben einſetzt. Ihr wäret nicht ſein würdiger Erbe, wenn Ihr ſchon in jungen Jahren von ſolcher Beſorgniß eingeengt würdet. Und zur Beruhigung für die älteren Jahre kann ich Euch ſagen, daß ich eine der ſicherſten Herrſchaften Zierotin's nicht verkauft habe. Sie iſt in guter Verwaltung, ſie gedeiht und ſammelt, ſie bleibt Euch, wenn die Goldſtücke der eiſernen Kiſte auf die Neige gehen.

Nachdem Pater Dunſtan alſo geſprochen, erhob er ſich, um nach Wien heimzukehren. Die noch leuchtende Abenddämmerung genügte ſeinem ſicheren Maulthiere, welches mit dieſem Wege, ſelbſt mit der Steige nach der Rohrhütte hinreichend vertraut war. Morgen, ſpäteſtens übermorgen wollte er wiederkommen, um über den Wohnungswechſel Zdenkos ernſtlich zu berathen mit dem alten Herrn. Heut' und morgen wol würden die

Jeſuiten nichts erfahren von der Kataſtrophe, welche hier oben über ihre Leute ergangen, aber über kurz oder lang würden ſie doch des Ausganges inne werden, und dann ſei das Aergſte zu gewärtigen —

— Dann aber, unterbrach ihn Hans, kommt auch Euer Schutz und Aſyl zu Tage! Habt Ihr nichts zu fürchten für Eure Abtei und für Euch?

— Doch, doch! Wir ſind ihnen preisgegeben in der Stadt, und unſer Abt würde nicht erbaut ſein von dem Ungewitter, welches ich zuwege gebracht. Aber, junger Freund, ich habe mich durch ein langes Leben daran gewöhnt, daß jeder neue Tag ganz Unerwartetes bringen kann, das Beſte wie das Schlimmſte. Jeder Menſch iſt fortwährend in Lebensgefahr. Dieſe Einſicht hat mir Eins verſchafft: ich ängſtige mich nicht mehr. Trachtet danach, in dieſer Eigenſchaft mir ähnlich zu werden, und Ihr habt einen größeren Schatz errungen, als in dem Eiſenkaſten Zdenkos da drinnen aufgehäuft liegt. — Ade, Freund! Helft uns redlich die Leidenſchaft aus den Sachen des Glaubens entfernen, helft uns Vorurtheile zerſtreuen und Kenntniß verbreiten, helft uns Wohlthaten ausſtreuen in alle Furchen, und ſeid geſegnet für und für!

Während dieſer Worte waren ſie hinausgegangen, und der Pater war auf das Maulthier geſtiegen, welches Tſchirill vorgeführt, und jetzt ritt er langſam von dannen in die dämmernde Nacht des Buchenwaldes hinein. Sein dunkler Talar, deſſen Capuze er wieder über den dünn behaarten Kopf gezogen, verſchwand allmälig im Abenddämmer, und Hans ſah ihm gedankenvoll nach, ſo lange noch etwas zu entdecken war von der hohen Geſtalt.

Dann ging er in den Saal zurück, um die Arbeit vorzunehmen, welche ihm der Pater anvertraut. — Tſchirill brachte Licht dazu und küßte ihm den Aermel. Der geſtern noch ſo mißtrauiſche und abweiſende Diener hatte mit dem Inſtincte eines Hausthieres wahrgenommen, daß dieſer junge Herr ein Herr auch für ihn geworden ſei. Er machte Feuer im Kamin, und fragte, ob „Pan“ vor dem Schlafengehen noch was befehle, und ob — es heute ſchon geſchehen dürfe.

— Was?

— Das Grabmachen und Hineinlegen unter dem großen Baume —?

— Nein, Tſchirill, warte bis morgen Abend. Der Verſtorbene könnte noch einmal erwachen.

Tſchirill ſchüttelte langſam das Haupt und ging, den langſam kriechenden „Zahn“ mit ſich nehmend.

Hans war endlich allein. Wie ſehr fühlte er ſich der Sammlung bedürftig! Was alles war um ihn, mit ihm, für ihn geſchehen in der Zeit von vierundzwanzig Stunden! Mehr als er zu überſehen, als er zu faſſen, als er in ſich zu verarbeiten wußte. Vielleicht ſogar mehr, als er wünſchte. Denn die Geſichtskreiſe, welche vor ihm geöffnet worden, gingen über den Umfang deſſen hinaus, was als idealer Wunſch in ihm gelegen. Der beginnende Krieg gegen die katholiſche Kaiſermacht war ihm ja doch entwerthet worden auf erſchreckende Weiſe! So waren ihm die Gegenſätze nicht geſchildert worden in der Heimat, in den Kreiſen des Fürſtenhauſes zu Weimar! Und Deutſchland: Deutſchlands Zukunft und neue Form! Davon war nirgends die Rede. Das war erſichtlich den böhmiſchen Aufſtändiſchen etwas ganz Gleichgiltiges!

Und doch ſo viel Günſtiges, Glückverheißendes für ſeine Perſon! Das Vertrauen des wunderbar reichen Grafen Zdenko, reich im alltäglichen Sinne, reich im weiten Sinne einer unermeßlichen Kenntniß und Erfahrung. Solch einem Manne iſt er plötzlich nahegerückt wie ein Sohn und wie ein Erbe — er wendete unwillkürlich den Kopf nach jener Thür, welche heute Morgen der Graf ſo ängſtlich in's Auge gefaßt hatte, als Raupowa eingedrungen. Jene Thür führte alſo wol zu der eiſernen Kiſte, voll von Goldſtücken. — Hans ſchalt ſich über dieſe unwillkürliche Bewegung ſeines Kopfes, und ſchämte ſich dieſes unausgeſprochenen Gedankenganges. Er war ja nicht habſüchtig, wahrlich nicht, und doch übereilte ihn ſolch eine Bewegung! Wie widerwärtig fand er es, daß ſie doch natürlich ſein mußte bei einem armen Junker, der ſich die Welt eröffnen wollte zu allen möglichen großen Wirkungen! — Hinweg!

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, auf welchem Vater Dunſtan den Inhalt der Ledermappe ausgebreitet hatte, und in deſſen Kaſten das grüne Buch lag, die Lebensgeſchichte ſeines väterlichen Freundes. Das ſollte ſeine Beſchäftigung ſein für dieſen Abend.

Todtenſtille herrſchte in dem einſam gelegenen Waldhauſe; zwei große Kerzen brannten vor ihm, ein freundliches Feuer leuchtete aus dem Kamin, die Fenſterläden waren geſchloſſen, nichts ſtörte ihn in Betrachtung der Papiere, als ſeine eigene Phantaſie. Sie ließ ihn zunächſt die vorliegenden Schriftzüge nicht erkennen, nicht entziffern, ſie zauberte ihm ein Mädchenbild vor die Augen — er bedeckte die Augen mit ſeiner Hand, er blickte mit allen Sinnen in die liebenswürdigen Geſichtszüge Ludmillens. So ſchalkhaft wie nie war heute der etwas falſche Blick des Mädchens geweſen, aber auch ſo lieb wie nie. Hinter der ſchalkhaften Falſchheit winkte eine liebevolle Hingebung, ja, ja, ihre Seele iſt doch gut und hingebend, und ſie wird dir angehören, und du wirſt ihr mit all den Mitteln, welche dir jetzt zu Gebote ſtehen, ein reiches, mannigfaches Leben bereiten können! Sie bedarf deſſen, und du kannſt es ihr bieten — ein volles Glück wird ſich entwickeln —

Langſam riß er ſich los von dieſen Bildern. Er mußte aufſtehen und einen Gang durch den Saal machen, ehe er ſich Faſſungskraft zutrauen konnte für die vorliegenden Papiere.

Dieſe Papiere waren indeſſen von der Art, daß ſie ſeine ganze Aufmerkſamkeit anzogen, als er endlich mit einer gewaltſamen Anſtrengung ihre Durchſicht begonnen. Sie waren nicht nur aus Deutſchland, Dänemark, Schweden, England, Holland, der Schweiz, Ungarn, ſie datirten auch aus Frankreich, aus

Rom ſelbſt, ja aus Conſtantinopel, und es war Hans beſonders auffallend, daß ſich diejenigen aus katholiſchen Ländern viel eingehender und hingebender zeigten für die Kirche der Zukunft, als diejenigen aus proteſtantiſchen Ländern. Die Berichterſtatter aus den bereits reformirten Ortſchaften klagten ſämmtlich, daß dogmatiſcher Eigenſinn ihnen ringsum herb und ſchroff entgegentrete.

Dieſe weitverzweigte Anknüpfung des Grafen ſtammte ſicherlich aus den langen Reiſen des in die Welt hinausgeſtoßenen Jünglings, welcher auf ſeinem Falben von dannen geritten war damals — damals! Hans griff haſtig nach dem grünen Buche, um die weitere Lebensgeſchichte ſeines neuen Vaters zu erfahren.

Das Manuſcript war in kleiner, aber ſauberer und leſerlicher Schrift niedergeſchrieben. Es war in Abſchnitte getheilt. Unter dem Titel „Mähren“ ſtand der Abſchied von der Heimat. Vom nächſten Abſchnitte an las Hans genau. Er hieß „Oeſterreich“. Durch die Berge hinauf war die Pilgerſchaft gegangen, durch Oberöſterreich und Inneröſterreich über Villach in's Tirol hinein. Auch äußerlich war es eine Pilgerſchaft geworden. Er hatte ſich und ſeinen Falben nicht erhalten können. Das treue Thierlein wurde hingegeben an einen evangeliſchen Prediger am Hallſtädter See, und dafür wurde in Graz die Kutte eines Bettelmönches eingetauſcht mit allen guten Regeln ſolch eines wandernden Philoſophen, der Lehre und Troſt und Rath ſpendet, und dafür in jeder Hütte ein Lager und einen Imbiß findet. — Hinaus ins Reich war die Pilgerſchaft gegangen, den Rhein abwärts, ins Holland hinein, nach England hinüber. Dort hatte er Dunſtan kennen gelernt, und ſie waren zuſammen aufgebrochen gen Jeruſalem. Durch Frankreich, durch Italien waren ſie gezogen, und in Rom hatten ſie wirklich den Papſt geſprochen, den aus Mailand ſtammenden Papſt Pius IV., welcher damals das Tridentiner Concilium ſchloß mit dem Vorbehalte, „alle entſtehenden Zweifel nach eigenem Willen zu entſcheiden“. Während ihres Aufenthaltes in Rom war eine Verſchwörung gegen den Papſt entdeckt worden, eine Verſchwörung gegen das Leben desſelben, weil er noch nicht raſch und energiſch genug die unbedingte Weltherrſchaft des Papſtes ins Werk geſetzt. Pius IV. hatte ſich mit einer Leibwache von hundert Arkebuſieren umgeben müſſen. So hatten ſie ihn zum letzten Male geſehen, als ſie von Rom geſchieden waren. Von da waren ſie nach dem Berge Athos zu griechiſchen Chriſten, von da nach Jeruſalem, von Jeruſalem nach Conſtantinopel gekommen. Der furchtbare Soliman II. war damals Sultan. Sie fanden als Derwiſche bei ihm Zutritt, und er gab ihnen Aufträge für Ungarn, welches unter ſeinem Schwerte ſeufzte. Sie kamen nach Ungarn und fanden hier Odontius, der aus der Steiermark entflohen war.

Bis dahin hatte Hans geleſen. Nicht eigentlich geleſen, ſondern nur überflogen, um nur zunächſt die Hauptumriſſe dieſes wechſelvollen Lebens zu überſchauen. Damals waren dieſe Länder in unermeßlicher Entfernung, und da Graf Zdenko überall jahrelang verweilt, ſo hatten ſie ein halbes Jahrhundert in Anſpruch genommen.

Jetzt erſt ging Hans wieder zurück bis zur erſten Ankunft des Grafen in Wien; nun las er wörtlich die Schickſale, die Auffaſſung, die Eindrücke eines Mannes, welcher im Grunde nichts ſucht, als den Verkehr mit Gott, das Verhältniß zu Gott, die Form des Glaubens. — Die Kerzen brannten nieder, er las und las mit unermüdlicher Seelenkraft. Es mochte gegen Mitternacht ſein, er bemerkte den Flug der Stunden nicht — da klopfte es an ein Fenſter. Er überhörte es. Nach kurzer Pauſe klopfte es von neuem — er ſah auf, er beſann ſich wo er ſei und was das bedeuten könne. Mitten in der Nacht, in dieſer unnahbaren Einſamkeit, was konnte das ſein?! — Er riß den Fenſterladen auf — das Mondlicht lag wie ein weißer Dämmer über dem Walde — ein Mann ſtand vor dem niedrigen Fenſter. Das Vordach von oben warf Schatten, Hans konnte nicht viel mehr als die Umriſſe ſehen; er öffnete das Fenſter — ein altes, bärtiges, von Leidenſchaften zerfreſſenes Geſicht grinſte herein.

— Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr?

— Ein verirrter alter Mann bittet um ein Obdach! erwiderte in ziemlich unreinem Deutſch eine gebrochene Stimme in bittendem Tone.

— Wie kommt Ihr daher?

— Hab' einen Botengang über den Wald zu machen gehabt, und auf dem Rückwege hab' ich mich vergangen, die Nacht iſt dazugekommen, bin einmal über's andere gefallen, find' mich nimmer aus. Hab' auch ein lahmes Bein, das den Dienſt verſagt und bei der Nachtluft ſchmerzt; ſeid chriſtlich, gnäd'ger Herr, laßt mir ein Nachtlager zukommen und einen kleinen Imbiß!

Hans war ſo befangen von ſeiner Lectüre, daß ihm nur die Worte: „Seid chriſtlich!“ einen Eindruck machten. Er ſah ſich rückwärts nach dem Zimmer um — richtig, da ſtand ein kleines Nachtmahl, welches Tſchirill für ihn aufgetragen. Davon reichte er dem Fremden zum Fenſter hinaus. Während dieſer gierig aß, überlegte Hans, daß er doch wol um der Sicherheit willen für den Grafen den Fremden nicht hereinnehmen dürfe, nein, drüben ins Wirthſchaftshaus! Aber die Ausgänge waren ſorgfältig durch Tſchirill verſchloſſen; durch ſein Schlafzimmer und Golling's Stube hindurch wollte er nicht, um die Jägersleute nicht zu wecken.

— Da, haltet das Licht. Vielleicht bläſt es der Wind nicht aus.

— Nein.

Und nun ſchwang er ſich zum Fenſter hinaus und ging mit dem Fremden zu Trumm's Wohnung hinüber — die Hunde ſchlugen an.

— Raſch, raſch, ſonſt wecken wir Alles auf!

Sie traten in den kleinen Flur. Links war des Gärtners Stube, rechts die Kammer.

— Fürchtet Ihr Euch, in demſelben Raume mit einen Todten zu ſchlafen?

— O, Gott bewahre, gnäd'ger Herr! Das hab' ich oft gemußt, und jetzt bin ich zum Umfallen müde.

— So kommt! — Da auf dem Lager ruht er, der kleine Alte — er ruht für immer. Hier im Winkel iſt eine Streu von Blättern, hier ſind des Verſtorbenen dicke Mäntel zum Zudecken. Behüt' Euch Gott bis morgen.

— Dank für den Chriſtendienſt, gnäd'ger Herr!

Hans eilte mit dem Lichte zurück und ſprang wieder durch's Fenſter in ſeinen Saal. Er eilte, damit nur die Hunde ruhig würden. Caro bellte hell und heftig, Zahn heulte.

Der Jäger ſteht am Ende auf, dachte Hans, beſſer iſt, du machſt nun hier auch Nacht, damit die Nachfrage nicht neue Unruhe erzeugt.

So that er denn auch. Er ſchloß das Fenſter und blies die Kerzen aus. Die wenigen Schritte zu ſeinem Schlafzimmer hinüber kannte er; er fand ſie im Finſtern, kleidete ſich raſch im Finſtern aus und legte ſich ſchlafen.

Er ahnte nicht, wen er aufgenommen. Es war der alte Kriegsknecht Brémont aus dem Arſenale in Wien, welcher als Liebhaber die Expedition mitgemacht, und welcher zuerſt während des Getümmels entwichen war. Er hatte ſich wirklich in dem unwegſamen Bergwalde verirrt und war in ſeiner Erſchöpfung froh geweſen, als er endlich wieder an den Staketzaun gekommen war, welcher den kleinen Platz umſchloß.

Hunger, Froſt und Müdigkeit hatten über alle Bedenken geſiegt, er hatte eine Latte eingedrückt und war da wieder hereingekrochen, von wo er am Nachmittag ſorgfältig entwichen war.

Wenn ſie dich erkennen, hatte Brémont gedacht, ſo leugneſt du, und wenn's nichts hilft, was thut's?! Sie können dich nicht freſſen! Und du machſt ihnen was vor. Hunger thut weh, und verhungern werden ſie dich nicht laſſen. Wende dich nur an die Ecke, wo die Herrenſtube war, die

Herren haben bei ſolcher Gelegenheit eher ein Einſehen und Nachſehen —

Das war ihm gelungen. Golling war wol aufgeſtanden, von dem ungewöhnlichen Bellen der Hunde aufgeweckt, und hatte ſein Fenſter geöffnet, aber erſt nachdem Hans ſchon wieder zurück war. Die Hunde hatten ſich beruhigt; Golling war auch wieder auf ſein Lager zurückgekehrt. Die Frühlingsnacht verſtrich ohne weitere Störung.

Brémont erwachte zeitig auf ſeiner Streu, und das eben erſt aufdämmernde nüchterne Tageslicht brachte ihn auf den Gedanken, befriedigt zu ſein mit der nächtlichen Unterkunft und ſtill von dannen zu ſchleichen, ehe der Jäger und das ſonſtige Volk der Förſterei ihn ins Auge faßten und am Ende doch als einen ſolchen wieder erkännten, der Nachmittags unter den Feinden dageweſen. Bei Tage werde er ſich doch wol aus dem Walde herausfinden.

Geſagt, gethan! Mit einem ſcheuen Seitenblicke auf die Leiche öffnete er vorſichtig die Thür. Es war hohe Zeit! Denn eben erhob ſich auch Trumm von ſeinem Lager, und Golling drüben desgleichen. Ein paar Minuten Vorſprung nur waren dem alten Kriegsknechte geſtattet. Er benützte ſie, und war nahe am Zaune, als Trumm und Golling aus den Thüren traten — ſie ſahen nichts mehr von ihm, und ſie ahnten auch nichts von ihm. —

Brémont ſeinerſeits erwies ſich als alter Feldſoldat doch nicht ganz ungeſchickt in Aufſuchung des Weges, als er einmal jenſeits des Zaunes im hohen Holze war und der lichter werdende Tagesſchimmer ihm zu Hilfe kam. Ganz ſtrategiſch zu Werke gehend, ſtrich er nicht geradeaus, ſondern quer durch den Wald, vorausſetzend, daß er auf dieſe Weiſe doch den Weg finden müſſe, welcher ihn und die Expedition am Tage vorher zum Zaunthore geführt hatte. Er fand ihn auch. Und wenn er noch zweifelhaft geweſen, ob es auch der rechte ſei, ſo belehrte ihn ein Fund, daß er ſich nicht irre. Er fand nämlich den Sattel, welchen die Seinigen geſtern liegen gelaſſen. Obwol er faul war, lud er ſich doch dies faſt neue und immerhin werthvolle Inſtrument auf den Kopf, um es bis Dornbach hinabzutragen. Dort meinte er im Wirthshauſe zu frühſtücken und eine Fahr- oder Reitgelegenheit nach der Stadt hinein zu erlangen. So geſchah's. Der Gaſtwirth in Dornbach ſpannte eben ein, um ein Faß Wein nach Wien zu fahren. Auf Brémont's Geheiß wartete er das Frühſtück des Gaſtes ab und berichtete außerdem, daß in der Nacht ein bewaffneter Mann, wie er glaube einer von der Stadtguardia, bei ihm eingekehrt und ſich ſchwer beſoffen habe. Er ſchlafe drin auf der Bank. Dies war der zweite glückliche Ausreißer. — Brémont beſann ſich, ob er ihn mitnehmen ſolle. Der Kerl ſchlief felſenfeſt, und Brémont entſchied ſich dafür, ihn ſchlafen zu laſſen. Warum? Brémont war nicht ohne politiſche Schlauheit. Er wollte zunächſt allein im Stande ſein, über das Schickſal der Expedition Auskunft zu geben. Das mußte ihn wichtig machen, und konnte etwas abwerfen. Pater Norbert war ja doch eine bedeutende Perſon, die in der Burg vermißt werden müſſe — den Weg zu Norberts Wohnung kannte er, und dort würde man ihn ſchon zu höheren Perſonen weiſen, welche die Auskunft belohnen würden. Dies reiflich überlegend, fuhr er neben dem Weinfaſſe und dem Sattel behaglich am Hernalſer Schloſſe vorüber nach der Stadt hinein, das gefährlichſte Werkzeug gegen die Sicherheit der Förſterei. —

Dort in der Förſterei ahnte Niemand eine Gefahr. Der alte Graf war geſtärkt aufgeſtanden, und harrte geduldig ſeines Sohnes, welcher in den Tag hineinſchlief und welcher bei ſeinem Erwachen von Gewiſſensbiſſen gepeinigt ward. Die unwillkürliche Kopfwendung nach der Thür des Badezimmers, wo der Schatz des Grafen vermuthet wurde, lag wie Blei in ſeiner Seele. Niedrig und gemein erſchien er ſich, und er hätte mit Freuden auf Alles verzichtet, wenn dazu Gelegenheit geweſen wäre, um ſich von ſo widerwärtigem Vorwurfe zu befreien.

In ſolcher Weiſe verſtört kam er zum Grafen.

— Was iſt Dir? fragte Zdenko beſorgt.

— Ich verachte mich ſelbſt!

— Warum?

Und nun erzählte er offen, was vorgegangen in ihm und was ihn quäle.

— Das nennen die Theologen unſere Erbſünde, erwiderte lächelnd Graf Zdenko. Sie zu haben iſt kein Verbrechen, ſie zu beſiegen iſt unſere Tugend. Du haſt ſie ſchon beſiegt. Komm' daher und verzehre getroſt Dein Frühmahl, und blicke getroſt zu Gott hinauf, welcher ſeinen herrlichſten Frühlingstag über uns ausgießt, über Gerechte und Ungerechte. Wer ehrlich trachtet, gerecht zu ſein, dem dienen die wilden Begierden alle zur Läuterung. Laſſ' mich übrigens dieſe Deine Scrupel zur Veranlaſſung nehmen, daß ich Dich mit meinem Mammon bekannt mache —

— Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht!

Lächelnd gab der alte Herr dieſem gewiſſenhaften Widerwillen nach. Er hegte ja überhaupt wenig Aufmerkſamkeit für Geld und Gut. Die Handkaſſe im Schreibtiſche war zufällig gefüllt, und ſo war es in nächſter Zeit nicht nothwendig, die eigentliche Schatzkiſte in Anſpruch zu nehmen. Daher kam es, das Hans über den Aufenthalt dieſer Kiſte nichts Näheres erfuhr.

Der alte und der junge Schwärmer verſenkten ſich im Gegentheile mit aller Hingebung in ihre religiöſen Gedanken und Plane. Der Tag zog am Himmel vorüber, und ſie bemerkten erſt am Nachmittage, daß ein allgemeines Regenwetter eingetreten war, und ein Beſuch von Hernals nicht mehr zu erwarten ſtünde. Es war ein Landregen des Frühlings, der mit einer einzigen Kraftanſtrengung die ganze Natur entwickeln mochte. Er hüllte den Wiener Wald in weißgraue Wolkennebel, und man ſaß da oben abgetrennt von der Menſchenwelt wie in einer Alpenhütte. Er ſtrömte drei Tage lang ununterbrochen nieder, und die beiden Schwärmer konnten den Austauſch ihrer Gedanken und Träume vollſtändig erledigen.

Ein Unterſchied zwiſchen ihnen trat deutlich hervor. Hans war, um es kurz zu bezeichnen, nüchterner als der alte Herr. Der feſte Mittel- und Hintergrund für Alles, was er wünſchte, war das deutſche Reich in reformirter Geſtalt. Die Kaiſermacht in der Hand eines proteſtantiſchen Fürſten war ſein nächſtes Ziel. Seine Herkunft, ſeine Jugendgeſchichte brachten es mit ſich, daß er einen von den jungen weimariſchen Fürſten vor Augen hatte. Unter den anderen proteſtantiſchen Regenten ſchien ihm auch keiner empfehlenswerth. Gegen den kurſächſiſchen hegte er das feindliche Vorurtheil des Erneſtiners gegen die uſurpatoriſchen Albertiner. Außerdem war ihm der ſächſiſche Kurfürſt zuwider, weil er in den Händen beſchränkter und fanatiſcher Lutheraner, weil er, in völleriſcher Lebensweiſe befangen, geiſtig zu unbedeutend, und weil er dem katholiſchen Kaiſerhauſe in Wien zu gedankenlos ergeben ſei. Der Brandenburger war ſchwach und nichtig, unter den welfiſchen Fürſten in Wolfenbüttel und Lüneburg war nichts Hervorragendes, der heſſiſche Landgraf war tyranniſch und verlogen, der Darmſtädter —

Warum ſtockſt Du da? fragte lächelnd der alte Graf. Der Darmſtädter Herr iſt mild und verſöhnlich, aber er iſt ein Süddeutſcher, und iſt Dir deshalb nicht genehm!

— Nein, nicht deshalb, erwiderte Hans. Aber er hängt zu feſt am habsburgiſchen Kaiſer und an den alten Traditionen. Er würde nirgends durchgreifen können und mögen, er iſt ein Vermittler, wir brauchen aber eine ſchöpferiſche Kraft. Wenn wir einmal abſehen von ſtarker Hausmacht, die doch eigentlich keiner von unſerer Seite mitbringen könnte, ſo müſſen wir auf friſche perſönliche Kraft Rückſicht nehmen, und für dieſe in der neuen Reichsverfaſſung Mittel und Wege bereiten. Das neue Kaiſerthum muß mit größerer Machtvollkommenheit ausgerüſtet werden im politiſchen Rechte, und zur Beſitzunterlage kann ihm alles das von den Stiftern verliehen werden, was im weiten Nieder- und Mitteldeutſchland eigentlich doch herrenlos geworden iſt durch den Abfall der Stiftsbewohner vom katholiſchen Glauben.

Dazu ſchüttelte Graf Zdenko das Haupt. Er war wol gegen die ariſtokratiſchen Gelüſte ſeiner Standesgenoſſen eingenommen, welche das Reich in eine Unzahl kleiner Reiche auflöſen wollten zu egoiſtiſchem Zwecke, aber er war doch auch gegen die Anhäufung aller Macht in Eine Hand. Dadurch verlor nach ſeiner Anſicht die mannigfache innere Entwicklung der Länder zu ſehr an Freiheit, und ein weltlicher Papſt ſei gar zu bedrohlich. Er hatte überhaupt für die politiſche Form der Zukunft kein klares Bild, die Speculation dafür lag außerhalb ſeines Naturells, welches in der religiöſen Frage zuſammengedrängt war. Die Hauptmacht nach dem Norden zu verlegen, widerſtrebte ihm inſtinctmäßig. Dann, fürchtete er, könnten allmälig die ſüdöſtlichen Miſchländer für die deutſche Culturmacht ganz verloren gehen und in Barbarei verſinken. Am natürlichſten ſchien es ihm, daß zu Wien die Hauptmacht verbliebe, aber der Träger derſelben ſollte in der Glaubensfrage mild, verſöhnlich, mit Einem Worte gründlich tolerant ſein. Dann nur, meinte er, könne das deutſche Weltreich wieder aufblühen und weitverzweigte Wurzeln faſſen. Dies ſei auch das Leichteſte, denn es habe das Herkommen mehrerer Jahrhunderte für ſich, und alſo das erbliche Anſehen, welches in jeder Machtfrage von unermeßlichem Werthe ſei.

— Und dazu der Steiermärker Ferdinand?! rief Hans.

Graf Zdenko ſeufzte und ſetzte nach einer Pauſe hinzu:

— Du ſiehſt, wohin das bloße Politiſiren führt! Die Elemente drängen zu kriegeriſchem Fluſſe; wer mag ſagen, wohin ſie ſtrömen werden?! Dergleichen ſagt der Menſch nicht voraus, die Gottheit leitet die Ströme. Ich erleb' es nicht mehr; wer weiß, ob Du es erlebſt. Darum iſt es dankbarer, zunächſt unſere innere Welt zu ordnen und nach Kräften zu geſtalten.

So vergingen die Tage. Endlich brachte ein Morgen Aufheiterung des Wetters und mit ihr Beſuch aus dem

Hernalſer Schloſſe. Es folgte eine ganze Reihe ſchöner, ruhiger Tage.

Die Wetter, welche ſich draußen in der Welt zuſammenzogen, blieben unbemerkt in dieſer friedlich gewordenen Waldoaſe, und man konnte meinen, dieſem eingewanderten ſächſiſchen Junker brächte die Wiener Luft alle Freuden und Vortheile des irdiſchen Daſeins entgegen — man konnte meinen! Er ſelbſt meinte es, und fühlte ſich dankerfüllt gegen einen Himmel, welcher ihn ſo ungemein begünſtigte.

Trotzdem empfand er zum öfteren, daß wallende Nebel ſeine Zukunft verſchleierten, gerade ſo, wie ſie bei Regenwetter Abgründe zwiſchen den Bergen verſchleiern. Alle Perſonen, die ihm von Bedeutung waren, erweckten ihm zuweilen dieſe unheimliche Empfindung.

Zunächſt Ludmilla ſelbſt.

Ludmillens liebenswürdiges, anziehendes Weſen, frei von den früheren heftigen Wendungen, blieb ſich gleich während dieſer ſtillen Friedenstage. Hans ſah ſie ſelten allein. Ihr Vater, ihre kleine Schweſter, Frau Amalie, zuweilen auch Iſabella Harrach pflegten mit ihr zu kommen, und in der Geſellſchaft war ſie das erheiternde, bewegende, lebensvolle Element, das alle Aufmerkſamkeit auf ſich zog und verdiente. Hans bemerkte es kaum, daß ſie dieſer Aufmerkſamkeit auch jetzt bedurfte, und daß ſie doppelt liebenswürdig war, wenn er ſie im kurzen Zwiegeſpräch lobte für dieſe oder jene Virtuoſität. Denn an ſolcher Virtuoſität fehlte es nie, ſie mochte erzählen, oder ſchildern, oder ſpotten, oder ſingen, oder mit der kleinen Schweſter einen Nationaltanz improviſiren. Und wie gern lobt die Liebe, wie gern lobte er, wenn er einen kurzen Spaziergang unter die jetzt völlig grünenden Buchen erhaſchen konnte! Dennoch fand er auch bei ſo günſtiger, einſamer Gelegenheit nicht den Muth, ein volles Geſtändniß ſeiner Neigung auszuſprechen, und wenn er ſich vorwarf, es wieder verſäumt zu haben, ſo flüſterte eine Stimme in ihm: Es liegt nicht blos an deiner Schüchternheit, es liegt auch an ihr, an Ludmillen ſelbſt! Es ſchwirrt und blitzt ein Etwas aus ihr hervor, das Dich abhält, ein Etwas von Sicherheit, von Eitelkeit, ja von — Sinnlichkeit. Letzteres Wort wagte er nicht zu verſtehen, die Stimme flüſterte es entweder zu leiſe, oder er war zu keuſch, um es zu begreifen. Aber den Eindruck behielt er doch, daß ſie ebenfalls Schuld trage an dem ſcheinbaren Stillſtande ihres Verhältniſſes. Er war ja doch nur ſcheinbar, dieſer Stillſtand, denn ſeine Neigung wuchs von Tag zu Tag, das konnte er gar nicht verkennen. Nur eben weil er kein unmittelbares Ausſprechen desſelben errang, dämmerte ihm für ſeine und Ludmillens Zukunft jenes Nebelgewölk auf, welches ſichern Schritt und feſten Weg in Zweifel ſtellt.

Dann blickte auch Frau Amalie zuweilen ſo eigenthümlich auf ihn und Ludmilla, daß er nicht nur erröthete, ſondern daß er auch einen ernſten Vorwurf vor ſich zu ſehen glaubte. Sie mißbilligt es, flüſterte es in ihm, daß du in ſo ſchwerer Zeit deine Seele hingiebſt an Liebesträume. Wenn du deine Beſtimmung nur irgend erfüllen ſollſt in all den Aufgaben, die dein Vaterland, dein Glaube, dein ſo glücklich gewonnener Vater Zdenko dir zutrauen und auferlegen, wo bleibt dann Zeit und Raum für ein Liebesverhältniß oder gar für eine Ehe?! Erſt erfülle deine Pflichten, ehe du häusliches Glück ſuchſt, welches jetzt wahrlich wenig Ausſicht und wenig Berechtigung hat!

Ferner Ludmillens Vater, der ihm ſonſt ſo wohlwollende Freiherr von Loß, war zurückhaltender gegen ihn als ſonſt. Billigte er das entſtehende Verhältniß zu Ludmillen wirklich nicht? War er durch irgend eine üble Nachrede eingenommen gegen den ſonſt ſo gern geſehenen Junker? — Letzteres war nur zu wahr. Die kleinen Feindſchaften, welche ſich Hans im Hernalſer Schloſſe zugezogen, übten ihre Nachwirkung. Der Bart-Conrad hatte mit ſeinen Aeußerungen Spath irre gemacht über den zweideutigen ſächſiſchen Junker; Spath nickte bedenklich zu den ungünſtigen Aeußerungen des Candidaten Götzinger über den ungläubigen Junker; Götzinger verhetzte den ſtörſamen Fremdling getreulich vor dem Freiherrn von Jörger, der ihm ohnedies das noch immer lahme Roß nicht vergeben und noch gar viel Anderes auf dem Rocken hatte gegen ihn. Jörger endlich redete in ſeinen Freund Loß hinein, daß alle Welt darüber einig ſei, dieſe fahrenden jungen Ritter voll Ueberſpanntheit und Verwirrung ſeien ein Kreuz für die ohnehin übermäßige Uneinigkeit im Lande und unter den Evangeliſchen, und fand damit ein offenes Ohr bei Loß. In die Spaltung von Lutheranern und Calvinern hatten die beiden älteren Herren ſich einmal gefunden, weitere Haarſpaltereien waren ihnen gleichmäßig unbequem. Wohin ſollte das führen?! Zudem war Loß gelangweilt und verdrießlich. Es reute ihn, ſeine Leute mitgegeben zu haben für den Transport; er wartete ungern, und fand im Verkehr mit evangeliſchen Mitſtänden, die aus Wien nach Hernals kamen, daß hier in Wien nichts zu erwarten ſei. Die Evangeliſchen hatten die große Mehrheit im Landhauſe, und proteſtirten wol gegen den neuen Landesherrn, aber doch nur mit halben Maßregeln. Da war es in Horn entſchloſſener hergegangen! Kurz, er wäre gern von dannen geritten, wenn nur ſeine Leute erſt wieder dageweſen wären. Unſeren Unmuth laſſen wir ja aber gewöhnlich am härteſten gegen die Perſonen aus, welche wir eigentlich lieb haben. Da er nun nichts als Uebles von Hans hörte, ſo ſammelte ſich all ſein Aerger auf den armen Junker, den er ſonſt ſo gern mochte. Er ritt faſt täglich mit hinauf, ja, weil die verehrte Frau Amalie hinauffuhr und weil die unruhige Ludmilla Abwechslung wollte, und ſogar der kleine Purzel, welcher noch aus Prag eine kindiſche Anhänglichkeit für den Junker Hans hegte, täglich auf der Partie beſtand, ja doch! Er unterhielt ſich auch gern mit dem alten Zierotin, der ſo viel erlebt hatte, und der ſo viel zu erzählen wußte, und der Hans war ihm immer noch ſympathiſch, wenn er auch alle Tage mehr gegen ihn eingenommen wurde; aber der Entſchluß befeſtigte ſich doch in ihm, den Verkehr mit ihm abzubrechen, und ſeine Mädchen kurzweg nach Böhmen abzuführen, ſobald ſeine Leute zurückkehrten. Hans hatte alſo ganz Recht mit ſeiner Ahnung, daß Papa Loß nicht mehr für ihn geſtimmt ſei.

Endlich der alte Graf ſelbſt! Auch er zeigte dem liebenden Pflegeſohne nur trübe Ausſicht in Betreff Ludmillens. Er verrieth mit keinem Worte, ob er die Neigung Hanſens bemerke. Aber er ſprach öfters über Ludmilla, und er ſprach nicht günſtig über ſie. Reizend möge ſie ſein, das empfinde er ſelbſt in ſeinem für Sinnenreiz unempfindlichen Alter, begabt ſei ſie über die Maßen, aber Vertrauen flöße ſie ihm nicht ein. Er halte es für das größte Wageſtück eines jungen Mannes, ſolch ein Mädchen vor den Traualter zu führen. Dagegen halte er den jungen Mann für beglückt und geſichert, dem Iſabella Harrach ihre Hand ſchenke. —

— Leider iſt Waldſtein kein junger Mann! erwiderte Hans ſchwermüthig.

— Sie iſt auch noch nicht ſeine Frau, ſprach der Graf. — Sie erinnert mich in ihrer ſtillen Sanftmuth, ſetzte er hinzu, zuweilen an meine Anna, und mir ſcheint, Hans, ſie ſieht Dich gern!

Es war gegen Abend an einem Sonntage, als der Graf, unter der großen Fichte ſitzend, dieſe Worte an Hans richtete, der dazu ſchwieg, und dem es eine Erleichterung zu ſein ſchien, als Tſchirill meldete, die gnädige Frau von Hernals komme angefahren, und zwar ſehr raſch.

Sie kam allein, kündigte aber an, daß die Uebrigen nachkämen, und zwar um Abſchied zu nehmen.

— Wie! riefen der Graf und Hans einſtimmig.

— Loßens Leute ſind zurück, fuhr ſie haſtig fort, es iſt Alles ſchneller gegangen, als man dachte, der Krieg kommt mit Rieſenſchritten näher! — Raupowa Wilhelm muß Kunde gehabt haben von dem Plane Thurn's, des böhmiſchen Oberfeldherrn, er iſt mit ſeinen Gefangenen nicht, wie er wollte, an der Donau aufwärts gezogen, ſondern hat ſie in Kähnen bei Tulln über den Strom geſetzt und ſeine Richtung gen Znaim genommen.

Dort iſt er denn auch richtig dem böhmiſchen Heere begegnet, welches über Iglau in die Markgrafſchaft eingebrochen iſt, um nach Brünn und Olmütz vorzudringen. Thurn und ſeine Umgebung haben ein großes Gelächter aufgeſchlagen, als ihm Raupowa den kriegeriſchen Jeſuiten Norbert und eine Rotte wieneriſcher Stadtguardiſten vorgeführt und zur Verfügung geſtellt hat, und ſpöttiſch hat der böhmiſche Heerführer ſie mit den Worten begrüßt: „Gebt Euch dem Heimweh nicht hin, ich bring' Euch nach Wien zurück, ehe die jetzt noch blühenden Kirſchbäume Kirſchen tragen! Ihr ſollt in erſter Reihe ſtehen, wenn der Nandl und die Jeſuiten herüberſchießen wollen vom Rothen Thurme nach dem Werd“. Kaum hat er dieſen Hohn ausgeſprochen gehabt, da iſt die Nachricht eingegangen von Brünn und Olmütz: Er möchte eilen, Albrecht von Waldſtein benütze die letzten Augenblicke zum Schaden des Landes. Er habe ſein Regiment von Panzerreitern aus Olmütz abführen laſſen, und als der Oberſtwachtmeiſter desſelben zögern gewollt, habe ihn Waldſtein eigenhändig vom Pferde geſtochen, und ſei ſpornſtreichs nach Brünn geritten und vor dem Landhauſe abgeſtiegen, Abends um zehn Uhr. Der ſtändiſche Einnehmer hat geholt werden und hat unter Androhung des Stranges die Kaſſenſchlüſſel der Landesgelder abliefern müſſen. Dieſe Gelder, eine Summe von beinahe hunderttauſend Thalern, hat Waldſtein auf Wagen laden laſſen und hinweggeführt. Umſonſt haben die Stände Commiſſarien und Reiter hinter ihm hergeſchickt, man hat ihn nicht mehr eingeholt. Zum Spott aber hat er ihnen einen Boten entgegengeſchickt mit der Nachricht: Seine Herren Vettern, die zu den böhmiſchen Rebellen hielten, werde er binnen Kurzem mit Prügeln und Ruthen bedenken. Mit einem Schrei der Wuth haben die böhmiſchen Herren dieſe Herausforderung beantwortet, und das ganze Heer iſt im Eilmarſche gegen Brünn aufgebrochen.

Dies ſind die Nachrichten, welche Loßens Leute mitgebracht. Ich ſelbſt habe heute in Wien im Harrach'ſchen Hauſe weiter erfahren: Jenes Geld aus der ſtändiſchen Kaſſe in Brünn iſt bereits in Wien angekommen, und König Ferdinand hat die Annahme deſſelben — verweigert. Zu großem Schmerze ſeiner Rentbeamten hat er aus höheren politiſchen Gründen das Verfahren Waldſtein's mißbilligt und verleugnet, und die ganze Summe im Wiener Landhauſe niederlegen laſſen. Die Stände hier wie dort ſollen daraus erkennen, daß er auf keine Weiſe, auch nicht im Falle offener Empörung, in ihr Gut eingreifen wolle. Die Empörung und der Abfall Mährens ſind übrigens unzweifelhaft. Brünn iſt von den Böhmen beſetzt, und die Mehrzahl der mähriſchen Ständemitglieder ſcheint ſich gegen Ferdinand erhoben zu haben. Albrecht von Waldſtein iſt von dieſer neuen Regierung all ſeiner Güter verluſtig erklärt worden; er iſt in dieſem Augenblicke ein Bettler, denn all die reichen Herrſchaften, welche ihm Lucretia Neckſin von Landsberg, ſeine verſtorbene Frau, zugebracht, liegen in Mähren. Aber auch derjenige von Eurer Familie, lieber Graf, mit dem allein Ihr in freundlicher Verbindung und in vielfacher Uebereinſtimmung geblieben —

— Vetter Carl — ?

— Euer ſehr würdiger Vetter Carl iſt zu Brünn ins Gefängniß geſetzt worden, weil er die Mittel und Zielpunkte des böhmiſchen Aufſtandes nicht billigt.

— Der Arme! Da ſiehſt Du's, Hans, welch mißlich Feld die Politik! Mein Vetter Carl iſt ein tüchtiger, iſt ein weiſer politiſcher Mann. Selbſt ich, der ein Schwärmer heißt, muß ihm nachſagen: Wohl den Ländern, wenn ſie die Plane Carls von Zierotin verwirklichen könnten! Denn er will ein großes öſterreichiſches Reich auf freien und edlen Grundlagen. Umſonſt! Die Leidenſchaften vernichten das Beſte und die Beſten. Aber hier thut Hilfe noth. Du kannſt nicht hinüber, Hans, Du biſt fremd. Laſſ' Dunſtan herausbitten; er wird Rath ſchaffen, meinem Vetter hilfreich zu werden.

— Langſam, vorſichtig, lieber Graf! rief Frau Amalie. Ich möchte um keinen Preis ſolche Hilfeleiſtung verzögern, aber ich muß Alles ſagen, Euch aufmerkſam machen, daß zunächſt für Euch ſelbſt geſorgt werden muß.

— Schon wieder? Die neuliche Expedition iſt ja beſeitigt worden, ohne daß eine Spur von ihr übrig bleiben konnte!

— So glaubten wir. Was ich bei Harrach's gehört, widerſpricht dem.

— Hat Iſabella ſelbſt — ?

— Nein, nein, Junker! Ich hatte ſie nach jenem ſtürmiſchen erſten Beſuche hier aufmerkſam gemacht, was auf dem Spiele ſtünde und daß ſie ſchweigen möge. Sie verſprach es bereitwillig, und — ſie iſt wahrhaftig. Nein, aus Harrach's Aeußerungen entnehm' ich, daß in der Burg Kenntniß von des Grafen Aſyle und feindliche Abſicht vorhanden iſt. Woher? weiß ich nicht. Als von der Abführung des Brünner Geldes aus der Burg ins Landhaus die Rede geweſen, da ſcheint Lamormain eine Aeußerung gethan zu haben in Harrach's Gegenwart, welche dieſen veranlaßt hat, mich zu warnen —

Frau Amalie wurde hier unterbrochen durch die Ankunft des Freiherrn von Loß und der Seinigen. Loß war ſo laut und heiter, wie man ihn ſeit dem Tage ſeiner Ankunft nicht mehr geſehen.

— Das halbe Weſen hat ein Ende, rief er, das halbe Weſen dort wie hier und hier wie dort. Das Leben geht wieder aus dem Ganzen, und nun iſt's gut. Seht freundlich dazu aus, Papa Zierotin, und der Junker da kann auch froh ſein. Jetzt kann er ſein Predigerthum beenden und zu Kriegsthaten übergehen, wie's einem Junker ziemt; ich werd' ihn nachdrücklich dem Thurn empfehlen, und er darf ſich nur auf mich berufen und ſich bei ihm melden, wenn er im Laufe dieſer Woche vor Wien rückt —

— Im Laufe dieſer Woche? riefen Alle.

— Allerdings. Der ſchleſiſche Vetter, der Mitzlau Rudolph, iſt eben angekommen.

— Der iſt auch wieder da?

— Auch wieder da, Papa Zierotin. 's kommt Alles wieder auf dieſer Welt, Hunger und Durſt und Liebe und Zahnweh. Alſo der Mitzlau kommt recta vom Thurn. Mit Mähren hat ſich der gar nicht länger aufgehalten, das hat er in der Taſche, und iſt ohneweiters ins Erzherzogthum eingerückt —

— Ins Oeſterreich?

— Ins Oeſterreich unter der Enns, genau zu ſprechen, und wenn er da nicht mit dem Fuße an den kleinen, gut ummauerten Ort Laa geſtoßen wäre, ſo wäre er ſchon hier vor Wien, oder wol gar ſchon in Wien. Kurz, vor Laa liegt er jetzt, die paar Meilen von hier, und über Nacht wird er da ſein. Zunächſt reitet und fährt und geht Alles zu ihm hinaus, was nicht katholiſch iſt, um ihn zu begrüßen und ihm Dienſt und Hilfe anzubieten. Und ſo mein' ich, Junker Hans von Starſchädel, werdet Ihr auch thun, ſobald er an die Donau kommt. Denn alsdann werd' ich mit ihm geſprochen haben auch für Euch. Ich reite mit meinen Mädels über Laa morgen nach Böhmen — ſchäm' Dich doch, Mille, mit Deinem Schluchzen! Meiden und Scheiden thut weh, aber Wiederſeh'n iſt Auferſteh'n — hör' auf!

Nie war Ludmilla ſo hinreißend ſchön und anziehend geweſen. Sie trocknete ihre Thränen und verſuchte zu lächeln. Das feuchte Auge war eine heiße Sonne, und ihr Weſen und Benehmen, weich und ergeben, machte ſelbſt dem alten Grafen Zdenko den Eindruck, er habe ihr Unrecht gethan mit ſeinem Vorurtheil, denn ſie ſei ja wirklich ein herzenswarmes, herzensgutes Geſchöpf! — Das war ſie auch. Hans empfand es unter den ſüßeſten Schmerzen. Eigentlich hegte er — und mit Recht — die ſchmeichelhafte Beſorgniß, ſie werde vor der ganzen Geſellſchaft ſeine Hand ergreifen, werde mit ihm vor den Vater hintreten und ſagen: Papa, wir Beide lieben uns, trenne uns nicht, vereinige uns! Denn ſo war ihr leiſes, wenn auch unarticulirtes Flüſtern, ſobald ſie an ihm vorüberging, ſo ſprach ihr

Auge in das ſeinige hinein, die ganze Umgebung war nicht für ſie vorhanden.

Der Vater ſchien aber auch eine Ahnung davon zu haben; er beſtand darauf, jeder Abſchied müſſe kurz ſein, und in Hernals warte ein Ausſchuß der Stände auf ihn, der jetzt den Bericht des Junkers von Mitzlau anhöre und dann Beſchluß faſſen wolle, ob die Evangeliſchen noch vor Ankunft des böhmiſchen Heeres in voller Anzahl zur Hofburg ſchreiten und dem Erzherzog Ferdinand ankündigen ſollten, was ihr Verlangen ſei.

— Fort, fort! Ein Handſchlag und Ade, daß man ſich jünger wiederſeh'! Nun heult der Purzel auch! So ſchämt Euch doch! Ritterfräulein ſollt Ihr ſein, muthig und tapfer!

Es war ihm gar nichts daran gelegen, daß Hans ſie begleiten wollte hinab ins Thal. Aber geradezu abweiſen konnte er's doch nicht.

Hans war entſchloſſen. Alle Scheu und Beſorgniß Ludmillen gegenüber war hinweggeſcheucht. Er wollte ihr ſein Herz offen darlegen, bevor ſie von ihm ſchiede. Zu dem Ende wollte er ſie heute noch allein ſprechen. Wo? Und wie? Er wußte es noch nicht. Aber zunächſt mußte er mit hinab. Er kannte ja den Weg gar nicht hinunter aus den Waldbergen; Spath hatte ihn damals im Finſtern heraufgeführt auf einem Fußpfade, welchen er nicht wieder zu finden wußte. Er ſchloß ſich alſo jetzt dem Zuge an, wenn auch zu Fuß. Die Loßiſchen waren alle Drei beritten, und Frau Amalie, welche gleichzeitig mit aufbrach, bot ihm vergeblich einen Platz in ihrem kleinen Wagen an. Es ſchien ihm unmöglich, jetzt Gleichgiltiges zu ſprechen; wie von himmliſchen Kräften getragen, ſchritt er zwiſchen dem Pony Purzels, welche bei dieſer Gelegenheit die zärtlichſte Aufmerkſamkeit vom ſogenannten ſächſiſchen Vetter erfuhr, und dem Roſſe Ludmillens einher, durch den Buchenwald dahin. Erſt als ſie durch die Schlucht bis zur Rohrerhütte hinabgelangt waren, mußte er dieſen Poſten aufgeben. Loß beſtand darauf, Eile zu haben, und nöthigte den nachfolgenden

Reitknecht, dem Junker Hans ſein Pferd abzutreten. Nun ging's raſchen Trabes durch Dornbach hindurch, und Hans ſah ſich binnen einem Viertelſtündchen zum erſten Mal wieder im Schloßhofe von Hernals, wo Tartſch ſchon ſo lange täglich vergebens auf ſeinen jungen Herrn gewartet hatte. Wie immer ungeſchickt, drängte er ſich herzu und verhinderte Hans noch ein heimliches Wort an Ludmilla zu richten. Dieſe ſchien auch ein ſolches zu erwarten, ein beſtimmtes Wort für eine Zuſammenkunft, denn ſie ſuchte beim Abſteigen ihr Pferd ſo zu wenden, daß Hans nahe zu ihr treten könne. Tartſch ſorgte dafür, daß dies nicht möglich wurde: er drängte ſich mit unübertrefflicher Geſchicklichkeit zwiſchen ſie und ſeinen Herrn, um dieſem Vorwürfe zu machen, daß er ihn ſo lange ohne Nachricht und Weiſung gelaſſen in fremdem Hauſe, wo Niemand was von ihm wiſſen wolle, und kaum Futter für die Pferde zu kriegen ſei. Auch Papa Loß war gleich zur Hand, um ſeine Mädchen ins Schloß zu treiben, damit ſie ihre Habſeligkeiten richten möchten, nächſten Tages mit dem Früheſten gehe es auf die Reiſe. Er merkte es wohl, was zwiſchen ſeinem älteſten Mädchen und dem ſächſiſchen Junker in der Luft ſchwebte, und innerlichſt lächelte er darüber. Es wäre ihm ja noch vor Kurzem ſo erwünſcht geweſen! Seiner Mille gönnte er vom Herzen die Freuden des erwachenden Mädchenfrühlings, und der Hans war ihm in Prag noch der erwünſchteſte Schwiegerſohn geweſen. Aber Zeugniß und Nachrede über ihn waren im Hernalſer Schloſſe gar zu nachtheilig, jedenfalls hielt er's für ſeine väterliche Schuldigkeit, den verdächtigen Jungen länger zu beobachten, und jetzt — ſetzte er mit einem halblauten Fluche hinzu — iſt doch auch wahrhaftig keine Zeit zu hochzeitlichen Dingen. — Wie oft hat er ſich ſpäter Vorwürfe gemacht, daß er leichtgläubig geweſen!

So blieb denn Hans allein auf dem Hofe ſtehen. Es kümmerte ſich Niemand um ihn, denn das Geſinde war durchweg angeſteckt von dem Mißtrauen gegen ihn, und ſeine einzige Gönnerin, Frau Amalie, wurde bei ihrer Ankunft von ihren Leuten in Anſpruch genommen. Haus und Hof waren voll von Gäſten, die Zuſammenkunft und Berathung der evangeliſchen Standesherren war oben im Saale bereits laut und thätig. Jeder dieſer Herren war von Dienern begleitet, die den Hof anfüllten.

Der unbeachtete Hans ſah und hörte nichts von der Geringſchätzung und dem Uebelwollen, welche ihn empfingen. Er lebte jetzt nur für den Einen Geſichtspunkt ſeines Herzens, alles Uebrige war ihm ein mechaniſches Abthun. Mechaniſch ſtieg er zu dem Zimmer hinauf, welches er damals verlaſſen, mechaniſch fertigte er Tartſch ab, der alles Mögliche wiſſen wollte; aber mit ſehr bewußter Abſicht öffnete er das Fenſter. Rechts drüben an der Ecke der Hauptfronte war Ludmillens Wohnung, wenigſtens ein Fenſter derſelben, das Fenſter ihres Vorzimmers. Ihr Wohn- und Schlafzimmer waren hinter der Ecke. Jenes eine Fenſter konnte eine Vermittlung bieten, er wußte ſelbſt nicht welche; ſinnend und hoffend blickte er hinüber — unten war Garten, Spath's Gebiet. Spath war auch da beſchäftigt, und ſah den Junker. Hans ſah den hinter einer Hecke arbeitenden Gärtner nicht.

Der Abend ſank eben herunter auf das grünende und blühende Land, der Flieder duftete berauſchend, die Vögel ſangen in Pauſen ihre letzten Weiſen, nur eine Grasmücke machte keine Anſtalt, ihren lieblichen Geſang einzuſtellen.

Da, richtig! ſein Hoffen hatte ihn nicht getäuſcht, und ſein Auge täuſchte ihn jetzt nicht — da erſchien eine weiße Geſtalt an jenem Eckfenſter. Noch mehr, ſie trat heraus, denn jene Ecke und die rechts von der Ecke fortlaufende Front des Schloſſes hatte einen hölzernen Balcon nach Art der Bauernhäuſer in den Alpenländern. Er war nur dort angebracht, weil die Morgen- und Mittagſonne nicht an jene Seite drang, und ſolcherweiſe ein ſchattiger Aufenthalt im Freien möglich wurde für die Damen des Hauſes in der warmen Jahreszeit.

Jene weiße Geſtalt war Ludmilla, er war deſſen gewiß, obwol die Dämmerung ihm nicht mehr geſtattete, ihre Züge zu erkennen. Frau Amalie, deren Zimmer ebenfalls auf den Balcon gingen, ſcheute die Abendluft und hatte jetzt im Hauſe Beſchäftigung, das wußte er. Es iſt Ludmilla, rief ſein Herz, und ſie harret Dein!

Das Stockwerk war nicht hoch, und unten war weiche Gartenerde. Er beſann ſich nicht lange, ſondern ſprang hinab.

Ludmilla, etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt, ſchien es bemerkt zu haben. Wenigſtens meinte er, als er bis hoch über den Knöchel feſtſtand im lockern Beete, ſie habe eine haſtige Bewegung gemacht.

Spath hatte es aber auch bemerkt und war im Begriff, ſtörend einzuſchreiten. Die Mißhandlung ſeines Beetes war ihm nicht gleichgiltig, und der gründlich verleumdete ſächſiſche Junker war ihm — doch gerade dies ließ ihn zögern.

Spath war der einzige von allen Dienſtleuten im Hernalſer Schloſſe, welcher ſich lange zweifelnd verhalten hatte gegen die allgemeine Mißachtung des Junkers. Er konnte nicht in Abrede ſtellen, was man als zweideutig nachwies gegen Hans, nein, der abenteuerlich erſcheinende fremde Junker mit ſeinem mürriſchen Reitknechte hatte auch ihm allmälig den Eindruck eines zugewanderten Hungerleiders gemacht, welcher ſein Schäfchen ſcheeren wolle, ſei es bei den Katholiken, ſei es bei den Evangeliſchen. Die Anknüpfung an Waldſtein und an Harrach's in Wien waren zu verdächtig, und das Fräulein Iſabella, welche ja ſonſt nie ſo fleißig herausgekommen, ſteigerte den Verdacht, als ob Hans je nach Umſtänden um die reiche Katholikin, oder um die reiche Proteſtantin freien wolle. Dazu ſeine Aufnahme beim Grafen Zdenko! Man ſah ja und hörte es auch vom alten Herrn ſelber, daß er ihn an Kindesſtatt angenommen, der unermeßlich reiche, mit einem Fuße ſchon im Grabe ſtehende Cavalier das dürftige Junkerlein aus Sachſen! Welcher Stoff für den Neid! Und der Neid iſt geſchäftig wie ein Wieſel, namentlich unter der ärmeren Menſchenclaſſe. Ja, es iſt ganz in der Ordnung, ſtieg es in Spath's Gemüthe auf, dieſem verdächtigen Patrone das Stelldichein zu verderben, welches er vor hat. Spath war im Begriffe, unter dem Kirſchbaume hervorzutreten und durch laute Anrede das Fräulein da oben fortzuſcheuchen. Er trat auch vor, aber nur einen Schritt. Ein gewiſſes Etwas in ihm hielt ihn feſt. Dies war eine unerklärliche Vorliebe, welche er innerlichſt für den Junker hegte. Sie erwies ſich jetzt ſtärker als jede Verdächtigung. Die Verdächtigung hatte wol Spath's Verſtand eingenommen, aber ſein Gemüth doch nicht beſeitigt. Dies Gemüth flüſterte: Der Junker iſt aber doch gebildeter und wohlwollender als irgend einer ſeinesgleichen! Und warum wäre denn der ſo gute, ſo fromme und ſo erfahrene alte Herr droben im Jägerhauſe dergeſtalt für ihn, wenn nicht eine Tüchtigkeit in dieſem Junker wohnte?! Und warum ſollteſt du denn die Liebesfreude verderben, die er dir droben ſchon zweimal vergönnt hat — ja, zweimal iſt er ſtumm und ſachte vorbeigegangen, als er dich unter den Buchen einſam antraf mit der Nandl! Und dem Förſter hat er auch nichts verſchwätzt, ſonſt würde der ſchon davon angefangen haben! Endlich — und hier zog er ſelbſt den Gegner, den Verſtand, herbei zur Unterſtützung, damit es nicht heiße, er habe gedankenlos gehandelt — endlich kann ein Wort dieſes Junkers den Förſter mürbe machen für dich, vielleicht gar eine kleine Ausſteuer vom alten Herrn erringen — kurz, er machte ſich's durch alle Mittel deutlich, daß er ſeinem weichen Triebe nachgeben und den Junker gewähren laſſen ſolle. Und eigentlich war das unnöthig, er hatte ſich ſchon lange niedergebückt an einen Strauch und hatte den Junker an ſich vorüberſchreiten laſſen, ohne ſich zu regen. Ja, er that noch mehr: als Hans drüben am Balcone ſtand und ſein Geſpräch angeknüpft hatte mit dem Fräulein, da dachte er nicht neidiſch, ſondern mit Zärtlichkeit an ſein Mädchen droben, und meinte lächelnd es ſei doch gar unbequem, ſo blos aus der Entfernung mit ſeiner Liebſten ſprechen zu können. Meine Gartenleiter mit den Treppenſproſſen, die wär ja dafür erfunden! Sie ſteht da drüben unter dem Birnbaume, den du heute abgeraupt. Aber der arme Narr ſieht ſie nicht. Zeig' ſie ihm, ohne dich zu zeigen! — Und er ſchlich vorſichtig hinüber, und trug dann die Leiter ungeſehen in der Dunkelheit bis zu einem großen Strauche, der nur zehn Schritte entfernt ſtand von Hans. Dort ſtieß er ſie um, daß ſie auf Hans zufallen und von dieſem bemerkt werden mußte. — Hans bemerkte ſie denn auch und erſchrak. Da ſich aber nichts weiter regte — Spath kauerte mäuschenſtill hinter dem Strauche — ſo meinte er, wie er ſollte: die Leiter ſei nur leiſe angelehnt geweſen und durch einen Luftzug umgeblaſen worden.

— 's iſt Niemand da, flüſterte er zu Ludmillen hinauf, die ebenfalls erſchrocken war. Vielleicht iſt ein verbannter heidniſcher Gott vorübergezogen, und hat mir ein Mittel hergeworfen, mich der ſchönen Dame da oben nähern zu können.

Und ohneweiters errichtete er die Leiter unter dem Balcone und erſtieg ſie. Sie reichte vollkommen: Hans ſtand mit einem Fuße auf der letzten Staffel der Leiter, und ſaß übrigens auf dem Geländer des Balcons.

Er war ganz betroffen von ſeiner Dreiſtigkeit, und Ludmilla ſchien es auch zu ſein. Denn ihr beiderſeitiges Geſpräch war bis jetzt durchaus nicht ſo intim geweſen, daß es ihn zu ſolcher Annäherung berechtigt hätte. Keuſch und ſchüchtern wie ſie beide waren, mußte ihnen eine Pauſe zum Uebergang, ein Scherz zur Befreiung aus der Verlegenheit dienen. Ludmilla fand zuerſt das ſcherzende Wort.

Die Worte, mit welchen ſich junge Liebende unterhalten, pflegen nur Vorwände zu ſein. Man braucht ein Geräuſch, höchſtens einen annähernden Ausdruck für das, was im Innern vorgeht, man braucht ihn vorzugsweiſe aus einem Bedürfniſſe der Scham. Geiſtige Vermittlung, geiſtiger Uebergang ſoll eintreten, weil man den Geiſt für vornehmer, für uneigennütziger hält. Der Liebesdrang ſelbſt, wie ſehr man ihn der Seele zuſchreibt, iſt immer tief mit den Sinnen verſtrickt; das ahnt man, und man will nicht den Anſchein haben, als ſolge man ſo geradehin einem mit den Sinnen verſtrickten Drange. Deshalb iſt das wirkliche Geſpräch junger Liebesleute niemals ſo geiſtreich und geſchloſſen, als die Dichter ſchildern. Der Geiſt iſt nur ein gezwungener Stellvertreter, und er wird gar nicht in Anſpruch genommen für geſchloſſene Gedankenreihen. —

Demgemäß war die Zwieſprache beſchaffen zwiſchen Ludmilla und Hans. Nicht um die Worte war es ihnen zu thun. Sie ſahen ſich, ſie fühlten, ſie athmeten ihre beiderſeitige Nähe, ſie ſchwelgten in dieſer Nähe, ſie ſchwelgten in jener reizenden Ahnung der Sinnlichkeit, welche man keuſche Sinnlichkeit nennen möchte, weil ſie noch fern vom eigentlichen Begehren iſt, ſie ſchwelgten in jenem Liebeszauber, der göttlich genannt wird, weil er der irdiſchen Erfüllung nicht zu bedürfen ſcheint. Nicht Umarmung und Kuß war Ziel und Streben, o nein, das lag wie der Himmel ſelbſt vor ihnen in roſenrother Ferne, die Ausſicht auf den Himmel ſchon berauſchte ſie. Ludmilla war auch angethan dazu, den beſcheidenen Hans durch ihre bloße Nähe zu entzücken: das leichte Gewand floß wie eine faſt durchſichtige Wolke um den friſchen jugendlichen Leib; der ſchöne Arm enthüllte ſich, wenn ſie eine Bewegung machte; das halb gelöſte Haar ſpielte in Locken um die Schultern, und der Klang ihrer Stimme war wie die Sehnſucht ſelbſt. Hans wankte einmal in ſeiner luftigen Stellung auf dem Geländer, da griff ſie eiligſt nach ihm, um ihn zu halten. Und ſie that es herzhaft wie ein Landmädchen; ſie hielt ihn einen Augenblick feſt an den Schultern. Langſam, allmälig verminderte ſie die Kraft, und nur leiſe berührend blieben ihre Hände noch eine Weile ruhen — Hans erbebte wie ein vom Glück Betroffener durch und durch. Er ergriff eine Hand von ihr, um ſie zu küſſen; ſie wehrte nicht, ſie überließ Hand und Arm bewegungslos, und ſo kam es, daß nicht ihre Hand, ſondern ihr Arm an ſeine Lippen gelangte, eine viel innigere Annäherung, als der banalere Handkuß darbieten konnte; der entſcheidende Augenblick einer erſten Umarmung war unmittelbar vor ihnen — da rief eine helle Kindesſtimme dicht neben ihnen:

— Ach, wie hübſch! Vetter Hans macht den Handkuß ganz anders!

Die Liebenden trennten ſich ſo ſchnell, daß der Junker faſt ohne Leiter in den Garten hinabgekommen wäre, wenn das ſprechende Kind ihm nicht ſeinen kleinen Arm hingeſtreckt und ihm einen augenblicklichen Haltpunkt geboten hätte, den er auch wirklich im Taumel ergriffen hatte.

— Auch ſo 'nen Handkuß, Vetter Hans! rief lachend der kleine Gnom, welcher nicht ahnte, was er angerichtet.

Die kleine Schweſter Ludmillens war der Störeglück, es war Purzel, wie der Vater auf dem Umwege über Murzel den Namen Marie abgekürzt hatte. Sie war drinnen im zweiten Zimmer, wie Ludmilla glaubte, zu Bette gegangen, in Wahrheit aber von den Stimmen auf dem Balcone angelockt worden, weil ſie den „Vetter Hans" — wie ſie ſich ausdrückte — zu hören meinte. Vetter Hans war aber ihr beſter Freund, mit ihm unterhielt ſie ſich immer gern, und ſo hatte ſie es jetzt für wünſchenswerth gehalten, ihm noch „gute Nacht!" zu ſagen. Arglos war ſie ohne Schuhe herausgeeilt, und ſtand jetzt zwiſchen den Liebesleuten, höchſt glücklich darüber, daß ſie beide ſo prächtig erſchreckt hatte.

Als Hans ſich nicht beeilte, den neumodiſchen Handkuß auch ihr zu gewähren, ſagte ſie ſchmollend:

— Ich verklag' Dich beim Papa, garſtiger Vetter, daß Du mich weniger lieb haſt als die Mille! Da kommt er! Da kommt er!

Wirklich hörte man des Vaters Stimme.

— Hierher, Papa, hierher, rief Purzel, wir ſind Alle beiſammen: die Mille, der Vetter Hans und ich! Der garſtige Vetter will mir nicht die Hand ſo küſſen, wie er ſie eben der Mille geküßt hat, und doch iſt er mein Bräutigam, nicht wahr?

Hans war in peinlichſter Verlegenheit durch dies „ſchreckliche Kind“.

Sich ſo am dunkeln Abende auf dem Balcongeländer neben Ludmilla betroffen zu ſehen, hätte zu jeder Zeit ſein Mißliches gehabt. Jetzt aber, nachdem der Freiherr von Loß ſeine freundliche Geſinnung gegen ihn unverkennbar gewechſelt, war es eine geradezu bedrohliche Lage.

Insbeſondere wußte er nicht, ob es noch unſchicklicher ſei, die halb ſitzende Stellung auf dem Geländer beizubehalten mit der leichtfertigen Gartenleiter unter ſich, oder ob er nicht wenigſtens mit dem Fuße die Leiter umſtoßen und wie ein regelmäßiger Beſucher ſich auf die Beine ſtellen ſolle. —

Purzel erſparte ihm auch hierin einen ſelbſtſtändigen Entſchluß.

Sie rief dem heraustretenden Vater entgegen:

— Der ungezogene Vetter hat mich gar nicht gerufen und iſt auch nicht durch die Thür gekommen, er muß vom Taubenſchlage heruntergeklettert ſein —!

Da ſtand die mächtige Figur des Freiherrn dicht vor ihm und — ſchwieg.

Ludmilla unterbrach die ängſtliche Pauſe. Sie ſchlang ihre Arme um des Vaters Hals und küßte ihn.

— Geh' hinein ins Zimmer und laſſ' Licht anzünden! ſagte er ruhigen Tones. Geh' zu Bett, Purzel, ſetzte er hinzu, es iſt ſpät.

Die Mädchen gingen.

Der Freiherr ſtand dem immer noch ſitzenden Hans allein gegenüber.

— Ich habe Euch was Wichtiges zu ſagen, Herr Junker. Seid ſo gut, mit hineinzukommen.

Er ging.

Hans folgte, einer ernſten Scene gewärtig.

Drin im Zimmer Ludmillens, in welches die Dienerin eben Licht brachte, beharrte der Freiherr von Loß kurz darauf, Purzel ſolle zu Bette gehen.

— Dich ſeh' ich noch, Mille! fuhr er fort. Erſt hab' ich mit dem Junker auf meinem Zimmer zu ſprechen.

Und ohneweiters ſchritt er hinaus, dem Junker winkend. Dieſer ſuchte im Fortgehen Ludmillens Auge, Ludmilla aber ſah zu Boden. Sie ſchien verlegen, unſicher, verſchämt. Des Vaters Schweigſamkeit, ſonſt gar nicht in ſeiner Art, hatte ſie beſtürzt.

Hans konnte nicht warten, konnte nicht zögern, der Wink des Freiherrn war zu beſtimmt.

In dem erleuchteten Zimmer des Freiherrn harrte ein Diener. Loß ſchickte ihn fort und wies dem Junker einen Seſſel an, indem er ſich ſelbſt nahe zu ihm, und zwar an einen Tiſch ſetzte. Auf dieſen Tiſch legte er einen Brief, welchen er aus dem Wamſe zog. Sein Antlitz war räthſelhaft, und ein ruhiger Beobachter ſelbſt hätte es nicht zu deuten vermocht, viel weniger Hans, welcher ein Gefühl der Beſchämung nicht los werden konnte, der Beſchämung darüber, daß er einen ſo vertraulichen Schritt gegen die Tochter eines Mannes gewagt, welcher neuerdings erſichtlich nicht einverſtanden war mit einem näheren Verhältniſſe zwiſchen ſeiner Tochter und dem Junker.

Gegen ſeine Gewohnheit begann der Freiherr endlich, der ſonſt gar kein Redner war, langſam und feierlich zu ſprechen wie folgt:

— Wir haben jetzt wieder eine Stunde lang drüben berathen. Es ſind an zwanzig Herren da, und der Thonradl überſchreit ſie alle. Morgen ſoll eine Hauptſitzung im Landhauſe ſein. Der Erzherzog Ferdinand will ſelber kommen und die Huldigung fordern. Von den Unſrigen ſoll Jedermann erſcheinen. Auch nach den „Hornern“ ſind von Thonradl Reiter geſchickt worden. Wir ſollen alle nach Wien hinein. Er verſichert, man würde nicht wagen, uns anzutaſten. Auch mich nicht, obwol ich ein böhmiſcher Rebell heiße. Ich glaube auch, ich werde hineinreiten —

— Thut das nicht! unterbrach ihn Hans.

— Ich habe es ſo gut wie zugeſagt, entgegnete Loß, und ſein Auge ſchärfte ſich zum erſten Male auf den Junker. Es ſchien ihn zu verſtimmen, daß dieſer ſo beſtimmt abrieth. Was wußte denn Hans ſo Genaues, um beſtimmt abrathen zu können? Hatte er alſo wirklich beſondere Quellen bei den Katholiſchen, wie Candidat Götzinger behauptete? — Der ſcharfe Blick milderte ſich indeſſen allmälig wieder, und es kehrte der vorige Ausdruck auf Loßens Geſicht zurück, welcher ſo ſchwer zu deuten war. So ſchwer, weil entgegengeſetzte Regungen durcheinander zu ſpielen ſchienen: Entſchloſſenheit in wichtigen Fragen, und doch auch Beſorgniß; ja zwiſchen all dem hindurch ſchienen, ganz und gar befremdlich, freudige Zuckungen zu hüpfen.

Er ſtrich ſich mit der Hand über die Augen und fuhr fort:

Ihr ſelbſt, Junker, habt mich aus der Verſammlung herausgeſprengt.

Hans ſchwieg, der Anklage gewärtig.

— Ihr ſeid nicht mehr der, welcher Ihr in Prag in meinem Hauſe wart. Ihr ſeid tief, vielleicht zu tief in die politiſchen Wirthſchaften hineingerathen. Das iſt wol Niemand ſo leid geweſen als mir, der ich Euch ſehr lieb hatte —

— Um Gotteswillen erklärt Euch näher!

— Nicht doch! Ihr ſeid ein freier Edelmann und könnt mit Euch ſchalten, wie Ihr mögt. Ich mag mich nicht in das Gewiſſen Anderer eindrängen. Ihr ſeid auch gelehrter als ich, und müßt, wie die Jörger und der Zdenko, die feinen Unterſcheidungen beſſer verſtehen. Ich miſche mich da nicht ein, und wünſche nur, daß Ihr darüber nicht verloren geht —

— Aber ich beſchwöre Euch, mir deutlicher —

— Ganz gewiß nicht. Ich komme nur darauf, weil ich Euch etwas mitzutheilen habe, was vielleicht ein Wendepunkt in Eurem Leben wird.

Hans ſchwieg in großer Spannung. Wohin ging das Alles?

— Ich wurde aus der Verſammlung hinausgerufen, weil ein Reitender mit dringenden Briefſchaften für mich angekommen ſei. Der Reitende iſt vom Mathias, vom Grafen Thurn. Aus dem Feldlager bei Laa ſchickt er ihn, und die Botſchaft betrifft Euch.

— Mich?

— Einer Eurer jungen Herzoge in Weimar, mit denen Graf Mathias in engem Verkehr, hat Euch unſerm Feldhauptmann dringend empfohlen zu einem beſtimmten gefährlichen Zwecke. Mathias ſchreibt mir des Breiteren darüber. Er klagt, wie er oft gethan, daß unſere Armada im Geſchützweſen vernachläſſigt ſei, und wiederholt mir, was er mir ſchon neulich mündlich geſagt, daß Eure jungen kriegeriſchen Herzoge in Weimar einen alten invaliden Lehrmeiſter aus den Niederlanden gehabt —

— Den alten Straaten, ja.

— Der die ſpaniſchen Kriege mitgemacht und ein vortrefflicher Lehrmeiſter geworden ſei bei Euren jungen Herren in Weimar —

— Ja wol!

— Namentlich in allem, was die Behandlung und Benützung des Pulvers und die Wirkſamkeit der Geſchütze überhaupt betreffe —

— Ganz richtig!

— Von ſeinen Schülern — hat der Weimar'ſche junge Herzog dem Mathias geſchrieben — habe der alte Niederländer drei genannt als diejenigen, welche ihn am leichteſten und beſten begriffen hätten: den Herzog Wilhelm, den Herzog Bernhard, ein noch ganz junges Herrchen, und — den Junker Hans von Starſchädel, Euch!

— Das mag wol ſein! Der alte Straaten iſt mir ſehr zugethan, und ich habe fleißig bei ihm gelernt.

— Nun, dies iſt der Haken, an welchen der Thurn anknüpft. Er hat ſich nach Euch erkundigt —

— Er kennt mich ja aus Prag!

— Er hat ſich nach Euch erkundigt in Betreff deſſen, was Ihr ſeit Prag vorgenommen, und da haben ihm Einige Mancherlei zugeraunt —

— Was?

— Ich habe Euch ſchon geſagt, daß ich davon nicht ſprechen mag. Mathias Thurn iſt ein harter, eigenſinniger Schädel, der ſich nicht leicht von etwas abbringen läßt, was er ſich vorgenommen, er hat die Zurauner abgetrumpft, und — nun ſeht, das hat mich gefreut! —

— Aber was iſt es denn?

— Hört nur zu! Er ſchreibt mir davon, und legt die Entſcheidung in meine Hände. Das iſt kein Spaß, denn die Verantwortung iſt groß, aber es freut mich doch. Er ſchreibt: „Wenn Du, ehrlicher Loß, gutſagſt für den jungen Mann, ſo ſchick' den Starſchädel ſpornſtreichs nach dem Feldlager bei Laa; ich habe für ihn eine capitale Aufgabe, capital für unſere Armada und für die Affaire, welche wir vorhaben“. — Soll und kann ich nun für Euch gutſagen, und wollt Ihr die Aufgabe übernehmen?

— Zuerſt muß ich wiſſen, warum und inwiefern es einer beſondern Gutſagung für mich bedarf!

— Element! Ich hab' Euch ſchon zweimal geſagt, daß ich mich darauf nicht einlaſſen mag. Man weiß nicht mehr recht, woran Ihr glaubt, und ob Ihr auch ganz und gar zu unſerer Sache gehört. Da habt Ihr's in kurzen Worten.

— Zu dieſem Zweifel iſt man ganz berechtigt.

— Wie? Seid Ihr des Teufels?! Alſo wirklich?

— Ich begreife Eure Verwunderung nicht. Ihr ſeid ja mehrfach Zeuge geweſen unſerer Diſputationen über den innern Stand unſerer Lebensfragen, und habt da gehört, daß Graf Zdenko und Frau Amalie und ich nicht befriedigt ſind mit den Grundſätzen, mit den Zielpunkten und mit der Handlungsweiſe Eurer Landsleute —

— Wenn's weiter nichts iſt! Ich bin auch nicht immer zufrieden, und wenn Ihr Euch mit der Jörger auf gleiche Linie ſtellt, da hat es nichts auf ſich. Dann ſeid Ihr ja doch unter allen Umſtänden Proteſtant geblieben, und wollt nichts mit den Katholiſchen zu thun haben. Dann bleiben wir ſchon in Ordnung und Gemeinſchaft!

Und unter dieſen Worten ſtand Loß auf, und alle Räthſelhaftigkeit ſeiner Miene war verſchwunden, die heitere Gutmüthigkeit ſeines Antlitzes war wieder da, ja, die erwähnten Zuckungen beſonderer Freude breiteten ſich ſtrahlend über ſein Geſicht. —

Hans blickte ſtaunend auf ihn. Von einer Scene wegen Ludmillens ſchien alſo gar nicht die Rede ſein zu ſollen? Doch, doch! Nur in ganz anderer Weiſe, als der ängſtliche Liebhaber erwartet hatte. Loß hatte innerlichſt eine herzliche Freude, oder — um das wahre Wort zu gebrauchen — eine väterliche Freude daran, ſeine Tochter bei einer Liebesſcene überraſcht zu haben. Er war eben ein ſo gutmüthiger Vater, dem dieſe Herzensentwicklung ſeiner Mille das behaglichſte Vergnügen gewährte. So wie er von einem Sohne eine herzhafte That oder das erſte Zeugniß einer fertigen männlichen Bildung aufgenommen hätte, ſo meinte er von ſeiner Tochter erbaut ſein zu dürfen, wenn ſie die Liebe eines bedeutenden Jünglings erwecken und fröhlich theilen könne. Sie iſt ein richtiges Frauenzimmer, ſie kann glücklich machen und glücklich ſein! hatte es mit kichernder Stimme in ihm gerufen, als er die jungen Leute auf dem Balcone ertappt hatte, und er würde ſie ohneweiters Beide ſegnend ans Herz gedrückt haben, wenn ihm nicht der neuerliche bedenkliche Leumund über Hanſens Charakter zu Kopfe geſtiegen wäre. Deshalb war eine ſo wunderliche Schlacht ſtreitender Empfindungen auf ſeinem gutmüthigen Geſichte entſtanden, und jetzt war er über die Maßen froh, daß er Grund genug zu haben glaubte, allen peinlichen Verdacht abzuſchütteln und mit dem Schlingel, dem Hans, dem er ja innerlichſt zugethan war, kurzweg Verlobungspräliminarien beſprechen zu können.

So nahe war Hans den Erfüllungen ſeiner Herzenswünſche, und nur er ſelbſt war im Stande, neuen Anſtoß zu geben durch ſeine unerbittliche Gewiſſenhaftigkeit oder Pedanterie, je nachdem man es gut oder übel benennen will.

Loß nämlich trat nahe zu ihm hin mit dem vollen Ausdrucke ſeiner liebenswürdigen und fröhlichen Gutmüthigkeit, die er ſich — wie er meinte — tapfer wieder erobert hatte, ſtreckte ihm beide Hände entgegen und ſagte munter:

— Na alſo, junger Sauertopf, ſo wären denn unſere Dinge wieder in gutem Gange! Die Mille wird ſich freuen, wenn es jetzt auch einige heiße Zähren der Trennung koſtet. Ihr reitet morgen mit dem Früheſten über die Donau hinüber nach Laa hinauf, und bringt dem Mathias eine Gutſagung, die ich gleich ſchreiben werde, und entwickelt Eure Kriegstalente in Blitz und Donner des Geſchützes, ja?! 's iſt mir doch herzlich angenehm, Dich in ſo wichtige Thätigkeit eintreten zu ſehen, mein lieber Junge!

Nun hätte der Hans blos zu ſchweigen gebraucht, und es wäre Alles im beſten Gange geblieben.

Aber Hans ſchwieg nicht, ſondern ſagte:

— Mein verehrter väterlicher Freund, ich kann ſolch eine Gutſagung von Euch nicht verlangen und kann ſie nicht annehmen!

— Wie? Was? Warum nicht?

— Ich kann nicht dafür einſtehen, daß ich ihr Ehre mache; ich kann nicht vorausſehen, ob ich ſie nicht zu Schanden mache.

— Aber um Chriſti willen, unglücklicher Junge, was heißt denn das?

— Zunächſt bin ich kein beſonderer Verehrer des Grafen Thurn. Ich theile die Meinung der böhmiſchen Cavaliere nicht, daß er ein hervorragendes Feldherrntalent beſitze. Unſere weimariſchen jungen Herren und ich haben ihm ſeit einem Jahre aufmerkſam zugeſehen und zugehört, und wir ſind der Meinung geworden: Graf Thurn ſei ein überaus dreiſter Parteigänger und allenfalls auch ein tapferer Kriegsmann, aber einen eigentlichen Feldherrngeiſt beſitze er nicht.

— Nun, wenn dem auch ſo wäre, was hindert Dich denn —?

— Erlaubt! Dies iſt nur die eine Seite. Auch dieſe iſt nicht ſo gleichgiltig, als Ihr meint. Man handelt doch nicht gern unter einem Anführer, dem man nicht die nöthigen Fähigkeiten zutraut, weil man fürchten muß, ohne Erfolg zu handeln. Und die andere Seite iſt für mich noch wichtiger.

— Welche?

— Graf Thurn iſt Proteſtant, ja! Aber von der dürrſten, unfruchtbarſten Sorte.

— Was heißt das?

— Mit nüchterner Seele will er in der religiöſen Frage nur Platz ſchaffen für ſeine politiſchen Zwecke. Hat er den Platz, wird er dem religiöſen Sinne keine weitere Aufmerkſamkeit und keine andere Nachſicht angedeihen laſſen, als ſeine einmal angenommene lutheriſche Form zuläßt. Er wird den anders denkenden Chriſten, der ſeinen Planen nicht zu Willen iſt, unbedenklich mißhandeln und mit dem rohen Türken ein Bündniß ſchließen, wenn der Türke ihn im Kriege unterſtützt gegen das Haupt der öſterreichiſchen Erblande. Die Beweiſe liegen vor. Er iſt längſt in Unterhandlung mit dem treuloſen und gottloſen Barbaren Bethlen Gabor, er iſt längſt in Unterhandlung mit dem Sultan. Was Chriſtenthum! ruft er. Die Herrſchermacht in Wien zu ſtürzen, geht ihm über Alles, und dies große öſtliche Ländergebiet deutſcher Nation auseinanderzuſchlagen iſt ſein Ein und Alles. Herren-Republiken zu gründen, in denen der Edelmann — allenfalls auch mit einem kleinen Scheinkönige für den Anfang und Uebergang — herrſcht, gebietet und unterdrückt auf Koſten aller übrigen Einwohner, das iſt ſein Ziel. Das deutſche Reich kümmert ihn dabei nicht im geringſten. Oder doch, es kümmert ihn. Er will jeden Zuſammenhang mit demſelben auflöſen. Zu dem Ende verleugnet er ſeine deutſche Abſtammung und ſpielt den ſlaviſchen Herrn, der alle deutſchen Elemente und Hilfsmittel beſeitigen möchte, denn mit der ſlaviſchen Maſſe können die Herren leichter umſpringen und gebahren. Sind dies Ziele für mich, der in der Religion eine edle, liebevolle Freiheit ſucht, der für ſein Vaterland, für das ehrwürdige deutſche Reich eine vollere, beſſere Form anſtrebt?! Soll ich für Leute fechten, welche unſer Reich tief beſchädigen und arg verkleinern wollen?!

— Ach was, das iſt weitſichtige Schwarzſeherei! Die Dinge kommen uns nicht wie gebrat'ne Tauben auf die Schüſſel, und wenn man in einen großen Kampf geht, kann man ſich ſeine Nebenmänner nicht auswählen, wie man ſich die Herzensfreunde auswählt. Wie die Dinge nach dem Kampfe ſich geſtalten werden, kann ſo genau kein Menſch vorherſehen. Und wer das will, der fängt niemals an. Es thut doch aber wahrhaftig im höchſten Grade noth, anzufangen gegen dieſe erſtickende Tyrannei der Pfaffen und Jeſuiten und gegen ihr bigottes Werkzeug, den Ferdinand. Tauſend Element, mit ſolchen Bedenklichkeiten arbeiten wir ja den Papiſten geradezu in die Hände! Und ſind denn die beſſer als die Türken?! Oder iſt es wirklich möglich, daß ein ſächſiſcher Edelmann im Stande wäre, mit dieſer Rotte in Wien zu pactiren?!

Hans ſchwieg, ſeine Augen mit der Hand bedeckend. Seine Seele litt unter den Schwierigkeiten, welche ſich ſeinem Verſtande aufthürmten. Loß aber bezog dies Schweigen auf ſeine letzte Frage, und der Gedanke ſchoß ihm wie ein Blitz durch den Sinn: Dieſer Junker iſt am Ende doch wirklich im Pactiren begriffen mit der Rotte in Wien, und ſeine Ankläger haben Recht! — Im Innerſten erſchreckt, ſtand er ſtarr.

Hans ahnte nicht, was die nun folgende Pauſe bedeute. —

Leider wurde die Gelegenheit abgeſchnitten zu einer Aufklärung. Die Thür ging auf. Der Eintretende war der Junker Rudolph von Mitzlau. Er hatte nach ſeinem Vortrage in der Verſammlung von dem ankommenden Loß erfahren, daß die Damen alle mit heruntergekommen ſeien vom Walde, und hatte während der ermüdenden politiſchen Debatte das Bedürfniß empfunden, ſich nach der ſchönen Ludmilla umzuſchauen.

Vielleicht ſei ſie bei Frau von Jörger oder während des ſchönen Abends im Garten. Bei Frau von Jörger war ſie nicht geweſen, und vor ihrem Zimmer hatte die Dienerin erklärt, ihre Herrin ſei ſchon im Hauskleide und empfange keinen Beſuch mehr. Aergerlich war er nach dem Hofe hinabgeſtiegen, vielleicht um auf gut Glück nach dem Garten zu ſchlendern. Da war ihm Tartſch begegnet, und ſo hatte er erfahren, daß Junker Hans mit herabgekommen ſei vom Walde.

— Iſt er auf ſeinem Zimmer?

— Nein! hatte Tartſch geantwortet.

Da war dem Junker das Blatt geſchoſſen, ob nicht am Ende —? Und gerade während des Aufſprießens eiferſüchtiger Gedanken war Spath, der Gärtner, an ihm vorübergegangen.

— Haſt Du den Junker Starſchädel geſehen? hatte er haſtig gefragt.

Spath, welcher den Junker Rudolph gerade ſo innerlich nicht leiden mochte, wie er eigentlich den Junker Hans gern hatte, Spath hatte zunächſt auf die Anfrage geſchwiegen und dann einfach den Kopf geſchüttelt.

Was iſt das? hatte ſich Rudolph geſagt. Der Kerl lächelt ſo curios, antwortet kaum, und beim Fortgehen ſchaut er ſich lächelnd nach mir um — der weiß was und lacht mich aus! — Eilig war er nun wieder nach dem Sitzungsſaale gegangen, um Papa Loß irgendwie zu veranlaſſen — Loß war abgerufen geweſen — vorwärts zu ihm unter dem erſten beſten Vorwande, um dann vielleicht das zu ſtören, was er fürchtete! So war er dahergekommen in Loßens Zimmer.

Die Störung war ſchlimmer für Hans, als wenn der Nebenbuhler, wie er gewollt, eine Liebesſcene unterbrochen hätte. Loß blieb nun unter dem Eindrucke des peinlichſten Argwohns.

Rudolph ſchützte vor: die Verſammlung rufe nach Loß; man wolle Entſcheidung treffen für morgen.

— Ich komme! entgegnete Loß mit tonloſer Stimme, ſtarr auf Hans blickend, der die Hand nicht von ſeinen Augen zurückzog.

Während dieſer Pauſe hörte man Ludmillens Stimme, welche draußen den Diener fragte, ob der Vater nicht mehr allein ſei mit dem Junker. Da doch eine Unterbrechung ſtattgefunden, hielt ſie ſich auch für berechtigt, ins Zimmer zu fliegen, dem Vater um den Hals zu fallen und ihn aufs Zärtlichſte zu bitten: er möge morgen noch nicht abreiſen mit ihr und der Purzel.

— Ich gehe morgen nach Wien hinein, mein Kind, erwiderte Loß mit gedrückter Stimme, und wir reiſen noch nicht. Aber gewinnen wirſt Du dabei ſchwerlich.

Erſtaunt blickte ſie auf und wurde die Anweſenheit Rudolphs gewahr, der ſich zierlich vor ihr verbeugte, und ſah erſchrocken auf Hans, der jetzt ſeine Hand vom verſtörten Antlitze hinweggezogen und wie blicklos vor ſich hinſtarrte. Sie ahnte nicht, welch ein ſchwerer Kampf in ihm vorging.

In demſelben gedrückten Tone ſagte endlich der Freiherr von Loß zu Hans:

— Ihr verzichtet alſo wol, Herr Junker von Starſchädel, auf mein Zuthun —?

— Ich verzichte auf jede Gutſagung, allerdings! entgegnete Hans mit matter Stimme. Was ich thue oder laſſe, muß ich und will ich allein vertreten. Damit will ich übrigens nicht ſagen, daß ich die Berufung ſelbſt ablehne, Dies ſoll ſich morgen entſcheiden, nachdem ich mit meinem Gewiſſen und den Freunden meiner Geſinnung mich berathen habe.

— Mit den Freunden Eurer Geſinnung?! Ich habe alſo nichts mehr damit zu thun! rief haſtig und nicht ohne Heftigkeit Loß, und ſetzte mit einer an ihm ungewöhnlichen Strenge hinzu: Gott befohlen!

Hans, auf dieſe Weiſe verabſchiedet, ſah ſchmerzlichen Blickes auf Ludmilla, die gar nicht wußte, wie ihr geſchah, und verließ das Zimmer.

— Ich komme ſogleich! ſagte der Freiherr, während Hans hinausſchritt, zu Rudolph, und beförderte gleichſam auch dieſen durch eine verabſchiedende Handbewegung zur Thür hinaus.

— Vater!? rief Ludmilla ſchmerzlich und fragend.

— Mein armes Kind! ſtöhnte Loß und ſchloß die Tochter heftig in ſeine Arme.

16.

Hans ging ohneweiters nach den Zimmern der Frau Amalie. Sie und den alten Grafen Zdenko hatte er unter den „Freunden ſeiner Geſinnung" verſtanden. Der mißtrauiſch gewordene Loß hatte leider noch ganz andere Perſonen dahinter geſucht.

Mit Frau Amalie zunächſt wollte ſich Hans berathen. Berathen! Eigentlich war der Entſchluß ſchon ganz lebendig in ihm. Er war eben doch ein junger Mann, der zum Theil in der Waffenkunſt auferzogen war, der zum Thun und Handeln die Wanderſchaft aus der Heimat angetreten hatte. Er war nur aus Gewiſſenhaftigkeit ſchwerfällig und zweifelvoll, und Loß gegenüber war er es doppelt, weil er wußte, daß Loß die ganze innere Welt dieſer Fragen nicht kannte und nicht zu ſchätzen wußte. Der Unkenntniß ſo im Handumkehren, ſo ohneweiters zuzuſtimmen, das verwehrte ihm der Stolz auf tieferes Wiſſen, wenn man es Stolz nennen darf und nicht auch Eitelkeit nennen muß. Sein männliches Naturell an ſich war von vornherein für Theilnahme am Kriege gegen die katholiſche Welt, weil in ihr das Pfaffenthum die herrſchende Rolle ſpiele.

Dennoch wollte er mit dieſer Frau berathen, welche ja doch alle die tiefergehenden Plane für eine Gemeinſchaft der Kirchen kannte.

Sie wird ihren eigenen Geſichtspunkt haben, und der wird der Rede werth ſein! ſagte er ſich, als er an ihr Vorzimmer anklopfte.

Hans ward angenommen. Frau Amalie ſaß vor ihrem Schreibtiſche und legte die Feder weg, als er eintrat.

— Ihr kommt von Loß, der Euch eine Botſchaft Thurn's ausgerichtet? redete ſie ihn an, als er noch an der Thürſchwelle ſtand.

— Ja. Woher wißt Ihr —?

— Der Reitende für Loß hat auch mir einen Brief mitgebracht aus dem Lager vor Laa. Und zwar von einem Mann, der uns näher ſteht, als irgend einer der böhmiſchen Cavaliere, zu denen er nur dem Stande nach gehört, nicht aber der Bildung und Geſinnung nach. Ihr habt ihn nur einmal in Prag geſprochen, er aber erinnert ſich Euer. Ich hatte ihm über Euch geſchrieben, und er antwortet mir mit dem Reiter Thurn's.

— Wer iſt es?

— Wenzel von Budowa.

— Ah!

— Er iſt Euch im Gedächtniß geblieben?

— Ja wol! Und zwar als ein überlegener Geiſt.

— Das iſt er. Vielleicht zu ſehr, und darum etwas leichten ſpöttiſchen Sinnes. Er weiß von der Aufforderung Thurn's an Euch, und ſchreibt darüber.

— Nun?

— Er räth Euch, raſch zu kommen.

Hans entwickelte nun vor Frau Amalie ſeinen Gedankengang in ähnlicher Weiſe, wie er es eben vor Loß gethan: ob es rathſam ſei, ſich einer vollen Betheiligung hinzugeben für eine Partei, welche ihm in ſo vielen Punkten mißfiele.

— Ja, entgegnete Frau Amalie nach kurzer Pauſe. Wißt Ihr, habt Ihr irgendwo eine Partei, die Eurem Sinne mehr entſpricht, und die gleichzeitig in der Lage iſt, mit großen Mitteln handelnd aufzutreten?

— Nein. Und ich muß eingeſtehen, daß die Verbreitung unſeres kirchlichen Ideals doch nicht ganz und allein dasjenige iſt, wozu ich mich berufen glaube durch meine Erziehung und mein Naturell. Ich habe am Ende wenig Anlage zu einem Miſſionär oder gar zu einem Apoſtel, wie ſehr ich mich auch erwärmen kann für unſere einfache und allgemeine chriſtliche Kirche. Ich bin für die weltlichen Dinge, für Staats- und Kriegsleben vorgebildet worden —

— Und was die Hauptſache iſt, fuhr Frau Amalie fort, was ſteht uns überhaupt für eine Wirkſamkeit, für eine Hoffnung bevor, wenn der Kampf gegen Papismus und Jeſuitenthum gar nicht begonnen wird?

— Gar keine Wirkſamkeit, gar keine Hoffnung.

— Müſſen wir nicht alſo hindurch durch dieſen Krieg, obwol wir ſeine Motive nicht überall lauter finden? Ich bin hierin als Frau eine ſchlechte Rathgeberin, mein eigentlicher Charakter erſchrickt davor, in Unreines zu ſpringen und über Krieg und Zerſtörung hinweg das Ideal aus dem Unreinen hinauszutragen wie eine Fahne. Meine weibliche Empfindung ſchreckt zurück vor den Opfern an Blut und Menſchenleben. Aber ich denke mir den Mann anders. Ich denke mir, er iſt von der Natur dafür eingerichtet, unempfindlicher zu ſein für einen peinlichen Weg und rückſichtsloſer einem großen Ziele zuzuſtreben.

— So iſt er auch, und ſo fühle ich mich.

— Und dann die Einwirkung! Kann man und ſoll man nicht einwirken, mäßigen und zügeln, oder treiben und drängen auch unter denen, welche in vielen Punkten nicht mit uns einverſtanden ſind, welche aber doch in einem Hauptpunkte ein gemeinſchaftliches Ziel mit uns haben? Iſt dieſe Einwirkung nicht eine heilige Pflicht unſerer Bildung?

— Sehr wahr. Ihr beſtärkt mich vollſtändig in meinem Entſchluſſe. Nur mein verehrungswürdiger Freund und neu gewonnener Vater, der am Rande des Grabes wandelnde Graf Zdenko, macht mich immer wieder unſicher. Wird er nicht wünſchen, daß ich ſeine letzten Tage mit ihm theile? Und wenn er mich hinausläßt, wird er nicht verlangen, daß meine

Thätigkeit reineren, höheren Zwecken gewidmet ſei? Unſere einfache Kirche allein liegt ihm am Herzen; Krieg und Gewaltthat ſcheut er.

— Ja wol, und die Schwäche des Alters macht eigennützig. Aber er iſt weiſe: er weiß, daß die Wandlungen der Welt weite und oft gewaltſame Uebergänge brauchen. Er iſt weiſe, und weiß deshalb perſönlich zu verzichten für das Ziel ſeines Geiſtes und Herzens. Sprecht ihn! Eröffnet es ihm vorſichtig! Wer weiß, ob er nicht noch die Kraft hat, ſich uneigennützig zu faſſen!

Das Geräuſch von lauten Männerſtimmen auf dem Vorſaale unterbrach dieſe Unterhaltung. Die Thür wurde heftig aufgeriſſen, und herein trat der Freiherr von Jörger, haſtig, unruhig, zornig. Er redete laut mit ſich ſelbſt in ſcheltenden, unzuſammenhängenden Ausdrücken; erſt als er den neben ſeiner Frau aufſtehenden Junker gewahrte, ſchwieg er ſichtlich unangenehm überraſcht.

— Was iſt denn? fragte Frau Amalie, indem ſie ſich ebenfalls erhob.

— Was iſt?! entgegnete der Freiherr, indem er einen ärgerlichen Blick auf den beiſeite tretenden Junker warf und mit langen Schritten umherzugehen begann. Was iſt?! Ich ſprenge die Verſammlung! Ich ſage mich los von meinen Standes- und Glaubensgenoſſen!

— Jörger!

— Ja, ich, der Freiherr von Jörger! Du hörſt ſie draußen auf dem Vorſaale. Ich habe ihnen meine Meinung gründlich geſagt. Sie machen unſere gute Sache zur Sache einer Rebellion! Nicht unſere Kirche wollen ſie ſicherſtellen, das Erzhaus wollen ſie ſtürzen, den Staat in Trümmer werfen! Dieſer Thonradl iſt wie toll! Und man ſtimmt ihm bei! Unſer Landesfürſt möge morgen bieten was er wolle, man will in trotzigem Schweigen verharren, man will Nichts annehmen, kurz, man will böhmiſche Rebellion ſpielen, und dazu ſtimme ich nicht, ſtimme ich durchaus nicht! Sie ſollen gehen! Mein Haus ſoll nicht die Stätte einer Staatsverſchwörung werden.

— Gut, gut, lieber Jörger, entgegnete ſanft Frau Amalie, Du thuſt Recht daran, Deiner Einſicht und Deinem Gewiſſen zu folgen. Aber Du biſt bekannt als ein Mann von Haltung, Du wirſt nichts im Zorne thun, Du wirſt den gaſtfreien Hausherrn, als welcher Du bekannt biſt, nicht verleugnen, wirſt Deine Gäſte nicht hinaus —

— Das hab' ich nicht gethan, und das — werd' ich nicht thun. Ich bin nur weggegangen, um mich einen Augenblick zu ſammeln, und weil ein neuer Gaſt mich zum Aeußerſten gebracht —

— Wer denn?

— Czernin iſt angekommen aus Prag. Ein Katholik, ein ſanfter, ſonſt ſo mäßiger und milder Mann! Und ſelbſt dieſer —

— Nun?

— Selbſt dieſer widerſpricht mir, und behauptet, es müſſe dem Landesfürſten voller Ernſt der Landſtände gezeigt werden, auch bei uns. Ein Katholik, ein ſanfter, geſetzlicher Charakter tritt ſo auf! Im Handumkehren wird unſere gerechte Religionsfrage in eine politiſche verwandelt, wird unſer Oeſterreich in die wilden Bahnen Böhmens und Ungarns geworfen. Die Folgen werden entſetzlich ſein!

— Ja, ja, lieber Freund, die Aufgabe wird immer ſchwerer, weil wir mitten in die kriegeriſche Handlung hineingerathen. Aber Du wirſt Deiner Aufgabe doch Herr werden, ich kenne Dich. Und was Du an Widerſtand zu leiſten haſt, wirſt Du zum Gedeihen des Ganzen in nützlicher Weiſe leiſten. Du haſt aber ganz Recht: ein Katholik gehört jetzt nicht unter Euch. Lieber Junker, kennt Ihr den Grafen Czernin?

— Ich kenne ihn aus Prag.

— O, dann geht und bittet ihn her zu mir, damit mein Mann einen guten Grund hat, ſeine Gäſte wieder aufzuſuchen.

Hans ging hinaus und fand auf dem Vorſaale die Edelleute, welche theils heftig perorirend umhergingen, theils in Gruppen beiſammenſtanden. Man achtete nicht auf ihn, und er konnte ungeſtört nach dem Grafen Czernin umherſpähen, den er zu erkennen hoffte, obwol er ihn nur ſelten in Prag geſehen. Als Katholik gehörte Czernin nicht zu den Kreiſen, in welchen ſich Hans zu Prag bewegt hatte. Aber gerade als Katholik war er für Hans merkwürdig geweſen, weil er mit den proteſtantiſchen Cavalieren in gutem Vernehmen blieb und ſich auch nach dem Ausbruche des Aufruhrs nicht von ihnen getrennt hatte. Ebenſo wenig hatten die proteſtantiſchen Cavaliere ihn zurückgewieſen. Im Gegentheile: er war eine beliebte Perſönlichkeit durch milde, liebenswürdige Formen, durch Güte des Herzens, durch Bildung, durch wohlwollenden Freiſinn in politiſchen Fragen, ja ſelbſt in der religiöſen Frage.

In einer Ecke des Vorſaales ſtand er, mit einer einzigen Perſon, und zwar mit Loß, ſprechend; ja wol, dieſe lange, ſchmale Figur war Czernin, und Hans trat zu ihm, ſeinen Auftrag ausrichtend.

Graf Czernin, ein feiner Weltmann, war ſogleich bereit, dem Rufe einer Dame zu folgen, und verſicherte gleichzeitig dem Junker, daß er ſich ſeiner wohl aus Prag erinnere, und daß er ſich freue, einen jungen Edelmann näher kennen zu lernen, über welchen ſeine Freunde ihm ſo viel Gutes berichtet. Dabei reichte er Hans die Hand und ging mit ihm ins Zimmer der Frau Amalie.

Loß ſah ihnen traurig nach. Obwol er ſelbſt ein perſönlicher Freund Czernin's war, fand er doch wiederum eine Beſtätigung ſeines Argwohnes darin, daß Hans ſich an den einzigen Katholiken dieſes ganzen Kreiſes wendete, und daß dieſer Katholik Hans verſichern konnte, er ſei ihm durch ſeine „Freunde" längſt empfohlen.

Als Hans mit Czernin eintrat bei Frau Amalie, verließ der Freiherr von Jörger eben das Gemach, und zwar würdevoll und ruhig. Er hatte ſeine Faſſung wieder gefunden, ganz wie ihm ſeine Frau vorhergeſagt, und trat nun wieder als höflicher Wirth unter ſeine zum Aufbruch drängenden Gäſte.

Hans wollte gleichfalls das Zimmer verlaſſen, nachdem er den böhmiſchen Gaſt eingeführt, dieſer aber ſelbſt bat ihn, gegenwärtig zu bleiben. Es ſei gar wohl möglich, daß er den Junker um deſſen Mitwirkung anſprechen könnte bei dem Vorhaben, welches ihn, den Grafen Czernin, nach Wien führe.

— Meine Mitwirkung? fragte Hans nicht ohne Staunen.

— Ja wol, die Eure, eines ſächſiſchen Edelmannes, welcher unſere Verhältniſſe unbefangener anſieht und gleichſam von einem höheren Geſichtspunkte als meine Landsleute. Das Verhältniß zum deutſchen Reiche iſt der höhere Geſichtspunkt, welcher uns retten kann vor endloſem Bürgerkriege. In Bezug auf die Kaiſerwahl allein wird man in Wien zu grundſätzlicher Nachgiebigkeit ſich herbeilaſſen, und eine ſolche Nachgiebigkeit zu erreichen, iſt der Zweck meiner Reiſe nach Wien. Räthe des Herrn Erzherzogs Ferdinand, wie Eggenberger und Harrach, ſind, ich weiß es, vollſtändig geneigt, mir behilflich zu ſein, und was mir Budowa noch geſtern über euch geſagt, lieber Herr Junker, das veranlaßt mich, Euch aufzufordern: Lehnt die kriegeriſche Berufung zum Grafen Thurn ab, und geht mit mir hinein nach Wien zu Unterhandlungen mit den dortigen Machthabern.

— Budowa? Ich habe ihn ein einziges Mal geſprochen.

— Er kennt Euch doch! Er kommt eben von einer Rundreiſe in Deutſchland zurück, er iſt in Weimar geweſen und auch in Dresden, er iſt genau über Euren Charakter unterrichtet, ſowie über Eure Fähigkeiten. Geht mit mir! Es ſteht Außerordentliches auf dem Spiele. Können wir die Machthaber in Wien nicht zu großen grundſätzlichen Schritten der Nachgiebigkeit und Verſöhnung bewegen — und außer mir will Niemand in Böhmen von ſolcher Bemühung etwas wiſſen! — ſo ſtehen wir am Eingange eines unabſehbaren Bürgerkrieges durch das ganze weite Kaiſerreich. Budowa's Schilderungen ſetzen mir das außer Zweifel; alle möglichen Antriebe ehrgeiziger und eigennütziger Art ſtehen auf dem Sprunge, und die Abenteurer kriegeriſcher und politiſcher Anmaßung, wie Mansfeld und Anhalt, werden zu Hunderten aus der deutſchen Erde wachſen, wenn das Kriegsfeuer unter uns hier erſt in vollen Flammen ſteht, werden einen Zuſtand neueſten Fauſtrechts über uns heraufbeſchwören, unter welchem Religion jeglicher Art, Staat, Geſittung und wir ſelbſt elendiglich zu Grunde gehen!

Das feine Antlitz des Grafen glühte bei dieſen Worten, und die Thränen rollten ihm über die Wangen. Er war ein edler Enthuſiaſt, der vielleicht vom katholiſchen Standpunkte zu einem milden Ausgleiche der religiöſen Streitpunkte ebenſo geneigt geweſen wäre, wie Hans und Graf Zdenko und Frau Amalie vom proteſtantiſchen. In begabter, warmer Rede führte er ſeinen Gedankengang weiter aus, und ſchloß mit der erneuerten dringenden Bitte, Hans möge ihn nach Wien begleiten.

Hans war auf das Angenehmſte überraſcht von der Bekanntſchaft eines ſolchen Mannes, aber er lehnte ab. Er meinte die Verhältniſſe der Machthaber in Wien beſſer zu kennen, wo der papiſtiſche und jeſuitiſche Einfluß alle Verſuche zunichte machen werde, und er meinte auch in dem grundguten Weſen des Grafen Czernin eine Weichheit zu entdecken, welche für eine ſolche Aufgabe am letzten Ende nicht geeignet ſei. Der Graf machte ihm den Eindruck, als wollte er Waſſer und Feuer verſöhnen durch bloße Güte des Herzens.

Nach ruhiger Darlegung ſeiner Gründe und unter dem Ausdrucke warmer Hochachtung für die Sinnesweiſe des Grafen lehnte Hans poſitiv ab und ging.

Er ging über den leergewordenen Vorſaal nach ſeinem Zimmer. Gerade der ſentimentale Eifer des Grafen Czernin hatte ihn in dem Gedanken beſtärkt, es ſeien kriegeriſche Erfolge nöthig, ehe von Unterhandlungen die Rede ſein könne. Ein männlicher Inſtinct trug ihn hierin, und ſein Vorſatz ſtand nun ſeſt. Nur das Morgengrauen wollte er auf ſeinem Lager erwarten — denn Schlaf erwartete er nicht — um zu ſeinem Pflegevater hinaufzueilen in den Wald und dieſen um die Erlaubniß zur Abreiſe nach Laa zu bitten.

Die Kraft der Jugend verfügte anders über ihn. Wie lebhaft anfangs in ſeinem Geiſte die Fragen durcheinander ſchwirrten über Politik und Krieg, das Herz gewann bald die Oberhand. Die Erinnerung an Ludmilla, an die Scene auf dem Balcon, die ſchwärmeriſchen Empfindungen mit all ihrer goldenen Hoffnung hüllten ihn bald in jene Traumwolke, welche uns lieblich emporhebt aus den Sorgniſſen der blos verſtändigen Welt. Er entſchlief zu glücklichen Träumen, und als er aufwachte, war es ſchon heller Tag.

Eiligſt warf er ſich in die Kleider und eilte hinunter, ſein Roß ſelbſt zu ſatteln. Tartſch aber war ſchon thätig in dem Morgendienſte eines Pferdehüters: er ſtriegelte ſorgfältig den Gaul ſeines Junkers, und war erbaut von der Nachricht, daß er Alles reiſefertig machen, und daß es vielleicht ſchon um Mittag nordwärts hinaufgehen ſolle ins Hügelland.

Das ausgeruhte Pferd war einverſtanden mit der Eile ſeines Herrn: es flog hinaus durch das Thor und ließ ihm kaum Zeit zu einem Blicke nach den Fenſtern neben dem Balcone, hinter denen die Geliebte ſchlummerte; es griff aus mit allen Kräften und flog hinauf in den Bergwald, der im Morgenſchauer geheimnißvoll flüſterte.

Es war nicht zu früh für den alten Herrn. Er ſtand ſchon an der offenen Thür, welche zum Fichtenbaum führte, und ſchaute andächtig über Wieſe und Schlucht hinüber in die feinen Morgenſchleier, welche langſam niederſanken vor den Strahlen der ſteigenden Sonne. Langſam, lächelnd, gefaßt wendete er ſich dem eintretenden Hans entgegen, und ſagte mit milder Stimme:

— Du kommſt Abſchied nehmen, mein Sohn, ich ahne es.

— Wie?!

— Ich weiß es ja, wie das Leben den kräftigen Menſchen mit hundert Armen ergreift, und wie das Alter zur Entſagung beſtimmt iſt. Es iſt auch nöthig ſo. Ich darf Dich nicht einfangen in engen Raum und in thatenloſen Gedankenkreis. Selbſt unſer liebſtes Werk, die Erweiterung der Religion, kannſt Du nur befördern, wenn Du handelnd mit Menſchen verkehrſt. Ich ſah es kommen, als Du geſtern aus jener Thür hinausſchritteſt. Es war eine ſchmerzliche Stunde für mich; ſie iſt überſtanden. Dort hab' ich Dir Geldmittel zurechtgelegt, dort auf dem Tiſche. Verwahre ſie ſo gut Du kannſt; nimm Deinen Diener dabei zu Hilfe, denn Du wirſt in ſtürmiſche Lagen gerathen! Und nun ſetze Dich zu mir, damit ich Dir Namen und Anknüpfungen nenne aus unſerem Religionskreiſe. Du wirſt ſie aufſuchen und wirſt in unſerem Sinne wirken. Und ſende mir Botſchaft, ſo oft Du kannſt. Sende ſie an meinen Bruder Dunſtan in der Schotten-Abtei. Komm'! Reich' mir die Hand! Setze Dich zu mir, und erzähle mir, was Du vorhaſt, was Du denkſt, was Du hoffſt. Dann werd' ich Dir — für den doch möglichen Fall eines Nichtwiederſehens —

— Oh!

— Sieh auf den hinfälligen Greis, wie raſch kann er völlig dahinfallen! Alſo dann werd' ich Dir meinen letzten Willen einhändigen, den ich geſtern in einer Zeile niedergeſchrieben habe — man kann nicht wiſſen, ob er Dir nicht einmal auch als bürgerliches Document nöthig ſein könne! — und werde Dir den Ort zeigen, wo die eiſerne Kiſte mit meinem Golde verwahrt liegt, das Du benützen magſt zu Deinem Wohlergehen und zum Gedeihen unſerer religiöſen Wünſche. Schau' nicht traurig drein! Ich leide weniger als Du glaubſt; meine Seele iſt ſchon abgeſtumpft durch die Schwäche meiner ſinnlichen Kräfte. Erzähle, ſprich!

Hans berichtete zunächſt, daß ein Wiederſehen ſo ferne nicht ſtünde. Er gehe ja zum böhmiſchen Kriegsheere, das vielleicht ſchon in einigen Tagen vor Wien erſchiene. Dann ſei es ihm ja leicht, ab und zu heraufzukommen, und ſeinen geliebten Pflegevater zu ſehen. Dann erzählte er ihm die Vorgänge, Geſpräche und Gedanken, welche ihn auf dem Hernalſer Schloſſe in Anſpruch genommen, und unter welchen Kämpfen er ſeinen Entſchluß gefaßt. Die Scene auf dem Balcone erwähnte er indeſſen ſehr kurz und oberflächlich, zum Theil darum, weil er zu wiſſen glaubte, daß der alte Herr dieſer Herzensneigung nicht fröhlich zuſtimmen mochte.

Außerdem wurde er geſtört: vor dem Fenſter draußen erſchien das Maulthier des Pater Dunſtan mit ſeinem Reiter, und Pater Dunſtan trat ein. Nicht zur guten Stunde für Hans. Denn die Abſicht des alten Grafen, ſeinem Pflegeſohne die Goldkiſte zu zeigen und den letzten Willen einzuhändigen, gerieth dadurch in Vergeſſenheit, daß die Aufmerkſamkeit des alten Mannes auf andere Gegenſtände gelenkt wurde.

Vergeßlichkeit für das Nächſte iſt ja eine ſtete Begleiterin des Greiſenalters.

Pater Dunſtan kam mit beſtimmten Vorſchlägen zur Veränderung des Aufenthalts. Die Umgegend Wiens werde binnen Kurzem mit Kriegsvolk bedeckt ſein. Mehr oder minder ſei das ſtets räuberiſch. Es ſei nun rathſam für Zdenko, die Nähe Wiens zu laſſen. Auch ſei die neue Wohnung für ihn ausfindig gemacht. Zu Altenburg bei Horn habe der Benedictinerorden ein armes Stift, Sanct-Lamberts-Stift genannt, welches für den vorliegenden Zweck geeignet wäre. Gerade weil es im Rufe der Armuth ſtehe, erſcheine es ganz beſonders paſſend, denn es locke kein Kriegsvolk an, auch wenn ſolches im Laufe des Krieges jene Gegend berührte. In wenigen Tagen werde eine Sänfte bereit ſein für Zdenko, und Frachtwagen, von zuverläſſigen Kloſterknechten geführt, für die Fortſchaffung der Kiſte würden ebenfalls herbeigeſchafft werden. Er ſelbſt werde den Zug geleiten.

— Und ich geleite ihn ebenfalls! ſagte Hans.

— Nein, nein, nein! rief Graf Zdenko, heftiger als ſonſt ſeine Art war. Nicht da hinauf in jene dürftige Gegend, wo der

Krieg ſich länger herumtummeln wird als hier! Nicht mehr wechſeln und wandern, nicht mehr neu anfangen! Ich kann nicht mehr, und ich will nicht. Ich will eher ausathmen und endigen, als neuen Anſtrengungen und Entbehrungen ausgeſetzt werden, welche ich beide nicht mehr ertrage. Die letzten Wochen mit all ihren Aufregungen, und der Kampf ſeit geſtern, den Hans fortzulaſſen, haben mich zum Aeußerſten erſchöpft. Laßt mich, Freunde, laßt mich!

Dunſtan machte Hans ein Zeichen, für den Augenblick abzuſtehen.

Er kannte ſeinen alten Freund, und ſagte ihm öfters nach, daß er auch im höchſten Alter noch etwas vom eigenſinnigen Herrenſohne aus dem väterlichen Schloſſe in ſich trage.

Und Graf Zdenko war wirklich heute eigenſinnig, wie junge Herrenſöhne und überreizte Greiſe zu ſein pflegen. Er drängte ſelbſt ſeinen Liebling Hans zu ſchleuniger Abreiſe, weil er ihn dann um ſo früher wiederſehen werde, und beſſer, beſſer als jetzt — ich meine nicht Dich, mein Sohn, Du biſt ja gut; ich meine mich. Ich leide heute peinlich unter den angeerbten Fehlern der Creatur, die man zurückdrängen, aber nicht vertilgen kann. Alle meine Knabenfehler bellen heute in mir, dem alten Manne, und quälen Euch, quälen mich. Laßt mich allein! Und wenn Du wirklich hoffen darfſt, mich wiederzuſehen, Hans —

— Vielleicht ſchon in dreien Tagen iſt das Heer an der Donau!

— Nun, dann eile zu mir herauf! Vielleicht biſt ich dann erläutert und empfänglicher für Eure Rathſchläge, auch für die Deinen, Dunſtan, der Du eben ſtärker biſt als ich. — Da ſteht ja noch der Beutel, Hans, ſteck' ihn doch ein! Und das Blatt Papier mit meinem letzten Willen, wo iſt es denn? Da, da!

— Mit Deinem letzten Willen? fragte Dunſtan, und nahm das Blatt und las es.

— Wozu das, Dunſtan, wozu das? Gieb's ihm! eiferte der Graf, und ſein Weſen wurde immer heftiger und ungeduldiger.

Seine Nerven ſchienen wirklich zum Zerſpringen geſpannt.

— Wozu? ſagte Vater Dunſtan. Zum Beſten Deines Pflegeſohnes da, der in Gefahr und Krieg hinausgeht, und bei dem ein ſo wichtiges Blatt Papier überaus ſchlecht aufgehoben iſt. Ich will es an mich nehmen, lieber Hans —

— Nein, nein! rief Graf Zdenko.

— Und will es niederlegen unter Umſchlag und Aufſchrift bei dem Bibliothekar unſerer Abtei, wollt Ihr? Mit einem Motto verſehen! Mit dem Motto: „Alter ſchützt vor Thorheit nicht!“ Wenn Ihr das Motto nennt, ſo wird es Euch eingehändigt, falls von uns Niemand mehr leben ſollte. So iſt es ſichergeſtellt, wenigſtens tauſendmal ſicherer, als in Eurer Taſche oder Eurem Reitergepäck. Wollt Ihr?

— Ich will, und danke Euch! entgegnete Hans.

Kaum hatte er dies geſprochen, da ſank der alte Graf mit einem ſchmerzhaften Seufzer in den Seſſel. Er ſchien bewußtlos zu ſein, und der willenlos gewordene Körper drohte an die Erde zu gleiten.

Hans ſprang hinzu, und Dunſtan rief mit ſtarker, feſter Stimme nach Tſchirill. Tſchirill flog herbei und als er ſeines Herrn anſichtig geworden, ſtürzte er nach Waſſer. Mit dieſem wuſch er Stirn und Haupt des ohnmächtigen Greiſes.

— Aengſtigt Euch nicht, Hans, ſprach Dunſtan mit gedämpftem Tone, das begegnet ihm öfter, wenn ihm zu viel zugemuthet worden iſt. Das Nervenleben iſt von Jugend auf das reizbarſte in ihm geweſen; aber es tödtet ihn keine ſolche Kriſis, im Gegentheil! Er verſinkt dann in tiefen Schlaf, und erwacht gekräftigt. Warten wir nur ab, bis er die Augen wieder aufſchlägt, und dann gehen wir. Er braucht dann einen langen Schlaf, und wenn er friſch erwacht, dann martert ihn tagelang die Reue, daß er ſeiner natürlichen Fehler nicht Herr werden kann bis an den Rand des Grabes. Unſer braver Freund meint immer noch, wir könnten uns der Eigenſchaften entäußern, welche unſere perſönliche Lebenskraft bilden in unauflöslicher Miſchung. In den nächſten Tagen alſo iſt es ihm nöthig, ganz allein zu bleiben. Ich treffe in den nächſten Tagen trotz ſeines Widerſpruchs alle Vorkehrungen zu ſeiner Ueberſiedlung, wenn ich ſie auch vielleicht nicht bewerkſtelligen kann ohne ſeinen zuſtimmenden Willen. Immerhin iſt es gut, daß ſie bereit gehalten werden für den Fall dringender Noth. Seht Ihr, da ſchlägt er die Augen auf! Nöthigt ihn nicht zum Sprechen! Drückt ihm die Hand, und gehen wir!

So geſchah es. Hans ſelbſt wurde in der Aufgeregtheit nicht inne, daß er den Ort nicht erfahren hätte, an welchem die Goldkiſte verborgen ſei. Erſt als er vor dem Hernalſer Schloſſe Abſchied nahm von Dunſtan, und dieſer ihm noch Notizen angab über die Mittel und Wege der Benachrichtigung, wenn Wien wirklich eingeſchloſſen und belagert werden ſollte, erſt da fiel es ihm ein, und er war im Begriff, Dunſtan danach zu fragen. Aber eine falſche Scham in ihm drängte die Frage zurück. Er erinnerte ſich, daß Dunſtan von vornherein mißtrauiſch gegen ihn geweſen, er wollte deshalb jetzt nicht zeigen, daß ihm das Gold des Pflegevaters im Sinne liege. Er ſchied von Dunſtan, ohne die Frage ausgeſprochen zu haben.

Wie ſchlug ſein Herz, als er in den Hernalſer Hof eintrat! Einer entſcheidenden Zuſammenkunft mit Ludmilla meinte er entgegenzugehen. Abſchied nehmen wollte er freilich, denn noch im Laufe des Tages wollte er gegen Laa hinauf; aber vor dem Abſchiede wollte er der Geliebten fröhlich ſein Herz erklären, offen und rückhaltlos, und wenn ſie ſeinem Geſtändniſſe offen entgegenkäme, wie er hoffen durfte, dann wollte er vor Papa Loß hintreten und ſagen: Ich reite noch heute zu dem Kriegsherr der Deinen, um ihm Kopf und Hand zu widmen; ich liebe deine Tochter, ſie liebt mich wieder, ich bin auch kein armer Junker mehr, verſprich mir die Hand deines Kindes.

Alſo denkend und in glücklicher Stimmung ſtieg er vom Pferde. Zu ſeiner Verwunderung zeigte ſich kein Diener und kein Knecht. Er führte ſein Roß ſelbſt nach dem Stalle und rief nach Tartſch. Tartſch war da und meldete ihm, daß darum Alles ſo ſtill im Hofe wäre, weil die Freiherren beide mit all ihren Dienern und Knechten nach Wien hineingeritten ſeien. Dort verſammle ſich der Landtag in großer Zurüſtung, der Erzherzog werde in Perſon erſcheinen und die Huldigung verlangen von den Cavalieren. Der Hausherr Jörger ſei für die Huldigung, der Freiherr von Loß ſei gegen dieſelbe. So hätten die Knechte erzählt, und der Herr Candidat hätte im Vorbeigehen bemerkt: faſt alle evangeliſchen Cavaliere ſeien gegen dieſe Huldigung, und heut' werde ſich's entſcheiden, ob ein papiſtiſcher Fürſt wieder über Oeſterreich herrſchen ſolle oder nicht. Alle Welt ſei ſehr geſpannt, und man erwarte, daß die Huldigung nicht bewilligt werde, denn der proteſtantiſchen Cavaliere ſeien viel mehr als der katholiſchen.

Hans hatte während dieſer Berichterſtattung den Lederbeutel aus der Satteltaſche gezogen, und hundert Goldſtücke abgezählt. Die gab er Tartſch mit dem Auftrage, ſie gut zu verwahren. Tartſch traute ſeinen Augen nicht. Hundert Goldſtücke waren in damaliger Zeit eine außerordentliche Summe, und er ſah deutlich, daß ſein Junker wol noch ebenſo viel in dem ledernen Säcklein zurückbehielt. Der faſt erſchrockene Diener verſtand es kaum, daß er Pferde und Gepäck ſorgfältig rüſten ſollte, in ein paar Stunden ritten ſie von dannen. —

Hans ſchritt auf den Eingang des Schloſſes zu. Da ſah er Spath innen am Fenſter der Geſindeſtube, blieb ſtehen und winkte ihn zu ſich. Ein junger Mann voll glücklicher Hoffnungen, welcher zum erſten Male ungezählte Goldſtücke in ſeinem Beſitze hat, iſt die Freigebigkeit ſelbſt.

— Lieber Spath, ſprach der Junker halblaut zu dem herantretenden Gärtner, ich ziehe fort und möchte gern, daß Ihr meinen Pflegevater, den alten Herrn Grafen oben, behüten und beſchützen hälfet, ſo weit Ihr könnt. Und Ihr ſeid aufmerkſam und beſonnen, Ihr könnt viel. Ihr habt da oben auch etwas, was Euch am Herzen liegt — verleugnet's nicht, ich hab's wol bemerkt, erſt vorgeſtern Abends wieder, als die Herrſchaften aufbrachen, und Ihr im Hausflur hinter der Thür dem Randl noch etwas zu ſagen hattet — Ihr braucht Euch nicht zu ſchämen! Nehmt getroſt da einige Goldſtücke. Vielleicht ſind ſie Euch förderlich beim ſtrengen Golling, wenn's zur Einrichtung einer kleinen eigenen Wirthſchaft für Euch kommt. Laßt's gut ſein! Mich ſelbſt freut's ebenſo wie Euch, daß ich etwas für Euch thun kann, und wenn's der Himmel will, daß wir da oben heil aus dem jetzt entſtehenden Tumulte hervorgehen, ſo wird mein Pflegevater noch gründlicher für Euch ſorgen. Liebt ihn dafür und ſeid ihm zur Hand. Und jetzt ſagt mir noch: Iſt Fräulein Ludmilla vielleicht im Garten?

— Nein, gnädiger Junker, ſie iſt ja nach Wien.

— Nach Wien?!

— Ja doch! Der Herr Vater hat ſie mitgenommen.

Hans ſchwieg. Das war eine Enttäuſchung. — Er fragte erſt nach einer Pauſe, ob die Frau von Jörger auch mit hinein ſei.

— Nein, die iſt ganz allein zu Hauſe. Wie ſoll ich Euch aber, lieber Herr Junker —?

— Du haſt mir ſchon gedankt. Trachte, glücklich zu werden.

Langſam ſtieg er hinauf zu Frau Amalie. Da erfuhr er Schlimmeres. Loß hatte ihr unumwunden geſagt, daß er ſein Mädchen mit in die Stadt nähme, damit ſie der Begegnung des ſächſiſchen Junkers entzogen werde. Er wünſche nicht, daß ſich ein näheres Verhältniß mit ihm entwickle. Warum? Dazu habe er nur den Kopf geſchüttelt.

Frau Amalie war ebenfalls nicht eingenommen für die Neigung Hanſens zu Ludmilla; ſie zeigte alſo kein Intereſſe, näher auf die Sache einzugehen, ſondern fing an von Budowa zu ſprechen, an welchen ſie ein paar Zeilen geſchrieben, welche den Junker noch beſonders ſeiner Theilnahme empfehlen ſollten. Dieſe übergab ſie ihm, und ermunterte ihn übrigens zur Eile.

Die wichtige Entſcheidung, welche heute in Wien gefällt werde — die Stände würden die Huldigung ablehnen — ſei ganz geeignet, auf die Katholiſchen einen niederſchlagenden und lähmenden Eindruck zu machen. Je früher alſo Thurn an der Donau erſchiene, deſto mächtiger werde ſein Erſcheinen wirken.

— Sagt ihm das von mir, und zieht mit Gott zu der Beſtimmung, die Euch jetzt wirklich obliegt. Sind die Dinge erſt zu einem Reſultate gediehen, dann kommt auch die Zeit, lieber Junker, uns mit unſeren häuslichen und Herzensangelegenheiten zu beſchäftigen. Sie wird nicht ausbleiben, wenn Jeder von ſeiner Seite kräftig handelt.

— Noch Eines! rief ſie dem Scheidenden nach. Czernin iſt wirklich nach Wien hinein, obwol er zu den böhmiſchen Rebellen gezählt wird, und beharrt darauf, Eure Thätigkeit als Vermittler in Anſpruch zu nehmen. Seid auf Eurer Hut! Czernin iſt ein ſehr guter Mann, aber auch ein ſehr ſanguiniſcher Mann, der ſich nur zu leicht in Hoffnungsſeligkeit berauſcht. — Auf baldig' Wiederſehen!

Betroffen ſtieg Hans aufs Roß, und ritt auf ſchmalem Nebenwege über die Hügel von Pötzleinsdorf und Grinzing nach Nußdorf hinüber an die Donau. Er konnte nicht die große Donaubrücke benützen, weil er es nicht wagen mochte, durch Wien hindurchzureiten. Auf einer Holzplätte, wie deren vom oberen Lande zahlreich die Donau herabgeflößt und „Tſchaiken“ genannt wurden, ließ er ſich oberhalb Nußdorf über den Strom ſetzen. Durch Erlen- und Eſpengehölz hindurch, welches das linke Donauufer tief einſäumte, erreichte er das freie Feld zwiſchen dem Spitz und Jedlerſee, und befand ſich alſo unverſehens wieder an der Stelle, wo er vor einigen Wochen ſtillgehalten und zum erſten Male den Stephansthurm geſehen hatte. Er hielt wieder ſtill. Welch ein Wechſel ſeines Schickſals ſeit jener Zeit!

Nordoſtwärts über Strebersdorf und Stammersdorf ritt er auf Feldwegen weiter. Hinter Stammersdorf hoffte er die nach Norden aufſteigende Heerſtraße nach Brünn zu finden. Er erkannte ſie ſchon von weitem an den Reiterkarawanen, welche ſie belebten. Deputationen von allen Parteien des Landes und von den meiſten Ortſchaften am linken Ufer des Wiener Beckens zogen nach Laa hinauf, oder kehrten von da zurück. Jede Partei wollte ihr Verhältniß feſtſtellen mit dem böhmiſchen Heere, jede Ortſchaft wollte dem Schutze des Grafen Thurn empfohlen ſein, denn vor Gewalt und Raub hatte jeder Ort zu zittern.

Hier hinter Stammersdorf erhebt ſich das Land in ſanfter Anhöhe über das Wiener Becken. Der Biſamberg ſtreicht bis hieher, und ſenkt ſich in das weite Marchfeld, welches am fernen Oſten begrenzt wird durch die kleinen Karpathen.

Ein hoher Eichenwald zog ſich damals vom Biſamberge herab ins Marchfeld, und hier auf der Anhöhe lag ein Jägerhaus.

Noch heute iſt ein Theil des gelichteten Waldes vorhanden, und die im Freien ſtehenden wenigen Häuſer heißen das Jagdrendezvous. Hier hielt der Junker Hans eine kurze Weile und blickte auf die weite Mulde zurück, in welcher das alte Wien liegt, hoch vom „Stephan“ beherrſcht, der immer höher zu wachſen ſcheint, je mehr man ſich von Wien entfernt. Der helle Frühlingsmorgen zeichnete in recht deutlichen Umriſſen die fernen und nahen Gebirge, durch welche dem Wiener Lande der Charakter eines Beckens oder einer Mulde verliehen wird: ganz nahe im Nordweſten der Wiener Wald, fern im Südweſten die Alpe des Schneeberges, und an dieſe ſüdlich ſich andrängend der Semmering und das Leithagebirge, niedrig und lieblich bis an die Donau heranziehend. Hans, im Anſchauen und in Gedanken vertieft, wurde nicht gewahr, daß ein Klepper an ihm vorüberkeuchte, und daß der Reiter deſſelben ihn ſcheu angeſchaut und dann haſtig das Angeſicht von ihm abgewendet hatte. Tartſch war abgeſtiegen, um das Gepäck feſter zu ſchnallen, und auch er hatte es nicht bemerkt, daß der Reiter des Kleppers niemand anders war als Medardo, die „rothe Feder“, welcher heute in der Morgendämmerung aus dem Hauptquartier Thurn's in

Taſſowicz bei Laa entwiſcht war, und jetzt im abgeriſſenſten Zuſtande nach Wien hinabhaſtete.

Ohne Arg ritt der Junker auf der Hochebene fort, welche hinter dem Jagdrendezvous bis Eibesbrunn in flachen, mageren Feldern ſich ausdehnt. Sie iſt gegen Norden und Weſten von den anderen Ausläufern des Biſamberges wie von einer Mauer halbkreisförmig eingerahmt. Hans beobachtete aufmerkſam dieſe aufſteigende Bildung des Erdbodens neben der immer offenen Fläche des Marchfeldes gegen Oſten, weil er ſich klar machen wollte, wie ein Kriegsheer da herabziehen, und was es für Hinderniſſe finden könne.

— Wenig oder gar keine, ſagte er leiſe vor ſich hin, bis zu jener zweiten Terraſſe, welche vor mir liegt.

Er meinte die Höhen hinter Wolkersdorf, welche mit weiten Wäldern bedeckt waren, und welche jetzt noch den meilenweiten Wald der „Hochleiten“ tragen.

— Hier herab, ſetzte er hinzu, bis an die Donau hemmt nichts den Heereszug der Böhmen, auch wenn das kaiſerliche Feldvolk, welches bei Budweis ſteht, in Eilmärſchen am Strom herunterzieht. Wien, du kannſt in wenig Tagen den Feind vor deinen Baſteien ſehen!

Dies vor ſich hinſprechend, gab er ſeinem Roß die Sporen. Die Landſchaft hatte ihn in dem Gedanken beſtärkt, daß Thurn raſch herabrücken ſolle. Der weitere Verlauf des Weges über Ulrichskirchen und Miſtelbach beſtärkte ihn in dem Gedanken. Das gelbe Land, von Sand- und Lehmboden gebildet, bleibt zwar einige Stunden weit bergig und zeigt tiefe Thäler, aber die Heerſtraße zieht immer über die Kämme und giebt dem von Norden kommenden Kriegszuge die Ueberlegenheit.

Unter dieſen Beobachtungen, die er dem Feldherrn ausführlich mittheilen wollte, vergaß er die Sorgen ſeines Geiſtes und Herzens, der Kriegsmann war vollſtändig in ihm erwacht, und er, welcher noch vierundzwanzig Stunden früher zweifelhaft geweſen war, ob er ſich betheiligen ſolle in dieſem Kriege, war jetzt voller Ungeduld, dem Grafen Thurn zuzurufen: Auf, auf, unbedenklich und ſogleich gegen Wien!

Er hatte allerdings Wien in einem ſchwachen Zuſtande gefunden, ſchwach an Kriegsleuten, ſchwach an Macht und Anſehen der Regierung. Gerade heute ſollte im Landhauſe in der Herrengaſſe entſchieden werden, ob die Regierung auch nur einigermaßen auf die „Herren“ in Niederöſterreich zählen könne.

Die Herrengaſſe war angefüllt mit Reitpferden, welche umhergeführt wurden von den Dienern, ſo weit es der enge Straßenraum zuließ. Hinter dem Gitter, welches die damaligen Landhausgebäude von der Straße abſchloß, hielten in dem kleinen Vorhofe die ſtattlich aufgeſchirrten Roſſe des Königs, wie ihn die Seinigen nannten, des Erzherzogs, wie er von den Gegnern geheißen wurde. Er war mit kleinem Gefolge zu Pferd herübergekommen von der Burg, und war ſoeben in die Landſtube eingetreten, um den Vertretern des Landes einen Vortrag zu halten.

— Er ſoll ſehr mild und verſöhnlich ſein dieſer Vortrag, ſagte ein kleiner Mann, welcher ſich in den Männergruppen im Strauchgaſſel umherbewegte.

Das Strauchgaſſel, welches damals wie heute in die Herrengaſſe beim Landhauſe mündete, war damals ſehr dürftig und unſauber. Es war ſogar nicht frei von Miſthaufen, denn der kleine Mann, ſehr zierlichen Ausſehens, machte graziöſe Anſtrengungen, dieſe Haufen ſorgfältig zu umgehen, indem er ſich von einer Gruppe zur andern ſchlängelte. Das war erreichbar, denn der Gruppen waren nicht viele.

Die Theilnahme Wiens an dem politiſchen Ereigniſſe war eine geringe. Die „Herren“ nur beſchäftigten ſich damals mit Politik, der Bürgersmann ſtand ihr fern, und Leute wie Raſchmacher Urban, welcher denn auch hier nicht fehlte, machten eine Ausnahme.

Der kleine zierliche Mann unterhielt ſich auch mit dem Raſchmacher Urban, aber nicht in dem Tone, welchen er eben angeſchlagen, nicht von der Milde und Verſöhnlichkeit des

Fürſten ſprach er zu dieſem, ſondern von der Nutzloſigkeit des Vorganges da drüben im Landhauſe ſprach er dem Raſchmacher.

Der Raſchmacher Urban blickte ſchweigend auf das zierliche, in lichtblaues Tuch ſehr ſauber gekleidete Männchen, ſchweigend und nicht ohne bedenkliches, nach Hohn ſchmeckendes Lächeln. Das höhniſche Lächeln ſchien indeſſen nicht dem lichtblauen Männchen zu gelten, welches er unbefangen „Herr Tocke" nannte, ſondern dem politiſchen Vorgange.

Herr Tocke verweilte denn auch nicht bei allgemeinen Dingen, ſondern flüſterte dem Raſchmacher zu, daß er heut Morgens den wackeren Candidaten, Herrn Götzinger, in Hernals geſprochen, und nur Tröſtliches über die Stimmung der „Proteſtantiſchen" vernommen habe. Die Verſammlung draußen ſei geſtern ganz einig geworden, und man fühle ſich ſo herrichſam, daß ſich heute Alles nach Wien hereingewagt habe, was zu anderer Zeit Verhaftung zu fürchten gehabt hätte.

— Wer denn? fragte Urban.

— An der Spitze ein böhmiſcher Herr, der eigentlich zu den ſogenannten Rebellen gehört — nein, zwei ſogar: der Graf Czernin und der Freiherr von Loß. Da drüben vor Harrach's Hauſe könnt Ihr noch ihre Wagen und Pferde ſehen. Bei Harrach's ſind ſie abgeſtiegen, durch Harrach will Czernin Unterhandlungen anknüpfen mit den Geheimräthen des Erzherzogs, oder in ſeinem Sinne des Königs, denn ich glaube, Czernin nennt ihn noch König. Auch der ſchleſiſche Junker, Mitzlau glaub' ich heißt er, iſt da oben, und macht den Frauenzimmern die Cour. Herr Götzinger ſagt, dieſer ſchöne junge Mann ſei erſt kürzlich übergetreten zu den Proteſtanten, und noch obenein zu den Calvinern. Kommt aber doch fröhlich herein! Ja, Gevatter Urban, nun geht's weiter!

— 's iſt Zeit! knirſchte Urban.

Er ſchien keine beſondere Zärtlichkeit zu hegen für das weiterſchreitende Männlein, den Herrn Tocke, aber doch auch kein Mißtrauen.

Hätte er ihm nachgehen mögen, ſo wäre wol das Mißtrauen erwacht gegen den gefälligen jungen Mann, welcher erſt ſeit einigen Monaten in Wien geſehen wurde, und welcher ſich gegen Jedermann zuvorkommend und angenehm erwies. Er galt für einen Kunſtfreund aus der Lauſitz, wol auch für einen Künſtler. Man erzählte, er male ſehr ſchön und kaufe Bilder, denn er ſei ſehr wohlhabend. Deshalb verkehre er in allen großen Häuſern, die Bilderſammlungen beſäßen. Bei den Vornehmen frage man nicht nach ſeinem Glauben, weil er ſich nur um Kunſt bekümmere, und die ſei doch katholiſch. Bei den gemeinen Leuten war er aus der Lauſitz, die eben lutheriſch ſei, und die Lutheriſchen hätten ja in ihren Kirchen noch Bilder; Doctor Luther habe auch eine Liebhaberei dafür gehabt.

Herr Tocke ſchritt über den Hof nach dem Graben zu. Dort begegnete ihm in der Gegend des Peilerthores der hinkende Brémont. Tocke ſchien mit ſeinen kleinen lichtblauen Augen ſehr ſcharf zu ſehen, wenigſtens ſchien er den alten Soldaten aus der Entfernung ſchon zu erkennen und die Begegnung vermeiden zu wollen. Er ſchlüpfte behende in eine offene Hausthür der Bognergaſſe. Brémont war aber gewiß weitſichtig, und hatte ihn ebenfalls erkannt. Er trat in dieſelbe Hausthür.

Nach etwa fünf Minuten kam Herr Tocke wieder heraus. Sein Geſicht lächelte unverändert, aber die Richtung ſeines Weges ſchien eine Aenderung erfahren zu haben: er ging nach dem Hofe zurück und wendete ſich nach dem Judenplatze und über Maria-Stiegen nach dem Salzgries hinunter. Dort trat er in den „weißen Löwen“.

Hier ſaß Medardo, die „rothe Feder“, und ſtärkte ſich mit einer Mahlzeit, welche für den kleinen magern Mann auffallend ſtoffartig erſchien. Sie that ihm noth; man hatte ihn in der böhmiſchen Gefangenſchaft verzweifelt kurz gehalten, und der Fluchtritt von Laa herunter nach Wien hatte ſeine untergrabenen Kräfte erſchöpft. Er hatte deshalb ſeinen Klepper ſofort nach dieſem Gaſthofe gelenkt, um ſich aufzufriſchen, und dann erſt an die abgeriſſene Kleidung und an die Meldung bei ſeinen Vorgeſetzten zu denken.

Der Sinn für Vorſicht war ihm indeß trotz aller Erſchöpfung treugeblieben: als er Herrn Tocke auf ſich zukommen ſah, ſchüttelte er raſch den Kopf und deutete mit der Gabel ſeitwärts.

Herr Tocke verſtand das und grüßte höflich nach dem Tiſchchen im Fenſter. Dort verzehrte nämlich noch Jemand ſeine Mahlzeit, und ohne ſich weiter um Medardo zu kümmern, näherte ſich Herr Tocke dem Fenſter und erkundigte ſich unter dem verbindlichſten Lächeln nach dem Wohlbefinden des Herrn Rathes.

Dieſer Herr Rath war Gangelberger. Er war in feierlicher Kleidung, und ſpeiſte heute vor ſeiner gewöhnlichen Speiſeſtunde. Er wollte nach der Burg. In Folge der damaligen nächtlichen Scene mit Odontius, als Kaiſer Mathias aus dieſer Welt geſchieden, war er dem wichtigſten Miniſter, dem Grafen Eggenberg, nahegekommen und hatte deſſen Vertrauen gewonnen. Graf Eggenberg hatte ihn denn auch heute rufen laſſen. Unmittelbar von ſeiner Mahlzeit wollte Gangelberger hinauf in die Antecamera, wohin er beſchieden war. Er hatte deshalb weder Zeit noch Neigung, ſich des Breiteren mit Herrn Tocke einzulaſſen, welcher um Erlaubniß bat, in der Nähe des Herrn Rathes ſeinen Imbiß einzunehmen.

Gangelberger nickte artig mit dem Haupte. Er hatte nichts einzuwenden gegen die Nähe des hellblonden Köpfchens, welches mit fein geröthetem Antlitze lächelnd in die Welt hineinſah, denn er wußte nichts weiter von ihm, als daß das Männlein ſich mit der Malerkunſt beſchäftige.

Gangelberger war ein Freund und Kenner der Künſte, er hörte gern Muſik, er ſah gern ein gutes Bild, und fragte alſo, ohne im Eſſen innezuhalten, ob irgendwo ein neues Bild zu ſehen ſei.

— Ja, verehrungswürdiger Herr kaiſerlicher Rath, ja! Unſer leutſeliger Mäcen, der Herr Baron von Harrach, hat einen Lucas Cranach erworben und in ſeinem Geſellſchaftszimmer aufgeſtellt. Man ſtreitet, ob dieſes Bild trocken und nüchtern genannt werden dürfe, oder reſpectabel. Die Frage gilt für wichtig, weil die religiöſe Anſchauung hineinſpielt und Lucas Cranach der lutheriſche Maler genannt wird. Ich wäre wol begierig, ein Urtheil des Herrn kaiſerlichen Raths darüber zu vernehmen.

— Wäre von keiner Bedeutung — liebe zu ſehr die Farbe, als daß ich — gegen Cranach gerecht ſein könnte! erwiderte in Pauſen Gangelberger.

Er ſchluckte dazwiſchen die letzten Biſſen, trank ſeinen letzten Schluck und erhob ſich zum Fortgehen. Stumm und höflich Herrn Tocke grüßend, blieb er bei der „rothen Feder“ einen Augenblick ſtehen und ſagte halblaut:

— Gratulire alſo zur Befreiung und erwarte Euch zu weiterem Rapport. In den erſten Abendſtunden pfleg' ich allein zu ſein auf der Schranne. Addio!

So ging er.

Tocke und Medardo ſahen einander ſchweigend an. Erſt als Frau Riedl nach ſorgfältiger Verabſchiedung vom Herrn Rath die übrigens leere Gaſtſtube auf einen Augenblick verlaſſen hatte, ſprach Medardo halblaut:

— Vor Eintritt der Dämmerung komm' ich ins Collegium und erſtatte Bericht!

Frau Riedl trat wirklich ſchon wieder ein, und Herr Tocke berichtigte die Zeche für ſeinen kleinen Imbiß, indem er nicht unterließ, ihr gutes Ausſehen zu preiſen und ſich nach dem Wohlbefinden ihres allerliebſten Töchterleins zu erkundigen. Dann ging auch er unter ſchalkhaften Abſchiedsworten.

Er eilte die Fiſcherſtiege hinauf und hätte beinahe den Rath Gangelberger wieder eingeholt, welcher langſam und, wie es ſchien, in tiefen Gedanken das ſteile Gäßchen hinaufſtieg. Das war aber nicht Tocke's Abſicht. Oben angekommen, wendete er ſich links nach dem Hohen Markte zu, während Gangelberger neben dem Salvatorkirchlein in den Durchgang eintrat, der auch damals ſchon in die Wipplingergaſſe hinüberleitete. Der ſorgenvolle kaiſerliche Rath — die politiſchen Zuſtände belaſteten ſein patriotiſches Herz — nahm den geraden Weg durchs Jordan- und Schultergäßchen, durch die Tuchlauben, die Spänglergaſſe, das Peilerthor und den Kohlenmarkt hinauf nach der Burg.

Auf dem weiten Raume zwiſchen der Burg und dem Cillihofe lag die Frühjahrsſonne wie ein goldenes Meer. Die Luft war ſtill und heiß. Kein Menſch war zu ſehen außer der Schildwacht, die oben auf der Burgbaſtei im Schatten lehnte.

Er ging über die Brücke in den Schweizerhof hinein, und ſtieg die Treppe rechts hinauf nach den Vorzimmern des Königs. Für ihn war er König, und hoffentlich bald Kaiſer. Hoffentlich! Gangelberger empfand, daß es einer ſtarken Hoffnung bedürfe, und ſeufzte.

Als er in das erſte Vorzimmer trat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen zwei ſchwarzbärtige wilde Geſtalten an der Seitenwand auf- und niedergehen. Ihre Säbel und Sporen klirrten ſchrill, vielleicht nur darum ſchrill, weil man an dieſem Orte an ſolches Geräuſch nicht gewöhnt war. Es ſind Ungarn! ſagte ſich Gangelberger und dachte unwillkürlich an die Odontins-Scene drüben in der Stallburg. Er dachte ferner daran, daß man doch eigentlich dies weite Reich im Süden zu ſehr aus aller Berechnung laſſe für die Sache des Königs. Des Königs! Er ſei ja doch auch erblicher König von Ungarn, und doch ſpreche Niemand von der dortigen Krönung! — Von neuem ſeufzend ſchritt er nach dem zweiten Vorzimmer, der eigentlichen Antecamera, und im Dahinſchreiten geſtand er ſich ein, daß man nur zu guten Grund habe, das ungariſche Reich aus aller Berechnung zu laſſen. Es war eben nicht zu berechnen, in Nichts zu berechnen. Wilde Parteiungen beherrſchten es, lähmten es, zerriſſen es. Es gab dort keinen Strom der Abſichten, ſondern nur Wildbäche, die plötzlich unter einem Gewitter zu überfluthenden Strömen anſchwollen, Tags darauf aber wieder verſiegten.

In der Antecamera harrten die Geheimräthe auf die Rückkehr des Königs. Nur Harrach war mit dem Könige im Landhauſe. Eggenberg, als ſteiriſcher Herr, hatte dort nicht Sitz, noch Stimme. Er wartete hier unruhig und ungeduldig, und hörte bekümmert auf Lamormain's Auseinanderſetzung: daß von den Ständen in der Herrengaſſe gewiß nichts zu erwarten ſei, und daß dieſe ſtändiſche Regierungsform überhaupt nur lähmen könne, und jeden großen Gedanken eines Regenten verhindere oder wenigſtens beſchädige.

In dieſem Gedanken begegneten ſich der Edelmann und der Prieſter ganz und gar nicht. Eggenberg erwiderte nichts, ſondern winkte den nahe an der Thür bleibenden Gangelberger zu ſich heran.

— Was ſagt Ihr dazu, Herr Rath? Ihr habt draußen die Ungarn geſehen! Es ſind Abgeſandte, wirkliche Abgeſandte, ihre Legitimation ſtellt es außer Zweifel. Und nun wird man irre. Am Ende war doch auch jener kleine häßliche Greis, welcher damals in der Stallburg drüben zu Boden ſtürzte, am Ende war doch auch er ein wirklicher Agent des ungariſchen Mithridates, und die Meinung der geiſtlichen Herren, er ſei ein Böſewicht, ſei der Odontius ſelbſt geweſen, dieſe Meinung verliert die Wahrſcheinlichkeit.

— Aber Excellenz wiſſen ja durch mich — ſchalt Lamormain unwillig ein.

— Ich weiß, was Ihr glaubt; ich aber glaub' es noch nicht. Es ſtimmt auf ein Haar, was in dem Schreiben jenes ſogenannten Böſewichtes angedeutet war, mit dem, was draußen jene Abgeſandten in ausführlichen Worten anbieten. Denkt Euch: der Burghauptmann von Kaſchau ſendet die Leute im poſitiven Auftrage Bethlen Gabors. Und was will der Herr von Siebenbürgen? Er will wenig und bietet viel, bietet es in dieſem verhängnißvollen Augenblicke! Da leſet, und ſagt mir dann raſch, friſch und kurzweg, was Ihr davon haltet und wozu Ihr rathen möchtet.

Gangelberger nahm den ziemlich unſcheinbaren Brief aus den Händen Eggenberg's, und trat ein paar Schritte zur Seite, um ihn ungeſtört zu leſen. Er war in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und ſein Inhalt ging dahin, daß Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, dem Könige Ferdinand ſeine Dienſte anbot, und zwar in ganz beſtimmter Weiſe. Er wollte ſogleich dreitauſend Mann in Bewegung ſetzen zur Hilfe für Wien. Sie ſollten der Vortrab ſein, welchem er mit ganzer Heeresmacht folgen würde. Bei den Böhmen wollte er den Wahn hervorrufen, er käme angerückt, um ſie zu unterſtützen. Dergeſtalt ihr Vertrauen erobernd, würde er die böhmiſchen Häupter in ſein Lager einladen zu einer Beſprechung, dort werde er ſie feſtnehmen und gleichzeitig mit ſeiner ganzen Heeresmacht über die ſichergemachten böhmiſchen Truppen herfallen. Ihre Niederlage werde unausbleiblich ſein, und wenn er dann mit ſeinen Schaaren ins böhmiſche Land einfalle, ſo werde ihre Unterwerfung nicht auf ſich warten laſſen. Zum Lohn dafür verlangte er die Burg und Herrſchaft Tokai in Ungarn.

— Nun, was iſt Eure Meinung? fragte Eggenberg, als Gangelberger ihm den Brief zurückſtellte.

— Die ſchmutzige Hand, welche ſich im Augenblicke höchſter Noth darbietet, raſch und feſt zu ergreifen.

— Nicht wahr?!

Er wollte weiterſprechen, da hörte man Geräuſch und klingendes Spiel aus dem Hofe, von dem Vorzimmer her aber ein ſtarkes Klopfen an die Thür.

— Der König kommt! riefen Alle.

Das Klopfen an die Thür von Thürhütern im äußeren Raume, von Kammerherren in den inneren Gemächern, war ſtets die unfehlbare Anzeige, daß der regierende Herr heranſchreite. Die Thüren flogen auf, Kammerherren, Truchſeſſen und Pagen fanden ſich ein, letztere in dem erſten Vorzimmer, die Kammerherren in der wirklichen Antecamera. Man ſtellte ſich auf und blickte durch die offenen Thüren nach dem Vorſaal hinaus.

Der König erſchien dort. Aber man ſah ihn nur einen Augenblick. Er ging nur außen vorüber, er trat nicht ein.

— Er geht in die Capelle! flüſterte man ſich zu; und ſo war es. Die wichtige Feierlichkeit mit den Landſtänden wollte der fromme Herr mit andächtigem Gebete für ſich beſchließen.

Eggenberg, obwol ein ganz guter Katholik, verbarg nur mühſam ſeinen Unmuth über die Verzögerung bei ſo drängenden Angelegenheiten. Ja, ſelbſt Lamormain ſchien ſich weltlich überraſchen zu laſſen von Ungeduld. Man verkehrt eben auch als Geiſtlicher nicht ungeſtraft Tag für Tag mit weltlichen Dingen. Beide begegneten ſich außerdem in einem unmuthigen Gedanken: Jedem fiel ein, daß die Mittagszeit da ſei, und Jeder wußte, daß der König in ſeiner Tagesordnung regelmäßig und unabänderlich ſei wie eine Uhr. Schon um vier Uhr des Morgens pflegte er aufzuſtehen, demgemäß das „Frühmahl“ zeitig einzunehmen, und pünktlich um die Mittagsſtunde zu ſpeiſen. Jeder dachte: So wird es auch heute geſchehen, und die wichtigſten Fragen werden unerledigt harren müſſen. Lamormain litt am meiſten dabei, denn er durfte ſeinem Stande gemäß am wenigſten ſeinen Aerger zeigen.

Glücklicherweiſe wurde die peinliche Stimmung und Stille bald unterbrochen. Man meldete dem Grafen Eggenberg, der Commandant des Arſenals wünſche ihn zu ſprechen.

— Er ſoll eintreten!

Seine Ankunft war willkommen; man erwartete eine wichtige Nachricht von ihm. Dem alten zuverläſſigen Manne pflegte man damals die bedeutenderen Botſchaften aufzutragen, welche den Krieg und die Kriegsleute angingen. So hatte er jetzt, als Thurn's Einbruch ins Oeſterreich offenkundig wurde, einen Reitenden an Boucquoi nach der Budweiſer Gegend hinaufſprengen müſſen mit der Anzeige jenes Einbruchs, und mit der Weiſung, Kriegsvolk herabzuſenden zum Schutze Wiens. Die Antwort hierauf brachte wahrſcheinlich der greiſe Santhelier.

Schweren, langſamen Schrittes, denn er war ein von Wunden gebeugter und gepeinigter Greis, trat Santhelier in die Antecamera, blieb an der Thüre ſtehen und richtete ſich nach Kräften gerade, um die Herren zu grüßen. Eggenberg ging ihm entgegen und trat mit ihm in eine Fenſterbrüſtung. Halblaut ſprach Santhelier in gleichmäßigem Tone eines Rapports:

— Die Meldung des kaiſerlichen Feldhauptmanns Grafen von Boucquoi iſt mündlich an mich gelangt. Größerer Sicherheit wegen, damit ſie nicht aufgefangen und ausgeſprengt werden kann. Der kaiſerliche Feldhauptmann meldet: Seine Armada zähle augenblicklich trotz der eingetroffenen Panzerreiter Waldſtein's und trotz der Vereinigung mit Dampierre nur zwölftauſend Mann. Ihm gegenüber aber ſtehe der Mansfeld und Styrum und Hohenlohe mit viel größerer Macht, und hätten ihm bereits die Schanze am goldenen Steig, die Verbindung mit Paſſau, weggenommen. Schwäche er jetzt ſeine Macht, ſo ſetze er die ganze Armada aufs Spiel. Er könne nicht Einen Mann abgeben. Dies die Meldung.

Eggenberg ſtand wie vernichtet vor dieſem unerbittlichen Boten. Die Hoffnung auf Boucquoi's Hilfe gegen Thurn's Heranziehen war ſeine einzige Hoffnung geweſen für Wien. In Wien ſelbſt war die Truppenmacht eine ganz geringe. Was ſtand alſo bevor, wenn ſich Thurn wirklich gegen Wien wendete? Das Aergſte!

Dem alten Arſenal-Hauptmann ſtumm dankend mit einer Kopf- und Handbewegung, winkte er Lamormain und Gangelberger herzu, um ihnen die zerſchmetternde Nachricht leiſe mitzutheilen.

— Was thun? fuhr er fort. Iſt's nicht jetzt am Ende wirklich rathſam, daß der König Wien verläßt, und ſeine Reſidenz in Graz nimmt?

— O nein, nein! ſagte haſtig Gangelberger.

— Nein? Womit ſoll Wien vertheidigt werden, wenn auch die Landſtände in dieſer Stunde vielleicht ſchon die Huldigung verſagen, und alſo auch kein Geld, keine Leute, keine Hilfe ſtellen zur Rüſtung und Vertheidigung der Wälle? Wir wiſſen noch nichts aus dem Landhauſe?

— Noch nichts! antwortete Lamormain. Aber wir wiſſen, daß es von unermeßlichem Schaden wäre, wenn der König Wien aufgäbe! Alle unſere Hilfsquellen ſind hier, die geiſtlichen, die geiſtigen und auch die materiellen — Dort kommt Harrach! Er kommt aus dem Landhauſe! Er wird die erſte Nachricht bringen.

Während wirklich Baron Harrach haſtigen Ganges durch das Vorzimmer ſich näherte, hörte man das eigenthümliche Klopfen mit einem Schlüſſel an die Thüren draußen, und die Thüren flogen auf, der König kam aus der Capelle zurück. Pagen und Kammerherren gingen voraus; einer der letzteren flüſterte im Vorübergehen dem Grafen Eggenberg zu:

— Majeſtät geht zur Tafel!

Der König war in ſpaniſchem Anzuge von dunkler Farbe. Sein röthlich gefärbtes Antlitz und lichtbraunes Haar hob ſich vortheilhaft ab von der tiefgefärbten Kleidung, und ſein gedrungener, mittelgroßer Körper ſchritt leicht und kräftig daher. Das ernſte Antlitz hatte einen milden, freundlichen Ausdruck, den Ausdruck des Wohlwollens, wenn ſein Blick auf Jemand gerichtet wurde. Das geſchah aber erſt, als er in die Nähe Eggenberg's kam. Bis dahin war links und rechts nichts für ihn zu ſehen, noch weniger zu beachten geweſen. Die ſpaniſche Etiquette, welcher Ferdinand jetzt ſchon ergeben und ſpäter ganz hingegeben war, brachte es ſo mit ſich. Auch die raſſelnd vortretenden Ungarn im Vorzimmer hatte er nicht bemerkt, wenigſtens hatte nicht die kleinſte Wendung oder Miene gezeigt, daß er ſie bemerkt hätte. Selbſt das wohlwollende Zeichen für Eggenberg war nur eine leichte Bewegung des Augapfels und der Augenlider. So ſchritt er dahin in ſeine Gemächer, aus denen ihm eine angenehme Muſik entgegenſchallte. Sie fand immer ſtatt während ſeiner Mittagstafel. Er liebte Muſik ungemein und pflegte zu ſagen:

„Der Aufwand dafür iſt kein eitler, denn die Tonkünſtler dienen dazu, Gott zu loben und auf anſtändige Weiſe den Geiſt zu erheitern“.

Als die Thüren ſich geſchloſſen, drängten Eggenberg und Lamormain den Baron Harrach, Bericht zu erſtatten über den Ausgang der Sitzung in der Landſtube.

— Steht was zu hoffen, rief Eggenberg, und wie viel?

Harrach ſah niedergeſchlagen aus und zögerte mit der Antwort. Er war ein redlicher Patriot und litt ſchmerzlich unter dem herrſchenden Zwieſpalte.

— Wir hofften immer noch, begann er endlich, als der König erſchienen war und ſeinen Vortrag begonnen hatte. Sein Vortrag klang ſo mild, ſo vertrauensvoll! Alle Streitworte wurden vermieden, billige Ausgleichung für Alles wurde zugeſagt, an die patriotiſche Geſinnung der Herren wurde ſo warm gemahnt! Die Stimme des Königs klang ſo gut, faſt herzlich! — Alles umſonſt! Als er fort war, erhoben ſich die Evangeliſchen und — verließen die Stube!

— Oh?!

— Alle! Statt die Huldigungsfrage vorzunehmen, hoben ſie die Sitzung auf; die Sitzung, denn ſie ſind die Mehrzahl. Wir haben alſo gar nichts zu erwarten und das Schlimmſte zu befürchten. Zur Landesvertheidigung werden ſie nicht Ein Roß, nicht Einen Mann ſtellen, wol aber hat der heranrückende Feind allen Vorſchub von ihnen zu erwarten.

Jedermann ſchwieg. — Nach einer Pauſe fuhr Harrach fort:

— Sollen wir den Strohhalm ergreifen, der von Prag hergeweht worden?

— Welchen? fragten Eggenberg und Lamormain.

— Czernin iſt angekommen, und hofft noch, eine Vermittlung anbahnen zu können.

— Czernin, der zu den Rebellen gehört, obwol er Katholik?! rief Lamormain heftig.

— Eben weil er unſeres Glaubens geblieben, ſollen wir ihn hören. Man kann nicht wiſſen! ſprach Eggenberg.

— Er iſt ein Latitudinarier! rief Lamormain, ein weichlicher Vermittler auch in der Religion, ein Toleranzprediger!

— Eben deshalb! Nur mit Toleranz iſt eine Vermittlung möglich, und nur eine wahrhaft angebahnte Vermittlung kann Thurn aufhalten, kann unſere evangeliſchen Stände umſtimmen. Wir wollen Meggau rufen und den Fabricius zur Schriftführung, und Du, Harrach, hole Czernin!

— Doch nicht hieher in die Burg, den Rebellen?! erwiderte heftig Lamormain. Es iſt ſchwach genug, daß man ihn nicht verhaftet, und gar —

— Meinethalben! Wir treffen in Harrach's Hauſe zuſammen und halten dort die Conferenz. Unterdeß hat der König abgeſpeiſt, und ich kann für eine Nachmittagsſtunde eine Audienz nachſuchen. Die ungariſchen Boten ſoll man bewirthen — He da, kommt herein! Ja, ja, Ihr, Hamm! Beſorgt, daß die beiden Ungarn da geſpeiſt und getränkt werden; ich werd' es bei Deinem Chef, ich werd' es beim Grafen Meggau verantworten.

— Der Alte paßt für die Ungarn! ſagte halblaut Pater Lamormain.

— Was ſagt Ihr? — Ich hoffe doch, Ihr nehmt Theil an der Conferenz?

— Zuverläſſig, obwol ich ſie für hoffnungslos halte.

— Alſo zu Harrach! Lieber Rath Gangelberger, nach zwei Stunden möcht' ich Euch hier wiederſehen. Ich hoffe, eine Sitzung des geheimen Rathes vom Könige zu erbitten, und möchte vorher anhören, was Ihr über den Stand der Dinge, beſonders in der Stadt, zu ſagen habt. Wenn Alles ſcheitert, iſt ja doch die Hauptfrage, ob die Stadt aus eigenen Mitteln zu vertheidigen iſt gegen ein Kriegsheer. Wie denkt Ihr darüber, würdiger Herr Hauptmann?

— Erlauchter Herr, entgegnete langſam Santhelier, das kommt auf die Geſchütze des Feindes an. Sind die nicht ſo gut wie die ſpaniſchen und niederländiſchen, dann kann ſich die Stadt Wien eine zeitlang halten, eine zeitlang. Die Wälle, Mauern und Baſteien ſind feſt angelegt und in gutem Stande. Wenn man vor Verrath ſicher iſt, geht es dann, wie geſagt, eine Weile.

— Wenn man vor Verrath ſicher iſt! rief Lamormain. Das iſt man gar nicht. Die Evangeliſchen ſind lauter Verräther unſerer Sache. Dagegen muß der König noch heute einen durchgreifenden Beſchluß ergehen laſſen. Es muß reiner Tiſch gemacht werden in Wien. Zunächſt in der Burg.

— In der Burg?

— In der Burg. Es ſind noch offenkundige Ketzer unter uns, und es ſind verborgene Ketzer unter uns. Hamm, Ihr werdet Euch heute Abend bei mir melden; ich habe eine Mittheilung für Euch. Und jetzt gehen wir denn den müßigen Gang zum Czernin.

Ehe er noch mit Eggenberg und Harrach das Vorzimmer erreichte, trat ihm ein Diener entgegen und überreichte ihm ein kleines Blatt Papier. Es ſchien nur eine Zahl darauf geſchrieben zu ſein, der Zettel reichte aber doch hin, ihn zu beſtürzen.

— Jetzt gerade, ſtieß er ärgerlich heraus, jetzt gerade, wo jede Viertelſtunde koſtbar! Er muß warten! Die Geheimrathsſitzung muß erſt vorüber ſein! ſetzte er leiſe hinzu und folgte den Cavalieren, welche vorausgegangen waren.

Auf dem Wege nach der Freiung war nichts zu entdecken, daß Wien eingedenk wäre der Gefahren, welche heraufzogen. Die Sonne lag heiß in den Straßen, und die Straßen waren leer. Selbſt die Pferde vor dem Landhauſe waren verſchwunden, der Landtag war auseinandergefahren, als ob ein Wirbelwind hineingeblaſen hätte.

Die Oberfläche Wiens war wie ein unbewegter Teich. Aber auch nur die Oberfläche. In der Tiefe begann die Bewegung. Von Haus zu Haus hatte ſich die Nachricht verbreitet: die Herren im Landhauſe ſind von dannen geritten, ohne auf die Vorſchläge des Königs zu antworten. Sie verweigern alſo auch jede Hilfe zur Kriegführung. Sie ſind mit Thurn in Verbindung, der jetzt im Sturmſchritte vor Wien rücken wird. Wien iſt ohne hinreichende Vertheidigung, Wien iſt verloren, und mit ihm die katholiſche Religion.

Letzteres offenbarte ſich den Bürgern durch einen öffentlichen Aufzug, welcher an dieſem Nachmittage ſtattfand. Die Glocken auf Sanct Stephan läuteten plötzlich zu dieſer ungewöhnlichen Stunde mit ihrem Geläute, und ein langer Zug von Männern, je zwei und zwei, kam vom Graben her nach dem Hauptthore des Doms. Es war angelweit geöffnet, innen im Dome brannten die Lichter wie bei großen Kirchenfeſten, ein unerwarteter, ungewöhnlicher Gottesdienſt begann. Die Männer aber, welche langſam je zwei und zwei durch das Thor einzogen, waren alle in vornehmer Kleidung, waren ſämmtlich — die herzueilenden Leute erkannten ſie — waren ſämmtlich Cavaliere.

Dieſe Nachricht ging nicht mehr, ſie flog durch die Stadt.

„Es iſt der Orden der chriſtlichen Ritterſchaft“, hieß es, „der ſchon vor dem Tode des Kaiſers im Stephan zuſammengetreten iſt. Er hat zum Symbolum das Bild der Jungfrau Maria, und gewaltige Kriegsmänner, wie Dampierre, gehören zu ihm. Er bietet heute Abend dem Könige ſeine Waffenkräfte an, und wird jetzt im Stephan geſegnet. Daß dies heute geſchieht, iſt ein Zeichen, wie nahe die Gefahr!“

Es war derſelbe Orden, deſſen Odontius in ſeiner Predigt damals im Kellergeſchoße an der Seilerſtätte gedacht hatte.

Dies Ereigniß mit ſeiner Gedankenreihe wirkte in Wien wie ein Gewitterſchlag. Ehe noch der Abend völlig einbrach, waren alle Kirchen gefüllt, waren alle Corporationen zuſammengetreten, hatte der Rath der Stadt eine Sitzung „einſagen“ laſſen. Die Straßen belebten ſich, und beſonders im Südoſten der inneren Stadt, da, wo die Bäckerſtraßen auf den Platz münden, welchen die Univerſität und ein Jeſuitenhaus abſchloſſen, da wogte es von Studenten.

Die Studenten gehörten in damaliger Zeit durchaus dem Einflüſſe der Jeſuiten, und waren im Jugendeifer bereit, für die Loſungsworte der Jeſuiten in den Kampf zu gehen, ganz ſo wie man ſie in heutiger Zeit auf demſelben Platze geſehen hat für die entgegengeſetzten Loſungsworte.

Die Jeſuiten waren in jener Zeit noch nicht vollſtändig wohnhaft bei der Univerſität. Ihr Collegium reſidirte noch am Hof. Nur der Provincial hatte ſich hier unten in einem Univerſitätsgebäude mit einer Abtheilung des Ordens angeſiedelt, um Beſitz zu ergreifen von einem der Univerſität zugehörigen Hauſe. Zwei Jahre ſpäter erſt wurde es mit vielen Nebengebäuden vom Kaiſer dem Orden geſchenkt und zum Collegium eingeräumt.

Es führten Stufen hinauf zu der Eingangsthür dieſes Jeſuitenhauſes. Dieſe Stufen wollte eben Herr Tocke herabſteigen. Er hielt inne, als er den Platz angefüllt ſah mit Hunderten von jungen Leuten und Aeußerungen vernahm, daß ſie eine „Legion“ bilden wollten zum Schutze der heiligen Kirche. Scheute er ſich unter die aufgeregten Schaaren hinabzuſteigen — die Dämmerung fiel langſam von den hohen Mauern auf den Platz herunter — und wollte er vielleicht völlige Dunkelheit abwarten, oder —? kurz: er trat in die Halle des Hauſes zurück, wendete ſich dann links, und ſtieg die ſteinerne Stiege hinauf. Dann ging er links den Flur entlang, wie ein Mann, der hier zu Hauſe war, und klopfte in eigenthümlicher Weiſe dreimal an eine kleine Thür. Nach kurzer Pauſe öffnete ſich dieſe Thür. Aber nur ein wenig. Man ſah nicht, wer ſie öffnete; es war innen dunkel. Tocke aber wußte wohl, wer da innen im Finſtern vor ihm ſtand, und machte eiligſt die Meldung von dem, was er unten geſehen und gehört. Die Form der Meldung klang ſo, als ſei ſie nur ein Nachtrag, und als habe er kurz vorher über ähnliche Dinge Mittheilungen gemacht. Als er jetzt fertig und eines freundlichen Lobes gewärtig war über ſo raſche und günſtige Kunde, antwortete eine rauhe Baßſtimme:

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02153/013

— Ich habe das ſelbſt geſehen und gehört. Es taugt nichts, obwol es für die gute Sache geſchicht. Die Jugend ſoll gehorchen, aber nicht anführen!

Die Thür ſchloß ſich, und Herr Tocke ging betroffen wieder hinab.

Die Baßſtimme da innen aber war die eines ſteinalten Mannes. Aus dem dunklen Vorzimmer ging er zurück in ein großes Zimmer, welches mit Büchern und Papieren angefüllt und übrigens mit hölzernen Möbeln einfachſter Art verſehen war.

Ein junger Mann ſtand in der Mitte dieſes Zimmers und erwartete die Rückkehr des kleinen Greiſes. Auf einem Schreibtiſche brannten zwei dicke Wachskerzen, und man konnte nun ſehen, daß der unterſetzte breitſchulterige Greis einen ſchwarzen Jeſuitenrock trug von gröberem Stoffe, als es gewöhnlich war. Der Kopf war garſtig, und zeigte den Ausdruck von herber, verdrießlicher, oder um es richtiger zu bezeichnen, von ärgerlicher, liebloſer Härte. Der Knochenbau dieſes Kopfes mit ſeinen vorſtehenden Backenknochen erinnerte an mongoliſchen Typus. Der Mund, breit geſchlitzt, tief eingefallen, bedeckte unzureichend vereinzelte braune Zähne. Die Augen, ebenfalls tief liegend, waren klein, lichtgrau und ſtechend, über ihnen dichtbuſchige, ſchneeweiße Augenbrauen, die bis gegen die weißen Augenwimpern herabhingen, und vielleicht das völlige Aufſchlagen der Augenlider hinderten oder doch erſchwerten. Die Naſe war klein und an der Wurzel eingedrückt, das Haupt völlig kahl und nackt. Dennoch trug der über achtzig Jahre zählende Greis den Kopf unbedeckt.

Langſam, aber feſten Schrittes ging er an dem harrenden jungen Mann vorüber, und machte ihm mit der Hand — ſie war groß, grob, und erweckte nicht den Eindruck der Sauberkeit — ein Zeichen, daß er fortfahren möge. Der junge Mann war jener italieniſche Arzt Blandini, welcher zuletzt am Sterbebette des Kaiſers geſehen worden war, und er ſchien in Schilderung des Geſundheitszuſtandes von wichtigen Perſönlichkeiten begriffen zu ſein. Er fuhr fort:

— Se. Heiligkeit alſo —

— Das hab' ich ja gehört! unterbrach ihn rauh der Jeſuit. Vom jetzigen Könige, vom bairiſchen Herzoge, vom pfälziſchen Buben und ſeinem Weibe, vom Tilly will ich Kunde, und dann vom Mansfeld, Anhalt und wie die ketzeriſchen Abenteurer weiter heißen. Das ſind die Perſonen, welche zunächſt auf dem Theater des deutſchen Reichs auftreten werden.

Indem er dies unfreundlich herausſtieß, ging er weiter und nöthigte Blandini, ebenfalls auf und ab zu gehen im weiten Zimmer.

— König Ferdinand, fuhr Blandini fort, iſt vorherrſchend ſanguiniſcher Beſchaffenheit. Die Blutbereitung iſt leicht, die Quellen des Aergers und Zornes ſind ſpärlich. Er iſt viel empfänglicher für angenehme Eindrücke, als für unangenehme. Er iſt alſo auch fähig zu edlem Aufſchwung, fähig zu Opfern. Seine Körperentwicklung iſt mit ſeinem vierzigſten Jahre harmoniſch geſchloſſen, wie ſeine geiſtige. Aeußerliche Zufälle abgerechnet, hat er ein Decennium gleichmäßiger Exiſtenz vor ſich. Ob er weit darüber hinaus —

— Ueber zehn Jahre! Was wißt Ihr davon! Was brauch' ich — zehn Jahre ſind bei der jetzigen Lage der Dinge eine Ewigkeit. — Und der Baier?

— Iſt noch ſtärker ausgerüſtet. Der Knochenbau iſt noch maſſiver, die Ernährung noch ſtärker.

— Und Tilly?

— Walloniſche Körperbeſchaffenheit. Sehr feſt und zäh; leider in der Ernährung übermäßig enthaltſam —

— Dafür iſt er ganz klein. Mit Eurer Ernährung! Als ob der Menſch ſo viel brauchte! Die Brahminen eſſen niemals Fleiſch und werden ſteinalt!

— Die Frage iſt nur, ob das Alter kräftig ſei bei den Brahminen, kräftig wie bei Euer —

— Ich eſſe Fleiſch, eſſe ſogar ſtark. An mich denk' ich dabei nicht. Und der Pfälzer?

— Der Kurfürſt von der Pfalz iſt ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren, und körperlich von einer ſo glücklichen Beſchaffenheit, daß er hundert Jahre alt werden kann —

Da klopfte es wieder. Aber nicht von der Seite, wo Tocke geklopft hatte, ſondern von der entgegengeſetzten. Auch nach dieſer Seite ſtand die Thür in ein Nebenzimmer offen, und man hörte das Klopfen. Der alte Jeſuit ging nun in dies Nebenzimmer. Hier ſchien der regelmäßige Zutritt ſtattzufinden. Ein Laienbruder war eingetreten und hatte dichter an der Thür, welche auf den Corridor führte, ſich aufgeſtellt.

— Wer iſt's?

— Der Herr Pater Lamormain, antwortete der Laienbruder mit kaum hörbarer Stimme.

— Soll kommen! — Ich entlaſſ' Euch, Doctor. Später mehr!

Und dabei zeigte er ihm die Thür zum Abgange, an welche vorher Tocke geklopft hatte.

Reſpectvoll empfahl ſich Blandini; die Stellung des alten Jeſuiten mußte eine ſehr hohe ſein! — Es war die höchſte in dieſen Ländern; es war die eines Provincials. Ein ſolcher war gleichſam Statthalter des Jeſuitengenerals in Rom, Statthalter in einem Reiche. Der damalige Provincial der Jeſuiten in Wien hieß Pater Athanaſius, und dieſer Greis war jener Methodius, von welchem Graf Zdenko von Zierotin dem Junker Hans erzählt hatte. Während Zdenko die Welt durchreiſte, machte Methodius mit rieſenhafter Anſtrengung und Zähigkeit, mit unabläſſigem Fleiße und großer Klugheit die Laufbahn im Jeſuitenorden. Er galt in Rom für einen der fähigſten Menſchen, der ſich durch nichts verblenden ließe, und der auch in ſo hohem Alter noch mit voller Geiſtes- und Thatkraft ausgerüſtet ſei.

Wie war es möglich, daß die Leiter des Ordens überſahen, welch niedrige moraliſche Welt in der Seele dieſes Methodius lebte?! Wie es möglich war? Sie hatten ja grundſätzlich nur auf diſciplinariſche Formen zu achten, auf alle Grade des Gehorſams und der Thatkraft. Und ein kluger Kopf weiß ſich Alles, was bloße Form iſt, anzueignen. Deshalb war es möglich, daß ein Menſch wie Methodius zu hoher Stufe eines Ordens aufſteigen konnte. Selbſt wenn die Oberen tiefere Bedürfniſſe gehabt und in ihm geſucht hätten, er war der Mann, ſie durch dialektiſche Wendungen ſeines Geiſtes zu täuſchen. Das Grundmotiv des Ordens aber veranlaßte ſie gar nicht, nach ſolchen tieferen Bedürfniſſen umzuſchauen. Dies Grundmotiv war ein formelles: Rückführung zur römiſchen Kirche durch jedes Mittel. Nicht blos durch Ueberzeugung. So formell war es wenigſtens von dem Augenblicke an geworden, als der Orden die Eroberung, die Eroberung mit allen weltlichen Mitteln zu ſeiner kriegeriſchen Fahne gemacht hatte für kirchliche Zwecke. Für kirchliche! So nannte man es mit logiſcher Richtigkeit; man nannte die Zwecke nicht religiöſe. In einem eigentlich religiöſen Orden wäre einem Methodius das ſo hohe Emporſteigen kaum möglich geweſen.

Er ſelbſt war ſich deſſen ſehr wohl bewußt, und in zwei Richtungen handelte er ſtreng und gewiſſenhaft, wie ein Menſch, der nach beſten Kräften ein würdiges Ziel zu erreichen trachtet. Zuerſt ſtreng und gewiſſenhaft in allen Fragen der Ordensdiſciplin. Obwol von Natur hochmüthig und herrſchſüchtig, zwang er ſich zur demüthigſten Unterwürfigkeit gegen die Vorgeſetzten. Noch jetzt in ſeiner hohen Stellung waren ſeine Berichte nach Rom an den General des Ordens Muſterbilder hingebender Demuth. Der General mochte in allen Welttheilen kaum Einen Provincial haben, der ſo ſcharf und unerbittlich für die Geſichtspunkte des Ordens, ſo ſcharf und unerbittlich gegen ſich ſelbſt in ſeinen Berichten auftrat. Wie hätte der General zweifeln können, daß Pater Athanaſius ein Schatz des Ordens ſei? — Er war aber auch zweitens gegen ſich ſelbſt ſtreng und gewiſſenhaft. Nicht nur in der Diſciplin, welche nach außen ſichtbar wurde, auch in der Diſciplin ſeines Innern. Ohne jedes liebevolle Gefühl war er, der logiſche Menſch, ſogar erbaut davon, daß er jede Handlung, jede Aeußerung, ja jede innere Regung nach diſciplinariſchen Formeln einrichten und ordnen konnte. Die Diſciplin in weiteſter Bedeutung des Wortes war ſein Stab und ſeine Stütze. Er kannte Shakeſpeare's Shylok nicht, aber er rief mit Shylok: „Welch' Urtheil ſoll ich ſcheun, thu' ich kein Unrecht?!" Die dialektiſche Fähigkeit ſeines Geiſtes verſchaffte ihm die Mittel, ſich innerhalb der formellen Geſetze ſeines Dogmas und Ordens Alles ſo zurechtzulegen, wie es ſein Bedürfniß brauchte, um gewiſſenhaft auch vor ſich ſelbſt zu erſcheinen.

Er durfte ſich getroſt „correct" nennen, er war ein Held des Formaliſmus.

War er dabei glücklich geworden? Konnte er glücklich werden? Jeder ſtark ausgeſprochene Charakter kann eben nur diejenige Gattung von Glück erreichen, welche ſeinen ſtark ausgeſprochenen Eigenſchaften entſprechend iſt.

Die Eitelkeit war urſprünglich ſtark in Pater Athanaſius; ſie wurde genährt und befriedigt durch ſeine immer aufſteigende Laufbahn. Die Herrſchbegierde und der Haß gegen die Hoch- und Glücklichgeſtellten lag von Jugend auf in ſeinem Naturell: für beide Begierden fand er reichliche Nahrung. Was unter ihm ſtand, das knechtete er unbarmherzig. Die Diſciplin rechtfertigte es. Was über ihm ſtand, das züchtigte er — wenigſtens für ſeinen Geiſt — durch übertriebene Demuth. Die Narren nehmen's für nahrhafte Speiſe, lachte der Kobold in ihm, ſpeiſen wir ſie mit Luft! Und indem er den Kobold ſtreng aufs Maul ſchlug, ſagte er ernſthaft zu ſeinem Gewiſſen: Das iſt die Erbſünde, die in mir lacht, das iſt der Teufel! Erſticken wir ihn dadurch, daß wir der Diſciplin, welche Demuth gegen die Oberen heiſcht, den ſtärkſten Ausdruck geben. Und wenn der Kobold dennoch, nur leiſer, weiter flüſterte: Du kannſt ja ſelbſt ein Oberer, am Ende gar der Oberſte werden! dann ließ er ſich's gefallen, denn dies war ja nicht gegen die Diſciplin, es war diſciplinariſch richtig.

Trotz all den Rechtfertigungen war er ein tief verdrießlicher, ein tief ärgerlicher Mann, war er ein innerlichſt unbefriedigter Greis geworden. Am Tage mochte er das Bild verjagen, in ſeinen Träumen erſchien es doch: die kleine von Sonnenſtrahlen durchglitzerte Sacriſtei, in der die blonde Anna in ſeiner Nähe ſaß, und die Allee nach dem Zierotin'ſchen Schloſſe hinauf, und jede Scene mit Anna, welche ſein Herz bewegt hatte. Der Traum kam mehr denn ſechzig Jahre hindurch hartnäckig wieder, der höhniſche Traum, daß der Menſch auch ein Herz habe, und daß dies Herz von wunderlicher Bedeutung ſei. Widerwärtiger Traum, dem mit keiner Diſciplin beizukommen war, und den man deshalb haſſen durfte, haſſen mußte!

So war der Mann beſchaffen und geworden, zu den jetzt Pater Lamormain eintrat, eilig und aufgeregt eintrat.

— Wann habt Ihr meinen Citationszettel erhalten? herrſchte ihm der greiſe Provincial entgegen.

— In der Mittagsſtunde.

— Könnt Ihr leſen? Stand auf dem Zettel die jetzige Abendſtunde?!

— Es war mir nicht möglich, früher zu kommen. Die Staatsgeſchäfte ſind jetzt von höchſter Dringlichkeit. Eine Conferenz mit Czernin rief mich aus der Burg, eine Geheimrathsſitzung unter Vorſitz des Königs rief mich in die Burg zurück. Vor einer Viertelſtunde erſt hat uns der König entlaſſen —

— Iſt der König Euer Herr, oder bin ich es?! — Soll ich Euch das ABC des Ordens vorſprechen? Was geht Euch der König an, wenn der Orden befiehlt! Der Orden kann Euch heute befehlen, den König zu vernichten, was habt Ihr zu thun?

— Zu gehorchen.

— Zu befehlen wißt Ihr ohnehin nicht. Euer König wenigſtens läßt ſich vom Untergange überraſchen, ohne Vorkehrung zu treffen. Und dieſer Untergang verſchlingt auch uns. Wißt Ihr denn nicht, was es bedeutet, wenn dies Haus mit ſeinen Archiven den Ketzern in die Hand fällt?! Und die Ketzer können morgen an der Donau, übermorgen vor Wien ſtehen, und Wien laßt Ihr in wehrloſem Schlafe! Ich habe die „chriſtliche Ritterſchaft“ aufbieten, den Dom öffnen, dem Rathe der Stadt und den Corporationen Sitzung anſagen müſſen, um den bleiernen Schlaf zu verſcheuchen. Wofür iſt Euer König da? Wofür ſeid Ihr neben ihm?

Nach dieſer für einen Mann wie Lamormain tief beleidigenden Rede maß der kleinere, garſtige, grinſende Greis in grober Hülle den höher gewachſenen und mit feinerem Schwarz bekleideten Lamormain vom Scheitel bis zur Zehe, und ging dann in den weiten Zimmerraum hinaus, ſeine langſame Promenade, die durch Lamormain's Eintritt unterbrochen worden war, wieder aufnehmend. Den bei Hofe wohlbeglaubigten Pater zu demüthigen, war ſeinem Neide gegen alles Vornehme ein Genüge. Das ſchlürfte er jetzt. Es war ihm aber auch ein Bedürfniß, ſchreiend darzulegen, daß der Anſtoß zu wichtigen Handlungen von ihm ausgehe, und daß endlich ſeine Kenntniß der Dinge und Verhältniſſe eine viel genauere ſei, als die des Paters Lamormain, obwol dieſer, im Schooße der Landesregierung ſelbſt reſidirend, eigentlich beſſer unterrichtet ſein könnte. Dies gehörte überhaupt zu den Uebelſtänden der jeſuitiſchen Einrichtung, daß Einer den Andern überholen wollte im Kundſchaften, und daß dadurch Behorchen und Spioniren ein Alles überwucherndes Lebensgeſchäft wurde. Athanaſius erzog ſich immer einen ganzen Kreis von Agenten, und er betrieb dies mit feinem Verſtande. Jenen Herrn Tocke zum Beiſpiele hatte er ſich von einer Reviſionsreiſe aus Breslau mitgebracht, weſentlich nur zu dem Zwecke, ihn an alle Spione und Commiſſionäre Lamormain's zu heften. Die Medardo, Brémont und ſolche Helfershelfer waren dem gebildeten, zierlichen Lauſitzer beiweitem nicht gewachſen an harmlos erſcheinender Schlauheit, ſie wurden faſt täglich aufgeknöpft von Herrn Tocke, und ausgeſchält bis auf die kleinſten Faſern alles deſſen, was ſie von

Lamormain erfahren, was ſie für ihn gethan hatten oder thun ſollten. Tocke unterließ nicht, ſie unzweifelhaft ahnen zu laſſen, daß er den Chef Lamormain's, daß er den Provincial ſelber kenne und beſuche, und daß ſie verloren wären, wenn ſie Lamormain davon einen Wink gäben, daß ſie aber auch verloren wären, wenn ſie ihm, dem Herrn Tocke, die geringſte Kleinigkeit verſchwiegen oder falſch berichteten. An Bezahlung fehlte es nicht für all die Schmerzen. Tocke hatte nun heute erſt Beide geſprochen, alſo früher geſprochen als Lamormain ſelbſt, der im Drange der Geſchäfte noch keinen von Beiden hatte anhören können; Tocke hatte aber auch Athanaſius ſchon ausführlich Vortrag gehalten. Athanaſius war deshalb mit all ſeinen Lieblingswaffen verſehen gegen den „Pater bei Hofe“, und wollte ſich nun eine vergnügte Viertelſtunde bereiten. Zuvor aber wollte er einſammeln, was Lamormain dieſen Nachmittag erlebt. Er blieb alſo endlich ſtehen — die Greiſennatur machte doch ihr Recht einiger Ruhe geltend — und rückte den Seſſel am eichenen Schreibtiſche herum. Dann ſetzte er ſich, und erſt als er eine Weile ſchweigend geſeſſen und den innerlich kochenden Lamormain ärgerlich angeſchaut, machte er mit der Hand eine roh gnädige Bewegung nach einem der hölzernen Seſſel hin, deſſen ſich der „Pater bei Hofe“ bedienen könne.

— Hat denn nun Euer König, begann er mit knarrender Stimme, wenigſtens heute etwas der Rede Werthes beſchloſſen? Hat er die Ungarn angehört und angenommen?

Auch das weiß er! dachte Lamormain und vergaß, daß der Bote des Provincials, welcher den Zettel mit der Nummer gebracht, ſie geſehen haben konnte, und der Provincial vielleicht weiter nichts wußte, als eben dies.

— Wollt Ihr die Gnade haben, zu antworten? fuhr Athanaſius fort, und die Stimme knarrte weniger, der breite, eingefallene Mund aber lächelte widerwärtig. — Aber nein, der Reihe nach! Ihr ſeid mit den Geheimräthen zu Czernin gegangen. Was iſt denn da zu Stande gekommen?

— Man hat ſich über neue Anerbietungen geeinigt, welche der König den Böhmen bieten ſoll.

— Unnütz! Die Böhmen können einen Frieden gar nicht brauchen. Nun, und der König?

— Der König hat für Nachmittag eine Geheimrathsſitzung bewilligt und hat ihr vorgeſeſſen. In dieſer hat er mit großer Zuvorkommenheit die Anerbietung für die Böhmen bewilligt, und Czernin iſt ſogleich abgeritten ins Lager von Laa, um —

— Er wird die Herren Directoren ſchon auf dem Marſche hieher finden, und die Antwort Thurn's kann ich Euch vorausſagen. Sie wird lauten: Was nützen uns Eure Verſprechungen! Sobald der Frieden hergeſtellt iſt, haltet Ihr ſie ja doch nicht. Die Herren Rudolph und Mathias haben alles Zutrauen zerſtört, und Ferdinand iſt in den Händen der Jeſuiten!

— Wie? Das ſagen wir ſelbſt —?

— Das ſagt der Thurn, und wenn er mit den letzten Worten Unrecht hat, ſo ſeid Ihr ſchuld daran. Er ſoll aber nicht Unrecht haben, nur ſollt Ihr bei Hofe nicht überall und zu jeder Zeit geſehen werden, als wäret Ihr der Miniſter. Denn daher ſtammen Thurn's letzte Worte. Weiter! Zu den Ungarn! Hat der König gutgeheißen, was ſie wollen?

— Das war eine ſchwere Stunde. Eggenberg ſprach lebhaft für das Bündniß, welches Bethlen Gabor vorſchlägt. Der König ſchien betroffen und ſchwieg lange. Alle Räthe ſprachen für den Abſchluß, denn er bringt binnen wenig Tagen dreitauſend Mann zu Hilfe —

— Was ſpracht Ihr?

— Ich ſprach wie die Räthe. Der König ſchüttelte leiſe den Kopf —

— Falſch!

— Und dann blickte er auf den Pater Bartholomäus —

— Den ſchwachen Mann!

— Und von deſſen Geſichte ſchien er mit Befriedigung zu leſen. Er ſammelte ſich und erklärte dann feierlich und unwiderſprechlich: dieſer Bethlen Gabor, ein Genoſſe der Türken, ein treuloſes, verderbtes Menſchenkind, ſei noch ganz was Anderes, als irgend ein Lutheraner, ja noch was Schlimmeres als ſelbſt ein Calviner, zu denen er ſich zähle. Sich von ihm retten laſſen durch Lug und Trug, heiße ſich dem Böſen überantworten und vom Himmel abwenden. Das könne er vor ſeinem Gewiſſen nicht verantworten; man möge den Siebenbürger ausweichend beſcheiden.

— Und das iſt geſchehen?

— Es geſchieht an dieſem Abende.

Athanaſius ſchwieg.

Das Lächeln auf ſeinem Antlitz war zum Grinſen geworden.

— Der Mann beſchämt uns! ſagte er endlich mit einem unheimlichen Tone. Der Himmel wird viel für ihn thun müſſen. Was thut er zunächſt ſelbſt, der — König?

— Alle des Ketzerthums Verdächtige werden von heute an ſtreng aus der Burg gewieſen.

— Und?

— Und die Stadt wird von morgen an wie eine belagerte Feſtung behandelt. Jede Zuſammenrottung wird unterſagt, die Thore werden um neun Uhr geſchloſſen, vor dem Schottenthore wird eine Schanze aufgeworfen.

— Und woher kommen die Kriegsleute? Vom Himmel?

— Tröſtet Eure Regierung, ich habe dafür geſorgt: die Stadt ſoll werben laſſen von morgen an, die „chriſtliche Ritterſchaft“ desgleichen, die Corporationen werden Hilfsmänner ſtellen, und für Geld kann ſchon geſorgt ſein, wenn Ihr Eure Schuldigkeit gethan habt. Iſt der Schatz des Grafen Zdenko hereingebracht?

— Wie?

— Nun, ſpreche ich denn undeutlich?

— Aber Ihr wißt ja doch, ſagte Lamormain, daß die Expedition nach dem Wiener Walde hinauf verunglückt iſt, daß unſere beſten Leute gefangen und zum Rebellenheere geführt worden ſind!

— Wo ſich der junge Norbert, die vornehme Novize, ganz artig ins Unvermeidliche gefügt hat unter ſeinen Standesgenoſſen!

— Er nimmt eine Erlaubniß unſerer Regeln in Anſpruch, er verleugnet nothgedrungen und um unter den Feinden nützen zu können, ſeinen Glauben, und zeigt ſich willfährig für die Grundſätze der Gegner —

— Um unter den Feinden nützen zu können?! Um ſich nützen zu können! Um ſich's leicht und bequem zu machen. Verblendete Diener unſeres Ordens, die Ihr immer vorzugsweiſe unter dem Adel werben zu müſſen glaubt für unſere Reihen! Dieſer Adel hat ein Standesintereſſe, welches unſerem Intereſſe ſchnurſtracks zuwiderläuft, und welches er nie vergißt, weil ihn ſeine Standesgenoſſen ſtets daran erinnern. Laßt nur die Adelsrepubliken entſtehen und feſt werden in Böhmen, Oeſterreich und Ungarn, und Ihr werdet mit Schrecken erkennen, daß Ihr gegen die Prieſtermacht eine Mauer errichtet habt. Wo ſo Viele nicht blos mitrathen, ſondern auch mitthaten, da werden wir machtlos. Schaut doch auf Venedig, auf die Adelsrepublik! Iſt ſie nicht der einzige katholiſche Staat, welcher dem Heiligen Vater Ungehorſam zu bieten wagt? Schaut auf Holland! Iſt jene ketzeriſche Republik nicht der einzige ketzeriſche Staat, wo wir nicht die kleinſte Anknüpfung gewinnen können, und von wo der Lebenshauch ausgeht gegen Alles, was wir unternehmen?! — Um unter den Feinden nützen zu können! Dieſer Herr Norbert wird ein luſtiger Cavalier bleiben, wenn die Cavaliere ſiegen! Verliebt iſt er jetzt ſchon, und nur Ihr bemerkt es nicht —

— Ich hab' es bemerkt!

— Und nach dem Schatze des Oheims trachtet er für ſeine Taſche.

— Was aber hätten wir thun können nach jener Niederlage da oben, über welche uns ſelbſt alle näheren Nachrichten fehlen?

— Sie fehlen Euch nicht. Einer Eurer Agenten iſt entwiſcht, iſt hier in Wien, hat Euch genauen Bericht abgeſtattet.

Der Name Brémont zuckte auf der zitternden Lippe Lamormain's. Auch das wußte der Provincial!

— Ihr habt koſtbare Zeit verſtreichen laſſen, während welcher da oben der alte und der junge Ketzer allein und wehrlos waren. Nun iſt der letzte Augenblick da. Sobald das böhmiſche Heer die Umgegend beſetzt, iſt er vorbei. Alſo morgen wiederholt die Expedition, aber geſchickter, mit Umgehung der Ketzerburg in Hernals, und erſt mit einbrechender Dunkelheit des Abends. In zwei Stunden können die Leute oben ſein, alſo ſpäteſtens um Elf. In zwei Stunden kann es abgemacht und der Schatz aufgeladen ſein. Laßt einen bedeckten Rüſtwagen mitgehen. In dieſen den Schatz und den alten Ketzer. Um ein Uhr kann der Wagen abfahren, vor drei Uhr, alſo vor Tagesanbruch, kann er hier vor dem Hauſe ſein. Verſtanden?

— Wo ſoll ich im jetzigen Augenblicke die Kriegsleute dazu hernehmen?! Die Stadtguardia iſt durch die Gefangennahme ſo vieler Leute ohnedies geſchwächt, ihr kundiger Führer iſt ebenfalls fern in der Gefang —

— Er iſt hier. Euer Medardo iſt ſeit heute Mittag in Wien. Es iſt erſchreckend, wie wenig Ihr von Euren eigenen Leuten wißt. Genug. Morgen Abends neun Uhr finden die Euern am Kreuzwege hinter Dornbach, wo ſie damals gelagert waren, zwölf handfeſte Kriegsmänner, die ich hinſende. Um elf Uhr ſollen ſie mit den Euren oben ſein, um ein Uhr fertig, um drei Uhr hier mit dem alten Ketzer und ſeiner Habe. Handelt! Ihr ſeid entlaſſen.

17.

An demſelben Abende wankte der alte Hamm durch die Herren- und Schottengaſſe nach dem Gäßchen hinauf am Kegel, wo ſeine Tochter wohnte. Er hatte ſich fortgeſchlichen aus der Burg, um der Beſtellung Lamormain's auszuweichen. Es war ja auch bereits allgemeine Rede in der Burg, daß jeder des Ketzerthums Verdächtige ausgeſtoßen werden ſollte — die Beſtellung Lamormain's hatte ihm dargethan, daß er zu den Verdächtigen gehöre.

— 's iſt gut ſo, flüſterte er. Wenn er mich gefragt hätte, ſo hätte ich Ja ſagen müſſen. Meinen Glauben verleugnen kann ich nicht mehr. 's iſt beſſer ſo, daß es nun nicht zu grobem Streite kommt.

Es war dem alten Manne ſehr weh zu Muthe. Er hing eigentlich feſt an ſeinem Dienſte in der Burg, obwol er dort von lauter Katholiken umgeben war; er hatte ſich an das vornehme Weſen gewöhnt. Hinabzuſteigen für den Reſt ſeines Lebens unter die gemeinen Leute, das dünkte ihm ein ſchwerer Schritt. Aber nicht blos das! Dreißig Jahre war er da oben geweſen, und vom Ofenheizer war er aufgeſtiegen bis zum Diener, welcher die Livrée des Erzhauſes trug. Jede Thür, jeder Winkel war ihm heimlich, und alle die Menſchen, groß und klein, beſonders die höchſten Herrſchaften! Er hatte ſie oft bedauert, daß ihnen ſeine reine Religionslehre verſchloſſen blieb, und dabei hatte er ſie alle geliebt, reſpectvoll alle, und ſo manches einzelne Mitglied herzlich, vom Kaiſer Rudolph her bis zum kleinſten Erzherzog, der aus Graz gekommen war. Weinend hatte er ſeinen Rock ausgezogen, den Rock von ſchwarzem Tuch mit gelber Borte — er mußte ihn ja doch als ehrlicher Mann zurücklaſſen! Obwol der Abend ganz ſchwül war, ſo fröſtelte es ihn doch in der Jacke, welche er angezogen: das dichte ſchwarze Tuch hatte ſeinen alten Körper verwöhnt.

Fröſtelnd und traurig trat er in das Stübchen ſeiner Tochter.

Es war ganz dunkel in dem Stübchen. Kathi ſaß am Bett ihres ſchlafenden Kindes. Sie weinte ſtill und es ward ihr ſchwer, den „Guten Abend!“ ohne Schluchzen herauszubringen für den Vater. Dieſer ſetzte ſich im Dunkeln nieder und ſchwieg. Erſt nach langer Pauſe ſagte er ſanft:

— Der Conrad iſt alſo noch immer nicht wiedergekommen?

— Nein, Vater.

Dann ſeufzte er und erzählte ihr allmälig, wie es ihm ergangen ſei und was er vorhabe. Auswandern war der Inhalt ſeiner Rede.

— Das überſteht Ihr nicht, Vater!

— Warum denn nicht, Kind! 's iſt recht hübſch dort im Böhmerlande an der Lauſitzer Grenze; bin ja dort aufgewachſen, und mein Erſpartes wird uns ein Häuschen und Gärtchen und ein Stückchen Ackerland verſchaffen. Dort kann ich auch Deinetwegen in Ruhe ſterben. Denn Deinen — Conrad wirſt Du wol vergeſſen müſſen, der hat gar zu viel Anderes zu thun in dieſer Welt! —

— Vater! ſchluchzte Kathi heftig und fiel ihm um den Hals.

Während dieſer Umarmung wurde die Thür aufgeſtoßen. Der alte Hamm erſchrak bis ins Innerſte, denn es war ihm klar, das ſeien die Verfolger, welche ihm Lamormain nachgeſendet.

— Kathi! aber rief eine mächtige Stimme, und Kathi ſchrie gellend auf und rannte auf die Thür zu.

Conrad war's, ihr heilloſer, ſehr geliebter Conrad war es.

— Mach' nur Licht, Du Närrchen, polterte er, daß ich Dich anſchau'n kann!

Nun war eine Viertelſtunde Glück vorhanden im Stübchen. Denn auch der alte Hamm war verſöhnt, als er erfuhr, ſein wilder Schwiegerſohn komme vom Kriegsheere der Proteſtanten, ſei alſo in gottgefälliger Wirkſamkeit geweſen ſeit ſeinem jähen

Verſchwinden. Conrad, nachdem er ſein ſchlafendes Kind zärtlich geküßt, erzählte fliegend ſeine Abenteuer vom Scharmützel an oben im Wiener Walde bis zum Lagerleben vor Laa, welches er heute Morgens erſt verlaſſen hatte. Er war freilich nicht ſehr erbaut von dem böhmiſchen Heere, die „Dickköpfe, die nicht Deutſch verſteh'n", hatten ihm gar nicht gefallen. Aber was half's! Sie kommen doch eben gegen unſere Widerſacher, man muß mit ihnen vorwärts! meinte er. Daß er der „rothen Feder", die vergangene Nacht entwiſcht, nachgejagt und deshalb ſo plötzlich nach Wien gekommen ſei, davon ſagte er nichts, um ſeiner Frau die Freude nicht zu verderben.

Es war dies auch nur die letzte Veranlaſſung geweſen. Der Feldhauptmann Graf Thurn hatte ihn ſchon lange auserſehen gehabt zu einer wichtigen Aufgabe in Wien. Innen in der Stadt brauchte er eine Hilfspartei, wenn er außen vor den Mauern läge. Ein Ortskundiger wie der Bart-Conrad war dazu vielfach geeignet. Geſtern nun war der Herr von Wildling mit drei evangeliſchen Genoſſen in Taſſowicz beim Feldhauptmann geweſen, und es war ein Plan beſprochen worden, wie auch innerhalb der Stadt ein Schlag geführt werden könne. Das Nähere wußte Conràd noch nicht, er hoffte es heute Abend noch in der „Loge" zu erfahren. Dorthin, nach dem Wildlingſchen Hauſe auf der Seilerſtatt, ging ſein Trachten, wenn er erſt ſein Weib beſucht und — untergebracht haben würde. Denn darin traf er mit Vater Hamm zuſammen, daß ſie während der Belagerung nicht in Wien bleiben könne. Es werde bald an Nahrungsmitteln fehlen. — Die Thoren vom Regimente, rief er lachend, haben ja für nichts geſorgt und laſſen ſich überraſchen! — und es könne in der Verzweiflung auch ſcharf hergehen gegen Alle, die mit den Ketzern zuſammenhängen; Kathi müſſe alſo mit dem Kinde hinaus. Der Spath in Hernals werde ſchon Rath wiſſen.

Hamm ſagte nicht gleich, daß ſie viel weiter weg wollten, aber er machte den Schwiegerſohn aufmerkſam, daß er als

Bart Conrad wie ein bunter Hund in Wien bekannt ſei, und daß die Gefahr —

— Stat, ſtat! rief Conrad. Ich werd' mich am Tag nicht viel ſehen laſſen, und lange wird die Komödie nicht dauern; bis zur Frohnleichnams Octave wird ſie ſchon aus ſein! Bis dahin ſind nur noch ein paar Tage. Die Kathi ſoll mir auch gleich den Bart abſchneiden, und dann erkennt mich keine Katz! Alſo jetzt nur friſch zuſammenpacken, damit wir ſie und das Kind und die Betten etwa morgen in aller Früh hinausſchaffen können. Unnützen Kram laßt nur zurück. Sobald Wien genommen iſt, geht ein ander Regiment los, und Du kriegſt ein Quartier wie eine Edelfrau!

An demſelben Abend kam Junker Hans in die Nähe von Laa, das Grenzſtädtchen Niederöſterreichs, dicht an der mähriſchen Grenze. Er war von Miſtelbach an ſcharf geritten, um noch vor völliger Dunkelheit im böhmiſchen Lager einzutreffen. Am ſpitzigen Berge von Staats vorüber war er denn mit untergehender Sonne an das Ende dieſer niederöſterreichiſchen Hügel gelangt. Die Weinberge hören hier auf, das Land ebnet ſich, der Erdboden wird dunkler, und ein anmuthiger Fluß, die Thaya, ſtrömt durch fruchtbares Gelände. Dieſer Fluß bildet abwärts von Laa eine Strecke lang die Grenze zwiſchen Oeſterreich und Mähren.

Von jenſeits der Thaya warf das ummauerte Städtchen Laa ſchwarze Abendſchatten dem Junker entgegen, und mit ihnen den Gedanken: Wenn aber Thurn nicht einmal die Ringmauern dieſes kleinen Ortes zuſammenſchießen kann, was wird er dann vor Wien zuwege bringen?! Und wozu hält er ſich hier auf? Was kann die kleine Beſatzung des Feindes, auch wenn er ſie im Rücken laſſen muß, für eine Bedeutung haben! Er lagert alſo wol nur darum hier, weil er unſchlüſſig iſt, ob er nach Weſten hin, ob er gegen Budweis aufbrechen ſoll!

Die Vorpoſten, welche bis diesſeits des Fluſſes ſtanden, riefen ihn an. Er verlangte zum Heerführer, dem Grafen Thurn, gebracht zu werden. Man geleitete ihn nach links hin über den Fluß bis in ein Dorf, welches Taſſowicz genannt wurde. Dort im Herrenhauſe des Orts fand er in einem großen Zimmer des Erdgeſchoßes — es war indeſſen Nacht geworden — die Führer des Heeres bei der Abendmahlzeit.

Hans blieb an der Thür ſtehen, während er dem Feldherrn gemeldet wurde. Ausdrucksvolle, entſchloſſene Geſichter ſaßen um eine kleine Tafel rechts hinten in einer Ecke des weiten Raumes. Links hinten in der Ecke waren auf einem großen Tiſche Landkarten ausgebreitet, und ein mittelgroßer Mann ſtand vor ihnen und betrachtete ſie. Er hatte ein feines, liebenswürdig anmuthendes Geſicht und war wohlbeleibt, oder um richtiger zu ſagen: feiſt. Das kleine, runde Antlitz mit ſchwachem braunen Barte, der wohlgepflegt war, wie das kurzgeſchnittene Haupthaar, die fleiſchigen weißen Hände, deren Finger auf der Landkarte umhertippten, die ebenmäßige, volle Geſtalt, zeigten einen wohlerhaltenen Mann, der behaglich zu leben gewohnt ſein mochte, und der durch eine gewiſſe Feinheit abſtach von den bärtigen Kriegsmännern an der beſetzten Tafel. Hans erkannte ſogleich in ihm Herrn Wenzel von Budowa, verhielt ſich aber doch ruhig an der Thür, bis ein ſtarkknochiger Mann von der Tafel rechts aufſtand und ihm ein paar Schritte entgegentrat mit den Worten:

— Willkommen, Herr Junker aus Weimar! Es freut mich, daß Ihr da ſeid!

Dieſer ſtarkknochige Mann mit harten Geſichtszügen und einer tiefen, ſonoren Stimme war Thurn ſelber. Was er da eben geſagt hatte, das war das Wärmſte, deſſen er fähig war. Ohneweiters ging er ſogleich auf das politiſche und Kriegsgeſchäft über, und theilte dem Junker mit, daß die Capitulation von Laa heute zu Stande gekommen ſei, und daß die ſogenannte kaiſerliche Beſatzung mit Aufgang der Sonne abziehen werde. Noch in dieſer Nacht werde das böhmiſche Heer gegen Wien aufbrechen. Der Junker komme ja von da, er möge ſich äußern über die Beſchaffenheit der Wege und des Terrains überhaupt.

Hans, welcher gerade hierauf bedacht geweſen, that dies in raſchen beſtimmten Worten. Er hatte in Weimar eine für die damalige Zeit vortreffliche Erziehung genoſſen in der Wiſſenſchaft des Krieges, und hatte Talent für dieſelbe. Sein bündiger Vortrag hatte bald alle Cavaliere herbeigezogen und wurde mit großem Antheile gehört.

— Ihr ſeid alſo — nahm Thurn das Wort, als Hans ſeine Terrainſchilderung und ſeine Vorſchläge zur Eintheilung wie Richtung der Märſche geendigt — Ihr ſeid alſo ebenfalls der Meinung, recta auf Wien loszugehen?

— Ich war es bis vor einer halben Stunde, bis ich die Mauern von Laa geſehen.

— Das heißt?

— Wenn Ihr in die Stadtmauer von Laa nicht Breſche ſchießen könnt, dann iſt Euer Geſchütz unmächtig gegen die viel ſtärkeren Wälle von Wien.

Ein „Da hörſt Du's!“ von einem der Cavaliere ausgeſtoßen, brachte drohende Finſterniß auf das ohnehin ſtrenge Geſicht Thurn's. Er wußte wohl, daß dieſer Zug auf Wien ein Wagniß ſei, aber ſein Calcul war wie er ſelbſt viel mehr politiſch als militäriſch. Der moraliſche Eindruck dieſes Schrittes verlockte ihn, und das Parteigetriebe, in dem er ſeit Jahren aufgegangen war, verſchob ihm die Erkenntniß der Wahrſcheinlichkeit. Er rechnete ſicher darauf, daß ihm die proteſtantiſchen Herren im Innern Wiens kräftig zu Hilfe kommen und die Thore der Feſtung öffnen würden. Die Bemerkung des Junkers machte ihm alſo einen läſtigen Eindruck, und er erwiderte ziemlich verdrießlich:

— Nun, wir hoffen ja auch, daß Ihr der Mann dazu ſeid, unſer Geſchützweſen zu verbeſſern und auf die Höhe des niederländiſchen zu bringen, wie Euer Herzog in Ausſicht geſtellt hat.

— In der Geſchwindigkeit von heut' bis übermorgen! ſchaltete Budowa ſarkaſtiſch ein mit leichtem angenehmen Tone; und ohne ſich um den Zornesblick Thurn's zu kümmern, reichte er dem Junker die Hand und begrüßte ihn herzlich, auf ſolche Weiſe die Conferenz zerſtreuend und ſprengend.

Man ſagte ihm nach, daß ihn die Debatten im Hauptquartiere langweilten, und daß er in dieſem Betracht oft Aergerniß gäbe.

Dieſe Zerſtreuung ſchien indeſſen auch einem der anderen Cavaliere erwünſcht zu kommen: Herrn Wilhelm von Raupowa. Er nahm Thurn unter den Arm und führte ihn einige Schritte zur Seite, indem er flüſterte:

— Verdient denn ſo ein grüner Burſch mit der Stubenkriegskunſt ſo viel Aufmerkſamkeit? Wir wiſſen ja, was wir wollen und was uns in der Stadt zu Gebote ſteht. Aendere nichts! Der weimariſche Junker treibt mich übrigens zur Beſchleunigung des Unternehmens gegen den alten Zdenko, Du weißt ja! Halte den Junker beim Heere, damit er mir nicht in den Weg kommen kann. Ein Quantum Goldſtücke, nach Wien hineingeworfen, werden auch die Thorſchlöſſer geſchmeidiger machen. Das beſorg' ich ſchon, wenn ich erſt die Goldſtücke habe. Alſo höre! Du ſchickſt einen Reitertrupp rechts hinab über Stockerau nach dem Tullner Boden zu?

— Ja. Ich muß zeitig Nachricht haben, ob etwa Boucquoi doch an der Donau herabkommt.

— Und Du täuſcheſt dadurch auch die Wiener über den Punkt Deines Ueberganges über die Donau. Ich will dafür ſorgen, daß ſie von den Reitern bei Stockerau erfahren, und auf den Gedanken kommen, Du könnteſt bei Korneuburg überſetzen wollen.

— Du?

— Ja, ich. Ich will dieſen Reitertrupp begleiten. Verſtärke ihn mit zwanzig zuverläſſigen Altböhmen. Mit dieſen ſetz' ich bei Königſtätten über den Fluß, und ziehe auf den Wiener

Wald hinauf, die Goldſäcke des alten Narren Zdenko für uns in Beſchlag zu nehmen. Aber befiehl, daß die Leute noch in dieſer Nacht aufbrechen. Ich will ſie nicht übernehmen im Marſche, damit ſie morgen Abend friſch in Königſtätten ankommen und in der Nacht mit munteren Gliedmaßen oben den Fang machen. Abgemacht?

— Abgemacht.

Und Thurn ging zur Thür, rief nach einem Reiterführer und gab die Ordre.

Raupowa aber holte ſeinen Hut und ſchritt nahe an Junker Hans vorüber, aus dem halb verdeckten einen Auge den ſchärfſten Blick boshafter Genugthuung ſchießend, welcher ihm erreichbar war.

Budowa, in eifrigem Geſpräche mit Hans begriffen, bemerkte das und fragte Hans raſch:

— Kennt Ihr den Raupowa Wilhelm?

— Ein wenig, und zwar ungünſtig. Ich habe ihn beim Grafen Zdenko geſehen, dem er verdächtig iſt.

— Er hat was vor gegen Euch, der ſchlimme Geſell. Nehmt Euch in Acht!

— Wie kann ich?

— Wir wollen aufmerkſam bleiben. — Und nun begrüßt Thurn noch einmal. Er liebt es, als Herr behandelt zu werden. Dann gehen wir in mein Quartier, um ungeſtört über Frau Amalie, den alten Apoſtel Zdenko und Eure kindlichen, ſehr achtungswerthen Träume einer einfachen allgemeinen Kirche zu ſchwatzen.

Hans erhielt von Thurn den Beſcheid, daß die ganze Armada mit Sonnenaufgang in Bewegung geſetzt und bis Miſtelbach vorgeſchoben werden ſolle. Es werde ihn freuen, den Herrn Junker beim Vortrab zu finden, um von deſſen Terrainkenntniß Gebrauch zu machen. Zur Prüfung des Geſchützweſens ſtehe ihm Alles zu Gebote, es würden heute noch die nöthigen Anweiſungen ertheilt werden.

Hans ſchritt ſodann mit Herrn Wenzel von Budowa durch die ſtille Nacht dahin einem Bauernhauſe zu, in welchem ſich Herr Wenzel nach Kräften bequem eingerichtet hatte. Er war ein Lebemann, und war ein wohlhabender Mann, der durch lange Reiſen die Kunſt erlernt hatte, ſich jeden Raum und jeden Tag wohnlich und behaglich einzurichten. „Du bleibſt ja nur kurze Zeit hier, wozu alſo irgend einen Aufwand von Mühe!“ pflegt die Mehrzahl der Menſchen zu ſagen. So ſagte Herr Wenzel nie. Er hielt jede Stunde für ein Geſchenk, das man ehren und ausnützen ſolle. Er behandelte die Gegenwart immer wie die Hauptſache. Und dabei war er keineswegs eigennützig; es gehörte im Gegentheil zu ſeinem Wohlbehagen, daß die Menſchen neben ihm ſich ebenfalls wohl befänden.

Hans war ihm empfohlen und war ihm angenehm. Er hätte ihm gern alles Gute angethan, was augenblicklich erreichbar war. So erhielten ſeine Diener — er hatte und hegte die vortrefflichſten — den Wink, ein Nachtmahl für den Gaſt zu bereiten und in dem niedrigen Stübchen anzurichten. Das Stübchen ſelbſt aber war mit Decken und Reiſemöbeln ganz artig austapeziert.

— Wir ſetzen uns, fuhr er gegen Hans fort, vors Häuschen ins Freie, bis die Mahlzeit fertig iſt, wenn's Euch beliebt, werther Junker, und genießen die warme Sommerluft, die in unſern Ländern ſelten ſo ſtill und würzig iſt, wie heute. Alle Hecken und Bäume duften, und der rohe Krieg will gar nicht dazu paſſen. Vergeſſen wir ihn eine Weile. Gebt die leichten Seſſel her!

Die Diener flogen. Auf dem Bauernherde leuchtete das Feuer empor für den Koch, welchen Herr Wenzel immer mit ſich führte, und außen an der Dorfgaſſe ſaßen bald unter ein paar Kirſchbäumen und nahe bei einem Fliederbuſche Herr Wenzel und Herr Hans, des intimeren Gedankenaustauſches gewärtig, welcher ſo anmuthig lockt, wenn einander ſympathiſche Gemüther zum erſten Male ſich begegnen. Denn Herr Wenzel machte nicht blos den Eindruck eines Lebemannes, was für den ernſthaften Hans gar nicht ſo anziehend geweſen wäre. Er machte den Eindruck eines reichen Menſchen, der unter anderm auch die äußeren Dinge ſorgfältig geebnet haben wollte, der aber auch eine ſorgfältig geebnete innere Welt beſaß, und zwar eine ſehr mannigfaltige. Als Mann von guter Sitte ließ er zuerſt Hans ſich ausſprechen über das, was er wünſche und worin ihm gedient ſein könne. Er hörte trefflich zu, ergänzte ein ſtockendes Wort geſchwinde, führte einen angedeuteten Ideengang mit wenig Worten ans Ziel, und erwies ſich ſchon als Zuhörer als ein witziger Menſch.

Letzteres befremdete Hans einen Augenblick. Der Kreis, aus welchem er kam, hatte vom Witz keine Ader, und in ihm ſelbſt war ſie gering. Wer wichtigen, ſchweren Dingen ſein Leben ganz widmet, mag hie und da humoriſtiſche Erleichterung finden, der Witz bleibt ihm gewöhnlich ferne, als etwas Spieleriſches oder gar Frivoles. So erſchien er aber doch nicht im Weſen Wenzel von Budowa's. Er erſchien vielmehr als eine große Beherrſchung der Dinge. Dieſer Mann war offenbar unter ſehr glücklichem Sterne geboren. Zu reichen äußeren Mitteln war ihm eine ungemein leichte Auffaſſung, ein ſcharfer Verſtand, eine bewegliche Phantaſie in die Wiege beſcheert worden, und dazu ein weiches, gutes Herz. Was braucht es mehr? Für ihn vielleicht nicht, für die Intereſſen, denen er ſich widmen ſollte und auch wollte, brauchte es vielleicht doch mehr. Er war im proteſtantiſchen Sinne ſorgfältig auferzogen worden, er war auf Univerſitäten geweſen, namentlich längerer Zeit in Heidelberg, er war des ganzen gelehrten Rüſtzeuges mächtig geworden, welches in damaliger Zeit zu haben war, er hatte eine zeitlang in Holland, dem wiſſenſchaftlichen und diplomatiſchen Kriegsheerde jener Zeit, gelebt, er hatte dann bei der entgegengeſetzten Richtung, er hatte in Italien jahrelang zugebracht, er war ſolchergeſtalt aufs Klare gekommen durch ſeinen ſcharfen Geiſt über die innere Natur der Gegenſätze, welche das Jahrhundert ſpalteten, und — er hatte vielleicht zu viel geſehen und war zu klar geworden, als daß er noch die Fähigkeit zur eigentlichen Begeiſterung in ſich hätte nähren und bewahren können. Er ſtand über der Leidenſchaft der kämpfenden Fragen und war nicht mehr jung. Sein gutes Herz entſchädigte aber doch. Es hing an den Jugendeindrücken, an den Landsleuten, es hing an Grundſätzen, und ſo war es ihm eine echte Freude, in Hans einen jungen Mann kennen zu lernen, welcher noch von ehrlichem Enthuſiasmus getrieben war für vaterländiſche und religiöſe Ideale.

Dieſe Freude drückte er ihm liebenswürdig aus und geſtattete ſich zunächſt nur die Bemerkung: ob das in ſeinen Grundfeſten verwandelte deutſche Reich wol noch geeignet ſei, ſich zur alten Kaiſerherrlichkeit zu reformiren?

— In welchen Grundfeſten verwandelt? fragte Hans.

— In ſeinem Vaſallenthume, in den Fürſten und Herren gegenüber dem Kaiſer. Beſonders in den größeren Fürſten. Luther hat ſie mündiger gemacht, als das Kaiſerthum verträgt. Er hat ihnen die Kirchengüter gegeben und das Regiment der Kirche verliehen. Sie ſind zu mächtig geworden für Vaſallen.

— Dann reformire man auch die allgemeine politiſche Form demgemäß. Wenn nur ein organiſcher Zuſammenhang des Reiches ſtreng gebildet wird!

— Iſt das nicht die Aufgabe von Jahrhunderten? Die großen Thiere, die Elephanten zum Beiſpiele, ſterben ſchwer und langſam, wachſen langſam wieder auf. Wie raſch züchtet man Hunde und das gemeine Schwein, wie langſam ſchon Pferde! Iſt nicht das deutſche Reich ein Elephant?

— Hindert das, anzufangen?

— Nein, und Anfänger ſind wir allerdings. Ich glaube auch, daß die Jahrhunderte hiemit früher zu Stande kommen, als mit der einfachen Kirche.

— Das Einfache iſt ja doch leichter, als —

— Ich halte es für ſchwerer. Neunundneunzig von hundert Menſchen ſind ungebildet, ſind wenigſtens unſelbſtſtändig. Sie brauchen Stäbe und Stützen. Und beſonders für das, was über dieſe Erde hinausreichen ſoll. Können und ſollen wir ſie ihnen entreißen? Ihren Verſtand wiſſen ſie nur ſchwerfällig zu gebrauchen, für dieſen ſchnitzt man am ſchwerſten neue Stäbe. Das Lebhafteſte, was ſie noch haben, iſt die Phantaſie, eine wüſte, unklare Phantaſie, ich gebe es zu, aber das geliebteſte Gut für den unklaren Menſchen, die Schweſter des Traumes, den ſie umſonſt haben und hochhalten. Die überlieferte Religionslehre mit ihren Phantaſien, mit Phantaſien, die den Menſchen Lebensinhalt geworden ſind für diesſeits und jenſeits, ſolch' eine vergoldete Lehre wollt Ihr ihnen nehmen, und mit ein paar trockenen Lehrſätzen wollt Ihr ſie entſchädigen. Werden ſie das annehmen? Werden ſie ſich nicht für verkürzt halten?

— Es ſoll ihnen ja nicht gewehrt werden, ſich um phantaſtiſche Kirchen zu ſammeln!

— Sie ſollen wählen! Wer die Wahl hat, hat die Qual. Zum Wählen gehört geiſtige Thätigkeit, und nichts wird ihnen ſo ſauer, als dieſe. Wenn man ein Thier verwirrt —

— Ein Thier —!

— Auch das edelſte! Wenn man es verwirrt, ſo wird es wild, und mit der Wildheit wird es böſe. Ihr werdet alſo immer die große Mehrheit gegen Euch haben, oder die große Mehrheit wird barbariſch werden, wird unglücklich werden, denn — des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

— Die Mehrheit, die Mehrheit! Hat die Mehrheit je eine neue Entwicklung, hat ſie je einen Fortſchritt begonnen? Waren es nicht immer Einzelne, welche das Samenkorn auswarfen für Umwandlungen, oft für die tiefſten Umwandlungen?! Denkt doch an die Stifter der Religionen! Nach Eurer Anſicht müßte der heidniſche Götzendienſt noch heute die Völker beglücken, damit ſie nie genöthigt worden wären, ihren überlieferten Phantaſien zu entſagen. Und wenn Ihr wirklich ſo wohlwollend beſorgt ſeid um die faule Bequemlichkeit des Volkes, was veranlaßt Euch denn zur Theilnahme an unſern Reformplanen? Ich weiß doch, daß Graf Zdenkos Einladung zu unſerem Prager Concilium auch an Euch geſendet worden iſt!

— Iſt mir auch zugekommen, und ich werde auch erſcheinen, wenn ich alsdann noch in der irdiſchen Erſcheinung dieſes Rebellenlebens vorhanden bin, und wenn die alte Huſſitenſtadt Prag alsdann noch von Proteſtanten, nicht aber vom neuen katholiſchen Kaiſer regiert wird. Denn wenn ich auch Eure Illuſionen nicht theile, ſo theile ich doch Euer Intereſſe. Was iſt denn das Leben, wenn man nicht theilnimmt am Streben ſeiner Zeitgenoſſen?! Blos zuzuſehen, ermüdet bald. Ich hoffe nicht ſo viel als Ihr; ich hoffe anders, aber ich hoffe doch auch. Die Schritte der Gottheit, welche die Entwicklung der Menſchen zu Stande bringen mögen, ſind für mich weiter und langſamer, als ein enthuſiaſtiſches Gemüth ſie ſich vorſtellt, und deshalb bin ich gleichgiltiger bei den kleinen Schachzügen, wie ſie unſere Rebellion und der meines Erachtens beginnende deutſche Krieg ſchreiend vollzieht, aber gleichgiltig bin ich nicht. Mich intereſſirt Alles, ſogar der Krieg, ſofern er eine Kunſt und Wiſſenſchaft. Fragt nur Thurn, der meine höhere Weisheit, die ich in Holland eingeſammelt, oft zu Rathe zieht. Die Landkarten zum Beiſpiele beſorge ich —

Der Diener meldete, daß angerichtet ſei. Gleichzeitig näherte ſich auf der Straße des Dorfes das Geräuſch von heranziehenden Reitern, und der harte Ruf einer Commandoſtimme veranlaßte Hans, noch einen Augenblick außen zu zögern. Er meinte Raupowa's Stimme zu erkennen. Ja wol, ſie war es! Als die Reiter, ein ganzer Zug, in der Dunkelheit vorüberritten, verſtand er deutlich Raupowa's Worte:

— Keine Deutſchböhmen ſollen dazu genommen werden, Wachtmeiſter, ſondern nur böhmiſch Redende, und einen leeren Pulverkarren nehmt mit, vierſpännig beſpannt, wenn wir an den „Stücken“ vorüberkommen

Der Zug und das Geräuſch verlor ſich in die Nacht hinaus.

Es ſtieg in Hans eine unklare Beſorgniß auf. Warum ſetzt ſich dieſer Raupowa mehrere Stunden früher in Bewegung als das Heer? Was ſoll ihm ein ſorgfältig beſpannter und doch leerer Pulverkarren? Er theilte Budowa ſeine vage Beſorgniß mit, indem er erzählte, daß Raupowa unter verdächtigen Umſtänden oben im Walde beim Grafen Zdenko eingedrungen ſei. Budowa ſchalt das Hypochondrie. Der rauhe Wilhelm habe wol eine Vorpoſtenaufgabe, weil er von ſeinem neulichen Gefangenentransporte her die Nebenſtraßen an die Donau hinab kenne, und wahrſcheinlich den Feind auf falſche Fährte verleiten ſolle. Uebrigens könne man ſich ja morgen erkundigen, wenn die Führer in Miſtelbach zuſammenträfen.

So wurde zur Nacht geſpeiſt. Budowa leiſtete aus gaſtlicher Artigkeit Geſellſchaft und beſchäftigte ſich mit einem zarten Fiſche aus der Thaya. Dann wurde für ein Lager geſorgt, damit ein paar Stunden Schlaf gewonnen würden.

Hans gewann ſie nicht ganz. Ludmilla fehlte heute in ſeinen Träumen; das halb geſchloſſene Auge Raupowa's ſtach aus allen Ecken, und der alte Graf Zdenko erſchien händeringend. Erſchreckt fuhr Hans in die Höhe. Er wußte nicht gleich, wo er ſei und was das dumpfe Geräuſch außen bedeute. Allmälig kam er aufs Klare: das Heer war im Aufbruch begriffen, Kanonenwagen raſſelten vorüber, Pferde wieherten, Peitſchen knallten, Fuhrknechte fluchten in fremder Zunge, grauer Dämmer des anbrechenden Tages fiel in die Stube.

Hans ſtand auf, und gerade des Traumes wegen meinte er die Beſorgniß um Vater Zdenko wegſchieben zu müſſen. Es war ja nur ein Traum! Die ganze Beſorgniß wird nur Schwarzſeherei ſein!

Eine halbe Stunde ſpäter ritt er neben Budowa durch die fruchtbare Niederung des Thayageländes auf den ſpitzen Berg von Staats zu. Sie mußten Fußwege und Feldraine ſuchen, weil der Hauptweg vom Heereszuge angefüllt war. Die Sonne ging roth auf zu ihrer Linken, die Luft war dick und gewitterhaft, am Himmel ſtanden ringsum Wetterwolken, welche nur des jetzt noch ruhenden Windes zu harren ſchienen.

Auf einem breiten Raſenrain, der Raum gab zum Nebeneinander, dahin reitend, betrachtete Hans mit halber Aufmerkſamkeit das prächtige, koſtbare Roß Budowa's. Es tänzelte unter gediegenem Geſchirr und einem leicht im Sattel hängenden Reiter wohlgeſchult einher. Seine regelmäßigen Bewegungen ſchienen indeß mehr Ergebniß der Schule als der Führung zu ſein, welche ihm ſein jetziger Reiter angedeihen ließ. Die wenn auch fleiſchige, doch ſeine Geſtalt Budowa's entwickelte nicht jenen ſtrengen Nerv, welcher den Reitersmann zum Herrn des Roſſes macht, und Hans hatte den flüchtigen Eindruck, daß dieſer Mangel wohl zu dem Charakter ſeines neuen Freundes paſſe. Dieſer ſei wahrſcheinlich mehr fein als ſtark, und jedenfalls nicht zum Kriegsmanne beſtimmt.

Hans lobte die Schönheit des Pferdes, die faſt zu delicat ſei für den Krieg.

— So wie ſein Reiter, verſchweigt Ihr? Für wie alt haltet Ihr mich?

— Für einen Fünfziger halt' ich Euch.

— Dank für die gute Meinung. Kaufte die Jahre d'rüber gerne zurück. Gäbe für jedes ein Dorf dahin. Indeſſen, Gott will den Leichtſinnigen wohl. Der Kern unter dieſer ſchon ziemlich ſtark abgenützten Hülle iſt immer noch leidlich zäh. Aber darin hat Euer kritiſcher Blick Recht: ich ſchwärme nicht mehr für das Kriegshandwerk, und reite da eben nicht gar hoffnungsvoll gegen das alte Wien, gegen das alte Kaiſerhaus, gegen die alte Kaiſermacht. Ich bin eben kein verbiſſener Böhm'. Wien iſt mir angenehmer als Prag; das Kaiſerhaus hat uns bedeutende Männer gegeben — welch ein friſcher Menſch war zum Beiſpiele der erſte Max, welch ein friſcher Geiſt der zweite Maximilian! und welch ein unbehagliches Chaos würde entſtehen, wenn die alte Kaiſermacht ganz in Trümmer ginge! Wird ſie? Meine Stimmung ſagt Nein. Mir iſt, als ritten wir zu unſerer Niederlage, obwol ich weiß, daß Ferdinand in dieſem Augenblicke an Kriegsmitteln ſchwach iſt wie ein Kind. Aber er iſt auch ein Kind an Einfachheit, an Glauben und Vertrauen. Das iſt eine rieſengroße Macht im Sturme. Ich habe ihn vor einiger Zeit wochenlang in der Nähe geſehen und beobachtet. Es war gerade die Kriſis, in welcher der allmächtige Erzbiſchof Kleſel geſtürzt wurde durch die Erzherzöge. Ferdinand war unter ihnen. Trotz ſeiner Hingebung an Geiſtliche, wußte er ſehr wohl zu unterſcheiden, daß es ſich bei Kleſel trotz Titel, Würden und Gewänder nicht mehr um einen geiſtlichen Herrn, ſondern um einen politiſchen Herrn handelte. Er hat, möcht' ich ſagen, einen religiöſen Inſtinct. Nur der echte, gläubige Prieſter wirkt auf ihn. Faſt mit Neid hab' ich die Sicherheit betrachtet, welche ihm ſein Glaube verleiht. Das iſt uns ja verſagt, die wir uns vielfacher Erkenntniß rühmen! Das Vielfache iſt nicht immer ſtärker als das Einfache. Und ich fürchte, das werden wir in dieſem Kriege gegen die Kaiſermacht erfahren. Irgend ein Einfaches und durch ſeine Einfachheit Mächtiges ſcheint erblich zu ſein in dieſem Kaiſerhauſe. Was ſagt Ihr dazu? Ihr ſeht noch immer ſchwermüthig aus!

— Ich bin es auch; ich kann mich deſſen nicht erwehren. Macht es die dicke, warme Luft, macht es der Raupo — O, o, ſeht, wie rückſichtslos! Da kommt eine große Reiterſchaar geſprengt mitten durch die grüne Saat, welche ſchon in Halme ſchießt, ſie zertretend und vernichtend.

— So iſt der Krieg. Aber das ſind unſere Hauptleute, Thurn darunter. Er winkt Euch!

Thurn behielt wirklich in der nächſten Stunde den ſächſiſchen Junker an ſeiner Seite, und ſprach Viel mit ihm, Manches auch vertraut und leiſe. Er war milder als geſtern Abends, und zeigte den praktiſchen Führer, welcher ſich um alle Hilfsmittel ſeiner Aufgabe kümmert, und welcher zu verwalten, wol auch zu leiten verſteht. Und weil er ſich übrigens in ſeinem lutheriſchen Glauben unerbittlich ſtreng äußerte in Bezug auf weltliches Regiment, welches ihm nimmermehr dahinein ſchlagen ſolle, ſo machte er heute auf Hans einen nicht ungünſtigen Eindruck. — Dies bemerkte der erfahrene Politicus wohl, und als ſie der Raſtſtunde in Staats nahe waren, rückte er mit der Anfrage heraus, welche ihm beſonders am Herzen liegen mochte.

— Ich leugne ja gar nicht, ſagte er faſt gutmüthig, daß in unſerm Heerweſen noch viel zu ordnen und zu beſſern iſt, beſonders was unſere Geſchütze betrifft. Deshalb hab' ich Euch berufen. Ihr ſollt in dieſem Betracht die ausgedehnteſte Vollmacht erhalten, und jetzt gleich, ſobald wir die Donau überſchritten haben, erbitt' ich von Euch eine wichtige Leiſtung. Was den Marſch über Miſtelbach und Wolkersdorf hinunter betrifft nach dem Marchfelde, ſo dank' ich für Eure Auskunft. Der Vortrab iſt überall hin nach Euren Angaben geleitet, und es ſcheint ſich kein Hinderniß entgegenzuſtellen —

— Wilhelm von Raupowa hat eine beſondere Aufgabe des Vortrabs?

Hans geſtattete ſeiner unheimlichen Ahnung dieſe Zwiſchenfrage.

— Raupowa?

— Ja.

— Ja wol! Eine Aufklärung, ob von Boucquoi nichts den Fluß herabkommt, und eine Irreleitung des Feindes, als könnten wir oberhalb Wien überſetzen. Wir wollen aber nicht einmal beim Tabor hinüber, und auch dort wollen wir ſie durch Vorrücken irreleiten. Wir werden weiter unten übergehen, da, wo große Inſeln den Strom ſpalten. Und dann, wenn wir drüben ſind, und Ihr unſere „Stücke“ und die Bedienung derſelben geprüft habt, dann erbitt' ich von Euch den beſonderen Dienſt.

— Welchen?

— Seid Ihr erfahren in Anfertigung einer Petarde?

— Einer Petarde?

— Einer Petarde. Ihr ſeid's nach den Schilderungen Eures Herzogs. Dies Inſtrument zur Sprengung eines Thores brauchen wir, und unſere Leute ſind unerfahren in Anfertigung deſſelben. Wollt Ihr es uns anfertigen laſſen unter Eurer Anleitung?

— Ich bin dazu bereit.

— Die nächſte Aufgabe iſt dann, ſie in die Stadt hineinzubringen; ſie ſoll von innen heraus wirken. Das ſoll ſchon möglich ſein. Es ſind entſchloſſene Leute unter den Evangeliſchen der Stadt, welche ſich zu ſolchem Dienſt bereit erklärt haben, will ſagen: zur Hineinſchaffung der Petarde und zur Anbringung derſelben am Thore. Es kommt aber doch viel darauf an, wie das Inſtrument angebracht wird, damit ſeine Wirkung nicht nach der unrechten Seite verpuffe, und deshalb brauchen wir einen kundigen Leiter für das letzte Anbringen und Abfeuern des Geſchoſſes. Wollt Ihr dieſer Leiter ſein?

— Ich?

— Entſchließt Euch dazu! Ihr leiſtet unſerer Sache einen Capitaldienſt.

— Das heißt: ich trage meinen Kopf auf den Henkerblock, wenn ich deſſen noch gewürdigt werde. Der Strick oder ein Martertod iſt mir ſicherer.

— Oh!

— Ich bin ja bekannt in Wien! bin als Ausländer bekannt, als Ketzer! Hundert Perſonen würden mich auf den erſten Blick wieder erkennen, und das Schickſal eines Spions würde mir zugetheilt, auch ohne Petarde. Mit der Petarde aber würde ich im Todespreiſe nur anſehnlich ſteigen.

— Nicht doch! Ihr verkleidet Euch, haltet Euch während des Tages in ſicherem Verſteck, und tretet nur des Nachts ein- oder zweimal aus dem Hauſe. Einmal, um die Gelegenheit am Thore in Augenſchein zu nehmen, und das zweite Mal, um die Petarde an richtiger Stelle anzulegen. Im Wildling'ſchen Hauſe iſt Alles vorbereitet zur Aufnahme der Petarde und zum Verſteck für Euch. Es iſt dies Haus gar nicht weit von dem Thore, und die ganze Unternehmung iſt für Euch ein Wagniß von zwei

Nächten. Vielleicht nur von einer. Denn die Vorbereitungen ſind alle fertig, wenn Ihr hineinkommt. Entſchließt Euch und verpflichtet Euch dadurch die ganze proteſtantiſche Welt!

— Nein, Herr Graf, das lehn' ich ab. Zum Theil auch darum, weil ich nicht vorausſagen möchte, daß die Wirkung einer Petarde groß genug ſein wird, um eins der ſtarken Wiener Thore genügend zu ſprengen.

— So baut ſie aufs Stärkſte!

— Das hat ſein Maß und ſeine Grenze. Ich werde die Petarde nach beſten Kräften anzufertigen trachten, und werde diejenigen, welche mit ihr operiren ſollen, ſorgfältig unterrichten. Das wird auch genügen. Man wird meiner nicht ſo dringend bedürfen, als Ihr glaubt. — Da liegt Staats vor uns, und wie mir ſcheint, iſt der lange, hagere Herr, welcher uns entgegengeritten kommt, Graf Czernin. Er wird Euch Anträge aus Wien bringen, die anzuhören ich wol nicht berechtigt bin. Ich bleibe alſo mit Eurer Erlaubniß zurück.

Es war Czernin. Seine Bemühungen waren für Thurn im voraus gerichtet. Die böhmiſchen Führer wollten kein friedliches Uebereinkommen. Nur des Anſtandes halber trat Thurn mit ihm ins erſte Haus, und ließ einige Cavaliere herzubeſcheiden, um den gutmüthigen Vermittler anzuhören.

Schon nach einer Viertelſtunde wurde Hans von Starſchädel nach demſelben Hauſe gerufen. Er fand Thurn allein mit Czernin, und auch dieſer war im Begriff, zu gehen. Er begrüßte nur den Junker in ſeiner wohlwollenden, liebenswürdig freundlichen Weiſe, und ſetzte mit einer gewiſſen Befriedigung hinzu:

— Nun wird es mir doch noch gelingen, Eurer Unterſtützung habhaft zu werden. Thurn denkt gerade ſo günſtig über Euch, wie ich, und ich denke, wir gehen zuſammen. Auf Wiederſehen!

Mit dieſen Worten ging er.

— Wie ſoll ich das verſtehen! fragte Hans den Grafen Thurn, über deſſen herbes Antlitz ein Lächeln zu ſpielen ſchien.

— Daß ein Friedensapoſtel nicht zu bekehren iſt durch Kriegsleute. Czernin hofft jetzt noch auf Frieden, und er bringt Anträge, welche — vielleicht doch zu beachten ſind. Wir haben ihm unſere Meinung darüber mitgetheilt, und er will ſie hinein bringen in die Burg. Euch wünſcht er zum Begleiter.

— Mich!

— Es würde in der Burg gern geſehen werden, wenn ein Edelmann von draußen zuhörte und gelegentlich mitſpräche. Der Hof brächte ſeine Geſinnungen weiter zu Gehör, und erführe auch Näheres von draußen, was der Kaiſerwahl wegen, auf die man trotz aller Calamität hofft, nicht gleichgiltig wäre. Da iſt alſo, lieber Junker, die Gelegenheit, welche wir brauchen. Jetzt iſt's nicht mehr nöthig, daß Ihr Euch verkleidet und verbergt, um in Wien zu ſein!

— Am Tage wäre ich eine Art von Geſandter, und in der Nacht wäre ich ein feindlicher Kriegsknecht, wenn nichts Schlimmeres. Das widerſtrebt mir noch mehr, als die einfache Gefahr, welche Ihr mir vorhin zugedacht. Laßt mir die einfache Aufgabe bei Eurem Geſchützweſen, oder entlaßt mich ganz. Ich bin in unruhiger Stimmung, bin in Sorge um eine mir hochwerthe Perſon. Dieſe will ich eiligſt aufſuchen, und vielleicht ſchon in zwei Tagen ſtelle ich mich bei Eurem Heere wieder ein, um die Petarde zuſammenzuſetzen und Weiteres zu veranlaſſen.

— Nichts da, rief Thurn, welcher ſogleich an Raupowa's Plan dachte und die „hochwerthe“ Perſon des Junkers errieth, nichts da! Ich habe Eure Zuſage und halte ſie feſt. Ein Mann, ein Wort! Ihr werdet das Eurige halten. Da kommen „Stücke“ angefahren! Nehmt ſie in Augenſchein! Ich gehe ſelbſt mit Euch, um Eure Meinung zu hören und Euch einzuführen.

Mit innerem Widerſtreben fügte ſich Hans.

Seine Ahnungen waren nur zu richtig! Raupowa war um dieſe Zeit ſchon in Stockerau. Dort ließ er ſeine Kriegsknechte eine lange Raſt machen, damit Mann und Roß ſich kräftigten. Am ſpäten Nachmittage ritt er mit ſeinen zwanzig

Altböhmen auf Feldwegen aufwärts der Donau zu. Er ſuchte die Stelle, wo er damals mit ſeinen Gefangenen über den Fluß geſetzt war. Bald nach Sonnenuntergang hatte er ſie erreicht und auch ein Floß herbeigeſchafft.

Es war dunkel, als Raupowa nach Königſtätten kam. Hier mußte er wieder verweilen, um die letzten Vorkehrungen zu treffen. Er brauchte Führer und Träger und eine eichenfeſte Tragbahre. Denn für einen Wagen zeigte ſich der Weg dahinauf zum Fuße des Tulbinger Kogels nicht geeignet. Er war kaum zureichend für Reiter. Der Pulverkarren war umſonſt mitgeſchleppt.

Wie gewaltſam er aber auch die erſchrockenen Königſtättener nöthigte, ſeine Forderungen zu erfüllen, dies Bedürfniß verzögerte doch ſeinen weiteren Aufbruch: das Bedürfniß der Tragbahre. Es war keine aufzutreiben von der nöthigen Haltbarkeit. Er war eingedenk des damals in Mähren mißlungenen Ueberfalls der Zierotin'ſchen Transportwagen, und ſetzte voraus, daß der Zierotin'ſche Schatz auch jetzt noch in eiſerner Kiſte verwahrt ſein werde. Für ſolche Laſt bedurfte es eines ſoliden Tragwerkzeuges. Brach es unterwegs entzwei, ſo drohte ein immerhin gefährlicher Aufenthalt. Es blieb alſo nichts übrig, als in Eile eine ſolche Tragbahre von Eichenbohlen zuſammennageln zu laſſen. Die wilden Altböhmen — er hatte gerade ſie ausgeſucht, um Schrecken zu erregen — ſchleppten aus Häuſern und Höfen zuſammen, was irgendwie dienen konnte, und flößten den deutſchen Bewohnern unwiderſtehlich den Gedanken ein: Gott behüte uns vor den Böhmen! vor ihren unverſtändlichen Lauten, vor ihren langen Armen!

So war es ſpät Abends geworden, ehe der Zug aufbrechen konnte nach dem Wiener Walde hinauf. Der Abfall desſelben iſt hier nach Norden ziemlich ſteil. Die Reiter, einer hinter dem andern, konnten nur langſam vorrücken. Führer mit brennenden Kienwurzeln mußten vorausgehen und an den Seiten kriechen, denn an der Seite war ſelten Raum zum Gehen. Raupowa ritt vorne neben dem Hauptführer. Er hatte den Weg einmal gemacht, und konnte einigermaßen beobachten, ob etwa der Führer den Zug irreleiten wolle. Bei dem bloßen Verdachte der Irreleitung war dem armen Königſtättener deutlich verſichert worden, daß er auf Nimmeraufſtehen zuſammengehauen würde.

Dieſer Verbindungsweg über den Wald — wunderbar genug noch heutigen Tages keine Landſtraße! — geht faſt ununterbrochen hart aufwärts bis an den Fuß einer Haupthöhe des Wiener Waldes, bis an den Fuß des Tulbinger Kogels. Den eigentlichen „Kogel“ rechts laſſend, findet der Wanderer jetzt, und fand der Zug auch damals ſchon ein einſames Wirthshaus. Dort wurde ein kurzer Halt gemacht. Maleriſch genug ſah der Trupp aus: finſtere Nacht, Windſtöße, qualmende Kienbeleuchtung, wild ausſchauende Reiter. Dazu grollte der Donner von allen Himmelsgegenden her; die ſchwüle Luft hatte ringsum Gewitterwolken zuſammengezogen, welche Blitz und Donner erregten, und nur von dem zeitweiſe aufbrauſenden Winde ferngehalten wurden.

Raupowa fürchtete Regen, der Kienfackeln wegen fürchtete er ihn. Darum rief er hier in böhmiſcher Sprache ſeinen Reitern zu: von hier aus würde der Weg ebener, ſie ſollten ihre Pferde den Sporn fühlen laſſen. Dem Hauptführer aber ſchärfte er nochmals ein, ihn aufmerkſam zu machen, wenn der Abfall des Bergrückens nach Dornbach hinab beginne. Dort — das hatte er wohl behalten — mußte der Zug rechts einſchwenken.

— Doprschdu! rief er, zu Deutſch: Vorwärts!

Trotz ſeiner Mahnung kam der Zug nicht ſchnell vorwärts! die Pferde ſtrauchelten zu oft auf dem engen, ungeebneten Wege.

Wer aber für den bedrohten Grafen Zdenko wohl geſinnt war, der mußte dieſem Raupowa'ſchen Zuge Eile wünſchen. Eile? Ja wol! Raupowa's Zielpunkt war nur der Schatz des Grafen, die Perſon desſelben war ihm gleichgiltig.

Der Zug aber, welcher um dieſelbe Stunde von Dornbach neben der Rohrerhütte heraufdrang, wollte nicht blos den Schatz, er wollte auch den Grafen ſelber aufheben und in Gefangenſchaft führen. Und dieſer Zug hatte den kürzeren Weg und gewann den Vorſprung. Nur in der Schlucht über der Rohrerhütte war er ein wenig aufgehalten worden, weil der Schluchtweg nicht überall breit genug war für den Rüſtwagen. Aber auch dies Hinderniß war beſiegt worden, und dieſer Zug ſchwenkte bereits oben links in den Raſenweg ein, als Raupowa ſeinem Führer dieſen Punkt der Schwenkung eingeſchärft hatte.

Medardo und Brémont waren heut' nur Wegweiſer dieſes Zuges, ein ſpaniſcher Kriegsmann war Befehlshaber. Der Provincial Athanaſius hatte ihn beigegeben.

Langſam und — bis auf das Knarren des nachfolgenden Wagens — lautlos näherte ſich dieſer Zug dem Zaune.

Da drüben im Jägerhauſe ſchlief bereits die ganze Einwohnerſchaft: Graf Zdenko und Tſchirill, Frau Golling und ihre Tochter Nandl. Golling und Trumm waren nicht im Hauſe. Trumm hatte am Tage vorher an der Hütteldorfer Seite einen Capitalhirſch abgeſpürt, der von den Feldern in den Wald herein wechsle. Da dies vor Sonnenaufgang geſchieht, ſo hatte Golling beſchloſſen, die Nacht in einer Köhlerhütte oberhalb Hütteldorf zuzubringen, um bei weichender Nacht auf dem „Wechſel“ des Hirſches ſich anſtellen zu können, und ſo war er ſchon vor Sonnenuntergang mit Trumm und Caro von Hauſe fortgegangen.

Nur Zahn wachte in ſeiner Hütte. Aber der heftig wehende Wind verhinderte auch ihn, die herannahenden Feinde zeitig zu entdecken. Sie waren ſchon mitten im Park, als ein Windſtoß aus Norden dem treuen Hunde Witterung und Geräuſch zutrieb. Er ſprang auf und bellte, bellte heftig, bellte heulend.

Frau Golling erwachte. Sie kannte Zahns verſchiedenartige Laute. Sollte Golling umgekehrt ſein? dachte ſie. Aber Zahn erkennt ja ſeinen Herrn —! Sie richtete ſich im Bette auf.

Was konnte es helfen, daß die kleine Frau aufſprang und ihre Tochter weckte! Ehe noch Tſchirill gerufen war, hatten die Feinde die Hausthür eingebrochen und waren eingedrungen.

Die Frauen ſchrieen, und dadurch wurde Tſchirill, der oben vor der Thüre ſeines Herrn ſchlief, aufgeweckt. Halb angekleidet, wie er immer ſchlief, flog er ſogleich die kleine Treppe herunter, um zu erfahren, ob dies Geſchrei eine Gefahr für ſeinen Herrn bedeute. Ehe er noch die Thür zum Wohnzimmer Golling's öffnen konnte, hörte er aber ſo deutlich die Drohworte der Feinde, daß ihm kein Zweifel übrig blieb. Sie verlangten Licht, das ihnen zum Grafen Zdenko leuchten ſollte, zum reichen alten Ketzer. Tſchirill flog hinauf, weckte ſeinen Herrn und ſtöhnte ihm zu:

— — Feinde, die Feinde da! Auf, auf, Pan! Hört! Ankleiden! Fort! Hört!

Graf Zdenko hörte jetzt ſelbſt von unten herauf den wachſenden Lärm. Die Thür zu Golling's Wohnzimmer war jetzt geöffnet, und was er hörte, ließ ihm keinen Zweifel über den Ernſt des Ueberfalls, über den furchtbaren Ernſt. Denn er hörte, daß ſeine „Ketzerei" das Loſungswort, und daß von den Maßregeln der „Kirche" die Rede war.

Dadurch wurde er geſtärkt. Der erſte Schreck hatte den Greis ins Zittern geworfen; die Erkenntniß aber, daß der Feind ſeines Lebens und ſeines ganzen inneren Menſchen einbreche, erhob ihn plötzlich, erhob ihn ganz.

— Das Ende iſt da! ſprach er leiſe vor ſich hin. Steh' ihm Rede zu Deiner eigenen Genugthuung! Beſiegle den Schluß durch all' die moraliſche Kraft, welche Du zu ſammeln getrachtet haſt im langen Leben!

Tſchirill war der Meinung, ſein Herr bete in Todesangſt, und die Hände flogen dem entſetzten Diener durch einander. Das Anziehen dauerte länger ſtatt kürzer, und er brachte es kaum aus der Kehle, daß er für einen ſolchen Fall ein Fluchtmittel vorbereitet habe: über den Dachboden hinüber zu einer Leitertreppe in den kleinen Hof hinab zu den Hausthieren, und durch deſſen Ausgangspforte in den Park hinaus. Der Greis hörte es nicht, ſein Geiſt ſammelte ſich mit all' den Kräften, welche von irdiſchen Dingen frei werden konnten.

Der Lärm unten war indeß gewachſen. Vom Wagen war eine Laterne hereingebracht worden — denn Frau Golling und Nandl waren außer Stande geweſen, Licht zu machen — die langen Holzſpließe, aus harzigem Kiefernholz geſpalten und auf dem Ofen aufgeſchichtet, waren herabgeworfen und als Leuchtmittel angezündet worden, und die Eindringlinge waren hinübergeſtürzt in den Wohnſaal des Grafen Zdenko. Medardo voraus; er wußte den ohnedies einfachen Weg von damals. Dort begann die Plünderung und Durchſuchung. Medardo leitete ſie. Der ſpaniſche Kriegsmann war zu Pferde draußen geblieben beim Wagen. Ihm war vorzugsweiſe aufgetragen, den alten Ketzer zu fangen und einzubringen, und er hatte deshalb das Gehöft rings umſtellen laſſen, daß keine Maus entwiſchen könne. Medardo dagegen hatte das Stichwort: „den Schatz", und den zu ſuchen, war ſein Hauptzweck. — Sein erſter Gang richtete ſich auf den Schreibtiſch. Dort fand er außer den Papieren eine Handvoll Gold- und Silbergeld. Ein Guardiſt mit einem ledernen Sack war ihm zur Seite und ſtopfte Alles in den Sack, was ihm Medardo zureichte. Die Anderen leuchteten mit ihren Holzſpließen in alle Winkel. Sie wußten die Loſung: ein Schatz, wahrſcheinlich in großem eiſernen Kaſten, ſei aufzufinden.

— Nichts da! lautete es von allen Seiten.

— Die nächſte Thür! Das nächſte Zimmer! commandirte Medardo, immer noch mit Durchſtöberung des Schreibtiſches beſchäftigt.

Die nächſte Thür führte ins Badezimmer. Dort hinein ging es jetzt.

— Eine leere Badwanne! klang die Meldung.

— Sonſt nichts?

— Sonſt nichts!

— Die Badwanne umſtürzen!

— Sie iſt mit eiſernen Schrauben im Fußboden befeſtigt.

— Holla, ſchrie eine Stimme vom kleinen Vorplatze herein, da iſt der Ketzer im weißen Mönchsgewande, und will entfliehen. Herbei!

Alles eilte hinaus, Medardo voran. Im rauchigen Schimmer der Holzſpähne ſtand wirklich oberhalb der kleinen Treppe Graf Zdenko. Tſchirill hatte ihn fortziehen wollen nach dem Dachboden, der Greis hatte mit Hand und Haupt verneint. Er ſchritt langſam die Stufen herunter; die hohe Geſtalt im weißen Talar, mit wallendem weißen Barte übte in dem engen Raume des Vorplatzes und bei dem dunkelgelben, faſt braunrothen Leuchten der harzigen Spähne einen gebieteriſchen Eindruck. Alles ſchwieg. Der ſpaniſche Kriegsmann draußen ſah durch das Fenſter des kleinen Vorplatzes ebenfalls die Erſcheinung des Greiſes, und unterbrach die Stille: eine Fenſterſcheibe flog klirrend herein. Der ſpaniſche Kriegsmann hatte mit dem Schwerte ins Fenſter gehauen, und ſeine Commandoſtimme folgte unmittelbar dem Geräuſche, dahin lautend: der alte Ketzer ſollte unverweilt herausgebracht werden.

Medardo deutete mit der Hand, daß der Graf den Weg durch Golling's Wohnzimmer nehmen ſolle. Auf der letzten Stufe blieb dieſer ſtehen und fragte mit klarer Stimme:

— Wem gehorcht Ihr?

— Dem Kaiſer! antwortete Medardo.

— Dem todten Kaiſer?

— Dem lebendigen, der Kaiſer wird.

— König Ferdinand ſendet Euch?

Medardo ſtockte. Es ſchien ihm doch verwegen, öffentlich etwas zu behaupten vom regierenden Herrn, was vielleicht nicht richtig war.

— Du thuſt wohl daran, die Lüge zu ſcheuen. Wer ſendet Euch alſo?

— Vorwärts, alter Ketzer! ſchrie draußen der Spanier. Das heilige Gericht ſendet uns, dem Du Rede ſtehen ſollſt für den Teufel, der Dich regiert. Vorwärts!

Nichts war geeigneter, den Grafen tiefer zu ſtärken.

— Ich danke Dir, Gott, ſprach er leiſe, zur Höhe aufblickend, daß Du mich an entſcheidender Stelle den Stempel aufdrücken läſſeſt auf den Schluß meines Lebens!

— Zeigt mir an, wo Euer Gold verborgen iſt, Herr Graf, damit Ihr nicht unnöthig draußen im Freien aufgehalten werdet, ſprach Medardo halblaut und faſt reſpectvoll, denn auch auf ihn, wie auf die übrigen Guardiſten, wirkte die Erſcheinung und das Benehmen des Grafen ehrfurchtgebietend.

Der Greis antwortete nicht. Es ſchien, als ob er die Anrede gar nicht verſtanden habe. Sein Geiſt verweilte jetzt nicht bei irdiſchen Dingen.

— Vorwärts! ſchrie draußen der Spanier und hieb von neuem ins Fenſter und ſtieß geläufig einen ſpaniſchen Fluch aus, während er früher gebrochen und langſam die deutſchen Worte hervorgeſtoßen.

Der Greis machte mit der rechten Hand eine große Bewegung, ihm Platz zu machen, und ſchritt herunter von der letzten Stufe, mit der linken Hand nach der Schulter Tſchirills ſuchend, auf die er ſich ſtützen wollte. Die Guardiſten wichen nach allen Seiten, und der Graf ſchritt, auf ſeinen Diener geſtützt, hinaus, von den ſchreienden Wehklagen der beiden Frauen begleitet.

Medardo winkte, und zwei Guardiſten folgten. Den übrigen trug er auf, das ganze Haus und die Keller zu durchſuchen. Er ſelbſt wollte oben mit zwei Guardiſten alle Räume durchforſchen. Er hatte beſonderes Vertrauen zu dem Gedanken, daß der Graf da oben in der Nähe ſeines Bettes den Schatz verborgen habe. Brémont ſollte die Anderen durch Haus und Keller geleiten.

Der Rüſtwagen draußen, welchen ein Fuhrknecht vom Rücken des Sattelgauls lenkte, hatte bereits jenſeits der beiden

Häuſer und der Bäume vor denſelben ſeine umkehrende Wendung bewerkſtelligt, und war bei der Hausthür vorgefahren. Die Pferde ſchauerten, denn der Wind blies jetzt vom Walde über die Parkblößen herein mit der Gewalt des Sturmes. Die Wetter am Himmel waren zuſammengeweht und bildeten nun ein einziges Gewitter von erſchütternder Gewalt. Es fiel kein Tropfen Regen, aber die Blitze goſſen Feuermaſſen über das Waldgebirge, und der Donner toſte und krachte ſo ununterbrochen, daß das Echo in den Thälern mit ſeiner Antwort unterging. Selbſt Zahn, der ununterbrochen, leidenſchaftlich und immer heiſerer bellte, wurde nicht mehr vernommen.

In dieſen Aufruhr der Elemente trat der alte Graf heraus, und der Rüſtwagen, welcher ihn aufnehmen ſollte, erſchien wie ein Zufluchtsort. Er war mit einer dicken Leinwandplane überſpannt, Stroh und Heu bedeckte innen ſeinen Boden, und eine große Schütte Stroh war als Sitz in der Mitte eingequetſcht.

— Holt lieber einen Schemel heraus, ſtatt zu ſchreien, rief einer der Guardiſten den Frauensperſonen zu, damit der alte Herr hinauf kann! Frau Golling brachte eilig den Schemel. Jetzt aber, als ein ſtarker Mann aus der Schoßkelle des Wagens herabſprang — man hatte ihn bisher im Finſtern gar nicht geſehen — um den Grafen für Erſteigung des Schemels raſch und gewaltſam zu unterſtützen, jetzt entwickelte ſich ein Widerſtand, auf den Niemand gefaßt war. Dieſer letzte Schritt, welcher ſeinen Herrn entführen ſollte, trieb Tſchirill zum Aeußerſten. Unter einem Geheul, das halb Wuth, halb Schmerz war, ergriff er den ſtarken Mann, und ſchleuderte ihn mit erſtaunlicher Kraft zur Seite, ſo daß dieſer — ein Hausknecht aus dem Jeſuitencollegium — bis an den nächſten Baum, und von dieſem abprallend, betäubt zur Erde flog. Dann ergriff Tſchirill ſeinen Herrn, hob ihn auf wie eine Feder und eilte mit ihm hinweg dem nächſten Gebüſche zu. Die beiden Guardiſten hinter ihm her, der ſpaniſche Kriegsmann auf ſeinem Roſſe desgleichen, und ehe der arme Tſchirill das Gebüſch erreichen konnte, war er eingeholt und durch einen Schwertſtreich des Reiters zu Boden geſchmettert. Das ununterbrochene Blitzen hatte dazu geleuchtet. Noch im Niederſtürzen ließ der treue Diener ſeinen Herrn nicht los, und die Guardiſten mußten den Greis auffangen, daß er nicht mit zu Boden geriſſen wurde. Sie trugen ihn nun ſofort in den Wagen und ſetzten ihn auf den Strohſitz. Der betäubte Hausknecht ward dann aufgehoben, ward gerieben und geſchüttelt, bis er zu ſich kam, und endlich auf ſeinen Platz in die Schoßkelle hinauf befördert.

— Fahr' dort hinter den Buſch, rief jetzt der Spanier, damit wir aus dem Winde kommen! Und Ihr, Guardiſten, hinein! Medardo ſoll zum Ende eilen. Der alte Ketzer ſtirbt uns in dem Sturme. Ich aber habe geſchworen, ihn lebendig einzubringen.

Die Guardiſten gingen ins Haus zurück, Frau Golling und Nandl liefen zu dem darniederliegenden Tſchirill hinüber, der Fuhrknecht trieb die Pferde an.

— Halt! ſchrie plötzlich der Spanier. Was iſt das?

Raupowa's Colonne erſchien auf dem Parkwege; Raupowa ſelbſt an der Spitze neben dem Wegweiſer, deſſen Kienfackel niedergebrannt war, aber noch glühte. Im Feuer der Blitze tauchte der wild ausſehende Reiterzug auf wie eine Geſpenſtermaſſe.

Der Spanier wußte nicht gleich, ob dies einen Feind bedeute, oder eine nachgeſendete Hilfstruppe. Er rief alſo nur ins Haus hinein mit dem ganzen Aufwande ſeiner Stimme ein ſpaniſches Wort, welches ſo viel bedeuten mochte, wie unſer militäriſches „Achtung!“ Dann ſprengte er vor den Wagen und rief dem heranrückenden Reiterzuge ebenfalls ſpaniſch entgegen:

— Wer da?

Unter kaiſerlichen Truppen waren ſpaniſche Worte fürs Kriegshandwerk hinreichend verbreitet; der ſpaniſche Kriegsmann alſo, auch wenn er ſich übereilt hatte mit ſolchem Anruf, konnte ſicher ſein, verſtanden zu werden, wenn der Reitertrupp kaiſerlich war.

Für Raupowa aber war dieſer ſpaniſche Anruf ein ſicheres Zeichen, daß ein Feind vor ihm ſtehe. Juſt „ſpaniſch“ nannten die böhmiſchen Herren vorwurfsvoll das ihnen verhaßte Regiment in Wien. Raupowa alſo commandirte unmittelbar auf den ſpaniſchen Anruf in böhmiſcher Sprache zum „Fertigmachen“ und zum „Anrücken im Trabe“. Raſſelnd und klirrend kamen die böhmiſchen Reiter heran, und hatten auf neues Commando den Wagen und den Spanier umringt.

— Wer biſt Du? und was thuſt Du hier? herrſchte Raupowa dem Spanier zu, indem er ſein Schwert zog und ſeinen Reitern commandirte, desgleichen zu thun.

— Kaiſerlicher Kriegsmann bin ich, und handle auf Befehl.

Die Luft war ein Feuermeer, und Raupowa erkannte im Wagen den Grafen Zdenko, der ohne ein Zeichen von Theilnahme geſenkten Hauptes auf dem Strohbunde ſaß.

— Dein Befehl aber iſt, dieſen greiſen Cavalier ſammt ſeinem Schatze zu entführen?! Wirf Dein Schwert weg und ſteig' vom Pferde.

— Gewiß nicht! erwiderte der Spanier und ſtreckte ſeine Klinge vor.

Zwei Hiebe Raupowa's machten dem Geſpräch ein Ende. Der erſte ſchlug die Klinge des Spaniers nieder, der zweite ſauſte in des Spaniers Kopf, der nur mit einem Filzhute bedeckt war. Der Spanier taumelte, und ſeine Sporen fuhren dabei dem Pferde in die Flanken. Es machte bäumend einen Satz, denn die krampfhafte Hand zog den Zügel an, und der verwundete Mann fiel rücklings zur Erde, um nie wieder aufzuſtehen. Sein Roß ward von zwei böhmiſchen Reitern geſchickt ergriffen und feſtgehalten.

Des Spaniers Ruf ins Haus hinein: „Achtung!“ hatte indeſſen doch ſeinen Zweck nicht verfehlt. Die Guardiſten, welche zuletzt wieder eingetreten, waren ans Fenſter geeilt und hatten die Ankunft der böhmiſchen Reiter erblickt, hatten das böhmiſche Commando gehört, hatten geſehen, daß der Spanier niedergehauen wurde. Der eine hatte Lärm gemacht im Hauſe, der andere war nach der Hausthür zurückgeeilt, hatte ſie zugeſchlagen und mit herbeigeſchleppten Tiſchen und Seſſeln nach Kräften verbarricadirt. Die Böhmen draußen ließen ihnen Zeit, denn Raupowa war der Meinung, der Goldkaſten Zdenkos ſei ſchon mit ihm innerhalb des Wagens. Darnach wurde das Innere des Wagens durchwühlt, und erſt als ſich unwiderſprechlich ergab, der Goldkaſten ſei noch nicht da, erſt dann wendete ſich Raupowa dem Hauſe zu, vorher noch commandirend, die Leute ſollten abſteigen, ihre Sattelpiſtolen bereit halten, und die Pferde durch vier Mann hinter die Häuſer und hinter den Wind führen laſſen. Der wachthaltende Spanier war ihm ein hinreichend Merkmal, da innen ſei noch eine Schaar Bewaffneter.

Die verſchloſſene Hausthür beſtätigte ſeine Meinung. Er befahl nun ſeinen Altböhmen, die Thür zu erbrechen und paarweiſe durch die einzuſchlagenden Fenſter hineinzudringen. Kaum aber hatte er dies angeordnet, ſo krachten zwei Schüſſe aus den Fenſtern, und zwei ſeiner Leute ſtürzten.

Einen entſetzlichen Fluch ausſtoßend, rief Raupowa ſeine Leute von den Fenſtern hinweg und ordnete an, daß die Tragbahre aus ſtarken Eichenbohlen angewendet werde, um die Hausthür einzuſtoßen.

— Macht Alles nieder, ſetzte er grimmig hinzu, was Ihr drinnen findet von den ſpaniſchen Schuften, die uns zwei Böhmen niedergeworfen!

Er ſelbſt umging mit der andern Hälfte ſeiner Leute das Gehöft, um von hinten einzudringen, wo es an beſetzten Fenſtern fehlen und das Schießen aus ſicherem Hinterhalte nicht zu fürchten ſein würde.

Hier ſtieß er auf die einzelnen Wachtpoſten, welche der Spanier aufgeſtellt hatte. Ihnen war entweder durch den brüllenden Donner des Gewitters nichts hörbar geworden von den Ereigniſſen auf der vorderen Seite, oder ſie waren der Aufſtellungsordre gemäß unverrückt auf ihren Poſten geblieben. Jetzt riſſen ſie aus vor der Mehrzahl, welche unerwartet von außen erſchien. Denn ſie waren, weit auseinandergeſtellt, ihrer drei, und Raupowa kam mit acht Kriegsleuten.

Dieſe Kriegsleute wollten den fliehenden Wachtpoſten nach, um ſie zu fangen. Raupowa aber verbot das. Er wußte nicht, wie viel Feinde im Hauſe ſtecken mochten, drei Gegner weniger erſchien ihm Gewinn, und er ging kurzweg auf die kleine Hinterthür los, hinter welcher Zahn mit erſchöpfter Stimme heulte. Sie war von innen verriegelt. Drückt ſie ein! Sie iſt ſchwach! hatte er eben geſagt, da rief einer der Böhmen, welcher am weiteſten voraus geweſen war in Verfolgung der Flüchtlinge:

— Hei, strecha herj! — Zu Deutſch: Feuer im Dache!

— Wo?

— Dort!

Aus der Mitte des Schindeldachs ſchoß eine Feuerlohe empor und ward im Sturmwinde über das ganze Dach gejagt. Die warme Luft der letzten Tage hatte die hölzernen Schindeln ausgetrocknet, und das haſtige Umherſuchen mit brennenden Holzſpließen auf dem Dachboden mochte eine abfallende Kohle ins Werg der Frau Golling geſchleudert, der durch die Ritze des Daches ziehende Wind mochte angeblaſen haben, und ſo war in regelmäßigem Gange die Feuersbrunſt ausgebrochen, eine prächtige Unterhaltung für den Sturmwind, welcher ſie mit reißender Schnelle über das ganze Haus verbreitete. Binnen wenigen Minuten lohte ſie den Blitzen zum Trotze dergeſtalt, daß die große Fichte mitentzündet wurde und wie eine Rieſenrakete Funken und Flammen nach dem ſchwarzen Gewitterhimmel ſprühte.

Eine gellende Lache Raupowa's, ein durchdringender Schrei Randls vom Raſenplatze herüber waren die erſten Ausdrücke menſchlicher Theilnahme. Ein Jammerſchrei Zahns, auf deſſen

Hütte eine herabgeſchleuderte brennende Schindel gefallen ſein mochte, das Brüllen der Kühe im Stalle waren die Aeußerungen der bedrohten Thiere, Zahns an der Kette, der Kühe im Verſchluß des Stalles.

Während Raupowa ſeine Leute eilig wieder nach vorn führte, wo jetzt der Feind durch Rauch und Flamme herausgejagt werden mußte, ſtürzte Randl, ein handfeſtes Mädchen, der Hinterthür zu, deren Griff zur Oeffnung auch von außen ſie kannte, um die Thiere von den Ketten zu löſen und herauszutreiben. Frau Golling konnte vor Schreck kein Glied regen und blieb auf den Knieen liegen neben Tſchirill, unverwandten Blickes nach der flammenden Zerſtörung ihrer Habe ſchauend.

Vorn geſchah es, wie Raupowa vorausgeſetzt: aus allen Fenſtern flüchteten die Guardiſten, Medardo an der Spitze, vor dem erſtickenden Rauche und der überall hervorzüngelnden Feuerſchlange dem Feinde in die offenen Arme. Sie wußten wohl, daß dieſe ſehnigen, bewehrten Arme auch keine Rettung boten, aber hinter ihnen im Hauſe war ja doch der unmittelbare peinliche Tod.

Sie waren ſiebzehn Mann hoch von Wien ausgezogen: zwölf Mann des Provincials mit dem Anführer und vier Guardiſten. Den niedergeſtreckten Führer und die drei Entſprungenen abgerechnet, mußten ſie ein Dutzend ausmachen. Sie waren aber nur elf. Brémont fehlte. Er hatte die Keller unterſucht und war da, wie einer der Guardiſten leiſe Medardo zuraunte, auf ein kleines Faß voll ſpaniſchen Weines geſtoßen — zur Erquickung für Graf Zdenko von Dunſtan hergeliefert — und von dort ſei er nicht fortzubringen geweſen trotz des in den Keller hinabdringenden Rufes: „Feuer! Feuer!“

Davon wußte Raupowa nichts, und es hätte ihn auch nicht gekümmert. Ihn beſchäftigte nur, nachdem die zehn Gefangenen entwaffnet und in einen Haufen zuſammengetrieben waren, ihn beſchäftigte nur Medardo, die „rothe Feder“. Den kannte er von damals, der war vor Laa entwichen, der ſollte jetzt zahlen Zweierlei: für die beiden geſchoſſenen Böhmen und den da drinnen verborgenen, vielleicht jetzt ſchmelzenden Schatz. Auch geſchmolzen war derſelbe zu brauchen.

Medardo lag vor dem grimmigen Cavalier auf den Knieen. Er war mehr todt als lebendig; er wußte, daß ihm das Schlimmſte bevorſtand.

— Du biſt einer der giftigſten wälſchen Schurken, ſprach Raupowa ruhigen Tones zu ihm hinab, der unſeren Feinden zu jedem Schuftesdienſte immer bereit war. Du haſt den Strick reichlich verdient an uns. Aber ich will Dir das Leben ſchenken, wenn Du mir genau angiebſt, an welcher Stelle da drinnen der Goldkaſten des Grafen ſteht.

— Gnädigſter Herr! Dann — bin ich — ein verlorener — Menſch. Ich habe — jeden Winkel — durchſucht, und — keine Kiſte — keinen Goldkaſten — gefunden.

— Dann ſtirbſt Du auf der Stelle!

— Der barmherzige Gott im Himmel — iſt mein Zeuge — ich ſpreche die — Wahrheit. Ich wäre ja wahnſinnig, wenn ich — jetzt nicht — glaubt einer — in Todesangſt zitternden — Creatur — wir haben uns Alle — getäuſcht. Der Schatz iſt gar nicht — hier geweſen. Zettel und — Quittungen — im Schreibtiſch dort — haben mir verrathen — er iſt in den Händen — eines Benedictiners — er iſt bei meiner Seelen — Seligkeit — nicht hier!

Raupowa konnte ſich nicht verleugnen, der Kerl habe den Schatz nicht gefunden. Es hatte keinen Sinn, daß er nicht auf eine Stelle des brennenden Hauſes zeigen ſollte, um ſein Leben zu retten. Dieſe Ueberzeugung aber gerade erregte dem Cavalier den wüthendſten Ingrimm. Zum zweiten Male war er genarrt mit dieſem Schatze. Die ganze Anſtrengung war, wie damals in Mähren, wieder umſonſt gemacht. Was Wunder, daß er nach kurzer Pauſe ſich abwendete von dem knieenden Schächer, und daß er den Böhmen zurief:

— Eure beiden verwundeten Cameraden legt auf die Tragbahre, den Lump hier aber — werft ins Feuer hinein!

Ein Schreckensſchrei Medardos, ein Jubelgeſchrei der Reiter folgte, und eine Secunde ſpäter war die „rothe Feder“ durchs glimmende Fenſter in die Stube Golling's, welche von ſchwarzem Rauch und rother Flamme angefüllt war, hineingeſchleudert.

Zu dieſem Verhör und zu dieſer Execution hatten ſich — mit Ausnahme der Geſangenenwacht — alle Reiter herzugedrängt. Der Fuhrknecht auf dem Sattelgaul des Wagens hatte von ſeinem erhöhten Platze aus der Ferne rückwärts ſehend zugeſchaut. Aus der Ferne, denn ſchon beim Ausbruche des Feuers war er eine Strecke fortgefahren, um ſeinen Wagen ſicherzuſtellen. Er war ein ziemlich gedankenloſer Fuhrknecht, aber ſo viel wußte er doch zu folgern, daß auch ihm von dieſen Böhmen keine Roſen blühen würden, und da der Hausknecht in der Schoßkelle immer noch Kopfweh haben mochte und nichts ſagte, ſo entſchloß er ſich allein, langſam und ſo ſtill als möglich ſein Geſpann in Bewegung zu ſetzen. Das Anrücken der Pferde traf gerade mit dem Jubelgeſchrei zuſammen, und nun ging's geräuſchlos weiter.

Die Böhmen bemerkten es nicht. Aber es bemerkte es doch Jemand. Und zwar Einer, von dem es gar nicht zu erwarten ſtand: Tſchirill. Der Hieb des Spaniers war flach auf den kraushaarigen Schädel gefallen. Vielleicht weil der Spanier den alten Grafen nicht mittreffen gewollt und deshalb in der Vollendung des Streiches geſchwankt hatte. Die Wunde war alſo nur die eines Schlages, war nur eine Schramme geworden, welche dem armen Burſchen auf einige Zeit das Bewußtſein geraubt. Die Bemühungen der Frauen — Nandl hatte aus einem nahen Troge zum Tränken des Rindviehes eine Handvoll Waſſer über die wunde Stelle geſchüttet — hatte ſein Erwachen vorbereitet. Als Nandl ſeinen Kopf plötzlich fallen gelaſſen hatte, um zur Rettung der Thiere fortzuſtürzen, war er zu ſich gekommen und hatte die Augen geöffnet. In der nächſten Minute hatte er ſich auf ſeine Ellbogen geſtützt und hatte ſich geſammelt. Nichts kümmerte ihn, als der Wagen, in dem ſein Herr ſaß, und als dieſer Wagen ſich in Bewegung ſetzte, da ſtand er auf ſeinen Beinen, zitternd zwar und ſchwankend, aber er ſtand und verſuchte zu gehen. Er fiel, aber er raffte ſich wieder auf, und verſuchte es von neuem. Es ging beſſer, immer beſſer, er kam vorwärts, ſo weit vorwärts, daß er den Wagen im Scheine des Feuers nicht aus den Augen verlor; endlich wich der Schwindel ganz, die Gliedmaßen gehorchten wieder, er konnte raſcher gehen, er konnte laufen, und am Zaunthore hatte er den immer noch langſam fahrenden Wagen eingeholt und ſich hinten auf die Lampelſtange desſelben aufgeſchwungen.

Die Böhmen und Frau Golling hatten gar nichts davon bemerkt. Raupowa hätte auch am Ende nichts dagegen gehabt. Was ſollte ihm der alte Mann! Und Frau Golling hatte in ihrem ſtarren Schrecken ſo viel Anderes zu ſehen: Zahn, der winſelnd herauskam und zu ihr eilte; die Kühe und das Mutterſchwein, welche vor der Nandl herausgaloppirten, und hinter der Nandl, himmliſcher Vater! ein über und über rauchender Mann, der nach der Seite zulief, wo unter der großen Fichte der Abhang hinabfiel zur Tiefe. Ein Salamander! hätte ſie rufen ſollen, wenn ſie von dieſem Begriffe etwas gewußt hätte. Denn es war in der That der auch im Feuer nicht zerſtörbare Medardo, welcher durch Rauch und Feuer hindurch die Küchenthür in Golling's Stube getroffen hatte, durch die Küche hindurch in den Hof gedrungen war, und hier an den Thieren und an Nandl Wegweiſer gefunden hatte ins Freie.

Jenſeits des Zaunes aber trieb der Fuhrknecht ſeine Pferde zur Eile, und Tſchirills Sitz auf einer Stange wurde unhaltbar durch die Stöße, welche Wurzeln und Löcher dem Wagen beibrachten. Tſchirill hielt aber doch aus unter Schmerzen in ſeinem Schädel, er mußte bei ſeinem Herrn bleiben, was es auch koſte. Das ſchnelle Fahren konnte ja auch keinen Beſtand haben auf dunklem Waldwege trotz der Blitze.

Als es wieder langſamer ging, verſuchte Tſchirill, ſich aufzurichten auf der Stange und vielleicht gar in den Wagen hineinzudringen. Aber das dicke Plantuch war nirgends zu beſeitigen, und ein Meſſer hatte Tſchirill nicht. Er war ja in Hemdsärmeln, ohne Wams, ohne Schuhe, ſo wie er aus dem Schlafe aufgeſprungen war. Was ſollte er thun? Was hatte er vor? Er wußte es nicht. Nur den Herrn nicht verlaſſen! Das allein wußte er. Er war auch übrigens wie ein Kind, und kannte weder Weg noch Steg, noch Gegend, noch Ortſchaft. Er war ſeit Jahren Tag und Nacht um den Grafen geweſen. Aus der Schottenabtei war er mit ihm bei Morgengrauen heraufgefahren in den Wald, und ſeit der Zeit hatte er das Jägerhaus mit keinem Tritt verlaſſen. Er kannte Dornbach nicht, durch welches der Wagen polterte, Hernals nicht, wo er nahe am „Geſchloß“ vorüberraſſelte, er wußte nicht, daß hier Hilfe zu finden wäre. Ein wenig blöd durch die Erſchütterung ſeines Kopfes, entſchlug er ſich allmälig jedes weiteren Sinnens, lief ſtreckenweiſe, wenn das Gefährt ſehr langſam ging, und ſprang wieder auf, wenn die Pferde raſcher ausſchritten. Seinem Herrn durch die Plane zuzurufen, daß er da ſei, wagte er nicht, weil es vorn gehört werden könnte vom Hausknechte und Fuhrknechte. Beide wechſelten übrigens auf der Fahrt kein Wort mit einander.

Erſt als der Wagen am Gottesacker zwiſchen Hernals und dem Schottenthore anlangte, wendete ſich der Fuhrknecht auf ſeinem Sattel herum und fragte:

— Zum Schottenthore oder zum Stubenthore?

Die Antwort ließ warten. Der Hausknecht hatte geſchlafen. Der Schlaf aber hatte ihn geſtärkt, und ſein dicker Schädel erinnerte ſich kaum noch der näheren Bekanntſchaft mit einem Kaſtanienbaume da oben. Er erinnerte ſich aber allmälig ſeiner Aufgabe, nachdem er in den inneren Wagenraum geblickt, und den weißen, wahrſcheinlich ſchlafenden Mann entdeckt hatte.

— Halt ſtill! antwortete er zunächſt dem Fuhrknechte.

Und als die Pferde ſtillſtanden, fragte er weiter: wo ſie wären? Und als dies aufgeklärt war, antwortete er endlich auf die erſte Frage:

— Wir ſollen durchs Stubenthor eini! Aber der Weg an den Lucken hin wird ſchlimm ſein —

Am Schottenthor, erwiderte der Fuhrknecht, ſei's auch ſchlimm. Dort würde „a Schanzl“ aufgerichtet, und da läg' ſo viel Erdreich und Stein' und Holzwerk umher, daß man ſich nicht durchſände bei der Nacht. — Die beiden Feldherren entſchieden ſich alſo doch für den „ſchlimmeren“ Weg nach dem Stubenthore. Es gehörte zu den wunderlichen Spielen des Schickſals, daß ein Mann wie Graf Zdenko ſolchen ſchwachköpfigen Geſellen überantwortet war, die von ſeiner Bedeutung nichts ahnten, und aus deren Händen er in einſamer Nacht ſo leicht zu befreien geweſen wäre. Der dritte Feldherr mit ebenfalls mäßigen Geiſtesgaben, dachte jetzt wirklich daran, ob ein Verſuch zu machen wäre. Aber das Meſſer fehlte! Er müßte die Stränge der Pferde durchſchneiden, eh' er verſuchen könnte, mit den zwei Leuten fertig zu werden.

— Und dann der gnädige Herr in finſterer Nacht! Wohin mit ihm? Gehen wird er nicht können, und ich weiß nicht, wohin ich ihn tragen ſoll. Nun fängt's auch an zu regnen. Näſſe verträgt er gar nicht!

Und der arme Tſchirill ergab ſich in Geduld hinten auf ſeiner Stange.

— Was ſind denn das für Feuer auf der Baſtei? fragte der Hausknecht, noch ehe es weiterging.

— Das werden die Lärmſtangen ſein, weil die Böhmen kommen! entgegnete der Fuhrknecht und trieb endlich, nach rechts biegend, ſeine Pferde wieder an.

Die „Lärmſtangen“ leuchteten ihm jetzt auf dem Wege zur Oſtſeite der Stadt hinüber. Sie hatten Pechbündel an ihrer Spitze, und wurden an befeſtigten Orten brennend aufgepflanzt, um der Umgegend anzuzeigen, daß der Ort in Gefahr ſei, daß ſich auswärtige Einwohner heimbegeben, zur Hilfe bereite Kräfte eilen möchten.

Am Stubenthor wurde der Wagen von einem Wachtpoſten angerufen. Der Hausknecht lieferte den Nachweis, daß Gefährt und Inhalt ins Jeſuitencollegium gehörten, und nach kurzer Pauſe öffnete ſich knarrend das ſchwere, gewaltige Thor. Durch das bombenfeſte Gewölbe desſelben, welches eine Biegung machte, rollte mit dumpfem Geräuſche der Wagen. Hinter ihm ſchloſſen ſich unheimlich ſchallend die Thorflügel — Graf Zdenko war in der Gewalt ſeiner Feinde.

Tſchirill hinten wurde nicht bemerkt. Durch die erſte Straße rechts von der Wollzeil lenkte der Kutſcher hinüber nach dem Univerſitätsplatze, und einige Minuten ſpäter hielt der Rüſtwagen vor dem Jeſuitencollegium.

Der Hausknecht ſtieg ab und läutete an der Hausglocke. Die Thür wurde raſch geöffnet, der Thürhüter ſchien darauf gewartet zu haben. Als er des Wagens anſichtig wurde, rief er ein paar Worte zurück in den gewölbten Hausflur, und ein paar junge Männer traten rechts aus der Stube des Thürhüters. Sie waren in der ſchwarzen Tracht des Ordens, und mochten Coadjutoren wie Norbert und beauftragt ſein, den alten Ketzer in Empfang zu nehmen.

Der Hausknecht war nun die Stufen wieder zurückgeſtiegen, und hatte in den Wagen hineingerufen: der „Mann“ ſolle aufſtehen und abſteigen. Der „Mann“ that es, that es ohne Widerrede. Er verrieth gar keine Schwäche. Sein Geiſt, auf den Untergang gefaßt, beherrſchte den Körper mit wunderbarer Macht. Nur von der Deichſel hinab bedurfte er der ſtützenden Hilfe des Hausknechts.

— Leih' mir Deine Schulter die Stufen hinauf, guter Freund! ſprach der Graf milde zu dem breitſchulterigen Burſchen, der mit Erſtaunen jetzt inne wurde, daß die Geſtalt des weißen „Mannes“ gewachſen ſei, und daß Auge, Antlitz und Bart desſelben Scheu einflöße.

Tſchirill, welcher herzugeſchlichen war, verſuchte diesmal keinen Widerſtand. Er war eingeſchüchtert, und wußte nicht was weiter, wenn er ſeinen Herrn in der fremden Stadt von dannen trüge. Nur bei ihm bleiben wollte er jetzt. Er huſchte alſo ſtill hinter dem Talare des Grafen mit hinauf und in den Hausflur hinein; ſein natürlicher Hauptfeind, der Hausknecht, ſah ihn nicht. Oben im Hausflur aber, als die jungen Jeſuiten den alten Mann von beiden Seiten unter ihre Arme nahmen, und er frei wurde, da entdeckte er beim Lampenſchimmer des Flurs den grauen Krauskopf von draußen, und ſchrie auf.

— Still! rief der Thürhüter, riefen die jungen Jeſuiten mit gedämpfter Stimme.

Lautes Weſen war hier überhaupt nicht Sitte, am wenigſten jetzt in ſtiller Nacht und bei ſolchem Ereigniß. Heftig, wenn auch leiſe, berichtete ſchleunigſt der Hausknecht, was der hemdsärmlige Lump ihm draußen angethan.

— Weil ich der Diener des Herrn Grafen bin, und zu ihm gehöre! ſchaltete Tſchirill ein, und wollte dieſem nach, der langſam im Flure fortſchritt.

— Hier giebt's keinen Grafen und keinen Grafendiener. Zurück! entgegnete der Thürhüter, und winkte dem Hausknechte.

Tſchirill ward plötzlich wie von einem Blitze erleuchtet, daß er ſeinen da hinten fortſchreitenden Herrn zum letzten Mal ſähe, und ein herzzerſchneidender Schrei machte ſich Luft in ihm, und mit einem Sprunge wollte er ſeinem Herrn nach — aber die feſten Arme des Thürhüters und des Hausknechts ergriffen ihn unwiderſtehlich, und der arme Getreue flog wie ein Bündel rückwärts über die ſteinernen Stufen hinab auf das Pflaſter des Platzes. Glücklicherweiſe war der Wagen ſchon fort, an den er geflogen wäre. Unverletzt ſprang er auf in ſeiner Verzweiflung, um neuerdings einzudringen. Die Thür war zugeſchlagen und verſchloſſen.

Er ſetzte ſich auf die Stufen und weinte bitterlich. Der Regen floß jetzt in Strömen auf ihn herab; er merkte es nicht. Sein Bedürfniß war nur, an dieſer Schwelle liegen zu bleiben.

Innen im Hauſe aber wurde Graf Zdenko eine Stiege hinaufgeleitet, und dann rechts einen Corridor entlang geführt bis vor eine offene Thür. Sie führte in eine kleine Zelle. Dort mußte er eintreten. Die Thür ſchloß ſich hinter ihm. Oben, nahe der Decke des kleinen, viereckigen Raumes, war ein mit Eiſenſtäben vergittertes Fenſter. Unter demſelben ein Tiſch, neben demſelben eine hölzerne Lagerſtatt, vor dieſer ein Schemel. Auf dem Schemel ſaß Pater Athanaſius. Eine kleine Lampe beleuchtete vom Tiſche her ſein Angeſicht und den grinſenden Triumph, welcher auf dieſem Angeſichte zuckte, wie Feuerflammen zucken. Endlich hatte er den gehaßten Grafenſohn, den vorgezogenen Liebhaber in ſeiner Macht.

— Du trittſt in Dein Grab, Zdenko. Lerne denn ſterben. Auf jenem Tiſche liegt ein Buch, die Edicte des Tridentiner Conciliums enthaltend. Lerne ſie auswendig und bekehre Dich zu ihnen. So lange Du ſie bezweifelſt, ſoll Dich die Pönitenz des einſamen Kerkers peinigen mit den Strafen der Ordensregel. Sobald Du ſie bekenneſt, wird Dir ungeſtörte Muße gewährt zu reumüthigem Sterben.

Zdenko, inmitten des kleinen Raumes ſtehend, ſah ernſt und ohne Erregung auf den ſitzenden Methodius hinab. Er hatte gewußt, daß ſein ſchlimmer Jugendgenoſſe hier herrſche, er hatte ihn beim erſten Worte erkannt. Nahe zu ihm hintretend, ſah er ihm lange in die unheimlich leuchtenden Augen, und ſprach dann mit ſanfter Stimme:

— Wie unglücklich biſt Du, Methodius!

— Unglücklich?!

— Ein ſo langes, eifriges Leben hat den Haß in Deiner Seele nicht zu tödten vermocht. Und mit der Stimme des Haſſes willſt Du mir Chriſtenthum predigen! Sieh, wie glücklich ich daneben bin. Ich werde durch Deine Stimme zurückverſetzt in die Zeit unſerer Jugend, ehe noch Leidenſchaft uns verwirrte. Ich könnte Dir die Hand bieten zum Austauſch unſerer Gedanken über Gott und göttliche Dinge —

— Wie ſie Dein ungebeſſerter heidniſcher Sinn erfindet und ausmalt in ſeiner Frechheit. Dies frevelhafte Spiel zu beenden, biſt Du hier. Dort das Buch, welches Du beſchwörſt, oder die Marter. Der verwöhnte Herrenſohn, welcher jegliche Freiheit, jegliches Gelüſt für ſich vorhanden glaubte, iſt in dieſer Stunde untergegangen. Das allgemeine, Allen gleiche Geſetz ergreift ihn und demüthigt ihn. Unterwirf Dich, oder leide! — Am nächſten Sonntage werde ich kommen und nachfragen, ob ſich Dein frecher Geiſt gedemüthigt hat. Wenn nicht, dann werde ich Sonntag für Sonntag die Frage wiederholen bis zum leiblichen Tode.

— Der Dir ſanft ſein möge wie ein Kuß Gottes!

Entrüſtet über die unerſchütterliche Ruhe Zdenkos, ſtand Methodius auf und ging hinaus, die Thür hinter ſich verſchließend.

— Du haſt die Lampe vergeſſen in Deinem Unmuth! Sie iſt mir wol nicht beſtimmt — ſprach Zdenko leiſe hinter ihm her.

Dann ſah er ſich um in der kleinen Zelle, faltete die Hände und flüſterte:

— Im Grabe bei lebendigem Leibe!

Nach langer, ſchmerzensreicher Pauſe wankte er zu dem Schemel, und als er eine zeitlang auf ihm geruht, trug er ſich den Schemel zum Tiſche und nahm das Buch, um es zu leſen.

18.

Als das erſte Morgengrauen vom Horizonte aufdämmerte, kältete ſich die Luft und der Regen hörte auf.

Dieſe Morgenkälte fiel ſogar einem Manne beſchwerlich, der erſt vor einigen Stunden in Feuersgefahr geweſen und jetzt noch mit Brandwunden behaftet war: Medardo, der „rothen Feder“.

Er war nicht, wie Frau Golling beſorgt hatte, bis in die „Tiefe“ hinuntergeſprungen, nein, in Betreff ſeines Lebens war er augenſcheinlich gefeit: eine Wendung nach rechts hatte ihn mitten in ein Tannengebüſch verſetzt, welches ihn ſtillzuhalten und den allerdings hinter dem Gebüſch gähnenden Abgrund zu vermeiden nöthigte. In dieſem Gebüſche hatte er einige ſehr unangenehme Stunden verbracht, die Brandwunden zuckten widerwärtig, beſonders im Geſicht und an den Händen. Zum ärgſten am Kopfe, der eine ſchwere Unannehmlichkeit erfahren hatte: er hatte ſein Haar vollſtändig in Golling's Wohnſtube gelaſſen. Ein Feuerſtrom vom Bett herüber hatte das nach unten gehaltene Haupt des Durcheilenden ſchleunigſt abgeſengt.

Zuerſt alſo war ein Herumwälzen auf dem Erdboden, ſo weit dies die ſteifen Tannenzweige zuließen, das dringendſte Geſchäft für Medardo geweſen, und alsdann erſt, als er vor Erſchöpfung die Glieder nicht mehr regen konnte, war er zu der moraliſchen Betrachtung gekommen: es ſei für die Zukunft beſſer, ſolchen Expeditionen aus dem Wege zu gehen; ſie ſeien unter allen Umſtänden mißlich.

Der Himmel aber erbarmt ſich über Gerechte und Ungerechte. Auch dieſem Medardo im Tannengebüſche ſendete er jenen ausgiebigen Regen, den Tſchirill nicht merkte, den aber die „rothe Feder“ einſog wie ein Schwamm. Erſt gegen das Morgengrauen hin wurde ihm deſſen zu viel, und als der

Himmel auch auf dieſe Meinung Rückſicht nahm und ſeine Schleuſen ſtopfte, da wirkte die eintretende Kälte ſo empfindlich auf den Reconvaleſcenten, daß ihm die Zähne klapperten, und daß ihm der verwegene Gedanke aufſtieg: ob er ſich nicht am Feuer des Förſterhauſes wärmen könne.

Was ſollten denn die „Böhmen“ hier noch länger erwartet haben! dachte er, und fing an, aus dem Tannengezweige hinauszuſpähen und zu horchen. Er hörte nichts. Der Donner war verſtummt, der Sturmwind war vorüber, es herrſchte völlige Stille. Das Morgengrauen wurde lichter: er ſah an der Hinterſeite des Hauſes, die oben vor ihm lag, kein menſchliches Geſchöpf. Die beiden Frauenzimmer, meinte er, werden wol vor dem Regenguſſe untergekrochen ſein. Und er meinte richtig. Nach dem ärgerlichen Abzuge Raupowa's, den nichts ſo gewurmt hatte, als daß er zwei verwundete Leute auf der Tragbahre forttragen laſſen mußte ſtatt der Schatzkiſte, war Mutter Golling und Nandl mit Zahn in Trumm's Stube gekrochen, und ſie waren dort in einen leichten Schlammer der Erſchöpfung geſunken.

Medardo wagte ſich heraus und ſtieg vorſichtig bis an die Brandtrümmer hinauf. Der Regen hatte hier zwar kräftig gelöſcht, aber es rauchte doch immer noch eine recht dichte Wärme aus dem Gluthherde hervor. Sie war ihm ſehr behaglich, und er ſtand wohl eine Viertelſtunde auf einer Stelle, ſich nur wie ein Bratſpieß um ſeine eigene Axe bewegend, damit jeder Theil des klappernden Körpers die Wärme einſaugen könne. Bei dieſer ruhigen Operation machte ſein Kopf trotz der peinlichen Kahlheit eine praktiſche Bemerkung, eine Bemerkung, welche für unverletzte Lebenskraft des Aufpaſſers zeigte. Auf dem Raſen nämlich, der durch den Regen ganz rein gewaſchen war von Aſche, fiel ihm ein längliches Viereck auf von etwa ſechs Schuh Länge und zwei Schuh Breite. Dies Viereck ſchien aus einzelnen Raſenſtücken zuſammengeſetzt zu ſein. Es war ſeitwärts von der jetzt traurig ausſehenden Fichte, und weil die herabfallenden brennenden Nadeln die Grashalme angenagt, ſo erkannte man doppelt deutlich, daß dies Viereck ein neuerdings gemachter, künſtlich gemachter Raſen ſei. Medardo ſchoß ein Gedanke wie ein Licht durch das Gehirn. Hier war am Ende die vergeblich geſuchte Goldkiſte vergraben! Das war ein Geſchenk des Schickſals, denn auf der Stelle erinnerte er ſich auch, daß er unten am Rande des Tannengebüſches ein hölzernes Inſtrument, eine Gartenſchaufel, geſehen, welche Trumm da wahrſcheinlich liegen gelaſſen hatte. Raſch hinab! Wirklich, es war ein Grabſcheit.

Raſch wieder hinauf! Und nun begann das Ausgraben. Wie ſchön warm machte das! Er vergaß alle Vor- und Umſicht. Schon hatte er drei Schuh tief gearbeitet, und ruhte ſich einen Moment lang aus und wiſchte ſich den herabtriefenden Schweiß ab, da — fühlte er eine Hand auf ſeinem kahlen Scheitel. Er meinte, der Schlag treffe ihn, und konnte nicht umſchauen.

Eine Stimme nannte ſeinen Namen. Dieſe Stimme war keine feindliche, es war die Brémont's.

Dieſer Schäker, der ſonſt nicht eigentlich ein Säufer war, hatte den ſpaniſchen Wein unten im Keller ſo ſüß und anheimelnd gefunden — er ſtammte ja aus den ſpaniſchen Niederlanden — daß er bis zur Betäubung bei dem Genuſſe verweilt, und dann neben dem Faſſe in ſchweren Schlaf geſunken war. Der gut gewölbte Keller war vom Feuer verſchont geblieben, der Schläfer hatte gar nichts gemerkt von den Dingen, die ſich oben ereignet, und als er endlich aufgewacht, da war er ſehr erſtaunt geweſen, vor Balken und Trümmern kaum heraus zu können aus dem Kellerhalſe. Dieſer mündete nach der hinteren Seite des Hauſes, und ſo entdeckte er gleich den grabenden Mann, der noch mit halber Leibeslänge aus ſeinem Loche hervorragte. Er hielt ihn auch gleich für Medardo, aber der kahle Scheitel machte ihn irre. Er hatte nie bemerkt, daß die „rothe Feder“ eine Perrücke trage, indeſſen! — er ging langſam zu ihm, zuweilen betroffen ſeitwärts auf die Brandſtatt blickend, die er nicht zu erklären wußte.

Nun, Medardo gab ihm raſch alle Erklärungen, auch die Perrücke und das Graben nach dem Schatze betreffend.

— Löſe mich eine Weile ab im Graben, ſchloß er, ich will umherſpähen, ob ſich auch Niemand zeigt.

Niemand zeigte ſich. Er übernahm wieder die Arbeit von dem etwas träg und matt grabenden Brémont, und endlich blieb das Grabſcheit unten hängen.

— Jetzt kommt's!

Ein Fetzen grober Leinwand hing an der Schaufel, als ſie heraufgezogen war.

— Gegen den Roſt ſcheinen ſie Sackleinwand umgeſchlagen zu haben — all' ihr Heiligen! ſchrie er auf, und ſprang aus der Grube.

Er hatte mit den Händen zugegriffen, hatte die Leinwand auseinandergeriſſen gehabt, und aus der Erde war ein menſchliches Angeſicht zum Vorſchein gekommen, das Angeſicht eines Leichnams.

Brémont erkannte ihn; er hatte die Leiche da drüben geſehen, als er des Morgens fortgeſchlichen war — es war Odontius, den Tſchirill hier begraben hatte ohne Vorwiſſen ſeines Herrn. Der Graf hatte bis zuletzt geglaubt, Odontius liege krank darnieder.

Die beiden ſonſt leidlich abgekochten Sünder ſahen einander nicht ohne ſtilles Entſetzen an, und der Gedanke kam dem einen wie dem andern: Fort von dieſem Orte, der verwünſcht und unheilbringend iſt!

Brémont übernahm die Führung. So wie er damals, ſchlichen ſie jetzt beide rechts an der Brandſtatt und dem Wirthſchaftsgebäude vorüber nach dem Zaune, wo auch das Loch noch offen war von damals.

Erſt als ſie aus dem Walde waren, begannen ſie ein Geſpräch. Keiner hatte Luſt, dem Pater Lamormain die neue Hiobspoſt zu überbringen. Was aus dem Wagen, was aus dem alten Grafen geworden, wußten ſie gar nicht.

— Gehen wir zum Herrn Tocke! Der mag's beſtellen! ſagte Brémont.

— Du weißt ſeine Wohnung?

— Freilich. Am Lugeck, im Regensburger Hofe.

— Gut, gehen wir dahin. Ah, Du haſt ja die Ledertaſche gerettet! Das iſt doch ein kleines Beuteſtück!

— Ja, wenn die Papiere was bedeuten. Das bischen Geld iſt nicht der Rede werth, nicht des —

— Nicht des Ablieferns werth, meinſt Du?

— Du ſcheinſt es zu meinen. Und ich — ich hab' nicht viel dagegen.

— Nicht viel? Alter Wallone!

Sie theilten die Geldſtücke, und marſchirten auf die Stadt zu.

Zu ihrem Erſtaunen begegneten ſie in der Gegend von Hernals dem Herrn Tocke. Zu ſo früher Morgenſtunde!

Herr Tocke war derſelbe blonde Menſch, welchen Spath damals vom Candidaten Götzinger hatte herauskommen ſehen, als der Doctor Blandini das Heilkraut unweit des Gartens geſucht hatte für den kranken Kaiſer. Herr Tocke war ein Freund des Candidaten, und beſuchte dieſen oft, — um für den Provincial immer auf dem Laufenden zu bleiben über das Ketzer- und Verſchwörerneſt im Hernalſer Schloſſe. Candidat Götzinger hielt ihn natürlich für einen orthodoxen Lutheraner aus Görlitz, und hatte ihn ſehr gern, weil er alle dogmatiſchen Gänge des Candidaten ſo verſtändig und getreulich mitzumachen und zu erklären wußte. Herr Tocke war ſo beleſen!

Jetzt war nun Erntezeit für Herrn Tocke. In Hernals erfuhr man, was die Böhmen und wie ſie's vorhatten. Jetzt durfte man den Gang nicht ſcheuen durch die vielfachen Wachen am Thore, für welche ein Mann wie Tocke immer einen vortrefflichen Ausweiszettel in der Taſche hatte. Und auf ſolch einem Erntegange war Herr Tocke in der Morgenfrühe begriffen, als ihm die beiden Agenten begegneten.

Er liebte es nicht, öffentlich mit ſo bekannten Geſtalten zu verkehren. Er winkte ihnen alſo, ehe ſie ihn anſprechen konnte, in die Schlucht eines Weingartens hinter ihm einzutreten.

Dort hörte er ſie an. Er hörte mit Vorſicht. Denn er merkte bald, daß er in Betreff des Grafen mehr wiſſe als ſie, und er hielt es nicht für nöthig, das zu verrathen. Theilung der Kenntniſſe, ſo weit es irgend angeht, war eine jeſuitiſche Grundregel. Dieſer kleine Görlitzer brauchte ſehr wenig Schlaf. Er war heute ſchon vor der Sonne auf geweſen, der Ausgang der Expedition hatte ihn geſtachelt, und er war im Morgendämmer zum Thürhüter des Jeſuitenhauſes geeilt. Zu ſeinem Erſtaunen hatte er auf der Treppe ein wunderliches Menſchenkind in Hemdsärmeln gefunden, das mit ihm ins Haus wollte: Tſchirill, den er nicht kannte. Der Thürhüter war ergrimmt geweſen, daß der „Lump“ immer noch da ſei, hatte ihn zurückgeſtoßen und die Thür zugeſchlagen, nachdem Herr Tocke eingetreten. Herrn Tocke hatte er dann erzählt, was es mit dieſem „Lump“ für eine Bewandtniß habe, und was in der Nacht angekommen ſei. Ein eisgrauer Mönch, weiter nichts. Eine Kiſte, wie ihm angekündigt geweſen, ſei nicht mitgekommen, und der Herr Provincial ſei in der Nacht überaus ungnädig geweſen, als er von jenem eisgrauen Mönche herausgetreten und die Nichtankunft der Kiſte erfahren habe. — Darauf hatte Herr Tocke dem Thürhüter bedeutet, daß der „Lump“ da draußen beſeitigt werden müſſe. Sein Daſein vor oder gar auf der Treppe würde ja am Tage Aufſehen erregen, und der Kerl würde auch nicht unterlaſſen, den Vorübergehenden zu erzählen, was hier vorgegangen und was er ſuche. Dies gäbe Scandal. Das Kürzeſte wäre, den „Lump“ hereinzulaſſen und feſtzuſetzen. Dem Thürhüter hatte dies eingeleuchtet. Er hatte geöffnet und Tſchirill zugerufen, er möchte hereinkommen. Mit einem auffallenden Inſtinct hatte dieſer aber gemerkt, daß ſolch ein Umſchlag nichts Gutes für ihn bedeute, und hatte ſich nun langſam entfernt. Zur Beunruhigung für Herrn Tocke. Dieſer wahrſcheinliche Diener des eingebrachten „eisgrauen Mönches", wie der Thürhüter den Grafen Zdenko nannte, war immerhin geeignet, in der Stadt oder ſonſt wo auszubringen, daß und wo ſein Herr eingeſperrt worden ſei. Jetzt entnahm Herr Tocke nun obenein, daß Medardo und Brémont ſogar nicht wußten, wohin der Graf entführt worden. Es wußte es alſo Niemand, als der Lump von Diener. Das war immerhin ein Vortheil, der ausgenützt zu werden verdiente. Die Ausnützung beſtand darin, daß man den Diener ausfindig zu machen und zu ergreifen ſuchte.

Conrad mochte aber angethan ſein, wie er wollte, er war zu händelartigen Abenteuern auserſehen. Brémont nämlich kam gerade jetzt die Wipplingerſtraße entlang, um verabredetermaßen die Ledertaſche in den Regensburger Hof zu tragen, und an der Ecke des Hohen Marktes ſah dieſer den Tſchirill ſtehen, welcher ſich die Häuſer betrachtete und über den Hohen Markt zurückſchaute, ehe er in die Gaſſe eintrat. Brémont ſtutzte einen Augenblick, im nächſten aber erkannte er den Burſchen, welchen er gerade ſo, wie er da ſtand, heute Nacht neben dem die Treppe herabſteigenden Grafen geſehen. Herrn Tocke's Rede, Medardos Erklärung dazu, es war unzweifelhaft, und ſiegesgewiß ſchritt er auf den armen Burſchen zu, welcher die Gefahr nicht ahnte, ſondern ſtarr nach den Häuſern rückwärts blickte. So kam Brémont unbemerkt dicht neben ihn, und legte Hand an ihn, barſch und kurz verlangend, Tſchirill möge ihm folgen. Die Schranne am Hohen Markte war nur fünfzig Schritte entfernt. Dort wollte er ihn dem alten Pudel übergeben.

Tſchirill ſah erſchrocken in das grinſende Antlitz Brémont's. Er ſprach nichts, er that nichts. Die Proceſſe ſeines Kopfes waren langſam. Als ihm endlich klar wurde, daß er verhaftet werden ſollte, machte er aber eine ſo nachdrücklich abwehrende Bewegung, daß Brémont an die Wand des Eckhauſes flog, und Tſchirill wie ein Wieſel durch die Menſchenmenge nach den Tuchlauben hinein entſchlüpfen konnte. Brémont traf ärgerlich

Anſtalt, ihm zu folgen. Das war nicht gefährlich, denn ſein lahmer Fuß geſtattete nicht eine beſonders eilige Bewegung. Aber er fing eben an zu rufen: „Ein Böhm'!“ und das war in dieſem Momente gefährlich, weil man auf ſolchen Ruf den Flüchtling aufgehalten hätte — da, da fiel Brémont, ehe noch der ganze „Böhm'“ aus der Kehle war, ſeiner vollen Länge nach hin aufs Pflaſter. Ein langer Stock war ihm zwiſchen die Beine gerathen. Natürlich gehörte dieſer Stock dem mähriſchen Ochſentreiber, der ſeines Weges weiterging, als gehörte der Stock gar nicht zu ihm. Die Leute lachten, und eh' ſich Brémont wieder aufgerichtet, war Tſchirill unter den Tuchlauben, Conrad in der Wipplingerſtraße verſchwunden.

Tſchirill hatte ſich gleich beim Eingange zu den Tuchlauben rechts gewendet, und war durchs Schultergäßchen gelaufen, hatte ſich dann wieder rechts gedreht, und kam ſo inſtinctmäßig wieder in die Wipplingerſtraße. Er hatte auch in der Flucht ſeine Richtung eingehalten, und ging nun ganz wie vorher alle Häuſer betrachtend nach der Hohen Brücke zu. Die Gefahr, mit Gefangennehmung bedroht zu ſein, ward ihm jetzt ſchon geläufig. In leidlicher Faſſung ſchritt er hinter dem Weißmantel, dem mähriſchen Ochſentreiber, her. Wenn er nicht nach den Häuſern blickte, ſah er mit einem angenehmen Gefühle auf dieſen Mantel, eine Tracht ſeiner Heimat. Hätte er den Mann darunter nur angeredet!

Dieſer, Conrad, war auf dem Wege nach Hernals, alſo zu den Freunden des Grafen Zdenko, bei welchen die Nachricht vom Gefängnißorte des Grafen Zdenko am wirkungsvollſten angebracht werden konnte. Aber Tſchirill ahnte nicht, wer vor ihm ginge, und Conrad blickte nicht um. Bei der Wendung nach der Renngaſſe verließ er obenein die Richtung, welche Tſchirill ſich ganz gut eingeprägt hatte. Conrad ging frech durchs obere Arſenal. Er wollte in ſeine verlaſſene Wohnung am Kegel, wo ſeine Frau im Wandſchränkchen geſtern etwas vergeſſen hatte, als ſie mit Kind und Vater und ihrer kleinen Habe nach Hernals ausgewandert war. Nicht ihretwegen ſteuerte er übrigens nach Hernals, ſondern in Folge der Nachricht, welche Pfeifer gebracht. Ein Laſtwagen mit Mehlſäcken ſollte gerüſtet und vielleicht morgen ſchon nach Wien hereingebracht werden zum Wildlingſchen Hauſe auf der Seilerſtatt. Unter den Mehlſäcken —

— Der böhmiſche Feldhauptmann iſt nicht dumm! lachte er vor ſich hin, und trat zur Seite vor zwei Reitern, die eben aus dem oberen Arſenalhofe heraus in die Stadt ritten.

Der alte, ſteif zu Pferde ſitzende Herr war der Arſenalhauptmann, wie er in damaliger Sprachweiſe hieß, war Santhelier. Conrad kannte ihn vom Anſehen. Der Andere war untergeordnet, und hörte reſpectvoll auf die kurzen Worte des alten Hauptmanns. Conrad verſtand im Vorübergehen die Worte „Krems“ und „florentiniſch“, und dann ſah er, daß der untergeordnete Reiter rechts abbog in die Renngaſſe, Hauptmann Santhelier nach der Wipplingerſtraße geradeaus ritt.

— Nach Krems? dachte Conrad. Wohl über Krems nach Budweis, um Hilfe zu holen! Ehe die ankommt, werden unſere Mehlſäcke ſchon ihre Schuldigkeit gethan haben!

Und dies denkend, ſchritt er guten Muthes zum Pförtchen hinauf, welches ins Kegelgäßchen leitete. Er hatte ja Brémont da unten erſt geſehen, und ſonſt kannte ihn Niemand hier im Arſenale.

Tſchirill ſeinerſeits war betrachtſam bis zu den „drei Hacken“ auf der Freiung gekommen, und dort hatte ihm ein Hausknecht auf ſeine Frage: „Schottenkloſter?“ mit der Hand gezeigt, daß es vor ihm liege zur Rechten. Endlich! Er läutete.

Der Pförtner öffnete.

— Pater Dunſtan?

— Iſt vor einer Viertelſtunde fortgeritten.

Tſchirill brach in ein bitterliches Weinen aus. Nach aller Anſtrengung, nach allem Schmerz und Schrecken täuſchte ihn nun die letzte Hoffnung. Denn er meinte in ſeiner Angſt, wenn nicht ſogleich ſein Geheimniß an eine Vertrauensperſon gelange, wenn nicht ſogleich Anſtalt getroffen werde zur Hilfeleiſtung, ſo ſei ſein Herr verloren. Er knickte zuſammen an der Schwelle der Kloſterpforte und ſchluchzte wie ein Kind.

Der Pförtner, ein gutmüthiger alter Mann, ſuchte ihn aufzurichten, und meinte, ihn zu erkennen. Er war von ſchärferer Aufmerkſamkeit als Tſchirill, und erinnerte ſich, daß damals mit dem Gaſte des Pater Dunſtan ein Diener gekommen und gegangen ſei. Dieſer Diener war zwar nur beim Kommen und Gehen ſichtbar geweſen, dennoch mahnte der Krauskopf den Pförtner an jenen Diener. Er hob ihn auf, ſprach ihm Troſt zu und führte ihn in ſeine Stube. Pater Dunſtan ſei zwar über Land, und bleibe allerdings manchmal tagelang aus. Diesmal aber ſei er, ſo viel verlautet habe, nur nach Penzing hinaus, um einen Frachtwagen ausrüſten zu laſſen, und komme wol im Laufe des Tages wieder heim, beſonders da eine Belagerung der Stadt bevorſtehe.

— Faſſe Dich nur, mein Junge, ſetzte er hinzu, ich werde Dir ein kleines Frühſtück beſorgen, und dann wirſt Du Dich ausruhen.

Tſchirill hörte kaum vor Schluchzen. Die Angſt des in der Stadt wildfremden Landburſchen kam hinzu: er werde den Weg durch die Häuſerhaufen nicht mehr finden, und er ſei ja doch der einzige Menſch, welcher den Ort wiſſe!

Darin hatte er ganz Recht. — Es wäre beſſer geweſen, wenn der findige Conrad, der jetzt zum Schottenthore hinunterſchritt, im Beſitze des Geheimniſſes geweſen wäre. Und doch war auch er ſeiner Freiheit nicht beſonders ſicher. Gerade jetzt, als er ans Thor kam, trat Medardo aus der Wachtſtube, wo er nicht ohne Schwierigkeit Toilette gemacht hatte, eine Toilette, hinter welcher ihn ſogar Conrad kaum erkannte. Eine ſchwarze Kappe bedeckte ſeinen Schädel bis an die Augenbrauen, und das verſengte Geſicht war trotz Reibens und Waſchens voll Blaſen und Brandflecken geblieben, viel grauſamer entſtellt als damals nach dem Fluge auf das Pflaſter vor dem „weißen Löwen“, viel grauſamer! Die beiden Gegner gingen arglos auf einander zu, und erſt als ſie dicht bei einander waren, ſchoß dem mähriſchen Ochſentreiber der Gedanke auf, dies könne — Er wendete raſch den Kopf nach der andern Seite. Medardo wurde aufmerkſam durch dieſes ſcheue Abwenden, aber ein Guardiſt trat eben zu ihm mit einer Meldung. Sie lautete dahin, daß der Feind jenſeits der Donau mit ſeiner Hauptmacht nach Aſpern hinab geſehen worden, alſo wahrſcheinlich über die Lobauinſel den Fluß paſſiren und von der ungariſchen Seite gegen die Stadt rücken werde. Deshalb ſolle beizeiten nur das Stuben- und Burgthor geſchloſſen, das Schottenthor aber zum Aus- und Eingang für das Bedürfniß des Proviants offen gelaſſen werden bis auf Weiteres.

Conrad hörte dies noch, und gelangte unbehelligt hinaus. Die aufgefangene Nachricht war ihm wichtig genug und erwünſcht. Das Schottenthor war ihm das liebſte zur Einpaſſirung des Mehlwagens.

Heiteren Sinnes ſchritt er auf das Hernalſer Schloß zu. Die Witterung des Morgens war angenehm. Der Himmel war bedeckt, und es wehte ein abgekühlter Luftzug. Conrad freute ſich auf die nächſten Tage, denn er hatte ſcharf und gefährlich zu thun. Das war ihm recht. Im böhmiſchen Lager hatte es ihm nicht beſonders gefallen. Die vielen ſchweigſamen Leute, welche nicht Deutſch verſtanden, das finſtere, faſt unheimliche, ans Huſſitenthum mahnende Proteſtantenthum der Böhmen war nicht nach ſeinem Sinne geweſen. Er liebte überhaupt die Böhmen nicht, und der grelle Gegenſatz zwiſchen Herren und Dienern, das ganze ſklaviſche Weſen der gemeinen Leute paßte nicht zu ſeinem oberöſterreichiſchen Charakter. Dabei hatte es nichts zu thun, nichts zu wagen gegeben — es war ihm langweilig geworden. Jetzt aber war ihm eine wichtige Aufgabe anvertraut. Er ſollte ein gefährliches Kriegsinſtrument aus dem böhmiſchen Lager abholen und nach Wien hineinſchwärzen, damit es in Wien von den proteſtantiſchen Parteigängern zum

Schrecken und Verderben der Feſtung angewendet werde. Das war etwas für ihn! Was das eigentlich für ein Inſtrument ſei, wußte er nicht genau, der Name „Petarde“, welchen Herr von Wildling gebraucht heute Nacht bei der Mittheilung, war ihm fremd und unbekannt. Aber einerlei! Er würde es ſchon kennen lernen! In Hernals wollte er einen Mehlwagen rüſten laſſen zur Aufnahme desſelben, und dann wollte er, hoffentlich heute noch, über Gumpendorf hinüber nach Schwechat zu. In der Richtung von Schwechat werde das böhmiſche Heer heranziehen. Die Meldung am Schottenthore hatte auch ſoeben die Nachricht Pfeifer's beſtätigt.

Guten Humors ſchritt er über die Grabenbrücke in den Hof des Hernalſer Schloſſes.

Da ſaßen auf einer Bank vor der Geſindeſtube die Seinigen: ſein Weib, ſein Kind, ſein Schwiegervater. Sie genoſſen dem Kinde zu Gefallen die wohlthuende Morgenluft. Er herzte Weib und Kind, welche den weißmanteligen Ochſentreiber nicht gleich erkannt hatten, ſetzte ſich zu ihnen, und war auf kurze Zeit idylliſcher Hausvater. Er erkundigte ſich, ob das von Spath angewieſene Stübchen zureiche, und ob ſonſt Alles in Ordnung ſei. Auf kurze Zeit! Lange dauert ſolch friedliches Behagen nicht in ihm, und beim Namen „Spath“ lag es ihm zu nahe, daß er gerade mit dieſem die Anſtalten mit dem Mehlwagen beſprechen wolle.

— Wo iſt Spath? fragte Conrad.

— Drüben beim Herrn Candidaten — da kommt er!

Er trat mit dem Herrn Candidaten Götzinger und Herrn Tocke eben in den Hof. Der Herr Candidat ſchien ſeinem hellblauen Gaſte aus Wien eine Strecke weit das Geleit geben zu wollen. Wenn er es nur ohneweiters gethan hätte! Herr Tocke paßte gar nicht zu Conrad und zu deſſen bedenklichem Vorhaben. Conrad war immer vorlaut und unvorſichtig, und hielt natürlich den hellblauen Blondin, welchen er übrigens nicht kannte, für einen Religionsgenoſſen. Kathi ſagte ja auch leiſe:

— Der ſchmucke Herr iſt einer von Euren Leuten aus der Stadt, und der Herr Candidat ſoll große Stücke auf ihn halten.

Vater Hamm ſchien eine Einwendung machen zu wollen, aber da kam der Candidat mit ſeinem Gaſte ſchon heran, und fragte Conrad: ob er was Neues gehört, und wie die Sachen ſtünden, und ob das ſtreitende Iſrael unter dem verehrlichen Grafen Thurn viel Zeit brauchen werde, das götzendieneriſche Garizim in den Staub zu werfen?

— Ein paar lumpige Tage, Herr Candidat, mehr nicht! erwiderte Conrad.

— Mehr nicht? liſpelte Herr Tocke.

— Mehr nicht. Ich bin eben auf dem Wege, ein Inſtrument zu holen, das gehörig „Staub werfen“ wird!

— Wieſo?

— Na, Ihr ſollt's ſchon hören, wenn Ihr ein Wiener ſeid und nicht weit vom Thore wohnt.

— Von welchem Thore!

Jetzt erſt merkte Conrad, daß Vater Hamm ihn am Mantel zupfte. Er ſah ſich nach ihm um, und erkannte an Augen und Miene des alten Papas, daß da etwas nicht richtig ſei, und der Herr Schwiegerſohn lieber ſein Maul halten ſolle. Conrad verſtand das wohl, aber er war eine Antwort ſchuldig.

— Von welchem Thore? fragte nun auch der Herr Candidat.

— Vom Neuthore! ſagte Conrad, und that ſich mit einem Blicke auf ſeinen Schwiegervater etwas darauf zugute, die Neugierigen irregeleitet zu haben. Denn dem Neuthore galt der Streich nicht. Uebrigens wich er nun weiteren Fragen aus, und der Candidat ging nach kurzem Verweilen mit Herrn Tocke nach dem Thore zu.

— Warum zupftet Ihr mich denn? fragte nun leiſe Conrad.

— Weil ich den hellblauen Herrn, entgegnete Hamm, einmal bei Pater Lamormain geſehen, und weil ich einige Worte von ihm gehört habe, die mich mißtrauiſch machen.

— Donnerwetter! Da will ich ihm gleich nach, und ihn ſo zuſammenbeuteln, daß er —

— Nicht doch, nicht doch! riefen Hamm und Spath, und letzterer hielt Conrad zurück, hinzuſetzend, das müſſe wol eine andere Bewandtniß haben, denn der „Hellblaue“ verkehre ſchon ſeit dem Winter mit dem Herrn Candidaten, und erzähle dieſem auch Neuigkeiten von den Päpſtlichen. Das wiſſe er vom Herrn Candidaten ſelber. Er möge alſo wol ein Zwiſchenträger für unſere Leute ſein — da kommt der Golling! Herr Gott, wie ſieht der aus! Was iſt dem begegnet?!

Golling kam von der Brandſtatt oben. Er wollte nach Wien ins Schottenkloſter, um die Meldung des Unglücks zu machen. Im Vorbeigehen nur wollte er auch der „gnädigſten Frau“ Bericht abſtatten.

Natürlich mußte er erſt unten Alles erzählen, ehe ihn Spath hinaufführte. Erzählen ſo gut er's wußte von ſeiner Frau und von ſeiner Tochter. Letztere war nach Ausbruch des Brandes mit den Thieren beſchäftigt geweſen, die ſich verlaufen gewollt, und Frau Golling war nicht in der Stimmung geweſen, aufmerkſam zu bemerken. Für ſie war der böhmiſche Ueberfall ſammt dem Wagen mit dem Herrn Grafen gleichzeitig verſchwunden, Graf Zdenko war alſo auch nach Golling's Berichte von den Böhmen entführt. Dabei miſchte der verſtörte Jägersmann immer noch den verwünſchten Hirſch auf der Hütteldorfer Seite hinein, der ihn vom Hauſe weggeſprengt und den er noch obenein gefehlt habe.

Ehe es hinaufging zur Frau Baronin, nahm Conrad den Spath beiſeite, und fragte ihn, ob er den Mehlwagen allein beſchaffen könne, oder ob er dem Freiherrn davon ſagen müſſe. Spath, von des alten Grafen und Golling's Schickſal ſehr betroffen — die arme Nandl oben lag ihm ſchmerzlich im Sinn

— war etwas ſchwerhörig für Conrad, und als er endlich hören und verſtehen mußte, erklärte er kurz: dem gnädigen Herrn dürfe man mit ſolch einer Geſchichte nicht kommen, der gnädigen Frau aber wolle er's ſagen, und der Wagen ſolle gerüſtet werden.

— Ich verlaſſ' mich d'rauf! ſagte Conrad

— Den Kukuk auch! Kann ich dafür einſtehen? erwiderte Spath, der bei aller Betroffenheit doch nüchtern blieb, und den Augenblick nicht geeignet fand, für dieſe Böhmen etwas Gefährliches zu unternehmen, welche ſoeben da oben — Ich werd's ihr ſagen, damit holla!

— Du wirſt's ſchon richten, lachte Conrad, und ich marſchir' hinüber!

Unter der Verſicherung an die Seinen, morgen, ſpäteſtens übermorgen wieder da zu ſein, wanderte er nach den Weingärten von Gumpendorf hinüber, welche in damaliger Zeit einen ſehr beliebten Wein lieferten, und nahm ſeine fernere Richtung unter dem Laaer Berge hin, um etwaigen Truppen auszuweichen, die von Wien aus als Vorpoſten nach Schwechat hin aufgeſtellt ſein könnten. Unnöthige Beſorgniß! Dazu fehlte es der Regierung in Wien an Reitern, weil es ihr an der Beihilfe des Adels fehlte, welcher vorzugsweiſe Reiter ins Feld ſtellte. Wol ſah man Reitertrupps aus der Badener und aus der Brucker Gegend in einzelnen Partien nach der Waldhöhe von Rauchenwart hinter Schwechat ziehen, aber dies waren Contingente proteſtantiſcher Herren, welche der böhmiſchen Armada entgegenzogen, um ſich mit ihr zu vereinigen. Unter ihnen natürlich den dicken Freiherrn von Thonradl, welcher aus ſeinem Ebergaſſing vergnügt ausrückte mit ſeinen Knechten, um in Fiſchamend den Grafen Thurn zu begrüßen.

Dort nämlich, wo die Fiſcha in die Donau mündet, und wo die große Inſel Markt Schüttl Au den Strom verengt, bewerkſtelligte das böhmiſche Heer ſeinen Uebergang. Bei Fiſchamünd, wie das heutige Fiſchamend genannt wurde.

Hans von Starſchädel war nicht dabei. Er war in Groß-Enzersdorf, bekannter unter dem Namen Stadl-Enzersdorf, zurückgeblieben, um die Petarde zu bauen. In dieſem Städtchen durfte er mehr Hilfsmittel erwarten, als in einem Dorfe. Namentlich Tiſchler- und Schloſſerarbeit und Wachs. Letzteres war hier an der ſüdlichen Grenze des Marchfeldes leicht zu haben, denn man beſäte ſchon damals weite Flächen mit Haidekorn — Haiden, im Volksmunde Haarn genannt — der beliebten Nahrung für Bienen, welche hier im Spätſommer zu Millionen ſchwärmen. Das Gefäß, welches den Pulverhaufen einer Petarde in ſich ſchloß, wurde nämlich mit Wachs ausgegoſſen. Das Gefäß ſelbſt, einen koloſſalen Becher von Glockenſpeiſe, hatte Hans vorgefunden unter dem Materiale des Geſchützweſens. Es bedurfte alſo nur des Ladens und der kunſtgemäßen Verfeſtigung.

Ueber die Pulvermaſſe wurde ein Filz gelegt, welchen der Enzersdorfer Hutmacher liefern mußte, und der Guß von Wachs verſchloß ihn um und um. Im Boden des Gefäßes befindet ſich ein Loch, welches in das Metall gebohrt iſt. Dies Loch iſt die Brandröhre, durch welche das Ganze entzündet wird. Hans verſchloß dieſe Brandröhre ebenfalls mit Wachs, und ging nun an die Verfertigung des Brandröhrenſatzes — aus Mehlpulver, Salpeter und Schwefel — während Tiſchler und Schloſſer das ſogenannte Matrillbrett fertigten. In die Oeffnung dieſes Matrillbrettes wird der Petardenbecher eingenietet, und das Brett wird übrigens mit Schrauben verſehen, vermittelſt welcher das ganze Geſchoß an das einzuſprengende Thor angeſchraubt werden kann.

Der genauen Fertigung dieſer Dinge hatte Junker Hans einen ganzen Tag gewidmet. Abends war er damit zu Stande, und ließ nun Becher und Brett in dicke Lagen Werg einwickeln und mit doppelten Lagen von Sackleinwand umhüllen, ſo daß es rund und weich erſcheinen mochte wie ein Sack, welcher, mit Mehl beſprengt, unter wirklichen Mehlſäcken unverfänglich paſſiren konnte.

Hans entledigte ſich ſeiner Aufgabe in Kürze. Unter dem vorhandenen Materiale habe ſich nur die kleinere Form zu einer Petarde vorgefunden, und er müſſe ſein früheres Bedenken wiederholen, ob ein ſolcher Petardenſchlag genügen werde, eines der Wiener Thore zu ſprengen. Er kenne nur eines, welches er im Vorbeireiten flüchtig angeſehen, das Schottenthor, für deſſen doppelte Bohlen und Eiſenbeſchläge ſcheine ihm die Pulvermaſſe der Petarde nicht groß genug zu ſein.

— Es gilt nicht dem Schottenthore, unterbrach ihn Thurn, denn mit jener Seite werden wir wenig oder gar nichts zu ſchaffen haben. Die Stadt ringsum einzuſchließen, iſt kaum thunlich. Wir dürfen unſere Macht nicht allzu ſehr zertheilen. Die Waſſerverbindung durch den Canal können wir doch nicht vollſtändig abſperren. Wir werden unſere Macht darauf zuſammendrängen, ein Thor zu ſtürmen, und dazu ſoll die Petarde behilflich ſein. Auch wenn ſie nur einigermaßen wirkt, wird ſie uns gute Dienſte leiſten. Das Stubenthor iſt dazu auserſehen. Es iſt uns am leichteſten zugänglich. Die einzelnen Häuſergruppen in der entſtehenden Vorſtadt Landſtraße machen es uns leicht, bis nahe an den Wienfluß und das Glacis vorzurücken, und die Vorpoſten berichten ſoeben, daß die dortige Brücke über die Wien jetzt noch nicht abgebrochen ſei. Uebrigens werden wir unſererſeits die Macht und Aufmerkſamkeit des Feindes zu theilen ſuchen: eine Abtheilung unſerer Truppen wird des Nachts über den Canal ſetzen unterhalb des ſogenannten Erdbergs, und wird durch den Praterwald vorrücken gegen die Schlagbrücke, als gelte es die Erſtürmung des Rothenthurmthores —

— Dies halt' ich aber für das ſtärkſte Thor! rief Thonradl.

— Wir halten es vielleicht auch dafür! fuhr Thurn fort. Dennoch ſcheint es uns rathſam, wie ich geſagt. Entweder pocht der Feind auf dieſe Stärke und wirft wenig Truppen hin, und dann nehmen wir's trotz der Stärke, oder er verſieht es mit großer Truppenmacht und entblößt dadurch das Stubenthor, auf welches wir es gemünzt haben. Natürlich werden unſere

Stücke am Tage dieſes entſcheidenden Abends ununterbrochen feuern, um Schrecken zu erregen und immerwährende Anſtrengung nöthig zu machen in der Stadt. Dies iſt der Plan.

— Wie bedünkt er Euch, Starſchädel? ſprach Budowa, indem er ſich zum Aerger Thurn's gegen Hans wendete.

— Er bedünkt mich — erwiderte dieſer — wie ein Menſch mit ſchwacher Lunge, welcher einen langen und heftigen Anlauf unternimmt. Die „Stücke“, welche Schrecken erregen ſollen, haben eine ſchwache Lunge. Sie ſind von ſchwachem Kaliber —

— Das wiſſen wir! fuhr Thurn auf. Der raſche Zug von Böhmen hieher hat es unmöglich gemacht, das ſtärkere Geſchütz in großer Anzahl mitzuführen. Deshalb werden wir den Mauern ſo nahe rücken mit den Batterien, daß dies ausgeglichen wird. Namentlich der Burg gegenüber bietet die Höhe von Sanct Ulrich Gelegenheit, dem Ferdinand recta in die Fenſter zu ſchießen, und ich denke, das ſoll ihm den Widerſtand bald verleiden. Nicht wahr, Thonradl?

— Richtig! ſchrie dieſer, und ſprang auf. Und wir Oeſterreicher — fuhr er fort — haben auch unſere Batterie vorbereitet auf die Burg und auf den Ferdinand. Wir haben eine Schrift aufgeſetzt, welche voll Pfeffer und Salz iſt. Die legen wir ihm zur Unterſchrift vor, während Ihr von Sanct Ulrich aufſpielt. In der Angſt wird er unterſchreiben, und damit die Thore der Stadt öffnen; denn er hat alsdann die Abſchaffung aller jetzigen Mißbräuche und die Einführung eines neuen Regimentes, unſeres Regimentes, unterſchrieben. Es lebe die Rebellion der Landſtände! Es lebe die Herrſchaft des Herrenſtandes!

Wie unpaſſend dieſer Aufſchrei auch war bei einem Kriegsrathe, dem Grafen Thurn und den Seinigen war er willkommen, um weiteren Widerſpruch zu verdrängen, und der dicke, ſprudelnde Thonradl wirkte auch in der That ſo behaglich, daß Männer mit einſtimmten, welche ſein Geſchrei ebenſo unpaſſend fanden, wie Hans und der Freiherr von Jörger.

Man ſtand auf. Jörger allein blieb noch eine Weile ſitzen. Er war in Verzweiflung. Das Alles war ihm gründlich zuwider. Seine Heimat, ſein Wien, ſeines Landes Oberhaupt ſo behandelt zu ſehen, als eine Beute für fremde Rebellen behandelt zu ſehen, und von einem Landsmanne neben ſich unwürdigen Jubel darüber vernehmen zu müſſen, das empörte ihn innerlichſt. Er war zu ſchwach, um offen dagegen aufzutreten; als er aber endlich ſeinen einſam gewordenen Sitz verlaſſen hatte, und an der Ausgangsthür dem umherpruhſtenden Thonradl begegnete, da brach der mühſam verhaltene Zorn aus ihm hervor, und er ſagte dem dicken Revolutionär im Vorübergehen halblaut zu Gehör:

— Jeder gute Oeſterreicher wird ſich noch in ſpäten Jahrhunderten der Felonie ſchämen, welche ſich hier im uralt öſterreichiſchen Hauſe der Ebersdorfe breitgemacht hat!

— Was? Felonie?! polterte der hitzige Thonradl. Wartet doch, Jörger! Was habt Ihr da geſagt?!

Jörger wartete nicht, ſondern ging, in dem alten Ebersdorfer Schloſſe wohlbekannt, einer Seitentreppe zu, welche in den Garten führte. Thonradl, jäh aufgereizt, hinter ihm her.

Dieſer Garten war berühmt durch ſeine üppige Fruchtbarkeit, wie denn heute noch der gute Boden um Ebersdorf eine Gemüſekammer für Wien iſt. Den Eingang zum Garten vom Schloſſe aus bildete ein weiter Rundplatz, von doppelter Reihe hoher Ulmenbäume eingeſäumt. Zwiſchen ihnen waren Ruheſitze angebracht, und auf einem derſelben hatte ſich ſoeben ein Cavalier niedergelaſſen. Suchte er den erquickenden Schatten, oder ſuchte er die Ausſicht nach Wien, welche ſich hier eröffnete, da der Garten nordweſtlich ans Schloß ſtieß? Der Cavalier ſah gen Wien hinaus, hinter welchem die Abendſonne unterging, und achtete nicht ſogleich auf Jörger und Thonradl, welche ſtreitend aus dem Schloſſe traten. Sie ſahen auch ihn nicht, den dunkel gekleideten jungen Mann. Er ſaß hinter der erſten Baumreihe, an einen breiten Stamm gelehnt, kehrte ihnen alſo den Rücken zu.

Es war Norbert, einſt Pater Norbert fälſchlich genannt, ehe ihm noch der Titel eines Paters gebührte, jetzt Zierotin Norbert, oder Zierotin Jaromir genannt, und mit einiger Scheu und Verwunderung angeſehen von den älteren Männern, von den jungen Cavalieren aber allmälig hingenommen als wunderlicher Standesgenoſſe, der ins rechte Geleiſe eingerüttelt werden müſſe durch Spott und Zureden. Norbert hatte ſich zureden laſſen, als Thurn erklärt hatte: ein Zierotin müſſe Zeit und Gelegenheit unter Cavalieren finden, ſich auf ſeinen Beruf zu beſinnen, auf den Beruf eines freien Edelmannes, welcher ja doch nur irrthümlich Pfaffenknecht geworden ſein könne.

Warum ſollte er ſich auch nicht zureden laſſen?! Bequemer war's doch, als wenn er die Entbehrung und Gefahr eines ernſtlich Gefangenen hätte beſtehen ſollen! Der gezwungene Uebergang vom Jeſuiten zum Ritter war ihm ja auch eigentlich ganz angemeſſen. Die Liebesleidenſchaft in ihm konnte ſich's kaum günſtiger wünſchen. Siegten die Ketzer — ſo nannte er ſie noch unwillkürlich — nun, ſo konnte er in der aufgezwungenen Laufbahn weiterſchreiten; ein Gelübde hatte er noch nicht abgelegt, es ſtand alſo dann nichts Weſentliches im Wege, daß er — —

Dennoch arbeitete die diplomatiſche Erziehung in ihm auf eigene Hand. Der Stephansthurm, den er da roth umſäumt von der Abendgluth vor ſich erblickte, mahnte ihn an die Kirche darunter, und hinter der Kirche ſah er den häßlichen „Provincial" ſtehen mit ſeiner plebejiſchen Rauhheit. Eine Beſchwichtigung für dieſen Cerberus — meinte die diplomatiſche Gedankenwelt in ihm — wäre doch ſehr wünſchenswerth! So nahe an der Stadt und in ſo kritiſchem Augenblicke, wäre ein Lebenszeichen, das er hineinfördern könnte, doch nicht ohne Werth, wenn es nur mit irgend einer Nachricht von Bedeutung verbunden und beſchwert ſein könnte! Aber dazu ließ man ihn nicht kommen. Er erfuhr nicht mehr als Jedermann im Heere; von Berathungen war er natürlich ausgeſchloſſen. Er gab ſich darum auch jetzt allmälig wieder den Bildern ſeiner Phantaſie hin, welche das ſchöne Mädchen vor ſeine Sinne zauberte, das ſchöne Mädchen, welches ihn einſame Stellen ſuchen ließ — was war das?

Er hörte heftige Stimmen, und ſie näherten ſich ſeinem Platze.

Jörger und Thonradl waren es. Sie gingen an der Baumreihe hin und her, und ſtritten ſich zornig. Jörger warf dem Thonradl in öſterreichiſch-patriotiſcher Entrüſtung vor, daß es allerdings Felonie ſei, den Lehensherrn auf ſolche Weiſe zu verrathen, den Fremden die Landeshauptſtadt durch heimliches Oeffnen der Thore zu überliefern.

— Blos eines, Gevatter, blos das Stubenthor, zur Feier der Frohnleichnamsoctave! Mit dem Rothenthurm iſt's ja nicht Ernſt — entgegnete lachend Thonradl, und fuhr in dieſem Tone fort.

Sein Zorn war in Heiterkeit und Spott übergeſprungen, als er gefunden hatte, daß Jörger ohne Logik ſchalt. Widerſtand wollte er ja auch leiſten, der proteſtantiſche Jörger, nur die Art und der Grad waren ihm mißfällig. Er wollte ins Waſſer gehen, ohne ſich naß zu machen!

— Dummes Zeug! höhnte Thonradl und zählte dann alle Folgen auf, wenn das Oeffnen des Thores gelungen, die Stadt erobert wäre. Du ſollſt es aber auch offen und ehrlich haben — ſchloß er — da Du das ſo nöthig brauchſt. Ja, das ſollſt Du! An demſelben Tage, an welchem vom Prater her und vom Stubenthor her das Loch aufgeſprengt werden ſoll, reiten wir unſer Zwanzig in die Stadt hinein als Parlamentäre, und ſteigen in die Burg hinauf zum Ferdinand ſelbſt, und Du, Jörger, ſollſt dabei ſein, Gott ſtraf' mich, wenn Du nicht ausgeſtoßen werden willſt aus der Landſchaft mit Schimpf und Schande. Denn ganz offen und ſonnenklar wollen wir dem Ferdinand in einer Schrift vorlegen, was wir wollen, und das ſoll er unterſchreiben. Iſt das nicht grad' und ehrlich, he? Und nun beſinn' Dich, ob Du Dich ausſchließen kannſt und willſt. Morgen Früh hol' ich mir Deine Antwort.

Fort ging er.

Langſam folgte ihm Jörger. Für ein offenes Hintreten vor den Landesherrn hatte er ſelbſt immer geſprochen. Und jetzt ſollte es in ſo furchtbarer Weiſe geſchehen! Und wie konnte er ſich jetzt noch ausſchließen?!

Norbert hatte nicht Alles gehört, denn die Streitenden waren hin und her gegangen. Aber Thonradl hatte geſchrieen, und die Frohnleichnamsoctave, Prater, Stubenthor waren für Norbert ganz verſtändlich geweſen. Dieſe Nachricht konnte die Beſchwichtigung ſein, welche er für den Provincial wünſchte.

— Auf! flüſterte er, als auch Jörger im Schloſſe verſchwunden und Dunkelheit hereingebrochen war. Auf, das lohnt der Mühe!

Zu der cavaliermäßigen Behandlung, welche man ihm hatte angedeihen laſſen, gehörte es auch, daß ihm einer der mitgefangenen Guardiſten als Diener belaſſen worden war. Den wollte Norbert jetzt benützen. Er ſelbſt hätte vielleicht nicht entweichen können, als kenntliche Perſönlichkeit — er wußte es nicht, und hatte es auch bisher nicht beabſichtigt — aber ein geſchmeidiger Burſche konnte ſchon durch die Vorpoſten ſchlüpfen.

Cavaliere kamen und gingen ja mit ihrem Gefolge fortwährend ab und zu; es war ein ungeordnetes Revolutionsweſen, und der Wiener Guardiſt kannte ſo nahe bei der Stadt jeden Weg und Steg. — Er war auch bereit. Der Auftrag war ſo wichtig, daß er ihm nützen mußte. Der Sicherheit wegen ſollte er ihn mündlich überbringen, und dem Herrn Provincial ſelber!

Während der Guardiſt die Abzeichen ſeiner Kleidung entfernte, und auf der Seite nach Rauchenwart hinauf aus dem Lager ſchlich, wo keine ſo ſcharfe Aufmerkſamkeit zu befürchten ſtand, als auf der Seite gegen Wien, rollte langſam von der Lobauinſel her jener Karren ins Lager, auf welchem die Petarde eingebracht wurde.

Der Führer des Karrens fragte nach dem Quartier des Feldhauptmanns, und wurde vor das Ebersdorfer Schloß geführt. Hier war nach Thurn's Befehle Alles vorbereitet zur Empfangnahme. Der Karren wurde in eine Scheuntenne gezogen, und der Herr von Starſchädel ward benachrichtigt, daß er am nächſten Morgen zu dieſer Scheune kommen und dem ihn dort erwartenden Manne das Geſchoß übergeben und die Anwendung desſelben erklären möge.

Es war die Zeit des Neumonds, und eine finſtere Nacht bedeckte die Erde. Der Himmel war bewölkt, die Luft ſtill und warm. Von Zeit zu Zeit tropfte ein wenig Regen hernieder.

Hans hatte ſich bei Budowa einquartiert und hatte zeitig ſein Lager geſucht. Selbſt Budowa war heute nicht redſelig geweſen. Die Entſcheidung rückte ſo nahe; Jedermann war ernſt und ſchweigſam. Hans war zudem ermüdet und fiel bald in feſten Schlaf. Auch ſeine Ahnungen ſchwiegen heute; er hatte nur flüchtig an Hernals und an die Förſterei oben auf dem Wiener Walde gedacht, will ſagen an Ludmilla und Vater Zdenko. Von des Letzteren Schickſale war nicht ein Hauch zu ihm gedrungen.

Um dieſe Zeit aber — es war gegen zehn Uhr des Abends — erfuhr drinnen in Wien Pater Dunſtan das unglückliche Schickſal ſeines Freundes Zdenko. Gerade für ihn war er in Penzing beſchäftigt geweſen: er hatte alle Vorbereitungen zur Ueberſiedelung nach Altenburg getroffen, hatte Wagen und Sänfte richten laſſen, und war erſt in ſpäter Abendſtunde durchs Schottenthor heimgekehrt, weil er am verſchloſſenen Burgthore zurückgewieſen worden war.

Jetzt erſt fand er Tſchirill und Golling, welche den ganzen Tag auf ihn geharrt hatten beim Pförtner.

Er verhielt ſich regungslos bei der Kunde vom Ueberfalle der Förſterei, vom Brande derſelben, von der Wegführung des Grafen. Erſt als Tſchirill erzählte, daß der Graf in die Stadt gebracht worden ſei, erhob er raſch den Arm. Langſam ſank er auf die Schulter Tſchirills, langſam folgte die Frage:

— Weißt Du, in welches Haus?

— Ja, Pan!

— Kannſt Du mich hinführen trotz dunkler Nacht?

— Ja, Pan!

— So komm'!

Es war nicht ganz dunkel. In vielen Fenſtern waren Lichter aufgeſtellt nach obrigkeitlichem Befehl, damit das Zuſammenfahren von Material, das Ordnen und Einüben der Truppen auch während der Nachtzeit vor ſich gehen könne. Und Tſchirill mochte in mancher menſchlichen Fähigkeit vernachläſſigt ſein, in thieriſcher Fähigkeit war er ſtark ausgerüſtet. Er hätte den Weg auch im Dunkeln gefunden. Links — rechts! war eingegraben in ſeinem Sinn: links bis zum Ende der Renngaſſe, rechts geradeaus bis zum Jeſuitenhauſe. Ohne Schwanken brachte er den Pater Dunſtan vor dies Haus.

— Hier?!

— Hier.

Jetzt erſt zeigte ſich Dunſtan erſchüttert, und bedeckte mit beiden Händen ſeine Augen. So ſtand er lange ſtill; nur die zwei Worte: „Armer Zdenko!" rangen ſich aus ſeiner Bruſt.

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ging er langſam nach dem Schottenkloſter zurück. Tſchirill folgte betroffen. Er hatte wol erwartet, der ihm mächtig erſcheinende Herr Pater werde ſofort Einlaß begehren in das große Haus und den Herrn befreien.

Im Schottenkloſter angelangt, ſagte Pater Dunſtan zu Golling: er möge ſich ſchlafen legen mit Tſchirill. Vor Tagesanbruch werde man ihn wecken. Dann ſolle er hinaus und Botſchaft tragen. Zunächſt nach Hernals, um ſich zu verſichern, ob Junker Hans wirklich beim böhmiſchen Heere ſei; dann zu dieſem.

Alsdann ging Pater Dunſtan die große Stiege hinauf und trat in die Zelle des Abtes, von dem er wußte, daß er bis tief in die Nacht hinein zu leſen pflege.

Bei dieſem blieb er wol eine Stunde. Dann ging er auf ſeine Zelle und ſchrieb bis gegen Morgen. Als dieſer aufdämmerkte, erhob er ſich und ſtieg hinab zum Pförtner. Golling und Tſchirill hatten auch nicht geſchlafen, und waren ſeiner Befehle gewärtig.

— Golling, ſprach er langſam, laſſ' Tſchirill von Hernals hinaufführen zu den Deinen. Dort bleibt er, bis ich Zeit finde hinaufzukommen. Er bewacht die Brandtrümmer. Niemand ſoll ſie betreten. Du aber, Golling, gehſt von Hernals geraden Weges ins böhmiſche Heerlager. Bei Schwechat ſoll es ſein. Und Du erkundeſt dort den Junker Hans von Starſchädel, und übergiebſt ihm dieſes Schreiben. Verwahre es gut, und ſobald Du es abgegeben, kehre zurück zu den Deinen. Gott ſchütze Euch!

Tſchirill ging weinend mit Golling. Er wäre viel lieber in der Stadt geblieben, in der Nähe ſeines Herrn. Aber dem Herrn Pater Dunſtan gehorchte er.

Der Pförtner geleitete ſie zum Schottenthore hinüber für den Fall, daß es ſo früh am Tage noch geſchloſſen ſei. „Der Dienſt des Kloſters!“ ſollte er ſagen, damit es geöffnet werde. Es war aber geöffnet. Man ſuchte Nahrungsmittel ſo viel als möglich in die Stadt zu bringen.

Lichtgrau flog der Tag über den Himmel, als Golling und Tſchirill über die Wallgrabenbrücke vor dem Thore ins Freie hinausſchritten.

Länger wartete auch Tartſch nicht in Ebersdorf, der ſeinen Herrn wecken ſollte, wenn der Abgeſandte vom Grafen Thurn käme, um die Petarde in Empfang zu nehmen. Dieſer war ſo frühe da. Es war der Bart-Conrad, und er war nicht wenig erſtaunt, alte Bekannte zu finden in ſolcher Angelegenheit. Man hatte ihm nur geſagt: beim Herrn von Budowa wohne der Cavalier, welcher ihm Auskunft ertheilen werde.

Conrad war immer noch voll Mißtrauen gegen den Junker. Er konnte nicht vergeſſen, daß er ihn Arm in Arm mit dem „tollen Waldſtein" geſehen. Und jetzt war derſelbe Junker im Feldlager der Waldſtein'ſchen Feinde, und war eine Vertrauensperſon! Und desſelben Junkers ſogenannter Vater, der ſteinreiche Graf, war geſtern erſt von dieſen Böhmen überfallen und gewaltſam fortgeführt worden, wie Golling ja ſoeben berichtet hatte! War das eine Confuſion für den ſonſt ſo ſchlauen Conrad!

Er hörte deshalb zerſtreut zu, als Junker Hans in den Bauernhof heraustrat, und ihm die Eigenſchaft der Petarde und die Art auseinanderſetzte, wie ſie vermittelſt des Matrillbrettes angeheftet werden ſollte. Hans erkannte bald, daß Conrad keine klare Vorſtellung gewann. Er ließ ſich alſo von Tartſch ein Stück Kreide geben — es war unterdeß Tag geworden — und zeichnete Metallbecher und Zündloch, und Luntenfaden und Matrillbrett ans Hausthor, und erklärte Alles nochmals. Umſonſt! Bei genauer Nachfrage fand er, daß Conrad immer noch unſicher und ungenau war.

— Nun, da bleibt nichts übrig, ſagte Hans ärgerlich, als daß wir die Petarde wieder auspacken, und daß ich Euch Alles genau zeige und vormache am Inſtrument ſelber!

— Das wird wol's Beſte ſein! erwiderte Conrad, der einräumte, daß er heute „begriffsſtützig" ſei, und er ſchickte ſich an, mit dem Junker nach der Scheuntenne zu gehen, auf welcher der Karren mit der Petarde ſtand. Ich bin halt nicht ſo gefaßt, brummte er, wie der Herr Junker. Wenn man mir, ſo wie Euch, den Vater fortgeſchleppt hätte, und wär's auch nur den Pflegevater, ſo —

— Was?!

Und jetzt erfuhr Hans zum erſten Male das Unglück, ſo weit es Conrad wußte. Er gerieth außer ſich. Conrad mußte ſich feſt mit beiden Füßen einrammen, um nicht umgeworfen zu werden von dem Fragenden, der jede Einzelheit gleichſam aus ihm herausriß. Erſt als der Name „Raupowa" heraus war, ließ Hans los, um die Fauſt zu ballen.

— Raupowa?! ſchrie er. Wehe ihm! Böhmiſche Räuber ihr! Wo mag er hin ſein?! Wie kann ich ihn einholen?! Tartſch, die Pferde!

— Für den braucht der Herr Junker keine Pferde! Den hab' ich geſtern Abends hier ankommen ſehen mit ſeinen Gefangenen —

— Hier?! Und der Graf mit ihm?!

— Den hab' ich nicht geſehen. Es waren blos Reiter und Fußgänger. Gefangene Fußgänger. Aber das waren nur Kriegsknechte, der alte Graf war nicht d'runter. Der könnte wol auch nicht marſchiren.

— Führ' mich hin zu dem Schurken. Wo iſt er abgeſtiegen?

— Das weiß ich nicht! Wird wol auf dem Schloſſe ſein, der Special des Feldhauptmanns!

— Alſo aufs Schloß! ſchrie Hans, und ſtieß eine Hand von ſich, welche ihn am Arme hielt.

Es war die Hand Budowa's, welcher von den heftigen Reden herausgelockt worden war.

— Faſſung, Faſſung, Mäßigung, Hans! Was iſt's!

In drei Worten rief ihm Hans zu, was der nichtswürdige Raupowa gethan, und eilte nach dem Schloſſe.

Budowa folgte. Es ging langſamer, als Hans wünſchte. Das Heer hatte ſich ſchon in Bewegung geſetzt, und die Gaſſen des Dorfes waren angefüllt und verſtopft von den Geſchützen und Wagen und Reitern.

Conrad folgte natürlich ebenfalls. Das war was für ſeinen „Guſto“, und der Junker gefiel ihm zum erſten Male wieder. Das war doch ein blanker, ehrlicher Zorn!

Als ſie endlich bis zum Schloßhofe durchgedrungen waren, erfuhren ſie, daß der Feldhauptmann mit den vornehmſten Herren auf der andern Seite des Schloſſes unter den Ulmenbäumen im Garten ſein Frühſtück einnehme. Alſo um das Schloß hinum nach dem Garten!

Da ſaßen ſie im Schatten der breitäſtigen Bäume, wol zehn Herren.

Der Schatten war ſchon willkommen, denn die Morgenſonne war unverhüllt emporgeſtiegen, und ſendete bereits heiße Strahlen über das Dach des Schloſſes auf den runden Raum vor den Bäumen. Neben Thurn ſaß Loß, und neben Loß an der Ecke Wenzel Wilhelm von Raupowa, der eben geſucht wurde. Obwol mit dem Geſichte nach der Richtung ſitzend, in welcher Hans raſchen Schrittes herankam, ſah Raupowa dieſen doch nicht. Er war hungrig, und war ganz in ſein Frühmahl vertieft. Erſt als er dicht vor ſich rufen hörte: „Herr Wilhelm von Raupowa!“ blickte er auf.

— Herr Wilhelm von Raupowa! wiederholte Hans mit einer Stimme entſchloſſenen Ingrimms. Iſt es wahr, daß Ihr den verehrungswürdigen Greis, den Grafen Zdenko von Zierotin, bei nächtlicher Weile in ſeiner Wohnung räuberiſch überfallen, daß Ihr die Wohnung in Brand geſteckt und den hilfloſen Greis davongeſchleppt habt? Iſt das wahr?

— Was geht's Euch an, ob ich das oder jenes gethan?

— Ja oder Nein!

— Laßt mich in Ruh' —!

— Ja oder Nein!

— Oder ich weiſe Euch den Weg!

— Alſo Ja! So beginnt Ihr einen Krieg um religiöſe Freiheit! Den freiſinnigſten und frömmſten Mann, der tauſendmal mehr werth iſt, als Ihr alle zuſammen, überfallt Ihr, um ihn zu berauben —

— Deutſcher Junker —!

— Einen verehrungswürdigen Greis reißt Ihr in den Tod, denn die Lebenskraft ſeines hohen Alters hängt nur noch an einem Haar, blos um ſein Gold zu ſtehlen, das er einer guten Sache bereitwillig und mit vollen Händen hingegeben hätte — pfui über Euch! Schande und Schmach über Euch, die Ihr mit gemeinem Sinne die reinſten Fragen des Glaubens beſudelt —

— Da, unverſchämter deutſcher Lump! ſchrie Raupowa, indem er aufſprang, ſein Schwert aus der Scheide riß, und einen Hieb auf Hans von Starſchädel führte, der ihm den Kopf ſpalten mußte, wenn er ohne Gegenwehr blieb, ſo ſehr war er ausgeholt aus vollſter Kraft des Leibes und der Wuth.

Aber die Gegenwehr war blitzſchnell da. Hans war in Handhabung der Klinge aufgewachſen, die Klinge gehorchte ihm, wie ihm ſein Arm gehorchte. Sie war jetzt aus der Scheide raſch wie ein Gedanke, ſie parirte faſt ohne Handkorb den furchtbaren Hieb, ſo daß er abglitt und tief gegen den Erdboden hinabfuhr. Dadurch kam Raupowa aus dem Gleichgewichte, und war nicht im Stande, unmittelbar einen zweiten Streich folgen zu laſſen gegen den einen Schritt zur Seite ſpringenden Gegner. Im Gegentheil! Hanſens Angriff überraſchte nun ihn, ehe er wieder in voller Deckung war, und die Hiebe des Junkers fuhren zweimal, dreimal um Raupowa's Bruſt und Hut, daß die Fetzen vom Kleid und Filze flogen. Nur weil der Sprung zur Seite den Junker auch einige Spannen vom Gegner entfernt hatte, griffen ſie nicht tief genug.

Alle ſprangen auf am Tiſche und zogen ihre Schwerter, um die Streitenden zu trennen. Ehe das aber bewerkſtelligt werden konnte, war Raupowa zu neuem Streiche um jene fehlenden Spannen vorgedrungen, hatte von neuem gehauen, war wiederum parirt worden, und hatte nun in hinreichender Nähe den ihm zugedachten Circumflex — wie der zuſchauende Conrad den Blitzſtrahl nannte — dergeſtalt über das ganze Angeſicht erhalten, daß ſein Kopf unwillkürlich zurückfuhr, und das Blut ihm über Auge und Wange herunterfluthete.

Unter großem Geſchrei waren jetzt vier bis fünf Körper und Schwerter zwiſchen die Kämpfer gefahren, und hatten ſie auseinander gedrängt. Man überſchüttete Hans mit Vorwürfen, während Raupowa ins Schloß geführt wurde; aber der einmal ergrimmte Junker erzwang ſich durch eine jähe Kreisbewegung ſeiner Waffe freien Platz, und beharrte in ſeiner herausfordernden Stellung und Rede.

— Wo iſt Graf Zdenko von Zierotin — ſchloß er dieſe Rede — wo iſt er? Ihr wißt es ſo gut wie jener Raupowa! Euer Feldhauptmann, Graf Thurn da, iſt ein Vertrauter Raupowa's! Er hat ihn ſelbſt abgeſendet aus dem Lager vor Laa, während er von mir einen Dienſt heiſchte, welcher mit ziemlicher Sicherheit ſchmählichen Tod bringt. Er hat ihn nach ſeiner Rückkunft heute Nacht hier in Ebersdorf offenbar geſprochen, hat ſeinen Bericht entgegengenommen, er iſt Mitwiſſer; ich frage den Grafen Thurn: wo iſt Graf Zdenko von Zierotin?!

Ein allgemeines Stillſchweigen erfolgte. Man ſah, daß Loß und Budowa unter dieſer widerwärtigen Anſchuldigung litten. Loß unterdrückte ein leiſes „Pfui!" nicht. Budowa erhob unwillig die Hand gegen Thurn hin, welcher ſich am wenigſten eingemiſcht und ſich ſogar wieder geſetzt hatte, und als dieſe Handbewegung keine Folge weckte, da ſagte Budowa in ſcharfem Tone: Herr Feldhauptmann! Auch Unſereins erwartet eine Erklärung. Ich bin ganz in der Stille auch der Anſicht, daß ſolch ein Schritt gegen den edlen Zierotin, gegen ein zum Himmel ſchreiendes Opfer pfäffiſcher Verfolgung, eine recht curioſe Einleitung wäre zu unſerm Kriege gegen die Pfaffen. Es wäre nicht ohne Werth für unſere ganze Sache — denn ſolche Späße bleiben nicht geheim — wenn unſer Feldhauptmann darüber etwas Beruhigendes zu ſagen wüßte.

Neue Stille trat ein. Graf Thurn griff ſogar zu Meſſer und Gabel. Loß aber ſchrie ihm in einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke zu: Mathias?!

Da legte Thurn Meſſer und Gabel hin und ſagte mit unwilligem Tone: 's iſt ja Alles eitel Uebertreibung! der Zierotin Zdenko iſt von Päpſtlichen aus Wien überfallen worden, und ſie haben ihm das Haus überm Kopfe angezündet. Raupowa iſt dazu gekommen und hat den alten Knaben aus ihren Fäuſten gerettet. Geht hinüber zum Schafſtalle, da ſind die Gefangenen, welche Raupowa mitgebracht, die können's Euch erzählen.

— Wo iſt alſo Graf Zdenko? riefen einſtimmig Hans und Budowa.

— Was weiß ich! Die Päpſtlichen hatten ihn in einen Wagen geſteckt, und in dem Wagen iſt der Alte während des Tumultes davon gefahren. Raupowa weiß ſelbſt nicht wohin?!

Schweigend ſah man ſich an. War das richtig? die unerſchütterliche Ruhe Thurn's ſprach dafür.

— Der Golling, Junker, der Golling! unterbrach ein Ausruf Conrad's die Stille.

Golling kam ſchweißtriefend auf den Junker zu. Frau Amalie hatte ihm ein Pferd ſatteln laſſen. Reiten war nicht ſein Geſchäft, es hatte ihn angeſtrengt, da er im Sinne der gnädigen Frau nach Möglichkeit ſchnell geritten war. Er ließ ſich in ſeiner Erſchöpfung zunächſt auf keine Anrede ein, ſondern holte aus verborgener Hintertaſche das zuſammengefaltete Papier hervor und überreichte es dem Junker mit der halblauten Aeußerung: vom Herrn Pater Dunſtan.

Hans hatte kaum angefangen zu leſen, da ſtieß er einen Schrei aus, welcher Schmerz und Entſetzen in ſich ſchloß. Er konnte nicht ſogleich weiter leſen; ſein Auge ſtarrte ins Leere.

Budowa trat theilnahmsvoll zu ihm und nahm den Zettel aus der herabhängenden Hand Starſchädel's, und da dieſer nicht wehrte, ſo las er ihn mit leiſer Stimme, ſo daß nur Hans den Inhalt vernahm:

„Freund Zdenko iſt in den Händen der Jeſuiten. Im Jeſuitenhauſe zu Wien, bei der Univerſität, liegt er in Gefangenſchaft, und ſein Jugendfeind Methodius, jetzt Provincial im Jeſuitenorden, iſt ſein Kerkermeiſter. Ich werde thun, was irgend in meinen Kräften liegt, ihn zu befreien. Aber auch im glücklichen Falle braucht dies längere Zeit. Der arme Zdenko kann während deſſen vergehen. Nur wenn die Böhmen Wien erobern, kann ihm raſch geholfen werden. Dies zu Eurer Kenntniß. Sehen wir uns in dieſem Leben nicht wieder, dann gedenkt meiner Weiſung, die ich Euch oben auf dem Walde gegeben.“

— Was iſt denn? rief nun Loß und auch Thurn, der endlich aufſtand und näher trat.

Hans war in furchtbarer innerer Bewegung, das ſah man. Endlich deutete er pantomimiſch an, daß er nur zu Thurn, Loß und Budowa ſprechen wolle. Sie folgten ihm einige Schritte ſeitwärts unter die Bäume. Hier theilte er ihnen mit wiederkehrender Faſſung den Inhalt des Schreibens mit und ſetzte einfach hinzu: Ich liebe den alten Mann wie meinen Vater, und jetzt, Graf Thurn, übernehme ich, was ich vor einigen Tagen in der Gegend von Staats abgelehnt habe: ich gehe ſelbſt mit hinein nach Wien, um das Stubenthor zu ſprengen.

— Bravo! rief Thurn; bravo, Hans! riefen Loß und Budowa.

— Von übermorgen an laßt des Abends über die Wienbrücke nach dem Walle ſorgſam hinüberſchauen, dahin, wo die Seilerſtätte hinter dem Walle liegt. Dort im Hofe eines Hauſes, welches uns Evangeliſchen offen ſteht —

— In Wildling's Hauſe?

— Ich glaube, ja. Dort werde ich eine Rakete aufſteigen laſſen. Seht Ihr ſie, ſo beginnt den Sturm aufs Stubenthor. Ehe Ihr über die Brücke ſeid, ſoll die Petarde ſpringen. Lebt wohl!

— Hans! Prächtiger Junge, ich bitte Dir Alles ab, was ich Dir angethan, rief Loß, und umarmte herzlich den Junker — aber überleg' Dir's noch einmal, Du gehſt in den Rachen des Todes.

— Es iſt überlegt! erwiderte Hans und ging. Er ſchien keinen Eindruck zu haben von der rückkehrenden Güte Loßens, ſeine Seele war mit allen Organen nur dem erwählten Ziele zugewendet.

Budowa ging mit ihm. Conrad, Golling und Tartſch folgten. Budowa ſprach wie Loß in ihn hinein, einen ſo unzweifelhaft lebensgefährlichen Schritt nicht eilig zu faſſen.

— Nicht eilig? entgegnete Hans ruhig, und der arme Greis, ſtirbt wehevoll in jeder Minute! Was ſind wir denn werth, Budowa, wenn wir für die Ideale unſeres Geiſtes nicht einſtehen mögen ganz und gar? wenn wir für den Inhalt unſeres Herzens ein Opfer ſcheuen? Nichts ſind wir alsdann werth. Wir müſſen uns alsdann ſelbſt verachten. Was iſt ein Leben in Verachtung ſeiner ſelbſt! Der arme Greis hat mir ſein Herz geſchenkt, ein koſtbares Vaterherz, und ich liebe ihn wie ein Sohn. Es iſt nur natürlich und nichts Beſonderes, daß ich Alles daran ſetze, ihn aus den Martern ſeiner Todfeinde zu befreien. Er iſt nicht zu befreien, wenn Wien nicht erobert wird. Thurn aber erobert es nicht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehen. Ich weiß auch nicht, ob meine Beihilfe genügen wird, aber ich weiß, daß ich das einzig Mögliche verſuchen muß. Es iſt mir dies ein Bedürfniß. — Tartſch, die Pferde! Wir reiten nach Hernals. Conrad! den Karren hier auf der Scheuntenne beſpannen laſſen und mir ſogleich nach Hernals folgen. Ihr braucht keine weitere Inſtruction, ich ſelbſt übernehme die Ausführung —

— Ah! rief Conrad, dem der verdächtige Junker ſeit einer halben Stunde unbändig gefiel. — Um Gotteswillen nicht! ſchrie Tartſch.

— Du bleibſt in Hernals, Tartſch, ohne Widerrede! und wenn ich verloren gehe, ſo wende Dich an dieſen Herrn hier, an Herrn Wenzel von Budowa, er wird Dir bereitwillig ſein. Nicht?

— Natürlich.

— Wie ſteht es mit dem Mehlwagen, Conrad?

— Spath beſorgt ihn.

— Gut. Und nun vorwärts. Die Pferde, Tartſch! Wir müſſen noch bei Tage mit unſern Säcken am Schottenthore ſein, denn jetzt bei Anrückung des Belagerungsheeres in ſolcher Nähe werden ſie Abends das Thor nicht mehr öffnen. Habt Dank, Herr Budowa, für raſch geſchenkte Freundſchaft! Gelingt es, ſo ſehen wir uns bald wieder. Mißlingt es, ſo laßt Euch die Sorge um den Greis empfohlen ſein. Wer weiß, ob Ihr nicht bei etwaigen Unterhandlungen ſeinen Namen nennen, ſeine Auslieferung zu einer Bedingung machen könnt. Gott ſchütze Euch!

Budowa umarmte ihn liebevoll und verließ ihn nicht, bis er von dannen ſprengte.

Um nicht durch den Heereszug aufgehalten zu werden, ritt Hans bis nach der Himberger Straße hinüber, und erreichte in weitem Bogen das Thal der Wien hinter Gumpendorf. Noch vor der Mittagsſtunde war er in Hernals.

Der Ritt im warmen Sonnenſchein hatte ihn aufgeregt. Die entſchloſſene Ruhe war in drängende Haſt übergegangen, und er kümmerte ſich um nichts, als um die Vorbereitungen zu ſeinem Werke. Von den Einwohnern des Schloſſes war nur Spath für ihn vorhanden, der alle Hilfsmittel ſtellen ſollte. Auch einen bäueriſchen Anzug, der mit Mehl beſtreut wurde, und einen Stock für die Rakete. Auch die Werkzeuge zum glatten Abraſiren des Bartes; Tartſch hatte nichts für dieſen Zweck im Mantelſacke, und erwies ſich ſehr ungeſchickt in dieſer Operation: er ſchund und ſchnitt den Junker grauſam, und das pudernde Mehl war auch für das zerfleiſchte Geſicht willkommen.

Erſt als er ein fertiger Müllerknecht aus der Geſindeſtube hervorging, und Conrad mit dem Karren noch nicht angekommen war, dachte Hans daran, nach den Damen des Hauſes zu fragen. Er hätte es früher thun müſſen, wenn nur der kleinſte Gedanke von Eitelkeit jetzt in ihm Raum gehabt hätte, denn empfehlend ſah er nicht aus als Mühlknecht.

Er erfuhr, daß Frau Amalie oben ſei und Fräulein Ludmilla. Letzteres berührte wol ſein Herz, aber in ganz anderer Weiſe als bisher. Einen Blick auf ſie, einen Blick von ihr zu gewinnen, war Alles, was er im Drange ſeiner jetzigen Aufgabe wünſchen mochte. Keine Unterredung, keinen Austauſch von

Gedanken und Gefühlen! Er meinte nicht theilen zu können in der Hingebung. All ſeine Hingebung ſollte jetzt dem gepeinigten Pflegevater gehören. Vielleicht ahnte er auch ein ſtark egoiſtiſches Element in Ludmilla und fürchtete, dies könne ſeine opferluſtige Neigung für den Pflegevater bekritteln und beeinträchtigen wollen. Nur das nicht, nur jetzt nicht!

So ging er ſtracks zum Zimmer der Frau Amalie und klopfte an und trat ein. Sie erkannte ihn nicht ſogleich, und als er ihr mitgetheilt, was er vorhabe — ihr, aber nur *ihr* wollte er es mittheilen — da reichte ſie ihm die Hand. Eine Thräne zitterte in ihrem Auge.

Er bat ſie um Sorge für ſeinen Diener, wenn er lange oder — ganz ausbleiben ſollte.

— Natürlich, lieber Junker! Wir werden uns alle gegenſeitig brauchen, wenn die Einnahme Wiens nicht gelingt. Hernals wird alsdann dafür büßen müſſen, daß es ein Mittelpunkt der Ketzer geweſen, darauf bin ich gefaßt. Was übrigens Euch betrifft, ſo beauftragt nur einen unſcheinbaren Menſchen in Wien, daß er an Iſabella Harrach Nachricht bringt, wenn Euch ein Unglück begegnen ſollte. Sie kann durch ihren Vater unter allen Umſtänden eine Hilfe bieten. Und ſie wird. Geſtern noch war ſie eine Viertelſtunde hier. Das gute Geſchöpf leidet ebenfalls. Die Verbindung mit Waldſtein iſt keineswegs der Wunſch ihres Herzens, und ich habe ihr zum erſten Male geradezu gerathen, ihren Vater um Auflöſung des Verhältniſſes anzugehen. Das edle Mädchen antwortete kaum hörbar: Wie könnt' ich das, da mein Verlobter jetzt ein Bettler iſt! — Vergeßt ja nicht, Jemand mit Nachricht für ſie zu beauftragen! Sie nimmt herzlichen Antheil an Euch —

Da ging die Thür auf, und Ludmilla erſchien. Sie ſchien nichts zu wiſſen von der Ankunft des Junkers, und ſah jetzt ſein Antlitz nicht, da er abgewendet nach dem Hofe hinab blickte, ob denn Conrad noch immer nicht anlangte. Als er ſich herum wendete, ſchrie ſie überraſcht auf, und es war nicht der Ton angenehmer Ueberraſchung. Wie ſchaut Ihr aus! Wie garſtig! rief ſie.

Der in ihr vorgehende Gedankenproceß war für Hans recht ungünſtig. Sie hatte es ſchon übel vermerkt, daß er nach Laa geritten war, ohne ſie nochmals zu ſprechen, wenigſtens zu ſehen. Dann war die Zerſtreuung eingetreten durch den galanten Vetter Rudolph, der ſich erſt geſtern Abends ſo verbindlich bei ihr verabſchiedet hatte. In ihrer Liebe zu Hans war kein Wandel eingetreten, aber ihre Eitelkeit meinte doch, ärgerlich ſein zu dürfen. Und nun äußerte ſich der Aerger über das unvortheilhafte, widerwärtige Ausſehen des Geliebten, welcher ſie übrigens gar nicht hatte wiſſen laſſen, daß er im Schloſſe ſei. Sie fand ihn ja jetzt ganz zufällig! Dies Alles verſtimmte das immerhin eigenſinnige Geſchöpf. Und dabei richtete er kaum ein Wort an ſie, ſondern wendete ſeine Blicke immer wieder nach dem Fenſter — ah, und nun wollte er ſogar eiligſt fort, als ein Wagen in den Hof fuhr —!

Es war der Karren Conrads. Hans brach wirklich auf, und nachdem er der Frau Amalie die Hand gereicht, hielt er ſie auch ihr hin zum Abſchiede —

— So kurz und plötzlich? rief ſie, halb verletzt, halb erſchreckt — und ohne daß Ihr mir ſagt, was Ihr vorhabt in dieſer abſcheulichen Verkleidung?!

— Ich darf nichts davon ſagen, liebes Fräulein. Das Leben meines Pflegevaters ſteht auf dem Spiele, mein eigenes, und vielleicht das Gelingen des ganzen Krieges. Verkennt mich nicht! Meine Seele iſt in Aufruhr und nur einem Ziele zugewendet. Gedenket mein, wie ich Euer gedenken werde, und ſeid behütet von Gottes Gnade.

Hinaus war er, hinab; die Umladung der Petarde auf den bereitſtehenden Mehlwagen war ſein nächſtes Geſchäft. Hohl ſollte ſie liegen und doch wohl verdeckt. Der fahrende Knecht mußte unterrichtet werden, daß er am Thor zu ſagen habe im Fall der Anfrage: die Ladung komme von Kloſterneuburg; Conrad mußte in die Müllerſäcke geſteckt und eingepudert werden; deſſen Weib und Schwiegervater mußten in Spath's Wohnung zurück gehalten bleiben, damit nicht neue Nachfrage und Einſprache entſtehe. Hans war feſt geſammelt für ſeinen Zweck. Es geſchah Alles genau, und als er und Conrad auf die Mehlſäcke hinaufgeklettert waren, als der Mehlwagen nach dem Hofthore hinaus knarrte, da ſah er nicht mehr rückwärts. Er ſah nicht hinauf nach dem Fenſter der Frau Amalie, an welchem dieſe und Ludmilla ſtanden, er dachte nicht daran, daß die Geliebte tief beleidigt ſein könne durch ſeine Unaufmerkſamkeit und Schweigſamkeit.

Es ward kein Wort geſprochen auf dem Wagen, welcher ſich langſam fortbewegte. Die Mittagsſonne brannte heiß. Der Bart-Conrad, ſonſt ein ſo herausforderndes Schwatzmaul, war ſich diesmal doch auch bewußt, daß er in den Rachen einer Lebensgefahr hineingezogen werde. Dieſe verſteckte Pulvermaſchine unter den Säcken war ihm überhaupt unheimlich. Schon auf dem Karren von Ebersdorf herüber hatte er ihr mit Beſorgniß zugeſehen, wenn ſie ein wenig aufgerüttelt wurde von einem Steine des Feldweges, der den Wagen aufhüpfen machte. Sonſt war er doch wahrhaftig kein ängſtlicher Menſch! Aber er hatte etwas geerbt vom Weſen der Ritter, wenigſtens der Raubritter: Tapferkeit mit Fauſt und Gliedern, das war ſein Element bis zum Aeußerſten. Jedoch Tapferkeit im Stillhalten, Tapferkeit gegen geheimnißvolle Kräfte, die er nicht ſehen, nicht berechnen konnte, das war nicht ſein Geſchmack. Und er war wirklich nicht klug geworden aus der Beſchreibung, welche ihm Hans heute Morgen hatte angedeihen laſſen; deshalb ſchaute er jetzt mit doppelter Scheu auf die Stelle unter den Mehlſäcken, wo das „Ding" ſteckte. Mit einem Worte, es war ihm unheimlich zu Muthe, und er fand es albern, daß er nicht wenigſtens ſeiner Kathi und der kleinen Joſephe noch ein herzhaftes „Buſſerl" gegeben zum Abſchiede, wer weiß, ob — —!

Hans blickte mit heißem, trockenem Auge auf die Wälle der Stadt, welchen ſie näher und näher rückten. Endlich waren ſie auf der Wallgrabenbrücke des Schottenthores — da dröhnte ein dumpfer Schall durch die Luft und ein zweiter, ein dritter! Es waren die erſten Kanonenſchüſſe, welche von der Vorſtadt „Landſtraße“ auf die Feſtung Wien abgefeuert wurden. Sie wirkten wie jeder Anfang überraſchend und ſtark. Alles drängte ins Thor hinein, und auch der verſtärkte Wachtpoſten innen markirte den Eindruck, daß es nun ernſt und gefährlich würde. Der Kutſcher des Mehlwagens wurde nicht gefragt: woher? und wohin? Man rief ihm nur zu, daß er ſich beeilen müſſe, wenn er wieder heraus wolle, denn das Thor werde geſchloſſen werden, der „Böhm“ fange an zu ſchießen.

Jetzt wäre es Hans und Conrad wol vortheilhafter geweſen, wenn man ſie nicht eingelaſſen, ja ſelbſt wenn man ſie erkannt und feſtgenommen hätte! Jetzt aber ließ man ſie unbehindert ein, damit ſie bis über Hals und Lippen in den Strudel gerathen konnten!

Die Straßen der Stadt, bis jetzt voll und belebt von all Denen, welche ſich rüſten und mit Vorräthen verſehen mochten, ſie leerten ſich bei dieſen erſten Kanonenſchüſſen mit unglaublicher Schnelle und Geſchicklichkeit. Jedermann ſah im Davonlaufen ſcheu in die Höhe, ob eine Kugel gerade durch dieſe Gaſſe ſpaziert käme.

Der Wagen fand nicht das geringſte Hinderniß bis zur Seilerſtätte hinunter. Das Wildling'ſche Haus dort war ſein Ziel. Als er ſtill hielt, puffte eine Kanonenkugel an den oberſten Stock, prallte ab und fiel nahe am Wagen aufs Pflaſter.

— Na, das fehlte noch, daß die dummen Böhmen uns treffen, die wir —

— Still! rief Hans halblaut.

Das Einſchlagen der Kugel hatte Conrad von ſeiner unheimlichen Stimmung befreit und hatte Hans im Gegentheil einen traurigen Eindruck gemacht. Das Abprallen der Kugel war ein Zeichen von Kraftloſigkeit, und doch war die Seilerſtätte zunächſt dem Walle. Was konnte von ſo machtloſen Kugeln erwartet werden!

Uebrigens nützte dieſe Kugel den Ankommenden. Die Seilerſtatt wurde leer, wie eine gefegte Tenne, und das Abladen einiger Mehlſäcke, unter ihnen des Petardenſacks, wurde von Conrad und dem herbeigerufenen Jobſt ohne irgend eine Störung bewerkſtelligt. Das Haus ſchloß ſich, und der Wagen mit den übrigen Säcken bewegte ſich zu dem Bäcker, welcher dem Kutſcher im Voraus bezeichnet war.

Trotzdem war der Vorgang beobachtet worden und zog unmittelbare Folgen nach ſich.

Seit der Mittagsſtunde nämlich war ein Mann angeſtellt, die Seilerſtätte, und auf ihr beſonders das Wildling'ſche Haus, ſcharf im Auge zu behalten. Die Kanonenkugel hatte auch ihn in ein Hausthor gejagt, das Abladen einiger Mehlſäcke aber konnte er doch melden und er konnte hinzuſetzen: zwei Müllerknechte ſeien nicht mehr herausgekommen aus dem Wildlingſchen Hauſe; der Wagen ſei ohne ſie fortgefahren.

Die Seilerſtätte und das Wildling'ſche Haus waren ſchon nach der Odontius-Affaire durch Gangelberger als verdächtig an die Stadtguardia bezeichnet worden. Als nun Herr Tocke mit dem ledernen Sack voll von Papieren des Grafen Zdenko zum Herrn Provincial gekommen war, da hatte er nicht unterlaſſen, die Conrad'ſchen Worte von einer verrätheriſchen Oeffnung des Neuthores innerhalb der Stadt vermittelſt eines „ſtaubwerfenden“ Inſtrumentes getreulich zu überliefern. Der Begriff „Neuthor“ hatte zur Folge gehabt, daß man den „weißen Löwen“ im Salzgries in der Nähe des „neuen“ Thores unter geheime Aufſicht geſtellt hatte. Heute Vormittag aber war eine neue „Poſt“ eingelaufen. Es war der Bote Norberts vor dem Provincial erſchienen, und hatte die „Frohnleichnamsoctave“ und das „Stubenthor“ als Zeit und Ort eines Verraths innerhalb der Mauern genannt. In der Frohnleichnamsoctave — ſo heißen die acht Tage zwiſchen dem 30. Mai und 6. Juni —

befand man ſich ſchon, der Kalender zeigte den dritten Juni! Hier ſchien alſo die Gefahr ſehr nahe, und hier war das Wildling'ſche Haus der wahrſcheinliche Sitz derſelben. Deshalb der Aufpaſſer. Dieſer war beauftragt, jeden ungewöhnlichen Vorgang ſogleich im Wachthauſe neben dem Jacoberkloſter anzuzeigen, und dieſer Aufpaſſer kam denn jetzt mit der Meldung: daß die Knechte des Mehlwagens das Wildling'ſche Haus nicht mehr verlaſſen hätten. Von dort wurde es weiter gemeldet an die höhere Inſtanz, und binnen einer halben Stunde war ein Officier der Stadtguardia mit einem ganzen Dutzend ſeiner Leute unterwegs, das Wildling'ſche Haus von oben bis unten zu durchſuchen.

Deſſen war Wildling übrigens ſchon lange gewärtig und hatte ſich vorgeſehen. Das Hinterhaus war abgeſperrt und verſteckt wie eine Caſematte. Es enthielt jenes Kellergeſchoß, wo damals Odontius gepredigt, und die zwei Eingänge zu dieſem Kellergeſchoße waren kaum zu entdecken. Der eine war in Jobſtens Küche, der andere hinter einer dunklen Treppe des Vorderhauſes. Vor beiden Eingängen ſtanden hohe Kleiderſchränke, innerhalb deren drei Reihen von Kleidern hingen.

Durch den Schrank in Jobſtens Küche war Hans, Conrad und der Petardenſack durch den Betſaal ins Kellergeſchoß hinab gebracht worden, und ſie gingen dort ſogleich an die Auspackung der Petarde und des zu ihr gehörigen Materials.

Herr von Wildling, das magere, kahlhäuptige Männchen von etwa fünfzig Jahren, ſah neugierig zu, wie der metallene Kern allmälig herausgeſchält wurde, und ſchilderte dem Junker Hans, was er ihm für Menſchenkräfte zur Ausführung des Werkes ſtellen könne. Außer dem Raſchmacher Urban und dem Schuſter Pfeifer, welche beide zugegen waren, ſtünden noch zehn handfeſte Bürger zu Gebote, welche ſich beim Dunkelwerden einſtellen würden. Zum Theil ſchon früher — fuhr er fort — denn es iſt heute von oben befohlen worden, daß von neun Uhr an des Abends Niemand mehr auf der Straße erſcheinen darf.

— Das bildete mit uns, ſprach Hans, ein Contingent von etwa fünfzehn Mann. Graf Thurn hat mir aber damals in Staats erzählt, daß Ihr ihm in Taſſowicz eine Mannſchaft zugeſagt habt —

— Allerdings, von circa vierzig Mann. Einige zwanzig Arbeitsleute ſtehen uns noch bereit, Salzſchiffer, Ziegelſtreicher, Schuſter- und Schneidergeſellen. Die ſind gegen Abend immer in kleinen Weinſchänken vertheilt und zechen da auf meine Koſten —

— Auf Koſten des Fonds! ſchaltete Urban ein, der Raſchmacher.

— Des Fonds, ja, ſo lange er voll iſt. Kurz, dieſe Leute ſind unſer jeden Abend gewärtig, und die Buben Jobſtens holen ſie herbei binnen einer Viertelſtunde. Dort im Winkel lehnen, wie Ihr ſeht, Spieße für ſie in hinreichender Anzahl.

— Macht fünfunddreißig Mann — ohne Disciplin und Kriegskunde. — Können ſie heute Abend alle hier ſein, um durch mich im Nothwendigſten inſtruirt zu werden?

— Ja freilich!

— Wie ſtark war bis jetzt die Wache beſetzt neben dem Thor?

— Mit etwa zwanzig Mann.

— Das wird jetzt anders werden, ſeit die Beſchießung angefangen!

— Mag ſein! Aber wir haben auch noch eine ganz andere Hilfsquelle. Blanke Silbergulden — nicht blos aus dem Fond, wie Meiſter Urban glaubt — haben uns in den Compagnien der Feinde drei Zuträger erworben. Von denen erfahren wir täglich die Loſungsworte und was der Feind ſonſt vorhat. Das wird Euch als Commandanten ſehr zu Statten kommen. Ferner hab' ich drei Fäſſer ungriſchen Wein von der hitzigſten Sorte in den Keller ſchroten laſſen, die ſollen uns wie drei Pulverfäſſer dienen. Drüben neben dem Jacoberkloſter nämlich, dicht unterm Walle, iſt eins jener „Loſamentshäuſel“, welches die Kriegsleute beſonders gemüthlich finden. Dorthin abſentiren ſie ſich von der Thorwache äußerſt gern und in großer Schaar. Dorthin nun ſoll am entſcheidenden Abend ein Faß ums andere des hitzigen Ungriſchen gebracht werden wie von „oben“ kommend, um „Animo“ unter die Kriegsknechte zu bringen. Ich ſteh' dafür, daß binnen einer halben Stunde das Wachthaus leer und das Loſamentshäuſel voll iſt und wir freie Hand bekommen.

— Gut. Das nächſte Erforderniß iſt nun, daß ich das Thor recognoscire. Wer führt mich?!

— Jetzt am lichten Tage?

— Während der erſten Beſchießung, welcher Jedermann ausweicht, wird es am leichteſten ausführbar ſein — was iſt?

Der älteſte Bube Jobſtens fiel mehr als er lief die kleine Treppe herab und meldete angſtvoll, daß ein großer Trupp der Guardia Haus und Hof beſetze —

— Löſcht die Lichter aus! flüſterte Wildling nach kurzer Pauſe des Schreckens. — Jobſt und Deine Mutter ſollen ſich bereitwillig zeigen, alle Zimmer zu öffnen, und ſollen aufſchaun, daß nichts geſtohlen werde — ich ſei nicht daheim — ſei auf die Burg gegangen — ſpring!

Die nächſte Viertelſtunde war unangenehm in der finſtern Caſematte. Beſonders als durch die raſch gebildete Vorpoſtenkette die Nachricht kam: der Officier fände, daß ein breites Stück Mauer im Hofe nicht ſtimmen wolle zu den erſichtlichen Räumen, und daß der große Schrank hinter der Treppe im Hausflur aufgeſchloſſen werden müſſe —

Das gab eine ziemliche Pauſe. — Raſchmacher Urban ſagte leiſe: Finden ſie den Weg, dann ſtill vorn in die Ecken und alle herunterlaſſen! Alsdann erſt hinaus und die eiſerne Thür zugeſchlagen! Hier können ſie verhungern, kein Menſch hört was von ihnen!

Niemand erwiderte einen Laut. Das mochte für Zuſtimmung gelten.

Eine lange Pauſe des Stillſchweigens trat wieder ein. — Plötzlich hörte man ein halblautes Pfeifen von oben, welches den Anfang einer Volksmelodie modulirte —

— Es ſteht gut! flüſterte Wildling, das iſt der älteſte Bub, welcher das Sicherheitszeichen pfeift.

Endlich kam Jobſt ſelbſt. Die langen Gliedmaßen ſchlotterten ihm ſehr, aber er weinte jetzt nicht. Das that er nur bei Rührung, und Rührung war ihm jetzt ferne. Halb war er erſchrocken, halb war er ingrimmig. Sie hatten Alles durchſucht, auch den Mehlſack, der noch im Hausflur geſtanden. Sie müßten etwas wittern, denn ſie hätten von einer Pulvermaſchine geſprochen, welche im Mehlſacke ſtecken könne. Und da hätten die Spitzbuben den ganzen Mehlſack mitgenommen. Glücklicherweiſe ſei die „rothe Feder“ nicht dabei geweſen, ſonſt wär's nicht ſo kurz abgelaufen. Aber das Haus, habe der Officier geſagt, bliebe Tag und Nacht unter „Vigilanz“.

Dies war das Schlimmſte. Nun mußten die Buben fort und abbeſtellen für den Abend. Einige Tage mußte gewartet werden. Lange würde die „Vigilanz“ nicht aushalten, meinte Wildling. Sie brauchten ihre Leute nothwendiger, wenn der Böhm brav ſchieße.

Er hatte ganz Recht. Die Stimmung in der Stadt Wien und oben in der Burg war eine ſehr gedrückte und ängſtliche. Die Kanonenkugeln hatten einen ſtarken Eindruck gemacht, und was nach ſchlimmer war: Niemand wußte auf eine Hilfe hinzuweiſen. Im Gegentheile! es verbreitete ſich das Gerücht: der Lumpenburger Zierotin rücke mit einem zweiten Rebellenheer über Gänſerndorf herab und werde von der Waſſer- und Schottenſeite Wien zuſammenſchnüren und zuſammenſchießen! — Wer nur ſonſt Zutritt hatte und einen Ruhepunkt finden konnte zwiſchen den Kanonenſchüſſen, der ſchlich in die Burg, um alle nachtheiligen Gerüchte an den Mann zu bringen. Der Mann, welchem ſie alle zukommen ſollten, war natürlich der König. Er müßte doch Alles wiſſen, wenn er das Ganze retten ſollte! meinten ſie. Und mit dem Ganzen meinten ſie ſich.

König Ferdinands Lage war ſehr ſchwer. Sie wäre erdrückend für ihn geworden, wenn er nicht einen ſo ſtarken Glauben beſeſſen. Er glaubte feſt an das alleinige Recht ſeiner Kirche, und daß Gott ſie erretten und zum Siege führen werde, ja führen müſſe. Der Sache Gottes iſt ja doch ſtets der endliche Sieg! In ſolcher Sicherheit war ihm alle Noth nur ein Uebergang, nur eine Frage der Zeit. Daß er perſönlich in dieſer Noth des Ueberganges betroffen und im irdiſchen Sinne zerſchmettert werden könne, das verbarg er ſich nicht; denn er war bei aller Hingebung an die Kirche von nüchternem Verſtande. Er ſah es vor ſich, daß dieſer Donner und Regen von Kugeln mit ſeinem perſönlichen Untergange enden könne, und als die Nacht auf dieſen erſten Tag der Belagerung herabſank, da ſank auch er in die Knie und betete inbrünſtig um Stärke und Ausdauer.

Er that dies in ſeinem Schlafzimmer vor einem metallenen Crucifix und im Dunkeln; dem Diener, welcher brennende Kerzen brachte, hatte er fortgewinkt, und der Diener hatte gemeint, es ſolle der Feinde wegen das Licht in den Fenſtern vermieden werden. Denn die Zimmer des Königs gingen auf die Baſtei hinaus. Der König aber hatte es gethan, um volle Sammlung zu gewinnen für ſein Gebet.

Er gewann ſie auch. Die Welt der gläubigen Phantaſie war übermächtig in ihm; ſie öffnete ihm ſtets alle Pforten, alle Thore, ſie trug ihn durch die Lüfte und zeigte ihm die Himmel und deren Bewohner getreulich ſo, ganz ſo wie die Legenden ſeiner Kirche das Himmelreich ſchilderten und ausmalten — das Metall des Crucifixes ſteigerte den ihm innewohnenden Schimmer von Minute zu Minute feuriger, und bildete einen Sonnenrahmen zauberiſchen Lichtes, die Muſik der Engel kam näher und näher zu ſeinem Ohr, und er verſtand allmälig die Worte einer Stimme, welche lauteten: „Gott iſt mit Dir und wird Dir helfen!“

Sein Haupt ſank auf die Bruſt, er ſchien der Erde ganz entrückt zu ſein. Daß die Thür aufging und eine dunkle Geſtalt eintrat, wurde er nicht gewahr.

Wohl eine Viertelſtunde lang dauerte des Königs Gebet. Wer mag ſondern, was Hallucination ſei in eines gläubigen Menſchen Seele, was Kraft des höheren Gedankens? Alle Religionen adeln das Wort „Hallucination" mit dem Ausdrucke „Verzückung". Sie iſt die Brücke zum Wunder. Der Nüchterne wird ſie ſtets mit Mißtrauen anſehen, den Phantaſiereichen wird ſie ſtets beglücken.

Die dunkle Geſtalt an der Thür ſprach endlich mit leiſer Stimme: Amen!

Der König hob das Haupt, bekreuzigte ſich und ſtand auf. Er kannte die Amen ſprechende Stimme und ſagte nach kurzer Pauſe: Lieber Pater Bartholomäus, das Gebet hat mich tief erquickt. Ich ſah keinen Schutz bei Menſchen und flehte zu unſerm Herrn: „Chriſtus, Erlöſer des Menſchengeſchlechtes, Du weißt, daß ich Deine Ehre ſuche, nicht die meine! Iſt es Dein Wille, daß ich in dieſer Noth meinen Feinden unterliege, daß ich ihrem Spotte bloßgeſtellt und mit Schmach überſchüttet werde, ſo will ich dieſen bitt'ren Kelch trinken. Dein Wille geſchehe! Ich Unwürdiger bin zu Allem bereit". Und ſiehe! Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, ſo ward ich voll Hoffnung, das Kreuz dort leuchtete im Dunkeln wie eine aufgehende Sonne, alle Wolken verſchwanden, die Himmel öffneten ſich vor mir, und ich hörte deutlich die Worte: „Dein Glaube ruht auf Felſengrund; Gott iſt mit Dir und wird Dir helfen!"

— Amen! ſprach nochmals der greiſe Jeſuitenpater, ein milder, frommer Mann, und langſam ſetzte er hinzu: die Opfer, welche uns auferlegt werden, melden ſich ſchreiend. Soeben kommt vom Thurme die Nachricht, daß der Hof unſeres Ordens in Mauer, wo wir ſo gern verweilten, in Flammen ſteht —

— Oh!

— Die Röthe dort über den Gumpendorfer Weingärten — ſeht, ſeht wie ſie anſchwillt! ſie zeigt uns die Brandfackel, welche der Huſſit über uns ſchwingt. — Noch mehr! Unſer kluger Rath Eggenberg, deſſen wir jetzt ſo dringend bedürften, hat plötzlich ausgeſpannt.

— Wie?!

— Wir ſtanden bei einander drüben im kleinen Rathszimmer, welches über den Luſtgarten nach der Stadt hinüber ſchaut, da verſagt ihm der Fuß und er ſinkt zuſammen —

— Ein Anfall ſeiner Gicht?!

— Vielleicht. Er wurde ganz ohnmächtig, und ich hab' ihm ein Lager aufſchlagen laſſen im kleinen Rathszimmer ſelber und den jungen italieniſchen Arzt zu ihm geſendet, welcher mit dem ſpaniſchen Ambaſſador im Corridor wandelte. Euch das zu melden, königlicher Sohn, trat ich hier ein.

— Gehen wir hinüber!

Ferdinand liebte Eggenberg warm und treu. Von Jugend auf kannte er ihn, und die weltkluge, mäßige Weiſe Eggenberg's hatte ſich ihm ſtets bewährt in allen Rathſchlägen. Es wäre ein harter Verluſt geweſen, wenn er jetzt in höchſter Noth den kundigen Freund hätte entbehren ſollen.

Die Etiquette geſtattete es, in müßiger Stunde einen treuen Diener, einen Freund zu beſuchen am Krankenlager. Sie gingen hinüber.

Der ſpaniſche Ambaſſador, welchen ſie im Corridore begegneten — er ſchien die Burg für ſein Hauptquartier zu halten in ſo bedrängter Zeit — grüßte ſchweigend. Der kleine Mann mit dem gelben Angeſicht ſah bei der kärglichen Beleuchtung eines Pfeilerlämpchens faſt unheimlich aus mit ſeinen kleinen, dunklen Augen.

— Was ſagt Ihr zu unſerer Lage, Herr Ambaſſador? fragte der König in ſpaniſcher Sprache, indem er ſtehen blieb.

— Die Gefahr wird gerade ſo groß werden, wie ſie einem großen Charakter angemeſſen iſt. Eure Majeſtät wird dieſelbe immer noch um eines Kopfes Länge überragen und alſo keinen Schritt breit weichen, keine Spanne.

— Wie ſteht es um den armen Eggenberg?

— Beſſer! erwiderte der Marquis von Antona, und da der König fortgeſchritten während ſeiner letzten Frage, ſo war dies ein Zeichen, daß der Marquis folgen dürfe.

Doctor Blandini trat ihnen im kleinen Rathszimmer entgegen und berichtete, daß es ein acuter Gichtanfall ſei, welcher ſo raſch, wie er gekommen, vorübergehen werde. Auf den heftigſten Schmerz in allen Gliedern ſei der Kranke plötzlich in Schlummer geſunken. Wenn er aufwache, werde das fliegende Gift in die Füße gefahren und ein Podagra werde Ablagerung und Heilung werden.

— Er iſt ſchon aufgewacht und ſchaut hierher! ſprach leiſe Pater Bartholomäus.

Der König ſetzte ſich an Eggenberg's Lager und ſprach einige ermunternde Worte.

Eggenberg dankte mit matter Stimme, die ſich aber raſch kräftigte, als ihm der König erzählte, wie ihn das Gebet erhoben und geſtärkt habe zu voller Zuverſicht.

— Zuverſicht?! Ein nöthiges Wort für das, was kommen wird, Majeſtät! Die Nachrichten dieſes Nachmittags haben meine Krankheitsanfälle geweckt. — Die Verräther im Innern der Stadt bleiben unſern Nachforſchungen unerreichbar. Ja, ſie ſcheinen mit uns zu ſpielen, ein Zeichen unſerer Ohnmacht. Das neue Thor und das Stubenthor haben ſie an uns verrathen laſſen. Wahrſcheinlich abſichtlich verrathen laſſen, damit wir uns zerſplittern und damit ſie am Ende ein unbeachtetes drittes Thor den Feinden öffnen. Dies — Nummer — Eins!

— Schone Dich, Hans, und ſprich mit ſchwächerer Stimme!

— Nummer Zwei iſt eine Geſandtſchaft der Landſtände, welche Euch bevorſteht. Der — nichtkatholiſchen!

— Sie wollen herein?!

— Wir müſſen ſie hereinlaſſen, wenn wir klug ſind. Majeſtät, um Gotteswillen, hinhalten, nur hinhalten! den Stolz unterdrücken, auch den berechtigten! Nie und nirgend entſcheiden, oder gar herausfordern! Wir ſind über die Maßen ohnmächtig und auf Geduld angewieſen. Vierzehn Tage überſtehen iſt jetzt das Einmaleins unſerer Aufgabe. Eine ganz kleine lichte Stelle iſt mir heute von Budweis her gezeigt worden: Boucquoi denkt einen Schlag wagen zu können, wenn binnen acht Tagen die erwartete ungriſche Verſtärkung bis Caplitz durchdringt. Gelingt der Schlag, und iſt Wien bis dahin nicht genommen, ſo muß Thurn an den Rückzug denken. Alſo was auch Eurer Majeſtät zugemuthet werden mag in der nächſten Woche: hinhalten, nur hinhalten! Unter den hieſigen Landſtänden ſind immer noch einige, ich meine unter den nichtkatholiſchen —

— Unter den ketzeriſchen!

— Welche die Böhmen ungern ſehen, Jörger zum Beiſpiele —

— Der?! — Nicht doch!

— Dieſe Leute acht Tage lang ſchonen bringt uns Vortheil. Und es iſt mir heute eine Gelegenheit zugekommen. Ein Benedictiner von den Schotten hat mir ein Schreiben zugeſendet, eine Anklage — das Folgende flüſterte Eggenberg nur — des Jeſuitenprovincials!

— Was?!

— Ich beſchwöre Majeſtät, mein Flüſtern ohne Vorurtheil und geduldig anzuhören! Der Herr Provincial hat einen achtzigjährigen Greis, einen hochangeſehenen Cavalier zur Nachtzeit überfallen, ihm das Haus über dem Kopfe anzünden, ihn nach Wien hereinſchleppen und ins neue Jeſuitenhaus bringen laſſen. Dort ſchmachtet der Greis in Gefangenſchaft ſeines perſönlichen Jugendfeindes — dies ſoll der Provincial ſein! — und verdirbt wahrſcheinlich elendiglich —

— Sein Name?

— Ich bitte, leiſe, Majeſtät! der Ambaſſador —

— Sein Name?

— Zdenko von Zierotin.

— Ah! der berüchtigte Ketzer!

— Ja, aber ein Mann, der in Politicis keineswegs unſer Feind iſt! —

— In Politicis!

— Und der allgemeine Verehrung genießt unter den proteſtantiſchen Cavalieren. Wenn die Geſandtſchaft derſelben von dieſer Gefangennahme erfährt, ſo fällt Oel ins Feuer. Wenn ſie aber erfährt, daß Eure Majeſtät ſolche Handhabung weltlicher Macht von Seite des Ordens abweiſt —

— Eggenberg!

— So verliert ein Hauptvorwurf unſerer Gegner ſeine Kraft, und der Verkehr mit jener Geſandtſchaft wird leichter und geſchmeidiger.

— Herr Hans Ulrich von Eggenberg, wenn Ihr nicht krank wäret, ſo würde ich Euch daran erinnern, daß ich vor zwanzig Jahren Euren Vater in Graz nach der ſogenannten evangeliſchen Kirche wandeln geſehen, und daß Euer Jugendunterricht bedenklicher Natur geweſen iſt. — Leichter Mann! Wie kannſt Du inmitten des Kampfes für unſere Religion daran denken, die Vorſtreiter unſerer Religion zu verdächtigen und gar zu behelligen, damit uns ein Lächeln der Ketzer gewonnen werde! Du biſt krank, und man darf Dir die Verirrung nicht zurechnen. Schone Dich! Suche zu ſchlafen! — Doctor! Sorgt für unſern Kranken mit aller Aufmerkſamkeit! — Gute Nacht! —

Dergleichen Fragen waren ſo in voraus bei ihm beantwortet, daß ſie gar keiner Prüfung bedurften, und auch keine Nachwirkung äußerten.

König Ferdinand legte ſich in ruhiger Faſſung zum Schlummer, und ſein Schlaf war ihm treu bis gegen Sonnenaufgang, der ihn ſtets wieder wach zu finden pflegte.

Der ankleidende Diener hatte nichts Beſonderes mitzutheilen über die verfloſſene Nacht, ſchrie aber plötzlich auf, als er nach Beendigung ſeines Geſchäftes das Zimmer verlaſſen wollte —

— Was iſt?

Der Diener zeigte zum Fenſter. König Ferdinand wollte hingehen. — Um Chriſti willen nicht, Majeſtät! Hinweg, hinweg! — Aber der König war ein rüſtiger Jägersmann und gar nicht ſchreckhaft, noch weniger furchtſam. Er betrachtete ohne Zeichen von Aufregung, was den Diener ſo entſetzt hatte: im Strahl der Morgenſonne ſah eine während der Nacht errichtete Batterie von der Sanct-Ulrich-Höhe herüber auf die Burg, eine furchtbare Nähe. Lichtgrauer Rauch ſtieg plötzlich auf, ein weißes Leuchten verhüllend, und mit dem Krachen der Kanonen faſt gleichzeitig praſſelten, vom Dache der Burg Ziegelſteine und Mauergerölle. Der Diener hätte gern den König am Arme gefaßt und hinausgezogen, wenn es der Reſpect geſtattet hätte. Langſam ging nun aber der König ſelbſt. Kaum war er ins Vorzimmer getreten, ſo krachte und klirrte es in dem verlaſſenen Zimmer, eine Kanonenkugel war eingedrungen. —

Langſam ſchritt der König in den Corridor hinaus und winkte dem an allen Gliedern zitternden Diener zur Nachfolge. Vor den Zimmern, welche nach der Cillyburg hinüberſchauten, blieb er ſtehen und befahl, daß dieſe jetzt zu ſeinen Wohn- und Schlafgemächern eingerichtet werden ſollten. Er ſelbſt ſchritt zur Capelle, nachdem er Auftrag gegeben den Arſionalhauptmann Santhelier zu rufen und Reitpferde zu ſatteln.

Wirklich ſtieg er nach Verlauf einer Viertelſtunde im Schweizerhofe zu Pferde. Unter allgemeinem Erſtaunen ritt er mit dem alten Kriegsmann und ſeinem herkömmlichen Gefolge — er zeigte ſich nie öffentlich ohne ſtattliche Umgebung — mitten durch die Stadt, den Kohlenmarkt, die Bognergaſſe, den Hof entlang und durch den engen Heidenſchuß nach dem tiefen Graben hinab, mitten in heftiger Kanonade, welche die Straßen leer gemacht. Ueberall eilte man an die Fenſter und an die Hausthüren, und der ermuthigende Eindruck konnte nicht ausbleiben.

Am neuen Thore ſtieg er ab. Hier ſah ihn Urban, der Raſchmacher, welcher nach dem „weißen Löwen“ zum Frühtrunk gehen wollte. Er nämlich allein hatte ſich nicht zu dauernder Einſperrung verurtheilen laſſen in der Wildling'ſchen Caſematte. Er war dreiſt und verwegen, und verkehrte während des Tages in der Stadt. Abends ging er auf die Seilerſtätte, ging frech an den Aufſichtspiquets vorüber, welche die Straße bewachten, und trat frech ins Wildling'ſche Haus, um dort die Kunde ſeiner Tageserfahrungen auszubreiten und mit den Genoſſen zu erörtern, ob noch länger gewartet werden müſſe.

Er war nicht wenig erſtaunt, als er ſah, wie ſorgfältig der Erzherzog das neue Thor beſichtigte von allen Seiten. Es wurde ſogar geöffnet. Hier deckte ja der Canal, und ein Ueberfall bei Tage war nicht möglich.

Der König ſchickte ſein Gefolge und die Roſſe nach der Burg zurück. Was hatte er vor? Mit Santhelier allein ſtieg er auf die Baſtei hinauf, und ging auf der Baſtei nach dem rothen Thurme zu.

Urban hatte die Verwegenheit, folgen zu wollen. Vielleicht konnte er ein wichtiges Wort auffangen! Er wurde zurückgewieſen von den Wachen. — Nun eilte er quer durch die Stadt nach dem Stubenthore. Dort wird er wol herunterkommen, der Ferdinand! denn dort kommt er in die Schußlinie von der Landſtraße her. Hier auf der Waſſerſeite iſt's freilich nicht gefährlich!

Er hatte ganz richtig gerechnet. Kaum war er in der Nähe des Stubenthors, da ſtieg der König von der Biberbaſtei herunter, und beſichtigte das Stubenthor ebenſo genau wie vorher das Neuthor. Geöffnet aber wurde hier nicht, und als der König aus der Thorwölbung wieder heraustrat, da erſchnappte Urban wirklich eine Aeußerung, ſie lautete: „Hier wäre es gefährlicher, aber auch ſchwerer. Die Conſtruction ſcheint ſehr ſolid“.

Dieſe Worte ſprechend ſtieg der König rechts wiederum auf die Baſtei hinauf. Zu großem Erſtaunen Urbans. Denn hier kam er in den Bereich der feindlichen Kugeln. Die heftige Beſchießung hatte zwar ſeit einer Viertelſtunde nachgelaſſen, aber einzelne Schüſſe wurden doch immer noch abgebrannt. Es gelang dem Raſchmacher, bis auf die Höhe der Rampe nachzufolgen — man hielt ihn wol für einen gut Königlichen, welcher die Muthesprobe des fürſtlichen Herrn bewundern wolle — und von hier ſah er, daß die Erſcheinung des Königs lebhafte Bewegung unter den Kriegsleuten hervorrief, welche an den Schießſcharten angeſtellt waren. Jeder beeilte ſich, ſeine Wallbüchſe einzulegen und abzufeuern nach den Geſchützleuten drüben auf der Landſtraße.

Niedergeſchlagen ging Urban jetzt am hellen Tage ins Wildling'ſche Haus hinüber, um den Genoſſen in der Caſematte mitzutheilen, daß die Ausſichten ſehr düſter wären. Die Aeußerungen des Erzherzogs über das Stubenthor deuteten offenbar darauf hin, daß man eines Anſchlags auf dasſelbe gewärtig ſei, daß die Petardenlegung alſo auf vorbereiteten Widerſtand ſtoßen werde. —

Hans litt bitterlich unter dieſer länger und länger dauernden Verzögerung. Der Aufenthalt in dem Kellergeſchoße war an ſich unangenehm genug, und nur wenn die Hausthür verſchloſſen und von Jobſt bewacht war, konnte man in den kleinen Hof hinauf, um Luft zu ſchöpfen. Dazu die Geſellſchaft Conrads und des ſtier drein ſchauenden fanatiſchen Schuſters Pfeifer Stunde um Stunde, denn Wildling ſelbſt hatte ſich doch wieder in ſeine Wohnung hinauf gewagt. Endlich der Mangel an Beſchäftigung! die Rakete war längſt fertig, der Luntenfaden ebenfalls, und Matrillbrett wie Petarde war den Genoſſen bereits ſo vielfach erklärt, daß ſie alle ſchon damit umzugehen wußten wie mit Meſſer und Gabel. Stundenlang lag der arme Junker in brütender Pein auf ſeinem Strohſacke und vertiefte ſich in die Leiden Zdenkos, welche die Phantaſie ausmalte, und zu deren Beendigung er noch immer nichts unternehmen konnte!

So vergingen noch zwei Tage und Nächte. Da ſtieg des Morgens — es war der ſiebente Juni — Wildling mit friſchem Zuruf in die Caſematte herab. Nun können wir anfangen! rief er aus.

— Wie?! Ah! entgegnete man.

— Die Piquets ſind abgezogen, und unſere Vertrauten in den Compagnien haben nun erfahren, wie die ganze Wirthſchaft zuſammenhängt. Der Feind hat Wind gehabt von unſerm Unternehmen auf ein Thor. Aber nur Wind! In der Frohnleichnamsoctave würde es geſchehen! hat ſein Wind geblaſen. Geſtern iſt die Octave abgelaufen, und heute fühlt er ſich ſicher, und glaubt nicht mehr an die Nachricht. Alſo, nun können wir ans Werk geh'n!

Das geſchah denn. Man glaubte eben den Feind ſo ungeduldig, als man ſelber war! — Noch am ſelbigen Tage wurden gegen Abend die zehn Bürger eingeführt in Wildling's Haus und Caſematte, um einexercirt zu werden, und am folgenden Abende kamen gegen zwanzig gemeine Leute für denſelben Zweck. Die Tage waren als Junitage ſo lang, daß man nicht füglich mehr den Abend erwarten konnte, beſonders weil von neun Uhr an ſchon die Laternen nöthig waren; man wurde alſo mit Ab- und Zugehen dreiſter, und meinte genug gethan zu haben, wenn Niemand von der Seite des Jacoberkloſters kam und ging, neben welchem ein großes Wachtlocal, ſondern wenn Jedermann von oben, von der Annagaſſe her komme und gehe.

Nach dem dritten Exercitiumsabende erklärten Hans und deſſen Unterofficier Conrad, daß die Leute hinreichend geſchult wären, und daß am nächſten Tage bei einbrechender Dämmerung die Unternehmung ins Werk geſetzt werden ſolle.

Wildling ſeinerſeits hatte die richtigen Leute ausgeſucht für die Weinfäſſer, welche die „chriſtliche Ritterſchaft" geſchickt haben ſollte, kurz, es war Alles fertig, und nun unternahm Hans den erſten Ausgang zur Recognoſcirung. Nicht des Abends, wie er früher gewollt. Es war deutlich geworden, daß der Tag paſſender ſei für ſolchen Zweck. Die Aufmerkſamkeit der Wachen war am Tage geringer, und Hans gewann beim Tageslichte eine beſſere Ueberſicht. Der älteſte Bub Jobſtens allein ſollte ihn begleiten und führen.

Dieſer ſehnlichſt erwartete Tag brach denn an. Es war der elfte Juni. Der Himmel war mit einer leichten Wolkenſchicht bedeckt, und die Sonne kam nicht zum Vorſchein. Jobſtens Martin — ſo hieß der vierzehnjährige, ſehr gewandte Sprößling zu Ehren Doctor Luther's — führte den Junker nicht eher, als bis die Straßen belebt waren, aus dem Hauſe, und zwar nicht direct links nach dem Stubenthore, nein, nach der innern Stadt hinauf, um nicht ſogleich an der Jacoberwacht vorbei zu müſſen. Ganz wie es Abends geſchehen ſollte, führte er ihn: nach der Singerſtraße hinauf, durch die Grünangergaſſe hinüber in ein enges Gäßchen, das Strobelgaſſel genannt. Hier war ein kleines Wirthshaus mit dem Schilde „zum Strobelkopf“, in welchem evangeliſche Bürger ihre „Auflage“ hatten, wie Urban ſagte. Hier ſollte heute Abend ſich die ganze Mannſchaft zuſammenfinden, hierher ſollte unter Hanſens, Conrads und Pfeifer's Geleit heut Abend die Petarde ſammt Zubehör auf einem eiſenfeſten Handwägelchen gefahren werden. Das Handwägelchen, deſſen Räder mit Stroh umwickelt waren, wollte man hier in die Mitte nehmen, und ſchließlich ſollte der ganze Zug ſeinen Marſch die Wollzeil gerade hinab zum Stubenthor antreten.

Dieſen Weg hatte jetzt Junker Hans mit Martin gemacht, und trat aus dem Strobelgaſſel in die Wollzeil, die Hauptſtraße zum Stubenthore, hinaus. — Man hörte heute keine Kanonade, die Straßen füllten ſich alſo mit Menſchen, und aus allen Gruppen hörte man den Nothruf um Nahrungsmittel. Sie fingen dergeſtalt an zu mangeln, daß ein Pfund Fleiſch bereits einen Silbergulden koſtete. Auf dem Canal ſeien friſche Nahrungsmittel von Nußdorf her angekommen, hieß es plötzlich in einer ſolchen Gruppe, und das Neuthor werde gegen Mittag aufgemacht werden, damit man draußen kaufen könne. Gott ſei

Dank! — Hans hörte das, und meinte bei ſich, die Oeffnung des Neuthors bedeute wol für ſeine Sache, daß der Feind jeden Argwohn in Betreff der Thore aufgegeben habe.

Ungehindert kam er in die Nähe des Stubenthors; unſcheinbar ſchaute er ſich um, unſcheinbar horchte er auf alle halblauten Erklärungen Martins. Ins Thor hinein konnte er freilich nicht, und die Pforten desſelben konnte er nicht ſehen, da zwiſchen ihnen und ſeinen Augen die Biegung des Gewölbes lag. „Gängen mer! gängen mer!“ rief plötzlich Martin und zupfte den Junker. — Was iſt? — „Die rothe Feder kommt von der Baſtei abi!“

Sie eilten zurück in der Wollzeil hinauf. Die erſte Quergaſſe links und rechts war die Riemerſtraße, welche damals auf beiden Seiten der Wollzeil war; ſie führte links von ihnen zum Jacoberkloſter und weiterhin zur Seilerſtätte. Dies dem Junker ſagend, wollte Martin links in ſie einbiegen. — Nein, Martin, entgegnete dieſer; ich will noch nicht heim. Gehen wir rechts hinüber; es folgt uns Niemand.

Da er nun endlich im Freien war, glaubte er dem Bedürfniſſe ſeines Herzens folgen zu können. Er wollte das Haus ſehen, wo ſein Vater Zdenko gefangen lag, und er wollte ins Schottenkloſter zu Pater Dunſtan. In ſeinem Mülleranzuge hoffte er unentdeckt bleiben zu können.

Zunächſt alſo ſollte ihn Martin zum Jeſuitenhauſe führen. Das iſt weit, Herr, 's Jeſuitercolleg iſt am Hof. — Nein, Martin, bei der Univerſität ſoll's ſein! — Aha, das iſt das neuje — kommen's!

Sie waren an der Hinterſeite desſelben, und durch die Schulgaſſe führte ihn Martin nach der Vorderſeite. Hans ſtand nach einer Minute da, wo Tſchirill in der Nacht geſtanden! — das Herz krampfte ſich ihm zuſammen, unbeweglich blieb er ſtehen.

Herr Tocke kam eben die Stufen herab. Er hatte Audienz gehabt beim Provincial, und hatte ſich eine lange Naſe geholt wegen ſeines Neuthors, von deſſen Sprengung er vor acht Tagen berichtet. Trotz des Ablaufs der Octave war der Provincial feſt geblieben in Betreff des Stubenthors, und hatte ihm ſoeben aufgetragen, dies dem Medardo mitzutheilen, und demgemäß Verhaltungsbefehle an dieſen.

Er ging dicht an Hans vorüber, als dieſer juſt die Hand von den Augen zog, welche er ſich in ſchmerzlichem Weh bedeckt hatte. Das feine Geſicht des Müllerknechtes fiel ihm auf — er hatte einmal draußen in Hernals beim Candidaten Götzinger den ſächſiſchen Junker vorübergehen ſehen — er hielt im Gehen inne, und ſah zurück nach dem Müller. Martin bemerkte das, und flüſterte dem Junker zu, daß er verdächtig „ang'ſchaut“ werde, und daß er ihm nach links hin folgen möge, ohne ſich ſelber „umz'ſchaun“, damit er dem „blauen Hupfer“ nicht ſein Geſicht noch einmal zeige.

Hans gehorchte mechaniſch. Herr Tocke folgte ihnen. Martin bemerkte das, und ſchritt aus. Das Gaſſengewinde war da eng und verworren nach dem Heiligenkreuzerhof hinüber, den Martin gewinnen wollte — und er gewann ihn auch, da Herr Tocke in ſeiner Eigenſchaft als neutraler Kunſtfreund keine offene Verfolgung anſtellen mochte.

Durch die Kölnerhofgaſſe bis in den alten Fleiſchmarkt hatte er Hans glücklich bugſirt, und machte nun erſt die praktiſche Bemerkung, ob es nicht beſſer ſei, ſie drückten ſich nach Hauſe, da der Herr „Ritter“ doch erkannt zu werden ſchiene. Hans beſtand aber darauf, ins Schottenkloſter geführt zu werden. Martin gehorchte.

Ohne weiteren Unfall kamen ſie hin, erhielten aber vom Pförtner den traurigen Beſcheid: Pater Dunſtan ſei ausgegangen, und wann er wiederkehre, das wiſſe Niemand.

Nun beſtand Martin ſeinerſeits mit einer an dem Knaben befremdlichen Feſtigkeit darauf, den Junker heim zu führen. Die Feſtigkeit rührte von dem Dienſte her, in welchem der kleine Burſch eingewöhnt war als geheimer Botenlaufer der ſogenannten

Loge. Er habe für heute Abend, ſagte er, ſo viel Beſtellungen auszurichten, daß er den Herrn „Ritter" verlaſſen müßte, und das dürfe er doch nicht wegen des „Vatters"!

Hans fügte ſich. Er erkannte die Harrach'ſchen Häuſer, an welchen er jetzt vorüberging, und meinte, Iſabella oben am Fenſter ſtehen zu ſehen — wahrhaftig, ſie war es! ſie ſah auf ihn herab; ernſt und ſchwermüthig war ihr Blick, welcher an dem Müllerknechte nicht haften blieb, da ſie nicht ahnen konnte, wen dieſe ſtaubige Hülle barg.

Sie ſah auf die Menſchenmaſſen, welche in ungewöhnlicher Zahl und Haſt nach dem tiefen Graben hin drängten.

Dieſe Bewegung ging durch die ganze Stadt, und erleichterte Hans und Martin die unbemerkte Rückkehr. — Sie galt dem offenen Neuthor. Nicht blos der Nahrungsmittel wegen, nein! die Cavaliere kämen dort herein, hieß es, und die Belagerung werde nun ein Ende nehmen. Der König werde mit ihnen unterhandeln, und es werde ein Ausgleich zu Stande kommen.

Die parlamentariſche Geſandtſchaft Thonradl's, wie er ſie genannt hatte, war gemeint. Sie kam von Hernals, wohin Thonradl das Rendezvous beſtimmt hatte zu ſchmerzlichem Aerger Jörger's. Sie ſollte außen am Schottenthor vorüber den Wallgraben entlang zur Brücke am Neuthor reiten, und von da zur Burg hinaufziehen. Die Oeffnung des Schottenthors war ihr verweigert worden von Eggenberg, der übrigens entgegenkommend und höflich mit ihr parlamentirt hatte.

Die Bevölkerung Wiens hat von jeher für beſonders neugierig gegolten, und dieſe Eigenſchaft verleugnete ſie denn auch bei dieſer Gelegenheit nicht. Sie ſtrömte von allen Seiten nach dem neuen Thore, und Herr wie Frau Riedl fanden, daß dies eine billige Entſchädigung ſei für die Entbehrungen der Stadt Wien und des „weißen Löwen" während der Belagerung. An Wein fehlte es dem „Löwen" noch nicht für alle die durſtigen Seelen, welche außen am Salzgries Station gemacht hatten wegen Ueberfülle des innern Löwen-Locals. Er ſchmeckt draußen faſt noch beſſer bei der warmen Witterung, der „Heurige!“ ſagte Frau Riedel zu jeder Gruppe, der ſie Labung zutrug, auch zu Herrn Tocke und Signor Medardo, welche ſich in einem Hausflure niedergelaſſen hatten.

Das Herz führte ſie nicht zuſammen, aber das Geſchäft. Beide hatten, was das Herz betraf, einen Zahn aufeinander. Herr Tocke auf Medardo, weil dieſer mit Brémont den „krausköpfigen“ Diener hatte durchſchlüpfen laſſen. Denn er wußte, daß ſeine Wirthsfrau den Krauskopf am Lugeck hatte herumtrödeln ſehen, als ſie zum Einkauf nach dem Markte gegangen. Der Tölpel hatte ſie angeſprochen, hatte nach den „Schotten“ gefragt, und gerade um dieſe Zeit hätte Medardo und Brémont in dieſer Gegend ſein können! — Medardo ſeinerſeits war tückiſch auf Herrn Tocke wegen des albernen Verſuches, ihm den „Krauskopf“ und die Einbringung des Grafen zu verſchweigen, und als er das hellblaue Männchen hier vor dem „Löwen“ ſitzend gefunden, da war er vertraulich zu ihm getreten und hatte Anſtalt gemacht, ſich neben ihm niederzulaſſen. Er wußte, daß es Herrn Tocke äußerſt unangenehm war, mit einem notoriſchen „Officianten“ vertraut geſehen zu werden. Herr Tocke war deshalb in ein Haus geflüchtet, und Reſi hatte den Stammgäſten Seſſel nachgetragen. Hier mußte ſich Herr Tocke ergeben, und er ergab ſich. Er hatte auch viel auf dem Herzen. Von ihm rührte ja die Angabe des Neuthors her, und für die Richtigkeit dieſer Angabe ſammelte er Beweiſe. Er wußte recht gut, daß Medardo für die Verdächtigung des Stubenthors handelte, und da er den Auftrag des Provincials, das Stubenthor betreffend, doch ausrichten mußte, ſo gab er ſich das Anſehen höherer Nachgiebigkeit. Schließen wir Frieden über dieſen Punkt, ſagte er, damit nicht das Ganze unter unſerer Streitigkeit leide. Es leidet ſchon! — Und nun erzählte er, daß er einem Mühlknechte begegnet ſei, und in dieſem den ſächſiſchen Junker erkannt habe. — Medardo ſchrie auf. Es fiel ihm ein, daß er am Stubenthor ebenfalls, und der Beſchreibung nach nur wenige Minuten vorher, einen Mühlknecht geſehen, und daß ſich derſelbe nach der Univerſität hin eilig entfernt habe. Es iſt derſelbe! das Complot beſteht alſo doch! Und wo finden wir ihn? Am Stubenthor! das hat er recognoscirt.

— Fixe Idee! — entgegnete Tocke, ſich rechthaberiſch vergeſſend. — Warum wählen die Cavaliere das neue Thor zum Einzuge? Um hier Sorgloſigkeit zu erzeugen, ihre Leute in der Nähe einzulegen — —

— Sie kommen! ſie kommen! ſchrie man auf der Straße, und die Fluth wälzte ſich näher zum Neuthore. Medardo nahm dies zur Veranlaſſung, Herrn Tocke Ade zu ſagen; er miſchte ſich unter die Menge. Aber er hatte nun andere Dinge vor, als die Cavaliere anzuſchauen. Die Anweſenheit des ſächſiſchen Junkers war ihm ein Ereigniß von größter Wichtigkeit. Während der letzten Tage war es ihm nicht entgangen, daß in der Seilerſtatt wieder Verkehr entſtanden war, und er kam auf ſeinen alten Gedanken zurück, daß im Wildling'ſchen Hauſe doch ein Hauptquartier und daß die neuliche Hausſuchung eine Stümperarbeit geweſen ſei. Und heute gerade wagt ſich der Junker ans Licht und betrachtet das Stubenthor! Heute, da die Cavaliere durchs Neuthor einziehen? Das geht zuſammen! Heute ſoll der Schlag geſchehen, Diavolo!

Unter dieſem Schluſſe eilte er in die Stadt hinauf, um alle möglichen Gegenmaßregeln zu veranlaſſen.

Die Cavaliere waren übrigens trotz des allgemeinen Rufs: „Sie kommen!“ noch nicht gekommen, wie das zu gehen pflegt bei öffentlichen Erwartungen. Im Gegentheile war die zuſtrömende Menge auch noch anderswie enttäuſcht worden. Sie hatte gehofft, hinaus zu dürfen bis über die Brücke, bis aufs Glacis, um bei dieſer Gelegenheit einmal friſche Luft zu ſchöpfen. Aber der alte Santhelier erſchien mit Soldaten, und ließ das Volk nicht hinaus. Er ſah bärbeißiger aus als je, und die Ankunft der Cavaliere ſchien ihm gar nicht erwünſcht zu ſein. Denn als ihm von ſeinen Leuten gemeldet wurde, daß ſie nun wirklich kämen, da ritt er verdrießlich ſeitwärts hinauf auf die Baſtei, ihnen alſo geradezu aus dem Wege, und da oben ſchaute er wie eine Bildſäule ſtarr nach dem Canal hinauf, als wollte er den Leopoldsberg auswendig lernen. Den glänzenden Einzug unter ſich würdigte er keines Blicks.

Als dieſer Zug den breiten Raum zurückgelegt hatte von der Brücke draußen durch die lange Thorwölbung unter dem Walle, über den Platz neben dem unteren Arſenal, und nun endlich beim Thurme am Salzgries vor den Augen der Menge erſchien, da empſing ihn zunächſt tiefes Schweigen. Dann entſtand ein Geſchrei wie Begrüßung, und dazwiſchen hörte man klar und deutlich: „Stille! Stille!“ rufen.

In Summa: die Wiener wußten nicht recht, wie ſie ſich dieſem Einzug gegenüber verhalten ſollten. Die Cavaliere waren ja Ketzer, und von Ketzern wurde die Stadt belagert und ſo ſchwer geplagt! Aber es waren doch Cavaliere! Vor den mächtigen Herren, welche auch nach oben Charakter und Macht entwickelten, hatte man den eingewohnten Reſpect. Und die ſchönen Pferde, die ſtolzen Geſtalten, die reiche Dienerſchaft, und der ſtolze Thonradl auf dem großen Rappen, der populäre Herr aus Ebergaſſing, der grob war nach oben wie nach unten, und zum Theil deshalb populär — das Alles ging doch über die politiſchen Einſchränkungen hinweg, und die Wiener ſahen dem ſtattlichen Zuge am Ende ganz behaglich zu. Es waren ſechzehn Cavaliere, und jeder führte zwei bis drei berittene Diener mit, das gab alſo über ein halbes Hundert Reiter, welche jetzt in der Nachmittagsſtunde den tiefen Graben hinauf ritten nach der Burg.

Solche Epiſoden in Revolutionen üben immer einen Reiz auf die Menge. Die Logik ſpielt dabei gewöhnlich eine untergeordnete Rolle. Sie war auch hier ziemlich verworren. Man wollte von dem bedrängten Könige eine Unterſchrift erpreſſen, und doch waren die draußen lagernden Böhmen längſt der erfahrungsmäßigen Meinung: eine abgedrängte Unterſchrift bedeute nur ſo lange etwas, als der Drang dauert.

Einige der Cavaliere, welche eng zu Thonradl hielten, waren derſelben Meinung, und ihre Abſicht gegen König Ferdinand ging weiter; ihnen war die Unterſchrift nur Einleitung.

So verging jener Sommernachmittag Wiens am elften Juni in lähmender Spannung. Die Gegenſätze waren verſchoben, die Wünſche verwirrt, und die Mehrzahl wußte nicht, was eigentlich vorginge, wofür ſie Partei nehmen ſollte, während der König in der entſetzlichſten Lage war, und Alles auf dem Spiele ſtand für ihn — und für die Cavaliere. Für die letzteren, wenn ein entſchloſſener Kriegsoberſt eigenmächtig zu handeln wagte.

Am peinlichſten aber litt Eggenberg, welcher die Zuſammenkunft vermittelt hatte, denn gleich nach Ankunft der Cavaliere im Schweizerhofe zeigte ſich's deutlich, daß ſie mit anmaßender Dreiſtigkeit ſich geberdeten, daß ſie abſichtlich herausforderten und die Sitte des Hauſes mit Füßen traten. Wie ein Sturmwind waren ſie die Stiege hinaufgebrauſt.

Eggenberg lag noch an ſeiner Gicht krank darnieder in jenem Zimmer der Burg, wo ihn der König beſucht hatte, und an ſein Lager kam von Viertelſtunde zu Viertelſtunde Botſchaft, welchen Verlauf die Angelegenheit nähme. Zuerſt hieß es: Sie ſtimmen einen Ton an, als ob der König ihres Gleichen wäre. Der König verweiſt ihnen das, und in mäßigerem Tone wird ihm nun von einer Ausgleichungsſchrift geſprochen, welche er anhören, billigen und unterſchreiben möge. — Dann kam die Nachricht: der König hat der Vorleſung aufmerkſam zugehört, und dann ſo ruhig wie würdig erklärt, es ſeien Irrthümer in der Schrift, welche er widerlegen wolle. Thonradl hat heftig drein gerufen, man ſei nicht da, um zu diſputiren! Einige Gemäßigte haben ihn zurückgedrängt und eine Debatte mit dem Könige eröffnet, in welcher der König mit großer Kenntniß aller Einzelnheiten ſeine widerſprechende Anſicht aufrecht erhalten.

Dieſe Debatte wird immer lebhafter, und der König hat Mühe, ſeine abgeſonderte Stellung zu bewahren, indem die heftig Redenden von allen Seiten zudrängen und ihn umringen möchten. — In der nächſten Viertelſtunde ſtürzte ein Kämmerling zu Eggenberg: es ſei unverantwortlich, den König ſolchen Scenen auszuſetzen. Man habe ſoeben ihn und ſeine Genoſſen aus dem Zimmer gewieſen! Der König ſei allein mit den Rebellen; nur Harrach behaupte noch mühſam an der halbgeöffneten Thüre, die auf den Corridor führe, ſeinen Stand. Die Unterſchrift werde jetzt verlangt ohne Weiteres. Der König lehne ſchweigend ab durch eine Handbewegung, und erhalte ſich nur noch durch ſeine perſönliche Würde frei von Zudringlichkeit. Wer zu dieſer Zuſammenkunft gerathen, ſei ein Verräther der Krone!

Eggenberg verſuchte es, von ſeinem Lager aufzuſtehen, und befahl ſeinem Diener, ihn anzukleiden. Was war ihm körperlicher Schmerz gegen ſolche moraliſche Marter! Weniger als jeder Andere war er im Stande, den Vorwurf zu ertragen, als habe er die Würde des Monarchen leichtſinnig ausgeſetzt. Zu allen Zeiten pflegte der um den Hof ſich ſammelnde Adel Vorrechte zu beanſpruchen. Zu dieſen Vorrechten gehörte es, daß die älteſten Geſchlechter vorzugsweiſe berufen ſeien, den Monarchen zu berathen und zu leiten. Fiel dieſe Aufgabe einmal dem Sprößlinge eines jüngeren Geſchlechtes zu, oder gar einem Emporkömmlinge, welcher der erſte werden ſollte für ein notables Geſchlecht, dann wehe dieſem und jenem, wenn dem Monarchen etwas begegnete, was ſeiner Würde zu widerſprechen ſchien! Es wurde ſchonungsloſer beurtheilt, als wenn er dem Reiche eine Provinz verloren hätte. In ſolcher Lage war aber jetzt Eggenberg. Seine Familie war als Adelsgeſchlecht von jüngerem Datum. Noch vor zwei Jahrhunderten waren die Eggenberg Kaufleute geweſen in der Steiermark, und erſt Kaiſer Friedrich der Vierte hatte einen Eggenberg, welcher ſich dem Kaiſer durch Rath und That in ökonomiſchen Fragen werthvoll erwies, in den Stand des Reichsadels erhoben. Deshalb lag jetzt für Hans Ulrich von Eggenberg in jeder Meldung eines Kämmerlings der Vorwurf: warum vertraut man einem ſolchen Neulinge die Perſon des Monarchen! deshalb wollte er ſelbſt hinüber in die Verſammlung, auch wenn er darüber den gelähmten Körper zerbrechen ſollte. —

Die ſchmerzenden Glieder waren noch nicht ganz in die Kleider gezerrt, da kam auch ſchon mit erhöhter Wucht das letzte Gewicht über ihn: Harrach ſelbſt ſtürzte ins Zimmer.

— Um Gotteswillen, Eggenberg, ſchaff' Hilfe! die wildeſten Abſichten treten zu Tage! Ich habe ſoeben Thonradl zu ſeinem Anhange ſagen hören: „Nun hat's lange genug gedauert, machen wir ein Ende! In ein Kloſter mit ihm, und die Buben evangeliſch erzieh'n!“ Der einzige Jörger widerſetzt ſich ernſthaft und mit lobenswerther Tapferkeit. Er kann's nicht aufhalten; ſie haben offenbar eine Entführung vor. Die Thüren ſind beſetzt, an jeder ſtehen zwei Cavaliere, daß der König nicht hinaus kann, und ſchaffſt Du nicht binnen einer Viertelſtunde Kriegsleute herbei, ſo nehmen ſie den König in die Mitte, drängen ihn in den Hof hinab, heben ihn auf ein Roß, und führen ihn hinweg — das iſt Thonradl's Abſicht, es iſt mir ſonnenklar; ſchaffe Kriegsleute!

— Wo ſoll ich ſie hernehmen? — ſtöhnte Eggenberg — wenn ich ſie von den Wällen und Thoren holen laſſe, ſo ſtürmt der Feind an der entblößten Stelle! Hört Ihr nicht, wie die Kanonade immer ſtärker brüllt?!

— Ja wol, ſeit einer halben Stunde! dies iſt ſicherlich verabredet, um uns einzuſchüchtern —

— Schickt nach Santhelier ins Arſenal, ob er eine Compagnie herführen, und den Ausgang über die Brücke des Schweizerhofes beſetzen kann. Eilt, eilt hinab! rief Eggenberg einem Diener zu, welcher augenblicklich folgte. — Beſſer, wir ſchließen uns ein mit den Widerſachern und fechten ſelbſt mit ihnen — man ſoll alle Trabanten und Wachen zuſammenzieh'n!

— als daß wir ſie hinauslaſſen bis unter ein Thor. Dort würden ſie ſich feſtſetzen, die Anhänger in der Stadt würden ſich zu ihnen ſchlagen, die geheimen Vorbereitungen zur Sprengung eines Thores würden ins Werk geſetzt werden, und der Böhme dränge herein —

— Dem Könige zu Hilfe im Namen aller Heiligen! rief in ſpaniſcher Sprache eine Stimme herein vom Corridor, und der Mann, welchem die Stimme angehörte, trat in die Thür. Es war der ſpaniſche Geſandte; leiſe ſetzte er hinzu, indem er Eggenberg ganz nahe trat: Ihr ſeid ſchuld! Sie legen Hand an den königlichen Herrn!

— Hinüber alſo! ſagte Eggenberg, welchen ſein Diener kaum aufrecht hielt, ſo brachen die Schmerzen ihm die Spannkraft der Glieder. — Was führt Dich zurück?

Dieſe Worte galten dem Diener, welcher nach Santhelier geſchickt worden war. Er berichtete keuchend: die bewaffneten Diener der Cavaliere ließen unten Niemand hinaus.

— Hinüber! hinüber! ächzte Eggenberg und drängte hinaus. Harrach, der Marquis von Aytona und der Kämmerling gingen mit ihm. Was es helfen ſollte, wußte Keiner, aber man hatte das Bedürfniß, nur irgend etwas zu thun. Eggenberg mußte von ſeinem Diener faſt getragen werden, ſo ſehr verſagten ihm die Füße unter grimmigen Schmerzen. Dennoch gewann er die Faſſung, um dem Marquis zu rathen: er möge nicht mitgehen. Auf ihn, auf den ſpaniſchen Geſandten würde ſich der aufgeregte Zorn ſtürzen, ſein Leben komme in Gefahr. Er möge lieber von Trabanten und Wachen zuſammenholen in der Burg, was ſich auffinden laſſe, und ſie an der Stiege aufſtellen —

Der Marquis übernahm es. — Sie kamen an die Thür, hinter welcher die Scene ſpielte, welche das Schickſal Europas ändern konnte, wenn das verwegene Vorhaben Thonradl's gelang, wenn König Ferdinand entführt und aus den Mauern Wiens gebracht wurde.

Es war dieſelbe Thür, vor welcher der König vor acht Tagen geſtanden und die er bezeichnet hatte als ſeine neue Wohnung. Sie war nur angelehnt. Harrach war von hier gekommen, und ſtieß ſie jetzt wieder auf. Zurück! ſchrie man heraus. Es waren zwei Cavaliere, welche dort Wache hielten. Sie thaten indeß nichts weiter, und ließen den Flügel offen ſtehen, weil der Anblick Eggenberg's ſie befremdete. Er brach an der Schwelle zuſammen unter den Händen ſeines Dieners, und wurde bewußtlos.

Drinnen im großen Zimmer ſtellten ſich zwei Gruppen dar. Nahe an der Thür Jörger, der hochroth vor Erregung geſticulirte. Wie haltlos er im Innern ſeines Hauſes oft erſcheinen mochte, hier war er jetzt ſtraff und ganz und zum Widerſtande entſchloſſen gegen einen Gewaltſchritt. Nahe am Fenſter aber die Cavaliere, welche Thonradl folgten, und der König. Der König war erſichtlich vor ihrem Zudrange zurückgetreten, und ſtand auf einer Erhöhung, welche am Fußboden in der Fenſterbrüſtung angebracht war. Man ſah von der Thür aus, daß ſein ſonſt immer geröthetes Angeſicht blaß war und leiſe zuckte. Aber ſeine Haltung erſchien — obwol dieſe Marter ſchon ſtundenlang dauerte — immer noch würdevoll. — Das Aeußerſte ſtand jetzt bevor: Thonradl ſtreckte die Hand nach ihm aus und ergriff einen Knopf ſeines Wamſes. In der Gruppe ſchrie jeder, aber durch das Geſchrei hindurch hörte man doch verſtändlich die brutale Stimme Thonradl's: ihre Geduld ſei erſchöpft und Nandl müſſe ſich fügen!

Da wendete jählings der König ſein Haupt nach dem Fenſter, und Thonradl ließ den Knopf fahren, eine Todtenſtille trat ein — man hörte ſchmetternde Trompeten.

Harrach ſprang ins Zimmer — der bewußtloſe Eggenberg war weggetragen worden — und eilte an das Fenſter, welches noch frei war. Denn an dem einen ſtand der König, ans zweite waren Cavaliere geeilt, durch das dritte ſah Harrach mit Entzücken, was ſich da unten — dem jetzigen inneren Burgplatze —

ereignete: der alte Santhelier ſprengte im Galopp, ſeinen Degen hoch ſchwingend, von der Seite des Kohlenmarktes daher, und hinter ihm ein Zug Geharniſchter nach dem anderen, „in völligem Spornſtreich, mit aufgezogenen Röhren und zum Angriff gehörigen armis“, wie die actenmäßige Beſchreibung ſagt. Halt! commandirte die Löwenſtimme des alten Kriegsmannes, und fertig zum Angriff ordnete ſich raſſelnd die blitzende Schaar, die von Minute zu Minute anwuchs, denn immer wieder ein neuer Zug ſprengte herzu, und ordnete ſich hinter den bereits aufgeſtellten.

Auf dieſe Hilfe hatte Santhelier oben von der Neuthorbaſtei harrend ausgeſchaut. Nach ihr hatte er damals, als Conrad an ihm vorbeiging und die Worte „Krems“ und „florentiniſch“ hörte, den Reitersmann abgeſendet. Der Großherzog von Toscana hatte vor zwei Monaten die Werbung eines Reiterregimentes im kölniſchen Lande beginnen laſſen, und von dieſem florentiniſchen Regimente hatte der Erzherzog Leopold, der Bruder Ferdinands, von Paſſau aus nach Krems ſenden laſſen, was fertig war in Rüſtung. Niemand hatte eigentlich dieſe Hilfe vorbedacht, Niemand hatte auf ſie rechnen können; das gute Glück Oeſterreichs — hier wie die Sonne durch eine Gewitterwand brechend — hatte dem alten Santhelier die Eingebung gebracht, eben auf gut Glück ſeine Boten nach Krems zu ſenden. Mehrere fertig gerüſtete Compagnien waren im letzten Augenblicke eingetroffen, waren nach ſeiner Anordung auf Tſchaiken geſetzt und die Donau herabgeführt worden. Vor einer halben Stunde waren ſie im Canale angekommen unten am Fiſcherthore, wo das Waſſer des Canals in den Wallgraben hinüber nach dem unteren Arſenale beim Neuthor mündete, und von hier hatte ſie Santhelier in donnerndem Galopp hinaufgeführt vor die Burg, desſelbigen Weges, welchen die Cavaliere an dieſem Nachmittage genommen hatten. Jetzt ſank der Abend nieder, und der alte Kriegsmann mit dieſen Reitern — Dampierre's Cüraſſiere genannt — entſchied mit ihnen das Schickſal des verhängnißvollen Tages

Denn jetzt war für Thonradl und Genoſſen keine Ausſicht mehr auf Erfolg, ſondern Ausſicht auf eigene Lebensgefahr. Der Spieß war umgekehrt. Wenn ſie zögerten, konnten ſie in der Burg gefangen ſein. Sie waren's ſchon.

Santhelier ſalutirte zu ſeinem Könige hinauf, und hielt ſein Schwert erhoben gleichſam wie ein Fragezeichen, ob er die Cavaliere feſthalten ſolle, welche in den Schweizerhof hinabgeeilt waren und auf ihre Pferde ſprangen. Der König, welcher das Fenſter geöffnet und mit der Hand gedankt hatte, verſtand wol auch das Fragezeichen, und hinter ihm beſchwor in fliegender ſpaniſcher Rede der Marquis von Aytona die „gerettete Majeſtät“ auf das Dringendſte, den Sieg nicht aus der Hand zu geben, und die Rebellen nicht fortzulaſſen — ein Wort des Königs hinab an Santhelier, ein Wink hätte genügt! — Der König aber machte ein Zeichen, daß man ſie ziehen laſſen ſolle.

Und während dieſes gefährlichen Augenblicks hatte der Raſchmacher Urban, der ſchon lang im Schweizerhofe bei den Dienern geweſen, die freche Geiſtesgegenwart, ſich an Thonradl zu drängen, als dieſer mühſam aufs Roß kletterte, und ihm zuzuflüſtern: der ſächſiſche Junker läßt Thurn vermelden, daß heut' Abend um Neun das Stubenthor geſprengt wird, heut'! — Wird beſtellt werden, wenn man uns hinaus läßt! grunzte Thonradl, und des Schlimmſten gewärtig, ritten die Cavaliere über die Zugbrücke an den Cüraſſieren entlang.

Es geſchah ihnen nichts, und bei der Biegung in die Herrengaſſe ſpornten ſie aufathmend ihre Pferde, nach dem Neuthore hinab, durchs Neuthor hinausſprengend in Haſt und Eile. Nur unter dem Neuthore ſelbſt veranlaßte die Stentorſtimme Thonradl's einen plötzlichen Halt. Halblaut ſprach er zu ſeinen Nachbarn: Wollen wir hier zwiſchen den offenen Thorflügeln halten, und einen Boten an Thurn hinüber ſenden, daß er ein Regiment hieher dirigirt? Wir halten aus, bis es kommt, und die Stadt wird erobert durch dieſes Loch, wie? Sollen wir nicht?

— Das iſt unehrlich! rief von hinten unter der Thorwölbung eine Stimme; wir ſind unter dem Titel von Parlamentarien eingelaſſen, und brächen ſolchergeſtalt loyale Kriegesſitte. Es war Jörger's Stimme.

— Ah, pah! ſchrie Thonradl; ein ganzer Chorus von Stimmen aber rief: Vorwärts! Hinaus!

Und ſie ritten hinaus, und die Flügel des Neuthors flogen zu hinter ihnen.

Die Bewölkung des Himmels war den ganzen Tag dicht geblieben, und hatte ſich gegen Abend dunkler und dunkler angehäuft. Die Nacht trat zeitig ein; Windſtöße erhoben ſich; Regenſchauer flogen nieder.

Der Sturm auf die Burg war zerſtreut; aber der Sturm auf die Stadt, welcher jetzt nahe bevorſtand, konnte durch frühe Dunkelheit und regneriſches Wetter nur unterſtützt werden; der Sturm auf die Burg hatte ihm günſtig vorgearbeitet.

Medardo nämlich, deſſen Spürnaſe den Ort und die Nähe der Gefahr ganz richtig erwittert, fand nirgends Aufmerkſamkeit und bereiten Willen, als er eine Compagnie verlangte zur Sicherheit des Stubenthores und zur Beſetzung des Wildlingſchen Hauſes. So lange die Cavaliere in der Burg waren, und die Beſchießung von außen ſo lebhaft betrieben wurde, mochte kein militäriſcher Befehlshaber auch nur einen Mann ſeiner Truppen abgeben. Medardo lief unverrichteter Sache von einem Poſten zum andern.

Erſt jetzt in der Dunkelheit, als die Cavaliere fort und die Geſchützſalven verſtummt waren, hörte man auf ihn. Zu ſpät! denn als er nun mit hundert Mann beim Wachthauſe neben dem Jacoberkloſter ankam, war die Nacht völlig hereingebrochen, und der Ausmarſch mit der Petarde aus dem Wildling'ſchen Hauſe hatte ſchon begonnen. Medardo wurde deſſen ſogleich inne; denn als die Truppe beim Wachthauſe aufgeſtellt geweſen, war er eiligſt vorausgeeilt in die Seilerſtatt hinauf, um zu recognoſciren, und da hatte er entdeckt, daß ein verdächtiger Menſchenknäuel, aus der Gegend des Wildling'ſchen Hauſes herkommend, ſoeben in die Weihburggaſſe eingebogen war. Einen Knäuel von Menſchen während finſterer Abendzeit gab's in Wien gar nicht während dieſer ſcharfen Belagerungstage, wenn's nicht ein ſoldatiſcher Haufe war. Ein ſolcher war es nicht, das merkte er aus der Ferne deutlich, wenn auch nur am Geräuſch. Ja, aus dem unregelmäßigen Geräuſch der Fortſchreitenden ſtieg ſogar ein Ton auf, ein rauher Ton — Medardo hatte vier Ohren für einen Ton, welcher an den Bart Conrad erinnerte. Sie ſind es! rief er in ſich hinein, und ſie ziehen nicht zum Stubenthore? Wäre die Liſt eine doppelte geweſen, und gälte es doch dem Neuthore? — Da hörte er fernes Gewehrfeuer hinter ſich, fern aber deutlich. Es kam aus dem Prater, wo der Angriff Thurn's gegen den neuen Werd, gegen die jetzige Leopoldſtadt eben begann. Diavolo, dort! Alſo doch dort!? dachte Medardo, und war nun verſtärkt in dem Gedanken, daß er ſich getäuſcht, und daß die Ueberrumpelung doch dem Rothenthurm- und dem Neuthor gelte.

Er flog zum Wachthauſe zurück, entwickelte dem Officier, welcher die hundert Mann commandirte, ſeine geänderte Anſicht und ſchlug vor, geraden Weges nach dem Neuthore zu marſchiren. Dann könne man den „Knäuel“ aus dem Wildling'ſchen Hauſe entweder noch abſchneiden, oder doch unten auffangen. Der Officier ſtimmte zu; es ward zurück und die Wollzeil hinauf marſchirt. Vielleicht, meinte Medardo, könne man dem „Knäuel“ oben an der Biſchofgaſſe zuvorkommen.

Die Expedition mit dem Handwägelchen, worauf die Petarde, gelangte ſomit unbehelligt durch die Grünanger- und über die Schulengaſſe an den Eingang zum Strobelgäſſel. Juſt als ſie in dies Gäßchen einbog, kam die Compagnie mit Medardo drüben am andern Ende des Gäßchens durch die Wollzeil herauf. Halt! commandirte leiſe Conrad. Lautlos hielt man ſtill. — Es war ſtockfinſter, und ein heftiger Regenſchauer begann. Hundert Mann, welche marſchiren, hören nicht weit — ſie wurden nichts gewahr, ſie zogen weiter, und das Handwägelchen mit ſeinem Geleite ſetzte ſich wieder in Bewegung bis vor den „Strobelkopf“.

Dort war Alles bereit. Wildling, der zugegen war, hatte Alles ſorgfältig ins Werk geſetzt. Die Fäſſer voll ungriſchen Weines waren unter der Firma, als ſende ſie der Orden der chriſtlichen Ritterſchaft, ſchon vor einer Stunde abgeliefert, und waren ohne kritiſchen Scrupel zu ſofortiger näherer Kenntnißnahme in Empfang genommen worden. Die Vertrauten unter den Truppen hatten ihr Verſprechen gelöſt, und die für dieſen Tag ausgegebene Loſung den Nachfragenden mitgetheilt. Die zehn Bürger waren da, desgleichen die zwanzig gemeinen Leute, und verzehrten harmlos das Nachtmahl, welches der „Fond“ zu beſtreiten hatte. Die Spieße, welche einzeln nicht alle mitzunehmen geweſen, waren jetzt auf dem Handwägelchen mitgekommen, kurz, es war Alles fertig. Auch die neutralen Gäſte im Strobelkopf konnten nicht viel merken: Wildling ſprach von einer Freicompagnie, welche ſich den Wachen zur Unterſtützung ſtellen wolle, und ſo verließ denn unter dieſem Vorwande die ganze Mannſchaft die Wirthsſtube, und ordnete ſich draußen im Gaſſel dergeſtalt, daß das Handwägelchen in die Mitte genommen wurde. In Gottes Namen denn! ſagte Wildling, und der verhängnißvolle Zug ſetzte ſich in Bewegung in die Wollzeil hinaus und dort rechts abſchwenkend nach dem Stubenthore hinab.

Der kleine Martin trabte nebenher. Er hatte die Aufgabe, an der Riemerſtraße zurückzubleiben, und wenn er merkte, daß Alles ſtill abliefe, und daß man unbehindert in das Thorgewölbe eingetreten wäre, hinüberzulaufen in die Seilerſtätte, wo Vater Jobſt an der Hausthür ſeiner harrte. Jobſt ſollte dann die Rakete im Hofe anzünden, damit ſie aufſchieße und das Signal hinaustrage.

Wildling ſelbſt hatte die Thorwache anzuſprechen.

So ging es denn ohne Aufenthalt auch die letzte Strecke hinab und zwar in einem Schritte, der vorſichtiger auftrat und unregelmäßiger klang, als einem militäriſchen Marſche zukam. — Wer da? rief der Wachtpoſten am Thore. — Wildling erwiderte mit dem Loſungsworte und ſetzte raſch hinzu: es ſei eine Freiwilligencompagnie, welche daher geſchickt werde, um den Truppen den ſchweren Dienſt ein wenig zu erleichtern. Der Orden der „chriſtlichen Ritterſchaft“ habe mehrere ſolche Freiwilligencompagnien bewaffnet, und ſende auch Wein zur Stärkung. Ob denn hierher an's Stubenthor keiner gekommen ſei?

— Freilich! Aber eine Wache muß doch zurückbleiben und muß nüchtern bleiben!

— Richtig! ſagte Wildling, dafür werden wir nun ſorgen. Geht mit Gott, und laßt Euch den Ungriſchen ſchmecken! 's ſoll ein Meneſcher ſein!

Die Wache ging, und es war nun kein Hinderniß mehr vorhanden. Das Handwägelchen wurde in die Thorwölbung hinein gefahren über die Biegung hinaus bis zu den verſchloſſenen Thorflügeln. Dort enthüllte Urban die verhängte Laterne, welche er mitgebracht, und Conrad und Pfeifer gingen daran, die Petarde vermittelſt des Matrillbrettes anzuſchrauben und anzunageln unter ſorglicher Aufſicht des Junker Hans.

Sie waren noch lange nicht damit zu Stande, da ziſchte in der Seilerſtätte die Rakete in den dunklen Nachthimmel hinauf. Das war nicht gut; es kam etwas zu früh. Es ſchadete dem Unternehmen in zwiefacher Weiſe. Erſtens erweckte es drüben in der Vorſtadt die Kanonade gegen die Baſtei am Stubenthore, und alarmirte dadurch die in den Schänkhäuschen zechende Mannſchaft. Zweitens alarmirte es als ungewöhnliche Erſcheinung auch andere Wachen auf den Baſteimauern. Unter dieſen auch Medardo, die „rothe Feder“. Er war mit ſeinen hundert Begleitern beim Neuthore angekommen, ohne den Feind anzutreffen; der Officier hatte die Leute kunſtgemäß vertheilt, um die erwarteten Gegner raſch einzuſchließen, und Medardo ſelbſt war auf die Baſtei hinaufgeſtiegen, um das Gewehrfeuer vom neuen Werd her deutlicher zu vernehmen und zu beurtheilen.

Denn wenn es näher rückte, ſo war eine Poſt zu ſenden, in Betreff des rothen Thurms! Es näherte ſich nicht, nein! es wich zurück. Die Jäger draußen in den kleinen Wirthshäuſern — die Stammväter der „Jägerzeil“ — ſchienen ſich trefflich zu ſchlagen — da, da, Diavolo, was iſt das? ſchrie Medardo — er ſah die Rakete aufſteigen! — Betroffen ſtutzte er. Sehr kurze Zeit nur. Es ward ihm raſch klar, daß dies ein Signal aus der Stadt ſei, und die unmittelbar aufdonnernde Kanonade drüben von der „Landſtraße“ überzeugte ihn: das gilt dem Stubenthore, und du biſt irre geführt! Eiligſt hinab und dem Officier Meldung gemacht, und im Geſchwindſchritt mit der ganzen Mannſchaft zurück nach dem Stubenthore!

Dieſer Marſch von zehn Minuten konnte der Petarden-Unternehmung gefährlich werden, wenn ſie nicht raſch zum Ziele kam.

Vielleicht wurde ſie noch zeitig genug fertig. Die Maſchine war angeſchraubt und angenagelt, und der Zündfaden ward gelegt. Vorſichtig und ſorgfältig bis weit hinter die Biegung des Gewölbes zurück. Jetzt anzünden! Conrad zog einen kleinen Luntenſtrick aus der Taſche, Urban öffnete die Laterne, der Strick ward angeglommen. Alles zurück! Ich komm mit einem Satze nach! murmelte Conrad und bückte ſich mit der Lunte nach dem Zündfaden —

Eine Secunde ſpäter, und es krachte in dem Gewölbe, als ſtürze es über und über zuſammen.

Sobald der Knall ausgetönt, ſprang Hans hinein. Die Andern harrten. Herein! hörten ſie ihn rufen, und ſie folgten. Die Aexte, die Aexte brauchen! ſchrie er. Man hatte ihrer auf dem Handwägelchen mitgebracht, und griff nach ihnen, denn die Sprengung an den Thorflügeln war ungenügend gerathen. Durch die Holzbohlen waren wol Löcher geſprengt, aber die Eiſenbekleidung war nicht hinreichend gewichen; jetzt ſollte verſucht werden, ob Nachhilfe von Menſchenhand genügte, den erſchütterten Thorflügel aufzuſchlagen, oder wenigſtens eine gangbare Breſche in ihm durchzuhauen.

Man hieb da innen ſo lebhaft, daß man nicht gewahr wurde, was rückwärts vorging.

Das Schlimmſte ging vor. Die hundert Mann waren erſchienen; aus den Schänkhäuſern waren, vom Knall der Petarde aufgeſchreckt, Schaaren von Truppen herbeigeeilt, der Verrath war offenkundig, Medardos Geſchrei erklärte ihn noch zum Ueberfluß, und die dreißig Mann Proteſtanten waren erdrückt oder zerſprengt worden. Wer aber innen in der Thorwölbung beſchäftigt war, Hans, Conrad, Pfeifer, Urban, der war wie in einer Mauſefalle gefangen, denn die Oeffnung im Thorflügel genügte nicht zum Durchſchlüpfen für einen Männerleib.

Zwar erhob ſich jetzt von der Wienbrücke her Musketenfeuer, die Böhmen rückten an; aber das kam für die Gefangenen zu ſpät. Sie waren bereits ergriffen und hinein geſchleppt nach dem Wachthauſe. Der Officier übergab ſie Medardo, da er mit ſeinen Leuten auf die Baſtei hinauf mußte, um von dort Feuer zu geben auf die anrückenden Böhmen.

Medardos Anweſenheit war das entſcheidende Unglück für die vier Gefangenen. Während man ſich um die Andern von den dreißig Mann wenig kümmern konnte, weil man alle Kräfte für die anſtürmenden Böhmen brauchte, während alſo dieſe mit Wildling entrinnen konnten, ſorgte Medardo genau für jene vier Männer, die er ja zum Theil perſönlich kannte. Er erzwang ſich im Tumulte eine Escorte von einem Dutzend der aus dem Schänkhäuſel herübergekommenen Kriegsleute, und forderte ſie auf, dieſe Hochverräther, wie er ſie bezeichnete, ſogleich in ſichern Gewahrſam bringen zu helfen. Das Dutzend fand ſich leicht zuſammen, denn es war Vielen klar, daß dieſer Dienſt einer Gefangenen-Escortirung weniger unangenehm ſei, als ein Kampf gegen die anſtürmenden Böhmen. Fort ging es mit den „Hochverräthern" die Wollzeil hinauf, und — zu größerer Sicherheit wegen der hereinfliegenden Kugeln — gleich rechts in die Riemerſtraße hinein, um in der engen Schulgaſſe und Bäckerſtraße mit größerer Sicherheit weiter zu gelangen. Im

Sturmſchritt eilte der Transport, und erſt am Lugeck vor dem Regensburger Hofe mäßigte man die Eile. Zum Theil darum, weil man plötzlich einen Geiſtlichen, eine hohe Mönchsgeſtalt, angerannt und in die Mitte des Transportes verwickelt hatte.

Dies war Pater Dunſtan, der auf dem Wege zum Jeſuitenhauſe begriffen war. Der Zufall brachte ihn hier in unmittelbare Berührung mit den Gefangenen, und ein Wort, welches er ausſtieß, machte ihn trotz der dunklen Nacht kenntlich für Hans.

— Pater Dunſtan, rief Hans eilig, es iſt Alles geſcheitert. Erwartet nichts für die Rettung des armen Zdenko, als was in Euren eigenen Kräften liegt!

— Keinen Verkehr mit Hochverräthern, ehrwürdiger Pater! Wegdrängen! Zuſammendrängen! Weiter! rief Medardo, und fort ſchob ſich der Hauſe — Pater Dunſtan ſtand allein, voll von ſchmerzlicher Ueberraſchung. Er hatte den Junker Hans zu ſo gefährlicher Unternehmung veranlaßt — jetzt ging der gefangene Junker dem Aergſten entgegen. — Dunſtan war eine ſtarke, harte Natur; jetzt fühlte er ſich erſchüttert, und — wie dies bei ſtarken Naturen zu ergehen pflegt — jetzt fühlte er ſich zu einer gewaltſamen Anſtrengung getrieben. Ob ſie auch keinen Erfolg verſprach, ſie war ihm jetzt ein Bedürfniß. Lebhaften, weitausgreifenden Schrittes ging er die Bäckerſtraße entlang aufs Jeſuitenhaus zu.

Er ging nicht unbeachtet, und bald nicht unverfolgt. Im Regensburger Hofe wohnte Herr Tocke, und zwar nur eine Stiege hoch. Die Fenſter ſeines Zimmers gingen auf das Lugeck hinaus. Sie ſtanden offen bei dem Sommerabend, obwol dieſer regneriſch war. Herr Tocke ſtand am Fenſter, aufmerkſam zuhörend, ob und wo die Kanonade ſich entwickle, ob am Neuthore oder am Stubenthore. Dergleichen Studien machte er lieber fern vom Schuſſe. Da gewahrte er den geräuſchvoll ankommenden Transport der Gefangenen, da hörte er die Worte Hanſens, da hörte er den Namen Zdenkos, und Medardos Erwiderung mit „ehrwürdiger Pater!“ da wurde er endlich inne, daß dieſer Pater entſchloſſenen Schrittes in die Bäckerſtraße hinabging. Er wußte aber ſchon ſeit geſtern, daß ein Benedictiner mehrmals im Jeſuitenhauſe angefragt. Der geht wieder dahin! dachte er — was hat er vor? Vielleicht etwas Gewaltſames! — Und nach einiger Ueberlegung entſchloß ſich Herr Tocke, ihm zu folgen. Dem alten Thürhüter konnte ein Rath nöthig werden, der nach oben Früchte tragen konnte, ein bloßer Rath, bei welchem man ſich nicht auszuſetzen brauchte.

Zum fünften Male übrigens machte Dunſtan dieſen Weg nach dem Jeſuitenhauſe; vier Mal ſchon hatte ihn der Thürhüter abgewieſen mit dem Beſcheide: der Herr Provincial ſei nicht zu ſprechen. Heute war er abſichtlich am ſpäten Abende gekommen. Vielleicht hatte er gedacht, iſt der ermüdete Pförtner weniger ſtreng in ſeiner Ablehnung! — Jetzt war Alles anders in ihm: alle kleinen Maßſtäbe warf er zerbrochen hinter ſich, wie ein Gebieter zog er die Hausglocke, wie ein Herrſcher ſtieß er den Thürhüter zur Seite und trat ein, den Flur entlang ſchreitend, als kenne er hier Weg und Steg, als ſei er berechtigt zu Allem.

Der Thürhüter eilte überraſcht hinter ihm her, und wollte ihn am Gewande halten. Aber das dunkle Gewand eines Geiſtlichen geſtattete doch nicht wohl ein heftiges Zugreifen, und der hohe Benedictiner wendete ſich auch gerade jetzt nach ihm zurück mit ausgeſtrecktem Arme und blieb ſtehen. In der dämmerhaften Beleuchtung des Hausflurs durch eine Oellampe ſah das Antlitz Dunſtans gebieteriſch aus, und ſein tiefes Organ klang machtvoll in die Ohren, ja in die Seele des Pförtners, welcher in ſo ſpäter Stunde allein dem fremden Mönche gegenüberſtand.

— Biſt Du ein Chriſt, Pförtner? fragte Dunſtan.

— Ja freilich! erwiderte eingeſchüchtert der Thürhüter.

— Sprich nicht leichtſinnig und unbedacht. Deine Seele weiß nichts von Deiner Antwort. Du biſt gewohnt, wie ein Sklave zu handeln, nicht wie ein Chriſt. Es iſt Dir geboten, die Thüre zu hüten, und Du erfüllſt wie ein Haushund dieſes Gebot. Erhebe Dich aus Deiner niedrigen Stellung! Morgen kannſt Du des Todes ſein, und jenſeits Rechenſchaft geben müſſen, wie Du Dein Pfund verwaltet auf dieſer Erde. Wirſt Du erfunden als ein gedankenloſes Geſchöpf, ſo wird Dich die Hand des Richters in den Abgrund ſtoßen zu den niedrigen Geſchöpfen. Weißt Du aber eine Handlung für Dich anzuführen, welche verkündet, daß Du eine chriſtliche Seele bethätigt haſt, ſo wird Dich der ewige Richter erheben. Eine ſolche Handlung liegt vor Dir, armſeliges Menſchenkind, ergreife ſie mit all Deinen Kräften. Die edelſten Menſchenleben ſtehen auf dem Spiele, liegen in der Hand des Mannes, der in dieſem Hauſe gebietet, ja das Seelenheil dieſes Mannes ſelbſt iſt in Gefahr. Rettung iſt nur darin, daß er in nächſter Minute die Wahrheit hört, welche ich bringe. Handle wie ein Chriſt zu Deiner Erlöſung und zur Freude Gottes — führe mich unverzüglich zum Provincial!

Der Thürhüter erzitterte innerlich, die Gewalt des alten Mönchs war eine wahrhaftige — der Thürhüter führte den alten Mönch hinauf bis vor die Thüre des Provincials.

Dort legte Dunſtan die Hand ſegnend auf das graue Haupt des Pförtners, ſprach leiſe: Gott wird Dir's lohnen, winkte ihm, fortzugehen, und trat in das Vorzimmer des Provincials.

Es war halb dunkel. Die Thür zum Wohnzimmer ſtand offen, und aus dieſem drang ein Lichtſchein herüber.

Dort im großen Zimmer ſtanden brennende Kerzen auf dem Schreibtiſche, und vor dieſem Schreibtiſche ſaß der Provincial. Oder richtiger: er ſaß nicht, er kauerte. Zuſammengeſunken in Müdigkeit und geiſtiger wie moraliſcher Erſchöpfung war er halb herabgeglitten vom Seſſel, und war von jenem Halbſchlummer gefeſſelt, welcher nicht erquickt, ſondern verzehrt. Der Triumph der Rache über den Jugendfeind Zdenko war ihm bereits zur Qual geworden. Die unerſchütterliche Milde Zdenkos vernichtete allen Genuß der Rache, und wie vergittert auch das Innere dieſes Methodius ſein mochte durch Formeln, ein Hauch der Wahrheit drang jetzt täglich durch das Gitterwerk in das vertrocknete Innere. Täglich. Er hatte ſich einen täglichen Beſuch Zdenkos angeſetzt, um ihn zu bekehren, wie die Formelſprache beſagte, um ſeine Rache zu letzen, wie der unparteiiſche Zuſchauer ſagen mußte — und dieſer tägliche Beſuch ſteigerte ſich ihm zu immer größerer Qual.

Die theologiſche Gelehrſamkeit hat ſtets darüber gekämpft, ob die Neigung zum Guten oder ob die Neigung zum Böſen mächtiger ſei in der Bruſt des Menſchen. Für die vorherrſchende und unaustilgbare Neigung zum Böſen iſt der Begriff einer Erbſünde in den Vordergrund geſtellt worden. Den Begriff einer Erbtugend hat man im Hintergrunde gelaſſen. Oder vielmehr man hat ihn durch ein Wort verſchleiert, welches nicht unmittelbar den Gegenſatz andeutet. Dies iſt das Wort „Gewiſſen". Auch dem Böſewichte räumt man ein Gewiſſen ein, welches von ſelbſt und unwiderſtehlich erwache.

Dies Gewiſſen iſt von wunderbarer Stärke, von wunderbarer Feinheit, und deshalb ſollte man wol meinen, die Anlage zum Guten ſei im Menſchen wenigſtens ebenſo ſtark vertreten als die Anlage zum Böſen. Der einſtige Methodius zeugte jetzt dafür in hohem Grade. Ein ganzes Leben, eine zähe Neigung zum Böſen, eine völlig ausgebildete Wiſſenſchaft der Beſchönigung ſchützte ihn nicht vor dem Erwachen eines Gewiſſens, welches er ſtets verhöhnen zu dürfen geglaubt hatte mit dem Ausrufe: Wie kann ich ſtrafbar ſein, thu' ich kein Unrecht?! Zdenko und die Angſt vor dem Tode hatten es jetzt doch erweckt.

Die Angſt vor dem Tode entſtand in dem ſonſt ſo zähen alten Manne durch die Senſationen, welche Zdenkos überlegene Sanftmuth in ihm hervorbrachten. Dieſe Senſationen waren das Gegentheil von dem, was er Jahrzehnte lang erfahren, ſie waren nicht Aerger und Zorn, an welche ſeine Nerven gewöhnt waren, wie man ſich an Gift gewöhnt, ſie waren Beſchämung und Reue. Methodius wollte ſie freilich nicht anerkennen, ſein Verſtand wollte ihrer ſpotten, aber ein geheimnißvolles Etwas in ihm, die Erbtugend des Menſchen, zerdrückte den Spott, wie der niederſinkende Fels einen Strohhalm zerdrückt. Solchergeſtalt kam ſein Nervenleben aus den Fugen, es verſagte dem alten Körper die Spannkraft; der Gedanke an Zerfall und Auflöſung tauchte auf, und verbreitete ſich durch alle Adern und Organe — die Todesangſt trat ihm nahe. Geſchüttelt von ihr, hatte er ſich dennoch auch an dieſem Abende aufgemacht zur Zelle Zdenkos, um den Jugendfeind zu peinigen mit Drohungen, welche in ihm ſelbſt ſchon nicht mehr von der Ueberzeugung der Wahrhaftigkeit geſtützt wurden — da war durch ein Fenſter des Corridors, in welchem er entlang ſchritt, eine Kanonenkugel dicht vor ſeinem Antlitze hereingeflogen in die Wand, Kalk und Mauertrümmer über ihn werfend und durch den Luftdruck ihn zurückſchleudernd, als ſei er wirklich getroffen. Rückwärts war der alte Körper auf den ſteinernen Boden geſtürzt, und das Rückenmark war erſchüttert worden. — Mühſam hatte er ſich zurück nach ſeinem Zimmer geſchleppt und den Seſſel geſucht. Mit der Erſchütterung des Körpers war Alles in ihm erſchüttert, denn in der körperlichen Kraft hatte die Wurzel ſeiner Energie gelegen. Erſchöpfung war über ihn gekommen, und hatte ihn vom Seſſel herabgleiten laſſen.

In dieſer Erſchöpfung vernahm er plötzlich den Ruf ſeines Jugendnamens: Methodius! von ſchwerwiegender tiefer Stimme.

Es war die Stimme Dunſtan's, welcher dicht bei ihm ſtand.

Er meinte, in Mähren zu ſein auf dem Zierotin'ſchen Schloſſe, und die Stimme des Grafen zu hören, die Stimme von Zdenkos Vater, der ihm geſagt hatte: Du wirſt ein Pfaff'! —

— Steh' auf Methodius, und wende Deine Schritte endlich nach dem Wege des Guten! Ich will Dir beiſteh'n dazu.

Mit dieſen Worten berührte ihn Dunſtan. Erſchreckt riegelte er die Augen auf, und ſah über ſich den hochgewachſenen ſchwarzen Mönch. — Dies Gewand eines Benedictiners brachte ihn zur Beſinnung; die Benedictiner mit ihrer ruhigen, zur unparteiiſchen Wiſſenſchaft geneigten Tendenz waren ihm ſtets die widerwärtigſten Ordensbrüder geweſen, und der Thürhüter hatte ihm während der letzten Tage zu wiederholten Malen pflichtſchuldig gemeldet, daß ein Benedictiner zu ihm gewollt, ein Benedictiner von den Schotten. Er hatte den Zutritt verweigert, wohl ahnend, daß dies der Genoſſe Zdenkos ſei, den er längſt aus der Ferne beobachtet, und jetzt wurde es ſeiner wiederkehrenden Beſinnung klar: dies iſt derſelbe, und er wird Zdenko fordern!

Alle erſchütterten Kräfte zuſammenraffend, richtete er ſich am Seſſel in die Höhe, Dunſtan's hilfreichen Arm zurückſtoßend. Wer ſeid Ihr? Und wie — könnt Ihr's wagen, — hier einzudringen?!

— Ich bin ein Diener Gottes, ein Freund Zdenkos von Zierotin, ein Freund Deiner Seele, ja auch Deiner irregeleiteten Seele, welcher ich die Richtung zum Guten zeigen will, bevor ſie vor ihrem ewigen Richter erſcheint. Höre mich und folge mir zu Deinem eig'nen Heile!

— Hinweg! — hinweg! —

— Sei gerecht gegen Dich ſelbſt, ſei nicht Dein eigener Feind, Methodius! Ich ſeh' es an Deinem gebrochenen Auge, an Deinem verſinkenden Körper, Deine Stunde iſt nahe, das Licht dieſer Erde leuchtet Dir nur noch eine kurze Friſt. Benütze ſie, genieße ſie! Du haſt ein langes Leben hinter Dir ohne Genuß, ohne Genuß für Dein Herz. Du haſt Dich ſelbſt verdammt zu den giftigen Freuden des Neides und Hochmuthes. Brich dieſen Bann vor Deinem Ende. Ich kenne Dich, Methodius, von Deiner Jugend auf, ich habe Dein Herz geſehen, als der erſte und einzige Strahl zärtlicher Neigung in daſſelbe fiel, als Anna neben Euch waltete im Zauber des Mädchenthums. Da konnteſt Du glücklich und gut werden, auch wenn Dir ihre Liebe nicht ausſchließlich gehörte. Die Liebe wollte Wohnung aufſchlagen in Dir; Du aber verſchloſſeſt ihr die Pforte Deines Inneren — armer Methodius! So biſt Du ohne Liebe durch ein eiskaltes Leben gewandelt! Wo gab es eine Stunde dieſes langen Lebens, in welcher Du Gottes Gnade in Dir empfunden, die Seligkeit der Creatur empfunden, die ſich einig fühlt mit dem liebevollen Schöpfer des Himmels und der Erden? Wo?! Nie und nirgends gab es eine. Methodius! Noch kannſt Du eine ſolche Stunde haben. Du lebſt noch. Reiße die morſchen Stricke herzhaft entzwei, welche den wahrhaftigen Menſchen in Dir zuſammengeſchnürt, führe mich zu Zdenko hinüber, umarme ihn, und die erſte Thräne wird Deinem Auge entquellen, der Hauch des Liebesſegens wird zum erſten Male Dich erwärmen, das Glück der Tugend wird Dich zum erſten Mal erquicken. Komm!

Methodius zitterte wie Eſpenlaub. Solche Rede traf ſein verſteckteſtes Innere. Und der Stolz ſchwieg augenblicklich, er ward nicht herausgefordert, er war nicht unterſtützt durch Körperkraft. Das unſtäte Auge ſchien ſich zu ſammeln, es begegnete dem wohlwollenden Auge Dunſtan's, der Moment der Umkehr ſchien wirklich einzutreten für den verhärteten Mann. — —

Da kam die Hilfe für den Provincial, welche Herr Tocke zuwege gebracht. Am weich gemachten Thürhüter hatte dieſer erkannt, daß eine gefährliche Macht hinaufgedrungen ſei zum Haupte des Ordens, welcher nichts ſo fürchtete als das Benedictinerthum, und in dieſer Erkenntniß hatte ſich Herr Tocke einige junge Coadjutoren und Patres aus dem Hauſe zuſammengeholt, und trat jetzt mit ihnen ins Vorzimmer, dem greiſen, einſamen Provincial beizuſtehen.

Es war die Hilfe des Unglücks für ihn. Sobald er ſeiner Leute anſichtig wurde, trat die Gewohnheit in ihr volles Recht. Ihnen gegenüber war er ſtets unerſchütterlich, immer herrſchſam erſchienen; ſein ſchlimmer Geiſt machte alſo jetzt eine rieſenhafte Anſtrengung und faßte ſich in all die Formen zuſammen, welche bisher ſein berechnetes Weſen zuſammengehalten hatten — Hinweg! ächzte er — hinweg! — führt den Verſucher hinaus!

Dabei ſuchte er mit aller Gewalt ſeinen Körper aufzuſteifen und den Arm gebieteriſch auszuſtrecken, ein garſtiger Anblick lügneriſcher Macht.

Dunſtan begriff, daß Alles verloren ſei, wenn er jetzt davon ginge, daß aber auch wenig zu hoffen ſei, wenn er in Gegenwart von Zeugen weiter ſpräche zu Methodius. So ging er denn in aller Kraft ſeiner ſtattlichen, vom Entſchluſſe getragenen Perſönlichkeit auf die in der Thür ſtehenden Zeugen zu, und wies ſie mit einem gebieteriſchen Geſtus hinaus ins Vorzimmer. Sie wichen, weil ſie glaubten, er wolle an ihnen vorübergehen. Er aber ſchlug die Thür vor ihnen zu und ſchob den Riegel derſelben vor.

Jetzt war er wieder allein mit dem Provincial. Auf Minuten nur, das wußte er, und für dieſe kurze Spanne berechnete er ſeine letzten Worte:

— So höre denn, Methodius Athanaſius, Provincial des Jeſuitenordens in dieſen Landen, die Drohung meiner Rede, da Du das Wohlwollen derſelben nicht zu erfaſſen wagſt. Ich kenne Deinen Lebenslauf in all' ſeinen Falten, und habe ihn niedergeſchrieben von dem Tage an, da Du Zdenko in Gefangenſchaft zu ſchlagen wagteſt. Die gemeinen Urſachen Deines perſönlichen Haſſes gegen Zdenko, welche Du mit kirchlichen Zwecken zu verſchleiern ſucheſt, habe ich bis auf die Faſern enthüllt in dieſer Schrift, ſowie Dein ganzes unlauteres, von jeder Liebe entblößtes Leben, welches angethan iſt von der Jugend bis zum Alter, der Menſchheit die Religion zu verleiden ſtatt zu empfehlen. Dieſe Schrift, auch bei den Deinen eine furchtbare Anklage — denn ſie werden einſehen, daß ſolch ein Charakter ihren Zwecken nicht nützen könne, ſondern ſchaden müſſe — dieſe Schrift iſt bereits in ſichern Händen. Du mit all' Deiner Macht kannſt ſie dieſen Händen nicht mehr entreißen. Dieſe Schrift geht nach Rom an Deinen General, ſie geht in koſtbarer Abſchrift an den heiligen Vater ſelbſt. Dein General muß Dich fallen laſſen um ſeiner ſelbſt, um des Ordens willen, deſſ' ſei verſichert, wenn der heilige Vater auch nur ſchweigt zu dieſer Schrift. Und ein Mann wird ſie ihm überreichen, den der heilige Vater hochachtet. — Jetzt faſſe Deinen Entſchluß! Ich warte bis morgen Abend mit Abſendung der Schrift. Morgen Abend hält ein Wagen vor dieſem Hauſe. Wird in dieſen Wagen Graf Zdenko von Zierotin gehoben, ſo wird die Schrift nicht abgeſendet. Kehrt der Wagen leer zurück, ſo fliegt ſie zu ihrem Ziele, und ſtürzt Dich in weltlichen Dingen. Was nach dieſer Welt Deiner harrt, wird Dir die Todesangſt ſagen, welche jetzt ſchon Dein Gebein ſchüttelt. Greiſe ſind wir alle Drei. Nach kurzer Spanne Friſt ſtehen wir alle Drei vor Gott — wie willſt Du beſtehen?! Wir werden für Dich bitten, aber ich fürchte, die ewige Gerechtigkeit Gottes wird Dich verwerfen müſſen.

Raſch ging Dunſtan jetzt, ſchob den Riegel zurück und verſchwand. Von der andern Seite traten die Coadjutoren und Patres ein und ſahen mit Entſetzen, daß der Provincial mit einem Schrei ohnmächtig darniederſtürzte neben ſeinem Seſſel.

Draußen hatte ſich der Wind gelegt, und der Regen floß in Strömen vom Himmel. Bis zum Morgen. Am Morgen aber verbreitete ſich in der Stadt die Nachricht: alle Angriffe auf Wien ſeien mißglückt, und Thurn hebe die Belagerung auf. — —

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

12. Band.

Der deutſche Krieg.

I. Junker Hans.

3. Theil.

Wien, 1879.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Der deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

I. Junker Hans.

3. Theil.

Wien, 1879.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. Buch.

Junker Hans.

3. Theil.

19.—24. Capitel.

19.

Es war ein friſcher Morgen, welcher den hohen Markt in Wien beleuchtete. Friſch, denn der heiße Auguſt war vorüber, und die leichten Schleier, welche die Sonne noch um zehn Uhr trug, deuteten ſchon auf die Höhe des Septembers. Zu den Gemüſen und Kirſchen hatten ſich Zwetſchken, Birnen, ja Weintrauben eingefunden bei den Kräutlerinnen, welche grüne Waare auslegten um das ſogenannte Narrenkötterl, einen vergitterten Käfig, in welchen Trunkenbolde, Unruhſtifter und ſchamloſe Dirnen geſteckt und vom Pöbel genarrt, will ſagen verſpottet wurden.

Hans von Starſchädel ſtand hinter den Eiſenſtäben ſeines Fenſters im zweiten Stock des Schrannenhauſes und ſah gedankenvoll auf das Treiben des Gemüſe-, Obſt- und Fleiſchverkaufs hinab. Es war ſeine Morgenunterhaltung ſeit einem Vierteljahre, ſeit er nun wirklich auf Nummer Drei gefangen ſaß, und zwar jetzt als ſchwerer Verbrecher gefangen ſaß.

Die Weiber, welche da unten grüne Waare verkauften, ſie kannten ihn alle, den lichtbraunen Junker, den blaſſen Ketzer, den „armen Narr'n", wie ſie ihn nannten, welcher da oben auf den Tod ſaß und ſo lange warten mußte auf ſein grimmiges Schickſal. Der Tag, an welchem er durch das Schwert hingerichtet werden ſollte, ging ſie nahe an, auch in anderer Beziehung. Denn falls die Hinrichtung nicht ganz früh geſchah, dann verloren ſie einen Vormittag; der Hohe Markt war die Richtſtätte. An einem Executionsmorgen mußten die mit Grünzeug und Gemüſen hinab auf den Graben, wohin ſie eigentlich gehörten, ſowie die mit Hühnern und Eiern zum Peter, die mit Geflügel und Wildpret an den Stephansfreithof gehörten. Sie waren Separatiſten und Neuerer hier am hohen Markte, aber vielleicht eben deshalb lag in ihrer Geſinnung überhaupt etwas wie Neuerung, und ſie hegten eben darum eine Theilnahme für den jungen Ketzer da oben. Immer, wenn ſie des Morgens ankamen mit ihren Körben, ging ihr erſter Blick auf die Freitreppe des Schrannenhauſes und auf die „Altane“ dieſer Treppe, ob dort die rothe Fahne ausgeſteckt ſei. Dieſe rothe Fahne nämlich war das Signal für die Hinrichtung.

Um die drei „Tſchapperl“ in der „Saugrube“ drüben kümmerten ſie ſich nicht, die Grünzeugweiber. Sie wußten wohl, daß der Bart-Conrad, der Urban und der Pfeifer auch „abgethan“ werden ſollten, und zwar elendiglich; aber das machte ihnen weniger Sorge. Was aus der „Saugrube“, einem dunklen Gefängnißraume drüben auf der Seite vom Landskrongaſſel, herauskam auf die Richtſtätte, das war gemeines Volk, war ihres Gleichen, daran war nichts Beſonderes! Aber ein Cavalier, ein junger obenein und der ſo ruhig dreinſchaute Tag um Tag, ob die rothe Fahne ausgeſteckt ſei oder nicht, der war des Anſchau'ns werth, der war „herzig“!

Dieſe Nummer Drei, welche Hans ſeit mehr denn drei Monaten bewohnte, war ein geräumiges Zimmer und ſchön kühl in der Sommerzeit, da es ſeine Fenſter gegen Nordoſt hatte. Er hatte ſich überhaupt nicht zu beklagen, der gefangene Junker. Nur in den erſten Stunden, nur in der erſten Woche war ihm herb begegnet worden. Als aber einmal das Belagerungsheer von dannen war — und das damalige Gerücht hatte nicht ganz Unrecht gehabt: wenige Tage nach jenem verunglückten Angriffe auf die Thore war Thurn mit ſeinen Böhmen abgezogen — als man wieder mit Behagen aufathmete in Wien, da wurde der

Ton gegen den hochverrätheriſchen Gefangenen milder. „Man“ und der „Ton“ will ſagen: Gangelberger. In deſſen Hand waren die Hochverräther gegeben, und Gangelberger war innerlich ſanfter und wohlwollender, als man ihm zutrauen mochte, wenn man ſeine ſcharfen Aeußerungen hörte. Er war vor Allem gut öſterreichiſch, und ſeine Stimmung hob ſich und wurde gut, als er die Feinde abziehen, als er ſie machtlos ſah. Denn Thurn zog nicht nur darum ab, weil die ohne Glück und Geſchick verlaufende Belagerung wenig Ausſicht bot, nein, er eilte ſogar plötzlich von dannen, weil Poſt auf Poſt aus Böhmen kam, daß man dort ſeines Heeres bedürftig ſei. Der alte ſpaniſche Fuchs Boucquoi, wie man ihn nannte, war aus ſeiner Budweiſer Höhle plötzlich hervorgebrochen und hatte zwiſchen Thein und Prachatitz das böhmiſche Heer, welches Mansfeld befehligte, in offener Feldſchlacht geſchlagen und zerſprengt. Dies war einen Tag vor Thurn's Angriff im Prater und gegen das Stubenthor geſchehen, am 10. Juni, und als dieſe Kunde im Margarethen-Schlößchen bei Wien, dem Hauptquartier Thurn's, eintraf, da ließ er unverweilt in der Nacht Chamade ſchlagen, und war am Morgen verſchwunden zum Gaudium der Wiener, welche es nun an Spottliedern hinter ihm her nicht fehlen ließen, und zum Gaudium Gangelberger's, welcher die böhmiſche Rebellion vom Herzen haßte.

Von dem Augenblicke an ſank ſein Grimm gegen den ſächſiſchen Junker. Er geſtand ſich nun ein, daß ſelbſt die erſten Verhöre einen günſtigen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Hans hatte nicht das Mindeſte geleugnet, hatte ſogar mehr erzählt zu ſeinem Nachtheile, als er gefragt worden war. Nur über Genoſſen und Helfershelfer hatte er ſich kein Geſtändniß erpreſſen laſſen. Die drei Mitgefangenen, die unten zu ebener Erde ſaßen, hatte er zu entlaſten geſucht, ſoweit es möglich war, indem er von ihnen behauptete: ſie hätten nicht recht gewußt, um was es ſich handelte, und ſeien zum Handlangerdienſte bei der Petarde eigentlich genöthigt worden.

Gangelberger ſah recht gut ein, daß dem keineswegs ſo wäre, und es ärgerte ihn auch, daß der „Wildling“ durchſchlüpfen ſollte, aber der Hans gefiel ihm mehr und mehr. Daß man das Anlegen und Abbrennen der Petarde innerhalb der Stadt und mit Hilfe niederöſterreichiſcher Unterthanen als Hochverrath qualificire, und daß auf Todesſtrafe erkannt werden müſſe, verbarg er ihm nicht. Hans fand dies auch ganz einleuchtend, und zeigte ruhige Faſſung. Er bat den geſtrengen Rath nur, ihm die letzten Lebenstage dadurch zu erleichtern, daß man ihn ſchreiben und leſen laſſe, und daß man ſeine Briefe und Aufſätze dahin befördern wolle, wohin ſie gerichtet wären.

Gangelberger hatte ſich dafür willfährig gezeigt. Nur freilich — hatte er hinzugeſetzt — muß ich Einſicht nehmen von dem, was Ihr Geſchriebenes hinterlaßt. Denn ich könnte nicht verantworten, Geſchriebenes von Euch hinaus zu ſenden, was der Sache meines Fürſten und meines Glaubens Nachtheil erregen könnte.

Hans fand dies begreiflich, und da es ſich ja doch um ſein Teſtament handelte, ſo trug er kein Bedenken, dem ruhig gewordenen Richter und Widerſacher all die Verzweigungen zu entwickeln, welche er nach ſeinem Tode bedacht ſehen wollte.

Das Schickſal des Grafen Zdenko, ſeines Pflegevaters, ſpielte dabei eine Hauptrolle, und es gelang ihm ſogar, Gangelberger's ehrlichen Antheil dafür zu erwecken. Gangelberger war kein Freund der Jeſuiten, und die Schilderung des Methodius, die Schilderung des Ueberfalls oben im Walde, des Brandes, der brutalen Entführung, der Gefangenlegung im Jeſuitenhauſe fand einen empörten Zuhörer in ihm, kurz — von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat war die Beziehung des Richters zu ſeinem Schlachtopfer eine nähere, eine vertraulichere, ja endlich eine freundſchaftliche geworden. Der Eine blieb Katholik, der Andere blieb Proteſtant, aber ſie achteten einander, auch wenn ſie ſich in ſtundenlangem Geſpräche ſchonungslos bekämpft hatten.

Dies trug wol dazu bei, daß die Aburtelung Hanſens verzögert wurde. Gangelberger zögerte aus Mitleid, und — er wurde von oben nicht gedrängt. Der König ſchien grundſätzlich dem eigentlichen Strafamte auszuweichen, auch wo der Ausführung desſelben kein Hinderniß mehr im Wege ſtand. Der Sieg bei Thein hatte ſeine Kriegslage ungemein verbeſſert, der König aber änderte trotzdem in ſeinem Betragen gegen die feindlichen Landſtände Oeſterreichs keinen Zug, er blieb entgegenkommend. Die geheimen Räthe Eggenberg, Harrach, Meggau verhielten ſich ebenſo. Es erſchien dies Verhalten vorbedacht und ſyſtematiſch, und der ſpaniſche Ambaſſador, der entgegengeſetzt antreiben wollte, fand kein Gehör. Lamormain aber, bei Hofe die Spitze der geiſtlichen Partei, zeigte ſich während dieſer Sommerzeit befremdlich zurückhaltend. Man wußte nicht recht, warum? — Nur Gangelberger ſchien eine Fährte zu haben. Er ſagte eines Tages zu Hans: Ihr habt mich zu wiederholten Malen gebeten, nach dem Pater Dunſtan in der Schottenabtei fragen zu laſſen. Ich habe Euch endlich die Nachricht gebracht, der Pater Dunſtan ſei am 13. Juni auf ſeinem Maulthiere zum Schottenthor hinausgeritten, und — bis heute nicht wiedergekehrt. Nun, ich bin geneigt, dieſem charaktervollen Benedictiner — Euren Schilderungen nach wenigſtens charaktervoll — eine Einwirkung zuzuſchreiben, welche ſo geheimnißvoll wie auffallend iſt. Es ſind von Rom Anordnungen hieher ergangen, welche den Pater Lamormain außerordentlich überraſcht haben. Dies weiß ich vom Pater Bartholomäus, dem einzigen gutmüthigen Jeſuiten, den ich kenne und der mir immer freundlich entgegenkommt. Man erwartet ſogar einen Commiſſarius, vom General der Jeſuiten in Rom hierher geſendet. Man munkelt endlich von großer Verſtörung im Jeſuitenhauſe bei der Univerſität, von wunderlichen Zuſtänden des Provincials Athanaſius. Aus all dem erklärt ſich wol die Unſicherheit und der Stillſtand in der politiſchen Haltung der jeſuitiſchen Partei. Und ferner! In Betreff Eures Pater Dunſtan hab' ich mit dem ehrwürdigen

Abte der Schotten eine Unterredung gehabt. Aus dieſer Unterredung iſt mir ziemlich klar hervorgegangen, daß Pater Dunſtan damals bald nach Gefangennahme des Grafen eine Zuſammenkunft mit dem Provincial Athanaſius erzwungen und einen räthſelhaften Eindruck auf dieſen ſonſt unerſchütterlich harten Mann hervorgebracht hat; endlich — daß Pater Dunſtan wahrſcheinlich nach Rom gegangen iſt, und ſeine Anklage glücklich angebracht hat. Glücklich, denn die Wirkungen, auf welche Pater Bartholomäus anſpielt, ſcheinen von der Anweſenheit Dunſtan's in Rom herzurühren. Dies Alles klingt tröſtlich, und ich werde dieſen angebahnten Wegen ſogleich weiter folgen, ich werde den Eintritt ins Jeſuitenhaus ſelbſt und ein Geſpräch mit dem Provincial nachſuchen. Die Gerichtsprocedur gegen Euch, Junker, giebt mir den Anlaß dazu, wenigſtens den Vorwand. Ihr habt Euch auf den Grafen Zdenko von Zierotin berufen in Eurer Vertheidigung, Graf Zdenko iſt von Seiten des Gerichts zu vernehmen, Graf Zdenko ſoll im Jeſuitenhauſe ſitzen, ich erſuche um Zulaſſung zu ihm. Das wäre früher unmöglich geweſen, denn die jeſuitiſchen Häuſer beſtehen jedem Gerichte gegenüber auf ihren Privilegien der Unzugänglichkeit; im jetzigen Momente der Lähmung, welche ihre hieſigen Führer betroffen, und in Abweſenheit des Königs gelingt es vielleicht —

— Der König Ferdinand iſt nicht mehr in Wien?

— Er iſt nach Frankfurt aufgebrochen zur Kaiſerwahl. Seine Abweſenheit iſt dem, was ich vorhabe, zuträglich. Sein Bruder Leopold, welcher die Statthalterſchaft führt, hat im Drange ſo ſchwerer, neu übernommener Geſchäfte keine Zeit, in ſolche gerichtliche Details einzuſprechen, und Eggenberg iſt unbefangen von klerikalen Vorurtheilen. Es iſt alſo möglich, daß ich während der nächſten Tage zu Eurem Pflegevater dringe —

— Oh!

— Und vielleicht führt dies zu Weiterem. Ruhig, ruhig! Keine überſpannten Hoffnungen! Es iſt nur ein Interim, nur ein Unterdeſſen, von dem wir Nutzen ziehen. In der Hauptſache, in der Frage um Euren Kopf, junger Freund, kann es vielleicht zu Eurem Nachtheile ausſchlagen.

— Wie das?

— Was wir der Jeſuitenpartei abgewinnen in Betreff des alten Grafen, das kann ſie ſich bezahlen laſſen durch Einforderung Eures Kopfes; der Pflegeſohn des Grafen büßt für die Befreiung des Pflegevaters —

— Immerhin!

— Das iſt zu bedenken. Lamormain mag nicht ungern ſehen, daß der brutale Provincial Schaden erleide; einen Scandal für den Orden aber wird er nicht zulaſſen, und wenn er ihn nicht verhindern könnte, jedenfalls rächen. Und zwar an Euch. Er braucht nur dem Könige zu ſchreiben, daß die Verzögerung Eures Urtheils, daß dieſe Schonung eines hochverrätheriſchen Ketzers bei allen Gläubigen ſchweren Anſtoß errege, dann — dann führt eine Zeile des Königs Euch da hinaus auf den Marktplatz unter das Schwert des Henkers. — Alſo Ruhe und Faſſung! Bleibt des Schlimmſten gewärtig, damit Eure Seele nicht aus dem Gleichgewichte geworfen werde, wenn das Schlimmſte doch wirklich eintritt. Vielleicht nützt Euch die Kaiſerwahl. Sie iſt ſehr ſchwierig. Die Intriguen des Pfälzer Kurfürſten und der Böhmen wirken unabläſſig in Frankfurt, und der freche Heſſen-Kaſſeler verſucht Alles gegen uns durch Einſchüchterung. Die Entſcheidung liegt in Dresden. Nur wenn ſich der dortige Kurfürſt für unſern Herrn erklärt, kann die Kaiſerwahl für unſern Herrn gelingen. Könnt Ihr von Dresden aus kein Fürwort für Euch erwirken?

— Nein. Mein dortiger Aufenthalt hat mich überzeugt, daß kein Erneſtiner etwas zu hoffen hat von den Albertiniſchen Herren und von der geiſtigen Beſchränktheit, welche in Dresden waltet.

— Schlimm für Euch. Der ſächſiſche Kurfürſt allein hat Macht über unſern Herrn. — Iſt Eure größere politiſche Schrift, iſt das Memorial fertig?

— Fertig und abgeſchrieben.

— Gut. Ich nehme die Abſchrift mit für Eggenberg, damit er ſich für Euch intereſſire.

— Es wird ihm wenig darin gefallen.

— Wer weiß! Eggenberg iſt ohne Vorurtheil, und ein politiſcher Kopf. Eine zweite Abſchrift für Harrach wäre vielleicht auch von Nutzen. Er iſt zwar politiſch nicht ſo wichtig als jener, aber der König hört ihn gern, und Harrach thut wol ein Uebriges für Euch — ſeiner Tochter zu Liebe. Sie ſcheint Euch freundlich zugethan! Hier iſt ein neuer Brief von ihr. Sendet keine Antwort durch Unterſchleif mit Pudel. Das könnte ich nicht billigen. Ich beſorge ſelbſt, was ich irgend verantworten kann, und verlaſſe mich auf Eure Ehrlichkeit.

— Das könnt Ihr, wackerer Herr Rath!

— Und nun Ade! Ihr ſeht mich mehrere Tage nicht: ich habe Geſchäfte mit dem Statthalter, welcher große Schwierigkeiten findet. Die gute Stimmung der Wiener iſt ſchon längſt wieder verdorben durch unſere Söldnertruppen, welche den Bürger quälen und mißhandeln. Und unſer nächſter politiſcher Horizont zieht ſich nach einigen Monaten Sonnenſcheins ſchon wieder in ſchwarzen Wolken zuſammen. Unſere evangeliſchen Stände in Horn pactiren nun ganz förmlich mit denen in Linz und mit den Directoren in Prag; die Prager aber haben Bethlen Gabor nun wirklich gewonnen, indem ſie ihm alle inneröſterreichiſchen Lande zugeſagt. Wir können in wenig Wochen ein alliirtes Heer von dreimal größerer Stärke als das Thurn'ſche vor unſern Mauern haben. Auch das iſt von Nachtheil für Eure Sache. Ihr könnt nur gerettet werden, wenn wir glücklich ſind. Hofft dennoch, und ſeid Gott befohlen!

Dieſe Unterredung hatte in der zweiten Hälfte Septembers ſtattgefunden. Drei Tage waren ſeit ihr vergangen, und nichts hatte die Einſamkeit Hanſens geſtört, kein Lebenszeichen Gangelberger's war zum Vorſchein gekommen, Hans hatte ſich ſammeln und faſſen können in Allem, zu Allem was ihm bevorſtand. Und er ſah ſeine Lage gefährlicher an, als Gangelberger ſie darſtellen mochte. Er hatte nur zu deutliche Anzeichen, daß an jedem Morgen ſeine Thür geöffnet werden könne, ihm das Todesurtheil und die ſofortige Hinrichtung anzukündigen. Das letzte Anzeichen ſolcher Art hatte ihm der Brief Iſabellens von Harrach gebracht, welchen ihm Gangelberger eingehändigt. Dieſes edle Mädchen hatte ſich bald nach ſeiner Gefangennahme an Gangelberger gewendet, hatte dieſen damals noch ſehr störrigen Rath zu ſich bitten laſſen, und ihm Freundlichkeit für den Gefangenen einzuflößen geſucht. Sie hatte ſo einfach und ehrlich ihre Theilnahme für den verbrecheriſchen Fremdling an den Tag gelegt, daß kein Nebengedanke aufkam, ob denn auch ſolche Theilnahme ſchicklich ſei für das junge Mädchen, für die Tochter des Miniſters, für die Braut Waldſtein's. Keuſch in reiner Menſchlichkeit, liebevoll ohne ſinnliche Liebe, erſchien ihr warmes Wohlwollen auch nur wohlthuend, ſelbſt dem feindlich eingenommenen Gangelberger; und der junge Mann ſtieg bei ihm im Preiſe durch dieſe offene Parteinahme des ſchönen Fräuleins. Nachdenkend, ob das Liebe, und welch eine Art von Liebe es ſei, war Gangelberger von ihr gegangen, und war wieder gekommen, und hatte das in ſeiner Stellung wunderliche Amt eines Briefträgers übernommen, am Ende gar nicht mehr verlangend, daß ihm die Briefe offen eingehändigt wurden.

So hatte er auch jenen letzten Brief nicht geleſen. In dieſem fand Hans zwiſchen allen Zeilen Todesangſt und Todesangſt für ihn. Gerade daß der König fortgereiſt, ſchien Iſabella bedrohlich. Was Grimmiges in ſeiner Abweſenheit geſchähe, könnte gerade darum geſchehen, damit ihm die Verantwortlichkeit erſpart werde, und ihm der Schein perſönlicher Milde verbleibe! Und ſie war ja doch in der Lage, die Stimmung der Machthaber zu kennen: in ihres Vaters Hauſe war der geſellige Mittelpunkt für alle wichtigen Perſonen. Wie ein wehmüthiges, herzliches Todtenlied hatte dieſer Brief in Hanſens Gemüth geklungen, und dieſe elegiſche Melodie hatte ihn Tag und Nacht nicht mehr verlaſſen. Iſt doch der Gefangene immer nur zu geneigt, traurigen Ahnungen die Seele zu öffnen!

Als er jetzt ans Fenſter trat zur Freude der Kräutlerinnen da unten, ach, da meinte er, die ſonnige Welt eines friſchen Morgens vielleicht zum letzten Male anſchauen zu können. Wie werth ſind uns plötzlich alle kleinen Dinge, jedes Spiel der Farben, jede Regung lebendiger Geſchöpfe, wenn wir glauben oder wiſſen, daß wir ſie zum letzten Male vor Augen haben! Sein ganzes Leben ſah er vorüberziehen in dem Sonnennebel, welcher über dem hohen Markte ſpielte, von der Kindheit an bis zur Balconſcene in Hernals — ſo kurz, ſo nur Anfang und Ahnung des Glücks und der tieferen Wahrheit! Keine Dauer, keine Erfüllung! Ja wol, ihr gefährlich reizenden Augen Ludmillas, die ihr plötzlich durch den Nebel blitzt, ihr macht alles Andere verſchwinden, und reizet doch nur, ſpottet doch völlig jeder Dauer, jeder Erfüllung!

Iſabella hatte ihm in ihren Briefen Nachricht gegeben über all ſeine Bekannten und Freunde, auch über Ludmilla, die mit Vater und Schweſter nach Böhmen abgereiſt. Sie habe bis jetzt auf dem Lande in einem anmuthig gelegenen Schloſſe die Sommerzeit verlebt, umgeben und erheitert von jungen Männern wie Rudolph von Mitzlau, und in Prag, wo auch Jaromir von Zierotin, deſſen geiſtliche Laufbahn ganz aufgegeben ſcheine, in des Vaters Hauſe eingekehrt ſei. Sie ſchreibe ihr manchmal, und frage nach ihm, deſſen häßliches Müllercoſtüm und bartloſes Antlitz ſie gar nicht aus dem Gedächtniß wiſchen könne. An einen tragiſchen Ausgang ſeines Geſchickes könne ſie nicht glauben, dafür ſei er zu beſonnen und die Beſonnenheit werde er ſich ſchon zu bewahren wiſſen. Ihr ginge es gut, und in Böhmen werde es jetzt unterhaltend. Man wähle einen König, und zwar einen jungen, den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, der ſolle ein ſchöner, geſchmackvoller Herr ſein, und ſeine Frau, die Tochter des Königs von England, habe ſich ſchon ausgebeten, daß ſie, die Ludmilla, Hofdame bei ihr werde. Der Winter in Prag verſpreche alſo ſchöne Dinge. Der kurfürſtliche Hof ſei ſchon aus der Rheinpfalz übergeſiedelt in die Oberpfalz, von Heidelberg nach Amberg, alſo ſchon in der Nähe von Böhmen. In Eger werde man den neuen König einholen mit großer Pracht. Papa werde ſie mitnehmen dahin. Es ſei doch recht ungeſchickt, daß Junker Hans ſich habe fangen laſſen und ſich mit Raupowa verfeindet habe. Hier bei dem jungen Regimente hätte er raſch eine gute Laufbahn machen können; das zeige ſich am Junker Rudolph, den Raupowa überall fördere. Denn Raupowa ſei ſehr mächtig, er habe die Wahl des rheiniſchen Kurfürſten durchgeſetzt.

Den niederſchlagendſten Eindruck hatten dieſe Briefauszüge auf ihn gemacht. Auch wenn man Abſchied nehmen muß für immer, ſo will man doch lieber von einem werthvollen Herzen ſcheiden, als von einem werthloſen. Der begründete Schmerz erhebt uns ja, und nur leeren Naturen ſcheint es ein Vortheil, blos Werthloſes verloren zu haben.

Wohl eine Stunde mochte Hans ſo am Fenſter geſtanden ſein, da wurde hinter ihm die Zimmerthür geöffnet. Pudel öffnete ſie und ſprach rückwärts in den Gang hinaus. Er ſprach zu Gefängnißwärtern, welche eine rothe Fahne vorübertrugen. Beim raſchen Umwenden ſah Hans die Fahne noch, und ſie war ihm eine Beſtätigung der Ahnungen Iſabellas, eine Beſtätigung, daß ſeine letzte Stunde nahe rücke.

— Das iſt die Fahne für mich, Pudel? fragte er langſam und gedankenſchwer.

— Ach beileibe, gnädiger Junker! Muß nur einmal ausgeklopft werden, in Sachen contra Motten. Niſten ſich ein, weil die Fahne immer lang im dunkeln Eck ſteht.

Er hielt dies für eine höfliche Unwahrheit Pudel's, der ihm wohlgeſinnt war aus zwei Gründen: Goldſtücke waren der erſte Grund, Gangelberger war der zweite. Hans nämlich hatte in der Müllerhoſe ſeinen Lederbeutel mit Goldſtücken in das Schrannenhaus gebracht, und hatte ſich im rechten Augenblicke der damaligen Worte Gangelberger's erinnert, daß jeder Gefangene viſitirt und ſeiner Baarſchaft beraubt werden müſſe. In dieſer Erinnerung hatte er bei der Einführung in dies Zimmer, welches zur Nachtzeit geſchah, geſchickt ſeinen Lederbeutel unter das Bettſtroh zu ſchieben gewußt, und dadurch hatte er ſich einen Talisman für Pudel gerettet. Als nach Verlauf einer Woche Pudel das erſte Goldſtück vom Junker bekam, da hätte er wol in ſtrenger Amtspflicht fragen ſollen: wie kommt das Goldſtück zu einem Gefangenen? Und iſt es allein? — Aber Pudel wußte, daß dieſe Frage zu Weitläufigkeiten führte. Das einzelne Goldſtück und die etwaigen Genoſſen desſelben mußten dann abgeliefert werden an den Herrn Rath, der mußte ein Protokoll aufſetzen, und der geſtrenge Herr hatte ohnehin ſo viel Schreiberei! und endlich waren Vorwürfe unausbleiblich, daß der „proviſoriſche“ Amtsdiener wiederum bei Ankunft des Gefangenen ſchlecht viſitirt habe — wozu das? Aus ſolchen weiſen Erwägungen hatte er die Frage unterdrückt. Der Gefangene konnte ja — erwog Pudel weiter — mit ſeinen Goldſtücken keinen Schaden anrichten! er kam ja mit Niemand in Berührung als mit dem Herrn Rathe und mit ihm, dem „Proviſoriſchen“. Aus dieſem erſten Grunde hatte er Gelegenheit gewonnen, dem „wohlgebülldeten“ Gefangenen manche Erleichterung zu verſchaffen mit Papier und Tinte und auch mit Speiſe und Trank. So ein Junker iſt ja nicht an die Koſt im Schrannenhauſe gewöhnt.

Der zweite Grund verſtärkte den erſten außerordentlich. Herr Rath Gangelberger hatte am Ende ſelbſt befohlen, den Junker mit aller „bülligen“ Rückſicht zu behandeln! Lieber Gott! das war ja ſtets Pudel's Lebensphiloſophie, und nur der Herr Rath ſtörte ſie öfters. Wenn er nun gar befahl, dann konnte kein Zweifel mehr aufkommen.

Pudel war alſo die gute Stunde für den Herrn Junker, und er trat auch jetzt nur ein, um dem armen, aufgegebenen Edelmanne die Freude zu machen. Denn die Sache mit der rothen Fahne hatte ja leider ihre Richtigkeit: ſie wurde nicht in wirthſchaftlichem Intereſſe ausgeſtäubt, ſondern für ihn, für den Hochverräther. Wie das gar oft geht: die untern Claſſen waren über den Hauptgang der Politik beſſer unterrichtet als die obern, weil ſie einen reineren Inſtinct haben, und weil ihnen nicht ſo viel Detail bekannt wird, welches die oberen Claſſen verwirrt. Pudel und die Inſaſſen der Saugrube unten, die Conrad, Urban und Pfeifer, wußten genauer, daß die Hinrichtung nahe bevorſtand, als die Herren oben, den Rath Gangelberger mit eingeſchloſſen. Dies rührte daher, daß von der untern Claſſe die Triebkraft ausging zu dieſer Hinrichtung, von der untern Claſſe gegen die untere Claſſe. Der Herr oben in Nummer Drei kam nur bei dieſer Gelegenheit mit unter das Richtſchwert, weil Conrad und Compagnie dem Stricke nicht entlaufen ſollten.

Dieſe ſchlimme Triebkraft war Medardo, die „rothe Feder". Er war ſonſt gar nicht grauſam, aber er war einem Menſchen gegenüber furchtſam, gleichſam elementariſch furchtſam. Er meinte zu fühlen, daß dieſer Menſch ihn, den Medardo, noch einmal todtſchlagen werde. Dies wünſchte er vermieden zu ſehen, und zwar gründlich vermieden zu ſehen. Wenn dieſer ihm „zuwid're" Menſch — ſo lautet das Wiener Beiwort — gehenkt werde, „bis er ſterbe", ſo glaubte er, dies eine gründliche Vermeidung nennen zu dürfen. Dieſer ihm „zuwid're" Menſch war der Bart-Conrad.

Als nun Medardo während der Sommermonate inne wurde, zu ſeinem Erſtaunen inne wurde, daß den vier Hochverräthern nichts geſchah, weil ſich dem Cavalier unter ihnen die Neigung Gangelberger's zuwendete, wie aus den Notizen Pudel's zu entnehmen war, da faßte er den Entſchluß, die Hinrichtung des Junkers auf ſeine Art zu betreiben. Nicht des Junkers wegen; der hätte ſeinethalben davon kommen mögen. Nein, des Bart-Conrad wegen. Fiel der Kopf des Junkers, dann purzelten die Cadaver der Kerle in der Saugrube von ſelber nach.

Sein Feldzugsplan war einfach und ſicher. Er wußte durch langen Verkehr, daß Gangelberger die Einmiſchung der Jeſuiten in ſeine amtliche Thätigkeit haßte, und daß er deshalb dem Pater Lamormain nicht hold war. Ebenſo daß Pater Lamormain den eigenſinnigen Gebieter im Richthauſe nicht liebte. Er ging alſo zu Pater Lamormain und brachte ſeine Sache vor, mit Schlauheit alle möglichen Motive neben einander ſchiebend: So viel Aufwand ſei gemacht worden, das Neſt zu fangen, und das Geld ſei doch nicht gefangen worden! So viel üble Nachrede habe man auf ſich geladen; auf das Jeſuitenhaus zeige man mit Fingern, weil dort ein guter Menſch zu Tode gemartert würde, und den ketzeriſchen Uebelthätern krümme man kein Haar, man füttere ſie auf Regiments Unkoſten! Warum? die geiſtlichen Herren fürchten ſich, ſie haben ihre Macht verloren! Sonſt wär's ja nicht möglich, daß ſolche Hochverräther noch am Leben wären. Das ſei ſchlimm, das ſei ſehr ſchlimm! Der Reſpect vor den geiſtlichen Herren nehme ab von Tag zu Tage, das wüßten die am beſten, welche täglich mit dem Volke zu verkehren hätten. — — — —

Lamormain erinnerte ſich ganz wohl des ſächſiſchen Junkers, den ihm Waldſtein damals entriſſen unter drohenden Reden. Dieſer Junker, ein Zankapfel zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, konnte jetzt ein unverfängliches Schlachtopfer werden. Er hatte grob und unzweifelhaft das Leben verwirkt in politiſchen Dingen, in Dingen eines verrätheriſchen Kriegsactes. Niemand konnte ſich verwundern, wenn er hingerichtet wurde, Niemand einen geheimen Grund, eine geheime Macht ſuchen hinter dieſer Hinrichtung, und doch würden die Eingeweihten, zunächſt die Herren Waldſtein und Gangelberger, ſpüren, daß die geiſtliche Macht nicht lahm gelegt ſei, wie man jetzt ſchon überall flüſtere wegen der Lähmung des Provincials — mit einem Worte: Lamormain ſagte nach kurzem Beſinnen lächelnd zu dem beſorgten Agenten Medardo, er möge ſich beruhigen in ſeiner Sorge um die geiſtliche Macht. Sie ſcheine nur zu ruhen wegen der Kaiſerwahl, und der ſächſiſche Ketzer ſei nur hingehalten worden wegen der Kaiſerwahl. Sobald dieſe entſchieden, falle auch dieſes Junkers Kopf.

Das war geſagt worden in einem Tone, deſſen Zuverläſſigkeit Medardo kannte, und Medardo war beruhigt hinweggegangen und hatte ſich ſein wöchentliches Vergnügen aufgeſucht. Dies beſtand in einem Beſuche Pudel's. Nicht weil ihn Pudel's geiſtreiche Geſellſchaft beſonders vergnügt hätte, ſondern weil neben Pudel's Stübchen die „Saugrube" gelegen, und weil in der Thür dieſer „Saugrube" ein vergittertes Guckloch angebracht war, welches man von außen öffnen, und durch welches man in die Saugrube hinein blicken konnte. Dieſes Hineinblicken auf den gefangenen Bart-Conrad war Medardos Vergnügen, und weil er dies heute nach Pater Lamormain's Aeußerung in beſonderem Maße genoſſen hatte, ließ er beim Weggehen einige gnädige Aeußerungen vor Pudel fallen. Sie gingen dahin, daß man mit ſeinem Dienſte jetzt recht zufrieden ſei, und daß ſein „proviſoriſcher" Dienſt wol in einen „definitiven" erhöht werden möchte, wenn er die Bewachung ſolcher Hochverräther zu glücklichem Ende führen könne, das heißt zum Ende durch den Strick und durch das Schwert. Er möge nur heiter ſein, denn dies ſtehe nahe bevor. Die Nachrichten aus Frankfurt lauteten günſtig, und wenn in den nächſten Tagen die Kunde der Wahl des Königs zum römiſch-deutſchen Kaiſer einlange, dann würde hier Alles erhöht, die Böſewichter da drinnen zum Galgen und er zum „Definitiven". Und zwar am erſten Morgen, nachdem die Nachricht eingegangen.

Das war ebenfalls geſagt worden in einem Tone, deſſen Zuverläſſigkeit Pudel kannte, obwol er leicht geklungen, und Pudel war hingegangen und hatte, obwol es noch Vormittag war, eine Maß Regensburger ſich vergönnt. Er hatte gar nichts gegen die Leute in der Saugrube und oben. Im Gegentheile! Aber „Definitiver" zu werden war doch ſehr erfreulich.

In dieſer Stimmung erſchien er jetzt vor dem Junker. Er wollte dieſem eine Bitte gewähren, welche er ihm während der

Gefangenſchaft ein einziges Mal gewährt, jetzt aber ſeit längerer Zeit abgeſchlagen hatte, die Bitte des Junkers, ſeine Unglücksgefährten unten in der Saugrube beſuchen zu dürfen. Hans trug kein beſonderes Verlangen nach der Geſellſchaft unten, aber er wußte, daß er die armen Schlucker durch ſeinen Beſuch erfreute, nicht blos der paar Goldſtücke wegen, welche er ihnen bei dieſer Gelegenheit zuſtecken konnte. Obwol auch wegen der paar Goldſtücke. Er hatte ihnen zwar ſchon einige Male durch Pudel ſolche Geldhilfe zugeſendet, aber man war nicht ſicher, daß Pudel immer richtig wechſelte. Der Cours des Goldes, obwol damals von geringer oder gar keiner Schwankung, war ihm doch nicht ſtets genau bekannt, und da liegen Irrungen nahe, deren Verluſte Pudel ja nicht auf ſeine Caſſe nehmen konnte. Gewechſelt mußte aber doch werden, denn die Bedürfniſſe der Schächer da unten waren mannigfaltig, ſie waren ja ihrer drei, und Jeder verlangte einen Antheil am Goldſtücke, beſonders Conrad. Conrads wegen ſchien dem Pudel jetzt ein Beſuch des Junkers geradezu nothwendig. Seine Gnaden der Herr Junker könnten ſich gar nicht vorſtellen, was das für ein „wildſchaffener“ Menſch ſei. Das einſame Leben ſtiege ihm manchmal ſo zu Kopfe, daß Urban und Pfeifer, ja er, der Pudel, ſelber des Lebens nicht ſicher wäre in ſeiner Nähe. Er ſchlage manchmal Alles entzwei und nieder, und nur der Anblick und die Zuſprache des Herrn Junkers wirke da beſchwichtigend.

— Alſo führ' mich hinab, lieber Pudel!

— Nur noch ein halb Stündchen warten, Gnaden, ein halb Stündchen! Sie ſind unten beim Speiſen, und da iſt Fried' und Unterhaltung, da brauchen's nix von Gnaden. — Außerdem, ſetzte er hinzu, würde es erſt nach einer halben Stunde ſicher, daß der Herr Rath heut' wieder nicht käme, ſchon den dritten Tag nicht käme. Der dürfte aber doch nicht kommen zu einem ſolchen Beſuche, denn er liebe dergleichen nicht, obwol die Verhöre längſt geſchloſſen und alſo Durchſtechereien doch nicht mehr möglich wären. Wenn Gnaden übrigens zur Nachfeier ſolches Feſtes, wie der Beſuch ja ſei, einen „guſtiöſen“ Trunk ſpendiren wolle für die Schächer, ſo ſolle chriſtlich gewechſelt werden, das Gold ſtünde jetzt gut, ſeit die Kaiſerwahl gut von ſtatten zu gehen ſcheine.

Das Goldſtück mit einem Kratzfuß hinnehmend, und mit einem längeren Kratzfuße dafür dankend, daß der Junker vom Einwechſeln des Silbergeldes nichts zu erfahren wünſche, weil dem Pudel immer mancherlei kleine Auslagen oblägen, empfahl ſich dieſer und verſprach nach einer halben Stunde wieder zu kommen.

Die Saugrube unten war der Wohnſtube Pudel's gegenüber. Wenn man vom Landskrongaſſel eintrat, hatte man Pudel's Wohnung zur Rechten, die Saugrube zur Linken. Sie war ein mäßig großer, gewölbter Raum mit ſteinernem Fußboden. In der Mitte eine ſteinerne Säule, welche das Gewölbe tragen half, und an welcher eiſerne Ringe angebracht waren. Das einzige Fenſter der Saugrube ging ins Landskrongaſſel und ließ nur wenig Licht ein aus dem dunkeln Gäßchen, weil es mit ſtarken Eiſenſtäben vergittert und in ſeiner untern Hälfte mit einer Holztafel zugeſtellt war. Letzteres wol darum, damit den Gefangenen der Verkehr mit der Gaſſe erſchwert würde. Erſchwert! hatte Conrad zu Anfange der Gefangenſchaft lachend geſagt. Da ſie volle Zeit und nichts zu thun hatten, ſo beſchäftigten ſie ſich bald mit Abhilfe dieſer Erſchwerung, und ſie kamen damit zu Stande, als dem melancholiſchen Pfeifer nach Beendigung der erſten Verhöre ſeine Schuſtergeräthſchaften durch Pudel verabfolgt wurden. Pudel wollte dem Philoſophen eine zerſtreuende Beſchäftigung, ſich aber und ſeinem Natzi eine ſorgfältige Erneuerung ihres ſchadhaften Schuhwerks verſchaffen. Unter dem Schuhgeräth ward auch das Ledermeſſer ganz brauchbar befunden zu ſeiner Durchſchneidung der Holztafeln. Mit Holz wußte Conrad umzugehen, und es dauerte gar nicht lange, ſo war eine Handbreite der Tafel ſo ſauber abgelöſt, daß Pudel bei der ſchwachen Beleuchtung von dem Ritze nichts bemerken, man aber des Abends die Handbreite wegheben und das Fenſter zum Durchſchieben einer Fauſt öffnen konnte. Der lange Jobſt wird ſchon kommen! meinte Conrad, und ausſchau'n nach der hinausgeſtreckten Fauſt, und das Uebrige wird ſich finden!

Das erfüllte ſich denn auch. Jobſt beſuchte ſeinen Schwager Pudel und ſprach ſehr laut, wenn er kam und ging. Gefangene hören wie Maulwürfe; das Guckloch, welches ja nicht hermetiſch verſchloſſen war, erleichterte das Hören, und Conrad begann, als er Jobſtens Anweſenheit draußen im Flur vernahm, einen ſolchen Höllenlärm mit Schreien und Schlagen an die Thür, daß Pudel genöthigt wurde, heranzutreten und nachzufragen. Er öffnete zwar nur das Guckloch, wurde aber doch genöthigt die ganze Thür zu öffnen, weil Urban ihm zurief: er möge ihm um Gotteswillen zu Hilfe kommen, Conrad ermorde ihn! Pudel wußte leider, daß dies dem Conrad zuzutrauen wäre, und da gerade ſein langer Schwager Jobſt da war, ging er auf einen Augenblick hinein mit ſeinem Schwager, um Frieden zu ſtiften. Nun ſtürzte ſich Conrad auf Jobſt, und unter dem Anſchein zorniger Balgerei unterrichtete er dieſen leiſe, daß jeden Abend um Neun die Fauſt im Fenſter einen Zettel mit Nachricht erwarte und bereit halte.

So war die Verbindung mit der Außenwelt hergeſtellt worden in der Saugrube, und Urban erbot ſich am nächſten Morgen, dem in der edlen Schreibekunſt vernachläſſigten Natzi einen Schreibunterricht angedeihen zu laſſen, an welchem Pudel ein blaues Wunder erleben ſolle. Proteſtanten wie er und Conrad ſeien den Götzendienern auch darin voraus, daß ſie perfect leſen und ſchreiben könnten.

Pudel überhörte großmüthig den „Götzendiener", und ergriff mit beiden Händen die Gelegenheit eines unentgeltlichen Schreibeunterrichts für Natzi. Er hatte ja immer geſagt, es läge nur an der falſchen Lehrmethode, daß ſein nachdenklicher Sohn ungenügende Fortſchritte mache in dieſer freien Kunſt. Er ſei in dieſem Punkte ohne Vorurtheile gegen die Ketzer, und habe gegen die proteſtantiſche Schreibmethode gar nichts einzuwenden.

So kam Feder und Tinte in die Saugrube, und die kleine Abendpoſt am Fenſter entwickelte ſich zu einer Regelmäßigkeit, welche ihres Gleichen ſuchte im deutſchen Reiche.

Solchergeſtalt kamen die Schächer in Kenntniß von alle dem, was außen vorging, ſo weit dies Jobſt wußte. Jobſt aber ward durch ſeinen Hausherrn unterrichtet, den Herrn von Wildling, welcher damals am Stubenthore glücklich entronnen und bisher unbehelligt geblieben war. Solchergeſtalt kamen ſie auch in Kenntniß von dem, was ihnen drohte. Pudel hatte gegen ſeinen Schwager Jobſt nicht verſchwiegen, was er von Medardo vernommen über das nahe Ende der Schächer. Jedermann hat einen Kreis, in welchem er ſeine Eitelkeit befriedigt: Pudel erſchien gern wichtig und bedeutend vor ſeinem Schwager, der ein bloßer Hausmeiſter war. Warum ſollte er vor dieſem nicht durchblicken laſſen, daß er in die Abſichten der hohen Herren in der Burg vollſtändig eingeweiht ſei als wahrſcheinlicher „Definitiver“? Warum nicht? Es war ein angenehmer Genuß für das Gefühl ſeiner Höhe, zu welcher der plebejiſche Schwager hinaufſtaunen mußte. Natürlich ſorgte der plebejiſche Schwager dafür, daß die Gefangenen noch am ſelbigen Abende erfuhren, was ihnen nahe bevorſtände.

Sie waren lange darauf gefaßt, und hatten ſich vorgeſehen. Alle Gefangenen beſchäftigen ſich zuerſt und zuletzt mit Plänen der Befreiung. Im Parlamente dieſer drei Schächer war dieſer Plan gründlich debattirt und feſtgeſtellt worden durch Mehrheit der Stimmen. Die verneinende Stimme war die Pfeifer's, der in ſeiner dumpfen Verſeſſenheit keinen Antheil hegte für bloßes Entwiſchen. Für ſeinen Glauben Unerhörtes thun, nöthigenfalls wie ein Märtyrer dafür ſterben, war dieſes Schuſters Loſung.

Du biſt ein Eſel, Schuſter! hatte Conrad zu dieſer Abſtimmung Pfeifer's geſagt, und hatte durch Jobſt Alles ans Fenſter bringen laſſen, was zur Ausführung des Plans nöthig war, und was ſich durch den fauſtbreiten Spalt am Fenſter hereinziehen ließ.

Es war Alles bereit, und heute Abend ſollte der Ausbruch aus dem Schrannengefängniſſe ins Werk geſetzt werden. Deshalb war Pudel angegangen worden, heute den Junker zum Beſuch kommen zu laſſen. Als ehrlicher Kamerad hatte Conrad darauf beſtanden, daß man verſuchen müſſe, ob ſich die Befreiung des Junkers mit der ihrigen vereinigen laſſe. Heute aber noch müſſe es vor ſich gehen, kein Teufel könne wiſſen, ob nicht heute noch die Nachricht von Frankfurt eintreffe, und dann gebe es ja keinen Abend mehr für ſie auf dieſer Welt!

So ſtanden die Sachen, als die drei Inſaſſen der Saugrube am Schluſſe ihrer Mittagsmahlzeit ſaßen und mit halblauter Stimme darüber beriethen, auf welche Weiſe der Junker mit zu befreien ſei, ſobald ſie ſelbſt erſt draußen vor der offenen Thür ſtänden. Conrad vermaß ſich, das durchzuführen; denn er wiſſe aus der Zeit, da er noch täglich hinaufgeführt worden zum Verhöre, er wiſſe ganz genau, wo Pudel die Schlüſſel zu den Gefängnißſtuben aufhänge. Dort an dritter Stelle hänge Nummer Drei. Damit gehe es hinauf, und dann mit dem Junker herab und hinaus! Punktum! Seht Euch die Saugrube noch einmal an — ſetzte er hinzu, und legte ſich bequem zur Verdauung auf die Holzpritſche — Ihr ſeht ſie zum letzten Male.

— Still! flüſterte Urban, Pudel kommt!

Pudel kam, um ihnen den Beſuch des Junkers anzukündigen, und ihre Dankſagung dafür mit Herablaſſung entgegen zu nehmen. Sie dankten ſehr gerne, denn es war ihnen dies ein günſtiges Vorzeichen, und gerade heute doppelt willkommen. Es wurde denn auch ſofort benutzt, um das anzuknüpfen und anzukündigen, was ſie heut Abend zu ihrem Unternehmen brauchten, und wozu ſie Pudel's perſönliche Mitwirkung nöthig hatten. Seine edelſten Empfindungen ſollten dazu gemißbraucht werden. Urban war die Schlange, welche ihn jetzt umringelte. Er lud ihn feierlich ein zu dem großen Examen, welches Natzi heut'

Abend beſtehen und ablegen werde in der Schreibekunſt, nicht blos in der gemeinen, ſondern in der kanzleimäßigen, welche ihm hinter dem Rücken des Vaters beigebracht worden ſei. — Und dann noch in einer geheimen Wiſſenſchaft — ſetzte Conrad ſchalkhaft hinzu — welche den Papa Pudel curios überraſchen werde an ſeinem Sohne. Denn der Natzi, ſo lange ſchmählich zurückgeblieben bei mangelhafter Belehrung, habe ſich hier in der Saugrube mirakelhaft entwickelt, und werde ſich als ein ſehr brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft erweiſen — heute Abend noch!

Urban, kein Freund ſolcher Conrad'ſchen Humorausbrüche, unterbrach ihn jetzt, weil er fürchtete, Pudel könne doch trotz ſeiner Affenliebe zu dem Trottel-Sprößling mißtrauiſch gemacht werden, und ging auf das Thatſächliche über, um welche Stunde die Examenfeierlichkeit ſein ſolle, und daß Schwager Jobſt den Triumph des Knaben wol mit anſehen dürfe, wenn Pudel als Amtsdiener ſolchen wiſſenſchaftlichen Beſuch verantworten könne, und daß ein friſcher Trunk vor- und nachher einbedungen ſei.

Pudel war ſchon im voraus ſelig. Jobſt der Schwager könne durchs Guckloch zuſehen und zuhören, das ſei unter allen Umſtänden zu verantworten, und um Sieben ſolle es losgehen; da ſei es jetzt ſchon dunkel, und es komme nicht mehr leicht Störung, und das „Kind“ ſei noch nicht ſchläfrig. Abgemacht! ſchloß er, und jetzt hole ich den Herrn Junker herab, denn nun kommt der Herr Rath nicht mehr.

Unter dieſen Worten ging Pudel, ſchloß ab und ſah mit Vergnügen, daß Natzi draußen am Schauloche der eiſernen Hausthüre ſtand und hinaus blickte. Auch in den Mußeſtunden, dachte er, zeigt ſich das Kind aufmerkſam und vorſichtig. Wie erſchrak er aber, als Natzi auf einmal ſtammelte: der „Vater“ ſolle aufmachen, es komme eben der Herr Rath vor die Thür! —

— Was?! — Crixi, wahrhaftig! das war geſcheidt, daß ich den Junker noch nicht —

Haſtig öffnete er, und unterließ nicht zu bemerken, daß es Natzis Aufmerkſamkeit zu verdanken ſei, wenn des Herrn Raths Geſtrengen nicht zu klopfen und zu warten gebraucht!

Der Herr Rath ſah nicht darnach aus, als ob er familiäre Dinge beſprechen möchte. O nein! Ernſt, wol gar ſorgenvoll, aufgeregt ſah er aus, ſchritt raſch der Stiege zu, und befahl im Gehen, Nummer Drei ſogleich zu öffnen.

Dort ſetzte er ſich, den Pudel fortwinkend, wie ein erſchöpfter Mann, trocknete ſich den Schweiß, lud mit einer Handbewegung den Junker ebenfalls zum Sitzen, und begann nun, Anfangs langſam, dann immer lebhafter einen Bericht, als ob er einem Freunde oder gar einem Sohne eine Schilderung vortrüge:

— Das waren heiße Tage, Junker, und die Dinge haben ſich ſchwarz zuſammengeballt! Es muß eine geheime Verhetzung ſtattgefunden haben, oder die Jeſuiten haben ſich ohne ihren Provincial zu einer Kraftanſtrengung aufgerafft, denn dieſer — doch der Reihe nach!

Zuerſt war ich bei Eggenberg. Er hat Euer Memorial entgegengenommen, er war überhaupt freundlich und eingehend, er iſt ein weit ſehender Mann, er iſt billig, mäßig, muthig, er iſt ein Segen für uns. Kurz, er iſt einverſtanden mit mir, daß Euer Fall als ein politiſcher behandelt werde und alſo der Convenienz anheim gegeben bleibe, nicht der Juſtiz, die keine Rückſichten kennen darf. Er verlangt deshalb keine Urtelsvorlage von mir.

Dies die wichtigſte erſte Nummer. Notabene: Harrach kam dazu, und zeigte ſich einverſtanden. Mehr als einverſtanden; er zeigte das günſtigſte Vorurtheil für Euch, er meint, Euch gründlich zu kennen durch die Schilderungen ſeiner Tochter. Von Seiten der wichtigſten geheimen Räthe iſt alſo das Beſte zu erwarten, und ich glaube, es wird nicht lange auf ſich warten laſſen.

Die zweite Nummer ließ ſich auch gut an. Nämlich die Angelegenheit Graf Zdenkos und mein Vorſchlag, ihn zu vernehmen in Betreff Euer, und bei dieſer Veranlaſſung nachzufragen, warum und mit welchem Rechte dieſer notable Mann geiſtlicher Jurisdiction und Gefangenſchaft verfallen ſein könne. Auch in dieſer delicateſten-Angelegenheit war der Freiherr von Eggenberg zu meiner großen Freude wie ein freier Herr. Ich merkte deutlich, daß der König früher ſchroff in dieſer Angelegenheit geweſen ſei, kurz vor ſeiner Abreiſe aber nachdenklich, zulaſſend ſich erwieſen habe. Auch oben ſcheint etwas von Rom eingetroffen zu ſein, was ſelbſt den König ſtutzig gemacht hat. Eggenberg ließ verlauten, daß Trautmannsdorff, einer unſerer hoffnungsvollen Cavaliere in politiſchen Dingen, neben dem Könige in Frankfurt und einer Sendung nach Rom gewärtig ſei. Es ſieht völlig darnach aus, als ob eine Wendung zur Toleranz bevorſtände, was der Himmel fördern möge. Kurz, Eggenberg bevollmächtigte mich, ins Jeſuitenhaus zu gehen als amtliche Gerichtsperſon. Das war ein koſtbares Zugeſtändniß, ein weit ausſehender Fortſchritt! Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht zögerte!

— Ihr habt den Grafen geſehen? Er lebt, er --?!

— Geduld, Geduld! Uebereilt mich nicht! — Ihr könnt denken, was es für ein Aufſehen machte, was es für einen Widerſtand finden mußte im Jeſuitenhauſe, daß ein kaiſerlicher Rath officiell eintreten und Aufklärung verlangen, wol gar Verantwortung fordern könne. Aber ſo etwas ſind dieſe ſelbſtſtändigen Herren nicht gewöhnt, und ſie verweigerten mir Anfangs rundweg den Zutritt zum Provincial, den ich in Anſpruch nahm. „Im Namen des Königs!“ rief ich endlich in meiner Ungeduld und in meiner Ohnmacht. Denn ich war doch ohnmächtig, wenn ſie mich nicht reſpectirten; mit Gewaltmitteln einzudringen, würde mich auch Eggenberg nicht bevollmächtigt haben. „Im Namen des Königs alſo!“ wiederholte ich, „führt mich vor Euren Provincial!“

Ich hatte hiermit mehr geſagt, als ich ſtreng genommen ſagen durfte, denn der Geheimrath des Königs iſt nicht der

König, mir war nicht ganz leicht im Gewiſſen — aber die Wirkung erfolgte: man führte mich hinauf. Unterwegs verſuchte es der wortführende Pater, mich davon abzubringen, daß ich zum Provincial ſelbſt geführt ſein müſſe. Der Provincial ſei krank. Es ſolle meinen Anforderungen Genüge geſchehen auch ohne den Provincial, wenn ich in das Capitelzimmer eintreten wollte, vor welchem wir eben ſtünden.

Ich lehnte das mit Feſtigkeit ab; mein Auftrag gehe an den Provincial ſelber, er möge krank ſein oder geſund.

So öffnete mir denn der wortführende Pater unter Zeichen großer Befangenheit das Vorzimmer des Provincials, und trat allein mit mir in einen großen Raum, wo er wohnen ſollte. Ich ſah ihn nicht. Erſt als der Pater auf einen fernen Winkel zuſchritt, entdeckte ich, daß eine menſchliche Geſtalt in dieſem Winkel kauerte. Er betet! flüſterte der Pater. Dieſe ſchreckliche Figur betete aber nicht: ein Todtenkopf ſtierte aus ſchmutzigem Tuche ins Leere, und erſt als der Pater ihn angeredet, kam ein menſchlicher, tief erloſchener Blick aus dieſen Augenhöhlen zum Vorſchein. Der Pater ſuchte ihn aufzurichten. Mühſam gelang das, die Kräfte des kranken Mannes reichten kaum noch zu, aufrecht zu ſtehen und einige Schritte zu machen. Das wurde indeſſen anders, als ich mit ſtarker Stimme den Namen des Grafen Zdenko nannte, über den ich Auskunft haben, zu dem ich geführt ſein wollte. Bei dieſem Namen zuckte der häßliche Greis, als ob er ins Herz geſtochen würde, und ſetzte ſich in Bewegung, Anfangs ſchlotternd, allmälig feſter zur Thür hinaus, einen Corridor entlang bis vor eine Zelle. Dort zog er an einer Glockenſchnur. Man hörte kein Läuten; aber ſehr bald erſchien ein junger Jeſuit mit Schlüſſeln und ſchloß die Zelle auf —

— Schloß ſie auf, und was ſaht Ihr, wie fandet Ihr ihn?

— Ausgeſtreckt auf einem Lager einen ſterbenden Greis, der nur leiſe athmete, die halbgebrochenen Augen aber, ſeelengute Augen, nach uns wendete. Der Mund verſuchte zu lächeln, die Hand verſuchte es, ſich zur Begrüßung zu erheben —

— Sterbend?!

— So ſchien es. — Aber ganz klaren Bewußtſeins und Verſtandes, und auch fähig, langſam und leiſe zu ſprechen.

Der Pater war an der Thür zurückgeblieben, welche er an ſich gezogen hatte; der Provincial hatte ſich in eine Ecke gedrängt, als ob er links und rechts die Mauer brauche, um ſich aufrecht zu erhalten; ich war nahe zu dem Lager getreten, und fragte den Grafen, ob er mich vernehmen und verſtehen könne. Er bejahte mit den Augenwimpern. Nun erzählte ich ihm, wer ich ſei und in welcher Abſicht ich käme, und nannte auch Euren Namen, Junker —

— Oh!

— Innige Freude ging über das Antlitz des Grafen, und er verſuchte es, die Hand nach der meinen auszuſtrecken. „Kann ich ihn ſehen?“ flüſterte er, „iſt er in der Nähe?“ — „Er iſt in der Nähe, und ich hoffe, Ihr werdet ihn ſehen. Iſt es nicht Euer nächſter Wunſch, fortgebracht zu werden aus dieſem engen, dunklen Raume?“ — „Ja, ja! Dahin wo die Sonne ſcheint, wo friſche Luft weht — ich ſtürbe nicht gern in dieſer Höhle, und bevor nicht Methodius erſt — — da, da iſt er ja! Armes Menſchenkind, Du ſiehſt ja aus, als ob man Dich aus dem Grabe ausgeſcharrt! Haſt Du Dein Herz endlich gefunden im Grabe? Armer Methodius, ein ſo langes Leben lang iſt es Dir abhanden geblieben! Nicht wahr, nun iſt Dir wohler, weil Du lieben kannſt?! Schluchze nicht! Das Herz iſt der Hauch Gottes in uns. Alles Andere iſt eitel, nur die Liebe iſt ewig, ſie iſt der Athem Gottes. Schluchze nicht! Ich weiß was in Dir ſtöhnt und arbeitet. Gieb Dich hin, gieb Dich hin! — Helft ihm doch! Er will her zu mir. Helft ihm! Komm' getroſt, Genoſſe meiner Jugend! Anna ſieht ſegnend auf uns herab — komm' getroſt! Von mir braucht's keiner Vergebung; Du haſt mehr entbehrt als ich, komm' getroſt, ich ſegne Dich, Methodius!“

Bei dieſen Worten — der Vater und ich hatten den Provincial herangeführt — rang ſich ein entſetzliches Stöhnen aus ſeinem Innern empor, und er knickte uns unter den Armen dergeſtalt jäh zuſammen, daß er uns mit an den Boden riß — er war todt.

Der Vater rief nach Hilfe; man brachte den Leichnam hinweg; ich blieb eine Zeitlang allein mit dem Grafen, welcher die Kataſtrophe nicht bemerkt zu haben ſchien. Seine Augen waren aufwärts gerichtet, er ſammelte Athem und ſchwieg eine Weile auf mein Fragen. Endlich ſchien er erholt zu ſein, und ſprach wieder, wenn auch noch tonloſer: „Ich glaube — es ſind die letzten Atome — die ſich leiſe in mir auflöſen. Zögert nicht — wenn Ihr mich an Licht — und Luft — wenn Ihr Hans — und Dunſtan — zu mir bringen könnt.“

Ich eilte hinaus und fand den jungen Jeſuiten mit den Schlüſſeln, welcher harrte. Ihm befahl ich, ſogleich Leute zu ſchaffen, welche den ſterbenden Mann an einen ſonnigen Ort tragen könnten, da hinab, zeigte ich, in den Garten zwiſchen den Flügeln des Hauſes, dort unter die Bäume, welche von der Sonne beſchienen ſind! — Er ſchüttelte den Kopf und verſchloß die Zelle. Ich faßte ihn an der Bruſt. Der junge Mann lächelte und erwiderte ruhig: er wolle mein Verlangen melden gehen. Ich ging mit ihm, bis jener wortführende Vater gefunden war. Er bewilligte mein Verlangen. Es wurde ausgeführt, und wie eine Blume, die im Sonnenſtrahle ihre geſchloſſenen Blätter öffnet, hob ſich die Lebenskraft des Grafen in der ſonnigen Luft. Er trieb mich ſelber fort, Euch und Dunſtan zu holen.

— Und Ihr holt mich?!

— Nein, junger Freund, ſo frei darf ich mit einem des Hochverraths Angeklagten nicht gebaren. Nachdem der wortführende Vater mir zugeſagt, den Grafen bei ſinkender Sonne in ein lichtes, luftiges Gemach bringen zu laſſen, eilte ich in die Burg hinauf, um bei Eggenberg die Erlaubniß für Euch auszuwirken. Und dort trat mir der Widerſpruch in gefährlicher Macht entgegen.

— Durch Eggenberg?

— O nein. Durch Lamormain, der bereits unterrichtet war aus dem Jeſuitenhauſe. Er war in gereizteſter Stimmung und begann mit der Frage: wie ich mich unterſtehen könne, in ein Ordenshaus einzudringen? — In Folge meines Amtes, in Folge Auftrags vom Geheimenrathe! entgegnete ich. — Dieſe Antwort erhöhte ſeinen Zorn. Er überſchüttete mich dergeſtalt mit Vorwürfen und mit Befehlsandrohungen für die Zukunft, daß auch ich alle ruhige Klugheit außer Acht ließ und ihm rundweg erwiderte: ich ſei kein Geiſtlicher, ſondern ein weltlicher Beamter, der ſeine Befehle von der weltlichen Behörde einzuholen hätte, nicht aber von einer geiſtlichen.

Auf dieſe unmittelbare Erklärung zuckte er von oben bis unten. Ich werde ſie zu büßen haben, wenn der König zurückkehrt und nach dieſer Richtung nicht ein neues Syſtem einführt, wie Eggenberg hoffen zu dürfen glaubt. Gleichviel, ich bin gefaßt darauf. Jetzt aber, junger Freund, könnt *Ihr* es büßen müſſen, wenn Eggenberg nicht feſt hält. Lamormain nämlich ging nun ab von der allgemeinen Frage, und wendete ſich zu Eurem Proceß. Warum dieſer noch nicht beendigt, warum ein ſo ſchreiender Hochverrath noch nicht beſtraft ſei? Das habe nichts zu ſchaffen mit geiſtlichen Vorrechten, das ſei ein ſcandalöſer politiſcher Fall, und er werde Sorge tragen, daß dieſer Verſchleppung binnen vierundzwanzig Stunden ein Ende gemacht werde. Hiermit ließ er mich ſtehen, und ging — nicht nach dem Geheimrathszimmer, ſondern nach der andern Seite, nach der Wohnung des Statthalters, des Herrn Erzherzogs Leopold. Dieſen wird er bewegen wollen, einen ſcharfen Befehl gegen Euch zu veranlaſſen. Gelingt ihm dies, ſo muß ich heute noch Euer Urtel einreichen, und morgen — morgen könnt Ihr Abſchied nehmen müſſen von dieſer Welt.

— Ich bin darauf gefaßt — ſprach Hans nach kurzer Pauſe — ich möchte nur gern meinen Pflegevater noch einmal ſehen!

Gangelberger ſchwieg. Sein Blick ruhte theilnahmsvoll auf dem armen Junker; ein Entſchluß ſchien aus dem Herzen des tapfern kaiſerlichen Rathes aufzuſteigen — morgen iſt es vielleicht zu ſpät, ſagte er halblaut vor ſich hin, morgen kann dort wie hier der Tod aller Herzensſorge ein Ende gemacht haben; bezahlen muß ich doch die ganze Rechnung; ſollen wir nicht wenigſtens genießen, was auf die Rechnung geſchrieben wird? — Hans von Starſchädel, mein junger Freund — rief er plötzlich laut und entſchloſſen — wollt Ihr mir Euer Ehrenwort geben, daß Ihr nicht entweichen, daß Ihr getreulich hierher in Euer Gefängniß zurückkehren wollt, wenn ich Euch jetzt auf eine Stunde aus dem Gerichtshauſe hinausführe ohne Wache und ohne anderes Geleit als das meinige?

— Ich gebe Euch mein Ehrenwort und meinen herzlichen Dank im voraus, mein verehrter Freund! antwortete raſch und ſtark der Junker, welcher zu wiſſen meinte, was der Rath vorhabe.

— Wohlan, ſo werft Euch in die Kleider, die Euer Diener ſchon lange von Hernals hereingebracht, da liegen ſie ja! Und dann geht getroſt mit mir. Lamormain kann noch nicht Zeit gehabt haben, Befehle zum Widerſtand gegen mich ins Jeſuitenhaus zu ſchicken, man wird ſich meinem neuen Eintritte dort nicht widerſetzen, und Ihr werdet Euren Pflegevater ſehen, auf dieſer Welt wol zum letzten Male!

— Gott wird's Euch lohnen! rief Hans und kleidete ſich eiligſt. Gangelberger aber ging auf den Corridor hinaus und läutete. Pudel erſchien und hörte ſprachlos an, was ſich zutragen werde. Wenn irgend etwas von oben einlangen ſollte, hieß der Schluß, ſo ſei zu antworten: binnen einer Stunde werde der kaiſerliche Rath im Schrannenhauſe anzutreffen ſein.

Gangelberger und der Junker ſtiegen die Treppe hinab, Pudel öffnete unter maßlos ſtaunenden Bücklingen die eiſerne Thür, ſie gingen hinaus und wendeten ſich links. Ein auf den Tod ſitzender Hochverräther ging ſpazieren mit Seiner Geſtrengen, und kein Gardiſt, nicht die lumpigſte Wache hinterher! Was hat das zu bedeuten? — Pudel war ſo bedürftig, ſich über dieſen unerhörten Caſus zu äußern, daß er die Saugrube aufſchloß und den Schächern unter entſprechender Einleitung dieſe Kunde mittheilte.

Sie erregte hier Mißtrauen. Das vornehme Pack, meinte Conrad, findet ſich überall zuſammen, und Urban ſetzte hinzu: die gemeinen Leute müſſen ſtets die Zeche bezahlen, bis der „Bundſchuh“ wieder in Gang kommt und der Wirthſchaft gründlich ein Ende macht.

Beide aber, Conrad wie Urban, winkten und flüſterten einander zu: Seht's, daß es höchſte Zeit iſt zum Ausbrechen —!

Daß es die höchſte Zeit ſei zum Einſchreiten, meinte um dieſelbe Zeit oben in der Burg Pater Lamormain. Freilich nach ganz anderer Richtung. Nach dem verwaiſten und durch Zudrang weltlicher Gerichtsbarkeit entweihten Jeſuitenhauſe ſollten auch ſeine nächſten Schritte gerichtet werden, ſobald er den Statthalter geſprochen.

Wenn ſich Rath Gangelberger und Hans nicht ſehr beeilten, ſo traf Lamormain mit ihnen zuſammen im Jeſuitenhauſe!

Sie beeilten ſich allerdings. Wenigſtens im Schritt. Hans dachte gar nicht an die Wonne eines Befreiten, welcher ſeit Monaten zum erſten Mal wieder außerhalb der Gefängnißmauern dahinſchreiten kann, ſein perſönliches Intereſſe trat ganz zurück vor dem Gedanken, daß ſein geliebter Pflegevater im Hinſcheiden begriffen und vielleicht jetzt ſchon nicht mehr gegenwärtig ſei auf dieſer Erde! Wäre Gangelberger nicht ein rüſtiger Fußgänger geweſen, er hätte nicht Schritt halten können mit dem aufgeregten, weit ausſchreitenden Junker.

Die Nachmittagsſonne des Frühherbſtes verſchwand hinter den hohen Mauern, als ſie den Thürhüter im Hausflure des Jeſuitenhauſes fragten, wo der kranke Greis ſei, und ob er noch lebe?

Der Thürhüter hatte den Eindruck nicht vergeſſen, welchen Pater Dunſtan auf ihn gemacht: er war bereitwillig. Der gefürchtete Herr Provincial war geſtorben, der „greiſe Mönch" lag im Sterben, es war Veranlaſſung genug vorhanden, jenen Eindruck im Sinne des alten Pförtners wach zu erhalten. Leiſe Aeußerungen bezeugten das, als er die fremden Herren zur Gartenthür geleitete. Zwei Heilige ganz verſchiedener Art, meinte er, ſtiegen zum Himmel auf an einem Tage, ein kriegeriſcher und ein friedlicher. Den Provincial hatte er zwar nicht geliebt, aber tief gefürchtet, und dieſe Furcht galt ihm für ein Merkmal, daß der Verſtorbene Gott nahe ſtehe. Es hatte auch verlautet, daß die beiden Greiſe Jugendbekannte geweſen ſeien; ſie galten jetzt beim Dienſtperſonale des Jeſuitenhauſes für Jugendfreunde, welche nebeneinander hätten ſterben wollen. Das Dienſtperſonale ahnte nichts von den Vorwürfen gegen das Jeſuitenthum, dieſen Dienern war die Form, unter welcher ſie Alles vorgehen ſahen, eine himmelhohe Mauer. Der alte Pförtner war unbefangen erbaut über die Vorgänge des heutigen Tages. Unbefangen erbaut zeigte er den Fremden die Ecke des Gartens, wo unter Bäumen das Lager des „greiſen Mönchs" aufgeſchlagen war.

Die Luft war mild, ſtill und warm. Oben auf den Dächern glänzte die Sonne; in den kleinen Garten zwiſchen hohen Mauern ſank der Schatten dunkel herab.

Zwei junge Coadjutoren ſtanden zu Haupt und Füßen und laſen in Brevieren, in ihren ſchwarzen Kleidern ſich ſcharf abhebend von dem Sterbenden, deſſen weißes Haupt- und Barthaar, deſſen weißes Gewand im dunklen Schatten leuchtete.

Hans ſtürzte hinzu und ſtand von Schmerz gefeſſelt ſtill. Zdenko ſchien ausgeathmet zu haben, ſeine Augen waren geſchloſſen. Das Angeſicht und die Hände waren bleich wie von Wachs. Zu ſpät! hauchte Hans vor ſich hin und ergriff eine Hand. Sie war noch warm, und — gütiger Gott! die Augenlider öffneten ſich, das liebe, gute Auge ſah mit vollem Blicke auf ihn, um den Mund bildete ſich ein Lächeln, ja er öffnete ſich ein wenig, und leiſe traten Worte über die Lippen: Anna! — Hans — mein Hans!

Unter einem Strom von Thränen ſank Hans am Lager hin, und küßte die Hand des geliebten Vaters. Er, der in Geſundheit Lebende, fand kein Wort!

Der Graf aber fand noch die Kraft, ihm das Haar und die Stirn zu ſtreicheln und vernehmbar zu flüſtern: Gottes Güte — ſei — geprieſen. Die Luft — hat mich — erquickt. Nimm die Kapſel — mit Annas Worten — von meiner Bruſt. Sie — gehört Dir. Bleibe — brav — mein Hans — gedenke — unſerer Wünſche — liebe — verzeihe — dies iſt — Religion!

Da blieb der Mund geöffnet, ein Hauch ohne Ton erfolgte, ein leichter Ruck im Auge zerſtörte den Blick, ein leichter Ruck durch alle Gliedmaßen verkündete den Stillſtand, das Aufhören des Herzſchlages. — Das iſt der Tod! ſprach kaum hörbar Gangelberger, welcher neben Hans ſtand, und Hans drückte, von Schluchzen erſtickt, ſein Haupt in die Falten der weißen Kutte.

So ſtirbt ein Heiliger! ſagte gerührt der Pförtner, welcher ſich's nicht hatte verſagen können, den fremden Herren bis in die Nähe des Lagers zu folgen. — Hier! hier! ſetzte er aber ſogleich hinzu, indem er ſich umwendete und nach dem Hausflur zurückeilte. Von da war er gerufen worden, und erſchrocken darüber, daß er ſeinen Platz an der Pforte verlaſſen, wollte er durch Eile gut machen — da ſtand Pater Lamormain vor ihm.

Dort, dort — ſtammelte der auf einem Fehl betroffene Pförtner — dort, hochwürdigſter Herr Pater, iſt jetzt gerade der heilige Mönch verſchieden, dort unter den Bäumen — dort! —

Die letzten Worte verſagten ihm unter dem ſtrengen Blick des Paters und unter den ſtreng betonten Worten: Wer ſind die Männer dort?

— Der kaiſerliche Herr Rath und ein — wol ein Verwandter des —

— An Deinen Poſten, den Du für immer verlaſſen magſt, wenn Du ihn ſo ſchlecht hüteſt, wie Du in letzter Zeit gethan!

Betroffen ging der Pförtner ins Haus, Pater Lamormain gegen die Bäume hin. Etwa zehn Schritte vor ihnen blieb er ſtehen und rief: Rath Gangelberger!

Dieſer wendete ſich, erkannte den Pater, ſammelte ſich und trat langſam zu ihm. Gangelberger überſah die ganze Mißlichkeit ſeiner Lage gerade dem Pater Lamormain gegenüber, aber die erhöhte, feierliche Stimmung ſeines Herzens erfüllte ihn diesmal mit Ruhe.

Er hörte geduldig die Vorwürfe des Paters an, er verleugnete nicht, daß der junge Mann da am Sterbelager, welcher gefaßt herzuſchritt, der gefangene Junker Hans von Starſchädel ſei —

— Das nennt Ihr gefangen, Herr Rath?

— Sein Ehrenwort bürgt mir, und er kehrt jetzt ſtehenden Fußes mit mir in ſein Gefängniß zurück.

— Mit erſtaunlicher Willkür wartet Ihr Eures Amtes.

— Ich bitte, Herr Pater, ſolche Bemerkung meinen Vorgeſetzten zu überlaſſen. Die Willkür dieſes Hauſes ſpricht laut aus der Leiche, welche dort liegt. Wenn die Welt Alles erfährt, was jenen Greis hierher in den Tod geſchleppt, dann wird ſie begreifen, daß ein kaiſerlicher Rath und Verwalter öffentlicher Gerechtigkeit nur zu ſehr berufen war, näher zuzuſchauen und dem Landesherrn ſelbſt Bericht zu erſtatten.

Lamormain wurde mit ſeiner Klugheit inne, daß er einer erhöhten Stimmung gegenüberſtände, bewältigte ſeine Entrüſtung und ſagte nur: Das wird ſich zeigen, Herr Rath.

— Ich bitte um die Leiche! ſprach Hans.

— Die Leiche eines Ketzers wird von keinem Orden, von keinem katholiſchen Gottesacker in Anſpruch genommen! entgegnete herb Pater Lamormain.

Gangelberger machte dem Pater eine ſteife Verbeugung und ging mit dem Junker ins Haus. Dem Pförtner trug er im

Vorübergehen auf, der Leiche zu warten und ſie dem auszuliefern, welcher in ſeinem Namen ſie fordern werde. Er bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, daß Hans dem Pförtner Goldſtücke in die Hand drückte unter der halblaut geſprochenen Bitte: die Leiche ſorgſam und liebevoll behandeln zu laſſen. Unter die große Fichte oben, ſetzte er laut gegen Gangelberger hinzu, als ſie die Stufen vor der Hausthüre hinabſtiegen, unter die Fichte, wo er lebend ſo gern ſaß, ſoll er begraben werden. Mein Diener Tartſch kann Alles beſorgen, wenn Ihr ihn rufen laſſen wolltet aus Hernals, werther Freund.

— Er kommt jeden Morgen von ſelbſt und fragt nach Euch. Es wird beſorgt werden. Seid getroſt! — Aber warten wir! Was bedeutet das? Der alte Santhelier an der Spitze von Reitern —? vom Rothenthurm heraufkommend, als ob er die Hauptſtraßen aufſuchte?!

Gangelberger ſtand mit Hans da, wo das Lugeck in die Biſchofsſtraße einmündet. Santhelier ſprengte an ihnen vorüber, ſein altes Geſicht war freudeſtrahlend, und als er den kaiſerlichen Rath erkannte, winkte er vertraulich mit der Hand und rief ihm zu: Es lebe der Kaiſer!

Gangelberger verſtand auf der Stelle, daß der alte Herr die Couriere nach der Burg geleite, welche die entſcheidende Nachricht aus Frankfurt brachten. Sein öſterreichiſches Herz ſchwoll auf, aber ein Blick auf Hans erſtickte jäh dieſe freudige Wallung. Es ſtand ihm vor Augen, daß nun das Schickſal des armen Junkers noch heute Abend entſchieden werden könne. Nur dieſe Nachricht hatte die jeſuitiſche Partei abwarten wollen, und nun war dieſe Partei obenein ſoeben tief aufgereizt in Lamormain, und die Perſon des armen Junkers war bei dieſer Aufreizung geweſen! Was ſchien natürlicher, als daß Lamormain ſich ſogleich des hochverrätheriſchen Junkers erinnern werde, wenn ihm die Nachricht der Kaiſerwahl in der Burg entgegenkomme —!

Hans, in ſeine Trauer verſunken, hatte weder Santhelier's Zuruf verſtanden, noch bemerkte er, welche Sorgenſchatten über das Geſicht Gangelberger's flogen. Schweigend folgte er ihm zum Schrannenhauſe. Dort erſt, als Hans wieder hinter der eiſernen Thür ſtand und von Pudel hinausgeleitet werden ſollte, brach auch Gangelberger ſein nachdenkliches Schweigen und ſprach: Faſſung, junger Freund, Muth! Was auch geſchehen ſoll, ich verſpreche: es ſoll Euch nicht unvorbereitet treffen. Ich gehe ſtracks zu Eggenberg und kehre zu Euch zurück!

Hans ſah ihm nach wie Jemand, der von einem Zurufe aufgeweckt wird. Er hatte ſeine eigene Gefahr vergeſſen über der Trauer, welche ſeine ganze Seele durchzitterte. —

20.

Der etwas verſchleiert geweſene Septembertag neigte ſich zum Abende. Durch die warme Luft fächelte ein kühler Hauch, und dieſer ſpielte erquickend durch das offene Fenſter, an welchem Junker Hans ſeit Stunden ſaß. Er ſaß nicht da, um zwiſchen den Eiſenſtangen auf den jetzt ſtillen, leeren Marktplatz hinabzublicken, ach nein, in Trauer und Weh befangen ſah er nur in ſich hinein und wurde es nicht gewahr, daß die Dämmerung wie ein dichter und dichter werdender Schleier niederſank. Er wurde auch nicht gewahr, daß es dumpf durch die Luft klang wie von Kanonenſchüſſen, die auf den Baſteien gelöſt wurden, daß alle Glocken läuteten, und daß ein dumpfes Geräuſch von Tritten und Stimmen dem Marktplatze immer näher rückte — Fackelſchein und Trompetenſchmettern waren nöthig, ihn lebendig zu machen für die Außenwelt.

Eine Volksmenge hatte den Marktplatz angefüllt; aus dieſer Volksmenge ragten bunte Reiter hervor, bunt in mittelalterlicher Heroldstracht; dieſe blieſen Trompetenfanfaren und waren umgeben von Fackelträgern, und aus ihrer Mitte rief ein vorzugsweiſe reich geſchmückter Herold in den ſtillen Abend eine kurze Rede hinaus. Ein Zujauchzen der begleitenden Volksmenge ſchloß ſich an das Ende der Rede, und Reiter wie Volk, welche aus den Tuchlauben hervorgekommen ſein mochten, bewegten ſich weiter nach dem „lichten Stege“ zu, nach dem untern Ende des Marktes. Dort hielten Fackeln, Reiter und Volk wieder ſtill, die Trompetenfanfare erhob ſich wieder, und der Ausruf ebenfalls. Jetzt erſt horchte Hans, ob er die Worte verſtehen könne — „Vivat Ferdinandus!“ verſtand er deutlich — „erwählter römiſch-deutſcher Kaiſer!“ verſtand er weniger deutlich, aber ergänzte ſich die fehlenden Sylben. Tageshell ſtand es mit einem Male vor ihm: Ferdinand iſt zu Frankfurt erwählt, Ferdinand iſt deutſcher Kaiſer!

Ebenſo klar ſtanden jetzt die letzten Worte Gangelberger's, unter denen er vorhin geſchieden war, vor ſeinem Verſtande: „Was auch geſchehen ſoll, es ſoll Euch nicht unvorbereitet treffen“. — Sie bedeuten, ſagte er ſich jetzt, daß mit Entſcheidung der Kaiſerwahl die ſtrengen Gewalten in Wien die Zügel wieder ſtraff aufnehmen und ohne längeres Zögern die gefangenen Hochverräther in den Tod ſenden werden. — Sei es denn! Tod iſt nun einmal die Loſung. Vater Zdenko, ſo folg' ich Dir unmittelbar in eine Welt, die wir nicht kennen, und für welche unſere kindliche Phantaſie uns mit perſönlicher Wiederbegegnung ſchmeichelt! —

Nicht alſo philoſophiſch faßten die drei andern Hochverräther unter ihm, die im Dunkel der „Saugrube“ hauſten, dieſe Ausrufung des Kaiſers auf. Denn auch zu ihnen drang ſie. Sie hörten ferne Trompeten, ſie hörten Lärm der Volksmenge, welche auch durch das Landskrongaſſel drängte, um den Reitern unten voraus zu kommen, ſie hörten aus dieſer Volksmenge einzelne Rufe: „Vivat Kaiſer Ferdinandus!“ und zum Ueberfluſſe hörten ſie auch noch Pudel's Zuruf durchs Guckloch: „Der König iſt zum Kaiſer erwählt!“

Keinem von ihnen war zweifelhaft, was das für ſie zu bedeuten habe. Nur noch eine Nacht leben, wenn's heute Abend nicht glückt — ſagte Raſchmacher Urban halblaut, und Conrad knüpfte einen grimmigen Fluch daran mit der ſeelenkundigen Bemerkung: welcher Satan ſteht nun dafür, daß ſich Pudel nicht bei dem allgemeinen „Jux“ auf der Stelle beſauft, und das Examen ſeines trottlichen Buben vergißt?

Nur Pfeifer, der Schuſter, fand einen höheren Standpunkt für die Situation. Er murmelte vor ſich hin: Ehrwürdiger Odontius, wie hatteſt du Recht, der Antichriſt werde über unſere Leiber und Köpfe hinwegreiten mit feurigen Hufen, wenn wir länger zögerten!

— Halt's Maul, Schuſter, mit Deinen Dummheiten! Ein neuer Plan muß ausgeheckt werden, wenn ſich der Kerl draußen wirklich beſauft und den Schafskopf nicht „eini“ bringt! — brummte Conrad.

Der Ton, in welchem dieſe drei Helden miteinander verkehrten, war überhaupt durch die vierteljährige Gefangenſchaft ein ſehr herber geworden. Drei Menſchen, eng zuſammengedrängt und nur auf ſich angewieſen, pflegen mehr und mehr auseinander zu gehen ſtatt ſich zu nähern. Liebe und Freundſchaft brauchen Freiheit der Wahl zu ihrer glücklichen Entſtehung. Und nun gar Leute ohne Bildung! Sie gerathen in ſolcher Enge neben einander ſehr bald in den wildeſten Naturzuſtand, und werden Beſtie neben Beſtie. Der furchtbarſte Stachel dazu iſt die Langeweile. Dieſe wird um ſo empfindlicher, je weniger innere Quellen von Wiſſenſchaft und Gedanken dem Eingekerkerten zu Gebote ſtehen.

In dieſem Betrachte war der Schuſter Pfeifer noch am glücklichſten daran. Er war ein träumender Denker geworden, oder ein denkender Träumer. Wahrſcheinlich war es ein fehlerhafter Kreis, in welchem ſich ſein Denken bewegte, aber es bewegte ſich ohne Stockung, und deshalb langweilte er ſich am wenigſten. Zum Aerger der beiden Andern. Sie hielten ihn für einen dummen Kerl und fanden es ſehr abgeſchmackt, daß ein ſolcher Schwachkopf die Einſamkeit und Unterhaltungsloſigkeit mit ſo viel Faſſung ertrug. Nicht nur abgeſchmackt, beleidigend fanden ſie es und rächten ſich dafür. Conrad wie Urban mißhandelten den Schuſter durchweg, und thaten dies allmälig zu ihrer eigenen Unterhaltung. Neid kam hinzu: der „Kerl“ konnte ſein Handwerk ausüben, er „ſchuſterte“ den ganzen Tag, er verpflichtete ſich dadurch den Pudel, ja Pudel trug aus der Nachbarſchaft ſchadhafte Fußbekleidung zuſammen, und Pfeifer erwarb kleine Einnahmen, an denen ihn Pudel betrügen konnte. Dadurch ſtieg Pfeifer in Schätzung. Pudel hielt ihn noch werther, und kleine Entſchädigungen fielen für die „Saugrube“ ab. Dieſe Entſchädigungen an Speiſe und Trank kamen allen Dreien zu Gute; denn Pfeifer war darin idealiſch anſpruchslos, und gerade dadurch ſteigerte er nur die Erbitterung der andern Beiden. Wer läßt ſich denn gern beſchenken von Jemand, den man verachten zu dürfen glaubt!

Oh! rief oder richtiger ſchrie Conrad zuweilen, ein Hundeleben muß ja himmliſch ſein gegen das Leben in dieſer „Saugrube“!

Auf ſolcher Grundlage ſaßen jetzt die drei Candidaten des Galgens, um die wahrſcheinlich nöthig werdende Umarbeitung ihres Planes zu berathen.

Es war ganz dunkel in dem gewölbten Raume, welchen in der Mitte die ſteinerne Säule ſtützte. Feuerzeug durften ſie nicht haben; ſie waren alſo auf Pudel's guten Willen angewieſen. Der fehlte heute, oder es fehlte ihm wenigſtens das Gedächtniß. Die äußerliche Zerſtreuung ließ ihn nicht dazu kommen, ihnen wie herkömmlich die Lampe ans Guckloch hinzuhalten, damit ſie an der Flamme derſelben ihren Holzſpließ anzünden und an der Säule aufſtecken konnten.

An dieſer Säule auf dem ſteinernen Fußboden pflegte Conrad zu ſitzen und ſeine Nichtswürdigkeiten auszulaſſen gegen die beiden Kameraden. Denn er war voller Zorn gegen ſein Schickſal, und zu ſeiner Erleichterung ließ er dieſen Zorn alle Tage, und beſonders gegen Abend, ausſtrömen gegen die zwei menſchlichen Weſen, welche er erreichen konnte, und welche die

Geißelhiebe ſeiner Zunge empfanden und verſtanden. Freiheit, wilde Freiheit war das Grundelement ſeines Proteſtantismus; wie abſcheulich mußte er leiden im engen Gefängniſſe! Er ahnte etwas von der wunderbaren Ruhe, welche durch ſtillen Fanatismus dem Schuſter da drüben im Winkel beſcheert war, und dieſe wie Genügſamkeit ausſehende Ruhe beneidete er dem „Tropfe“. Es war ihm eine Genugthuung, dieſe Ruhe des Tropfes zu ſtören, oder wenn es möglich wäre, zu zerſtören. Das war nicht leicht. Schuſter Pfeifer war gleichſam mit einer Hornhaut überzogen. Conrad mochte noch ſo arg mit der Zunge ſtechen, Pfeifer zuckte nicht, und auch wenn Conrad aufſprang und den Schuſter mit körperlicher Mißhandlung bedrohte, der Schuſter zuckte nicht. Dieſer Pfeifer hatte nicht Kind noch Kegel daheim in ſeiner Werkſtatt, und für ſeinen perſönlichen Leib fürchtete er nichts auf dieſer ſündigen Welt. Die Lehre von der Erbſünde hatte er dergeſtalt in ſich aufgenommen, daß ſie ihm eben die Hornhaut bildete, welche ihn gleichgültig machte gegen alle Stöße, Schläge und Stiche. Sein Leib und Leben war ihm das Haus der Sünde, welches doch zerſchlagen werden mußte, um die Seele frei zu machen für den Aufſchwung nach oben. Schlag zu! — pflegte er gleichmüthig zu ſagen, wenn Conrad über ihn herfallen wollte — ſchlag zu, und triff gut. Der Geiſt in mir freut ſich darob. Du biſt nichts als ein gemeines Werkzeug, für weiter nichts zu gebrauchen, als für Zerſtörung. Dein evangeliſcher Glaube iſt Rauch ohne Feuerherd, denn Deine Seele iſt leer, Eitelkeit und Weltlichkeit blaſen ſie auf wie einen Schlauch. Ueber kurz oder lang zerplatzt der Schlauch, und da fällt das Leder zu Boden, der Verweſung anheimgegeben.

Wunderlich genug entwaffnete Pfeifer mit ſolcher Ruhe und ſolchen Worten jedesmal den Bart-Conrad. Es graute dem jetzt wieder vollbärtigen Loſenſteiner vor dieſem buckligen Schuſter mit den unheimlichen Augen und mit dem zahnloſen Munde, aus welchem Worte herauskollerten wie ſteinerne Kegelkugeln.

Zur Entſchädigung pflegte ſich Conrad alsdann gegen den Raſchmacher zu wenden. Dieſer wußte das, und hatte ſich durch die Wahl ſeines Aufenthaltes zu decken geſucht. Im andern Winkel unweit der Thüre hatte er ſeinen Schemel neben dem Ofen. Der Ofen ſtand frei, und um ihn herum konnte er geſchickt entweichen, wenn das Ungethüm heranſtürmte, um ihn zu faſſen. — Angenehm waren dieſe Scenen dem Raſchmacher durchaus nicht, aber er konnte es doch nicht laſſen, ſie immer wieder herbeiführen zu helfen. Er war nämlich eine malitiöſe Natur und mochte die Schadenfreude nicht entbehren, wenn er dem Conrad nachweiſen konnte, daß er ein unkundiger Lärmmacher ſei, der von Entſtehung, Weſen und Ziel der proteſtantiſchen Lehre gar nichts wiſſe. Urban hatte eine gewiſſe Bildung. Seine Ehehälfte war eine trockene Schulmeiſterstochter, die ihm zwar keine Kinder, die ihm aber Bücher ins Haus gebracht hatte. In dieſen Büchern hatte das Raſchmacherpaar an Sonn- und Feiertagen ſtudirt, und da Urban ein ſcharfer Kopf war und dazu ein ehrgeiziger, begehrlicher Kopf, ſo hatte er ſich eine Art Syſtem zuſammengeſchichtet, welchem er nachtrachtete. Es war dies viel mehr ein geſellſchaftliches Syſtem als ein religiöſes. Der Bauernkrieg war ſein Hauptſtudium geworden. Er tadelte Luther's Verfahren gegen die aufſtändiſchen Bauern, und er hoffte, die Grundſätze des „Bundſchuhs" würden in einem neuen Religionskriege wieder zum Vorſchein kommen. Den Cavalieren ſollte die Herrſchaft abgenommen werden! Das war ſein weltliches Credo; ſein geiſtliches Credo war eine nüchterne Vernünftigkeit, die ſo wenig als möglich Glaubensartikel mochte. In manchem Betracht war er ſeit Jahren Unterrichtsquelle für Conrad geweſen am Schenktiſche im „weißen Löwen", und er konnte deshalb auch im Gefängniſſe nicht abſtehen davon, dem plumpen Schüler die geiſtige Ueberlegenheit fühlen zu laſſen, wenn ſie ihn auch geradezu in Lebensgefahr brachte. Denn Conrads Zorn war ſo brutal, daß auch das Aergſte zu befürchten ſtand, wenn er durch Urbans malitiöſen Grimm gereizt wurde. —

Und Urban, ebenfalls voll Gift und Galle über die Gefangenſchaft, reizte ihn ſelbſt an dieſem Abende, welcher ſo ſehr ihrer vollen Einigkeit bedurft hätte. Das wüſte Raiſonniren des Loſenſteiners ärgerte ihn, und mit Recht rief er ihm zu: er ſolle ſein Maul halten, damit leiſe und vernünftig geprüft werden könne, wie Pudel herein zu locken ſei, wenn er das Examen ſeines Buben wirklich vergeſſe. Sein Maul ſpreche ja doch nur aus einem leeren Kopfe; heut Abend aber brauche man einen „findigen“ Kopf!

Kaum hatte er dies geſagt, ſo wurde er gewahr, trotz der Dunkelheit, daß Conrad an der Säule aufſprang und dem Ofenwinkel zuſtürzte, um ihn zu „beuteln“. Er entwich hinter dem Ofen herum und ſchlüpfte hinüber in Pfeifer's Winkel, wohl berechnend, daß der Schuſter die Wirthſchaft ausbaden könne. Denn Pfeifer wich nie von ſeinem Schemel, und wenn er Conrad unter die Hände kam, ſo war immer viel gewonnen. Das Gewitter entlud ſich doch, wenn auch an falſcher Stelle —

Dieſe herkömmliche häusliche Scene in der Saugrube wurde aber ſo gegen alle Erwartung unterbrochen, daß ſelbſt Conrad ſeinen Zorn vergaß und ſtille ſtand — die Thür öffnete ſich, und mit voller Beleuchtung erſchien Pudel und ſein Sohn.

Er brachte ihn wirklich zum Examen; der erſehnte Moment war da.

Ein Blick, ausgetauſcht zwiſchen den funkelnden Augen Conrads und Urbans, bekundete Waffenſtillſtand und Allianz für den gemeinſchaftlichen Zweck. Der zweite Blick Beider flog zum Schuſter hinüber und barg die Frage, ob der Schuſter helfen werde. Pfeifer ſah gleichgültig von ſeinem kleinen Schemel herüber, aber es ſchien doch, als ob ein verächtliches Zucken mit dem Buckel ſagen wolle: Meinethalben!

So ordnete ſich den Alles für die Prüfung Natzis. Natzi mußte ſich an den Tiſch ſetzen; Vater Pudel ſetzte ſich ihm zur Seite und bewaffnete ſich mit einem handtellergroßen Brennglaſe, welches ihm als Vergrößerungsglas dienen ſollte für die ſchriftlichen Leiſtungen ſeines Einzigen. Zur andern Seite Natzis — dem übrigens nicht recht wohl war bei dieſer Feierlichkeit — ſtand Urban, der Lehrer. Er ſtand, damit er freier bliebe für die raſchen Leibesbewegungen, welche bald eintreten ſollten.

Conrad ſtellte ſich hinter dieſe drei Hauptperſonen, um — wie er ſagte — die ſchmucken Buchſtaben des zukünftigen Kanzeliſten Ignaz Pudel in ihrer erſten Geburt zu bewundern. Solche Schmeichelei entwaffnete den Vater Pudel. Es war ihm ſonſt nicht recht, den „ungeſchlachten“ Obderennſer im Rücken hinter ſich zu haben. Auch in vertraulichen Stunden traute er dem rohen Conrad nie vollſtändig, und er hatte eben das Brennglas abgeſetzt und ſich unruhig herumgewendet. Die obige Aeußerung Conrads aber hatte ihn betäubt. Sie klang „hochdeitſch“, wie er ſagte, und wenn Conrad „hochdeitſch“ ſpräche, meinte er, da mache er gleich einen viel „ödleren“ Eindruck. Pudel erhob alſo das Brennglas wieder vor das eine Auge, und quetſchte das andere zu, wodurch ſeine durch Kalbsaugen entſtellte Phyſiognomie vortheilhaft verändert wurde.

Das Papier vor Natzi war noch immer weiß, und Vater Pudel rückte den ſchmutzigen Leuchter, welchen er mitgebracht, mit ſeiner Rechten näher, um den Anfang der Operation vollſtändig zu begünſtigen. Davon nahm Conrad Veranlaſſung zu einer diplomatiſchen Frage: Ihr habt doch — ſagte er — dem Gardiſten draußen ein Licht gelaſſen, Herr Amtsdiener?

— Bitte! entgegnete Pudel, wäre vom „Iberfluß“ — hat „häute“ Feierabend, der Gardiſt, von wegen der Kaiſerwahl.

Dies nur wollte Conrad wiſſen. Draußen war nun alſo gar kein Widerſtand zu beſorgen. Wenn Pudel und Natzi unmächtig gemacht waren, dann blieben nur die Thüren übrig. Auch die Thür der Saugrube war verſchloſſen, Pudel hatte dies nicht unterlaſſen und hatte den Schlüſſel in die rechte Taſche ſeiner Hoſe geſteckt. Der Schlüſſel zur eiſernen Hausthür hing in Pudel's Stube hinter einem Schrein, das wußte Conrad und Urban.

Die wohlbedachte Action konnte nun alſo beginnen. Stricke, welche dazu nöthig waren, hatte Jobſt durch den Fenſterſpalt eingeliefert. Sie lagen unter dem Schuſtertiſchchen Pfeifer's, bedeckt mit Leder und altem Schuhwerke.

Conrad ſchaute rückwärts hinüber zum Schuſterwinkel, ob auch Pfeifer nicht etwa — er traute dem Schuſter durchaus nicht, er hielt ihn für verrückt, und es ſchien ihm gar wohl möglich, daß er im entſcheidenden Augenblicke auf Pudel's Seite treten könnte.

Pfeifer's Haltung klärte ihn auch jetzt nicht darüber auf: er ſaß mit verſchränkten Armen und vorgebeugtem Oberkörper da, als hätte er einige Kreuzer Eintrittsgeld bezahlt, um ein Schauſpiel anzuſehen, welches ihn mittelmäßig unterhielte, aber perſönlich gar nichts anginge.

Conrad winkte ihm mit Auge und Hand, die Stricke hervorzuziehen unter dem Leder und ihm zu reichen, damit Conrads Weggehen dem Pudel nicht etwa auffalle — umſonſt! Schuſter Pfeifer nahm gar keine Notiz von dieſen Winken, ja er erhob plötzlich ſeine Stimme und fing an, ein evangeliſches Kirchenlied zu ſingen. Conrad und Urban kochten vor Ingrimm. Solcher Kirchengeſang war das Einzige, wogegen Pudel ein ausgeſprochenes Vorurtheil hatte. Alles ließ er ſich gefallen an den Ketzern, aber dies Geſchrei in der Kirche — denn ſie ſingen „folſch", behauptete er — ſei roh und gemein. Natürlich ſtand zu erwarten, daß er jetzt durch Pfeifer's Herausforderung aus ſeiner Poſition auffahren würde, welche doch für die vorbedachte Handlung vortrefflich war —

— Bravo, Natzi, bravo! rief mit Geiſtesgegenwart Urban zum erſten Federſtrich, welchen Natzi in Verzweiflung gemacht hatte und von welchem kein Menſch abſehen konnte, ob er zum Anfange eines Buchſtabens benützbar ſei, — bravo! ſo beginnt man das Ypſilon in der Kanzleiſchrift.

— Das Ypſilon? lallte Pudel, welchem gerade dieſer Buchſtabe weniger geläufig und in der gemeinen Praxis wol gar entbehrlich ſchien, und dieſer geſchickt erweckte Gedankengang brachte ihn über Pfeifer's Störung hinweg.

Nun war aber nicht mehr zu ſäumen. Im Nothfalle mußte eben der nichtswürdige Schuſter, wenn er's noch weiter trieb, ebenfalls gebunden werden! Conrad ging reſolut hinüber zum Schuſterwinkel, um ſelbſt die Stricke hervorzuziehen — da klang der Hammer an der eiſernen Hausthür! Feſt und laut. Einmal, zweimal, dreimal! — Alles in der Saugrube war ſtill und unbeweglich geworden; jetzt fuhr Pudel in die Höhe! Er kannte dieſes Klopfen genau. So klopfte der für ihn wichtigſte Mann: der kaiſerliche Herr Rath Gangelberger.

Die unangenehmſte Ueberraſchung für Pudel! In ſolcher vorſchriftswidrigen Lage! Was nun geſchwind thun? Natzi mit hinausnehmen, oder einſperren? Urban und Conrad, zum Aeußerſten gefaßte Leute, waren fürs Einſperren. Denn alsdann mußte Pudel wiederkommen. Sie drängten den Alten, ſo weit es anging, hinaus. Natzi werde unterdeß ſchreiben, und wenn der Papa wiederkäme, ſei ſchon eine Seite fertig zur Prüfung — eilt nur, eilt, der geſtrenge Herr klopft ſchon wieder!

Pudel folgte dieſem Drängen und ließ ſeinen Natzi zurück.

Rath Gangelberger ſchien ſehr eilig zu ſein: Pudel ſollte ihm auf der Stelle folgen und Nummer Drei öffnen, alsdann aber warten; der gefangene Junker werde ſogleich mit ihm, dem Rathe, das Schrannenhauſe wiederum auf einige Stunden verlaſſen.

— Auf, junger Freund — rief Gangelberger dem Junker zu, den er im Finſtern fand — auf! Aber warum habt Ihr kein Licht?

— Der Wärter hat mich vergeſſen, und ich hab' es nicht vermißt.

Gangelberger mußte ſehr voreingenommen ſein, um dieſe Sorgloſigkeit ungerügt zu laſſen. Er ließ ſie ungerügt, öffnete ſelbſt die Thür, um Lichtſchimmer vom Gange ins Zimmer zu laſſen, damit Hans Hut und Handſchuhe fände, und führte den Junker hinab, ohne ein weiteres Wort an Pudel zu richten.

Auf der Straße erſt erzählte er Hans, was er ſeit Nachmittag vorgenommen, was ſich ereignet, was er erreicht habe. Ich habe eine Unterredung mit Eggenberg nachgeſucht, um dieſem getreulich Bericht abzuſtatten über Alles, was ich gewagt. Nach einer Stunde, hieß es, werde er für mich zu ſprechen ſein. Dieſe Stunde verwendete ich auf Harrach, den ich in ſeiner Wohnung traf. Er kam meinen Abſichten entgegen, wie es ſchien, durch ein Schreiben angeregt, welches er eben von Waldſtein erhalten hatte. Dieſe Abſichten betreffen nicht nur Eure Rettung. Eure Rettung iſt aber nur auf dem Wege dieſer Abſichten zu finden. Sie betreffen ein neues Syſtem unſerer Regierung. Ein neues Syſtem! Bedenkt, was das heißt. Alle Nachrichten ſtimmen darin zuſammen, daß Kaiſer Ferdinand draußen im Reiche Einflüſſen nachgegeben, welche er bisher hier in Oeſterreich ſtets zurückgewieſen. Die deutſchen Fürſten, ſelbſt die geiſtlichen, ſcheinen für Milde geſprochen zu haben, für Ausgleichung in religiöſen Dingen. Sie ſcheinen ihm überzeugend dargethan zu haben, daß ein allgemeiner Krieg bevorſtehe, ein großer, unabſehbarer Krieg, wenn Ferdinand ſein Syſtem aus der Steiermark fortſetzen wollte als deutſcher Kaiſer; ſie ſcheinen ihm bewieſen zu haben, daß die katholiſche Sache in einem ſolchen Kriege beſiegt werden und zu Grunde gehen könne, denn die Vorbereitungen der Gegner, Holland mit ſeinen Geldkräften an der Spitze, ſeien tief und weitverzweigt, und der Verluſt Böhmens werde der Anfang des Endes werden. Noch mehr! die Geſinnung auch der guten Katholiken im Reiche ſehe mit Beſorgniß auf das anwachſende Jeſuitenregiment, und es ſeien darüber dem Kaiſer merkwürdige Mittheilungen zugegangen, Mittheilungen, welche für die Selbſtſtändigkeit des Kaiſers niederſchlagend gelautet. Ferdinand aber iſt wol fromm, jedoch keineswegs geneigt, ſeine Machtfülle preiszugeben. Das Alles habe ihn bewogen, ſtille zu ſtehen auf dem bisherigen Wege und ſich nach neuer Bahn umſchauen. Es beſtätigt ſich, was ich Euch neulich erzählt: beſondere Geſandte ſind an die deutſchen Fürſten abgeſchickt worden mit milden, verſöhnlichen Aeußerungen, und Trautmannsdorff iſt wirklich nach Rom geſendet, direct an den Papſt, und mit der beſtimmten Anfrage: ob die Grundſätze der katholiſchen Kirche ein nachſichtiges Verhalten gegen die Unkatholiſchen zuließen, und ob den im deutſchen Reiche auftauchenden Anklagen gegen die Jeſuiten, welche Seine Heiligkeit den Papſt und Seine Majeſtät den Kaiſer zu beherrſchen trachteten, Aufmerkſamkeit zu widmen ſei. Hört Ihr, Junker, hört Ihr? „Unkatholiſche“ oder griechiſch „Akatholiſche“ ſoll der Ausdruck lauten, ſagt Harrach, nicht mehr Ketzer. Und in Betreff der Jeſuiten ſoll Trautmannsdorf perſönlich geneigt ſein, das Marianiſche Buch in Erinnerung zu bringen! So freut Euch doch! Ich bin ganz glückſelig. Welche Ausſicht fürs neue Kaiſerthum! Denn Ferdinand ſteht da feſt, wohin er einmal tritt. Wie ſtimmt das auch zu Euren Plänen für das neue Kaiſerthum! Wie ſtimmt das! Harrach ſagt mir, daß Eggenberg Euer Memorial geleſen, mit großem Antheil, ja mit vielfacher Befriedigung geleſen. Er hat es Harrach mitgetheilt, Harrach lieſt es jetzt ebenfalls, und es ſoll die Grundlage bilden zu einer Geheimenrathsſitzung, welche morgen Früh ſtattfinden ſoll. — Nach dieſen Mittheilungen eilte ich getroſten Muthes von Neuem in die Burg, um Eggenberg ſelbſt zu ſprechen. Er nahm mich an; er ſprach wie Harrach und noch entſchiedener, er iſt noch muthiger und thatkräftiger. Mein Eindringen ins Jeſuitenhaus machte auf ihn gar keinen nachtheiligen Eindruck; auch daß ich Euch ans Sterbelager des Grafen Zierotin geführt, mißbilligte er nicht, durchaus nicht. Er bezeigte ſogar für Schickſal und Tod des alten Grafen eine warme Theilnahme, und fragte alsdann wie ein guter Politiker: ob denn Niemand wiſſe, ob Ihr namentlich denn nicht wüßtet, welche Bewandtniß es mit dem Schatze des Grafen haben möge, ob die Böhmen ihn gefunden und mitgenommen, ob die Behauptung der Jeſuiten begründet ſein möge, daß er in der Schottenabtei aufbewahrt liege? Ich ergriff dieſe Gelegenheit, ihm eine Unterredung mit Euch ſelbſt vorzuſchlagen, und er ging lebhaft darauf ein. Einige Punkte Eures Memorials, meinte er, bedürften ohnehin der Aufklärung für ihn, bedürften einer mündlichen Auseinanderſetzung. Ich machte ſogleich Anſtalt, Euch zu holen. Nein, rief er, nicht hierher in die Burg. Lamormain's Creaturen, Lamormain ſelbſt könnten deſſen inne werden, und es ſei gerathener, einen offenen Streit mit dieſer Partei noch zu vermeiden. Wenigſtens in dieſer Angelegenheit. Lamormain habe darüber mit dem Statthalter-Erzherzog ſchon verkehrt, man wiſſe noch nicht, wie ſich dieſer dazu verhalten wolle, man wolle da nicht herausfordern, da das Verhältniß zum Statthalter ein delicates, ein ziemlich unklares Verhältniß ſei. Bringt den Junker zu Harrach, ſchloß er, dort will ich ihn ſprechen, heut' Abend um neun Uhr. Da ſchlägt es Neun von Maria-Stiegen (ſie gingen über den „Hof“) — ſchreiten wir aus, um pünktlich einzutreffen. Ihr ſteht an der Schwelle zu einer neuen Lebenslaufbahn, junger Freund, denn aus einzelnen Aeußerungen Eggenberg's entnahm ich, daß er Euch für die Geſchäfte des Reichs perſönlich verwenden will im Sinne Eures Memorials. Was ſagt Ihr dazu? Ihr freut Euch ja viel weniger, als ich vorausgeſetzt, Ihr ſchweigt wie ein Karthäuſer!

— Verzeiht, werther Freund, der Uebergang aus meiner Stimmung zu dem, was Ihr mir bringt, iſt grell und jäh. Ich danke Euch herzlich für ſo warme Theilnahme, und es berührt mich wie eine Tröſtung, was Ihr mir von dem Geſinnungswechſel des neuen Kaiſers ſagt. Wie eine Tröſtung, denn es iſt ein Cypreſſenkranz auf die Leiche meines verſtorbenen Vaters. Graf Zdenkos Grundgedanke war es ſtets, daß von hier aus, vom hier reſidirenden Kaiſer aus die Reform des Reiches beginnen müſſe, und daß ſie nur im Sinne einer chriſtlichen Duldung der verſchiedenartigen dogmatiſchen Standpunkte möglich ſei. Das, werther Freund, berührt mich wie Balſam. Aber ich habe noch nicht den Muth, an ſolchen jähen Wechſel der öffentlichen Dinge und meines Schickſals zu glauben. Verzeiht! Seit Sonnenuntergang mit meinem Abſchiede von dieſem Leben beſchäftigt, bin ich nicht ſogleich im Stande, Lebenspläne günſtiger Art zu faſſen, und im Mißtrauen aufgewachſen gegen die ungreifbare jeſuitiſche Macht, bin ich nicht fähig, ſofort an die Unmacht derſelben zu glauben.

— Der Glaube wird Euch in die Hand kommen! Auch das deutete mir Eggenberg an, daß in Rom ſelbſt eine auffallende Wandelung ſichtbar werde. Er habe zum zweiten Male einen Brief vom Benedictiner Pater Dunſtan erhalten —

— Ah?!

— Jawol! der erſte iſt ihm damals nach Graf Zdenkos Gefangennahme zugegangen. Dieſer zweite Brief iſt aus Rom datirt.

— Pater Dunſtan iſt alſo wirklich dort?

— Und wie es ſcheint, von einflußreicher Thätigkeit. Er beſchwört Eggenberg, jede ſtrenge Maßregel hinzuhalten, denn es bereite ſich ein großer Wechſel vor am heiligen Stuhle ſelber. Er habe den Papſt ſelbſt geſprochen, der über die Schilderung des Jeſuitentreibens dahier, namentlich über die Handlungen des Provincials, betroffen geweſen, er habe ihm die religiöſe Stimmung des mittleren und nördlichen Europa geſchildert, insbeſondere auch Englands, an welchem der Papſt vorzüglichen Antheil zeige, er habe ihm auseinandergeſetzt, daß im deutſchen Reiche, im heilig römiſch-deutſchen Reiche, alſo im Mittelpunkte der europäiſchen Macht, ein Wendepunkt bevorſtehe, welcher von zerſchmetternder Wirkung gegen die katholiſche Kirchenmacht werden könne, und Papſt Paul, immer zu großen Maßregeln geneigt, habe ſich bereit gezeigt zu gründlicher Prüfung, zu weit ausſehender Aenderung. Eggenberg möge ſeinem Herrn Anzeige machen hiervon, damit dieſer nicht im Sinne der hieſigen Jeſuiten Schritte thue, welche in kurzem zurückgethan werden müßten. Dieſe hieſigen Jeſuiten betreffend, ſei bereits entſchieden, daß ein Commiſſarius von Rom hergeſendet werde an die Seite des

Provincials Athanaſius (deſſen Tod man natürlich nicht wiſſen konnte), ja, daß dieſer Commiſſarius ſchon unterwegs ſei. Endlich nennt dieſer Brief auch Euren Namen, Junker, indem Eggenberg gebeten wird, ſich Euer nachdrücklich anzunehmen, Ihr wäret eingeweiht in die großen Reformpläne, welche Dunſtan dem Papſte vorgelegt.

— Braver, kräftiger Dunſtan! Echter Freund Zdenkos, du weißt zu beleben! Jetzt bin ich erweckt für die Unterredung, treten wir ein!

Im Hausflur der Harrach'ſchen Häuſer, den ſie jetzt betraten, kam ihnen überraſchend Tartſch entgegen, der Diener des Junkers. Er war nicht wenig erſtaunt, ſeinem frei einherſchreitenden Junker zu begegnen, aber ſeine Ueberraſchung äußerte ſich nicht eben liebenswürdig. Seine Freude war eine ärgerliche. Immer ſein drittes Wort war die Berufung darauf, daß er ſchon draußen am „Spitz“ und dann fortwährend abgemahnt von dem Betreten Wiens, und daß er vorausgeſagt, in welches Unglück der junge Herr hineinrennen werde.

— Laſſ' das! Wie kommſt Du jetzt in dieſes Haus? fragte Hans.

— Das Fräulein oben hat mich aus Hernals rufen laſſen. Ich ſoll die Leiche des verſtorbenen Grafen bei den Jeſuiten einfordern, und ſoll ſie hinausſchaffen nach Hernals, von wo das Begräbniß hinauf gehen ſoll in den Wald, morgen Abend.

— Fräulein Iſabella?!

— Ja.

— Ich hab Euch zu ſagen vergeſſen, ſchaltete Gangelberger ein, daß ich ſie heut Nachmittag geſprochen, und daß ich ihr Alles mitgetheilt vom Grafen und von Euch. Sie weinte ſchmerzlich, das ſchöne Fräulein, und hat, wie ſich darſtellt, ſogleich Anſtalt getroffen, Eurem Wunſche nachzukommen.

— Gutes, edles, liebenswerthes Mädchen!

— Seid Ihr endlich frei, Junker, und kommt Ihr hinaus zu dem Begräbniſſe?

— Nein, Tartſch —

— Hinauf, hinauf! unterbrach Gangelberger, da kommt der Geheimerath, der Freiherr von Eggenberg mit des Kaiſers Secretarius!

— Heda! Nehmt uns mit, Ihr Herren! rief Eggenberg, und ſchloß ſich vertraulich, ja behaglich an Gangelberger und Hans, als wären ſie uralte Bekannte, und als gälte es ein Abendeſſen, nicht aber ein Staatsgeſchäft mit einem Fremdlinge, über welchem die Schärfe des Richtſchwertes hing. Dieſe unbefangene Lebensart des öſterreichiſchen Cavaliers beſtand damals wie jetzt. Sie nimmt Alles leicht, auch das Wichtigſte, ſie ſcheint im äußeren Verkehre gar kein Standesvorurtheil zu kennen, und ſtammt aus einem liebenswürdigen Naturell leichten Sinnes.

Als ſie oben ins Zimmer traten, fanden ſie Harrach und deſſen Tochter Iſabella. Letztere hatte wol erwartet, Hans mit Gangelberger allein ankommen zu ſehen, und als ſie ihn jetzt im Geleite politiſcher Männer erblickte, begrüßte ſie ihn nur kurz, indem ſie ihm treuherzig die Hand reichte, und entwich ins Nebenzimmer. Sie war ſchwarz gekleidet und ſah rührend ſchön aus: die Trauer um Graf Zdenko und das drohende Schickſal des Freundes Hans lag wie ein feuchter Schimmer auf ihren Zügen.

Harrach bat die Herren, ihm in ein rückwärtiges kleines Zimmer zu folgen, damit ſie um ſo ſicherer ungeſtört blieben, und er beauftragte den Diener, die gewöhnlichen Abendbeſuche abzuweiſen.

So meinten ſie denn, als ſie bald darauf um einen runden Tiſch nahe bei einander ſaßen, es ſei die ſichere Stunde gekommen zu einer weit ausſehenden Unterhandlung über Reformen des deutſchen Reiches.

Der Secretarius, jener Fabricius vom Hradſchin, hatte ſein Schreibgeräthe vorbereitet, um die wichtigſten Punkte aufs Papier zu ſetzen, und Hans folgte der Aufforderung Eggenberg's und nahm das Wort.

Völlige Toleranz und Gleichberechtigung in religiöſen Fragen war die Grundbedingung ſeines Planes, und er fragte denn auch gleich zu Anfange und nicht ohne Feierlichkeit, ob die geheimen Räthe des Kaiſers überhaupt und ganz auf dieſe Grundbedingung eingehen möchten und könnten, da ohne dieſelbe alles Uebrige müßig und bedeutungslos ſei.

Eggenberg bejahte. Harrach desgleichen. Aber dieſe Bejahung klang nicht ſo zuverſichtlich, klang nicht ſo feſt, wie Hans es wünſchte, es wünſchen mußte. Es lag nicht in ſeiner Natur, die Angelegenheit nur diplomatiſch zu betreiben, wie es für ſeinen perſönlichen Vortheil hinreichend geweſen wäre. Denn auch die blos diplomatiſche Behandlung der Frage konnte ihn perſönlich aus der Schlinge befreien, welche die Anklage auf Hochverrath um ſeinen Hals geworfen. Wenn er leicht hinwegging über die religiöſe Vorbedingung, ſo konnte er von der mächtigen Stellung Eggenberg's erwarten, daß er aus dem Gefängniſſe entlaſſen würde, denn über die politiſche Eintheilung des Reiches, wie er ſie in ſeinem Memorial vorgeſchlagen und jetzt zu entwickeln im Begriff ſtand, war die Einigung gar nicht ſo ſchwer. Sie verlangte zwar eine große Erweiterung des Kurfürſten Collegiums, verlangte eine größere Machtbetheiligung der proteſtantiſchen Länder und Städte, aber dieſe größere Machtbetheiligung wollte er auf Koſten der jetzigen Kurfürſten und der Kirche, er wollte ſie keineswegs auf Koſten des Kaiſers. Im Gegentheile: er wollte die Macht des Kaiſers verſtärken, und dies war die Lockung für Eggenberg. Je früher er alſo auf dieſen Theil ſeines Plans überging, deſto leichter konnte ſeine Perſon ſicher geſtellt werden, wenn auch die Verhandlung nicht ſogleich einen feſten Abſchluß gewann.

Seine gründliche oder, wenn man will, ſeine pedantiſche Natur verdarb das und verlor die ihm karg zugemeſſene Zeit. Eggenberg und Harrach konnten immer nur verſichern, daß jetzt alle Anzeichen günſtig wären, der Kaiſer werde auf die Toleranz-Grundlage eintreten; aber ſie konnten auf ſeine immer wiederkehrende Frage nicht ſo beſtimmt antworten, wie er es verlangte.

Freilich wuchs dadurch ſein Anſehen in Beider Augen. Sie mußten die Gewiſſenhaftigkeit achten, welche die eigene Lebensgefahr ſo gering anſchlug neben dem Grundprinzipe der Ueberzeugung. Aber die koſtbaren Viertelſtunden verſtrichen und kamen dem Feinde zu ſtatten, welcher ſich näherte.

Der Diener trat haſtig ein, und machte dem Freiherrn von Harrach leiſe eine Meldung. Dieſer, ſichtlich unangenehm berührt, wiederholte dieſe Meldung eben ſo leiſe an Eggenberg. Es entſtand eine Pauſe. Pater Lamormain war draußen und wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Auch dem dreiſteren Eggenberg ſchien es unangemeſſen, in einer Conferenz mit dem hochverrätheriſchen Ketzer überraſcht zu werden durch den Hauptvertreter der kirchlichen Macht. Er wußte, daß dieſer vom Statthalter kam, und wahrſcheinlich Entſcheidungen gerade gegen die Hochverräther im Schrannenhauſe betrieben, vielleicht erlangt hatte. Für die ſtreitige Erörterung dieſes Themas war jedenfalls die Anweſenheit des ſächſiſchen Junkers nicht wünſchenswerth, und Eggenberg bedeutete ihn alſo, er möge ſich bis zum Weggange des Paters in ein Nebengemach verfügen.

— Bleibt Ihr zugegen, Herr Rath, ſetzte er für Gangelberger hinzu; Euer Wort kann mich unterſtützen, wenn der Herr Pater im Sinne ſeiner frühern Stellung Anſprüche erhebt, welche wir bei der veränderten Situation zurückweiſen müſſen.

Er dachte als großer Herr nicht daran, daß er einen „Hochverräther“ ohne Aufſicht hinaus ſchickte.

Harrach ſeinerſeits war ganz Hauswirth, welcher gut zu machen wünſchte, daß ſeine Anweſenheit durch den Diener verleugnet worden war. Er wies Hans eine Thür, zu welcher einige Stufen hinauf führten, und ging nach der entgegengeſetzten Seite dem Pater Lamormain entgegen. Gangelberger ſah ſchweigend zu. Er fühlte ſich außer Verantwortlichkeit in Betreff ſeines Gefangenen. Der Miniſter hatte ihm zu bleiben befohlen und hatte dem

Gefangenen befohlen fortzugehen. Der Miniſter mochte tragen, was daraus entſtand. Wäre der Gefangene nicht eben dieſer Junker geweſen, welcher ihm allmälig werth geworden, er würde nicht geſchwiegen haben.

Hans trat in ein Erkerzimmer, deſſen Fenſter auf die Herrengaſſe ging, und an deſſen offenen Flügeln Iſabella ſtand. Sie kam ihm raſch entgegen und fragte leiſe, was es zu bedeuten habe, daß man ihn allein, daß man ihn ſich ſelbſt überließe.

Hans berichtete kurz, was vorgegangen.

— Gerechter Himmel, rief ſie halblaut, das iſt Dein Fingerzeig!

— Was meint Ihr?

— Eggenberg wünſcht es vielleicht ſelbſt, da er Euch heraus gewieſen!

— Was denn?

— Verlieren wir keine Zeit. Dieſer Theil unſerer Wohnung hat eine Stiege und eine Thür auf die Herrengaſſe hinaus. Wir begegnen Niemand. Kommt ſchnell! Binnen einer Minute ſeid Ihr unten, binnen fünf Minuten ſeid Ihr durchs Schottenthor hinaus und in Freiheit. Es iſt noch nicht Zehn, das Thor iſt noch offen. Im nahen Hernals findet Ihr Frau Amalie und Mittel zu weiterer Flucht. Warum zögert Ihr?

Sie hatte den brennenden Armleuchter vom Tiſche genommen, um ihm auf dem Wege durchs Haus zu leuchten.

— Meine liebe Freundin! Ich ſtehe wie geblendet vor Euch! So leicht und lockend iſt das Alles — aber ich darf ja nicht!

— Ihr dürft nicht?

— Ich habe dem Rath Gangelberger mein Wort verpfändet, die Gelegenheit, welche er mir verſchafft, indem er mich ohne Wache aus dem Gefängniſſe läßt, nicht zu mißbrauchen und — nicht zu entfliehen.

— Oh!

— Dies Wort bindet mich natürlich! Ich darf die Gelegenheit nicht benützen.

Seid Ihr darin nicht zu gewiſſenhaft? Hat er Euch jetzt, als Ihr heraus gingt, durch ein Wort oder einen Wink angedeutet, daß er Euch beim Wort halte?

— Nein.

— Nun ſeht! das hätte er gewiß gethan, wenn er — ich weiß von ihm ſelbſt — er war ja erſt heute bei mir — ich weiß, daß es ihm eine herrliche Freude wäre, Euch gerettet zu ſehen!

— Aber wenn ich entfliehe, trifft ihn die Verantwortung!

— Mir ſcheint, ſie trifft Eggenberg, der Euch herausgeſchickt, und der trägt ſie ſchon. Entſchließt Euch um Gotteswillen! Ich weiß von meinem Vater, daß Eggenberg zu vertrauensvoll iſt, daß Lamormain viel mächtiger bleibt, als Eggenberg glauben will, daß die ſogenannte Wendung zur Toleranz ein ganz unſicheres Ding, wahrſcheinlich ein Irrthum iſt, und daß ein plötzlicher und heftiger Widerſtand Lamormain's zu befürchten ſteht. Tritt dieſer Widerſtand ein, dann werdet Ihr, lieber Freund, das erſte Opfer.

Hans ſchwieg. Eine heftige Bewegung ging in ihm vor. Er geſtand ſich ein, daß er einer Neigung zu peinlicher Genauigkeit unterworfen ſei, und daß man ihm oft mit Recht Pedanterie vorgeworfen habe. Es blitzte ihm ſelbſt der Gedanke auf, ob er nicht ſoeben wieder in der Verhandlung mit Eggenberg und Harrach nach ähnlicher Richtung gefehlt und die ihm entgegenkommenden Staatsmänner verſtimmt habe. Es war ihm auf der andern Seite ſonnenklar, daß die Gelegenheit zur Befreiung vortrefflich, und daß ſein Bedürfniß derſelben ſtark, faſt unwiderſtehlich ſei, wie wahrhaftig er ſich auch in den Nöthen und Aengſten des heutigen Tages mit dem Leben abgefunden habe! Er war ja geſund und kräftig, der Drang nach fernerem Leben war ja überaus natürlich —

— Entſchließt Euch um Gotteswillen! flüſterte Iſabella.

Er war von Natur ehrlich, und die proteſtantiſche Erziehung hatte dieſe Ehrlichkeit im Feuer ihrer Grundſätze geſtählt. Der Mittelpunkt evangeliſcher Lehre lag ja darin, daß man in ſich ſelbſt den Richter entwickeln, daß man nicht von außen eine Gnade erwarten müſſe, die nur in uns ſelbſt entſtehen und gedeihen könne durch Wahrhaftigkeit im Kampfe mit unſerer Schwäche. An dieſer ſtählernen Stange ſeiner Natur und ſeiner Erziehung ſtießen ſich immer und immer wieder die Wünſche nach Befreiung. Sie prallten ab, und kamen wieder, und prallten von Neuem ab. Der Athem keuchte, das Auge blickte ſtarr auf das ſchöne Mädchen, welches in Angſt und Ungeduld zitternd vor ihm ſtand mit den flackernden Lichtern — er ſah ſie nicht, ſeine Sehkraft war rückwärts, war nach innen gekehrt zu dem Kampfe ſeiner Gedanken.

Iſabella ahnte das und glaubte zu bemerken, es bedürfe nur noch eines Gewichtes, um die Wage für das Natürliche niederzuziehen. Eine Uhr im Zimmer ſchlug drei Viertel —

— Das iſt drei Viertel auf Zehn! ſprach ſie haſtig — bis Ihr zum Thore kommt, iſt die Hälfte dieſer Viertelſtunde verronnen. Kommt! kommt! — Hört Ihr da unten im Cabinet die heftig werdenden Stimmen? Lamormain nimmt den Kampf auf, und ich verſichere Euch nochmals: er iſt nach wie vor allmächtig. Ich kenne ja von meinem Vater alle Wallungen dieſer regierenden Herren! Erſt vorhin hat dieſer eine Aeußerung gethan, aus der hervorging, daß er die Unterhandlung mit Euch für eine wunderliche Laune Eggenberg's hielte, die keine ernſthafte Folge haben werde, und daß die geiſtliche Partei von Eurer Hinrichtung nimmermehr abſtehen würde, weil dieſe Hinrichtung politiſch allein ſchon gerechtfertigt ſei — ich beſchwöre Euch, kommt!

— Ich kann nicht.

— Hans!

— Ich kann nicht. Ich bleibe. — Es widerſtrebt meiner Natur, das gegebene Wort zu brechen. Es widerſtrebt ihr peinlich, bis zur Folterqual. Ich würde es auch nie verwinden. Die ſtete Erinnerung würde mir das Leben vergiften. An Gangelberger's Zuſtimmung glaub' ich nicht. Er iſt Mann des Rechts, Mann der ſtrengen Form. Und mich hat er aufs Tiefſte verpflichtet. Ihm am wenigſten dürfte ich es anthun, ihm am wenigſten die Enttäuſchung anthun. Dem jungen Manne hätte er ſein Zutrauen geſchenkt, obwol er die religiöſe Anſchauung dieſes jungen Mannes verwirft, nur darum geſchenkt, weil er ihn für ehrlich in ſeiner Ueberzeugung hält, und gerade mit Unehrlichkeit ſollte ich ihm vergelten, ſollte meine Religion ſelbſt damit verdächtigen? Armſelig nennt er meine Religion, aber Wahrhaftigkeit geſteht er ihr zu, und nun ſollte ich gerade an ihm das Gegentheil bekunden?! An ihm, welchen die Jeſuiten zuverläſſig meine Flucht entgelten laſſen würden durch unerbittliche Anklage an oberſter Stelle?! Nein, nein, nein — ich kann nicht, ich darf nicht, ich bleibe.

Iſabella ſetzte den Armleuchter auf den Tiſch; es gelang ihr kaum, ihn feſt zu ſtellen, ſo zitterte ihre Hand. Große Thränen fielen ihr aus den Augen, und ſie ſank auf einen Seſſel neben dem Tiſche.

— Dank, herzlichen Dank, gute, liebevolle Freundin, für Eure Theilnahme, für Euer Mitgefühl!

Dies ſagend trat er zu ihr, ergriff ihre ſchlaff herabhängende Hand, und küßte ſie ihr. Er hatte dies bisher nie gethan, und die in Angſt erkaltete Hand belebte, erwärmte ſich in der ſeinen, unter ſeinem Kuſſe. Iſabella erbebte unter dieſer Berührung — ſie war in ihrer Lage von dem liebenswürdigſten Reize: das reiche blonde Haar, durch die Aufregung ein wenig gelockert, beſchattete wie goldiger Schmelz die roſige Haut des Antlitzes, die von Thränen angehauchten großen blauen Augen, und fiel in einzelnen Locken auf Hals und Bruſt, deren weiße jugendliche Fülle ſich blendend abhob von dem ſchwarzen Seidengewande. Und was lieblicher als Alles war: es pulſirte offenbar durch dieſen ganzen ſchönen Körper die von ſchmerzlichem Mitgefühle aufgeweichte Neigung rührender Weiblichkeit, welche in dieſem Entgegenkommen des geliebten Mannes Geſtändniß und Hingebung nicht verſagt hätte trotz aller Schüchternheit, welche ihr eigen war, trotz aller äußern

Bande, welche ſie von ihm entfernt und getrennt hielten. Ja, der zu Hans aufſchauende Blick des Auges war der Kern und Gipfel dieſes Reizes, denn er war der Kern und Gipfel des weiblichen Räthſels: er war voll Liebe, er ſchien um Liebe zu bitten, und doch bat er auch um Schonung, um Zurückhaltung — Leib und Seele eines ſo edlen wie ſchönen Mädchens harrte ängſtlich und doch glücklich einer Entſcheidung, welche gewünſcht und gefürchtet wurde.

Hans aber war noch viel zu ſehr erfüllt und bewegt von dem Kampfe ſtreitender Gewiſſensfragen, die ihn gepeinigt, als daß ihm eine Liebesſcene an Sinn und Seele getreten wäre in dieſem Moment. Sein Herz war eng und treu in Neigung, und raſcher Wechſel in der Neigung war ſeinem Weſen völlig fremd. Wie ſehr er gelitten hatte unter den letzten Nachrichten über Ludmilla, ſie war und blieb der Mittelpunkt ſeines Herzens, ſie war und blieb es, auch wenn er hätte ſagen müſſen: ſie hat dich verlaſſen. Auch der ihm Ungetreuen würde er treu verblieben ſein. Und ſo empfand er jetzt in dem zitternden Händedrucke Iſabellens, in dem liebevollen Thränenblicke ihres blauen Auges nur die Zeugniſſe einer liebevollen Freundſchaft, die ſeinem Herzen innig wohlthat, ohne es aufzuregen, ohne es in irgend eine Unruhe zu verſetzen.

Ja, er war ſo unbefangen, daß er getroſt der fernen Freundin erwähnte und Iſabella eingeſtand, wie traurig ihn die letzten Mittheilungen über Ludmilla geſtimmt. Sie hat einen ſo leichten, ſtets heitern Himmels bedürftigen Sinn — ſagte er gleichſam zu ſich ſelbſt, indem er ſeine Augen mit der Hand bedeckte — daß derjenige übel daran iſt, welcher ihr Herz feſſeln möchte, wenn er von anderer Gemüthsart iſt als ſie, die ein Kind des Glücks iſt. Sie iſt des Glückes Kind durch ihre Begabung und durch ihr Bedürfniß. Sie hat das Glück, und ſie braucht es. Sie braucht es ohne Unterbrechung, und iſt deshalb ununterbrochen das bedürftige Kind. Darum iſt ſie aber auch ganz abhängig von ihm, und ein Genoſſe wie ich, der Alles ſchwer nimmt im Leben und ſchwer findet, ein ſolcher Genoſſe wird ihr nicht taugen, und wird jedenfalls ſchwer zu leiden haben neben ihr.

— Frau Amalie war heute hier — erwiderte nach kurzer Pauſe Iſabella, indem ſie tief Athem holte und, in die geſellſchaftliche Form übergehend, dem Junker einen naheſtehenden Seſſel anwies — ſie hat einen neuen Brief von Ludmilla. Der iſt viel herzlicher. Sie ſchilt ſich darin, daß ſie Eure Lage ſo leicht genommen. Mitzlau's Berichte ſeien daran ſchuld geweſen, und dieſer ſei von der wol unpaſſenden Vorausſetzung ausgegangen Ihr würdet Euch ſchon abfinden mit den Grundſätzen der Wiener Regierung. Seitdem habe ihr Budowa Eure Lage unter ganz anderem Geſichtspunkte dargeſtellt, und jetzt ſei ſie wie ihr Vater in verzweiflungsvoller Sorge über Euer Schickſal. Sie iſt nicht ſo leichten Sinnes, wie Ihr glaubt, lieber Junker, ſie iſt nur ein fröhliches Gemüth, welches ungern und ſchwer ans Unglück denkt.

Mit dieſer Rede hatte das edle Mädchen ihre ganze Faſſung wieder gefunden, beſonders dadurch, daß ſie für Ludmilla ſprechen gekonnt. Mit reiner Theilnahme ſah ſie, daß es Balſam geweſen für Hans, und wollte eben fortfahren in dieſem Thema: da wurden die Stimmen unten im Cabinet überlaut; man hörte Seſſel rücken, man hörte eine Thür zuſchlagen — Gangelberger öffnete unten und kam herauf.

— Da ſeid Ihr, Junker? ſprach er, und Iſabella meinte, ein leiſes Erſtaunen aus dieſer Frage heraus zu hören. Ein Blick und Kopfnicken gegen Hans ſchien zu ſagen: Da ſeht Ihr's! Er iſt darauf gefaßt geweſen, Euch nicht mehr zu finden!

— Da bin ich, entgegnete Hans.

— Ich wollte, Ihr wäret anderswo! Unſere Schlacht hier ſteht übel. Lamormain kam geharniſcht vom Statthalter. Ich ſah ihm beim Eintreten an, daß er den Entſchluß gefaßt, das verloren gegangene Terrain mit allem Nachdruck, ja unter Drohungen wieder in Anſpruch zu nehmen. Er hatte in der Burg erfahren gehabt, daß Eggenberg hier ſei, ja er ſchien ziemlich genau zu wiſſen, daß es ſich hier um weittragende Maßregeln gegen ſeinen Einfluß und den Einfluß der Seinigen handeln ſollte. Ohne Umſchweif ſprach er's aus, und machte Eggenberg drohend verantwortlich für die Folgen. Das Privilegium ſeines Ordenshauſes ſei verletzt worden durch Eindringen von weltlichen Gerichtsperſonen ins Jeſuitenhaus — damit meinte er mich, — durch Einſchleppen von Ketzern und Verbrechern — damit meinte er Euch. Dafür forderte er Sühne, und zwar ſofortige durch Vorlegung Eures Urtheils und durch — Erledigung desſelben. Eggenberg hielt eine Weile tapfer Stand; aber Lamormain berief ſich auf den Statthalter, von welchem er eine Vollmacht in der Hand hielt, und fragte kategoriſch: ob der Geheimrath von Eggenberg ſich auch dem Statthalter des Kaiſers widerſetzen wolle? Das mochte Eggenberg nicht wagen. Ablenkend fragte er mich, ob die Urtheile über die Hochverräther im Schrannenhauſe vorlägen? Drei liegen vor — antwortete ich — über die gemeinen Leute, welche ſämmtlich Einheimiſche. Der vierte iſt ein Fremder, ein Edelmann des Reichs. Die Reichskanzlei, während der kaiſerloſen Zeit von zweifelhafter Competenz, muß darüber unterrichtet werden, dies Urtheil liegt deshalb noch nicht vor. — Die kaiſerloſe Zeit iſt vorüber, rief Lamormain, wenn dieſe Competenzfrage überhaupt mehr iſt als eine Ausflucht, binnen vierundzwanzig Stunden kann die Reichskanzlei befragt ſein und geantwortet haben. Soll es geſchehen? — Eggenberg wagte nicht, Nein zu ſagen, und wagte nichts einzuwenden gegen die Forderung, die drei fertigen Urtheile in dieſer Nacht noch dem Statthalter zu unterbreiten. Der Herr Statthalter erwarte ſie; er werde ſie auf der Stelle unterfertigen, ſo daß die drei Hochverräther morgen früh —

Iſabella ſchrie ſchreckensvoll auf.

— Es iſt nicht anders, mein gnädiges Fräulein, und der arme Junker muß mir jetzt folgen bis — auf Weiteres.

— Bis auf Weiteres! hauchte kaum hörbar Iſabella. Durch und durch erbebend ſtreckte ſie Hans ihre Hand entgegen und ihr ſtarr werdendes Auge überflog ſeine Geſtalt, als wollte ſie dieſelbe für immer ihrem Gedächtniſſe einprägen. Sie meinte, ihn nicht mehr wiederzuſehen in dieſem Leben.

Während dieſer zehnten Stunde war auch im Schrannenhauſe die Entwickelung mit den drei gemeinen Hochverräthern raſch vorwärts gegangen. Die plötzliche Abholung des Junkers, deren ſie inne geworden, weil ſie Gangelberger und Hans ſprechen gehört, als Beide im Landskrongaſſel unter dem Fenſter der Saugrube vorübergegangen, dieſe Abholung zu ſpäter Abendſtunde war ihnen ſehr verdächtig. Conrad flüſterte Urban zu: jetzt keine Umſtände mehr gemacht! und er holte ohne weitere Vorſicht die Stricke hervor unter dem Schuſtertiſche und einen grobleinenen Wiſchlappen, der auf dem Leder lag. Vergebens deutete Urban auf den Natzi, welcher ſtumpfſinnig vor ſeinem Blatte Papier ſaß und einen hoffnungsloſen Kampf mit dem Schlafe aufgegeben hatte. Was kümmert uns der Trottel? — grunzte Conrad — er „ſchlaft“ auch ſchon und wird Euch kein Keuchen koſten. Wenn nur der alte Schnarcher nicht draußen auch „einſchlaft“! dann ſäßen wir, denn dem Schloſſe iſt nicht beizukommen.

Er that dem alten Pudel ſehr Unrecht. Dieſer liebte ſeinen Natzi viel zu ſehr, als daß er deſſen Examen und Perſon der Saugrube überlaſſen hätte.

Als er die eiſerne Hausthür abgeſchloſſen hatte hinter dem kaiſerlichen Herrn Rathe, ging er gewohnheitsmäßig nach ſeinem Stübchen, um den großen Schlüſſel hinter dem Wandſchränkchen aufzuhängen, und ſchlürfte dann hinüber zur Saugrube, um dieſe wieder aufzuſchließen. Conrad ſtand am Guckloche. Er hatte mit aller Anſtrengung auf die leider ſehr unklaren Filzſchuhſchritte des Alten gehorcht, um berechnen zu können, wo er den Hausthürſchlüſſel hinhänge. Das wußten die Hochverräther nicht ganz genau, und doch war ihnen die raſche Auffindung dieſes Schlüſſels nothwendig. Conrad meinte, der Alte könnte nur etwa drei Schritte gemacht haben in ſeinem Stübchen, und trat jetzt eilig zur Seite, als ſich der andere Schlüſſel im Schloſſe der Saugrubenthür ächzend drehte. Nur zur Seite trat er, denn trotz aller Winke Urbans hatte er vor, den alten Plan abzuändern und Pudel gar nicht zum Schemel am Schreibtiſche kommen zu laſſen.

Pudel trat ein und wendete ſich, um den Schlüſſel außen abzuziehen und ihn innen ins Schloß zu ſtecken. Dieſe Arbeit wollte ihm Conrad erſparen. Er ſprang vor, faßte ihn bei beiden Schultern und riß ihn rückwärts ins Innere der Saugrube. Der Schlüſſel fiel klirrend auf den ſteinernen Fußboden. Dieſem Geräuſch folgte ein Brüllen Pudel's, welches dem Brüllen eines Stiers ſehr ähnlich war. Pudel nämlich hatte mit großer Geiſtesgegenwart erkannt, daß dieſer gewaltſame Anfang etwas ſehr Schlimmes zu bedeuten habe, und hatte ſich augenblicklich erinnert, daß die ſonſt draußen im Flur ſtationirte Wache ſeit Tagen in unregelmäßigen Abgang gekommen, und namentlich heute — der Kaiſerherolde wegen — nicht vorhanden und auch nicht mehr zu erwarten war. Der ganze Schreck dieſes Gedankenganges war in jenem Brüllen zuſammengedrängt. Dies Brüllen war auch ſeine beſte Waffe unter den überlegenen Fäuſten Conrads. Es konnte doch außen Leute herbeirufen, vielleicht aus dem Winter-Bierhauſe. Ebenſo dachte aber auch Conrad, ja er hatte im voraus daran gedacht und zu dem Ende den Wiſchlappen vom Lederhauſen in die Hand genommen. Dieſen dem ſchreienden Pudel in den Mund zu ſtopfen wie einem Säuglinge den Saugbeutel, war deshalb ſeine nächſte Beſtrebung. Aber das war nicht leicht. Er brauchte beide Hände dazu, und dadurch wurden Pudel's beide Hände frei, welche ſich der Säuglingsoperation widerſetzten. Solcherweiſe kam das Brüllen ſtoßweiſe doch immer wieder zum Vorſchein, und Conrad mußte Pfeifer zu Hilfe rufen, da Urban mit Natzi beſchäftigt war. Pfeifer aber blieb unbeweglich im Winkel auf ſeinem Schuſterſchemel ſitzen und betrachtete harmlos die Scene; er blieb eben Zuſchauer in der Komödie. So geſchah es, daß Conrad den alten Pudel an den Fußboden niederdrücken mußte, was nicht in ſeinen Plan paßte, denn es ſollten beide Pudel an die zwei Ringe der Säule gebunden werden.

Mit Natzi, der ſich in ſeinem Stumpfſinne gar nicht gewehrt hatte, war dies dem Raſchmacher gelungen, und der Raſchmacher eilte nun herbei zur Unterſtützung Conrads. Jetzt hatte der alte Pudel nur noch wenig Ausſicht auf erfolgreichen Widerſtand. Er biß wol noch den Raſchmacher in die Hand, als dieſer die Stopfung mit dem Wiſchlappen übernahm, während Conrad ihm beide Arme hielt, aber das war nur der Pfeil eines fliehenden Parthers: Pudel war ſtumm gemacht. Nun mußte er aufgehoben werden, und das war wieder ſchwer zu bewerkſtelligen, weil Pudel jede Mitwirkung ſeiner Beine verſagte, die dicke Figur alſo immer wieder niederknickte, ſobald die Hebekraft oben nachließ. Das krieg ich ſatt — ſchrie Conrad — ſteh feſt, Pudel, oder wir hängen Dich auf, ſtatt Dich blos anzubinden. Ich glaub nit, doß Dir's Hängen beſſer ſchmecken wird. Und für uns kommt's auf ein's 'naus; denn morgen hängen wir, wenn wir Dich heut' nicht ſtill machen.

Pudel zeigte, daß er ſeine ganze Geiſtesgegenwart bewahrt: er begriff das, er fand es einleuchtend und — gab jeden fernern Widerſtand auf, indem er ſeinen Beinen befahl, ihre herkömmliche Schuldigkeit zu thun.

So wurden ihm denn die Hände auf den Rücken geſchnürt, und er wurde an die Säule gebunden, mit dem Rücken gegen den Rücken ſeines Natzi, deſſen Examen einen ſo tiefſinnigen Ausgang fand.

— Der Spahn geht aus! Der Spahn geht aus! wo iſt ſein Leuchter?! ſchrie plötzlich Urban und rannte von der Säule weg, um Pudel's Leuchter zu ſuchen, welcher ihm entfallen war bei Conrads Ueberfalle an der Thür.

Himmeltauſend, fix, fix, fix! ſchrie Conrad, ſonſt bleiben wir ſtecken! Wann's finſter wird, finden wir den Hausthürſchlüſſel nicht, und der Rath kann jählings mit dem Junker zurückkommen!

— Ich ſind ihn nicht, es wird zu dunkel!

Der Holzſpahn oben an der Säule angebracht, jetzt nahe über dem unſeligen Haupte des ältern Pudel, war im Erlöſchen und ſchien ſich gegen die Hochverräther zu erklären, wenn auch nicht ohne Malice gegen Pudel. Einzelne Splitter ſeiner verglimmenden Kohle bröckelten nämlich ab und beſuchten im Hinfallen Pudel's Kopf. Pudel ſchüttelte ihn ärgerlich, war aber doch innerlich ſehr angenehm berührt von dieſem Ereigniß, denn es verſprach wirklich eine weſentliche Verhinderung der Flucht. Warum? wußte er noch beſſer, als Conrad angedeutet hatte.

Endlich ſtieß Urban mit dem Fuße an den Leuchter, hob ihn auf und eilte herbei. Es war kaum noch Zeit. Nur ein ganz kleines blaues Flämmchen war noch übrig am Holzſpahne, und die Schnuppe des groben Talglichtes war unten am Steinboden etwas feucht geworden. Athemloſe Stille herrſchte, ſo lange Urban mit wackelnder Hand das Flämmchen überzuleiten verſuchte. Pudel hatte die Frechheit, mit ſeinem Kopfe in Urbans Arm hineinzuſtoßen wie ein Widder, um die Operation zu ſtören, und Conrad mußte ſich die Maulſchelle verſagen, welche er ihm ſofort dafür zugedacht, und zu welcher er bereits ausgeholt: ſolch eine heftige Bewegung konnte die letzte Hoffnung vernichten. Er begnügte ſich, Pudel bei ſeinen großen Ohren zu faſſen und feſtzuhalten —

Jetzt faßte die Schnuppe, das Licht brannte. Pudel hätte gern geſeufzt bei dem ausſtrahlenden Schimmer, aber ſein verſtopfter Mund ließ kein Seufzen zu. Nur aus den Naſenlöchern, welche ohnehin das ganze Geſchäft des Athemholens beſorgen mußten, nur aus dieſen ungebührlich aufgeblaſenen Oeffnungen ſtieß er einen wunderbaren Ton hervor.

Conrad eilte nun mit dem Lichte hinüber. Die Thür der Saugrube war ja offen geblieben. Die Saugrube blieb im Dunkeln und harrte mit Spannung des Erfolges. Das dauerte lange, lange. Conrad hätte während dieſer Zeit das ganze Stübchen Pudel's umdrehen können. Pudel ſeinerſeits hätte gern gelacht, aber wegen des eingeklemmten Wiſchlappens war das nicht möglich, und der Verſuch ſchmerzte auch.

Endlich kam Conrad zurück. Ziemlich verſtört. Er hatte keinen Schlüſſel gefunden. Den Nagel wol, wo er ihn vermuthet, aber keinen Schlüſſel. Urban ſollte mitkommen und ſuchen helfen.

In der wiederum dunkeln Saugrube erhob ſich der Schuſter Pfeifer und näherte ſich den Säulenmärtyrern. Was konnte er wollen? Er fing an zu reden:

— Höre mich, Natzi, mit offenen Ohren!

Natzis Ohren waren wol offen, aber ſeine Augen waren geſchloſſen; er ſchlief längſt. Feſtgehalten um den Leib durch die Stricke, war ſein Körper in geſicherter Stellung, und die junge Natur nahm dies hin wie die geſicherte Stellung im Bett, ſie ſchenkte Natzi, welcher durch Nerven nicht beläſtigt war, auch in ſolcher Lage den Schlaf.

Pfeifer ſah das nicht und fuhr fort: Nimm Dir ein Beiſpiel an dieſen Gräueln der Menſchenkinder. Lerne bei Zeiten die Sorge um nichtswürdige Dinge des Lebens verachten. Sieh nur in Dich hinein. Dort leuchten die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle. Frage nicht nach Deinem leiblichen Vater, der aus Babylon ſtammt und in babyloniſcher Völlerei erſoffen iſt. Frage nach den Lehren des reinen Wortes, ſchlürfe ſie ein wie die Quelle Siloah!

Vater Pudel hätte ihm gern einen Fußtritt gegeben, aber der Schuſter ſtand auf der andern Seite. Vater Pudel mußte ſich mit dem vorigen Naſenſeufzer begnügen.

Die weitere Predigt Pfeifer's wurde aber durch die ſchnelle Rückkehr Conrads und Urbans unterbrochen. Hatten ſie plötzlich den Schlüſſel gefunden? Nein. Aber der ſchlaue Urban hatte eine Idee gehabt. Konnte nicht Pudel den Schlüſſel diesmal in ſeine Taſche geſteckt haben, weil er die Rückkehr Gangelberger's zu erwarten hatte und dann ohne Aufenthalt zum Oeffnen der Hausthüre bereit ſein wollte? — Richtig! hatte Conrad geſagt, und jetzt kamen ſie, um den gefeſſelten Löwen zu unterſuchen.

Pudel betrug ſich ſo unruhig wie nur möglich mit dem beweglichen Ober- und Unterkörper, aber es half ihm nichts. Urbans Idee war richtig geweſen, und er zog den großen Schlüſſel triumphirend aus dem Beinkleide Pudel's hervor.

Nun ſtand der Flucht nichts mehr im Wege, und Conrad rief aus natürlicher Gutmüthigkeit dem Schuſter zu: er habe ſich zwar wie ein niederträchtiger Kamerad aufgeführt, aber ſie wollten doch nicht hinter ſich zuſchließen, ſondern ihn mit hinaus laſſen. Er ſolle kommen.

— Geht dahin, wohin ihr gehört, rief der Schuſter, zu den Phariſäern und Tempelſchändern, die Eure Kameraden ſind. Ihr ſeid ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, nicht aber lutheriſche Chriſten. Wer das Kreuz der gereinigten Lehre auf ſich genommen, der ſoll es tragen, bis er niederfällt, und wenn er fällt, ſoll er ſich geißeln und höhnen und ans Kreuz nageln laſſen zum Preis ſeiner Lehre und zum Beiſpiel für die Schwachen im Glauben. Dazu iſt er berufen und auferweckt. Ihr ſeid wie die Krämer in der Vorhalle des Tempels, zum Markten und Schachern vorhanden, zu weiter nichts. Ich ſtehe zu meinem Meiſter Odontius, und bringe meinen elenden Leib freudig zum Opfer dar, damit die Papiſten erkennen, wie der Geiſt Gottes in mir lebt, welcher Martern und Tod nicht empfindet. Geht hin und rettet Eure armſeligen Leiber, Eure armſeligen Seelen hat der Herr nicht erweckt und nicht berufen.

Du biſt ein Schafkopf! ſagte Conrad und ging. Leuchtet, Raſchmacher, ſetzte er im Gehen hinzu, bis ich aufgeſchloſſen, dann löſcht aus. Offen laſſen wollen wir dem Narren als gute Chriſten; er wird ſchon 'naus kriechen. Die Predigt hat er ja angebracht.

Sie gingen. Urban leuchtete; Conrad ſteckte den Schlüſſel ins Schloß der eiſernen Hausthür, nichts ſchien ihrer Befreiung mehr im Wege zu ſtehen. Halt! flüſterte auf einmal Urban. — Was iſt? — Ich höre Stimmen draußen! Am Ende kommt der Gangelberger zurück! — Kurze Pauſe. — Wenn er's iſt, ſagte dann Conrad, ſo müſſen wir'n halt niederſchlagen, Punktum. Dabei kommt der Junker mit fort —

Er war es nicht. Die Stimmen entfernten ſich: es waren Gäſte aus dem Winter geweſen. — Nun drehte Conrad den Schlüſſel, die Thür ging auf, ſie ſtanden außen. Behüt' Dich Gott! brummte Conrad und wendete ſich links. Urban antwortete gar nicht — es herrſchte nicht die mindeſte Gemüthlichkeit zwiſchen ihnen — und wendete ſich rechts. Er wollte nach Böhmen, Conrad nach Oberöſterreich. Ihr nächſtes Trachten war, noch vor Zehn an ein Thor zu kommen und aus der Stadt hinauszuſchlüpfen. Denn es war voraus zu ſehen, daß ihre Flucht einen großen Lärm und ſofortige Viſitation aller Schlupfwinkel in der Stadt verurſachen würde. Urban hatte nur noch vor, im Vorübergehen ſeine magere Gattin in ſeiner Wohnung abzurufen. Sie war orthodox, war rüſtig und wol auch zum Wanderleben bereit. Nur viel Zeit durfte es nicht koſten: er wußte nicht genau, wie weit die Uhr von Zehn entfernt wäre. Eiligſt huſchte er dahin durch das Schultergäßchen nach dem „Stoß im Himmel“ hinüber, nach dem tiefen Graben hinunter, wo ſein Webſtuhl ſtand und ſein Weib hauſte — da ſchlug's vom Thurm dreimal. Drei Viertel! Es war noch Zeit.

Conrad wendete ſich nach dem Kärnthner-Thore. Dort oben verkehrte er ſonſt am wenigſten, dort meinte er am ſicherſten zu ſein vor dem Erkanntwerden.

Pfeifer aber, der fanatiſche Schuſter, tappte nun doch ebenfalls im Dunkeln aus der Saugrube heraus — Urban hatte das Licht ausgeblaſen und die Hausthür wieder angelehnt, damit das offene Loch nicht verdächtig ſchreie — und ſuchte die angelehnte Hausthüre. War das Fleiſch denn doch ſtärker als der wüſte Geiſt, und wollte er bei dieſer Gelegenheit die Befreiung mitnehmen? O nein! Er war ein grundehrlicher Fanatiker. Sein Geiſt war keiner Wendung fähig, er hatte nur einen einzigen Gedanken: ſein Glaubensbekenntniß bis zum Aeußerſten zu vertreten und ſo laut als möglich zu verkündigen. Deshalb ſuchte er jetzt die Thür.

Er fand ſie, zog ſie weit auf und trat hinaus ins Landskrongaſſel. Es war eine ſtille finſtre Herbſtnacht. Er ſetzte ſich auf die Steine am Eingange zum Gefängniſſe, und fing mit lauter Stimme an zu ſingen. Seine Stimme war ein hoher ſchneidender Tenor, und weithin durch die ſchweigende Nacht war zu vernehmen, was er ſang, Wort für Wort zu vernehmen, denn die Muſik war ihm Nebenſache, das Wort war ihm die Hauptſache. Er ſang:

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böſe Feind,
Mit Ernſt er's jetzt meint:
Groß Macht und viel Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt;
Auf Erd' iſt nicht ſein's gleichen."

Wegen langſamer Betonung brauchte er viel Zeit für dieſen Vers, und nicht nur die Gäſte aus dem Winter-Bierhauſe, auch immer mehr Leute aus der Nachbarſchaft kamen herzu und füllten das Landskrongaſſel, um zu erfahren, was dieſer ſchneidende Geſang zu bedeuten habe. Es war männiglich bekannt, daß die drei Luther'ſchen in der Schranne auf den Tod ſäßen, und der Schuſter Pfeifer war auch perſönlich Manchem bekannt. Was ſtellt das vor? Was heißt das? fragte Einer den Andern. Die Thür ſteht offen! Iſt der Schuſter ausgeſtellt vor ſeinem Tode?

Man nannte ihn wol verrückt. Aber man hielt es nicht für eine gemeine Verrücktheit, ſondern ahnte und reſpectirte ein religiöſes Element in dieſer Verrücktheit, ſowie die Muhamedaner Geiſteskranke mit heiliger Scheu anſehen, ja verehren. Es wagte Niemand ihn zu unterbrechen, ihn zu fragen.

Dem Schuſter ſelbſt aber war es darum zu thun, ihnen Auskunft zu geben. Als er mit dem Vers zu Ende war, hub er zu ſprechen an, halb Erzählung, halb Predigt: wie die Pforte aufgegangen vor ihm, und wie die Fleiſcheswelt ihn hinaus locke.

Der Geiſt aber widerſtrebe, und er erwarte ruhig die Kriegsknechte des Pontius Pilatus, auf daß ſie ihn aufhöben und erhöhten an den Galgen, damit er Zeugniß ablege vor dem Sodom Wien von der Macht und Herrlichkeit ſeines evangeliſchen Glaubens allen Schächern zum Schrecken, allen Zweifelnden zur Erweckung, allen Erweckten zur Auferbauung. Und jählings fing er wieder an zu ſingen:

„Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren;
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein and'rer Gott!
Das Feld muß er behalten!“

— Macht ein Ende! Werft ihn hinein, den Ketzer! rief eine Stimme aus dem immer dichter werdenden Menſchenhaufen.

— Stille! ſtille! riefen zehn andere.

— Der kaiſerliche Rath kommt, Herr Gangelberger kommt! rief es über Alle hinweg von den Tuchlauben her. Macht Platz! Macht Platz!

Pfeifer achtete auf nichts; er ſtrengte ſeine Stimme nur noch heftiger an und ſang ſchneidend ingrimmig weiter:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt' uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen!
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſau'r er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nichts!
Das macht, er iſt gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.“

Jetzt ſtand Gangelberger mit dem Junker Hans vor dem in Aufregung zitternden Schuſter, der immer noch am Boden ſaß. — Gangelberger ahnte, was vorgegangen; der proviſoriſche Amtsdiener Pudel ſtand vor ſeiner Seele. Steh auf! ſagte er in ſtrengem Tone zu Pfeifer.

Pfeifer ſtand auf und ſprach in ſeinem Lutherliede weiter:

„Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn“

— Hinein!

„Nehm'n ſie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie habens kein'n Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.“

— Hinein!

— Hinein und hinauf zu den Cherubim und Seraphim! Gelobt ſei Gott in der Höhe! erwiderte ſchreiend der Schuſter und ging ins Richthaus zurück. Gangelberger und Hans dicht hinter ihm.

Die Volksmenge blieb lautlos ſtehen.

21.

Gangelberger war ſehr betroffen, er war traurig betroffen von dieſer Flucht — ſie ſchien die Kataſtrophe ſeines jungen Freundes beſchleunigen zu müſſen.

Er zog die eiſerne Hausthür hinter ſich zu, um den Skandal eines offen gähnenden Gefängniſſes zu endigen, aber er mußte ſie bald wieder öffnen, er ſah ſich innen in totaler Finſterniß. Er mußte außen Leute bitten, ihm aus dem Winter-Wirthshauſe Licht zu holen.

Es kam, und er konnte nun verſchließen, da ſich der Leuchter gefunden hatte, welchen Urban hingeworfen.

Jetzt ward Pudel's ſchmerzliche Lage entdeckt. Hans half ihn frei machen; der Gefangene befreite den Gefangenwärter! Ein Strom von verhaltenem Athem und Zorn polterte dem

Junker entgegen, als er den Wiſchlappen aus Pudel's Munde zog, und die merkwürdigſte Erzählung begann für den Herrn Rath, eine Erzählung, welche alle Schwächen Pudel's zu ſeinen Vorzügen vergoldete. Nur die bodenloſeſte Niederträchtigkeit der beiden Böſewichter war ſchuld an Allem. Während dieſer Erzählung ſorgte das gemißhandelte Vaterherz Pudel's für Losknüpfung Natzis und berichtete Wunder der Tapferkeit, wenigſtens der Standhaftigkeit, welche dieſer hoffnungsvolle Sprößling dargethan bei dem mörderiſchen Ueberfalle.

Gangelberger ſchwieg und befahl nur endlich, daß der Junker hinauf geführt werde.

Sie gingen. Der zurückbleibende Pfeifer hatte ſich wieder an ſeinen Schuſtertiſch geſetzt und ſich ganz ruhig verhalten. Jetzt rief er hinter ihnen her: Wenn Ihr mich auch im Morgengrauen zum Tode ſchleppt, die Morgenröthe kommt doch auch über Euch Baalsdiener!

Gangelberger ſprach nichts; auch von Hans verabſchiedete er ſich ſtumm, blos durch ein Zeichen mit der Hand.

Er ging in ſein Arbeitszimmer, wo die vorbereiteten Urtel lagen. Auch das Urtel Hanſens, für welches er eine Prüfung durch die Reichskanzlei vorgeſchützt, lag da. Er mußte jetzt auch dieſes Urtel mitnehmen zur Vorlage, es war nicht mehr zu verzögern. Er legte alle vier in eine Mappe, und wollte ſie — dem Befehle Eggenberg's gemäß — in die Burg hinauf tragen. Die Meldung der Flucht konnte darin nichts ändern; denn Conrad und Urban, auch wenn ſie nicht wieder eingefangen wurden, mußten doch in contumaciam verurtheilt werden.

Er läutete nach Pudel, eh' er fortging. Die Meldung an die Wachen mußte beſtellt werden wegen der Flüchtlinge, und Vorbereitungen für den nächſten Morgen mußten getroffen werden, da Pfeifer's Hinrichtung für den nächſten Morgen wahrſcheinlich war.

Unter einem tiefen Seufzer blickte er beim Fortgehen nach der Gegend hinauf, in welcher Hans wieder eingeſchloſſen war. Es ſchien ihm nur zu möglich, daß die Entrüſtung über die gelungene Flucht dem Pater Lamormain mächtiges Oberwaſſer geben, die Berufung an die Reichskanzlei verwerfen laſſen, und auch die Verurtheilung des Junkers beſchleunigen werde. Der Statthalter Erzherzog Leopold war geiſtlicher Herr und allem Anſcheine nach bereit dem erneuten Andrängen Lamormain's nachzugeben.

Als er ins Landskrongaſſel hinaus kam, war die Menſchenmaſſe wol zerſtreut, aber ſie war noch vorhanden, ſie war nur in Bewegung gerathen nach den anſtoßenden Straßen. Sie ſtand in einzelnen Gruppen und disputirte. Gangelberger war als populärer Mann von Vielen gekannt, und wurde mehrfach angeredet. Zu ſeinem Erſtaunen fand er die Stimmung ganz anders als er erwartet hatte. Man ſchalt nicht über die Kläglichkeit der Bewachung, man ſprach nur von dem Schuſter Pfeiſer, von dem Fanatismus desſelben, welcher die Flucht verſchmäht, und von dem unheimlichen Eindrucke, welchen dies und der Luther'ſche Schlachtgeſang hervorgebracht. Man drückte Furcht und Schrecken aus, wenn die Hinrichtung ſtattfinden ſollte. Die Proteſtanten, deren ja doch eine große Anzahl in der Stadt vorhanden, würden ſich um den Galgen drängen und würden für ihren Märtyrer denſelben Schlachtgeſang anſtimmen. Die Katholiken würden ſchweigend und nachdenklich verharren, der Glaubensmuth des Schuſters habe ſie beſtürzt!

Gangelberger athmete auf. Das war ein Geſichtspunkt, welchen er droben ſogleich geltend machen wollte.

Er hatte es gar nicht nöthig. Die Nachricht von dieſen Dingen, und wie man ſie in der Stadt auffaßte, war ihm vorausgeeilt, Eggenberg, Harrach, Meggau waren ſchon voll davon, als er ins Rathszimmer trat, und ſie hatten noch andere Gründe, Gewicht darauf zu legen. Sie ſelbſt hatten nach Lamormain geſchickt, daß er kommen und ihren Vortrag beim Statthalter anhören möge.

Lamormain trat bald nach Gangelberger ins Zimmer, und Eggenberg trat ihm mit der Frage entgegen, ob er wiſſe, was ſich vor dem Schrannenhauſe ereignet habe, und wie die Stadt das Betragen des fanatiſchen Ketzers aufnehme?

Lamormain bejahte. Er war kleinlaut und ſchien gedrückt.

— Nun denn, fuhr Eggenberg fort, dünkt Euch der Augenblick noch ſo drängend, mit Hinrichtung dieſes Ketzers, mit Hinrichtungen überhaupt vorzugehen? Die jetzt beſtürzte Stadt iſt ohnehin ſchwierig. Die Einquartierungslaſt, das wüſte Benehmen der Söldner, die Entwerthung der Münzen hat ſie unzufrieden gemacht. Sollen wir die Aufregung erhöhen? Sollen wir ihr eine ſo mißliche Veranlaſſung geben zum Ausbruch? Oder können wir ſie durch irgend eine gute Nachricht beſchwichtigen? Im Gegentheile. Da liegen drei Briefe! Einer aus der Horner Gegend, einer aus Mähren, einer von der ungariſchen Grenze. Sie enthalten Hiobsposten. Was wir lange gefürchtet, tritt ein. Unſere Gegner haben ſich geeinigt und rücken von drei Seiten mit Kriegsmacht heran, und zwar mit einer dreimal größeren, als Thurn vor vier Monaten gegen Wien heranführte. Die Horner proteſtirten damals blos, jetzt haben ſie Truppen aufgeſtellt und ſetzen ſie in Bewegung. In Verbindung mit den Oberöſterreichern haben ſie die Päſſe verlegt gegen Salzburg und Baiern, um den Kaiſer aufzufangen, wenn er von München kommt. Ihre Hauptmacht aber rückt gegen Wien. Ebenſo die Hauptmacht der Böhmen unter Thurn, und endlich die Hauptſache: Bethlen Gabor iſt mit einem großen Heere ſchon in der Nähe von Preßburg und will Wien ſtürmen in Verbindung mit Thurn und den Hornern. In wenig Tagen können ſie vor Wien zuſammentreffen, und Boucquoi erklärt, daß er gegen ſolche Uebermacht das Feld nicht halten könne. So ſteht es. Wollt Ihr, Herr Pater, unter ſolchen Umſtänden noch Hinrichtungen ausgeführt ſehen, ſo folgt uns zur Conferenz mit dem Herrn Statthalter Seiner Majeſtät.

— Ich bin bereit! antwortete Lamormain mit ſchwacher Stimme und ging mit den Miniſtern zu den Gemächern des Statthalters hinüber.

Gangelberger blieb zurück. Eggenberg hatte ihm gewinkt, er ſollte warten.

Er wartete in trauriger Spannung. Traurig, denn der über die Heimat und das vaterländiſche Reich von neuem hereinbrauſende Sturm verwehte doch ſchon wieder die letzte Spur von Freude, welche mit der Kaiſerwahl eingekehrt war. Eggenberg's Darſtellung war ja erſchrecklich geweſen. — Trübſinnig ſetzte er ſich zu ſeinen Acten, um ſie nochmals durchzuleſen, damit er der politiſchen Gedanken ledig würde. Er ſaß allein in einem großen Zimmer an einem grün behangenen Tiſche, auf welchem zwei Armleuchter brannten. Sie erhellten das große Zimmer nur nothdürftig, und als jetzt die Thür geöffnet wurde, und ein kleiner, ſchwarzgekleideter Mann leiſe eintrat, erſchrak der ſonſt nervenſtarke Gangelberger, als ob etwas Geſpenſtiges erſchiene. Der kleine ſchwarzgekleidete Mann mit vorgebückter Haltung näherte ſich leiſe. Es war der Schreiber Fabricius. Man hatte ihn rufen laſſen zur Protokollführung in der Conferenz, und er fragte den kaiſerlichen Herrn Rath höflich, ob die Conferenz nicht hier ſtattfände. Gangelberger beſchied ihn, und fragte nach ſeinem Befinden.

— Der Sturz, Herr Rath, der Sturz aus dem Fenſter hat mein Nervenſyſtem erſchüttert, und die öffentlichen Dinge ſind nicht dazu angethan, ein gebeugtes Weſen aufzurichten. Ich fürchte mich.

— Wovor?

— Vor Allem. Ich ſehe nirgends einen Halt. Die Böhmen haben nun wirklich den Kurfürſten von der Pfalz zum Könige erwählt, und der unbedachte junge Herr wird die Krone annehmen. Wo ſoll das hinaus? Nirgends mehr iſt ein Ausgleich zu ſehen, und damit iſt geſagt, daß lauter Verzweiflungskämpfe bevorſtehen. Verzweiflungskämpfe ſind immer Untergang. Er kann uns Alle verſchlingen, und jeden Einzelnen. Es nützt auch nichts, ſich ins Privatleben zurückzuziehen; es giebt kein Privatleben mehr, am wenigſten für Unſereinen, der gezeichnet iſt. Und Lebensunterhalt braucht man doch auch, der Dienſtgehalt iſt unentbehrlich. So ſeufzt man im Joche weiter, in ewiger, ewiger Furcht.

Er ſchlich weiter. Gangelberger rief ihm nach: die Worte milde zu faſſen, wenn er niederſchreiben müſſe, daß ſeine Hochverräther in der Schranne —

— Ganz milde, lieber Herr, ganz milde. Es durchſchüttelt mich mit Schauern, wenn ich ein tödtliches Wort aufs Papier ſetzen muß. Ich denke immer: es trifft mich.

Er verſchwand, und Gangelberger blieb allein zurück in dem weiten Raume, ſeinen Gedanken überlaſſen über die Unruhe der Menſchen, welche ſie naturgemäß treibt, ihre Zuſtände hienieden an die Ahnungen vom Jenſeits zu knüpfen. Dieſe Ahnungen — ſprach er vor ſich hin — ſpricht der Eine aus und der Andere ſpricht ſie nach. So gewinnen ſie ein ſcheinbares Leben und gewinnen am Ende Geſtalt. Für die Geſtalt fordert man Achtung, und hat man dieſe errungen, ſo fordert man Verehrung. Iſt die Verehrung erſt eingeführt, ſo fordert ſie Ausſchließlichkeit, fordert Verdammung jeder abweichenden Ahnung, jeder abweichenden Geſtalt. Die Menſchen bekämpfen ſich, ſie tödten ſich für die Gebilde, welche ſie ſelbſt erſchaffen, und ſagen dabei: wir müſſen Gott ſchützen. Furcht und Schrecken ſchreitet über die Erde, und wenn man fragt: warum? ſo heißt die Antwort: zur Ehre Gottes! das heißt des Gottes, welchen man ſich ſelber geſchaffen. —

Gangelberger erſchrak über ſeinen Gedankengang. Wie kam er dazu? der tägliche Verkehr mit dem Ketzer war Urſache. Selbſt er fand ſein Inneres ketzeriſch aufgelockert.

Da hörte er Geräuſch; die Conferenz war zu Ende, die Miniſter kehrten zurück. Lamormain mit ihnen. Er grüßte aber leicht, und ging von dannen. Harrach und Meggau ſahen ihm nach, ſahen auf Eggenberg, grüßten und gingen ebenfalls. Nur Eggenberg blieb. Er ſah nachdenkend aus und ſehr ernſt. Schweigend blickte er vor ſich hin und trat dann langſam zu Gangelberger, welcher die Entſcheidung erwartete.

— Die vier Urtel, ſprach endlich Eggenberg, gebt an Fabricius, der gleich hier ſein wird.

— Sie werden beſtätigt?

— Geduld! Das Mögliche, lieber Freund, man kann und ſoll immer nur das Mögliche in den öffentlichen Dingen verſuchen, und ich kann auch nur dies verantworten vor unſerem Herrn, wenn er zurückkommt. Der Herr Erzherzog-Statthalter denkt ebenſo. Er hat dem Pater Lamormain nicht in Allem willfahren mögen, aber er hat ihm wol in Einigem willfahren müſſen. Pater Lamormain war weniger ſchroff in ſeinen Principien, aber er war doch nicht weniger feſt als ſonſt. In Sachen des fanatiſchen Schuſters ſchwieg er, weil die Gefahr zu deutlich vorliegt, wenn man dieſen überſpannten Patron gerade jetzt zum Märtyrer macht. Der Ausweg, welchen ich vorgeſchlagen, war einleuchtend. Es wird dieſer Schuſter für närriſch geworden erklärt, ſeine dürftigen Verſtandeskräfte ſind übergeſchnappt, und es iſt jetzt nicht die Zeit, ſich mit verrückten Schuſtern zu befaſſen. Unter dieſer amtlichen Erklärung bringt man ihn ſtill über die Grenze.

— Ueber welche?

— Ueber die nächſte, die ungriſche. Da geräth er unter die heranziehenden Horden Bethlen's; dieſen mag er vorpredigen und vorſingen, ſo viel er will; an dieſen wird nicht viel zu verderben ſein. — Die Urtel der beiden flüchtigen Hochverräther, beides boshafte Subjecte, werden einfach beſtätigt werden; da man ſie nicht mehr hat, in contumaciam — was alſo zunächſt keine Folgen einſchließt. Der Junker endlich —

Hier pauſirte Eggenberg und fing an, kurzen Schrittes hin und her zu gehen. Gangelberger harrte in großer Spannung und in — herber Enttäuſchung. Er glaubte deutlich zu erkennen, daß aus dem wohlwollenden, weitblickenden Staatsmanne, als welchen ſich Eggenberg noch vor wenigen Stunden dargeſtellt hatte, ein fügſamer Miniſter geworden ſei, der dem Drucke von oben nachgiebt, daß er ſeinen eigenen Gedankengang verleugnet, ja daß er ihn dem augenblicklichen Drucke gemäß umgeſtaltet.

— Der Junker endlich? fragte Gangelberger ſelbſt, als Eggenberg vor ihm ſtehen blieb.

— Ja, lieber Rath, ſprach nun Eggenberg in ärgerlichem Tone, Eure Stellung iſt eben viel leichter als die meine. Ihr tragt nicht die letzte Verantwortung, ich trage ſie. Wer ſteht mir dafür, daß der Kaiſer mit ſolcher Geſinnung zurückkommt, wie ſie in Trautmannsdorff's Sendung nach Rom ausgedrückt iſt? Ich wünſche es wahrhaftig von Herzen, aber was ich da eben vom Statthalter gehört, das klingt nicht beſonders tröſtlich in dieſer Richtung! Und Lamormain war zwar ſtiller als ſonſt, aber im Grunde doch ganz ſicher. Man fühlte, daß er feſten Boden unter ſich habe. Der Jeſuiten-Commiſſarius von Rom, der wahrſcheinliche Nachfolger des verſtorbenen Provincials, der alle Tage eintreffen kann, ſoll zwar ein ſanfter und frommer Mann ſein, aber in den Grundſätzen des Ordens unwandelbar wie ein Element. Dazu ein Italiener und ein Günſtling des heiligen Vaters. Wollt Ihr, könnt Ihr berechnen, welchen Einfluß der Mann auf den Kaiſer ausüben wird?! Und wenn das alte Element wieder herrſchen wird, wie ſoll ich, wie kann ich verantworten, daß ich die Capitalfrage Eures Junkers auf eigne Hand und zum Vortheile des Junkers entſchieden habe! Es iſt mir zum Schrecken eingefallen, als ich in dies Zimmer zurückkam, wie damals König Ferdinand an der Stelle mein Fürwort für den alten Grafen Zierotin aufgenommen! Nein, mein Freund, ich kann mir keinen großen Schritt geſtatten. Dieſer Junker ſcheint allerdings ein ſehr kenntnißreicher Menſch zu ſein und mag auch, wie Ihr ſagt, ein ſehr tüchtiger, ein ſehr braver Menſch ſein. Er wäre mir, ich wiederhole es, für die Geſchäfte der Reichskanzlei, für die ſchweren Aufgaben in den Angelegenheiten des Reiches eine willkommene Kraft — aber ich kann da nichts übereilen. Die Verurtheilung zum Tode ſchwebt über ihm, und er iſt ein Ritter, er iſt hier eine ſehr notable Perſon geworden, Lamormain bezeichnet ihn als einen Rädelsführer der Ketzer. Er ſetzt hinzu, daß dieſem Junker aller Wahrſcheinlichkeit nach das große Vermögen des verſtorbenen Zierotin zugefallen ſei. Man wiſſe nicht wie und wo, aber der Junker werde das ſehr wohl wiſſen und werde davon Gebrauch machen, ſobald ihm die Hände frei gelaſſen würden, einen Gebrauch, welcher nur gegen die katholiſche Sache gerichtet ſein könne.

— Nicht einen Kreuzer hat er aus dem Nachlaſſe des Grafen, ſchaltete Gangelberger ein, Wilhelm von Raupowa hat ſich ja des Schatzes bemächtigt!

— Das weiß man nicht. Ja, man hat Urſache es zu bezweifeln. Kurz, wie dem auch ſei, Ihr müßt das Urtel des Junkers ebenfalls dem Fabricius übergeben, damit er es in der Reichskanzlei erledigen laſſe und — zur Unterſchrift bereit halte. Ich will ſelbſt hoffen, daß es nicht zu dieſer Unterſchrift komme, aber ich muß in der Ordnung verfahren. Es iſt nur eine Wendung möglich, welche mich noch berechtigen kann, die Verantwortung auf mich zu nehmen, die ganze Verantwortung. Ich bin bereit dazu. Und wenn der Junker ebenſo bereit iſt zu dieſer Wendung, ſo wag' ich es, das Urtel zu unterdrücken und dem begabten jungen Manne die Freiheit zu verſchaffen.

— Dieſe Wendung wäre?

— Er muß — ja, Freund, das wißt Ihr ſo gut wie ich! Er muß —

— Katholiſch werden?

— Allerdings. Dann ſteht ihm ſogar eine glänzende Laufbahn offen; ich verbürge mich dafür. Erklärt ihm das. Was meint Ihr?

Gangelberger ſchüttelte den Kopf.

— Er hat ja doch keine Aehnlichkeit mit dem Schuſter! Er iſt ein umſichtiger, weitſichtiger Kopf! Er wird ſeine Reformen des Reiches von neuer Grundlage aus durchdenken und um ſo feſter aufbauen. Verſucht es und unterrichtet mich nach einigen Tagen, wie er es aufgenommen. Jetzt behüt' Euch Gott, es iſt tief in der Nacht.

Eggenberg ging. Gangelberger gab dem Fabricius, welcher während der letzten Reden eingetreten war, die Todes-Acten und ſagte mit ſchwacher Stimme: Ihr ſeid nicht der Mann, die Leute in den Tod zu treiben, Herr Fabricius, und ihr kennt die Reichsgeſetze. Schenkt Eure Aufmerkſamkeit dieſem einen Urtel über den ſächſiſchen Junker von Starſchädel. Es bietet ſchwierige Punkte für die Reichskanzlei. Hebt ſie hervor. Sie können Rettungspunkte werden, und wenn auch das nicht, wenigſtens Zögerungspunkte. Ihr wißt, wie viel das heut zu Tage ſagen will, wo kein Menſch am Morgen verkündigen kann —

— Wie der Abend ausſchauen werde. Das weiß Gott! Stricte ſeine Vorſchriften erfüllen, lieber Herr Rath, das iſt's allein, was einem untergeordneten Werkzeuge dürftigen Halt verleiht. Stricte! Und ich danke jetzt Gott an jedem Abende, daß ich nur ein untergeordnetes Werkzeug bin. Hervorzutreten und ſichtbar zu werden, das iſt in wilder Zeit das Allergefährlichſte.

Unter dieſem leidigen Troſte ging nun auch Gangelberger heim, um ſich zur Ruhe zu legen. Sein Herz war von ſchweren Sorgen belaſtet. Es ſchlug ſeit längerer Zeit warm und lebhaft für den jungen proteſtantiſchen Freund, und die plötzlich zu Tage getretene Wendung Eggenberg's, von welcher ja doch vorzugsweiſe die mögliche Rettung Hanſens abhing, hatte ihm einen ſchweren, ängſtlichen Eindruck gemacht. Wenn ſolchergeſtalt in politiſchen Wandelungen des Augenblickes Alles wieder verloren gehen konnte, wie heute Nacht Alles verloren gegangen war, was ſorgfältig zu Gunſten Hanſens im Sinne Eggenberg's vorbereitet und gewonnen geweſen, dann — das konnte ſich Gangelberger nicht verhehlen! — dann mußte man des Aergſten gewärtig bleiben. Katholiſch werden! Was konnte man ſich von dieſem Hilfsmittel verſehen bei einem Charakter, wie ihn der gewiſſenhafte Junker bis jetzt gezeigt!

Und dennoch klammerte ſich Gangelberger an dieſen Strohhalm von Hoffnung Er war eben ſelbſt ein Katholik von Gewohnheit. Sein kirchlicher Glaube ſtammte nicht aus einer

Ueberzeugung, welche aus Vernunftſchlüſſen hervorgegangen wäre. Er war wol allenfalls ein geiſtiger Kämpfer in Religionsfragen, weil Zeit und Nothwendigkeit das mit ſich brachten. Aber er war es mehr in Aufdeckung proteſtantiſcher Mängel als in Begründung katholiſcher Sätze. Letztere waren eingelebt in ihm, nicht gründlich erklärt. Deshalb erſchien es ihm nicht unmöglich, ſelbſt einem Manne wie Hans gegenüber nicht unmöglich, einen Religionswechſel durchzuſetzen, wenn dadurch das Leben gerettet werden konnte. Er meinte eben, daß es ſich in der Sache ſelbſt und hier beſonders um Leben und Sein handelte. Davor würden bloße Vernunftſchlüſſe zurücktreten müſſen. Vernunftſchlüſſe ſeien ja doch mehr oder minder künſtliche Dinge! Weil er ſelbſt ihrer nicht bedurfte für ſeinen religiöſen Glauben, ſo meinte er, auch Hans würde ſich ihrer entſchlagen können in der äußerſten Noth. Und beſonders auch darum, weil Hans ja als deutſcher Patriot deutlich einſähe, daß die Reform des Reiches ungemein gefördert werden könnte, durch ſeinen Eintritt in die kaiſerliche Reichskanzlei an der Hand des wichtigſten Miniſters. Kurz, Gangelberger legte ſich's zurecht, daß es doch wol möglich ſei, den ſächſiſchen Junker zum Religionswechſel zu bewegen. Nicht ſogleich, nicht im Handumkehren, aber nach und nach, ſo daß Eggenberg vertröſtet werden könnte.

Zu dem Ende wollte Gangelberger gleich am folgenden Tage das erſte Wort fallen laſſen für Hans, damit es Wurzel ſchlagen könnte.

Er ging alſo am nächſten Vormittag ins Schrannenhaus, und ordnete dort zunächſt die geſtörte Hausordnung. Stadtguardiſten wurden eingelegt unter ſtrengerer Vorſchrift, und die beiden Pudel wurden verhört. Der alte Pudel machte hierbei die niederſchlagende Erfahrung, daß die gelungene Flucht aus der Saugrube nicht dazu beigetragen habe, ſein Proviſorium abzukürzen. Ja, er mußte von der Möglichkeit eines einzuſetzenden definitiven Amtsdieners hören, welcher nicht den angenehmen Namen „Pudel“ führen dürfte. Darum alſo den Wiſchlappen im Munde gehabt, darum ſein Natzi gemißhandelt! Pfui über die „ungebülldete“ Welt!

Alsdann ließ Gangelberger einen Vertrauensmann von der Stadtguardia berufen, um demſelben die nächtliche Ausweiſung Pfeifer's zu übertragen. Es erſchien Medardo, und er übernahm lächelnd die Expedition. Während Gangelberger zum Junker hinaufſtieg, ließ Medardo ſich zum Schuſter hinein führen, und kündigte dieſem an, daß er ihn heut Abend mit einem Wagen abholen werde. Pfeifer verzog ſeinen großen Mund zu einem Ausdrucke tiefer Verachtung. Er meinte natürlich, daß es der Henkerskarren ſei, und daß man den Mantel der Nacht brauche, um ihn zu beſeitigen. Dies gleicht den Baalsdienern auf ein Haar, erwiderte er ſeelenruhig, welche die Gerechten im Dunkeln abthun. Aber meine Stimme wird durch die Lüfte dringen wie der Geſang der Lerche, welche den Tag verkündet!

Medardo ließ ihn bei dem Glauben, daß er ihn zur Hinrichtung abholen werde, und nahm ſich vor, ihm das Ketzermaul zu ſtopfen.

Gangelberger aber verweilte nur kurze Zeit beim Junker. Er ſchilderte ihm raſch das Benehmen Eggenberg's, und daß er das Todesurtel habe übergeben müſſen. Eure Rettung, lieber Freund, ſetzte er hinzu, iſt ſomit meiner Hand entzogen. Ihr ſeid jetzt keinen Augenblick mehr Eures Lebens ſicher. Eggenberg verſichert Euch aber nicht nur Eures Lebens, ſondern auch des größten Einfluſſes auf die Reform des deutſchen Reiches, wenn Ihr —

— Wenn ich — ?

— Und hierin glaube ich ihm vollſtändig, und Ihr könnt Euch auf ihn verlaſſen. Er vertraut Euch eine wichtigſte Stellung an, und iſt bereit, die Pläne Eures Memorials kräftig durchzuführen —

— Wenn ich — ?

— Wenn Ihr katholiſch werden wollt.

Hans hatte es kommen ſehen. Der Schmerz, daß Gangelberger dies doch für möglich zu halten ſchien, war nur wie ein

Wolkenſchatten über ſein Angeſicht geflogen. Jetzt war der Schmerz in ein trauriges Lächeln übergegangen. Er ſchwieg, und als er endlich den Mund öffnete, um etwas zu erwidern, unterbrach ihn Gangelberger mit den Worten: Sagt jetzt nichts! Auch ein übereiltes Wort bildet eine Feſſel. Bedenkt, daß es nicht blos um Euer Leben geht, ſondern um Eure Wirkung, um eine große einflußreiche Wirkung für das Vaterland. Damit iſt es Eggenberg Ernſt, und darin iſt er ſtark. Er iſt nur ſchwach, ſo lange Ihr als Ketzer unter dem Richtſchwerte ſteht. Außerdem ſeid Ihr ja ſelbſt kein dogmatiſcher Lutheraner; Ihr wollt ja auch das Lutherthum reformiren. Am Ende kann dies auch von katholiſcher Stelle aus geſchehen, ſo wie es Euer Pater Dunſtan aus der Benedictinerkutte heraus gewollt hat und vielleicht noch will. Sagt nichts! Sammelt Euch in Einſamkeit. Ich komme in vierundzwanzig Stunden nicht wieder, und berichte an Eggenberg und Harrach, daß jedenfalls dieſe vierundzwanzig Stunden neutrale Zeit bleiben müſſen für Euer Urtel. Alſo morgen erſt komme ich wieder. Gott erleuchte Euch!

Er ging, und ging wirklich zu Harrach und Eggenberg. Wie es aber im Staatsleben geht, dort fand er ſo viel Neues und Wichtiges, daß die Lebensfrage des Junkers für die Zuhörer verhallte, ja für ihn ſelbſt in den Hintergrund trat. Die Nachrichten vom Heranrücken der Feinde gegen Wien hatten ſich furchtbar beſtätigt. Bethlen Gabor war ſchon mit großer Heeresmacht vor Preßburg, alſo nur einen Tagemarſch von Wien; die unglückliche Hauptſtadt war am Vorabende einer neuen Belagerung, und die kaiſerlichen Heerführer Boucquoi und Dampierre, welche in der Nacht angekommen, erklärten mit Beſtimmtheit: ſie könnten das Feld nicht halten, da wirklich auch Thurn von Norden, und die Horner von Weſten heranzögen. Eggenberg hoffte noch auf Waldſtein, in deſſen Thatkraft er großes Zutrauen hegte, und an den er einen Boten geſendet. Waldſtein, obwol er bis jetzt im böhmiſchen Kriege kein oberes Commando geführt, war doch zu wiederholten Malen mit ſeinen Panzerreitern nachdrücklich an den Entſcheidungstagen hervorgetreten, und war fortwährend in enger ſchriftlicher Verbindung geblieben mit Eggenberg. Er ſtand jetzt am linken Donauufer oberhalb Krems. Dorthin hatte Eggenberg ſeinen Boten geſchickt. Schon unterwegs war dieſer einem Reitenden Waldſtein's begegnet, und dieſer Reitende erſchien jetzt vor Eggenberg in der Burg. Seine Nachrichten lauteten übereinſtimmend mit dem Ausſpruche Boucquoi's und Dampierre's: Wien müſſe ſich auf Alles gefaßt halten; es könnten nicht alle kaiſerlichen Truppen dort zuſammengezogen werden, und das Wagniß einer großen Feldſchlacht ſetze die Monarchie aufs Spiel. Man müſſe darauf hoffen, daß der in hundert Intriguen verflochtene Bethlen nicht lange bei der einen Stange aushalten werde, die er ergriffen. Zu dem Ende müſſe man ſich an die ſtets vorhandenen Malcontenten in Oberungarn wenden, damit ſie eine Diverſion gegen Kaſchau unternähmen. Ein Georg Drugeth, welcher Polen in Galizien ſammle, ſei gewiß dazu bereit. Das ſchon werde Bethlen locker machen vor Wien. Der Paſcha in Ofen ferner, Karaskas Mehemed ſei zugänglich. Man möge den königlichen Oberſt, der in Komorn commandire, mit dem Nöthigen verſehen, daß er den Paſcha gewinne. Sobald Bethlen das merke, bleibe er keinen Tag länger vor Wien, denn die Türken hinten ſeien ihm viel wichtiger als Böhmen, Mähren und Oeſterreich zuſammengenommen.

Dieſe Winke Waldſtein's, der auch in zweiter Stellung ſchon weit mehr politiſcher Kriegsführer war als Boucquoi und Dampierre, fielen auf fruchtbaren Boden bei Eggenberg, und dieſer nahm ſelbſt Gangelberger ſogleich in Anſpruch, nach dieſer Richtung hin behilflich zu ſein. Er ſende ja heut Abend den gewandten Medardo mit dem Schuſter nach der ungariſchen Grenze; dieſen Medardo möge er ſogleich beauftragen für Georg Drugeth in die oberen Karpathen hinauf — kurz, Gangelberger hatte bis zum nächſten Tage gar keine Zeit mehr, an den Junker zu denken, und als er am nächſten Tage in ſolchen politiſchen Dingen mit Harrach zu verkehren hatte in deſſen Hauſe, da wurde er eigentlich erſt durch Iſabella wieder an Hans erinnert. Sie trat ihm entgegen mit der Bitte: einen Brief an den Junker von Starſchädel zu übernehmen. Er iſt nicht verſiegelt, lieber Herr Rath, ſetzte ſie hinzu, wie Ihr vorgeſchrieben.

— Verſiegelt ihn getroſt! ſagte Gangelberger nicht ohne Zerſtreutheit, und händigt ihn Eurem Thürſteher unten ein, damit er mir ihn mitgiebt, wenn ich von Eurem Herrn Vater entlaſſen werde.

Die Unterredung Harrach's mit Gangelberger hatte lange gedauert. Sie betraf die Inſtruction für Georg Drugeth, welche Gangelberger aufſetzen und dem Medardo einhändigen ſollte. Ganz erfüllt mit dieſer wichtigen Aufgabe verließ Gangelberger das Harrach'ſche Haus, und ſteckte den Brief Iſabellens ein, welchen ihm der Thürſteher überreichte. Er beachtete es nicht, daß er viel dicker war als irgend ein vorhergehender, welchen ihm Iſabella anvertraut, und eilte zum Schrannenhauſe, um dort in ſeinem Arbeitszimmer ſogleich an die Abfaſſung der Inſtruction zu gehen.

Es war Abend geworden, als er eintrat. Pudel mußte Licht hinauf bringen und ward beauftragt, Medardo warten zu laſſen, bis der Herr Rath läute. Dann ſollte er Medardo zu ihm hinaufführen. Den Brief Iſabellens übergab der Rath im Hinaufſteigen dem melancholiſchen Pudel, daß er ihn dem Junker von Starſchädel einhändige.

Hans ſaß im Dunkel ſeines Zimmers ſtill und traurig, als Pudel mit Licht eintrat und ihm den Brief hinlegte vom kaiſerlichen Herrn Rathe. Traurig griff Hans darnach und war angenehm überraſcht, als er in der Aufſchrift Iſabellens Handſchrift erkannte und das Harrach'ſche Siegel erblickte. Man weiß wohl, dachte er, daß ich um den Preis meines Glaubens mein Leben nicht erkaufen werde, und behandelt mich wie einen Sterbenden, an welchen die wenigen übrig gebliebenen Freunde ſchreiben mögen was ſie wollen! Dies denkend erbrach er ihn und las:

„O hättet Ihr doch, lieber Freund, die Gelegenheit ergriffen, welche ſich Euch geſtern darbot! Sie kommt ſchwerlich wieder. Rath Gangelberger hat mir im Vorbeigehen ein Wort geſagt, welches mir klar macht, daß Eure Gewiſſenhaftigkeit übertrieben war. Er habe Euch nicht aus der Conferenz hinausgeſchickt, ſagte er, Eggenberg habe es gethan, und Eggenberg habe ja doch keine Zuſage von Euch gehabt!

„Wie traurig! Jetzt ſieht Alles anders aus, und mein Vater verſichert mir, Ihr könntet auf Eggenberg nicht bauen. Dieſer weiche den Umſtänden. Könntet Ihr ſeinen Anforderungen nicht nachgeben, ſo wäre Euer Leben verloren. O gebt nach, lieber Junker!

„Doch der Reihe nach! Ich komme darauf zurück. Jetzt will ich Euch erzählen.

„Ich bin heute Morgen hinausgeritten nach Hernals. Dorthin hatte ich die Leiche des Grafen Zdenko bringen laſſen. Ich hatte mir gedacht, ein ſchönes, feierliches Begräbniß nach dem Walde hinauf zu veranſtalten in rührendem Zuge. Es ſind ja ſo viel Menſchen vorhanden, welchen er Gutes erwieſen, und welche ſo gern der Leiche des vortrefflichen Mannes folgen würden. Wie anders gerieth es! Die ganze Landſchaft war in einen braunen Nebel gehüllt wie in ein Bahrtuch, und der Hernalſer Hof iſt ſo leer und ſtill geworden! Ach, dort iſt die Veränderung beängſtigend! Freiherr von Jörger iſt fort. Mein Vater ſelbſt hat es ihm gerathen, weil er ſeiner Freiheit durchaus nicht mehr ſicher iſt. Gerade auf ihn ſoll man in der Burg ſehr übel zu ſprechen ſein. Umſonſt hat mein Vater berichtet, daß Jörger damals am 11. Juni der Gemäßigtſte geweſen ſei und von Gewalthandlungen abgerathen habe; der König hat dieſem Berichte keinen Glauben geſchenkt. So hat Jörger fliehen müſſen, denn jetzt rücken des Kaiſers Truppen zahlreich heran auf Wien, und Hernals, Dornbach und die ganze Umgegend iſt voll von ihnen. Jörger iſt nach ſeinem Stammgute Tollet in Oberöſterreich. Nur die tapfere Frau Amalie iſt noch da. Mit dem braven

Gärtner Spath verwaltet ſie Alles, und das iſt ſehr ſchwer. Die kaiſerlichen Truppen betragen ſich ſehr unbändig, und ſchalten wie in Feindes Land. Sie machten uns auch das Begräbniß faſt unmöglich, weil ſie erfahren hatten, daß es die Leiche eines berühmten Ketzers ſei. Nur mein Name verſchaffte uns einige Erleichterung. Ich berief mich auf meinen Vater, und ſo ließ man endlich den Leichenwagen paſſiren. Er war ſo dürftig! Ein Paar geringe Bauernpferde zogen ihn. Die ſchönen ſpaniſchen Roſſe Jörger's ſind weggenommen, der ganze Stall iſt ausgeräumt. Frau Amalie, die nicht ſo weit gehen kann und ihren alten Freund durchaus nicht verlaſſen wollte, bis die Erde über ihm geſchloſſen ſei, ſetzte ſich auf den Leichenwagen; ach, ein rührender Anblick! Blaß, todtenblaß ſchaute ſie aus dem ſchwarzen Gewande heraus. In Dornbach gab es neue Störung: die Soldaten höhnten und ſpotteten, und riſſen das Tuch vom Sarge. Wir athmeten auf, als wir den Wald erreichten. Seine Blätter färbten ſich ſchon, er denkt auch an den Abſchied von ſchöner Zeit. Wie lieblich war er, als wir im Frühlinge da ſo oft hinauf und herunter ritten! Wie troſtlos jetzt, da der Gärtner Spath, unſer einziger männlicher Geleitsmann, den Wagen halten und ſchieben mußte in der ſteilen Schlucht, welche den ſchwachen Pferden zu ſchwer wurde! Und oben, welche Verwüſtung! In Brandtrümmern liegt das Haus, welches uns ſo wohnlich umfing in unſerm Glücke! Dennoch ward hier Alles beſſer. Hier waren wir unter uns, und Jedermann weinte von Herzen, ſelbſt der rauhe Trumm. Er hatte mit Golling und Tſchirill ein weites, tiefes Grab gegraben unter der jetzt verkohlten großen Fichte, und ſie hatten im weiten Kreiſe um das Grab Holzſtäbe aufgepflanzt, in welchen Kienwurzeln eingegraben waren. Dieſe waren angezündet worden, und leuchteten dunkelroth in dem Nebel wie Kometen. — Als der Sarg unten war, und der treue Tſchirill ſchluchzend auf ihm lag, da war es ein Augenblick reinſten, unvergeßlichen Schmerzes. Nandl weinte bitterlich und fiel ihrer Mutter um den Hals, und Golling, dem das Waſſer über die braune Wange lief, ſtieß ächzend die Worte heraus: der beſte Herr auf der ganzen Erde! Wunderbar gefaßt, obwol ſichtlich im tiefſten Weh, war Frau Amalie. Denkt! Sie war im Stande, eine kurze Grabrede zu ſprechen „für einen Mann, der nur Gutes gewollt, und nur Gutes gethan, ein treuer Schüler des Heilandes in unerſchöpflicher Liebe für alle Menſchen“. Sie ſprach nicht ſehr laut, aber jedes Wort klar wie eine Perle, o, es war von wunderbarer Rührung. Dann nickte ſie mit dem Haupte zum Gärtner Spath, und dieſer begann mit gedämpfter Stimme die Abſingung eines Verſes, deſſen erſte Worte lauteten: „Begrabt den Leib in ſeine Gruft, bis ihn des Richters Stimme ruft“. Sie ſtimmte leiſe ein mit ſchwacher ſilberner Stimme. Alsdann ſprach der Gärtner Spath langſam das Vaterunſer, und als er ſchloß „in Ewigkeit, Amen!“ da winkte ſie Golling, trat zurück und ſank laut weinend in meine Arme. Ich wollte ſie fortführen, aber ſie ermannte ſich wieder und trat nochmals zum Grabe. Tſchirill war herauf genöthigt, herauf gehoben worden, und Frau Amalie warf drei Handvoll Erde hinunter auf den Sarg. Klopfend fielen ſie auf, als wollten ſie ſagen: „Dies iſt das Ende“.

„Golling, Spath und Trumm ſchaufelten nun die Erde darüber. Als wir uns von dem Orte trennten, war ein Erdhügel entſtanden, auf welchem ſich Zahn, der große Hund, gelegt hatte, auch ein Schützling des Verſtorbenen. Das Thier winſelte leiſe. Niemand ſchalt ihn.

„Ich brachte Frau Amalie in das enge Stübchen des Jägers — er wohnt jetzt da, wo früher Trumm ſein Unterkommen hatte — damit ſie ſich ein wenig erhole, ehe wir an den Rückweg dachten. Das gelang ihr auch. Dieſe edle Frau iſt von einer Tapferkeit ohne Gleichen. Schon nach einer Viertelſtunde ſprach ſie vom Grafen und von Euch mit voller Faſſung, und da der Nebel niederging und Sonnenblicke zum Vorſchein kamen, ſo erhob ſie ſich zu einem Spaziergange nach all den Orten im kleinen Park, welche wir im Frühjahre ſo oft aufgeſucht. Auch am Grabhügel kamen wir nochmals vorüber, und ſie betrachtete ihn ruhig; ſie ſtreichelte ſogar den traurigen Zahn. „Wir gehen alle nur vorüber auf dieſer Erde“ — ſagte ſie — „aber was wir Gutes gethan, wirkt fort, und dauert dadurch. Unſern guten Grafen haben wir begraben, ſein Thun bleibt unter uns und in uns, und waltet weiter. So ſcheiden wir nur von ſeiner Hülle, von ſeiner Seele nie und nimmer.“

„Auch Tſchirill mochte ſich gefaßt haben, denn als ich aufs Pferd ſteigen wollte, ſah ich ihn auf einmal neben mir. Er wollte mir vertraulich eine Mittheilung machen. Das war nicht leicht, denn die Anfälle von Schluchzen unterbrachen ihn noch zuweilen, und ſeine Unkenntniß der deutſchen Sprache und meine Unkenntniß der ſeinigen erſchwerten das beiderſeitige Verſtändniß. Im Ganzen hab' ich aber doch Folgendes verſtanden: Ich ſoll Euch, lieber Junker, von ihm ausrichten, daß er vom Pater Dunſtan zum Wächter beſtellt ſei, und daß er getreulich wache, und zwar für Euch. Er habe in einſamen Stunden, wenn auch die Weibsleute nicht daheim geweſen, Alles genau durchſucht, und er habe Alles vorgefunden, wie es der ſelige Herr Graf hinterlaſſen. Ihr möchtet nur bald kommen, und es in Empfang nehmen. Auch ihn ſelbſt, denn er ſei ja jetzt Euer Diener.

„Ich verſtehe das nicht; es geht wol auf eine Hinterlaſſenſchaft des Grafen. Vielleicht verſteht Ihr es. Aber freilich kommen müßtet Ihr, kommen! — Lieber Junker! Mein Vater und Rath Gangelberger haben mir das ſichere Mittel zu Eurer Befreiung genannt. Solltet Ihr es, könnt Ihr es denn nicht ergreifen? Mir ſcheint es nicht ſo wichtig, unter welcher Form man Gott verehrt, wenn man ihn nur verehrt. Aber ich wage nicht, da hinein zu reden und zu rathen. Frau Amalie hat mich irre gemacht. Ich achte ſie ſo hoch, und darf nicht leugnen, daß ſie in dieſem Punkte des Religionswechſels ſtrenger denkt, als ich. Ich bin nun ganz unſicher. Was ich jetzt eben wieder von Euren religiöſen Gedanken und Formen geſehen und gehört, das iſt mir ſehr erbaulich geweſen, und doch iſt es mir dabei nicht in den

Sinn gekommen, daß man übertreten und wechſeln ſolle. Mein Glaube gehört mir eben, wie mir mein Herz und mein ganzes Dichten und Trachten gehört. Ich wüßte gar nicht, wie ich mich deſſen entäußern ſollte. Aber Eins zum Andern hinüber nehmen könnte man doch wohl; Gott gehört ja Alles, von Gott kommt ja Alles. Und nun ſollt' ich meinen, Leute wie Ihr Evangeliſchen, welche ſo klug zu ſondern und zu reden wiſſen über die Grundſätze der Religion, die müßten doch leicht einen Weg finden, die unterſchiedenen Anſchauungen in einem Mittelpunkt zu vereinigen. Wenn Ihr Euch einen ſolchen Weg klar macht, dann vergebt Ihr ja nichts von Euch ſelbſt, wenn Ihr zu uns übertretet. Ihr bereichert nur uns. — Hat das einen brauchbaren Sinn, was ich da ſchreibe? Ich wollte ſo ſehr, es hätte ihn, und Ihr könntet Euch entſchließen. Denn ich muß leider immer und immer wiederholen: es giebt keine andere Rettung Eures Lebens. Mein Vater weiß hierin nur zu gut Beſcheid. Eins vielleicht bliebe noch; Waldſtein's Hierherkunft iſt angeſagt für die nächſten Tage. Er mit ſeiner ſcharfen Thatkraft könnte Euch wol zum zweiten Male retten — wenn er wollte. Aber er wird nicht wollen. Ihr habt damals die „drei Tage“ nicht eingehalten, nicht einhalten können, ich weiß es wohl. Und er wird nicht wollen, weil — lieber Freund, es geht um Leben und Sterben, es geht darum, ob man ſich in dieſer Welt noch einmal wiederſehen ſoll, oder ob man auch nur wiſſen ſoll, daß der Andere noch da iſt, noch athmet, noch denkt, noch die Sterne ſieht, da iſt doch eigentlich kein Opfer zu groß. Was ſagt Ihr dazu, wenn ich — Waldſtein dringt auf ſeine Vermählung mit mir; ich habe ſie bis jetzt immer verzögert. Wenn ich raſch zuſtimme, ſo gewährt er mir wol jede Bitte, auch die, daß Ihr in Freiheit und Sicherheit gebracht ſein müßtet, bevor wir vor den Traualtar träten. Was ſagt Ihr dazu? Antwortet mir. Ich muß jetzt ſchließen, da ich Gangelberger im Nebenzimmer aufſtehen höre. Er will den Brief verſiegelt mitnehmen. Vielleicht thut er's mit dem Eurigen auch. Gott ſchütze Euch! — Iſabella!“

Hans las die Stelle über den Religionswechſel noch einmal. Dann verſank er in Nachdenken. Solche Anſchauung des trefflichen Mädchens berührte ihn tief. Sie wich ganz von der ſeinigen ab, und doch wagte er nicht, ſie unberechtigt zu nennen, unberechtigt für ein mildes weibliches Geſchöpf wie Iſabella.

Er ſchrieb ihr bis tief in die Nacht hinein. Der Sinn des Geſchriebenen war Dank für Alles, aber ſanfte Ablehnung in Betreff des Glaubenswechſels, in Betreff der raſchen Vermählung mit Waldſtein, wenn ihr Herz dieſe Vermählung nicht wünſche. In friedlicher Zeit, in einer Zeit, welche über Glaubensunterſchiede beruhigt dahin fließe, da möge es vielleicht angehen, über einen Glaubenswechſel leicht hinweg zu gleiten, wenn man wie Iſabella den Kern aller Religion unberührt davon hinübertrage in die neue Form. Ein Mann aber, und in Zeiten des Glaubensſtreites, dürfe nicht wechſeln ohne volle innere Ueberzeugung. Das ſei fahnenflüchtig und verderbe den Streit. Der Streit habe ſeine wichtige Aufgabe. Er müſſe ehrlich ausgetragen werden, um dieſe Aufgabe gründlich zu löſen. Wer gegen ſich ſelbſt lüge, der verleugne den Gott, welcher in ihm wohne, und begebe ſich ſomit ſeiner höchſten Menſchenwürde. Nur wer ſich ſelbſt treu bleibe, könne den Irrthum, wenn ſeine Meinung irrthümlich, verantworten, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad verantworten. Wer ſich ſelbſt verloren gebe, ſei ein verlorenes Atom im Weltenraume, nicht mehr ein eigener Menſch.

Dieſe Antwort gab er am nächſten Tage Gangelberger zur Beſtellung. Er las ihm die weſentlichen Punkte vor und bat ihn, ſie auch als Antwort für den Antrag Eggenberg's hinzunehmen.

Gangelberger hörte ſchweigend zu und zuckte alsdann die Achſeln. Wir ſind eben auf verſchiedenen Wegen zu unſern verſchiedenen Glaubensmeinungen gekommen — ſagte er endlich langſam — und deshalb können wir uns nicht begegnen bei der Frage: wie und wo iſt ein Wechſel möglich?

— So iſt es — erwiderte Hans — und ſo iſt es gut. Ihr ſeid ohne Prüfung im Beſitze eines alten Erbes aufgewachſen. Ihr habt bei einem Wechſel nichts zu verlieren als einen alten Beſitz. Wir ſind durch Gedankenthätigkeit zu unſerm Glauben gelangt, wir müſſen unſern Geiſt, wir müſſen unſere Ueberzeugung opfern, wenn wir übertreten wollen ohne innere Nothwendigkeit, und ſo verlieren wir nicht blos ein Eigenthum, wir verlieren uns ſelbſt. Denn die geiſtige Ausbildung, welche der Menſch ſich angeeignet, ſie iſt der Menſch im höheren Sinne des Wortes. Ergeben wir uns Beide in unſer Schickſal! Das Eurige iſt: mir nicht helfen zu können; das meinige iſt: ſterben zu müſſen für meine Geiſteswelt.

— So iſt es, Herr Junker! — erwiederte Gangelberger harten Tones. Man ſah an ſeinen Geſichtszügen, daß er ſich beleidigt fühlte, daß der Zorn in ihm kämpfte; ſie waren ganz ſo wie an jenem Frühjahrs-Abende im weißen Löwen, als er die Sache der Katholiken vertrat gegen die Herausforderungen Urbans und des Bart-Conrads. Hanſens Worte hatten jetzt gerade ſo auf ihn gewirkt, wie damals jene Herausforderungen, und nach kurzem Stillſchweigen fuhr er in rauhem Tone fort: Umſonſt habe ich Euch in Eurem eigenen Intereſſe gebeten, nicht durch ein voreiliges Wort Eure Entſchließung zu feſſeln. Ihr habt das Wort dennoch ausgeſprochen, und ganz ſo hochmüthig ausgeſprochen, wie es dünkelhafter Rechthaberei eigenthümlich iſt. Der vorlaute Proteſtant iſt für Euch ein höheres Weſen als der ruhige Katholik. Er hat eine viel edlere Seele zu vertreten als dieſer. Er hat allein den Geiſt gepachtet, der Katholik ſteckt in geiſtloſer dumpfer Maſſe. Er allein hat ein Gewiſſen, der Katholik hat keins. Es fehlt nur, daß Ihr Euer Phraſenwerk krönt mit der beliebten Redensart: ein übertretender Proteſtant ſündigt wider den heiligen Geiſt!

— Dies iſt allerdings unſere Anſchauung.

— Nun, ſo möge denn auch dieſe Anmaßung Euer Kopfkiſſen werden im Sterben, und ich will Euch wünſchen, daß ſie nicht in Luft zerfährt bei der letzten Probe. Ich aber bin nicht ſo gleichgiltig gegen den Werth meines Glaubens, daß ich mit einem Gegner, welcher ihn dermaßen gering ſchätzt, länger disputiren mag, um ihm die Rettung möglich zu machen. Jedwedes Ding hat ſeine Grenze.

Und ohne Abſchied ging er fort, auch den Brief für Iſabella, den er beſtellen geſollt, auf dem Tiſche zurück laſſend.

Hans blieb beſtürzt allein. Den einzigen Freund, welcher ihm helfen mochte, hatte er ſolchem Anſcheine nach verloren.

Er prüfte ſich unter peinlichen Empfindungen, ob der Vorwurf des Hochmuths und der geiſtigen Anmaßung denn wirklich begründet ſei, und ob es namentlich ein „Phraſenthum“ ſei, in welchem er ſich verfangen. Phraſenthum in der letzten Frage des Menſchen! Ach, er hätte ja ſo gerne gelebt, wenn er eine Möglichkeit des Ausgleichs vor ſich geſehen! Aber ohne Achtung vor ſich ſelbſt, was konnte das für ein Leben ſein! Das Leben des gedankenloſen Thieres, und weniger als das. Denn das Thier braucht nicht zu vergeſſen, es hat nie eine Gedankenwelt gehabt. Nein, nein, das iſt unmöglich! Und wenn meine Gedanken hohl ſind — ſchloß er — wenn ſie nur angelernt, nicht echten Inhaltes ſind, kann ich es ändern?! Sie ſind ja doch mein geworden, ſie bilden mein inneres Weſen; ſie verwerfen und verachten heißt ja mich ſelbſt verwerfen und verachten! Und nicht um Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, nein, ich halte ſie ja für mein Beſtes. Blos aus Furcht vor dem Tode — nimmermehr! Ich kann nicht über mich ſelbſt hinaus, und muß auch dieſen letzten Schmerz auf mich nehmen: einem braven Freunde undankbar erſcheinen zu müſſen. Denn dieſe Anklage ſtand auf der Stirne des Rathes, als er zur Thür hinaus ging.

Mehrere Tage lang ſtörte ihn nichts in ſolchen Selbſtgeſprächen. Gangelberger ließ ſich nicht mehr bei ihm ſehen, und es war klar, daß nun Niemand mehr gegen die Vollziehung des Todesurtels ſich verwenden werde, und daß jedes Oeffnen der Thür den Henker bringen konnte.

Hans wünſchte nur alsdann Gangelberger noch einmal ſehen zu dürfen, damit er ihm danken und ihn um Verzeihung bitten könnte.

Der Menſch gewöhnt ſich an Alles, auch an die Todesfurcht. Nach Verlauf einer Woche war Hans abgeſpannt über all dieſe Fragen und flüchtete zu den Büchern, welche ihm Gangelberger in früherer Zeit verſchafft hatte. Er brauchte Beſchäftigung, gleichgiltige Nahrung für den Geiſt. Wenn er ſich in Kriegswiſſenſchaft vertiefte, dann mußte der flackernde Geiſt, es mußte das in ihm wühlende Gedankenheer ruhen, und dieſe Ruhe kam allmälig ſeinem ganzen Weſen zu ſtatten. Er konnte wieder bemerken, wenn er auf den Markt hinab blickte —

Es war dieſer Markt täglich mit neuen Kriegshaufen bedeckt, die dort kamen und gingen, nachdem ſie eine zeitlang geruht, gekocht und geſpeiſt hatten. Wilder Lärm hörte nicht auf bei Tag und bei Nacht.

Hans fragte endlich den melancholiſchen Pudel: wie es denn um den Krieg ſtünde, und ob er ſo nahe wäre bei Wien, weil man fortwährend neue Truppen erblickte?

— Ach, Herr Junker, wißt Ihr denn gar nicht, was vorgeht? Ja ſo! der Herr Rath iſt lange nicht dageweſen. Wenigſtens hier auf Nummer Drei. Ins Haus kommt er wol alle Tage, denn es giebt ſchreckbar viel zu thun! Ihr müßt es ja an dem Spectakel merken, der jetzt Tag und Nacht im Schrannenhauſe wirthſchaftet. Ich weiß gar nicht mehr, wie Schlaf ausſieht, und mit der „Actorität“ iſts lange vorbei! Das Kriegsvolk bringen ſie herein, in die Schranne, das aufſäſſige. Denkt nur, gnädiger Junker, ins Gerichtshaus vom „Cüvül“ unbändiges Kriegsvolk! Sie wiſſen ſich halt gar keinen Rath mehr mit den erſchrecklich vielen Verbrechern, die anjetzt wie Pilze aus dem Boden wachſen.

Und nun ſchilderte er in allen Beſonderheiten, wie die Stimmung in Wien eine „deſperate“ ſei. Ganz anders als bei der Belagerung im Frühjahre, bei der es innen wol an Kriegsleuten gefehlt habe, aber nicht an guten Leuten. Jetzt gäb's Kriegsleute genug, aber auch böſe Leute mehr als zu viel. Bis auf die Bürger und Meiſter! Auch die ſeien jetzt bös. Kein Chriſtenmenſch in Wien, kein einziger ſei jetzt zufrieden. Die Ketzer natürlich voraus, und die müßten fruchtbare Zeit gehabt haben; es gäb ihrer jetzt viel mehr als ſonſt, beſonders bei dem nächtlichen Spectakel des Schuſters Pfeifer. Und die Katholiſchen ſeien jetzt eben ſo widerhaarig. Ueber die Soldaten erboſten ſie ſich geradezu grimmig. Wahr ſei's auch, das Kriegsvolk werde ſchreckbar „ungeneußig", und verlangte drei Mal des Tags gebratenes Fleiſch, und ginge mit den Weibſen um, daß die Junggeſellen und Ehemänner aus dem Zorn nicht mehr herauskämen. Die jungen Junggeſellen nämlich, ein alter wie er, ein ſchon öfter geſchorener Pudel ſei ruhiger in dieſem Punkte. Am ſchiefſten aber werde die Sache dadurch, daß die Kriegsleute draußen im Felde nichts zu Stande brächten und elend immer wieder hereingekrochen kämen hinter die Mauern. Dabei ginge der ganze Reſpect in die Brüche. Vor ein paar Tagen erſt wieder draußen bei Fiſchau, da hätten ſie dem Siebenbürger und dem Thurn den Uebergang über die Donau verwehren wollen, und da hätten ſie gräuliche Schläge gekriegt, und der Siebenbürger und der Böhm ſtünden jetzt voller Victoria wieder in der Vorſtadt wie damals, und innen in der Stadt plünderten die Soldaten, und in allen Gäſſen gäbe es Mord und Todtſchlag, die liebe Juſtizia daneben aber liege in den letzten Zügen. Das Facit Pudel's war: regiert werde ſeit acht Tagen gar nicht mehr, ſondern nur noch „gewirthſchaftet" auf Kaiſers Unkoſten.

Während dies Pudel dem Junker berichtete, regnete es draußen in wilden Fluthen, und ward es dunkel in Nummer Drei, obwol der Abend noch fern ſein ſollte. Hans aber erwachte wie aus einem Traume; die Wirklichkeit trat vor ihn hin, und er war friſch genug, ſie zu erkennen und zu ergreifen. Zweierlei wurde ihm deutlich: Erſtens die mögliche Rettung von außen. Es waren ja proteſtantiſche Heere, welche bereits in den Vorſtädten lagerten. Drangen ſie ein, ſo ſprang auch ſein Kerker auf. Zweitens die mögliche Flucht. War die Stadt ſelbſt in ſo arger Zerrüttung und Unordnung, in ſolcher Noth und Selbſtzerfleiſchung, dann trat gewiß die Aufſicht auf einen politiſchen Gefangenen in den Hintergrund. Endlich hatte er es mit einem Pudel zu thun, welcher ſich in ſeiner Eigenſchaft als proviſoriſcher Amtsdiener ruinirt ſah, alſo nicht mehr viel zu verlieren hatte. Kurz, zum erſten Male ging Junker Hans an dieſen Pudel mit der Abſicht, ihn zur Unterſtützung eines Fluchtverſuches zu bewegen. Zum erſten Male, denn erſt ſeit Gangelberger ihm die Freundſchaft aufgekündigt, hielt er ſich für berechtigt dazu.

Er forderte Pudel auf ſich zu ſetzen, denn er habe ihm eine längere Mittheilung zu machen. Dies ſagend ging Hans durch das dunkle Zimmer nach der Lade des Tiſches, in welcher er den Reſt ſeiner Goldſtücke verſchloſſen hielt. Der Klang derſelben, welchen Pudel ſtets durch angenehme Aeußerung begrüßt hatte, wie das Roß im Stalle die Oeffnung des Haferkaſtens durch Wiehern begrüßt, ſollte Pudel's Verſtändniß öffnen für das Kommende. Hans gedachte auch, während er nach den Goldſtücken griff, jener Stelle in Iſabellens Briefe, welche von Tſchirills letzten Worten berichtete, den Worten „daß Tſchirill getreulich wache,“ und zwar für ihn, den Junker, und „daß er Alles vorgefunden habe, wie es der ſelige Herr Graf hinterlaſſen“, und daß der Junker „kommen möge, es in Empfang zu nehmen“. Dies betraf ſicherlich den Schatz des Grafen. Hans hatte es beim erſten Leſen verſtanden, aber ſeine damalige Stimmung und Lage hatte keinen Raum geboten für ſonderliche Beachtung dieſer Notiz. Jetzt war der Raum dafür vorhanden: die höheren Fragen ſeiner Seele waren zurückgetreten vor den thatſächlichen Dingen, welche der Augenblick bot. Jetzt war es von Wichtigkeit, daß er Pudel das Verſprechen geben konnte: er werde für die Zukunft eines zurückgeſetzten Amtsdieners ſorgen, er werde reichlich für dieſelbe ſorgen.

Die Hand voll Goldſtücke und dieſe Zuſicherung auf der Zunge kehrte Hans in Pudel's Nähe zurück, nöthigte dieſen, welcher aus Beſcheidenheit nicht gewagt hatte ſich zu ſetzen, auf einen Seſſel, zog ſich einen andern dicht neben Pudel, und begann mit halber Stimme einen Antrag, welchen Pudel ſchon lange ſchmerzlich erwartet hatte. Als demnach Hans mit Zuſicherung der Handvoll Goldſtücke und mit Zuſicherung einer ſorgenloſen Zukunft begann, entdeckte Pudel hinter dieſen goldenen Bergen auf der Stelle das Ziel ſolcher Vertraulichkeit, und lächelte mit ſeinem breiten Munde, wie er ſeit jener fatalen Nacht in der Saugrube nicht mehr gelächelt hatte. Er unterbrach aber den Junker keineswegs. Nein, er ermunterte ihn vielmehr dadurch, daß er ſeine außerordentlich breite Hand ausſtreckte, um dem Junker die Laſt der Goldſtücke in der ſeinigen bereitwillig abzunehmen. Der Junker hatte ſie ihm zwar noch nicht förmlich angeboten, und Pudel ſeinerſeits hatte auch noch gar nichts zugeſagt, aber wozu die Förmlichkeit in ſo natürlichen Dingen! dachte er, und wich und wankte nicht mit der breiten Hand, bis Hans die Goldſtücke hinein legte. Pudel führte dieſelben in die ſolide lederne Taſche ſeines Beinkleides und machte mit dem ſchmelzenden Blicke ſeines Kalbsauges ein allerliebſtes Zeichen, daß der Junker ſich durch ſolchen harmloſen Zwiſchenact nicht aufhalten laſſen ſollte in einem Vortrage, welchen ein „proviſoriſcher“ Mann mit Antheil vernehme. Selbſt als Hans geendigt hatte, ſchwieg Pudel noch, und auf ein „Nun?“ des Junkers erwiderte er erſt mit bedächtiger Neigung des großen Kopfes und mit den kurzen Lauten: Aber Natzi?

— Auch für Natzi werd' ich ſorgen. Er ſoll noch Schulunterricht und dann auf meinem Gute eine Anſtellung bekommen.

— Und Ihr thätet mir, insbeſonders geſchätzter Herr Junker, Euer ritterliches Wort verpfänden —?

— Mein ritterliches Wort.

— Nun denn — er ſprach nicht weiter, ſondern fuhr erſchrocken vom Seſſel auf. Er hatte das ſcharfe Läuten einer Glocke gehört.

— Was iſt?

— Das iſt der kaiſerliche Herr Rath im erſten Stock — wenn er fort iſt, komm' ich wieder.

Er machte Anſtalt hinweg zu gehen. Seine Anſtalten waren aber immer langſam, und jetzt hielt er ſich noch mit Wegſetzung der beiden Seſſel auf, denn „Geſtrengen dürften nicht bemerken, daß" —

Ehe er endigen konnte, ging die Thür auf, und Gangelberger erſchien auf der Schwelle in voller Beleuchtung, denn er hielt einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen in der Hand. — Er ſchien Pudel ſcharf ins Auge zu faſſen und fragte: was er da im Dunkeln bei dem Gefangenen machte?

— Fragen, ob der Herr Junker Licht wollen möchte — was er anjetzt — manchmal nicht mag — ſtotterte Pudel und entfernte ſich auf einen Wink Gangelberger's unter Verbeugung. Gangelberger wendete ſein Auge nicht von ihm, bis er hinaus war. Hatte er Verdacht geſchöpft? Gewiß war nur, daß Pudel bis auf einige Goldſtücke die ganze Baarſchaft des Junkers in der ledernen Hoſentaſche von dannen trug und eigentlich gar keine Garantie bot, er werde dafür auch etwas thun.

Rath Gangelberger ſah ſehr erregt aus, und ſeine ſonſt ſchneeweiße Stirnhaut, welche als Glatze bis gegen den Kopfwirbel hinaufſtieg war merklich geröthet. Er ſetzte den Leuchter auf den Tiſch und winkte dem Junker ſich zu ſetzen. Dabei ſah er ihm nicht ins Geſicht; er blickte ſtarr ins Leere. Langſam griff ſein Arm nach einem Seſſel, ohne daß ſein Auge die Richtung des Armes begleitete. Der Arm griff denn auch zuerſt neben die Lehne. Als er ſie gefunden, ſetzte ſich der Rath. Er ſchwieg. Der Regen klatſchte laut an die Fenſter. Dies erſt ſchien Gangelberger zu erinnern, daß der naſſe Regenmantel noch um ſeine Schultern hing. Er ſtand raſch auf und warf ihn auf einen leeren Tiſch. Dann kam er haſtig zurück und ſprach nun ſchon, während er ſich ſetzte:

— Herr Junker — ich komme eben von einer Unterredung mit dem Schreiber Fabricius. Er hat ſich mit der Reichskanzlei nicht beeilt; aber ſeit geſtern Abend iſt er beeilt worden. Und zwar durch einen der erſten Kriegsoberſten, durch Dampierre. Dies iſt ein ſogenannter „Grundſätzlicher“, das heißt: er iſt ein ſo peinlich ſtrenger Katholik, wie — Ihr Proteſtant ſeid. Er gehört, wie Ihr wol wißt, zur „chriſtlichen Ritterſchaft“ und ihn hat die Soldatenwirthſchaft, welche ſeit einem Monate eingeriſſen iſt, zu Schritten veranlaßt beim Statthalter, zu Schritten — ich komme darauf zurück. Es iſt wahr, ſo kann es nicht fortgehen. Wir haben gewöhnlich über ſechstauſend Mann in der Stadt, und jeder ſtiehlt, ſchlägt, wüſtet, fällt über die Weiber her, treibt gewaltſamen Unfug. Das iſt ein gräulicher Zuſtand. Alle Zäune werden abgebrochen, alle Fenſterläden abgeriſſen, was nicht niet- und nagelfeſt, wird mitgenommen, die Weibsperſonen werden am hellen Tage auf der Gaſſe angefallen, und wer ihnen beiſtehen will, wird niedergeſchlagen. Geſtern hat es wieder eine ſolche Rauferei gegeben, und bei dieſer haben ſechs Wiener Bürger ihr Leben eingebüßt. Die Soldaten ſchreien: man reiche ihnen keinen Sold, ſie müßten ſich ihn alſo ſelber ſuchen. Dazu furchtbare Theurung, anſteckende Krankheit, ein Zuſtand der Alles zu Grunde richtet. Da haben denn die Bürger beſchloſſen, an den Kaiſer eine Deputation zu ſchicken, damit er ihre ſchreienden Klagen gegen die Mannſchaft anhöre. Die Deputation iſt heute abgegangen, dem Kaiſer entgegen, welcher auf der Rückkehr begriffen iſt. Dies hat Dampierre zu ſeinen Schritten veranlaßt beim Statthalter. Er hat behauptet, man thue den Mannſchaften Unrecht, ſie allein anzuklagen. Die ganze Bevölkerung Wiens ſei verdorben, und der Unterſchied zwiſchen Ketzern und Katholiken ſei völlig verwiſcht. Der Anſchlag der Regierung an den Straßenecken, in welchem die Krönung des neuen Königs von Böhmen verurtheilt wird, ſei abgeriſſen worden, und an der Stelle desſelben ſei ein lateiniſches Placat erſchienen des Sinnes: Wien, die Hauptſtadt Oeſterreichs, wird zu Grunde gerichtet werden. Er hat ferner behauptet, es ſei nicht blos der rückſtändige Sold, welcher die Soldaten wild mache, es ſeien tiefere Gründe. Sie fühlten ſich nicht ſicher hier in Wien, die Stadt wimmle von Verräthern, von Ketzern und Verräthern. Bei der Belagerung im Frühjahre ſeien vier Ketzer auf friſcher That ergriffen worden, als ſie ein Thor ſprengen und die Stadt den Böhmen überliefern gewollt. Was ſei ihnen widerfahren? Drei von ihnen habe man aus der Schranne entwiſchen laſſen, und der vierte, der eigentliche Rädelsführer, werde dort wie ein Prinz behandelt. Man führe ihn ſpazieren, man ſetze alle Kanzleikniffe in Bewegung, ihn gerichtlich freiſprechen zu laſſen, man thue alles Erſinnliche, daß nur ja eine neue Verrätherei aufgemuntert und zu Stande gebracht werde. Dies empöre die Mannſchaft, und wenn der ketzeriſche Rädelsführer vom Stubenthor nicht binnen vierundzwanzig Stunden hingerichtet werde, ſo würden ſie ihn ſelbſt aus der Schranne holen, und vom Leben zum Tode befördern. — — —

Ihr könnt Euch ausmalen, was das für eine Wirkung auf den Statthalter gemacht! Fabricius iſt gerufen worden, und als er mir vorhin begegnete, brachte er Euer Urtel aus der Reichskanzlei. Es iſt in der Reichskanzlei — zuſtimmend erledigt worden, und es wird an dieſem Abende dem Statthalter vorgelegt zur Unterzeichnung. — Es kann dies alſo nun wirklich die letzte Nacht ſein, welche vor Euch liegt in dieſem irdiſchen Leben.

Nun ſind wir fertig. Machen wir Teſtament, lieber Junker. Ich bin gekommen, Euch um Verzeihung zu bitten. —

— Wie?! —

— Ja wol. Mein Aerger über Euren proteſtantiſchen Hochmuth hat mich damals heftiger gemacht, als recht war. Ich hab' mir's hinterher überlegt und bin zur Einſicht gekommen, daß dieſe ſchneidige Anmaßung doch eigentlich nicht in Euch, ſondern in Eurer Glaubenslehre liegt, welche nach ein paar Verſtandesformeln die ganze Welt zuſammenſchneidet. Oder richtiger, da ich jetzt nicht mehr diſputiren, nichts mehr angreifen will: Ihr legt nun einmal den ganzen Nachdruck in die Sittenlehre, Ihr müßt alſo vor Euch ſelbſt ſittlich erſcheinen um jeden

Preis, wenn Ihr Euch nicht erbärmlich erſcheinen wollt. Das mag ſein Gutes haben; jedenfalls hat es ſein Schweres. 's iſt keine Kleinigkeit, das Leben ſo kaltblütig aufzugeben, wenn man nicht ein beſchränkter Fanatiker iſt wie Schuſter Pfeifer; ſtraf mich Gott! es iſt keine Kleinigkeit, und das iſt mir in den letzten acht Tagen an jedem Morgen klarer geworden, und ich hab' mir endlich eingeſtehen müſſen: Gangelberger, du haſt deinem Junker Hans Unrecht gethan, er iſt ein tüchtiger Menſch, und du ſollſt trachten, ihm noch einmal die Hand ſchütteln zu können. Was meint Ihr, Hans? Da iſt meine Hand! Legt Ihr die Eure hinein? —

— Von Herzen, braver Rath!

— Braver Rath! Leider bin ich das. Wenn ich's nicht wäre, ſo errettete ich Euch jetzt noch. Aber als Rath bin ich Proteſtant wie Ihr. Da ſteckt mein Gewiſſen. Seit es Matthäi am Letzten ſteht, werd' ich die Verſuchung nicht mehr los, Euch mit hinaus zu nehmen, auf die Gaſſe, und Euch da — zu verlieren in dem wüſten Tumulte, der jetzt durch alle Gaſſen lärmt. Was wär's denn weiter! 's wär ein Aufwaſchen mit den drei Ketzern aus der Saugrube, die alle drei durchgebrannt ſind. Die Naſe, die ich kriegte, wär nur etwas länger. Aber, wie geſagt, in dieſem Punkte bin ich lutheriſch wie Ihr. In meinem Amte ſteckt mein Gewiſſen. Und wenn Ihr mein Sohn wär't, die Ehrlichkeit und Schuldigkeit meines Amtes könnte ich Euch nicht opfern. Vergebt mir's, Hans, aber das kann ich nicht.

— Ich hab' Euch nichts zu vergeben, lieber Rath, denn ich bin Eurer Meinung.

— Ein paar Hansnarren ſind wir, die ſich nicht zu helfen wiſſen! Das klingt faſt luſtig, aber 's iſt ein Elend, denn wir ſind am Ende unſrer jungen Freundſchaft.

Er umarmte Hans. Zum erſten Male, und, wie er meinte, wol auch zum letzten Male, und wurde es nicht gewahr, daß die Thüre leiſe geöffnet wurde und daß Jemand eintrat.

Es war Pudel. Gangelberger war unangenehm überraſcht, als er durch ein Räuſpern Pudel's deſſen inne wurde. Daß der

Unterſuchungsrichter in einer Umarmung ſeines Delinquenten überraſcht wurde, paßte nicht in die Umgangsformen des ſtrengen Richters. Was wollt Ihr? fragte er alſo ziemlich unſanft.

— Geſtrenger Herr Rath, man fragt nach Euch.

— Wer?

— Ein Mönch.

— Ein Mönch?!

— Ein Mönch in ſchwarzer Kutte. Von großer Statur, und ſchon bei Jahren. Er fragte zuerſt nach dem Herrn Junker da —

— Nach mir? Ein Mönch!

— Ich ſollte Geſtrengen vermelden, daß er von Rom komme.

— Wie?!

— Und daß man ihn Pater Dunſtan nenne.

Hans ſchrie laut auf.

— Bringt ihn her, Pudel, bringt ihn her! rief der Rath.

Pudel riß die großen Augen auf und ging. Hans gerieth in die lebhafteſte Aufregung, und Gangelberger, der ſonſt ſo gemeſſene Juriſt, gab ihm darin nichts nach. Mit dem Jus war er am Ende, und er gab zu, daß er bereits faſele und wie alte Weiber um jede Ecke Rettung ankommen ſähe, weil er vernünftiger Weiſe keine mehr zu erwarten wüßte. Pater Dunſtan's Charakter und Ziel aber war ihm durch Hanſens Schilderung völlig bekannt; er kam von Rom, wohin er im Intereſſe des Grafen Zdenko und Hanſens geeilt war, er erſchien jetzt im gefährlichſten Momente; wer konnte es wiſſen, ob dieſer Mann von ungewöhnlicher Energie nicht wirklich einen ungewöhnlichen Erfolg errungen, und nicht wirklich Rettung brachte! —

Da ſtand ſie in der offenen Thür, die hohe Geſtalt in der dunklen Kutte mit tief gebräuntem Antlitz und mit den großen blauen Augen. Hans flog ihm entgegen und ſchloß ihn an ſeine Bruſt. Pater Dunſtan küßte ihn auf die Stirn. Dann drängte er ihn ins Zimmer und ſah ſich nach der offenen Thür um, in welcher Pudel ſtand. Gangelberger winkte. Die Thür ſchloß ſich, Pudel verſchwand.

Rath Gangelberger — ſprach hierauf Dunſtan in ruhiger Faſſung — ich danke Euch für Euer menſchenfreundliches Wohlwollen gegen unſern Junker. Reicht mir die Hand. Und nun ohne Umſchweif zur Sache. Wie ſteht ſie? Was die Jörger und die junge Harrach wiſſen können, haben ſie mir mitgetheilt; ich habe beide vor einer Stunde in Hernals geſprochen. Das ſchöne Mädchen fürchtete das Aeußerſte: ſie hat ſeit einer Reihe von Tagen keine Antwort von Hans erhalten.

— Da liegt die Antwort! rief Hans.

— Ich bin ſchuld, ſagte Gangelberger, gebt den Brief! Er ſoll heute noch zu ihr.

Und nun ſchilderte er dem Pater Dunſtan, was er ſoeben Hans geſchildert.

— Alſo vielleicht nur dieſe Nacht noch Euer! ſprach Dunſtan, indem ſein ruhiges Auge feſt auf Hans verweilte. — Wie gut, daß ich gehandelt habe, als ſei jede Viertelſtunde Zeit unſchätzbar für unſern Junker. Setzen wir uns. Mein altes Knochengerüſt hat gut ausgehalten, aber es wackelt doch ſchon ein wenig, und braucht mitunter Ruhe. Wir haben zwei Stunden vor uns, in denen nichts geſchehen kann von meiner Seite. Ihr ſeid fertig mit Eurem Latein, und habt nichts vor. Betrachten wir alſo dieſe zwei Stunden als geſchenkte Mußezeit. Ich will Euch ſchildern, was ich verſucht. Es iſt ſo, daß ich nach zwei Stunden etwas unternehmen kann, was vielleicht eine günſtige Entſcheidung zu Wege bringt.

Oh! riefen einſtimmig Hans und Gangelberger, und ſahen unwillig nach der Thür, in welcher Pudel wieder erſchien. Gangelberger wollte ſcheltend auf ihn los, Pudel aber zuckte ſo nachdrücklich mit den Achſeln, daß man verſtehen mußte: ich kann nicht dafür, ich muß! Ein kleines ſchwarzes Herrchen von der Burg ſtehe draußen, und verlange den Herrn Rath auf einen Augenblick.

Gangelberger ging hinaus und kehrte in wenig Minuten zurück, die Thür ſorgfältig hinter ſich ſchließend.

Es war Fabricius, berichtete er, der von Eggenberg geſchickt war. Ihr habt den geheimen Rath geſprochen, Herr Pater?

— Er war der Erſte, den ich aufgeſucht, um ihm eine Nachricht vom Kaiſer zu bringen.

— Vom Kaiſer?!

— Allerdings. Den Zuſammenhang werdet ihr ſogleich erfahren. Eggenberg weiß, daß ich bei Euch bin, Herr Rath.

— Das hör' ich von Fabricius. Nun, der geheime Rath Eggenberg läßt Euch eiligſt melden, daß der neue Provincial der Jeſuiten heut angekommen iſt, und ſeinen Beſuch in der Burg hat anſagen laſſen.

— Für wann?

— Für morgen Vormittag.

— Gut. Dann bleibt die Nacht für uns. Erinnert Ihr Euch, Junker, jenes Paters Anſelm, den unſer ſeliger Zdenko in ſeiner Lebensgeſchichte erwähnte?

— Pater Anſelm?

— Der junge, ſanfte Jeſuit, welcher damals neben der Gräfin, neben Zdenkos Mutter auf dem Schloſſe war, als Zdenko Beſitz ergreifen wollte von ſeinen Rechten, und welcher in Milde und Einfachheit, wie ein katholiſcher Melanchthon, ſo tiefen Eindruck auf Zdenko gemacht?

— Ja, ja, es war der einzige gute Jeſuit. —

— Nun, dieſer Pater Anſelmus iſt der neue Provincial, welchen der General aus Rom ſendet.

— Gott ſei Dank!

— Meinſt Du? Dies iſt die größte Feinheit des Jeſuiten-Generals! Anſelmus nach Methodius! Alle die Anklagen ſollen als Verläumdungen erſcheinen, denn Anſelmus iſt wirklich ein frommer Greis, und Kaiſer Ferdinand wird tief von ihm erbaut ſein. Damit die Frucht dieſer Erbauung aber auch gebrochen werde, hat man dem Greiſe einen Aſſiſtenten mitgegeben, welcher zu handeln berufen iſt ſtatt des ſprechenden und betenden Greiſes. Eggenberg weiß, warum er mich mahnt. Nur die Nacht iſt noch unſer: morgen ſind die Gegenkämpfer auf dem Platze. Deshalb muß ich heute noch den Kaiſer ausführlich ſprechen.

— Den Kaiſer?!

— Er kommt.

— In dieſes Wien? durch die belagernden Feinde hindurch? rief Gangelberger.

— In dieſes Wien, durch die belagernden Feinde hindurch. An Muth gebricht's ihm nicht. Eine Gaſſe von Baden herein am Gebirge iſt übrigens ziemlich frei, und er hat ein Geleit von ein paar hundert Kriegsleuten. Er weiß, wie Wien innerlich ausſieht, und weiß, daß ſeine Krone hier auf dem Spiele ſteht. Er muß herein. Auch um derer willen, welche draußen im Reich zuſchauen. Er hat auch dort herbe Erfahrungen gemacht, ſelbſt in München, wo der Mittelpunkt iſt für die einzige Kriegshilfe, die erreichbar iſt. Sein Freund, der Herzog Maximilian, will dieſe Kriegshilfe theuer bezahlt haben; er iſt ein ökonomiſcher Herr. Und als der Kaiſer von München her an ſeine Landesgrenze kam, da fand er ſie verſperrt. Ganz Oberöſterreich ſteht in Waffen gegen ihn, und er hat von Salzburg aus ſeitwärts über Golling und Werfen ablenken müſſen in die obere Steiermark, um in ſein Erbland zu kommen. Geſtern Abend kam er von Graz in die Neuſtadt, als ich eben mein Thier beſtiegen hatte, um herein zu reiten nach Wien. Dort hab' ich ihn eine Viertelſtunde lang geſprochen durch Vermittelung ſeines Beichtvaters Bartholomäus —

— Des Jeſuiten?

— Ja. Dieſer alte Pater gehorcht Gott mehr als den Menſchen, und mein Geleitsbrief von Rom iſt allmächtig, ſo lange nicht — ſetzen wir uns alſo wieder, und kommen wir auf Rom.

Meine Reiſe dorthin war vorbereitet von langer Hand. Unſer Orden und zahlreiche Würdenträger unſerer Kirche haben ſeit lange dem Jeſuitenthume mit ſchwerem Mißtrauen zugeſchaut. Alle kleinen und großen Schritte waren längſt eingeleitet, daß die ungeſchminkte Wahrheit zu den Ohren des heiligen Vaters gelangen könne, alle Vollmachten lagen bereit, und als hier die Kataſtrophen hereinbrachen über meinen armen Freund Zdenko und dieſen Adoptivſohn desſelben, da ſetzte ich es durch bei unſerm Abte, daß mir die Vollmachten eingehändigt würden, und daß ich hintreten könnte vor den Stuhl Petri.

Ohne Aufenthalt ritt ich bis Rom. Dort freilich ging es langſam. Wie groß, wie mächtig die Verbindungen unſeres Ordens waren, wie viel edel gebildete Geiſtliche mich auch unterſtützten, wie heftig auch die Nachricht einſchlug von den Scenen, die Methodius hier herbeigeführt, ich gelangte dennoch nicht zu einer Audienz beim heiligen Vater. Die Jeſuiten umgaben ihn wie eine eiſerne Mauer. Ich mußte einen Nebenweg ſuchen und ich fand ihn. Ein Landsmann von mir, ein alter engliſcher Biſchof lebt ſeit Jahren in Rom und hat es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, das dem Katholicismus verloren gegangene England dem Papſte wieder zu gewinnen! Eine außerordentliche Aufgabe, welche natürlich jede Unterſtützung von Seiten des Papſtes findet, und dem alten Biſchofe zu jeder Zeit die Pforten des Vaticans öffnet. Mit dieſem Manne beſprach ich die Reformgedanken, welche ihm nöthig ſchienen, um in England einen Erfolg für den Katholicismus hoffen zu dürfen. Sie zeigten manche Berührungspunkte mit dem, was Zdenko und ich ſeit Jahrzehnten ſorgfältig ausgebildet, und ich war alſo im Stande, meinem Landsmanne ſachgemäße Einwürfe und Förderungsmittel an die Hand zu geben. Solche waren ihm erwünſcht und nöthig. Denn ſein Plan hat nur Ausſicht auf Erfolg, wenn er dem regierenden Stuart durch mannigfaltige Beweisgründe annehmbar gemacht wird. Meine Einwürfe, meine Erfahrungen leuchteten dem alten Biſchofe ein, und er berichtete dem Papſte von unſerer gemeinſchaftlichen Arbeit. Dabei unterließ er nicht hinzuzuſetzen, daß ich für das deutſche Reich eben ſo wirkſam ſein wolle, wie er für

England, daß es für England von unermeßlichem Einfluſſe ſein würde, wenn eine von Rom ausgehende Reform gleichzeitig im ſtammverwandten Deutſchland ins Werk gerichtet würde. Sie würde dem engliſchen Königshauſe die Brücke bauen für England. Der Papſt alſo möge mich hören, aufmerkſam hören und unparteiiſch prüfen. — Dies bewilligte der Papſt.

Mein Landsmann ſchilderte mir den jetzigen Papſt, den er durch lange Beſprechungen genau kennen gelernt hatte. Paul der Fünfte iſt ein geborener Römer, ein Camillo Borgheſe. Er iſt in ſeiner Jugend Advocat geweſen; Rechthaberei iſt ihm davon verblieben. Formelle Wörtlichkeit, unerbittliche Macht des Buchſtabens iſt der Grund und Boden einer Herrſchſucht geweſen, welche ihn durch eine lange Regierung hindurch geleitet und verleitet hat. Anmaßung hat ihm den Beinamen eines Vicedeus eingetragen. Das ſind Eigenſchaften, welche mir wenig Hoffnung übrig ließen. Aber gerade dieſe Eigenſchaften hatten doch in einer langen Regierung für mich vorgearbeitet. Papſt Paul der Fünfte hat fortwährend Enttäuſchungen erlebt. Mißerfolg auf Mißerfolg hat ihn mürbe machen müſſen. In dem großen Streite der Dominikaner gegen die Jeſuiten hat er gegen ſeine Ueberzeugung die Sache der Dominikaner im Stich laſſen müſſen. In dem wichtigen Streite mit Venedig hat er eine ſchwere Niederlage erlitten. Seine Excommunication der ganzen Republik iſt ohne Folgen geblieben, die Geiſtlichen haben nicht ihm, ſondern der Signoria gehorcht, die Jeſuiten, die ihm gehorchen wollten, haben den venetianiſchen Staat verlaſſen, Rom hat am Ende nachgeben müſſen. So iſt es ihm fort und fort ergangen. Nur ſeine Bauten, der Ausbau der Peterskirche, der Bau der Villa Borgheſe, der Pauliniſchen Waſſerleitung haben ihm den Troſt gegeben, daß er etwas ſchaffen könne, obwol er auch hierin dem Spotte der Römer nicht entgangen iſt, welche ihn Fontifex maximus nennen in Bezug auf die Waſſerleitung. Er lechzt in ſeinen alten Tagen nach irgend einer Genugthuung, nach einer Schöpfung, die gelingen und ſeinen Namen verherrlichen könnte.

Dies war das Fundament, auf welches ich mich ſtützen wollte, wenn die Stunde käme.

Sie kam. Eines Abends führte mich mein Landsmann in den Vatican. Durch weite hohe Räume in ein kleines Cabinet. Dort ſaß in weißen Gewändern Papſt Paul und begrüßte mich durch eine leichte Kopfbewegung. Dann betrachtete er mich lange ſchweigend und ſagte endlich: Sprich!

Ich ſprach. Unbefangen. Was hätte mich befangen ſollen? Ich bin zu alt, um von der Außenſeite der Perſonen geblendet zu werden, und kenne Rom zu lange, um die dortigen Beweggründe nicht zu durchſchauen. Man denkt dort nie an eine Reform, ſo lange ſie noch vermieden werden kann. Ich wußte alſo voraus, daß ich etwas Gründliches nicht erreichen konnte, und wenn ich mit Engelzungen redete; ich durfte höchſtens hoffen, eine augenblickliche Wirkung zu machen. Dem lieben Gott ſtellte ich's anheim, ob die augenblickliche Wirkung eine weiter zeugende Kraft entwickeln könne. Zdenkos und Hanſens Gefangennahme dahier hatten mich nach Rom geſprengt. Dafür etwas zu erwirken war immerhin möglich, auch wenn ich nur augenblicklich wirkte. Sie konnten befreit werden, wenn der Papſt auch nur eine Strecke Weges auf meine Vorſchläge einging. Und endlich: eine neue Erfahrung zu machen, ob in Rom kein wahres Gehör zu finden ſei für eine Reform, das war immerhin der Mühe werth für das Gewiſſen Anderer. Ich redete in ſolcher Stimmung frei von der Leber weg.

Gleich zu Anfang ſagte ich blank heraus, daß es ein Unglück für die katholiſche Kirche ſei, ihr Oberhaupt immer nur aus der einen Hälfte des chriſtlichen Europa gewählt zu ſehen, aus der romaniſchen. Die andere Hälfte, die germaniſche, komme deshalb an oberſter Stelle nie hinreichend zur Kenntniß und zur Geltung. Der Kern und die Form des Romanen und Germanen ſeien tief von einander verſchieden, und weil man dieſe Verſchiedenheit nicht gekannt und gewürdigt, ſei der Abfall Luther's und Calvin's nicht verhindert worden. Das Mittel, welches man zur Abhilfe errichtet, der Jeſuitenorden, ſei das unglücklichſte. Seine ganze Organiſation ſei eine Gipfelung romaniſchen Weſens: mechaniſche Berechnung durch und durch, Vernichtung des perſönlichen Unterſchiedes, Zerſtörung der Eigenthümlichkeit. Dies widerſpreche durchaus dem germaniſchen Sinne, und erbittere ihn. Man habe die Jeſuiten deshalb auch immer nur „ſpaniſche Prieſter“ genannt und nenne ſie noch ſo, um auszudrücken, daß ſie wildfremd ſind und bleiben. „Auf dieſe Weiſe wird der Abfall vollſtändig werden,“ fuhr ich gerade herausſprechend fort, „wenn Du, heiliger Vater, nicht weiſe Mitglieder des germaniſchen Klerus um Dich verſammelſt und ihren Gründen Gehör leihſt. Geſchieht dies nicht, und kommt nicht auf dieſem Wege eine Uebereinkunft zu Stande, ſo iſt der Abfall germaniſcher Völker, ich wiederhole es, der vollſtändigſte Abfall unvermeidlich. Die öſterreichiſchen Länder ſind in den höheren Ständen jetzt ſchon verloren, die rheiniſchen und fränkiſchen ſind's ſchon zur Hälfte, und die andere Hälfte wird durch das Schreckbild Ferdinands nachgetrieben; bleibt nur der bairiſche Stamm übrig, welchen der ausbrechende Krieg überfluthen und verändern wird. Man ahnt in Rom nicht, wie tief die Quelle dieſes Krieges liegt, und welche Sündfluth er an die Oberfläche bringen wird. Es iſt ein germaniſcher Krieg gegen alles romaniſche Weſen, wie einſt der Krieg des Armin gegen Varus. Ja viel, viel ausgedehnter! Alle mit den Germanen verwandten Stämme in Dänemark, in Skandinavien, in England betheiligen ſich. Es iſt eine trügeriſche Hoffnung, welche Du hegſt, England wieder zu gewinnen, ſo lange der gegen Ferdinand aufſteigende deutſche Krieg nicht gehemmt iſt. Giebſt Du Ferdinand nicht ein Friedensinſtrument in die Hände, dann ſehen Deine Augen noch den Tag, an welchem von der Höhe der Alpen nordwärts kein römiſch-katholiſches Kreuz mehr geſehen wird.“

„Welch ein Friedensinſtrument?“ ſprach der Papſt.

„Dasjenige Inſtrument,“ fuhr ich fort, „welches im Sommer 1541 zu Regensburg feſtgeſtellt wurde durch den

Legaten des Stuhles Petri und durch die Führer der Gegenpartei, Melanchthon und Bucerus. Dein Namensbruder Paul der Dritte ſaß auf Deinem Stuhle, und der Strahl Gottes erleuchtete ihn wie jetzt Dich, daß ein großer Friede möglich ſei für die Kirche Chriſti. Und er berief ſich von der weltlichen Bank der Regierung in Venedig einen Mann, welcher die Menſchen kannte, und machte ihn zum Erſtaunen des Collegiums zum Cardinal. Und dieſen Contarini ſandte er nach Regensburg mit weiter Vollmacht, und das Unerwartete trat ein: man vereinigte ſich über alle wichtigen Streitfragen. Man einigte ſich über die Artikel von der menſchlichen Natur, von der Erbſünde, von der Erlöſung, ja, was unglaublich geſchienen, auch über den Artikel von der Rechtfertigung. Die katholiſche Kirche beſteht darauf, daß gute Werke den Menſchen rechtfertigen können, die Gegner behaupten, daß nur der Glaube dies vermöge. Wie legte Contarini dies aus? Ja, rief er, die Rechtfertigung des Menſchen ohne Verdienſt erfolgt allerdings durch den Glauben, aber dieſer Glaube muß lebendig und thätig ſein! — Nun denn, entgegnete Melanchthon, ſo ſagen auch wir: der Glaube, welcher rechtfertigen ſoll, darf nicht leblos und unthätig ſein; wir ſind alſo einig.

Nach Süden und Norden ging man glückſelig auseinander; die Bedingungen des Friedens waren gefunden, ſie bedurften nur noch der Beſtätigung. Rom aber zögerte mit der Beſtätigung, und erweckte dadurch das Mißtrauen Luther's. Cardinäle wie Caraſſa eiferten gegen die Erklärung der Rechtfertigungslehre, und hemmten den verſöhnlichen Aufſchwung des heiligen Vaters — das Werk gerieth ins Stocken, verfiel den Leidenſchaften, ging unter.

Achtzig Jahre ſind vergangen. Der Zwieſpalt hat ſich tiefer und tiefer eingegraben; neue Reiche wie das engliſche ſind deshalb von der Kirche abgefallen, und ſtatt vor dem Frieden, ſtehen wir jetzt vor dem Kriege ganz Europas. Heiliger Vater, nimm auf, was der dritte Paul unvollendet gelaſſen, vollende es, und ganz Europa wird ſich dankbar vor Dir neigen, denn Du wirſt ſchaffen, was uns Noth thut: eine Heerde unter einem Hirten, unter Paul dem Fünften, unter Dir!“

„Bruder Benedictiner,“ ſprach hierauf leiſe der Papſt, „Du ſprichſt bereits ſelbſt wie ein Ketzer.“

„Ich ſpreche wie Contarini, wie Paolo Sarpi, ich ſpreche wie ein alter Mann, der vom irdiſchen Leben nichts mehr zu hoffen hat, als den Troſt, daß der ungeſchminkte Ausdruck ſeiner Ueberzeugung Gutes bewirken könne. Rufe fünf Greiſe, wie ich einer bin, aus England, aus Skandinavien, aus dem deutſchen Reiche in eine Grenzſtadt des Alpenlandes, wähle fünf Prieſter romaniſcher Zunge, und ſende ſie eben dahin. Gieb ihnen die Contarini'ſchen Punctationen mit auf die Reiſe, und fordere beide Theile auf, ſich auf dieſem Grunde zu vereinigen. Die Vereinigung wird erfolgen. Sie iſt das Friedensinſtrument, welches von jedem Concilium vollzogen werden wird, ſobald Du es mit Deinem Segen geweiht haſt.“

Jetzt winkte der Papſt dem engliſchen Biſchofe, welcher außerhalb des Cabinets ſtehen geblieben war, und forderte ihn auf, ſeine Meinung zu entwickeln in Bezug auf England zur Vergleichung mit dem, was ich über das deutſche Reich behauptet.

Mein Landsmann ſtimmte mir im Weſentlichen zu. Der König Jakob insbeſondere, ſagte er, werde gern auf eine ſolche Vorbeſprechung eingehen, und das Oberhaus werde beiſtimmen. — Ohne ſich weiter auszuſprechen, entließ uns der Papſt mit der Aufforderung: das ſogenannte Friedensinſtrument ſchriftlich aufzuſetzen, es ausführlich zu begründen und ihm einzureichen.

Dies geſchah. Die Gegenwirkung blieb natürlich nicht aus; denn in Rom haben die dickſten Wände Ohren, und die „ſpaniſchen Prieſter“ hatten raſch erfahren, was im Werke ſei. Die Vertrauensmänner, an welche uns der Papſt gewieſen zu gründlicher Disputation, wurden vorſichtiger und vorſichtiger, furchtſamer und furchtſamer — ich gab die letzte Hoffnung auf. Da erfolgte die Kaiſerwahl in Frankfurt, und ich zäumte mein Maulthier zur Abreiſe. Mein Landsmann aber hielt mich auf mit der kaum glaublichen Nachricht: der Geſandte des neuen Kaiſers habe eine Anfrage mitgebracht, welche den Papſt und das ganze Collegium in Erſtaunen und Unruhe verſetze, die Anfrage Ferdinands: ob nicht Toleranz geſtattet und nöthig ſei bei ſo drohenden Aſpecten? Wenn der felſenfeſte Ferdinand ſo fragte, dann mußten die Dinge viel ſchlimmer ſtehen, als man geglaubt. Dem Papſte wurde hierdurch mein Wort zur Wahrheit. Er ließ meinen Landsmann rufen, er ließ mich durch dieſen auffordern, ſchriftlich einzureichen, was ich damals geſprochen über die Kirche in Deutſchland, und als ich dies gethan, ließ er mich verſichern, daß meine Vorſchläge Beachtung finden würden.

Ich eilte nun zu Trautmannsdorff, dem Botſchafter des Kaiſers, welcher auf die Antwort des Papſtes harrte. Ihm erzählte ich, was Alles ſchon vorgegangen ſei in dieſer Frage, was ich dem Papſte mündlich und ſchriftlich vorgetragen, und was mir der Papſt geantwortet hätte. Trautmannsdorff, in Sinn und Weſen nicht ohne Aehnlichkeit mit Eggenberg, erwies ſich wohlwollend und entgegenkommend. Erſichtlich wünſchte er ſelbſt, daß dem Kaiſer Toleranz empfohlen und geſtattet werde, und ſo trug er mir an, was ich von ihm erbitten wollte: eine perſönliche Sendung an den Kaiſer. Er ſah bald, daß ein ſo wichtiger Gegenſtand nicht eilig erledigt werden könne in Rom, und doch hatte er das Bedürfniß, dem Kaiſer bald ein eindrucksvolles Zeichen zukommen zu laſſen: der heilige Vater trete ein auf den Toleranzgedanken. Meine Perſon ſchien ihm ganz dazu geeignet: ich war ein Geiſtlicher, war aus Wien, war in directer Verbindung mit dem heiligen Vater. Wenn dieſer durch ein ſchriftliches Wort beſtätigen mochte, daß ich eine Vertrauensperſon ſei, dann konnte Trautmannsdorff mich direct an den Kaiſer ſenden.

Jetzt lag die Sache ſo, wie ich ſie für unſern Zweck erwünſcht hatte. Mein Landsmann ſetzte ein kurzes Zeugniß auf für mich, in welchem meine Einſicht und mein Eifer für das Gedeihen der Kirche ausgeſprochen, und in welchem geſagt war, daß der heilige Vater meine Vorſchläge beachtenswerth fände. —

Dies Blatt trug er in den Vatican und legte es dem Papſte vor zur Unterſchrift. Er gewann dieſe Unterſchrift und brachte mir das Blatt. Es war der Talismann, welchen ich hier zu Eurer Rettung brauchte. Ich zeigte das Blatt Trautmannsdorff, und er ſchrieb mir nun auf der Stelle ein Einführungsſchreiben für den Kaiſer, welches mich dieſem wie einen vorläufigen Quaſi-Legaten anmeldete, welcher aufmerkſames Gehör verdiene.

Mit dieſen zwei Schreiben ausgerüſtet begab ich mich auf die Reiſe und gönnte mir nur ſo viel Ruhe, als meinem braven Maulthiere unerläßlich war. Zufällig machte ich in Graz kein Nachtlager und ſprach dort Niemand. So erfuhr ich denn erſt diesſeits des Semmering, daß der Kaiſer auf ſeiner Rückreiſe dort verweilt, und jetzt hinter mir auf dem Wege nach Wien begriffen wäre. Ich wartete nun auf ihn in Neuſtadt. Geſtern Abend hab' ich ihn dort geſprochen, eingeführt durch Trautmannsdorff's Schreiben. Er empfing mich mild und ſanft, und als er das Zeugniß des Papſtes ſelbſt geleſen, da zeigte er ſich offen und mittheilſam. Seine Stimmung war ſehr gedrückt. Die Anfrage, welche er durch Trautmannsdorff an den Papſt gerichtet, hatte ihm ſchwere Ueberwindung gekoſtet, und er war in frommer Sorge, ob er nicht ein Unrecht begangen mit derſelben. Aber es ſei ihm kein anderer Ausweg mehr übrig geblieben! Selbſt ſein Jugend- und Schulfreund von Ingolſtadt her, ſelbſt Maximilian von Baiern, den er jetzt in München um Hilfe angeſprochen, habe ihm für Kriegshilfe ſchwer laſtende Bedingungen auferlegt. Das ganze Land ob der Enns verlangte der Baier als Pfand! Er wiſſe ſich kaum noch aufrecht zu erhalten, wenn er nicht namentlich den Oeſterreichern in kirchlichen Dingen Zugeſtändniſſe machen dürfe. „Ich mache ſie nimmermehr,“ rief er, „wenn es Sünde iſt, und der heilige Vater nicht zuſtimmt. Darum erleichtert es mein Herz ſo ungemein, lieber Pater, daß Ihr mir ſolche Eröffnungen, ſolchen Troſt von Rom bringen könnt. Sprecht noch mit meinem Beichtvater Pater Bartholomäus, und kommt zu mir morgen Abend in die Burg, wenn es uns gelingt, nach Wien hinein zu kommen. Eure Angelegenheit iſt mir die wichtigſte. Sobald ich nur eine Stunde lang meinen Bruder und die geheimen Räthe gehört, will ich Euch hören, damit feſtgeſtellt werden kann: in welcher Weiſe vorläufig den Oeſterreichern angedeutet werden mag, daß Milde und Ausgleichung eintreten dürfte.“

Ich ſprach Pater Bartholomäus. Er iſt ein guter Mann, und die Vorſicht, welche ich in meinen Mittheilungen anwendete, war kaum nöthig. Ihm ſtellte ich dar, daß der Kaiſer mit Gnadenacten in Wien beginnen und Gefangene losgeben müſſe. Das ſei einfach menſchlich, und verpflichte nicht zu dogmatiſchen Folgerungen. Daß mein alter Freund Zdenko keiner Befreiung mehr bedürfe, hatte ich leider ſchon erfahren, aber Euch, Junker, konnte ich nennen, als einen Adoptivſohn Zdenkos nennen, an welchem gut gemacht werden ſollte, was man an Zdenko verſchuldet. Bartholomäus nickte mit dem Kopfe —

So weit war Pater Dunſtan in ſeinem Berichte, da ging die Thür wieder auf, und unter Achſelzucken wegen der neuen Störung erſchien Pudel wieder: Von Excellenz dem Herrn Geheimrathe Freiherrn von Eggenberg ſei ein Bote da für Herrn Pater Dunſtan. Seine Majeſtät der Kaiſer ſei vor einer halben Stunde in der Hofburg eingetroffen, und habe jetzt ſchon nach Pater Dunſtan gefragt.

— Gut, mein Lieber, ich komme!

Pudel verſchwand.

— Das iſt ein gutes Zeichen! — rief Dunſtan, — jetzt ans Werk! Wenn Alles gelingt, Hans, ſo kannſt Du bis Mitternacht frei ſein; Euch, Herr Rath, bitt ich mit mir zu gehen, und mich zu unterrichten über Form und Zeichen, welche nöthig ſind, daß Ihr den Junker entlaſſen könnt. Wollt Ihr?

— Natürlich! Ich hole nur ein Blanquet, damit wir's zur Unterſchrift gleich bei der Hand haben.

Gangelberger eilte hinaus. Sobald die Thür hinter ihm zufiel, ſagte Dunſtan halblaut: Noch eins, Hans! Nichts iſt ſicher mit jenen Leuten, und Lamormain kann uns noch Alles entzwei ſchlagen, in der letzten Minute. Dann ſtürzeſt Du unrettbar morgen früh in den Tod. Alſo einen zweiten Weg öffnen! Dieſer Geſangenwärter muß zu haben ſein, und wir haben ja in Fülle, um ihm zu geben. Beim Hereinreiten hab ich in Hernals zwei Worte mit der Jörger geſprochen. Sie hat mir geſagt, daß oben im Walde nichts vorgefallen iſt. Dort wacht Tſchirill. Die Goldkiſte Zdenkos iſt wahrſcheinlich unentdeckt, unberührt. Sie läßt uns dieſen Geſangenwärter ausſtatten und ſicher ſtellen über all' ſeine Erwartungen. Das ſage ihm.

— Ich hab es ſchon gethan.

— Gut. Ich werde noch mehr bei ihm gelten als Du, und ich werde beim Fortgehen ihm ein feſtes Wort ins Ohr legen. Sollte ich oben ſcheitern, und würden wir getrennt, dann iſt Hernals unſer Rendezvous. Es liegen zwar Reiter da, aber ſie kennen dich nicht, und die Jörger ſorgt ſchon für einen Schlupfwinkel —

Da kam Gangelberger zurück, und Dunſtan verließ mit ihm des Junkers Zimmer und das Schrannenhaus. Als ſie aus der eiſernen Thür ſchritten, hatte Dunſtan ein Papier verloren im Hausflur. Pudel ſuchte darnach, Dunſtan desgleichen, und während Gangelberger draußen wartete, erfuhr Pudel von dem mächtig erſcheinenden Mönche, daß ſeine Zukunft in ſicherer Hand ruhe, und zwar eine glänzende Zukunft! — Pudel's Augen öffneten ſich ſo weit, daß ihnen von dieſer Zukunft gewiß nichts entgehen konnte.

Dunſtan hatte ſeine Gegner ganz richtig beurtheilt: Es war ihnen nichts entgangen von ſeinen Schritten in Rom, und ſie waren denſelben ſorgſam gefolgt in wohlberechneten Gegenſchritten. Ueberraſcht und überholt wurden ſie nur plötzlich durch die Ankunft Trautmannsdorff's und durch die Anfrage des Kaiſers, welche er zum Papſte brachte. Das hatten ſie vom Kaiſer nicht gefürchtet. Heftiger Zorn gegen Pater Bartholomäus übereilte ſie — denn er allein war auf der Reiſe neben dem Kaiſer — und in dieſer zornigen Uebereilung verſäumten ſie den Tag, an welchem Dunſtan ſeinen Geleitsbrief eroberte und verſchwand. Als ſie inne wurden, daß er fort wäre, faßten ſie den Gedanken, unterwegs den einſamen Mönch aufzuheben und zu beſeitigen. Das war aber erſtens nicht ſo leicht als es ſchien, denn Dunſtan, ein erfahrener Streiter, hatte ſchon dicht hinter Rom die Heerſtraße verlaſſen, und zweitens trug er ja doch die eigene Namensſchrift des Papſtes bei ſich! Es konnte einen für ſie gefährlichen Eindruck machen, wenn zu Tage kam, daß ſelbſt dies nicht ſicher geſtellt hätte gegen Ueberfall. Sie gaben dies alſo zunächſt auf, aber nur zunächſt. Ein Eilbote wurde ſogleich nach Wien geſprengt, welcher den Benedictiner überholen und ihn dem Orden in Wien ankündigen ſollte als gefährlichen Feind. Man ſollte ſich ſeiner bemächtigen, ſobald er in Wien eingetroffen. Der Kriegszuſtand werde hiefür leichte Veranlaſſung und Hilfe bieten. Allenfalls könne man ſich Dampierre's zur Unterſtützung bedienen.

Drei Tage vor Dunſtan war dieſer Eilbote im Jeſuitenhauſe in Wien eingetroffen, und alles Mögliche war vorbereitet gegen Dunſtan. Man wollte unverzüglich handeln, auch wenn das durch den Eilboten gleichzeitig angekündigte Eintreffen des neuen Provincials ſammt deſſen Aſſiſtenten ſich verzögern ſollte. Es verzögerte ſich nicht. Pater Anſelmus, der neue Provincial, war da, und ſein Aſſiſtent, ein deutſch redender Südtiroler Namens Euphemius, ergriff die Zügel. Alle Agenten und Hilfsmittel wurden ihm bekannt gemacht. Unter ihnen Herr Tocke, welcher ſeit des Methodius Tode ziemlich brach gelegen. Er gefiel dem Pater Euphemius beſonders und wurde von ihm beſonders beauftragt in Sachen des Pater Dunſtan.

Trotz alle dem überraſchte Dunſtan die Jeſuiten auch jetzt wieder. Sie erfuhren erſt von ſeiner Anweſenheit, als der Kaiſer eingetroffen war, ſogleich nach ihm gefragt und ihn beſtellt hatte. Dieſe Frage und Beſtellung kam Lamormain zu Ohren. Es war unmöglich, dies abzuwenden. Der Benedictiner hatte zuerſt das Ohr des Kaiſers! Erſt am folgenden Vormittage ſollte der neue Provincial Audienz haben! Was thun? Es blieb nichts übrig, als Vorſorge zu treffen, daß dieſer Benedictiner nicht zum zweiten Male den Kaiſer ſprechen könne. Lamormain ließ Herrn Tocke in die Burg rufen.

Dies war dem ſchlauen Görlitzer gar nicht angenehm. Am ſpäten Abend in der Burg geſehen zu werden, konnte ſein neutrales Anſehen beſchädigen. Er ſchlich alſo vorſichtig wie ein Kätzchen über die Zugbrücke und ſchlüpfte eng an dem Brunnen hin im Thorwege, eng an der Mauer hin zur kleinen Treppe, welche zu Lamormain's Gemache führte. Lamormain erwartete ihn ſchon, und zog ihn ſofort ans Fenſter unter der Frage: ob er den gefährlichen Benedictiner perſönlich kenne?

Nein! war die Antwort.

So warten wir hier, damit Ihr ihn ſeht. In dieſer Viertelſtunde muß er kommen.

Ein harter Wind hatte draußen die Regenwolken zerriſſen, und minutenlang leuchtete der Mond auf den naſſen Boden herab.

Gerade während einer ſolchen Minute kam Pater Dunſtan mit Gangelberger vom Kohlenmarkte daher gegen die Zugbrücke. Seine hohe dunkle Geſtalt war deutlich ſichtbar.

— Das iſt er! rief Lamormain, der ihn längſt kannte; könnt Ihr ſein Geſicht ausnehmen?

— Nein!

Dann hinunter zum Brunnen, an dem er vorüber muß! Aber laßt Euch ſelbſt nicht ins Geſicht ſehen. Ihr habt ja einen Mantel.

Herr Tocke ſprang wie ein Tänzer hinab, und kam gerade zu rechter Zeit. Dunſtan, im Geſpräch mit Gangelberger, ging dicht an ihm vorüber und beachtete ihn nicht.

Er wendete ſich mit Gangelberger zur Treppe rechts, und die beiden Männer ſtiegen hinauf zu einer folgenſchweren Unterredung.

Eggenberg und Harrach traten eben aus jenem Zimmer, welches im Frühjahre die tumultuariſche Scene der Cavaliere geſehen, und Eggenberg rief ihnen entgegen: Zur rechten Zeit, lieber Herr Pater, der Kaiſer erwartet Euch. Nehmt der Stunde wahr! Sie kann ein Segen werden für das ganze Reich. — Für den Fall des Gelingens, ſetzte Harrach leiſe hinzu — bringt ihn augenblicklich zu mir. Ich laſſe Pferde bereit halten und ſorge für Oeffnung des Thors!

Dunſtan trat ein. Der Kaiſer ſaß neben einem kleinen Tiſche und hatte das Haupt auf eine Hand geſtützt. Manche behaupteten, ſeine rechte Schulter ſei um einige Linien höher als die linke; ſie hätten dies beſtätigt gefunden in der jetzigen Stellung des offenbar tief erſchöpften Mannes, deſſen Gliedmaßen ſchlaff danieder hingen. Kummer und Sorge und der ſcharfe Ritt von Neuſtadt herein, welcher Gefangennahme bringen konnte, hatten den ſonſt rüſtigen Körper erſchüttert. Sein Angeſicht war tief geröthet von Luſt und Aufregung, und das blaue Auge blickte trocken und unſicher auf die dunkle Geſtalt des Benedictiner-Mönchs, der an der Thür ſtehen geblieben war.

Der Kaiſer lehnte ſich zurück und winkte ihm, näher heran zu treten. Dann ſprach er mit ſchwacher Stimme:

— Du findeſt mich, hochwürdiger Pater, in ſchweren Zweifeln. Mein Bruder hat mir ſo eben geſagt, daß Du derſelbe biſt, welcher mit dem ketzeriſchen Grafen Zierotin in enger Verbindung geſtanden. Und jetzt kommſt Du von Rom, mit einem Geleitszeugniſſe des heiligen Vaters, welches ich in Ehrfurcht anerkenne, und welches von unermeßlicher Wichtigkeit iſt. Wie vereinigt ſich das?

— Darin, kaiſerlicher Herr, daß der Ausdruck „ketzeriſch“ ein nur zu leicht gebrauchtes Streitwort geworden iſt, und daß der heilige Vater eingeſehen hat, es müſſen die Urſachen des neuen Streites neu geprüft, es müſſe die weggeworfene Spreu nochmals auf die Tenne gebracht und nicht nur geworfelt, ſondern auch geſiebt werden. Da wird ſich's unter Anderm zeigen, daß Zdenko Zierotin ein guter und frommer Mann geweſen, welchen man unchriſtlich gemißhandelt hat.

Der Kaiſer ſtand jählings auf vom Seſſel.

— Ich bin nicht hier, um anzuklagen, — fuhr Dunſtan ruhig fort, — ich bin hier, um aufbauen zu helfen. Was Dich da, kaiſerlicher Herr, in meinen Worten aufſcheucht, das kennt der heilige Vater genau. Er wägt die Schwere der Anklage gegen Pater Athanaſius in ruhiger Hand; und um Dir zu zeigen, daß ich nicht Kraut und Unkraut verwechſele, ſetze ich von freien Stücken hinzu: ich halte den Pater Bartholomäus neben Dir, obwol er zu demſelben Orden gehört, für einen Gott wohlgefälligen, hochwürdigen Prieſter. Deine Zeit iſt karg zugemeſſen, laſſ' mich, wie ich ſchon geſagt, von jeder Anklage abſehen, laſſ' mich einfach ausſprechen, was der heilige Vater für die nächſte Zukunft erwägt und vorhat. Deine Anfrage durch Trautmannsdorff fiel wie ein ſtimmender Ton in die Gedanken, welche juſt in ſeiner Seele kreiſeten.

— Sprich! — Die Anfrage, welche ich Trautmannsdorff mitgegeben, laſtet Tag und Nacht auf meinem Gewiſſen wie der Beginn einer Sünde. Es iſt mir ein Troſt, daß der heilige Vater ſie nicht alſo beurtheilt. Was erwägt er, was hat er vor?

— Toleranz zunächſt, wie Du ſelbſt es genannt. Nicht blos Nachſicht und Duldung gegen alle Nebenmenſchen. Das Geſetz will er erweitern. Alle Völker ſollen darunter Raum finden, welche Gott anbeten im Geiſte und in der Wahrheit. Auf das Regensburger Geſpräch vom Jahre 1541 will er zurück gehen, welches damals ſchon ein weiſer Cardinal zur Richtſchnur der Ausgleichung mit den ſogenannten Evangeliſchen empfahl. Weißt Du, wer vorzugsweiſe damals die Ausgleichung zur Seite ſchob? Die Feinde des deutſchen Kaiſers thaten es, die Feinde Deines Ahnherrn Karls des Fünften!

— Wie?!

— Politiſchen Erwägungen über die Maßen hingegeben und in dieſen verirrt, riefen damals Cardinäle: Wenn man auf dieſen Ausgleich eintritt, ſo wird der deutſche Kaiſer wieder allmächtig, und es entſteht wieder das heilige römiſche Reich deutſcher Nation in ſeiner Allgewalt! — Das wollten ſie nicht, weil ſie weltlich herrſchſam geworden, und weil ſie Kaiſer Karl ſtrenge Maßregeln zutrauten gegen politiſche Neigungen der Curie. Am Mißwollen gegen die Macht Deines Hauſes alſo ſcheiterte der große Gedanke, und dies Mißwollen hat das Reich wie die Kirche an den Abgrund geführt. Dies wird jetzt am Rande des Abgrundes erkannt, und der heilige Vater ſetzt hinzu: Einem kirchlich geſinnten Kaiſer gegenüber, wie Ferdinand der Zweite einer iſt, wäre es Thorheit, vor der Herſtellung eines mächtigen deutſchen Reiches zu zittern. Je mächtiger der Kaiſer, deſto mächtiger die Kirche! Treten wir ein in die Bedingungen des Regensburger Geſpräches, und berufen wir eine Vertretung der abweichenden Anſichten, damit eine Vorlage feſtgeſtellt werden kann für ein neues Concilium. Bis dahin Milde, Verſöhnlichkeit, gute Werke unter dem Worte des Evangeliums: Was du nicht willſt, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht! — Dies, kaiſerlicher Herr, iſt der Kern der Botſchaft, welche ich auszurichten habe.

Der Kaiſer ging hin und her.

— Zeigen Deine nächſten Schritte dieſe Verſöhnlichkeit und dieſe guten Werke, ſo iſt die Einleitung im Sinne des heiligen Vaters getroffen, und es erfolgen von ihm die directen Anerbietungen an die Gegner. Aber raſch und ganz muß Dein Entſchluß ſein, und er muß ſichtbar werden mit der Morgenröthe. Denn wenn die Feinde Wien völlig einſchließen, ſo hat Dein Entſchluß nur noch halben Werth; er gilt dann nur noch für einen Nothbehelf und wird nicht geglaubt.

Der Kaiſer ſtand ſtill an dem kleinen Tiſche, auf welchem Tintenfaß und Feder ſtand, und ein Bogen Papier lag. Die Rede

Dunſtans arbeitete in ihm wie Hefe. Der kluge Mönch hatte ein Lebensorgan in ihm getroffen. Ferdinand war bei aller Frömmigkeit, welche die Regierung der Kirche unterordnete, doch ein ächter Habsburger: der politiſche Sinn war inſtinctmäßig rege in ihm. Die Erinnerung an Kaiſer Karl, die Erinnerung an die Kaiſermacht, welche dem mächtigen Ahnherrn verkümmert worden war durch die Reformation und durch die Curie, der Gedanke, daß ſie im Augenblicke tiefſter Unmacht wieder zu gewinnen ſei, und zwar im Bunde mit dem heiligen Vater wieder zu gewinnen ſei, dieſer einleuchtende Gedanke verſetzte ihm Geiſt und Herz in Gährung. All ſeine Nerven zitterten, und die Hand griff krampfhaft nach dem Papier auf dem Tiſche, es mechaniſch in die Höhe hebend.

Pater Dunſtan, weitſichtigen Auges, wie alte Leute zu ſein pflegen, die viel in freier Luft verkehren, konnte leſen, was auf der erſten Seite des Papiers geſchrieben ſtand: „Urtel über Hans Junker von Starſchädel aus Oberſachſen“ — — er harrte geduldig, er war abgehärtet und von ſtarken Nerven.

Er ſchwieg ſelbſt dann, als er bemerkte, daß die Reaction eintrat im Innern des Kaiſers.

Ferdinand hatte ſein ganzes Weſen auf den Begriff der Autorität geſtellt. Das feſte Herkommen war ihm dergeſtalt Fundament geworden, daß ihm auch ein glücklicher Wechſel wie ein Unglück entgegen trat. Der ganze Grund der Welt ſollte plötzlich anders werden? die lange, harte Vergangenheit ein Irrthum? Nein! ſagte die tiefſte Stimme in ihm, nein! Wenigſtens nicht eher, als bis die Kirche unzweideutig, öffentlich, in feierlicher Amtlichkeit geſprochen! Er warf das Papier hin und ging im Zimmer umher.

Dunſtan erkannte, daß Alles auf dem Spiel ſtehe. Er ging dreiſten Schrittes zum Tiſche und ergriff das Papier mit feſter Hand.

— Dies ſcheint ein Todesurtel zu ſein, kaiſerlicher Herr! — rief er nach dem umherwandelnden Kaiſer hin —

— es iſt ein's, wie ich ſehe, und zwar gegen Zdenko von Zierotin's Sohn.

— Wie?

— Zdenko hat den jungen Mann an Sohnes Statt angenommen, weil er ein braver, gottesfürchtiger Jüngling iſt. Unterſchreibe es, Herr, und Du haſt ein Leben ausgelöſcht, welches in frommer Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit ſeinen Gott ſucht mitten durch Thränen und Noth. Der Vater iſt zum Märtyrer unchriſtlicher Feinde geworden, der Sohn werde es ebenfalls! Die Gegner brauchen Fahnen gegen Dich und die Kirche. Nein, ich habe Unrecht: die Kirche und Du gehen nicht mehr zuſammen. Ich komme vom heiligen Vater mit dem Oelzweige; Du weißt es, Du glaubſt es, aber Du weiſeſt den Oelzweig zurück. Der Sohn der Kirche widerſetzt ſich dem Vater derſelben —

— Höre auf, Jünger des heiligen Benedict, höre auf! Uebereile mich nicht! Ich ſelbſt will mich nicht übereilen, deshalb zögere ich. Im Gebet erſt will ich Sammlung und Faſſung ſuchen. Komm wieder mit der aufgehenden Sonne!

Die letzten Worte langſam und mit niederhängendem Haupte ſprechend winkte der Kaiſer leicht mit der Hand, ging zögernden Schrittes nach der Thür links, welche zu ſeinem Schlafzimmer führte, und — verſchwand.

Dunſtan ſah ihm leuchtenden Auges nach. Der Papierbogen, auf welchem Hanſens Todesurtheil geſchrieben ſtand, war noch in ſeinen Händen. Dieſe Hände zuckten, ſein Entſchluß war gefaßt.

Feſten Schrittes ging er hinaus auf den Corridor. Dort fand er Eggenberg noch und Gangelberger, die hin und her gingen und ſeiner harrten. Sie kamen ihm entgegen, und Eggenberg fragte ſchon von Weitem: Nun?

Dunſtan zeigte ihm das Urtel, ohne es aus der Hand zu geben, und ſagte zuverſichtlich: der Kaiſer hat das Urtel meinen Händen überlaſſen!

Victoria! rief mit gedämpfter Stimme Gangelberger, und zog das Blanquet hervor, welches eine Formel der Entlaſſung enthielt, den Freiherrn von Eggenberg bittend, er möge ihm im nächſten Kanzleizimmer ſeine Namensſchrift darunter ſetzen.

Im Hingehen fragte Eggenberg nach dem Weiteren, denn ihn intereſſirte es denn doch noch mehr, ob und wie weit der Kaiſer die große Wendung des politiſchen Syſtems annähme.

Dunſtan berichtete, daß die Grundfrage nachdrücklich zur Sprache gekommen, daß der Kaiſer mit der ganzen Wucht ſeiner inneren Perſönlichkeit in die Frage eingetreten ſei und ihn zu morgen früh wieder zu ſich beſchieden habe. Ganz früh, bei Sonnenaufgang!

Die Hauptſache ſchwebt alſo noch! ſagte Eggenberg und nahm die eingetauchte Feder, welche ihm Gangelberger reichte. — Solcher Weg mit einem Todesurtel iſt ungewöhnlich! ſagte er hierauf, und ſein Blick ruhte fragend auf dem ruhigen Antlitze Dunſtans.

— Wenn wir das Gewöhnliche nicht entbehren können — — entgegnete Dunſtan trocken — — dann bleibt es eben beim Alten, und Ihr ſeid verloren. Nur das Ungewöhnliche kann noch retten. Das weiß der Kaiſer jetzt, und da er's von Rom erfahren, ſo wird er's morgen ins Werk ſetzen. Mit dieſer Freilaſſung übrigens beginnt er ja heute ſchon, und Ihr werdet gut thun, es noch in der Nacht draußen die Oeſterreicher wiſſen zu laſſen, welche unter den Belagerern ſind. Die Wirkung wird nicht ausbleiben.

Eggenberg unterſchrieb. —

Dunſtan und Gangelberger gingen. Unten am Brunnen harrte ihrer, tief in den Mantel gehüllt, Herr Tocke. — Dieſer folgte ihnen; er wollte erhorchen, was geſchehen und was man vorhabe. Dunſtan und Gangelberger aber ſchwiegen auffallender Weiſe. Gangelberger ahnte, daß die Sache nicht ganz richtig ſei, wollte aber nicht fragen. Das unterſchriebene Blanquet ſtellte ja ſein Amt und ſein Gewiſſen ſicher, und dem Junker wollte er nicht ſchaden. Neue, zweifelvolle Notizen konnten in ſolcher Lage nur Unheil bringen, denn ſie konnten von ſeinem Gewiſſen Aufſchub verlangen.

An dem Eingange zur Herrengaſſe blieb Dunſtan unerwartet ſtehen, nahm das Urtel aus ſeiner Kutte, riß es in kleine Stücke, welche der Wind entführte, und ſprach: — Bringt den Junker, Herr Rath, ſogleich zu Harrach's Hauſe! Ich laſſe mein Maulthier ſatteln und geleite ihn hinaus über Hernals. Ja?

— Auf der Stelle. Ihr ſollt ja aber bis Sonnenaufgang — ?

— Bis dahin iſt noch eine Reihe von Stunden, welche für den Junker benützt werden müſſen. Abgemacht?

— Abgemacht!

Gangelberger ging den Kohlenmarkt hinab, Dunſtan die Herrengaſſe, an dem langſam ſchreitenden Tocke vorüber. Denn dieſer hatte im Vorübergehen verſtanden, daß Hernals das nächſte Ziel ſei. Wenn das Thor wirklich geöffnet würde, ſo wollte er mit hinaus. Der letzte Punkt der Verhinderung war ja gerade Hernals, wo Dampierre'ſche Reiter lagen.

Dunſtan, ſonſt ſo beſtimmt in ſeinen Entſchlüſſen, war jetzt unentſchloſſen. Sollte er zum Kaiſer zurückkehren, oder nicht? Er glaubte nicht an die neue Wendung in Rom, er glaubte nicht an die neue Wendung des Kaiſers. Sie ſchien ihm gegen die Natur, hier wie dort. In einigen Tagen konnte authentiſche Botſchaft von Rom kommen, morgen Vormittag ſchon hatte das Jeſuitenhaupt Audienz. Sollte er für einige Tage halber Wirkung —? Aber auch einige Tage neuer Wirkung konnten von Einfluß ſein auf den großen Kampf! Nein! Dieſer Ferdinand thut keinen Schritt, bis der Papſt direct befiehlt. Nein! ſchloß Dunſtan ab, du kehrſt nicht zum Kaiſer zurück, du gehſt von dannen mit Hans, beſtellſt dein Haus in der Schottenabtei, ordneſt oben mit Tſchirill und Golling, der nun unterrichtet werden muß, die ſtückweiſe Ueberſiedelung des Schatzes an einen ſichern Ort jenſeits der Grenze, und nimmſt draußen Zdenkos

Werk der einfachen Kirche auf, wie wenig Du auch dafür hoffen magſt.

Alſo denkend ging er an den wirklich ſchon harrenden Pferden bei Harrach's Hauſe vorüber in die Schotten-Abtei.

Gangelberger machte im Schrannenhauſe wenig Umſtände. Ihm ſchwante davon, daß ſich die ganze Befreiung auf einer morſchen Brücke über einen tiefen und reißenden Strom bewege. Leiſe auftreten, eilig gehen! war ſeine Loſung. Er ſagte Hans kaum frei heraus, daß die Gefangenſchaft zu Ende gehe, er trieb ihn nur an, ſich fertig zu machen und ihm zu folgen nach dem Harrach'ſchen Hauſe. Pudel erfuhr gar nichts, und ſah unangenehm verblüfft darein, als der Junker ohne ſein Zuthun hinaus geführt wurde. An gewiſſen Kleinigkeiten, welche der Junker ſonſt bei Ausgängen mit dem Rathe nicht zu ſich geſteckt, meinte Pudel zu erkennen, daß der diesmalige Ausgang nicht geheuer ſei, und daß des Junkers Rettung am Ende nicht mehr von ihm abhängen könne. Bittere Verachtung der Menſchen erhob ſich in ſeiner Seele, und als er die eiſerne Thür zuſchlug, vielleicht zum letzten Male hinter dieſem „gebüldeten" Junker zuſchlug, da ſtieß er eine Verwünſchung aus gegen die Menſchheit, gegen dieſe thörichte Menſchheit, welche hartnäckig bezweifeln wolle, daß ein Pudel und ein Natzi nicht ebenſo gut eine Herrſchaft verwalten könnten, wie ein unſauberes Gefängniß. Pfui! war ſein letztes Wort, trotz der Handvoll Goldſtücke, die er unverdient eingeſäckelt hatte vor wenig Stunden.

Als Gangelberger und Hans vor die Harrach'ſchen Häuſer kamen, war Dunſtan mit ſeinem Maulthier noch nicht da, und Gangelberger mußte Hanſens Verlangen weichen, einen Augenblick dort einzutreten. Vielleicht wachte Fräulein Iſabella noch, und er wollte ſo gern von ihr Abſchied nehmen, von dieſer guten, liebevollen Freundin! — Harrach kam ihnen ſchon auf der Treppe entgegen. Er war, wie Gangelberger, gegen jeden Verzug. Und es wäre auch beſſer, ſprach er, Ihr trätet gar nicht ein ins Hernalſer Schloß. Es iſt voll von Dampierre'ſchen Panzerreitern, welche man giftig aufgeſtachelt hat. Heute Nacht zudem werden ſie auf den Beinen ſein, denn man fürchtet einen Ueberfall der Bethlen'ſchen Horden. Bethlen will die Einſchließung der Stadt vollenden und auch von dieſer Seite bis an die Donau dringen. Es iſt von den Unſerigen Alles in Bewegung, und Ihr findet das Schottenthor offen, weil Boucquoi die Straße nach Nußdorf hinaus beſetzt hat. Am beſten iſt, Ihr ſchickt nur meinen Reitknecht ins Schloß hinein zur Jörger. Sie weiß durch meine Tochter, daß ihr vielleicht kommt. Selbſt zur Abreiſe gerüſtet will ſie auf Euch warten. Mit ihr links nach Hütteldorf hinüber kommt Ihr am raſcheſten aus dem Bereich unſerer Truppen und unter öſterreichiſche Kriegsleute, denn an der Reichsſtraße hinauf lagern Fähnlein von den Hornern.

Da wurde die Ankunft Dunſtans gemeldet. Harrach eilte vors Haus, um dieſem der Gegend genau Kundigen ähnliche Mittheilungen zu machen. Hans aber flog die Treppe aufwärts, denn da oben erſchien Iſabella und winkte ihm den Abſchied zu mit beiden Armen. Ein rückwärts ſtehendes Licht zeichnete die volle, ſchöne Geſtalt in eine dämmervolle Beleuchtung. Ihr Auge war wol auch diesmal feucht, aber es war eine Freudenthräne. Dieſes wahrhaft liebende Mädchen freute ſich innig, den Freund errettet zu ſehen. Sie wußte es wohl, daß er vielleicht auf Nimmerwiederſehen für ſie von dannen ging; ſie wußte es wohl, daß der unklare Traum einer Möglichkeit — nun völlig verfliegen müſſe. Aber ſie gehörte zu jenen weiblichen Engeln, welche zuletzt an ſich ſelbſt denken. Thörichter Junker! dem Gefühl, welches dich jetzt anweht aus dem Handkuſſe dieſes Mädchens, ſollteſt du dich hingeben! Dies Mädchen beglückt wie eine Gabe des Himmels, und ihr Beſitz liegt dir näher als der Ludmillas! denn dieſe Iſabella iſt ſo einfach und einig in ſich, daß ſie für eine gegenſeitige Liebe Alles, Alles opfert. Sie tritt vor ihren Vater hin, der ſie bis zur Schwäche liebt, und ſagt ihm mit rührender Wahrhaftigkeit: Dort iſt mein Glück. Sie ſagt Waldſtein ſanft und ruhig daſſelbe, und der ſtolze Mann iſt nicht angethan dies zu überhören. Dies Alles iſt ſeit Wochen, ſeit Monden in ihren Träumen dageweſen, aber ſie hat es ſich im Wachen nie ausgeſprochen, ſie ſpricht es niemals vor ſich ſelber aus, wenn nicht deine Stimme die ihrige weckt. Sie iſt eine Blume, welche nur im Sonnenſtrahl ſich aufſchließt; im Dunklen bleiben ihre Blätter feſt verſchloſſen immerdar. Dein Herz, dein Auge, dein Mund beſitzen dieſen Sonnenſtrahl für ſie! Du weißt es nur nicht. Jetzt, indem du ihr ſo treu und warm ins Auge ſiehſt, indem ihre Abſchiedswehmuth wie linde Luft in dein Inneres fächelt, jetzt biſt du nahe daran es zu erfahren; verweile nur noch einige Minuten, und es entfaltet ſich Alles, was dein Charakter braucht zu einem dauerhaften Lebensglück — !

Kommt, Junker, kommt! rief unten von der Hausthür eine Stimme, und — die aufdämmernde neue Welt verſank ihm. Er drückte ihr raſch und herzlich beide Hände und flog hinab. Sie ſah ihm liebevoll nach von oben. Ohne irgend eine Reue, ohne irgend eine Enttäuſchung. Ihre Güte des Herzens wußte ja nicht, daß noch etwas Anderes zu wünſchen ſei, als ſeine Errettung und ſein Glück!

— Auf Wiederſehen in einer beſſern Zeit! ſagte Gangelberger, und umarmte den Junker ſtark und herzhaft. — Dank für Alles! flüſterte Hans, und nachdem er auch dem ſo gütigen Harrach die Hand geſchüttelt, ſchwang er ſich aufs Pferd und ritt mit Dunſtan in die Schottengaſſe hinein.

Das Thor war wirklich offen. Es war's auch für Herrn Tocke geweſen, der längſt hinaus war. Innen und außen Kriegsleute. Aber ſie kümmerten ſich nicht um den durchreitenden Hans und Dunſtan. —

Endlich waren ſie außen. Hans holte tiefen Athem. Es ſtand vor ihm, wie er in warmer Sonnengluth damals auf den Mehlſäcken hier eingefahren war. Jetzt ſtürmte der ſchneidende Wiener Wind, aber der jugendliche Körper des Junkers erfreute ſich dieſer ſchneidenden Friſche.

— Wir thun beſſer, ſprach Dunſtan, als ſie an die Luken kamen, wenn wir gar nicht einkehren in Hernals, ſondern unverweilt hinauf reiten in den Wald.

— Aber Frau Amalie wartet!

— Wenn auch.

— Sie will endlich ſelber fort, wahrſcheinlich muß ſie, und kann unterwegs meines Schutzes bedürfen.

— Sei froh, wenn Du Dich ſelbſt hinreichend beſchützen kannſt. In einer halben Stunde iſt ſie ja bei den Vorpoſten ihrer Partei.

— Aber, Freund Dunſtan, geben wir denn Alles auf, was uns Vater Zdenko auf die Seele gebunden? Frau Amalie iſt ja doch ein Mittelpunkt für unſere Vorbereitungen und Verbindungen zu unſerer einfachen Kirche. Müſſen wir nicht Verabredung mit ihr treffen? In der Verwirrung dieſes Sommers wird unſer Concilium in Prag unausgeführt geblieben ſein. Wollen und müſſen wir nicht die Fäden wieder aufnehmen, und iſt dazu nicht Frau Amalie von größter Wichtigkeit?

— Das iſt freilich wahr. Nun denn, meinethalben! Aber beeilen wir uns, und ſeien wir vorſichtig! Ich will allein in den Schloßhof hinein; meine Kutte wird reſpectirt von den aufgehetzten Reitern. Bleib Du außen. Die Jörger ſoll fertig ſein zur Abfahrt, kann alſo bald heraus kommen. Eben ſo Dein Reitknecht, der ſich Deine Pferde hat wegnehmen laſſen, alſo nichts mehr zu thun hat.

So wurde es ausgeführt. Hans ritt mit ſeinem Harrachſchen Reitknecht ſeitwärts, um hinter dem Gartenwalle zu warten; Dunſtan ritt in den Schloßhof hinein. Dieſer war angefüllt mit geſattelten Roſſen; die Reiter ſelbſt ſtanden in Gruppen umher und empfingen Dunſtan erſt mit erſtauntem, dann mit drohendem Zurufe: „Wo iſt der Ketzer? Wo iſt der verrätheriſche Ketzer?“ war die Formel, in welcher die Zurufe ſich nach und nach vereinigten. Dunſtan antwortete zunächſt nicht, ſondern machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, welche von einigen mit ein Zeichen geiſtlichen Segens aufgefaßt wurde und theilweiſe Ruhe hervorbrachte. Dann rief Dunſtan mit lauter Stimme nach Spath, dem Gärtner. Diejenigen, welche die Handbewegung als Segen aufgenommen, wiederholten den Ruf, und einer ſchrie unmittelbar in den Haupteingang des Schloſſes hinein: Spath! Spath!

Spath erſchien in der Hausthür, und als er im Mondſcheine den Herrn Pater erkannt, rief er einen Diener, welcher das Maulthier halten ſollte. Den Pater ſelbſt führte er zur gnädigen Frau hinauf. Unterwegs erzählte er ihm ſchnell und leiſe, was der drohende Ruf zu bedeuten habe. Wir wiſſen ſelbſt nicht, was eigentlich vorgegangen, ſagte er, — vor etwa einer Viertelſtunde kam ein Bekannter des Herrn Candidaten Götzinger, und fragte nach dieſem. Es wurde ihm geſagt, daß der Herr Candidat mit dem gnädigen Herrn fortgereiſt ſei, und darauf ging der kleine Mann wieder. Es dauerte aber gar nicht lange, ſo entſtand Spectakel unter den Reitern. Der ſächſiſche Junker, der Ketzer, der das Stubenthor damals von innen geſprengt, komme hier heraus; er ſei entwiſcht und wolle nach dem Walde hinüber. Ein Reiter ſaß gleich auf, um die Kriegsleute, die in Dornbach ſtehen, an den Weg zu ſprengen. Die andern ſchrieen immer grimmiger durcheinander. Ein Mönch von den Schotten entführe den Ketzer. Dieſer Mönch wolle ein öſterreichiſcher Luther werden; man ſollte ihn beim Kragen nehmen. —

— So, ſo? entgegnete Dunſtan oben auf dem Vorſaale — — iſt's wahr, daß die gnädige Frau zur Abreiſe gerüſtet iſt?

— Alles iſt fertig; die Pferde brauchen nur angeſpannt zu werden!

— Und des Junkers Reitknecht?

— Steckt hinten bei mir im Backſtübel. Er darf ſich nicht ſehen laſſen; er hat geſchimpft, und die Reiter haben ihm das Lutherthum abgemerkt.

— Er ſoll hinaus auf den Weg nach Hütteldorf, und auf den Wagen der gnädigen Frau warten. Die wird ihn mitnehmen. Werden die Reiter den Wagen und die gnädige Frau fortlaſſen?

— Ich denk' wol!

— So laſſ' anſpannen und vorfahren, und ſchleich' hinten auf den Gartenwall. Unter ihm hält der Junker. Führ' ihn hinüber auf den Hütteldorfer Weg zu ſeinem Reitknecht. Von dort ſoll er — ich laſſ' es ihm nachdrücklich ſagen — mit der gnädigen Frau auf der Stelle fort!

— Aber Ihr ſelber, würdiger —

— Sie ſollen auf mich ja nicht warten. Wenigſtens nicht eher als in Purkersdorf, wo ſie ſicher ſind. Ich komme ſchon nach, der öſterreichiſche Luther wird doch mit einem Haufen von Kriegsknechten fertig werden. — Und noch Eins! Würde es ärger, als ich denke, und müßte ich wieder nach Wien hinein, ſo ſage oben dem Tſchirill, daß er getreulich aushalten ſolle, bis ich oder der Junker Hans käme. Jetzt geh' mit Gott!

Spath ging und beſorgte Alles richtig. Nur noch praktiſcher. Er nahm Tartſch gleich mit zu ſeinem Herrn, damit er ſie zuſammen hinüberführen könne, wo der Hütteldorfer Weg durch eine Grube ging und man von fern auch einen Reiter nicht entdecken konnte. Hans widerſprach zwar Anfangs; er wollte den Pater Dunſtan nicht allein laſſen, aber Spath erwiderte: der würdige Herr hat „nachdrücklich“ geſagt!

So ging's denn hinüber unter den Aeußerungen der Unzufriedenheit, welche Tartſch nicht unterdrücken konnte darüber, daß die braven Pferde zum Teufel gegangen und er ſelbſt dabei die ſchönſten Prügel bekommen. —

— Haſt Du das Geld noch?

— Das freilich!

Sie kamen ungefährdet über geackertes Feld auf den Weg in der Grube, und Hans ahnte nicht, wie gefährdet Dunſtan ſei; denn der geſcheidte Spath hatte ihm nicht Alles geſagt.

Als Dunſtan mit Frau Amalie in den Hof kam, hatten die Reiter einen Schluß gefaßt. Sie ließen die Frau aufſteigen und fortfahren, als aber der Pater auf ſeinem Maulthier ihr folgen wollte, hielten ſie das Thier am Zügel feſt und erklärten: er müſſe den Ketzer ſchaffen; er wiſſe, wo er ſei.

Pater Dunſtan erhob ſeinen Sinn und ſeine Stimme zu ganzer Kraft, und predigte in ſie hinein, daß ſie wirklich einen Augenblick betroffen abſtanden. Da rief aber Einer von der Mauer herüber — Herr Tocke hatte es ihm aus einem Fenſter ſoufflirt —: Grade ſo hat der Doctor Luther gepredigt! der verſtand's gerade ſo. Laßt den öſterreichiſchen Luther nicht aus! Bringt ihn nach Wien zu den frommen Jeſuitern!

Dies wurde das Loſungswort. Vier Reiter ſtiegen auf ihre Pferde, nahmen den Pater in ihre Mitte, und: Vorwärts! ſchrieen alle, nach Wien zu den Jeſuitern!

22.

Ein hochgewachſener Mann ging über die Prager Brücke nach der „Kleinſeite“ hinüber. Es war gegen Sonnenuntergang; die Luft war kalt und rein, und ein Schneeflaum ſäumte ſchon links vor ihm den Laurenzerberg, rechts oben die Dächer und Thürme des Hradſchin. Dennoch ließ der Mann ſeinen Mantel flattern, er zog ihn nicht an ſich; er war ein vollſaftiger, blutvoller und geſunder Mann, ganz und gar nicht froſtig. Mitten auf der Brücke blieb er ſtehen, und ſein Auge ſchweifte rings um die breite Schlucht der Moldau, in welcher ſich die Prager Städte gelagert, die Alt- und Neuſtadt in der Ebene, die Kleinſeite und der Hradſchin drüben an dem Berge hinauf. Der rothe Glanz der untergehenden Sonne beleuchtete oben die Fenſter des Hradſchin-Schloſſes grell und blendend, und dies ſchien die Gedanken des Mannes anzuregen. Wie Blut! flüſterte er und ſchritt weiter. Als er drüben auf der Kleinſeite war, blieb er ſtehen. Er ſchien zu überlegen, ob er die Fahrſtraße gerade vor ſich, welche in großem Umwege zum Hradſchin hinauf leitet, oder ob er gleich rechts ab den ſteilen, kürzern Weg einſchlagen ſolle. Sein lichtes Kopf- und Barthaar zeigte ſchon weiße Spitzen, er mochte den Sechzigen nahe ſein, und war alſo wol auf den bequemeren Fahrweg angewieſen. Dennoch machte er eine raſche Wendung nach rechts, und ſtieg rüſtig den ſteilen Weg hinan. In der Mitte des Wegs und oben nur blieb er ſtehen; wol nicht aus Müdigkeit, ſondern der Ausſicht wegen die Moldau abwärts und aufwärts. Links abwärts wendet ſie ſich plätſchernd um die Altſtadt und in Baumgruppen hinein. Jenſeits derſelben zeigen ſich kahle, unſchöne Hügel. Rechts aufwärts tritt ſie bei der kleinen Wiſchehrad-Höhe, der älteſten Prager Stätte, in die Schlucht herein, und geht zwiſchen Inſeln und über Wehre der ſteinernen Brücke zu am bewaldeten Laurenzerberge entlang. Durch dieſe Eintrittspforte am Wiſchehrad allein öffnete ſich ein Blick in die Weite nach Abend hin. Die Sonne ſank da eben roth unter und blendete das Auge des Beſchauers. Blau, grün und gelb ſpielte es ihm vor der Pupille, und der Mann ſtöhnte vor ſich hin: Bunt, bunt und keine Ausſicht!

Dies iſt überhaupt die Schwäche der Prager Situation: die alten thurmreichen Gebäude, die ſcharfe Abwechſelung von Fläche und Höhe, das dazwiſchen durchrinnende Waſſer, vor Allem der bewaldete Laurenzerberg und der ſtattlich herabſchauende Hradſchin mit Schlöſſern und Kirchen treten maleriſch vors Auge, oder richtiger „pittoresk“, denn das fremde Wort ſchließt etwas Ueberraſchendes und Grelles in ſich; — aber der Hintergrund fehlt faſt durchweg, oder er ſtört durch Oede und Trockenheit. Selbſt der einzige Blick beim Wiſchehrad hinaus in die Ferne iſt unbedeutend, faſt leer.

Dachte der Mann da oben Aehnliches? Er ſchüttelte wenigſtens mit dem Haupte und ging weiter; er ſchien nicht behaglich geſtimmt zu ſein, und doch war ſein wohlausgearbeiteter Kopf mit geſunder Färbung des Angeſichts offenbar gewohnt, fröhlich in Luſt und Leben hinein zu ſchauen. Es war der Freiherr von Loß, der zum Schloſſe hinauf ging, wo er den Abend zubringen wollte. Seiner Tochter wegen. Es war wieder einmal feſtliche Geſellſchaft da oben, wie herkömmlich ſeit Monaten, ſeit der erwählte König Friedrich mit ſeiner lebensluſtigen jungen Königin da eingezogen war von Heidelberg und Amberg her.

Loß ſelbſt nahm keinen rechten inneren Antheil an dem Treiben da oben, obwol er zu der eigentlichen Partei, und zwar nächſt Raupowa obenan, gerechnet wurde, welche den calviniſchen König durchgeſetzt hatte. Er hatte viel von ſeinem guten Humor verloren ſeit Einführung der neuen Königsherrlichkeit. Die ganze Waare iſt mir zu leicht! pflegte er gegen Budowa zu äußern, an welchen er ſich neuerdings vorzugsweiſe angeſchloſſen, vielleicht weil Budowa dieſe politiſche Anſicht theilte.

Seine erſte Frage war denn auch, als er ins Schloß trat: ob Herr von Budowa ſchon oben wäre? Und als ſie bejaht wurde, ſchritt er etwas munterer die Stiegen hinauf, zerſtreut den Marſchällen, Dienern und Aufwärtern zuſchauend, welche Lichter anzündeten, Tafeln ſchleppten, Teppiche breiteten und was dergleichen mehr war. Die hohen Herrſchaften ſeien zur Jagd draußen im Thiergarten am weißen Berge, und würden jeden Augenblick erwartet. Dann folgte Umkleidung, dann Tafel, dann Tanz. — Iſt meine Tochter auch draußen? — Allerdings.

Sie war wirklich Hofdame der Königin und wohnte im Schloſſe. Auch das war Loß gar nicht genehm. Er liebte ſeine Mädchen zärtlich, er liebte die Häuslichkeit mit ihnen, und nun hatte er nur noch die „Purzel“ daheim, und mußte immer hier heraufſteigen, wenn er ſeine „Mille“ ſehen wollte. Denn ſie kam nur in ſein Haus hinunter, wenn's einmal einen ſtillen Tag gab hier oben, und das war ſelten genug.

Er ſchritt durch die großen Gemächer auf ein Nebenzimmer zu. Sie nannten es die „politiſche Stube“, weil ſich die ernſthaften Männer da zu finden pflegten neben all dem Saus und Braus. Dort trat ihm auch jetzt Budowa entgegen mit der Verſicherung, daß er ihn ungeduldig erwartet habe.

— Giebt's Neues? fragte Loß.

— Ja wol — antwortete Budowa — wenn Du ihm nicht ſchon begegnet biſt.

— Wem?

— Dem Thurn!

— Der iſt wieder da? — Wie damals?

— Wie im Frühjahr!

— Na, uns überraſcht es nicht.

— Nein. Dieſe Helden erobern Wien nicht. Er ſagt, der Bethlen ſei plötzlich abgezogen unter dem Vorwande: der Paſcha von Ofen bedrohe ihn, und Drugeth dringe mit polniſchen Heerhaufen ins Oberungriſche, ſein Rücken ſei bedroht, den müſſe er erſt decken. Er werde wiederkommen.

— Das Lügenmaul!

— Da habe er denn allein, der Thurn, das Feld nicht halten können gegen Boucquoi und Dampierre, denn die Kriegshilfe der Horner bedeute nichts.

— Und nun ſind wir ſo weit wie zuvor, und der Kaiſer hat Luſt.

— Luſt. Viel mehr auch noch nicht. Aber die hochfliegenden Pläne der Unſrigen ſind arg beſchnitten. Der Städtetag in Nürnberg hat nicht viel ausgegeben für uns, der Fürſtentag in Mühlhauſen erklärt ſich gegen uns, und unſer natürlichſter Verbündeter, die Union in Ober-Deutſchland verhält ſich flau und furchtſam. Sie fürchtet den Baier, der furchtbar rüſten ſoll, ſie fürchtet die Liga, die den Baier an ihre Spitze ſtellen will, und wird uns im Stich laſſen, wenn's zum Schlagen kommt

— Du meinſt?

— Die Liga iſt eine ſtarke Verbindung, denn ſie hat ein einfaches Element, hat reiche Quellen und hat einen Feldherrn. Das Element iſt die katholiſche Kirche, in welcher man ſich nicht zankt und zerſplittert wie in der proteſtantiſchen, die Quellen ſind das wohlhabende Baierland und das reiche Rheinland unter den drei geiſtlichen Kurhüten, der Feldherr iſt der kleine Tilly, den ich kenne und dem ich viel zutraue. Den Winter werden wir noch Ruhe haben zu — Spiel und Tanz; mit dem Frühjahr aber wird man uns zeigen, daß wir nichts vorbereitet, nichts geſchaffen haben. Dann wird der Kaiſer die Acht durchgeſetzt haben beim Kurfürſtencollegium gegen den Räuber des böhmiſchen Kurhutes, und dann wird man von allen Seiten gegen uns einrücken, wahrſcheinlich auch von Sachſen, und dann wird ſich's enthüllen, daß wir keinen eigentlich ſchöpferiſchen Menſchen unter uns haben, weder einen böhmiſchen, noch einen fremden.

— Auch der Mansfelder nicht?

— Nein.

— Und der Anhalt?

— Auch nicht. Nehmen wir mit Bewußtſein den Winter wahr, der noch leidlich ſicher vor uns liegt. Genießen wir das Endchen Leben, welches uns noch vergönnt iſt! Ach, Loß, auch das iſt Redensart. Wenn man über Sechzig iſt, iſt's vorbei! Schau mich an, wie hab' ich mich entwickelt ſeit dem letzten halben Jahre! Kläglich. Das Alter bricht aus allen Poren. Als ob es zehn Jahre her wäre, daß ich bei Laa hinein ins Oeſterreich ritt zu einem Feldzuge neben dem Starſchädel —

— Und von dem nichts Neues?

— O ja, aber was nützt Dir's, Papa?

— Wie ſo? Ich liebe den Jungen, wenn auch —

— Wenn auch kein Menſch Deiner Meinung iſt, ſelbſt Deine Tochter nicht. Schüttle Dich nicht. Ich bin Deiner Meinung.

— Du übertreibſt! Was weißt Du von meiner Mille!

— Daß ſie ein ſchönes, liebenswürdiges Mädchen iſt, welches ſich gern unterhält und gern unterhalten läßt von Leuten, die Witz haben und nicht zu alt ſind. —

— Wenzel!

— Daß ſie ein kurzes Gedächtniß hat für Dinge und Perſonen, welche ihr eine Zeitlang aus den Augen gerückt ſind, und daß ſie deshalb naturgemäß den Rudolph Mitzlau nicht vergeſſen hat und mit Vergnügen anſieht und anhört, ja daß ſie auch die düſtere Aufmerkſamkeit des Zierotin Jaromir graziös zu würdigen weiß —

— Budowa!

— Daß ſie endlich einen Freund wie den armen Hans Starſchädel, welcher ihr vor einem halben Jahre näher anzugehören ſchien, als ein gewöhnlicher Freund, aus dem Sinne verlieren kann, wie man eine mäßig anſprechende Perſon aus dem Sinne verliert, welcher man einmal zufällig begegnet iſt.

— Das iſt unrichtig, ganz unrichtig. Als vor vierzehn Tagen der Brief von Harrach's Iſabella ankam mit der Nachricht, Hans ſei frei und aus Wien hinaus, da war mein Mädchen außer ſich vor Freude, fiel mir um den Hals und weinte und jubelte in einem Athem. Sie iſt nur anders als Andere, weil ſie einen ſehr beweglichen Geiſt hat. Ihr Gefühl iſt tief und ſtark, ſo ſehr, daß ich manchmal davor erſchrecke. Aber das iſt wahr: warten kann das unbändige Mädel nicht. Warum kam er auch nicht, der thörichte Junge! Jetzt ſind's faſt drei Wochen, daß er aus Wien iſt, und hat ihn Jemand in Prag geſehen? Niemand. Daß Mille darüber ärgerlich wurde und jetzt thut, als ob ſie ſich ihn aus dem Sinn geſchlagen, das iſt an der wilden Hummel natürlich.

— Und daß die Verleumdungen, welche ſofort wieder auftauchten gegen den armen Hans, nicht ohne Eindruck geblieben ſind auch auf ſie, das iſt ebenfalls natürlich.

— Nein, nein, ſie haben ihr keinen Eindruck gemacht!

— Loß, täuſche Dich nicht über Dein Kind! Es iſt eitel — wenigſtens nicht ohne Eitelkeit. Es kann ihr nicht gleichgiltig ſein, wenn man den Junker immer wieder verdächtigt, wenn man ihm ſchmähliche Dinge nachſagt. Sie will glänzen, auch mit ihrem — Freunde glänzen. Er wird ihr entſtellt durch die ſtete Anſchwärzung; ſie wendet ſich ab, um zu vergeſſen, und ſie vergißt.

— Nein! Stolz iſt ſie, und es kränkt ſie, daß er ausbleibt, daß er nicht einmal brieflich Nachricht giebt, er der ſchreiben kann wie ein Kanzler!

— Er hat ja geſchrieben.

— An Dich; nicht an ſie, nicht einmal an mich.

— Er will nicht zudringlich ſcheinen. Von der Harrach Iſabella weiß er, und von der Jörger und aus den Reden Raupowa's, der ſich jetzt in Linz aufgehalten, hat er erfahren, daß Ludmilla in heiterſter Laune gelebt, während er auf den Tod gefangen ſaß, daß ſie alle Huldigungen junger Männer gefällig entgegennimmt, und die des Mitzlau mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit.

— Weil er aufdringlich und wirklich unterhaltend iſt!

— Hat ihn das aufmuntern können, ebenfalls aufdringlich zu ſein gegen Euch?

— Was hab' ich damit zu thun?

— Freund Loß, Du haſt ihn bis zur Scene in Ebersdorf ebenfalls in argem Verdachte gehabt und ihn abſtoßend behandelt. Glaubſt Du denn, daß er das nicht gemerkt hat?

— Ja doch! Aber in Ebersdorf hab' ich geſehen, daß das Alles nicht wahr ſein konnte, und daß er ein kreuzbraver Junge iſt. Und da hab' ich ihn ans Herz gedrückt und ihn innerlich um Verzeihung gebeten.

— Innerlich. Ausgeſprochen haſt Du's nicht.

— Dazu war keine Zeit.

— Und er war nicht in der Stimmung, ſeine Bemerkungen zu machen über Deine Innerlichkeit; er war in Verzweiflung. Aus dem Briefe an mich, den er mir aus Linz geſchrieben, haſt Du ja doch erſehen können, wie er unſicher nach Dir fragt, und wie viel ihm daran gelegen iſt.

— Kommen hätte er ſollen, da wüßte er's, daß ich ihm herzlich Alles abgebeten!

— Kommen! Ich hab' Dir ja geſagt, daß er in ſchwerer Sorge iſt um den Pater von den Schotten, um ſeinen Befreier, den ſie in Purkersdorf vergeblich erwartet haben. In Linz iſt er doch näher, kann eher etwas erfahren, kann eher etwas veranlaſſen oder zuthun. Ich habe heute einen zweiten Brief —

— Ah?!

— Er hat Nachricht über den Pater. Dampierre'ſche Reiter haben ihn zu den Jeſuiten ſchleppen wollen; es hat heftige Scenen gegeben zwiſchen den Benedictinern und den Jeſuiten, das Holz brennt noch, aber der Pater iſt nicht in die Hände der Jeſuiten gefallen, wenn auch noch gefährdet. Er ſcheint ein verwegenes Spiel mit dem Kaiſer gewagt zu haben, durch welches er den Hans befreit hat; er iſt offenbar ein grundtüchtiger Mann, dieſer Dunſtan, der Special des alten Zierotin, und auch für unſer „einfaches Chriſtenthum" ſcheint er die Führerrolle des verſtorbenen Freundes zu übernehmen —

— Verrückte Menſchen, die Ihr ſeid mit Eurem einfachen Chriſtenthum! Wir ſind einfach genug.

— Ja, Euer Scultetus an der Spitze, der uns Prag aufregt in Entrüſtung mit ſeiner Bilderſtürmerei —

— Wir brauchen eben keine Bilder!

— Und die Lutheraner dahin bringt, daß ſie Euch Calviner zu haſſen anfangen wie Papiſten.

— Reformirte ſind wir.

— Das iſt eine ſchöne Einfachheit ohne Liebe und Duldung! Ich habe bisher nicht geſchwärmt für die Gründung einer „einfachen Kirche"; was ich aber ſeit Monden hier erlebt ſeit Einſetzung eines calviniſchen Königs, ſeit dem Wüthen ſeines Hofgeiſtlichen, dieſes dreiſten Scultetus, das hat mich belehrt, ich ſei doch zu gleichgiltig geweſen gegen die Pläne des alten Zierotin, und es ſei doch ſehr achtungswerth, daß Hans und die Jörger und Pater Dunſtan die Gründung der einfachen Kirche herzhaft aufnehmen.

— Damit noch mehr Verwirrung entſteht!

— Dies iſt der zweite Grund, warum Hans zögert. Er arbeitet mit der Jörger, die abgeriſſenen Verbindungen alle wieder anzuknüpfen. Und wenn er morgen käme, Freund Loß, da würde ſich — ſo fürchte ich — ſehr bald zeigen —

— Es würde ſich zeigen, daß ich ihn mit offenen Armen aufnehme.

— Das thut unſer braver Loß gewiß nicht, wenn der ſächſiſche Junker Starſchädel gemeint iſt! rief eine Stimme aus dem anſtoßenden Saale in die „politiſche Stube“ hinein, deren Thür offen ſtand.

Loß und Budowa ſahen ſich ärgerlich um. Es war die Stimme Wilhelm von Raupowa's, der von Linz angekommen war und jetzt an der Schwelle der politiſchen Stube ſtand. Der Saal hinter ihm hatte ſich mit Gäſten gefüllt, und durch Raupowa's laut gerufene Worte waren mehrere Männer an die Schwelle herbeigezogen worden.

— Was ſollte mich dann abhalten, einen tüchtigen jungen Mann mit offenen Armen aufzunehmen, den ich als tüchtigen jungen Mann kenne? entgegnete unmuthig Loß.

— Die Ueberzeugung, daß Du Dich in ihm geirrt haſt! — höhnte Raupowa. Und Du haſt Dich geirrt — fuhr er fort — ich hab's eben wieder friſch erfahren in Linz. Ich hab's immer geſagt, und die Folge hat's regelmäßig beſtätigt. Ich habe damals in Ebersdorf den Thurn gewarnt: überlaſſ' dieſem Duckmäuſer nicht eine wichtige Action! er iſt ein Schulmeiſterjunge mit ſeinem Hokuspokus von Kriegswiſſenſchaft, und wenn's zur praktiſchen Ausführung kommt, wird er ſich als unpraktiſchen Schuljungen erweiſen. Was geſchah? Er ſchickt ihn doch nach Wien hinein mit der wichtigſten Aufgabe, und wartet außen und wartet und verwartet die koſtbare Zeit, bis der Burſch da innen erſt auf dem Klaren iſt, daß er von den Papiſten nichts Beſonderes zu erwarten hat, und dann kommt er erſt mit ſeiner ſchülermäßig angefertigten und ſchülermäßig angelegten Petarde, und bringt ein Loch im Thorflügel zu Wege, durch welches eine Maus ſchlüpfen kann! Spectakel! dafür die Zeit verloren, und das Zutrauen verloren in unſere Leute, und den Wiener Mauern und Thoren eine Reputation gemacht, als ſeien ſie undurchdringlich! Der ſchulmeiſterlich und hochdeutſch ſchwätzende Burſche hat damals nicht mehr und nicht minder zu Stande gebracht, als die ganze Belagerung zu verderben. Die Wiener wußten das auch, und hielten ihn ſein ſäuberlich in ritterlichem Gefängniſſe. Bei näherer Kenntniß ſeines umgänglichen Charakters thaten ſie noch mehr! Sie ließen ihn ſpazieren gehen, und die Herren Miniſter unterhielten ſich mit ihm über Papſt und Kaiſer. Jeden ehrlichen evangeliſchen Feind, den ſie dergeſtalt in flagranti ergriffen, hätten ſie ganz anders tractirt, ſie hätten keine Umſtände gemacht, ſondern den ehrlichen Hochverräther in die andere Welt befördert. Warum thaten ſie's denn mit dieſem ſächſiſchen Junker nicht? Etwa ſeiner ſchönen blauen Augen wegen nicht? Ja doch! Sie merkten die Renegaten-Natur in ihm, und daß er als deutſcher Pfaff in Ritterſtiefeln zu brauchen wäre. Der Ausgang hat's dargethan, auf allen Gaſſen drüben in Linz könnt Ihr ihn erzählen hören. Sie haben einen Meiſterzug mit ihm thun wollen, die klugen Herren in der Burg. Von Toleranz haben ſie plötzlich geheuchelt, um die Gegner irre zu machen, und zur Vogelſcheuche dafür haben ſie ſich den ſächſiſchen Junker präparirt. In der Stille hat er übertreten müſſen zum Papismus, und dafür iſt ihm Leben und Freiheit verſprochen worden. Und mit welch allerliebſter Komödie haben ſie das durchgeführt! Entfliehen hat er müſſen bei Nacht und Nebel, damit er außen als Märtyrer erſcheine und doppelt wirkſam werde, wenn er von Toleranz-Ideen in der Burg erzähle! Und einen alten Mönch haben ſie ihm bis vors Thor mitgegeben, den Special des verrückten Zierotin, damit ſie doch einen von Beiden wieder einfangen könnten zum Schein der Verfolgung. Dem alten Polterer thut natürlich kein Menſch was in Wien! Im Gegentheil! Er thut auch ſeine Dienſte. Er muß in Rom geweſen ſein beim Papſte ſelber, und muß die Toleranzfrage von dort in die Burg gebracht haben, damit dieſe Kriegsliſt auch gleich den römiſchen Stempel trage und Zutrauen erwecke unter allen Schwankenden. Nächſtens fährt denn dieſer Mönch auch heraus aus dem Wiener Bau, um zu predigen und zu verkündigen, es ſei eine Ausgleichung im Werke mit der Religion! Schwierig freilich, recht ſchwierig! Man habe auch ihn gerupft, aber allmälig habe ſich's doch aufgeklärt, daß in der Burg guter Wille herrſche für verſöhnliche Dogmen, und man möge nur ja den Krieg ruhen laſſen! Das wird der Mönch in den ſogenannten Erbländern verkünden, und der Herr Junker wird das Geſchäft in Deutſchland verrichten, zwei Jeſuiten auf andere Manier, zwei Jeſuiten in unſeren Schafpelzen — dies, Du irregeführter Loß, iſt der tüchtige junge Mann, welchen Du mit offenen Armen empfangen willſt! Ein Renegat iſt's, ein Lump, dem ich die Beine zerſchlage, wenn er mir auf böhmiſcher Erde begegnen ſollte!

Eine tiefe Stille herrſchte nach dieſer heftig vorgetragenen Rede. Sie hatte etwas Ueberraſchendes in ihren verſchlungenen Windungen von Kriegsliſt. Derlei war wol an der Tagesordnung, wie immer, wenn große Meinungskämpfe in offene Schlacht treten. Man legt dann unter und deutet aus ſpitzfindiger als ein Fabuliſt, und für das Aergſte finden ſich Gläubige. Hier fanden ſich aber auch Ungläubige. Unter den zwanzig bis dreißig Männern, welche herzugetreten, waren Viele, die von der Scene in Ebersdorf wußten, von dem Raufhandel zwiſchen Raupowa und dem Junker Starſchädel. Raupowa ferner war als ſehr dreiſt bekannt. Man traute ihm ein freches, unbegründetes Wort zu, und beliebt war er nicht, ſchon darum nicht, weil er ſiegreich die Königswahl des rheiniſchen Kurfürſten durchgeſetzt, und jetzt wie ein gebieteriſcher Rathgeber neben dem jungen Könige waltete. Die zahlreichen Lutheraner waren dadurch alle gegen ihn geſtimmt. Unter den Zuhörern ſchüttelte alſo Mancher das Haupt während dieſes allgemeinen Schweigens und hoffte, Loß werde abweiſend entgegnen.

Loß that das auch endlich mit den Worten: das iſt mir zu ſpitz, als daß ich's glauben könnte.

— Wenn's nur Raupowa ſelber glaubte, dann wäre es wenigſtens unterhaltend — fügte Budowa hinzu unter einem Lächeln, welches die Wirkung ſeiner Worte bei den Zuhörern verſtärkte.

— Was ſoll das heißen Budowa? — fuhr Raupowa auf.

— Es ſoll heißen, was es heißt. Du trägſt da über und unter dem offenen Auge eine rothe Narbe. Die hat Dir der Junker Starſchädel in Ebersdorf bei Wien beigebracht, und dieſe Narbe macht Deine Sehkraft unſicher für Alles, was den Junker Starſchädel betrifft.

Ein allgemeines Gelächter folgte dieſer leicht hingeworfenen Bemerkung Budowa's.

Raupowa erhob grimmig ſeinen Arm. —

— Mich ſchlägt man nicht, fuhr Budowa fort, auch wenn man Wilhelm von Raupowa heißt. Dafür bin ich zu alt. Nicht wahr, meine Herren Zuhörer?

— Hoch Budowa! hoch Budowa! rief Einer um den Andern.

— Außerdem, fuhr er fort, habe ich das Schickſal, oberſter Landesrichter zu ſein in unſerm neuen Regimente, und als ſolcher die ſtille Verpflichtung, Dinge zu mißbilligen, welche nach Verleumdung ſchmecken. Ich kenne den Junker Starſchädel gerade ſo, wie ihn mein Freund Loß kennt, als einen braven und tüchtigen jungen Mann, und weiß ganz genau, daß ihm der evangeliſche Schafpelz eines Jeſuiten ganz und gar nicht auf den Leib paßt. Darüber hat mir die verwickelte Komödie, welche Herr Wilhelm von Raupowa ſo lebhaft dargeſtellt, gar keinen Zweifel aufkommen laſſen. Aber ich bin freilich auch nur eine Art von Theoretiker in der Kriegswiſſenſchaft, und erlaube mir kein Urtheil über die Kriegstüchtigkeit des Junkers und über die famoſe Petarde. Ich erinnere mich nur, daß der Junker damals in Ebersdorf unſerm Feldherrn, dem Grafen Thurn, verſicherte, die Petarde ſei zu klein und werde ſich unwirkſam erweiſen. Da ſteht ja der kriegserfahrene Fürſt zu Anhalt unter den Zuhörern —

und mit dieſen Worten ging Budowa in den Saal — der iſt ein Nachbar des Sachſen. Vielleicht kann uns der aufklären über die Kriegsfähigkeit des ſächſiſchen Junkers. Er iſt ja verwandt und vertraut mit den Perſönlichkeiten im Weimar'ſchen Schloſſe.

Dieſer Fürſt Chriſtian von Anhalt ging lächelnd Budowa einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Er verſtand ganz wohl, daß dies öffentliche Entgegenkommen noch etwas ganz Anderes bedeute, als die Rechtfertigung des Junkers Starſchädel. Budowa, der geiſtvollſte Nationalböhme reichte hiermit dem ſogenannten deutſchen Ausländer die Hand, welcher als neues Haupt einer deutſchen Partei betrachtet wurde, einer Partei, welche dem Einfluſſe des nationalböhmiſchen Raupowa die Wage halten ſollte.

Fürſt Chriſtian zu Anhalt, Senior des Anhalt'ſchen Hauſes, war Regent im Bernburgiſchen Lande, und war ein Bruder der Weimar'ſchen Herzogin Dorothea Marie, deren acht Söhne wie eine heranwachſende Kriegerſchaar Freund und Feind wichtig ſchienen. Er ſelbſt war ein Vorbild jener kleineren Reichsfürſten, welche ſich damals als ſelbſtſtändige Führer hervorthaten und ihre Bedeutung durch perſönliche Leiſtungen geltend machten, ein lebendiger Beweis, daß die deutſche Reichsverfaſſung einer ariſtokratiſchen Republik nahe kommen ſollte trotz Kaiſer- und Kurfürſtenthum. — Er war von Jugend auf in politiſchen Geſchäften thätig geweſen, nicht für ſein kleines Erbland, ſondern im großen Style als Freiwilliger, namentlich am Hofe des Königs von Frankreich, des jetzt verſtorbenen Heinrich des Vierten, welcher die gefährlichen Pläne einer europäiſchen Republik in ſeinen letzten Lebensjahren ins Werk zu ſetzen ſuchte, und zu dem Ende fähige Männer aus allen Ländern zu gewinnen trachtete. Dann war dieſer Fürſt Chriſtian ein leitendes Mitglied der Union in Süddeutſchland geworden, welche den Mittelpunkt bildete für die deutſchen Calviner, und welche an dem Kurfürſten von der Pfalz ihr natürliches Haupt hatte. An dieſen hatte ſich Fürſt Chriſtian angeſchloſſen. Oder richtiger umgekehrt: der junge Kurfürſt Friedrich, welchem ſo große Aufgaben zufielen, hatte ſich dem erfahreneren Chriſtian angeſchloſſen, hatte ihm die Statthalterſchaft der Oberpfalz übertragen, und hatte ihn endlich nach Prag ſelbſt berufen, um ihm — ſo hieß es bereits in vertrauten Kreiſen — die oberſte Führung des Krieges zu übertragen.

Aus dieſen Gründen war der Fürſt von Anhalt den Nationalböhmen eine unerwünſchte Erſcheinung, und einem Raupowa insbeſondere, welcher bisher den neuen König ausſchließlich geführt hatte, geradezu widerwärtig. Dieſer fuhr alſo ungeſtüm auf, als Budowa ſich mit der Frage um Starſchädel an den Fürſten von Anhalt wendete, und ſchrie unter künſtlichem Lachen: Das glaub' ich, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!

— Herr von Raupowa, erwiderte ruhig Anhalt, warum wollt Ihr uns zu Krähen herunterſetzen? Der Adler ſoll ja unſer Zeichen ſein; auch hier im königlichen Kurfürſtenthume. Als vornehmſter Vogel paßt er beſſer zum böhmiſchen Löwen, als die gemeine Krähe.

— Es iſt am Löwen genug! rief Raupowa, und diejenigen, welche ſich ſogleich inſtinctmäßig um ihn geſchaart hatten, riefen zuſtimmend: Ja wol!

Die Parteien hatten ſich augenblicklich geſondert.

Anhalt wollte dies verhindern, nicht fördern. Er war Diplomat und kannte die Schwierigkeiten der böhmiſchen Verhältniſſe recht gut. Ein angehender Fünfziger, deſſen Haar und Bart ſchon grau angeflogen war, beſaß er die Ruhe und Gewandtheit eines geprüften Mannes, beſaß eine ſtattliche Geſtalt, welche Achtung einflößte, und wendete mit Geiſtesgegenwart die Aufmerkſamkeit und Rede plötzlich nach einer ganz andern Richtung, als ob die Frage nach dem Junker Starſchädel gar nicht geſtellt worden wäre. Er deutete nämlich nach der großen Eingangsthüre hin und ſagte: Ei, ei! da kommt ja ein äußerſt ſeltener Gaſt, der ſelten bei Hofe geſehen wird! Begrüßen wir ihn!

Es war in der That eine eigenthümliche Geſtalt, welche an der Saalſchwelle erſchien. Eine vierkantige Figur von Mittelgröße, welche den Kopf tief in den Schultern eingeklemmt trug, einen eckigen großen Kopf, der von wirrem Haar und Bart eingerahmt war. Schlecht gekleidet, die eine Hand auf den Degenkorb gelegt, in der andern Hand einen Stock führend, nahte ſich die Geſtalt langſamen Schrittes —

— Der Mansfeld! — flüſterten Alle.

Der Ausdruck ſeiner Mienen war ſauer, das Auge ſtechend, und den Mund öffnete er kaum auf alle Begrüßungen, die ihm entgegengebracht wurden, auch auf Anhalt's Frage nicht: ob an den Grenzen was vorgefallen ſei, daß er Pilſen verlaſſen und ſich nach Prag begeben habe?

Pilſen war das Standquartier dieſes Kriegshauptes aus freier Hand. Dort hatte er ſich wie der Fuchs ein Malepartus befeſtigt, um immer einen ſichern Zufluchtsort zu haben. Denn ein gut befeſtigter Ort bedeutete in damaliger Zeit, welche die Kraft der Geſchütze noch wenig entwickelt hatte, ſehr viel. Er focht ſeit zwei Jahren für die Böhmen, und hatte bis zur Schlacht bei Thein den Oberbefehl geführt. Dort von Boucquoi geſchlagen, und dann vom Kaiſer in die Acht erklärt, hatte er ſich in ſeine Pilſener Verſchanzungen zurückgezogen, und erſchien jetzt nach langer Pauſe zum erſten Male wieder öffentlich. Die Kundigen dachten auf der Stelle: des Oberbefehls wegen, den der König neu verleihen will.

Er war damals ein noch junger Mann von fünfunddreißig Jahren, ſah aber ſchon wie ein tiefer Vierziger aus. Scharfe Wechſelfälle des Lebens und Leidenſchaften hatten ihn früh alt gemacht. Er war ein natürlicher Sohn. Sein Vater, Peter Ernſt, von der niederländiſchen Linie der Mansfelder Grafen, war Statthalter von Luxemburg und Brüſſel, und ein ſcharfer Kriegsmann unter Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten geweſen. Er ſelbſt, Ernſt geheißen, war ebenfalls katholiſch aufgewachſen, und erſt vor zehn Jahren zum Proteſtantismus übergetreten, weil man ihm die Güter ſeines Vaters verweigert hatte. Von da an war er jener freie Capitän geworden, der ein

Kriegsheer um das andere warb und auch dann, wenn er ſeine Schaar im Dienſte eines Landes oder einer öffentlichen Sache verwendete, eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit ſeiner Kriegsmacht zu behaupten wußte. In ſolchem Sinne hatte er jahrelang zur Union gehalten, und war bald nach dem Fenſterſturze ins böhmiſche Land gerückt, um gegen das Habsburgiſche Haus zu fechten.

Obwol ebenfalls ein Deutſcher, war er der böhmiſchen Partei doch weniger mißfällig als Anhalt. Die Nationalität war mehr abgewiſcht in ihm. Raupowa alſo näherte ſich ihm mit einer gewiſſen Auffälligkeit, und Mansfeld gönnte ihm auch einige Worte mehr als dem Anhalt, in welchem ſein verſchmitzter Blick den Nebenbuhler für den Oberbefehl deutlich erkannte. Da er aber äußerſt wenig ſprach, und da die auf ihm laſtende Acht eine gewiſſe Scheu vor ihm einhauchte, ſelbſt denen einhauchte, welche Kaiſer und Reich geringſchätzig behandelten, ſo entſtand eine unbehagliche Geſelligkeit in jenem glänzend erleuchteten Saale des Hradſchin, und ein allgemeines Ah! der Befriedigung löſte ſich aus allen Kehlen, als von außen Trompeten und Pauken hereinſchallten. Sie verkündeten, daß König und Königin heranſchritten.

Sie waren vor einer Viertelſtunde erſt von der Jagd zurückgekehrt, und die Königin hatte gegen Gewohnheit raſch die Kleidung gewechſelt, denn ſie war ſonſt eitel und hielt ungemein viel auf Glanz und Schimmer. Herkunft, Geſtalt und Antlitz berechtigte ſie wol dazu: ſie war eine ſchöne, ſtolze Erſcheinung, welche mit etwas ſtarrer Grazie, aber nicht ohne Würde am Arme ihres wohlgewachſenen, jungen Gemahls in den Saal ſchritt, und herablaſſend links und rechts grüßte, vorzugsweiſe Herrn Wilhelm von Raupowa, welcher auch ihr gegenüber ſein rauhes Weſen verbindlich und geſchmeidig zu ändern wußte. Ebenſo ſuchte ſie den mürriſchen Mansfeld auszuzeichnen, der über ſich ſelbſt zu lächeln ſchien, daß er ein paar Worte verſchwenden mußte über äußerſt müßige Dinge

Der König dagegen erwies dem Anhalt ſeine Aufmerkſamkeit und beglückwünſchte ihn zu der Ankunft ſeines Sohnes, eines zwanzigjährigen kräftigen Jünglings, welcher jetzt zum erſten Male dem Könige vorgeſtellt wurde. Außerdem fragte der König nach dem Grafen von Hohenlohe, einem der deutſchen Kriegsführer, welche im böhmiſchen Heere befehligten. König Friedrich hing offenbar als junger Mann mit allen Neigungen an den deutſchen Männern, und mußte durch eine leiſe Bemerkung ſeiner Frau erinnert werden, daß er auch nach anderer Seite Achtung zu zeigen habe; das that er denn auch in guter Manier. Er war eine Zeit lang in franzöſiſchen Kreiſen aufgewachſen, zu Sedan bei ſeinem Oheim, dem Herzoge von Bouillon, und hatte ſich eine gewiſſe Geſchmeidigkeit des Umgangs angeeignet. Mit ganz anmuthiger Sicherheit lud er denn namentlich ein Dutzend der anweſenden Herren ein, an ſeiner Abendtafel Theil zu nehmen, und führte dann ſeine Gemahlin die Stufen hinauf, welche zu dieſer Tafel führten. Trompeten und Pauken feierten auch dieſen Act, und es war ein ganz artiges Bild, als nun die ältern Herrn von beiden Seiten zurückwichen und den geputzten Hofleuten Platz machten, welche ihre Damen zur Eſtrade am Ende des Saales hinaufführten. Unmittelbar hinter den Majeſtäten erſchien da Ludmilla am Arme des Junkers Rudolph von Mitzlau, ein blendend ſchönes Paar, welches alle Kennerblicke auf ſich zog, und von welchem die in ſehr geringer Zahl vorhandenen älteren Damen einander zuflüſterten: das nächſte Ehepaar!

Budowa neben Loß ſtehend, hörte ſolch' eine Aeußerung, und wollte eben trotz der Verſtimmung, welche ſie ihm erweckte, mit dem alten Freunde ebenfalls hinaufſteigen zur Abendmahlzeit, denn die Kochkünſtler, welche mit dem Kurfürſten aus Heidelberg übergeſiedelt waren nach Prag, hatten viel mehr ſeinen Beifall als die politiſchen Künſtler, welche mitgekommen waren — da redete ihn ein Diener von rückwärts an. Loß, im Anſchauen ſeiner ſtrahlenden Mille verloren, ſtieg hinauf, ohne gewahr zu werden, daß Budowa zurückblieb.

Budowa aber wendete ſich in Folge der Mittheilung, und verließ den Saal.

Seine Wohnung war oben im Bereich der Burg, weil er die oberſte Leitung des Gerichtsweſens im Königreiche übernommen und ſich damit eine Fülle von Arbeiten aufgelaſtet hatte, um deren willen er ſich mancherlei gewohnte Bequemlichkeit verſagen mußte, auch den Aufenthalt in ſeinem eigenen Hauſe unten in der Stadt. Dies mochte wol beigetragen haben, daß er wirklich ſeit dem Frühjahre plötzlich gealtert hatte und körperlich herabgekommen war. — Nicht leicht, wie ſonſt, ſondern langſam und bedächtig ging er über einen Hof, verhüllte ſich ſorgſam mit dem Mantel vor kaltem Zugwinde und ſtieg mühſam eine Treppe hinauf. Er beachtete aber dieſe Hinfälligkeit gerade heute nicht, ſein Auge leuchtete, als der Diener öffnete — Hans ſtand vor ihm, Junker Hans lag in ſeinen Armen.

Nun wiederholten ſich die Scenen aus jenem Dorfe bei Laa, in welchem er damals den Junker beherbergt und bewirthet hatte. Es geſchah Alles, was Bequemlichkeit und Behaglichkeit ſchaffen konnte, und Budowa gab Ordre, vom andern Morgen an ſein Haus unten zu heizen und in Ordnung zu bringen. Der Junker werde dort einziehen, und er ſelbſt werde hinabſiedeln. Es ſei genug gearbeitet in den trocknen Dingen, und leiten könne er auch von unten! Warum hab' ich auch Jura tractirt in Heidelberg und Bologna, und mich durch Scharfſinn und Gedächtniß hervorgethan? damit ich jetzt meine ſinkenden Kräfte vergeude für einen Staat, der nur einen Winter dauern wird!

— Oho! rief Hans.

— Freilich! Machen wir in ein paar Worten ab, was unſere hieſige königliche Miſère, unſer glänzendes Elend betrifft, Freund, damit wir uns dann unſern gemeinſchaftlichen höheren Dingen und Deinen perſönlichen Angelegenheiten ungeſtört widmen können. Ich bin für letzteres Beides jetzt viel geeigneter als im vergangenen Frühjahre. Der Körper verſagt, und Epikurus will Abſchied nehmen; da wird man geduldiger, die

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02154/014

ſpöttiſche Ader verſiegt, man klammert ſich an das, was wirkliche Dauer verheißt. Unſer böhmiſcher Staat verheißt das nicht. Leider! denn ich liebe herzlich mein Heimatland, und hätte es gar gern geſehen, wenn es eine tüchtige Selbſtſtändigkeit erringen gekonnt. Seit ich aber eine Reihe von Monaten in ſeinen Eingeweiden mich umgeſchaut durch tägliche Berufsarbeiten, ſeitdem bin ich hoffnungslos geworden. Die Geſchichte hat uns gemißhandelt, und das iſt nicht mehr zu ändern. Slaventhum und Germania, die ſich hier begegnet ſind, haben es zu keiner fruchtbaren Ehe mit einander gebracht. Es ſind keine legitimen Kinder entſtanden, welche ein Neues, Eigenes darſtellten; nur die Verſchiedenheit und die Trennung haben ſich fortgepflanzt, und das kommt immer wieder zu Tage, wenn ſich das Land ſelbſtſtändig erheben und regieren will. Es fehlt die urſprünglich ſchöpferiſche Kraft, welche allein die Parteiung bezwingen kann. Man leiht bei Slaven, man leiht bei Deutſchen, man leugnet tapfer, daß man̄ dies thue, man ſchilt, man zankt, man ſchlägt ſich todt, um zu beweiſen, daß man ſtärker ſei, und nur die Unbefangenſten werden gewahr, daß kein Organismus entſteht, daß keiner entſtehen kann. Zu dieſen gehöre ich. Es wäre mir vielleicht auch nicht erwünſcht geweſen, wenn dieſer deutſche Kurfürſt mit ſeinen Leuten den deutſchen Organismus durchweg und gründlich hätte einführen wollen. Aber dazu hat er mit den Seinen gar kein Zeug. Er iſt jung und oberflächlich und unbedacht. Seine Frau that zuweilen, als ob ſie was Syſtematiſches wolle; aber es iſt äußerlicher Plunder, und ſie iſt eigentlich noch ſchlimmer, denn ſie iſt hochmüthig und eigenſinnig. Gab's etwas, das leiſe angefaßt und geſchont werden mußte, ſo war's doch wahrhaftig der Confeſſionsunterſchied zwiſchen Lutherthum und Calvinismus, damit die proteſtantiſche Welt ſo weit als möglich als Ganzes ſich fühlen und dem katholiſchen Habsburger als Ganzes entgegen treten konnte. Nun, das Gegentheil haben dieſe Pfalzgräflichen gethan! Sie ſind mit ihrem Calvinismus aufgetreten, als ob das Lutherthum nichts anderes ſei als das Papſtthum ſelber.

Sie haben dieſen Hofprediger Scultetus, einen gedankenarmen Zeloten, die Kirchen ausräumen und weiß anſtreichen, kurz wirthſchaften laſſen, als ob es gegen das Heidenthum ſelber ginge. Das Bild des gekreuzigten Chriſtus, jedem chriſtlichen Sinne doch ein Denkmal innerſter Verehrung für Leiden um eine Glaubenslehre und für ſchmerzensvolle perſönliche Hingebung, das haben ſie behandelt wie die Juden die Baalszeichen. Iſt man äſthetiſch oder dogmatiſch gegen ſolch' ein Symbol, nun dann äußere man dieſe Meinung mild und achtungsvoll für Andersdenkende, man reiße es aber nicht brutal und ſcandalös zu Boden! Das empört ja mit Recht. Hat doch dieſe albern hoffährtige Pfalzgräfin, die man jetzt Königin nennt, öffentlich ausgerufen: Wie lange ſoll denn dieſer nackte Badeknecht noch auf der Brücke ſtehen!? das ſteinerne Chriſtusbild auf der Moldaubrücke hat ſie damit gemeint —

— Unglaublich!

— Unglaublich in ſeiner Rohheit; aber man erzählt es ihr nach. Du magſt denken mit welchen Empfindungen! Kann da von Heimiſchwerden, von Wurzelſchlagen die Rede ſein? Nicht im Geringſten! Sie werden weggeweht werden wie Spreu, wenn der Sturm ſich erhebt. Genug davon. Auf dieſem Wege entſteht kein Staat, gedeiht keine Kirche. Calviner und Lutheraner ſchwächen ſich ſolchergeſtalt gegenſeitig, und arbeiten dem Papismus in die Hände. Deshalb haben mich Deine Nachrichten aus Linz zum erſten Male wirklich bereit gefunden, für Zdenkos Traum eines „einfachen Chriſtenthums“ mithandelnd einzutreten. Daß ich hinfällig werde, mag ſeinen Theil haben an dem Entſchluſſe, kann ſein! Man hat mich einen Genußmenſchen geſcholten, gut! Ich will dem Titel treu bleiben. Ich will für meine letzten Tage nach einem reinen Genuſſe trachten: dem religiöſen Bedürfniſſe des Menſchen ein Organ ſchaffen zu helfen, welches Schutz gewährt und Freiheit zugleich. Wenig Dogmen, und nur ſolche, die jeder geſunden Natur einleuchtend ſind. Neben ihnen aber Freiheit für Jedermann und für jeden

Gedanken. Wie weit ſind die Vorbereitungen gediehen, welche Du mit der Jörger neuerdings in Angriff genommen zur Berufung des Conciliums? Dein geſtriger Brief ſpricht nur im Allgemeinen davon.

— Bis zur Beſtimmung des Tages — erwiderte Hans. Der erſte Mai 1620 iſt dafür angeſetzt. Und hier in Prag ſoll es zuſammentreten.

— Gut. Und in meinem Hauſe. Es enthält einen großen Saal. Den laß ich einrichten für eine durch Reden ſtreitende Verſammlung. Denn geſtritten wird werden. Nichts iſt ſo ſchwer zu finden als das Einfache.

— Die Verſammlung wird geringer werden an Umfang, als Zdenko vorbereitet hatte. Alle Papiere desſelben ſind in dem Brande der Förſterei auf dem Wiener Walde zerſtört worden, und Frau Amalie hat aus ihrem Gedächtniſſe die Adreſſe derer angeben müſſen, mit welchen Zdenko verkehrte. Sie war zwar tief eingeweiht in ſeinen Verkehr, aber namentlich die in großer Ferne Lebenden hat ſie doch nicht alle nennen können. An alle diejenigen, welche ſie genannt, ſind Sendſchreiben abgefaßt worden, und die Abſendung derſelben hat ſchon begonnen. Die wichtigſte Hilfe erwarten wir noch von Pater Dunſtan, durch deſſen Hände alle Verbindungen Zdenkos gegangen ſind.

— Und wie ſteht es um ihn?

— Er iſt frei! aber jeder ſeiner Schritte iſt bewacht von den Jeſuiten. Er kann ſich noch nicht vor die Thore wagen, weil er einem mörderiſchen Ueberfalle der gegen ihn gehetzten Truppen ausgeſetzt iſt. Und doch drängt es ihn fort, denn er iſt auch von der Burg ſchwer gefährdet. Seine Wegnahme meines Todesurtels und die Vernichtung desſelben iſt bekannt geworden und hat den Kaiſer ſtutzig gemacht. Die Jeſuiten haben das Ihrige dazu gethan, ſeine Berichterſtattung von Rom zu verdächtigen. Sobald Trautmannsdorff ſchreibt — und das ſteht jeden Tag zu befürchten — daß Rom die Berichterſtattung Dunſtans verleugnet, dann dürfte der Kaiſer den Forderungen der Jeſuiten nachgeben.

— Das heißt?

— Den Schutz, welchen ihm der Benedictiner-Abt gewährt, für nichtig erklären, weil Dunſtan den Papſt und Kaiſer hintergangen. Sobald es ihm aber gelingt, aus der Stadt zu entkommen, wird er über Linz hierher eilen.

Nun wendete ſich das Geſpräch auf die perſönlichen Angelegenheiten Hanſens. Dieſer war Budowa gegenüber vollſtändig offen, und vertraute ihm auch das Geheimniß von dem Nachlaſſe Zdenkos, und daß er nach den Aeußerungen Dunſtans und Tſchirills vermuthen dürfe, die Geldſummen, welche Graf Zdenko ihm zugedacht, ſeien noch vorhanden und könnten noch erhoben werden. Nur weil er zuletzt in Hernals von Dunſtan getrennt und dieſer nach Wien gebracht worden, ſei die völlige Aufklärung in dieſer Angelegenheit und die Maßregel zur Empfangnahme der Hinterlaſſenſchaft zerſtört worden. Zunächſt wolle er noch kurze Zeit auf Dunſtans Ankunft harren; ſollte ſich dieſe gegen Erwarten verzögern, ſo wollte er ſeinen Diener Tartſch an Tſchirill abſchicken, um die Uebermittlung der Kiſte nach Prag ins Werk zu ſetzen. Die Zeit ſei nicht ungeeignet dafür: der Krieg ruhe wol jetzt einige Wintermonate, und der Transport ſei nur eine kurze Strecke in Niederöſterreich den Truppen Boucquoi's und Dampierre's ausgeſetzt, welche wol jetzt nach dem Abzuge Bethlen's und Thurn's aus Oeſterreich wieder ihre Stellung von Krems aufwärts einnehmen würden. Von Prag aus ſei aber vielleicht durch Budowa's Einfluß, beſonders wenn Anhalt an die Spitze des böhmiſchen Heeres komme, ein bewaffnetes Geleit zu erwirken von der Stelle an, wo die böhmiſchen Vorpoſten beginnen. Für das Concilium wäre große Geldhilfe vonnöthen, und er, Hans, ſei bereit, die Hinterlaſſenſchaft Zdenkos dieſem Zwecke zu widmen.

Die Nacht war vorgerückt. Das Geſpräch ging nun in ſtilleren Ton über, und perſönliche Fragen kamen an die Reihe. Hans fragte nach Loß. Budowa berichtete über den gutmüthigen Vater, und erwähnte nur kurz der Tochter. Er vermied es, für eine ihm wohlbekannte Neigung etwas zuzuthun oder wegzunehmen. Er wollte nicht Vertrauter werden, wenn Hans ihn nicht dazu machen wollte. Hans that dies nicht, ſowie er es noch nirgends gethan. In ſeinem erſten Briefe aus Linz hatte er wol einmal nach Ludmillen gefragt, und hatte einige Aeußerungen von ihr aus ihren Briefen an Iſabella mitgetheilt, mit der traurigen Bemerkung, daß er im Loß'ſchen Hauſe wol in keinem beſonderen Andenken ſtehe. Vielleicht hatte er dadurch Budowa zu einer Mittheilung über Ludmilla bewegen wollen. Budowa aber hatte kein Wort über dies Thema erwidert, und ſo äußerte jetzt Hans nur, daß er am nächſten Vormittage Loß beſuchen wolle.

Dieſer nächſte Vormittag war ein ſonnenheller Wintermorgen. Papa Loß ſaß in glücklicher Behaglichkeit zwiſchen ſeinen beiden Töchtern am Frühſtückstiſche und ließ ſich von Ludmillen erzählen: was ſie Alles geſtern erlebt und erfahren auf der Jagd und bei Tafel und beim Tanze, welcher bis in die Nacht hinein gedauert. Loß war früher heimgegangen, nachdem er ſich bei der Königin Urlaub erbeten hatte auf einige Tage für ſeine Tochter, welche ihm durch den Hofdamendienſt ja gänzlich entzogen würde. So war Ludmilla jetzt gleichſam Gaſt im väterlichen Hauſe, und hatte an Purzel und an den Papa eine Fülle von Mittheilungen und Bemerkungen zu machen, naiv an Purzel, altklug und weiſe an den Papa, welcher Alles wiſſen wollte, was ihr durch Kopf und Herz gelaufen wäre. Seine Laune war die vortrefflichſte; er vergaß die leidige Politik völlig, und freute ſich ſeiner Kinder, freute ſich des Sonnenſcheins, welcher über die Moldau herüber bis zu ſeinem Seſſel in das große Gemach fiel und ihn mit ſeinen Lieblingen in goldenen Duft hüllte.

— So ſchön iſt's nicht geweſen hier in meinem Hauſe, rief er, als damals, da der Hans zum letzten Male hier war, ehe er nach Wien ritt.

— Von dem war geſtern bei Tafel die Rede, ſprach Ludmilla langſam. Man erzählte garſtige Nachrichten von ihm, welche Raupowa aus Linz mitgebracht hat.

— Lügen und Verleumdungen!

— Es wäre doch ſchrecklich, wenn er Renegat geworden!

— Lüge und Verleumdung, ſag ich Dir!

— Das ſagte der Fürſt Anhalt auch; aber man entgegnete ihm: was hätte denn ſonſt den ſtrengen Kaiſer veranlaſſen können, ihn frei zu laſſen?!

— Das iſt eine verwickelte Geſchichte. Hans muß ſie uns ſelbſt erzählen.

— Kommt Hans, Papa? rief freudig Purzel. Ludmilla war über und über roth geworden.

— Gewiß wird er kommen!

— Heute Papa?

— Thörichte Purzel, das geht nicht ſo ſchnell. Der Hans hat in Linz viel zu thun. Erſt wenn er fertig iſt, kann er kommen.

— Hat er Dir Nachricht gegeben? fragte Ludmilla.

— Mir nicht, aber Budowa.

— Natürlich! Wir ſind nicht mehr in ſeiner Gnade!

— Wär' das ein Wunder, Mille? Haben wir etwas für ihn gethan, als er in Noth war?

— Gethan? Was konnten wir denn thun?

— Seinen herzlichen Antheil kann man immer beweiſen, beſonders wenn man Briefe ſchreibt.

— Wie?!

— Wenn man aber in den Briefen ſagt: „Warum hat er ſich auch fangen laſſen!“

— Vater!

— Wenn man ſagt: „Sein häßliches Müllercoſtüm und bartloſes Antlitz kann ich gar nicht aus dem Gedächtniſſe wiſchen, und für einen tragiſchen Ausgang iſt er ja doch zu beſonnen“ —

— Vater, woher weißt Du dieſe Worte?

— Von Budowa weiß ich ſie. Der weiß ſie von Hans —

— Und dem hat ſie Iſabella mitgetheilt. O, das iſt freundſchaftlich, das muß ich geſtehen!

— Pfui, Mille, Du wirſt am Ende noch das engelsgute Mädchen anklagen dafür, daß Du kein Herz gezeigt haſt für den armen Junker!

Es entſtand eine Pauſe. Sie wurde unterbrochen durch die Frage Purzels: Papa, warum hat denn die Mille kein Herz für den Hans? der Hans iſt ja ſo lieb!

Ludmilla ſprang auf und lief zum Fenſter. Heiße Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

Papa Loß wurde das gewahr, und es wurde ihm ſchon ſehr leid, daß er ſo weit gegangen. Er konnte ſeine Mädchen nicht weinen ſehen. Er erhob ſich alſo ebenfalls und wollte zu ihr, um ſie zu tröſten. Da kam ihm Ludmilla entgegen, warf ſich ihm an die Bruſt und ſagte ſchluchzend: Vergieb mir nur, guter Papa, ich will ſo etwas nicht wieder thun. Ich hab's gar nicht gewußt. Jetzt, da ich die Worte höre, machen ſie auch mir einen abſcheulichen Eindruck. Ich hab' ſie unbedacht hingeſchrieben, weil ich damals zerſtreut war, und weil ich wirklich nicht dachte, daß Hans in ſo großer Gefahr ſchweben könne. Junker Rudolph that immer, als ob das Bischen Gefangenſchaft nicht der Rede werth ſei.

Purzel unterbrach die Schweſter mit dem fröhlichen Geſchrei: Der Hans! der Hans iſt da!

Wirklich ſtand er auf der Thürſchwelle. Ludmilla und Loß ſtießen gleichzeitig einen Freudenſchrei aus und eilten ihm entgegen. Ludmilla haſtig voraus, als ob ſie ihm in die Arme eilen wollte. Einen Schritt erſt vor ihm blieb ſie plötzlich ſtehen und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Der hinzukommende Loß und die an Hans ſich hinauf rankende Purzel ſorgten dafür, daß er im Loß'ſchen Hauſe auch wirklich umarmt wurde.

Es folgte eine glückſelige Stunde, glückſelig für Alle. Die Liebe hat kein Gedächtniß für das, was ihr hat Abbruch thun wollen; ja, ſie gedeiht erſt recht unter Störungen; und als der offenherzige Loß die Scene ſchilderte, welche Hans ſo eben unterbrochen, da machte Hans ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er ein ſo ſentimentaler, ein ſo geiſtloſer Zweifler hatte ſein können! Die lebensfriſche Ludmilla ſei ja mit ihrem des Lebens bedürftigen Naturell ganz im Rechte geweſen, eine mißliche Lage des Freundes zuverſichtlich anzuſehen, das heißt voll Zuverſicht auf die Kraft des Freundes. Er dachte wol gar einen Augenblick, wie Ludmilla kurz vorher gedacht: Iſabella hätte ihm ſolche Dinge gar nicht mittheilen ſollen! So parteiiſch iſt Neigung, ſo ungerecht.

Wie verändert erſchien Hans überhaupt in der glücklichen Luft dieſer Stunde! Er ſchalt ſelbſt über ſeine Pedanterie, über all ſeine Peinlichkeiten; er empfand vollſtändig, daß er jung, daß er lebensluſtig ſei, daß die Aengſtigungen und Kämpfe in Wien ſeine Lebenskraft geweckt und gefördert. Welch eine Veranlaſſung dazu war aber auch die neben ihm ſitzende Ludmilla! Wie ſtraff und kräftig hatte ſich ihr Aeußeres entwickelt! Ihr Arm, der aus dem Hauskleide hervorſah, war ſo rund und weiß, ihr Nacken ſo voll, ihre Bruſt ſo ſchön gewölbt, ihr Mund ſo ſchwellend, ihr Auge ſo blitzend geworden! Die Stimme hatte an Macht und Tiefe gewonnen, und ihr ganzes Weſen athmete Energie der Sinnlichkeit. Dazu ein geiſtiges Leben, welches Witz und Behendigkeit ausſtrömte in behaglicher Weiſe, wenn es ſich an die Worte des Vaters anſchloß, Klarheit und Beſtimmtheit, wenn es Hanſens Aeußerungen aufnahm, und den ſchalkhafteſten Humor, wenn es mit Purzel tändelte.

Papa Loß war wie wiedergeboren; ſeine fröhliche Stimmung, ſo lange niedergehalten, jauchzte geradezu. „Endlich einmal, rief er ſchnalzend, die Kopfhängerei beim Kukuk, das ewige Politiſiren und Katechiſiren, die ewige Sorge nicht blos um morgen, nein um übermorgen! Purzel, gurgle einen Jodler heraus, ſo laut Du kannſt.

Purzel that ihre Schuldigkeit ſo herzhaft, daß der Vater ſie beim Kopf nahm und abküßte. Er lachte auch markerſchütternd, als ſie ſich aus ſeinen Armen wand und haſtig fragte: Nun iſt wol morgen Hochzeit, Papa, da der Hans wieder geſund iſt und die Mille artig, ja?

Ludmillens und Hanſens Geſichter waren von Blut übergoſſen, und beide dankten es innerlich dem Papa, daß er ſcherzhaft die Antwort übernahm und ausrief: Uebermorgen, Purzel! Du mußt ja Brautjungfer werden, und noch achtundvierzig Stunden wachſen. Wachſe zu! Wirſt Du?

— Ganz geſchwind, Papa! Heiß ich dann auch Starſchädel, wenn die Mille ſo heißt?

— Du wirſt noch ein r zukriegen und Starrſchädel heißen, Du kleiner Hartkopf.

— Nein, Papa, geradeſo! Kein rr!

— Weil Du's nicht ausſprechen kannſt!

Da trat die Störung ein — in Geſtalt des Junkers Rudolph von Mitzlau. Er war prächtig gekleidet in grünen Sammt, und ſah bildſchön aus. Geſtalt und Miene, ja Alles an ihm hatte ſich günſtig entwickelt, war feſt geworden und hatte doch nichts von der früheren Geſchmeidigkeit verloren. Der Erfolg zeitigt eben am ſchnellſten, und er hatte im Anſchluſſe an Raupowa vollſtändigen Erfolg gehabt; er war ein Mann von Bedeutung geworden. Man hatte ihn vorzugsweiſe in diplomatiſchen Aufträgen verwendet: er war zu Bethlen Gabor nach Ungarn geſchickt worden, um das Bündniß mit demſelben zu feſtigen, nach Dresden, um den Kurfürſten von kriegeriſchen Schritten gegen Böhmen abzuhalten, an die kleinen Reichsfürſten im mittleren Deutſchland, um ſie vom Kaiſer abzuziehen und der böhmiſchen Sache geneigt zu machen. Er hatte dies immer geſchickt ausgeführt, wenigſtens immer als ſehr hoffnungsvoll dargeſtellt. Selbſt nicht gründlich und gewiſſenhaft fand er allen diplomatiſchen Verkehr leicht: ein halbes Wort genügte ihm für ganze Zuſage, und wo er Ausſichten zu eröffnen hatte, da gab er lächelnd und verſchönernd unzweifelhafte Gewißheiten. Das erfreute diejenigen, an welche er geſendet war, und erfreute diejenigen, welche ihn geſendet hatten. Sich ſelbſt gut zu täuſchen iſt den Revolutions-Führern ſtets ein Bedürfniß. Mitzlau genügte dieſem Bedürfniſſe allerliebſt. Und ſo raſch! Seine elaſtiſche Leibesbeſchaffenheit geſtattete ihm Courierritte ohne Gleichen. Schon deshalb war von ihm jetzt die Rede, als man eine ernſtliche Aufforderung an den Sultan in Conſtantinopel richten wollte, den Kaiſer mit Krieg zu überziehen. Er ritt ja mit jungen Genoſſen binnen zehn Tagen bis an den Bosporus, und konnte als glänzender, gefälliger Cavalier, der trefflich zu ſchmeicheln verſtand, den eitlen Padiſchah am Erſten dahin bringen, daß bis zum Frühjahre der ganze europäiſche Orient in Bewegung geſetzt würde gegen Wien.

Von einer Beſprechung dieſes Projectes kam er jetzt eben, und war alſo nicht geſtimmt, das Eindringen des alten Nebenbuhlers bei Ludmilla geduldig und beſcheiden anzuſehen. Selbſt zu jedem Renegatenthume geeignet glaubte er vielleicht ſelbſt an die Rede Raupowa's: daß der Starſchädel katholiſch geworden ſei, um frei zu werden. Er ſah ihn alſo ganz anders an und behandelte ihn ganz anders, als er in Wien und Hernals gethan; er behandelte ihn von oben herab, und die Begrüßung war ſehr froſtig.

Ludmilla, an welche er ſich ſogleich wendete, war in ſichtlicher Verlegenheit. Seine vertrauliche Anrede erſchien ihr wie ein Vorwurf, den Hans zu machen berechtigt ſei. Sie antwortete wenig und ausweichend.

Aber Rudolph war nicht der Mann, ſich abſchrecken zu laſſen. Er fand auch für ſeine Dreiſtigkeit, wie immer, raſche Hilfsquellen. Die Königin bot ſie ihm jetzt. Der Königin Majeſtät — ſagte er — hat ſoeben ihr Bedauern ausgeſprochen, daß Fräulein Ludmilla heute oben fehlt. Es ſind geſtern prächtige Falken aus Holland angekommen, wunderbar abgerichtete Thiere, welche dieſen Mittag verſucht werden ſollen draußen jenſeits des Wiſchehrad. Eine große Cavalcade wird gerüſtet für den hellen Wintertag, die Königin an der Spitze und um ſie her Alles was friſch und gut beritten iſt. Die Königin hofft, das trefflich reitende Fräulein von Loß werde dieſe ſeltene Gelegenheit nicht verſäumen. Ich bin bereit, liebes Fräulein, auf Euch zu warten, bis Ihr Eure ſo kleidſame Amazonentracht angelegt, und Euch hinauf zu geleiten. Der Herr Vater, einer unſerer tüchtigſten Reiter, läßt vielleicht auch ſeinen türkiſchen Schimmel ſatteln, um zu beweiſen, daß nicht blos junge Leute über Stock und Stein dahin ſauſen können, wenn der Falke oben am Firmamente weit ausgreift!

Ludmilla ſagte nur halblaut: Heute wol nicht! indem ſie mit unſicherm Blick zu Hans und den Vater aufſah.

— Unſertwegen brauchſt Du's nicht abzulehnen — ſprach der Vater — mein Schimmel macht das mit mir ſchon durch, und für den Hans iſt ja der Fuchshengſt da, welchen er im vergangenen Winter ſo oft und ſo gut geritten hat. Was meinſt Du, Hans?

Rudolph verſpürte dieſe Anrede ſehr unangenehm: ihn hatte Loß noch niemals „Du" genannt.

Hans ſeinerſeits war ſo glücklich angeregt, daß er kein Spielverderber ſein wollte für ſein geliebtes Mädchen und ohne Weiteres einſtimmte.

Ludmilla war ſo glücklich darüber, daß ſie ihm die Hand zuſtreckte, die er lächelnd küßte. — Loß rief nach dem Diener, daß er die Pferde beſtelle.

— Da muß ich aber doch etwas bemerken — ſagte Mitzlau unter künſtlicher Zögerung mit den Worten — wenn der Herr Junker von Starſchädel von der Partie ſein ſoll, dann —

— Nun dann? fragte Loß.

— Dann entſteht eine Schwierigkeit. Der Junker iſt bei Hofe nicht vorgeſtellt, und ich — ich wäre nicht in der Lage, ihn ſo jählings den Majeſtäten vorzuſtellen.

— Das iſt auch gar nicht nöthig; denn das werde ich thun — entgegnete Loß.

— Ja — aber hat denn Fräulein Ludmilla nicht erwähnt, was geſtern Abend das Tiſchgeſpräch bildete an der königlichen

Tafel? Die Befreiung des Junkers Starſchädel in Wien, und ſein Uebertritt zur katholiſchen Kirche, durch welchen er ſeine Befreiung erlangt habe?

Hans, Loß und Ludmilla ſtießen gleichzeitig einen leichten Schrei aus.

— Unter ſolchen Umſtänden ihn plötzlich oben vorzuſtellen, wäre doch wol auch für Euch, Herr Baron, nicht angemeſſen. Land und Hof ſind kriegeriſch antikatholiſch, ſelbſt Landescavaliere wie Czernin halten ſich zurück, weil ſie katholiſch ſind, und nun ſollte ohne Weiteres —

— Es iſt ja erlogen, daß Junker Hans übergetreten ſei, ganz und gar erlogen, und, wie ich fürchte, von Eurem Protector, dem Raupowa, erlogen! ſchrie Loß.

— Das weiß ich nicht, und ich weiß nicht, ob Ihr es wiſſen könnt, Herr Baron. Jedenfalls glaubt man's in den höchſten Kreiſen, und ſo lange die Berichtigung nicht geglaubt wird, ſcheint es mir doch unmöglich —

— Unmöglich oder nicht, wir brauchen's nicht. Seid Ihr leichtgläubig und thöricht genug, auf ſolche nichtswürdige Verleumdung hin einen unſerer beſten Proteſtanten von Euren höchſten Kreiſen auszuſchließen, ſo ſind wir doch Manns genug, uns um Eure höchſten Kreiſe nicht zu kümmern, von denen wir die Sicherſtellung unſers Landes wahrhaftig nicht mit beſonderer Zuverſicht hoffen. Sagt das oben getroſt vom alten Loß. Wir, Kinder, reiten nach der andern Seite und wollen Gottes ſchönen Wintertag auf unſere Weiſe genießen.

— Ich bin untröſtlich —

— Keine Urſache. Friſche Beſen kehren gut.. Ihr ſeid ja ſelbſt ein ſo junger Proteſtant, daß Ihr doppelt eifrig erſcheinen müßt. Wie lange iſt's denn her, daß Ihr übergetreten ſeid?

— Ein — halbes Jahr.

— Na ſeht Ihr, da iſt man eben noch ein friſcher Beſen. Der Hans da iſt aber — wo ſeid Ihr denn übergetreten?

— Wo?

— Ja, wo? Bei welchem unſrer Prediger habt Ihr denn Euer Glaubensbekenntniß abgelegt?

— In Hernals hab' ich mit Candidat Götzinger —

— Ah, das iſt ja ein Lutheraner! Ich denke, Ihr ſeid Calviniſt?!

— Das bin ich auch. Mit Götzinger hab' ich nur die allgemeinen Unterſchiede durchgeſprochen —

— Laßt's gut ſein! 's könnte Euch ſauer werden, und mir ſteht's nicht zu, Euren Kirchenzettel zu fordern. — Mille, geh, leg Dein Reitkleid an! Ich lechze nach friſcher Luft.

Ludmilla ging, ſchüchtern grüßend, betroffen hinweg, betroffen und traurig.

Mitzlau blieb auch nichts übrig, als ſeinen Abſchied zu nehmen; er war ja doch eigentlich hinausgewieſen. So hatte Loß ihn niemals behandelt. Mochte er ſich auch niemals eingenommen gezeigt haben für den Junker, ſeine gutmüthige Gaſtfreundlichkeit hatte ſich doch nie verleugnet. Zum erſten Male hatte Loß jetzt gleichſam ſein Wams aufgeriſſen und geſagt: da innen in meiner Bruſt iſt gar kein Herz für Dich! — Und dies war geſchehen in Gegenwart des Nebenbuhlers ja in Vertheidigung des Nebenbuhlers Hans von Starſchädel.

Rudolph überſah wie unter Blitzbeleuchtung, daß dem Vater gegenüber Alles für ihn verloren ſei. Der müſſe gezwungen werden, ihm Ludmilla zur Frau zu geben. Das ſoll er denn auch! — murmelte der beleidigte Junker, indem er unter kühlem Gruße hinaus ging — das ſoll er auch, koſte es was es wolle! Und dieſen ſächſiſchen Junker bei dieſer Gelegenheit mit zu Boden ſchlagen, das ſoll die Hälfte meines Triumphes ſein!

Vor dem Hauſe begegnete ihm Jemand, der zu ſeinem Grolle paßte — Jaromir von Zierotin, einſt Pater Norbert geheißen. Der ſah auch düſter aus wie eine Gewitterwolke. Das Geſicht gelblich bleich, das Auge tückiſch, das ſchwarze Haar ohne Glätte, die ſchwarze Kleidung abgetragen. Es ging ihm ſehr ſchlecht, wenn es auch ſein Mund gegen Niemand ausſprach, und wenn auch ſeine Haltung unvermindert die eines vornehmen Menſchen war.

— Kehrt um Herr Vetter! Im Loß'ſchen Hauſe giebt's heute für uns keine Einkehr. Man reitet aus und will nicht begleitet ſein: der verlorne Sohn iſt wiedergekommen, das Kalb wird geſchlachtet für den ſächſiſchen Junker Hans von Starſchädel. Zuckt Ihr? Ja wol! Alles Freien hat ein Ende, wenn das ſchöne Mädchen verheirathet wird.

— Verheirathet?

— Allerdings! Die Eurigen haben ſich als Stümper erwieſen gegen dieſen Junker. Sie müßten ihn denn bekehrt haben, wie Raupowa glaubt.

— Das glaub' ich nicht.

— Habt Ihr Nachricht über ihn?

— Wie käm' ich dazu! Ich bin ein gefangener Mann, mit welchem Niemand verkehrt. Niemand von Wien, Niemand in Prag. Loß allein, ein gutmüthiger Mann, verſchloß mir ſein Haus nicht.

— Jetzt wird's auch der thun! Uebrigens ſeid Ihr ſelbſt ſchuld. Eure Gefangenſchaft giebt Euch doch kein Recht zur Klage! Raupowa läßt Euch ja auf mein Fürwort völlige Freiheit. Ich habe dies Fürwort für Euch eingelegt, weil Ihr mein Vetter ſeid, und weil Ihr in Wien Theilnahme für mich gezeigt, Theilnahme in Eurem Sinne! Ihr wolltet mich gebrauchen, allenfalls zum Jeſuiten machen. Jetzt ſteht's umgekehrt: ich will allenfalls Euch gebrauchen, muß Euch aber vorher zum Calviner machen.

Auf dieſe boshafte Rede entgegnete Jaromir nur mit einem Blicke, der den frechen ſchleſiſchen Junker von oben bis unten maß.

— Schaut wie Ihr wollt, fuhr Rudolph fort, nur vergeßt Eins nicht. Ich kann nicht dafür ſtehen, daß man einen Jeſuiten hier frei umher lungern laſſe, blos weil er ein Cavalier iſt. Erwerbt Euch irgend ein Verdienſt um uns, ſonſt überantwortet man Euch dem Scultetus. Was haben wir denn noch gemeinſam, worin Ihr nützen könntet? Die Paſſion für Ludmilla — er kann wirklich noch roth werden! — nun, dieſe Paſſion iſt nicht angethan, uns zu vereinen. Aber die Paſſion für den ſächſiſchen Junker, wie? Wahrhaftig! darin ſtimmen wir überein, den Tugendſchwätzer zu beſeitigen, nicht wahr!

Jaromir ſagte nicht Nein, nicht Ja; ſo grobe Aeußerung war ihm abgewöhnt in der jeſuitiſchen Erziehung. Aber in ſeinem Auge leuchtete ein Ja! welches Rudolph genügte.

— Nun denn, dreht eine Schlinge, und wenn es ans Zuziehen gehen ſoll, nehmt mich in Anſpruch. Ich bleibe deshalb hier und ſchlage die große Geſandtſchaft aus, welche mir angetragen iſt. Ihr verkehrt mit Wien, ich bin überzeugt davon. Holt uns die Fäden von dort; ſie ſind zu haben. Der Starſchädel iſt zu Pferd und allein mit ſeinem Reitknechte; er hat alſo nichts von Bedeutung mitgebracht. Ich hab's heute früh oben im Schloſſe gehört. Wo iſt der Schatz des alten Zdenko geblieben? Raupowa hat ihn nicht gefunden, ſondern vermuthet ihn in der Schottenabtei. Dieſen Schatz heraus zu bringen ins Reich, wird ſicherlich die nächſte Sorge des ſächſiſchen Hungerleiders ſein, und bei dieſer Sorge ſollen wir ihn faſſen, ihn und den Schatz. Sorgt für Notizen darüber aus Wien, ich ſorge dafür, daß der Patron von hier aus dem Transport nicht entgegen reitet ohne mein Wiſſen. Abgemacht! Ihr könnt Euch nicht ſehen laſſen oben auf dem Hradſchin, wo ich wohne, ich ſchicke alſo oder ich komme zu Euch, um nachzufragen, ob eine Fährte ſichtbar geworden. Bis dahin Ade.

Dies Geſpräch endigte unten an der Moldau, wohin Rudolph mit Jaromir abwärts gegangen war von Loßens Hauſe. Hier wendete ſich Rudolph links, um von rückwärts den Hradſchin-Berg zu erſteigen, Jaromir ging nach der Brücke zu.

Jaromir Norbert war in verzweiflungsvoller Lage. Was nützte es ihm, daß man ihn nicht einſperrte, ſondern frei einher gehen ließ! Er war hier in Prag, wo die Katholiken tief eingeſchüchtert und gleichſam verſchwunden waren, abgeſondert wie ein räudiges Schaf von der Heerde. Jedermann ging ihm aus dem Wege, ſelbſt die jungen Cavaliere, welche noch vor Wien gemeint hatten, er werde ſeine clerikale Vergangenheit auf ſich beruhen laſſen und werde übertreten zum Proteſtantismus. Er war nicht übergetreten, und ſo verſchloſſen ſich alle Hände, alle Kreiſe vor ihm. Wenn Einige rieſen, man halte da einen Jeſuitenſpion neben ſich und ſollte ihn fortſchaffen, ſo antwortete Raupowa lachend: Wozu?! Er erfährt ja nichts, es verkehrt ja Niemand mit ihm. Laßt ihn laufen! Er iſt in Wien ein Beweis, wie ſtark wir uns fühlen. Und am Ende iſt er doch ein Zierotin, am Ende beſinnt er ſich doch.

Jaromirs Exiſtenz war denn auch ein immerwährendes Sichbeſinnen, ein wühlendes und peinliches. Sollte er entfliehen? Es war möglich. Die brennende Leidenſchaft für Ludmilla ließ es nicht zu. Und doch ſah er keine Hoffnung vor ſich, daß dies Mädchen ſich ihm zuneigen könnte, keine Hoffnung; nur zuweilen einen Schimmer. Sie ſcheute ſich vor ihm jetzt noch wie damals, als er für einen Geiſtlichen galt. Aber ſie war coquett: mitunter wendete ſie ihm doch eine flüchtige Aufmerkſamkeit zu, ein leichtes Lächeln, ein zuſtimmendes Wort. Das täuſchte ihn wieder auf Wochen. Loß war der Einzige, der ihm ſeine Thür nicht gerade verſchloß, aber die kalte Höflichkeit des ſonſt ſo gaſtfreien Mannes geſtattete doch nicht, daß Jaromir oft einſprechen durfte. So ſchleppte er ſich von Woche zu Woche an einer Laune des Mädchens dahin, und die Leidenſchaft für ſie verbreitete ſich in ihm wie ein ſtechender, verzehrender Brand.

Seit dem hereinbrechenden Winter ward ihm auch das beinahe ganz entzogen: Ludmilla wohnte oben auf dem Hradſchin, und dorthin konnte er nicht, der calviniſche Hof verabſcheute ihn. Was ſollte aus ihm werden? Auch die alltäglichſten Geldmittel fehlten ihm oft. Die Mutter konnte nur ſelten etwas ſenden, ſie hielt ihn für bewacht und meinte, große Vorſicht anwenden zu müſſen für ihre Botſchaften. Der freundliche Czernin allein, der einzige Katholik unter den regierenden Herren, fand zuweilen in ſeiner Herzensgüte Gelegenheit, ihm eine Summe Geldes — vorzuſtrecken, wie er es höflich nannte. Verſtohlen geſchah das, denn eben weil Czernin der einzige Katholik war, mußte er doppelt vorſichtig ſein und einem Jeſuiten aus dem Wege gehen.

Die Axe aller Gedanken Jaromirs war denn natürlich die Frage: Sollſt du übertreten? Das würde ja Alles ändern. Heute ſtand er auf mit dem Ausrufe: Ja! — und zögerte doch wieder im Laufe des Tages. Am folgenden Tage ſtand er auf mit der beſtimmten Meinung: Nein! denn es wird dir nichts Weſentliches nützen, und wenn der Kaiſer am Ende doch ſiegt, ſo biſt du verloren. Eine Religionsfrage war es ihm übrigens nicht, er war ohne Religion. Und deshalb kam denn allmälig der Gedanke obenauf, zu welchem die jeſuitiſche Disciplin Veranlaſſung bot, der Gedanke: überzutreten mit der reservatio mentalis. Das heißt: äußerlich überzutreten mit dem innerlichen Vorbehalte, daß der Uebertritt eine inhaltloſe äußerliche Formalität ſei, welcher man ſich nur nothgedrungen unterwerfe, um in Wahrheit der alten Kirche erfolgreicher dienen zu können. So wollte er's darſtellen, wenn der Kaiſer dennoch ſiegen ſollte.

Auf dieſem Punkte ſtand ſein Sinn, als er jetzt über die Brücke ging und am Crucifixe vorüberkam, welches die Königin entfernen gewollt. Das Kreuz zu ſchlagen im Vorübergehen war ihm ſo eingewöhnt, daß er auch jetzt — nein! rief der Verſtand in ihm, das muß jetzt aufhören, wenn du Glauben finden willſt für deinen Uebertritt. — Dennoch war es auch dieſem religionsloſen Patron wie das Gefühl einer Sünde, daß er ſein Kreuzſchlagen unterlaſſen. Die Gewohnheit iſt das Gewiſſen leerer Menſchen — nein! rief es in ihm, es iſt nicht blos die Gewohnheit, es iſt etwas geſchehen, es folgt dir Jemand, der nah am Crucifixe geſtanden und der deine Unterlaſſung bemerkt hat! —

Er hatte Recht: es folgte ihm Jemand durch die engen Gaſſen der Altſtadt, in welcher er wohnte, und als er ſich an ſeiner Hausthür dreiſter als vorher umſah, da ſtand der „Jemand“ in einem dunkelblauen Mantel ſtill, zehn Schritte von ihm.

Das ſind die Jeſuiten aus Wien — war ſein erſter Gedanke — ſie beaufſichtigen dich. Seit Ebersdorf, von wo du den Ueberfall des Stubenthors dem Provincial angezeigt, haſt du nichts mehr von dir hören laſſen. Sie ſind mißtrauiſch, und ſie laſſen dich unter allen Umſtänden nicht los!

Im Hausflur trat ihm ſeine Wirthin entgegen mit der Nachricht: ein zierlicher Herr, in Blau gekleidet, habe ein Schreiben für ihn abgegeben. Es liege oben auf dem Zimmer.

Jaromir eilte hinauf, fand es, öffnete es und entdeckte auf der Stelle unten in der Ecke das wohlbekannte Jeſuitenzeichen, undeutlich, unſcheinbar I. H. S., das weltbeherrſchende „in hoc signo“, durch Kreuz und Strahlen zuſammengehalten. Du bleibſt an der Kette — flüſterte er — wohin du dich wenden magſt!

Das Schreiben aber lautete:

„Norbert, den man ſchon voreilig Pater nannte, Du biſt Deines Berufes nicht mehr eingedenk: Du meldeſt nichts und verfällſt ſinnlichen Gelüſten. Schon in Wien verſtörte Dich jene Tochter eines Ketzers, ſie wird Dich ins Verderben reißen. Du hörſt und ſiehſt nichts um Dich her als ſie. Erwache bei Zeiten! Unſere Geduld ſchlummert nicht mehr lange, und uns gehörſt Du, wenn Du auch noch keine Weihe empfangen. Du haſt unſere Geheimniſſe empfangen, Du haſt mit unſern Mitteln gewirkt, Dein Leben kann nie mehr getrennt werden von dem unſerigen —“

Jaromir ließ das Blatt ſinken und ſtöhnte. Er hatte es wohl gewußt, aber im Taumel der Leidenſchaft hatte er doch gehofft, man könne, man werde ihn vergeſſen. Da ſtand denn völlig nackt das Gegentheil vor ihm. Nie, nie konnte er frei werden, ſelbſt wenn er Ludmilla gewönne, würde die tauſendkrallige Hand ihn erreichen. Was alſo, was bleibe ihm übrig? Täuſchen, täuſchen, täuſchen!

Das iſt der unvermeidliche Lauf, wenn naturwidrige Statuten mit Conſequenz durchgeführt werden. Wo die Empörung, wo die Befreiung nicht möglich iſt innerhalb unnatürlicher Bande, da ſtellt ſich der Betrug ein als allein wirkſamer Genoſſe.

Nach kurzer Pauſe las Jaromir weiter:

„Du entſchuldigſt Dein Schweigen damit, daß Du nichts erführeſt, weil Du ausgeſchloſſen ſei'ſt von der Geſellſchaft der Ketzer. Warum bleibſt Du ausgeſchloſſen? Du kennſt ja das Mittel, welches Dir Zutritt verſchafft. Du erwägſt es ja alle Tage. Nicht für uns, nein, für Dein ſinnlich Gelüſte, welches Du vermöge dieſes Mittels befriedigen zu können hoffſt. Thor! Du betrügſt Dich, uns aber nicht. Ergreife das Mittel und tritt äußerlich über. Aber wehe Dir, wenn Du den heiligen Zweck vernachläſſigſt! Allwöchentlich ſollſt Du Kunde ſenden vom Feinde, genaue Kunde. Je nachdem ſie beſchaffen iſt, wirſt Du wieder ſteigen bei uns, oder — vernichtet werden. An jedem Freitage, ſobald die Sonne untergegangen, wird ein dienender Mann in Dein Gemach treten und Deine Nachrichten in Empfang nehmen. — Sei Deiner Vergangenheit eingedenk um Deiner Zukunft willen!“

Jetzt war es Jaromir klar, daß er wieder Norbert werden müſſe, und daß er nur gewinnen könne, wenn er den frechen Schritt ausführte.

Die Sonne ſtand erſt im Mittage, als er zum Hradſchin hinaufſtieg und die Wohnung des Hofpredigers Scultetus aufſuchte.

Tags darauf war überall die Nachricht verbreitet, der frühere Jeſuit Jaromir von Zierotin nehme Informationsſtunden beim Hofprediger Scultetus und werde zur reformirten Kirche übertreten. Das Aufſehen war groß, und nur Raupowa lachte darüber.

Vierzehn Tage ſpäter war der Uebertritt vollzogen, und Jaromir von Zierotin erſchien in glänzender Kleidung in der Burg des Hradſchin, um durch Raupowa dem Könige und der Königin vorgeſtellt zu werden.

Raupowa lachte, weil er die Abſicht dieſes Glaubenswechſels zu durchſchauen meinte, und weil er es für leicht hielt, dieſe Abſichten zu durchkreuzen. Dieſer Jaromir — ſagte er zu den

Seinen — will unter uns heimiſch werden, um ſtets frühzeitig zu erfahren, was wir vorhaben. Neſtelt Euch zu, wenn er in Eurer Nähe iſt, oder, was noch beſſer, bindet ihm Bären auf. Vor allen Dingen warnt ſeinen Vetter, den Lumpenburger Zierotin. Der gute Mann nimmt ſich des bekehrten Zierotin über die Maßen an und ſtattet ihn aus, daß er wie eine Jungfer gleißt. Das ſoll er bleiben laſſen, denn wir können das Geld beſſer brauchen, vor allen Dingen aber ſoll er ihn nicht in unſere Karte ſehen laſſen, ſonſt laſſen wir ihn ſelbſt nicht mehr hineinſchauen.

Trotzdem kam Jaromir durch kluges Betragen zur Geltung. Er hatte die äußerliche That, den Uebertritt für ſich, und das ſchmeichelte allen, zu denen er übergetreten war. Gegen Hans hatten Raupowa's Warnungen viel ſtärker gewirkt. Hans hatte den erfundenen Uebertritt gegen ſich, bei allen denen, welche damals in Prag regierten, und alle ſahen deshalb mißtrauiſch auf ihn, obſchon Loß und Budowa durch Wort und That bezeugten, daß der Uebertritt des ſächſiſchen Junkers nichts ſei als eine böswillige Verläumdung. Die herrſchende Partei hat immer etwas von der herrſchenden Mode. Alles fällt ihr zu, auch wenn ſie abgeſchmackt iſt.

Zunächſt wurde Hans nicht tiefer davon berührt. Nach dem Königshofe da oben war er nicht lüſtern, er ſetzte wenig Hoffnung und geringe Achtung auf den leichten König Friedrich, und der Verkehr mit Budowa und mit dem Loß'ſchen Hauſe erquickte ſein Herz. Es entging ihm nicht, daß Ludmilla leiden mochte unter der üblen Nachrede, welche Raupowa über ihn ausgeſprengt. Sie war eben in dem Hofkreiſe oben in der Burg den Stimmen ſeiner Gegner mehr ausgeſetzt, und einige Tage lang während einer Woche mußte ſie doch hinauf, wenn ſie den Dienſt nicht ganz aufgeben wollte. Der Vater wünſchte dies Aufgeben, Hans aber widerrieth es. Er ſah es Ludmilla an, daß ihr das ein Opfer geweſen wäre. Hatte ſie doch ſchon an jenem Tage der verſäumten Falkenjagd ſeinem Blicke nicht verbergen können, daß ſie öfter nach Weſten hinüberſchaute, wo der Falke fliegen und die glänzende Geſellſchaft darunter hin reiten ſollte. Entging es doch ſeinem Blicke überhaupt nicht, daß ſie ſtiller als ſonſt war, daß die Abgeſchloſſenheit Hanſens von der Hofgeſellſchaft ſie peinlich berührte. Dennoch war er guten Muthes. Die eigenen Leiden hatten ihn nachſichtig gemacht, ja hatten ihn aufgefriſcht. Er meinte zu wiſſen, wie die kleinen Fehler ſeiner Geliebten beſchaffen ſeien, und daß ſie eben verwachſen ſeien mit ihren glänzenden Eigenſchaften. Man müſſe ſie linde behandeln, meinte er, und nicht aufreizen durch Widerſpruch. So war er denn lieb und gut gegen ſie wie ein zärtlicher Bruder. Und ſie verſtand es auch, ſie war ihm herzlich dankbar, und war ſanft und mild, wie er ſich gar nicht erinnerte ſie früher geſehen zu haben, der Harrach Iſabella vergleichbar, von welcher ſie ſonſt ſo verſchieden geweſen.

Es waren idylliſche Stunden, welche ihm geſchenkt wurden im ſonnenhellen Wohnzimmer des Loß'ſchen Hauſes: Papa war ſo fröhlich, Purzel ſo ſchnurrig, Ludmilla ſo gut. Es hätte ihm auffallen können, daß er ſelten allein war mit der Geliebten, und daß weder er noch ſie die Abſonderung ſuchten. Aber es fiel ihm nicht auf. Es war auch nicht ein Zeichen verminderter Neigung, nicht an ihm, nicht an ihr. Das ganze Verhältniß erlebte nur gleichſam einen Zwiſchenact. Die Leidenſchaft ſchwieg, die Neigung ſprach; und ſie ſprach beſcheiden, weil Hans ein beſcheidener Menſch war, und weil Ludmilla ſich beſchied. Darin, daß Ludmilla ſich beſchied, mochte ſich allerdings ein geheimnißvolles Etwas verbergen, welches nicht gleichgiltig war für die Zukunft: Ludmilla unterdrückte ihre Phantaſie, um ihrer Herzensneigung willen, welche ſie für Hans hegte. Das war nichts Geringes.

Deshalb paßte es nicht recht, wenn der Vater das Verhältniß zwiſchen ihr und Hans ſo anſah und mitunter auch verſtändlich ſo bezeichnete, als ob es das Verhältniß zwiſchen Brautleuten wäre. Das paßte nicht; es ſtörte. Es lag kein Geſtändniß zwiſchen ihnen vor; dies war gleichſam vertagt. Nur vertagt, das empfanden ſie Beide. Aber überſprungen ſollte es nicht werden. Die Situation wird wechſeln, die Stimmung wird aufwallen, die Einſamkeit mit ihrem geheimnißvollen Schleier wird ſich vom Himmel herabſenken und mit ihr das Glück, das berauſchende Glück gegenſeitiger Verſicherung und Hingebung —

Vielleicht erſt im Frühlinge, welchen die Sonne eines milden Winters ſchon anzukündigen ſchien.

Aber der Winter verleugnete ſich nicht ganz. Eines Morgens war voller Schneefall eingetreten, und in das Budowa'ſche Haus auf der Kleinſeite trat der beſchneite Diener Tartſch, welcher eben vom Pferde geſtiegen war. Er kam von der Reiſe zurück, welche er im Auftrage ſeines Herrn unternommen, und es ſchien ihm nicht recht zu ſein, als er vernahm, daß ſein Herr nicht daheim wäre, ſondern drüben beim Freiherrn von Loß. Was war dem Sauertopfe recht? Knurrend ging er hinüber; was er bringen ſollte, brachte er nicht; die harte Winterreiſe hatte er umſonſt gemacht. Tſchirill hatte erklärt, er liefere an ihn, an den Tartſch, nichts aus, nur an den Herrn Junker Hans ſelber.

Im großen Wohnzimmer, heute einmal nicht ſonnenhell, ſaßen Loß, Ludmilla und Hans. Hans ſprang auf, als er Tartſch eintreten ſah, und rief: Du biſt da? doch nicht allein?

— Ja, allein.

— Pater Dunſtan iſt nicht mitgekommen?

— Nein, und Tſchirill auch nicht. Der Dickopf wollte mich anfangs gar nicht verſtehen, als ich ihm ſagte, er ſolle mit mir die Hinterlaſſenſchaft des Grafen nach Prag bringen zu Euch; und als er mich endlich verſtehen mußte, da ſagte er in ſeinem Kauderwälſch: ich liefere nur aus an den Herrn Junker ſelber, oder zur Noth an den Herrn Pater Dunſtan.

— Nun, was thatſt Du alsdann?

— Ich ſchickte den Golling hinein nach Wien, damit der Pater Dunſtan 'raus geholt werde. Der konnte aber nicht kommen, und ließ ſagen: ich möchte ein paar Tage warten;

Golling möchte nach zwei Tagen noch einmal zu ihm hineinkommen. Das that der Golling, und brachte mir dies Schreiben vom Vater und dazu die Botſchaft: ich ſollt' es Euch nach Prag bringen, ſo raſch ich reiten könnte. Hier iſt's.

— Geh' mit Gott und erhol' Dich! erwiderte Hans, indem er das Schreiben nahm. Tartſch ging, Hans las das Schreiben vor. Was es auch enthalten möge, es ſchien ihm unſchicklich, Loß und Ludmilla auszuſchließen vom vollen Inhalte deſſelben. Dieſer Inhalt war folgender:

„Deine Botſchaft, lieber Hans, findet mich in geſpannter Lage. Bis vor drei Tagen war ich gleichſam noch in der Schwebe. Der Kaiſer wenn auch voll Mißtrauen gegen mich, ſchien dem Andringen der Jeſuiten gegen mich und unſere Abtei immer noch zu widerſtehen und Gewaltmaßregeln gegen uns abzuweiſen. Das Einfachſte wäre geweſen, daß ich mich in der Stille fortgemacht. Daran verhinderte mich Zweierlei. Zuerſt die Dampierre'ſche Soldatentruppe, die immer noch in den nächſten Ortſchaften lag, obwol alle anderen Truppen längſt aus der Gegend abgezogen waren. Dieſe Dampierre'ſchen Reiter, das wußt' ich genau, lauerten auf mich im Dienſte der Jeſuiten. Alsdann bat mich auch unſer braver Abt, ich möchte ihn nicht verlaſſen unter ſo drohenden Zeichen gegen die Rechte unſeres Ordens; ich ſei der einzige Weltkundige im Hauſe, der Antwort zu geben wiſſe auf die täglich einlaufenden verfänglichen Anfragen und Anforderungen. — Jetzt iſt nun Beides anders: die Dampierre'ſchen Reiter ſind fort, und der Abt braucht mich nicht mehr; denn der Schlag iſt gefallen. Vor drei Tagen nämlich iſt Trautmannsdorff endlich aus Rom zurückgekehrt, und hat die amtliche Entſchließung des Papſtes auf die Anfrage des Kaiſers gebracht. Sie lautet dahin, daß Toleranz Sünde ſei, und daß der Kaiſer in ſeinen früheren Wegen getroſt und tapfer fortwandeln möge, ſich der Väter Jeſu als Stab und Stütze bedienend. Dieſen Sieg benützten die Jeſuiten auf der Stelle gegen uns, und führten aus, was ſie lange vergeblich erſtrebt hatten: eine flagrante Verletzung unſeres Aſyls, eine Reviſion unſerer Abtei, in welcher ſie den Schatz Zdenkos zu finden hofften. Eine bewaffnete Macht erſchien geſtern in unſerem Hofe, und die ganze Abtei ward unterſucht vom tiefſten Keller bis zum oberſten Boden. Sie haben natürlich keinen Schatz gefunden; aber mein Abt ſagt ſelbſt: Was ſteht nun noch im Wege, daß ſie in Zorn und Aerger getäuſchter Erwartung auch dich, armer Dunſtan, fortſchleppen unter dem Vorwande, daß du den Kaiſer getäuſcht habeſt?! — Mein Abt hat Recht; es iſt die Maßregel gegen mich im Werke. Trautmannsdorff, Eggenberg und Harrach widerſetzen ſich ihr noch, aber der Widerſtand wird nicht lange vorhalten. Ich taxire ihn auf eine Woche und rüſte Alles, daß ich fort bin, wenn er bricht. Dieſe Vorbereitungen brauchen einige Tage Zeit, weil ich Zdenkos Hinterlaſſenſchaft mitnehmen will und muß, und weil dazu paſſende, und doch unſcheinbare Transportmittel beſorgt werden müſſen. Die Hinterlaſſenſchaft aber muß jetzt fort, weil bei der fruchtloſen Reviſion in unſerer Abtei der Gedanke nur zu nahe liegt, nochmals auf die letzte Wohnung Zdenkos oben im Walde zurückzukommen. Einer der Guardiſten hat beim Abziehen aus unſerer Abtei geäußert: er ſei mit oben im Walde geweſen, als das Feuer ausgebrochen, und müſſe ſagen, daß das Feuer eine gründliche Unterſuchung da oben doch eigentlich unterbrochen habe. Dieſer Guardiſt, durch eine rothe Feder von den andern unterſchieden, ſcheint ein Kerl von Bedeutung zu ſein und wird wol ſeine Meinung an wichtiger Stelle anbringen. Jetzt gilt's alſo: fortzuſchaffen ſobald als möglich. Ich komme ſchon damit zu Stande, und Du ſollſt nicht etwa ſelbſt herkommen! Nur Eins ſollſt Du verſuchen: durch Budowa oder Loß an der niederöſterreichiſchen Grenze diesſeits Znaim ein bewaffnetes Geleit mich erwarten zu laſſen wegen der böhmiſchen Truppen. Ich komme über Stockerau, Ober-Hollabrunn und Guntersdorf gegen Znaim mit meinen Wagen. Dieſer Weg ſoll jetzt ganz frei ſein von kaiſerlichen Truppen. Wie es aber drüben ausſieht, weiß ich nicht, und zwiſchen der Grenze und Znaim möcht' ich ein Geleit finden Bis dahin magſt du kommen, aber nicht weiter! Alſo auf Wiederſehen in Mähren!“ —

— Ich ſtelle binnen drei Stunden zwölf bewaffnete Reiter, und ich gehe ſelbſt mit! rief Loß.

— Mitten im Winter!

— Larifari! Ich bin ja geſund. Du, Hans, eiligſt zu Budowa, der immer alle Stellungen unſerer Truppen kennt, um zu erfahren, über welche Orte wir den Zug lenken ſollen, um keinen böhmiſchen Truppen zu begegnen. Von Budowa's Leuten übrigens auch mitnehmen, was er ſchaffen kann. In drei Stunden ſitzen wir auf. Vorwärts, Millionenhans! Wir werden ſchon dafür ſorgen, daß die Millionen in unſere Keller kommen. Raſch Abſchied, und vorwärts!

Es wurde Alles ſo ins Werk geſetzt; Budowa's genaue Auskunft über den Stand der böhmiſchen Truppen wies nach, daß die Linie Znaim-Iglau ganz frei wäre, und er ſtellte auch wie Loß ſein Dutzend Reiter, denn die großen Cavaliere waren damals fortwährend in der Lage, Kriegsleute ausrüſten zu ſollen und ausrüſten zu können. Nachmittags ritt das Fähnlein über die Moldaubrücke nach der Altſtadt hinüber, um jenſeits derſelben über die grauen Hügelkanten der Prager Schlucht ſüdwärts zu verſchwinden: Loß und Hans an der Spitze, Tartſch am Schluſſe des Zuges.

Dieſe Abreiſe in geſammelter Maſſe war dem Zwecke nicht beſonders zuſagend. Sie erregte Aufmerkſamkeit. Ein kleiner Mann namentlich, welcher eben durch den maleriſchen Brückenthurm von der Altſtädter Seite auf die Brücke hinaus wollte, und vor dem Reiterzuge an die Steinmauer ſich ſchmiegen mußte, war kein erwünſchter Zuſchauer. Er ſchien Loß und Hanſen zu kennen, und Tartſch kannte ihn, dieſen dunkelblauen Mantelträger; er hatte ihn ein paar Mal in Hernals beim Candidaten Götzinger geſehen. Der alte Narr rief ihm zu: Ihr habt's gut, daß Ihr bei dem Winterwetter nicht auf die Reiſe müßt! —

Wird nicht weit gehen! erwiderte ſüßlich der Blaumantel. — Oho! — rief Tartſch zurück — bis hinter den Tulbinger Kogel!

Dies veranlaßte den Blaumantel, ſeinen Weg nicht fortzuſetzen, ſondern wieder in die Altſtadt zurückzukehren, wo er eigentlich erſt gegen Abend einen Beſuch zu machen hatte. Jetzt wollte er ihn gleich machen. Der junge Herr, welchem der Beſuch galt, wird wol daheim ſein — dachte er — es iſt ja Freitag.

Der junge Herr war Jaromir Zierotin, und war des Freitags wegen daheim, denn der Winternachmittag holt raſch den Abend ein. Der Blaumantel aber war Herr Tocke, vom Pater Euphemius nach Prag geſendet zum Seelenheile Norbert Jaromirs und zur Kundſchaft unter den Ketzern. Er hatte Jaromir den Brief gebracht, und er ſtand jetzt, nachdem er den dunkelblauen Mantel abgelegt, ganz ſo zierlich hellblau vor ihm, wie man ihn zu Wien geſehen.

Jaromir kannte ihn; er war ihm einige Male beim Herrn Provincial begegnet. Es bedurfte alſo keiner Einleitung zwiſchen ihnen, beſonders darum nicht, weil Herr Tocke eine eilige Mittheilung zu machen hatte. Sie betraf den reiſigen Auszug des ſächſiſchen Junkers. Er geht auf den Wiener Wald, flötete er, und ich errathe ſeinen Zweck.

— Nun?

— Ich habe heute Morgen eine Botſchaft aus Wien erhalten, welche unter Anderem beſagt, daß endlich die Durchſuchung der Schotten-Abtei durchgeſetzt worden iſt. Dort vermuthete man, wie Ihr wißt, den Schatz des verſtorbenen Grafen Zdenko. Er iſt nicht dageweſen. Man ſteht rathlos vor dieſem Räthſel und fängt an zu denken, ob er doch noch oben im Walde ſei. Man weiß, daß ich beobachten und forſchen kann, und daß ich den Reitknecht des Junkers Starſchädel kenne. Ich ſoll forſchen, und — es fliegt mir in den Schooß. Jener Reitertrupp, meine ich, reitet auf den Wiener Wald hinauf und holt den Schatz!

— Kann ſein!

— Iſt Bitte ſogleich um das Wochenblatt, welches Hochwürden doch wol vorbereitet haben für den hochwürdigſten Herrn Pater Euphemius —

— Hier iſt es.

— Und um ein Blatt Papier, ein kleines, welchem ich mit drei Worten die Notiz anvertrauen kann, daß man die Schatzgräber erwarte. Erwarte! Sie müſſen erſt den Schatz ſichtbar und greifbar gemacht haben, ehe man ſie angreift. Ich bitte!

— Dort! Aber die Reiter ſind ſchon unterweges; wird die Nachricht nach Wien nicht zu ſpät kommen?

— Nicht doch! Jene Reiter müſſen ja übernachten, und zwar mehr als einmal. Unſer Courierdienſt von Poſten zu Poſten kennt keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht; er überholt die Reiter.

Er hatte raſch geſchrieben, hatte mit Geſchicklichkeit ſein Blatt in den Brief Norbert-Jaromirs hineingeſchoben und mit einem aus der Taſche gezogenen Faden das Ganze eingeſchnürt, und empfahl ſich nun mit der, wie er ſagte, „wol unnöthigen“ Bitte, ihn außer dieſem Zimmer nicht zu kennen. Nächſten Freitag werde vielleicht ſchon ein Reſultat vorliegen.

Norbert-Jaromir blieb ſehr verdrießlich allein. Alles verdroß ihn: ein Agent, welchen er in Wien über die Achſel angeſehen, erwies ſich als ſein Aufſeher, erwies ſich als Gebieter einer theueren Courierpoſt in Feindeslande, und nahm ihm die wichtige Meldung von der Schatzexpedition vor der Naſe weg. Denn da er nun doch einmal im Dienſte der Jeſuiten bleiben mußte, ſo wollte er wenigſtens wichtig bleiben für die Jeſuiten. Eine Stunde ſpäter, er wollte zum Abende hinauf in die Geſellſchaft der Hradſchin-Burg, hätte er wahrſcheinlich ebenfalls Kunde erhalten von der Expedition, und dann wäre die Meldung nach Wien ſeine Meldung geweſen. Oder er hätte, richtig, das war's, was ihn ſo ärgerte! er hätte keine Meldung gemacht, ſondern den Schatz für ſich zu erobern getrachtet. — Vielleicht iſt das noch nicht zu ſpät.

Nach kurzer Ueberlegung nahm er ſeinen Mantel und verließ ſeine Wohnung. Es ſchneite draußen in dichten Flocken. Er ſuchte die Herberge ſeines Vetters auf, des Lumpenburger Zierotin, welcher ihm Wohlwollen erwies, ſeit er für einen Cavalier galt. Dieſer Ladislaus hielt auf eigene Koſten ein Reiterregiment, er hatte alſo die Mittel, dem Loß und Starſchädel die Beute abzujagen, eine Beute, welche doch wahrhaftig den Zierotinſchen Vettern eher gebührte, als einem hergelaufenen ſächſiſchen Junker. Der dritte Zierotin'ſche Vetter von weiblicher Seite, Rudolph von Mitzlau, hatte zwar dieſelbe Anwartſchaft und hatte Jaromir die Allianz in dieſem Punkte angeboten, er hätte auch durch Raupowa Reiter genug herzugeſchafft, aber das war eine weitausſehende Theilung, und Raupowa ſah nicht darnach aus, als möchte er viel übrig laſſen. Außerdem war Rudolph ein gefährlicher Nebenbuhler bei Ludmilla — nichts da! ſchloß Jaromir, Ladislaus iſt der richtige, und ſei der einzige!

Er trat bei ihm ein, er fand ihn, er überzeugte ihn. Nach einer Viertelſtunde ſchon konnte er ihm lächelnd nachſehen, wie er mit ſeinen Reitknechten aus der Herberge hinausſprengte. Sein Regiment lag in Trebitſch nur einige Meilen öſtlich von der Landſtraße, welche von Znaim nach Iglau führt, und auf welcher ſchwer beladene Wagen kommen mußten, denn in jener Zeit gab es wenig Nebenwege für ſchweres Fuhrwerk, und in der Winterzeit war höchſtens die Hauptſtraße fahrbar. Er meinte zurechtzukommen, um zwiſchen den dortigen Hügeln den Transport abzufangen.

Das Lächeln auf Jaromirs Lippen war bei alledem kein behagliches geweſen. Es entſtand nur aus dem Gedanken, daß die gemeineren Leute doch auch jetzt für ihn arbeiten müßten, für ihn, der wieder anfange zu leiten. Anfange! Er geſtand ſich ein, während er zur Burg hinaufſchritt, daß dieſer Anfang ſeines Handelns ſehr viel Mißliches habe. Nicht in moraliſcher

Beziehung! die machte ihm keine Sorge. Er war ſo gut erzogen, Alles nur für Zahlengruppen anzuſehen und um den tieferen Inhalt der Dinge unbekümmert zu ſein, daß ihn keine Moralfrage mehr peinigte. Aber der Verkehr mit den böhmiſchen Machthabern, welcher ihm jetzt ſeit Wochen offen geſtanden, hatte ihm dargethan, daß dieſe Zerklüftung in Parteien, dieſer Mangel eines mächtigen Mittelpunktes ſchwerlich beſtehen werde vor der Zukunft. In dieſem Betracht alſo war ihm das Bedürfniß klar geworden, ſich in ſeiner alten jeſuitiſchen Welt die Stütze feſt zu erhalten. Und doch war die Leidenſchaft zu Ludmilla unauslöſchlich in ihm, und doch hatte dieſe Leidenſchaft nur Ausſicht auf Befriedigung, wenn er auf der proteſtantiſchen Seite bliebe!

In Wahrheit war es ja auch jetzt wieder Ludmilla, welche ihn durch den Schneefall hinaufzog nach der Burg. Loß und Starſchädel ſind fort, und ſie wird in ihren Dienſt zur Königin zurückgekehrt ſein! — So war es auch. Das Idyll lag hinter ihr; in der glänzenden, bunten Welt da oben erwachte ihre Phantaſie wieder. Der Putz fand wieder ſein Recht, denn er wurde gewürdigt, das Selbſtgefühl hob ſich, denn man kam ihm entgegen, der Geiſt wachte auf, denn die leichtere, größere Geſellſchaft brauchte zum Mindeſten den Witz, die Sinne erwachten, denn man ſorgte für ihre Lockung. Es war heut' keine große, aber eine intime Abendgeſellſchaft in den Zimmern der Königin, man ſang, man ſpielte, und Ludmilla an der Harfe trug mit ihrer zauberiſchen Stimme ein Lied um das andere vor, und ſchlürfte den enthuſiaſtiſchen Beifall, welchen man ihr ſpendete, wie eine lang entbehrte Labung. Selbſt der König, ſonſt ritterlich treu für ſeine Gemalin, machte der lange Vermißten heute den Hof. Sie dachte Hanſens mit keiner Silbe, ſie fand den Vetter Rudolph brillant, als er mit ſeinem geſchmeidigen Tenor eine italieniſche Buffo-Arie mit dramatiſcher Lebendigkeit und unter lebhaftem Applauſe vortrug, ja, ſie fand heute ſogar, daß der blaſſe, feine Jaromir einen eigenthümlichen Reiz ausübe auf alle Anweſenden und auch auf ſie. Die Königin, welche ſich für den Bekehrten intereſſirte, hatte ihn aufgefordert, auch etwas vorzutragen, da ſie gehört, er ſei muſikaliſch. Ohne Zaudern hatte er eine Mandoline ergriffen und eine ſpaniſche Romanze geſungen. Er hatte einen hohen Baß von ſchönem männlichem Klange, und ſein Vortrag machte einen tiefen Eindruck. — 's iſt ein katholiſcher Duft darin, ſagte eine ältere Dame neben Ludmilla, aber in der Muſica iſt der nicht zu verachten!

Das hat Ludmilla auch gefunden, und als man zur Tafel ging, und Jaromir diesmal dem Junker Rudolph zuvorgekommen war im Anbieten ſeines Armes, ließ ſie ſich zum erſten Male von ihm führen, und empfand neben ihm bei Tafel, daß er jetzt als proteſtantiſcher Cavalier gar anmuthig ſei, geheimnißvoll und eigen, keineswegs mehr ſo Scheu erweckend wie früher.

Rudolph ſaß an ihrer anderen Seite, und war in ſeiner Heiterkeit von angenehmer Abwechslung für ſie. Beide liebten ſie, das blieb ihr nicht verborgen, Beide verhüllten oder enthüllten das in verſchiedenartigſter Weiſe, darin aber einig, daß ſie das ſchöne Mädchen verherrlichten — was hätte ſie für einen Grund gehabt, ihre Gedanken hinaus zu treiben in die Schneenacht, durch welche Papa und Hans in Froſt und Näſſe dahin ritten gegen Beneſchau zu? Was für einen? Gar keinen.

Das Gelingen der Schatzüberſiedlung hing in erſter Linie davon ab, ob Pater Dunſtan die Fortſchaffung oben im Walde eher bewerkſtelligen konnte, als Herrn Tocke's Courier in Wien eintraf.

Dunſtan, obwol er nichts von dieſer Gefahr wußte, beeilte ſich nach Kräften. Aber ſeine Kräfte waren dadurch geſchwächt, daß er nicht ſelbſt hinaus konnte vor die Thore, um die richtige Anſchaffung der Fäſſer und Wagen zu beaufſichtigen. Er wußte zu gut, daß es auf ſeine Perſon abgeſehen ſei. Man hatte zwar nicht gewagt, ſich derſelben zu bemächtigen, als man bei der Durchſuchung in die Abtei eingedrungen war; aber die Scheu vor einem Attentate auf die perſönliche Sicherheit eines Ordensmannes innerhalb ſeines Ordenshauſes ſollte hintangeſetzt werden, das wußte er, ſobald man dieſes Ordensmannes draußen habhaft werden und ſein Verſchwinden leidlich verſchleiern konnte. Deshalb hatte er bisher mit keinem Schritte die Abtei verlaſſen, und ſich Spath's, des Gärtners aus Hernals, bedient zur Betreibung der Vorbereitungen.

Endlich waren dieſe Vorbereitungen beendigt, und in der nächſten Nacht wollte Dunſtan hinaus auf den Wald. Da trat auch in Wien der Schneefall ein, und gegen Abend erſchien Spath in der Abtei, um den Pater aufmerkſam zu machen, daß dieſer Schneefall ein ſchweres Hinderniß werden könne. Mähren, und beſonders Böhmen, ſei viel rauher als die Wiener Gegend, dort werde man noch größere Schneemaſſen finden, und mit den ſchweren Wagen nicht fortkommen. Es müßten alſo Kufen angeſchafft und die Wagen auf Kufen geſetzt werden. Für einen Wagen ſchaffe er ſie aus Hernals, aber nur für einen. Der Herr Pater müſſe auf den Gehöften der Schotten Umfrage halten laſſen, ob auch für den zweiten Wagen dieſer Schlittenunterſatz geſtellt werden könne.

Pater Dunſtan erließ den nöthigen Befehl. Da er aber nicht aufs Unſichere hinaus wollte, ſo blieb er noch dieſe Nacht in der Abtei, und verlor dadurch vierundzwanzig Stunden Zeit, welche dem Tocke'ſchen Courier zu Gute kamen.

Die Kufen waren am nächſten Mittage aufgefunden; denſelben Abend erreichte aber auch Herrn Tocke's Courier die Taborbrücke, und als gegen neun Uhr Dunſtan, glücklich verhüllt durch ein dichtes Schneegeſtöber, die Schottenabtei verließ, da las auch unten im Jeſuitenhauſe bereits Pater Euphemius die Notiz und die Rathſchläge Herrn Tocke's. Er fand ſie einleuchtend und ließ ſogleich den alten Brémont rufen, von welchem man ihm erzählte, daß er damals die Expedition in den

Wald hinauf mitgemacht, und daß er bei ſeiner Flucht die Oertlichkeit genau kennen gelernt habe. — Brémont ſollte vom nächſten Morgen an da oben Beobachtungspoſten ausſtellen, und dieſelben leiten. Medardo aber ſollte eine Abtheilung Guardia bereit halten, um flugs mit ihr hinauf zu marſchiren, ſobald Brémont die Nachricht bringe: es ſei dort oben wirklich eine Fortſchaffung im Werke, und ſie ſei ſo weit im Gange, daß man ſich des fortzuſchaffenden Gegenſtandes bemächtigen könne.

Nichts hiervon ahnend ſchritt Dunſtan durch den „Tiefen Graben“ nach dem Neuthore hinunter. Er wollte das Schottenthor vermeiden, weil er fürchten mußte, dort eher erkannt zu werden. Es wäre dieſe Vorſicht kaum nöthig geweſen, denn ſeine dunkle Kutte war binnen fünf Minuten weiß, ſo dicht fiel der Schnee. Er entdeckte nur mühſam ſein Maulthier, welches draußen am Canal für ihn gehalten wurde; denn der Abend war finſter, und alle Gegenſtände waren gleichmäßig weiß. Spath, der neben dem Maulthiere ſtand, mußte ſich ihm bemerklich machen durch Zuruf.

Nun ging es hinauf. Schritt für Schritt. Dem treuen Thiere faſt mehr noch als dem wegkundigen Spath mußte es überlaſſen bleiben, die Richtung einzuhalten. — Es war gegen Mitternacht, als ſie oben bei der Förſterei ankamen.

Die beiden Frachtwagen, auf Schlittenkufen geſtellt, waren ſchon da. Die Fuhrleute, Kloſterknechte aus Penzing, hatten auf Golling's Geheiß ausſpannen, einſtallen und ſich ſelbſt im Stalle zur Ruhe legen müſſen, damit nicht ohne Noth Zeugen vorhanden wären für das wichtige Geſchäft. Golling, bis vor Kurzem ohne Kunde von dem Schatze — Dunſtan hatte ihn damals bei der Einrichtung der Schatzkammer fern gehalten gehabt — war jetzt genau unterrichtet worden durch Spath, welchem der Pater geſtern erſt das Geheimniß anvertraut hatte. Golling hatte gelächelt und genickt bei dieſer Mittheilung, denn ganz unkundig war er nicht geweſen, und Tſchirills Wacheſtehen war ihm nicht entgangen. Aber ein discreter Diener wie er wußte zu ſchweigen und zu warten. Jetzt half er dem Herrn Pater vom Maulthiere, und ſagte halblaut — als ob ihn da oben in der Einſamkeit Jemand hören gekonnt: — Hochwürdiger Herr! die Weibſen und die Fuhrleute liegen im Schlafe; ich, der Spath, der Trumm, den wir nicht übergehen konnten, und Tſchirill ſind auf dem Flecke. Soll's auch bei dem Schneefalle gleich losgehen?

— Sogleich, Golling! der Schneefall paßt; er verſchleiert uns. Alſo ans Werk.

So nahmen denn die vier Männer zunächſt Beſen in die Hand, und gingen zur Brandſtatt, um von einem beſtimmten Theile der Trümmer den Schnee wegzufegen. Es war dies der Theil, welcher vor dem Brande das große Saalzimmer gebildet hatte. Dann wurden verkohlte Balken und Ziegelſteine weggeräumt, bis eine Gaſſe frei war. Jetzt die Laterne! ſagte Golling. Trumm ſteckte zwei Pfähle zwiſchen Mauerſteine. Spath brachte die Laternen und hing ſie an den Pfählen auf. Man begann ein ſorgfältiges Abräumen des Schuttes in dem kleinen Badezimmer, welches an den Saal gegrenzt hatte. Von der Badewanne war nichts mehr zu finden, aber eine Strecke eiſernen Bodens fand ſich da, wo ſie geweſen war. An dieſen eiſernen Boden war ſie angeſchraubt geweſen, und dieſer eiſerne Boden war die Thür der Geldkiſte. Dieſe Thür lag jetzt vor ihnen, unverſehrt.

— Aber der Schlüſſel! Wo iſt der Schlüſſel, Tſchirill? fragte Dunſtan — ich erinnere mich, daß wir damals ein künſtliches Schloß anfertigen ließen. Es ohne Schlüſſel zu öffnen, wird kaum möglich ſein mit den Stemmeiſen und Hacken, die uns zu Gebote ſtehen; jedenfalls wird es viel Zeit koſten.

Tſchirill antwortete nicht gleich, er grub mit den Händen im Mauerſchutte umher und nur ſtoßweiſe endlich gab er Kunde, daß der Schlüſſel unten im Winkel des Zimmerchens immer in ein Loch geſteckt worden ſei, welches durch einen herausgebrochenen Ziegel gebildet worden. Den Ziegel habe er immer wieder ſorgfältig vorgeſchoben. Jetzt fand er aber in dem Schutte weder Loch noch Schlüſſel.

Dies konnte verderblich werden; denn bis zum Morgen mußte man fertig ſein, wenn man nicht von Brémont noch überraſcht werden ſollte. Auf den Transport der ganzen Kiſte war man nicht vorbereitet: für dieſe waren die Wagen zu ſchmal und zu ſchwach. Man hatte vor, den Inhalt der Kiſte in kleine Fäſſer umzupacken und auf beide Wagen zu vertheilen. Die Kiſte alſo mußte durchaus geöffnet werden.

Tſchirill grub wie ein Hamſter, eifriger und immer eifriger, alſo auch immer unbedachter, der Schweiß floß ihm von der Stirn trotz Schnee und Kälte — er fand den Schlüſſel nicht.

Da rief Golling: Halt, Tſchirill! Steh' auf, laſſ' mich hin. Ein Jäger verſteht das Nachſuchen beſſer; er wirft nichts ſo durcheinander; Schritt für Schritt hantirt er, um rückwärts zu können, wenn's nöthig iſt — ſteh' auf! der Winkel, ſcheint mir, muß einen Schuh weiter links ſein. —

Mit Spannung ſahen nun alle auf den ſyſtematiſch wegräumenden Jäger. Zehn Minuten lang, da hatte er den Schlüſſel!

Nun öffnete Tſchirill, welcher mit den noch nothwendigen kleinen Kunſtgriffen für das Aufſchließen vertraut war — das Innere der Kiſte ſtellte ſich dar: lederne Säcke, auf und nebeneinander geſchichtet. Dunſtan öffnete den einen, welcher nicht mehr ganz voll war: große Goldſtücke waren darin. Schneeflocken fielen auf dieſelben, und Dunſtan band ihn wieder zu, nachdem er eine Hand voll herausgenommen, um die Ausgaben des Transportes zu beſtreiten. Dann gab er dieſen angebrochenen Sack an Tſchirill mit dem Bemerken, ihn apart im Stroh unterzubringen auf dem Wagen, ihn alſo nicht wie die übrigen in die Fäſſer zu packen.

Dies Einpacken in kleine Fäſſer war die nächſte Arbeit. Dieſe Fäſſer wurden dann hinübergerollt zu den Wagen, welche mit Flechten, Matten und Stroh verſehen waren, und in ihrer unterſten Lage mit dieſen kleinen Fäſſern angefüllt wurden. Ueber ſie kam noch eine Schichte von Heu und Stroh, und auf dieſe Schichte wurden große Fäſſer geladen, Weinfäſſer. Sie ſollten den Inhalt der Wagen andeuten; denn ſolche Weinfuhren ſind in Niederöſterreich ſehr gewöhnlich. Die Fäſſer enthielten aber keinen Wein, ſondern Gypsmehl. Dunſtan ſagte: wenn kaiſerliche oder böhmiſche Kriegsleute daran kommen, ſo zapfen ſie an und laden ab. Das Abladen führt auf den Grund und zur Entdeckung der kleinen Fäſſer. Das wird vermieden, wenn ſie das ungenießbare Gypsmehl finden.

Gegen Morgen war das Aufladen vollendet, und die Fuhrleute wurden geweckt, damit die Planen übergezogen, die Pferde vorgeſpannt würden.

Um dieſe Zeit aber war auch der Spion ſchon da. Brémont nämlich. Der alte Sünder hatte ſeit einiger Zeit das Schickſal, des Morgens nicht mehr ſchlafen zu können; deshalb legte er ſich gern wichtige Geſchäfte in die Stunde vor Sonnenaufgang. An die ewige Schatzgeſchichte da oben glaubte er eigentlich nicht — er meinte ja die Keller im Forſthauſe zu kennen — und ſo wollte er nicht unnöthig Leute in Bewegung ſetzen, ſondern durch eigene Morgenviſitation ſich und ſeinen Oberen die Ueberzeugung verſchaffen, daß da oben nichts vorginge und nichts zu holen wäre. Zu dem Ende trabte er ſchon im Finſtern hinaus auf ſeinem Klepper; ihm wurde ja als einer militäriſchen Vertrauensperſon das Schottenthor immer geöffnet. Er freute ſich auf den Effect, wenn er ſchon am frühen Vormittage im Jeſuitenhauſe melden könnte: er, der Unermüdliche, ſei ſchon oben geweſen und bringe ſchon Rapport.

Der Tag dämmerte, als er in der Schlucht hinauf ritt, und links in den jetzt tief verſchneiten Raſenweg einbog. Er kannte die Richtung ganz gut, und kam an den Parkzaun. Dort band er ſein Pferd an und ſuchte die Zaunlücke, welche ihm damals gedient. Dann ſchlich er auf demſelben Wege, den er damals gemacht, dem Hauſe näher — Diable! fluchte er plötzlich leiſe, und blieb verblüfft ſtehen in den kahlen Geſträuchen. Er hörte Stimmen der Fuhrleute, welche ihre Roſſe aus den Ställen zogen, er hörte Peitſchenknall, er hörte die Stimme Dunſtans, welche rief: Strängt die Roſſe kurz ein, denn der Wagen iſt ſchwer!

Auf der Stelle kehrte er um; er ſchämte ſich; die Jeſuiten-Herren hatten Recht: hier war eine **Fortſchaffung** im Werke und ſchon ganz nahe! So ſchnell ſein Pferd nur laufen konnte, jagte er nach Wien zurück. Ein ſchwerer Wagen, dachte er, fährt langſam; wir holen ihn ein. Es hat aufgehört zu ſchneien, eine „Neue“ iſt fertig, und wir können der Spur des Wagens folgen. Nur ſchnell, ſchnell, ſchnell zur rothen Feder, und berittene Gardiſten nehmen!

Die gute, alte Sitte der Fuhrleute ſorgte dafür, daß ihm Zeit verſchafft wurde: Fuhrleute mit ſchweren Wagen achten die Zeit gar nicht, und ſchätzen über Alles die Langſamkeit. Es verging eine gute halbe Stunde, ehe es dazu kam, daß die Pferde anziehen ſollten. Und dann kam noch ein neuer Aufenthalt! Golling nämlich machte eine Bemerkung, die Alles ins Stocken brachte, die Bemerkung, daß ſeit ein paar Stunden der untere Wind wehe, und das ſei Thauwind. Seit achtundvierzig Stunden habe es geſchneit, weich geſchneit; das habe nach unten auch aufgeweicht. Jetzt ſei der Donau nicht mehr zu trauen. Vorgeſtern freilich, als er über Königſtätten unten geweſen, da habe ſie noch gehalten auch für Wagen; aber jetzt! Und für ſo ſchwere Laſtwagen — das glaub' er nicht, das rathe er nicht!

Dunſtan fand das richtig! Nun war aber guter Rath theuer. Die nächſte Brücke war am Tabor. Da mußte man über Wien! dann war keine mehr, bis oben bei Krems, und Krems war ein Sammelpunkt kaiſerlicher Truppen. Was thun?

Dunſtan's herzhafter Sinn entſchied für die Taborbrücke. Er ſelbſt konnte ſich freilich nicht mehr hinab wagen nach Wien, aber Spath konnte die Wagen geleiten. Er ſelbſt wollte mit Golling und Tſchirill nach Königſtätten hinunter — in

Stockerau wollte er mit Spath und dem Transport zuſammen treffen.

So wurde es ins Werk gerichtet. Die Randl ſchloß ſich noch an: ſie wollte dem hochverehrten Herrn Pater Regens, der ja vielleicht nie wiederkäme, das Geleit geben und ſein Maulthier, welches ſie ſo gut kenne, über die gefrorene Donau führen. Haſt Recht, Randl, komm'! rief Dunſtan, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung unter heißen Zähren der Frau Golling, welche vom Herrn Pater und Tſchirill ſchluchzend Abſchied nahm. Caro ging auch mit; nur Zahn blieb bei ihr. Aber auch Zahn heulte.

Auf dem Raſenſtreifen vor dem Hohlwege gab's noch einen kleinen Aufenthalt: Bauernſchlitten kamen aufwärts, die ins Holz fuhren. Dann trennte ſich die Karavane: die mit dem Schatze beladenen Wagen fuhren nach Dornbach hinunter und gegen Wien hinein, den Agenten der Jeſuiten direct entgegen.

Spath ging voraus, als gehörte er nicht zu dem Transporte. — Richtig! beim kaiſerlichen Gottesacker kam Brémont, Medardo und eine Rotte berittene Guardiſten. Spath erſchrak, daß ihm die Knie ſchlotterten. — Stumm ging er vorüber. — Mir ſcheint, das iſt ein Ketzer aus Hernals! rief Brémont und ſah ſich nach ihm um, ſeinen Klepper anhaltend. — Marſch, marſch! wir haben Wichtigeres vor! ſchrie Medardo, und — im Trabe jagte der Reitertrupp an den Frachtwagen vorüber, durch Dornbach hindurch. Langſam ging's den Hohlweg hinauf. Dort wurde abgeſpürt; der friſche Schnee bot ſich vortrefflich dazu. Man ſah die Spur der Schlittenkufen von der Förſterei her, neben ihnen Fußtritte, eine Hundeſpur und eine Hufſpur — dieſe gingen richtig weiter in den Wald hinauf, man folgte ihnen, und konnte nicht ahnen, daß man allerdings dem Golling, Tſchirill, Randl, dem Maulthier und Caro folgte, daß die Kufenſpuren aber den leeren Holzſchlitten gehörten. Zum zweiten Male wurde die „rothe Feder“ auf dieſem Wiener Wald ins Holz geführt. Nicht beſonders darauf achtend, daß die Geleitsſpuren ſich nach einer Stunde verloren hatten neben den Kufenſpuren — und die Bauern waren auch zuweilen abgeſtiegen und der Kälte wegen neben ihrem Schlitten hergelaufen — fanden ſich die Reiter endlich da, wo die Bauern mit ihrer Holzladung beſchäftigt waren. Es hatte zudem wieder angefangen dick zu ſchneien, die Bauern zeigten ſich mürriſch und gaben keine Auskunft, man ſah keine Kufenſpur weiter vorwärts, man war abſeit von jedem breiteren Wege, und rückwärts deckte der neue Schnee Alles zu; — man ſah ſich an, man fluchte, und das Reſultat war, daß Medardo und Brémont ſich wieder einmal geſtehen mußten: hier oben ſei eben der Teufel los gegen ſie, und ſie ſeien wieder einmal „fertig zum Ausputzen!“

Mit ſinkendem Tage aber fanden ſich Dunſtan und Spath, die beiden Führer, mit dem was zu ihnen gehörte, glücklich vor Stockerau zuſammen.

Spath's Erzählung von dem Reitertrupp der Guardiſten, welcher ihm begegnet, ſchien dem Pater Dunſtan bedenklich. Er wollte deshalb ſogleich weiter, und trug den Fuhrleuten auf, friſche Pferde zu miethen. Es war ihm jetzt viel daran gelegen, ſo raſch wie möglich die mähriſche Grenze zu erreichen.

Während des Aus- und Umſpannens ließ er Spath den außerhalb der Fäſſer verbliebenen Geldſack hervorziehen, und entnahm demſelben fünfzig Goldſtücke. Dann winkte er Golling, Nandl und Spath, ihm zu folgen. Es war bereits ganz finſter. Auf einen ſchimmernden Lichtpunkt ſeitwärts vom Städtchen ſchritt er zu, und die Aufgeforderten folgten ihm ſchweigend. Sie ahnten nicht, was er vor hätte.

Das Schneien hatte aufgehört, der Himmel wurde wolkenfrei, Sterne traten hervor und blitzten ſilbern, wie es bei ſteigender Kälte zu geſchehen pflegt.

Der ſchimmernde Lichtpunkt war die Lampe einer kleinen Capelle, welche durch ein vorſpringendes Dach vor dem Ungeſtüme des Wetters geſchützt war. Unter dieſes Dach trat Dunſtan und wendete ſich gegen die drei Leute. Sie hatten den Eindruck, als wolle er ein geiſtlich Wort an ſie richten, und beugten ſich vor ihm, Golling und Nandl machten ihr Kreuz vor der Bruſt.

— Ihr habt Recht, ſprach er, ich will als Geiſtlicher zu Euch reden. Vorerſt zu Dir, Golling. Du haſt den verſtorbenen Grafen, Du haſt mich ſeit langer Zeit beobachten können, Du biſt ein aufmerkſamer Menſch, es muß, es wird Dir klar geworden ſein, daß der verſchiedene Kirchenglaube nicht gute und böſe Menſchen von einander trennt, ſondern nur verſchieden denkende, und daß dieſe verſchieden denkenden Menſchen verträglich neben und mit einander leben können. Iſt Dir das klar geworden?

— Ja, hochwürdiger Herr.

— Nun, Golling, das kannſt Du bethätigen. Der Gärtner Spath hier, ein guter, tüchtiger Menſch, bekennt ſich zum evangeliſchen Glauben; hältſt Du ihn trotzdem wie ich für gut und tüchtig?

— Gewiß.

— Er liebt Deine Tochter, er wünſcht ſie zum Weibe. Willſt Du ſie ihm anvertrauen?

Spath und Nandl ſchauerten zuſammen. Golling ſchwieg.

— Du ſchweigſt, Golling? Du fürchteſt Dich einer Sünde?

— Nein, hochwürdiger Herr, das nicht — abſonderlich da Ihr ſelbſt mir zuredet. Aber ich weiß nicht, ob es gut thut, wenn verſchiedene —

— Das überlaſſ' der Zukunft. Fürchteſt Du Dich vor der Zukunft als Ehefrau Spath's, Nandl?

— Gar nicht, hochwürdiger Herr!

— Nun alſo. Außerdem geb' ich dem Spath die Mittel in die Hand, ſelbſtſtändig zu werden, und ſein Leben dahin zu verpflanzen, wo er mit ſeinem Weibe Ruhe und Schutz findet. Das Geld, welches wir da fortbringen, gehört alles dem Junker Hans von Starſchädel, welchen Graf Zdenko zu ſeinem Erben eingeſetzt. Der Junker Hans aber iſt damit einverſtanden, daß dem Spath fünfzig Goldſtücke überreicht werden zur Gründung ſeines Hausſtandes, wenn er die Golling Nandl zur Ehefrau bekommt. Würde ſein Haus und Eheſtand hier zu Lande gefährdet, ſo erwartet ihn der Junker Hans in Sachſen auf ſeinem Gute, und ſichert ihm dort das Amt eines herrſchaftlichen Gärtners zu. Haſt Du was dagegen, Golling, wenn ich das junge Ehepaar einſegne?

— Nein, hochwürdiger Herr.

— So reicht Euch die Hände, Spath und Nandl, und gelobt Euch unter dem Sternenhimmel und im Schimmer dieſes Lichtleins, welches fromme Gedanken erweckt, Liebe und Treue und gegenſeitige Nachſicht bis an den Tod. Wollt Ihr das von Herzen?

— Ja!

— Und ſo bitt' ich unſern himmliſchen Vater, daß er Euch ſegnen und behüten möge.

Er legte ſeine Hände auf ihre Häupter, und ſprach leiſe ein Gebet.

— Und nun lebt wohl! Ich ziehe weiter, Ihr kehrt heim. Du weißt, Spath, wo mich Deine Nachrichten finden: hier iſt der Brautſchatz, möge er Euch gedeihen!

Schluchzend küßten ſie ihm die Hände; Vater Golling auch.

In der nächſten Viertelſtunde ſaß er warm eingehüllt auf dem vorderen Wagen, und fuhr gen Ober-Hollabrunn. Tſchirill, mit einer Laterne verſehen, ritt auf dem Maulthier vor dem Wagen einher. Die Nacht war ſtill und kalt.

Am andern Tage ſchien die Sonne, und ſie ſahen zu ihrer Linken die verſchneiten Weingärten von Rötz, vor ſich aber in der Ferne die Thürme von Znaim, der erſten mähriſchen Stadt. Ehe ſie dieſelben erreichten, kam ihnen entgegengeſprengt Roß und Hans und hinter ihnen das bewaffnete Gefolge. Das Unternehmen war im beſten Gange. Nur eine Gefahr ſchien noch zu drohen, aber ſie waren ihrer gewärtig und hofften ihr ausweichen zu können: Ladislaus von Zierotin nämlich hatte ſie eingeholt, als ſie in Iglau Raſt hielten. Sie hatten ihn geſehen, er aber ſie nicht, da er nicht vom Pferde geſtiegen war, ſondern nur Befehl gegeben hatte, Ställe, Futter und Nahrungsmittel bereit zu halten für ſein Regiment, welches am nächſten Tage von Trebitſch in Iglau einrücken werde.

Der Wirth hatte ihnen dieſe Nachricht in klagendem Tone mitgetheilt, denn jeder ſolche Beſuch war für Städte und Ortſchaften koſtſpielig. Ein Feind war nirgends in der Nähe, wozu alſo? — In dieſer Frage lag die Warnung für Loß und Hans.

Sie beſchloſſen alſo, ſchon bei Budwitz die nach Iglau führende Heerſtraße mit den Wagen zu verlaſſen, und über das Hügelland um Teltſch nach dem Taborer Kreiſe hinüber zu lenken, um dem Regimente auszuweichen. Bei Tabor fänden ſie wieder eine Landſtraße nach Prag, ſagte Loß, welcher Böhmen genau kannte, und der gefrorene Schnee erlaube den Schlittenwagen immerhin ein paar Tagereiſen auf Nebenwegen.

So thaten ſie, und ſo gelangten ſie unangefochten an die Thore von Prag. Es war gegen Abend. Der Tag war ſonnenhell geweſen, und Pater Dunſtan war wieder auf ſeinem Maulthiere geritten zwiſchen Loß und Hans. So ritt er denn auch jetzt in die Straßen der Stadt ein. Weder Loß noch Hans dachten daran, daß dies eine große Unvorſichtigkeit wäre, und ſie wußten lange nicht, warum die Menſchen ſtehen blieben und ihnen haufenweiſe folgten.

Ein katholiſcher Ordensmann in ſeiner Kutte war aber ſeit einem Jahre in den Prager Städten überhaupt kaum ſichtbar geweſen, und der Einzug eines ſolchen jetzt auf hohem Thiere zwiſchen zwei Cavalieren, geleitet von einem berittenen Gefolge, erregte das größte Aufſehen. Anfangs meinten die Leute, er werde als Gefangener eingebracht, und die Transportwagen hinter ihm ſeien ein irgendwo verborgen geweſenes Kloſtergut; aber die Unterhaltung, welche er mit Loß und Hans pflog, die laute heitere Beſchreibung, welche ihm Loß von den Oertlichkeiten machte, an denen ſie vorüberritten, widerſprachen zu deutlich dieſer Annahme. Endlich wurde bekannt, der junge Cavalier ſei ja derſelbe, welcher kürzlich in Wien katholiſch geworden ſei, und jetzt bringe er wol den Mönch zu Gott weiß welchen Zwecken in die Prager Städte, und nun wurde die Menge immer unruhiger und immer zahlreicher. Daß Loß dabei ſei, hielt nur die Ausrufe und einen Ausbruch zurück; aber am Eingange zur Brücke riß auch dieſer Zügel. Dort war Herr Tocke des Weges gekommen, hatte mit einem Blicke erkannt, daß ſeine Gegenmaßregeln mißlungen, und die Gegner am Ziel ihrer Wünſche ſeien. Aergerlich — er wußte ſelbſt nicht, wohin das führen könnte, er wollte nur geſchwind ein Hemmniß einſchieben — ärgerlich ſagte er zu ſeinen fragenden Nachbarn: Ach, das iſt der Pater Dunſtan, der einen neuen Katholicismus predigt und die Proteſtanten zurückbringen will von ihren Irrlehren! — und nach dieſen Worten quetſchte er ſich aus der Menge heraus, um eiligſt Herrn Norbert aufzuſuchen, damit dieſer etwas veranlaſſen möge, er wußte ſelbſt noch nicht was, gegen die Einheimſung des Schatzes.

Halbverſtanden, mißverſtanden, mißgedeutet verbreitete ſich aber ſein Wort vom Pater Dunſtan in der Menge und bildete ſich zu dem Stichworte, deſſen man bedurfte. Katholiſch werden ſollen wir wieder! Dieſer Mönch Dunſtan will uns wieder katholiſch machen! rief man hier, rief man dort. Auf eine neue Manier ſoll's geſchehen! Die deutſchen Cavaliere ſtecken dahinter! Reißt den Mönch vom Mauleſel herunter! Werft ihn in die Moldau! — Der Zudrang auf der engen Brücke wurde ſo eng und Loßens erklärende Worte wurden ſo wenig mehr gehört, daß dieſer, ſich im Sattel aufrichtend, nach rückwärts ſchrie: Trab! Trab! Vorwärts!

Reiter und Wagen ſetzten ſich in raſche Bewegung, um dem Gedränge zu entkommen. Das gelang wol bis auf einen gewiſſen Grad, aber dieſer Anſchein von Flucht erhitzte die nacheilende Menge noch ärger, ſie fand eine Beſtätigung ihres Argwohns in dieſer Flucht, und erhob nun in der Verfolgung ein einſtimmiges Geſchrei, welches den entfernter Folgenden ein Beweis wurde: man ſei einer ſchrecklichen Uebelthat auf der Spur.

Loß benützte geſchickt den Vorſprung, welchen Reiter und Wagen erlangt, und lenkte beide in das große Thor des Budowaſchen Palais auf der Kleinſeite. Aber die Wendung mit den Wagen ging doch kaum ſchnell genug, und als endlich auch der zweite Wagen in den Thorweg eingefahren, waren auch die Schnellfüßigen der nachſtrömenden Maſſe ganz nahe. Loß ſprang im Hausflur wie ein Jüngling vom Pferde und warf beide Flügel des Hausthores zu, nach dem Thürhüter ſchreiend, er möge helfen und zuriegeln. Dieſer war zur Hand, und der Verſchluß gelang, weil Loß mit Anlehnung ſeines ſtarken Körpers dem Drucke von außen ſo lange Widerſtand leiſtete, bis der Hauptriegel vorgeſchoben war.

— Dummheit ohne Ende! rief er — iſt Euer Herr wenigſtens daheim?

— Da kommt er die Stiege herab.

— Was thun, Budowa? Man wird uns belagern!

— Und wir werden uns verſchanzen, bis die Vernunft erwacht.

Er gab Befehl, daß das vordere und hintere Hausthor mit allen erreichbaren Hilfsmitteln verrammelt werde. Dann ließ er ſich unterrichten über den Hergang, und beſchloß, vom erſten Stock oben die Lärmmacher unten auf der Straße anzureden und aufzuklären. Er war eine allgemein gekannte und hochgeachtete Perſönlichkeit, es war anzunehmen, daß ſeine Worte Achtung und Beachtung finden würden.

So ſchien es auch. Man empfing ihn, als er am Fenſter erſchien, mit Zuruf, der gutes Vertrauen ausdrückte. Er fragte nach der Urſache des Auflaufs. Zehn, zwölf Stimmen antworteten. — Einer nach dem Andern! Sonſt verſteh' ich Euch nicht! — das war nicht leicht, weil doch immer Einer den Andern unterbrach; aber es kam doch leidlich zu Stande durch

Budowa's Geſchicklichkeit. Alſo — rief er nach einiger Zeit hinab — hört zu! Jetzt will ich wiederholen, was ich verſtanden zu haben glaube. Sagt Ja, wenn es richtig iſt, ſagt Nein, wenn ich Euch mißverſtanden!

Das gefiel den Leuten, und ſie wurden guter Laune. Kurz, nach Verlauf einer halben Stunde hatte er durch Frage und Gegenrede die Leute dahin aufgeklärt: daß dieſer Mönch kein eigentlicher Mönch mehr ſei, ſondern ein aufgeklärter Weltgeiſtlicher, welcher der römiſch-katholiſchen Kirche nicht mehr zugehöre, ſondern auf Seite der Proteſtanten ſtehe, und zur Unterſtützung der proteſtantiſchen Sache nach Prag gekommen ſei.

So ſchloß die tumultuariſche Scene mit Beifallsruf für den Herrn Landesrichter Budowa, und die Menge machte Anſtalt, ſich zu zerſtreuen. Es war finſter geworden, und der Wind wehte kalt; die Bedrängniß und Gefahr ſchienen vorüber zu ſein.

Aber es ſchien nur ſo, und nur einige Minuten lang ſchien es ſo.

Herr Tocke hatte Norbert-Jaromir ſogleich gefunden; Norbert-Jaromir war ſogleich zu Raupowa hinaufgeeilt, welcher in ſeiner Amtswohnung auf dem Hradſchin eben eine Conferenz abhielt mit ſeinen nationalböhmiſchen Parteigängern. Die Ernennung Anhalt's zum Oberfeldherrn war dieſen Nachmittag erfolgt, Anhalt hatte Nachweis über Geld und Truppen gefordert, die Nationalpartei war in zorniger Aufregung, und es kam ihr die Nachricht Jaromirs äußerſt gelegen, die Nachricht von der Ankunft des Zierotin'ſchen Schatzes, von dem Spectakel, welchen der begleitende Mönch verurſache.

Jaromir wußte wohl, wie viel er preisgäbe von ſeinen Ausſichten auf den Schatz, indem er die habgierige Partei Raupowa's zu Hilfe riefe; aber was blieb ihm denn noch übrig?! Wenn gar nichts geſchah, ſo war der Schatz eben ganz verloren in den Händen des ſächſiſchen Junkers. Mit Raupowa's Hilfe war doch vielleicht noch etwas zu gewinnen! Jaromir behauptete, die Erbſchaft des Grafen Zdenko müſſe an deſſen nächſte Verwandte übergehen. Zu dieſen gehöre er —

— Und ich! rief Mitzlau.

— Und Ladislaus von Zierotin, ſetzte ärgerlich Jaromir hinzu.

— Wenigſtens habt Ihr ein näheres Anrecht als der fremde Vagabund, der deutſche Junker! rief Raupowa. — Auf! nehmen wir ihn in Beſchlag!

Und nun theilte er halblaut Befehle aus, Schlagworte und Stichworte an die jüngeren Mitglieder. Sie flogen hinweg. Er ſelbſt brach auf mit fünf älteren Mitgliedern. Sie riefen nach ihren Pferden, beſtiegen dieſe und ritten hinunter zu Budowa's Palais auf der Kleinſeite.

Hier kamen ſie an, als die Menge ſich eben zerſtreuen wollte. Er rief ihr zu: ſie möge warten und ihm erzählen, was vorgegangen ſei. Das geſchah. Hoho! rief er dann, das kann nicht ſo ſtill abgehen, das iſt ja von ungeheurer Wichtigkeit. Ihr wißt die Hauptſache nicht. Auf dem Wagen — er wußte nicht, daß mehrere Wagen einpaſſirt waren — liegen koſtbare Dinge, welche dem böhmiſchen Reiche gehören, und welche uns und unſerem Lande entführt werden ſollen. Schlagt ans Thor! Es muß geöffnet werden.

Die Menge, immer bereit mitzuthun, wenn ihre Neugierde erregt und ein entſchloſſener Anführer vorhanden iſt, that ſogleich wie er geboten. Der Lärm begann in verſtärktem Maße, und als das Thor nicht wich, und auch Niemand am Fenſter erſchien, da ſchrie die Stentorſtimme Raupowa's: Holt Schloſſer und Schmiede, bringt Aexte und Balken! das Thor muß ſpringen!

Die Menge lachte, und Einzelne rannten fort mit der Verſicherung: das wollten ſie ſchon zu Wege bringen.

— Budowa, öffne! ſchrie Raupowa von ſeinem Roſſe nach dem erſten Stockwerke hinauf.

— Budowa öffne! Budowa öffne! ſchrie der Chorus hinterdrein und hörte nicht mehr auf, bis das Fenſter oben geöffnet wurde und Budowa erſchien.

Augenblicklich wurde es ſtill. Man hatte großen Reſpect vor dem feinen, alten Herrn.

— Was wollt Ihr noch? fragte er in ruhigem Tone.

— Du ſollſt Dein Thor öffnen laſſen, Wenzel! — antwortete Raupowa — dieſe redlichen Leute wollen den Frachtwagen eigenhändig hinaufziehen nach dem Hradſchin, weil ſie gehört haben, es ſeien Dinge darauf gepackt, welche dem böhmiſchen Reiche gehören!

— Ja, ja! rief der Chorus.

— Die redlichen Leute könnten ſich Schaden thun bei ſo ſchwerer Arbeit, Wilhelm! Du ſollteſt ihnen lieber abrathen; das würde einen der erſten Landesdirectoren beſſer kleiden, als wenn er zu Unordnung, zu Straßenlärm und zu aufrühreriſchem Exceß die Hand bietet. Das böhmiſche Reich hat meines Wiſſens ſeine Directoren nicht dazu eingeſetzt, daß ſie Aufruhr ſtiften gegen Sicherheit des Eigenthums.

— Jener Wagen iſt nicht Dein Eigenthum. Er iſt Eigenthum unſeres Landes. Er enthält die Hinterlaſſenſchaft eines mähriſchen Cavaliers, der ohne Leibeserben geſtorben iſt. Ein deutſcher Lump will dieſe Erbſchaft ſtehlen. Das geben wir Böhmen nicht zu. Laſſ' öffnen! — ſetzte er mit erhöhter Stimme und in czechiſcher Sprache hinzu — oder, Gott ſtraf' mich! man wird gut böhmiſch verfahren gegen Dein Haus!

Diesmal folgte ein heulender Zuruf. Von allen Gaſſen war Zuzug gekommen, welchen die Abgeſandten Raupowa's herbeigeſprengt; und mit dem Uebergang in czechiſche Mundart war der ganze Ton in grellere Weiſe übergegangen. Auch brennende Kienſpäne waren jetzt qualmend aufgetaucht in der zuſtrömenden Maſſe; man ſah jetzt deutlich, daß Budowa die Hand emporhob —

Auch jetzt noch ſiegte ſein Anſehen, es wurde noch einmal ruhig.

— Raupowa Wilhelm! ſprach er — ebenfalls czechiſch. — Du gehſt einen ſchlimmen Weg. Als ehrlicher Böhme warne ich Dich, warne ich vor Dir. Ich weiß ſehr wohl, warum Du plötzlich in unſere alte Mutterſprache umſpringſt. Die Leidenſchaften willſt Du ſtacheln, den Haß gegen die Deutſchen, welche uns treu verbündet ſind, willſt Du aufreizen —

— Nieder mit den Deutſchen! ſchrieen die Entfernteren aus der Menge auf beiden Enden der Straße, welche allmälig vorzudringen ſuchten.

— Da hörſt Du Deine Wirkung! — fuhr Budowa fort — und Du wirſt ſie ſteigern, bis Zank und Streit wieder unſere einzige Tagesordnung ſein, das natürliche Bündniß mit unſern deutſch-böhmiſchen Landsleuten, mit unſern natürlichen Brüdern zerriſſen, der Zuſammenhang mit dem proteſtantiſchen Deutſchland aufgelöſt ſein wird, Du wirſt unſere böhmiſche Kraft dergeſtalt von Grund aus zerſtören, daß ein eigenes böhmiſches Reich zur Unmöglichkeit werden und all' unſere jetzige Arbeit in Trümmer ſinken wird. Das wirſt Du, Raupowa Wilhelm, mit Deiner Rohheit, mit Deiner Parteiwuth, mit Deiner Tücke, und vor allem Andern mit Deiner Nichtachtung des Geſetzes. Ich bin erſter Landesrichter und beſtehe auf Erhaltung des Geſetzes. In meinem Hauſe iſt nur Privateigenthum, und dies Haus bleibt verſchloſſen, ſo wahr ich Wenzel von Budowa heiße.

Er trat vom Fenſter zurück. Todtenſtille herrſchte. Aber nur eine Sekunde lang. Auf eine Armbewegung Raupowa's brach Geheul los, welches ſich immer heftiger ſteigerte, und unter welchem die Entfernteren zudrängten und die bis jetzt Näherſtehenden verdrängten.

Loß trat ans Fenſter, ſah grimmig hinab und wendete ſich dann mit einem ſchnell gefaßten Entſchluſſe ins Zimmer zurück, Hans und Budowa mit ſich fortziehend.

Beide billigten den Entſchluß, welchen er ihnen leiſe mitgetheilt. Alle drei gingen in den Hof und Hausflur hinab, ihn ſogleich auszuführen.

Hinter die Hausthür, gegen welche nun die erſten Stöße polterten, wurden die bewaffneten Leute Loßens und Budowa's aufgeſtellt. Sie ſollten das Thor ſtützen, ſo weit es möglich ſei, und ſollten den Zugang verwehren mit Spieß und Schwert, wenn das Thor in Trümmer fiele.

Im Hofe, wo die Wagen noch angeſpannt ſtanden, wurde umgeladen, alle großen Fäſſer auf den einen, alle kleinen Fäſſer, das heißt alle Geldfäſſer, auf den andern Wagen.

Loß hatte indeſſen hinten recognoscirt. Das Hinterthor des Palais ging auf eine abgelegene, ſtille Gaſſe. Dort fand er Alles leer und ruhig. Er ließ alſo wegräumen, was man im erſten Schrecken auch hier innen zur Verſchanzung aufgeſtellt hatte — er ließ dies Hinterthor angelweit öffnen. Dann winkte er. Man brachte ſeinen Schimmel. Er beſtieg ihn. Hans und Tartſch ſtiegen ebenfalls zu Pferde. Der Wagen mit den kleinen Fäſſern ſetzte ſich langſam in Bewegung, und die Schneekufen kreiſchten am Erdboden, welchem hier der Schnee fehlte.

— Halt! rief plötzlich Hans, wo iſt Pater Dunſtan?

— Hier iſt er, mein Sohn! Kümm're Dich nicht um mich, ich bleibe hier. Ich will die Hefe unſerer Reformation austrinken. Mein Magen iſt ſtark; ſei getroſt. Der Sturm geht vorüber, und Du kommſt zurück.

— Vorwärts! vorwärts! rief Loß, das Thor vorn hält keine fünf Minuten mehr, hört Ihr nicht, wie es kracht?! Vorwärts!

Und der Wagen mit den kleinen Fäſſern kreiſchte aus dem Hinterthor hinaus und wurde durch die abgelegene Gaſſe links hinaufgelenkt, und kam unbehelligt oben ans Strahower Thor, und kam unbehelligt hinaus auf die Hochebene, welche ſich zum Weißen Berge aufwärts zieht. Loß und Hans ritten voraus, Tartſch ritt hinterher; Tſchirill kauerte wie ein Gnom vorn in der Schoßkelle des Wagens.

23.

Es waren ein paar Wochen vergangen ſeit jenem Abende, widerwärtige Wochen für Wilhelm von Raupowa.

Seine ganze Stellung war erſchüttert worden durch jenen Act des Aufruhrs, ſo weit ſie zu erſchüttern war. Denn als „Königsmacher“ und als Haupt der national-böhmiſchen Partei war er eine Nothwendigkeit für den jungen König. Der König konnte ſich ihm nicht entziehen, aber ſein vertrauliches Verhältniß zu Raupowa hatte doch einen Riß bekommen. Die Parteiung, längſt innerlich vorhanden, klaffte nach jenem Abende auch äußerlich auseinander. Die nicht aus Böhmen ſtammenden Deutſchen, meiſt Kriegsleute, welche zur Unterſtützung des neuen Königthums nach Prag gekommen waren, nannten es geradezu einen Raubanfall, welchen Raupowa da gegen Privateigenthum im Budowa'ſchen Palais ausgeführt habe. Die deutſchböhmiſchen Cavaliere, das heißt diejenigen, welche eine Trennung zwiſchen Deutſch und Czechiſch nicht kennen und nicht zugeben wollten, ſie verwünſchten Raupowa's Frechheit, weil dieſe Frechheit das ordnungsmäßige Staatsleben untergrabe, die Hilfe aus dem deutſchen Reiche verſcherze, und eine weitausſehende Spaltung in der Bevölkerung Böhmens hervorrufe. Sie kannten den czechiſch-huſſitiſchen Sinn in den inneren Kreiſen des Landes nur zu gut, und ſahen es nur zu deutlich kommen, daß ſolche czechiſche Aufreizung wie ein Waldbrand ſich verbreiten werde. Sie mußten jetzt ernſthaft daran denken, ſich als Mittelpartei zu organiſiren, und Männer wie Budowa und Loß an ihre Spitze zu ſtellen. Die czechiſch geſinnten Cavaliere endlich, meiſt junge Männer, verlangten nun täglich neue herausforderude Schritte von Raupowa, Schritte, die er vor ſich ſelbſt nicht verantworten konnte. Denn er war bei all ſeiner Rohheit nicht ohne ſtaatsmänniſches Talent, und wußte ſehr gut, daß alle Kräfte zuſammengehalten und aufgeboten werden mußten, wenn Böhmen ſeine neue ſelbſtſtändige Stellung behaupten wollte. Es war auch wirklich das Bedürfniß von Geldmitteln geweſen, welches ihn vorzugsweiſe zur Erſtürmung des Budowa'ſchen Hauſes getrieben hatte. Der Sold für das Heer konnte ſchon jetzt nicht aufgebracht werden, und doch ſtand der eigentliche große Krieg erſt noch bevor. Raupowa war am letzten Ende doch ein voller Patriot, und er hätte geraubt und gemordet, um das böhmiſche Reich zu erhalten.

Aber zur Rechtfertigung jenes Attentats mußte er etwas davon haben für die leere Schatzkammer des Reiches, und er hatte den Exceß nutzlos begangen. Auf jenem Wagen im Hofe des Budowa'ſchen Hauſes hatte er wieder Gypstonnen gefunden, ſtatt Tonnen Goldes! Zum zweiten Male hatte ihn dieſer Zdenkoſche Schatz genarrt. Daß ihm dies Thurn vorwerfen gekonnt, der eben von ihm gegangen, das war ihm das Empfindlichſte. Lieber ſchlecht als dumm! pflegen Leute ſeiner Art auszurufen, wenn ſie ergrimmt ſind über eine Lächerlichkeit, die ihnen widerfahren iſt.

Er ging ungeduldig in dem großen Zimmer der Hradſchinburg umher, in welchem er zu regieren pflegte, ungeduldig, denn er wartete auf eine Nachricht.

Gegenüber dem Könige und den Männern, welche den geheimen Rath des Königs bildeten, hatte er ſich am Morgen nach jenem Einbruch in Budowa's Haus nachdrücklich darauf berufen, daß er Geld ſchaffen müſſe, und daß es ſich wol eines kleinen Exceſſes verlohnt hätte, den großen Schatz des verſtorbenen Zdenko zu gewinnen. Ihn einem Ausländer, einem Renegaten zu überlaſſen, der keinen ſichtbaren Titel des Anſpruchs darauf habe, das habe ihm unpatriotiſch geſchienen und ſcheine ihm noch ſo — Als man ihm darauf erwiderte, daß ja gar kein Schatz vorhanden geweſen, und daß ſein Gewaltact zur Eroberung von Gypstonnen geführt habe, da hatte er erwidert: Das iſt Kriegsglück, will ſagen Kriegsunglück! Es iſt da etwas vorgegangen, was noch nicht enträthſelt iſt. Wir wußten Alle, daß Loß und der ſächſiſche Junker im Hauſe waren, Loß hatten wir eine Viertelſtunde vor Sprengung des Thores und vor unſerem Eintritt oben am Fenſter geſehen, und als wir dann das Haus durchſuchten, war weder Loß noch der ſächſiſche Junker mit einem Auge zu entdecken; ſie waren verſchwunden. Mit ihnen wahrſcheinlich der Schatz. Wir wiſſen noch nicht wohin; aber wir werden's erfahren. Und da es denn ſo peinlich geſetzmäßig unter uns zugehen ſoll, als lebten wir im tiefſten Frieden, ſo wollen wir uns ans Gericht wenden und den Beſitztitel für jenen Schatz gerichtlich feſtſtellen laſſen. Es ſind drei Cavaliere da, welche aus den Ländern der böhmiſchen Krone ſtammen, die Mährer Ladislaus und Jaromir Zierotin und der Schleſier Mitzlau. Alle drei ſind nahe Verwandte des verſtorbenen Zdenko, und machen geſetzlichen Anſpruch auf deſſen Hinterlaſſenſchaft. Sie übergeben heute dem Gericht ihre Forderung, und wenn das Gericht, wie nicht zu bezweifeln ſteht, ihre Forderung gut heißt, ſo opfert jeder von ihnen die Hälfte ſeines Antheils unſerem Staatsſchatze. So gewinnt unſer Reich eine ſtattliche Summe, die verloren gegangen wäre, wenn man ſtill bürgerlich zu Hauſe geblieben und damit zufrieden geweſen wäre, daß der ausländiſche Junker das Geld unſeres Landes ſachte hinausgeführt hätte aus Prag. Das Geld ausfindig zu machen iſt jetzt die nächſte Sorge, und — wie geſagt — ich werde ihr ſchon obliegen und ſie löſen.

So hatte Raupowa geſprochen, und demgemäß hatte er ſeit Wochen gehandelt. Es war ihm allerdings bis jetzt nicht gelungen, des Junkers Hans oder des Schatzes habhaft zu werden. Aber näher gerückt war er ſeinem Ziele doch. Einige Tage nach dem Einbruche in Budowa's Haus hatte er von Augenzeugen erfahren, daß es zwei Wagen geweſen, die man im Thorwege habe verſchwinden ſehen, zwei Wagen. Man hatte aber, als man eingedrungen, nur einen vorgefunden. Der andere war alſo mit Loß und dem Junker fortgeſchafft worden, offenbar durch das Hinterthor. Wohin? Jedenfalls auf eine Herrſchaft Loßens oder Budowa's. Budowa's Hauptherrſchaft war Münchengrätz, und Loß pflegte auch dort im Norden vorzugsweiſe auf einem Gute zu wohnen zwiſchen Münchengrätz und der Lauſitzer Grenze. Jene Gegend war dem Kriegsſchauplatze am fernſten; es ſprach Alles dafür.

Dorthin hatte Raupowa ſeine Kundſchafter geſendet, und vor acht Tagen ſchon hatte ihm einer berichtet, daß er an der Elbe bei Melnik die Spur aufgefunden habe. Er verfolge ſie, und hoffe binnen einer Woche den Dachsbau angeben zu können.

Dieſe Woche war um, und Raupowa wartete ungeduldig. Außerdem erwartete er aber auch heute den Ausſpruch des Gerichtes. Die Sitzung ſollte dieſen Vormittag ſtattfinden, und jetzt war es zwölf Uhr.

Raupowa blieb am Fenſter ſtehen und riß es auf. Die Winterluft war ſchon dem Thauwetter gewichen; der Schnee war verſchwunden, der Schloßhof unten war feucht, und es rieſelte wie Regen von den Dächern. Beſonders da drüben im Winkel, wo eine Dachrinne ausgiebig Waſſer heruntergoß, als wollte ſie den Eintritt in eine große Thür erſchweren. Dieſe Thür führte zum Gerichtsſaale, und aus dieſer Thür traten jetzt Rudolph von Mitzlau und Jaromir von Zierotin, auf welche Raupowa wartete. Sie geriethen unter die Dachrinne und ſchüttelten ſich ärgerlich, indem ſie über den Hof eilten zu Raupowa hinauf.

— Nun, wie iſt's ausgefallen? rief er ihnen entgegen.

— Niederträchtig! entgegnete Rudolph. — Erſt hielt Budowa eine Rede gegen uns und unſere Anſprüche im Allgemeinen, und dann ſagte er wie nebenher: „Es iſt übrigens auch ein Mann vorhanden, welcher unter Eidesſtrafe bezeugen kann, daß Graf Zdenko den Junker Hans von Starſchädel zu ſeinem Erben beſtimmt hat. Und dieſem Manne hat endlich noch zum Ueberfluſſe Graf Zdenko eine ſchriftliche Erklärung hinterlaſſen, welche dies beſtätigt —“

— Wer? Was?

— Die Nebenthür ging auf, und in den Saal trat der nichtswürdige Mönch von den Benedictinern. Der erklärte ſich denn zum Eide bereit, und zog aus ſeiner Kutte eine ſchmutzige Mappe hervor. Aus dieſer Mappe nahm er ein Blatt Papier, und überreichte es Budowa. Dieſer erklärte, es ſei von Zdenko, deſſen Handſchrift er genau kenne, beſchrieben, und es laute wie folgt. Das las er denn ſo laut er konnte, und Alles murmelte im Saale: das iſt ſo gut wie ein Teſtament. Der Zettel machte nun noch die Runde bei den weiſen Richtern, ſie nickten mit den Köpfen, händigten ihn dem Mönche wieder ein und erklärten ſchließlich: — unſere Anſprüche wären abzuweiſen.

Raupowa ſtieß einen Fluch aus. — Da trat ſein Diener ein und überreichte ihm ein Schreiben auf ſchlechtem Papier, ſchlecht verſiegelt. Es kam aus Münchengrätz von ſeinem Kundſchafter und beſagte: „Hier verwirren ſich alle Spuren. Der Junker iſt hier geweſen und der Wagen auch, und auch der Freiherr von Loß. Aber nur eine Nacht. Am Morgen ſind ſie ſammt dem Wagen nach Loßens Gute bei Liebenau. Dort hab' ich ebenfalls nachgeforſcht. Auch dort ſind ſie nur eine Nacht geblieben, und ſind am Morgen gegen Reichenberg hinauf. Auch dahin bin ich nachgeritten. Sie waren ohne Aufenthalt nach Friedland zum Freiherrn von Räder. Dort haben ſie wieder übernachtet, und ſind nächſten Tages über die Lauſitzer Grenze“.

Raupowa ballte das Papier in ſeiner Hand zuſammen.

— Was iſt? fragte Rudolph.

— Sie ſind über die Lauſitzer Grenze hinaus, wo der Sachſe jetzt commandirt; der alte Loß mit.

— Das iſt nicht wahrſcheinlich. Loß iſt ſeit mehreren Tagen hier, ich hab' es eben erfahren.

— Einerlei! der Schatz iſt uns entwiſcht, und der Junker mit — wenn ich den Burſchen noch einmal unter meine Hände kriegte —!

— Da iſt er ja! rief Rudolph und eilte ans Fenſter

— Wer?

— Der Starſchädel!

— Was?!

Hans hielt wirklich unten im Schloßhofe hoch zu Roß inmitten einer Schaar von zehn bis zwölf Reitern, die ſehr ſtattlich ausſahen. Sie gruppirten ſich um zwei junge Männer, welche vornehme Herren zu ſein ſchienen. Wenigſtens ſchien von ihnen Befehl auszugehen. Zwei Reiter ſaßen von ihren Pferden ab, und ſchritten ins große Portal hinein. Mittlerweile kamen Budowa und Pater Dunſtan, welche den Junker ebenfalls erkannt haben mochten, aus jener Thür, neben welcher die Dachrinne niedergoß. Sie vermieden als vorſichtige Fußgänger den Waſſerſtrahl, und ſchritten auf die Reitergruppe zu. Hans ſprengte ihnen entgegen, reichte ihnen die Hand, und geleitete ſie dann zu den beiden jungen Herren, denen er ſie vorzuſtellen ſchien.

Nun kamen zahlreiche Diener, Hausdiener des Königs, aus dem Portal; der vornehmſte unter ihnen verbeugte ſich reſpectvoll; die Cavaliere ſtiegen von den Pferden und traten ins Schloß —

Rudolph eilte durch die Corridore hinüber nach dem Flügel, welchen der König bewohnte, um zu erfahren, wer da angekommen ſei.

Erhitzt kam er zurück und berichtete: Es iſt der junge Herzog von Weimar, der regierende, mit ſeinem Bruder. Sie bringen dem Könige ein Regiment; ſie erklären ſich trotz dem Kurfürſten in Dresden, ihrem Vormunde, für die böhmiſche Sache. Alles ſchwelgt drüben in Entzücken; ſogar die Königin iſt herbeigeeilt; die Etiquette iſt hintangeſetzt, man unterhält ſich, wie vergnügte Bürgersleute ſich unterhalten. Und es iſt auch wirklich ein wichtiger Vorgang! Das erneſtiniſche Haus, das alte ſächſiſche Kurhaus, erklärt ſich für das neue Königreich Böhmen. Das wird nicht ohne Einfluß bleiben auf die proteſtantiſchen Reichsfürſten. Es ſind kaum ſiebzig Jahre her, daß Kaiſer Carl dieſem Hauſe gewaltſam den Kurhut entriſſen hat, und man wird rufen: jetzt kommt die Vergeltung gegen den Habsburger; die Erneſtiner helfen dem Ferdinand den böhmiſchen Kurhut entreißen!

— Der Thor freut ſich ordentlich über das Ereigniß! ſtieß Raupowa zwiſchen den Zähnen hervor.

— Ich freue mich des Zuwachſes unſerer Macht — erwiderte Rudolph — was Widriges drum und dran hängt für mich und für uns, verkenn' ich nicht —

— Die deutſche Herrſchaft in Böhmen kriecht aus dem Ei hervor, und *wir* werden die Schale des Ei's!

— Das wird auf uns ankommen, beſonders auf Euch, Raupowa. Die Sache benützen, und die Perſonen verdrängen! Unſere Lieblingsperſon iſt dabei: der Junker Starſchädel iſt zum erſten Male in der Burg, ſogar die Königin ſpricht artig mit ihm. Reich iſt er jetzt auch, was fehlt ihm noch?!

— Die Hochzeit! — ſprach halblaut in demſelben verbiſſenen Tone Jaromir, der bisher ſtill im Winkel geſeſſen — die Hochzeit mit der Loß! Papa Loß kann ſie kaum noch erwarten. Zum erſten Mai will er ſie gefeiert ſehen. Geſtern hat er's ausgeſprochen. Er wollte noch früher; aber die Geſellſchaft hat noch ein Concilium vor, das ſoll erſt abgemacht werden.

— Ein Concilium, welches die neueſte Kirche begründen ſoll. Dazu iſt Pater Dunſtan da, und dazu iſt geſtern die Jörger aus Oberöſterreich angekommen. Sie iſt die Nymphe Egeria der neueſten Kirche, und ſie hat Eile. Das Concilium hat erſt im Mai ſein ſollen, ſie treibt aber, es ſolle früher einberufen werden, bevor der Krieg wieder losgehe. Die Liga in Baiern rüſte Tag und Nacht, und werde zum Frühjahre über Linz nach Böhmen eindringen, das wiſſe ſie von Tſchernembl, und deshalb ſei ſie gekommen, um das Concilium zu beeilen. Deshalb hat Loß die Hochzeit auf den erſten Mai angeſetzt. Alſo erſt wird der Starſchädel eine Kirche gründen helfen und ſich einen gläubigen Anhang ſichern, dann wird er zu ſeinem Reichthum noch die reiche Erbin heiraten, und wird als mächtiger Mann im Lande uns die Wege weiſen, dem Herrn Wilhelm von Raupowa insbeſondere.

Jetzt folgte ein langes Stillſchweigen. Der Grimm gegen den glücklichen Junker war allen Dreien gemeinſchaftlich. Am gewaltſamſten gährte er in Raupowa, und am gefährlichſten, denn Raupowa war der Mächtigſte. Und ſeine Natur, die Natur eines wild energiſchen Menſchen, war die frechſte. Man konnte es ihm anſehen, daß er vor einem Morde nicht zurückſchrecken würde. —

— Gehen wir auch hinüber! ſagte er endlich ſcheinbar kaltblütig, um uns die Leute und die Dinge in der Nähe anzuſehen. Das Concilium hat ſein Gutes. Thut ja nichts dagegen! Helft im Gegentheile, daß es zu Stande kommt! Gehen wir!

Im Hinausſchreiten gab er noch ſeinem Diener leiſe einige Aufträge. Sie bezogen ſich auf Budowa's Schloß in Münchengrätz und auf Loßens Gut dort im Norden. Er hegte den Verdacht, daß der Schatz vertheilt worden ſei und theilweiſe gefunden werden könne.

Drüben im Empfangsſaale zeigte ſich's deutlich, daß der lang verfolgte Hans jetzt überall vom Glücke begünſtigt war. Neben der Königin, welche ſich freundlichſt mit ihm unterhielt, ſtand Ludmilla und war Zeugin der ehrenvollen Rolle, welche der bisher geringſchätzig behandelte Freund ſpielte. Und wie ſtattlich ſpielte er ſie! Ruhig und einfach war ſein Benehmen, ſicher und natürlich ſein Verkehr mit den fürſtlichen Perſonen. Es war nicht zu verkennen, daß er am heimatlichen Hofe in Weimar in jeglicher Umgangsform geſchult war, und perſönliche Würde und Freiheit anmuthig dabei zu bewahren wußte. Ludmilla war entzückt. Sie hatte ihn nie in ſolcher Umgebung geſehen, dagegen hatte ſie in ſolchen Kreiſen ihn immer nur abſchätzig bezeichnen hören, als gehöre er in eine niedrigere Sphäre. Wie hatte ſie darunter gelitten! Glanz und vornehme Verhältniſſe waren für ihre Eitelkeit ein Bedürfniß, und während dieſes Prager Winters hatte ſie nichts ſo ſehr gedrückt, als Hanſens — wie ſie meinte — untergeordnete Stellung. Wie anders war das plötzlich! Mit zutraulicher Liebenswürdigkeit behandelten die jungen Herzöge ihren Junker! Ja der ältere, Johann Ernſt, der regierende Herr, brachte es heiter zur Sprache, daß man dem urproteſtantiſchen Starſchädel nachgeſagt habe, er ſei in Wien katholiſch geworden. Unter den vielen Klatſchereien ſei dies doch eine der abgeſchmackteſten geweſen! — Und es wurde jetzt allgemein gelacht darüber zu beſter Genugthuung Ludmillas. Alle Störungen und Hemmniſſe ihrer Neigung zu Hans flogen in dieſer Stunde wie Nebelſchichten in die Lüfte, und als die Geſellſchaft Anſtalt machte ſich zu trennen, da winkte ſie Hans zur Seite. Sie mußte ihm eiligſt ſagen, wie ſchön und trefflich das Alles ſei, und wie er doch ja das Glück feſthalten möge, welches endlich bei ihm eingekehrt. Bitte, bitte, lieber Hans — flüſterte ſie, und der ſchalkhafte Blick ihrer Augen ſchmeichelte ſich zauberhaft in den ſeinen — bitte ſchönſtens, nun fein ordentlich bleiben in der Aufführung!

— Fein ordentlich? — fragte er lächelnd — bin ich denn —

— Still, ſtill! Ihr verſteht mich recht gut. Daß Ihr gewiſſenhaft ſeid wie ein Paſtor, bezweifelt ja Niemand. Aber Ihr ſollt kein Paſtor werden, Ihr ſollt ein Cavalier bleiben, das iſt ordentlich für Euch. Der Vater hat mir geſtern geſagt, daß die Jörger gekommen, und daß ſie und der Pater Dunſtan und der Budowa und leider auch Ihr eine geiſtliche Synode vorhabt, eine Synode mit Sectirern! Der Vater ſchüttelte traurig den Kopf dazu; Ihr wißt ja: er mag das nicht. Und frei heraus: ich mag's auch nicht mehr. Die Zeit iſt ja vorbei, welche das empfehlen mochte. Unſere Kirchen ſind ja jetzt frei und herrſchend, und Ihr verderbt Euch Eure ganze Stellung auf ſolchen Wegen. Die Königin war bisher gegen Euch, und zwar vorzugsweiſe deshalb, weil Ihr beſchuldigt wurdet, in Sachen des religiöſen Bekenntniſſes wankelmüthig oder freigeiſtig zu ſein!

— Ich ſoll alſo calviniſch werden, wie ſie? fragte Hans lächelnd.

— Nicht doch! Nehmt's nicht ſcherzhaft. Wie ſtreng ſie calviniſch iſt, den wirklichen Lutheraner wird ſie in Euch reſpectiren. Das muß ſie ja bei ſo vielen Anderen. Aber ſie entzieht Euch ihre Gunſt wieder, wenn Ihr neues Sectenweſen befördert und neue Verwirrung heraufbeſchwören helft. Thut's nicht, Hans! Gewiß, das führt uns ins Unglück. Wollt Ihr mir's verſprechen?

Hans ſchwelgte ſo in ihrem Anblicke, in der Seligkeit, welchen ihr warmer Ton über ihn verbreitete, daß er geneigt geweſen wäre, Alles zu verſprechen. Der Inhalt ihrer Reden berührte ihn kaum; er hatte ſich ſchon daran gewöhnt, ihr leichten Sinn nachzuſehen, und er war in dieſem Augenblicke von ſeiner ſonſtigen Pedanterie recht weit entfernt. Aber ſie war ja viel reizender, wenn er mit ſeinem Verſprechen zögerte, wenn er ſie durch leichten Spott über ihre Hofdienerei herausforderte. Sie ſchmollte ſo allerliebſt, ſie fing an trotzig zu befehlen, es gefiel ihm dies Alles ſo außerordentlich an ihr, daß er, der ſonſt ſo ernſt und weit ſehende, ganz überſah: es ſtehe in dieſem Geſpräch wirklich ſein ganzes Verhältniß zur Geliebten auf dem Spiele, und es berge der tiefere Inhalt dieſes Geſpräches einen Wendepunkt für ſein ganzes Leben. Gab er Ludmillen diesmal nach, ſo war ſie ſein. Und was Fehlerhaftes in ihrem Verlangen liegen mochte, er konnte es vielleicht ausmerzen aus ihrem Weſen in einem durch Liebe gehobenen Ehebunde, welcher Nachgiebigkeit in ſich ſchließt, weil er eben in Liebe wurzelt. Gab er Ludmillen aber diesmal nicht nach, ſo hatte er ſie wahrſcheinlich verloren, verloren für ſich und für ſie. Auch für ſie, denn er war ihre wahre Liebe. Sie mußte ohne ihn auf Irrwege gerathen.

Dieſer Gedankengang ſtieg nicht in ihm auf; er war nur glücklicher Liebhaber, und meinte tändeln zu dürfen.

Die Geſellſchaft trennte ſich. Der Junker mußte ſich ſeinen Herzögen anſchließen, welche in ihre Zimmer auf der Hradſchinburg geleitet wurden, er mußte Ludmillen verlaſſen, ohne ihr eine ernſte Zuſage gegeben zu haben.

Sie hoffte aber doch auf eine ſolche. — Auf Wiederſehen heut Nachmittag unten beim Vater! ſagte ſie leiſe, als er ging.

Dieſer Nachmittag ſtellte Alles auf die entſcheidende Probe, früher als ſie ſelbſt gedacht, früher als ſie ſelbſt hinabgekommen war zum Vater.

Frau Amalie von Jörger war wirklich in Prag und wohnte bei Loß. Von ihr wußte dieſer, daß die Berufung einer Synode für die Zukunftskirche ganz nahe bevorſtand, daß ſie in Budowa's Palais ſtattfinden ſollte, daß Pater Dunſtan, Budowa, Hans und Profeſſor Hortleder aus Weimar die Führer ſein würden. Er war im höchſten Grade ärgerlich darüber, und begleitete Frau Amalie nach dem Mittageſſen hinüber in Budowa's Haus, wo täglich angeſtrengt gearbeitet wurde an den Vorbereitungen, und zwar unter Mitwirkung der Frau Amalie, welche einen großen Theil der Correſpondenz beſorgte.

Er wollte Alles aufbieten, um ſeine Freunde von dieſem Unternehmen abzubringen.

Dies ſchien möglich, denn weder Dunſtan, noch Budowa, noch Hans waren leidenſchaftlich dafür eingenommen; Frau Amalie allein war die entſchloſſen treibende Kraft.

Dunſtan war — ganz gegen ſeine ſonſtige Natur — in trüber Stimmung ſeit ſeiner Ankunft in Prag. Der höhnende Lärm, welchen ſeine Mönchskutte beim erſten Eintritte erregt, hatte ihn arg verſtimmt. Die Kutte gehörte zu ihm, er gehörte zu ihr. So viel Gewicht auf ein Kleidungsſtück gelegt zu ſehen, während ihm Herz und Geiſt auf tiefe Reformen gerichtet ſtand, und in der Stadt gelegt zu ſehen, welche jetzt für die freieſte galt in religiöſen Dingen, das war ihm ſehr widerwärtig geweſen. Der Eigenſinn, von welchem er eine ſtarke Doſis beſaß, erwachte darüber. Budowa's Rath, die Kutte abzulegen hier in Prag, entrüſtete ihn; er wies ihn zurück. Sie ſollen ſich daran gewöhnen, rief er, ſie ſollen achten lernen, was Andern eigenthümlich iſt, Eure Prager Freidenker. Aus ſolcher Kutte iſt ihnen ihr ganzer Fetzen Proteſtantismus zugekommen, ſie ſollen auch die Vergrößerung dieſes Fetzens aus ſolcher Kutte mit Achtung entgegennehmen. Er legte ſie nicht ab und hatte täglich, wenn er über die Straße ging, den Aerger zu beſtehen, daß die Leute ſtehen blieben und zuſammentraten und auf ihn deuteten, wie auf ein fremdartiges, verdächtiges Geſchöpf. — Das ſteigerte nur ſeinen Eigenſinn und ſeinen Aerger. Er war eigentlich gar nicht geſtimmt dafür, dieſem vorurtheilsvollen Volke gegenüber den großen Schritt zur Gründung einer neuen Kirche zu unternehmen. War er doch neben Zdenko ſchon immer zögernd und bedenklich geweſen, in ſolcher Ausdehnung und wirklicher Praktik vorzugehen. Selbſt ein praktiſcher Menſch, hatte er ſtets die großen Schwierigkeiten hervorgehoben und ſtets behauptet: man ſolle vorbereiten mit allen Kräften, die wirkliche Ausführung aber dem Zeitpunkte überlaſſen, welcher von ſelbſt die Reife dafür ankündigen, und wol auch den zur Durchführung geeigneten und berufenen Mann bringen werde. Da kam die Jörger und drängte. Er konnte ihr nicht Unrecht geben, daß kaum noch einige friedliche Monate vor ihnen lägen, und er ſagte endlich: Meinethalben! Es iſt ja doch nur eine Beſprechung, und ſie wird zeigen, ob und was möglich iſt.

Budowa ferner war eigentlich gar nicht der Charakter für ſolch einen ſchöpferiſchen Vorgang. Er war ein wohlwollender Zweifler, ein Mann, welchen die geiſtigen Wendungen viel mehr intereſſirten als die Verkörperungen. Wenn die Gedanken verkörpert werden, ſo verlieren ſie meiſt ihren feineren Theil! pflegte er zu ſagen. Nur weil er jetzt mitten inne ſteckte in einer Revolution, deren Gang und Ergebniſſe ihm gar nicht gefielen, nur weil ihm das unduldſame Calvinerthum, welches jetzt Prag beherrſchte, gar nicht gefiel, nur weil er das Bedürfniß hatte, irgend etwas Neues zu veranlaſſen, was doch vielleicht beſſer wäre, und was jedenfalls den ſtarrwerdenden Geiſt wieder flüſſig mache, nur deshalb hatte er der Jörger zugeſtimmt. Du haſt kaum noch ein paar Jahre zu leben — hatte er zu ſich geſagt — vergönne dir alſo noch kurz vor Thorſchluß ein Experiment, das jedenfalls würdig und bedeutend iſt!

Hans endlich war ziemlich zerſtreut. Die Rettung des Schatzes hatte zuletzt all ſeine Thätigkeit in Anſpruch genommen, und der wirkliche Beſitz eines ſo großen Eigenthums hatte auch ſeinen Einfluß geäußert auf ihn. Wer viel zu verlieren hat, der wird von ſelbſt vorſichtig. Dazu Ludmilla und die nahe Ausſicht auf ihren Beſitz, und ihre dringende Abmahnung vor der Theilnahme an einer ſolchen Synode.

Kurz, der Freiherr von Loß konnte es wol dahin bringen, daß dieſe Männer abließen von dem Unternehmen, wenn er's leidlich geſchickt anfing.

Sie ſaßen um eine große runde Tafel, welche mit Schriften und Briefſchaften bedeckt war. Die Aufforderungen zur Synode nach Prag zu kommen, waren nach allen Seiten verſendet worden, von allen Seiten liefen Antworten ein, und dieſe Antworten wurden jetzt mitgetheilt, die Liſten wurden angefertigt, die Rollen für die Leitung wurden feſtgeſtellt, die Austheilung derſelben wurde erwogen.

Da trat Loß ein mit Frau von Jörger. Er war unbewegt geblieben von alle dem, was ihm dieſe unterwegs entgegnet hatte auf ſeine Abſicht. Dieſes „Religionmachen“ war ihm überhaupt zuwider und erſchien ihm gefährlich. Jedenfalls wollte er ſeinen Hans davon abziehen.

Er forderte zunächſt in herzlichem Tone die Freunde auf, ſie möchten davon abſtehen.

Das hatte gute Wirkung. Es war eben keiner der Männer leidenſchaftlich eingenommen für das Vorhaben.

Aber nun wollte Loß ſeine Aufforderung mit Gründen unterſtützen, und dadurch forderte er den Widerſpruch heraus. Daß es nicht an der Zeit ſei, fand man thöricht. Wann ſollte es denn an der Zeit ſein, wenn nicht in einem Zeitpunkte, welcher die religiöſe Reformfrage in freien Fluß gebracht?! — Daß man überhaupt nicht rütteln ſolle an den bereits feſtgeſtellten Kirchen der Reformation! Ah, — fuhren alle Drei auf — dann hätten wir eben nur zwei neue Päpſte, Luther und Calvin, geſchaffen ſtatt des einen in Rom! Die Spaltung wäre erreicht, der Fortſchritt aber abgeſchloſſen, und die allgemeine Einigung für immer unmöglich gemacht. Hiermit hatte der gute Loß den Streit erregt in ſeinen Grundveſten, und nun ſtieg er höher und höher in ſeinen Folgerungen. Dieſe Folgerungen riſſen die Streitenden von ſelbſt fort, der Verſtand erhitzte die Sprechenden, die Leidenſchaft entzündete ſich, und man kam auf einen Punkt, den Keiner gewollt hatte. Die den Fragen innewohnende Conſequenz unterjochte Dunſtan, Budowa und Hans, und legte ihnen Verpflichtungen auf, welche ſie Anfangs aus Indolenz vermeiden gewollt. Loß ſtand zerſchmettert da von Gründen und Ausführungen, und Frau Amalie lächelte. Von Hauſe aus die Entſchloſſenſte für Durchführung — ſtarke Frauen ſind von unerbittlicher Conſequenz — hatte ſie ſtill geſchwiegen und mit Zuverſicht darauf gerechnet, der zwingende Geiſt werde ſich von ſelbſt behaupten.

Loß mußte es aufgeben. Diſputation war ohnehin nicht ſeine Sache. Er ſetzte alſo noch den Trumpf darauf, daß eine ſolche Synode hier in Prag keinen Boden, ja wahrſcheinlich offenen Widerſtand finden werde, denn die Machthaber ſeien alle dagegen, und er wendete ſich ſchließlich nur noch an Hans. Nicht mit Gründen, nur mit Vorſtellungen. Von Herzen zum Herzen, wie er's nannte. Macht was Ihr wollt — ſagte er — aber zieht mir den Junker nicht hinein! Ihm verderbt Ihr das junge Leben, das er genießen ſoll, und das er ſich zerſtört, ich weiß es, wenn er ſich zum Prediger macht. Tritt zu mir, Hans, begnüge

Dich mit Zuſchauen! Oder noch beſſer: laſſ' uns hinausreiten ins Land und dort ordnen, was noch zu ordnen iſt, Du weißt's ja! So kommſt Du nicht in Verſuchung, und bleibſt geborgen, geborgen auch bei — Du weißt ſchon, was ich meine. Gieb mir die Hand! Verſprich mir's! der Herr Pater und der Wenzel hier und die Frau Amalie geben Dir Urlaub; ſie lieben Dich ja, und wollen Dein Glück, nicht wahr?

Eine peinliche Stille entſtand. Hans wußte allerdings, was der Vater Ludmillens meinte. Aber konnte er, der Sohn und Erbe Zdenkos, zurücktreten? die Schätze Zdenkos in Sicherheit bringen, welche ihm vorzugsweiſe für dies reformatoriſche Werk vererbt waren?! Unmöglich!

Er ſchüttelte das Haupt. In Loß wallte der Zorn auf; er that einige heftige Aeußerungen; er kündigte Hans die Freundſchaft auf — er ging.

Verſtimmt, aber gewiſſenhaft wendeten ſich die Apoſtel der „einfachen Kirche“ wieder zu ihrer Arbeit am runden Tiſche.

Loß hatte ganz Recht gehabt: die Machthaber oben auf dem Hradſchin waren ſämmtlich gegen die ſogenannte Synode, von welcher die Kunde jetzt durch das Land ging. Sämmtlich! Auch die deutſche Partei, auch der Fürſt zu Anhalt, auch der Herzog Johann Ernſt von Weimar, welcher vor ſeiner Abreiſe Hans zu ſich berief, um demſelben ſeine volle Mißbilligung auszuſprechen, daß aus der Heimat Luther's und beim Ausbruche eines Religionskrieges ſolche neue Spaltung unter den Proteſtanten erregt werden ſolle. Hortleder werde er die Herreiſe verbieten, und er hoffe zuverſichtlich, daß der weimar'ſche Herr von Starſchädel ſich nicht ferner damit befaſſen werde. Sobald die Kriegsoperationen begännen, werde er durch das Voigtland mit ſeinen Truppen in Böhmen einrücken, und er rechne darauf, daß Herr von Starſchädel ſich als echter Lutheraner an ſeine Fahne anſchließen werde. Einen Unruhe ſtiftenden Sectirer erwarte dieſe Fahne nicht!

Nur Wilhelm von Raupowa äußerte ſich nicht, wie man erwartete, mit beſonderem Eifer gegen die Abhaltung der Synode. Er ſpöttelte ſogar gegen den Hofprediger Scultetus, der von der Regierung ein Verbot auswirken wollte, er ſpöttelte mit den Worten: Habt Ihr die Papiſten vergeſſen, die auch Alles durch Verbote ſchlichten wollten? Wollt Ihr der „einfachen Kirche“ Vorſchub leiſten durch ein Verbot?

Aber Niemand folgte den Vorbereitungen, welche von Budowa's Hauſe ausgingen, mit ſchärferer Aufmerkſamkeit als Wilhelm von Raupowa. Rudolph von Mitzlau und Jaromir von Zierotin mußten ihm täglich Bericht erſtatten über alle Schritte der „Einfachen“, über alle Ankömmlinge, über alle Druckſchriften, welche ſich auf die Synode bezogen. Er war auch der Erſte, welchem angezeigt wurde, daß in einer Buchdruckerei das Programm geſetzt würde, und daß Frau Amalie die Correctur läſe. Er war der Erſte, welchem gedruckte Exemplare des Programms zukamen. Er las ſie lächelnd, und vertheilte ſie ernſthaft an junge Paſtoren czechiſcher Zunge, welche der deutſchen Sprache vollkommen mächtig waren.

So kam der Tag heran, für welchen die Synode angeſetzt war.

Hans war unausgeſetzt mit den Vorbereitungen beſchäftigt geweſen, und hatte die Goldſtücke nicht geſpart für die Schaar von Sendboten, welche nach allen Weltgegenden ausgeſendet und an die Bekanntſchaften des verſtorbenen Grafen Zdenko gewieſen wurden. Er hatte gegen die Störung ſeines Verhältniſſes zu Loß und Ludmilla nichts thun können. Frau Amalie, welche bei Loß wohnte, hatte ihm berichtet, daß auch Ludmilla ſich ungünſtig, ja feindlich über ihn geäußert. Endlich war ſelbſt Frau Amalie, beläſtigt von Loßens Scheltworten auf die Synode, herübergezogen in Budowa's Haus, und ſo gab es nun gar keine Nachricht, gar keine Verbindung mehr zwiſchen ihm und Ludmilla. Er mußte jede Wiederanknüpfung einer ſpäteren Zeit anheimſtellen, und mußte ſich Mühe geben, all ſein Dichten und Trachten zunächſt nur der kirchlichen Aufgabe zuzuwenden.

Dieſe Aufgabe war nicht eben leicht und nicht anmuthig. Notable Gäſte aus der Ferne wurden in Budowa's Hauſe einquartiert, und Hanſen vorzugsweiſe fiel es zu, ſie zu begrüßen, unterzubringen und mit allen Vorbereitungen bekannt zu machen. Die verſchiedenartigſten, die wunderlichſten Anſichten und Anſprüche traten ihm da entgegen! Es ſchienen vorzugsweiſe Sonderlinge zu ſein, welche ſich eingefunden.

Endlich brach der Tag an, welcher der erſte Sitzungstag ſein ſollte, ein rauher Frühlingstag mit Regen und Wind.

Ein großer Tanzſaal im Budowa'ſchen Palais war für die Sitzung eingerichtet. An dem einen Ende des Saales war eine Eſtrade errichtet; auf derſelben ſtanden Tiſche und Seſſel für die Präſidentſchaft. Aus dem Pater Dunſtan, Budowa und Hortleder ſollte ſie beſtehen; Dunſtan ſollte die oberſte Leitung führen. Hortleder aber traf nicht ein. Der Sendbote brachte die Nachricht, er ſei durch Krankheit verhindert. Ein trauriges Omen für Hans, welcher auf dieſen Jugendlehrer die beſten Hoffnungen geſetzt. Widerſtrebend mußte Hans ſelbſt die Stelle Hortleder's im Präſidium einnehmen. Frau Amalie ſollte Schriftführerin ſein, das heißt, ſie ſollte den Hergang in allem Weſentlichen niederſchreiben. Sie ſelbſt ſprach nur die Beſorgniß aus, es könne zu Spöttereien Anlaß geben, wenn eine Frau in dieſer Weiſe öffentlich erſcheinen wolle. Es war alſo oben auf der Gallerie, welche den ganzen Saal umlief, eine kleine Loge für ſie abgeſondert worden, in welcher ſie hinter Vorhängen hören und ſehen und ſchreiben könnte. Der übrige Theil dieſer Gallerie war für Zuhörer beſtimmt, und zwar ohne Anſehen der Perſon. Man hielt es für angemeſſen, den Zutritt für Jedermann offen zu halten.

Der untere Raum des Saales war amphitheatraliſch eingerichtet: er ſtieg von der Präſidenten-Eſtrade an mälig aufwärts auf einem Holzgerüſte, und reichte hinten bis an die Gallerie. Hölzerne Bänke bedeckten dieſen Aufbau, und zwiſchen dieſem Sitzraume und der Eſtrade war eine Kanzel angebracht, von welcher die Redner ſprechen ſollten.

Um ſieben Uhr des Morgens ſollte die Sitzung beginnen. Der Tag graute auch kaum, und das vordere Hausthor war kaum geöffnet, ſo ſtrömten ſchon Leute in den Hof. Man ſollte glauben, es ſei ohne Zeitungen gar nicht möglich, innerhalb einiger Wochen oder eines Monats eine Kunde weithin zu verbreiten durch die Länder. Man irrt ſich darin. Die Verbreitung von Mund zu Mund iſt eine unermeßliche Propaganda. Wenn die Kunde Antheil weckt, ſo fliegt ſie von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf wie eine Wolke, welche ſich ausgebreitet über den ganzen Horizont. Und das Concilium für eine neue Kirche war in jener Zeit ein Gegenſtand, der Antheil weckte in der einſamſten Hütte, ſowie denn zu jeder Zeit religiöſe Fragen den weiteſten Kreis ausfüllen und den tiefſten Antheil wecken. Das Verhältniß zum Staate bewegt immer nur einen Theil der Bevölkerung, das Verhältniß zu Gott bewegt die ganze Bevölkerung bis in die unterſten Schichten.

So waren denn Leute nach Prag gepilgert, an welche keine Einladung ergangen, zu denen aber die Kunde gedrungen war: in Prag ſoll eine neue Kirche begründet werden.

Sie waren es namentlich, welche ſchon beim Morgengrauen in den Hof des Budowa'ſchen Hauſes drangen; unter ihnen der Raſchmacher Urban, der Bart-Conrad, ja der Schuſter Pfeifer, welchen Medardo damals an der March hatte laufen oder richtiger ſtehen laſſen, und welcher mit den Truppen Thurn's nach Mähren und Böhmen fortgeſchoben worden war. Urban war mit ſeiner magern Gattin ſeit einigen Tagen in Prag ſelbſt angeſiedelt, und der Bart-Conrad hatte in Linz den Poldi, den Jörger'ſchen Kutſcher, getroffen, welcher Frau Amalien nach Prag zu fahren hatte. Der nachfolgende Packwagen hatte auch ihn mitgenommen. Er wollte Frau und Kind aufſuchen, welche mit dem Vater Hamm auf einer Loß'ſchen Herrſchaft im Norden Böhmens angeſiedelt waren. Unterwegs eine Synode mitzumachen, bei der Jedermann reden dürfe — ſo hatte es geheißen — das war nicht zu verachten.

Es war denn auch ſeine erſte Frage im Hofe, ob man mitſprechen dürfe. Allerdings! hieß es. Der Eingang links ſei für die, welche ſprechen, der Eingang rechts, welcher zur Gallerie führte, für diejenigen, welche hören wollten.

Conrad ging links, Urban und Pfeifer desgleichen. Als ſie ſich erkannten, lachte Conrad ſo unanſtändig laut, daß er Ziſchen erregte unter den Uebrigen, welche in ernſter Stimmung eintraten. Er ſah ſich nach den Ziſchern um, indem er ſtehen blieb, und wurde dadurch von den Collegen der Saugrube getrennt. Die zuſtrömende Menge war zahlreich und drängte Mann an Mann die breite Stiege hinauf in den Sitzungsſaal.

Er war in einer Viertelſtunde gefüllt, und auf der Gallerie ſtarrte auch Kopf an Kopf.

Trotzdem waltete eine auffallende Stille. Die Leute kannten einander nicht, und erhielten auch ſofort gedruckte Blätter ausgetheilt, in deren Leſung ſie ſich vertieften.

Dieſe Druckblätter waren das Programm der Sitzung, das Programm der „einfachen Kirche“, welches die Grundſätze derſelben auf einem Quartblatte Papier der Prüfung überlieferte.

Um dieſer Prüfung einige Zeit zu laſſen, zögerten Dunſtan, Budowa und Hans mit ihrem Eintritt auf die Eſtrade. Eine Thür aus dem Innern des Hauſes führte auf dieſe Eſtrade, und aus dieſer Thür traten dann endlich die drei Männer, und nahmen ihre Plätze ein am Präſidententiſche.

Ein unheimliches Gemurmel vom Saale und von den Gallerien empfing ſie. Ein Mönch? Eine Kutte? Was heißt das? ſprachen halblaut hundert Stimmen. Dunſtans Benedictinerkutte war die Veranlaſſung des allgemeinen und — unwilligen Erſtaunens.

Dunſtan, ſeit einiger Zeit an die Wirkung ſeiner Kutte gewöhnt, bemerkte ſogleich den Grund der Unruhe und ſtand auf. Mein Gewand ſcheint Euch zu ſtören! ſprach er mit ſeiner ſtarken Stimme. Ja! — ja! antworteten Einzelne.

— Das iſt kein gutes Zeichen — fuhr er fort — denn es beweiſt, daß Ihr des Zweckes dieſer Verſammlung nicht eingedenk ſeid. Weil mein Gewand den Katholiken bekundet, meint Ihr erſtaunt ſein zu dürfen? Wißt Ihr denn nicht, daß wir uns eben dazu verſammeln, für Katholiken und Proteſtanten einen gemeinſchaftlichen Boden zu finden und anzubauen? Die einfache Kirche, welche wir gründen wollen, ſoll ja eben dafür gegründet werden, daß dieſe Unterſchiede uns nicht ferner trennen. Einfache Chriſten ſollen hervorgehen aus unſerer Verſammlung, im Innern einig, ob ſie eine Kutte oder eine Reverende tragen!

Dann ſchritt er von der Eſtrade herab und beſtieg die Kanzel. Es herrſchte tiefe Stille im Saale. Unter dieſer Stille ſprach er wol eine halbe Stunde lang. Er ſchilderte ſein Leben und das Leben des Grafen Zdenko, mit Nachdruck auf die Punkte hinweiſend, welche ihn und Zdenko auf den Gedanken geführt, daß eine einfache Kirche der chriſtlichen Menſchheit zum Segen gereichen könne. Sie wolle keine der jetzigen Kirchen ſtören oder gar zerſtören. Wer ſein Genüge oder ſeine Seelenruhe finde in der römiſchen oder in einer der proteſtantiſchen Kirchen, der möge in ſeinem Glauben verharren. Wer zur „einfachen“ Kirche trete, und nicht all ſeine dogmatiſchen Bedürfniſſe in ihr befriedigt finde, dem bleibe es unbenommen, ſich auch irgend einer andern religiöſen Gemeinſchaft anzuſchließen. So entſtehe die Freiheit ohne krampfhafte Störungen, und es bleibe doch ein Mittelpunkt. Dieſer werde wachſen, wie ein Baum wächſt, welchen man in reines Erdreich geſetzt. An ſeinen Früchten wird man ihn erkennen! Nicht die Streitigkeiten über ſchwierige Glaubenspunkte bilden den ſegensreichen Kern einer Kirche, ſondern der fromme Sinn bildet ihn, welcher bereit iſt, zu verzeihen, zu lieben und Gott nachzutrachten in guten Werken.

Wir nennen ihn dankbar den „lieben Gott“, und dieſen lieben Gott bitten wir denn, daß er unſer Vorhaben einer einfachen Kirche zum Gedeihen ſegne.

Nun las er langſam, jedes Wort betonend, das Programm vor, welches flüſternd im Saale nachgeleſen wurde. Es lautete:

„Bekenntniß der einfachen chriſtlichen Kirche.

Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden, den allgütigen Vater jeglicher Creatur.

Ich glaube an Jeſum Chriſtum, unſern Heiland, der für die Wahrheit geſtorben iſt und uns die Religion der Liebe geſtiftet hat.

Ich glaube an den heiligen Geiſt der Wahrheit und Liebe, welcher von Gott ausgeht und durch Jeſum Chriſtum, unſern Heiland, den Menſchen vermittelt worden iſt.

Ich bekenne mich zu den zehn Geboten, welche das gemeinſame Leben regeln und weihen.

Ich bekenne mich zu den geheiligten Gebräuchen der Taufe, welche die Aufnahme in die chriſtliche Gemeinſchaft bezeichnet, und des Abendmahls, welches zur herzlichen Erinnerung an unſern Heiland und zur demüthigen Verehrung ſeines Opfertodes begangen wird.

Ich bekenne mich zu den Grundgeſetzen chriſtlicher Lehre, welche lauten: Was du nicht willſt, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht — liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt — ſei gerecht und menſchlich gegen deine Feinde, wie der Heiland geweſen iſt!

Ich bekenne mich zu der chriſtlichen Verpflichtung: wohlzuthun und mitzutheilen vom Morgen bis zum Abend allen Bedürftigen und Schwachen, und thätige Liebe auszuüben an allen Menſchen bis zur niedrigſten Creatur.

Ich bekenne mich zu dem bibliſchen Grundſatze: der allmächtige Gott iſt anzubeten im Geiſte und in der Wahrheit, nicht aber durch ſinnliche Zeichen und Bilder, welche irre führen zu götzendieneriſchen Wegen. Denn jede Verkörperung Gottes iſt nur eine menſchliche Abſchwächung des ewigen Gottesgeiſtes, deſſen Geſtaltung unſerer Kurzſichtigkeit entzogen iſt.“

Dunſtan ſchwieg. Nach einer Weile erſt ſetzte er mit halber Stimme, aber ganz verſtändlich hinzu: Nun prüfet Alles, und das Beſte behaltet. Einer nach dem Andern ſpreche, und erwarte unſere Antwort. — Dann ging er langſam auf den Präſidentenſtuhl zurück.

Ein leiſes Surren ging durch den Saal; es ſchien Niemand hervortreten zu wollen.

Da erhob ſich endlich ganz oben im Sitzungsraume dicht unter der Gallerie eine weiche, wohlklingende Stimme. Man ſah den Sprecher nicht; er ſchien ſich abſichtlich hinter ſeinen Vordermännern verborgen zu halten; aber man hörte folgende Worte ganz genau:

— Dies gleicht nicht dem Glaubensbekenntniſſe einer Kirche, ſondern nur dem einer Geſellſchaft. Die Denkmäler chriſtlicher Entwicklung durch fünfzehn Jahrhunderte hindurch ſind ausgelaſſen. Dadurch erſcheint das Chriſtenthum verarmt, und es haben ſeine begabten Bekenner und ſeine geſegneten Vorkämpfer gleichſam umſonſt gelebt. Endlich fehlt Alles über die äußere Form der Kirche, über Liturgie und Gottesdienſt. Der letzte Satz nur, gegen Zeichen und Bilder, ſtreift vereinzelt daran und huldigt dem Calvinismus, ein Anſtoß für andere Kirchen, welche behaupten: die Menſchheit kann Zeichen und Bild nicht entbehren, denn ſie lebt in der Sinnenwelt, und die bildende Kunſt iſt eine ſchöne Offenbarung des Menſchengeiſtes.

Verneinendes Geräuſch von Seiten der anweſenden Calviner folgte dieſer Rede. Das war Czernin! ſagte Budowa und erhob ſich zur Entgegnung. Die Einwürfe ſind wohl begründet — ſagte er — vom Standpunkte eines Katholiken. Ja, wir wollen eine „Geſellſchaft“ begründen, nicht eine Kirche im römiſchen Sinne. Auch das Evangelium, auf welches wir zurückgehen, ſpricht nirgends von einer abgeſchloſſenen Kirche. Unſere Thüren ſollen offen ſtehen. Die Bildung der Jahrhunderte geht

Stimmung auftraten. Man ſah und hörte es ihnen an, daß ſie für das Programm der „einfachen Kirche" eingenommen waren, und daß ſie eine ernſte Verhandlung durchſetzen wollten. Ihnen vorzugsweiſe verdankte es der würdige Mann, welcher ſich der Kanzel bemächtigt hatte, daß ſein Vortrag gehört wurde. Er ging vom katholiſchen Standpunkte aus, der Mann war offenbar Katholik, und es bewährte ſich auch an ihm wieder, daß die Katholiken milder und eingehender ſich zu den Grundſätzen der einfachen Kirche verhielten, als Lutheraner und Calviner. Er verlangte nur nähere Auskunft über die Leitung der neuen Kirche, und Budowa verſuchte es nun abermals, das Wort zu ergreifen. Aber ein Mann mit zornigen Geberden unterbrach ihn und ſtürzte auf die Kanzel, um das Programm mit allgemeinen Schmähungen zu überhäufen. Frau Amalie, oben in ihrer Loge zitternd, erkannte mit Schrecken, daß dies ihr Hauscandidat Gözinger ſei, welcher von ihrem Gute Tollet nach Prag geeilt war, um gegen ihre Beſtrebungen zu eifern, vielleicht gar im Auftrage Jörger's, oder wenigſtens unter Gutheißung deſſelben.

Solch wüſtes Schmähen ohne eigentliche Gedankenentwicklung, paßte zu der Stimmung der hinteren Gallerie. All ſeinen Kraftworten wurde eben ſo wüſt zugejauchzt, und als er ſchloß, ging Zuruf, Widerſpruch und Streit wieder in jenen allgemeinen Lärm über, welcher den Zweck der Verſammlung vernichten mußte.

Ein großes Gelächter brachte eine unerwartete Abwechslung in den Lärm. Auf der Kanzel war ein buckliges Menſchenkind erſchienen, welches durchdringend ſchrie und wunderlich geſticulirte. Es war der Schuſter Pfeifer. Seine Rede hatte ſchon eine Weile unbeachtet und unverſtanden gedauert, ehe man aufmerkſam wurde und in Heiterkeit überging. Jetzt ſchrie er noch greller, und man verſtand ihn eine Minute lang, während welcher er kreiſchte: Niedergefahren zur Hölle — aufgefahren gen Himmel, und ſeinen Abſcheu ausſprach, daß man das

„andere Hauptſtück von der Schöpfung" aus dem Borne des lutheriſchen Glaubens nichtswürdig übergehen wolle in dieſer neuen Kirche, welche nicht chriſtlich ſei, ſondern heidniſch —

Er ward heruntergeſtoßen von Urban, dem Raſchmacher. Dieſe Gewaltthat erregte neuen Jubel auf der hintern Gallerie, und brachte eine Pauſe in den Lärm. Man war doch betroffen von dieſer brutalen Handgreiflichkeit. Urban benützte dieſe Pauſe, ſeine Mißbilligung des neuen Programms dahin auszuſprechen, daß von Vornehmen und Geringen gar nicht die Rede ſei darin. Man wolle alſo für die Geringen nichts thun, man wolle alſo die Stellung des armen Bürgersmannes nicht erhöhen, wie dies doch geſchehen müſſe im neuen Chriſtenthume.

Durch dieſe Wendung gewann er die Aufmerkſamkeit der Gallerie, es wurde ruhig, und man hörte zu, wie er die Grundſätze des Bauernkrieges im vorigen Jahrhunderte auseinanderſetzte und darauf hinauskam, daß man einen neuen „Bundſchuh" ſtiften müſſe als neue, weltliche Kirche. — Gellende Zuſtimmung in czechiſchen Tönen begleitete dieſen Schluß. Die Mehrzahl im Saale widerſprach dieſer Richtung, und der Tumult wurde ärger als vorher. —

Da trat plötzlich Todtenſtille ein. Warum? Man ſah einen langen, hagern Mann auf der Kanzel, den in Prag Jedermann kannte. Die Lutheraner haßten ihn, die Calviner verehrten ihn, ihren Hofprediger Scultetus, den Bilderſtürmer, welcher die Kirchen geſäubert hatte von allem Schmuck, und die calviniſtiſchen Grundſätze ſo rückſichtslos durchführte, wie nur je ein Dominicaner das römiſche Kirchenthum durchgeführt.

Er erſchien hier auf Raupowa's Veranlaſſung, in deſſen Calcul die Wirkung gehörte, welche dieſer bei Lutheriſchen wie Katholiſchen verhaßte Fahnenträger hervorbringen mußte. Rudolph von Mitzlau und eine bewaffnete Schaar war mit ihm gekommen. Dieſe Schaar harrte auf der Stiege. Rudolph blieb hinten am Eingange des Saales, um ihnen im gelegenen Momente den Wink zu geben, daß ſie eindringen ſollten.

In der verſchiedenartigſten, aber in gleichmäßig geſpannter Stimmung harrte Alles im Saale auf ſeine Rede.

Sie war blanke Verdammung des ganzen Unternehmens, welches ſich hier frech ans Tageslicht wage zur Gründung einer ſogenannten Kirche. Was gut ſei in dem ſchauſpieleriſchen Programme, das ſei längſt vorhanden in der reformirten Kirche, und was neu darin erſcheine, das ſei ſchlecht. Die wichtigſte Lehre des Heilands ſei darin verdreht. Liebet eure Feinde! habe, wie Jeder männiglich wiſſe, der Heiland geſagt, und dies heidniſche Programm verwäſſere und vernichte dieſe Grundlehre und ſage: ſei gerecht und menſchlich gegen deine Feinde. —

— Liebſt Du etwa Deine Feinde? — unterbrach ihn eine Stimme, die Stimme Götzinger's, welcher den reformirten Hofprediger bitterlich haßte. —

— Biſt Du, Scultetus, auch nur gerecht und menſchlich gegen Deine Feinde? rief eine andere Stimme. Und nun war die Breſche gelegt. Vorwurf auf Vorwurf gegen ſein gewaltſames Verfahren in Prag flogen wie Kugeln auf ihn ein. Der vorher wüſt geweſene Lärm wurde ſcharf und ſchneidend, weil jetzt der ernſtere Theil der Verſammlung ſich fortreißen ließ. Die anweſenden Calviner andererſeits nahmen ſich ihres Führers leidenſchaftlich an, man gerieth nahe an Thätlichkeiten, und Rudolph ermunterte durch Winke die ihm vertrauten Inſaſſen der hinteren Gallerie. Sie erhoben nicht nur ihr gellendes Geheul, nein, ſie ſprangen herab in den Saal, drängten gewaltſam über die Bänke nach vorn, als wollten ſie Scultetus befreien, und nöthigten auch die Friedfertigen zu körperlichem Widerſtande. Die beabſichtigte Schlägerei kam ſolchergeſtalt in Gang, und Rudolph von Mitzlau's Wink führte nun auch die bewaffnete Schaar herein. Auch ſie drängten nach vorn, ja zur Eſtrade hinauf. Dahin ging erſichtlich ihre Loſung.

Praktiſche Leute wie der Bart-Conrad entdeckten das bald und ſuchten ihnen zuvor zu kommen. Mit einem Satze war er oben und ſchrie mit Stentorſtimme: Her zu mir, ehrliche Leute, und ſchützt die braven alten Herren! — Die böhmiſchen Bürger aus der Mitte, die Picarditen, folgten ſeinem Rufe, und ſchoben Dunſtan und Budowa aus der Thür hinter dem Präſidententiſche, Hans aber — auf welchen es offenbar abgeſehen war, denn die Kriegsleute gingen wie ein Keil auf ihn los — hatte ſein Schwert gezogen, und wehrte ſich nicht blos, ſondern griff an. Wie geſchickt er das auch that, es war vorauszuſehen, daß er unterliegen müſſe, denn es waren nicht nur gemeine Kriegsleute, welche auf ihn eindrangen, es waren junge Cavaliere der Raupowa'ſchen Partei unter ihnen, und dieſe bekundeten eine ganz klare Abſicht, die Abſicht, den ausländiſchen Junker niederzuhauen.

Conrad hatte wol einem Kriegsknechte das Schwert entriſſen und ſäbelte mit achtungswerther „Wildſchaffenheit“, um ſeinen Kameraden aus der Wiener Schranne zu unterſtützen, aber das genügte doch nicht, denn die hilfreichen Picarditen hatten keine Waffen und wurden von der Eſtrade heruntergeworfen.

So ſchien es denn, als ob diesmal Raupowa's Ränke, wie in Zerſtörung der Synode, auch in Vernichtung des gehaßten Junkers obſiegen müßten. Hans blutete bereits aus mehreren Wunden, und die Kraft ermattete ihm zu jener radſchlagenden Schwingung des Schwertes, welche gegen mehrere Angreifer gute Dienſte leiſtet; er war bereits auf die linke Seite der Eſtrade gedrängt, und vom Vordertheil derſelben hieben die drei jungen Cavaliere vordringend auf ihn ein — da, da fand ſich die Maus, welche den Hauptfaden des Netzes durchbeißt und dem Löwen Luft verſchafft. Einer der Picarditen war auf dieſer Seite der Eſtrade garſtig heruntergefallen und noch garſtiger von den Hinaufſtürmenden getreten worden. Um ſich dieſer letzteren Unannehmlichkeit zu entziehen, hatte er verſucht unter die hohle Eſtrade zu kriechen und hatte zur Erleichterung nach einem der Holzböcke gegriffen, auf welche die Bretter der Eſtrade gelegt waren. Der Holzbock wackelte und brachte dadurch dem Picarditen die Idee, er könnte auch weichen. Kurz, der Picardit riß an dem

Holzbock, der Holzbock gab nach und kam auf ihn zu. Eine zweite Anſtrengung hatte die Folge, daß der Picardit ſammt dem Holzbocke vorn herauskam, und daß ein Theil der Eſtrade einſtürzte. Die Bretter dieſes Theiles gehörten aber gerade zu den Brettern, auf welchen die drei jungen Cavaliere noch mit einem Fuße ſtanden. Dem einen Fuße, der nichts mehr unter ſich hatte, folgte der andere Fuß, dem andern Fuße der ganze Cavalier, und ſo hatte Hans plötzlich ein großes Loch vor ſich und keinen Gegner mehr, und er wäre ein großer Thor geweſen, Conrads Zurufe nicht zu folgen, und nicht ſammt Conrad durch die hintere Thür zu entweichen. Conrad verſchloß und verriegelte ſie blitzgeſchwind.

Der Kriegshaufe ſtand verblüfft, und unten vom Hofe herauf klang luſtig eine Tanzmuſik. Sie kam etwas zu ſpät. Denn ſie war ebenfalls durch Raupowa's Leute beſtellt, um die Synode zu verhöhnen mit ihren profanen Klängen. Jetzt verhöhnte ſie die Sieger, denen die Hauptperſon entſchlüpft war.

Der Saal hatte ſich vollſtändig geleert. Auch die Picarditen ſchlichen in dem aufwirbelnden Staube hinaus, ihren im Falle verletzten Kameraden aufhebend und mit ſich führend. Rudolph, der an der Ausgangsthüre ſtand, hielt ſie nicht auf, ſein Auge war beſchäftigt, aus dem Staube herauszuleſen, was denn eigentlich zuletzt geſchehen ſei, und die ſich aufraffenden Cavaliere waren ſo beſchämt, daß ſie ärgerlich von dannen gingen.

Die Beſchämung, in welcher ſich Dunſtan, Budowa, Frau Amalie und Hans zuſammenfanden auf Budowa's Zimmer, war freilich eine tiefere und war eine ſehr ſchmerzliche. Sie ſaßen wie zerbrochen auf den Seſſeln. Hans achtete ſeiner kleinen Wunden gar nicht, und Niemand machte darüber eine Bemerkung. Solch ein unwürdiger Ausgang für ſo redliches Bemühen! Niemand ſprach ein Wort; Jedermann bedeckte ſein Antlitz mit den Händen.

Endlich faßte ſich Budowa. Der Sarkasmus ſeines Geiſtes kam ihm zu Hilfe. Man lernt eben Allerlei, und vergißt darüber die Hauptſache! ſprach er wie im Selbſtgeſpräche. — Wie kann man eine Religion ſtiften wollen ohne Fanatismus! Als ob man kochen könnte ohne Feuersgluth. Wie kann man ſchaffen wollen ohne Schöpfungsdrang! Bilden, ein wenig bilden wollen und können wir, weiter nichts! Was iſt das! Wo wird denn geſchaffen ohne Leidenſchaft? Guten Willen haben wir, aber die Leidenſchaft iſt außer uns. Ja, gerade ſie iſt bei unſern Gegnern, iſt bei den alten Kirchen. Deshalb ſind wir ohnmächtig. Höchſtens zum Ausbeſſern ſind wir auf der Welt, aber nicht dazu, um etwas Neues zu geſtalten. Der Czernin hatte Recht: eine Geſellſchaft können wir allenfalls zu Stande bringen, nicht aber eine Kirche!

— Ich hab' das wohl ſtets gedacht, ohne es zu wiſſen — ſprach langſamen Tones Dunſtan — Zdenko ſchalt mich oft wegen meines Mißtrauens.

— Nun, ſagte leiſe Frau Amalie, ſo begnügen wir uns mit einer „Geſellſchaft". Dann brauchen wir den Grundgedanken nicht aufzugeben. Der Mann, welcher ſich mit Feuereifer dafür erfüllt, wird am Ende doch geboren.

— Unverbeſſerlich, ſolch eine Frau! rief Budowa — für ein Mehr mag's Feuereifer geben, für ein Minder niemals. Viel zu glauben, außerordentlich viel zu glauben — das Unglaubliche zu glauben — dafür findet ſich Feuereifer, dafür finden ſich Menſchen, denn die Menſchen ſuchen und brauchen das Außerordentliche. Das Mäßige hat immer geringen Anwerth, nur die Gebildetſten erklären ſich dafür. Und ſo tröſten wir uns denn mit der Schmeichelei, daß wir die Gebildetſten ſind.

Unter ſolchen Betrachtungen brachten ſie ſich über die erſte halbe Stunde der Niederlage und Demüthigung hinweg. Da meldete ein Diener, ein Cavalier ſtehe draußen mit einer Botſchaft vom Könige.

— Sie wird königlich lauten! Laſſ' ihn herein.

Herr Rudolph von Mitzlau, der unterdeß auf der Burg oben geweſen, war Ueberbringer der Botſchaft. Raupowa hatte ſie erwirkt.

— Herr Wenzel von Budowa, ſprach Rudolph — der König läßt Euch vermelden, daß ihm ſehr mißfallen hat, was da in Eurem Hauſe vorgegangen.

— Es hat mir auch nicht gefallen!

— Mitten in einem Religionskriege ſei es das Nachtheiligſte, die proteſtantiſche Kirche vor aller Welt ſo darzuſtellen, als ſei ſie bis ins Innerſte zerklüftet und zerſpalten, ja, als ſuche ſie erſt einen Glauben und eine Kirche. Darüber würden die Päpſtlichen triumphiren, ſich ihrer feſten Verfaſſung rühmend, darüber würden unſere proteſtantiſchen Brüder im deutſchen Reiche zum Tode erſchrecken. Denn es werde nicht ausbleiben, daß der Scandal, welchen Prag heute erlebt, ein Scandal mit den heiligen Fragen des Glaubens, in allen Ländern bekannt werde und durch Gerüchte noch höher anwachſe, wenn dies möglich ſei. — Darum befiehlt der König, daß wenigſtens Alles angewendet werde, um die Wiederholung eines ſolchen Scandals zu vermeiden. Euch alſo, Herr Wenzel von Budowa, giebt der König einen Urlaub von drei Monaten, den Ihr auf Euren Gütern zur Kräftigung Eures Alters genießen möget.

— Will ſagen: Zur Kräftigung meines Verſtandes!

— Dieſem fremden Prieſter Namens Dunſtan aber und dieſem fremden Junker Namens Starſchädel befiehlt der König, ſeine Hauptſtadt Prag binnen einer Stunde zu verlaſſen, und binnen dreien Tagen das Königreich Böhmen, widrigenfalls mit der Schärfe des Schwertes gegen ſie verfahren wird.

Leicht grüßend entfernte ſich Mitzlau.

— So iſt's recht! Wie die Apoſtel behandelt, von Land zu Land verfolgt und mindeſtens verjagt, ohne doch Apoſtel zu ſein — das iſt Euer Loos, gutmüthige Schächer! rief Budowa — ſchnürt Euer Bündel! Ich geleite Euch zunächſt zu mir nach Münchengrätz! —

Frau Amalie nahm traurig Abſchied. Sie wollte zurück nach Tollet, wo ſie ohnehin ihren Gatten in üblen Zuſtänden zurückgelaſſen. Er war geiſtig und körperlich tief herabgeſtimmt, und ſie verleugnete ihre Beſorgniß nicht, daß er irgend einen neuen Schlag kaum überſtehen werde.

Auch Dunſtan war betroffener, als man ſonſt ſeiner Lebensfriſche zutrauen gedurft. Zu Eurer Erleichterung — ſagte er — will ich denn nun meine Kutte ablegen; mit meiner geiſtlichen Thätigkeit, die man nirgends will, iſt's ja doch vorbei. Reicht mir Stiefel, Hoſe und ein Wams, ich will ein Landmann werden, ein Gärtner auf Hanſens Gute —

Das geſchah, und ehe die Stunde abgelaufen, ritten ſie auf der Hauptſtraße der Kleinſeite hinauf. Auch Conrad neben Tartſch. Er war gegen Gewohnheit leutſelig, und Hans war herzlich gegen den alten Kameraden, der eben wieder ſo brav zu ihm geſtanden war. Er verſprach dem Bart-Conrad, den alten Hamm mit Tochter und Enkelin auf dem Gute anzuſiedeln, welches Pater Dunſtan bewirthſchaften und verſchönern werde.

Oben in der Nähe des Thores kam rechts von der Hradſchinburg her eine große Cavalcade geſprengt. Sie verlegte ihnen einen Augenblick den Weg, denn ſie jagte quer vor ihnen vorüber, und zwar mit lautem Gelächter. Es war die Königin mit ihren Cavalieren und Damen, Rudolph und Ludmilla unter ihnen.

— Ich glaube, ſie lachten über uns traurige Geſtalten! ſagte Budowa — nimm Dir's nicht zu Herzen, Hans, dies eitle Mädel iſt Deiner nicht werth.

Hans nahm ſich's aber ſehr zu Herzen, daß er nun ſo jählings und während ſie ihm zürnte, aus ihrer Nähe mußte. Was ſchlimmer war: er mußte ſie ohne Schutz ſeinem Widerſacher überlaſſen.

Raupowa hatte auch hierin geſiegt, und hoffte das Beſte für einen ſeiner jungen Cavaliere.

24.

Der Freiherr von Loß erleichterte es dem Raupowa, Ludmillen umgarnen zu laſſen. Tief verſtimmt durch die ſcandalöſe Synode, litt es ihn nicht mehr in Prag. Sein liebſter Umgang fehlte. Budowa und Hans waren fort, und er hielt ſich ja auch für verpflichtet, zornig auf ſie zu ſein. Sein gutes Herz flüſterte: der Zorn wird vergehen, und der alte wie der junge Knabe werden dir verſöhnlich entgegenkommen, wenn du nur in ihrer Nähe biſt; mach alſo nur, daß du hinaufkommſt auf dein Gut oberhalb Münchengrätz, da wird ſich Alles wieder zuſammenfinden.

Zudem entwickelte ſich der Frühling — es ließ ihm keine Ruhe. Er fragte Ludmillen, ob ſie nicht mit wolle. Nein! Sie fühlte ſich tief verletzt von Hans, ſie trotzte. Und aus der unterhaltenden Hofgeſellſchaft hinweg auf das einſame Gut? O nein! 's iſt ja auch winterlich draußen. — Nun gut, bleib' noch einen Monat, ſagte der Vater, und komm' dann erſt!

So überließ ſie der thörichte Vater ihrer Schwäche, ihrem Schickſal und ging allein mit Purzel.

Nach Ablauf des Monats ließ Raupowa durch einen gleichgiltigen Hofmann an Loß ſchreiben: Die Königin würde es ſehr bedauern, wenn ſie den belebenden Umgang Ludmillens, ſeiner liebenswürdigen Tochter, entbehren ſollte!

Und als der Sommer über Stadt und Land kam, da bat Raupowa die Königin ſelbſt, dem polternden Vater ein paar Worte zu ſchreiben: Man habe vor, einen kurzen Sommeraufenthalt zu machen da oben an den Bergen. Sie werde ihm alſo vielleicht ſelbſt die Tochter zuführen, deren heiterer Geiſt, deren unerſchöpfliches Naturell ein wahrer Springquell für die Unterhaltung ſei —!

Raupowa wußte, wie das dem Papa Loß ſchmeichelte.

Und was trieb Raupowa zu ſolchen Nebendingen? Ihn, der ſo viel Wichtigeres zu thun hatte? Bosheit gegen Hans, welche er politiſch beſchönigte. Bis auf den Scandal mit der Synode war ihm Alles mißlungen gegen den ſächſiſchen Junker. Die Wunde über dem Auge aus Kaiſer-Ebersdorf, welche ihn jetzt noch manchmal ſchmerzte, vergab er ihm nicht. Die Entführung des Schatzes verzieh er ihm nicht, und jetzt wieder war er angeführt worden. Er hatte gemeint, der Schatz ſei vertheilt untergebracht worden in Budowa's und Loßens Schloſſe, und es werde möglich ſein, wenigſtens doch einen Theil noch zu ergattern, vielleicht auch bei dieſer Gelegenheit den verbannten Junker nochmals zu ergreifen, der gewiß nicht aus Böhmen weichen werde, ſeiner Ludmilla gewärtig. Auch das hatte verſagt. Dunſtan und Hans hatten ſeine Helfershelfer irregeführt, und waren mit Hab und Gut aus Böhmen verſchwunden. Nun ſollte der widerwärtige Junker wenigſtens nichts mehr zu ſuchen haben in Böhmen. Ludmilla ſollte ihm für immer entzogen werden. Raupowa haßte über Alles den deutſchen Edelmann in Hans. Als geſcheidter Politiker wußte er ganz gut, daß unter allen Umſtänden der Kampf gegen das deutſche Weſen ein ſchwerer und wechſelvoller ſein werde. Dies deutſche Weſen verkörperte ſich ihm in der ehrlichen Tüchtigkeit Hanſens. Und dieſer jetzt ſteinreiche deutſche Junker ſollte über kurz oder lang familienhaft anſäſſig ſein als Ehegatte der glänzenden Ludmilla? Verwandt und verſchwägert mit ſo viel böhmiſchen Häuſern? Nimmermehr!

Raupowa hatte nicht gerade eine beſondere Neigung für Rudolph von Mitzlau. Eine ſolche Neigung war überhaupt nicht ſeine Sache. Aber dieſer Rudolph mit ſeiner allen Weibern gefährlichen, ja verführeriſchen Perſönlichkeit hatte die beſte Ausſicht, das gefallſüchtige Mädchen zu gewinnen, wenigſtens zu Fall zu bringen. Deshalb unterſtützte ihn Raupowa. Der vulcaniſch athmende Jaromir daneben als Triebkraft für den Andern! dachte er, das muß ja doch ans Ziel führen in der warmen Sommerzeit, welche in Gärten und Wälder lockt, meinte Raupowa und lächelte fauniſch.

Seine Berechnung war nur zu richtig, und der Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten kam ihr zu Statten. Der Krieg ſchien eingeſchlafen ſelbſt in einer Jahreszeit, welche ihn ſonſt begünſtigt: nicht der Baiernherzog, nicht die Liga, nicht der Kaiſer bewahrheiteten die Gerüchte, welche ſchon gegen Ende des Winters Frau Amalie zur übereilten Berufung der Synode getrieben hatten; es gab nichts als Geplänkel im ſüdlichen Böhmen, und auf dem Hradſchin war unbehindertes, geſelliges Behagen. Selbſt die Furcht vor der Achtserklärung, welche von Wien angedroht wurde gegen den Kurfürſten Friedrich, der ſich König von Böhmen nenne, ließ man ſich nicht ſtören. Die Acht wird keine Kraft äußern, meinte man, weil auch Freunde des Kaiſers behaupteten, gegen einen Kurfürſten könne ſie nur mit Einſtimmung des Kurfürſtencollegiums verhängt werden, und dieſe Einſtimmung ſei kaum zu erlangen. König Friedrich regierte vergnügt weiter, wenn auch ſchlaff und wirkungslos, und in träger Sommerzeit entſchlug man ſich aller Sorgen. Im Hochſommer war Königin Eliſabeth hinabgezogen in das Schloß bei Bubentſch, welches Rudolph der Zweite erbaut hatte, und welches für die heißen Tage einen angenehmen Aufenthalt bot durch ſeine ſchattigen Baumanlagen und kühlen Grotten. Dort, dicht hinter dem Hradſchinberge, man könnte ſagen, in ſeinem Schatten ſpannen ſich die Vergnügungen fort, denen ein junges, in Liebesluſt athmendes Herrſcherpaar gern ergeben iſt. Das ſoll nicht heißen, als habe König Friedrich und Königin Eliſabeth ſinnlichen Ausſchweifungen die Hand geboten, o nein! Aber ſie waren ſelbſt ein zärtliches Ehepaar, und begünſtigten eine Art ritterlichen Spiels mit Frauengunſt und Frauenliebe. Paarweis! galt für eine Loſung, und wenn ein Paar, wie Ludmilla und Rudolph, in üppigſtem Stadium jugendlicher Sinnlichkeit Abend für Abend ſich abſondert, ſo iſt die zärtliche Umarmung wahrlich nahe genug gelegt —

Da krachte das unbeachtet gebliebene Gewitter plötzlich vom ſüdlichen Horizonte herauf, und Alles fuhr jählings empor. Maximilian von Baiern erſchien mit einem Heere in Oberöſterreich, Tilly folgte mit dem Heere der Liga, die kaiſerlichen Truppen ſetzten ſich gleichzeitig von allen Seiten in Bewegung — es wurde klar: die Gegner haben ruhig und feſt alle Vorbereitungen vollendet, und wollen noch im Herbſte mit raſchen Schlägen das rebelliſche Königthum in Böhmen zu Boden werfen.

Ein Schrei flog durch das ganze Böhmerland, und wer was zu bedeuten hatte, eilte nach Prag: Budowa von Münchengrätz, wo er ſtill gelebt; Loß von Komorau, ſeiner Herrſchaft im Berauner Kreiſe, wo er dem Betrieb ſeiner Eiſenwerke eine Thätigkeit gewidmet hatte, welche ihm jetzt ein doppeltes Bedürfniß war; Jörger und Frau von Tollet, denn die katholiſchen Kriegsmänner überſchwemmten das ganze Land ob der Enns; Hans aus Thüringen, wo er im Eiſenacher Ländchen ſein Gut um das Zehnfache erweitert und unter Dunſtans Beiſtande reichlich und ſorgfältig eingerichtet hatte.

Er war zwar verbannt, aber darnach fragte er jetzt nicht. Er war zwar gemißhandelt von den Machthabern, und war nicht einverſtanden mit dem Geiſte derſelben; aber es ſtand deutlich vor aller Welt Augen: die Entſcheidung, welche jetzt fällt, gilt dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland, ſie wird eine große politiſche und kirchliche Entſcheidung. Deshalb meinte er, jetzt müßten alle inneren Zwiſtigkeiten ſchweigen, und Jedermann müßte einſtehen mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit. So war er zum Regimente ſeines Herzogs geeilt, welches aus dem Voigtlande nach Böhmen marſchirte, und auch ſein Herzog hatte den Zorn über die Synode vergeſſen, und hatte ihn beauftragt, ſpornſtreichs nach Prag zu reiten und dort anzukündigen, daß er auf der Pilſener Straße dem von Anhalt befehligten böhmiſchen Heere zuziehe.

Es war ein ſonnenwarmer Herbſtmittag, als Hans zum erſten Male wieder vom Weißen Berge herein durchs Strahower

Thor in Prag einritt. Neben Tartſch war jetzt noch der Bart-Conrad bei ihm, welcher im rauhen Gewerbe eines Kriegsmannes ſeine Beſtimmung gefunden zu haben ſchien. Das Herz klopfte Hans lebhaft, er hoffte Ludmillen wieder zu ſehen. Ihr Zorn wird verflogen ſein, meinte er, ſie wird dich freundlich begrüßen! Er lenkte unverweilt links hinüber nach der Hradſchinburg. Dort war auch die Kriegskanzlei, in welcher er ſeine Meldung auszurichten hatte. Er fand ſie überfüllt, Alles war in Aufregung. Seine Nachricht, daß der Erneſtiniſche Herzog mit Truppen komme, wurde mit Freuden aufgenommen. Colonna von Fels war zugegen, Andreas Schlick und der junge Anhalt. Sie begrüßten ihn warm und gaben ihm Auskunft. Von näheren Bekannten ſah er Niemand. Erſt als er wieder in den Hof hinaustrat, begegnete er Raupowa, welcher in den Haupteingang der Burg ſchritt. Sie maßen ſich gegenſeitig mit dem Blick. Hans war nahe daran zu grüßen; vor der allgemeinen Gefahr verſchwand ihm der perſönliche Groll; aber der Ausdruck in Raupowa's Auge hielt ihn ab.

Er ritt hinunter zum Budowa'ſchen Hauſe. Budowa war da und empfing ihn mit liebenswürdigſter Herzlichkeit. Ich wußt' es wohl, rief er, daß Du Dir's nicht erlaſſen würdeſt, an unſerem Betteltanze noch einmal Theil zu nehmen, ſobald er blutig würde! Was ſchauſt Du mich ſo wehmüthig an? der Greis betrübt Dich, welcher aus allen Nähten hervorgekrochen iſt bei mir? Laſſ' ihn, laſſ' ihn! Es iſt ſein Recht, und es iſt gut ſo. Wenn man fertig iſt mit ſeiner geiſtigen Aufgabe — und ich bin im ſchlimmſten Sinne fertig — dann iſt's richtig, daß ſich auch der Körper ergiebt. Nur die Eitelkeit ſtirbt nicht. Sie flüſtert mir zu, wir wären ein paar Jahrhunderte zu früh gekommen mit unſeren humaniſtiſchen Wallungen. Poſſen! Nach ein paar Jahrhunderten werden ſchwärmeriſche Narren unſerer Gattung daſſelbe ſagen. Die Schwärmer bilden ſich immer ein, zu früh auf die Welt gekommen zu ſein. Einerlei! Unſere perſönlichen Beziehungen haben ſich übrigens gebeſſert. Loß hat mich in Münchengrätz beſucht, und mir die Hand geboten, und auch gutmüthig nach Dir gefragt. Der alte Burſche kann nicht lange grollen, und hat uns unſere erbauliche Synode vergeben. Man erwartet ihn heute von Komorau. Da iſt er ja! Grüß Gott, grüß Gott!

Loß war eingetreten, und umarmte herzlich Budowa und Hans. Auch ſein blondes Haar war grauer geworden; aber er war friſch und vertrauensvoll. Wir wollen uns ſchlagen, rief er, bis wir ſiegen oder zu Grunde gehen. Eines oder das Andere! Ach, Freund, ich komme übrigens von einem jämmerlichen Anblicke. Jörger mit ſeiner Frau iſt bei mir eingekehrt — der ſtattliche Jörger iſt nur noch ſein Schatten. Er hat ſich die verkehrte Wirthſchaft zu Herzen genommen, und iſt erbärmlich traurig. Seine Güter ſind jetzt alle in Feindes Hand, und die Ungnade ſeines Lehensherrn liegt dem gewiſſenhaften Oeſterreicher wie ein Alp auf der Seele. Ich fürchte, der treibt's nicht mehr lang. Na, zu was Heiterem! Ich habe zur Ludmilla hinausgeſchickt nach Bubentſch, ich hab' ſie noch nicht geſeh'n — und Du, Hans, haſt Du denn ihr wenigſtens einmal geſchrieben während des Sommers?

— Nein.

— Ah?! Haſt auch ſie vergeſſen?

— O nein!

Der Ton, mit welchem Hans dies ausſprach, war dem Herzen des zärtlichen Vaters eine Labung. Er küßte Hans, und ſagte ihm ins Ohr: Sollſt ſie zuerſt haben. Geh' hinüber in mein Zimmer. Binnen einer Viertelſtunde wird ſie dort eintreten. Grüß' ſie von mir. In einer halben Stunde komm' ich auch. Da woll'n wir uns letzen.

Und ſo ſchob er Hans zur Thür hinaus, glücklich lachend, daß er ſeinen Lieblingen eine glückliche Viertelſtunde bereitet.

Auf Flügeln der Sehnſucht eilte Hans ins Loß'ſche Haus. Ludmilla war noch nicht angekommen. Das Jörger'ſche Ehepaar war im zweiten Stocke; Purzel war bei ihm. Hans fühlte ſich nicht im Stande einer andern Begegnung jetzt Rede zu ſtehen; er ging nicht hinauf in den zweiten Stock, er hörte kaum auf die Mittheilung des Loß'ſchen Haushofmeiſters, daß auch aus der Lauſitz ſoeben Kriegsnachrichten eingelaufen, ſondern ſchritt haſtig durch das ihm wohlvertraute große Wohnzimmer in Loßens Stube, wie Loß angeordnet. Hier harrte er.

Kurze Zeit! Er hörte einen raſchen, leichten Tritt und das Rauſchen eines Frauengewandes, die Thür flog auf, Ludmilla ſtand da, ſchöner als je, wenn auch etwas blaſſer. Aber voller, entwickelter, ſtattlicher — ſie ſchrie auf beim Anblicke Hanſens, ihr ganzer Körper gerieth in ein heftiges Zittern, Thränen ſtürzten ſtromweis aus ihren Augen, und plötzlich, jählings ſtürzte ſie Hans entgegen, ſchloß ihn heftig in ihre Arme, küßte ihn und rief unter Schluchzen einmal um das andere: Hans, mein Hans, Dich liebe ich, Dich liebe ich aus innerſter Seele, Dich allein auf der ganzen Welt —

Da kam denn die ſo lang verzögerte Liebeserklärung endlich über ihn, und kam von ihr! Er behielt kaum Zeit, des ſeligen Augenblicks inne zu werden, und mitten in dem Beſtreben, ſich klares Bewußtſein zu ſammeln, drängte ſich ihm ein erſchreckender Nebengedanke auf: ihre Thränen benetzten ſein Angeſicht, ihre Umarmung war krampfhaft, der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Verzerrtes, aus ihrer Stimme klang Schmerz — was iſt das? Iſt dies wirklich ſo große Erregtheit des überraſchenden Wiederfindens? Er wagte nicht zu fragen; nur ſein Auge fragte, nur die Betonung des Wortes „Ludmilla?!“ fragte.

Ihre Arme ließen ihn los und ſanken ſchlaff an ihr nieder; die Thränen ſtockten, der Kopf ſenkte ſich, ihr Auge ſah niederwärts, und ſtockend ſprach ſie: Vergieb, Hans, dieſe Wallung iſt das Beſte, was ich noch habe. Sagen mußte ich Dir's, auch wenn Du mich verwirfſt.

— Ich? Dich? Ludmilla!

— Du haſt auch einige Schuld: Du mußteſt mich nicht ſo ſchweigend aufgeben: Du kennſt ja meinen Fehler der Eitelkeit.

Aber wie klein iſt Deine Schuld neben meiner! Ich wußte es doch immer in allem Zorn, in aller Ungeduld, daß ich nur Dich lieben könnte, und daß Du mich immer lieben würdeſt, auch in der Ferne, auch in langer Trennung. Und dennoch! — O, mein Herzensfreund, wie ſoll —? Und doch muß es geſchehen! Hans, mein Hans, ich hab' Dich verloren!

Sie ſchrie dieſe letzten Worte im heftigſten Schmerze unter neuem Ausbruche von Thränen, und warf ſich auf die Ruhebank des Vaters, in dem Kiſſen derſelben ihr Antlitz verbergend.

Hans ſtand erſchüttert da; er ahnte die Wahrheit. Ein entſetzliches Weh fuhr durch ſein Herz, und doch behielt Güte die Oberhand: er ſah, wie der von ihm abgewendete ſchöne Körper Ludmillens geſchüttelt und verzogen wurde von dem moraliſchen Leide, welches ſie folterte, und das Mitleid für ſie überwog ſein eigenes Leiden. Er nahm einen Seſſel und ſetzte ſich neben ſie. Er ſuchte ihr Troſt zuzuſprechen.

Sie richtete ſich auf, das naſſe Geſicht ihm zukehrend. Ich weiß es wohl — ſagte ſie ſtockend — wie gut Du biſt. Aber — es iſt vorbei — auch für ein — ſo gutes Herz wie das Deine. Sieh', Hans, wie in eine wilde Verzauberung war ich gebannt. Ich habe den Mann nie geliebt —

— Mitzlau?

— Ja. Ich haſſe, ich verachte ihn ſeit vorgeſtern, ärger noch, als ich mich ſelbſt haſſe und verachte. Sein Anblick iſt mir wie Peſt, und nichts wird mich vermögen, nichts wird mich zwingen, ſein Eheweib zu werden. Aber was hilft das! Du darfſt nicht vergeben, Du darfſt vielleicht nicht, obwol Du beſſer biſt als alle anderen Männer, und Du wirſt nicht, wenn Du mir auch jetzt Deine liebe Hand wie vergebend entgegenſtreckſt —

Sie küßte ihm die Hand heiß und heftig, — da entſtand Geräuſch an der Thür, Loß kam und trat ein.

Seine Fröhlichkeit wirkte furchtbar auf die beiden jungen Leute. Der arme Vater! Er meinte am Ziele zu ſein mit ſeinen Lieblingen, und begriff langſam, daß er ſie verſtört fände.

Ludmilla umarmte ihn weinend und flüſterte ihm zu: Ich werde Dir Alles erklären, lieber Vater. Später! Frag' uns jetzt nicht! Frag' auch Hans nicht, wenn ich fort bin!

— Fort?

— Ich muß; ich komme bald wieder. — Und werd' ich Dich wiederſehen, Hans? Nur wiederſehen?

— Gewiß, Ludmilla!

Sie drückte ihm innig die Hand, ein ſchmerzliches Lächeln mit einem kleinen Funken von Freude zog über ihr Geſicht, und ſie ging fort.

— Aber um Gotteswillen, Kinder, was iſt das?

— Nicht fragen, lieber Freund. Ich kann jetzt auch nicht reden!

Und er ging ebenfalls. Er ließ die Pferde ſatteln und wollte auf der Stelle zum Heere aufbrechen. Budowa empfing ihn mit Nachrichten, welche dazu ſtimmten und ihm perſönliche Beweggründe erſparten. Der Kurfürſt von Sachſen war in die Lauſitz eingerückt mit Heeresmacht, er belagerte Bautzen. Er hatte ſich alſo für den Kaiſer erklärt. Nun war auch der Norden gefährdet, nun war die Kriegsgefahr für Böhmen auf der Höhe. Budowa mußte es begreiflich finden, daß Hans unverweilt aufbrechen wollte, um die weimar'ſchen Truppen zum böhmiſchen Hauptheere zu geleiten.

So ritt denn Hans wenige Stunden nach ſeiner Ankunft in Prag wieder zu einem andern Thore hinaus auf der Straße nach Pilſen. Er ahnte nicht, daß er damit wenigſtens Naupowa entging, welcher Anſtalt machte, ihn den Bann büßen zu laſſen.

Hans war zu Muthe, als ob ihm ſein ganzes Leben verwüſtet ſei. Das Bedürfniß des Glücks und das Mitleid für Ludmilla nährte wol noch im ſtillſten Winkel ſeines Innern den Gedanken: Verzeihen und Vergeſſen iſt am Ende doch möglich und iſt — chriſtlich. Aber der Stolz des Mannes erzitterte bei dem Gedanken. Laſſ' es ruhen, laſſ' es reifen in dir ohne dein

Zuthun — ſagte er leiſe — denk' nicht darüber nach, denk' nur an deine Pflicht als Patriot und Proteſtant! Sei jetzt Soldat und weiter nichts!

Als ob wir Herren unſerer Gedanken wären! Sie beherrſchen uns. Er ſah wenig von dem Hügellande nach der Beraun hin, welches er durchritt, und erſt als er ſeinen Herzog antraf und deſſen Regiment, erſt als Pilſen mit ſeinen Erdwällen vor ihm lag, traten ihm die militäriſchen Gedanken in den Vordergrund.

Mansfeld herrſchte wie ein kleiner Souverän in Pilſen, und geberdete ſich in dieſem entſcheidenden Augenblicke wie ein kleiner Souverän auch gegenüber dem böhmiſchen Königthume. Er hatte es dem „Friedrich“ nicht vergeben, daß er nicht ihn, ſondern den Anhalt zum Oberfeldherrn gemacht. Man war nicht ſicher, ob er nicht im kritiſchen Momente ſein Söldnerheer von zwölftauſend Mann aus Pilſen heraus den kaiſerlichen Fahnen zuführen könne, welche von Budweis her in breiter Woge ſich näherten. Ebenſo unſicher ſah es im böhmiſchen Hauptquartier aus. Die Parteiungen aus Prag waren da alle in Thätigkeit. Thurn und ſein Anhang gehorchte nur widerwillig dem deutſchen Oberfeldherrn, welchem der König allein vertraute, und die czechiſchen Herren waren noch widerwilliger. Die Herren ſämmtlicher Parteien aber waren darin einig, mit Geldopfern ſo ſparſam als möglich zu ſein. Es fehlte bitterlich an Geldmitteln, und die Truppen waren im mangelhafteſten Zuſtande. Sie ſchrien um Sold und Nahrung, und man konnte ihnen die Nahrung kaum nothdürftig, den Sold aber gar nicht gewähren.

Der heranziehende Feind dagegen machte einen imponirenden Eindruck. Maximilian von Baiern hatte das Land ob der Enns niedergeworfen, wie man einen ſchwachen Baum knickt. Die im Widerſtand bis daher entſchloſſenſten Stände hatten zu Linz dem Kaiſer huldigen müſſen in die Hand des Baiers; Führer wie Tſchernembl waren entflohen; über Freiſtadt heraus war Maximilian ins böhmiſche Land eingebrochen; Tilly mit dem geordneten und wohlbezahlten Heer der Liga hatte ſich ihm zur Linken, Boucquoi mit dem kaiſerlichen Heere hatte ſich ihm zur Rechten angeſchloſſen, und dieſe Schaaren, an Zahl den Böhmen ohne Mansfeld um das Doppelte überlegen, waren unaufhaltſam neben der Moldau abwärts marſchirt, man ſah ſie jetzt am Pilſener Horizonte erſcheinen.

Um Rokizan, unweit von Pilſen, lagerten die Böhmen, den leichten König in ihrer Mitte. Was thun? Eine Schlacht annehmen, ohne des Mansfeld da drüben ſicher zu ſein? Man ſtritt, man lärmte. Nur der hereinbrechende Herbſt war einig in ſeinem Charakter: er brachte rauhen Wind und kalten Regen, und ebenſo einig in ſeinem Willen erwies ſich der Baier. Prag war ſein Ziel. Eines Morgens war das verbündete Heer vor den Augen der Böhmen hinweg, es zog in der Richtung von Prag gen Rakonitz.

Nun ſchrie Alles im böhmiſchen Lager: das ſei vorauszuſehen geweſen! Und durch Regen und Wind, bei Tag und bei Nacht, auf durchweichten Wegen eilten die Böhmen ihrer Hauptſtadt zu.

Ihre Aufgabe war, die Hügelhaufen zu beſetzen, welche ſich weſtlich über Prag thürmen, und deren Höhepunkt der Weiße Berg genannt wird.

Es gelang ihnen. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage, den achten November vor Tagesanbruch kamen ſie dort an, dem Feinde zuvor, warfen Verſchanzungen auf und ordneten ihr Heer ſo, daß es mit Vortheil einen Angriff unternehmen, mit Sicherheit einen feindlichen Angriff beſtehen konnte. Ihre Lage war günſtig. Die ausgedehnte, breite Höhe des Weißen Berges, welche ſie vollſtändig beſetzt hielten, dachte ſich links von ihnen ab in die Niederung der Moldau, geradeaus vor ihnen in die Niederung eines Baches, zu ihrer Rechten in niedrigere Hügelreihen. Der Feind mußte überall aufwärts dringen, und im Rücken hatten ſie den Wald des Thiergartens.

Es war gegen vier Uhr des Morgens; die Nacht war ſtockfinſter: nur Lagerfeuer brannten hie und da, wo die Truppen Schanzen aufwarfen; ein dumpfes Brauſen wirbelte durch die ſtill gewordene Luft, wie es zwanzigtauſend Menſchen und zehntauſend Pferde hervorbringen — da ſchritt Hans mit ſeinem Herzoge durch die Truppen hinüber nach dem Walde. Am Rande desſelben beim ſogenannten Stern ſollten die Führer zuſammenkommen, um die letzten Anordnungen des Feldhauptmannes Fürſten von Anhalt zu empfangen. Ein kleiner Pavillon ſtand da, einen Stern auf ſeiner Spitze. Daher wol der Name. In dieſem Pavillon und um ihn herum waren die zahlreichen Führer, Anhalt mit ſeinem Sohne, Thurn mit dem ſeinigen, Heinrich von Schlick, die Hohenlohe und Solms, ein Hofkirchen, Führer der Niederöſterreicher und zahlreiche böhmiſche Herren gruppirt, beleuchtet und erwärmt von brennenden Holzſtößen. Auch Loß war herausgekommen, um mitzufechten.

Mitten unter ihnen auch die beiden Zierotin, Ladislaus und Jaromir. Jaromir-Norbert in der ödeſten Stimmung. Es war ihm kein Zweifel übrig geblieben, daß Mitzlau ihn überholt in der Gunſt Ludmillas, und das Benehmen Ludmillas in den letzten Wochen hatte ihm auch keinen Zweifel übrig gelaſſen, daß nicht die geringſte Gunſt jemals von ihr zu erwarten ſtehe. Sie war nur noch ſelten in der Geſellſchaft erſchienen, unnahbar für die leiſeſte Anſprache Jaromirs. Er mußte ſich eingeſtehen, daß all ſein Werben vergeblich ſei. Und dafür Calviniſt! Für dies Königreich „auf dünnem Glas“ calviniſtiſcher Parteigänger?! O nein! Kniriſchend hatte er ein Jahr lang die Feſſeln der Jeſuiten getragen, finſter grollend hatte er oft ſeinen Aufpaſſer Tocke angeſehen und den Gedanken genährt, dieſen läſtigen Patron einmal nächtlings in die Moldau zu werfen. Jetzt ſegnete er die Faſſung, welche ihm die jeſuitiſche Erziehung eingeprägt, jetzt ſegnete er die Haltung, welche er ſtreng eingehalten, und welche im Stillen nicht einen Moment lang ſeine Ergebenheit für den Orden verleugnet hatte. Bar aller Illuſionen, wollte er jetzt wenigſtens ernten, was er ein Jahr lang in der Stille bezahlt.

Von Gruppe zu Gruppe ging er und hörte den Bemerkungen, den Ausrufungen und Flüchen zu, und ſammelte Alles getreulich, was den Stand der Dinge und die Abſichten der Führer betraf.

Dann ging er von den Feuern hinweg in den Wald hinein. Er gehörte nicht zum Heere, er war von Prag herausgekommen auf die Nachricht, daß das Heer heranziehe. Er hatte ſich durch Tocke einen Prager Katholiken, einen Metzger, zuweiſen laſſen, der des Weges meilenweit um Prag kundig. Den hatte er an einen Kreuzweg im Thiergarten beſtellt. Dorthin ging er, und von dieſem ließ er ſich jetzt führen. Ueber den rechten Flügel der Böhmen hinaus, und dann hinab über Stock und Stein dem katholiſchen Heere entgegen. Sein Pferd hatte er zurückgelaſſen; es war nur hinderlich in finſterer Nacht, auf ungebahntem Wege.

Seinem Führer hatte er geſagt: Auf Unhoſt zu! Von dieſem Städtchen, das wußte er, wurde ein Theil des katholiſchen Heeres erwartet.

Nach einer Stunde angeſtrengten Marſches wurden ſie angerufen. Sie waren am Vorpoſten. „Jeſus Maria!" antwortete er, um ſich katholiſch zu äußern. Er hatte es faſt getroffen: „Maria" war das Feldgeſchrei — ohne Schwierigkeit wurde er zugelaſſen. Es waren Panzerreiter, unter die er gerieth, Waldſtein'ſche Panzerreiter. Er wollte zu Waldſtein geführt ſein. Das gehe nicht, hieß es, der General führe einen Streifzug und werde erſt gegen Mittag erwartet. — Dann führt mich zum bairiſchen Herzoge und zum General Tilly! — Die liegen eine Stunde weit von hier. — Einerlei! Führt mich! Ich bringe wichtige Meldung.

Es geſchah. Der Tag graute, aber kaum erkennbar unter dickem Nebel, als er vor den Zelten ſtand, in denen die katholiſchen Führer ſein ſollten.

Aber der Zugang zu dieſen Zelten war verſtellt. Fußtruppen waren aufmarſchirt, und ſchloſſen rings den Zutritt ab. Innen im abgeſperrten Raume wurde eine Feldmeſſe abgehalten. Er hörte über die bewaffneten Reihen herüber die wohlbekannten Klänge, und als die Reſponſorien begannen, da ſtimmte er mechaniſch ein. Wie ſehr er ohne Religion war, die Gebräuche ſeiner Kirche ergriffen ihn wie Klänge der Heimat.

Dies mitſingen machte die Soldaten vor ihm aufmerkſam. Sie ſahen ſich nach ihm um, ſie öffneten dem ſchwarzen Cavalier eine Lücke, er konnte eintreten.

Im dunklen Morgengrau erkannte er unweit des celebrirenden Prieſters die knochige, ſchlanke Geſtalt des bairiſchen Herzogs Maximilian; ein unerſchütterlicher Ernſt lag auf dem ſcharf geſchnittenen Antlitze, welches in einen breiten Knebelbart ausging. Neben ihm die kurze Figur Tilly's. Auch deſſen Stirn war tief gefurcht; aber der Ausdruck des Geſichts war nicht unfreundlich, hatte ſogar etwas von Güte. Neben Tilly ſtand ein hochgewachſener, ſchmaler Carmelitermönch. Das Glöcklein klang, Alle ſtürzten auf die Knie, die Truppen raſſelnd mit ihren Waffen; kein Windzug bewegte die neblige Novemberluft.

Als das Amt beendigt, trat der Carmelitermönch vor und erhob die Hände. Lautlos harrte man ſeiner Worte. Er war wie ein Heiliger verehrt im katholiſchen Lager, und kurzweg Pater Dominicus geheißen. Sein weißer Ordensmantel über der braunen Kutte leuchtete durch wie ſein großes, zum Himmel aufgeſchlagenes, in Glaubensſicherheit glänzendes Auge. In der rechten Hand hielt er ein Marienbild — Schauet her — rief er mit heller Stimme — auf dies verunſtaltete Bildniß der allerheiligſten Jungfrau. Unter Schutt und verſaultem Holze iſt es heute Nacht aufgefunden und hervorgezogen worden. Die heidniſchen Picarditen haben ihm die Augen ausgeſtochen. Aber der Frevel wird auf ſie zurückfallen. Setzet Euer Vertrauen auf die heilige Mutter, ruft in Andacht ihren Namen als Feldgeſchrei, ſie wird Euch zum Siege führen, unſere liebe Frau vom Siege!

Die Andacht war geſchloſſen; die Truppen entfernten ſich; Jaromir näherte ſich dem Pater Dominicus, um ſich ihm, dem Geiſtlichen, als geiſtlicher Schüler zu entdecken, und durch ihn dem Feldherrn vorſtellen zu laſſen. Pater Dominicus a Sancta Maria, Ordensgeneral der Carmeliter, war vom Baiernherzoge direct aus Rom erbeten worden, daß er dem Heere beigeordnet werde zur Weihe und Erbauung. Er empfing Jaromir wie einen unmittelbar entſendeten Boten, und machte ihn ſofort mit den Feldherren bekannt. Dieſen ſchilderte Jaromir raſch das Lager der Ketzer, und die inneren wie äußeren Zuſtände derſelben. Beſonders auf die ungriſche Reiterei auf dem linken Flügel des Feindes machte er ſie aufmerkſam. Sie ſei ganz unzuverläſſig, und gelte für den ſchwächſten Theil der Feinde. Ihr ſtärkſter Theil ſei das hintere Centrum unter dem ſächſiſchen Herzoge und der rechte Flügel am Stern, mehrere tauſend Mährer, geführt von jungen, unbändigen Cavalieren, namentlich von Heinrich Schlick und einem Sohne Thurn's. Seid auf der Hut! — ſchloß er — Anhalt's Gedanke iſt, herabzuſtürmen und Euch anzugreifen, ehe Boucquoi zu Euch geſtoßen. Nur Hohenlohe ſprach dagegen, und er meinte auch, der fromme Herzog Max werde an einem Sonntage keine Schlacht beginnen.

— Wir danken Euch, erwiderte Tilly, als wie für Neuigkeiten. Eure Nachrichten ſtimmen zu den unſrigen. Fürſt Anhalt wird ſchon warten. Gott gebe ſein Gedeih'n! Herzogliche Gnaden — wendete er ſich zu Maximilian — noch einen Boten an Boucquoi, daß er nicht zögert, hinter uns anzurücken. Der Tag kommt langſam, und bis Mittag wird der Nebel nicht weichen; Boucquoi kann zurecht kommen. Wir wollen zu Pferd' und Hoſtiwiz anſchauen. Dort liegt der Schlüſſel.

Hoſtiwiz iſt ein Dörfchen im Thalgelände unter dem Weißen Berge, ein Bach läuft daran hin, der Littowizer Bach geheißen. Ein Brücklein führt über den Bach zum Dorfe. Dort war der Zugang, welchen Tilly meinte, und welchen auch Anhalt in der Nacht feſthalten gewollt. Das Geſchrei der böhmiſchen Führer: „Hinauf zu den Höhen, zu den Verſchanzungen!“ hatte auch ihn fortgeriſſen.

Tilly brach dahin auf mit Reiterſchaaren unter dem Oberſten Anholt. Er fand das Brücklein unbeſetzt, und während er überlegte, ob der große Wurf zu wagen ſei, bergaufwärts eine Schlacht anzufangen, ritt Anholt unbedenklich ins Dorf hinüber, und Tilly ſagte zu ſeiner warnenden Begleitung: Er thut ganz recht!

Der erfahrene Feldherr wußte ſehr gut, daß eine Terrainſchwierigkeit nicht viel bedeute neben der moraliſchen Stimmung, die eine Schlacht beherrſcht. Die günſtige moraliſche Stimmung aber war auf Seiten des katholiſchen Heeres, welches unaufhaltſam bis auf eine Meile vor Prag vorgedrungen war. Er beharrte feſt darauf, noch heute die Schlacht zu liefern.

Der nicht weichende Nebel begünſtigte alle Vorbereitungen. Erſt um Mittag gerieth er ins Wallen und Fließen, und man ſah vor ſich auf den Höhen die wohlgewählte Stellung der Böhmen, welche noch unabläſſig an ihren Verſchanzungen arbeiteten für ihre zehn Geſchütze, namentlich in der Mitte. Links und rechts waren die Schanzen fertig, die Geſchütze eingefahren. Vor jeder Schanze ſtand ein Regiment.

Kein Schuß war gefallen bis Mittag. Jetzt wurde das Zeichen gegeben, der Angriff begann. Schwierig und erfolglos von Seiten des katholiſchen Heeres: Teufenbach und Breuner wurden furchtbar empfangen und geworfen. Der junge Anhalt ſtürmte mit ſeinen Reitern ſiegreich in ihre wankenden Glieder und ſprengte ſie, bis er ſelbſt verwundet vom Pferde ſank. Kraz von den Katholiſchen eilte zu Hilfe, Herzog Max ſprengte vor, und ſuchte die Fliehenden mit dem Degen zurückzutreiben. Umſonſt! Die Reiter der Niederöſterreicher galoppirten heran, und als Hofkirchen, ihr Führer, ebenfalls vom Pferde ſank, folgten die Schleſier mit erfolgreicher Wucht — das Treffen ſchien verloren für die Katholiſchen; Tilly's Wagniß, den Stier bei den Hörnern zu faſſen, ſchien übel auszuſchlagen. Die ungriſchen Reiter herbei! die ungriſchen Reiter! ſchrie ein Führer der Böhmen dem andern zu, um die Entſcheidung zu geben — aber die ungriſchen Reiter rührten ſich nicht, und in dem wirren Haufen der Katholiſchen ſah man den weißen Mantel des Carmelitermönches hin und her eilen, ein Crucifix hoch in der Hand, und die Wankenden antreiben, während Tilly feſt im Getümmel hielt und nach Verdugo ſchickte. Verdugo, ein ſtürmiſcher Krieger, kam mit ſeinem Regimente, und brachte die Schlacht zum Stehen. Ja, er ging zum Angriff über auf die mittlere, unfertige Schanze. Hier drängte ſich nun der Kampf zuſammen, alle Verſtärkungen wurden dorthin geſendet, von Seiten der Böhmen bis vom hinteren Centrum her. Das Regiment des älteren Anhalt und das weimar'ſche Regiment warfen ſich ins Getümmel, Hans und ſein Herzog mitten darunter; Conrad arbeitete wie ein Fleiſchhauer. Vergebens! Die Katholiſchen konnten immer neue Maſſen heranbringen, ſie waren eben zahlreicher. Die Ungarn ſollen heran! rief Herzog Johann Ernſt. Hans rief es weiter. Sie machen Kehrt! kam als Antwort zurück. Johann Ernſt wendete ſein Roß aus dem Getümmel heraus und ſprengte hinüber zum linken Flügel, dem ungriſchen Oberſt zurufend: er ſolle nicht fliehen, ſondern angreifen. — Die Deutſchen fliehen auch! rief dieſer zurück. — Nun denn, antwortete ſchreiend der Herzog, Ihr ſeid ja Ungarn. So will auch ich heute kein Deutſcher ſein, ſondern ein Ungar. Bleibt bei mir, folgt mir!

Es war kein Halten. Fort ging's im wüſten Trab nach der Moldau hinab. Und ſie riſſen mit ſich, was im Wege ſtand. Die Lücke klaffte nun weit. Die mittlere Schanze, ſo wie die Schanze auf der Linken der böhmiſchen Schlachtordnung war verloren, und das eigentlich kaiſerliche Heer drang nun herauf. Da ereignete ſich die Entſcheidung. Die noch feſt ſtehenden Truppen des böhmiſchen Heeres auf der Linken und im Centrum ſahen mit Grauen, wenn der Pulverdampf aufflog, daß von da unten und jenſeits über die niedrigen Höhen immer wieder und immer wieder neue Maſſen angerückt kamen. Demoraliſirt waren ſie ohnehin, man hatte ſie zu ſchlecht gehalten, unmittelbar hinter ſich wußten ſie das feſte Prag, welches ſie ſchützend aufnehmen mußte — da machten ſie kurzen Proceß. Das Regiment des Grafen Thurn feuerte in die Luft, lief auseinander, lief auf die Stadt zu. Die Regimenter Hohenlohe und Solms ſahen das, und — thaten dasſelbe. Die ganze Lücke, das ganze Centrum wurde eine Flucht.

Nur die Rechte drüben am Stern that ihre volle Schuldigkeit. Zweitauſend Mährer unter Heinrich Schlick und dem jungen Thurn ſtanden und fochten mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Ein Regiment nach dem Andern wurde gegen ſie geführt, ſie ſtanden. Brav, Heinrich, brav! ſchrie Loß, der hier fröhlich mitfocht, dem Schlick zu, lieber zuſammengehauen werden, als Reißaus nehmen wie drüben die Schufte. Standhaft, Kameraden! — da traf ihn ein Schuß, da folgte ein furchtbares Getöſe. Waldſtein mit ſeinen Panzerreitern kam im Galopp daher, und raſſelte in die Mährer hinein — ſie wurden zerriſſen, ſie wurden zerſprengt.

Der kurze Novembertag leuchtete noch, ſo hell er eben leuchten konnte, da war die Schlacht zu Ende, welche erſt nach der Mittagsſtunde begonnen hatte. In ſo kurzer Spanne Zeit entſchied die Schlacht am Weißen Berge das Schickſal des böhmiſchen Königreichs und des proteſtantiſchen Aufſchwungs.

Jaromir-Norbert hatte ſich während der Schlacht in der Nähe Tilly's aufgehalten. Kühlen Blutes; denn dieſer Feldherr ſetzte ſich aus. Jaromir-Norbert aber hatte ein öffentliches Examen abzulegen. Es fehlte im katholiſchen Heere nicht an Prieſtern, auch Jeſuiten waren vorhanden. Ihr Zeugniß, des Carmeliters Dominicus Zeugniß und Tilly's gelegentliche

Bemerkung über den jungen Jaromir-Norbert kamen zuverläſſig nach Wien. Er ſelbſt wollte übrigens der Erſte ſein, welcher die Siegesnachricht nach Wien brächte, die Siegesnachricht von einem Augenzeugen. An herrenlos gewordenen Roſſen fehlte es nicht; er beſtieg eines, und während des Victoriablaſens in der ſiegreichen Armada eilte er ſpornſtreichs abwärts der Moldau zu, um nach Wien heimzukehren. Die calviniſtiſche Epiſode ſeines Jugendlebens war zu Ende. Grimm ſaß in ſeinem Herzen, Verachtung für jedes warme Gefühl und jedes unklar höhere Streben auf ſeiner Lippe, Beides ſo reichlich, daß es einer ganzen Lebenszeit dienen konnte. Dieſe Lebenszeit ſollte nun den Formen und Zwecken des Ordens gewidmet werden, welchem er nicht entrinnen gekonnt. —

In Prag ſelbſt hatte man erſt durch den dumpfen Ton der Kanonen erfahren, daß eine volle Feldſchlacht ſich entzündete. Der König ſaß bei der Tafel, als Raupowa in großer Aufregung hereinſtürzte und die Meldung brachte: es ſcheine auch das kaiſerliche Heer, welches man entfernt geglaubt, dicht hinter dem liguiſtiſchen ſchlachtmäßig gegen den Weißen Berg zu rücken. Der König war aufgeſprungen, war zu Pferde geſtiegen, hatte zum Strahower Thore hinausgewollt. Flüchtige waren ihm ſchon entgegengekommen. Er hatte ſein Pferd auf den Wall gelenkt, und von da die unzweifelhafte Niederlage überſehen. Ein Reitender vom Oberfeldherrn Anhalt traf ihn da, und richtete die Botſchaft aus: Alles hinüber zu ſchaffen vom Hradſchin und der Kleinſeite nach der Altſtadt; Prag ſei nicht zu halten, denn die Truppen hielten nicht, und die Truppen könnten noch heute in die Hand des Feindes fallen.

Nun begann das Einpacken und Hinabfahren aller Koſtbarkeiten. Wagen auf Wagen jagte über die Brücke, die haufenweis kommenden Flüchtlinge zur Seite werfend. Die böhmiſche Krone, in Wahrheit bereits verloren, ſollte äußerlich gerettet werden in einem gut verſchloſſenen Wagen. Der Altſtädter Ring war die erſte Station für dieſe Wagenburg. Er ward aber auch der

Sammelplatz für alle vernichtenden Scenen einer großen Kataſtrophe.

Finſtere Nacht ſank vom Himmel. Die Soldaten ſchrieen um Speiſe und Trank und um Aufnahme in die Häuſer. Dieſe fürchteten Diebſtahl und Mord von der zügelloſen Rotte, welche durch immer neu herzuſtrömende Haufen anwuchs. Rathsherren ſuchten den König, welcher bei ihrem Primas eingekehrt ſein ſollte; der alte Thurn rief ihnen entgegen: Helft Euch ſelbſt! Schickt eine Deputation hinaus, um das Verderben von der Stadt abzuwenden. Der König kann Euch nicht helfen, wir können Euch nicht helfen.

Hans arbeitete ſich mühſam über die Brücke hinüber. Er wollte Budowa ſprechen, wollte nach Loß fragen. Budowa war nach dem Loß'ſchen Hauſe, Hans eilte ebendahin. Fort ſollten die beiden alten Herren! Er wollte ſie mit ſich nehmen. Daß Loß im Getümmel verwundet worden, wußte er nicht.

Er fand ihn auf dem Lager; Budowa, Ludmilla, der Hausarzt und Diener um ihn beſchäftigt. Die Kugel hatte ihn am Fuße getroffen, aber der Schenkel hatte feſtgehalten am Pferde, und der Türkenſchimmel hatte ihn aus dem mörderiſchen Tumulte heraus und in einer Carrière in die Stadt herein bis vor ſein Haus getragen. Dort war er ohnmächtig geworden vom Blutverluſte. Jetzt war er aber ſchon wieder erholt, der Verband war angelegt und er rief Hans entgegen: Biſt Du heil?

— Ganz heil. Aber ich bin der Meinung, Ihr und Budowa müßt fort. Die Stadt iſt nicht zu halten mit ſolchen unbotmäßigen Truppen, morgen zieht der Sieger ein und greift nach den Häuptern. Ihr gehört zu dieſen.

— Bin's nicht capabel, Hans, die kleinſte Bewegung zu ertragen. 's iſt auch all' Eins jetzt! Und freſſen werden ſie uns nicht.

— Das werden ſie doch vielleicht, Loß, ſagte Budowa, denn wir haben ihren Magen hinreichend gereizt. Aber ich habe auch keine Luſt, mich in Unkoſten zu ſetzen. Mein Körper iſt ohne Schuß erbärmlich. Ich wollte heute Nachmittag auch aufs Pferd, um wenigſtens dabei zu ſein. Er verſagte den Dienſt, er ergiebt ſich machtlos dem Alter, wie Prag dem Baier. Da wird man von ſelbſt tapfer in Zuwarten und Geduld. Aber Du, Hans, mußt von dannen, Du haſt zu viel auf dem Kerbholz.

— Errette Dich, Hans, für beſſ're Zeiten. Komm her! ſprach Loß, indem er den Andern winkte zurückzutreten und ihm die Hand entgegenſtreckte —

— Herr Rudolph von Mitzlau! rief ein Diener.

— Zum Teufel mit ihm! ſchrie Loß, aber Mitzlau ſtand ſchon im Zimmer und ſprach zu Ludmillen:

— Die Königin ſelbſt ſendet mich, gnädigſtes Fräulein. Sie bricht auf noch vor Tage mit des Königs Majeſtät nach Breslau und läßt Euch zu ihrer Begleitung entbieten. Sie hat hinzugeſetzt, daß keine der Damen ihrem Herzen ſo ſehr Bedürfniß ſei, als Ihr, mein gnädigſtes Fräulein.

Ein Stillſchweigen folgte. Budowa unterbrach es mit der Frage: Ihr ſeid doch von der Partie nach Breslau, Herr Junker?

— Allerdings! lautete die Antwort.

Ludmilla ſah zu Boden, ſprach aber mit feſter Stimme: Meinen ergebenſten Dank der Frau Königin für ihr Zutrauen. Vielleicht kann ich ſpäter beweiſen, daß ich es verdiene, indem ich mich ihr zur Verfügung ſtelle, ſie ſei, wo ſie ſei. Ihre jetzige Begleitung aber und die Lage meines verwundeten Vaters hindert mich, ihr Folge zu leiſten.

— Brav, Mille! Richtet's aus, Herr Junker! Beſonders das von der „Begleitung“, welche meiner Tochter nicht zu Geſichte ſteht.

— Aber mein lieber Freiherr von Loß —

— Ich bin nicht Euer lieber Freiherr, und wünſche Euch vergnügte Reiſe. Auf dem Schlachtfelde hat Euch ja, ſo viel ich weiß, Niemand geſehen; Ihr ſeid alſo nicht blutig compromittirt, und habt auch keinen reformirten Kirchenzettel. Ihr könnt in

Breslau wieder vergnügt katholiſch anfangen, wenn unſer Winterkönig weiter muß. Geht zum Teufel!

— Ich grüße Euch ebenſo freundlich, Herr Junker! ſetzte Budowa hinzu — und Junker Rudolph war hinauscomplimentirt.

— Brav, Mille! — wiederholte Loß, und zog nun Hans an ſein Ohr, leiſe und mit verhaltenem Schmerze ſprechend: Ich weiß Alles, mein armer Junge. Die Mille iſt aufrichtig gegen ihren alten Vater wie gegen Dich. Sie iſt unglücklich, aber ehrlich. Entſcheide jetzt nichts. Laſſ' Gras wachſen darüber im nächſten Frühjahre, und wenn es leidlich wächſt, erinnere Dich, daß Dich der alte Loß vom Herzen lieb hat, und daß in Deiner Hand der Balſam liegt für all ſeine Wunden, auch für die Todeswunde, die vielleicht recht nahe iſt. Laſſ' wachſen, Hans, gedenke mein, gedenke — und jetzt mach' Dich fort! ſprach er laut. Sie ſollen Dich nicht fangen.

Hans trat zurück. Budowa ſchloß ihn ans Herz, eine Thräne glänzte in ſeinem Auge.

Ludmilla ſtand abſeit. Der tiefſte Schmerz lag auf ihrem Geſicht. Hans kam zu ihr und reichte ihr die Hand. Ein ſchreiendes Schluchzen übermannte ſie, indem ſie die Hand ergriff und ihren Kopf auf dieſelbe drückte.

Hans legte ſeine andere Hand auf ihr Haupt; dann riß er ſich los, ohne ein Wort zu ſagen.

Purzel hielt ihn noch auf; ſie kam hereingelaufen und ſchrie weinend: Nicht fortgehen, Vetter Hans, nicht fortgehen!

— Er kommt ja wieder, Purzel! ſagte Loß mit matter Stimme.

Hans küßte Purzel heftig und eilte hinaus.

25.

Vor Tagesanbruch noch war König und Königin fort. Mit ihnen Mathias Thurn, Raupowa, Mitzlau. Die ſchwerſten und wichtigſten Wagen waren zurückgeblieben auf dem Altſtädter Ringe und ins Rathhaus hineingeſchoben worden. Unter ihnen derjenige, welcher die Krone und die Reichskleinodien verbarg.

Ein grauer Novembertag ſtieg über Prag herauf. Der Feind lag dicht an den Mauern, dicht vor den Thoren. Wallonen kletterten ſogar daran empor, um ein gutes Stück Stadtbrot zu verlangen. Niemand wehrte; die böhmiſchen Truppen campirten aufgelöſt in der Alt- und Neuſtadt; die Kleinſeite war leer.

Die Deputation, Popel von Lobkowitz an der Spitze, hatte um drei Tage Bedenkzeit in Betreff der Uebergabe gebeten. Herzog Maximilian hatte erwidert: Nicht drei Stunden!

So wurde denn das Strahower Thor geöffnet, und die katholiſche Macht rückte ein, mit ihr eine Anzahl Jeſuiten. Maximilian ritt nach dem Hradſchin. An der Kapuzinerkirche ſtieg er ab und betete. Von den katholiſchen und lutheriſchen Kirchen läuteten die Glocken; von den lutheriſchen zuerſt.

Einen Tag lang waren die Prager Städte in zwei verſchiedenen Händen; denn am rechten Moldauufer lagerten noch die Reſte des böhmiſchen Heeres. Sie wurden aufgefordert, in kaiſerlichen Sold zu treten. Ihrerſeits verlangten ſie den rückſtändigen Sold und freien Abzug. Letzterer wurde bewilligt, und ſo zerſtreute ſich das böhmiſche Heer.

Die Wagen aus dem Rathhauſe wurden nach dem Hradſchin gebracht, die Abgeordneten von Ständen und Corporationen pilgerten ebenfalls hinauf, um ihre Unterwerfung auszudrücken. Der Eid wurde geleiſtet für König Ferdinand — das neue Königreich war ausgelöſcht.

Dumpfe Schwüle hing über Prag. Was wird geſchehen? Welche Strafe wird verhängt werden? Welche Perſonen wird ſie treffen? Maximilian war nach einer Woche gen München heimgekehrt; nur Tilly war geblieben, und Fürſt Carl Liechtenſtein war zum Landpfleger eingeſetzt.

Tilly verhielt ſich freundlich. Unter der Hand rieth er: Diejenigen, welche ſich compromittirt, ſollten ſich aus dem Staube machen, er werde ſie nicht hindern!

Auch Tilly zog ab; die Schwüle wurde drückender. Güter der Hauptrebellen wurden mit Beſchlag belegt, Notabilitäten unter ihnen, die noch zugegen waren, wurde Wache beigeordnet, ein Hauptmann für jeden Einzelnen. Auch in Budowa's Palais, auch in Loßens Hauſe erſchien ein ſolcher Hauptmann. Die Wolke ſchien ſich zu entladen. Noch nicht! Es trat eine neue Stille ein. Eines Abends ging der Hauptmann hinweg von Budowa und der von Loß ebenfalls, und — kam nicht wieder, und bald darauf erſchien eine Verordnung des Landpflegers: Wer ſich ſchuldig fühle, ſolle ſich ſelber ſtellen, um zu hören, was man ſeiner Handlungen wegen ihm vorhalten und über ihn beſchließen werde.

Das klang ja milde und nachſichtig; man glaubte aufathmen zu dürfen.

Um dieſe Zeit, es war ſchon tief im Winter, erſchien ein expreſſer reitender Bote von Wien im Hofe bei Loß. Er hatte ein Schreiben eigenhändig an Fräulein Ludmilla zu übergeben. Dies Schreiben war von Jſabella Harrach und es lautete folgendermaßen:

„Laßt Euch nicht einſchläfern und ſage Deinem Vater, er ſoll ſich eiligſt in Sicherheit bringen. Waldſtein, welcher ſeit Wochen hier iſt, und mein Vater wiſſen genau, was man vorhat, und erwarten blutige Maßregeln.

„Der Kaiſer iſt ſeit der Täuſchung, welche man dem Pater Dunſtan nachſagt, überaus mißtrauiſch gegen Alles, was nicht von den Jeſuiten gerathen wird. Er verehrt den Provincial

Anſelmus ungemein und erfährt nicht, daß Pater Euphemius ganz anders handelt, als Pater Anſelmus denkt. Pater Euphemius aber und mit ihm Pater Lamormain behaupten, die Staatsraiſon gebiete durchgreifende Maßregeln, abſchreckende Strafen. Wenn ſolche Rebellion gegen Kirche und König nicht gründlich geahndet werde, ſo ſei die Grundlage von Staat und Kirche preisgegeben.

„Der Kaiſer wird ſchweigend zuſtimmen und jede perſönliche Rückſicht von ſich weiſen, auch wenn ſein Herz ihr geneigt ſein möchte.

„So ſtehen die Dinge, und mein Vater hat mir vor einer Stunde geſagt, die Schlußſitzung in dieſer Capitalfrage finde heute Mittag ſtatt.

„Deshalb ſende ich dieſe Zeilen durch einen Expreſſen. Eilt, eilt!

„Sehr gefährlich erweiſt ſich Norbert-Zierotin, welcher die erſte Kunde vom Prager Siege hierher gebracht. Er kennt alle Reden und Triebſedern, welche in Prag gewirkt haben, und er ſoll ſchonungslos anzeigen. Eilt, eilt!

„Morgen iſt übrigens meine Hochzeit mit Waldſtein. Grüße den Junker Hans von mir, wenn Du ins Reich hinauskommſt, und gedenke in Liebe Deiner

Iſabella!“

Loß war leiblich hergeſtellt von ſeiner Wunde, als dieſer Brief kam. Er nickte mit dem Haupte und ſchickte nach Budowa. Budowa kam und las den Brief. Sie wird wol Recht haben, ſagte er, und da Dein Fuß wieder hält, ſo mach' Dich davon!

— Und Du?

— Ich werde jeden Tag um ein Jahr älter. Mir wird das Flüchten zu ſauer, und ich habe gegen einen raſchen Tod nicht mehr viel einzuwenden.

— Warum nicht gar! Wer weiß auch, ob man zu raſchem Tode käme! Lange Gefangenſchaft aber iſt ja unerträglich. Ich zieh' ab morgen Früh und zwar über Eger. Du gehſt mit. Mein Wagen fährt ſich leicht; er hält morgen Früh vor Deinem Hauſe. Jetzt packen, anordnen, Pferde vorausſchicken — behüt' Dich Gott bis morgen Früh!

Dieſer Morgen war der des letzten Februar 1621. Als Loß eben aus ſeinem Zimmer ſchreiten wollte, traten ihm Bewaffnete entgegen. Er wurde fortgeführt, ohne daß ſeine Mädchen etwas davon erfuhren. Der Tag graute kaum.

In den Wenzeslausthurm auf dem Hradſchin, den ſogenannten weißen Thurm, ward er gebracht.

Er fand Geſellſchaft, unter ihr Budowa, ja auch Czernin. Armer Czernin, rief Budowa, Du büßeſt für große Politik Lamormain's. Weil Du Katholik biſt, ſoll die Welt ſagen: Ah, es gilt alſo nicht der Religion, ſondern der Rebellion!

Auch Andreas Schlick wurde eingebracht in den weißen Thurm. Er war nach dem Voigtlande geflüchtet geweſen; dort hatte ihn der Kurfürſt von Sachſen, Schlick's alter Gönner, aufgreifen und nach Prag ausliefern laſſen als einen „Hauptrebellen". Derſelbe Kurfürſt von Sachſen, welchen Andreas Schlick durchaus zum Könige von Böhmen hatte haben wollen.

Achtundvierzig waren feſtgenommen worden. Im weißen Thurme ſaßen die Cavaliere; die vom kleinen Adel und vom Bürgerſtande ſaßen in den Rathhäuſern der drei Prager Städte.

Jedem Angeklagten wurden hundertvierundzwanzig Fragen vorgelegt zur Beantwortung, und man erzählte leiſe in den Wirthshäuſern: Budowa habe auf alle hundertvierundzwanzig Fragen ſchlagende Antworten gewußt.

Der März genügte zur Beendigung des Proceſſes. Am fünften April wurden durch Herolde von der Hradſchinburg die auf Empörung, Landfriedensbruch und Majeſtätsbeleidigung Angeklagten „aus dem Frieden in den Unfrieden geſetzt. Wonach deren Leiber und Leben männiglich erlaubt, ihr liegendes und fahrendes Vermögen dem königlichen Schatze verfallen ſei".

Der Spruch des Gerichtes lautete gegen ſämmtliche Verhaftete auf Hinrichtung.

Dieſer Spruch ging nach Wien an den Kaiſer.

Prag harrte des Entſcheides in fieberhafter Angſt.

Am 19. Juni wurden die Verhafteten in jene Kanzleiſtube geführt, aus welcher vor drei Jahren Martiniz, Slawata und Fabricius Platter aus dem Fenſter geſtürzt worden waren. Hier ward ihnen die endgiltige Sentenz angekündigt.

Für zwölf Angeklagte wurde die Todesſtrafe in lebenslängliches oder zeitweiliges Gefängniß und andere Bußen verwandelt.

Achtundzwanzig Angeklagte verfielen der Hinrichtung. Unter ihnen auch Czernin, weil er am Tage des Fenſterſturzes als Schloßhauptmann die Stände in die kaiſerliche Burg eingelaſſen. Ich wiederhole — rief er jetzt — daß ich auf Adam von Sternberg's, des Burggrafen, Geheiß das Thor habe öffnen laſſen. Dem Burggrafen war ich in des Königs Abweſenheit verpflichtet. Verdient dies Oeffnen den Tod, ſo müßte er den Burggrafen treffen.

— Schad' um die Worte, Czernin! Laſſ' uns auch d'ran kommen! ſagte lächelnd Budowa.

Und er kam auch daran, und Loß desgleichen und Andreas Schlick.

Sie wurden in ſechs Kutſchen hinabgefahren auf das Rathhaus der Altſtadt.

Hans war an jenem Abende des Abſchiedes in die Altſtadt hinübergeeilt, um mit ſeinem Herzoge und deſſen noch vorhandenen Truppen die Stadt zu verlaſſen. Zu ſeinem Erſtaunen hörte er, daß Herzog Johann Ernſt den König begleiten wollte. Das ſtimmte durchaus nicht zu Hanſens Anſchauungen, welche dieſem „Friedrich“ keinen Werth beilegten. Der Herzog freilich fühlte ſich dem Könige verpflichtet, weil dieſer unter Anderem ihn mit der Lauſitz belehnen gewollt. Es war ihm ein Act der Treue, dem Flüchtigen zur Seite zu bleiben. Hans dagegen hegte nicht das geringſte Verlangen, mit einem Raupowa und Mitzlau in neuen Verkehr zu treten. Er trennte ſich alſo von ſeinem regierenden Herrn, und ſchloß ſich deſſen zwei Brüdern an, Wilhelm und Friedrich, welche ebenfalls die Schlacht mitgefochten, und welche ſich jetzt zum Mansfeld nach Pilſen wenden wollten, als dem einzigen proteſtantiſchen Feldherrn, der noch ein geſammeltes Heer von zwölftauſend Mann zur Verfügung hatte. Es war auch nicht Hanſens Abſicht, ſich dem Mansfeld anzuſchließen. Der abenteuerliche, durchaus nicht ſaubere Charakter dieſes Parteigängers flößte ihm kein Vertrauen ein. Aber er wollte ſeine jungen weimariſchen Herren doch auf dem jetzt ſo mißlichen Wege bis Pilſen begleiten, und wollte von dort in das Eiſenacher Ländchen zu Dunſtan heimkehren.

Das Schickſal Loßens und Budowa's nur, eine Zeit lang zur Seite gedrängt in ihm durch den Abſchied von Ludmilla, laſtete ſchwer auf ſeinem Herzen. Trübe Ahnungen erfüllten ihn; er kannte ja den Sinn der jeſuitiſchen Machthaber in Wien nur zu genau! Er wußte auch, daß der innere Sinn des böhmiſchen Aufſtandes den Kaiſer zu ſtrengen Maßregeln herausfordern, vielleicht nöthigen möge. Sollte denn nicht irgend eine Sicherſtellung möglich ſein für ſeine Freunde? Er gebot ja jetzt über außerordentliche Geldmittel, und Geld iſt doch ſonſt ein Hauptſchlüſſel zu allen Thüren — Conrad, wo iſt der Conrad?

Er ward aus einer Schänke herbeigerufen. Mit ihm berieth ſich Hans, ob nicht ein zuverläſſiger Mann aufzutreiben wäre, der in Prag bliebe für Geld und gute Worte, um bei herandrängendem Nothfalle Hilfe zu leiſten, wenigſtens Botſchaft zu bringen nach Thüringen. —

— Der Racker ſitzt da drin in der Schänke, antwortete Conrad, und gegen die Papiſten iſt er am Ende auch „verläßlich“ —

— Wer?

— Unſer Kamerad aus der Schranne, der Raſchmacher Urban.

— Ruf' ihn!

Urban übernahm Hanſens Aufträge, und übernahm auch die Goldſtücke dazu, und Hanſens Zuſage, daß ihm eine zweite Handvoll ſicher wäre, wenn er Alles zu gutem Ende führte. Täglich ſollte er in Budowa's und Loßens Hauſe anfragen, und Hans ſogleich Botſchaft ſenden, wenn eine Gefahr ſich ankündige. Ein Parteimann wie er wußte ja in ſolchen Dingen Beſcheid. Auch Frau Jörger, welche er leider gar nicht geſprochen, band ihm Hans auf die Seele. Sie möge ſofort zu ihm nach Thüringen kommen mit dem kranken Gemal, denn jetzt würden auch in Oeſterreich Proceſſe und Confiscationen beginnen.

Urban nahm keinen inneren Antheil an dieſen Rettungen. Aber in der „Schwerenothszeit“, die er jetzt kommen ſah, war eine ſolche Beſchäftigung nebenher, welche jedenfalls die „Götzendiener“ ärgerte, nicht ganz zu verachten. Sogleich auszureißen hatte er ohnedies nicht beabſichtigt; die Picarditen und Spuren von ähnlichen Secten in Böhmen hatten ihn bereits gelockt, hier eine Zeit lang fortzuarbeiten im Anzetteln und Wühlen. Uebrigens war er in geſchäftlichen Dingen ordentlich und genau; die Aufgabe blieb alſo in leiblichen Händen.

Im März kam denn auch wirklich die trockene Frau Urban zu Hans nach Thüringen gewandert, um ihm anzukündigen, daß ihr Mann jetzt Unrath wittere, und daß die Herren Budowa und Loß jetzt fort ſollten. Sie wollten aber Urbans Rathſchlägen nicht folgen, der Junker müſſe ſelbſt zuthun. Die Frau von Jörger dagegen habe gefolgt, und ſei abgereiſt. Sie werde wol in einigen Tagen beim Herrn Junker eintreffen.

Hans und Dunſtan, welche pflanzten und bauten, richteten ihr und dem kranken Freiherrn eine bequeme Wohnung her, und empfingen ſie herzlich. Der alte Hamm mit Tochter und Enkelin war längſt da und zu Conrads Freude äußerſt ſauber eingerichtet. In Ermangelung piquanterer Beſchäftigung ſpielte Conrad den Vogt für alle die weit ausſehenden Einrichtungen, welche einer großen Colonie zur Anſiedlung dienen ſollten. Die Colonie ſollte im Kleinen Zdenkos Gedanken verwirklichen, und Frau von Jörger trat mit Eifer in dieſe neuen praktiſchen Pläne Dunſtans ein, welche wenigſtens im Umfange einer Meile das friedliche Leben einer einfachen Kirchengemeinſchaft verwirklichen wollten. Hortleder hatte aus Jena einen jungen Geiſtlichen zu ſenden verſprochen, und es war Alles in gutem Gange — ſelbſt der geknickte Jörger richtete ſich ein wenig auf in dem ſtillen friedlichen Gnadenfrei, auf welches der Thüringerwald mit dem Inſelberge und den Wartburghöhen lieblich herniederſchaute. Man hoffte das Beſte und erwartete auch die Prager Freunde: Frau Urban war mit dringenden Einladungsbriefen von Hans, Dunſtan und Frau Amalie zu ihnen nach Prag zurückgewandert.

Man harrte vergeblich. Statt ihrer kam plötzlich die Kunde wie eine ſchwarze Wolke geflogen über ganz Sachſen: Achtundvierzig Männer ſind in Prag in Gefangenſchaft gelegt, und ein Halsgericht iſt gegen ſie eröffnet worden. Andreas Schlick, Budowa, Loß ſind unter ihnen.

Jetzt ließ es Hans nicht mehr ruhen. Er wollte nach Prag, wollte helfen. Bei aller Beſorgniß für ſeine eigene Sicherheit widerſprachen Dunſtan und Frau Jörger doch nur matt. Budowa und Loß irgend eine Hilfe zu bringen war ja auch ihnen Bedürfniß. Und die armen Töchter Ludmilla und Purzel, welche ganz ohne Stütze waren! Hans geſtand ſich's ehrlich, daß Ludmilla großen Theil hatte an ſeinem Eifer. Er liebte ſie ja doch trotz aller Entſagung, die er ſich auferlegt hatte. Und gerade weil die Entſagung feſt in ihm beſchloſſen war, gerade darum wollte er Alles aufbieten zur Rettung ihres Vaters, zur Tröſtung und Beruhigung Ludmillas.

Aber wie? Wie?! Einer ſolchen kriegeriſchen Macht gegenüber! — Er berieth ſich mit Conrad, dem für abenteuerliche Unternehmungen immer bereiten und „findigen“ Geſellen. Wenn man 's Geld gar nicht zu ſchonen braucht, meinte dieſer, ſo wird man mit Papſt und Kaiſer fertig! Und Geld haben wir ja wie Heu! — Leinwandhändler ſollten ſie ſein, ſchlug er vor. Böhmiſche Leinwand ſei ein geſuchter Artikel, und recht bürgerlich müſſe man jetzt erſcheinen, da die Cavaliere die verdächtigſte Menſchenſorte geworden in Böhmen. Einmal in Prag finde man hundert Hände, denn Jedermann knirſche ja dort gegen die Unterjochung. — Gut! ſagte Hans, ſetzen wir Alles daran!

Das Glück war ihnen günſtig noch in der letzten Stunde der Abreiſe mit dem Handelswagen. Der Geiſtliche kam an, welchen Hortleder zu ſenden verſprochen, und er wußte Rath, wußte trefflichen Rath. Er war ein Sohn jenes Seifert, welcher neben Zdenko in Mähren geweſen. Sein von dort vertriebener Vater war immer in Verbindung mit den böhmiſchen Ländern geblieben, und ſo kannte denn auch jetzt der Sohn den beliebteſten lutheriſchen Prediger an der Nikolaikirche in Prag, den Magiſter Roſacius Horſcholigsken, kurzweg Magiſter Roſacius geheißen. Er hatte ein Jahr neben dem jungen Seifert in Jena ſtudirt, und ſie waren im Briefwechſel miteinander geblieben. An ihn gebe er dem Herrn von Starſchädel einen Brief mit. Auf Tod und Leben angeklagte Gefangene — fuhr Seifert fort — verlangen ihren Geiſtlichen. Andreas Schlick, das weiß ich, kennt den Roſacius, ſie ſtammen beide aus dem Egerlande; Schlick läßt ihn gewiß rufen, und ſo iſt der Weg gebahnt ins Gefängniß ſelbſt. Herr von Starſchädel ferner iſt theologiſch gebildet, er kann im Nothfalle ſelbſt einen lutheriſchen Geiſtlichen vorſtellen — hier iſt meine Reverende, mein Barett, meine Halskrauſe! —

— Bravo! riefen Alle, und die Reiſe ward angetreten. Tartſch mußte Kutſcher ſein, wie verdroſſen und ärgerlich er ſich auch anſtellte dazu, neuerdings in dies widerwärtige Böhmen hinein zu fahren.

Am Morgen des 20. Juni, an einem prächtig ſonnenhellen Tage fuhren ſie durchs Strahower Thor ein, die bergige Straße der Kleinſeite hinunter, um drüben in der Altſtadt eine Herberge zu ſuchen. Da traten ihnen unweit der Brücke Bewaffnete entgegen. Conrad wollte ſich ſogleich widerſetzen. Still! flüſterte Hans. Die Bewaffneten wollten nichts weiter, als daß der Wagen zur Seite fahren und ſtill halten ſollte; die Kutſchen der gefangenen Cavaliere kamen eben vom Hradſchin herunter, die Gaſſe ſollte frei ſein für ſie, damit ſich kein Aufenthalt ergebe und keine Möglichkeit zur Zuſammenrottung für das herbeiſtrömende Volk.

Im Trabe kamen die Kutſchen herab; das Volk ſchrie, die Cavaliere geſticulirten und ſprachen aus den Kutſchen heraus — man verſtand nicht viel. Hans und Conrad erkannten in der einen Kutſche Budowa und Loß, welche als zwei Calviner immer neben einander gehalten wurden. Budowa und Loß erkannten in dem bürgerlich gekleideten Handelsmanne ihren Hans nicht — die Kutſchen rollten auf die Brücken hinab.

Es war ein Sonntag. Hans ſuchte ſogleich die Nikolaikirche auf, und fragte nach dem Herrn Magiſter Roſacius. Er hatte eben gepredigt und ging nach ſeiner Wohnung. Hans ſprach ihn an, ihm Grüße ausrichtend von Paſtor Seifert, ſich ſelbſt für einen Candidaten ausgebend, und überreichte den Brief Seifert's. Alles ging gut, und es fand ſich auch wirklich bereits in der Wohnung des Herrn Magiſters die Magiſtratsperſon vor, welche trockenen Tones beſtellte: der Herr Magiſter werde im Altſtädter Rathhauſe erwartet, um die „utraquiſtiſchen“ — ſo nannte man die evangeliſch-lutheriſchen — Gefangenen zu tröſten vor ihrer morgigen Hinrichtung.

— Morgen? rief Roſacius.

— Morgen ſchon? rief Hans erbleichend.

— Mit Anbruch des Tages! antwortete der Gerichtsdiener und ging.

Jetzt war für Hans von keinem Umwege, von keiner Vorſicht mehr die Rede. Er enthüllte dem Magiſter den größten Theil ſeines Geheimniſſes, und beſchwor ihn um Mitnahme. Dringende Gefahr, beſonders in kirchlicher Gemeinſchaftlichkeit, hebt raſch hinweg über Stufen und Bedenken. Roſacius willigte ein, und reichte ihm ſelbſt eine abgetragene Reverende; denn die mitgebrachte war nach der fern gelegenen Herberge gerollt, und es war keine Zeit zu verlieren.

Sie gingen. Unterwegs geſtand Hans leiſe, daß es ihm nicht ſowohl um Andreas Schlick, von welchem Seifert geſprochen, ſondern um Budowa und Loß zu thun ſei. Unglücklicher! rief Roſacius und ſtand ſtill, Ihr ſeid doch nicht ſelbſt Calviniſt?! — Evangeliſch-lutheriſch bin ich. Bei uns in Sachſen giebt's keine Calviniſten. — Gott ſei Dank! Aber dann wird Euer Gang umſonſt ſein. Zu den calviniſtiſchen Cavalieren wird ſchwerlich ein Geiſtlicher zugelaſſen werden. Die katholiſche Behörde erachtet ſie für Heiden, und hat denn auch nicht ganz Unrecht. — Verſuchen wir's!

Die Wache am Rathhauſe ließ ſie durch, und wies ſie eine Stiege hinauf. Sie kamen auf einen langen Vorſaal, auf welchen links und rechts eine Reihe Thüren mündete. Wohl ein Dutzend Bewaffnete ſchritten auf und ab, wie Wachtpoſten zu thun pflegen. Sie ſahen ſpöttiſch auf die ſchwarzen Ketzer, und als Roſacius fragte, ſchrie ein Rottenmeiſter, der an der Wand auf einer Steinbank ſaß, mit Commandoſtimme: Poploſch! Ein baumſtarker, ſauer ausſehender Mann erſchien: der Schließer. Hans faßte ihn prüfend ins Auge; denn dieſer Poploſch war ihm für die nächſten zwanzig Stunden die wichtigſte Perſon.

— Utraquiſtiſch? fragte Poploſch den Magiſter Roſacius.

— Ja, antwortete dieſer.

— Dann könnt Ihr hier anfangen, hier ſitzt der Schlick.

— Und wo ſitzt Loß? fragte vorlaut Hans.

— Auch hier — aber was ſoll das? Wollt Ihr zum Loß? Der kriegt keinen Geiſtlichen, der iſt ein Calviner. Seid Ihr auch Calviner?

— Nein — erwiderte Hans — bin Utraquiſt. Aber es iſt mir berichtet worden, Loß wolle übertreten zu uns vor ſeinem Tode.

— Geht mich nichts an! Hier wird nicht bekehrt.

— Doch, Herr Poploſch, doch! entgegnete ſanft Magiſter Roſacius. Seht dorthin! Zwei Franziskaner, drei Jeſuiten! Sie kommen aus verſchiedenen Stuben und gehen in verſchiedene. Doch nur um zu bekehren! denn Herr Dionyſius von Czernin iſt ja der einzige Katholik unter den Gefangenen.

— Na, das iſt doch auch was Anderes, wenn unſere geiſtlichen Herren bekehren wollen, als wenn Ihr —! Aber ich hab' keine Zeit zu —

— So laßt uns nur zu Schlick, lieber Herr Poploſch, unterbrach ihn Hans, welcher das „auch hier" genau bemerkt hatte. Schlick hat nach uns Beiden geſendet.

— Meinethalben marſchirt hinein, wenn er an Einem von Euch noch nicht genug hat!

Er öffnete, trat zurück und ſchloß von außen. Sie waren eingeſperrt mit den Gefangenen.

Es war eine große Stube mit wenig Geräth und drei hölzernen Lagerſtätten.

Die drei Cavaliere ſaßen. Budowa auf ſeiner Lagerſtatt, Loß und Schlick auf hölzernen Schemeln in ſeiner Nähe.

Schlick ſtand auf. Er kannte den Magiſter Roſacius und ging ihm entgegen. Hans ſchritt zu Budowa's Lagerſtatt und flüſterte: Sprecht keinen Namen aus, wenn Ihr den Hans in mir erkennt!

— Alle Ha — wollte Loß ſchreien.

— Still! — Die Hand! weiter nichts! Und nun raſch berathen, während Schlick drüben im Winkel wirklich gottesfürchtig iſt.

Die Berathung wurde raſch und kurz durch Budowa entſchieden, welcher ſagte: Wenn Du's kannſt, ſo rette Loß; er wird Dir's danken. Die Sorge um ſeine Mädchen vergällt ihm den Tod, und außerdem iſt er ein viel zu geſundes Naturell, als daß ihm ein gewaltſamer Tod nicht ein Unglück ſein ſollte. Mich aber, lieber Hans, überlaſſ' ruhig den Rachegöttern, welche unſer chriſtlicher Staat und unſere chriſtlichen Kirchen nöthig zu haben glauben. Mir thun ſie kein Leid mit dem gut geſchliffenen Henkerſchwerte; ja, ſie thun mir einen Gefallen. Was hab' ich denn noch zu erwarten auf dieſer Welt mit meinen ſiebzig Jahren? Krankheit, Siechthum, ſchmerzliche Auflöſung, weiter nichts! Freuden des Geiſtes, Freuden des Herzens mögen einen Greis entſchädigen, aber ſind denn ſolche möglich auf zehn Jahre hinaus, nachdem die papiſtiſche Welt einen durchgreifenden Sieg erfochten? Nein! Alſo gönne mich dem Henker, er wird mein Wohlthäter. Und nun ſag', wie willſt Du Loß retten?

Hans mußte geſtehen, daß er es erſt ungefähr wiſſe, und daß er zunächſt von ihnen an Leute gewieſen ſein wolle, welche das Dienſtperſonale hier im Rathhauſe kennten; namentlich den Schließer.

— Das iſt der Poploſch! flüſterte Loß — für den giebt's Rath.

— Er brauchte nur auf eine Viertelſtunde lang heute Nacht — ſprach Hans — den Schlüſſel nicht umzudrehen, dann ſcheint mir's möglich. In der Nacht nämlich — das hab' ich dem Magiſter Roſacius abgemerkt — wird den Gefangenen das heilige Abendmahl gereicht werden. Zu dem Zwecke werden mehrere Geiſtliche und Küſter herein dürfen, ich mit ihnen. Ich bringe eine Reverende wie dieſe da, welche ich trage, Barett und Halskrauſe mit — ſie ſind ſchon in meiner Herberge — und führe in dieſer Tracht Loß hinaus —

— Gut! fuhr Loß leiſe fort — Poploſch wird zu haben ſein. Mein Rechtsanwalt Doctor Zinkas, der ſeit Jahren all meine Rechtsgeſchäfte führt, iſt hier im Rathhauſe genau bekannt und hoch geachtet. Er iſt ein kreuzbraver und ſehr geſcheidter Mann. Er beſorgt uns den Poploſch. Den Doctor Zinkas mußt Du ohnehin ſprechen, Hans, wegen meiner Mädel. Für den Fall meines Todes nämlich mußt Du ihm auf die Seele binden, daß das mütterliche Erbe meiner Mädel mich gar nichts angeht, und daß man's durchaus nicht confiſciren dürfe, wie man mit meinen Gütern thut; laſſ' alſo den Zinkas —

Die Thür ging auf, zwei Jeſuiten und zwei Capuziner traten ein. Poploſch blieb in der offenen Thür ſtehen, und bedeutete pantomimiſch dem Roſacius und dem Hans: ſie ſollten Platz machen.

— Einen Augenblick, Freund Poploſch! rief Budowa, welcher die Gelegenheit für ſeinen Spott ſogleich benützen wollte — wir werden raſch fertig ſein. Die Herren Jeſuiten und Capuziner kommen doch, uns zu bekehren?

— Ja —

— In der Geſchwindigkeit! Sie haben alſo ihre fertige Medicin bei ſich, und wir ſind geübt im Koſten. Was hilft ins Paradies? Und wo iſt das Paradies?

Und nun folgte eine Scene, bei welcher Hans auf Kohlen ſtand. Die Zeit war zugemeſſen, und er wollte fort. Budowa aber war erbarmungslos, den armen Capuzinern nachzuweiſen, daß ſie auch am Geiſte herzlich arm ſeien, und den vornehmeren Jeſuiten ſchonungslos aufzudecken, daß ſie nicht einmal ihr Handwerk mit Formeln ordentlich erlernt hätten, daß ihre kirchengeſchichtliche Kenntniß, auf welche ſie ſich beriefen, erſchreckend lückenhaft ſei, und daß ſie Unterricht nehmen ſollten. Setz' Stühle, Poploſch — ſprach er — wir wollen den Herrn Patres geſchwind noch einige Argumente an die Hand geben, welche ihnen dienlich ſein können bei den andern gefangenen Ketzern.

Beſchämt wendeten ſich die Patres zu Andreas Schlick, erhielten aber von dieſem eine ſo gröbliche Antwort, daß ſie ihren Rückzug antraten.

Poploſch rief nun: die utraquiſtiſchen Prediger müßten jetzt auch fort. Um Mitternacht erſt dürften ſie wieder kommen zum „Letzten“.

Es war keine Möglichkeit mehr für Hans, noch ein geheimes Wort mit Loß zu wechſeln. Blick und Miene nur mußten zu der Verſicherung genügen: ſie möchten ſeiner gewärtig ſein.

Auf der Straße dankte er Roſacius und theilte ihm mit, daß er den Freiherrn von Loß ſehr zugänglich gefunden für die lutheriſche Lehre, und daß er das Beſte hoffe für die letzten Stunden. Wenn der Herr Magiſter alſo ein gutes Werk thun wolle, ſo möge er ihn heut' Nacht wieder mitnehmen.

Roſacius verſprach, ihn bis Mitternacht in ſeinem Hauſe zu erwarten. So trennten ſie ſich.

Hans eilte in die Herberge, entledigte ſich der geiſtlichen Kleidungsſtücke und beauftragte den harrenden Conrad, ihn nach dem Loß'ſchen Hauſe zu begleiten. Dort befragte er den erſtaunten Haushofmeiſter um die Wohnung des Doctor Zinkas, und wollte Conrad in dieſelbe ſenden. Der Haushofmeiſter aber übernahm das ſelbſt.

Conrad mußte warten. Hans eilte zu Ludmillen.

In welchem Zuſtande fand er ſie! Sie liebte ihren Vater auf das Zärtlichſte, ſie war in Verzweiflung. Boten über Boten hatte ſie nach Wien gejagt an Iſabella: ſie möchte helfen! Aber auch die junge Gattin des aufſteigenden Waldſtein mußte unter bitteren Klagen wiederholen, es ſei Alles umſonſt.

Fieberhaft horchte Ludmilla jetzt auf Hans, der ihr von fern andeutete, daß er heute Nacht einen letzten Verſuch wagen wolle.

— Ich wußt' es wol, rief ſie, daß Du der Beſte biſt auf der ganzen Welt, aber — und das coquette Mädchen kam auch in dieſem Schmerze zum Vorſchein — Du haſt wieder Haar und Bart abgeſchnitten, wie damals. Nicht ſo unglücklich wie damals in der Müllertracht; aber unglücklich lief's damals ab, unglücklich wird's heute ablaufen! Ich habe den Fluch über meinen Vater gebracht.

Doctor Zinkas trat ein. Er war ein mittelgroßer, ſchlanker Fünfziger mit klugen Augen und ſehr ruhigen Geſichtszügen.

Hans bat Ludmillen, ihn allein zu laſſen mit dem Hausfreunde. Dies war er; Ludmilla reichte ihm die Hand, als ſie fortging.

Doctor Zinkas hörte vortrefflich, verſtand vortrefflich.

Das Erbe der Mädchen hielt er nicht für gefährdet. Waldſtein hatte darüber eine Verſicherung durch ſeine Frau an Ludmilla gelangen laſſen. Und in dieſem Punkte ſei der Waldſtein am allerbeſten unterrichtet, er beſchäftige ſich ſeit dem Urtheilsſpruche mit nichts als mit Ankauf confiscirter Herrſchaften. Da er ſage: die mütterlichen Güter blieben den Loß'ſchen Töchtern, ſo könne man ſich darauf verlaſſen.

Poploſch betreffend, hielt er auch Alles für möglich. Wie viel ſoll ihm ausgeſetzt werden?

— Ich dachte hundert Goldſtücke, oder auch —

— Uebrig genug!

— Aber wie an ihn kommen?

— Er ſitzt jeden Abend zwiſchen Neun und Zehn im „ſchwarzen Roß“ und trinkt dort ſein Bier. Der Mann draußen im Vorzimmer iſt Euer Vertrauter?

— Ja, ein leichtſinniger und wilder Menſch, der Conrad, aber in ſolchen Dingen zuverläſſig.

— Er ſoll mich heut Abend um Neun in der Schenkſtube des „ſchwarzen Roß“ erwarten. Da zeig' ich ihm den Poploſch und bring' ihn an ihn. Erlaubt!

Doctor Zinkas ging an den Schreibtiſch und ſchrieb auf ein Blatt folgende Worte:

„Poploſch erhält von mir hundert blanke Goldgulden, wenn der Freiherr Heinrich Georg Otte von Loß den 21. Juni dieſes Jahres glücklich überlebt.

Prag, den 20. Juni 1621. Dr. Zinkas.“

— Dieſes Blatt, ſprach Zinkas, ſoll ihm der Conrad einhändigen, und ich werde dabei den Poploſch anſehen.

— Aber, lieber Doctor, wenn er das Blatt mißbraucht, dann ſeid Ihr —

— Ohne Sorge. Er händigt mir's ein, um die Goldgulden zu kriegen, und käm's in falſche Hände, ſo wäre nur er gefährdet, als der Durchſtecherei verdächtig. — Uebrigens warte ich mit einem Wagen an der Brücke von Mitternacht an. Loß muß gleich hinaus, denn nach Tagesanbruch werden alle Thore abgeſchloſſen, wegen der Execution. Abgemacht!

— Hier iſt das Geld, ich hab' es mitgebracht.

— Gut, und dem Poploſch iſt zu ſagen, daß er's bei mir findet von zwei Uhr an heute Nacht. Bis zwei Uhr müßt Ihr fertig ſein! Wir haben den längſten Tag, der Morgen dämmert ſehr früh, und bei Licht wird's kaum möglich ſein. — Noch Eins! Ein Geſchäftsmann wie ich iſt auf Alles gefaßt, auch aufs Mißlingen. Ich wußte ja auch nicht, daß Ihr kommen und ſo was wagen würdet, ich war alſo auf den vorgeſchriebenen Gang bedacht. Dieſer ſchließt ein, daß man den Körper für die Familie, für ein Begräbniß rettet; den Kopf kriegt man nicht. Sie wollen die Köpfe auf den Brückenthurm aufſtecken, zur Warnung für „ewige Zeiten“, wie ſie ſagen. Alſo für den Körper ſind meine Leute, das heißt Loßens Leute vorbereitet, und der Sarg iſt auch da — für dieſen traurigen Fall ſeid unbeſorgt und rettet Euch ſelbſt, ſobald die Thore wieder offen ſind. Die große Beſtürzung nach ſolchem Autodafé wird Euch das Hinwegkommen erleichtern. In dieſem Falle kommt nicht hierher ins Haus zurück; das würde Euch ohne Zweck ausſetzen. Ich bringe die Leiche nach Komorau und bringe auch die Fräuleins mit. Im nächſten Dorfe auf der Straße nach Beraun könnt Ihr Euch an uns anſchließen. Dort warten wir auf einander. —

— Getroſt! getroſt! Poploſch iſt ein entſchloſſener Kerl; vielleicht ſehen wir uns an der Brücke wieder. Es war mir eine Ehre, Eure perſönliche Bekanntſchaft zu erneuern.

Damit ging Doctor Zinkas. — Hans ſtand betroffen da. Der nüchterne Rechtsgelehrte hatte ihm klar gemacht, wie phantaſtiſch doch eigentlich ſeine Hoffnungen wären. In aufgeregten Zeiten ſpielt eben die Phantaſie eine Hauptrolle.

Dann rief er Conrad und machte ihm die Aufgabe klar für Poploſch. Wenn ſie erfüllt ſei — hoffentlich bis zehn Uhr — ſollte Conrad daher kommen, um das Reſultat mitzutheilen. Auch die Reverenden, die Halskrauſen, die Barette ſollte er aus der Herberge mitbringen.

Hans wollte den Reſt des Tages und Abends hier in der Stille verweilen.

Still und doch bewegt verging der Sommernachmittag und Sommerabend. Er wie Ludmilla beſaßen die Zartheit des Herzens, ihre gegenſeitige Liebe ganz in den Hintergrund zu drängen und nur des Schickſals eingedenk zu ſein, welches dem Vater bevorſtünde da unten in der thurmreichen Stadt, auf welcher glühender Sonnenſchein lag. Als der Schein roth wurde, ſchauerten Beide zuſammen. Es bedeutete Sonnenuntergang. Der Aberglaube iſt das natürliche Kind geſpannter und peinlicher Erwartung, und die menſchliche Machtloſigkeit iſt ſeine Amme.

Hans wie Ludmilla beneideten faſt die ab- und zulaufende Purzel. Das Kind ahnte wol die Gefahr für den Vater, aber es kannte ſie nicht, und demgemäß weinte ſie jetzt und gab ſich bald darauf lachend einer Zerſtreuung hin. Und am Ende bleibt dies Kinderweſen den Menſchen eigen durchs ganze Leben, weil die Natur auf Erhaltung des Gleichgewichts dringt. Der tiefſten Traurigkeit folgt Abſpannung, welche in der Stille Kräfte ſammelt, und wenn die Kräfte halbwegs ergänzt ſind, da entwickelt ſich Gleichgültigkeit, als ob alle Gründe zur Trauer verſchwunden wären. Sie ſind es nicht, erheben ſich aber erſt wieder, wenn die Kraft des Menſchen wieder hergeſtellt iſt, die Kraft zur Vorſtellung des Leides und Schmerzes.

So ging es auch Hans und Ludmilla in dieſen Stunden. Als aber die Nacht ganz eingetreten war, brachen alle Dämme. Ludmilla weinte unaufhörlich, Hans ging zitternd umher und führte Purzel hinaus, daß ſie zu Bett gebracht werde.

Es ſchlug Zehn. Conrad kam nicht. Iſt es mißlungen? — Und wie lange ſollte Hans warten? Jedenfalls wollte er ins Rathhaus — da trat Conrad ein. Der Kerl ſchien keine Nerven zu haben: wie etwas ganz Gewöhnliches erzählte er den Hergang und — daß Alles ohne erhebliche Schwierigkeit abgemacht ſei. Poploſch werde eben den Schlüſſel nicht umdrehen. Man möge ſich aber beeilen, denn der Inſpector könnte revidiren kommen, und nach deſſen Reviſion würden alle Thüren geſchloſſen.

Nun zum Coſtüm! Conrad hatte die geiſtlichen Kleidungen mitgebracht. Eine ſollte Hans um den Leib gebunden werden. Die andere Reverende, ein weit ſchlotternder Talar darüber deckte hinreichend zu. Meſſen! Erſt meſſen, welche von beiden die längere! rief Conrad. Loß iſt eine Handbreit höher als der Junker, für ihn muß die längere ſein, und ein großes Naſtuch, daß er ſich den Bart zudecken kann!

Alles war beſorgt; Hans reichte Ludmilla die Hand. Ludmilla hielt ſich kaum aufrecht. Hans ging.

Conrad begleitete ihn zu des Magiſters Wohnung. Außen ſollte er warten, und wenn ſie kämen, ſollte er ihnen folgen bis ans Rathhaus, dort aber an beſtimmter Stelle ſtehen bleiben und gewärtig ſein — an der erſten Quergaſſe vom Ring herein nach der Brücke.

Genau ſo geſchah es. Es ſchlug juſt drei Viertel auf Zwölf, als Conrad ſtehen blieb. Roſacius, Hans und ein Küſter mit Wein und Brod zum Abendmahl ſchritten weiter. Als ſie links einbogen auf den Ring, dämmerte ihnen von vielen Seiten Laternenſchimmer entgegen. Man ſchlug das Gerüſt auf dicht vor dem Rathhauſe, das Schaffot!

Am Eingange des Rathhauſes ſtanden ſchon mehrere andere Geiſtliche lutheriſcher Confeſſion mit ihren Küſtern, und harrten auf die zwölfte Stunde. Sie ſchlug, und von innen rief man: die Utraquiſten einlaſſen! Arkebuſiere, welche den unteren Flur anfüllten, öffneten eine Gaſſe. An der Stiege ſtand Poploſch und rief ihnen zu: 'naus können dieſe Utraquiſten wann ſie wollen!

Hans wußte was das zu bedeuten hatte, und ſegnete Zdenkos Goldſtücke. Er merkte auch, daß Poploſch ihn erkannte. Zu Schlick und Loß! ſagte er und öffnete ihm. Hans trat ein; die Thür flog zu; der Schlüſſel drehte ſich — oh, zweimal! — Hans unterſuchte vorſichtig. Die Thür war unverſchloſſen, der Schlüſſel war vorwärts und rückwärts gedreht worden.

Nun ging es ſogleich ans Auspacken vom Leibe Hanſens, ans Ankleiden Loßens — Schlick ſaß in einem fernen Winkel und achtete nicht darauf — da erfolgte ein Schlag an die Thür und man hörte deutlich den Ruf: Poploſch! die Inſpection!

Eiligſt riß Hans die ſchon halb angezogene Reverende von der Schulter Loßens, und drängte dieſen auf die Lagerſtätte. Es war die höchſte Zeit! der Schlüſſel bewegte ſich wieder zweimal im Schloſſe, die Thür ging wieder auf. Der Inſpector ſtand neben Poploſch in der offenen Thür, und zählte laut: Eins, Zwei? — tretet zur Seite, Paſtor! Drei! Weiter!

Die Thür flog zu, das Schloß ſchnappte. Hans flog hin, um nachzuſehen — die Thür war jetzt wirklich verſchloſſen. Der Inſpector ſelbſt hatte das Geſchäft verrichtet. Auf ausdrücklichen Befehl vom Landpfleger war der Inſpector zu ungewöhnlicher Stunde erſchienen. Die Gefangenen ſollten ungeſtört verbleiben mit ihren Geiſtlichen; auch die Schließer ſollten bis zum Anbruch des Tages nicht eintreten. Das verkündete draußen auf dem Gange der Inſpector den Wachen mit dem Zuſatze: ſie möchten ſich ſtille verhalten, und die Andacht der armen Sünder nicht ſtören.

Dies hörte Hans an der Thür, und ſtand vernichtet. — Wird Poploſch dennoch kommen? Kaum.

Noch mehr! Loß war entrüſtet darüber, daß er ſich vor einem Gefängnißinſpector verſtecken und verſtellen gemußt. Er wollte ganz verzichten auf den Befreiungsverſuch. Sich vielleicht ertappt und zurückgebracht zu ſehen, ſchien ihm ſchmachvoll, ſchmachvoll der großen Sache gegenüber, für welche geſtorben ſein ſolle.

Hans beſchönigte nach Kräften, und hoffte dennoch. Aber die Zeit verſtrich, und er mußte zugeſtehen, daß es kaum noch möglich ſein werde, wenn Poploſch bis zu Tagesanbruch ausbliebe.

Er blieb aus. Die erſte Tageshelle zuckte wie ein bleicher Blitz durch die Gefängnißſtube — nun war's vorbei.

— Thun wir, als ob wir Weiſe wären, ſagte Budowa, und ſpielen wir den Sokrates, welchem man den Giftbecher hingeſtellt. Die Weisheit iſt uns nöthig, denn die Gefangenen neben uns haben doch den Glauben vor uns voraus, die Glücklichen! Hört Ihr ſie?

Man hörte geiſtliche Geſänge, man hörte, da bei der Sommerzeit die vergitterten Fenſter offen ſtanden, aus der angrenzenden Stube den recitativ geſungenen Vortrag des Geiſtlichen: Unſer Herr Chriſtus — in der Nacht da er verrathen ward — nahm er das Brod — dankte und brach's, und gab's ſeinen Jüngern und ſprach: — Nehmet hin und eſſet — das iſt mein Leib — der für Euch gebrochen wird —

Alle vier Männer neigten ihre Häupter, und nahmen innerlich Theil. Andreas von Schlick in ſeinem Winkel fiel auf die Knie — man war ergeben, man bereitete ſich für eine andere Welt.

Draußen in der Stadt gerieth mit dem erſten Sonnenlichte Alles in Bewegung. Cüraſſiere zu ſechs und neun Mann durchritten die Gaſſen, die Stadtthore wurden geſchloſſen, Reiter und Fußvolk marſchirten nach dem Altſtädter Ringe, das Volk drängte in Maſſe nach, und ein dumpfes Ah! rang ſich aus jeder Kehle, als man dicht vor dem Rathhauſe das breite, mit ſchwarzem Tuch bedeckte Gerüſte ſah. Ein Crucifix ſtand darauf nach der Marktſeite, gegenüber der Teynkirche, eine Stiege war angebracht für die Henkersknechte unter das Schaffot hinunter, eine Brücke aus dem großen Rathhausfenſter auf das Schaffot hinab für die Verurtheilten. Daneben am Rathhauſe ein Gerüſt für die Richter und die Bürgermeiſter; ein Baldachin für den Landpfleger, den Fürſten Liechtenſtein. Mitten auf dem Ringe ein Galgen, an einem Eckfenſter des Rathhauſes ein zweiter.

Als es fünf Uhr ſchlug, dröhnte vom Hradſchin herab ein Kanonenſchuß, und nahe am Schaffot wirbelten die Trommeln; die Execution ſollte beginnen. Ein allgemeiner Schrei der Volksmaſſe folgte — was ſoll das? rieſen die eben aus dem erſten Stocke des Rathhauſes auf ihre Tribune vortretenden Richter. Sie ſahen's nicht was das Volk ſah: am Himmel nach dem Laurenzerberge zu hatte ſich ein Regenbogen ausgeſpannt, obwol kein Wölkchen am Himmel zu ſehen war, kein Regentropfen fiel. Troſt für die Zukunft! murmelte man.

Neuer Trommelwirbel. Der erſte Verurtheilte kam aus dem Rathhauſe, und ſtieg über die Brücke zum Schaffot herab. Schlick! flüſterte Jedermann.

Er war in andächtigſter Faſſung, denn in der letzten Stunde war Roſacius zu ihm gekommen und hatte ihm das Abendmahl gereicht. Die Prieſter ſeines evangeliſch-lutheriſchen Glaubens erſchienen hinter ihm auf dem Schaffot — da drängte ſie einer der Jeſuiten, welche Budowa geſtern verjagt, zur Seite und redete in Schlick hinein, er möchte im letzten Augenblicke ſeine Seele retten! Schlick aber machte ungeduldig eine heftig zurückweiſende Bewegung mit dem Arme, und rief in lateiniſcher Sprache: Laſſ' mich in Frieden, ich gehe in den Tod! — Und einige Schritte vorſchreitend ward er des Kreuzes anſichtig, kniete nieder und betete. Dann zog er, auf den Knien bleibend, raſch ſein Wams von den Schultern, und rief zu dem neben ihm ſtehenden Henker hinauf: Triff!

Dieſer ſchwang das Schwert und traf. Der Kopf fiel auf das ſchwarze Tuch. Das Volk ſchrie auf — die Trommeln fielen mit betäubendem Wirbeln ein.

Dem Leichnam wurde dann noch die rechte Hand abgehauen, weil er ſeinem Landesherrn den Eid gebrochen. Vier Vermummte wickelten den Körper in ein ſchwarzes Tuch, das Haupt aber und die abgeſchlagene Hand ſteckten ſie in einen ledernen Sack, und trugen Beides die Stiege hinab unter das Gerüſt und von da ins Rathhaus. Die Henkersknechte oben breiteten ein friſches ſchwarzes Tuch über den ſchwarzen Boden.

Kaum war dies geſchehen, ſo erſchien Budowa auf dem Schaffot. Ein leiſes, ſchmerzliches Weh flog über die Menge am ganzen Ring dahin. Der alte Herr war von Jedermann hoch geachtet, er war um ſeiner ausgebreiteten Bildung willen ein Stolz der Böhmen, auch der extrem czechiſchen Nationalen. Der Name Budowecz von Budowa zeugte für czechiſche Abſtammung, und die gemeinſten Leute wußten, daß er bei aller ausländiſchen Bildung ein liebevolles Herz hatte für ſie, und eine volle Hand für ihre Noth. Man hörte lautes Schluchzen.

Er ſelbſt erſchien heiter. Kein Geiſtlicher war an ſeiner Seite, ganz allein ging er langſam vor, und winkte den Henker zu ſich, daß er mit ſeiner Hilfe des Wamſes ledig würde. Dabei ſah er ſich nach der Tribune um, auf welcher die Richter ſaßen, und nach dem Landpfleger unter dem Baldachin. Es war ein Blick, den Niemand aushielt. Dann wendete er ſich nach dem Ringe zu und grüßte lächelnd mit der Hand. Die Trommeln fingen an zu wirbeln, damit ſeine Rede nicht vernommen würde. Ohne Noth! Eine Rede lag ihm gar nicht am Herzen. Nur ein paar Worte zum Henker verſagte er ſich nicht während des Trommelwirbels. Armer Narr, ſagte er, Du mußt den Deinigen die Köpfe abſchlagen. Biſt Du nicht ſelbſt Utraquiſt? — der Henker wagte kaum mit den Augen Ja zu ſagen; er war Proteſtant. Nun, thu's der Familie zu Liebe und behandle mich gelinde und mit Aufmerkſamkeit. Hilf mir leiſe beim Niederknien, denn ich bin ſchon ſteif — ſo, ſo! ich danke Dir. Und nun heb' Dein Schwert in Ruhe, und triff, während ich ſpreche, wie ein geſchickter Ma — —

Er hatte gut getroffen. Wenzel von Budowa war geſchieden aus dieſer Welt.

Während die Vermummten ſeinen Körper und Kopf desſelben Weges trugen wie Schlick's, und das neue Tuch ausbreiteten, war Loß oben auf der Brücke zum Schaffot erſchienen. Hans neben ihm. Loß drückte ihm zum letzten Male die Hand, und ſagte: Nimm Dich meiner Mädchen an! Und nun tritt zurück, damit man Dich nicht ſieht! — Dann rüttelte er ſeinen ganzen Körper zuſammen, als wollte er Alles abwerfen, was von Rührung und Schwäche noch vorhanden in ihm, und ſtieg raſch und feſt wie ein Jüngling die Brücke hinab. Hans trat zurück. Mitten auf dem Schaffot angekommen ſah Loß rückwärts zum Himmel, welcher ſich eben mit durchſichtigem weißem Gewölk überzog, und vom Himmel glitt ſein Blick auf einen grünen Baum, der vor einem kleinen Hauſe am Ring ſtand — der Reiz dieſer Erde ſchien noch einmal vor ſeiner Seele zu ſtehen. Er liebte dieſe Erde, er war ein ſo lebensluſtiger Mann! Dann trat er mit raſcher Wendung vor auf dem Schaffot und ging ſo heftig bis an den Rand desſelben, als wollte er hinunterſpringen in die Partiſanen der Soldaten. Für die Freiheit meines Glaubens ſterb' ich — rief er mit Donnerſtimme, daß es über den ganzen Ring hinſchallte, und die Trommeln große Mühe hatten, den Schall der weiteren Worte zu betäuben. Er war ſichtlich in Zorn, und ſprach zu eigener Genugthuung weiter, bis ſelbſt die Trompeten der Reiter den Lärm der Trommeln unterſtützten. Da ſchwieg er und ging raſchen Schrittes zum Henker, welcher eben ein friſches Schwert vom Boden aufheben wollte. Thu' mir die Freundſchaft, rother Junge, das Schwert zu behalten, welches meinem alten Budowa hingeholfen. Willſt Du? — Der Henker nickte. — Morgen hol' Dir beim Doctor Zinkas zehn Silberthaler auf meine Rechnung, und dafür gieb Dir jetzt Mühe, daß die Komödie glatt zu Ende geht. — Mit einem Ruck riß er ſein Wams vom Leibe, kniete nieder, faltete die Hände, betete kurze Zeit und rief: Vorwärts! — Sein Haupt folgte unmittelbar dieſem Ruf, und flog bis an den Rand des Schaffots.

Hans hatte es nicht vermocht, hinaus zu blicken. Der Namensruf des nächſten Opfers belehrte ihn, daß es überſtanden ſei, und er ging ſchnellen Schrittes hinweg. Er ging im Rathhauſe hinab, und auf der hinteren Seite desſelben hinaus. Niemand hielt ihn auf, Niemand fragte ihn; Jedermann hatte nur Aug' und Ohr für den öffentlichen blutigen Vorgang. Auch hier hinten ſtand die Volksmenge in dichter Maſſe, obwol ſie hier nichts ſah. Sie machte ihm, dem Geiſtlichen, bereitwillig Platz. Er kam in die Gaſſe, wo Conrad in der Nacht hatte warten ſollen, und wohin Hans inſtinctmäßig ſeine Richtung genommen, um jenen abzurufen. Conrad war nicht zu ſehen. Hans bog ſeitwärts in enge Gaſſen — überall Menſchen und Menſchen, die ſich erzählten, was auf dem Altſtädter Ringe geſchehe! Es hetzte ihn hinweg von Menſchen, in irgend eine Einſamkeit, daß er ſich hinwerfen, und den verhaltenen Schmerz ausſtrömen könne — es gelang, er kam in die Herberge, wo Tartſch mit dem Wagen eingekehrt war. Das ganze Haus war leer, Jedermann war nach dem Altſtädter Ringe. Unbemerkt konnte er ſeine geiſtliche Tracht abſtreifen und auf ſeinen im Hofe ſtehenden Wagen werfen. Er ſelbſt ſtieg in dieſen Wagen, und warf ſich erſchöpft auf die Leinwandballen, welche man eingekauft —

Erſt nach neun Uhr wurde er geſtört. Tartſch entdeckte ihn. Der Spectakel, wie er's nannte, war drüben vorbei, den er von Anfang bis zu Ende angeſehen. Gemeinen Leuten ſind öffentliche Vorgänge, ſie mögen ſein von welcher Art ſie wollen, von unwiderſtehlicher Anziehungskraft, und die Erzählung derſelben iſt ihnen ein Genuß, ein um ſo größerer, je ärger, je blutiger die Vorgänge. Hans mochte befehlen ſo viel er wollte, daß angeſpannt werden, daß fortgefahren werden ſollte zum Smichower Thore hinaus, er konnte Tartſch nicht verhindern, Alles das noch zu ſchildern, dem Hans aus dem Wege gegangen war: daß mit dem Herrn von Czernin zwei Jeſuiten gekommen, daß ein Greis darunter geweſen, ein Herr Kaplirſch, der habe ein Gewand angehabt von ſchneeweißer Farbe bis auf die Knöchel, und darüber einen koſtbaren Sammtmantel, „ſeinem Seelen-Bräutigam zu Ehren“, wie man es ausgelegt. Daß der Scharfrichter vier Schwerter gebraucht, und daß es dann auch ans Henken gegangen ſei unter dem Rathhausfenſter ganz nahe bei der Bühne, auf welcher die Richter geſeſſen, und mitten auf dem Markte. Siebenundzwanzig Männer ſeien hingerichtet worden. Einen einzigen hätten Domherren unverrichteter Sache wieder zurückgeführt vom ſchwarzen Gerüſt, der ſei wol pardonnirt worden, und morgen ſolle auch noch der Staupbeſen d'ran kommen. —

— Fahren! fahren! ſchrie Hans — da kommt ja auch der Conrad.

Sie fuhren. Conrad war wild wie ein reißendes Thier. Nichts wollte er mehr thun in ſeinem Leben als Krieg führen und todtſchlagen. Jetzt ginge er ſtracks zum Mansfelder nach Pilſen. — Er hatte wohl gemerkt, als der Tag anbrach, daß er vergeblich wartete, und war vorgegangen bis auf den Ring, und hatte Alles genau geſehen. Auf ſeine Natur hatte das nicht abſchreckend, ſondern empörend gewirkt. Auch einen Bekannten wollte er am Galgen geſehen haben. Drüben mitten auf dem Ringe am Galgen das ſei der Schuſter Pfeifer geweſen! Urban, den er eben geſprochen, habe es beſtätigt. Uebrigens habe Urban geſagt, er komme nun auch nach Sachſen, und wollte ſich mit ſeinem Weibe in Gnadenfrei niederlaſſen, in kaiſerlichen Ländern ſei's jetzt nicht mehr geheuer.

Endlich lag das erſte Dorf vor ihnen, wo ſie die Loß'ſchen finden oder erwarten ſollten. Es war noch Niemand da; ſie warteten. Hans ſetzte ſich auf einen Grashügel vor dem Dorfe, und ſah gläſernen Auges die Straße an der Moldau hinab, von wo der traurige Zug kommen werde.

Er kam. Der Leichenwagen voraus; hinter ihm die Kutſche, in welcher Ludmilla, Purzel und Doctor Zinkas. Letzterer winkte

Hanſen mit der Hand. Es ſchien zu bedeuten, daß man nicht halten und nicht ausſteigen, ſondern weiter fahren wollte nach Komorau.

So geſchah es. Dort erſt verließen die Mädchen den Wagen und Hans trat zu ihnen. Die kleine Marie ſtürzte weinend auf ihn zu, und ſchrie um den Vater, und daß der Vetter Hans ihr helfen möge. Ludmilla war bleich und ſtill, und hatte etwas Unnahbares in ihrem ſchwarzen Wollengewande. Sie war ſo einſilbig gegen Hans, daß man glauben konnte, es lebe ein Vorwurf gegen ihn in ihrer Seele, weil er Hoffnungen der Befreiung erweckt und dieſe Hoffnungen getäuſcht habe. Der Menſch iſt leider ſo: er dankt nur gern für das Gelungene, und iſt geneigt, auf das Mißlungene zu ſchelten, auch wenn es der beſten Willensmeinung entſprungen iſt.

Es war Nacht geworden, als die Beiſetzung der Loß'ſchen Reſte in der Familiengruft zu Komorau ſtattfand. Die Friſchfeuer der Eiſenwerke leuchteten dazu, und die ſchwarzberußten Arbeiter bildeten das Trauergeleit.

Am andern Morgen erſt wurde Ludmillen durch einzelne Aeußerungen der Beamten klar, daß ſie hier nicht mehr im väterlichen Eigenthume wäre. Es ſei zwar noch nicht völlig mit Beſchlag belegt, und — wie geſchehen ſolle — noch nicht verkauft, aber königliche Commiſſarien ſeien ſchon da geweſen.

Hier konnte alſo ihres Bleibens nicht ſein. Sie berieth ſich mit Doctor Zinkas, welcher ihre mütterliche Herrſchaft vorſchlug, wenn nicht der Herr von Starſchädel — — Hans kam dazu, und Purzel rief ihm entgegen: Ich gehe nur mit Dir, Vetter Hans! Du biſt jetzt mein Vater!

Hans erwiderte: Das bin ich, Marie, und ich bringe Dich zu meiner Mutter und den Meinen nach Gnadenfrei. Ludmilla geht wol auch mit uns.

Ludmilla ſchwieg, und ſah mit ſchmerzlichem Blicke auf ihn. Zum erſten Mal wieder war es ein weicher Schmerz, der in dem Blicke zitterte. Sie ſchien zu warten, ob er nicht noch ein näheres, wärmeres Wort ſprechen werde, dieſe Heimführung betreffend.

Für Hans aber war die Geliebte in ſchwarzer Wollentrauer jetzt nur die Ehrfurcht heiſchende Tochter des Hingerichteten. Jeder andere Gedanke blieb als unziemlich fern von ihm, und er ſetzte nur hinzu: Meine Mutter wird Euch wie eine Tochter aufnehmen, und Frau von Jörger wird Euch tröſtlich begrüßen.

Frau von Jörger's Erwähnung machte ſichtlich einen Eindruck auf Ludmilla. Keinen günſtigen.

Doctor Zinkas entſchied. Er ſchob das Verzögern der Antwort auf Ludmillas Schicklichkeitsgefühl, und meinte, ſie wolle nicht mit dem jungen Manne auf eine ſo weite Reiſe gehen. Er erbot ſich alſo, Ludmillen zu begleiten. Sie nickte mit dem Kopfe, und ſetzte langſam hinzu: Ich möchte nur einen Tag hier ausruhen, ich bin ſehr matt. Unterdeß kommen auch meine Habſeligkeiten von Prag, Wäſche und Kleider. Der Junker aber ſoll nicht warten, die Commiſſarien könnten wieder kommen und ihn erkennen. Er ſoll mit Purzel vorausreiſen; wir holen ihn ein.

— Ja, ja, vorausreiſen mit Vetter Hans! rief Purzel.

Hans fügte ſich darein. Er achtete die ſchmerzliche Selbſtſtändigkeit der verwaiſten Tochter; er hatte es auch bemerkt, daß die Begegnung der Frau von Jörger ihr unwillkommen war. Er reiſte mit Purzel voraus.

Den Bart-Conrad nöthigte er übrigens, zunächſt noch abzuſtehen vom Eintreten in Mansfeld's Heer. Du wirſt noch zeitig genug Landsknecht werden, werde es bei beſſerer Gelegenheit, die nicht ausbleiben wird. Zunächſt braucht Fräulein Ludmilla einen gewaffneten Begleiter. Der ſollſt Du ſein. Weib und Kind wieder zu ſehen iſt auch etwas. Iſt's Dir recht?

— Ja.

Er ſelbſt hob Purzel in ſeinen Wagen, und nachdem er Doctor Zinkas die Raſtorte genau angegeben, reichte er Ludmillen die Hand und fuhr gen Norden.

Er wußte nicht, wie er mit Ludmillen ſtand, und er ſchob das Nachdenken darüber zur Seite. Die ſchwarze Trauer lag wie ein Geſpenſt zwiſchen ſeiner einſtigen Liebe und der Gegenwart. Das Bild von Bubentſch mit Lauben und Grotten, der widerwärtige Gedanke daran und an Mitzlau erhob ſich übrigens öfter als in den letzten Monden vor ſeinen inneren Blicken, wie ſehr er ſich auch Mühe gab, gerade dieſe Bilder zu verſcheuchen.

Es war gegen Abend, als er hinter Waltershauſen an der Grenze ſeines jetzt ſo großen Landbeſitzes ankam, deſſen breite Hügelfläche bis weit hinauf in die Laubhölzer des Thüringer Waldes die ſinkende Sonne rothgelb beleuchtete. Hier ſollſt und kannſt du Glück ſchaffen und deinem Herzen Troſt, ſagte er halblaut, indem er der neugierig dreinſchauenden Purzel das Haar ſtreichelte, Glück durch Freiheit in allen höheren Fragen, durch Milde und Wohlthat in den alltäglichen Dingen.

— Schau, Vetter Hans — rief Purzel — welch' ſchöne Hunde! ſind das nicht —?

Da wurde Hans gewahr, daß hinter einem Gebüſch ein ländlicher Wagen hielt, deſſen Führer unſicher ſein mochte über den Weg, welcher ſich hier theilte. Hans ſtieg vom Wagen und ſah mit Erſtaunen, daß die Hunde freundlich auf ihn zuſprangen, und daß es Zahn und Caro war vom Wienerwalde. Der Wagen aber trug die Auswanderer Spath und Nandl, Golling und Frau. Spath hatte es nach der Beſchlagnahme des Hernalſer Gutes nicht mehr ausgehalten, der alte Golling hatte eingewilligt. Sie ſuchten den Weg nach Gnadenfrei.

Mit welcher Freude begrüßte ſie Hans und nahm er ſie auf! Golling zeigte er die Bergwälder am Horizonte, in denen er herrſchen ſollte, und in denen ein Waldhaus neu erſtehen ſollte, wie das auf dem Wiener Walde verbrannte. Spath zeigte er bei der Ankunft vor dem Schlößchen die von Dunſtan begonnenen Anlagen zwiſchen Hügeln und Bächen, welche der Gärtner zu einem weiten Parke erziehen ſollte.

Allgemeiner Jubel begrüßte die öſterreichiſchen Gäſte, und ſelbſt Golling und Frau fingen an zu glauben, daß es ſich am Ende doch auch hier außen gedeihlich leben laſſen werde. Spath zahlte im Voraus ſeinen Dank: er brachte der Frau Amalie einen Brief von der Frau Iſabella Waldſtein und in dieſem Briefe eine tröſtliche Nachricht. „Der Kaiſer“ — lautete ſie — „hat endlich meinem Vater einigen Glauben geſchenkt über den Freiherrn von Jörger. Jörger ſoll im Herbſte ein Geſuch einreichen um Rückerſtattung ſeiner Güter. Der Kaiſer wird es gewähren. Er will gegen die Oeſterreicher milder verfahren, als gegen die Böhmen.“

Als Jörger das hörte, wurde ſeine gebeugte Geſtalt wieder gerade und ſein Antlitz lächelte wieder. Auch Frau Amalie lächelte; aber anders. Es lag ein Schmerz darin, und ſie reichte Hans und Dunſtan die Hände unter den Worten: Mich behaltet Ihr doch?

Solchergeſtalt vergaß man faſt, daß Ludmilla zu erwarten ſei. Es vergingen auch einige Tage, ehe ſie kam. Dann kam ſie, und ließ ſich durch Hans einführen und herumführen in all den Anlagen des kleinen Staates, der in dieſem Sommer durch Bauten aller Art feſte Geſtalt erreichen ſollte.

Sie war ſehr ſtill und ernſt. Am meiſten zeigte ſie Theilnahme, als ein weimar'ſcher Kriegsmann auf der Durchreiſe einſprach. Er kam aus Holland vom regierenden Herzoge und trug Botſchaft von dieſem nach Weimar. Durch ihn erfuhr man, daß der flüchtige König Friedrich von Breslau weiter geflüchtet ſei nach Berlin; daß man ihn auch dort nur widerwillig aufgenommen, und daß er endlich ſich entſchloſſen habe, bei Moritz von Oranien in Holland Zuflucht zu ſuchen. Seine Begleitung habe ſich zerſtreut, ſelbſt geringere Leute, wie der Herr von Mitzlau, hätten den zuſammengeſchmolzenen Hof verlaſſen, um an ergiebigerer Stelle ihr Glück zu ſuchen. Jetzt ſei nun gar die Acht des Kaiſers ausgeſprochen und Herzog Johann Ernſt ſei mit bedroht. Er aber halte ſtandhaft aus.

Ludmilla ging von der Rampe des Schlößchens, wo dies erzählt worden war, hinweg nach dem Eichenhaine, welcher ſich am Bache hinzog. Hans ſah ihr nach. Er ahnte, was in ihr vorginge; er überließ ſie eine Viertelſtunde lang ihr ſelbſt; dann folgte er ihr. Er hatte die beſtimmte Ahnung, daß ihr und ſein Schickſal jetzt entſchieden würde. Den fragend zuſchauenden Doctor Zinkas, welcher heim wollte, wies er an Dunſtan, und Dunſtan führte den Doctor auf ſein Zimmer, um ihm den Beſitztitel jener mähriſchen Herrſchaft einzuhändigen, welche allein nicht verkauft worden war von den Zdenko'ſchen Gütern. Zinkas ſollte ſie jetzt verkaufen. Und zwar an Waldſtein, ſagte lächelnd der kluge Doctor aus Prag, der ſorgt bei einem mäßigen Preiſe dafür, daß gegen den Verkauf nirgendwo ein Anſtand werden kann.

Hans fand Ludmillen auf einer ſteinernen Bank, die unter einer großen Eiche am Rande des Baches angebracht war. Ueber den Bach hinüber weithin zeigte ſich eine reiche Ausſicht auf die grünen Waldberge hinauf — ſie lud ihn mit einer Handbewegung ein, ſich neben ſie zu ſetzen.

— Ich habe meinen Entſchluß gefaßt, lieber Hans — ſprach ſie mit leiſer Stimme — wir müſſen ſcheiden — Du ſchweigſt?!

— Ich habe dieſe traurige Mittheilung kommen ſehen.

— Und findeſt ſie natürlich. Nun, dann iſt mein Entſchluß wol begründet. Hans! Ich kann mich nicht von Dir begnadigen laſſen — — ich habe es eine Zeit lang gedacht, weil die Sympathie meines Herzens alles Andere überfluthete — —

— Und das thut ſie jetzt nicht mehr?

— Ich weiß es nicht. Meine Stimmung iſt durch das ſchreckliche Schickſal meines Vaters ganz verändert. Alles was ich vor mir ſehe, erſcheint mir troſtlos. Auch Eure hieſige Lebensweiſe, Eure Anſtalten für eine fromme Colonie —

— Der Glanz fehlt, die hohen Punkte fehlen —

— Vielleicht. Du magſt Recht haben mit dem verſteckten Vorwurfe gegen meine Eitelkeit; ich bin wol ein Weltkind. Aber auch außerdem fröſtelt mich's an, Alles nur auf fromme Zwecke gerichtet, und vom Ritterthume nichts mehr zu ſehen.

— Du fürchteſt Langeweile. Nicht mit Unrecht. Indeſſen bin und bleibe ich wol ein junger Mann neben Dunſtan und Frau Amalie; ich denke nicht aufzugehen in unſerm kleinen Staate, welchen das lutheriſche Conſiſtorium nicht unbehelligt laſſen wird, ſobald Hortleder einmal aus ſeiner Stellung ſcheidet; ich denke auch nicht auszuſcheiden aus den Kriegsfragen meines Vaterlandes. — Trotzdem haſt Du wol nicht Unrecht in dem was Dich betrifft und was Dein Verhältniß betrifft zu dieſer Zukunft, zu meiner Zukunft —

— Siehſt Du, wie das ſchon klar iſt in Dir! das wäre nicht der Fall, wenn — Hans, geſteh' mir's ehrlich: in Deiner Seele liegt es ſchon deutlich, daß ich nicht zu Deiner Lebensgefährtin tauge, oder wenigſtens nicht paſſe.

— Ludmilla —!

— Nein, nein, geſteh' mir's nicht! Laſſ' mich den Schimmer meiner glücklichen Jugend mitnehmen!

— Wohin?

— Nach Holland zu meiner Königin.

— Alſo doch! Ich ſah's an Deiner Bewegung bei der Nachricht —

— Mitzlau iſt fort, es ſteht nichts mehr im Wege, daß ich mich dem Unglücke meiner Königin treu und anhänglich erweiſe. — Du ſchweigſt? Eine Thräne in Deinem Auge, Hans, und Du ſchweigſt doch! Siehſt Du, wie Recht ich habe! Mehr noch als Recht: ich meinte nur, ich könnte mich nicht von Dir begnadigen laſſen, Du aber, Du haſt mich noch gar nicht begnadigt, Du kannſt mich noch gar nicht begnadigen!

— Ludmilla!

— Endigen wir! die Qual wird zu groß — wir ſcheiden ja doch in liebevoller Empfindung, nicht wahr?

— Das weiß Gott! rief Hans mit einer Stimme, welche unter Thränen zitterte. Er ergriff ihre Hand, und drückte ſeine naſſen Augen auf dieſelbe. Auch ihre Faſſung war erſchöpft, ſchluchzend drückte ſie ihr Angeſicht auf ſein Haupt — dann riß ſie ſich los und eilte fort.

Am andern Morgen reiſte Doctor Zinkas nach Süden ab, Ludmilla nach Norden. Conrad wurde ihr zum ſchützenden Geleite mitgegeben. Von der Rampe des Schlößchens ſahen ſie ihr alle nach — aus der Ferne winkte ſie noch einmal mit ihrem Taſchentuche zurück.

— Wann kommt denn die Mille wieder? fragte Purzel.

— Wenn Du ein Edelfräulein ſein wirſt ſo groß wie ich — antwortete Frau Amalie.

— Ah! ſagte Purzel und ſchaute zu Hans in die Höhe.

Hans ſah der kleinen Marie ſcheinbar verlorenen Blickes ins Antlitz, welches die Züge Ludmillens und des verſtorbenen Vaters in ſich vereinigte, dann beugte er ſich nieder und küßte ſie aufs Auge. In dieſem Auge meinte er alles das zu küſſen, was er Gutes und Liebes ſoeben verloren hatte.

Ein thauiger Morgen ſtieg empor über das Ländchen, welches ſein war, ſo weit das Auge reichte, und welches er mit ſeinen Freunden nach Kräften beglücken wollte. Und wer beglücken kann, der wird ſelber glücklich, auch wenn er's nicht ſogleich weiß und erkennt. Die Erkenntniß reift wie die Aehre, und eines ſchönen Tages neigt ſie ſich in ſeinen Schooß, und unwillkürlich ruft er aus: Der Himmel hat mich doch geſegnet! das was ſchillert und verführt, hat er mir entzogen, das was erquickt, hat er mir gelaſſen, hat er mir geſchenkt.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

13. Band.

Der deutſche Krieg.

II. Waldſtein.

1. Theil.

Wien, 1879.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Der deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

II. Waldſtein.

1. Theil.

Wien, 1879.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

II. Buch.

Waldſtein.

1. Theil.

1.—8. Capitel.

I.

Es war ein klarer Mittag; die Sonne ſchien; die Luft wehte in milder Friſche von hohen Bergen, welche fernher einen See umſäumten. Die Maronenbäume, welche ein Haus am See ringsum einſchloſſen, zeigten die gelbe, den Herbſt ankündigende Färbung, aber der Wärmegrad in der Atmosſphäre ſchien der ſpäteren Jahreszeit zu widerſprechen. Er bezeugte das glückliche Klima der Landſchaft in einem Winkel Oberkrains, welcher damals noch ganz vereinſamt, nur von vereinzelten Slovenenfamilien bewohnt, und dürftig angebaut war. Erſt inmitten des neunzehnten Jahrhunderts hat die Welt, ja hat ſelbſt Wien erſt erfahren, daß da oben am See von Veldes eine wunderbar ſchöne Luft wehe über einen maleriſchen Abhang der ſüdlichen Alpen, Karawanken genannt.

Vor jenem Hauſe am See, welches vornehm abſtach von den zerſtreuten, ärmlichen Hütten der ſloveniſchen Bauern, ſaßen zwei Frauen unter den Maronenbäumen, eine Greiſin und eine von mittleren Jahren. Sie arbeiteten an einem Fiſchernetze, und die Jüngere ſtand zuweilen auf und ging raſch auf eine kleine Anhöhe. Die Hand über die Augen haltend, um dem Sonnenſtrahle zu begegnen, blickte ſie nach Oſten hinüber, nach der Richtung, in welcher jenſeits des „Wurzen“-Berges Klagenfurt liegt im Kärntnerlande. Sie erwartete Jemand. „Er iſt noch nicht zu ſehen!“ ſagte ſie, ans Netz zurückkehrend und fing wieder an zu ſtricken.

Sie war noch eine ſchöne Frau in ihrer ländlichen Kleidung. Die Greiſin war ihre Mutter, und auch dieſe war noch ſtattlich und friſch. Geſprochen wurde nichts weiter zwiſchen ihnen; beide ſchienen ſtille, ruhige Naturen zu ſein.

Sie waren vor einigen zwanzig Jahren hier eingewandert, zwei einzelne Frauen mit einer rüſtigen Magd, und hatten das Haus gekauft ſammt einer ziemlichen Fläche von Aeckern und Wieſen. Von einem verarmten Edelmanne, der in den Krieg gezogen war. Sie ſelbſt waren einem Kriege in Ungarn aus dem Wege gegangen und hatten ein ſtilles Plätzchen geſucht. Nicht aus Menſchenſcheu oder beſonderer Furchtſamkeit, nein! ſie waren geſunde, muthige Frauen; aber die Mutter hatte geſagt: Es wird doch hier zu arg in dem Ungarlande mit den immerwährenden Kriegshorden, oben in den Bergen Inneröſterreichs wird's friedlicher ſein. Dein Vater, welcher mich aus der Steiermark geholt hat, iſt leider todt; es hält uns hier nichts mehr. Wandern wir! Unſer kleines Vermögen reicht hin, uns anzukaufen. So kriegt Dein kleiner Leo eine geſicherte Wohnſtatt und Heimat.

Das hatten ſie gethan, und gemächlich ſuchend nach einem hübſchen, verkäuflichen Grundſtücke waren ſie bis da heraufgekommen unter die karniſchen Alpen. Jenen kleinen Leo, welcher indeſſen ein großer Jüngling geworden, erwarteten ſie heute aus Klagenfurt, wo ſeit Jahren in der Jeſuitenſchule ſeine Erziehung vollendet werden ſollte.

Er war der Augapfel, war das Lebenskleinod der beiden Frauen, ſeiner Großmutter und ſeiner Mutter. Es fiel ihnen wol recht ſchwer, daß er ſich nicht als ſtiller Landmann hier bei ihnen anſiedeln, ſondern daß er in die Welt hinaus wollte; aber ſie widerſprachen nicht. Sie waren gewohnt, ihm jede Freiheit zu geſtatten, ja ihn als ihren Herrn zu betrachten, und nun hatte er neulich gar einen Brief mitgebracht vom Herrn Pater Vitus, dem Oberſten des Jeſuitenhauſes in Klagenfurt, und in dem Briefe war ausdrücklich geſagt geweſen: ſie ſollten ja den

Leo ziehen laſſen, der ſei ein begabter, hoffnungsreicher Menſch, welcher ſeinen Weg gar ſtattlich machen und welchen er ſelbſt an die mächtigſte Perſon draußen empfehlen werde — nun war gar kein Zweifel mehr vorhanden für Mutter und Großmutter. Sie wollten ihn ziehen laſſen und auf ſeine jeweilige Wiederkehr hoffen. Einige Thränen werde es wol koſten, aber ſie waren gar nicht ſentimental in der ſchwächlichen Bedeutung des Wortes, ſie waren Naturkinder, ſie räumten dem Menſchen alle einfachen Bedingungen der Natur fraglos ein, wie dem Baume, welcher freien Raum brauche, um zu wachſen und ſich auszubreiten.

Die Entwicklung ihres Lebensſchickſals hatte ſie zur Bewahrung dieſer einfachen Natürlichkeit geführt. Die Großmutter hatte einen eigenthümlich ſelbſtſtändigen Ehegatten gefunden. Er war ein Gelehrter geweſen, der aus dem deutſchen Reiche flüchtig geworden, weil er in witzigem Freimuthe über Kaiſer und Reich geſprochen und zwar ſo witzig geſprochen hatte, daß man die Worte überall nachſprach. Dies iſt gefährlicher, als wenn man gemein ſchilt oder ſchimpft. Man hatte auf den Witzbold gefahndet, und da hatte dieſer geſagt: Das iſt mir läſtig, und ich brauche ja Eure ſchief gewordene Welt gar nicht; ich habe meine Naturwiſſenſchaft, die mein Leben vollſtändig ausfüllt. Ich gehe hinaus in Gegenden, wo Geſellſchaft und Kirche noch wüſt ſind und mich unbehelligt laſſen; die Natur, mit der ich verkehre, finde ich überall. — In der Steiermark hatte er ein friſches, natürliches Mädchen gefunden, hatte ſie zu ſeiner Ehefrau gemacht und war mit ihr nach Ungarn gezogen in die ſüdlichen Abhänge der Karpathen. Dort hatte er in der Einſamkeit an die zwanzig Jahre ungeſtört glücklich gelebt, hatte geforſcht und aufgeſchrieben und mit beſonderer Freude ſein Töchterlein Julia aufwachſen ſehen.

Wie dies ſein Töchterlein zu erziehen ſei war ihm eine allerliebſte Unterhaltung geweſen. Eine menſchliche Pflanze iſt ſolch ein Kind! hatte er ausgerufen, man ſorge für Nahrung, Luft und Freiheit, und ſie wird vollkommen das werden, was ſie werden kann. Unter Nahrung verſtand er freilich nicht blos Eſſen und Trinken, ſondern auch Kenntniß. Er unterrichtete ſie in alle dem, wofür ſie Antheil zeigte. Was ſie abwies, das ließ er fallen. Das gehört nicht in ihren Lebenskreis! pflegte er zu ſagen. In eben ſolcher Weiſe verfuhr er mit der kirchlichen Frage. Das Verhältniß zu Gott, wie er die Religion nannte, trug er ihr vor als Naturforſcher, das heißt, er zeigte ihr bei jedem Gegenſtande, wie er im Zuſammenhange mit allem Uebrigen entſtanden ſei und von einer unſichtbaren, aber geſetzlichen großen Kraft abhänge. Daß dieſe Kraft nicht eben ein perſönlicher Gott wurde, das lag nahe bei ſeinem naturwiſſenſchaftlichen Sinne. Er war kein Poet, der dichtet und erhebt, er war ein Forſcher, der Geſetze ſucht. Der Poet allein führt leicht zum Aberglauben, der Forſcher allein leicht zum Unglauben, Jener verdichtet zu ſehr, Dieſer zertheilt zu ſehr. Es war indeß kein eigentlicher Unglaube, was er ſeine Julia lehrte, es war mehr der Glaube an die „große Kraft“ wilder Indianer, welchen er in ihr entwickelte. Er ſchilderte ihr dann auch die Anſichten und Glaubensartikel der großen Religionsgeſellſchaften auf der Erde und überließ ihr die Wahl, und als ſie gar keine Wahl treffen wollte, da lächelte er. Die Veranlaſſung zu einer Wahl lag dem Mädchen nicht eben nahe. Das Karpathenthal, in welchem ſie lebten, war abgelegen und unbewohnt, eine Kirche gab's da nicht in weitem Umkreiſe, und die Mutter war urſprünglich Proteſtantin, als ſolche aber ohne das ſtarke Bedürfniß einer ſichtbaren Kirche, wie es Katholiken innewohnt. Dieſe ganze kirchliche Frage verlangte alſo in der Familie keine weitere Bethätigung als ihr der Vater gab, wenn er von der wunderbaren Einrichtung und Größe der Natur ſprach.

So wuchs Julia zur Jungfrau heran und war im Jahre 1606 ein geſundes, ſchönes, ganz eigenthümliches Mädchen. Um dieſe Zeit betraf ſie und die Mutter ein Unglück. Der Vater war des Morgens ausgegangen, um jenſeits der nächſten Berghöhe zu botaniſiren. Er kam des Abends nicht zurück und blieb auch die Nacht aus. Am andern Morgen brachten ihn Kriegsleute auf einer Tragbahre von Baumzweigen; er war ſchwer verwundet und verſchied an der Schwelle ſeines Hauſes. Mitten in ein Gefecht war er hineingerathen, welches jenſeits der Höhe feindliche Streifcorps ſich geliefert hatten, und eine Kugel hatte ihn niedergeworfen. Der Anführer des einen Corps hatte ihn noch am Leben gefunden und hatte aus ſeinen Reden entnommen, daß er ein gebildeter Mann ſei, welcher jenſeits der Berghöhe Wohnung und Angehörige habe. Er hatte ihn heimtragen laſſen und kam des andern Tages ſelbſt, um ſich nach dem Schickſale des Verunglückten zu erkundigen.

Er war ein junger Edelmann, der ſeinen erſten Feldzug machte. Gegen die Türken pflegte man ſich damals die erſten Sporen zu verdienen, und da der berühmte Feldmarſchall Georg Baſta in der Gegend von Gran gegen die Türken zu Felde lag, ſo hatte ſich dieſer junge, aus Böhmen ſtammende Edelmann eingefunden, um den Krieg zu erlernen. Baſta hatte ihm eine Streifung aufgetragen, und dieſe hatte ihn ſo weit geführt, daß er in dieſe abgelegene Gegend gerathen war.

Der junge Mann war Albrecht von Waldſtein. Die Schönheit und Eigenthümlichkeit Julias überraſchte ihn. Er kam nach einigen Wochen wieder und fragte, ob Mutter und Tochter Unterſtützung brauchten. Sie ſagten nein; ihr Eigenthum reiche hin. Er blieb einige Tage, und ſie wehrten das nicht; ihre Trauer war mild. Der Verſtorbene hatte ſie gewöhnt, das Entſtehen und Vergehen getroſt anzuſehen wie die ewige Nothwendigkeit. Der im dreiundzwanzigſten Jahre ſtehende Albrecht fühlte ſich angeſprochen von dieſer Einſamkeit, von dieſen einfachen Frauen. Er hatte ſelbſt Anlage zu ſtiller Naturbetrachtung; er hatte in Padua unter dem berühmten Argoli Aſtronomie ſtudirt und auch von der Aſtrologie genaſcht, von der Bedeutung der Geſtirne für den Menſchen. Er erzählte Julien von dieſer Wiſſenſchaft und ſah mit Erſtaunen, daß ſie in der Kenntniß des geſtirnten Himmels ganz wohl unterrichtet ſei; wie überhaupt in der Naturwiſſenſchaft; daß ſie aber von ſeinen aſtrologiſchen Folgerungen nichts wiſſen wollte. Das ſei keine Wiſſenſchaft, das ſei ein Spiel. Er vertheidigte ſeine Wiſſenſchaft; ſie lachte. Nun denn, er wollte es ihr beweiſen, er wollte ſie überführen, und zu dem Ende aus Gran ſeine Apparate holen, ſeine Himmelstafeln, ſeine Zirkel, ſeine Gläſer, ſeine Berechnungen. Das geſchah. Er kam alſo wieder, und der Verkehr zwiſchen den jungen Leuten wurde vertraulicher, und immer reizender erſchien ihm das dunkelblonde Naturkind mit ſeinen großen, graublauen Augen, aus denen eine tiefſchwarze Pupille ihm entgegenſtrahlte. Ein Lufthauch war über das viel im Freien lebende Mädchen ausgebreitet wie die Geſundheit ſelbſt. Braunröthliche Spitzen warfen einen Schimmer über ihr Haar, und die weiße Haut der vollen Büſte und der Arme hob ſich lockend ab von Geſicht und Händen, wenn die Sommerwärme ſie im Hauſe zu leichterer Kleidung nöthigte. Ihr ganzer, geſchmeidiger Körper voll Kraft und Tüchtigkeit erſchien dem jungen Kriegsmanne wie ein Baum des Bergwaldes, deſſen Kern in Wetter und Sonne bis zur Unverletzbarkeit gezeitigt und gefeſtigt ſei. Und es war nicht blos der körperliche Reiz, welcher ihn mehr und mehr feſſelte, ihr geiſtiger Reiz war ebenſo mächtig. Schon weil ihr Wiſſen und Denken völlig eigen war! Sie wußte nichts von der Geſchichte des Tages, aber die Geſchichte des Alterthums kannte ſie genau; ſie gehörte zu keinem Religionsbekenntniſſe, aber ſie war religiös und wußte die dogmatiſchen Sätze aller Religionen aufzuzählen wie Raritäten, und die Natur mit ihren feinſten Geſetzen kannte ſie beſſer als er. Dabei war ſie wie ihre Mutter die Uneigennützigkeit ſelbſt. Sie fragte kaum, wie er hieße, ſie fragte nicht, was er wollte, und als er von Zuneigung und Liebe ſprach, da lächelte ſie und fragte nicht nach Weiterem.

Er ging und kam, ohne durch irgend eine Neugier behelligt zu werden. Wie ſehr er von Jugend auf Egoiſt war, gerade dies Weſen ſchien ihn zu verpflichten. Er beſchäftigte ſich lebhaft mit dem Gedanken, wie ſie ihm dauernd angehören könne. Das war nicht leicht; denn er war nicht wohlhabend, und er war ehrgeizig. Eine Verwundung, welche ihm ein Ausfall aus Gran zugezogen, unterbrach ſein Hinaufreiten ins Gebirge. Er mußte wochenlang ſtill liegen, und als er genas, ſendete ihn Georg Baſta, der Feldhauptmann, mit einer ſehr ehrenvollen Botſchaft nach Wien, ehrenvoll auch beſonders für ihn, denn er hatte ſich ausgezeichnet mit ſeiner Compagnie. Das Lob, welches er in Wien erntete, ſchmeckte ihm ſehr wohl, und er fand es nothwendig, auch nach Prag zu reiten, wo Kaiſer Rudolph reſidirte, um auch vom Kaiſer gelobt und gekannt zu werden. Dort fand er ſeinen Oheim Adam von Waldſtein, welcher Oberſtburggraf von Böhmen und ein mächtiger Mann war. Der bezeugte ihm ſeine Freude darüber, daß er ſich ſo früh hervorgethan durch geſchickte Tapferkeit, und ſeiner Familie Ehre gemacht. Er wollte ihn fördern. Jetzt ſollte der Albrecht nur eine Zeit lang in Prag bleiben, um überall eingeführt zu werden, dann wollte er ihn mit nach Mähren nehmen und ihn dort vorſtellen. Dort ſei eine ſteinreiche Frau, deren Mann im Sterben liege, und die wol ein gewiſſes Verſtändniß habe für hochſtrebenden, phantaſtiſchen Sinn. Denn dieſer Sinn des Albrecht müſſe bei Zeiten einen ordentlichen Beſitz in die Hand bekommen, ſonſt verfalle er auf Thorheiten. Frau Lucretia ſei vielleicht dazu angethan, ihn zu erziehen, ihn groß zu ziehen. Albrecht wollte zwar von Frau Lucretia nichts hören, aber er wartete doch und ging ſpäter mit dem Oheim nach Mähren. Mähren lag ja auch auf dem Wege nach den Karpathen.

Darüber verging längere Zeit, und während derſelben ereignete ſich Mancherlei mit Julien.

Sie hatte der Wiederkehr Albrecht's geharrt wie eine glückliche Geliebte, nicht ungeduldig, nicht ſchwärmeriſch, nicht traurig; nein, heiter und ſicher hatte ſie gewartet. Es vergingen Tage, Wochen, Monde — er kam nicht wieder. Das mußte traurig auf ſie wirken. Sie meinte nicht, daß er ſie vergeſſen habe, der Gedanke lag ihr fern, ſie meinte, es ſei ihm ein Unfall begegnet. Er war ja ein Kriegsmann und ſtand im Felde. Ein Verwundeter kann geneſen, ein Gefangener frei werden — ſie harrte getroſt. Er kam nicht; ſtatt ſeiner aber kam der Türke bis in die Berge herein; Flüchtlinge eilten an ihrem Hauſe vorüber und warnten ſie. Am liebſten raubt der Türke Frauen! hieß es, rettet Euch, die kaiſerlichen Führer, welche uns bis heute geſchützt, ſind alle erſchlagen —!

Mutter und Tochter zweifelten nicht mehr, daß Albrecht todt ſei. Sie weinten ihm ihre Thränen, verkauften in der nächſten Ortſchaft ihr Beſitzthum und zogen hinauf nach Veldes.

Hier gebar Julie einen Knaben, und Mutter wie Tochter waren wieder glücklich. Der Beſitz und das Gedeihen dieſes Kindes erfüllte ihr ganzes Leben mit Antheil und Freude. Leo wurde er genannt, ſogar getauft. Kirchliche Bedingungen traten ihnen hier näher als in der ungariſchen Einſamkeit: Drüben im See lag eine kleine Inſel und auf der Inſel ein Kirchlein. Dorthin ruderten Mutter und Großmutter eines Sonntags den kleinen Burſchen und ließen ihn taufen, weil ſie ſahen, daß Schaaren von Bäuerinnen aus den Bergen kamen mit ihren Säuglingen, um dieſe taufen zu laſſen im Seekirchlein. Sie fragten nicht, ob katholiſch oder evangeliſch da drüben gebetet und getauft werde, ſie wollten nur nicht — namentlich die Großmutter wollte es nicht —, daß der kleine Mann ausgeſchloſſen bleibe von der großen Gemeinſchaft der chriſtlichen Welt. — Uebrigens wuchs er auf wie das Füllen auf der Weide, von den beiden Frauen gepflegt und von Julien unterrichtet in alle dem, was ſie vom Vater erlernt hatte.

Als er ſchon ein prächtig aufgeſchoſſener Burſche war, da kam eines Tages vom „Wurzen“ herab — ſo heißt da oben der Bergpaß, welcher Oberkrain mit Kärnten verbindet — eine Prozeſſion katholiſcher Geiſtlichen, und ließ ſich hinüber rudern nach dem Kirchlein im See. Die Erſcheinung war neu, und Leo erzählte der Mutter und Großmutter, was ſie zu bedeuten habe. Er war ihr kleiner Miniſter des Auswärtigen, der ſich draußen um Alles kümmerte und daheim Alles erzählte. Dies Erzählen war tägliche Labung für Mutter und Großmutter, nicht des Erzählten wegen, ſondern wegen des Erzählers, welcher einen aufgeweckten, für Alles aufmerkſamen Geiſt entwickelte, und ſo allerliebſt vorzutragen wußte. Es war immer ein luſtiger Zug in ſeinem Vortrage, welcher die Großmutter ganz beſonders anſprach. Auch jetzt wieder. Er ſei falſch getauft, ſagte Leo. Das ſeien ganz andere Geiſtliche, welche da hinüber ruderten, um das Kirchlein zu weihen, als die früheren. Sie kämen aus der Steiermark, wo der Erzherzog Ferdinand alle Kirchen neu weihen ließe und der eine Geiſtliche habe ihm auf die Backe geklopft und habe geſagt: er freue ſich über ihn und wolle ihn ſprechen, wenn ſie vom Kirchlein zurückkehrten.

Wirklich trat er bald darauf bei ihnen ein. Er war ein bejahrter, milder Mann, Pater Vitus geheißen. Veit Paſcha war er in der Wirklichkeit genannt worden, ehe er ins Jeſuitencollegium zu Olmütz getreten. Dort war er Lehrer des jungen Albrecht von Waldſtein geworden und hatte dieſen wilden, damals noch ketzeriſchen Junker zum Katholiken gemacht. Die ſtarken Fähigkeiten des Junker Albrecht hatten ihm gefallen, und weil er ihn zum Proſelyten gemacht, war ein näheres Verhältniß entſtanden zwiſchen Pater Vitus und dem Junker Albrecht. Offenbar hätte ihn jetzt der rothbraune Lockenkopf Leos an ſeinen Albrecht erinnert, wenn auch dunkel und unklar. Leos Kopf war bildſchön, Albrechts Kopf mit ſchlichtem, braunrothem Haar war niemals ſchön, war nur ſcharf geweſen. Pater Vitus wußte auch nicht recht, daß es gerade dieſe Aehnlichkeit wäre, welche ihn zu Leo zog; der Knabe muthete ihn nur überhaupt ſympathiſch an, und er ſchlug den Frauen vor, ihn mitzugeben nach Klagenfurt. Dort wollte er ihn erziehen laſſen im Jeſuitencollegium.

Das war ein Schreck! Den Leo fortzugeben! O nein!

Pater Vitus lächelte. „So geht es immer,“ ſagte er, „wenn von Trennung die Rede iſt. Ueberlegt's Euch! Hier wird der Knabe ein Bauer, und er hat doch Zeug zu Größerem. Er braucht ja auch nicht Geiſtlicher zu werden, wenn er bei uns erzogen wird. Er wird das, wozu ſich Beruf in ihm entwickelt. Ich hab' einmal einen Aehnlichen erzogen, der iſt ein Kriegshauptmann und mächtiger Herr geworden." — Das will ich auch werden! rief Leo, — wo iſt der Aehnliche?

Ehe Pater Vitus antworten konnte, fragte die Großmutter dazwiſchen hinein, und ſo wurde die Frage nicht beantwortet, welche ſo wichtig war für die Familie.

Alſo überlegt's Euch! ſchloß der Pater — ich bleibe bis zum Herbſt in Klagenfurt. Dann führt mich meine Miſſion weiter. Wenn Ihr den Knaben hinabſchickt, werd' ich mich ſeiner annehmen. Lebt wohl!

Leo gab keine Ruhe; die Frauen mußten nachgeben. Gegen den Herbſt marſchirte er allein und tapfer über den „Wurzen" an der Drau hinab nach Klagenfurt. Die ganze Welt öffnete ſich vor ihm, er zog jauchzend dahin, der fröhliche Leo Steinwald. So war er getauft worden im Seekirchlein durch eine Vergeßlichkeit des taufenden Prieſters, eines alten Mannes. Waldſtein war ihm geſagt worden; der alte Mann aber hatte ſich durch das Geſchrei des Täuflings, den die Mutter mit Gewalt zur Ruhe bringen wollte, zerſtreuen laſſen, und hatte ihn feierlich als „Leo Steinwald" getauft. Die Frauen hatten dazu gelächelt und unter ſich geſagt: das Schickſal ſcheint es ſo zu wollen, vielleicht bringt es ihm Glück mit dieſem Namen! — Und allmälig hatten ſie ſich daran gewöhnt, und wenn von ſeinem verſtorbenen Vater die Rede kam, ſo hieß es nur immer Albrecht. Leo wußte es gar nicht anders, wenn man ihn fragte, als daß ſein Vater Albrecht Steinwald geheißen, ein Kriegsmann geweſen ſei, und eine ganze Compagnie Reiter befehligt habe.

Der junge Steinwald entwickelte ſich als offener Kopf, als trefflicher Schüler im Collegium. Beſonders für alle realen Wiſſenſchaften. Und über ſein verträgliches angenehmes Naturell war nur eine Stimme des Lobes, wenn Pater Vitus von Zeit zu Zeit in Klagenfurt einſprach und nach ſeinem Schützlinge fragte. Die Jeſuitenſchulen erwieſen ſich ſchon damals dem Adel entgegen kommend, indem ſie freien Künſten alle Sorgfalt angedeihen ließen und Reit- und Fechtunterricht auf ſplendide Weiſe gewährten. Nach dieſer Richtung entwickelte ſich denn Leo als junger Meiſter, und Pater Vitus mußte nach einigen Jahren eingeſtehen, daß allerdings von einer anderen als weltlichen Laufbahn bei dieſem Veldeſer Sprößling gar nicht die Rede ſein könne; er entwickelte ſich doch gar zu leicht und geſund und frei, und das ſchöne Aeußere des Jünglings ſpreche auch für weltliche Verwendung. Namentlich zeigte Leo auffallende Theilnahme für geſchichtliches Studium und für die damit zuſammenhängenden Vorgänge des ſtaatlichen Lebens. Alexander der Große, Julius Cäſar, Karl der Große, die hohenſtauf'ſchen Kaiſer waren ſeine Ideale, und er peinigte den Pater völlig um Erzählung alles Deſſen, was in der Welt vorginge. Pater Vitus war geeignet dazu, denn er hatte eine Aufſichts-Miſſion ſeines Ordens, welche ihn viel auf Reiſen brachte, und der alte Mann hatte von Jugend auf politiſchen Sinn gehabt; er konnte alſo nach langer Lebenszeit in bewegter Epoche dem aufhorchenden Jünglinge allerlei Intereſſantes erzählen. Das erhöhte ſeinen eigenen Antheil an dem jungen Manne, welcher den Schilderungen enthuſiaſtiſch entgegen kam, und Pater Vitus entſchloß ſich am Ende geradezu, dieſen lebensluſtigen und thatenluſtigen Leo dahin zu befördern, wo damals der Mittelpunkt politiſcher Geſchichte beſtand, nach Böhmen ins Hof- und Kriegslager des Friedländers. Mit dieſem war der alte Pater ſeit der Olmützer Zeit immer noch in einer jeweiligen Verbindung, brieflich wie perſönlich, denn ſeine Miſſion führte ihn auch nach Böhmen. Der Friedländer war pietätsvoll für ſeinen erſten Lehrer in der katholiſchen Religion, empfing ihn ſtets mit Wohlwollen, beſchenkte ihn und fragte ſtets, ob der alte geiſtliche Herr nicht mit etwas Beſonderem zu erfreuen wäre. Das letzte Mal hatte Vitus ihn zu Gitſchin geſehen, dem kleinen Städtchen, welches Waldſtein zu einer Reſidenzſtadt erhoben hatte, und für welches er Anſtrengungen und Anſtalten machte, wie ſie im folgenden Jahrhundert der vierzehnte Ludwig für Verſailles gemacht hat. Er baute ganze Straßen von Häuſern für Einwohner, die noch gar nicht vorhanden waren und die er nach Vollendung der Häuſer erſt herzu rief von allen Seiten und mit Rückſicht auf ihre Handwerks- oder Kunſtfertigkeiten. Er gründete Schulen und übergab ſie den Jeſuiten, die am geſchickteſten lehrten und einrichteten, er erweiterte Schloß und Gärten in einem Umfange und mit einem Luxus, welche in damaliger Zeit unerhört waren, und er überzog das Alles mit der Fülle und dem Schimmer eines Hofſtaates, welche nicht ihres Gleichen hatten in Europa. Vitus hatte das letzte Mal, da er in Gitſchin bei ihm geweſen, ein wenig zu ſchelten gewagt über ſolche Verſchwendung, da hatte aber ſein hochmächtig gewordener Schüler erwidert: „Das verſtehſt Du nicht, Alter! Wenn man ein groß Verhältniß will, muß man auch Alles groß anlegen. In der Stille ſpart man, öffentlich prahlt man. Die Welt geht nach dem Schein. Und außerdem ſorgt man dafür, daß der Schein einen guten Boden habe und ihn befruchte. Was für Kräfte ſetzt das Alles hier in Bewegung, was für Fähigkeiten entwickelt es! Sie kommen alle meiner Herrſchaft zu Gute. Sieh dahin! Da kommt mein Pagencorps geritten, an die ſechzig junge Burſche, welche alle in die Welt eingeführt werden unter meinen Auſpicien. Das nützt den jungen Leuten und nützt mir. Ich ſehe auch bei der Aufnahme ſorgſam auf Fähigkeit und Talent, dumme böhmiſche „Jankus“ nehme ich nicht, und eine arme Herkunft iſt für einen begabten Buben kein Hinderniß. Wenn Du einmal einen aufgeweckten Schlingel ſiehſt in Deinen Schulen, den Du befördern willſt, ſo ſchick' ihn mir. Da wirſt Du handgreiflich einſehen, daß der Luxus ſein Gutes hat“.

Ein ſolch' aufgeweckter Schlingel, ſagte Pater Vitus zu ſich, iſt dieſer Leo; ich ſchick' ihn zum Friedländer.

Leo ließ er nicht ſogleich etwas merken von dieſer Abſicht; er wollte ihn erſt gründlich vorbereitet und ausgebildet ſehen zu dieſem Zwecke. Demgemäß ließ er ihn in beſtimmten Diſciplinen namentlich Staatengeſchichte, Völkerrecht, deutſchem Recht und in Kenntniß lebender Sprachen ganz beſonders unterrichten und nahm ihn auch mehrmals mit auf ſeinen Reiſen, wenn ſie ihn nach Italien hinabführten.

Leo merkte aber doch ſehr bald die Vorſätze, welche ſein alter guter Pater für ihn habe, und als er das nächſte Mal zu ſeinen Müttern hinauf nach Veldes kam — es war im Frühlinge 1631 — da berichtete er triumphirend von dieſen Ausſichten. Sie erſchraken auch nicht ungebührlich, daß er ihnen nun noch weiter entführt werden ſollte. Die Schulzeit in Klagenfurt hatte ſie vertraut gemacht mit dieſem Gedanken, ebenſo die Kenntniß weltlicher Verhältniſſe, welche er ihnen bei ſeinen Ferien-Beſuchen nach und nach geſchildert hatte. Sie waren ja wie die Kinder geweſen, denen die bürgerliche, politiſche und kirchliche Welt ganz unbekannt geblieben. Er war der vortragende Lehrer geworden da oben in Veldes, und beſonders Julia, ſeine Mutter, hatte an dieſen Vorträgen einen tiefen Antheil genommen. Es war ihr eine Seligkeit, Schülerin ihres ſtattlichen Sohnes zu werden, und ſie hatte darauf gedrungen, daß allmälig ſyſtematiſch vorgegangen werde mit dieſen Vorträgen, Wiſſenſchaft um Wiſſenſchaft der Reihe nach, wie er ſie in jedem Vierteljahre erlernt hatte unten im Klagenfurter Collegium. Das wurde doch auch — die Mutter merkte es wohl! — für ihn ſehr zuträglich. Was man lehren will, das muß man genau wiſſen, und Mutter Julia fragte kreuz und quer, um ihn feſt zu machen und genau, denn ſie hatte die naturaliſtiſche Schule ihres Vaters nicht vergeſſen. So ging in ſeine Kenntniſſe jene Klarheit und Genauigkeit über, welche ganz zu ſeinem offenen und klaren Naturell paßte, und welche ihn für die Geſchäfte des Lebens gründlich vorbereitete und geſchickt machte. Dabei wußte Julia auch noch einen Luxus auszufinden, ein Thema welches wie poetiſche Unterhaltung erſchien: die Tagesgeſchichte durfte er ausführlich erzählen, das heißt Alles, was er während des letzten Vierteljahres im Collegium darüber vernommen hatte. Nach Inneröſterreich war der Krieg gar nicht gedrungen, da oben in Veldes wußte man gar nichts von ihm, und die beiden Frauen hatten ſeit Jahrzehnten nichts von den Begebenheiten in der Welt erfahren. Der verſtorbene Vater Juliens hatte ihr abſichtlich nur Geſchichte des Alterthums vorgetragen. Vom Untergange des römiſchen Reiches bis zum Anfange des jetzt herrſchenden ſiebzehnten Jahrhunderts war alſo Leo eine hiſtoriſche Darſtellung zugefallen unter dem Titel „Geſchichte“ überhaupt. Und nun mußte er, um die unterhaltende Tagesgeſchichte zu erklären, vom Kaiſer Rudolph an genau ſchildern, was ſich im deutſchen Reiche und in Europa begeben. Du willſt ja mitten hinein treten in dieſen Wald von Geſchichte, ſagte Mutter Julia, Du mußt Dich alſo genau auskennen, und Deine Mütter müſſen's auch, damit ſie im Stande ſind, Dir zu folgen, wenn Du eine Zeitlang vielleicht nur ſchreibſt.

Dies Collegium neueſter Geſchichte, welches er ſeinen Müttern hielt, war bei ſeinem letzten Beſuche im Frühjahre bis zum Sommer 1621 gediehen, bis zum blutigen Schluſſe des böhmiſchen Krieges, zu den Hinrichtungen am Altſtädter Ringe.

Jetzt ſtanden die Herbſtferien bevor, jetzt erwarteten ſie ihn wieder, und mit ihm die Geſchichte der letzten zehn Jahre.

Dies war der Mittag, an welchem ſie unter den Maronenbäumen ſaßen und am Fiſchnetze ſtrickten. Julia war eben von der Anhöhe zurückgekommen und hatte geſagt: „Er iſt noch nicht zu ſehen!“ — Da rief die weitſichtige Großmutter: Freilich! Da kommt er ja aus den Bäumen hervor! Und wie läuft er!

Er war ſtürmiſcher als gewöhnlich, denn er brachte nun die officielle Nachricht vom Pater Vitus mit, daß der Empfehlungsbrief für ihn geſchrieben werde, und daß er nach ſeiner Rückkehr von Veldes über Wien hinaus ſolle nach Prag zum Beginn ſeiner ſelbſtſtändigen weltlichen Laufbahn. Denn an keinen Geringeren ſei der Empfehlungsbrief gerichtet als an den Friedländer —

Wer iſt der Friedländer? fragte die Mutter. — Das wißt Ihr nicht?! Ja ſo! Die letzten zehn Jahre fehlen Euch noch. Alſo an den Geſchichtsvortrag! Denn diesmal bleib ich nicht lange; es zuckt mir vor Ungeduld in allen Gliedern. — Du biſt ein ſchöner Sohn! Kaum ſieht er nach einer langen Pauſe ſeine Mütter wieder und ſpricht auch ſchon von Ungeduld — ſagte die Großmutter. — Es nützt ihm ja nichts! — ſagte die Mutter — er wird geduldig einige Tage bleiben, und wird nur jeden Abend einige Stunden vortragen dürfen. Schwatzhaft iſt er, wenigſtens redſelig, und ſo wird er für zehn Jahre eine ganze Woche brauchen. Jetzt komm' und genieße etwas, und dann rudere uns hinüber nach der Inſel, unſere Netze zu heben.

Gegen Abend ſaß das Collegium unter einem großen Nußbaume am Seeufer und ſchickte ſich an, die junge Weisheit des vierundzwanzigjährigen Profeſſors zu genießen. Die Sonne ſchimmerte durch einen gelben Wolkenvorhang von den Alpenwänden herab auf die dunklen Matten, welche vom See aufſteigen, weithin, mälig und ſanft, als hätten ſie Zeit, den fernen Steinbergen ihre fruchtbaren Lehnen zuzuführen.

„Alſo“ — begann der junge Profeſſor — „der böhmiſche Krieg war aus, die Rebellion war niedergeworfen, hingerichtet, ins Exil gejagt; der Friede ſollte nun eintreten, wenn auch ein trauriger Friede. Aber auch der trat nicht ein. In Pilſen lag noch der hartnäckige Mansfeld, der wollte nichts wiſſen vom Frieden und vom Aufhören des Krieges. Er behauptete ſteif, der ſogenannte Winterkönig ſei König von Böhmen, und er, der Mansfeld, werde ihn wieder einführen nach Prag und auf den Hradſchin hinauf. Zunächſt ſollte ihm ſein Stammland wieder erobert werden, die Pfalz. Und Mansfeld zog gen Amberg in die Oberpfalz und gen Heidelberg in die Unterpfalz, und ſchlug ſich grimmig herum gegen die Truppen der Liga. Dadurch wurden neue Ritter erweckt für die beſiegte Fahne, und es wurde wirklich wie in der Ritterzeit. Tief drunten im ebenen deutſchen Reiche, hinter den letzten Hügeln, welche man den „Harz“ nennt, Hügel, kaum ſo hoch wie hier unſere Weiden für die Kühe, erhob ſich der Herzog Chriſtian von Braunſchweig, ſteckte den Handſchuh der Königin Eliſabeth von Böhmen auf ſeinen Hut und ſchwor:

die Farbe ſeiner Dame ſiegen zu machen, es koſte was es wolle. Man nannte ihn den „Halberſtädter“, weil er das Bisthum von Halberſtadt beſaß, wie die proteſtantiſchen Herren die geiſtlichen Güter in weltlichen Beſitz genommen. Er zog mit einem kleinen Heere nach dem Rhein hinauf, dem Mansfeld zu Hilfe, und der Winterkönig kam aus Holland zu ihnen, und es wurde heftig gefochten, ja, der immer ſiegreiche kleine Tilly ſogar wurde einmal bei Wiesloch geſchlagen. Die proteſtantiſche Fahne flatterte wieder hoch, und es erhob ſich für ſie noch ein dritter Ritter, der Markgraf von Baden-Durlach. Der aber hatte Unglück: Tilly ſchlug ihn bei Wimpfen aufs Haupt, und dann marſchirte der unermüdliche Wallone ſogleich gegen den Halberſtädter an den Main und ſchlug auch dieſen bei Höchſt. Jetzt mußten die Ritter über den Rhein hinüber ins Elſaß, und dort hatten ſie das Unglück, vom Winterkönige verläugnet zu werden. Dieſer kurzſichtige Herr meinte Ausſicht zu haben, daß ihn der Kaiſer begnadigen und ihm ſein ſchönes Kurland mit der Heidelberger Reſidenz zurückgeben werde, weil ſich die Könige von England und von Dänemark für ihn verwendet hatten, und in dieſer trüglichen Hoffnung entließ er den Mansfelder und den Halberſtädter. Fechtend zogen ſich dieſe durch Lothringen zurück und wollten Holland erreichen. Da trat ihnen ein ſpaniſches Heer in den Weg und ſie mußten in der Geſchwindigkeit bei Fleurus eine Schlacht liefern. Sie beſtanden ſie zwar ſiegreich, aber der Halberſtädter wurde ſchwer in den Arm verwundet und mußte ſich ihn abnehmen laſſen. Dazu ließ er all' ſeine Trompeter blaſen und ſchwenkte ſeinen Hut mit dem Handſchuh.“ — Merkwürdig! riefen Mutter und Großmutter. — „Ja, aber nun ſchien es langweilig zu werden. Die Ritter mußten ihr Heer entlaſſen, und die Feinde des Kaiſers ſchienen am Ende zu ſein. Der Kaiſer machte denn nun auch den baieriſchen Herzog zum Kurfürſten, und es ward einen Augenblick ſtille.“ — Gott ſei Dank! — „Was wißt Ihr! Es war ja nichts ausgekämpft, und Katholiken wie Proteſtanten fürchteten, nun werde das Pfaffenregiment ſich überallhin ausdehnen, und die deutſche

Libertät, wie ſie die Freiheit nennen, werde ganz unterdrückt werden. Kaum hatte man das gedacht, da tauchte der Mansfeld und der Halberſtädter tief unten im Reiche wieder auf, wo die breiten Flüſſe langſam und tief ins Meer gehen, an der Ems und an der Weſer. Sie kamen aus dem Schlupfwinkel Holland wieder hervor und warben wieder Heere. Da ſtieg denn der Tilly wieder auf ſein kleines Roß und zog mit dem Heere der Liga hinab in den niederſächſiſchen Kreis, und begegnete im weſtphäliſchen Münſterlande dem Halbſtädter und ſchlug ihn total bei Stadtlohn.“ — — Das iſt ein furchtbarer Kriegsmann! — „Das iſt er, obwol man's ihm gar nicht anſehen ſoll. Ganz unſcheinbar tritt er auf, und er hat mich lange Zeit gar nicht begeiſtern können. Es ſieht ſo gar nichts an ihm nach Größe aus und nach Herrlichkeit. Er hat ſo gar nichts vom großen Herrn und ſchimmernden Ritter. Wenn man ihm aber länger zuſieht, ſo ſchmeichelt er ſich ein, weil Alles ſo tüchtig iſt, was er thut und ſagt. So einfach und tüchtig, behauptet Pater Vitus. Einfach in der Frömmigkeit, mild und menſchlich im Benehmen ſoll er ſein, der kleine Kriegsheld, ehrlich und zuverläſſig. Der Kaiſer möcht' ihn auch gern haben für ein kaiſerliches Heer. Aber der Tilly und der Baier haben ſich ſo an einander gewöhnt, daß ſie nicht mehr von einander laſſen wollen. Die geiſtlichen Kurfürſten und Herren, welche mit dem Baier die Liga bilden, halten auch große Stücke auf den Tilly und ſchaffen immer wieder Geld, ſo daß ſein Heer in Ordnung bleibt. Geld iſt aber nicht des Kaiſers Sache, und ſo bleibt der Tilly bei der Liga.“ — Nun, und der Mansfeld? rief die Großmutter. — Aber Mutter! ſchalt Julia, Du treibſt den Leo, und ich bin froh, daß er ins Ausmalen kommt! — „Der Mansfeld war nicht ſtark genug gegen den ſiegreichen Tilly, welcher dem Meere zu hinabzog gegen ihn. Geld hatte er auch nicht mehr, er konnte ſeinen Truppen keinen Sold zahlen, er mußte ſie entlaſſen, und ſo ſchien der Krieg wieder einmal aus zu ſein. Es war aber wieder nur Schein und währte nicht lange. Dort unten nämlich, in dem ſehr großen niederſächſiſchen Kreiſe, der in ſeinen Tiefebenen faſt den ganzen

Norden des deutſchen Reiches einnimmt und von Volksſtämmen bewohnt wird, die von den Cheruskern, den Beſiegern der römiſchen Legionen, ſtammen oder doch mit ihnen verwandt ſind in nüchterner Zähigkeit und kühler Verſtändigkeit, dort iſt die katholiſche Kirche faſt ganz ausgeſtorben ſeit Luther's Reformation. Handeltreibende, volkreiche Städte, die meiſt zur Hanſa gehören, bieten Geldmittel, und je näher dem Meere, deſto unabhängiger fühlen ſich dort die Menſchen vom fernen Kaiſer, und wollen nichts hören von ſeinen Geboten und Verboten. Weil alſo das katholiſche Heer allmächtig unter ihnen erſchien, da traten die niederſächſiſchen Stände zuſammen und beſchloſſen, den Widerſtand nicht mehr einzelnen Rittern zu überlaſſen, ſondern ein proteſtantiſches Heer aufzuſtellen gegen das katholiſche. Sie machten den König von Dänemark zu ihrem Kriegsoberſten, verſchafften dem Mansfeld und dem Halberſtädter Credit und Geld und ſammelten eine Heeresmacht, wie ſie noch nie dageweſen war auf ihrer Seite. Der Einzelnkrieg wurde ſo ein großer Krieg, der eigentlich deutſche Krieg begann." — Ah, wie das wächſt! — „So rief man auch in der Hofburg zu Wien. Man konnte, man durfte es nicht mehr der Liga allein überlaſſen, die katholiſche Kaiſergewalt vorzuſtellen, man mußte ſelbſt auftreten. Theils wegen der wachſenden Kriegsgefahr, theils wegen der Gefahr, in welche das kaiſerliche Anſehen gerieth. Der Kaiſer mußte ein eigenes Heer haben. Aber woher ein ſolches nehmen? Es fehlte wie immer an Geld." — Iſt denn der Kaiſer ſo arm? — „Er ſollte und könnte der reichſte ſein. Aber ſeit einem Jahrhundert iſt ſein Geldweſen im Rückſtande. Das Kaiſerthum hat immer mehr zu thun gekriegt, keineswegs aber immer mehr eingenommen. Im Gegentheil. So iſt der Mittelpunkt des Reiches geſchwächt worden, und nun wundern ſich die Thoren, daß das ganze Reich wackelt. Was thun? Woher das Geld nehmen? Das iſt nicht zu finden! rief man von allen Seiten. — Nein! rief ein einzelner Mann, aber ein Heer iſt doch zu finden. Ich ſchaff' es Euch in einigen Monaten, wenn Ihr mir Vollmacht gebt." — Wer denn? Wie denn? — „Wie? Der Werbetrommel laufen Tauſende nach, wenn man hohen Sold verſpricht. Zuerſt alſo ſind die Koſten nicht groß, aber ſie werden groß, wenn man das Verſprechen halten ſoll. Und da liegt's! rief der einzelne Mann. Ihr könnt das Verſprechen nicht halten, ich aber kann's halten, wenn ich Vollmacht habe. Was für Vollmacht? Den Krieg durch den Krieg zu erhalten, die Länder, in welche ich eindringe mit meinen Truppen, meine Truppen erhalten und zahlen zu laſſen. Dazu brauch' ich viel Truppen, um mächtig zu ſein und die Länder zu zwingen. Ein kleines Heer wird verhungern, ein großes nicht. Dreißigtauſend Mann alſo, wie Ihr wollt, kann ich nicht ernähren, wol aber ſechzigtauſend. Staunend hörte man zu, ſtaunend nickte man endlich mit dem Kopfe, und die Trommel wurde gerührt und Tauſende ſtrömten zur kaiſerlichen Fahne, im Handumkehren ſtand ein großes kaiſerliches Heer da wie aus der Erde gezaubert." — Wer war der Zauberer? — „Na, mein Gott, der Friedländer! Ein ſteinreicher, großer Cavalier, im Kriege tief erfahren und ein Genie überhaupt, das größte Genie in der katholiſchen Welt, der wunderbarſte Mann. In ſeiner Jugend arm wie ich, und durch Muth und Klugheit jetzt Herzog von Friedland und von Mecklenburg und Capo aller kaiſerlichen Heere, derſelbe, an welchen mir Pater Vitus den Empfehlungsbrief ſchreibt und zu dem ich unterwegs bin — über Veldes." — Der Friedländer! — „Ja wol! Mit dieſem aus der böhmiſchen Erde hervorgeſtampften Heere zog er hinab in die deutſche Ebene, und der große Krieg begann. Tilly im Weſten, Friedland im Oſten. Tilly hatte den Dänenkönig vor ſich im Göttinger Lande, Friedland an der Elbe den Mansfeld. Denn dieſer hatte auch wieder eine große Kriegsmacht geſammelt. Und nun regnete es Schläge. Tilly zermalmte den Dänen bei Lutter am Barenberge, Friedland begegnete dem Mansfeld an der Elbbrücke bei Deſſau und verſteckte ſeine furchtbaren Reitermaſſen in einem Walde, ſeinen Unterfeldherrn Aldringer mit den Fußtruppen vorſchickend in heißes Gemetzel. Erſt als dies Gemetzel Stunden lang gedauert, brach er hervor mit ſeinen geharniſchten Reitern und warf die Mansfeld'ſche Macht dergeſtalt auseinander, daß ſie in alle Winde ſtob. Und hinterher, immer hinterher ging's, was und wie auch der Mansfeld immer wieder ſammeln mochte, durch die brandenburg'ſchen Marken, durch Schleſien, nach Ungarn hinein, bis der Mansfeld erſchöpft war und ſeinen Leuten ſagte, ſie ſollten ſich zerſtreuen und auflöſen. Ihm und dem weimar'ſchen Herzoge, der neben ihm focht, war der Athem ausgegangen, war das Herz gebrochen. Beide ſtarben auf einſamer Flucht.“ — Der Mansfeld? — „Ja, in Dalmatien an einem elenden Orte. Die Schwindſucht hatte ihn aufgezehrt, aber im letzten Augenblicke noch hat er ſich auf ſein Schwert geſtützt, und aufgerichtet und ſtehenden Fußes iſt er verſchieden. — Nun galt's zu ernten für die Kaiſerlichen. Nun marſchirte der Friedländer wieder die Hunderte von Meilen hinab, dem nordiſchen Meere zu, drückte Tilly bei Seite, um die Ernte allein einzuheimſen, und drang bis ins Holſteiner Land zwiſchen Nord- und Oſtſee, ins ſchleswig'ſche Land, ja bis ins Jütland hinein, wo Europas Feſtland mit einer Spitze ausläuft in ſtürmiſche See hinein, und der König von Dänemark floh vor ihm über die Belte hinüber auf ſeine Inſeln und bat um Frieden. Zu Lübeck ward er geſchloſſen. Jetzt war die kaiſerliche Macht in höchſter Glorie.“ — Und Friede war endlich auch! — „Nur mit dem Dänen. Mit den deutſchen Ländern durchaus nicht. Da ereignete ſich ſogar etwas, was die Feindſeligkeit noch tiefer aufzündete und was vielleicht ein großer Fehler war.“ — Was denn? — „Ja, ſo klug bin ich halt noch nicht, um das hinreichend beurtheilen zu können. Aber ſelbſt Pater Vitus, der doch gut katholiſch iſt als Jeſuit, hat mir in bedenklicher Weiſe das erzählt, was ich da einen „großen Fehler“ genannt.“ — Was iſt es denn? — „Man nennt es kurzweg das Reſtitutionsedict.“ — Das heißt? — „Der Befehl, Alles zurückzugeben, was ſich die proteſtantiſchen Fürſten und Herren angeeignet haben von katholiſchen Gütern ſeit der lutheriſchen Reformation. Alle Bisthümer, Abteien und Stifter, welche nun beinahe ſeit hundert Jahren in ihrem Beſitze ſind. Das hat natürlich eine ungeheure Aufregung hervorgebracht. Es geht ans Eigenthum, und zwar in großer, ſehr großer Ausdehnung! Da unten im Norden trifft es Gebiete in den Erzbisthümern Magdeburg und Bremen, in den Bisthümern Minden, Verden, Halberſtadt, in Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Meiſſen, Merſeburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg und ſo weiter, welche mit den ſonſtigen Abteien und Klöſtern ein Gebiet ausmachen von der Größe eines Königreichs. Und was am mißlichſten: der Kurfürſt von Sachſen wurde dadurch ſchwer mitbetroffen, und gerade der war bis dahin unter den Proteſtanten die Stütze des Kaiſers. Er und die Proteſtanten ſchreien: das ſei verjährt und darüber ſtünde in keinem Falle dem Kaiſer allein eine Entſcheidung zu, das gehöre vor den Reichstag; kurz, dieſes Edict brennt wie unterirdiſch Feuer und ſcheint einen Frieden unmöglich gemacht zu haben. Man flüſtert ſich in die Ohren: dies Edict haben die Pfaffen in die Burg gebracht, und ſelbſt der Friedländer mißbilligt es!" — Iſt das wahr? — „Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ſeit jener Zeit — es ſind über zwei Jahre ſeitdem vergangen — dem Friedländer Feinde zugewachſen in großer Zahl. Die Fürſten der Liga allen voraus, lauter geiſtliche Herren, und an ihrer Spitze der neue Kurfürſt Maximilian von Baiern. Sie haben zwei Vorwürfe gegen den Friedländer Tag und Nacht auf der Lippe, und die haben ſie dem Kaiſer fort und fort in die Ohren geſchrieen. Erſtens die große Freiheit, welche er ſeinen Soldaten läßt, und welche er ſich mit ihnen herausnimmt. Natürlich! Sie müſſen ſich ſelbſt erhalten, das hat er ja vorausgeſagt. Und Friedland will die Kaiſermacht erhalten, nicht aber die Macht der Liga. Er iſt alſo nicht eilig im Marſchiren, wenn der Baier um Hilfe ruft, ſondern fragt erſt, ob der kaiſerliche Vortheil nicht wo anders liegt. Zweitens werfen ſie ihm vor, daß er den Krieg nicht katholiſch genug führe und daß er für die Religion keine Sorge trage. In ſeinem Heere giebt's eine Menge Oberſten, Hauptleute und Soldaten, welche zum Lutherthum, ſogar zum Calvinerthum gehören. Darum kümmerte er ſich nicht, er will nur gute Soldaten haben, und auch wenn der fromme Kaiſer ihm darüber Vorwürfe macht, ſo ſteckt er deſſen Handbrieflein in die Taſche und ſagt: der Ferdinand ſoll ſich um die Muſik und um ſeine Jagd bekümmern, nicht aber um den Krieg, von dem er nichts verſteht!“ — Ah! — Das ſagt er laut? — „Ganz laut. Er iſt ein ſo großer Herr wie der Kaiſer, wenn nicht — kurzum, er macht gar keine Umſtände. Und dies iſt wol eigentlich der Hauptvorwurf, den ihm ſeine zahlreich gewordenen Feinde machen. Die Herren der Liga fürchten, er werde die ganze Reichsverfaſſung über den Haufen werfen und den Kaiſer als einen ganz neuen allmächtigen Herrn auf den Thron ſetzen, die Herren um den Kaiſer aber, beſonders die geiſtlichen, flüſtern dem Kaiſer zu: Schau' auf, Ferdinand, wer der Herr ſein wird, welchen er auf den neuen Thron ſetzen will! Du biſt es nicht! Er will ſich ſelbſt zum Kaiſer erhöhen!“ — Wäre das möglich?! — „Im Kriege iſt Alles möglich. Und deshalb hat's denn auch die Feindſchaft gegen den Friedländer bis zum Aeußerſten getrieben, und hat voriges Jahr im Frühſommer vom Kaiſer poſitiv verlangt: er ſolle den Friedländer abſetzen.“ — Abſetzen? — „Rundweg. Ein Reichstag iſt nach Regensburg berufen worden, und da hat man dieſen Antrag eingebracht und heftig betrieben.“ — Und der Friedländer? — „Das iſt's eben. Man durchſchaut ſein Geheimniß nicht. Man dachte: jetzt wird er wol losſchlagen und der ganzen Reichswirthſchaft ein Ende machen. Es ließ ſich auch Alles dazu an. In weitem Bogen legte er ſeine Truppen um die freie Reichsſtadt an der Donau, um Regensburg her, wie man auf der Jagd einen Wald umſtellt, und er ſelbſt zog in voller Pracht mit ſeinem Hof- und Kriegslager ins Reich hinüber nach der Stadt Memmingen. Man zählt heute noch alle die Wagen und Pferde auf, mit denen er langſam daher gekommen iſt. Sein Kanzler voraus mit hundertſechsundzwanzig ausgeſuchten Leibpferden, mit ſechsundzwanzig ſechsſpännigen Wagen, die Gepäckfuhren ungerechnet, kurz mit ſechshundert Pferden. Dann der Herzog von Friedland ſelbſt mit ſiebenzehn Sechsſpännern, mit ſiebenundzwanzig Kaleſchen vier- und zweiſpännig, mit ſechszig Gepäckwagen und hundertfünfzig prächtigen Reitern. Und ſo ließ er ſich nieder in Memmingen und ſah lächelnd hinüber nach Regensburg. Man war unerhörter Dinge gewärtig. Der Sommer verging, der September begann, und in der zweiten Septemberwoche kamen ſorgenvoll die Herren von Werdenberg und Queſtenberg, zwei kaiſerliche Räthe, von Regensburg nach Memmingen und verkündeten ihm unter großer Angſt — ſie gehörten zu ſeinen Freunden — der Kaiſer ließe ihn bitten, ſein oberſtes Feldherrenamt „zurückzulegen“. — Nun? — „Zurückzulegen! Dies iſt das Wort — ſagte er lächelnd und zog den Vorhang von einer Tafel und zeigte auf dieſelbe und ſprach: Seht her! Die Geſtirne haben mich's lange gelehrt. Der Spiritus des Baiers dominirt den des Kaiſers — ich leiſte Gehorſam“. — Gehorſam? rief die Großmutter. — Die Geſtirne? rief Julia — iſt er ein Aſtrolog? — „Freilich! — Und zum Erſtaunen der ganzen Welt zog er langſam wie er gekommen mit ſeiner ganzen Herrlichkeit in weitem Bogen an Nürnberg vorüber nach Böhmen, und zwar nach Gitſchin, und verſchwand vom Schauplatze wie in einer Wolke — 's iſt jetzt ein Jahr.“ — Er iſt alſo gar nicht mehr Feldhauptmann? — „Wer weiß! Dem Namen nach iſt er es dies vergangene Jahr lang nicht geweſen. In dieſem Augenblicke iſt er es vielleicht ſchon wieder auch dem Namen nach.“ — Wie? — „Er hat nicht ohne Grund gelächelt in Memmingen. Während er dort lauerte, iſt unten an der Oſtſee ein Wölkchen aufgeſtiegen, welchem er den Sturm angeſehen. Der König von Schweden, Guſtav Adolph geheißen, iſt auf der pommer'ſchen Inſel Uſedom gelandet mit einer ganz kleinen Kriegsmacht und hat angekündigt, er wolle ſich der deutſchen Proteſtanten annehmen. Dieſe kleine Kriegsmacht, das Wölkchen, iſt gewachſen und gewachſen, bis es ein großes Gewitter geworden iſt, welches ſich in Donner und Blitz entladen hat von der Oder bis zur Elbe, und über die Elbe herüber bis in die Mitte des deutſchen Landes. Die proteſtantiſchen Fürſten alle haben ſich dem ſchwediſchen Könige angeſchloſſen, auch der Kurfürſt von Sachſen, und vorgeſtern kam nach Klagenfurt die Nachricht: in der Nähe von Leipzig ſei eine große Schlacht geſchlagen worden und der unbeſiegte Tilly habe ſie gänzlich verloren, ſein Heer, das einzige katholiſche Heer, ſei in alle Winde zerſtreut, der König von Schweden mit allen Proteſtanten marſchire ſüdwärts gegen die öſterreichiſchen Erblande, die Sachſen drängen ſchon vom Erzgebirge herunter ins Böhmerland, es ſtände Alles auf dem Spiele und der Kaiſer habe kein Heer; Waldſtein, Waldſtein! ſchreie Jedermann in der Burg, und Boten um Boten jagten nach Prag, wo der Herzog in ſeinem Palaſte einen Boten nach dem andern abweiſe.“ — Waldſtein? riefen beide Frauen. — Wer heißt Waldſtein? Doch nicht der Friedländer?! — ſetzte Julia hinzu. — „Allerdings. Waldſtein iſt ſein Familienname. Friedland heißt er von der großen Herrſchaft, die er im nördlichen Böhmen beſitzt.“

Die Frauen ſahen einander an. Sie ſchienen zweifelhaft, ob ſie bei Leo ſelbſt weiter fragen ſollten in der Aufregung, welche ſich ihrer bemächtigt hatte.

„Was fällt Euch denn auf?“ fragte Leo. — Der Name Waldſtein — erwiderte langſam Julia — was weißt Du denn vom Aeußeren dieſes Mannes? — „Er ſoll ein hochgewachſener Mann ſein mit dunkler Geſichtsfarbe und braunrothem Haar —“ — Glattem Haar? — „Das weiß ich nicht genau. Doch wol! Ja, ja. Er ſoll es ganz kurz geſchoren tragen, und es ſoll ſtarr ausſehen — was iſt Dir denn?“ — Und weiß man, weißt Du, ob er in ſeiner Jugend einen Krieg gegen die Türken in Ungarn mitgemacht? — „Nein, das weiß ich nicht. Aber den Krieg unten in Friaul hat er mitgemacht in ſeiner Jugend.“ — Und Aſtrologie treibt er? — „Eifrig. Darin iſt er Meiſter. Ein italieniſcher Profeſſor und Nativitätsſteller iſt immer bei ihm, auch wenn er ins Feld zieht. Glaubſt Du —“ — Dein Großvater — unterbrach ihn die Großmutter — hat im ungariſchen Türkenkriege einen Waldſtein kennen gelernt, und wir möchten wiſſen, ob es derſelbe ſein könne. — „Oh, der Waldſtein giebt's ſehr viele. Die

Familie iſt ſehr zahlreich —“ — Wie iſt ſein Vorname? fragte Julia. — „Wenzel Euſebius Albrecht von —“ — Albrecht?! — „Ja.“ — Und wie alt mag er ſein? — „Das weiß ich genau. Er iſt fünfzehnhundert dreiundachtzig geboren, alſo heute ſechszehnhundert einunddreißig achtundvierzig Jahre alt. Das will ich ſchon ausfindig machen, wenn ich erſt bei ihm bin, ob es derſelbe iſt, den der Großvater gekannt.“ — Thu' das, mein Sohn. Ich werd' Dir dazu behilflich ſein. Ich werd' einen Brief ſchreiben, der ihn an Merkmale und Einzelnheiten erinnern ſoll, wenn er derſelbe iſt, den wir für todt gehalten. Iſt er's, ſo wird Dich der Brief bei ihm empfehlen. Iſt er's nicht, nun — ſo wird der Brief auch nichts ſchaden. — 's iſt finſter geworden, gehen wir hinein!

Die Großmutter und Julia beriethen ſich mit einander am nächſten Morgen, ob Leo mitzutheilen ſei, was ſie bewegte. Durch den Zufall bei der Taufe war der Name Waldſtein für ihn verloren gegangen. Sollte der Verluſt jetzt hergeſtellt werden für ihn? Aber es war ja nicht ſicher, daß der Herzog von Friedland derſelbe Waldſtein wäre! In welches Labyrinth konnte Leo alſo durch dieſe Mittheilung geſtürzt werden! War ſein Vater Waldſtein damals nicht geſtorben, ſo hatte er ihn und ſeine Mutter treulos verlaſſen. Wozu dem Sohne ſolch' eine traurige Erbſchaft einhändigen?! Und war er nicht treulos ausgeblieben, war er durch zwingende Umſtände auf längere Zeit an der Rückkehr verhindert worden, ſo konnte er ja angelangt ſein, als ſie ihren Wohnort in Ungarn ſchon verlaſſen hatten. In der dortigen Einſamkeit hatte er keine Nachricht finden können, wohin ſie ſich gewendet hätten. Für dieſen Fall wurde ja Alles ausgeglichen, wenn er jetzt durch einen Brief Julias unterrichtet würde. Er ſelbſt konnte dann Leo aufklären, wenn er wollte. Und wenn er's nicht wollte, ſo war es ja beſſer für das kindliche Gemüth Leos, wenn es unberührt blieb von dem Thema eines unnatürlichen Streites, beſſer auch für Julia, deren Stolz ſich dagegen ſträubte, einen Vater für ihren Sohn zu erbitten oder zu erzwingen.

Sie kamen darin überein, Leo nichts zu ſagen und den Brief ſo einzurichten, daß der Herzog von Friedland ihm ebenfalls nichts ſagen ſollte, wenn er nicht ſein Vater wäre. Julia ſchrieb dieſen Brief. Unbefangen, natürlich, ohne einen Hauch von Groll, ganz ſo wie ein Naturkind die Wechſelfälle des Lebens anſieht, welche ihr Naturerſcheinungen ſind, und welche nichts zu thun haben mit den künſtlichen Geſetzen der ſogenannten bürgerlichen Geſellſchaft.

Leo ſeinerſeits ahnte nichts. Es war ihm ganz unverfänglich geweſen, daß ein Waldſtein ſeinen Großvater gekannt haben ſollte. Der Waldſtein gab es wirklich ſehr viele, das wußte er vom Pater Vitus, und der Brief, welchen ihm die Mutter mitgeben wollte, ſchien ihm unwichtig und mißlich. Wie ſollte der gewaltige Herzog für ſolch' eine Zufälligkeit eine Theilnahme finden! Was konnte ihm der Empfehlungsbrief einer Mutter bedeuten! Tauſendfach werde er ja mit ſolcher Anſprache behelligt ſein.

Aber Leo wollte ſeiner guten Mutter nicht widerſprechen, und als ſie ihm den Brief einhändigte und ihn küßte, da dankte er herzlich und küßte ſie wieder. Die gute, liebe Mutter! Was meinte ſie nicht Alles noch bedenken und beſorgen zu müſſen im Laufe des zweiten Tages, da er am dritten Tage wieder fort wollte! Sogar eine kleine Geldſumme brachte ſie hervor. „Durchaus nicht, liebe Mutter" — rief er — „baar Geld iſt ja für Euch das Unentbehrlichſte. Die Wirthſchaft ernährt Euch, aber zum Verkauf bietet ſie doch wenig oder nichts! Was vom baaren Vermögen des Großvaters noch übrig geblieben, das müßt Ihr Euch ſparſam aufheben für einen Nothpfennig. Ich aber brauche ja nichts, Pater Vitus ſorgt für mich, wie er ſeit Jahren gethan!" — Ein Pferd mußt Du doch haben, Leo, um nicht ganz armſelig zu erſcheinen in Prag! — „Das krieg' ich im Collegium. Wir haben Botenpferde von einem Collegium bis zum andern. Bei nächſter Gelegenheit geht das wieder in ſeinen Stall zurück. Und mit einem hier gekauften Klepper könnt' ich doch nicht einreiten in den Friedländer'ſchen Palaſt! Dort iſt man ganz andere Roſſe gewöhnt" — Nun denn für den Anzug! — „Pater Vitus hat mir einen machen laſſen, der mich ſehr ſtattlich auftreten läßt." — Eigenſinn! — „Deines Sohnes Sinn! Großvaters richtiger Enkelſohn, nicht wahr, Großmutter? Der ging auch unbedenklich in die Welt hinein, und mit dem kleinſten Gepäck. Nicht?" — Allerdings, denn er war eigenſinnig und leichtſinnig wie Du. Komm her, Schelm, Du haſt in den Augenwinkeln denſelben luſtigen Trotz wie er. Ich küſſ' Deinen Großvater in Dir. — „Bedanke mich. Und bedanke mich auch für die feinen Hemden und Halskragen, welche Ihr mir Beide geſponnen, gewebt, gebleicht, genäht und geſtickt und dort ins Ränzel geſteckt habt, ich hab's wohl geſehen. Die ſind mir ſehr werthvoll. Ein gutes Hemd macht Einen zuverſichtlich, und wenn die da zu reißen anfangen, dann bin ich wieder da und hol' mir neue, wie?" — Eher nicht? — „Ich glaube nicht. Ihr wohnt hier am Ende der Welt. Meine großen Thaten werden mich nicht hierher führen; ich werde ganz apart der Hemden wegen kommen müſſen. Denn holen kann ich Euch doch erſt, wenn ich auch ein Herzog bin, und ein paar Jahre wird's wol dauern bis dahin." — Holen laſſen wir uns gar nicht von Dir, Herr Herzog — rief die Großmutter. — „Hoheit! läßt ſich der Herzog von Friedland nennen." — Alſo von Holen iſt keine Rede, Herr Hoheit, denn wir paſſen nicht in Eure „ſchiefe Welt", wie Dein Großvater ſie nannte. Wir leben und ſterben hier an unſerm See. — Zunächſt aber, ſagte lächelnd Julia, ſoll er uns noch Alles erzählen von dieſer Welt, was er geſtern Abend übergangen hat. Von Spanien und Frankreich, von Schweden und England und was Alles hineinſpielt in den Lebenslauf, welchen er jetzt antritt, damit wir ſeine Briefe ordentlich verſtehen.

Das that er redlich und redſelig auch heute unter dem Nußbaume, und als der nächſte Morgen kam, da gab's einen kurzen, herzhaften Abſchied, bei welchem nur Julia naſſe Augen hatte.

Ein ſloveniſcher Bauer trug ſein ſchwer gewordenes Ränzel bis nach Klagenfurt hinunter, und er ſelbſt wanderte zuverſichtlich dem Bauer voraus. Es war ein klarer, friſcher Morgen, von den hohen Karawanken herab leuchtete der erſte Schnee in der Morgenſonne — nach hundert Schritten ſah er zurück. Julia hob beide Arme in die Höhe; wie ein Pfeil flog er nochmals herbei, ließ ſich von ihren Armen umſchließen, herzte und küßte ſie, die gute, gute Mutter, welche er ſo fröhlich liebte, und holte dann raſch ſeinen Bauer ein, mit ihm unter Bäumen verſchwindend. Gelbe und rothe Blätter fielen von den Bäumen auf ihn nieder, denn die Morgenluft kam kühl vom Gebirge herab.

2.

Die Reiſe war langſam vor ſich gegangen; Leo war wißbegierig und wollte überall Alles ſehen. Beſonders in Wien. Morgen reitet der Kaiſer auf die Jagd! hatte man ihm geſagt. Das mußte er abwarten; er hatte ſo viel davon gehört, in welcher Ausdehnung und Herrlichkeit das edle Waidwerk von der Hofburg aus gepflegt werde. Einhundertundfünfzig Jäger und Büchſenſpanner ſollten da gehalten werden, und von denen ſollten alljährig vierundzwanzig ein neues grünes Gewand erhalten. Hunde und Vögel in größter Menge und Auswahl — das mußte er ſehen! Frühzeitig ſtellte er ſich draußen vor dem neuen Werd an der Schlagbrücke auf und erreichte denn auch wirklich ſeinen Zweck. Mit großem Geleite und einer wunderlichen Feierlichkeit — wunderlich für ſolch ein Vergnügen, welches in jeder Woche mehrmals ſtattfand — kam der Kaiſer aus dem rothen Thurme hervorgeritten. Leo wollte all' die gewaltigen Kataſtrophen, welche in einer zwölfjährigen Regierung über ihn ergangen, vom kaiſerlichen Antlitze herableſen; aber er fand das Antlitz eben und glatt, ja wohlgenährt. Sein Sohn neben ihm, der dreiundzwanzigjährige König von Ungarn, intereſſirte ihn faſt in höherem Grade. Es war die Rede davon, dieſer wahrſcheinliche nächſte Kaiſer ſollte ſeine Reſidenz in Prag aufſchlagen und in Böhmen mit einiger Selbſtſtändigkeit regieren. Auch an die Spitze des neuen Heeres ſollte er geſtellt werden, und der Friedländer dicht unter ihn als ſein Kriegsajo. Leo fand ihn wirklich ſehr abweichend von ſeinem Vater: ſchwarzhaarig, ſchlank, blaß, mager, ſehr ſpaniſch, aber den Blick nicht ohne Verſtändigkeit und Schärfe.

Es wurde Spätherbſt, ehe Leo bis nach Prag gelangte. Eines Nachmittags kam er an. Im Hofe des Jeſuitencollegiums gab er ſein Pferd ab; in einer Stallſtube legte er ſeinen guten Anzug an, und ließ er ſich von einem Stallknecht die Stiefel ſäubern. Ihm übergab er auch ſeinen Mantelſack, und nun machte er ſich eiligſt auf, den Palaſt des Friedländers aufzuſuchen und ſich dem mächtigen Herrn vorzuſtellen. Der Brief des Pater Vitus, meinte er, werde ihm ja alle Pforten öffnen. Daß der Herzog bereits in Prag ſei, hatte er ſchon in Wien erfahren. Der Kaiſer ſelbſt ſollte ihn gebeten haben, von Gitſchin aufzubrechen, um nicht von den Sachſen überraſcht zu werden, welche die böhmiſchen Grenzorte ſchon eingenommen hatten.

Der erſte Vorübergehende, welchen er nach dem Palaſte des Herzogs fragte, wies ihn ſogleich zurecht. Natürlich! Wenn auch augenblicklich ohne Commando, war er doch die erſte Perſon im Königreiche und gleichſam der regierende Fürſt in Prag. „Ueber der Brücke drüben rechts auf der Kleinſeite unten nahe bei der Moldau“ war der Beſcheid.

An der Brücke blieb Leo ſtehen und betrachtete den maleriſchen Anblick: rechts drüben hoch oben die ſtolzen Gebäude des Hradſchins, links jenſeits des Waſſers den waldigen Laurenzerberg, ſchon faſt laublos, nur hie und da noch roth betupft. Und dieſer vierkantige, oben zackige Brückenthurm, vor dem er ſtand! Oben — ach! eine Reihe von Todtenſchädeln! Das waren die Kopfreſte von Budowa, Loß, Schlick und ihren Schickſalsgenoſſen —

Nachdenklich ging Leo über die Brücke und wendete ſich dann rechts über den Kleinſtädter Ring nach dem Waſſer hinab. Der

Abend ſank ſchon, die Sonne war unſichtbar unter ſchweren, grauen Wolken, die Luft ſtrich rauh, vereinzelte Regentropfen fielen. Hundert Schritt vor ihm da unten lag der Palaſt, in welchem ſchon Lichter brannten. Halt! rief es mit halber Stimme neben ihm. Es war Einer von der Leibwache des Friedländers. In weitem Bogen waren dieſe Wachen aufgeſtellt um den Palaſt, damit jedes Geräuſch fern gehalten, jeder Ankömmling gefragt werde. — Hätte Leo geſagt, er wollte den Herzog ſprechen, ſo wäre er vielleicht zu dieſer ſpäten Stunde zurückgewieſen worden, ſein glücklicher Treffer ließ ihn aber ſagen: Ein Schreiben für den Herzog von Friedland abzugeben! — Darauf folgte die Antwort: „Zum Portier, und ohne Geräuſch!“

Der Portier im Hofthor war ein Rieſe in weitem rothen Rocke, der von Gold ſtarrte. „Ein Schreiben? — Grad hinüber an der Hauptwache vorbei! —“ An der Wache neues halblautes Anrufen, neuer Beſcheid, „die große Stiege rechts!“ Oberhalb der Stiege wiederum Wachen, dieſelbe Frage, aber noch leiſer, und derſelbe Beſcheid: „Rechts den Corridor!“

In dem Corridor brannten Lichter auf Wandleuchtern; die ſteinernen Wände ſchimmerten, ſie waren mit Marmor bekleidet. Der Herzog hatte mit großem Aufwande dieſen Palaſt gebaut, ſeit er an die Spitze des Heeres getreten. Er war alſo erſt einige Jahre fertig. An hundert Häuſer, hieß es, habe er hier am Waſſer dazu angekauft — auch dasjenige, welches vor zehn Jahren Loß bewohnt — ſämmtliche Häuſer niederreißen und auf ihrem Grunde dieſen Prachtbau aufführen laſſen. Architekten und Maler hatte er aus fernen Ländern berufen, den Marmor viele hundert Meilen weit herſchaffen, alle Silberarbeit in Genua anfertigen laſſen — die Prager nannten dies Haus das achte Weltwunder, und fanden es ganz in der Ordnung, daß der Herzog auf dem Deckengemälde des großen Saales als ein Gott dargeſtellt war mit lorbeergekröntem Haupte, von Sonnenroſſen gezogen.

Leo war nicht beſonders erſtaunt. Er hatte ſich das ſo vorgeſtellt, nur das Flüſtern der Wachen und die lautloſe Stille befing ihn ein wenig. Er erſchrak faſt, als plötzlich aus einem Nebengemache ein leichtes Gelächter hörbar wurde und ein paar ſchwatzende Frauengeſtalten an ihm vorüber rauſchten. Herr Gott, ſind die ſchön! dachte er und verbeugte ſich ſtaunend.

Sie nickten ihm lächelnd Dank. Beſonders die ältere und größere, eine bildſchöne Frau mit ein Paar brennenden Augen, welche erſtaunt, fragend und ſo gewiß ungleich auf ihm zu ruhen ſchienen. Ungleich, weil nur das eine Auge wie eine Frage ausſah, das andere wie ein warmes Wohlwollen. Die zweite war ein ſchlankes Mädchen mit lichtbraunem Haar und blauem Auge. Ihr Blick ſtreifte ihn blos, und ſie zog ihre etwas zögernde Begleiterin vorwärts, indem ſie rief: Komm doch, Marie, komm! — Dieſer Ruf galt einem kleinen Mädchen, das etwa elf Jahre alt ſein mochte, und das bei Leo ſtehen blieb. Das Mädchen war mager und eckig aufgeſchoſſen, und ihre Geſichtszüge waren etwas zu ſcharf und grell für ihr Alter, aber es ſchauten aus ihnen ein Paar ſehr verſtändige blaue Augen heraus. „Wie heißeſt Du?“ fragte ſie, indem ſie eine nicht eben graziöſe Bewegung machte, die zwiſchen Fortlaufen und Stehenbleiben entſtand. — Leo heiße ich — erwiderte der junge Steinwald unwillkürlich leiſe, von der allgemeinen Stille angeſteckt. — „Leo?“ — Ja. — „Ach, das iſt ein hübſcher Name! Willſt Du zum Vater?“ — Zum Herzog von Friedland will ich. — „Nun ja! ich werd's ihm ſagen, ich hol' ihn gerade“ — damit flog ſie den beiden Frauen nach.

Leo war ſehr erfreut, daß er von des Friedländer's Töchterlein, dem einzigen Kinde deſſelben, angemeldet werden ſollte. Das iſt ein gutes Zeichen! meinte er. Er folgte ſo raſch als es auf dem glatten Steinboden und ohne unziemliches Geräuſch gehen mochte. Seine groben Sporen wollten durchaus nicht geräuſchlos werden. Darüber verſäumte er ſich, und die Frauen waren plötzlich vor ihm verſchwunden, und zwar links in eine Thür. Links war ihm nicht vorgeſchrieben, und er ſah auch geradeaus vor ſich Flügelthüren offen und rothe Wachen innen im Zimmer an den Thüren. Dort war ſein Eingang. Er zog den Brief des Vater

Vitus hervor — man winkte ihm ſtumm nach der Flügelthür, welche in ein nächſtes Gemach führte. Vorſichtig drückte er auf die Klinke. Unnütze Vorſicht! Sie war ſo gut eingeölt, daß ſie nicht den kleinſten Laut von ſich gab. Er ſtand in einem länglichen Saale, welcher Leo gegenüber keine Thür zeigte, ſondern einen großen italieniſchen Kamin, in welchem Feuer brannte, und neben welchem zwei Männer ſaßen. Sie ſprachen eifrig mit einander; aber er hörte keinen Laut — ſie flüſterten.

Leo ſtand ſtill; er fürchtete ſich vor ſeinen Sporen, und er ſah auch gleich, daß dieſe Beſorgniß gegründet war. Mitten im Saale ſtand ein ſtattlicher Kriegsmann, und ein Diener war mit den Füßen desſelben beſchäftigt: er band ihm mit Bindfaden die Sporenräder feſt und ſchob ihm dann ein Paar Filzſocken an die Reiterſtiefel. An der Wand waren wol ein Dutzend ſolcher Filzſocken einladend hingeſtellt. Unterdeß kam ein ſchmaler Mann in dunkelrother Kleidung Leo entgegen, und nickte mit dem Kopfe ſo gewiß beifällig. — „Ganz recht, ganz recht!“ ſagte er leiſe, als er dicht bei Leo war — „daß Ihr gleich ſtehen geblieben ſeid. Es ſind nicht Alle ſo aufmerkſam, die's doch wiſſen könnten. Ihr wißt's nicht einmal, denn ich hab' Euch noch nie beim Herrn geſehen. Ich bin der Kammerdiener Roſtok, was bringt Ihr denn?“ — Einen dringenden Brief vom Herrn Pater Vitus. — „Den Ihr ſelbſt übergeben wollt?“ — Ja, lieber Herr Roſtok, ſelbſt. — „Das wird heute ſchwer gehen. Es wimmelt von Generalen und Oberſten. Aus allen Standquartieren kommen ſie herbei, ſeit es heißt, unſer Herr, die Hoheit, trete wieder als Capo an die Spitze des Kriegsvolks.“ — Das wird er doch auch?! — „Kaum, kaum! Zu viel Aerger! Macht die Gicht nur noch ſchlimmer. Braucht Ruhe und Stille für das, was man Nerven nennt.“ — Iſt die Hoheit kränker geworden? — „Das nicht; ſogar friſcher ſeit einiger Zeit. Aber ſetzt Euch nur dort links in den Eckſeſſel; woll'n ſehen, wie lange der Herr drin die Generale und Oberſten duldet, und ob der Marcheſe dort noch dran kommt —“ — Ein Marcheſe? — „So heißen die Vornehmen in Italien; 's iſt ein Wälſcher, der Herr General-Feldwachtmeiſter, Caretto Marcheſe di Grana benannt, kommt aus Wien vom Kaiſer, muß aber doch warten, wie Ihr ſeht. Kein Unterſchied! Einer nach dem Andern."

Nach dieſer geflüſterten Unterhaltung ging Herr Roſtok links an die Flügelthür, welche zum Herzog führte, und guckte durchs Schlüſſelloch, unbekümmert um die Zuſchauer. Er mochte gehört haben, daß man innen aufbrach, und er öffnete auch wirklich die Thür. Ein mittelgroßer Kriegsmann mit vollem Schnurr- und Knebelbart kam heraus, grüßte vertraut den Marcheſe und ſprach einige Worte mit ihm, oder brummte ſie vielmehr, da ſein Organ eine tiefe Baßſtimme war. Die Worte lauteten: „Er will nicht!" — Er wird ſchon wollen! entgegnete der Marcheſe. — Sie gingen, das heißt ſie ſchoben ſich auf ihren Filzſocken hinüber zu einem Fenſter, um in der Stille weiter mit einander zu ſprechen.

„Das iſt der Feldzeugmeiſter Gallas, Gallaſch genannt in deutſcher Zunge" — flüſterte Kammerdiener Roſtok, der offenbar Unterhaltung brauchte, dem aufrecht am Seſſel links verbliebenen Leo zu —; „der Herr hat Nein geſagt, ich wußt' es wohl. Aber ſie betteln drin weiter, die Anderen. Natürlich! wenn der Herr wieder commandirt, da geht's wieder im Großen, und die Oberſten und Generäle rücken auf. Der Gallaſch gewiß auch; der Herr mag ihn. Kommt aus dem mantuaniſchen Krieg eben, hat ſich vorgethan, iſt Feldzeugmeiſter geworden. Ißt und trinkt aber grauſamlich; das mag der Herr nicht leiden —" Weil er ſelbſt nur von Luft leben ſoll, wunderbar! — „Doch nicht blos. Aber freilich über die Vorſtellung mäßig. Der Marcheſe da übrigens ebenfalls. Und ſparſam, dieſer Marcheſe! 's iſt eben ein Wälſcher! 's weiß kein Diener im Hauſe, wie ſein Gold ausſieht. Verſteht ſich, Trinkgeld darf überhaupt nicht genommen werden, der Herr verbietet's von oben bis unten. Aber die Unteren, lieber Gott, wenn man noch ſo aufpaßt, ſie halten doch mitunter die Hand hin. Bei dem Marcheſe da hat's ihnen noch keinen Kreuzer eingetragen. Seht nur auch, wie er abſticht vom Gallaſch! Dürr, gelb, geſchmeidig neben dem rothen, fleiſchigen Wälſchtiroler." — Iſt der Gallas auch ein Wälſcher? — „Nur halb. Aus Trient ſtammt die Familie. Und Ihr, junger Herr —?"

Leo zögerte nicht im Geringſten, dem wohlwollend entgegen kommenden Herrn Roſtok ſeinen Lebenslauf zu erzählen und ihn mit der Abſicht bekannt zu machen, welche ihn hergeführt. Dabei bat er ihn unbefangen und liebenswürdig um ſeine Unterſtützung. Das ſchien einen ganz guten Erfolg zu haben. Es lag eine große Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit in dem Weſen Leos, welche für ihn einnahm, und da ſich außerdem ein heller Enthuſiasmus für den Herzog von Friedland in all' ſeinen Aeußerungen zeigte, fühlte ſich dieſer dunkelrothe Kammerdiener Roſtok wie geſtreichelt und geſchmeichelt von den Reden des zutraulichen, angenehmen jungen Mannes. Denn Roſtok's Stärke und Schwäche begann und endigte mit den erſtaunlichen, ja übernatürlichen Eigenſchaften ſeines Herrn. Er betrachtete den Herzog wie einen Gott, der Alles könne und vermöge, den ſelbſt die „widerſinnige" Gicht nicht „niederbringen" könne, und neben welchem alle Herren und Herrſcher der Welt nur geduldete Puppen wären, geduldet ſo lange es dem Herzog beliebte. Nur Eins fand er nicht wahrſcheinlich in den Wünſchen und Hoffnungen Leos, das Pagenthum. Dafür ſei Leo doch ſchon zu groß und zu alt, und dieſe Bemerkung werde der Herzog gleich machen. Was dann? Denn etwas Beſtimmtes müſſe man dem Herrn immer gleich vorbringen, ſonſt werde er ungeduldig. Natürlich! Er habe gar zu viel Geſchäfte, er regiere ja die ganze Welt. Was alſo? — Es wurden nun alle Eigenſchaften und Fähigkeiten Leos durchgemuſtert. Leo legte großen Nachdruck auf ſeine ritterlichen Künſte und Fertigkeiten. Dazu ſchüttelte Roſtok den Kopf. An Dergleichen fehlte es nicht. Mit der Feder, beim Geſchütz und in allen Berechnungen brauche der Herr immer noch Verſtärkung. Wie's darin ſtünde mit Leo? — Etwas kleinlaut zählte dieſer auf, wie weit er es in dieſen Punkten gebracht habe. Den Umgang mit dem Pulver und den „Stücken" kenne er eigentlich noch gar nicht. Die mathematiſchen Berechnungen dazu ſeien ihm indeß geläufig. Dazu und zu Allem, was ſich überhaupt mit Zahlen berechnen laſſe am Himmel und auf der Erde. „Am Himmel auch?“ ſchaltete Roſtok lebhaft ein. — Freilich! den Lauf der Sterne zu berechnen, iſt ja eine weitläufige und genaue Wiſſenſchaft. — „Das ſtimmt! Der Zenno, des Herrn Magiſter im Laboratorium wird immer nicht fertig mit ſeinen Zahlen, der Herr ſchilt gar oft, da wär't Ihr anzubringen.“ — Zenno? das iſt der Aſtrolog? — „Ja.“ — Aſtrologie iſt noch was Anderes, und dafür bin ich nicht beſonders eingenommen, darin bin ich auch nicht — „Einerlei! Da könnt Ihr ſtreiten, der Herr ſtreitet alle Tage mit dem Zenno — ſtille! Da kommen welche heraus! Das ſind die Colloredos und der Diodati.“ — Wer iſt denn der Alte mit weißem Haar? — „Das iſt ein ächter Spanier Don Balthaſar; Marradas heißt er kurz.“ — Und der ſchöne Mann da zuletzt? — „Der Montecucculi! Da iſt die ganze wälſche Partie beiſammen. Jetzt iſt nur noch der Jlow und Tertſchka drin, nun kann Platz werden für Euch. Unſere Leute vom Hauſe, der Kanzler und der Landeshauptmann drüben am Kamine laſſen Euch vielleicht den Vortritt. Sie kommen gar nicht gern an die Reihe, wenn der Herr ſo Viele geſprochen, denn da iſt er gern „ſpießig“ von der Galle.“ — Aber der Marcheſe! — „Den mag er ohnehin nicht!“ — Kommt aber wie Ihr ſagtet, aus Wien, kommt vom Kaiſer! — „Eben darum erſt recht nicht. Jetzt haben ſie Eile, daß der Herr den Karren wieder heraus ſchieben ſoll! Das hat gute Weile. Der Herr wird ſie zappeln laſſen, die Regensburger! Der Marcheſe iſt auch mit in Regensburg geweſen, als wir in Memmingen waren, und da — na, jetzt ſollen ſie warten! Es wird ſich erſt zeigen, ob der Herr nicht ganz was Anderes vornimmt!“ — Ich hab's heut' noch nicht begriffen, warum der Herzog damals von Memmingen aus das Netz nicht zugezogen hat! — „'s war noch nicht Zeit, Herr Leo, noch nicht Zeit — da gehen ſie! — Servitore, Servitore!“

Die letzten Worte, halblaut wie alle früheren, gönnte der dunkelrothe Kammerdiener mit einer leichten, unſcheinbaren Kopfneigung den fortgleitenden Kriegsmännern, welchen der dazu angeſtellte Diener erſt an der Thür die Filzſocken abnahm und die Sporenräder wieder aufband.

Carretto, der Marcheſe die Grana allein war geblieben und winkte dem Kammerdiener. Roſtok zuckte die Achſeln und that ein Uebriges, ſich nochmals ans Schlüſſelloch zu verfügen. Mit aufgezogenen Augenbrauen kam er dann zum Marcheſe zurück, und ſtöhnte faſt: „Nicht viel Ausſicht, nicht viel Ausſicht! Der Herr, die Hoheit, hat ſich niedergelaſſen und mit der Hand gewinkt, daß ſich die Generale Tertſchka und Ilow auch ſetzen dürften.“ — Geht hinein und meldet mich als von Wien, von Seiner Majeſtät dem Kaiſer kommend. — „Bedaure. Gegen meine Ordre. Darf Niemand melden, ſo lange noch Audienz. Ueberhaupt heute kaum. Hoheit von langer Audienzgebung angegriffen, wird ſchließen. Bedaure.“

Das ſchwarze Auge des Marcheſe durchbohrte den Dunkelrothen; dieſer aber war hieb- und ſtichfeſt. Das gelblich bleiche, feine Geſicht des Marcheſe wurde roth, der zierliche Körper gerieth in Bewegung, der Fuß hob ſich, er ſchien den Filzpantoffel ins Zimmer ſchleudern zu wollen — aber er mäßigte ſich gewaltſam wie mit einem Schlage und ſagte endlich ganz ruhig: „Ich werde drüben der Frau Herzogin aufwarten. Sobald Seine Durchlaucht der Herr Herzog mich anzunehmen geruhen wollen, bitte ich, mich drüben abrufen zu laſſen“. — Servitore, Herr Marcheſe! und dabei lächelte der Dunkelrothe gleichſam über die Achſel hinüber zu ſeinem Schützlinge Leo. Vielleicht nur um ſich dieſem in ſeiner äußerſten Bedeutung zu zeigen, war er ſeinem eigenen Ausdrucke nach ſo „ſpießig“ gegen den Marcheſe.

Zu großem Erſtaunen Leos ging er nun auch mit einem Mal nicht blos ans Schlüſſelloch der wichtigen Thür, nein er öffnete ſie, er ging hinein, er verſchwand —

Auch die beiden Männer am Kamin, der Kanzler von Elz und der Landeshauptmann im Herzogthum Friedland, Gebhard von Taxis, ſahen auf. Sie meinten wol, die Reihe werde nun endlich auch an ſie kommen, vor dem Herzoge erſcheinen zu dürfen. Sie brauchten Verhaltungsbefehle, ſie hofften Sicherſtellungs-Papiere. Die ſächſiſche Kriegsmacht konnte jeden Tag die herzoglichen Güter überſchwemmen, namentlich die Herrſchaft Friedland ſelbſt, welche nahe an der Lauſitzer Grenze lag. Beide wußten ſie aber auch ſehr gut, wie aufmerkſam und ſorgſam der Herzog für ſeine Güter bedacht war — er verwaltete ſie mit einer Genauigkeit, welche bis in die unſcheinbarſten Einzelnheiten ſich erſtreckte. — Beide wußten ſie, daß ihn ſolch ein Kriegszug niemals überraſchte, und daß er mit dem Feldherrn der Sachſen, dem klugen Arnheim, oder wie man ihn kurzweg nannte „Arnimb“, in ſtetem Verkehr war. Sie erwarteten alſo, in des Herzogs Händen ſchon Arnimb’ſche Befehle vorzufinden, welche den ſächſiſchen Truppen vorzuweiſen und dazu ausgeſtellt wären, um die friedländiſchen Herrſchaften vor jeder Beſetzung ſicher zu ſtellen. Zu dieſem Zweck waren Beide nach Prag gekommen.

Es dauerte nicht fünf Minuten, ſo erſchien der dunkelrothe Kammerdiener Roſtok wieder. Er mochte ein wenig betroffen ſein und glitt unſicher auf ſeinen weichen Schuhen zu den Amtsleuten am Kamin hinüber, haſtig ihnen zuflüſternd: Eintreten, ſobald die nächſten Herren heraus ſind, kurz ſein in der Faſſung, Hoheit iſt raſch geſtimmt!

Dann glitt er wie ein geübter Schlittſchuhläufer nach der entgegengeſetzten Seite zu Leo, zuckte die Achſeln und ſah ihn eine lange Weile ſchweigend an. Sein Geſicht erſchien dabei eigentlich recht ſchnurrig. Es war dies Geſicht die unverhältnißmäßig breite Seite eines kleinen Kopfes, der nach hinten zu kurz gerathen war. Da nun das Untergeſicht, die Mund- und Kinngegend zum Ausgleich unverhältnißmäßig vorſprang, ſo gemahnte ſein Haupt nicht undeutlich an den Schädel eines Pavians. Dazu kleine Augen, dunkle Geſichtsfarbe und viel Bartwuchs, den zweimaliges tägliches Barbieren nicht dämpfen konnte, und innerhalb des breitgeſchlitzten Mundes zwei vollbeſetzte Reihen Zähne bis zum Gaumen hinein, eine flache, weit zurück gehende Stirn, und auf dem Vorderhaupte wenig Haar — dies Alles machte Herrn Roſtok's Anblick eindrucksvoll, beſonders weil er durch einen feinen Sammetanzug bis zum ſeidenen Strumpfe hinab gehoben war. Dennoch war der Ausdruck dieſes Geſichtes nicht thieriſch und nicht gemein. Ein geſchäftiger Geiſt war erkenntlich; ſtille Luſtigkeit und ſtille Liſt ſchimmerte in dem lebhaften braunen Auge, wie klein es auch war, und auf Leo ruhte es ſogar mit einer Art Wohlwollen. Egoiſtiſches Wohlwollen, wenn man ſo ſagen darf. Roſtok fand Behagen an dem jungen Menſchen, und that ſich ſelbſt einen Gefallen, wenn er freundlich für ihn war.

„Wenig Ausſicht, verehrter Herr?“ flüſterte Leo. — Schlechte Ausſicht. Es muß von der innern Seite, von den Damen drüben Jemand hineingekommen ſein, der den Herrn unruhig gemacht hat. — „Seine Tochter. Ich hab's Euch zu ſagen vergeſſen, daß ſie draußen an mir vorbeigekommen.“ — Drum, drum! Der ſchlägt er nicht gern was ab, der kleinen Prinzeß, und ſie wird ihn von der Mutter gebeten haben, hinüber zu kommen. Drum, drum! Er ſagt da nicht gerne Nein, und doch ſtört's ihn. Er hat mich dafür angebrüllt; ich werd' Euch heute kaum noch vorbringen, ſchöner Herr Leo — Steinwald? Nicht wahr? — „Steinwald.“ — Still, da kommen die Letzten. Ich hör's; der Tertſchka kann nicht ſtille gehen, und wenn er nur an die Thür ſtoßen muß. Richtig, da iſt er. Seht Ihr, der Starke! Und pruhſten muß er immer, und der Filzpantoffel muß fliegen, eh' noch der Diener heran kann — der Andere mit dem lichten Barte, das iſt der Ilow, ein ſcharfer Kopf und ſcharfer Mann, der Feldmarſchall — hui! der Herr drinnen läutet, als ob's brennte, gebt mir Euren Brief — hui, läutet der Herr! ſpäter, ſpäter den Brief — !

Und hinein ſchlüpfte er wie ein Aal, die Thür hinter ſich offen laſſend.

Die Beamten Taxis und Elz hatten ſich erhoben und waren bis gegen die Thür vorgekommen. Der Herzog mochte ſie wol ſehen; man hörte, daß er im Commandotone ihre Namen rief. Sie wollten eilig hinein.

— Bleibt! — klang die Commandoſtimme weiter — laßt mich in Ruh'! Wartet! Der Arnimb läßt mich ohne Nachricht; ich habe noch nichts für Euch. Der Satan ſoll den deutſchen Politicus holen, wenn er meine Herrſchaften preiszugeben denkt. Jede Stunde indeſſen kann der Salveguardia-Zettel kommen. Wartet alſo! Man wird Euch wecken, wenn er in der Nacht eintrifft. Und dann fahrt nicht, ſondern reitet, und ſtrengt Euch an, damit Ihr bei Zeiten an unſre Grenzen kommt. Baſta!

Taxis und Elz verbeugten ſich und gingen.

Leo hatte ſich bis in ihre Nähe vorgeſchoben nach der Mitte des Saales; er hätte gar zu gern durch die offene Thür einen Blick dahinein geworfen, von wo die Stimme des Friedländers zum erſten Male an ſein Ohr ſchlug. Es klang, als ob ſie nicht aus dem nächſten Zimmer käme, ſondern — richtig! Leo war ſo weit geglitten, daß er ſah: das nächſte Zimmer ſei noch ein leeres Vorzimmer. Oder wenn auch nicht leer, — denn er ſah einen Tiſch zum Schreiben darin — doch nicht der Aufenthalt des Herzogs. Erſt im zweiten Zimmer war zunächſt Roſtok zu entdecken, Roſtok, der am Boden kauerte, und ein Fuß, an deſſen Bekleidung er neſtelte. Das iſt der Fuß des gewaltigen Mannes, der oft am Podagra leidet — dachte Leo — und der ihm vielleicht eben Schmerz verurſacht, um deßwillen er ungeduldig —

Da ſchnellte Kammerdiener Roſtok in die Höhe, und die ganze Geſtalt des Herzogs kam zum Vorſchein, eine hohe Geſtalt, welche vorüberſchreiten wollte. Sie blieb ſtehen. — „Den Stab!" rief der Herzog, und während ihm Roſtok den Stab reichte und Leo reſpectvoll zurücktreten wollte, wurde der grimme Herr durch dieſe Bewegung aufmerkſam gemacht und ſah hinüber nach dem großen Vorſaale.

— Wer iſt noch da? fragte er, und ohne die Antwort abzuwarten ſetzte er hinzu: Haſt den Punkt getroffen, Roſtok, die Falte drückt nicht mehr.

Roſtok aber ließ die Frage nicht aus, ſondern ſagte: Der angenehme junge Mann iſt noch da, Hoheit, den Pater Vitus mit einem Schreiben ſendet.

— Komm her, Burſch! rief der Friedländer.

Leo glitt ebenfalls wie ein Schlittſchuhläufer hinein und präſentirte ſein Schreiben. „Oeffne ſelbſt!“

Aha, dachte Leo, das Papierknittern an den Fingern iſt der Gicht unangenehm. Bei allem Reſpect und aller Bewunderung war er ein viel zu natürlicher und geſunder Geſell, um verlegen zu ſein. Er öffnete blitzſchnell und fragte naiv: „Soll ich auch leſen?“ — Lies!

Er las den Brief vor, welcher voll warmer Lobeserhebungen für ihn ſelber war, und als er zum Schluſſe kam, ſetzte er lächelnd hinzu: So viel bin ich freilich nicht werth, Hoheit, als der gute Herr Pater da von mir ſagt. Aber er liebt mich und ich lieb’ ihn wieder. Vielleicht kann ich wahr machen, was er von mir ausſagt An meinem guten Willen, an meiner Aufmerkſamkeit ſoll es nicht fehlen. Und die Begeiſterung iſt ſchon da; ich verehre in Euch den großen Kriegsfürſten über alle Maßen.

„So? — — tritt aus dem Lichte Roſtok! — Du haſt ein Paar prächtige Augen, Junge — wo haſt Du die her?“ — Von meiner Mutter. — „Aber Du biſt ſchon viel zu groß für einen Pagen.“ — Das hab’ ich ihm auch geſagt — ſchaltete Roſtok ein und ſetzte ſchnell auseinander, was der Herr Leo Alles gelernt habe. — „Kannſt Du Gleichungen ausrechnen?“ — O ja. — „Sprichſt italieniſch?“ — So gut wie deutſch. — „Und Dein Name iſt?“ — Leo Steinwald. — „Steinwald? Das iſt ja ein umgekehrter Waldſtein.“ — Wahrhaftig! Das hab’ ich noch gar nicht bemerkt.

Waldſtein ſah dem jungen Manne ſchweigend ins Angeſicht. Forſchte er? Bewegte ihn eine Ahnung? Traf ihn eine Erinnerung? Der ſonſt ſo ſtrenge Ausdruck ſeines Geſichtes war mild. Hätte Leo den Brief ſeiner Mutter hervorgezogen, er wäre von unmittelbarer Wirkung geweſen, vielleicht von großer Wirkung für das Leben beider Männer, des Vaters wie des Sohnes. Einen Sohn hatte ſich Waldſtein gewünſcht mit aller Kraft eines ſtarken Menſchen, welcher die Zukunft an ſein Blut, an ſeinen Namen feſſeln will, einen Sohn, welchem er eine reiche Erbſchaft nicht nur, nein, ein mächtiges Reich, eine große Aufgabe hinterlaſſen könnte! Obwol erſt neunundvierzig Jahre alt, fühlte er ſich doch durch die gichtiſche Krankheit, welche ihm oft alle Glieder peinigte, mitunter ſo arg gebeugt, daß er ſich nicht immer dem kleinmüthigen Gedanken ſeiner Frau entzog: Warum Dich in ſo viel Noth und Gefahr ſtürzen, Albrecht?! Für die reichſte Ausſtattung unſeres Kindes haſt Du ja längſt, haſt Du ja überreich geſorgt! Freilich — dachte er dabei düſter — ſie iſt ja nur ein Mädchen! Wenn ſie ein Sohn wäre, wenn ich einen Sohn einführen, einweihen könnte in meine Pläne und Aufgaben — —!

Leo ahnte nichts von einem ſolchen Gedankengange, und es war ein Zufall, daß er in ſein Wams griff, in die Taſche, welche den Brief ſeiner Mutter barg.

„Haſt Du noch etwas für mich?“ — Nein, Hoheit! Einen Brief meiner Mutter, der für Euch nichts bedeutet, da Ihr ſie nicht kennt. — „Iſt der alte Veit noch rüſtig?“ — Ganz rüſtig, und Eurer Hoheit in liebender Verehrung zugethan. — „Er hält mich für ſeinen Sohn, weil er mich bekehrt hat. Jedermann liebt ſich ſelbſt im Andern.“ — Dabei ſchritt der Herzog langſam weiter, den Blick nicht abwendend von Leo. Dieſer folgte neben ihm bis zur Thür, welche Roſtok eiligſt öffnete. Eine lange Reihe erleuchteter Gemächer lag vor ihnen. Leo war unſchlüſſig, ob er weiter neben dem Herzoge fortſchreiten dürfe, da dieſer ſchwieg. Roſtok aber winkte ihm: er ſolle nur getroſt mitgehen.

Das that er denn. Der Herzog fragte ihn über ſeine Reiſe und ob er über Wien komme. Was er dort geſehen und gehört?

— Leo ſchilderte geläufig, wie er den Kaiſer geſehen und den älteſten Sohn desſelben. — „Den? Wie iſt er Dir vorgekommen?“ — Ganz anders als der Kaiſer. — „Warum?“

Es lag ein finſterer Hintergrund in dieſer Frage, und Leo bemerkte ihn. An dem jungen Manne hörte und ſah Alles, wie es bei glücklich organiſirten Naturen zu ſein pflegt, welche neben Anderen ſich ſelbſt zu vergeſſen wiſſen, um nur alles das aufzunehmen, was der Andere wünſcht und hofft. Gerade dadurch werden ſolche Naturen Jedermann gefällig. Dieſer Inſtinct der Gefälligkeit verrieth Leo, daß der zum Könige von Böhmen und zum Kriegsfürſten beſtimmte Kaiſerſohn keine erwünſchte Figur ſein könne für den Friedländer; er beeilte ſich alſo hinzuzuſetzen, daß ein ſtattlicher Fremder neben ihm an der Schlagbrücke halblaut vor ſich hin geſagt habe: Ein junger, unerfahrener Menſch thut's nicht in ſolcher Zeit, wo der Schwede bald im Prater ſtehen und Jagd wie Wiener Zeitvertreib verderben kann!

„Haſt Du den Fremden kennen gelernt?“ — Nein; aber die Nachbarn, welche ſeine Aeußerung hörten, nickten mit den Köpfen. Man ſah, daß ſeine Meinung die vorherrſchende war.

So kamen ſie an das Ende der langen Reihe von offenen Gemächern, und zwei Diener, welche wie Roſtok durchs Schlüſſelloch geſehen haben mußten, öffneten von außen eine geſchloſſene Flügelthür. Der Herzog und Leo traten in das Vorzimmer der Frau Herzogin Iſabella von Friedland. Zwei andere Diener öffneten zur Rechten des Herzogs die Flügelthüren, und Leo ſah in ein großes Zimmer, welches links hinten in der Ecke eine Frauengeſellſchaft zeigte, bei welcher jener Carretto, Marcheſe di Grana ſaß.

Er erhob ſich und trat dem Herzoge von Friedland mit reſpectvollem Gruße entgegen.

„Ihr ſeid in Prag, Marcheſe?“ — Seit zwei Stunden drüben im Vorzimmer Eurer Durchlaucht, um eine Botſchaft von Seiner Majeſtät dem Kaiſer an Euch zu beſtellen. Es iſt mir aber nicht gelungen, bei Eurer Durchlaucht eingelaſſen zu werden. — „Der Roſtok iſt ein ungeſchickter Patron, den ich doch noch werde ſortjagen müſſen!“ erwiderte Waldſtein mit ärgerlichem Tone, zu welchem aber ein ſarkaſtiſches Lächeln nicht recht ſtimmen wollte. Dabei machte er eine einladende Handbewegung gegen das Fenſter hin, welche zu ſagen ſchien: ich werde Euch dort hören.

Die Frauen waren ſämmtlich aufgeſtanden und die Herzogin Iſabella war herangekommen, ihren Gatten zu begrüßen. Sie war eine volle, üppige Geſtalt, und ihr ſchöner Kopf, eingerahmt vom blonden Haare, belebt von friſchen Farben und dem guten Ausdrucke der blauen Augen, ſchaute neugierig auf Leo. Der Herzog bemerkte das und ſagte lächelnd: „Ein fahrendes Ritterlein, vom Pater Vitus empfohlen, Steinwald geheißen — wie iſt Dein Vorname?“ — Leo. — „Laßt Euch eine Weile von dieſem jungen Löwen unterhalten, während ich den Herrn Marcheſe höre.“

Und ſomit wendete er ſich, langſam am Stabe ſchreitend, nach einem entfernten Fenſter, ſich dort auf einen Armſeſſel niederlaſſend, indem er dem Marcheſe vornehm, kaum merklich, einen andern Seſſel andeutete, offenbar nur, weil er eine Botſchaft des Kaiſers brachte. Denn übrigens ſchien der Kriegsfürſt geneigt, den untergeordneten General Carretto di Grana geringſchätzig zu behandeln.

Leo aber kam da an eine Damengeſellſchaft, welche ihm erſichtlich wohlwollte. Die beiden Frauengeſtalten, welche draußen im Corridor an ihm vorübergeeilt, waren dabei, und Waldſtein's Töchterlein desgleichen. Sie hatten der Herzogin ſchon von ihm erzählt, und das kleine Töchterlein unterließ auch jetzt nicht, laut zu rufen: Das iſt der Leo von draußen!

Er war eigentlich nicht ſchüchtern, und doch wußte er jetzt eine Zeitlang nicht, wo er hinſchauen, wo ſein Blick verweilen ſollte. Drei ſchöne Frauen auf einmal! Und er war ein friſcher, lebensluſtiger Geſell. Die Herzogin Iſabella war noch in kräftiger Jugend, war noch nicht dreißig Jahre alt, und der ganze Schmelz einer weichen, liebevollen Frau ruhte auf ihr.

Die zweite Dame mit dunklem Haar und mit den gefährlichen Augen war von demſelben Alter, und ihr ſchöner Körperbau in enger Seidenkleidung zeigte auch in den leichteſten Wendungen eine Geſchmeidigkeit und Kraft, welche einen ſinnlichen Mann berauſchen mochte. Herzogin Iſabella nannte ſie dem ſtaunenden Leo: Lady Seymour — Lady Ludmilla! ſagte die dunkle Dame ſelbſt mit einem ſchalkhaften, freundlichen Blicke, gleichſam um die Bekanntſchaft ſogleich leichter und ungezwungener zu machen. Es war Ludmilla von Loß, welche vor zehn Jahren zur „Winterkönigin“ nach Holland gegangen war, um Leid und Verbannung mit dieſer flüchtigen Königin zu theilen. Voll Schmerz und Trauer war Ludmilla nach Holland gekommen: den Vater hatte ſie verloren, den Geliebten hatte ſie verloren! Schmerz und Trauer waren ihr lange treu geblieben, und der Zorn war zu ihnen getreten, der Zorn gegen das katholiſche Regiment, welches ihren warm geliebten Vater in den Tod geſtürzt. Der proteſtantiſche Krieg gegen den Kaiſer wurde ihr ein Werkzeug der Rache. Sie wollte, wie ihr Ausdruck lautete, den Manen ihres Vaters gerecht werden, ſie wollte ſein Haupt vom Prager Brückenthurme herunterholen. So war ſie eine politiſche Parteigängerin geworden, und ihr ganzes Trachten richtete ſich darauf hin, ſelbſtthätig einzugreifen in die Entwickelung der politiſchen Fragen. Dies mochte die Hauptveranlaſſung geweſen ſein, daß ihr Liebeskummer zurücktrat vor neuen Bewerbungen um ihre Liebe. An ſolchen Bewerbungen hatte es dem glänzenden Mädchen nicht gefehlt, welches in ausgeſuchter Trauertracht dem Zuſammenfluſſe proteſtantiſcher Parteigänger im Haag beſtechend in die Augen fiel. Unter dieſen Parteigängern gab es zahlreiche Engländer, welche unzufrieden waren mit der rückhaltenden Neutralität ihres Königs, unter ihnen ein Lord Seymour, der ſich hervorthat und durch leidenſchaftliche Parteinahme für die proteſtantiſche Sache und für die trauernde junge Edeldame aus Böhmen. Er verſchwor ſich, das Haupt ihres Vaters vom Prager Brückenthurme herabzuholen und ſollte es ſein Leben koſten, und da er übrigens ein ſtattlicher junger Herr war, ſo hatte ſie ihm mit raſchem Entſchluſſe ihre Hand gereicht, als gerade wieder ein Kriegszug abmarſchirte gegen Tilly. Nicht aus Liebe, wie ſie ſagte, denn die Liebe im vollen Sinne des Wortes ſei in ihrer Trennung von Hans Starſchädel auf immer begraben worden für ſie, aber aus dem Bedürfniß der Vergeltung gegen die Feinde ihres Vaters und aus dem Bedürfniß einer geſicherten Lebensſtellung, welche einem ledigen Mädchen ja doch nur durch eine Heirath werden könne.

Wenige Tage nach der Hochzeit war Lord Seymour mit den Truppen des Halberſtädters in den Krieg nach Niederſachſen gezogen, hatte an der Schlacht bei Stadtlohn den tapferſten Antheil genommen und war durch eine Falconetkugel in den Tod geſchleudert worden. Kaum verheiratet alſo war ſie Witwe geweſen, und man hatte ihr vorgeworfen, daß ſie den Verluſt mit allzu großer Ruhe hingenommen und ungebührlich raſch nach einem neuen Paladin ausgeſchaut habe, welcher den Prager Brückenthurm zu ſeinem Zielpunkt mache. Sie iſt eine herzloſe Schönheit! hatte man ſich zugeflüſtert — und hatte ihr Unrecht gethan. Sie war keineswegs herzlos. Aber ſie hatte Unglück gehabt mit ihrem Herzen. Ihr Herz war im Gegentheil ungemein lebhaft und empfänglich, und war großen Schwunges fähig. Ueberraſchende Stätigkeit bewies es wirklich im Andenken an den unglücklichen Vater: denn ſie betrieb es ſeit zehn Jahren wie eine Lebensaufgabe, ein rächendes Kriegsheer nach Böhmen aufzubringen. Alle materiellen Mittel, welche ihr zu Gebote ſtanden, alle weiblichen Mittel der Ueberredung, alle geiſtigen Mittel einer mannigfaltigen Bildung ſetzte ſie für dieſen Zweck in Schwung. Die materiellen Mittel waren nicht gering: ihr mütterliches Erbtheil in Böhmen war ihr durch Doctor Zinkas ungeſchmälert erhalten worden, und der Nachlaß Lord Seymour's, welcher ihr zugefallen, war von großem Umfange: ſie war eine reiche Frau. Und ſie war eine mächtige Frau durch die perſönliche Gewandtheit, mit welcher ſie ihre Geldmittel benützte!

Die „proteſtantiſche Minerva“ wurde ſie im Norden genannt, wo man ihrer ſeit einem Decennium überall anſichtig wurde auf reich geſchirrtem Roſſe, wenn Kriegsmaſſen in Marſch geſetzt wurden gegen Süden. Neben dem Könige von Dänemark hatte man ſie geſehen, als er aus Holſtein einrückte über die Elbe ins Braunſchweiger Land zur Schlacht bei Lutter am Barenberge, und als auch hier das Kriegsglück dem kleinen Tilly treu geblieben, da war ſie unentmuthigt viele Tage lang an der Oſtſeeküſte gegen Morgen geritten mit ihren Stallmeiſtern und Pagen, um jenſeits der Weichſel den Schwedenkönig aufzuſuchen, welcher in einen polniſchen Kampf verwickelt war, und von welchem ſie wußte, daß er große Pläne im Haupte trug, und große Kräfte im Geiſte. Dort unten an der Oſtſee, und zwar in Stralſund und auf der Inſel Rügen, war ſie dann längere Zeit verblieben, und man ſagte ihr nach, daß ſie dem Könige Guſtav Adolph allwöchentlich Nachricht gegeben über den Stand der Dinge, welche nun der Generaliſſimus Waldſtein in ſeine Hand genommen, indem er Tilly auf die undankbare Seite am Elbſtrom drängte, und Mecklenburg für ſich eroberte und Pommern bedrohte. Man ſagte ihr nach, daß ſie damals ſchon die erſten Anknüpfungen zwiſchen Guſtav Adolph und Waldſtein geſchürzt habe. Waldſtein kannte ſie ja von Wien aus; er war der Gatte ihrer Freundin Iſabella von Harrach geworden; er war nicht eng katholiſch, nicht eng kaiſerlich, das wußte ſie; er hatte unergründliche, weitreichende Abſichten, das ahnte ſie mit dem Inſtincte weiblicher Phantaſie. Sie war eines Tages mit ihrem eleganten Reitgefolge zu Güſtrow vor ihm erſchienen und hatte lange Unterredungen mit ihm gehabt. Lächelnd hatte er ihr verſprochen, den Schädel ihres Vaters vom Prager Brückenthurme herunter holen zu laſſen, ſobald er ein ſelbſtſtändiger Reichsfürſt geworden, ernſthaft hatte er ihr für den König von Schweden Geſichtspunkte entwickelt, die ſie ihrem ſchwediſchen Freunde mittheilen könne. Denn Waldſtein hatte ſchon damals gewußt, daß er über kurz oder lang Gegengewichte brauchen dürfte gegen den Kaiſer, wenn dieſer ſich für große Schritte dem Generaliſſimus verſagen ſollte.

Voll neuer Gedanken, denn Waldſtein hatte ihre politiſche Phantaſie wunderbar erhitzt, war ſie nach Stockholm hinüber geſegelt, um Guſtav Adolph Bericht zu erſtatten. Dieſer hatte ihre Mittheilungen mit demſelben Lächeln angehört, welches ſie an Waldſtein ſchon verdroſſen, hatte ſie aber doch aufgefordert, eine Zeitlang in Schweden zu verweilen; denn die Dinge reiften erſichtlich zu dem Ziele, welches ihr vorſchwebte in der Eroberung Prags durch ein proteſtantiſches Heer. Es war ihr recht deutlich, daß ſie da zwiſchen zwei kriegsherrlichen Diplomaten unterhandelte, von denen jeder den andern zu benützen und nach der Benützung auf die Seite zu ſchieben gedachte. Bei alledem war es aber ihrem auf das Große und Wirkſame gerichteten Sinne doch klar erſichtlich, daß nur vermittelſt dieſer beiden Männer eine wirkſame, große Bewegung im deutſchen Reiche zu erregen ſei. Sie blieb alſo bis die Expedition des Schwedenkönigs ins Werk geſetzt wurde, und mit dieſer Expedition war ſie im Sommer des vergangenen Jahres 1630 an der Küſte Pommerns gelandet. Vergnügt hatte ſie zugeſehen, wie der Schwedenkönig ſicher und ſiegreich vordrang zwiſchen Oder und Elbe, und wie nun der deutſche Krieg eine ganz andere Geſtalt errang, feſter und drohender als unter den Abenteurern Mansfeld, dem Halberſtädter, dem badiſchen Markgrafen, ja unter dem Könige von Dänemark, welcher an Talent und Charakterkraft weit zurück blieb hinter Guſtav Adolph. — In demſelben Sommer des ſechszehnhundertdreißigſten Jahres war das merkwürdige Schauſpiel in Regensburg und Memmingen aufgeführt worden oben im Reiche, die Fürſten der Liga in Regensburg, Waldſtein in Memmingen, ein Schauſpiel, welches für den neuen Ankömmling auf dem Kriegsſchauplatze, welches für Guſtav Adolph von der größten Wichtigkeit war. Wie gern er die reizende Witwe in ſeiner Nähe ſah, — denn ſie erſchien öfter in ſeinen Hauptquartieren, und er war empfänglich für weibliche Reize — noch wünſchenswerther dünkte es ihm doch, unmittelbare Nachrichten von jenem Schauplatze Memmingen zu erhalten. Auf ſeine Veranlaſſung war Ludmilla dorthin aufgebrochen, um den Friedländer in der Stille von ihm zu begrüßen und ihm Vorſchläge zu unterbreiten. Gegen alles Erwarten war ſie in der Oberpfalz zwiſchen Amberg und Eger dem heimkehrenden Waldſtein begegnet. Er war abgeſetzt, er war auf dem Wege nach Gitſchin, er war ein Privatmann, wie er ſagte. Aber freilich ſagte er es mit jenem Lächeln, welches Ludmilla ſchon an ihm kannte. Sie wußte, was das bedeute, und was Waldſtein nun erſt recht für die Proteſtanten bedeute, ſeit er vom Kaiſer abgeſetzt, alſo auch abgefallen war. Sie ging mit ihm nach Gitſchin, wo ſie ihre Freundin Iſabella fand, wo ſie nun einen länger dauernden Aufenthalt nahm. Nur jeweilige Reiſen über die ſächſiſche Grenze hinüber unterbrachen dieſen Aufenthalt, Reiſen in die proteſtantiſchen Lager und Hauptſtädte. Beſonders nach der Breitenfelder Schlacht am 7. September dieſes Jahres, welche Waldſtein wie einen willkommenen Racheact begrüßte. Tilly geſchlagen, das einzige katholiſche Heer vernichtet, ſo hatte er prophezeit, wenn man ihn nicht gewähren laſſe. Nun war zum erſten Male der Niedergang eingetreten für die katholiſche, für die kaiſerliche Sache, nun konnte die Unterhändlerin des Friedländers beſtimmte Anträge bringen an den Schwedenkönig, an Arnimb, den Führer des kurſächſiſchen Heeres, welches ſeit Breitenfeld zum erſten Male verbündet war mit den Feinden des Kaiſers, nun hatte der Friedländer freie Hand und konnte ihr weite Vollmachten geben. Das war eine warme Zeit geworden für heimliche Unterhandlungen zwiſchen dem Hofe von Gitſchin und den proteſtantiſchen Führern, und Lady Ludmilla Seymour hatte mit all' ihren Kräften beigetragen, daß bis zu dieſem Herbſtabende in Prag, der den Marcheſe Carretto und den jungen Leo ins Damenzimmer der Herzogin von Friedland führte, die Ernte reif ſtand in vollen Halmen für ihre Rachepläne: Carretto da drüben an der Fenſterbrüſtung bat ſicherlich vergebens, daß der Herzog wieder den Oberbefehl übernähme, die Sachſen waren an der böhmiſchen Grenze, der ſiegreiche Schwedenkönig hatte Thüringen durchzogen und drang in Franken ein in die biſchöflichen Lande, Hauptſtützen der Liga, von da ſollte es weiter gehen nach Baiern, das Netz konnte zugezogen werden, und der Kopf ihres Vaters jenſeits der Brücke hatte nur noch einige Tage zu warten — ſie war beſter Laune, die ſchöne Lady, und ſagte dem jungen Leo allerliebſt aufmunternde Dinge über ſein friſches Ausſehen, ſeine heitere Miene, ſeine lebhaften Augen und ſeine Zukunft, die unter dem Waldſtein'ſchen Sterne wohl gedeihen werde, wenn er hingebend bleibe in ſeinem Enthuſiasmus.

Leo betheuerte das auf das Anmuthigſte. Ihm war zu Muthe, als ob er Prinz geworden ſei in einem Feenmärchen. Noch mehr! Was Märchen! Die bunteſten, lieblichſten Phantaſien ſeiner ſtillen Stunden waren ihm verwirklicht; er hatte den Eindruck, das ſei Alles echt, wahr und wirklich, was ſeine Einbildungskraft ihm vorgegaukelt. Da ſaß er in dem Hauſe, welches er für das wichtigſte und mächtigſte in der Welt hielt! Er ſaß da ohne Weiteres wie ein gern geſehener, wie ein dazu gehöriger Genoſſe mitten unter Frauen, von denen eine immer ſchöner war als die andere, denn die dritte neben der Herzogin Iſabella und der Lady Ludmilla lockte ihn am tiefſten, obwol ſie ſich am ſtillſten verhielt. Fräulein Magna von Sparr war ſie ihm von der Frau Herzogin Iſabella genannt worden. Magna von Sparr! klang es wie ein lang anhaltendes Echo in ihm, denn die großen blaugrauen Augen, ſchwarz eingerahmt und von langen, ſchwarzen Wimpern beſchattet, waren wie ein rührender Ton in ſein Herz gefallen, als das ſchlanke Mädchen bei Nennung ihres Namens ihn einen Augenblick, nur einen Augenblick lang aufmerkſam angeſchaut hatte. Herr Gott! hatte es in ihm gelautet, welch ein Blick! Die ganze Seele bewegt ſich Einem unter dieſem Blicke! Der junge Mann hätte verlegen ſein können, wohin er mit Vorliebe blicken ſolle mitten unter drei ſo ſchönen Frauen! Ob auf die ſchön ausgebildeten weiblichen Formen der

Herzogin, Formen, welche unerfahrenen jungen Männern leicht am reizendſten erſcheinen, beſonders wenn ſeelenvolle Güte aus dem lieblichen Munde entgegenkommt. Oder auf die elaſtiſchen wie energiſchen Bewegungen der eng und drall gekleideten Lady, deren dunkle Augen ſo verführeriſch fingen, deren einladende, lebhafte Rede ſo ſchmeichelhaft eindrang. Oder auf die junge Mädchengeſtalt, die ſich kaum regte. Leo war aber nicht zweifelhaft. Er hatte nicht blos einen klaren Kopf, er hatte auch ein klares Herz, wenn man ſo ſagen darf. Das heißt: ſein Herz wußte immer ſogleich und deutlich, was es wünſche und wolle. Wie beſtrickend Lady Ludmilla zu ihm ſprach, wie wohlthuend die Herzogin kurze, einfache Reden einſchob, ſein leuchtender Blick ſchweifte immer ſtandhaft hinüber zu den niedergeſchlagenen Augenlidern des Fräuleins Magna und beneidete die goldbraunen Locken, welche um ihre Augen tänzelten und von den Seiten und von unten in das verhüllte Auge hineinſchauen mochten. Wenn ſie doch nur aufblicken möchte — dachte er — du würdeſt viel beſſer erzählen! — Da blickte ſie auf, offenbar — meinte er — um ihn einzuladen, daß er der Aufforderung Ludmillas nachkommen möge. Lady Ludmilla nämlich hatte ihn eingeladen, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. „Dies iſt das einfachſte Mittel“, hatte ſie geſagt, „ſich natürlich und ganz bekannt zu machen mit neuen Menſchen. Und wenn man ſo jung iſt, wie Ihr, Herr — Leo? Nicht wahr?“ — Leo!

„Dann hat ſolch eine Lebensgeſchichte keine Schwierigkeit. Dem auch noch jungen Herrn Marcheſe da drüben, welcher dringend und doch vorſichtig in den Herzog hinein redet, dem Herrn Marcheſe Carretto möcht' ich nicht mit ſolch einem Verlangen entgegentreten. Es würde ihn in Verlegenheit ſetzen. Ihr aber, Herr Leo, kommt aus dem Naturleben in den Alpen, Ihr habt noch nichts zu thun gehabt mit Staatsgeheimniſſen und Intriguen, Ihr könnt noch unbefangen ſchildern, was Euch im kurzen Leben begegnet iſt. Namentlich vor Frauen, welche aufmerkſame Zuhörer ſind auch für die kleinen Ereigniſſe des

Menſchenlebens, wenn dieſe Menſchen Männer ſind, oder doch Männer werden wollen.“

Leo erzählte denn tapfer, tapfer und kindlich. Er erzählte für Magna. Da durfte Geheimnißvolles nicht fehlen; denn es ſchien ihm, junge Mädchen ſeien für Geheimnißvolles ganz beſonders eingenommen. Er ſprach alſo vom wunderlichen Großvater, der ſich in den Karpathen angeſiedelt, ſprach vom Türkenkriege unter Marco Spada, und wie der Großvater da getödtet worden und ein junger Kriegsmann des kaiſerlichen Heeres als Tröſter eingekehrt ſei. Der habe ſeine Mutter geheiratet und ſei dann wahrſcheinlich gegen die Türken gefallen —

„Wahrſcheinlich?“ unterbrach ihn die Herzogin. — Wol gewiß, ſonſt wär’ er ja wiedergekehrt! entgegnete Leo. — „Und Steinwald hat er geheißen?“ — Ja. — „Woher gebürtig?“ — Aus Böhmen.

Ah? — Und dabei blickte die Herzogin hinüber nach dem Herzoge, welcher ernſt und verdrießlich neben dem redſeligen Marcheſe in die Luft ſchaute. War es ihr eingefallen, daß der junge Waldſtein einen Feldzug gegen die Türken unter Marco Spada mitgemacht? Hatte der Name Steinwald ihre Aufmerkſamkeit erhöht? — Sie ſagte nichts weiter und unterbrach Leo nicht wieder, als bis er in ſeiner Erzählung den jetzigen Abſchied von Mutter und Großmutter ſchilderte. Da fragte ſie mit langſamer Betonung, und ihre treuen, blauen Augen ruhten aufmerkſam auf dem jungen Manne: — Hat denn bei dieſem Abſchiede Eure Mutter nicht Eures verſchollenen Vaters gedacht? Hat ſie Euch nicht aufgetragen, Nachforſchungen anzuſtellen?

„Nein. Der Tod iſt ſo lange her, und es fehlen uns alle Anknüpfungen.“ — Aber eine Mutter ergreift doch einen Strohhalm für ihren Sohn. Und eine ſo liebevolle Mutter gar wie die Eurige! Sie giebt doch dem Sohne irgend ein Merkmal des verſchollenen Vaters mit auf die Lebensreiſe.

Leo griff unwillkürlich in ſein Wams, welches den Brief barg. Aber mehr that er nicht. Solch ein müßiges Schreiben wollte er vor den vornehmen Frauen nicht erwähnen. Und mit dem Andenken an ſeinen Vater hatte es ja doch für ihn nichts zu ſchaffen.

Die Herzogin war ſeiner Handbewegung gefolgt und fragte: Ihr führt alſo doch wol etwas mit Euch?

— Nein, nein! Etwas hierauf Bezügliches nicht. Eure Hoheit verkennen da auch meine Mutter. Sie iſt eben ganz anders als die Frauen Eurer Bekanntſchaft. Sie weiß nichts von der Menſchenwelt hier außen und von dem Zuſammenhange der Familien. Sie iſt einſam gewöhnt, und es iſt ihr nicht ſo auffallend wie Euch, daß ich einſam in das Weltgetümmel eintrete. Was ſie mir dafür hätte rathen oder geben können, das würde nicht gepaßt haben —

Da ſtand der Herzog auf und näherte ſich der Frauengruppe. Die Unterhaltung mit Leo brach ab, Alle ſahen auf den Herrn und auf den nachfolgenden Marcheſe. Die Herzogin und Ludmilla wußten, daß Carretto den Wunſch, ja den halben Befehl des Kaiſers an den Herzog überbracht hatte: der Herzog möge unverweilt nach Wien kommen. Jetzt ſuchten ſie auf den Geſichtern der heranſchreitenden Männer zu leſen, ob der Herzog zugeſagt oder abgelehnt habe. Auf Waldſtein's Geſichte war ſchwer zu leſen, des Marcheſe Antlitz aber war nicht heiter. Ludmilla jubelte innerlich, die Herzogin war betroffen. Ludmilla wünſchte die Anknüpfung an den Kaiſer durchaus nicht, die Herzogin wünſchte ſie lebhaft.

Leo ſtand reſpectvoll von ſeinem Seſſel auf und trat zur Seite. Er hoffte, der Herzog werde ihm wol ein Wort ſchenken, welches ſeine Aufnahme in Dienſt und Haus ausſpräche. Denn bis jetzt war ja Alles vortrefflich ergangen, es ſchien nur ſolch ein poſitiver Ausſpruch zu fehlen.

Aber dazu ließen ſich die Dinge nicht an. Der Herzog bemerkte ihn nicht, als er ſich den Frauen näherte. Er trat zu ſeiner Frau, welche ihn traurig fragenden Blickes anſah, und legte die Hand leiſe auf ihre Schulter. Sie fragte nicht, ſie wagte nicht zu fragen. „Geſchäfte!“ pflegte er all ſein Thun zu nennen, und in ſeinen „Geſchäften“ galt er für unnahbar. Beiläufiges Hineinfragen wies er mit Zuſammenziehen ſeiner buſchigen Augenbrauen ungnädig ab. Allerdings gegen ſeine Frau am wenigſten. Sie behandelte er am ſchonendſten. Ebenſo verhielt ſich aber auch Iſabella von ihrer Seite, und ſo fragte ſie auch jetzt nicht, obwol es die Lebensfrage für ſie war, ob der Herzog dem Kaiſer willfährig ſein werde oder nicht.

„Ihr werdet Euch in Kurzem reiſefertig halten müſſen“, ſagte der Herzog in langſamer Betonung, „nach alle Dem, was mir der Marcheſe da mitgetheilt.“ — Wie?! fragte Lady Ludmilla. — „Der Commandirende im Königreiche“, fuhr der Herzog fort, „Don Balthaſar Marradas hat dem Herrn Marcheſe mitgetheilt, daß die Sachſen ſchon eingebrochen ſind in Böhmen. Sie ſollen Schluckenau genommen haben, und auf Tetſchen und Auſſig anrücken.“

Es lag etwas Ironiſches in des Herzogs Tone, gleichſam als wollte er recht harmlos beſtätigen, daß er eine Privatperſon ſei, die über Politik und Krieg von Don Balthaſar unterrichtet werden müſſe, gerade von dieſem Spanier Marradas, den er herzlich gering ſchätzte.

„Ihr fragt wie?! Milady?“ fuhr er fort. — Weil ich nicht einſehe, warum der Herzog von Friedland Prag verlaſſen müſſe, wenn die Sachſen einrücken, ſelbſt wenn ſie trotz Don Balthaſar in Prag einrückten! — „Oh, oh! Ihr ſeid recht fremd geworden in kaiſerlichen Dingen, Lady Ludmilla! Ihr ſeid zu lange im Auslande geweſen. Ich bin zwar ein abgeſetzter kaiſerlicher Generaliſſimus, aber ich gehöre doch zu den Kaiſerlichen, beſonders für die Proteſtanten. Es ſchickt ſich nicht, daß ich mich und meine Kanzlei den Feinden des Kaiſers ausſetze. Wenn ich auch im Auftrage des Kaiſers ab und zu mit ihnen unterhandle als ein nicht unkundiger Geſchäftsmann, ſo wäre es doch unpaſſend, mich perſönlich von ihnen überraſchen zu laſſen. Am Ende machten ſie eine wichtige Perſon aus mir, auf deren Auslieferung ſie Werth legten. Das geht nicht! Wenn ſie alſo über Leitmeritz herabrückten, ſo müſſen wir fort aus Prag. Du Iſabella nach Bruck an der Leitha, wo Du ja ſo gern biſt im Familienſitze der Deinigen, und ich wenigſtens nach Pardubitz.“

Nicht nach Wien? fragte halblaut Iſabella.

„Du kannſt auch in Wien bleiben, wenn Du es vorziehſt.“ — Ich meine Dich! — „O nein! Das windige Klima dort iſt unverträglich mit meiner Gicht. Du ſiehſt, ich gehe heut' wieder ſchlechter. Die Luft in der Pardubitzer Ebene wird mir gut thun. — Mir ſcheint“, ſetzte er leiſer hinzu, ſo daß nur Iſabella es hören konnte, „der Marcheſe hat wirklich Feuer gefangen für Deine Magna. Eben noch ſah er ſchwer verdrießlich aus, als er mit mir zu thun hatte, und jetzt redet er ganz aufgeweckt und freundlich in das Mädchen hinein. Beſtätigt ſich's alſo, was Du mir neulich geſagt?“ — Es beſtätigt ſich. Er liebt Magna, und wirbt ſchon ziemlich offen um ihre Hand — erwiderte ebenſo leiſe die Herzogin. — „Und ſie, das Mädchen?“ — Verhält ſich ſtill. — „Weiß Sparr, weiß der Vater darum? Er iſt ja ſeit geſtern hier und hat Dich geſprochen.“ — Er weiß darum und wartet. Ich glaube, er will Dich fragen. Du weißt, daß er die Wälſchen nicht liebt. Aber er kann ſich nicht verläugnen, daß der Marcheſe ein ſehr fähiger Mann und einer bedeutenden Laufbahn ſicher iſt, denn der Kaiſer bevorzugt ihn ſichtlich. — „Sichtlich. Mir iſt er jetzt hier im Wege. Sorge, daß er fortkommt. Ich erwarte Botſchaft von den Sachſen. Es iſt mir nicht angenehm, daß er was Beſonderes davon merkt.“

Der Herzog hielt plötzlich inne. Sein Gehör war ſehr fein und der leiſe Tritt ſeines „Roſtock“ war ihm nicht entgangen. Es war von Bedeutung, wenn dieſer Kammerdiener ihm nachkam in den Frauenkreis. Richtig! Roſtock kam eilig.

„Was iſt?“ fragte der Herzog nicht eben laut, aber ſcharf, und ging dem Roſtok einige Schritte entgegen.

Roſtok war zu gut geſchult, als daß er aus einiger Entfernung geantwortet hätte, wenn es ihm rathſam ſchien, nur von ſeinem Herrn verſtanden zu werden. Er ſchwieg alſo, bis er dicht am Herzog war, und flüſterte dann ſo ausgezeichnet, daß Niemand als der fein hörende Herzog vernahm, was er flüſterte. Der ſächſiſche Botſchafter ſei da! war der Inhalt.

„Ich komme!“ erwiderte der Herzog. — Herr Gott, da kommt er mir nach! — flüſterte Roſtok. — „Was?!“ — Ich hab' es ihm unterſagt. Er ſagte, daß er die Frau Herzogin Hoheit kenne und daß er herüber gehen wolle — ich hab's ihm unterſagt! Da iſt er doch!

Ein ſtattlicher Mann erſchien an der Eingangsthür, und ſeine Erſcheinung machte einen Eindruck, daß Leo gar nicht begriff, was das zu bedeuten habe. Waldſtein warf ſeinem Kammerdiener einen „Dummkopf!“ ins Geſicht, und die Herzogin Iſabella, ſowie die Lady Ludmilla fuhren von ihren Sitzen in die Höhe — wer mochte das ſein? Es war ein Mann von kräftiger, mittelhoher Geſtalt, mit kurzgeſchnittenem, lichtbraunem Haar und ſtarkem Schnurr- und Kinnbarte. Das Geſicht war gebräunt, das Auge leuchtete hell, die Kleidung war dunkel. An der Hüfte trug er ein ſchweres Schlachtſchwert.

Waldſtein's Unwille war leicht begreiflich. Er traute dem Marcheſe Carretto di Grana durchaus nicht und wollte ihn fern gehalten ſehen von ſeinem Verkehr mit den proteſtantiſchen Kriegsparteien. Soeben hatte er dieſem Boten des Kaiſers gegenüber recht gefliſſentlich den Privatmann geſpielt, der krank und gleichgiltig, unberührt bleiben wolle von den politiſchen Dingen und Perſonen — da erſcheint ein ſächſiſcher Botſchafter. Ein ſächſiſcher, ein Botſchafter des neueſten Feindes. Der neueſte Feind iſt immer der verhaßteſte. Gerade weil Kurſachſen ſo lange allein von den proteſtantiſchen Ländern dem Kaiſer zugethan verblieben war, gerade darum war jetzt ſeine Allianz mit dem Schweden, ſeine Theilnahme an der Breitenfelder Schlacht auf ſchwediſcher Seite, ſein feindliches Vorrücken auf Schleſien und Böhmen der empfindlichſte Eindruck in Wien. Und der Botſchafter dieſes neueſten Feindes tritt ſoeben nicht nur in die inneren Gemächer des Herzogs, welche dieſer ſo ſchwer zugänglich zu machen wußte ſelbſt für Abgeſandte des Kaiſers, nein, er dringt bis in den Familienkreis, und dieſer Kreis bekundet, daß er ein bekannter und willkommener Mann iſt — die beiden Frauen nämlich, welche aufgeſprungen waren, riefen einen Namen aus, gingen einige Schritte entgegen! Der Marcheſe mußte bemerken, daß hier ein alter Bekannter einträte. — Waldſtein ſah dem näher kommenden Sachſen ſehr ärgerlich entgegen, und nicht minder ärgerlich, nachdem er ihn erkannt hatte. —

Iſabella und Ludmilla hatten den Namen „Hans“ ausgerufen, es war Hans von Starſchädel, welcher im Auftrage des ſächſiſchen Generaliſſimus nach Prag kam zum Herzog von Friedland.

Waldſtein faßte ſich ſchnell. Die Anrede des Botſchafters konnte enthüllen, was er vor dem Marcheſe nicht enthüllt ſehen wollte. Er ſchnitt ſie alſo dem Starſchädel dadurch ab, daß er zuerſt ſprach. „Sieh' da!“ rief er alſo lauter, als er ſonſt zu ſprechen pflegte, „ein alter Verehrer unſerer Damen, den wol ſeine Beſorgniß für das ſchwache Geſchlecht herbeiſprengt. Wir ſind ſchon auf der Hut, und ſprachen eben davon, daß die Frauen dem Kriegsvolke aus dem Wege gehen ſollen. Seid deshalb nicht minder willkommen!“

Hans von Starſchädel grüßte reſpectvoll den Herzog, ohne ein Wort zu erwidern. War er vorſichtig? Erkannte er am italieniſchen Typus des Marcheſe das fremde Element, welches Zurückhaltung anrieth? Wenn auch nicht, die Hände der beiden Frauen, welche ſich ihm entgegenſtreckten, waren ſtarke Magnete. Er eilte hin, er küßte Beider Hände, er ſah der Herzogin treu und innig in die Augen, und fragte leiſe, ob es ihr wohl ergehe? Er hatte ſie zehn Jahre lang nicht geſehen. Ludmilla war er mehrmals begegnet in den proteſtantiſchen Lagern.

Waldſtein erkannte wohl, daß ſelbſt die Neigung des Marcheſe für Fräulein Magna in dieſem Augenblicke zurücktrat vor der politiſchen Neugier. Der Marcheſe benützte es nicht, daß er das Fräulein jetzt einmal ohne Zuhörer ſprechen konnte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit war auf den neuen Ankömmling gerichtet. Dem Kaiſer nachweiſen zu können, daß der Herzog von Friedland mit des Kaiſers Feinden intim verkehre, und daß ſein Ablehnen des Obercommandos nur daher rühre, weil er auf eigene Hand und feindlich gegen den Kaiſer aufzutreten gedenke, ja aufzutreten vorbereitet ſei, das war allerdings des Aufmerkens werth. Der Marcheſe Carretto di Grana gehörte wirklich zu jener Partei, welche man ſpaniſche oder wälſche nannte, und welche dem Friedländer durchaus nicht traute. Wie groß jetzt auch die Kriegsbedrängniß des Kaiſers war, die Klügſten und Entſchloſſenſten dieſer wälſchen Partei waren dafür, den Friedländer lieber unthätig zu machen, ja gefangen zu nehmen, als ihn wieder an die Spitze des Heeres zu bringen. Unter dieſe Klügſten und Entſchloſſenſten gehörte der Marcheſe Carretto, und es lag nicht außer ſeinem Gedankenkreiſe, den Herzog blos darum nach Wien zu locken, damit man ihn dort feſthalten und von ſeinen Verbindungen mit dem Heere abſchneiden könne. Seine ganze Aufmerkſamkeit war alſo geſpannt darauf, ob nicht dem ſächſiſchen Herrn eine Aeußerung entſchlüpfte, an welche er mit geſchickter Frage anknüpfen könnte, um einen haltbaren Faden zu gewinnen, um —

„Herr Marcheſe!“ rief da ſtörſam der Herzog von Friedland, welcher unbeweglich inmitten des Zimmers ſtehen geblieben war und ihn beobachtet hatte. — Der Marcheſe mußte dem Rufe folgen. Er mußte auch dem Beiſpiele des Herzogs folgen, welcher ſich langſam in Bewegung ſetzte und ſich von der Gruppe der Damen nach dem entfernteſten Ende des Zimmers verfügte, mehr als vielleicht nöthig war mit ſeinem Krückſtocke auf die braun geölten Fußparquette aufſtoßend. Der Herzog war, wenn es gerade nöthig ſchien, auch im Kleinen ein Stratege, und nöthigte den Marcheſe, ſogleich ſelbſt zu ſprechen. Denn wenn man ſelbſt ſpricht, ſo hört man am ſchwerſten. Er fragte ihn nach dem älteſten Sohne des Kaiſers. Er bat um eine Schilderung deſſelben, da ja von der Begabung dieſes jungen Erzherzogs viel die Rede ſei und von der Möglichkeit, ihn an die Spitze des kaiſerlichen Heeres zu ſtellen. „Das iſt ja wol auch eigentlich Eure Meinung, Herr Marcheſe, wie ich gehört zu haben mich erinnere, wie erſcheint Euch denn alſo der Erzherzog in Bezug auf die Aufgabe?“

Die Frage um dieſes Thema war hochwichtig für den Marcheſe. Er und ſeine Partei hatten ſie vorbereitet für den Fall, daß der Oberbefehl Waldſtein's nicht mehr zu vermeiden ſein ſollte. Sie mußten zugeben, es ſei kein großes Heer auf die Beine zu bringen ohne Waldſtein, und es ſei keine Führung im Großen, kein moraliſcher Eindruck nach außen und innen möglich ohne Waldſtein. Sie wollten alſo, wenn es denn ſein mußte, den Friedländer in Bewegung und Thätigkeit bringen, falls es nicht gelinge, ihn durch enge Feſthaltung zu lähmen und zu vernichten; aber ſie wollten, daß ſeiner Bewegung und Thätigkeit von vornherein eine formelle Grenze geſetzt werde. Der älteſte Sohn des Kaiſers als formeller Generaliſſimus ſollte dieſe Grenze bilden. Wenn alsdann auch Waldſtein die handelnde Hauptperſon wäre, ſo behielt man doch durch die Form eines über ihm ſtehenden Kriegshauptes Mittel in der Hand, ihn ſchärfer zu überwachen, und vor allen Dingen eine Partei im Heere auszubilden, namentlich unter den Führern des Heeres auszubilden, welche bei vorkommender Gelegenheit einen Widerpart bilden könnte gegen Herrſchſucht und Eigenmächtigkeit des furchtbaren Friedländers.

Weder der Herzog, noch der Marcheſe hatten vorhin bei ihrer Unterredung am Fenſter ein Wort vom Kaiſerſohne erwähnt. Der Marcheſe konnte ſelbſt glauben, es wiſſe der Herzog noch nichts von dieſem Projecte, welches erſt kürzlich in den vertrauteſten Kreiſen der Wiener Hofburg aufgetaucht war. Die plötzliche Frage Waldſtein's belehrte Carretto, daß der Alles erfahrende Herzog auch von dieſem Plane bereits Wind habe.

Der Herzog hatte alſo ganz recht mit dieſer Frage: ſie nahm augenblicklich die ganze Aufmerkſamkeit des Marcheſe in Anſpruch, und lenkte ihn ab von dem ſächſiſchen Edelmanne.

Er verlor übrigens nichts für ſeinen Zweck, daß er Starſchädel's lebhaften Aeußerungen nicht mehr folgen konnte. Sie betrafen lauter perſönliche Angelegenheiten, welche er den Frauen mitzutheilen hatte, ſo perſönlich, daß ſelbſt das Fräulein Magna von Sparr ſchicklich fand, ſich ein wenig zu entfernen von der Gruppe, welche Hans und Ludmilla und die Herzogin bildeten.

Sie ſah nach dem jungen Manne hinüber, welcher ganz vergeſſen worden war, nach Leo.

Dieſer war ſeinem natürlichen Tacte gefolgt, und hatte ſich mit Maria, der kleinen Prinzeſſin, der einzigen Tochter Waldſtein's, in Verbindung geſetzt. Das elfjährige Mädchen hatte ihn neugierig betrachtet, er hatte ihr vertraulich zugenickt, ſie war naiv näher getreten, und jetzt war eine Unterhaltung zwiſchen den Kindern Waldſtein's in vollem Gange, welche der liebenswürdigen Geſchicklichkeit Leos alle Ehre machte. Ohne eine Ahnung zu haben, wie nahe ihm das eckige, ſpitzſchultrige Mädchen ſtünde mit den großen blauen Augen der Mutter Iſabella, war er ſo freundlich und Zutrauen erweckend ihr entgegen gegangen, daß die Kleine jetzt tapfer mit ihm verkehrte, Frage und Antwort austauſchend, als wäre es auf eine intime Bekanntſchaft abgeſehen zwiſchen ihnen Beiden. Leo konnte gar nichts Beſſeres thun, denn dies immer lebhafter werdende Geſpräch ließ ihm doch Zeit, die Vereinſamung des Fräuleins Magna zu bemerken, und ſich mit ſeiner kleinen Freundin ihr ein wenig zu nähern.

Es geſchah dies wol zufällig. Denn eigentlich empfand der ſonſt dreiſte und muthige junge Mann eine wunderliche Befangenheit vor der Annäherung an Fräulein Magna. Aber die kleine Marie unterſtützte den Zufall. Die Frauengeſellſchaft war um einen großen, runden Tiſch verſammelt geweſen. Auf der freien Seite nach dem weiten Zimmer hinüber befanden ſich jetzt Iſabella, Ludmilla und Hans von Starſchädel. Auf der Seite nach der Wand zu entfernte ſich Magna von der vertraulichen Gruppe, oder vielmehr ſie verſuchte es, ſich zu entfernen. Der Raum da in der Ecke des Zimmers und in der Nähe der Wand war etwas enge, und durch Seſſel einigermaßen verſtellt. Magna mußte dieſe Seſſel ein wenig zur Seite ſchieben. Das ſah Leo, und fühlte ſich verpflichtet, ihr behilflich zu ſein. Deshalb machte er eine unentſchloſſene, halbe Bewegung nach ihr hin, die aber von ſeiner ungewöhnlichen Befangenheit aufgehalten wurde. Die kleine Maria entſchied jedoch. Sie rief lachend: Ah, Magna iſt zu ſchwach für die großen Seſſel! Dadurch fühlte ſich Leo ermächtigt, raſch hinzu zu treten und die Seſſel zu beſeitigen, damit Fräulein Magna durchſchreiten könne. Unwillkürlich machte er das ſehr gut. Den nächſten Seſſel nämlich zog er dahin, wo er mit Maria geſtanden. So ſah es aus, als ob er Magna einlüde, ſich bei ihnen niederzulaſſen. — Zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung that dies auch Fräulein Magna. Sie ſetzte ſich. Aus Verlegenheit that ſie's. Wo ſollte ſie hin? Maria bot ihr die erwünſchte Anknüpfung, welche eine Aufgabe unerwachſener Geſchöpfe zu ſein ſcheint. Sie dienen zu Deckmänteln und Uebergängen. Beſonders ihre Kleidung muß dazu herhalten. So fand Magna, daß der Spitzenkragen der kleinen Prinzeſſin über die Maßen verſchoben ſei und durchaus geordnet werden müſſe, und dabei mußte in die kleine Prinzeſſin hineingeredet werden. Es wäre doch wunderbar geweſen, wenn Leo da nicht eine Veranlaſſung gefunden hätte, ein Wort einzuſchalten, und ſolchergeſtalt eine Unterredung anzuknüpfen. Er fand dieſe Veranlaſſung, und ein ſchüchterner Austauſch von einigen kurzen Reden zwiſchen ihm und Magna kam zu Stande. Kurz allerdings, denn ſie brachen immer ab, wie ſprödem Stoffe eigen iſt. Aber Maria ſorgte immer für neuen Stoff, ſie ſagte ſogar einmal plötzlich: ‚Der Leo und ihre Magna ſähen aus wie ein Paar, das miteinander tanzen ſollte. Das war denn eine ſo grelle Aeußerung in dem leiſen Tone, welcher zwiſchen Leo und Magna hin und her ſchwebte, daß Beide roth wurden und Beiden das Wort verſagte. Während dieſer ängſtlichen Pauſe ſprang Ludmilla drüben am Tiſche von ihrem Seſſel auf, und rief mit großer Lebhaftigkeit ganz laut: Aber da iſt ja kein Augenblick zu verlieren, und der Herzog muß es ſogleich erfahren. Arnimb's Anerbieten iſt ja hochwichtig!

Man hörte dieſe Worte deutlich auch da hinten, wo Waldſtein und der Marcheſe ſaßen.

Der Marcheſe ſtand auf.

„Warum ſteht Ihr auf, Herr Marcheſe?“ fragte Waldſtein ärgerlich. — Ich will nicht im Wege ſtehen für die Mittheilung hochwichtigen Anerbietens, welches Eurer Hoheit jener Abgeſandte vom ſächſiſchen Feldhauptmann zu machen hat — erwiderte der Marcheſe. — „Oh, das hat keine Eile, wenn dem auch ſo wäre. Lady Ludmilla macht gern große Worte“, ſagte ruhigen Tones Waldſtein, indem er auch ſich erhob, und die unangenehme Ueberraſchung ſich zurecht legte. „Der ſächſiſche Edelmann da“, fuhr er langſam fort, „iſt ein früherer Verehrer von ihr. Sie möchte ihm wol gern eine Bedeutung verleihen, die er kaum haben dürfte. Sollte es gegen Erwarten etwas von Bedeutung ſein, ſo werd' ich es Euch morgen mittheilen laſſen, ehe Ihr nach Wien zurückkehrt. Der Kaiſer hat mich längſt aufgefordert, den ſächſiſchen Feldhauptmann Arnimb zu bearbeiten, damit ſein Kurfürſt wieder ins alte kaiſerliche Geleis zurückgeführt werde. Aber das iſt eben ſehr ſchwer. Der Kurfürſt kann unmöglich über das Reſtitutionsedict hinweg. Mit dieſem Edict haben Eure geiſtlichen Rathgeber in der Burg dem Kaiſer ein vergiftetes Geſchenk gemacht. Ich habe lange nichts von Arnimb gehört. Die letzte Notiz von ihm, die mir aus zweiter Hand zugegangen, ſprach nur vom unveränderten Grolle des Kurfürſten, und der Edelmann da wird auch wieder nur von zweiter oder gar von dritter Hand eine Notiz haben, welche die entzündliche Lady Ludmilla alarmirt.“

— Keineswegs! rief Lady Ludmilla, welche ſich genähert und die letzte Rede des Herzogs vernommen hatte. Sie wußte recht wohl, wie ſehr ſie den Herzog reizte und herausforderte dadurch, daß ſie vor dem kaiſerlichen Geſandten dergleichen zur Sprache brachte, ja wie ſehr ſie ihn ſogar gefährdete, denn am letzten Ende war er doch jetzt, ohne ein Heer hinter ſich, einem Gewaltſtreiche der Kaiſerlichen ausgeſetzt. Aber ſie war eben eine ganz verwegene Parteigängerin geworden, welche die Macht eines ſchönen Weibes auch auf politiſche Dinge übertragen zu können glaubte. Lächeln, Nachſicht und Schonung, kurz Alles was einer reizenden Dame im geſelligen Umgange gewährt wird, meinte ſie auch bei den wichtigſten politiſchen Fragen in Anſpruch nehmen zu dürfen, und in dem vorliegenden Falle wollte ſie das Aergſte: ſie wollte den Friedländer compromittiren vor dem kaiſerlichen Marcheſe. Der compromittirte Friedländer, meinte ſie, werde ſich entſchließen müſſen, die Anerbietung anzunehmen, welche ſie vom Schweden und Sachſen neuerdings überbracht hatte, und welche Starſchädel, wie ſie vermuthete, ſoeben wiederum überbrachte. Deshalb wagte ſie, ſo dreiſt heranzukommen, ſo dreiſt dazwiſchen zu rufen: „Keineswegs!“

Ja, ſie war im Begriffe, mehr zu ſagen, Ausführliches, Unzweideutiges zu ſagen — da trat ihr Waldſtein mit einem langen Schritt entgegen, und der Krückſtock ſchien ihm auf einmal ganz entbehrlich zu ſein. Der ganze gichtbrüchige Körper war auf einmal gelenk und elaſtiſch, und das bisher verdrießlich erſcheinende Antlitz ſpannte ſich wie ein Feuergewehr, welches zum Losſchießen bereit geſtellt iſt. Die buſchigen, braunrothen Augenbrauen zogen ſich zuſammen und ſtarrten wie Borſten in die Höhe; die grauen Augen ſtachen wie Lanzen in ſie hinein, der ganze lange Leib ſtarr aufgerichtet, ſtand vor ihr wie eine Maſchine von Erz, aus welcher jeden Augenblick ein furchtbar elektriſcher Schlag ausbrechen und die dreiſte Frau zerſchmettern könne —

Sie wich zurück, das Wort erſtarb ihr auf der Lippe; ſie war wirklich erſchrocken. Bei all ihrer Zuverſichtlichkeit im Verkehr mit Männern rieſelte es ihr durch alle Nerven: hier ſteht ein Mann vor dir, über welchen du nicht die geringſte Macht haſt, und der dich wie eine Sache, wie ein gleichgiltiges Ding behandeln und zu Boden werfen könnte. Wie? und wodurch? das bedachte ſie nicht, das wußte ſie nicht; es war gleichſam ein elementariſcher Eindruck, der über ſie ſtürzte, und unter welchem ſie lautlos wurde, lautlos und verzagt —

Es war der Eindruck eines Mannes, der von Macht angefüllt war, von dem die Macht ausſtrahlte wie die Elektricität aus einer Gewitterwolke. Reiches Gedankenleben, verwegene Thatkraft, unzweifelhaftes Vertrauen in die eigene Kraft, geübt und geſtählt im ſteten Befehlen, völlige Furchtloſigkeit — aus dieſen Beſtandtheilen Waldſtein's ging der Eindruck hervor.

Er nahm ihn kaum eine halbe Minute in Anſpruch. Dann ſchien es, als ob er ſich beſänne, daß der Aufwand zu groß ſei für ein Frauenzimmer. Die Augenbrauen ſanken zuſammen, das geſpannte Antlitz und die geſpannten Glieder glätteten ſich, der Stab fand wieder den Boden, und die Augen wendeten ſich gleichgiltig halb rückwärts auf den Marcheſe. „Wie geſagt, Herr Marcheſe, morgen Früh erhaltet Ihr jedenfalls eine ſchriftliche Auskunft von mir. Auch über dieſe Nebenſache, wenn ſie überhaupt der Rede werth. Die Hauptſache iſt längſt entſchieden. Ich bin invalid und nicht zu Kriegsgeſchäften geeignet. Jetzt gewiß nicht, vielleicht niemals wieder. Das ſagt unter allen Umſtänden dem Kaiſer, meine Auskunft morgen mag lauten wie ſie will. Glückliche Reiſe! — Iſabella, der Marcheſe wünſcht Dir Ade zu ſagen.“

Iſabella war ſchon auf dem Wege; ſie hatte Ludmilla verhindern wollen.

Dem Marcheſe blieb nach dieſer brüsken Verabſchiedung nichts übrig, als ſich zu verbeugen und zu gehen.

Er that dies mit der beſten Manier; mit der Manier eines gefaßten, höflichen Mannes. Man konnte ihm kaum abmerken, daß er all das gehört und geſehen habe, was man ihn nicht hören und ſehen laſſen wollte. Auf ſeinem blaßgelben Antlitze ſpielte ein Lächeln, ſeine Haltung war von geſchmeidiger Artigkeit. Er empfahl ſich der Frau Herzogin warm und herzlich, er begrüßte Lady Ludmilla mit einigen Dankesworten, die einen ironiſchen Sinn haben mochten, ohne ihn haben zu müſſen, und er vergaß auch ſein perſönliches Intereſſe nicht in dieſem Gewirr politiſcher Fäden, nein, er ſchritt leichten Schritts hinüber zu Fräulein Magna, und ſagte ihr unter verbindlichen Worten Lebewohl. All dies leicht, raſch und kurz, ſo daß der Reſpect vor dem Herzoge, welcher ihn verabſchiedet und ſein ſofortiges Abgehen zu gewärtigen hatte, nicht im Mindeſten verletzt zu ſein ſchien, im Gegentheil, er widmete dem Herzoge ſeine letzte Verbeugung ganz in der Faſſung eines Hofmannes.

Die Zurückbleibenden hatten aber doch alle die Ueberzeugung: der höfliche Mann da nimmt eine Nachricht mit in die Wiener Hofburg, welche dem Herzoge von Friedland verderblich iſt.

Dies drückte zunächſt die Herzogin Iſabella aus in Miene und Handbewegung gegen Ludmilla, deren Einmiſchung ihr ſehr tadelnswerth erſchien. Ludmilla machte mit Mund und Auge eine Grimaſſe des Uebermuthes, welche ihr gut zu Geſichte ſtand.

Der Herzog ſelbſt ſtörte ſie in dieſem Uebermuthe. Mit einem kaum merklichen Kopfnicken hatte er die höfliche Abſchiedsverbeugung des Marcheſe erwidert und als die Thür hinter ihm geſchloſſen war, blickte er auf ſeine Frau und auf Ludmilla, jedes zu ſprechende Wort abſchneidend durch ſeinen Blick. Denn Niemand wagte es, eine Aeußerung zu thun, ſobald man ſah, daß von ihm etwas zu erwarten ſtand.

— „Mylady“ — ſagte er mit halber Stimme — „ich habe Euch Ausſicht eröffnet, daß der Schädel Eures Vaters vom Brückenthurme weggeſchafft werde. Meint Ihr, dieſer Ausſicht näher zu rücken, wenn Ihr Euch — hetzend in meinen Verkehr miſcht mit dem Kaiſer? — Dann wird der Schädel auf dem Brückenthurme bleiben — und unſer Verkehr in meinem Hauſe mit Euch wird uns verſagt werden müſſen. — Nicht meinetwegen. Es iſt mir ziemlich gleichgiltig, was der Marcheſe über mich berichtet in der Wiener Burg. Der Sache wegen. Ihr helft ſie ſchwächen oder verſchieben. Wenn Frauen ihren Kreis überſchreiten, ſo entſteht immer Ungehöriges. Und Niemand ſchaden ſie mehr als ſich ſelbſt. Das werdet Ihr vielleicht ſchon heute Nacht erfahren an Eurem Freunde da. Als der Marcheſe mit dem einen Ohr auf mich, mit dem andern auf Euch hörte, da markirte er den Namen „Starſchädel“, welchen Ihr ausriefſt. Er kennt offenbar die Vorgeſchichte des ſächſiſchen Herrn, welcher damals in Wien zum Tode verurtheilt worden iſt. In dieſem Augenblicke geht er wol ſchon zu Marradas, dem Commandirenden, und meldet ihm die Anweſenheit eines Mannes in Prag, über deſſen Haupte das Richtbeil hängt, und wenn der ſächſiſche Herr mein Haus verläßt, erwarten ihn — auf Eure Veranlaſſung — wahrſcheinlich die Reiter, welche ihn nach Wien transportiren ſollen.“ —

Ein Schrei der beiden Frauen unterbrach ihn.

„Auf Eure Veranlaſſung, Mylady!“ fuhr er mit ſtärkerer Stimme fort, „ſo gerathen die Heldenthaten politiſcher Frauen, wenn ſie ſich in Geſchäfte drängen. — Herr Hans von Starſchädel, ich bin bereit, Euch zu hören!“

Damit ging er des Weges, welchen er gekommen war. Hans von Starſchädel folgte ihm durch die Thüren, welche eiligſt von der Dienerſchaft aufgeriſſen wurden.

Ludmilla und Iſabella blieben in großer Verſtörung zurück. Die Gefahr Starſchädel's ſetzte ſie in Schrecken.

Iſabella meinte, es müſſe thatkräftig vorgeſorgt werden, und Magnas Vater ſei dazu der geeignete Mann. Dieſer — Ernſt Georg von Sparr, ein erfahrener Kriegsoberſt — ſtand mit ſeinem Regimente ſeit einigen Tagen in der Nähe von Prag.

An ihn wollte ſich Iſabella ſogleich wenden. „Komm mit mir, Magna!“ rief ſie, „ich ſchreibe zwei Worte an Deinen Vater, und Du ſelbſt bringſt ſie ihm!“

Alle drei Frauen eilten durch eine Seitenthür hinweg. Die kleine Marie, welche man unbeachtet gelaſſen, lief ihnen rufend nach. Leo blieb allein. Man hatte ihn vergeſſen. Was half ihm nun all ſein gutes Glück bei der Einführung! Jetzt ſtand er verlaſſen da. Die Rückkehr der Frauen abzuwarten ſchien unſchicklich; er mußte ſich zum Fortgehen entſchließen.

Er ging. Sollte er nicht Roſtok, den wohlwollenden, noch einmal aufſuchen? Ja! Er fragte die Diener im Vorzimmer nach dem Wege hinüber. Sie gaben ihm Auskunft, aber mit dem Bemerken: Roſtok ſei ausgegangen, man habe ihn über den Hof gehen ſehen, wahrſcheinlich weil die Durchlaucht eine Stunde lang von Niemand was hören wolle. Im Vorübergehen habe Durchlaucht das geſagt, und das bedeute eine Stunde Urlaub für Roſtok, der ſonſt nicht aus dem Vorzimmer weichen könne. „Durchlaucht“ war der gemein übliche Titel des Herzogs, obwol ſeine Kenner und Schmeichler „Hoheit“ zu ſagen pflegten, weil der Herzog dieſen höheren Ausdruck vom Kaiſer in Anſpruch genommen.

So blieb dem armen Leo nichts übrig, als das ſo glücklich eroberte Palais aufzugeben und nach Hauſe zu gehen. Nach Hauſe? Das heißt: in den Pferdeſtall des Jeſuitencollegiums. Denn er hatte ſich dort nicht weiter gemeldet, und jetzt war’s ſpät am Abend.

Ein wenig niedergeſchlagen ſtieg er die Marmortreppe hinab, und ſchritt über den Hof hinaus nach dem Kleinſtädter Ringe zu. Niemand rief ihn jetzt an, Niemand hielt ihn auf.

Als er ans Jeſuitencollegium kam, fand er den Eingang nicht mehr, in welchen er beim Tagesſcheine geritten. Es war finſter, und Straßenbeleuchtung war damals noch unbekannt. Er tappte um das große Gebäude her, und wollte nur irgend eine Thür finden. Da ſah er eine Laterne aus dem Gebäude kommen; er lief haſtig über den halb gefrorenen Koth darauf zu.

Als er ihr nahe war, traten zwei Männer aus der Thür. Er rannte faſt mit ihnen zuſammen. Der Laternenträger, ein alter Kriegsmann, ſchrie „Zurück!“ und ſtreckte die Laterne zwiſchen ihn und die heraustretenden zwei Männer. Dadurch wurden ihre Geſichter beleuchtet, ſo wie das Geſicht Leos — man erkannte ſich! Einer der heraustretenden Männer war der Marcheſe Carretto di Grana.

„Sucht Ihr mich, junger Mann?“ fragte dieſer raſch. Er dachte wol, Waldſtein ſende den jungen Menſchen, welchen er vor kaum einer Stunde noch neben dem Fräulein Magna geſehen. — Nein, Herr Marcheſe. Ich ſuchte meine Nachtherberge. — „Hier im Collegium?“ fragte der andere Mann neben dem Marcheſe, ein vornehm ausſehender Jeſuit, welcher den ſchwarzen Hut und Mantel ſo gewiß ritterlich trug. — Ja; das heißt im Stallgebäude, deſſen Zugang ich nicht finden kann. — Und nun erzählte er geſchwind und unbefangen, wie er heute Nachmittag auf einem Collegiumgaule angekommen und ſofort mit ſeinem Empfehlungsbriefe ins Friedland'ſche Palais geeilt ſei. — „Ihr habt alſo den Herzog heute zum erſten Male geſehen?“ fragte der Marcheſe. — Zum erſten Male. — „Und er will Euch in ſeinen Privatdienſt nehmen?“ — Ich hoffe, ja. Es ließ ſich Alles gut an. — „Nun, da ſollt Ihr Euer Nachtlager nicht bei den Stallknechten ſuchen, junger Abenteurer. Wenn Euch daran nicht beſonders gelegen iſt, ſo könnt Ihr mit mir in meine Wohnung kommen. Dort findet Ihr ein beſſeres Lager und auch ein Nachteſſen.“ — Der Herr Marcheſe ſind ſehr gnädig. Ich nehm' es dankbar an.

Dieſer Leo nahm eben Alles an. Es kam ihm kein Gedanke, daß dies ſchnelle Anerbieten noch einen weiteren Zweck haben könnte. Den hatte es aber.

Der Jeſuit neben dem Marcheſe war der einſt ſogenannte Pater Norbert — Jaromir von Zierotin — jetzt immer noch kein eigentlicher Pater, aber immer noch Jeſuit.

3.

Der Herzog von Friedland ging mit Hans von Starſchädel ſchweigend durch die Säle in ſein Zimmer. Auf ſeinen Wink ſchloſſen ſich alle Thüren hinter ihm.

Es war dasſelbe Zimmer, in welches Leo vor einigen Stunden gerufen worden war, ein weiter Raum; an allen Wänden lange Tiſche mit wohlgeordneten Papieren bedeckt; ein großer offener Schreibtiſch in der Mitte;. große Seſſel in reichlicher Anzahl; der Fußboden mit dicken Teppichen bedeckt. Waldſtein war ein ſehr genauer Verwaltungsmann. Seine ungeheuren Güter beaufſichtigte er mit ſtrenger Sorgfalt; jede Abtheilung derſelben hatte ihren Actenauszug auf einem der Tiſche, und dieſe Auszüge folgten ihm überall hin, auch in das fernſte Feldlager. Seine ſogenannte „Kanzlei" war weltberühmt. Sie allein bildete einen langen Wagenzug, den man ſchon von Weitem erkannte an den rothen Lederdecken, welche die Wagen zur Sicherſtellung gegen jedes Wetter dicht überſpannten.

Er ſelbſt widmete dieſem Verwaltungsgeſchäfte täglich eine große Anzahl von Stunden. Auf ſorgfältigen Haushalt, auf genauen Erwerb, auf ſparſamſten Zuſammenhalt ſeines Erwerbs war ſeine Macht gebaut. Ordnung im Beſitz war ihm die Quelle eines mächtigen Herrn. Alle Welt in Europa war verſchuldet und krankte am Mangel des Geldes. Er allein war in Ordnung, war reich und wurde durch regelmäßige Verwaltung täglich reicher.

Täglich ſchrieb er oder dictirte er — letzteres immer vorherrſchender, je mehr ihn die Gicht auch in den Händen plagte — eine Maſſe von Vorſchriften und Zuſchriften an jenem Schreibtiſche, neben welchem er ſich jetzt niederließ, indem er mit einer Handbewegung auf einen kleinen Stuhl deutete, der in der Nähe ſeines mit Juchtenleder überzogenen Lehnſeſſels ſtand.

Hans von Starſchädel ſetzte ſich ſchweigend und erwartete die Anrede des Herzogs. Das große Zimmer war durch Wandleuchter tageshell beleuchtet. Die beiden Männer ſaßen nahe bei einander, und Waldſtein betrachtete den ſächſiſchen Edelmann ſo genau, als ob er ihn zeichnen wollte. Starſchädel blickte ruhig, faſt ſtreng auf den Herzog.

Endlich begann der Herzog mit trockener Stimme:

„Drei Tage dauern bei Euch, Herr von Starſchädel, ſehr lang. Mehr als dreimal drei Jahre. Im Gaſthofe auf der Wiener „Freiung“ verſpracht Ihr mir damals, binnen drei Tagen wieder bei mir zu ſein, und heute — kommt Ihr.“ — Der Vorwurf von Eurer Durchlaucht iſt gerecht; ich habe mir ihn ſelbſt damals bitterlich gemacht. Ich war außer Stande. Feindſchaften und Gefahren machten mich unfrei. Dennoch iſt Durchlaucht berechtigt, mir zu mißtrauen, wenigſtens in mein Wort kein unbedingtes Vertrauen zu ſetzen. Das iſt mir ſehr leid, denn was ich Durchlaucht heute mitzutheilen habe, iſt ſehr wichtig und für mich vom höchſten Werthe. Es betrifft das Schickſal meines Vaterlandes und kann entſcheidend werden für die Zukunft desſelben. — „Ihr kommt vom ſächſiſchen Feldhauptmanne Arnimb?“ — Ich komme von ihm. Und ich komme ohne eigentliches Beglaubigungsſchreiben. Ich habe es ſelbſt abgelehnt, weil meine Perſon in kaiſerlichen Landen verdächtig und unſicher iſt, Ihr alſo ſelbſt, Durchlaucht, verdächtigt werden konntet, wenn man mich aufgriff. — „Das nicht. Der Kaiſer hat mich ſelbſt beauftragt, mit Arnimb zu unterhandeln.“ — Um ſo ſchlimmer für mich. Wenn ich das gewußt, ſo hätte ich mich ſicher ſtellen können gegen die Kaiſerlichen, falls ſie mich ergreifen, und ſicherſtellen für Euch, deſſen Vertrauen ich mir gewonnen hätte durch ein Beglaubigungsſchreiben. — „Dies Vertrauen habt Ihr ohne Creditiv. Ich halte Euch — trotz jener drei Tage — für einen ehrlichen Mann, und für einen guten deutſchen Patrioten. Ich kenne Euch durch die Schilderung meiner Frau, und die — Lady Ludmilla hat dafür geſorgt, daß wir über Euer Leben und Handeln in den letztvergangenen zehn Jahren genau unterrichtet geblieben ſind. Ihr habt ununterbrochen gegen uns, gegen die kaiſerliche Armada gefochten.“ — Ja, ſeit der Dänenkönig an die Spitze der Proteſtanten getreten iſt. — „Und nachdem der beſiegt war, ſeit der Schwedenkönig ſeine Stelle eingenommen hat.“ — Das nicht. Seit der Kurfürſt von Sachſen ins Feld gerückt iſt gegen den Kaiſer. — „Macht Ihr darin einen Unterſchied?“ — Allerdings. — „Zur Sache! Was ſendet Arnimb für Botſchaft? Ich erwarte vergeblich ſeine Salveguardia-Scheine für meine Güter. Er beeilt ſich nicht mit den erſten und nöthigſten Freundſchaftsdienſten.“ — Die Salveguardia-Scheine ſind ſchon an Ort und Stelle. — „Was heißt das?“ — Euer Unterhändler Raſchin iſt mit mir aus Dresden gereiſt — „Ihr kennt ihn?!“ — Ich kenne ihn. Habe ſeiner letzten Unterredung mit Arnimb beigewohnt. Raſchin wird Euch wiederholen, was ich Euch zu ſagen habe. Hier ein Zettel von ihm, der Euch anzeigt, daß er über Bautzen und Löbau recta nach Schloß Friedland abgegangen iſt, um die Salveguardia-Scheine ohne Umweg an Eure Amtleute zu bringen. Es war nöthig, denn unſere Truppen ſind bereits eingerückt, und Schloß Friedland liegt ja ganz nahe an der Grenze, Eure dortige Herrſchaft wäre jetzt ſchon von unſeren Requiſitionen heimgeſucht, wenn die Scheine über Prag hätten wandern müſſen. — „Das iſt gut, ganz gut. Ich bedanke mich bei Arnimb. Nur iſt mir’s nicht lieb, daß der Raſchin ſo bekannt wird.“ — Ich war allein bei Arnimb, als die Unterredung mit ihm ſtattfand. — „Nun denn! Ihr ſeid ja alſo, wie ſich herausſtellt, mehr als beglaubigt. Gehen wir zu den Hauptfragen. Was ſagt Arnimb?“ — Er fragt: was Eure Durchlaucht ſage? — „Das weiß er ja!“ — Er weiß es nicht. Eure Sprache iſt ſtets bedingt geweſen, bedingt von Umſtänden, die eintreten würden, die eintreten könnten. — „Natürlich. Politik heißt Handlung unter wechſelvollen Umſtänden.“ — Wenn der

Wechſel ewig vorausgeſetzt wird, dann iſt kein Vertrag, kein Bündniß möglich.

Waldſtein ſchwieg eine Weile, dann öffnete er ein Schubfach ſeines Schreibtiſches und nahm ein Papier aus demſelben.

„Dies iſt die letzte Erklärung Arnimb's. Kennt Ihr ſie?" — Ich kenne ſie. Sie beſagt, daß Kurſachſen dem Kaiſer zur Seite treten wolle, wenn der Kaiſer das Reſtitutionsedict zurücknehmen und volle Gleichberechtigung der Confeſſionen in allen Fragen des Reichs einführen wolle. — „Nun, da zeigt Ihr ja nochmals Euer Creditiv! Ihr ſeid vollſtändig eingeweiht. Iſt dieſe Forderung auch die Eurige?" — Nein, Sie genügt mir nicht. — „Das wußt' ich. Sie gefällt auch dem Kaiſer nicht. Seine Pfaffen laſſen ihn nicht los vom Reſtitutionsedicte." — Glücklicherweiſe. — „Glücklicherweiſe? — Und damit laſſen ſie ihn nicht los vom Kriege! Machen einen Frieden nicht möglich!" — Einen Frieden, den wir nicht wünſchen können, weil er kaum ein Waffenſtillſtand würde, einen Frieden, den Ihr nicht wünſcht! — „Warum nicht?" — Weil er Eure Lebensaufgabe auf halber Höhe beendigte, weil er Euch als einen, wenn auch reichen, doch wenig bedeutenden kleinen Fürſten zurückließe inmitten geflickter Verhältniſſe, vielleicht nicht einmal als Reichsfürſten zurückließe, denn Euer Beſitz Mecklenburgs würde ſchwerlich zu retten ſein. Ihr müßtet in die Reihe der Unterthanen hinabſteigen und der Launen eines unmittelbaren Herrn gewärtig bleiben. Wie könntet Ihr das, nachdem Ihr ſo lange unmittelbar geherrſcht habt an der Spitze eines Euch allein gehörigen Heeres?! Ihr könnt es nicht. Und weil wir das wiſſen, weil wir Euern Herrſcherſinn kennen, weil wir außer Zweifel ſind, daß ein fauler Friede Euer Untergang wäre, deshalb vertrauen wir Euch bis zu einem gewiſſen Grade, deshalb unterhandeln wir mit Euch, wie ſchwer dies auch ſei, wie undankbar dies auch ſcheine bei Eurer — „Sprecht das Wort aus! Ich vertrage Alles unter vier Augen." — Unentſchloſſenheit wollte ich ſagen. Uebertriebene Vorſicht iſt vielleicht richtiger. —

„Beide Ausdrücke ſind mäßig. Ich erwartete einen ſchlimmeren. Falſchheit pflegen mir die Eurigen vorzuwerfen.“ — Wenn Ihr falſch ſeid, ſo iſt es Euer eigenes Unglück. Ihr habt auf der Seite des Reichs Alles. Was kann Euch der Kaiſer geben? Im glücklichſten Falle, das heißt, wenn Pfaffen und Ausländer es zuließen, mittelmäßige Dinge. Wenn Ihr mächtig werdet, ſo ſeid Ihr ihm im Wege; uns nicht. Betrügt Ihr alſo uns, ſo betrügt Ihr Euch. Und da ich Euch für klug und verſtändig, für einen wirklichen Politiker halte, ſo theile ich die Meinung über Eure Falſchheit nicht. Wol aber glaube ich, daß Ihr durch zu langes Zögern, durch zu große Vorſicht Euch und uns um alle Früchte bringen könnt, welche die augenblickliche Lage bietet. Der Augenblick wechſelt. Faßt alſo, Durchlaucht, den Entſchluß bei Zeiten, faßt ihn jetzt! Denn endigen müßt Ihr doch mit dieſem Entſchluſſe, und dann kommt er vielleicht zu ſpät. — „Und dieſer Entſchluß heißt —“ Spielt nicht mit mir, Durchlaucht! Ich bin ein ſtockernſthafter Menſch. Das weiß Arnimb, und darum ſchickt er mich. Ich weiß genau, welche Frage zwiſchen Euch und Arnimb um Ja oder Nein tänzelt. Sagt Ihr nicht Ja, ſo habt Ihr Nein geſagt für mich und für uns. Dies erkläre ich Euch im voraus. — „Ho, ho, ho! Ihr ſeid eben viel jünger als ich und liebt raſche Gangart. Zwiſchen Ja und Nein liegen Quartiere, in denen ſich die Truppen ſammeln. Man führt ſie nicht in einem Athem aufs Schlachtfeld.“ — Das thut man doch, wenn das Schlachtfeld vor der Thür liegt. Und es liegt vor der Thür für Euch, Durchlaucht, und für uns. Wir rücken ſoeben in die kaiſerlichen Lande. Ihr habt Euch bereit erklärt, auf unſere Seite zu treten. Wollt Ihr das, wollt Ihr es nicht? — „Ihr ſprecht ganz wie ein Römer. Wol denn, hier meine Antwort! Die Hauptfrage zwiſchen mir und Arnimb liegt nicht ſo, wie Ihr ſie ſtellt. Sie liegt einen Schritt weiter und lautet: Soll und will ich als Herzog von Friedland zu Euch treten, oder als kaiſerlicher Feldhauptmann? Nur wenn ich als Herzog von Friedland zu Euch träte, könnte der

Entſchluß ſogleich gefaßt werden. Will und ſoll ich als kaiſerlicher Feldhauptmann mit Euch gehen, ſo muß ich erſt kaiſerlicher Feldhauptmann ſein. Noch bin ich's nicht. Und vor einigen Stunden erſt hab' ich wieder abgelehnt.“ — Alſo entſcheidet die Hauptfrage: Wollt Ihr als Herzog von Mecklenburg und Friedland Euch für uns erklären? — „Wünſcht Ihr das?“ — Ich wünſche es. — „Wünſcht es Arnimb? — Ihr zögert mit der Antwort. — Kann er's wünſchen! Wie viel bedeute ich als Herzog ohne Heer?“ — Sehr viel. Zunächſt erſcheint Ihr als ehrlicher Mann. Ihr habt kein Amt übernommen, das Ihr veruntreuen müßtet. Das iſt auf unſerer Seite, die wir moraliſche Güter am höchſten achten, von überwältigendem Einfluſſe. Alles Zutrauen käme Euch entgegen. Und wie viel bedeutet das, wenn es einem Manne zuſtrömt, der den Ruf genießt, des deutſchen Reiches geübteſter und erfahrenſter Heerführer zu ſein. — „Ein Heerführer ohne Heer!“ — Innerhalb eines Monats ſtünde das Heer hinter Euch. Die meiſten Regimenter, welche der Kaiſer jetzt noch beſitzt, ſtammen aus der Zeit Eurer Werbung, Eurer Führung. Die Oberſten ſind von Euch ernannt worden, ſind Euch verpflichtet und ergeben. Sie ſtrömen zu Eurer Fahne, wenn Ihr dieſe Fahne aufrichtet. Und die Gelegenheit iſt durch unſeren Einmarſch günſtiger, als ſie je wieder werden kann. Böhmen am rechten Elbufer iſt binnen einer Woche in unſerer Gewalt. Dort, bei Melnik etwa, pflanzt Ihr die Friedländiſche Fahne auf, gedeckt in weitem Umkreiſe durch unſere Truppen. Dort ſammelt ſich, Euer Heer. Binnen einem Monate iſt es bei Euren Geldmitteln eine Macht, vor welcher die wenigen Regimenter der wälſchen Oberſten, welche dem Wiener Hofe anhangen, wie Spreu vor dem Winde ſind. Ihr ſetzt Euch in Marſch, Prag öffnet ſeinem Landeskinde die Thore wie ſeinem Landesfürſten, denn alle vor zehn Jahren niedergeworfenen Proteſtanten, die Mehrzahl im Lande trotz aller Executionen und gewaltſamen Bekehrung, kommen Euch entgegen, beſonders wenn Ihr die Unabhängigkeit des Königreichs Böhmen proclamirt.

Euer Heer wächſt wie der Strom beim Wolkenbruche; Ihr breitet Euch aus, Ihr marſchirt gen Süden; Mähren und Schleſien treten Euch bei, Oeſterreich ob der Enns, ein ganz proteſtantiſches Land, erhebt ſich für Eure rechte Flanke; Ihr ſeid noch im Winter an der Donau und erobert endlich Wien; die Entſcheidung über das deutſche Reich liegt in Euren Händen, was wollt Ihr mehr?! Und da iſt kein Punkt übertrieben! Ich gelte für einen nüchternen Menſchen und kenne dieſe Länder vom böhmiſchen Kriege her. Entſchließt Euch! Der Augenblick kehrt vielleicht nie wieder. —

Waldſtein erhob ſich raſch, und ſchien ins Zimmer hinein ſchreiten zu wollen. Der gichtiſche Schmerz, welcher ſich in einem heftigen Zucken des Antlitzes verrieth, hinderte ihn. — Da ſeht Ihr — ſprach er knirſchenden Tones — daß ich nicht mehr angethan bin, raſch zu verfahren. — Nach dem Körper geſtaltet ſich auch der Geiſt. Man wagt nicht mehr ohne kräftige Beweglichkeit. Man ſtellt ſich ſicher; man baut Uhren, die ihr Geſchäft verrichten ohne unſer Zuthun, wenn ſie einmal aufgezogen ſind. Solch eine Uhr muß ich haben, wenn ich wirken ſoll. Die baut ſich nicht aus dem Stegreif. Auch nicht bei Melnik, welches ſonſt ein ganz richtiger Punkt wäre. Und ſo vollſtändig, wie Ihr meint, verließe das überhaupt nicht. Die vereinzelt liegenden Regimenter laſſen ſich nicht ſo bewegen, wie Ihr Euch vorſtellt, ſelbſt nicht, wenn der Oberſt es will, ſelbſt nicht, wenn ein großer Theil der Soldaten es will. Das hängt Alles zuſammen, auch unter einem ſchwachen Obercommando, und Hauptgewichte fehlen, wenn ſich das Einzelne vom Ganzen löſen will. Zum Beiſpiel das Kriegsmaterial. Für die meiſten abgelegenen Regimenter bliebe nichts übrig als Auflöſung, ſo daß ſich die Leute einzeln oder truppweiſe zu mir durchſchlichen. Das iſt ſehr mißlich; die Hälfte geht dabei verloren. Und für alle die kleinen Hinderniſſe ſind die wälſchen Officiere gewandt und erfinderiſch, kurz, es würde ſich nur ein ſchwächlicher Körper um mich bilden bei Melnik; ich würde eine geringe Figur ſpielen neben Eurem geordneten Heere, und — das iſt gegen meine Natur. Mein erſtes Auftreten in ſo großer Wandlung würde dem Bilde nicht entſprechen, welches man von mir hat; ich würde mich entwerthen. Das wäre aber auch für Euch ein Verluſt. Es geht nicht. Euer Plan iſt gut gedacht, er iſt lockend: aber er iſt ungeeignet für mich; ich kann ihn nicht ausführen. —

Jetzt erhob ſich Starſchädel von ſeinem Sitze, und der Ausdruck ſeines Geſichtes war mißfällig für den Herzog. Dieſer meinte faſt ein leichtes Achſelzucken an dem ſächſiſchen Edelmanne zu gewahren.

„Ueberhebt Euch nicht, Herr, in jugendlicher Geſundheit und kriegeriſcher Kurzſichtigkeit“ — rief der Friedländer faſt mit der ganzen Herbigkeit und gebieteriſchen Abſchmeckenheit ſeines Weſens, das er bisher dem Starſchädel gegenüber verläugnet hatte — „überhebt Euch ja nicht! Ich bin nicht der Mann dafür. Wenn auch gichtbrüchig, in den Kreiſen Eurer Gegner bin ich noch auf dem Sterbelager Mannes genug, Euch alle zu zerſchmettern, Euren ſchwediſchen König mit einbegriffen. Dieſer König iſt überhaupt ein Hinderniß. Wie können wir nebeneinander beſtehen!“ — Das muß Eure Durchlaucht doch längſt überlebt haben, denn Euer Raſchin hat ja ſchon längſt mit ihm unterhandelt. — „Was?!“ — Zu Brandenburg an der Havel erſichtlich für uns Alle. Graf Thurn, welcher den Raſchin eingeführt, macht deſſen gar kein Hehl. — „Thurn iſt ein Allerweltsmann, wenn's gegen die Kaiſerlichen was zu ſchmieden gilt! Und wenn ich den Schwedenkönig ausforſchen laſſe, ſo kann das zu allem Uebrigen eher führen als zu einer Verbindung mit ihm. Ich denke nicht ſo nachſichtig über das Hereinziehen fremder Potentaten in einheimiſche Händel wie Eure proteſtantiſche Partei, und ich finde Euch perſönlich, Herr von Starſchädel, nicht eben folgerichtig und charaktervoll in Eurer Allianz mit einem ehrgeizigen Ausländer, welchem deutſche Länder überantwortet werden. Ihr perſönlich habt ja, wie mir erzählt worden, immer einen großen Nachdruck gelegt auf Eure deutſche Ausſchließlichkeit. Sie ſcheint in die Brüche gegangen zu ſein, damit nur dem unbeliebten Oberhaupte des deutſchen Reiches weh gethan werden könne." — Nun, was die Hereinziehung fremder Kräfte in unſere einheimiſchen Händel betrifft — erwiderte gereizten Tones Starſchädel — ſo haben ſich die Parteien nicht viel vorzuwerfen. Ihr habt vorhin ſelbſt der wälſchen Officiere gedacht im kaiſerlichen Heere, und was die ſpaniſche Partei unter Euch bedeutet, iſt weltbekannt. — „Das iſt im Verhältniſſe zu Euch etwas ganz Anderes. Unſere Dynaſtie und die ſpaniſche ſind eng verwandt und hängen auch politiſch im Machtbeſitze eng zuſammen. Ein Blick auf die Niederlande und Italien zeigt das deutlich." — Und macht es erklärlich, daß wir kein halbſpaniſches Oberhaupt wollen fürs deutſche Reich. Wir nicht, und — Ihr nicht, Herr Herzog. Was übrigens mich perſönlich angeht, ſo hat Eure Durchlaucht ganz Recht, meine Anhänglichkeit für den Schwedenkönig zu bemängeln. Sie iſt aber nicht vorhanden, dieſe Anhänglichkeit. Ich bin gegen den Schwedenkönig, inſofern er eine maßgebende Rolle ſpielt in den Angelegenheiten meines Vaterlandes, und das iſt einer der Gründe, welche mich vermocht haben, die Sendung an Euch zu übernehmen. — „So?! — Das iſt mir recht. Nur auf dieſem Boden können wir miteinander zur Einigung kommen. Ich unterhandle mit Euch, mit den deutſchen Proteſtanten, nicht mit dem Schwedenkönig. Und da fragt ſich's: was bietet Ihr mir für Sicherſtellung? Der Schwedenkönig iſt jetzt die gebietende Macht drüben jenſeits des Erzgebirges; er beherrſcht Euch — was vermögt Ihr ohne ihn, was vermögt Ihr gegen ihn?" — Durchlaucht! Damit wird von der Hauptfrage abgelenkt! — „Keineswegs." — Wir ſind eine hinlängliche Macht, den Schwedenkönig in Schranken zu weiſen, wenn Ihr an die Spitze eines Heeres tretet und Euch mit uns verbündet. Die Hauptfrage bleibt alſo: Wollt Ihr das oder wollt Ihr's nicht? — „Wenn ich's nicht wollte, wie käm't Ihr hierher in mein Zimmer! Wozu unterhandle ich mit Arnimb! Ihr ſeid zu kurz angebunden, junger

Herr. Ich will was Ihr wollt; aber ich will es gründlich, will es auf ſicherem Wege. Dieſe Gründlichkeit, dieſen ſichern Weg würde ich Euch bis in alle Einzelnheiten ſchildern, ſäßet Ihr als Herr Hans von Starſchädel neben mir. Als ſolcher ſeid Ihr, ich weiß es, ein zuverläſſiger, gediegener Menſch, der ein Geheimniß feſt bewahren kann. Aber Ihr ſitzt neben mir als ein Unterhändler. Dieſem kann ich nur Umriſſe andeuten, welche den Seinigen mitgetheilt werden können; mehr nicht. Dies iſt der Grund, daß ich Euch nicht all das ſagen darf, was ich Euch ſagen möchte und was Euch befriedigen würde.“ — Betrachtet mich getroſt als Privatmann, wenn Ihr dieſem größeres Vertrauen ſchenken zu dürfen glaubt; ich werde für mich zu bewahren wiſſen, was nur für mich beſtimmt iſt. Aber laßt mich ganz aufrichtig reden! Ich begehre keine Vertraulichkeit, welcher ich nicht mit Vertrauen entgegenkomme. Dies Vertrauen heg' ich nicht, ſeit ich Euer ausweichendes Benehmen im Verlaufe dieſer halben Stunde kennen gelernt. Ihr ſeid nicht der Mann offener Mittheilung, ſobald dieſe große Angelegenheiten betrifft. Wenn Ihr mir alſo eine ſolche ankündigt und in ſo ſchmeichelhafter Weiſe machen wollt, ſo habt Ihr beſondere Gründe, und ich würde — „Freilich hab' ich beſondere Gründe. Ich will im proteſtantiſchen Lager einen Mann haben, der mit gutem Fuge ſagen kann: „ich kenne Waldſtein's Gedanken ganz und deshalb vertraue ich ihm und empfehle Euch volles Vertrauen!“ Dieſer Mann könnt Ihr ſein, wenn Ihr — zu hören und zu warten verſteht.“ — Ich höre, Durchlaucht. — „Nun denn! Die Welt meint —“

Ein Klopfen an der Thür, welche zu der langen Reihe von Gemächern führte, unterbrach ihn. Er hielt inne. Verdrießlichkeit lagerte ſich auf ſeinem Antlitze, und er ſtand auf. Von dieſer Seite konnte nur ſeine Frau oder Tochter eine ſolche Unterbrechung wagen. Das wußte er, und deshalb war er nur verdrießlich. Er ging langſam zur Thür und ſprach: — Oeffne.

Die Thür ward geöffnet, wenn auch nur eine Spalte breit. Es war ſeine Frau und ſie flüſterte ihm zu: — Verzeih', Albrecht! Es iſt Gefahr im Verzuge. Oberſt Sparr hat uns angezeigt, daß Marradas vom Eintreffen eines ſächſiſchen Unterhändlers unterrichtet iſt mit dem Zuſatze, daß dieſer Unterhändler ein in Wien zum Tode verurtheilter Mann ſei. Marradas hat Ordre gegeben, dieſen Mann feſtzunehmen.

„Es iſt gut", erwiderte Waldſtein, und auf einen Wink von ihm ſchloß ſich die Thür. „Habt Ihr verſtanden?" ſagte er gleichgiltigen Tones, indem er an ſeinen Seſſel zurückkehrte. — Nein. — „Nun, dann erinnert mich wenigſtens, bevor wir ſcheiden, daß etwas für Eure Sicherheit geſchehen muß; ſie iſt bedroht. In mein Haus einzudringen wagt der ſpaniſche Hohlkopf nicht. Setzt Euch."

„Die Welt meint" — fuhr er nach kurzer Pauſe fort, nachdem er ſich ebenfalls niedergelaſſen hatte in ſeinen ledernen Seſſel — „ich ſei nur deshalb zu Allem fähig, weil ich von Zorn und Rachſucht erfüllt ſei gegen Kaiſer und Reich. Ich vergäße die Abſetzung von Regensburg nicht und vergäbe ſie nicht. Die Welt hat nicht ganz Unrecht. Ich bin ein gallichter Menſch, der ſeinen Grimm feſthält und nachträgt. Dies iſt auch nicht blos meine Natur, es iſt Regel und Grundſatz darin. Sowie ich den guten Dienſt nicht vergeſſe, ſo vergeſſe ich auch den ſchlechten nicht. Die Menſchen ſollen merken, daß Alles ſeine Folge in mir hat. — Trotzdem hat die Welt Unrecht, wenn ſie blos meinen Zorn und Ingrimm vor Augen hat bei der großen Frage, die uns beſchäftigt. Sie hat Unrecht. Je älter man wird, deſto deutlicher bildet ſich in uns der Sinn aus für große Zwecke, das Bedürfniß, für etwas Dauerndes gelebt zu haben. Schwärmeriſche Jugend wie die Eurige, Junker Hans, mag das für ein nebelvolles Gebilde thun, nüchternes Mannesalter wie das meine thut es für ein klar geſtelltes Ziel. — Inmitten meiner Siege gegen Mansfeld und gegen den Dänen entſtand mir dies Bedürfniß. Es ward mir klar, daß der Krieg nicht endlos dauern könne, daß er eine Grenze finden müſſe, und daß dieſe Grenze nur zu finden ſei, wenn man eine neue Geſtaltung hinſtelle für das Reich. Das beſchäftigte mich namentlich im Jahre Siebenundzwanzig. Man erwartete den Kaiſer hier in Prag; er wollte hier längere Zeit ſein Hoflager halten. Auf dieſen Zeitpunkt richtete ich den Abſchluß meiner Pläne. Kaiſer Ferdinand kam und bezog den Hradſchin. Ich ſprach ihn täglich, ich bereitete ihn vor auf die endlichen Entſchlüſſe, welche er faſſen müſſe, wenn etwas Dauerndes hervorgehen ſollte aus unſeren Siegen. Er verſtand meine Einleitung kaum. An einem Beiſpiele mußte ich mich deutlicher machen für ihn. Dies Beiſpiel mußte er verſtehen. Es war aus Frankreich genommen, es war Richelieu, und was mehr als Alles für ihn bedeutete, es war ein Kirchenfürſt, ein Cardinal. Es war nicht zu verkennen, wie dies innerlich zerklüftete und nach außen machtloſe Frankreich von Jahr zu Jahr erſtarkte und uns immer gefährlicher wurde. Wodurch? Dadurch, daß jener Cardinal alle die kleinen Dynaſten Frankreichs, die Guiſen, die Montmorencys, die Rohans und wie ſie weiter heißen, niederbeugte und unter die Krone der Bourbons zwängte, dadurch, daß er das Centrum ſtark und immer ſtärker machte. Noch mehr! Obwol ein Kirchenfürſt, ſtellte er die Religionsfrage in zweite Linie, ſtellte er ſie hinter das politiſche Centrum, ſtellte er ſie unter dasſelbe. Wenn er für ſein politiſches Centrum einen Bundesgenoſſen braucht, ſo fragt er nicht darnach, welchem Glaubensbekenntniß dieſer Bundesgenoſſe angehört, ganz ſo wie er jetzt die Angel auswirft nach dem ketzeriſchen Schwedenkönige. Das that er und das thut er, obwol ein Cardinal! Und wenn der Papſt die Stirn runzelt darüber, ſo zuckt der Cardinal die Achſeln zu dieſem Stirnrunzeln, und allmälig wird die Einwirkung des Cardinals auf den Papſt ſtärker als die Einwirkung des Papſtes auf den Cardinal. Der Papſt fängt auch an, die politiſchen Grundſätze voranzuſtellen. Ich zeigte dem Kaiſer die Striche und Linien, die Fäden und Stricke, welche ich genauer kannte als er, und ich ging nun zur Anwendung über, zur Anwendung aufs deutſche Reich." — Das einem tyranniſchen Alleinherrſcher anheimfallen ſoll, wie Richelieu im Namen des Königs allein zu herrſchen anfängt in Paris! — „Geduld, junger Herr! Ein ähnlicher Gang führt nicht in jeder Gegend zu gleichem Ziele. Im deutſchen Reiche hindern uns nicht die kleinen Dynaſten, ſondern die großen. Die Kurfürſten laſſen keinen Kaiſer aufkommen, ſie zerſtückeln das Reich. Unter ihnen ſind drei geiſtliche; dieſe laſſen kein Centrum aufkommen; ihr Centrum iſt Rom; ſie betonen es mit Salbung, daß unſer Reich ein heilig römiſch-deutſches Reich ſei. Darin muß reformirt werden, wenn ein Kaiſer und ein mächtiges Reich entſtehen ſoll." — Und Kaiſer Ferdinand?

Waldſtein pauſirte. Sein graugelbes Antlitz verzog ſich widerwärtig; Geringſchätzung, Verachtung ſprach aus jeder Miene.

„Dieſer Kaiſer" — ſagte er endlich mit kaum hörbarer Stimme — „iſt durch die Pfaffen völlig entmannt. Er redete mir nur von den Verpflichtungen, welche er den katholiſchen Kurfürſten ſchulde, von den Gefahren des katholiſchen Glaubens, wenn man den Proteſtanten politiſche Zugeſtändniſſe mache. Das Ziel, größere Kaiſermacht, gefiel ihm wohl, aber die Mittel mochte er nicht billigen, und der Beichtvater werde nimmermehr Amen dazu ſagen. „Nein, Majeſtät", erwiderte ich, „und wenn wir dies Amen brauchen zur Reformirung des deutſchen Reiches, dann müſſen wir verzichten und haben umſonſt geſiegt —" Was kam, wißt Ihr ſelbſt. Meine Abſetzung und das wahnſinnige Reſtitutionsedict, welches den Krieg in Permanenz erklärt und dem Schwedenkönig den Weg gebahnt hat, kurz, das Gegentheil von dem, was ich wollte und konnte. — Was in mir vorging, könnt Ihr ermeſſen, auch wenn Ihr mich nur halb kennt. Ich war fertig mit dieſem Manne, der für den Fürſtenſtuhl in Mainz, Cöln und Trier taugen mag, nicht aber für den Kaiſerſtuhl. Wie viel hab' ich noch zu leben? Seht mich an! Die Gicht verzehrt meine Kräfte. Was hab' ich alſo zu fürchten von weltlicher Noth?' So gut wie nichts. Zu hoffen hat man aber auch mit ſiechem Körper, wenn man für große Ziele ſeines Geiſtes, nennt es meinethalben des Ehrgeizes, es iſt kein ſchlechtes Wort! wenn man für den Drang ſeiner Seele eintreten kann mit großen Mitteln, mit voller Wucht. Zu hoffen hat man! Man lebt, man lebt in großer Art, man erfüllt ſein Leben. So findet Ihr mich geſinnt, und nun werdet Ihr mich verſtehen, daß ich halbe Maßregeln wie die bei Melnik ablehne, zu ganzer und großer Maßregel aber entſchloſſen und bereit bin. Was Ihr Mangel an Ehrlichkeit nennt, macht mir keine Sorge. Die da in Wien herrſchen, ſind keineswegs ehrlich gegen mich. Sie brauchen mich und haben die beſte Abſicht, mich zu mißbrauchen, ja, wenn ſie können, mich in den Abgrund zu ſtoßen, ſobald ſie es im Stande zu ſein glauben. Ich weiß das genau. Sie führen Krieg gegen mich, wie gegen Euch. Was wär' ich für ein Thor, wenn ich Kriegsgebrauch gegen mich anwenden ließe und ihn nicht ſelbſt anwenden wollte. Ich nehme den Krieg an, und ſie ſollen zuſehen, ob ſie ihn gewinnen. So ſteht's, junger Freund. Wir operiren jetzt, ſie und ich, wie viel ich Macht bekommen ſoll. Rückt nur vor mit Euren Sachſen und nehmt vor allem Anderen Prag. Ich mach' Euch deshalb morgen ſchon Platz. Je mehr Ihr erobert, deſto ſchwerer wird meine Wagſchale. Ich zögere in Pardubitz, bis ſie voll iſt. Alles muß mir die Pfaffenregierung in die Hand gelegt haben, ehe ich das Commando übernehme, und wenn ich Alles habe, dann verkette und verniete ich mir langſam Alles, ſo daß es an mir, an meiner Perſon hängt, und nur an mir. Iſt das erreicht — und dies dauert bis zum Frühjahr — dann erheb' ich mich von meinem Lederſtuhle und ſteige zu Pferde, die gichtiſchen Glieder mögen ſagen, was ſie wollen, und dann Freund, reformiren wir das deutſche Reich."

Schneidend ſcharf hatte Waldſtein den letzten Theil dieſer Rede geſprochen, und am Schluſſe derſelben hatte er ſich erhoben ſtarr in ſeiner ganzen Länge — der Körper war plötzlich feſt und gelenk, das Antlitz gebieteriſch, das Auge ſprühend.

Starſchädel war unwillkürlich mit ihm aufgeſtanden. Er hatte den Eindruck dies ſei Ernſt; denn es lag ein noch viel ſtärkerer Accent des Haſſes in Waldſtein's Aeußerem, als in ſeinen Worten, ein Accent des Haſſes und der Geringſchätzung für die Gegner in Wien, wie des Hochmuthes, des Stolzes, der Zuverſicht auf eigenes Vermögen.

Starſchädel wollte dieſe Pauſe nicht raſch unterbrechen, obwol er ſeine Bedenken nicht verſchweigen wollte, Bedenken über die lange Zögerung bis zum Frühjahre. — Ehe er aber dazu kam, dieſen Bedenken Worte zu leihen, unterbrach ein Geräuſch die lautloſe Stille. Es drang aus den Vorzimmern, welche Roſtok vor einigen Stunden zum Erſtaunen Leos beherrſcht hatte. Laute Stimmen bildeten dies Geſpräch, und zwar eine tiefe Baßſtimme, eine ſanftere Stimme und die faſt ſchreiende Stimme Roſtok's. Roſtok ſchreiend in der Nähe ſeines Herrn, für deſſen tiefſte Ruhe er Tag und Nacht aufs Sorgfältigſte befliſſen war! Was konnte ihn dazu verleiten? Sicherlich nichts Geringeres als ein förmlicher Ueberfall. — Sollten die wälſchen Kaiſerlichen es wagen —?

Dieſer Gedanke ſchoß auch durch Waldſtein's Kopf. Er ſtand einen Augenblick horchend mitten im Zimmer. Dann winkte er ſtumm mit der Hand und deutete auf die Thür, an welcher er kurz vorher bei ſeiner Frau geſtanden. Starſchädel folgte dem Winke und ging durch dieſe Thür hinaus, ſie hinter ſich ſchließend. —

Waldſtein dagegen ging krampfhaft feſten Schrittes auf die Thür zu, durch welche die Stimmen hereindrangen. Ehe er ſie noch erreicht hatte, flog ſie auf und ebenſo raſch wieder zu. Roſtok aber, welcher ſie aufgeriſſen und wieder zugedrückt, hatte in dieſer Schnelligkeit Zeit gefunden, ſeinen geſchmeidigen Körper hereinzuſchieben und ſich im Zimmer des Herzogs mit dem Rücken gegen die Thür zu lehnen. Sein Geſicht war bleich und die Kinnlade klappte auf und nieder, es glich jetzt ganz einem erſchrockenen und erboſten Affen. Stammelnd nur ſtieß er die Meldung hervor: Don Balthaſar Marradas und der Wiener Jeſuit hätten den Zutritt erzwingen und ihn auf die Seite ſchieben wollen —

„Sind ſie allein?“ fragte Waldſtein halblaut. — Hier oben, ja, wie's ſcheint. Aber unten vom Ring her ſind Truppen aufgeſtellt und, wie ich glaube, vertheilt — in Bogen — weit — um das Palais —

Waldſtein ſchwieg. Es ſchien ihm wol unmöglich, daß Don Balthaſar etwas Gewaltſames gegen ihn wagen ſollte. Aber wenn man ſich ſchlimmer Liebe bewußt iſt gegen ſeinen Herrn, ſo fehlt es doch in bedenklichen Augenblicken nicht an einer innern Stimme, welche flüſtert: Sie durchſchauen dich ganz, ſie haben beſtimmtere Zeugniſſe als du glaubſt, daß ſie haben können, ſie faſſen ſich verzweiflungsvoll ein Herz, ſie faſſen dich —! Selbſt Waldſtein, ein Mann von hochmüthiger Dreiſtigkeit, hörte in dieſem Moment das Flüſtern jener Stimme: „Du haſt ſoeben wieder hochmüthig, ja beleidigend abgelehnt, dem Kaiſer zu gehorchen — ſollten ſie doch einen vorgeſehenen Schluß wider dich in Händen haben —?“ flüſterte es auch in ihm. Dann zuckte ſeine rechte Hand und er rief mit voller Stimme: — Oeffne!

Roſtok gehorchte, und mit gutem Tacte riß er beide Flügel der Thür auf — drüben im lichten Vorſaale ſtand Don Balthaſar von Marradas und Pater Norbert; hier ſtand in noch hellerer Beleuchtung der Herzog von Friedland. — Langſamen, feſten Schrittes, ohne Stock ging er durch das Zwiſchenzimmer hinüber in den Vorſaal bis dicht zu den beiden Männern, ohne ein Wort zu ſagen.

Sie verbeugten ſich, gleichſam vor ſeinem furchtbaren Blicke. Don Balthaſar tiefer als der Jeſuit.

Don Balthaſar war ein Mann von kleiner Mittelgröße, ein Mann noch in friſchen Jahren, von brauner Geſichtsfarbe, aber von ganz weiß gebleichtem, wollig gekrauſtem Haar und Bart und mandelförmig geſchlitzten braunen Augen.

„Was heißt das, Don Balthaſar — begann endlich Waldſtein mit tiefer, grollender Stimme, — daß Ihr meinen Hausfrieden ſo grell zu ſtören wagt!? Wißt Ihr, wo Ihr ſeid und was Sitte iſt um den Herzog von Friedland? Was unterfangt Ihr Euch?“

Don Balthaſar war nicht ohne ſpaniſchen Stolz, und dieſe Behandlung von Seiten Waldſtein's empörte ihn. In Wahrheit war ihm gegenüber Waldſtein nichts als ein vornehmer Privatmann, und er, Don Balthaſar, war als Commandirender in Böhmen die erſte Perſon des Landes, der Vertreter des Kaiſers. Er kam in einer öffentlichen Angelegenheit; denn der Marcheſe di Grana und Pater Norbert hatten ihm klar gemacht, daß der ſächſiſche Edelmann nicht nur ein Unterhändler des Feindes, und zwar wahrſcheinlich ein Unterhändler in Dingen und Planen ſei, welche der Herzog verrätheriſch gegen den Kaiſer betreibe, ſondern daß dieſer Edelmann ein in Wien zum Tode verurtheilter, ganz beſonders verhaßter Mann war. Ihn feſtzunehmen werde in Wien willkommene Folgen haben. Man könne vor allen Dingen aufklärende Papiere bei ihm finden. Nur in ſolcher Stellung, in Ausführung ſolcher Aufgabe, nachdem er noch keinen weiteren Schritt gethan als den, die Zimmer des Herzogs zu betreten, fahre ihn der Herzog an wie einen zudringlichen Diener?! — Er war im Begriff, nachdrücklich zu antworten. — Aber das Auge des Friedländers befing ihn. An dieſem Auge hatte Jahre lang ſeine ganze Laufbahn gehangen — die Laufbahn! Das war es. Don Balthaſar war zuerſt und zuletzt ein Glücksritter. Stellung und Vermögen wollte er ſich erringen, und bei aller Eigenliebe mußte er ſich doch eingeſtehen, daß ſeine Geiſtesgaben allein kaum zureichen würden, ſehr hoch hinauf zu kommen. Gunſt war doch erforderlich für ihn, und trotz dem Marcheſe und dem Pater Norbert raunte ihm doch ſein Inſtinct des Glücksritters zu: Sei vorſichtig! Dieſer fürchterliche Herzog da vor dir hat doch ein Etwas, das ſich nicht wegläugnen läßt, ein Etwas vom gebietenden Herrn, das ſelbſt der Kaiſer nicht wird entbehren mögen, oder nicht wird brechen können. Am Ende iſt doch im Handumkehren dieſer Friedländer wieder allmächtig und wirft dich zu den Todten, wenn du — kurz, Don Balthaſar fand eine Vermittlung zwiſchen ſeinem Stolze und ſeiner Furcht, und entſchuldigte ſich mit ſeiner Amtspflicht. Dieſe gebiete, auch im Intereſſe des Herrn Herzogs ſelber, ein Einſchreiten gegen den verurtheilten und kaiſerfeindlichen Edelmann aus Sachſen, welcher wol den Herzog von Friedland ſelbſt mißbrauche.

„Unverſtändliches Zeug, was Ihr da ſprecht“ — erwiderte Waldſtein, der noch nicht durchſah, wie viel oder wie wenig gegen ihn ſelbſt dahinter liege — „was wollt Ihr eigentlich?“ — Den gefährlichſten Ketzer, den ſchlimmſten Feind unſerer Kirche nach Wien abliefern, Durchlaucht! – antwortete in ſehr höflichem, aber ſehr beſtimmtem Tone Pater Norbert, welcher innerhalb der letzten zehn Jahre ein vollendeter Diplomat des Jeſuitenordens geworden war. — „Ah ſo?!“ entgegnete Waldſtein — „es rührt von Euch her, mein Herr Pater? — Der kaiſerliche General Marradas kommt als Diener der Inquiſition?!“ — Das nicht! ſchaltete Marradas ein. — „Nun dann“, rief Waldſtein plötzlich ganz leichten Tones, denn er meinte eingeſehen zu haben, daß gegen ihn ſelbſt nichts dahinter lauere — „dann ſchickt nur eilig Reitende nach Wien. Ich glaube, der Sachſe iſt ſchon auf dem Wege dorthin, um vom ſächſiſchen Kurfürſten Vorſchläge an den Kaiſer zu überbringen.“

Don Balthaſar war von dieſer Rede ſehr betroffen, und Pater Norbert ſah fragend in das Angeſicht Waldſtein's, welches ſich zu einer malitiöſen Heiterkeit verzogen hatte.

„Glückliche Reiſe, Ihr Herren von Rom und Oeſterreich nach Wien!“ rief in die kurze Pauſe hinein eine tiefe Frauenſtimme.

Hinter dem Herzoge, aus dem Zimmer des Herzogs war eine hochgewachſene, ſchwarz gekleidete Frau eingetreten, eine alte Frau mit ſchneeweißem Haar, mit ſtechendem, grauem Auge, mit einer aufgeſtülpten Naſe und einer rothen Geſichtsfarbe, die grell abſtach von dem weißen Haar. Sie war aus den Sälen gekommen, in welchen die Herzogin und Herr von Starſchädel verſchwunden waren, und hatte die letzte Rede Waldſtein's im

Hereinſchreiten angehört. Näher tretend, wiederholte ſie ihren Wunſch: „Glückliche Reiſe!“ und ſetzte mit ihrer langſam betonenden Altſtimme hinzu: „Den ſächſiſchen Edelmann werdet Ihr freilich in Wien nicht finden, denn mein Herr Vetter, der Herzog, irrt ſich, der Sachſe iſt noch hier, er courtoiſirt da drüben dieſelben Damen, welchen dieſer fromme Herr Pater in jüngeren Jahren recht warme Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte“.

Ueberraſcht und erſtaunt ſahen alle drei Männer auf die ſtarkknochige Frauengeſtalt. Es war die alte Gräfin Tertſchka, die Mutter des Generals Adam Erdmann Tertſchka von Lipa. Dieſer ihr Sohn Adam hatte wie Waldſtein eine Harrach zur Frau, eine Schweſter Iſabellens. Dies war die Verwandtſchaft, durch welche ſie ſich ermächtigt glaubte, den Herzog von Friedland ihren Vetter zu nennen. Sie glaubte ſich überhaupt zu allem Möglichen ermächtigt, wie dieſe unberufene Einmiſchung zeigte. Sie war entſchloſſen wie ein Kriegsmann, war klug und begabt, aber über die Maßen leidenſchaftlich. Sie liebte und haßte mit faſt thieriſcher Rückſichtsloſigkeit und hatte jetzt in ihren alten Tagen die Politik zu ihrem Steckenpferde erwählt. Die Herrſchaft des Kaiſers über Böhmen war ihr ein Gräuel; dieſe Herrſchaft um jeden Preis abzuſchütteln war ihr Lebensziel, und Waldſtein war in dieſem Betrachte ihr Meſſias. Daß er es vollbringen könne, war ihr außer Zweifel, daß er ſo lange zögerte mit der Vollbringung, war ihr Höllenpein. Schon vor der Abſetzung in Regensburg hatte ſie ſeinen Ausbruch erwartet. Daß Waldſtein damals ſich ſchweigend gefügt, hatte ſie an den Rand des Grabes gebracht: ein hitziges Nervenfieber hatte ihr Wochen lang die Beſinnung geraubt. Daß er jetzt wieder zögerte, da die Sachſen bereits einrückten, war ihr ein Abſcheu. Sie war ganz und gar gegen Waldſtein's neue Uebernehmung des Commandos. Nicht weil er dann durch eine große Pflicht an den Kaiſer gebunden würde, o nein! Solche Scrupel hegte ſie nicht. Aber ſie kannte den Herzog, ſie fürchtete einen Charakterzug desſelben. Dann wird er wieder ruhig im Beſitze der Macht —

rief ſie — dann lächelt er über uns weg, wenn wir zum letzten Bruche treiben, dann kommt die aſtrologiſche und ſtrategiſche Manie wieder oben auf, welche Alles, auch das Kleinſte erſt ſicher geſtellt haben will. In die Schlacht hinein muß man ihn ſtoßen, keine Wahl muß man ihm laſſen, dann erheben ſich all ſeine Kräfte mit einem Male, und er beſiegt Alles, Alles! — Sie hatte nämlich ein grenzenloſes Zutrauen in ſeine Fähigkeiten, ſie liebte ihn eben wie ihren Meſſias. Das wußte Waldſtein, und deshalb war er ſchwach gegen ſie, deshalb vergab er ihr ſo viel. Die menſchliche Eigenliebe und Eitelkeit iſt nun einmal ſo geartet, daß ſie den Zudringlichkeiten nicht gram werden kann, wenn dieſe aus Zutrauen zu uns entſpringen. Zehnmal ſchon hatte ſie ihn wie jetzt ſeinen Gegnern gegenüber bloßgeſtellt, er wußte, daß ſie es ſyſtematiſch that, daß ſie die Anderen, Ludmillen zum Beiſpiel, hetzte, desgleichen zu thun, damit ihm der Rückweg abgeſchnitten, damit er zum Vorwärtsgehen genöthigt würde, zehnmal hatte er's ihr vergeben — jetzt auch vielleicht vergab er's ihr wieder, wenn ſie nicht weiter ging.

Aber ſie ging weiter. Sie hielt die Gelegenheit für zu günſtig. Der Wiener Jeſuit beſonders, der Pater Norbert, war ihr unſchätzbar. Sie wußte recht gut, wie Waldſtein mit den Jeſuiten ſtand, und daß er ſie mit Wohlthaten feſſelte, um ihre directe Gegnerſchaft zu erſticken. Dieſem Pater mußte raſch ein Stichwort gegeben werden, daß er es eilig zu Lamormain in die Wiener Hofburg trage. Höhniſch alſo wendete ſie ſich gerade an ihn, ehe Waldſtein noch ein Wort erwidert hatte auf ihre Einmiſchung, und ſagte: — Ja, ja, Herr Pater Norbert, einſt Jaromir von Zierotin, durch Herkunft berufen, ein freier mähriſcher Cavalier zu ſein und nun ein Diener des geſtrengen Ordens, er iſt da drinnen, derſelbe Junker Hans, welcher Euch damals im Wege ſtand vor der ſchönen Ludmilla. Er plaudert eben mit ihr in einer Fenſtertiefe. Sie haben ſich ſo viel zu ſagen! Die Welt iſt endlich in den Zug gekommen, den Ihr und die Euren ſo lange gehemmt, das Ketzerthum iſt im Siege und bricht herein über alle die Grenzen, welche das römiſche Pfaffenthum ſorgfältig verſperrt hielt, in die ſogenannten Erblande wälzt ſich die Fluth, und Ihr habt Eile, die nöthigen Habſeligkeiten und Eure Perſon zu retten. Die größte Eile, denn man ſagt, mit nächſtem Neumond ſchon werde ein neuer König von Böhmen proclamirt werden, und diesmal kein unerfahrenes Männchen deutſchen Blutes, ſondern ein kriegserfahrener böhmiſcher Herr, ein Feldhauptmann ſonder Gleichen —

„Gräfin Wanda, was ſoll die Faſelei —?!“ rief Waldſtein, und griff nach ihrem Arme. — Die Herren da halten's nicht für Faſelei. Sie wiſſen recht gut was ich meine, und in ihren Stiefeln krabbelt's wie von Ameiſen, hinaus zu kommen aus dieſem Hauſe, aus dieſer Stadt, aus dieſem Lande, wo die Rachegeiſter überall den Boden öffnen, um ſie zu verſchlingen und die fremde Gewaltherrſchaft von Wien und Rom — „Baſta!“ rief Waldſtein mit erhobener Stimme, in welcher jener Ernſt waltete, welchem ſelbſt die freche Gräfin Wanda ſich nicht entziehen konnte. Sie ſchwieg mit offenem Munde. Waldſtein aber fuhr kühlen Tones fort gegen Don Balthaſar und Pater Norbert: „Unſer Geſchäft hat nichts mit Weibern zu thun. Wäre der ſächſiſche Edelmann wirklich noch da, was ich bezweifle, ſo wiederhole ich Euch: ſeine Botſchaft geht an den Kaiſer ſelbſt, und zwar durch mich. Wollt Ihr ihn alſo antaſten, ſo habt Ihr's mit mir zu thun. Ich gehe morgen ſchon nach Pardubitz und erwarte dort den Fürſten von Eggenberg von Seiten des Kaiſers. Ihr, Pater Norbert, mögt in Wien dem Pater Lamormain von mir ausrichten, daß ſein Brief an mich gelangt iſt, und daß nach Rückſprache mit Eggenberg meine Antwort von Pardubitz erfolgen werde. Ihr, Don Balthaſar, da Ihr einmal da ſeid, mögt die Kunde mitnehmen, daß das kurſächſiſche Heer unſere Grenze bereits überſchritten hat, daß es am rechten Elbufer aufwärts rücken und wahrſcheinlich Prag umgehen wird. Wie Ihr Euch dabei benehmen könnt, wenn Ihr im Oſten überflügelt werdet, das bleibt Eurer Verantwortung überlaſſen. Habt Ihr dieſe Verantwortung mir zu leiſten, dann ſeht Euch vor! Ihr wißt, daß ich ſtrenge Forderungen mache in ſtrategiſchen Dingen, und daß mir der Krieg eine Wiſſenſchaft heißt und eine Kunſt. Noch Eins! Arnimb ſelbſt commandirt die Sachſen, und er verſteht nicht nur das Handwerk, er verſteht die Kunſt des Krieges. Nehmt Euch in Acht vor ihm und — vor mir. Mein Haus zu überfallen iſt freilich leichter als ein Kriegsheer zu lenken. Im Uebrigen Gott befohlen!"

Don Balthaſar und Pater Norbert entfernten ſich unter tiefer Verbeugung. Als ſie an der Ausgangsthür waren, ſchlug die alte Gräfin Tertſchka ein ſchallendes Gelächter auf. — Beide wendeten ſich um. — Waldſtein winkte ihnen verabſchiedend. Sie ſchritten über die Schwelle hinaus. — Genug! ſprach Waldſtein ſtark in das fortdauernde Gelächter der Gräfin hinein — das Gelächter hörte auf.

„Wir ſind zu Ende mit einander, Gräfin", fuhr er fort, „ſolcher Weiberkram widert mich an. Wenn ich nicht eben fortginge, würde ich Euch den Zutritt in meinem Hauſe unterſagen. Ihr habt den letzten Moment wahrgenommen, Euch unnütz zu machen. Thörin! Du wirſt mich nicht übereilen dadurch, daß Du die Gegner in Wien auf mich hetzeſt. Ich ſelbſt bezeichne Dich dort als verrückt und als Eine, die ich endlich aus meinem Hauſe gewieſen. Was biſt Du nun? Eine ſchwatzhafte Närrin."

Er hörte nicht auf ihre Erwiderung, an welcher ſie es ganz tapfer nicht fehlen ließ, ſondern ſchritt nach ſeinem Zimmer. Sie folgte ihm auch dahin. Es war offenbar, daß Waldſtein ihr einen intimeren Verkehr geſtattet hatte als ſonſt Jemand, und es war dies auch natürlich. Die alte Gräfin Wanda von Tertſchka lebte nur in ihm und für ihn; er war ihr Landesherr, er war ihr König von Böhmen. Daß ſie Gut und Blut für ihn opfern würde im Falle der Noth, war zweifellos für ihn. Ebenſo zweifellos war ihr männlicher Verſtand, ihre männliche Willenskraft. Wie hätte ſich Waldſtein's Intereſſe, wie hätte ſich ſeine Eigenliebe ſolcher Hingebung entziehen können, entziehen mögen!

Dennoch hörte er jetzt nicht mehr auf ſie. Es war wirklich ſeiner Natur widerſprechend, daß ſeine Anhänger ihn leiten ſollten. Vollends Weiber. Daß Ludmilla ſchon etwas Aehnliches verſucht, belehrte ihn, daß hier ein völliger Plan vorliege. Jetzt war es aus bei ihm mit irgend welcher Nachſicht. — Er ging durch ſein Zimmer hindurch in die Säle hinein, Starſchädel aufzuſuchen. Die ihm folgende alte Gräfin war nicht vorhanden für ihn —

Starſchädel ſtand mitten im Saale, umgeben von Iſabella, Ludmilla, Magna und Magna's Vater, dem Oberſten Sparr. Letzterer ſchritt dem Herzoge entgegen, und wollte ſprechen —

„Still, Sparr! Nichts mehr vor Weibern! Folgt mir ſammt Herrn von Starſchädel. — Iſabella, es bleibt dabei: wir reiſen morgen. Triff Deine Vorbereitungen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Du vor dem Sommer hierher nach Prag, oder überhaupt nach Böhmen zurückkehrſt.“ — Und Herr von Starſchädel? fragte Iſabella. — „Steht unter meinem Schutze. Ade.“

Er ging in ſein Zimmer zurück. Sparr und Starſchädel folgten ihm. Die alte Gräfin Tertſchka machte auch Miene dazu — ein ſtrenger Blick und eine ſcharfe Armbewegung des Herzogs wies ſie zurück. Im Zimmer angekommen ſetzte er ſich und winkte in den Vorſaal hinüber, zu welchem die Thüren noch offen ſtanden, und in welchem Roſtok ſeines Winkes gewärtig war. Roſtok glitt wie ein Fiſch durchs Waſſer herbei.

— Scherfenberg rufen laſſen! Nach ihm Zenno! Morgen Vormittag reiſen. Alles mitnehmen wie ins Feld. Weiter! Roſtok glitt von dannen, und ſchloß die Thüren hinter ſich.

„Herr von Starſchädel, Ihr ſeid wirklich gefährdet; ich weiß kaum wie weit. Der Jeſuit iſt hier und der Marcheſe kann Vollmachten haben. Der Ueberfall bei mir deutet darauf hin. Marradas hätte ihn auf ſeine Fauſt nicht gewagt. Ihr müßt Euch alſo ganz meinem Schutze anvertrauen und könnt nicht mehr verſuchen, allein aus Prag zu gehen. Nehmt Nachtherberge in meinem Hauſe an und verlaßt mit mir morgen die Stadt in meinem Gefolge. Iſt's Euch recht?" — Ich bin Eurer Durchlaucht dankbar. — „Sparr! Iſt's wahr, daß Truppen vertheilt worden ſind vom Ring herauf?" — Es hat mir ſo geſchienen, als ich kam. — „Beſſer wär's, Ihr wüßtet es genau. Es liegt darin ein Merkmal, wie weit die Spaniſchen vorzugehen wagen. Gehen wir ſicher und nehmen wir das Aeußerſte an. Iſt Dein Regiment ſchon herein?" — Noch nicht! Es liegt noch draußen auf den Dörfern. — „In welchen Dörfern?" — In Chwala und Rehwizd. — „Das iſt gut; dort will ich hinaus. Und die Stücke?" — Sind ebenfalls noch draußen. — „Gieb Ordre, daß nach Sonnenaufgang morgen Alles bis ans Glacis hereinmarſchirt. Die Stücke voran. Stell' ſie ſchußfertig auf mit brennender Lunte. Vom Glacis herein bis nahe an den Pulverthurm Deine ſicherſten Compagnien. Wenn man Dich fragen will, ſo biſt Du nicht zu finden, bis ich hinaus bin, und dann —" Sorgt nicht, Durchlaucht! Meine Truppen haben's erbeten, um ihren alten Feldhauptmann zu begrüßen, der ja vom Kaiſer neuerdings zum Capo der ganzen Armada berufen ſei. — „Meinetwegen. Sollten die Spaniſchen das Geringſte verſuchen, und ſolltet Ihr erkennen, daß meine Leute nicht genügten, ſo macht Ernſt. Vor allen Dingen nehmt dann Marradas feſt und bringt ihn zu mir, damit ihnen die Einheit des Commandos zerbrochen werde. — Da kommt Scherfenberg!"

Ein ſtattlicher Mann in den Dreißigen trat ein. Er trug die rothen Farben des Friedländers und ſtellte ſich ſchweigend hin.

„Sind heut-Abend kaiſerliche Truppen aufgeſtellt worden vom Kleinſtädter Ring her?" — Ja, Durchlaucht. Piquets, die Fühlung an einander nahmen. — „Alſo wirklich! Warum habt Ihr's nicht gemeldet?" — Ich dachte nicht, daß es Bedeutung für Durchlaucht habe. Stieg übrigens ſoeben herauf, um Roſtok zu fragen, ob Durchlaucht mich annehmen wollte. — „Scherfenberg! Meine ganze Leibwache fertig machen zum Ausrücken morgen Vormittag. Kriegsmäßig. Das Geleit in voller Strenge, als marſchirten wir durch feindlich Land. Euer Poſten an meinem Wagen. Weiter!“

Scherfenberg verbeugte ſich und trat ab. — Der Herzog griff nach der Glocke auf ſeinem Schreibtiſche und bewegte ſie. Roſtok trat ein.

„Iſt Zenno da?“ — Zu Befehl, Durchlaucht. — „Dem Herrn von Starſchädel hier ein Gaſtzimmer neben meinen Gemächern anweiſen und Dienerſchaft zu Gebote ſtellen auch für die Stadt. Ihr verlaßt mein Haus nicht, Herr von Starſchädel, und laßt Eure Begleitung und Pferde hierher beſtellen. Gute Nacht!“

Sparr und Starſchädel grüßten und gingen. Der Herzog blieb eine Weile allein; er ſtand nachdenklich mitten im Zimmer. Dann öffnete ſich leiſe die Thür und geräuſchlos trat ein kleiner Mann ein im ſchwarzen Talare. Ein langer, ſchwarzer Bart wallte ihm bis tief auf die Bruſt herab. Es war Zenno, des Herzogs Aſtrolog. „Wie ſtehen die Zeichen?“ fragte der Herzog. — Trübe! antwortete der Aſtrolog.

4.

Leo war, während Waldſtein die wichtige Unterredung mit Starſchädel hatte, in Geſellſchaft des Marcheſe Carretto und des Pater Norbert über die Brücke wieder zurückgegangen nach der Kleinſeite, und auf der Hauptſtraße derſelben in ein ſtattliches Haus geführt worden.

Dies war dasſelbe Haus, welches vor zehn Jahren die wüſten Scenen einer verunglückten Synode geſehen hatte, es war Budowa's Haus. — Die Beſitzungen der beſiegten Rebellen waren vom Kaiſer in Beſchlag genommen und großentheils an die Führer der kaiſerlichen Sache verſchenkt worden. Dieſer

Vorgang, welcher ſich bald wiederholen ſollte, hat es zu Wege gebracht, daß die meiſten großen Herrſchaften in Böhmen ſeit Jahrhunderten nicht mehr böhmiſchen Eingebornen angehören. Die Mehrzahl derer, welche auf dem Prager Ringe 1621 hingerichtet wurden, führten ſtreng ſlaviſche Namen, welche unſerer Geſchichtsſchreibung nie geläufig geworden ſind. — Dworſchetzky, Konetzſchlumsky, Michalowicz — und nur Einzelne von ihnen ſind mit Namen und Gut nicht incognito verſchwunden. Unter dieſen Einzelnen ſtand Budowa obenan, weil er ſich durch Bildung obenan geſtellt hatte. Seine Güter waren ebenfalls vertheilt worden; nur ſein Haus auf der Kleinſeite war noch in der Hand des Kaiſers. Es wurde gewöhnlich dem militäriſchen Befehlshaber angewieſen, und war damals was wir jetzt die „Commandantur“ nennen. Don Balthaſar Marradas bewohnte es ſeit kurzer Zeit.

In dieſes Haus traten der Marcheſe, Norbert und Leo. Der Marcheſe war Gaſt bei Don Balthaſar und führte Leo auf ſeine Zimmer. Norbert ging ſogleich zu Don Balthaſar ſelbſt, mit welchem er genau bekannt war. Die Jeſuiten bemächtigten ſich vorzugsweiſe dieſer wälſchen und ſpaniſchen Officiere, welche der Anſteckung durch Ketzerei am Fernſten ſtanden und als Fremdlinge hingebender waren für den Orden. Es war im Sinne des Ordens ganz natürlich, daß in ſo lang dauernder Kriegszeit der Verkehr mit den wichtigen Kriegsleuten eifrig geſucht und gepflegt wurde von den Jeſuiten. Norbert, aus Cavalierkreiſen ſtammend und ſchon im böhmiſchen Kriege mit den Männern des Feldlagers vertraut, war ebenſo natürlich als beſonders geeignet erachtet worden, die Dienſte des Ordens unter den Kriegsleuten zu verſehen. Pater Lamormain hatte damals nach der Schlacht am weißen Berge den reuig Zurückkehrenden zwar ſtreng aufgenommen; aber er hatte ihm vergeben, hatte ihn für ſeine Staatsgeſchäfte ausgebildet und verwendet, und hatte ihn jetzt, ſeit der Friedländer vom Kaiſer wieder berufen worden war, nach Prag geſchickt, damit er den Verkehr mit dem Herzoge ſeite und dieſen räthſelhaften Mann zu ergründen trachte. Denn räthſelhaft war er auch für Lamormain, war er auch für die Jeſuiten. Die Meinung über ihn war unter den Ordensführern getheilt. Die ſtilleren und ernſteren hatte er für ſich. Sie wieſen darauf hin, welchen herrſchenden Einfluß er ihren Schulen geſtattete, mit welcher königlichen Freigebigkeit er ſie überall einführte auf ſeinen Beſitzungen. Dem war allerdings ſo: Waldſtein that ſyſtematiſch erſtaunlich viel für Lehre und Unterricht, und that dies Alles durch die Jeſuiten. „Er iſt unſer Schüler von Jugend auf geweſen“ — riefen jene Stilleren und Ruhigeren — „wir haben ihn zurückgeführt in den Schooß der Kirche, er iſt uns treu bis zum Grabe, wie grell er ſich auch manchmal äußern mag. Er iſt eben ein ſcharfes Schwert nach allen Seiten, auch mit dem Worte. Ein Kriegsherr ſpricht oft blutig; ſeine Thaten aber ſprechen milde und erbaulich und ſprechen für uns.“

Dieſe Meinung theilte Lamormain nicht. Er mißtraute dem Friedländer und hatte Norbert ſtets eingeweiht in alle die mißtrauiſchen Gedanken, welche er hegte über den räthſelhaften Mann. Er hatte ihn jetzt mit Inſtructionen nach Prag geſendet, welche weit reichten. Ja, es war große Noth im katholiſchen Lager, und man bedurfte dringend eines Heerführers, wie Waldſtein unwiderſprechlich einer war! Aber die Andeutungen über ſeinen geheimen Verkehr mit dem Schwedenkönige waren doch ſehr beunruhigend, ſein Verkehr mit dem ketzeriſchen Arnimb doch zu ausgedehnt und wahrſcheinlich von ganz anderer Beſchaffenheit, als die Ermächtigung des Kaiſers zu Friedensunterhandlungen vorausgeſetzt hatte. Wenn er, der gereizte und beleidigte Mann, doch ein Verräther war, ſo war er's in ſo großem Style, und die Folgen konnten ſo ungeheuer ſein, daß ein kühnes Eingreifen, eine kühne Hemmung wol geboten ſchien.

Das ſollte Norbert in Prag ermitteln und erwägen; im Nothfalle ſollte er ein Aeußerſtes wagen.

Er war ſchon mehrere Wochen da; er hatte den Herzog mehrmals geſprochen. Seine Eindrücke waren der Art geweſen, daß er an den Verrath Waldſtein's glaubte. Die unbedachten Reden Ludmillas hatten ihn darin beſtärkt. Freilich war er dieſer Frau gegenüber noch immer tief befangen. Sein ſinnlicher Menſch begehrte ſie noch ebenſo heftig wie vor zehn Jahren, und die Möglichkeit eines tollen Streiches, eines wahnſinnigen Verſuchs fuhr ihm noch jetzt zuweilen wie eine glühende Wolke über Auge und Sinn. Aber auch dies diente zur Beſtärkung ſeines Verdachts. Er meinte zu empfinden, daß ſie ihn viel kälter und ſpröder behandelte als früher, und daß ſie mit einer befremdlichen Sicherheit die Rache andeutete, welche ſie an ſeiner Partei zu nehmen gedächte. Dieſe Sicherheit berief ſich wol nicht direct auf den Herzog, aber Norbert fühlte heraus, daß der Herzog dabei eine Rolle ſpielte.

Da war heut Abend der Marcheſe Carretto vom Herzoge gekommen und hatte ihm erzählt was vorgegangen. Der Name „Hans“, das Benehmen der Frauen, die Einmiſchung Ludmillas hatte ihn wie ein Blitz erleuchtet. Er zweifelte nicht mehr, daß der Herzog im eigenen Intereſſe mit den Sachſen unterhandle, daß er Gefährliches vorhabe und daß es Zeit ſei, zu handeln. Wenn man zunächſt dieſes ihm ohnehin tief verhaßten Edelmannes aus Sachſen habhaft werden könnte, ſo ergriff man vielleicht eine erſte, wirkliche Schlinge des Friedländer'ſchen Netzes.

Dies zu bewerkſtelligen verließ Norbert im Hausflur den Marcheſe und wendete ſich nach den Gemächern Don Balthaſar's. Er unterließ nicht, im Fortgehen dem Marcheſe zuzuflüſtern: Verſprecht dem jungen Blute da einen Empfehlungsbrief an Jemand im Hauſe des Herzogs; ich beſorge denſelben —

Der Marcheſe ſtieg mit Leo die Treppe hinauf und befahl im Vorbeigehen ein Nachteſſen. In ſeinen Zimmern machte er's dem jungen Manne behaglich und bequem — man ſetzte ſich zu Tiſch, man aß und trank vortrefflich. Leo fand die große Welt ganz ſo wie er ſich gedacht: Alles war roſig, Alles war leicht. Welch ein feiner, liebenswürdiger Mann war dieſer Marcheſe!

— Das war er auch. Aus guter Familie, aber ohne große Geldmittel, war er jung in die Welt hinaus gekommen und hatte ſich ſein Fortkommen ſuchen müſſen. Geſchickt und fleißig hatte er das zu Wege gebracht. Der Krieg beherrſchte die Welt, der junge Carlo hatte ſich der Kriegswiſſenſchaft gewidmet; weniger der Kriegsübung als der Wiſſenſchaft. Er war von zarter Leibesbeſchaffenheit, und man hielt ihn nicht für geeignet, die Strapazen des Feldlagers durchzumachen. Deshalb, und weil er ſich durch geiſtige Fähigkeit hervorthat, hatte man ihn vorzugsweiſe in der Kanzlei des Hofkriegsrathes verwendet. Er hatte wol ein paar Feldzüge mitgemacht, aber eigentlich keinen in voller Dauer. Immer war er zu Botſchaften verwendet, immer wieder nach Wien berufen worden, um im Kriegsrathe gehört zu werden. Waldſtein ſelbſt hatte ihn nach dieſer Richtung gefördert; der junge Mann mit aufgewecktem Geiſte war ihm angenehm geweſen, und er hatte denſelben auf die Empfehlungen aus Wien von Grad zu Grad erhöht. Erſt bei der Regensburger Kataſtrophe war er ihm verdächtig geworden als Adept des Hofes, welcher mehr zu den Herren in Wien neige als zum Generaliſſimus im Felde. Dieſer Verdacht war im letzten Jahre ſehr beſtärkt worden. Es hatte ſich immer deutlicher gezeigt, daß der junge Marcheſe Carlo Carretto eine nicht unwichtige Stimme im Kriegsrathe führe, und Queſtenberg, Waldſtein's ergebener Rath in der Wiener Kriegskanzlei, hatte in ſeinen Briefen an Waldſtein mehrmals durchſchimmern laſſen, daß der junge Marcheſe ſehr unabhängig in Betreff des Herzogs zu ſprechen und zu ſtimmen pflegte. Kurz, der junge Marcheſe galt für einen Hof- und Kanzlei-Soldaten, welchem Hof-, Prieſter- und Weibergunſt in Wien die Mittel verſchafft hätten, ein Regiment auszurüſten.

Der Marcheſe war kaum dreißig Jahre alt, und dieſe Jugend hatte etwas Anheimelndes für Leo. Leo erzählte bei dem Nachtmahle mit vollem Zutrauen ſeine Lebensſchickſale, ſeine Hoffnungen, und glaubte treuherzig den Verſicherungen des

Marcheſe, daß der junge Springinsfeld unterſtützt werden ſolle von Seite des Marcheſe ſelbſt und von Seite derer, welche dem Marcheſe nahe ſtünden.

Der Marcheſe verſprach dies auch mit gutem Fuge. Leo war ja ein Jeſuitenzögling und ſtand dem Friedländer noch fern. Der Enthuſiasmus für den Herzog ſtörte nicht beſonders. Der wird ſich mit der Zeit ſchon legen, dachte der Marcheſe, wenn der junge Menſch das doppelzüngige Getriebe des ehrgeizigen Herzogs eine längere Weile in der Nähe angeſehen haben wird! Man muß ihm nur, dachte er weiter, jetzt ſchon einige Geſichtspunkte eröffnen, welche den richtigen Weg zeigen! — Das that er denn und that es vorſichtig. Der Herzog, ſagte er, ſei wol geneigt zu Ausſchreitungen gegen die kaiſerliche Macht. Aber das ſeien doch wol mehr Wallungen als Abſichten, und redliche Männer in ſeiner Umgebung würden ihm wol abrathen. Solch ein redlicher Mann könne allmälig auch Leo werden, wenn er im Hauſe des Herzogs Fuß faſſe und — von den Abſichten und Verhältniſſen in Wien gut unterrichtet ſei. Dann könne es an richtigen und nützlichen Winken für den Herzog nicht fehlen. Er, der Marcheſe, wolle es daran nicht fehlen laſſen, wenn Leo regelmäßig anfrage. Regelmäßig müſſe das geſchehen; etwa jeden Sonntag möge er dem Marcheſe einen kurzen Bericht ſenden über das, was bei dem Herzoge vorgegangen ſei. Bis zum nächſten Sonntage werde er von ihm, dem Marcheſe, zum Austauſche einen kurzen Bericht aus Wien haben. Leo war höchlich erbaut von ſolcher Güte, welche ihm ſo viel Bedeutung verleihe. Und damit denn auch der Anfang wirklich gewonnen wird — fuhr der Marcheſe fort — will ſagen, der wirkliche Eintritt in den Dienſt des Herzogs, ſo wird Euch der Herr Pater Norbert noch heute Nacht eine Empfehlung ſchreiben an eine nicht unwichtige Perſon im Dienſte des Herzogs. Zu dieſer Perſon geht Ihr morgen Früh bei Zeiten, und mit ihr oder ohne ſie — je nachdem dieſe Perſon es rathſam erachten wird — verfügt Ihr Euch dann zu Eurem Gönner, dem Kammerdiener Roſtok, daß er

Euer heute zufällig abgeriſſenes Verhältniß mit dem Herzoge neuerdings wieder anknüpfe. Daß Ihr bei mir übernachtet, braucht Ihr dem Roſtok nicht zu erzählen, es könnte Euch ſchaden; denn ich war heute gerade etwas herb gegen dieſen Kammerdiener. — Ich höre Schritte draußen; man wird noch Geſchäfte für mich haben. Trinkt Euren Wein aus und verfügt Euch zu Bett. Ihr ſeid müde!

So geſchah's. Dankend für alle Freundlichkeit ließ ſich Leo bis zum Schlafcabinet geleiten und warf ſich dort, glücklich über die zahlreichen, günſtigen Anknüpfungen, aufs Lager. Der Schlaf ließ den jungen Burſchen nicht warten und drückte ihm in Geſtalt eines Engels, welcher unverkennbare Aehnlichkeit mit Magna hatte, die Augen zu.

Der Marcheſe eilte in ſein Zimmer zurück und fand da, wie er erwartet, Don Balthaſar und Pater Norbert. Sie kamen vom Herzoge, der ſie ſo ungnädig fortgejagt. Don Balthaſar war eingeſchüchtert; Pater Norbert verlangte entſchloſſenes Vorgehen; der Marcheſe hielt einen entſcheidenden Ausſpruch noch zurück — da wurde dem Pater Norbert gemeldet, der kleine Herr ſei da, der lichtblaue, und wolle ihn ſprechen. „Herein mit ihm!“ — Er will Hochwürden allein ſprechen! — „Ich komme!“

Der kleine Lichtblaue, welcher draußen in dunkler Ecke wartete, war Herr Tocke. Bei unſicherer Beleuchtung erſchien er noch gerade ſo wie vor zehn Jahren. Solch ein Lichtblonder erhält ſich muſterhaft, beſonders wenn er ſich nichts zu Herzen nimmt. Und Herr Tocke hatte ſich in den zehn Jahren nichts zu Herzen genommen. Sein „Geſchäft“ war gut gegangen. „Geſchäft“ nannte er die Lebensaufgabe, der erwählten Macht ſo förderlich zu dienen, daß die erwählte Macht ihm dankbar ſein müſſe. Aus ſolcher Dankbarkeit — ſagte er zu ſich — entſprießt dir die Blume des Behagens, denn man bezahlt und befördert dich immer beſſer und beſſer. Mehr kannſt du nicht verlangen. Man muß einfach ſein ,im Ziele und treu bleiben im einmal erwählten Wege, ſo lange die erwählte Macht eine Macht bleibt.

Solchen Sinnes hatte er zahlreiche Miſſionen erfüllt, welche ihm die Jeſuiten aufgetragen. Miſſionen waren an die Reihe gekommen, denn in Wien ſelbſt waren ſeit Beendigung des böhmiſchen Krieges die Widerſacher und die Schwierigkeiten verſchwunden. Als urſprünglicher Proteſtant war er vorzugsweiſe geeignet, den Kundſchafter in proteſtantiſchen Lagern und an proteſtantiſchen Höfen abzugeben. Er war alſo lange in Dresden geweſen, hatte intime Freundſchaft gepflegt mit dem dortigen Hofprediger, welcher dem Kurfürſten mit Rath und That zur Seite ging, war dem Kurfürſten ſelbſt nahe gekommen und hatte ſich ſogar zweimal Aufträge an den Schwedenkönig Guſtav Adolph errungen. Auf dieſe Weiſe hatte er im Mittelpunkte der proteſtantiſchen Abſichten geſeſſen, und wäre nicht das Reſtitutionsedict gekommen, ſo hätte ſeine Miſſion gewiß auch äußerliche Früchte getragen — von da an aber mußte er wiederholt melden, daß Alles ins Stocken gerathe und daß der völlige Abfall Sachſens nicht mehr zu vermeiden ſei. Er war nun abberufen, und es war ihm eine andere, ſehr kitzliche Aufgabe zugewieſen worden. Durch dritte, unverfängliche Hand hatte man ihn dem Herzoge von Friedland empfohlen. Als einen neutralen Kunſtkenner, der mit der Feder umzugehen wiſſe und ſchätzenswerthe Anknüpfungen habe im Norden wie im Süden, unter den Proteſtanten wie unter den Katholiken. Der Herzog war mit der künſtleriſchen Ausſchmückung ſeines Prager Palaſtes beſchäftigt, er hatte italieniſche Maler kommen laſſen, und die Frescomalerei im großen Saale machte es ihm wünſchenswerth, einen Kenner an der Seite zu haben. Als ſolch ein Amanuenſis war Herr Tocke ſchon faſt ſeit einem Jahre im Friedländer'ſchen Palaſte und machte ſich dem Herzoge ſo nützlich und angenehm als es nur möglich war. Er klagte freilich in ſeinen Berichten, daß es ſehr langſam ginge mit der Annäherung an die eigentlichen Geſchäfte des Herzogs, denn der Herzog habe die üble Gewohnheit, den ſchriftlichen Verkehr in politiſchen Dingen zurückzuſtellen neben dem mündlichen; aber Mancherlei falle doch immer ab. Und ſo war er bis zu dieſer Stunde in des Herzogs Hauſe verblieben und kam jetzt zu ſeinem Gönner, dem Herrn Pater Norbert, um Auskunft zu geben: wie er die Lage der Dinge anſchaue.

Pater Norbert hatte ihn in ſein Zimmer geführt. Die Unterredung war kurz, es handelte ſich nur um die letzten Beobachtungen Tocke's; denn Norbert hatte ihn erſt vor acht Tagen ausführlich geſprochen, und jetzt war es ſpät am Abend; Herr Tocke wollte nicht auffallen dadurch, daß er gegen Gewohnheit erſt in der Nacht heimkehrte. Zehn Minuten hatten genügt. Herr Tocke huſchte die Stiege hinab! Pater Norbert kehrte zu Don Balthaſar und dem Marcheſe zurück.

„Ich bin beſtärkt in meiner Meinung“ — ſagte er, mehr gegen den Marcheſe, als gegen Marradas hin — „der Herzog iſt in verrätheriſcher Unterhandlung mit den Ketzern und arbeitet an Plänen, die furchtbar werden können, wenn wir ihn nicht unterbrechen. Ich bleibe dabei: er muß aufgehoben werden, wir müſſen uns ſeiner Perſon verſichern.

Don Balthaſar Marradas ſtieß einen ächzenden Seufzer aus.

„Er geht wirklich morgen Vormittag. Wollt Ihr's unternehmen, Don Balthaſar?“ — Kann ich's? ſtöhnte dieſer. — „Die zwei Regimenter, welche in Prag liegen, ſind nach ſeiner Zeit geworbene“ — Und doch ſehen ſie zu ihm empor wie zu ihrem Herrn! unterbrach Don Balthaſar. — „Das nicht!“ ſchaltete der Marcheſe ein — „die zwei Regimenter thun was wir befehlen.“ — Oberſt Sparr freilich iſt in Prag! — „Wie?!“ rief der Marcheſe und Morradas. — Ich habe es eben erfahren. Er iſt jetzt beim Herzoge. Iſt ſein Regiment in der Nähe? Das müßt Ihr doch wiſſen, Don Balthaſar! — „Freilich müßt' ich's wiſſen, wenn dieſer Sparr Ordre parirte. Das thut er aber ſelten. Gemeldet iſt nichts.“ — Das verdächtige Regiment iſt alſo nicht hier, die Gelegenheit iſt günſtig. Gehen wir ans Werk. — Marcheſe, was ſagt Ihr? — „Ich ſage dasſelbe!“ erwiderte dieſer nach kurzer Ueberlegung — „es muß gewagt werden. Don Balthaſar, ans Werk!“ — Und die Herren übernehmen die Verantwortung vor Seiner Majeſtät? fragte Marradas mit ängſtlicher Betonung. — „Wir übernehmen ſie!“ antwortete der Marcheſe und der Pater einſtimmig.

Es war eine windige Nacht, welche den Winter ankündigte, ohne ihn zu bringen. Denn am Morgen ſtieg die Sonne ſtrahlend, wenn auch mit matten Strahlen, herauf über die ſteinigen Hügel, welche den öſtlichen Horizont Prags unerquicklich abſäumen. Alle Wolken waren vom Winde verweht, die Sonne konnte überall hin ausſtrahlen über die böhmiſche Hauptſtadt, und ſie erweckte bei Zeiten Leo Steinwald.

Er fuhr in die Kleider und ſah mit Freude, daß der verſprochene Empfehlungsbrief ſchon auf ſeinem Tiſche lag. „An Herrn Doctor Tocke im Herzoglich Friedland'ſchen Palaſte“ war er adreſſirt, und der Diener des Marcheſe, welcher ein Frühſtück brachte, erklärte des Weiteren, daß dieſer Herr Doctor Tocke ſchon unterrichtet ſei von der Viſite des jungen Herrn, daß der Herr Marcheſe ſchon ausgeritten ſei und dem jungen Herrn rathen laſſe, mit dem Früheſten den Brief abzugeben.

So machte ſich denn Leo zum zweiten Male auf, ſein Glück zu verſuchen beim Friedländer. Jetzt, wie er meinte, viel beſſer ausgerüſtet.

Er fand laute Bewegung um den Palaſt. Große Packwagen mit rothem Leder überzogen kamen ſchon aus dem Thore, und zwar in unabſehbarer Reihe. Es dauerte ihm zu lange, das Ende derſelben abzuwarten, er drängte ſich neben ihnen in den Thorweg und in den Hof. Der rothe Thürhüter war heute ohne Scrupel und winkte gnädig mit den Augenlidern. Wahrſcheinlich erkannte er den jungen Herrn, welcher geſtern Abend ſo lange bei den Herrſchaften oben verblieben war. Auch war er jetzt zerſtreut durch unaufhörliche Aufträge, mit denen ihn weibliche und männliche Dienerſchaft, ja auch mancher höher geſtellte Beamte überbürdete. Im anbrechenden Winter fort, kein Menſch wußte auf wie lange! da hatte Jeder eine Beſtellung zurückzulaſſen.

Und im Hofe war kaum durchzukommen. Immer neue Wagen raſſelten durch ein Nebenthor herein; in der Ecke rechts ſtanden fünf große Kutſchen, welche bepackt wurden, und den ganzen übrigen Raum nahm ein Theil der Leibwache ein, welche neben ihren geſattelten Pferden ſtand. Die Hauptwache war ganz unanſtändig bedrängt, ſchien dieſe Lage aber harmlos hinzunehmen, da ihre Beſatzung großentheils ebenfalls marſchfertig zu ſein ſchien.

Leo ſtutzte vor dem Gedränge, und es fiel ihm dabei leider ein, daß er zuerſt ins Zimmer des Herrn Doctor Tocke müſſe, nicht, wie er inſtinctmäßig geſtrebt, zu ſeinem Gönner Roſtok. Er trachtete alſo noch einmal rückwärts, um den Thürhüter zu fragen, in welcher Gegend des Palaſtes der Herr Doctor wohne. — Links zweite Thür, zweite Stiege, zweiter Stock im Eckzimmer! — klang die Antwort.

Dicht an der Mauer hin ſuchte Leo nach dieſem Ziele und erreichte es langſam. Es war eine Nebenſtiege, ſchmal und von grobem Steine, welche ihn auf einen ſchmalen Corridor brachte. Das Eckzimmer mußte zu ſeiner Linken ſein. Er klopfte. Ohne Erfolg. Er öffnete und trat in einen kleinen Vorraum, der ganz leer war. An der einzig ſichtbaren Thür klopfte er wieder und hörte mit Vergnügen ein helles „Herein!"

Er trat in ein großes, von Sonnenſtrahlen durchblitztes Gemach, welches die Ausſicht auf die Moldau hatte. Das Gemach erſchien ſauber und behaglich. An den Wänden ſtanden Bücherſchränke, hingen architektoniſche Zeichnungen. In den Ecken ſtanden Büſten und andere Sculpturen von Gips. Mitten im Zimmer ein großer Schreibtiſch; vor dieſem ſaß ein kleiner Mann in lichtblauem Wams. Er wendete den Kopf ſo weit über die Schulter zurück, um den Eintretenden zu ſehen, daß ein Anatom erſtaunt geweſen wäre über dieſe Nachgiebigkeit des Nackenwirbels. Das roſige Geſicht wurde aber durch dieſe Anſtrengung mit einem tieferen Roth gefärbt, und die blaßblauen Augen drängten ſich ein wenig aus den Höhlen. Die Stirn zuckte auf und nieder, kurz der ſonſt immer lächelnde Herr Tocke ſah recht böſe aus, wenn er überraſcht wurde wie hier. Nur das lichtblonde Haar, glatt wie Atlas, nahm keinen Theil an der Veränderung des Kopfes.

Als Herr Tocke am Aeußeren Leos bemerkt hatte, daß es kein Diener ſei, welcher ihn überraſchte, ließ er den kleinen Schädel behend zurückſpringen ins Charnier der gewöhnlichen Lage, ſtand auf vom Seſſel, ſchob ein Papier, auf welches er eben geſchrieben, unter die Schreibmappe und wendete ſich wieder, jetzt mit dem ganzen Körper, gegen Leo. Das Geſicht triefte von freundlichem Lächeln, die Hände rieben ſich aneinander wie glatte Verbindlichkeit, und indem er ein paar Schritte entgegen kam, fragte er ſüß wie ein Flötenſpieler: mit wem er die Ehre habe und womit er dienen könne?

Leo erzählte kurz, was ihn herführe und wer ihn ſende. Dabei überreichte er den Brief. Das machte einen ſehr günſtigen Eindruck auf Herrn Tocke. Er ſchüttelte Leo die Hand, bot ihm einen Seſſel und ging unmittelbar auf die Unterſuchung ein: wie es am geſchickteſten anzufangen wäre, daß der junge Mann ins Haus und in vortheilhafte Stellung gebracht würde —

Da klopfte es ſchon wieder. Herrn Tocke's Köpfchen ſpitzte ſich ſogleich, wie ein Wild ſpitzt, wenn es Geräuſch hört; ſein feines Näschen hatte etwas von der Naſe eines Rehbocks, die ſich verwegen in die Luft hebt, als dampfe ſie grimmige Courage. Dazu hatte aber Herr Tocke noch eine Eigenthümlichkeit in den Flügeln ſeines Näschens: dieſe Flügelchen waren allerliebſt beweglich. Sie gingen auf und nieder, wie vom Winde getrieben, wenn ihr Beſitzer unruhig neugierig war. Herein! rief er endlich. Es war ein Diener des Herzogs, welcher den Befehl brachte, der Herr Doctor ſolle ſich „in continenti“ zu Seiner Durchlaucht verfügen. Herr Tocke war wie eine Weidenruthe vom Seſſel geſchnellt und hatte eiligſt erwidert: „In continenti!“ Innerlich fürchtete er ſich ſehr vor dem Herzoge. Der Herzog hatte eine fatale Manier, wenn er hinter eine Verrätherei kam, fatal und kurz. Er pflegte trocken zu ſagen: „Hängt die Beſtie!“

Wenn man wie Herr Tocke in delicater Aufgabe ſolchem Herzoge zugetheilt war, in einer Aufgabe, die für den gemeinen Verſtand als eine verrätheriſche erſcheinen konnte, ſo war dieſe Manier des Herzogs, man muß es Herrn Tocke zugeſtehen, wenigſtens unbehaglich. Jeder plötzliche Ruf, wie der ſoeben erfolgte, hatte etwas Erſchreckendes. Umſonſt ſagte ſich Tocke, daß gerade jetzt dieſer Ruf natürlich, ſogar erwünſcht ſei. Der Herzog geht fort, er hinterläßt Aufträge, er ignorirt dich nicht, er nimmt dich vielleicht gar mit — was ja ausgezeichnet wäre zur Ausſpürung in ſo entſcheidendem Momente! — allerdings, allerdings; aber die innerlichſte Furchtſamkeit flüſtert bei ſolcher Gelegenheit ſtets: Der Teufel traue! Am Ende hat ſich doch ein Brief oder ein Zettel verirrt, und er ruft dich zur Verantwortung, um mit der verzweifelten Floskel zu ſchließen: „Hängt die Beſt —“

Leo ſah mit Erſtaunen zu, wie das zierliche blaue Männchen noch immer ſchweigend daſtand, als der Diener ſchon lange fort war. In den beweglichen Geſichtszügen Tocke's ſchien eine Schlacht geliefert zu werden. Nicht nur die Naſenflügel, auch die Ohren nahmen Theil an der Schlacht und waren in hin- und hereilender Bewegung. „Befürchtet Ihr etwas, Herr Doctor?“ fragte Leo theilnehmend. — Oh! — erwiderte Tocke, indem er ſich faßte, warum denn?! — Dann belebte ſich allmälig das gläſern gewordene Auge wieder, und es fiel ihm ein, daß der junge Mann ihm ja von Norbert geſendet ſei, alſo ſeiner Partei angehöre. — Befürchten, junger Freund, muß man bei dieſem Herzoge immer; er iſt unberechenbar. — Alſo, alſo! Hinunter muß ich auf der Stelle, was machen wir miteinander? Wollt Ihr —?

Er wollte ſagen: „Wollt Ihr warten?“ ſprach es aber nicht aus. Allein auf ſeinem Zimmer durfte nie Jemand warten. Das iſt neugierig, das ſchnüffelt umher — und da unter der Mappe liegt auch ein angefangener Brief!

„Wollt Ihr mich begleiten?“ ſchloß er alſo, „und unten in einem Vorzimmer meine Rückkunſt erwarten?“ — Sehr gern. —

Herr Tocke führte ihn über einen ſchmalen Corridor hinüber in den Flügel, welchen der Herzog bewohnte.

Es war ein räthſelhaftes Weſen um dieſen Tocke. Er war eigentlich furchtſam und drängte ſich in ein abenteuerliches Leben, welches um ſo mehr Gefahren brachte, je wichtiger und allgemeiner die Gegenſtände ſeiner Thätigkeit waren. Er ſcheute den Friedländer, wie man eine Klapperſchlange ſcheut, und hatte doch nicht geruht, bis er in die Nähe dieſes ſchrecklichen Weſens gelangt war. Ehrgeiz mochte ſein Grund ſein. Der wohlhabende Patrizierſohn aus Görlitz hatte von Jugend auf das heiße Bedürfniß gefühlt, eine ausgezeichnete Laufbahn zu machen. Die dazu nöthigen großen Gaben waren ihm verſagt. Seine Eitelkeit geſtand ihm das nicht ein, ſie wußte es auch nicht ganz und ließ ſich täuſchen, indem ſie auf Schlauheit und Fleiß, welche ihm eigen waren, ungebührlichen Werth legte. Die großen Dinge entſtehen nur allmälig, raunte ſie ihm ins Ohr, als er Jahre lang zu keiner Bedeutung gelangte; warte, bis du an große Verhältniſſe kommſt! — Die Religion, ſagte die Eitelkeit plötzlich, iſt ſolch ein großes Verhältniß. Wechsle ſie da, wo dieſer Wechſel hoch gewürdigt wird! Thu' es bei den Jeſuiten, welche hingebende Kräfte am ausgiebigſten verwerthen. So wurde er Renegat. Es war nicht ein Funke wahrer Religion in ihm, der Uebertritt erregte ihm nicht den geringſten Scrupel. Niederſchlagend war es ihm nur, daß man ihm ſagte: er wäre viel mehr werth, wenn der Uebertritt verborgen bliebe. So war er, der ſich auszeichnen wollte, zu einer verborgenen Laufbahn verurtheilt. Um ſo mehr hetzte er nach dem Ziele, welches man ihm in der Ferne zeigte: eine hohe Stelle im Staate, wenn der Kampf ausgefochten ſein, die ketzeriſche Kirche am Boden liegen würde. Ganz nahe hatte er ſich dem Ziele geglaubt, als der Kaiſer vor zwei Jahren durch Waldſtein ſiegreich war überall. Da kam der Rückſchlag: Waldſtein ſtürzte, der Schwedenkönig trat auf, das Reſtitutionsedict wirkte verkehrt. Um ſo größer wurde nun Tocke's Haſt, das Verlorene wieder einzuholen, und Alles hatte kürzlich dahin gedeutet, daß in der Nähe dieſes Waldſtein der große Treffer für ihn zu machen ſei. Den Herzog ergründen und ſtürzen, wenn er ein Verräther, und dann als Tödter der großen Schlange eine offene große Stellung erringen. Oder neben dem brauchbaren Herzoge, deſſen Brauchbarkeit er erkannt und verbürgt, den allgemeinen Sieg auch für ſich perſönlich einheimſen. Auf der Schneide dieſes Entweder-Oder ſtand er jetzt, als er mit Leo die Haupttreppe hinunterſtieg in den erſten Stock.

Daß er auf dieſem ſchon ſo langen Wege verborgener Handlangerdienſte bereits jeden haltbaren Faden von Wahrhaftigkeit und moraliſcher Tüchtigkeit in ſich aufgerieben hatte, daran dachte der eitle Wicht gar nicht mehr. Dafür hatte er ſchon lange Augen und Ohren eingebüßt.

Er ſtand mit Leo vor derſelben Antichambrethür, welche geſtern Abend Leo zu Roſtok geführt hatte, und eben wollte Herr Tocke Leo ſagen, daß er in dem erſten Zimmer hinter dieſer Thür auf ihn warten möge, da ſah er durch den breiten Corridor eine große, kriegeriſche Geſtalt heranſchreiten. Der Mann war nicht vornehm, aber gut gekleidet, er ſchritt nicht wie ein Cavalier, aber wie ein Kriegsmann daher, und — himmliſcher Vater! ſtöhnte Herr Tocke, dieſer Bart, dieſer furchtbare ſchwarze Bart, gehört der nicht —?

Herr Tocke irrte ſich nicht: es war der Bart-Conrad, jetzt ein gefürchteter Kriegsgeſell, welcher mit Starſchädel nach Prag gekommen war und hier im Corridor auf Starſchädel wartete. Er kam näher und näher. Herrn Tocke ſchwindelte, er vergaß jede weitere Bemerkung für Leo und wollte in die Thür hinein. — Da öffnete ſich dieſe Thür und heraus trat Hans von Starſchädel. Tocke erkannte ihn auf der Stelle, und der Krampf flog ihm in die Füße. Die Angſt ſchrie in ihm: Nun biſt du entdeckt und wirſt gefaßt. Er hatte nicht mehr die Kraft der Erinnerung und Ueberlegung, daß er wol die beiden Leute von damals her aus Wien kannte, daß es aber doch ſehr zweifelhaft wäre, ob ſie ihn damals gekannt hätten.

Starſchädel allerdings, vor deſſen Antlitze er ſtand, ſchien zu ſtutzen — aber der daneben ſtehende Leo grüßte ihn freudig, und Starſchädel erwiderte wohlwollend den Gruß des jungen Mannes, den er geſtern Abend geſehen hatte. Dabei war Starſchädel einen Schritt vorwärts getreten, und Tocke fand Raum in die Thür hinein zu taumeln, faſt zu fallen, denn der wuchtige Schritt des Bart-Conrad war ſchon dicht bei der Gruppe und dröhnte ihm wie Gewitterdonner in die Nerven. Mechaniſch drückte er die Thür hinter ſich zu —

„Laßt unſere Pferde zur Abreiſe rüſten, Conrad — ſprach Starſchädel — wir ſitzen Mittags um zwölf Uhr auf unten im Haupthofe und reiten mit dem Gefolge des Herzogs hinaus.“ — 's iſt recht! erwiderte Conrad, kehrte um und ging von dannen. — „Kennt Ihr den kleinen Mann, welcher da neben Euch ſtand?“ fragte Starſchädel Leo. — Ja wol! Er iſt ein Beamter des Herzogs. — „Und Ihr ſelbſt wollt zum Herzoge?“ — Ich möchte wol, wenn's anginge. — „Das wird ſchwer ſein. Ich hörte juſt den Herzog befehlen, daß nur noch zwei ſeiner Amtleute vorgelaſſen werden ſollen. Ihr ſeid aber wol näher bekannt hier; ich ſah Euch ja geſtern Abend im engeren Familienkreiſe —“

Leo hatte denn ſogleich wieder nichts Eiligeres zu thun, als dem Herrn von Starſchädel ſeine Lage und ſeine Hoffnungen zu ſchildern. Das lag bei ihm Alles wie auf dem Markte. Und hier fand er wieder einen wohlwollenden Kunden: Starſchädel forderte ihn auf, ihm zu den Damen des Hauſes zu folgen, welche er eben aufſuchen wollte. Dort werde im letzten Augenblicke der Wunſch Leos am wirkſamſten angebracht werden können, denn beim Herzoge ſelbſt fände ſich ſchwerlich noch Zeit dafür —

„Aber der Herr Doctor Tocke, den ich erwarten ſoll?“ — Tocke heißt der Mann? — „Ja.“ — Iſt mir's doch, als hätte ich früher den Namen ſchon gehört — von ungünſtiger Seite. — „Wie?!“ — Freilich von jeſuitiſcher Seite, auf der ja hier am Ende doch Alles ſteht, Ihr auch — es wird alſo nichts zu bedeuten haben. Es wird aber auch nichts zu bedeuten haben, wenn Ihr ihn warten laßt in kurz bemeſſener Spanne Zeit. Er kann doch gewiß nicht ſo ſchnell für Euch wirken als die Herzogin. Was meint Ihr? —

Leo meinte dasſelbe. Er hatte eben Glück. Ohne den Abgrund erblickt zu haben, wurde er hinweggeführt von demſelben, und folgte Herrn von Starſchädel in das große Gemach, welches ihn geſtern Abend an der Schwelle des Glücks geſehen hatte.

Es waren jetzt nur zwei Damen da, Ludmilla und Magna. Beide ſchienen in einiger Aufregung zu ſein. Ludmilla deshalb, weil der Herzog ſich ihre Begleitung nach Pardubitz verbeten hatte. Magna, weil ihr Vater ziemlich deutlich ausgeſprochen, daß es ihm lieber ſei, wenn ſie die Einladung der alten Gräfin Tertſchka annehme und mit dieſer auf Schloß Zleb ziehe, ſtatt mit der Herzogin nach Pardubitz zu gehen. Magna hing mehr an der Herzogin als an der alten Gräfin, und ſie wollte eben gedankenvoll, faſt ſorgenvoll von Ludmilla hinweg und nach der Ausgangsthür ſchreiten, als die beiden Männer eintraten.

Ludmilla eilte haſtig dem Herrn von Starſchädel entgegen, und ſo mußte Magna an dem unbeſchäftigt ſtehenden Leo vorüber, welcher reſpectvoll grüßte. Sie dankte erröthend und blieb ungewiß ſtehen, ungewiß, ob es ſchicklich ſei, zuerſt etwas zu ſagen, oder ſeine Anrede abzuwarten.

Leo ging es faſt ebenſo. Er hielt es wol für ſchicklich, ja für ſehr wünſchenswerth, das liebreizende Fräulein anzureden, aber er fand nicht gleich die Worte. Sonſt ſo unbefangen, war er dieſem Mädchen gegenüber faſt verlegen, und es überraſchte ihn ſelbſt, als er endlich die Frage ausgeſprochen hatte, ob Fräulein von Sparr wohl geſchlafen habe. „Ach ja!“ antwortete ſie leiſe, und es ſchien, als ob ſie dazu ein wenig lächelte.

Dies Lächeln beſing ihn wieder. Es bedeutet wol, dachte er, daß du mit deiner alltäglichen Frage eine Dummheit gemacht! Und mitten in dieſem läſtigen Gedanken fragte er, um raſch darüber hinweg zu kommen, haſtig weiter: ob das Fräulein von Sparr mit den Herrſchaften nach Pardubitz reiſe?

„Das iſt's ja eben“ — erwiderte gerade ſo haſtig Magna — „mein Vater ſcheint's nicht zu wünſchen.“ — Ah?! ſtotterte Leo, welchem das junge Mädchen innerlichſt ganz und gar zu dem Friedländiſchen Kreiſe gehörte, deſſen Mitglied, wenn auch beſcheidenes Mitglied, er zu werden hoffte. — „Wie?!“ fragte ſie und ſchaute ihm in die Augen. Sein Ah?! mußte einen ganz beſonderen Ton gehabt haben. — „Wie?!“ — Ich habe nichts geſagt; ich dachte nur, daß ich vielleicht hätte das Glück haben können, mich der Reiſe nach Pardubitz anzuſchließen, wenn die Frau Herzogin ein Fürwort einlegen möchte für mich bei dem durchlauchtigen Herrn. — „Das wird die Frau Herzogin ſehr gern thun! Sie fragte heute Morgen: wo Ihr denn geſtern ohne Verabſchiedung hingekommen wäret, und ſie machte ſich Vorwürfe, daß man Euch ohne Abſchied fortgelaſſen.“ — Ihr glaubt alſo, daß ich mich an ſie wenden dürfte? — „Gewiß.“ — Und ſollte ſie nicht auch Einfluß auf Euren Vater haben in Betreff —? — „Das wol. Aber ſie und mein Vater ſind nicht gleicher Meinung über —“ — Ueber? — „Ueber meine Zukunft. Ich kann Euch das nicht auseinanderſetzen. Mein Vater iſt Proteſtant und ſieht es nicht gern, daß ich tiefer in katholiſche Kreiſe gezogen werde. Er iſt namentlich mißtrauiſch gegen den Marcheſe Carretto, welcher —“

Sie ſtockte und Leo fand auch kein Wort. Wie unerfahren er war, das Herz des Menſchen iſt viel früher mündig, als Erfahrung und Verſtand den Menſchen machen. Das Herz ſagte ihm auf der Stelle, daß der Marcheſe wahrſcheinlich das Mädchen begehre. Und nun war guter Rath theuer in ihm. Denn der Marcheſe war ja ſein Gönner; durfte und ſollte er ſogleich gegen ihn wirken?! Und wenn er ihr zuredete, ohne Widerrede dem Vater zu folgen und nicht mitzureiſen, ſo ſah er ſie nicht mehr, denn er ſelbſt hoffte ja mitreiſen zu können. Dieſe Rathloſigkeit erzeugte eine lange Pauſe. Aber nicht eine Pauſe der Verlegenheit. Jeder Theil war ſo mit Gedanken beſchäftigt, und jeder Theil ſchien zu ahnen, daß die Gedanken des anderen Theiles innig verwandt wären mit den eigenen — das Stillſchweigen näherte ſie einander mehr, als die beredteſte Unterhaltung dies vermocht hätte.

„Da kommt die Frau Herzogin!“ ſprach endlich haſtig, wenn auch leiſe, Fräulein Magna — „tragt Ihr Eure Bitte vor, aber — nur Eure!“ — Wenn ich nur wüßte, was ich für Euch bitten ſollte! — „Nichts, nichts, lieber Herr. Das ſchickt ſich nicht!“ — Das ſchickt ſich nicht — leider —

Da war die Herzogin in ſeiner Nähe. Er ermannte ſich, begrüßte ſie und trug ſeine Bitte um Eintritt in den Dienſt des durchlauchtigen Hauſes ſo herzlich und warm vor, als ob er zu dem ſchweigend dabei ſtehenden jungen Mädchen geſprochen hätte. Die Herzogin ahnte wol nicht, daß der Athem einer entſtehenden Liebe in dieſen Worten walte, und empfand ungeſtört nur die liebenswürdige Wärme dieſer Worte. In ihrer Herzensgüte ſagte ſie denn auch wärmer, als ſie wol ſonſt gethan, dem jungen Leo zu: ſie wolle den Herzog ſogleich darum angehen, daß der Herr Leo Steinwald — ſo iſt ja wol Euer Name? — „So iſt er!“ — in den Friedländiſchen Hausdienſt eintreten und ſie auf der Reiſe begleiten dürfe — da kommt der Herzog ſchon! ſetzte ſie faſt erſchrocken hinzu, denn ſie hatte ihn nicht ſo früh erwartet.

Die Thüren waren aufgeflogen: Waldſtein kam langſam auf ſeinen Stab geſtüzt näher. Neben ihm ein mittelgroßer, ſtämmiger Mann, der mit tiefer Stimme halblaut kurze Säze zu ihm ſprach. Der Friedländer blieb immer nach einigen Schritten ſtehen, als wollte er genauer hören.

Dieſer ſtämmige Mann mit kurzem, ergrautem Haupthaare und dichtem, grauem Knebelbarte war Magnas Vater, war der Oberſt von Sparr, ein Mann von ſcharf geſchnittener, entſchloſſener Phyſiognomie mit großen, lichtgrauen Augen, welche eiskalt blickten. Er brachte dem Herzoge die Nachricht, daß von Marradas Befehle ausgegangen ſeien, welche ſehr bedenklich erſchienen. Alle Truppen in Prag ſtünden unterm Gewehr, und ihm ſei Ordre zugegangen, ſein Regiment draußen zu laſſen.

„Und Ihr?“ fragte Waldſtein. — Ich bin officiell nicht zu finden geweſen für dieſe Ordre. Mein Regiment rückt eben ans-Glacis. Sie haben einen Entſchluß gefaßt, und wenn wir zögern, ſo ſteigt ihr Muth und ſie führen ihn aus. — „Warum ſollten wir zögern?“ entgegnete Waldſtein. „Eilt zu Euren Truppen. Sprecht mit Niemand, damit Euch keine neue Ordre angeſagt werden kann, und verfahrt — wie gegen den Feind, wenn ſie ſich unterſtehen. Addio!“ —

Sparr eilte fort.

Scherſenberg! rief der Herzog mit ſtarker Stimme. — Er war nicht in der Nähe. Diener flogen fort, ihn zu rufen. — Mach' Dich fertig, Iſabella — fuhr der Herzog fort — binnen einer Viertelſtunde fahren wir von dannen. — „Wie?! So eilig!“ — Ja. — „Ich wollte Dich noch bitten — Du haſt geſtern Abend den jungen Steinwald hier vergeſſen. Es wäre mir lieb, wenn er uns zu Pferde begleiten dürfte; unſere Marie hat ihn lieb gewonnen und möchte ihn auf der Reiſe ſehen.“ — Das hab' ich nicht geſagt, Papa — rief die Kleine, welche eben ins Zimmer geſprungen war. — „Was haſt Du denn geſagt?“ — Ich hab' geſagt, ich möchte gern die Geſchichte zu Ende hören, die der Herr Leo geſtern angefangen hat. — „Herr Leo alſo“, und damit wendete ſich der Herzog zu ihm, „es iſt nicht richtig, daß ich Dich vergeſſen hätte. Ich habe in der Nacht mit Zenno davon geſprochen. Er glaubt Dich brauchen zu können — — wo bleibt der Scherſenberg, der Elementer! Hol' ihn!“

Die letzten Worte richtete der Herzog an Leo. Wie ein Pfeil flog dieſer hinaus.

„Ludmilla iſt ſehr betroffen, lieber Albrecht“ — fuhr die Herzogin fort — „daß Du ſie nicht mitnehmen willſt.“

Ludmilla trat mit Starſchädel näher und erhob wie bittend die Hände.

„Zur Strafe!“ — erwiderte Waldſtein raſch. „Sie hat ſich vorlaut erwieſen. Das mag ich nicht. — Es iſt nur in Frage — ſagte ruhigen Tones Starſchädel — ob ſie nach der Abreiſe Eurer Durchlaucht jetzt hier in Prag ſicher iſt vor Anfechtungen, nachdem ſie ſich geſtern Abend in Gegenwart des Marcheſe als antikaiſerlich dargethan hat. — „Albrecht!“ rief bittend die Herzogin. — Das mag richtig ſein — entgegnete der Herzog — und es ſteht Euch frei, Herr von Starſchädel, ſie zu beſchützen. Ihr werdet bis an die Elbe mit meinem Gefolge und unter meinem Schutze reiſen. Jenſeits der Elbe werdet Ihr keine Schwierigkeiten finden, nordwärts ans ſächſiſche Heer zu gelangen. Die Kreiſe drüben zwiſchen Königingrätz und Jungbunzlau ſind frei von kaiſerlichen Truppen. Sparr kommt eben von dort. Ihr werdet ohne Schwierigkeit eine Dame da hinauf geleiten können bis gen Gitſchin, wo Euch wol ſchon die Sachſen begegnen werden. Bis an die Elbe alſo wird meine Frau ihre Freundin Lady Ludmilla ſehr gern in ihrem Wagen mitnehmen.

Während er dies ſprach, war haſtig die alte Gräfin Tertſchka eingetreten und ſtand jetzt neben ihm. Ihr Athem keuchte, ihr Antlitz war hoch geröthet, ihre Augen, von Thränen feucht, drängten ſich aus ihren Höhlen: ſie war in großer Aufregung.

„Waldſtein“ — rief ſie — „Du wirſt das nicht thun! Du wirſt Dich nicht wieder dem verrätheriſchen Kaiſer in die Arme werfen; wirſt der Welt nicht das Schauſpiel geben, daß der oberſte böhmiſche Edelmann die Ruthe küßt, die ihn geſchlagen! Wirſt Memmingen und Regensburg nicht vergeſſen, wirſt Deiner Pläne, Deines Vaterlandes nicht vergeſſen, ich bitte

Dich inſtändig, ich bitte Dich fußfällig, wenn es ſein muß!“ — Laſſ' das, Tertſchka! Ich bin kein Theaterprinz. Es bleibt bei meiner geſtrigen Meinung über das Dreinreden von Weibern. — „Waldſtein, um Gotteswillen!“ und jetzt fiel ſie ihm wirklich zu Füßen, ſtromweis ſchoß das Waſſer aus ihren Augen. — Da kommt der Scherſenberg! rief mit lauter Stimme Leo, ehe er noch aus dem Vorzimmer eingetreten war. — „Waldſtein!“ ſchrie die Gräfin mit einer gellenden Stimme, welcher die wahrhaftigſte Erregung nicht abgeſprochen werden konnte — „Waldſtein! Du gehſt nach Norden und nicht nach Süden, oder Du biſt unrettbar verloren, wie wir es ſind!“

Die letzte Bemerkung ſchien doch einigen Eindruck auf den Herzog zu machen. Er warf einen Seitenblick auf die knieende Gräfin, kurz und mit halb niedergedrückten Augenlidern. Dann wendete er das Haupt gleichgiltig nach dem eintretenden Scherſenberg und ging ihm einige Schritte entgegen, indem er die Frauengruppe mit einer Handbewegung zurückwies.

Halblaut ſagte er dann zu Scherſenberg: Binnen fünf Minuten meine Leibwache aufſitzen laſſen. Kriegsmäßig wie zum Angriff. Die Feuerwaffe aufgezogen in der Hand. Die Hälfte ausrücken und Spalier bilden laſſen bis zur Brücke. Die andere Hälfte geſchloſſen vor meinem Wagen. An der Brücke rückt das Spalier geſchloſſen zuſammen und folgt meinem und dem Wagen meiner Frau unmittelbar. Du, Scherſenberg, neben mir am Wagenſchlage, meiner Befehle gewärtig. Am andern Wagenſchlage jener ſächſiſche Herr dort. Tempo raſcher Schritt. Vorwärts!

Scherſenberg eilte hinaus. Der Herzog blieb ſtehen und rief ſeiner Frau zu: Fertig machen, Iſabella! Ihr fahrt dicht hinter mir.

Iſabella war damit beſchäftigt, der alten Gräfin vom Boden aufzuhelfen. „Was geſchieht mit Magna?“ fragte ſie nach dem Herzoge hin — „ihr Vater will, daß ſie hier bleibt und mit der Gräfin nach Zleb geht. Ich möchte ſie mitnehmen.“ — Nimm ſie mit!

Dies ſprechend, wendete er ſich zum Rückwege. Ehe er aber noch die Thür erreichen konnte, hatte ihn die alte Gräfin Tertſchka eingeholt. Ihr war dieſe ganze Angelegenheit offenbar eine Lebensfrage. So rief's aus ihren Geſichtszügen, welche in fieberhafter Erregung aufgewühlt waren wie ihr weißes Haar. Es fiel auf der einen Seite über das rothe, von Thränen feuchte Antlitz hinab. — Vor der Thür noch hatte ſie den langſam ſchreitenden Waldſtein überholt und ihm den Weg vertreten. „Waldſtein!“ — ſprach ſie mit unterdrückter, faſt zu Tonloſigkeit zuſammengepreßter Stimme, ſo daß nur er die Worte verſtehen konnte — „Waldſtein, Du rennſt in Dein Verderben. Ich weiß ganz gut, was in Dir vorgeht. Es iſt nichts als Beſchönigung der Muthloſigkeit. Was Du Dir vorredeſt, glaubſt Du ſelbſt nicht ganz. Du überredeſt Dich, erſt all die Mittel eines kaiſerlichen Heeres in der Hand haben zu wollen, um dann dies kaiſerliche Heer gegen den Kaiſer gebrauchen zu können. Das iſt nichts als ein Schachſpiel Deines Verſtandes; Du ſelbſt glaubſt nicht daran, Du ſelbſt weißt innerlich, daß Du nur die Entſcheidung verſchoben ſehen willſt, um nicht blank und ganz Alles an Alles zu wagen. Wer ſo rechnet, verliert ſein Spiel. Das Schickſal verleiht ſeine Gaben nur für den vollen Einſatz. Du übernimmſt tauſend neue Verpflichtungen; die ſchlingen ſich wie tauſend Stricke um Dich von oben bis unten, und wenn Du endlich handeln mußt, dann genügt in Wien ein leiſes Anziehen der Stricke, und Du liegſt erdroſſelt da. Halte bei Kolin ſtill an der Elbe, rufe alle Regimenter auf den Weg zwiſchen Kolin und Pardubitz — meinetwegen in des Kaiſers Namen, da doch alle Welt denkt, Du reiſeſt in Kaiſers Namen — marſchire mit ihnen nach dem Norden, vereinige Dich mit den Sachſen, erkläre Dich zum Könige von Böhmen, zum Fahnenträger der Glaubensfreiheit, und Alles ſtrömt Dir zu, in acht Tagen ziehſt Du in Prag ein als König. Thu's um Gotteswillen, Waldſtein! Ich bin zehn Jahre älter als Du, ich ſehe die Zukunft vor mir klar wie dieſe Wandbilder, ich ſehe, wie

Du zu Boden geriſſen wirſt, wenn Du Dich hingiebſt zu neuer Umſtrickung!“ — Du kennſt mich nur halb, Tertſchka — erwiderte der Herzog ebenſo leiſe — es giebt keinen König von Böhmen neben einem Könige von Schweden, der das deutſche Reich am Schweiſe ſeines Roſſes daherſchleift. Du willſt halbe Dinge, ich will ganze. Warte und vertraue! — „Nein!“ ſchrie die Gräfin.

Waldſtein erwiderte nichts mehr, drängte ſie mit der Hand zur Seite und ſchritt hinaus.

Die übrigen Perſonen im Zimmer hatten ſich nach der entgegengeſetzten Thür zerſtreut, um ſich reiſefertig zu machen. Nur Leo war noch da. Er kannte nur den Ausgang, vor welchem die Gräfin und der Herzog geſtanden. Jetzt wollte er dem Herzog folgen. Die Gräfin griff in ihrer Aufregung nach ſeinem Arme und hielt ihn zurück —

„Junger Menſch“ — ſprach ſie harten Tones — „Du gehſt mit dem Herzoge. Sage ihm jeden Tag, an welchem Du ihn ſprichſt: Die alte Gräfin Tertſchka hat mich beauftragt, Durchlaucht zu erinnern an ihre letzten Worte. Wirſt Du?“ — Ich werde, Frau Gräfin. — „Sobald Du vom Herzoge die Botſchaft zu mir bringſt auf Schloß Zleb, daß er meine letzten Worte billigt und beachtet, haſt Du Anſpruch an mich auf jede Belohnung, die nur irgend in meinen Kräften ſteht. Haſt Du verſtanden?“ — Vollkommen, Frau Gräfin. — „So geh’! Eine alte Frau bringt einem jungen Manne am ſicherſten das Glück. Halte Wort! Und geh’!“

Leo hatte Eile. Er wußte ja noch nicht, wie er die Reiſe mitmachen ſollte. Sein Ideal war, daß das zu Roß geſchehe, denn er war ein ſehr guter Reiter und im Hintergrunde ſeiner Phantaſie ſchlummerte ein prächtiges Bild. Links und rechts, vorn und hinten wollte er überall ſein, Aufträge des Herzogs beſorgen, Aufträge der Damen, und welcher Damen! Fräulein Magna ſaß ja auch in einem der Wagen und werde ſtaunend ſehen, was für eine gewichtige, nützliche, äußerſt gewandte und charmante Perſon der Herr Leo ſei. Was thun, um an ein ſchönes Pferd zu kommen? Zum Gönner Roſtok eilen, richtig! Er flog! Nahe an der Vorſaalthür hielt er aber plötzlich inne. Herr Tocke fiel ihm ein. Er wollte doch nicht undankbar erſcheinen. Vielleicht verdankte er's ihm, daß der Herzog ſich ſeiner erinnerte und ihn aufgenommen. Herr Tocke war ja eben beim Herzoge geweſen, als — pfui, pfui! Nicht undankbar! Ein Sprung hinauf zu dem kleinen Herrn war wol noch zu ermöglichen mit jungen Beinen.

Thörichter Leo! Statt froh zu ſein, daß er jetzt ſo glatt der gefährlichen Bekanntſchaft mit dieſem Tocke enteilen konnte, wollte er ihm noch nachlaufen und ſetzte eben an, die Treppe hinaufzuſpringen — da wurden die Vorſaalthüren angelweit aufgeriſſen, und Diener wie Trabanten quollen heraus gleich einem Ameiſenhaufen — der Herzog brach ſchon auf aus ſeinen Gemächern. Zum Hof hinab. Nun ſah Leo ein, daß er keine Zeit mehr habe für Herrn Tocke. Aber Wunder! In dieſem Ameiſenhaufen wälzte ſich auch Herr Tocke heraus. Er war gar nicht zur Audienz beim Herzoge gelangt, wichtigere Dinge waren über ſeine kleine Perſon hinweggefluthet. Jetzt wurde er da wie ein nebenſächlich Ding herausgeſchwemmt und ſtand urplötzlich neben Leo. Dieſer drückte ihm eiligſt ſeinen Dank aus unter der Mittheilung, daß er mit dem Herzog reiſe, gewiß auf Fürſprache Herrn Tocke's reiſe — „Gut, gut, gut!“ flüſterte Tocke — „vergeßt nur ja Eure Berichte nicht an mich! Fleißige, genaue Berichte! Sie werden wie Goldſtücke in Eure Wagſchale fallen.“ — Gewiß nicht!

Da kam der Herzog. Roſtok dicht hinter ihm, eine große Pelzdecke über dem Arme, eine Geſichtsmaske in der Hand.

Tocke, einige Stufen höher auf der Treppe ſtehend neben Leo, verbeugte ſich tief — der Herzog ſah ihn und blieb ſtehen. „Ihr werdet Sorge tragen“ — ſprach er langſam — „daß die Stuckarbeiten im Saale keine Unterbrechung leiden. Man ſoll heizen, wenn die Kälte hinderlich wäre. Aber die Fenſter dabei öffnen. Mit den Wandmalereien dagegen ausſetzen bis zur Frühjahrsluft. Ich erwarte jeden Monat genauen Bericht.“

Der Herzog ſchritt weiter. Leo ſchloß ſich an Roſtok, der ſehr erfreut ſchien, ihn wiederzuſehen, und berichtete ihm eilig, daß der Herzog ihn aufgenommen und ihm das Mitgehen erlaubt habe. Roſtok möge ſich doch geſchwind verwenden, daß ihm ein Roß zugewieſen werde. — Roſtok's breiter Mund feixte und flüſterte im Gehen einige Worte über die Schultern des Herzogs. Der Herzog nickte kaum ſichtlich mit dem Haupte, und Roſtok winkte nach rückwärts einem beſonders ſtattlich ausſehenden Diener zu. Dieſer glitt heran und erhielt den Auftrag, das Roß hinter den Wagen des Herzogs zu beſtellen. Der vornehme Diener ſchlüpfte hinter dem Herzoge, der eben an die Hauptſtiege gelangte, in einen Seitencorridor, um ſchneller nach dem Seitenhofe zu kommen, wo glänzend aufgeſchirrte Roſſe in großer Anzahl ſtanden. Roſtok grinſte voller Zufriedenheit über ſeine Macht nach dem Antlitze Leos und wäre faſt an dem Herzoge vorübergeſchoben, als dieſer mitten auf der Treppe plötzlich ſtehen blieb.

Man ſah von dort nach links hin über einen Theil des Hofes hinab. Da war lebhafte Bewegung, aber ordnungsvolle. Die letzten Reiter der Leibwache, welche vor dem Wagen des Herzogs reiten ſollten, ritten eben aus dem Thore. Ihre Haltung mit dem aufgezogenen Feuergewehr hatte auf Jedermann einen ſpannenden Eindruck gemacht. Sie war ungewöhnlich; man wußte nicht, was ſie bedeuten ſollte, man flüſterte ſich Vermuthungen zu, man war in ſtiller Aufregung, verrichtete aber ſeinen Dienſt mit doppelter Genauigkeit. — Da kam Scherſenberg an den Fuß der Treppe geſprengt und ſalutirte mit dem Degen nach dem Herzog hinauf.

„Fertig?“ fragte der Herzog. — Alles fertig! klang die Antwort. — „Vorfahren!“

Scherſenberg warf ſein Pferd zurück und winkte in den Hof. Eine große Glaskutſche, mit ſechs Rappen beſpannt, ſetzte ſich in Bewegung und hielt am Fuße der Treppe; ein lärmender

Muſiktuſch von Trompeten, Pfeifen und Trommeln erhob ſich von der Wache her; die Rappen ſtiegen kerzengerade in die Höhe und die drei rothen Reiter auf den drei Sattelpferden ſchrieen wie mit einer Stimme: „Acht!“

Der Herzog wendete den Kopf rückwärts nach der Treppe hinauf, ob die Frauen bereit wären. Iſabella war neben ihm in zehnjähriger Ehe an die genaueſte Pünktlichkeit gewöhnt. Sie wußte, daß er gegen den Mangel an Pünktlichkeit rückſichtslos, heftig, ja gröblich verfuhr: ſie ſtand bereits mit ihrer Tochter, mit Ludmilla und Magna hinter ihm. Oben an der Treppe aber erſchien gerade jetzt die alte Gräfin Wanda von Tertſchka, und ihr Blick begegnete dem Auge Waldſtein's. Sie weinte nicht mehr, ſie regte ſich nicht, ſie ſah ſtarr auf ihn hinab. Er ſelbſt aber ſchien ſie milderen Blickes zu betrachten und durch ein kaum merkliches Neigen des Hauptes und Niederſenken der Augenlider zu verſichern, daß er ihr näher ſtehe als ſie meine.

Mechaniſch griff er, während er rückwärts hinaufſchaute, nach der ſchwarzen Sammetmaske, die Roſtok ihm darbot; langſam wendete er den Kopf nach unten, nahm die Maske vor das Geſicht und ſtieg die letzten Stufen hinab. Auf der letzten Stufe ſtand er ſtill, weil Roſtok flüſterte: „Durchlaucht, die Luft macht's nöthig!“ und ließ ſich den großen Pelz von Katzenfellen über die Schultern hängen, ehe er aus dem geſchützten Stiegenraume in die Zugluft des Thorbogens hinaustrat.

Ein plötzliches Hinderniß verzögerte des Herzogs Einſteigen in den Wagen. Rechts von ihm, alſo von außen kommend, drängte ſich eine Gruppe von höheren Officieren neben den bäumenden Rappen herein. Unter ihnen Tertſchka und Ilow; allen voran ein hochſtämmiger, knochiger Mann mit wüſt fliegendem, graublondem Haar und Barte und nur einem Auge im verwilderten Antlitze. Es war dies General Holk, der ſpornſtreichs von dem zerſprengten Heere Tilly's kam. All dieſe Truppenführer hatten zu ihrer größten Ueberraſchung ſoeben erſt erfahren, daß der Herzog aufbreche, und zwar nach Süden aufbreche, den Unterhändlern des Kaiſers entgegen. Darauf waren ſie durchaus nicht gefaßt und eilten herbei, dem Herzoge Vorſtellungen zu machen. Er ſtreckte den Arm hervor aus ſeinem Pelze zum Zeichen, daß ſie ſchweigen ſollten. Holk nur winkte er ganz nahe zu ſich und ließ ſich mit „zwei Worten“, wie er befahl, erzählen, woher er käme und wo ſeine Truppen ſtünden.

„Auf Rakonitz marſchiren ſie, Durchlaucht, ſich Gallas anzuſchließen“ — ſchloß dieſer ſeinen kurzen Bericht mit dem Zuſatze: „Böhmen iſt nicht zu halten!“ — Das weiß ich — ſprach der Herzog mit halblauter Stimme — und darauf hin geht meine Unterhandlung. Merkt das! Schont Eure Leute! Setzt ſie in guten Stand, wartet, und ſchickt mir in der Woche zweimal Rapport nach Pardubitz. — Tertſchka, Ilow! Setzt Euch augenblicks zu Pferde und reitet durch die Altſtadt, den kaiſerlichen Truppen, wo ſie im Ausrücken begriffen ſind, erzählend, daß die Spanier meine Uebernahme des Commandos verhindern wollten. Vorwärts! Ich fahre Schritt und bin erſt in einer Viertelſtunde drüben. Auf Wiederſehen! — Roſtok! Spaniſchen Tritt fahren! —

Mit dieſen Worten ſtieg er in die Glaskutſche, deren großen inneren Raum er für ſich allein in Beſchlag nahm, ein wunderlicher Anblick für die Prager, welche von allen Seiten herbeiſtrömten, den unerwarteten Auszug des Friedländers anzuſchauen. Im dunkeln Pelze, eine ſchwarze Maske vor dem Geſichte, den reich bordirten Fürſtenhut mit rothen Federn auf dem Haupte, erſchien er wie eine formloſe, geſpenſtige Maſſe. Aufſehen um jeden Preis zu machen war immer ſeine Art geweſen, und man iſt in Verlegenheit, wie ſeine phantaſtiſche Eitelkeit mit ſeinen tiefen Plänen in Verbindung zu ſetzen ſei. Der Schein befängt! pflegte er zu ſagen, und eine offenbare Neigung zum Abenteuerlichen adelte er gern durch politiſche Gründe, welche die Sinnenwelt der Menſchen in den Vordergrund ſchoben. — —

Kaum eine halbe Stunde vorher waren ſeine Gegner einig geworden über die Einzelnheiten des Planes gegen ihn. Sie hatten nicht erwartet, daß er ſo früh aufbrechen würde, und als die Einzelnheiten zur Beſprechung kamen, war es ihnen auch erſt recht deutlich geworden: wie viel ſie wagten und wie ſchwer die Ausführung wäre. So lange die Dinge in unbeſtimmten Umriſſen ſchwanken, ſo lange iſt es leicht, ſie zu geſtalten. Erſt wenn ſie ſich formen, feſte Linien und Phyſiognomien gewinnen, erſt dann beginnt die Schwierigkeit, erſt dann entſtehen die wahren Verhältniſſe, über welche die Einbildungskraft unklare Menſchen täuſcht.

Am Altſtädter Ringe, im Rathhauſe waren die Gegner — Marradas, Carretto und Norbert an der Spitze — zuſammengekommen dieſen Vormittag. In demſelben Saale, aus deſſen Fenſter vor zehn Jahren die Schlick, Loß, Budowa und Genoſſen aufs Blutgerüſt geſchritten waren. Eine bleiche Sonne, welche den Winter ankündigte, lag auf dem Ringe, und die Theinkirche mit ihren Thürmen warf lange Schatten, weil die Sonne nicht mehr hoch hinauf zu ſteigen vermochte am Himmel. Leichtes Schneegekörn flog durch die Luft. Man wußte nicht recht, woher es kam, da kein Gewölk zu ſehen war. Sowie man damals nicht gewußt hatte, woher der Regenbogen entſtehen konnte ohne nahen oder fernen Regen.

Der erſte Plan war geweſen, am Altſtädter Brückenthurme das Attentat auszuführen. Sobald des Herzogs Kutſche durch den Thurmbogen gerollt, ſollte Truppenmacht vor ihm und hinter ihm eingeſchoben und ſein Wagen an der Moldau aufwärts geführt werden. Davon war man abgegangen. Der Raum ſei zu eng, und auf engem Raume werde ſeine Leibwache zu wichtig. Es entſtehe ein Gemetzel und Blutvergießen; das wolle man nicht. Aus ähnlichem Grunde war der zweite Plan verworfen worden, welcher den Ueberfall an das entgegengeſetzte Ende der Altſtadt, in den Ausgang der Zeltner-Gaſſe vor den Pulverthurm verlegte. Es ſchien, als ob man ſich erleichtert fühlte, je weiter hinaus der Angriff geſchoben würde. Beſonders galt das von Marradas, welchem der Muth entwich, je näher die Ausführung rückte. Selbſt Carretto verhielt ſich ziemlich flau. Beide waren eben Soldaten, welche die furchtbare Autorität des Friedländers ſtärker empfanden, als ſie eingeſtehen mochten. Nur der Jeſuit bekannte die Farbe vom Abend vorher und bekannte ſie nachdrücklich. „Nicht nur den Kaiſer verräth dieſer Herzog“ — rief Pater Norbert — „auch die Kirche verräth er. Nie fragt er nach dem Glaubensbekenntniſſe bei ſeinen Soldaten, nicht einmal bei den Officieren, nicht einmal bei ſeinen Hausbeamten. Vor einer Stunde ſah ich den Sparr vom Palais her kommen.“ — Für mich iſt er nicht zu finden! ſchaltete Marradas ein. — „Ein nüchterner Proteſtant, wie es nur einen giebt, und ein enger Vertrauter des Herzogs. Der Ilow aus Brandenburg, aus der Ketzerhaide, iſt längſt da und täglich bei ihm, und als wir hier eintraten, wurde mir gemeldet, daß der wilde Ketzer von der Oſtſee, der einäugige Holk, der frechſte Gottesläugner, zum Reichsthor herein nach dem Friedländer'ſchen Palais geſprengt ſei. Wir dachten ihn beim Tilly, der arg bedrängt iſt — er hat nichts Eiligeres zu thun, als ſich dem Herzoge zur Verfügung zu ſtellen, weil er ahnt oder weiß, daß dieſer der Mittelpunkt werden will für ein ungläubiges, antikaiſerliches Kriegsheer. Zaudert nicht, Ihr Herren, mir iſt es deutlich, daß wir vor einem furchtbaren Wendepunkte ſtehen, daß der Waldſtein hochverrätheriſchen Thaten entgegengeht, hochverrätheriſch gegen Papſt und Kaiſer. Die größte Aufgabe iſt in unſere Hand gelegt; verſäumen wir dieſelbe nicht! Die Ausführung erhebt Euch, die Unterlaſſung ſtürzt Euch; denn der Kaiſer erfährt, daß wir unterrichtet waren und aus Zaghaftigkeit den vielleicht nie wiederkehrenden Moment verſäumt haben.“ — Aber wohin mit dem Herzoge, wenn wir wirklich ſeiner habhaft werden?! rief aus gepreßter Bruſt Marradas. — „Nach dem Carlſteine!“ — entgegnete Carretto — „in jener Gegend commandirt Gallas, und dieſer gilt zwar heute noch für einen Anhänger des Friedländers, wird aber, ſo viel ich verſtehe, nichts Auffallendes für ihn thun.“

So kamen ſie denn endlich überein, daß jenſeits des Pulverthurmes am Ausgange der Zeltner-Gaſſe die Gefangennahme des Herzogs vollführt werden ſollte. Dort außen ſei ein breiter, freier Raum. Rechts von jenſeits des Grabens her — damals war es noch ein wirklicher Feſtungsgraben — könne eine ſtarke Reiterabtheilung im entſcheidenden Augenblicke, wenn des Herzogs Wagen die Brücke am Pulverthurme paſſirt habe, herzuſprengen, ihn vom Gefolge abſchneiden und im Galopp am Graben entlang nach dem Wiſchehrad hinaus oder nach dem Smichow hinüber entführen, alſo auf geradem Wege nach dem Carlſteine hinauf.

So ſchloſſen ſie ab, und Officiere wurden beauftragt, ſpornſtreichs die Ordres hinüber zu bringen in die Neuſtadt, wo Truppen zum Ausrücken bereit ſtanden.

„Aber den ſächſiſchen Ketzer“ — rief Pater Norbert noch, ehe die Führer auseinander gingen — „den Starſchädel dürfen wir uns nicht entgehen laſſen. Er wird ſicherlich neben dem Herzoge ſein und darf nicht entwiſchen. Schon darum nicht, weil er im äußerſten Nothfalle, wenn ein ſolcher ſpäter eintreten ſollte, für den Zielpunkt unſeres Ueberfalls ausgegeben werden kann.“ — Bene, bene! rief Marradas — wir können ſagen, es habe nur ihm gegolten. Wer kennt ihn?

Norbert und Carretto kannten ihn wohl; aber für keinen von beiden ſchien es paſſend, perſönlich bei dieſem Ueberfalle zu erſcheinen. Da trat ein kleiner Mann ein, um eine eilige Meldung zu machen. —

„Der da kennt ihn und wird's beſorgen“ — rief Norbert. — „Was für Nachricht von drüben?“ ſetzte er fragend hinzu — Es geht an den Aufbruch; die Muſik hat ſchon aufgeſpielt, der Herzog iſt auf der Stiege erſchienen — erwiderte der kleine Mann, welcher Niemand Anderer war als Signor Medardo, die rothe Feder, jetzt im Specialdienſte Norberts und im Grade eines Officiers dem Stabe von Marradas zugetheilt.

Medardo wurde ſofort inſtruirt und hinausgeſchickt in die Neuſtadt, damit er neben dem Officier, welcher die Reiterabtheilung commandirte, vor dem Pulverthurme jenſeits des Feſtungsgrabens erſcheinen und mit einigen ſicheren Reitern ſich des ſächſiſchen Ketzers bemächtigen könne.

Norbert, Marradas und Carretto blieben allein im Rathhausſaale zurück. Norbert trug die Koſten der Unterhaltung und beſchwichtigte den ſorgenvollen Marradas mit der Verſicherung: Pater Lamormain ſei längſt im Klaren über die verderbliche Bedeutung Waldſtein's, und ſeit der alte Beichtvater Pater Bartholomäus geſtorben, komme kein geiſtliches Gegenwort mehr zu den Ohren des Kaiſers. „Aber der Biſchof von Wien?“ ſeufzte Marradas. — Macht keinen geiſtlichen Eindruck beim Kaiſer. Wird wol zu den „Bergen“ gerechnet, welche den Friedländer ſchützen, zu den Eggenberg, Werdenberg und Queſtenberg, wird aber nur in politiſcher Frage gehört. Die geiſtliche Frage entſcheidet am letzten Ende doch Alles beim Kaiſer, und die Verbindung Waldſtein's mit den Ketzern bricht ihm den Hals, ſobald Lamormain nachdrücklich auftritt mit dem Nachweis dieſer Verbindung. Dazu kommt, daß der neue Generaliſſimus vorhanden iſt, der Sohn des Kaiſers, der König von Ungarn. — „Er kommt!“ rief Carretto, welcher dem Fenſter zunächſt ſtand und auf den Ring hinabſah.

Auf dem Ringe nämlich entſtand ein raſches Laufen von Menſchen nach der Jeſuiter-Gaſſe zu und man hörte Trompeten. Zwei Vorreiter mit langen Hetzpeitſchen ſprengten auf den Ringplatz herein und klatſchten mit ihren Peitſchen, daß es ein Echo gab. Ein Zeichen, daß man aus dem Wege gehen oder fahren ſolle. Es fruchtete auch ſogleich: die letzten Wagen des Friedländer'ſchen Trains ſetzten ſich in Trab nach der Zeltner-Gaſſe hinein, andere Wagen, die eben vorüber wollten, lenkten ſeitwärts und hielten an den Häuſern ſtill, aus denen die Menſchen hervorquollen, um ſich ebenfalls neugierig und reſpectvoll aufzuſtellen, eine breite Fahrbahn inmitten des Platzes ſcheu und ſorgfältig frei laſſend.

Als die Vorreiter in die Zeltner-Gaſſe eingebogen waren, erſchien auf ſchwarzen Roſſen eine Schaar von zwanzig Trompetern, in Roth und Gold gekleidet. Sie blieſen ſchmetternd einen majeſtätiſchen Marſch, und ſie blieſen zum Ohrenſchmaus der Prager ſehr gut; es waren lauter Böhmen, lauter muſikaliſche Leute. Ihnen folgte die erſte Abtheilung der Leibwache, an die zweihundert prächtig berittener, reich gekleideter Männer, mit der linken Hand den Zügel führend, in der rechten Hand das kurze Feuerrohr, welches drohend aufgeſtützt war auf den rechten Schenkel. Ihre rothen Hutfedern und rothen Feldbinden leuchteten wie breite Feuerſtreifen in der Sonne. Hinter ihnen kamen ſechs Cavaliere des herzoglichen Hofhaltes auf ſchwarzmähnigen falben Hengſten in einer Linie breit neben einander. Dieſe Hengſte tanzten nach dem Tacte des Trompetenmarſches jene künſtliche Gangart, die „ſpaniſcher Tritt“ genannt wird, und einen kundigſten Reiter fordert. An ſolchen fehlte es nicht am Friedländiſchen Hofe. Der Herzog ſelbſt legte ein militäriſches Hauptgewicht auf Reiterei, und der Adel, welcher ſich zu ſeinen Hofſtellen drängte, machte ſich ein Geſchäft daraus, in der Führung des Roſſes Vorzügliches zu leiſten.

Dicht hinter dieſen Cavalieren kam die ſechsſpännige Kutſche des Herzogs. Die ſchwarzverhüllte Geſtalt des Herzogs darin war für das ſpähende Zuſchauerauge kaum zu entdecken, denn links und rechts am Kutſchenſchlage ward der Einblick verdeckt von Reitern. Am linken Schlage ritt Scherfenberg, eine hohe öſterreichiſche Geſtalt; auswärts neben ihm, eine halbe Pferdelänge rückwärts, ein Adjutant desſelben. Am rechten Kutſchenſchlage ritt Herr Hans von Starſchädel, und nach auswärts neben ihm der Bart-Conrad, eine gewaltige Figur in braunem Lederkoller, auf welchen der Bart wie ein Wald bis zur Herzgrube hinabwallte. Der wüſte Geſell, wie er vor zehn

Jahren in Wien herumgeſtrichen, war kaum noch in ihm zu erkennen, ſo ſauber und ſoldatiſch feſt in der Haltung erſchien er jetzt. Aber das Auge war ganz daſſelbe. Ganz ſo lebensfroh wie damals wendete es ſich jetzt links rückwärts nach dem Rathhausfenſter hinauf, aus welchem er vor zehn Jahren die böhmiſchen Cavaliere zum Tode ſchreiten geſehen, und ein kurzer, jäher Ausruf, wie er dem früheren Conrad eigen geweſen, ſchlug an das Ohr Starſchädel's, welcher ſich in Folge desſelben ebenfalls wendete und nach dem Fenſter zurückſah. Desgleichen that Roſtot, der Kammerdiener, von ſeinem Sitze hinten an der Kutſche des Herzogs. Auch ihn hatte der wilde Ausruf Conrads getroffen. Was war denn zu ſehen? Pater Norbert ſtand am Rathhausfenſter und ſah lächelnd herab. „Da giebt's 'nen Hinterhalt, Gott ſtraf' mich!“ — murmelte Conrad — „dieſen Patron und ſein Schmunzeln kenn' ich, Herr!“ — Raſſelnd ging aber der Zug ungeſtört weiter. Die große Kutſche der Damen folgte unmittelbar, die Herzogin, Ludmilla, Magna und das kleine Töchterlein führend. Neben ihr unter zahlreichen Cavalieren Herr Leo, ganz gut beritten und in glücklicher Heiterkeit. Er ſah vor ſich Fräulein Magna und die kleine Prinzeſſin, welche auf dem Rückſitze ſaßen, und die kleine Prinzeſſin machte ihm öfters Zeichen mit den Händchen, und er ſprengte tapfer an den Schlag unter zierlicher Anfrage, ob was befohlen würde. Die Kleine ſchüttelte dann das Köpfchen und lachte —

Die zweite Hälfte der Leibwache, wiederum an die zweihundert Reiter folgte dicht hinter dem Damenwagen, und ein unabſehbarer Zug von Reitknechten mit Handpferden, von Wagen mit Dienerſchaft und Gepäck drängte immerwährend aus der Gaſſe hinter dem Rathhauſe hervor. Die Vorreiter mit den Herpeitſchen ſprengten ſchon durch den Pulverthurm jenſeits der Zeltner Gaſſe, als der Ring noch bedeckt war von dem unabſehbaren Zuge.

Jetzt nahte die Entſcheidung. Die Befehle des commandirenden Generals Don Balthaſar Marradas waren genau befolgt worden: ein Regiment Panzerreiter rückte auf der Straße jenſeits des Feſtungsgrabens heran gegen den Pulverthurm, aus welchem der Auszug Waldſtein's ſtattfand. Als die Vorreiter des Herzogs unter dem Thorbogen des Thurmes auf die Brücke hervorſprengten, war die erſte Linie der Panzerreiter bereits dort, wo jetzt das Gaſthaus zum „ſchwarzen Roß" ſteht. Sie kamen dahergeritten ſo breit als die Straße war, der commandirende Oberſt, ein Mann von der ſpaniſchen Partei, inmitten des erſten Zuges. Dieſer Oberſt war ein junger Mann, kaum dreißig Jahre alt, eine volle, behagliche Geſtalt mit angenehmen Geſichtszügen. Braunes, lockiges Haar und ein feiner Bart, der ſich über das Kinn herabkräuſelte, beſchatteten eine reine Geſichtsfarbe, und die ganze Haltung deutete auf feines, vornehmes Weſen. Medardo hielt neben ihm. Der Oberſt rief: Halt! — Halt! Halt! Halt! ging es weiter in der dröhnenden Maſſe entlang, und alle Zügel wurden angezogen, die Pferde ſtanden und pruhſteten. Es ſchien rathſam, zunächſt in ſolcher mäßigen Entfernung zu warten, damit das vorausreitende Geleit des Herzogs nicht vorzeitig allarmirt würde. Erſt wenn der Wagen des Herzogs unter dem Thorbogen des Thurmes hervor und über die Brücke käme, ſollte im Galopp eingebrochen werden, und zwar in zwei geſpaltenen Zügen, der Zug rechts *vor* den Wagen, der Zug links *hinter* den Wagen, damit er wie im Gewitterſturme abgeſchnitten würde. Vertraute Reiter waren beordert, die Zügel der Wagenpferde ſofort zu ergreifen und den Wagen rechts abzulenken mitten unter die Panzerreiter hinein. Medardo waren ebenfalls Vertraute zugewieſen, welche den ſächſiſchen Ketzer faſſen ſollten. — Erwartungsvoll harrte man. Die Trompeter zogen vorüber, die Leibwache folgte aus dem Thurme hervor über die Brücke, Alles ritt geradeaus — die ſpaniſchen Tritt reitenden Cavaliere tanzten jetzt aus dem Thurmbogen hervor — „Acht!" commandirte der Oberſt — die erſten zwei Rappen mit dem rothen Sattelkutſcher erſchienen — eine Minute noch etwa lag vor einem Beginnen, welches dem großen Kriege eine unerwartete Wendung geben konnte, wenn es gelang, eine ganz andere Wendung, als die Unternehmer beabſichtigten. Denn wenn der Friedländer verſchwand, ſo verſchwand auch die Ausſicht auf ein großes kaiſerliches Heer, deſſen man ſo dringend bedurfte, und die proteſtantiſchen Heere drangen unaufgehalten nach dem katholiſchen Süden, drangen ins Herz der Erz- und Erblande!

In dieſer Minute aber ereignete ſich für den commandirenden Oberſten Unerwartetes. Sparr hatte genau beobachten laſſen und hatte genaue Kunde erhalten, von wo ein Angriff zu erwarten ſtünde. Demgemäß hatte er ſeine Maßregeln getroffen. — Zuerſt hörte der wälſche Oberſt von rechts vor ſich, da wo in der Gegend des heutigen „Stern“ die Leibwache hinter dem Walle verſchwand, ein brauſendes Geſchrei. Was iſt das? Es klang wie jubelnder Zuruf. Unmittelbar darauf dasſelbe Geſchrei geradeaus, links vom Wagen des Herzogs, der juſt aus dem Thurmbogen herauskam. Man ſah, daß der dunkle Schatten im Wagen ſich vorbeugte, daß er die ſchwarze Geſichtsmaske abnahm, daß er die Fenſter öffnete und links wie rechts gebieteriſch herausſchaute.

Ehe noch der erſtaunte Oberſt aufs Reine kam über das, was er ſah und hörte, und über das, was er thun ſollte, enthüllte ſich die räthſelhafte Scene wie in einem Nu. Vom „Stern“ her, links und rechts neben der zuſammenrückenden Leibwache ſtürzten Truppen hervor mit emporgehaltenen Waffen, und unter einſtimmigem Geſchrei. Sie vereinigten ſich vor dem Wagen des Herzogs und ſchwenkten in feſter Ordnung dergeſtalt ein, daß der Oberſt mit ſeinen Panzerreitern abgeſchnitten war von dieſem Wagen. Was das Geſchrei bedeutete, konnte der arme Oberſt nicht ganz verſtehen, nur das Wort „Friedlandus“ verſtand er deutlich. Im nächſten Augenblicke wurde dieſem Mangel abgeholfen: links vom Wagen des Herzogs die Straße herauf, welche Porcic heißt, ſtürzte in vollem Lauf ebenfalls eine breite, tiefe Truppenmaſſe mit demſelben Geſchrei. Sie hielt wie auf

Commando inne in ihrem Laufe als ſie auf zehn Schritt dem Wagen nahe gekommen, und wiederholte jetzt den Ruf gleichzeitig und einſtimmig mit den Truppen, die rechts vom Wagen Poſto gefaßt. Nun bildete ſich der Ruf ſo deutlich, daß auch die entfernteren Panzerreiter ſammt ihrem Oberſt ihn völlig verſtehen konnten! Vivat Friedlandus! ſcholl es klar durch die Lüfte. Der arme Oberſt, bitter enttäuſcht, machte eine unwillkürliche Bewegung mit ſeinem Pallaſch, welche ſeiner Enttäuſchung und ſeinem Aerger entſprang, welche aber von ſeinen Panzerreitern arg gemißdeutet wurde. Er hatte kurz vorher „Acht!“ commandirt, und ſeine Leute meinten jetzt, dies habe dem bevorſtehenden Vivatrufen gegolten und die Bewegung mit dem Pallaſch ſei nun das Signal für ſie. Donnernd erhob ſich alſo nun auch hinter ihm über das ganze Regiment hinaus der Ruf: „Vivat Friedlandus!“ und wiederholte ſich, ſo oft die Truppen um den Wagen den Ruf aufs Neue anſtimmten. Ja dort wie hier ſchoſſen ganze Züge Reiter ihre Feuerröhre in die Luft, um ihrem Enthuſiasmus ſtärkeren Nachdruck zu geben. Zum Schrecken des armen Oberſten verwandelte ſich der beabſichtigte Ueberfall in eine ſtürmiſche Ovation, in den Ausdruck des Wunſches: der Herzog von Friedland möge wieder die Führung des Heeres übernehmen.

Noch mehr! Der Herzog ſtieg aus ſeinem Wagen. Nicht nur die Maske, auch der Pelz fiel, und kerzengerade, ohne Stab, in ſeiner ganzen gebieteriſchen Erſcheinung ſchritt der Friedländer auf die Truppen zu, welche ſich augenblicks ſoldatiſch richteten, ging an den Fronten entlang, ſah Jedem genau ins Geſicht, nickte leiſe mit dem Haupte, winkte leiſe mit der Hand und ſagte mit lauter Stimme zu den Officieren, welche neben Oberſt Sparr ſalutirend ihm entgegentraten: „Die Leute brauchen für den Winter neue Mäntel. Das iſt verſchliſſene Waare, was ſie tragen. Sorgt dafür, Oberſt, auf meine Koſten! Laßt eine Gaſſe öffnen!“ ſetzte er hinzu und deutete nach der Richtung, in welcher die Panzerreiter ſtanden.

Die Gaſſe öffnete ſich, und zum Schrecken des armen Oberſten ſchritt der Herzog, ein ſtattlich Gefolge von Officieren hinter ſich, auf ihn zu. Verſtärktes Geſchrei: „Vivat Friedlandus!“ hinter ſich, jubelndes Geſchrei: „Vivat Friedlandus!“ vor ſich, denn die Panzerreiter ſahen ihn mit Entzücken kommen. Eine Handbewegung von ihm genügte, daß ſie die Roſſe links wie rechts drängten und eine Gaſſe bildeten, in welche er hineinſchritt. Den Oberſten traf im Vorübergehen ein furchtbarer Blick. Durchſchaute der alte Feldherr den Zuſammenhang? So ſchien es. Zu den Reitern ſprach er ebenfalls ein paar freundliche Worte und befahl Roſtok, welcher ängſtlich mit dem Pelze nachgekommen war: zwanzig Fäſſer Wein aus dem Keller drüben ſogleich zu beſtellen für die Truppen in Prag, damit ſie den hereinbrechenden Winter behaglich begrüßen könnten. „Denn der Soldat muß ein luſtiges Herz haben“, ſagte er, indem er ſich zum Scheiden wendete. Ein neues donnerndes Vivat begleitete ihn.

„Wer hat Euch zum Oberſten gemacht?“ fragte er, ohne im Gehen inne zu halten, als er aus der Reitermaſſe heraustrat. — Der commandirende General Don Balthaſar Marradas — antwortete dieſer und ritt neben dem Herzoge reſpectvoll einher. — „Wann?“ — Vor drei Monaten. — „Ihr heißt?“ — Conde Piccolomini. — „Ich werd' mir den Namen merken. Erinnert mich daran, wenn wir uns wiederſehen.“

Am Wagen angekommen, wies er den Pelz zurück, welchen Roſtok hinhielt, und ſagte: „Hinein damit! — Den Wein beſtellen!“ Roſtok winkte einem berittenen Diener und trug's ihm auf. Der Herzog ſtieg ein; der Zug ſetzte ſich von Neuem in Bewegung, und neue donnernde Vivats geleiteten ihn.

So erſchien er jetzt außerhalb der Mauern von Prag mächtiger und nothwendiger, als er noch vor einigen Stunden innerhalb dieſer Mauern geweſen war. Die Ovation von Seiten der Truppen wurde offenkundig, der Hinterhalt, welcher ihn fangen geſollt, blieb verborgen. Die fünf bis ſechs Perſonen, welche ihn beabſichtigt hatten, hüteten ſich wohl, ihre Abſicht zu verlautbaren. Das aber hatten ſie zu Wege gebracht, daß nach Wien die Nachricht flog: Der Friedländer iſt nach wie vor der Abgott des Heeres, und er allein kann es wieder herſtellen.

5.

Die Beſtürzung der wälſchen Officiere war groß. Sie fanden ſich gleich nach dieſer verhängnißvollen Mittagsſtunde in jenem Vorderzimmer des Rathhauſes zuſammen, wo Marradas, Carretto und Pater Norbert den Ausgang abgewartet. Der Bericht des Oberſten Piccolomini war dazu angethan, Beſorgniß und Schrecken zu erzeugen; denn es ging aus dieſem Berichte hervor, daß der Friedländer den Zuſammenhang wiſſe. Woher ſonſt die plötzliche Erſcheinung des Sparr'ſchen Regimentes, woher die drohende Anrede Waldſtein's an den Oberſt Piccolomini?! Uebernimmt der Herzog am Ende doch das Obercommando — ſagte der offenbar kluge Piccolomini mit innerlich bewegter Stimme, — ſo ſind wir verloren. — Was thun? ſtöhnte Marradas und blickte auf den Pater Norbert. — Dieſer erwiderte trocken: Setzt Piccolomini's Regiment ſofort in Bewegung! Der Herzog iſt, wie es heißt, auf geradem Wege nach Kolin. Führt Ihr das Regiment ſeitwärts von ihm über Schwarz-Koſtelez und Kuttenberg an die Elbe! Der Herzog reiſt langſam; das Regiment kann bei Elb-Teinitz angelangt ſein, ehe der Herzog dort paſſirt. Er iſt Deſſen nicht gewärtig, und kann in Elb-Teinitz gefangen und in unſern Gewahrſam gebracht werden nach dem Carlſtein. Ueberlegt und beſchließt, ich hoffe nach zehn Minuten Euern Beſchluß zu vernehmen.

Nach dieſen Worten verließ er das Zimmer und rief im Vorſaale nach Medardo. Dieſer war vorhanden unter einer leidlichen Anzahl wälſcher Officiere, welche wol ahnen mochten, um was es ſich handle, welche aber doch nicht eingeweiht waren in die Pläne ihrer Oberſten und Generale.

Norbert führte Medardo in eine Ecke und befragte ihn leiſe. Er wollte Auskunft haben über Lady Ludmilla und den ſächſiſchen Edelmann. Medardo hatte Beide geſehen, den Sachſen im Gefolge des Herzogs, als dieſer zu den Panzerreitern gekommen, die Lady im Wagen der Herzogin, wenn auch von fern, aber beſtimmt. „Sie lehnte ſich aus dem Wagen heraus!"

„Wie weit ſie mit dem Herzoge reiſen, weißt Du nicht?" — Nein. — „Iſt es im Palaſte des Herzogs zu erfahren?" — Vielleicht. — „Durch Tocke?" — Schwerlich. Der gelangt nicht in die inneren Gemächer. Aber — „Nun? — Es hat nur Werth, wenn es ſogleich möglich iſt." — Ich will's verſuchen. Eine Kammerfrau der Herzogin iſt meine Landsmännin und mir gewogen. Sie hat ein feines Gehör. Wenn ſie nicht mit fort iſt — aber die Abreiſe iſt ſchnell gegangen, und Manuela iſt pedantiſch, iſt langſam, ſie verlangt Zeit zum Einpacken der Kleider — ſie wird nachreiſen, ſie wird noch da ſein. — „So fliege hin!"

Medardo flog davon. Was hatte Norbert vor? Er hatte von Carretto erfahren, daß Ludmilla den Unwillen des Herzogs erregt; es war ihm überhaupt nicht wahrſcheinlich, daß er die notoriſche Parteigängerin der Ketzer mitnehmen werde tiefer ins kaiſerliche Land hinein — es ſchwebte ihm die Möglichkeit vor, dieſes Weibes, welches ewig vor ſeinen Sinnen gaukelte, habhaft zu werden. Jetzt, hier in Böhmen, unter entſtehender Kriegsverwirrung, war Zeit und Ort dafür geeigneter als je. Ihre Parteigängerei bot auch politiſchen Vorwand genug. Und den in Wien bei den Seinen in verhaßtem Angedenken ſtehenden Sachſen dazu — das wäre ein Fang! Den Einen nach Wien, die Andere in ein verborgenes Aſyl — das eröffnete reizende Ausſichten!

In ſolche Gedanken verſunken kehrte er ins Rathszimmer zurück, wo die wälſchen Führer noch in lebhaftem Streit begriffen waren über die vorgeſchlagene Fortſetzung des Gewaltſtreiches gegen den Herzog. Fünf Männer waren es, welche ſich ſtritten: außer Marradas, Carretto und Piccolomini ein Colloredo und ein Montecuculi.

Carretto war für die Fortſetzung des Unternehmens; Marradas war gegen dieſelbe. Er berief ſich darauf, Sparr genau zu kennen. Der werde mit ſeinem Regimente nicht mehr von des Herzogs Seite weichen, es möge von Prag aus befohlen werden, was da wolle. „Er iſt ja hinter dem Herzoge hinausmarſchirt mit klingendem Spiel; es iſt gewiß wirkungslos, Befehle hinter ihm her zu ſchicken. Und der Ritt für Piccolomini's Regiment iſt zu weit in ſolcher Schnelligkeit. Der harte Boden nimmt die Hufe der Pferde mit! Und kämen ſie zurecht, und ſtießen auf Sparr's Regiment, und es käme zum Kampfe — wie ſoll ich's verantworten!? Was würde auch das Reſultat ſein! Dieſe walloniſchen Reiter haben immer am Herzoge gehangen; wenn ſie merken, wofür ſie ins Gefecht gegen ein kaiſerliches Regiment geführt werden, ſie verſagten dem Commando, ſie gingen über. Ihr habt ja draußen in der Neuſtadt ihre Vivats gehört. Es geht nicht, geht wahrhaftig nicht!“

Carretto entgegnete; der Streit erhitzte ſich, die Zeit verging, und ehe der Streit entſchieden werden konnte, war auch Medardo athemlos zurück und rief den Pater Norbert hinaus.

Signora Manuela war noch da geweſen. Ganz Genaues hatte ſie nicht gewußt, aber doch ſo viel, daß die Lady und der Ketzer nur bis an die Elbe mitgehen und dann zuſammen gegen Norden reiſen würden.

„Das wäre bei Kolin, und ihr Weg den Sachſen entgegen würde über Podiebrad — gut, Medardo. Rüſte unſere Pferde! Fort! Wir reiten in einer Stunde.

Eilig kehrte Norbert ins Raths-zimmer zurück. Dort hatte endlich Marradas geſiegt, und man zeigte dem Pater an, daß die Fortſetzung des Unternehmens nicht rathſam befunden worden ſei.

„Gut" — erwiderte Norbert — „ſo will ich wenigſtens den ketzeriſchen Unterhändler fangen. Gebt mir, Don Balthaſar, ein kleines Fähnlein leichter Reiter mit nach Podiebrad hinüber. Dort faſſ' ich den Sachſen, der wahrſcheinlich wichtige Papiere führt. Dort hinüber müßt Ihr doch Streiftruppen ſenden, um das Vordringen des ſächſiſchen Heeres zu beobachten. Seid Ihr bereit?" — Sehr gern, Herr Pater. — Noch Eins! — ſetzte Marradas hinzu und ſtreckte ſeine Hand aus — gelobt in meine Hand, daß die Abſicht des heutigen Tages unſer Geheimniß bleibt, wenn der Herzog den Oberbefehl übernimmt! Alle gelobten es, und man trennte ſich.

Während dies in Prag vorging, war der Reiſezug des Herzogs außerhalb der Prager Wälle in raſches Tempo übergegangen und war des Abends bis Kolin gelangt.

Dort wurde übernachtet. Am andern Morgen beurlaubte ſich Starſchädel vom Herzoge. Das politiſche Geſpräch wurde nicht erneut. Starſchädel meinte auf dem Reinen zu ſein über den Herzog und verhielt ſich einſilbig. Dem Herzoge fiel dies auf, und er fragte ärgerlich nach dem Grunde dieſer Einſilbigkeit. „Ich bin hoffnungslos in Betreff Eurer Durchlaucht" — entgegnete Hans. — Waldſtein runzelte die Stirn. Er war ohnedies verſtimmt, weil er körperlich leidend war. Daß er ſich geſtern in Prag plötzlich der kalten Luft ausgeſetzt hatte, war ſeiner Gicht arg zu Statten gekommen. Er litt die empfindlichſten Schmerzen, und der zähe Sachſe erhöhte nur ſeine Mißſtimmung. Ja, was habt Ihr denn gehofft? fuhr ihn der Herzog an. — „Einen entſchloſſenen Führer zu finden für die Neugeſtaltung des deutſchen Reiches." — Und was meint Ihr gefunden zu haben? — „Einen vorſichtigen Staatsmann, der in den Maſchen der alten Netze weiter zu kommen glaubt. Wie weit? Zu alten, kleinen Zielen, wenn er Glück hat. Zu ſtillem Untergange, wenn er den Kaiſer wieder ſtark gemacht hat!“ — Und das wagt Ihr zu ſagen, nachdem Ihr geſtern die Stimmung der Truppen kennen gelernt? — „Das wag' ich zu ſagen. Ich habe bemerkt, daß höhere Officiere gegen den Herzog Friedland zu handeln entſchloſſen ſind, und zwar in einem Momente, da der Kaiſer den Herzog von Friedland an die Spitze des Heeres ruft. Dieſe Officiere müſſen eines ſtarken Rückhaltes ſicher ſein. Dieſer Rückhalt wird Eure Durchlaucht lähmen, wenn das Heer den kaiſerlichen Zwecken entzogen werden ſoll — er kann Eure Durchlaucht ſtürzen, wenn Friedland'ſche Zwecke erreicht werden ſollen. Und weil dieſer Sturz ſchwer ſein mag bei einem populären Oberfeldherrn, ſo wird man dieſen Oberfeldherrn tödten, wenn man ihn nicht anders ſtürzen kann. Der Name jenes Oberſten, welchen Durchlaucht geſtern anredeten, war ein wälſcher. Sein jetziger Commandant iſt ein ſpaniſcher. Dieſe Völkerſchaften ſind raſch zur Hand für ein mörderiſches Attentat. Ich bleibe dabei: der weite Weg, welchen Eure Durchlaucht einſchlägt, iſt der gefährlichſte. Er verſpricht uns keinen Verbündeten, er führt Euch wahrſcheinlich zu blutigem Untergange.“ — Genug! ſchickt mir Arnimb ſelbſt. Den Geleitsſchein beſorg' ich für ihn.

Damit entließ Waldſtein unwillig den ſächſiſchen Edelmann.

Bei der Herzogin hatte dieſer ſich ſchon verabſchiedet. Ludmilla ebenfalls. Sie wollte in ſeiner Begleitung nach dem Norden. Diener beſtellten an Ludmilla, daß er fortreiten wolle. Die Pferde und Diener waren bereit für Beide.

Hans erwartete ſie im Hofraume des großen Gebäudes, in welchem der Herzog übernachtet hatte. Sie kam eilig, etwas verſtört ausſehend; vielleicht vom Abſchiede. Er trat an ihr Pferd, und ſtreckte ihr ſeine Hand hin zum Steigbügel. Eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz. Wie lange hatte er ihr dieſen Dienſt nicht mehr erwieſen, wie lange war ſie nicht mehr in perſönliche Berührung mit ihm gekommen! Sie hob ein wenig ihr Reitkleid empor, und ſetzte langſam, faſt zitternd ihren ſchönen

Fuß auf ſeine Hand. Sie zögerte unabſichtlich, die ganze Schwere ihres Körpers dem einſt ſo geliebten Manne anzuvertrauen; ſie ſuchte ſein Auge, das ihr jetzt nicht ausweichen konnte — da wurde ſein Name gerufen, und er ſah nach der Hausthür. In dieſer war Herzogin Iſabella erſchienen. — Die Begegnung war geſtört. Ludmilla ſchwang ſich zerſtreut auf den Sattel hinauf, Hans eilte nach der Hausthür zu Iſabellen, die in leichtem Morgenkleide daſtand, noch immer eine üppig ſchöne Frau, und ihm die Hand entgegenhielt. Der weiße volle Arm enthüllte ſich dabei aus dem weiten, leichten Gewande.

„Noch einmal ſehen wollte ich Euch" — ſprach ſie ſanft und wie ſchmerzlich lächelnd — „ehe wir wieder von einander ſcheiden, mein lieber Freund, wer weiß auf wie lange, wer weiß, ob nicht für immer!" — Wer weiß! — erwiderte er wehmüthigen Tones und zog ihre Hand an ſeine Lippen — der Himmel behüte Euch, meine treue, liebe Freundin. Ach, nicht einmal rathen kann ich Euch, daß ihr dem Herzoge zuredet, den Weg einzuſchlagen, welchen ich für ihn wünſche und für uns! Wir gehören in verſchiedene Lager, und ſind leider in eine Welt gerathen, die ſich fortwährend bekämpft. Wie wohlthuend wäre mir's, oft und lange in Euer gutes Auge zu blicken —! „Wie wohlthuend!" flüſterte ſie, „der Himmel hat's uns nicht beſchieden. Ade — Ade, lieber Hans!"

Zum erſten Male nannte ſie ihn ſo; ihre Augen floſſen über; ſie drückte ihm ſtärker und wärmer als jemals die Hand, wandte ſich um und eilte ins Haus. Hans ging langſam zu ſeinem Roß, welches Conrad am Zügel hielt, beſtieg es, und winkte leichthin der Lady Ludmilla, neben ihm aus dem Hofthore hinaus zu reiten. Schweigſam ritten ſie über die Elbe und wandten ſich dann links am Fluſſe abwärts gegen Podiebrad. Der Tag war grau, lichte Wolken verdeckten die Sonne, die Luft war ſtill und roch, wie man zu ſagen pflegt, nach Schnee. Der Boden war hart und von einem weißen Reiſe beſäumt.

Lady Ludmilla reiſte ſo reichlich verſehen, wie es ihrer Wohlhabenheit zuſtand. Eine Kammerfrau auf ruhigem Maulthiere, drei bewaffnete Diener auf guten Roſſen und drei Stallknechte mit beladenen Handpferden folgten ihr in gemeſſener Entfernung. Conrad hielt ſich zu dieſen, namentlich zu der fleiſchigen holländiſchen Kammerfrau, welcher er lachend Anleitung gab zur Führung eines eigenſinnigen Maulthieres.

Hans und Ludmilla ritten lange ſchweigend dahin. Nicht einmal in großer Nähe von einander. Er wie ſie waren ernſt geſtimmt, er ſogar traurig. Die Angelegenheiten des Vaterlandes bedrückten ihn. Es war ihm eine lebhafte Hoffnung geweſen, durch Gewinnung des Friedländers ein vereinigtes großes Heer aus dem Süden und Norden des deutſchen Reiches gebildet zu ſehen, damit der Schwedenkönig genöthigt werde, ſtreng bei der Stange eines Glaubenshelden zu bleiben — dieſe Hoffnung hielt er jetzt für geſcheitert. Denn auch der gichtbrüchige Zuſtand des Friedländers hatte ihm einen niederſchlagenden Eindruck gemacht. Wie ſollte — meinte er — ein ſo zerſtörter Körper den großen anſtrengenden Aufgaben einer weit ausſehenden Heerführung gewachſen ſein!

Ludmilla ihrerſeits fühlte ſich gedemüthigt durch die herriſche Abweiſung Waldſtein's. Und eine ſolche Behandlung in Gegenwart des Mannes, der ſie geliebt und verlaſſen, den ſie geliebt und unter Schmerz aufgegeben! Ihm gerade hätte ſie ſtattlich und bedeutend erſcheinen mögen, damit er erkenne, welch ein Gut er verloren in ihr. Und gerade vor ſeinen Augen hatte der gebieteriſche Herzog ſie ſchonungslos in den Winkel gewieſen! Sie war voll Zorn, und ihr augenblickliches Verlangen ging dahin, ſich dem ſächſiſchen Heere anzuſchließen und Arnimb anzuſpornen, daß er Prag erobere. Dort vom Brückenthurme herab den Schädel ihres Vaters zu nehmen ohne Waldſtein, das war ihr nächſtes Ziel.

„Glaubt Ihr, Hans, daß Prag im erſten Anlaufe zu nehmen ſei von den Sachſen?“ rief ſie fragend zu Starſchädel hinüber. — Das halt' ich für möglich. — „Bravo!" rief ſie nun lebhaft, und dieſe Genugthuung zerſtreute ihr die drückende Stimmung. Sie war ſanguiniſch und wechſelvoll wie ehedem.

Und ſie bedurfte ſehr eines Wechſels in ihrem Verhältniſſe zu Hans. In ihrem Innerſten war eine verborgene Gegend, in welcher Erbitterung herrſchte gegen dieſen Mann, den Geliebten ihrer Jugend. Sie hatte ihn ſelbſt aufgegeben, ja; aber nur weil ſie empfunden hatte, daß er ihr entfremdet worden war. Sie ſelbſt war ſchuld an dieſer Entfremdung, das wußte ſie, und dennoch zürnte ſie ihm ob dieſer Entfremdung. Ihre Eitelkeit war beleidigt, und — ihr Herz litt. Wie eitel ſie war, wie lebens- und liebeluſtig, ihr Herz gehörte ihm, ihm allein. Sie ſchalt ihr eigenes Herz, ſie zürnte ihrem eigenen Herzen, um Hans ſchelten, um Hans zürnen zu können.

Das war oft vergeſſen worden, war ſcheinbar untergegangen auf lange Zeit. Denn ſie hatte Hans oft Jahre lang nicht geſehen. Aber es war nur ſcheinbar untergegangen. Jetzt in Prag hatte ſie bei ſeinem plötzlichen Erſcheinen durch und durch gefühlt, daß ihre Neigung zu ihm unzerſtörbar wäre. Und wie kühl hatte er ſie behandelt! Jedem intimeren Austauſch von Rede und Empfindung war er geradezu ſichtlich aus dem Wege gegangen. Sogar Iſabellen gegenüber war er wärmer, hingebender, liebenswürdiger geweſen, noch eben jetzt beim Abſchiede; ſie hatte es deutlich geſehen, ſie kannte ja ſein Auge, kannte jede Biegung ſeiner Stimme!

Wie dem auch ſein mochte, ihr freudebedürftiges Naturell machte in der friſchen Luft des Wintermorgens ſeine Anſprüche geltend: ſie ſtreifte mit tiefem Athemzuge die bitteren Erinnerungen von ſich ab, ſie blickte auf Hans hinüber, ſie gab ſich gleichſam ſeinem Anblicke wieder einmal hin, und ihr ganzes Weſen erweichte ſich, erwärmte ſich.

Er war nicht eben beſonders ſchön, dieſer ſächſiſche Edelmann, und der reizende Hauch jugendlicher Poeſie war ziemlich abgeſtreift in zehn mühſeligen Kriegsjahren. Die Geſichtsfarbe war im Wetter gedunkelt ſo wie das Haar. Nur der ſtarke Bart, welcher über das Kinn herabwallte, zeigte noch die blonden Ränder. Das Auge war düſterer, wenn auch für den geſammelten Blick feſter geworden. Der wohlgebaute Körper erſchien magerer, wenn auch ſehniger. Aber der ſtille Zauber eines tüchtigen, in ſich feſt ruhenden Mannes war ihm geblieben, eines Mannes, der das Gute ehrlich will und für das Schöne ein reines, anſpruchsloſes Lächeln, eine anſpruchsloſe Anerkennung hat. Ludmilla wenigſtens fand das jetzt Alles in ſeinem Anſchauen trotz aller Vorwürfe, welche ſie ihm machen zu können meinte, ſie fand es, obwol er ihr Anſchauen gar nicht bemerken wollte, ſondern ernſt vor ſich hinausſah auf den Fluß und die einfache Gegend.

„Ihr ſeht ſorgenvoll aus, lieber Hans“ — ſagte ſie endlich mit milder Stimme.

Hans blickte mit einem langen Blicke zu ihr hinüber und nickte dann mehrmals mit dem Haupte. — Kann es anders ſein — hub er langſam an zu ſprechen — wenn uns alle Ideale des Lebens, eines nach dem andern, langſam entweichen? Vater Zierotin behält vollkommen Recht: mit großen Planen und großen Worten wurde der Krieg begonnen, und die edelſten Ziele wurden ihm geſteckt. Wo ſind wir jetzt?! Die feindlichen Parteien unterhandeln mit einander, und von Religion und Freiheit iſt gar nicht mehr die Rede. Dieſe Worte ſelbſt ſind gar nicht mehr vorgekommen in meinen Unterredungen mit dem Friedländer. Perſönlicher Vortheil, perſönlicher Beſitz iſt der Grundgedanke aller Führer. Auch bei uns. Je weiter er vordringt, je länger ich ihn betrachte, deſto deutlicher erſcheint mir auch Guſtav Adolph in ſolchem Lichte, in dem Lichte eines Eroberers, der die Fahnenworte der Religionsfreiheit für die äußerliche Freiheit benützt, um — Land und Leute zu erobern, Land und Leute unſeres Vaterlandes.

„Er will aber doch wirklich die evangeliſche Kirche ſiegreich machen; das dürfen wir nicht verkennen!“ — Die evangeliſche

Kirche? Ach ja! Wie er ſie auffaßt, wie ſeine Prediger ſie geſtalten. Mag ſein. Unter Anderm, und weil dies die wirkſamſte Parole. Was bedeutet ſie denn, wenn man näher zuſieht? Ein anderes Papſtthum, etwas mannigfaltiger, weil wir Secten haben, aber ebenſo ausſchließlich ſobald ſie Macht gewinnen, ebenſo gewaltſam wie Rom. Glaubt mir, Vater Zierotin hatte Recht. Religion iſt nicht durch Krieg zu gründen, und wenn ſie ſich durch Krieg gründen läßt, ſo iſt ſie nicht die beſte Religion. Der Islam iſt nur durch Krieg begründet worden. Und Freiheit entſteht auch nicht und gedeiht auch nicht durch Gewaltmaßregeln. Iſt's nun ein Wunder, daß ich niedergeſchlagen bin? — „Aber, lieber Hans, Ihr wart ſtets weitſichtig, zu weitſichtig. Werdet nicht undankbar gegen den Himmel, welcher Euch ſo viel gewährt hat. Eure Beſitzungen überſteigen den Umfang und Werth einer Grafſchaft; ſie erlauben Euch ſeit Jahren ein ganzes Reiterregiment ins Feld zu ſtellen und ein gewichtiges Wort mitzureden in Kriegsfragen; Eure Häuslichkeit in Gnadenfrei iſt nach Eurem Sinn in großer Ausdehnung eingerichtet; Eure Freunde ſchaffen und walten da in großem Style, in freieſter Entwickelung —“ — Nein, liebe Ludmilla, nein! Das iſt's ja eben, was mich ſo ſchwer betrübt: unſere Geiſtlichkeit miſcht ſich ein in unſer einfaches, friedliches Kirchenleben, wie es nur die römiſche anderswo thut. Der alte Dunſtan iſt in Verzweiflung darüber, Frau Amalie verzagt in tiefſter Seele, und einmal über das andere werde ich heimgerufen aus dem Heerlager, um einen gewaltſamen Eingriff des Weimar'ſchen Conſiſtoriums oder der Jena'ſchen Facultät abzuwenden. Wäre nicht Marie, Eure liebliche Schweſter, in Gnadenfrei, es wäre mir längſt verleidet. — „Marie iſt alſo — ich habe ſie ſeit drei Jahren nicht geſehen, und vor drei Jahren war ſie noch eine dünn aufgeſchoſſene Ruthe — ſie iſt alſo zu Eurer — Freude entwickelt?“ — Das iſt ſie, das iſt ſie! Frau Amaliens Troſt und Lebensquell, Dunſtan's tägliches Entzücken, welches den verdrießlich gewordenen Greis allein noch friſch erhält. Frau Amaliens Erziehung iſt trefflich gelungen an dem Kinde. Sittlicher Ernſt iſt durch und durch ihre Grundlage geworden, und drüber hin weht doch die ſchönſte Lebensfröhlichkeit. Euer braver Vater iſt wiedergeboren in ihr ganz und gar, gedämpft und gemildert durch weibliches Zartgefühl. —

Ludmilla fragte nicht ſogleich weiter. Sie ſchien betroffen zu ſein, wol gar verletzt. Liebte ſie denn ihre Schweſter nicht? O ja. Aber ſie liebte ſich ſelbſt doch noch mehr. Daß Hans plötzlich auflebte in der Schilderung war unverkennbar, und das — that ihr nicht wohl. Erſt nach einer Pauſe fragte ſie weiter: wie ſich das Aeußere Purzels entwickelt habe. Aber Purzel — ſetzte ſie etwas ſpöttiſch hinzu — heißt ſie wol nicht mehr, ſeit ſie ſo zufriedenſtellend erwachſen iſt?

„O doch, doch! Sie iſt ja noch immer neckiſch wie ein Schalksnarr. Ihr Aeußeres kann ich wol nicht ſchildern. Ich bin ſeit dem Frühjahre nicht daheim geweſen, und Frau Amalie ſchreibt mir, daß ſich die Erſcheinung Mariens auffallend verändert habe im Laufe des vergangenen Sommers. Die volle Jungfrau ſei gleichſam über Nacht entſtanden und ich würde vor ihr ſtehen wie vor einem neuen Geſchöpfe.“ — So, ſo? Ich alſo auch. Dann iſt's wol Zeit, ſich mit ihrer Zukunft zu beſchäftigen. Ich will hin, ſobald Prag genommen iſt. Sie ſoll ihre Heimat wiederſehen. — „Wie?!“ — Glaubt Ihr, daß wir Böhmen behaupten? — „Dieſe Frage wird Waldſtein beantworten. Uebernimmt er dennoch den Oberbefehl vom Kaiſer, dann ſäubert er ſicherlich zunächſt Böhmen für ſich. Der Schwedenkönig iſt auf dem Wege nach Franken hinauf, er überläßt uns alſo hier allein die Aufgabe, dem kaiſerlichen Heere die Spitze zu bieten. Das werden wir nicht vermögen, wenn Waldſtein entſchloſſen gegen uns auftritt, und deshalb halt ich Böhmen nicht für geeignet —“ So ſchnell wird das nicht gehen. Es exiſtirt jetzt kaum ein kaiſerliches Heer; im Handumkehren ſchafft es auch der Friedländer nicht — aber was iſt das dort auf der Höhe? Sind das nicht kaiſerliche Reiter? —

Conrad kam im Galopp herangeſprengt, Starſchädel dieſelbe Bemerkung zu melden. Die ſind von den Wallonen — ſetzte er hinzu — die wir geſtern noch in Prag geſehen haben!

Hans, Ludmilla und ihr Geleit ritten eben durch ein Ufergehölz, welches aus niedrigen Weidenbüſchen und hohen Aſpenbäumen gebildet wurde. Zwanzig Schritte vor ihnen ging es zu Ende. Zur Linken floß die Elbe, rechts hin erhob ſich mälig der Boden und es begann ein Eichenwald.

— Rechts hinüber! commandirte Hans. Sie werden uns ſchwerlich geſehen haben hier in den Büſchen, und wir haben keinen Beruf, kaiſerlichen Reitern zu begegnen.

Sie lenkten ihre Pferde nach rechts zu dem Eichenwalde hinauf, welcher, frei von Buſchwerk, ihnen eine Strecke lang offene Bahn bot. Erſt nach einer Viertelſtunde verengte Unterwuchs das Fortkommen; da bot ſich aber ein ſchmaler Holzweg dar, welcher wenigſtens halb abführte von der Richtung, in welcher man die Reiter geſehen. Sie ſchlugen ihn ein; Conrad als Vorpoſten voraus; dann die Dienerſchaft mit dem Gepäck; zuletzt Ludmilla und Hans. Langſam ging es vorwärts, Hans und Ludmilla neben einander auf dem ſchmalen Wege, Ludmilla zur Rechten, Hans zur Linken. Hans berührte faſt die nach ſeiner Seite zu ſitzende Reiterin, und machte Miene, ſein Pferd anzuhalten und zurückzubleiben, damit ſie unbeläſtigt einzeln reiten könnte. Nicht doch! rief ſie lachend, Gänſemarſch iſt langweilig. Ihre gute Laune ſchien zurückgekehrt. Sie fing an zu erzählen über die Häuslichkeit des Herzogs von Friedland und ſeiner Gemalin, und bedauerte zunächſt die arme Iſabella, welche einen berühmten Kriegsmann, aber keinen Ehemann geheiratet habe. Das Bedauern ging in Scherz über, der Scherz in Spott. Was ſei denn das Weib, wenn ihm das Liebesleben gänzlich verſagt werde! Eine Kammerfrau! Vom politiſchen Leben weiſe man ſie doch überall ab. „Sind wir denn wirklich eine geringere Menſchengattung als die Männer? Poſſen! Wir werden's nur, wenn wir unſere Waffen nicht kennen und roſten laſſen. Unſere

Waffen ſind eben Liebeswaffen, und im Alter Erfahrung, welche wir im Liebeskriege geſammelt, eine ganz andere Erfahrung, als Männer überhaupt machen können Jedem Geſchlechte das Seine, und Euch, Herr Sauertopf, die Gedankenſorge, welche nicht erfährt, was um ihn vorgeht, und die Sonnentage der Jugend verſäumt. Sie kommen nicht wieder, kein einziger Tag kommt wieder, nicht eine einzige Stunde, auch die jetzige nicht mit ihrer friſchen, kräftigen Luft, mit den allerliebſten Schneeflöckchen, die uns mitunter auf die Lippe tanzen. Oder wißt Ihr's beſſer, Herr Paſtor?"

Hans lächelte, als ſie ſich dabei ganz nahe zu ſeinem Angeſichte herüberbeugte und er ihren Athem empfand. Der nahe Verkehr, die öftere Berührung hatte ihn ohnedies ſchon erregt, und jetzt verſchwor ſich ein Eichenaſt noch gegen ihn, welcher ſich gerade da gegen Ludmilla in den Weg herein ſchob, als ſie nicht nach vorwärts ſah, ſondern den Kopf zu ihm gewendet hatte. Der Aſt that ſeine natürliche Schuldigkeit: er hielt trocken feſt, und der bewegliche Körper Ludmillens mußte nachgeben. Dieſer ſchlanke Körper wurde vom Sattel geſtreift und zwar ganz raſch, weil das Roß an der Halsmähne ebenfalls vom Aſte gekitzelt worden und eine haſtige Bewegung nach vorn gemacht hatte. In einem Nu war Sattel wie Roß unter ihr fort, und ſie lag in Hanſens rechtem Arme, der ſelbſt nicht wußte, warum er ſo ſchnell zugegriffen. Er hatte auch keine Zeit darüber nachzudenken; denn die Schwere machte es ihm deutlich, daß er feſthalten müſſe, wenn Ludmilla nicht hinabfallen ſollte. Glücklicherweiſe hatte ſein linker Arm bei der Bewegung nach hinten den Zügel angezogen und ſein Pferd ſtand ſtill. Mit einem leichten Ach! hatte aber Ludmilla ihren linken Arm ſogleich und inſtinctmäßig zu ihrer Rettung um ihn geſchlungen, und er hatte ebenſo inſtinctmäßig ſie aufwärts gezogen, ſo daß ſie, von ihrem und ſeinem Arme gehalten, ſeitwärts auf ihm ſaß in einer plötzlichen und engen Umarmung, die ſich dadurch verlängerte, daß Hans nicht gleich wußte, wie er Ludmillen anders ſicherſtellen ſollte als dadurch, daß er ſie feſthielt. An ſeiner Bruſt ruhte ihr Kopf, der Hut war zur Erde gefallen ſammt dem Mantel, am Tuchſpenſer waren von der jähen Bewegung nach rückwärts die Knöpfe geſprungen, das Haar war aufgegangen, und ſie ſah zu ihm empor wie ein halb erſchrockenes, halb lachendes Kind. Ein gefährliches Kind! Denn es faßte ſich ſchnell und lachte mit Bewußtſein und ſpottete mit Laune: Armer Hans, wie wirſt Du ſie los, die Zudringliche?!

Er war wirklich ein „armer Hans“! Er wußte nichts anzufangen mit dem Reichthume, welcher ihm in den Schooß fiel. Das aufkochende Blut eines noch jungen Mannes erkannte wol flugs den Reichthum, welcher ſich darbot, aber die keuſch erzogene Seele rief haſtig: Lehne ab, lehne ab!

Der Seele um jeden Preis zu folgen war ihm langjährige Gewohnheit; er folgte ihr auch hier und verſagte ſich den Kuß, der ſeinem Munde ſo nahe war und der aus Ludmillens Augen leiſe zu ihm empor ſprach: Ich komme nicht allein, ich öffne nur ein Paradies, ich bin nur ein Anfang! Das war's eben, was ihn abhielt. Seine Liebesmoral ſtand auf dem juriſtiſchen Spruche: „Widerſtehe den Anfängen! — Den Anfang kannſt du verhindern, die Folgen nicht!“

Wie heiß und erregt er geworden, er ließ die ſüße Laſt langſam zu Boden gleiten und ſchwang ſich nach der andern Seite von ſeinem ruhig ſtehenden Pferde, um das Roß Ludmillens zu holen, welches nur eine kurze Strecke weit vorausgelaufen war.

Das neue Hinaufheben der Reiterin war alsdann zu beſtehen. Er beſtand es trotz der ſchalkhaften Augen Ludmillas, welche auffallend langſam zu Stande kam mit Zuneſtelung des Spenſers, während er ihr den Mantel wieder umhing, und welche diesmal auffallend langſam war auf ſeiner Hand bei Erreichung des Sattels — hoch geröthet und wie erſchöpft von der geringen Anſtrengung ſtand er neben ihrem Roſſe, als ſie lächelnd herabſah und „Danke, Hans!“ herunterſprach.

Die Jugend aus dem Hernalſer Schloſſe war wie ein Sturmwind über ihn gekommen. Er hätte ſich ja freuen können! That er es nicht, der Moraliſt? Die Wahrheit zu ſagen: er wurde gedankenlos. So verwahrloſt an Sinnlichkeit war er doch nicht, um von ſolchem Sturme nicht betäubt zu werden, und in ſolcher Betäubung ritt er neben ihr weiter. Er ahnte, der juriſtiſche Liebhaber, daß dies nur ein Anfang von Freuden und Leiden ſein werde, und er athmete auf, als er bei einer Biegung des Weges den Bart Conrad halten und ihn erwarten ſah.

Die Meldung lautete: der Wald gehe zu Ende und draußen im Felde ſeien wiederum kaiſerliche Reiter zu ſehen. Rechts ſeitwärts am Waldſaume, noch unter Bäumen, zeige ſich aber ein Schloß. Es ſcheine rathſam, ſich zwiſchen den Eichen dorthin zu wenden. Die Thiere müßten raſten und gefüttert werden. Von dort wolle er, der Conrad, hinüberreiten nach einer Ortſchaft, deren Kirchthurm aus der Ferne auftauche, um Erkundigung einzuziehen, ob und nach welcher Richtung man gegen Mittag weiter reiſen könne.

Starſchädel war hiermit einverſtanden. Die Begegnung kaiſerlicher Truppen wollte er vermeiden. Sie konnten ihn anhalten und aufhalten, wol gar feſthalten, wenn ſie inne wurden, daß er ein Fremder ſei.

Der Wald lichtete ſich nach rechts hin zu einem Eichenhain, welcher bequem Platz gab für die Reitgeſellſchaft bis zum Hofraume des Schloſſes. Dies Schloß, aus Erdgeſchoß und erſtem Stock beſtehend, war ohne architektoniſchen Reiz und ſchien unbewohnt zu ſein. Wenigſtens zeigte ſich kein Menſch, als ſie vor der Hausthür ſtill hielten. Conrad pochte an die verſchloſſene Thür und rief — da öffnete ein kleiner, breitſchultriger Mann in einem Schafpelze. Er war noch mit dem Anziehen desſelben beſchäftigt und ſah ohne ein Wort zu ſprechen empor nach dem ſchwarzbärtigen, wild ausſchauenden Reiter. Conrad fragte, ob man die Pferde einſtallen, ob die Herrſchaft eintreten könnte.

„Nix deitſch!“ erwiderte zögernd der Schafpelz.

Da gab Ludmilla ihrem Roß einen leichten Schlag, ſprengte heran und ſprach böhmiſch zu ihm. Sie konnte es von ihrer Jugend her leidlich ſprechen. Das machte den Schafpelz freundlicher, beſonders als er hörte, daß die Dame ſeine Gutsherrſchaft kenne und vor einigen Tagen noch in Prag geſprochen habe —

Man ſtieg ab, die Pferde wurden untergebracht, man trat ein und zwar links in ein großes Zimmer, welches der verwaltende Vogt im Schafpelze mit den Seinigen bewohnte. Urſprünglich wol ein gutes Zimmer, war es durch die Lebensgewohnheiten dieſer Inwohner arg zugerichtet und machte einen ſehr unwirthlichen Eindruck: es war voll Rauch und Schmutz.

Ludmilla huſtete und lachte und bedeutete Hans, er möge ſich nur der Verſorgung des Trains draußen widmen und der ſorgfältigen Inſtruction für Conrad, ſie werde hier ſchon Rath ſchaffen.

Das gelang ihr denn auch. Einige Silbergulden veranlaßten die Frau des Vogts, herrſchaftliche Zimmer oben im erſten Stock aufzuſchließen, Feuer in den Kaminen zu machen und alle Anſtrengungen für ein Mittageſſen zu übernehmen, Anſtrengungen, welche einigen Hühnern das Leben koſteten.

Marianne, die holländiſche Kammerfrau, mußte einen Mantelſack auspacken, damit Ludmilla das Reitkleid ablegen und eine leichte Haustoilette machen konnte. Warum? Wozu? Wenn Conrad in einigen Stunden wiederkehrte und die Weiterreiſe für möglich hielt, ſo war doch — „Ah“, erwiderte ſie Mariannen, „zunächſt iſt er noch nicht fort, er muß auch ſpeiſen und ſein Pferd muß gefüttert werden; alsdann müſſen die Knöpfe an meinem Reitkleide ergänzt werden, und endlich wiſſen wir ja noch gar nicht, ob er Nachrichten bringt, welche uns die ſofortige Weiterreiſe erlauben!“

Waren das wirklich Ludmillens Gründe? Vielleicht doch! Vielleicht war ſie ſich keiner weiteren Abſichten bewußt, auch wenn ſolche in ihr ſchlummerten. Vorhanden waren ſie, auch wenn ſie ſchlummerten. Die Scenen im Eichenwalde hatten alte

Gefühle erweckt, wenn auch noch nicht neue Abſichten. Die Welt der Gefühle iſt abgeſondert von der Welt des Verſtandes; beide grenzen da aneinander, wo der Wille wohnt. Wird der Wille angerufen oder nur angetrieben von der Gefühlsſeite, dann handelt der Menſch ſchon, ehe der Verſtand etwas davon weiß. So mochte es in Ludmillen jetzt vor ſich gehen. Die Jugendliebe in ihrer vollen Reizbarkeit war unerwartet lebendig geworden in ihr; das Bedürfniß war aufgeglüht, irgend ein Genüge dafür zu finden. Ein vorübergehendes, oder ein dauerndes? Was wußte ſie! Ihr Verſtand hatte noch weiter nichts damit zu thun, als daß er flüſterte: Eine Anzahl einſamer, behaglicher Stunden neben dem Manne deiner Liebe liegen vor dir; genieße ſie, indem du die ganze übrige Welt vergiſſeſt, indem du nicht fragſt, wie weit dieſe Stunden führen, was ſie bieten, was ſie ſchaffen, was ſie zerſtören können.

So ſchuf dies ſchöne Weib, welches die Kunſt des Gefallens immer verſtanden, einen Zuſtand um ſich her, welcher wol geeignet war, den ebenfalls aufgeregten Hans anziehend zu locken. Die beiden eingeräumten Zimmer waren vornehm wohnlich eingerichtet. Geöffnete Fenſter hatten friſche Luft eingelaſſen, lodernde Kaminfeuer hatten dieſe Luft erwärmt, wohlriechendes Waſſer, das Marianne für die coquette Herrin immer mit ſich führte, war umhergeſprengt worden. Die Vogtin hatte unberührtes Tiſchzeug der Herrſchaft herbeigebracht, die kleine Tafel winkte ſauber — Herr von Starſchädel konnte zu Tiſch gerufen werden.

Er war fern geblieben wol eine Stunde lang. Es ſchien faſt, als fürchtete er ſich. Das Unterbringen der Roſſe, die Inſtruction für Conrad nahm doch nicht ſo viel Zeit in Anſpruch!? Er war hinausgegangen auf einen Hügel im Felde, um ſo weit als möglich hinüber zu ſchauen gegen Podiebrad hin, ob wirklich Truppen zu ſehen wären. Er hatte keine geſehen. Sie werden Mittagsraſt halten drüben unter dem Kirchthurme, hatte Conrad eingewendet. „Wie heißt das Dorf?“ — Libitſche nennt's der

Vogt. — „Ja, Libice ſteht auf meiner Karte. Wir brauchen's nicht zu berühren, um nach Podiebrad zu kommen. Und Du, ſei vorſichtig, wenn Du unter die Kaiſerlichen geräthſt!“ — Werd' ſchon! Bin ja ein Oeſterreicher, dem man's anhört. Gehör' zum Friedländer, dem ich 'ne Poſt reite!“ —

Conrad ritt denn endlich fort: Hans mußte ſich entſchließen, Ludmilla aufzuſuchen.

Er ſtieg wie durch einen Nebel die Treppe hinauf, denn ſeine Gefühlswelt war in ebenſolcher Aufregung wie die Ludmillens. Nur unruhiger, peinlicher. Er war eine ganz andere Natur, er hatte eine ganz andere Vergangenheit. Obwol jetzt ſchon in den erſten dreißiger Jahren, war er immer noch ein unſchuldiger Junggeſell. Das Liebesverhältniß mit Ludmillen war das einzige geblieben, welches ihn der Umarmung eines Weibes nahe geführt. Der Untergang dieſes Verhältniſſes hatte ihn auf Jahre verdüſtert. Alltäglicher, ſinnlicher Verkehr im Kriegsleben war ihm Jahre lang zuwider geweſen. Später war er wol gleichgiltiger geworden gegen die verletzbare, feine Empfindung, welche ihn lange beherrſcht und abgehalten; aber er hatte ſich ein ablehnendes, kaltes Weſen angewöhnt gegen leichte Frauen. Das hatte ihn um jedes Entgegenkommen ſolcher Frauen gebracht; er galt am Ende gar für einen Weiberfeind, was er gar nicht war. Die einmal geſchaffene und dann eine Reihe von Jahren herkömmlich gewordene Stellung hatte ſich am Ende wie eine grundſätzliche ausgebildet. Es muß dann viel auf einmal zuſammentreffen, um etwas umzuſtoßen, was den Charakter eines Grundſatzes angenommen hat, und dies Zuſammentreffen war ihm nicht begegnet. So war er ein unerfahrener Junggeſell verblieben. Sein Heimatsort, ſein Gnadenfrei, mochte dazu beigetragen haben. Vom Kriege zurückgezogen war er dort immer wieder in langen Zwiſchenräumen häuslich eingerichtet verblieben, namentlich zur Winterszeit, während welcher der Krieg überall ſtockte. Und dort in Gnadenfrei war Alles dafür angethan, ſinnliche Liebesregungen nicht aufkommen zu laſſen.

Der tägliche Verkehr mit dem greiſen Dunſtan, mit der ſittenſtrengen Frau Amalie, ja mit dem heranwachſenden jungen Mädchen, mit Purzel, war geradezu ein Gegenſatz für jeden leichten, ſinnlichen Gedanken. Purzel hatte ſich während ihrer Erziehung, komiſch genug! verjüngt. Bei der Erbtheilung hatte Doctor Zinkas die Taufzeugniſſe der beiden Loß'ſchen Töchter beigebracht, und da hatte ſich enthüllt, daß der luſtige Vater das jüngſte Töchterlein für älter ausgegeben um mehrere Jahre. Warum? Lachend erinnerte ſich Zinkas, daß Loß oft über die Zärtlichkeit fremder Leute geſcholten, welche es ihm verübelt, die jungen Mädchen zu Roſſe überallhin mitzunehmen. Wir wollen dafür ſorgen, habe er gerufen, daß Purzel alt genug erſcheint für Roß und Reiſe! Die Fälſchung hatte nach ſeinem Tode Purzels Anſehen ſchwer beeinträchtigt, denn Purzel hatte ſich ſehr langſam entwickelt und war im achtzehnten Jahre noch ein ſogenannter Backfiſch geweſen. Noch unreife, junge Mädchen haben wie unreife, noch am Baume hängende Früchte einen natürlichen Schutz vor dreiſten Händen. Der unverdorbene natürliche Menſch ſcheut ſich, das erſt reif Werdende anzutaſten. Wohlwollen für ſolch ein langſam heranblühendes Mädchen wurzelt in Unſchuld und verengt den ſinnlichen Gedankenkreis. Gerade die geiſtige Aehnlichkeit der kleinen Marie mit dem Bilde des Papa Loß und mit einzelnen Zügen Ludmillens, die einſt ſeine Sympathie erweckt, gerade ſolche ſeeliſche Aehnlichkeit zog Hans zu dem kindlichen Geſchöpfe und entfernte ihn immer weiter vom Sinnenreize, welchen üppige Frauen ausſtrahlen. Er ſah auch nicht einmal ſolche Frauen: zwiſchen Heimat und Krieg war ſein Leben getheilt geweſen. Erſt jetzt in Prag war er wieder einem Frauenkreiſe nahe gekommen. Und dort hatte ihn die große Lebensfrage ums Vaterland, hatte ihn Waldſtein in Beſchlag genommen. Als dieſe Frage zu Boden gefallen, war er gleichſam erwacht zum noch jungen Manne, welchem Sinnes- und Liebesleben ſo lange im Schlummer gelegen. Wie grell mußte das Erwachen ſein, da es juſt von ihr ausging, von der

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02155/015

Einzigen, die er vor zehn Jahren aufgeben gemußt, und die ſo lange noch ſeine Phantaſie beunruhigt hatte!

Er trat ein. Vor einem Sopha ſtand die kleine gedeckte Tafel. Aus dem zweiten Zimmer kam ihm die umgekleidete Ludmilla entgegen, heiter, ſtrahlend, leicht, liebenswürdig wie nur je in der Hernalſer Zeit. Ein leichtes Hauskleid ſpielte um die jetzt voll und ſchön entwickelten Glieder, Hals und Arme frei gebend bei jeder Bewegung. Das dunkle Haar in üppigen Locken, der verrätheriſche, nur wenig falſche Blick des Auges mächtiger und lockender als je. Sie nahm ihn bei der Hand — die ihrige war ſo warm und weich! — und führte ihn mit ſcherzhafter Würde zum Seſſel neben dem Sopha, wie die Hausfrau den Gaſt führt. Marianne, die noch im andern Zimmer war, wurde gerufen. Sie ſollte die Mahlzeit auftragen.

Die Mahlzeit beſtand nur aus einem Gange; die Tafeldienerin brauchte nicht wieder zu kommen.

Hans nahm ſich vor, dem gebratenen Huhne die ſtrengſte Aufmerkſamkeit zu widmen und das ſchwarze Brot wunderbar ſchmackhaft zu finden. Ludmilla billigte das und übernahm das Zerlegen des Huhnes. Leider wurde er dabei aufgefordert, ihr den flatternden Aermel des Kleides zurückzuſtreifen, daß er nicht in die Bratenſchüſſel ſich verirre, und bei dieſem Geſchäft konnte es nicht ausbleiben, daß er ihren blendend weißen Arm berührte. — Etwas ſehr heiß — meinte er — ſei es im Zimmer. — Ich dächte nicht! erwiderte ſie und bat, auch dem andern Aermel die Gefälligkeit anzuthun. Dabei mußte er um den runden Tiſch hinum nach der andern Seite, und mußte neben ihr ſtehen, mußte abwärts ſehen auf die nur leicht verhüllte Büſte des warmen, verführeriſchen Weibes, welches mit Meſſer und Gabel in der Hand ſchalkhaft zu ihm aufblickte. — Es iſt wirklich ſehr heiß! wiederholte er mit inniger Ueberzeugung, und mußte doch mitlachen, als Ludmilla ſeine geiſtreiche Unterhaltung komiſch fand. Ihr ſeid auch zugeknöpft bis an die Gurgel — ſetzte ſie raſch hinzu, indem ſie Meſſer und Gabel fallen ließ, und mit erſchreckender Gutmüthigkeit ihm die oberen Knöpfe des Bruſtwamſes öffnete.

Das gab eine Nähe und Berührung, welche das Brathuhn poſitiv in Vergeſſenheit zu bringen drohte, und welche er deshalb energiſch zu verhindern dachte. Aber das hieß aus der Scylla in die Charybdis gerathen! Denn nun hielt er ihre beiden Hände in den ſeinigen, und um wieder auf die andere Seite und aus Brathuhn zu kommen, wagte er ein raſches Küſſen ihrer Hände, welches Dank und Abſchied bedeuten ſollte. Er ſetzte auch damit wirklich den Abſchied durch und gelangte glücklich zu ſeinem Seſſel — aber mit welchem Opfer an innerer Haltung!

Das Huhn mußte die Unkoſten zahlen. Er verſicherte, außerordentlichen Hunger zu haben. Ludmilla lachte und bedauerte nur, dem ausgehungerten Recken keinen Wein vorſetzen zu können. Der Kellerſchlüſſel ſei nicht in den Händen der Vogtin, und man ſei in Böhmen, nicht in Oeſterreich. Die gemeinen Leute wüßten in Böhmen nichts vom Wein, auch hier nicht, obwol Melnik mit ſeinen blauen Trauben nicht gar weit entfernt ſei.

Die Strategie ſeines ſtarken Appetits that ihre Schuldigkeit, bis Ludmilla ausrufen mußte: Nun hab' ich nichts mehr zur Befriedigung Eures geſunden Appetits! Doch nein! Halt! Iſabella hat in Kolin Zuckerwerk in den Mantelſack geſteckt, das hol' ich!

Sie eilte ins Nebenzimmer. — Eine Minute ſpäter rief ſie: „Die Schnalle iſt für meine Finger zu feſt, helft mir ſie aufmachen, hungriger Ritter!“ Er folgte ihr. Sie kniete am Boden und ſah ſich, geröthet von der Anſtrengung, nach ſeiner Hilfe um.

— Laßt! laßt! — ſagte er — ich bedarf keines Zuckerwerks! — „Aber ich!“ — Und dabei ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen, daß er neben ſie niederknien möge, den widerſpenſtigen Mantelſack zu öffnen. Die Gefahr erreichte jetzt gewiß den Höhepunkt, daß er ſo neben ihr dem Sinnenreize erliegen und dadurch ſein ganzes Leben beſtimmen werde. Unrichtig, unrein beſtimmen werde! Denn die Neigung für Ludmilla war überlebt in ihm, der edelſte Keim einer verwandten Neigung war in reiner Entwickelung ſeines Herzens begriffen. Die Schweſter Ludmillens trug von Jugend auf alle die Reize von Sympathie in ſich, welche ihn einſt zu Ludmillen hingezogen, alle die geheimnißvollen ſeeliſchen Züge, welche anziehen und beglücken, ſobald die hinzu tretenden körperlichen Formen nur nicht geradezu dem Schönheitsſinne widerſprechen. Denn die körperlichen Formen dienen ja nur der Seele, wenn von dauernder Neigung die Rede ſein ſoll, nicht blos von augenblicklicher, nicht blos von ſinnlicher Neigung. Im Auge der kleinen Marie wohnte frühzeitig jener Schalk, welcher ihn an Ludmilla gefeſſelt, aber gutmüthiger, dem Charakter des Vaters ähnlicher. Und die Herzensgüte, die innere Heiterkeit war gleichmäßiger, war ſtärker in der jüngeren Schweſter, ohne daß die geiſtige Lebhaftigkeit Eintrag erlitten hätte durch dieſe Gleichmäßigkeit und Stärke. Wie freudig hatte er dieſe Grundzüge ſich ausprägen ſehen von Jahr zu Jahr, wie nahe an der vollen Entfaltung der Knoſpe, wie ahnungsvoll ſchön waren ſie ihm entgegengetreten, als er die jungfräulich knoſpende Geſtalt zum letzten Male im vergangenen Frühjahr geſehen. Die Phantaſie hatte ihm bereits das ganze, ſchöne Bild des Mädchens ausgemalt, welches ihn als ſeinen Lebensſchöpfer treu und zutraulich betrachtete, welches ihm vom Himmel beſtimmt ſchien zur treuen, zutraulichen Lebensgefährtin. Und dieſes Bild ſollte jetzt ausgelöſcht werden in ihm, weil ein Sinnennebel ſeine Blicke befing, obenein ein Sinnennebel, welcher das Verwandte widerwärtig in einander miſchte! Er wird ſich's nie vergeben können, er wird ſeine Herzenswelt verwirrt, ja beſchmutzt haben, er wird ſeine Herzenswelt für immer beſchädigt, wol ganz zerſtört haben, wenn er ſich Ludmillen hingiebt. Eben Ludmillen. Ihr anzugehören, die ſeine erſte Liebe geweſen, die ſeine erſte Liebe leichtſinnig zerſtört hatte! Ihr angehören, nachdem längſt wildes Gras gewachſen war über dieſe Zerſtörung — armer

Hans, du wirſt dir dieſe Stunde auf dem einſamen, böhmiſchen Schloſſe nie vergeben!

Weil er dergleichen ahnte, war er bisher ſcheu und furchtſam geweſen. Aber die Ahnung war nur unklar, der Sinnenſturm war nur zu klar, als er jetzt ihre pulſirende Hand in der ſeinigen hielt und ſich zu ihr hinabgezogen fühlte. Nur zögern ließ ihn die Ahnung, und dieſe Zögerung veranlaßte Ludmillen aufzuſtehen. Auf ſeine Hand ſich ſtützend und ihm ins Auge ſehend, that ſie das, und trat ſich dabei vorn ins Kleid. So ſtrauchelte ſie, halb aufgerichtet, und drohte zu fallen — er mußte zufaſſen, um ſie aufrecht zu erhalten, und ſo halb durch unwillkürliches Fallen kam ſie an ſeine Bruſt, lag ſie in ſeinen Armen, ihr Haar, ihre Stirn, ihr Auge nahe an ſeinem Munde. Es bedurfte nur noch einer leiſen Bewegung des Armes, und Mund an Mund begegneten ſich im Kuſſe. Dieſe leiſe Bewegung erfolgte, und ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, wunderbar angeſprochen von dem Auge und Antlitze des ihm ſo nahen, ſchönen Weibes flüſterte er — „Marie!“

Wie?! ſchrie Ludmilla auf, und ihr erſt ſo weiches ſehnſüchtiges Auge erſtarrte. Ebenſo plötzlich erſtarrte der Sinnendrang in ihm, das verwiſchte Bild der knoſpenden Jungfrau trat klar vor ſeine Seele — ſie blickten einander in die Augen, und die Augen ſahen einander nicht mehr, jedes blickte nach innen, das weibliche in ſtarrem Zorn, das männliche in keuſcher Erinnerung. Die Arme ließen nach, ſie ſanken. Frei ſtanden ſie vor einander, und ihre Blicke wendeten ſich dem Fenſter zu, welches die Ausſicht nach Norden hinauf bot über hügelan ſteigende Felder, nach derſelben Richtung, welche ſie einſchlagen mußten zur Weiterreiſe. Die bleiche Nachmittagsſonne trat juſt aus den grauen Schneewolken und hob einen dunklen Reiter ſcharf ab von der ſchneebeſäumten Landſchaft. —

„Conrad kehrt zurück!“ ſagte Hans mit ſchwacher Stimme — „macht Euch fertig zur Weiterreiſe!“ — Lady Ludmilla erwiderte kein Wort. — Hans ſchritt aus dem Zimmer, die

Treppe hinab, Conrad entgegen hinaus aufs Feld. Conrad war munter und berichtete in Kürze: daß Eile nöthig ſei, wenn Herr von Starſchädel mit der Lady noch „ungehudelt“ durchkommen wolle zum ſächſiſchen Heere. Für heute Abend ſei das nöthige Loch noch offen über Podiebrad. Die kaiſerlichen Truppen nämlich da drüben in Libitſche ſeien der Vortrupp eines ganzen kaiſerlichen Corps, welches über die ſchleſiſchen und Glatzer Berge aus Schleſien herbeieile, um ſich den Sachſen vorzuſchieben. Der alte General Teuffenbach ſei ihr Führer und werde in ſeiner dicken Perſon morgen ſchon in Podiebrad erwartet. Heute Abend und heute Nacht ſei Podiebrad noch frei von dieſen Truppen, denn die Vorhut mache Nachtquartier in Libitſche. Alſo — ſchloß Conrad — geſchwind auf die Strümpfe, wenn wir nicht mitten unter die Kaiſerlichen gerathen wollen.

So geſchah's. Beim letzten Tagesſcheine der untergehenden Sonne ritt die Karavane auf einem Feldwege gegen Podiebrad zu, den mit Kaiſerlichen angefüllten Ort Libitſche zur Rechten laſſend. Der Vogt im Schafpelze diente als Führer.

Ludmilla verhielt ſich in tiefem Schweigen. In ſinſterer Nacht kamen ſie ans Thor von Podiebrad. Es war geſchloſſen. Conrad meldete barſch: Gefolge des Herzogs von Friedland! — Das Thor ging auf, ſie ritten in die Stadt ein, der Vogt im Schafpelze brachte ſie vor den Gaſthof, brachte ſie in den Gaſthof. Pater Norbert und Medardo wohnten bereits in demſelben Hauſe und harrten ihrer Ueber eine ſteinerne Treppe im Hofe wurde Lady Ludmilla und Herr von Starſchädel nach den Zimmern geführt, welche der Hausknecht ihnen öffnen wollte. Mit einer großen Laterne ſchritt er vor ihnen einher, eine nach dem Hofe offene Gallerie entlang. Die Zimmerthüren, welche er öffnete, gingen auf dieſe offene Gallerie. Ins erſte Zimmer trat Ludmilla mit ihrer Kammerfrau; ins zweite Starſchädel. Conrad war unten im Hofe geblieben; die Unterbringung der Diener und Pferde zu überwachen.

Hans blieb lange Zeit mitten in ſeinem Zimmer ſtehen, tief in Gedanken verloren. Das Geräuſch im Nebenzimmer Ludmillens erweckte wol dieſe Gedanken. Es war ihm ſchwer zu Muthe, wie leicht er auch in friſcher Luft aufgeathmet hatte, daß er der Verſuchung in jenem Schloſſe unbeſchädigt entronnen ſei. Unbeſchädigt? Nein — ſagte er ſich — du verdienſt ſchwere Vorwürfe, denn nur ein Zufall hat dich bewahrt. — O nein! — nahm der ſelbſtgefällige Advocat, welcher in jedem Menſchen wohnt, zur Selbſtvertheidigung das Wort — o nein! es war kein Zufall! Die Wahrheit kam dir zu Hilfe, ſie ſprach im letzten Momente den Namen aus, der in dir wohnt —

Und nun ſchweifte ſein innerer Blick hinüber nach Thüringen, und ſuchte im großen Wohnzimmer die ſtille Ecke auf, in welcher Marie zu ſitzen pflegte — da fiel ein Möbel im Nebenzimmer! — Arme Ludmilla! dachte er, wie niedergeſchlagen, wie verletzt wirſt du ſein! Und wie bekümmert mich das! — Endlich machte er Anſtalt, ſich zu entkleiden. Da hörte er einen ſchweren Tritt vor ſeiner Thür. Die Thür ging auf — es war Conrad. Er ſtieß einen unarticulirten Laut aus.

„Was iſt?“ — Der Teufel iſt los, Herr! Unten in den Ställen ſtehen Pferde kaiſerlicher Reiter — alle Ställe ſind voll. Cüraſſe lehnen in den Ecken und an den Futterkäſten und auf der Streu neben den Futterkäſten ſchnarchen Soldaten. Sie ſind von den Panzerreitern, die wir geſtern in Prag am Graben vor uns hatten, und ſind gewiß dieſelben, die wir heute Mittag vom Waldſaume aus geſehen haben. Was heißt das? dachte ich und trete in den Hof zurück, um einen andern Stall zu ſuchen für unſere Roſſe — da huſchte ein Knirps an mir vorbei, ſtraf mich' Gott! Herr, mir war's, als wäre das — und er war's —! „Wer?“ — Im Hausflur huſchte er an der Laterne des Hausknechts vorüber — es war die „rothe Feder“ aus Wien, der Spion, der Lump! — Ich nach — aber ich beſinn' mich und frag' erſt den Hausknecht. Richtig! Ein feiner geiſtlicher Herr zu Pferde und der Knirps ſind heute Mittag aus Prag angekommen, hinter ihnen ein Fähnlein Panzerreiter —

Conrads Bericht wurde unterbrochen durch ein Commandowort draußen auf der Gallerie. Unmittelbar darauf wurde die Thür aufgeriſſen, und der Hausknecht mit ſeiner Laterne, die er jetzt hoch hielt, leuchtete herein. Hinter ihm ſah man Cüraſſiere mit blanken Säbeln, neben ihm trat ein Fähnrich über die Schwelle und kündigte mit ruhigen Worten an: Herr von Starſchädel aus Sachſen ſei hiemit zum Gefangenen erklärt und habe ihm, dem Fähnrich, unverweilt nach Prag zu folgen. Der Kriegsmann neben ihm, Conrad geheißen, ein flüchtiger Oberöſterreicher, desgleichen.

Das kam ſo ſchnell, und es war da guter Rath ſo theuer, daß Starſchädel und Conrad einen Augenblick lautlos blieben. Jeder von ihnen begriff aber auch in demſelben Augenblicke, daß die Gefahr einer ſolchen Gefangennahme eine verzweifelt große ſei. Der Jeſuit im Hintergrunde, die „rothe Feder“, der erſichtlich weit vorbedachte Ueberfall deuteten auf Wien, auf den Halsprozeß vor zehn Jahren, welchem ſie nur durch die Flucht entronnen waren — inſtinktmäßig zogen Beide ihre Schwerter.

„Wozu der Widerſtand, Herr von Starſchädel“ — ſagte der Fähnrich in unverändert ruhigem Tone — „hinter mir ſtehen außen zwölf Cüraſſiere und unten ſind noch einmal ſo viel; Ihr habt nicht die geringſte Ausſicht, Euch durchzuhauen. Ergebt Euch!“ — Nicht dem Teufel ergeben wir uns! ſchrie Conrad. — „Wer hat Euch Vollmacht gegeben, mich zu verhaften?“ rief Hans. — Mein Oberſt. —

Hiermit war der ſoldatiſche Charakter des Angriffs ausgeſprochen, und Hans erkannte, daß es ganz nutzlos ſei, durch irgend welchen Ausweis oder durch irgend welche Berufung was auszurichten. Er fragte alſo nur kurz: „Wie heißt Euer Oberſt?“ — Graf Octavio Piccolomini. —

Es war alſo die wälſche Soldatenpartei, in deren Hände Hans gefallen, und ſomit war's ſonnenklar, daß auch eine

Berufung auf den Herzog von Friedland gar keinen Erfolg haben konnte. Hans faßte ſich und ſprach langſam und nachdrücklich: „Mein Herr Fähnrich! Aus Eurer Sprache ſchließ' ich, daß Ihr ein Oeſterreicher ſeid, alſo deutſches Blut. Ihr dient mit meiner Gefangennahme einer wälſchen Partei, die auch den Herzog von Friedland ſtürzen möchte. Von dieſem komme ich. Er wird Euch über kurz oder lang verantwortlich machen für den Ueberfall ſeines Gaſtes. Das bedenkt! Glaubt Ihr doch ſtricte gehorchen zu müſſen, ſo erwägt, was ich Euch jetzt ankündige. Ich leiſte Euch Widerſtand bis zu meinem letzten Athemzuge." — Ich auch! ſchrie Conrad. — „Wir verſtehen Beide zu fechten; wahrſcheinlich beſſer als Einer von Euch. Es koſtet Euch alſo Blut und Mannſchaft in reichlichem Maße, wenn Ihr's durchſetzen wollt. Wir haben den Vortheil des Terrains für uns, dieſe Stube mit einem einzigen offenen Ausgange, und Ihr ſeid der Erſte, welcher fällt. Ueberlegt, ob Ihr ſogleich mitten in der Nacht gewaltſam vorgehen müßt, oder ob Ihr nicht warten könnt bis zum Anbruche des Tages. Entfliehen kann ich Euch ja nicht. Ihr habt Leute genug, das zu verhindern, und bis Anbruch des Tages habe ich mich vielleicht entſchloſſen, den Widerſtand aufzugeben. Iſt Euch das einleuchtend?" — Warum nicht?! — Ueberlegt Ihr Euch nur auch nüchtern, daß es rathſamer iſt, heil und lebendig gefangen zu werden, als in die Pfanne gehauen. Denn in die Pfanne gehauen werdet Ihr. — Legt Euch ſchlafen, um nüchtern zu werden. Die Unbequemlichkeit, Euch ſcharf bewachen zu müſſen, übernehmen wir. Aber die Thür bleibt offen! —

Dies ſagend, poſtirte er zwei Cüraſſiere an die offene Thür und ging hinaus, die anderen zu inſtruiren.

„Was ſoll uns das helfen?" murmelte Conrad zu Hans. — Weiß ich's?! erwiderte dieſer halblaut — Zeit gewinnen! — Vielleicht — ſagteſt Du nicht, die Kaiſerlichen in Libitſche draußen gehörten zu Teuffenbach's Corps? — „Ja." — Teuffenbach iſt ein Deutſcher und vielleicht dem Friedländer ergeben. Wenn er ſelbſt — kurz, 's iſt doch ein Schimmer von Hoffnung, daß Teuffenbach's Corps mit Anbruch des Tages hier einrückt — „Wegen meiner!" brummte Conrad — „aber eine Hundsnacht wird's. Sobald wir ſchlafen, packen ſie uns!" — Alſo darf höchſtens Einer ſchlafen, damit er den Andern gleich weckt! — Biſt Du denn ſchläfrig? Macht Dich die Ausſicht auf den Galgen bei Wien nicht munter? — „Larum, larum! 's iſt weit bis Wien! Ich bin auch nicht ſchläfrig. Aber wann ich ſo lang ſtill ſitzen ſoll, da nick' ich halt ein. Wiſſen's was — ich hab' Euch zwar nie ſpielen g'ſehn — aber 's lernt ſich g'ſchwind. Spiel'n mer Landsknecht! — Erſt will ich die Feſtung bau'n!" —

Er ſprang auf, und zwar ſo dröhnend, daß die Cüraſſiere an der Pforte ſich eiligſt in Poſitur ſetzten, ſeinem Angriffe zu begegnen. „Schnapperl!" lachte er und ſchleppte die zwei Bettſtellen, welche im Zimmer ſtanden, dergeſtalt mitten in den Stubenraum, daß ſie einen Wall bildeten zwiſchen den Cüraſſieren und den Gefangenen. — „Eh' die ſchweren Trampel da 'rüber troteln, ſind wir munter, wann wir einnicken ſollten!" raunte er Starſchädel zu und brachte nun einen Tiſch herbei zum Landsknechtſpiel, welches er Hans in der Geſchwindigkeit lehren wollte.

Hans ließ ſich die Anordnung gefallen. Conrad zog aus der Taſche ein Spiel Karten, welches erſichtlich ſchon mehrere Feldzüge mitgemacht hatte und deshalb nicht gerade appetitlich war. Die Form dieſer Karten war noch einmal ſo groß als die der jetzt gewöhnlichen franzöſiſchen Spielkarten. Sie waren von ſpaniſchen Kriegsleuten nach dem deutſchen Reiche, wenigſtens nach den öſterreichiſchen Ländern, eingeführt worden und haben ſich — wunderlich genug! — bis jetzt nur in einem Lande erhalten, welches ein Jahrhundert ſpäter von den kaiſerlichen Landen abgeriſſen worden iſt, nämlich in Schleſien. Dort findet man noch heute die großen „Baſtan"-Karten auf dem Lande und in kleinen Städten. Mit dieſen Baſtan-, Spade-, Denar-

und Kuppe-Blättern begann nun Conrad ſeinen Unterricht im edlen, weil einfachen Landsknechtſpiele, und Hans rang ſich die Faſſung ab, dieſen Unterricht zu verſtehen und zu befolgen.

Dieſe Spielſtudie in geſpannter Lage, beleuchtet von einer röthlich qualmenden Unſchlittkerze, ward einen Augenblick lang belauſcht von einem Manne in zierlicher Cavalierstracht. Er war fein gewachſen und hatte ein glatt raſirtes, feines Antlitz, aus welchem kluge braune Augen leuchteten. Ganz kurzes, dunkles Haar und ſchwarze Augenbrauen hoben das Antlitz und die angenehme Bläſſe desſelben. Er blickte lächelnd über die Bettbarricade auf die Landsknechtſpieler hinein, welche ihn gar nicht bemerkten, und trat ſtumm wieder zurück, um vor der nächſten Thür, der Thür Ludmillas, ſtehen zu bleiben. Ludmillens wegen hatte er im Mantelſacke einen Cavalieranzug mitgebracht und jetzt angelegt. Dieſer Mann war Pater Norbert, einſt Jaromir von Zierotin.

Ohne Klopfen, abſichtlich jäh öffnete er die Thür Ludmillens. Er wollte überraſchen. Und das gelang ihm auch. Ludmilla hatte keine Kenntniß von Dem, was neben ihr vorgegangen war mit Hans. Das Geräuſch hatte ſie für gewöhnlichen Wirthshauslärm gehalten. Sie war niedergeſchlagen, zornig über ſich ſelbſt, wortkarg. Marianne hatte Bett- und Nachtzeug geordnet und die ſchweigende Herrin langſam entkleidet. Eben hatte ſich dieſe Bruſt, Nacken und Arme gewaſchen und abgetrocknet, — da trat Norbert ins Zimmer.

Ludmilla ſchrie auf und rief nach einem Tuche, um ſich zu verhüllen. Marianne fand nicht ſogleich eins, und Jaromir verhielt ſich ſchweigend, bis es gefunden war. Die Thür hatte er hinter ſich zugedrückt, ohne ein Auge zu verwenden von dem Bilde, welches ſeit ſo vielen Jahren ſeiner Einbildungskraft vorſchwebte, hundertmal gerade ſo vorgeſchwebt hatte, wie es jetzt die Wirklichkeit zeigte. Langſam trat er näher und winkte der Kammerfrau, ſich zu entfernen.

„Du bleibſt, Marianne!“ rief Ludmilla. — Ich glaube nicht, Mylady, daß es Euch angenehm ſein wird, die Nachrichten alle, welche ich Euch mitzutheilen habe, bekannt werden zu ſehen — ſprach er mit leichtem, angenehmem Tone; — tritt wenigſtens zurück bis an die Thür, Kammerfrau! Ich werde ſo lange leiſe ſprechen, bis die Lady ſelbſt Dich hinausſchicken wird!

Dann ſchob er der erſtaunten Lady einen Seſſel hin und nahm ſich ſelbſt einen, welchen er nahe zu dem ihrigen rückte. Ludmilla zögerte ſich zu ſetzen und wollte wenigſtens ihren Seſſel in größere Ferne ſchieben. Aber das Tuch, welches ihre Blöße bedeckte, hätte ſich verſchoben, wenn ſie einen ihrer Arme dazu gebraucht hätte.

„Setzt Euch getroſt, Mylady“ — fuhr er leiſe fort — „es iſt nicht ganz kurz, was ich Euch zu ſagen habe, und für Euch von äußerſter Wichtigkeit. Ihr ſeid in großer Gefahr, und ich kann Euch nur nützen, wenn Ihr mich dazu bevollmächtigt. Ich will Euch nützen — das weiß Euer Herz. In dem meinigen iſt kein Wandel vorgegangen, ſeit ich Euch in Hernals und Prag geſehen. Ich habe kein Weib bewundert ſeit jener Zeit. Euer zaubervolles Bild iſt ohne Nebenbuhlerin in meinem einſamen Herzensleben verblieben. Ich bitte, ſetzt Euch!“ Sie ſetzte ſich. Er ebenfalls.

„Fürchtet auch nichts von meinem Ungeſtüm, der ſich wol damals zuweilen verrathen. Ich bin beſonnen geworden; hab' es wol werden müſſen. Nichts weiter hiervon. Von Euch will ich ſprechen, von der Gefahr, in welcher Ihr ſchwebt. Euch dienen, Euch helfen iſt mir Erquickung im ſonſt ſo nüchternen Lebensdienſte. — Eure Gefahr ruht in folgenden Umſtänden: Ihr geltet in Wien als leidenſchaftliche Parteigängerin für die Proteſtanten, ja als eine Vertraute des Schwedenkönigs. Man vermuthet, daß Ihr als Unterhändlerin dieſes Königs nach Prag zu Waldſtein gekommen ſeid. Ihr habt Euch ſogar vorgeſtern öffentlich neben ihm dergeſtalt geäußert, daß man hat erkennen müſſen: Ihr betriebet Waldſtein's Losreißung vom Kaiſer, Waldſtein's Verbindung mit den proteſtantiſchen Führern, den Feinden des Kaiſers. Kurz, über Eure feindliche Geſinnung und unmittelbare Thätigkeit gegen den Kaiſer herrſcht kein Zweifel. Dies würde hinreichen, an Eure Feſtnehmung zu denken, blos um Eure Thätigkeit überhaupt zu lähmen. Man erwartet aber auch, und wäre es durch Zwangsmittel, von Euch zu erfahren: wie die Vorſchläge des Schwedenkönigs an Waldſtein im Einzelnen lauten, und wie Waldſtein dieſelben aufgenommen und beantwortet hat. Kurz, man hat hinreichende Gründe, Euch gefangen zu nehmen, gefangen zu halten und arg zu peinigen."

Nun ſchilderte er ihr, wie ſie bereits gefangen ſei ſammt dem ſächſiſchen Herrn von Starſchädel, und daß ihre Abführung in den nächſten Stunden ſtattfinden werde. „Ich allein" — fuhr er fort — „will und kann Euch retten. Aber ich will und kann es nur, wenn Ihr es wollt. Die Reiter, welche Euch mit Starſchädel nach Prag bringen ſollen, ſind angewieſen, all' meine Anordnungen zu reſpectiren. Zwei Stunden jenſeits der Elbe wird Halt gemacht, um die Pferde zu füttern. Dort trennen wir uns vom Zuge. Der Fähnrich erfährt durch mich, daß Ihr in ein geiſtliches Haus gebracht werdet, um dort verhört und verwahrt zu werden, und dort — mögt Ihr ſelbſt Euer weiteres Schickſal beſtimmen."

Lady Ludmilla war eine viel zu erfahrene Dame, um nicht raſch die ganze Situation und den inneren Zuſammenhang derſelben zu überſehen. Daß dieſer innere Zuſammenhang in der ſtandhaften Neigung Norberts für ſie ruhte, war ihr vollkommen deutlich. Das konnte nicht gar ſo erſchreckend ſein für eine Weltdame. Es war ihr am Ende gar ſchmeichelhaft nach der zärtlichen Niederlage, welche ſie vor einigen Stunden mit Hans erlebt. Gefällſt du noch? liebt man dich noch? iſt ja doch die Lebensfrage jeder Frau.

Sie ſchwieg eine Weile. Ihr Auge ruhte fragend auf dieſem feinen geiſtlichen Zierotin, deſſen geiſtlicher Charakter einſt das junge Mädchen erſchreckt hatte. Die junge Lady war nicht mehr ſo erſchreckt. Jaromir Norbert war auch nicht in Ordenstracht, und es war ihr geläufig worden, daß ſolch ein Jeſuit kaum Weltgeiſtlicher genannt werden könne. Er habe ja mit geiſtlichen Verrichtungen gar nichts zu ſchaffen, er ſei nur ein Diplomat für die Kirche. Sich ihm hinzugeben, war ihr bei alledem ganz fern. Sie war ein weiblicher Diplomat. Zeit und Gelegenheit wollte ſie gewinnen. Auf anderem Wege kam ſie zu demſelben Ziele, wie Hans kurz vorher gegenüber dem Cüraſſier-Fähnrich. Wie verletzt ſie war durch Hans, das überhörte ſie doch nicht, daß auch er gefangen und noch mehr als ſie gefährdet war. Statt einer directen Antwort gab ſie alſo nach kurzem Schweigen dem harrenden Norbert Fragen zu Gehör, Fragen über das geiſtliche Haus, in welches er ſie bringen wolle, und über die Möglichkeit, den Herrn von Starſchädel ſeinen Feinden zu entziehen. „Nicht meinetwegen!“ ſetzte ſie raſch hinzu, „wir gehören ſeit zehn Jahren nicht mehr neben einander. Aber den Jugend- und Glaubensfreund würde ich doch nicht verlaſſen, wenn ich nicht eine Beruhigung über ſein Schickſal hätte. Wollt Ihr mir dieſe Beruhigung geben, Herr Jaromir?“

Und dabei reichte ſie ihm die Hand hin, welche das Feſthalten des verhüllenden Tuches wenigſtens theilweiſe aufgab und einen weißen Arm zum Vorſchein brachte, den Jaromir Zierotin nie in ſolcher Enthüllung und Schönheit geſehen zu haben meinte. Denn ein nackter Arm in den Grenzen einer abgewogenen Toilette iſt etwas ganz Anderes, als ein nackter Arm, deſſen Grenzen unſicher und beweglich erſcheinen. Er benutzte feurig dieſe Gelegenheit, welche ihm ſolchergeſtalt niemals entgegen gekommen war, dieſe Hand Ludmillens zu ergreifen und zu küſſen, und Ludmilla rechtete nicht über die Dauer dieſes Kuſſes. Sie unterließ aber eben ſo wenig, mit Beſtimmtheit auszuſprechen, daß ſie jetzt ſehr ermüdet ſei, daß ſie am nächſten Morgen erſt um neun Uhr bereit ſein könne, ihn wieder zu ſehen, und daß ſie feſt darauf rechne, auch die vollſtändige Berückſichtigung des Herrn von Starſchädel morgen Früh zu vernehmen. „Daß er, ſobald er frei iſt, ohne mich weiter reißt, iſt ein Zugeſtändniß von meiner Seite, auf welches Ihr rechnen könnt, Herr von Zierotin! Und nun gute Nacht!“

Sie ſtand auf und geleitete ihn bis gegen die Thür. Er ſelbſt war in einem ſüßen Taumel: er ſah zum erſten Male den Liebeshimmel offen, und die Forderung für den ſächſiſchen Edelmann hörte er kaum. Dieſe Forderung zu bewilligen, lag durchaus nicht in ſeiner Abſicht, lag kaum in ſeiner Macht. Denn wozu dann im Angeſichte des Marradas und des fernen Lamormain, der ja doch durch Carretto unterrichtet wurde, wozu dann die ganze Expedition mit bewaffneter Macht?! Aber jetzt in ſeiner Aufregung ließ er das ohne Erwiderung, ließ er das ruhen und eilte nach ſeinem Zimmer, die Eindrücke ſeiner Leidenſchaft nachzuempfinden und nachzugenießen.

Ludmilla ihrerſeits war nüchtern und klug genug, ihn ungefähr ſo zu beurtheilen, wie er wirklich war, und ſein Schweigen auf die Forderung um Hans ungünſtig für Hans aufzufaſſen.

Sie ſtand nachdenkend ſtill vor der Thür, hinter welcher Norbert verſchwunden war. Dann fiel ihr ein, ob ſie nicht überhaupt zweifeln dürfe an der Gefahr — ſie öffnete raſch die Thür. Da ſah ſie die Cüraſſiere auf der Gallerie, da hörte ſie die rauhe Stimme Conrads, welcher ſein Landsknecht erklärte. Hanſens Thür mußte alſo offen ſtehen. Sie trat hinaus. Richtig! Zwei Cüraſſiere lehnten an den Thürpfoſten: die Gefahr war nicht übertrieben. — Was thun? Hans mußte unterrichtet werden, damit ſein wahrſcheinlicher Widerſtand nicht vorzeitig und deshalb wirkungslos ſtattfände. Wie aber? — Und was ſollte ſie ihm rathen? Dieſem Treuloſen — ach, ſie war doch edel genug, ſeinen Abfall von ihr durch Sorge um ſein Wohl zu vergelten. Sie öffnete ihre Thür, zog das Tuch feſt um die Schultern, trat hinaus, ſchritt raſch durch die erſtaunten Cüraſſiere, ſchritt raſch durch die beiden Wachen über die Zimmerſchwelle Hanſens und rief dieſem zu: er möge herantreten.

Die Wache hatte nur Befehl, jene zwei Männer nicht heraus zu laſſen. Dieſe weibliche Erſcheinung und dieſer Verkehr, welchen die Bettbarricade ohnedies trennte, hatte nicht eigentlich was zu thun mit ihrem Befehle. Die Wache ſah betroffen zu und betrachtete neugierig die ſchöne Dame — Ludmilla konnte ungeſtört mit leiſer Stimme Hans mittheilen, was bevorſtünde, und ihm rathen, ſich morgen ſtreng daran zu halten, daß er ſich nur von ihr trennen laſſe, wenn ſie ſelbſt ihre Einwilligung dazu gebe. —

Erſt als ſie ſo weit gekommen in ihrer halblauten Rede, ermannte ſich draußen der Wachtmeiſter der Cüraſſiere und rief: Niemand darf mit den Gefangenen verkehren! — Ein Raſſeln mit den Waffen folgte; Ludmilla wendete ſich und eilte in ihr Zimmer zurück.

Die Novembernacht ſchien kein Ende zu nehmen; ein dicker Nebel lag auf den Elbufern, als der Morgen dämmern ſollte. Es dämmerte fortwährend nur, es wurde nicht Tag. Auch um neun Uhr noch nicht, als Norbert-Jaromir an Ludmillens Thür klopfte. Sie war innen verriegelt und die Kammerfrau Marianne antwortete: Es ſei ja noch nicht Tag!

Hans von Starſchädel konnte ſich nicht auf ſolch einen Frauengrund berufen: er mußte folgen oder Gewalt erleiden. Der nüchterne Morgen hatte Norbert die ruhige Ueberlegung wieder gegeben, und ihr gemäß wollte er Starſchädel vorausſchicken. Wenn Ludmilla dies erführe — meinte er — würde ſie mit der Abreiſe nicht länger zögern, um jenen einzuholen. Und wenn ſie ihn nicht mehr einholte, ſo würde die Bedingung, welche ſie geſtern Abend geſtellt, von ſelbſt zerfallen.

Hans hatte ſich klar gemacht, daß jeder Widerſtand hier im engen Raume des Gaſthofs und der Stadt vergeblich, alſo thöricht ſein würde. Wie ernſt es den Soldaten ſei, hatte er in der Nacht erfahren. Conrad hatte zum Fenſter, welches in ein Gäßchen führte, hingewieſen. Eine Flucht dahinaus — das Stockwerk ſei niedrig! — könne doch zweckmäßig werden trotz der verſchloſſenen Stadtthore! Er hatte das Fenſter leiſe geöffnet, während die Wachen, an den Thürpfoſten lehnend, doch wol halb und halb ſchlummerten, und man hatte entdeckt, daß unten im Gäßchen ebenfalls Cüraſſierwachen auf- und niedergingen. Es war nur zu klar, daß die Gefangennahme gründlich vorbedacht und vorbereitet wäre. Draußen im Freien bei ſolchem Novembernebel konnte eher ein Befreiungsverſuch gelingen, wenn man bewaffnet und beritten bliebe.

Die Bewaffnung war nicht gering. Conrad hatte Starſchädel's und ſeine eigenen Sattelpiſtolen mitgebracht gehabt ins Schlafzimmer und hatte dieſe vier Schußwaffen in zuverläſſigen Stand geſetzt während der Nacht.

Als nun Norbert vor der Thür Ludmillens abgewieſen war, trug er dem Fähnrich auf, mit den beiden Gefangenen voraus zu reiten gen Prag, und wenn er ihn bis zum Abfüttern in Sadska noch nicht eingeholt mit der Dame, ohne weiteren Aufenthalt fortzureiten bis Prag und beim Generalcommandanten Don Marradas die Gefangenen abzuliefern.

Der Fähnrich kam alſo und forderte Hans auf, die Waffen abzugeben und ihm zu folgen.

„Wir werden Euch folgen“ — erwiderte Hans — „aber die Waffen liefern wir nicht ab. Wollt Ihr's erzwingen, ſo koſtet's Euch eine Anzahl Eurer Leute. Bedenkt, ob Ihr das verantworten könnt. Ich hab' Euch geſagt, daß ich Botſchaft gebracht an den Herzog von Friedland, daß ich unverletzlich ſein ſoll wie ein Parlamentär. Ihr ſeid gegen mich ausgeſchickt — ich weiß es jetzt — durch einen Pfaffen. Seht zu, wie's Euch bekommt, wenn Euch der Herzog von Friedland beim Kragen nimmt, falls Ihr mir ein Haar krümmt. Begnügt Euch alſo zunächſt damit, daß ich Euch folge.“

Der Fähnrich ſtand unentſchloſſen. Da rief eine Stimme von der Gallerie herein: „Die Waffen abnehmen, ſonſt entwiſchen ſie Euch draußen!“

— Das iſt die „rothe Feder“!“ rief Conrad, und ſich zum Fähnrich wendend ſetzte er hinzu: Das iſt ein Jeſuiten-Spitzel aus Wien! Ein ehrlicher Reiterfähnrich läßt ſich doch mein Lebtag nicht commandiren durch ſo 'nen Lump?! — „Vorwärts!“ — rief der Fähnrich — „die ganze Wache voraus zwei Mann hoch in den Hof hinunter. Ich ſchließe den Zug.“

Es geſchah. Unten ſtanden die geſattelten Pferde. Auch Starſchädel's und Conrads Roß. Man ließ den Gefangenen Raum, geſichert aufzuſteigen. Man ließ eine Diſtanz von fünf Schritt vor und hinter ihnen. So ging's durch den kurzen Hausflur. Dort aus der Wirthsſtube ſtreckte Medardo ſeinen Kopf, zog ihn aber eiligſt zurück, als Conrad im Vorbeireiten das Piſtol gegen ihn richtete.

Auf dem Markte — Ring heißt er überall in Böhmen, Mähren und Schleſien — rief der Fähnrich: „Halt!“

Er kam herangeritten zu Hans und ſagte ihm mit gedämpfter Stimme: Setzt Eure Hähne in Ruh' und ſteckt die Piſtolen in die Satteltaſchen. Es ſchickt ſich nicht für uns, daß Ihr ſo drohend zwiſchen uns reitet. Von uns geſchieht Euch nichts, ſo lange Ihr ruhig reitet. Ich ſag's Euch zu.

Hans ging darauf ein und Conrad mußte desgleichen thun. Die Stimmung Beider war eine ingrimmige, weil ſie ſich ihre Ohnmacht eingeſtehen mußten und doch die ſchwere Gefahr nicht abläugnen konnten, welcher ſie entgegengeführt wurden. Auch von den Teuffenbach'ſchen Truppen, von denen Hans in Ermangelung jeder andern Ausſicht irgend einen Wechſelfall ſich ſelber vorgeſpiegelt hatte, auch von dieſen zeigte ſich keine Spur. Und doch ſchlug die Glocke ſoeben zehn Uhr vom Thurme Podiebrads. Sie mußten längſt da ſein, wenn ſie von Libitſche über Podiebrad marſchiren wollten. Wahrſcheinlich berührten ſie alſo die Stadt nicht. Dennoch fand Hans einen kleinen Troſt darin, daß der Fähnrich „Links ſchwenkt!“ commandirte. Das ging nach Süden, ging nach dem Thore, durch welches er mit Ludmilla geſtern Abend einpaſſirte. Von dort mußten die Teuffenbach'ſchen kommen!

Langſamen Schrittes klapperte der Reiterzug über das ſchlechte Pflaſter dem Thore zu. Man ſah nicht zehn Schritte vor ſich, ſo dicht war der Nebel. Die Sonne ſchien plötzlich in ihn hinein, und man bewegte ſich wie in einer goldenen Wolke der Elbbrücke zu, die nahe am Thore draußen hinüber führte auf die Prager Straße. Der Nebel lichtete ſich mehr und mehr vor der Sonne, man ſah das Thor, welches eng und dunkel — Halt! rief der Fähnrich.

Hans ſchaute und horchte auf mit allen Organen! War es ſo, wie er gehofft? Ja! Soldatiſches Fuhrwerk wälzte ſich herein durch das enge Thor; der Fähnrich konnte nicht hindurch. Reiterzug auf Reiterzug folgte, Kanonen folgten, eine Schaar wohlberittener Officiere folgte — Hans ſchrie mit ſtarker Stimme: „Feldmarſchall Rudolph von Teuffenbach!“ — Was iſt da? antwortete eine Baßſtimme aus der Officierſchaar, welche links und rechts Platz machte, während ein großer, ſtarker Mann auf einem koloſſalen frieſiſchen Gaule ſtill hielt und nach Hans herüberſchaute.

Hans gab ſeinem Roſſe beide Sporen und war mit einem Satze dicht neben dem frieſiſchen Gaule.

„Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr?“ — Hans von Starſchädel heiß ich, Herr Feldmarſchall. Derſelbe, welcher vor vier Wochen als Parlamentär vor Biſchofswerda mit Euch geſprochen, als Ihr die Lauſitz genommen und Eure Reiter bis auf die Höhen vor Dresden ſtreiften. Feldmarſchall Arnimb ſchickte mich zu Euch. — „Richtig! Wie kommt Ihr daher? Iſt Arnimb's Vorhut ſo nahe, daß man Euch gefangen hat?“ — Keineswegs! Und nun erzählte Hans ſein Schickſal und berief ſich darauf, daß er ein Abgeſandter Arnimb's an den Herzog von Friedland ſei und dieſen erſt geſtern in Kolin verlaſſen habe, hier aber durch eine Privatintrigue der Jeſuiten feſtgenommen worden ſei.

Der Fähnrich war herzugeſprengt und gab auf Teuffenbach's Frage die Antwort: Graf Octavio Piccolomini, unſer Oberſt, hat mich ordonnanzmäßig geſendet.

„Hier halten wir auf, Kinder“ — ſagte ruhig Teuffenbach — „folgt mir auf den Ring! Dort iſt Raum, und im Rathhauſe wird ein Frühſtück zu finden ſein.“

Dies ſprechend, ritt er weiter, und Hans blieb neben ihm. Er benutzte die Gelegenheit, dem ſtill zuhörenden Feldmarſchall ausführlich zu ſchildern, was ſich in Prag ereignet, und welche Stellung Waldſtein in dieſem Augenblicke einnehme. Binnen acht Tagen — ſchloß er — iſt der Herzog wahrſcheinlich wieder Capo der kaiſerlichen Armada.

Raſch war Teuffenbach nicht zu gewinnen und zu überzeugen. Obwol ein Soldatenkind, war er bedächtig. Dem Friedländer ſtand er allerdings nahe; ſie hatten in ihrer Jugend ſchon unter Baſta in Ungarn gefochten, und im däniſchen Kriege vor ſechs Jahren hatte er unter Waldſtein die jetzige Höhe ſeiner Laufbahn erreicht. Er war dem Friedländer geradezu befreundet und war ſtets in brieflichem Verkehr mit ihm. Aber er war ein vorſichtiger Mann, und in ſeinen behaglichen Kriegermanieren pulſirte ſtets eine diplomatiſche Ader. Auch er war Renegat, war zum Katholicismus übergetreten, und gerade dadurch dem geiſtlich geſinnten Kaiſer und den Geiſtlichen überhaupt näher empfohlen und — verpflichtet. Daß Hanſens Gefangennahme von der Geiſtlichkeit ausging, war alſo keine Veranlaſſung für ihn, dem ketzeriſchen Sachſen beizuſpringen. Im Gegentheile: das machte ihn zäh. Am Ringe ſtieg er von dem frieſiſchen Hengſte ab, welcher noch aus der däniſchen Campagne ſtammte, ſchüttelte den großen, ſchweren Körper, fluchte auf den Nebel, befahl ein Frühſtück in dem Rathhausſaal, und ſagte beiläufig zu Hans: „Sucht Eure Papiere heraus, Eure Beglaubigung von Arnimb, Euer Zeugniß vom Herzoge, und zeigt mir das!

Vielleicht kann ich etwas für Euch thun.“ — Papiere hab' ich leider gar nicht. — „Oh! — das iſt ſchlimm! — Wer kommt denn da vom Nimburger Thore her? Wahrhaftig, das iſt ja der Raſchin — ruft den Reiter her zu mir!“

Es war ein einzelner Reiter mit einem Reitknecht. — Hans faßte wieder Hoffnung. Dieſer Raſchin, ein Unterhändler Waldſtein's, kannte ihn ja und wußte, daß er an Waldſtein abgeſchickt worden von Arnimb.

Aber Teuffenbach war es viel weniger um den ſächſiſchen Gefangenen zu thun, als um Kriegsnachricht, wenn Raſchin vom Norden käme. Wie weit ſind die Sachſen herein? war alſo ſeine erſte Frage.

„Sie können geſtern bei Zeiten Bunzlau erreicht haben, und ihre Streiftruppen können heut' vor Nimburg erſcheinen, Herr Feldmarſchall!“ antwortete vom Pferd herunter Raſchin. — Donnerwetter! ſchrie Teuffenbach und rief nach ſeinen Officieren, um Ordre zu geben.

Hans ward darüber vergeſſen. Er benutzte die Zeit, Raſchin ins Gedächtniß zu rufen, daß er ihn kennen müſſe und ihm vor dem Feldmarſchall bezeugen könne —

— Freilich, freilich! — unterbrach ihn dieſer und ſchwang ſich vom Pferde, ein ſchlank gewachſener, ſchwarzhaariger Mann von höchſtens vierzig Jahren. — Das werd' ich ſchon thun. Erzählt mir nur raſch, wie weit Ihr mit dem Herzoge gekommen ſeid; ich habe noch geſtern Arnimb geſprochen.

Dieſem Raſchin war es um diplomatiſche Neuigkeiten zu thun, wie dem Teuffenbach um kriegeriſche. Der Gefangene blieb Beiden in zweiter Linie, und doch ſtand der Fähnrich längſt neben Hans und beharrte darauf: der ſächſiſche Herr ſolle wieder aufſitzen und ihm folgen. Das Nimburger Thor ſei noch frei und man könne dort, wenn auch mit einem kleinen Umwege, zur Brücke.

Hans wies ihn ab. Der Fähnrich erklärte nun Gewalt anwenden zu wollen. Teuffenbach war nicht mehr in der Nähe und hatte ſich bis jetzt officiell des Fremden nicht angenommen. Der Fähnrich rief alſo nach ſeinen Leuten, welche unter dem immer dichter hereinmarſchirenden Corps ebenfalls bis auf den Ring vorgekommen waren.

„Zu Fuß, Herr Hans, in die Truppen hinein, und im Gedränge zu irgend einem Thore hinaus!“ raunte Conrad über die Schulter Hanſens, „die Roſſe können wir am Zügel führen, um ſie nicht einzubüßen.“

Das ſchien Hans doch ſehr unſicher. Er wollte die Nähe Raſchin's und des wahrſcheinlich hierher zurückkommenden Feldmarſchalls nicht einbüßen. Auch meinte er, da er nun doch wieder in halber Freiheit wäre, Ludmillens eingedenk ſein zu müſſen.

Er ſprach lieber noch einmal in Raſchin hinein, daß er lebhaftere Verwendung von ihm verlangen könne. Der Herzog von Friedland werde es ihm nicht vergeben, daß er nicht für einen Botſchafter des Herzogs mit Hand und Fuß eingetreten ſei. Drüben im Gaſthofe ſchmachte auch Lady Seymour in Gewahrſam desſelben Pfaffen, welcher ein perſönlicher Widerſacher des Herzogs ſei, und dieſe Lady Seymour, die Buſenfreundin der Herzogin von Friedland, werde Raſchin's flaues Benehmen bei der Herzogin und dem Herzoge zu ſchildern Gelegenheit finden. Denn eine ſolche Dame verſchwinde nicht für immer, wie man es wol mit einem Ketzer gleich ihm vorhaben und zu Wege bringen könne.

Es bedurfte kaum dieſer Mahnung für Raſchin. Das Los Starſchädel's ſtand ihm ſehr nahe. Als fahrender Unterhändler bald hier, bald da mitten unter Fremden und Feinden, empfand er ſehr wohl, was ſolch eine drohende Lage zu bedeuten habe. Nur ſeine Gewöhnung und ſein Charakter hatten ihn bis jetzt abgehalten, ſchärfer einzutreten für den ſächſiſchen Herrn. Er hatte ſich gewöhnt, ſtill und unſcheinbar zu bleiben Am liebſten wäre er unſichtbar geblieben. Die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, widerſprach der Lebensweiſe, welche er Jahre lang geführt, und dieſe Lebensweiſe hatte denn auch allmälig ſeinen Charakter ſo ausweichend, geſchmeidig und unterwürfig gebildet, daß er kaum noch den Muth beſaß, für irgend etwas nachdrücklich aufzutreten — Es war dieſer Raſchin ein Abenteurer, aus dem öſtlichen Böhmen gebürtig, welcher ſich Jaroslav Seſyna Raſchin von Rieſenburg nannte und ſich für einen Edelmann ausgab, welchem die Güter confiscirt worden wären, weil er proteſtantiſch und Anhänger des Winterkönigs geweſen. Die Widerſacher ſagten ihm nach, ſeine Güter wären im Monde gelegen, und den Namen „von Rieſenburg“ hätte er ſich nur angeeignet, weil er aus dem kleinen Orte Rieſenburg ſtammte. Heut' habe er Raſchin, geſtern Seſyn geheißen, und nur wo er ſich ſicher fühle, nenne er ſich von Rieſenburg. Er habe ſich bei Waldſtein einzuſchmeicheln verſtanden durch eine geſchickte Bildung, welche er ſich in einer Friedland'ſchen Jeſuitenſchule anzueignen gewußt, und Niemand läugnete, daß er ein gewandter Menſch wäre. Im Grunde aber traute Niemand ſeinem Charakter.

Vielleicht that man ihm Unrecht. Hier auf dem Podiebrader Ringe entſchloß er ſich wirklich, dem endlich zum Rathhauſe rückkehrenden Feldmarſchall Teuffenbach entgegen zu treten und dieſem in leiſer, beſtimmter Rede vorzuſtellen, daß dem ſächſiſchen Edelmanne geholfen werden müſſe, wenn dem Herrn Feldmarſchall an der Geneigtheit des Herzogs von Friedland auch nur das Mindeſte gelegen ſei. Der Lady Seymour drüben im Gaſthofe, einer Buſenfreundin der Herzogin, gedachte er dabei in geſchickter Einſchaltung.

Teuffenbach ſchwieg auf dieſe Anrede und ſah vor ſich hin. Es war ihm gar nichts an dem Handel gelegen, und die Nichteinmiſchung wäre ihm das Liebſte geweſen. Dieſen Appell des ihm wohlbekannten Friedland'ſchen Agenten mochte er indeſſen nicht ganz umgehen. Innerlich war er auch ganz des Wunſches, der Waldſtein möchte wieder das Commando übernehmen, und innerlich zweifelte er auch nicht daran, daß er es übernehmen werde, alſo —

— Alſo — ſagte er dann mit langſamer Betonung — Herr Raſchin von Rieſenburg, da Ihr einſtehen wollt für dieſen ſächſiſchen Herrn, ſo erledigt ſelbſt die Affaire. Ihr beruft Euch darauf, daß der Herzog denſelben kenne und protegire — gut! Dem Herrn Herzoge bin ich allezeit zu Willen. Der ſächſiſche Herr ſagt, daß der Herzog in Pardubitz ſei. Nach Pardubitz reitet man von hier aus bis zum Abend. Ihr, Herr Raſchin, ſeid ohnehin auf dem Wege zum Herzoge. Reitet alſo zu ihm, und tragt's ihm vor. Ich ſchlage hier in Podiebrad mein Hauptquartier auf, und bleibe wol wenigſtens bis morgen Früh, wenn mir die Sachſen nicht auf den Hals kommen. Bis morgen Früh kann ein Reitender des Herzogs mir die Willensmeinung Seiner Durchlaucht überbracht haben. So lange ſchütz ich den ſächſiſchen Herrn und natürlich die Dame. Alſo reitet, reitet zu! —

Dabei machte er mit ſeinen grauen Augenbraunen und ſeinen großen blauen Augen dem Raſchin ein zuckendes und zwinkerndes Zeichen, das dieſer auch zu verſtehen ſchien, denn er ſchwang ſich unverweilt auf ſein Pferd.

Neben Teuffenbach war nämlich während der letzten Worte Norbert erſchienen. Das hatte Teuffenbach wohl bemerkt, obwol er es nicht im Geringſten zu bemerken ſchien. Er war ein ſchlauer Politicus unter dem Anſchein harmloſer Biederkeit. Pater Norbert war ihm aus dem Lamormain'ſchen Kreiſe in Wien gar wohl bekannt, auch wußte er bereits aus der erſten Schilderung Starſchädel's, daß Lady Seymour im Wirthshauſe und in der Gewalt Norberts ſei.

Norbert ſeinerſeits hatte aus den letzten Worten Teuffenbach's errathen, daß es darauf abgeſehen wäre, ihm ſeinen Fang zu entziehen. Er rief alſo Raſchin zu: „Wartet, Herr, hier herrſchen Irrthümer!“ — und gegen Teuffenbach ſprach er: „Der kaiſerlich und kirchlich ergebene Feldmarſchall von Teuffenbach wird nicht höheren Anordnungen in den Weg treten, und Befehle da einholen, wo keine ſanctionirte Autorität wohnt!“

Teuffenbach ging auf dieſe Anrede gar nicht ein. Er drückte nur ſeine Verwunderung und Freude aus, den geiſtlichen Herrn in weltlicher Tracht und in Podiebrad zu finden. Und in welch' merkwürdigem Geſchäft! Eine Dame aufzuheben. Schau'! ſchau'! ſagte er, und zwang ſich zu einem zeitraubenden Lachen — ſchau', ſchau'! was der Krieg auch den geiſtlichen Herrn für kitzliche Laſten auferlegt —!

Unterdeß war Raſchin von dannen geſprengt, und Teuffenbach ſagte zu Starſchädel und zu den nahe ſtehenden Officieren, ja, mit recht gutmüthiger Betonung auch zu Norbert: Mein Koch winkt aus dem Rathhauſe, er iſt fertig. Ich kann den Herren, namentlich denen aus Sachſen und aus Wien, etwas vorſetzen, was ſie vielleicht nicht kennen. Seit einigen zwanzig Jahren, ſeit meinem erſten Ungarkriege unter Baſta kenn' ich's und genieß' ich's jeden Morgen. „Gulaſch-Fleiſch“ nennt man's. Gute, kleingeſchnittene Stücke Rindfleiſch mit Paprika-Pfeffer geſotten. Das ſchmeckt und nährt und reizt zu Wein oder Bier. Ich bitte die Herren, meine Gäſte zu ſein!

Alſo ſcherzhaft ſprechend, nahm er Norbert unter den Arm, und ſchritt ins Rathhaus. Unterwegs machte er in ſeinen tiefſten Baßtönen Norbert Vorwürfe, daß er nicht früher gekommen wäre. Er hätte ja doch einem geiſtlichen Herrn viel lieber einen Gefallen gethan, als einem unangenehmen Agenten des Friedländers. Aber Ihr kamt zu ſpät, fuhr er fort in ſeinen Baßtönen, die für jeden Dritten unverſtändlich waren — ich hatte ſchon zugeſagt. Seid übrigens unbekümmert! Ich halte mich nicht länger gebunden als bis morgen Früh, und der Friedländer iſt ſelten raſch zu ſprechen. Es wird Zeit verloren gehen. Das Zurückreiten hierher in der Nacht fördert auch nicht, beſonders wenn meine Wetterkunde richtig iſt. Ich denke, der aufſteigende Nebel giebt Schnee. Der wird einem Reiter aus Pardubitz bis hierher die Wege hinreichend verwirren und länger machen. Seid unbekümmert! Und nun erzählt mir doch, ich bitt' ſchön:

wie ſteht denn eigentlich die Frage mit Waldſtein? Wird er wirklich wieder Capo?

Solchergeſtalt ſorgte der abgefeimt treuherzige Kriegsmann nach der andern Seite, und es war recht wahrſcheinlich, daß er am nächſten Morgen wirklich Starſchädel der geiſtlichen Macht überlieferte, wenn des Friedländers Botſchaft und Befehl nicht frühzeitig eintraf.

Teuffenbach's Vorausſicht ſchien ſich zu erfüllen: Raſchin ſchien es nicht erreichen zu können, daß Waldſtein's Botſchaft bis zum andern Morgen in Podiebrad einträfe.

Schon um die Mittagszeit fing es an zu ſchneien. Raſchin, der alle Wege in Böhmen genau zu kennen meinte, hatte ſich darauf eingelaſſen, den nächſten Richtweg nach Prelauc einzuſchlagen. Der dicht und dichter fallende Schnee führte ihn aber mehrmals irre, und der kurze und trübe Novembertag verlor ſeinen matten Schein, ehe er Prelauc erreichte. Hier mußten die Pferde gefüttert werden. Es war zehn Uhr des Abends, als er in Pardubitz vor der Wohnung des Herzogs vom Pferde ſtieg.

Roſtok, dem er ſehr wohl bekannt war, empfing ihn mit ſtummen Zeichen: er möge kein Wort ſprechen und gleich in ein Nebencabinet treten. Ein wichtiger Mann aus Wien — flüſterte er im Nebencabinet — iſt drin beim Herrn. Dieſer Mann darf Euch nicht ſehen; Ihr ſeid nicht unverdächtig.

Umſonſt beſtand Raſchin darauf: was er bringe, habe Eile. Roſtok meinte, jetzt den Herrn nicht ſtören zu dürfen; denn es ſei der Queſtenberg ſelbſt, der drin mit dem Herrn tractire, und der Herr ſei vom Prager Exceß ſo krank, daß ihn ein Splitterchen „gifte“. Raſchin mußte warten. Eine neue halbe Stunde ging verloren.

Endlich wurde er eingeführt und ſtand vor dem Herzoge, welcher auf einem niedrigen Lehnſeſſel mehr lag als ſaß und ganz in Katzenfelle eingenäht war. Er litt Schmerzen, und ſein

Auge traf den Agenten wie ein Pfeil, als dieſer von Podiebrad zu erzählen begann. —

„Schwätzer!“ unterbrach ihn der Herzog. „Vom Könige ſollſt Du ſprechen! Wie hat er meinen Vorſchlag aufgenommen?“ — Ausweichend, Durchlaucht. — „Er kehrt nicht um?“ — Nein. — „Wer hat ihn geſprochen? Du oder Thurn?“ — Graf Thurn, den ich in Schleuſingen traf. Er iſt zu ihm geeilt und hat ihm Euren Antrag auseinandergeſetzt. Entweder Bündniß mit Euch unter den alten Bedingungen, und dann ſofortigen Einbruch mit ſeinem Heere in die Erbſtaaten und Vereinigung mit Euch — oder Durchlaucht übernähme das Commando vom Kaiſer, und ſetzte Himmel und Erde in Bewegung gegen ihn. — „Nun?“ — Graf Thurn kam ſehr ärgerlich zurück: der Schwedenkönig hatte geſagt: er könnte jetzt nur einige Regimenter abgeben an die Sachſen zum Einfall in die Erbſtaaten.

Der Herzog ſchwieg. Sein Körper zuckte. Waren es nur Gichtſchmerzen? Es ſchien ſo, denn er ſagte endlich: „Wie ich gedacht. Und beſſer ſo. So braucht’s keiner Theilung. — Jetzt iſt Arnimb die Hauptſache. Wie weit iſt er? Wie haſt Du ihn gefunden? Und wie folgt ihm der Kurfürſt?“ — Der Kurfürſt folgt ihm jetzt gut. Er iſt ſchon aufgebracht über die herriſche Art des Schwedenkönigs, und —

Hier ſchaltete Raſchin nun flüchtigen Wortes ein, was ihm begegnet zu Podiebrad und in welcher Gefahr der Abgeſandte Arnimb’s dort ſchwebe.

„Roſtok!“ rief Waldſtein. — Roſtok erſchien. — „Iſt Bubna noch in Pardubitz?“ — Vor einer Stunde iſt er fort. — „Dann — — Du, Raſchin, ſollſt nicht gleich wieder hin. Es macht Dich zu kenntlich. — Wer iſt denn — —? Ruf’ den jungen Burſchen, den Leo — ſo heißt er ja?“ — Leo! — „Ruf’ den her!“

Roſtok eilte fort. — „Setz’ Dich hin, Raſchin, und ſchreibe einen Geleitsbrief von mir. Einen umfaſſenden. Was der Ueberbringer ſagt und will, ſoll angeſehen werden wie von mir ſelbſt ausgehend.

Während Raſchin ſchrieb, verſank der Herzog auch mit ſeinem Kopfe in den Katzenfellen bis an die Ohren, und da er die Augen ſchloß, ſo war nur eine unklare Maſſe von ihm zu ſehen. Seine Gedanken waren damit beſchäftigt, ob nicht ein junger, unerfahrener Menſch das beſte Werkzeug wäre für die wichtigſten Dinge —

Leo trat ein. Waldſtein ließ ſich den geſchriebenen Geleitsbrief reichen ſammt einer eingetauchten Feder, welche freilich kaum Haltung fand zwiſchen den gichtigen Fingern. Dennoch las er erſt den Geleitsbrief ſorgfältig durch. Dann malte er auf ſeinem Knie, erſichtlich unter Schmerzen, ſeine Namenschiffre darunter —

„Drück' in Wachs mein Siegel drunter, Raſchin! Deutlich! Meine Schrift iſt ſchlecht. — Du, Leo, höre! Du reiteſt auf der Stelle mit Raſchin's Reitknecht nach Podiebrad und trachteſt, am Morgen dort einzutreffen. Dort gehſt Du unverzüglich zum Feldmarſchall Teuffenbach. Ihm ſagſt Du, daß ich Dich ſende, und weiſeſt ihm den Geleitsbrief vor. Mein Wille ſei, daß der Feldmarſchall den Herrn von Starſchädel, Lady Seymour und Dich mit ſicherem Geleit bis an die ſächſiſchen Vorpoſten führen laſſe. Dies ſei mein Wille; der Feldmarſchall werde in Deinem Geleitsſchreiben dies Wort ausdrücklich finden. Sollte er es überſehen, ſo würde ich es ihm mündlich wiederholen, und zwar ſpäteſtens in vierzehn Tagen. Paſſ' auf! Dies vom „Willen“ ſagſt Du nur, und ſagſt Du erſt, wenn er ſich nicht bereitwillig zeigt. — Höre weiter: Dem von Starſchädel laſſ' ich ſagen: es ſei mir ſeit einer Stunde noch viel dringender als früher Ernſt damit geworden, daß wir deutſchen Führer zuſammenhielten, und daß ich ihn bitten ließe, dem Feldmarſchall Arnimb dies ehrlich und getreu von mir auszurichten. Endlich! Bei den Sachſen angekommen, läſſeſt Du Dich zum Feldmarſchall Arnimb führen und bitteſt ihn um eine geheime Unterredung.

Biſt Du allein mit ihm, ſo ſagſt Du laut: Mein Herr wünſcht eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Herrn Feldmarſchall. Er ſchlägt dazu das Schloß Kaunitz vor, welches dem Grafen Tertſchka gehört und zwiſchen Nimburg und Prag liegt. Der Feldmarſchall werde wol ſchon in den nächſten Tagen die dortige Gegend in ſeiner Gewalt haben, und er möge mir durch Dich einen Geleitsbrief ſenden. Alsdann ſage leiſe zum Feldmarſchall, ſo leiſe, daß nur er es hört: Mein Herr läßt Euch rathen, in continenti auf Prag zu marſchiren und Prag zu nehmen. Er ſteht Euch dafür, daß es nicht einen Mann koſten wird, denn der Hundsfott Marradas reißt aus, ſobald die Sachſen auf dem Weißen Berge erſcheinen. — Das iſt Alles. Haſt Du verſtanden?“ — Alles. — „Du ſprichſt nur das, was ich Dir geſagt, und nur zu den Perſonen, die ich Dir genannt. Ein Wort zu ſonſt Jemand koſtet Dich — — aber wozu drohen?! Du biſt treu, biſt Du?“ — Mit Leib und Seele Euch ergeben, Durchlaucht. — „Reich' mir Deine Hand! Aber drück' die meine nicht; ich habe Schmerz. — So! — Ich weiß nicht, Burſch, was in Deinem Auge ſitzt, es ſpricht mich an, wie — — baſta, Du haſt Eile. Ruf' Roſtok!“

Roſtok kam und erhielt den Auftrag, Leo tauſend Goldgulden einhändigen zu laſſen. „Nicht blos für Dich, Patron. Aber ausgeben kannſt Du ſie neben Arnimb. Sieh Dir die Leute an, welche ihn umgeben, welche für ihn ſchreiben, welche in der Stille mit ihm reden. Dem Geſcheidteſten von dieſen Leuten drück' unter vier Augen die Hälfte in die Hand und ſag': Vom Friedländer, der Euch kennt als klugen, tüchtigen Mann! — Wenn Du wiederkehrſt, ſagſt Du mir ſeinen Namen. Genug. Weiter!“

Es war Mitternacht geworden und es ſchneite leiſe, aber ununterbrochen. Die Ausſicht war gering, daß Leo Podiebrad bis zum Morgen erreichen werde. Wenigſtens meinte Raſchin's Reitknecht, der neben ihm durch die Nacht dahin ritt: Es ſei unmöglich. Bis Prelauc wol könnten ſie traben, denn bis dahin ſei breite Straße; von da ab würde aber der Weg ſchmal, und ſei bei Schnee und Finſterniß kaum zu finden. „Der Mond kommt um zwei!“ erwiderte Leo, „und da hört auch vielleicht das Schneien auf.“

Das traf ein; der Himmel wurde ſogar klar gegen Morgen, und Stern auf Stern wurde ſichtbar. Aber die einförmige Schneedecke brachte ſie noch eine weite Strecke vor Libice vom Wege ab, und ſie verſanken mit ihren Roſſen plötzlich dergeſtalt in einer Schlucht, daß die größte Anſtrengung nöthig war, um nur wieder feſten Boden zu gewinnen. Koſtbare Zeit ging verloren, und ſie war nicht einzuholen durch erhöhte Eile. Sie waren ohne Weg und konnten nur im Schritt weiter, da neues Verſinken zu befürchten ſtand. In ſolcher Lage überraſchte ſie die Morgendämmerung.

Dieſelbe Morgendämmerung wurde in Podiebrad von Norbert mit Ungeduld erwartet. Er hatte am vergangenen Tage und in der eben verfloſſenen Nacht vergeblich Alles angewendet, Teuffenbach's abwartendes Syſtem zu erſchüttern. Der Feldmarſchall entzog ſich ihm auf alle mögliche Weiſe. Am Tage dadurch, daß er gegen Nimburg hinüber auf Recognoscirung ausritt, des Abends und in die Nacht hinein dadurch, daß er Tafel hielt und nur für die zahlreichen militäriſchen Meldungen ein aufmerkſames Ohr zeigte. Norbert ahnte es, daß ihm die Leute verloren wären, wenn bis zum Morgen eine beſtimmte Weiſung Waldſtein's einginge. Nur die beſtimmte Friſt blieb ſeine Hoffnung: der anbrechende Morgen.

Sobald der lichtgraue Schein eines Novembertages über Podiebrad aufging, hatte er ſeinen Fähnrich, deſſen Reiter und Medardo in Bereitſchaft geſetzt und ſchritt über den Ring zum Rathhauſe, wo er den Marſchall zu finden hoffte.

Lady Ludmilla, Hans und Conrad ihrerſeits hatten ſcheinbar ergeben die Henkersfriſt abgewartet. Ludmilla war ununterbrochen auf ihrem Zimmer geblieben. Nur einen Verſuch hatte ſie gemacht, den Feldmarſchall zu ſprechen: ſie hatte ihn bitten laſſen, ihr ſeinen Beſuch zu ſchenken. Teuffenbach hatte ſich mit unabläſſigem Kriegsgeſchäfte entſchuldigt. Er hatte keine beſondere Schwäche für Frauen — wozu das Hin- und Herreden! Sein Adjutant, oder wie er ihn nannte, ſein „Adlatus“, hatte ihr übrigens die beſtimmte Verſicherung überbracht, daß der Feldmarſchall eine Freundin der Herzogin von Friedland nach beſten Kräften ſchützen werde. Dieſer „Adlatus“, ein bärtiger, ſtämmiger Officier, machte ihr übrigens den Eindruck ſoldatiſcher Zuverläſſigkeit, und ſie hielt ſich für beruhigt.

Conrad hatte natürlich zehn Pläne entworfen, Hans und ſich aus dem Thore hinaus zu bringen, war aber überall auf das Netz geſtoßen, welches die Hand Medardos überall ausgeſpannt hatte; denn Medardo war der „Adlatus“ des Fähnrichs geworden. Die Cüraſſierwachen waren Hans und Conrad fortwährend nahe geblieben und hatten ſie zur Nacht wieder in ihr Zimmer mit den Bettbarricaden geleitet. Barricaden waren unter den jetzigen Umſtänden nicht mehr nöthig, Müdigkeit war vorhanden geweſen nach der Barricadennacht, die Betten waren alſo in ihr Recht getreten, und die Gefangenen erwachten jetzt aus tiefem Schlafe. — „Das Wetter iſt hell geworden“, rief Conrad, „vielleicht kommt des Friedländers Bote doch zur rechten Zeit!“

Sie warfen ſich in die Kleider. Hans wollte ſogleich aufs Rathhaus. Dort meinte er ſicherer zu ſein, als hier in der Abgeſchiedenheit. Die Cüraſſierwachen widerſetzten ſich. Hans und Conrad ſpannten die Piſtolen und hielten ſie ihnen vor die Bruſt, indem ſie ſich auf den Befehl des Feldmarſchalls beriefen. Die Cüraſſiere fügten ſich. — Hans rief vorübergehend ins Zimmer Ludmillens hinein: ſie möge ihr Zimmer um jeden Preis behaupten und ſich durch nichts herauslocken laſſen.

Wie ſie befürchtet, fanden ſie den Hausflur vor der Treppe von anderen Cüraſſieren beſetzt und Medardo bei ihnen. Die vorgeſtreckten Piſtolen und die Berufung auf den Feldmarſchall wirkten auch hier. Medardo entzog ſich wie geſtern jeder Begrüßung des Bart-Conrad, und die Cüraſſiere waren längſt unſicher, wie weit ſie in Widerſtand und Angriff gehen dürften. Ihr Fähnrich war nicht da, er war ebenfalls zum Feldmarſchall hinüber. Es blieben alſo nur ihrer zwei zur Bewachung der Lady zurück, die übrigen folgten Hans und Conrad auf den Ring hinaus.

Der war unwegſam. Fußtruppen verließen ihn eben; Geſchütze aber mit ihrem zahlreichen Geſpann nahmen ſogleich, vom ſüdlichen Thore kommend, ihren Platz ein. Es war ein raſſelndes Gedränge und ein wüſter Lärm. Mühſam und langſam ſchlängelten ſich Hans, Conrad und die Cüraſſiere hindurch. Auch im Rathhauſe war lebhafte Bewegung. Ordonnanzen eilten ab und zu. Sie ſprengten in den gewölbten Flur hinein bis an die Stiege, wo ein Officier ihre Meldungen anhörte, und hinauf ſagen ließ.

Hans drang dennoch die Stiege hinauf. Sein männliches und würdiges Weſen, höflich und doch feſt, veranlaßte die Officiere, ihn durchzulaſſen. Die Cüraſſiere wurden zurückgewieſen an der Stiege.

Oben im Vorſaale harrte Norbert. Er harrte ſchon lange und war ſehr ungeduldig. Aber es half nichts, er wurde nicht vorgelaſſen: der Feind ſei nahe, hieß es, der Feldmarſchall habe für nichts Zeit als für den Dienſt.

In der That lauteten die Nachrichten der Vorpoſten dahin, daß nicht nur Streiftruppen der Sachſen, nein, daß das ganze ſächſiſche Heer im Anzuge auf Nimburg ſei. Vielleicht um dort den Uebergang über die Elbe zu erzwingen und ſolchergeſtalt das nahe Prag zu bedrohen. Nimburg iſt nur ein paar Stunden von Podiebrad entfernt, Teuffenbach's Heertheil war alſo wol verpflichtet, ſich dort dem Feinde entgegen zu ſtellen. Die Frage war nur noch, ob man wirklich ſchon das Hauptheer der Sachſen unter Arnimb vor ſich habe, und darauf bezogen ſich all' die heranſprengenden Meldungen, welche der ſtämmige „Adlatus“ an der Treppe in Empfang nahm und dem Feldmarſchall hinein berichtete. Gleichzeitig wurde auch das Frühſtück des Feldmarſchalls, eine große Kanne Warmbier, wohl gewürzt mit Ingwer, hineingetragen.

„Der Morgen iſt da!“ — rief jetzt Norbert dem vorübergehenden Adlatus zu — „ſagt gefälligſt, Herr, dem Feldmarſchall, daß ich ihn nicht weiter ſtören will und mit meiner Begleitung abreiſe.“ — Glückliche Reiſe! erwiderte der bärtige Kriegsmann und verſchwand. — „Herr von Starſchädel, ich bitte mir zu folgen!“ — Mit nichten, Herr! — „So laſſ' ich Gewalt brauchen!“ — Verſucht es!

Norbert ging die Treppe hinab, um die Cüraſſiere zu holen. Hans mußte ſich eingeſtehen, daß die Lage ſehr ungünſtig geworden. Unter den Vorbereitungen zu einer Schlacht werde der Feldmarſchall für eine ſolche Nebenſache keine Aufmerkſamkeit haben, und einem ſächſiſchen Kriegsmanne werde Niemand ſchonende Theilnahme widmen in der Stunde, welche blutigen Kampf mit den Sachſen drohe. Waldſtein's Botſchaft aber blieb aus, und der Morgen ſchien ſonnenhell in den Saal herein!

Da kam der Adlatus wieder heraus und rief die Stiege hinab: Den Hengſt des Herrn Feldmarſchalls vorführen!

Der Feldmarſchall brach alſo auf; nun ſchwand die letzte Hoffnung. Norbert kam denn auch wirklich mit den Cüraſſieren die Stiege heranf.

Gleichzeitig trat Teuffenbach aus dem Zimmer. Er wiſchte ſich die letzten Frühſtückreſte aus dem grau geſprenkelten Knebelbarte und grüßte freundlich mit der Hand dem entgegenkommenden Norbert, welcher kurz und bündig wiederholte, daß er eben aufbreche, und mit feinerer Betonung hinzuſetzte, daß die Seinigen in Wien dem Herrn Feldmarſchall zu jedem Gegendienſt gewärtig wären.

„Danke! danke!“ erwiderte Teuffenbach, indem er die Handſchuhe anzog und ſich mit ſeinen großen Augen umſah.

Der Adlatus ſtand an der Treppe und zuckte kaum merklich die Achſeln. — „Sagt gefällig dem Don Balthaſar“ — fuhr Teuffenbach langſam fort gegen Norbert — „daß wir bei Nimburg eine Schlacht gewärtigen müſſen und daß er ſich mit Prag vorzuſehen habe. Iſt's wirklich Arnimb ſelbſt ſchon, ſo bin ich ihm an Truppenmacht kaum gewachſen, und wenn das iſt, ſo kann ich nicht im Angeſicht des Feindes über die Elbe meinen Rückzug nehmen, ſagt ihm das! Glaubt Ihr, Herr von —?“ — Starſchädel, Herr Feldmarſchall. — „Glaubt Ihr, daß Feldmarſchall Arnimb ſelbſt mit Eurem Hauptheer ſchon ſo weit ſein könne? Aber Ihr werdet Eure Meinung nicht ausſprechen wollen.“ — Die Meinung aber, Herr Feldmarſchall, muß ich ausſprechen, daß mein Feldherr es nimmermehr glauben wird: ein alter Kriegsgenoſſe des Friedländers habe einen Abgeſandten des Friedländers den Pfaffen überliefert. — „Sachte! Sachte!“ — Der Herzog von Mecklenburg und Friedland ſteht bei uns in höherem Anſehen, als, wie es ſcheint, bei ſeinen Generalen. — „Sachte, Herr von Starſchädel! Das hätte einen Sinn, wenn Ihr einen Geleitsbrief des Herzogs beſäßet —“ — Und der Herzog von Friedland — unterbrach Norbert raſch den Feldmarſchall — iſt ein Privatmann. Vorwärts, Herr von Starſchädel! — „Der Erſte, welcher mich anrührt, iſt des Todes!“ — Laßt mich nur erſt durch, Ihr hitzigen Herren, ich hab' in Kaiſers Dienſt zu thun — rief lachend Teuffenbach und ging auf die Treppe zu. Dort wendete er ſich gegen den Adlatus und ſagte: „Alſo noch eine Stunde für unſere Botſchaften, welche alle hierher inſtradirt ſind. Dann mir nach: ich werde auf dem Thurme in Nimburg ſein“.

Unter dieſen Worten ſtieg er die Treppe hinab. Er hatte alſo Hans aufgegeben, da nichts von Waldſtein angekommen war.

Für Hans war dies ein Eindruck entſcheidender Art. Es trat klar vor ihn hin, daß von nun an jeder Widerſtand mit Waffen Thorheit wäre. Mitten unter Soldaten, welche ſich für ſeine Widerſacher erklärten, wurde ein perſönlicher Kampf hoffnungslos. Er konnte eine Anzahl Cüraſſiere tödten oder lähmen, ja, er konnte den Fähnrich mit dem ganzen Fähnlein niederwerfen, was half es? Hundert andere Soldaten wurden dann gegen ihn geführt, die ganze Metzelei war zwecklos. Er entſchloß ſich kühl und troſtlos, jeden Widerſtand aufzugeben. Troſtlos, denn er gab ſich keiner Täuſchung darüber hin, daß er dem ärgſten Schickſal entgegengeführt würde.

Ganz anders wirkte dieſer Gedankengang in Conrad. Von den Pfaffen nach Wien eingeliefert in die Schranne, konnte er diesmal — das wußte er, wie laut er geprahlt! — dem Galgen nicht mehr entgehen. Und nun fiel Alles von ihm ab, was ſeit zehn Jahren an Bildung ihm beigebracht war. Das war nicht gering, denn Alles hatte daran gearbeitet, ihn zu zähmen, zu mäßigen und zu veredeln. Das ſorgenfreie, ſtille Leben der Seinigen in Gnadenfrei, wo er immer willkommen war, wenn die Kriegspauſen für ihn eintraten, wo ſein Kind lieb und herzig heranwuchs, wo das treue, kluge Weib ihn immer mit erhöhter Liebe empfing, wo die faſt heilige Frau Amalie ihn immer lächelnd begrüßte, ihn immer langer Unterredungen würdigte. Wie aus einem Bade friſchen Quellwaſſers war er ſtets aus dieſen Unterredungen hervorgegangen, ſeine wilden Bundſchuhgedanken waren immer berichtigt worden. Nicht verworfen, Gott bewahre! Das hätte ihn nur aufgebracht, nein, berichtigt, geklärt waren ſie worden durch die menſchenfreundlichen Bemerkungen der guten Frau, welche kein Standesvorurtheil zeigte, gar keins. Seine nüchterne Religion aber, die alle Anlage hatte, gar keine Religion zu werden, ſie hatte im Pater Dunſtan diejenige Oppoſition gefunden, welche er wohl mochte. Der alte geiſtliche Herr gab auch nichts auf Redensarten und auf unklare Glaubensforderungen. Aber er ging recte aufs Herz los, er forderte Wahrhaftigkeit, er bewies aus der Natur, aus den nächſt liegenden Dingen, daß eine unfaßbar große Macht zum Grunde liege, daß es albern und kindiſch ſei, wenn der Menſch dieſe Macht nicht ſcheue und würdige, und daß ein gottesläſterlicher Menſch zur Beſtie herabſinke, wenn er ſeine Vernunft nicht höre und bilde. — So durchgerüttelt an Herz und Geiſt war er immer wieder ins Heer zurückgekehrt, und war allmälig ſo weit civiliſirt worden, daß er Ordnung im Dienſte und im Verkehr beobachten lernte, daß er regelmäßigem Streben zuneigte, daß er den dienſtmäßigen Lohn für ſeine angeborne Tapferkeit ſchätzen lernte, daß er als ernannter Rottenführer Behagen fühlte im ordnungsmäßigen Gange der Dinge. — All' dieſe Errungenſchaften ſprangen jetzt wie Reifen von einem Weinfaſſe, deſſen junge Gährung noch einmal beginnt. Wozu der Plunder?! dachte er jetzt in Wuth über ſolchen elenden Ausgang ſeines Lebens — wozu der ganze kleine Kram von Mäßigung und Rückſicht mitten unter den Schuften, welche doch die Welt regieren?! Und der Zorn verfinſterte ihm Alles, und er wartete bebend vor Wuth nur auf das erſte Wort Norberts, welches nun folgen und die Entwaffnung wie Feſtnahme endgiltig befehlen würde. Denn dieſen gleißneriſchen, zierlichen Kerl gerade haßte er jetzt ſo ingrimmig, daß ihm ſein Haß gegen die „rothe Feder“ wie eine Spielerei vorkam.

Norbert zögerte denn auch nicht, als Teuffenbach die Treppe hinab verſchwand, den Cüraſſieren anzubefehlen, daß ſie jetzt auf Leben und Tod ein Ende machen ſollten mit der bewaffneten Gefangenſchaft der beiden Ketzer, und daß ſie dieſelben entwaffnen und feſſeln ſollten —

Er war nur bis zum Worte „feſſeln“ gekommen, da hatte ſich Conrad wie ein Löwe auf ihn geſtürzt, hatte ihn bei der Kehle gefaßt, daß die Augen des Schlachtopfers aus ihren Höhlen traten, hatte mit der andern Hand den Körper in die Höhe gehoben und ſchleuderte ihn jetzt wie einen Ball in die Treppenöffnung hinein, daß Norbert ebenſo ſpurlos verſchwand, wie kurz vorher der Feldmarſchall im Dunkeln dieſer Stiege verſchwunden war.

Es war dies ſo ſchnell gegangen, daß kein Cüraſſier hatte zu Hilfe ſpringen können, ja Conrad behielt Zeit und Raum, nach dieſer Expedition ſeinen langen Pallaſch zu ziehen und mit erſtickter Stimme die Cüraſſiere heraus zu fordern. Die Piſtolen hatte er vor dem Ueberfalle in den Gürtel geſteckt, es war ſeinem Naturell angemeſſener geweſen, in äußerſter Wuth mit dem ganzen Körper einzutreten.

— Halt! — ſchrie eine donnerähnliche Stimme — ſeid Ihr des Teufels?! Damit wartet doch, bis Ihr nichts mehr zu hoffen habt! Ihr ſeid ja noch eine Stunde lang außer Gefahr!

Dieſe Stimme gehörte dem Adlatus, welcher übrigens nicht ohne ein Lächeln die Stiege hinabſchaute, wo der fliegende Norbert dem heraufſteigenden Fähnrich begegnet war und dieſen umgeriſſen hatte, zu großer Unannehmlichkeit des Fähnrichs, aber zur Rettung des Fliegenden, der ſolcherweiſe an einem nachgiebigen Stoffe das Ende ſeines Fluges erreichte und nicht an der unnachgiebigen Mauer.

Die Rede des Adlatus von einer noch freien „Stunde“ hatte übrigens ihre Wirkung geäußert. Die Cüraſſiere, welche zuſpringen wollten, hatten inne gehalten, Hans hatte einen Ruf des Erſtaunens ausgeſtoßen, und auch Conrad hatte nach einer Weile etwas verſtanden von der Bedeutung dieſer Rede.

Selbſt Norbert in ſeiner unangenehmen Lage auf den Treppenſtufen hatte den Inhalt dieſer Rede begriffen. Er raffte ſich in die Höhe und klomm, zunächſt noch etwas ſchwindlig, an der eiſernen Geländerſtange herauf, noch im Steigen die Frage ausſtoßend: „Was — ſoll — „die Stunde“ — bedeuten?“ — Ihr habt's ja ſelbſt gehört, Herr, aus dem Munde des Herrn Feldmarſchalls — erwiderte trocken der Adlatus, — daß ich noch eine Stunde hier warten ſoll auf alle die Botſchaften, welche hierher inſtradirt ſind. — „Botſchaften — welche den Krieg — betreffen!“ lallte Norbert, der ſich nur allmälig erholte. — Alle Botſchaften! hat der Feldmarſchall geſagt, alſo auch die, welche in Betreff dieſer zwei Männer vom Herzoge von Friedland erwartet wird. —

Das war ein Donnerſchlag. Erquickend für Hans und Conrad, betäubend für Norbert. Er verkündete, daß die Soldaten ihres alten Generaliſſimus mehr eingedenk waren, als es den Anſchein gehabt hatte, und daß der kluge Teuffenbach nur ſorgfältig vermieden hatte, dieſe Entſcheidung dem gefürchteten Pater ſelbſt mitzutheilen. Jetzt konnte der unbekannte Ablatus die Verantwortung in Wien tragen. Er konnte ja den Feldmarſchall mißverſtanden, und dieſer konnte nicht daran gedacht haben — —

„Geduld!“ rief Norbert, der ſich erholt hatte, „der Feldmarſchall wird noch unten ſein. Ich eile, ihn zur Entſcheidung aufzurufen!“ — Der Feldmarſchall ritt gerade fort, als ich ins Rathhaus trat! — rief der Fähnrich ärgerlich von unten herauf, wo er ſich den Schmutz und Schnee von den Kleidern klopfte. „Die ſächſiſchen Herren können hineintreten in das Rathszimmer“, ſagte der Ablatus, „und dort die Stunde abwarten. Alle Anderen müſſen den Platz räumen, hier herrſcht des Kaiſers Dienſt. Was iſt?“

Die letzte Frage galt einer Ordonnanz, welche die Stiege heraufraſſelte. Sie brachte die Nachricht, daß rechts von Nimburg eine furchtbare Kanonade beginne und daß der Sachſe in der Richtung von Königſtadtl mit Ueberflügelung drohe.

„Das Regiment, welches über die Elbe hinüber nach Kowanice geſchickt worden iſt, zurückrufen herein nach Podiebrad!“ ſchrie der Ablatus. Die Ordonnanz polterte zurück. — Vorwärts hier oben, wie ich geſagt, hinein! und hinab! Fähnrich abmarſchiren mit Euren Leuten! — ſagte noch barſch der Ablatus und ging mit Hans und Conrad ins Rathszimmer.

Aber auch die neu gewonnene Stunde ſchien nutzlos zu verſtreichen. Vergeblich ſpähten Hans und Conrad vom Rathhausfenſter auf den Ring hinab, ob ſich in dem Fuhrwerksgetümmel ein Bote aus Pardubitz zeigen wolle. Conrad in einer nicht mehr zu ſtillenden Aufregung: der Zügel ſeiner Wildheit war einmal wieder geriſſen nach langer Zeit, und nun war der

Bauernhengſt nicht mehr in Ruhe zu bringen. Er ſtürmte in Hans hinein: durchzubrechen um jeden Preis!

Faſt ſchien es das Rathſamſte. Der **Adlatus** hatte weder Aufmerkſamkeit noch Zeit für ſie, und gegen Ablauf der Stunde ſah man, daß er nun Anſtalt traf, dem Feldmarſchall zu folgen. Der Kanonendonner war immer ſtärker geworden, und die Cüraſſiere des Fähnrichs hatten ſich vollzählig vor und in dem Rathhauſe aufgeſtellt. Norbert war nicht der Mann, den brutalen Angriff Conrads zu vergeſſen; er hatte Alles auf den Glockenſchlag der abgenöthigten Stunde gerichtet.

Da — in der letzten Viertelſtunde — erreichte endlich Leo das Thor von Podiebrad. Aber er kam nur langſam vorwärts zwiſchen der Wagenburg, welche die Bedürfniſſe einer Heeresabtheilung den Truppen nachſchleppte. Und was ſchlimmer war: er fragte nach dem Feldmarſchall von Teuſſenbach, und erhielt die Kunde, daß der Feldmarſchall ſchon ſeit einer Stunde nach Nimburg aufgebrochen ſei. Dem Feldmarſchall aber meinte er folgen zu müſſen, weil er vorausſetzte, dieſer werde die Gefangenen mit ſich genommen haben. Glücklicherweiſe mußte er dazu den Ring paſſiren. Freilich nur eine ſchmale Seite desſelben, die ziemlich fern vom Rathhauſe war.

Beinahe wäre das unbemerkt geſchehen, weil Leo in ſeiner Eile und im Gedräng zwiſchen Fuhrwerken nicht nach der offenen Ringſeite umſchaute.

Endlich that er dies, und Conrads Falkenauge erkannte ihn. Das Fenſter aufreißen und wie ein Löwe hinausſchreien, war das Werk eines Nus. Aber er wußte Leos Namen nicht, er wußte nur, daß er den jungen Mann in der Nähe des Friedländers geſehen. Hans ſollte helfen, und Hans fand den Reiter nicht ſogleich aus zwiſchen den Fuhrwerken, deren Führer ebenfalls ritten. Leo achtete natürlich nicht auf das bloße Schreien und näherte ſich der Gaſſe, in welche der Ring da drüben mündete. Da ſah ihn Hans. Herr Gott! Hans beſann ſich in der Aufregung nicht ſogleich auf Leos Namen! — endlich fiel ihm der Vorname Leo ein, und er rief ihn. Conrad entſchied: er ſchrie das Wort Leo, als wollte er die Mauern von Podiebrad in Trümmer ſchreien. Leo hörte es, ahnte ſogleich den Zuſammenhang, ſah alsdann die aus dem Rathhausfenſter Winkenden und ſchwenkte hinüber ſo raſch es möglich war zwiſchen den Hinderniſſen.

Als die verhängnißvolle Stunde ſchlug, ſtand Leo oben vor dem Adlatus, überreichte ihm den Geleitsbrief und erläuterte ihm, was der „Wille“ des Herzogs von Friedland in dieſem Falle bedeute. Der Adlatus nickte ergeben, nannte ſeinen Namen und bat den jungen Botſchafter, dem durchlauchtigſten Herrn den Feldmarſchall und deſſen Adlatus zu empfehlen, letzteren unter Verſicherungen unbegrenzter Ergebenheit. „Niemann alſo?“ fragte Leo. — Niemann iſt mein Name, entgegnete der Adlatus.

Als ihm Leo anvertraut hatte, daß er noch einen Auftrag des Herzogs im feindlichen Heerlager zu beſtellen hätte, rief Adlatus Niemann eine berittene Ordonnanz und ſchrieb ihr vor, ihn und die Uebrigen ſo weit rechts gegen Königſtadtl hin zu geleiten, daß ſie außer dem Bereiche der Schlacht verblieben.

Dem Fähnrich und ſeinen Cüraſſieren befahl er abzuziehen. Norbert, welcher mit dem Glockenſchlage vor dem Rathhauſe erſchienen war, erkannte nur zu deutlich, daß ſein Spiel verloren wäre. Er eilte zum Gaſthofe zurück. Vielleicht war noch zu erreichen, was ihm eigentlich doch vorzugsweiſe am Herzen lag — Ludmilla. Sie hatte ihn zwar ſeit vorgeſtern Abend nur einmal vorgelaſſen und war auch da rückhaltend geweſen. Aber ihr Weſen hatte einen ſtillen Zug von Verbindlichkeit gehabt, und Herrn von Starſchädel hatte ſie während der ganzen Zeit nicht zu ſprechen verlangt. Er ſchmeichelte ſich, daß da ein Zerwürfniß vorläge, und daß ſie vielleicht aus freien Stücken ihm folgen könnte.

Auch darin hatte er ſich getäuſcht. Sie blieb verbindlich, lehnte aber ab und ſchloß ſich dem Zuge an, welchen die reitende

Ordonnanz führte und welcher vom Gaſthofe aus ſich in Bewegung ſetzte.

Norbert war nicht zu ſehen, als man zu Pferde ſtieg, und Conrad hatte umſonſt alle Winkel durchſtöbert, um der „rothen Feder“ anſichtig zu werden, für welche er ſo viel auf dem Herzen hatte. Die „rothe Feder“ war dieſer Herzensergießung ſorgfältig aus dem Wege gegangen, ſie ſchien in die Lüfte geflogen zu ſein.

Es war ein ſonniger Tag geworden, als der Zug draußen ins Freie gelangte; es thaute ſogar. Der Zug lenkte gleich vor dem Thore rechts ab von der Nimburger Straße und aus dem Soldatengetümmel hinaus. Er kam nun raſch vorwärts. Immerwährender Kanonendonner geleitete ihn von links her. Erſt als der Kanonenſchall hinter ihnen war, verließ die berittene Ordonnanz den Zug, von Ludmilla reichlich beſchenkt.

Das Städtchen Königſtadtl lag vor ihnen im matten Scheine der Nachmittagsſonne und ein Reitertrupp links vor der Stadt wurde ſichtbar. Conrads ſcharfes Auge erkannte, daß es Sachſen wären, und er ſprengte querfeldein ihnen entgegen. Er brachte die Nachricht zurück, die Schlacht ſchiene gewonnen zu ſein, denn die ganze ſächſiſche Linie rücke ſeit Mittag ununterbrochen vor. Der Feldmarſchall Arnimb, deſſen Hauptquartier am Morgen in Skrehlab geweſen, werde am Abend in Nimburg zu finden ſein. Der Zug wendete ſich alſo beim nächſten Wege links auf Nimburg zu.

Die Vermuthung der ſächſiſchen Reiter beſtätigte ſich: die Schlacht war von den Sachſen gewonnen, Teuffenbach war in vollem Rückzuge über Podiebrad, die Sachſen hatten Nimburg, den Uebergangspunkt an der Elbe, mit ſtürmender Hand genommen. Der Zug, jetzt mitten unter proteſtantiſchem Kriegsgetümmel, wurde vor das Rathhaus am Ringe gewieſen. Dort ſei der Feldhauptmann mit ſeinen Generalen abgeſtiegen.

Nachdem für Lady Ludmilla nicht ohne Schwierigkeit und nicht ohne reichliche Geſchenke ein Unterkommen gewonnen war, gingen Hans und Leo nach dem Rathhauſe, um Arnimb zu ſprechen. Leo wurde ſeine erſte diplomatiſche Rolle dadurch ſehr erleichtert, daß Hans gar nicht fragte und ihm auch den Vortritt ließ. Tapfer trat der jüngſte Diplomat ein, um dem ernſthaften Kriegsmanne Waldſtein's inhaltsſchwere Worte mitzutheilen und ſich nach einem Schreiber umzuſehen, der ein halbes Tauſend Goldgulden vertragen und gut verwenden könnte.

Hans wartete außen und ward von eben jenem Schreiber angeredet, welchen Leo ſuchen mochte. Dieſe rechte Hand Arnimb's für Federarbeiten, die im dreißigjährigen Kriege ſchon eine große Rolle ſpielten, fragte Herrn von Starſchädel, ob er ſeinen Diener ſchon geſprochen. „Meinen Diener?“ — Ja, Euren alten Reitknecht. Er kam, bald nachdem Ihr gegen Prag aufgebrochen, in unſerem Hauptquartier an und klagte ſehr darüber, daß er Euch nicht fände. Er hätte dringende Nachrichten für Euch von den Eurigen daheim. Er iſt hinten unter unſerm Train mitgekommen, weil ich ihm ſagte, Ihr würdet nächſter Tage wieder bei uns eintreffen — ſeht, da unten an der Treppe ſteht er und fragt. —

Es war Tartſch, der in den zehn Jahren recht alt geworden war. Hans war mit dem Zuge Ludmillens durch den Bagagetrain geritten nach Nimburg herein. Das hatte Tartſch erfahren und war ſpornſtreichs ſeinem Herrn gefolgt.

Er überreichte Hans ein Schreiben. Haſtig riß dieſer es auf, und las es. Es ſchien ihn zu betrüben und zu erſchüttern. Schweigend ſah er vor ſich hin, als er damit zu Ende war. Dann las er es langſam noch einmal. Es war von Marie Loß, der Schweſter Ludmillens und lautete wie folgt:

Mein lieber Vetter! Meine gute Mutter, Frau Amalie, iſt recht krank, und ich wünſchte wol herzlich, daß Ihr hier wäret. Mir iſt ſo bange! Die Mutter hat viel zu leiden gehabt in den letzten Wochen, und nicht blos körperlich. Die Geiſtlichen haben ihr ſchweren Kummer gemacht. Zuerſt der unſerige, welcher unſern Gottesdienſt ändern wollte, dann ein neuer, recht bös ausſehender Paſtor, den man Profeſſor nennt und der aus Jena gekommen iſt. Er hat eigenhändig unſere Kirche verſchloſſen und hat ſich ſehr gezankt mit Pater Dunſtan. Letzterer iſt ſehr heftig geworden und will fort, kurz, es iſt große Verſtörung bei uns und Deine Anweſenheit, lieber Vetter, wäre recht nöthig. Spath meint, Mutter Amalie ſei in Lebensgefahr. O Gott, o Gott, was wäre das für ein Unglück! Ich weine den ganzen Tag. Komm nur ja, wenn Du irgend kannſt! — Möge es Euch beſſer ergehen als uns, lieber Vetter! Dies wünſcht von ganzem Herzen Eure ſich recht ſehnende und Euch treu ergebene — Marie.

Hans ſtand unter einer trüb brennenden Laterne neben der Treppe; ihr trüber Schein beleuchtete ſein Geſicht, welches eine tiefe, herzliche Trauer ausdrückte. Worte dafür ſuchte er und fand er nicht.

„Schlecht ſteht's in Gnadenfrei“ — polterte Tartſch — „'s geht immer ſchlecht, wenn der Herr faſt niemals zu Hauſe iſt!“

Hans faltete endlich den Brief zuſammen und gab ihn an Tartſch. „Trag' ihn“ — ſagte er — „hinüber zu Lady Ludmilla. Sie wohnt dem Rathhaus gegenüber beim Bäcker. Ich laſſ' ihr ſagen, daß ich morgen Früh nach Gnadenfrei reite, und laſſ' ſie fragen, ob ſie mich begleiten wolle. Die Antwort bringe hierher.“

Tartſch ging; Hans ſtieg langſam die Treppe wieder hinauf. Arnimb Bericht zu erſtatten über die Unterredung mit Waldſtein war noch ſeine Aufgabe. Ob ein Kriegsmann weniger beim ſiegreichen ſächſiſchen Heere ſei, war für jetzt ziemlich gleichgiltig.

Als er oben ankam, öffnete ſich juſt die Thür: Leo kam zurück. Arnimb mit ihm bis an den Vorſaal. Arnimb, ein hochgewachſener, knochiger Mann von nordiſchem Schlage mit lichtem, kurzem Haar und langem Kinnbart, rief nach dem Schreiber und nickte Hans entgegen. Der Schreiber kam und empfing von Arnimb den Auftrag, ſogleich den Geleitsbrief aufzuſetzen für den Herzog von Friedland und ihn Leo einzuhändigen.

Darauf trat der Feldmarſchall mit Hans ins Zimmer zurück. — Nun, Freund, mit einem Worte: Was ſteht zu hoffen von ihm? — „Ich fürchte: Nichts. Er wird temporiſiren, endlich den Oberbefehl übernehmen und uns bekämpfen, obwol er weiter mit uns unterhandelt. Zunächſt wird er den Schwedenkönig beſeitigen wollen, und wenn ihm das gelingt, wird er uns ſeine Bedingungen vorſchreiben.“ — Im Sinne des Kaiſers? — „Nein.“ — Das läßt ſich hören. Umwege braucht er und wir müſſen Opfer bringen, wenn eine deutſche Allianz zu Stande kommen ſoll. Ich bin bereit dazu und ſorge nur, der Kurfürſt wird darin nicht weit genug mit mir gehen. Der jetzige Schritt iſt ſchon groß: Waldſtein weiſt mich direct nach Prag. Darf ich trauen? — „Jetzt unbedingt. Es liegt ihm daran, die kaiſerliche Sache an den Abgrund zu bringen, damit er unentbehrlich erſcheine und den theuerſten Kaufpreis ſtellen könne für ſich.“

Hans ſchilderte nun ſeinen Eindruck vom Herzoge ausführlicher, konnte aber Arnimb nicht bewegen, die Hoffnung ſo herab zu ſtimmen, wie er ſelbſt. Arnimb gehörte zu den Patrioten, welche man heute mittelſtaatliche nennt. Die Herrſchaft des deutſchen Kerns, der echten deutſchen Stämme wollte er erhalten, wo möglich erhöht ſehen. Nur dies zu erreichen war er zu mannigfaltigen Opfern entſchloſſen, und war auch in der Religionsfrage, obwol ganz guter Proteſtant, zu einem nur leidlichen Ausgleich bereit. Er war in langer Kriegsübung gereift, war ein praktiſcher Staatsmann geworden und man konnte damals hoffen, er werde eine durchgreifende Vermittlung zwiſchen den katholiſchen und evangeliſchen Reichsſtänden zu Wege bringen. Sein eigenſinniger Kurfürſt auf der einen Seite und der unberechenbare Waldſtein auf der andern Seite konnten vielleicht durch ihn vereinigt werden. Gelang das, dann wurde der deutſche Krieg in einem guten deutſchen Sinne beigelegt.

Sein politiſches Geſpräch mit Hans wurde durch den Eintritt des Grafen Thurn unterbrochen. Dieſer unermüdliche Verſchwörer war jetzt beim ſächſiſchen Heere, wie er ſeit der Niederlage am Weißen Berge bei jedem Heere geweſen war, das gegen die habsburgiſche Macht ins Feld zog. An ſeiner Seite trat Ludmilla ein, welche Arnimb ſeit Jahren kannte.

Sie fragte, ob Thurn's Hoffnung begründet ſei, ob man über die Elbe gehen und nach Prag rücken werde? Arnimb bejahte, und ſetzte hinzu, daß er ſogar binnen wenig Tagen in Prag einzurücken hoffe. Ludmillas Auge leuchtete. Sie ſchien innerlich in großer Aufregung zu ſein. „Ich bitte, Herr von Starſchädel, auf ein Wort!“ ſagte ſie mit bebender Stimme und ging mit ihm in eine ferne Ecke des großen Zimmerraums. „Hier iſt Euer Brief meiner Schweſter“ — ſagte ſie dort — „reiſt mit Gott; ohne mich. Thurn hat mir zugeſagt, das Haupt meines Vaters in Prag mir einzuhändigen. Dies iſt meine heiligſte Pflicht. Dies Haupt in Ehren zu beſtatten, iſt die heiligſte Pflicht der Loß'ſchen Töchter. Ich bitte Euch, mir Marie nach Prag zu ſenden. Stirbt Frau Amalie, wie der Brief fürchten läßt, ſo kann das junge Mädchen ohnedies nicht mehr bei Euch bleiben. Die Gräfin Tertſchka nimmt ſie auf, wenn ich kein dauerndes Aſyl in meiner Heimat finde. Ein Theil meiner Leute wird mit Euch gehen, um ſie her zu geleiten. Seid bedankt für alle die Güte, welche Ihr meiner Schweſter habt angedeihen laſſen, grüßt Frau von Jörger, wenn Ihr ſie noch am Leben findet, von mir. Ich laſſe ihr ebenfalls danken für die Erziehung Mariens, und — lebt wohl!“

Die Stimme verſagte ihr, ſie wendete ſich und ging zu Thurn und Arnimb hinüber.

6.

Arnimb hatte gar nichts einzuwenden gehabt, daß Starſchädel auf einige Zeit das Heer verließe. Gegenüber dem jetzigen kaiſerlichen Heere fühlte ſich der kurfürſtliche Feldherr ſtark und überlegen.

Conrad hatte ſich ausgebeten, beim Heere zurück zu bleiben. Er freute ſich auf Prag, weil er hoffte, den charmanten Jeſuiten Norbert ſammt der „rothen Feder“ dort wieder zu finden. Das Vorrücken des Heeres ſollte raſch und ungeſtüm vor ſich gehen: es war möglich, daß die beiden Vögel eingeſchloſſen und gefangen würden.

Hans reiſte alſo allein. Tartſch und ein Theil von Ludmillens Gefolge hinter ihm. Dies Gefolge machte ihm einen gar traurigen Eindruck: es ſollte ihm ſein liebes Pflegekind entführen!

In Dresden hätte er ſich am liebſten nicht aufgehalten, denn er liebte die dortigen Machthaber nicht. Aber er hatte es Arnimb nicht abſchlagen können, dem Kurfürſten mündlichen Bericht zu bringen über die Erfolge des kurfürſtlichen Heeres und über die Unterhandlungen mit Waldſtein.

Wie er ſich's gedacht, kam er verſtimmt aus dem unſchönen Häuſerhaufen heraus, welcher an der Nordoſtſeite der Dresdner Altſtadt ſteht und Schloß genannt wird. Ueber einen wüſten Platz ſah man damals nach der nahen Elbe hinab, denn Terraſſe und katholiſche Kirche exiſtirten damals noch nicht. Eine katholiſche Kirche in Dresden! Das galt für eine baare Unmöglichkeit. War doch der Bau einer ſolchen in Leipzig zwei Jahrhunderte ſpäter noch kaum durchzuſetzen. Sachſen war und blieb der Kernpunkt des Proteſtantismus. — Verſtimmt ritt er weiter über Leipzig dem thüringiſchen Sachſen zu.

Er hatte aus der Unterredung mit dem Kurfürſten entnommen, daß Arnimb's freiere und größere Politik auf die

Länge nicht werde beſtehen können mit dieſem Fürſten, den er ſich zum Herrn erwählt. Denn Arnimb, aus Boitzenburg an der Niederelbe ſtammend, gehörte landsmannſchaftlich nicht hierher nach Dresden und ſand ſchon deshalb nicht leicht ein volles Vertrauen. Hans ebenſo wenig. Als erneſtiniſcher Sachſe war er mißtrauiſch angeſehen, und man begriff nicht recht, warum er ſein Regiment von den weimariſchen Truppen getrennt und Arnimb zur Verfügung geſtellt hatte.

Hans hatte dies gethan, weil er ſich nicht unbedingt dem Schwedenkönig anſchließen wollte, wie Weimar es that. Der jüngſte Prinz des Hauſes war in den letzten Jahren das Kriegshaupt des Hauſes geworden, und dieſer Prinz Bernhard von Sachſen-Weimar, viel weniger empfindlich gegen ausländiſche Einmiſchung als Hans, hatte ſich mit Leib und Seele dem Könige Guſtav Adolph angeſchloſſen.

Dieſe Abtrennung Starſchädel's war denn auch in Weimar übel vermerkt worden, und er ſtand jetzt eben nicht in beſonderer Gunſt dort unten im Thale der Ilm, welches er von der Höhe des Webichts, eines Waldſtreifens oberhalb Weimar, in winterlicher Schmuckloſigkeit vor ſich liegen ſah.

Er vermied es deshalb, durch das Städtchen und am Schloſſe vorüber zu reiten; er wählte einen Feldweg, der unter dem Ettersberge hin erſt hinter Weimar wieder in die Heerſtraße nach Erfurt leitete. Der Gedanke tauchte ihm wol auf, ob es nicht doch gerathen wäre, hinüber zu ſchwenken in die Stadt, um irgend einen Machthaber in Anſpruch zu nehmen gegen die Eingriffe des Conſiſtoriums in ſeine Kirchenangelegenheit zu Gnadenfrei. Vielleicht waren eben darum die Theologen ſo dreiſt geworden mit ihrem Eingriff, weil ſie ihn fern wußten, und weil ſie wußten, daß er jetzt in einiger Ungunſt ſtünde am weimar'ſchen Hofe —

Aber es widerſtand ihm, in dies Gezänk einzutreten. Er ſpornte ſein Pferd, um noch vor einbrechender Nacht Erfurt und am nächſten Mittage Gnadenfrei zu erreichen.

Es war ein grauer Wintertag, an welchem Hans über Gotha hinaus ſeinem Heimatsgebiete nahe kam. Er war früh vor Tage aufgebrochen; das Herz trieb ihn zur Eile. Der Nebel hatte ſich von der leicht beſchneiten Erde gehoben und ſchwebte jetzt um Mittag wie ein gelblicher Schleier auf den Spitzen des Thüringerwald-Gebirges, gelblich, weil die Sonne matt hindurchſchimmerte. Das Waldgebirg, tief verſchneit, ſah blauweiß zu ihm herab, und die Landſchaft vor ihm erſchien wie ein abgeſchloſſenes großes Gemach, beſonders weil ſich kein Lüftchen regte. Ammern, Krähen, Elſtern waren am Wege und auf den Feldern ſehr beſchäftigt, Nahrung zu ſuchen. Ein Flug Tauben ſauſte an ihm vorüber mit jenem eigenen wuchtigen Klappern, welches der energiſche Flügelſchlag der Tauben mit ſich bringt. Es konnten die Tauben aus Gnadenfrei ſein. Hans hielt ſtill, um ſie zu muſtern und bekannte unter ihnen zu entdecken.

Es war dieſelbe Stelle, an welcher er damals die Auswanderer Golling und Spath angetroffen hatte. Aber das Gnadenfrei da unten hatte die damalige Landſchaft ſehr verändert. Die zahlreichen Baumpflanzungen Spath's waren alle gediehen. Sie waren zwar jetzt unbelaubt, aber ſie verkündeten doch in ihrer reichlichen Anzahl und ihren geordneten Gruppen den Fleiß und das Gedeihen menſchlicher Arbeit, himmliſchen Segens. Dies Zuſammengehen der Arbeit und des Segens macht die Idee eines Beſitzes ſo lohnend und erquickend. Du verſuchſt zu ſchaffen, und der Himmel lächelt dazu in ſeinen unermeßlichen Geſetzen, und es entſteht, es wächſt, es wird, was du gehofft! — ſagt ſich der Menſch — und du darfſt es dein Werk nennen, obwol du es nur veranlaßt haſt.

So dachte auch Hans und ritt langſam hinab. Vom breiten, geräumigen Schlößlein, welches er ausgebaut und erweitert hatte, war nicht viel zu ſehen auf dieſer Seite. Die Bäume waren groß geworden und verdeckten es. Er konnte nicht entdecken, ob Jemand am Fenſter wäre. Jemand? Er meinte wol Marien. Und dabei überſah er den Fußweg links, welcher ſich durch den

Park heraufſchlängelte. Auf dieſem Fußwege kam eine ſchlanke Frauengeſtalt eilig daher und ſchwenkte ein weißes Taſchentuch. Sie rief endlich — da ſchaute er hin und ſprang vom Pferde; es war Marie!

Sie flogen einander entgegen. Marie eilte ihm ſo warm und herzlich entgegen, daß man eine Umarmung erwarten durfte. Erſt als ſie dicht bei ihm war, hielt ſie inne und ſtreckte ihm beide Hände zu. Er faßte dieſe Hände und drückte ſie innig, ihr warm und tief in die Augen ſehend. Wie hatten ſich dieſe Augen verändert! Groß und dunkelblau waren ſie wol immer geweſen; aber jetzt ſprachen Geiſt, Seele, Charakter und reizende Güte aus ihnen. Dieſe Eigenſchaften waren erſt eingekehrt, ſeit er ſie nicht geſehen. Geſtalt und Antlitz waren voller geworden, und die Röthe des Antlitzes, nicht blos vom raſchen Gange erzeugt, lag wie der Hauch des Pfirſich auf der feinen Haut. Lieber Vetter! Liebe Marie! war Alles, was ſie ſprachen. — Dann gingen ſie ſtill neben einander fort, und erſt allmälig kam Marie dazu, ihm zu erzählen: wie ſie ihn vom Fenſter aus durch die laubloſen Zweige entdeckt, wie ſie's der leidenden Mama zugerufen, wie dieſe mit dem Kopfe nickend gelächelt und ihr gewinkt habe fortzuſpringen.

Marie trug ein ſchwarzſeidenes Gewand bis an den weißen, kräftigen Hals hinauf geſchloſſen, welches ganz den ſchönen Wuchs Ludmillens zeigte, nur noch weniger rund, nur noch etwas eckig. Wenn ſie abgewendet ging, konnte er ſie für die Schweſter halten. Das reiche Haar, welches ſie offen trug, war jedoch etwas heller, ein brauner Schimmer lag darauf, und wenn ſie ihm das Geſicht zuwendete, da meinte er: der gute Ausdruck des Papa Loß treffe ihn und ſein Herz. Keine Spur vom falſchen Blick Ludmillens, gerade und treu ſchaute Mariens Auge, treu und feſt. Man mußte ihm vertrauen, man meinte auch, ihm nichts verbergen zu können. Man meinte auch, obwol ſie jetzt gar nicht ſchalkhaft geſtimmt war, einen gutmüthigen Schalk in den Mundwinkeln und im Grübchen des vollen Kinns zu ſehen.

Es iſt wahr, der Mund war nicht ſo fein und nicht ſo klein als der Ludmillens, aber wenn er ſich öffnete, zeigte er eine ſo prächtige Doppelreihe weißer Zähne, und machte er die Züge des Antlitzes ſo anmuthig und lieb, daß man ſich fragen mochte: ob ſolch ein Mund nicht noch lockender wäre? Auch die Stimme war nicht ſo muſikaliſch tönend wie die Ludmillens, ſie war heller im Klange, aber dadurch friſcher und heiterer.

Sie ſprach allein; Hans hörte und ſchaute nur. Als ſie den Zuſtand der Mama ſchilderte, rollten ihr große Thränen über die Wangen. Die Geiſtlichen ſeien ſchuld, ſeien allein ſchuld an ihrer Krankheit! ſagte ſie mit einem gewiſſen Trotz, mit einer gewiſſen Energie, als ſie in den Hof traten, der von einem weiten Kreiſe einſtöckiger Häuſer eingerahmt war. In dieſen Häuſern wohnten die beſten Coloniſten, die Arbeiter des Gutes, und ſie ſtrömten jetzt herbei, als ſie des Herrn anſichtig wurden, ſie ſtrömten herbei, ihn zu begrüßen. Allen war abzumerken, wie ſehr ſie Starſchädel liebten, wie ſehr ſie aber auch gedrückt und traurig waren durch die feindlichen Maßregeln gegen ihre Kirche.

Als Hauptperſon unter ihnen trat Spath hervor, der Gärtner. Er hatte ſich ſehr ausgebildet: als Gärtner und als denkender Menſch. Er galt für den Sachverſtändigen in allen Dingen, ja für den Weiſen der Landſchaft. Hans richtete denn auch ſeine dringendſten Fragen an ihn: über die Kirche und über den Geſundheitszuſtand der Frau von Jörger.

Auf die erſtere Frage zuckte Spath nur die Achſeln und ſagte dann zögernd mit halber Stimme: „'s iſt all' Eins, Herr von Starſchädel, ob der geiſtliche Herr Pfarrer heißt oder Paſtor, Mönch oder Candidat. 's iſt halt Zunft. Was den Herrgott betrifft, das ſchlägt ins Zunftgeheimniß, und wer's anders wiſſen will, der iſt ein Böſewicht und der wird wie ein Böſewicht behandelt. Dort verbrannt, hier erſäuft. — Was die gnädige Frau betrifft, die iſt juſt durch die Zunftbosheit ans Grab gepeinigt worden. Sie braucht übrigens noch nicht hineinzufallen, wenn ſie nur Ruhe kriegt. Ich hab' vom Wald oben den weiſen Doctor heruntergeholt; er hat ſie angeſehen und hat geſagt: 's hängt in der Bruſt der Gnädigen Alles an dünnen Fäden. Entzwei iſt nichts, aber die Fäden ſind gar dünn, weil man ſie ausgezerrt hat. Kriegt ſie Ruhe, ſo geht's Leben weiter; wird aber wieder in ſie hinein gewirthſchaftet, ſo reißt ein Faden, und 's Leben fährt aus. Im Gemüth ſitzt der Wurm, lieber Herr, im Gemüth, das iſt Alles. Beim Pater Dunſtan gleichfalls, und noch ärger, weil ſein Gemüth jäh iſt, gar viel zu jäh! Der wird noch viel anrichten, Herr, gar viel, denn der Leib iſt von Eiſen und hält noch lange vor. Aber der Kopf iſt nun einmal wild geworden, und dem iſt nicht mehr beizukommen. Den Profeſſor aus Jena hätt' er erwürgt, wenn ich nicht dazwiſchen geſprungen wär'! — Da kommt er!

Sie waren bereits im Hausflur. Die Stiege herab eilte, beinahe fallend, die lange, nach vorn übergebeugte Figur Dunſtan's. Er trug einen weiten Bauernkittel, welcher ſchlotternd um ihn hing, denn der Leib war abgemagert. Der Schädel war kahl, der ſchwache, fliegende Bart eisgrau. In dieſem Knochengerüſte aber glühte, Alles beherrſchend, das große, lichte Auge. Es glühte nicht flackernd, es glühte ſtarr. Die praktiſche Entſchloſſenheit des früheren Dunſtan war in dieſem Auge zuſammengedrängt. Nicht mehr zu praktiſcher Entſchloſſenheit wie früher, als noch ſämmtliche Lebenskräfte gleichmäßig in ihm wirkten, nein, zu trockener, grimmiger Entſchloſſenheit.

Er umarmte Hans mit dem Ungeſtüm eines Jünglings, und er umarmte ihn ſo heftig, daß Hans phyſiſchen Schmerz erlitt von der knochigen Umſchlingung. — Endlich biſt Du da — rief er ſchneidend — endlich! Es iſt die höchſte Zeit. Die ſchwarzen Buben, die ſich hier Theologen nennen, ſind ſchlimmer als die bunten Schurken, welche uns droben in den Bergen gemartert. Jene hatten doch ein dünnes Herz, die hier haben gar keins, die haben nur Buchſtaben, eiſerne Buchſtaben. Es bleibt nichts übrig, als ſie fortzuſtäupen. Damit hab' ich auf Dich gewartet. Du biſt der Einzige, welcher es mit mir kann. Weiber ſind und bleiben ſchwach. Unſere Frau droben iſt gut, gut wie Engel. Aber ein Engel ohne Schwert. Mit Palmzweigen wird nichts ausgerichtet gegen verſtockte Pfaffen. Nun Du da biſt, nun ſoll's geſchehen! Spath, heut' gleich zur Veſperzeit die Thür erbrechen, die Gemeinde verſammeln! Der Herr iſt da, der Spuk hat ein Ende. — Und nun komm' zu ihr, Hans, ſie freut ſich auf Dich, komm', Sohn meines verklärten Zdenko!

Er nahm Hans mit hartem Drucke unter den Arm und führte ihn die Stiege hinauf. Die Enttäuſchung, welche er ſeit Zdenkos Tode erfahren, hatte ihn nicht ergeben und fromm gemacht, wie jenen, ſondern heftig und immer heftiger. Die ihm inwohnende Energie wollte erzwingen, was ſich nicht erzwingen ließ, Duldung durch Ungeduld, Toleranz durch einen Widerſtand, welcher wol ſelbſt an Intoleranz ſtreifte. Zum Handeln geeignete Menſchen mögen wol ſtets gefährliche Menſchen ſein, wenn ſie Religion pflegen oder gar ſtiften wollen. Sammlung und Entſagung ſind ihnen ſchwer, ja kaum erreichbar, und ohne dieſe beiden Grundeigenſchaften wird kaum eine Religion möglich, wenigſtens keine, die in chriſtlichen Principien ihre Wurzeln ſucht.

Auch für Frau Amalie, die er liebte, war Dunſtan gar bedrohlich, vielleicht verderblich geworden. Die Streitigkeiten, welche an ſie herantraten, überließ er ihr nicht. Hätte er das gethan, ſo wäre der weiſen Frau Zeit geblieben, ſie zunächſt in ſich ſelbſt abzuglätten und auszugleichen. Deſſen war ſie ja gewohnt von Jugend auf! Nein, er vergiftete dieſe Streitigkeiten immer auf der Stelle durch ſeine heftige Auffaſſung. Und er faßte ſie nicht nur auf, er faßte ſie an vermöge ſeiner praktiſchen Natur, er faßte ſie an ſogleich, jählings. Sie mußten auf der Stelle gekennzeichnet werden mit dem ſchlagendſten Ausdrucke, mußten auf der Stelle geſchlichtet werden durch ſchlagende Handlungsweiſe. Freilich hatte er damit immer Recht, auch im Sinne der Frau Amalie, denn Beide waren einig im Principe milder, völliger Freiheit des religiöſen Weſens — aber er unterbrach den Proceß der innerlichen Verarbeitung, den Frau Amalie nothwendig hatte bei ſolcher Gelegenheit. Ihr ſtilleres, tieferes Weſen war gewöhnt, ſo wichtige Entſcheidungen langſam auszutragen in ſich, und die Streitpunkte all' dann allmälig und ſanft zu erledigen. Dunſtan übereilte ſie und beunruhigte ſie, erhitzte ſie dadurch. Ihr Seelenleben wurde dadurch überreizt, mit dieſem ihr Nervenleben — ein Bruſtleiden, zu welchem ſie ſtets Anlage gehabt, wurde dadurch gefördert, und es war vorauszuſehen, daß es ſie tödten würde, wenn dieſe leidenſchaftliche Haſt und Hatz noch einmal in ſie hineinſtürmte.

Sie ſaß im großen Wohngemache des erſten Stockes, deſſen Fenſter die Ausſicht öffneten nach dem Thüringer Wald. Der Inſelberg, damals ſchon eine baumfreie Kuppenfläche, trat unter den gelben Nebeln wie unter zurückgeſchlagenem Schleier zu ihr an den Lehnſeſſel, in welchem ſie ruhte. Ihr Antlitz war nur im Profil der Thüre zugewendet, durch welche Hans und Marie und Dunſtan eintraten.

Hans blieb in der Thür ſtehen und machte ſeinen Begleitern ein Zeichen, daß ſie ſich ſtill und leiſe verhalten möchten.

— Ich hör' Euch ſchon — ſagte Frau Amalie mit ſchwacher Stimme und wendete ihren Kopf langſam zu ihnen — hör' Euch ſchon lange. Kommt nur, kommt nur! Ihr erſchreckt mich nicht, erregt mich nicht.

So lautlos wie möglich näherten ſich Hans und Marie, und ſanken auf die Knie zu beiden Seiten des Seſſels. Hans küßte ihre Hand; dieſe feine, faſt durchſichtige Hand, und ſah dann erſt zu ihr in die Höhe. Nein, dachte er, ſie iſt nicht ſehr verändert, ſie kann, ſie wird ſich erholen. Das lichtblaue Auge iſt noch ſo glänzend, die Wangen ſind noch leicht geröthet!

„Guter Hans!“ — flüſterte ſie — „wie freu' ich mich, Euch wieder zu ſehen in Kraft und Geſundheit! Und wie hat ſich Marie auf Euch gefreut! Nun werden uns wohlthuende Wintertage beſcheert, ein lächelndes Weihnachtsfeſt. Laßt uns

Gott dafür danken.“ — In ſeinem Hauſe, nicht wahr Amalie? rief Dunſtan mit etwas ſtörend lautem Tone. — „In der Kir—“ ſie wagte es nicht, das Wort auszuſprechen, aber ihr Auge leuchtete ſtärker. Man ſah, welche Freude ihr das gemacht hätte. — Freilich in der Kirche! entgegnete noch lauter Dunſtan — der Herr iſt ja da, und dem gegenüber wagt unſer ſchwarzes Pfaffenthum nicht, ſich zu behaupten. Herrenknechte ſind ſie ja noch mehr als unſere bunten, ſie ergeben ſich noch leichter. Wenn Ihr alſo heute friſch genug ſeid — „Recht friſch!“ — So kommt hinunter! Die Luft draußen iſt ganz ſtill, und Spath öffnet eben die Kirche. — „Spath öffnet — ? Hat Hans ſchon mit dem Profeſſor geſprochen?“ — Er wird mit ihm ſprechen und ihm den Dünkel vertreiben!

Der eifrige Dunſtan hätte nichts Unglücklicheres anordnen können. So wurde der gefährliche Streit ſogleich wieder zum Aeußerſten entzündet, und im Zuſammenhange mit der reizbaren Kranken entzündet, welche ſorgfältig davor bewahrt werden mußte, wenn man ihren Lebensfaden friſten wollte.

Marie begriff das. Sie hatte ängſtlich zugehört, ſie ſah, daß in Frau Amaliens Bruſt die Erregung begann. Sie ſprang auf und winkte Hans. Er folgte ihr nach der andern Seite des Zimmers. Sie bat ihn, hinab zu eilen und jedenfalls den Streit fern zu halten von der Mama. — Hans verſprach es und wollte nur noch ein paar Worte an Frau Amalie richten, damit ſein jähes Forteilen nach der erſten ſtummen Begrüßung ihr nicht auffallen, ſie nicht beunruhigen möchte. Marie ſollte hinab und ſollte ankündigen, daß er ſogleich ſelbſt erſcheinen werde.

Dunſtan vereitelte auch das. Er rief der fortgehenden Marie zu: ſie werde doch der ſchwachen Mama den ſtützenden Arm nicht verſagen zu dem frommen Gange! — Marie wurde verlegen um eine Antwort und wollte der Mama doch die Verlegenheit um jeden Preis verbergen, damit das Mißtrauen derſelben nicht noch genährt werde. So verging die Zeit; es wurde zu ſpät. Man hörte ſtreitende Stimmen auf der Treppe, man hörte ſie auf dem Vorſaale, die Thür ging auf, der jenaiſche Profeſſor erſchien in der Thür, eine vierſchrötige, mittelgroße Geſtalt in der ſchwarzen Kleidung eines lutheriſchen Geiſtlichen. Spath hinter ihm, der ſich vergebens bemüht zu haben ſchien, den zürnenden Mann zurückzuhalten. Zürnend war der Ausdruck dieſes gelben Geſichts, zürnend die zurückweiſende Armbewegung gegen den Gärtner, zürnend das ſtechende braune Auge, welches die Anweſenden im Zimmer muſterte. Sein kurzes, borſtiges Haar ſtand wie eine Bürſte auf dem großen Kopfe des Mannes, ſtarr geſträubt vom Zorne. Er ſchritt mit langen Schritten dem Fenſter zu, in deſſen Nähe Frau Amalie ſaß. Marie trat ängſtlich vor, gleichſam um die Mama zu decken. Hans desgleichen. — „Das iſt?“ fragte Hans leiſe gegen Dunſtan hin. — Caucius nennt er ſich; Kauz heißt der Kerl! erwiderte dieſer laut und ging dem lutheriſchen Streiter entgegen zum Streit bereit, ihm zurufend: Was wollt Ihr hier? — „Mit Euch hab' ich nichts zu ſchaffen! Den Herrn von Starſchädel ſuche ich!“ — entgegnete der Profeſſor und ſein Kopf reckte ſich empor, ſo daß der dicke Hals nackt hervortrat und die rothblauen Narben zeigte, welche geſchnittene Drüſen da zurück gelaſſen hatten. Sie waren grell ſichtbar, da der Mann keinen Bart trug, ſondern glatt raſirt war. — Hier bin ich — ſprach Hans — ich erſuche Euch, mir auf mein Zimmer zu folgen. — „Was ich zu ſagen habe, kann und ſoll Jedermann hören. Es iſt Gottes Wort.“ — Was Ihr Gottes Wort nennt! rief Dunſtan. — „Wer ſeid Ihr, der ſich erdreiſtet, meine Vollmacht in Zweifel zu ziehen? Ein von ſeinem Glauben abgefallener Mönch. Abgefallen wohin? In das Chaos, in das Nichts. Auch Martin Luther fiel ab, aber er ſchritt aus der verpeſteten Kirche in eine neue Kirche. Dieſe jetzt ſchon hundertjährige neue Kirche ſendet mich daher, einem Unfug zu ſteuern, welcher zu den Wolken ſchreit.“

Dunſtan ſchritt drohend auf ihn ein. Hans hielt ihn zurück, fragte aber ſtreng und ſcharf: — Welchem Unfug, Herr?

„Dem Unfug der Heiden, welche ſich gotteslaſterlich Chriſten nennen, ohne einer Kirche Chriſti anzugehören!“ — Was wißt denn Ihr von der Kirche Chriſti! — ſchrie Dunſtan — wo ſteht denn geſchrieben, daß Eure Kirche Chriſto angehöre? — „In der heiligen Schrift ſteht es geſchrieben.“ — Das iſt nicht wahr! In der Bibel ſteht nur geſchrieben, daß wir Gott anbeten ſollen im Geiſt und in der Wahrheit. Es ſtehen aber keine Formeln vorgeſchrieben, keine Symbole, die ausſchließlich gelten ſollten, keine Liturgie, welche zum Geſetz erhoben würde. Was Ihr Kirche nennt, iſt Euer Machwerk, das Machwerk irrender Menſchen, und wie zweifelhaft es aus dem Evangelium ſtamme, das bezeugen Eure eigenen Streitigkeiten und Schismen. Die Reformirten berufen ſich wie Ihr auf die Schrift, und haben ſich doch eine andere Kirche erbaut als Ihr, und werden von Euch als unevangeliſch behandelt, ja als gotteslaſterliche Frevler. Und unter Euch ſelbſt giebt's wiederum Schismen, welche einander verurtheilen, ja verdammen. Oder habt Ihr nicht in Jena ein anderes Dogma als in Wittenberg? Nennt Ihr nicht die Nachfolger Melanchthon's Kryptocalviniſten? Wahrlich, ich ſage Euch, Euer Fanatismus für geringe Unterſcheidungen arbeitet eifriger für das Papſtthum, als der Jeſuitenorden für daſſelbe arbeiten kann. Denn Euer Fanatismus läßt die von Rom Abgefallenen überlegen, ob die römiſche Tradition denn nicht am Ende Eurem armſeligen Fanatismus vorzuziehen ſei. Jene Tradition bringt wenigſtens Kirchenformen, die aus den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ſtammen. Mögen ſie auch überhäuft worden ſein und überladen, ſie haben wenigſtens einen natürlichen und geſchichtlichen Urſprung, und darin tieferen Sinn, als Euer trockener, phantaſieloſer Verſtand zu geben vermag. — „Mönch!“ ſtöhnte der Profeſſor und konnte vor Ingrimm nicht gleich weitere Worte finden.

Dunſtan aber fuhr in einem Athem fort: Das aber, was die herzhaften Gründer Eurer Reformation bezweckt haben, das verrathet Ihr, die evangeliſche Freiheit verrathet Ihr! Auf den

Geiſt des Evangeliums beriefen ſich jene herzhaften Männer, und gaben das menſchliche Formelwerk Preis, welches die Jahrhunderte dem kirchlichen Weſen aufgebürdet hatten. Ihr aber kehrt das Wort Eurer Meiſter um, Ihr macht die Formel wieder zur Hauptſache, Ihr macht den Geiſt wieder unfrei und verlangt, daß er ſich gerade ſo äußere, wie Ihr vorſchreibt.

„Das lügſt Du, Mönch! Luther ſelbſt hat die ſymboliſchen Bücher eingeſetzt und ſie zur Richtſchnur hingeſtellt für Gläubige und Ungläubige!“ — Und wohin gerathen wir ohne poſitiven Anhaltspunkt — ſprach der Geiſtliche von Gnadenfrei, Seifert, der unterdeſſen eingetreten war — wohin gerathen wir? Ich hab's erlebt. — „Wir haben's mit Dir erlebt, ſchwacher Mann!“ — ſchrie Dunſtan — „der Du neun Jahre lang unſerer freien Kirche angehört haſt und im zehnten Jahre den Drohungen erlegen biſt, welche Dir von Jena zugingen! Biſt Du beſſer denn Judas Iſchariot?!“ — Ehrwürdiger Bruder im Herrn — rief der Profeſſor in ſalbungsvollem Tone Seifert zu — antwortet dem unverbeſſerlichen Mönche nicht weiter. Vertheidigt nicht Eure Bekehrung, die Euch zur höchſten Ehre gereicht. Ein verirrtes Schaf, das zur Heerde zurückkehrt, verdient Hoſiannah. Ihr erkanntet endlich, daß feſte Normen vorhanden ſein müſſen auch für das Neue, wenn es ſich nicht verirren ſoll in der Wildniß, Ihr botet endlich Eure Hand zur Schließung des Hauſes dahier in Gnadenfrei, welches von verführten Menſchen „freie Kirche“ benannt wurde. Wir haben ſie verſchloſſen kraft eines Gutachtens unſerer hohen Facultät in Jena, kraft eines Erlaſſes von unſerem hochwürdigen Conſiſtorio, und hatten vor, dies unſauber gewordene Haus wieder ſauber zu machen durch Geräthe und Anordnungen unſerer evangeliſch-lutheriſchen Kirche, alsdann aber am nächſten Sonntage einen Gottesdienſt darin zu eröffnen, getränkt von den reinen Bächen unſerer Kirchenlehre. Da hat ſich jener Gärtnersmann vor einer Stunde unterwunden, unſer Siegel abzureißen von der verſchloſſenen Pforte und die verſchloſſene Pforte gewaltſam aufzuſprengen. Er hat ſich dabei auf den Befehl ſeines weltlichen Herrn berufen, und deshalb bin ich daher gekommen, dieſen weltlichen Herrn zu befragen, ob er wirklich für den frechen Diener einſtehen und unſere Kirchengewalt auf ſo unerhörte Weiſe herausfordern wolle, wahrhaftig in Gott! zu ſeinem zeitlichen und ewigen Nachtheile. Denn es iſt beſſer, das brandige Glied werde abgehauen, als daß es den ganzen Leib vergifte. Oder ob er ſich der kirchlichen Autorität fügen und unſeren Vorſchriften unterwerfen wolle. Das frage ich hiermit Herrn Hans von Starſchädel, welcher vor mir ſteht!

Hans litt unſäglich unter der ganzen Scene. Beſonders darum, weil er die Wirkung derſelben auf die ſchwer kranke Amalie angſtvoll fürchtete. Er wagte es kaum, nach ihr umzuſchauen, deren ſchnellere Athemzüge er zu hören glaubte. Deshalb antwortete er ausweichend: „Ich habe Euch ſchon geſagt, Herr, daß hier nicht der Ort iſt für derlei Verhandlungen, und daß Ihr mir folgen ſollt —“ Kein Sandkorn ſoll verrinnen, bis der Frevel geſchlichtet iſt! rief der Profeſſor. — „Sohn Zdenkos, Du wirſt nicht zögern, dieſer Knechtung unſerer Seelen ein Ende zu machen!“ rief Dunſtan. — Sprich ſogleich, Mann von verdächtiger Miſchung, der ſoeben wieder heimkehrt von dem Umgange mit den Männern des Antichriſt, und der ihnen in die Hände arbeitet durch Entſtellung unſerer Lehre, ſprich ſogleich, oder das letzte, entſcheidende Wort enteilt meiner Lippe, auf welcher es ruht wie die Gewitterwolke, ſchwanger vom flammenden und zerſtörenden Blitze, — ſchrie der Profeſſor und hob die Hand drohend gegen Starſchädel. — „Hinweg mit dieſer drohenden Geberde“ — ſprach nun Hans mit arg entſchloſſener Stimme und ſchleuderte dem Profeſſor die Hand nieder, der Mäßigung vergeſſend, die gar keinen Erfolg hoffen ließ — „hinweg mit dieſer proteſtantiſchen Capuzinerſcene von einem Orte, an den ſie nicht gehört. Sie ſchickt ſich nirgends hin, am wenigſten hierher. Sie ſchickt ſich nirgend für einen Prieſter, welcher Liebe und Verſöhnung im Herzen tragen ſoll. Hinaus!“

— Nicht einen Fuß breit weiche ich, bis — „Nun dann erleidet, was ein Kriegsmann über Euch verhängt, auf deſſen Grund und Boden Ihr den Unfrieden tragt. Ich herrſche hier, ich bin hier Gerichtsherr, und bin im Nothfalle auch Herr der Kirche, wie Dein Herzog ſich zum Herrn Deiner Kirche aufwirſt. Danke es meiner Faſſung, wenn Du körperlich unbeſchädigt von dannen kommſt. Es bedarf dieſer Faſſung gar ſehr! Denn ich verabſcheue dieſen kirchlichen Fanatismus und halte ihn für einen ſchweren Irrgang der Reform, ich halte Dich für einen Feind wahrer Religion —“ Mann —! „Hinaus!“ — und dabei winkte Hans dem Gärtner Spath, um welchen ſich ein großer Theil der Gnadenfreier Gemeinde angeſammelt hatte — „und weiche vor meinem Schritt, damit ich nicht genöthigt werde, Hand an Dich zu legen. Du haſt hier keine officielle Aufgabe. Unſere Kirche hier in Gnadenfrei hat ſich niemals Eurer Facultät, noch Eurem Conſiſtorium angeſchloſſen, viel weniger unterworfen. Und Seifert, dem unſer Glaube nicht mehr genügt, ſoll mit Dir von hinnen gehen. Er hat ſich ſelber von uns losgeſagt. Ihm werde, was er braucht — kein Wort! Sobald Du den Mund öffneſt, erleideſt Du Gewalt!“

Unter dieſer Rede Starſchädel's war der Profeſſor und Seifert bis an die Thür gewichen, da Hans ohne Innehalten gegen ihn einſchritt und Spath mit den Gnadenfreiern wie eine wandelnde Mauer um Hans nachdrängte. Dennoch erreichte Hans ſeinen Zweck nicht. Denn kaum hatte er geſchloſſen mit dem Ausrufe „kein Wort!“, ſo benützte der Profeſſor, dicht an Thür, die eintretende Pauſe und ſchrie mit donnerähnlicher Stimme eine Bannformel, von welcher die Gnadenfreier und ſelbſt Spath erſchrocken oder wenigſtens betäubt zurückwichen. Sie ſchloß mit den Worten: „Ihr ſollt ausgeſtoßen ſein wie Ausſätzige, und am jüngſten Tage daſtehen, wo heulend und zähneklappernd die Böcke ſtehen, welche in den Abgrund geſtoßen werden!“

„Amen!“ ſagte halblaut Seifert, und die Thür ſchloß ſich hinter den beiden Geiſtlichen.

Im Zimmer herrſchte Schweigen und dumpfe Schwüle. Hans winkte Spath, mit den Gnadenfreiern das Zimmer zu verlaſſen. Er eilte zu Frau Amalie, um ſie zu tröſten. Marie kam ihm händeringend entgegen. Frau Amalie war bewußtlos geworden. Unter Mariens Bemühungen mit kaltem Waſſer und ſtärkenden Eſſenzen kam ſie nur langſam wieder zu ſich. Ihr Athem arbeitete ſchwer. Das Auge, welches ſie endlich wieder aufſchlug, erſchien gebrochen.

Hans und Marie ſahen mit tiefſtem Schmerze, daß die eben vorgefallene Scene die Kataſtrophe, das Verlöſchen des Lebensfunkens in Frau von Jörger, herbeigeführt. Dunſtan ſah es mit Verzweiflung und ſchrie nach Spath, der ſich zum Hausarzt herangebildet hatte.

Spath erklärte, daß ſein Wiſſen nicht zureiche, um da eine Hilfe zu verſuchen, daß er aber auch nicht behaupten möchte: der letzte Faden ſei geriſſen.

Wirklich erholte ſich die Kranke, und das Auge wurde wieder ſanft und linde. Sie ſtreichelte ſogar die Locken Mariens, welche vor ihr kniete, und fing leiſe an zu ſprechen, indem ſie Hans mit den Augenlidern winkte, ſich ihr näher zuzuneigen.

„Wir Frauen“ — flüſterte ſie — „nehmen doch Alles zu perſönlich. Dies ſchließt uns aus von den allgemeinen Dingen. — Der heftige Mann aus Jena griff an, wofür ich gelebt — daher meine Ohnmacht. — Hat er am Ende doch Recht, Hans?“ — Nein, nein. Es giebt eben für Alles zweierlei Kraft, eine bejahende und eine verneinende. Der Kampf zwiſchen beiden gebiert die Schöpfung, welche allein möglich iſt unter irdiſchen Bedingungen. — „Ja; und wir ſind von der bejahenden Kraft —“ So iſt's. Wir halten aufrecht, daß die Freiheit des Glaubens nicht verloren gehen darf. — „Nicht verloren — richtig. Die Anderen ſorgen für eine Ordnung, für — einen Abſchluß. — Der kann zu früh kommen, kann — zu eng gerathen —“ Und ſo iſt's geſchehen. — „Aber nöthig iſt er auch. Die Mehrzahl der Menſchen braucht zeitig — Grenzen, braucht

Stichworte. Sonſt verwildert ſie. Man opfert — für die Mehrzahl. Nicht?" — Man opfert die Weitſichtigen für die Kurzſichtigen, und die große Mehrzahl iſt kurzſichtig. — „Dann wären wir doch nicht im Fehl?" — Keineswegs. — „Dieſer Gedanke traf mich — wie ein Stich. Ich erſchrak ſo, daß der — Mann Recht haben könnte. Wir haben auch Recht, und —" Und ein höheres Recht. — „Du thuſt mir wohl, lieber Hans, wie immer. Und nun wird mir beſſer — leicht, recht leicht. — Geh', Marie, hol' das Liederbuch! Ich möchte ein Lied hören — Dunſtan! ſeht doch nach, ob die Fremden fort ſind."

Marie und Dunſtan gingen. Sie ſchien mit Hans allein ſein zu wollen. — Sie fing an, von Marien mit ihm zu ſprechen. Wie ſie ihm vorkomme? Und als Hans warm und herzlich ſich äußerte, da lächelte ſie wie eine Glückliche, und ſprach: — Ihr wart immer meine Hoffnung! Du wirſt mein Kind — das iſt ſie! — erkennen, führen, beglücken. Sie iſt gut, wie Du. Sie iſt ein Schatz. Bewahr' ihn Dir ſtandhaft, wie Du biſt. Ihr Beide ſeid mein Troſt geweſen im Leben, ſeid mein Troſt im —

„Nicht doch, liebe Mutter! — Da kommt Marie."

Als ſie daherſchritt, ſiegte draußen am Himmel die Abendſonne. Wie mit einem Ruck flogen alle Nebel in die Höhe, und heller Sonnenglanz fiel auf den Inſelberg, ſtieg auf die Ebene herab, erfüllte das Zimmer. Die blaſſe Kranke auf ihrem Lehnſeſſel war über und über eingehüllt in Sonnengold, und ſie blickte lächelnd, wol glücklich lächelnd hinaus auf die weiße Ebene, welche ſilbern ſchimmerte, auf die Bergwand voller Bäume, auf die offene Fläche des Inſelberges, welche wie ein weißer See im Sonnenſchein leuchtete, in den Himmel darüber, welcher ſich geöffnet hatte und hoch oben von farbigen Schleiern der Nebelwolken umſäumt war — hinauf, hinauf ins Unermeßliche ſchien ihr Auge dringen zu wollen. Langes Schweigen herrſchte. Hans ſtand regungslos, und ſeine Seele ſah fragend auf das verklärte Auge der edlen Freundin. Wird es ſich ſchließen für immer? Oder wird es neue Lebenskraft gewinnen für dieſe Erde?

Letzteres wünſchte er ſo ſehnlich, ſo ſchmerzlich, insbeſondere für Marien.

Marie ſelbſt aber war nahe am Lehnſeſſel mitten im Sonnenſchein auf die Knie geſunken und hatte das geiſtliche Liederbuch geöffnet. Fragend ſah ſie auf Hans, und als Hans mit dem Haupte nickte, las ſie mit zitternder, lieblicher Stimme:

„Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar ſein?
Denn ich ſeh' in allen Dingen,
Wie ſo gut er's mit mir meint.
Iſt's doch nichts als lauter Lieben,
Was ſein treues Herze regt,
Das ohn' Ende hebt und trägt,
Die in ſeinem Dienſt ſich üben.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Seine Strafen, ſeine Schläge,
Ob mir's gleich oft bitter ſcheint,
Dennoch, wenn ich's recht erwäge,
Sind ein Zeichen, daß mein Freund,
Der mich liebet, mein gedenke
Und mich von der ſchnöden Welt,
Die mich hart gefangen hält,
Durch das Kreuze zu ihm lenke.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit."

Leiſe flüſterte jetzt die Kranke: Alles Ding — währt ſeine Zeit — Gottes Lieb' — in Ewigkeit — und ein tiefer Seufzer folgte.

Hans und Marie eilten zu ihr. Sorget nicht, Kinder — ſprach ſie ein wenig lauter — mir iſt viel beſſer, leicht ſogar, recht leicht. Der Schlaf wird mich ganz kräftigen, und er kommt ſchon — ſtill und leiſe, ein Segen Gottes. Ich liege hier gut und bequem, breitet eine Decke über mich und überlaßt mich — dem Schlummer.

Marie that alſo und zog ſich mit Hans in den fernſten Winkel des Zimmers zurück. Sie ſprachen nicht, bis die Sonne hinter dem Waldgebirge untergegangen war und die Dunkelheit hereinbrach. — Da ging Hans vorſichtig hinaus, um Licht zu beſtellen und die Wärterin.

Als er zurückkam und die Wärterin das Licht hinter einen Schirm geſtellt, ſah er, daß Marie bei der Kranken ſtand und ihm winkte. So leiſe als möglich ging er zu ihr. Sie iſt ganz ſtill — flüſterte Marie — ſo ſtill, daß ich ihren Athem nicht mehr höre — iſt das gut? Hans, der im Kriegsleben hundertfach geſehen, wie das Leben von den Menſchen ſcheidet, beugte ſich erſchrocken näher, horchte an ihrem Munde, fühlte haſtig an ihren Puls — es zuckte wie von einem elektriſchen Schlage in ihm, er richtete ſich ſtarr auf und ſchwieg. — Nun, fragte Marie, iſt es gut? — „Gut vielleicht, liebe Marie, aber traurig: unſere Mutter iſt — todt.“

Marie ſtieß einen das Herz zerreißenden Schrei aus und ſank an ſeine Bruſt.

Es folgten traurige Wintertage, doppelt traurig, weil hinter dem Unglück noch überall ſchwere Bedrohungen deutlich wurden.

Beim Begräbniß fürchtete man, die Conſiſtorialmacht von Weimar werde plötzlich mit größerer Rüſtung zurückkehren und den Cultus der freien Gemeinde auseinanderſprengen. Profeſſor Caucius war unter ſolcher Ankündigung von dannen gefahren und hatte Dunſtan, welcher ſich an ſeine Ferſen geheftet bis an die Grenze der Gemarkung, mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen gedroht.

Noch mehr! Die Gemeinde ſelbſt war offenbar tief erſchüttert worden durch die Bannſprüche des amtlichen Kirchen-Profeſſors. Der Reſpect vor hergebrachter Autorität hatte ſeine Wirkung gethan. Und wo iſt dieſer größer als in Glaubensfragen, welche alle ins Bereich des Geheimnißvollen hinüberragen! Umſonſt verſuchte der Gärtner Spath ſeine Geringſchätzung der herzoglichen Rechtgläubigkeit den Anderen mitzutheilen. Umſonſt! Sein eigener Schwiegervater, der alte Golling ſchüttelte das Haupt und kam auf ſeine früheren Zweifel zurück: ob es dem Menſchen erlaubt und zuträglich ſei, in Glaubensſachen eigene Wege zu gehen, und Nandl, Spath's Frau, hörte mit ſtiller Aufmerkſamkeit ihrem Vater andächtiger zu als ihrem Gatten. Man ſah es ihr an: ſie hielt den braven Gatten Spath in ſo wichtiger Sache für leichtfertig. Auch der ſtille Alte, Vater Hamm, der ein hinfälliger Greis geworden war, weinte wie ein Kind über das Ereigniß und geſtand ſeiner Tochter, Conrads Frau, daß er ſolch einen Ausgang lange gefürchtet. Es ſei nimmer gut, mit Gott und göttlichen Dingen ein eigenſinnig Spiel zu treiben und von geweihten Bahnen abzulenken. Was Doctor Luther nach dem Evangelium eingeſetzt, das müſſe man achten und ehren, geradeſo wie in der Hofburg die Breves der Päpſte geachtet und geehrt würden. Sonſt verliere man allen Halt.

Hans ſah und hörte das Alles, und ſah und hörte es mit Schrecken. Ja auch da, wo der Austauſch von Gedanken Stütze finden konnte, entging ihm dieſe Stütze. Dunſtan nämlich ſchlug ganz ins entgegengeſetzte Extrem über: er zeigte eine Verachtung des menſchlichen Geſchlechts, er deutete auf Abſichten und Pläne hin, welche dem beſonnenen Starſchädel ſchwere Beſorgniß einflößten für den wild gewordenen Greis. Dunſtan deutete an, daß er hinausziehen wolle in die weite Welt, um dieſer zu verkündigen an allen Orten und Enden, daß ſie kläglich und erbärmlich ſei, ob ſie ſich katholiſch nenne oder proteſtantiſch. Vergebens rief ihm Hans zu, daß er damit nichts ausrichten und nur ſich ſelbſt verderben werde! — Mich ſelbſt verderben? erwiderte Dunſtan — was liegt daran, wo, wann und wie dieſe alten, morſch gewordenen Knochen zerſchlagen werden! Iſt doch die Seele, welche ſie zuſammenhält, längſt niedergepeinigt bis zum Todesächzen. Das einzige Genüge, das ſie noch finden kann, iſt der Ausſchrei ihrer Wahrheit. Das ſoll ſie haben!

Nur Marie war ihm ein Troſt. Ihre herzliche, thränenweiche Trauer ſah zu ihm auf wie zu dem einzigen Tröſter, Stützer und Helfer, der in der Welt für ſie vorhanden. Wie gern wäre er ihr das geworden im heiligſten Sinne des Wortes! Ach, auch hier ſah er ſich gehindert, gefeſſelt und bedroht! Wie gern wäre er zu ihr getreten und hätte geſagt: Hier meine Hand fürs ganze Leben, liebe Marie! Willſt du ſie, ſo ſchlage ein! Vereint werden wir alle Schwierigkeiten des Lebens beſtehen und uns eine glückliche Stille ſichern. Willſt du? Ich liebe dich.

Aber er meinte das nicht zu dürfen. Das arme, verlaſſene, noch unerfahrene Mädchen — ſagte er — darf nicht ſo übereilt werden. Sie kennt Niemand als dich, ſie kann nicht wählen. In ihrer jetzigen vereinſamten Lage würde und müßte ſie zuſtimmen. Es wäre ein unverantwortlicher moraliſcher Zwang. Ueber kurz oder lang, wenn ſie mehr von der Welt geſehen, könnte die Reue folgen, und du hätteſt ſie unglücklich gemacht. Nein, nein, du mußt dir's verſagen, wie ſchwer auch die Angſt auf dir liegt, daß ſie da draußen in Böhmen unter Leitung der Schweſter dir entfremdet, ja entwendet werden kann! Zudem iſt ja in deiner jetzigen Lage kaum eine Trauung möglich! Seifert, der Geiſtliche, iſt fort, und einen orthodoxen lutheriſchen Paſtor jetzt anzuſprechen, da ſeine Kirche die deinige eben mit Bannſprüchen belegt, das wäre ein Todesſtoß für die hieſige Gemeinde —

So wogten die Gedanken in ihm, als er eines Morgens allein mit ihr im großen Wohnzimmer war. Der Schnee fiel draußen dicht in großen Flocken, man ſah nicht fünf Schritte weit aus dem Fenſter, in deſſen Nähe Marie ſtill ſaß und mit geſenktem Haupte an einer leichten Handarbeit nähte. Ihr Antlitz hob ſich gar lieblich ab in ſeiner roſigen Friſche von dem ſchwarzen Trauerkleide, das geſchloſſen bis an den Hals reichte.

Hans wollte eben zu ihr treten, da kam der Gärtner Spath haſtig ins Zimmer, haſtiger als ſonſt ſeine Art war. „Was iſt?“

fragte Hans. — Pater Dunſtan ängſtigt mich, lieber Herr — mir ſcheint: er geht auf und davon und nimmt auch nicht einmal Abſchied. — Hans und Marie ſchrien auf. — Ja, er hat ſich einen Schnappſack nähen laſſen von Sackleinen, und hat ſich gerade jetzt friſches Brot geben laſſen für den Schnappſack — „Da iſt er!“ unterbrach Hans den Gärtner. Dunſtan trat ein. Er trug wieder ſeine dunkle Benedictinerkutte, welche er ſchon ſeit Jahren abgelegt in Gnadenfrei; an einem groben Leinenbande darüber den Schnappſack, in der Hand einen rohen, büchenen Stab.

Ohne ein Wort zu ſprechen, ſchritt er auf Marien zu, nahm ihre beiden Hände, ſah ihr eine Zeitlang in die Augen und drückte dann ihr Geſicht an ſeine Bruſt. Zwei große Thränen fielen auf ihr Haar.

„Gott gebe, daß es Dir wenigſtens gut gehe“ — ſagte er endlich mit nur murmelnder Stimme — „Dir, unſerem guten, lieben Kinde! — Komm her, Hans! Du wirſt Sorge tragen dafür, und dafür, daß ſie ein Engel bleibt auf dieſer albernen Erde!“ — Aber, lieber Dunſtan —! — „Gebt Euch keine Mühe, mein Entſchluß ſteht feſt.“ — Wohin denn?! — „Zunächſt nach Weimar und nach Jena, daß dieſe Thoren die Wahrheit hören.“ — Sie werden Dich gar nicht hören — rief Hans — denn der Pöbel wird über Deine Mönchskutte herfallen, ſchlimmer als damals in Prag. Dies Volk hier hat nie eine geſehen. Seit hundert Jahren iſt hier kein Mönch erblickt worden. Sie werden Dich mißhandeln und tödten! — „Auch gut, wenn's ſchon auf der erſten Station geſchieht. Dann nimmt der Bettel ein raſches Ende und das Gewiſſen wird zeitig erweckt. Ohne grobe Thatſache erkennt der gelehrte Dünkel nicht, daß er ſo roh und unchriſtlich iſt wie ſein Gegner. Dazu gerade bin ich nur noch gut, Lockſpeiſe zu bilden für die menſchlichen Raubthiere, vergiftete Lockſpeiſe. An der Unverdaulichkeit meiner Reden oder meines Leibes ſollen ſie entdecken, was ſie ſind. Verlier' kein Wort weiter, Hans, nicht Gott, nicht Luther's Teufel bringt mich ab von meinem Vorhaben. Komm' eine Strecke mit, ich hab' Dir noch etwas zu ſagen!“

So ging er. Marie ſchrie ihm nach in heftigem Schmerze: Vater Dunſtan, verlaſſ' uns nicht! Mutter Amalie hat mir geſagt, Du hätteſt ihr verſprochen —

Dunſtan kam noch einmal zurück, ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme, küßte ſie auf die Stirn, ſah zum Himmel auf und ſprach dann ſtockend: „Ich — halte — mein Verſprechen!“ Dies ſagend nahm er Hans bei der Hand und führte ihn hinaus. Draußen im Schneewetter, durch den Park hinauf ſteigend nach der Landſtraße, ſprach er weiter zu Hans:

„Laſſ' mich gewähren, mein Sohn! Ich muß meiner Lebensbahn gerecht werden, ſo lange ich noch kriechen kann. Den Mißbrauch der Religion habe ich zeitlebens bekämpft; ich kann dieſen Kampf nicht aufgeben. Zdenko that es immer mit Geduld, ich immer mit Thätigkeit. Jenes mag frömmer ſein; ich muß mir treu bleiben, wenn ich nicht wie ein Thier krepiren ſoll. Genug davon. Jetzt zu dem, was ich Dir noch ſagen will. Ueberzeugt es Dich, ſo kehr' ich noch für eine Stunde mit Dir zurück. Unterbrich mich nicht! — Du ſollſt Marie zu Deinem Weibe machen, und zwar ſogleich. Unterbrich mich nicht. Es iſt Dein Wunſch, das weiß ich, und es iſt der ihrige, wenn ſie auch noch nicht weiß, was ſie wünſcht. Thuſt Du's aber nicht ſogleich, zögerſt Du, wie es in Deiner Natur liegt, bringſt Du ſie gar nach Böhmen unter fremdes Weibsvolk und zu ihrer ränkevollen Schweſter, dann ſteht Hundert gegen Eins: ſie geht Dir verloren, geht ſich verloren und dem Seelenleben, welches wir hier zu gründen getrachtet. Das dürfen wir uns, dürfen wir unſerer verklärten Amalie nicht anthun. Ich hab' ihr verſprochen, dem Kinde ein treuer Vater zu ſein. Willſt Du?“ — Könnt' ich! — „Du kannſt. Sobald Du Ja ſagſt, kehre ich mit Dir um und lege Eure Hände in einander vor unſerem Altar und ſegne Euch ein zum Ehebunde, wie ich damals bei Stockerau den Spath und ſein Mädchen eingeſegnet und getraut habe. Biſt Du entſchloſſen? — Du bleibſt ſtehen? Du entſchließeſt Dich? — So laſſ' uns umkehren."

Hans war in der That ſtehen geblieben. Der Kampf in ſeinem Innern, ob er Marien ſich aneignen dürfe, war heftig erneut. Heftig, denn jetzt trat ihm von außen Ermunterung und Gewähr entgegen. Wie ſehr war er geneigt, Ja zu ſagen! — Aber die Gründe, welche ihn abgehalten, waren nicht widerlegt. Dunſtan ſelbſt hatte geſagt: Marie wiſſe vielleicht ſelbſt noch nicht, was ſie wünſche. Das war ja einer ſeiner Hauptgründe geweſen, welcher ihn abgehalten! — Und ſolche jähe Trauung! Solche Trauung! Außer dem Gnadenfreier Kreiſe würde ſie Niemand für giltig und bindend erachten. Nicht von katholiſcher Seite, für welche Dunſtan ein entweihter Abtrünnling, nicht von proteſtantiſcher, für welche Dunſtan ein Kirchenfrevler. Und hier traf die üble Nachrede nicht blos ihn, er hätte dazu die Achſeln gezuckt, hier traf ſie das unbeſcholtene Mädchen, traf Marien, die er bewahrt ſehen wollte vor jedem Schatten eines unreinen Fleckens. Das unſchuldige Kind ſollte durch ſeine dreiſte, vielleicht gewaltſam erſcheinende Handlungsweiſe den Ruf eines Kebsweibes — o nein! nein! Nimmermehr!

Dieſen Gedankengang ſprach er nun vor Dunſtan aus und war bis zu dem übeln Worte „Ruf eines Kebsweibes" gekommen, da hielt unerwartet ein Reitersmann zwiſchen ihm und Dunſtan. Der dichte Schneefall hatte ihn eingehüllt bis zu ſolcher Nähe.

Es war ein Reitknecht, welcher fragte, ob dies auch der richtige Weg nach Gnadenfrei wäre. Bei näherer Zufrage ergab ſich, daß er aus Prag komme und ein Schreiben bringe an das Freifräulein Marie von Loß.

„Wer ſendet Dich?" fragte Dunſtan. — Lady Ludmilla von Seymour! — „Da kommt ſchon, was ich verkündet!" rief Dunſtan — „entſchließe Dich, Hans!" — Iſt die Lady in Prag? Iſt Prag genommen? fragte Hans. — „Prag iſt in den Händen der Sachſen!" lautete die Antwort. — Entſchließe

Dich, Hans! wiederholte in geſteigertem Tone Dunſtan. — „Ich kann nicht, mein lieber Vater!“ erwiderte dieſer feſt. — Ade denn! Ich paſſe auch nicht mehr zu Euch, wie's ſcheint — Gott wird mich Störenfried, hoff' ich, bald wo anders hin befördern!

Unter dieſen Worten, denen man einen gebrochenen Ton anhörte, verſchwand Dunſtan im dichten Schneefalle.

Hans ſah ihm ſchmerzlich nach. Was konnte er thun? Auf dieſen eiſernen Charakter gab es keine Einwirkung mehr.

Er führte den Reitknecht hinab und wollte ihm das Schreiben abnehmen, als ſie vor der Hausthür angekommen waren. Der Reitknecht aber verweigerte es. Er ſei befehligt, es nur in die eigenen Hände des Freifräuleins zu übergeben.

Hans wies ihn hinauf und folgte ihm erſt nach einer Viertelſtunde. Seine Gewiſſenhaftigkeit bewog ihn, den Eindruck des Schreibens ungeſtört auf Maria wirken zu laſſen.

Als er endlich ins Wohnzimmer trat, ſaß Marie in einem Winkel und ſtarrte unverwandt in das weiße Schneewetter hinaus. Der Brief lag auf ihrem Schooße; ihr Antlitz war ſchmerzlich geſpannt, das Auge aber jezt trocken. Zum erſten Male forderte das Leben eine ſelbſtſtändige Entſcheidung von dem jungen Mädchen, und das junge Mädchen ſchien dadurch auch plötzlich verändert zu ſein. Sie ſprang auf und reichte Hans den Brief, ohne ein Wort zu ſagen. Wollte ſie aus ſeiner Entſcheidung einen Schluß ziehen? Es ſchien ſo. — Hans las:

— „Du könnteſt längſt da ſein, liebes Kind, und Du biſt heute noch nicht da. Was heißt das? Ich muß annehmen, daß bei Frau von Jörger eine Kataſtrophe nahe getreten oder eingetreten iſt, und daß dadurch Deine Abreiſe verzögert worden iſt. Wäre Frau von Jörger wirklich geſtorben, wie zu befürchten ſtand, dann iſt Deine ſofortige Abreiſe doppelt nöthig. Denn es iſt nicht einen Tag länger ſchicklich, daß Du ohne weibliche Aufſicht und Stütze unter Männern verbleibſt. Ich bin jezt Deine natürliche Aufſicht und Stütze und verlange alſo, daß Du ſogleich zu mir kommſt. Außerdem ruft Dich die Pietät für unſern Vater hierher. Es iſt endlich gelungen, wornach ich ſeit zehn Jahren geſtrebt: am Tage nach dem Einzuge der Sachſen hier in Prag hat Graf Thurn die Häupter der unglücklichen Märtyrer herunternehmen laſſen vom Brückenthurme und hat mir das Haupt unſeres guten Vaters eingehändigt. Ich habe einen zierlichen Schrein für dasſelbe anfertigen laſſen, und es ſteht in meinem Zimmer, des Sarges wartend, welcher den Leib in ſich ſchließt. Dieſer iſt nämlich auf dem Wege hierher, und wir wollen, ſobald Du hier biſt, Sarg und Schrein auf mein Gut überführen und dort beiſetzen. In Komorau, das in fremder Leute Beſitz, mochte ich des Vaters Leiche nicht laſſen, und da die Herrſchaft der Sachſen ſich ſchon über die ganze nördliche Hälfte Böhmens ausdehnt, ſo war es leicht erreichbar, den Transport von Komorau her zu veranſtalten. Auch für Deinen ferneren Aufenthalt iſt durch die Herrſchaft der Sachſen beſtens geſorgt. Der Czaslauer Kreis iſt von ihnen beſetzt, und ich kann Dich alſo ungefährdet nach Schloß Zleb zur alten Gräfin Tertſchka bringen, welche Dich erwartet. Brächte auch der Kriegswechſel dieſe Gegend wieder in die Macht der Kaiſerlichen — was bis ins Frühjahr hinein durchaus unwahrſcheinlich — ſo beträfe die eintretende Unſicherheit nur mich. Du biſt ja nicht compromittirt. Und wenn ich Dich alsdann verlaſſen müßte, ſo bliebeſt Du in guten Händen und in weiblicher Umgebung. Auch an ſonſtiger weiblicher Geſellſchaft fehlt es nicht: die jüngere Tertſchka iſt dort und die Tochter Sparr's, ein Mädchen von Deinem Alter. Zögere alſo keinen Augenblick länger mit der Abreiſe. Haupt und Leiche Deines Vaters erwarten Dich, und diejenige, welche Dir zunächſt ſteht in der Welt, ruft Dich —

Deine für Dich verantwortliche Schweſter
Ludmilla."

Hans fühlte ſich ſehr unangenehm berührt von dieſem Briefe. Er fand ihn herb gegen Marien, und fand die Abſicht deutlich genug ausgedrückt, daß Marie ihm gänzlich entrückt und entzogen werden ſollte. Seiner ſelbſt war mit keiner Silbe erwähnt.

Traurig reichte er den Brief zurück an Marien und ſprach mit matter Stimme: „Was ſagſt Du dazu, Marie?“ — Ich wollte erſt hören, was Du ſagſt, lieber Vetter! — „Ich habe kein Recht, drein zu reden. Die Entſcheidung ruht lediglich bei Dir.“

Marie ſchien ſchwer betroffen von dieſer Antwort. Sie hatte wol eine wärmere erwartet. Wenn Vetter Hans, ihr Herr und Ideal, ſie ſo trocken aufgab, dann ſtürzte das ganze Gebäude ihrer jugendlichen Phantaſien praſſelnd zuſammen. Mädchenhafte Schüchternheit geſtattete ihr nicht, weiter zu fragen. Sie brachte nach einer Pauſe kaum die Worte hervor: Dann muß ich — wol ſcheiden.

Hans ſeinerſeits fand in dieſen entſcheidenden Worten die Andeutung, daß ſie ihn gar leicht und raſch aufgäbe, und daß ſie auch nicht einmal ſeine Begleitung ſuchte. Sie hatte ja „ſcheiden“ geſagt.

Er erklärte alſo nur noch, daß er ſofort Alles rüſten werde zu ihrer Abreiſe, und ging. Sie konnte nicht ahnen, daß ihm das Herz zerſpringen wollte.

Das ihrige ſtand gleichſam ſtill. So unglücklich war ſie nie geweſen, ſelbſt nicht beim Tode der geliebten Mutter Amalie. Ein unaufhaltſamer Thränenſtrom nur verſchaffte ihr einige Erleichterung, als die Thür hinter ihr zuſiel.

Draußen hatte plötzlich das Schneien aufgehört. Der Himmel wurde allmälig hell, und nach einer Stunde leuchtete die karge Winterſonne. Auch das Wetter alſo that keinen Einſpruch gegen die ſchnelle Abreiſe, und — ſie fand ſtatt. Denſelben Nachmittag fand ſie ſtatt. — Hans hob ſein Liebſtes aufs Pferd. Noch einmal begegneten ſich ihre Augen und verließen ſich, um die quellenden Thränen zu verbergen. Ihm wie ihr waren die Lippen geſchloſſen durch die leidigen Gedanken bloßer Schicklichkeit.

im Sattel ſaß, blickte er in die Höhe und rief in groben Tönen befehlshaberiſch einige Worte hinauf. Sie galten dem Koch des Hauſes, welcher von der Gallerie herab horchte. Offene Arkaden nämlich liefen innen um das Schloß rings herum bis zu der Seite, welche den Thoreingang enthielt. Das Schloß umfing in viereckiger Geſtalt einen mäßigen Hof, der wie ein Saal erſchien. Die Gallerie oben ringsum erhöhte die Aehnlichkeit mit einem Saale. Das Viereck indeß war unregelmäßig: der breiten Thorſeite gegenüber war eine viel ſchmälere, wol um die Hälfte ſchmälere Seite. In Böhmen, wo dieſe Form der großen Herrenhäuſer ſehr verbreitet iſt, nennt man ſie Harfenform.

Geräuſchvoll huſtend und pruhſtend wie Einer, der ſich Kehle und Bruſtkaſten reinigt, ritt der koloſſale Mann zu dem Thore heraus und hielt bei den harrenden Mädchen. Er hatte ihnen nichts zu ſagen als einige plumpe Scherze, über welche er allein lachte. Aber er hatte ſie in der Nähe ſehen wollen, weil man junge Mädchen immer gern in der Nähe anſchaut, auch wenn man ſchon ein grauer Sünder wäre.

Das war er, der alte Graf Tertſchka von Lipa. Kurze, graue Borſten bedeckten dicht ſeinen großen Kopf und als ſtarrer Bart ſein fleiſchiges Angeſicht, in welchem nur ein Paar ſogenannte „Schweinsäugelchen“ lachten, gerade ſo zu klein, wie der feiſte Hals zu kurz war für den großen Leib, unter welchem das niederbeinige, ſtarkknochige und breitkreuzige Roß ſtöhnte.

Er wollte nach Tupadel hinüber reiten, ſeinem eigentlichen Stammſitze, um ökonomiſche Befehle zu geben. Die Herrſchaft Zleb mit ihrem alten maleriſchen Schloſſe, aus welchem er eben kam, war erſt in den Kriegswirren an ihn gelangt. Sie hatte einer Familie Wartenberg gehört, welche dem Winterkönige treu verblieben war. Der alte Tertſchka war nicht minder ſtockböhmiſch geweſen, aber er war nicht beſonders ſichtbar geworden und war im rechten Augenblicke wieder „katholiſch“ erſchienen, als der Liechtenſtein nach den Executionen in Prag ſich umſchaute um die Gerechten und Ungerechten im Lande, und ſo hatte der pfiffige

Tertſchka für ein Billiges die vogelfrei gewordene, ſchöne Herrſchaft Zleb ſich aneignen können. Deſſen eingedenk und höchlich zufrieden mit ſeiner Verſchlagenheit ſagte er zu den beiden Mädchen: Nicht wahr, Zleb iſt ſauber?! — und ritt dann, mit fauniſchem Lächeln grüßend, nach dem Fluſſe hinab, welcher das gethürmte Schloß auf drei Seiten umkreiſt.

Die Mädchen ſchritten ebenfalls abwärts vom Schloßhügel bis zu einem Steg, der über den Fluß und dann aufwärts zu einem Eichenhain führte. Der Hain lag noch höher als das Schloß. Dort hatten ſie ſich einen Sitz eingerichtet, welcher eine liebliche Ausſicht gewährte über das Hügelland des Czaslauer Kreiſes. Die Eine ſah gern nach Süden und Oſten, die Andere gern nach Norden und Weſten. Sonſt waren ſie Freundinnen, welche während des Winters und Frühlings neben einander in Schloß Zleb gelebt und ſich freundlich einander genähert hatten.

Die Eine, die mit lichterem Haar und feineren Zügen, war Magna von Sparr. Ihr Vater hatte ſie nicht mitgehen laſſen, als die Herzogin Iſabella von Pardubitz aufgebrochen nach Wien und Bruck an der Leitha. Er hatte ſie zur alten Gräfin Wanda nach Zleb geſendet, zu ſüßem Bedauern Leos, welcher beim Herzoge von Friedland verblieben und mit dieſem nach Znaim gezogen war. Denn Znaim war noch im Winter die Reſidenz Waldſtein's geworden. Von dort, in größerer Nähe, wurden die Unterhandlungen mit Queſtenberg, mit Eggenberg und dem Kaiſer weiter geführt und die Vorbereitungen getroffen zur Schaffung eines neuen Heeres. Von dort war Leo auch mehrmals nach Zleb gekommen. Er hatte die letzte Rede der alten Gräfin Wanda keinen Augenblick vergeſſen, daß er willkommen ſein werde und beſten Dankes gewiß, wenn er Nachrichten vom Friedländer, gute Nachrichten zu bringen hätte. Was hätte ihm denn erwünſchter ſein können! Dabei ſah er Magna, welche ihm tiefer und tiefer ins Herz geſchienen. Er hatte das trefflich einzufädeln und fortzuſpinnen gewußt, der naturaliſtiſche Diplomat. Dem Herzoge hatte er offen erzählt von jener letzten Rede der Gräfin, und hatte gar nicht genug zu ſagen gewußt von der rührenden Anhänglichkeit der alten Frau an die Perſon des durchlauchtigen Herrn. Schönſtens hatte er gebeten, ihr doch mitunter eine Freude zu machen! — Waldſtein ſeinerſeits wußte wohl, was er an der alten Dame beſaß. Er würdigte vollkommen ihre politiſche Klugheit und rückſichtsloſe Energie. Es war ihm auch recht, daß ein Neſt gegründet werde abſeits von ſeiner perſönlichen Reſidenz, ein Neſt ſeiner vertrauteſten Anhänger und Agenten. — Dieſe Leute müſſen plappern von der Zukunft — pflegte er zu ſagen — ſie können nichts ſtill erwarten. Sie meinen ein Ding nur zu haben, wenn ſie's beim Namen nennen. — Dort auf dem ſeitwärts im Lande gelegenen Schloſſe, meinte er, könnten ſie ſchwatzen und verkündigen was ſie wollten; es könnte nicht unmittelbar auf ſeine Rechnung geſetzt, es könnte nöthigenfalls verläugnet werden. Und dann wären ſie ſtiller in ſeiner Nähe. Er hatte ſich überhaupt angewöhnt, im politiſchen Verkehr ſo wenig als möglich direct von ſich ausgehen zu laſſen. Mittelsperſonen waren ihm Bedürfniß geworden. Als ſolch ein Hauptquartier für wichtige Mittelsperſonen war ihm Zleb ganz genehm. Nicht weit von Prag, ſeinem natürlichen Centrum, und unter Obhut der über alle Probe hinaus zuverläſſigen Gräfin war ihm dieſer Centralpunkt für alle verfänglichen Unterhandlungen ganz gelegen. Er war alſo lächelnd auf Leos Bitte eingegangen, und hatte Leo ſelbſt zum Botſchafter benützt, weil er ſeine damalige Sendung an Arnimb gut ausgeführt, und die Zuſammenkunft auf Schloß Kaunitz glücklich vermittelt hatte.

Seit ſechs Wochen war Leo nicht mehr nach Zleb gekommen. Aus den Geſprächen im Schloſſe hatte aber Magna deutlich entnehmen können, daß große Dinge vorgegangen ſeien mit dem Herzoge und durch ihn, ja daß die alte Gräfin ungeduldig einer wichtigen Nachricht entgegenharre. Jeden Tag, meinte alſo Magna, wäre Leos Ankunft zu erwarten, und deshalb fand ſie ſeit einiger Zeit, daß der Eichenhain hier oben das ſchönſte Ziel eines Spazierganges wäre. Von hier aus ſah man jeden Reiter ſchon in großer Entfernung.

Das andere Mädchen hatte leider keine ſo nahe liegende Veranlaſſung zu dieſem Spaziergange. Es war dies Marie von Voß. Sie hatte einen recht traurigen Winter hier verlebt. Die Wandelung war doch gar zu jäh und haſtig geweſen für ein neunzehnjähriges Mädchen: die Heimat und all die Ihrigen mit einem Schlage zu verlieren und unter fremde, ganz anders geartete Menſchen verſchlagen zu werden. Selbſt die Schweſter Ludmilla, welche ſie ſeit der früheſten Jugend nicht mehr wiedergeſehen, war ihr fremd, und war ihr — ſie geſtand ſich's kaum! — nicht glücklich anſprechend. Auch Ludmillas Sinn war ja ſo ganz abweichend von dem Gedanken- und Gefühlskreiſe, welcher in Gnadenfrei geherrſcht hatte. Niemand, Niemand hier in Zleb wußte etwas von der ſtillen, wohlwollenden Denkweiſe, welche in Gnadenfrei den Grundton gebildet, und erſt mit der einkehrenden Magna von Sparr war der armen Marie ein Weſen nahe getreten, welches doch einen leiſen Widerklang gab von der Stimmung in Mariens Seele. Aber ſelbſt dieſer Widerklang hatte etwas Schmerzliches für Marien. Verborgene Neigung iſt ja immer das Gemeinſchaftliche unter jungen Mädchen, und Magnas Neigung war offenbar nicht unglücklich. Das fühlte Marie ſehr heraus. Sie blieb alſo auch Magna gegenüber allein mit ihrer Niedergeſchlagenheit und Hoffnungsloſigkeit. Wenn ſie Hanſens erwähnen mußte, ſo hieß er Hans von Starſchädel, und hieß ihr Pflegevater. Magna wenigſtens nannte ihn ſo, und es war für Marien immer ein leiſer Stich ins Herz, wenn ſie dieſe Bezeichnung hören mußte. Dieſe Bezeichnung wäre ihr ſchon recht geweſen, wenn ſie nur von ihr ſelbſt ausgegangen wäre. Ihr Gedankengang hätte dabei ſchon ergänzt, was ihr Herz zu ergänzen hatte. Aber von Andern ausgeſprochen war ihr das Wort kalt und trocken, und nicht nur das, es klang faſt wie ein Vorwurf für ſie. Eines Pflegevaters, meinte ſie, müſſe man milder und reiner eingedenk bleiben. Für den dürfe keine, wenn auch noch ſo leiſe Erbitterung vorhanden ſein. Ach, und ſie konnte ſich doch eines leiſen Unwillens nicht ganz entſchlagen darüber, daß Hans ſie ſo ſchnell und ſo kühl aufgegeben und fortgeſchickt hatte; „'s war eben ein Irrthum deines unerfahrenen Herzens“ — geſtand ſie ſich unter leiſem Weinen — „daß du immer gedacht, er wäre dir noch etwas Anderes als ein bloßer Wohlthäter, oder richtiger: du wäreſt ihm noch etwas Anderes, als ein Pflegekind, ein Irrthum! Wenn es nicht ein Irrthum geweſen, dann würde er doch nachgefragt und wenigſtens einmal geſchrieben haben!“

Darin nun irrte ſie und mußte freilich irren. Hans hatte nachgefragt, hatte geſchrieben. Sie hatte nur nichts davon erfahren, hatte den Brief nicht erhalten.

Hans war durch die Streitigkeit mit den lutheriſchen Geiſtlichen noch eine längere Zeit in Thüringen aufgehalten worden. Er hatte heftige Scenen in Weimar und Jena zu beſtehen gehabt, wo Dunſtan's wildes Erſcheinen und Auftreten die Stimmung arg gereizt hatte. Er war in ſeiner gepeinigten Seelenlage ebenfalls heftiger und ſchneidender geworden als ihm ſonſt gewöhnlich war, und es hatte ſich ein klaffender Bruch ergeben zwiſchen ihm und der Weimar'ſchen Regierung. Letztere hatte gewaltſam einſchreiten wollen in Gnadenfrei, um dieſe heidniſch genannte Colonie den Maßnahmen des Profeſſor Caucius zu überliefern; Hans hatte erklärt, in dieſem Falle ſein Regiment aus Böhmen zu holen und Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen, und dieſer Ausbruch war nur durch den jüngſten Prinzen des Hauſes, durch Herzog Bernhard verhindert worden, welcher auf dem Durchmarſche nach Franken von Starſchädel's Zerwürfniß gehört und den Seinigen angezeigt hatte, daß man ſolche „Stänkereien“ bleiben laſſen ſollte gegen einen werthvollen Kriegsmann wie Starſchädel. Bernhards Brüder, obwol nicht immer ohne Eiferſucht auf den Kriegesruhm, mit welchem der jüngſte die älteren Brüder, namentlich den ſehr tüchtigen Wilhelm überſtrahlte, hatten darauf doch angeordnet, daß mit dem

Aeußerſten eingehalten würde gegen Starſchädel, und während dieſes Waffenſtillſtandes war Hans nach Prag gegangen. Krieg und Schlacht war ihm in ſeinem Aerger faſt Bedürfniß. Ein Wiederſehen Mariens war's ihm wol noch mehr. Aber in Prag war ſeine ſcrupulöſe Empfindungsweiſe nur zu raſch wieder geweckt worden. Ludmilla beſuchte von Zleb aus den Feldmarſchall Arnimb und begegnete dort Hans. Sie trat ihm mit einer blos weltläufigen Freundſchaft entgegen, welche ihn abſtieß. Sie ſprach — nur ganz nebenher — von der recht guten Exiſtenz ihrer Schweſter auf Schloß Zleb, und von dem Danke, welchen man ihm ſchuldig ſei für ſorgfältige Erziehung des ſanft gearteten Kindes. Sie bot aber nicht eine Fingerſpitze zu einem Beſuche Starſchädel's. — Hans ſeinerſeits war ebenſo empfindlichen Herzens wie Marie. Er konnte nicht vergeſſen, daß ſie ſo glatt und ſtill auf die Trennung von ihm eingegangen war. Ludmillens Benehmen weckte noch dazu die Frage in ihm auf: haben vielleicht beide Schweſtern den Charakterzug ererbt, eine innere Vergangenheit in ſich wegwiſchen zu können, wie man mit naſſem Schwamme eine Kreideſchrift wegwiſcht? — Kurz, er hatte gezögert, mit Marien eine Anknüpfung zu ſuchen. — Dennoch hatte er ſich endlich entſchloſſen; er liebte ſeine Marie eben zu innig, um nicht ein Opfer bringen zu können. Er hatte den Bart-Conrad hinausgeſchickt nach Czaslau. Dort im Städtchen, nahe bei Zleb, hatte er die Gelegenheit ſuchen wollen, Marien einmal zu ſprechen, ihr Grüße zu bringen und genaue Kunde einzuholen von ihrem Befinden. Damals war's noch winterlich geweſen; die Mädchen waren nicht herausgekommen aus dem Schloſſe, und als Conrad endlich ſtracks aufs Schloß zugegangen, war ihm der alte Graf Tertſchka begegnet. Der hatte ihn kurz abgewieſen. Das oberöſterreichiſche Weſen hatte dem böhmiſchen Edelmann, welcher die Deutſchen nicht mochte, mißfallen, und Tertſchka hatte Marien nichts davon geſagt, daß nach ihr gefragt worden ſei. — Conrad war ärgerlich nach Prag zurückgekommen, und Hans hatte ſich nun entſchloſſen, an Marien zu ſchreiben.

Der Brief war einem Diener eingehändigt worden, als Ludmilla wieder hinausritt. Der Diener hatte zufällig ſeiner Lady davon geſagt und hatte ihr denſelben eingehändigt, als ſie bemerkt hatte: ſie werde ihn ſelbſt beſorgen. Sie aber hatte ihn — vielleicht vergeſſen; kurz, ſie hatte ihn nicht beſorgt. Marie war ohne ein Lebenszeichen geblieben von Hans, ſeit ſie Gnadenfrei verlaſſen. Hans hatte keine Antwort auf ſeinen Brief erhalten — ſie waren einander nun ferner gerückt als je.

Denn nun hatten ſich auch die Kriegsmaſſen wieder zwiſchen ſie gelegt. Zwiſchen Schloß Zleb und Hanſens Aufenthalt waren kaiſerliche Truppen eingerückt. Waldſtein's geheimnißvolles Walten in Znaim hatte ſich im Frühjahre offenbart durch eine entſtehende große Bewegung des kaiſerlichen Heeres.

Während Waldſtein von Znaim aus mit dem Kaiſer unterhandelte, hatte ſich plötzlich das Gerücht verbreitet: der Friedländer hat den Oberbefehl übernommen! Aber nur auf drei Monate. Er will nur ein Heer bilden. Führen will er es nicht. Dies war die erſte Nachricht geweſen, welche Leo nach Zleb gebracht hatte. Die alte Gräfin Wanda hatte geſchwiegen, aber nichts Mißbilligendes geſagt. Dahinter konnte das ſchlummern, was ſie wollte. Wenn das Heer nach drei Monaten geſammelt war durch ihn, ſo gehörte es ihm. Wenn der Oberbefehl in Kaiſers Namen abgelaufen war, konnte er ihn in ſeinem Namen wieder aufnehmen! — Sein großer Kriegsname, ſeine großen Geldmittel hatten gewirkt: zu Anfang des Frühlings war das Heer vorhanden geweſen. Spannungsvoll hatte man beobachtet und gehorcht: Was geſchieht nun? Man hatte nichts Sicheres erfahren. Es hatte immer geheißen: ſeine Unterhandlungen mit Wien ſind noch in der Schwebe, ſind dem Zerreißen nahe; er fordert Unerhörtes, er fordert, was der Kaiſer nicht gewähren kann.

Da war Leo zum zweiten Male auf Schloß Zleb erſchienen mit der Nachricht: das ganze Friedland'ſche Heer iſt in Bewegung, es hat geſtern Prag beſetzt, welches die Sachſen geräumt haben. Das „Friedland'ſche oder das kaiſerliche Heer?“

hatte Gräfin Wanda gefragt. Das entſcheidet ſich in den nächſten Tagen! hatte Leo geantwortet. Als ich fortritt — hatte er hinzugeſetzt — ritt der Herzog nach der mähriſch-öſterreichiſchen Grenze, um die letzte Zuſammenkunft mit dem Fürſten Eggenberg zu halten. „Entweder — Oder!“ ſagt der Herzog. „Entweder unumſchränkter Gebieter des Heeres oder volle Freiheit für mich!“

Gräfin Wanda hatte weder Mißbilligung noch Billigung geäußert. Jetzt erwartete ſie Leos dritte Botſchaft. Alle Welt war geſpannt, was für eine Geſtalt aus dieſem geheimnißvollen Nebel hervortreten werde an der Spitze des auf ſechzigtauſend Mann geſchätzten Heeres.

Dieſer leicht geſinnte Leo kam an jenem blühenden Sommermorgen allerdings auf Czaslau zu geritten. Aber in welcher Begleitung! Der kleine Mann neben ihm war ein ſo ſchlechter Reiter, daß Trab nicht zu wagen war. Die Verſuche mit dieſer Gangart brachten den kleinen Mann immer abwärts, das heißt an den Erdboden, nicht vorwärts. Das erheiterte den fröhlichen Leo ungebührlich. Dieſer junge Mann war überhaupt unbedacht geworden durch das Glück, welches ihm Alles ſo leicht gemacht hatte ſeit ſeiner erſten Bekanntſchaft mit dem Kammerdiener Roſtok. In der That war es ihm ſpielend gelungen, als ein junges Factotum in unmittelbarer Nähe des Friedländers zu allem Möglichen verwendet zu werden. Er ſchwamm wie ein wachſender Fiſch in einem herrlich ſtrömenden Waſſer. Kein Wunder, daß er ſorglos ward und ſich in allen Dingen auf ſein gutes Glück verließ. Glück iſt gewöhnlich eine tactvolle Geſchicklichkeit oder ein geſchickter Tact. Dieſer Tact war ihm eigen. Er ſchrieb ſeine kurzen Berichte an den Marcheſe Carretto und an Herrn Tocke, das Gefährlichſte was er thun konnte. Aber er ging dabei wie ein Nachtwandler auf des Daches Zinne, ſicher und ohne Wanken. So lange den Nachtwandler Niemand anruft, ſo lange geht Alles gut. Und ſein Tact beſtand darin, daß er weder Carretto, noch Tocke etwas mittheilte, was der Herzog poſitiv verſchwiegen haben wollte. Sein natürlicher Inſtinct ließ ihn darüber niemals im Stich. Er bedurfte dazu auch nicht eines directen Verbots, wie zum Beiſpiel bei der Mittheilung an Arnimb, daß Prag ſo gut wie offen ſtehe, nein! er empfand es gleichſam in den Fingerſpitzen, daß Dies oder Jenes nicht ausgeſprochen werden dürfte.

Welch eine mißliche Gewähr war aber doch ſelbſt dieſer Tact neben einem Waldſtein! Welchen Gefahren ging der junge Mann entgegen mit ſeiner gefälligen Dienſtbarkeit nach allen Seiten! Hier mit Herrn Tocke hatte ſie ihm gleich einen Streich geſpielt, deſſen Folgen nicht abzuſehen waren. Herr Tocke wußte recht gut, was die alte Gräfin Tertſchka und ihr Schloß zu bedeuten hatten, er ahnte ſehr deutlich, daß hier ein Herd ſein möchte für antikaiſerliche Umtriebe, und je weniger es ihm gelang, in die inneren Gemächer Waldſtein's einzudringen, deſto eifriger ſuchte er eine Gelegenheit, ſich unter die näheren Anhänger des Herzogs miſchen zu können. Sobald er alſo durch die unbefangene Offenherzigkeit Leos erfuhr, daß dieſer eine „Poſt“ nach Zleb zu bringen habe, da ließ er nicht nach mit Bitten, einmal mitgenommen zu werden in die Sommerpracht des Landes hinaus, in die Nähe, in das Innere des merkwürdigen Schloſſes, welches einen Modellbau des altböhmiſchen Schloßſtiles darſtellen ſollte und welches dem Kunſtjünger ſo wichtig und ergiebig ſein müßte.

Der Tact behütete Leo wol, Herrn Tocke anzuvertrauen, was er vom Herzoge auszurichten habe, und behütete ihn wol, das Schriftſtück zu zeigen, welches er unter ſeinem Wamſe trug. Aber er nahm ihn doch mit, den Aufpaſſer und Verräther! Und weil er dieſe Eigenſchaften an ihm nicht kannte, ſo war er gar nicht in der Lage, vollſtändig auf ſeiner Hut zu ſein.

Lachend ritt er mit ihm aus Czaslau heraus, der Morgenſonne entgegen, in welcher Schloß Zleb vor ihnen erglänzte mit ſeinen viereckigen Thürmen grauen Geſteins. Lachend, denn er hatte es dahin gebracht, den Gaul Tocke's in kurzen Galop zu ſetzen, und der ängſtliche Ausdruck des lichtblauen Männchens, welches mit der Hand krampfhaft in die Kammhaare des Gaules fuhr, ergötzte ihn. Das Ergötzen ſtieg, als vom Czaslauer Thore heraus eine ſcharfe Cavalcade gehört wurde und näher kam und dadurch Tocke's Pferd aufgeregt und in lebhaftere Bewegung verſetzt, Tocke's ängſtliche Lage alſo auf das bedenklichſte erhöht wurde.

Die Cavalcade ſauſte vorbei, und Leo hatte kaum Zeit und Aufmerkſamkeit genug, um zu erkennen, daß es die Generale Tertſchka und Ilow waren, die auf Zleb zuſprengten; Herrn Tocke's Schickſal nahm ſeine Augen ganz in Anſpruch, denn Herrn Tocke's Gaul wollte in gleichem Tempo der Cavalcade folgen, und ehe Leo helfen konnte, trennte ſich Herr Tocke unter den curioſeſten Arm- und Beinſchwenkungen von ſeinem Sattel und nahm Platz in einem Graben, der nicht ohne Waſſer war, und zwar nicht ohne ſchmutziges Waſſer. —

Zwiſchen Czaslau und dem Schloſſe Zleb erhebt ſich ein Hügelrücken. Auf dieſer Erhöhung ſahen jetzt Magna und Marie die Cavalcade Tertſchka's und Ilow's erſcheinen. Die Reiter ſauſten in geſtrecktem Galop den Abhang herab nach dem Fluſſe Dombrawa, welcher den Ort Zleb von dem Schloſſe trennt, und den Weg herauf, welcher zum Thore des Schloſſes führte und welcher heutigen Tages durch einen bogenförmigen, bequemen Fahrweg erſetzt iſt.

Magna fuhr von ihrem Sitze auf. Warum? Ein reiterloſes Pferd folgte der Cavalcade und rannte hinter ihr ins Schloßthor hinein. Es war Tocke's Pferd. Magna, die Ankunft Leos erwartend, ſchien von dem Gedanken aufgeſchreckt zu werden, daß der verunglückte Reiter Leo ſein könnte. Marie fragte, Magna wich aus. Sie zeigte nur auf das eben verſchwindende reiterloſe Roß und machte Anſtalt, nach dem Schloſſe zu gehen und nachzufragen.

Sie ging auch. Marie aber blieb zurück. Der ſchöne Morgen that ihr wohl. Es war ihr angenehm, allein und ungeſtört ſinnen und träumen zu können. Kein Lüſtchen regte ſich, die Lerchen ſtiegen überall jubelnd empor und ſchmetterten, Inſecten und Käſer zeigten ſich am Boden, wohin ſie blickte, das leiſe Summen und Schwirren der ringsum ſchaffenden Natur erfüllte ihr Gehör wie ein Zeugniß, daß die Gottheit alle Kräfte in Bewegung ſetze zum Gedeihen der Erde — „nur dich vergißt ſie!“ flüſterte das arme Mädchen vor ſich hin, und ein paar Waldtauben, welche in den hohen Eichen ihr Kollern und Gurgeln hören ließen, erhöhten ihre Traurigkeit. Bei Gnadenfrei im Walde waren ihr im letztvergangenen Frühjahr dieſe wunderlichen Töne noch ſo angenehm geweſen, ſo heiter verheißend, weil ſie ihnen die Deutung untergelegt: der Vetter wird kommen!

Magna dagegen ward von ihrem Schrecken erlöſt, noch ehe ſie das Schloßthor erreicht hatte: Auf dem Hügelrücken jenſeits des Oertchens erſchien Leo hoch zu Roß.

Herr Tocke, ein höchſt reinliches Menſchenkind, hatte ſich mit Entſetzen betrachtet, als er aus dem Graben gekrochen, und hatte trübſelig erklärt: ſo könne er nicht im Schloſſe auftreten. Er war nach Czaslau zurückgegangen, um zu trocknen und ſich zu ſäubern. Er wollte ſpäter zu Fuße nachfolgen. Leo wollte dem Pferde nachtrachten und ihn erwarten.

Magna eilte nach dem Eichenhain zurück. Sie eilte und zögerte. Er ſollte ſie doch auch ſehen, ehe ſie unter den Schatten der Eichen kam. Er hatte ſie längſt geſehen und jagte herzu.

Was hatte er nicht Alles zu erzählen! Die Zukunft öffne ſich wie unter einem prächtigen Regenbogen! Zunächſt werde ſich hier auf Zleb Alles zuſammenfinden. Wahrſcheinlich auch Magnas Vater und Lady Ludmilla, die Schweſter des Fräuleins, und der Herzog ſelbſt. Er habe in den letzten Tagen große Heerſchau gehalten, ſei ſehr rüſtig und komme von Chrudim. Das Heer ſetze ſich in allen Maſſen gegen Weſten in Bewegung, nach Baiern oder Franken, denn der bairiſche Kurfürſt ſende Boten über Boten an den Friedländer um Hilfe. Der ärgſte

Gegner des Herzogs, auf deſſen Veranlaſſung er damals in Regensburg abgeſetzt worden, kniee jetzt gleichſam vor ihm und ringe die Hände. Der Schwede hat ſein Land überfluthet, der Schwedenkönig herrſcht in München, der Untergang katholiſcher Regierung ſteht bevor, wenn der Friedländer nicht hilft mit ſeinem neu geſchaffenen großen Heere. „Jetzt können ſie bitten und flehen“ — fuhr Leo fort — „jetzt zeigt ſich's, wer den Ausſchlag giebt in der deutſchen Welt. Der Herzog von Friedland, unſer Herr! Hier in Zleb wird ſich's entſcheiden, wohin der Ausſchlag fällt. Alle Agenten, alle Vertraute des Herzogs ſind hierher beſchieden. Aus allen Himmelsgegenden kommen ſie und, wie geſagt, wahrſcheinlich der Herr ſelbſt, vielleicht noch heute. Auch an Euren früheren Schutzherrn, Fräulein Marie von Loß, hab' ich einen Geleitsbrief ſenden müſſen.“ — Wie? fragte hoch aufhorchend Marie. — „Ja, der Herzog achtet ihn hoch und hat ſich ihn vom Feldmarſchall Arnimb erbeten, den Herrn Hans von Starſchädel“ — Ah?! — „Ihr erſchreckt ja faſt! — Er iſt ein ſo guter Mann und ſo tüchtig!“

Marie hatte nicht die entfernteſte Abſicht zu widerſprechen. Sie ſchützte vor, der Schweſter wegen Vorbereitungen treffen zu müſſen, und ging ins Schloß. Wie hoch ſchlug ihr Herz! Sie ſah und hörte nicht und mußte um jeden Preis allein ſein. Magna und Leo hatten nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden und ſahen ihr ſchweigend nach. Sie gedachten dabei gar nicht des ſcheidenden Fräuleins, ſie dachten an ſich, und ſie ſchwiegen, weil ihre gegenſeitige Neigung noch in dem Zeitraume gegenſeitiger Erwartung ſtand. Auch der vorlaute Leo hatte noch nicht gewagt, ſeinem Mädchen Liebe zu erklären. Ihr gegenüber war er gegen ſeine ſonſtige Natur befangen. So ſchwiegen ſie Beide eine längere Weile, denn ſie waren faſt in Verlegenheit über das Glück, welches ihnen ſo leicht ein einſames Nebeneinander gewährte in Gottes freier Natur! Nur darin folgten ſie ſogleich dem natürlichen Triebe ihrer Herzen, daß ſie ſich, langſam gehend, zurück wandten in den Schatten der Eichen. Man brauchte ſie nicht zu ſehen in der freien Natur!

Aber man ſah ſie doch! Man ſah ſie, ehe ſie den Schatten erreichten. Sie freilich wurden es nicht gewahr, daß auf dem Hügelrücken ein einſamer Reiter erſchien, der Vater Magnas, der verzweifelt ernſthafte Oberſt Sparr. Sein graues Auge war ſcharf wie das eines Falken. Er erkannte das Paar und beſchleunigte den Schritt ſeines Pferdes.

Leo verſuchte vorſichtig das Schweigen zu brechen. Die alte Holzbank unter einer großen Eiche mußte eine wurmſtichige Veranlaſſung bieten. Sie hatte den Schritt Magnas aufgehalten und der geiſtvolle Jüngling fragte, ob das Fräulein oft hier ſitze? — Manchmal! antwortete ſie kaum hörbar, und der Faden war wieder abgeriſſen. — Leo machte eine heftige Anſtrengung und äußerte: der Blick in den Hain ſei vielleicht noch ſchöner, als der Blick ins Freie. Schatten und Licht gaukelten da ſo wunderlich — das Fräulein möge es einmal verſuchen und ſich nach dieſer Seite ſetzen!

Das Fräulein that es ohne Widerrede. Sie ahnte nicht, daß ſie dadurch ihrem Vater die Ueberraſchung erleichterte. Sie ſelbſt fühlte ſich im Gegentheile erleichtert, als ſie ſaß und in das Sonnenſpiel unter den Zweigen hineinſehen durfte. Das Sonnenſpiel, welches betrachtet ſein wollte, nahm keine breitere Antwort von ihr in Anſpruch und entſchuldigte, daß ſie nur das Wort „wunderlich“ wiederholte.

Sie faßte ſich aber nun doch auch übrigens; denn ſie war eigentlich eine recht klare, recht beſonnene, junge Natur, und indem ſie auf die ſchlanke, von Ritt, Wärme und innerer Bewegung erregte Geſtalt Leos einen raſch zurückkehrenden Blick warf, fragte ſie: „Werdet Ihr auch mitziehen in die Schlachten?“ — Gewiß! gewiß! — entgegnete haſtig Leo — ich muß mich ja hervorthun, ich muß ja etwas werden, um — „Um?“ — Um Anſpruch zu haben auf — kurz, um mit der Zeit — ein ſelbſtſtändiger Mann zu werden. — „Wird man denn das nur durch Kriegsthaten?“ — Heutigen Tages wol nur. Wenigſtens am ſchnellſten. Und ich möchte doch ſo gern bald im Stande ſein, mir ein — mir einen eigenen Herd zu gründen. — „In Kärnten oder Krain?“ — Gleichviel wo! — „Gleichviel wo? Ihr würdet alſo dann wol Mutter und Großmutter zu Euch holen?“ — Wie gern, wenn meine — wenn es angeht. — „Warum ſollte das nicht angehen?“ — Weil das nicht von mir allein abhängen würde, ſondern auch — „Von Mutter und Großmutter?“ — Ja auch! Und — wie denkt Ihr Euch denn, liebes Fräulein, Euer künftiges Leben am liebſten? — „O recht einfach.“ — Das glänzende, reiche Weſen in den herzoglichen Paläſten und Schlöſſern ſcheint Euch nicht unerläßlich zu Eurer Zufriedenheit? — „Gar nicht.“ — Aber eine ſtattliche Stellung müßte doch wol Euer künftiger — „Gott bewahre!“ — ergänzte ſie raſch die Stockung — „unſere Familie ſtammt aus Schweden, wo man gar nicht reich iſt. Wir ſind nicht verwöhnt, und ich habe auch immer eine Vorliebe für den Norden behalten, für unſere großen, flachen Seen in Mecklenburg, wohin wir wieder zurückkehren, wenn's Friede wird. Ein Gut des Herzogs grenzt dort an unſer Gütchen, und der Herzog hat meinem Vater Ausſichten eröffnet: er würde ihm ein ſchönes Stück Wald und Feld davon, welches in unſere Aecker hineinſchneidet, abtreten. Dort lebt ſich's gar lieb und ſtill — die Stadt Güſtrow iſt in der Nähe, und von der See her kommt allerlei Waare. Eure Mutter würde nur dort die Berge vermiſſen.“ — Meine Mutter — oh, mein liebes Fräulein, meine Mutter und ihr Sohn würden jeden Morgen und jeden Abend den Himmel herniederſteigen ſehen auf jenen See, wenn es — „Wenn es nicht ſo weit wäre bis nach Mecklenburg!“ — rief von oben herab eine tiefe Mannesſtimme dazwiſchen hinein

Aeußerſt erſchreckt wandten ſich die jungen Leute um, und Magna fuhr von ihrem Sitze auf. — Ihr Vater hielt zu Pferde einige Schritte hinter ihr. Der Moosboden hatte den Tritt des Pferdes gedämpft, und die Aufmerkſamkeit der jungen Leute war ganz von den Hintergedanken befangen geweſen, für welche die Worte des Geſprächs nur einen Vorhang gebildet.

„Euer Hengſt, junger Herr Steinwald“ — fuhr Sparr fort — „iſt da vorn ziemlich ungenügend an das Baumſtämmchen geſchlungen. Er wird Euch davon laufen. Und ſeid Ihr denn ſchon fertig mit Euren Aufträgen für die Gräfin Tertſchka? Seid Ihr ſchon auf dem Rückwege?“ — Nein, Herr Oberſt, ich bin eben erſt gekommen — „So? Habt Ihr Aufträge an meine Tochter?“ — Nein, Herr Oberſt. — „Alſo laßt Euch nicht länger abhalten, Eure Aufträge auszurichten. Guten Tag, junger Mann!“

Das war eine unangenehme Zerſtreuung, welche Leo veranlaßte, ſeinen Hengſt am Zügel hinüber zu führen ins Schloß. Und die Mittheilung, welche Vater Sparr bei dieſer Gelegenheit ſeiner Tochter machte, hatte auch nichts Aufmunterndes.

Oberſt Sparr war nicht geneigt geweſen, die Werbung des Marcheſe Carretto zu begünſtigen, denn er war innerlich ein ſtrenger Proteſtant, und die Wälſchen widerſtrebten ihm. Er war aber auch gar nicht geneigt, eine Liebelei mit dem jungen Burſchen gleichgiltig anzuſchauen. Denn — abgeſehen von deſſen noch ganz nichtiger Stellung im Leben — hatte er ihn im Verdacht der Zweizüngigkeit. Leos harmloſer Verkehr mit aller Gattung von Menſchen, auch mit denjenigen, welche Sparr für des Herzogs Widerſacher hielt, hatte ihn mißtrauiſch gemacht. Er erklärte alſo jetzt auf dem Wege zum Schloſſe ſeiner Tochter in recht beſtimmten Ausdrücken, daß er ſolch einen intimen Verkehr mit einem bedenklichen jungen Fant ungern ſähe.

Im Schloß ſelbſt war überall geſchäftige Bewegung entſtanden. Der Sohn des Hauſes, Adam Erdmann Tertſchka, ſchien dafür die Parole mitgebracht zu haben. Sogar der Vater war eiligſt von Tupadel heimgeholt worden. Ihm überließ die alte Gräfin Wanda das Hausregiment, nicht blos Stall, Geſinde und Keller betreffend, nein auch die Küche. Und der ſchnöde Alte wußte Alles in Trab zu ſetzen. Er wußte es ſelbſt geiſtig zu beleben, obwol er ſelbſt keinen Geiſt hatte. Er hatte eine praktiſche Pfiffigkeit, und Wanda, ſeine Frau, pflegte ihm für dieſe Pfiffigkeit den Inhalt anzugeben. So auch heute. Er ſprach zu den Dienſtleuten von einer Frühſommerfeier, die in alter böhmiſcher Zeit durch König Przemysl um dieſe Jahreszeit eingeſetzt worden, da das Gras zum erſten Schnitt aufgewachſen ſei. Das Gras wäre ſo weit, heute ſollte die Feier gehalten werden.

Gräſin Wanda ihrerſeits hatte den Caplan rufen laſſen und eine kirchliche Feier veranſtaltet. Dieſer Caplan, ein alter Knabe, verſtand ſie recht ſchnell. Er gehörte ſeit Jahrzehnten zur Familie und hatte die verſchiedenſten Uebergänge getreulich mit durchgemacht. Was war zu thun geweſen, als man wieder katholiſch werden oder die Güter, vielleicht noch mehr, verlieren mußte?! Man wurde eben auswendig katholiſch. Auf den meiſten Landſitzen blieb ein böhmiſches Kirchenthurm immerdar der Schatz verſchloſſener Häuſer. Nicht einmal verſchloſſener. Der Landmann wie das Geſinde wußten überall davon, es war ihnen der geheimnißvolle Nationalſchatz, und ſie waren mit Leib und Seele dafür. Gerade weil es geheimnißvoll, war es ihnen hochwürdig, und Verrath wäre ihnen gräßliche Gottesläſterung geweſen. Sein Eigenes, ſein Beſonderes zu haben iſt dem Menſchen immer von hohem Werthe, dem einſamen, ungebildeten Menſchen iſt es ein heiliges Kleinod. Die Form dieſer aus der Huſſitenzeit herrührenden böhmiſchen Kirche war ſo mannigfaltig, wie es die Secten ſelbſt waren. In manchem Kreiſe Böhmens hatte jede Herrſchaft in ihrer Schloßkirche ihre eigenthümliche Liturgie, und die von Zleb war eine der verehrteſten.

Als der Caplan ihr Zimmer verlaſſen, erſchien Leo vor der alten Gräſin in dem eckigen Thurmzimmer, das ſie bewohnte. Sie ſtand auf und ging ihm entgegen, ſchwarz gekleidet wie damals. „Nun, mein munterer Tauber aus der Arche Noah's“ — rief ſie — „bringſt Du heute den richtigen Oelzweig? Darf ich heute endlich rothe Bänder ans weiße Haar ſtecken? — Was iſt Dir denn? Du ſiehſt ja nicht frei und luſtig aus wie ſonſt?

Und doch bringſt Du heute, denke ich“ — Ich bringe das Beſte, liebe Frau Gräfin. Der Kummer im Geſicht gehört nur mir. — „Was hat ein junger Burſch wie Du für Kummer?! Iſt Dein Mädchen untreu?“ — O nein! — „Sie wär' auch albern! Lieb' doch ich Dich, die alte Frau. Sind die Ausſichten auf ihren Beſitz verregnet?“ — Vielleicht. — „Kopf in die Höhe! Ich helf' Dir getreulich, wie ich Dir's verſprochen. Abſonderlich, wenn Du vernünftige Botſchaft bringſt von Deinem Herrn und unſere Sachen gut gehen und ſtehen. Komm' her! Setz' Dich zu mir! Berichte, erzähle, gieb! Der Abſchluß des Herzogs mit dem — Kaiſer hat leider ſtattgefunden, aber die raſchen Soldaten ſagen, er ſei gut gerathen.“ — Vortrefflich. — „Ja für Euren kurzen Sinn. Ich will zufrieden ſein, wenn ich ihn leidlich finde. Iſt der Herzog gut für mich? Schickt er mir mehr als unbeſtimmte Rede? Schickt er mir den Wortlaut, wie er mir von Znaim aus das letzte Mal verſprochen, durch Dich?“ — Er ſchickt den Wortlaut. — „Endlich! Wer hat's geſchrieben?“ — Ich ſelbſt. — „Aus dem Kopfe?“ — O nein. Der Herzog ſelbſt hat's dictirt. — „Brav! Gieb, gieb!“

Leo zog die Schrift aus der inneren Bruſttaſche ſeines Wamſes, wo ſie neben dem veralteten Briefe ſeiner Mutter ſteckte. Die Gräfin nahm ſie haſtig und winkte Leo, daß er ins Nebengemach träte und ihr Zeit ließe. Sie wollte mit ungetheilter Aufmerkſamkeit die wichtigen Artikel leſen. Das that ſie denn und zwar ſehr langſam. Als ſie zu Ende war, las ſie noch einmal und ließ dann die Hand mit dem Papiere auf ihren Schooß gleiten, voll tiefer, ſchwerer Gedanken vor ſich hin ſehend. Bald flackerte zornige Freude über ihr Angeſicht, bald fragende Unſicherheit, bald wilde Entſchloſſenheit. Dann nahm ſie das Blatt nochmals auf und las ſich die Artikel mit halblauter Stimme vor: Erſtens. Der Herzog von Friedland iſt und bleibt nicht allein Römiſch Kaiſerlicher Majeſtät und des ganzen Hauſes Oeſterreich, ſondern auch der Krone Spaniens Generaliſſimus.

„Spanien!“ — flüſterte ſie — „damit man ihm keinerlei Winkelzüge machen kann mit den Hilfstruppen. Recht!“ — Zweitens. Das Generalat wird ihm ohne alle Bedingniſſe übertragen. — „Bravo!“ — Drittens. Der König von Ungarn darf weder bei dem Heer ſich einfinden — „Bravo!“ — noch weniger den Befehl über dasſelbe führen. Wird Böhmen wiedererobert, ſo ſoll er in Prag reſidiren. Marradas mit zwölftauſend Mann das Königreich ſchützen. — „Unſinn! Der König von Ungarn in Prag?! Warum nicht gar! Das brauchten wir in Böhmen mit dem dummen Marradas! Den wird er jagen! Redensarten!“ — Viertens. Als Vergeltung iſt dem Herzog ein öſterreichiſches Erbland zuzuſichern. — „Alſo doch. Kaum glaublich. Man wird das kleinſte meinen, und er meint Böhmen. Das „„Erbland““ ſteht da und ich ſollt' mich freuen — und ich freue mich nicht. Warum nicht? — Dergleichen giebt man nicht.“ — Fünftens. Außerdem von den wieder einzunehmenden Ländern das höchſte Regal im römiſchen Reiche. — „Was heißt das? Das höchſte Regal iſt ein Kurfürſtenthum. Welches? Die Oberpfalz? Weil ſie an Böhmen grenzt und Böhmen vergrößert. Waldſtein ſprach davon. Das wäre ein Backenſtreich für den Baier. Die Unterpfalz? Die jetzt in den Händen der Spanier iſt? Die Deutſchen ſehen die Spanier ungern in Heidelberg. Vielleicht deshalb. — Das Land um Amberg paßt uns beſſer.“ — Sechſtens. Ihm werden die Confiscationen im Reiche unbedingt, ohne jede Einmiſchung des Reichshofrathes oder des Kammergerichts, überwieſen. — „Einfach gut. Er weiß, was es einträgt.“ — Siebentens. Ebenſo kann er ohne die mindeſte Beſchränkung Verzeihung angedeihen laſſen. Würde hingegen eine ſolche oder freies Geleit vom kaiſerlichen Hofe bewilligt, ſo gewinnen beide Kraft einzig durch die Beſtätigung des Herzogs — „Sehr gut.“ — Zudem darf jene (Verzeihung von Hofe) blos auf Leben und Leumund, nicht aber auf Beſitz ſich erſtrecken. Dieſe kann ausſchließlich durch den Herzog von Friedland gewährt werden — „Er weiß, was es einträgt!“ — um nicht die

Mittel zur Belohnung der Officiere und zur Befriedigung der Soldaten zu ſchmälern. — Achtens. In eine künftige Friedenshandlung ſoll der Herzog Mecklenburgs wegen inbegriffen werden. — „Natürlich! Damit er Mecklenburg behält.“ — Neuntens. Er iſt mit allen Mitteln und Auslagen zu fernerer Kriegsführung auszuſtatten. — Zehntens. Zu allfälligem Rückzuge ſollen ihm ſämmtliche Erbländer offen ſtehen. — „Das alſo iſt's. Er hat Unglaubliches durchgeſetzt. Ich muß es eingeſtehen. — Warum freu' ich mich doch nicht recht? Ich weiß es nicht. Oder doch! Es iſt zu gut — und iſt ein Blatt Papier.“

Endlich rief ſie Leo wieder herein und ging ihm freundlich entgegen. Ja ſie ſtreichelte ihm die rothgold ſchimmernden Locken und küßte ihn auf die Stirn, milde ſprechend: „Du haſt Deine Sache gut gemacht, mein Leo, und ſollſt belohnt werden. Iſt es denn wahr, daß Du unſere böhmiſche Sprache verſtehſt und redeſt? Wie haſt Du das ſo ſchnell lernen können?“ — Ganz leicht, Frau Gräfin. Die armen Leute um den Veldeſer See, an dem ich aufgewachſen bin, ſind ſlaviſchen Urſprungs. Man nennt ſie Slovenen. Deren Sprache habe ich von Jugend auf verſtanden und geredet, und weil ſie mit der hieſigen verwandt iſt, habe ich die hieſige leicht verſtanden und in ein paar Monaten auch ſprechen gelernt. — „Du ſollſt Deinen Weg machen, Junge, und zunächſt in den Ritterſtand erhoben werden!“ ſagte ſie czechiſch.

Er dankte in derſelben Sprache und fragte ſchüchtern; wie das erreicht werden könnte?

Sehr einfach durch den Herzog, erwiderte ſie. Er iſt ja durch den Beſitz von Mecklenburg ein unmittelbarer Herr im Reiche und kann ſeine Leute erhöhen wie er mag. Braucht's eine Beſtätigung des Kaiſers, ſo wird ihm die nicht fehlen. Am wenigſten für ſolche Kleinigkeit. — Bei dem Papiere, das Du mir gebracht von ihm, iſt keine Zeile perſönlicher Nachricht. Woher weißt Du, daß er heute hier eintreffen will? Du kommſt ja von Prag und er iſt, wie Du ſagſt, in Chrudim.

„Er hat mich vorgeſtern nach Prag geſchickt mit dem Auftrage, Alles hierher zu beſtellen, wo er heut' Abend eintreffen werde. Die Lady Ludmilla und den Raſchin, welche beide aus Baiern kommen werden, den Grafen Wilhelm von Kinsky, der von Dresden, den Herrn von Starſchädel, der von der ſächſiſchen Grenze vom Heere Arnimb's kommt.“ — Wahrhaftig, da kommt der lange Wilhelm herauf geritten! — rief die Gräfin, indem ſie ans Thurmfenſter eilte — die Eliſabeth wird ſich freuen! und die Mara auch!

Eliſabeth war Wilhelm Kinsky's Frau und war eine Tochter der Gräfin Wanda. Maximiliana, ihres Sohnes Erdmann Frau, war eine Schweſter der Herzogin Iſabella von Friedland. Beide wohnten jetzt in Zleb.

Leo ward verabſchiedet. Gräfin Wanda liebte ihre Kinder leidenſchaftlich, ja mit leidenſchaftlicher Schwäche. Sie eilte, die Freude ihrer Tochter zu genießen beim Wiederſehen des lang entbehrten Gatten. Wilhelm Kinsky war als ſcharfer Oppoſitionsmann der kaiſerlichen Herrſchaft in Böhmen in der letzten Zeit genöthigt geweſen, den kaiſerlichen Gebietern in Böhmen aus dem Wege zu gehen und ſeine Herrſchaft Teplitz zu verlaſſen. Er war über die nahe ſächſiſche Grenze gegangen und hatte ſich in Pirna häuslich eingerichtet. Dorthin hatte er ſeine Frau holen wollen, wenn die böhmiſchen Zuſtände ſich nicht ändern ſollten. Mit Waldſtein's neuer Herrſchaft hatten ſie ſich geändert, und er kam nun, Bericht zu erſtatten über ſeine Thätigkeit. Es war die Thätigkeit eines der ſorgfältigſten Diplomaten Waldſtein's. Wilhelm Kinsky nämlich, welcher allwöchentlich einige Male nach Dresden hineingeritten war von Pirna, betrieb die Unterhandlungen des Friedländers mit Frankreich. Ein Marquis von Feuquières bereiſte im Intereſſe des Cardinals Richelieu die kurfürſtlichen Höfe im Norden Deutſchlands und war oft längere Zeit in Dresden. Mit dieſem war Kinsky in Verbindung getreten, um eine Allianz Frankreichs mit Waldſtein zu bewerkſtelligen, denn Frankreich war überall zugänglich, wo die Macht des deutſchen Kaiſerthums zerſplittert werden konnte, und ein ſelbſtſtändiger König von Böhmen in der Perſon des Friedländers war ihm ganz willkommen, wenn ſich der Friedländer zu gewiſſen Gegendienſten bereit erklärte.

Wilhelm Kinsky war ein hoch gewachſener Mann mit ſchmalem Kopfe, der auf der Gallerie außen ſeine Frau Eliſabeth in die Arme ſchloß. Etwas Wildes und etwas Feines blitzte aus ſeinen lichten Augen, als er ins große Wohnzimmer trat und die ſchon zahlreiche Geſellſchaft überflog. Sein Schwager Erdmann, Ilow, Sparr, die ſanfte Schwägerin Maximiliane, der ſchreiende Schwiegervater Tertſchka waren da, und die Schwiegermutter, die hoch von ihm verehrte Gräfin Wanda, trat eben ein. Alles war in aufgeregter Heiterkeit, denn die gemeinſchaftliche große Angelegenheit war im beſten Gange; nur Erdmann Tertſchka's Frau, die blonde Mara, Iſabellas Schweſter, erſchien ſtill in dem lauten Kreiſe. Sie ließ Alles über ſich ergehen, aber ſie war im Herzen gut kaiſerlich wie ihre Schweſter, und litt auch jetzt unter den lauten, oft wilden Aeußerungen ihres Mannes und ihres Schwiegervaters.

Letzterer ſchrie: man ſolle zum Speiſen kommen, er habe es vom Beſten vorgerichtet.

— Noch nicht! — ſagte gebieteriſch Gräfin Wanda — Der wichtige Tag ſei wichtig und würdig eingeleitet! Es wartet unſer ein feierlicher Gottesdienſt. Sammeln wir uns und gehen wir in die Capelle. Mara allein ſoll zurückbleiben. Sie iſt nicht ganz wohl, und die Luft in der Capelle iſt kalt.

Als ſie hinaustraten auf die Gallerie, welch eine Verwandlung war da vorgegangen mit dem Schloßhofe! Dies dunkle, unregelmäßige Viereck zwiſchen hohen Steinmauern, an denen Epheu und wilder Wein emporrankte, war jetzt mit Menſchen angefüllt Kopf an Kopf. Woher der Zulauf? Das war von lange her vorbereitet durch die alte Gräfin. Das letzte Stichwort hatte ſie vor anderthalb Stunden dem Caplan gegeben, und aus den Dörfern in der Umgegend war Mann und

Weib herbeigeſtrömt. Eine neue Kirche, ein neuer König, das heißt die alte böhmiſche Kirche, ein eigener böhmiſcher König! das war die ſtille Loſung, welche Einer dem Andern zuraunte. In der Zleber Capelle wird die neue alte Herrlichkeit heute eingeweiht! hieß es — und „der König ſelbſt, der große böhmiſche Kriegsfürſt iſt unterwegs und wird in Zleb erſcheinen!“ flüſterten beſonders Kundige einander zu.

Auch ein neuer Huß wurde erwartet. Und nicht ohne Grund. Die alte Gräfin hatte erfahren, daß ein wandernder Mönch in den Städten Böhmens aufgetreten ſei und gegen den Papſt wie gegen Luther heftig predige. Obwol er deutſch predigte, galt dies doch ſofort für Verkündigung der böhmiſchen Kirche, die gegen den Papſt war und nicht von Luther ſtammte. Heute früh am Morgen hatte der Caplan gemeldet, der Mönch ſei geſtern in Kuttenberg geweſen, und alsbald hatte die Gräfin einen Boten geſendet, ihn einzuladen nach Schloß Zleb. Der Bote hatte nichts Dringenderes zu thun gehabt, als ſeinen Auftrag Jedermann mitzutheilen.

Dazu beſtätigte es ſich, daß das neue große Kriegsheer in Bewegung ſei und durch den Czaslauer Kreis vordringe. Von überall her kamen Nachrichten, die von Ort zu Ort wuchſen. Das Heer ſei nicht mehr kaiſerlich, ſondern friedländiſch. Der Friedländer habe es nicht nur geworben, er bezahle es auch und beherrſche es unumſchränkt. Der Kaiſer habe kein Geld und keine Macht mehr. Der Friedländer habe Beides und habe den Kaiſer genöthigt, ihm alle Herrlichkeit abzutreten. Eine ganz neue Zeit beginne. Ein Tertſchka'ſches Regiment ſei heute Mittag in Czaslau eingerückt; es beſtehe aus lauter böhmiſchen Leuten und erzähle wunderbare Dinge —

Unter ſolchen Umſtänden war es denn kein Wunder, daß die Leute an einem warmen Sonntage ſchaarenweiſe nach Zleb ſtrömten.

Mitten in dieſe Schaaren war auch Herr Tocke gerathen, als er ſich in Czaslau geſäubert und auf den Weg gemacht hatte nach dem Schloſſe. Er ſteckte jetzt mitten unter der Maſſe, welche den Schloßhof anfüllte, und es war ihm eigentlich nicht ganz wohl zu Muthe. Er liebte das Maſſenweſen nicht, es war ihm unheimlich. Man wurde auch geſchoben und geſtoßen und in der Sauberkeit ſeiner Kleidung bedroht. Wenn man ihm aber ein wenig Raum gab in dem Gedränge, ſo beunruhigte ihn das noch mehr. Die Landleute thaten das nur, weil ſie ihm anſahen, daß er nicht zu ihnen gehörte, daß er ausländiſch, daß er fremd wäre. Das konnte ja Folgen haben, wenn die flüſternde, Gott weiß wovon bewegte Maſſe in eine Bewegung geriethe und Mißtrauen gegen ihn äußerte. Er hatte ein ſo feines Gewiſſen! Um nicht zu ſagen: ein ſo ſchlechtes Gewiſſen. Und nun verſtand er ſo wenig von den wenigen Worten, welche die Leute einander zuraunten. Die Worte waren ſlaviſch-böhmiſch, für ihn wildfremd. — Er wäre ſo gern aus der Mitte heraus an die Mauerſeite gekommen, obwol man an der Mauerſeite am Erſten beſchädigt und zerquetſcht werden konnte. An der Mauer gab's doch Thüren, und er wollte ins Innere hinein, um nach Herrn Steinwald zu fragen, und von dieſem in Schutz genommen zu werden. Es war unmöglich! Da nahm Alles ringsum mit einem Male die Hüte und Kappen ab — oben auf der Gallerie erſchien die Gräfin Wanda mit den Ihrigen und mit ihren Gäſten. Herr Gott! den langen Cavalier erkannte Tocke auf der Stelle. Das war der Kinsky, den er in Dresden von Weitem geſehen und der in Wien als ein gefährlicher Feind der Kaiſerlichen angeſchrieben war. Der hier?! Da hat der Maſſenvorgang nichts Gutes zu bedeuten! — Das wäre ihm ſchon recht geweſen, denn da gab es was zu erfahren und zu berichten nach Wien. Aber in perſönlicher Sicherheit mußte man ſein!

Er wagte es nun, ſeinen Nachbarn anzudeuten, daß er da oben zu den Herrſchaften gehörte und in die nächſte Pforte wollte. Sobald ihn die Leute nur ungefähr verſtanden, zeigten ſie ſich bereitwillig, ja unterwürfig. Einer ſagte es dem Andern, und durch ein ſchmales Gäßchen, welches ſich allmälig öffnete, kam er an die Mauer, kam er an eine Thür und ſchlüpfte ins Schloß.

Aber da war kein dienendes Weſen, war kein Geſchöpf zu ſehen, welches ihn hätte zu Herrn Steinwald führen können. Alles hatte die Capelle geſucht, um dort am Gottesdienſte Theil zu nehmen. Er huſchte wie ein verwünſchter Geiſt auf den Treppen, in den Corridoren umher und wußte nicht wohin. Er wurde jetzt in der Verlaſſenheit ängſtlich wie vorher im Gedränge. Und dabei ſtachelte ihn doch der Trieb der Neugier. Er wollte doch mit anſehen, was eigentlich vorginge. — Da führte ihn eine Stiege auf die offene Gallerie hinaus, und draußen auf der Gallerie begegnete er einer Dame.

Es war Marie, die aus ihrem ſtillen Zimmer herausgetreten war, um auszuſchauen, ob — das Gedränge da unten ging ihr Herz nichts an: ſie war eben auf dem Rückwege nach ihrem Zimmer und gab dem fragenden Tocke kurz Beſcheid, wie er zur Capelle gelangen könne, nach welcher die Leute drängten.

Er fand ſie jetzt. Und zwar den Zugang von oben, zu der „Empore“, wie man's nennt, welche in der Höhe eines Stockwerks eine Art Loge bildete für die Herrſchaft. Hinter der alten Gräfin mit den Ihrigen blickte er plötzlich in die Capelle hinab. Betroffen ſtand er ſtill. Aber die Gräfin mit den Ihrigen ſah nicht rückwärts, ſondern hinab auf den Altar, an welchem der Caplan das Abendmahl austheilte, Brot und Wein! Brot und Wein theilte er aus! Tocke konnte nur eine Ecke des Altars entdecken von der hohen Stufe an der Thür, innerhalb welcher er ſich vorſichtig verhielt, um nöthigenfalls zurückzutreten, die Thür zuziehen und verſchwinden zu können. Aber juſt an dieſer Ecke des Altars ſah er einen koloſſalen Mann — es war der alte Graf Tertſchka — aus dem Kelche trinken. Es ſind Calixtiner, dachte Tocke und freute ſich der Entdeckung. — Dann erhob ſich ein einſtimmiger Geſang der Gemeinde, wie er ihn nie in einer Kirche gehört. Dann predigte der Caplan von der Kanzel, welche er nicht ſehen konnte. Verſtehen konnte er auch kein Wort, denn die Sprache war die ſlaviſch-böhmiſche.

Schon fing er an, ſich zu langweilen, weil keine weitere Ausbeute ſich darbot für ſeine Angeberei nach Wien, als der ketzeriſche Gottesdienſt, und neigte ſein blondes Häuptlein etwas dreiſter nach vorn aus der Thürſpalte, um ein Geſpräch zu belauſchen, welches Ilow und Sparr mit einander angeknüpft, da — fühlte er plötzlich eine Hand auf ſeiner Schulter. Zuſammenfahrend wendete er ſich und ſa[illegible]ht an ſeinem Kopfe das große, lichte Auge — des Pater Dunſtan. Wie abgemagert, wie gealtert auch dies Antlitz erſchien, Tocke erkannte es auf der Stelle mit tiefem Schrecken. Denn er erinnerte ſich ſonnenklar, daß dieſer alte Benedictiner ihn zu Wien mehrmals im Jeſuitencollegium angetroffen. Ja, einmal ſogar hatte Tocke ſich hinreißen laſſen, neben dem Pförtner in ihn hineinzuſprechen, giftig mitzuſprechen, als Pater Dunſtan damals täglich gekommen war, um bei dem Provincial Athanaſius vorgelaſſen zu werden. Ja, ſelbſt der übereilten Worte, welche er damals geſprochen, erinnerte ſich Tocke jetzt unter dem ſchreckhaften Auge des Greiſes Silbe für Silbe. Sie waren ſo geweſen, daß kein Zweifel übrig blieb über die innerſte Parteinahme des Sprechenden für die polizeilichen Umtriebe des Provincials. Es überfiel Herrn Tocke ein ſtarkes nervöſes Zittern, daß die magere Hand Dunſtan's auf ſeiner Schulter auf und nieder bewegt wurde. — Wenn dieſer Greis ſo von ihm erzählte, wie ſein Blick jetzt vernichtend auf ihm lag, erzählte hier unter den ketzeriſchen Böhmen, hier wo der Herzog jede Stunde erſcheinen ſollte — dann konnte die immer gefürchtete, ſchreckliche Wendung für Herrn Tocke ganz nahe ſein, die Wendung zu Waldſtein's: „Hängt die Beſtie!"

Dunſtan ſprach kein Wort. Der Bote, welcher ihn von Kuttenberg geholt, ſagte mit halber Stimme: dies ſei die herrſchaftliche Loge, in welcher die gnädigſte Frau Gräfin — und Dunſtan ſchob mit leiſem Druck — ein ſolcher genügte — Herrn Tocke ſammt der Thür zur Seite, um in die Loge hinabzutreten.

Er ſtand ſtill auf der Stufe und horchte auf das, was in der Kirche vorging. Die Predigt war eben zu Ende und der Geiſtliche begann einen feierlichen Dialog mit der Gemeinde: er fragte, ſie antwortete, und ein kurzer, begeiſternder Jubelchor, von Allen geſungen, ſchloß dieſe eigene liturgiſche Form, an welcher Dunſtan ſofort erkannte, daß er die Kirchenform einer originellen Gemeinde vor ſich habe. — Das freute ihn. Er nickte vor ſich hin mit dem Haupte und murmelte einige Worte.

Dieſe Worte wurden gehört von den Herrſchaften, die vor ihm in der Loge ſaßen. Sie wendeten ſich um und die alte Gräfin winkte ihm: hinabzukommen an ihre Seite.

Er dankte mit der Hand und ſuchte mimiſch auszudrücken, daß er den Gottesdienſt nicht ſtören und das eben anfangende allgemeine Gebet nicht zerſtreuen wolle. Auch dieſe Form gefiel ihm: Prediger und Gemeinde ſprachen mit halber Stimme ſehr langſam das Vaterunſer.

Die hohe, nur vom Nacken aus gebeugte Figur des greiſen Mönches in ſchwarzer, verſchliſſener Kutte nahm ſich ehrwürdig aus auf dem Hintergrunde der weiß getünchten Capelle über den bunten Kriegsleuten, und der Ausdruck ſeines Antlitzes, nach welchem die alte Gräfin rückwärts hinaufſpähte, hatte etwas wunderbar Mächtiges, man war zu ſagen verſucht: etwas verzweifelt Mächtiges. Und man traf mit dem Worte „verzweifelt" den wahren Punkt. Ein Greis von ſolcher Erfahrung und ſo gutem Herzen, der am Ende ſeiner Tage hoffnungslos geworden und nur noch darauf bedacht iſt, dieſe letzten Tage um den Preis eines getäuſchten Lebens zu verwerthen durch den Ausſchrei ſeiner Seele, ein ſolcher Greis muß gleichzeitig erſchrecken und bewältigen. Dies Erſchrecken, welches von ihm ausging, hatte zu Wege gebracht, daß er auf ſeinem herausfordernden Gange durch Sachſen und Böhmen lebendig bis daher gelangt war. Die fanatiſchen Lutheraner in Sachſen hatten ihn wol faſſen und vernichten wollen, aber das Grauen vor ſo wahrer Verzweiflung hatte ſie doch im Innerſten entſetzt. Niemand hatte gewagt, Hand an ihn zu legen. Er iſt verrückt! Mit dieſem weiten Worte hatte man ſich abzufinden geſucht. Denn was uns in höheren Dingen widerſpricht, ohne daß wir es verdächtigen und widerlegen können, das ſchieben wir gern dadurch aus unſerer Verantwortung, daß wir es „verrückt“ nennen. Selbſt der ſtaatsgewandte Hofprediger Hye in Dresden hatte ſich nicht anders zu helfen gewußt, als Dunſtan bis zum Kurfürſten gedrungen und bittere Vorwürfe in deſſen lutheriſche Orthodoxie hineingeſchleudert hatte. — Seht auf ſein Kleid, durchlauchtigſter Herr — hatte er gerufen — er gehört in den katholiſchen Kreis, der ſich befreien gewollt und nicht gekonnt. Laßt ihn über die böhmiſche Grenze führen! Dort mag er nützen; hier ſtört er nur.

Das war geſchehen. In Böhmen hatte er freiere Bahn gefunden. Das Huſſitenland war immer geneigt, einem freien Prediger in der Wüſte andächtig zuzuhören. Selbſt in den deutſchen Kreiſen, welche allein Dunſtan aufſuchte, da er nur dort mit ſeiner Sprache verſtanden wurde. Als nun dort ruchbar geworden, der Friedländer trete wieder an die Spitze eines Heeres, und zwar mit ungeheurer Vollmacht, da richtete Dunſtan ſein Augenmerk auf den Friedländer, und wie ein meſſianiſcher Prophet in Iſrael einem der Vierfürſten zuzog, um bei dieſem Gehör und Nachdruck für ſeine Weiſſagungen zu finden, ſo zog Dunſtan dem heutigen Kriegsfürſten entgegen, um deſſen Macht in Anſpruch zu nehmen für eine wahrhafte Freiheit der Kirche. Deshalb war er der Einladung nach Zleb ſofort gefolgt, da es überall hieß: der Friedländer komme des Weges daher, und deshalb war er jetzt im Innern erfreut, einen ſo eigenthümlichen böhmiſchen Gottesdienſt anzutreffen. Er ſollte ihm zum Wegweiſer, zur Brücke dienen für den Mann, welcher jetzt offenbar Kirche und Staat in Händen hatte.

Milderen Sinnes alſo trat er die Stufe hinab, als das Vaterunſer, und, wie es ſchien, hiermit der Gottesdienſt beendigt war, um dem Winke der Gräfin zu genügen und auch in die Capelle hinab zu ſchauen. Ehe er aber ſprechen konnte, trat etwas Befremdliches ein. Die Capelle verfinſterte ſich mit einem Male, obwol es erſt Nachmittag war, ja es wurde faſt Nacht, und eine große Unruhe brach aus unter den Leuten da unten. Sie drängten nach der Thür; man ſah die Gefahr, daß ſie ſich erdrückten, und der Lärm wurde lauter und ſchreiender.

Da trat Dunſtan an die Brüſtung der Loge und rief mit ſtarker Stimme hinab: Fürchtet Euch nicht! Gott liebt die Menſchen allewege.

Man ſah empor, und die Erſcheinung des ſchwarzen Mönches brachte nur neuen Schrecken. Ein Mönch im böhmiſchen Gottesdienſte! — Dieſer Schrecken aber wirkte lähmend. Man hörte auf zu drängen, die Menge entfernte ſich langſamer, indem ſie ſcheu emporblickte nach dem greiſen Mönche.

„Was iſt denn?“ fragte die Gräfin. — Ein Gewitter zieht über das Land, ſo tief, daß die Kirchthürme mit ihren Spitzen in die ſchwarze Wolke ragen. Die Wolke entladet ſich nicht, es fällt kein Tropfen Regen, und die Blitze ſpielen horizontal umher, als wollten ſie ſich geſammelt halten zu einem Hauptſchlage. So war's auf meinem Wege hierher. Das Gewitter iſt mit mir über Euer Haus gekommen. Es wird darüber hinwegziehen mit Gottes Hilfe. Ihr erwartet den Herzog von Friedland? — „Jede Stunde.“

Unter dieſen Worten waren ſie auf die Gallerie hinaus getreten. Ein Blitz, oder richtiger ein Feuermeer überleuchtete den dunkeln Schloßhof, und man ſah, daß die aus der Capelle ſtrömenden Landleute ſich links und rechts zuſammendrängten, um eine Gaſſe zu bilden vom Thore aus. Durch das Thor herein ſchien man einen Einzug zu erwarten.

Dies vollendete Herrn Tocke's heutiges Mißgeſchick. Als Pater Dunſtan in die Loge getreten, hatte er es für rathſam erachtet, dieſer unangenehm erneuten Bekanntſchaft keine weitere Folge zu geben, ſondern ſich ſo vorſichtig wie beſtimmt aus dieſem allerdings recht maleriſchen, ihm aber recht unheimlichen Schloſſe zu entfernen. Selbſt ohne Abſchied von Leo Steinwald zu entfernen, den er ohnehin nirgends erblickte. Er ſuchte alſo ſeinen Rückweg über Gallerie und Stiege. Leider gerieth er auf eine Nebentreppe, welche nicht in den Hof, ſondern ins Innere des Schloſſes führte, und verlor dadurch einige Zeit. Als er endlich aus dem faſt ganz finſtern Gebäude in den dunklen Hof herausgetappt, da ſtrömten auch eben die Leute aus der Capelle. Er ruderte nun eilig mit ihnen dem Hofthore zu, wurde aber auch mit ihnen dort geſtaut. Von außen kam eine zahlreiche, glänzende Reiterſchaar, und an der Spitze derſelben — Allmächtiger, das fehlte noch! — dachte Tocke; — wenn der dich hier ſieht und aufhält und mit jenem Mönch zuſammentrifft und es zur Sprache kommt, daß ich — —! — Herr Tocke gab ſich die größte Mühe, rückwärts unter die Landleute zu kommen. Das war nicht möglich. Die zuſammengedrängten Leute ſtanden bereits ſo eng wie eine Mauer und hielten ſeinen Verſuch des Einkriechens immer nur für ein Zeichen, daß ſie noch weiter zurückweichen, die Gaſſe noch breiter machen ſollten. Er ſah ſich verurtheilt, in vorderſter Reihe zu bleiben. Der ſchwarze Pferdekopf des vorderſten Reiters pruhſtete und wieherte eben aus dem Thorbogen herein in den Schloßhof, die ſchwarze Gewitterwolke goß ihre Feuermaſſe herab und beleuchtete grell den von den Landleuten abſtechenden hellblauen Tocke, der verſchämt und demüthig ſein Köpflein nach dem Boden neigte, als ſuchte er eine verlorene Stecknadel — denn der lange Reiter auf hohem Roſſe war der Mann, dem er jetzt durchaus nicht in die Augen kommen wollte, war der Herzog von Friedland.

Er erinnerte zum erſten Male wieder an jenen Waldſtein, welcher über die Taborbrücke zum Krankenlager des Kaiſers Mathias geſprengt war. Frei und kerzengerad, das Haupt nach dem Nacken zurück, keine Spur von gichtiſcher Krankheit an ſich, ſaß er auf reich geſchirrtem Rappen in der Tracht eines Feldherrn und Fürſten. Der rothe Sammetmantel mit Hermelin um die Schultern, das ledergelbe Wams vom großen Spitzenkragen bedeckt, die Aermel wie das Beinkleid roth mit Gold vernäht, der breitkrämpige, von Gold und Federſchmuck flirrende Hut mit der rückwärts flatternden, breiten, rothen Feder — Alles das hob das fahlgelbe, magere Antlitz und ließ es vornehm, verächtlich vornehm erſcheinen unter den dunklen Augenbrauen und dem wilden Augenſchimmer, der Niemand eines Blickes zu würdigen ſchien, der aber wie ein Blitz traf, wenn er ſich ausnahmsweiſe auf einen Gegenſtand heftete. Der Blitz des Himmels ſpottete indeſſen gerade hier des menſchlichen Stolzes: der Friedländer war kaum fünf Schritte weit in den Schloßhof herein, da verdichtete ſich die elektriſche Feuermaſſe der Gewitterwolke zu einem Keil und unter furchtbarem Donnerkrachen — es war der erſte Donner dieſes Gewitters — ſchlug dieſer Blitzkeil in den Schloßhof, gerade in die geöffnete Gaſſe vor dem Herzoge. Man ſah Staub und Schutt hoch auffliegen vom Boden, und der erſchrockene Rappe des Herzogs knickte in allen vier Beinen ſo tief zuſammen, daß die Steigbügel faſt den Boden berührten. Ein Schrei des Entſetzens flog in den Donner hinein von all den Zuſchauern. Mit dieſem Schlage aber hatte ſich auch der Wind entfeſſelt; in einem Nu war der Staub verweht und man ſah den Friedländer wieder unverändert hoch zu Roß. Nur ſah er nicht mehr in die Luft, nein, das gefürchtete Auge laſtete auf dem faſt knieenden Tocke, und er ſprach: „Was machſt Du hier?“ — Der — junge — Steinwald hat mich — mitgenommen, um — „Um?“ — Um mir das alter — alterthümliche böhmiſche Schloß — zu zeigen, welches — als Skizze — „Zeig' mir die Skizze, eh' ich fortgehe.“

Der Herzog war langſam fortgeritten während dieſes kurzen Geſpräches und Tocke war genöthigt, nebenher zu keuchen.

Jetzt hielt der Herzog und ſtieg ab. Die Landleute öffneten durch Rückwärtsdrängen die Gaſſe zur Hauptſtiege im hinteren Thurme, die Truppenführer Ilow, Tertſchka, Sparr eilten ihm von da herab entgegen, Gräfin Wanda erwartete ihn oben an der Treppe. Stumm ſchritt er hinauf; hinter ihm ein Gefolge von höheren Officieren. Unter dieſen der Marcheſe Carretto und der Oberſt Piccolomini. Die alte Gräfin war ſtarr vor Erſtaunen darüber und ihre Begrüßung verwandelte ſich ſofort in die leiſe geſprochene vorwurfsvolle Anfrage: was es zu bedeuten habe, daß er ſeine geſchworenen Feinde in ſeine unmittelbare Nähe ziehe?

Ein ſpöttiſches Lächeln Waldſtein's antwortete zunächſt. Ohne Einhalt weiter ſchreitend nach dem geöffneten Saale des Schloſſes, ſagte er dann zu der neben ihm herſchreitenden Gräfin: „Du nimmſt Alles zu kurz und zu heftig, Wanda. Wer regiert, muß weiter ſehen als die Leidenſchaft und das Vorurtheil. Dieſe Italiener ſind ſehr begabte Leute und ſind kriegswiſſenſchaftlich gebildet. Das brauch' ich eben ſo dringend wie blinde Anhänglichkeit. Der Schwedenkönig bringt für Kriegswiſſenſchaft manches Neue. Das muß man bemerken, dem muß man begegnen. Meine Haudegen ſind dafür nicht beſonders geeignet. Der junge Piccolomini namentlich, der ſich mir ungerufen vorgeſtellt, ungerufen, obwol er meine Ungnade zu fürchten hatte, der hat mir ganz beſonders gefallen. Es iſt ein offener Kopf. In Prag iſt er damals einfach commandirt geweſen, ohne zu wiſſen für welchen Zweck. Sie haben damals Alle keinen rechten Zweck gehabt. Allarmirt ſind ſie geweſen durch die Ankunft des Sachſen, deſſen Heer im Anmarſche war, und rathlos mir gegenüber, der ich ja doch kein militäriſches Commando gehabt. Carretto hat mir offen darüber geſprochen. Sei unbeſorgt! Das liegt jetzt Alles anders. Jetzt bedeuten ſie nur das, wozu ich ſie mache. — Wie kommt der Mönch daher?" — Er ſucht Dich. Es iſt der Genoſſe des Zierotin Zdenko geweſen, der jetzt als Wanderprediger — „Pater Dunſtan! Ich weiß. — Was willſt Du von mir, Pater?"

Waldſtein war an der gedeckten Tafel entlang bis ans Erkerfenſter vorgeſchritten und hatte ſich da erſt umgeſchaut, den gewölbten tiefen Saal überblickend, in welchem geſpeiſt werden ſollte. Sämmtliches Gefolge war jenſeits der Tafel zurückgeblieben, nur Dunſtan kam langſam auf ihn zugeſchritten.

Ihn allein hielt kein irdiſcher Reſpect zurück, ihn trieben höhere Gewalten.

„Ich will Dein Ohr“ — erwiderte er — „auf eine Viertelſtunde, um Deine Macht für einen großen Zweck zu gewinnen.“ — Eine Viertelſtunde iſt lang. Die Leute wollen hier ſpeiſen. Man kann das Wichtigſte kurz ſagen. Was iſt's? — „Du ſollſt die Kirche entfeſſeln von den Pfaffen im bunten wie im ſchwarzen Rocke, Du ſollſt die Religion frei machen und nicht für eine Kirche fechten. Nur ſo wirſt Du einen gründlichen Zweck haben für Deine großen Mittel, nur ſo wirſt, nur ſo kannſt Du neu und gewaltig werden, nur ſo kannſt Du ſiegen und ſchaffen. Ohne dieſe größere Abſicht verbleibſt Du inmitten der Mittelmäßigkeiten, die Stückweiſes wollen, die Halbes wollen und die über Nacht zu den Todten geworfen werden, auch wenn ſie zu ſiegen ſcheinen.“ — Und wer wird mit mir fechten, wenn die Katholiken und Proteſtanten mich gleichmäßig als Feind anſehen müſſen? — „Der Geiſt wird mit Dir fechten, welcher höher und mächtiger iſt denn Rom und Wittenberg. Er wird den Sinn Deiner Feinde verwirren und wird alle edleren Kräfte Dir zuführen. Denn Du wirſt als weiſer Feldherr nicht ſofort Dein Endziel zeigen. Du wirſt in einer Wolke wandeln wie Moſes. Deine Blitze werden immer nur einzelne Theile Deines Weges beleuchten, und erſt wenn Dein Sinai in feſtem Geſtein aufgebaut iſt, wirſt Du Dich enthüllen und die Tafeln der neuen zehn Gebote aufſtellen vor aller Welt, ein Gründer neuer Weltordnung.“ — Und Du glaubſt Vater, daß die Menſchen beſtehen können ohne feſte Kirche, auch die ſchwachen und gedankenloſen, welche die große Mehrzahl bilden? — „Ich glaube nicht, daß ſie ohne Kirche beſtehen können, und ich will es nicht. Die Kirche iſt der nothwendige Stab in irdiſcher Finſterniß. Aber die Kirche ſoll weiter und größer werden als ſie jetzt iſt. Sie ſoll den Spruch der Schrift am Giebel tragen: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ — Haſt Du außer Gleichniſſen und Bibelſprüchen auch einen feſten Plan Deiner weiten Kirche! — „Den hab' ich.“ — Eine organiſirte, bis ins Einzelne ausgearbeitete Eintheilung, wie man eine Regierung, eine Armada eintheilt in Aemter und Inſtanzen, in Regimenter und Stäbe und oberſte Hauptmannſchaft? — „Den hab' ich.“ — So komm' heut' Abend zu mir um die zehnte Stunde und entwickle mir dieſen Plan. — „Ich komme. Aber gieb' beſtimmten Auftrag, daß man mich zu Dir laſſe. Denn Deine Umgebung will nichts von dem, was ich will, und wird mich abweiſen. Du haſt nur Handwerker oder Ränkeſchmiede um Dich und biſt von Spionen der römiſchen Pfaffen umgeben.“ — Du meinſt? — „Ich weiß. Bin ich doch ſoeben erſt hier im Schloſſe einem Menſchen begegnet, Namens Tocke, der ſchon vor zehn Jahren Spion und Zuträger der Jeſuiten in Wien war, und zwar des ſchlimmſten Mannes unter den Jeſuiten, des Provincials Athanaſius.“ — Tocke hieß er? — „So nannte ihn damals der Pförtner im Collegium.“ — Roſtok! rief Waldſtein mit mächtiger Stimme über den Saal hinüber.

Kammerdiener Roſtok antwortete ſogleich aus der Tiefe hinter der harrenden Geſellſchaft und eilte herbei, wenn auch nicht ſo glatt und leiſe wie im Prager Palaſte. Denn der Fußboden des Saales hier war von Stein.

Waldſtein ſprach leiſe und ſchnell zu ihm und ſchloß mit den lauteren Worten: — Auch den Leo, welcher ihn hergebracht! — Dann wandte er ſich verabſchiedend zu Dunſtan und ſprach, indem er auf Roſtok zeigte: — Bei dieſem Manne melde Dich!

Die alte Gräfin hatte unterdeß angeordnet, daß ein gedeckter Tiſch aufgeſtellt worden am oberen Ende der Tafel, abgeſondert um einige Schritte von dieſer. Er war für den Herzog beſtimmt, welcher bei öffentlichen Mahlzeiten immer in ſolcher Form abgeſondert ſpeiſte.

Jetzt trat ſie wieder zu ihm und fragte, ob Durchlaucht erlauben wolle, daß angerichtet würde. Der Herzog machte eine ablehnende Bewegung. Die Tafelfreuden waren überhaupt kaum für ihn vorhanden und es ſah ihn ſelten Jemand Speiſe oder

Trank nehmen. — Für mich nicht — ſagte er zerſtreut, indem ſein Auge die jenſeits der Tafel verſammelten Gäſte muſterte. Draußen regnete es in Strömen, ſeit er eingetreten. Im Saale herrſchte Todtenſtille unter ſeinem muſternden Blicke, man hörte den Regen an die Fenſter klatſchen. Diener warteten im Hintergrunde mit Lichtern, denn die Luft war immer noch verfinſtert.

„Raſchin und Lady Ludmilla ſind noch nicht da?“ fragte er halblaut die alte Gräfin. — Noch nicht. Das Wetter wird ſie genöthigt haben, unterwegs zu verweilen. — „Der Sachſe auch noch nicht?“ — Auch noch nicht. Man hat Dich erſt zum Abend erwartet.

Langſam ging er an der Tafel entlang; die Gräfin Wanda neben ihm. — Holck! rief er, als er noch etwa zehn Schritte von der Gruppe ſeiner Officiere entfernt war. Die knochige Geſtalt mit wüſtem Kopfe kam zu ihm. — Die Direction nach Eger nehmen — morgen Früh!

Dann ſchritt er weiter; durch die Gruppe hindurch, welche ſich vor ihm aufthat. Auf einen Wink der Gräfin öffnete der Haushofmeiſter die Thür und ſandte Diener mit Lichtern voraus. Die Gräfin ſelbſt begleitete den Herzog. Als ſie in den Zimmern ankamen, welche für ihn beſtimmt waren und in deren vorderſten die Ordonnanzen und Boten mit Brieftaſchen ſeiner ſchon warteten, öffnete ſie eine ſeitwärts führende Thür und lud ihn ein, den Raum zu betrachten. Es war ein Thurmzimmer wie das ihrige. Eine Planetentafel mit allem Zubehör zur Beobachtung der Sterne war darin aufgeſtellt. Aus Neigung für ihren Abgott hatte auch ſie dem Anſchauen der Geſtirne und der Deutung ihrer Conſtellation ſich gewidmet.

„Rechten Glauben find' ich nicht daran!“ — ſagte ſie lächelnd. — Das iſt auch viel verlangt, erwiderte Waldſtein, und ein ſeltenes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen — rechten Glauben finden nur die Kinder. — „Und der unſrige iſt Aberglaube.“ — Vielleicht. Zleb wird ihn nicht nähren: es wird draußen ein Landregen und der Sternenhimmel wird heute Nacht nicht vorhanden ſein. Geh' zu Deinen Gäſten; ſie ſchmachten nach der Mahlzeit. — „Und Du fragſt nicht, Waldſtein, was ich zu Deinem Pact mit dem Kaiſer ſage? Du willſt Dein Lob nicht hören über ſolchen Erfolg?“ — Nein. Dir iſt's doch nie genug. — „Nicht genug? Mir iſt's zu viel.“ — Siehſt Du! Eine neue Wendung des Tadels. Du biſt unerſchöpflich. — „Ich bewundere Deine Thätigkeit, Deine Zähigkeit, Deine Kraft und Geſchicklichkeit, mit welcher Du dies Ungeheure erreicht. Es iſt ein Zeichen des größten Genies, dieſe interimiſtiſche Uebernahme, um die Bildung des Heeres vorzubereiten und mit der vorbereiteten Waffe drohend ſolche Zugeſtändniſſe zu erzwingen. Des größten Genies. Aber das Genie iſt unklug geweſen, wenn es über ſeinen Zweck, über ſein Ziel im Unklaren verblieben iſt.“ — Wer ſagt das? — „Deine Miene ſagt mir's. Du haſt Dich noch nicht entſchieden.“ — Meinſt Du? — Führen nicht viele Wege nach Rom? Und verzichtet man auf den Marſch, weil man prüfend erwägt, welchen man auswählen ſoll! — „Du biſt noch gar nicht entſchloſſen, einen auszuwählen.“ — Vielleicht morgen ſchon wirſt Du anders ſprechen. — „Da ſiehſt Du: morgen! Alſo heute noch nicht.“ — Weil Raſchin, weil der Sachſe noch nicht da ſind! — „Und wenn ſie dageweſen, wirſt Du Neues vermiſſen. Das eine Gute hat aber Dein Pact mit dem Kaiſer: er wird Dir nie vergeben.“ — Was heißt das? — „Der Kaiſer kann Dir nie verzeihen, ihm alle Macht aus den Händen gerungen, Dich thatſächlich zum Herrn des Reichs gemacht zu haben. Dies iſt mein Zuviel. Wer ſo viel erringt, der muß auch den letzten Schritt wagen, ſonſt iſt er verloren. Siegſt Du für den Kaiſer und legſt Du ihm den Sieg einfach und ohne weiteren Anſpruch in den Schooß, ſo wird man Dich ſauerſüß ablohnen und in der Ablohnung dafür ſorgen, daß Dir nichts verbleibt von der ertrotzten Macht. Gefällt Dir das nicht und willſt Du Dich widerſetzen, ſo wird man Dich — ermorden, weil Du nicht anders herunterzubringen biſt.“ — Oho! — „So iſt's, ſo muß es kommen. Dein Pact läßt dem Kaiſer gar keine andere Wahl. Entweder muß er den Pact brechen oder er muß Dich brechen. — Siegſt Du aber nicht, nun, dann brichſt Du Dich ſelbſt und der Pact wird von ſelbſt hinfällig. Auf beiden möglichen Seiten biſt Du verloren. Und dieſe Einſicht wird Dich nöthigen, die Macht, welche Du in Händen haſt, auch ganz und voll für Dich zu gebrauchen. Ich fürchte nur, Du wirſt Dich noch lange, wirſt Dich zu lange dieſer Einſicht verſperren. Dann gewinnen die Intriguen gegen Dich Zeit und Raum und Deine „Wälſchen“ unterhöhlen Deine Macht. Iſt das thöricht?“ — Das iſt es nicht. Aber es iſt Alles daran extrem, wie es bei Weibern zu ſein pflegt. Die Phantaſie beherrſcht Euch und leiſtet der Logik Vorſpanndienſte. Die politiſchen Dinge entwickeln ſich aber nicht in extremen Wendungen. Bring' Deine Gäſte zur Mahlzeit.

Sie ging. Keins reichte dem Andern die Hand. Waldſtein liebte keinerlei körperliche Berührung.

Der Gußregen draußen, welcher alle Landleute fortgetrieben, war in einen ſtillen, leiſen Regen übergegangen, als der wirkliche Abend mit dichter Finſterniß eingetreten war. Der Schloßhof war leer; zahlreiche Lichter in den Fenſtern des Schloſſes flimmerten unſicher durch die waſſervolle Luft herab, ſchimmerten draußen matt ins Land hinaus.

Binnen zwölf Stunden vielleicht ſollte in dieſem alten Schloſſe eine Wendung entſchieden werden, welche für Kaiſer und Reich und Kirche und Staat entſcheidend werden mußte. Waldſtein wartete ſichtlich auf Guſtav Adolphs letztes Wort. Lautete es zuſtimmend und klang es nur leidlich ehrlich, dann trat er wol mit ganzer Entſchloſſenheit in die Fußſtapfen, welche Gräfin Wanda ſeit Jahren vor ihm ausgetreten, und der deutſche Krieg erhielt ein völlig verändertes Antlitz: der Kriegsfürſt der Katholiken und der Kriegsherr der Proteſtanten ſtürzten das alte

Kaiſerthum und theilten ſich in die deutſche Macht. Theilten! Darin lag es, darin liegt es, daß hiſtoriſcher Beſtand ſo viel länger dauert als man ihm zutraut. Kein Mächtiger will theilen. Ganz oder gar nicht! iſt eben der Athem ſeiner Macht.

Im Grunde dachte Waldſtein auch nicht anders. Und nur darum, weil ihm neuerdings dringende Mahnungen zugegangen waren, den Schwedenkönig nicht zu unterſchätzen in deſſen vielfach neuer und dadurch überlegener Kriegführung, nur darum hatte ſich Waldſtein zu einer neuen Anknüpfung entſchloſſen Gleichzeitig hatte er ſich Sachſen mehr als je genähert. Der deutſch-patriotiſche Standpunkt ſollte ihm unter allen Umſtänden die Wage halten gegen den „Gothen“. Arnimb hatte den Kurfürſten nun mit aller Kraft angehen müſſen, ſich vom „Gothen“ zu trennen und ſich dem deutſchen Friedländer anzuſchließen, welcher ihm die Lauſitzen und volles Gleichmaß in der Kirchenfreiheit zuſicherte.

Deshalb erwartete da oben im Thurmzimmer der düſtere Herzog ungeduldiger als ſonſt den Raſchin vom Weſten, den Starſchädel vom Norden. Beide Antworten mußte er neben einander haben, um ſeine Entſcheidung treffen zu können.

Die eine war nahe. Raſchin hatte ſich durch den Gewitterſturz nur eine Stunde aufhalten laſſen, er kam jetzt in der regneriſchen Finſterniß Schritt für Schritt dem Schloſſe näher; er entdeckte bereits den matten Lichtſchimmer in den Thurmfenſtern; er ritt in den Schloßhof ein, er ſtieg ab. — Obwol triefend von Waſſer, ließ er ſich gleich zum Herzoge führen.

Roſtok liebte es nicht, daß Feuchtigkeit eingeſchleppt wurde in die Gemächer ſeines gichtiſchen Herrn. Aber er hatte Ordre und er war zerſtreut. Er ließ den naſſen Mann ſogleich hinein.

Roſtok war zerſtreut um Leos willen. Die Neigung, welche er gleich von Anfang für den jungen Mann gefaßt, ſie war ſtetig geblieben, ſie war gewachſen mit der Zeit, er liebte Leo wie man ein junges Mädchen liebt. Und Leo ſchien ihm jetzt bedroht zu ſein. Der Auftrag des Herzogs heute bald nach der Ankunft im großen Saale hatte Leo geſtreift, wenn auch nur geſtreift. Roſtok wußte nur zu gut, was das zu bedeuten hatte bei ſeinem Herrn. Der Herzog hatte im großen Saale in der Nähe des Mönches leiſe befohlen: Oberſt Sparr ſollte ſogleich einen ſichern Mann nach Prag ſchicken; der Mann ſollte fünfmal Pferde wechſeln und in geſtrecktem Galopp jagen, damit er am nächſten Morgen wieder zurück wäre in Zleb. In Prag aber ſollte er ſich Herrn Tocke's Zimmer öffnen laſſen, ſollte alle Briefſchaften dieſes Tocke in ſeine Ledertaſche ſtopfen und dem Herzoge bringen. — Das hatte Roſtok gleichgiltig gelaſſen — was kümmerte ihn Herr Tocke! Aber der Herzog hatte hinzugeſetzt: Der Leo ſoll den Tocke hergebracht haben. Er iſt alſo wol vertraut mit ihm. Darüber will ich Auskunft. — Dies war Roſtok durchaus nicht gleichgiltig geweſen. Dazu war eine Aeußerung Sparr's gekommen, als Roſtok dieſem des Herzogs Auftrag ausgerichtet. Die Aeußerung hatte gelautet: Tocke's Briefſchaften allein? Nicht auch des Steinwald Papiere? — Tocke's allein! hatte Roſtok erſchrocken geantwortet.

Seitdem war Roſtok befangen, denn er war beſorgt für ſeinen Liebling. Er hatte nach ihm geſendet. Die Antwort hatte gelautet: Herr Leo ſitze mit an der großen Tafel, und dort gehe es laut und fröhlich zu. Man trinke ſtark und halte Reden. Ob man den jungen Herrn abrufen ſolle? — Das nicht! hatte Roſtok erwidert. Er gönnte ihm die luſtige Tafel und hätte es faſt gern geſehen, daß der ſonſt mäßige junge Mann einmal etwas trunken würde. — Allmälig hatte es ihm aber doch zu lange gedauert und er hatte nochmals nachſchauen laſſen. — Jetzt hatte es geheißen: die Herrſchaften hätten Plätze gewechſelt und der junge Herr ſäße neben einer jungen, ſchönen Dame — Neben dem Fräulein von Loß? — Nein, die ſei gar nicht da. Der leiſte der alte Mönch auf ihrem Zimmer Geſellſchaft. Die junge Dame ſei das ſchöne Fräulein von Sparr, und ihr Vater, der Oberſt, ſähe drein, als ob der ſüße Wein eitel Eſſig wäre.

— Der Herr Leo ſoll ſogleich zum Herzog kommen! hatte Roſtok gerufen.

Das war geſchehen, kurz bevor Raſchin eingetreten. Der zerſtreute Roſtok erwartete alſo Leo. Er ſchob im Zimmer umher, der Mann mit dem Pavianskopfe, als ob er nicht blos beſorgt wäre. Man hätte ihn für einen entarteten Othello halten können, der von Eiferſucht geplagt würde.

Er hätte auch ſeinem Lieblinge keinen übleren Dienſt erweiſen können, als ihn jetzt hierher in das Vorzimmer des Herzogs zu berufen. Leo war ſchon den ganzen Tag über in einem aufgeregten Zuſtande geweſen: die abweiſende Behandlung, welche er von Sparr, die außerordentliche Aufmunterung, welche er von der alten Gräfin erfahren, hatten ſein ſonſt ſo behagliches Gleichgewicht ſtark erſchüttert. Als man nun zur Tafel gegangen und an derſelben gegen alles Erwarten Magna nicht erſchienen war, da hatte er ſich mit einer Art von wilder Reſignation dem politiſchen Geſpräche und dem Erheben der Becher und Ausleeren derſelben hingegeben, welches von dieſen Geſprächen unzertrennlich war. Er hatte dabei zufällig eine Menge Wein verſchluckt, was ſonſt gar nicht ſeine Gewohnheit war. Und zu dieſem Rauſche war ihm gar noch ein zweiter beſchieden geweſen. Sparr nämlich war in der Stille von Gräfin Wanda geſcholten worden, daß er ſeine Tochter nicht zur Tafel gebracht. — Junge Mädchen zähmen die Wuth des Trinkens und Prahlens bei den Officieren und die Loß Marie fehlt uns ohnedies, holt Eure Magna! hatte Gräfin Wanda geſagt. Das war dem Sparr ganz erwünſcht gekommen. Erwünſcht? Dem proteſtantiſchen Starrkopfe? Ja wol. Er hatte ſtarre Gedanken, er hatte ſtarre Formen, aber er war im Grunde des Herzens ein guter, ja weicher Mann. Und ſeine Tochter liebte er zärtlich. Sie war ſein einziges Kind. Dies Kind aber war ſich dieſer väterlichen Zärtlichkeit ſehr wohl bewußt und war nicht ohne Trotz, wenn Papa hart und ſtreng gegen ſie auftrat. Sie hatte von der verſtorbenen Mutter einen feſten Willen geerbt. Als der Vater ihr heute ſo hart entgegengetreten war in Bezug auf Leo, da hatte ſie nach einiger Ueberlegung gefunden: das ſei Unrecht, und ſie hatte ſich vorgenommen, Leo bei Tiſche zu ſagen, ihr Vater wäre — nein! zu viel wollte ſie ihm doch auch nicht ſagen; aber ausgleichen wollte ſie den Mißton doch, das war ihr feſter Vorſatz. Nun hatte aber der Vater gar erklärt, ſie ſollte heute nicht mit zu Tiſche gehen! Das war zu arg. Da hatte ſie ſich in trotziges Schweigen gehüllt, und das war etwas, was Papa Sparr gar nicht vertragen konnte an ſeinem Augapfel. Deshalb kam ihm die Aufforderung der Gräfin ſo erwünſcht, und er holte ſogleich ſeine Tochter. — Für Leo ging hiermit die Sonne auf. Angefeuert war er ſchon in hohem Grade, und — was er ſonſt nicht gewagt hätte — er miſchte ſich tapfer unter die jungen Kriegsleute, welche aufſprangen, um das ſpät erſcheinende Fräulein zu begrüßen und an die Tafel zu führen, ja er that ſich ſo hervor in Keckheit, daß er den Platz neben ihr eroberte und daß er einen freien Fluß der Unterhaltung mit ihr begann, wie es ihm früher bei ganz nüchternem Zuſtande nie gelungen war. Den grimmig dreinſchauenden Vater ſah er gar nicht, er ſah nur das überraſchte und gar nicht ungnädige Lächeln des Fräuleins, welches in dem allgemeinen Tafellärm den muntern Burſchen munter aufnahm. Denn ſie war eigentlich auch munter und friſch, und Ungehöriges ſprach Leo auch jetzt in ſeinem Rauſche nicht, ſelbſt wenn er manchmal nur flüſterte. In dieſem Flüſtern vertraute er ihr nur, daß Gräfin Wanda ihm die Erhebung in den Ritterſtand verheißen habe, in den Ritterſtand! was für ſeine — Zukunft doch höchſt wichtig ſei. —

In dieſen Doppelrauſch von Wein und Liebe war Roſtok's Botſchaft geblitzt: er ſollte ſogleich zum Herzog kommen! — Der Ritterſchlag um Mitternacht! hatte Magna gerufen. Das wäre göttlich! hatte er in ſeiner Exaltation laut geſagt und hatte leiſe hinzugeſetzt: dann ſinge ich heute Nacht unter Eurem Fenſter das Karawankenlied, welches die Frau Herzogin Iſabella ſo gern hörte! — Das werdet Ihr wol bleiben laſſen!

hatte ſie entgegnet, aber der ſchelmiſche Blick ihres Auges hatte ihren Worten widerſprochen, und er hatte nur auf ihr Auge gehört und nicht auf ihre Worte und war voll Rauſch und Seligkeit davon geeilt.

So kam er jetzt zu Roſtok, laut, luſtig, ausgelaſſen. Er faßte den umher laufenden Kammerdiener bei beiden Händen, er ſchwenkte ihn, als wollte er mit ihm tanzen, er umarmte, er küßte ihn. Denn er hatte den „guten Pavian“, welcher ihm zugethan war, ganz gern, und das wollte er ihm deutlich bezeigen in dieſer Stunde glücklicher Aufregung.

Roſtok war dieſe ungewöhnliche Zärtlichkeit wol ſehr willkommen, aber das laute Weſen erſchreckte doch den Kammerdiener, der ſeinen Herrn, ſeinen furchtbaren Herrn im nächſten Zimmer wußte und der wußte, daß dieſer Herr eine höchſt heiklige Unterſuchung mit ſeinem Lieblinge vorhatte. Und dabei rief Leo einmal um das andere laut: „Will mich der Herzog heut’ noch zum Ritter ſchlagen, will er?“ — Er denkt nicht daran! Um Gotteswillen leiſe, junger Herr! Im Gegentheil! Der Herzog hat Euch im Verdachte — „Daß ich ein Herz habe, ein zärtliches Herz?! Da hat er Recht, ganz Recht!“ — Ach warum nicht gar! Daß Ihr — „Was denn?“

Das war’s eben, was Roſtok jetzt erſt peinlich auf die Seele fiel. Wie ſollte er fragen? Er war doch zu Anfang und zu Ende Diener ſeines Herrn, und zur Grundeigenſchaft dieſes Dieners gehörte es, die Abſichten ſeines Herrn getreulich zu erfüllen und in keiner Weiſe zu verrathen. Ausholen und warnen wollte er Leo, aber er durfte ihn doch eigentlich nicht merken laſſen, daß er auch ſchon verdächtig ſei. Wie war das anzufangen?!

„Ihr kennt Herrn Tocke?“ fragte er endlich kurz. — Verſteht ſich! Habe ja den ängſtlichen Lichtblauen, den tapfern Reiter ſelbſt hierher gebracht. — „Wozu?“ — Wozu? Ihn zu unterhalten! Er will immer da ſein, wo die Hauptperſonen ſind, will hören was ſie ſprechen, beſonders den Herzog, den er ſelten zu ſehen und zu hören kriegt? — „Unglücklicher! Leiſe!“ — Was? — „Weshalb will denn Herr Tocke den Herzog ſprechen hören?“ — Na, weil's immer merkwürdig iſt, was der Herzog ſagt. Der Tocke ſchreibt ſich's auf — „Er ſchreibt?“ — Freilich! Er iſt ein Raritätenkrämer und macht ſich wichtig damit in Wien, wo ſie gern wiſſen mögen, was der Herzog ißt und trinkt und was ihm der Zenno prophezeiht aus den Sternen. — „Das wißt Ihr, Unglücklicher, und hindert ihn nicht?“ — Im Gegentheil! Ich thu's auch —

Ach! ſchrie Roſtok in Verzweiflung laut auf, und in dem Augenblicke trat der naſſe Raſchin heraus und die Stimme des Herzogs rief: Was iſt, Roſtok?

Raſchin eilte ohne Aufenthalt durchs Vorzimmer; der Herzog erſchien an der Thür ſeines Gemaches und wiederholte die Frage: Was giebt's hier? Warum ſchreiſt Du?

Roſtok ſtammelte verlegen. Um keinen Preis wollte er ſeinen Liebling verrathen; aber in der Verlegenheit deutete er doch auf ihn.

„Was iſt mit dem?“ fuhr der Herzog fort. — „Komm' her! — was iſt das? Du riechſt nach Wein?! Auch das ſchon! Pfui! Trinker kann ich nicht brauchen. Geh' zu Bett!“ Leo wollte ſprechen, Waldſtein aber rief kurz und ſcharf: „Marſch!“ Leo mußte ſich entfernen. „Herr von Starſchädel noch nicht da?“ — fragte der Herzog, indem er ſich nach ſeinem Zimmer zurückwandte. — Noch nicht, Durchlaucht.

Nun ging Waldſtein langſam in ſein Zimmer zurück, die Thür hinter ſich offen laſſend. Es war ihm anzuſehen, daß ſein Geiſt ganz anderswo weilte als bei dieſer häuslichen Scene. Tiefes Sinnen ſchwebte um Stirn und Augen, Unmuth um die Lippen. Die Nachricht Raſchin's war auch diesmal nicht aufmunternd geweſen. Der Schwedenkönig hatte verlangt, Waldſtein ſollte gegen Wien marſchiren und hatte einen Zug von fünfzehnhundert Schweden verſprochen. Das klang faſt wie Hohn. Es war nur zu deutlich: er traute dem Friedländer durchaus nicht. — Das war nun wol dem Friedländer, welcher dem Schwedenkönige ebenfalls nicht im Geringſten traute und welcher ihn nur ſchwächen und herunterbringen wollte, das war nun wol dem Friedländer nicht unerwartet. Er hatte die neue Anknüpfung nur unternommen dem Kurfürſten von Sachſen zu Gefallen. Dieſer ſollte hierdurch erfahren, daß von Guſtav Adolph nichts zu erwarten ſei für eine Beendigung des deutſchen Krieges im Sinne deutſcher Patrioten, und daß der Schwedenkönig eben nur das längſte Schwert in Händen behalten wollte. Vielleicht werde das endlich den Kurfürſten überzeugen, daß er beſſer thue, ſich vom Schwedenkönige zu trennen und ſich dem Friedländer anzuſchließen. Der Kurfürſt litt bereits empfindlich unter der eiſernen Hand Guſtav Adolphs, welcher das ſächſiſche Intereſſe als ein untergeordnetes behandelte — „aber“, murmelte Waldſtein, indem er ſtehen blieb, „der Sachſe beeilt ſich nicht. Arnimb hat meine Einladung hierher zeitig genug gehabt; der Starſchädel hätte mich hier ſchon erwarten müſſen, wenn der Kurfürſt bereitwillig geweſen wäre, und — er iſt jetzt noch nicht da. Du bleibſt allein. Du bedarfſt aber des ſächſiſchen Bündniſſes, wenn etwas Ganzes und Volles erreicht werden ſoll. Dieſes Bündniß allein bringt im Reiche den moraliſchen Eindruck hervor, daß die Frage des Reichs, die religiöſe und politiſche durch mich zur Entſcheidung kommt, nicht blos meine perſönliche Frage. Das hebt und ſtärkt über alle Vorausſicht hinaus. Das lähmt Wien im Innerſten — ich kann's nicht entbehren.“

Während Waldſtein dies dachte und zuweilen in einzelnen Worten murmelnd vor ſich hin ausſprach, war im Vorzimmer ein ſchwarz gekleideter Mann leiſe eingetreten. Ohne den immer noch beſtürzten Roſtok zu beachten, ging er lautloſen Schrittes auf das Zimmer des Herzogs zu, trat in dasſelbe und näherte ſich dem Herzoge, welcher abgewendet ſtand und die Annäherung nicht bemerkte.

Es war Zenno, der Aſtrolog. — Er hatte immer freien Zutritt, wenn er etwas Beſonderes zu melden hatte. — Als der Herzog ſeiner anſichtig wurde, fuhr er unwirſch auf: „Was ſchleichſt Du herbei wie ein Unglück! — Der ſchwarz verhangene Himmel bietet doch heut' keine Veranlaſſung!“ — Er iſt nicht mehr ſchwarz verhangen, großmächtiger Herr. Schau' hinaus! Ein Windſtoß aus Süden hat die Wolkendecke zerriſſen, und zwar für Dich. — „Was?!“ — Gerade nur Dein Stern, der Saturn und ſeine Umgebung iſt frei und ſichtbar. In feuchtem Lichte ſchaut er herab und ruft uns. Zum Zeichen, daß etwas Wichtiges mit Dir bevorſteht. Das ſtimmt genau mit meinen Berechnungen. Sie treffen alle zuſammen auf die erſten Sommertage des Jahres 1632. Auch des jungen Leo Facit ergiebt dasſelbe Reſultat, und der junge Mann rechnet exact wie eine neue, friſch geölte Maſchine. Was Du heute erfährſt, iſt ein Schickſalsſpruch. Horche auf! Sammle den Saft von dem, was Dir heute zugekommen, merke genau, was Dir noch zukommt! Der Tag hat noch reichliche zwei Stunden vor ſich.

Waldſtein ſah dem Aſtrologen ſchweigend in die geſpannten braunen Augen. Dann ſchritt er ans Fenſter. Richtig! Ein kleiner Kreis am Himmel war frei von Wolken: der Saturn mit ſeinen Trabanten glänzte wunderbar durch die feuchte Luft herab. —

Waldſtein war nicht frei von dem, was man Aberglauben nennt. Er meinte wol bei guter Lebenskraft, er ſei dieſem Sternenglauben nicht unterworfen, er ſei ihm nur mehr oder minder zugethan. Aber die Beſchäftigung mit einer ſogenannten Wiſſenſchaft, die ſo lange Beſchäftigung mit der Deutung der Geſtirne hatte ſich doch eingegraben in ſeine Gedanken — in ſeine Gedankennerven, wenn man dieſen Begriff und Ausdruck zugeben will. Es widerſtrebt einem thätigen Geiſte, das Wort „Zufall“ gelten zu laſſen und hinzunehmen. Die ewigen Geſetze, die unabänderliche Regelmäßigkeit in der Schöpfung können ja einem thätigen Menſchengeiſte nicht verborgen bleiben, und er trachtet ihnen beizukommen. Das Ueberlieferte genügt einem ſolchen Geiſte nicht, denn er weiß, daß die Entwickelung nicht ſtille ſteht: die Hinweiſung auf kirchlichen Glauben genügt ihm ebenſo wenig, denn er hält den Inhalt des Glaubens eben auch nur für einen Theil der Ueberlieferung, wenn auch vielleicht für einen geweihten Theil. Da nimmt allmälig die ſogenannte Wiſſenſchaft einen gewiſſen Raum ein in ſeiner Seele. Er läßt ſich nicht von ihr gebieten, wenn ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte im Gleichgewicht ſind, aber er beachtet ſie ſelbſt dann und er giebt ihr nach, wenn er ſchwach iſt, wenn die Fähigkeit des Entſchluſſes in ihm erlahmt. Sie überraſcht ihn endlich, wenn ſie ihm plötzlich grell entgegentritt in der Geſtalt deſſen, was die Welt einen „wunderbaren Zufall“ nennt.

Einen ſolchen meinte er jetzt vor ſich zu ſehen. Er ſtand an der Pforte einer neuen Laufbahn: das Wort des Schwedenkönigs war eben angekommen, das Wort der ſächſiſchen Macht war erwartet. Er wollte eben Zenno veranlaſſen, den Vortrag über die augenblickliche Lage ſeines Horoſkops zu beginnen, da nahte ſich ein unerwartetes neues Gewicht — Lady Ludmilla erſchien im Vorzimmer und rief mit dringendem Accente: ob ſie eintreten dürfe? Sie habe eine ſchwere Nachricht zu überbringen.

Sie war in Czaslau zurückgeblieben vor dem heftigen Regenwetter. Sie hatte ſich ſo ſpät am Abende noch aufgemacht, als der Wind die Regenwolken geſprengt, um den Herzog noch zu ſprechen.

Der Herzog winkte ihr mit der Hand und bedeutete Zenno mit den Augen, in das offenſtehende Thurmzimmer zu treten, in welchem der aſtronomiſche Apparat der Gräfin Wanda aufgeſtellt war.

Zenno ſchritt durch die offene Thür hinein, ohne dieſe Thür hinter ſich zu ſchließen. Lady Ludmilla ſchritt haſtig auf den Herzog zu und ſprach mit gedämpfter Stimme:

„Es betrifft nicht die Politik allein, Durchlaucht, was ich mitzutheilen habe. Obwol auch dieſe. Denn ich habe den König Guſtav Adolph öfter, länger und vertraulicher geſprochen als Euer Raſchin, welchem er nur das Nothwendigſte ſagt. Des

Königs Bereitwilligkeit iſt viel wärmer, als Raſchin Euch ſagen kann. Doch, wie geſagt, davon ſpäter. Was mich jetzt treibt, iſt Folgendes: Vor einer Stunde hat mich ein Bote des Herzogs Bernhard von Weimar, den er mir nachgeſendet, in Czaslau eingeholt. Die Botſchaft betrifft Eure Perſon, Durchlaucht, Eure leibliche Perſon, welche in Gefahr ſchwebt. Der Herzog Bernhard hat an der bairiſchen Grenze einen ſpaniſchen Mönch aufgefangen, welcher die Geſchäfte eines Spions verſehen hat zwiſchen Spinola und der ſpaniſchen Partei in Wien. Unter Anderem hat man bei ihm deutliche Anzeichen gefunden, daß erſtens in Eurer Umgebung zwei Männer ſeien, welche allwöchentlich Bericht erſtatten an die Jeſuiten in Wien über Alles, was Ihr thut, vorhabt und ſprecht. Zweitens: daß dieſe zwei Männer jetzt bei Eurem Aufbruche mit dem Heere in Anſpruch genommen würden für einen Arzt, der ſich in den nächſten Tagen bei Euch einſtellen werde. Sie ſollen dieſem Arzte angeben, ob es an der Zeit ſei, Euch — zu lähmen. So laute das Wort. Es iſt auf Eure gichtiſchen Anfälle angedeutet, und die Andeutung iſt inſofern unklar, ob mit Gicht und Lähmung nur ein Niederwerfen Eurer Perſon gemeint ſei, oder — eine Tödtung. Die ſpaniſche oder jeſuitiſche Macht, welche dieſe Fäden leitet, verhehlt in keiner Zeile, daß die große, Euch eingeräumte Vollmacht ein wahnſinniger Schritt des Kaiſers ſei und von Euch zum Aergſten gemißbraucht werden könne. Träte eine Spur dieſes Mißbrauchs hervor, dann ſollte jener Arzt unverzüglich handeln. Er ſei Euch bekannt, ja vertraut, und werde deshalb gar keine Schwierigkeit des Zutritts finden. Genannt wird er — ſicherlich mit falſchem Namen! — Doctor Carlos —"

— Blandini! riefen gleichzeitig Waldſtein und Zenno, welcher die lauter und lauter werdende Rede Ludmillas im Nebenzimmer gehört hatte. Er kam eiligſt herbei und überreichte Waldſtein ein Blatt Papier und liſpelte mit zitternder Stimme:

— Leſt, Großmächtigſter!

Waldſtein las. Es waren nur einige Zeilen. Sie machten ihm einen Eindruck, und er ſagte zu Ludmilla mit einem innerlich erregten Stimmtone, welcher ſelten an ihm bemerkt wurde: „Morgen Weiteres, Mylady. Ich danke Euch. — Euer Freund Hans wird erwartet; das freut Euch vielleicht“, ſetzte er in anderem Tone hinzu. — Hans von Starſchädel? — „Allerdings.“ — Ich danke für die Nachricht. Sie veranlaßt mich — alſo morgen Weiteres! — Haſtig und wie mit einem Entſchluſſe beſchäftigt, ging Ludmilla.

Der Herzog blieb regungslos ſtehen und las das Blatt noch einmal. Es war ſein jetziges Horoſkop, welches Zenno vorzulegen gekommen war, und lautete:

„Deine Feinde von rechts und links ſtellen ſich freundlich. Trau' ihnen nicht: es ſind Nebelbilder. Die Feinde links bedrohen Deine Freiheit. Die Feinde rechts bedrohen Dein Leben. Letztere in der Stille der Nacht und durch Leute, denen Du eitel Wohlthaten erwieſen haſt.“

„Haſt Du die Berechnungen dieſes Facits mitgebracht?“ — Dort auf dem Tiſche liegen ſie. — „Leg' ſie mir vor und zwar vom Anfange bis zum Ende!“ — Das iſt eine Arbeit von zwei Stunden. — „Arbeiten wir zwei Stunden. Klarheit iſt einer größeren Anſtrengung werth. — Roſtok! — Schließen! Kein Menſch wird vorgelaſſen.“

Roſtok ſchloß die Thür. Nach einer Viertelſtunde erſchien Pater Dunſtan im Vorzimmer. Er wurde abgewieſen.

Ein warmer, bedeckter Tag folgte auf die Gewitternacht. Das Leben im Schloſſe erwachte ſpät; aber die Kunde verbreitete ſich bald: es ſei etwas Abſonderliches vorgegangen im Cabinet des Herzogs. Dergleichen dringt wie atmoſphäriſche Luft durch alle Ritze. Jedermann fragte, und wer irgend ein Anrecht hatte, eilte ins Vorzimmer zu Roſtok. Dieſer ließ ſogar ins Vorzimmer Niemand eintreten: er wies ſchon außen auf der Gallerie Jedermann zurück, ſelbſt die Gräfin Wanda. Der Herr ſchlafe noch — war ſeine Rede — er ſei erſt gegen Morgen zur Ruhe gekommen.

Er ſelbſt, Roſtok nämlich, war traurig. Es ahnte ihm Schlimmes für ſeinen Leo, und er trat zum öfteren an die Brüſtung der Gallerie, um in den Hof hinab zu ſchauen. In jedem Hufſchlage, der von unten herauf ſchallte, fürchtete er den Eilenden zu hören aus Prag. Er wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn der Herzog „geſtreckten Galopp“ befahl. Das koſtete Pferde, brachte aber Nachrichten wie mit der Windsbraut. Da — da klang ein Hufſchlag herauf! — Nein! Das kam nicht, das ging. Lady Ludmilla ritt mit ihrer Schweſter zum Thore hinaus.

Ludmilla entführte die arme Marie, damit ſie Hans nicht antreffen möchte auf dem Schloſſe.

Jetzt aber, jetzt —! Freilich! Das war der bewußte Galopp, unter welchem die Funken ſtoben, es war der Eilende, welcher aus Prag zurückkehrte und die Beute aus Herrn Tocke's Zimmer brachte.

Die Beute erſchien ſehr klein. Sie beſtand in einem einzigen Briefe. Man hatte in Tocke's Zimmer nur harmloſe Papiere gefunden, und der Haushofmeiſter war ſchon im Begriff geweſen, den Reitenden ohne Ausbeute abzufertigen, da hatte der Portier gemeldet, es liege ſeit geſtern ein Brief für Herrn Tocke im Portierzimmer. Er ſei abgegeben worden, als Herr Tocke eben aufs Pferd geſtiegen, mit dem Bedeuten, ihn ſogleich abzugeben. Das habe er, der Portier, auch thun wollen, aber Herr Tocke habe ein ſo unruhiges Pferd gehabt, oder ſei wenigſtens ſo ganz und gar mit demſelben beſchäftigt geweſen, daß er vom Zurufen und Zureichen des Portiers gar keine Notiz genommen.

Dieſen Brief trug Roſtok zitternd zum Herzoge hinein. Wie gern hätte er ihn unterſchlagen! Aber der Dienſt war ihm doch heiliger als irgend eine Neigung.

Der Herzog ſaß aufrecht in ſeinem Bett und hatte eine Landkarte vor ſich. Roſtok erſchrak. Dies war ſonſt gar nicht die Gewohnheit ſeines Herrn, welcher zeitig aufzuſtehen und ſich ſogleich ankleiden zu laſſen pflegte. Roſtok erkannte an dem düſter brennenden Auge des Herzogs, daß er gar nicht geſchlafen, und an dem raſch ausgeſtreckten Arme, daß er auf nichts gewartet als auf die Beute aus Prag.

Roſtok reichte ihm den Brief und erzählte, daß ſonſt nichts des Mitnehmens Werthes vorgefunden worden ſei.

Der Herzog zeigte eine leichte Bewegung beim Anblick der Adreſſe. Er ſchien die Handſchrift zu erkennen. Er öffnete. — Richtig! er iſt's! ſprach er.

Es war die Schrift Pater Norberts, und die Worte lauteten folgendermaßen:

„Eure Mittheilungen über den Mann fließen ſehr ſparſam; zu ſparſam. Der junge Leo weiß mehr und meldet Dinge, die eigenthümlicher ſind. Haltet Euch näher zu ihm, damit Ihr mehr erfahrt. Ich werde den jungen Mann auffordern, Euch ins Heer- und Hoflager mitzunehmen. Denn jetzt ſind die Stunden gezählt; das Aergſte kann jeden Augenblick vor ſich gehen. Ihr müßt zur Hand ſein und einen Tag um den andern Nachricht ſenden. Medardo iſt ſchon dort. Er wird Euch die Couriere ſtellen. Auch Doctor Blandini iſt auf dem Wege. Meldet Euch bei ihm und gebt Euch zu erkennen. Jede Wahrnehmung, auch die kleinſte, habt Ihr ihm ſtets ſogleich anzuzeigen.“ Das Schreiben hatte keine Unterſchrift. Waldſtein faltete es ruhig zuſammen und reichte es Roſtok mit den Worten: „In den kleinen Kaſten!“ Dann ſaß er unbeweglich da. Sein blaßgelber, magerer Kopf, die dichtbehaarte Bruſt, welche aus dem offenen Hemdſchlitz herausſtarrte, und die auf der Bettdecke ausgeſtreckt liegende, lange, knochige Hand erſchienen ſo regungslos, als ob ſie einem Todten angehörten. Einem Todten! Ihn todt zu machen war der Inhalt deſſen, was er da vor ſich hatte, der Inhalt wenigſtens für ihn.

Dem armen Leo geſchah dabei bitteres Unrecht. Er wußte jetzt noch nichts von dem Auftrage, Herrn Tocke abzuholen und mitzunehmen. Er hatte es ganz zufällig gethan. Schweigend ſtand endlich der Herzog auf und ließ ſich ankleiden. Als dies geſchehen war, ſagte er ruhigen Tones: Tocke rufen! Und erſt wenn er hier iſt, den Leo!

Roſtok fühlte keinen Boden mehr unter ſich: die Gefahr für Leo ſchien ihm unzweifelhaft, obwol er noch nichts Näheres wußte und vom Inhalte des Schreibens keine Kenntniß erhalten hatte. — Er ſchickte nach Tocke.

Man fand ihn draußen am Eichenhain, von wo er verſuchte das Schloß zu zeichnen. Nicht ohne Schwierigkeit, denn als ausübender Künſtler war er von geringer Uebung; eine ſchöne Handſchrift nur war ſein unbeſtrittener Stolz. Gut aufgelegt war er auch nicht, obwol ihm Leo eine bequeme Lagerſtatt in ſeinem Zimmer angewieſen hatte; die Scene mit dem Herzoge unter Donner und Blitz war ihm ſchwer auf die Nerven gefallen. Seine Nerven hegten nun einmal eine außerordentliche Scheu vor dem Friedländer. Dieſe Scheu wurde auf das Unangenehmſte geſteigert, als er jetzt gerufen wurde. Der Herzog konnte doch nicht erwarten, daß jetzt ſchon die Skizze vollendet ſei — was um Gottes willen konnte es alſo bedeuten, daß er vorgeladen wurde?!

Bei Roſtok fand er auch keine Aufmunterung. Im Gegentheile. Dieſer ſah in dem blauen Männchen den Verführer Leos und ſchob ihn unſanft in das Zimmer des Herzogs.

Tocke zitterte wie Eſpenlaub und hatte gar nicht die Kraft, von der Thür ab weiter ins Zimmer hinein zu ſchreiten. — Der Herzog ſaß in der Nähe des Fenſters und hatte wieder die Landkarte vor ſich. Er winkte mit der Hand, und der Wink bedeutete unverkennbar, daß Tocke näher kommen ſollte. Tocke verſuchte das zu bewerkſtelligen. Es ging ſehr ſchlecht.

„Biſt Du lahm?“ fragte der Herzog. Tocke ſtotterte etwas Unverſtändliches. „Raſch! Hierher!“

Wie unter dem Blicke der Klapperſchlange ſtand Tocke endlich vor ihm, und vor ſeinem inneren Auge — denn außen ſah er jetzt nicht einen Strich — lag im Sonnenſcheine der Wäſchplatz an der Neiſſe in Görlitz, der Spielplatz ſeiner Jugend. Hätteſt du ihn doch nie verlaſſen aus thörichtem Ehrgeize? ſchlotterte es in ihm eintönig auf und nieder.

„Haſt Du die Zeichnung angefangen?“ Mechaniſch zog Tocke das Blatt hervor, welches er draußen eilig ins Wams geſchoben. „Das iſt ſo mittelmäßig, daß man glauben ſollte — wo haſt Du denn zeichnen gelernt?“ — In Görlitz — „Und das iſt Dein Lebensberuf?“ — Theorie mehr — Durchlaucht — Theorie! Und — Geſchmack — Geſchmack! — „Wer hat Dich denn an mich empfohlen?“ — Der verſtorbene — Graf Harrach — bald nachdem er Graf geworden — „In guter Laune meinſt Du. — Woher kannte er Dich?“ — Von — — vom Bilderkauf. — „Graf Harrach war lange todt, als Du zu mir kamſt Du irrſt Dich. Warum biſt Du denn ſo erſchrocken? Du mußt Dich an mich gewöhnen. Ich erinnere mich, daß Du eine ſchöne ſächſiſche Handſchrift ſchreibſt. Die brauch' ich im Felde, da es viel an Potentaten zu ſchreiben giebt. Du magſt alſo mitziehen in meiner Kanzlei. Melde Dich bei Weſſely. Gott befohlen!“

Tief aufathmend ſchob ſich Tocke unter Bücklingen hinaus. Das war ja ein Reſultat, welches er nicht zu hoffen gewagt. Der Kurzſichtige! Waldſtein hatte ihm in die Eingeweide geſehen und hatte nur die Probe vorbereitet, welche — den Strick rechtfertigen ſollte.

Weſſely ward gerufen und dahin inſtruirt, daß dieſer Herr Tocke von nun an nicht einen Schritt thun könnte, der nicht beobachtet würde, nicht die kleinſte Handlung, welche nicht aufgehalten würde.

Unterdeſſen war Leo im Vorzimmer angekommen und hatte mit Roſtok zu ſcherzen verſucht. Seine gute Stimmung war nicht zu zerſtören geweſen durch die geſtrige Herbigkeit des

Herzogs. Die junge Hoffnung auf Liebesglück durchleuchtete ihn ganz und ließ ihm Alles roſig erſcheinen. Es ſtörte ihn nicht, daß Freund Roſtok gedrückt war und einen Verſuch um den andern machte, ihn zu warnen, ohne doch ſein Dienergewiſſen bei dieſer Warnung zu verletzen, es ſtörte ihn nicht, als der Herzog bei Entlaſſung Weſſeln's ſcharf herausrief: Leo ſollte eintreten.

Der Herzog ſelbſt zögerte diesmal mit dem Verhöre. Sicher machen wollte er auch ihn wie den Tocke, um die Gelegenheit nicht abzuſchneiden für weitere Verrätherei, die gefaßt werden könnte in flagranti. Aber hier war dem Herzoge doch ganz anders zu Muthe. Dieſen jungen Burſchen hatte er innerlich ſehr gern. Bei all' ſeiner Gleichgiltigkeit für andere Menſchen war es ihm geradezu ſchmerzlich, dies junge, fröhliche Blut in Zukunft entbehren und für Verrath ſtrafen zu müſſen. Eine ungewöhnliche Regung in ihm wünſchte, daß dem Jungen die Ausrede erleichtert, daß die Uebelthat in Unbedachtſamkeit verwandelt werden könnte.

„Biſt Du dem Tocke begegnet?“ fragte er alſo ſcheinbar gleichgiltig. — Ja, Durchlaucht! Er war ſehr glücklich, dem Hof- und Heerlager folgen zu dürfen. — „Du magſt ihn; — Du biſt ihm befreundet?“ — O ja; er hat was Drolliges und reitet ſo ſchlecht, daß man lachen kann. — „Woher kennſt Du ihn?“ — Der Marcheſe Carretto und Pater Norbert haben mich damals an ihn gewieſen, als ich Zutritt ſuchte bei Eurer Durchlaucht. — „Wie?! Carretto und — Norbert? — Dieſe Beiden kannteſt Du ſchon?“ — Ja, Durchlaucht. — Zum Unglück für Leo fragte der Herzog nicht weiter: wann er die Beiden kennen gelernt, zerſtreute alſo den Gedanken nicht, daß der junge Mann von Hauſe aus als ein Inſtrument ſeiner Widerſacher eingeführt worden ſei. „Haſt Du Dir die Gunſt Deiner beiden Patrone, des Marcheſe und des Paters, in meinem Dienſte nicht verſcherzt?“ — Ich glaube nicht. Sie ſind mir immer freundlich verblieben. — „Woher weißt Du das?“ — Vom Herrn Marcheſe mündlich, ſeit er wieder in der

Nähe Eurer Durchlaucht erſchienen iſt, und vom Herrn Vater — „Schriftlich?“ — Ja. Damals in Podiebrad hatte ich ihn zwar verletzt, als ich die Sachſen frei machte. Aber er hat eingeſehen, daß ich ja doch dem Befehle Eurer Durchlaucht gemäß handeln mußte. — „Und die Sendung zu Arnimb betreffend?“ — Von der hab' ich ihm nichts geſagt. Das war ja ein geheimer Auftrag. — „Du machſt alſo einen Unterſchied in meinen Aufträgen?“ — Allerdings, Durchlaucht! — „Je nach Deinem Gutdünken —?“ — Je nach der Art des Auftrags. Geheime Politik verlangt eben Geheimniß.

Waldſtein betrachtete den naiven Geſellen mit Erſtaunen. Das Erſtaunen war ſogar größer als der Aerger, ſolch einen ſchwatzhaften Patron in ſeine Nähe gezogen zu haben. Aber der Aerger ſtieg und das Mißtrauen geſellte ſich dazu, das Mißtrauen, ob nicht auch ſolche naive Offenherzigkeit gemacht und berechnet ſein könnte. Leos Stellung war von dieſem Augenblicke an total verändert, ja ſie konnte furchtbar bedroht werden, wenn dem Herzoge das kleinſte Zeichen entgegentrat, daß die unglaubliche Albernheit — denn als ſolche erſchien dem Herzoge die Handlungsweiſe Leos — nicht blos Albernheit wäre.

Die Meldung Roſtok's war nur zu ſehr geeignet, die ſchlimme Stimmung Waldſtein's ſchlimm zu ſteigern. Roſtok meldete: Herr Doctor Blandini wartet im Vorzimmer!

„Blandini?!“ rief der Herzog. — „Alſo wirklich? Und ſo ſchnell!“ ſprach er halblaut vor ſich hin. Die Nachricht des ſpaniſchen Mönches beſtätigte ſich wie Blitz und Donner.

Der Friedländer war frei von gewöhnlicher Furcht. Aber er war nicht unvorſichtig. Er ſchwieg eine Zeit lang auf die Meldung Roſtok's. Dann trug er Leo eine Arbeit auf, einen Bericht an Queſtenberg über Stand und Bewegung des Heeres. In ruhiger Rede gab er den Inhalt an. Bis Mittag ſollte Leo ihn vorlegen und den Schluß offen laſſen.

Leo ging. Der Herzog ſchritt durch das Gemach zum Fenſter und ſah in den ſonnenloſen Sommertag hinaus.

„Durchlaucht können das Fenſter öffnen, es iſt warm und windſtill draußen!“ ſagte Roſtok, der an der Thür geblieben war.

Der Herzog öffnete nicht, ſondern wendete ſich nach dem Zimmer und ſprach: „Komm' her!“ Mit ruhiger Stimme gab er nun dieſem ſeinem Kammerdiener Verhaltungsbefehle an, vor welchen Roſtok wie ein Handtuch erbleichte und dergeſtalt erſchrak, daß er nach einer Stuhllehne griff, um ſich aufrecht zu erhalten. — Sie betrafen den Koch, den Mundſchenk und zwei Diener; ſie betrafen Tocke, Leo und den Doctor Blandini. Es war ein Feldzugsplan im Kleinen. Das Wichtigſte war, daß Doctor Blandini ganz in der Nähe des Herzogs wohnen und ſtets allein ſpeiſen ſollte, ſtets von den Gerichten, die für den Herzog beſtimmt wären, und ſtets eine Stunde vor der Tafelzeit des Herzogs. Während er jetzt beim Herzoge wäre, ſollten Scherffenberg und Sparr ins Vorzimmer gerufen werden. — Vorwärts! und genau! ſchloß der Herzog mit kräftigem Tone, der für den wankenden Roſtok nöthig war.

Doctor Blandini trat ein. Er hatte ſich nur wenig verändert ſeit dem Geſpräche mit Pater Athanaſius im Wiener Jeſuitenhauſe. Etwas feiſter war er geworden, und das feine ſchwarze Kleid, welches er wie damals trug, zeigte nicht mehr eine ſo ſchmale Taille. Auch etwas gelblicher in der klaren Geſichtsfarbe. Sonſt machte er noch wie damals den Eindruck eines ſauberen Mannes, welcher ſich täglich glatt raſirt, welcher ſein dünnes Haar geſchickt ſtutzen läßt, und in zurückhaltendem Betragen halb an einen Cleriker, halb an einen Hofmann erinnerte. Behagen, Ruhe, ſtille Sicherheit, immer geweckte Aufmerkſamkeit und bewußte Höflichkeit traten deutlich entgegen. Und über alle dem ein ſinniges, nachdenkliches Weſen, welches Vertrauen zu dem Arzte einflößte, weil man dieſem Arzte abzuſehen meinte, daß er Natur und Leben unabläſſig beobachtete. Das große, ſchwarzbraune Auge war wunderbar ruhig, als ob es nur zum Aufnehmen vorhanden wäre, zum Ausgeben gar nicht.

Waldſtein trat ihm freundlich entgegen und fragte höflicher, als er ſonſt zu thun pflegte: was den berühmten Doctor nach Böhmen führe?

„Ich bin auf dem Wege nach Carlsbad" — antwortete er — „ich will das dortige Mineralwaſſer ſtudiren und an mir ſelbſt probiren. Euer Durchlaucht haben ja, ſo viel ich weiß, vor einigen Jahren dort ſelbſt eine Cur verſucht, und Eure Durchlaucht ſind ein feiner Beobachter der Natur. Ich wäre ſehr dankbar für einige Bemerkungen. Man iſt zu Wien im Streit über die Wirkung des Carlsbader Waſſers und nur darüber einig, daß es Leuten wie uns heilſam ſei, deren Leber und Galle eine kräftige Belebung brauchen. Fürſt Eggenberg namentlich möchte wiſſen, ob ich ihn hinſchicken könnte."

Waldſtein behandelte den Doctor mit einer Artigkeit, welche man ſonſt kaum an ihm kannte, welche aber für den Doctor ſelbſt nichts Auffallendes hatte. Blandini wußte, daß Waldſtein eine große Achtung für wiſſenſchaftliche Männer nicht nur zur Schau trug, ſondern wirklich zu hegen ſchien; er wußte, daß Waldſtein den kargen Beamtengehalt für einen Gelehrten zu verfünffachen pflegte und einen Mann des Geiſtes niemals mit dem alltäglichen Maße bemeſſen ließ; er wußte endlich, daß Waldſtein wirkliche Wißbegier fühlte für naturwiſſenſchaftliche Kenntniß, und deshalb erſchien ihm die Artigkeit des Herzogs ganz natürlich. Er war ſtets ausgezeichnet worden durch den Friedländer, ja oft mit reichem Geſchenk von ihm überraſcht worden, wenn er ein längeres Geſpräch mit ihm geführt. Es überraſchte ihn alſo auch jetzt nicht im Mindeſten, als der Herzog ſein Bedauern äußerte, daß er nur Carlsbads wegen den berühmten Doctor ſehen, und wahrſcheinlich nur kurze Zeit ſehen ſollte.

„Man vermuthet" — erwiderte Blandini — „daß der Heereszug Eurer Durchlaucht gegen Weſten gerichtet ſein wird. Das Ziel meiner Reiſe geht in ähnlicher Richtung. Wenn Durchlaucht es geſtatten, kann ich demnach einige Tage in Eurer Nähe verbleiben."

Dies Anerbieten beſtätigte Waldſtein's Verdacht vollſtändig. Er zeigte dies mit keiner Miene und bot dem Doctor mit freundlicher Miene ſeine Gaſtfreundſchaft an. Er that dies leicht und nebenher und ging ſogleich auf die Frage über: was der Herr Doctor für neue Erfahrungen gemacht habe in ſeiner Wiſſenſchaft?

Blandini zuckte mit den Achſeln und beklagte ſich über ſeine Landsleute, die Italiener, welche ſich vorzugsweiſe mit Abſonderlichkeiten abgäben. —

„Damit meint Ihr wol die Opiate, die Gifte und dergleichen gewaltſame Mittel?“ ſagte mit großer Harmloſigkeit der Herzog, indem er ſich ſetzte und den Doctor durch ein Zeichen aufforderte, ſich ebenfalls niederzulaſſen. — Das auch! — erwiderte Blandini — obwol nicht allein. Ich meine die ſpecifiſchen Mittel überhaupt, nach denen man jagt, Mittel, die unter allen Umſtänden helfen ſollen. Ich meine, man muß jeden Einzelnen einzeln curiren. Man muß die Perſönlichkeit genau kennen und nach ihr die medicíniſche Behandlung einrichten. Gerade ſo wie man im Umgange den moraliſchen Menſchen, den eigenthümlichen Charakter kennen muß, um zu gefallen, um auf den einzelnen Menſchen günſtig wirken zu können. So iſt die Gicht Hauptkrankheit unſerer Zeit, und man verbraucht ſo und ſo viel ſpecifiſche Mittel gegen dieſelbe. Das halt' ich für unrichtig. Ich meine: ſie hat bei dem Einen dieſen Punkt, bei dem Andern jenen Punkt zur Urſache, will ſagen zur entſcheidenden Urſache. Gegen dieſen eigenen Punkt muß man beim Einzelnen wirken, um zu heilen. Eure Durchlaucht zum Beiſpiele hab' ich im Verdachte der Galle. — „Das heißt?“ — Die Bereitung und Verwendung der Galle, mein' ich, iſt bei Euch die entſcheidende Urſache gichtiſcher Umſtände. Ich will einige Tage zuſchauen, ob ſich mir dieſe Meinung beſtätigt. Beſtätigt ſie ſich, dann würde ich Durchlaucht ein unſcheinbares Mittel vorſchlagen. Es iſt in Italien ſehr gebräuchlich und doch benützt es dort kein Arzt gegen die Gicht. Man greift nur darnach bei deutlichen Gallenerſcheinungen. Es iſt eine orientaliſche Pflaume, Tamarinde genannt, die ſonſt gar keinen mediciniſchen Charakter hat, alſo unter allen Umſtänden unſchädlich iſt. Sie hat aber ein Liebesverhältniß mit der Galle. Das heißt: ſie wirkt unter allen Umſtänden günſtig auf die Entwicklung der Galle. Es ſteht gar nichts im Wege, daß Ihr das Mittel täglich nehmt, auch wenn Ihr im Felde liegt. Es iſt keine eigentliche Medicin, es verlangt keine ſonſtige Vorſicht oder Diät. Ich bereite es Euch als ein Mus, eine Latwerge, ganz wie gewöhnliches Pflaumenmus, und Ihr nehmt früh Morgens und ſpät Abends, wenn der Magen frei iſt, ein kleines Löffelchen von dieſem ſteifen Brei.

Waldſtein nickte beifällig. Er fand, daß der kluge Mann ungemein ſchnell und geſchickt zu der Form einer unſcheinbaren Vergiftung gelangt ſei.

„Eure Geſichtsfarbe“ — ſagte er unter einem curioſen Lächeln — „hat übrigens auch, ſeit ich Euch nicht geſehen, etwas gallicht angezogen.“ — Sehr wahr. Und das war in dieſem Frühjahre ſehr arg. Ich hab's mit Tamarinde bekämpft, und ſehr erfolgreich bekämpft. — „Ah, Ihr ſchluckt das Mus ebenfalls? Das iſt ja ganz artig. Ihr kämt dann des Morgens und des Abends zu mir, und wir ſchluckten Beide aus demſelben Topfe!“

Das ſagte, indem er aufſtand, Waldſtein lachend. Das Lachen war ihm aber ſo ungewöhnlich, daß es vielleicht deshalb abſcheulich klang.

Es ſchien ihm außer Zweifel zu ſtehen, daß man ihn vergiften wolle.

Doctor Blandini kannte den Herzog ſeit zwölf Jahren — dies Lachen war ihm neu an dem ſonſt ſo ernſthaften Manne, war ihm neu und unheimlich. Er meinte, bei der Verabſchiedung einen grimmigen Ausdruck im Auge des Friedländers entdeckt zu haben.

Nachdenklich ſchritt er durchs Vorzimmer an Sparr und Scherffenberg vorüber, welche hinter ihm eintraten beim Herzoge, um in den Plan des Hausfeldzuges gegen die „Verräther und Giftmiſcher“ eingeweiht zu werden. Nachdenklich erfuhr er von Roſtok, wie genau bereits vorgeſorgt wäre für ihn, ſeine Wohnung betreffend und ſeine Mahlzeiten. Iſt das lauter Höflichkeit? dachte er — oder iſt's Mißtrauen? Das Lachen des Friedländers klang ihm in den Ohren nach und unterſtützte den Gedanken an Mißtrauen.

Auf der Gallerie außen klirrte es und ſchwirrte es von Kriegsleuten, die ſich um Holck, Ilow und Erdmann Tertſchka gruppirten. Auch Pater Dunſtan lehnte in einem Winkel. Der alte Mann ſah tief erſchöpft aus. Als aber der wilde Holck einmal vor ihm ſtehen blieb und eine freche Spottfrage an ihn richtete, da blitzte die alte Kraft in ihm empor, und es erfolgte an den proteſtantiſchen Renegaten eine Antwort, welche dieſen in Wuth verſetzte. Ein neuer Ankömmling trat dazwiſchen und führte den alten Pater ins Vorzimmer zu Roſtok.

Dieſer neue Ankömmling war Hans von Starſchädel. Roſtok bat ihn, ſich niederzulaſſen. Er warte nur das Herauskommen der Herren Sparr und Scherffenberg ab, um ihn einzuführen. Der Herzog erwarte ihn ſeit geſtern.

Das gab Gelegenheit zu kurzem Geſpräch zwiſchen den alten Freunden. Umſonſt bat Hans von Neuem, Dunſtan möge dies gefahrvolle, aufreibende Wanderleben endigen und nach Gnadenfrei heimkehren, wo jetzt wieder Stille und Ruhe eingekehrt ſei. Umſonſt ſetzte er ihm auseinander, daß der Friedländer ganz und gar nicht der Mann für eine religiöſe Reform ſei. Die politiſche Aufgabe erfülle ihn allein, und in kirchlichen Dingen ſei er für feſte Formen, weil er keinen Sinn habe für die Schmerzen der gottbedürftigen Menſchen. —

„Wer weiß!“ — erwiderte Dunſtan — „ich wenigſtens habe nichts Beſſeres zu thun, als den Mächtigſten ſeiner Zeit anzutreten und anzuſchreien. Und wenn nur ein Wort als Samenkorn einfällt, ſo hab' ich meinem Berufe ein Genüge gethan. Im Innern eines ſolchen Herrſchers iſt ein einziger

Halm, der aufwächſt und in die Aehre treibt, von unabſehbarem Segen.

Endlich fragte Hans nach Marien.

„Sie iſt fort.“ — Fort?! — „Die ſchlimme Schweſter hat ſie heut' Morgen entführt. Vielleicht hat ſie gewußt, daß man Dich erwarte. Sie iſt Euer böſer Genius. Das arme Kind weiß nicht, was es denken, was es hoffen, was es wünſchen ſoll. Du haſt ſie kalt hinausgeſtoßen in die Fremde —“ — Ich?! — „Du. Sie ſagt es nicht, ſie verhüllt ihr Herz —“ — Hat ſie wirklich eins? — „Thor! Das eines Engels. Du aber biſt von Empfindlichkeiten und Aeußerlichkeiten regiert, Du haſt Dein Glück verkannt und verlierſt es wie ein eitler Knabe. Wenn Du geſtern Abend kamſt — ich war bei ihr und labte mich an ihrer Milde, ja an ihren Thränen — wenn Du nur heut' mit der Sonne kamſt, da war es noch Zeit. Die Schweſter war noch nicht da. Jetzt iſt's zu ſpät. Jenes Weib iſt eiferſüchtig, und wird ſie vor Dir verbergen, wie der Geizhals ſeinen Schatz verbirgt. Vielleicht — reite ihr ſogleich nach! Jetzt iſt die Spur noch friſch, jetzt kannſt Du ihrer vielleicht noch habhaft werden, reite ſogleich!“ — Unmöglich. Der Herzog harrt meiner Botſchaft. Sie iſt von Wichtigkeit für die deutſche Welt. Mein Wort, meine Erklärung, meine Ueberredung gehören dazu — aber Conrad iſt mit mir, er verſteht ſich auf ſolch eine Aufgabe, ihn will ich auf der Stelle ſenden. —

Da traten Sparr und Scherffenberg aus dem Zimmer des Herzogs, und Hans ward gerufen. Er flüſterte noch Dunſtan eilig zu: dieſer möge Conrad unten in den Ställen aufſuchen und beauftragen — der Herzog ſtand ſchon an der Thürſchwelle und winkte ihm.

„Ihr laßt warten, Freund“ — begann der Herzog — „das deutet auf nichts Gutes.“ — Das iſt nicht Arnimb's und nicht meine Schuld, Durchlaucht. Der Kurfürſt hat uns verzögert. Es kommt, wie ich in Prag vorausgeſagt. Mit dem ſelbſtſtändigen Herzoge von Friedland hätte er wahrſcheinlich raſch ein Bündniß geſchloſſen, mit dem Feldherrn des Kaiſers nimmt er Anſtand, ein Bündniß gegen den Kaiſer zu ſchließen. Das Gewiſſen des Reichsfürſten ſteht uns jetzt im Wege. — „Macht es kurz! Was bringt Ihr? Das Verhängniß entſcheidet ſich in dieſer Stunde. Meine Geduld iſt am Ende; binnen einer Stunde geb' ich die Parole zu entſcheidender Kriegshandlung. Was bringt Ihr?" — Ich bringe Bedingungen. Der Kurfürſt hält ſich für verpflichtet, nicht ohne ſeinen Verbündeten, nicht ohne den Schwedenkönig mit Euch, Durchlaucht, zu unterhandeln und abzuſchließen. Habt Ihr ein Document, daß Ihr mit dieſem einig ſeid, ſo möchtet Ihr mir dasſelbe vorzeigen, und auf Grund desſelben bin ich beauftragt — „Was geht mich der Schwedenkönig an, dieſer erobernde Fremdling im deutſchen Reiche?!" — Er hat den Kurfürſten in Kenntniß geſetzt, daß Ihr ihm Anerbieten gemacht — „Er hat gelogen. Schwert und Feuer iſt mein Anerbieten für ihn. Ihr bringt alſo nichts. Denn dieſe Combination iſt nichts. Baſta! So ſagt Eurem Kurfürſten, daß ich ihm binnen acht Tagen beweiſen will, am eigenen Leibe beweiſen will, was ſechzigtauſend friſche Truppen unter dem Friedländer für Sachſen bedeuten. Sie werden einrücken im Laufe dieſer Woche ins Kurfürſtenthum von Oſten, Süden und Weſten, und der kurfürſtlichen Herrlichkeit ein Ende machen, ehe die Gerſte reif wird zum Merſeburger Bier für den dicken Herrn Kurfürſten. Gott befohlen!" — Gott erleuchte Euch, Durchlaucht, zu der Einſicht, daß dies der unglücklichſte Weg iſt für Eure Zwecke. — „Das wollen wir abwarten." — Dann bleibt Ihr zeitlebens des Kaiſers Diener, abhängig bis zu einer zweiten Abſetzung. Der mögliche Bund mit den evangeliſchen Reichsfürſten iſt für immer zerriſſen. Wir ſind genöthigt, auf Tod und Leben mit den Schweden verbündet zu bleiben, und die erſte Schlacht, die Ihr verliert, iſt Euer Untergang in Wien. Ihr habt dort den Bogen überſpannt, die Sehne reißt, ſobald der kleinſte Unfall über Euch kommt. Solch ein Unfall iſt aber wahrſcheinlicher als Ihr denkt. Ihr kennt die evangeliſchen Heere nicht ſeit ihrer Vereinigung mit dem Schwedenkönige. Ihr ſeid Jahre lang nicht auf dem Schlachtfelde geweſen gegen uns und habt Breitenfeld nicht erlebt. Tilly verſtand den Krieg, er hat aber in dieſen Euren Feierjahren keinen Sieg mehr erfochten und iſt am Lech in Niederlage und Tod geworfen worden. Sein Grab in Ingolſtadt kann Euch erzählen, daß die evangeliſchen Heere nicht mehr die ſind von Lutter am Barenberge und von der Deſſauer Brücke, und daß Ihr Alles aufs Spiel ſetzt, wenn Ihr mit der Vernichtung Sachſens beginnt. Das bedenkt! Laßt Ihr uns aber Zeit, den Kurfürſten für Euch zu gewinnen, dann bleibt Euch und uns Patrioten eine Hoffnung übrig. — „Gott befohlen!"

Hans ging. — Der Herzog ließ die Generale hereinrufen, die auf der Gallerie harrten.

Ehe ſie eintreten konnten, ging der raſche Proceß in ihm vor, daß er ſein großes Vorhaben plötzlich änderte. Bei der langſamen Reife, welche er ſeinen Entſchlüſſen angedeihen ließ, hätte man meinen ſollen: ſolch eine plötzliche Wandlung wäre ihm gar nicht eigen. Das wäre aber ein Irrthum geweſen. Er war doch zuerſt und zuletzt Kriegsmann. Ein ſolcher erhält ſich nach allen Vorbereitungen Kopf und Hand offen für das unmittelbare Ereigniß, welches der Moment gebären kann. Waldſtein war nur äußerlich rechthaberiſch, innerlich war er's gar nicht, ſondern hörte und benützte jede neue Belehrung. Starſchädel's Hinweis auf die neue Kriegsweiſe der Proteſtanten war tief in ſein Ohr gefallen, denn derſelbe Gedanke hatte den vorſichtigen Friedländer ſchon lange beſchäftigt. So lautete denn die Parole, welche er jetzt den Generalen austheilte, ganz anders, als er ſoeben Starſchädel angekündigt hatte. Sie lautete: das ganze Heer rückt gegen Nordweſten. Der Kreis von Eger, die Grenze der Oberpfalz iſt das nächſte Ziel.

Die Oberpfalz war ein Land des baieriſchen Kurfürſten. Ging er alſo doch dieſem ſeinen alten Widerſacher zu Hilfe gegen den Schwedenkönig? — Allerdings ſtieß der Egerer Kreis auch an das ſächſiſche Voigtland, und eine Schwenkung nach Norden konnte ſeine Drohung gegen Sachſen immer noch wahr machen. Aber wahrſcheinlich war das nicht mehr. Wahrſcheinlich war, daß der Zug dem Schwedenkönige galt, der in Baiern hauſte und deſſen Verbindung mit Sachſen auf dieſem Wege glatt durchſchnitten wurde. Alſo der Zweikampf zwiſchen den beiden mächtigſten Kriegsfürſten begann, denn Guſtav Adolph mußte nun herab von der ſüdlichen Hochebene, und es war vorauszuſehen, daß ſich die Gegner in Franken treffen würden.

Dieſen Eindruck hatten die Generale, welche ſogleich entlaſſen wurden, um ihre Truppen in Bewegung zu ſetzen. Für die Wälſchen war der Eindruck ein angenehmer; es war der Kampf gegen den Erzfeind des Kaiſers und des katholiſchen Glaubens. Für die Waldſtein'ſchen war es ein unangenehmer: Hilfe für den verhaßten Baier.

Scherffenberg und Sparr waren die Letzten, welche das Zimmer verließen. Sie zögerten, weil ihre Inſtructionen in Betreff Tocke's, Leos und Blandini's nun einer Ergänzung bedurften. Sie waren für den Fall gegeben worden, daß der Herzog länger auf dem Schloſſe verbliebe.

Der Herzog verſtand dies Zögern und winkte ihnen. — „Es bleibt bei meinen Beſtimmungen auch auf dem Marſche“ — ſagte er. „Die Patrone beiben in meiner Nähe. Der Leo und Tocke ſind Dir übergeben, Sparr, und Du verfährſt kriegsſcharf gegen ſie wie Spione, ſobald die geringſte Beſtätigung eintrifft. Der Blandini Dir, Scherffenberg, und Du meldeſt mir's, wenn die That ſich nähert.“

„Durchlaucht!“ — rief Scherffenberg — „das iſt zu gefährlich! Er iſt der feinſte Schlaukopf und überliſtet uns, wenn ihm ſo viel Spielraum bleibt. Was nützt es uns, ihn hinterher zu faſſen, nachdem das Unglück geſchehen iſt?!“

„Es bleibt bei meiner Anordnung!“ ſchloß der Herzog.

8.

Dem Bart-Conrad war der Auftrag Dunſtan's ſehr erwünſcht gekommen. Er langweilte ſich ſchon ſeit längerer Zeit. Das ordnungsmäßige Kriegsleben neben Hans und im Regimente desſelben war doch eigentlich gar nicht nach ſeinem Sinn, und beſonders die nüchternen und mäßigen Sachſen ſagten ihm ſehr wenig zu. Was geſchah denn auch?! Nichts Durchgreifendes, und neuerdings wieder Rückzug auf Rückzug. Und von ſeinen wüſten Träumen aus der Wiener Zeit, von einem Volkskriege in Maſſe, von Umſturz der Stände wie des Eigenthums, von Auferſtehung des „Bundſchuhes“ war ja nirgends eine Spur! Was kümmerten ihn politiſche Schachzüge! Selbſt die religiöſe Freiheit, von welcher immer die Rede geweſen und welche er ſich mit ziemlicher Frechheit vorgeſtellt hatte, erfüllte ſich ihm in gar nichts. Die griesgrämigen Prediger der evangeliſchen Kirche waren ihm eigentlich noch widerwärtiger geworden, als die katholiſchen Pfaffen der Heimat. Dieſe waren doch ſtellenweiſe behaglich geweſen und hatten ein verſtecktes Lächeln gezeigt für die Freuden dieſer Welt. Aber bei jenen Evangeliſchen war Moral und Moral! das dritte Wort. Dann nimmt man, wenn's durchaus ſein muß, noch lieber etwas Götzendienſt in den Kauf — hatte er ſich geſagt — als dieſe eſſigſaure, alle Gedanken wie ein Zollbeamter prüfende Moral. Man hat ja keinen Augenblick Ruhe vor lauter Prüfung deſſen, was man nur denkt und in der Aufwallung einmal wünſcht. Freiheit nun gar! Was da in Gnadenfrei vorgegangen war mit Kirche und Gemeinde und Pater Dunſtan, das war eine ſchöne Freiheit! Pfui Teufel! hatte er geflucht, und der alte Vater Hamm und ſelbſt ſein Weib waren nicht im Stande geweſen, ihn zu beruhigen. Kurz, der Zuſchnitt ſeines Lebens war ihm nicht mehr recht geweſen, und nach Allem, was er gehört und geſehen, ſchien ihm das Treiben unter den Friedländ'ſchen Truppen am Ende noch beſſer. Da fanden ſich Landsleute, da fand ſich Alles untereinander von Glaubensbekenntniſſen, da wurde diſputirt und raiſonnirt über alles Mögliche, der Krieg als ſolcher war ein frei Gewerbe, kein Menſch fragte ängſtlich nach Zweck und Ziel — eben da im Schloſſe Zleb hatte er juſt einer Scene beigewohnt in einer Stallſtube, einer Scene ausgelaſſener Zechwirthſchaft mit freier Rede und dreiſtem Geſchrei, als ihn Dunſtan aufgeſucht und aufgefunden hatte. Was Wunder, daß ihn Dunſtan's Auftrag willkommen anmuthete! Das war doch wenigſtens ein Abenteuer! Friſch daran!

Den Zuſammenhang merkte er von ſelbſt; Pater Dunſtan brauchte nicht viel zuzuſetzen von unziemlichem Eingreifen der Lady Ludmilla in das Geſchick des Fräuleins Marie. Die Lady iſt neidiſch, ſagte er ſich, und will dem jungen, braven Fräulein ihr Glück nicht gönnen mit Herrn Hans. Warte! Das wollte er ihr ſchon verleiden. — Ich bring' ſie dem Herrn Hans — rief er, indem er ſein Pferd ſattelte — und ſollt' ich ſie aus Wien ſelber holen!

Er eilte ſo, daß zu genauer Verabredung gar keine Zeit blieb. Das war im Hauptpunkte ſchon richtig: die Damen waren bereits einige Stunden fort, und wenn er zögerte, ſo wurde es immer ſchwerer, ſie zu finden und einzuholen. Hans war alſo oben noch in vollem Diſput mit dem Herzoge, als Conrad unten ſchon aus dem Schloßthore ritt zur Verfolgung.

Freilich mußte er gleich vor dem Thore halten. Nach welcher Seite ſind ſie? Hier war das ſchon zu erforſchen; hier gab's Kriegsleute, Reitknechte, Lungerer in Menge, die ſich umhertrieben ſeit Stunden und die Auskunft geben konnten: welche Richtung zwei einzelne Damen mit einem Reitknechte eingeſchlagen hätten. Nach Czaslau! hieß es.

Conrad ſprengte nach Czaslau. Auch hier fehlte es nicht an Nachricht: auf dem Wege nach Kuttenberg waren die Damen weiter geritten. Conrad folgte. Aber ſchon nach einer halben

Stunde mußte er rathlos ſtill halten. Es begegnete ihm ein Mönch, der von Kuttenberg kam und nach Zleb wanderte, um dort beim Herzog von Friedland Beſchwerde einzulegen gegen den Wanderprediger Dunſtan, welcher ketzeriſch und aufrühreriſch wirke. Dieſer Mönch verſicherte Conrad, daß von Kuttenberg bis daher in den letzten zwei Stunden kein reitendes Frauenzimmer paſſirt ſei.

Betroffen ſah Conrad dem Mönche nach. Zwiſchen Czaslau und hier mußten alſo die Damen von der Landſtraße abgebogen ſein. Links oder rechts? Die Landſtraße mußte abgeſpürt werden. Sie war keine Chauſſee von heutiger Beſchaffenheit, ſie war ein ſchlechter Lehmweg und deshalb für Conrads Zweck geeignet. Der Regen hatte ihn aufgeweicht, die Spur der Hufe war alſo leicht zu erkennen. Langſam ritt er rückwärts. Zu ſeiner Rechten, dreißig Schritt vom Wege, zog ſich ein Wald dahin. Freilich! Jetzt fiel's ihm ein! Er war ja mit Hans vor zwei Stunden desſelben Weges gekommen, und da hatte ein Reiter drüben am Waldſaume gehalten — das konnte der Reitknecht geweſen ſein.

Die Vermuthung war ganz richtig. Ludmilla hatte den raſch daher trabenden Hans ſchon aus weiter Ferne erkannt und war eiligſt in einen Waldweg eingebogen, um ihm nicht zu begegnen. Gerade dieſe halbe Begegnung aber hatte ſie weiter getrieben, als urſprünglich ihre Abſicht geweſen.

Verletzte Eitelkeit und Eiferſucht waren die Beweggründe ihres Handelns, ſeit es ihr klar geworden, daß Hans ihre Schweſter Marie liebe. Dieſe Beweggründe hatten ſie veranlaßt, ihre Schweſter wegzuführen dieſen Morgen. Unüberlegt, übereilt war das geſchehen. Sie hatte keinen Plan, ſie wollte nur geſchwind ein Wiederſehen zerſtören. Wohin ſie mit Marie reiten, wie lange ſie wegbleiben werde, wußte ſie ſelbſt noch nicht, als ſie durch Czaslau kam. Sie hatte nur die vage Vorſtellung, Hans werde wol, von politiſchen Aufträgen gedrängt, nicht lange verweilen auf Schloß Zleb — da ſah ſie ihn in der

Ferne. Alle Erinnerungen, alle Leidenſchaften wurden lebendig, und als Marie den Namen „Hans“ plötzlich ausrief, weil ſie ihn ebenfalls erkannte, da ſteigerte dieſer Ausruf die Leidenſchaftlichkeit Ludmillas. — Dem Verräther aus dem Wege! rief ſie und ſchlug mit der Reitgerte ihr und Mariens Pferd. Beide galopirten in den Wald hinein. Der langſamer folgende Reitknecht wußte nicht, was dies zu bedeuten hätte, und ſah ſich am Waldſaume neugierig um.

Conrad fand jetzt die Hufſpuren der drei Roſſe. Kopfſchüttelnd folgte er ihnen. Kopfſchüttelnd, denn er ſah wol ein, daß abſeits von der Landſtraße ein Nachkommen große Schwierigkeiten haben würde. Nun mußte er fortwährend Acht haben auf die Hufſpuren und konnte alſo nur langſam reiten. Im Walde wurde auch der Weg ein Raſenweg, auf welchem der Huf ſtreckenweiſe gar keine Spur zurückgelaſſen. So war er denn ſchon nach einer Viertelſtunde, als der Waldweg ſich theilte, ganz im Unſichern. — Da ſah er einen Burſchen, der im Holz arbeitete! Der kann Kunde geben! — Nein, der Burſche verſtand kein Wort deutſch, und Conrad verſtand nicht ein Wort czechiſch. Mimik ſollte helfen. Es war aber ſehr zweifelhaft, ob ſie geholfen hatte, und ob der Weg, welchen Conrad wählte, auch wirklich der richtige wäre. Aergerlich, aber ſeiner Natur nach immer hartnäckiger, je ſchwerer die Aufgabe wurde, ritt er nun raſch dahin, um aus dem Walde hinaus oder doch auf freie, unberaſte Stellen zu kommen. — Es gelang ihm auch wirklich. Der Wald hörte auf und die Spuren von drei Roſſen zeigten ſich deutlich auf feuchtem Sandboden. Eine Ortſchaft lag vor ihm. Es war Maleſchau. Er jagte hinein. Der Pferde wegen werden ſie hier raſten müſſen — dachte er — vielleicht ertappſt du ſie noch!

Sie hatten wirklich der Pferde wegen hier geraſtet, und Ludmilla war einigermaßen zur Beſinnung gekommen. Marie hatte ſie um Erklärung gebeten, warum Herr Hans ein „Verräther“ genannt würde von ihr, und die Nothwendigkeit dieſer

Erklärung hatte den Verſtand zu einigen Ehren bringen müſſen vor der Leidenſchaft. Sie ſcheute ſich doch, der Schweſter die volle Wahrheit zu ſagen. Die Schweſter war ja eben die Nebenbuhlerin. Wie möchte Stolz und Eitelkeit das eingeſtehen! Wenn man aber die volle Wahrheit nicht ſagen will und doch reden muß, ſo verwickelt man ſich gar bald in die erſten Netze der Unwahrheit, und die conſequente Fortſetzung dieſer Netze iſt eben die Lüge ſelbſt. Die Lüge aber iſt alles Unrechts Quell und Anfang. Je mehr Ludmilla ſich dahinein verſtrickte, deſto unmöglicher wurde die Umkehr.

Es bedurfte jetzt nur noch eines kleinen Anſtoßes, um ſie ins Extrem einer abenteuerlichen Handlungsweiſe hinein zu ſtürzen. Dieſer Anſtoß trat ein.

Der Ort Maleſchau liegt zwiſchen Hügeln, welche damals noch rings bewaldet waren. Das Wirthshaus, in welchem die Pferde Ludmillas abgefüttert wurden, ſtand abſeits vom Orte, und hinter dem Wirthshauſe zog ſich ein Obſtgarten an einem Hügel in die Höhe. In dieſem Obſtgarten ſaßen Ludmilla und Marie. Milde Sommerluft wehte, die abblühenden Apfelbäume dufteten, die Sonne war verdeckt. Nichts ſtörte die freie Gedankenwelt der beiden Schweſtern. Eine traurige Freiheit für Marie, welche wie ein Schifflein auf wüſtem Meere umhergeſchleudert wurde. Kaum hatte Pater Dunſtan ihre hoffende Seele wieder aufgerichtet, da ſtürzte das Betragen und die Sprache der Schweſter Ludmilla ſie ärger als je in den Sturm hinein. Was konnte Hans verbrochen haben? Die Schweſter, welche ihm einſt ſo zugethan geweſen, war doch eine gar zu gewichtige Anklägerin! Der einzigen Schweſter, der welterfahrenen, mußte doch die unerfahrene Marie vertrauen! Wem denn ſonſt? Dem Vetter Hans, an welchem ſie zu Gnadenfrei ſo irre geworden war? Ihr Herz hatte wol dazu die größte Neigung, aber gerade ihr Herz hatte ſich ja ſo bitter enttäuſcht gefühlt am letzten Tage in Gnadenfrei. Sie mußte an dem Gedanken haften bleiben, daß ſie die Welt noch gar nicht kenne und daß die Welt ſchlimm und gefährlich ſei — da fuhr Ludmilla von ihrem Sitze auf und ging an den Dornenzaun des Gartens. Sie hatte Conrad geſehen, der vom Waldhügel herab geritten kam. Dies war der Auſtoß, der ſie weiter trieb. Wahrſcheinlich wäre ſie morgen oder doch übermorgen nach Zleb zurückgekehrt in der Hoffnung, Hans dort nicht mehr anzutreffen — jetzt ſah ſie ſich verfolgt, jetzt vermuthete ſie Hans ſelbſt in der Nähe. Er iſt wol ſchon voraus, dachte ſie, dort im Hohlwege! Er reitet vielleicht ſchon in den Ort herein; er wird dich zur Rede ſtellen, er wird dein Gewebe vor der Schweſter zerreißen, er wird — nimmermehr! Fort! fort!

So trieb ſie zum Aufbruche und galopirte an der Weſtſeite aus Maleſchau hinaus, als Conrad auf der Oſtſeite in den Ort einritt. Und jetzt bildete ſich der Entſchluß in ihr aus, gar nicht nach Zleb zurückzukehren und die Schweſter anderswo dauernd unterzubringen, ganz im Verborgenen unterzubringen. Dieſer Vorſatz fand denn auch in der nächſten Viertelſtunde ſchon ſeine Form. Unter den Herrſchaften, welche von mütterlicher Seite den beiden Töchtern Loßens als unangetaſtete Erbſchaft verblieben durch geſchicktes Verfahren des Doctor Zinkas, war auch ein Waldgut am Erzgebirge, Heinrichsgrün geheißen, einige Meilen aufwärts von Eger. Ludmilla erinnerte ſich aus ihrer Jugend, daß ſie mit dem Vater einmal im Frühjahre dort mehrere Wochen in einem Waldſchlößchen verlebt. Der Vater hatte des Morgens und des Abends der Auerhahnbalz obgelegen, und ſie hatte ſich auf der Waldwieſe im heißen Sonnenſtrahl des Frühlings umhergetummelt. Rings hohe Waldwände, nirgends ein Ausgang zur Menſchenwelt! So ſtand das niedrige Schlößchen in ihrer Phantaſie. In dieſe Einſamkeit wollte ſie die Schweſter bringen. Sie paßte ja auch zu dem Charakter des ſtillen Mädchens, welches ſo wenig ſprach. Doctor Zinkas hatte dies Waldgut von Heinrichsgrün ihr, Ludmillen, zugetheilt bei der Erbtheilung. Ich will es der Marie ſchenken — dachte Ludmilla jetzt in ihrer Erregung, die ſich übler Beweggründe wohl bewußt war und eine großmüthige Handlung zum Troſte brauchte — ja, ich will's ihr ſchenken und will ihr jetzt gleich einen anmuthigen Hausſtand einrichten. Vorwärts, Marie, ich führe Dich aus der ſchlimmen Welt in eine wunderbar ſtille und grüne Einſamkeit. Dort ſollſt Du herrſchen und träumen wie eine Fee!

Raſchen Trabes eilte die Cavalcade auf Zasmuk zu, um die Prager Landſtraße über Schwarz-Koſtelec wieder zu gewinnen. Ludmilla hatte vor, Prag ſelbſt nicht zu betreten, um der Verfolgung keinen Anhalt zu bieten. Von Koſtelec aus wollte ſie Seitenwege einſchlagen nach Bubenz hin, und nach Bubenz hinaus wollte ſie Doctor Zinkas rufen laſſen durch den Reitknecht, damit Zinkas die Schenkung ausfertige und die Einrichtung des Waldſchlößchens übernehme.

Als Conrad in Maleſchau einritt und nach den Damen fragte, kam ihm wieder das heilloſe „Nir deitſch!“ entgegen, und er verlor Geduld und Zeit in beträchtlicher Weiſe, bis er entdeckte, daß ſie dort geweſen und erſt kürzlich fort wären. Unmittelbar folgen konnte er nicht, denn ſein Pferd brauchte Nahrung und Raſt. Er benutzte aber den auferlegten Stillſtand, um ernſtlich vor dem Orte abzuſpüren und ſich zu überzeugen, daß ſie gen Zasmuk und Koſtelec geritten wären.

Nach einer Stunde folgte er. Im Nachtquartier, welches ſie ja doch machen müßten, hoffte er ſie zu überraſchen. Und was würde er dann thun? Eigentlich war er bis jetzt ziemlich unklar darüber geweſen. Je länger es dauerte, je ärgerlicher er wurde, deſto gewaltſamer wurde auch ſein Vorſatz. Das Fräulein Marie einfach zu entführen, das ſchien ihm am Ende nothwendig. Ein dummer Reitknecht hatte nichts zu bedeuten und die Schweſter Lady mochte ſchreien. — Freilich konnte er ſich den Uebelſtand nicht verbergen, daß er in Feindesland und daß er ohne Ausweis wäre. Der vom Friedländer unterſchriebene Paſſirſchein war in den Händen des Herrn von Starſchädel, nicht in den ſeinigen — ach was! — rief ſein Leichtſinn — du giebſt dich für einen Friedländ'ſchen Kriegsmann aus. Vorwärts!

Unter ſolchen Gedanken ritt er nach Verlauf der Stunde über die Hügel, hinter welchen Zasmuk liegen ſollte. Ein buckliges Land iſt dies Böhmen! brummte er vor ſich hin, gerade ſo, wie ſchon mancher Reiſende das regellos unebene Böhmerland bezeichnet hat. Uebrigens ging Alles in Ordnung: er behielt die Spur über Zasmuk hinaus und näherte ſich Schwarz-Koſtelec. Der Abend ſank auf die Felder, und er hoffte zuverſichtlich, die Frauen dort im Städtchen, wo ſie übernachten würden, endlich einzuholen.

Das hatte aber Ludmilla ebenfalls vorausbedacht, und deshalb war ſie nicht in Koſtelec geblieben. Um die Verfolger ganz irre zu führen, hatte ſie hier vor dem Thore die Prager Landſtraße verlaſſen und hatte den Seitenweg nach Skworec eingeſchlagen. Man war nur noch einige Meilen von Prag, und ſie meinte in der Gegend hinlänglich bekannt zu ſein, um auch in Dämmerung und Nacht hinein die ferne Station Skworec zu finden und erreichen zu können. Der Reitknecht hatte Einwendungen erhoben, ſie hatte aber nicht darauf geachtet. Zu ihrem Schaden. Bei dem bedeckten Himmel und da Neumond herrſchte, wurde der Abend ſtockfinſter, und als ſie in einen hügeligen Wald geriethen, mußte ſie eingeſtehen: es ginge nicht weiter. Es blieb nichts übrig als umzukehren. Den Rückweg würden die Pferde am leichteſten finden.

Gerade um dieſe Zeit traf Conrad in Koſtelec ein und erfuhr hier, daß allerdings zwei Damen und ein Reitknecht gegen Abend durch die Stadt und zum Prager Thore hinausgeritten wären. Er fluchte. Im Finſtern konnte er nicht folgen, wenn auch ſein Pferd gekonnt hätte. Er mußte den erſten Tagesſchein abwarten. So ſtellte er denn ſein Roß in dem Wirthshauſe ein, welches außen vor dem Prager Thore lag. „Zur böhmiſchen Krone“ war es leichtſinnig benannt, dieſer Aufenthalt für Fuhrleute und Laſtpferde. Den letzten Tagesſchimmer wollte er noch benützen zum Abſpüren, ob auch die Cavalcade auf der Landſtraße geblieben wäre. Ein gefälliger Hausknecht, der etwas deutſch radebrechte, erſparte ihm die Mühe. Er hatte den vornehmen Reiterinnen nachgeſchaut und berichtete Conrad, daß ſie draußen rechts abgebogen wären von der Landſtraße, als wollten ſie nach Skworec, was ihnen über die engen Waldwege nicht leicht werden würde.

Das war Leitſchnur genug für Conrad. Die richten ſich hin in die Nacht hinein — dachte er — und ſchlafen morgen Früh lange. Du aber brichſt mit dem erſten Tagesſchimmer auf und ertappſt ſie. So ließ er ſein Roß in einen Nebenſtall bringen, wo eine gute Streu für ihn ſelbſt anzubringen war, ſpeiſte zur Nacht und ſuchte dann auf der Streu im Stalle den Schlaf der Gerechten. Er fand ihn und fand ihn nur zu gut. Denn während er gerecht ſchnarchte, kam Ludmilla mit den Ihrigen an und hielt vor derſelben „böhmiſchen Krone“. Der Hausknecht wurde herausgeklopft und in czechiſcher Mundart von ihr befragt, ob leidliche Schlafſtellen für zwei Frauen vorhanden wären, und ob vielleicht Nachfrage ſtattgefunden hätte nach dieſen zwei Frauen. Der Hausknecht berichtete: Ja! und daß der Reitersmann hinten im kleinen Stalle ſchliefe und mit dem Früheſten aufbrechen wollte. „Nur Einer?“ — Nur Einer.

Wäre Conrad wirklich allein? dachte ſie. — Um ſo beſſer! Und nun wurde dem gefälligen Hausknechte ein Geldſtück verabreicht mit dem Bemerken, daß er den Schlaf des Reitersmannes vor jeder Störung behüten möge. Morgen früh aber ſolle er Sorge tragen, daß der Reitersmann nicht das Mindeſte bemerke von ihrer Anweſenheit und ſo früh als möglich fortexpedirt werde.

Der Hausknecht war ganz damit einverſtanden. Das Geldſtück und die Landsmannſchaft thaten ihre Schuldigkeit.

So ſchliefen denn Verfolger und Verfolgte friedlich neben einander in der „böhmiſchen Krone“. Der Hausknecht that ein Uebriges und weckte Conrad beim erſten Hahnenſchrei und ſtriegelte ſein Pferd.

Als Conrad im Hofe aufſtieg, ſah er zufällig in die offene Thür des großen Stalles und fragte, wie kommt denn der ſchöne Reitſchimmel da zu Euch?

„Spät Abend iſt noch ein Officier von Prag gekommen", antwortete der Hausknecht.

Conrad hatte nur Gründe, einem kaiſerlichen Officier aus dem Geſichtskreiſe zu kommen und ritt von dannen, nicht ahnend, daß er hier zurückließe, was er draußen ſuchte.

Der brave Hausknecht bohrte einen Eſel hinter ihm her.

Conrad bog wohlgemuth rechts ab, im Morgengrauen die Hufſpuren nur oberflächlich beachtend. Erſt als es voller Tag geworden, erkannte er mit Erſtaunen, daß in den Spuren ein wirres Durcheinander herrſchte, indem ſie vorwärts wie rückwärts wieſen. Es hatte aber in dieſer Gegend vorgeſtern weniger geregnet und die Spuren waren deshalb überhaupt undeutlicher. An einer feuchten Stelle erkannte er ganz klar, daß es Ludmillas Cavalcade war, deren Hufe vorwärts gingen. Ein Pferd, das hatte er lange bemerkt, war ein ſogenannter Ueberſchreiter, das heißt es ſetzte den Hinterfuß weit über die Fußſtapfe des Vorderfußes hinaus, und ein zweites Pferd war ein Paßgänger, der mit den Vorderfüßen Trab, mit den Hinterfüßen Galopp geht. Beide Eigenthümlichkeiten waren deutlich ausgeprägt in der Bodenſchrift auf feuchter Erde. Er beſchwichtigte alſo den Argwohn, welcher in ihm entſtehen mußte, bis er an den Wald kam, wo Ludmilla umgekehrt war. Hier war plötzlich der Boden unberührt, ganz unberührt. Rathlos hielt er ſtill. Sie ſind umgekehrt! war ſein erſter richtiger Gedanke. Sie haben dich irre führen wollen! war ſein zweiter, und eine Wieſe am Walde beſtärkte ihn darin. Ueber dieſe Wieſe ſind ſie abgelenkt, dachte er, um in dem feuchten Graſe, welches ſich beim Morgenthau wieder aufrichtet, keine Spur hinter ſich zu laſſen. Kurz, er gerieth, einmal auf falſcher Fährte, in ein Schwanken, welches hitziger wurde und welches ihn unſtät und ohne Anhalt immer weiter vorwärts trieb. Fluchend vertröſtete er ſich endlich auf das Ufer der Moldau. Das wollte er abreiten links und rechts eine Meile breit. Da meinte er die Stelle finden zu müſſen, an welcher ſie hinüber wären.

Gegen Mittag kam er an den Fluß und ſuchte zunächſt eine Fähre. Denn eine ſolche mußten ja doch die Frauen benutzt haben. Ungefähr Bludenz gegenüber fand er eine; bei ihr aber keine Spur von Roſſen. Und der Fährmann wußte nichts von Reiterinnen. Der nächſte Uebergang links war eine Viertelmeile aufwärts bei Prag; der nächſte rechts unten ſollte eine Meile entfernt ſein. Am Ende ſind ſie doch nach Prag! — dachte er — und ſind deshalb dort bei Koſtelec umgekehrt, um auf der Landſtraße weiter zu reiten. Alſo links hinauf! — Er that es ungern; Prag ſelbſt hätte er gern vermieden. Aber er that es doch, weil ihm jene Vermuthung jetzt die einleuchtendſte war.

So kam er, allmälig langſam reitend, an die Landſtraße, die von Koſtelec über die Moldau ſetzt. Die Vorſtadt Carolinenthal, damals klein und unbedeutend, lag drüben; eine neuerdings aufgeworfene Schanze lag vor ihm. Die Straße war ſandig und gab ſeinem unruhig ſuchenden Auge keinerlei Auskunft. Er hielt ſtill. „Fuchtig", wie er es nannte, teufelsmäßig „fuchtig" war ſeine Stimmung, denn er mußte ſich geſtehen, daß ſeine Expedition bereits ſo gut wie geſcheitert ſei.

Die Schildwacht an der Schanze ſah mißtrauiſch auf den baumſtarken, bärtigen Kriegsmann, der da ſtill hielt und unruhig umherſchaute. Endlich rief ſie ihn an. Conrad war gerade aufgelegt zu einem abgeſchmackten Zwiegeſpräch. Er antwortete mit einer unanſtändigen Grobheit. Die Schildwacht rief Allarm und der Bart-Conrad war im Nu umringt von Soldaten. Thörichter Weiſe widerſetzte er ſich in ſeiner ärgerlichen Stimmung, zog ſein Schwert und hieb um ſich, ſo daß er einige Leute verwundete, ehe er überwältigt werden konnte. Das verſchlimmerte ſeine Lage ſehr und es ſtand übel um ihn, als er vor den Officier geführt wurde, welcher die Schanzwache commandirte. Auch dieſem gegenüber mäßigte er ſich durchaus nicht, pochte auf den Geleitsſchein des Friedländers, den er nicht vorzeigen konnte und ſchimpfte auf den brutalen Ueberfall eines Kriegsmannes, der gleichſam als Parlamentär Gaſtfreundſchaft zu fordern berechtigt ſei.

Der Officier commandirte kurzweg, dem wüſten Geſellen Handſchellen anzulegen und ihn hinein zu transportiren aufs Generalcommando.

Als er dieſen Befehl ausſprach, ritten juſt zwei Friedländiſche Officiere, die von Schwarz-Koſtelec daher kamen, durch die Schanze. Der höhere von beiden hielt ſtill und fragte den Schanzenofficier über den Vorgang. Conrad, in all ſeiner Wuth und Niederlage bei klarem Muthe und Verſtande, erkannte den berittenen Officier auf der Stelle und verlangte, daß er ſich ſeiner annähme.

„Woher kennſt Du mich?“ — Von Podiebrad, Herr! Da habt Ihr mich und meinen Herrn aus den Händen der Pfaffen befreit. Ihr müßt mich ja wieder erkennen! — „Allerdings. Und ich habe geſtern Mittag Deinen Herrn — Starſchädel heißt er?“ — Freilich! — „In Zleb geſehen, als er aus dem Zimmer des Herzogs trat. Wie kommſt Du daher?“

Jetzt erzählte Conrad ſeelenruhig und mit gedämpfter Stimme — die andere Bagage braucht's nicht zu hören! ſagte er — dem berittenen Officier ſeine Unternehmung und bat ihn naiv um Unterſtützung, daß die entführte junge Dame aufgefunden und befreit würde.

Der berittene Officier lächelte. Solche Unterſtützung lag gar nicht in ſeiner Abſicht. Aber der ſchwarzbärtige, wild entſchloſſene Kerl, welchem er den Oberöſterreicher und den „ſündigen“ Kumpan abhorchte, hatte ihm ſchon in Podiebrad gefallen und gefiel ihm jetzt noch mehr. Er wollte ihn mitnehmen und ſich zueignen. Er winkte alſo dem Schanzenofficier, den ſchwarzbärtigen Frevler frei zu laſſen und bedeutete Conrad: er könne ihm folgen, wenn er vernünftig ſei und dem Friedländiſchen Zeichen folgen wolle.

Letztere Bemerkung machte einen ſtarken Eindruck auf Conrad. Er hatte ja ſelbſt ſchon daran gedacht. Aber zum Feinde übergehen! Zu den Katholiſchen! Wenn die Frage ſo dick herauskam, da ſtutzte er doch und zögerte.

Auch der Schanzenofficier zögerte. Er wies auf die Leute, welche Conrad verwundet hatte. Da nahm ihn der berittene Officier bei Seite und zog ein großes Silberſtück, größer als ein Thaler, aus ſeiner Bruſttaſche. Das hielt er dem Schanzenofficier unter die Augen. Es war Waldſtein's Gepräge und zeigte das Bildniß des Friedländers. Aber es war keine curſirende Münze; es war eine Ehrenmünze. Man wußte im ganzen Heere, ſie ſei nur in Händen derjenigen Kriegsmänner, denen Waldſtein eine beſondere Auszeichnung zugedacht, ein beſonderes Vertrauen gewidmet hatte. Wer dies Friedländiſche Silberſtück beſaß — bei Generalen war es ein Goldſtück — dem gehorchte man im Friedländiſchen Heere unbedingt. Alle Kriegsartikel verſchwanden vor dieſem Zeichen, man beugte ſich wie vor einem mündlichen Befehle des Herzogs ſelber. So that jetzt auch der Schanzenofficier und ließ den Bart-Conrad frei.

Dieſer berittene Officier war jener Adlatus Teuſſenbach's, welcher nach der Schlacht bei Nimburg in die unmittelbare Nähe Waldſtein's berufen worden war. Durch Leo hatte der Herzog erfahren, wie ſich dieſer Mann geſchickt und echt friedländiſch in Podiebrad benommen hatte in Befreiung der herzoglichen Schützlinge, und das war genügend für Waldſtein. Solche Leute zog er ſogleich auf einige Zeit unter ſeine Augen, prüfte ſie aufmerkſam, überſchüttete ſie, wenn ſie beſtanden, mit Auszeichnung und Geſchenken und verwendete ſie dann zu den wichtigſten Aufgaben. Henrich Riemann nannte ſich dieſer Adlatus. Er ſtammte aus dem nördlichen Deutſchland und hatte eine gute Schulbildung. Waldſtein kümmerte ſich nicht darum, daß er Proteſtant war und im däniſchen Kriege gegen ihn gefochten hatte. Er benutzte ſeine Bildung ſo wie ſie ſich darbot und beſtallte ihn ſogleich in ſeiner Kanzlei, ohne deshalb im Geringſten auf ſeine

Kriegsdienſte zu verzichten, wenn der Feldzug eröffnet wurde. Jetzt ſandte er ihn von Zleb nach Prag, damit er dort im Palais diejenigen wiſſenſchaftlichen Hilfsmittel ausſuche, beſonders Landkarten, welche für den unerwartet nach Franken dringenden Krieg nöthig geworden waren, und daß er ſie nach Eger bringe. Denn nach Eger hatte der Herzog ſelbſt unverzüglich aufbrechen wollen.

Conrad blickte etwas ſcheu auf den breitſchultrigen Mann von kleiner Mittelgröße, welcher ein niedriges, aber ſehr ſtarkes Pferd ritt und aus dem bärtigen, feiſten Antlitze ruhig, ja behaglich links und rechts ſchaute mit kleinen, lichten Augen. Scheu und unſicher ritt Conrad neben ihm in die Stadt hinein und als der Rittmeiſter — dies war Riemann's ſoldatiſcher Titel — ſchweigend verblieb, da begann denn Conrad ſtockend ſeine Rede über das „Vernünftig ſein“ und über das „Friedländiſche Zeichen“, dem er folgen ſolle. Das würde wol nicht angehen, meinte er, denn er wäre ein Stockproteſtant.

„Das bin ich auch!“ erwiderte lachend Riemann. — Ah?! — Nun, das iſt recht. Aber wie ſoll mir's denn eingehen, gegen meine Glaubensgenoſſen zu fechten, Herr? Wie macht Ihr's denn? — „Hansnarr! Um den Glauben kümmert ſich kein Menſch mehr im Kriege. Das iſt 'ne Redensart. Ein neues Regiment wollen wir durchſetzen von oben bis unten. Es gilt der Mann, ſo viel er kann! Das iſt unſer Glaubensbekenntniß. Und davon weiß man drüben unter uns Evangeliſchen verzweifelt wenig. Dort machen die lutheriſchen Pfaffen Alles zu Duckmäuſern!“ — Das iſt wahr! — „Und Alles wird mit kleinem Maß gemeſſen. Der Herr Kurfürſt will profitiren und der Herr Herzog und der Herr Graf und wie die Titel weiter heißen. Alles Betitelte will im Reich mitſprechen und vorwalten und den Oberſten maßregeln. Sind wir betitelt? Den Teufel auch. Mein Vater war ein Ackerbürger —“ Meiner ein Bauer! — „Wir brauchen oben einen gewaltigen Herrn, der die Betitelten unterdrückt und den Ackerbürger und den Bauer mitthun läßt. Und ein ſolcher iſt der Friedländer, der auch von unten aufgeſtiegen iſt, der verſteht's, uns Alle in die Höhe zu bringen. Hätten ſie im Bauernkriege ſolch einen Führer gehabt, er wär' anders ausgegangen! Jetzt aber ſind wir auf gutem Wege. Der Kaiſer iſt jetzt Nebenſache mit ſeinen Pfaffen. Der Friedländer wird Kaiſer, oder iſt's ſchon, und nach ein paar Schlachten gegen den Betbruder, den Schwedenkönig, wird er das ganze Reich unter den Händen haben und neu vertheilen. Und ſo iſt's in Ordnung und jeder fixe Geſell geht da mit, um bei der neuen Vertheilung am Platze zu ſein. Begreifſt Du das nicht?“ — Begreif's! begreif's! ſchrie Conrad; denn das war Waſſer auf ſeine Mühle. — Nur ſeine perſönlichen Obliegenheiten machten ihm noch Sorge. Was er perſönlich übernommen, das wollte er erledigt ſehen. Darin hatte er eine Art von Gewiſſenhaftigkeit. Vorliebe für Herrn Hans und Fräulein Marie kamen dazu. Das Fräulein ſollte befreit werden für Herrn Hans — das wollte er nicht aufgeben. — „Wenn's weiter nichts iſt!“ ſagte Niemann — „das beſorgen wir auf unſerer Seite viel leichter und beſſer als Du, der Du allein nachklepperſt —“

Und als ſie im Palais angekommen, gab er Ordre, eine Meile breit die Moldau abzuſuchen und in Prag Alles aufzuſtöbern, wo die Cavalcade der Lady hingerathen ſei. Reiter und Spürhunde waren hinreichend vorhanden. „Heute hierher und von morgen an gen Eger hin, endlich nach Eger ſelbſt genaue Nachricht!“ ſchloß er den Auftrag, und Conrad mußte eingeſtehen, daß es gar nicht beſſer und ſicherer gerichtet werden könnte.

Rittmeiſter Niemann wußte, daß er in Eger dem Herzoge mit der Auskunft über jene Entführung ganz gelegen kommen würde. Der ſächſiſche Herr von Starſchädel war ja erſichtlich ein wichtiger Unterhändler für den Herzog, und dieſem ſächſiſchen Herrn nachweiſen zu können, wo ſein Liebchen — das merkte man aus Conrads Aeußerungen! — hingebracht ſei, das war immerhin etwas, was dem Herzoge von Werth ſein konnte zur

Lockung für den Unterhändler. Rittmeiſter Riemann war ein demokratiſcher Diplomat.

Der Charakter des Sommers 1632 wurde ein gewitterhafter. Die Natur ſchien zu der allgemeinen Spannung beizutragen: was die erſte Begegnung der beiden großen Kriegsfürſten Guſtav Adolph und Waldſtein für einen Ausgang finden werde. Oeftere Regengüſſe erweichten die Straßen Böhmens und Frankens und das marſchirende Heer hatte jenſeits Eger ſtark zu putzen und zu ſäubern gehabt, um blank und ſauber zu erſcheinen vor den Baiern, welche in der Oberpfalz ſeiner warteten. Das war reichlich geſchehen. Kurfürſt Maximilian ſollte durch den erſten Augenſchein überzeugt werden, welch eine majeſtätiſche Hilfe ſein perſönlicher Feind Waldſtein heranführe.

Dankbar war dies anerkannt worden vom Kurfürſten, und er hatte ſich dem Herzog von Friedland höflich und freundlich genähert, als dieſer mit Pomp einmarſchirt war in die Oberpfalz. Friedland dagegen hatte ſich ſtolz und abweiſend verhalten von der erſten Begegnung an bis zum geſammelten Vorrücken gegen Nürnberg, wo der Schwedenkönig mit geringer Heeresmacht ſtand und der Gegner gewärtig war.

Dort auf der fränkiſchen Ebene hatte man eine Schlacht erwartet, und die katholiſche Welt triumphirte im voraus, denn der Schwedenkönig war durch den raſchen Zug Waldſtein's überraſcht worden und hatte ſeine verſtreuten Heertheile nicht ebenſo raſch zuſammenziehen können. Das vereinte kaiſerliche und bairiſche Heer drängte mit großer Uebermacht gegen Nürnberg, und die Evangeliſchen fürchteten, daß dieſe große Reichsſtadt, ein feſtes Bollwerk des Proteſtantismus, das Schickſal Magdeburgs theilen und jetzt der Eroberung und Zerſtörung durch den Friedländer verfallen werde, wie Magdeburg im vergangenen Jahre durch Tilly erobert und zerſtört worden war. Mißtrauiſche Stimmen hatten im vergangenen Jahre geſagt:

der Schwedenkönig hätte Magdeburg retten können und hätte es aus politiſchen Gründen unterlaſſen. Aengſtliche Stimmen hatten jetzt gerufen: es wird Nürnberg nicht beſſer ergehen, der Schwedenkönig opfert die deutſchen Städte, um ſeine Armee zu ſchonen!

Dieſer Argwohn hatte ſich nicht beſtätigt. Der Schwedenkönig war zur Schlacht bereit geweſen — Waldſtein hatte die Schlacht nicht gewollt, ſondern war am ſchwediſchen Heere vorübergezogen und hatte ſich ſüdlich von Nürnberg in ein großes verſchanztes Lager gelegt. Alle Welt war erſtaunt und der Kurfürſt Maximilian war in Verzweiflung geweſen. Waldſtein hatte kühl geäußert: „Mein Heer iſt neu, es muß erſt durch Uebung geſtählt werden. Es iſt auch das einzige Heer, welches der Kaiſer jetzt beſitzt. Ein neidiſches Kriegsglück würde den Kaiſer und ſeine Erbſtaaten völlig entblößen“. Lächelnd aber hatten die echt friedländiſchen Generale geſagt: dies iſt der erſte Act der Rache für die Abſetzung in Regensburg.

So ſtand der Krieg wie eine drohende Wetterwolke Tag für Tag, Woche für Woche bis tief in den Hochſommer hinein, und alle perſönlichen Intriguen hatten Zeit, ſich zu entwickeln.

Waldſtein wohnte in einem großen Bretterhauſe, das er ſich hatte zimmern laſſen, innerhalb des verſchanzten Lagers, und zwar im ſüdlichen Theile dieſes Lagers, alſo fern vom Feinde, welcher gegen Norden ſtand in Fürth und um Nürnberg. Das Lager ſelbſt umſpannte dritthalb Meilen: der Friedländer war alſo meilenweit von ſeinen Kriegsgegnern und hatte die Baiern zwiſchen ſich und den Feind gelegt. Seine perſönlichen Feinde aber hatte er nahe zu ſich genommen; er wollte ſie dicht unter ſeinen Augen haben. Namentlich den Doctor Blandini, welcher den Beſuch Carlsbads noch immer verſchoben und von Zleb aus bis daher ins Bretterhaus des Lagers mitgezogen war. Er bewohnte ein artiges Zimmerchen im Bretterhauſe, und der Herzog ſprach ihn täglich. Der Leibarzt des Herzogs ſogar war nicht ſo in der Nähe untergebracht: er hauſte abſeits unter einem

Zelte. Auch für Tocke war gut geſorgt. Hinter dem großen Bretterhauſe waren zwei kleinere Holzhäuſer errichtet, und in einem derſelben war Tocke und Leo untergebracht. In dem nämlichen Hauſe wohnte Rittmeiſter Riemann, von den Umgebungen des Herzogs „Kanzler“ genannt, weil er in der Kanzlei des Herzogs eine große Rolle ſpielte. Dieſe Kanzlei war in dem zweiten Holzhäuschen eingerichtet und Riemann hatte nur einige Schritte bis dahin. Noch näher von ihm hauſte Conrad unter einem Zelte, welches für Ordonnanzen beſtimmt war.

Conrad war Riemann's perſönliche Ordonnanz. Auf dem langen Wege von Prag bis daher hatte Riemann ſeine günſtige Vormeinung für dieſen Obderennſer beſtätigt gefunden. Solch ein verwegener und „findiger“ Kriegsknecht war längſt Riemann's Bedürfniß geweſen. Er hatte ihn dem Herzoge ſelbſt geſchildert und vorgeſtellt als eine Leibwache, welche im Kriege unſchätzbar werden könnte. Der Herzog hatte zuſtimmend genickt, und Conrad war in bevorzugter günſtiger Lage.

Conrad ſelbſt empfand dies nicht. Es war ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Sein Gewiſſen quälte ihn doch mitunter, daß er im katholiſchen Heere ſei. Wenn die Seinigen in Gnadenfrei es erführen, wenn Herr von Starſchädel — beſonders dieſer rumorte in ihm. Er hatte ſich alle Mühe gegeben, mit ihm in Verbindung zu bleiben, und Riemann hatte ihm auch dafür jede Unterſtützung gewährt durch Botſchaften. Aber es war dies eben ſo wenig gelungen, wie die Entdeckung der Lady Ludmilla.

Ueber dieſe hatte Riemann wol in Erfahrung gebracht, daß ſie mit einer Reiterin und einem Reitknechte bei Bubenz über die Moldau geſetzt und dort einen alten Advocaten aus Prag geſprochen. Von dort ſei ſie aber ſpurlos verſchwunden.

Und über Herrn von Starſchädel lauteten die Nachrichten: er ſei gleich nach der Audienz beim Herzoge aufs Pferd geſtiegen und man habe gehört, daß er ſich gegen den alten Mönch ausgeſprochen habe über das Fortreiten Conrads. Er ſelbſt könne nicht auf ihn warten, denn der Kriegsplan des Herzogs bedrohe

Sachſen, er müſſe die Antwort des Herzogs ſpornſtreichs zu Arnimb bringen. Der Mönch möge die Zurückkunft Conrads abwarten. — Der Mönch aber — Pater Dunſtan — ſei nach kurzem Zwiegeſpräche mit dem Herzoge vom Schloſſe Zleb verſchwunden.

So war denn Conrad abgeſchnitten von ſeiner ganzen Vergangenheit und fühlte ſich unbehaglich in ſeiner übrigens wohlgepflegten Haut. Es hatte nur gerade noch zu ſeinem Mißbehagen gefehlt, daß Niemann eines Abends die Nachricht brachte: es wären einige ſächſiſche Regimenter zum Schwedenkönig geſtoßen und der Sturm auf das Friedländ'ſche Lager ſtünde bevor. Am Ende haſt du gar noch gegen Herrn Hans zu fechten — fluchte Conrad — wenn ſein Regiment mitgekommen iſt! Das wär' doch geradezu niederträchtig!

Dies denkend, ſaß er, vorn übergebeugt, auf einem Steine neben ſeinem Zelte. Es war ein milder Sommerabend. Die Luft war noch voll Feuchtigkeit, welche ein Regenguß Nachmittags verbreitet hatte. Stieren Auges ſah der geplagte Landsknecht über die unabſehbaren Zeltreihen hin, welche ſich über eine ſchiefe Ebene bis zum Fluſſe hinab ausdehnten. Dieſer Fluß heißt die Rednitz. — Da ſah er ſeinen Gönner, den „Kanzler" genannten Rittmeiſter Niemann, vom Fluſſe heraufkommen. Er kam zu Pferde und neben ihm ritt — das machte Conrad lebendig! — neben ihm ritt Medardo, die „rothe Feder". Dies gehörte zu den unerwarteten Aergerniſſen, daß er dieſen widerwärtigen Kerl jetzt öfter ſehen mußte, ohne ihm „Eins auswiſchen zu dürfen". Sie gehörten ja jetzt unter dieſelbe Fahne. Medardo war dem Regimente des Marcheſe Carretto zugetheilt und kam — wahrſcheinlich in Aufträgen des Marcheſe — zuweilen ins Bretterhaus des Herzogs. Niemann hatte Conrad erzählt, daß dieſer Friauler die Angeberei zum Herzoge gebracht: Conrad ſei in Wien zum Galgen verurtheilt und der Strick hänge noch in voller Geſetzeskraft über ihm. Der Herzog aber habe darauf geſagt: Um ſo beſſer; dann iſt er treuer als ein

Anderer! — Dieſes neuen Liebesdienſtes hätte es nicht bedurft, um Conrads Haß im Gange zu erhalten; er hatte kein Auge von der „rothen Feder“ verwendet, wenn ſich dieſe in der Nähe des Hauptquartiers blicken ließ, und erſt vorgeſtern hatte er Niemann mitgetheilt, daß die „rothe Feder“ mit dem wälſchen Doctor Blandini, mit dem lichtblauen Herrn Tocke, ja auch mit dem fröhlichen Steinwald zu ſchaffen haben müſſe. Es gebe da Augenwinke und kurze Zuflüſterungen, welche eine beſondere Vertraulichkeit vorausſetzen ließen, namentlich mit dem Doctor und dem Tocke. „Nächſten Sonntag“ habe Medardo neulich dem Tocke zugeraunt beim Fortgehen; das habe er, der Conrad, deutlich verſtanden!

Heute war Sonntag. Niemann gehörte zu der geheimen Wache, welche unter Oberleitung Sparr's dieſe drei Verdächtigen, Blandini, Tocke und Leo, eingeſponnen hielt in einem Spinnennetz, und Niemann hatte ſich dieſen „nächſten Sonntag“ wohl gemerkt.

Wie es ſchien war denn auch dieſes Wort die Veranlaſſung geworden zum Beginn der eigentlichen Procedur gegen die als Verräther am Herzoge bezeichneten drei Männer. Niemann hatte drüben beim Regimente Carretto's, welches unweit der Rednitz lagerte, einen Aufpaſſer für Medardo. Dieſer Aufpaſſer hatte heute Mittag gemeldet: Medardo habe trotz des Regens ſein Pferd geſattelt und ſei mitten im Regen unten an der Furth geweſen. Zum Abend werde er wahrſcheinlich hinüber wollen. In „Gebersdorf“ ſei am erſten Bauernhauſe das bewußte Zeichen ausgeſteckt. Man war nämlich auf der Spur, daß Medardo Briefſchaften nach Wien beförderte. Gebersdorf war jenſeits der Rednitz das erſte Dorf öſtlich, welches außerhalb des Lagers belegen war, und dorthin kämen die Boten für Medardo.

Dort an der Furth, im Weidengebüſche verborgen, hatte Niemann jetzt dem Medardo aufgelauert, hatte ihn abgefangen und brachte ihn jetzt zur Unterſuchung.

Conrad ſchnellte hoch auf, als er ſah, daß ihm Riemann winkte. Er flog hinzu und folgte zu dem Kanzleihäuschen, vor welchem Riemann abſtieg und Medardo abſteigen hieß. Letzterem war ſehr fatal zu Muthe, beſonders bei der Annäherung Conrads, von dem er ſtets ein Unglück für ſich gewärtigte.

Schweigend traten ſie ins Häuschen. Das größere Kanzleizimmer war heute leer, weil es Sonntag war. In dieſes trat Riemann mit ſeinen beiden Begleitern, und hier ſagte er fauſtiſch zu einem geradewegs mörderiſchen Schrecken Medardos: Conrad, thu' ein chriſtliches Werk! Dieſem Manne vom Regimente Carretto iſt unerträglich heiß. Er wollte in der Rednitz baden; aber ohne ſich auszukleiden. Kleide ihn behutſam aus. Vielleicht entdeckſt Du, warum der Mann ſeine Kleider ſo feſt auf dem Leibe hegt.

Das war ein Wort für Conrad! All' ſeine Gewiſſensſcrupel flogen zum offenen Fenſter hinaus und ein Theaterſchneider kann das Auskleiden eines Liebhabers nicht ſorgfältiger verrichten, als er jetzt Stück für Stück dem Friauler vom Leibe zog. Er kitzelte auch den reizbaren Friauler ganz und gar nicht, er zog ſtramm und nachdrücklich.

Man fand nichts. Conrad wenigſtens in ſeiner jähen Eile fand nichts. Riemann war ruhiger und betaſtete langſam die Kleidungsſtücke. Da meinte er denn: das Wams ſei für die Jahreszeit zu dick. Conrad ſollte es aufſchneiden und die Watte herausnehmen.

Die Watte entwickelte ſich als ein Briefcouvert, in welchem drei Briefe ſteckten. Die müſſen beſtellt werden — ſagte Riemann — unterhalte Du indeß, Conrad, dieſen entkleideten Briefträger und ſorge dafür, daß er ſich nicht erkältet.

Das Gelächter Conrads war unanſtändig. — Riemann eilte hinüber ins große Bretterhaus, um die Briefe an Sparr abzuliefern. Das Innere dieſes Hauſes überraſchte durch ſeine Einrichtung. Es war durchweg mit Teppichen belegt und bekleidet und war mit größter Sorgfalt wohnlich eingerichtet. Zu ebener Erde wohnte Sparr, im obern Stockwerke der Herzog. Die Teppiche dämpften jeden Laut; es herrſchte die größte Stille.

Sparr las die Briefe. Der eine war vom Doctor Blandini, der zweite von Tocke, der dritte von Leo. Alle drei an den Pater Norbert in Wien. Die Briefe des Doctors und Leos waren kurz, der von Tocke war lang.

Nachdem er geleſen, trug Sparr dem Riemann auf: die Gefangennahme des Medardo geheim zu halten und den Doctor, Tocke und Leo ſcharf bewachen zu laſſen, ſo daß der Herzog ſie augenblicklich zur Hand haben könne.

„Da kommt der Herzog die Stiege herab und hinter ihm der Doctor und Leo!“ rief halblaut Riemann. Die Stubenthür ſtand offen und man konnte die Treppe ſehen.

„Richtig!“ — ſagte Sparr eben ſo leiſe — „der Herr will recognoſciren reiten. Er nimmt Leo mit. Der Doctor wird wie gewöhnlich an die Sumpfwieſe hinüber botaniſiren gehen. Der ihm zugetheilte Soldat läßt ihn nicht aus, wenn auch in beſcheidener Ferne. Alſo nur Tocke im Auge behalten. Für jene Beiden ſtehe ich.

Vor der Thür waren geſattelte Pferde angekommen. Der Herzog ſtieg auf und ritt langſam gegen Norden zwiſchen den Zelten dahin.

Die Suite folgte in einiger Entfernung. Waldſtein war gekleidet wie in Zleb und hatte den mit Hermelin verbrämten rothen Sammetmantel trotz der Wärme um die Schultern.

Die erſten Zelte, an denen er vorüberritt, waren grün und von feinem Stoff. Sie waren für den König von Ungarn beſtimmt, der nicht kam. Dann folgten lange und breite Zeltgaſſen, die erſten für Infanterie, die folgenden für Cavallerie beſtimmt. Dann gelangte man an ein kleines Dorf, Kreitles geheißen. Vor dieſem harrte eine kleine Reiterſchaar. Der lange ernſte Mann an der Spitze dieſer Schaar ritt dem Herzoge einige Schritte entgegen und ſalutirte. Er hatte ihn erwartet. Es war General Aldringer, der ſein Quartier in Kreitles hatte.

Schweigend hörte Waldſtein den Rapport Aldringer's und ritt dabei im Schritt weiter. Der Kern des Rapports war, daß ein Sturm der Schweden auf das verſchanzte Lager ganz nahe bevorzuſtehen ſcheine. An der Nordſeite des Lagers von Zirndorf abwärts nach Firberg und Dambach bis gegen Fürth jenſeits der Rednitz ſammle ſich der Feind in großen Haufen und mit zahlreichem Geſchütz. Es werde deutlich, daß er über den Burgſtall hereinbrechen wolle.

„Das heißt den Stier bei den Hörnern packen!“ ſagte der Herzog gleichgültig — „glaubt Ihr das?“ — Ja, Durchlaucht, antwortete Aldringer. — „Dann mögt Ihr ſelbſt den Burgſtall beſetzen und vertheidigen. Er iſt mein feſteſter Punkt und der Schwede ſoll ſich den Kopf d'ran einrennen. Morgen mit dem Früheſten beſetzt ihn und mit aller Stärke. Die Baiern, welche dort ſind, können bleiben. Euch ſind ſie ja vertraut durch langes Commando im Reich. Und es ſind Truppen, die feſt halten?“ — Feſt, Durchlaucht, ſehr brave Truppen.

Immer weiter reitend waren ſie an breiten Sumpfwieſen vorübergekommen, die ſich links gegen Abend hin erſtreckten über den breiten Lagergraben hinaus und hatten einen ſcharf bewachten Munitionsplatz paſſirt, der mit Kanonen und Pulverkarren angefüllt war. In kurzer Entfernung rechts drüben lag in der Abendſonne, die eben gelb aus den Wolken trat, ein bewaldeter Hügel. Ein Thürmchen ragte aus dem Gehölz hervor. —

„Der Kurfürſt iſt in ſeinem Quartier“ — ſagte Aldringer, indem er auf den Waldhügel zeigte — „wenn Durchlaucht —“ Nein, auf die Höhen vor der Bieber will ich, um nach Dambach und Firberg zu ſehen. Von da wird der Hauptangriff geſchehen auf den Burgſtall.

Dies ſprechend ſetzte er ſein Pferd in Galopp, um den letzten Tagesſchein noch benutzen zu können für den Ueberblick.

Die klar zum Untergang ſinkende Sonne that denn auch ihre Schuldigkeit und beleuchtete Feld und Wald und Fluß und

Thal ganz ſcharf und deutlich, als der Herzog auf einem Hügel anhielt, an deſſen Fuße das Flüßchen Bieber zur Rednitz hinabſtrömte. Dieſen Waſſerwinkel hielt auch Waldſtein für die entſcheidende Stelle. Sie war ein maßgebender Punkt geweſen, als er die Regimenter commandirt hatte, ſolchen meilenlangen Graben um Wald und Feld zu ziehen. Gegen Morgen erſparte die Rednitz den Graben, im Weſten halfen große Sumpfflächen und im Norden jenſeits der Bieber erhob ſich ein Waldhügel, auf deſſen Gipfel eine Schloßruine, der Burgſtall geheißen, zum Hauptwall gemacht werden konnte und gemacht worden war. Auch die Gegner Waldſtein's räumten ein, daß dies Zirndorfer Lager meiſterhaft ausgeſucht und angelegt wäre. Den Namen erhielt es von dem Dorfe Zirndorf, welches im nordweſtlichen Winkel des umgrabenen Raumes lag.

Von dem Waldberge des Burgſtalls ſchweifte das Auge des Herzogs eben jetzt links hinüber nach Zirndorf, und indem er mit der Hand dahin deutete, ſagte er zu Aldringer: — Was meinſt Du, alter Kriegsgefährte von der Deſſauer Brücke? Kann uns jene Anhöhe hinter dem Graben bei Zirndorf nicht gefährlich werden? Hätten wir ſie nicht hereinziehen ſollen ins Lager? Wenn der Feind dort Batterien auffährt und Zirndorf ſtürmt, ſo umgeht er uns den Burgſtall! Was?

„Ich widerſpreche nicht", entgegnete Aldringer und ſchob das ſchwarze Tuch, welches er um den Kopf geſchlungen trug, vom Auge, um ſchärfer auszublicken. In der Lechſchlacht bei Rain war er in einen Hagel von Falconetkugeln gerathen, und die eine hatte ihn am Kopfe geſtreift, während eine andere Tilly vom Pferde und ins Grab geworfen hatte. — Carretto! Piccolomini! rief der Herzog.

Beide hatten ſich der Suite angeſchloſſen, als der Herzog am Lager ihrer Regimenter vorübergeritten war. Sie ritten jetzt Beide nahe heran zu ihm und der Herzog fuhr fort:

„Warum widerſpracht Ihr damals, als die Anhöhe hinter Zirndorf einbezogen werden ſollte ins Lager?" — Ich widerſprach

— erwiderte Carretto — weil das ohnehin rieſengroße Lager über Gebühr ausgedehnt worden wäre und weil die zwei Redouten weſtlich vom Burgſtall und außerhalb des Burgſtallwaldes vollkommen hinreichen, den Anfall von jener Höhe zu verhindern. — „Und Ihr, Piccolomini?“ — Ich widerſprach — entgegnete dieſer — weil Zirndorf ſelbſt mit ſeinen gemauerten Häuſern ſo nachdrücklich vertheidigt werden kann, daß ein Einbruch des Feindes in jenem Winkel nicht zu fürchten ſteht. Meines damaligen Votums eingedenk war ich auch heute erſt drüben auf jener Anhöhe, um zu recognosciren. Der Boden dort iſt ein ſchwerer Lehmboden, tief aufgeweicht von dem naſſen Wetter. Es würde ſehr ſchwer halten, ſchwere Stücke da hinauf zu ſchleppen. — „Eure Regimenter alſo“ — ſprach der Herzog — „Carretto und Piccolomini, werden für Euer Votum einſtehen und werden den offenbar ſchwachen Winkel bei Zirndorf vertheidigen. Ade!“

Hiermit wurde die Suite verabſchiedet. Sie ritt zurück. Es blieb nur Sparr und Leo beim Herzoge, welcher gedankenvoll in das Bieberthal hinabſah, wo Iſolano's Croaten ihre Pferde ſchwemmten. Die Felder da unten waren ſämmtlich mit Zelten bedeckt; neben den Croaten campirte da die bairiſche Reiterei. Nur der Waldhügel des Burgſtalles, welcher hinter den Zelten und zwar außerhalb des Grabens aufſtieg, verrieth nichts von der Feldwüſte, welche ein Kriegslager hervorbringt. Man ſah nichts von der Hauptverſchanzung, welche ſich dort in einen Mantel von Bäumen eingehüllt hatte.

Die Herren von Berg, eine fromm gewordene Familie, waren einſt Beſitzer dieſer Landſchaft geweſen an beiden Ufern der Bieber bis an die Rednitz hinab und ihr klöſterlicher Sinn hatte nicht geahnt, daß ihre Felder und Bauten einſt zu Stützpunkten einer Schlacht dienen ſollten. Der Altenberg, in deſſen Trümmern jetzt der bairiſche Kurfürſt lag, war das Stammſchloß geweſen. Am linken Ufer der Bieber hatten ſie ſpäter eine zweite Burg erbaut, welche kurzweg der Berg genannt worden war und deren Ruine zu Waldſtein's Zeit der Burgſtall genannt wurde. Unſere Hiſtoriker nennen ſie die „alte Veſte“ und bezeichnen auch die Schlacht, welche jetzt bevorſtand, mit dem Ausdrucke „Schlacht bei der alten Veſte“. Die Kriegsleute jener Schlacht ſelbſt aber brauchten dieſen Ausdruck nicht, ſie ſprachen ſtets nur vom „Burgſtall“.

Waldſtein's Auge erhob ſich und haftete feſt auf dem Walde, welcher dieſen Burgſtall verbarg und welchen die untergehende Sonne rothgelb überzog. Sein Kriegsinſtinct ſchien zu ahnen, daß dort der Zweikampf mit dem Gothenkönige zum entſcheidenden Ausbruch kommen werde. — Jählings wendete er ſich und ſah Sparr und Leo an. — Reite ſogleich hinüber, Leo, nach dem Burgſtall — ſagte er endlich — und beſtell' dem Commandanten, daß der Feind einen Ueberfall vorhabe auf den Burgſtall. Vielleicht noch in dieſer Nacht. Es ſolle Alles gerichtet ſein; auch die Nacht hindurch. Morgen komme Aldringer hinauf. Reite!

Waldſtein ſah dem jungen Reiter eine Zeit lang nach und wendete erſt ſein Roß, als die Dunkelheit des Abends unten das Flußthal einhüllte. Er wendete es aber nur, er ritt nicht weiter, ſondern blickte aufmerkſam in Sparr's Antlitz. „Was iſt vorgegangen, Sparr?“ — rief er raſchen Tones — „Deine Mienen ſind geſpannt. Du haſt etwas!“ — Allerdings, Durchlaucht. Wir haben den Boten, welcher die Briefſchaften der Verräther nach Wien befördert, und wir haben drei Briefe dieſer Verräther. — „So? — Was enthalten ſie?“ — Und dabei ſetzte er ſein Roß in langſamen Schritt zum Heimwege. — Ein Brief iſt wirklich von dieſem Leo Steinwald, den Ihr eben wieder mit einem Auftrage von Bedeutung verſchickt habt. — „Was ſchreibt der Burſch?“ — Auf den erſten Anblick äußerliche Dinge. Wie Durchlaucht hier eingerichtet iſt in einem Bretterhauſe, was Ihr eßt und trinkt und daß die Gicht ganz verſchwunden zu ſein ſcheine. Doctor Blandini habe das zu Wege gebracht durch ein Arcanum, welches der Herzog jeden Abend verſchlucke. Und in ſolchen perſönlichen Dingen geht es weiter. Der junge Menſch mag wol wiſſen, daß ſein Freund Tocke, deſſen er lobend erwähnt, den ausführlichen Bericht erſtattet und überläßt alſo dieſem die Hauptſache. Der Brief dieſes Tocke iſt denn auch eine vollſtändige Ueberſicht alles Deſſen, was ſeit Monaten, ſeit unſerer Abreiſe von Zleb mit Durchlaucht vorgegangen iſt oder doch in der Seele von Eurer Durchlaucht vorgegangen ſein könnte. Es iſt die giftigſte Denunciation an Eure Gegner in Wien und das Gift iſt oft ſo fein, daß ich vermuthe, Doctor Blandini hat die Hauptſachen dieſem Tocke dictirt. — „Was ſchreibt Blandini ſelbſt?“ — Nur Mediciniſches in Bezug auf Eure Geſundheit. Wahrſcheinlich ſind es maskirte Ausdrücke, welche für den Leſer in Wien einen andern Sinn haben als für uns.

Sparr zog den Brief hervor und beim letzten Abendſcheine las er folgende Worte, die er ſchon auswendig zu wiſſen ſchien:

Der merkwürdige Mann iſt auch körperlich kaum zu analyſiren. Seine Organe ſind von einer unberechenbaren Energie und werfen Alles gewaltſam aus, was die Verdauung fremdartig anmuthet. Selbſt lebensgefährliche Ingredienzen werden ihm wenig anhaben, wenn ſie ihm in kleinen Doſen zukommen. Er kann ein hohes Alter erreichen trotz ſeiner gichtiſchen Complexion, weil er mäßig und nüchtern iſt in ſeinen Nahrungsmitteln und weil ſeine Gemüthsbewegungen nur Gallenbewegungen ſind. Der ausgebildetſte Egoismus ſorgt inſtinctmäßig dafür, daß die Gallenbewegung keinen tieferen Einfluß gewinnt auf diejenigen inneren Fäden des Menſchen, welche die edleren Lebenskräfte berühren. Dieſer koloſſale Egoismus iſt ſein Gegengift für Alles. — „Weiter nichts?“ — Nein. Mir ſcheint's ſehr viel. Schwache Vergiftungen haben nicht angeſchlagen; man ſteht vor der Frage, ob man zu ſtarken übergehen ſoll. — „Das legſt Du hinein. Vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht. — Weiter! Was ſchreibt der Tocke?“ — Das iſt lang. Er erzählt zuerſt von Zleb. Raſchin habe Euch geheime

Botſchaft vom Schwedenkönige gebracht — „Die Canaille nennt Raſchin?" — Ja. Botſchaft, die Euch verſtimmt. Starſchädel habe Ungenügendes vom Kurfürſten gemeldet und Ihr wäret ergrimmt gegen Beide aufgebrochen. Deshalb nur wäret Ihr dem Kurfürſten von Baiern zugerückt. Als Ihr ihn geſehen, da habe der Racheſinn wieder die Oberhand in Euch gewonnen. Der bairiſche Kurfürſt — heißt es — hat ſich wie ein Märtyrer ſanft und mild verhalten gegen den brutal auftretenden Herzog. Dieſer Herzog hat auch gleich eine große Geldſumme verlangt, wenn das kaiſerliche Heer vordringen ſolle. Der Kurfürſt hat ſie auf der Stelle baar gezahlt. Das kaiſerliche Heer iſt aber vorgedrungen unter Verwüſtung des kurfürſtlichen Landes, wie eine Mordbrennerbande iſt es durch die Pfalz gezogen, und als es endlich in Franken die ſchwediſche Armee vor ſich gehabt, da hat ſich der ganze Abgrund des Friedländiſchen Charakters aufgethan. Um das zweifache iſt das kaiſerliche Heer in Verbindung mit dem bairiſchen dem ſchwediſchen an Zahl überlegen geweſen und hat doch nicht angegriffen. Der Kurfürſt hat gebeten und gefleht wie ein Kind, der Friedländer hat deſpotiſch Nein geſagt. Warum? Aus zwei Gründen. Erſtlich fürchtet er die Feldherrnüberlegenheit des Schwedenkönigs. Man merkt das ganz deutlich. Der Herzog mag ein Talent ſein für Organiſirung eines Heeres, aber für die Verwendung desſelben in großen Schlachten wird ſeine Fähigkeit immer zweifelhafter. Zweitens hat er dem bairiſchen Kurfürſten und der kaiſerlichen Sache nicht gründlich helfen wollen durch einen Sieg, den man ihm nicht allein zugeſchrieben hätte; und drittens iſt ſeine geheime Unterhandlung mit dem Schwedenkönige durchaus nicht abgebrochen. Das hat ſich mehrfach gezeigt. Neulich hat man den Oberſt Taupadel gefangen, einen Liebling des Königs und ſehr gefährlichen Officier. Was geſchah ihm? Der Friedländer unterhielt ſich lange und allein mit ihm und ließ ihn alsdann ohne alle Ranzion frei abziehen gen Nürnberg. Sicherlich mit beſonderen Aufträgen für den König. Es dauerte auch nicht lange, da erſchien die bewußte

Gräfin Ludmilla im hieſigen Lager und hatte eine lange Conferenz mit dem Herzoge. Sie ſagte wol, daß ſie recta aus Böhmen käme, wo ſie ihre Schweſter irgendwohin begleitet habe, ich erfuhr aber von Steinwald, daß ſie aus Nürnberg gekommen war. Es iſt bekannt, daß Guſtav Adolph, der die Frauenzimmer ſehr gern mag, ihr Liebhaber iſt und ſie zur Botenläuferin verwendet. Kurz, es iſt nicht abzuſehen, wohin dieſe jämmerliche und treuloſe Kriegführung des Friedländers die kaiſerliche Sache noch ſchleppen wird. Dem Doctor Carlos hab' ich das Alles vorgeſtellt und ich glaube: der Moment iſt ſehr nahe, welcher das äußerſte Mittel nöthig macht. Man trägt die Geringſchätzung des Kaiſers völlig zur Schau. Neben ſeinem üppig eingerichteten Hauſe hier im Lager hat der Herzog ein paar Zelte aufrichten laſſen für den Sohn des Kaiſers, für den König von Ungarn, wenn er käme. Sie ſind von dünnem, grünem Stoffe und der Regen geht natürlich durch. Da es aber alle Tage regnet, ſo findet er das paſſend für den jungen Mann, wie er ſich ausdrückt, der ins Grüne gehöre. — Und nun das Aergſte: die Baiern ſollen bis auf den letzten Mann geopfert werden, ſie ſind hier im Lager verrätheriſcherweiſe zwiſchen uns und den Feind gelegt, ſo daß ſie erdrückt werden können, wenn der Herzog und der König einig mit einander ſind. — Dies, Durchlaucht, iſt der Inhalt des Tocke'ſchen Briefes. — „Haſt Du ihn auch bei Dir?“ — Hier ſind ſie alle drei. — „Leg' ſie auf meinen Tiſch, wenn wir heimkommen; ich will ſie leſen. Der Schurke weiß nichts vom Fange?“ — Nicht das Mindeſte. Der Bote iſt abgeſperrt unter Conrads Aufſicht. — „Wer iſt der Bote?“ — Als Officier dem Carretto'ſchen Regimente zugetheilt, des Namens Medardo. — „Der? — Ich kenne ihn von Wien. Bring' mir ihn zuerſt. Ich will ihn ſprechen. — Den Tocke alsdann. Der Doctor kommt von ſelbſt.“ — Und Steinwald auch. — „Der Leo? Ja wol. — Noch Eins, und das Wichtigſte: Zeig' dem Weſſely ſogleich den Brief Tocke's. Er iſt ein Meiſter im Nachbilden von Handſchriften. Er ſoll mit Tocke's Schriftzügen die Worte auf einen Zettel malen: „Der Augenblick iſt da! Morgen greift der Feind an. Die Baiern allein werden ihm entgegengeſtellt und werden geopfert. Auf ihren Leichen erfolgt die Vereinigung des Friedländers und des Schweden. Der Augenblick iſt da und nur heute noch. Eiligſt!“ Dieſen Zettel ſoll man auf des Doctors Schreibtiſch legen, während der Doctor zu Dir gerufen iſt. Du aber ſagſt ihm, ich wolle heute zur Nacht ſeine Tamarinden-Latwerge nehmen.“ — Durchlaucht — ?! — „Wenn er ſie vergiften will, ſo geſchieht's auf die Nachricht jenes Zettels. Alsdann —“ Ein Kanonenſchuß von links her, von der Rednitz herauf unterbrach den Herzog. Er hielt ſein Pferd an. Ein zweiter Schuß folgte, ein dritter, ein vierter, ein fünfter. — Das ſind Allarmſchüſſe von der Rednitzlinie! rief Sparr.

Die beiden Reiter waren inmitten der Zeltreihen. Trommel- und Trompetenſignale erhoben ſich rings um ſie, alle Truppen geriethen in Bewegung. Waffenraſſeln, Pferdewiehern, Commandoworte bildeten ein unheimliches, aber gleichſam regelmäßiges Geräuſch. Es war dunkler Abend geworden und hie und da leuchteten Pechfackeln auf.

„Kümmere Dich nicht darum“ — ſagte Waldſtein, indem er langſam weiter ritt — „ein Ueberfall über den Fluß iſt Unſinn während der Nacht. Reite voraus und beſorge den Zettel. Fort!“

Sparr beeilte wenigſtens den Schritt ſeines Pferdes. Traben konnte er kaum bei dem nur ſtellenweis auf den Weg ſchimmernden Fackellichte. Waldſtein ritt langſam weiter, ein geſpenſtiger Anblick für die Soldaten, welche ihn erblickten, den ſelten ſichtbaren Feldherrn im Hermelinmantel und Federhut, ganz allein im Finſtern, während das Lager durch die Allarmſchüſſe aufgeſchreckt war. —

So ritt er einſam wol eine Viertelſtunde lang und beobachtete das Antreten der Regimenter. Dann kamen ſeine Ordonnanzen, denen Fackeln vorgetragen wurden, ihm entgegen, Scherffenberg an ihrer Spitze. — „Iſt Nachricht da?" fragte er ruhig.

„Noch nicht, Durchlaucht." —

Kaum war dies Wort geſprochen, ſo raſſelten Reiter heran mit Nachrichten. Sie kamen von der Rednitzlinie an der Morgenſeite des Lagers und berichteten: der Feind marſchire jenſeits des Fluſſes auf in tiefen Maſſen. Von Fürth bis Gebersdorf höre man eine ununterbrochene Bewegung, auch das Geräuſch ſchwerer Geſchütze. Spione ſagten aus, der König ſelbſt ſei in Gebersdorf. Einen Büchſenſchuß nordwärts vom Dorfe dicht vor dem Feldgehölze ſcheine eine Batterie aufgeworfen zu werden; es ſei ein Ueberfall im Werke. —

„Feldmarſchall Gallas ſoll die Redoute hinter dem Hohlwege, da wo der kleine Bach in die Rednitz hinabläuft, doppelt beſetzen. In jenem Winkel wird der Feind herein wollen. Zurück!"

Die Reiter machten kehrt und verſchwanden in der Dunkelheit.

„Scherffenberg! Die Truppen ſollen wieder abtreten und ſich ſchlafen legen. Um zwei Uhr des Morgens ſollen ſie auf und ſollen antreten. — Sende Riemann hinab zu Gallas — da kommt er ja! — Scherffenberg, vorwärts! — Riemann, reite zu Gallas. Vor unſeren Schanzen gegenüber von Gebersdorf liegt ein kleines Gehölz — kennſt Du's?" — Ich kenn' es, Durchlaucht. — „Das ſoll in der Nacht niedergeſchlagen, und dort ſollen — auf unſerer Seite, alſo diesſeits des Gehölzes, — Laufgräben aufgeworfen werden für Musketiers. Verſtanden?" — Vollkommen, Durchlaucht. — „Fort!" Der Herzog ritt langſamen Schrittes auf ſein Bretterhaus zu. Im Flur trat ihm Sparr entgegen. „Alles beſorgt?" — Alles. Ich bringe die Briefe.

Er folgte dem Herzoge hinauf und fragte, ob der bevorſtehende Angriff des Feindes die Vornahme der Verräther nicht verſchieben ſolle?

Der Herzog ſchüttelte den Kopf, ſetzte ſich zur Leſung der Briefe und wiederholte, daß zunächſt Medardo vor ihn gebracht werden ſollte.

Sparr ging; der Herzog las den Brief Tocke's: „Der Herzog fürchtet die Feldherrnüberlegenheit des Schwedenkönigs. Er mag ein Talent ſein für Organiſirung eines Heeres, aber für die Verwendung des Heeres in großen Schlachten wird ſeine Fähigkeit täglich zweifelhafter“ — dieſe Stelle war ihm die empfindlichſte. Vielleicht deshalb, weil ein Korn Wahrheit in ihr lag. Falſchen Tadel ſchütteln wir ab wie Regentropfen, richtiger Tadel ſickert durch unſere Haut bis aufs Mark. Dieſe Stelle allein konnte für Tocke den Strick unvermeidlich machen.

Dabei geſtand ſich der mächtige Kriegsfürſt mit Widerſtreben ein, daß die größte Macht nicht geſchützt werden könne gegen — eine richtige Bemerkung. Man kann die Welt erobern, den kleinſten wahrhaftigen Tadel kann man nicht erſticken. Die Geſetze der moraliſchen Welt ſind unerbittlich.

Waldſtein war aufgeſtanden und ging umher. Dieſer Gedanke an menſchliche Ohnmacht bewegte ſein Gemüth. Für Dergleichen war es offener als für Gefühle.

Da erſchien Medardo an der Zimmerſchwelle. Er ſah erbärmlich aus. Sein Peiniger Conrad, der ihn heraufgebracht, blieb im Vorzimmer, der Beute für den Henker gewärtig. Conrad hatte die zwei Stunden wahrgenommen, ſeine Rache zu kühlen. Nicht gerade durch körperliche Pein, welche er ihm angethan, nein! Da hatte er ſich begnügt, den bis aufs Hemd Entkleideten auf ein Lager zu nöthigen, hatte ihn mit einer Laſt von Decken und Hüllen zugedeckt bei der Sommerluft in einer Holzſtube und ihm einen Schweiß ausgepreßt, der, mit Todesangſt genährt, einen Vorgeſchmack der Hölle geben konnte. Aber in Worten hatte er ſein Müthchen gekühlt und in dem Begriffe eines „Spions“ alle Berechtigung zum Haſſe hundertmal umgewendet, wie man einen Dolch umwendet in der Wunde. Der letzte Trumpf war immer geweſen, daß er nun endlich gerade an den Friedländer gerathen ſei mit ſeinen Verräthereien, an den Friedländer, der ohne Umſchweif an den Galgen ſpedire. Man kann nicht ſagen, daß ſich Conrad edel benommen und das Groberdige in ſeinem Charakter verläugnet hätte.

Verhältnißmäßig hatte er dadurch Medardo genützt. Dieſer ſtand jetzt vor dem Friedländer wie Einer, der fertig iſt mit dem Leben und auf das Aergſte gefaßt. Alſo nicht ohne Faſſung.

Waldſtein hatte eine gewiſſe Treue für ſeine Creaturen. Daraus erklärte ſich's, daß er die „rothe Feder" jetzt einiger Vorwürfe würdigte. — Regelmäßig, Du Canaglia — ſagte er — habe ich Dich beſchenkt in Wien, und nun ſpionirſt Du gegen mich!

„Durchlauchtigſter Herr" — erwiderte ſchachmatt, aber ruhig Medardo — „ich bin ein Dienſtbote. Ich muß thun was mir befohlen wird. In Eurer Herrlichkeit Dienſte ſtand ich jetzt nicht und, Gott ſoll mich ſtrafen! ich hab' nicht ein Jota von dem gewußt, was ich herüber und hinüber trage, hab' nicht gewußt, ob es Euch anging oder wen ſonſt." — Lüg' nicht bis in den Tod. Du haſt ebenſo mündlich hinüber und herüber getragen und ganz gut gewußt, wen's angeht. Canaglia biſt Du, ſonſt nichts! Ich weiß Alles. Von Deiner Beichte ſoll der Grad Deiner Strafe abhängen. Beichte genau! Deine Aufträge, Deine Bezahlung, Deine Dienſtgeber! Zunächſt Dein Marcheſe Carretto! Beichte!

Medardo läugnete, daß der Marcheſe bei dem letzten Botendienſte betheiligt ſei. Er habe ihn zwar einmal mit Briefen nach Wien geſchickt, aber nicht an die Jeſuiten, ſondern recta in die Kammer des Kaiſers. Niemals an den Pater Norbert, der ihn allerdings bezahle, wie ihn die Jeſuiten ſeit fünfzehn Jahren bezahlt hätten.

Waldſtein hatte die Geduld, den Delinquenten eine halbe Stunde auszufragen und anzuhören. Alle Wiener Perſönlichkeiten kamen an die Reihe.

Schließlich ſagte er: „Weil Du mir einſt gedient, werd' ich Dich vielleicht Deine Todesart wählen laſſen. Nach einer Stunde wirſt Du mich noch einmal ſehen und Dein letztes Wort ſagen.“ Damit öffnete er ſelbſt die Thür und übergab ihn Conrad mit dem Bedeuten, ihn ſtreng zu bewachen, bis er mit ihm nochmals berufen würde.

„Iſt der Tocke da?“ fragte er Roſtok. — Wartet nach Ordre des Herrn Oberſt drüben auf ſeinem Zimmerchen. Sollte hier nicht begegnen — „Recht. Soll jetzt kommen!“

Tocke war durch den längeren Aufenthalt neben dem Herzoge etwas muthiger geworden — er trat jetzt weniger furchtſam als ſonſt vor den Friedländer und fragte nach deſſen Befehlen.

„Setz' Dich dort an den Tiſch und ſchreibe was ich dictire!“ Tocke folgte bereitwillig. Der Herzog dictirte:

„Großmächtiger Herr! Ich muß leider wiederholen was ich neulich geſagt: man überſchätzt das Talent dieſes Mannes. Für Organiſirung mag er Geſchick haben — — Fertig?“ — Zu Befehl! — „Aber für die Verwendung eines Heeres in großen Schlachten wird ſeine Fähigkeit täglich zweifelhafter —“

Tocke fiel die Feder aus der Hand inmitten des letzten Satzes und ſie machte einen großen Klecks auf das Papier. Ganz ſo ſchwarz wurde ihm vor den Augen und nicht mit dieſen, ſondern mit den ſchlotternden Schultern wurde er inne, daß der Friedländer dicht bei ihm war, das beſchriebene und beklecksſte Blatt vor ihm wegnahm und mit einem andern beſchriebenen Blatte verglich.

Dieſe Vergleichung war raſch erledigt und Waldſtein rief: „Roſtok!“

Bei aller Finſterniß vor den Augen war es doch vollſtändig licht in der Seele Tocke's. Sein Körper verſagte, denn die Nerven, von Furcht überſpannt, riſſen entzwei, aber ſein Geiſt rief mit Poſaunentönen: der immer gefürchtete Augenblick, der gewaltſame Tod für dich durch den Friedländer iſt da, er hat deinen Brief, er überſieht dein ganzes Treiben — und blind nach außen, lichthell im Innern fuhr das Männchen kerzengerad in die Höhe und ſchrie. Was ſchrie er? Wunderlich genug, er ſelbſt ſchrie die Worte, welche er vom Herzoge immer erwartet hatte, er ſelbſt ſchrie: Hängt die Beſtie! Hiermit war all' ſeine Fähigkeit erſchöpft, er ſank in die Knie; alle Muskeln und Sehnen in ihm waren entzwei. Waldſtein nahm keine Notiz von ihm. Er ſagte zum eintretenden Roſtok: „Laſſ' den Profoß rufen. Und wenn er den da fortſchafft, ſo geh' zur Stubenthür des Doctors. Schreit der da, ſo tritt beim Doctor ein und ſprich ſo lange zu ihm, bis das Geſchrei verhallt. Der Doctor ſoll nicht erfahren, was das Geſchrei bedeute, und er ſoll erſt zu mir kommen, wenn der da aus dem Hauſe iſt. Marſch!“

Waldſtein ging in dem Zimmer entlang an dem zu Boden liegenden Tocke vorüber als läge nichts da. Er ſetzte ſich an den Tiſch und las die kurzen Briefe des Doctors und Leos noch einmal. Tocke regte ſich auch nicht. Hatte ihn der Schlag gerührt? Ein Schlag wol, der, welchen Todesangſt wie eine elektriſche Batterie auf die Nerven wirft. Die Thür öffnete ſich und eine koloſſale Geſtalt mit einem rothen Barte bis auf den Magen erſchien auf der Schwelle. Der Generalprofoß. Er trug die rothe Binde des Heeres über Schulter, Bruſt und Hüfte hinab in der Breite einer halben Elle. Hinter ihm ſtanden zwei rieſige Kerle.

Der Generalprofoß ſalutirte und blieb an der Thür ſtehen. — Der Herzog war über den Briefen in Gedanken verſunken und wurde ſeiner nicht ſogleich gewahr. Als er ihn endlich ſah, deutete er auf das Häuflein Menſch am Fußboden und ſagte trocken: Ohne weitere Procedur den Strick vor Sonnenaufgang!

Tocke ſchien das zu verſtehen und machte Anſtalt ſich aufzurichten. Nach einem Winke des Profoßen erleichterten ihm dieß die beiden rieſigen Kerle und trugen ihn hinaus wie ein Wickelkind. Tocke ſchrie auch nicht, es fehlte ihm wol die Kraft dazu — er war hinweg wie eine Sternſchnuppe.

Roſtok's Auftrag wurde dadurch vereinfacht. Er trat in das Zimmer des Doctors mit der bloßen Meldung: Durchlaucht erwarte den Herrn Doctor. Blandini war bereit. Er griff nach einem ſilbernen Eierbecher, aus welchem ein dunkler Brei ſeine Rauchwölkchen ausſtrömte und folgte Roſtok.

Ruhigen Schrittes trat er beim Herzoge ein und ſetzte den kleinen Becher auf einen Nebentiſch.

„Ah!“ — rief der Herzog — „Ihr habt das Medicament ſchon fertig?“ — Ich hab' es raſch gemacht, Durchlaucht. Es iſt ſehr einfach. Die Pflaume wird nur abgebrüht und durchgeſeiht. Ich freue mich, daß Durchlaucht es endlich verſuchen wollen. — „Ja, die Galle iſt mir heute ſehr läſtig geworden und braucht eine Linderung. Der Sturm des Feindes beginnt, und für die Schlacht braucht man ruhiges, ungereiztes Blut. — Setzt Euch zu mir, Doctor. Ich bin gegen Gewohnheit redeluſtig, vielleicht eben weil die Galle mich ſtachelt. Ich möchte wiſſen, was Ihr morgen für Unterſuchungen vorhabt, denn morgen giebt's friſche Leichen von jeder Sorte.“ — Nicht eigentlich Leichen, ſondern gewaltſam Sterbende wären mir wichtig. Mein Augenmerk iſt jetzt gerade darauf gerichtet, daß die Hirnnerven noch einige Minuten fortleben, wenn auch der Puls ſchon ſtille ſteht. — „Ah!“ — Ein abgeſchlagener Kopf ſoll noch eine ganze Weile volle Lebensthätigkeit zeigen. An den Augen beſonders ſoll es ſichtbar ſein. Sie ſollen den lebensvollen Blick bewahren, und die Augenlider ſollen ſich ſchließen und öffnen. Das wäre für die Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes von Bedeutung. Hat er wirklich ſeinen Sitz in den Gehirntheilen und deren Nerven, und iſt er bis auf einen gewiſſen Grad unabhängig vom ganzen Körper, vom gleichſam thieriſchen Rumpfe? — „Doch wol. Ich habe eine Zeit lang kalte Waſchungen mit mir vorgenommen, die mir ſehr empfindlich waren. Dabei entdeckte ich ein Mittel gegen die unangenehme Empfindung. Ich erſäufte den Kopf, namentlich die Ohren, mit Waſſereinreibung und ließ mir den Rumpf unterdeß begießen.

Dieſe Begießung wurde ich ſolchergeſtalt gar nicht gewahr. Die Beſchlagnahme des Kopfes verhinderte es, indem ſie das Bewußtſein unterdrückte. Weſſen man ſich nicht bewußt wird, das exiſtirt nicht für uns. Die Welt lebt alſo für uns nur in unſerm Kopfe.“ — So ſcheint es. Aber bei einem Gehenkten verwickelt ſich die Frage. Wenigſtens wird ſie ſo fein, daß ſie uns entſchlüpft. Der Proceß des Gehenktwerdens entwickelt bekanntlich die geſchlechtliche Wolluſt im Menſchen. Dieſe Wirkung nach den Nerven des Rumpfes iſt offenbar, aber die Wirkung nach dem Hirn iſt unklar. Die Erwürgung ſcheint den Kopf, alſo den Geiſt unmittelbar zu tödten. So ſagt die Mehrzahl der Beobachter. Einige dagegen behaupten: der Mund des Gehenkten bleibe noch eine Weile voll Leben, ſpitze ſich und genieße gleichſam. — „Das könnt Ihr genau feſtſtellen. In fünf Stunden, ſobald die Sonne aufgeht, wird ein pfiffiger Schurke gehenkt. Vielleicht kennt Ihr ihn, er war manchmal hier im Hauſe. Verſäumt es nicht, ihn zu betrachten während der Execution. — Uebrigens begreift ſich's wol, daß beim Henken Kopf und Geiſt ſchneller vergehen. Das gepreßte Blut überſchwemmt das Gehirn. Deßhalb iſt's auch ein geſuchter Tod, weil das Bewußtſein augenblicklich aufhört. — Ach, Doctor, wir ſind ein dürftig Geſchlecht! Die Schöpfung hat unſern höheren Theil an eine künſtliche Maſchine gekettet, die von tauſend gemeinen Zufällen abhängig iſt. Es erſcheint wie ein Wunder, daß es überhaupt Menſchen giebt, die ganz wohl ſind, und am Ende ſind's nur die gedankenloſen, welche dem Thiere am nächſten ſtehen. Unſere geiſtigen Anſtrengungen vermehren ja nur die Störung, welcher unſere künſtlich zuſammengeſetzte Maſchine ausgeſetzt iſt. In ſchwachen Stunden möchte ich mit dem robuſten Troßknechte tauſchen.“ — In Eurer Stellung, Durchlaucht! Gebieter der Welt! — „Täuſchung! Eine verlorene Schlacht wirft das Kartenhaus um. Und eine Schlacht kann ich verlieren, weil ein General plötzlich feig wird, weil ein Irrthum ſich ausbreitet und paniſchen Schrecken erzeugt. Das kann morgen geſchehen, und meine Feinde triumphiren. Wir ſind Alle Spielbälle des Glücks. Am Aergſten die, welche hoch ſtehen. Nichts ſtellt ſicher. Am meiſten noch Gleichgiltigkeit. Mitunter hab' ich ſie — ein ſchöner Troſt, nicht wahr? Ihr ſeid beſſer daran. Euch intereſſirt Eure Wiſſenſchaft, und dieſem Intereſſe kann man mit Glück oder Unglück, mit Gunſt oder Feindſchaft nichts anhaben. Ihr geht unbehelligt durchs Leben, denn Jedermann hofft Hilfe von Eurer Wiſſenſchaft. Von mir hoffen ſie Würden, Güter, Geſchenke, und dieſe Hoffnung iſt unerſättlich. Kein Gott füllt dieſen Rachen. Und wer da meint, ich ließe ihn hungern, der iſt mein Feind. So kann man als oberſter Herrſcher Niemand trauen, ſich auf Niemand verlaſſen.“ — Auf Niemand?! — „Auch auf Euch nicht, lieber Doctor. Ihr ſeid mir angekündigt als Giftmiſcher.“ — Durchlaucht! — „Das ſeid Ihr gewiß. Es kommt nur darauf an, für wen und wie Ihr Eure Gifte miſcht. Ob für Hunde und Katzen, ob für Kranke und in wohlthätigen Doſen, oder ob —“ — Ja ſo! — „Ja ſo! Es iſt auffallend, daß Ihr darüber erſchreckt. Dadurch erſchreckt Ihr ja mich. Und nun muß ich ja ſicher gehen, mindeſtens auf Rache denken. Denn was wär's denn weiter als Rache, daß ich Euch nöthigte, das mir beſtimmte Gift ebenfalls zu verſchlucken. Nicht wahr?“

Und jetzt lachte der Herzog ähnlich wie damals in Zleb.

„Unterhalten wir uns“, fuhr er fort, „mit dem einmal erwachten Gedanken. Holt Eure Tamarinde her!“

Der Doctor that es.

„Setzt Euch nur getroſt. Wenn's Gift wäre, dann brauchten wir nicht zu fallen. Ihr würdet ja doch ſchnell wirkendes erwählt haben. Nicht wahr?“ — Dieſer Gedanke, Durchlaucht — — „Iſt nicht übel, Doctor. Hier iſt ein Löffel; nehmt ihn. Und nun nehmt Eure Portion und verſchluckt ſie. Ich folge getreulich nach. Und haben wir Gift verſchluckt, nun ſo beobachten wir einander; ich bin auch ein halber Doctor — und ſprechen wir wie Sokrates, nachdem er den Schierling getrunken, über die Unſterblichkeit der Seele. Ich fürchte, wir ſind Beide nicht beſonders feſt in dem Glauben, wie?! Vorwärts! In einer Viertelſtunde können wir darüber auf dem Reinen ſein, wenn der dunkle Brei da kräftig gewürzt iſt. Nun —? mir ſcheint, Ihr ſeid blaß geworden, Ihr zittert —“

Dabei griff Waldſtein aufſtehend nach dem Arme des Doctors, und dieſer — ließ den kleinen Becher fallen.

Wie der Adler einem kleineren Raubvogel gegenüber, ſo ſtand Waldſtein mit furchtbarem Blicke vor Blandini. Der kluge Doctor konnte ſich nicht mehr darüber täuſchen, daß tödtlicher Verdacht auf ihm laſtete, und daß von einem Herzog von Friedland mitten in deſſen Kriegslager das Grimmigſte zu befürchten ſtünde.

Aber Blandini war ein erfahrener, abgehärteter Kunde. Gewohnt, mit großen Herren zu verkehren, und unter gefährlichen Umſtänden zu verkehren, hielt er dem Adlerauge des Herzogs Stand. Er wußte zu gut, daß jedes Zeichen von Furcht lebensgefährlich für ihn wurde. Er ſammelte all ſeinen Athem, um mit voller Stimme ſagen zu können: Ich verſtehe den Gedankengang Eurer Durchlaucht wahrhaftig nicht.

Waldſtein behandelte alle mittelmäßigen Menſchen, auch die hochgeſtellten, mit Geringſchätzung. Aber er hatte volle Aufmerkſamkeit für bedeutende Menſchen, und er hegte eine wirkliche Achtung für Gelehrte, falls dieſelben mit klarem Verſtande über ihre Gelehrſamkeit verfügten. Namentlich für Gelehrte in den Naturwiſſenſchaften. Ein Geſpräch mit ſolchen Männern war ihm zu allen Zeiten höchſt werthvoll. So achtete er auch dieſen Doctor Blandini, und es war ſeinem Weſen durchaus fremd, ſolch einen Mann wie einen andern gewöhnlichen Feind, etwa wie einen Tocke, zu behandeln. Das ruhig aushaltende Auge Blandini's blieb denn auch in dieſer geſpannten Lage nicht ohne Wirkung auf ihn. Du kannſt dich doch noch irren, kannſt dem Doctor doch noch Unrecht thun, dachte er — und zog ſeine Hand zurück.

Blandini bückte ſich, um den Becher aufzuheben. Das erhöhte Waldſtein's Meinung: er könnte dem Doctor Unrecht gethan haben. — „Laßt, Doctor! Das iſt eine Aufgabe für den Diener. Die Galle hat unſer Geſpräch exaltirt — brechen wir ab! Und geht zur Ruhe. Ich werde Euch vor Sonnenaufgang wecken laſſen zu der Hinrichtung durch den Strang. Gott befohlen!"

Blandini ging zögernd. Es ſchien, als ließe er den Becher am Boden nicht gern zurück. Waldſtein's Auge aber wich nicht von ihm. Blandini wagte es nicht, noch einen Verſuch zu machen, er ging.

Waldſtein rief Roſtok und befahl ihm, den Becher vorſichtig aufzuheben. Der Brei war zäh, es war nur ein kleiner Theil verſchüttet, der kleine Becher war noch bis gegen den Rand hin voll. Roſtok ſetzte ihn ſcheu auf den Schreibtiſch. Es war ihm ziemlich klar, um was es ſich hiebei handelte.

„Conrad ſoll den Medardo herbringen!" befahl der Herzog, „iſt der Leo noch nicht zurück?" — So eben iſt er gekommen — erwiderte ungern und zögernd Roſtok, denn die Stimmung und die Umſtände hier erſchienen ihm recht ungünſtig für eine Audienz Leos. — „Herein mit ihm!"

Leo trat ſorglos und guter Dinge ein und erſtattete Bericht. Man ſei im Burgſtall beſtens gerüſtet und ſei in Kenntniß vom vollen Anmarſche des Feindes. Die Bewegung gelte aber allen Anzeichen nach nicht dem Burgſtalle, ſondern der Rednitzlinie.

„So iſt es, Durchlaucht" — ſetzte Sparr hinzu, der hinter Leo eingetreten war — „ein Bote nach dem andern bringt dafür Beſtätigung." — Was wißt Ihr! Der Schwede weiß es auch vielleicht ſelbſt noch nicht. Morgen wird er's wiſſen, daß der Burgſtall der Schlüſſel zu meinem Lager und daß man über einen Fluß herüber nicht ſtürmt. — Sparr! Laſſ' aus allen Regimentern die am beſten ſchießenden Musketiere auswählen, dreitauſend an der Zahl. Sie ſollen morgen geſchont werden und in Bereitſchaft bleiben für den Burgſtall. — Du, Leo, leg'

Dich ſchlafen. Nach Sonnenaufgang warteſt Du auf mich drüben am Galgen. —

Leo ging. „Bleibt der Burſche frei?“ fragte Sparr.

— Ja. Es liegt nur Albernheit von ihm vor. Dafür ſoll er morgen in den Kugelregen. Bleibt er verſchont, ſo wird er von dannen gejagt. Er hat ſich unnütz gemacht. — Bleib' da, Sparr, Du kannſt die Erledigung des Lumpes überwachen, der da gebracht wird.

Medardo wurde durch Conrad hereintransportirt. Auf einen Wink des Herzogs blieb Conrad innen an der Thür.

„Du haſt Glück, Patron: Dein Schickſal wird in Deine eigene Wahl gelegt, und es iſt wahrſcheinlich, daß Du ganz heil davonkommſt. Wähle alſo! Den Galgen oder die Gefahr der Vergiftung. Die bloße Gefahr. Dort in dem kleinen Gefäße — geh' hin, ſieh' Dir's an, koſte oder rieche wie Du magſt! — in dem kleinen Becher iſt ein Zwetſchkenbrei, der vielleicht Gift enthält. Vielleicht. Es iſt möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß es nichts weiter iſt als ein „Powidel“, wie man's hier zu Lande nennt. Wenn Du dieſen Brei binnen fünf Minuten hier unter meinen Augen verſchluckſt, ſo iſt Deine ganze Strafe überſtanden und Du kannſt morgen gehen wohin Du willſt. Thuſt Du das nicht, ſo wirſt Du morgen Früh gehenkt. Wähle. Fünf Minuten. Conrad zähle ſie an dieſer Uhr!

Die „rothe Feder“ ſchwankte wie ein Blatt im Winde. Der Strick hatte einen viel beſſeren Ruf als die Vergiftung. Furchtbare Schmerzen konnten mit der letzteren verbunden ſein. Aber von einer Vergiftung konnte man geneſen, und Medardo erinnerte ſich unter allen Schrecken ganz deutlich, daß ſein Magen ſich leicht zum Erbrechen neigte. Außerdem hatte der Herzog geſagt: es ſei vielleicht gar kein Gift darin. Der Herzog war entſetzlich, aber er galt für wahrhaftig. Die Entſcheidung neigte ſich zu dem kleinen Becher. Leben war doch die Hauptſache, und auch der angenehmſte Strick war doch ſicherer Tod —

„Fünf Minuten!“ rief Conrads rauhe Stimme — — Powidel! — ſchrie Medardo, griff nach dem Becher und dem daneben liegenden kleinen Löffel und verzehrte haſtig den Brei, mit jedem Löffel voll unter geſteigerter Angſt, es ſei doch Gift, denn es ſchmecke anders als Powidel. Als er fertig war, hatte er die volle Ueberzeugung, daß er vergiftet wäre und ſchwankte. — „Zugreifen, Conrad, und fortführen! Bei ihm bleiben bis zum Morgen und dann Bericht!“

Conrad führte ihn fort. Diesmal ohne Haß. Die Lage war ſo curios, daß ſie nur Neugier zuließ. Ob der Lump den Tod im Leibe habe oder nicht, das allein war die Frage — und Gift hatte auch für Conrad etwas Widerwärtiges.

Auch Sparr wurde verabſchiedet. Der Herzog blieb allein. Roſtok kam fragen, ob er die Durchlaucht entkleiden ſollte.

„Nein!“ lautete die Antwort. „Wenn dieſer Medardo ſtirbt, ſo bring' mir die Nachricht.“

Waldſtein trat ans Fenſter und öffnete es. Der Himmel war leicht bedeckt; es fielen einzelne Regentropfen; die Luft war warm. Kein Stern war zu ſehen. — Er ſchloß das Fenſter wieder und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl. Schlaf erwartete er nicht, trübe Gedanken erfüllten ihn, ja ſtörten ſein ſonſtiges Gleichmaß.

Wohin geräth ein Menſchenleben — dachte er — wenn es noch ſo kühn aufſtrebt, noch ſo glücklich zur Höhe bringt! Was findeſt du auf der Höhe? Tödtliche Feindſchaft, ſtündliche Gefahr und die heller und heller werdende Beſorgniß, daß du übertroffen wirſt in deiner Fähigkeit, daß du nicht gründlich berechtigt biſt, dich über alle Andern zu erheben. Und die Menge bemerkt das bereits! Das kleine Volk erzählt bereits, daß du deinen Kräften mißtraueſt gegenüber dem neuen Feldherrngeſtirn! Es wird dafür geſorgt, daß der Hochmuth ſich beuge. Das möchte ſein! Aber auch der Stolz auf das eigene Können, die Ruhe des Selbſtbewußtſeins leiden. Und was wird aus dem handelnden Menſchen ohne ſicheren Stolz, ohne Ruhe des Selbſtbewußtſeins? Sein

Schritt wird unſicher, er fängt an zu tappen, am Ende ſtrauchelt er. Denn mich ereilt die Prüfung in abſteigender Lebenszeit. Der Körper iſt bereits unzuverläſſig und beſchränkt die friſche Freiheit des Geiſtes, die friſche Freiheit der Unternehmung. Was wird, wenn ich den Geiſt ſtachle, wenn ich dennoch das Aeußerſte wage? Werd' ich überwunden, dann wird der abgezwungene Contract mit dem Kaiſer ein gemeiner Strick, an welchem ich hinabgezerrt werde in erbärmliche Niedrigkeit. Hohn und Spott ereilt mich, Fußtritte loyaler Mittelmäßigkeiten werden mein Theil. Ueberwinde ich, dann muß ich großes Spiel ſpielen, alle Brücken hinter mir abbrechen und mich ganz auf mich ſtellen, ein neuer ſchöpferiſcher Imperator. Hab' ich dazu noch volle Fähigkeit und noch volle Kraft? Er ſtand auf.

Vielleicht doch — dachte er weiter; — die nächſte Schlacht wird's mir darthun. Ein Sieg durch bloßes Glück würde nicht genügen. Es muß ſich zeigen, daß ich der ſtärkſte Kriegsmann bin. Was daneben und dahinter liegt, der ſtärkſte Regent zu ſein — das macht mir keine Sorge. Kommt es ſo weit, dann wäre vielleicht der Gedanke jenes Mönches Dunſtan aufzunehmen, eine neue Fahne für die Religiöſen. Vielleicht! Es kann gefährlich werden; man kann Katholiken wie Proteſtanten verlieren, ſtatt ſie zu verbinden. Denn die Maſſen brauchen ihre Götzenbilder und ihre Schlagworte, und Götzenbilder wie Schlagworte gewinnen an Macht durch ihr Alter. Das kann gefährlich werden.

Er ſetzte ſich wieder und verfiel in Brüten, verfiel in einen Halbſchlummer. Gegen Mitternacht weckte ihn Sparr, welcher mit Roſtok eintrat.

„Iſt er todt?“ fragte Waldſtein. — Er lebt noch! entgegnete Sparr, und es iſt noch nicht klar zu ſagen, ob er vergiftet iſt. Gleich zu Anfang hat er ſich erbrochen, und dadurch kann ein Theil des Giftes herausgeworfen ſein. Er iſt in convulſiviſcher Erregtheit, aber das kann auch von Gemüthsbewegung herrühren, denn er iſt ſeit mehreren Stunden in Todesangſt und hält ſich für vergiftet. Die Einbildung iſt ja ein maßloſes Ding. So viel ich vom Puls verſtehe, iſt ihm keine Kataſtrophe nahe, beſonders da er in Schweiß gebadet liegt. — „Alſo warten. Wie's ſcheint, werden wir um den Beweis betrogen, ob Gift vorhanden geweſen ſei oder nicht. Du könnteſt Deinen ſchwarzen Kater daran ſetzen, Roſtok, und ihn den verſchütteten Brei auflecken laſſen dort am Boden. Der Kater würde keine Gemüthsbewegung haben und wir ſähen einen reinen Erfolg.“

Roſtok hatte keine Luſt dazu; er liebte ſeinen Kater und meinte: ein garſtiger Hund leiſte dieſelben Dienſte. Dem wollte er's beibringen — und zu dem Ende kratzte er es auf.

Waldſtein empfand das Bedürfniß, das bei ihm ſo ſeltene Bedürfniß, mit einem vertrauten tüchtigen Menſchen ſeine Gedanken auszutauſchen. Er verſuchte es mit Sparr. Aber es ging nicht. Die enge Tüchtigkeit dieſes Soldaten war eben zu eng für das, was Waldſtein brauchte.

Er entließ ihn. — Wäre der Starſchädel hier, dachte er, der wäre geeignet. Ein bloßes Echo braucht man nicht, und Unverſtand verwirrt oder zieht hinab. Die Kraft muß uns gewachſen ſein, wenn der Austauſch fördern ſoll. Oder gleiches Intereſſe muß entſchädigen. Ja, wenn ich einen Sohn hätte! Sein Erbe ſtünde auf dem Spiel und Enthuſiasmus der Jugend hielte dem möglichen Verluſte die Wage. Selbſt der thörichte Junge, der Leo, wäre mir augenblicklich ein Redegeſell, wenn er nicht durch ſeine Thorheit allen Credit verloren hätte. — Ich bin allein — und hab's eigentlich immer gebraucht allein zu ſein. Warum auf einmal heg' ich den Wunſch? — Es iſt doch wol Mangel an Kraft und Selbſtvertrauen. Und doch lebe ich, trachte ich, arbeite immer nur zu meinem Selbſtgenüge. Wunderliche Exiſtenz des Menſchen! Herrſchluſt allein treibt Einen, und wenn die Kraft nachläßt, deren auch die Luſt bedarf, ſo weiß der Mann nicht wohin. Sei's denn! Die Geſetze des Alls ſchieben uns von ſelbſt weiter. Sie ſind unabänderlich. Es hat keinen Sinn, daß ſie mich ſo weit geſchoben, um plötzlich abzubrechen.

Ich ſoll eben geſtachelt werden, mein Beſtes zu entwickeln gegen den neuen Gegner, welcher mir überlegen erſcheint. Ich muß eben das Examen beſtehen; es wird ſich zeigen. — Die Natur machte ihre Rechte geltend: er ſchlummerte wirklich ein.

Als der Morgen dämmerte, fuhr er in die Höhe. Die moraliſche Macht in ihm blieb ſtets im Uebergewicht, er vergaß auch im Schlummer nicht, daß ein wichtiger Tag anbräche und ausgenützt ſein wollte.

Er öffnete das Fenſter. Dünner Regen träufelte nieder. Roſtok, der nicht minder pünktlich eintrat, wurde beſchieden, daß der lange Regenmantel und die ruhige däniſche Stute an der Tagesordnung ſei. Auf die Frage nach Medardo lautete die Antwort: er ſchläft, und man hält ihn für gerettet. Auch der Hund lebt, welcher den Reſt gefreſſen.

Waldſtein hörte das gern, und beſſeren Muthes ſtieg er hinab, um ſich aufs Pferd zu ſetzen. Zum Frühſtück genoß er nichts. Ein rohes Ei war oft ſeine ganze Nahrung, wenn ihn Kriegsgeſchäfte den ganzen Tag über auswärts in Anſpruch nahmen.

Es war Tag geworden, als er ſich in den Sattel hob. Sparr und Riemann begleiteten ihn. — Laßt nachſehen — rief er — ob Leo Steinwald drüben am Galgen wartet, wie ihm befohlen. Er ſoll uns folgen. So ritt er rechts gegen Oſten zu, wo das Land ſich mälig abdacht gegen die Niederung des Rednitzfluſſes. Nach zehn Minuten war Leo da, bleich, tief erſchreckt.

„Mir ſcheint, Du fürchteſt Dich, Burſch!“ — Ich bin erſchrocken — vor meinen Augen hat man ſo eben — „Was denn?“ — Den Tocke gehenkt. — „Deinen guten Freund!“ — „Es giebt ſolche Schurken, die zweien Herren dienen. Und nicht alle werden gehenkt. Manche haben den Vortheil, in den Kugelregen geſchickt zu werden und wie tapfere Krieger zu ſterben.“

Das Wort war kaum ausgeſprochen, ſo hörte man vor ſich Kanonenſchüſſe. Der Herzog ritt dem Schalle direct entgegen, und man näherte ſich dergeſtalt, daß man gewärtig war, die Kugeln vor ſich einſchlagen zu ſehen — da ſchlug auch eine in den Erdboden vor ihnen, und eine zweite, eine dritte. Der Herzog ritt ruhig geradeaus bis an den großen Graben mit ſeinem Erdaufwurfe, welcher das ganze Lager umſchloß. Hier ſtanden unter dem Schutze des Aufwurfs links und rechts Truppen, und es fuhren Batterien auf.

Leo kam zum erſten Male in ſeinem Leben ins Kugelfeuer. Er war ganz und gar nicht frei von zuckender Erregtheit — der jähe Tod Tocke's und die Worte des Herzogs hatten ſein Gemüth erſchüttert. Es klang ihm wie ſein Todesurtheil, als der Herzog an einer Furt des Grabens plötzlich ſeinen Namen rief und hinzuſetzte: — Schließ' Dich der eben durch die Furt trabenden Batterie an nach jenen Gräben hinüber, die heute Nacht ausgeworfen ſind. Dort verlange beim commandirenden Officier Rapport für mich, und den Rapport bring' hierher.

Leo gehorchte. Die Batterie fuhr in ſcharfem Trabe. Er nebenher. Die Kanonenkugeln kamen immer dichter und mit einem unheimlich pfeifenden Gebrauſe. Links, rechts, vor ihm, hinter ihm ſchlugen ſie ein. Die Nerven geriethen ihm in einen quälenden Aufruhr — krach! Da flog ein Pferd vor der Kanone zerſchmettert zu Boden und das Geſpann prellte, verwickelte ſich, ſtockte. Weiter! rief's in ihm, er ſetzte ſein Pferd in Carrière, um unter den Schutz der vor ihm liegenden Gräben zu gelangen. Ein einziger Gedanke ſummte wie eine Fliege eintönig durch ſeinen Sinn: ob es nicht vortheilhafter ſei, im Kugelregen langſam zu reiten. Bei dem ſchnellen Ortswechſel begegne man ja viel mehr Geſchoſſen!

Unverſehrt kam er bei den Gräben an und rief nach dem commandirenden Officier. „Er iſt vorn drüben, dem Feinde näher, wo das Gehölz niedergeſchlagen liegt.“

Hinüber! Die Strecke war nicht breit, und da links und rechts noch ſchmale Reihen des Gehölzes ſtanden, ſo hatte Leo den Eindruck, daß er hier um einen Grad weniger den Kugeln ausgeſetzt wäre. Er wußte noch nicht, daß gerade ſolche Eindrücke verhältnißmäßig größerer Sicherheit gar nichts taugen auf dem Schlachtfelde. Sie erhalten nur die Furcht rege.

Auch hier war der commandirende Officier nicht. Vor der Batterie war eine breite ſumpfige Stelle, und der Officier hatte gemeint, hier ſei ein Angriff nicht zu erwarten. Aber die letzte kaiſerliche Schanze unten an der Rednitz ſelbſt hatte ihm hart bedrängt geſchienen und er hatte ihr einige „Stücke" zur Verſtärkung zugeführt.

Dorthin ſollte nun auch Leo. Immerhin! Hier an den noch ſtehenden Bäumen ſchien es ihm ohnehin am unbehaglichſten. Jeden Augenblick ſchlug eine Stückkugel in die Bäume und es regnete Aeſte und Zweige. Das allarmirte viel mehr, als wenn die Kugeln glatt vorüberflogen. Hinaus alſo, rechts um den Sumpf hinum! Es war ihm zu Muthe, wie einem Hazardſpieler. Der Einſatz iſt immer höher geworden, und um nicht Alles zu verlieren, muß man ſich eben immer weiter wagen. Der Einſatz wurde jetzt wirklich viel höher, denn er wurde bald inne, daß ihn ein vielfältigeres, feineres Pfeifen der Geſchoſſe umgab und daß er in den Bereich des Musketenfeuers gerathen war. Jetzt war nicht mehr daran zu denken, ob man ſich bücken, ob man links oder rechts einer groben Kugel ausweichen ſolle: man ſah keine Kugel mehr, aber man ſpürte ſie links und rechts, und oben und unten. Hier mußte er ſich einfach ergeben, ins Schickſal ergeben. Um ſo mehr, als er nicht weit genug rechts geritten und in den ſumpfigen Boden gerathen war. Das Roß verſank bis an die Knie, er mußte es rechts ſeitwärts werfen, aber mit der Raſchheit war's vorbei. Langſam, immer langſamer arbeitete das Thier, und jede Verzögerung war inmitten des Kugelregens zum Verzweifeln peinlich. Der Angſtſchweiß brach ihm aus, daß dem Roſſe die Kraft ausginge und er hier auf ganz freiem Felde als Zielſcheibe ausgeſtellt bleiben könnte — das wurden grimmige Minuten unter Musketenkugeln, die er wie Mückenſchwärme um ſich merkte. Nur zu deutlich merkte! Denn der fliegende Mantel zog ihn einige Male: es waren Kugeln durchgefahren und hatten an einem Knopfe einen kleinen Aufenthalt gefunden, und der Hut entfernte ſich jählings von ſeinem Kopfe. Es war dieſe Entfernung keinem Windſtoße beizumeſſen, denn die Luft war gleichmäßig bewegt, es war eine neugierige Kugel geweſen, die auf den Metallknopf des Hutes ihr Abſehen genommen. Hier geht's zu Ende mit dem jungen Leben! war endlich der einzige Gedanke, welcher übrig blieb, als das Pferd ſtill hielt, erſchöpft durch die Anſtrengungen. Es ruhte gleichſam aus mit ſeinem Unterleibe auf dem Sumpfboden; die finniſchen Schützen drüben am andern Rednitzufer konnten ſich ihre Zielſcheibe, Leo Steinwald geheißen, nicht beſſer wünſchen.

Die Ergebung bringt Ruhe. Auch für ihn und für ſein Pferd. Dies erholte ſich und arbeitete ſich auf feſten Boden: er ſelbſt ward gleichgiltig — er hatte die Feuertaufe erhalten. Und da er jung, friſch und muthig war, ſo erfolgte die für den Krieger nothwendige Abhärtung ziemlich raſch. Barhäuptig und geradezu langſam — das Pferd keuchte in Athemloſigkeit — ritt er mitten durch die Kugeln in die Schanze an der Rednitz.

Hier fand er den geſuchten Officier. „Bringt Durchlaucht eiligſt meinen Rapport" — rief dieſer — „welcher dahin lautet, daß der Feind Alles in Bewegung ſetzt und daß unſere Vertheidigung nicht haltbar iſt gegen ſolche Uebermacht. Aber Ausfall und Angriff von unſerer Seite iſt ſchreiend angezeigt. Bei der „neuen Mühle" über den Fluß hinüber. Dort links von Gebersdorf zeigt der Feind eine große Lücke. Dahinein Cüraſſier-Regimenter und eine Anzahl Stücke, und an die fünftauſend Mann des Feindes ſind abgeſchnitten, ſind aufzurollen, ſind zu fangen, wenn von rechts her jenſeits unſers Lagers Truppen entgegen rücken. Rapportirt das eiligſt, junger Herr!"

Leo wandte ſein Pferd, um dieſen Rapport dem Herzoge zu bringen. — „Wollt Ihr den Schwedenkönig ſehen, junger Herr?" — O ja! — „Da kommt er eben aus Gebersdorf heraus geritten, da! Allen voraus der große ſtarke Mann auf einem Falben! Hui, jetzt ſchießen ſie Alle auf einmal wie toll. Wartet einen Augenblick, jetzt iſt die Luft draußen voller Kugeln.“

„Das iſt all' eins!“ entgegnete Leo und ſprengte aus der Schanze, in mäßigem Galop den Weg zurück, auf welchem er gekommen war. Seine Feuertaufe war vollſtändig. Er dachte ſogar daran ſeinen Hut aufzuſuchen, wenn er nicht gerade im weichſten Sumpfe läge. Das war aber der Fall und er mußte vorüber. Etwas wie ein Mückenſtich an der Schulter erinnerte ihn auch daran, daß man die Sorgloſigkeit nicht übertreiben dürfe. Er hatte dieſen Mückenſtich im Verdachte, daß er von einer Musketenkugel herrühre, es waren dabei kleine Tuchfetzen um ſeine Augen gefahren. Er probirte ſeinen rechten Arm, und da dieſer in nichts den Dienſt verſagte, ſo nahm er weiter keine Notiz davon und jagte bis zur Furt des Lagergrabens.

Der Herzog war fort. Nach Norden hinab zur Schluchtbatterie, wo Gallas ſeinen Aufenthalt genommen.

Dorthin jagte Leo, jetzt unter leidlichem Schutze des Grabenaufwurfs, welcher mit Faſchinen verkleidet war.

Vor einer Schlucht, hinter welcher ein Wäldchen, lag dieſe ſtärkſte Schanze der Oſtſeite. Der Graben machte hier einen rückgehenden Winkel und entfernte ſich dadurch von der Rednitz. Ein Bach mit ſumpfigen Ufern rieſelte von der Stirnſeite der Schanze zum Fluſſe hinab. Man war hier mehr geſchützt und konnte den Feind flankiren, wenn er ins Lager einbrechen ſollte. Auch auf der Nordſeite der Schanze war ein kleines Gehölz, und unter all' dieſen Deckmitteln war hier eine ſtarke Truppenmacht aufgeſtellt, an denen der Herzog langſam und ſchweigend vorüber ritt, als Leo ankam.

Der Herzog ſchien nur mit halbem Blick auf ihn zu ſehen. Die bewieſene Bravour des jungen Mannes ſchien gar keine Aufmerkſamkeit gefunden zu haben beim Feldmarſchall.

„Rapport!“ ſagte er trocken, als der barhäuptige Leo neben ihm war.

Leo berichtete wörtlich, was der Officier in der Schanze drüben geſagt. Die Generale und Officiere geriethen in Bewegung darüber, ſelbſt Gallas äußerte, das ſei wichtig; auch ſeine Beobachtungen ſtimmten dazu. —

„Nichts da!“ ſagte Waldſtein abſchneidend, „mit Speck fängt man Mäuſe. Die Lücke da drüben iſt der Speck für uns, um uns aus unſerer Sicherheit hinaus zu locken. Wozu wär unſer feſtes Lager, wenn wir's verließen?! Er ſoll herein wollen! Dazu iſt's angelegt. Und er muß wollen; denn er verhungert draußen. Seine Landſchaft iſt aufgezehrt. Je mehr er Truppen heran zieht, deſto ſchlimmer wird ſeine Lage; ſeine Mundvorräthe ſind erſchöpft. Er muß uns angreifen, um ſeine Kriegsehre aufrecht zu erhalten, und er wird. Morgen vielleicht ſchon, ſpäteſtens übermorgen. Nöthigen wir ihn, zu ſtürmen — durch ruhiges Dreinſchauen. Wir können warten. Den Burgſtall nimmt der Herrgott ſelber nicht, und den Burgſtall muß der Schwedenkönig nehmen, wenn er uns beikommen will. Alſo ſeid wachſam, aber ſpart Eure Kräfte.“

Nach dieſen Worten ritt er weiter gegen Norden, immer am Graben hin, ſcharf aufmerkend, ob die Verſchanzung überall in gutem Stande wäre.

Als er an den Weg kam, welcher auf die Waldhöhe von Altenberg hinauf führte, ſah man den baieriſchen Kurfürſten mit großem Geleit von dort herabkommen. Er hatte dort, wo einſt die Burg Altenberg geſtanden und wo jetzt noch ein Kirchlein und Ruinen übrig waren, ſein Hauptquartier. Waldſtein nahm keine Notiz von ihm und ritt weiter auf die Bieber zu und über eine Brücke nach der Nordſeite des Grabens. Eine breite Furt führte da aus dem Lager hinaus an den Waldberg, auf deſſen Höhe der Burgſtall lag. Dieſen Wald umritt Waldſtein und revidirte alle die Schneißen, welche er hatte durchhauen laſſen, um dem Geſchütz von oben freie Bahnen zu öffnen. Die gefällten Bäume lagen gethürmt querüber in den Schneißen und bildeten Verhaue, was man heutigen Tages Barricaden nennt.

Zuweilen hielt er ſtill und ſah über das Dorf Firberg hinab nach Fürth auf dem jenſeitigen Ufer der Rednitz. Dann ritt er plötzlich eine Strecke zurück. Ein Gehölz hinderte ihm den Ausblick ins Flußthal hinab und auf ein Dorf Dambach, hinter welchem eine Brücke über die Rednitz führte. Als er das Gehölz paſſirt hatte und Dambach erblickte, rief er Sparr zu ſich und trug ihm auf, hier tauſend Schritt breit einen Graben auswerfen zu laſſen. „Gerade hier wird es heiß hergehen!“ ſagte er leichthin, indem er ſein Pferd nun geradeauf in den Wald nach dem Burgſtall wendete.

Jetzt erſt ſchweifte ſein Blick zuweilen auf Leo. Sparr bebemerkte es und erſchrak. Es lag etwas unheimlich Drohendes in dieſem Blicke, und Sparr kannte den Herzog zu gut, um nicht zu wiſſen, daß eine aufſteigende Drohung im Gemüthe Waldſtein's immer ſchwere Folgen bringe. Sparr fing an ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen über ſein Mißwollen gegen Leo, denn er hatte dies Mißwollen oft geäußert und hatte dadurch beigetragen zu dem entſtehenden Uebelwollen des Herzogs. Seine geliebte Tochter Magna trat vor ſeine Seele; er meinte ihren vorwurfsvollen Blick zu ſehen, er meinte ihre leiſe Anklage zu hören in den Worten: Iſt es gut von dir, Vater, daß du den mir ergebenen und mir werthen Leo dem rachſüchtigen Herzoge überlieferſt, welcher nicht lieben und nicht verzeihen kann? Haſt du ein wirkliches Recht dazu gehabt, und iſt es dein Beruf, mein Herz ſo früh zu preſſen und vielleicht zu brechen?

Sparr war grundrechtlich und für ſeine Tochter grundzärtlich. Er hatte dieſen Morgen aufmerkſam zugeſehen, wie ſich Leo im Kugelfeuer benommen. Es war ihm da zum erſten Male aufs Herz gefallen, daß ſeine Magna außer ſich ſein könnte, wenn der junge Mann da plötzlich in den Tod geriſſen würde. Es war ihm eine große Erleichterung geweſen, als Leo barhäuptig aber lebendig zurückkehrte. Er hatte gemeint, nun werde der Herzog befriedigt ſein und die Thorheiten des jungen Menſchen bei Seite ſetzen. Als dies nicht geſchah, befeſtigte ſich ſein Mitgefühl für Leo, beſonders weil dieſer unbefangen blieb und für ſein unerſchrockenes Betragen nichts zu beanſpruchen ſchien. Jetzt ſtieg das Mitgefühl zur warmen Theilnahme, als er die Blicke des Herzogs bemerkte, als er inne wurde, daß eine ſchwere Wetterwolke aufſtieg über dem Freund ſeiner Magna.

Er näherte ſich ihm zum erſten Male, er ließ ſich erzählen, wie dem Kriegsnovizen zu Muthe geweſen wäre im Kugelregen. Leo ſchilderte naiv all ſeine Empfindungen, auch die furchtſamen. Dieſe Offenherzigkeit gefiel dem Sparr, und als der „Mückenſtich“ erwähnt wurde, da ſagte er haſtig: Das iſt eine Musketenkugel geweſen! Laſſ' zuſehen, was ſie angerichtet.

Sie waren jetzt auf die Höhe des Waldberges gekommen. Hier war ein breiter, freier Plan, in deſſen Mitte die befeſtigte Ruine ſtand, von tiefen Wallgräben umringt, in drei Lagen übereinander mit Kanonen geſpickt.

Während Waldſtein in dieſen Burgſtall, den ſteinernen Reſt eines alten Schloſſes, hinein ritt, nöthigte Sparr den Leo, vom Pferde zu ſteigen und das zerſetzte Wamms von der rechten Schulter zu ſtreifen. Es klebte an und das Abſtreifen erregte Schmerz, weil geronnenes Blut abgeriſſen wurde. Niemann, welcher dazu trat, erklärte aber lachend: Es ſei nur etwas Fleiſch weggeriſſen und habe nichts zu bedeuten. Leo lachte mit und ſein Lachen ſtockte erſt, als er zufällig in die Höhe blickte und dort in einer Schießſcharte für Wallbüchſen das bleiche Antlitz und das glimmende Auge des Friedländers ſah und das Commandowort desſelben hörte: Feuer! Zehn Wallbüchſen knallten auf einmal und die Kugeln flogen über die Köpfe Sparr's, Niemann's und Leos hinweg.

Bald kamen Waldſtein, Aldringer und ein Dutzend Musketiere aus dem Burgſtalle heraus und ſchritten über die weite Blöße hin bis zu dem Saume des Waldes. Dort ſuchten ſie die Kugelſpuren an den großen Bäumen.

Waldſtein hatte die Leute Probe ſchießen laſſen, beſonders der Höhe wegen. Damit ſie den Feind nicht überſchöſſen, wenn er hier bis auf die freie Höhe vordränge. Er war zufrieden und rief Sparr. Sparr trug nämlich heute die rothe Ledertaſche, welche nie fehlen durfte, wenn der Herzog unter die Truppen kam. Sie war mit Goldſtücken gefüllt und der Herzog beſchenkte ſtets diejenigen Soldaten, welche ſich hervorgethan. Hier ließ er an jeden der Musketiere ein Goldſtück austheilen und lobte die guten Schüſſe. — Morgen oder übermorgen werden wir ſchauen, ob Ihr auf die Schweden ſo gut abkommt, wie auf die Baumſtämme. Jeder Schwede trägt ein Goldſtück ein. — Ade!

Er ſtieg wieder aufs Pferd und ritt den Waldberg gegen Weſten hinab auf Zirndorf zu. Hier lag am Saum des Burgſtallwaldes, ebenfalls noch außerhalb des Lagergrabens, eine ſtarke Schanze mit einem ſogenannten Cavalier. Die Soldaten nannten ſie einfach die Cavalier-Schanze.

Der Marcheſe Carretto di Grana trat hier dem Herzoge entgegen mit der Verſicherung, daß Alles in Ordnung wäre und ſturmfrei, wie er geſtern behauptet.

„So ſo!“ — erwiederte ſpöttiſchen Tones der Herzog und zeigte in der Richtung der Höhe vor Zirndorf — „und der „kleine Cavalier“ da iſt im fruchtbaren Regen dieſer Nacht erſtaunlich gewachſen!“ — Oberſt Piccolomini hat — „Da kommt er ſelbſt!“

Piccolomini kam dahergeſprengt und begrüßte in graziöſeſter Form den Herzog. Der kaum dreißigjährige ſchöne Mann hatte wirklich etwas vornehm Gewinnendes, und ſelbſt Waldſtein ſchien das feine, anmuthige Weſen gern zu ſehen. Er rief ihm ſchon von Weitem zu:

„Sehr fleißig geweſen, Piccolomini, ſeit geſtern Abend!“ — Wenn der geübte Blick des großen Kriegsfürſten eine Lücke entdeckt — entgegnete Piccolomini — und ein Kriegsknabe wie Unſereins ſich verwogen hat, die Lücke zu decken, da hilft man nach bei Tag und Nacht. — „Wohl geſprochen. Morgen oder übermorgen wird Euer junges Wort ſich erhärten oder Euch in den Koth jener Zirndorfer Höhe ſchleifen. Ade!“

Er ritt nach Süden, heimwärts. Die Kanonade links im Oſten hatte ununterbrochen fortgedauert. Jetzt um Mittag ließ ſie nach. Ein Triumph für ſeine Vorausſicht, den man auf allen Mienen ſeiner Begleitung las.

Solch ein Triumph war kein Glück für diejenigen, denen er eben übel wollte, kein Glück für Leo. Je mehr in ihm das Vertrauen wieder ſtieg, daß er aller Welt überlegen ſei, deſto rückſichtsloſer folgte er im Gefühle ſeiner Uebermacht all ſeinen Neigungen und Abneigungen. Und in Betreff Leos war es der Kampf zwiſchen Neigung und Abneigung, welcher in ihm grollte. Unbefangen zu lieben war ihm völlig fremd geworden im Leben. Jede Regung mußte einem Zwecke dienſtbar werden. Ganz ausnahmsweiſe hatte ihn die Nähe dieſes jungen Mannes mit einem Behagen überraſcht, mit einem uneigennützigen Wohlwollen, welches er ſeit früheſter Jugend gar nicht mehr an ſich kannte. Das hatte ihm wohlgethan tief ins trockene Herz hinein. Um ſo größer war ſein Zorn, als er zu erkennen glaubte, daß ihn der junge Burſch getäuſcht. Getäuſcht in zweifachem Sinne. Einmal dadurch, daß ſich Leo gedankenlos und thöricht erwies, während ihn der Herzog für begabt gehalten. Zweitens dadurch, daß er ſich des Herzogs Feinden zugeſellt. Dumm und lieblos zugleich! — hatte der Herzog gedacht — fort mit dem nichtigen Patroſe, der deine Einſicht Lügen geſtraft, deinen guten Willen mit Undank vergolten hat.

In Charakteren wie der des Friedländers drängt in perſönlichen Dingen Alles zum Aeußerſten. Das Gemüth iſt die Vermittelung im Menſchen, die Vermittelung unſerer guten wie ſchlechten Regungen. Wo das Gemüth allmälig ganz untergeht, wie in Waldſtein, da muß man immer der grellſten Aeußerungen gewärtig ſein, beſonders dann, wenn ſich der gemüthliche Menſch getäuſcht meint. Stolz und Rache erheben ſich ſogleich. Der Friedländer rühmte ſich ja ſogar, daß er principiell rachſüchtig wäre. Rache war ein Grundſatz ſeiner Politik, und ſeine Politik erſtreckte ſich auf Alles, nicht blos auf Staat und Krieg. In dieſem Augenblicke auf den armen Leo.

Die Sonne trat aus den leichten Regenwolken und ſchien warm auf die Reitergruppe, welche ſich dem Hochgerichte des Lagers näherte. Auf einem weiten, freien Platze, unweit vom Bretterhauſe des Herzogs, ſtand Galgen und Rad. Galgen und

Rad wurden oft in Anſpruch genommen gegen eine geworbene Soldatesca, die jederzeit zu den ärgſten Exceſſen geneigt war, und man pflegte gedankenlos vorüber zu gehen an dem beſeitigten Menſchenkinde, welches da oben in der Luft baumelte.

Diesmal aber richteten ſich alle Blicke hin. Der baumelnde Körper war kein Soldat, war in feines lichtblaues Tuch gekleidet, war aus der Umgebung des Herzogs. — Der Herzog ſelbſt hielt ſtill und trug Niemann auf: den Doctor Blandini herzuholen. — Sparr ſah erſchrocken auf Leo. Dieſer, noch immer ohne Hut, nahm ſich aus wie ein Gezeichneter, welchen das Stillhalten und der Auftrag des Herzogs nahe anginge.

Der Herzog ritt nahe zum Galgen. Alle mußten folgen. Das lichtblonde Haar Tocke's wehte um das blutgetränkte Auge, welches gräßlich in die Luft ſtarrte. Denn Niemand hatte es zugedrückt.

„Wie gefällt Dir Dein Freund da in der Höhe?“ ſagte der Herzog zu Leo.

Leo war empört und antwortete barſch, wie er nie gethan: — Er thut mir leid, und es widerſtrebt mir, einen Ermordeten mit Neugier zu betrachten. — „So zartfühlend biſt Du!“ — Doctor Carlos, hierher! — „Ich verſprach Euch geſtern anatomiſche Studien. Die Ausbeute für heute iſt noch gering, aber das Männlein da wird für Euch nicht reizlos ſein. — Schneidet ihn ab und tragt ihn auf das Zimmer des Doctors. — Hirn und Herz iſt Eurer Unterſuchung werth. Das Männlein da war ein großer Verräther mit kleinen Geiſtesgaben und geringem Muthe. Sucht die Erklärung in dieſem Hirn und Herzen. — Man hat mir geſagt, er ſei Euer Freund geweſen, Doctor!“ — Da hat man die Unwahrheit geſagt. Ein untergeordneter Bekannter war er für mich — antwortete der Doctor mit auffallend bleichem Angeſichte. — „Es war auch kein Freundſchaftsdienſt, den er Euch bei mir geleiſtet hat. Kennt Ihr ihn nicht?“ — Nein. — „Er hat Euch nachgeſagt, daß Ihr beauftragt wäret — tretet näher an mein Pferd, damit ich's Euch leiſe ſagen kann, die Zuhörer könnten Euch dafür todtſchlagen — daß Ihr beauftragt wäret, mich zu vergiften. — Ihr zuckt die Achſeln. Das zeugt von einem geſchickten Muthe. Man muß ſeinen Körper in der Gewalt haben, auch wenn man unter dem Galgen ſteht. Ich habe für Euch geſprochen im Unterſuchungsgerichte. Aber die Unterſuchung hat noch nicht volle Aufklärung gebracht. Bis dieſe Aufklärung vollſtändig vorliegt, müßt Ihr geduldig warten auf Eure Freiſprechung oder — Euer Todesurtheil. Benutzt die Zeit. Ihr könnt viel thun. Ihr könnt beweiſen und könnt erzählen. Wiſſenſchaftlich beweiſen, daß Eure Tamarinde ein ehrlicher Brei geweſen. Dabei werd' ich lernen, und ich bin ein dankbarer Schüler. Und Ihr könnt erzählen, wie das Mißverſtändniß entſtanden ſein möge, und ob Pater Norbert allein oder Pater Lamormain mit ihm Euch beauftragt habe. Ich bin auch dankbar für gute Erzählung, wenn ich merke, daß ſie auf Wahrhaftigkeit Anſpruch machen kann. Aber ich bin ſehr garſtig, wenn ich belogen werde. Sammelt Euch! Ihr habt Zeit, bis der Schwede den Burgſtall angreift. Wenn ich aber in dieſe Schlacht reite, da muß hinter mir Alles geordnet ſein: Ihr müßt als mein zuverläſſiger Freund zurückbleiben, oder Ihr müßt mir da oben vom Galgen nachſehen wie Einer, der nichts mehr ſieht trotz ſeiner offenen Augen.' Sammelt Euch! Ich bin Tag und Nacht für Euch zu ſprechen. Vielleicht bringt Ihr mir das Hirn dieſes Tocke, um mir an deſſen Zellen zu erklären, worin der Unterſchied beſteht zwiſchen Euch und ihm und dem barhäuptigen Steinwald da, der Euer Genoſſe war."

Blandini erwiderte kein Wort. Er blickte auf Leo und zuckte wiederum die Achſeln — was den armen Leo nur neuerdings verdächtigen konnte in Waldſtein's Augen.

Der Herzog ritt jetzt zum Bretterhauſe, indem er Sparr beauftragte, für ſtrenge Bewachung des Doctors zu ſorgen, und ebenſo Leo aufs ſtrengſte zu beaufſichtigen. — Sparr ſah nur zu deutlich, daß Leo das Aergſte zu befahren hatte.

Der Reſt des Tages und der folgende Tag beſtätigten die Sorge Sparr's. Das Wetter hatte ſich aufgeheitert, die Sonne ging golden unter, ging golden auf und es herrſchte üppiger Sommerfriede in der Natur. Auch im weiten Kriegslager. Aber in der Reſidenz des Feldherrn, im warmen Bretterhauſe, herrſchte trübe Stimmung.

Unten rechts im großen Zimmer, wo alle Rapporte eingingen, ſaßen Sparr und Niemann. Die Rapporte machten wenig Sorge, denn von überall her wurde Ruhe angezeigt. Nur das geheimnißvolle Treiben oben im erſten Stocke beängſtigte ſie, nur auf Roſtok harrten ſie, welcher zuweilen flüchtige Meldung brachte. — Der Herzog iſt für Niemand ſichtbar — flüſterte ihnen Roſtok zu um die Mittagszeit — für Niemand als für den Doctor Blandini. Der verkehrt immerfort mit ihm. In der Nacht hat er die Leiche Tocke's ſecirt. Am Morgen hat er den Herzog geholt zur Beſichtigung und der „Herr“ hat mehrere Stunden in der Leichenkammer zugebracht. Soeben iſt der zerſchnittene Cadaver über die Hintertreppe fortgetragen worden, um unterm Galgen verſcharrt zu werden, und jetzt iſt der Doctor mit Töpfen, Schalen und wunderlichen Werkzeugen ins Zimmer des „Herrn“ gegangen. Wo iſt denn Herr Leo? — „Er übt ſich im Fechten mit Conrad drüben im Schatten des kleinen Hauſes“ — antwortete Niemann. Seufzend ſchlüpfte Roſtok wieder die Stiege hinauf.

In ſo gedrückter Erwartung verging der Nachmittag. Gegen Abend erſt kam Roſtok wieder herab. Diesmal in krankhafter Aufregung. Er lief vors Haus, er lief vor dem Hauſe umher und fragte Jedermann nach Herrn Leo. Er ſei mit Conrad zur Bieber hinab geritten, um ſich zu baden — lautete der Beſcheid. Tief ſeufzend trat Roſtok wieder ins Haus und geſtand endlich dem Herrn Oberſten Sparr, daß ihm eine kränkende Unannehmlichkeit widerfahren ſei — kränkend und unheimlich! Unheimlich, weil Leos Name wieder mitgeſpielt hat — oh! „Was iſt's denn? Redet!“ — Herr Oberſt! Wenn der „Herr“ ſich in heiterer

Stunde einmal luſtig macht über ſeinen Leibdiener, ſo läßt man ſich's gefallen, weil man ſich's gefallen laſſen muß und weil es Einem am Ende auch ſchmeichelt. Aber luſtig muß es ſein und nicht abſcheulich. Und ein Fremder ſollte ſich das nicht unterſtehen dürfen, am wenigſten ſo ein hexenhafter Doctor. Das ſollte der „Herr“ ſelber nicht leiden. — „Was hat denn der Doctor gethan?“ — Auf den Seſſel hat er mich genöthigt, ſetzen hab' ich mich müſſen in Gegenwart des „Herrn“, der dazu mit dem Kopfe nickte. Und dann hat der Doctor meinen Kopf in die Hände genommen und nach links und rechts gedreht und hat geſagt: dieſer Schädel ſei lehrreich, er ſei wenigſtens zehntauſend Jahre alt und ſpreche alſo gegen die Bibel! Ich zehntauſend Jahre alt und gegen die Bibel! Was ſind das für nichtswürdige Verleumdungen! Und auch dazu hat der „Herr“ genickt, und das war nur der Anfang. Dann hat der Doctor meine Kinnlade auf- und zugeklappt, was ſehr unbehaglich iſt und hat geſagt: hier zeige ſich am deutlichſten der Uebergang vom Thiere zum Menſchen. Und zu dieſer Unanſtändigkeit hat der „Herr“ ſogar „Ja, ja!“ geſagt und hat gerufen: „Das ſpricht allerdings für Eure Lehre Doctor, von“ — was weiß ich! 's war ein ſchweres Wort und vom Affen kam was vor und vom Urſchädel. Ich mußte nieſen aus Aerger und da hatte ich plötzlich beide Daumen des Doctors in meinen beiden Schläfen und es ging mir wie ein Stich durch den Hirnkaſten. Ich mußte ſtill halten. Ich weiß nicht warum, es kam von ſelbſt, ich war wie angenagelt. Dabei wurden mir die Augen müde und ſanken zu, wie ſehr ich mir auch Mühe gab, ſie aufzuriegeln. Und von da an bin ich mir wie ſcheintodt vorgekommen. Der Hexenmeiſter, das merkt' ich noch, hat mir mit den Daumen im Geſicht herumgeſtrichen wie ein Barbier und den Namen Leo hat er ausgeſprochen, das weiß ich noch gewiß. Was hernach kam, das weiß ich nicht mehr gewiß, es war mir nur hinterher, als wär ich examinirt worden, wahrſcheinlich über Leo, und der Teufel mag wiſſen, was ich geantwortet habe; ich weiß es nicht. Erſt als ich wieder zur Beſinnung kam, verſtand ich, daß der Doctor ſagte: „ſolche Geſchöpfe haben eine unverſchämte Sinnlichkeit und können leicht grobe Verbrecher werden“. Ich hätte dem Kerl einen Fußtritt auf den Magen geben mögen, und dem „Herrn“ verzeih' ich's mein Lebtag nicht, daß er ſeinen Leibdiener dazu hergiebt, wozu er ſonſt manchmal Meerſchweinchen benutzt hat. Man kommt ſich vor, als ob man nackt herumliefe! Und was ſie Gräuliches gegen den Leo vorhaben und was ich Unglückskind am Ende gegen den armen jungen Herrn ausgeſagt habe — oh!

Ganz verzweiflungsvoll lief er wieder ins Freie hinaus, Leo entgegen, der in der Ferne ſichtbar wurde.

— Dieſe eigenſinnige Vorliebe des Herzogs für Naturwiſſenſchaften — ſagte Sparr zu Niemann — wird den italieniſchen Doctor retten und wird den Leo verderben. Von ſich wird dieſer Doctor abgewälzt und dem Leo wird er Alles aufgeladen haben, was Wien betrifft und die Feinde des Herzogs, weil er des Herzogs Stimmung gegen Leo merkt.

Sparr nahm immer lebhafter Partei für Leo, je ungerechter er ihn behandelt ſah, je verdächtiger und verhaßter ihm der italieniſche Doctor war. Das heimliche, katholiſche Weſen — murmelte er in den Bart — kriegt immer die Oberhand über den Herzog. Das hängt zuſammen mit aſtrologiſcher Wirthſchaft, mit ſeinem Heißhunger auf alle geheimnißvollen Kräfte der Natur.

Niemann nickte zuſtimmend. Die beiden nüchternen Proteſtanten waren darüber einig. — Sie gingen hinaus vor die Thür und ſetzten ſich auf die hölzernen Bänke, welche dort aufgeſtellt waren. Es war Abend geworden und der Mond ging auf. Im Lager wurde es ſtill. Die Truppen hatten auch dieſen Tag unter Waffen geſtanden, und jetzt war Jedermann müde. Leo und Konrad, ihre Roſſe am Zügel führend, kamen im Dunkel daher. Roſtok an Leo's Seite. Der beleidigte Leibdiener hatte ein gutes Theil ſeiner Dienſtſcrupel hinter ſich geworfen und rieth Leo geradezu: er möchte ausreißen und ſich dadurch ſicher ſtellen vor dem unbegreiflichen Grolle des Herzogs.

Nachdem er ſich dadurch, er wußte es wohl, gegen ſein Dienergewiſſen vergangen, war er doppelt erſchrocken, als er Leos leichtſinnige Antwort und Ablehnung vernahm. Leo war guten und friſchen Muthes. Er litt allerdings unter dem Argwohne und der ſteigenden Abneigung des Herzogs. Aber er hing doch an dem Herzoge und ließ die Furcht nicht in ſich aufkommen. Die Feuertaufe im Kugelregen hatte einen ſehr kräftigen Einfluß auf ihn geübt — er fühlte ſich zum erſten Male als Mann. — Das Aeußerſte — erwiderte er Roſtok mit beinahe fröhlichem Tone, indem er nahe am Hauſe ſtehen blieb — das Aeußerſte, Freund Roſtok, iſt ja doch der Tod, nicht wahr?" — Und der kann auf Euch lauern! — „Vielleicht. Ich ſchaue ihm ſeit geſtern getroſt ins Auge. Die Schlacht kann ihn morgen oder übermorgen ebenfalls bringen. Warum mich quälen mit ängſtlichen Ahnungen. Die Dummheit hab' ich nun einmal begangen, nach Wien zu ſchreiben und mit Tocke zu verkehren, das iſt nun doch nicht mehr zu ändern. Uebertreibt der Herzog die Strafe, nun —" — Nun? — „Ei, da werd' ich mich wehren nach beſten Kräften." — Wehren gegen den „Herrn"! — „Nicht wahr, Conrad? So geht's eben im Kriege."

Conrad ſchüttelte den Kopf. Auch er war verſtört. Nicht blos, weil er die „rothe Feder" hatte freigeben müſſen, nein, — der Lump, ſagte er, hat ſo viel Todesangſt ausgeſtanden, daß ihm die freie Luft zu gönnen war. — Conrad war verſtört durch die bevorſtehende Schlacht. Gegen ſeine Glaubensgenoſſen jetzt wirklich zu fechten, das ging ihm gegen den Strich. Ja, wenn's blos die hungerleideriſchen Schweden wären, da ließ er ſich's zur Noth gefallen. Sächſiſche Regimenter aber ſollten vor Nürnberg angekommen ſein. Am Ende auch Starſchädel's Regiment! Wenn er nun Herrn Hans ſelber auf dem Schlachtfelde begegnete. Das ging ihm nicht „zuſammen, das ging ihm nicht ein". — Er nahm alſo Roſtok bei Seite und verſicherte ihm: er werde ſchon Sorge tragen für die Salvirung Leos! Der Herr Kammerdiener ſolle ſich nur ruhig ſchlafen legen.

Roſtok ahnte, daß Conrad ſeinen Leo zu den Evangeliſchen hinüber retten wollte und flüſterte nur noch nachdrücklich: „Dann zu den Sachſen, Kamerad, zu den Sachſen, zu dem Starſchädel, den der „Herr“ ganz gerne mag! Der vermittelt eine Rückkehr, wenn die jetzige Galle des „Herrn“ erſt verdampft iſt.“ — Freilich! erwiderte Conrad, und Roſtok flog ins Haus, denn er wurde gerufen.

Leo und Conrad verabſchiedeten ſich bei Sparr und Riemann, und Conrad verſchaffte ſich noch die Zuſage Riemann's, daß dieſer ihn morgen als Ordonnanz bei ſich behalten werde. Das erleichterte ein gelegentliches Abſchwenken zum Feind hinüber.

Leo aber labte ſich an der Freundlichkeit Sparr's. Bei allem Mißgeſchick war es ihm doch ein reizender Troſt, daß ſeiner Magna Vater jetzt ein gewiſſes Wohlwollen gegen ihn merken ließ. Beide verfügten ſich leidlich beruhigt zu ihren Lagerſtätten. Sogar der Schauer war nur kurz, den Leo an der leeren Kammer Tocke's im kleinen Häuschen empfand. Die ſeinige war dicht daneben. Jugend hat eben einen ſtarken Lebensodem, und als er ſich auf ſein Lager hinſtreckte, da dachte er tapfer an Fräulein Magna und ſchlief mit dem Gedanken ein: Papa Sparr wird ihr Wunderdinge zu erzählen haben von dem Leo, der unter räthſelhaften Drohungen des Herzogs wie ein Löwe gefochten hat in der Schlacht um den Burgſtall —

Sparr und Riemann hatten ſich auch ſchlafen gelegt. Schon nach ein paar Stunden wurden ſie geweckt durch Boten Aldringer's. Die Boten meldeten, daß der Feind in der Nacht eine zweite Brücke geſchlagen habe über die Rednitz und daß er bei Fürth und bei Dambach in großen Maſſen herüberrücke. Zwiſchen Dambach und Firberg ſcheine ſich der Feind aufzuſtellen zur Schlacht.

Es war der 24. Auguſt 1632, welcher anbrach.

Sparr eilte hinauf und ließ den Herzog wecken. Roſtok berichtete ſchnell, eh' er ins Schlafzimmer des „Herrn“ eintrat: „Doctor Blandini und Zenno ſind bis gegen Mitternacht beim

Herzog geweſen, er iſt ganz in den Händen der Wälſchen, und das Horoskop dieſer Nacht hat gelautet: „„Ein junger Mann bedroht den Stern Friedland's mit Verfinſterung."" Dieſer junge Mann wird Leo heißen müſſen, gebt Acht, Herr Oberſt!"

Unter tiefem Seufzer ging Roſtok hinein und öffnete bald darauf dem Oberſten. Der Morgen dämmerte auf.

Der Herzog ließ ſich in Sparr's Gegenwart kleiden, und nachdem er über das Wetter die Auskunft erhalten, es drohe wieder mit Regen, hörte er Sparr's Berichte an. Dann ſagte er ruhig: „Heute wird's voller Ernſt. — Das ganze Heer in Bereitſchaft! — Achttauſend Mann Fußtruppen diesſeits vom Burgſtall-Walde in Reſerve ſtellen laſſen! — Die beſten Leute! — Ich werd' ſie anſehen. — Immer nach zwei Stunden Ablöſung der Truppen im Burgſtall. — Nahrungsmittel und Wein in den Wald!" — Und was befiehlt Durchlaucht — fragte Sparr — in Betreff des Doctors? — „Des Doctors und des Leo? Der Doctor bleibt unbehelligt zurück. Er hat mir heute gute Dienſte geleiſtet. Den — Leo werd' ich Holck übergeben. — Den Regenmantel, Roſtok!"

Es war Tag, als er unten auf's Pferd ſtieg, ein grauer Regentag. Unter der Suite, die ihn begleitete, war Holck. Der Herzog rief ihn zu ſich und ſprach leiſe mit ihm.

Im Lager war Alles in Bewegung. Einzelne Abtheilungen marſchirten ſchon. Gegen Norden nach dem Bieberthale. In dieſem Thale zwiſchen dem Flüßchen und dem Burgſtallwalde fand Waldſtein die Reiterei ſchon aufgeſtellt, kaiſerliche und baieriſche. Er ritt durch ſie hindurch rechts am Waldberge hinauf. Hier bezeichnete er eine muldenförmige Einſenkung des Berges, die eng von Buchen eingeſchloſſen war, als vorläufigen Standort. Handpferde, Reitknechte und Ordonnanzen blieben da zurück. Nur Holck, Sparr und Niemann begleiteten den Herzog, welcher auf Recognoſcirung am Berghange nach links weiter ritt. Holck rief Leo mit dem Bedeuten, daß er ihm zur Ordonnanz beſtimmt ſei. Conrad folgte Niemann.

Riemann ſelbſt, der früher im Norden geſochten, hatte die genaueſte Kenntniß vom ſchwediſchen Heere: er ritt neben dem Herzoge und gab dieſem Auskunft über die zur Schlacht aufmarſchirenden Truppen, welche man rechts unten ſah. Auf dem linken Flügel des Feindes vor dem Dorfe Dambach ſah man Reiterei und Pikenire, dazwiſchen einzelne Artillerie-Abtheilungen und Musketiere. Dieſe Einſtreuung der Feuerwaffen war neu und der Schwedenkönig legte großen Werth darauf. Dann kam eine breite Linie Infanterie. „Das ſind lauter Schweden, was wir jetzt ſehen“ — ſagte Riemann — „die weiße, blaue, grüne und gelbe Brigade in ihrer Bauerntracht, nach der Farbe ihrer Jacken ſo benannt. Da öffnen ſie ſich noch einmal. Richtig! Die Kanonen fahren vor — hui, in Maſſe! So pflegt er's zu machen.“ — Hier wird er auch commandiren — ſagte der Herzog — weiter! Auf jene Lichtung, damit wir die Aufſtellung des Centrums und des rechten Flügels überſchauen!

Als ſie dorthin gekommen waren, ſagte Riemann: Dort im Mitteltreffen erkenn' ich ſächſiſche Regimenter. Ueber Firberg hinauf wird Herzog Bernhard commandiren. Der Aufmarſch geht zu Ende, ich rathe Durchlaucht umzukehren. Wir haben zwei Schneißen paſſirt, und wenn der Angriff plötzlich erfolgt, ſo ſind wir dem Feuer vom Burgſtall herunter im Wege —

„Der greift nicht ſo ſchnell an. Ich höre ſingen. Er läßt erſt beten; das gehört zu ſeinem Handwerk.“

Und nun ordnete der Herzog an, daß rings um die Waldhöhe bis zu den Schanzen links drüben vor Zirndorf, welche der „große und der kleine Cavalier“ hießen, beobachtende Officiere aufgeſtellt wurden mit Ordonnanzreitern. Sie konnten ſich in den dichteren Baumpartien decken und hatten jeden neuen Vorgang des Feindes an den Feldherrn zu melden. Der Herzog ſelbſt ritt innerhalb der nächſten Schneiße hinauf zum Burgſtalle, ſprach einige Worte mit Aldringer und verfügte ſich dann wieder zu der kleinen Thalmulde, wo das Gefolge ſicher geſtellt war. Oben am Rande dieſer Mulde fand ſich ein freier Punkt, welcher eine gute Ueberſicht über den ganzen linken Flügel des Feindes geſtattete. Hier nahm der Herzog ſeinen Poſten, und die Schaar von Botenreitern, welche man heute Adjutanten nennt, ſammelte ſich hinter ihm. Holck, Sparr, Riemann waren dicht bei ihm; Leo und Conrad ein wenig rückwärts, und Conrad ſetzte hier leiſe dem Leo auseinander, was er vorhabe, und wie er's vorhabe. Nach links hinüber, wo ſächſiſche Truppen ſtanden, wollten ſie bei erſter Gelegenheit ſchwenken und — „Deſertiren!? — Pfui! — Ich bin dem Herzoge —"

Hier wurde Leos Rede durch einen furchtbaren Krach unterbrochen. Achtzig ſchwediſche Geſchütze begannen wie mit einem Schlage die Schlacht, und die Colonnen gingen im Laufſchritte vor.

Sie kamen nicht weit. Die Laufgräben, welche der Herzog in der Nacht hatte aufwerfen laſſen gegenüber dem Dambacher Gehölz, und eine Schanze vor dem Lagergraben warfen ihnen einen ſolchen Kugelregen entgegen, daß ſie theils niedergeworfen, theils zur Umkehr genöthigt wurden. Neue Colonnen folgten auf der Stelle. Sie hatten dasſelbe Schickſal. Zum dritten, zum vierten Male wiederholte ſich derſelbe Angriff, dieſelbe Niederlage.

— Da, da, neben dem Dambacher Holze — rief Riemann — da iſt der König ſelbſt, der eine neue Colonne ordnet! Und rechts von ihm, richtig, dicht vor dem Holze fahren Batterien auf! Er will's erzwingen auf dieſer Seite. —

Im nächſten Augenblicke ſah man nichts mehr vor Pulverdampf, alle „Stücke" krachten und nach links hinüber ſetzte ſich donnerähnlich das Gekrach fort, die ganze feindliche Linie bis zum fernen rechten Flügel des Feindes hinüber ſprach mit und mochte vorgehen.

Waldſtein wendete ſich zu Holck und winkte ihm mit der Hand. — Dieſer wendete ſein Roß, rief Leos Namen und ſprengte ins Bieberthal hinab. Leo folgte ohne Säumen. Fluchend ſah ihm Conrad nach.

Der Wind erhob ſich und der ſchwach tröpfelnde Regen hörte auf; aber der Wind ſtand von Fürth und trieb den Pulverdampf in den Wald herauf. Waldſtein mit ſeiner Umgebung wurden eingehüllt. Der Donner der Geſchütze brüllte immer ärger und man konnte ſagen: es war nichts mehr zu ſehen, nichts mehr zu hören.

Da kam Bote auf Bote von den ausgeſtellten Officiren und meldete: Der Sturm durch die Schneißen herauf gegen den Burgſtall hat begonnen und hat die erſten Verhaue genommen. Aldringer's Geſchütz vom Burgſtalle, welches ſich jetzt links über ihnen entlud, beſtätigte die Nachricht, und ein neuer Bote berichtete haſtig: auch der große und der kleine Kavalier würden mit großer Macht angegriffen. Die Boten ſchrien ſämmtlich, um ſich verſtändlich zu machen in dem Höllenlärm. Waldſtein erwiederte nichts als: Zurück zu Euren Officiren! Er blieb unbeweglich, obwol er nichts ſah und nichts hörte als Dampf und Kanonenſchläge.

Peinliche zehn Minuten vergingen ſo. Da verwehte der Dampf und man ſah unten im Thal kaiſerliche Küraſſierregimenter im Trabe vorgehen gegen das Dambacher Holz. Man ſah die ſchwediſchen Kolonnen vor ihnen zerſtieben. Aber plötzlich machten ſie Halt und kehrten um.

Waldſtein verzog keine Miene. Er hatte den Fall vorgeſehen. Neue Regimenter ſprengten auf das Dambacher Holz vor und warfen Alles nieder. Sie waren bereits dicht vor dem Holze, da dampfte es licht auf aus dem Gehölze. Musketiers mochten da hinter den Bäumen aufgeſtellt ſein und Führer wie Reiter mochten tödtlich getroffen werden — man ſah, daß die Reiter wendeten und rückwärts flüchteten.

Jetzt ritt Waldſtein hinab nach dem Bieberthale. Er ließ Poſten zurück, welche Boten zu ihm weiter weiſen konnten.

Unten fand er traurigen Wirrwarr. Holck ſchrie mit Löwenſtimme bald hier, bald da, daß und wie ſich die zerfetzten Reiterregimenter ordnen ſollten. Verwundete ſchleppten ſich nach dem Walde, oder wurden geſchleppt. Waldſtein ritt langſam durch das Getümmel, und ſeine bloße Erſcheinung in ihrer ruhigen

Ernſthaftigkeit wirkte überall ordnend. Auf ſeinen Wink theilte Sparr aus der Ledertaſche an die Verwundeten reichlich Goldſtücke aus. Das machte einen ſichtlichen Eindruck. In der Noth nicht verlaſſen zu ſein vom Feldherrn, das ſtärkt den Soldaten ungemein.

Als Holck leidliche Ordnung hergeſtellt, kam er zum Herzog. Leo hinter ihm. Er ſah zerſetzt aus, war aber heil. Holck hatte ihn jedem angreifenden Regimente zugetheilt; mit jedem Regimente war er feſt auf dem Roſſe zurückgekehrt. Es war ihm wol ziemlich klar jetzt, daß er geopfert, daß er an die Schlachtbank geliefert werden ſollte, aber er war immer ferner davon, deshalb zu verzagen. Zorn und Grimm über dieſe Behandlung waren aufgeſtiegen in ſeiner jugendlichen Bruſt, welche bis daher nur mild und menſchenfreundlich geathmet hatte. Sie athmete nun leidenſchaftlich, faſt wild. Was ihn verderben ſollte, das machte ihn zum Kriegsmanne — ſo lange er am Leben blieb. Denn ein flüchtiger Seitenblick Waldſtein's auf ihn bekundete kein Erbarmen. Nicht ein Wort wurde ihm geſchenkt, obwol eine leiſe Bemerkung Holck's dem Herzoge mittheilte, daß der junge Menſch unerſchrocken dreingehauen.

Waldſtein ritt aus der Soldatenreihe hinaus gegen die Schweden zu. Holck verſicherte, daß die Reiterregimenter binnen einer Viertelſtunde wieder fertig wären; das Cronberg'ſche Regiment, berühmt durch ſeine Tüchtigkeit, ſei noch unbenützt. —

— Nein! ſagte Waldſtein, indem er ſtill hielt und mit der Hand die Augen vor einem plötzlich grell eintretenden Sonnenblick ſchützte — nein! Der Schwed' mag glauben, hier leichtes Spiel zu haben, das iſt mir recht. Von hier aus können wir ſpäter die Entſcheidung geben in ſeine Flanke. Er geht eben an ſein Hauptwerk, der Thor! Hört Ihr?

Vom Centrum der Schweden her erhob ſich ein heftig erneutes Geſchützfeuer.

— Das gilt dem Burgſtall ſelbſt! — Dem Gallas wiederholen laſſen, daß er feſt im Lager bleibe und hier warten laſſe, bis ich Befehl ſende!

Damit wendete er ſein Roß und ritt am Waldhange zurück, Holck zuwinkend, daß er ihn begleite. Leo folgte.

Der Kanonenlärm wurde wol ſchwächer, als ſie tiefer ins Thal hinein kamen. Aber nur deshalb, weil der Waldberg den Schall dämpfte. Der Schall dehnte ſich im Gegentheil aus nach Weſten hin. Waldſtein hielt ſtill, um zu horchen, und gewann die Ueberzeugung, daß der Sturm auf der ganzen Linie bis über Zirndorf hinaus im Andringen ſei. Es kam denn auch Botſchaft über Botſchaft, welche dies beſtätigte.

Waldſtein ritt ruhig weiter unten am Berge hin nach den „Cavalieren“ zu, welche er für ſeine ſchwächſte Stelle hielt. Noch ſah er dieſe Schanzen nicht, da ſprengte ein neuer Bote mit der Nachricht herbei: der Sturm auf den Burgſtall gewinnt Boden, der Feind iſt über die Verhaue herauf! General Aldringer hat ſich dem Feinde entgegen geworfen und — wird vermißt! —

— Warum wirſt er ſich entgegen?! Die Truppen ſollen herauf genommen werden an den Rand! Ich komme ſelbſt.

Der Bote flog in den Wald hinein, Waldſtein wendete links und ritt im Trabe hinauf. Als er oben ankam, fand er einen Zuſtand wie vorhin unten im Thale. Nur mit dem Unterſchiede, daß er jetzt Fußtruppen vor ſich hatte, die zerriſſen und verwundet waren, und daß der Wink für Sparr auf die Ledertaſche jetzt haſtiger geſchah. Er befahl Sparr, aufzuräumen auf dem Plane und tauſend Mann friſcher Truppen vorzuführen an die zwei Hauptſchneißen. Desgleichen zehn „Stücke“. Er ſelbſt ritt über den Plan hinweg an dieſe Schneißen, aus welchen ein Kugelregen pfiff und die weichenden Musketiere feuernd ihren Rückzug bewerkſtelligten. An einer Buchengruppe nahe der Schneiß hielt er ſtill und rief einen Officier aus dem Gefecht zu ſich. Der mußte in Eile berichten, wie das Treffen ſtehe und wohin General Aldringer perſönlich ſei. — Der Officier deutete auf die entferntere linke Schneiß und erzählte mit fliegenden Worten. Die Kugeln ſchlugen praſſelnd um ihn in die Bäume, und Aeſte flogen umher und Blätter.

Unterdeß war Holck mit den Stücken und friſchen Truppen zur Stelle. Die Stücke wurden inmitten der weichenden Musketiere aufgefahren und der Officier ward beordert, durch Signale und Zuruf dem Rückzuge zu bedeuten, daß er links und rechts aus der Schneiße abſchwenken ſolle. Der Zuruf verbreitete ſich raſch, die Hörner drangen mit heller Stimme durch den Lärm, die Schneiß wurde frei, man ſah die Schweden — ein Wink Holck's und die zehn Stücke wurden gelöſt und ſchmetterten einen Hagel von Geſchoſſen ihnen entgegen.

— Vorwärts, Holck! und dann links hinüber zur andern Schneiß, um Aldringer frei zu machen.

Holck ſtieg vom Pferde und ſprang den Truppen voraus. Leo blieb thörichterweiſe hoch zu Roß an ſeiner Seite, eine Zielſcheibe für den Feind.

Die Maſſe der Musketiere war noch nicht völlig in den offenen Waldweg hinein, da war ſchon neue Botſchaft beim Herzoge: Der Angriff auf den großen und kleinen Cavalier wird unwiderſtehlich, der kleine Cavalier iſt nahe daran überwältigt zu werden.

„Da kommt die Klugheit der Wälſchen zu Tage!“ ſchrie Sparr. — Das Regiment Beck zum kleinen Cavalier! rief der Herzog. — „Iſt ſchon im Anmarſche!“ antwortete der Bote. — Wer hat's gerufen? — „Oberſt Piccolomini.“ — Muß genügen. Fort! — Sparr, den Plan hier oben völlig räumen laſſen. Du in den Burgſtall hinein. Und wenn der Feind unten für Holck zu ſtark bleibt, Alles herauf laſſen bis auf den Plan und dann feuern ohne Unterlaß. — „Sobald die Unſrigen aus dem Schuß —“ Auf Freund und Feind! Der Plan muß rein gefegt bleiben. Ich reite zu den Cavalieren. Dorthin Nachricht.

Und im Galop eilte er über den freien Plan vor der Burgſtallfeſtung hinüber nach der Zirndorfer Seite zu.

In der That war die Schlacht jetzt an ihrem erſten Höhepunkte. Vom linken Centrum an bis zu ſeinem rechten Flügel, welchen Herzog Bernhard führte, griff der König die Stellung des Friedländers mit voller Gewalt an. Er ſchritt ſelbſt mit gezogenem Degen über die Verhaue herauf gegen den Burgſtall.

Sparr wurde deſſen inne und ſendete dem Herzoge die Botſchaft nach: auf den Burgſtall ſei augenblicklich der ganze Nachdruck des Feindes gerichtet; die hinab geſendeten Musketiere genügten nicht und würden durchbrochen, der Schwede dringe zum offenen Plane herauf. —

Der Herzog war ſchon am Fuße des Waldberges und ſchaute auf die beiden Cavaliere, die in Pulverdampf gehüllt vor ihm lagen und maſſenhaft vom Feinde angegriffen wurden, als ihn Sparr's Botſchaft einholte. Er verzog keine Miene und wiederholte nur ſein früheres Wort: „Den Burgſtall nimmt mir der Herrgott ſelber nicht. — Niemann! Schick zu Gallas ins Lager. Er ſoll den Nachſchub auf den Berg inſpiciren und nachrücken laſſen bis auf den letzten Mann, wenn's noth thut. Du aber“ — ſich zum Boten wendend — „ſage dem Oberſten Sparr: Fällt der Burgſtall, ſo fällt des Oberſten Kopf, hält er ſich aber, ſo werd' ich den General Sparr loben. Marſch!“

Der Friedländer hielt die Zirndorfer Seite hier mit den zwei Cavalieren für ſeine verwundbare Ferſe. Drang der Feind hier durch, ſo war der Burgſtall umgangen, war von hinten zu faſſen, und das Lager ſelbſt konnte überfluthet werden von Zirndorf hinein.

Der Friedländer ſah mit Vergnügen, daß der Himmel wieder bedeckt wurde und daß der Regen wieder begann. Der Lehmboden in dieſer Gegend erſchwerte dem Feinde das Heranſchaffen von Geſchützen um ſo mehr, je gründlicher er eingeweicht wurde. Er ſah auch mit Vergnügen, daß der Oberſt Piccolomini ihm entgegengeſprengt kam. Die Gefahr konnte nicht ſo dringend ſein, wenn ſich der aus der Schlachtlinie entfernen mochte, welcher ſich ſo keck über den Erfolg verbürgt hatte.

Dem war indeſſen nicht völlig ſo. Piccolomini, trotz ſeines friſchen, zuverſichtlichen Weſens, geſtand ein, daß der Feind die Achillesferſe des Lagers erkannt haben müſſe, denn er bereite erſichtlich einen Angriff im großen Stile vor. Dort die Höhe nördlich von Zirndorf, die ich immer gefürchtet — ſetzte er hinzu, indem er über den kleinen Cavalier zeigte — iſt ſeit einer Viertelſtunde von Reitern beſucht, welche Generale ſein mögen. Sie unterſuchen wahrſcheinlich, ob trotz des weichen Bodens Geſchütz hinauf zu bringen ſei. Gelingt ihnen das, dann ſteht uns eine ſchwere Stunde bevor.

— Riemann! Schick Jemand mit guten Augen da hinüber an den Abhang des Burgſtallwaldes. Er ſoll zuſchauen, ob der Feind Anſtalten trifft, Stücke auf jene Höhe zu fahren!

Riemann beauftragte Conrad. Dem kam dies ſehr erwünſcht. Hier gegenüber waren Sachſen zu erwarten. Er ſprengte entſchloſſen von dannen. Aber mit jedem Sprunge ſeines Roſſes wurde ſeine Entſchloſſenheit geringer. In Ausführung eines Auftrags zu deſertiren, erſchien doch auch ſeiner Liederlichkeit unehrenhaft. Und dann! Den gefährdeten Leo fortzubringen war ja doch einer der Gründe geweſen, welche ihm das Ausreißen empfohlen hatten. Der arme Leo aber, welchen er ganz gern mochte, ſteckte da rechts im Waldberge in mißlichſter Lage, denn der Schwede war ja nach Sparr's Botſchaft in ſieghaftem Vorbringen. Den ſollteſt du doch wenigſtens retten und mitnehmen können, wenn du nichtswürdig genug biſt, jetzt zu deſertiren — dachte er.

Mit ſolchen Gedanken kam er an den Waldhang, von welchem er einen Theil der feindlichen Linie überſehen konnte. Nichts bewegte ſich nach der Anhöhe vor Zirndorf hinauf; aber rechts von ihm im Walde war zwiſchen dem Lärm der Geſchütze Musketenfeuer zu unterſcheiden und Commandogeſchrei, hier gab's Einzelkämpfe, Mann gegen Mann, Conrads Liebhaberei. Dies war ja auch der Theil des Waldberges, nach welchem Holck und Leo geſchwenkt haben mußten, um Aldringer zu ſuchen und zu befreien. Ja wol! Hier konnte Leo zu finden ſein, wenn er noch lebte.

Conrad ritt in den Wald hinein. Langſam und vorſichtig anfangs, aber immer ſchneller, je größer der Lärm vor ihm wurde, und ſo war er plötzlich dicht an einem Gefechte, welches zwiſchen hohen Bäumen Mann gegen Mann geführt wurde. Ein verwundeter Musketier vom Friedland'ſchen Heere taumelte an ihm vorüber, um ſich ein Lager zu ſuchen für Ohnmacht oder Tod — der gab mit ſchwacher Stimme ſo viel Kunde, als Conrad brauchte. Er war von den tauſend Musketieren, die Holck abwärts den Berg geführt hatte. Sie waren auseinander geſprengt worden. Ein junger Officier zu Pferde, der einzige Reiter, hatte ſie auf einer Waldblöße geſammelt und da herabgeführt, wo General Aldringer zu finden ſein ſollte. Sie hatten ihn auch gefunden, zu Fuß mit einem Fähnlein ſeiner Leute kämpfend gegen finniſche Scharfſchützen, hatten dieſe angegriffen, waren aber nicht zu Rande — gekommen und ihrem Anführer ſei das Pferd — erſchoſſen worden. —

Der erſchöpfte Musketier konnte nicht weiter ſprechen — er deutete nur mit der Hand — Conrad ritt ſpornſtreichs in der Richtung und kam nach einer Minute an eine Thalmulde des Waldberges, in welcher der Einzelnkampf zuſammengedrängt war. Er erkannte in dem Gewirr noch Niemand, ſchrie aber ſogleich mit ſeiner Löwenſtimme Commandoworte über die Mulde hin, als ob ein ganzes Regiment hinter ihm käme. Dies drang durch allen Lärm durch; man ſah ſich um, man ſah den bärtigen, rieſigen Reiter heranſprengen, der mit ſeinem Pallaſch Hiebe austheilte links und rechts, man ſtutzte, man wich, die Friedländ'ſchen Musketiere erhoben ein allgemeines Geſchrei und machten einen geſammelten Angriff — in wenig Minuten waren die finniſchen Schützen in vollem Rückzuge, und Conrad ſah ſich mit Entzücken neben Leo und Aldringer, die mitten im Haufen gekämpft hatten.

Er überſchätzte übrigens ſeine zauberhafte Einwirkung. Der plötzliche Rückzug der finniſchen Scharfſchützen rührte vielmehr von einer der furchtbaren Stückkugeln her, welche Sparr eben durch die zweite Schneiß herab ſchleuderte. Dieſe zweite Schneiß war ganz nahe zur linken Hand der kämpfenden Finnen und der Schreckensſchrei ihrer ſchwediſchen Brüder hatte es ihnen begreiflich gemacht, daß eine allgemeine Flucht rathſamer ſei, als ein Widerſtand, welchem die Gefahr nahe war, daß man abgeſchnitten werde.

Dies war überhaupt der Charakter dieſes Kampfes im Burgſtall Walde: in den Schneißen wurde immer der ganze Gang entſchieden und in den Walddiſtricten gab es regelloſe Epiſoden. Die letzteren hatten auch den General Aldringer gleichſam beim Schopfe gefaßt und aus dem einen Getümmel in das andere geworfen. Ja, er hatte in dem Wirrwarr nicht einmal erkannt, wie viel er Leo zu danken hatte. Es war alſo auch jetzt von keiner beſonderen Dankbarkeit die Rede. Der General ſchaute ſich nur um, wie er raſch und ſicher zu ſeinem Burgſtall hinauf käme und ſchied mit ſeinen Musketieren ohne Abſchied von Leo, welcher arg zugerichtet mit Conrad allein blieb.

Conrad benutzte ſogleich die einſame Lage. Er unterſuchte den vielfach blutenden jungen Freund nur haſtig, ob eine der vielen Wunden von hemmender Bedeutung wäre, und da kein Glied verſagte, ſo kam er auf ſeinen Vorſchlag zurück: ohne Zögern hinab zu eilen, dahin, wo er die Sachſen vermuthete.

Leo beharrte auf ſeiner früheren Weigerung. Je raſcher und tapferer er ſich zum ſelbſtſtändigen Krieger ausbildete — und der Einzelnkampf jetzt zwiſchen den Waldbäumen hatte ihn darin mehr geſteigert — deſto entſchloſſener zeigte ſich ſein Wille, feſt auszuhalten auf dem angewieſenen Platze.

So blieb denn auch für Conrad nichts übrig als der Rückweg zum Friedländer. Er warf noch einen Blick auf die Höhe vor Zirndorf. Auch jetzt war nichts zu ſehen von Geſchütz, welches da hinauf geſchafft würde. Dann bezeichnete er Leo die Richtung am ſicheren Waldſaume, in welcher er ihm mit einem Roſſe entgegen kommen würde, und ſprengte auf die Stelle zu, an welcher er den Herzog verlaſſen hatte.

Er fand ihn nicht mehr. Der Herzog hatte bemerkt, daß ein großer Sturmangriff auf die „Cavaliere“ im Anmarſche wäre, hatte ſich an die Spitze des heranmarſchirenden Beck'ſchen

Regimentes geſtellt und war ins Feuer hineingeritten. Conrad ſah nichts als Pulverdampf, in welchen die ganze Gegend nach den „Cavalieren“ hin eingehüllt war und hörte nichts als Geſchützesdonner, der immer näher rückte.

Das ſind die Sachſen! dachte er, und er hatte nicht die geringſte Luſt, in ihren Bereich zu kommen, wenn's denn einmal nicht in rückkehrender Freundſchaft geſchehen ſollte. Ob der Herzog etwas früher oder ſpäter ſeine nichtsſagende Nachricht über die Zirndorfer Anhöhe erhielte, ſchien ihm gleichgiltig; über kurz oder lang werde der Friedländer ja doch hier des Weges zurückkommen, um nach dem Burgſtall zu ſchauen. Er ritt alſo nach dem Lagergraben zu, um ein Pferd für Leo aufzutreiben. Richtig fand er auch die Reitknechte des Herzogs und nahm ihnen ein ſtattliches Roß ab unter dem barſchen Grunde: für den Herzog!

Mit dieſer Beute eilte er Leo entgegen. Dieſen fand er unter einem Baume ſitzend. Er war erſchöpft von Anſtrengung und Blutverluſt. Konrad ſtieg ab und ſuchte ihn zu laben mit nahem Quellwaſſer, mit ſeiner Feldflaſche, und indem er ihm die Wunden zu verbinden ſuchte.

Darüber verging längere Zeit und ſie bemerkten nicht, daß ein Reitertrupp auf ſie zuſprengte. Als er nahe war erkannten ſie den Herzog, der wirklich auf dem Wege nach dem Burgſtall war, nachdem er den Sturm auf die Cavaliere abgeſchlagen hatte. Er ſah grimmig aus; ſein Pferd war ihm unter dem Leibe erſchoſſen worden, er hatte gequetſcht am Boden gelegen, und unter den herbeigeholten Erſatzpferden hatte dasjenige gefehlt, welches er verlangt hatte. Es war eben das, welches Conrad ſich zugeeignet hatte für Leo.

Nun war von keiner Nachfrage die Rede über Leos tapferes Verhalten und Schickſal. Im Gegentheile machte er dem Herzoge den Eindruck eines weichlichen Burſchen und über Conrad ergoß ſich ein Hagelwetter wegen des Pferdes und unterlaſſenen Berichts. Auch Riemann krigte ſein Theil, daß er unverſuchte, unzuverläſſige Leute in die unmittelbare Nähe des regierenden Herrn gebracht.

Conrad war nicht der Mann, ſich das gefallen zu laſſen. Er fürchtete nicht Tod noch Teufel, auch den grimmigen Friedländer nicht und antwortete gröblich. Namentlich auch wegen der Poſt, die er nicht ausgerichtet. — 's war nichts auszurichten — ſchrie er — und Ihr erfahrt's zeitig genug! Wenn's Quark iſt, daß wir unterdeſſen den Aldringer herausgehauen und n'auf ſpedirt haben, ſo ſucht Euch Zuckerbäcker wo Ihr wollt, Herr Herzog, und laßt mich ungeſchoren!

Er war in der Hitze entſchloſſen, wenn ihn der Herzog faſſen laſſen ſollte, den Pallaſch zu ziehen, ſich Platz zu machen und zu den Sachſen hinüber zu jagen.

Der Herzog war allerdings ſolcher Entgegnung gar nicht gewohnt. Aber ſie mißfiel ihm weniger als zu erwarten ſtand. Soldatiſche Rückſichtsloſigkeit auf dem Felde war ihm ſchon recht, beſonders wenn ſie nach Ehrlichkeit ſchmeckte. Zudem flogen eben Boten herbei von Aldringer und Sparr, welche beſagten: der Schwedenkönig hat die Cavallerie abſteigen laſſen und Mann an Mann rückt er durch den Wald herauf, die Schneißen leer laſſend. —

— Hinauf! rief der Herzog — das iſt der letzte Wille. Gallas unterrichten, Riemann!

Und in vollem Roſſeslauf jagte er die Waldhöhe hinauf.

Oben kam er noch zu rechter Zeit an, um Aldringer zu unterſagen, auch nur einen Mann auf den freien Plan hinauszulaſſen. Das Feuergewehr allein ſollte wirken. Demgemäß gruppirte er auch außerhalb des Mauerwerks die Musketiere, und für den äußerſten Fall ſtellte er Pikeniermaſſen in Reſerve. Erſt wenn der Feind trotz dem Kugelregen den „Plan“ forcire, erſt dann ſollten dieſe mit ihren Piken in geſchloſſener Maſſe vordringen. Er ſelbſt nahm Poſto in dem kleinen Forſthauſe, welches neben der Burgſtallfeſtung ſtand.

Kaum hatte er's betreten, ſo begann das mörderiſche Treffen. Ringsum aus dem gegenüber im Bogen ſich hinziehenden Walde brachen die Schweden hervor auf den Plan und wurden mit einem ſolchen Feuer empfangen, daß der Plan bald mit fallenden und gefallenen Menſchen bedeckt war, wie eine Waldblöße mit Wild bei einer Treibjagd. Dennoch drang der Feind näher und näher, weil der König immer neue Truppen aus dem Walde heraus drängte, und es war nur noch eine Fläche von etwa hundert Schritt frei für den Schuß zwiſchen dem verſchanzten Gemäuer und dem feindlichen Andrange — da trat der Herzog aus dem Forſthauſe und winkte, die Maſſe der Pikeniere rückte wie eine Ritterſchaar mit eingelegter Lanze aus allen Lücken hervor, geſchloſſen, unaufhaltſam, ehernen Schrittes, vor ſich niederwerfend, was nicht wich, den Plan fegend wie die Senſe ein Kornfeld niederwirft unter plötzlichem Schweigen jeglichen Feuergewehrs — und binnen fünf Minuten war nichts mehr aufrecht auf dem Plane, nur Verwundete und Todte bedeckten ihn, die Pikeniere aber verſchwanden unter den Bäumen, indem ſie wie ein unerbittlich Schickſal dem weichenden Feinde folgten mit der lang reichenden grimmigen Waffe. Ein allgemeines Freudengeſchrei der Kaiſerlichen und Baiern vom Burgſtall herunter feierte dieſen Abſchluß, und Waldſtein, der unten frei auf dem Plane ſtand, winkte hinauf und rief nach Sparr und deſſen Ledertaſche mit den Goldſtücken. Ihn kümmerte es nicht, daß er zwiſchen Haufen von Verwundeten ſtand, deren Geſtöhn jammervoll lautete, auf ſeinem Antlitze lag nur die Genugthuung des Sieges.

Es war die Mittagszeit vorüber; der Regen hatte nachgelaſſen und die Sonne ſchimmerte ſo drängend hinter den weißen Wolken, daß man meinte, ſie müſſe und werde ſiegend hervorbrechen.

Der Angriff war auf allen Seiten zurückgewieſen. Wird er ſich erneuern, oder nicht? Und wird der Friedländer nicht jetzt endlich ſeinerſeits zum Angriff übergehen gegen den erſchöpften Feind?

Während dieſer Pauſe fanden ſich die kaiſerlichen und bairiſchen Führer — unter letzteren der Kurfürſt ſelbſt — auf dem Burgſtall zuſammen und erörterten dieſe Frage. Der Friedländer verneinte beide Fragen. Er hielt die Schlacht nicht für beendigt, hielt ein Vordringen von ſeiner Seite für unſtatthaft.

In Betreff der erſten Frage hatte er Recht. Herzog Bernhard war ſtandhaft bei dem Gedanken verblieben, von der Zirndorfer Anhöhe den Sturm auf die „Cavaliere“ und das Lager zu erneuern. Hunderte von Pferden ſchleppten in dieſem Augenblicke Geſchütze hinauf, und der König Guſtav Adolph ritt eben ſelbſt auf jene Höhe, um den Vorſchlag Bernhards zu prüfen.

Dieſe Bewegung wurden Leo und Conrad unten am Waldrande gewahr. Leo hatte ſich erholt, ſtieg aufs Pferd und eilte zum Burgſtalle hinauf, um Anzeige zu machen. Conrad folgte ihm widerwillig. Nach ſeiner Scene mit dem Friedländer traute er nicht mehr, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, ohne Leo auszureißen.

Leider brachte Leo die wichtige Meldung nicht ſelbſt an den Herzog. Sie wäre vielleicht im Stande geweſen, des Herzogs Mißſtimmung gegen ihn zu mildern. Holck fing die Nachricht ab und meldete ſie dem Herzog, ohne Leo zu nennen.

Der Herzog faßte ſie lebhaft auf und ritt ſogleich hinab. Im Vorüberreiten ſtreifte ſein Blick Leo und Conrad ſtreng und ſcharf, indem er rückwärts gegen Niemann äußerte: Da bewährt ſich Dein bärtiger Grobian, der nichts geſehen haben wollte!

Der Schwedenkönig unterſchätzte die Zirndorfer Anhöhe. Es geſchah nichts Ernſtliches im Verlaufe der nächſten Stunde, ja es kamen aus dem Bieberthale zum Friedländer Nachrichten: das ſchwediſche Heer treffe Anſtalten zum Rückzuge.

Nun kam an die Reihe, was der Herzog am Morgen dort angeordnet hatte. Er ritt hinüber ins Bieberthal und übertrug Holck die Führung der Reiterregimenter, dabei nicht vergeſſend, auf Leo und Conrad zu zeigen, welche in den Vortrab geſtellt werden ſollten.

Gegen drei Uhr etwa war Alles ſo weit. Es war kein Zweifel mehr, daß die Schweden rückwärts gingen und die

Trompeten ſchmetterten unter den kaiſerlichen und baieriſchen Reiterregimentern die beflügelten Signale zum Einhauen. Tauſende von Pferden ſetzten ſich in Bewegung, die Erde dröhnte von ihren Hufſchlägen, und ſelbſt Conrad, ganz vorn neben Leo ſchrie kampfbegierig drein in den allgemeinen Schlachtruf, obwol ſein innerer Menſch gar keinen Antheil hatte am Siege des widerwärtigen Friedländers. So allarmirend und fortreißend iſt der ſoldatiſche Lärm, wenn er maſſenhaft ausbricht für eine gemeinſame Action.

Die Pferde flogen, die Hiebe ſauſten, der Feind zerſpaltete ſich, in einem Anlaufe drang man durch das Fußvolk hindurch bis an eine lange Reihe von Geſchützen, welche inmitten unter den Ihrigen an Abprotzen und Schießen nicht denken konnten. — „Hol' dir dort den Officier bei den Stücken," ſchrie Conrad Leo zu, das iſt ein vornehmer. Ich ſah dort hinten den größten — huſſah!" Fort ſauſte er. Es war Niemand Geringerer als Guſtav Adolph ſelbſt, der, eben zurückgekehrt von der Anhöhe, die Flucht der Seinen zu ſteuern bemüht war. Auf ihn los ſtürmte Conrad. Er war nicht hundert Schritte mehr von ihm entfernt, war aber ſeitwärts abgebogen von ſeiner Reiterſchaar, war alſo allein geblieben und ging unter in dem Andrange der Begleitung des Königs, welche ſich ihm entgegen warf mit Hieb und Schuß. Er verſchwand mit ſeinem Roſſe wie ein Kahn zwiſchen hohen Meereswellen und ward nicht mehr geſehen.

Leo war glücklicher. Er entwaffnete mit einem kräftigen Hiebe den ſchwediſchen Officier und machte ihn zum Gefangenen. Der Angriff brauſte weiter neben ihm und er war unſchlüſſig, wie er ſeine Beute ſicher ſtellen ſollte, da hörte er Holck's Stimme: Vorwärts, Fant, hier bleibt nur ein Hundsfott zurück!

Empört über dies Wort, ließ Leo ſeinen Gefangenen fahren und ſprengte weiter. — Er kam nicht weit. Es trat eine plötzliche Stockung ein, verwirrtes Geſchrei entſtand: „Oberſt Cronberg iſt gefallen! Stahlhanſk kommt!" und die Reitermaſſe verſuchte es unter betäubendem Lärm, die Roſſe zu wenden. Er wurde vom rückſtauenden Strome ergriffen und in ſtürmiſche Flucht verwickelt.

Es waren wirklich die finniſchen Reiter unter dem gefürchteten Oberſt Stahlhanſk, welche die kaiſerlichen Cüraſſiere zurückwarfen. Ziemlich zerſetzt und zerſprengt kamen ſie an bei der kaiſerlichen Linie.

Durch ſolchen Zufall war Leo einer der Erſten unter den Flüchtigen, und Waldſtein, der neben Sparr und Riemann unter einer Baumgruppe hielt, deutete grimmig dreinſchauend auf ihn hin. Vor Waldſtein ſtand der gefangene ſchwediſche Officier, welchen Holck dem Herzoge geſendet. Es war Torſtenſon, damals ſchon der beſte Artilleriegeneral der Schweden. Baieriſche Cüraſſiere hatten ihn auf Holck's Wink zwiſchen ihre Pferde genommen und aus dem Gefechtshaufen geführt.

Der Regen goß wieder in Strömen und verdunkelte vorzeitig das Tageslicht. Der Friedländer ſagte ärgerlich zu Holck, welcher eben fluchend ankam: — Genug! Der Tag iſt aus. Er hat ſich den Kopf eingerannt, der Schwedenkönig. Das genügt.

Somit wendete er ſein Roß nach dem Lager zurück. Die Schlacht, welche man die „Schlacht bei der alten Veſte“ genannt hat, war zu Ende, und der heimwärts reitende Friedländer wies alle Anfragen ſeiner Generale — Gallas empfing ihn am Eingange des Lagers, Aldringer war vom Burgſtalle herzu geritten — ob nichts weiter für die Verfolgung geſchehen, ob nicht morgen ein allgemeines Nachrücken erfolgen ſollte, mit abweiſender Handbewegung ſchweigend zurück.

Der ſtrömende Regen ſchien ſein körperliches Befinden geſtört zu haben. Seine Geſichtsfarbe war fahler als gewöhnlich. Vielleicht auch darum, weil er den ganzen Tag über noch gar nichts von Nahrung genoſſen hatte, weder Speiſe noch Trank.

Als er am Hochgerichte des Lagers vorüber ritt, flog ſein Blick düſter drauf hin und ſtreifte dann all' ſeine Begleiter, auf Leo länger haften bleibend als auf den übrigen. — „Wo iſt

Dein ſchwarzbärtiger Oeſterreicher?“ ſagte er matten Tones zu Niemann. — Er wird vermißt — antwortete dieſer. — „Nachforſchen, ob er zum Feinde übergelaufen.“

Roſtok harrte am Eingange des Bretterhauſes. Er erſchrak beim Anblicke ſeines Herrn. So pflegte dieſer auszuſehen, wenn Krankheit in ſeine Knochen ſchlich. — Er erſchrak auch über Leo. Schmutzig, zerriſſen und zerſetzt, blaß und verbiſſenen Ausdrucks ſah er aus. War es der Aerger über Verkennung Deſſen, was er an dieſem Tage zu Wege gebracht? Denn er hatte Aldringer’s Befreiung ermöglicht, er hatte Torſtenſon gefangen. Nein; für ſolchen Aerger war er noch zu unbefangen und anſpruchslos. Des Herzogs ſichtlich dauernde Ungnade laſtete auf ihm. Er liebte dieſen ſchlimmen Mann; auch jetzt noch, da ein herzhafter Zorn öfter in ihm aufwallte gegen demüthigende Behandlung.

Waldſtein ſtieg ſchwer vom Pferde, trat langſam und mühſam in den Flur des Hauſes. — „Was iſt vorgegangen?“ fragte er im unſichern Weiterſchreiten Roſtok. — Der Doctor Blandini iſt ſeit heute Morgen verſchwunden. — „Verſchwunden?!“ rief der Herzog und blieb ſtehen. Sein Kopf wendete ſich rückwärts und ſein Auge ſuchte Leo, der an der Thürſchwelle war. Dieſe Nachricht ſchien den Herzog arg zu überraſchen. — Man will ihn auf dem Wege nach Altenberg, dem Hauptquartier des Herrn Kurfürſten geſehen haben. — „Heute Morgen ſchon?“ — Durchlaucht waren kaum fort, da verließ er das Haus und iſt nicht wiedergekommen. — Nach längerem Stillſchweigen rief der Herzog Holck zu ſich heran und ſagte einige Worte zu ihm. Dann wendete er ſich zu Niemann und ſprach: „In einer Viertelſtunde zu mir hinauf! Schreiben!“

Nun ſtieg er die Treppe hinauf und nahm Roſtok’s Arm zur Unterſtützung in Anſpruch. Das Gefolge zerſtreute ſich und Holck ſagte im Vorübergehen zu Leo: Der Herzog befiehlt, daß Ihr mir zugetheilt verbleibt und ſogleich in meine Zelte überſiedelt. In einer Stunde erwarte ich Euch.

Als Riemann oben beim Herzog erſchien, fand er ihn zu Bett. Roſtok ging achſelzuckend und traurig mit warmen Getränken ab und zu. Auf einen Wink des Herzogs ſetzte ſich Riemann an den Schreibtiſch und Waldſtein dictirte mit heiſerer Stimme einen kurzen Bericht an den Kaiſer nach Wien, welcher mit den Worten ſchloß: „Der König hat ſich bei dieſer Impreſa gewaltig die Hörner abgeſtoßen, indem er die Ueberwältigung des Lagers, ſo wahr er ein König ſei, in Ausſicht geſtellt hat.“

Riemann brachte das Blatt mit eingetauchter Feder zur Unterſchrift ans Bett. Mühſam unterzeichnete der Herzog und winkte dann Riemann, von dannen zu gehen. Er ſelbſt ließ ſein Haupt, das einem Verſtorbenen glich mit ſeinem farbloſen, vom ſtarren, rothbraunen Barte beſchatteten Angeſichte, aufs Kiſſen ſinken und ſtarrte an die Zimmerdecke.

* * *

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

14. Band.

Der deutſche Krieg.

II. Waldſtein.

2. Theil.

Wien, 1880.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Der deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

II. **Waldſtein.**

2. Theil.

Wien, 1880.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

II. Buch.

Waldſtein.

2. Theil.

9.—15. Capitel.

9.

Im nordweſtlichen Winkel Böhmens beſtand die lebhafteſte Verbindung dieſes Königreichs mit dem deutſchen Reiche. Hier an der offenen, flachen Grenze der Oberpfalz lag und liegt die alte Reichsſtadt Eger, welche ſtets deutſchem Weſen ſo ausſchließlich zugewandt blieb, daß ſie mit ihrem Egerlande immer gleichſam ſeitwärts ſtand vom böhmiſchen Weſen in Prag. Das Flüßchen Eger, aus dem Fichtelgebirge kommend, rauſcht an der alten Reichsfeſtung vorüber gegen Morgen und durchſtrömt als Fluß bis an die Elbe einen großen Theil des nördlichen Böhmens, zu ſeiner Linken im Norden geſchützt durch das Erzgebirge vor den nördlichen Winden. An ſeiner Rechten ſtreicht ein niedriger Höhenzug, das Mittelgebirge genannt, und ſo bildet ſich ein Flußgebiet zwiſchen Mittelgebirge und Erzgebirge, welches ein bewegtes, maleriſches Terrain dem Auge darſtellt. Links die anmuthigen Linien des allmälig aufſteigenden Erzgebirges, rechts die bewaldeten Hügel des Mittelgebirges. Wer von Eger herabſteigt ins Böhmerland, dem Fluſſe bis an die Elbe folgt und jenſeits der Elbe immer gegen Morgen nach Schleſien wandert, der entdeckt keinen Unterſchied an Land und Leuten, keinen Unterſchied zwiſchen hier und Land und Leuten draußen im Reich. Hier iſt Alles rein deutſch, und von czechiſcher Sprache und czechiſch-böhmiſchem Treiben ſieht er keine Spur. Man ſpricht von einer fränkiſchen Einwanderung, die in früher germaniſcher Zeit ſtattgefunden habe von Eger herein, über die Elbe hinüber tief ins ſchleſiſche Land hinein. Sinn und Art der Bewohner ſtimmen ganz zu dem fränkiſchen Charakter am Main und Rhein. Die Menſchen ſind heiter, leichtblütig und begabt.

Auch dieſe Gegend am Egerfluſſe war von dem Kriege, welcher ſchon fünfzehn Jahre tobte, nicht ganz verſchont worden. Erſt neuerdings hatten die Sachſen die Feſtung Eger erobert und kürzlichſt wieder verloren, ſeit Waldſtein die Heerführung zum zweiten Male übernommen. Ohne Durchzug war das nicht abgegangen. Aber im Verhältniß zu anderen Theilen Böhmens war es hier ſtill geblieben und der Kurort Carlsbad, in einer Hügelſchlucht neben der Eger gelegen, hatte ſeinen Charakter eines Aſyls großentheils bewahrt. An den Päſſen über das Erzgebirge, namentlich unter dem Sonnenwirbel in Joachimsthal, waren wol immer militäriſche Stationen. Aber in geringer Stärke. Das Erzgebirge war damals noch ſehr unwegſam, und größere Heermaſſen umgingen es im Oſten und im Weſten.

Beſonders abwärts vom eigentlichen Egerlande — ſo heißt die fruchtbare Ebene einige Meilen um Eger — nach Oſten abwärts, Falkenau, Ellbogen und Carlsbad gegenüber an den Abhängen des Erzgebirges war abgelegene, ziemlich friedliche Stille.

Unter dem Einfluſſe des Gebirges iſt das Land da hinauf ziemlich kühl, und ein langer, ſchneereicher Winter nöthigt den Boden, ſich in ein paar Sommermonden zu beeilen mit der Reiſe von Roggen und Hafer. In damaliger Zeit reichte auch der Wald noch viel tiefer herunter gegen die Eger hin, und in den Wäldern da oben lebte man mitten im Kriege tief abgeſchieden vom Lärm und Streite.

Hier auf einer Waldblöße lag die kleine Ortſchaft Heinrichsgrün, und noch eine halbe Stunde weiter aufwärts lag mitten im Walde ein kleines Jagdſchlößchen.

Die Lage dieſes Schlößchens war ſehr glücklich gewählt. Inmitten von Waldthälern war es auf einem Hügel erbaut, welcher den Einblick geſtattete in zwei Wieſenthäler nach Nordweſten und Nordoſten. Hoher Wald ſtieg vom Erzgebirge herab bis zu dieſen Wieſen, und ſo weit das Auge reichte gegen Norden, Weſten und Oſten ſah es nichts als grüne Wogen der Bäume und unten lichtgrüne Wieſenſtreifen. Auch nach Süden abwärts war der Geſichtskreis ein Meer von Baumkronen, aber hier von Kronen, denn das Terrain ſenkte ſich ununterbrochen hinab. Und hier breitete ſich am Fuße des Schloßhügels ein kleiner See. Sein Waſſerſpiegel, von Schilfgras eingeſäumt, lag unbewegt in der Stille da. Nur Wildenten kamen jeweilig zum Vorſchein aus den Lücken des Schilfes, und ein Kranichpaar ſchritt gravitätiſch am jenſeitigen Ufer hin. Dieſe Thiere wurden durch die Nähe des Schlößchens wenig oder gar nicht geſtört, denn es wohnten in dem Schlößchen ſehr wenig Menſchen und dieſe Menſchen waren ſehr friedlicher Natur. Es fiel niemals ein Schuß in der Nähe des kleinen Waldſees.

Es war ein ſonniger Nachmittag des Spätherbſtes im Jahre 1632. Die Waldwieſe nach Nordoſten lag ſchon in tiefem Schatten, die nach Nordweſten war von den letzten Strahlen der Sonne beſchienen, welche hier frühzeitig vom hohen Bergforſte verdeckt wurde, und auf den See hinab ſtahlen ſich nur noch einzelne Strahlen durch die Lücken der maſtbaumartigen Kieferbäume. Tiefer Friede herrſchte über dieſer einſamen Natur.

Da traten zwei Menſchen aus der Thür des Schlößchens und gingen auf den Rand des Hügels zu, wo er ſich nach dem See hinabſenkte. Hier ſtand eine mächtige Eiche und eine Holzbank zog ſich unten rings um den breiten Stamm derſelben. — Auf dieſe Bank ſetzten ſich die beiden Menſchen, ein Männlein und ein Fräulein. Das Fräulein im weißen Gewande war jung, das Männlein war alt. Sie ſetzten ſich auf die Weſtſeite der Eiche, ſo daß ſie auf die ſonnenbeſchienene Wieſe hinabſehen konnten.

„Von dort her muß er kommen“ — ſagte das Fräulein — „von dort her ſchlängelt ſich durch Einſattelung des Gebirges über Graslitz der Weg aus Sachſen herein, der Weg, den er einſchlagen muß. Wenn er nur nicht unter die kaiſerlichen Truppen geräth, die aus Franken, von Nürnberg her dort eingefallen ſein und fürchterlich hauſen ſollen. Der Jäger ſagt, es ſei der wilde Holck, der ſie anführe und der das Vogtland katholiſch machen wolle, wie die Lichtenſteiner damals Böhmen und Schleſien katholiſch gemacht. Er iſt aber klug, er wird ſchon geſchickt aus dem Wege gehen." — Leider wird er nicht allein kommen. Er ſoll ja das junge Mädchen mitbringen auf Euren Wunſch — erwiderte das alte Männchen — und die wird ihm hinderlich ſein beim Durchkriechen durch die Soldatenhaufen. — „Freilich! Aber ich ſehnte mich ſo nach dem guten Kinde, das ich habe aufwachſen ſehen — und hier in der Waldeinſamkeit hab' ich doch nur fremde Leute. Ich beklage mich nicht etwa über die Einſamkeit, o nein! Sie iſt mir ſehr angenehm; ſie hat mir einige Monate geſchenkt, die mir viel wohlthuender geweſen ſind als der Aufenthalt in Zleb — —" — Glaub's, glaub's, liebes Fräulein. Habe deshalb auch das Meinige gern beigetragen, daß Ihr wieder in Verbindung gekommen mit Eurem Gnadenfrei und mit — „Kommt da nicht unten im Wieſenthale —?! Nein, es iſt der ſtarke Hirſch, welcher jeden Abend da heraustritt aus dem Walde —"

Sie hatte die Rede unterbrechen wollen. Es war Marie. Der ältere Mann neben ihr war jener Prager Rechtsgelehrte, Doctor Zinkas, der alte Geſchäftsfreund des Loß'ſchen Hauſes. Ludmilla hatte ihn damals nach Bubenc hinaus beſchieden, und er hatte es übernommen, Marie hier einzurichten in dem Waldſchlößchen und die Uebertragung des Beſitzes juridiſch auszufertigen.

Er nahm einen wahren Antheil an dem jungen Mädchen, der Tochter ſeines alten Freundes Loß. Ludmilla half ſich ſchon ſelbſt und war auch nicht ſo nach ſeinem Sinne wie Marie. Er war ein ſcharfſinniger Mann und hatte die Lage der Dinge bald durchſchaut, als Ludmilla wieder fortgeeilt und er einige Tage allein geblieben war mit dem verlaſſenen Mädchen. Kopfſchüttelnd war er nach Prag heimgekehrt, und nach ſechs Wochen war er wiedergekommen. Von Carlsbad herauf, wo er Waſſer zu trinken pflegte. Bei dieſem zweiten Beſuche war es ihm denn ganz klar geworden, daß Marie an einer verletzten Liebesneigung krankte und daß der einſtige Junker Hans der Störenfried ſein mochte. Er durfte das nicht ſagen, das merkte er wohl. Marie hätte aufgeſchrieen. Er ſagte auch nichts; er lächelte nur. Wenn er auch manchmal boshaft ſprach, er hatte ein gutes, warmes Herz, dieſer Doctor Zinkas, und wußte trotz ſeines dünnen, weißen Haares die zärtlichen Gefühle junger Herzen zu würdigen. Gerade weil er als Advocat viel zu thun hatte mit ſchlechten Herzen, labte er ſich wie an einer Erquickung, wenn ihm einmal eine uneigennützige Neigung in die Nähe kam. Den alten Loß hatte er ſo geliebt. Dieſe Marie erinnerte ſo ſehr an den Vater! Er empfand etwas wie Vaterfreude an ihr und wollte auch ihr Freude machen. Dazu ſchien ihm der nächſte Weg der zu ſein, daß er eine Anknüpfung mit Gnadenfrei ins Werk ſetzte. So war die Idee faſt von ihm ausgegangen, daß ein Jäger nach Thüringen geſchickt worden war, um den Gärtner Spath nach Heinrichsgrün einzuladen. Es müßten hier Anlagen gemacht werden, um die Wildniß wohnlicher zu machen, und von der allerliebſten Tochter Conrads hatte Marie ſo viel geſprochen, daß es ganz paſſend war, das ſechzehnjährige Mädchen mitzubringen. Fräulein Marie brauchte ja eine feine weibliche Bedienung. Es war nur ſeine angewöhnte Bosheit, daß er jetzt immer that, als wäre ſolch Verlangniß nur von Marie ausgegangen, er wollte ſie ſtille necken und ſtille lächeln. Er lächelte gern.

Aber ſein Lächeln erſtarrte plötzlich. Er ſah vom See herauf eine Menſchengeſtalt kommen, und ſie war ihm ſchmerzlich. Es war die gebeugte Geſtalt Dunſtan's in der verſchliſſenen Kutte. Er ſelbſt hatte den Greis hierher gebracht von Carlsbad aus. Dorthin war Dunſtan gerathen, als er von Waldſtein abgewieſen worden. Düſter, der letzten Hoffnung entkleidet, war der achtzigjährige Greis durch das Städtchen gewankt und von Zinkas angeredet worden. Er hatte kaum geantwortet auf die Anſprache:

die Verzweiflung an der Welt wühlte dergeſtalt in ihm, daß ſein ſonſt ſo ſicherer Geiſt ins Schwanken und Tappen gerieth. Völlige Leere entſtand zeitweilig in ihm, Gedankenleere. Die ſtarke Willenskraft in ihm lag unbenutzt: es entſprang keine Abſicht mehr in dem Gehirn, welches betäubt war von Hoffnungsloſigkeit.

Marie allein übte noch einen Einfluß auf ihn und zwar einen wohlthuenden. Wie ein Kind erwachte er, wenn ſie ſprach, wie ein Kind ging er ein auf die Erinnerungen von Gnadenfrei, und freundlich lobte er die Frau Amalie und den Junker Hans.—

Doctor Zinkas, voll tiefer Wehmuth über das Abſterben des kirchlichen Helden, ſcheute ſich jetzt vor ihm. Er war weichlich und ging peinlichen Empfindungen gern aus dem Wege. Er ſtand alſo jetzt auf und ſchlug Marien vor, nach der Wieſe hinab zu gehen, vielleicht Spath entgegen, der von dort kommen ſollte und allerdings jeden Tag kommen konnte. Der Abend ſei ſo ſchön und ſtill.

Marien war das ſehr erwünſcht, und richtig! ſie waren noch nicht eine Viertelſtunde lang auf der Wieſe hin gewandelt, da tauchten hinten aus dem Waldesdunkel zwei Geſtalten auf, aber zwei männliche. — Das iſt Spath! rief Marie — aber die Kathi iſt nicht bei ihm, wie ſchade!

Haſtig eilte ſie entgegen, haſtiger als Zinkas wünſchte. Und es war nicht nur Spath, es war auch Kathi. Der Soldaten wegen, die auf jede Schürze Jagd machten, war das Mädchen in die Tracht eines Bauernburſchen geſteckt worden. Marie war ganz glücklich und bemerkte erſt nach und nach, daß Spath, der verſtändige, immer gefaßte Spath ſchwer verändert, ſehr niedergeſchlagen war. Was iſt denn?

Er erklärte es ſogleich. Im Vogtlande hatte er Scenen der Holck'ſchen Soldaten anſehen müſſen von wilder Grauſamkeit. — Wie ſie da die armen Menſchen martern, bis ſie erklären katholiſch werden zu wollen, das iſt fürchterlich — rief er — und nun verſteh' ich's erſt, wie dem guten Pater Dunſtan in letzter Zeit bei uns zu Muthe wurde, als er die Wirthſchaft des

Caucius anſah. Er war eben geſcheidter als Unſereiner und fühlte ſchon all' den Gräuel voraus. Unſereiner verſteht den Gräuel erſt ordentlich, wenn er ihn mit Augen und Händen greifen kann.

Und nun erzählte er die Einzelnheiten der Martern. Wie man den armen Proteſtanten ſiedendes Pech auf die Fußſohlen geträufelt, wie man heißes Waſſer in ſie hinein gegoſſen, bis der Leib geplatzt ſei, wie man ſie kopfunter an den Beinen aufgehenkt, bis aus den Augen das Blut geſpritzt — er ahnte nicht, daß hinter ihnen unter den Waldbäumen Pater Dunſtan ſtand, welcher unbemerkt Zinkas und Marie gefolgt war und jetzt die entſetzlichen Schilderungen anhörte. Niemand bemerkte es, daß ſich der gebückte Greis ſtraffer und ſtraffer, höher und höher aufrichtete und die Hand in einen Baumſtamm eingrub mit den Nägeln. Der Eindruck dieſer Erzählung erweckte ſeinen ganzen alten Zorn, und der Zorn lüftete die Decke von ſeinem Hirn — als Spath mit Fräulein Marie, Doctor Zinkas und dem Bauernburſchen nach dem Schlößchen hinaufgingen, da ſchritt Pater Dunſtan kerzengerade den Weg dahin, welchen Spath eben gekommen, den Weg nach Sachſen. —

Sie wurden ſeiner nicht gewahr. Spath erzählte weiter, was er über den Kriegszuſtand erfahren und daß er auch einmal auf ſeinem Marſche dem Herrn Hans ganz nahe gekommen. Seinem Regimente wenigſtens, und er hätte beſtimmt gehört, daß der Inhaber und Oberſt das Regiment ſelbſt führte — da hätten ſich die Holck'ſchen Vorpoſten gezeigt, er hätte ſeitwärts ausweichen müſſen, und es wäre unmöglich geworden an ihn zu kommen. Aber drüben über'm Gebirg, vielleicht nur einige Meilen von dieſem Waldſchlößchen wäre er, und man könnte wol einen Verſuch machen —

„Das wollen wir gleich überlegen" — ſagte der Doctor Zinkas — „wenn Fräulein Marie nichts dagegen hat."

Marie ſchwieg.

Nach den ſächſiſchen Ländern zog ſich damals im Spätherbſte die Kriegsfurie.

Nach dem abgeſchlagenen Sturme auf den Burgſtall und das Zirndorfer Lager waren die feindlichen Heere noch eine Zeit lang einander gegenüber geblieben. Umſonſt bat der Kurfürſt von Baiern auf das Dringendſte, Waldſtein möge hervorbrechen und das zum erſten Male abgeſchlagene ſchwediſche Heer in offener Feldſchlacht angreifen — Waldſtein erhörte dieſe Bitten nicht. Es war ihm Erfolges genug, daß der bisher überall ſiegreiche Schwedenkönig an ihm und dem Burgſtalle zum erſten Male geſcheitert ſei. Es ſchien ihm nicht an der Zeit, Alles aufs Spiel zu ſetzen. Er konnte für die Ernährung ſeines Heeres beſſer ſorgen als der Schwedenkönig, und er pochte darauf, daß dieſer von Nürnberg fort müſſe, weil Hunger und Peſt ſeine Regimenter lichte. Und darin hatte er Recht. Guſtav Adolph marſchirte endlich drohend am Zirndorfer Lager vorüber, gleichſam rufend: Komm' heraus, ich ſpotte Dein! Es rührte ſich nichts im Zirndorfer Lager. Der wieder kränklich gewordene Tiger lag unbeweglich in ſeinem Bretterhauſe, und der bairiſche Kurfürſt ſah mit Schrecken, daß der Schwede wieder nach Süden zog, nach dem Baierlande hinauf. Er wird nach Salzburg, nach Oberöſterreich, nach Wien ſelbſt marſchiren, rief die katholiſche Partei entſetzt, und der Kaiſer wird nun erfahren, daß nicht er, ſondern Friedland den Krieg führt.

Waldſtein beharrte unerſchütterlich in ſeiner Ruhe und ſagte höchſtens: Nicht Schlachten allein führen zum Ziele und nicht hier mitten im Reiche ſoll man das Glücksſpiel der Schlachten ſuchen. Nein, weitab von hier ſoll man das Aeußerſte wagen, und gute Schachzüge ſollen den Gegner nöthigen, Tag und Nacht rückwärts zu marſchiren.

In dieſem Sinne wollte er den Herbſt ausnützen und für ſeine geheimen politiſchen Pläne ſollte der Herbſt noch Ernte bringen. Den eigenſinnigen Kurfürſten von Sachſen wollte er züchtigen und zu ſich nöthigen.

Er ſchickte Holck mit einer Heeresabtheilung nach Sachſen. Dieſe Ländergeißel ſchien ihm geeignet, den Kurfürſten zu erſchüttern.

Holck marſchirte ins Vogtland, und endlich trat auch Waldſtein aus ſeinem Bretterhauſe und commandirte ſein Heer nach Norden, während das ſchwediſche Heer nach Süden gezogen war. Alſo auseinander marſchirten ſie die furchtbaren Schlachthaufen, auseinander nach entgegengeſetzten Himmelsgegenden.

So wurden die Verbündeten — Schweden und Sachſen — von einander getrennt. Was kann denn der Schwede anders thun, als umkehren, und unterdeſſen haſt du den Sachſen in deinen Fängen — dachte Waldſtein und drang über Coburg ins Saalgebiet.

Leo mußte Holck begleiten; er blieb ihm überantwortet. Was Waldſtein dem General Holck aufgetragen in Betreff Leos, das wußte Niemand. Aber errathen konnte es Jedermann: es mußte der Untergang Leos ſein. Holck war der Würgengel des Friedländers; wo er hingeſendet wurde, da traf die wüſte, grauſame Zerſtörung ein, wer ihm überantwortet wurde, der hatte Pein und Vernichtung zu gewärtigen.

Ja Heinrich Holck, welchen der Kaiſer in den Grafenſtand erhoben — Grafen entſtanden damals in ungemeiner Anzahl — Holck war das Urbild damaliger Verwirrung und Verirrung im ſtaatlichen wie religiöſen Leben. Wechſel des Oberherrn, Wechſel des Glaubens war in ihm verkörpert. Wenn Holck beſoffen iſt — pflegte man zu ſagen — dann weiß er abſolut nicht, ob er jetzt gerade Katholik oder Proteſtant iſt, und man muß ihm ſagen, was er geſtern geweſen iſt.

Aber zwei Perſonen neben Holck intereſſirten ſich für Leo. Leider war die eine dieſer Perſonen ganz dazu angethan, Leos Lage nur zu verſchlimmern, wenn Holck die Neigung gewahr wurde, welche ſie Leo ſchenkte. Es war Holck's Maitreſſe, Suſanne geheißen, welche er mit ſich im Felde herumſchleppte. Auch in dieſem Punkte war Holck wüſt und lüderlich. Als Waldſtein vor Stralſund lag, hatte Holck in Stralſund unter Prunk und

Lärm eine junge, ſchöne Frau geheiratet — die war längſt beſeitigt, und der einäugige Wüſtling hatte von der holländiſchen Grenze ein rothhaariges Mädchen mitgebracht, die große Gewalt über ihn ausübte. Man wußte nicht recht, was man aus ihr machen ſollte, und nannte ſie eine Jüdin, weil die ſie begleitende Mutter den jüdiſchen Typus an ſich trug. Suſanne ſelbſt trug eigentlich nichts an ſich von jüdiſcher Race, wenn man nicht das brandrothe Haar dahin rechnen wollte. Dies Haar war übrigens von ſolcher Fülle und ſeidenweichem Glanze, daß es manchem Geſchmacke für eine beſondere Schönheit erſcheinen mochte. Schneeweiße Haut, voller, elaſtiſcher Wuchs, ein lüſternes, blaugraues Auge und katzenartige Geſchmeidigkeit in den Bewegungen des Körpers waren für den wilden Kriegsmann lauter Anziehungspunkte. Guter Verſtand und die geübteſte Schmeichelkunſt kamen ihr zu Hilfe, den Feldmarſchall tief zu umſtricken. Die Suſanne commandirt! hieß es im Heertheile Holck's, und wer was erreichen wollte, bewarb ſich um ihre Gunſt.

Dieſer Suſanne gefiel Leo in ſeiner jugendlichen Friſche, welche neuerdings durch arge Prüfungen zur feſten Männlichkeit emporreifte. Er nahm ſich neben dem alternden, immer etwas unſaubern Holck ſehr anziehend aus, und Suſanne ſorgte ſtets dafür, daß er in den Nachtquartieren in Holck's Hauſe untergebracht und immer an die Tafel des Feldmarſchalls gezogen wurde. Wenn Holck das bemerkte, ſo wurde Leos Untergang ſicherlich beſchleunigt.

Bis zum Eintritt ins Vogtland hatte Holck nichts bemerkt. Leo auch nicht. Das Bild ſeiner Magna lebte allein in ihm, er war allen anderen weiblichen Weſen gegenüber unbefangen und verſtand die blitzenden Blicke Suſannens nicht, ja nahm es arglos hin, wenn ſie ihm zuweilen nach der Tafel, ſobald Holck vor der Weinflaſche eingeſchlafen war, die Haare aus der Stirn ſtrich und mit der weichen Hand über die Wange glitt. Vielleicht um einen Handkuß zu gewinnen, den ſie nicht gewann von dem etwas ernſt und nachdenklich gewordenen jungen Manne.

Die Mutter aber bemerkte es. Dies feiſte Weib mit großer Adlernaſe trat in Adorf, als ſie eben eingerückt waren, zu ihm und flüſterte ihm mit ſcharfer Zunge die Worte ins Ohr: „Nehmt Euch vor Holck und meiner Tochter in Acht, junger Herr, wie vor der Peſt. Jede Berührung iſt der Tod für Euch.“ Das hatte für Leo keine abſonderliche Bedeutung. Er wußte längſt, daß er von Holck nichts Gutes zu befahren hätte.

Er erzählte es aber doch der zweiten Perſon, die ihm ſeit Kurzem nahe getreten war und die eben jetzt von der andern Seite in das Städtchen einritt. Es war dies ein Oberſt von der Hagen, welcher auf Recognoſcirung ausgeweſen war und dem Feldmarſchall berichten ſollte, wie ſtark die ſächſiſchen Truppen ſein möchten, deren Heranrücken von Falkenſtein und Treuen her gemeldet worden. Dieſer Hagen war Leo beſonders freundlich entgegengekommen. Er war ein Norddeutſcher, deſſen feine Bildung in Kriegswiſſenſchaften gerühmt wurde, und der namentlich den Ruf hatte, ein erfindungsreicher Stratege zu ſein. „Eine üppige Kriegsphantaſie hat dieſer Hagen“, war eine Aeußerung Waldſtein's, und er hatte ihn abſichtlich Holck mitgegeben, weil er dieſem gewaltſam ausführenden Krieger einen „findigen“ Künſtler zur Seite geben wollte.

Hagen, der eben vom Pferde ſtieg, ſchien auch wirklich eine Künſtlernatur zu ſein. Schlank und fein gebaut, mit ſchmalem, magerem Antlitze, in welchem ein großes, träumeriſches Auge herrſchte, ſchritt er leicht, faſt leiſe daher durch das Gedränge der einrückenden Truppen und ſchmiegte ſich ſo beſcheiden durch die Lücken hindurch, als ob er ein kleiner Fähnrich wäre und nicht ein gebietender Oberſt. Der Titel eines Oberſten war damals eben der eines oberſten Führers. Alle die Bezeichnungen „General“, „Feldmarſchall“ und wie ſie weiter lauteten, waren neu und galten im Grunde für Luxusbezeichnungen; der Oberſt ſtellte die commandirende Einheit dar, und die Anſpruchsloſigkeit des Oberſten von der Hagen war deshalb doppelt auffallend. — Sie war aber ganz echt und entſprang ſeinem innerſten Weſen. Er war ſehr anſpruchslos, er war ſogar ſchüchtern, er war — eine ſeltene Erſcheinung im Friedland'ſchen Officiercorps — er war ein Idealiſt. Von Haus aus Proteſtant, war er zum Katholicismus übergetreten, nicht etwa um leichter eine Laufbahn zu machen unter dem Friedländer, ſondern weil das Lutherthum ſeinem religiöſen Bedürfniſſe zu nüchtern vorkam und zu dürftig. Seine Phantaſie verlangte für den Glauben einen größeren Spielraum, verlangte tiefere Geheimniſſe. Ebenſo neigte ſein politiſcher Idealismus zum alten Kaiſerthum und deſſen geſalbter römiſcher Majeſtät. Zur Liga, zum Tilly hatte es ihn gezogen, und er litt jetzt unter dem Friedländ'ſchen Weſen, welches den ganzen dogmatiſchen Habit abgeſtreift hatte vom katholiſchen Heere. Von Tag zu Tag fühlte er ſich einſamer und fremder in dieſem Heere und die Aufgabe neben Holck ſagte ihm nicht im Mindeſten zu; ſie verſchüchterte ihn nur noch mehr. Der junge Leo war ihm alſo eine willkommene Erſcheinung geweſen. Solch ein reiner, unverdorbener Jüngling war ihm ein tröſtlicher Umgang, und er nahm denn auch jetzt Leos Mittheilung der Worte von Suſannens Mutter mit warmer Theilnahme auf. Das Geheimnißvolle daran betraf ihn ſtärker als Leo ſelbſt, denn das Geheimniß übte die ſtärkſte Macht auf ihn. Er rieth zur aufmerkſamſten Vorſicht und verſprach, ſich Leo auszubitten vom Feldmarſchall, und zwar als ſeinen Adlatus auszubitten für die Expedition, welche er eben dem Feldmarſchall vorſchlagen wollte.

Mit dieſem Vorſatze ſchritt er in das Haus, welches Holck eben bezogen hatte. Leo folgte ihm.

Es war gegen Mittag. Holck ſetzte ſich juſt zur Tafel und rief ihm entgegen: kurz zu ſein im Berichterſtatten.

Von der Hagen trug vor: eine nicht unbeträchtliche Cavalleriemaſſe der Sachſen komme von Falkenſtein. Sie müſſe geworfen werden, um nicht in der Flanke des kaiſerlichen Heeres zu verbleiben —

— Werft ſie! — erwiderte Holck, indem er den großen Pocal an die Lippen ſetzte, welchen ihm Suſanne zur Einleitung des Mahles credenzt hatte — und verſchafft dem Heere des Friedländers Sicherheit hier im Elſterthale, das wir morgen ſäubern wollen bis Plauen hinab. Rapporte finden mich heute Abend in Oelsnitz, das ich morgen Früh zum Range Magdeburgs erhöhen will. — Jetzt frühſtückt mit uns!

Hagen dankte ablehnend und erbat ſich den jungen Steinwald zum Adlatus.

— Warum nicht gar! — rief Holck, und ſich nach der Thür wendend, ſchrie er: — Was unterſteht Ihr Euch, mich zu ſtören?!

Dies galt einer Abgeſandtſchaft des Raths von Adorf, welche ſchüchtern eintrat. Sie bat um Schonung für das Städtchen. —

— Schonung? Vielleicht. Wenn Ihr katholiſch werden wollt binnen einer Stunde. Pater Onofrius ſitzt ſchon auf dem Markte und wartet. Schickt die Adorfer zu ihm, Beichtzettel zu erbitten. Iſt, wenn ich geſpeiſt habe, die Zahl hinreichend, ſo kommt Euer ketzeriſches Loch mit blauem Auge hinweg, iſt ſie nicht hinreichend, ſo beginnt zunächſt die Plünderung. Packt Euch!

Hagen machte mit halblauter Stimme die Bemerkung, daß alſo bekehrte Katholiken geringen Werth haben möchten für die katholiſche Kirche. —

— Das meint Pater Onofrius nicht, und der muß es beſſer verſtehen als wir. Wenn Ihr nicht ſpeiſen wollt, Herr Oberſt, ſo laßt Euch nicht aufhalten!

Verletzt zog ſich Hagen zurück, mit einem Achſelzucken auf Leo blickend.

Dieſer wollte ſich nicht ſo ſchnell ergeben und wiederholte das Anſuchen, mit dem Hagen'ſchen Corps gehen zu dürfen.

Suſanne fand das nicht wünſchenswerth und ſprach in dieſem Sinne einige Worte, die Holck aufzufallen ſchienen. Das bemerkte die Mutter und flüſterte etwas in Holck hinein. Es mochte für Leos Verlangen lauten, denn ihr war es recht, wenn der junge Mann aus der Nähe ihrer Tochter entfernt würde. Das war aber Oel in Holck's aufglimmendes Zornesfeuer.

„Nichts da!“ rief er — „dazu iſt mir der Burſch nicht übergeben worden. Er ſoll Chriſtum erkennen lernen, bis — genug! Er geht jetzt hinunter auf den Platz zum Pater Onofrius und wartet auf deſſen Erklärung. Lautet ſie ungenügend, ſo giebt er das Signal zur Plünderung. Und zwar ſo, daß meine Leute anfangen bei den fünf reichſten Leuten des Städtchens. Er überwacht ſie und ſorgt dafür, daß die Beute unverkürzt hier im Hauſe abgeliefert wird.“ — Dafür bin ich nicht Kriegsmann geworden — ſchrie Leo in heller Entrüſtung — daß ich den Diebſtahl leite und beaufſichtige! — „Ihr ſeid noch gar nichts geworden“ — erwiderte Holck noch lauter — „und müßt froh ſein, daß Ihr das Leben habt; noch habt. Kehrt!“

Leo faßte ſich, weil er den Vorſatz faßte, ganz und gar von dannen zu gehen. Er antwortete nichts und ſah es auch nicht, daß Suſanne ihm mit den Augen verſöhnlich zuſprach.

Ohne Gruß wendete er ſich und ging.

Wie er gehofft, fand er auch Hagen noch, der eben zu Pferde ſteigen wollte. Aber Hagen war ängſtlich; er wollte die Verantwortung nicht auf ſich nehmen, dieſen Hausofficier des Friedländers ſeinem Poſten entführt zu haben. Er rieth ihm, noch kurze Zeit zuzuwarten. — In einigen Tagen vielleicht ſchon — ſagte er — treffen wir in der Leipziger Gegend mit dem Hauptheere zuſammen, und der Herzog nimmt Euch wieder zu Gnaden auf, wenn Ihr die Prüfung neben Holck gehorſam durchgemacht. Nehmt Euch nur vor den beiden Weibern in Acht. Stellt Euch gut mit ihnen. Ich halte ſie für orientaliſch Blut, für portugieſiſche Jüdinnen, die über Holland gekommen ſind. Dieſe Race iſt rachſüchtig und kann Euch mehr ſchaden als Holck. Stellt Euch gut mit ihnen. Auf Wiederſehen!

Fort ritt er, der furchtſame Freund. Leo meinte ihm folgen zu müſſen und ging hinüber auf den Platz, wo Pater Onofrius neben einer Trommel ſaß und wartete. Ein Tiſch ſtand vor ihm, auf demſelben ein Käſtchen, welches mit Beichtzetteln angefüllt war. Daneben Tinte und Feder, um die Namen der Convertiten auf die Zettel zu ſchreiben. Croaten lagen im Kreiſe umher. Von fünf Minuten zu fünf Minuten ſtand einer auf, kam zur Trommel und ſchlug einen Wirbel. Die Trommel war gedämpft und klang dumpf wie zum Leichenbegängniß. Dieſer dumpfe Wirbel aber war das Signal für die Einwohner.

Die Sonne des Spätherbſtes ſchien bleich auf den Mönch, welcher mit einem ſtupiden Geſichte bald rechts, bald links blickte, ob Niemand kommen wollte.

Es kam Niemand. Die Sachſen waren eingefleiſchte Proteſtanten, zäh und ſtandhaft in ihrem Glauben. — Die Luft wehte kühl trotz des Sonnenſcheins. Der Mönch fröſtelte, Leo desgleichen, und als Leo endlich ſagte: Es kommt Niemand! da wiederholte der Mönch trocken wie ein Krämer: Es kommt Niemand.

Da winkte der Mönch dem Croaten, welcher wieder trommeln wollte, mit einem in die Luft gezeichneten Kreuze und ſagte zu Leo: — Die Vorhand für den Herrn!

Einige der Croaten ſprangen auf und luden Leo pantomimiſch ein, ihnen zu folgen. Sie waren die beſtallten Plünderer Holck's und ſchritten jetzt haſtig auf die Häuſer zu, über welche ſie ſich längſt unterrichtet hatten. Sicher ſchritten ſie durch die auf den Gaſſen bivouakirenden Truppen, und als der Mönch ſie nicht mehr ſah, wendete er ſich zum Croaten an der Trommel, welcher unterdeß den Dämpfer vom Kalbfell abgeſchraubt hatte, und ſprach: **Vae victis!**

Auf dies „Wehe den Beſiegten!“ ſchlug der Croat einen raſſelnden, weithin ſchallenden Wirbel, das Plünderungsſignal, und alle bivouakirenden Soldaten ſprangen ſchreiend in die Höhe und ſtürzten in die Häuſer.

Was nicht niet- und nagelfeſt war, lag nach Verlauf einer Stunde in Haufen neben den Soldaten auf der Straße, und Marketender wie wandernde Händler aus dem Trainſchweife des Heeres feilſchten in erſtaunlicher Anzahl um die Beuteſtücke. Es war wie ein Jahrmarkt in dem Städtchen. Händeringend, verzweiflungsvoll ſahen die armen Einwohner von den Hausthüren und aus den Fenſtern drein, wie ihre Habe von Hand zu Hand ging und — ein neuer Trommelwirbel raſſelte! — verſchwand.

Die Soldaten traten unter die Waffen, die Marketender und Händler ſchleppten eiligſt ihren Einkauf von dannen, Trompeten ſchmetterten, eine große Kutſche mit vier Pferden beſpannt kam daher, Feldmarſchall Holck mit ſeiner lachenden Suſanne ſaß darin, das ganze Heer bewegte ſich weiter, um vor Abend noch Oelsnitz zu erreichen.

Dort ſollten ſich dieſe Scenen wiederholen. Aber mit künſtleriſcher Steigerung. Suſanne ſollte ſehen, wie es in Magdeburg hergegangen ſei, wie eine Stadt brenne nach der Plünderung.

Das Alles geſchah unter ſorgfältiger Eintheilung. Man zog des Abends ein in Oelsnitz ohne irgend eine Gewaltthat, und die Truppen, welche Adorf geplündert, mußten hindurch, mußten weiter ziehen. Andere Truppen ſollten hier ernten.

Die Nacht hindurch wurde geſchwelgt; bei Tagesanbruch wurden Geſchütze vor der Stadt aufgefahren. Onofrius ſaß beim erſten Morgengrauen ſchon auf dem Platze, und als die Sonne aufgegangen war, raſſelte ſeine helle Trommel zur Plünderung.

Als dieſe beendigt war, ritt ein Profoß durch das Städtchen und rief aus: Der unverbeſſerliche Ketzerort werde binnen einer Viertelſtunde dem Feuer überliefert. Gleichzeitig donnerten Kanonenſchüſſe. Die entſetzten Einwohner drängten ſich aus den Thoren heraus und wurden mit Schüſſen empfangen, diesmal mit blinden Schüſſen, blos um ſie zu erſchrecken und der von ihrem Wagen zuſchauenden Suſanne den mannigfaltigen Anblick der Todesangſt zu gewähren. Die „Stücke“ ſandten Brandkugeln über die Fliehenden in den Ort hinein und Trainknechte legten an zwanzig Stellen Feuer an die Außenſeite der Häuſer. Der friſche Herbſtwind that ſeine Schuldigkeit, und binnen einer Viertelſtunde hatte Suſanne den vollen Anblick einer über und über brennenden Stadt. —

Lachend fuhr ſie weiter im Thal der weißen Elſter hinab gen Plauen. Unterwegs aber machte ſelbſt der ſtumpfe Mönch Onofrius dem Feldmarſchall Vorſtellungen gegen ſolches Verfahren. Er ſprach nicht von Schonung, aber wies darauf hin, daß die Kirche gar keinen Gewinn fände bei ſolcher Ausführung der Maßregeln. Nicht ein Beichtzettel werde an den Mann gebracht, Plündern und Sengen erſcheine als Zweck und Ziel.

„Da haſt Du Recht, würdiger Mann" — entgegnete Holck — „und Du ſollſt in Plauen Genugthuung erhalten."

Nachmittags wurde dieſe größere Stadt erreicht und ohne irgend einen Exceß beſetzt. Nichts von Tumult, nichts von Anzeichen einer Gewaltthat. Nur der Profoß ritt durch die Straßen und verkündete, daß bei Sonnenuntergang auf dem Markte der Tiſch des Paters aufgeſtellt werden würde. Eine volle Stunde Zeit werde den Einwohnern vergönnt, ſich zum Uebertritte zu entſchließen und ſich dort den Beichtzettel zu holen. Erſt mit der zehnten Abendſtunde werde Haus für Haus angefragt werden, ob die Hausherren mit Beichtzetteln verſehen ſeien.

Eine unheimliche Stille lagerte über der Stadt. Das Herbſtwetter hatte zudem umgeſchlagen, Wolkenſchichten hatten ſich vor die Sonne gelagert und der Wind blies rauh.

Die beiden Geiſtlichen der Stadtkirche waren zur Tafel des Feldmarſchalls geladen. Sie ſchritten in ihren ſchwarzen Reverenden über den Marktplatz und traten in das größte Haus desſelben, in welchem Holck ſein Quartier genommen. „Die Reverenden hätten ſie wol nicht gebraucht zum Speiſen" — meinten einige Bürger, welche ſie ſchreiten ſahen — „die fordern nur heraus!" — „„Nein, 's iſt recht ſo"" — ſagten Andere — „„der Herr Primarius zeigt ſich auch dem Erzfeinde im Ornate und der Herr Secundarius darf nicht zurückbleiben.""

Holck ſaß ſchon an der Tafel, als ſie eintraten. Zu ſeiner Linken die Mutter Suſannens, zu ſeiner Rechten Suſanne ſelbſt und neben dieſer — einer directen Aufforderung Suſannens zufolge — Leo Steinwald.

Holck zog eine Grimaſſe, als er die Geiſtlichen in ihrer Amtstracht eintreten ſah; er empfand die Herausforderung vollſtändig. Aber er ſagte nichts und lud ſie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen am Tiſche.

Die Geiſtlichen aßen und tranken nicht. — Eßt und trinkt nur getroſt — rief er ihnen zu — Ihr werdet Kräfte brauchen. Sie verneigten ſich ſtumm.

Holck und die Seinen dagegen zeigten vortrefflichen Appetit; die kalt gewordene Luft hatte ihn befördert. Und Holck ſelbſt trank noch mehr als gewöhnlich von dem ſchweren Rheinweine, welchen Suſanne einſchenkte. Sie forderte auch Leo fleißig auf, Beſcheid zu thun mit dem Becher, und ſchüttelte lächelnd ihre rothen Locken um die nackten Schultern, wenn der verſtimmte junge Mann ablehnte. Lächelnd, denn ſie trank ſelbſt ganz tapfer und verſicherte ihm, daß ein guter Wein nur belebe und keinerlei Schaden bringe. Dabei ſtreiften und berührten ihn ihre blendend weißen Arme, ihre weichen Hände zu wiederholten Malen — er hätte blutlos ſein müſſen, um nicht aufgeregt zu werden von dem heißen Weibe. Hagen hatte ihm ja auch dringend gerathen, ſich gut mit ihr zu ſtellen. —

So wurde es Abend. Lichter wurden auf die Tafel geſtellt; draußen wehte der Wind ſtärker und rüttelte an den Fenſtern.

Als die Lichter kamen, winkte Holck einem Manne zu, welcher an der Thür erſchien. Es war der Profoß. Er ſchritt eilig heran zum Feldmarſchall und dieſer ſagte leiſe zu ihm: „Habt Ihr den Reichſten?“ — Ja. — „Und iſt viel gefunden worden?“ — Sehr wenig. — „Dann iſt er die Hauptperſon für die Hunde. Fangt an!“

Und ſich zu den Geiſtlichen wendend, fuhr Holck fort: — Der Herr Primarius und der Herr Secundarius ſind eingeladen, dieſem Manne zu folgen! — Er deutete auf den Profoß. Die Geiſtlichen gehorchten in der traurigen Ahnung, daß ſie zur Marterbank geführt würden.

Gleichzeitig hob der Feldmarſchall die Tafel auf, blieb aber ſelbſt ſitzen. Er pflegte noch zu trinken und nach kurzer Erledigung einiger Rapporte vor der Weinflaſche einzuſchlafen. Was draußen auf dem Markte vorgehen ſollte, war ihm ein Geſchäft für die Untergebenen, ſonſt nichts. An dem Zwecke des Pater Onofrius nahm er nicht den geringſten innern Antheil. Er hatte nicht einmal den Fanatismus zur Entſchuldigung, wenn er die Leute martern ließ, damit ſie ſich zum kirchlichen Uebertritte entſchlöſſen. Das war ſo eine landläufige Form aus der früheren Zeit des Krieges, die mehr und mehr abhanden gekommen war, je mehr der Krieg ein blos politiſcher geworden. Aber er benutzte die Form zum Zwecke der Gelderpreſſung. Es hatte einen beſſeren „Schick", pflegte er zu ſagen, wenn Pater Onofrius dabei fungirte und der Profoß doch reiche Leute ausgeſucht hatte, von denen ein Abſtandsgeld zu erpreſſen war für Erlaſſung des Beichtzettels. Wohl und Wehe, Schmerz und Pein der Gemarterten kam ihm gar nicht mehr in den Sinn; dafür war er durch langjähriges mörderiſches Kriegsleben längſt verhärtet, ſo verhärtet wie ein Fleiſcher, der das Sträuben und Schreien ſeiner Schlachtthiere gar nicht mehr gewahr wird.

Auch Suſannens Mutter brauchte einen kurzen Schlaf nach Tiſche und entfernte ſich zu dem Zwecke in ihr Zimmer.

Suſanne dagegen war aufgeräumt, neugierig und verliebt. Sie führte Leo ins Nebenzimmer, wo ein Erkerfenſter den Markt trefflich überſehen ließe.

Leo hatte gar nicht Acht gegeben auf das, was vorgehen ſollte. Er war mit ſeiner eigenen Lage zu ſehr beſchäftigt und die Sinnlichkeit mit einem ſinnliche Liebe ſprühenden Weibe trat ihm zum erſten Male nahe. Sie betäubte ihm jeglichen Gedanken, als er von Suſanne geführt in den weiten Erker trat und ſich auf die Ruhebank niederließ, welche rings um den Erkerraum angebracht war. Die buhleriſche Suſanne überſchüttete ihn ſo mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien und begleitete dieſe moraliſche Verführung ſo geſchickt mit Hand und Mund, daß er wie in ein

Feuermeer gerieth und gar keinen Blick hatte für die ſchreckliche Scene unten auf dem Markte.

Dort ſaß Onofrius in einem weiten Kreiſe von Fackeln. Vor ihm ſtanden die beiden Geiſtlichen und ein feiſter Bürgersmann, der reichſte Rathsherr von Plauen. Hinter den Fackeln blitzten ringsum die Spieße der Pikeniere.

Onofrius empfing die Geiſtlichen mit Scheltworten darüber, daß ſie es wagen könnten, in ihren ketzeriſchen Gewändern vor ihm zu erſcheinen. Sie ſollten ſie auf der Stelle von ſich werfen. Das thaten ſie nicht. Die Knechte des Profoßen riſſen ihnen nun die Reverenden vom Leibe. Der Primarius, ein bejahrter Mann, zeigte ſich nun, der weiten Hülle entkleidet, als ein mageres, dürftiges Männchen. Der rauhe Wind trieb die ſpärlichen grauen Haare von ſeinem Scheitel in die Höhe. Er ſchüttelte verneinend das Haupt auf des Onofrius' weitere Frage: ob er übertreten und beichten wollte. Der Secundarius ſagte laut „Nein“. Der feiſte Rathsherr ſchrie: Nimmermehr!

Da winkte der Profoß nach dem Fackelkreiſe hinüber und hervortraten zwei handfeſte Kerle, welche an hänfener Leine drei große Hunde führten. Sie waren groß, flughaarig, fahlbraun. Man nannte ſie däniſche. Holck hatte ſie aus ſeiner Heimat an der Oſtſee kommen laſſen. Sie waren abgerichtet, wie man ſagt, „auf den Mann“. Das heißt ſie ſprangen an dem Menſchen, auf welchen ſie gehetzt wurden, in die Höhe, hielten ihn feſt an den Schultern und öffneten knurrend den Rachen vor ſeinem Antlitze. Dies war der erſte Act. Weiteres Commando brachte Weiteres.

Dieſer erſte Act wurde jetzt vollführt. Binnen einigen Secunden waren die Hunde losgelaſſen und ſtanden auf den Schultern der beiden Geiſtlichen und des Rathsherrn.

Der Rathsherr ſchrie fürchterlich und erklärte ſich lallend bereit, Alles zu thun, was der dicht neben ihn tretende Profoß heiſchen würde. Dieſer legte ſeine Hand auf den Kopf der Beſtie und fragte leiſe: wo der Rathsherr ſein Geld verwahrt habe und ob er es ſofort ausliefern wollte. Als der geängſtigte Rathsherr dies genügend beantwortet hatte, ſprach der Profoß ſtreng zu dem Hunde: Ab! und der Hund ließ den Rathsherrn los. Der Form halber ließ ſich der Profoß einen Beichtzettel reichen, winkte einigen Croaten, händigte dieſen den Zettel ein, ſprach einige Worte zu ihnen und ſchloß damit: Binnen einer Viertelſtunde Alles beim Feldmarſchall, oder der Mann wieder hierher zum zweiten Grade.

Die Croaten gingen fort mit dem Rathsherrn. Nun wendete ſich der Profoß zu den Geiſtlichen, welche unter den Rachen der Beſtien ausgehalten, und fragte ſie: ob ſie ſich eines Beſſeren beſonnen. Nein! ſagten beide.

Der Profoß winkte, die Knechte ſchrieen: „Faß!“ und die Hunde riſſen nun heulend den beiden Männern die Kleider vom Leibe.

Aus allen Häuſern und hinter den Pikenieren, von wo die Einwohner zuſahen, erhob ſich ein Angſtſchrei des Schreckens. Der alte Primarius war ein Bild des Jammers im kalten Nachtwinde. —

„Ab!“ commandirte endlich der Profoß, und die Hunde ließen ab von den halbnackten Männern. Habt Ihr Euch eines Beſſeren beſonnen? rief der Profoß.

Nein! ſagten beide Geiſtliche, und der Primarius erhob ſeine blutig geriſſenen Hände zum finſtern Nachthimmel.

Dann folgt der dritte Grad! ſchrie der Profoß und wollte eben den Knechten winken. —

Da fühlte er ſeinen Arm, den er juſt erheben wollte, feſtgehalten. Ein baumlanger Mönch ſtand neben ihm. Die Pikeniere hatten ihn eben ſeiner Kutte wegen unbehindert hineinſchreiten laſſen in den Kreis; die Croaten um Onofrius hatten ſcheu und ehrerbietig auf ihn geblickt, Onofrius war neugierig aufgeſtanden — es war Pater Dunſtan, welcher Holck's Flammenſpuren gefolgt war über Adorf und Oelsnitz bis daher.

Die Erſcheinung war in der That dazu angethan, Schauer und Ehrfurcht zu erwecken. Die ganze Summe eines vergeblichen

Lebenskampfes gegen religiöſe Rechthaberei lag auf dieſem kahlen Greiſenhaupte, welches aus der Gruft zu kommen ſchien, die letzte Energie eines ausathmenden Menſchen ſtrömte aus dieſer langen Knochengeſtalt, welche ſich ſtreckte gleich einem Sterbenden — der ſonſt völlig zu Leder verhärtete Profoß konnte ſich des Schauers nicht erwehren und empfand zum erſten Male, daß er Unzucht treibe mit geiſtlichen Dingen. Denn die alte Benedictinerkutte belehrte ihn, daß hier geiſtliche Macht einſchreite gegen den Mißbrauch geiſtlicher Dinge.

Eine Todtenſtille trat ein. Fackelträger, Pikeniere und die zuſchauende Einwohnerſchaft drängten leiſe näher, um die Worte zu verſtehen, welche offenbar im Anzuge waren und welche zunächſt kaum verſtändlich, tief gedämpft von der inneren Aufregung Dunſtan's hervorquollen. —

— Unglückliche Menſchenkinder — lauteten ſie — die Ihr Gottes Ebenbild ſchändet, — was unterſcheidet Euch noch von der Beſtie, in deren Gemeinſchaft Ihr handelt?! — Nichts mehr! Ihr verfolget, Ihr mißhandelt einander ſo arg wie Juden und Heiden unſerm Heiland einſt gethan und ſeinen Nachfolgern. Iſt das Religion, was Ihr mit Spießen und Stangen, mit Hunden, mit Mord- und Frevelthaten betreibt? Religion? Richtet Euch nicht, auf das Ihr nicht gerichtet werdet! hat der Stifter unſeres Glaubens gelehrt, und Ihr richtet wie Henkersknechte. Hinweg mit dieſen Tiſchen der Wechsler und Händler, die Chriſtus ſchon im Vorhofe des Tempels umſtürzte — und dabei warf er den Tiſch mit den Ablaßzetteln vor Onofrius an die Erde und wendete ſich nun zu dieſem blöden Mönche — wer hat Dich gelehrt, heilloſes Inſtrument blutrünſtiger Kriegsknechte, daß geplärrte Worte Gebet ſeien, daß gewaltſame Scheinbekehrung einen Sinn und Werth habe, daß es Gemeinſchaft mit Gott gebe ohne Ueberzeugung und innere Wahrheit. Verhülle Dein Haupt, Du Baalspriеſter, der Du das heiligſte Kleinod des Menſchen, den herzlichen Verkehr mit Gott in Lüge, Betrug und Fratze verwandelſt! Verbirg Dich in Deine

Zelle und reinige Dich durch nachdenkliche Reue von dem Schmutze, der ſtarrend Dich einhüllt von oben bis unten. Gott, der dieſe Welt hegt und trägt, iſt ein Gott der Liebe, er wird Dir verzeihen, was Du im Blödſinn verbrochen; er wird Dich und Euch alle lähmen wie die Gichtbrüchigen, wenn Ihr fortfahrt, das Werk des Unfriedens zu betreiben und ſeine himmliſche Schöpfung zu ſchänden durch Werke des Haſſes. Liebet Euch untereinander! iſt der Grundquell aller Lehren unſeres Herrn und Meiſters, und die Nächſtenliebe allein ſoll der Grund und Boden ſein für jegliche Kirche, die Chriſtum verkünden will. Sammelt Eure Herzen und Sinne, Ihr Alle hier, die Ihr den Gräuel geſehen und die Ihr mich hört, ſammelt Eure Herzen und Sinne zur Erinnerung an die Gedanken, welche Ihr als unſchuldige Kinder gehegt, welche Ihr gehegt, als Ihr zum erſten Male vor den Altar tratet und als Ihr die erſte Stimmung des vollen Gottesſchauers, der hehren Andacht, der heiligen Frömmigkeit in Euch empfandet, macht dieſe Stimmung jetzt noch einmal in Euch lebendig mit allen beſſeren Kräften des Geiſtes, die in Jedermann ſchlummern, und ſo gekräftigt und gereinigt ſprecht ſie mir nach die Worte, welche vor Allem noth thun in ſo unglücklicher Zeit, ſprecht mir nach die Worte: Wir glauben Alle an einen Gott!

Wir glauben Alle an einen Gott! klang's über den ganzen Markt hin, und ſelbſt die Kriegsleute bewegten dazu die Lippen.

So ſchien es denn, als ob Dunſtan doch noch einen Triumph ſeiner Grundſätze erleben ſollte.

Die Freude war aber kurz. Ein Diener Holck's hatte den Umſchwung auf dem Markte bemerkt und war zum Feldmarſchall geeilt, um Meldung zu machen. Holck war grimmig über die Störung ſeines Schlummers aufgefahren, war aber doch ſogleich bereit geweſen, näher zuzuſchauen. Denn als Convertit fühlte er ſich in Religionsſachen immer unſicher. Der Diener deutete auf das Nebenzimmer, wo der Herr Feldmarſchall vom Erker aus den beſten Ueberblick finde.

In jenem Erker war ſoeben auch Leo aus dem Taumel erwacht, in welchen ihn die koſende Suſanne gelullt. Ein Blick, durch die Fenſterſcheibe hatte ihm die Geſtalt Dunſtan's gezeigt im Lichte der nah gerückten Fackeln. Er hatte ihn erkannt, den auffallenden Greis, welchen er in Zleb geſehen und geſprochen hatte, mit Antheil, mit Theilnahme geſprochen hatte. Er war aufgeſprungen von ſeinem Sitze, um näher hinzuſehen; Suſanne, ärgerlich darüber, daß ihr zärtliches Entgegenkommen ſo von außen, ſo von fern geſtört werden konnte, war ihm die wenigen Schritte gefolgt, und ſie legte eben die Hand auf ſeine Schulter und ſchalt ihn ſchmollend — da klirrte Holck herein und ſah die Gruppe. Sie war immer noch eine vertrauliche und entzündete ſeinen groben Zorn — was er aber beim Eintritt in den Erker mit einem Blick auf den Marktplatz gewahrte, das traf ihn noch ſtärker. Dieſer Pater Dunſtan, den er ſogleich erkannte, hatte ihn auf Schloß Zleb beleidigt: er haßte ihn wegen des Inhalts ſeiner Predigten, denn dieſer Inhalt ging ſchneidend gerade gegen Holck's eigenen Lebenslauf. Er riß das Fenſter auf und hörte den letzten Satz von Dunſtan's Rede, hörte das allgemeine „Wir glauben Alle an einen Gott“, und empfand vollſtändig, daß hier ſeine ganze moraliſche Exiſtenz auf dem Spiel ſtünde. Solche Einflüſſe und Wendungen vertrugen ſich nicht mit dem Verwüſtungskriege eines Holck, welcher den Glaubensſtreit zum Deckmantel brauchte für ſein Raubſyſtem. — Auf dem Abſatze wendete er ſich um und ſtürmte fort, die Mutter Suſannens unſanft zur Seite ſchiebend, die eben auch in das Erkerzimmer getreten war. Sie war gekommen, um ihre Tochter zu beaufſichtigen, denn ſie hatte ſelbige ſchon im Verdachte einer albernen Neigung zu dem verlorenen jungen Menſchen, und ſie ſchloß aus der Gruppe im Erker ganz richtig, daß Holck hier eine unvorſichtige einſame Zuſammenkunft unterbrochen haben möchte — ſie folgte Holck auf der Stelle. Leo that desgleichen. Suſanne blieb allein zurück, ebenfalls voll Zorn. Ihr Zorn galt dem Leo, welcher ihre Liebkoſungen plötzlich hatte vergeſſen können. Holck und deſſen Eiferſucht fürchtete ſie nicht. Das ſchon bejahrte „Einauge“, meinte ſie, könne ſich ihrer Macht doch nicht entziehen, und den Grimm der Mutter ſchlug ſie gar in den Wind; nur die Ueberzeugung wurmte ſie, daß der allerliebſte Leo ſich doch nichts aus ihr mache, nur dieſe jetzt deutlich aufſteigende Ueberzeugung wurmte ſie heftig, und ſie ballte unwillkürlich die kleine weiße Fauſt da hinab, wo Leo hinter Holck durch die Menſchenmaſſe in den Fackelraum eilte. —

Holck hatte unten im Hauſe durch Commandowort ſeine wilde Leibwache aufgerufen. Sie drängte ſich hinter ihm und Leo durch die Menge. In der Bahn, welche ſie brach, ſchlüpfte Suſannens Mutter hinaus in den offenen Kreis. Sie wußte nicht was vorging, aber ſie merkte, daß ſich Störendes für Holck ereignet hatte. Ihn zu hetzen war ihre Abſicht und ihr Intereſſe. Das war Ableitung von dem wahrſcheinlichen Zorn gegen Suſannen.

Holck ſchrie ſchon von Weitem mit ſeiner weithin ſchallenden Befehlshaberſtimme dem Pater Dunſtan entgegen: wie er, ein ketzeriſcher Vagabund, es wagen könne, hier zu erſcheinen und ſich in Proceduren zu miſchen, welche unter Aug' und Befehl des commandirenden Feldherrn vorgenommen würden?!

Ein drohendes Gemurr ſtieg auf von allen Seiten. Der greiſe Mönch hatte eben erſt einen ſo tiefen und ſo erhebenden Eindruck gemacht auf Freund und Feind, daß Holck's „ketzeriſcher Vagabund“ Jedermann wie eine Blasphemie erſchien.

Dunſtan ſeinerſeits, noch auf der Höhe ſeiner Aufregung, ſchritt kerzengerade dem drohend heranpolternden Holck entgegen und rief: „Du Mann des Unfriedens und der Wüſtheit, Du thäteſt wahrlich beſſer, in Dein Inneres zu ſchauen, wo nichts als Unkraut wuchert, als den Ketzerrichter zu ſpielen. Du, der den Glauben wechſelt wie man einen Handſchuh wechſelt, ohne das Bedürfniß irgend eines Glaubens zu haben, Du ſollſt auf die Knie niederfallen und Deine Soldaten hier unten wie Gott dort oben inbrünſtig um Verzeihung bitten, daß Du dieſe gedankenloſen Kriegsleute von Frevelthat zu Frevelthat führſt und dem allgütigen Schöpfer zum Aergerniß lebſt und handelſt wüſt, lüderlich, frech und abſcheulich. Falle nieder, verirrtes Kind einer guten Mutter, falle nieder vor aller Welt, wie Du tagtäglich gefrevelt gegen alle Welt, ſammle Dich und bete, ſo lang' es noch Zeit iſt! Sonſt übereilt Dich die Todesſtunde im Moraſt Deiner Gottloſigkeit und Du ſchreiſt umſonſt nach dem Labſal des Sterbenden. Denn der Sterbende braucht das Bewußtſein, dem barmherzigen Schöpfer Himmels und der Erden nahe zu ſein in der Empfindung guten Sinnes, wenn ſelbſt die guten Werke gebrechen. Falle nieder, Heinrich Holck, ſonſt wird es zu ſpät für Deine Seele".

Holck ſchüttelte ſich, wie Einer, der von einer Laſt ledig werden will. Es war nicht blos die Laſt der Wuth und Entrüſtung, er war wirklich von ſeiner Mutter fromm evangeliſch erzogen worden, er hatte wirklich etwas in ſich, was religiöſes Bedürfniß heißen mochte, es hatte wirklich die Nennung ſeiner Mutter eine Kralle in ſein Herz geſchlagen. Aber es war zu früh für ihn, ſelbſt wenn die Oeffentlichkeit des Schauſpiels irgend ein Eingeſtändniß zugelaſſen hätte für ihn, er war noch viel zu kräftig im Schuſſe ſeiner wilden Laufbahn — er wurde noch Herr dieſer Laſt, und mit einem wiehernden Gelächter ſchüttelte er ſie von ſich.

Es nahm ſich furchtbar aus dies Gelächter in der Todtenſtille, welche über dem Marktplatze ſchwebte, und es that Noth, daß Worte folgten. Holck fand die entſcheidenden Worte. Er ſchrie:

„Wißt Ihr, wer dieſer heilige Bußprediger iſt? Ein Mönch? O nein! Ein Benedictiner? O nein! Oder doch ein guter Katholik? Auch das nicht. Nicht einmal ein Katholik. Ausgeſtoßen iſt er aus der katholiſchen Kirche."

Das fuhr wie ein Donner über die Soldaten hin. — Holck fuhr fort:

„Er war Benedictinermönch und neigte ſich zu den Ketzern. Er belog den heiligen Vater in Rom, er belog den Kaiſer in

Wien, er ging mit fliegender Fahne über zu den ſchlimmſten Ketzern und wurde von der katholiſchen Kirche excommunicirt —“ — Oh! ſchrieen die Soldaten. — „Der Bannſtrahl ruht auf ihm, er iſt verworfen in Ewigkeit. Wer ihn niederſchlägt, thut ein Werk, welches Gott und der Kirche wohlgefällt!“

Das war der Blitzſtrahl, welchen die Soldaten brauchten. Gerade weil ſie ſich hatten rühren laſſen von Dunſtan's Rede, gerade deshalb hielten ſie ſich nun zu doppelter Entrüſtung berechtigt. — „Aufgeſeſſen ſind wir dem Schurken!“ ſchrieen ſie und ſtürzten auf ihn ein. —

„Kreuziget ihn! kreuziget ihn!“ ſchrie gellend eine Weiberſtimme. Es war Suſannens Mutter.

Das Wort war neu. Die Soldaten fingen's auf als etwas eigenthümlich Neues. Martern und Tödten war ihnen geläufig, Kreuzigen war noch nicht vorgekommen, und doch paßte es ihnen ſo trefflich. Es war bibliſch und gebührte ſo einleuchtend dem kirchlichen Verräther. „Kreuzigen, kreuzigen!“ ſchrieen Alle.

Mitten auf dem Marktplatze in Plauen ſtand ein Häuschen mit großem, verſchloſſenen Thor, das Spritzenhäuschen genannt, weil die Feuerſpritzen dort verwahrt wurden. Auf dieſes Thor wies der verſtändige Profoß. Aus dieſem Thor ſei in der Geſchwindigkeit ein Kreuz zu machen, wenn man die Zwiſchenfelder mit der Axt herausſchlage, dergeſtalt, daß eine Kreuzesform übrig bleibe.

Das geſchah. Und dorthin wurde Vater Dunſtan geſchleppt.

Während dies geſchah, entwickelte ſich in Leo eine Wandlung. Er war katholiſch, gedankenlos katholiſch, wenn man ſo ſagen darf, um zu bezeichnen, daß er über Religionsunterſchiede ſich noch niemals Gedanken gemacht. Er war gehorſam ſeinen Vorgeſetzten. Beide Eigenſchaften erlitten jetzt einen heftigen Stoß. Ueber Dunſtan's Religioſität hatte er in Zleb reden gehört und die alte Gräfin Wanda hatte ehrfurchtsvoll davon geſprochen, auch Sparr hatte ſich voll Achtung geäußert, ſelbſt der Herzog hatte ihn ehrerbietig behandelt. Der natürliche Inſtinct überdem rief in Leo: dieſer Greis iſt kein Schurke, dieſer Greis iſt ſicherlich religiöſer als das wilde Soldatenthum, welches jetzt über ihn herfällt. Aus ſolchen Gründen nahm Leo jetzt Partei für den Vater. Daß er, der gehorſame Jüngling, mit dieſer Parteinahme hervortrat gegen ſeinen Vorgeſetzten, daß er — zum erſten Male in ſeinem Leben — heftig hervortrat, das hatten Waldſtein und Holck zu Wege gebracht durch die Behandlung, welche ſie in den letzten Wochen, welche ſie ſeit der Schlacht um den Burgſtall über ihn verhängt hatten. Dieſe verſchwiegene Bedrohung mit dem Tode, dies ſtumme Hinſchleppen in jegliche Lebensgefahr, dieſe Behandlung, als ob er eine Sache wäre, ein Stück Holz, ein Stein — dies Alles hatte in ihm gebohrt und gewühlt und hatte den bisher fragloſen Gehorſam in ihm untergraben. Jetzt brach dieſer Gehorſam in ihm zuſammen, und zum Aeußerſten entſchloſſen, trat er dem Feldmarſchall Holck entgegen, als dieſer den Soldaten nachſchrie: „So kreuziget ihn!“

Leo that dies mit dem vollen Ungeſtüm der Jugend; und mit der Entſchloſſenheit eines Menſchen, deſſen Manneskraft ſich unter täglicher Todesgefahr vollſtändig entwickelt hatte, rief er Holck zu: „Befehlt ſogleich, Feldmarſchall, daß man innehalte mit ſolcher Barbarei, oder ich ſelbſt ſtürze mich mit dem Schwerte unter die Mörder und haue nieder links und rechts einen Jeglichen, der dieſen Greis, dieſen auch vom Herzoge von Friedland hochgeachteten Greis mit einem Finger mißhandelt!“ — Frecher Junge, was unterſtehſt Du Dich?! — entgegnete Holck. — Sei froh, daß Du ſelbſt noch am Leben biſt, und bedanke Dich bei mir, daß ich Dich nicht ebenfalls ans Kreuz nageln laſſe. —

Leo riß ſein Schwert aus der Scheide.

„Du wagſt es, Bube, das Schwert zu ziehen gegen Deinen Gebieter?!“ — ſchrie Holck und trat einen Schritt zurück, indem er auch das ſeinige zog. — Zunächſt gegen die Mordknechte dort! rief Leo und ſprang den Soldaten nach, welche mit Dunſtan bereits am Thorflügel des Spritzenhäuschens angelangt waren.

— „Haut ihn in Stücke!“ — brüllte Holck und wollte ihm folgen. —

Aber ein unerwarteter Umſchwung trat ein. Verhängten Zügels kam ein Reiter die bergige Gaſſe herabgeſprengt, welche von Morgen her auf den Marktplatz führte, und ſchrie aus Leibeskräften: „Zu den Waffen! Zu Pferde! Der Feind bricht ein!“ — und als er auf den Marktplatz heraus kam, ſtürzte ſein Roß, und der ſchreiende Reiter flog über den Kopf des Thieres vor den Feldmarſchall nieder.

„Was iſt?“ — Aufſitzen laſſen! Aufſitzen laſſen! — ſtöhnte der Mann am Boden — die ſächſiſche Reiterei überfällt uns! Binnen einer Minute iſt ſie in Plauen!

Holck war ein gefaßter Soldat. Ohne einen Moment zu verlieren, ſprang die lange und ſchwere Geſtalt nach dem Hauſe zurück, wo das Hauptquartier war und wo das erſte Signal ermöglicht werden konnte. Die Trompeten ſchmetterten dies Signal, und im Handumkehren ſtürzten ſämmtliche Soldaten nach ihren Ställen oder Quartieren. Die Einwohner ſtoben hinweg nach ihren Häuſern, es war ein wildes Durcheinander, vermehrt durch die Vorpoſten des Holck'ſchen Heeres, welche flüchtig hereinſtürzten in die Stadt.

Ihnen folgte durch alle Gaſſen von Oſten her die ſächſiſche Cavallerie. Der Ueberfall kam ſo jählings, daß kein geordneter Widerſtand möglich wurde. Holck ſelbſt hatte Noth, aus der Stadt zu entkommen und der Gefangennahme zu entgehen; die Stadt ſelbſt war binnen einer Viertelſtunde in den Händen der Sachſen und mit ihr eine große Anzahl gefangener kaiſerlicher Truppen.

Dadurch war die Kreuzigung Tunſtan's unterbrochen worden. Leo, welchen die Leibgarde Holck's vordringen gelaſſen, weil ſie nicht ſogleich wußte, daß er gegen des Feldmarſchalls Willen handelte und daß ihm der Ruf: „Haut ihn in Stücke“ galt, Leo hatte den Greis in ſeinen Armen aufgefangen, als dieſer, von den Fäuſten der Soldaten losgelaſſen, hinzuſtürzen im Begriffe war. Denn die fieberhafte Erregung und das dreinſchlagende Zufaſſen der Soldaten hatten Dunſtan's letzte Lebenskräfte erſchöpft: beſinnungslos lag er jetzt mit dem Haupte im Schooße Leos an der Mauer des Spritzenhäuschens.

Dort fand ihn der Führer des ſächſiſchen Reitercorps, welchem Plauen'ſche Einwohner eiligſt zugerufen hatten, was auf ihrem Marktplatze vorgegangen, und daß ein Mann dort ſogar gekreuzigt worden ſei.

Dieſer Führer war Hans von Starſchädel. Er hatte von den Gräueln Holck's gehört aus Adorf und Oelsnitz, er war nordwärts vorausgeeilt und dadurch Hagen's Regimente entgangen, er hatte ſein Regiment in die Schanze geſchlagen, um Holck's Niederträchtigkeit zu züchtigen und wenigſtens einigermaßen zu unterbrechen. Freilich war er dadurch einer Botſchaft verluſtig geworden, welche ihm ſehr theuer geweſen wäre, der Botſchaft, welche ihm Spath von Heinrichsgrün und von dem Aufenthalte ſeiner Marie bringen ſollte. Kaiſerliche Truppen waren nun eingeſchoben zwiſchen ihm und Spath, und er erfuhr nicht, wonach er ſo lange trachtete: den ſtillen Ort, welcher das Mädchen ſeines Herzens verbarg.

Aber er kam dafür zu den letzten Athemzügen des armen Dunſtan, wie er einſt im Jeſuitengarten zu Wien den letzten Athemzügen ſeines unvergeßlichen Zdenko beigeſtanden hatte.

Es waren Dunſtan's letzte Athemzüge. Die Lebensflamme war noch einmal hoch aufgeſchoſſen, vom Luftzuge der Leidenſchaft getrieben; aber der Brennſtoff war aufgezehrt, jäh war ſie erloſchen. Ein Fauſtſchlag auf die Schläfegegend am Haupte, welchen ein Leibgardiſt Holck's gegen ihn geführt hatte, war der Gnadenſtoß geworden. Nur noch leiſe, kaum merklich röchelte der verſcheidende Odem, als Hans vor ihm kniete und ſchmerzlich ſeinen Namen rief. Und doch wirkte der Namensruf noch, die ſcheidende Seele ſchien noch einen Augenblick verweilen zu wollen, die Augenlider hoben ſich noch einmal, das große blaue Auge ſammelte ſich noch einmal zu einem Blicke, und dieſer Blick erkannte Hans. Offenbar mit Freuden. Man ſah es in dem zitternden Spiele des Auges, ja der Mund verſuchte es, noch ein Wort zu bilden, das Wort: „Zden—ko“ — und in Lebloſigkeit verſank Alles, was den ſcharfen Kämpen eines milden Glaubens gebildet hatte; der brave Dunſtan war todt.

Hans verharrte unbeweglich auf den Knieen. Länger als rathſam war. Denn Holck, mit weit überlegener Heeresmacht, konnte ſich jenſeits der Stadt faſſen und ſammeln, da keine hinreichende Verfolgung ihn drängte. Er konnte zurückkehren und nun ſeinerſeits das vereinzelte Starſchädel'ſche Regiment umzingeln, fangen oder vernichten. Das ſtand nicht nur zu befürchten: das war im Anzuge.

Hans erhob ſich endlich. Aber nun war ſeine Sorge, die Leiche Dunſtan's in treue Hände, in ſicheren Boden zu betten. Rathsleute Plauens wurden gerufen; der alte Primarius kam mit ihnen und verſprach die ſichere Beiſetzung eines Mannes, welcher dem römiſchen Antichriſt kräftig getrotzt habe —

„Nicht darum, lieber Herr“ — entgegnete Hans — „ſondern weil er ein guter Menſch war!“

Und nun wendete ſich Hans zu Leo. Er kannte ihn ja von Prag her, von Podiebrad, von Zleb. — Ihr ſeid jetzt mein Gefangener — ſprach er — denn ich bin jetzt ſtrenger in den Kriegsformen als ehedem. Euer Herzog entwickelt ſich plötzlich unumwunden als unſer Feind, und das will Vergeltung. Jetzt heißt es Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ihr, Herr Steinwald, gehört zu Waldſtein's Umgebung; Ihr ſeid nicht ohne Werth für uns. Wie herzlich ich Euch dankbar bin, daß Ihr Euch zum Sterbekiſſen des armen Dunſtan gemacht, ich muß Euch als Gefangenen mit mir nehmen. Folgt mir!

Während Leos Pferd geholt wurde und die Frage auftauchte, ob nicht die Maitreſſe Holck's, welche die Flucht verſäumt hatte, und die Mutter derſelben, von welcher das entſetzliche „Kreuziget ihn!“ ausgegangen, verhaftet und fortgeführt werden ſollte, kam Nachricht aus den Vorſtädten: der Feind habe ſich außen nordwärts gewendet und man höre weſtwärts und ſüdwärts kriegeriſches Raſſeln und Dröhnen. —

Hans wußte ſehr wohl, was das zu bedeuten hätte. Jetzt ließ er eiligſt zum Sammeln ſeiner Leute blaſen und führte ſie unaufhaltſam des Weges zurück, welchen er gekommen.

Das Starſchädel'ſche Regiment erwarb einen trefflichen Namen in dieſem Feldzuge. Die Kenntniß des heimiſchen Bodens war ihm eine weſentliche Hilfe zu Einzelſtreichen. Es entging dem erboſt nachſetzenden Holck, es entging dem zudrängenden von der Hagen. Aber den Gang des Feldzugs konnte es gegen die Uebermacht nicht aufhalten. Tiefer und tiefer hinein gen Oſten ins ſächſiſche Land drangen die kaiſerlichen Truppen. Aus Dresden wurden nächtlicher Weiſe die Koſtbarkeiten des Kurfürſtenthums nach dem Königſtein geflüchtet, denn über Chemnitz her fluthete Gallas, gegen Leipzig rückte Holck, und das Hauptheer unter dem Friedländer erſchien auf der Ebene zwiſchen Sachſen und Thüringen.

Es war ein ſtiller Novembermorgen am flachen Ufer der Elbe. Abwärts ragten die Wälle von Torgau in die Luft. Bis an dieſe hinan reichte ein großes Feldlager der Sachſen. Arnimb hatte hier die Hauptkräfte des Kurfürſtenthums zuſammengezogen: die Feſtung Torgau ſollte ſein Stützpunkt werden. Man hatte alle Anzeichen, daß Waldſtein ſich hierher wenden werde, daß er auch am rechten Elbufer nach der Lauſitz bis Schleſien hinauf das Kurfürſtenthum aufrollen und in Beſitz nehmen werde. Sachſen galt für verloren, und die Vertrauten warfen laut und lauter dem Kurfürſten vor, daß er Arnimb nicht gefolgt, den Bund mit Friedland nicht abgeſchloſſen und daß er dem Schwedenkönig vertraut habe. Guſtav Adolph überlaſſe das Kurfürſtenthum dem ſchrecklichſten Schickſale, und Waldſtein erweiſe ſich als der überlegene Stratege, welcher den ſchwediſchen Bundesgenoſſen erdrücke.

An dieſem Morgen traten Hans von Starſchädel und Leo Steinwald aus der Baracke, in welcher ſie geſchlafen. Sie waren in eifrigem Geſpräch, eifrig, denn ſie waren verſchiedener Meinung.

Hans hatte nach der Planen'ſchen Affaire ſehr bald erfahren, daß er in Leo nicht einen werthvollen Hausgenoſſen des Friedländers gefangen genommen, ſondern daß er einen in Ungnade Gefallenen errettet hätte. Leo faßte herzliches Vertrauen zu dem ruhigen und gediegenen Weſen Starſchädel's und erzählte ihm haarklein alle Vorfälle, die ihn betroffen, alle Gedanken, die ihn bewegt, und Hans war der Meinung geworden, Leo müßte für längere Zeit der Nähe Waldſtein's entzogen bleiben, wenn er nicht ſein Leben aufs Spiel ſetzen wollte. Es lauere erſichtlich ein grimmiger Groll gegen Leo in der Seele Waldſtein's.

Leo gab das zu, kam aber immer darauf zurück, daß er dennoch zum Herzoge zurückkehren wolle. Die ſchweren Prüfungen entwickelten in Leo ein herzhaftes Menſchenkind. Er wurde nicht eben ein Menſch von Grundſätzen, und dazu war auch keine Veranlaſſung gegeben worden in ſeiner Jugend — aber er wurde ein Menſch von feſten Vorſätzen und Neigungen. Der Friedländer war ſein Ideal geweſen und — geblieben. Wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad geblieben. Die ſchnöde Behandlung, welche er in letzter Zeit von ihm erfahren, hatte ihn zwar zuweilen empört und hatte ihm ſehr wehe gethan; aber ſie hatte doch die Wurzeln ſeiner Anhänglichkeit nicht ausreißen können. Keinen Augenblick dachte er daran, ins ſächſiſche Heer einzutreten und gegen die Kaiſerlichen zu fechten. Und doch hatte er gar keine dogmatiſche Vorliebe für die katholiſche Kirche und fand die Aufführung Holck's abſcheulich. Eine geſunde Treue und Einfachheit lebte und trieb in ihm. Eine unzerſtörbare Hoffnung ſchlummerte in ihm: der Herzog müſſe doch einmal wieder freundlich für ihn werden. Geſchähe das nicht und ſtürzte er wirklich ins Verderben, indem er ſich wieder in ſeine Hand begäbe, nun dann wäre das eben ein unabwendbares Schickſal. Kurz, er könnte nicht anders, er könnte nicht wechſeln. Magna von Sparr, welche in den nahen Umkreis des Herzogs gehörte und welche ganz unerreichbar ſchien, wenn er für immer aus jenem Umkreiſe ſcheiden ſollte, ſie mochte wol ihren Theil daran haben, daß er um jeden Preis nach Böhmen zurückſtrebte. Aber doch nur einen Theil. Ebenſo die alte Gräfin Wanda, auf deren wohlwollenden Schutz er feſt vertraute. Beide Frauen waren doch nur Hilfstruppen, welche ihn lockten. Der Kern der Lockung war ſein Gefühl: er gehöre zum Friedländer. Dieſer möge ſein wie er wolle, er ſei der Stern und Herr eines jungen Menſchen, der von ihm aufgenommen und gefördert worden ſei.

Dies ſuchte Leo dem Herrn von Starſchädel ſo gut er konnte begreiflich zu machen während ſie auf die hölzerne Brücke zugingen, die von Torgau ans öſtliche Ufer hinüberführte. Das Ziel ihres Weges war der Brückenkopf drüben, in welchem der Feldmarſchall Arnimb erwartet wurde aus Schleſien. Man wußte nicht, ob er mit dem ſächſiſchen Heertheile, welcher in Schleſien ſtand, kommen würde, aber man wußte, daß er am rechten Elbufer im Anzuge ſei, und Leo brachte ſeine Wünſche mit der Ankunft Arnimb's in Verbindung. Wahrſcheinlich — ſagte er — ſendet er einen Parlamentär oder Unterhändler an den Herzog, und dieſem möchte er beigeſellt werden, um ſolcherweiſe in anſtändiger Form wieder vor dem Friedländer erſcheinen zu können, oder —

„Thörichter Jüngling!“ — entgegnete Hans — „und Holck's Bericht aus Plauen, den er ſicherlich zur Anklage gegen Euch ſtempeln wird! Und die jetzige Stellung Arnimb's, die gar nichts Günſtiges zur Aufnahme alter Unterhandlungen bietet! Denn der Herzog iſt in erdrückender Uebermacht. Was kann ihm Arnimb jetzt gewähren? Unſer Parlamentär oder Unterhändler wird eine unbedeutende Figur ſein für den Herzog, und Ihr werdet eine klägliche Rolle neben ihm ſpielen.“

„Wer weiß?!“ ſprach eine tiefe Stimme neben ihnen.

Sie ſtanden am Brückenkopfe, und um die Ecke der Schanze trat ein Kriegsmann hervor, welcher die letzte Rede Starſchädel's gehört hatte. Dieſer Kriegsmann war Feldmarſchall Arnimb.

Er ließ ſich über Leo unterrichten und ging dann mit Starſchädel allein auf die Schanze hinauf. Es war ſo friſche Morgenluft, daß der kurze Raſen bereift erſchien und das Brückengeländer unter ihnen über dem gelben Strome wie verzuckert ausſah. — Arnimb überſah den Strom hinüber das Terrain, das ſich flach und reizlos hinſtreckt gegen Nordweſt, von wo das kaiſerliche Heer kommen mußte.

„Es wird nicht kommen, Freund“ — ſagte er wie in ſich hinein — „meine neueſten Nachrichten lauten ganz anders. Der Schwedenkönig hat doch eingeſehen, daß er Sachſen den Kaiſerlichen nicht überlaſſen darf zu den Winterquartieren. Er iſt in Eilmärſchen aus Baiern aufgebrochen, er iſt jetzt ſchon in Thüringen. Waldſtein geräth zwiſchen zwei Feuer, wenn wir unſere zerſtreuten Truppen ſammeln und geſammelt an die Mulde bringen können. Das iſt nicht leicht; aber Waldſtein muß es für leicht halten. Dafür kann unſer Bote ſorgen. Und warum ſoll dieſer junge Mann unſer Bote nicht ſein?“

„Ihr wollt aufs Neue unterhandeln mit dem unzuverläſſigen Manne?“ — Noch im Sterben unterhandelt man im Intereſſe des Vaterlandes. Waldſtein denkt ebenſo. Morgen können die Verhältniſſe ſo liegen, daß er zuverläſſig wird für uns, weil es morgen ſein eigener Vortheil gebieten kann. Morgen erfährt er, daß er zwiſchen zwei Feuern ſteht, und deshalb wird ihm ein Parlamentär von mir keine unbedeutende Figur ſein — wollt Ihr, Starſchädel, den jungen Mann hinüber begleiten zum Herzoge von Friedland? — „Nein. Ich bin abgenützt dafür und halte es für müßige Beſtrebung mit dieſem Manne. Von Tag zu Tage mehr ſind mir die Ausgleichungsgedanken entwichen. Man wird allmälig ſelbſt roh im Kriege, und ich komme eben aus dem Voigtlande, wo dieſer Holck ſein ſcheußliches Weſen getrieben. Das hat er ſicherlich nicht ohne Waldſtein's Zuſtimmung getrieben. Ich bin jetzt für Krieg auf Leben und Tod. — Den jungen Mann ſendet Ihr übrigens in ſein Verderben, wenn Ihr ihn zum Friedländer ſendet.“ — Das iſt ſeine Sache. Schickt mir ihn hinein nach Torgau. Ich mache ihm ein Schreiben zurecht: er kann in zwei Stunden von dannen.

Dies geſchah denn wirklich. Leo war nicht von ſeinem Vorhaben abzubringen, und noch im Laufe des Vormittags ritt er, mit Arnimb's Depeſche verſehen und von einem ſächſiſchen Officier begleitet, welcher Waldſtein's Antwort zurückbringen ſollte, aus dem Brückenkopfe gen Weſten. Starſchädel ritt noch eine Strecke mit ihm und gab ihm alle erſinnlichen guten Rathſchläge, der augenſcheinlichen Lebensgefahr wenigſtens die Spitze abzubrechen. Zunächſt alſo mit größter Achtſamkeit eine Begegnung Holck's zu vermeiden und unmittelbar den Herzog ſelbſt aufzuſuchen. Es war bekannt, daß Holck Leipzig beſetzt hatte und das dortige Caſtell belagerte. Leo ſollte deshalb Leipzig vermeiden und über Eilenburg nach Halle ſeine Richtung nehmen, um das kaiſerliche Heer, welches man bei Weißenfels oder Naumburg vermuthete, mit Umgehung der Holck'ſchen Truppen zu erreichen. Hans drängte ihm übrigens eine kleine Summe Geldes auf, damit er im Nothfalle Hilfsmittel zur Flucht in der Hand hätte, und ſo ſchieden ſie denn gegen die Mittagszeit mit ſchwerem Herzen von einander, Leo voll Entſchloſſenheit, dem Aergſten entgegen zu treten, Hans voll Angſt um das junge, friſche Leben des muthigen Jünglings, welcher ſeinem Pferde die Sporen gab und in ſcharfem Trabe dahinflog über das ebene, ſandige Land ſeinem Verhängniſſe entgegen.

Hans ſah ihm traurig nach. So viel tüchtige Menſchen in unſerm Vaterlande — dachte er — und alle wirken gegen einander, und der gemeinſchaftliche Zielpunkt, die Einigung und Macht des deutſchen Vaterlandes, entweicht immerdar wieder wie ein Nebelbild! Nach dem Saturn blickt dieſer ſtarke Waldſtein an den Nachthimmel hinauf wie ein abergläubiſch Kind und hat doch keinen Funken Liebe für die Menſchen, für das eigentliche Wohl und Wehe des Vaterlandes, ja, er hat gar kein Vaterland.

Selbſt ein Saturn, deshalb verſchlingt er ſeine eigenen Kinder. So dieſen Leo, der an ihm hängt wie ein Sohn an ſeinem Vater.

Traurig wendete er ſein Roß nach der Elbe zurück. In ſeinem eigenen perſönlichen Schickſale gab es ſo wenig Troſt. Mariens Bild lebte deutlicher als je in ſeiner Seele, und doch war auch ſie wie ein Nebelbild ihm entrückt. Nicht das geringſte Zeichen war ihm zugekommen, wo ſie weilen könnte. Spath hatte umkehren müſſen im Voigtlande. Der Krieg war ſo wild geworden und war ſo raſch über weite Landſtrecken gejagt, daß ein friedlicher Menſch nicht hinein und nicht mit fort konnte, um einen einzelnen Kriegsmann aufzuſuchen. — In Plauen war Hans der Entdeckung von Mariens Aufenthalt ſo nahe geweſen! Dunſtan hätte nur ein Wort zu ſagen gebraucht. Lautlos, ſterbend war der greiſe, treue Freund des getrennten Liebespaars geweſen; nur ſein Blick hatte noch geſprochen — ein Blick aber nennt keinen Namen!

Der Wind blies winterlich über das flache Haideland, welches Leo durchritt, und der Dübner Kiefernwald erſchien wie ein Schutz.

Gegen Abend erreichte er Delitzſch, und dort übernachtete er. Man erzählte dort, das katholiſche Heer ſei geſtern vor Halle gerückt und Pappenheim ſtürme die Moritzburg. Leo erfuhr dadurch, daß er zunächſt dem bairiſchen Theile des Friedland'ſchen Heeres begegne. Das war ihm ganz erwünſcht. Mit dem Früheſten brach er auf, und noch vor Mittag ſtand er vor der mächtigen Geſtalt Pappenheim's neben den „Salzkoten" inmitten von Halle. Kanonen fuhren vorüber gegen die kleine Höhe an der Saale, von welcher die Moritzburg herabſchaute. Er fragte den bairiſchen Feldherrn, ob er eine Botſchaft an den Herzog von Friedland mitzugeben habe. — Wenn Ihr bis zum Abend warten wollt — erwiderte dieſer — ſo könnt Ihr dem Herzoge die Einnahme dieſer alten Ketzerburg melden.

Das wäre Leo ganz paſſend geweſen. Er hätte ſich gern mit ſolcher Siegespoſt vor Waldſtein eingefunden. Aber Arnimb's

Auftrag widerſprach dieſem Wunſche. Er brach auf gegen Merſeburg, als die Pferde gefuttert waren.

In Merſeburg erfuhr er, daß eine große Rückbewegung des kaiſerlichen Heeres vorgegangen ſein müſſe. Der Schwede müſſe den Croaten am Paſſe von Köſen zuvorgekommen ſein, und geſtern ſei bei Weißenfels unter Iſolano gefochten und die Rippach-Linie verloren worden. Das proteſtantiſche Heer dränge in die Ebene herab.

Leo trabte an der Saale hinauf. Es war Nachmittag geworden, der kurze Spätherbſttag neigte zur Dämmerung. Da ſah er einen Reitersmann verhängten Zügels entgegenkommen. Er erkannte ihn und rief ihn an. Es war der Oberſtwachtmeiſter Croes de Cadenio aus dem Stabe des Herzogs. Er ſeinerſeits erkannte Leo und hielt ſein Pferd an, indem er rief:

„Raſch, was zu ſagen iſt! Woher?“ — Von Halle. — „Pappenheim noch da?“ — Allerdings: er ſtürmt. Und der Herzog? — „In Lützen. Er ruft Pappenheim. Soll Alles ſtehen und liegen laſſen und ſich mit allem Volk und Stücken gen Lützen incaminiren. Morgen Schlacht gegen den Schweden. Sagt dem Herzog, ich ſei auf gutem Wege und noch vor Mitternacht werde Pappenheim die Ordre haben. Addio!“

Fort ſauſte er. Der Reitknecht auf ſchwächerem Pferde kam jetzt erſt geſchnauft und folgte ihm.

Lützen alſo wurde Leos Ziel. Sein ſächſiſcher Begleiter kannte die Gegend und trotz der einbrechenden Finſterniß kamen ſie raſch vorwärts. Jenſeits Dürrenberg ging der Mond auf und leuchtete ihnen. Der rauhe Wind ließ etwas nach, die Luft wurde etwas gelinder.

Sie mochten noch eine halbe Stunde von Lützen entfernt ſein, da hörten ſie ein brauſendes Geräuſch: ſie kamen in die Nähe des kaiſerlichen Heeres, welches jetzt ſchon ſeine Schlachtſtellung einnahm auf dem weiten Felde. Nach einigen Minuten geriethen ſie unter das Fuhrweſen und den Lärm der „Baggagi“, wie man den Train zu benennen pflegte, welcher dem Heere ſolgte und bei einer Schlacht in den Rücken der Stellung gewieſen wurde. Wild, wüſt und ſchreiend ging es da her. Marketender, Zigeuner, Weibergeſchlepp, Laſtwagen mit Nahrungsmitteln ſchrieen, kreiſchten, ſtöhnten durcheinander. — Halten wir uns rechts! — ſagte Leo — ſonſt gerathen wir mitten in die Aufſtellung hinein und kommen zu langſam weiter. An den äußerſten Spitzen rückwärts pflegt der Herzog rechts und links Croaten aufzuſtellen, weil ſie leicht ſind und vorn nicht Stich zu halten pflegen. Die ſind immer wegkundig und können uns einen Führer geben zum Herzoge.

Zum Herzoge! Es durchfuhr ihn bei aller Herzhaftigkeit mit einem Schauer, daß er ihm ſo nahe wäre und binnen einer halben Stunde vor ihm ſtehen könnte.

Sie fanden wirklich eine Strecke weiter rechts croatiſche Reiterei, und ein Officier unterrichtete Leo, was er antreffe von hier bis Lützen am rechten Flügel der kaiſerlichen Stellung. Zunächſt komme das Reiterregiment Lok, commandirt von Oberſt Benninghauſen. Dann das Reiterregiment Hagen —

„Oberſt von der Hagen iſt da?“ — Freilich! — Dann das Reiterregiment Deſur, dann Fußregimenter unter Tertſchka und Piccolomini, dann das Reiterregiment Holck — „Holck iſt auch da?“ — Allerdings. Sein Adlatus leitet die Aufſtellung des Heeres, Ihr werdet ihm begegnen. Dann kommt die Front, von lauter Fußtruppen gebildet. Am rechten Flügel neben dem Windmühlhügel die Avantguardia. Nehmt Euch dort in Acht; es iſt ein Hohlweg da. — „Danke, Kamerad!“ ſagte Leo und ritt weiter, durchs nächſte Reiterregiment hindurch und dann nach Oberſt Hagen forſchend. Man wies ihn an ein Feuer. Da hinein ſtarrend ſaß Hagen.

Er meinte einen Geiſt zu ſehen, als Leo vor ihm hielt und ſeinen Namen rief.

„Um Gottes willen!“ — rief er laut und ſetzte mit halber Stimme hinzu — „kommt beiſeit ins Dunkel! Holck's Adlatus war eben da, Holck ſelbſt kann revidiren. Plagt Euch der Böſe, hierher zu kommen! Holck hat Euch furchtbar angeſchwärzt beim Herzog, Ihr rennt in den Rachen des Todes! Ich weiß, was er Alles dem Herzog geſagt von Euch, ich war dabei, denn er wollte bei der Gelegenheit auch mir an den Kragen als Eurem Schützer und Hehler — Ihr rennt in den offenen Rachen des Todes!“

Leo wurde dadurch doch einen Moment lang zweifelhaft und hörte auf Hagen's Vorſchläge. Hagen hatte eine ungemein bewegliche Phantaſie und es quollen Möglichkeiten aus ſeinem Munde. Was könne nicht ſolch eine Hauptſchlacht Alles verändern! Holck könne fallen! Der Herzog gleichfalls! Leo könne ſich ſo wunderbar auszeichnen neben ihm, neben Hagen, daß alles Frühere in den Brunnen der Vergeſſenheit falle — —!

Aber dieſe phantaſtiſche Eigenſchaft Hagen's wirkte doch auch wieder in entgegengeſetzter Weiſe auf Leo. Leo wußte, daß Hagen zur Uebertreibung geneigt wäre: er fand ihn heute aufgeregter und unruhiger als je, und Hagen geſtand auch zu, daß ſein Nervenleben vor einer großen Schlacht immer argen Convulſionen unterworfen wäre und von kindiſcher Melancholie gemartert würde — Leo ſchloß dahin ab, daß er trotz alledem und alledem noch heute zum Herzoge wollte. Gerade weil auch der Herzog fallen könnte, wollte er zu ihm. Der Herzog glaube an Vorbedeutungen, wenn ein verleumdeter und gefährdeter Schützling unmittelbar vor der Schlacht vor ihm erſcheine, um Leib und Leben für ihn darzubieten, das werde dem Herzoge einen wohlthuenden Effect machen — kurz, er drückte Hagen die Hand zum Abſchiede, ſtieg wieder auf ſein Pferd und ſagte ſchließlich: — Ich darf auch gar nicht zögern, ich muß ja die Botſchaft des ſächſiſchen Feldmarſchalls einhändigen. Sie kann ja ſofortigen Einfluß ausüben auf die Unternehmungen des Herzogs, und mir giebt ſie auch ein gewiſſes Anſehen. Alſo Ade!

Es war eben Leos Verhängniß, ſich dem Friedländer auszuliefern. Seine Jugendträume hatten es begonnen, die Gedanken des Jünglings hatten es weiter geſponnen, der Charakter des jungen Mannes lebte und webte darin. Unſer Verhängniß iſt eben der Strom unſerer Lebensgeſchichte.

Er rief den abſeits wartenden ſächſiſchen Officier, und ſie ritten weiter. Vorüber am Reiterregimente Defur, vorüber an den Reiterregimentern Terſchka's und Piccolomini's, dann etwas weiter rechts, um dem Holk'ſchen Regimente auszuweichen. So geriethen ſie unter die leichten Reiter der Avantgarde, welche geſattelt und gezäumt campirten, weil ſie zuerſt aufſitzen mußten. An einem großen Lagerfeuer wurde hier Leo erkannt und angerufen. Der Führer der Avantgarde war's, der ihn erkannte und anrief, Rudolph Colloredo, ein liebenswürdiger, heiterer Herr, welcher immer Freundlichkeit gezeigt hatte für Leo. Es war ein ganzer Conventikel der wälſchen Officiere um dies Feuer verſammelt: Hieronymus Colloredo, der Bruder Rudolphs, Piccolomini und der Marcheſe Carretto. Die Truppen all' dieſer Männer waren hier am rechten Flügel vertheilt, Hieronymus Colloredo's und Carretto's im Vordertreffen. Sie hegten alle ein günſtiges Vorurtheil für Leo. Sie wußten ihn mit Carretto in Verbindung und betrachteten ihn als einen der ſogenannten ſpaniſchen Partei nahe Stehenden. Seine Ungnade, ſein Verſchwinden war ihnen bekannt geworden, und ſein plötzliches Auftauchen mit einem ſächſiſchen Officier mußte Aufſehen machen. Carretto beſonders wollte wiſſen, was das zu bedeuten hätte.

Leo war vorſichtig genug, ausweichend zu antworten und auf bloße Auswechſelung von Gefangenen anzuſpielen, die der Sachſe vorſchlagen ſollte. — Carretto meinte wie Hagen, es ſei nicht rathſam, daß Leo gerade jetzt vor den Herzog träte. Er leide Schmerzen und ſei ſehr übeln Humors. Der Sachſe könnte ja durch eine Ordonnanz hinüber gewieſen werden zum Müllerhauſe, in welchem der Herzog übernachte. Es ſei ganz nahe.

Obwol ihm dieſe Beſtätigung der Beſorgniß aufs Herz fiel, lehnte Leo doch ab. Unter den „Wälſchen“ zu bleiben war am wenigſten rathſam für ihn. Er dankte und ritt mit ſeinem

Begleiter die kleine Anhöhe hinan, auf welcher die Windmühlen ſtanden. Der Mond ſchien eben ganz hell, er ſah die ſtillſtehenden Mühlen, ſah den Hohlweg zu ſeiner Rechten, hielt ſich links hinauf und kam vor das Haus des Müllers.

Schweren Herzens ſtieg er ab und bat den ſächſiſchen Officier: zu warten.

Es fiel ihm auf, daß vor dem Hauſe und in demſelben nichts zu ſehen war von den Ordonnanzen und Officieren, welche des Herzogs Quartier immer umgaben. Er ſchritt aber auf eine Thür zu, hinter welcher er ſprechen, ja ſingen hörte — im Quartier des Friedländers Singen! Die Thür ging auf und ein unerwarteter Anblick ſtellte ſich dar:

Um einen groben Tiſch ſaß eine zechende Geſellſchaft, aus Kriegsleuten und — Geiſtlichen beſtehend. Die feiſte, freundliche Figur eines höheren Geiſtlichen in der Mitte, dem eintretenden Leo gegenüber. — Leo fragte erſtaunt, wo der Herzog von Friedland zu finden wäre. — Drüben im andern Hauſe, junger Krieger! entgegnete in wohlwollendem Tone der höhere Geiſtliche, und ſetzte hinzu, indem er ſich ſeitwärts wendete: — Philippe, leite den jungen Mars!

Die Geſtalt eines Laienbruders kam herzu. Leo verbeugte ſich dankend und fragte außen ganz erſtaunt den Laienbruder: „Wer iſt der geiſtliche Herr? Und wie kommt er hierher?“ — Es iſt der hochwürdigſte Herr Bernhard, Abt zu Fulda. Er verehrt den großen Kriegsfürſten des katholiſchen Glaubens, den Herrn Herzog von Mecklenburg und Friedland, über alle Maßen und iſt gekommen, eins ſeiner großen Kriegswerke in der Nähe anzuſchauen. — „Ah! Er will die Schlacht mitmachen?“ — Leider! Das heißt: Wir hoffen, es werde einen Hintergrund geben bei der Canaglia und Baggagi, von wo mit einiger Sicherheit für unſer armſeliges Leben zugeſchaut werden kann — hier, junger Herr, ſeht Ihr im Mondesſchimmer das zweite Müllerhaus, und zwar das größere, welches der große Kriegsfürſt bewohnt. Der Himmel beſchirme Euch und uns! —

Hier ſah es allerdings anders aus. Wenn auch ſtill, waren doch zahlreich vor dem Hauſe und im engen Flur Kriegsleute poſtirt, und Riemann war unter ihnen. Er trat erſchrocken einen Schritt zurück, als er Leo erblickte. — Zu Roſtock! ſagte er gleich darauf und öffnete eine kleine Thür.

Es war eine ſchmale Vorrathskammer des hinausgeworfenen Müllers, in welcher ſich Roſtok eingerichtet hatte. Eine Thür führte ins Wohnzimmer der Müllerfamilie, welches jetzt vom Herzoge bewohnt war.

Roſtok ſtriegelte eben Umſchläge von Wolle zurecht, welche für ſeinen gichtbrüchigen Gebieter beſtimmt waren, als er Leo eintreten ſah. Die wollenen Umſchläge fielen ihm aus beiden Händen, ſo heftig erſchrak er. Dabei überraſchte ihn ein Schlucken, der ſeinem Geſichte durch raſtloſes Auf- und Zuklappen der Kinnlade einen ſeltſamen Ausdruck gab. Dieſer Schlucken pflegte ihn zu überfallen bei gemiſchten ſtarken Empfindungen. Er freute ſich nämlich auch außerordentlich, daß ſein Liebling wieder da wäre. Wenn ihn der Herzog nicht todtſchießen ließe — dies war die Grundurſache des Schluckens — dann wäre es ja prächtig, den Leo wieder zu ſehen!

Dies ſtammelnd, fiel er ihm um den Hals und ſagte nur gleich als geborener Kammerdiener: „Nur leiſe reden, daß er Euch nicht hört!“ — Ich will ihn ja ſprechen! — „Warum nicht gar! Und jetzt noch dazu, während ihn die Gicht zwickt und ſein Humor auf Nadelſpitzen liegt. Dann erlebt Ihr den Morgen nicht Dafür hat der Holck geſorgt. Vor allen Dingen wärmer anziehen.“ — Was? — „Euer Wams iſt ja ganz verſchliſſen und läßt jedes Lüftchen durch. Herunter damit, herunter! Schon im Zirndorfer Lager bin ich drauf bedacht geweſen; aber da war's noch warm und Ihr wart fort mit dem Holck wie man eine Hand umkehrt; jetzt aber —“

Dies ſprechend, hatte er ein feines Tuchwams aus einem Lederkoffer hervorgezogen, ſtreifte — unter ſtetem Schlucken zwar, aber mit dem Behagen eines Liebhabers, welcher ſeiner Geliebten beim Niederwechſeln behilflich iſt — das alte Wams von Leos Schultern, warf es in den Koffer und half ihm mit fliegender Hand in das neue. Weder er, noch Leo bemerkten oder dachten daran, daß der alte Brief von Leos Mutter noch immer in jenem abgelegten Wams ſteckte und auf ſolche Weiſe beſeitigt wurde, die letzte, wahrſcheinlich ſicherſte Hilfe, welche dem armen Leo zu Gebote ſtand gegen den zornigen Herzog. —

„Roſtok!“ drang gellend Waldſtein's Stimme durch die ſpaltenreiche Holzthür herüber. — Durchlaucht —? — Er mußte hinein und ſchob nur geſchwind noch Leo in einen Winkel, damit er bei Oeffnung der Thür nicht etwa geſehen würde. — „Wer iſt bei Dir?“ fragte der Herzog, welcher mitten in der ärmlichen Müllerſtube auf einem Feldlehnſtuhle ſaß. — Bei mir, Durchlaucht? — „Die Stimme klang ja vorhin wie des Buben, des Leo Stimme!“ — Des Le — — „Herein mit der Perſon da außen! Ich kann ohnehin nicht ſchlafen —“ Leo ſchüttelte ſich wie Einer, der ins eiskalte, tiefe Waſſer ſpringen muß, und trat ein. — „Wahrhaftig!“ rief der Herzog und beugte ſich mit dem Haupte vor, als traute er ſeinen Augen nicht. Dann ſchwieg er völlig.

Roſtok zitterte, daß ihm Arme und Beine ſchlotterten. Leo lief es auch eiskalt über den Rücken; aber er faßte ſich tapfer und begann mit dem Briefe Arnimb's, den er in der Hand hielt und den er auf einen groben Holztiſch neben den Seſſel des Herzogs legte. Dies ſei der Auftrag, welchen er übernommen. Der ſächſiſche Officier warte draußen auf Antwort. —

„Starſchädel?“ — Nein, Durchlaucht. Der hat ſich diesmal geweigert, weil er an keinen Erfolg glaubt.

Der Herzog nahm keine weitere Notiz von dem Briefe. Einige Stunden vor entſcheidender Schlacht, mochte er meinen, bedeute er wenig. Nach gefallener Entſcheidung könne an ihn die Reihe kommen.

Es trat eine peinliche Pauſe ein. Des Herzogs dunkle Augen lagen feſt wie Laſten auf dem armen Leo, aber der Herzog ſprach kein Wort. —

Leo hielt ſtandhaft aus und fing an zu erzählen, was in Plauen vorgegangen und wie er in Gefangenſchaft gerathen ſei.

„Gefangenſchaft?! — Deſerteur!“ — ſagte der Herzog mit unterdrückter Stimme. — Keineswegs, Durchlaucht! Der gemarterte Greis, welchen man kreuzigen gewollt, lag in meinem Schooß, als der Ueberfall der Sachſen den ganzen Markt ſchon anfüllte und mich abſperrte. Ich war gar nichts davon gewahr geworden in dem Tumult und der Aufregung — „In welcher Du das Schwert gezogen gegen Deinen Vorgeſetzten, den Feldmarſchall!“ — Gegen die Soldaten, welche wie grauſame Henkersknechte über den armen Mönch herfielen. — „Was weißt Du! In Zleb warſt Du von Wein beſoffen, in Plauen warſt Du von Lüſternheit beſoffen. Der Feldmarſchall hatte Dich eben überraſcht, als Du zudringlich geweſen gegen ſeine Maitreſſe!“

Das war ein ſchwerer Schlag. Roſtok zuckte, als ob ihn eine Kugel getroffen, und hörte auf zu zittern. Leo fand kein Gegenwort. Seine Wahrhaftigkeit geſtand ſich, daß in dieſem Vorwurfe Wahrheit läge, daß ihn die Liebkoſungen jener Suſanne in glühende Aufregung verſetzt. Es lag nicht in ſeinem Weſen, den Begriff der „Zudringlichkeit“ auf ein weibliches Geſchöpf zu ſchieben; er wußte es auch kaum, ob denn die Zärtlichkeit lediglich von ihr ausgegangen.

Während der letzten Rede Waldſtein's war Sparr eingetreten. Er hatte alſo die Anſchuldigung in Betreff Suſannens gehört; er ſah daß Leo hierauf nichts zu erwidern wußte. Unwillkürlich dachte er an ſeine Tochter, und derſelbe Mann, welcher gegen eine Verbindung ſeiner Tochter mit Leo eingenommen geweſen, ſelbſt dann noch einer ſolchen Verbindung abgeneigt geweſen war, als ſich übrigens ſeine Theilnahme dem ungerecht verfolgten Jünglinge zugewendet, derſelbe Mann empfand jetzt eine zornige Wallung gegen Leo, weil dieſer einer Untreue gegen ſeine Tochter eingeſtändig erſchien. Sie hätte ihm ja doch willkommen ſein müſſen, da ſie ihn gründlich von Magna trennen mußte. Nein! Sie ärgerte ihn, ärgerte ihn empfindlich. Um eine

Buhlerin ſeine Magna vergeſſen zu können, oh, das war nichtswürdig! In der Geſchwindigkeit verlor Leo einen wichtigen Gönner, und verlor ihn nicht nur, ſondern erwarb auch den gefährlichſten Widerſacher bei Magna. Denn Sparr mußte ihn ja nun mit gutem Glauben verleumden, und die Verleumdung war des Vaters Schuldigkeit.

Sparr war ſo erzürnt darüber, daß er drein ſprach, ohne des Herzogs Aufforderung abzuwarten. Er meldete brüsk, daß der Feind ganz nahe ſei und daß das Abbrennen des Städtchens Lützen nicht wohl bis zu Tagesanbruch verſchoben werden dürfe, wie Durchlaucht angeordnet, weil ſonſt der Feind ſich dort einniſten könnte. —

„Nichts da!“ — erwiderte Waldſtein — „Colloredo ſoll ſeine leichten Reiter über das Städtchen hinausſchieben. Die Ruinen der Häuſer dürfen nicht am Auskühlen ſein, wenn's losgeht. Dann dienen ſie dem Feinde. Glühend müſſen ſie ſein. Alſo zähes Material im Orte aufhäufen und erſt am Morgen anzünden laſſen. Das Haus hier ebenfalls und die Windmühlen. Das Häuschen drüben kann ſtehen bleiben für unſer Commando. Nur Schießſcharten in großer Anzahl, auch im Dache oben, und das Dach bis auf die Hälfte abreißen. Wie ſteht's an den Gräben der Landſtraße?“ — Das Aufwerfen fördert; es war nur an der Oberfläche etwas Froſt in der Erde. — „Holck hatte einen zweiten Boten nach Halle gejagt?“ — Schon vor zwei Stunden.

Leo ſchaltete unberufen ein, daß er dem Oberſtwachtmeiſter Eroes de Cadenio ſchon in der Nähe von Merſeburg begegnet ſei, daß dieſer mit ſeinem Leben einſtehe für die ſchnellſte Ausrichtung, daß Pappenheim wol in dieſem Momente ſchon abreite und daß der Weg bis daher keinerlei Hinderniß entgegen ſtelle. Bis gegen Mittag ſei Pappenheim mit ſeinen Reiterregimentern ſicher zu erwarten, und gegen Sonnenuntergang könne auch ſein Fußvolk auf dem Schlachtfelde ſein.

Das gefiel Waldſtein ſichtlich; er ſah milder auf Leo.

Er verabſchiedete Sparr und ſchickte auch Roſtok hinaus.

Dann betrachtete er Leo ſchweigend eine lange Weile. Was ging in ihm vor? War er am Ende doch nicht ſo grimmig gegen Leo geſinnt, wie es den Anſchein gehabt? Doch! doch! Sich in verſtändiger Treue des Burſchen getäuſcht zu haben, vergab er nicht. Schonungslos, wie er war, hatte er ihn deshalb dem Untergange geweiht. Aber dies plötzliche Erſcheinen Leos jetzt mitten in der Nacht vor einem Entſcheidungskampfe, welchen Waldſtein gegen ſein bisheriges Syſtem annahm, ja herausforderte, dies geiſterhafte Eintreten des Jungen hatte Leo genützt. Man ſpielt nicht umſonſt mit Zeichendeutung ſein Lebelang: der Sinn dafür prägt ſich in alle Nerven. Ob die Vögel rechts fliegen oder links, ob die Mondſichel zur Rechten oder Linken vor uns erſcheint, wenn wir ſie zum erſten Male erblicken nach abgelaufenem Neumonde, ob ein ſympathiſches oder unſympathiſches Geſchöpf uns begegnet in wichtiger Stunde, der ganze Römerkram in den Augurien er lebte und webte in Waldſtein's Innerem. Nicht gebieteriſch, aber doch nicht ohne Einfluß. Wenigſtens nicht ohne Einfluß auf ſeine Stimmung. Beſonders dann, wenn er eine ausgefahrene Bahn ſeiner Handlungsweiſe verließ. Und das hatte er in den letzten vierundzwanzig Stunden gethan. Er, der vor Nürnberg mit überlegener Truppenzahl einer Feldſchlacht ausgewichen, der im Zirndorfer Lager ſich mit bloßer Abwehr begnügt hatte, er nahm plötzlich auf offenem, ſchutzloſen Felde eine Hauptſchlacht an mit demſelben Schwedenkönige, welcher ihm gerade jetzt an Truppenmacht überlegen war! Welch eine Wandlung ſetzte das voraus! Sie war vorgegangen in ihm. Er hatte die feinfühlenden Nerven eines großen Menſchen, welcher die Logik der Dinge und Begebenheiten vollſtändig in ſich trägt. Nach dem vorſichtigen Gebahren in Franken, nach dieſem grimmigen Eindringen in Sachſen, nach ſolchem herausfordernden Herbeiſtürmen des Schwedenkönigs faſt hundert Meilen weit, ſtand ſein Ruf auf dem Spiele, wenn er auch jetzt wich und das eroberte Sachſen Preis gab, um in den kaiſerlichen Erblanden Winterquartiere zu ſuchen. So ſtolz wäre die Flotte ausgelaufen, um im heimatlichen Hafen wieder Zuflucht zu ſuchen?! Nein! hatte der ihm innewohnende große Sinn gerufen, nein! Jetzt muß Alles an Alles geſetzt werden, ſonſt ſchrumpfſt du zuſammen zur kleinen Figur eines zweiten Generals!

Er war wieder krank ſeit dem Regentage am Burgſtall, die Gicht ſtach und würgte in ſeinen Gliedmaßen; aber er hatte die Energie, ſeine Entſchlüſſe frei zu erhalten von dem lähmenden Einfluſſe des kranken Körpers. Freilich bedurfte dies doppelter und dreifacher Anſtrengung, und als er ſo allein geſeſſen in der unwirthlichen Müllerſtube, gepeinigt von Gliederſchmerzen, geängſtigt von der beklemmenden Stockung in ſeinen Leibesorganen, da war die gefahrvolle große Wendung des nächſten Tages trübe und düſter vor ihm gelegen, und der Gedanke war wieder und wieder vor ihm aufgeſtiegen: Haſt du auch nicht zu viel geopfert von deinem reiflich erwogenen Syſtem, zu viel für dies wechſelnde Luftgebilde des Rufes?! Wenn du morgen unterliegſt, ſo fällſt du zu den Todten und deine Feinde jauchzen über deiner Grube, nicht blos die Feinde im Felde, ach nein! das wär' das Geringſte, die Feinde daheim! Die Hofburg in Wien ſteigt auf zu den Wolken, du ſelbſt liegſt, ein Wurm, tief unten, deine Beſtallung mit ihren königlichen Forderungen iſt ein werthloſer Wiſch Papier, deſſen Anmaßung jetzt zu Fußtritten herausfordert, oh —! — Mitten in dieſen qualvollen Lauf der Gedanken war die Stimme dieſes verlorenen Burſchen, dieſes Leo gedrungen, eine Stimme, die er immer gern gehört! Und die Jünglingsgeſtalt, welche ihn immer ſo zutraulich angemuthet, war plötzlich vor ihm geſtanden! Das war ihm ein erlöſendes günſtiges Zeichen, ein gutes Augurium geweſen.

Nur der Form halber — er war nun einmal eine herriſche, ſäuerliche Natur! — hatte er mit Vorwürfen und Criminalfragen eingeleitet, innerlich war er jetzt wohlwollend geweſen für Leo.

Jetzt, als er allein vor ihm ſtand der kräftige junge Mann mit dem ruhig blickenden blauen Auge, jetzt ruhte Waldſtein's

Blick auf ihm, als ob er ausruhte. Die Schmerzen ſchwiegen: der ſonſt ſo empfindungsloſe Fürſt fühlte ſich von einer Regung durchdrungen, die etwas von Wärme hatte. Bei großen Wendepunkten unſeres Lebens eilt unſer Geiſt gleichſam ohne unſern Willen rückwärts in unſere Lebensgeſchichte und verweilt bei allen ſtarken Senſationen und Abſchnitten, welche wir durchgemacht. Bis zu den Jugendeindrücken geht er zurück und verweilt bei ihnen beſonders. Sie ſind ja doch die ſtärkſten, weil ſie die erſten geweſen und in ein Gedächtniß gefallen ſind, welches noch weich und tief empfänglich Alles dauernd aufgenommen hat. Zum erſten Male jetzt haftete Waldſtein's Erinnerung bei jener Liebesepiſode im Karpathenthale, bei Leos Mutter. War es das Auge Leos, welches ihn bei dieſer Erinnerung feſthielt? Er hatte ganz das Auge ſeiner Mutter: er hatte um den Mund den Zug fröhlicher Ehrlichkeit, welcher das Antlitz ſeiner Mutter ſo lieblich geſtempelt hatte. Waldſtein verglich nicht, er folgerte nicht. Er nahm das Alles wie ein Spiel der Erinnerung, welches ihm wohlthat. —

„Setze Dich zu mir!" — ſagte er leiſe — „und lies mir den Brief Arnimb's."

Leo, angenehm überraſcht, that dies flugs. Er ahnte nicht, daß dieſe Ablenkung auf Geſchäfte der günſtigen Stimmung für ihn nur Abbruch thun konnte.

Der Brief enthielt die alten Vorſchläge.

„Was nutzt das!" — ſagte Waldſtein vor ſich hin — „ſo lange der Kurfürſt nicht ſelbſt will und ſpricht. Davon iſt in dem Briefe keine Rede. An dieſem Kurfürſten ſcheitert die Zukunft des deutſchen Reiches." — Dann ſah Waldſtein auf den neben ihm ſitzenden Leo und ſprach wie im Selbſtgeſpräche nach längerer Pauſe in Abſätzen weiter: „Dieſer Mann iſt und trinkt ſtark, er iſt ein ſinnliches Geſchöpf — ein glücklich geformtes Menſchenkind von heiterer Sinnesweiſe ſollte doch Einfluß auf ihn haben. — Der Starſchädel? Der iſt zu ſehr Denker für ihn, und der Holzfuß iſt gegen ihn. — Schade, daß Du nicht lutheriſch aufgewachſen, Du könnteſt paſſen und ich würde Dich nach Dresden ſchicken, nachdem ich Dich eingeweiht. Du müßteſt mit Sparr ein paar Tage reden über das Luther'ſche Dogma: in Deinem Alter lernt man ja ſchnell. — Wollen ſehen heut' Abend, je nachdem der Tag ausgefallen iſt — jetzt — das Bohren hat nachgelaſſen, ich werde eine Stunde ſchlummern können — leg' Dich dorthin auf die Pelze, ſchlaf!"

So wurde es ſtill in der Stube. Die Wachskerzen, welche Roſtok auch für dieſen ärmlichen Raum zur Hand gehabt, brannten allmälig nieder — es nahte der Morgen.

Draußen lag ein dichter Nebel auf der Ebene. Aber ein raſſelndes Geräuſch dröhnte über das Feld hin. Die Truppen rüſteten ſich. Da wurde der Nebel gegen Weſten dunkelgelb, ſchwarzgrau, dunkelroth. Lützen ging in Flammen auf; ein Signal für beide Heere, daß die mörderiſche Handlung ganz nahe rücke.

Der Abt von Fulda mit den Seinigen trat aus dem zweiten Müllerhäuschen. Er mußte es räumen, denn es wurde ebenfalls angezündet. Sein Maulthier wurde vorgeführt; der feiſte Herr beſtieg es mit einiger Schwierigkeit und fragte, ob der Herzog wol auch ſchon aufbreche. Denn er wäre gern in ſeiner Nähe geblieben.

Man zeigte zum andern Häuschen hinüber: der Feuerſchein des brennenden Städtchens verbreitete glänzende Helle. Vor dem andern Häuschen ſtand ſchon eine Sänfte, von zwei Maulthieren getragen und für den Herzog beſtimmt, deſſen Gichtleiden die Beſteigung eines Pferdes nicht zuließ. Außerdem ſtanden da Reiter und Roſſe in großer Anzahl.

Der Abt ritt langſam vorüber. Juſt trat der Herzog von Friedland aus der niedrigen Thür, dunkel und unſcheinbar gekleidet, auf den Arm Leos geſtützt, mühſam auftretend.

Der Abt begrüßte ihn mit einem Segensſpruche. Stumm das Haupt neigend, dankte der Friedländer und ſagte dann mit lauter Stimme zu ſeiner Umgebung: „Jeſus Maria heißt das

Feldgeſchrei". Hierauf ſtieg er in die Sänfte. — Holck, welcher eben ankam, um die Schlachtordnung neben dem Herzoge abzureiten, ſah mit Staunen und Wuth, daß dieſer Leo Steinwald wieder da ſei, wieder neben dem Friedländer ſei, ja ihm in die Sänfte helfe und bedeutet werde, neben der Sänfte herzureiten.

Augenblicklich konnte auch der rohe Holck nichts dagegen thun, aber ſein böſer Wille war ſeit der Erkerſcene in Plauen zu jeder Feindſchaft gegen den „Gecken" geſpannt wie ein Streitbogen, und da er ſeit den Vorbereitungen zu dieſer Schlacht gleichſam als erſter Unterfeldherr, welcher die Aufſtellung geleitet hatte, neben dem Herzoge commandirte, ſo war vorauszuſehen, daß ihm die Gelegenheit nicht lange fehlen würde, Leo irgendwie zu beſchädigen.

Der Herzog in der Sänfte und die Suite zu Roß zog langſamen Schrittes nach den Gräben hin, welche in der Nacht vertieft und nach der weſtlichen Seite mit dem ausgeworfenen Erdreiche loſe verdämmt waren. Auf dieſer weſtlichen Seite, der Front des kaiſerlichen Heeres gegen den Feind, lief die Landſtraße von Lützen nach Leipzig. In dieſe Gräben poſtirten ſich die Musketiere, welche den Feind mit Musketenfeuer empfangen ſollten, wenn er angreifen wollte. Denn auch hier überließ der Friedländer ſeinem Gegner den Angriff. Von der kleinen Anhöhe, auf welcher jetzt die ebenfalls wie Kerzen aufbrennenden Windmühlen ſtanden, lief dieſe Gräbenfront über eine Viertelmeile weit bis zu dem ſogenannten Floßgraben, welcher eine Canalverbindung bildet zwiſchen Elſter und Saale. Dieſer Floßgraben deckte die ganze linke Flanke des kaiſerlichen Heeres.

An der Gräbenfront entlang ſchritten die Maulthiere, welche die Sänfte trugen. Auf dem vorderen Thier ein Reiter, welchem der Herzog zurief, wohin die Richtung gehen ſollte. Bei jedem Regimente, an welchem ſie vorüberkamen, erſchien der Commandirende, den Feldherrn zu begrüßen. Es bildeten lauter Fußtruppen die vordere Linie. Zuerſt „Waldſtein Alt-Sächſiſch".

von des Herzogs Vetter Graf Berthold Waldſtein commandirt, dann „Colloredo", von Hieronymus Colloredo, dem Ahnherrn des jetzt noch beſtehenden Hauſes Colloredo, geführt. Denn der ältere Rudolph Colloredo drüben an der Spitze der Avantgarde war deutſcher Herr. Waldſtein ſprach einige freundliche Worte mit Herrn Hieronymus. Er mochte die beiden Brüder gern als feſte, zuverläſſige Kriegsmänner, obwol man ſie zur „ſpaniſchen Partei" rechnete. Nicht des Namens wegen. Dieſer wälſche Name war eine äußerliche Zuthat. Sie waren nicht von wälſcher, ſondern von echt deutſcher Abkunft. Wallſee hießen ſie und ſtammten aus Schwaben. Mit dem erſten Habsburger waren ſie nach Wien gekommen und hatten ſpäter von einer Beſitzung im Friaul — Colloredo — den Namen Colloredo angenommen. Dem Kaiſerhauſe waren ſie ſtets treu anhänglich. Das wußte Waldſtein recht wohl, aber wie jeder regierungskundige Mann wußte er auch, daß man zuerſt und zuletzt ſolche treue Seelen zur Gründung eines neuen Regimentes braucht, und daß ihre Erwerbung ſchwerer wiegt als der eigennützige Dienſt von zehn gewandten Parteigängern. Er machte Herrn Hieronymus darauf aufmerkſam, daß der Dienſt hier an der rechten Flanke die tüchtigſten Leute brauche. Hier ſei die Achillesferſe des kaiſerlichen Heeres. Nur die Batterie auf der Windmühlenhöhe und die dortigen Hohlwege böten Deckung. Der Feind werde hierher und gegen die Mitte ſeine Hauptanſtrengung machen, da die linke Flanke durch den Floßgraben ſichergeſtellt ſei. — Ich erwarte von den Colloredo's, daß hier kein Fußbreit Land verloren gehe — ſchloß er und rief dem Reiter auf dem vorderen Maulthiere zu, weiter zu reiten.

Das nächſte Regiment war „Grana", und der Marcheſe Carretto di Grana erwartete die Sänfte. Der Herzog hatte in der Schlacht am Zirndorfer Lager ſeine gute Meinung von den Fähigkeiten Carretto's wie Piccolomini's beſtätigt gefunden und richtete einige vertrauensvolle Fragen an den Marcheſe, Fragen über den Gang der Schlacht, welchen der Marcheſe für wahrſcheinlich hielte. Der Marcheſe meinte, der Hauptangriff werde auf die Mitte gerichtet ſein. — Das glaub' ich auch — erwiderte der Herzog — alſo feſthalten!

Die Sänfte kam nun zur Mitte, wo vor des Feldzeugmeiſters Philipp Brenner Regimente und dem Regimente Reinach eine Batterie errichtet war. Hier ſtieg Waldſtein aus und beſichtigte die Aufſtellung der Stücke. Philipp Brenner lieh ihm den Arm. Die Brenner's waren ihm ſehr vertraut. Unter den vielen großen Adelsgeſchlechtern, die er an ſeinen Hofſtaat zog und gleichſam dem Kaiſer zum Trotz mit Hofämtern belehnte, waren die Brenner am reichlichſten bedacht.

Bis jetzt hatte die Lohe von Lützen geleuchtet, der Tagesſchimmer hatte den dichten Nebel noch gar nicht durchbrochen. Jetzt zuckte von links her das erſte Licht durch den trüben Dunſt, welcher Alles einhüllte.

Es ſtand nicht zu erwarten, daß der Feind angreife, ſo lange der Nebel tief auf der Erde lag. — Waldſtein, bei den Stücken ſtehend, winkte Sparr und bedeutete ihm, ſeine Ledertaſche mit den Goldſtücken, die er auch heute führte, an Leo abzugeben. Sparr machte große Augen zu dieſer Gunſtbezeigung für den liederlichen, jüngſt noch ſo ungnädig angeſehenen jungen Menſchen, und Holck ſtieß einen grunzenden Ton hervor. Waldſtein wendete den Kopf nach Holck hin und ſagte: „Wie ſteht's mit der Schanze am linken Flügel? Wird ſie fertig?" — Kaum, Durchlaucht. — „Regiment Comargo ſteht zunächſt?" — Ja, Durchlaucht. — Dahinter die Reiter von Götz, die von Burghauß und Sparr, Lamboj, Lindelo, Troſt am Floßgraben abwärts bis zu den Croaten. — „Eher zu viel als zu wenig. Sparr! Die ſicherſten Leute hierher nach der Mitte führen, wenn der Feind hier durchbricht. Leo! Die Musketiere in den Gräben beſchenken von Reinach bis Grana, und ihnen das Doppelte verheißen, wenn der Feind an dem Graben Kehrt machen muß. Dann zu Jung-Brenner kommen, wo Du mich findeſt. Die Leute hier bei den Stücken nicht vergeſſen!"

Damit wendete er ſich wieder nach ſeiner Sänfte und ſagte noch im Fortgehen zu den Kanonieren: — „Ruhe, ſchnelles Laden, gutes Richten! Ich ſehe Euch zu und beſtrafe oder belohne.“

Nun ließ er ſich durch die zweite Linie der Aufſtellung, lauter Reiterei — namentlich Lohr und Breda — tragen bis zur dritten Linie, welche von den Fußregimentern Moriano, Jung-Breuner, Palant, Hans Breuner gebildet wurde.

Vor dem Regimente Jung-Breuner ließ er die Sänfte niederſetzen und ausſpannen. Er ſelbſt blieb in der Sänfte ſitzen und ließ die Führer der noch weiter rückwärts ſtehenden Fuß- und Reiterregimenter — Goltz, Gil de Haſe, Güſtitz und Weſtrumb Weſtphalen — rufen. Zu jedem Führer ſprach er ein paar kurze antreibende Worte. Der Nebel ließ ihm Zeit; er wich nicht. Auch jetzt nicht, als die Sonne gelb hindurchſchimmerte. Das Warten wurde abſpannend. Völlige Stille herrſchte, obwol über zwanzigtauſend Menſchen und wol über zehntauſend Pferde auf dem nur mäßig ausgedehnten Felde ſtanden. — Leo kam zur Sänfte und berichtete, daß der Feind ganz nahe ſein müſſe, man höre ſeine Trompeter die Melodie des Luther-Liedes blaſen. „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

Es war gegen zehn Uhr. Da erhob ſich ein leichter Wind. Der Nebel wallte und wogte, ballte ſich endlich und flog plötzlich in die Höhe, aber nur haushoch und nur eine Lücke öffnend für die Sonne, welche grell ſtrahlend das weite Feld beſchien. Da ſah man wirklich in geringer Entfernung gegenüber das proteſtantiſche Heer in voller Schlachtordnung. Sogleich begann der Kanonendonner hüben und drüben, und von beiden Flügeln hörte man dazwiſchen das Knattern der Piſtolenſchüſſe von den Avantgarden, die gegen einander plänkelten. Ein Prinz von Toscana und zwei Prinzen von Eſte erſchienen bei dieſen Signalen vor der Sänfte Waldſtein's. Er grüßte leichthin mit der Hand und rief Leo zu: nach der Batterie in der Mitte vorzureiten, auszuſchauen, wie der Angriff von drüben ſich geſtalte, und Bericht zu erſtatten. Leo ſetzte beide Sporen ein. Er war in der glückſeligſten Stimmung, das Zutrauen des Herzogs wieder gewonnen zu haben, und die Schlacht war ihm wie ein Ballfeſt.

In einer Viertelſtunde war er zurück und berichtete: Der Feind ſucht durch das noch glühende Lützen gegen die Windmühlen vorzudringen; aber es gelingt nicht. Feindliche Fußbrigaden kommen in dichter Schaar auf die Gräben los. Die Mittelbatterie feuert vortrefflich.

Dieſe günſtige Nachricht ſchien aber nicht lange Stand zu halten. Man ſah unruhige Bewegung unter den Lohr'ſchen Reitern vor ſich, die Geſchütze hörten plötzlich auf zu feuern, links und rechts von den Lohr'ſchen Reitern erſchienen flüchtige Fußtruppen, es entſtand Geſchrei, die Reiter prallten links und rechts auseinander, es blieb kein Zweifel mehr übrig: Das war offene Flucht. Die Batterie in der Mitte war vom Feinde genommen, und dieſer wälzte ſich bohrend und aufrollend herein ins Centrum der kaiſerlichen Aufſtellung. —

Da trat Waldſtein aus ſeiner Sänfte. Jetzt galt kein körperlicher Schmerz mehr, die moraliſche Kraft beſiegte ihn, indem ſie ihn unbeachtet ließ. Er rief nach ſeinem Pferde; er ſchickte links und rechts rückwärts nach den Reitern von Güſitz und Weſtrumb Weſtphalen, er ließ commandiren, daß die Fußregimenter hinter und neben ihm, die Pikeniere voraus, in geſchloſſener Reihe vorwärts gingen. Kaum aber war er unter ſtechender Pein aufs Pferd gehoben worden und den Fußtruppen voraus ins Gedränge geritten, den Flüchtigen zurufend, ſie ſollten ſtehen und ſich wenden, da ſprengte ein Bote vom linken Flügel durch das Getümmel, nach dem Herzoge ſchreiend. — „Was bringſt Du?" — Vom Oberſten Götz, Durchlaucht! Die ſchwediſche Reiterei hat anfangs vor den Gräben geſtutzt und iſt zurückgeprallt. Da iſt aber der König ſelbſt mit Stahlhanſke's finniſchen Reitern gekommen, die haben die Gräben überflogen und haben unſere Leute geworfen. Der Feind drängt uns nach dem Floßgraben —

„Hinüber zu den hinteren Regimentern am linken Flügel“ — rief Waldſtein Riemann zu — „von Troſt an ſollen alle Regimenter, Lindelo, Lamboi, Burghauß und Sparr im Trabe vorrücken gegen die Front. Noch Eins! Suche Falkenberg aufzufinden bei den Florentinern! Ich laſſ' ihm ſagen: jetzt ſoll er zeigen, was ſcharfe Reiter können. Fort! — Leo! Spreng Du nach dem rechten Flügel zu Piccolomini und Hagen und bringe mir Kunde, wie es dort ſteht.“

Leo jagte durch das Reiterregiment hindurch, welches Holck von rechts her dem Herzoge zuführte. Sparr führte ſoeben von links das Regiment Güſtiz herbei, Waldſtein zog den Degen, ſchwang ihn über ſeinem Haupte, deutete nach der Front und rief: „Jeſus Maria!“ Alle um ihn her wiederholten den Ruf, er ſchwoll nach allen Seiten; von allen Richtungen ſah man und rief man's weiter: der Friedländer ſelbſt führt uns an! und vorwärts drängte und ſtürmte die ſich langſam regelnde Maſſe. Feſt und unwiderſtehlich war ſie bereits, als ſie den ſiegreichen Fußbrigaden der Schweden begegneten, die unter Nils Brahe die Batterie genommen hatten und zuverſichtlich daher marſchirt kamen. Waldſtein commandirte, als er ſie kommen ſah: „Zum Einhauen im Trabe!“ Ringsum wiederholten alle Officiere mit brüllender Stimme dieſen Ruf, und die Reitermaſſen ſetzten ſich klirrend und dröhnend in Bewegung. —

Der Friedländer, um welchen die Suite gleichſam eine Inſel bildete, ritt langſam vorwärts, während zu ſeiner Linken und Rechten die Reitermaſſen, eine Viertelwendung abſchwenkend, vorüberſtürmten. Der Stoß war unwiderſtehlich. Nach einer Viertelſtunde hielt der Friedländer an ſeiner Batterie; ſie war wieder erobert und ihre ſieben Geſchütze feuerten bereits in die fliehenden Brigaden Nils Brahe's über die Gräben hinüber.

Dies war der zweite Act der Lützener Schlacht. Der erſte Act war Sieg der Schweden geweſen, und Guſtav Adolph hatte bereits zuverſichtlich gemeint, der Tag ſei gewonnen. Da kam ihm, der eben den linken Flügel der Kaiſerlichen zu ſprengen und aufzurollen trachtete, die unerwartete Botſchaft: das ganze eroberte Terrain iſt wieder verloren! Es war gegen Mittag. Der aufwärts getriebene Nebel flog immer noch fetzenweiſe in der Luft umher und dichte Ballen desſelben fielen noch zuweilen auf die Ebene herunter. Dies war des Königs Verderben. Er hatte ſich an die Spitze des Smaländiſchen Reiterregiments geſtellt, um ſeinem Centrum unter Nils Brahe dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er dem kaiſerlichen Centrum in die linke Flanke einbräche. Die Ungeduld hatte ihn ſeinem Reiterregimente voraus getrieben — da wälzt ſich eine breite Nebelmaſſe herunter und hüllt ihn ein; er verliert die Richtung, geräth ein wenig zu weit rechts, ſtößt auf ein kaiſerliches Cüraſſierregiment und geräth in eine Salve von Piſtolenſchüſſen. Eine Kugel trifft den Hals ſeines Pferdes, eine zweite zerſchmettert ihm ſelbſt den linken Arm. Links wendend, um auszuweichen, da nur ein kleines Gefolge bei ihm, wird er eingeholt und durch den Rücken geſchoſſen. Es war ein Piſtolenſchuß des Oberſtlieutenant Falkenberg vom florentiniſchen Regimente. Der König ſchwankt, ſinkt rückwärts vom Pferde, bleibt im Steigbügel hängen, wird geſchleift und fällt endlich ſterbend zu Boden. Sein Pferd jagt nach dem Graben der Landſtraße hinüber. Ein Cüraſſier ſchießt ihm noch eine Kugel durch die Schläfe, und der Page Leubelfing, welcher des Königs Namen verſchweigen will, wird erſtochen. Die übrige Umgebung des Königs, unter ihr der Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg, entkommt in der Nebelſchicht.

Von dieſem Vorgange wußte der Friedländer nichts. Er hatte ſich ſofort wieder von der Front zurückgezogen, als der Feind über die Straßengräben geworfen war, und hatte den Platz bei ſeiner Sänfte wieder aufgeſucht. Der körperliche Schmerz wurde unerträglich, als die moraliſche Ueberſpannung nachließ mit ihrem Gegengewichte. Eben kam auch Leo zurück mit Nachricht vom rechten Flügel. Sie war günſtig. Die Angriffe dort auf die Windmühlenhöhe waren ſeit zurückgewieſen worden durch die Colloredo's und Piccolomini, und Hagen ließ beim Herzoge anfragen, ob nicht ein Angriff von Seiten der Kaiſerlichen von dieſem Flügel geſtattet werden könne. Er verſpreche ſich ein außerordentliches Reſultat davon.

„Noch nicht!“ — entgegnete der Herzog — „dafür iſt unſere Anzahl noch zu gering. Erſt wenn Pappenheim eingetroffen iſt, kann davon die Rede ſein. Hagen iſt übrigens ein guter ſtrategiſcher Kopf; wie denkt er ſich's?“

„Er meint“ — erwiderte Leo — „die Hauptſchwere des Feindes dränge unter dem Könige auf unſern linken Flügel und unſer Centrum; die Linke des Feindes ſei lockerer. Ein Einfall mit unſeren ſchweren Reitern in die linke Flanke des Feindes würde große Wirkung machen. Unter allen Umſtänden Verwirrung. Denn der Feind würde von ſeiner Operationslinie, die ja aus Thüringen herab über Weißenfels laufe und ihm Nachſchub und Material zuführe, plötzlich abgeſchnitten. Entweder machte nun der Feind alle Anſtrengungen, um dieſen Streich zu pariren, und dann könnte Durchlaucht von unſerer Linken und unſerem Centrum aus ſiegreich in ſeine ungünſtig vorgeſchobene Schlachtordnung nachdrängen und eine totale Niederlage des Schwedenkönigs erzwingen — oder eine allgemeine Vorrückung unſeres rechten Flügels, unterſtützt von unſerm rechten Centrum, könnte den Feind völlig abdrängen von ſeiner Operationslinie, er ſtünde in der Luft und würde durch unſern Pappenheim'ſchen Nachſchub ins ſächſiſche Gebirg hinaufgeworfen, entblößt von Munition und alledem, was ein Heer hinter ſich führt und nothwendig braucht. Dann könnte Gallas von der Mulde her — —

„Genug, genug! Der Vortheil iſt leicht zu überſehen, wenn die Vorbedingung ſtimmt. Hagen denkt weit, ſteht aber immer wie auf ſeinem Boden.“

Da kam Niemann vom linken Flügel geſprengt. Seine Botſchaft lautete ermunternd. Der Feind ſei über den Graben der Landſtraße hinübergejagt und habe ſeinen Führer verloren. Man vermuthe, daß dieſer Führer der König ſelbſt geweſen. —

„Oho!" — rief Waldſtein, und ſein ſchmerzender Körper reckte ſich in allen Gliedern hoch auf — „der König ſelbſt ſei —" — Erſchoſſen, Durchlaucht. Falkenberg mit einem Zug von den Florentinern ſoll ihm begegnet ſein. Ein Cüraſſier, der eben an mir vorüberſprengte, rief ſchreiend: Der König iſt erſchoſſen und Falkenberg iſt dabei erſtochen worden.

Waldſtein's Augen funkelten wie die eines Adlers. „Was giebt's dort?" rief er nach der Front zu, von wo Bewegung und Geſchrei kam. Die Antwort lautete: ein paar Ueberläufer von Nürnberg her wollten den Schimmel des Königs erkennen, der ohne Reiter drüben im Felde herumjage!

„Reite zu Hagen" — rief Waldſtein in ſichtlicher Aufregung — „er ſoll mit dem Regiment Benninghauſen ſich bereit halten. Sobald Pappenheim's Ankunft von Weitem ſichtbar wird, und ſobald er hört, daß wir von hier angreifen, ſoll er mit ſeinem und Benninghauſen's Regimente rechts abſchwenken und jenſeits Lützen dem Feinde in die Flanke ſtürzen."

Leo eilte fort und wurde es nicht gewahr, daß in der Front der Kaiſerlichen lärmende Bewegung entſtand und daß Officiere eiligſt zum Sänftenplatze des Herzogs ſprengten.

Sie brachten dem Herzoge die Nachricht, daß der Feind ſich auf der ganzen Linie neuerdings unter ſtürmiſchem Geſchrei zum Angriff ordne.

Dem war wirklich ſo. Ein Kammerherr-Truchſeß aus dem Gefolge des Königs hatte die Nachricht zum Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar gebracht, daß der König gefallen ſei. Auf die erſte Beſtürzung war grimmige Wuth entſtanden unter den Führern und Truppen; Herzog Bernhard, der ſofort den Oberbefehl übernommen, hatte die Stimmung benutzt und auf der Stelle einen allgemeinen Angriff angeordnet.

Dieſer ſchritt eben Verderben drohend auf der ganzen Linie vom Centrum bis zur Windmühlenhöhe gegen die Landſtraße heran, der dritte blutige Act der Schlacht bei Lützen, während Leo heiter nach rückwärts gegen den hinteren Theil des kaiſerlichen rechten Flügels ritt, um Hagen den bedingten Auftrag des Friedländers mitzutheilen.

Hagen, ein ſanguiniſcher Mann, hörte nur mit halbem Ohr auf die Bedingung, verſchlang aber mit beiden Ohren die Erlaubniß zum Angriff und ließ ſogleich dem ihm zunächſt haltenden Hofkirchen an der Spitze des Regimentes Benninghauſen melden: er ſolle ſich mit ſeinem Regimente dem Hagen'ſchen anſchließen. Leo war nüchtern genug, Hagen zuzurufen: er müſſe noch warten, von Pappenheim's Ankunft ſei noch nichts zu ſehen, und an der kaiſerlichen Front —

„Hört Ihr denn nicht" — ſchrie Hagen — „wie laut es dort losgeht?! Der Friedländer greift an! Vorwärts, Kameraden!"

Es war der Angriff des proteſtantiſchen Heeres, welchen er hörte, der unter wildem Rachegeſchrei hereinbrach über das kaiſerliche Heer, verderblich hereinbrach in des Friedländers Stellung. Die Batterie im Centrum, welche Waldſtein vor einer halben Stunde zurückeroberte, wurde jetzt im erſten Anlauf genommen, und das ganze Centrum Waldſtein's wurde eingedrückt von den ergrimmten Schweden. Gleichzeitig auch der ganze rechte Flügel der Kaiſerlichen. Hier führte Herzog Bernhard ſelbſt die ſchwediſchen und deutſchen Truppen gegen die Windmühlenhöhe und erſtürmte die Batterie. Noch mehr! Er kam Hagen's Idee von einem Flankenangriff entgegen, mit Uebermacht entgegen. Jenſeits der Hohlwege unter den Windmühlen drangen proteſtantiſche Regimenter, mit Scharfſchützen in allen Lücken geſpickt, im Sturmſchritt gerade dahin, wo Hagen abſchwenken wollte. Hagen verlor den Kopf und retirirte unordentlich. Der Feind ſchoß ihm Kugeln in Fülle nach, wendete ſich aber rechts in die kaiſerliche Flanke, wo die Regimenter Tertſchka, Piccolomini und Deſur ſtanden, und brach in dieſe ein.

Umſonſt ſchrie Leo: Hagen möchte „Halt" und „Sammeln" commandiren, der Feind verfolge ja nicht, ſondern könnte in der Flanke angegriffen werden! Hagen hörte nicht auf ihn, und eine furchtbare Exploſion ſchien ihm Recht zu geben: mehrere Pulverwagen ſprangen hinter ihnen in die Luft, ein paniſcher Schrecken verbreitete ſich unter den beiden Regimentern Hagen's und Benninghauſen's, keiner der beiden Führer ermannte ſich zu einem Commando, und der fremde junge Mann, Leo, welchen die Truppen kaum kannten und nicht im Geringſten reſpectirten, ſchrie umſonſt „Halt! halt!“ hieb umſonſt mit dem Degen unter die fliehenden Reiter. Sie hörten nicht nur nicht auf ihn, ſie hieben rückwärts nach ihm, er wurde in dem tumultuariſchen Knäuel fortgeriſſen und vom Pferde geworfen. —

Der Friedländer ſelbſt und deſſen Umgebung wurden von dem Ungeſtüm des neuen Angriffs gänzlich überraſcht und ſo zu ſagen überritten. Die Batterie im Centrum war — wie geſagt — im Nu genommen, und die kaiſerliche Truppenmacht des Centrums ward dergeſtalt von dem heftigen Stoße zurückgeworfen, daß Waldſtein gar nicht Zeit und Raum fand, ſich aufs Pferd heben zu laſſen: er mußte froh ſein, daß ihn die trabenden Maulthiere in der Sänfte eine Strecke weit ungefährdet nach rückwärts brachten mitten durch unordentliches Getümmel. Aber nur eine Strecke weit ertrug er das. Schreiend befahl er Halt, kroch aus der Sänfte heraus, feſtigte ſich trotz ſtechender Schmerzen auf ſeinen Beinen und zog den Degen, ohne Weiteres niederſtechend, wer ſich flüchtig nahe bei ihm vorbeidrängen wollte. Ja, er machte Anſtalt, den Fuß in den Steigbügel zu erheben und ſelbſt aufs Pferd zu ſteigen, eine Anſtrengung, die ihn allerdings einer Ohnmacht nahe brachte. Seine Diener griffen zu und hoben ihn auf das niedrige braune Roß mit leichten Tigerflecken, deſſen Haut man ſpäter in Prag ausgeſtopft und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Kaum war er im Sattel, ſo gerieth das Getümmel um ihn von Neuem in Bewegung, und zwar in noch engere und drängendere. Von rechts her kam der neue Anſtoß und mit ihm der Ruf, welcher wie eine Schwalbenſchaar zickzack über das Getümmel hinflog: Der Windmühlenberg iſt genommen! Der Feind dringt in unſere rechte Flanke! — Jetzt war kein Halten mehr und der Feldherr wurde machtlos mit fortgedrängt. Riemann an ſeiner Seite hatte die Geſchicklichkeit, durch Säbelhiebe und forcirte Sätze ſeines Pferdes gerade da einigen Raum zu machen vor dem Herzoge, als ſie in die Nähe des Fußregiments Goltz kamen, welches, in vierter Linie ſtehend, noch unberührt war von der Flucht und noch mit der Front gegen die Landſtraße aufrecht daſtand. Ein glückliches Commando „Pikeniere vor!“ welches er den Officieren zurief, und welches dieſe, die Sänfte des Feldherrn im Strudel vor ſich erblickend, ſogleich nachriefen und ins Werk ſetzten, ſchaffte Hilfe. Die Pikeniere ſtreckten ihre Spieße vor, und die Flucht mußte links und rechts Auswege ſuchen. Der Feldherr hielt nun wieder vor einem Regimente, welches die Front nach dem Feinde zu richtete, und er befahl, die Reiterregimenter Lamboi, Lindelo, Troſt vom linken Flügel herüber zu holen. Kaum waren drei Officiere nach links hin in das Gedränge hinein, um dieſen Befehl zu überbringen, da erſchien von rechts her im Gedränge der andern Seite die Geſtalt Holck's, der auf rieſigem Pferde mit der ſchwarzen Binde über der Augenhöhle weit kenntlich war und jezt den Feldherrn ſuchte. Er ſchrie von Weitem: den linken Flügel heran! den linken Flügel heran! Und als man ihm zurief, das ſei ſchon im Werke, war er bis zum Herzoge herbeigekommen und raunte dieſem mit unterdrückter heiſerer Stimme zu: Dort drüben iſt Alles verloren. Die Schufte Hagen und Hofkirchen haben Reißaus genommen, wie ich höre von dem Lump Leo dazu veranlaßt, der „Rette ſich wer kann!“ angeſtimmt hat und verhängten Zügels geſtoben iſt. —

„Still!“ — rief Waldſtein mit furchtbarer Stimme. Alles wich einen Schritt zurück; man wußte nicht, was er meinte und wollte, denn er ſagte kein Wort weiter und ſtreckte ſeinen Kopf rückwärts, als wollte er über das Regiment hinwegſehen und hören — „das ſind die Trompeten Pappenheim's! Unten nach dem rechten Flügel hin — ſie ſind's! — Holck! Das Commando der Regimenter vom linken Flügel her übernehmen! Riemann!

hinüber zu Pappenheim! Der Windmühlenberg iſt zu ſtürmen von ihm. Vorwärts!"

Es war ſo: es waren Pappenheim's Trompeten. Er kam eben mit ſiebentauſend Cüraſſieren, Dragonern und Croaten auf dem Schlachtfelde an; der vierte Act der Lützener Schlacht nahm ſeinen Anfang. Alle Nebel waren verweht, die Sonne ſchien hell. Niemann ſah ihn daher kommen geſtreckten Galopps vor ſeinen Cüraſſieren, das magere, kantige Geſicht mit grellen Augen ſprang gleichſam aus dem ſchwarzen Helm hervor nach dem Feinde, der bekannte Leibtrompeter Ehinger auf dem Schimmel neben dem ſchwarz geharniſchten Führer und im Galopp mit Sicherheit die gefürchtete Fanfare blaſend, welche hinten die Trompeterſchaar wiederholte.

„Wo commandirt der König?" ſchrie Pappenheim Niemann entgegen.

Niemann zeigte ſchweigend auf die Windmühlenhöhe. Es ſchien ihm nicht angebracht, hier über den wahrſcheinlichen Tod des Schwedenkönigs eine Mittheilung zu machen.

Pappenheim zog ſein Schwert, wendete das Antlitz rückwärts nach ſeinen Cüraſſieren, ſchwang das Schwert über dem Kopfe und rief Ehinger, dem Trompeter, zu: „Zum Einhauen!" Ehinger ſchmetterte den kurzen energiſchen Notenſatz, die Trompeter hinten wiederholten ihn, und wie ein donnerndes Gewitter ſauſten die ſiebentauſend Reiter in den Feind hinein, Alles vor ſich niederwerfend.

Waldſtein ſeinerſeits hatte die glückliche Wendung ausgiebig benutzt. Die Flucht war zum Stehen gekommen. Er war nach allen Seiten geritten und hatte angeordnet, vom linken Flügel waren Truppen zugeführt worden, und unter dem ſiegreichen Vordringen Pappenheim's hatte er im Sturmſchritt die Seinen wieder vorwärts geführt gegen die Straßengräben. Binnen einer Viertelſtunde war alles verlorene Terrain wieder erobert, die Batterie wieder in den Händen der Kaiſerlichen, und ſechzig Fahnen und Standarten, darunter die königliche Leibfahne, waren dem Feinde entriſſen — die zum Niedergang eilende Sonne warf ihre matten Novemberſtrahlen auf einen Sieg des Friedländers.

Aber der letzte Act ſtand noch bevor. Die Sonne ſollte untergehen, ehe die Schlacht zu Ende ginge.

Pappenheim's Naturell war nicht befriedigt mit Wiedereroberung verloren geweſenen Terrains, er folgte dem weichenden Feinde unerbittlich, er achtete eines Schuſſes nicht, der ihm in die Hüfte dringt, vorwärts! ruft er dem Ehinger zu, Ehinger bläſt aufs Neue, und die erſchöpften Pferde werden aufs Neue geſpornt — da trifft eine Falconetkugel Pappenheim, Ehinger fällt dem Pferde in die Zügel, Pappenheim gleitet herunter, und noch am Boden mit erlöſchender Stimme verſucht er's, „Vorwärts! vorwärts!“ zu rufen. Aber das iſt ein Fall auf katholiſcher Seite bei Sonnenuntergang wie der Tod Guſtav Adolphs am Morgen geweſen war auf proteſtantiſcher Seite, ein entſcheidender Fall. Nur mit ganz anderer Wirkung. Der Tod des Schwedenkönigs hatte Wuth und Rache geweckt, der Tod Pappenheim's erzeugt Beſtürzung und Verwirrung. Der wilde Reiterangriff hat den Anblick und die Stimme des Führers verloren, er zertheilt ſich, er ſtockt, er verliert das gemeinſchaftliche Ziel — und Herzog Bernhard drüben wird deſſen auf der Stelle inne; er ſammelt die geſchlagenen Schaaren, er bringt es dahin, daß das proteſtantiſche Heer in ſeiner ganzen Ausdehnung noch einen Sturmlauf gegen den Straßengraben unternimmt. Es dringt herüber, es nimmt die Batterien von Neuem, es kämpft, ficht und würgt mit letzter, übermenſchlicher Anſtrengung. —

Dies waren die letzten Scenen, welche die größten Opfer koſteten. Das kaiſerliche Heer hielt feſt mit unerſchrockener Ausdauer, ſeine Führer mitten im Getümmel fochten ſämmtlich wie gemeine Soldaten und fielen wie Helden. Hieronymus Colloredo ſank in den Tod, Oberſt Berthold von Waldſtein, ein Vetter des Friedländers, desgleichen, Feldzeugmeiſter Brenner wurde durch einen Schuß ins Geſicht vom Pferde geworfen, Graf Harrach desgleichen, und Oberſt Piccolomini, welcher die Führung am Windmühlenberge übernommen, ward eine Zielſcheibe von Geſchoſſen. Auf ſeinem Cüraſſe prallte Kugel auf Kugel ab, er blutete aus vier Wunden, drei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen; er erſchien aber immer wieder hoch zu Roß und führte immer wieder die zerfetzten Regimenter gegen den Feind über die Leichen des gelben und blauen ſchwediſchen Regimentes, welche den Erdboden wie ein blaues und gelbes Tuch bedeckten. Der Friedländer ſelbſt ritt wie ein Geſpenſt in dem Gemetzel auf und nieder mit gezogenem Degen, zeigend, antreibend, befehlend und allem Anſcheine nach unverwundbar. Die Kugeln fuhren durch ſeinen Mantel, er verrieth keinen Eindruck. Sowie er die Gichtſchmerzen überwand, ſo überwand er auch die Wunden, welche er wirklich erhielt, denn in die linke Hüfte wurde er wirklich getroffen, und gegen einen ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihn fangen oder tödten wollte, wehrte er ſich wirklich wie ein auf perſönlichen Kampf angewieſener Reitersmann — es ſtand eben Alles auf dem Spiele, und er war der Mann, zum Aeußerſten auszuhalten. Die Sonne war hinunter, Dunkelheit fiel auf die Ebene, und ſein Sinn beſtand darauf, nicht vom Platze zu weichen, wenn auch Hoch und Niedrig, wenn auch er ſelbſt in dem Gemetzel zu Grunde ginge. Die Truppen ſahen ihn nicht mehr, aber ſie hörten bald hier, bald dort ſeine Stimme: „Jeſus Maria! Standhaft! ſtandhaft! Wir ſiegen.“

Es ſiegte Niemand. Die Finſterniß wurde völlig, der Kampf mußte aufhören, weil man nicht mehr wußte, ob man Freund oder Feind vor ſich habe. — Tiefe Stille folgte auf den furchtbaren Lärm. Da hörte man von rückwärts neuerdings Trommeln. Es war Pappenheim's Fußvolk, welches unter Reinach und Merode auf dem Schlachtfelde ankam. Bald hörte man Reinach's Stimme: Wo iſt der Herzog? wie man vor einigen Stunden Pappenheim's Stimme gehört — man führte ihn durch Leichenhaufen. Langſam kam ihm der Herzog auf ſeinem blutenden Pferde entgegen. —

„Durchlaucht, wir bringen ſechs Regimenter! Sollen wir angreifen und die Entſcheidung geben?“

Der Friedländer ſchwieg und ſah nach der Landſtraße hinüber, an deren Gräben einzelne Lichter unter den Schweden aufflimmerten. Die Führer kamen von allen Seiten herzu, um das letzte Wort des Feldherrn zu vernehmen. Unter ihnen Holck, Piccolomini, Carretto, Rudolph Colloredo, der leiſe nach ſeinem Bruder fragte — laut ſprach Niemand.

Reinach wiederholte ſeine Frage mit der Verſicherung: die ſechs Regimenter Fußvolk ſeien rüſtig trotz des Marſches von Halle herüber.

„Aber unſere Reiter ſind erſchöpft“ ſagte Holck — „und die Regimenter von Hagen und Benninghauſen fehlen gänzlich.“ — Dennoch, Durchlaucht, ſind wir im Stande — erwiderte Reinach. — „Nein!“ entſchied endlich Waldſtein — „Herr von Reinach, wir wiſſen was Mehres: Der Kurfürſt von Sachſen und der von Lüneburg kommen mit ſechzehntauſend Mann; wir werden alsbald marſchiren. Wollen der Herr hier allernächſt an der Windmühle ſtehen bleiben und die Retroguardia bilden, bis Alles bis auf die Croaten vorüber iſt.“

Als er dies geſprochen, ritt Waldſtein langſam rückwärts nach dem Galgenberge zu, wo die Bagage campirte und ſein Wagen ſtand. Holck ritt eine Strecke mit ihm und redete heftig in ihn hinein: daß dies ſchmähliche Beiſpiel der Fahnenflucht auf dem rechten Flügel eine exemplariſche Züchtigung verdiene. Die Armee gehe zu Grunde, wenn Oberſten wie Hagen und Benninghauſen, wenn ſolche Burſche wie dieſer Steinwald ungerichtet und ungeſtraft blieben. Letzterer habe auch ſicherlich ſeine Befehle falſch ausgerichtet in eitel Kopfloſigkeit und Feigheit, wenn nicht aus verrätheriſchen Gründen. —

„Allerdings iſt ein ſcharfes Exempel nöthig. Laßt die Herren ſämmtlich verhaften und nach Prag bringen. Dort ſollen ſie vor ein Kriegsgericht geſtellt werden.“ — Bis nach Prag? — „Nach Prag. Da wir hier abziehen, giebt's keine Winterquartiere für uns in Sachſen. Die Canaglia auf dem rechten Flügel iſt Schuld daran; ſie ſoll es büßen."

Tiefe Nacht legte ſich auf das Schlachtfeld, welches von Leichen und Verwundeten wie beſäet war. An die neuntauſend Männer lagen da, um nie wieder aufzuſtehen. Auch der enthuſiaſtiſche Abt Bernhard von Fulda hatte ſich wie der Schwedenkönig durch eine Nebelſchicht irre führen laſſen, und war wie jener todtgeſchoſſen worden.

Die einzelnen Lichter, welche man, beſonders in der Nähe des Landſtraßengrabens, hie und da auftauchen ſah, gehörten mitleidigen Seelen oder raubſüchtigen Lumpen. Jene ſuchten einen Freund oder einen Herrn unter den Todten; dieſe ſuchten Beute. Weder von ſchwediſcher, noch von kaiſerlicher Seite hinderte Jemand die Laternenträger. Weder drüben noch hüben wußte man, wer geſiegt hätte. Die großen Waldſtein'ſchen Geſchütze auf dem Windmühlenberge und in der Centrumsbatterie ſtanden verlaſſen da; Mannſchaft und Beſpannung lagen todt daneben — es fehlte nicht an Zeit und Freiheit, ſie fortzuführen, aber es fehlte an Roſſen.

Die Nachtluft erhob ſich allmälig friſch und brachte Leo zum Bewußtſein, der in Betäubung auf freiem Felde gelegen; denn dort in der Tiefe des rechten Flügels hatte kein eigentliches Zuſammentreffen mit dem Feinde ſtattgefunden. Jetzt ging ein Theil des Rückzuges dort vorüber. Er wurde aufgenommen und zu einem Wagen gebracht. Von Holck's Anklage und Verleumdung hatte er keine Ahnung und bat unbefangen, ihn dahin zu bringen, wo ſich der Herzog hinbegeben. Nach Leipzig! lautete der Beſcheid.

Die Ledertaſche mit Goldſtücken hing noch um ſeine Schultern. Er hätte alſo Mittel in Fülle gehabt, ſich zu ſalviren; die Schwertſtreiche, welche ihn niedergeworfen, waren ſämmtlich flach gefallen, es hinderte ihn alſo auch keine Wunde — aber er wußte nichts von der Lebensgefahr und fuhr mitten in dem Zuge einer nächtlichen Retirade ſorglos in die Gefangenſchaft hinein, welche ihn zu Leipzig erwartete.

10.

Es war ein heller Wintertag zu Anfange des Jahres 1633. Die Sonne ſchien lieblich warm in einen geſchloſſenen Gartenraum in Prag. An der Sonnenſeite des Waldſtein'ſchen Palaſtes nämlich dehnte ſich ſchon damals ein breiter Garten, welchen der Herzog durch Aufführung einer haushohen Mauer in Geſtalt einer Felſenwand vor jedem Windzuge geſchützt hatte. Die verſchiedenen Rückfronten des Palaſtes, der Reitbahn und der Marſtälle ſchloſſen ihn von drei Seiten ein und die vierte Seite war zugeſtellt durch die noch heute beſtehende hohe Felsmauer, welche der Epheu über und über bedeckt. Hier war und iſt an der Rückſeite des Palaſtes jene hohe Halle, der ſchönſte Kunſtbau Prags, gelegen, welche zwei Stock hoch offen nach dem Garten ſchaut. Man meint dort in Italien zu ſein und denkt an Palladio, der ſie erbaut haben könnte. Hoch oben an der Decke iſt in Farben von hellſter Friſche jenes berühmte Deckengemälde angebracht, auf welchem der Friedländer im Triumphwagen einherfährt, ein Halbgott in irdiſcher Kleidung.

Nach dieſem Gemälde hinauf ſchaute ein junges Mädchen. Ein Gewand von dunkelblauem Tuch umſchloß hoch bis an den weißen Hals hinauf die feine und doch kräftige Geſtalt. Hals und Antlitz zeigten jenen durchſichtigen Teint, welcher roſige Lebensfriſche athmet und welchen die Maler ſo ſchwer treffen. Es iſt der Hautton geſunder Mädchen, welcher zum Kuſſe herausfordert. Von vollem, lichtbraunem Haar eingerahmt ſah der Kopf dieſes jungen Mädchens aus ſeinen großen entſchloſſenen Augen gleichſam herausfordernd zum Halbgott Waldſtein hinauf, und auf den ſchmalen Lippen ſchwebten die Worte: Du könnteſt ihm helfen; aber du biſt ein gefühlloſer Menſch!

Es war Magna von Sparr, und ſie meinte Leo Steinwald, der auf den Tod gefangen ſaß in Prag. Das Kriegsgericht war wirklich zuſammenberufen worden und ſollte heute ſein Urtheil fällen unten am Altſtädter Ringe. Man erwartete Schaffot und Galgen für Friedländiſche Officiere, wie vor zwölf Jahren gegen böhmiſche Cavaliere. Blut war in Strömen vergoſſen worden innerhalb dieſer zwölf Jahre, aber von beſonderer Merkwürdigkeit für die Menſchen bleibt es auch in wilder, mörderiſcher Zeit, wenn eine gerichtliche Procedur zur Hinrichtung führt.

Elf höhere Officiere erwarteten ihr Todesurtheil von dem Vorſitzer des Gerichtes, dem unbarmherzigen Holck. Unter ihnen Leo Steinwald. Nur der wichtigſte fehlte: der Deutſchordensritter Oberſt Nicolaus von Hagen hatte ſich der Gefangennahme durch die Flucht entzogen. Zum Unglücke Leos. Denn Alles was Holck an Verleumdungen vorbrachte gegen Leo, bezog ſich auf Leos Verkehr mit Hagen. Dieſer und nur dieſer konnte enthüllen, daß alle Beſchuldigungen Leos nur Verleumdungen waren. Dieſe Beſchuldigungen gingen dahin: daß Leo die Ordre des Herzogs, welche er an Hagen zu überbringen gehabt, gefälſcht habe. Die Ordre habe gelautet: Hagen ſolle ausrücken und angreifen, ſobald Pappenheim in die Schlachtlinie eingerückt ſei, Steinwald aber habe ausgerichtet, Hagen ſolle auf der Stelle ausrücken und angreifen. Dadurch ſei die Niederlage des rechten Flügels herbeigeführt worden. Dann aber, als dieſe Niederlage durch tapferes Aushalten gemildert werden konnte, habe Leo Steinwald durch feiges Geſchrei: „Rette ſich wer kann! rette ſich wer kann!“ die Truppen erſchreckt, entmuthigt und mit ſich fort in ſchmähliche Flucht geriſſen.

Wenn dieſe Anklage nicht widerlegt werden konnte, ſo wurde Leo zum Tode verurtheilt. Den erſten Theil der Anklage konnte nur Hagen widerlegen. Und er fehlte. Den zweiten Theil konnten und mochten die anderen Officiere nicht widerlegen. Sie waren nicht alle in der Nähe Leos geweſen, um ausſagen zu können, wie er ſich perſönlich benommen, und es war ihnen ſo auch zum Vortheil, wenn die ſchmähliche Flucht durch einen Andern, nicht durch ſie veranlaßt worden war.

So hoffnungslos war Leos Lage. — Magna Sparr war genau davon unterrichtet. Sie wußte auch durch ihren Vater, daß heute noch das Urtheil gefällt werden ſollte. War denn ihre frühere Neigung für Leo ganz erloſchen, daß ſie keine Anſtrengung verſuchen mochte zur Errettung des jungen Mannes? Sie wohnte jetzt hier im Palaſte des Friedländers; ihr Vater war ſein vertrauter, erprobter Freund. Hatte ſie denn nicht das Herz, ihren Vater anzutreiben?

Dieſe Fragen waren nicht einfach mit Ja oder Nein zu beantworten. Ihre Neigung zu Leo war vielleicht nicht erloſchen, aber ſie hatte einen ſchweren Stoß erlitten. Sparr hatte ſeiner Tochter nicht verſchwiegen, daß Holck's unerbittliche Verfolgung Leos beſondere Gründe habe, und zwar einen Liebeshandel mit Suſannen, der Maitreſſe Holck's. — Solche Notiz iſt geeignet, die hingebendſte Liebhaberin zu erſchüttern. Magna aber war von Natur nicht hingebend, war nicht weich. Ihr Naturell hatte etwas Strenges und Karges. Eine Liebſchaft mit jener Suſanne hätte ſie verächtlich gefunden auch bei jedem andern Manne; bei Leo mußte ſie dieſelbe auch noch empörend finden. Er hatte ſie alſo getäuſcht mit all' ſeinen Beweiſen von Zuneigung! Sie war voll Stolz und Ehrgefühl, ſie kam ſich entwürdigt vor, ſie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt; denn ſie mußte ſich eingeſtehen, daß ihr Herz dieſem nichtswürdigen Leo angehöre.

Schwer leidend hatte ſie gar kein Zeichen der Theilnahme von ſich gegeben, als ſie, mit der alten Gräfin Wanda nach Prag kommend, jene Mittheilung ihres Vaters angehört hatte. Sie litt eben doppelt ſchwer unter dieſer Nachricht, weil ſie ſtolz war. Hartnäckig hatte ſie geſchwiegen, als man die Gefangenen eingebracht und die Unterſuchung begonnen hatte. Die Unterſuchung hatte ſich verzögert, weil man Hagen's doch noch habhaft zu werden hoffte und weil die Gräfin Wanda beim Friedländer durchgeſetzt hatte, daß Leo nicht verurtheilt werden ſollte, ſo lange nicht eine unwiderlegliche Zeugenausſage gegen ihn vorläge. Denn die alte Gräfin bethätigte ihre Freundſchaft für Leo

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02156/016

in getreueſter Weiſe, und der Friedländer war, wunderlich genug! keineswegs ſo zornig gegen Leo eingenommen, als er's im Zirndorfer Lager geweſen war. Und doch lag damals nur geſchwätzige Tactloſigkeit gegen ihn vor, jetzt aber eine ſchwere Kriegsangelegenheit und vor allen Dingen eine Feigheit. Das war's eben. Waldſtein war ein guter Beobachter: er glaubte nicht an die Feigheit Leos; er hatte ſchon zu viel Proben des Gegentheils von ihm geſehen. Die innere Frage alſo über den Werth oder Unwerth Leos war ihm hierbei von keiner Bedeutung. Damals aber im Zirndorfer Lager war juſt die innere Frage über Leos Werth oder Unwerth in erſter Linie geſtanden. Daß er ſich in Verſtand, Treue und Tüchtigkeit des jungen Menſchen gründlich geirrt haben ſollte, das hatte ihn tief genug ergrimmt, um den als nichtswürdig erkannten Burſchen kalt in den Abgrund zu ſtoßen.

Dennoch that der Friedländer jetzt nichts für Leo — aus politiſchen Gründen.

Auch Sparr glaubte nicht ganz an die Anklage Holck's gegen Leo. Der Liebeshandel mit Suſannen hatte auch ihn empört: er fand ihn als Vater beleidigend für ſeine Tochter, obwol er gar nicht geneigt war, ein Liebesverhältniß Leos mit ſeiner Tochter zu begünſtigen, und es war ihm eine Zeit lang ganz recht, daß Magna kein Wort über die Angelegenheit verlor. Aber in zwei Punkten ging ihm allmälig doch die Sache zu weit. Erſtens in der Todesgefahr Leos, die immer näher rückte, je weniger Ausſicht erſchien, daß man Hagen's habhaft werden könnte. Denn im Grunde mochte er ſeit der Zirndorfer Lagerzeit Leo ganz gern und Mitleid wie Rechtsgefühl erklärten ſich in ihm gegen ſo furchtbare Strafe. Zweitens in dem Weſen ſeiner Magna. Das Schweigen des Mädchens fing an ihn tiefer und tiefer zu beunruhigen. Sie ſchwieg nicht nur über dieſe Angelegenheit, ſie wurde überhaupt faſt lautlos. Seit der Herzog und das Heer nach der Lützener Schlacht Sachſen aufgegeben und in Böhmen Winterquartiere bezogen hatte, hielt Waldſtein in ſeinem Prager Palaſte Hof und hatte die Gräfin Wanda und Sparr's Tochter abſichtsvoll nach Prag beſchieden, damit auch weibliche Anknüpfung vorhanden ſei in ſeinem Hauſe, ſo lange Frau und Tochter noch in Bruck an der Leitha abweſend wären. Magna war alſo täglich genöthigt, bei der Tafel zu erſcheinen und an der Geſelligkeit Theil zu nehmen. Unter den täglichen Gäſten war auch der Marcheſe Carretto di Grana und dieſer hatte ſeine frühere Befliſſenheit um Magna eifrig wieder aufgenommen. Aber weder ihm noch ſonſt Jemand gelang es, ein Geſpräch mit dem tief verletzten und verſchloſſenen Mädchen in Gang zu bringen. Der Herzog allein, welcher eine Art Wohlgefallen für ſie hegte und ſie zuweilen anredete, konnte ſich rühmen, daß er eingehende und für ein Mädchen recht ernſthafte Antworten von ihr erhielte.

So war der Stand der Dinge geweſen am Morgen jenes ſonnigen Wintertages. Gräfin Wanda, Magna und Sparr hatten beim Frühſtück geſeſſen; da hatte Roſtok die Nachricht gebracht: heute ſei der entſcheidende Tag, heute werde das Urtheil gefällt. Er hatte dabei geweint. Denn ſeine Liebe zu Leo war in alter Stärke erwacht, ſeit er von einem Diener Holck's erfahren: jener ärgerliche Liebeshandel mit der ſchönen Suſanne ſei nur von Suſannen allein ausgegangen. Leo habe nie Acht gegeben auf die herausfordernde Einladung des leichtſinnigen Geſchöpfs. Hätte nur Roſtok dieſe ſeine Beruhigung ausgeſprochen! Sie wäre Balſam geweſen für Magna und hätte dieſe veranlaßt, einen entſchloſſenen Schritt beim Herzoge zu thun. Solch ein Schritt — meinte Roſtok leiſe zur Gräfin — hätte allein einige Ausſicht, weil der Herzog dem blonden Fräulein ſehr wohl geſinnt wäre. — Sie muß ihn thun — hatte die energiſche Gräfin erwidert und hatte die Frage angereiht: Wie geht es heute dem Herzoge? Wie iſt er geſtimmt? — Auffallend gut; er hat einmal gar keine Schmerzen und wird ein Bad nehmen — hatte Roſtok erwidert. — Gut — hatte die Gräfin geſagt — dann mach' ihn aufmerkſam, daß die Luft ſonnig und milde iſt und daß Du deshalb unten in der Halle ſein Frühſtück angerichtet haſt. Der Leibarzt verlange friſche Morgenluft für ihn. Das Fräulein wird ihn dort erwarten.

Roſtok war fortgeeilt, die Gräfin hatte in Magna hineingeredet wie ein Geiſtlicher und hatte es ihr zur Pflicht gemacht, für den armen Leo eine dringende Fürbitte einzulegen beim Herzoge. Magna war in Thränen ausgebrochen, und — war hinabgegangen.

Da ſaß ſie und harrte. Sie ärgerte ſich über ihren Thränenausbruch in Gegenwart der Gräfin und ihres Vaters, und konnte ſich doch nur mühſam faſſen. Neigung ſpottet eben aller Vorſätze und Grundſätze. Dabei fürchtete ſie den Herzog wie Jedermann. Oder nein, ſie fürchtete ihn nicht wie Jedermann, aber ſie hatte doch eine eigenthümliche Scheu vor ihm, wie vor einem unberechenbaren, allenfalls grauſamen Manne. Namentlich gerade in Bezug auf Leo. Von früher wußte ſie ganz genau, daß er dem Leo zugethan geweſen, und der Vater hatte ihr erzählt, daß er vor und während der Lützener Schlacht dem Leo wieder ganz gnädig geweſen. Was bewog ihn denn nun, den armen Jungen theilnahmslos in den Tod fallen zu laſſen für offenbar falſche Anklagen?! Denn der Vater hatte ihr erzählt, daß der Herzog nicht an die Schuld glaube, deren ihn Holck zeihe. Er hat die Macht und läßt ihn dennoch verderben! Welch ein hartes Herz! — dachte ſie — und das ſollſt du rühren!

Zagend ſenkte ſich ihr Auge auf die Pforte, welche er öffnen ſollte, wenn er wirklich herauskäme. In jenem Erker am Ende der Halle war der Theil ſeiner Behauſung, welcher am weiteſten abgeſondert war von den bewohnten Theilen des Palaſtes, ſeine Sternwarte, ſeine aſtrologiſche Kammer, und eine Wendeltreppe abwärts ſein Baderaum innerhalb der künſtlichen Felſenmauern — da ging die Pforte auf, Roſtok erſchien, hinter ihm der Herzog. Ein dunkler Sammetpelz hüllte ihn ein vom Halſe bis auf die Füße.

„Sieh' da“, rief er, „die kleine Sparr! Was machſt Du da, Kind?“ — Ich erwarte Eure Durchlaucht. — „Oho! —

Du haſt Recht, Roſtok, die Luft iſt gut, die Sonne angenehm. Rück' den Seſſel vor. Sie ſoll mich ganz beſcheinen, und bring' mein Frühſtück. — Weshalb, Kind, erwarteſt Du mich?" — Ich ſoll Durchlaucht um etwas bitten. — „Du ſollſt?" — Ich — ich will auch. Um Begnadigung des Leo Steinwald. — „Ah? — Liebſt Du den Burſchen?" — Man braucht ja doch nicht gleich Jemand zu lieben, um ihn vom Tode erretten zu wollen, und obenein von ungerechtem Tode. — „Was weißt denn Du, ob er ungerecht verurtheilt wird! Ja, ja, er gefällt Dir; ich hab's bemerkt. Du brauchſt nicht roth zu werden; er iſt ein ſauberer, liebenswürdiger Burſch', und ich ſäh' es auch gern, wenn er am Leben bleiben könnte." — Nun alſo — „O nein, Kind. Auch mein Wohlwollen kann ihn nicht retten. Gerechtigkeit regiert die Welt; ihr fällt er zum Opfer." — Wenn er ſchuldig iſt! — „Auch wenn er nicht ſchuldig iſt. Ich als Herr muß gerecht erſcheinen, ſonſt verlier' ich einen weſentlichen Theil meiner Macht. Leo gehört gleichſam zu meinem Hauſe; man weiß, daß er viel um meine Perſon iſt. Wenn ich ihn begnadige, muß ich alle Uebrigen begnadigen, ſonſt nennt man mich parteiiſch. Die Uebrigen kann ich aber nicht begnadigen, denn ſie haben ſich feig und nichtswürdig aufgeführt. Das Heer erwartet mit Recht ihre Beſtrafung, und der Geiſt wie Muth des Heeres würde verwirrt, würde verweichlicht, wenn ich die Fahnenflucht pardonnirte. Das geht nicht. Und ſo geht's auch nicht, daß ich den Leo rette." —

Hierbei ſchlürfte er die nur erwärmten Eier aus, welche ihm Roſtok mit zitternder Hand darbot. Er gehörte zu den furchtbaren Menſchen, welche auch denen nichts zu Gefallen thun, die ihnen lieb und werth ſind, ſobald dieſe Gefälligkeit gegen ſeine Grundſätze verſtieß. Regelmäßiger Gang und Ordnung im Regimente war ein ſolcher Grundſatz. Er gab eher ein Goldſtück aus freier Hand, als einen Kupferheller, welcher ſein Geſetz zweifelhaft machen konnte. Dieſe Magna hatte er wirklich gern, aber er blieb bei dieſem kühlen Nein. Leo war ihm wirklich lieb, aber er opferte ihn unbedenklich.

„Der Boden im Garten iſt faſt trocken“ — fuhr er gegen Roſtok fort — „ich werde zur Reitbahn hinübergehen. Wer dringend anzufragen hat, kann mich hier erwarten.“

Magna erkannte mit Schrecken, daß ihre Audienz beendigt und erfolglos geblieben ſei. Sie kam herzhaft auf ihr Thema zurück und rief dem ſchon fortſchreitenden Herzoge nach: „Was Durchlaucht da Gerechtigkeit nennen, das iſt keine. Das iſt höchſtens Zweckmäßigkeit; ſoll es wenigſtens ſein. Es iſt auch dies nicht; denn ungerechte Behandlung wirkt in der Folge gewiß nicht zweckmäßig. Ich weiß das von meiner Erzieherin, der ich nie gehorcht und nie vergeben habe, wenn ſie mich ungerecht beſtraft hatte. Gerecht und zweckmäßig iſt es alſo nur, wenn Durchlaucht den Steinwald freiſprechen laſſen oder ſelbſt freiſprechen!“

Waldſtein war ſtehen geblieben und lächelte. Ein ſo ſeltener Fall! Aber er änderte ſeinen Entſchluß nicht. Mit einem Finger ihr Kinn berührend und ein wenig aufrichtend, ſah er ihr tief in die Augen, ſagte: „Es thut mir leid, Kind!“ — und ging in den Garten hinaus, nach links hinüber. Magna blieb regungslos ſtehen. Zwei dicke Tropfen quollen aus ihren Augen, vielleicht nicht blos vom Schmerz erpreßt, ſondern auch vom Zorn.

„Hier bleiben, Fräulein!“ — raunte ihr Roſtok zu — „bis er wieder kommt. Wenn er ſo iſt, da kann's möglich ſein —“

Er ſah Riemann eintreten von der Hofſeite und hinter ihm einen großen Mann, der draußen blieb in dem Gange zum Hofraume. Riemann ſchien Roſtok mit den Augen zu fragen. Roſtok zuckte die Achſeln. Darauf winkte Riemann dem Roſtok und flüſterte dem Nähertretenden etwas ins Ohr. — „Ah!“ ſchrie dieſer auf. „Dann ſchnell, ſchnell!“

Während Roſtok das Frühſtück abräumte, trat Riemann zu der in den Garten hinausſtarrenden Magna und ſprach zu ihr mit halblauter Stimme Folgendes:

„Liebes Fräulein von Sparr! Die Kameraden Steinwald's bedanken ſich für Euer Fürwort und bitten Euch, ſtandhaft auszuharren in Eurer Fürſprache. Es ſind Hilfstruppen angekommen —" — Wie?! — „Zwar nur ein Mann, aber ein Mann mit einer guten Waffe. Dieſer Mann, dem Steinwald recht ergeben, iſt in der Burgſtallſchlacht den Schweden in die Hände gefallen und an die Sachſen ausgeliefert worden, zu denen er früher gehört hat. Mit den Sachſen iſt er in voriger Woche an die böhmiſche Grenze gerückt und hat in Zittau ſeinen alten Herrn, den von Starſchädel, angetroffen, bei dieſem aber noch Jemand, den wir hier für den armen Steinwald verzweifelt nothwendig haben, den Oberſten von der Hagen —" — Ah!? — „Leiſe, Fräulein. Wir müſſen Schritt für Schritt und ſtille vorgehen. Hagen iſt nach der Lützener Affaire, als er gemerkt hat, daß man ihn faſſen wolle, oſtwärts geritten mit einem ſächſiſchen Officier, der mit Steinwald von der Elbe gekommen war, um eine Antwort des Herzogs an Arnimb zu bringen. Er hat den Officier gebeten, ihn zu Starſchädel zu geleiten, den er von früher her gekannt. Starſchädel hat ihn aufgenommen, und mit dieſem iſt er ſeit einiger Zeit in Zittau. Dort hat er erfahren, was hier in Prag vorgeht mit dem Kriegsgerichte und daß Steinwald um ſeinetwillen auf den Tod ſitzt. Hagen iſt ein ſeelensguter Menſch. Es hat ihm ins Herz geſchnitten, daß Leo um ſeinetwillen unſchuldig hingerichtet werden ſolle, und er hat ſich in der erſten Aufwallung des Mitleids entſchloſſen, ſich ſelbſt dem Gericht zu ſtellen —" — Oh! — „Um den unſchuldigen jungen Mann zu befreien." — Braver Hagen! Und iſt er da? — „Ach nein. Die Wallungen wechſeln ſchnell bei ihm. Es iſt ihm eingefallen oder auch vielleicht eingerathen worden: ein ſchriftliches Zeugniß könnte ja dieſelben Dienſte thun, und es hätte den Vortheil, ihm den eigenen Kopf zu ſchützen. Dies ſchriftliche Zeugniß für Steinwald hat er denn aufgeſetzt, und jener Mann von der Burgſtallſchlacht, welcher dem Steinwald ergeben iſt, hat es über ſich genommen, dies ſchriftliche Zeugniß nach Prag zu bringen." — Vortrefflich! Und er hat's übergeben? — „Noch nicht. Und da liegen Schwierigkeiten, um deren willen wir Eure Hilfe in Anſpruch nehmen. Erſtlich dieſe: Wenn das Zeugniß dem Kriegsgerichte übergeben wird, ſo kommt es in die Hände des Vorſitzenden. Dieſer iſt der Feldmarſchall Holck, und man ſagt, daß Holck ein perſönlicher Feind Steinwald's ſei. Mißtrauiſche Leute meinen nun, wol übertreibend, daß das Zeugniß auf dieſem Wege verloren gehen könnte —“ — Richtig, richtig! — „Und daß es für Steinwald vortheilhafter wäre, wenn das Zeugniß dem Herzoge ſelbſt übergeben würde.“ — Das ſoll der Mann thun, ſogleich! — „Da kommt die zweite Schwierigkeit. Der Mann war zuletzt grob geweſen gegen den Herzog und iſt nicht ganz ſicher, unbeſchädigt zu bleiben, wenn er vom Herzoge oder von Holck geſehen würde. Letzterer nennt ihn einen Deſerteur. Der Mann wünſcht alſo, Euch, liebes Fräulein, das Zeugniß zu übergeben.“ — Das ſoll er thun! Nur raſch! — „Da iſt es, ſchönes Fräulein!“ rief der Bart-Conrad, welcher hinter der Thür gehorcht und gewartet hatte und jetzt unvorſichtig hervorbrach. — „Der Herzog kommt zurück!“ ſchrie Riemann, „hinweg, Conrad! Alle Teufel, ich glaube, er hat Dich geſehen.“

Beide Männer entwichen ſchnell. Magua ſtand allein da, das ſchwer wiegende Papier in der Hand haltend. Der Herzog kam nicht allein. Holck war bei ihm. Er hatte im Palaſte erfahren, daß der Herzog im Garten wäre, und war durch den Haupteingang des Gartens ihm entgegen gegangen. Er war auf dem Wege zur Altſtadt, um dort im Rathhauſe der letzten Sitzung zu präſidiren, und fragte beim Friedländer an, ob dieſer noch etwas Beſonderes anzuordnen habe. — Dies ganze Thema war nicht geeignet, den Herzog aufzuheitern. Im Gegentheil: es verſtimmte ihn. Daß ſich ein Theil ſeines Heeres ſchlecht gehalten, war peinlich genug für ihn, der ſeinen Ruhm darein ſetzte, das kriegstüchtigſte Heer errichten und erhalten zu können. Dennoch hätte er die kriegsgerichtliche Procedur, welche ſo ſchreiendes Aufſehen machte, gewiß nicht angeordnet, wenn er die Schlacht gewonnen hätte. Aber er brauchte für die zuſchauende Welt einen

Grund, einen äußerlich ſcheinbaren Grund, daß er auch beim zweiten Zuſammentreffen mit dem neuen proteſtantiſchen Heere keinen Sieg erringen gekonnt. Dieſen Grund mußten einige Regimentsführer abgeben, welche ihre Schuldigkeit nicht erfüllt. Logiſch war dies von ſeiner Seite allerdings, und er war der Mann dazu, es conſequent durchzuführen; aber angenehm war ihm doch die Angelegenheit in keiner Richtung und Holck verdarb ihm den geſunden Morgen durch ſeine Anfrage. Seine lange Geſtalt im ſchwarzen Pelztalar ſchritt alſo ärgerlich auf die Halle zu, und das kleine, eckige Haupt reckte ſich verdrießlich in die Luft, kurz, es war nicht mehr der wohlgeſtimmte Herzog, welcher vor einer Viertelſtunde die Halle verlaſſen hatte. Magna wußte das nicht. Sie war glücklich und ſtolz über ihre Siegestrophäe und hielt das Papier den beiden herzuſchreitenden Männern hoch entgegen, indem ſie rief:

„Errettung, Durchlaucht, Errettung, die Ihr ſelber gewünſcht!“ — Was ſoll's? ſtieß Waldſtein unwirſch hervor. — „Ein Brief des Oberſten Hagen.“ — Was? — „Ein Zeugniß von ihm, ein ausführliches Zeugniß, daß Leo Steinwald unſchuldig iſt, ganz unſchuldig, daß Alles böſe Verleumdung, was man ihm nachſagt!“

Holck ſchien arg betroffen und rückte an ſeiner ſchwarzen Augenbinde. Waldſtein ſtreckte die Hand aus nach dem Briefe, und indem er Magna ſcharf anblickte, ſagte er:

„Und das hat man Dir gebracht? Wer hat's gebracht?“ — Ein Kriegsmann. — „Wo iſt er?“ — Weiß nicht. Iſt wie ein Blitz erſchienen und verſchwunden.

Waldſtein zog die Augenbrauen zuſammen. Solch geheimes Spiel im Soldatenverhältniſſe war nicht nach ſeinem Geſchmack. Er las aber doch das Zeugniß, ſah dann neuerdings lang und ſtreng auf Magna und reichte das Papier Holck mit den Worten: „Iſt das Hagen's Handſchrift?“ — Ich kenne ſie nicht — erwiderte Holck und ſtellte ſich, als läſe er kaum, oder doch nur obenhin, was da geſchrieben ſtünde. — „Das Zeugniß“, ſprach

Waldſtein, „iſt übermäßig günſtig. So ſchreibt wol allenfalls ein Lump, der ſeinen eigenen Hals in salvo hat und ſeinen Spießgeſellen aus der Schlinge ziehen will. Wäre es echt, ſo verdiente es dennoch Beachtung. Es iſt aber wahrſcheinlich eine nachgemachte Handſchrift." — Straf' mich Gott, Herr Herzog, das iſt ſie nicht! Ich hab' dabei geſtanden, als Oberſt Hagen dies Papier beſchrieben hat!

Dieſe Worte, ſchreiend gerufen, kamen vom Bart-Conrad, der hinter der Thür der Halle zugehört und alle eigene Sicherheit hinter ſich geworfen hatte, als er vernahm, daß dies koſtbare Document für gefälſcht erklärt werden ſollte.

„Holla!" ſprach Waldſtein, „dies iſt wol Dein Blitz, kleine Sparr! Du haſt ſaubern Umgang! Dieſer Durchſtecher für fahnenflüchtige Officiere iſt ſelbſt eine Art Deſerteur —"

— Warum nicht gar! Das wäre nicht übel, wenn ein Friedländ'ſcher Reiter ſo niederträchtig behandelt werden könnte. Da werden ſich Eure Leute lange beſinnen, eh' ſie wieder zu Euren Fahnen ſpringen, Herr Herzog, wenn's mit der Behandlung ſo ausgeht. Vor Gebersdorf hab' ich mich für Euch zuſammenhauen laſſen vom Oberſten Stahlhanſk ſelber, und ſtatt daß mich Eure Leute aufgeleſen hätten, ſind die Sachſen ſo gut geweſen, und bei den Grasfreſſern da drüben in der Gefangenſchaft hab' ich den Oberſt Hagen getroffen, und neben mir in Zittau, auf dem Zimmer des Herrn von Starſchädel, hat der Oberſt den Brief da geſchrieben, und Herr von Starſchädel hat geſagt: Du biſt frei, Du Loſenſteiner, wenn Du den Brief zu Prag ablieferſt im Palais des Herzogs von Friedland, am beſten beim Oberſten Sparr, der ein ehrlicher Mann iſt und verhüten wird, daß ein braver, junger Herr wie der Herr Leo unſchuldigerweiſe todtgemacht wird, weil gewiſſe Leute das durchſetzen möchten, um ihr Müthchen zu kühlen. Und das hab' ich gethan, herzogliche Durchlaucht, als ein freigelaſſener Kriegsgefangener und nicht als ein halber Deſerteur, und als ein Kerl, der an dem Herrn Leo einen Narren gefreſſen. Denn der Leo iſt mehr werth als gewiſſe Leute, und den Leo zum Ausreißer machen, das iſt 'ne Dummheit und 'ne infame Lüge. So ſteht's, Herr Herzog!

Waldſtein hatte keinen Grund, darüber ein Mißfallen zu äußern. Aber daran hielt er feſt, nicht die geringſte parteiliche Gunſt für Leo an den Tag zu legen. Er entſchied alſo dahin, daß der Brief Hagen's dem Kriegsgericht vorgelegt werde und daß Conrad ſeine Ausſage vor dem Kriegsgericht wiederholen ſollte. Dies ausſprechend, entfernte er ſich durch die Halle in den Palaſt. Der zurückbleibende Holck maß mit ſprühendem Auge den Bart-Conrad dergeſtalt, als wollte er ihn aufzehren. Sein vierſchrötiger Körper zuckte vor Wuth, und der Arm hob ſich. —

„Ueberlegt's Euch, Herr Feldmarſchall, ehe Ihr zuſchlagt. Ich bin curios kitzlich und hab' früher immer mit Holzkohlen hantiert", ſagte Conrad, indem er ſeine großen Fäuſte rieb. — Rittmeiſter Riemann! — rief Holck dem eben in die Halle tretenden Riemann zu — dieſen Mann ſogleich unter ſcharfer Wache aufs Rathhaus am Altſtädter Ring transportiren laſſen! — „Transportiren?!" ſchrie Conrad.

Holck ging klirrenden Schrittes von dannen. Nun war guter Rath theuer. Riemann und Sparr, welcher auch in der Halle erſchienen war, konnten dem Bart-Conrad nicht widerſprechen, daß er ſich in einen gefährlichen Rachen begebe, wenn er ſich ins Rathhaus hinüber wage. Holck war als ein gewiſſenloſer, tyranniſcher Mann bekannt, welcher mit einem untergeordneten Soldaten grimmig umſprang, ſobald er einen Zahn auf ihn hatte. Er war dem Bart-Conrad nie grün geweſen, und jetzt brachte dieſer das Hagen'ſche Zeugniß, welches dem Feldmarſchall den verhaßten Leo Steinwald entreißen konnte — der Bart-Conrad hatte das Schlimmſte von ihm zu befahren. Daß ihn die Nähe des Herzogs ſchützen könnte, war allen Dreien unwahrſcheinlich. Conrads Grobheit war dem Herzog bedenklich nahe getreten, und der Herzog hatte ihn noch vom Zirndorfer Lager her auf dem Rohre. Wichtigen Generalen wie Holck trat er auch nicht leicht entgegen, wenn es ſich um einen ſo niedrig geſtellten Kriegsknecht handelte — Conrad konnte unter dem Zorne Holck's da drüben im Rathhauſe ſpurlos verſchwinden! Was thun? Was rathen? Denn auf der andern Seite war die mögliche Wirkung des Hagen'ſchen Zeugniſſes von vornherein zerſtört, war alſo Leo verloren, wenn Conrad nicht wenigſtens erſchien und vor dem Gericht beſtimmt ausſagte, daß Hagen in ſeiner Gegenwart das Zeugniß geſchrieben. Noch mehr! Wenn er jetzt ausriß, ſo war dies der Stempel darauf, daß das Zeugniß gefälſcht ſei und gar nicht von Hagen herrühre. Was thun? Riemann war ſonſt nicht abgeneigt, die Wache und den Transport ſo einzurichten, daß Conrad entwiſchen könnte. Er hatte Conrad damals von Prag mitgebracht, ihm lag es wol am Herzen, den tüchtigen Kerl vor Unglück zu bewahren. Aber hier war doch nur von einem wahrſcheinlichen Unglück die Rede, bei Leo galt es Errettung vom Tode, und Leo lag Riemann doch noch näher am Herzen. Der Blick Sparr's, die zaghaft fragenden Augen des Fräuleins ruhten auf Riemann und ſchienen zu ſagen: Errette Leo!

Der Bart-Conrad allein entſchied die Frage. Er war ein roher Kerl, aber der letzte Untergrund ſeines Weſens war doch von gutem Geſtein. Die Kameradſchaft hatte für ihn eine moraliſche Bedeutung, und der freundliche Umgang, deſſen ihn der gutmüthige Leo immer gewürdigt, hatte ein kameradſchaftliches Band geſchlungen. Hol' mich der Teufel! — ſchrie Conrad plötzlich — ich laſſ' den Leo nicht im Stich. Schönes Fräulein, kommt mal ein paar Schritt' mit mir auf die Seite, ich will Euch was ſagen; juſtament Euch! Und Herr Rittmeiſter, beſtellt Ihr unterdeß die Wache und gebt den Linzer Lackel dazu, wißt Ihr? den langen Toni, daß er ſich drüben zu mir halt' und Euch die Poſt ſagen kann, was etwa mit mir geſchicht — ja?

„Ja."

Magna ſchrie auf, als er ihr ganz leiſe ſeine Mittheilung gemacht. Er hob aber die Hand und ſprach rauh: Stille, mausſtill! Ihr habt mir's zugeſagt, bis der letzte Strick reißt. — Jetzt vorwärts, Herr Rittmeiſter! Ich ging lieber in 'ne Schlacht, aber 's hilft halt nix anders.

Als die Gräfin Wanda oben Nachricht erhielt von dem, was unten vorgegangen, gerieth ſie in heftige Bewegung. Sie fand es abſcheulich, ein ſolches Zeugniß geringſchätzig zu behandeln, und eilte ſogleich zu den Gemächern des Herzogs hinüber. Roſtok aber mußte achſelzuckend und traurig eingeſtehen, daß er directen Befehl habe, ſie nicht vorzulaſſen. Der Herzog ſei in Conferenz mit Queſtenberg, welcher von Wien gekommen, und mit dem Marcheſe Carretto, und wolle ſich durchaus nicht einmiſchen in die Angelegenheit des Kriegsgerichts. Die alte Gräfin zitterte vor Zorn und Ungeduld. Sie war treu wie Gold für ihre Freunde und wollte ihren jungen Leo um jeden Preis erretten. So ſehr beſtätigte ſich's, daß alte Frauen die ausgiebigſten Freundinnen ſind für junge Männer. Sie ging ſo weit, Roſtok zu befragen, ob er denn gar keine Mittel wiſſe, er, welcher ja auch ſeinen „Narren gefreſſen" habe an Leo!

Roſtok ſchluchzte und brachte endlich zum Vorſchein, daß er den „Herrn" aufgegeben habe in dieſer Sache und daß Alles in den Händen des Feldmarſchalls Holck liege. Der höre aber nur auf den Herzog und auf ſeine Schöne, die widerwärtige Suſanne, welche eben den Leo ins Verderben geriſſen habe durch ihre Verliebtheit —

„Wo wohnt ſie?" — Am Ring hier auf der Kleinſeite über der Wache. — „Ich gehe zu ihr!" — Himmliſche Gräfin, Ihr ſeid ein Engel. Aber juſt weil Holck eiferſüchtig iſt, verfolgt er den Leo. Wie ſoll nun hierbei Suſanne —? — „Das weiß ich noch nicht; aber Weiber müſſen dieſe Wirthſchaft ſchlichten, da die Männer kleinlich verfahren wie Weiber."

Fort rauſchte ſie und holte ſich Magna zur Begleitung. Dieſe trat zurück, als ſie hörte, wohin die Gräfin ſie führen wollte. Die Gräfin aber nahm ſie kurzweg unter den Arm und ſagte: „Närrchen, denkſt Du denn, ich weiß nicht wie's in Dir ausſieht in Betreff des Leo? Verſteck' Dich nicht, da wo es gilt ſich zu zeigen! Verſchämt thun da, wo das Leben nur noch nach Stunden zählt, das iſt eine Albernheit und eine Feigheit, welche der Magna Sparr nicht zukommt. Du haſt tüchtigeres Zeug in Dir als ein anderes Mädel, das weiß ich. Ich hab' Dir ja zugeſehen ſeit einem halben Jahre. Tritt jetzt hin vor dieſe Perſon, dieſe Suſanne, und ſag' ihr: ſie möge vor all' dieſen Kriegshelden darthun, daß die Frauen die Welt regieren und nicht die Männer“. — Das thu' ich nimmermehr! — „Dann thu' ich's und Du ſollſt nur dabei ſein. Was verſchlägt Dir's denn, daß dies Frauenzimmer den Leo lieb hat? Iſt denn das ſchlechter Geſchmack? He? Ich hab' die Mädel immer gern geſehen, die meinen Liebſten gern ſahen. Es kommt nur darauf an, wen er vorzieht, der Liebſte. Und daß der Leo dieſe Suſanne nicht vorgezogen hat und nicht vorzieht, das weiß ich — na, warum ſtehſt Du auf einmal ſtill? Ich ſoll Dir's wol beweiſen? Dazu iſt jetzt keine Zeit. Dieſe Zeit kommt, wenn wir ihn befreit haben; dann wird Dir der Roſtok erzählen, was die Sache für eine Bewandtniß hat — guck, da ſteht ſie am Fenſter und die Wache tritt unters Gewehr, da geht was vor! Vom Hradſchin herunter wälzen ſich Haufen von Menſchen — man bringt die Gefangenen vom weißen Thurm herunter, ſo wahr ich lebe, da kommt ein offener Wagen, und drin ſitzt der Leo und der ſchöne Hofkirchen! Zerr' mich nicht, Mädel, ich bleib' hier eingemauert ſtehen; ſie müſſen über mich wegfahren, oder müſſen ſtill halten; ich will mit den jungen Leuten reden — ſtill halten!“

Sie ſtand mit Magna mitten auf dem Ring der Kleinſeite und rief die letzten Worte dem Kutſcher zu, welcher vom Sattel aus die vier Pferde lenkte. Vornehm, mit vier Pferden nämlich, wurden die höheren Angeklagten gefahren; das Soldatenregiment ſorgte dafür, daß die Seinigen auch auf dem Wege zum Halsgerichte nobel erſchienen vor dem Volke.

Das Volk ſchrie Beifall: es nimmt immer Partei für Angeklagte. Und der Fuhrmann hielt. Vielleicht weil die beiden vornehmen Damen ihn betroffen machten, oder weil die Wache drüben unters Gewehr trat, oder weil der mit Cüraſſierescorte nebenher reitende Officier grüßend den Degen ſenkte vor den beiden Damen. Die alte Gräfin Tertſchka kannte jeder Officier, und Jedermann wußte, daß der großmächtige Herzog von Mecklenburg und Friedland ſie auszeichnete und gewähren ließ.

Dies Stillhalten war ein Signal für die Menge; ſie drängte ſich von allen Seiten herzu und die Panzerreiter hinderten nicht. Sie hatten einen ganz guten Grund: es waren vorzugsweiſe Damen, und darunter ſchöne Damen, welche ſich ſo gefliſſentlich näherten. Dagegen hat auch ein Cüraſſier nichts einzuwenden. Dieſe Befliſſenheit der Prager Damen galt übrigens nicht blos Leo, ſondern vorzugsweiſe dem ſchönen Hofkirchen neben ihm, einem brillanten öſterreichiſchen Cavalier, der zarte Herzen beſſer zu entzünden als ein rauhes Reiterregiment zu führen wußte. Das Regiment Benninghauſen war dem Oberſtlieutenant bei Lützen über den Kopf gewachſen durch den Tumult eines paniſchen Schreckens, und alle Welt bedauerte den keineswegs furchtſamen Adonis des Heeres, welcher nun für das Unglück einſtehen ſollte. Juſt dieſe allgemeine Theilnahme für den anmuthigen Freiherrn Albrecht von Hofkirchen war wiederum das Unglück Leos. Alle Welt verwendete ſich für Hofkirchen's Begnadigung beim Herzoge von Friedland, und da der Herzog all' dieſen Bitten nicht nachgab, ſo wäre es eine Herausforderung der öffentlichen Meinung geweſen, wenn er Leo begnadigt hätte.

Während auf der einen Seite des Wagens Wehen der Taſchentücher, zärtlicher Gruß und Zuruf für Hofkirchen ſtattfand, ja Handreichung und Handkuß von Seiten des galanten Cavaliers, ſtand die Gräfin Wanda neben Leo und reichte ihm die Hand hinauf unter kräftiger Zuſicherung, daß man ſich ſeiner annähme und ihn ſicherlich erretten würde. „Halt' nur ſtandhaft aus, mein Junge“ — ſagte ſie ſcheinbar luſtig — „es iſt ein

Zeugniß angekommen für Dich von Hagen, und wenn's der Holck unter den Tiſch werfen will, wir ſorgen dafür, daß es dort nicht liegen bleibt, wir! das heißt ich und die kleine Magna hier, die ſich hinter mir verſteckt. Reich' ihm getroſt die Hand, Närrchen! Wir ſind im Kriege, und da gilt's, den Augenblick zu benützen. Sieh nur hin, wie ſie ihn da drüben mit dem Hofkirchen benützen."

Leo ſtreckte ihr die Hand hinab; ſeine ganze Seele ſah aus ſeinem Auge — und wie prächtig ſchaute er dazu aus! Er hatte den Hut in der andern Hand, die Winterluft hob leiſe ſeine vollen goldbraunen Locken, Gefängnißbläſſe veredelte die Züge ſeines guten Geſichtes, Magna konnte nicht widerſtehen — ſie trat vor und reichte ihre kleine weiße Hand hinauf. Er bückte ſich tief und küßte ihre Hand, mit halblauter, aber innerlich ganz feſter Stimme ſagend: „Zum Abſchiede, liebe Magna! Denn ich glaube nicht an Rettung; der wilde Holck will ſeine Rache, und ich hab' dieſe Rache nicht einmal verſchuldet, glaubt mir's, Magna! Es iſt über mich gekommen, ohne daß ich was gedacht oder gewollt habe. Jetzt im Angeſichte des Todes ſprech' ich's tapfer aus: Magna, liebe Magna, Euch gehört mein ganzes Herz, meine ganze Seele. Wenn Ihr mir das Eurige geſchenkt hättet, ſo wäre ein glücklich Paar entſtanden zu unſers Herrgotts eigener Freude". — Leo! — „Ja, wirklich! Oh, jetzt mag geſchehen was will! Iſt's auch kurz geweſen, mein Leben, es war doch voller Seligkeit! Nicht wahr, Magna?" — Nicht kurz! nicht kurz! Es kommt Hilfe; ich weiß es, und ich bringe ſie ſelbſt! — „Wahrhaftig! Und wenn auch nicht, ich dank Dir von Herzen für dies Wort. Was thut's auch, ob etwas früher oder etwas ſpäter! In dieſem Momente ſchlürf' ich aus Deinem lieben Auge ein ganzes Lebensglück in mein Innerſtes hinein. Vorm Ende hab' ich mich auch oben im Thurme nicht gefürchtet, nur vor dem Mißverſtand, nur davor hab' ich mich gefürchtet, daß Du mich verkennen möchteſt, daß Du zweifeln könnteſt an mir, der ich Dich liebe über alle Maßen." — Lieber Leo! — Sprecht Euer letztes Wort — ſchaltete die Gräfin ein — der Officier hebt den Degen! — „Ade alſo, meine liebſte Magna, ade für dieſe Welt! Laſſ' es meiner Mutter und Großmutter ſagen in Veldes, daß —" — Sie wiſſen's ſchon! Roſtok hat mir ſoeben vertraut, daß er einen Boten hinaufgeſchickt hat, und daß die Mutter wol ſchon unterwegs iſt! — „Arme Mutter! Das hätt' er nicht thun ſollen. Wenn ſie zur Execution käme, das würde mir das Herz zerreißen! Deine Gegenwart aber wird mich ſtärken und heben, denn Du —" — Vorwärts! commandirte der Officier, raſſelnd ſetzte ſich der Wagen in Bewegung auf dem Pflaſter, und Leos letzte Worte blieben unverſtändlich auch für Magna. Dagegen rief Hofkirchen, der im Wagen aufſtand, mit weitſchallender Stimme: Leb' wohl, ſchöne Welt! Das Commando jagt uns ins Jenſeits. Wir folgen dem Commando mit fröhlichem Herzen als fröhliche Soldaten. Es lebe unſer Capo, der Herzog von Friedland!

Es lebe unſer Capo, der Herzog von Friedland! riefen die Officiere in den fünf folgenden Wagen, und riefen die Gemeinen, welche zu Fuß hinterdrein marſchirten zu ihrem wahrſcheinlich letzten Gericht auf dieſer Erde. Die Volksmenge ſtimmte ein; man verſtand nicht recht, ob ſie dasſelbe rief, aber man verſtand, daß ſie der ſoldatiſchen Stimmung zujauchzte, welche Gericht und Tod wie eine heitere Schickung behandelte und ſich dadurch erhob über jegliche Angſt und Sorge.

Unter wiederholten Rufen ging der Zug und mit ihm die Volksmenge nach der Brücke hinab. Gräfin Wanda und Magna ſtanden nach wenig Minuten allein auf dem Platze, Magna nachſchauend in einer ſo freud- und leidvoll gehobenen Stimmung, daß ſie nicht zu ſagen vermocht hätte, ob ſie glücklich oder unglücklich ſei. Nur das wußte ſie: ſo lebensvoll war ihr nie zu Muthe geweſen.

„Nun hinüber zur ſchönen Suſanne!" ſagte endlich die Gräfin. — Ich nicht! — entgegnete Magna. „Warum nicht, ſtolzes Fräulein!" ſprach Suſanne, die hinter ihnen ſtand. „Er hat mich nicht angeſehen der ſchöne Leo, obwol ich hergelaufen kam wie eine Bauernmagd. Er hatte nur Augen für Euch. Deshalb bin ich doch auf dem Wege, ihn frei zu machen! Ihr könnt mir ſchon ein freundlich Wort gönnen, wie dieſe brave Frau Gräfin vorhat. Schön'n Dank, Frau Gräfin, für Euer gutes Zutrauen; ich werd's zu rechtfertigen ſuchen: ich gehe ſtracks aufs Rathhaus und laſſ' ihn herausrufen, den Holck. Er geht mir ſeit vierundzwanzig Stunden aus dem Wege, weil er fürchtet, ich werd' ihm die Liebe aufkündigen, wenn er den Leo nicht losläßt. Jetzt thu' ich's trotz meiner Mutter, die ich oben eingeſchloſſen habe. Ja wol, Fräulein, ich lieb' den Leo auch, und ich ſchlag' mir's aus dem Sinn, daß er Euch liebt, mich aber nicht. Ich bin ein leichtſinnig Ding, das iſt wahr. Was iſt denn da weiter! Das Leben iſt kurz, das ſehen wir an den prächtigen Jungen, die dahin fahren; und weil's kurz iſt, macht man kein Federleſens mit Schicklichkeit und Freud' und Leid. Der Leo hat mir's angethan, und ſo muß ich alles thun für ihn, wenn ich auch nichts davon hab' als Ungelegenheit. Nicht doch! Ich hab' meine Freud' an ihm, auch wenn er mich nicht anſchaut, und mein alter Feldmarſchall ſoll klein beigeben, oder ich ſuch' mir 'nen andern Feldmarſchall! 's iſt kein Mangel an der Sorte. Grüß Gott, Frau Gräfin, bis zum Abend habt Ihr Euren Leo auf freiem Fuße; ich kenne meinen Alten!"

Sie belachte ſelbſt ihre Bravade und ging zur Brücke hinab, ihren Pelz von der Schulter zurückſchlagend, als ob die Winterſonne zu heiß wäre für den weißen Nacken.

Als die Gräfin ſich umſchaute, war auch Magna fort. Sie war ins Palais zurück; denn ſie hatte feſt vorgezeichnete Abſichten. Conrads geheimnißvolle Mittheilung war ein Endpunkt dieſer Abſichten. Dazu aber mußte ſie genaue Kunde erhalten von dem Gange des Kriegsgerichts auf dem Rathhauſe. Sich dieſe zu verſchaffen, wollte ſie jetzt Niemann in Anſpruch nehmen.

Unter dem Thore des Palaſtes traten ihr Carretto und Piccolomini entgegen. Sie kamen vom Herzoge und waren auf dem Wege nach dem Altſtädter Rathhauſe; denn ſie gehörten beide zum Kriegsgerichte.

Beide waren galante Männer und wollten ein Geſpräch mit ihr anknüpfen. Gefaßt wie ſie war, erzählte ſie ihnen kurz die Geſchichte von dem ſchriftlichen Zeugniſſe Hagen's, welches angekommen wäre und welches Feldmarſchall Holck beſeitigen wollte, mit der Frage ſchließend: ob das in der Ordnung wäre?

„O nein!“ erwiderten beide Männer, und Carretto ſetzte mit wirklicher Liebenswürdigkeit hinzu: „Ich weiß, liebes Fräulein, daß Euer Herr Vater dem jungen Steinwald wohl will; ſeid verſichert: wir werden ſorgfältig darauf bedacht ſein, daß ihm kein Unrecht widerfahre“.

Magna erröthete. Sie empfand faſt mit Beſchämung, wie viel das zu bedeuten habe im Munde eines Nebenbuhlers, und um ſich nicht wirklich beſchämen zu laſſen, entgegnete ſie: Mein Vater und ich werden Euch herzlich dankbar dafür ſein, Herr Marcheſe.

Es war ein förmlicher Courierdienſt eingerichtet hinüber zum Altſtädter Rathhauſe und von da herüber. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde kam Nachricht. Sparr hatte mehrere Officiere dazu angeworben und war voll Angſt und Eifer. Seine Theilnahme für Leo war wieder ganz lebendig und der Anblick ſeiner Tochter erhöhte noch ſeinen Eifer. Das Mädchen ſei ihm über den Kopf gewachſen, meinte er bei ſich, und hielt ſich für überraſcht durch dieſe Erſcheinung. Das Mädchen ſei aber auch von einer ſo kalten Entſchloſſenheit, daß man gar nicht mehr von Aufregung ſprechen könne. Niemann und beſonders Roſtok waren ihre Vertrauten, und Sparr erfuhr nicht ohne Staunen und Schreck, daß ihr Roſtok eine herzogliche Sänfte bereit halten müßte. Was hat ſie vor? — Eigentlich freute er ſich doch, daß er ein ſo tapferes Kind hätte, und was die Zukunft beträfe —

wenn Leo gerettet würde — das ſchlug er ſich jetzt aus dem Sinne. Er erkannte nur zu deutlich, daß die Zukunft entſetzlich wäre, wenn Leo zu Grunde ginge.

Die erregte Geſellſchaft war in dem Saale verſammelt, welchen Roſtok als den Vorſaal zur Audienz beim Herzoge beherrſchte. Lodernde Feuer brannten in den Kaminen, und man ging unruhig hin und her. Mitunter ſogar ohne Filzſchuhe. Roſtok hatte beide Thüren, welche in des Herzogs Gemach führten, ſorgfältig „eingeklinkt“, wie er ſich ausdrückte, und der „Herr“ ſei in tiefen Studien allein, wolle Niemand ſprechen; man ſei alſo für einige Stunden ſicher. Die Frau Gräfin — ſetzte er hinzu für die alte Terſchka, welche ſich müde vom Auf- und Abſchreiten am Kamin niedergelaſſen — möge ſich nur darüber nicht täuſchen, daß eine Rettung möglich ſei ohne den „Herrn“, und der „Herr“ habe alle möglichen großen Eigenſchaften, aber ein Herz habe er nicht; Leo ſei verloren. — „Warten!“ — ſagte ſie ſchneidend — „da kommt die erſte Kunde!“

Ein Officier trat ein und erſtattete Bericht.

„Es iſt ein Mordlärm auf dem Rathhauſe“ — ſagte er — „und man kann nicht zum Anfange kommen. Feldmarſchall Holck iſt ſo unbändig und unſtät, daß er mit den Generalen von Carretto und Piccolomini immer von Neuem in Streit geräth. Großes Aufſehen hat es gemacht, daß ſeine Maitreſſe auf dem Rathhauſe erſchienen iſt und ihn hat herausrufen laſſen. Ganz wildſchaffen kam er auf den Vorſaal und führte ſie in ein Zimmer. Allerlei wunderliche Töne waren von dorther zu vernehmen, und als er wieder herauskam, war er blutroth und rief ihr zu, die ſchluchzend ſeine Hand feſthielt: Solch ein Narr bin ich nicht, daß ich mich ſelbſt zum Hahnrei mache! Damit riß er ſich los und ſtürmte in den Gerichtsſaal. „Der erſte Schuß iſt alſo fehlgegangen!“ ſagte die Gräfin. — Sie werden alle fehlgehen! ſtöhnte Roſtok.

Auf Sparr's Wink entfernte ſich der erſte Officier ſogleich wieder. Steigt auf ein Pferd, deren ich drei unten in den Hof habe führen laſſen — ſagte Sparr — damit der Dienſt leichter und raſcher von ſtatten geht.

Er war kaum auf der Treppe, da erſchien ſchon der zweite Officier. Sein Bericht lautete: Das Verhör iſt im Gange. Die Herren Generale Carretto und Piccolomini haben durchgeſetzt, daß die Gemeinen und niederen Officiere zuerſt vorgenommen werden. Die Ausſagen und Nachweiſe ſind traurig; die armen Teufel haben das Schlimmſte zu gewärtigen. Die Stimmung der Richter iſt ſcharf. — Sparr verwies ihn wie den vorigen auf ein Pferd im Hofe, und es trat eine längere Pauſe ein. — Weiße Wolken hatten ſich draußen vor die Sonne gelegt und es wurde düſter, obwol es kaum zwei Uhr Nachmittags war.

Endlich kam der dritte Officier. Sämmtliche Officiere — verkündete er — ſind vernommen worden. Zuletzt Oberſtlieutenant Hofkirchen. Er hat ſich ſelber angeklagt und Hagen. Die Stimmung iſt ſehr niedergeſchlagen. Das Benehmen Hagen's iſt an der Reihe; der ſchwarzbärtige Soldat, welchen Hagen geſchickt haben ſoll, wurde vor die Richter geführt. Der Mann war laut und ungeberdig. Man erwartete nichts Gutes von ihm und für ihn.

Die nun folgende Pauſe war drückend. Das graue Licht des Wintertages wurde immer trüber. Magna ſaß in einer Fenſterbrüſtung allein. Sparr und Riemann ſtanden ſchweigend vor dem Kaminfeuer; die alte Gräfin ſtarrte in das andere. Roſtok ſaß in einem Winkel und beſchäftigte ſich mit Abputzen eines Kleidungsſtückes. Es war das alte Wams, welches Leo im Lützener Windmühlenhauſe abgelegt und welches Roſtok ſorgfältig aufbewahrt hatte. Er betrachtete es wie eine Reliquie, die ihm allein übrig bleiben würde von ſeinem Lieblinge. Bei dem Bürſten und Streicheln des abgenützten Tuches meinte er etwas Feſtes, Knitterndes zu verſpüren. Es war jener Brief an den Herzog, welchen Leo von ſeiner Mutter mitgebracht und nicht abgegeben hatte. Roſtok wollte ihn eben in ſeiner Traurigkeit hervorziehen — da hörte man unten Hufſchlag. Der erſte Officier kam wieder an. Roſtok legte haſtig das Wams zur Seite und eilte ihm entgegen. Der Brief blieb in der Taſche ſtecken.

Der Officier war aufgeregt und erzählte lebhaft: Das iſt gefährlich hergegangen mit dem Oberöſterreicher, Conrad heißt er, und er ſoll lutheriſch ſein. Er fing gleich damit an, daß Alles erlogen ſei von der Fahnenflucht des Leo. Der ſei kreuzbrav und muthig wie ein junger Löwe. Das habe er, der Conrad, im Zirndorfer Lager und beim Burgſtall zehnmal geſehen. Der Feldmarſchall Holck fuhr auf und ſagte: das gehöre nicht hierher und er, der Conrad, habe nichts zu ſagen, als was ſich auf das ſogenannte Zeugniß des Oberſten Hagen beziehe. Da ſprach aber General Piccolomini mit ſanfter Stimme drein: es wäre doch wol von Bedeutung und gehöre hierher, ob man Beweiſe hätte, daß der Leo Steinwald ſich immer tapfer erwieſen in Kaiſers Dienſt, und der Conrad möge nur fortfahren, was er vom Oberſten Hagen wiſſe und wie er zu dem Zeugniſſe gekommen ſei. Da ſagte denn der Conrad aus: Oberſt Hagen ſei in Verzweiflung gerathen, als es geheißen habe, der Leo Steinwald trage Schuld an der Fahnenflucht auf dem rechten Flügel. Das ſei nichtswürdig gelogen. Ganz im Gegentheil habe Leo Steinwald alle Leibeskräfte aufgeboten, die Flucht zu hemmen. Er, er ſelbſt, der Oberſt Hagen, trage allein die Schuld, denn er habe eine ſo unglückliche Natur, daß ſein Muth oft binnen einer Minute zur Furchtſamkeit hinabſpringe und in derſelben Minute wieder hinaufſpringe zur Verwegenheit. Als ihm der Feind beim Ausrücken vom rechten Flügel auf einmal in großer Macht begegnet ſei, da habe er ſich vorgeſtellt, es ſei eine große Umgehung im Anmarſche, und es bliebe nichts übrig, als ſich ſchleunigſt zurückzuziehen. Dieſer Rückzug ſei in Flucht ausgeartet, und als ihm nun der Muth wieder gekommen und er dieſe Flucht verhindern gewollt, da ſei es zu ſpät geweſen und kein Menſch ſei ihm behilflich geweſen, die Reiter anzuſchreien und aufzuhalten, als gerade der Leo Steinwald. Den Steinwald nun dafür beſtrafen zu wollen, ſei eine ſchreiende Ungerechtigkeit. Belohnen ſollte man ihn. Darauf habe ein ſächſiſcher Regimentsführer des Namens Starſchädel zum Oberſten Hagen geſagt: Dann, Herr von Hagen, iſt es Eure Schuldigkeit, wenigſtens Zeugniß abzulegen für den jungen Mann, damit die Ungerechtigkeit verhütet wird. Ja wol, habe Hagen geſchrieen, das will ich auch, und ich ſtelle mich ſelbſt in Prag, um den Leo zu erretten. — Ah?! rief bei dieſen Worten im Gerichtsſaale die ganze Geſellſchaft. — Ja doch, höhnte Feldmarſchall Holck, wo iſt er denn? — An der Grenze liegt er — antwortete der Conrad — in einem elenden Dorfe liegt er in einem kreuzerbärmlichen Zuſtande. Dort iſt ihm nämlich die Courage wieder „abi“ geſprungen und er hat geheult und geflennt. Und als ich ſah, ich brächt' ihn nicht weiter, da hab' ich geſagt: Schreibt's wenigſtens auf ein Blatt Papier was die Wahrheit iſt, und ich will das Blatt 'nauf tragen nach Prag und den Herren Richtern auf den Tiſch legen. Und das thu' ich hiermit und Ihr mögt's nun leſen und der Wahrheit die Ehre gebeſt. — So ſprach der Conrad, und General Piccolomini verlangte nun, daß Oberſt Hagen's Zeugniß vorgeleſen würde. Nein! ſchrie der Feldmarſchall, und dreimal Nein! Das iſt Alles Lug und Trug! — Bei den Worten brüllte der Conrad wie ein Stier und man mußte ihm den Mund zuhalten. Der Feldmarſchall fuhr aber fort und ſprach: Erſtlich iſt es unerhört, auf das Zeugniß eines fahnenflüchtigen Officiers, welcher zum Feinde übergegangen iſt, auch nur das Geringſte zu geben. Der Mann iſt für uns ehrlos und tonlos. Zweitens kennen wir ſeine Handſchrift nicht und der Wiſch da kann ſeine nachgemachte Handſchrift ſein. Endlich iſt der Bote da, dieſer ſogenannte Bart Conrad, ein höchſt verdächtiger Kerl, den wir ſchon im Zirndorfer Lager auf dem Strich hatten. Er iſt ſelbſt ein Ueberläufer, der von den Sachſen zu uns gekommen und gleichſam eingeſchwärzt worden iſt. Dann iſt er unterm Burgſtall verſchwunden und wahrſcheinlich wieder übergelaufen zu den Schweden und Sachſen, und jetzt kommt er frech daher, um dem Gericht eine Naſe zu drehen. — Weiter hörte man von des Feldmarſchalls Rede nichts, denn jetzt brüllte der Conrad in Worten los, die man kaum nachſprechen kann in Gegenwart von Damen. Der Sinn war: die Geliebte des Feldmarſchalls habe ſich in Leo Steinwald verliebt, und darum ſolle der arme Narr jetzt aus der Welt, damit der Herr Feldmarſchall Ruhe habe vor ihm. — Nun war Alles aus. Die anderen Herren Richter mochten und konnten die Frechheit des Conrad nicht mehr in Schutz nehmen, und der Feldmarſchall befahl, man ſollte den Kerl ſchließen und ins Loch werfen. Er iſt aber ein baumſtarker Patron und ſetzte ſich ſo in Poſitur, daß man ſah, er wäre nicht unter einigen Minuten zu bezwingen. Dieſe Minuten benutzte er zu einer Mittheilung, welche er den Richtern zuſchrie und welche einen ſtarken Effect machte. Er ſagte nämlich: Auf meinem Leibe liegt ein Schreiben des Kurfürſten von Sachſen an den Herzog von Friedland. Das ſoll ich dem Herzoge zu eigenen Händen übergeben. Wenn mich Jemand anfaßt, ſo reiß ich's heraus und reiß es in tauſend Fetzen. Ihr könnt dann dem Herzoge erzählen, was auf den Fetzen geſtanden iſt! — Allgemeine Stille. Dann trägt General Piccolomini darauf an, daß Conrad in ein Nebenzimmer geführt und dem Herzoge der Vorfall gemeldet werde. —

„Er iſt mir jetzt durch Dich gemeldet worden“ — ſprach der Herzog von Friedland ſelber, welcher während dieſer Erzählung in der Thür erſchienen war und bei der hereinbrechenden Dunkelheit vom Kaminfeuer flackernd beleuchtet, unheimlich genug ausſah in dem dunklen Pelztalar — „eile zurück und bringe den Mann zu mir. Das Gericht ſoll ſich dadurch nicht unterbrechen laſſen.“

Er winkte Sparr, um deſſen willen er gekommen zu ſein ſchien, und verſchwand mit ihm in ſeinen Zimmern. Unberührt von der perſönlichen Theilnahme und Aufregung, welche hier im Vorſaale herrſchte, bezog er da innen den Webſtuhl ſeiner Kriegspolitik für das nahende Frühjahr. Erſt mit den Wälſchen — Carretto und Piccolomini — die zum Kaiſerhauſe neigen mochten, jetzt mit dem deutſchen Proteſtanten, der dem Kaiſerhauſe völlig fremd war.

Die alte Gräfin tauſchte verſtändliche Blicke mit Sparr aus, als er an ihr vorüber ging, Blicke, welche beſagten: Die Gelegenheit ſoll wahrgenommen werden für den gefährdeten Leo! Sie ſelbſt wagte keine Anſprache. Sie kannte des Friedländers Art, wenn er unzugänglich bleiben wollte.

Die Hoffnung war tief geſunken im Vorſaale. Conrad hatte ſeiner gröblichen Natur gemäß das große Hilfsmittel mit Hagen's Zeugniſſe wahrſcheinlich entzweigebrochen, und der Herzog hatte ſoeben geſagt: Das Gericht ſoll ſich dadurch nicht unterbrechen laſſen! Was blieb da noch zu hoffen? Ein Kriegsgericht vertagt ſich nicht, dieſen Abend noch war der Urtheilsſpruch zu gewärtigen. -- Magna bat Roſtok leiſe: er möchte die Maulthiere anſpannen laſſen an die Sänfte; ſie wollte nur Conrads Ankunft und Audienz abwarten. Käme er und ihr Vater ohne einen erlangten Aufſchub heraus vom Herzoge, dann müßte ſie fort. —

Da kam Conrad im Geleite des Officiers. Er ſah wild aus, wüſt, verſtört und rief in brutalem Tone, als er durch den Vorſaal in des Herzogs Zimmer geführt wurde, dem Fräulein Magna zu: „Trödelt nicht länger, alle Teufel ſind los!“

Roh und geräuſchvoll polterte er zum Herzoge hinein, welcher im Lehnſeſſel ſaß und die Stirn runzelte bei ſolchem Eintritte. Das Zimmer war tageshell erleuchtet: Sparr ſtand aufrecht unweit des Herzogs.

„Du willſt einen Brief des Kurfürſten von Sachſen an mich haben?“ — Da iſt er. — „Nimm ihn, Sparr, und öffne.“ — Sparr that es, ſah nach der Unterſchrift und ſagte: Er iſt von Starſchädel unterſchrieben. — „Heißt der Kurfürſt ſo?“ — Was weiß ich! Oberſt Starſchädel hat mir ihn übergeben und hat geſagt: Vom Kurfürſten an den Herzog von Friedland zu eigenen Händen. — „Geh' hinaus und warte. — Lies mir das Schreiben langſam vor, Sparr!“

Conrad ging in den Vorſaal zurück; Sparr las wie folgt:

„Durchlauchtigſter Herr! Der Officier, welchen Feldmarſchall Arnimb unter Geleite Leo Steinwald's zu Euch geſendet und welcher bei Lützen ſein Schreiben abgegeben, hat keine Antwort gebracht. Dagegen iſt von Teplitz ein Schreiben anhero gelangt, welches der Feldmarſchall als Antwort betrachtet und dem Herrn Kurfürſten ſeinem weſentlichen Inhalte nach mitgetheilt hat. Eure Durchlaucht ſagt darin, daß durch den Tod des Schwedenkönigs die Sachlage völlig verändert und nun eine Einigung von Eurer Seite mit der ſächſiſchen und deutſchen Heeresmacht ganz nahe gelegt ſei. Eure Durchlaucht erwarte einen perſönlichen Unterhändler in Prag. Feldmarſchall Arnimb hat mich wiederum zu dieſem Unterhändler beſtimmt; ich zögere aber, den Auftrag anzunehmen, bis ich über einen Cardinalpunkt eine ausdrückliche Zuſicherung erhalten habe. Dieſer Cardinalpunkt iſt: Will der Herzog von Friedland und Mecklenburg als freier Fürſt im Reiche, nicht aber als kaiſerlicher Oberfeldherr mit mir unterhandeln, und zwar zu einem Abſchluß mit mir unterhandeln, der binnen heut und vier Wochen in Wirkſamkeit tritt — dann bin ich bereit, ſogleich nach Prag zu kommen. Wenn nicht, nicht. Eure Durchlaucht iſt im Irrthume, daß der Zuſammenhalt mit Schweden aufgelöſt ſei durch den Tod des Königs. Das iſt durchaus nicht der Fall. Ich möchte faſt ſagen: das Gegentheil ſteht bevor. Die mächtige Perſon des Königs nahm Vorrechte in Anſpruch, welche uns beengten. Dieſe Vorrechte hören jetzt auf und wir ſind freier in unſeren Bewegungen. Unſere Kriegsmacht iſt deshalb nicht ſchwächer. Das haben Durchlaucht ſchon bei Lützen erfahren. Der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar iſt ein Feldherr von kaum geringerem Kriegsgenius als Guſtav Adolph war, und der ſchwediſche Reichskanzler Axel Oxenſtierna, welcher die politiſche Leitung übernommen, iſt eine erprobte große Fähigkeit. Er iſt im Begriff, ein Schutz- und Trutzbündniß abzuſchließen mit den proteſtantiſchen Ständen, und zu Heilbronn verſammelt man ſich für dieſen Zweck. Dies Bündniß wird ohne den König gleichmäßiger und darum wirkſamer ſich geſtalten, als es mit dem König möglich war. Der deutſche Krieg, das deutſche Ziel wird darin freier und reiner zur Geltung kommen und die Macht gegen den Kaiſer wird dadurch wachſen. Es werden höchſtens noch vier Wochen vergehen, bis es in Wirkſamkeit tritt. Deshalb habe ich oben Eurer Durchlaucht dieſen Zeitraum bezeichnet als längſten Termin zu einem Abſchluß zwiſchen uns. Sind ſie verſtrichen, ſo iſt der Kurfürſt von Neuem gebunden, und Eure Durchlaucht wiſſen, wie ſtreng er ſeine Verbindlichkeiten hält. Wenn Ihr, durchlauchtiger Herr, auch dieſe Friſt wieder verſtreichen laßt, ſo iſt kein Ende abzuſehen, und — für Euch kein Erfolg. Ich ſchließe mit dem wiederholten Bekenntniß, daß ich keinen Abſchluß mit Euch erwarte und deshalb kein Heil für die ſchwer verworrene Lage des deutſchen Reiches, meines Vaterlandes, vorausſehe. Ihr wäret der Mann, dies Heil zu bringen; aber — verzeiht meine Offenheit! — Ihr wollt kein Deutſcher ſein und habt deshalb kein Herz für die große Frage. Ihr ſeid böhmiſch angeflogen, böhmiſch umgeben und meint: die Sache ließe ſich erledigen durch Calcül. Das muß und wird mißlingen. Außerhalb des Reiches ſtehend, wie Böhmen immer ſtehen möchte, gewinnt man das Reich nicht, und iſt doch zur Selbſtſtändigkeit nicht mächtig genug. Eine große Herzensfrage, wie unſere vaterländiſche durch Einmiſchung der Religion geworden, will einen ganzen Mann zu ihrer Löſung, einen Mann, der ganz in ihr und durch ſie athmet. Ein Rechenmeiſter bringt es nicht zu ganzen Erfolgen und geht in Eurer Stellung zu Grunde. Denn in der Wiener Hofburg will man auch was Ganzes und verſteht zu warten, bis Ihr Euch abgenützt habt. Ihr ſeid von mir offene Sprache gewohnt und könnt ſie deshalb nicht mißdeuten. Ich bitte alſo auch von Eurer Seite um ein offenes, beſtimmtes Wort, ob ich kommen ſoll oder nicht. Herr Leo Steinwald, ein hier gern geſehener junger Mann, würde als mündlicher Antwortbringer ein Zeichen ſein, daß Durchlaucht offenherzig auf meinen Antrag eingeht. Indem ich dies wünſche, wünſche ich das Beſte für Euer zukünftiges Wohlergehen, durchlauchtiger Herr.

Hans von Starſchädel."

„Was ſagſt Du dazu, Sparr?“ — Der Mann hat Recht. — „Du biſt eben auch ein proteſtantiſcher Deutſcher. Dieſe Leute brauchen eine Republik mit proteſtantiſchem Oberhaupte. Sie wollen nicht mit mir gehen, ſondern ich ſoll mit ihnen gehen. Sie müſſen erſt zahmer und ſchwächer werden. Dazu kommt jetzt Gelegenheit. Ich ſtimme für den nächſten Feldzug zuſammen mit dem Kaiſer. Das hab' ich eben dem Carretto abgemerkt, der immer noch persona grata in der Wiener Hofburg iſt und bereitwillig darauf einging, daß wir mit dem Frühjahre all' unſere Macht nach Schleſien werfen, um dort gründlich aufzuräumen. Dort finden wir Arnimb und ſchwediſche Hilfsvölker. Hab' ich die zerſprengt und geſchlagen und bin ich rechts in die Mark, links bis ins Herz der ſächſiſchen Lande eingedrungen, dann ſind die vier Wochen Starſchädel's um, und ich ſchließe gebieteriſch mit ihnen ab als freier Fürſt im Reiche, der den Kaiſer nicht mehr braucht. Jetzt nach der Lützener Affaire iſt für mich nicht der Zeitpunkt; jetzt hab' ich aber durch den Tod des Schwedenkönigs gutes Fahrwaſſer in Wien. Sie ſind dort närriſch vor Freude über dieſen Tod. Dies Fahrwaſſer benütz' ich noch, um meine Armada in extenso herzuſtellen. Den Starſchädel aber will ich doch ſprechen, er vertritt die beſte Gattung unter den Deutſchen, und die iſt mir von Wichtigkeit dieſen Sommer, wenn der Zeitpunkt da iſt. Wir wollen ihm alſo den Leo ſchicken — ja ſo! der ſcheidet ja aus —“ — Wahrhaftig ohne Noth und unſchuldig. — „Mag ſein. Und ich hab' noch dazu den Jungen gern wie einen Sohn; aber ich kann ihn nicht erretten.“ — Um Gottes willen, warum denn nicht?! — „Weichmüthiger Papa, das fragſt Du? Eiſerne Gerechtigkeit allein hält unſere geworbenen Banden in Zucht. Strenge allein thut's nicht, Milde noch weniger. Eine Gottheit müſſen ſie über ſich wiſſen, ſonſt werden ſie Beſtien. Feige Beſtien, oder grimmige Beſtien. Eine Gottheit wittert man nur, wenn man Gerechtigkeit wittert. Ein unperſönlich Schickſal muß über ihnen walten, und ein Gericht wie das heutige muß das offenbaren. Wer ein Dutzend Officiere hinrichten läßt wie Verbrecher, der darf nicht den leiſeſten Schein einer Parteilichkeit verrathen, wenn er nicht den Glauben an ſeine Schickſalsmacht, an ſeine Gottheit erſchüttern will. Ich kann den Jungen nicht retten." — Aber Hagen's Brief liegt ja vor! — „Ein Brief! Von einem flüchtigen Verbrecher! Was iſt das?! Darin kann ich Holck nicht verleugnen." — Und die unglückliche Mutter Leos kommt heute oder morgen nach Prag! — „Was?!" — Sie kommt zur Hinrichtung ihres einzigen Sohnes. — „Wer hat die Thorheit begangen?" — Ich. — „Aus Inneröſterreich herab die alte Frau —" — Sie iſt nicht alt. Ich wußte von ihm, wie ſehr ſie ihn liebt, und ich dachte, es würde Euch erweichen, Durchlaucht. Ich ließ es Eurer Frau Gemahlin ſagen nach Bruck. Sie und Eure Prinzeſſin Tochter haben den Leo ſo gern; ſie haben die Frau von Veldes herabholen laſſen. Heut' ſagte mir ein Reitender von der Frau Herzogin, daß ſie heut' Abend oder morgen Früh Prag erreichen wird. — „Schwachmüthiger Thor! Ihr und dem Jungen es ſo zu erſchweren! — denn ändern kann ich es nicht. — Schreibe zwei Zeilen an Starſchädel, daß ich ihn binnen vierzehn Tagen hier erwarte. Der bärtige Kerl da, der —" — Conrad? — „Ja, der kann ihm den Brief bringen. In vierzehn Tagen hab' ich mehr Ueberſicht und habe den Kinsky geſprochen. Setze Dich hin und ſchreibe. Unterſchreibe Deinen Namen. — Nun ſiegle mit meinem Siegel — und übergieb's dem Conrad. Ade!"

Das war wenigſtens eine Rettung für Conrad, den Holck gewiß nicht hätte laufen laſſen. So ſah es auch Conrad an, als es ihm Sparr draußen einhändigte. Als er aber hörte, daß gar nichts zu hoffen ſtünde für Leo, da war er doch guter Kamerad genug, um nicht blos an ſich zu denken. Er winkte in ſeiner nachdrücklichen Weiſe Magna zu, daß ſie ihm folgen möge, und ging hinaus. — Magna folgte ihm wirklich, ſobald ihr Vater mit der Gräfin Wanda ein Geſpräch anknüpfte, welches ſeine Aufmerkſamkeit vollſtändig in Anſpruch zu nehmen ſchien. Draußen ſagte Conrad: nun müſſe ſie hinaus nach Bubencz und müſſe es durchſetzen. Er werde ſie geleiten und an Ort und Stelle bringen.

„Es iſt Alles bereit“, entgegnete ſie, „und unten im Hofe wartet die Sänfte.“

Als ſie in den Hof traten, kam ein kleiner Wagen angefahren und hielt in ihrer Nähe. Eine große Laterne, die an der Sänfte angebracht war, goß ihren Schimmer auf das dürftige Fahrzeug, und Magna erkannte einen Diener ihres Vaters. Sie wußte, daß er nach Inneröſterreich abgeſchickt worden, um Leos Mutter zu holen; ſie ſah mit Zittern, daß eine Frau langſam und vorſichtig vom Wagen herunterſtieg, ſie trat in großer Bewegung hinzu. —

Der Diener hatte der Mutter Julia unterwegs alles Erſinnliche erzählen müſſen, was ſich auf ihren Sohn bezog; er hatte denn auch von Fräulein Magna geſprochen, für welche der unglückliche junge Herr ſichtlich ein Herz habe — jetzt flüſterte er der vom Wagen Herabſteigenden zu: „Da ſteht Fräulein Magna!“

Mutter Julia, ſchlicht und einfach gekleidet, ging einen Schritt nach Magna hin und ſtreckte ihr die Hand entgegen, indem ſie ſprach: „Liebes Mädchen, reicht mir Eure Hand! Ich bin Leos Mutter und danke Euch, daß Ihr mit Eurem Vater meiner gedacht in ſo trauriger Lage meines Kindes. Find' ich ihn noch, oder komme ich zu ſpät?“ — O nein, nicht zu ſpät! Ihr findet ihn. Aber laßt Euch ſogleich hinaufführen zu meinem Vater, damit er Eure Zuſammenkunft mit Eurem Sohne ermöglicht. — „Es iſt alſo Eile nöthig?! Nun, wie Gott will!“ — Seid getroſt. Ich gehe eben einen Weg, der vielleicht doch zur Rettung führt. Deshalb verweile ich nicht länger bei Eurer Begrüßung, wie gern ich das thäte. Seid willkommen! Seid ſtandhaft! — „Das bin ich ſchon, liebes Kind. Ich habe auf dem langen Wege Zeit gehabt, mich zu faſſen, und bin von Natur nicht ſchreckhaft. Daß ich ihn noch ſehen kann, iſt ja ſchon eine große Güte Gottes — laßt Euch keine Minute aufhalten, gutes Mädchen; Euer entſchloſſenes, liebes Ausſehen thut mir wohl und ſtärkt mich.“

Magna drückte ihr ſtumm die Hand, ſagte dem Diener, wo der Vater zu finden wäre und trat in die Sänfte. — Nach Bubencz! rief Conrad dem Reiter auf dem vorderen Maulthiere zu und ſchritt voraus.

Der Diener führte Mutter Julia hinauf. Sie wußte Alles und trug das Unglück mit Gelaſſenheit. Sie hatte daheim in Veldes ſogar die Faſſung gehabt, ihrer Mutter die ſchreckliche Nachricht zu mildern. Leo wäre verwundet in einer Schlacht und wünſchte ihre Pflege — hatte ſie der zärtlichen Großmutter geſagt; ſie ſelbſt aber hatte ſich völlig vertraut gemacht mit dem Verluſte deſſen, was ihr das Liebſte war auf dieſer Erde. Die einfache Philoſophie ihres Vaters blieb ihr treu. Mannigfaltiger, reicher und vollkommener ſind wir wol als die Pflanzen — hatte er zu ſagen gepflegt — aber vergänglich wie dieſe. Die Eiche dauert länger als die Staude. Trotzdem erfüllt die Staude in kürzerer Spanne Zeit auch ihren Beruf. Wer in der Jugend ſtirbt, ſcheidet friſch von hinnen. Wer weiß, zu welchem Zwecke ſeine Friſche noch nöthig iſt!

So ſtand ſie denn ruhig gefaßt oben in voller Beleuchtung vor Sparr und hörte ihm zu, wie er ſchilderte, daß der Herzog ſelbſt ſoeben geſagt: er habe den Leo gern wie einen Sohn. —

„Wie einen Sohn, hat der Herzog Albrecht geſagt?“ unterbrach ſie ihn, und ihr blaſſes Antlitz mit ſeiner klaſſiſch ſtrengen Form bedeckte ſich mit einer leichten Röthe. — Das hat er vor einer Viertelſtunde geſagt! — „Weiß Niemand, lieber Herr, ob mein Sohn bei ſeiner Ankunft hier in Prag dem Herzoge ein Schreiben übergeben?“ — O ja, das weiß ich — ſchaltete Roſtok ein — es war ein Schreiben vom Pater Vitus. — „Sonſt keins?“ — Sonſt keins — fuhr Roſtok fort — aber Ihr bringt mich da auf einen Gedanken! In einem abgelegten Wamſe Leos hab' ich vorhin ein vergilbtes — wartet einen Augenblick! ich zeig' es Euch. —

Und er brachte den Brief, welchen Julia ihrem Sohne mitgegeben, und welcher ihn bei Albrecht von Waldſtein hatte einführen ſollen als Albrecht Waldſtein's Sohn. Julia erkannte ihn auf der Stelle. Schweigend hielt ſie ihn in der Hand. Warum hat Leo ihn nicht abgegeben? — Sie wußte es nicht: ſie konnte es nicht errathen. — Schickſal und Vorſehung war ziemlich Eins in ihr. Sie war geneigt und gewohnt, ſich ſtill vor dem zu beugen, was ihr wie Schickſal oder Vorſehung erſchien. Auch war ſie nicht ohne Stolz. Daß Albrecht Waldſtein ſie ganz vergeſſen gekonnt, das war ein Weh in ihr, mit welchem ſie nicht markten mochte. Hatte die Vorſehung Leos Hand geleitet in dieſem Sinne? — Darüber dachte ſie ſchweigend nach. Sparr hielt dies wol für ſtarren Schmerz und meinte, ihren Gedankengang zerſtreuen zu müſſen. Er fragte alſo, ob die Frau Herzogin von Friedland nichts mitgegeben an den Herzog —

„Doch, doch! Hier iſt ein Schreiben von ihr, welches dem Herzoge übergeben werden ſoll —" — Gebt, gebt! Das kann ja von Einfluß werden — „Liebt der Herzog Albrecht ſeine Frau?" — Gewiß, gewiß! Er achtet ſie ſehr hoch! — „Er achtet — könnte ich ihn ſehen, ohne daß er mich ſähe?" — Das glaube ich wol. Wenn Roſtok jetzt das Schreiben der Frau Herzogin hineinträgt und die Thüren hinter ſich offen läßt — „Auf der Stelle!" rief Roſtok, nahm das Schreiben, öffnete beide Flügelthüren, ſchritt durchs nächſte Zimmer, öffnete eine Flügelthür des herzoglichen Wohngemaches, ließ auch dieſe offen und verſchwand ſeitwärts in dem tageshellen Raume.

Man hörte heftige Scheltworte des Herzogs, welchem die Störung ungelegen kam — Mutter Julia fuhr zuſammen. Sie ſtarrte nach dem lichten Raume hin — es war Niemand zu ſehen.

Waldſtein ſaß an einem Seitentiſche und verglich Rechnungen ſeiner Amtleute von den Gütern. Roſtok öffnete auf ſeinen Wink das Schreiben der Herzogin und las:

„Ich ſende Dir die verzweifelnde Mutter Leos. Nimm' ſie gnädig auf. Vielleicht ſteht ſie Dir näher als Du ahnſt. Sparr verſichert mich, der liebenswürdige junge Menſch ſei unſchuldig. Deine Tochter, die immer von ihm ſpricht, bittet mit mir: ſchick' ihn zu uns!"

„Der Sparr iſt ein altes Weib!" rief Waldſtein ärgerlich und ſtand auf. — Er wartet draußen — ſagte Roſtok und deutete in den Vorſaal hinüber. Roſtok verſtand ſich ſehr gut auf ſein Amt und wußte: die Frage dürfte nur nicht einſchlafen, ſondern müßte immer wieder in Rede und Bewegung geſetzt werden.

Dieſen Moment glaubte Gräfin Wanda benutzen zu müſſen. Sie wartete ſchon lange darauf, einen Sturm zu unternehmen für ihren Schützling. Unglücklicher Weiſe begann ſie ſchon zu ſprechen, als ſie in das Zwiſchenzimmer eintrat. Dadurch erfuhr Waldſtein bei Zeiten, was ihm drohte. Er ging ihr ſofort entgegen. Denn wenn ſie nicht eintreten konnte in ſein Gemach, ſo blieb das Abbrechen des Geſprächs leichter in ſeiner Hand. Er trat alſo ins Zwiſchenzimmer und ſchritt gehenden Fußes bis in den großen Vorſaal, ſie dadurch nöthigend, ihren Rückweg anzutreten. Dabei redete er ununterbrochen, ſcharf und ſtreng, ſtrenger als er denken und meinen mochte, blos um gar keinen Widerſpruch aufkommen zu laſſen. Ueber Weiber und Krieg redete er in ſchneidender Weiſe, und daß eben deshalb den Männern die ſchwere Aufgabe des Krieges zufalle, weil die Weiber auch da das Herz einmiſchten, wo die Löſung der Aufgabe eben die Weichmüthigkeit und Herzlichkeit nicht vertrage. Gerade, weil er künſtlich ſchalt, nahm ſein Geſicht einen grinſenden Ausdruck an, der es viel mehr entſtellte als ein ehrlicher Zorn, und mit dieſem faſt hämiſchen, ungünſtigen Ausdrucke erſchien er ſeit mehr denn zwanzig Jahren zum erſten Male wieder vor Julias Blicken. — Sie wich zurück, denn ſie wollte nur ſehen, nicht geſehen werden. Aber vielleicht weil er die Gräfin nicht anblicken wollte, blickte er ſtracks auf Julien, und ging auf ſie zu, ununterbrochen redend — plötzlich ſchwieg er: plötzlich ſchien er zu ſehen, was er ſah: ein fremdes Frauenangeſicht von ruhiger Bedeutung, und die großen Augen desſelben, welche erſchrocken und fragend auf ihm ruhten. Er ſchwieg, weil ein Eindruck auf ihn ſtattfand, weil eine Erinnerung fragend in ihm aufhorchen mochte, eine Erinnerung, die noch unverſtändlich war, die jedoch — da trat einer der Bericht erſtattenden Officiere ein. Es klirrte deſſen Sporn, ein unangenehmer Nervenreiz für den Friedländer — unwillkürlich wendete ſich der Kopf des Herzogs nach dieſer Störung, unwillkürlich rief er: „Was iſt?"

Der Officier, überraſcht durch Gegenwart und Frage des Herzogs, machte ſeine Meldung, wie ſie für Sparr beſtimmt war: Die Gerichtsverhandlung hat ſoeben wieder begonnen, und zwar mit dem Beſchluſſe, daß Leo Steinwald zuletzt an die Reihe kommen, bis Mitternacht aber das Urtheil über Alle geſprochen ſein ſoll.

„Sparr!" — ſagte Waldſtein nach kurzer Pauſe — „benutze die Henkersfriſt für die arme Mutter. Um ihre Zukunft ſoll ſie unbeſorgt ſein. Meine Unterſtützung wird ihr nicht fehlen."

Nachdem er dies geſprochen, ging er in ſein Gemach zurück. Die Thüren fielen hinter ihm zu. Nach Julien hatte er nicht mehr umgeſchaut, die aufdämmernde Erinnerung war ausgelöſcht worden durch die Dazwiſchenkunft des Officiers.

Was empfand Julia? Wer mag es beſchreiben! Es war der Albrecht ihrer Jugend, darüber blieb kein Zweifel. Kopf, Auge, Stimme, Hand und Wuchs, all' dies gehörte ihrem Jugendgeliebten, das war unverkennbar. Aber wie verändert! Wie überall zum Scharfen, Eckigen, ſie hätte faſt geſagt, zum Böſen entwickelt! — Wenn Jemand neben uns altert, ſo erleben wir alle Uebergänge des Alters und das Reſultat fällt uns nicht auf. Der Freund aber, welcher fern von uns altert, tritt uns entgegen wie eine auffallende Ruine. Und was noch ſchlimmer: ſie hatte den Eindruck, daß dieſer Mann ſie nicht vergeblich geſucht, nein, daß er ſie einfach verlaſſen hätte in ihrer Jugend Maienblüthe, einfach gedankenlos, einfach herzlos — —

Wunderbar — dachte ſie vor ſich hin — daß er überhaupt je hat lieben können! Du mußt dein Geſchick ſegnen, daß du in dieſer herben Seele haſt Blumen ſprießen ſehen, vielleicht Blumen ſprießen gemacht! Denn er war nicht nur zärtlich, er war lieb —

Sparr unterbrach ihr Hinſtarren mit der Frage, ob ſie ihm folgen wolle zu ihrem Sohne —

„Ja, freilich!“ fuhr ſie auf, und im Gehen ſetzte ſie hinzu: „Soll die Hinrichtung der Verurtheilten noch in der Nacht ſtattfinden?“ — Nein. Bei hellem Tage. — „Alſo dieſe Nacht iſt jedenfalls unſer. Gehen wir, lieber Herr.“

Während ſich dies im Palaſte ereignete, war Magna in ihrer geräumigen Sänfte nach Bubencz getragen worden, welches an der Rückſeite des Hradſchinberges liegt. Nicht zu dem Luſtſchlößchen, welches die Winterkönigin und Ludmillens Verirrung geſehen, leitete Conrad das vordere Maulthier, ſondern nach dem abſeit liegenden Dorfe. Und zwar nach einem kleinen Landhauſe, welches in einer Falte des Berges gleichſam verſteckt lag. Dort ließ er halten und Magna ſtieg aus. Es war eine milde Winternacht und der Mond ſchien hell. Conrad ſah in die Sänfte hinein, als Magna ausgeſtiegen war, und ſagte dann: Es haben Zwei Platz, gelt?

Magna nickte. Es war ihr ſehr ſchwer ums Herz; die Aufgabe, welche ihrer in dem kleinen Landhauſe wartete, hatte etwas Entſetzliches in ſich. Sie ſollte einen Mann bewegen, daß er ſein Haupt zum Richtblock trage für einen Andern.

Dieſer Mann war der Oberſt Hagen. Er war nicht an der Grenze zurückgeblieben: bis daher, bis dicht vor Prag war er mit Conrad gekommen, um ſich zur Errettung Leos in Prag auszuliefern; hier war ihm der Muth entſunken, hier war er eingekehrt bei einem alten Bekannten, wie er geſagt. Es war auch ſo. Dieſer Bekannte war ein Advocat aus Prag, welchen Hagen bei längerem Garniſonleben in Prag kennen gelernt, und welcher hier außen ein gaſtfreies Landhaus beſaß. Eine alte Frau behütete es den Winter über. Sie kannte Hagen, der oft mit dem Advocaten dageweſen, und nahm ihn bereitwillig auf. Hier hatte Hagen den Brief geſchrieben, welcher als Entlaſtungszeugniß dienen ſollte für Leo, hier harrte er der Entſcheidung, ängſtlich hoffend, ſie würde die Freiſprechung Leos und für ihn das Signal bringen: er könnte ſich mit leichterem Gewiſſen wieder hinabretten ins Sachſenland.

Dieſem Manne ſollte und wollte Magna nun ſagen: Man glaubt deinem geſchriebenen Worte nicht, du mußt ſelbſt kommen und dich in den offenen Todesrachen ſtürzen, um meinen Freund Leo zu retten!

Die alte Wirthin trat ihnen entgegen und wunderte ſich über die vornehme Sänfte und das ſchöne Fräulein.

„Die Herren ſitzen oben beim Nachtmahl!" — Die Herren? fragte Magna und Conrad zugleich. — „Ja, unſer Herr kam zufällig heute heraus aus der Stadt, um nach den Miſtbeeten unter Glas zu ſehen, weil die Sonne ſchien, und da freute er ſich, den Herrn Oberſten zu treffen. Spaziert nur hinauf! Ich leuchte."

In einem kleinen Zimmer ſaßen da innen Oberſt Hagen und der Prager Advocat, ein kleiner, ſchmaler Mann mit weißem Haar. Sie tranken weißen Wein, welcher im Leitmeritzer Kreiſe, dem ſchönſten und fruchtbarſten Kreiſe Böhmens, wächſt und Czernoſecker genannt wird. Einige leere Flaſchen zeigten, daß ſie fleißig geweſen. Aber fleißig unter geiſtiger Sammlung. Sie waren beide denkende Männer und ſtritten ſich eben als die Thür aufging über die Unſterblichkeit der Seele. Der Advocat gab dieſe Unſterblichkeit zu, wollte aber nicht an eine perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode glauben. Hagen dagegen verſchwor ſich eben hoch und theuer, daß der perſönliche Oberſt von Hagen ſich ſogleich ſeelenhaft entpuppen werde, wenn ihn heute oder morgen der Tod ereile.

Conrad, welcher hinter Magna eintrat, hörte dieſen Schwur und konnte ſich — ungeſchickt genug! — nicht enthalten, mit brutaler Stimme auszurufen: Schaun's, Herr Oberſt, das können's bis morgen Mittag accurat wiſſen!

Hagen fuhr von ſeinem Sitze auf; Todesbläſſe fiel wie eine Schneedecke über ſein Geſicht. Er kannte Sparr's Tochter, er wußte auch, daß Leo eine lebhafte Neigung für ſie hegte — es ſtand klar vor ſeiner Seele, daß ſie in der Angelegenheit Leos käme und daß dieſe Angelegenheit übel ſtehen müßte, weil das Fräulein ſelbſt erſchiene. Er ſah das Schaffot vor ſich.

Magna mußte all' ihre Kraft zuſammennehmen; nichts war ihr bisher ſo ſchwer geworden, als jetzt dieſem erbleichenden Manne zu ſagen, daß ſie ſein Leben in Anſpruch nähme. Sie ſagte es denn auch nicht völlig. Sie geſtand nur, daß ſein geſchriebenes Zeugniß nicht hinreiche, Leo zu erretten. Und dann ſetzte ſie hinzu: Wenn der Herr Oberſt ſelbſt erſchiene auf dem Rathhauſe, ſo werde dieſe großmüthige Handlung vielleicht die Richter, ganz gewiß den Herzog rühren und die Strenge des Urtheils brechen. Solch ein Zeichen kameradſchaftlichen Opfers werde Gnade erwirken für Alle. „Aber lieber Herr Oberſt" — ſetzte ſie mit ſanfter Stimme hinzu — „wir müſſen eilen. Binnen einer Stunde kann Steinwald verurtheilt ſein, und nur gerade ihn will der Herzog nicht begnadigen, weil er von ſeinem Hauſe iſt. Die Sänfte des Herzogs ſteht unten —" — Weiß der Herzog, daß ich hier bin? rief Hagen mit tiefem Athemzuge. — „Wohl noch nicht!" — Aber er merkt's, und dann iſt Alles vorbei! — ſchrie Conrad, welcher dem entmuthigten Hagen nicht über den Weg traute.

Hagen ſchwieg und blickte ſcheu nach dem Prager Advocaten, welcher ebenfalls aufgeſtanden war. Dieſer durchſchaute den Zuſammenhang und verſtand einen bittenden Blick des Fräuleins.

„Lieber Hagen" — ſagte er ruhig, indem er die leeren Gläſer mit Wein füllte — „wir ſollen Gottes Ebenbilder auf Erden ſein auch darin, daß wir die Dinge dieſer Erde groß anſchauen. Je nach unſeren Handlungen entſteht die Stellung, welche wir nach unſerem Tode einnehmen. Nicht wahr?“ — Ja wol — entgegnete Hagen kaum hörbar. — „Glücklich alſo der, welchem eine große Handlung nahe gelegt wird, welcher mit einer großen Handlung ſcheiden kann aus dieſer unvollkommenen Erdenexiſtenz. Er gewinnt die Anwartſchaft, ſogleich als Cherub einzutreten in die neue Exiſtenz. Hier ſcheidet er mit Größe und unter einem Ruhme, der ihm die letzten Stunden beneidenswerth verklärt. Nicht wahr?“ — Ja! — „Und drüben erſcheint er mit erhabenem Anſpruche. Wie ich merke, ſeid Ihr einen Augenblick ſchwach geweſen, und ein Anderer ſteht in Gefahr, für Euch büßen zu müſſen. Was wär' das für ein Weiterleben in dieſem Jammerthale mit ſolchem ſchlechten Gewiſſen und mit der Centnerlaſt üblen Leumunds, wenn Ihr das Opfer angenommen, um ein erbärmliches Leben zu friſten! Dazu ſeid Ihr nicht der Mann! Ihr ſeid ein Ehrenmann, Ihr ſeid ein Denker, ſeid ein Poet, welcher den Wink des Himmels verſteht. Der Himmel liebt Euch, das ſtellt ſich dar: er öffnet Euch ſeine prächtigſte Pforte, und ſtolz wie ein Held tretet Ihr ein —“ — Ich trete ein! Habt Dank, alter Freund, für die ſchönen Worte! Mein beſſeres Selbſt ſiegt über den Hundsfott in mir: ich trete ein. Ich zeige der Welt, daß Ehrlichkeit und Glaube an Gott noch vorhanden ſind auf dieſer verwirrt gewordenen Erde, und daß Hagen etwas Anderes verdient als üblen Leumund. Vorwärts! Der Herzog mag's verantworten vor Gott, wenn er kleiner denkt als ſeine Officiere. Vorwärts, mein ſchönes Fräulein, der Hagen rettet Euren Leo. Gedenket mein in glücklichen Stunden.

Und wie ein Sieger ſchritt er hinaus und hinab.

Alle folgten in großer Bewegung. Hagen und Magna fanden beide Platz in der Sänfte, und Conrad rief dem Reiter auf dem vorderen Maulthiere zu: Zum Altſtädter Rathhauſe!

„Ihr wollt nicht mit!“ ſagte leiſe der Prager Advocat. — Werd' mich hüten — grunzte Conrad — dem Holck noch einmal unter die Finger zu gerathen! — „Das arme Fräulein! Der

Hagen da drin ſpringt noch um, ehe die Sänfte bis zur Brücke kommt, und ſchlüpft heraus." — Kreuz Schwerenoth, das ſieht ihm gleich! Aber ich ſelber, und mein Brief an Herrn von Starſchädel. — „An den ſächſiſchen Starſchädel, der früher in Wien war und hier —?" — Freilich! Ich bin ja mit ihm aus Wien — „Den Freund des ſeligen Loß?" — Freilich! — „Ich geh' mit Euch, Kriegsmann. Die Maulthiere können doch nur Schritt gehen auf dem unebenen Wege und in der Nacht. So bleiben wir bei der Sänfte und ſorgen dafür, daß kein Wandel eintritt. Nur bis auf den Ring. Wenn er ins Rathhaus eingetreten, da kann er nicht mehr zurück, und Ihr braucht nicht mit hinauf zu gehen. Mir aber müßt Ihr über Starſchädel Auskunft geben. Wir ſuchen ihn ſeit dem November, wir, ſeine guten Freunde." — Er hatte Conrad an der Hand gefaßt und der Sänfte nachgezogen. Im Weiterſchreiten entdeckte er Conrad, daß er ein treuer Freund des ſeligen Loß, daß er Geſchäftsführer der Loßſchen Töchter — — Des Fräulein Marie — ? ſchrie Conrad. — „Allerdings. Zinkas heiß' ich, und wegen des Fräuleins Marie ſuch' ich ſeit dem November Herrn von Starſchädel —" — Und ich ſuch' ſeit dem Sommer das Fräulein Marie wegen meines Herrn von Starſchädel!

Kurz, hier außen war fröhliche Verſtändigung. Drinnen in der Sänfte aber ſaß die arme Magna in namenloſer Pein. Die günſtige Exaltation Hagen's für ein ſo ſchreckliches Ziel aufrecht zu erhalten, war für ein junges Mädchen eine kaum lösbare Aufgabe. Du führſt ihn zum Blutgerüſt! rief es einmal über das andere in ihr, und als ſie die Lichter der Stadt erblickten und Hagen von ſeinem Sitze auffuhr, da verſagten ihr die Kräfte, die Kräfte zu neuen Gedanken, welche das Geſpräch beleben ſollten.

Oben im Rathhauſe hatte man keine Schwierigkeit gemacht, die Mutter den Sohn ſprechen zu laſſen. Sie kam vom Herzoge, und Leo war noch nicht an der Reihe vor den Richtern. Julia wurde von dem Vorſaale in ein Zimmer geführt, und nach wenigen Minuten lag Leo in ihren Armen. Er war nicht niedergeſchlagen und hatte die Kraft, der Mutter Troſt zuzuſprechen. Vor allen Dingen aber verſicherte er ihr, daß er durchaus nicht unritterlich, nicht unſoldatiſch gehandelt habe, ſondern daß er verleumdet werde. Der Ehrenbegriff ſtand ihm obenan. Dazu lächelte Julia faſt. Solch ein Gedankengang lag ihr eigentlich nicht ſo nahe, aber ſie verſtand es, daß die Jugend ein Ideal wählt und dafür Alles einſetzt.

Nach dem Austauſch der erſten Zärtlichkeit, nach allen Grüßen und Aufträgen der Großmutter, und nachdem ſie über alle körperlichen Neigungen und Schwächen Leos ſich ſorgfältig unterrichtet hatte, fragte ſie denn endlich auch: warum er den Brief an Herzog Albrecht, welchen ſie ihm mit auf die Reiſe gegeben, dem Herzoge nicht eingehändigt hätte. An Gelegenheit hätte es ihm ja doch nicht gefehlt, da er ſo lange in der Nähe des Herzogs geweſen?“

Leo war erſtaunt, daß ſie von der Nichtabgabe des Briefes wußte, und war noch erſtaunter, als ſie ihm den Brief ſelbſt vor Augen hielt. — Er wußte nichts Genügendes zu antworten, denn er wollte der Mutter nicht ſagen, daß er ein Schreiben von ihr an den Herzog von Friedland für müßig, ja für unpaſſend erachtet. Er ſprach alſo von Ranges- und Standesunterſchieden, welche in der Welt viel ſtrenger wären, als Mutter und Großmutter im einſamen Veldes dächten. Es fiel ihm nicht auf, daß die Mutter dazu lächelte, denn er war verlegen, eine Mitgabe der Mutter nicht ſo beachtet zu haben, wie es die Mutter gewollt. Dies aber fiel ihm doch auf, daß die Mutter ſo gar nicht von der unmittelbaren Todesgefahr ſprach, in welcher er ſchwebte. Sein Beruf war es nicht, ſie darauf aufmerkſam zu machen, er benützte alſo mit friſcher Jugendſtärke die letzte Gelegenheit, ſeiner guten Mutter Alles haarklein zu erzählen, was er erlebt ſeit dem Abſchiede von ihr, gleichſam ſein Teſtament. Magna ſpielte natürlich eine Rolle, und da Mutter Julia geſchickt dazwiſchen zu fragen wußte, wo er aus einer gewiſſen Scham die entſcheidenden Ausdrücke vermied, ſo erfuhr ſie die ganze Geſchichte ſeines Herzens.

Sie umarmte und küßte ihn herzlich und wollte ihm eben erzählen, wie ſie das Fräulein Magna geſehen und — da wurde die Thür aufgeriſſen und Leo abgeführt zum letzten Verkehr mit ſeinen Richtern.

Jetzt brach ihm das Herz. Nicht für ſich, nein, für die gute Mutter, welche auch jetzt noch ruhig von ihm Abſchied nahm.

Thränenlos ſah ſie ihm nach durch die offen bleibende Thür über den Vorſaal hinüber, bis er hinter der Thür des Gerichtszimmers verſchwand. War ſie entſchloſſen, dem Herzog von Friedland den Brief noch ſelber einzuhändigen oder ihm ſelbſt zu ſagen: wie nahe ihn Leo anginge? Und war ſie ſo ſicher, daß Leo dadurch errettet würde? Wer mag es wiſſen! Deutlich war nur, daß in der einfachen Natur Julias ſtarke Wandlungen vorgingen innerhalb der letzten Stunden. Sie war nicht ſchüchtern, ſie war nicht ſentimental. Der ganze vornehme Apparat um den mächtigen Herzog hatte ſie nicht im Mindeſten befangen. Menſch zum Menſchen war allein das Verhältniß, welches für ſie beſtand. Irgend eine ſolche Scheu würde ſie alſo gewiß nicht abgehalten haben, vor ihn zu treten mit der größten Forderung. Aber er hatte ihr einen zerſtörenden Eindruck gemacht. Zerſtörend, weil ſie ſich ſagen mußte: dieſer liebloſe Mann hat dich nicht durch Zufall verlaſſen! Der hat dich gar nicht wieder aufgeſucht an der heimatlichen Stätte in Ungarn. Nein, nein! Der hat gar nicht die Abſicht gehabt, dich wieder zu finden, der hat dich gedankenlos verlaſſen. Das war der herbſte Schmerz ihres Lebens geweſen vor einer Stunde da drüben in dem glänzenden Saale des herzoglichen Palaſtes, der herbſte! Das Prachtbild ihres Lebens, jener Albrecht ihrer Jugend, war in Trümmer gegangen. Es kam ihr ſehr zu ſtatten, daß ſie nicht ſentimental war, daß ſie auch dieſe Erfahrung hinnehmen und in ſich erledigen konnte wie ein Naturereigniß. Die Sorge um Leo, dieſe größere Sorge war ihr behilflich geweſen — jetzt kam der entſcheidende Moment, wo Albrecht und Leo zuſammentraten und zuſammen erledigt ſein wollten in ihr. Wenn Leo zum Blutgerüſt ſchreiten ſollte, konnte und durfte ſie dann noch aus Stolz dem Herzog verheimlichen, daß er ſeinen Sohn hinrichten ließe? — Nein!

Die natürliche Frau ging nicht noch einen Schritt weiter in ihren Gedanken, ſie fragte nicht: Wird dieſer eherne Kriegsfürſt auch ſeinen Sohn begnadigen? Wird er nicht den Brutus ſpielen?

Langſam trat ſie in den Vorſaal hinaus. Er war faſt angefüllt mit Officieren, welche an dem Gange des Gerichts lebhaften Antheil nahmen, den lebhafteſten am Schickſale Leos, welcher allgemein beliebt war und allgemein für unſchuldig galt. Sie wichen theilnahmsvoll, faſt ehrerbietig zurück vor Leos Mutter, vor der ſtattlichen, eigenthümlichen Erſcheinung, welche nicht klagte und weinte, ſondern ſinnend und gefaßt vor ſich hinblickte.

Sparr, der mit Riemann ebenfalls herüber gekommen war, näherte ſich ihr. Er hielt es nun doch für beſſer, ſie nicht dem unmittelbaren Ausrufe des Todesurtheils Preis zu geben; denn man erwartete es jeden Augenblick. Sie dankte aber für ſeine Bemühung und bat geradezu, ganz in der Nähe bleiben zu dürfen. Sie wollte das Urtheil ſo ſchnell als möglich erfahren — man ſah die ruhige Frau ſtaunend an.

Alle verhielten ſich ſehr ſtill. Man pflegte die Thür des Sitzungsſaales nicht einzuklinken, damit außen auf dem Vorſaale verſtanden werden könnte, was drinnen geſprochen wurde. Leo hatte ſeine letzte Vertheidigungsrede beendigt, Holck's rauhe Rede ſprach eben zum Schluſſe, zum unerbittlichen; man konnte eine Stecknadel fallen hören auf dem weiten Vorſaale, ſo aufmerkſam horchte Alles — da drang von der Treppe herauf ein lautes Geräuſch von Stimmen. Die der Treppe zunächſt ſtehenden Officiere riefen mit gedämpfter Stimme hinab: „Ruhe!“ Das Geräuſch wurde aber zum Lärmen und kam die Treppe herauf:

„Bravo! Bravo!“ hörte man deutlich aus dem Stimmengewirr heraus, und — Oberſt Hagen erſchien auf der oberſten Stufe, erſchien auf dem Vorſaale. Hinter ihm Magna und Conrad. Ein allgemeines „Bravo“ empfing ihn. Sämmtliche Officiere drängten ſich ihm entgegen, ergriffen ſeine Hände, umarmten ihn, beglückwünſchten ihn zu dem Heldenmuthe, einzutreten für ſeine Sache und für den verleumdeten Kameraden.

Das kam ſehr zur richtigen Minute. Hagen war unten vor der Sänfte nur mit größter Ueberwindung im Stande geweſen, einzutreten in das Richthaus, und Zinkas hatte erhebende Worte, Conrad Schwerenoths-Ausdrücke ſprechen müſſen, um ihn aufrecht zu halten im Entſchluſſe. Bleich, verſtört, ſchwankend war er an die Stiege gekommen: die erſten Bravos hier von denen, welche ihn erkannten, hatten ihn gekräftigt, die Stiege hinauf zu ſchreiten; der Empfang hier oben berauſchte ihn dergeſtalt, daß er erröthete und feurig ausrief: „Vorwärts! Wo iſt der Rachen des Todes?“

Wie im Triumph wurde er ins Gerichtszimmer hineingeführt, faſt getragen, und zu widerwärtigſter Ueberraſchung Holck's, wie zum größten Erſtaunen der übrigen Richter begann er, den man als feigen Flüchtling betrachtet, gleich auf der Schwelle des kleinen Saales eine ſchwunghafte, das Gericht herausfordernde, Leo Steinwald gründlich rechtfertigende Rede — da wurde auf Holck's Wink die Thür hinter ihm geſchloſſen, und man harrte auf dem Vorſaale jetzt unruhig und geräuſchvoll des Ausgangs. Gruppen wogten hin und her; Sparr hatte Julien unter feſter Verſicherung, daß Leo nun freigeſprochen ſein müſſe, in das Nebenzimmer zurückgeführt und Magna eben dahin gebracht; Riemann hatte Hagen's Ankunft dem Herzoge eiligſt melden laſſen; Conrad grunzte Zinkas unwillig an, als dieſer ihm leiſe anrieth, ſich von dannen zu machen, um Holck nicht nochmals in den Wurf zu kommen. Der Herr Feldmarſchall werde Jemand brauchen, an dem er ſeine Wuth auslaſſen könne. Da kommt ja der Jemand! lachte Conrad, da kommt die ſchöne

Suſanne! Die will wie ich den Leo 'rausſchlüpfen ſehen aus den langen Krallen! Schaut nur, wie ſie feixt und den Pelz zurückwirft vom weißen Fleiſch, 's iſt a Paſſion, das Weibsbild, wann's a 'ne Jüdin iſt. Schaut nur die Augen und das „G'fries“ mit dem Rachen voll Zähne! Die beißt den Leo an, ſo verliebt iſt ſie in den Buben. —

Ein Jubelgeſchrei unterbrach den unnütz verweilenden Bart-Conrad: Leo erſchien frei und ledig, das Gericht hatte ihn uneingeſchränkt losgeſprochen, ja es hatte ihn loben müſſen, da Hagen hoch und theuer verſichert hatte: Leo allein habe Leib und Leben eingeſetzt, die Flucht aufzuhalten. Auf die Schultern hob man ihn und trug ihn den Vorſaal entlang. Er konnte ſich kaum verſtändlich machen, daß er nach dem Zimmer wollte, in welchem er ſeine Mutter verlaſſen. Und richtig, ehe er dies Zimmer erreichte, hatte ihn die leichtſinnige Suſanne unter allgemeinem Beifallsklatſchen bei beiden Händen, bei beiden Wangen und verſetzte ihm einen herzhaften Kuß — ein Gifttropfen für ſeine Zukunft. Magna ſah dieſe Umarmung. Sie ſtand hinter Leos Mutter, welche eben über die Thürſchwelle ihrem Sohne entgegentrat. Sie hatte es vielleicht nicht bemerken können, daß dieſe Umarmung nicht von Leo ausging — ſie war empört über dieſelbe und trat zurück, ſo daß Leo ihrer Anweſenheit gar nicht inne wurde in Abherzung ſeiner Mutter, im Händeſchütteln mit Sparr, mit Riemann, mit Conrad und mit zwanzig bis dreißig anderen Kameraden. In eine dunkle Ecke des Zimmers war ſie geflüchtet, voll Scham und Unwillen über ſich ſelbſt, daß ſie in eine ſolche wüſte, lüderliche Geſellſchaft ſich eingedrängt. —

Da ſchwieg plötzlich der brauſende Lärm wie von einem Zauberſchlage gebannt. Ein Trommelſchlag war's, der das bewirkte. Er kam aus dem Gerichtszimmer und war das Signal, daß der Kriegsgerichtshof ſein Urtheil gefällt. Die Thür ging auf, die Fenſter im Gerichtszimmer wurden geöffnet, man hörte die eintönige Stimme des Auditors, welcher eine Reihe Namen langſam ausrief und hinter jedem Namen langſam ausſprach: „Zum Tode verurtheilt!“ — Als er ſchloß: „So geſchehen vom Kriegsgerichte kaiſerlicher Armada!“ — da wirbelten zwei Trommelſchläger neben ihm, da blieſen zwei Trompeter zu den Fenſtern hinaus in die Nacht. Prag erfuhr durch dies Zeichen, daß ſein Altſtädter Rathhaus nochmals wie vor zwölf Jahren vom Blute der Hinrichtungen triefen ſollte.

Während dieſes Blaſens erſchienen galoppirende Reiter mit Fackeln auf dem Ringplatze und hinter ihnen in vollem Galopp ſechs dunkle Roſſe mit einem offenen Wagen, Fackelträger hinten auf, Reiter mit Fackeln hinterher. In dieſem Wagen ſaß, vom Fackelſcheine grell beleuchtet, der Herzog von Friedland, welchen Riemann's Nachricht gerufen hatte. Vor dem Portal hielt die Carroſſe, und der Herzog ſtand auf kerzengerade. Der dunkle Pelz glitt von ihm nieder, und in voller Gala, den Hermelin um die Schultern, den Treſſenhut mit wehender rother Feder auf dem Haupte, ſtieg er aufs Pflaſter, ſtieg er die Treppe herauf. Die Wache ſalutirte und rührte ihr Spiel, die zahlreichen Officiere ordneten ſich blitzſchnell auf Stiege und Vorſaal und grüßten ehrfurchtsvoll. Streng blickend ſchritt er durch ihre Reihen. Riemann, der ihn errieth, vor ihm her, nach dem Gerichtszimmer. Da ſtand der Herzog unerwarteter Weiſe plötzlich ſtill — er ſah den Bart-Conrad. „Riemann!“ rief er, „da iſt ja der Patron noch, welcher ſeit drei Stunden unterwegs ſein ſollte mit meinem Schreiben. Nimm' es ihm ab und übergieb es Raſchin, der eben angekommen. Den Patron da ins Loch, damit er Gehorſam lerne.“

Dies überraſchte ſelbſt Conrad, der nur vor Holck auf der Hut war, dergeſtalt, daß er keinen ſeiner unanſtändigen Töne hervorſtieß.

Der Herzog ging ins Gerichtszimmer. Die Thür hinter ihm blieb offen. Er grüßte leicht mit der Hand bei ſeinem Eintritt und blieb ſtehen. Auf ſeinen Blick trat Holck zu ihm und machte ihn leiſe mit dem Spruche des Gerichts bekannt.

„Elf Officiere?“ ſagte er laut. — Elf Officiere! antwortete Holck. — „Das zerreißt mein Herz. Aber Gerechtigkeit muß walten.“

Und nun ſchritt er an den elf Officieren entlang, welche in einer Linie aufgeſtellt waren, jeden mit Namen nennend, bei jedem einen Augenblick ſtehen bleibend. Der vorletzte war Hofkirchen, der letzte war Hagen.

„Ich gratulire Euch, Hagen, daß Ihr gekommen ſeid. Ich hab's von Euch erwartet. Ein tüchtiger Mann kann ſtraucheln, aber er ſtößt nicht einen unſchuldigen Kameraden für ſich in den Tod. Und Leo Steinwald, der mir lieb und werth, hätte ſterben müſſen ohne Eure Wiederkehr. Ich dank' Euch, Hagen, daß Ihr das junge Blut errettet. Seht fröhlich drein! Heut' oder morgen trifft's uns Alle. Ihr ſeid ein tüchtiger Officier geweſen und habt mir gute Dienſte geleiſtet durch Kenntniß und beweglichen Verſtand. Das Schickſal hat Eure bewegliche Seele überraſcht durch jähe Wendung. Das Geſetz unſerer Armada will dafür Buße — was iſt es weiter! Ein Tag früher oder ſpäter, was will das heißen! Nicht wahr, Hofkirchen? Das Leben war ſchön, aber der Tod iſt willkommen. So denkt Ihr Alle, ich weiß es, Ihr Herren. Ein Friedländ'ſcher Officier kann überraſcht werden von einem Fehltritt, aber dem Tode ſieht er ins Auge unverzagt. Iſt's nicht ſo?“ — So iſt es! Es lebe der Herzog von Friedland! riefen Alle. — „So geht mit Gott und ſterbt als tapfere Krieger.“

Sie ſtürzten ſich auf ſeine Hand, um ſie zu küſſen, und ſtürmten gehobenen Sinnes hinaus. Hagen, der letzte, in Thränen gebadet; aber keineswegs unglücklich.

Der Friedländer dankte alsdann mit einigen Worten den Richtern und entließ ſie. Binnen wenig Minuten ſtand er allein im Sitzungsſaale. Nur Niemann ſtand an der Thür.

„Ruf' den Leo!“ ſagte der Herzog und trat ans Fenſter, den Zimmerleuten zuſehend, welche bei dampfenden Pechfackeln anfingen, das Todesgerüſt aufzuſchlagen.

Leo eilte freudeſtrahlend herbei. Sparr und Niemann folgten ihm. Waldſtein betrachtete ihn mit einem ſo wohlwollenden Blicke des ſonſt immer laſtenden und ſtechenden Auges, wie man es gar nicht an ihm gewohnt war. Dann legte er beide Hände auf die Schultern des jungen Mannes und ſagte mit milder Stimme: „Du biſt ein Glückskind. Du haſt das Glück, dem Unglück anheim zu fallen im richtigen Augenblick; das heißt dann, wenn die Hilfe nahe iſt. Unglück iſt ergiebig: es lehrt nachdenken, es lehrt ſtark werden und erwirbt Mitleid. Biſt Du jetzt froh?“ — Herzlich froh. — „War das Deine Mutter, welche vor einigen Stunden oben im Vorſaale war?“

Leo wußte das nicht. Er ſah ſich nach Sparr um, und dieſer antwortete für ihn: „Ja, Durchlaucht, das war ſeine Mutter.“ — Iſt ſie hier? — „Ja, Durchlaucht.“ — Ich möchte ſie ſprechen. Hole ſie.

Leo eilte hinüber. Dort hatte Mutter Julia das Fräulein Magna aus ſeinem Winkel hervorgezogen. Das Mutterherz hatte nicht vergeſſen, daß dies Mädchen nach Hilfe ausgeweſen war für Leo, und daß die entſcheidende Hilfe wol durch ſie herbeigebracht worden war. Mit wärmſter Herzlichkeit hatte ſie alſo gefragt, ob die Mutter Leos ihr nicht zu tiefſtem Danke verpflichtet ſei? Magna verleugnete, daß ſie bei der Befreiung Leos etwas zu bedeuten habe — da kam Leo und forderte ſeine Mutter auf, ihm zum Herzoge zu folgen. Leuchtenden Auges begrüßte er Magna; aber der Herzog wartete, er bot alſo eilig ſeiner Mutter den Arm.

„Nein, mein Sohn, das wünſche ich nicht.“ — Was denn, liebe Mutter? — „Ich wünſche nicht, den Herzog von Friedland zu ſprechen.“ — Mutter?! — Er ſchickt nach Dir! — „So entſchuldige mich bei ihm. Ich bin erſchüttert von den heftigen Eindrücken und habe nicht die Kraft, mit ihm zu reden. Das ſage. Mit dieſem lieben Fräulein hier will ich ein paar Worte ſprechen, dazu hab' ich Neigung und Kraft. Dann bringe mich zu einem Ruhelager für den Reſt der Nacht: ich denke, morgen ſchon meine Heimkehr anzutreten.“

Leo ſah ſie betroffen an. Er begriff die Mutter nicht; aber er wußte, daß ſie ſo einfach wie feſt in ihren Ausſprüchen und Beſchlüſſen war. Er fügte ſich und brachte — nicht ohne Verlegenheit — dem Herzoge die ablehnende Antwort.

Er nahm ſie ſchweigend hin. Sie ſchien einigen Eindruck auf ihn zu machen, namentlich der Zuſatz, daß ſie ſo raſch wieder heim reiſen wolle. Endlich ſagte er: „Du magſt ſie begleiten und Dir von Weſſely Reiſegeld geben laſſen“.

Wie nachſinnend ging er hinweg und hinab zu ſeinem Wagen. Der Mond hatte ſich draußen in Wolken gehüllt, aus dieſen ſprühten feine Schneekörnchen auf die Prager Städte herab. Als die Carroſſe über die Brücke ſauſte, zog ein kalter Wind über dieſelbe, und es war auffallend, daß der ſonſt ſo vorſichtige Herzog es unterließ, ſich in ſeinen Pelz zu hüllen.

II.

In Wien war während dieſes Winters bis ins Frühjahr von 1633 hinein ein gewiſſer Stillſtand wahrzunehmen. Stillſtand in Hoffnungen und Wünſchen, in Sorgen und Befürchtungen, den deutſchen Krieg betreffend.

Der Tod Guſtav Adolphs hatte für ein ſo großes Ereigniß gegolten, daß man gemeint hatte, es müßte ihm auch eine entſprechend große Wendung folgen im Gange des Krieges.

Dieſe Wendung war nicht eingetreten, und man hatte nun alle Erwartungen darauf geſtellt, daß der Friedländer mit ſeinem neu ergänzten und wieder vollzähligen Heere im Frühlinge einen großen Schlag führen würde.

Der Frühling war gekommen; aber erſt ſpät im Mai war der Herzog von Prag aufgebrochen. Allerdings mit erſtaunlichem Pomp und unter allen Anzeichen einer ſiegesgewiſſen Armada.

Nach Schleſien war der Heereszug gegangen. Langſam, auffallend langſam, und es war von keiner größeren Kriegsthat etwas zu vernehmen geweſen. Im Gegentheile: ſtatt von einer Schlacht gegen die Sachſen und Schweden kam die Kunde von einem Waffenſtillſtande, welchen der Herzog von Friedland mit dem Feldmarſchall Arnimb abſchließen wollte.

Dieſe Thatenloſigkeit machte einen bedenklichen Eindruck in Wien; der Verdacht gegen Waldſtein erhielt reichliche Nahrung, und nun erhoben ſich die Gegner Waldſtein's in Wien von allen Seiten und mit gutem Fug.

Es wurde ihnen nicht leicht. Der Kaiſer war zäh in ſeinem Vertrauen auf die überlegene Fähigkeit Waldſtein's, und ſeine Räthe waren großentheils auf Seiten des Friedländers, welcher große Summen nach Wien ſandte, um ſeine Vertheidiger bei friſchem Muthe zu erhalten. Queſtenberg vor Allem blieb ihm ſtandhaft zugethan und auch Eggenberg, jetzt Fürſt Eggenberg, redete ihm immer noch das Wort.

Aber auch er hatte es nicht mehr verhindern können, daß man Maßregeln gegen den Herzog von Friedland vorſchlug. Ein gleichſam neutraler Commiſſarius des Kaiſers, ein Graf Schlick, ſollte nach Schleſien zum Heere entſendet werden, um Verlangniſſe des Kaiſers dort anzubringen, und — aufmerkſame Beobachtungen anzuſtellen. Ein Graf Trautmannsdorf — derſelbe, welcher vor zwölf Jahren in Rom geweſen — ſollte zu ähnlichen Zwecken nach Schleſien geſchickt werden.

Beide Männer waren in den Staatsrath berufen worden, welchem der Kaiſer ſelbſt präſidirte. Zum erſten Male war der Verdacht gegen Waldſtein offen zur Sprache gekommen in Gegenwart des Kaiſers. Am erſten Morgen nach dieſer Sitzung — es war im Frühſommer, und die Sonne lag glühend in den Straßen von Wien — ſchritt ein geiſtlicher Herr die Bäckerſtraße herauf, am Stephan vorüber, den Graben und Kohlenmarkt hinaus nach der Burg. Sein Gang war langſam, ſeine Miene verdrießlich. Die dünnen Haare um Stirn und Nacken, ſoweit man ſie unter dem breitkrämpigen Jeſuitenhut ſehen konnte, waren ſchwarzgrau. Er ging über die Zugbrücke in den Schweizerhof hinauf und gleich links neben dem Brunnen in die Gemächer hinauf, welche der Beichtvater des Kaiſers bewohnte. Er war auch dieſer Beichtvater, war Pater Lamormain. Im Vorzimmer erwartete ihn ein jüngerer Jeſuit von elegantem, vornehmem Aeußern, welcher höflich grüßte. Beide gingen durch ein größeres Zimmer in ein kleines Gemach und ſetzten ſich an einen runden Tiſch, auf welchem Schreibpapier und eine Bleifeder lag.

Pater Lamormain ſchrieb einige Namen auf loſe Blätter und fing dabei an zu ſprechen:

„Sieht es nicht aus in dieſem heißen, ſtaubigen Wien, als ob die Welt in tiefer Ruhe begraben läge?! — Wer wacht denn nur?! — Der heilige Vater in Rom wahrlich nicht. Er hört lächelnd dem Abgeſandten zu, welchen dieſer Friedland an ihn ſendet mit Märchen und Geſchenken. Er hat ſein Abſehen auf die Erwerbung Neapels gerichtet und es iſt ihm mehr daran gelegen, daß Richelieu ihm dazu behilflich ſei, als an dem Religionskriege im deutſchen Reiche. So überſieht er lächelnd, dieſer Urban Barberini, daß Richelieu mit den ketzeriſchen Schweden im Bündniſſe ſteht, und dieſe ketzeriſchen Schweden ſind ihm ganz genehm, weil ſie Spanien ſchwächen helfen und dadurch die Erwerbung Neapels leichter machen. Nur unſer General wacht in Rom. — Und hier in Wien? Der Kaiſer wird alt, und ſeit er feiſter wird, erſcheint er gleichmüthiger, als er ſein möchte. Die Creaturen Friedlands haben immer noch ſein Ohr, wie arg auch dieſer Holofernes ſein Weſen treibe. Wir nur wachen hier. Ich komme vom Pater Provincial, und wir haben beſchloſſen, daß ein Ziel geſteckt, ein Ende gemacht werden muß. Du, Norbert, biſt berufen, eine wichtige Rolle zu übernehmen. Sie iſt nicht ohne Gefahr, aber ſie eignet ſich für Dich. Ein Prieſter wirſt Du doch nicht mit Deinem leichten Cavalierblute, und etwas Gefahr wird Dich unterhalten. Leider wird ſich auch andere Unterhaltung dabei finden, welche Deinen Sinnen ſchmeichelt. Wir können das nicht hindern, erwarten aber, daß Du jetzt — in geſetzteren Jahren — das Hauptziel nicht wieder vernachläſſigſt wie früher um Deiner Vergnügungen willen. Führſt Du uns ſtreng und raſch zum Ziele, ſo ſteigſt Du bei Deiner Rückkehr drei Stufen mit einem Male aufwärts in unſerem Staate.“ — Was iſt es? fragte Norbert — denn Jaromir-Norbert von Zierotin war der jüngere Mann. — „Es iſt — die Entlarvung Waldſtein's.“ — Die Entlarvung? — „Ja. Es gelingt uns nicht, den Kaiſer zu überzeugen, daß Waldſtein ein Hoch- und Landesverräther iſt. Der Contract, welchen er ſich ausbedungen, iſt ſchon Hoch- und Landesverrath. Aber der Kaiſer iſt ſcrupulös und ſagt: es ſei eben doch ein Contract, und binde als ſolcher beide Theile. Er könne nicht Jemand für etwas ſtrafen, was er ihm ſelber zugeſtanden, ſei es auch etwas Ungebührliches. — Nun, darein haben wir uns ergeben müſſen ſeit anderthalb Jahren. Wir meinten ſicher zu ſein, daß die prahleriſche Natur Waldſtein's Anlaß genug bieten werde, dies Nebenkaiſerthum, welches er ſich ausbedungen, in den Winkel zu werfen. An dieſem Anlaſſe hat's auch nicht gefehlt. Nicht in der Kriegführung, nicht in der ſogenannten Friedensſtiftung. Den Krieg hat er erfolglos geführt, ſeine Freunde können's nicht leugnen. Aus Haß gegen den Baier hat er's damals zu nichts gebracht, als zu einem Vertheidigungskampfe ohne Sieg, und bei Lützen wiederum nur zu einer Defenſivſchlacht, die keinen größeren Gewinn in Ausſicht hatte, und die mit einem allgemeinen Rückzuge in die Erbſtaaten endete. Wir ſind heute ſo weit in unſerer Machtſtellung, als wir beim Antritt ſeines Commandos waren. Denn daß der Schwedenkönig erſchoſſen worden, iſt doch kaum ſein Verdienſt, und daß faſt drei Vierteljahre nach deſſen Tode wir um nichts weiter ſind, iſt doch ſein Fehler. Dabei ſchweig' ich von ſeinem Heere und dem Geiſte desſelben. Daß es für die Religion fechten ſolle, iſt völlig unbekannt in dieſem Heere, ja es gilt für lächerlich. Dies iſt tödtlich für uns, wenn es Dauer gewinnt. Zu alledem ſchweigt der Kaiſer und beſchönigt es wol noch. Von dieſer Seite richten wir nichts aus bei ihm; die ſogenannte Friedensſtiftung Waldſtein's allein kann uns die Handhabe bieten zu ſeinem Sturze. Hier müſſen wir Beweiſe ſchaffen, daß der Friedländer für ſich arbeitet, nicht für den Kaiſer. So lange dieſe Beweiſe fehlen, weicht der Kaiſer nicht. Schlick und Trautmannsdorf haben geſtern deutlich genug darauf hingedeutet, daß er mit den Sachſen und ſelbſt mit den Schweden geheime Unterhandlungen führt, welche mit dem Friedenswerke des Kaiſers nicht das Mindeſte zu ſchaffen haben, ſondern auf einen hochverrätheriſchen Mißbrauch des Heeres hinaus gehen zum Nachtheile des Kaiſers, zum Vortheile des Friedländers, zum perſönlichen Vortheile dieſes Mannes, der allenfalls den Kaiſer ſelbſt verjagen und ſich an ſeine Stelle ſetzen möchte. Der Kaiſer lächelt ungläubig zu dieſer Anklage und lieſt uns vor, was ihm der Friedländer darüber ſchreibt. Da heißt es denn allerdings: Wenn ich Eurer Majeſtät Wunſch und Willen genügen, wenn ich einen brauchbaren Frieden zu Wege bringen will, ſo muß ich Finten und Kniffe anwenden, muß Dinge vorſpiegeln, die meiner Seele wildfremd ſind, muß ſelbſt Eure Majeſtät verleugnen, um die Gegner ſicher zu machen. Ohne ſolchen Hocuspocus kommt man mit den ketzeriſchen Dickſchädeln nicht über die Abgründe hinweg. Geradeſo muß ich zuweilen bei einem Zechgelage die frommen Prieſter Jeſu preisgeben und muß bramarbaſiren, daß ich ſie nächſtens aus dem Lande jagen würde, um die angetrunkenen Kerle ſicher und zutraulich zu machen. Wäre ich deshalb ein Feind der frommen Väter? Ich, der ihnen ein Seminar um das andere baue auf meinen Beſitzungen? Wahrhaftig, es iſt ein ſchmutzig Handwerk, das einem zufällt in der heutigen nichtswürdigen Welt, und man muß eben in den Schmutz treten und greifen, wenn man den Karren vorwärts bringen will. — Da ſchaut uns denn der Kaiſer achſelzuckend an nach ſolcher Vorleſung und hält uns für überführt und geht von dannen. Ohnmächtig ſtehen wir da und geſtehen mit Scham, daß dieſer gefährliche Waldſtein liſtiger iſt, als wir. — So geht es nicht weiter, oder unſer kirchlicher Staat geht zu Grunde. Wie er uns den Tocke aufgehenkt und dem Doctor Blandini an die Gurgel gegriffen, ſo macht er's uns Allen, wenn er ſeine Unterhandlungen zum Abſchluß bringt. Und er iſt jetzt beim letzten Ring ſeiner Kette, ich hab' es ſoeben erfahren beim Herrn Provincial: er iſt im Begriff, mit dem franzöſiſchen Geſandten in Dresden, mit dem Marquis von Feuquières abzuſchließen. Der ſchlimme Kinsky iſt unterwegs zwiſchen Dresden und Zleb Tag und Nacht. Die alte Tertſchka in Zleb iſt die Vermittlerin dieſes Bundes. Dies bringt die Entſcheidung für ihn oder gegen ihn. Tritt Frankreich für ihn ein im Bunde mit Schweden und Deutſchen, ſo bricht er los gegen uns und überwindet uns. Dies die eine Seite. Die andere Seite lautet: das kleinſte Zeugniß von dieſer verrätheriſchen Unterhandlung mit Frankreich ſtürzt ihn beim Kaiſer. Der Franzos, der Erbfeind des Erzhauſes, wird ihm keinen Augenblick vergeben von einem Habsburger. Solch' ein Zeugniß zu erlangen, iſt Deine Aufgabe. Du mußt nach Zleb." — Um Tocke's Nachfolger zu werden! — „Vielleicht; wenn Du's nicht beſſer anfängſt als Tocke es gethan. — Dein Weg nach Zleb iſt weit; er braucht große Umwege. — In Brünn, in Prag müſſen große Veränderungen mit Dir vorgegangen ſein, ehe Du — einer Einladung nach Zleb folgen kannſt." — Einer Einladung? — „Wenn Dich die alte Tertſchka nicht einladet, dann taugſt Du nichts bei ihr. Sie nennt ſich Wanda, obwol ſie Maria Magdalena getauft iſt. Du biſt Jaromir getauft, Du mußt Jaromir heißen und ſein, ein czechiſcher Cavalier bis in das Innerſte. Du ſprichſt doch czechiſch?" — Allerdings. — „Das iſt die Sprache, welche Dich in die innerſte Kammer ihrer Geheimniſſe führt. Albrecht Waldſtein heißt in der Stille ihr nächſter König von Böhmen, und Böhmen iſt das Erbland, welches der Friedländer kraft ſeines Contractes lächelnd verlangen will. Lächelnd, denn ihm würde das nicht genügen, was der böhmiſchen Wanda genügt. Aber, wie geſagt, wir brauchen vier Wochen Uebergangszeit, und die Hauptſache muß von hier ausgehen, nicht von Dir. Du verhältſt Dich zunächſt in Brünn, dann in Prag ſchweigend, grollend. Wir aber ſorgen für Verbreitung der Nachricht, daß Du fortgejagt worden biſt aus unſerem Orden, fortgejagt und ausgeſtoßen. Du haſt durch lüderlichen Lebenswandel dem Orden Aergerniß gegeben und haſt Dich widerſpenſtig betragen gegen die aufgelegte Buße. Der Zierotin hat ſich aufgelehnt in Dir gegen die Diſciplin, der Cavalier hat in die erhobene Geißel gegriffen und huſſitiſche Schmähungen unſerer Kirche ausgeſtoßen. Um Scandal zu vermeiden, ſchweige der Orden jetzt zu Deiner Flucht, bis gelegene Zeit komme. Dieſem Köder wird Wanda nicht widerſtehen. — Auch Lady Ludmilla wird das nicht übel finden —“ — Wie?! — „Ah, das Gelüſt lebt immer noch in Dir! Sinnenmenſch, was wären die Weihen für Dich, wie gäb' es eine Laufbahn für Dich innerhalb des Ordens, wenn der unſerige nicht Indulgenz übte für ſeine Externen! Allerdings ſitzt auch dieſe Ludmilla auf Zleb. Sie hat um ihren Guſtav Adolph lange genug getrauert in der Nähe des Herzogs Bernhard. Dieſer Weimar ſcheint aber ein gefühlloſer junger Bär zu ſein, er hat kein Auge für Weiber, und er iſt voll Mißtrauen gegen Waldſtein. Dies Mißtrauen will Ludmilla beſeitigen: ſie liegt durch Wanda dem Friedländer in den Ohren, irgend eine Bürgſchaft zu bieten. In dieſem Spätherbſt, wenn die Winterquartiere beginnen, ſoll das Alles zur Entſcheidung kommen auf Zleb, wo auch Waldſtein für einige Tage erwartet wird. Dort alſo, wo der Abgott ſelbſt, wo Ludmilla, die Geſchäftsträgerin Weimars, wo Kinsky, der Geſchäftsträger des franzöſiſchen Marquis, wo Raſchin, der Bote zwiſchen Waldſtein und dem ſchwediſchen Kanzler, wo Bubna, der mit dem Brandenburger an der Spree unterhandelt, wo endlich auch ein Abgeſandter Arnimb's, wahrſcheinlich jener Starſchädel, zuſammentreffen werden, dort in Zleb muß es doch, wenn irgendwo! möglich werden, ein Beweisſtück abzufangen, wenn man im Zutrauen der Verſchwörer ſitzt. Wohl zu merken! auf etwas Schriftliches vom ſchlauen Friedländer ſelbſt darfſt

Du nicht warten. Er ſchreibt nicht, er unterſchreibt nicht. Dafür laſſen ſich die Agenten deſto mehr ſchreiben von ihren Auftraggebern, um ihre Thätigkeit zu beglaubigen beim mißtrauiſchen Herzog. Beſonders der Raſchin, welcher von untergeordnetem Anſehen iſt. Er reiſt verwegen, ungeleitet. Ein Wink von Dir über ſeinen Weg kann genügen, daß er aufgehoben und hierher gebracht werde. Von den Generalen iſt zunächſt nur einer zuverläſſig, an den Du Dich im plötzlich vorkommenden Falle wenden könnteſt. Dies iſt der Marcheſe Carretto di Grana. Der ſpaniſche Ambaſſadore wird Dir das Vertrauenswort mittheilen, welches der Marcheſe kennt und reſpectirt. Was die anderen Generale betrifft, auf welche wir bei ausbrechender Kriſis rechnen zu dürfen glauben, ſo kannſt Du in dieſem Betrachte nichts thun. Auf Deinen Haß gegen uns in Wien darf kein Schatten fallen. Das wird auf anderem Wege beſorgt. Die Aufgabe iſt entſetzlich ſchwer und gefährlich. Der Mann hat zu große Mittel in Händen für ſeine Heerführer, der Kaiſer hat Alles aus der Hand gegeben. Wenn die Kriſis in offenem Kampfe gelöſt werden muß, ſo hat der Herzog eine erſchreckende Uebermacht für ſich, und es iſt das Aergſte möglich. Aldringer, der weitab von ihm in Baiern ſteht, iſt wahrſcheinlich zu gewinnen, Piccolomini vielleicht. Vielleicht auch Gallas. Marradas und Colloredo ſind loyal; der erſte bedeutet aber nicht viel. An Holck iſt nicht zu denken. Waldſtein hat ihn nach Eger poſtirt, um die Verbindung mit Bernhard von Weimar, der in der Oberpfalz, Franken und Baiern operirt, in ſichere Hände zu geben. Ilow iſt von Wichtigkeit geworden ſeit einiger Zeit, aber von feindlichſter für uns. Hüte Dich vor ihm, er iſt durchtrieben und ſchneidig. Vielleicht könnte man — aber es iſt gefährlich — —" — Was? — „Er iſt um den Grafentitel eingekommen, und der Kaiſer hat ihn abfällig beſchieden — auf des Herzogs von Friedland abfälliges Einrathen." — Wenn Ilow das erführe, ſo wäre — „Nein, nein, das iſt nicht für Dich, es könnte Dich beſchädigen. Dieſer Ilow iſt ein heftiger Lutheraner, er führe auf Waldſtein los, in deſſen Nähe er jetzt täglich iſt, es käme zur Unterſuchung — laſſen wir das ruhen! Er und der brutale Tertſchka ſind aufzugeben. — Wohl aber haſt Du Dich in den Regimentern umzuſchauen, die da vorüberwechſeln werden — denn ich bin überzeugt, der Waffenſtillſtand in Schleſien iſt der Anfang einer Vereinbarung mit Sachſen und Schweden; und er kommt zum Spätherbſt mit ſeiner ganzen Armada nach Böhmen, um über Eger dem Weimar die Fauſt zu reichen und endlich über Wien herzufallen —“ — So weit ſollte er's treiben?! — „Wenn die Verhandlung in Zleb zum Abſchluſſe kommt, gewiß! Du wirſt alſo viele Regimenter ſehen. Mache Bekanntſchaft mit untergeordneten Officieren, mit Wachtmeiſtern, mit Gemeinen. Suche Dir vorzugsweiſe Wallonen aus. Sie ſind gute Katholiken und unerſchütterlich tapfer. Auch Irländer und Schotten. Das ſind Soldaten des Glücks; für eine Handvoll Goldſtücke thun ſie Alles. In unſerem Prager Collegium findeſt Du jede Summe, wenn ein Moment eintritt, daß nichts übrig bleibt als eine Gewaltthat. Alles hierauf Bezügliche ſagt Dir im Einzelnen der ſpaniſche Ambaſſadore, der Marquis von Caſtanneda, zu dem ich Dich heut' Abend führe. Er iſt die Hauptperſon gegen den Friedländer, obwol auch ſein König den Waldſtein zu ſeinem General ernannt hat und ihn beſoldet. Dieſer Ambaſſadore allein ſieht ſcharf und weit und geht ohne Umſchweiſe auf den Mann. Der Baier ſchickt Klagen über Klagen gegen den Herzog und haßt ihn herzlich, aber aufs Ziel geht er nicht los. — So! Dies wäre vorläufig das Nöthigſte zur Aufklärung. Jetzt rüſte Dich zur Reiſe. Heut' Abend um Sieben erwarte ich Dich hier, um Dir Weiteres zu ſagen und Dich dem Ambaſſadore zuzuführen. — Noch Eins. Ein Diener thäte Dir noth —“ — Medardo? — „Der iſt leider compromittirt beim Friedländer durch die Affaire mit Tocke. Er wäre geeignet. Nicht für Deine Nähe, aber für Waldſtein ſelbſt. Denn ihn wirſt Du nicht oft ſehen und müßteſt doch oft von ihm hören. Er verläßt oft im Handumkehren die Heerſtraße, welche er ſeiner Wanda und ſonſtigen Vertrauten vorgezeichnet hat. Wie wäre das zu machen, daß er Medardo aufnähme? Hm! Reiche mir dort das Tintenfaß her! — Lies, während ich ſchreibe, die Namen durch, welche ich unterm Sprechen hier aufgezeichnet — zur Stärkung des Gedächtniſſes —“

Und nun beſann ſich Pater Lamormain eine Weile, dann ſchrieb er folgende Worte:

„Deine Rechtfertigung, Medardo, iſt ungenügend, und was Du von der Vergiftung erzählt haſt, ganz unwahrſcheinlich. Doctor Blandini ſagt aus, Du hätteſt ſchon unter Kaiſer Mathias Sold empfangen vom Herzoge und hätteſt ihm ſtets gedient. Im Zirndorfer Lager hätteſt Du den armen unſchuldigen Tocke im Stich gelaſſen und dem Herzoge zugetragen. Mein Vertrauen zu Dir iſt dadurch erſchüttert, ich kann Dich nicht mehr verwenden, wol aber Dich ſtrafen, wenn Du an ungeeignetem Orte Unwahres ſchwatzen ſollteſt.

Wien, am letzten October 1632. P. Lamormain.“

„Da! — Dies gieb an Medardo; er ſoll dafür ſorgen, daß es vergilbt und veraltet ausſieht, es iſt faſt ein Jahr alt und ſoll ihm bei Waldſtein zum Beweiſe dienen, daß er ſeinetwegen ins Detriment gerathen ſei. Medardo verſteht es ſchon, elend und verlumpt zu erſcheinen und ſich in der Nähe des Herzogs anzubringen.“ — Er wird mit Hand und Fuß proteſtiren; denn er fürchtet ſich vor dem Herzoge wie vor dem Satan. — „Er muß ſich zuſammennehmen. Für Sammet und Seide iſt er nicht auf der Welt. Gehorcht er nicht, und gehorcht er nicht gut, ſo daß Du und ich wöchentlich zweimal genaue Kunde über das häusliche Treiben des Friedländers erhalten, dann wird der Zettel zur Wahrheit, und Freund Medardo mag Steine klopfen an der Heerſtraße. Gehorcht er gut, ſo zahlt ihm der ſpaniſche Ambaſſadore tauſend ſpaniſche Thaler. Der Kammerdiener Waldſtein's iſt zwar durch Geld nicht beſtechlich, aber er iſt eitel und verliebt. Den muß er gewinnen, und dem jungen Steinwald, welcher uns — beiläufig geſagt — bis jetzt wenig genützt hat, ſoll er um den Flaumbart gehen. Der junge Menſch iſt auffallend begünſtigt vom Friedländer. Er war dieſen Winter hier mit einem Schreiben an den Kaiſer und hat Audienz gehabt. Auch dem Kaiſer hat er gefallen, und recht ſehr zu unſerem Nachtheil. Der hübſche Burſch' iſt noch ſo unbefangen wie ein Kind und ſpricht über den Friedländer mit einem Enthuſiasmus, der anſteckend wirkt. Er hat mehr als ein Sieg den Kaiſer in der Meinung beſtärkt, daß „ſein Waldſtein“ eine edle Natur ſei. Von dieſem Steinwald iſt täglich zu erfahren, wie es um die Laune und die Geſundheit des Friedländers ſteht. Denn darin liegt, offen geſprochen, meine einzige gründliche Hoffnung, daß wir einer grimmigen Kataſtrophe entgehen.“ — Worin? — „In der Geſundheit Waldſtein's, will ſagen in ſeiner Krankheit. Irrt ſich Blandini darin, dann warten unſer ſchreckliche Dinge; denn der Unternehmungsgeiſt des geſunden Herzogs von Friedland iſt grenzenlos und kann mit den Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, ganz Europa umwandeln. Blandini aber behauptet feſt: der Herzog ſei ausgehöhlt bis aufs Mark durch gichtiſchen Stoff. Dies allein lähme ſeine Energie und verzögere fortwährend den Abſchluß mit den Ketzern und den Ausbruch der Empörung. Blandini verpfändet ſeinen Ruf, der Herzog habe kaum noch ein Jahr zu leben, und dies werde ein gelähmtes Leben ſein, ein Leben, welches mächtige Entſchlüſſe kaum aufkommen laſſe. Wir brauchten alſo nur hinzuhalten. Zu dem Ende aber müſſen wir Woche für Woche genau wiſſen, wie es um die Leibesbeſchaffenheit des Herzogs ſteht. — Laſſ' Medardo ſogleich rufen und mach' ihn fertig. Er ſoll ebenfalls heut' Abend um Sieben hier ſein; ich will ihn ſprechen, und der Ambaſſadore will's auch. — Genug für jetzt.“

Norbert ging. Er war aber noch in der Thür, ſo rief ihn Lamormain noch einmal zurück und ſagte: „Nicht zu vergeſſen, Norbert, daß auch Deine ehrgeizige Mutter nicht ahnen darf, Deine Verjagung von uns ſei falſcher Schein! Sie wird freilich darunter leiden, Dich ſo in Ungnade und auf dem Wege des Rebellenthums zu ſehen, aber das ſteht nicht zu ändern.“ —

— Meine Mutter iſt geſtern geſtorben. — „Um ſo beſ— ah, geſtern geſtorben! Wie ſchade, daß ſie Deinen Aufſchwung nicht erlebt, der nicht ausbleiben ſoll, wenn Du in aufſteigender gerader Linie Dich verhältſt bei dieſer Aufgabe. Ich warne Dich nicht. Du haſt Verſtand genug, um zu ermeſſen, daß ſolche Empörung, auch wenn ſie gelingt, ein kurzes Daſein hat. Abſonderlich mit einem ſiechen Anführer. Ja, hätte der Waldſtein einen Sohn von ſeiner Race, den er einführen und einſetzen könnte, dann allerdings — aber ſo! krachend ſtürzt Alles über ſeinem nahen Grabe zuſammen, und wehe denen, die auf ihn gebaut. Wie geſagt, ich erwähne das nicht, um Dich zu warnen. Vor zwölf Jahren haſt Du wol an dem Gedanken genaſcht, drüben auf der andern Seite Deine Bahn zu machen; jetzt biſt Du reifer und kennſt unſere Macht beſſer. Du weißt, daß ſie weit über Kaiſer und Reich hinausragt. Kaiſer und Reich kann umgeſtürzt werden, uns ſtreift es nur die Hutkrempe, und mitten aus dem neuen Herrſcherhaufen holen wir uns denjenigen, der uns untreu geworden iſt, als unſer Eigenthum und ſtürzen ihn ohne Laut wie ohne Mitleid in den Abgrund. Das weißt Du ſo gut wie ich."

— Ich weiß es; brauch' es aber nicht zu wiſſen. — „Wohl geſprochen. Ade! — Noch eine Bemerkung! Es wird ſich ein Umſchwung daran knüpfen, daß ſpaniſche Truppen über die Alpen marſchiren und ſich in den vorderöſterreichiſchen Landen mit Aldringer vereinigen werden. Waldſtein und ſeine Conſorten werden wüthen und ſchäumen, und dies Ereigniß kann das Signal werden zu ſeinem offenen Abfall. Ich glaube an Blandini und möchte den offenen Abfall verzögert ſehen. Dazu kann helfen, daß die Anführer des ſpaniſchen Heeres geringfügig erſcheinen. Der Bruder des Königs von Spanien, Infant Don Fernando, Erzbiſchof von Toledo, des Kaiſers Neffe, führt das Heer. Dieſen Infanten fürchtet Waldſtein nicht, es kitzelt ihn im Gegentheile, daß laut ſeines Contractes Niemand über ihm ſtehen dürfe, ſelbſt kein Infant, und das wird er ſchreiend verlangen und wird dadurch den Kaiſer verſtimmen, aber neben dem Infanten kommt der Herzog von Feria, ein erprobter Feldherr, der wol beſtimmt ſein könnte, den Herzog von Friedland gelegentlich abzulöſen. Der wird ihm tief ins Hirn fahren. Deine Aufgabe iſt alſo, den Feria ſo bald und ſo viel als möglich zu verkleinern. Du weißt von mir, daß er verbraucht ſei, und von ſinkenden Geiſteskräften, ein Schattenbild ſeines früheren Ruhmes in den italieniſchen Kriegen, und überdies ein Bewunderer des Friedländiſchen Kriegstalents, der zu unſerem Aerger immer erklärt habe: er würde es ſich zum Ruhme rechnen, unter Waldſtein's Commando zu fechten. Das betreibe zeitig und eifrig, um Waldſtein's Argwohn zu beſchwichtigen. Ich fürchte den Ausbruch vor Allem. Dann herrſcht eine Zeit lang das Schwert allein und wir müſſen warten. Dies und Kinsky ſind Deine wichtigſten Geſichtspunkte. Kinsky reiſt ſtets über Teplitz. Seine Papiere wiegen alle anderen auf. Erhält der Kaiſer nur irgend einen Nachweis in die Hand, daß Waldſtein mit Frankreich intim unterhandelt, dann zerbricht das Zutrauen des Kaiſers wie Glas. Denn Frankreich betreffend exiſtirt kein kaiſerlicher Auftrag an den Herzog, Frankreich betreffend kann der Herzog keine Friedensunterhandlungen vorſchützen. Was er mit Richelieu, dem ſogenannten Cardinale und deſſen unſeligem Pater Joſeph unterhandelt, das iſt ſeine Unterhandlung zu perſönlichen Zwecken, das iſt Verrath am Kaiſer. Lieferſt Du ein ſolches Beweisſtück, Norbert, ſo haſt Du den höchſten Dienſt geleiſtet, deſſen der Orden jetzt bedarf, und Du weißt, was das bedeutet für Deine Zukunft. Nun rüſte Dich und ſei um ſieben Uhr hier. Ade!"

Norbert ging. Pater Lamormain blieb unbeweglich ſitzen. Sein Nachdenken deutete an, daß er von all' dieſen eingeleiteten Maßregeln noch nicht Hilfe genug erwartete. Endlich läutete er an einem Glockenzuge hinter ſeinem Stuhle an der Wand; ein geiſtlicher Diener trat ein. — Schicke ſogleich zum ſpaniſchen Ambaſſadore — ſagte er — und laſſ' ihm meine Bitte ausdrücken, Seine Grandezza in der nächſten halben Stunde zu ſprechen.

Pater Lamormain hatte ganz richtig erwähnt, daß Leo jetzt in auffallender Gunſt beim Herzoge von Friedland ſtünde. Gut unterrichtet zu ſein war immer des vornehmen Jeſuiten erſte Sorge.

Leo hatte große Veränderungen erfahren. Innerlich und äußerlich. Er hatte ſich an jenem Winterabende dicht vor der Hinrichtung befunden, und das hatte einen ganz andern Eindruck auf ihn gemacht, als die Todesgefahr auf dem Schlachtfelde. Auf dem Schlachtfelde lebt man mit allen Kräften und fühlt ſich machtvoll; vor der Hinrichtung harrt man unter laſtendem Drucke und fühlt ſich machtlos. Man iſt zum Nachdenken gezwungen.

Dann kam die Scene mit ſeiner Mutter, welche höchſt unerwartet und feſt die Weigerung ausdrückte: mit dem Herzoge zu ſprechen. Welch einen Grund konnte ſie haben, die einfache, furchtloſe, niemals eigenſinnige Frau?

Dann folgte eine Scene mit Magna. Er fand ſie bei ſeiner Mutter im Nebenzimmer und trat ihr glückſelig entgegen. Sie trat vor ihm zurück, ſie war kalt wie Eis und ging von dannen, weil ſie ihren Vater aufſuchen müßte. Woher dieſe Verwandlung der Geliebten, welche Mittags auf dem Ringplatze ſo hingebend geweſen war?! Er ahnte nicht, daß ſie die Umarmung Suſannens geſehen, daß ſie ſeine eigene Willfährigkeit für dieſe Umarmung im Momente des wiedergewonnenen Lebens als zärtliche Vertraulichkeit aufgenommen. Er ward völlig irre an ihr und ſeine Gedanken ſtockten. Zerſtreut führte er ſeine Mutter in eine nahe gelegene Herberge, um ihr ein Nachtlager zu verſchaffen; ſie lehnte es beſtimmt ab, in den Palaſt des Herzogs zurückzukehren, ſie drang nachdrücklich darauf, am frühen Morgen die Abreiſe anzutreten. Er eilte allein hinüber, um nach dem Wagen und nach ihrem Reiſegepäck zu fragen. Der Portier trat ihm entgegen mit der Nachricht, daß Seine Durchlaucht Alles angeordnet habe: Pferde und Wagen, eine Taſche mit Geld, welche Weſſely gebracht, ein großes Schreiben an des Kaiſers Majeſtät, welches beim wachthabenden Officier niedergelegt ſei für ihn. Im Palaſte ſchliefe Alles, es ſei tief in der Nacht.

Er nahm das Geld, er holte den Brief, er beſtellte den Wagen zum Aufbruche des Tages vor die Herberge und ging über die Brücke zurück, um in dieſer Herberge auch für ſich eine Schlafſtelle zu ſuchen. — Schlaf fand er nicht. Alles erſchien ihm räthſelhaft und drohend, ſelbſt die formloſe Gnadenbezeigung, daß er eigenhändig einen Brief an den Kaiſer übergeben ſollte. Denn es ſtand auf der pergamentnen Hülle, mit des Herzogs eigener Schrift geſchrieben: „Inliegendes Schreiben iſt durch Leo Steinwald meinem allergnädigſten Herrn und Kaiſer zu höchſt eigenen Händen zu überreichen. Albrecht, Herzog von Mecklenburg und Friedland“.

Mit der Morgendämmerung ſprang er vom ruheloſen Lager. Da rollte auch der Wagen ſchon vor die Thür und es erſchien ſeine Mutter, die ebenfalls nicht geſchlafen hatte.

Er wollte ſie zum Wagen führen, hielt aber inne, als er trotz ſo früher Tageszeit die Straßen voll Menſchen fand. Was iſt? — „Auf dem Altſtädter Ring werden elf Officiere hingerichtet, drei Gemeine gehenkt —“ lautete die Antwort.

„Um Gottes willen, liebe Mutter, ich muß hin! Ich muß Hagen die Hand drücken, muß ihm beiſtehen; er ſtirbt ja für mich!“ — Thu' das, mein Sohn; ich warte hier.

Sie wartete nicht lange. Verſtört kam er zurück: es war ſchon Alles vorbei geweſen.

— Schnell fort, mein Sohn, aus dieſer gräßlichen Stadt! rief Julia und half ihm in den Wagen, der kurz vorher ihr helfen gewollt.

Es wurde eine ſchwermüthige Reiſe. Leo hatte in ſeinem Leben die Mutter nicht ſo ernſt geſehen. Ihre erſte Frage war: warum er den Brief nicht abgegeben, welchen ſie bei ſeiner Abreiſe von der Heimat an den Herzog geſchrieben? — Er geſtand ihr offen die Wahrheit, daß er die Aufgabe für müßig, ja für unſchicklich gehalten. Ein Empfehlungsbrief von einer dem Herzoge ganz unbekannten Frau hätte dem mit Geſchäften überhäuften vornehmen Herrn wie eine unpaſſende Laſt erſcheinen können. Und außerdem ſei es nicht nöthig geweſen, da die Aufnahme in den Dienſt des Herzogs gleich gelungen ſei.

„Müßig und unſchicklich! wiederholte ſie leiſe und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: Am Ende haſt Du Recht gehabt und es iſt beſſer ſo, wenn es auch traurig iſt. Man muß nicht Liebe verlangen von denen, welche ſie nicht kennen; man muß ſich nicht bezahlen laſſen, was keinen Preis hat.

Leo ſah ſie ſtaunend an; er verſtand ſie nicht. Schon daß ſie den Herzog nicht ſprechen gewollt, war ihm unbegreiflich geweſen. Sie, welche ſonſt keine Spur von Scheu in ſich trug vor hochgeſtellten Menſchen! Es ſchoß ihm der Gedanke auf, daß hier ein Geheimniß verborgen liege —; aber der Gedanke blieb nur ein augenblickliches Wetterleuchten, Magna und Hagen nahmen ihm die Seele ein. Nur ſo weit blieb er bei der Sache, daß er die Mutter bat, ihm den vergeſſenen Brief wieder einzuhändigen —

— Wozu? — „Als ein Andenken an meinen Abſchied von daheim, als ein Andenken an Deine ſorgſame Liebe“ — ſagte er aus reiner Höflichkeit des Herzens.

Mutter Julia zog den Brief hervor, betrachtete ihn und ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie halblaut wie für ſich: — Es wäre beſſer, er ginge unter. Ich wenigſtens möchte nichts mehr damit zu thun haben. Aber es iſt wol Unrecht, hierbei nur an mich zu denken. Für Dich kann ein Moment kommen, welcher — — ſei es denn! Da nimm' ihn und bewahre ihn beſſer als bisher. Gieb' ihn aber nicht nachträglich ab in einer müßigen Stunde wie eine Curioſität. Thu' das nicht, mein Sohn! Oeffne ihn auch nicht ſelbſt, hörſt Du! Nur dann magſt Du das Eine wie das Andere thun, wenn noch einmal wie geſtern Dein Leben in der Hand dieſes hartherzigen Mannes ruht, oder wenn ich geſtorben bin — „Mutter!“ — Dann mag Dir ein ſolches Andenken vielleicht wichtig ſein, und ich thäte Unrecht, es Dir zu entziehen. Aber nur dann! Gieb' mir die Hand darauf!

Leo that das und ſteckte den Brief zu ſich. Er ſah mit Beſorgniß auf ſeine Mutter. Da er keine Ahnung von dem Inhalte des Briefes hatte, ſo erſchien ihm die ſonſt ſo klare Frau verwirrt und übertreibend. Die furchtbaren Eindrücke des Prager Abends, meinte er, hätten ſie verſtört. Er bat ſie, den Schlummer zu ſuchen im leidlich bequemen Wagenſitze, damit ihre aufgeregte Phantaſie beſchwichtigt, ihre körperliche Kraft ins Gleichgewicht geſetzt werde.

„Sie iſt nicht außer Gleichgewicht, lieber Leo. Aber die Eindrücke, welche ich auf dieſer Reiſe empfangen, ſind tief und ſchwer geweſen, tiefer und ſchwerer als Du ahnſt. Von einem ſolchen Kriege hab' ich ja in meiner Abgeſchiedenheit keine Ahnung gehabt. Einen Religionskrieg, einen Krieg um den Glauben an Gott nennt Ihr ihn? Gerechter Gott, wozu wird Dein Name gemißbraucht! Seit zehn Tagen fahre ich durch das Land und bin mit jeder Gattung von Menſchen in Berührung gekommen, habe Stunden lang den Reden und Geſprächen der Soldaten zugehört. Aber da hab' ich auch nicht ein Wort vernommen von Kirche, Glaube oder Religion. Kirche, Glaube oder Religion iſt all' den Leuten etwas Wildfremdes. Beute und Gewinn, Gewinn und Beute in allen erdenklichen Richtungen iſt ihr einziges Sinnen und Trachten. Wie Räuberbanden ſind ſie mir erſchienen, und nur wie Räuberbanden. Stehlen, rauben, verwunden, tödten, das iſt ihr Katechismus. Darüber hinaus reichte kein Wort, kein Gedanke. Iſt es bei den Gegnern, bei den Proteſtanten draußen, nicht anders, dann hat Gott ſcheinbar die Welt verlaſſen und das große deutſche Reich iſt eine Mörderbande geworden, an der Spitze ein Henkermeiſter wie der Herzog von Friedland. Und darunter mein Sohn! Leo, um des Himmels willen, haſt Du in dem wilden Treiben nicht Augenblicke der Sammlung gefunden, welche Dir die Frage aufgedrängt haben: Wofür lebſt Du? Wohin ſteuerſt Du? Was bewirkſt Du?! Sag' mir Deine Gedanken! Ich bitte Dich herzlich. Sieh, ſchon in der Einſamkeit iſt mir und der Mutter oft bange geworden um Dich, wenn wir uns vorſtellten, daß Du um die Kirche föchteſt, welcher Du angehörſt. Du weißt, daß wir durch meinen Vater eigene Gedanken haben über Gott und Menſchheit, daß wir Eurer Kirche nicht eigentlich angehören. Du biſt durch Pater Vitus und ſeine Genoſſen darin von uns abgeſondert worden. Wir haben es ruhig geſchehen laſſen, wir mochten nicht ſtören, wir trauten uns kein Recht zu, darüber Vorſchriften zu machen. Wir nahmen es ſelbſt geduldig hin, als man uns den Religionskrieg anpries als etwas Würdiges und Großes. Es war dies nicht unſer Gedanke, nicht unſere Anſchauung. Wir begreifen es nicht, daß man ſich darüber verfolgen und tödten mag, weil der Eine ſeinen Gott auf anderem Wege ſucht, als der Andere. Aber wir beſchieden uns, wenn uns der Geiſtliche ſagte: einſame Menſchen könnten leicht frei ſich geberden, die Geſellſchaft der Menſchen aber müſſe Regeln ſtreng befolgen, ſonſt ginge ſie zu Grunde. So ließen wir Dich hinziehen und beſchwichtigten unſere Sorge mit dem Gedanken, daß wir's nicht hinreichend verſtünden. Mein Sohn, mein Sohn! jetzt ſeh' ich zum erſten Male in der Nähe, wofür Du im Kampfe ſtehſt, wofür Du Dein Leben ausſetzeſt und das Leben der Gegner niederwirfſt! Wofür?! Ich bin erſchrocken bis ins innerſte Herz hinein. Wofür?! Für Beute und Gewinn. Für den Zweck des Räubers und Mörders. Dein Großvater, mein guter Vater, erſcheint mir des Nachts mit kummervoller Miene und fragt mich, ob ich denn all' ſeine Lehren vergeſſen habe, die Lehren der Menſchenliebe, die Lehren der Liebe Gottes?! O, mein Sohn, laſſ' uns redlich überlegen, was da zu thun iſt! Wäre es nicht beſſer, Du kehrteſt dauernd in unſere Einſamkeit zurück? Sprich, ſag' mir Deine Gedanken! Und wenn Du nicht Ja ſagen magſt, ſo ſage wenigſtens nicht ſogleich Nein. Laſſ' uns prüfen und wägen; gieb Dir und mir und der Großmutter Zeit!"

Leo war betroffen von den Anſchauungen ſeiner Mutter; die einfache, wahrhaftige Welt ſeiner Jugend lebte ſo weit in ihm auf, daß er den Gedankengang ſeiner erſten Erzieherin wol verſtehen konnte. Er antwortete langſam und widerſprach nur vorſichtig. Es ſei gar Vieles wahr von dem, was die Mutter ſage, aber die Dinge ſeien doch mannigfaltiger, als ſie ſich binnen zehn Reiſetagen einer an Einſamkeit gewöhnten Frau darſtellen könnten. Bereit ſei er jedenfalls, mit ſeinen guten Müttern zu prüfen, zu wägen und zu überlegen.

Die letzten Erfahrungen hatten auch in ſeinem Innern eine ſo tief gehende Bewegung hervorgebracht, daß er zum erſten Male in ſeinem Leben ein Zweifler und Grübler wurde. Die räthſelhafte Haltung ſeiner Mutter in Betreff Waldſtein's und des Briefes erhöhte noch ſeine Unruhe. Das bisher ſo glatte Bild des Lebens, welches er vor ſich geſehen, war mit einem Male kraus geworden und unklar. Sich an den einſamen See von Veldes eine Zeit lang zurück zu ziehen, wäre ihm ganz erwünſcht vorgekommen, wenn nicht Magna in ſeinem Herzen gelebt hätte. Das Bedürfniß der Liebe iſt eben ſtärker als jedes Bedürfniß des Geiſtes.

Dazu kam der Auftrag in Wien. Der Waldſtein'ſche Brief öffnete ihm alle Pforten, die Macht ſeines Herzogs ſpiegelte ſich darin mit blitzenden Farben: er ſah hier auf ganz anderem Boden, wie viel eine große Fähigkeit in politiſchen und kriegeriſchen Dingen vermöge und daß es außer dem Gedankenkreiſe ſeiner Mutter doch noch große Erfolge gebe im Menſchenleben. Er ſtand vor dem Kaiſer und hörte mit Erſtaunen, daß Waldſtein eine Gnadenbezeigung für ihn erbeten hätte. Welch eine Gnadenbezeigung ſagte der Kaiſer nicht ausdrücklich, aber er ließ ſich darüber aus, daß Leo in der Schlacht beim Burgſtall und in der Schlacht bei Lützen Tapferkeit und Einſicht an den Tag gelegt. Die Eitelkeit iſt ein nie verwitterndes Gas unſeres Lebensproceſſes. Lobſprüche erwärmen den Greis noch, den Jüngling entzünden ſie, und bei edleren Naturen erwecken ſie unmittelbar den Enthuſiasmus. Was auch die Mutter über Waldſtein geſagt, Leo brach in warmen Preis über ihn aus, als der Kaiſer ihn aufforderte, die Schlacht bei Lützen zu ſchildern.

Er ſchilderte ſie ſo, daß der Friedländer in der Sänfte und auf dem Roſſe wie ein dunkler Gott erſchien, der im Kugelregen einherzieht und überall die Entſcheidung bringt.

Der Kaiſer, damals ein wohlgenährter, freundlicher Herr, in welchem ſich die ſtrengen Principien der Jugend zu feſten, ruhigen Linien gehärtet hatten, hörte ihm aufmerkſam zu. Sein jeweiliges Kopfnicken verrieth, daß Waldſtein noch immer in hoher Gunſt bei ihm ſtünde, und ſein Abſchluß der Audienz entzückte Leo. Der Kaiſer ſagte nämlich, daß er zwar vom Oberſten Diodati einen trefflichen Bericht über die Lützener Affaire erhalten, daß aber Leos Schilderung ihn erſt vollſtändig aufgeklärt und ungemein angeſprochen hätte. Leo könnte ſeiner Gnade verſichert ſein und würde bei ſeiner Rückkehr zum Heere die Auszeichnung in den Händen des Herzogs von Friedland finden, welche dieſer für ihn in Anſpruch genommen.

Welch eine Auszeichnung? Leo wußte es nicht. Aber er kam nicht ohne Rauſch zur Mutter zurück, und der Gedanke an ein Stillleben neben dem See von Veldes war in den Hintergrund gedrängt.

Die Mutter ſtellte wol auf der Weiterreiſe das Gleichgewicht wieder her. Sie war völlig unbefangen vom Glanze vornehmer Verhältniſſe, vom Schimmer weltlicher Schale. Kaiſer und Herzog hatten bei ihr nichts voraus vor anderen Menſchenkindern. Sie war ohne Rückſicht auf ſolche Unterſchiede aufgewachſen; ſie war gewohnt, nur den Kern zu wägen. Von dieſer Art war auch ein guter Theil auf Leo übergegangen. Aber doch nur ein Theil. Die Neugier kam hinzu: was iſt das für eine Auszeichnung? Und dieſer Neugier zeigten ſich doch auch die beiden Frauen von Veldes unterworfen.

Kurz, nachdem Leo und ſeine Mutter äußerlich wohlbehalten bei der Großmutter in Veldes angekommen waren, nachdem ſie der Großmutter alles Weſentliche mitgetheilt, nachdem die große Frage des dauernden Daheimbleibens Wochen lang durchgeſprochen war, nachdem Mutter und Großmutter ſich eingeſtanden hatten, daß Leo nicht frei und ruhig und heiter erſchiene in der heimatlichen Muße und Unbeſchäftigung, ſagte eines Tages Mutter Julia ſeufzend zur Großmutter: „Wir ſind wol auf falſchem Wege, Mutter, wenn wir ihn hier zurückhalten wollen! Wir vergeſſen das ſchöne Mädchen, welches ich im Prager Rathhauſe geſehen. Sie war zurückhaltend gegen Leo, ja! Aber das bedeutete etwas, und ſeine Augen, ſein Erſchrecken bei ihrer Zurückhaltung bedeuteten ſehr viel. Sie war ganz anders, als ſie in die Sänfte ſtieg bei meiner Ankunft. Sie hatte erſichtlich was für ihn vor. Es wird umſonſt ſein, ihn auf die Dauer abſchneiden zu wollen von jener Welt, die wahrſcheinlich ſchon eng mit ſeinem Herzen verwachſen iſt. Am Ende iſt's auch unnatürlich. Er gehört nicht mehr blos zu uns. Er hat ſchon zu viel erlebt und gelernt. Was der Kaiſer angedeutet hat, das hat doch wol eine größere Bedeutung. Leo iſt eine Fähigkeit geworden für die Regierung der Dinge, wie ſie draußen nun einmal ſind. Es wäre Zwang, wenn wir ihn zu unſerer Genügſamkeit zurückführen wollten. Wir hätten ihn gar nicht hinaus laſſen ſollen, wenn wir gewollt, daß er nur unſer bleiben ſollte. Was meinſt Du, Mutter?"

Die Mutter nickte mit dem Kopfe und ſagte leiſe: das hätte ſie ſchon lange gedacht. Man müſſe den Kindern den Willen laſſen, wenn ſie überhaupt gut geartet wären. Und das ſei der Leo doch. Man ſolle ihm nur Muth machen, daß er friſch heraus ſage, was er wolle. Das geſchah denn in langen, herzlichen Geſprächen.

Dennoch wagte kein Theil zur Entſcheidung zu drängen. Die Frauen mochten den lang entbehrten Liebling nicht fortdrängen, und Leo ſelbſt war — ganz gegen ſeine bisherige Denk- und Handlungsweiſe — ſtill, nachdenklich, faſt träumeriſch und unentſchloſſen geworden. Er hatte bis zu der Kataſtrophe in Prag das Leben hingenommen wie einen Spaziergang. Damit war es jetzt vorbei. Die Gefahr einer ſchmählichen Hinrichtung, das Zurückweichen der geliebten Magna, die geheimnißvollen

Andeutungen ſeiner Mutter und ihre Reden über nichtiges, wüſtes Kriegsleben, welchem jeder höhere Inhalt fehle, alles das hatte ihn zur Einkehr in das Innere gedrängt, hatte ihm den leichten Sinn ſeiner Jugend entwendet. Er meinte ſich geſtehen zu müſſen, daß ihm ein Mittelpunkt des Lebens gebreche, ein Kernpunkt des Dichtens und Trachtens; mit einem Worte: er fühlte ſich haltlos. Ein Beſuch beim eisgrauen Pater Vitus in Klagenfurt führte zu einiger Hilfe, er führte zu Studien. Wenn uns das Leben zu entgehen droht, dann flüchten wir zum Lernen. Das iſt der Inſtinct der Ergänzung bei guten Naturen. Es wurde ein Bote an den Herzog von Friedland abgeſendet und um ferneren Urlaub gebeten. „Leo will Alexander und Cäſar ſtudiren, um ein Feldherr zu werden" — ſchrieb Päter Vitus unter das Urlaubsgeſuch, und Leo ſtudirte von Stunde an wirklich Geſchichte und Kriegswiſſenſchaften, ſo weit es die Bücher möglich machten, welche ihm Pater Vitus nach Veldes mitgab.

Auf dieſes zweifelvolle Stillleben am See ſenkte ſich der Frühling herab vom Karavankengebirge, und es kam eine Aufforderung des Herzogs: nach Bruck an der Leitha zu reiſen und nach Schleſien zu kommen, wohin der Herzog zum neuen Feldzuge aufgebrochen.

Dies war entſcheidend. Daß der Herzog dauernd ſo viel Antheil zeigte, war zu ſchmeichelhaft, um ſeinen Eindruck zu verfehlen auf Großmutter, Mutter und Sohn. Sogar ein Reitknecht mit einem ſtattlichen Roſſe für Leo war angelangt vom Herzoge mit jener Aufforderung. Dies rührte Leo ſehr. In allem Wirrwarr ſeiner Gefühle und Zweifel war die Anhänglichkeit an den Herzog aufrecht in ihm geblieben, und dies Zeichen wohlwollender Erinnerung an ihn, den haltlos gewordenen Jüngling, der ſich ſelbſt in dieſem Momente ſo gering erachtete, hatte etwas Ueberwältigendes für ihn. Er nahm Abſchied von ſeinen Müttern. Diesmal unter Thränen. Als ihn Mutter Julia zum letzten Male ans Herz drückte, flüſterte er ihr zu, als ob es ein Geheimniß wäre: Es ſoll kein Wort von Dir, liebe Mutter, auf dürren Boden gefallen ſein; ich werde ernſthaft darauf bedacht ſein, ein tüchtiger Menſch zu werden; ich werde nichts mehr gedankenlos thun und mich immer in Deinem Sinne fragen, ob meine Aufgaben einem edlen Zwecke dienen können.

„Du wirſt Deine Dinge ſchon recht machen!“ rief unter Thränen lachend die Großmutter und winkte ununterbrochen mit der Hand, als er aufs Pferd ſtieg und von dannen ſprengte.

Mutter Julia ſah ihm lange, lange nach. Knüpfte ſich doch ihr ganzes Leben an ihn! Seinen Vater hatte ſie zu ihren Todten gelegt mit wunderbar ſtarker Kraft der Entſagung. Die Liebe zu ſeinem Sohne hatte darunter nicht gelitten; im Gegentheil meinte ſie jetzt, er ſei nun ganz und allein ihr Eigenthum.

Das feurige Roß, deſſen er gewohnheitsmäßig Herr war, belebte bald auch Leo. Die Stärke und Geſchicklichkeit der Jugend übte ſchnell ihren Einfluß auf ſeinen umflorten Geiſt, und als er nach Bruck kam, war er in milder, gefaßter Stimmung.

Er fand die Herzogin ſo wohlgeſinnt für ſein Gedeihen, wie nur jemals. Ja, es lag ein noch wärmerer Accent der Theilnahme für ihn in ihren Ausdrücken. Hätte er eine deutliche Ahnung von dem Geheimniſſe ſeiner Mutter gehabt, er hätte ſich fragen müſſen: weiß nicht auch die Herzogin um dasſelbe? So ſorgfältig, ſo genau fragte ſie nach ſeiner Mutter und nach allen Vorgängen bei ihrer Ankunft und Anweſenheit in Prag. Sie unterbrach Leo bei ſeiner Erzählung, ſie wollte jede Kleinigkeit erfahren, und ſo mußte denn Leo auch des Briefes erwähnen, welcher in ſeinem Wams gefunden worden und in die Hände der Mutter gerathen war. Sie fragte ſo liebenswürdig und ſo unabläſſig, was aus dem Briefe geworden, daß Leo, welcher ein warmes Vertrauen zu ihr hegte, ohne Rückhalt Alles erzählte, was mit dem Briefe weiter geſchehen ſei und was ſeine Mutter ihm aufgetragen in Betreff desſelben.

Die Herzogin ſchwieg alsdann eine lange Weile und betrachtete ihn mit wehmüthigen Blicken. Ihr gutes Auge war voll Mitgefühl. Ahnte ſie mit weiblichem Inſtinct den Zuſammenmich deſſen herzlich. All' meine Nachrichten, ſogar vom Herzoge ſelbſt, ſtimmen darin überein, daß Eure Kataſtrophe in Prag ihm einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hat. Er hat Euch ſchreiendes Unrecht gethan, er hat Euch grauſam opfern wollen, und es iſt da am Wendepunkte etwas vorgegangen, was noch verſchleiert erſcheint — Ihr wißt gewiß, daß er Eure Mutter nicht geſprochen hat?" — Gewiß. — „Aber geſehen hat er ſie?" — Ja. — „Nun, wie dem ſei, er fragt ſeit der Zeit ſo oft nach Euch, er zeigt einen Antheil, wie er bei ihm eigentlich unerhört iſt, er wird Euch freundlichſt aufnehmen, er wird Euch an ſeine Perſon feſſeln. Wenn einmal Neigung in ihm erwacht, ſo iſt ſie eine Zeit lang eifrig und ſtark. Namentlich junge Männer mag er, wenn ſie begabt ſind und aufſtrebend. Dadurch werdet Ihr in nächſter Zeit reichlich Gelegenheit haben, wenn auch noch ſo beſcheiden, Eure Meinung vor ihm zu äußern über den Gang der Dinge, welcher vorausſichtlich noch in dieſem Jahre auf eine furchtbare Spitze getrieben werden wird. — Setzt Euch neben mich auf dieſe ſchattige Bank und verſprecht mir, dem Herzoge immer nur zur Mäßigung ſeines Ehrgeizes, zum Ausharren in treuer Dienſtpflicht zu rathen. Wollt Ihr das?" — Meine gnädigſte Herzogin —! — „Ich wiederhole Euch, Ihr werdet in der Lage ſein, etwas zu vermögen, und ich will Euch deshalb ſchildern, wie der Herzog in Wien ſteht und was ihn bedroht. Sein Contract bei Uebernahme des Commandos im vorigen Jahre hat ihm alle Freunde des Kaiſerthrons zu Feinden gemacht. Es iſt wahr: der Kaiſer hält noch immer auf ihn und ſucht ſich zu täuſchen über das, was kommen muß, wenn der Herzog laut ſeines Contractes ein Erbland und die höchſte Würde im Reiche nach der kaiſerlichen in Anſpruch nehmen werde. Er hat lange gemeint, das werde ſein Waldſtein nicht thun. Aber neuerdings hat der Herzog Anfragen an ihn gerichtet, welche dies Vertrauen des Kaiſers erſchüttern müſſen. Der Herzog hat den pfälziſchen Kurhut verlangt und die würtembergiſchen und heſſiſchen Lande dazu. Erſchrocken iſt der Kaiſer ausgewichen in ſeiner Antwort.

Da hat der Herzog geäußert: Wenn nicht die pfälziſche Kurwürde, dann verlange er die brandenburgiſche und Pommern dazu. Mecklenburg gehöre ihm bereits, und ſo könne er eine ſtarke Schutzherrſchaft im Norden des Reiches errichten, welche den Schweden und Dänen einen neuen feindlichen Einbruch ins Reich wol verleiden ſolle. Ich weiß dies durch Slavata. Nicht durch ihn ſelber, aber von ihm. Dieſer böhmiſche Herr iſt ſeit dem Prager Fenſterſturze ununterbrochen ein geheimer Rathgeber des Kaiſers geweſen, und ein ſehr wichtiger. Er iſt ein kluger und ein entſchloſſener Mann. Und er iſt gegen den Herzog. Seit der letzten Uebernahme des Commandos iſt er ein unerbittlicher Gegner des Herzogs, der feſt darauf beharrt: das Verhältniß des Herzogs zum Kaiſer müſſe und werde mit einer grimmigen Kataſtrophe endigen. Was auch der Kaiſer gewähre, es werde dem Herzoge nicht genügen. Deshalb ſolle der Kaiſer nichts gewähren und es auf das Aeußerſte ankommen laſſen, ſich aber ſorgfältig vorbereiten für dies Aeußerſte. Die ſicherſte Vorbereitung ruhe darin, ſich der Generale zu verſichern, welche den Herzog umgeben. Dies, lieber Freund, wird jetzt ins Werk geſetzt, ich weiß es. Ich weiß es durch Trautmannsdorf, der kein Feind des Herzogs iſt und ihm dringend Mäßigung anräth. Wenn er mäßig und im Weſentlichen gehorſam bleibe, ſagt Trautmannsdorf, ſo werde das Herüberziehen der Generale keine weiteren Folgen haben. Nahe iſt jedenfalls irgend eine Action. Denn Trautmannsdorf ſelbſt und Schlick ſind auf Slavata's Rath auserwählt worden, um nach Schleſien abzugehen zum Heere. Die Friedensunterhandlung mit Sachſen, der man verrätheriſche Abſichten des Herzogs unterlegt, und für welche man deshalb ſchon den König von Dänemark als neutralen Friedensſtifter zugetheilt hat, ſollen von Trautmannsdorf und Schlick überwacht werden. Beſtätigen dieſe beiden Männer den Argwohn, dann — meint Slavata — könne und werde der Kaiſer nicht mehr widerſtehen, dann werde auch er das Signal geben, Friedland zu opfern. Es wird nichts helfen, daß Trautmannsdorf perſönlich dem Herzog wohl will; er iſt ein kühler beſonnener Staatsmann, dem die Staatsraiſon über Alles geht. Es wird nichts helfen, daß Eggenberg, Queſtenberg, Werdenberg, daß der Biſchof von Wien und zahlreiche, vom Herzoge immer warm erhaltene Anhänger zum Herzoge halten — die Gegenpartei iſt zu mächtig, wenn irgend ein Beweis von Friedland's Treuloſigkeit dem Kaiſer vorgelegt werden kann. Der ſpaniſche Geſandte, Pater Lamormain und der bairiſche Herr, welchen Waldſtein fortwährend höhniſch im Stiche läßt, ſie beherrſchen den Kaiſer, ſobald jener von Slavata verheißene Beweis deutlich vorliegt, und damit ſchreitet man zu Thaten, die ich mir mit Entſetzen vorſtelle.“ — Nicht ſo leicht, Frau Herzogin. Das Heer iſt ſein mit Leib und Seele! — „Die Generale ſind ehrgeizige Menſchen, Freund! Mit Schrecken ſah ich, daß auch Ihr — freilich, Ihr ſeid jung. Das Kühnſte lockt Euch am meiſten. Ich beſchwöre Euch, ſeht es mit nüchternem Auge an!“ — Von den Generalen iſt die ſpaniſche Partei wol zu gewinnen, die Carretto, Marradas, Piccolomini — und auch der ſeit Lützen kaum! — Colloredo, Montecucculi, Diodati. Aber was bedeuten ſie gegen die große Mehrzahl! — „In dieſer Mehrzahl gewinnt man noch Aldringer, gewinnt man noch Gallas!“ — Gallas gewiß nicht. — „Ich weiß, daß es gerade auf ihn abgeſehen iſt. Er iſt ein Wälſchtiroler, er iſt ein Lebemann, er hat viel Bedürfniſſe, er verſteht es, treuherzig zu erſcheinen und den aufgekommenen Glücksſoldaten darzuſtellen, deſſen Fortuna an ſeinem Feldherrn hänge. Warnt den Herzog vor ihm! Vor allen Dingen aber macht die Warnung überflüſſig und benützt jede Gelegenheit, dem Herzoge ſeine Gegner viel, viel mächtiger darzuſtellen, als er ſie glaubt. Benützt all' das, was ich Eurer ehrlichen Verſchwiegenheit anvertraut habe zu dieſem Zwecke — wollt Ihr?“ — Gewiß, Frau Herzogin.

Hiermit ſchloß die Herzogin. Sie ſpazierte mit ihm unter den Bäumen umher, ſie zeigte ihm das beſcheidene Schlößchen, welches ſie bewohnte, ſie war gütige, liebenswürdige Wirthin.

Erſt Abends, als er Abſchied nahm — denn des Herzogs Befehl lautete: er ſolle ohne Aufenthalt nach Schleſien kommen, wo der Herzog Schweidnitz belagerte — erſt da berührte ſie eine Saite, welche lebhaft in ihm widerklang, ſie fragte nach Magna, und ob er in brieflicher Verbindung mit ihr ſtände.

„Nein, gnädigſte Frau.“ — Ihr wißt alſo nichts von ihr ſeit Eurer Abreiſe von Prag? — „Nicht das Mindeſte.“ — Wißt Ihr, wer den Oberſten Hagen in jener Nacht aus Bubencz geholt und in des Herzogs Sänfte zum Rathhauſe gebracht hat? — „Nein; ich weiß auch nicht, daß er geholt worden iſt.“ — Magna hat ihn geholt. — „Ah?!“ — Ich ſag' es Euch, damit Ihr den Dank nicht vergeßt. Sie iſt in Zleb, wohin Ihr jetzt nicht könnt. Dankt ihr ſchriftlich; ſie verdient es, und es wird ihr wohlthun. Sie ſteht vor einer großen Entſcheidung: der Marcheſe Carretto di Grana hat bei ihrem Vater formell um Magnas Hand angehalten. — „Oh!“ — Der Herzog hat Sparr veranlaßt, die Bewilligung nicht abzuſchlagen. Er iſt in der falſchen Hoffnung, der Marcheſe ſei dadurch auf die Seite des Herzogs zu ziehen. Eine ganz falſche Hoffnung. Ich weiß beſtimmt, daß der Marcheſe das Haupt der Hofpartei iſt im Heere. Er iſt Slavata's und des ſpaniſchen Geſandten rechte Hand, er iſt Lamormain ergeben, er iſt dem Kaiſer angenehm, er räth zu Gewaltſchritten gegen den Herzog, er iſt bereit, ſie in ärgſter Weiſe auszuführen. Sagt das dem Herzoge, und daß der Herzog wie ich unſere Rollen getauſcht haben gegenüber dem Marcheſe. Früher war ich dafür, dem Marcheſe mit freundlichen Dienſten entgegen zu kommen. Jetzt glaub' ich, daß dies zu ſpät wäre und daß ein Herbeiziehen Carretto's unter die Vertrauten des Herzogs ſehr gefährlich iſt. Man zöge nur einen Aufpaſſer in dieſe Kreiſe. Und der Tertſchka'ſche Kreis gar iſt der unvorſichtigſte. Der Marcheſe iſt aber bereits in Zleb. — „Wie?!“ — Sparr hat dem Herzoge zu Gefallen erklärt, daß die Verheiratung ſeiner Tochter nur von dieſer ſelbſt abhänge. Er möge alſo ſie ſelbſt um ihre Einwilligung angehen. Darauf iſt der Marcheſe nach Zleb gereiſt, und Lady Ludmilla ſchreibt mir geſtern von dort, daß Magna die Huldigung des Marcheſe nicht ohne Höflichkeit aufnähme. Sie ſei bisher ernſt und verſtimmt erſchienen, jetzt erſcheine ſie freier und heiterer. Carretto iſt ſein gebildet, ſein begabt und macht bei Frauen einen ſehr liebenswürdigen Eindruck. Vielleicht iſt da Gefahr im Verzuge. Sagt das Alles dem Herzoge von mir, auch wenn Ihr ſelbſt dabei kein perſönliches Intereſſe haben ſolltet — „Gnädigſte Frau! —“ — Sagt ihm, daß ich Carretto's Aufenthalt in Zleb für das Mißlichſte hielte, was es geben könnte, ja, daß ich es für möglich hielte, die Brautwerbung werde als Mittel benützt, in den Kreis der Vertrauten in Zleb auf vertrauliche Weiſe einzudringen. Habt Ihr aber, lieber Leo, hierbei noch ein perſönliches Intereſſe — ſagt mir nichts! ich bin zu fern, um als Vertraute was nützen zu können — ſo zögert nicht mit Eurem Dank für Magna und mit der Bitte an den Herzog, daß er Euch eine Botſchaft aufträgt nach Zleb. Noch beſſer! Sagt, ich hätte Euch eine ſolche aufgetragen, Ihr hättet aber den Umweg nach Schleſien machen müſſen, weil er Euch recte dorthin befohlen. Verſteht Ihr mich? — „Vollkommen, und ich danke aus warmſter Herzenstiefe.“

Sie reichte ihm die ſchöne Hand. Er küßte dieſelbe mit inniger Dankbarkeit. Sie ſchieden. Ehe noch der Tag graute, brach er auf am nächſten Morgen. Nicht eine Stunde verweilte er in Wien, ſondern eilte, was nur ſein Roß vermochte, durch die niederöſterreichiſche Ebene über Lundenburg ins mähriſche Land hinein, durch die Hanna, welche im Schmuck der fruchtbaren Aecker ſtand, auf die Sudeten los, durch die grünen Thäler und Päſſe des leichten Gebirges in die Grafſchaft Glatz hinein. Unweit der Grenze dieſer Grafſchaft fand er das große Heerlager der Kaiſerlichen. Die Belagerung von Schweidnitz war aufgeſchoben, bei Reichenbach hatte ſich der Friedländer verſchanzt, und die erſten Officiere, denen Leo begegnete, ſprachen ihm von einem Waffenſtillſtande, der mit den Sachſen und Schweden im Werke wäre.

Gegen Abend an einem warmen regneriſchen Sommertage kam Leo über den Reichenbach, welcher das verſchanzte Lager des Friedländers bewäſſerte. Alles erinnerte an das Zirndorfer Lager in Franken. Nur die Höhen im Weſten und im Oſten gaben der Landſchaft einen andern Charakter: im Weſten die bewaldete Wand des Eulengebirges, kurzweg „die Eule“ genannt; im Oſten, mitten in der ſchleſiſchen Ebene, der Zobtenberg, welcher mit zwei kleineren Hügeln ein weithin ſichtbarer Zielpunkt Mittelſchleſiens iſt.

In einem kleinen Herrenhauſe, das Schlößchen genannt, wohnte der Herzog von Friedland. Im erſten Stock, wie im Bretterhauſe des Zirndorfer Lagers. Im Erdgeſchoſſe, wie dort, ſein Generalſtab. Aber Sparr war nicht mehr, wie dort, die Hauptperſon, ſondern Ilow, welchen der Herzog näher an ſich gezogen. Nicht ſeiner ſtrategiſchen Talente wegen — der Krieg als Krieg erſchien wie Nebenſache — ſondern ſeiner politiſchen Talente wegen. Ilow war der kriegeriſche Unterhändler, und da man fortwährend parlamentirte über Beendigung oder Erneuerung des Waffenſtillſtandes, ſo hatte er hinlänglich zu thun. Der ganze Krieg in dieſem Sommer hatte das Anſehen eines Duells, bei welchem Niemand gefährlich verwundet werden ſoll. Arnimb und Thurn auf der Gegenſeite, Waldſtein und Ilow auf der kaiſerlichen Seite waren faſt wöchentlich einmal in perſönlichem Verkehr mit einander, und nur ſieben Meilen drüben im Oſten trat in Breslau eine Commiſſion zuſammen, aus Kaiſerlichen und Proteſtanten gebildet, welche Friedenspräliminarien beſprach. Niemand glaubte an den Ernſt eines Friedensabſchluſſes, aber Waldſtein deutete mit Achſelzucken nach Breslau hinüber, wenn Jemand ſeine Verwunderung ausſprach, daß mit dem kaiſerlichen Heere ſo gar nichts geſchähe. Wozu Menſchen opfern, wenn von der Oder her nächſtens die Friedenstauben geflogen kommen!

Demgemäß fand Leo, als er ſich dem Schlößchen näherte, alles Soldatiſche links und rechts in einem ſchlaffen Zuſtande.

Die Wachen erſchienen ſchläfrig, der Verkehr unter den Truppengattungen loſe und ſorglos.

Als er vom Pferde ſtieg, trat ihm Niemann aus dem Hauſe entgegen und begrüßte ihn herzlich. Roſtok flog die Stiege herab und umarmte ihn geradezu. Er hatte etwas gealtert, der geſchäftige Knabe, und klagte über das Leben. Die „rechte Schneid“ fehle! Der „Herr“ ſei nicht krank, aber auch nicht geſund, er ſei verdrießlich und mürriſch. Man wiſſe nicht recht, was er vorhabe; nach Herrn Leo aber frage er faſt täglich. Alſo hinauf! hinauf!

Der Herzog von Friedland ſaß in ſeinem Lederſtuhle und dictirte einem Schreiber, als Roſtok die Thür oben öffnete und ſtatt der Anmeldung auf den hinter ihm ſtehenden Leo deutete. „Endlich biſt Du da!“ rief der Herzog und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Leo küßte dieſe Hand und ſah dem „Herrn“ warm ins Auge. Ihr gegenſeitiges Verhältniß war auffallend verändert und erhöht. Den Herzog betreffend, war es ſo wie die Herzogin Iſabella, durch Sparr unterrichtet, geſagt hatte: Waldſtein zeigte eine wärmere Theilnahme und Achtung für den jungen Mann. Es war, als ob Leo ſein letztes Examen beſtanden hätte vor dem ſtrengen Meiſter, und als ob er jetzt erſt eine Perſon für dieſen geworden wäre mit voller Phyſiognomie.

Leo war durch die Aeußerungen ſeiner Mutter eigentlich jetzt erſt ein denkender Menſch geworden. Sein Geiſt war als prüfender Geiſt erwacht. Er nahm die Perſonen und Dinge nicht mehr äußerlich hin; er ſuchte nach einem tieferen Zuſammenhange, er fragte nach Zweck und Ziel. Selbſt der hochverehrte Herzog von Friedland war ihm jetzt nicht mehr ohne Frage verehrungswürdig. Er fühlte das Bedürfniß, auch des großmächtigen Mannes Zwecke und Ziele näher zu kennen, deutlicher begründet zu ſehen. Die Gefahr der Situation, in welcher der Herzog ſchwebte nach den rückhaltloſen Eröffnungen, welche ihm die Herzogin Iſabella gemacht, trug weſentlich dazu bei, daß Leo die Verhältniſſe wahr und echt erörtert ſehen wollte.

Dieſe beiderſeitige Stimmung paßte vortrefflich zuſammen, und das Geſpräch wurde ſolchergeſtalt ſogleich ein ganz anderes, als es Leo jemals mit dem Herzoge geführt hatte. Was er von den Wiener Perſonen, vom Kaiſer, Slavata, Lamormain, Schlick und Trautmannsdorf zu berichten hatte, war denn auch in der That ſo beſchaffen, daß es Waldſtein's Ernſt und Beachtung vollſtändig in Anſpruch nehmen und ihm den ruhigen Berichterſtatter bedeutſam machen mußte.

Waldſtein hörte aufmerkſam zu. Aber er wußte bereits Alles, er wußte es genauer. Seine Quellen in Wien waren die beſten.

„Trautmannsdorf", erwiderte er, „iſt ſchon auf dem Wege nach Breslau, Schlick wird heute ſchon hier eintreffen. Wenn er ſich nicht gut aufführt, ſo wird ihm der Rückweg ſauer werden." — Eure Durchlaucht will offen auftreten gegen den Kaiſer? — „Zunächſt gegen Spione, welche er mir ins Lager ſendet."

Nun entledigte ſich Leo des Auftrags der Herzogin, welcher dahin ging, dem Herzoge Milde und Ausgleichung ans Herz zu legen.

„Sprichſt Du ſo aus eigenem Antriebe, oder ſprichſt Du für meine Frau?" fragte der Herzog. — Leo ſtockte. Er hielt ſich nicht für berechtigt, den Auftrag der Herzogin einzugeſtehen. Die naive Wahrheitsliebe waltete in ihm nach wie vor.

Waldſtein errieth das und lächelte. „Du mußt Dir eine neue Raiſon machen, mein Sohn, wenn Du im Staats- und Kriegsleben verkehren willſt. Deine fanatiſche Wahrhaftigkeit hat Dir ſchon einmal meine Gunſt verſcherzt und Dich an den Rand des Grabes gebracht. Seit ich erkannt habe, wie es in Deinem Mädchengemüthe ausſieht, hab' ich Dir verziehen und bin Dir wieder geneigt worden. Aber wir müſſen in dieſem Punkte eine feſte Richtſchnur finden, ſonſt kannſt Du nicht in meiner Nähe bleiben. Meine Angelegenheiten dürfen nicht auf den Markt gebracht werden, weil Du Dich berufen fühlſt, Jedermann Alles zu ſagen." — So iſt es nicht, Durchlaucht. Was mir als Geheimniß anvertraut wird, das bewahre ich als ſolches unter allen Umſtänden. — „Nun denn! Alles was Du in meinen Angelegenheiten erfährſt, muß Dir als Geheimniß gelten. Kannſt Du dieſe Verpflichtung übernehmen?“ — Ja, Durchlaucht, das kann ich. Nur — „Was nur?“ — Ich möchte ſo gern auch innerlich dafür intereſſirt ſein. Jetzt bin ich's nur, weil es eben die Angelegenheiten Eurer Durchlaucht ſind. Das iſt viel, iſt für meinen Gehorſam hinreichend. Aber wenn ich Zweck und Ziel Eurer Angelegenheiten kennte — „So?!“ unterbrach ihn Waldſtein, und ſeine Augenbrauen zogen ſich drohend zuſammen. — Leo ſah das wohl, er fuhr aber doch unbeirrt fort: — Ja, Durchlaucht, ich bin durch meine Mutter darauf aufmerkſam geworden, daß der Mann für ſeine Handlungen ein höheres Geſetz haben muß, daß er nicht wahllos mitthun darf, was ihm juſt zugeſchoben wird zum Thun. Und hierin fehlt es mir. Ich bin viel mehr geneigt, Euren Plänen zuzuſtimmen und ſie aus Leibeskräften zu fördern, als Euch davon abzurathen, wie die Frau Herzogin — die Wahrheit zu geſtehen — mir anempfohlen hat. Theils weil ich Euch und Eure großen Fähigkeiten leidenſchaftlich verehre, theils weil ich handeln und vollbringen möchte. Aber ich hege jetzt das Bedürfniß, ich geſtehe es Eurer Durchlaucht frei, auf die Gefahr neuer Ungnade, ich hege das tiefe Bedürfniß, nicht mehr blind ausübendes Werkzeug ſein zu müſſen, ſondern einen eigenen Inhalt zu haben, welchen ich vor mir ſelber verantworten kann. — „Und welcher gelegentlich ein anderer wäre als der meinige. Nein, mein junger Prinz, ſolche Kritiker kann ich nicht brauchen in meinem näheren Dienſte. Was ich befehle, muß ungeprüft vollzogen werden.“ — Ohne Frage! Durchlaucht mißverſtehen mich. Nur über das Ziel im Großen und Ganzen bedarf ich einer Aufklärung. Wenn mir das Ziel einleuchtet, wenn ich an dem Ziele einen inneren Antheil nehme, dann — „Genug. Deine Mutter hat Dich zum Dienſte unbrauchbar gemacht. Ich werde Dich einem Regimente zutheilen: da kannſt Du Ordre pariren lernen. Melde Dich beim Feldmarſchall Ilow: er wird Dir anzeigen, wo Du einzutreten haſt. Deine Mutter ſcheint ein wunderliches Geſchöpf zu ſein. Warum hat ſie mich denn damals in Prag nicht ſprechen wollen?“ — Das weiß ich nicht. — „Das weißt Du nicht? Roſtok ſagt mir, Du hätteſt einen Brief von ihr unterſchlagen, der für mich beſtimmt geweſen ſei. Iſt das wahr?“ — Nicht abgegeben, das iſt wahr. — „Und warum nicht?“ — Um Eure Durchlaucht nicht mit etwas zu behelligen, was keine Bedeutung für Euch haben konnte. — „Das nennt man unterſchlagen. Auch der einfachſte Brief iſt ein Actenſtück. Wo iſt der Brief?“ — Meine Mutter hat ihn zurückgenommen. Geſtattet, Durchlaucht, daß ich meinen Bericht von der Frau Herzogin noch vollende. — „Was giebt's noch?“

Nun berichtete Leo die Sorge der Herzogin um den Marcheſe Carretto di Grana, und wie ſehr ſie empfehle, ihn von Zleb hinweg zu rufen. Mir ſelbſt, ſetzte er zögernd hinzu, hat ſie Aufträge ertheilt nach Zleb, und ich bitte Durchlaucht, mich zunächſt dorthin gehen zu laſſen.

„Du wäreſt mit Deiner Selbſtſtändigkeit eben ſo gefährlich in Zleb wie der Marcheſe, wenn ich mich vor Schwätzern und Angebern fürchtete. Ich lege jetzt kein Gewicht auf Angebereien. Der Marcheſe mag für ſeine Herzensangelegenheit ruhig in Zleb bleiben, wo er mir weniger im Wege iſt, als er es nach den Anſichten meiner Frau hier wäre neben Schlick. Die Aufträge meiner Frau kannſt Du dem Boten mitgeben, welcher morgen nach Zleb reitet. Ade!“

Betroffen und betrübt entfernte ſich Leo. Waldſtein war jetzt gerade in ſehr gehobener Stimmung gegen die kaiſerliche Herrſchaft. Die Abſendung Schlick's und Trautmannsdorf's hatte ihn erbittert. Sie war ihm ein offenes Zeichen, daß man das Mißtrauen gegen ihn nicht mehr verleugnen, alſo auch bis zu einem thätlichen Einſchreiten gegen ihn ſteigern wollte. Das traf ſeinen Stolz, ſeinen Hochmuth, und dieſe ſchwiegen nicht, wenn er auch noch ſo ſehr gebeugt war durch körperliche Schwäche oder durch üble politiſche Situation.

Sein Hochmuth wurde erhöht durch die augenblickliche Lage des Krieges. Die Stärke der Proteſtanten, Bernhard von Weimar, übte ihr Uebergewicht in Franken und Baiern und laſtete vorzugsweiſe auf dem verhaßten Baiernfürſten. Das war ja ganz nach ſeinem Sinne. Dem ſächſiſch-ſchwediſchen Heere in Schleſien war er überlegen. Mit ihm ſpielte er nachläſſig, und lächelnd ſagte er ihren Führern: Ich ſchone euch, weil wir morgen zuſammen gehören können und ich meine eigene Macht ſchwäche, wenn ich euch heute angreife und ſchlage. Wenn ich euch „ſchmeiße“, war ſein wörtlicher Ausdruck. Dieſe Führer, Arnimb und Thurn, waren faſt täglich zu ſeiner Verfügung. Sie kamen in ſein Lager, um dem Namen nach über Waffenſtillſtand zu verhandeln, in Wahrheit aber über die große Frage der Vereinigung zu unterhandeln. Wenn die Wiener Intriguen, wie er's nannte, drohend wurden, dann ſchloß er ab mit Arnimb und Thurn und zog das Schwert gegen den Kaiſer. Denn der Abſchluß lag blos in ſeiner Hand.

In ſolcher Stimmung beſtärkte ihn ſelbſt die Notiz aus Prag, daß Norbert Zierotin dort erſchienen ſei als ausgeſtoßen von Lamormain, weil er den mähriſchen Cavalier hervorgekehrt. Die Creaturen verlaſſen ihre pfäffiſchen Meiſter, rief er, weil die allgemeine Empfindung ihnen ſagt: es geht zu Ende mit dem Pfaffenregiment in Wien! Lachend hatte er vor einigen Tagen das Zeugniß Lamormain's geleſen, welches dieſer Medardo ausgeſtellt, und welches Medardo abgeriſſen und zitternd präſentirte. Die Ratten verlaſſen das Schiff! hatte er ausgerufen und hatte der „rothen Feder“, die um ſeinetwillen verabſchiedet worden, ein Gnadenplätzchen angewieſen. Der Hochmuth verdunkelte ſeinen ſonſt mißtrauiſchen und ſcharfen Verſtand. Es war ihm jetzt zu gleichgiltig, ob ſpionirt werden ſollte, als daß er bei Norbert und Medardo an einen Spionenkniff gedacht hätte. Und wenn ſie Alles wüßten in Wien was zu wiſſen iſt, rief er, und wenn ſie's Schwarz auf Weiß hätten, was können ſie thun in ihrer Ohnmacht?! Das Heft liegt in meiner Hand, ſie leben von meiner

Gnade. Dieſe dauert ſo lange, bis Kinsky den Abſchluß mit dem Franzoſen bringt, dann muß der Sachſ' und Schwed' meine letzten Verlangniſſe bewilligen, und die große Action entwickelt ſich zum Ende ohne das Riſico von Schlachten, ſie entwickelt ſich wie das Mattſetzen des Königs im Schachſpiele.

Dies war ſein Irrthum, daß er die lebendige Welt ganz als Schachfiguren behandeln zu können meinte. Er unterſchätzte die Welt und überſchätzte ſich. Er überſchätzte ſich, weil er in die Meinung hineingerieth, man könne ohne Einſatz des Aeußerſten ein Aeußerſtes erreichen. Gewiß war es richtig, daß des Kaiſers und Reiches Schickſal und Wandlung in ſeiner Hand lag, aber es war nicht richtig, daß ſich dies erfüllen laſſe ohne thatkräftiges Wagniß, daß es ſich erfüllen laſſe ohne poſitiven Inhalt für die neue Welt des Reiches, welche entſpringen ſollte.

Starſchädel und Leo waren ganz geeignet, ihn zu ergänzen. Jener mit beſtimmten Plänen fürs deutſche Reich und mit dem moraliſchen Berufe, welcher nöthig ſei für eine große Handlung. Dieſer mit dem erwachten Bedürfniſſe nach einem Inhalte für den handelnden Menſchen. Er wies Beide von ſich, weil er ſich verhärtet hatte im Hochmuthe langer Erfahrung und zahlreicher Erfolge.

Dennoch war er, man möchte ſagen naiv genug verblieben, um in dieſem ähnlichen Verhalten der beiden jungen Männer gegen ihn etwas zu wittern, was Beachtung verdiene. Ein bedeutender Menſch verliert die Naivität nie völlig. Ein bedeutender Menſch beachtet im Alter den Geſinnungskern jüngerer Generationen.

Als Leo hinter der Thür verſchwunden war, ſank der Aerger Waldſtein's, daß dies junge Blut ſo ſelbſtſtändig ſich geberdet hatte. Starſchädel fiel ihm ein, welcher drüben im ſächſiſchen Lager war und Waldſtein's Abſchluß mit Arnimb fortwährend erſchwerte. Er hatte damals abgelehnt, aufs Neue mit dem Herzoge zuſammen zu kommen, denn die Antwort des Herzogs biete nichts Feſtes. Er hatte neuerdings bei einer Conferenz zwiſchen Waldſtein, Arnimb und Thurn durch ſein Beharren auf feſt accentuirten Zuſagen die Unterhandlung wieder reſultatlos gemacht. Waldſtein hatte alle Urſache, ihm zu zürnen. Und doch zürnte er ihm innerlich nicht, er achtete ihn. Und in derſelben Richtung — ſagte er vor ſich hin und lehnte ſich in ſeinen Lederſtuhl zurück — in derſelben Weiſe ſcheint ſich der Junge da, der Leo, zu entwickeln. Das iſt eine Weiſe der Jugend, welche mir neu iſt. —

Er ſchellte. Roſtok trat ein.

„Wo iſt der Leo hin?“ — Hinüber in die Brauerei, wo die Herren von drüben einen Schmaus halten auf General Tertſchka's Einladung. Er war ſehr niedergeſchlagen und wollte fragen gehen, ob Herr von Starſchädel von der Geſellſchaft wäre. Den kennt er und wünſcht er zu ſprechen.

Waldſtein war überraſcht, daß ſein Gedankengang in Betreff der beiden jungen Männer ſich ſo raſch beſtätigte. Nach einer Weile erſt fragte er: „Pflegt denn der Starſchädel an dieſen Schmauſereien der Officiere von hüben und drüben Theil zu nehmen?“ — Ich glaube nicht: ich hab' ihn nie dabei geſehen. Das hab' ich Herrn Leo auch geſagt: er wollte aber doch nachſchauen. Mir ſcheint, er braucht Troſt. Er wußte nicht einmal, wo er die Nacht bleiben ſollte, da Durchlaucht ihn verbannt hätten. — „Du kannſt ihn hier im Hauſe unterbringen, ich habe nichts dagegen. Morgen um Mittag iſt ja auch hier eine Conferenz mit den Herren von drüben. Da kommt auch ſein Starſchädel, und da kann er ſich an ihm ſetzen. Iſt der Bote nach Zleb beſtellt?“ — Zu heute Abend. — „Riemann ſoll herauf kommen!“

Roſtok ging; Riemann kam.

Er und Feldmarſchall Ilow waren jetzt die tägliche Umgebung Waldſtein's. Riemann als Secretär, Ilow als Leiter der politiſchen Geſchäfte. Sparr, welcher noch im Hauſe des Herzogs wohnte, war ein wenig in den Hintergrund gedrängt durch den ſchärferen Geiſt und den vordringenderen Sinn Ilow's. Obwol Waldſtein nach wie vor im Abwägen und Zuwarten verharrte, ſo waren doch die Dinge und Verhältniſſe ſelbſt der Entſcheidung näher gerückt und bedurften eines entſchloſſeneren Vermittlers.

Waldſtein ſelbſt war in dieſem Sommer von leidlicher körperlicher Beſchaffenheit. Die Gichtausbrüche ſchwiegen. Aber Blandini mochte doch wol nicht Unrecht haben mit ſeiner Diagnoſe: der Gichtſtoff nagte durchweg leiſe in ſeinen Knochen und lähmte ihm jede Freudigkeit des Daſeins, jede Friſche des Geiſtes. Das trug ſicherlich dazu bei, ihn feſtzuhalten in dem angenommenen Gange kleiner Schritte, ihn abzuhalten von durchgreifender Handlung. Denn ein matter Körper verſagt dem Geiſte die Willenskraft zu ungewöhnlicher, jäher Wendung, verſagt die Kraft zu neuen Entſchlüſſen.

Niemann war angenehm überraſcht, den Herzog heute lebhafter zu finden in den Geſchäften, als er's ſeit Wochen geweſen war. Der Auftritt mit Leo und die Gedanken, welche er angeregt, waren die Urſache dieſer Lebhaftigkeit.

„Schreibt an Kinsky, der in dieſen Tagen in Zleb eintreffen muß, daß ich mehr als je geneigt bin, mit dem Cardinal abzuſchließen. Der Cardinal möge dem Marquis von Feuquières ſein Ultimatum zuſenden; ich halte das meinige ebenfalls bereit, und Kinsky ſoll dasſelbe dem Marquis bis Ausgang des Monats nach Dresden überbringen. — Ich weiß auch kaum, wozu wir die Vermittlung über Zleb fortſetzen. Sie koſtet Zeit. Warum wir nicht Kinsky direct hierher kommen laſſen? Sie denken ohnehin das Aergſte von mir in Wien. Das zeigt mir die Ankunft Schlick's." — Das wol, Durchlaucht. Aber Kinsky und Raſchin ſind gar zu deutlich gekennzeichnet in Wien. Beſonders Kinsky, deſſen Verkehr mit dem franzöſiſchen Geſandten offenkundig geworden. Und eine Unterhandlung mit den Franzoſen hat doch wol gar keine Deckung in Euren Vollmachten und iſt in der Hofburg der zündende Funke ins Pulverfaß! — „Allerdings. Und mit dem Spätherbſte rücken wir ſelbſt nach Böhmen und kommen näher. Bis dahin alſo mag's bleiben."

Leo war traurig fortgegangen. Länger im Hauſe zu verweilen, aus welchem er geradezu eben verbannt worden, widerſtrebte ſeinem Zartgefühl. Er hatte im Erdgeſchoße nach Niemand gefragt, er war ins Freie hinaus getreten. Luft, Umhergehen ſchien ihm Bedürfniß.

Die Luft war warm, der Himmel bedeckt. Haſtig ging er den Hügel hinab, auf welchem das Schlößchen lag. Unten rauſchte ein Bach, und an deſſen Ufern entlang weit, weithin, unabſehbar erſtreckte ſich ein Dorf. Die Bauernhäuſer zu beiden Seiten des Baches lagen weit auseinander, wie das noch heute in den langgeſtreckten Dörfern am ſchleſiſchen Gebirge zu ſehen iſt. — Ueberall zwiſchen den Bauernhäuſern waren Ställe und Baracken errichtet für Pferde und Soldaten. Geſang und Pfeifen war zu hören; in Hemdsärmeln lagen die Reiter umher unter Obſtbäumen; erſt eine Strecke ſeitwärts auf höherem Feldboden waren Gezelte zu erblicken und Geſchütze.

Leo ging am Bache entlang. In dies müßige und wüſte Lagerleben ſollte er eingereiht werden als ein gewöhnlicher Kriegsknecht! Das ſtimmte wahrlich nicht zu den Wünſchen und Reden ſeiner Mutter, welche ihm eine ſtarke Erinnerung hinterlaſſen hatten. Wofür? Wozu? Das bloße Kriegshandwerk ohne einen höheren Sinn zu betreiben, war ihm durch die Reden der Mutter wirklich verleidet. Und Magna! Oh, welch ein troſtloſes Chaos! Wenigſtens ſchreiben wollte er ihr; Waldſtein hatte ihm geſagt, daß Abends ein Bote nach Zleb reite. Aber auch das Schreiben erſchien ihm bei näherer Ueberlegung kaum möglich. Seine ganze Zukunft war ja wie aufgelöſt, ſein Sinn zerſtreut und zerſtückt, und neben Magna, die ſich jählings von ihm zurückgezogen, der vornehme Marcheſe in Liebeswerbung! Wie ſollte ſich ein Brief von ihm da ausnehmen, ein Brief ohne Sammlung, ohne Halt! — er ſtand ſtill und ſchüttelte traurig den Kopf.

Da hörte er ſeinen Namen rufen. Es war ein Reiteroffizier, welcher aus einem großen Gehöfte geritten kam; hinter ihm ein Dutzend leichter Reiter. Er war von dem einſt Hagen'ſchen

Regimente und kannte Leo ſchon vom Voigtlande her. Er begrüßte ihn munter und erzählte ihm, wie es jetzt um das Regiment ſtünde und daß man ein faules, lüderliches Leben führte hier am Reichenbach, viel ſchlaffer und leichter als damals bei Zirndorf. „Unſer armer verſtorbener Oberſt Hagen, der eigentlich ein ſtiller, ſinniger Herr war, würde gar nicht erbaut ſein von unſerem jetzigen Treiben. Je mehr der Krieg verfällt, deſto frecher erhebt ſich das Lagerleben. Juden und Frauenzimmer finden ſich ein in ſchwerer Menge. An letzteren war nie Mangel unter uns, und die Kinder, welche Sie bei uns finden, haben überhand genommen, daß es ein Graus iſt mit Gequiek und Unſauberkeit. Das Weibsvolk hier in Schleſien verdirbt uns die Soldaten vollends." — Und wohin geht Euer Ritt? fragte Leo zerſtreut. — „Hinab an die Lagergrenze, um die Waffenſtillſtandscommiſſion vom Feinde zu empfangen und zu geleiten. Hier in der großen Brauerei hält ſie alle Augenblicke Sitzungen. Feldmarſchall Jlow hat eine Malztenne in einen Saal verwandeln laſſen, da wird eine Stunde diſputirt und mehrere Stunden geſchmauſt und gezecht. Die Feinde ſind unſere beſten Freunde. Ich ſag' Euch, man munkelt die wunderlichſten Dinge, kurz, der friſche, ſcharfe Krieg aus früherer Zeit iſt untergegangen und die Rekruten finden eine erbärmliche Lehrzeit."

Und das ſoll dein nächſtes Leben werden! dachte Leo und grüßte den fortreitenden Officier. Plötzlich ſchoß ihm ein Gedanke auf. Er rief dem Officier nach: ob vielleicht ein Herr von Starſchädel mit der Waffenſtillſtandscommiſſion herüber zu kommen pflege?

„Allerdings. Ein ſolider Herr. Er gilt für den Zäheſten, und der Herzog läßt ihn gewöhnlich zu ſich rufen. Er wird auch heute kommen, denn ſie meinen heut' fertig zu werden und der Arnimb ſchließt nichts ab ohne den Starſchädel." — Hierher in die Brauerei? — „Hierher. Gott befohlen!"

Der Officier ritt mit ſeinem Piquet am Bache entlang. Leo folgte ihm langſam. Es war ihm etwas leichter zu Muthe.

Er hegte ein warmes Vertrauen zu Starſchädel und hatte die Hoffnung, dieſer werde Troſt für ihn haben. Er erinnerte ſich deutlich, daß Starſchädel's Aeußerungen und Reden immer eine offenbare Verwandtſchaft gehabt mit dem, was Mutter Julia neuerdings in ihm erweckt. Auch der Officier hatte ihn ja „ſolid“ genannt. Dies war der Begriff, nach welchem Leo lechzte. Ja, meinte er, der ruhige und ernſthafte ſächſiſche Herr wird dich lehren können, was man braucht, um tüchtig zu ſein und mit ſich ſelbſt zufrieden.

Der Gedanke ſchon war Leo eine Stärkung, daß er ihm entgegengehen und bei der Begrüßung eine Weile mit ihm ſprechen könnte.

Er ſchritt nun rüſtiger neben dem Bache hin und wurde es nicht gewahr, daß ihm Jemand folgte. Es war Medardo, die „rothe Feder“. Er befand ſich noch in mißlicher Lage. Der Friedländer hatte in übermüthiger Stimmung ſein Bittgeſuch nicht abgelehnt und ihm eine Handvoll Geld reichen laſſen. Aber eine Poſition hatte er ihm noch nicht gegeben. Medardo lungerte umher, und die Ankunft Leos war für ihn ein Ereigniß. Vom Zirndorfer Lager her wußte er, daß dieſer dem Herzoge nahe ſtand, und über die ſpäteren Phaſen dieſes Verhältniſſes war er ſchon in Wien und jetzt hier im Lager hinlänglich unterrichtet worden. Der junge Günſtling des Herzogs — dafür galt Leo — ſollte ihm den Weg öffnen ins Haus des Herzogs.

Am Obſtgartenzaune eines ſtattlichen Bauernhauſes holte er ihn ein und ſprach ihn an. Nicht um Unterſtützung. Er wußte zu gut, wie viel man ſich vergiebt als Bettler. Nein, als alter Kamerad, der ſich des Wiederſehens freut, und der ſich darüber freut, daß ſie Beide mit heiler Haut den Fängen der Jeſuiten entwiſcht ſeien. Er erzählte, wie gräulich ihn Pater Lamormain gemißhandelt, weil er dem Friedländer zugethan wäre. Und doch — ſetzte er hinzu — iſt unſer Herzog der einzige Mann, welcher die wilde Kriegsfurie einmal dämpfen und uns Hütten bauen kann zum Genuſſe des bürgerlichen Lebens. Helft nur, junger

Herr, daß es bald geſchieht, und rathet dem Herzoge, mit den Proteſtanten abzuſchließen. Die ſogenannten Ketzer ſind ja Menſchen wie wir.

Leo hatte kein Arg in Betreff Medardos. Sie hatten ja gleichſam auf ein und derſelben Seite geſtanden damals, als der Zorn Waldſtein's gegen ſie losgebrochen. So wie der Herzog gegen ihn, gegen Leo, übertreibend verfahren war, ſo mochte er auch gegen Medardo übertrieben haben. Leo hörte ihm alſo theilnehmend zu — da unterbrach ein greller Schrei ihre Unterhaltung. Es war ein Freudenſchrei, und zwar ein weiblicher.

In dem Obſtgarten, an welchem ſie vorübergingen, war eine hölzerne Laube, und in dieſer Laube ſaß eine Frauensperſon, welche jetzt aufſchrie, herbeiflog und Leo um den Hals ſtürzte, ihn küſſend und liebkoſend unter den Ausrufungen glücklichſter Ueberraſchung, daß ſie den „lieben Schatz" endlich wieder ſähe.

Es war Suſanne. Holck hatte ſie damals in Prag fortgejagt, nachdem man ihm die Scenen geſchildert, welche ſie auf dem Kleinſeitner Ringe und im Altſtädter Rathhauſe mit Leo aufgeführt. Sie hatte ihm ins Geſicht gelacht und ſich nicht weiter um ihn gekümmert. Als er im Frühjahre mit ſeinem Heertheile nach Eger aufgebrochen, war ſie mit dem Hauptheer nach Schleſien gezogen. Sie gehörte zum Heere. An Freunden, Verehrern und Liebhabern fehlte es ihr durchaus nicht. Sie war ſchön, war luſtig, war unterhaltend. Vermögend war ſie auch, denn in den Holck'ſchen Campagnen hatte ihre Mutter emſig dafür geſorgt, daß die Raubzüge Gold und Koſtbarkeiten in mannigfaltiger Menge einbrachten. Suſanne war der Mittelpunkt eines ausgelaſſenen Kreiſes im Friedländiſchen Lager. Bei ihr wurde geſpielt, gezecht, geſungen und geliebelt nach Herzensluſt; ſie bildete eine Art von Salon im Heerleben, und die Officiere, junge wie alte, waren immer darauf bedacht, ihr das größte Bauernhaus oder die räumlichſte Baracke einzuräumen für ihre Behauſung.

Sie äußerte jetzt eine kindiſche Freude, den „ſchönen Leo“ wiederzuſehen, in welchen ſie über die Maßen verliebt war. Trotz reichlichſter Abwechslung im Liebesleben hatte ihr die Natur die Fähigkeit bewahrt, eine Neigung friſch und ſtark in ſich zu erhalten. Ja, wenn Leo dieſe Neigung frank erwidert und von ihr verlangt hätte, allem weiteren Umgang mit der Männerwelt vollſtändig zu entſagen, ſie würde das mit Freuden gethan haben, trotz ihrer Mutter. Wenigſtens auf eine Zeitlang. Wer kann wiſſen, ob die Neigung vorhalten würde auf die Länge! Wer braucht das zu wiſſen! meinte Suſanne. Der Soldat lebt von heut' zu morgen, das Soldatenliebchen desgleichen.

So zog ſie ihn hinein in den Obſtgarten und in die Laube. Sie wollte erzählen, was ihr begegnet wäre ſeit der grimmigen Prager Nacht; er ſollte erzählen, was mit ihm vorgegangen wäre.

Medardo ſah lächelnd zu und zog ſich zurück. Das war ja eine artige Epiſode für ſeine Berichterſtattung an Herrn Jaromir von Zierotin, ja an den Herrn Marcheſe Carretto ſelber, mit welchem er Fühlung behalten ſollte auf Lamormain's Geheiß. Das wußte die „rothe Feder“ lange, daß die Sparr'ſche Tochter dem Herrn Marcheſe nicht ſo lebhaft entgegenkam, wie dieſer wünſchte, und daß ſie ſich damals in Prag außerordentlich bemüht hatte um Herbeiſchaffung Hagen's, um Errettung Leos. Wenn Fräulein Sparr erfuhr, daß Leo ein Augapfel der luſtigen Suſanne und im zärtlichen Verkehr mit dieſer war, ſo konnte dies dem Marcheſe nur vortheilhaft ſein.

Von dieſer neuen Gefahr ſeines Herzpunktes ahnte Leo nichts. Er war dankbar und gutmüthig genug, ſich an Suſannens Freude mitzufreuen und ſich ihrer Unterhaltung harmlos hinzugeben.

Nach dem erſten Austauſch von Fragen und Antworten erkundigte er ſich nach ihrer Mutter.

„Sie iſt nicht wohl“ — erwiderte Suſanne, und ein kleiner Schatten von Trauer flog über ihr ſtrahlendes Geſicht und den leicht bekleideten wollüſtigen Körper. Die Locken, welche ihr über den Buſen fielen, zurückwerfend und das große, feuchte Auge einen Moment lang nach dem Hauſe hinüber richtend, ſagte ſie: „Mutter macht mir einige Sorge. Sie fiebert ſtark, und das verwünſchte Lagerfieber, welches ſelten ausbleibt, ſobald das Heer eng zuſammen gelegt wird, hat in den letzten Tagen den Officieren viel zu reden gegeben. Mutter hat ſich auch über mich und den Holck geärgert — laſſen wir das! Sie wird ſchon wieder beſſer werden, ſie hat eine zähe Natur. Sagt mir nur zunächſt, was ihr vorhabt. Hier bleiben müßt Ihr jedenfalls, auch wenn Ihr dem Ilow zugetheilt werdet. Das ſetzt der Tertſchka durch beim Ilow. Der Tertſchka iſt ein flotter Mann, der hat ein Einſehen für meine Wünſche, verlaßt Euch drauf. Ilow hat den Kopf voll Geſchäfte, und es wird ihm auf einen Officier nicht ankommen. Er muß und wird Euch hier laſſen.“

Dies leichtſinnige Mädchen übte ſcheinbar gedankenlos eine geradezu grenzenloſe Macht über die Männer. Sie erſchien wie die Hingebung ſelbſt, und zwar wie die uneigennützige Hingebung. Und die Uneigennützigkeit hat ſelbſt bei lüderlichen Perſonen ein moraliſches Etwas an ſich, welches den ſtrengen Richter entwaffnet und den unerfahrenen jungen Mann völlig verwirrt.

Leo, mit der ſchweren Sorge im Herzen, mit der Sorge um ſeine entweichende Magna, mit der Sorge um den ganzen inneren Halt ſeines Lebens, war doch wirklich nicht angethan, auf Liebkoſungen einzugehen, welche am Heerwege lagen und gleichſam räuberiſch auf ſeinen Nacken ſprangen. Dennoch fing ihn Suſanna. Sie fing wenigſtens ſeine Aufmerkſamkeit, ja einen gewiſſen Antheil. Sie war gar zu harmlos, gar zu gutmüthig. — „Ich weiß wohl“, rief ſie halb traurig, „daß Ihr Euer Herz anderswo verſchenkt habt und daß Ihr mich nicht liebt. Herr Gott, was gäb' ich darum, wenn ich Eure ganze Liebe erringen könnte! Barfuß lief ich dafür in die brennende Hölle! Aber freundlich könnt' Ihr doch ſein für mich armes Ding, das nach Euch verſchmachtet. Und das ſeid Ihr auch, gelt? Du biſt ja ſo gut und lieb! Warum ſollteſt Du denn hart gegen mich ſein! Ich will ja nichts als ein wenig Freundlichkeit — nicht?“

Dabei blickte ſie ihm ſo ſchelmiſch verführeriſch in die Augen und ſtreichelte ihm ſo ſanft die Wange, daß er hätte von Stein ſein müſſen, um nicht erweicht zu werden. — Die Laube war dicht bewachſen mit wildem Wein, man konnte unten vom Wege nicht hineinblicken. Es war auch Niemand am Wege; Medardo war lächelnd fortgegangen, und Leo konnte in ſommerlicher Stille die ſchmeichelnde Stimmung hinnehmen, welche auf ihn niederthaute. Es widerſprach ſeiner Herzensgüte, dem wunderlichen Mädchen zu widerſprechen. Er lächelte und gab eine ausweichende Antwort. Und als ſie mit dieſer nicht zufrieden war, gab er eine beſchwichtigende. Sie klatſchte in die Hände und ſagte mit liebenswürdigem Ernſte: „Gieb Acht, ich will Deine Neigung verdienen. Wie eine Nonne leb' ich von heute an. Nur Deinetwegen. Und das ſoll Dich rühren. Wird es?“

Da hörte man Hufſchlag auf der Straße. Suſanne bog die Weinranken zurück und blickte hinab. „Da kommen die Ketzer wieder, die mit dem Herzoge unterhandeln. Es wär' recht langweilig, wenn ſie am Ende doch einen Frieden zu Stande brächten. Was muß das für ein Leben ſein, wenn die Regimenter nicht mehr umherziehen!“

Leo war aufgeſprungen. Er erkannte Arnimb, erkannte Thurn, und da war auch — eiligſt ſagte er Suſannen Ade, um hinab zu eilen. „Du kommſt doch wieder?“ rief ſie traurig. — Freilich! erwiderte er ganz ehrlich und ſchritt haſtig durch den ein wenig abſchüſſigen Obſtgarten hinunter den Reitern nach, welche vor der Brauerei abſtiegen.

Leo bemerkte es nicht, daß noch einige Reiter hinter ihm herkamen, welche ebenfalls zu der Commiſſion gehörten. Suſanne aber, welche Leo gefolgt war, um ihm nachzublicken, grüßte die Herren lächelnd. Der eine dankte heiter. Es war ein kleiner, ſehr lebhaft dreinſchauender Mann, ein ſchleſiſcher Cavalier von Bedeutung, Schafgotſche geheißen. Er war einer der hingebendſten

Anhänger des Friedländers und ließ ſich die Waffenſtillſtands- und Friedensfrage ſehr angelegen ſein, damit der Herzog Raum und Macht gewänne für die großen weiteren Schritte. Der zweite Reiter war General Sparr. Er hatte Leo ſogleich erkannt und ſah mit gerunzelter Stirn auf Suſannen hinab. Sie war ihm ohnehin zuwider, wie die ganze lüderliche Weiberwirthſchaft im Lager. Der dritte Reiter war ein ſchwediſcher Officier, an den blauen und gelben Farben kenntlich.

Leo erreichte die Brauerei, als die vorderen Reiter eben abgeſtiegen waren, und eilte auf einen derſelben zu, welcher nicht ſogleich ins Haus trat. Es war Hans von Starſchädel. Herzlich kam er Leo entgegen und begrüßte den Erretteten. Er hatte ja damals Hagen zu ſeiner Hilfe nach Prag geſendet. „Erzählt, erzählt mir, lieber junger Freund“, rief er, „wie es Euch ergangen! Ich habe-Zeit. Mit der Waffenſtillſtandsfrage habe ich nichts zu thun; ich bin auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs mit Arnimb herübergekommen; er will mich ſprechen. Bis er mich rufen läßt, haben wir Muße. Auch Conrads wegen freu' ich mich, daß Ihr wieder da ſeid. Ihr wißt, daß er damals Hagen begleitet hat?“ — Nein. Ich weiß von allen Einzelnheiten nichts. Bin damals am frühen Morgen abgereiſt und heute erſt zurückgekehrt. — „Nun denn, Conrad iſt bei dieſer Gelegenheit dem Herzoge mißfällig geworden, und der Herzog hat ihn in Gefangenſchaft ſetzen laſſen. Ich hab' es ſpät erfahren, und weder Sparr, noch Ilow, noch Tertſchka, noch Niemann, die ich ſämmtlich in Anſpruch genommen, haben bis jetzt ſeine Befreiung erwirkt. Sie fürchten ſich, den Herzog darum anzugehen. Ihr werdet es thun! Ihr ſeid jung und noch mitleidig genug, für Euch hat er ſich ausgeſetzt, und Euch iſt ja wol der Herzog wieder zugethan, auf Eure Bitte wird er hören.“

So mußte denn Leo gleich von vornherein das berühren, was ihm Starſchädel gegenüber zumeiſt am Herzen lag: ſein Zerwürfniß mit dem Herzoge, ſein Zerwürfniß mit ſich ſelbſt.

Sie gingen zu einer alten Linde, welche unweit der Brauerei auf einer niedrigen Anhöhe ſtand, und ſetzten ſich dort ins Gras. Hans war ganz der Mann dazu, das Bedürfniß Leos zu würdigen und mit wahrer Theilnahme ſeine inneren Sorgen anzuhören, Leo hegte ein herzliches Vertrauen zu ihm und ſchüttete ihm ſein ganzes Herz aus.

Als er zu Ende war, ſchüttelte ihm Starſchädel die Hand und ſagte: „Ihr ſeid ein braver junger Mann und werdet dieſe Kriſis tapfer überſtehen. Eure Mutter hat völlig Recht, und Ihr habt völlig Recht in dem Bedürfniſſe nach einem haltbaren Inhalte Eures Lebens. Wollte Gott, das würde den Hunderten, den Tauſenden deutlich, welche jetzt in unſerem Vaterlande gedankenlos das Kriegshandwerk treiben, das Handwerk! Ich hab's eben ausgeſprochen, was Euch fehlt.“ — Wie? — „Das Vaterland fehlt Euch. Es fehlt dem Herzoge, es fehlt den Hunderten und Tauſenden. In der Größe und außerordentlichen Mannigfaltigkeit des deutſchen Reiches iſt der Begriff des Vaterlandes verloren gegangen. Wir ſind ſeit einem halben Jahrtauſend der maßgebende Mittelpunkt Europas geweſen. Wir haben das Kirchenregiment in Rom geſchaffen und unſer Reich darauf angelegt, daß es wie einſt das römiſche Kaiſerthum den Welttheil beherrſche. Aber wir haben uns unſern Pontifex maximus über den Kopf wachſen laſſen. Wir haben den Familienſchatz vergeſſen über den Schätzen ausgedehnter Macht. Es iſt vorgekommen, daß wir wilden Fremdlingen, wie einem Cornwall, die Krone überantwortet, daß wir entfremdeten Dynaſtien, wie der ſpaniſchen, die Kaiſerwürde überlaſſen haben. Dadurch haben wir den Familienhalt verloren, welchen jedes geſunde Reich braucht. Nun kam die Reformation und zerſprengte das religiöſe Band, welches die Kronenreifen noch zuſammenhielt. So ſind wir zerſtreute Glieder geworden. Jeder Fremdling fühlt ſich berechtigt, uns in die Taſche zu ſtecken, und die Mehrzahl der Deutſchen wird es kaum gewahr, daß der Schwedenkönig ein Fremdling iſt, daß die Spanier nicht zu uns gehören und daß Cardinal Richelieu Blindekuh mit uns ſpielen möchte. Unſerem Ganzen und uns Einzelnen iſt aber nur dadurch zu helfen, daß wir uns auf uns ſelbſt beſinnen. Wir ſind eine große, eine wundervoll mannigfaltige Familie. Der Frieſe im Norden, der Kärtner im Süden gehört zu ihr, der Alemanne im Elſaß und in den Schweizer Thälern und der Coloniſt in den fernſten nordöſtlichen Marken ſind unſeres Blutes, unſeres Sinnes, unſerer Sprache. Unſer Vaterland iſt von der ausgedehnteſten Pracht und Macht; wir brauchen's nur zu erkennen, weiter fehlt ihm nichts, weiter fehlt uns nichts. Haben wir's erkannt, dann geſtaltet ſich's auf der Stelle. Jeder Theil, auch der entfernteſte, findet ſein Recht und ſeinen Vortheil und ſeine Herzensbefriedigung in unſerem Mittelpunkte, will ſagen im deutſchen Reiche, und jeder Einzelne von uns hat hiermit einen Zielpunkt gewonnen, einen warmen großen Lebenszweck, ein Vaterland. Dann wird unſer Kriegführen geweiht, ja geheiligt, dann hat unſer Glaubensſtreit Ausſicht auf Schlichtung, denn unter Familiengliedern iſt die Nachſicht, iſt die Duldung Naturgeſetz. Verſteht Ihr mich, junger Freund?" — Mit Entzücken hör' ich Euch. Mein Herumflattern als Einzelner hört auf! — „Als Kärtner, als Alpendeutſcher biſt Du mein Bruder und haſt mit mir gleiches Intereſſe, das Intereſſe, daß unſer großer Familienkreis gedeihe. Glücklicher Jüngling, der Du biſt! Du gelangſt in einem Augenblick zur Erkenntniß, welcher für das Ganze entſcheidend iſt!" — Das heißt? — „Dein Gönner, der Herzog, iſt endlich bei dem Punkte angekommen, der dieſe Vaterlandsfrage zum Durchbruch bringen ſoll und bringen wird. Er will endlich die große Fahne entfalten." — Wie das? — „Weil ich ihn ſtets unklar und unentſchloſſen fand, widerſprach ich ihm ſtets und zog mich von ihm zurück. Seinen letzten Einladungen zur Conferenz bin ich gar nicht mehr gefolgt. Er wußte ſehr gut, warum. Nur wenn er klar und entſchloſſen ſich ganz und gar mit uns vereinigen wollte zum gemeinſchaftlichen Ziele eines gemeinſamen Vaterlandes, nur dann — hatte ich ihm offen geſagt — ſei ich bereit, wieder vor ihm zu erſcheinen.“ — Nun? — „Nun, heute hat er den General Sparr zu mir geſendet mit dem Loſungsworte: er ſei zu Allem entſchloſſen und erwarte mich mit Feldmarſchall Arnimb. Was die da unten über einen Waffenſtillſtand beſchließen, iſt nur ein erſter Schritt. Dazu gehören auch die Schweden und ein leidenſchaftlicher Parteigänger wie Thurn. Der große Zweck, welchen wir und der Herzog vorhaben, bleibt ihnen fremd, denn er iſt zum Theil auch gegen ſie gerichtet. Der Schwede muß eingeengt, muß untergeordnet werden. Dort oben in jenem Schlößchen ſoll heute noch das begründet werden, was unſerem großen Vaterlande eine volle Zukunft ſichert. — Iſt der Mann da unten, der ſuchend umhergeht, nicht von des Herzogs Hauſe?“ — Es iſt Rittmeiſter Riemann. — „Er wird mich ſuchen. Gehen wir hinab!“ — Leo ſprang auf und umarmte Hans mit dem ganzen Enthuſiasmus der Jugend. Nun meinte er den Inhalt zu haben, welcher ihm gefehlt. Nun meinte er auch den Herzog wiedergewonnen zu haben, denn jetzt konnte er ſich ihm zur Verfügung ſtellen ganz und gar, jetzt konnte er ihm blindlings gehorchen!

Es war ſo. Riemann ſuchte Starſchädel. Auch wenn Feldmarſchall Arnimb noch nicht fertig wäre mit der Waffenſtillſtandsconferenz, ſollte Starſchädel allein hinauf kommen zum Herzog. Jubelnd führte Leo den wackern Freund bis ins Vorzimmer hinauf und ſchied von ihm mit der Verſicherung: ſobald die Unterredung zu Ende, verlange er Audienz, um ſich dem Herzoge mit Leib und Seele hinzugeben. Roſtok hatte endlich wieder einmal eine glückliche Stunde: Leo umarmte ihn und war der alte fröhliche Burſch.

War dem wirklich ſo, daß Waldſtein plötzlich die Verbindung mit den deutſchen Proteſtanten frei entfalten wollte als eine offene Kriegsfahne? Allem Anſcheine nach: Ja. Er war gereizt von Wien aus durch die Sendung Schlick's und Traumannsdorf's: er fühlte ſich kriegsmäßig ſtark durch die Nähe des proteſtantiſchen Heeres, welches ſich jeden Tag mit dem ſeinen vereinigen konnte: der tief in ihm wurzelnde Hochmuth trieb ihn, nach Wien hinab zu zeigen, daß er der Allmächtige ſei, welcher ſich nicht durch Aufpaſſer erniedrigen laſſe; er fühlte ſich endlich körperlich in ſo weit wohl daß er ſich frei bewegen und ohne Mühſal zu Pferde ſtei[illegible]onnte. Endlich ſagte ihm ſein guter Verſtand, daß ſeine Unterhandlung mit den Sachſen zu einem Abſchluſſe kommen müßte, wenn nicht ein Abbruch eintreten ſollte. Das Verhalten Starſchädel's, der gar nicht mehr kommen wollte, war ihm eine eindringliche Lehre geweſen.

Ob dieſer Schritt auf gründlicher Nothwendigkeit beruhte, ob er in Klarheit und Wahrheit wurzelte, ob er nicht doch wieder wie ein Schachzug gethan wurde, welchen man gelegentlich durch neue Züge verändern könnte, das war eine andere Frage. War es ein bloßer Schachzug — und die Ueberherrſchaft des Calcüls in Waldſtein ſprach wol dafür — dann war er doch ſo groß, daß er leichtlich zum Verhängniß führen konnte.

Jedenfalls gab ſich Waldſtein momentan dem Strome hin, welchen er ſelbſt entfeſſelt. Die Unterredung mit Starſchädel war kurz, warm und offen. Waldſtein achtete wirklich dieſen ſächſiſchen Edelmann ungemein. Wenn er auch über das lächelte, was er Schwärmerei an ihm nannte, er empfand einen gewiſſen Reſpect vor dieſer idealen und wahrhaftigen Hingebung. Vielleicht weil ſie ihm ſelbſt eben fehlte. Er empfand auch als guter Politiker das Bedürfniß, ſich ſelbſt nach Kräften in eine Gedankenwelt hinein zu verſetzen, welche in ſeiner neuen Bahn hilfreich und wirkſam für ihn ſelbſt wurde. Die neuen Stichworte mußten ja ſein nächſtes Feldgeſchrei werden, es war nothwendig, daß er mit ihnen vertraut wurde.

Ehe noch Arnimb kam, war er mit Starſchädel einig, und dieſer konnte an perſönliche Angelegenheiten denken, an Conrad und Leo. Lächelnd und ohne Widerrede unterſchrieb Waldſtein den Freilaſſungsſchein für den Bart-Conrad, und freudig ſogar ließ er Leo aus dem Vorzimmer rufen. Der Junge war ihm wirklich lieb und angenehm, und es galt ihm für ein gutes Zeichen, daß Leo nach Starſchädel's Verſicherung jetzt durch Dick und Dünn für den Herzog ginge, nachdem dieſer die Frage des deutſchen Reiches in ſeine eigene ſelbſtſtändige Hand genommen.

Selbſt Hans war in gehobener Stimmung, ſelbſt er ließ ſein wohlbegründetes Mißtrauen in den Friedländer fahren. Die Ausſicht war zu lockend, dieſen Kopf, dieſen Arm, dieſe Macht nun endlich auf der deutſchen Seite zu ſehen. Er rief Leo entgegen: Victoria, junger Freund, Dein Herzog iſt nun vollſtändig Dein Ideal, er geht mit uns und ſchafft ein deutſches Reich!

Leo ſtürzte auf die Hand des Friedländers und küßte ſie leidenſchaftlich. Dieſer aber, ſonſt ſo fremd in Wallungen und Herzensergüſſen, entſchlug ſich ſelbſt nicht der enthuſiaſtiſchen Empfindungswoge: er umarmte den ſo liebenswürdig aufgeregten Burſchen und ſprach einige verheißungsvolle Worte. War dies ein Zeichen, daß der alte Waldſtein eben ſchwächer geworden? War es ein Zeichen, daß er doch innerlich eine Herzensempfindung hegte für dieſes Kind ſeiner erſten Liebe?

Als er ihn losgelaſſen, ging er zu ſeinem Schreibtiſche und nahm ein großes Pergament aus der Schublade, indem er ſagte: „Du ſollſt denn noch beſchienen werden von der untergehenden Sonne. Dir ſoll der Kaiſer noch was nützen. Da! Nimm' hin, was ich für Dich eingefordert habe, Dein Diplom. Du biſt in den Ritterſtand des alten römiſchen Reiches erhoben. Knie nieder und empfange den Ritterſchlag!“

Leo kniete: Waldſtein legte die Hand auf ſein Haupt und ſagte: „Und ſo werde ein Ritter in des Wortes guter Bedeutung, werde ein ſtarker Mann. Steh' auf als ſolcher und bewähr' es mir in den ſtrengen Zeiten, die da kommen werden“.

Koſtok's feiner Dienernaſe war es nicht entgangen, daß da innen Ungewöhnliches ſich ereignete. Er hatte die ſtete wohlgeölte Thürklinke aufgedrückt und war Zeuge dieſes Ritterſchlags geworden. Das überwältigte ihn, er gerieth in ein krampfhaftes Schluchzen. Entſtand dies nur aus freudigem Mitgefühl für ſeinen Leo? Nein, es lag noch eine andere Empfindung zum Grunde. „Das muß nahe vor ſeinem Tode ſein!“ pflegt man zu ſagen, wenn Jemand etwas ſagt oder thut, was außerhalb ſeines Charakters liegt und außerhalb ſeiner Gewohnheit. Dieſes Sprichwort rumorte in Roſtok, als er ſeinen Herrn ſo milde und gutmüthig verfahren und ſich geberden ſah. So verſchiedenartige Miſchung von Affecten allein machte es erklärlich, daß er ſich reſpectwidrig ausbreitete in der geöffneten Thür, und daß er die Annäherung von Perſonen gar nicht gewahr wurde, welche nun ohne Meldung an der herzoglichen Schwelle erſchienen.

Dieſe Perſonen waren Arnimb und Ilow. Waldſtein winkte Arnimb wohlwollend zu und begrüßte ihn mit der Nachricht, daß Herr Hans von Starſchädel alle Streitpunkte erledigt habe, welche noch obgeſchwebt hätten zwiſchen den Proteſtanten und dem Herzoge von Friedland. Ilow ſchrie jauchzend auf und rannte von dannen. Arnimb äußerte ebenfalls die tiefſte Freude und ging ſogleich, nachgiebiger als jemals, auf die nächſten Schritte ein, welche nun vorzunehmen wären, in ſeiner Zufriedenheit dem Herzoge jeden Vorzug, jede Reſerve einräumend, welche er bisher verſagen zu müſſen geglaubt hatte.

Dies wirkte wieder günſtig auf den Herzog, und die heikelſten Fragen löſten ſich leicht und ſchnell, auch die Frage um die ſchwediſche Betheiligung. Waldſtein gab zu, daß die Schweden zunächſt vollberechtigte Bundesgenoſſen wären, und Arnimb gab zu, daß zwiſchen Friedland und den Deutſchen ein Vorbehalt für die Zukunft ausbedungen würde. Auch ſein Abſehen ging dahin, die Fremdlinge nicht am Austrage deutſcher Fragen vollberechtigt mitſprechen zu laſſen.

„Zu dem Ende“, ſchloß Waldſtein, „iſt ein Abkommen mit dem Herzoge Bernhard von Weimar die nächſte und nothwendigſte Aufgabe. Er ſtellt eine Hauptmacht auf Eurer Seite dar, und er iſt enger mit den Schweden verbunden und verwachſen als Ihr es ſeid. Mit ihm müſſen wir aufs Reine kommen. Uebernehmt Ihr das, Feldmarſchall Arnimb?“ — Auf der Stelle. Hier ſteht der natürlichſte und kräftigſte Vermittler, Herr von Starſchädel, ein Weimaraner, welcher den Herzog von Jugend auf kennt und ihm befreundet iſt. Er wird bereit ſein, morgen ſchon an die bairiſche Nordgrenze zu reiten, wo Herzog Bernhard kämpft, um Alles mit ihm zu erledigen. — „Ich bin bereit!“ ſagte Hans, „und bitte um einen Geleitſchein durch Böhmen, damit ich den kürzeſten Weg einſchlagen kann.“ — Schreibe ſofort dieſen Schein, Leo — erwiderte Friedland — und begleite morgen Freund Starſchädel bis Eger. Dort findeſt Du Holck. Er muß ſogleich unterrichtet ſein, denn er iſt in Fühlung mit den Streiftruppen des Herzogs Bernhard; in ſeine Hände müſſen die Fäden der Verbindung gelegt werden. —

Die Dunkelheit war hereingebrochen über dieſen Verhandlungen, und Ilow kehrte zurück. Er war in glücklichſter Aufregung und meldete dem Herzoge, daß die Officiere den ſächſiſchen und ſchwediſchen Herren eine Freundlichkeit erweiſen wollten. Die Nachricht vom Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes habe allgemein günſtigen Eindruck gemacht, und es ſei ein gemeinſchaftliches Nachtmahl beſchloſſen worden unten in der Brauerei. Die Officiere würden höchlichſt erfreut ſein, wenn Durchlaucht ſich einen Augenblick zeigen wollte bei dieſem kameradſchaftlichen Feſte. Das würde die Stimmung ungemein erhöhen.

— So laßt uns hinab gehen, Ihr Herren! Roſtok, Hut und Mantel.

Ilow verſchwand auf der Stelle wieder, um eiligſt Vorbereitungen zu treffen. Ihm war Alles daran gelegen, daß der Herzog bis zur Unmöglichkeit eines Rückſchritts vorwärts gezogen würde.

Er gehörte zu den Menſchen, welche auf das erwählte Ziel gradeaus losgehen ohne irgend eine Rückſicht. Hinter ihm und neben ihm durfte geſchehen und fallen was mochte, es kümmerte ihn nicht, er behielt ſein Ziel ſtarr vor Augen, und ſtrengte alle Leibeskräfte an. Seit ihm der Grafenhut vom Kaiſer verſagt worden, hatte ſich ſein Blick auf all' Das gerichtet, was den Kaiſer erniedrigen, und was für einen ſtrebſamen General großen Spielraum ſchaffen konnte. Die inneren Fragen des Staats und der Religion hatten keine große Bedeutung für ihn. Sie galten ihm für abgenützt, weil ſie in ihm ſelbſt abgenützt waren. Sie hatten nie große Bedeutung für ihn gehabt. Er war eine eigennützige Natur; er zuckte die Achſeln und lächelte höhniſch, wenn von irgend einer idealen Forderung die Rede ging. Eben deshalb hatte er Sparr überholt im Dienſte des Friedländers. Je näher die Dinge der Entſcheidung rückten, deſto willkommener war Waldſtein der trocken ausführende Diener. An Ueberlegung fehlte es dem Herzoge ſelbſt nicht, er ſuchte ſie alſo nicht bei ſeinen Werkzeugen, und Sparr hatte bei allem Gehorſam immer einen Beiſatz von eigener Prüfung.

Ilow war übrigens klug genug, den Officieren unten in der Brauerei nur ſo viel zu ſagen, als nöthig war zur Reizung. Er wußte, daß der Herzog den vorlauten Schwätzer an ſeiner Seite mit einem Fußtritte wegſtieß, wenn er morgen ein langſameres Tempo des Ausbruchs für nöthig hielt. Die Officiere erfuhren alſo nur, daß oben im Schlößchen große Dinge reiften, nicht blos ein Waffenſtillſtand. Denn dieſer als Vorläufer eines Friedens war keineswegs populär unter den Kriegsmännern. Dieſer Waffenſtillſtand — raunte Ilow den einzelnen Gruppen zu — bezweckt eine Sammlung der Kräfte zu einer Kriegführung in viel größerem Stile. Der Kaiſer iſt arm und zäh und furchtſam; er hindert den Friedländer fortwährend. Der Kaiſer iſt in den Händen der Pfaffen, und der kirchliche Plunder verengt den Krieg. Der Friedländer will über dieſen Plunder hinweg den Proteſtanten die Hand bieten, um ein Rieſenheer zu bilden. Dann werden im Norden die Schweden, im Süden die Spanier hinausgefegt und das Reich wird auf ganz andern Fundamenten gegründet. Laßt den anweſenden Schweden nichts merken. Sie haben nichts im Reiche zu ernten; wir wollen Reichsfürſten werden, wir, die wir den Degen führen.

Und nun ſorgte er dafür, daß man ſich zum Schmauſen und Zechen ſogleich an die Tafel ſetzte. Stand man noch umher bei Ankunft des Herzogs, ſo behielt Alles einen ſteifen Charakter; denn im Beiſein des Herzogs ſchickte es ſich nicht, eine Tafel zu eröffnen, an welcher der gebietende Herr doch keinen Theil nahm. Der Herzog ſollte bereits Alles in angeregter Stimmung finden; die Zungen ſollten leicht ſein.

Zu ebener Erde war in der Brauerei ein großer Raum zum Verkehrsſaal eingerichtet worden. Er war mit Quaderſteinen gepflaſtert und hatte ſonſt die großen Malzhaufen geſehen, welche von hier in die Bottiche wanderten. Kleine Fenſter gingen auf den Hof, und Soldaten wie Trainvolk hatten ſich zahlreich eingefunden im Hofe und drängten ſich jetzt an die kleinen Fenſter, um dem Schmauſe zuzuſehen. Unter ihnen Medardo, welcher recht gut merkte, was da vorging mit den Abgeſandten der Ketzer. Daß der Erzfeind Graf Thurn dabei war, hatte ja für ſich allein ſchon eine Bedeutung, und Ilow's Aeußerungen hatte Medardo bereits aufgeſchnappt. Es war ihm ganz deutlich, daß eine Kriſis nahe ſei. Wie käme ſonſt der ſtolze Herzog zu einem Gelage ſeiner Officiere! Ein feſter Platz an einem der kleinen Fenſter war da nothwendiges Bedürfniß. Und dies Bedürfniß ſtillte Medardo gewiſſenhaft; er war ganz Auge und Ohr am offenen Fenſterloche.

Die Muſikbande oben auf einer hölzernen Galerie des Malzraumes ſpielte einen lärmenden Tuſch, als der Herzog von Friedland eintrat mit Arnimb, Starſchädel und Leo. Alles ſprang auf, ſchwenkte die Becher und rief Hoch.

Der Friedländer nickte dankend und ſprach unter vollkommener Stille einige Worte. Er ſprach unter leichter Verſchleierung des Sinnes von der großen neuen Wendung, welche jetzt eintreten werde für die Heeresmaſſen in Deutſchland. Der Officier ſolle ſich dieſer Wendung bewußt werden, ſolle ſich klar machen, für welches Ziel er fechte. In Kurzem werde eine neue Parole ausgegeben werden, und er, ihr Kriegsherr, halte ſich verſichert, daß die Friedland'ſchen Herren Officiere ihre Schuldigkeit thun würden.

Eine brauſende Zuſtimmung aus allen Kehlen erfolgte, ein erneutes Hoch auf den Kriegsfürſten an ihrer Spitze wurde von Tertſchka mit donnernder Stimme ausgebracht, und die Muſikbande oben auf der ſchwarz angerauchten Galerie fiel mit neuem ſchmetterndem Lärmen in den Schluß der Tertſchka'ſchen Worte.

Dies war der Moment, welchen Jlow erwählte zu einer fulminanten Rede gegen die Pfaffenwirthſchaft, welche den Sinn und Zweck des Krieges verderbe. Er nannte Wien, er nannte die Jeſuiten, und verſagte ſich keinen ſoldatiſchen Ausdruck, wie grell und frech er klingen mochte. Mit Jubel wurden die ärgſten Ausdrücke aufgenommen, und auch die Stilleren geriethen in eine unklare Bewegung, da ſie dergleichen von einem Vertrauten des Herzogs und in Gegenwart des Herzogs ausſprechen hörten. Der zuſtimmende Lärm wurde tumultuariſch. Ja, der alte Thurn ſprang auf einen Seſſel und ſchrie die Frage über alle Köpfe hin: ob man in Wien glaube, daß die böhmiſche Freiheit wirklich begraben worden ſei am Weißen Berge? — Nein, nein! antwortete es von vielen Seiten und der kaiſerliche Generaliſſimus, der Herzog von Friedland, hielt es nicht für nöthig, ſolchen Exceſſen ein einhaltendes Wort entgegen zu ſetzen. Er lächelte ſarkaſtiſch und ſagte zu Arnimb: „Ihr ſeht, die Leute ſind reif“. Dann machte er eine gnädige Handbewegung auf die Tafel hin, welche beſagen mochte: laßt Euch nicht weiter ſtören! und ſchritt unter neuen donnernden Hochs und jauchzendem Tuſch der Muſik nach dem Ausgange.

Medardo entfernte ſich gleichfalls. Das war ſo Viel, daß er noch in dieſer Nacht ſpornſtreichs nach Wien reiten wolle. Es war ſo Viel, daß kaum eine Mittheilung an Pater Norbert in Prag nöthig ſchien, das mußte unmittelbar zu Pater Lamormain gebracht werden.

12.

Es vergingen noch einige Tage mit Vorbereitungen, ehe Hans von Starſchädel an Bernhard von Weimar, ehe Leo an Holck abgehen konnten. Waldſtein erläuterte Beiden alle Einzelnheiten genau. Zum erſten Male wurde auch Leo einer Auseinanderſetzung gewürdigt, wie ſie der Herzog ſonſt nur einem kundigen Geſchäftsmanne angedeihen ließ. Leo beſtand in dieſen Geſprächen hinreichend. Er zeigte ſich in allen realen Punkten genau unterrichtet, und wo er der Ergänzung bedurfte, genau eingehend. So liebte es der Herzog, welchem oberflächliche Behandlung der Geſchäfte unerträglich war. Er zeigte ſich befriedigt von der Anſtelligkeit des jungen Ritters. Daß Leo bisher feindſelig behandelt worden war von Holck, ſchien dem Herzoge gleichgültig zu ſein, wenigſtens erwähnte er deſſen mit keiner Silbe.

Leo ſchwieg ebenfalls darüber. Er war auch zu guten Muthes, um ſich darüber Sorgen zu machen. Der ſtreng vorgezeichnete Dienſt, worin er allzu vertrauensvoll, werde ja die perſönlichen Mißhelligkeiten in den Hintergrund ſchieben. Ja, es ſchmeichelte ihm ſogar, daß er dem alten Widerſacher nun ſo ruhig und amtlich, ſo bedeutend gegenüber treten könnte. Die Jugend vergoldet ſich eben Alles.

Hans meinte ſeinerſeits, mit dem Herzoge zufrieden bleiben zu können auch in den ausführlichen Beſprechungen. Er fand keinen ſichtlichen Fehl in den Perſpectiven, welche Waldſtein berührte. Der Herzog war in der That nach allen Seiten zu ganzen Schritten entſchloſſen. Er kannte auch Hans zu gut, als daß er ihm gegenüber eine Blöße hätte zeigen mögen. Zudem lag auch dieſe Seite der Zukunft wie ein Schlachtenplan reinlich ausgearbeitet in ihm. Er öffnete eben in dieſen Tagen nur gerade dieſes Fach ſeiner Vorrathsſchränke.

So ſchwangen ſich denn Hans und Leo eines Morgens mit guter Zuverſicht auf ihre Roſſe, um eine weite Strecke gemeinſchaftlich nach dem Weſten zu reiten. Ueber Prag bis Eger hatten ſie gemeinſame Straße.

Beide waren in gleicher Lage. Sowol in Betreff ihres Lebensziels wie in Betreff ihres Herzens. Hans war zum erſten Male wieder im Stande, ſeine Niedergeſchlagenheit über Kirche und Vaterland zu betäuben. Das Bündniß mit Waldſtein zeigte die Möglichkeit, einen neuen großen Zuſchnitt zu gewinnen für die Bedürfniſſe Deutſchlands, und zwar in der politiſchen, wie in der religiöſen Frage. Waldſtein galt ihm für unbefangen in kirchlichen Dingen: es ſtand von ihm zu hoffen, daß er hierin Freiheit gewähren und neue Geſtaltungen zulaſſen werde. In dieſer tiefſten Richtung ſeines Inneren konnte Hans alſo zum erſten Male wieder hoffen. Dieſe Belebung kam denn auch ſeinem Herzen zu Statten: es klopfte zuverſichtlicher in dem Gedanken an die verſchollene Marie. Sie war in Böhmen verſchwunden, ihr Aufenthalt war aller Wahrſcheinlichkeit nach in Böhmen. Er reiſte jetzt mit ſicherem Geleitsſcheine durch die ganze Breite dieſes Landes; er trug den Freiſchein Conrads in der Taſche. Conrad hatte vielleicht ſchon eine Spur entdeckt, als er damals ins Gefängniß geworfen worden war. Das war lauter Hoffnung. Und was noch mehr ſagen will: die Zeit hatte in Hanſens Gemüthe vielfach geheilt und geläutert. Die Zeit und die Liebe. Die Liebe zu Marie war ſtetig gewachſen und hatte ihm von Tage zu Tage lauter zugeflüſtert: du haſt beim Abſchiede in Gnadenfrei viel zu ſtrenge Anforderungen gemacht an Marie; du haſt von dem unerfahrenen, ſchüchternen Mädchen zu viel dreiſtes Entgegenkommen verlangt, du haſt ſie eingeſchüchtert. Eine einzige Begegnung wird das Alles ausgleichen; denn du ſelbſt biſt jetzt entſchloſſen, ihr ganz offen entgegen zu treten, ihr alle Falten deines Herzens zu enthüllen. — Seine hoffende Wallung ſtieg ſo hoch, daß er ſogar daran dachte, ſich an Erdmuthen ſelbſt zu wenden, ihr ſeine warme Neigung für die

Schweſter ehrlich einzugeſtehen, und ſie um Hilfe anzuſprechen. Er war eben ein Idealiſt.

In Waldſtein's Schlößchen hatte er von Sparr erfahren, daß Ludmilla auf Schloß Zleb verweile, und ſo fragte er Leo, als ſie das Lager hinter ſich hatten und in ein Thal des Eulengebirges einlenkten: ob Leo von Prag aus den kleinen Umweg über Czaslau und Schloß Zleb mit ihm machen wollte?

Leo jauchzte innerlich auf bei dieſer Frage. Gerade das war ſein heißeſter Wunſch. Er hatte ſchon beim Herzoge angefragt, ob er nicht eine Beſtellung an Gräfin Wanda im Vorbeireiten abmachen könnte. Der Herzog hatte zwar den Kopf geſchüttelt und hatte geſagt: Ein junger Mann, der eine politiſche Laufbahn machen will, muß den Verkehr mit Weibern hintan zu ſetzen wiſſen! — aber er hatte dies milde geſagt. Er wird es nicht übel nehmen, meinte Leo, wenn du als junger Ritter den Frauen auf Zleb dich mit Artigkeit vorſtellſt, den alten wie den jungen. Er verſicherte alſo Hans, daß der Umweg über Czaslau ganz gering wäre und daß er ihn mit Vergnügen machen werde in Geſellſchaft des Herrn von Starſchädel.

Wie ſehr ſchmachtete er darnach, Magna zu ſehen und zu ſprechen! Es war ihm nicht möglich geweſen, an ſie zu ſchreiben: der Herzog hatte ihn fortwährend in Anſpruch genommen zur Ausarbeitung der Inſtructionen für Holck. Jetzt war die Gelegenheit doppelt günſtig, da Starſchädel ihn ſogar aufforderte. Und wie trefflich fühlte er ſich ausgerüſtet! Das Lebensziel war gefunden, die erſte große Beförderung erreicht: als Edelmann konnte er vor das ſchöne Edelfräulein hintreten und ihr ſagen: jetzt bin ich auf dem beſten Wege, auch vor deinen Vater hintreten zu können mit offener Bitte um deine Hand! Was Marcheſe! Dieſer Wälſche iſt im Preiſe geſunken, ſeit der Herzog die neue Bahn eingeſchlagen. Das wird Vater Sparr gar ſehr erwägen!

Freilich war die Furcht nicht ganz hinweg zu treiben, die Furcht vor dem geheimnißvollen, abweiſenden Betragen

Magnas. Aber die jetzige Stimmung hob auch über dieſe Furcht hinweg.

Es war ein enges Thal, durch welches ſie weſtwärts ritten. Die Morgenſonne ſtieg hinter ihnen über dichten Kieferwald empor: die Luft war kühl, der Sommer war bereits erſchöpft. Das Geſpräch zwiſchen den beiden Männern ſchwieg; Jeder war in Betrachtung ſeiner Luftſchlöſſer verſunken.

Da hörten ſie raſche, zahlreiche Huftritte hinter ſich, da hörte Leo ſeinen Namen rufen. Eine Cavalcade kam hinter ihnen her; an der Spitze derſelben eine ſchwarzgekleidete Dame! neben ihr Officiere, hinter ihr berittene Diener.

Die Dame war Suſanne. Sie war in heftiger Aufregung. Bei Sonnenaufgang hatte ſie heute ihre Mutter begraben, und vom Grabe heimkehrend, erfahren, daß Leo nach Eger reite zum Feldmarſchall Holck. Blitzſchnell hatte ſie ſich entſchloſſen, ebenfalls nach Eger zu reiten unter Begleitung Leos. Ein paar freundliche Officiere hatten ſich ſofort erboten, ſie auf den rechten Weg zu bringen, um Leo einzuholen, und — da war ſie.

Sie fragte nicht um Erlaubniß, ob ſie ſich Leo und Hans anſchließen dürfe; ſie reichte den beiden Officieren die Hand und verabſchiedete ſie. Dann wendete ſie ſich zu Leo und erzählte ihm unter ſtrömenden Thränen, was ihr begegnet wäre ſeit er von ihr gegangen, um in der Brauerei die Herren von der Waffenſtillſtandscommiſſion zu ſprechen. — Vier Tage ſind's her — rief ſie ſchluchzend — vier Jahre ſind's an Pein und Schrecken: die Haut meiner armen Mutter ſchwoll auf in großen Blaſen, das Auge verſank, der Athem wurde dünn und leiſe; auf einmal flüſterte ſie: Geh' zu Holck, alles Andere iſt eitel! — und todt war ſie. Ich mochte ſchreien wie ich wollte, kein Hauch von Leben war mehr in ihr zu erwecken. Da bin ich ohnmächtig geworden. Sie war wol hart und geizig, aber mich hat ſie doch geliebt, und ich wußte nun erſt recht, daß ſie doch meine Mutter geweſen und daß ich an ihr gehangen mit hundert Faſern. Ich meinte, ich wäre verrückt, als ich wieder zur Beſinnung kam und kein Küſſen, kein Einhauchen meines Odems ſie lebendig machen konnte. Jetzt befolge ich ihren letzten Rath; er iſt vernünftig. Holck hat mir ſchon mehrmals ſagen laſſen, ich möchte nur zu ihm kommen, er hätte mir Alles vergeben. Der gute Narr! Er hat immer gethan, als müßt' er mir viel vergeben, wo gar nichts zu vergeben war. Und anhänglich bin ich ihm ſtets verblieben, im Grunde meint er's doch kreuzbrav mit mir. Ich hab' alſo zuſammengepackt und dort die zwei Packpferde beladen; meine Mutter hat ſo geſpart, daß ich ganz erſchrocken war über den Reichthum, und als mir vorhin der ſchwarze Peppi ſagte, der junge Ritter von Steinwald reite eben mit Aufträgen des Herzogs zum Holck, da bin ich aufgeſprungen und habe gerufen: das iſt wieder das erſte Glückszeichen, der nimmt dich mit, der gute Leo, und den verſöhnſt du mit dem Holck, und Alles wird wieder gut! Hab' ich nicht Recht gehabt, junger Herr Ritter?

Sie ſah verführeriſch ſchön aus, das leichtſinnige Geſchöpf in ſchwarzem Kleide und ſchwarzem Schleier; das rothgoldene Haar, der ſchneeweiße Teint ſtrahlten reizend hervor aus den dunklen Hüllen, und Thränen wie Aufregung hatten ihr einen hinreißenden Ausdruck verliehen. Es war gar keine Möglichkeit, ſie abzuweiſen, und ſie führte ſich im Laufe der Reiſe ſo kindlich auf, ſo weich liebenswürdig, daß ſelbſt der geſtrenge Hans nicht völlig abwehrend verbleiben konnte. In ſo einſchmeichelnder Geſtalt tritt oft das Unglück unabweislich an unſere Seite. Denn für Leo wurde es ein Unglück.

Es war gegen Abend, als ſie nach Prag kamen. Rothe Wolkenbeleuchtung ſchimmerte in den Hof des Friedland'ſchen Palais, als die Geſellſchaft dort eintritt. Leo hatte Aufträge vom Herzoge dort auszurichten, Hans war vom Herzoge eingeladen, ſein Abſteigequartier dort zu nehmen. Suſanne machte keine Anſtalt, ſich von ihnen zu trennen, und die Galanterie ſchien es nicht zuzulaſſen, daß ein verlaſſenes Mädchen allein in eine Herberge gewieſen würde. Leo ſagte alſo zum herbeieilenden Hanshofmeiſter, daß der Freundin des Feldmarſchalls Holck Gemächer eingeräumt werden möchten. Sie war noch nicht abgeſtiegen, als er das zum Haushofmeiſter ſagte, und hatte es gehört. Wie ein Kind klatſchte ſie in die Hände und rief: Er iſt ein Engel, der junge Ritter! Er wird die Freundin des Feldmarſchalls auch wie ein Ritter vom Roſſe heben und einführen in die Burg ſeines Lehensherrn. Lächelnd leiſtete ihr Leo dieſen Dienſt. Sie ſtreichelte ihm die Wange dafür, legte ihren Arm in den ſeinigen, und indem ſie ihm die lieblichſten Worte zuflüſterte, ließ ſie ſich von ihm zur Treppe führen. Von einem Fenſter im erſten Stocke wurde dieſe Scene beobachtet.

Ein Theil der Geſellſchaft von Zleb war dieſen Morgen nach Prag gekommen, um Einkäufe zu machen für die Herbſt- und Winterſaiſon. Die alte Gräfin Wanda war's, Ludmilla und — Magna. Marcheſe Carretto und Jaromir von Zierotin waren die begleitenden Cavaliere. Magna hatte noch wie ſonſt ihre Stadtwohnung im Palais. Da man nur den Tag über bleiben wollte, ſo waren die beiden andern Damen ebenda abgeſtiegen, und die Herren waren jetzt gekommen, um die Damen abzuholen. Es war Vollmondszeit, und es ſollte in der Nacht die kurze Reiſe nach Czaslau und Zleb gemacht werden. Man ging eben durch einen Corridor, welcher die Fenſter nach dem Hofe hatte, und ein Diener eilte voraus, die Wagen und Pferde herbei zu rufen. Da erſchien unten die Cavalcade. Man blieb am Fenſter ſtehen; man erkannte Leo, Hans und — Suſannen.

Ein Ausruf der Ueberraſchung flog von allen Lippen. Gräfin Wanda freute ſich, Ludmilla erſchrak beim Anblick Hanſens, Magna fühlte einen Stich durch ihr Herz gehen, als ſie dieſen traulichen Verkehr Leos mit Suſannen vor ſich ſah. Eine laute Bemerkung Carretto's vergiftete noch obenein dieſen Stich. — „Das iſt ja Holck's Geliebte“, ſagte er, „die zur Jugend übergegangen iſt. Brava Suſanna! Des Anſtands halber ſcheint ſie um Holck zu trauern.“

Magna litt auf das Schmerzlichſte. Sie liebte Leo feſt und ganz; aber ſie war auch ein feſter und ganzer Charakter, ſie begehrte feſte und ganze Erwiderung. Bei der Begegnung auf dem Kleinſeitner Ringe damals, als Leo zum Gericht hinüber gefahren wurde ins Altſtädter Rathhaus, da hatte er im offenen Strome des Herzens etwas geſagt, das war haften geblieben in ihrem Sinne mit unausrottbarer Wurzel, er hatte geſagt: „Ich hab' die Rache Holck's wegen dieſer Suſanne nicht einmal verſchuldet; es iſt über mich gekommen, ohne daß ich etwas gedacht oder gewollt habe". — Dieſe letzten Worte waren ſeit jenem Wintertage täglich vor ihr aufgetaucht. „Es iſt über ihn gekommen, ohne daß er etwas gedacht oder gewollt hat" — es iſt aber doch gekommen! flüſterte ſie damals, als der Wagen von dannen fuhr, es iſt über ihn gekommen! ſprach es in ihr ſeit jener Zeit an jedem Morgen, an jedem Abend. — Er hat ſich überraſchen laſſen zu einer Untreue — das war für ſie der Sinn jener unglückſeligen, offenherzigen Worte.

Ihr Charakter konnte vielleicht eine wirkliche Untreue gar nicht verzeihen, denn er war ſtolz, eigenſüchtig, hartnäckig in dieſer feinſten Frage des Herzens. Aber ſie hatte mit ſich gerungen, dieſe Verzeihung möglich zu machen. Sie hatte ſich klar zu machen geſucht, daß eine Ueberraſchung Abweſenheit des Willens vorausſetze. Wenn man überraſcht wird, hatte ſie ſich geſagt, dann erleidet man, man begeht nicht. Kurz, ihre Neigung hatte das Wort geführt, und am Ende ziemlich ſiegreich geführt. Da war aber Monat auf Monat vergangen und es war kein directes Wort Leos zu ihr gekommen. Schlimmer noch! Der Spion Medardo war zwar nach Wien geeilt, er hatte aber doch eine geheime Mittheilung an Jaromir von Zierotin zu bringen gewußt, und in dieſer Mittheilung auch die kleine Nebenſache, „der Günſtling Leo ſei doch wieder in Ungnade beim Friedländer und entſchädige ſich in den Armen der luſtigen Suſanne". Jaromir hatte dieſe Mittheilung heute in Prag erhalten durch einen unſcheinbaren Vertrauten aus dem Collegium und hatte ſeinem Freunde Carretto ſogleich den Liebesdienſt erwieſen, die

Notiz in Gegenwart Magnas auszuſprechen. Ein durchreitender Officier ſollte ſie erzählt haben.

Magna war blutroth geworden, hatte aber ſonſt nicht gezuckt. Dieſer Jaromir war ihr ohnedies zuwider; ſie hatte ſich einzureden geſucht: das habe er erfunden, um der Bewerbung Carretto's zu dienen. Da traf ſie der jetzige Moment und die Bemerkung Carretto's. Sie fühlte ſich vernichtet und empört.

Da kamen ſie Arm in Arm daher durch den Corridor, Leo und dieſe Suſanne. Hans war nicht mit ihnen, er war ſogleich nach dem Hauſe des Commandirenden geeilt, um Conrads Befreiung ins Werk zu ſetzen.

Gräfin Wanda allein, die eine ungetrübte Freude empfand, ihren guten Leo wieder zu ſehen, ging ihm entgegen und machte es ihm möglich, den Arm des aufdringlichen Mädchens fahren zu laſſen. Er erſchrak des Todes, als er einige Schritte hinter ihr die andere Geſellſchaft und unter ihr Magna erblickte. Keinen Augenblick zweifelte er, daß ſein Auftreten mit dieſer heilloſen Suſanne ein Gewitterſchlag für Magna und ſeine Liebe geworden ſei. Dadurch wurde die Lage nur noch ſchlimmer; er erſchien faſſungslos, und ſelbſt die Gräfin Wanda mußte ihre Verwunderung ausdrücken über ſein verſtörtes Weſen.

„Du biſt ja wie verhagelt, Leo! Was iſt Dir denn?“ rief ſie, und ſich rückwärts zur Geſellſchaft wendend, ſetzte ſie hinzu: „Treten wir einen Augenblick in die Zimmer, er muß mir vom Herzoge erzählen“.

Die Thür, zu welcher ſie ihn führte, lag jenſeits der Geſellſchaft. Leo mußte alſo an dieſer vorüber, er mußte an Magna vorüber. Sie zu begrüßen unter ſolchen Umſtänden, war eine Rieſenaufgabe für ihn. Er löſte ſie erbärmlich, und um ſo erbärmlicher, als Magna ſich ohne ein Wort nur ſtolz vor ihm verbeugte. Und an der Thür folgte noch der ſchwerſte Schlag. Suſanne hatte doch ſo viel Tact, daß ſie nicht mit eintreten wollte in das Zimmer, wo Gräfin Wanda Leos vertrauliche Mittheilungen erwartete. Leo aber dachte nicht daran, für ihre

Unterkunft Sorge zu tragen. Sobald er alſo über die Schwelle ſchritt, rief ſie ihm nach: „Aber, Leo, Du mußt doch erſt Deine Dame unterbringen! Wo ſind denn unſere Zimmer?“

Dies unverſchämte Du war der Gnadenſtoß. Nur ein Gutes hatte er, er machte Leo zornig. Unwillig rief er den in reſpectvoller Ferne folgenden Haushofmeiſter herbei und ſagte trotzig: „Dieſe Freundin des Feldmarſchall Holck, welche ſich auf dem Wege an unſer Geleit angeſchloſſen, wird dieſe Nacht hier verweilen. Sorgt für ſie, Herr Haushofmeiſter. Sie reiſt morgen weiter“. — Ja, ſoll ich denn allein weiter reiſen, Leo? fragte ſie naiv. — „Vielleicht mit Herrn von Starſchädel, der Eures Weges zieht.“ — Ah, nicht doch! Und Du? — „Ich weiß noch nicht, wann ich weiter gehen kann.“ — Dann wart' ich auch! rief ſie ſchmollend und folgte dem vorausgehenden Haushofmeiſter.

Die Thür ſchloß ſich hinter der Gräfin Wanda und Leo. — Der Marcheſe, Jaromir, Ludmilla und Magna traten in ein anderes Zimmer, um auf die Gräfin zu warten. Ludmilla jedoch nur einen Augenblick. Die Ankunft Hanſens war ihr höchſt verdächtig. Er ſucht Marien! rief das böſe Gewiſſen in ihr, und die Unruhe übermannte ſie. Kurzweg erklärte ſie, daß ſie ihren Geſchäftsführer noch einmal ſprechen müſſe. Man möge bei der Abreiſe nicht auf ſie warten. Sie komme vielleicht erſt morgen oder übermorgen hinaus nach Zleb.

Damit ging ſie raſch aus dem Zimmer. Jaromir war betroffen. Er hatte Hans von Starſchädel ebenfalls auf der Stelle erkannt, und es war ihm außer Zweifel, daß er die Veranlaſſung wäre, welche Ludmillen jetzt in Prag zurückhielt. Seit ſeinem Rücktritte von den Jeſuiten, der wirklich geglaubt worden war, und ſeit ſeinem Uebertritt zur böhmiſch-friedländiſchen Partei, welchen er durch nationale wie ariſtokratiſche Aeußerungen ſehr einleuchtend gemacht hatte, war ſein Verhältniß zu Ludmillen ungezwungener und freundlicher geworden. An ſeiner Neigung hatte ſie nie gezweifelt: jetzt erſchien dieſe Neigung auch berechtigt.

Der halb clericale Mann war ein weltlicher Cavalier geworden, welcher einen König von Böhmen und eine Gattin nach dem Wunſche ſeines Herzens ſuchen konnte. Warum ſollte ſie jetzt einen ſolchen Liebhaber noch ſpröde zurückweiſen, der immerhin intereſſant und jedenfalls durch unerſchütterlich ausdauernde Neigung für ſie bemerkenswerth war? Das Schickſal hatte ohnehin arg niedergemäht im Kreiſe ihrer Verehrer und Anbeter, was hätte ſie veranlaſſen ſollen, auf Schloß Zleb, wo der Marcheſe nur Augen für Magna hatte, den ſeinen Jaromir völlig abzuweiſen? Sie hatte ihn nicht erhört, aber ſie hatte ſich ſeine Huldigungen mit einer gewiſſen Artigkeit gefallen laſſen.

Er war alſo ziemlich berechtigt, ihr jetzt nachzueilen und ihr ſein Geleit wie ſeine Dienſte anzubieten.

So blieben der Marcheſe und Magna allein. Eine gefährliche Situation für Leo im Nebenzimmer. Denn der Marcheſe war ganz der Mann, von der verzweifelten und empörten Stimmung Magnas den Vortheil zu ziehen, welcher einem eleganten, vornehmen und feinen Nebenbuhler erreichbar iſt.

Hans fand für ſeinen Zweck keine Schwierigkeiten. Seine Anweiſungen vom Generaliſſimus, dem Herzoge von Friedland, waren ſo nachdrücklich, daß ihnen überall unverzüglich Folge geleiſtet wurde.

Nach Verlauf einer halben Stunde ſtand Conrad vor ihm und ging frei neben ihm einher durch die dunklen Straßen. Denn es war Abend geworden.

Hans erſchrak über Conrad. Dieſen hatte die Gefangenſchaft übel zugerichtet. Unter dem wildeſten Geſindel — und an ſolchem war das Söldnerheer überreich — waren all' ſeine rohen Anlagen wieder aufgeweckt und genährt worden. Namentlich war ein grimmer Haß gegen Waldſtein in ihm reif geworden. Daß dieſer ihn ſo ohne Weiteres in den Gefängnißzwinger hinabgeſchleudert, das hatte eine wahre Wuth in Conrad erzeugt. Hans hatte Mühe, die Flüche und Drohungen gegen den Friedländer nur einigermaßen zu dämpfen, welche Conrad ſchreiend ausſtieß auf offener Straße. Nur Eins half plötzlich unerwartet. Hans fragte heftig nach dem Ergebniß der Forſchungen, welche Conrad damals übernommen hatte, um den Aufenthaltsort Mariens zu entdecken. Das traf die beſte Saite in dieſem ergrimmten Menſchen. Eine praktiſche Aufgabe geſchickt zu vollführen war ſein Ehrgeiz. Er ſchwieg augenblicklich, als Hans nach Marien fragte, und nach kurzer Pauſe ſchien er ein anderer, ein ruhiger Menſch zu ſein.

Er erzählte, daß er bei der Abholung Hagen's draußen vor der Stadt einen alten Herrn kennen gelernt, der allen Aeußerungen nach um Mariens Aufenthalt gewußt. Die plötzliche Gefangennahme habe ihn von dem alten Herrn getrennt. Den wollten ſie ſogleich aufſuchen.

„Du weißt ſeinen Namen?“ fragte Hans. — Nein. Aber das Haus da draußen finde ich, und dort wohnt er. — Das war nun ein Irrthum. Es war nur das Sommerhäuschen des Doctor Zinkas, welches er nur zeitweiſe beſuchte, und Ludmilla, welche ebenfalls nach Doctor Zinkas ausgegangen, hatte mit viel mehr Wahrſcheinlichkeit des Antreffens den Weg nach ſeinem Hauſe in der Stadt eingeſchlagen.

Hans wäre eben dahin gegangen, wenn Conrad den Namen gewußt hätte, denn er kannte ja von früherer Zeit her den Quaſi-Vormund Mariens ganz gut. Jetzt folgte er Conrad und ſtolperte mit ihm in der Finſterniß nach Bubencz hinaus. Conrads Inſtinct fand den Weg, fand das Häuschen.

Es ſchimmerte Licht in demſelben. Zuverſichtlich traten ſie ein. Niemand war zu ſehen und zu hören. Aber eben ging draußen der Mond auf und beleuchtete den kleinen Hausflur bis zur engen, ſteilen Treppe. Dort hinauf tappte Conrad, wie er damals gethan, und zu derſelben Zimmerthür. Er öffnete ſie, und richtig, da ſaß auch wieder der alte Herr an demſelben

Tiſche, vor ihm dieſelbe Lampe, daſſelbe Weinglas. Er las in einem großen Buche. Es war Doctor Zinkas, welchen heute der farbige Abend herausgelockt hatte.

Hans war entzückt, und der ruhige Zinkas ſchien ſich auch herzlich zu freuen. Er erzählte, daß er ſchon im vorigen Jahre Spath ausgeſendet habe nach Herrn von Starſchädel. Der gefährliche Krieg habe es vereitelt. Und daß er nach Conrads Feſtnehmung wieder einen Verſuch gemacht habe, ihm Nachricht zu geben. Aber ein ſtiller Bürger richte nichts aus, wenn ihm nicht ſoldatiſche Mittel zu Gebote ſtünden. —

„Und wo iſt ſie? Wo iſt Marie?“ — Sogleich, ſogleich, lieber Herr. Jetzt ſind wir ja ſo weit, einmal gründlich über die Angelegenheit zu ſprechen, welche mir warm am Herzen liegt. Das liebe Fräulein Marie iſt mir ja wie eine Tochter. Verzeiht einem Bürgersmann den Ausdruck! — „Freund!“ — Aber Papa Loß war mir gar lieb zugethan und hat mir gleichſam Anrechte gegeben auf ſeine Familie. Frau Ludmilla braucht mich nicht, oder wenigſtens nur in wirklichen Geſchäften. Fräulein Marie dagegen ſtützt ſich gern auf meine alten Schultern. Da möcht' ich nun wol einmal von Euch ſelber hören, ob — verſteht Ihr mich, lieber Herr von Starſchädel? Und habt Ihr wol das nöthige Vertrauen zu mir in ſo zarten Dingen? — „Ja wol!“ — Einem alten Knaben wie mir kann man Alles ſagen. Auch fällt es ins Grab, wenn es Geheimniß iſt. 's iſt nicht Neugierde; es hat einen Zweck. Wie verſchloſſen und verſchämt auch ein junges Mädchen iſt, ſie mag einem väterlichen Freunde doch, manchmal unwillkürlich, Manches verrathen, was einen bejahrten Menſchenbeobachter hinlänglich aufklärt. Ich bin alſo in der Lage, eine Brücke zu bilden zwiſchen Euch. Wollt Ihr herzhaft auf dieſe Brücke treten, lieber Herr, ſo gelangen wir vielleicht — „Mit Freuden, wackerer Freund, mit Freuden!“

Auf einen Wink Hanſens verließ Conrad das Zimmer, und es begann nun ein Austauſch zwiſchen den beiden Männern, welcher in ſeiner Form wunderlich genug war. Beſonders zu

Anfang. Das Gefäß war zu voll, als daß ſelbſt ein discreter Pedant wie Hans länger hätte zurückhalten mögen. Er empfand auch, daß Zinkas Aehnliches und Gutes mitzutheilen hatte. Und endlich hatte er ein wahres, gemüthliches Vertrauen zu dieſem Freunde des verſtorbenen Loß, es kam ihm vor, als ſäße der Verſtorbene ſelbſt neben ihm, um ihn zu fragen: ob er ſeine Purzel ehrlich und wirklich liebe? Kurz, es wurde nach einigen ſtockenden Vorfragen und einigen weiteren Zögerungen möglich gemacht, daß die Mißverſtändniſſe zwiſchen Hans und Marie vollſtändig entdeckt und aufgeklärt wurden. Hans fiel dem Doctor Zinkas unter Freudenthränen um den Hals und wiederholte nun mit glücklicher Zuverſicht ſeine erſte Frage: „Wo iſt ſie?“ — Ich führ' Euch ſelber hin, und morgen mit dem Früheſten. — „Wackerer Freund!“ — Das wird ja mein größtes Lebensfeſt ſein, ſie vorzubereiten auf all' die Freude. Das laſſ' ich mir nicht nehmen! Euer plötzlicher Anblick könnte ſie auch erſchrecken, und aus lauter Schreck und Verſchämtheit und ſpinnenartiger Feinfühligkeit könntet Ihr Euch auch gleich wieder in der erſten Viertelſtunde ſo verwirren und verwickeln, daß wir wieder da anfingen, wo Ihr in Gnadenfrei aufgehört, in Verſchweigung der Hauptſache. Nein, jetzt iſt's mein Proceß, und den trag' ich aus, wie? — „Vollkommen einverſtanden!“ — Da platzte Conrad ins Zimmer: Lady Ludmilla komme an mit dem Jeſuiten!

Er hatte es kaum geſagt, ſo ſtand ſie auf der Schwelle des Zimmers. Allein. — Am Ende war ſie doch noch im Stande, Alles wieder zu zerſtören. Der Aufenthaltsort Mariens war zufällig nicht ausgeſprochen worden von Zinkas, und ſie konnte ſelbſt ihm gegenüber die größeren Rechte einer Schweſter geltend machen.

Sie hatte in der Stadtwohnung des Doctor Zinkas erfahren, daß er in Bubencz ſei, und hatte Jaromirs Begleitung bis daher angenommen. Der Anblick Conrads hatte ihre Beſorgniß zur Gewißheit erhoben, Hans ſei ihr zuvorgekommen. Dadurch zornig aufgeregt, hatte ſie den Beſchluß gefaßt, gebieteriſch und

Hans gegenüber ganz offen aufzutreten. Nur Jaromir — das hatte ſie doch empfunden — ſollte davon fern gehalten werden. Sie hatte ihn alſo gebeten, vor dem Hauſe von ihr Abſchied zu nehmen und nicht auf ſie zu warten, da ihr Geſchäft längere Zeit in Anſpruch nehmen könnte.

Jaromir wartete dennoch. Sie ſelbſt wies Conrad hinaus und ſchloß die Thür. Sie wollte ohne weitere Begrüßung ſogleich das Thema anfaſſen und mit Vorwürfen gegen Zinkas beginnen. Aber Hans verhinderte das. Er war in ſo gehobener Herzensſtimmung, daß kein nachtragender Aerger in ihm aufkommen mochte, ja daß er die überlebte Jugendneigung zu Ludmilla offen verſöhnen zu können meinte mit ſeiner Liebe für die Schweſter Marie. Er ging ihr entgegen unter warmer Nennung ihres Namens, er ergriff ihre Hand und küßte dieſelbe und ſprach ehrlich und treu wie der ſicherſte Jugendfreund: Liebe Ludmilla! Laſſ' es eine Fügung des Himmels ſein, welche Dich daher führt! Soeben habe ich erfahren, daß es Dein Werk geweſen, welches Marie in die Verborgenheit gebracht. Ich begreife dieſe Regung Deiner Seele; ich lege ihr auch nur die beſten Beweggründe unter. Ich kenne den innerſten Kern Deiner Seele, er iſt voll Adel und Güte, wie viel Hüllen und Schalen auch durch das rauhe Leben um denſelben gezogen ſein mögen. Sprenge mit einem kräftigen Ruck dieſe Hüllen und Schalen, ſei Deines guten Vaters echte Tochter, verzeihe mir was Du im Grolle mir vorwerfen kannſt, bethätige die Liebe zu Deiner Schweſter, welche ja doch unzerſtörbar in Dir lebt im Geiſte Deines liebreichen Vaters, und — vertritt mir nicht länger den Weg zu Marien! Sie iſt mir werth wie ein Kind, ſie iſt mir theuer durch alle die Eigenſchaften, die Dich ſchmücken und die ich noch heute liebe, wie ich ſie jemals geliebt habe. Laſſ' mich zu ihr treten und ſie fragen, ob ſie meine Hand annehmen will zum Stabe für dies ſtürmiſche Leben! Sagt ſie Ja, ſo haſt Du wie ein Engel gehandelt, der in Erinnerung reiner, guter That wie in einem reinen, höheren Aether ſchwebt ſein Lebelang, unbetroffen von irdiſchen Schlacken, denen wir Alle ausgeſetzt ſind. Höre meine Stimme, die Du ja ſonſt hören mochteſt, erhöhe Dich und befriedige uns. Daß ich Dir's zutraue, daß ich's von Dir hoffe, ſei Dir ein Zeugniß, wie eng ich Dir verbunden bin und bleibe, wie hoch ich Ludmillens Seele halte. Darf ich's? Verſtehen wir uns noch?

Dieſe Rede kam unerwartet wie ein warmer Strom über Ludmillen. Sie gerieth in zitternde Aufregung; ſie hielt ſich kaum aufrecht. Schmerz und Freude rangen in ihr. Freude darüber, daß Hans ihr doch immer noch die edelſten Gefühle zutraute, Schmerz darüber, daß es doch Abſchiedsworte waren, unwiderrufliche Abſchiedsworte.

Sie fühlte, daß an ihre innerſte Grundlage geklopft würde. Und ſie fühlte richtig. Konnte ſie der edleren Regung den Sieg einräumen, dann adelte ſie ein Leben, welches bereits von mancherlei Fehlern und Verirrungen entſtellt war, dann war ſie Hans gegenüber wieder auf der gleichen Höhe. — Aber wie ſchwer wird unwiderrufliche Entſagung, wie ſchwer der Verzicht auf Beſtrafung Deſſen, welcher uns verletzt hat! Sie war nicht ſo weich und gutmüthig, um in dieſem Punkte der erſten Wallung zu erliegen. Die Eitelkeit war zu tief in ihr ausgebildet; der kleinſte Beiſatz von Beſchämung empörte ſie zu ſehr. Zinkas, der höflich in ſeinem großen Buche zu leſen ſchien, hatte Alles mit angehört. Hans hatte ſie mit „Du“ angeredet. Darin und in allen Andeutungen mußte dem Zuhörer klar vorliegen, daß zwiſchen ihr und Hans ein volles Liebesverhältniß einſt geherrſcht, obwol Hans den unmittelbaren Ausdruck dafür vermieden hatte. War das nicht beſchämend für die ſtolze Lady? Der Kampf in ihr ſchien ihre Körperkraft zu erſchöpfen; ſie wankte. Hans ergriff ihre beiden Hände und führte ſie zu einem Seſſel.

Doctor Zinkas erhob ſich leiſe und trat zu ihr. Leiſe ſprach er dicht an ihrem Ohre: „Ihr kennt mich von früheſter Jugend auf und wißt, daß ich wahrhaftig bin. Deshalb achtete mich Euer Vater und empfahl mich zum Beſchützer ſeiner Töchter. Mein

Haar iſt ſchneeweiß. Was könnte ich noch ſuchen? Und ich ſage Euch, meine gnädigſte Frau und Freundin: Ihr habt Glück und Unglück Eurer einzigen Schweſter in der Hand. Sie hängt an dem Manne da wie ein Kind, welches nur eine einzige Neigung kennt. Sie verblüht und verdorrt, wenn dieſe Neigung untergehen muß. Sie ſtirbt darüber hin. Wenn ſie ihren und Euren Vater oben findet, ſoll ſie ihm erzählen, daß Ihr —“ — Habt Ihr Marien verrathen, daß ich aus — — daß ich gegen ihre Neigung zu Hans eingenommen bin aus Gründen, die — kurz, aus unlauteren Gründen? fuhr plötzlich Ludmilla auf, als ob ein Windſtoß alle weichen Empfindungen weggeweht hätte. — „Ich hab' ihr das nie geſagt, und ſie hat keine Ahnung von alledem.“ — Keine Ahnung —? — „Warum ſollt ich ihren Sinn vergiften?!“ — Das nennt Ihr ver— „Das nenn' ich ſo. Ich habe auch nur auf den Augenblick gewartet, welcher Euch die Lage vor Augen ſtellen würde, wie ſie iſt. Ich bin außer Zweifel, daß das genügt, alle Mißverſtändniſſe zu beſeitigen.“ — Mißverſtändniſſe? — „Innerlich und äußerlich iſt's weiter nichts.“ — Meint Ihr? flüſterte Ludmilla gereizten Tones.

Der Alte war nahe daran, alle ſeeliſchen Erfolge Hanſens wieder zu zerſtören. Trotzdem fuhr er fort: „Könnt Ihr das innerliche Mißverſtändniß nicht überwinden — und ſo wahr Gott lebt, das hätte ich Loßens Tochter zugetraut! — nun, dann muß ich als wahrhafter Vormund das äußerliche Mißverſtändniß beſeitigen. Und das werd' ich.“ — Wie?! — „Euer Verhinderungsrecht iſt nur ein verhältnißmäßiges, nur ein mißliches. Ich bin Vormund, Ihr ſeid's nicht. Marie iſt außerdem der Mündigkeit nahe. Es ſteht nichts im Wege, als daß Herr von Starſchädel nicht weiß, wo ſie iſt —“ — Das habt Ihr ihm noch nicht geſagt? — „Noch nicht. Und ich will Eurer Großmuth nicht im Wege ſtehen.“

Eine Pauſe trat ein. Ludmilla ſenkte den Kopf. Sie ſah ein, daß ſie ihren höheren Standpunkt von vorhin, wie ſchmerzlich er geweſen, daß ſie den Standpunkt freier Entſagung verloren hatte. Bitterkeit trat an die Stelle des Schmerzes. Sie ſprach endlich vor ſich hin: „So war es und ſo bleibt es. Das Schickſal hat mich auserſehen, nur die äußeren, flüchtigen Vortheile voraus zu haben im Leben. Alles Tiefere und Dauernde wird mir verſagt. Ich bin nicht einmal gut genug dazu, ein ſcheinbares Opfer zu bringen und ſcheinbare Großmuth zu üben —" — Um Gottes willen ſprich nicht ſo Ludmilla — unterbrach ſie Hans — es iſt unwahr! Ich fühle mich Dir ſo ſehr hingegeben durch unſere Vergangenheit und durch mein Herz, in welchem dieſe Vergangenheit wie ein Heiligthum lebt, daß ich nur mit Deiner Zuſtimmung — „Hans!" — Was ſagt Ihr da! rief auch Zinkas dazwiſchen. — „Daß ich nur mit Deiner Zuſtimmung, Ludmilla, meine Hand einem Weibe reichen mag. Du haſt volle Macht, über mein Leben zu entſcheiden."

Ludmilla ſprang auf, ſtreckte ihm beide Hände entgegen, zog ihn an ihr Herz. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor, ſie ſchluchzte wie ein Kind und konnte ſich nur mit Hanſens Hilfe aufrecht erhalten.

Als der Sturm der Empfindung ſich einigermaßen gelegt, griff ſie nach ſeinem Haupte, zog es an ſich, küßte ihn auf beide Augen, und ſich gewaltſam faſſend, ſagte ſie mit bebender Stimme: — Du warſt immer beſſer als ich. Ich will Dir wenigſtens nachſtreben. In dieſer Nacht noch reite ich nach Heinrichsgrün und ſchmücke Dir meine Schweſter. Der Doctor wird Dich hinführen und Du wirſt ſie bereit finden, wenn Du auch mich nicht mehr findeſt. Leb' wohl, Mann meiner Liebe, ſei glücklich! — Sie eilte aus dem Zimmer hinaus.

„Um des Himmels willen, lieber Herr" — rief Doctor Zinkas mit gedämpfter Stimme — „was habt Ihr gethan. Mariens und Euer Schickſal den Gelüſten einer Frau überantwortet, in welcher Gefallſucht, Neid und Eiferſucht die Liebe zur Schweſter ſelbſt längſt unterdrückt haben!" — Nicht doch! — „Gewiß. Ich habe in ihr keinen Funken Schweſterliebe wahrgenommen, ſeit ſie mich voriges Jahr mit dem Anſinnen überraſcht hat, Marien in die Verborgenheit zu führen. Was bedeuten denn die guten Wallungen ſolch einer Frau! Alles Mögliche bedeuten ſie, nur keine Dauer. Ehe ſie bei der Schweſter ankommt, können ſie verflogen ſein, und dann entführt ſie Marien von Neuem, damit auch ich nicht ſagen kann, wo Ihr ſie finden könntet." — Nicht doch, lieber Doctor! Ihr Kern iſt edel und ſchön; Ihr thut ihr Unrecht. Was ich da geſagt, mußte ich ſagen, um meiner Vergangenheit, um meinem Herzen gerecht zu werden. — „Nun, möge es Eurem Herzen beſſer bekommen, als ich fürchte. Jetzt dürft Ihr wenigſtens keinen Augenblick zögern, Marien zu ſehen und zu ſprechen, damit die Lady Euch nicht auch bei ihr das Thor von Neuem verriegeln kann." — Auf der Stelle brech' ich auf. — „Vielleicht könnt Ihr der Lady zuvorkommen. Der Weg geht über Carlsbad, und von da führt am „Kalten Hof" hinauf ein Reitpfad — nichts da, das bringt Ihr als Fremder nicht zu Stande, und die Lady iſt eher dort, kurzum, es bleibt nichts übrig, als daß ich meine alten Gliedmaßen mit in Bewegung ſetze und meine kleine Falbe ſatteln laſſe —" — Ihr wolltet?! — „Freilich! Marie iſt mein Herzblatt und Ihr ſeid Mariens einziger Schatz: was bleibt mir denn da übrig zu meiner einzigen Beruhigung, als Euch zuſammen zu bringen?! Brechen wir auf und benützen wir den Vollmond, in der Nacht noch bis Schlan zu kommen." —

Vor der Hausthür fanden ſie Conrad, der luſtig lachte. Iſt der Kerl verrückt geworden vor Wuth über ſeine Gefangenſchaft? Nein. Er erzählte recht deutlich und in gutem Zuſammenhange, was er da außen mit dem Begleiter der „Frau Lady", mit dem Jeſuiten von Podiebrad, vorgenommen. Er habe ihm die Langeweile vertrieben mit kurzweiligen Stichelreden, bis der Jeſuit außer ſich gerathen ſei und das Schwert gezogen habe. Da ſei die Frau Lady herausgeſtürzt und habe ihn zahm gemacht. — „Recht geeignet", ſagte Zinkas, „die Lady ſogleich auf andere Gedanken zu bringen. Welchen Weg haben ſie eingeſchlagen?" — Denſelben, den wir gekommen ſind, da unten hin! — „So klettern wir den kurzen Fußſteig über den Hradſchin, das giebt uns Vorſprung. Oben am Hradſchin verlaſſ' ich Euch und erwarte Euch binnen einer halben Stunde auf meiner Falben am Reichsthore." — Ihr übernehmt Eure alten Kräfte! — „Das werd' ich bleiben laſſen. Nur grad' ſo viel, als es zureicht. Und das iſt auch den alten Kräften geſund. Man darf ſie nicht einroſten laſſen."

Wie Zinkas geſagt, ſo wurde es ausgeführt. Nur Leo hielt Hanſen auf. Hans war ins Palais hinab geeilt, um ſein Roß zu holen und für Conrad ein Pferd zu erhalten vom Haushofmeiſter. Er fragte natürlich nach Leo, mit welchem er ja nach Zleb gewollt, und fand ihn in großer Verſtörung und Niedergeſchlagenheit. — Von Zleb war gar nicht mehr die Rede. Die ganze Geſellſchaft von dort ſei hier geweſen und ſei — fort. Wie eilig er war, ſo fragte Hans doch nach Näherem. Er war in Leos Vertrauen, was Magna von Sparr betraf, und der arme junge Ritter klagte nun ſein Leid, welches ihm offenbar die heilloſe Suſanne angerichtet. Nach der Unterredung mit der Gräfin Wanda waren die Herrſchaften ſofort aufgebrochen auf den Heimweg nach Zleb, da Lady Ludmilla hinterlaſſen hatte, nicht auf ſie zu warten. Er habe verſucht, ſich wenigſtens einen Augenblick Magna zu nähern. Es ſei nicht gelungen. Sie ſei ihm ausgewichen und der Marcheſe ſei ihr nicht von der Seite gegangen. Sie hat nicht einmal erfahren, daß ich Ritter geworden bin! ſchloß er in faſt komiſcher Verzweiflung. Hans ſuchte ihn zu tröſten und fragte ihn, ob er ſogleich weiter reiſen wollte mit ihm. Sein nächſtes Ziel liege nahe bei Eger.

„Auf der Stelle!" rief Leo, „aber —"

Ehe er noch das Hinderniß genannt hatte, war es ſchon perſönlich da. Suſanne nämlich! Sie kam ſich entſchuldigen, wenn ſie Leo Ungelegenheit verurſacht hätte. Hinterher habe es ihr ſo geſchienen — „nein? Das junge Fräulein ſchaute mich ſo grimmig an! Verzeih', lieber Leo, ich will's nicht wieder thun". Und nun bat und ſchmeichelte ſie in wirklich ſo liebenswürdiger

Art, ihr Verzeihung zu gewahren, daß der gutmüthige Leo nicht einmal im Stande war, erzürnt gegen ſie zu bleiben. Hans ſtand auf Kohlen. Er ſah es Leo an, daß dieſer es nicht durchſetzen würde, das Mädchen allein weiter reiſen zu laſſen, und doch konnte ſie ein Hemmſchuh werden für ſchnellen Ritt. Eben ſo wenig wünſchte er in Leos Intereſſe, daß dieſer allein mit ihr die Reiſe fortſetzte. Er entſchloß ſich alſo kurz, ihr mitzutheilen, daß ſie ihr Ade ſagen müßten, weil ſie jetzt ſchon weiter ritten.

Da erhob ſie ein kläglich Geſchrei. Sie fürchte ſich, und das ſei doch unritterlich von Cavalieren, eine Dame ſo auf der Heerſtraße zu laſſen, und namentlich Leo habe ſie das ihr Lebtag nicht zugetraut.

Das verfehlte auch ſeine Wirkung nicht auf Leo. Er verſuchte nur noch ſie an Holck zu erinnern, und daß es auf dieſen ja den ungünſtigſten Eindruck machen werde, wenn ſie in Eger ankomme unter dem Geleite jenes Steinwald, welchen Holck ohnedies ſo ſcheel anſehe, wenn er erfahre, daß ſie Beide den weiten Weg zuſammen —

„Ach was, der alte Narr mag ſagen was er will, er liebt mich doch! Vorwärts, vorwärts! Ich bin im Reitkleide geblieben, ich ſteige augenblicklich mit Euch zu Pferde.“

Es war nicht zu entrinnen. — Hans forſchte unten im Hofe, ob Lady Ludmilla und Jaromir von Zierotin zurückgekehrt wären und ihre Pferde beſtiegen hätten. Die Antwort lautete: Nein. Die Lady ſei auch zu Wagen von Zleb hereingekommen. Mit dieſer Auskunft empfahl ſich der wohlgeſchulte Haushofmeiſter den Gäſten ſeines Herrn zu ferneren Gnaden und verſicherte dem Herrn Ritter von Steinwald noch — denn er wußte bereits um die Standeserhöhung — daß bei nächſter Gelegenheit die Kunde nach Zleb vermeldet werden ſollte: der junge Herr Ritter und die ſchöne fremde Dame wären friſch und geſund und heiter mitten in der Nacht aus dem Palais geritten.

Unter dem Geräuſch der beim Aufſteigen herumtrappelnden Pferde überhörte Leo dieſe tröſtliche Verſicherung, daß ſein fernerer

Verkehr mit Suſannen den Herrſchaften in Zleb und unter dieſen der erzürnten Magna getreulich mitgetheilt werden ſollte.

Doctor Zinkas wartete auf der kleinen Falbenſtute ſchon lange am Reichsthore und ſchalt Hanſen leiſe wegen der Verzögerung, noch mehr wegen der Geſellſchaft, die nur aufhalten könnte. Und er hatte ganz Recht. Suſanne hatte alle Augenblicke was zu wünſchen; ſie hatten einen halben Tag Zeit verloren, als ſie beim „Kalten Hof“ hinter Carlsbad ankamen. Hier trennten ſie ſich. Leo mit ſchwerem Herzen. Hans verſprach, in Eger anzufragen, ob Leo noch da wäre, wenn er ſelbſt auf dem Wege zu Herzog Bernhard Eger paſſirte. Es war ein friſcher Tag mit abwechſelndem Sonnenſchein, der Wind jagte leichte Wolken am Himmel dahin, als Leo geradeaus nach Weſten auf das maleriſche Ellbogen am Egerfluſſe dahinritt, Hans aber gegen Norden nach den waldigen Höhen des Erzgebirges. Sie hatten keine Spur entdeckt auf dem Wege bis Carlsbad von der Lady Ludmilla. Nur heute Vormittag in Carlsbad ſelbſt meinte Conrad ermittelt zu haben, daß eine vornehme Dame und ein Cavalier mit zwei Dienern draußen über die Egerbrücke geritten wären links hinauf nach dem Gebirge zu.

„Das ſind ſie geweſen“, ſagte Zinkas. „Der Cavalier iſt Zierotin, und der Gedankengang dieſer Lady hat längſt umgeſetzt ſeit dem Abende in Bubencz; wir müſſen der widerwärtigſten Dinge gewärtig ſein!“

Hans ſchwieg, beſchleunigte aber den Schritt ſeines Roſſes. Am ſpäten Nachmittage ſahen ſie das Städtchen Heinrichsgrün zu ihrer Linken und trabten dem Walde zu, der alle weitere Ausſicht vor ihnen mit weitem dunkelgrünem Mantel verdeckte.

Mitten in dieſem Walde gelangten ſie auf eine kleine Anhöhe, welche von weit auseinander ſtehenden Kiefern beſtanden war. Dieſe uralten, kerzengeraden Föhrenbäume glänzten auf der Weſtſeite wie Gold im Strahl der ſeitwärts herein ſchimmernden Sonne; der Wind ſchwieg, kaum daß man hoch oben die feinen Nadelkronen ein wenig zittern ſah; man war wie in einem Dome; dichter Fichtenbeſtand bildete in weitem Kreiſe ringsum die Umfaſſungsmauer. Als man an die niedrigeren Fichtenbäume kam, öffnete ſich durch eine ſteil abfallende Schlucht ganz unerwartet eine Ausſicht. Hans hielt ſein Pferd an und blickte hinab auf einen dunklen See. Hinter dem See erhob ſich der terraſſenartige Hügel, auf welchem das Schlößchen im Sonnenſcheine lag, eingerahmt nach allen Seiten von himmelhohem dichtem Walde. „Da wohnt ſie ſeit mehr denn Jahresfriſt!“ ſagte er halblaut vor ſich hin.

„Da wohnt ſie“, wiederholte Zinkas, „Sommer und Winter. — Dacht' ich's doch!“ ſetzte er laut und lebhaft hinzu, indem er mit der Hand hinab wies, „da reitet ſie hin! Sie haben uns den Vorſprung abgewonnen, erkennt Ihr ſie?!“ Hans erkannte ſie. Ludmilla, Jaromir und zwei Reitknechte ſprengten in geſtrecktem Galopp links, weſtwärts in den Hochwald hinein und verſchwanden. — Sie reiten fort vom Schlößchen! rief Hans. — „Sie ſind fertig“, ſagte Zinkas. „Gift auszuſtreuen genügt eine kurze Friſt. Die vortreffliche, neidiſche Schweſter hat unſerm armen Kinde in der Schnelligkeit alles mögliche Ueble von uns erzählt und hat ihr gerathen, aus dem Wege zu gehen, damit wir ſie nicht finden.“ — Hinab! rief Hans, jetzt werden wir ſie noch finden.

Er jagte dergeſtalt nach dem See hinunter, daß nur Conrad ihm folgen konnte. Zinkas muthete ſeiner Falbin bergab nicht ſolchen Leichtſinn zu, welcher Sturz oder jedenfalls Struppiren der Knochen mit ſich bringt. — In gleichem Tempo jagten Hans und Conrad an der Terraſſe jenſeits des Sees hinauf und parirten ihre Thiere heftig vor dem Schlößchen.

Ein lebhafter Frauenſchrei begrüßte ſie, und ein Mädchen ſprang aus dem Schlößchen, als ob ſie flöge, und zwar auf die abſteigenden Männer zu. Aber nicht zu Hans, nein, zu Conrad, und ſie fiel ihm ohne Weiteres um den Hals. Der wilde Kerl war faſt verlegen darüber und geberdete ſich faſt abwehrend. Nach und nach erſt kam er zum Vergnügen der Entdeckung, daß dies bildſaubere Mädchen ſeine Tochter wäre, die ſeit Jahr und Tag hier neben dem Freifräulein von Loß in die Höhe und Fülle gewachſen. Nun herzte er ſie, daß ſie aufſchrie. Sie machte ſich los, um ihren gnädigen Herrn von Gnadenfrei durch Knix und Handkuß zu begrüßen. Auf ſeine Frage, wo Fräulein Marie wäre, deutete ſie nach rechts hinüber in den Hochwald und ſagte: „Fort!“ — Fort?! Wirklich fort? Seit wann? — „Vor kaum einer Viertelſtunde.“ — Wohin? — „Wer weiß!“ — Und ohne Dich? — „Oh, ſie geht gern allein —“ — Sie geht? Zu Fuß iſt ſie fort? — „Freilich!“ — Alſo nicht verreiſt? — „Nein. Spazieren. Wol zum Eichenplatzel da oben, von wo man weit, weit auf die Straße nach Falkenau hinabſchauen kann.“ — Führ’ mich dorthin! — „Gleich! Grüß Gott, Vater, ich komme bald wieder.“

Es war ein Fußweg über Raſen. Sie waren nicht fünf Minuten gegangen, da ſah Hans oben unter weit auseinander ſtehenden Eichenbäumen ein Frauenbild wandeln. Er verabſchiedete das Mädchen und eilte klopfenden Herzens hinauf.

Er hatte bis vor einer Viertelſtunde des Doctor Zinkas Beſorgniß von ſich gewieſen; ſein Idealismus hatte an eine gewiſſe Großherzigkeit Ludmillens geglaubt. Seit er ſie von dannen reiſen geſehen in ſo auffallender Eile, ſeitdem war ſein Glaube erſchüttert. Jetzt fürchtete er Marien voreingenommen zu finden.

Er hatte ſie eingeholt bis auf hundert Schritte. Langſam ging ſie dahin zwiſchen den alten Eichen auf dichtem Grasboden, einem Abhange zu, von wo man — er ſah es von Weitem — ins Land hinab ſchauen konnte. Sie trug ein gelbliches Gewand und ihre Locken flatterten. Sie iſt gewachſen und ſtärker geworden — ſagte er ſich — eine prächtige Geſtalt! Sie ahnte ſeine Nähe nicht, obwol er nur noch zehn Schritte hinter ihr war. Da ſetzte ſie ſich auf einen Eichenſtamm, welchen der Wind umgeworfen. Er ſtand ſtill. Die Entſcheidung ſeines Lebens, meinte er, werde in den nächſten Minuten erfolgen. Welche?! Unwillkürlich zögerte auch er. Die Luft war ſtill geworden, wenn auch friſch. Unten im Thale mochte die Sonne ſchon verſchwinden, hier oben ſchien ſie noch hell. Rings herrſchte die leiſe ſchwirrende Stille des Waldes; ein Specht hackte wie ein fleißiger Handwerker in die Rinde eines hohen Baumes; ſein eintöniges Klopfen hielt Tact mit dem Herzſchlage Hanſens. Unwillkürlich wie er ſtehen geblieben, ſprach jetzt Hans vor ſich hin: Marie! Marie hob den Kopf: ſie hatte es gehört, aber ſie hielt es wol für eine Täuſchung ihrer Einbildungskraft.

Er ging näher und trat dabei auf einen dürren Aſt. Wie ein Reh fuhr Marie bei dem Geräuſch in die Höhe und wandte ſich um: ſie ſah ihn und rief „Hans!“

Er hielt ihr beide Hände entgegen und kam zu ihr. Sie legte ihre Hände in die ſeinigen und ſah ihn ruhig an. Auge in Auge ſtanden ſie eine Weile. Hanſens alte Zurückhaltung verzögerte die Anrede, er wollte aus ihrer Art der Begrüßung entnehmen, welche Geſinnung in ihr waltete. So ſprach ſie denn zuerſt. „Ich wußte, daß Ihr kommen würdet“, ſagte ſie, „Ludmilla hat mir's mitgetheilt.“ — Und was hat ſie Dir ſonſt mitgetheilt, Marie?

Sie antwortete nicht ſogleich; ihre Hand zuckte; die trauliche Anrede mit „Du“ ſchien ihr einen überraſchenden Eindruck zu machen. Hans wiederholte ſeine Frage: „Was hat ſie Dir ſonſt mitgetheilt?“

„Sie hat mir dargethan, daß ſie eine liebevolle Schweſter für mich iſt.“ — Wodurch hat ſie das dargethan? — „Sie hat mir die wahren Gründe eingeſtanden, aus welchen ſie mich hierher gebracht in die Einſamkeit.“ — Darf ich dieſe Gründe wiſſen? — „Ich glaube nicht, daß ich berechtigt bin, ſie Jemand mitzutheilen.“ — Jemand? Auch mir nicht? — „Nein.“

Hans gerieth ganz in die Irre. Marie war ungemein verändert. Es wehte wie eine große Milde von ihr, aber auch wie eine große Faſſung. Das liebe „Kind“ erſchien als verſchloſſene Jungfrau, welche ſich reiflich ſichergeſtellt vor Ueberraſchung.

Hatte das einſame Leben ſie ſo raſch gezeitigt? Hatte ihr Ludmilla, Gott weiß durch welche Mittel, ſtrenge Verhaltungsregeln vorgezeichnet und einleuchtend gemacht? Sie war ganz räthſelhaft für Hans. Es ſchien ihm doch nicht, als ob Ludmilla verrätheriſch vorgegangen wäre, wie es ihr Zinkas zugetraut, und doch hatte ſie auch nicht, das ſtellte ſich dar, idealiſtiſch ein Opfer gebracht, wie er innerlichſt gehofft hatte. Was denn alſo hatte ſie gethan?! — So wie ſich Marie verhielt, mild aber kühl, fühlte ſich Hans völlig außer Stande, unmittelbar ſein Liebesleben zur Sprache zu bringen. — Das Geſpräch ſtockte.

Marie nahm es auf. Aber wie eine Wirthin, welche einen Gaſt freundlich empfängt. Sie zeigte ihm die Landſchaft, nannte die Ausſichtspunkte, ſchilderte ihm auf ſeine zerſtreuten Zwiſchenfragen ihre Lebensweiſe. Alles das einfach, mitunter an jene ſchalkhafte Heiterkeit ſtreifend, die ihr ſo wohl ſtand. Aber nur ſtreifend, als hielte ſie ein Zügel zurück, ihr volles Naturell zu enthüllen.

Sie hatte ſich wieder auf den Baumſtamm geſetzt und ihn eingeladen, ebenda Platz zu nehmen. Er war noch eine Zeit lang ſtehen geblieben, in ihre Betrachtung verſunken. Aber ſie hatte es vermieden, ſeinem Blicke zu begegnen, und ſo hatte auch er ſich mechaniſch niedergelaſſen und war in trübe Gedanken verſunken.

„Ihr hört mich wol nicht“, unterbrach ſie plötzlich ihre Schilderungen, „Ihr denkt an etwas Anderes?“ — Marie, rief er nun jählings, warum verſagſt Du mir das vertrauensvolle „Du“, welches mit Dir aufgewachſen iſt in Gnadenfrei? — „Warum? — Ich bin nicht ſicher, ob ich ein Recht darauf habe.“ — Du zürnſt mir, weil ich Deine Abreiſe von Gnadenfrei habe geſchehen laſſen, wie ſie geſchehen iſt?

Marie gerieth in ein leiſes Zittern und ſchwieg.

Du ſchweigſt, und Dein Schweigen ſagt Ja. Du haſt Recht gehabt, und doch haſt Du mir Unrecht gethan. Ich meinte, Deine unerfahrene Jugend nicht befangen zu dürfen. Du kannteſt

Niemand als mich, Du warſt nicht in der Lage, eine Wahl zu treffen. Dieſe Deine Freiheit zu achten war der Grund meiner Zurückhaltung, meines Schweigens. Du hatteſt eben ſo gute Gründe, zurückhaltend und ſchweigſam zu bleiben, und ſo entſtand plötzliche Entfernung, ſcheinbare Kälte. Glaubſt Du das Alles? — Marie konnte nicht antworten; ihr Inneres war in faſt krampfhafter Bewegung.

O ſprich ein Wort, Marie! Ermuntere mich, berechtige mich, Dir mehr zu ſagen, Dir Alles zu ſagen! Als Du damals über die Schneefläche dahinritteſt, hinweg von mir ohne herzlichen Abſchied, ohne irgend einen Troſt, da brach mir das Herz. Ich war beleidigt, und mehr als das: ich war unglücklich, unglücklich, daß ich Dich verloren. Und Du? — „Ich war es auch!“ liſpelte ſie kaum hörbar. — Ja? Gott ſei Dank! rief er komiſch genug, als ob ihm das Unglück der Geliebten ein Segensgeſchenk Gottes wäre. — Die Beleidigung, fuhr er fort, ging bald unter: ich that alles Mögliche, Dich wieder in Verbindung zu ſetzen mit mir, Dir wieder nahe zu kommen. — „Hätteſt Du wenigſtens geſchrieben!“ — Das hab' ich ja gethan! — „Ich habe nie eine Zeile erhalten.“ — Dann hat man meine Briefe unterſchlagen. Wer hat das gethan? — „Wol meine — laſſen wir das, lieber Vetter. Es iſt ein Schickſal, das wir nicht ändern können. Ich bin ja glücklich, daß — daß Du mir doch immer gut geweſen, gut geblieben biſt.“ — Mehr als das, mein theures Mädchen! Ich liebe Dich mit voller Kraft meiner Seele.

Marie fuhr in die Höhe. Thränen rollten über ihre Wangen. Sie ſuchte ihm die Hand zu entziehen, welche er, neben ihr aufſpringend, ergriffen hatte.

Du weiſeſt mich zurück, Marie?

Sie konnte vor Weinen nicht antworten.

Du weiſeſt mich zurück, Marie? — „Ich — muß wol — lieber Vetter.“ — Warum? — Weil Du meine Liebe nicht erwidern kannſt?

Marie ging ohne Antwort einige Schritte hinweg und lehnte ſich an einen Baum. Sie weinte bitterlich. Hans war faſſungslos. Er war ja frei von Eitelkeit, war frei von jeder zuverſichtlichen Meinung gegenüber einem Frauenbilde, aber hier bei Marien riefen doch alle Stimmen in ihm: das biſt Du nicht, den man zurückweiſt, dieſe Ablehnung kommt anderswo her — das iſt Ludmilla!

Er ſammelte ſich und erſt nach langer Pauſe trat er wieder zu ihr. Ach, er fand ſie ſo ſchön und lieb die kräftig ausgebildete Mädchengeſtalt, deren Sehnen jetzt ermattet waren und den Körper kaum aufrecht hielten. Sie ließ es geſchehen, daß er ihr Hand und Tuch vom Auge zog, ſie vermied es nicht mehr, das große, feuchte Auge auf ihn zu richten — es ſprach ſo bittend, ſo traurig, und doch ſo warm. „Marie!“ — ſagte er mit gedämpfter Stimme — „ſprich es herzhaft aus: Ludmilla iſt bei Dir geweſen, ſie hat Dir Dinge geſagt, welche uns trennen ſollen, Ludmilla ſteht zwiſchen uns! Iſt es ſo?“

Marie nickte mit dem Kopfe.

„Ich hatte Beſſeres von ihr gehofft, ich hatte ihr eine größere Seele zugetraut —“ — Oh, thu' ihr nicht Unrecht. Sie hat ſich edel und großherzig erwieſen. Sie hat mir eingeſtanden, daß ſie mich — um ihretwillen hierher in die Verborgenheit gebracht, daß ſie mich um ihretwillen Dir entzogen hat. Sie hat mich rührend um Verzeihung gebeten. Sie hat aus edler Seele hinzugeſetzt: Du biſt frei, Marie, ganz frei, zu thun und zu laſſen was Du willſt. Hans wird binnen Kurzem zu Dir kommen, empfange ihn, wie Dein Herz Dich heißt. — „Nun? — Und dennoch — dennoch ſteht ſie zwiſchen uns, wie Dein Kopfnicken ſagte?“ — Allerdings, lieber Hans! Kann ich ſolch ein Opfer meiner Schweſter annehmen? — „Thörin! Zwölf Jahre liegen zwiſchen mir und jenem Bruch — einem Bruch, den ich Dir gar nicht ſchildern kann. Ihre Heirat, ihr buntes und heiteres Leben liegt dazwiſchen! Und was mehr ſagen will als dies Alles: meine Befreiung, meine innere

Befreiung von jedem Bande, das mich einſt an ſie gefeſſelt —"
— Aber ſie, Ludmilla, iſt nicht befreit! Sie liebt Dich noch wie je! In jedem Worte, in jedem Blicke, in jeder Wendung trat es hervor. —

Hans fand die Ruhe, hierzu lächelnd den Kopf zu ſchütteln, und gerade das machte Eindruck auf Marien. Es kam ihr die Ahnung, daß dies Verhältniß zwiſchen Hans und Ludmilla nicht ſo ſchwer, nicht ſo wichtig ſein könnte, wie ſie es in ihrer jungfräulichen Unerfahrenheit genommen. Sie athmete gleichſam auf und blickte wie neugierig auf den lächelnden Hans. „Sprich doch!" — ſagte ſie endlich — „erklär' mir! Ich bin ja gar zu unkundig all' der Dinge. Ich fürchte mich vor dem Gedanken, daß zwei Schweſtern demſelben Manne — — doch Hans, giebt es denn einen Ausweg? Ich war ja ſo unglücklich ſeit dem eiskalten Abſchiede in Gnadenfrei, ich hab' ja eigentlich ſeit der Zeit nur vom Kummer gelebt, und als Du vorhin ſagteſt: Dir wäre es ebenſo ergangen, da hätte ich aufjauchzen mögen. Verzeih'! es iſt wol ſchlecht, daß ich mich über Deinen Kummer gefreut! Es iſt aber ſo. Hilf, hilf nur! Du verſteht ja Alles und Du biſt ſo brav! Wenn Du ſagen kannſt: wir dürfen uns lieben, ohne daß die Schweſter, ohne daß ein ſittliches Geſetz verletzt wird, ach du lieber Gott, wie gern möchte ich Dir glauben, wie gern — würde ich Dir glauben!"

Hans bot ihr ſeinen Arm. Sie nahm ihn an, ſie legte den ihrigen getroſt in den ſeinen und blickte forſchend, bittend, halb beruhigt und ahnungsvoll glücklich in ſein Antlitz, welches ſo ſtandhaft lächelte.

Sie gingen unter den Eichen dahin, und er fand die Stimmung, ihr von ſeiner Liebe und von Ludmillen ſo zu erzählen, wie dies nur ein guter, wahrhaft liebender Mann erzählen kann. Die Liebe iſt da die reine Himmelstochter, welche unverletzt bleibt von den Irrthümern der liebenden Menſchen. Die Irrthümer verwirren, aber ſie beſchmutzen nicht. Ludmilla bleibt in ihren Irrthümern ein höchſt begabtes, eigenthümliches Geſchöpf, aber die ärmere, beſchränktere Natur Hanſens erwies ſich als unpaſſend für ſie. Die allmälige Trennung erſchien unvermeidlich, erſchien naturgemäß, und dieſe Trennung ließ nichts Unklares zurück, nichts Störendes. Das beruhigte Marien ſichtlich, und nur noch mit halber Beſorgniß rief ſie: „Aber Schweſtern, zwei Schweſtern und ein und derſelbe Mann!“ — Das iſt ja ein vortreffliches Zeugniß — erwiderte Hans in guter Laune — daß dieſe Liebe ſehr richtig und echt iſt! — „Wie das?“ — Schweſtern haben ja doch ein gemeinſchaftliches Element, ein Familienelement. Dies Element übt eine unwiderſtehliche Macht über dieſen Mann. Er muß zu dieſem Elemente zurückkehren, wenn ſeine Neigung zu der einen Schweſter ſich als unrichtig ausgewieſen hat. Er ſucht und findet nicht anderswo einen Erſatz, ſondern der Magnet des Familienelements zieht ihn naturgemäß zur andern Schweſter. Hat nun die andere Schweſter nur die Vorzüge und nicht die Fehler der erſten — „Wie kannſt Du von Fehlern Ludmillens reden!“ — Um Deine Vortrefflichkeit ins Licht zu ſtellen! — „Spötter!“ — Du brauchſt auch nur andere Fehler zu haben, welche mich nicht ſtören, dann bleibſt Du doch die richtige. Und das kannſt Du gar nicht wiſſen, ich nur kann's wiſſen. Und ich weiß es. — „Lieber Hans!“ — Mein Herz braucht ein Loß'ſches Naturell. Ludmilla hat mehr von ihrer Mutter, Du haſt mehr von Deinem Vater. Deine Mutter habe ich nicht gekannt, Deinen Vater hab' ich geliebt, und ich ſuche, ich wünſche, ich erflehe die Fortſetzung des Vaters in dem ſchönen, liebenswürdigen und guten Freifräulein Marie von Loß —!

Halb lachend, halb weinend ſank das gewiſſenhafte Mädchen zum erſten Male an ſein Herz. Er drückte ſie leiſe an ſich, er küßte zum erſten Male ihr treues Auge.

Beim letzten Schimmer des Tages geſchah das. Der Weg nach dem Schlößchen hinab, welchen Marie auch in der Dunkelheit fand, war ein Weg des reinſten Glückes. Die beiden guten Menſchen waren nun endlich einander fürs Leben geſichert. Das fühlten ſie in innerer Seligkeit, und ehe ſie bis zum Waldſchlößchen kamen, war alle die Schalkhaftigkeit und humoriſtiſche Heiterkeit Mariens erwacht, welche unter ſo ſchweren Proben nur ſtärker geworden war. Zinkas ſtand an der Schwelle und öffnete ſeine Arme, als ob er eine Umarmung zu gewärtigen habe, der alte Schäfer, welchem bis jetzt nie eine ſolche Vertraulichkeit zugeſtanden war. Marie aber, obwol ſie roth wurde, ließ Hanſens Arm fahren und umhalſte den Weißkopf und gab ihm einen herzhaften Kuß unter dem Ausrufe: Zur Abdankung für den abgeſetzten, aber kreuzbraven Liebhaber!

„Bravo!“ ſchrie Zinkas hochfröhlich, „ich hab' mir's gedacht, wie ich Euch Arm in Arm kommen ſah. Und nun zum Abendeſſen trotz der mißlichen Küche hier im Walde, und zur Berathung über die Hochzeit in Sachſen. Der Primarius in Plauen, von dem Ihr mir erzählt habt, Herr Hans, wird's am Beſten thun, nicht wahr? Er ſchenkt Euch die Dogmatik zum Dank für die damalige Befreiung. Was meint Ihr, morgen?“ — Ja, dort wollen wir die Beſtellung machen. Grüß Dich Gott, Spath! Du ſollſt ſie übernehmen. In acht Tagen hoffe ich zurück zu ſein von meiner Reiſe zum Herzog Bernhard, welche ich pflichtgemäß ausführen muß. Und von Plauen, meine liebe Marie, wenn Dir's recht iſt, nach Gnadenfrei! — „Nach Gnadenfrei, in unſere Heimat, Hans.“

13.

Am ſpäten Nachmittage gelangten auch Leo und Suſanne nach Eger. Hier erfuhren ſie, daß Feldmarſchall Holck noch nicht zurück ſei, ſondern erſt morgen erwartet werde. Er hatte auch dieſes Jahr einen Raubzug nach Sachſen unternommen bis nach Leipzig hinab. Dort hatte ihn Friedlands Courier gefunden mit der Nachricht: Waffenſtillſtand mit den Sachſen ſtehe bevor, er möge Sachſen räumen. Ueber Chemnitz war er eben auf dem Rückwege begriffen. Man vermuthete, daß er heute Abend in Oelsnitz eintreffen und Nachtquartier nehmen werde. Ein Vertrauter Holck's ſchlug Suſannen vor, auf friſchem Roſſe noch hinauf zu reiten bis Oelsnitz. Der Feldmarſchall würde ſich ſehr freuen, ſie unerwartet zur Nacht zu finden. Seit ihrer Abweſenheit ſei er ſchlechten Humors, und ſie wiſſe ja, daß ſeine Laune immer noch des Abends die beſte ſei.

„Wollt Ihr mit?“ fragte Suſanne Leo.

Leo ſetzte ihr leiſe auseinander, daß ſie doch dieſe Gelegenheit benützen möge, ſich von ihm zu trennen und allein bei Holck anzukommen. Suſanne ſchwieg eine Weile. — Was iſt Euch denn? fragte Leo — Ihr werdet ganz blaß.

„Ein Schauer läuft mir über den Rücken“ — antwortete ſie — „als ob ich mich erkältet hätte. Ein paar Stunden raſchen Rittes werden mich erwärmen; ich will nach Oelsnitz, und Ihr habt wol Recht: es iſt beſſer, wenn ich dem grimmigen Bären allein vor Augen komme.“ Es mußte etwas mit ihr vorgegangen ſein: ihr leichtſinniger Uebermuth ſchien gebrochen, ſie erſchien matt. Leos Vorſicht war übrigens unnütz. Der Vertraute Holck's begleitete Suſannen auf dem Parforceritte nach Oelsnitz, und durch ihn ſollte Holck ebenſo gut, als ob er beide angekommen geſehen, erfahren, daß Suſanne in Geſellſchaft Herrn von Steinwald's in Eger eingetroffen wäre. Bei Sonnenuntergang erreichte Suſanne Adorf. Die Avantgarde Holck's rückte dort eben ein und beſtätigte dem Vertrauten, daß der Feldmarſchall zur Nacht in Oelsnitz angeſagt wäre.

Sie ritten im Galopp weiter an der weißen Elſter hin. Bei aufgehendem Monde erreichten ſie die erſten Häuſer von Oelsnitz, Vorſtadthäuſer, welche im vorigen Jahre der Feuersbrunſt entgangen waren. Hier werde der Feldmarſchall ſein Nachtquartier nehmen, berichteten Officiere, und ſchalten auf das Loch da drinnen, welches noch nicht hinlänglich wieder aufgebaut wäre und den ermüdeten Truppen keine behagliche Unterkunſt gewährte. Suſanne ſtieg ab und ließ ſich in die vorbereitete Wohnung des Feldmarſchalls führen. Sie fühlte ſich matt und müde und legte ſich zu Bett. Sie ſchlief auch ein und wachte nicht auf, als der Feldmarſchall ankam. Er hatte mit Behagen vernommen, daß Suſanne eingetroffen wäre. Das ſchmeichelte ihm und war ihm ſehr angenehm. Straks wollte er hin zu ihr. Der Vertraute hielt ihn einen Moment auf und erzählte ihm, daß ſie in Begleitung des Ritters von Steinwald in Eger angekommen wäre, der einen geheimen Befehl des Herzogs an den Feldmarſchall brächte und morgen Vormittag den Feldmarſchall in Adorf erwarten würde. Holck ſtand ſtill und ſchüttelte ſich, wie ſich ein Pferd ſchüttelt, auf welches ein Fliegenſchwarm fällt. — Dann ging er mit großen Schritten in das Schlafgemach Suſannens. Sie erwachte nicht von dem Klirren ſeiner Sporenſtiefel. Ein qualmig brennendes Talglicht auf einem Tiſchchen neben ihr warf eine düſtere Beleuchtung auf ſie.

Der graue Sünder ſetzte ſich an das Bett und betrachtete lüſtern Suſannen. Lüſtern im doppelten Sinne, lüſtern nach Rache und nach Wolluſt. Die Neigung zu dem Fant Leo hatte er ihr nie vergeben, und jetzt kam ſie wieder mit ihm daher! Sein Verlangen nach ihr war aber doch lodernd in ihm wie nur jemals geweſen, und da lag ſie vor ihm in verlockendem Reize. Der Buſen halb entblößt, der ſchöne Arm oben auf der Bettdecke und das Antlitz lebhafter geröthet als ſonſt, prächtig eingerahmt von dem üppigen Lockenhaar, welches in der unſicheren Beleuchtung dunkelrothem Golde glich. —

Glaube man doch nicht, daß Zorn und Liebe bare Gegenſätze ſeien! Die ſinnliche Liebe wenigſtens ſaugt oft doppelte Nahrung aus dem Zorne. Sie will gar oft nur ſich des Gegenſtandes bemächtigen, will ihn unterjochen, will im Genuſſe des Raubes ſchwelgen.

Solche ſinnliche Leidenſchaft brannte jetzt durch die Adern Holck's. Er ſtand auf, und jetzt mit Vorſicht auf den geſpornten ſchweren Stiefel; er ging möglichſt leiſe hinaus. Draußen gab er Ordre, daß man ſeine Nachtruhe durch keine Meldung ſtören ſollte, ließ ſich entkleiden und kehrte dann in Suſannens Schlafzimmer zurück.

Am andern Morgen erſchien er ſpäter als gewöhnlich, um aufs Pferd zu ſteigen. Er ſah ungnädig auf ſeine Leute, er war ſchlechter Laune und ſchalt auf den kalten Wind. Der Sommer ſchien in der That zeitig Abſchied nehmen zu wollen in dieſem Jahre, und die Luft wehte ſchon rauh. So arg war es indeſſen nicht, wie Holck es machte, welcher nach ſeinem Mantel ſchrie. „Kommt her, Doctor“, rief er, während der Diener den Mantel holte, „Ihr ſollt nicht ſtatt des Teufels Eure Löhnung verzehren. Geht hinauf und ſeht Euch die Suſanne an. Sie hat was wie Fieber und klagt über Kopfweh und Abgeſchlagenheit. Schlafſucht mindeſtens mag über ſie gefallen ſein. Weckt ſie auf durch prickelnde Tropfen und ſchafft ſie heil nach Eger.“

Der Arzt des Regiments verſprach ſein Beſtes und ging ins Haus. Holck mit ſeiner Suite trabte auf Adorf zu.

Als er dort ankam, ward ihm gemeldet, daß Ritter von Steinwald als Abgeſandter des Herzogs von Friedland auf ihn warte drüben im Wirthshauſe.

Holck ließ ihn warten. Erſt ſollte gefrühſtückt werden beim Bürgermeiſter, deſſen Haus das ſtattlichſte im Orte war. Aber auch das Frühſtück ſchmeckte nicht; Holck hatte keinen Appetit und wurde dadurch nur immer ärgerlicher. Eine Ordonnanz meldete, daß Ritter von Steinwald fragen ließe, ob der Herr Feldmarſchall eine dringende Botſchaft des Generaliſſimus noch länger warten laſſen wollte.

„Dieſer Ritter ſoll zum Satan —“ ſchrie er; aber der Reſpect zwang ihn zu dem Zuſatze: „hierher kommen!“

Leo trat nach einigen Minuten in das Zimmer, in welchem Officiere noch am Frühſtücktiſche ſaßen und Holck ungeduldig, klirrend umherſchritt. Holck fuhr ihn an wie ein Kettenhund und ſchloß damit: „Mein Lebtag glaub' ich nicht, daß der Herzog ſolch' einen Boten wählt, wenn von einem Kriegsgeſchäft die Rede iſt!“ Leo überreichte ſchweigend einen Brief des Herzogs, welcher ſtrenge Beachtung und Ausführung deſſen befahl, was Ritter Steinwald mittheilen werde. Holck biß ſich auf die Lippen. „So redet!“ polterte er heraus.

— Zu Euch allein, Herr Feldmarſchall.

Es blieb Holck nichts übrig, als die Officiere hinaus zu weiſen. Er ſelbſt ging fortwährend umher. Leo wartete, bis er ſtill ſtehen würde.

„Redet!“ ſchrie Holck. — Sobald Ihr hört. — „Ich höre, Fant!“ begann er mit ebenſo lauter Stimme. Aber das dritte Wort kam matt heraus, und er ſank auf einen Seſſel. Leo glaubte zu bemerken, daß dies aus körperlicher Erſchöpfung geſchehe und ſagte in einfacher Theilnahme, ob der Herr Feldmarſchall ſich unwohl fühlte. „Warum nicht gar! Ich habe noch keinen Biſſen genoſſen den ganzen Vormittag, und mein ſpaniſcher Wein fehlt“, ſtieß Holck grollend hervor, ſtand auf, ging mit Anſtrengung raſch zur Thür, öffnete ſie und rief dem Diener zu, den ſpaniſchen Wein zu bringen.

Der Diener wartete ſchon, aber nicht mit dem Weine, ſondern mit einer dringenden Meldung. Der Regimentsdoctor harre auf der Treppe; er ſei in geſtreckter Carrière von Oelsnitz herübergeritten, um dem Herrn Feldmarſchall eine wichtige Nachricht mitzutheilen.

„Herein mit ihm!“ ſagte Holck und bedeutete Leo, ins Nebenzimmer zu treten. Der Arzt trat ein; man ſah ihm an, daß er erſchrocken war. „Was giebt's?“ — Fräulein Suſanne — „Nun?“ — Iſt lebensgefährlich krank. — „Was?!“ — Noch mehr: ſie iſt todt! — „Ho!“ ſtieß Holck hervor und hielt ſich an einen Seſſel. Langſam fragte er dann — und in dieſer Frage lag der Hauptgrund ſeines Schrecks: „An welcher Krankheit?“ — Ich hoffe, ſagte der Arzt zögernd, der Herr

Feldmarſchall haben ſie nicht berührt! — „Wieſo?!“ — Schon ſeit vierzehn Tagen iſt aus Schleſien das Gerücht gekommen, es reiße dort im Lager ein Nervenfieber ein, mit Hautanſchwellungen und Beulen, um es kurz zu ſagen, mit Symptomen, welche an die Peſt erinnern. — Ein unarticulirter Ton Holck's wurde hörbar.

— Fräulein Suſanne, fuhr der Arzt fort, kommt direct aus dem ſchleſiſchen Lager, und der eine ihrer Diener, welcher mit ihr nach Oelsnitz gekommen iſt, hat heute Nacht erzählt, daß die Mutter des Fräuleins vor einigen Tagen erſt an dieſer peſtartigen Krankheit geſtorben iſt, in den Armen Suſannens geſtorben iſt. Suſanne hat dieſe anſteckende Krankheit mitgebracht — ſie iſt ebenfalls an der Peſt geſtorben.

Holck war in den Seſſel geſunken. Sein körperliches Unbehagen an dieſem Morgen, die Erinnerung an die vergangene Nacht fielen wie Mehlthau auf ihn. „Doctor“, lallte er, „iſt die Anſteckung — durch körperliche Berührung — zweifellos — unbedingt?“

— Faſt. Bei der eigentlichen Peſt zweifellos und unbedingt. Bei dieſer Lagerpeſt vielleicht nicht ganz unbedingt. Nicht jede leichte Berührung mag die Krankheit fortpflanzen; aber die Atmosſphäre des Kranken thut es. Einſchlürfen des Odems bei längerer Nähe, ein Kuß —

Holck ſchrie auf wie ein verwundeter Stier. Derſelbe Mann, welcher in Krieg und Schlacht von unerſchrockener Tapferkeit war, erwies ſich geradezu feig vor lebensgefährlicher Krankheit. Daß er angeſteckt ſei, war ihm gräßlich außer Zweifel. Er hatte in vergangener Nacht Suſannen in wilder Leidenſchaft umarmt, er hatte ihren vergifteten Odem gierig in ſich geſogen, er hatte ſich ſchon unwohl gefühlt den ganzen Morgen, jetzt brach es über ihn herein wie die Sündfluth: du haſt die Peſt in dir, du biſt ein jämmerlich verlorener Mann!

War es ſchon die Krankheit ſelbſt, war' es moraliſche Verzweiflung: er brach zuſammen, als wären bereits all' ſeine

Glieder, all' ſeine Kräfte zerbrochen. Der Arzt rief nach Beiſtand. Leo war der Erſte, welcher herzuſtürzte und — zugriff. Ein guter Junge wie er war, dachte er in dieſem Augenblicke nicht im Entfernteſten an Vergeltung Holck'ſcher Feindſchaft, und er vorzugsweiſe trug den ſchweren Mann nach dem Bette des Bürgermeiſters. Denn die Diener waren eben Diener. Sie pflegen bei ſolcher Gelegenheit am erſten die Gefahr zu wittern. Einige Aeußerungen des beſtürzt ankommenden Arztes hatten ihnen genügt, das Wort „Peſt“ zu errathen. Sie meinten Hüllen und Mäntel zu brauchen, welche die unmittelbare Berührung des Feldmarſchalls aufhöben, wenn ſie denn doch zugreifen müßten. Liebe und opfermäßige Anhänglichkeit hatte ſich Holck bei Niemand erworben.

So fiel die Aufgabe des Auskleidens auf Leo und den Arzt. Der Arzt wird ja in ſolchen Lagen wie ein neutrales Weſen behandelt, welches keinen menſchlichen Körper habe. Leo ſeinerſeits hörte wol mit Schrecken aus einzelnen Aeußerungen des Arztes und der Diener, welch eine Gefahr vorhanden und daß Suſanne todt ſei; bei allem Schreck über dieſen plötzlichen Tod, bei aller Einſicht, daß hier Anſteckung gewaltet und nun Holck zu fürchten wäre, handelte doch der friſche junge Mann unbedenklich. Er half dem völlig unbehilflich gewordenen Holck die Kleider vom Leibe ziehen und brachte ihn ins Bett.

Auf Anrathen des Arztes wurde der faſt beſinnungsloſe Holck mit Decken überlaſtet, damit er in Schweiß käme. Da wird ſich's zeigen, meinte der Doctor, ob der Stoff in ihm ſitzt und ob er heraus zu jagen iſt. Nach Verlauf einer Stunde kam es zu Tage. Leiſe ſagte der Arzt zu Leo: „Die Haut ſchwillt auf, es bilden ſich Beulen, die Blutzerſetzung iſt in vollem Gange: es iſt die Peſt!“ Holck, welchen man ſchlummernd glaubte, fuhr hoch auf, er hatte es gehört. — Einen Geiſtlichen! ſchrie er, einen Geiſtlichen, um Gotteswillen!

Pater Onofrius wurde gebracht. Holck war wieder in Apathie verſunken und wachte erſt wieder auf, als der blöde

Pater ſeine Formeln mit heulender Stimme begann. Rollenden, unſtäten Auges ſah Holck auf ihn und ſtreckte plötzlich den Arm nach ihm aus, als wollte er ihn faſſen. Onofrius wich entſetzt zurück, er wollte durchaus nicht in Berührung kommen mit dem Verpeſteten. „Hinaus mit dem Schwachkopfe!“ ſchrie Holck, „was hat der mit dem ewigen Richter zu thun! Einen Geiſtlichen meiner Kirche will ich haben!“ — Eurer Kirche? fragte Leo. — „In der ich aufgewachſen bin. Meine Mutter, meine Jugend ſind mein Glaube. Alles Spätere iſt wüſter Plunder — einen evangeliſchen Geiſtlichen, Kreuzelement! will ich haben, oder ich ſpringe heraus und verpeſte Euch Alle. Fort, fort, zu allen Teufeln, einen Geiſtlichen!“

Man ſchickte nach dem Geiſtlichen von Adorf. Er war entflohen vor den einrückenden Holck'ſchen Schaaren. — Was thun? — Man erfuhr, daß in Oelsnitz der Geiſtliche auch geflüchtet wäre. Nur in einer Gegend, welche jetzt das Holck'ſche Heer nicht berührt hatte, war möglicherweiſe ein Geiſtlicher anzutreffen.

Holck war wieder zurückgeſunken und lag mit geſchloſſenen Augen da. Sollte man ihn wecken und ihm ſagen — nein! ſprach Leo — aber ſeinem inneren Bedürfniſſe ſollen wir nach Kräften genügen. Schickt einen Wagen mit vier Pferden nach Plauen, und ſchickt friſche Pferde nach zum Umſpannen!

Dies geſchah. Holck regte ſich nicht mehr. Der Tag verging, der Abend hüllte das beſtürzte Städtchen ein. Der Arzt hatte Leo herausgeführt aus der Krankenſtube unter der Verſicherung, daß nur das ſelbſtſtändige Walten der Natur was nützen könne und der Herr Ritter Steinwald ſo wenig wie er den Beruf hätte, die gefährliche Luft der Peſtſtube einzuathmen. Friſche Luft und ein Bad ſei ihnen Beiden viel nöthiger. Auch wiſſe er einen Mann, der am Feldmarſchall hänge, und der von ſo robuſter Geſundheit und jedem Krankheitsgedanken ſo fern ſei, daß er gewiß das Wärteramt übernähme.

Dies war der Profoß, und der Arzt hatte Recht gehabt. Dieſer Profoß verfügte ſich ungeſäumt an Holck's Lager, nachdem er die Verhaltungsregeln des Arztes angehört. Leo achtete nicht auf den Rath des Arztes. Er war in aller Beſtürzung ſeines wichtigen Auftrags eingedenk. Feldmarſchall Holck war erſichtlich nicht mehr der Mann für denſelben, und doch war Eile nöthig für die kaiſerlichen Truppen, welche drüben in der Oberpfalz ſtanden und täglich in Berührung mit den Truppen Bernhards von Weimar gerathen konnten. Starſchädel's Sendung an Herzog Bernhard konnte ja ins Geſicht geſchlagen werden, wenn dieſe kaiſerlichen Truppen fortwährend feindlich ſich verhielten, und Herzog Bernhard galt ohnehin für den unzugänglichſten Gegner des Friedländers. Er konnte einen erwünſchten Vorwand in dieſer feindlichen Haltung des kaiſerlichen Corps finden, um Starſchädel's Vorſchläge zu verwerfen.

Leo ſuchte alſo den Oberſten auf, welcher dem Range nach heute ſchon an die Reihe kommen konnte, den Oberbefehl zu übernehmen über das Holck'ſche Heer. Dieſen unterrichtete er oberflächlich, daß Sachſen ſofort geräumt und gegen die Pfalz hin gar nichts unternommen werden ſollte. Gleichzeitig ſchickte er einen Courier nach der Pfalz hinüber, welcher den Oberſt Götz in Tirſchenreut aufſuchen und ihn perſönlich nach Eger beſcheiden ſollte, wo er Befehle vom Generaliſſimus finden werde. Oberſt Götz commandirte die kaiſerlichen Truppen drüben, und Leo wußte, daß Waldſtein einigen Werth legte auf die Kriegstüchtigkeit dieſes Mannes, und daß er vielleicht Nachfolger Holck's im Commando dieſes Heertheils werden könnte. Wenn Holck ſchwer krank bleibe oder gar ſtürbe, ſo wollte Leo nach Eger zurück und Götz von den nothwendigſten Maßregeln unterrichten, wenn er ihm auch nicht ſo viel anvertrauen könnte von den Plänen des Herzogs wie dem eingeweihteren Holck.

Als der Courier nach Süden hinaus ritt in die finſtere Nacht, rollte der vierſpännige Wagen von Norden her in das Städtchen. Er brachte einen evangeliſchen Geiſtlichen aus Plauen. Es war der alte Paſtor Primarius, auf welchen Holck vorm Jahre die Hunde hatte hetzen laſſen. Auch er wußte bereits von der peſtartigen Krankheit; aber er war bereit, an das Sterbelager des Wütherichs zu treten.

Leo führte ihn in die Krankenſtube. Holck lag noch in fieberiſchem Schlummer. Sollte man ihn wecken? Leo ſah mit Schrecken, daß Holck's Geſicht hoch aufgeſchwollen war, daß alſo die Krankheit reißende Fortſchritte gemacht. Er war unſchlüſſig. Da ſagte der Primarius mit lauter Stimme: „Weckt ihn, damit er nicht völlig unvorbereitet ins Gericht treten muß!“

Bei dieſen Worten öffnete Holck die Augen. Er ſtarrte ins Leere, er wendete langſam die Augäpfel, und ſie hafteten auf dem Primarius, der in ſeiner ſchwarzen Reverende daſtand. Das Hirn gerieth ihm in Thätigkeit; ſie war convulſiviſch. Langſam, wie vor etwas Entſetzlichem, richtete ſich der Oberkörper auf unter Zuckungen, und leiſe begann er zu ſprechen:

„Du biſt ſchon da in Deiner Reverende? Du verklagſt mich vor Gott wegen meiner Gräuelthaten in Plauen? Thu's nicht! Du biſt ja mit dem Leben davon gekommen, Graukopf! Du biſt ja nicht über die Hunde hinaus gekommen! Du biſt ja im Bett geſtorben! Anderen iſt's ſchlimmer gegangen, und ſie erſcheinen nicht zur Ausſage gegen mich. Geh', geh' fort, fort — fort!“

Der Primarius trat einen Schritt näher. Da fuhr Holck hoch in die Höhe und ſchrie: „Du willſt vor Gottes Thron hintreten und mich anklagen? Canaille, ich erwürge Dich!“ — Und damit wollte er aus dem Bett ſpringen. Alle wichen erſchreckt zurück vor der Berührung des Peſtkranken. Aber die Kräfte reichten nicht hin zum Herausſpringen aus dem Bett — Holck fiel heraus, fiel auf die Dielen, ein jammervoll entſetzliches Bild, der aufgeſchwollene, lange Mann, der ſich mühſam vermittelſt beider Hände zum Knieen aufrichtete. Der Athem war erſchöpft. „Das Abendmahl!“ lallte er, „das Abendmahl — mit dem Wein! — zur Abwaſchung meiner — Sünden!“

Die Stimme brach, das Auge brach, der Oberkörper ſank an das Bett zurück, ein Röcheln folgte. Auch das verhauchte, und der Profoß trat nahe hinzu. Auch er berührte ihn nicht; er that einen tiefen Zug aus der Flaſche, welche er aus ſeinem Wamſe zog, dann neigte er ſein Ohr über das gedunſene Antlitz Holck's und ſagte mit tiefer Baßſtimme: „Mir ſcheint — er iſt todt“.

Holck war todt.

Um dieſe Zeit erſchien Medardo in Czaslau und expedirte einen Boten nach Zleb. Er ſelbſt wagte ſich nicht hin, um keinen Verdacht zu erregen. Der Bote brachte auch weiter nichts an den Herrn Marcheſe, als die Aufforderung, einen alten Kriegskameraden bei deſſen Vorüberreiſe einen Augenblick zu ſprechen.

Im Eichenwäldchen öſtlich vom Schloſſe traf am nächſten Abend der Marcheſe mit Medardo zuſammen, und ganz zufällig kam Jaromir Norbert von Zierotin um dieſelbe Stunde ganz allein von der Jagd zurück und paſſirte das Eichenwäldchen. Im Schloſſe merkte Niemand das Geringſte von dieſer Zuſammenkunft.

Medardo berichtete mit gedrückter Stimme, damit auch die ſchlafenden Vögel ihn nicht genau verſtünden, Folgendes: Herr Pater Lamormain iſt außer ſich über die Vorgänge im Friedländ'ſchen Lager. Wenn die Vereinigung des Herzogs ſo gelingt, wie ſie jetzt im Werke iſt, und noch in dieſem Herbſte der Losbruch erfolgt, ſo iſt die Kirche zum Aeußerſten gefährdet und das Kaiſerthum dem Umſturz verfallen. Weder die Kirche, noch der Kaiſerhof haben Mittel, einem ſolchen geſammelten Stoße zu widerſtehen. Der Ausbruch muß um jeden Preis verzögert, die Verbindung Waldſtein's mit den Proteſtanten muß mit allen erdenklichen Mitteln gelockert werden. Der Herr Marcheſe und Herr Jaromir müſſen ſogleich ins Friedländ'ſche Lager eilen und ſich in die Nähe des Waldſtein drängen. Jeder von ſeinem Standpunkte ſoll unabläſſig wirken. Der Herr Marcheſe ſoll dem Herzoge alles Mögliche vom Kaiſer in Ausſicht ſtellen, ſelbſt das Königreich Böhmen. Herr Jaromir ſoll den Sieg Waldſtein's als eine ausgemachte Sache behandeln und nur als guter Böhme die böhmiſche Unzufriedenheit täglich ausſprechen, daß die Sachſen die beiden Lauſitzen in Anſpruch nähmen, welche nimmermehr von der böhmiſchen Krone getrennt werden dürften.

— Dies ſind nur Leitpunkte für die beiden Herren, hat Herr Pater Lamormain geſagt — ſchloß Medardo — die Klugheit der beiden Herren muß und wird das Weitere finden.

Nach kurzer Beſprechung trennten ſich die drei Männer. Medardo reiſte nach Schleſien, nachdem er den Auftrag erhalten, ſeinen Weg über Teplitz zu nehmen und dort einen Aufpaſſer unter Kinsky's Leuten zu werben; der Marcheſe ging geraden Weges ins Schloß zurück; Jaromir ſtellte ſich noch eine Stunde lang auf den Anſtand, um dem Papa Tertſchka über den Fuchs zu berichten, welcher ſeit einiger Zeit unter den Haſen bedenklich aufräumte im Dickicht vor Tupadel, das heißt weit ab vom Eichenwäldchen.

Am andern Morgen empfahl ſich der Marcheſe bei der alten Gräfin. Er bedankte ſich in liebenswürdiger Weiſe für die gewährte Gaſtfreundſchaft und bat die Gräfin ganz offen, ihm das Wort zu reden bei Fräulein Magna.

Der Gräfin war der längere Beſuch dieſes Mannes ſehr unangenehm geweſen, aber ſelbſt ſie, die doch ihre Meinungen immer unumwunden zu äußern pflegte, ſelbſt ſie war immer verhindert worden, dies ihr Mißfallen laut werden zu laſſen vor ihm. Seine geſellige Bildung, ſeine geſellige Liebenswürdigkeit hatten ſie daran gehindert. Solcher Ueberlegenheit entzieht ſich Niemand, der nicht geradezu roh erſcheinen will. Auch jetzt beim Abſchiede konnte die Gräfin nicht hindern, daß der Marcheſe zu der neben ihr ſitzenden Magna Worte ſprach, welche nicht zu viel ſagten in Gegenwart einer unberufenen Zuhörerin, und welche doch gewinnend, ja unvergeßlich waren für ein junges Mädchen. Zarte, anſpruchsloſe Empfindung waltete in dieſen Worten und das ſchmeichelhafteſte Vertrauen. Magna bezeigte auch ein entgegenkommendes Verſtändniß. Sie reichte dem Marcheſe die Hand und beſtätigte die von ihm ausgeſprochene Hoffnung: daß ſie ihn mit Eintritt des Winters in Prag wiederſehen und dort, nach Rückſprache mit ihrem Vater, ihr endgiltiges Wort ausſprechen werde.

Kaum war er fort, ſo erſchien haſtig Jaromir und bat die Gräfin um eine Unterredung. Magna entfernte ſich. Und nun überſchüttete Jaromir die Gräfin mit Vorwürfen in Betreff des Marcheſe. Daß ſie dieſen Widerſacher des Herzogs ſo lange beherbergt und nun gerade in ſo kritiſchem Momente fortlaſſe.

„Konnte und kann ich das ändern?!“ rief ärgerlich die Gräfin. — Jetzt ſchleicht er nur deshalb zum Heere — fuhr Jaromir fort — um dort zu hemmen und zu lähmen, wo endlich die Dinge raſch ſich entwickeln wollen. Er iſt klug, er hat das Ohr Waldſtein's, er wird wie Gift wirken. Warnt wenigſtens den Herzog, ſchreibt ihm ſogleich. Ich will den Brief mitnehmen, denn nun will ich auch hin, um ihm entgegen zu wirken. — „Bravo! Und Lady Ludmilla?“ — Gleichgiltig! ich gewinne ſie nur, wenn ich mich auszeichne. Das hat ſie mir auf dem Rückwege hierher von Heinrichsgrün deutlich genug geſagt. Und ich habe Eile. Ich kenne Lamormain's Hilfsmittel. Raſcher, voller Ausbruch in Waffen von Seiten Waldſtein's iſt ihm erſchrecklich und verderblich. Dazu will ich treiben. Der neue König von Böhmen ſoll mir die Hand Ludmillens verſchaffen, und er wird es, wenn er meinen Eifer und meine Thätigkeit in der Nähe geſehen. Lebt wohl! Ich reiſe auf der Stelle! — „Ihr vergeßt meinen Brief!“ — Ja ſo! Wollt Ihr ihn ſogleich ſchreiben? — „In einer Viertelſtunde habt Ihr ihn.“

So gelang es ihm, von der Gräfin ſelbſt beim Friedländer eingeführt zu werden, und zwar auf die nachdrücklichſte Weiſe. Der Friedländer wurde von jetzt an umſponnen wie von einem Spinnennetze. Wie klug er war, er ahnte nichts von der ſyſtematiſchen Umſpinnung. Die Lage der Dinge kam dieſen ſeinen feinſten Gegnern zu Hilfe: Leo war mit der Nachricht vom

Tode Holck's zurückgekehrt. Das war ein Schlag für Waldſtein. Holck war ein unerſchrockener, ganz zuverläſſiger Parteigänger des Friedländers geweſen. Sein Tod machte eine klaffende Lücke. Und gerade dort an der Weſtſeite, wo Herzog Bernhard commandirte, der wichtigſte und für den Friedländer unzugänglichſte Feldherr der Proteſtanten. Auch Starſchädel hatte ihn unzugänglich gefunden. Hans kam betroffen zurück und geſtand Waldſtein unumwunden, daß Herzog Bernhard auf greifbare Garantien dringe von Seiten des kaiſerlichen Generaliſſimus. Ohne ſolche Garantien ſchenke er den Allianzanträgen des Friedländers keinen Glauben. — Die Schweden endlich zeigten deutlich, daß ſie ſich bedroht fühlten durch die Geheimverhandlungen zwiſchen Waldſtein und den Sachſen; ſie ſchlugen nicht ein in die dargebotene Hand. So ſtand der Herzog von Friedland vier Wochen nach ſeinem endlichen Entſchluſſe einer Allianz mit den Proteſtanten faſt zurückgewieſen da. Die Rache meldete ſich für ſein langes Schaukelſyſtem. Er kochte vor Grimm. Selbſt die gefährlichſte Allianz, die mit Frankreich, welche ſo viel aufs Spiel ſetzte, ſelbſt dieſe rückte nicht vorwärts. Kinsky mußte melden, daß der Marquis von Feuquières Mißtrauen zeige und erſt deutliche Proben ſehen wolle, daß Waldſtein wirklich vom Kaiſer abgefallen ſei. Dieſe Früchte des ewigen „Calcüls" wuchſen natürlich in den Garten Carretto's und Jaromirs hinein. Mit unerwartet leichter Mühe konnten ſie dieſelben pflücken. Das that beſonders Marcheſe Carretto mit ſeinem Geſchick. Er gab ſich auch jetzt nicht anders, denn als Freund des Kaiſers. Nicht Ilow, nicht Tertſchka mit ihrem Hohn, mit ihren Drohungen vermochten ihn in den herrſchend gewordenen Ton des Lagers einzuſtimmen, und auch dem Herzog gegenüber verläugnete er niemals ſeine Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. Er beobachtete indeſſen immer die Vorſicht, den Herzog weit auszunehmen von dieſer aufrühreriſchen Stimmung. — Eure Durchlaucht — pflegte er zu ſagen — ſind dieſen Soldatenreden gegenüber vielleicht zu nachſichtig, zu ſehr nur Soldatenführer.

Es begreift ſich die Unzufriedenheit des Heeres bei den Rückſtänden des Soldes, welche ſich immer höher anhäufen. Der Soldat hat ein loſes Maul und greift in ſeinen Scheltworten weiter als ihm zuſteht, weiter als es ihm eigentlich Ernſt iſt. Es begreift ſich, daß der Feldherr Nachſicht übt für die frechen Reden der Officiere, denen er die Löhnung nicht auszahlen kann. Aber Durchlaucht wird nun doch wol Einhalt thun müſſen; auf die Länge würde das den loyalen Ruf des Feldherrn ſelbſt beſchädigen und den Feinden des Feldherrn Vorwände an die Hand geben — kurz, er ſonderte ſtets den Herzog von ſeiner Umgebung, er zeigte ſich immer unerſchütterlich in dem Glauben an die Treue des Herzogs.

Außerdem betrieb er ſeine Werbung um Magna offen und nachdrücklich; er nahm dazu auch das Fürwort des Herzogs ſelbſt in Anſpruch. Wer Sparr's Tochter heirathen wollte, Sparr's, welcher unzweifelhaft feſt zum Herzoge gehörte, der bewahrte ſich das Anſehen eines ehrlichen Vermittlers. Bei einem ſolchen konnte man nicht an völlige Feindſchaft denken.

Und ſo ſtand er auch bei Waldſtein. Dieſer hielt ihn nicht geeignet für ſeine rebelliſchen Pläne, wol aber hielt er ihn geeignet, in der Hofburg immer durch ihn eine ausgleichende Stimme zu haben.

In dieſer Stellung beruhte die Macht Carretto's, welche er jetzt meiſterhaft zu benützen verſtand. Sein nächſtes Ziel war, den Herzog zu einer Schlacht gegen die Proteſtanten zu verlocken. Gelänge dies, ſo wäre die furchtbare Allianz auf lange hin geſprengt.

Der Waffenſtillſtand näherte ſich ſeinem Ende. Die Sachſen zweifelten nicht an Verlängerung desſelben; ſie hielten die Schwierigkeiten des Allianzabſchluſſes für vorübergehend, an Ausbruch neuer Feindſeligkeiten, an eine Schlacht dachten ſie nicht im Entfernteſten. Fiel jetzt Waldſtein plötzlich über ſie her in ſtreng kriegeriſcher Action, ſo erſchien er als der perfideſte Mann und das Zutrauen in ſeine Ehrlichkeit, welches ohnehin nicht groß war, flog in alle Winde. Er war alsdann gründlich abgeſchnitten von einem Bündniſſe mit den Proteſtanten und war der kaiſerlichen Partei auf Gnade und Ungnade überliefert.

In dieſem Sinne und nach dieſem Ziele wirkte Carretto. Jaromir von Zierotin, mit welchem er öffentlich gar nicht verkehrte, unterſtützte ihn nach der einen Seite nachdrücklich beim Herzoge, Leo nach der andern Seite.

Jaromir war dem Herzoge durch den Brief der Gräfin Wanda wirklich empfohlen. Der Herzog glaubte an dieſen Fanatismus für ein ſelbſtſtändiges böhmiſches Reich, und er hörte ihm wohlgefällig zu. Auf dem Grunde der Waldſtein'ſchen Politik lagen drei Grundſteine: ein Reich an der Oſtſee, welches ſich um ſein Mecklenburg gruppirte und über die Marken herein reichte bis Schleſien und Sachſen: — ferner ein ſüddeutſches Reich, deſſen Mittelpunkt die Rheinpfalz, — endlich das Königreich Böhmen. Letzteres blieb immer der Hauptſtein. Hier war er zu Hauſe, hier konnte er all' ſeine Hilfsquellen leicht entwickeln, von hier aus konnte er am ſicherſten weiter greifen. Er hörte alſo Jaromirs Grimm gegen die Sachſen, welche von der böhmiſchen Krone die Lauſitzen abzweigen wollten, mit Kopfnicken an, und wenn Jaromir hinzuſetzte — Ihr ſeid viel zu nachſichtig gegen dieſe Sachſen, deshalb überheben ſie ſich in ihren Forderungen; Ihr habt es zu lange unterlaſſen, ihnen Eure Ueberlegenheit einmal empfindlich fühlbar zu machen und ſie dadurch in beſcheidenere Schranken zu weiſen — da gerieth er in Bewegung, denn er fand das einleuchtend. Dieſen Jeſuitendeſerteur mochte er überhaupt, und von Tage zu Tage mehr. Hier fand er Schule, politiſche Schule, eine Intriguentendenz, die ſeinem eigenen Weſen verwandt und deshalb reſpectabel war. Außerdem fand er durch ihn eine Unterhaltung, welche ihn anſprach: Charakterſchilderungen und geheime Vorfälle aus den Wiener Hofkreiſen, aus den höheren Kreiſen der geiſtlichen Herrſchaft. Der verſchmitzte einſtige Norbert gab da Mancherlei Preis, um den ins Netz gehenden Tiger recht ſicher zu machen.

Er erfand dabei, er log; aber er that dies geſchickt. Auch unterließ er nicht, bedenkliche Andeutungen über den Kurfürſten von Sachſen zu machen. Er wiſſe von Lamormain, daß dieſer Kurfürſt nach wie vor in geheimem Verkehr mit dem Kaiſer ſtehe. Das heißt auch nach Ausbruch ſeines Krieges gegen den Kaiſer. So wie er, obwol ſtrenger Proteſtant, vierzehn Jahre lang inmitten eines Religionskrieges Neutralität gehalten zwiſchen ſeinen Glaubensgenoſſen und dem katholiſchen Kaiſer, ſo ſei er auch jetzt noch insgeheim dem Kaiſer zugethan und vielfach zu Willen. Ihm dürfe der Herzog am wenigſten trauen, und ihn kriege er nur wirklich an die Leine, wenn er ihn kriegeriſch im Schach halte. Die Unterhandlungen mit ihm würden nur dann gelingen, wenn er die Uebermacht fühlte und ſich hingeben müßte.

Nach der andern Seite half Leo. Ganz gegen ſein Wiſſen und ſeinen Willen.

Leo war niedergeſchlagen von Eger zurückgekehrt. Magna nagte an ſeinem Herzen. Und nun hatte er auch beim Herzoge nicht das gefunden, was ihn hätte aufrichten und zerſtreuen können. Die große Action Starſchädel's für ein großes Vaterland war tief ins Stocken gerathen. Starſchädel ſelbſt war nur einmal noch, und nur auf ganz kurze Zeit dageweſen, um dem Herzog Bericht zu erſtatten über den herben Ausſpruch Bernhards von Weimar. Er hatte Waldſtein beſchworen, die Garantien zu leiſten, welche Bernhard von Weimar verlangte; er war von Waldſtein zornig abgewieſen worden. Nach ſo viel Hingebung von ſeiner Seite hatte Waldſtein ſeinen verletzten Stolz allein ſprechen laſſen über das Mißtrauen Bernhards. Starſchädel hatte einſehen müſſen, daß augenblicklich jede günſtige Einwirkung unmöglich wäre, und war fortgeritten. Ihn zog der ſtärkſte Magnet jetzt nach Gnadenfrei. Dort erwartete ihn Marie, welche der Primarius in Plauen ihm zur Ehefrau angetraut hatte bei ſeiner Rückkehr vom Herzoge Bernhard. Die rauhe Jahreszeit rückte heran, es ſchien gute Zeit gegeben für Ausgleichung der Differenzen, ſobald der Unmuth des Friedländers ſich gelegt. In zwei Monaten hatte er verſprochen wieder da zu ſein.

Unter ſolchen Umſtänden fehlte Leo jeder wärmere Anhaltspunkt. Seine geſunde Natur trachtete ganz richtig nach Ergänzung: er nahm ſeine Kriegsſtudien wieder auf und zwang ſich zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung. Dies wurde der Anlaß, daß der Marcheſe Carretto ihm wieder näher kam. Dieſer lobte den wiſſenſchaftlichen Drang Leos und gründete darauf einen Plan. Er wußte, daß Leo täglich mit dem Herzoge verkehrte und daß der Herzog ein gewiſſes Intereſſe zeigte für Leos Studien.

Carretto war ſelbſt ein vorzugsweis wiſſenſchaftlich gebildeter Kriegsmann, und es wurde ihm alſo leicht, ſeine Geſpräche mit Leo ſo einzurichten, daß ſie dieſem beſonders werthvoll erſchienen. Nach einigen Wochen betrachtete und behandelte ihn Leo wie ſeinen Lehrer und beſuchte ihn täglich. Carretto hatte es einzurichten gewußt, daß er im Städtchen Reichenbach, nicht weit vom Schlößchen des Herzogs, ſein Standquartier nehmen durfte. Nach dieſem Städtchen wanderte Leo jeden Morgen. Er hielt es für einen tapfern Act ſeines Herzens, daß er juſt ſeinem wahrſcheinlich begünſtigten Nebenbuhler bei Magna mit Höflichkeit und Freundlichkeit nahe trat zu großem Erſtaunen Sparr's. Magnas Name wurde nie genannt zwiſchen Carretto und Leo; nur Kriegswiſſenſchaft wurde tractirt.

Eines Morgens ſagte der Marcheſe: „Machen wir nun einen Uebergang von abſtrakten Studien zu praktiſcher Anwendung. Nehmen wir dazu das Nächſte. Drüben ſtehen die Sachſen und Schweden. Wenn der Waffenſtillſtand nicht erneuert wird, ſo kommt der Krieg wieder an die Reihe gegen ſie. Entwerft für dieſen Krieg einen ſtrategiſchen Feldzugsplan und legt ihn mir vor. Ich werde ihn angreifen, Ihr werdet ihn vertheidigen. Den Herzog ſelbſt könnt Ihr zum Schiedsrichter machen zwiſchen uns“.

Geſagt, gethan. In wenig Tagen lagen zwei Angriffspläne ausgearbeitet vor und Leo breitete ſie in einer Geſprächsſtunde, die ihm jetzt faſt täglich von dem verſtimmten, ihm aber wohlgeneigten Herzoge geſchenkt wurde, vor dem Friedländer aus. Waldſtein hörte ruhig und aufmerkſam die Auseinanderſetzung Leos an und ſagte endlich: „Du haſt wirklich Talent, Junge! Carretto's Plan iſt zu künſtlich; Deiner iſt der beſſere. Er hat noch große Fehler, aber der Grundgedanke iſt lebensfähig in ſeiner Einfachheit“. Nun gab Leo keine Ruhe, bis der Herzog dieſe Fehler aufgedeckt hatte. Tag für Tag kam er darauf zurück, und der Herzog ging auch immer ernſthaft darauf ein. Es ſchmeichelt dem Gewaltigſten, ſeine Ueberlegenheit geſprächsweiſe zu entwickeln. Am Ende lag ein trefflicher Plan vor, und es war der Plan des Herzogs von Friedland geworden.

Dies hatte Carretto bezweckt. Wenn man im Augenblicke des Unmuths genau weiß, wie man empfindlich und nachdrücklich gegen ſeine Gegner handeln kann, dann zögert man gar nicht mehr, man handelt.

Dieſen Augenblick des Unmuthes herbei zu führen war nicht ſchwer bei der ohnehin gereizten Stimmung Waldſtein's. Carretto erzählte dem Herzoge achſelzuckend, daß man in der Hofburg Anſtalt treffe, den Herzog von Feria mit ſpaniſchen Truppen zu berufen, da der kaiſerliche Generaliſſimus Waldſtein einen langen Sommer hindurch an der Spitze eines großen Heeres bewieſen habe: er werde altersſchwach und vermöge nichts mehr im Felde. Und Jaromir von Zierotin brachte die Nachricht: man habe in Dresden vor, Kinsky aus Sachſen auszuweiſen, weil man hinter ſeinen Verkehr mit dem Marquis von Feuquières gekommen ſei. Waldſtein täuſche alle Welt, rufe man in Dresden, und da er übrigens ein kranker, zu Kriegsthaten gelähmter Mann geworden ſei, ſo brauche man keine Rückſicht mehr auf ihn zu nehmen, ſondern wolle ſeine Agenten und Stänkereien kurzweg beſeitigen.

Es war ein milder Octoberabend, als Waldſtein dies hörte. Waldſtein öffnete das Fenſter und ſah hinaus. Der ſogenannte Altweiberſommer meldete ſich in der Natur nach ſchon vorhergegangenen rauhen, winterlichen Tagen. „Wie lange wird der Altweiberſommer dauern?“ rief er zu Niemann hinab, der vor dem Hauſe ſtand. — Oh, ein paar Wochen, Durchlaucht, nach allen Anzeichen — antwortete dieſer.

„Ich will Euch“, murmelte der Herzog vor ſich hin, „meinen Altweiberſommer eintränken nach allen Seiten!“ Dann winkte er Niemann, herauf zu kommen, und gab ihm kurz und bündig Befehle, welche dieſen in das höchſte Erſtaunen verſetzten. Das ganze Heer ſollte mit nächſtem Morgen ins Feld rücken. Alle Etappen wurden ſogleich beſtimmt: der ganze Plan wurde bis in die geringſten Einzelnheiten ins Werk geſetzt.

Der Morgen kam, und es geſchah Alles genau, wie er's befohlen. Ein verhängnißvoller Feldzug im Spätherbſte begann mit einer Energie, welche Niemand dem ſo lange unthätigen Herzog von Friedland zugetraut hatte.

Der Herzog rückte mit dem Hauptheere direct gegen Norden; die Lauſitz, Sachſen und die Mark erſchien als ſein Ziel. Wie Bergſtröme ſtürzten ſich ſeine Heertheile in dieſe Länder. Ein Schrei des Schreckens und der Entrüſtung erhob ſich in Sachſen. Der Waffenſtillſtand war freilich abgelaufen, aber auf ſolchen Ausbruch des Krieges war Niemand gefaßt — er widerſprach allen vorhergehenden Aeußerungen und Verhandlungen Waldſtein's.

Auch der Kreis um Waldſtein ward von dieſem heftigen Vorgange wie von einem Wirbelwinde erfaßt. Ilow und Tertſchka taumelten, Sparr und Niemann desgleichen. Jeder fürchtete, daß eine verhängnißvolle Bedeutung eingetreten ſei für das Bündniß mit den Proteſtanten, für das bisherige Widerſtreben gegen Wien. Selbſt Leo war zu Muthe, als ob er mit den Beinen in die Luft gehoben ſei. Wenn er auch ſelbſt eifrig am Feldzugsplane gearbeitet, die plötzliche praktiſche Anwendung erſchütterte ihn doch gründlich. Sein Ideal vom deutſchen Vaterlande, welches ihm Starſchädel geſchenkt, es flog ja wie ein Fetzen in alle Winde. —

Dennoch gehorchten Alle mechaniſch; die Macht des Oberfeldherrn bewährte ſich glänzend, alle Theile des Heeres entwickelten ſich ohne Stockung, und die Tauſende von Peſtkranken, welche ſich im Lager angehäuft, blieben einfach zurück wie ein Bodenſatz. Er mochte ſich mit der Erde vereinigen, von welcher der Menſch gekommen!

Nach einigen raſchen Märſchen, als man ungefähr bis zum Breitengrade der damals Waldſtein'ſchen Stadt Groß-Glogau gelangt war, flog ein Commando durch das Hauptheer hin. Die leichteren Abtheilungen ſonderten ſich vom ganzen Körper und eilten weiter gegen Norden. Der Kern des Heeres unter Waldſtein ſelbſt ſchwenkte rechts gegen Oſten nach der Oder hinüber, und zwei Tage ſpäter lag offenbar für das blödeſte Auge, was beabſichtigt worden und was erreicht war. An der Oder nämlich beim Städtchen Steinau ſtand ein proteſtantiſcher Heertheil, vorzugsweiſe aus Schweden und einigen ſächſiſchen und brandenburgiſchen Reiterregimentern gebildet, befehligt vom Grafen Thurn und Taupadel. Dieſer Heertheil war überraſcht worden durch Waldſtein's plötzliches Vorrücken. Am rechten Oderufer drüben bis an den Steinauer Brückenkopf war er vom Friedländiſchen General Schafgotſch beobachtet und gleichſam feſtgehalten worden. Jetzt wälzte ſich von der linken Oderſeite, und zwar von Norden, von der Rückzugslinie der Proteſtanten, die Waldſtein'ſche Kriegsmacht heran. — Das kleine proteſtantiſche Heer war umgangen und umfangen, es blieb ihm nichts übrig als die Waffen zu ſtrecken.

Dies geſchah am 12. October. An ſechstauſend Proteſtanten fielen in Gefangenſchaft, an ihrer Spitze Graf Thurn und Oberſt Taupadel. Es war ein ſonniger Vormittag, als am reizloſen, flachen Oderufer der alte Revolutionär Thurn ſeinen Degen ſenken und niederlegen mußte vor dem glänzenden Stabe des Friedländers. Ilow und Tertſchka ſahen mürriſch drein, der Marcheſe Carretto lächelte.

Waldſtein winkte den Marcheſe zu ſich und trug ihm auf: die Siegesnachricht in die Hofburg zu bringen und Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu verſichern, daß nun Schlag auf Schlag folgen werde. Bis an die Spree hinab und bis ins Magdeburger Land werde der Feind binnen einer Woche geworfen ſein, und dann werde der vom Kaiſer gewünſchte Moment vor der Thür ſtehen. Dann nämlich werde das kaiſerliche Heer in voller Breite und Kraft durch Böhmen hindurch an die bairiſche Donau rücken und dem Herzoge Bernhard den Sturm auf Regensburg blutig vertreiben, dem fortwährend um Hilfe ſchreienden Kurfürſten von Baiern gründlich helfen.

Carretto verneigte ſich und machte ſich flugs auf den Weg.

Er ritt an der Truppenlinie entlang, vor welcher das traurige Schauſpiel einer Waffenſtreckung ſtattfand, und kam denn auch an die aufgeſtellten Geſchütze, vor denen Sparr hielt. Carretto meinte zu bemerken, daß dieſer beſonders ſorgenvoll dreinſah.

Carretto hielt ſtill und redete ihn an, nach der Urſache ſeiner melancholiſchen Miene fragend. Sparr deutete mit dem Arme nach links hin. Dort trug man einen Kranken ins Städtchen Steinau hinein.

„Wer iſt's?" — Leo Steinwald! Soeben iſt er vom Pferde geſunken. So viele Wochen lang hat die junge Natur ſich gegen das Gift gewehrt, welches die heilloſe Holck'ſche Buhlerin ihm eingeimpft — jetzt iſt ſie unterlegen: die Peſt iſt ausgebrochen in ihm, er iſt ſchon beſinnungslos und wird die Sonne nicht wieder aufgehen ſehen, der arme Junge! Wie viel er mich geärgert, er thut mir doch ſo leid, daß ich weinen möchte.

Carretto ſchwieg eine Zeit lang. Er wollte nicht undelicat erſcheinen, indem er Angeſichts des ſterbenden Nebenbuhlers von ſeinen Abſichten auf Magna zu reden begönne. Und doch drängte ihn die Lage. Er wußte, daß dieſer Sieg bei Steinau Waldſtein in den Abgrund drängen müßte; er wußte, daß Sparr ſich nicht von Waldſtein trennen würde. Wenn ihm der Vater die Tochter geben ſollte, ſo mußte es vor der Friedländ'ſchen Kataſtrophe, ſo mußte es bald geſchehen. Die Delicateſſe mußte alſo ſchweigen; Carretto mußte reden und ein entſcheidendes Wort des Vaters gewinnen.

Er ritt dicht zu ihm und ſprach leiſe in ihn hinein: „Ihr wißt, lieber Sparr, wie die Dinge nun ſtehen um den Herzog. Dieſer plötzliche Feldzug und die Gefangennahme Thurn's trennen ihn von einem möglichen Bündniſſe mit den Proteſtanten. Er ſteht wieder beim Kaiſer und wünſcht die Mißverſtändniſſe ausgeglichen zu ſehen. Mich ſendet er an den Kaiſer, ich bin auf dem Wege nach Wien. Meine Geſinnung kennt er, Ihr ermeßt alſo, was es bedeutet, daß er mich ſendet. Ich bin mit dieſer Sendung dem Kaiſer hoch willkommen, meine Stellung wird erhöht; ich bin jetzt in der Lage, Eurer Tochter, die ich wahrhaft liebe, eine ſtattliche Exiſtenz zu bieten. Und zwar iſt ſie geſichert nach entgegengeſetzten Seiten. Ob der Kaiſer, ob Waldſtein der Mächtige ſei, Jeder von Beiden wird meine Gemahlin ſchützen. Ich gehe über Zleb, um Magna einen Augenblick zu ſehen; mein Herz drängt mich dazu. Gebt mir ein Wort mit an Eure Tochter.“ — Meine Tochter iſt frei in ihrer Wahl. — „Schreibt dieſe Worte auf dieſes Blatt!“ — und dabei reichte er ihm ſeine Brieftaſche und einen Schreibgriffel. — „Magna iſt mir geneigt, ein ſolches Wort vom Vater wird ſie beſtimmen.“

Sparr ſah trüben Auges nach dem Thore von Steinau hinüber, in welchem der ſterbende Leo juſt verſchwand, dann nahm er den Griffel und ſchrieb die verlangten Worte.

Carretto reichte ihm die Hand und ſchied mit den Worten: „Behütet nach Euren Kräften den Herzog vor einem Rückfalle! Das Vergangene kann vergeſſen werden; Neues würde nicht mehr verziehen“.

So ritt er, die Brieftaſche ſorgfältig ins Wams ſchiebend, an den aufgeſtellten Truppen weiter. Der gedämpfte Trommelſchlag, welcher die Waffenſtreckung begleitete, wurde ſchwächer und ſchwächer, je weiter er ſich entfernte. Er kam an einen frei gelaſſenen Fahrweg und lenkte auf dieſem links ab, an einem vorgeſchobenen Blockhauſe vorüber. In einer Wallfalte dieſes Blockhauſes wartete ſein Jaromir von Zierotin.

Sie vermieden es, öffentlich mit einander zu verkehren. Der kaiſerliche Marcheſe und der fanatiſch erſcheinende böhmiſche Cavalier paßten nicht zu einander.

Haſtig flüſterte alſo auch hier Jaromir: „Schickt mir drei verwegene Kerle nach von Butler's Regiment, welches dort drüben am Föhrenwäldchen hält. Sie kennen mich; ich hab' ſie lüſtern gemacht. Aber ich muß mich vor dem Oberſten Butler in Acht nehmen. Er iſt gläubig katholiſch, und ich bin ihm verdächtig als Renegat der Jeſuiten. Deverour, Macdonald und Brown heißen die Kerle. Die beiden erſten ſind Hauptleute. Die bittet Euch aus von Butler zu einer Privatunternehmung für den Kaiſer. Er wird ſie geben. Und ſchickt ſie mir nach!“ — Wohin? — „Nach Liegnitz in den Schwarzen Adler.“ — Iſt Botſchaft da? — „Allerdings. Medardo hat ſie geſendet. Nächſten Sonntag kommt Kinsky von Dresden nach Teplitz mit wichtiger Depeſche. Die drei Kerle ſollen ihm die Depeſche abnehmen.“ — Ich beſorge die drei Männer. Kommt über Zleb. Dort paſſire ich auf dem Wege nach Wien. Wenn Ihr mich verfehlt und die Depeſche habt, ſo ſendet mir Medardo nach: ich gehe über Iglau, Znaim und Stockerau. Tertſchka kommt da geritten; er ſoll uns nicht neben einander ſehen. Ade!

Der Marcheſe Carretto ritt in kurzem Galopp nach dem Kiefernwäldchen hinüber, wo Butler mit ſeinem Dragonerregimente hielt. Er kannte dieſen Butler längſt und hatte ihn im Auge für einen Fall der Noth. Walter Butler war ein Irländer von altceltiſcher Adelsfamilie. Er hatte ſich überall ausgezeichnet durch brutale, unerſchütterliche Tapferkeit. Beim Sturm der Schweden auf Frankfurt an der Oder war er gefangen und hinterher verleumdet worden. Als er ſich ausgelöſt, war er der Verleumdung halber geraden Weges nach Wien zum Kaiſer gegangen und hatte ſich gerechtfertigt. Der Kaiſer hatte ihn ſehr freundlich behandelt. Er war empfohlen durch die Geiſtlichen, welche den gläubig katholiſchen Irländer in ihm entdeckt hatten und zu ſchätzen wußten. Durch ſie war Carretto auf ihn aufmerkſam geworden und hatte ſich ihm in der letzten Zeit genähert. Butler's Weſen und Aeußerungen hatten ihn überzeugt, daß dies ein für den Dienſt des Kaiſers zuverläſſiger Mann wäre.

Er hielt vor ſeinem Regimente auf einem ſtarken Schimmelhengſte, eine robuſte, viereckige Geſtalt mit ergrauendem Schnurr- und Kinnbarte. Die Züge paßten für einen Holzſchnitt, ſo grob und feſt waren ſie. Er ritt dem Marcheſe, deſſen Bedeutung er ſehr wohl kannte, einige Schritte entgegen und grüßte reſpectvoll. Der Marcheſe theilte ihm mit, daß er zum Kaiſer nach Wien eile. Er werde nicht unterlaſſen, eines ſo gut kaiſerlichen Schwertes wie Walter Butler's zu erwähnen. Der Zeitlauf ſei mißlich, die Ausſicht ungewiß. Der Kaiſer brauche mehr denn je zuverläſſige Leute bei ſeiner Armada. Auf den Oberſten Butler dürfe er ſich doch auch in kritiſcher Conjunctur verlaſſen — nicht?

„Wie auf ſich ſelbſt. Gegen den Teufel ſelber mag Seine kaiſerliche Majeſtät mich commandiren, ich werde nicht verſagen“, erwiderte Butler mit tiefer Baßſtimme. — Kein Zweifel, lieber Oberſt. Der Kaiſer kennt Euch ja perſönlich und weiß, was von Euch zu erwarten ſteht. Aber die Lage kann ſich ſo geſtalten, daß die wackeren Stützen des Thrones und unſeres heiligen Glaubens (beide Männer bekreuzten ſich) nicht auf ein Commando warten dürfen. Ihr guter Geiſt muß ihnen ſagen, was in dringenden Stunden zu thun iſt, auf eigene Verantwortung zu thun iſt. Verſteht Ihr mich? — „Ich glaube zu verſtehen“, und dabei flog der Blick des tiefliegendes Auges wie ein Blitz hinüber ans Oderufer, wo Thurn eben vom Pferde ſtieg vor dem Herzoge von Friedland. — Geht der Krieg fort wie hier bei Steinau, dann hat's keine Noth. Aber man kann nicht wiſſen! Der Verkehr mit den Ketzern, die Zurückſetzung kaiſerlicher Oberherrlichkeit darf uns nicht über den Kopf wachſen.

Je nachdem Ihr poſtirt werdet, Oberſt, wendet Euch an die Generale Gallas, Aldringer, Piccolomini, Colloredo, Marradas und mich um Aufklärung, je an den, welcher Euch zunächſt ſteht. Euer Beichtvater, ſo viel ich mich erinnere, ein frommer Caplan, iſt ja ein rüſtiger Fußgänger. — „Das iſt er." — Ich hab' ihn oft weit von Euch marſchiren geſehen. Haltet ihn im Gange! Es ſoll ſein Schade nicht ſein. Er kann Euch mit Jedem von uns auf dem Laufenden erhalten. Das Heer wird ſich, wie der Herzog Seiner Majeſtät ſagen läßt, nach der Donau hin wenden, und ich denke binnen vierzehn Tagen wieder im Hauptquartiere zu ſein. Schickt zu mir, wenn Ihr mit Eurem Regimente weitab liegen ſolltet. Ihr verſteht mich? — „Ich verſtehe."

Und nun ging der Marcheſe auf die beiläufige Angelegenheit über, daß der Dienſt des Kaiſers drei herzhafte Männer aus Butler's Regiment brauche, Devereux, Macdonald und Brown geheißen.

„Stehen zu Befehl!" — Auf eine Woche, lieber Oberſt.

Butler ließ ſie rufen, und ſie ritten mit dem Marcheſe Carretto gen Weſten. Er unterrichtete ſie, daß ſie zu Liegnitz im Schwarzen Adler den Herrn Zierotin finden und von dieſem ihre Ordre erhalten würden. Dann trennte er ſich von ihnen und wendete ſich ſüdweſtlich. Die drei Dragoner trabten nach Weſten. Sie waren guter Laune. Solch ein beſonderer Auftrag verſprach eine beſondere Belohnung. Dieſe Schotten und Irländer in den deutſchen Heeren ſtammten aus jener Zeit, da König Jacob von England ſeinem Schwiegerſohne, dem Winterkönige, eine Anzahl Hilfstruppen nach Hamburg geſendet. Dieſe Hilfstruppen hatten ſich als lüderliche „Tücher" erwieſen und waren nach allen Seiten auseinander gefahren. Reſte von ihnen fanden ſich überall, und namentlich Butler hatte von ſeinen Landsleuten eine Anzahl in ſeinem Regimente untergebracht. Sie mutheten ihn doch etwas heimatlich an und waren ihm handlich für vertrauliche Unternehmungen.

Das galt beſonders von Deveroux, der im Wuchſe etwas kleiner war als die beiden anderen Schlingel, der aber geiſtige Fähigkeiten zeigte. Sie äußerten ſich zwar cyniſch frech, dieſe Fähigkeiten, aber ſie waren vorhanden. Er führte denn auch das Wort, als ſie in Liegnitz Herrn Jaromir von Zierotin antrafen und von dieſem erfuhren, daß ein verrätheriſcher Ketzer zwiſchen Pirna und Teplitz aufgehoben werden ſollte.

„Todt oder lebendig?“ fragte Deveroux. — Todt oder lebendig! antwortete Jaromir. Es iſt dem Kaiſer um die Papiere zu thun — fuhr er fort — welche der Verräther bei ſich führt. Könnt Ihr ihm dieſe abnehmen, ohne daß er bei der Auskleidung draufgeht, ſo könnt Ihr ihn laufen laſſen. Iſt er ungeberdig, ſo macht ihn ſtill wie Ihr mögt. Ich begleit’ Euch übrigens und wir beſprechen das Nähere.

So brachen ſie auf gegen die Elbe hin, wo ſie aus Böhmen ſcheidet. In Auſſig wartete Medardo. Er hatte ſeine Aufgabe in Teplitz ſehr geſchickt angefaßt. Der Reitknecht, welcher Kinsky zu begleiten pflegte, war ſehr bald als unzugänglich von ihm erkannt worden, und ſo hatte ſich Medardo an einen alten Leibdiener gewendet, welcher im Teplitzer Schloſſe ſein Standquartier hatte. Da Kinsky ſelten längere Zeit in Teplitz verweilte, ſo fiel dieſem alten Diener eine vielfache Vermittlung zu. Er beſorgte alle Zuſchriften ſeines Herrn, er hatte die Aufſicht über die Wohnzimmer des Herrn, er behütete deſſen Schlüſſel und Papiere. — Dieſer Diener war ein frommer Alter, welcher zu beklagen pflegte, daß ſein Herr in Sachen des Glaubens etwas leicht und unbedacht wäre. Das hatte der Diener ſeinem Beichtvater gar oft kummervoll geſtanden.

Medardo, mit mehrerlei Kennzeichen ausgerüſtet durch Pater Lamormain für geiſtliche Herren, hatte ſich bei Zeiten an den Beichtvater gewendet und ihm klar gemacht, daß das Seelenheil des mächtigen Herrn von Kinsky eine Anſtrengung verdiente. Wie dieſe Anſtrengung beſchaffen ſein müſſe, hatte zu vertrauterem Verkehre geführt zwiſchen dem alten Diener und dem

Beichtvater, und in dieſem vertrauteren Verkehre war denn auch beiläufig zur Sprache gekommen: wann denn endlich wieder einmal der „gnädige Herr“ von Pirna heraufkommen werde.

So hatte der Beichtvater und durch ihn Medardo erfahren, daß zu Sonntag Nacht Relaispferde beſtellt wären von Teplitz bis über Prag hinaus. Der gnädige Herr werde nur einige Stunden im Schloſſe verweilen.

„Er reitet nach Zleb“ — ſagte Medardo in Auſſig — „und bringt die neueſten Nachrichten von dem franzöſiſchen Marquis für den Friedländer. Die Gräfin Wanda ſendet ſie von Zleb an den Herzog. Und dieſe Depeſchen ſollen und können wir heut’ Abend oben zwiſchen Arbeſau und Peterswalde dem Kinsky abnehmen. Er pflegt nur einen Reitknecht bei ſich zu haben, und die Hohlwege dort im Walde ſind ſehr geeignet zu einem Ueberfall.“

Das ward Samſtag Morgens in Auſſig geſprochen von Medardo, und die fünf Reiter machten ſich unverweilt auf den Weg. Gegen Abend waren ſie am Eingange eines Hohlweges kunſtgemäß aufgeſtellt und harrten ihres Opfers. Die Nacht wurde kalt und ein unfreundlicher Wind ſchüttelte die Bäume. Aber die drei Dragoner waren abgehärtete Leute. Jaromir hatte ihnen eine ſtattliche Belohnung angekündigt — ſie warteten unverdroſſen. Es dauerte lange und die Finſterniß wurde dicht.

„Man ſieht keinen Stich“ — murmelte Deveroux — „wenn wir nur nicht einen falſchen niederwerfen, der zufällig des Weges daher kommt!“ — Gewiß nicht! — flüſterte Medardo — der Kinsky hat eine Paſſion für das Pfeifen, ſo lange er Schritt reitet. Und bei dem Wege und der Finſterniß muß er Schritt reiten. Er wird ſich alſo ſchon ſelber ankündigen. Lange kann er nicht mehr ausbleiben, er hat um Mittag aus Dresden reiten wollen.

Man wartete ſtillſchweigend weiter. Die Piſtolen wurden bereit gehalten, Niemand regte ſich, nur der Wind machte ſtoßweiſe ein Geräuſch, aller Ohren harrten auf das Pfeifen. —

„Da! da!“ rief Medardo mit ſeinem dünnen Fiſteltone hervor. Richtig! Das war ein ferner pfeifender Ton — er kam näher, er wurde eine Melodie, die Melodie eines Marſches. Hufſchläge auf einzelnen Steinen des Weges kamen dazu, näher und näher, jetzt dicht am Hohlwege — da gaben die Dragoner alle drei Feuer nach der Richtung und ſprengten unter den Bäumen hervor. Ein heftiges Geräuſch wie von einem ſtürzenden Pferde folgte, ein kurzes, fluchendes Sprechen, und gleich darauf der polternde Galopp eines Roſſes in den Hohlweg hinab. —

„Nachſetzen! nachſetzen!“ — ſchrie Jaromir — „er entkommt!“ — Das bringt kein Pferd zu Stande — rief ein Dragoner — übrigens liegt Einer. Schlagt Feuer, damit man einen Augenblick ſieht.

Macdonald ſuchte Stein und Stahl hervor. Ehe er dazu kam, beide an einander zu ſchlagen, hörte man Geräuſch wie vom Strampeln eines niedergeſchoſſenen Pferdes. Macdonald ſtieg von ſeinem Thiere und näherte ſich dem Geräuſche, dann ſchlug er Funken. — Niemand ſah bei dieſem flüchtigen Lichtſcheine mehr als ein verendendes Pferd.

Der Ueberfall war fehl gegangen. Das erſchoſſene Pferd gehörte dem Reitknechte, und dieſer hatte ſich raſch bügelfrei gemacht und war ins Gebüſch geſprungen, da er merkte, daß ſein Herr den Hohlweg hinabſprengte. Auch Medardos Hoffnung, daß die Satteltaſchen des todten Pferdes Ausbeute liefern könnten, wurde zunichte. Es fand ſich kein Fetzen Papier in dieſen Satteltaſchen.

Kinsky pflegte ſeine Papiere bei ſich zu tragen, und ſein Pferd hatte die ſchwere Probe eines geſtreckten Laufs durch einen dunklen Hohlweg hinab glücklich beſtanden — er kam unverſehrt nach Teplitz und ritt gegen Morgen weiter nach Prag und Zleb. Seine Nerven waren ſtandhaft, der Vorfall hatte ſie nicht beſonders erſchüttert.

Am Nachmittage des folgenden Tages ritt er den ſteilen Schloßberg von Zleb hinauf. Das Wetter war trüb geworden. Oben bei der Herrſchaft wurden ſchon die Lichter angezündet.

Es herrſchte da oben eine unruhige und gedrückte Stimmung. Man wußte zwar noch nichts von dem Siege bei Steinau, aber man wußte, daß Waldſtein plötzlich den Feldzug gegen die Proteſtanten eröffnet hatte. Gräfin Wanda war von dieſer Nachricht tief erſchüttert worden. Sie hielt dieſe Wendung für verhängnißvoll, und ihr reizbares Nervenſyſtem, längſt überſpannt durch immerwährende Reizung, erfuhr einen heftigen Stoß. Sie lag mehr als ſie ſaß in ihrem Lehnſtuhle, abſeit vom großen Geſellſchaftstiſche. Die Lichter auf dieſem Tiſche hatten durch einen Schirm verdeckt werden müſſen für ſie; ihre Augen vertrugen den lichten Schein nicht. Auch die übrigen Beiſitzerinnen der Geſellſchaft zeigten Niedergeſchlagenheit. Ludmilla war ſeit dem Opfer bei Heinrichsgrün ſtill und verſchloſſen; Magna verhielt ſich ebenſo, die Tochter vom Hauſe, Eliſabeth, Kinsky's Gattin, eine leidenſchaftliche Natur, war verſtimmt, und nur Maximiliane, die Gemalin Adam Erdmann von Tertſchka's, war eher gehoben als gedrückt von den neuen Nachrichten. Dieſe Schweſter Iſabellas ſah nur Heil darin, daß der Widerſpruch gegen den Kaiſer aufhörte. Aber ſie war eine ſtille Natur, ſie äußerte ſich über politiſche Dinge gar nicht, unterbrach alſo auch jetzt das allgemeine, düſtere Schweigen nicht. Die Damen hatten weibliche Arbeiten vor ſich, ſelbſt Ludmilla, die ſonſt dieſe weibliche Beſchäftigung zurückwies. Es war ein unheimliches Beiſammenſein in dem großen Saale, welchen die Armleuchter auf dem einen Tiſche nicht zu erleuchten vermochten und welchen auch die flackernden Kaminfeuer nicht genügend erwärmten. Denn der rauhe Herbſtwind bewegte klirrend die Fenſter.

Der alte Tertſchka ſaß abſeit in einem Winkel und ſchlief. Nur der jüngſte Sohn des Hauſes, Wilhelm, ging hin und her. Er fiel in politiſcher Richtung ab von der Familie: er glaubte nicht an einen neuen König von Böhmen und pflegte zu warnen. Soeben hatte er es wieder gethan und war durch eine heftige Aeußerung der Mutter zur Ruhe verwieſen worden. Er ſah, wie die Mutter von ihrer Nervenaufregung litt, hörte auf zu ſprechen und ging am dunklen Ende des Saales hin und her. So fand Kinsky die Geſellſchaft in Zleb, als er klirrend eintrat.

Eliſabeth ſchrie auf und ſtürzte ihm entgegen. Gräfin Wanda flog hoch auf von ihrem Sitze — ſie war eben ſchreckhaft über die Maßen. — „Ein Unglück?“ — ſchrie ſie — „ein Unglück iſt geſchehen?!“

— Seht Ihr mir's an? — entgegnete er und erzählte raſch den mörderiſchen Ueberfall. Alle drückten Theilnahme und Schrecken aus. Gräfin Wanda convulſiviſch. — „Das kommt von Wien! Das kommt von Wien!“ ſtöhnte ſie. — Ich glaub's ebenfalls — ſagte Kinsky — und ich meine ſogar Jemand erkannt zu haben. Aber irren kann ich mich freilich! — „Wie? Was? Wen?“ — Es war ein Feuer von wenigſtens drei Piſtolen. In dieſem Feuerſchein ſah ich deutlich kaiſerliche Dragoner, und zwar Officiere. Aber ich ſah noch mehr. Und das träfe Euch, Mutter, die ſich hat anführen laſſen von einem Patron, dem ich nie über den Weg getraut. — „Wen, um Gottes willen?“ — Unter den Bäumen, und deshalb nicht ſo ganz klar — Euren Jaromir von Zierotin!

Ein unartikulirter Schrei Wandas folgte.

„Mir iſt dieſer Pater Norbert immer verdächtig geweſen, als er im Handumkehren Cavalier und Böhme wurde. Ihr glaubtet ihm, Mutter, und ſo wurde er angenommen und anerkannt. Ich fürchte, Ihr habt Euch übereilt und den Verräther in unſere Kreiſe, in unſer Vertrauen gezogen.“ Gräfin Wanda ſtöhnte und verſuchte den Kopf zu ſchütteln. — Du mußt Dich geirrt haben! brachte ſie kaum hörbar hervor. — „Vielleicht. Aber als ich den Hohlweg hinabjagte, auf die Gefahr, ſammt meinem Pferde den Hals zu brechen, da hörte ich rufen: Nachſetzen! Nachſetzen! — und die Stimme! — mein Hengſt machte gegen Lärm auf dem ſteinigen Boden, ich hörte ſchlecht, aber die Stimme, ich wollte wetten, daß es die Stimme des heuchleriſchen Zierotin geweſen wäre.“

Jedermann ſchwieg, auch Wanda. All’ ihre Glieder zuckten; man ſah es beſonders an der Hand, mit welcher ſie das Taſchentuch vor ihren Mund hielt, um einen heftigen Schlucken zu verdecken, welcher ſie überfallen hatte.

Kinsky war ein harter Mann, welcher auf Nervenzuſtände keine Rückſicht nahm. Er fuhr unbehindert fort: „Was ich aus dem Hauptquartiere des Herzogs gehört in den letzten Wochen, das klingt auf ein Haar ſo, als ob der Herzog von ſchlauen Verräthern geleitet würde. Iſt der Norbert Zierotin bei ihm geweſen?“ — Ja, antwortete Eliſabeth. — „Alſo wirklich“ — fuhr er fort — „wir haben die Arbeit von Jahren verloren in den letzten Wochen. In Dresden ſchrie man, als ob man am Spieß ſteckte, als der Herzog auf einmal vorrückte und ſeine Truppen in Sachſen einfielen. Verrath! Verrath! ſchrie man, und mich hätte man am liebſten zerriſſen. ’s iſt ja auch zu arg! Mitten im tiefſten Unterhandeln, als ob er ſie nur hätte einſchläfern wollen, bricht er plötzlich in voller Feindſeligkeit los. Es fehlt nichts, als daß er eine Schlacht liefert, dann iſt Alles aus. Nicht um die ganze Welt traut man ihm mehr! Selbſt der Franzos, mein Marquis, war wie verdonnert. Mit nichts hatt’ ich zu kämpfen bisher als mit dem Mißtrauen gegen Waldſtein, mit dem Mißtrauen, daß er falſch ſpiele, daß er für den Kaiſer ſpiele, und nun ſolch ein Streich, der jeglichem Mißtrauen Recht giebt, ſchreiend Recht giebt. Ich hatte gar keine Depeſchen für die Schurken, welche mich doch gewiß nur angefallen haben, um Beweisſtücke zu rauben, der Marquis hatte mir mündlich erklärt, daß der Feldzug Waldſtein’s erſt klar werden müßte, eh’ von einem weiteren Verkehr mit ihm die Rede ſein könnte; ich kam nur, ich komme nur, um Aufklärung zu erhalten. Könnt Ihr mir welche geben, Mutter?“

Die Gräfin ſchüttelte verneinend das Haupt und ſetzte kaum verſtändlich hinzu: — Ich bin in Verzweiflung — wie — ſie mochte „Du“ ſagen wollen, aber das Wort erſtarb ihr auf der Lippe. Ihr Auge ſtierte nach der Eingangsthür, wohin der Lichtſchein ungenügend reichte und wo eine kriegeriſche Geſtalt auftauchte. Aller Augen wendeten ſich den ihrigen nach — der Marcheſe Carretto di Grana kam langſam auf den Tiſch zugeſchritten und verbeugte ſich höflich. Der kaiſerliche Mann inmitten dieſer geſpannten Situation! — Alle ſahen betroffen auf ihn.

„Ich bitte um Entſchuldigung, Frau Gräfin“ — ſprach er einſchmeichelnden Tones — „wenn ich ſtöre. Ich bin auf dem Wege nach Wien mit einer Botſchaft des Herzogs von Friedland. Mein Herz trieb mich, an dieſem Schloſſe nicht vorüber zu reiten, und der Herzog ſelbſt ſieht es gern, daß Ihr frühzeitig die glänzende Nachricht erfahrt, welche ich Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu überbringen habe. Der Herzog von Friedland hat ſeinen Kriegsruhm aufs Neue bewährt und bei Steinau an der Oder das Heer der Schweden und Sachſen eingeſchloſſen mit Mann und Maus. Sechstauſend Mann haben die Gewehre vor ihm geſtreckt, und ihr Anführer Graf Thurn iſt des Kaiſers Gefangener, wahrſcheinlich jetzt ſchon auf dem Wege nach Wien —“ Ein gellender Schrei unterbrach ihn.

Er ging von der Gräfin Wanda aus, welche mit vorgebeugtem Oberleibe dieſe Nachricht Carretto's angehört hatte und jetzt wie von einer Kugel getroffen ſtarr in den Seſſel zurück fiel. Die Röthe ihres Antlitzes war von einem blauen Scheine wie von einem Schleier bedeckt. Alle ſtürzten zu ihr. Auch der alte Tertſchka erwachte und ſtand von ſeinem Seſſel auf. Die Schlacht bei Steinau, die Gefangennahme Thurn's, die Abführung dieſes alten Erzfeindes der Habsburger nach Wien war wol angethan, die aufgeregten Nerven dieſer heftigen Parteigängerin wie eine überſpannte Saite zu zerſprengen. Das ganze Leben lag zerbrochen vor ihr und ein Abgrund gähnte ihr entgegen — ihr Meſſias Waldſtein war ein Verräther geworden. Die um ſie beſchäftigten Frauen weinten und ſchrieen und Eliſabeth rief das erſchreckende Wort über den Saal hin: Die Mutter iſt beſinnungslos, das iſt ein Schlagfluß! Diener ſtürzten herbei. Sammt dem Seſſel wurde ſie fortgetragen nach ihrem Zimmer, um ins Bett gebracht zu werden. Alle Anweſenden folgten unter großer Beſtürzung. Auch der alte Tertſchka, welcher zu ſeinem Sohne Wilhelm ſagte: Eine Ohnmacht, wie ſie oft gehabt. Ich hole den Caplan, der weiß ein Mittel.

Nur Ludmilla, Magna und Carretto waren im Saale zurückgeblieben. Ludmilla war bis an die Thür mitgegangen und dort zurückgeblieben. Es waren ja Helfende genug vorhanden, und ſie hatte immer Scheu vor grellen Krankheitsausbrüchen. Sie ſchritt langſam durch den ganzen Saal zum fernen Erkerfenſter und ſah dort in den dunklen Wolkenhimmel hinauf. Carretto und Magna am Tiſche waren ſo gut wie allein. Magna ſtand zitternd, tief erſchrocken da.

„Der Moment iſt ſehr unpaſſend, liebes Fräulein“ — ſagte Carretto mit weicher, leiſer Stimme — „Euch an mich zu erinnern. Aber eine Wahl des Zeitpunktes iſt mir nicht geſtattet; ich muß weiter, ich muß zum Kaiſer. Solche Zerſtörung des Menſchenlebens mahnt ja auch den traurigſten Zuſchauer: daß er an Gründung einer ſchützenden Hütte, eines hilfreichen Hausſtandes denken ſoll. Liebe Magna! Ihr kennt meine zärtliche, treue Geſinnung für Euch. Ihr habt mir Hoffnung gegeben, habt mich an den Vater verwieſen. Ich komme von ihm; er ſendet Euch dieſes Blatt. Dem Zuſtande der öffentlichen Dinge ſieht er wie ich mit tiefer Beſorgniß zu. Trotz der jetzigen Wendung Waldſtein's, oder vielleicht eben dieſer Wendung halber — denn er ſteht dem Herzoge näher als ich — fürchtet er das Herannahen von Kataſtrophen. Er fürchtet für die Sicherheit ſeiner eigenen Stellung; er wünſcht ſein einziges Kind aus dieſem Wirrwar geriſſen, er wünſcht es ſichergeſtellt zu ſehen.

Dieſe Sicherſtellung ſieht er darin, daß Ihr mir Eure Hand gebt. Ich will ſie feſthalten, ich will Euch getreulich ſchützen. Und ich kann es. Die Gnade des Kaiſers hat mir ſchon vor einiger Zeit zugeſagt, mich im Hofkriegsrathe ehrenvoll anzuſtellen. So ſind wir dem Kriegsgetümmel entrückt und in der ſchönen Hauptſtadt Wien iſt Euch eine behagliche wie anſehnliche Exiſtenz bereitet als junge Marquiſe, um deren Beſitz mich der ganze Adel des Kaiſerreichs beneiden wird. Reicht mir jetzt Eure liebe Hand zum Zeichen, daß ich Euch holen oder holen laſſen darf im Laufe der nächſten Woche, um vor den Altar mit Euch zu treten; reicht ſie mir!“

Magna hielt das Blatt in wankender Hand und las die Worte ihres Vaters. Man ſah es ihr an, daß ſie ſich gewaltſam faßte. Endlich ſprach ſie mit ziemlich feſter Stimme: „Lieber Herr Marcheſe, ich danke Euch aufrichtig für Eure freundlichen Verſicherungen. Ich weiß ſie zu ſchätzen. Vor Allem verdienen ſie volle Aufrichtigkeit von meiner Seite. So muß ich, ſo will ich Euch denn eingeſtehen, daß mein Herz lange befangen war — in einer andern Neigung.“ — Ich hab' es geahnt — faſt gewußt. — „Ja, daß ich — es muß volle Wahrheit zwiſchen uns herrſchen — mich noch nicht völlig frei und — entfeſſelt fühle. Die Feſſeln ſinken mehr und mehr — ich glaube, die Zeit iſt nicht mehr fern, in welcher ich nichts, nichts mehr von dieſen Feſſeln empfinde. Laßt ſie heran kommen dieſe Zeit!“ — Sie iſt näher als Ihr glaubt, liebe Magna. Das Schickſal hat Eure letzte Feſſel ins Grab gelegt. — „Wie?“ — Ich hätt' es Euch gern verſchwiegen. Nun darf ich's nicht mehr. Als ich von Steinau fortritt, trug man den jungen Steinwald zu Grabe — „Gott!“ — Im Holck'ſchen Hauſe iſt der Keim der Peſt in ihn gepflanzt worden — jetzt erſt iſt ſie ausgebrochen und hat ihn hingerafft. — „Todt?!“

Magna ſank auf einen Seſſel.

— Beweint ihn, liebe Magna, ich ehre Eure Thränen, und nun laßt mich nicht anders ſcheiden, als daß Ihr mir Eure

Hand reicht zum Abſchiede und zum Pfande baldigen Wiederſehens, dauernder Verbindung.

Magna wußte nicht, was ſie that. Ihre Seele war bei Leo, ſie war es nicht, welche den Arm hoch und die Hand in die dargebotene Rechte des Marcheſe ſinken ließ. Er küßte dieſe eiskalte Hand raſch und wendete ſich zum Fortgehen. Denn unter jammervollem Schluchzen ſtürzten Eliſabeth, Mara und Wilhelm herein, der herzu eilenden Ludmilla verkündigend: Nichts helfe bei der armen Mutter, die Beſinnung kehre nicht zurück, der Athem ſei erloſchen, der Nervenſchlag habe ſie getödtet! Unbemerkt entfernte ſich der Marcheſe und ritt in der Nacht weiter gen Wien. Magna ſaß regungslos in dem allgemeinen Jammer und weinte und weinte, wie ſie in ihrem Leben nicht geweint.

14.

Das Vorhaben des Marcheſe mit Einholung ſeiner Braut erlitt aber Aufſchub um Aufſchub. Er wurde in Wien dergeſtalt von politiſchen Aufgaben in Anſpruch genommen, daß Herzenswunſch und Häuslichkeit in den Hintergrund treten mußten.

Kaum war er einige Tage in Wien und hatte ſich mit Lamormain und Genoſſen des gelungenen Meiſterſtreiches gefreut, daß Waldſtein nun durch die Steinauer Affaire gründlich losgelöſt wäre von ſeiner Verbindung mit den Proteſtanten und völlig vereinſamt daſtünde — da gelangte aus demſelben Steinau eine neue Kunde nach Wien, welche das Antlitz der Dinge ſchon wieder veränderte. Die Kunde lautete: Waldſtein denkt nicht daran, den gefangenen Grafen Thurn nach Wien transportiren zu laſſen, im Gegentheile: er hat ihn öffentlich vor allen Truppen umarmt, er hat ihn öffentlich an ſeine Tafel gezogen, er hat ihn mit Geſchenken überhäuft und ſammt dem ſchwediſchen Oberſten Taupadel frei gegeben!

„Was heißt das?“ ſchrie man in Wien. „Wir bilden uns ein, ihn irregeführt zu haben, narrt er uns?“

Unter allen Umſtänden erſchien dieſe Behandlung Thurn's, des habsburgiſchen Erzfeindes, wie blanker Hohn, und zum erſten Male erſchien der Kaiſer ſelbſt ernſtlich betroffen und erzürnt von dem Betragen „ſeines“ Waldſtein. Denn der Kaiſer hatte trotz aller Vorgänge, trotz aller Aufſtachelungen und Anklagen feſtgehalten an ſeiner guten Meinung für den Friedländer.

Dieſe zum erſten Male erſchütterte gute Meinung des Kaiſers wollten nun wenigſtens Carretto und die Seinigen ausbeuten. Das gab Arbeit über Arbeit. Und auch dieſe Arbeit wurde plötzlich über den Haufen geſtoßen durch einen neuen großen Schritt Waldſtein's. Die Nachricht kam: der Herzog von Friedland mit dem ganzen kaiſerlichen Heere zieht wirklich durch Böhmen an die Donau, um Regensburg wieder zu nehmen und das proteſtantiſche Heer unter Herzog Bernhard aus den Landen des bairiſchen Kurfürſten zu werfen. Er marſchirt trotz des Winters unaufhaltſam, er iſt mit dem Hauptquartier ſchon in Furth, am Hauptpaſſe des Böhmerwaldes angekommen, die nächſte Poſt kann ſchon eine Schlacht vermelden, die er jenſeit des Böhmerwaldes gegen den Herzog Bernhard geſchlagen.

Betroffen und mit offenem Munde ſtanden nun wieder Carretto, Lamormain und die Ihrigen da, und der Kaiſer ſprach aufathmend: Ich wußt' es wol, es war nur eine ſeiner Grillen mit dem Thurn, er hält das Wort, welches er mir damals gegeben, er befreit den Kurfürſten, er ſcheut ſelbſt den Winter nicht zu einem ſo weiten, ſo beſchwerlichen Feldzuge, er ſetzt ſeine eigene kranke Perſon aus bei ſo rauher Witterung, er iſt und bleibt mein Waldſtein.

Aber auch dieſe Lage hatte keine Dauer, hatte keine richtige Folge. Die nächſte Poſt brachte keinen Sieg, ſie brachte die Nachricht: das kaiſerliche Heer hält ſtill, die Päſſe durch den

Böhmerwald gelten für unpraktikabel. Noch mehr! Einige Tage ſpäter verbreitete ſich die Kunde: das kaiſerliche Heer iſt umgekehrt, es zerſtreut ſich und bezieht die ausſaugenden Winterquartiere in den kaiſerlichen Erblanden, vorzugsweiſe in Böhmen, in Oberöſterreich und in Schleſien; die Hauptmacht concentrirt ſich um Pilſen. Dort läßt ſich der Herzog nieder, und er beruft alle wichtigen Officiere dorthin — es bildet ſich ein „Convent“. — Dieſer Ausdruck wurde damals zum erſten Male gebraucht.

Ein Convent! Eine militäriſche Verſchwörung wird das Ende vom Liede! Dahin vereinigen ſich alle die Widerſprüche. Der Waldſtein iſt ſchlimmer und klüger, als Ihr Alle geahnt. Auch Steinau iſt nur ein Schachzug geweſen, Euch ſicher zu machen, jetzt tritt es zu Tage.

Die Unſicherheit in der Wiener Hofburg wurde beängſtigend. Mit jedem Tage wurden die Nachrichten beunruhigender. Trautmannsdorf ſandte ſolche von ſeiner Herrſchaft Biſchofteinitz, wo er, nur einige Meilen von Pilſen, Alles beobachtete. Schlick ſandte ihrer von ſeiner Herrſchaft im Egerlande. Carretto erhielt deren von Zleb. Dorthin hatte er trotz aller Geſchäfte ein Gefolge abgeſendet, um Magna zu holen. Das Gefolge kam verſtört zurück nach Wien und berichtete: Fräulein Magna ſei nicht mehr in Zleb, ſie und alle Anderen von dort ſeien nach Pilſen. Alles ſtröme nach Pilſen. Auf Zleb hauſe nur noch der alte Tertſchka wie ein ergrimmter alter Wolf. Der Herr Marcheſe möge ſich beſonders vorſehen! Der Anführer des Gefolges habe deutlich vernommen: Waldſtein habe Ordre gegeben, ihn, den Marcheſe, und Herrn Jaromir von Zierotin aufzuheben, wo man ihrer in Böhmen habhaft werden könne, und ſie gefangen nach Pilſen einzubringen. Kinsky, der ſich ebenfalls in Pilſen aufhalte, habe die beiden Herren öffentlich Spione und Verräther genannt, die ganze Stimmung in Böhmen ſei offen antikaiſerlich. Man habe ſchon in Carlſtein nach der böhmiſchen Krone geſucht — glücklicherweiſe habe ſie irgend ein Getreuer geflüchtet und verborgen.

Sitzung auf Sitzung folgte in der Hofburg, und der ſpaniſche Geſandte war thätig wie zur Zeit der erſten Belagerung Wiens. Das Reſultat war: man müſſe ſich derjenigen Generale und Oberſten verſichern, denen am eheſten Treue und Ergebenheit ans Kaiſerhaus zuzutrauen ſei. An erſter Stelle unter dieſen Generalen nannte man Gallas. Der ſpaniſche Geſandte beſonders nannte ihn. Im Mantuaniſchen Kriege vor zwei Jahren hatte ſich Gallas hervorgethan und den Spaniern empfohlen. Als Wälſchtiroler ſprach er von Jugend auf geläufig italieniſch, er war der ſpaniſchen Partei leicht und ganz vertraut geworden. Der wichtigſte nach ihm war Aldringer. Er hatte wie Gallas unter den Truppen der Liga gefochten, er war vor und nach der Schlacht am Burgſtall immer im ſüdweſtlichen, im katholiſchen Deutſchland verwendet worden und dem Friedländer entrückt geblieben. Zudem war er des Gallas Schwager. Dann kamen Piccolomini, Colloredo, Marradas, auf welche man rechnete. Auch auf Suys, Hatzfeld und Götz ſetzte man Hoffnung.

Carretto wurde beſtimmt, dieſe Generale auszuforſchen und, wenn möglich, zu verbünden. Mit Ausnahme Aldringer's, der an der bairiſchen Grenze lag, vermuthete man dieſe Männer jetzt im öſtlichen Böhmen und in Schleſien. Wenigſtens glaubte man zu wiſſen, daß noch Keiner von ihnen in Pilſen wäre.

Sie aufzuſuchen, mußte Carretto zu Pferde ſteigen. Wenn Waldſtein wirklich auf ihn fahndete, ſo wurde die Expedition eine gefahrvolle. Aber die Hilfsmittel Carretto's waren doch auch nicht gering, weil ihm die Kräfte des Clerus zu Gebote ſtanden. An den Herzog von Friedland wurde ſoeben nach Pilſen ein Capuzinerpater Namens Quiroga geſendet. Er brachte vertrauliche Mittheilungen vom Kaiſer an den Herzog und ſollte beobachten, ſollte berichten, namentlich auch an Carretto berichten über den Stand der Dinge in Pilſen. Wandernde Mönche lieferten überallhin ſichere Boten.

Carretto empfahl ihm beſonders den Caplan Patrik Taafe, der neben Oberſt Butler zu finden ſei, und den Oberſt Butler ſelbſt. Adreßorte, namentlich in Klöſtern, wurden verabredet, und ſo brachen an einem klaren Decembermorgen beide Männer von Wien auf: der Pater auf einem Maulthiere ohne Begleitung, der Marcheſe im Geleite von drei Officieren und drei Wachtmeiſtern. Bis Stockerau ritten ſie neben einander. Dort bog der Pater weſtlich ab über Budweis nach Pilſen; der Marcheſe ritt nordwärts gegen Prag. In die Nähe von Prag wenigſtens wollte er ſich wagen und dann einen Reiter hinein ſchicken, um bei Marradas, welcher gewiß in Prag war, Auskunft zu erhalten, ob Gallas wirklich in Schleſien, und wo er in Schleſien ſtünde.

Der graue Wintertag dunkelte ſchon, als Carretto an die äußeren Feſtungswälle von Prag kam. Er wagte ſich nicht hinein. Tertſchka'ſche Regimenter, das wußte er, bildeten den Haupttheil der Beſatzung. Er ſendete alſo zwei ſeiner Officiere und wartete außen. Einer der Officiere ſollte Beſcheid bringen, ob im nächſten Wachlocale Tertſchka'ſche Officiere wären, der andere Officier ſollte Don Marradas rufen.

Der erſte Officier brachte raſch Kunde, daß Leute vom Regimente des General Suys in der nächſten Wache lägen. Nun ritt der Marcheſe zwiſchen den Wällen hinein bis zum Wachthauſe und wartete im Innern desſelben.

Es war allmälig ganz finſter geworden, und nach Verlauf einer Viertelſtunde kam Marradas ſelbſt mit dem zweiten Officier. Er geſtand offen, daß er's am hellen Tage nicht hätte wagen mögen. Die Stimmung unter den Officieren gegen den Marcheſe ſei eine ſehr böſe und er möge ſo raſch und ſo vorſichtig als möglich Böhmen verlaſſen. In Schleſien — fuhr er fort — iſt es um einen Grad beſſer. Der Schaigotſch treibt es zwar auch dort ganz friedländiſch, ja noch ärger als der Friedland ſelbſt. Er läßt Leute wie den Oberſtlieutenant Freiberger in den Fürſtenthümern Troppau und Jägerndorf wirthſchaften, als ob der Kaiſer ſchon abgeſetzt, Friedland ſchon König von Böhmen wäre. Auf offenem Markte in Troppau hat dieſer Freiberger ſeinen Degen zerbrochen, weil dieſer Degen vom Kaiſer ſtamme, und alle Amtleute, welche ſich kaiſerlich geberden, läßt er ins Geſängniß werfen. Doch gilt dies Alles mehr vom ſüdlichen Schleſien, wo Ulrich Schafgotſch commandirt. Im nördlichen Schleſien iſt's beſſer. Colloredo hält da die Truppen noch in Ordnung. Gallas und Piccolomini ſind ebenfalls ſeit einigen Tagen dort. Sie haben eine Zuſammenkunft in Groß-Glogau vor. Dort werdet Ihr alle Drei noch treffen, wenn Ihr eilt.

„Und was wißt Ihr hier in Prag Näheres über Pilſen und des Friedländers Abſichten?“ fragte Carretto. — Nichts Gewiſſes; aber Bedrohliches aller Art. Der „Convent“ ſoll erſt ſo vollzählig wie möglich werden, dann — heißt es — werde der Friedländer die Parole ausgeben. — „Und die wird heißen?“ — Der Kaiſer verrathe das Heer: er zahle nicht, er laſſe es verhungern, er wolle den Feldherrn abſetzen und lauter ſpaniſche Führer einſetzen. Deshalb müſſe das Heer ſelbſt ſich ſicher ſtellen. Auf dem Weißen Berge bei Prag ſolle es ſich ſammeln, Friedland zum Könige von Böhmen ausrufen und gegen Wien marſchiren. — „Und der Herzog ſelbſt?“ — Ich weiß nichts von ihm. Der Kinsky iſt offen bei ihm, der Raſchin und der Sachſen-Lauenburger Herzog. Der Verkehr mit den Ketzern ſcheint trotz Steinau neu angeknüpft. Ilow und Tertſchka haben, wie's ſcheint, unumſchränkte Vollmacht, ſie commandiren über das ganze Heer, es regnet Ordres über Ordres. — „Von Zierotin Jaromir iſt Euch nichts zu Ohren gekommen?“ — Doch, doch! ſprach Marradas leiſer, obwol Niemand weiter in der Wachtſtube war, er iſt hier in Prag verborgen bei den Jeſuiten: ich habe ihn geſtern geſprochen. Er ſagte mir, daß Medardos Bemühungen den beſten Fortgang nähmen in Betreff Kinsky's: binnen acht Tagen hoffte er die erwünſchte Sendung Kinsky'ſcher Papiere nach Wien leiſten zu können. — „Das gebe Gott! Ohne dieſen Nachweis iſt der Kaiſer nicht in Bewegung zu ſetzen für einen durchgreifenden Befehl.“

Der wachthabende Officier trat jetzt in die Stube — die beiden Generale ſchloſſen ihr Geſpräch und gingen ins Freie hinaus, raſch von einander Abſchied nehmend. Marradas in tief melancholiſcher Stimmung. Er meinte nicht abſehen zu können, wie die furchtbar hereinbrechende Verwirrung zu überſtehen wäre.

Carretto zeigte ſich weniger niedergeſchlagen und ſprach ihm einige Troſtesworte zu. Aber auch ihm war ſchwer zu Muthe, und er ritt ſorgenvoll in die Nacht hinaus. Sein Ziel war Groß-Glogau in Niederſchleſien.

Der Marcheſe war von dem Gedanken gepeitſcht, daß raſches Handeln unerläßlich wäre. Er war alſo, ſo weit es die Kraft der Pferde nur irgend erlaubte, Tag und Nacht geritten. Zwei ſeiner Begleiter hatten zurückbleiben müſſen, weil ihre Pferde zuſammenbrachen. Er ſelbſt kam am zweiten Morgen hinter Liegnitz an jenen meilenbreiten Waldgürtel, welcher die nördliche Spitze Niederſchleſiens gegen Süden und Weſten einrahmt. Von Görlitz an über Haynau und Lüben zieht ſich jetzt noch meilenbreiter Föhrenwald gegen die Oder hin. Damals in noch größerer Enge und Dichte als jetzt. Durch dieſen Gürtel mußten die erſchöpften Reiter hindurch, um das offene Land von Glogau, Sprottau und Sagan, um dies Fürſtenthum zu erreichen, welches zum Eigenthum des Friedländers gehörte, und welches jetzt die Stätte abgeben ſollte zur militäriſchen Conſpiration gegen ihn.

Der Schutz des Kiefernwaldes war ihnen willkommen gegen rauhen Winterwind, welcher Schneeflocken durch die Luft trieb. Der Wind hatte ſie indeſſen munter erhalten; jetzt in der Waldesſtille ſank eine Art von Halbſchlummer auf die Reiter. Der Boden war hier feſter von Froſt; ein Hauch von Schnee war liegen geblieben, die matten Pferde hatten leichteren Tritt.

Die Augen waren dem Marcheſe halb zugeſunken, die ſchlaffe Hand überließ dem Roſſe die Zügel, ein ſchwankes

Traumleben ſchwirrte durch die überreizten Nerven Carretto's. Da kam aus der Waldesferne ein Geſang an ſein Ohr. Langſam näherte er ſich. Es war eine Volksweiſe, wie man ſie in den öſterreichiſchen Alpen ſingt, halb ſehnſüchtig, halb lebensluſtig. — Sie trug nur dazu bei, den Marcheſe einzulullen. Er wachte nicht auf, ſelbſt als ſie ihm ganz nahe war, und man die Worte einer Tenorſtimme klar verſtehen konnte. Der Weg machte eine kleine Biegung, und ein junger Reitersmann war zehn Schritte vor dem Marcheſe. Der Geſang verſtummte, und volltönig ſchallte der Ausruf durch den Wald: „Der Marcheſe Carretto di Grana!" Der Marcheſe riegelte die Augen auf; ſein Pferd gehorchte gern dem leichten Rucke am Zügel und ſtand ſtill. Er fand ſich nicht zurück in die Wirklichkeit, er meinte fortzuträumen, denn die Geſtalt vor ihm kam ja aus dem Bereich der Todten vor ſeinen Blick — es war die Geſtalt Leos! Sie näherte ſich, ſie war dicht bei ihm, ſie bot ihm die Hand!

Und es war der lebendige Leo Steinwald. Er kam geneſen vom Krankenlager in Steinau. Viele Wochen hatte es ihn gefeſſelt, in den erſten Tagen wie einen Sterbenden. Dann war das Peſtgift von der jugendlichen Natur beſiegt worden, und ein langwieriges Nervenfieber hatte das junge Leben tief umgewandelt und neu geboren. Der Arzt, welchen Waldſtein für ihn auserwählt, hatte ihn abgewartet wie ein Bruder, und hatte ihn nicht von dannen gelaſſen, bis der neue Menſch luft- und wetterfeſt geworden. Heiter und leicht wie ein Wiedergeborener kam er jetzt allein daher auf dem Wege nach Pilſen, und fragte den tiefbetroffenen Marcheſe nach hundert Dingen, von denen keine Kunde in das abgelegene, von Soldaten längſt verlaſſene Städtchen Steinau gedrungen war.

Carretto antwortete ausweichend. Er war verſtört. Auch war ihm gar nichts daran gelegen, daß der junge Mann in Pilſen erzählen konnte, wo er dem von Waldſtein geächteten Carretto begegnet wäre. Wahrſcheinlich war auch Magna in Pilſen — er raffte ſich alſo endlich zuſammen, und rieth dem jungen Ritter dringend, wieder umzukehren, und nicht in den gefährlichen Wirrwar hinein zu reiten, welcher jetzt Böhmen erfülle.

Leo lachte hell auf. „Warum denn nicht?!“ — rief er — „je bunter es zugeht, deſto willkommener iſt es mir, der ich mit ganz friſchen Kräften eintrete. Auch muß ich dem Herzoge danken für Geld und Arzt und Pflege, die er für mich zurückgelaſſen, und muß mich als Auferſtandenen zeigen. Man ſagt mir, daß ich für todt gegolten, und es iſt keine Nachricht von mir ausgegangen, ſeit der Herzog und das Heer fortgezogen ſind. Ich ſage Euch, Herr Marcheſe, es iſt ganz prächtig, wenn man ſo aus dem Grabe wieder auftauchen und vor ſeine Bekannten treten kann. Ich eile nach Pilſen. Dort ſoll der Herzog ſein, Generallieutenant Gallas hat mir's geſagt, dem ich heute Früh begegnet bin.“ — Wo? — „Als ich aus Steinau ritt. Er war auf dem Wege nach Glogau. Ade! Ade! Auf Wiederſehen!“ Verſtimmt ſetzte der Marcheſe ſeinen Weg fort. Solche Begegnung war nicht eben ein glückverſprechend Zeichen! Nur daß er Gallas fände war erwünſcht.

Bei dunklem Abende kam er nach Glogau, und ritt durch die ganze Breite des eng zuſammengebauten feſten Ortes nach der Oderbrücke hinab. Links von dieſer, auf einer kleinen Erhöhung des Ufers liegt das Schloß. Waldſtein'ſche Amtleute bewohnten es. Mochten ſie auch davon wiſſen, daß ihr Herzog auf den Marcheſe fahndete, vielleicht kannten ſie ihn nicht perſönlich, und jedenfalls waren ſie unmächtig gegen Soldatenmacht. Hier in dieſen Gegenden commandirte aber Colloredo, ein gut kaiſerlich geſinnter General. Es zeigte ſich auch gar keine Schwierigkeit. Im Gegentheile verkündete ihm der Schloßwart, daß die Herren Generale Gallas, Piccolomini und Colloredo oben im großen Rathszimmer beiſammen wären. Seine geſunkenen Kräfte hoben ſich. Er ging hinauf, er trat in das kerzenhelle Rathszimmer, in welchem die drei Generale auf und nieder ſchritten. Mit einem einſtimmigen Schrei wurde er begrüßt. Es war ein Schrei der Befriedigung. Von Wien, vom Kaiſer Nachricht und Kundgebung zu erhalten war ihnen allen tiefes Bedürfniß. Am Meiſten dem Gallas. Er wußte ſich in der Gunſt bei Hofe, er wußte ſich in hoher Gunſt Waldſtein's. Dieſer hatte ihn zum Generallieutenant gemacht. Das war damals die höchſte Stelle nach dem Generaliſſimus. Piccolomini war in ähnlicher Lage. Seit der Schlacht bei Lützen wurde er von Waldſtein ungemein begünſtigt und mit großem Vertrauen behandelt. Colloredo war am freieſten. Er hielt ſtreng und fraglos zum Kaiſer. Um ſo mehr lag ihm daran, in dieſem kritiſchen Momente zu erfahren: wie man in Wien die Lage anſähe, und was man vorſchriebe. Um das Durcheinanderſprechen zu vermeiden, hatte man ſich um einen runden Tiſch geſetzt, und Carretto aufgefordert, zuerſt zu reden. Vor allen Dingen — hatte Gallas gerufen — wie weit iſt er entſchloſſen?

„Der Kaiſer“ — ſprach Carretto — „beginnt zu ahnen, daß Krone und Reich auf dem Spiele ſtehen könne, wenn die ihm mitgetheilten Nachrichten über Waldſtein richtig ſind. Aber er bezweifelt noch dieſe Richtigkeit. Darin indeß iſt kurz vor meiner Abreiſe ein wichtiger Schritt geſchehen. Ein neuer ſpaniſcher Geſandter iſt angekommen, Graf Onnate, iſt mit dem Auftrage angekommen —: den Marquis Caſtanneda zu verleugnen.“ — Wie? — „Zu verleugnen. Waldſtein iſt auch in Madrid ſo gut bedient, daß der König von Spanien ihn für verleumdet hält. Nun legte Caſtanneda, nun legten wir dem Grafen Onnate alle Anzeichen, alle Beweiſe vor, und binnen drei Tagen war Onnate auf unſerer Seite. Er verlangte Audienz beim Kaiſer, er theilte ihm Alles mit, was er erfahren, und drang auf ſofortige Abſetzung Waldſtein's. — Der Kaiſer war höchlich betroffen. Ihr wißt, daß die ſpaniſche Anſchauung der Dinge ihm ſtets von entſcheidender Wichtigkeit iſt. Am andern Morgen berief er den geheimen Rath zuſammen. Onnate trug vor, und fand ſelbſt bei den Anhängern Waldſtein's nur noch ſchwachen Widerſpruch. Es wurde beſchloſſen, nach Kräften

Vorkehrungen zu treffen. Mit dieſen Vorkehrungen bin ich beauftragt, und an Euch, Ihr Herren, geht mein Auftrag. Aldringer, Marradas, Suys werden gleichzeitig in Pflicht genommen, Euch, Generallieutenant Gallas, wird die Oberleitung übertragen.“

Gallas machte eine Bewegung mit der Hand, und ſagte nach einer Pauſe langſam: — Das heißt das Herz einſetzen und den Kopf dazu. Unſereiner ſteht doch am Ende den Soldaten näher als den Hofleuten. Und was hat man davon, wenn man Herz und Kopf eingeſetzt, und das mörderiſch Schwere unternommen hat?!

„Die Belohnung, welche ſolche Rettung von Kaiſer und Reich verdient!“ — Die Belohnung! — Ihr ſagt ja ſelbſt, daß der Kaiſer noch nicht zum Aeußerſten entſchloſſen iſt. Wie ſoll denn der Herzog abgeſetzt werden, ohne das Aeußerſte! Mord und Todtſchlag in grimmigſter Weiſe iſt dazu nöthig. — „Ich ſetze hinzu“ — fuhr Carretto fort — „daß Alles vorbereitet iſt, binnen acht oder vierzehn Tagen dem Kaiſer Documente vorzulegen, welche ſeinen letzten Zweifel gründlich zerſtreuen, Documente von Waldſtein's verrätheriſcher Unterhandlung mit den Franzoſen. — Dann wird er das Aeußerſte gutheißen, ja befehlen.“ — Wir können aber nicht mehr acht oder gar vierzehn Tage warten — rief Piccolomini, deſſen junge Manneskraft raſches Handeln verlangte — binnen vierzehn Tagen hat er alle Truppen an ſich gezogen und wir behalten nichts mehr in der Hand als einzelne Compagnien. Ich ſelbſt habe geſtern Befehl von ihm erhalten, nach Pilſen zu kommen. Ich werde hingehen, und werd' ihn offen fragen: wie weit er vorgehen will? Iſt's wirklich vollſtändige Rebellion, was bleibt uns dann übrig, wenn wir nichts vorbereitet haben? Amazzare! Amazzare! weiter nichts! — „Ganz recht!“ — ſchrie Colloredo und ſprang auf — „man muß ihn erwürgen.“

Gallas ließ ſich nicht aus der Ruhe bringen, und ſagte trocken: Auch ich habe heute Morgen Befehl vom Herzoge erhalten, mich unverzüglich in Pilſen einzuſtellen. Bleib' ich aus, ſo merkt er Unrath, und ſchickt einen Befehlshaber an meine Truppen. Dann hab' ich gar nichts in der Hand. Und ſo wird's verlaufen. Denn mein Schwager Aldringer, der gewiß auch zu ihm berufen iſt, wird nicht kommen — ich kenne ihn! und Eins wird aufs Andere wirken: wenn wir Beide ausbleiben, dann iſt er auf dem Klaren mit uns, und ſetzt uns Beide ab. Alſo — „Alſo?“ — Gallas ſtieß einen italieniſchen Fluch aus, erhob ſich vom Seſſel, und ſchritt ſchweren Tritts in das Zimmer nach dem Fenſter zu. Carretto folgte ihm, und redete leiſe in ihn hinein.

Nach einigen Minuten kam er langſam zum Tiſche zurück.

— Nun? riefen Piccolomini und Colloredo. — „Wenn wir da zu einem guten Ende kommen, dann muß man uns zu Fürſten machen; denn alle Heiligen müſſen für uns ſtreiten. Das Beſte wäre, den Herzog hinzuhalten, in die Verzögerung zu ſchleppen —“ — Das Allerbeſte — rief Piccolomini — dergleichen Felonie reibt ſich von ſelber auf, wenn ſie ins Stocken kommt und nicht wie ein Pulverfaß explodirt. Und zum Verſchleppen iſt der Herzog immer geneigt. — „Gehen wir alſo reſolut zu ihm, Piccolomini“ — ſagte Gallas — „jeder auf ſeinem eigenen Wege. Organiſiren wir uns aber — jeder auf ſeinem Wege — die Schlachtordnung für den Nothfall. Prag, Tabor, Budweis, Linz müſſen unſere Operationspunkte werden. Suys nach Prag. Der iſt geſchickt im Reden und Verſprechen. Piccolomini nach Tabor und Budweis, ich nach Linz, Aldringer am Walde hin nach Paſſau zu. Suys muß die Regimenter in Prag gewinnen; wir ziehen im Süden von Truppen an uns, was nur zu haben iſt; Colloredo ſetzt in Mittel- und Oberſchleſien dem Schafgotſch die Daumenſchrauben an, daß er nichts unternehme, und wenn's ſo weit kommt, was Gott verhüte! denn das Netz hat hundert Löcher, ſo drücken wir im Bogen nach Pilſen hinab. Aber der Kaiſer muß das Beſte thun. Zunächſt brauchen wir Geld. Daß der Sold fehlt, iſt des

Herzogs Henkel am Topfe. Kriegen wir dieſen Henkel nicht in die Hand, dann lohnt's den Verſuch gar nicht, denn alsdann iſt Alles eitel, und wir tragen nur unſere Köpfe ohne Rumpf nach Pilſen. Alſo Geld, viel Geld, Herr Marcheſe! Und endlich ein Manifeſt des Kaiſers, das Hand und Fuß hat —“ — Todt oder lebendig muß der Verräther uns überantwortet werden! — rief Piccolomini. „Meine Herren! ich kehre eiligſt nach Wien zurück, und beſorge Alles nach Linz“ — ſagte Carretto. — Beſonders und ſogleich das Geld! — ſagte Gallas — kein Geld, keine Soldaten! Der Herzog hat Beides. Und noch Eins, Herr Marcheſe! 's iſt gut, wenn Ihr ſogleich geht, und für dieſe Nacht Herberge in der Stadt ſucht. Ich werd' Euch heftige Worte nachrufen über die Stiege hinunter. Die Beamten hier im Hauſe mögen denken, daß wir Euch fortgejagt. Es ſind überall deren vorhanden, welche dem Friedländer Berichte zukommen laſſen. Wenn er aber erfährt, daß wir mit Euch freundſchaftlich zuſammen geweſen, ſo ſind wir ſelbſt verdächtigt. Das vertragen wir nicht in Pilſen; er wird kitzlich genug ſein.

Carretto reichte Jedem lächelnd die Hand und ging. Gallas ſchalt hinter ihm her, daß es weithin durch das Glogauer Schloß lärmte.

Unterdeß ritt Leo über die niedere Einſattelung zwiſchen dem Kamme des Rieſengebirges und dem Iſerkamm nach Böhmen hinüber. Er brauchte auf dieſem Wege geradeaus nach Pilſen nicht nothwendiger Weiſe Prag zu berühren. Aber er that es. Seit ſeiner Erkrankung ohne jegliche Nachricht, meinte er vorausſetzen zu dürfen, daß Magna jetzt zur Winterszeit in Prag ſein würde, und der Gedanke an ſie, die Sehnſucht nach ihr erfüllte ſein verjüngtes Herzblut durch und durch.

So lenkte er denn ſein Roß nach Prag und in den Hof des Friedland'ſchen Palais. Der Haushofmeiſter war erfreut, ihn zu ſehen. Denn er habe für todt gegolten. Seine Durchlaucht der Herzog habe ſich beim Durchmarſch des Heeres in Prag nicht aufgehalten, Roſtok ſei traurig und ſchweigſam geweſen, und es gehe überhaupt ſeit der Winterszeit geheimnißvoll und wunderlich zu. Eine Menge Möbel und Geſchirr ſei aus dem Palais nach Pilſen befohlen worden, Wein in außerordentlicher Menge. Es ſei ganz anders als ſonſt, und man wiſſe eigentlich nicht, was vorgehe. Die ganze Stadt aber erwarte die erſtaunlichſten Dinge und Jedermann ſpreche davon, daß Seine Durchlaucht um Faſtnacht zu Prag einziehen werde als König von Böhmen. Wie ſchade, daß die alte Frau Gräfin von Tertſchka das nicht erleben geſollt! So erfuhr Leo den Tod ſeiner treuen Gönnerin, der Gräfin Wanda. Von Magna wußte der Haushofmeiſter nichts Gewiſſes. Er vermuthete ſie in Pilſen; denn draußen in Zleb ſei es einſam und leer. Hinauf denn an der Moldau in den Theil von Böhmen, welcher am wenigſten bucklig! Es iſt ein faſt ebenes Land, in welchem Pilſen liegt. An einem Vormittage, der helles Froſtwetter gebracht, ſah er den feſten Ort vor ſich und ritt über die halbgefrorene Mies in das Innere. Dies trat ihm ſo belebt entgegen, als käme er in eine große Hauptſtadt. Die ganze höhere Welt eines Heeres hatte ſich hier eingefunden, immer der dritte Menſch war ein Officier.

Durch die Pragergaſſe kam er auf den Markt. In der Mitte desſelben ſteht eine Kirche. Zahlreiche Gruppen von Officieren waren rechts von der Kirche zu ſehen. Leo hielt ſtill am Eintritt der Pragergaſſe in den Markt; er wollte fragen. Es fand ſich auch gleich ein Wachtmeiſter, der ihn unterrichtete. „Dort drüben“, ſagte er, „der Kirche gegenüber, wo ſo viele Officiere ſtehen, dort iſt das Rathhaus und da wird „Convent“ gehalten. Das ſtattliche Haus daneben heißt „die Roſe“. Da wohnt General Tertſchka, bei welchem alle Tage offene Tafel iſt. Schrägüber, hinter der Kirche von hier, iſt das deutſche Herrenhaus. Das bewohnt Feldmarſchall Ilow —“ — Und der Herzog? — „Gleich hier zur Rechten in der Sachſengaſſe. Er hat eine ganze Reihe von Häuſern in Beſchlag genommen. Innen ſind Thüren durchgebrochen worden und ſo iſt eine geräumige, lange Wohnung entſtanden.

Dorthin wendete ſich nun Leo. Es war gegen Mittag und Sonnenblicke leuchteten aus dem grauen Himmel herab. — Die Straße war mit Stroh belegt und auffallend ſtill neben dem lauten Treiben des Marktplatzes. Iſt er krank, der Herzog? dachte Leo — aber er verlangt ja immer Stille um ſich her!

Vor der größten Hausthür ſtanden Wachen. Dort hielt Leo ſtill. Er war noch im Abſteigen begriffen, da hörte er Riemann's Stimme, die ihn herzlich begrüßte und ebenfalls wie einen Auferſtandenen begrüßte. Es ergab ſich, daß in dem anſtrengenden Kriegstreiben ſeit dem Abzuge von Steinau, und in der furchtbaren politiſchen Spannung, die nachher eingetreten, gar nichts mehr über Leo verlautet und ſich der Gedanke eingeniſtet hatte: er ſei wirklich der Peſt erlegen. Abrufung durch den Tod war indeſſen etwas ſo Alltägliches in dieſen Kreiſen, daß die Wiedererſcheinung eines Todtgeglaubten leicht hingenommen wurde.

Riemann führte ihn nach ſeinem Kanzleizimmer unter dem Bedeuten: den Herzog könne er in der nächſten Stunde doch nicht ſprechen, denn eine der vielen Deputationen ſei im Anmarſche. Der Herzog empfange ſie im Bett —

„Iſt er krank?“ — Ja. Die Gicht iſt ärger als je. Leider! Jetzt brauchten wir den Herzog doppelt friſch. Es geht endlich los, junger Herr, und aus dem Ganzen!

Riemann ſelbſt war doppelt friſch wie er den Herzog wünſchte. Die gedrungene Geſtalt des proteſtantiſchen Niederdeutſchen ſprühte von Leben, als er Leo den Stand der Dinge auseinanderſetzte. Der Herzog könne jetzt nicht mehr zurück — war der Inhalt — Ilow und Tertſchka riſſen ihn fort. Auf der einen Seite mit der Conventswirthſchaft der Officiere, auf der andern Seite dadurch, daß ſie ſich der Unterhandlung mit den Proteſtanten bemächtigt hätten. Nur ſo — fuhr er fort — iſt es möglich geworden, daß die Sachſen und Schweden Steinau hintergeſchluckt haben. Ilow ſpricht geradaus, offen und praktiſch zum Herzog Bernhard drüben hinter dem Walde, und von Heerſäulen, die zuſammentreffen ſollen von hüben und drüben, iſt die Rede, nicht mehr von abgezirkelten ſchriftlichen Punktationen. Der Lauenburger Herzog vermittelt das fix und flink. Kinsky aber beſorgt Sachſen; Arnimb rückt ſchon über Zwickau herab an die böhmiſche Grenze, in acht bis vierzehn Tagen ſind von Weſten und von Norden die proteſtantiſchen Heertheile mit uns vereinigt und dann geht's heidi mit der ſpaniſchen Pfaffenherrlichkeit in Wien.

Und nun brach er in eine Fluth von Schimpfreden aus gegen die kaiſerliche Wirthſchaft. Leo hörte mit Staunen zu. So hatte Niemann früher nie geſprochen — es war eine große Veränderung vorgegangen in des Herzogs Nähe. Die ſcharfe Sprache Ilow's, der rohe Ton Tertſchka's war eingeriſſen.

Leo fragte nach Sparr. — Brav! brav! der alte Herr iſt jung geworden, ſeit es vorwärts geht. Den Hund Carretto, den wälſchen, welcher den Herzog heimtückiſch verrathen, den hat er endlich aufgegeben. Nichts mehr von Verheirathung der Magna an ihn. Sie iſt hier, oben bei der jungen Gräfin Tertſchka. Die und die Gräfin Kinsky wohnen neben dem Herzoge oben auf der Seite nach dem Markte zu — ſtill, da kommt die Deputation!

Sie beſtand aus wenigſtens zwanzig höheren Officieren, und dieſe gaben ſich — ein nicht unergötzlicher Anblick! — große Mühe, möglichſt geräuſchlos die Treppe hinauf zu kommen mit ihren ſchweren Stiefeln und großen Sporen.

„Was wollen ſie?“ fragte Leo. — Den Herzog bitten, daß er ſein Entlaſſungsgeſuch zurücknehme, welches er durch den Pater Quiroga in Wien hat ankündigen laſſen — antwortete Niemann — eine Komödie des Herzogs, um die Officiere zu ſchrecken und in den Harniſch zu treiben. Wer ſoll denn ihre Schulden bezahlen und ihre rückſtändige Löhnung eintreiben, wenn nicht der Herzog! Folgen wir ihnen, um zu ſehen, wie geſpielt wird.

Es war eine ſehr kurze Scene. Als Niemann und Leo hinauf kamen, hörten ſie ſchon den Beſcheid, welchen Ilow herausbrachte aus dem Zimmer des Herzogs: der Herzog wolle nichts mehr zu thun haben mit dem Oberbefehle; man bringe ihn um ſeinen Credit! — Trotz allen Reſpectes erhob ſich ein ſtörend lautes Gemurmel, und Ilow mußte zuſetzen: mit einem Streich fiele kein Baum; man müßte warten und ſeinerſeits auch etwas thun und zwar etwas Nachdrückliches. Darüber möchten ſie ſich berathen. Morgen Mittag werde er — der Ilow — aufs Rathhaus kommen und ihre Willensmeinung anhören.

So zog die Deputation wieder ab, jetzt mit etwas ſtärkerem Gepolter und Geklirr als ſie gekommen war. Ilow begleitete ſie hinab und redete noch lebhaft in ſie hinein. Leo wollte nun durchaus zum Herzoge und fragte nach Roſtok. Er kam eben vom Herzoge heraus. Faſt hätte er laut aufgeſchrien beim Anblicke Leos. Auch für ihn war er todt geweſen; der Herzog hatte ſeit dem Tage von Steinau Leos mit keiner Silbe erwähnt. Ob der Herzog auch ſelbſt gar keine Nachricht von Leos Schickſale erhalten, wußte Roſtok nicht. Roſtok rieth nicht dazu, Leo jetzt hinein zu führen. Die Krankheit ſei diesmal von einer erſchrecklichen Grimmigkeit und der „Herr“ leide unſägliche Schmerzen. Ein Winter mit ſolchem „Schlackerwetter“ ſei ja auch noch nicht dageweſen.

Ueberhaupt war Roſtok tief herabgeſtimmt und geſtand Leo, als Niemann fortgegangen, daß er vom jetzigen Laufe der Dinge nichts Gutes erwartete. Der Ausbruch und Losbruch — ſagte er, indem er ſich mit Leo in einen Winkel ſetzte — trifft den „Herrn“ in zu ſchlechter Verfaſſung. Mir kommt manchmal vor, als könnt' er nicht mehr lange leben. So viel wie jetzt hat auch der Zenno noch gar nicht zu thun gehabt. Alle Abende und alle Abende wird Horoskop geſtellt, und ich weiß aus Erfahrung, daß der „Herr“ immer dann am Miſerabelſten iſt, wenn der Zenno immerfort prophezeien muß. Abends iſt ihm übrigens immer noch am Leichteſten — ſobald es dunkel wird, kommt nur, dann werde ich Euch hineinführen. Bis dahin —

Die Glocke im Zimmer des Herzogs läutete. Roſtok ſchob eiligſt hinein. Leo, friſch und lebensvoll wie er jetzt war, wollte ſeinem Herzen keinen längeren Zwang anthun, er wollte Magna ſehen, er wollte ſie direct aufſuchen. Er trat in den Vorſaal hinaus. Niemann's Andeutung hatte er ſich wohl eingeprägt: nach dem Markte zu wohnten die Damen Tertſchka und Kinsky, bei denen Magna untergebracht war. Das Haus, welches der Herzog bewohnte, war das ſtattlichſte in der Sachſengaſſe. Die anſtoßenden waren geringer. Es führten alſo gleich Stufen hinab in den erſten Stock des Nachbarhauſes, zu welchen man im Stiegenraume eine Thür durchgebrochen hatte, denn das anſtoßende Haus war niedriger. Auch war dieſer Verbindungsgang dunkel und mußte durch kleine Oellampen beleuchtet werden. Beim matten Schimmer dieſer Lampen ſchritt Leo ſo leiſe wie möglich dahin, auf irgend ein dienendes Geſchöpf hoffend, welchem er begegnen und welchem er die Frage anvertrauen könnte: wo Fräulein von Sparr zu finden wäre?

Er war ſchon an mehreren Thüren vorüber, er hatte ſchon ein zweites Stiegenhaus durchſchritten und war ſchon in einen zweiten mit Lampen beleuchteten Gang eingetreten, und war Niemand begegnet. Es war die Zeit nach dem Mittageſſen, und die Diener mochten nach abgemachter Herrſchaftstafel an ihrer Malzeit ſitzen. Was thun? An die nächſte Thür klopfen, vor welcher er ſtand? Das war doch wol zu dreiſt. Nummer Fünf ſtand angeſchrieben an dieſer Thür. Soldatiſch wie im Lager war auch hier Alles numerirt. Da hörte er Geräuſch auf der Stiege, an welcher er vorüber gekommen; er eilte zurück. Ein Diener ſtieg da die Treppe herauf mit einem zierlichen gläſernen Kruge voll Bier. Das Pilſener Bier war ſchon damals berühmt. Dieſen fragte Leo kurzweg: in welcher Nummer Fräulein von Sparr wohne?

„Nummer Fünf!"

Das Schickſal hatte dich alſo an die rechte Pforte geführt, dachte er und ging entſchloſſen wieder zu Nummer Fünf und klopfte an. Niemand rief „herein!“ Er öffnete dennoch. Das Zimmer war leer.

Stillſtehend und glücklich betrachtete er Alles, was das Zimmer anfüllte. Es gehörte ja zu ihr, ſie berührte es wol täglich, ſie verkehrte mit all' dieſen Gegenſtänden — ein Hündchen bellte plötzlich im Nebenzimmer. Das iſt „Irma“, das kleine ſpaniſche Hündchen, welches er ihr vor anderthalb Jahren in Zleb geſchenkt! — Die Nebenthür ging auf, das Hündchen fuhr auf ihn los, — auf der Schwelle ſtand in dunkler Kleidung Magna. Sie ſchrie auf und griff nach der Thürpfoſte, um ſich zu halten. Was lag Alles in dieſem Schrei! Schreck, Freude, Unglaube. Der Todtgeglaubte ſtand ja vor ihr! Und nicht als Schatten, nicht als Geiſt. Irma, welche ihn auf der Stelle erkannte, ſprang ja winſelnd und jauchzend an ihm in die Höhe.

Anfangs erbleichend, war Magna jetzt purpurroth bei der unverkennbaren Deutlichkeit, daß Leo lebendig vor ihr ſtünde, wenn auch gleichſam vergeiſtigt. Denn aus dem Antlitz war die Wetterfarbe des Kriegsmannes gewichen, ſeine Haut war fein und roſig, wie ſie den vom Typhus Geneſenen eigen iſt, ſein Haar war kürzer und viel zierlicher gekräuſelt als ſonſt — Leo! rang es ſich leiſe aus ihrer Bruſt.

„Leo friſch und geſund, mein liebes Fräulein!“ rief er und ging zu ihr, ergriff ihre Hand und küßte ſie.

Sie bebte wie ein Eſpenlaub, und er mußte ſie ſtützen, als ſie zu einem Seſſel ſchwankte. Wie bebte auch er von dieſer vollen Berührung, welche ihm ſo unerwartet beſcheert wurde.

Er ſank vor ihr aufs Knie und ſchüttete mit einer unwiderſtehlichen Wärme und Ehrlichkeit ſein Herz vor ihr aus. Es war ein Geſtändniß der Liebe, wie es ein felſenhartes Gemüth hätte erweichen müſſen, und Magna auf das Innigſte rührte, beglückte, erſchütterte. —

Aber die Feſtigkeit ihres Charakters wich auch in dieſer ſturmbewegten Stimmung nicht von ihr. Sie antwortete ſanft und gut, aber ſie antwortete ablehnend. „Ihr habt“, ſagte ſie mit faſt erſtickter Stimme, von Thränen erſtickt, „Ihr habt, lieber Leo, unſer Glück zerſtört, leichthin zerſtört durch Eure — Hingabe an jene — Perſon —“

„Nie, niemals, liebe Magna! Was Ihr damals geſehen, war Zufall. Die arme Perſon, welche jetzt im Grabe liegt, hatte ſich uns aufgedrängt. Ich war fortgeritten, ohne an ſie zu denken, ſie kam vom Grabe ihrer Mutter; ſie hatte eine wunderliche Anhänglichkeit an mich, die ich aus äußerlicher Galanterie nicht ſo ſtreng zurückweiſen mochte, wie ich's vielleicht hätte thun ſollen, fragt Starſchädel, der neben mir war! Mein Herz ſehnte ſich nach Dir, Magna, voll und ganz, ſo war ein Gott im Himmel lebt!“

Magna lächelte. Sie lächelte ſchmerzlich. Sie hätte es ſo gern geglaubt, aber ſie glaubte es nicht ganz, und ſie konnte den Stachel nicht los werden, der in ihr haftete.

Da klopfte es an die Thür. Leo ſprang auf — ein Diener trat ein und meldete, daß eine Frau in tiefer Trauer nach dem Fräulein von Sparr frage.

Magna ſah verwundert auf. Der Diener ſetzte hinzu: auf nähere Zufrage habe die Frau erklärt, ſie ſei aus Kärnten und Fräulein Magna kenne ſie.

„Eure Mutter!“ rief Magna unwillkürlich. — Meine Mutter?! Wie käme die —? — „Ich habe ihr — man hat ihr geſchrieben, daß ihr Sohn des Todes verblichen, und daß man — daß man zu Troſt und Stütze für ſie bereit ſei, wenn ſie —“ — Magna! Das iſt ja ein Zeichen, welches Euer Herz ſo wunderbar enthüllt, daß ich niederknien und —

Magna ließ ihn nicht ausreden. Sie rief dem Diener zu: er möge die Frau ſogleich herauf geleiten!

Der Diener ging. Nun wendete ſie ſich zu Leo und ſagte: „Tretet ins Nebenzimmer! Die Mutter glaubt Euch todt; ſie muß vorbereitet werden auf die erſchütternde Freude." — Magna! Nun hilft kein Ablehnen, kein Läugnen mehr. Du haſt meine Mutter zu Dir gerufen nach meinem Tode, das iſt ein ſo beſeligendes Zeichen Deiner Liebe, daß ich — „Schont Eure Mutter und eilt hinweg! Ihr täuſcht Euch übrigens mit dieſem Zeichen. Ich bin nicht ſo ſtolz, um mein Inneres zu verläugnen. Ja, ich habe Euch geliebt damals als Eure Mutter nach Prag kam; ich habe ſie damals wie meine Mutter in mein Herz geſchloſſen. Dieſem liebevollen Verhältniß zu ihr bin ich treu geblieben und werde ich treu bleiben. Daß Ihr ſelbſt ſpäter mir verloren gegangen, daran hatte Eure Mutter nicht den geringſten Antheil — hinweg, hinweg! Ich höre ſie kommen."

Sie drängte Leo ins Nebenzimmer und ſchloß die Thür. Eine Minute ſpäter trat Mutter Julia ein. Sie weinte nicht; ſie ſchloß Magna ſchweigend in die Arme. Dann erſt ſagte ſie leiſe: „Du haſt ihn geliebt, Du biſt mir Troſt und Erquickung".

Ich hab' ihn geliebt, erwiderte eben ſo leiſe und unter hervorquellenden Thränen Magna. Man konnte den Worten anhören, daß es dieſem ſtarken Mädchen ſchmerzvoller Ernſt war mit dem Entſchluſſe, auf den untreu geweſenen Geliebten zu verzichten.

Mutter Julia wußte nichts von der Bedeutung des Wortes „ich hab'" ihn geliebt, ſie fuhr alſo unbeirrt fort: „Ich komme, um Deinen und des Herzogs Beiſtand in Anſpruch zu nehmen. Wir wollen — die Mutter und ich wollen die ſterblichen Reſte unſeres Sohnes bei uns haben an unſerem See. Nennt es eine Schwäche, ſie iſt natürlich. Beſonders in unſerer Einſamkeit. So bin ich denn auch auf dem Herwege in Bruck eingekehrt bei der Frau Herzogin Iſabella und habe ſie um ein Schreiben an den Herzog gebeten, daß er mir behilflich ſei mit ſeinen großen Mitteln zu dem weiten Transport des Sarges von Steinau in Schleſien bis Veldes an der kraineriſchen Grenze. Die Frau Herzogin war wie ein Engel. Sie hat mir den Brief geſchrieben an ihren Gemahl — ich ſoll ihn ſelbſt überreichen. Das wird mir ſchwer, wollt Ihr die Freundlichkeit haben, ihn dem Herrn zu übergeben?“ — Das iſt nicht mehr nöthig, liebe Mutter. — „Wie?!“

Und nun verſuchte es Magna, das Mutterherz vorzubereiten. Dies Mutterherz war aber ein ſehr kräftiges Herz: die jähe Ueberraſchung flog ſpurlos über daſſelbe hin, als die Nachricht zögernd hervorquoll, Leo ſei nicht dem Tode erlegen. Ein Jubelſchrei der Mutter flog durch das Zimmer, und Leo widerſtand dieſem Jubelſchrei nicht, er rief im Nebenzimmer den Namen der Mutter, er riß die Thür auf — Mutter Julia beſtand auch dieſe Probe der höchſten Freude, ſie blieb ſtandhaft aufrecht, ſie konnte ſogar zwei Schritte gehen, Mutter und Sohn ſanken einander in die Arme, und erſt nach langer Umarmung flüſterte Julia: „Halt mich, Leo, mir ſchwindelt ein wenig — führ' mich zu einem Seſſel!“

Sie erholte ſich ſehr bald vollſtändig, und es entwickelte ſich nun in ihr eine Glückſeligkeit ohne Gleichen. In den rührendſten Worten dankte ſie der gütigen Vorſehung für die wunderbare Wendung ihres Geſchickes. „In tiefer Trauer kam ich, und nun ſitze ich hier in ſeligſter Freude zwiſchen glücklichen Kindern!“

Dieſe Einbeziehung Magnas geſtattete ſich ihr natürlicher Sinn ohne Weiteres. Er wurde aber auch ſofort inne, daß Magna ſich leiſe abwehrend verhielt. Magna erinnerte nämlich haſtig daran, daß doch wol der Brief von der Frau Herzogin Iſabella heute noch abgegeben werden müſſe an den Herzog, da er wahrſcheinlich nicht blos die Angelegenheit Leos betreffen möchte. Die Frau Herzogin — ſetzte ſie hinzu — hat gewünſcht, daß Ihr ihn perſönlich dem Herzoge übergebt — war's nicht ſo?

„Ja“, erwiderte zögernden Tones Mutter Julia, denn ſie erkannte aus der abſpringenden Bemerkung Magnas, daß hier eine Lücke klaffe — „ja, die Frau Herzogin ſagte ſo. Aber nur darum, weil ſie meinen Sohn für todt hielt; jetzt iſt ja von keinem Sarge, von keinem Transport mehr die Rede, alſo auch nicht mehr von meiner Bitte um Beiſtand. Jetzt kann wol Leo den Brief abgeben.“ — Aber, Mutter, ſagte Leo, was iſt denn das mit Dir und dem Herzoge? Damals in Prag verſagteſt Du's, vor den Herzog zu treten, und jetzt wieder!

Roſtok überhob ſie der Antwort. Er trat ein und berichtete: Der „Herr“ wolle Leo ſehen. Leo werde ſchon ſeit einer Viertelſtunde deshalb geſucht, und ſoeben erſt habe ein Diener mitgetheilt, daß er hier zu finden ſein würde. Roſtok ſah traurig aus und ſeine Stimme klang traurig. Er blickte auch nicht ſo eiferſüchtig wie ſonſt auf Magna und zeigte eine melancholiſche Freude über die Ankunft der Mutter Julia. Leo fragte nach dem Grunde ſeiner offenbaren Traurigkeit.

„'s iſt mein armer Herr“, erwiderte er niedergeſchlagen, „der mich traurig ſtimmt.“ — Alle Drei fragten erſchreckt. Leo mit dem Zuſatz, daß Gichtanfälle ja doch nichts Neues wären beim Herzog. — „So waren ſie noch nie, junger Herr. Dieſe Schmerzen ſind ja nicht mehr auszuhalten. Kein Glied iſt mehr frei, und der Doctor fürchtet, jetzt greife die Gicht inwendig hinein. Das Schlimmſte iſt, daß der „Herr“ faſt gutmüthig wird. So geduldig und ſanft hab' ich ihn mein Lebtag nicht geſehen, und das erſchreckt mich am meiſten. Sobald er nur hörte, daß Ihr da wäret, ſtöhnte er: „Er ſoll gleich zu mir kommen, gleich!“ Es freut mich ja, daß er Euch gern hat, aber 's iſt mir ſehr verdächtig, daß er ſo weich wird. Kommt nur!“

Den ſtärkſten Eindruck ſchien dieſe Nachricht auf Mutter Julia zu machen. Sie nahm es dankbar nickend, aber ſchweigend an, daß Magna ihr ein kleines Zimmer zur Unterkunft einrichten laſſen wollte, und ſagte zu Leo: „Eile, mein Sohn, eile und erzähle mir ſpäter, wie Du ihn gefunden“.

Leo ging. Der kurze Wintertag hatte ſich zeitig wieder in Wolken gehüllt, der Tagesſchein war ſchon erloſchen, als Leo in den Vorſaal des Herzogs trat. Drinnen im Zimmer des Herzogs war ſtrahlende Kerzenhelle. Es war volle Beleuchtung wie in ſeinem Prager Arbeitszimmer. Mitten im Zimmer ſtand ein großes Himmelbett, deſſen dunkelrothe Damaſtvorhänge zugezogen waren. Leo wurde an einen Sarkophag gemahnt, welcher eine vornehme Leiche bärge.

Roſtok trat ans Bett, lüftete ein wenig den Vorhang, und als ihm das offene Auge des Herrn entgegenſtarrte, alſo von keiner Störung eines erwünſchten Schlummers die Rede ſein konnte, da flüſterte er: Leo iſt hier.

„Oeffne!“ ſagte ſchwach der Herzog und wendete langſam, ſichtlich mit Schmerzen, das Haupt, um Leos anſichtig zu werden.

Leo erſchrak. Verfallen, faſt einem Leichnam ähnlich, erſchien ihm der Herzog. Auch das Auge, welches ihn ſuchte, war matt und gläſern.

„Komm her! — Ganz nahe. Und ſprich nicht zu laut! — Der Doctor in Steinau, der Dich behandelt, war klug?“ — Ein ſehr weiſer Mann. — „Gewiß. Die Peſt vertreiben heißt was. — Laſſ' ihn herrufen nach Pilſen. Ich will ihn beſchenken und — ſprechen. Das Latein meines Arztes iſt am Ende; ich brauch' einen ehrlichen Blandini. Erzähle!“

Leo erzählte, was ihm in Steinau und ſeit ſeiner Abreiſe von dort begegnet war. Als er ſeines Zuſammentreffens mit Carretto im Lübener Walde erwähnte, unterbrach ihn Waldſtein.

„Der Schurke war auf dem Wege, Gallas und Piccolomini zu verführen. Der Caſtellan in Glogau hat mir's ſoeben gemeldet. Aber Gallas hat ihn die Stiege hinuntergeworfen. Erzähle weiter!“

Leo war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er ſein Verhältniß und ſein heutiges Zuſammentreffen mit Magna offen ausſprechen ſollte. Seine naive Natur drängte ihn dazu, und die ſo hilfloſe, ſo menſchliche Lage des Herzogs ließ ihn hoffen, er werde jetzt gerade für eine Herzensangelegenheit zugänglicher ſein. Er entſchloß ſich herzhaft: er erzählte dem Herzoge Alles.

„Kindiſcher Fant — und doch glücklich! Gott iſt groß; er hat tauſend Münzen, welche gelten. Jedenfalls müßt ihr warten. Jetzt kommt keine Zeit zu Hochzeitstänzen. Krepir' ich hier, ſo weiſt man euch in die Wege des Mangels. Erhol' ich mich noch einmal, ſo giebt's Tänze mit eiſernem Fiedelbogen. Ich hoffe, Du wirſt zu brauchen ſein. Sprich weiter!"

Nun kam die Ankunft der Mutter zur Sprache. — „Die wollte damals nichts von mir wiſſen. Warum denn nicht?" — Ich weiß es nicht. Jetzt bringt ſie einen Brief der Frau Herzogin Iſabella — „Von meiner Frau? Lies ihn!" — Die Frau Herzogin hat, glaub' ich, befohlen, daß ihn meine Mutter Euch ſelbſt überreichen ſoll. — „So? dann laſſ' ſie rufen! — Warte! noch Eins! Du biſt ganz geſund?" — Wie ein Fiſch im Waſſer. — „Ich kann Dich brauchen. Du ſollſt nach Sachſen hinüber reiten. Sogleich. Du biſt ja dem Starſchädel befreundet und wirſt Einfluß auf ihn haben. Höre zu, und ſag's ihm wieder. Ich bin nicht erbaut von meinen Leuten, die jetzt mehr thun müſſen, als ihnen zukommt, weil ich elend und gelähmt daliege. Der Tertſchka treibt Alles plump, der Ilow roh und jäh, wenn auch ſchneidig. Alles Höhere und Feinere wird verdorben. Es fehlt mir ein politiſcher Mann mit großem Blick, ſo lange ich nicht ſelbſt Alles thun kann. Der Starſchädel wäre mir willkommen. Er hat immer Recht gehabt, auch gegen mich. Das laſſ' ich ihm ſagen. Ich bin jetzt zu vollen und ganzen Maßregeln bereit, das ſoll er Arnimb mittheilen, und Arnimb ſoll an die Grenze rücken. Ich laſſe ihm alle Päſſe offen, namentlich Joachimsthal. Starſchädel ſoll ſpornſtreichs zu mir hierher kommen. Ich ließe ihn bitten. Jetzt ſei es Ernſt. Sie ſollten Steinau vergeſſen, das ſei ein Irrthum geweſen. Herzog Bernhard ſei durch Ilow unterrichtet, es bedürfe nur noch des kurfürſtliches Heeres und der richtig abgefaßten Manifeſte. Starſchädel ſollte ſie mit mir abfaſſen. Reite! Ueber Carlsbad, Neudeck, Eibenſtock, Schneeberg. Um Zwickau findeſt Du das ſächſiſche Heer. Reite! Heut' iſt der zehnte Jänner; bis zum fünfzehnten, ſpäteſtens ſechzehnten könnt Ihr hier ſein. So lange warte ich. Länger werd' ich nicht können. Ich muß mit einem Manifeſte hervortreten, ſonſt kommt mir der Kaiſer zuvor. Er ſchreibt noch freundliche Briefe an mich. Aber ich weiß es beſſer. Onnate und Lamormain treiben ihn zu meiner offenen Abſetzung. Der muß mein Manifeſt vorausgehen; wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt. Und dazu brauch' ich Starſchädel — reite!"

Das letzte Wort war kaum noch verſtändlich. Die Schmerzen übermannten ihn; er ſtöhnte. Roſtok eilte herbei; er kannte den Ton auch draußen im Vorzimmer. Dieſe erhöhte ſchwere Krankheit war das größte Unglück Waldſtein's. Er hatte ganz recht, daß jetzt Eile und entſchloſſenes Auftreten nöthig war. Aber warum ſie abhängig machen von der Ankunft eines Fremden wie Starſchädel?! Die körperliche Machtloſigkeit Waldſtein's war einer der Gründe, die Gewohnheit des politiſchen Temporiſirens, welche Waldſtein nicht mehr los werden konnte, war der zweite Grund. Wenn man in Pilſen jetzt raſch vorwärts ging, ſo kamen die Gegner mit ihren Maßregeln zu ſpät, denn gerade dieſe Maßregeln brauchten Zeit.

Leo ſeinerſeits verſäumte nicht einen Augenblick. Er flog zu ſeiner Mutter und theilte ihr mit, was der Herzog geſagt und befohlen. Magnas Vater, Sparr, war zugegen. Herzlich drückte ihm dieſer ſeine Freude aus, daß er gerettet und friſch ſei. Es leuchtete durch: der Vater Magnas werde Leo die Tochter nicht länger verſagen. Mit Carretto hatte er wie der Herzog für immer abgeſchloſſen. Sparr übernahm es ſogleich, für reichliche Pferderelais zu ſorgen bis an die ſächſiſche Grenze und den Abſchied der jungen Leute nicht zu ſtören.

Mutter Julia war nicht von dieſer Aufmerkſamkeit. Sie ahnte, daß in Magnas Seele ein Hinderniß waltete und daß es dieſer willkommen wäre, nicht allein zu ſein mit Leo. Außerdem war Mutter Julia betroffen davon, mit Waldſtein ſelbſt zuſammen zu kommen. Sie dachte daran, ihm den Brief zu ſenden, in der Stille Leos Rückkehr abzuwarten und dann unbemerkt vom Herzoge wieder heimzukehren.

Leo war heiter und vertrauend. Er war ſich keiner Untreue bewußt, es ſchien ihm zweifellos, daß Magna darüber zu beruhigen ſein werde. Sie hatte ja die Mutter zu ſich berufen! Konnte man tiefer bekunden, daß man dem Sohne mit ganzem Herzen angehöre?!

Darin irrte Leo. Magna war nachhaltiger als er ahnte. Sie war mild und freundlich beim Abſchiede, aber auch nur mild und freundlich.

Er ritt getroſt noch in der Nacht von dannen. Der Mond verdrängte die Wolken und ſchien hell. Der Winter begann in ſein gutes Recht zu treten, es wurde klar und kalt. Das kam Waldſtein's Gicht zu ſtatten. Die Schmerzen ließen nach, er fand einigen Schlaf, und der folgende Tag ſah ihn aufgerichtet in ſeinem Bette. Vielleicht war nun doch ein raſches Verfahren, wie es zum Gelingen für ihn nöthig war, ermöglicht. Ilow und Tertſchka ließen es nicht mehr daran fehlen. Im Laufe des Vormittags erſchienen ſie vom Neuen mit einer Deputation in ſeinem Vorzimmer. Diesmal ließ er die Deputation eintreten. In weitem Halbkreiſe ſtanden die wetterbraunen, bärtigen Truppenführer um das Bett des Feldherrn. Mit einer weißſeidenen Jacke bekleidet, ſaß er aufrecht hinter dem rothen Vorhange, und ſein wieder feſt gewordenes Auge blickte prüfend über ſie hin.

„Was bringt Ihr Herren?“

Ilow antwortete für ſie. Sie hätten gehört, von Wien aus ſeien unangemeſſene Forderungen eingegangen an den Herzog. An den ſpaniſchen Infanten, der ins Reich ziehen wolle, ſollten ſechstauſend Mann Kerntruppen abgegeben und Regensburg ſollte abſolut in dieſer Winterzeit wieder erobert werden. Dazu kein Sold, kein Proviant. Jeder von ihnen ſähe ein, daß auf ſolche Weiſe das Heer zu Grunde gerichtet und ſeine fürſtliche Gnaden auf den Gedanken gebracht werde, vom Oberbefehle abzutreten. Das Alles ſind Machinationen von Ausländern — ſchloß Ilow — und wir kommen bitten, daß ſich Eure Durchlaucht dadurch nicht beſtimmen laſſen möge zu einem unheilvollen Schritte. Die Confuſion wird grenzenlos, wenn Durchlaucht die unbezahlte Armee verlaſſen.

Ein allgemeines Gemurmel der Zuſtimmung von ſämmtlichen Officieren folgte

„Und doch wird's alſo geſchehen“ — ſprach der Herzog — „ich hab' es ſatt. Von Wien kommt nichts als leere Vertröſtung. Der Queſtenberg hat nichts Anderes gebracht, der Pater Quiroga erſt recht nicht. Meinen Credit will man untergraben durch leeres Hinhalten. Was zu des Heeres Nothdurft gehört, verweigert man hartnäckig, und dabei verlangt man das Verdächtigſte für den ſpaniſchen Infanten, das Unmöglichſte für den Baier. Man haßt uns in Wien und möchte uns insgeſammt am liebſten die Hälſe brechen. Für achtundzwanzigjährige treue Dienſte hätte ich wahrhaftig Anderes verdient, als daß meine Ehre und mein Ruf aufs Spiel geſetzt werden. Ich hab' es ſatt. Ich trete zurück. Lieber todt, als auf dieſe Weiſe leben!“ Die Officiere geriethen in lebhafte Bewegung

„Ihr ſeht's ja auch“ — fuhr er fort — „wie ich elend daliege. Ich muß an die Pflege meiner Geſundheit denken, ich hab' ſie zugeſetzt in Kaiſers Dienſt. Behüt Euch Gott, ich kann's nicht mehr.“

Damit zog er den Vorhang zu, und die Officiere entfernten ſich beſtürzt. Nur Ilow blieb an der Schwelle ſtehen. Er lächelte ſäuerlich und kam nach kurzer Pauſe langſam zum Bette des Herzogs zurück.

— Alſo heut' Nachmittag — ſagte er mit gedämpfter Stimme — laſſ' ich ſie alle wieder aufs Rathhaus rufen. Jetzt ſind ſie windelweich. Der luſtige Krieg und die traurigen Schulden rumoren in ihnen. Der luſtige Krieg hört auf, wenn der Herzog von Friedland abtritt, und die Schulden bezahlt kein Menſch, wenn ſie der Herzog von Friedland nicht zahlt. Mit Eurer Erlaubniß ſag' ich ihnen alſo heut' Nachmittag, daß Ihr nachgeben, daß Ihr bleiben wolltet an der Spitze der Armada, wenn ſie ihrerſeits ſich ebenfalls verpflichten wollten. Sie müßten mit Leib und Seele zu Euch halten, dürften nicht von Euch weichen, es möge geſchehen was da wolle. Darauf ſchreien ſie alle Ja, das weiß ich; aber das iſt nicht genug. Sie müſſen einen förmlichen Pact unterſchreiben. Den leſ' ich ihnen vor und damit gut. Das Unterſchreiben verſchieb' ich, als käme nichts darauf an. Wir ſetzen uns zum Banket, das der Tertſchka anrichtet. 's iſt auch Wein aus dem herzoglichen Keller gemauſt worden dazu, mit Eurer Erlaubniß. Dann erſt, wenn ſie heiß ſind vom Weine, werden ihnen die Bogen vorgelegt und die Federn in die Hand gedrückt — habt Ihr noch was zu bemerken, durchlauchtigſter Herr?

Der Herzog machte nur eine ablehnende Handbewegung. Ilow ging. Als er ſchon faſt an der Thür war, rief der Herzog: „He!" Ilow ſtand ſtill. „Aldringer, Gallas, Piccolomini — iſt noch Keiner da?" — Keiner. Ich rechne auch auf Keinen; ich traue Keinem. — „Thor! — Wenn Einer kommt, ihn alsbald zu mir ſchicken! — Von der Fahndung auf den Marcheſe Carretto nichts eingegangen?" — Fehlgeſchlagen! In der Gegend von Glatz iſt ihm Freiberger hart an den Ferſen geweſen — entwiſcht auf Wien zu. Die Mönche bedienen ihn zu gut mit Botenpoſt. Schafgotſch und Freiberger hätten ihn ins Jenſeits expedirt, wenn ſie ſeiner habhaft geworden. Es weiß jetzt Jedermann, daß er mit dem neuen ſpaniſchen Geſandten Euer Hauptfeind geworden — wir haben's Eurer Durchlaucht immer geſagt. — „Damals war's falſch. Unſer ſpaniſcher Geſandter iſt auch noch in Pilſen?" — Don Navarro? Heut' morgen hab' ich ihn noch geſehen, ſogar geſprochen. Er fragte nach dem „Convent". Es wird ihm unheimlich. Ich höre, er hat Pferde beſtellt. — „Ich laſſ' ihn auf zwei Worte zu mir bitten! —" — Um Gottes willen, Durchlaucht, nicht jetzt wieder Rückſchritte. Wir haben Eile! — „Du haſt Eile. Je nachdem Navarro in Wien berichtet, je nachdem entſchließen ſie ſich dort. Wenn wir ſie dort zögern machen, ſo gewinnen wir Vorſprung, ſo iſt dies Eile für uns. Schick' mir Don Navarro!"

Ilow ging verdrießlich. Und er hatte Recht. Waldſtein konnte nicht aus ſeinem diplomatiſchen Zauberkreiſe heraus.

Dieſer ſpaniſche Staatsmann, welcher ihm zugetheilt war aus Courtoiſie des Königs von Spanien und welcher ihm ſelbſt ins Feldlager folgte, war allerdings ein ſtandhafter Verehrer Waldſtein's, und es war wol zu erreichen, daß ihn der Herzog mit einigen geſchickten Klagen und Verſicherungen bis auf einen gewiſſen Grad bethören konnte. Aber was half das jetzt noch in Wien?! Wie konnte es helfen, wenn er vom Convent auf dem Pilſener Rathhauſe doch erzählen mußte, wenn er nur von dem heutigen Nachmittag und Abend berichtete, der ja die blanke Soldatenverſchwörung zu Markte führte?!

Wirklich war es der entſcheidende Tag, dieſer 12. Januar 1634. Nachmittags klirrten die Officiere in großer Aufregung über den Pilſener Markt ins Rathhaus hinein, und die Scenen begannen da gerade ſo, wie Illow ſie dem Herzoge voraus geſchildert, ein Soldatenconvent in bedenklichſter Form.

Selbſt die Einwohner von Pilſen witterten die Wichtigkeit. Trotz der Kälte fanden ſie ſich zahlreich auf dem Markte ein und ſchauten zum Rathhauſe hinauf. Wachtmeiſter, Conſtabler und Gefreite, der kleine Adel im Heere, hatte ſich ebenfalls zahlreich eingefunden und ſchritt hoffärtig hin und wieder. Der Bürger mußte empfinden, daß ſie die Gebieter der Erde wären und daß ihre vornehmen Standesgenoſſen da oben die Welt in Fugen rückten, abſonderlich die unnütze Kanzleiwelt in Wien.

Da wurden die Lichter angezündet im Rathhausſaale. Ah! rief unten Alles, als ob damit ein beſonderer Abſchnitt erreicht wäre. Und eigentlich war's auch ſo und das Marktpublicum konnte ſogleich die Beſtätigung mit Händen greifen. Aus der „Roſe“ nämlich, dem Quartiere Tertſchka's, begann eine Proceſſion von Schüſſeln und Flaſchen und Weinfäſſern nach dem anſtoßenden Rathhauſe, daß den ausgeſaugten Pilſenern das Waſſer im Munde zuſammenlief, und ſelbſt mancher Wachtmeiſter verſicherte fluchend: es würde in der „Roſe“ ganz brauchbar gekocht, und was aus den Kellern der „Roſe“ käme, das ſei keine ſchlechte Blume.

Mit einem Male bildete ſich durch die Menge hindurch eine Gaſſe. Die Wachtmeiſter und Conſtabler gaben die Veranlaſſung dazu, indem ſie rieſen: — Platz da! Platz da für General Piccolomini!

Es war Piccolomini, welcher leichten Schrittes die Gaſſe entlang ins Rathhaus hinein ging. Er war vor einer Viertelſtunde angekommen und bei Oberſt Diodati, der in der Pragergaſſe am Thore wohnte, abgeſtiegen. Der Diener Diodati's hatte ihm gemeldet: ſein Herr Oberſt ſei beim Convent auf dem Rathhauſe, wo heute ein großes Feſt begangen werde. Piccolomini hatte ſich friſchweg entſchloſſen, daran Theil zu nehmen.

Als er jetzt die Treppe hinaufſtieg, empfand er wol die natürliche Beſorgniß: er könnte in ſein Verderben hineinſchreiten, denn von Ilow und Tertſchka, die hier regierten, hätte er ſich des Schlimmſten zu verſehen. Aber er war jung und muthig, er ſchritt vorwärts.

In den Saal tretend, ſah er Ilow am gegenüberliegenden Ende des Raumes auf einer Eſtrade ſtehen. Ein Tiſch mit Schreibzeug und brennenden Kerzen ſtand neben ihm. Alle übrigen Anweſenden, wol ein halbes Hundert an Zahl, ſtanden aufrecht und ſahen und hörten auf Ilow, kehrten alſo dem eintretenden Piccolomini den Rücken.

Ilow rief eben: Die Erklärung, welche den Herren zur Unterſchrift vorgelegt wird, lautet wie folgt. Und nun las er unter tiefem Stillſchweigen im Saale mit lauter Stimme von einem großen Papierbogen folgende Worte:

„Demnach der Herzog von Friedland wegen Kränkungen, Injurien, veranſtalteten Umtrieben und verweigerter Unterhaltung des Heeres zum Rücktritt von der Befehlshaberſtelle ſich entſchloſſen, hierdurch aber Ihrer Majeſtät Dienſt, das öffentliche Wohl und das Heer offenbar zu Grunde gehen müßten, auch die Unterzeichneten ihr Leben und Vermögen einzig im Vertrauen auf das fürſtliche Wort künftiger Belohnung eingeſetzt haben, ſie aber durch jenen Rücktritt deſſen beraubt, in das äußerſte Verderben geſtürzt würden, ſo wie die Queſtenberg'ſche Inſtruction mit Bedenken vernommen hätten; einſehend daher, welche Noth, Elend und Ruin bei des Herzogs Rücktritt ihnen allen und ihren armen Soldaten über dem Kopf ſchweben würde, ließen ſie Seine fürſtlichen Gnaden flehentlich bitten, deren Beweggründen zum Rücktritt keine Folge zu geben, ohne ihr Vorwiſſen und Willen nicht von der Armada abzugeben; — wogegen ſie an Eidesſtatt verſprechen, treu zu Ihrer fürſtlichen Gnaden zu ſtehen, nicht von Ihr zu weichen, was zu Ihrer und der Armada Conſervation dienlich, zu befördern, hierfür den letzten Blutstropfen einzuſetzen, Jeden, der dawider handeln wollte, für einen Treuloſen und Ehrvergeſſenen anzuſehen, an deſſen Hab' und Gütern, Leib und Leben Rache zu nehmen ſie ſich ſchuldig erachteten."

„So lautet die Erklärung" — fuhr Ilow fort, indem er den großen Papierbogen auf den Tiſch legte — „wer dieſen ehrlichen Worten für unſern außerordentlichen Generaliſſimus beiſtimmt, der ſetze ſeinen Namen unter dieſe Schrift." — Alle! Alle! ſchrieen im Chorus die Officiere. — „Es hat keine Eile" — ſetzte Ilow hinzu und ſtieg von der Eſtrade herab — „erſt wollen wir eſſen und trinken. Jetzt haben wir noch zu eſſen und zu trinken."

Dennoch drängte ſich unter Hochrufen ſogleich eine Anzahl von Officieren zur Eſtrade hinauf, um ſofort zu unterſchreiben. Alle Uebrigen waren in Bewegung gerathen, und da nun auch die Diener eindrangen, um Tiſche und Seſſel zu richten für das Bankett, ſo gerieth Piccolomini ohne weiteres Aufſehen unter die lebhaft ſprechenden und geſticulirenden Officiere und zu ſeinem Freunde und Landsmanne Diodati. Erſt allmälig wurde er bemerkt und begrüßt, durchſchnittlich mit Freuden begrüßt, denn er galt für einen tapfern und geſchickten General, für einen vornehmen Herrn, welchen die Emporkömmlinge wohl leiden mochten wegen ſeiner leutſeligen Umgangsweiſe.

Man ſaß ſchon an den Tafeln, als Tertſchka ſeiner anſichtig wurde und Illow zurief: da ſei ja der Piccolomini.

Tertſchka, roh, aber nicht ohne Gutmüthigkeit, ging haſtig zu ihm, ſchlug ihn mit der Fauſt auf die Schulter und ſagte lachend: „Na, das iſt geſcheidt, Piccolomini, daß Ihr Euch doch noch einſtellt! Jetzt gilt es Farbe bekennen, wenn man oben bleiben will. 's ſoll Euer Schade nicht ſein!“

Illow dagegen, welcher ebenfalls herangetreten, ſagte ſpitzig: „Der Herzog hat ſchon lang' auf Euch gewartet; Ihr ſollt gleich zu ihm kommen. Verſäumt Euch nur hier nicht unter geringeren Leuten!“ — Nichts da, jetzt bleibt er hier! Der Herzog empfängt heut' Abend nicht mehr! rief Tertſchka.

Illow nahm Tertſchka unter den Arm und führte ihn fort, indem er leiſe in ihn hinein ſprach, und winkte dann einem Diener. Dieſem ſchien er einen Auftrag zu geben, welcher Piccolomini betreffen mochte. Wenigſtens blickte er dabei nach Piccolomini zurück.

Das Banket entwickelte ſich nun raſch in großer Lebhaftigkeit. Die ſchweren Weine, denen man des kalten Wetters halber eifrig zuſprach, entfeſſelten ihre lärmenden Geiſter, und nach Verlauf einer Stunde war es eine „volle Mette“, wie es der Herzog Heinrich Julius von Sachſen-Lauenburg, von Tiſch zu Tiſch ſchreitend, unter lautem Lachen nannte. Er hatte dabei ſeinen Degen gezogen und fuchtelte mit dieſem in der Luft herum, ſo daß man links und rechts ſich eiligſt bücken mußte, um nicht verwundet zu werden. Wer nicht zu Friedland hält — rief er dabei — das iſt ein leichtfertiger, ehrvergeſſener Schelm und verdient erwürgt zu werden!

„Bravo“, ſchrie Tertſchka, der ebenfalls mit gezogenem Degen zwiſchen den Tiſchen einherſchritt — „ich haue Jeden in Stücke, der gegen Friedland iſt.“

So ſchrie er auch an dem Tiſche Piccolomini's, indem er den Degen gegen dieſen richtete. Piccolomini griff nach dem ſeinigen, fuhr in die Höhe und rief hitzig: Hei, Verräther! Alle am Tiſche fuhren von ihren Sitzen auf; man ſtand unmittelbar vor einem blutigen Ausbruche. Diodati aber, der neben Piccolomini geſeſſen, hatte die Geiſtesgegenwart, eine helle Lache aufzuſchlagen, Piccolomini an beiden Händen zu faſſen und ſingend mit ihm herum zu tanzen. Dabei wurden die Officiere am andern Tiſche geſtoßen und auch zum Aufſtehen genöthigt und ohne Kenntniß der Veranlaſſung in lärmende, jubelnde Bewegung hineingeworfen. Ein allgemeiner Aufſtand erfolgte, und Tertſchka ſelbſt, welcher ſtarken Weines trunken war, verlor den Faden ſeines Zorns und taumelte nach der andern Seite. Zudem ſchrie nun Ilow mit Stentorſtimme von der Eſtrade herab: Unterſchreiben! Jetzt unterſchreibt, wer kein Hundsfott iſt!

Alle drängten nach der Eſtrade hin und unterſchrieben. Diodati flüſterte Piccolomini zu: Unterſchreibt ebenfalls, ſonſt werden wir in Stücke gehauen. Piccolomini ſchloß ſich lächelnd dem Zuge an, und als die Reihe an ihn kam, unterſchrieb er mit leichtem Federzuge. Ilow, welcher Poſto gefaßt am Tiſche, ſagte halblaut: Das war Dein Glück, Piccolomini! Piccolomini's Lächeln blieb unverändert und er erwiderte keine Silbe. Im Hinabſchreiten aber begegnete er Iſolano, dem lüderlichen, wild tapfern Croatenführer, der ebenfalls unterſchrieben hatte, und blieb einen Augenblick ſtehen. „Bin nit ſo dumm, Excellenza“, flüſterte dieſer, „wie ich ausſchau'! Hab' juſt zu Peter Loſy da neben mir geſagt: Friedland geht damit um, König von Böhmen zu werden und Andere zu großen Herren zu machen!“ — Und was hat Oberſt Loſy erwidert? fragte eben ſo leiſe Piccolomini. — „Er hat den Kopf geſchüttelt und hat geſagt: Mit den Wölfen muß man heulen.“ — Ich wohne bei Diodati — ſetzte Piccolomini hinzu — und hoffe die Herren morgen Abend zu ſehen.

Ohne Antwort abzuwarten ſchritt er zwiſchen den Tiſchen weiter. Es war kaum durchzukommen, denn das Tanzen hatte angeſteckt: einzelne Tiſche hatte man ſchon bei Seite geſchoben oder umgeſtürzt, um Platz zu haben für Umarmen und klirrendes Herumtrampeln. Geſchrieen, geſungen, gejohlt wurde dabei, daß man Reden kaum noch verſtehen konnte. Piccolomini ſteuerte dem Ausgange zu, Diodati folgte ihm. Ihnen folgte aber auch der Diener, welchen Ilow vorhin geſprochen hatte. Als ſie unten aus dem Rathhauſe traten, wurden ſie wiederum mit lärmendem Geſchrei der Zuſchauermaſſe empfangen. Aber die Zuſchauermaſſe wich dabei zurück. Aus den Fenſtern des Rathhauſes nämlich flogen Teller, Krüge, ja Seſſel auf den Markt herunter. „Gilt das uns?“ fragte Piccolomini. — Schwerlich! Die Zerſtörungswuth des Rauſches macht ſich wol geltend — antwortete Diodati und führte ſeinen Gaſt raſchen Schrittes durch die Raum gebende Menge an der Kirche vorbei nach der Pragergaſſe hinüber. Die Hausthür des Bürgerhauſes, in welchem Diodati wohnte, wurde hinter ihnen geſchloſſen. Der Diener Ilow's blieb kurze Zeit vor der Thür ſtehen und ging dann in die nahe Thorwache. Mit einem Mantel verſehen kam er bald zurück und ſetzte ſich auf eine Steinbank, der Diodati'ſchen Wohnung gegenüber. Als Piccolomini mit ſeinem Wirthe die Treppe hinaufgeſtiegen war, trat ihnen Diodati's Diener entgegen und meldete leiſe ſeinem Herrn etwas. „Nach fünf Minuten bring ihn zu uns!“ ſagte Diodati laut und führte Piccolomini in ſein Zimmer. — Wer iſt's? fragte dieſer. — „Der Caplan von Butler's Dragonerregimente.“

In kurzen Worten tauſchten jetzt raſch die beiden Männer ihre Meinungen aus. Sie gehörten zu einander. Diodati war derſelbe gebildete Officier, welcher den ausführlichen Bericht über die Lützener Schlacht geſchrieben und damals zum Kaiſer gebracht hatte. Der Bericht galt für ein Meiſterſtück, und Diodati war vom Kaiſer ausgezeichnet worden. Er gehörte zur kaiſerlichen Partei und wurde jetzt eiligſt von Piccolomini in Kenntniß geſetzt, was die kaiſerliche Partei vorhabe.

Piccolomini war kaum damit zu Ende, da trat eine lange, magere Geſtalt ein in halb geiſtlicher Tracht. Es war ein knochiges, kantiges Geſicht mit dunklen Augen und dunklem, kurzem Haar.

„Patrik Taaſe, ein fromm irländiſch Blut“ — ſtellte Diodati vor und ſetzte hinzu: „Ihr könnt ganz offen ſprechen vor dem General!“

Der Caplan Patrik Taaſe erzählte in gebrochenem Deutſch, daß er mit dem Regimente aus Schleſien komme. In Teplitz hätten ſie Nachtquartier gemacht und da hätte ſich in der Nacht der bekannte Medardo aus Wien bei ihm eingeſtellt mit der Anfrage, ob das Butler'ſche Regiment nach Weſten reite. Ja, habe er geantwortet. Ob er, der Caplan, eine Botſchaft übernehmen könne nach Pilſen an einen zuverläſſigen Oberſt oder General der kaiſerlichen Partei? Ja, habe er geantwortet. An Oberſt Diodati, der beim Hauptquartier zu ſein pflege. — Nun denn, habe Medardo geſagt, ſo richtet Folgendes aus: Vor einer Stunde iſt es endlich gelungen, mit Hülfe des hieſigen Geiſtlichen über die geheimen Papiere des Grafen Kinsky zu kommen. Wir haben ein Regiſter gefunden von den Depeſchen, die zwiſchen Kinsky und dem franzöſiſchen Geſandten in Dresden gewechſelt worden ſind, ein Regiſter mit kurzer Inhaltsangabe und zuweilen mit wörtlichen Auszügen aus den Briefen. Der letzte Auszug lautet: „Die böhmiſche Krone iſt zwar geflüchtet worden, aber das iſt dem Herzoge gleichgiltig. Gold und Edelſteine beſitzt er genug. Er wird ohne Verzug gegen den Kaiſer aufbrechen, wohin es immer ſei, ſelbſt in die Tiefen der Hölle. Anbei das erſte ſchriftliche Document des Herzogs ſelbſt. Er erklärt ſich darin einverſtanden mit den Propoſitionen des Königs von Frankreich und erwartet das formell ausgefertigte Document der gegenſeitigen Allianz.“

„Forfante!“ riefen Piccolomini und Diodati wie aus einem Munde. Beide waren ſo gut in das ſpaniſch-kaiſerliche Dogma eingelebt, daß ihnen Waldſtein's Verbindung mit Frankreich unbedenklich als Gipfel des Verraths erſchien. — Medardo, fuhr der Caplan fort, iſt noch in derſelben Nacht gen Wien aufgebrochen, und heut' oder morgen ſchon liegt dieſer Nachweis des Verbrechens in den Händen des Kaiſers. — „Wohl denn“, rief Piccolomini, „nun ſind wir am letzten Rande der Zögerung. Jetzt eilt Ihr noch, würdiger Caplan, mit den heutigen Pilſener Neuigkeiten nach Wien ſo raſch Ihr könnt. Dann iſt dem Faſſe der Boden ausgeſchlagen und Ihr bringt mir ſicherlich umgehend nach Linz den kaiſerlichen Befehl zum vollen Einſchreiten gegen den Verräther.“

Er ſchilderte ihm alsdann mit ſtarken Zügen den Ausbruch der Verſchwörung, wie er ſoeben auf dem Pilſener Rathhauſe ſtattgefunden. Dieſe Nachricht ſollte er dem Marcheſe Carretto überbringen und ſollte in Wien auf deſſen Antwort harren, dieſe Antwort aber unverweilt nach Linz bringen, wo er ihn ſelbſt oder Aldringer, oder Gallas oder Suys finden würde. Gleichgiltig welchem ſollte er die Antwort beſtellen. Wo marſchirt Euer Regiment hin? ſetzte er hinzu.

„Nach Tachau“, antwortete der Caplan. — Geht alſo nach Linz, fuhr Piccolomini fort, dann über Budweis nach Tachau, und berichtet dem Oberſt Butler was vorgegangen. Ihr werdet von uns nähere Weiſungen mitnehmen. Jetzt zögert nicht, würdiger Herr! — „Ich geleite Euch“, ſagte Diodati, „damit Ihr hinausgelaſſen werdet. Mein Regiment hat die Wache am Prager Thore.“

Der Diener Ilow's ſah bald darauf beide Männer ins Prager Thor ſchreiten und ging nach dem Rathhauſe zurück, um ſeinem Herrn anzuzeigen, was er geſehen.

Am nächſten Morgen ſchritt Piccolomini zur Wohnung des Herzogs von Friedland.

Er hatte einen ganz feſten und ſehr einfachen Plan. Verzögerung! Verzögerung war der Inhalt deſſelben. Je länger der Herzog mit dem Ausbruche zögerte, deſto mehr gewann man

Zeit zu Vorbereitungen gegen ihn, deſto eher gab es eine Wahrſcheinlichkeit, ihn zu lähmen, ihn zu ſtürzen, ihn zu fangen.

Piccolomini wurde ſogleich vorgelaſſen. Der Herzog hatte neuerdings eine abergläubiſche Vorliebe für ihn. Zenno hatte ausgerechnet, daß Waldſtein und Piccolomini unter gleicher Conſtellation der Geſtirne geboren wären, alſo auch ein gemeinſchaftliches Schickſal auf dieſer Erde finden würden. Und Waldſtein war, wie geſagt, jetzt ſeiner Sterndeuterei viel mehr unterworfen als je in früherer Zeit. Die Gewohnheit wird allmälig eine Macht, beſonders wenn die körperlichen Kräfte dem Geiſte ihre Spannkraft verſagen und wenn wagſame Entſcheidungen von uns gefordert werden. Nirgend hatte Zenno ſo viel zu thun gehabt für Waldſtein, als hier in Pilſen.

Das anhaltende Froſtwetter fuhr fort günſtig einzuwirken auf Waldſtein's Befinden. Er war heute außer dem Bette und ſaß neben demſelben, in ſeinem ſchwarzen Katzenpelztalar, als Piccolomini eintrat.

Er ſchlug einen leutſeligen, geradezu freundſchaftlichen Ton des Geſprächs an und ging ohne Weiteres auf das gefährlichſte Thema über, auf ſein Verhältniß zum Kaiſer, der ihm mit Undank lohne; auf die Unzufriedenheit der Armee, ja auf die Unterhandlung mit den Proteſtanten.

Piccolomini fand die Klugheit, ſich dieſem offenen Geſtändniſſe gegenüber ſchweigſam zu verhalten und in den wenigen Aeußerungen, welche ihm Waldſtein abnöthigte, kummervolle Beſorgniß anzudeuten.

Waldſtein zweifelte keinen Augenblick, daß Piccolomini zu ſeinen treueſten Anhängern gehörte: die kummervolle Beſorgniß wirkte alſo keineswegs ungünſtig auf ihn. Er forderte Piccolomini auf, frei und offen dieſe Beſorgniß auseinander zu ſetzen.

Das that Piccolomini in langſamer Rede. Die Verdienſte eines langen Lebens auf kaiſerlicher und katholiſcher Seite — ſagte er — werft Ihr hinter Euch auf immerdar. Und blos um augenblickliche Mißverſtändniſſe zu beſeitigen. Binnen einigen

Monaten vielleicht ſind dieſe Mißverſtändniſſe aufgeklärt und die Erbſchaft einer ſo langen, über alle Maßen verdienſtvollen Laufbahn bleibt Euch geſichert. Statt deſſen tretet Ihr zu den Leuten über, welche Ihr mit ungeheurem Erfolge faſt zwei Jahrzehnte lang bekämpft habt. Können ſie die Niederlagen vergeſſen, welche Ihr ihnen beigebracht? Und was müßt Ihr Alles thun und leiſten, um ſie vergeſſen zu machen! Viel mehr als Einer, der ſeine Laufbahn beginnt. Ihr aber ſeid nahe an Fünfzig, ſeid durch Krankheit gelähmt. Durchlaucht, in welches Labyrinth ſtürzt Ihr Euch!

Dies mit weicher, theilnahmsvoller Stimme eines Freundes geſprochen, konnte ſeinen Eindruck nicht verfehlen. Waldſtein ſagte nach einer Pauſe: „Ihr habt nicht ganz Unrecht. Aber es giebt kaum noch eine Wahl. Die Sachen ſind zu weit gediehen. Vor acht Tagen noch wollte ich meine Entlaſſung vom Kaiſer begehren und den Hardegg mit meinen Forderungen nach Wien ſenden —“ — Thut's heute noch! — „Heut' iſt's zu ſpät. Den Convent der Officiere und ihre Unterſchrift vergiebt man nicht.“ — Man vergiebt ſie, wenn Euer Entlaſſungsgeſuch eintrifft. Man hält das Entlaſſungsgeſuch für eine goldene Brücke der Umkehr. Man giebt Euch die Entlaſſung nicht, denn wer ſoll denn dieſen Convent zügeln, wenn nicht Ihr?! Aber man faßt dann wieder Vertrauen zu Euch, der ſich in geſchickter Form losgeſagt hat von ſolchem Conventstreiben. Ihr ſeid der verlorene Sohn, der ins Vaterhaus zurückkehrt. — „Meint Ihr?“

Da meldete Roſtok: an die vierzig Officiere wären draußen, der Feldmarſchall Ilow an der Spitze — da ſei der Feldmarſchall ſchon! Ilow trat ein, ohne die Erlaubniß abzuwarten. Waldſtein zog die Augenbrauen zuſammen — Ilow wartete aber nicht, ſondern ſprach ſogleich:

„Durchlaucht, es wird Unkraut geſäet. Es haben ſich Officiere in Pilſen eingefunden, welche auf zwei Achſeln tragen, welche mit den Pfaffen zuſammenſtecken. Oberſt Diodati, bei welchem dieſer — vornehme Herr — und dabei ſah er auf

Piccolomini — abgeſtiegen, hat heute Nacht einem geiſtlichen Herrn das Prager Thor öffnen laſſen. Der geiſtliche Herr hat eiligſt Botſchaft tragen müſſen über den geſtrigen Vorgang auf dem Rathhauſe. Heute Morgen hat das tranſpirirt. Mancher brave Officier iſt dadurch unſicher und ängſtlich geworden, und hie und da verlautet: die Namensunterſchriften ſeien unleſerlich, ſeien im Rauſche entſtanden —" — Kurz und deutlich, was ſoll's? — „Die Officiere kommen fragen, ob es Durchlaucht genehm wäre, die Unterſchriften neuerdings —" — Sind ſie draußen? — Ja, Durchlaucht." — Roſtok, die Thür öffnen!

Roſtok öffnete. Der ganze Vorſaal war voll von Officieren.

— Ueberhaupt, rief Waldſtein laut und ſtreng, bin ich nicht ſonderlich erbaut von Schritten, welche ein Präjudiz werden können gegen Diſciplin. Und Gott ſoll mich behüten, daß Dergleichen gegen Kaiſerliche Majeſtät oder das römiſche Reich gemeint ſein könne. Der ganze Zettel von geſtern Abend verpflichtet keinen meiner Officiere. Zerreißt ihn meinethalben. Wer nicht mit freiem Herzen zu ſeinem Feldhauptmann ſteht, den kann ich nicht brauchen. Gott befohlen!

Roſtok ſchloß die Thür. Ilow ging verdrießlich; blieb aber außen im Vorſaal ſtehen und forderte von Roſtok Papier und Schreibzeug. Verſteht Ihr mich? ſagte er zu den Officieren

Ja, ſagten dieſe, und ſo wurde die geſtrige Erklärung nochmals geſchrieben und auf der Stelle von zweiundvierzig Officieren unterzeichnet.

Piccolomini's Einfluß aber gewann tieferen Raum in Waldſtein's Seele. In den nächſten Tagen kam denn auch Gallas an und ſprach wie Piccolomini. Beide konnten ſich gar keinen günſtigeren Weg wünſchen als den, welchen Piccolomini's glücklicher Inſtinkt eingeſchlagen. Sie brauchten ſich dabei gar nicht zu verſtellen; es war ihre aufrichtige Meinung, daß der Herzog auf dem Wege der Rebellion in ein Labyrinth geriethe und daß eine Ausſöhnung mit dem Kaiſer das Beſte wäre, was ſie als getreue und begünſtigte Waffenfreunde dem körperlich hinfälligen Feldherrn empfehlen könnten. So erreichten ſie in ehrlichſter Weiſe von der Welt was ſie brauchten: Verzögerung.

Dem Waldſtein war es ja auch längſt zur zweiten Natur geworden: ſorgfältig abzuwägen links und rechts und die unabänderliche Entſcheidung ſo lange als möglich in der Hand zu behalten. Er hatte auch viel zu lange geherrſcht, um nicht einen Widerwillen zu empfinden gegen ſolch' revolutionäres Treiben, in welchem ſeine Officiere mitſprachen über das, was geſchehen ſollte. Endlich ſtanden ihm Gallas und Piccolomini wirklich näher als Ilow und Tertſchka. Gallas, oberſter Kriegsherr nach ihm, war für ihn ſehr beachtenswerth, und Piccolomini ſtand ihm als vornehmer Cavalier nahe. Beide bedeuteten ihm mehr als der heftige Emporkömmling Ilow und der gedankenleere plumpe Tertſchka.

Zu ſeinem Unglück kam Leo nicht in der vorgeſchriebenen Zeit zurück, und das nüchterne Wort Starſchädel's, den Leo bringen ſollte, fehlte ihm. Denn Starſchädels Wort beachtete er.

So verging Tag auf Tag, und die begonnene Rebellion lag ſtockend darnieder. Der Zuſtand in Pilſen wurde für alle Theile ein unbehaglicher und ängſtlicher.

Auch Mutter Julia, die ſonſt ſo einfach ſichere, gerieth ins Zagen. Magna war die Liebe, ja die Zärtlichkeit ſelbſt für ſie. Aber Mutter Julia fühlte mehr und mehr heraus, daß ein unüberſteigliches Hinderniß vorhanden ſei zwiſchen ihr und Leo. Sparr, welcher gern die Abende mit ſeiner Tochter und dieſer eigenthümlichen, vom katholiſchen Weſen ſo weit abgeſonderten Frau zubrachte, war in einzelnen Aeußerungen nicht vorſichtig genug für das feine Verſtändniß Julias. Sie entdeckte, daß ihr Sohn untreu gehandelt an ſeiner Tochter. Dies beſtürzte und betrübte ſie. Dagegen wußte ſie keine Hilfe. Und nun kam Leo auch nicht wieder! Sie wurde zum erſten Male unſicher in ihren Schritten. Auch der Brief, welchen ſie von der Herzogin abgeben ſollte an den Herzog, blieb unbeſtellt liegen. Der Vorwand lag freilich nahe: daß er doch wol nur Leos Tod betreffen würde.

So ſtanden die Dinge in Pilſen am 24. Januar, als zu Wien in der Hofburg die ſchwere Entſcheidung gefällt wurde gegen Waldſtein. Die Welt erfuhr zunächſt nichts von dieſer Entſcheidung. Auch Waldſtein nicht. Seine beſten Freunde im geheimen kaiſerlichen Rathe hatten verſtummen müſſen, als der Kinsky'ſche Nachweis von des Friedländers Bündniß mit Frankreich vorgelegt, als die Soldatenverſchwörung vom Pilſener Rathhauſe mit ihrem halben Hundert von Unterſchriften geſchildert worden war. Und nun verſtummten die Freunde auch gegen Waldſtein. Die Briefe blieben aus, welche ſonſt täglich angekommen waren in der Sachſengaſſe. Waldſtein blieb plötzlich ohne Nachricht von Wien. Vom Süden erfuhr er nichts, und vom Norden nichts. Leo mit Nachrichten vom ſächſiſchen Heere und mit dem erwarteten Starſchädel blieb aus. Waldſtein hatte alſo die beſten Gründe: abzuwarten und abzuwarten.

Endlich kam ein Anſtoß vom Norden. In friſchem Trabe kamen von Norden drei Reiter daher über das weiße Blachfeld, und gegen Abend ſahen ſie die Wälle Pilſens vor ſich. Es war Leo, Starſchädel und der Bart-Conrad.

Hans von Starſchädel war nicht beim ſächſiſchen Heere geweſen. Leo hatte bis in die ferne Ecke Thüringens reiten müſſen, wo Hans glücklich neben ſeiner glücklichen Marie zu Gnadenfrei hauſte, da der Krieg für den Winter zu ruhen ſchien. Auch hatte Hans wenig Luſt bezeigt, die ſtets unfruchtbar gebliebenen Beſprechungen mit Waldſtein wieder zu beginnen. Er hatte dem Friedländer Steinau nicht vergeben.

Aber Leos Darſtellung von der jetzigen Lage der Dinge konnte nicht ohne Wirkung bleiben auf Hanſens patriotiſchen Sinn. Es wurde ihm klar, daß jetzt eine Kataſtrophe eintreten müßte, auch wenn der Friedländer ſelbſt in ſeinem abwägenden Schwanken verbleiben wollte. Dieſe Kataſtrophe bot jedenfalls neue und wichtige Veranlaſſungen für den deutſchen Krieg. Er ritt mit Leo nach Zwickau und ſprach dort Arnimb. Er ritt auf Arnimb's Antrieb ſogar mit nach Dresden, um dem Kurfürſten ſelbſt Arnimb's Vorſchläge zu überbringen, und kam von da wieder nach Zwickau zurück mit dem Beſcheide des Kurfürſten. Trotz der herben Erfahrung von Steinau war man in Sachſen jetzt der Ueberzeugung, der Herzog von Friedland ſchritte nun doch zu irgend einer Action gegen den Kaiſer. Die Scenen vom Pilſener Rathhauſe waren in Zwickau bereits bekannt.

Der Abend ſank zwiſchen den Wällen nieder, als die drei Reiter durchs Thor einritten.

Der letzte dieſer Reiter, der Bart-Conrad, ſah recht giftig drein, als ſie in die Sachſengaſſe einbogen und Leo auf die Häuſergruppe wies, in welcher der Herzog wohnte. Er hatte ſich diesmal dem Herrn Hans geradezu aufgedrängt zur Begleitung. Nicht nur darum, weil er ſich in Gnadenfrei langweilte, ſondern weil ihm „ſchwante“: es werde was Unheimliches vorgehen mit dem Friedländer. Er hatte einen grimmigen Zahn auf ihn und wollte dabei ſein, wenigſtens in der Nähe ſein, wenn was Gefährliches mit ihm vorginge. Das Gerücht in Sachſen hatte von einer furchtbaren Soldatenverſchwörung in Böhmen gemunkelt, die gegen den Kaiſer, wol auch gegen den Herzog gerichtet wäre. Jedenfalls, hoffte Conrad, werde es drunter und drüber gehen.

Sparr empfing ſie und bat Herrn von Starſchädel, erſt eine Weile bei ihm einzutreten, ehe er dem Herzoge gemeldet würde. Kinsky ſei oben und Raſchin, und ſoeben ſei auch Lady Ludmilla von Regensburg gekommen mit Nachrichten vom Herzoge Bernhard.

Starſchädel folgte Sparr in ein einſames Zimmer, während Leo zu ſeiner Mutter und Magna eilte.

Sparr hatte ein großes Vertrauen zu Starſchädel und hoffte, dieſer werde günſtig einwirken auf den Herzog. Zu dem Ende wollte er ihn genau unterrichten über Alles, was man in Pilſen wüßte und fürchtete. Die Hauptſache war, daß ſeit einer Reihe von Tagen Wien wie verſunken ſei für das Heer und daß man ſich die befremdlichſten Dinge darüber in die Ohren raune. Dabei verhalte ſich der Herzog ſchweigſam, und nichts an ihm deute auf den großen Entſchluß, welcher ja offenbar noth thue. Er verkehre vorzugsweiſe mit Gallas und Piccolomini, welchem Letzteren beſonders man nichts Gutes zutraue.

Hans hörte aufmerkſam zu und fragte nach allen Richtungen. Länger als eine Stunde ſchon hatte die Unterredung gedauert, da kam Leo mit der Meldung: der Herzog erwarte Herrn von Starſchädel. Leo ſah etwas betroffen aus und flüſterte Hans im Hinaufſteigen zu: ſie ſei mild und freundlich wie bei ſeiner Abreiſe, aber nur das. Hans legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte lächelnd: Geduld! Eins nach dem Andern.

Im Vorzimmer begegnete er Ludmillen. Eine hohe Röthe überflog ſie, als ſie ſo unerwartet Hanſens anſichtig wurde, welchen ſie ſich wol im Schooße eines glücklichen jungen Ehelebens gedacht haben mochte. Sie faßte ſich aber ſchnell und reichte ihm die Hand. Ein wehmüthiges Lächeln ſpielte um ihren Mund. — Ich habe nichts mehr, lieber Hans — ſagte ſie leiſe — als das Intereſſe, welches Du mir ſelbſt eingeflößt in unſerer Jugend, das Intereſſe an den großen Fragen des Reiches und der Kirche. Hilf ſie zum Siege führen, damit ich mich an irgend eine Genugthuung klammern kann. Da innen beim Herzoge bedarf es Deiner ganzen moraliſchen Kraft. Der Friedländer zerfließt uns wie ein Schatten unter den Händen. Ich komme vom Herzoge Bernhard; er giebt gar nichts auf den Friedländer, er erwartet gar nichts, er nennt ihn — ſie ſagte es kaum hörbar — einen abgelebten Hof- und Staatsintriguanten, welcher einer energiſchen Handlung gar nicht mehr fähig ſei. Bewirke Du, daß das unrichtig iſt. Ich habe keinen Troſt ſchöpfen können aus der Unterredung mit ihm. Zerbricht auch Waldſtein mit ſeiner Macht ohne großen Erfolg für unſere Fahnen, dann geht das künſtliche Lebensintereſſe in mir zu Grunde, durch welches ich mich mühſam aufrecht erhalten habe bis jetzt. Dann erweiſt es ſich als ein künſtliches. Es wird wol ſo kommen. Wir armen Frauen ſind nur angewieſen auf — leb' wohl! — Wehmuth übermannte ſie, und ſie ging eilig hinweg.

Auch Hans mußte ſich ſammeln, ehe er eintrat. Er verſtand nur zu gut, was Ludmilla angedeutet hatte. Er fand den Herzog aufrecht im kerzenhellen Zimmer. Die Gicht war gewichen. Der Herzog ſchritt ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Das hatte er noch nie gethan.

„Ich freue mich, junger Freund, Euch endlich zu ſehen. — Erlaßt mir die Beſchämung, daß Ihr Recht gegen mich behalten, Recht faſt in allen Stücken. Krankheit trübt eben den Blick, die ewige Krankheit! und wer außerhalb des Getümmels zuſchaut, beobachtet auch wol leichter. Jetzt werdet Ihr zufriedener mit mir ſein.“ — Noch glaub' ich's nicht, Durchlaucht. — „Warum nicht?“ — Weil Ihr in den Pilſener Winterquartieren ruhig liegt, während der Krieg gegen Euch in vollem Gange iſt. — „Wo?“ — Von Wien aus nach Böhmen herein, näher und näher. — „Was glaubt Ihr zu wiſſen?“ — Ich glaube zu wiſſen, daß man Euch nicht mehr verzeihen kann und daß Ihr ein verlorener Mann ſeid, wenn Ihr nicht handelt. — „Mitten im Winter! Was nennt Ihr handeln?“ — Wenn Ihr nicht wenigſtens das thut, was man Euch auf den Kopf zuſagt in Wien. Bezahlen müßt Ihr's nun doch, als ob Ihr's gethan hättet. Warum marſchirt Ihr alſo nicht nach Prag und laßt Euch ausrufen zum Könige von Böhmen?! — „Wie der Winterkönig — ohne vorbereitetes Fundament!“ — Wenn das nicht vorbereitet iſt, dann freilich kriegt der Kaiſer leichtes Spiel. Durchlaucht, ein Königreich in Bewegung ſetzen können durch bloße Trompetenſtöße, und es unterlaſſen in ſolcher Lage — das verſteh' ich nicht. — „Was ſagt Arnimb?“ — Dasſelbe. Wie ſoll er Steinau vergeſſen, wenn Ihr auch jetzt wartet und wartet?! — „Den Paß am Sonnenwirbel laſſ' ich Euch räumen.“ — Wir werden ihn beſetzen und nicht eine Hand für Euch rühren, bis wir Eure Thaten ſehen.

Der Herzog ſchritt langſam im Zimmer umher ohne zu antworten. Dann ſetzte er ſich und winkte Hans, dasſelbe zu thun

— Ich fürchte, Durchlaucht, Euer Umgang lähmt Euch mehr als Eure Krankheit. — „Wie das?“ — Stimmen Männer wie Gallas und Piccolomini zu Eurer Lage? Ich bezweifle es. — „Wie Ilow und Tertichta es bezweifeln.“ — Nicht wie dieſe. — „Ich, nur ich habe Gallas zum Generallieutenant gemacht.“ — Eben deshalb — Ihr habt ihm nichts mehr zu geben. Die höchſt geſtellten Generale gehen einer gefährlichen Schlacht ſorgfältiger aus dem Wege, als die niedrig geſtellten. Die niedrig geſtellten haben noch zu gewinnen, die höchſt geſtellten haben nur noch zu verlieren.

Waldſtein's Auge blitzte auf. Zum erſten Male wieder. Aber erſt nach langer Pauſe fragte er: „Wie habt Ihr die Wege gefunden?“

— Ganz praktikabel. Der Froſt iſt ſchon tief eingedrungen. — „Schenkt mir ein paar Tage, Herr von Starſchädel. Wir ſprechen morgen oder übermorgen weiter.“

Dabei grüßte er ihn mit der Hand, und Starſchädel ging. Leo wartete auf ihn und führte ihn zu ſeiner Mutter. Er fand dort Magna und Sparr.

„Nun?“ trat ihm Sparr entgegen, „was habt Ihr ausgerichtet?“

Hans ſah niedergeſchlagen aus und ſagte langſam, faſt wie zu ſich ſelber: Unſere Sache hat wenig zu hoffen, und ich fürchte: er ſelbſt iſt verloren.

„Der Herzog?“ rief Mutter Julia lebhafter, als ſie bisher ſich irgendwo geäußert. — Ja, der Herzog von Friedland. Er hat ſich ſo lange in den Hochmuth des Regierens und der Macht hineingelebt, daß er die Schwäche ſeiner Stellung gar nicht mehr erkennt. — „Die Schwäche ſeiner Stellung?“ — rief Leo — „das ganze Heer hat ſich ihm ja verpflichtet.“ — Wird dieſe Verpflichtung halten? — fuhr Hans in demſelben Tone fort — wird ſie halten, wenn die altgewohnte kaiſerliche Autorität ihre

Stimme erhebt? — Und wenn ſie hält, wird die ſpaniſche Partei kein grimmiges Mittel verſuchen? Wozu greift man in Italien und Spanien, wenn Jemand im Wege ſteht? — „Oh!“ riefen Alle, und Julia lauter als die Uebrigen. — Der Dolch — ſchloß Hans — wagt ſich vielleicht nicht an den Feldherrn, der als Feldherr auftritt mit dem ganzen Zauber kriegeriſcher Energie; aber wol an den Zauderer, den man zögern, den man hin und her taſten ſieht. — „Das fürcht' ich nicht“ — rief Sparr — „Friedland iſt ſogleich ein Anderer, wenn der Kaiſer wirklich gegen ihn auftritt. Eben in äußerſten Fällen überholt er uns Alle. Da erwachen all' ſeine verborgenen Kräfte und entwickeln eine furchtbare Gewalt. Wie oft hab' ich das geſehen!“

Hans ſchwieg. Man ſetzte ſich zu dem Nachtmahle, welches für die beiden von der Reiſe kommenden Männer angerichtet war.

Um dieſelbe Abendſtunde ſaßen Gallas, Piccolomini und Diodati in dem Hauſe beim Prager Thore, welches Diodati bewohnte, ebenfalls beim Nachteſſen. Sie waren nach anderer Richtung ebenſo unruhig und beſorgt. Auch ſie erfuhren nichts von Wien, und ihre Exiſtenz in Pilſen inmitten rebelliſcher Officiere wurde täglich peinlicher und gefahrvoller. Ilow und Tertſchka verhehlten nicht, daß ſie gelegentlich über ſie herfallen wollten. Da meldete der Diener: der Geiſtliche von jenem Abende, vom Zwölften, ſtehe draußen.

Alle Drei fuhren von ihren Seſſeln auf. Caplan Patrik Taafe trat ein und zog aus tief verborgener Taſche einen großen Brief hervor.

„Der Herr Marcheſe läßt Euch ſagen, Herr Generallieutenant“ — ſprach der Caplan, indem er ſich zu Gallas wendete — „daß die Originalſchrift für Euch nach Linz geſendet worden. Für den Fall, daß ich Euch hier noch träfe in Pilſen, ſoll ich Euch die getreue Abſchrift überreichen.“ Gallas entfaltete das Papier und las. Der nervenſtarke Kriegsmann verzog keine

Miene dabei. Piccolomini und Diodati ſahen geſpannt auf ihn. Als er zu Ende war, wendete er ſich zum Caplan mit den Worten: Ich danke Euch, würdiger Herr. Setzt Euch jetzt drüben zum Abendeſſen. Später ſprech' ich Euch weiter. Nun wartete er, bis der Caplan und der Diener das Zimmer verlaſſen hatten, dann ließ er ſich langſam auf ſeinen Seſſel nieder. Es war ſchwer zu unterſcheiden, ob dies in Folge einer Nervenerregtheit geſchähe.

„Nun?“ — flüſterten Piccolomini und Diodati

Gallas ſprach mit gedämpfter Stimme: „Es iſt ein Patent des Kaiſers vom 24. Januar. Es entbindet Befehlshaber, Officiere und Soldaten des Gehorſams gegen den bisherigen oberſten Feldhauptmann —“ — Abgeſetzt! ſagten Piccolomini und Diodati kaum hörbar — „und weiſt Befehlshaber, Officiere und Soldaten an den Generallieutenant Grafen Gallas. —“ — Wir gratuliren! ſchoben Beide ebenſo leiſe ein. — „Es wird Allen verziehen, welche bei der am 12. Januar zu Pilſen angeſtellten Verſammlung etwas weit gegangen und mehr als von rechtswegen ſich eingelaſſen: ausgenommen den General und zwei andere Perſonen, welche ſich zu dieſem Werke als Rädelsführer gebrauchen ließen. —“ — Ilow und Tertſchka! — „Es wird allen Uebrigen das pflichtwidrige Benehmen verziehen, und es wird ihnen für treue Dienſte kaiſerliche Dankbarkeit verſichert, —“ — Das kommt uns zu ſtatten! — „ſoweit es immer erſchwinglich ſein wird.“

Hier ſetzte Gallas ab. Nach kurzer Pauſe ſprach er weiter, immer noch auf das Papier blickend: „Dies ſoll der Armee kundgegeben werden. Aber erſt im äußerſten Nothfalle. Zunächſt erfolgen ausgefertigte Exemplare nur in meine Hände. Zugleich wird beſte Fürſorge zugeſagt für Proviant und Unterhaltung des Heeres“. Gallas ſchwieg jetzt. Piccolomini und Diodati ebenfalls. Die furchtbare Schwierigkeit der Aufgabe laſtete auf ihnen mit Centnerſchwere, ſeit ſie klar ausgeſprochen war.

15.

Das klare, ſonnige Winterwetter hielt gleichmäßig an bis gegen die Mitte des Februars. Es wirkte fortwährend günſtig auf das Befinden Waldſtein's. Zudem war der Arzt aus Steinau, welchen Leo nach Pilſen beſtellt, richtig eingetroffen und hatte eine Behandlung eingeleitet, welche dem Herzoge wohl zu bekommen ſchien. Eine plötzliche Abwechslung in der Cur pflegt ja gern bei chroniſchen Leiden wunderbar wirkſam aufzutreten, und da der Steinauer Doctor recht viel von einem einfachen Bauer hatte, ſo meinte man: jetzt ſei die einfach natürliche Heilung des Herzogs eingetreten.

Zu verkennen war es nicht, daß der Friedländer ſeit Beginn des Februars ganz anders auftrat als vorher. Raſchin und Bubna wurden zum ſchwediſchen Reichskanzler nach Halberſtadt entſendet mit ſo poſitiven Zuſicherungen, wie ſie früher nie vom Herzoge zu erlangen geweſen. Kinsky wurde zum völligen Abſchluſſe mit dem Marquis von Feuquières bevollmächtigt. Ludmilla durfte zu Bernhard von Weimar die ſchriftliche Botſchaft bringen: Waldſtein erwarte den Herzog Franz von Sachſen-Lauenburg, um dieſem Vertrauten Bernhards perſönlich jede verlangte Garantie zu geben. Hans von Starſchädel erhielt täglich, ja ſtündlich Couriere zur Verfügung an Arnimb, damit dieſer bis ins Kleinſte unterrichtet werde von den nun begonnenen Märſchen und Maßregeln zum offenen Auftreten Waldſtein's gegen den Kaiſer. Nach Laun, nach Beneſchau, nach Prag ſelbſt wurden unter Starſchädel's Augen Regimenter in Bewegung geſetzt, und der Tag wurde beſtimmt, an welchem alle Regimenter und der Herzog von Friedland ſelbſt auf dem Weißen Berge zuſammentreffen würden, um von dort mit blitzendem Nachdruck den neuen König von Böhmen und den Krieg gegen den Kaiſer zu verkündigen.

War es nicht zu ſpät? Kein Menſch vermochte dieſe Frage zu beantworten. Ueber Wien blieb man im Unklaren; es fehlte ſogar nicht an Nachrichten, daß dort große Beſtürzung herrſchte. Nur über die Gegner Waldſtein's unter den Generalen und Oberſten war es licht geworden. Aldringer war auf wiederholte Einladung, ja Forderung Waldſtein's nicht in Pilſen erſchienen. Er hatte ſich mit Aufbrechen ſeiner Kopfwunde entſchuldigt, die ihn genöthigt habe, unterwegs liegen zu bleiben, einmal in Frauenberg und das andere Mal in Krumau. Waldſtein hatte Gallas ſeinen eigenen Wagen gegeben, damit er hinfahren und ſeinen Schwager Aldringer nach Pilſen hole. Gallas war ohne ſeinen Schwager zurückgekommen, und als Waldſtein nun heftig geworden, da war Gallas plötzlich ſelbſt aus Pilſen verſchwunden. Ohne Abſchied, ohne Nachricht — auf Nimmerwiederſehen. Einige Tage darauf Piccolomini desgleichen.

Waldſtein hatte nun nicht mehr zweifeln dürfen an der Geſinnung dieſer Männer. Er hatte bereits Ordre gegeben, ſie einzufangen und einzuliefern. Aber es wurde immer deutlicher, daß das ſüdliche Böhmen eine undurchdringliche Mauer für ihn bildete. Botſchaften von ihm nach jener Richtung gingen ſpurlos unter. Er empfand, daß ſchwere Lähmung einträte. Nun wurde er lebendig. So weit die Couriere reichten, wurden alle Oberſten von ihren Regimentern neuerdings nach Pilſen einberufen. Sie ſollten an ihre Unterſchrift erinnert, ſie ſollten zur That befehligt werden. Gleichzeitig wurde ihnen angezeigt, daß ſie keine Ordre mehr zu reſpectiren hätten von Gallas, Aldringer, Piccolomini und Marradas, ſondern nur von ihm ſelbſt, von Ilow und Tertſchka.

Die Officiere waren noch in ziemlicher Anzahl gekommen. Aber ihr Benehmen war ſehr verändert geweſen. Sie hatten ängſtlich von den Gerüchten geſprochen, welche umliefen: der Herzog wolle wider Kaiſerliche Majeſtät und die katholiſche Religion etwas unternehmen. Der Herzog hatte ſie wie damals in ſein Zimmer gerufen und ihnen die Frage vorgelegt: ob ſie mit ihm leben und ſterben wollten? Verworrene, unverſtändliche Stimmen hatten ſich darauf vernehmen laſſen. Nur Einer hatte deutlich geſagt: Da der Herzog verſichere, nichts gegen den Kaiſer und die Religion vorzunehmen, ſo verſtehe ſich der Gehorſam gegen den General von ſelbſt. „Wenn es aber ein anderer Dienſt wäre?“ hatte Tertſchka gerufen. Da war keine Antwort erfolgt. „Ein Schelm, der wider den Herzog iſt!“ hatte Ilow geſchrieen und ein neues Papier zur Unterſchrift vorgelegt. In dieſe neue Schrift aber hatte ausdrücklich aufgenommen werden müſſen, daß die Officiere ihrer Verbindlichkeiten ledig wären, wenn gegen die Hoheit des Kaiſers und die Religion etwas unternommen würde.

Dieſe niederſchlagende Erfahrung hatte Waldſtein am 19. Februar des Morgens gemacht. Er hatte ſich indeſſen nicht niederſchlagen laſſen, ſeine Energie wuchs mit der greifbaren Schwierigkeit. Auf der Stelle mußte Tertſchka nach Prag abgehen, um dort die Regimenter in Pflicht zu nehmen und Alles anzuordnen für das Heerlager auf dem Weißen Berge und für die Ankunft des Herzogs, die binnen drei Tagen erfolgen würde.

Gleichzeitig freilich ſchickte der Herzog den Scherffenberg nach Wien mit Bedingungen ſeines Rücktritts von der Armee. Sollte dies blos ein Mittel ſein, die Maßregeln ſeiner Widerſacher aufzuhalten und Zeit zu gewinnen? Oder war es eben ſeiner Natur angemeſſen, auch noch im letzten Augenblicke nach zwei Seiten hin zu handeln? Die Diplomatik war ſeine zweite Natur geworden und ſollte ſein Schickſal werden. Denn dies Schickſal konnte nur zu ſeinen Gunſten entſchieden werden, wenn er als Kriegsmann handelte.

So ging die Winterſonne über ihm auf in Pilſen am 20. Februar. Dünne Nebel verſchleierten ſie ein wenig und die Kälte hatte nachgelaſſen. Der Wind wehte von Süden und es ſtand Thauwetter zu erwarten.

Zwei Frauen ſchritten durch die Pragergaſſe und ſtiegen am Thore auf den Wall hinauf, um dort zu promeniren. Es war Magna und Mutter Julia. Letztere hatte das Bedürfniß, täglich friſche Luft einzuathmen. Und jetzt mehr denn je. Sie hatte ſich noch nie in ſo bedrückter Stimmung gefühlt als jetzt. Mit auffallender Spannung folgte ſie den Wendungen, welche Waldſtein's Schickſal erfuhr, und die Nachrichten des geſtrigen Tages hatten ſie tief erſchüttert. Sparr und Leo hatten ſie zwar des Abends ſo gelind wie möglich erzählt und gedeutet, aber Mutter Julia war ein zu klarer Verſtand, um durch irgend eine Illuſion getäuſcht zu werden. Sie ſah den Abfall der Armee vor ſich, den Untergang des Herzogs.

Auf Magnas Frage über Mutter Julias trübe Miene ſprach Julia ihre ganze Beſorgniß aus. Die verſtändige Magna ſtimmte ihr im Weſentlichen bei, obwol ſie lieber getröſtet hätte. „Ah“ — rief ſie plötzlich — „ſo ſchlimm iſt es doch wol nicht. Seht, da kommt der Diodati. Der iſt alſo noch da. Das iſt ein gutes Zeichen; er iſt ein Buſenfreund des Piccolomini. Wir ſehen wol zu ſchwarz.“

Diodati näherte ſich den Frauen, ſprach ſie grüßend an und ging eine Weile ſpazierend mit ihnen hin und her auf dem Walle. Bei einer Biegung des Walles wußte er es ſo einzurichten, daß Mutter Julia vorausging. „Ich bitte Euch, liebes Fräulein“, ſagte er nun zu Magna, „ſchenkt mir eine Minute vertrautes Gehör. Es handelt ſich um Eures Vaters Lebensſchickſal, vielleicht um Leben oder Tod für ihn.“ — Wie?! — „Der Herzog iſt in tiefſter Ungnade; er iſt verurtheilt. Seine Freiheit iſt nur noch Schein. Er iſt umſtellt wie ein Wild. Er entgeht ſeinem Schickſale nicht; binnen wenigen Tagen wird es erfüllt ſein. Seine Getreuen ſind mit ihm verloren; unter ihnen Euer Vater. Sie werden als Hochverräther behandelt. Euer Vater wird in ſolchem gefahrvollen Momente nicht abfallen wollen vom Herzoge, das weiß ich. Und deshalb iſt er mit verloren. Ihr, Fräulein Magna, könnt ihn retten.“ — Ich?! — „Schaut da hinüber bis zum Waldſaume! Dort ſeht Ihr Soldaten marſchiren. Es iſt mein Regiment. Es marſchirt zu den

Kaiſerlichen, die auf Pilſen rücken, es trennt ſich von Waldſtein. Dort beim Regimente iſt meine Frau. Sie nimmt Euch mit offenen Armen auf in ihre Kutſche und bringt Euch nach Budweis. In Budweis wartet Eurer der Mann, welcher Euch treu und wahrhaft liebt, der Marcheſe Carretto. Neben ihm der Prieſter, welcher Eure Ehe mit dem Marcheſe ſegnet, ſobald Ihr vom Wagen ſteigt. Ich handle im dringenden, herzlichen Auftrage des Marcheſe. Er hat bereits die Zuſicherung vom Kaiſer, daß dem Schwiegervater des Marcheſe volle, uneingeſchränkte Verzeihung zu Theil werden ſoll. So wird Euer Vater errettet und ſeine wie Eure Zukunft glänzend geſichert. Entſchließt Euch raſch! Jener Frau, die auf uns wartet, ſagen wir: eine vorüberreiſende Freundin wolle Euch eine Viertelſtunde lang vor dem Thore ſprechen. Vor meinem Hauſe ſteht ein Wagen, und ich geleite Euch zu meiner Frau. Entſchließt Euch raſch! Errettet Euren Vater!“ — Ich danke für Euer Anerbieten, Herr Oberſt — erwiderte Magna mit auffallender Ruhe — kann es aber nicht annehmen. Mein Vater verläßt ſeinen Feldherrn nicht in der Geſchwindigkeit, weil er bedroht und gefährdet iſt, und ich bin geſonnen, mich gar nicht zu verheirathen. Wir erwarten übrigens hier zwei Männer — dort kommen ſie auch ſchon den Wall herauf! die werden Eurer Flucht wahrſcheinlich in den Weg treten. —

Diodati blickte rückwärts und ſah Starſchädel mit Leo kommen, welche Mutter Julia und Magna verabredetermaßen nachkamen, um ſie auf der Wallpromenade zu begleiten. Er würdigte vollkommen die Gefahr für ſeine Perſon, welche Magna angedeutet, und ſagte deshalb eiligſt nur: „Ich traue Euch nicht den Undank zu, Fräulein, mich aufhalten zu laſſen! Möget Ihr nie bereuen, die Rettung abgewieſen zu haben!“

Raſch wendete er ſich zum Rückwege und eilte, Starſchädel und Leo grüßend, den Wall hinab.

„Raſch! raſch! Ihr Herren!“ rief Magna den Beiden entgegen, „Diodati entflieht ſoeben. Da draußen, ſeht! —

marſchirt ſein Regiment zu den Gegnern unſeres Herzogs. Haltet auf und verhindert ſo viel Ihr könnt!“

Starſchädel war natürlich als Fremder nicht dazu berufen, und Leo machte eine verzweiflungsvolle Geberde, indem er ausrief: „Wäre er's allein! Zu allen Thoren hinaus entweichen ſie; es herrſcht ein paniſcher Schrecken in der Stadt, und er iſt leider“, ſetzte er mit ſchwächerer Stimme hinzu, „entſetzlich begründet“. — Was iſt geſchehen? riefen Magna und Mutter Julia, welche ſich jetzt raſch genähert hatten. — „Ein Marketender“, fuhr Leo fort, „iſt mir eben am Markt begegnet. Ich habe ihm einmal in Schleſien das Wort geredet, als er angeklagt war, und er iſt mir dankbar dafür. Jetzt zog er mich bei Seite in einen Winkel der Kirche und vertraute mir an: daß er von Tabor komme und dort die ſchrecklichſten Dinge gehört habe. Piccolomini ſei geſtern dort eingerückt und habe den dortigen Officieren ein kaiſerliches Patent eingehändigt, in welchem der Herzog von Friedland für abgeſetzt erklärt wird.“ — Abgeſetzt!? ſchrieen die beiden Frauen. — „Nicht ſo laut!“ ſprach Leo, als ob die Verlautbarung noch verhindert werden könnte, und fuhr dann fort: „Das Alles ſtammt aus Gratzen, wo Gallas und Piccolomini das ſchon drei Wochen alte Patent bekannt gemacht haben. Sie rücken mit großer Truppenmacht, beſonders mit Reiterei, auf Pilſen heran und hoffen den Herzog gefangen zu nehmen“. — Gerechter Gott! rief Mutter Julia. — „Ein Oberſt hat in Tabor dem Marketender ein ſolches Patent eingehändigt mit dem Auftrage, es hier in Pilſen gewiſſen Officieren zu geben, damit es bekannt und in Wirkſamkeit geſetzt werde. Hier iſt es“, und dabei zog er ein großes Papier aus dem Wamſe, „der brave Marketender hat es mir ausgeliefert und hat mir Verſchwiegenheit gelobt.“ — Zum Herzoge damit, Leo, rief Mutter Julia, auf daß er ſich retten kann! — „Ja wol, liebe Mutter, das hab' ich vor.“ — Ich gehe mit Dir! rief ſie und nahm ſeinen Arm. Raſch wie ein Mädchen ſchritt ſie mit ihm hinab.

Magna blieb ſchweigend ſtehen und ſchritt dann langſam zum Rande des Walles hinüber, auf die Brücken und Wallgräben hinabblickend, über welche Diodati's Wagen ſoeben hinwegſauſte. — Sie war ein Soldatenkind und empfand klar, daß ihre ganze bisherige Welt auf dem Spiele ſtünde. Klar und mit Faſſung empfand ſie's. Wehmüthig trat dabei der Gedanke vor ſie hin: Und du ſelbſt wirſt vereinſamt aus dem Getümmel treten, dich für immer ſcheidend von dem Manne deines Herzens, welcher deiner unwerth geworden.

Hans betrachtete ſie von Weitem. Dies wäre vielleicht der Moment, dachte er, welchen du bisher vergeblich erwartet!

Er war der Vertraute Leos geworden auf dem langen Ritte von Gnadenfrei nach Pilſen. Er kannte den Grund, welcher Magna veranlaßt hatte, den armen Ritter in die Schranken bloßer Freundſchaft zurückzuweiſen. Er hatte Magna aufmerkſam beobachtet während dieſer Wochen, welche er auch im Uebrigen als Beobachter in Pilſen verbracht hatte. Die politiſchen Beobachtungen trugen ſeine Boten nach Zwickau zu Arnimb, ſeine pſychologiſchen Beobachtungen gingen beiher. Er verkannte die Wichtigkeit des politiſchen Momentes durchaus nicht, er erörterte in langen Geſprächen mit ſeinem patriotiſchen Schüler ausführlich und gründlich, was Alles der Uebertritt Waldſtein's zur proteſtantiſchen Fahne bedeuten und herbeiführen könnte für den deutſchen Krieg und die Geſtaltung des deutſchen Reiches — aber er brachte ſich ſelbſt nicht dahin, an Waldſtein zu glauben, an Waldſtein irgend eine größere Hoffnung zu knüpfen. Dieſer Friedland — raunte eine tiefe Stimme Hans unabläſſig zu — dieſer Friedland hat Geiſt und Körper abgenützt in eigenſüchtigen Intriguen, er hat kein Herz für irgend ein Ideal, und er iſt kein Deutſcher, er wird für unſere große Sache wirkungslos verpuffen. Hans blieb aus Pflichtgefühl für dieſe große Sache in Pilſen, aber ſein innerer Menſch war vorzugsweiſe bei dem kleinen Kreiſe von Leo, Mutter Julia und Magna. Mutter Julia war ihm ein anſprechendes Räthſel, er vermuthete einen geheimnißvollen Zuſammenhang zwiſchen ihr und Waldſtein, welchen ſie ſo gefliſſentlich vermied und an deſſen Schickſale ſie doch ſo lebhaft Antheil nahm. Und Magnas Charakter beſchäftigte ſeinen Geiſt. Jetzt, meinte er, ſei die Gelegenheit gekommen, den eigenſinnigen Geiſt dieſes Mädchens zu entſchleiern, und er ging hinüber zu ihr.

„Mein liebes Fräulein“, ſagte er, „Euer erprobter ernſter Sinn ſieht voraus, daß wilde Zuſtände hereinbrechen, von denen Frauen und Mädchen am beſten fern bleiben. Darf ich Euch ein Aſyl anbieten? Ihr kennt meine Frau, meine Marie und mögt ſie wol ein wenig. Sie gedenkt Eures Zuſammenſeins in Zleb mit treuer Anhänglichkeit. Laßt mich Euch zu ihr bringen nach Gnadenfrei! Sie wird glücklich ſein, Euch dort aufzunehmen und einzurichten.“

Magna reichte ihm die Hand und dankte mit ein paar warmen Worten. Sie nahm es dankbar an, wenn ihr Vater nicht anders über ſie verfügte.

„Das freut mich!“ rief Hans. „Sieh da“, fuhr er fort, „die ſpröde Magna nimmt etwas an beim erſten Anerbieten!“ — Wär' ich ſo ſpröde? — „Ich habe kaum ein ſpröderes Kind geſehen. Wie weit haltet Ihr den armen Leo von Euch, der Euch ſo herzlich ergeben iſt und ſo treu?“ — So —? — „Ja, ſo herzlich und ſo treu! Ich hab' ja die beſte Gelegenheit gehabt, es zu erfahren. Als wir im vorigen Jahre von Reichenbach herüber ritten nach Prag, da holte uns plötzlich das leichtſinnige Mädchen, die Suſanne, ein und nahm unſere Begleitung in Anſpruch.“ — Sie holte Euch ein? — „Ja, ihre Mutter war eben geſtorben. Wir wußten das Beide nicht, wir hatten nicht mit ihr verkehrt im Lager. Die Begleitung war uns Beiden unerwünſcht und ich hatte Mühe, Leo an unhöflicher Abweiſung zu verhindern. Sie kam ihm noch ungelegener als mir. Er trug Euch im Herzen, er eilte Euch entgegen. Mit mir allein konnte er von Euch ſprechen; jetzt mußte er ſich dazu die Gelegenheit abſtehlen. Er wäre faſt herzlos gegen ſie geworden, und ich mußte ihn daran erinnern, daß ſie in Trauer, in friſcheſter Trauer um eine Mutter und doch immerhin ein Weib wäre, welches Anſpruch auf unſern Schutz hätte. Euretwegen war er nahe daran, ungezogen zu ſein. Das nenn' ich Treue. Denn das Mädchen hatte eine Neigung zu ihm." — Eine Neigung? — „Nun, nach Art ſolcher Mädchen! Es ſchien Neigung geworden zu ſein, weil Leo nichts von ihr wiſſen wollte. Er iſt oft weidlich darüber verſpottet worden, daß er, verſchämt und gewiſſenhaft, nicht einmal ſo wohlfeile Beute aufzuheben wußte. Er thut mir recht leid, der brave und liebenswürdige Leo! Die leichte Beute hat er von ſich geſtoßen, und die Sonne ſeines Lebens verſchleiert ſich ſpröde vor ihm. Aber Ihr zittert!" — Es iſt kalt, die Sonne verſchleiert ſich auch am Himmel. Gehen wir heim. — „Ach, die Sonne am Himmel wird nach einigen Monden frühlingswarm; wenn wir aber die Jugend verſäumen, dann bringt uns nichts den wärmenden Zauber wieder." — Oh, ſchloß ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln, wir wollen die Jugend auch nicht verſäumen! Ich bitte um Euren Arm, Herr von Starſchädel.

Magna hatte Noth, ſich auf dem Heimwege zu erinnern, daß ihr Vater und ihr Leo in ſchwerer Sorge vor dem Herzoge ſtanden. Auffliegender Liebeskummer reißt Alles mit ins Unſichtbare, auch die ſchwerſten Gewitter der Weltgeſchichte. Und ihr Liebeskummer ſtieg auf, denn Hans von Starſchädel war für ſie der wahrhaftigſte Mann auf Erden.

Leo eilte unterdeſſen geraden Weges zu den Gemächern des Herzogs hinauf. Mutter Julia blieb an ſeiner Seite. Er wurde es kaum gewahr; wenigſtens fiel es ihm nicht auf, daß ſie auf dem Vorſaale nicht ſeitwärts ging, ſie, welche bisher ſo gefliſſentlich die Nähe des Herzogs vermieden.

Er ſelbſt war ſo erfüllt von der Wichtigkeit der Nachricht, daß er auf nichts Anderes Acht gab. Mutter Julia hatte alle frühere Scheu und Abneigung verloren und vergeſſen, ſeit ſie den Untergang Waldſtein's vor ſich ſah. Sie hielt wenigſtens in ihrer nüchternen Auffaſſung alles das, was ſeit Wochen vorging oder unterblieb, für Anzeichen des Unterganges. Jetzt war ihr Waldſtein auf einmal wieder nahe gerückt, die Jahrzehnte ſeiner Herrlichkeit, ſeiner Trennung von ihr, verſanken, der Bedrohte, der Fallende, der Sterbende war gleichfalls wieder ihr Albrecht im Karpathenthale, wo er für ſie ein Jüngling ohne Zuſammenhang mit der Welt geweſen. Jetzt fiel die Welt von ihm ab, jetzt meinte ſie wieder an ſeine Seite zu gehören.

Das Vorzimmer war angefüllt. Ilow war da, Sparr, Niemann, Kinsky. Roſtok hatte große Noth, das Geräuſch niederzuhalten, beſonders Ilow's wegen, welcher durchaus herumlaufen wollte in ſeiner Unruhe.

Roſtok weigerte ſich, zu öffnen. Der Umſchlag des Wetters — es fing wirklich draußen an zu ſchneien — habe die Gichtſchmerzen des Herrn wieder erweckt. Er habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können und ſchlummere jetzt ein wenig. Das ſolle man ihm gönnen!

Ilow konnte auch nicht behaupten, daß eine dringende Meldung zu machen wäre. Unheimliche Gerüchte nur liefen in der Stadt von Mund zu Mund. Niemand wußte etwas Beſtimmtes, aber Jedermann glaubte zu wiſſen, daß Außerordentliches vorgehe. An den Thoren war unausgeſetzte Bewegung. Durch das eine waren Reiter auffallend eilig geſprengt, durch das andere ſei Diodati gefahren in vollem Roſſeslaufe, und unter den Wachtmeiſtern, Conſtablern und Gefreiten herrſche ein befremdliches Zuſammentreten. Ein Marketender ſei von Tabor gekommen, und um den dränge ſich Alles.

Da trat Leo haſtig ein, allein; ganz zuletzt hatte er die Mutter bewogen, auf ihr Zimmer zu gehen. Er hatte ihr genauen Bericht verſprochen. Man ſah ihm die Aufregung an, er hielt einen großen Brief in der Hand. Alle drängten ihm entgegen mit Fragen. „Den Herzog nur will ich ſprechen", ſagte er, „den Herzog muß ich ſprechen. Roſtok, öffne."

Da ſchellte die Glocke im Zimmer des Herzogs. Roſtok ging hinein. Athemlos harrte man außen. Alle Blicke waren auf Leo gerichtet, welcher hartnäckig kein Wort ſprach. Endlich öffnete Roſtok. Man ſah den Herzog in ſeinem ſchwarzen Talar mitten im Zimmer ſitzen. — Leo durfte eintreten. Ilow trat hinter ihm auf die Schwelle und verhinderte Roſtok, die Thür zu ſchließen. Leo erzählte leiſe dem Herzoge den Vorgang mit dem Marketender und — überreichte ihm das Papier, indem er es entfaltete.

Der Herzog las und erhob ſich vom Seſſel, indem er las. Sein Antlitz verrieth nicht im Geringſten Schrecken bei dieſer Kenntnißnahme von ſeiner Abſetzung, im Gegentheil: es wurde ſtreng und hart und das Auge belebte ſich wie im Zorn. „Sie haben's alſo gewagt!" ſagte er vor ſich hin. „Komm her, Ilow", fuhr er fort, „Du kannſt es ja doch nicht erwarten. Da lies! Kinsky! Sparr! kommt herein! Ilow wird's Euch zeigen."

Ilow ſchrie während der Lectüre: Endlich! Kinsky, welchem er das Blatt reichte, murmelte: Reiner Tiſch! — Sparr, an welchem das Blatt zuletzt kam, ſchwieg.

Der Herzog ſtand unbeweglich. Eine minutenlange Stille trat ein. Dann machte der Herzog mit dem rechten Arme eine Bewegung durch die Luft, als weiſe er verächtlich ein Geſpenſt von ſich. Ein Zucken der Geſichtsmuskeln verrieth dabei, daß dieſe körperliche Bewegung ihm Schmerz verurſacht hatte, aber dennoch ſprach er mit ſtarker Stimme: „Nun iſt es Zeit; nun ſind wir ledig aller Bande. Richtet Alles zum Aufbruch nach Prag! Morgen in der Frühe."

Trotz des Strohes unten auf der Straße hörte man in dieſem Augenblick den raſend ſchnellen Hufſchlag eines Roſſes, welches am Hausthore jählings parirt wurde.

„Es iſt Tertſchka, der General!" rief Niemann aus dem Vorzimmer. — Tertſchka? riefen Alle im Zimmer. — „Was iſt begegnet, daß der ſchon zurückkommt?" ſagte Kinsky. —

Nichts Gutes! ſprach Waldſtein trocken; ſein Weg ging nach Prag.

Raſſelnd klirrte und polterte der große, ſchwere Mann herein. Waldſtein's Geſicht verzog ſich bei dieſem ihm widerwärtigen Geräuſch, und ärgerlich ſtieß er hervor: „Ruhe! Mäßigung! Auch das Schlimmſte einfach und ſachgemäß anzeigen!“ — Tertſchka holte tief Athem und brachte dennoch nur ſtoßweiſe die Worte heraus: Bin nur bis Rokizan gekommen. — Dort fanden mich Boten von Prag. — In allen drei Prager Städten iſt bei Trommelſchlag ein Patent des Kaiſers proclamirt worden — welches —

„Mich abſetzt. Das wiſſen wir. Weiter!“ — Darauf, fuhr Tertſchka fort, hat Suys alle Regimentsoberſten zuſammenberufen und hat ihren Eid verlangt für den Kaiſer — „Nun?“ — Alle Oberſten haben den Eid geleiſtet.

Hier machte er eine Pauſe. Es herrſchte eine Stille, daß man den Fall eines Strohhalms hätte hören können.

„Und die Regimenter ſelbſt?“ fragte klaren Tones Waldſtein, „die Leute, die Gemeinen?“ — Haben nichts dagegen eingewendet. — „Und Deine eigenen drei Regimenter, die in Prag ſtehen?“ — Haben mich niederträchtig verlaſſen, ſich dem Suys unterworfen. — Außerdem iſt Leitmeritz in ihren Händen und unſere Anhänger ſind verhaftet: der junge Michna, Hermann Czernin, Haugwitz, Wilhelm Wrzeſowetz. Dreißigtauſend Mann ſollen um Prag verſammelt ſein; der König von Ungarn als Generaliſſimus iſt auf dem Wege, der Kaiſer ſelbſt wird erwartet, Piccolomini mit den beſten Reiterregimentern rückt hierher auf Pilſen — „Was noch?“

Tertſchka ſah ihn offenen Mundes an, gleichſam fragend: iſt's noch nicht genug?!

„Schicke Reiterpatrouillen gegen Süden, damit wir nicht überraſcht werden können. Verſucht's der Piccolomini, ſo wollen wir ihn tanzen lehren. Er wird's bleiben laſſen. Es iſt gut ſo, wie's iſt. Es iſt ein Uebergang, der uns die Arme frei macht.

Die Regimenter werden nicht lange ausbleiben, denn bald wird ſich's zeigen, wo der Nerv ſitzt. Wir ändern nur die Ordre de bataille. Die Feſtung Eger wird unſer Mittelpunkt. Ilow, Tertſchka, Sparr, Riemann, raſch an die Ausfertigung aller Befehle. Wir arbeiten bis in die Nacht hinein. Meine Thür bleibt offen für jede Nachfrage. Zunächſt nach Eger ſchicken an Gordon! Er ſoll nicht nach Zittau zum Regimente, welches ich ihm vorgeſtern geſchenkt; er ſoll das Regiment nach Eger rufen; er ſelbſt ſoll mich in Eger erwarten und mir den Leslie entgegen ſenden über Plan und Mies. Vorwärts an die Ausfertigungen!"

Ilow, Tertſchka und Sparr gingen.

„Kinsky, den beſten Mann an Herzog Bernhard." — Der Herzog Franz von Sachſen Lauenburg ſteigt unten ab! meldete Roſtok. — „Dies iſt der beſte Mann. Willkommen! — Die Zeichen werden günſtig. Leo! Bitte Starſchädel hierher!"

Leo ging.

„Kinsky, bleibe! Rück' mir den Stuhl her! Die verfluchte Gicht kommt mir zu ungelegener Zeit über den Hals. Sonſt hab' ich nichts dagegen, daß die Kriſis mit einem Schlage eintritt — was willſt Du noch? Wo bleibt der Herzog?"

Dieſe Worte waren an den wieder eintretenden Roſtok gerichtet, der einen Brief in der Hand hielt. Roſtok erwiderte: Durchlaucht, der Prokop, der alte Stallmeiſter, welcher mit der Frau Herzogin nach Bruck gegangen, kommt eben an. Er iſt glücklich durchgekommen durch die — Kaiſerlichen und überbringt dieſen Brief, den ihm die Frau Herzogin auf die Seele gebunden. — „Mach' ihn auf!"

Waldſtein las: „Bringe Dich ſo raſch als möglich in Sicherheit, lieber Albrecht! Ich erfahre in dieſer Minute aus beſter Quelle, daß geſtern ein zweites Patent gegen Dich erlaſſen worden iſt, welches Dich gleichſam in die Acht erklärt. Du und der Ilow wie Tertſchka ſollen gefangen eingebracht werden, lebendig oder todt. Hiermit ſind alle Mordhände gegen Dich losgelaſſen. Eile außer Landes und rufe mich, wenn Du irgendwo in Sicherheit wohneſt. Ich folge Dir mit unſerm Kinde, wohin es auch ſei. Iſabella“.

— Soll der Herzog Franz warten? fragte nach einer Weile Roſtok ſeinen Herrn, welcher gedankenvoll über das Papier hinweg blickte. — „Der Herzog ſoll eintreten!“

Bis tief in den Nachmittag hinein gab es dort in der Sachſengaſſe eine ununterbrochene, wirbelnde Thätigkeit. Unten die kriegsmäßige, welche nach allen Seiten Befehle verſendete, um von den abliegenden Regimentern ſo viele als möglich ſchleunigſt gen Eger in Bewegung zu ſetzen, damit ſie den heranziehenden kaiſerlichen Generalen entführt und dem Friedländer erhalten würden. Ilow verdoppelte ſich und nahm das weiteſte Verfügungsrecht für ſich in Anſpruch. Zweifelhafte Oberſten caſſirte er und erſetzte ſie durch neue verwegene Männer, ohne des Herzogs Beſtätigung abzuwarten. Der Herzog hatte ja oben im Großen zu ſorgen, er brauchte nicht geſtört zu werden!

Oben mochte es auch raſch einhergehen. Schon nach einer Stunde kam der Lauenburger Herzog herunter und ſtieg wieder zu Pferde. Er fragte nur im Vorbeigehen nach Feldmarſchall Ilow und rief dieſem zu: Alles in Ordnung! Binnen vier, fünf Tagen treffen wir uns in Eger, und ich bringe ſchwediſche Truppen! — Empfehlt mich dem Herzoge Bernhard, fürſtliche Gnaden — entgegnete Ilow — und verſichert ihn unſerer ganzen Hingebung. Alle Nebel ſind zerriſſen, jetzt geht's bei hellem Tage! — Der Lauenburger ſprengte von dannen. In der nächſten halben Stunde kam Starſchädel herab und verlangte Schreibzeug für eine Depeſche, verlangte reitende Boten.

In der nächſten halben Stunde kam Kinsky und forderte Couriere, die vor der „Roſe“ warten ſollten. Dort wohnte er bei Tertſchka, und dorthin hatte er ſeit einigen Tagen auch ſeine Frau Eliſabeth, Tertſchka's Schweſter, zu ſich genommen. Nur

Tertſchka's Frau, die ſanfte Maximiliane, war nicht mit hinübergezogen; ſie war in des Friedländers Wohnung geblieben, weil ihr die Stille mehr zuſagte.

Dieſe arme Frau litt bitterlich von dem hereinbrechenden Schickſale. Der rohe Gatte, welcher ſie in den Soldatentumult hineingeſchleppt, war ohnedies nicht angethan, ſie zu tröſten. Und nun kamen alle die ängſtlichen Anzeichen einer Kataſtrophe, es kam der alte Prokop, der Stallmeiſter ihrer Schweſter Iſabella, welcher ſich bei ihr meldete, um Grüße von ſeiner Herrin auszurichten und wenigſtens anzudeuten, was er an den Herzog gebracht hatte. Er wußte zwar den Wortlaut nicht, aber er wußte doch, daß die Frau Herzogin in traurigſter Aufregung geweſen, als ſie ihm den Brief auf die Seele gebunden, und daß ſie geſagt hatte: Prokop, reite was Du kannſt, es gilt das Leben unſeres Herrn.

Frau Maximiliane hatte in den letzten Tagen, ſeit die Gräfin Tertſchka nach der „Roſe“ gezogen war, mit Sparr's gemeinſchaftlich geſpeiſt. Sie ließ denn auch heute fragen, wie übel ihr auch zu Muthe war, um welche Stunde die Herren frei zu ſein hofften für die Mittagstafel. Sie war voll Höflichkeit des Herzens wie ihre Schweſter Iſabella. Unter den Herren war Sparr, Starſchädel und Leo verſtanden, welche ſämmtlich in den von Waldſtein eingenommenen Nebenhäuſern Quartier gefunden.

„Um drei Uhr“, hatte die Antwort gelautet, „glaubten der Herr Feldzeugmeiſter, der Herr von Starſchädel und der Herr Ritter von Steinwald eine freie halbe Stunde zu gewinnen.“ Um drei Uhr fanden ſie ſich denn auch zuſammen, nur Sparr, mit ſoldatiſchen Anordnungen überhäuft, ließ ein wenig warten. Ihm fehlten Pferde für die Geſchütze, die Stückknechte riſſen zahlreich aus mit den Roſſen; überall zeigten ſich Symptome der Auflöſung. Endlich kam auch er. Es war eine traurige Tafel. Frau Maximiliane konnte der Thränen nicht Herrin werden, Mutter Julia war von einem erſchreckend feierlichen

Ernſte, Sparr ſchwieg völlig, Leo war ernſt und ſtill, Starſchädel desgleichen. Nur Magna erſchien friſch, friſcher als ſeit langer Zeit.

Die Diener konnten nicht raſch genug auf- und abtragen, und man ſtand auf, noch ehe die letzte Schüſſel ſervirt war.

Hans ging zu Maximiliane, um ihr Troſt zuzuſprechen; Leo führte ſeine Mutter fort; Magna hielt ihren eiligen Vater an der Thür auf und theilte ihm mit, daß Herr von Starſchädel ihr ſeine Gaſtfreundſchaft in Gnadenfrei angeboten. — „Nimm ſie dankbar an, mein Kind. Wir gerathen zunächſt in blutigen Wirrwarr, von dem ich Dich gern losgetrennt ſehen möchte und ſo weit als möglich. Jedenfalls packe Deine Habſeligkeiten zuſammen, denn jede Stunde kann das Signal zum Aufbruch bringen. Ich halte uns nicht ſicher vor einem Ueberfalle Piccolomini's.

Sparr ging. Sie ſah ihm nach und machte ſich Vorwürfe, daß ſie leichtſinnig wäre und des guten Vaters Traurigkeit nicht hinlänglich theile. Unwillkürlich blickte ſie auf Starſchädel, welcher eben mit Maximiliane das Zimmer verließ. Er war ſchuld, daß ſie nicht traurig genug ſein konnte. Sie hatte ein felſenfeſtes Vertrauen auf ſeine Wahrhaftigkeit, und ſeit er Leo freigeſprochen von jener abſcheulichen Suſanne, da waren alle erſinnlichen Frühlingsgötter in ihr erwacht. Sie mochte hören was ſie wollte von Noth und Tod oder Gefahr, ſie wurde der Glückserregung, die in ihr hüpfte, durchaus nicht Meiſterin. Und nichts lag ihr näher am Herzen, als den armen Schelm, den Leo, welchem ſie himmelſchreiend Unrecht gethan, um Verzeihung zu bitten. Geſchickt und verſteckt natürlich, nicht ſo geradeaus. Dafür war ſie nicht weich genug. Wenn er nur da wäre! dachte ſie und ging auf den ſchmalen Corridor hinaus mit den ewigen Lampen, um langſamen Schrittes ihre Nummer Fünf aufzuſuchen. Mutter Julia wohnte noch weiter hinten. Wenn er in den Dienſt des Herzogs gehen wollte, ſo mußte er hier im Corridor an Nummer Fünf vorüber — richtig, da kam er, noch ehe ſie ihre Thüre erreicht hatte! Herr Gott, wie niedergeſchlagen ſah er aus bei dem dunklen Lampenlichte!

„Was iſt Euch denn widerfahren, Leo? Ihr ſeid ja ganz verändert, ſeit Ihr die Tafel verlaſſen. Da ſaht Ihr traurig aus, jetzt iſt Eure Miene noch viel ſchlimmer!“ — Meine Mutter und der Herzog betrüben mich ſo tief. Meine Mutter wollte durchaus wiſſen, ob es denn wirklich ſo verzweifelt ſtehe um den Herzog, aber meine eigenen Troſtesworte verwandelten ſich in Trauerworte. Die Zwiſchenfragen meiner Mutter machten uns klar, daß er heute mit einem Fuße ins Grab geſtiegen iſt und daß vielleicht morgen ſchon der zweite Fuß nachfolgt. — „Oh, nicht doch! Wie können Kriegsmänner ſo verzagen! Der Herzog hat in ſeinen Berechnungen auch den jetzigen ſchlimmen Fall vorhergeſehen. Der Fall wirkt nur empfindlicher, weil die Gicht eben wieder ſeine Thätigkeit lähmt“ — ſagte Magna und trat dabei in ihr Zimmer, Leo in ſolcher Weiſe zum Eintritte berechtigend. — Nein, nein! es iſt etwas vorgegangen, was er nicht eingerechnet hat, was Niemand bedacht hat als Pater Lamormain. Euer Vater, Ilow, Tertſchka, Kinsky, Niemann, Alle ſagen's jetzt und ſind darüber einig. Die Feldcapläne haben in den Regimentern geflüſtert und verdächtigt und gewühlt. Das hat ſich ſchon gezeigt bei der letzten Zuſammenkunft der Officiere, die der Herzog ſelbſt berufen hatte. Da ſprachen ſie zum erſten Male nicht blos vom Kaiſer, nein, auch von der heiligen Religion ſprachen ſie. Wo war das erhört im Friedländiſchen Heere! Daher ſtammt der Abfall der Regimenter. An den hat Niemand gedacht, den hat auch der Herzog nicht eingerechnet, und dies kann ſein Grab werden. Meine Mutter ſagt es, und ſie hat einen unbeſtechlichen Verſtand. Denkt nur, jetzt will ſie den Herzog ſprechen! Sie, welche bisher eine unüberwindliche Scheu vor ihm hegte, verlangt jetzt von mir, ich ſollte ſie heute Abend hinüber führen zum Herrn. Des Abends werde wol einige Ruhe eintreten in den Geſchäften, da wolle ſie eine Viertelſtunde mit ihm reden. — „Wunderlich!“

— Sie hat mir einen alten Empfehlungsbrief an den Herzog abverlangt, den ich damals abſichtlich nicht abgegeben, und jetzt hat ſie plötzlich Eile, den Brief der Frau Herzogin zu überreichen, welchen ſie bis heute zurückgehalten. Prokop habe einen neuen gebracht, der beziehe ſich vielleicht auf den früheren, jetzt müſſe ſie ihre Unterlaſſung eingeſtehen, jetzt in ſolcher Noth dürfe kein Wort verloren gehen, welches die Familie betreffen könne. — „Nun ſo thut's, lieber Leo, führt ſie hin, wenn der Herzog in ſeinem jetzigen Drange ihr die Viertelſtunde ſchenken kann und will. Unbedacht thut ſie nichts, ſie iſt von ſtillem, ſtarkem Geiſte, ein großer Schatz für Euch, Leo, nicht wahr?"
— Oh, mein größter.

Magna hatte ſich in einen Armſeſſel niedergelaſſen; die Dunkelheit des ſinkenden Tages warf ihre Schleier über das friſche, ſchöne Mädchen, deſſen Augen Lebensluſt von ſich ſprühten, in all' der politiſchen Zerſtörung ſo viel Lebensluſt, daß ſelbſt die letzten Worte Leos die alte Eiferſucht in neuer Art ſchon wieder zu erwecken ſchienen. Sie hing ſelbſt an Mutter Julia, aber daß dieſe Mutter der „größte Schatz" Leos ſein ſollte, fiel ihr doch ſchon wieder auf. Sie ſtrich mit der Hand die Locken aus der Stirn und legte den Kopf zurück an die Lehne.

Leo ſtand mitten im Zimmer und ſah verlorenen Blicks durch die Fenſter in die niederſinkende Dämmerung hinaus. Der ſonſt ſo warme Liebhaber ſah jetzt nicht nach ſeiner Geliebten, die noch nie ſo bereit geweſen war, ſeine Liebesverſicherungen anzuhören. Wenn er noch lange zögerte, ſo ſammelte ſich gewiß wieder eine Wolke des Schmollens in dieſem deſpotiſchen Mädchenſinne. Sie ſagte auch ſchon halb ärgerlich: — Ruft doch nach Licht. Ich muß einpacken. Mein Vater ſagt, es könnte morgen ſchon fortgehen.

Dies richtete Leos Gedanken auf ſie, verwehte alles Andere in ihm. Er ahnte, daß ſie nicht im Kriegslager bleiben würde, jetzt, wo Flucht und Kampf bevorſtand. — Er ſprach's mit matter Stimme aus: — Auch Eure Gegenwart, liebe Magna, wird mir nun entriſſen werden! Eure ſüße, holde Gegenwart! Es iſt leider wahr, daß ich nicht mehr glücklich liebe, nicht mehr wie einſt, wie auf dem Prager Ringe, wo Eure Seele göttlich ſchön in meine Seele überfloß. Und doch iſt meine Liebe immer noch mein einziges Glück. Ich trauere, daß ſie nur in mir glüht, und doch iſt dieſe Trauer das Beſte, von welchem mein Herz zehrt und lebt. Gedenket mein in der Ferne wie desjenigen, der Euch mit Leib und Seele angehört, auch dann angehört, wenn Ihr dieſe ausſchließliche, grenzenloſe Liebe nicht erwidern könnt!

Bei dieſen Worten war er einige Schritte näher getreten und war aufs Knie geſunken, dicht vor ihr. Er bedeckte mit der Hand ſeine Augen, in denen Thränen perlten.

„Wer ſagt Euch denn“ — erwiderte Magna leiſe — „daß mein Herz weniger tauge als das Eurige, und daß es nicht ebenfalls ausſchließlich und grenzenlos lieben könne?“ — Wie?! — und er blickte in ihr ſchalkhaft ſchimmerndes Auge empor. — „Ich muß nur ſicher ſein, daß ich's mit einem ehrlichen Herzen zu thun habe, welches nicht die Fahne wechſelt um's Handgeld —“ — Magna! — „Ja doch, ja doch! Ich glaub's nicht mehr. 's hat mich Thränen genug gekoſtet, unvorſichtiges Menſchenkind! Und ich geſteh's auch ein, daß ich einen garſtigen Zug habe von grimmigem Eigennutze —“ — Nein, nein, himmliſches Mädchen! — „Freilich! 's iſt leider wahr. Ich bin nicht ſo gut, wie ich ſein ſollte. Aber, lieber Leo, einen kleinen Erſatz bring' ich dafür, ich bin treu, ganz treu, ich könnte gar nicht anders. Was hab' ich mir für Mühe gegeben in meinem ſchlimmen Zorne, den Marcheſe liebenswürdig zu finden! Es ging nicht, das alberne Herz blieb immer rebelliſch —“

Länger ließ ſie Leo nicht ſprechen. Sie hatte ſich ſo vorgebeugt, daß ihre niederfallenden Locken um ſeine Stirn ſpielten, Auge und Mund ihm ganz nahe waren, ihr Athem ſeine Wange fächelte; er griff nach dieſem lieben Antlitz, er drückte ihr Auge auf ſeinen Mund, es wurde ein Kuß unausſprechlichen Glückes.

Dann ſprang er auf, hob ſie vom Seſſel, drückte ſie an ſeine Bruſt. Die Augen, nahe bei einander, leuchteten trotz der Dämmerung gegenſeitig Glückſeligkeit. — „Meine innigſt geliebte Magna! hauchte er; „Du guter Leo!“ flüſterte ſie, und Mund an Mund ſchenkten ſie ſich einen langen Kuß glücklichſter, ſiegreich aufjauchzender Liebe.

Noch mehrere Minuten lang ſchwelgten ſie in gegenſeitiger Liebesverſicherung und in berauſchenden Küſſen, da klopfte es von außen an die Thür.

Magna flüchtete ins Nebenzimmer. Leo ſah ihr nach, und rief nicht „herein“. Die Thür wurde aber geöffnet, und im Lampenſcheine des Corridors zeigte ſich Roſtok.

„Herr Leo!“ — Was ſoll's? — „Ihr ſeid's alſo! Im Dunkeln, und allein? Ich hab' wol geſtört. Ach Gott, jetzt iſt ſchon Alles Eins! Man kann ſchon gar nicht mehr an ſich ſelber denken. Kommt nur, der „Herr“ will Euch ſprechen. Ich hab' Euch hinten bei der Frau Mutter geſucht, die auch im Dunkeln ſitzt, und da ich Euch nicht fand, hab' ich mir's gedacht. Na, wie geſagt, jetzt iſt ſchon Alles Eins, und der „Herr“ bleibt ja doch die Hauptſache: mit ihm gehen wir ja doch Alle zu Grunde, wir müſſen uns drein ergeben. Und wir gehen halt Alle zu Grunde.“ Leo war hinausgetreten auf den Gang und betrachtete den klagenden Roſtok, welcher ein ganz zuſammengefallenes Ausſehen hatte. Sein ſonſt ſo lüſternes Auge war wie ein Licht, welchem ein großer, ſchwarz verkohlter Docht die Leuchtkraft entzieht. — Iſt was Neues vorgefallen, lieber Roſtok? fragte Leo. — „Von außen nicht, aber innen. Der „Herr“ hat ſeit der Schreckensnachricht von heute Morgen gearbeitet und regiert wie ein Rieſe. Ich hab' ihm mit Staunen zugeſehen — er iſt halt wie ein Halbgott. Und nicht ein Ei, nicht einen Löffel Brühe hat er genommen. Endlich ward's ſtill. Alle waren expedirt und er war allein. Da fand ich ihn, wie er mitten im Zimmer ſtand und an die Wand ſah. Ich brachte einige Nahrungsmittel. Er wurde mich gar nicht gewahr. Ich ſervirte auf einen kleinen Tiſch und rückte den Lehnſeſſel zu ihm, — da kam auf einmal der Schrei — ein einziges Mal hab' ich ihn gehört vor ſechs Wochen — als ob ein glühendes Eiſen ihm durch alle Glieder geſtoßen würde. Wie vom Blitz getroffen ſtürzte er zuſammen, glücklicherweiſe in den Seſſel hinein, und der Tiſch mit der Gabe Gottes flog ins Zimmer hin. Alles war zerbrochen. — Man denkt, 's iſt der Tod ſelber. Aber nach einer Viertelſtunde bricht ein Schweiß aus, ein Angſtſchweiß, und dann wird er ruhig. — Er ließ ſich nicht zu Bett bringen. Ich räumte auf und holte friſche Brühe. Von der hat er ein wenig genommen und dann hat er geſagt: Ruf' mir den Leo."

Dies erzählend, war Roſtok mit Leo bis ins Vorzimmer des Herzogs gekommen. Leo trat ein.

Das Zimmer war gegen alles Herkommen ſchwach beleuchtet; es waren überall Schirme angebracht vor den Lichtern. Der Herzog lag mehr als er ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle dicht am Bette.

Er regte ſich nicht, als Leo eingetreten war, und dieſer blieb unſchlüſſig, ob er ſich durch ein Geräuſch anmelden oder ſtill warten ſollte. Vielleicht ſchlief der Herzog doch.

Er ſchlief nicht; er ruhte in Schmerzen und Gedanken.

„Tritt näher", ſagte er plötzlich mit klarer Stimme, „ich bedarf Deiner zu einem Dienſte. Du ſollſt nach Bruck reiten zu meiner Frau." — Euch verlaſſen, Durchlaucht, in ſolcher Lage und ſolcher Noth! — „Doch, mein Sohn. Ein Mann mehr oder weniger entſcheidet nichts neben mir. Meine brave Frau aber braucht jetzt eine Weiſung aus vertrautem Munde. Sie ſoll ſich aufrecht halten als die würdige, als die ſtolze Gattin des Herzogs von Friedland. Sie ſoll nicht bitten, ſie ſoll nicht betteln um irgend eine Gnadenbezeigung. Schon ihrer Natur nach iſt ſie an die beſcheidenſten Bedürfniſſe gewöhnt. Sie ſoll alſo nur ihrer Natur treu bleiben und meine Tochter in eben ſolcher Einfachheit erziehen. Das iſt nöthig, denn ſie hat keine Erbſchaft zu erwarten. All' meine Güter in Böhmen und

Schleſien wird man an Diejenigen vertheilen, welche von mir abgefallen ſind. Für Manchen iſt dieſe Beute wol auch die Lockſpeiſe geweſen. Das iſt der Lauf der Welt, ich hab' es auch ſo gemacht. Nur einige Herrſchaften in Mecklenburg, die mir eigenthümlich gehören, werden der großen Confiscation entgehen. Denn da hinab ins proteſtantiſche Land reicht der confiscirende Arm nicht. Dieſe werde ich dem Kinde verſchreiben, heute noch. Mein Kanzler Elz wird die Documente anfertigen; Du wirſt ſie nach Bruck bringen.“ — Aber, Durchlaucht, ſo weit ſind wir denn doch noch nicht! Die Sachſen und Schweden werden binnen wenig Tagen mit uns verbunden ſein, und — „So weit ſind wir, mein Sohn. Wär' ich körperlich geſund, dann dächt' ich nicht ans Teſtament, und alsdann wehe den Creaturen — aber ſieh mich an! Ich bedeute für Weimar und Arnimb nur ſo viel, als ich mit mir bringe. Meine gebrechliche und doch herriſche Natur wird ihnen nur als eine Laſt erſcheinen. Was bring' ich ihnen aber? Ein zuſammengeſchmolzenes Häuflein, ein lockeres Häuflein, das von Meile zu Meile abnehmen wird. Es wird ja klar, daß ein Element gegen mich wühlt, welches ich unterſchätzt habe. Wie wäre dieſer Abfall ſonſt erklärlich! Ich rette mich, wenn's hoch kommt, nach Eger und unter die Fahnen der Proteſtanten, ich bin ein Flüchtling. Damit iſt Alles geſagt. Ob die Krankheit noch einmal von mir weicht, ob die Anſtrengung gelingt, die Regimenter an mich zu ziehen, welche im Norden vereinzelt ſtehen und welche Schafgotſch in Schleſien unter ſich hat, das weiß der Himmel. Ich habe keinen Maßſtab der Berechnung mehr nach der heutigen Erfahrung. Gelingt noch ein Weſentliches und erhole ich mich noch einmal auf kurze Zeit, dann ſoll's noch ein Krieg werden, vor dem die Hofburg in ihren Grundfeſten zittert. Aber es hat nicht den Anſchein: darum mache ich mein Teſtament. Mein Untergang iſt vor der Thür, er ſoll mich gefaßt finden. Ruhig und ſtolz will ich in den Abgrund ſinken. — Ich ſchicke Dich auch darum nach Bruck, weil meine Frau und meine Tochter Dir zugethan ſind. Ich vermache Dich ihnen. Ein Freund iſt für Frauen unſchätzbar. Du wirſt ihnen treu und gewärtig ſein. — Was iſt?“

Roſtok war eingetreten. Er flüſterte Leo etwas ins Ohr, und nicht ohne Verlegenheit ſagte dieſer: Durchlaucht, meine Mutter iſt draußen. Ich bitte um Verzeihung für die Zudringlichkeit. Aber dieſelbe Frau, welche Euch bisher ſcheu aus dem Wege ging, hegt mit einem Male das unabweisliche Bedürfniß, Euch zu ſprechen. Ich begreife es nicht. Sie iſt ſonſt klar und verſtändig wie ein heller, tiefer Waſſerſpiegel.

„Den glücklichen Waldſtein vermied ſie, ich weiß es wohl, den unglücklichen ſucht ſie auf. Die Menſchenart iſt ſelten, laſſ' ſie kommen!“

Roſtok ging. Mutter Julia trat ein und blieb nahe an der Schwelle ſtehen. Sie war dunkel gekleidet, ſo wie ſie in Trauer aus Veldes gekommen, und in der matten Beleuchtung des Zimmers machte ihre Erſcheinung einen ernſten Effect. Ihr Kopf mit klaſſiſchen Zügen mahnte an ein Gericht, welches zu dem darnieder liegenden, zerbrochenen Waldſtein träte.

Leo ging zu ihr, um ſie näher zu führen. Laſſ' uns allein! ſagte ſie leiſe zu ihm. — Erſtaunt wich er geräuſchlos durch die Thür.

Sie ſelbſt trat nun mit unhörbarem Schritt Waldſtein näher.

„Was willſt Du von mir?“ ſagte er. — Deine Gemahlin antwortete ſie, das vertrauliche oder geringſchätzende „Du“ ihm zurückgebend, Deine Gemahlin Iſabella hat mir ein Schreiben für Dich eingehändigt, als ich hierher reiſte, um die Leiche meines Sohnes abzuholen. Sie wollte Deine Hilfe in Anſpruch nehmen für den Transport der Leiche. Gottes Güte beſcheerte mir die Ueberraſchung, daß ich meinen Sohn am Leben fand, und ſo verlor der Brief ſeine Bedeutung. Ich wollte Dich in Deinen Sorgen und Nöthen nicht behelligen, und da ich ihn perſönlich übergeben ſollte, ich aber eine tiefe Scheu empfand vor Deiner perſönlichen Begegnung, ſo blieb er in meinen Händen.

Waldſtein erhob ſich während dieſer Anrede langſam aus ſeiner liegenden Stellung; er ſaß aufrecht bei den letzten Worten Julias und blickte aufmerkſam in ihr Antlitz. Mahnte ihn der Ton dieſer Stimme? Ihr Antlitz verblieb ihm aber im Schatten, da die gedämpfte Beleuchtung vorzugsweiſe hinter ihr angebracht war.

Faſt unſicheren Tones — denn ſeine Aufmerkſamkeit lag in ſeinem Auge — ſagte er dann: „Du ſcheinſt in der Abgabe von Briefen nicht eben gewiſſenhaft, wol aber recht eigenmächtig zu verfahren. Damals in Prag war mir auch ein Brief unterſchlagen worden“. — Nicht von mir, ſondern von meinem Sohne. Die Zeit kommt für Alles; auch für jenen Brief. Heut' bringe ich ihn Dir, obwol ich ihn ſelbſt geſchrieben. Zunächſt aber mache ich meinen Fehl gut: hier iſt der Brief Deiner Gemahlin. — „Trage den Leuchter dort mit ſeinem Schirme hierher an den Betttiſch. — Und nun öffne ſelbſt den Brief und reich' ihn mir offen.“

Julia that Beides. Ihr Antlitz kam dabei in ſtärkere Beleuchtung, und indem er den Brief aus ihrer Hand empfing, ſagte er: „Deine Stimme kenn' ich; aber es muß lange her ſein, daß ich Dein Geſicht — wo hab' ich Dich geſehen?“ — In Deiner Jugend. — „Das iſt lange her.“

Er las den Brief Iſabellens und ſah dann wieder zu Julia empor, welche unbeweglich neben ihm ſtand.

„Da ſteht geſchrieben“, ſagte er ſinnend, „daß um die Abkunft Leos ein Geheimniß ſchwebe. Ich möchte mir angelegen ſein laſſen, den Schleier zu heben. Die Aufklärung könnte von freundlicher Bedeutung für mich ſein. Was iſt das? Rede!“ — Dies Blatt wird reden, welches Leo damals zurückbehalten.

Und jetzt entfaltete ſie den alten Brief und glättete den mürbe und faltig gewordenen, und reichte ihm denſelben.

Waldſtein las ihn. Er brauchte viel Zeit dazu. Es war eine Herrſchergewohnheit an ihm, ſich nicht überraſchen zu laſſen, die Ueberraſchung wenigſtens zu verbergen.

So ſchwieg er denn auch — zum Schmerze Julias — nachdem er vollſtändig geleſen und die Hand mit dem Blatte niedergelaſſen hatte, noch eine ganze Weile. Aber ſein Auge erhob ſich zu ihr und wurde größer und größer.

„Zieh' doch den Schirm von dem Leuchter weg", ſagte er halblaut, „damit ich Dich deutlich ſehe!"

Julia that es. Der Ausdruck in ihrem Blicke war unbeſchreiblich. Schmerz, Mitleid — und doch auch einige Genugthuung.

„Du biſt es wirklich", ſagte er endlich, immer mit halblauter Stimme, „Du biſt es wahrhaftig! Herr des Himmels und der Erden, was beſcheerſt Du mir am Grabe! Wie unbefangen war ich glücklich neben dieſem Weibe! Hätte das Dauer haben können in meiner ehrgeizigen Seele? — Nein. — Du warſt ſo geſunden, natürlichen Sinnes, Julia, daß Du mein Verſchwinden hingenommen haben wirſt wie den Uebergang in eine andere Jahreszeit. Aber Du hätteſt wohl gethan, wenn Du früher gekommen wäreſt und mir den Leo gebracht hätteſt! Es gibt doch wol eine Stimme des Blutes; der Junge hat mich gleich warm angeſprochen und iſt mir lieb und werth. — Gieb mir Deine Hand! Haſt Du mir ſehr gezürnt, und zürnſt Du mir noch?" — Nein. — „Wir Männer ſind Raubthiere. Ihr ſeid viel beſſer. Ich hab' lauter Liebes und Gutes von Euch erfahren. Von Dir, von der verſtorbenen Lucretia, von Iſabellen. Ich habe keine beglückt, kaum einer gedankt, alle betrübt — ich bin wol eins der ſchlimmſten Raubthiere — geweſen, wollt' ich ſagen. Bald geweſen! Julia. Dir dank' ich, daß Du an meinen Sarg kommſt — laſſ' meine Hand los! Sie iſt gichtiſch, verträgt Deinen Druck nicht, verdient Deine Thräne nicht. Faſſe mich unter den Armen und hilf mir, ich will aufſtehen und Dich Auge in Auge betrachten. — So! — Es geht gut; die

Schmerzen ſchweigen. Du haſt eine weiche Hand für mich — wie damals. Sieh, Dein Auge iſt ganz das alte! Oh, Julia, wärſt Du reich geweſen und meine Ehefrau geworden, Du hätteſt mich ergänzt, ich wäre harmoniſcher, glücklicher geworden. Die erſte Liebe iſt die einzige, welche dauernde Macht behält über uns, ſie wirkt auf uns wie ein Element. Wunderbar! An die dreißig Jahre ſind ausgelöſcht, und ich vergeſſe den nahen Tod." — Er wird Dir noch fern bleiben. — „Nein, Julia, er iſt da, und er iſt dem Untergehenden willkommen. Ich kann auch nicht leben, wenn ich gehorchen ſoll. — Aber wollen wir nicht Leo rufen und ihm ſagen – " — Nicht ſagen, Albrecht. Das iſt zu ſpät. — „Meinſt Du? — Nun, auch das verſteht Ihr Frauen beſſer, was Gefühle betrifft und Schicklichkeit. — Sieh, ich kann ſchreiten ohne Schmerz. Führe mich und erzähle mir Dein Leben von da an, als Albrecht Waldſtein von Dir gegangen war und nicht wiederkehrte. Schone mich nicht, ich verdiene es von Dir und ich vertrage es von Dir. Erzähle!"

Sie that es. Und es gab eine Stunde für Beide, als ob die ganze Kataſtrophe in Pilſen ein Traumbild und als ob eine ganz andere Welt die wirkliche wäre. Waldſtein war durch die moraliſche Erregung ganz ſchmerzensfrei geworden; er ging mit ihr, er ſaß mit ihr wie ein leidlich Geſunder, der eine Stunde lang Muße hat für einen Roman.

Julia blieb einfach auch in dieſer aufſpannenden Lage, man kann ſagen: ſie war glücklich, und ſie gab das Signal zum Scheiden, etwas Unerhörtes im Leben Waldſtein's. Wie die beſonnene Hausfrau fand ſie, daß ihm die Ruhe im Bette wohlthun und einen ſtärkenden Schlummer bringen würde, deſſen er ja dringend bedürfe zum Aufbruche nach Eger in ſo ſchlimmer Winterzeit. Draußen fiel Schnee und der Wind wehte hohl durch die Gaſſe.

„Elz, meinen Kanzler; laſſ' mir noch herauſſenden", ſchloß Waldſtein, „und geh' mit Gott! Du ſiehſt mich nur flüchtig ~~oder~~ gar nicht wieder. Die Geſchäfte laſſen es nicht zu, und nach Eger darf mich Niemand von Euch begleiten. Lebe glücklich mit Leo! So weit ich noch kann, trage ich Sorge für ihn. So geh!“ Sie blickten einander noch einmal tief in die Augen und ſchieden.

Das Wetter wurde immer unfreundlicher. Es ſchneite und regnete durcheinander, die Wege wurden immer unpraktikabler. Man wußte nicht, wie man das maſſenhafte Kriegsmaterial fortbringen ſollte aus Pilſen, und tröſtete ſich nur damit, daß auch die Feinde, die Kaiſerlichen, nicht raſch vordringen könnten gegen Pilſen.

Aber der herandringende Piccolomini kam mit lauter Reiterregimentern und rechnete darauf, daß die im Abzug begriffenen Friedländer auf keinen geordneten Widerſtand eingerichtet ſein würden. Und er hatte darin ganz Recht. Es war gar wohl möglich, daß ſein Plan gelingen und er den Herzog von Friedland in Pilſen gefangen nehmen konnte.

Am nächſten trüben Morgen — denn Schnee und Regen ließen den Tag kaum durchſcheinen — eilte Leo zum Herzoge, um die Documente für die Herzogin in Empfang zu nehmen, welche der Kanzler Elz noch in der Nacht ausgefertigt. — Leo lebte ſeit der glücklichen Scene mit Magna in einem vollſtändigen Rauſche. Alles erſchien ihm leicht und roſig, ſelbſt der flüchtige Abzug der Heeresreſte, ſelbſt das trübſelige Wetter, in das er hinaus reiten ſollte. War es ihm doch geſtern Abend kaum aufgefallen, was denn nur ſeine Mutter ſo lange zu reden gehabt hätte beim Herzoge — Magna, Magna mit ihren Locken, ihren glänzenden Augen, ihrem warmen Munde erfüllte all' ſein Dichten und Trachten. Und als Mutter Julia herab gekommen in den Corridor, wo er hin und her gewandelt war vor Nummer Fünf, da war kein Halten mehr geweſen: er hatte der Mutter ſein himmliſches Glück in all' ſeinem Reichthum erzählen müſſen mit hundert Plänen für die Zukunft. Zukunft hieß natürlich nur der Beſitz Magnas, und der Kampf gegen den Kaiſer von

Seiten des Herzogs wurde dabei nebenher ſo glorreich ausgekämpft, daß ein junges Ehepaar wie Magna und Leo nur die Auswahl hatte, wo und wie es ſein Zelt oder ſeinen Palaſt aufbauen wollte im römiſch-deutſchen Reiche.

Mutter Julia hatte ihn darin nicht geſtört. Sie war über und über angefüllt von der endlichen Wiederbegegnung ihres Albrechts. Sie war befriedigt, obwol Untergang und Grab den engen Horizont begrenzt hatte, obwol verletzende Aeußerungen Waldſtein's wie Schwerter durch ihre Seele gegangen waren. Der Kern war doch beruhigend geweſen für ihr Herz, und ihr Sohn war doch geſichert. — Sie trieb ihn jetzt am Morgen, zum Herzoge hinüber zu eilen.

Roſtok wartete ſchon auf ihn, der Herzog hatte ſchon nach ihm gefragt. Es geht beſſer mit dem „Herrn", rief ihm Roſtok entgegen — wunderbar beſſer. Er hat dem Kanzler noch eine Stunde dictirt und dann ganz feſt und lange geſchlafen, er iſt wohlauf! —

Leo fand ihn wirklich ſo. Der Herzog ſchritt ihm entgegen in ſeinem ſchwarzen Pelztalare wie ein geneſener Mann und faßte ihn bei den Schultern. Der Herzog faßte an! Wie ſelten war das! Er wendete Leos Kopf nach dem Fenſter, als wollte er jeden Schimmer des ſchwachen Tageslichtes ausnützen für die Betrachtung des jungen Mannes. Er ſagte dabei kein Wort, aber nach einer Weile ſtrich er ihm die Haare aus der Stirn, als wollte er genau ſehen, wie hoch die Stirn Leos wäre.

Leo, tief im Schooße des Liebesglücks, fand das keineswegs ſo auffallend, wie er es noch vor vierundzwanzig Stunden gefunden hätte, und begann ſelbſt die Unterredung, indem er dem Herzoge ſein Liebesverhältniß mit Magna ſchilderte und die ſelige Verſöhnungsſcene, welche er geſtern Abend erlebt. Schenkt uns, Durchlaucht, Eure Gnade für unſern Bund — ſchloß er — wir wollen ja warten bis zu gelegener Zeit. Jetzt kämpfen mit allen Leibeskräften, bis Ihr Herr und König ſeid, und dann erſt uns heirathen!

„Das wäre eine bedenkliche Friſt, mein Sohn!“ ſagte der Herzog freundlich. — Wie?! — Magna will jetzt mit Starſchädel aus dem Getümmel hinaus nach Thüringen, und ich will — „Du ſollſt zu ihr, wenn Du zurückkehrſt von Bruck.“ — Erſt zu Euch, Durchlaucht, natürlich, und tapfer kämpfen! — „Erwarten wir des Himmels Schickung! Zunächſt nimm dies Document und verwahre es ſorgfältig, um es der Herzogin zu übergeben. Geh' über Prag. Man wird Dich wol unbehelligt durchlaſſen, denn Du haſt ja dem Carretto und Conſorten lange genug nahe geſtanden. Jetzt wird Dir dieſe Verbindung nützen. Du magſt ſagen, wenn Du angehalten und befragt wirſt, daß Du mich verlaſſen hätteſt in Folge des kaiſerlichen Patents. Du gingeſt heim in Deine Berge, da Du nicht für, noch gegen mich fechten wollteſt. In Prag ſuch' meinen Juden Baſſevi auf, Du kennſt ihn ja?“ — Allerdings. — „Und zeig' ihm dieſe Quittung. Er ſoll Dir gegen Empfang derſelben alle Gelder einhändigen, welche er von mir in Händen hat. Noch wird es Zeit ſein. In Kurzem wird man ihn faſſen und plündern unter dem Vorwande, daß alles Friedland'ſche Eigenthum verfallen ſei. Das Geld nimmſt Du mit Dir, und wenn Du zurückkehrſt und ich noch am Leben bin —“ — Durchlaucht! — „So bringſt Du's zu mir. Hörſt Du, daß ich abgeſchieden aus dieſer Welt, ſo giebſt Du die Hälfte des Geldes an die Herzogin. Die andere Hälfte iſt Dein.“ — Durchlaucht! — „Hier dies Blatt iſt eine zweite Quittung. Sie lautet auf ein Hamburger Kaufhaus — der Name iſt deutlich darauf geſchrieben. Mit dieſer Quittung verfährſt Du wie bei meinem Juden. Du nimmſt das Geld an Dich und bringſt es mir, oder theilſt es mit der Herzogin. Sei aufmerkſam und vorſichtig: die Summe iſt groß. — Endlich nimm dies Document. Es iſt für Dich und Deine Magna, es ſichert Eure Exiſtenz. Laß' ſie eine tüchtige ſein. Werde ein Herr, der Niemand braucht auf dieſer Welt, Niemanden über ſich. Man kann ſich ſelbſt genug ſein auch mit geringen Glücksgütern, wenn man mäßig iſt und nüchtern. Und man iſt ein

Wicht mit allen Schätzen der Erde, wenn man ſeine Unabhängigkeit verliert. Denke zuweilen an mich; aber nur an meine guten Eigenſchaften. Dies iſt der Fleiß, die Ordnung, der kaltblütige Muth, der Stolz auf perſönliche Eigenheit. Nichts iſt zu hoch, nichts iſt zu gut für einen freien Mann. Kein Menſch iſt zu fürchten, Gott aber iſt es früh und ſpät. Ihm gegenüber ſind wir die demüthige Creatur. — Trag' Deine Mutter auf den Händen, ſie verdient es — und nun geh', mein Sohn, fahr' wohl für dieſe Welt!"

Leo küßte ihm unter Thränen die Hand. Der Friedländer aber faßte plötzlich ſeinen Kopf mit beiden Händen, hielt ihn vor ſich hin, ſah mit einem Blick, den Leo nie an ihm bemerkt, lange, lange in ihn hinein, und wiederholte dann mit leiſer Stimme: „Fahr' wohl für dieſe Welt! — Geh!"

Leo taumelte hinaus. Als er ſich in der Thür noch einmal umwendete, ſah er den Herzog im ſchwarzen Talare noch auf derſelben Stelle ſtehen, ihm mit demſelben Blicke nachſchauen. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er ahnte nicht, daß ein Vater auf Nimmerwiederſehen von ſeinem Sohne ſchied — er hat es auch nie erfahren.

Es war Leo wol zu verzeihen, daß er taumelte. Die Eindrücke auf ihn häuften ſich ja wie Berge, und zwar die glücklichen Eindrücke. Was befängt denn aber ſo ſehr wie Glück?! Es iſt ja die geilſte Nahrung für unſere Eitelkeit, und wir vermeinen am Ende Alle, das zu verdienen, was uns geſchenkt wird. Leo dachte Letzteres nicht gerade deutlich, aber er kam doch berauſcht hinüber in den Lampencorridor, wo er vor Nummer Fünf und in Nummer Fünf all' die Seinen verſammelt fand. Sparr hatte alle zuſammengerufen. Seine Furcht vor einem Ueberfalle Piccolomini's wuchs mit jeder Stunde; er wollte ſeine Tochter der Gefahr eines ſolchen Ueberfalls entrückt ſehen, er hatte Starſchädel's gaſtfreies Erbieten dankbar angenommen, er hatte den Reiſewagen rüſten laſſen, er drang auf Abreiſe. Starſchädel war bereit Magna zu geleiten. Seine Aufgabe hier in Pilſen war zu Ende. Nur den Bart-Conrad wollte er mit nach Eger gehen laſſen, damit eine raſche, vertrauliche Mittheilung an Arnimb abgehen könne, wenn ſich vor Ankunft der Sachſen auf böhmiſchem Boden etwas Unerwartetes ereignete mit Waldſtein. Denn irgend eine unerwartete Kataſtrophe hielt Hans für möglich bei der Auflöſung und Stimmung, welche er um ſich bemerkte, und bei dem erſtaunlichen Abfalle der Armee, welche eigentlich für Jedermann die größte Ueberraſchung bildete.

Nur Magna war nicht bereit zu eiliger Abreiſe. Leo hatte ihr geſtern Abend noch zugeflüſtert, daß er nach Bruck müßte und daß er jedenfalls noch eine ſtille Abſchiedsſcene von ihr hoffte. — Magna hatte ſich deshalb Mutter Julien zu Hilfe geholt, um eine Verzögerung zu erwirken; welche Verzögerung wußte ſie ſelbſt noch nicht.

Da kam Leo vom Herzoge, und alle traten ins Zimmer, um ihn zu hören. Man war nicht wenig erſtaunt, als er ſich ohne Weiteres an Sparr wendete und ihn um die Hand ſeiner Tochter bat. Er ließ auch keine Einrede aufkommen, ſondern ſetzte hinzu: „Meine liebe Magna wird einverſtanden ſein und der Herzog iſt einverſtanden. Er hat wie ein Vater an uns gehandelt. Hier, liebe Magna, unſer Hochzeitsgeſchenk von ihm!“

Und damit überreichte er ihr das Document, welches ihm eine Herrſchaft in Mecklenburg ſchenkte, und fuhr wie ein Waſſerfall fort: „Ihr fahrt mit unſerem Freunde Starſchädel nach Gnadenfrei und erwartet mich dort. Auch Du, Mutter Julia, nicht wahr? Ich eile nach Bruck zur Frau Herzogin, und alsdann nach Veldes, um die Großmutter zu holen. In vierzehn Tagen denke ich ſie und mich nach Gnadenfrei zu bringen, um dort meine feierliche Vermählung zu begehen, wenn der Herr Feldzeugmeiſter von Sparr nichts dagegen hat. Dann eil' ich zum Herzoge mit alle Dem, was ich abzuliefern habe, und fechte mit ihm, bis ein Urlaub mir geſtattet, Mutter und Gattin in Mecklenburg einzurichten.

Magna ſtieß einen Freudenruf aus, ſie hatte eben in oberflächlicher Leſung des Documentes entdeckt — denn ſie mußte doch auf Leos Pläne hören! — daß die mecklenburgiſche Herrſchaft unmittelbar an des Vaters Landgut grenzte. „Nun kriegſt Du, Papa, von uns das Stück Wald, welches Du immer gewünſcht haſt!“ rief ſie und umarmte ihren Vater. Was hätte Sparr dagegen einwenden wollen? Binnen einer Stunde waren Alle unten auf dem Stroh der Sachſengaſſe, um in den Wagen oder aufs Pferd zu ſteigen.

Mutter Julia ſah nach den Fenſtern des Herzogs hinauf. Die Sonne erſchien einen Augenblick und erhellte das Schneegeſtöber. Aber es war Niemand da oben am Fenſter zu ſehen. Kriegsſorge waltete da oben. Nur Roſtok kam barhäuptig in das Wetter heraus geſtürzt, um von ſeinem Leo Abſchied zu nehmen. Er umarmte ihn trotz Wetter und Zuſchauer auf das Zärtlichſte und rief ſchluchzend: „Ich ſeh' Dich nicht wieder, ich ſeh' Dich nicht wieder!“

— Warum nicht gar! tröſtete Leo und ſtieg in den Wagen zu Mutter Julia und Magna, um ſie noch bis vors Thor zu begleiten, wohin er ſein Pferd geſchickt hatte. Sparr ſtand grüßend am Wagenſchlage, Hans beſtieg ſein Pferd — forttrabten die Roſſe, zunächſt unhörbar auf der Strohunterlage. Nur eine Seele unter all' dieſen Perſonen war ganz und tief mit dem Manne beſchäftigt, welcher all' dieſe Perſonen bisher beherrſcht hatte. Nur Julia dachte Waldſtein's.

Mehr als Tag und Nacht verging noch, ehe für den Herzog ſelbſt und das zuſammengeſchmolzene Kriegsvolk der Aufbruch ermöglicht wurde. Nachricht auf Nachricht kam von den Patrouillen: die kaiſerliche Reiterei komme von Nepomuk, ja ihre Vorpoſten ſeien ſchon in Chwalenice, einige Stunden von Pilſen. Der Herzog beſtand darauf: es dürfte nichts übereilt, nichts Werthvolles zurückgelaſſen werden. Nur ſein großes Gefolge war bei dem Mangel an Pferden nicht fortzubringen, und eine große Anzahl von Pagen, Trabanten und Dienern mußten in Pilſen zurückbleiben, als endlich der Auszug ſtattfand.

Es geſchah am 23. Februar, an einem Donnerstage. Alle Glocken läuteten, wie bei einem großen Begräbniſſe, als der Herzog des Morgens gegen zehn Uhr aus dem Hauſe trat, um in den Wagen zu ſteigen. Er war ſo weit kräftig, daß er der Sänfte, welche ebenfalls bereit ſtand, nicht zu bedürfen glaubte. In vollem Anzuge, den rothen Mantel um die Schultern, den Herzogshut auf dem Haupte, ſtieg er in den Wagen, und er hinderte ſogar Roſtok, den großen Pelz über Schooß und Knie zu breiten. Er wollte, wie es ſchien, der zuſchauenden Welt den unveränderten Herzog von Friedland zeigen.

Die ſechs Rappen zogen an, und in ſpaniſchem Tritt ging es nach dem Thore, eine unabſehbare Reihe von Wagen hinter ihm. Sparr und Riemann ritten links und rechts an ſeinem Wagenſchlage. Am Thor erwartete ihn der Oberſtlieutenant Hans Gerhard Heimerle, der in Pilſen zurückbleiben und den Platz behaupten ſollte. Der Wagen des Herzogs hielt.

Der Herzog ſprach aus dem Wagen heraus: „Mein lieber Herr Oberſtlieutenant, es wartet Deiner ein Regiment, wenn Du Pilſen tapfer behaupteſt. Im Falle eines Angriffs werde ich Dich nicht hilflos laſſen. Befehle von Gallas, Piccolomini, Marradas und ſolchen Herren gehen Dich nichts an. Auch die vom Kaiſer ſelber nicht oder vom Hofkriegsrath. Du haſt nur zu thun, was ich befehle.“ — Was aber ſoll ich thun mit Befehlen von jenen Herren? fragte Heimerle. — „Sie an mich ſenden!“ rief Ilow, der herzugeritten war.

Der Zug ging weiter. Er kam an einem breiten Wallplatze vorüber, auf welchem an die hundert Geſchütze aufgeſtellt ſtanden. Waldſtein ließ halten, rief Sparr und deutete auf den Geſchützpark. Sparr zuckte die Achſeln. „Es fehlt eben gänzlich an Pferden“ — ſagte er — „und die Stückknechte ſind alle davon.

gelaufen." — Das geht aber doch nicht! — „Es iſt abſcheulich, Durchlaucht, wenn Pilſen ſich nicht hält. Aber bei den grundloſen Wegen — ich will Alles verſuchen, Durchlaucht, ich will hier bleiben." — Thu' das, Sparr. Vorwärts!

Die Wege waren in der That kaum fahrbar. Erſt ſpät am Abende kam der Zug nach Mies. Auf einem Hügel über dem Städtchen liegt das Schloß, welches Ilow gehörte. Da hinauf ſchleppten die Rappen den Herzog in der Finſterniß, während ununterbrochen naſſer Schnee vom Himmel fiel.

Waldſtein ſelbſt hatte erſt vor Kurzem Ilow dieſe Herrſchaft zugewendet. Ilow ſpielte lachend den Hausherrn und führte den Herzog in einen ſchön getäfelten Saal. Lokderndes Kaminfeuer machte ihn behaglich, und Ilow rief ſpaßhaft: „Wir werden unten von des Gallas Silberzeuge ſpeiſen. Der Schuft hat's bei eiliger Flucht in Pilſen zurückgelaſſen, und ich hab's mitgenommen, um ihn zu ärgern. Auch ſeine Pferde, die wir jetzt gut brauchen können".

Waldſtein erwiderte nichts und ſetzte ſich in die Nähe des Kamins. Die naßkalte Luft hatte ihn erkältet, er fürchtete eine Rückkehr der Gicht. — Roſtok trug er auf, den Koffer herauf bringen zu laſſen, welchen Elz in vergangener Nacht gepackt, und zwei Pagen zu beſtellen. Der Lederkoffer wurde gebracht und vor den Kamin geſetzt. Die beiden Pagen harrten.

„Macht den Koffer auf, Ihr Buben, und werft Alles was darin iſt ins Kaminfeuer! — Langſam! Stück für Stück!"

Es waren lauter Briefe, und dies Autodafe hat den Herren in Wien und den Geſchichtſchreibern die fetteſte Nahrung entzogen. Ernſthaft ſah der Herzog in die Flammen. Da wurde der Herzog Julius Heinrich von Sachſen-Lauenburg gemeldet. „Soll warten, bis der Koffer leer iſt!"

Als er leer war und die Pagen ihn fortgetragen hatten, wurde der Lauenburger eingelaſſen. Er war derſelbe, welcher beim Unterſchriftbanket in Pilſen ſo übermüthig von der „vollen Mette" geſprochen und ultrafriedländiſch mit dem Säbel geſuchtelt hatte. Jetzt war er aber ſchon zahmer und durchaus nicht mehr ſo friedländiſch wie ſein Bruder Franz, der dem Rebellen Waldſtein Truppen zuführen wollte vom Herzog Bernhard.

Er trat verſtört an den Kamin und überreichte dem Herzoge von Friedland das kaiſerliche Patent vom 24. Januar, deſſen er heute habhaft geworden.

„Kenne es ſchon, lieber Vetter. Was ſoll's damit?“ Nun verſuchte es der Lauenburger, ihm dieſe und jene Rückſicht, dieſen und jenen Vermittlungsſchritt anzuempfehlen. Waldſtein betrachtete ihn von oben bis unten und bot ihm eine „gute Nacht“ — eine Abfertigung, welche ſich ſehr bald rächen ſollte. Am nächſten Morgen hatte das Schneien aufgehört und von Zeit zu Zeit leuchtete ein Sonnenblick über die ſchwarzweißen Felder, auf denen der Schnee nur ſtreckenweiſe liegen geblieben war. Nur die Fichten am Wege waren regelmäßig weiß beſäumt. Der Weg ging über ſteile Hügel und tiefe Thäler an Schwarzholzwäldern dahin, und nach links hin öffnete ſich erſt kurz vor Plan der freie Ausblick in ebenes Land nach der Gegend von Tachau hinüber, nach der Oberpfälzer Grenze. Als der Wagen die letzte Höhe vor Plan hinabrollte, ſah Waldſtein auf dieſer Ebene nach Tachau hinüber ein Reiterregiment marſchiren. Er ließ halten und Ilow rufen. — „Was iſt das für ein Reiterregiment?“ — fragte er — „und in dieſer Richtung? Das zieht auf Prag zu!“

Ilow war verlegen. — Es muß Butler's Dragonerregiment ſein — ſprach er endlich — welches von Kladrup und Tachau kommt.

„Iſt das der Weg nach Eger? Oder will es auch zum Kaiſer übergehen? Oder habt Ihr ihm keine Ordre geſchickt, nach Eger zu marſchiren?“ — Die Ordre wird wol abgegangen ſein; aber vielleicht nicht angekommen. — „„Wird“ und „vielleicht!“ — Welch ein Dienſt! — Riemann, ſpreng' hinüber, ſieh zu, wie das ſteht, und wenn es Butler iſt, bring' ihn zu mir!“ —

Es war Butler, und es war ihm aus Pilſen keine Ordre zugekommen, nach Eger zu rücken. Seine letzte Ordre war noch „der Weiße Berg bei Prag“, und dorthin war er unterwegs. Unſicher, trüb geſtimmt war er unterwegs. Von ſeinem Feldcaplan Patrik Taaſe, der jetzt an ſeiner Seite ritt, war er wol unterrichtet davon, daß ſeit Wochen das Abſetzungspatent in den Händen des Gallas wäre. Aber über Verlautbarung desſelben, über den factiſchen Beginn der Maßregeln gegen den Friedländer wußte er nichts. Er war zu weit nordweſtlich abwärts gelegen mit ſeinem Regimente, um mit den kaiſerlichen Generalen im ſüdlichen Böhmen leicht in Verkehr zu kommen. Gerade das ſpeciell friedländiſche Heer war zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen geweſen, und ſelbſt ſein Caplan war in den letzten Wochen ohne Nachricht geblieben. Butler gehörte wol zur kaiſerlichen Partei, aber dem Befehle des Herzogs mochte er ſich doch nicht ohne Weiteres widerſetzen, und ſo ritt er jetzt langſam mit ſeinem Regimente oſtwärts, von Quartier zu Quartier hoffend: es werde ſich eine entſcheidende Auskunft einſtellen.

Eben hatte er zu ſeinem Caplan geſagt, er fürchte, daß es diesmal noch blutiger auf dem Weißen Berge zugehen werde als in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen, und daß er wol ſelbſt dabei ins Gras beißen werde — da ſah er den langen Wagenzug des Herzogs von der Höhe über Plan herabkommen und Truppen vorher und hinterher. Er hielt ſein Pferd an; dem Regimente wurde Halt! commandirt.

So fand ihn Riemann und lud ihn zum Herzoge hinüber.

„Zu Befehl!“ erwiderte er, warf einen viel ſagenden Blick auf ſeinen Caplan und rief ſeinen Officieren zu: unbeweglich zu warten, bis er zurückkehre.

Er ritt an den Wagenſchlag des Herzogs und grüßte reſpectvoll. Der Herzog dankte freundlich und fragte: nach welcher Ordre und wohin der Oberſt ſein Regiment führe?

„Auf die Ordre Eurer Durchlaucht und nach dem Weißen Berge“, antwortete Butler. — So wißt Ihr alſo nicht, was nachträglich vorgegangen? — „Nein, Durchlaucht.“ — Es iſt eine ſchwere Unordnung in der Armee eingeriſſen durch das nichtswürdige Betragen des Gallas und Piccolomini. In Pilſen ſind ſie für den Receß geweſen, haben aber hinterher ihm eine ganz andere Deutung gegeben vor der ſpaniſchen Partei. An der Spitze dieſer Partei ſteht der Kaiſer ſelbſt — ich ſage Euch, der Kaiſer ſelbſt! Das iſt mir denn zu viel geworden, und ich habe den jungen Breuner und Mohr von Wald nach Wien geſendet, um den Kaiſer fragen zu laſſen, ob er mich unter ſolchen Umſtänden noch länger im Dienſt behalten will oder nicht? Ja oder Nein! An einem Herrn wird mir's wahrhaftig nicht fehlen, wenn ich einen haben will. Ich verlange im Grunde keinen und kann ſelber einer ſein. Ich habe mehr Geld und Mittel, eine Armee auf die Beine zu bringen, als diejenigen, welche die Herren ſpielen wollen, und es giebt auch Leute genug, die zu mir treten. Von den Oberſten, ſag' ich Euch, werden wenige zurückbleiben. Sie wiſſen zu gut, was ich bedeute. Laßt nur ein paar Wochen ins Land gehen und Märzluft die Wege trocknen, ſo daß ſich Truppen leicht bewegen können, dann werdet Ihr ſehen, wie ſie zu mir ſtrömen, die jetzt ſtill liegen und ſchweigen müſſen. In vier Wochen gedenke ich nach Oeſterreich zu ziehen, und da wird man wunderliche Zeitungen vernehmen. Schafgotſch allein kommt mit viertauſend Pferden und zweitauſend Mann, und Weimar da drüben marſchirt ſchon zur Conjunction mit mir. Da will ich denn einen tüchtigen Regimentsführer wie Euch, Oberſt Butler, nicht entbehren. Ihr ſeid einer meiner vorzüglichſten Oberſten und ich bin bisher gleichſam unerkenntlich gegen Euch geweſen. Das war nicht meine Schuld, war des Kaiſers Schuld. Er hat mir ſein Verſprechen für Belohnung verdienter Officiere nicht gehalten! Jetzt aber wollen wir das auf andere Weiſe erzwingen. Zunächſt alſo, Oberſt Butler, damit Ihr ſeht, wie hoch ich Euch ſchätze, geb' ich Euch zu Euren Dragonern noch ein Regiment Fußvolk und werd' Euch zur Werbung desſelben zweimalhunderttauſend Kronen anweiſen. Was ſagt Ihr dazu? — „Ich bedanke mich bei Eurer Fürſtlichen Gnaden, und ich werde Seine Majeſtät um Entlaſſung bitten, da ich von allen Sterblichen keinem lieber dienen mag, als Seiner Fürſtlichen Gnaden.“ — Des Bittens braucht es nicht mehr. Wir wollen befehlen. Jetzt, lieber Butler, laßt Eure Dragoner links ſchwenken und folgt mir mit ihnen nach Eger. Dort iſt unſer großer Sammelplatz. Auf Wiederſehen!

Butler grüßte und ritt zu ſeinem Regimente. Der Caplan kam ihm entgegen. Butler erzählte ihm Alles.

„Das iſt ein Wink des Himmels“, ſagte dieſer, „geht mit und ergreift den Verräther!“ — Ergreifen? Mitten unter den Seinigen?! Das iſt ein ſchwer Stück Arbeit, ein unmögliches. Aber mitgehen werd' ich. — „Lebendig oder todt!“ flüſterte der Feldcaplan. „Erinnert Euch, was geſtern der Capuziner erzählt hat, welcher von Tabor kam! Von Piccolomini hat er gehört: Amazzare! Amazzare! das heißt Todtſchlagen, und daß der ſpaniſche Geſandte geſchrieben, es ſeien kaiſerliche Befehle unterwegs, welche ausdrücklich beſagten: der Herzog und ſeine Spießgeſellen ſollten lebendig oder todt eingeliefert werden.“ — Lebendig oder todt! — „Ausdrücklich; und daß er vom Marcheſe Carretto daſſelbe gehört. Und daß er in Przibram dem Norbert Zierotin begegnet, der rechten Hand Pater Lamormain's, und daß dieſer die Loſung mit den Worten ausgetheilt an die wandernden Mönche: Das zweite Patent vom 18. Februar iſt da und es befiehlt: „lebendig oder todt!““ — Lebendig oder todt. Dieſe Worte entſcheiden. Lieber Caplan, Euer Thier iſt friſch und zäh. Reitet flugs nach Pilſen. Was ich hier höre und ſehe — ich habe im Vorbeireiten mancherlei Aeußerungen gehört von den Reitern — das deutet darauf hin, daß Pilſen jetzt ſchon in Piccolomini's Händen ſein wird. Geht zu ihm und befragt ihn in meinem Namen, ob das zweite Patent wirklich gekommen iſt. — „Freilich iſt's!“ — Befragt ihn und bringt mir umgehend Antwort nach Eger. In drei Tagen könnt Ihr bei mir ſein in Eger mit Eurem Thiere. Schildert Piccolomini, wie mich der Herzog ſelbſt gezwungen, ihn nach Eger zu begleiten. Vielleicht liege in dieſem gezwungenen Anſchluſſe an den Herzog eine beſondere Schickung Gottes zu irgend einer heroiſchen That. Reitet ſogleich. — „Ich reite“, ſagte der Caplan, „aber nöthig iſt's eigentlich nicht.“

Er ritt fort, und Butler gab das Commando an ſeine Officiere, links ſchwenken zu laſſen und ſich dem Heerzuge des Herzogs anzuſchließen.

Der Herzog ſelbſt war indeſſen fortgefahren und näherte ſich Kuttenplan. Er litt heftige Schmerzen von den Stößen des Wagens, welcher in den Löchern der Straße auf und ab geworfen wurde. Aber ſeine moraliſche Kraft blieb unerſchüttert. Kurz vor Kuttenplan erſchien der aus Eger beſtellte Leslie am Wagenſchlage, und Waldſtein nahm ihn zu ſich in den Wagen und redete trotz aller Schmerzen ebenſo reſolut in ihn hinein wie vorher in Butler.

Dieſer Leslie war ein magerer, junger Schotte. Er war der Sohn eines Baronets und war ein „ſchneidiges und findiges“ Menſchenkind. Noch nicht achtundzwanzig Jahre alt, hatte er's ſchon zum Oberſtwachtmeiſter gebracht, und ſeine großen waſſerblauen Augen ruhten jetzt prüfend auf dem in Schmerzen zuſammengekrümmten Waldſtein mit der verborgenen Frage: ob dieſer ohnehin verendende Menſch ihm nicht ſchnell noch große Beförderung verſchaffen könnte.

Er ſprach viel ſchneller als Butler zu Allem was der Herzog meinte „Ja!“ und verließ den Wagen lächelnd am Eingange von Kuttenplan. Bei dieſem Halt ſagte Waldſtein zu Roſtok: „Laſſ' die Sänfte herkommen; der Wagen zermalmt mich“.

Als er mühſam ausſtieg, ſah er eine ziemliche Anzahl von Reiterfähnlein über das Feld dahin ſprengen, und zwar rückwärts, wieder nach Plan zu. Er fragte, was das bedeute? Die Antwort lautete: Sie haben von ihrem Oberſten, dem Herzoge Heinrich Julius von Lauenburg, Befehl, nach Pilſen umzukehren.

„Soll ich ſchießen laſſen auf die Hundeſötter?“ ſchrie Ilow, der durch den Koth heranſprengte.

Der Herzog antwortete nicht, ſondern ſtieg in die Sänfte. Der Zug ging weiter in die Ebene. Denn von hier bis Eger iſt das Land eben. Die Thürme von Eger ſieht man aber deshalb doch nicht, bis man ihnen ganz nahe iſt. Der Ort ſchiebt ſich ſo geſchickt in eine Hügelfalte, daß man ſeiner aus der Ferne nicht gewahr wird. Der trübe Tag neigte ſich zum Abend, als der Herzog mit ſeinem Gefolge zwiſchen den Wällen der Feſtung ſtill und traurig ſeinen Einzug hielt. Das Schickſal wollte, daß er ſelbſt ſeine Mörder mitbringen mußte, Butler und Leslie. Sie ritten hinter ihm hinauf in die Stadt, welche unten vom Egerfluſſe, wo das Schloß gelegen iſt, hügelan ſich aufbaut zu einem langen und breiten Marktplatze. An das niedrig gelegene Ende dieſes Marktplatzes geleitete Oberſt Gordon, Commandant der Feſtung, den Herzog von Friedland, welchen er am Hauptthore empfangen hatte. Dort im Pachelbel'ſchen Hauſe war Wohnung bereitet für den kranken großen Herrn in der Sänfte. Das Butler'ſche Dragonerregiment blieb außerhalb der Stadt und ſuchte ſich Unterkunft auf den Dörfern. Nur eine Anzahl Officiere hatte Butler zu ſeiner Begleitung ausgewählt. Dieſe und ein Quantum Dragoner, welche ſie wieder zu ihrer Bedienung verwendeten, hatten ſich an die lange Wagenreihe des Friedländers angeſchloſſen.

Gelb flog der letzte Tagesſchein über den abſchüſſigen Marktplatz herunter, als die Sänfte Waldſtein's vor dem Pachelbel'ſchen Hauſe hielt. Hier drang der Schein nicht mehr her, denn ein Markthaus ſteht hier zwiſchen dem Marktplatze und dem Hauſe, in welches Waldſtein frierend, ſchauernd und wankend eintrat. Die Glocken läuteten von allen Kirchen den Abendſegen. Es war Freitag. Der Begräbnißzug war am Grabe angekommen. Es iſt ein ſtattliches Patrizierhaus, welches noch heute ſtattlich beſteht. Der damalige Beſitzer, Wolf Adam Pachelbel, war Bürgermeiſter von Eger. Seine Familie iſt ſpäter, weil ſie zum Proteſtantismus hielt, durch die Jeſuiten zur Auswanderung genöthigt worden. Im Nebenhauſe, einer Apotheke, wurden die Gräfinnen Maximiliane von Tertſchka und Eliſabeth von Kinsky einquartiert. Die Stimmung Aller war trübe. Kinsky beſonders, ſonſt ein ſehr reſoluter Mann, hatte ſchwere Ahnungen, als er ſeine Frau aus dem Wagen gehoben und ins Haus geleitet hatte. Er ſagte zu Tertſchka im Fortgehen: „Ich halte es nicht für gut, daß wir uns in dieſe Stadt haben einſperren laſſen". — Ach was! rief Tertſchka — mein Regiment liegt ja hier, und den Commandanten, den Gordon, haben wir ja erſt vor ein paar Tagen zum Oberſten befördert. Außerdem iſt er ein ſchottiſcher Calviner; was fragt der nach dem Kaiſer und den Spaniern! Auf den können wir uns verlaſſen.

Derſelbe Gordon ritt eben zehn Schritte von Kinsky und Tertſchka in die dunklen Gaſſen hinab, welche in engem Gewirr zum Schloſſe führen. Neben ihm Butler und Leslie. Dies alte Schloß, welches aus Kaiſer Barbaroſſas Zeit ſtammen ſoll, war ein niedriges, unſcheinbares Gebäude, wenn auch von breiter Ausdehnung. Der untere Theil in romaniſchem Stil gemauert mit Rundbogenfenſtern, der obere Theil aus Fachwerk. Gordon, Butler und Leslie ritten ſchweigend über die Zugbrücke, ſtiegen ſchweigend von den Roſſen. Gordon, der hier zu Hauſe war, lud ſie zum Nachteſſen. Da, beim Wein erſt wurden ſie geſprächig. „Seltſam!" ſagte Gordon, „ſonſt pflegt der Generaliſſimus nur mit beiläufig fünfzigtauſend Mann dem Feinde ſich zu nähern, jetzt thut er es mit fünf- bis ſechstauſend! Denn mehr ſind nicht mit ihm gekommen, ſagt mir Leslie." — Kaum ſo viel! bemerkte Butler. — „Und dazu", fuhr Gordon fort, „all' die Gerüchte und was mir Leslie erzählt von den Reden des Herzogs, welche dieſer im Wagen zu ihm gehalten, ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, ihn in die Feſtung aufzunehmen!" — Er iſt ein Verräther am Kaiſer, das iſt mir jetzt offenbar, nachdem ich ihn geſprochen, ſagte trocken Leslie. — „Nicht wahr?“ rief nun Butler, „ich hab's ſchon lange geahnt. Was wird aus uns? Wir ſind Alle drei Ausländer; was können wir in der Fremde aufweiſen als unſere Treue und Ehre, die wir unſerem Kriegsherrn ungefährdet bewahrt haben. Nicht wahr? Unſere Treue und Ehre gehört dem Kaiſer, iſt's nicht ſo?“ — Allerdings! ſagten Gordon und Leslie. — „Was ſoll denn nun alſo werden?“ fuhr Butler fort, „ſollen wir dieſem Friedländer gehorchen? Sollen wir ſeine Befehle ausführen?“ — 's iſt kaum möglich, rief Gordon, wenn er wirklich vom Kaiſer abgefallen iſt. Auf dem Hereinwege hat er mir befohlen, den Paß unter dem Sonnenwirbel aufzulaſſen, unſere Leute von Joachimsthal abzurufen. Ja, das heißt doch geradezu den Feind hereinlocken! Ich habe dem Kaiſer geſchworen, und meinen Eid muß ich halten. — „Was alſo thun?“ fragte Butler mit lauerndem Blicke. — Wir müſſen fliehen, antwortete Gordon, und wir können's. Die Thorſchlüſſel ſind in meiner Hand. — „Wenn wir nichts Beſſeres wiſſen als auszureißen“, ſagte Butler mit abſchmeckendem Tone, „das wird dem Kaiſer nicht viel helfen! Sind wir nicht Männer, Soldaten, Führer?!“ — Ja wol! Und nach einer kurzen Pauſe ſetzte Gordon hinzu: Wir müſſen uns auch zu etwas entſchließen, wenn wir hier bleiben. Entweder dem Herzoge gehorchen, und das wollen wir nicht, oder — „Oder?“ halfen Butler und Leslie. — Oder ihn feſtnehmen! — „Feſtnehmen! den Herzog von Friedland! Inmitten ſeiner Truppen!“ höhnte Butler. — Es liegt nur ein Regiment in der Stadt, entgegnete Gordon. — „Aber ein Tertſchka'ſches! Das führte zu weiter nichts, als daß wir niedergeſchlagen und zerriſſen würden. Nur mit einer grimmigen That, vor welcher alle Welt erſchrickt, können wir durchzukommen hoffen.“ — Das iſt das Richtige, ſagte trocken Leslie, wir müſſen ihn tödten!

Butler warf einen langen Blick auf Leslie. Gordon ſchwieg.

„Und nicht ihn allein“, fuhr Leslie fort, „den Ilow und Tertſchka mit ihm. Dann ſind die Truppen ohne Haupt. Den

Kinsky —“ — Still! unterbrach ihn Gordon. Es trat eine Ordonnanz ein und meldete: am Hauptthore der Feſtung verlange ein Eilbote ſofortigen Einlaß. — Das muß ich melden, ſagte Gordon, denn ich bin nicht mehr der Oberſte in der Feſtung. Oberſtwachtmeiſter Leslie, übernehmt Ihr die Anfrage beim Herzoge und das Weitere. Wir erwarten Euch hier.

Leslie verließ das Schloß und ging in das Pachelbel'ſche Haus hinauf. Er ging durch die Hinterthür hinein, welche auf ein enges Gäßchen führte, und erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß der Herzog ſein Wohn- und Schlafzimmer im Mitteltracte des Hauſes genommen, links vom Eintritt durch das Hinterhaus. Die hell erleuchteten Fenſter ſchimmerten in den Hof herab. Es führte auch eine Hintertreppe aus dem Hofe hinauf. Leslie beſah ſich dieſe Treppe, — inſtinctmäßig recognoscirte er — ſtieg aber nicht da hinauf. Es wäre unſchicklich geweſen. Er ging ins Vorderhaus, über die Hauptſtiege auf den Vorſaal. Dort waren Diener. Unter ihnen Roſtok. Dieſer übernahm die Meldung und ging links in das Hinterzimmer.

Leslie trat wartend nahe; er wollte wenigſtens hineinblicken, wenn Roſtok zurückkommend die Thür wieder öffnete. Das gelang auch. Roſtok mußte ſogar die Thür offen halten, weil der Herzog ihm etwas nachrief, als er ſchon auf der Schwelle war. Dabei ſah Leslie, daß der Friedländer in der Mitte des Zimmers an einem runden Tiſche ſaß. Neben ihm ein ſchwarzgekleideter Mann. Auf dem Tiſche ſtand eine ſchwarze Tafel mit weißen Zeichnungen — es war eine Himmelstafel, und der Mann neben dem Herzoge war Zenno.

Der Herzog ſeinerſeits ſah Leslie außen ſtehen und rief ihm zu: „Freilich einlaſſen, Leslie, und den Eilboten hierher führen!“ Leslie verbeugte ſich und ging. Er hatte noch das Bett erblickt rechts im Zimmer und einen langen Stoßdegen über dem Bette an der Wand aufgehängt. Nach einer Viertelſtunde war er mit dem Eilboten wieder da. Roſtok führte ihn jetzt in ein Vorderzimmer, in ein großes Gemach. Nach kurzer Weile kam der Herzog herüber in dies Gemach und nahm die Briefſchaften des Eilboten in Empfang. Es war nur ein großer Brief, den ausnahmsweiſe der Herzog ſelber öffnete. Es zuckte über ſein Antlitz, als er hineinblickte.

Auf ſeinen Wink verſchwand der Bote, und er ſagte vor ſich hin: „Der Unverſchämte! — Was meint Ihr, Leslie, was ſich dieſer Gallas unterfängt?! Denn das Schreiben ſendet Gallas, und es iſt das Patent des Kaiſers gegen mich. Sie ſollen's büßen! Nun giebt es gar kein Mittel mehr zur Verſtändigung, und ſo marſchire denn Sachſe und Schwede ein in Böhmen. Späteſtens übermorgen. Der Tanz geht los. Gute Nacht, junger Freund!“

Leslie eilte hinab ins Schloß mit der Nachricht für Butler und Gordon, die auf ihn warteten. „Uebermorgen ſchon!“ rieſen Beide. — Nun gilt kein Säumen — ſagte Butler entſchloſſen und zog ein großes Papier aus der Taſche. — Seht her — ſprach er — dies iſt auch eine Copie des kaiſerlichen Patents, welches ihn abſetzt und ſeine Helfershelfer. Ich trag' es ſeit Wochen bei mir, durfte aber keinen Gebrauch davon machen, bis Gallas das Signal geben würde. Jetzt hat er's gegeben, indem er dem Herzoge ſelbſt die Abſetzung ins Haus ſendet. Nun iſt er abgeſetzt, iſt ein Privatmann, und — wie er ſich eben gegen Leslie gezeigt — ein Reichs- und Hochverräther. Nun ſind wir aufgeklärt und berechtigt. Außerdem kann ich Euch ſagen, daß noch ein zweites, ſpäteres Patent exiſtirt, welches befiehlt, ihn lebendig oder todt zu fahen. — „Ah!“ — Bis übermorgen wird es hier ſein in Eger. Bis übermorgen können wir aber nicht mehr warten, denn übermorgen kommt der Sachſe und Schwede, wie Ihr gehört habt. Morgen alſo muß geſchehen, was geſchehen kann. Lebendig iſt er nicht zu haben, alſo — „Alſo muß er ſterben“ — ſagte ruhig Leslie. — Seid Ihr einverſtanden? fragte Butler. — „Einverſtanden!“ antworteten Beide.

Nun ging es an die Feſtſtellung des Planes. Darüber einigte man ſich nicht. Namentlich Gordon war hinderlich; ihm erſchienen alle vorgeſchlagenen Maßregeln zu unſicher und zu gewagt, und das Tertſchka'ſche Regiment beſonders war ihm ein Schreckbild.

Leslie übernahm es, bis morgen Mittag jede erreichbare Erkundigung einzuziehen über die Stimmung der Soldaten. Um Mittag des nächſten Tages wollte man wieder im Schloſſe zuſammentreffen und einen endgiltigen Beſchluß faſſen. So trennte man ſich. Es war ſpät am Abende. Butler blieb zur Nachtruhe auf dem Schloſſe. — Leslie ging in die Stadt hinauf.

Von den drei Männern waren in dieſer Nachtſtunde zwei mit dem Gedanken eines ſo blutigen Vorhabens und mit ihrem Gewiſſen beſchäftigt. Nicht des Blutes wegen. Sie waren hinlänglich gewohnt, das zu vergießen. Aber der Perſon wegen; der Form wegen.

Butler betete beim Auskleiden ſein regelmäßiges Gebet. Er war in den Formen ſeiner Kirche ſtets in gleichmäßiger Uebung geblieben, auch im Feldlager, auch in blutigſter Hantierung. Sein Kreuz zu ſchlagen, ſeinen Roſenkranz zu beten, ſeinem Caplan zu beichten lag ihm nahe, ohne daß er etwas dabei zu denken brauchte; es war ſeine Gewohnheit. Jetzt erinnerte ſie ihn auf die natürlichſte Weiſe daran, daß er morgen einen neuen Act für die nächſte Beichte erleben werde. Was wird der Caplan dazu ſagen? Das Beſte! Er hält ja die Ermordung des Friedländers für ein nothwendiges, für ein gutes Werk. Und, abgeſehen von allem Uebrigen, ein ſchlechter Katholik iſt er ja doch gewiß, dieſer Friedländer, dieſer Sterndeuter! Wer ſieht ihn denn je in einer Kirche! Sein Heer, ſeine nächſte Umgebung ſtrotzt von Ketzern, und jetzt verbündet er ſich gar mit den Heeren der Ketzer — der Caplan hat vollkommen Recht, hierüber herrſcht gar kein Zweifel und das Gewiſſen hat gar nichts einzuwenden.

So denkend ſtreckte er ſich aufs Lager, und hier kamen aus der Erinnerung lauter Geſtalten, die ihm zunickten: Carretto am Kiefernbuſche bei Steinau, der Kaiſer ſelbſt, den er damals, von Frankfurt kommend, in Wien geſprochen. Er war ſo freundlich geweſen! Er mußte ja jetzt fragend herüber ſehen nach Eger, ob ſeine Freundlichkeit den Oberſten Butler denn nicht veranlaſſen werde, den Hauptfeind zu beſeitigen?! Freilich! freilich! Und was iſt's für ein Dienſt! Welchen Lohn kann er in Anſpruch nehmen! Was wär' das für ein dummer Soldat der Fortuna, der ſolche große Gelegenheit unbenützt vorüber ließe! Ueber dieſen Gedanken ſchlief er ein und ſchlief ganz ruhig.

Gordon war unruhiger auf ſeinem Lager. Er hatte mehr Reſpect vor dem Friedländer, er meinte doch auch, ihm einige Dankbarkeit ſchuldig zu ſein. Vor einigen Wochen erſt hatte ihm der Herzog ein Regiment geſchenkt. Ach was! Um einen Anhänger zu gewinnen für die Rebellion! Und die Rebellion hat wenig Ausſicht. Das Häuflein, welches mit ihm kam, war verzweifelt klein, und Leslie ſagt: bei Kuttenplan ſind die Lauenburger Reiter vor ſeinen Augen davongeritten. Er ſtürzt! Und wie gebrechlich ſtieg er aus der Sänfte! Der hat ja gar nicht lange mehr zu leben! — Wenn's nur gelingt! — Wagen muß man freilich etwas als Soldat der Fortuna, und eigentlich muß man froh ſein, wenn ſich eine ſo gute Gelegenheit bietet. Es muß ja enorm belohnt werden, wenn's gelingt — wenn's gelingt —

Da ſchlief er ein; aber er träumte fortwährend, fuhr im Schlafe auf und gerieth in Schweiß.

Leslie ließ ſich auf gar keine Unterſuchung ein von wegen des Gewiſſens. Es war ihm ganz klar und plan, daß die Beſeitigung des Friedländers ein unermeßlicher Gewinn für den Kriegsherrn, für den Kaiſer wäre. Die Gelegenheit fand er brauchbar — was wäre da zu überlegen für einen Soldaten der Fortuna! ſagte er vor ſich hin, als er den Marktplatz hinaufſchritt.

Er wohnte da rechts im erſten Stocke eines Wirthshauſes. Unten im Schenkzimmer wimmelte es bis ſpät in die Nacht hinein von Soldaten. Er wollte zuſehen und zuhören, ob er einige richtige Kerle aus Tertſchka's Regiment herausfände für das verwegene Werk.

Das war ihm ſehr erleichtert durch die Beſchaffenheit ſeines Quartiers. Ueber der großen Wirthsſtube nämlich zu ebener Erde hing an der Wand ein wunderlicher Käfig aus Latten zuſammengeſchlagen. Er war für die Muſikanten beſtimmt, wenn unten getanzt wurde, wie es an gewiſſen Feſttagen zu geſchehen pflegte. Der Zugang zu dieſem Muſikantenkäfig war eine ſchmale Thür, welche vom erſten Stocke zugänglich war. Sie mündete auf den Gang, an welchem Leslie's Zimmer lagen, und ein paar Stufen führten von dieſer Thür hinunter zu dem Käfig, ein paar luftige Stufen.

Einige Male ſchon war Leslie des Abends hinabgeſtiegen in den Käfig, um ſeine Soldaten da unten zu belauſchen. Die Schenkſtube war ſo qualmig beleuchtet und es herrſchte darin immer ſo viel Dunſt, daß es da oben leidlich dunkel war. Es ſah auch Niemand da hinauf. Leslie ſelbſt aber hatte etwas von einem trockenen Humoriſten und hatte recht viel von einem malitiöſen Patrone. Es unterhielt ihn, ſeinen Soldaten plötzlich etwas vorhalten zu können, was ſie im Zorne oder Rauſche geſagt hatten. Er weidete ſich an ihrer Verblüfftheit, und es war ihm recht, daß ſie ihn für allwiſſend hielten.

Dieſe Ortsgelegenheit wollte er heute wieder benützen; heute hatte er einen wichtigeren Zweck. Er brauchte Soldaten zu dem Mordanſchlage auf Waldſtein, Ilow und Tertſchka. Sie waren nicht leicht zu haben, denn das Regiment gehörte Tertſchka ſelbſt. Und bloßſtellen konnte man ſich auch, wenn man an treue Eſel gerieth. Setze eine Nachtſtunde daran — ſagte er zu ſich — und beobachte die Lümmel! Zu dem Ende ſchnallte er ſeine Sporen ab und ſtieg vorſichtig in den Muſikantenkäfig hinab.

Die Wirthsſtube war heute ſehr voll und ſehr laut. Die Ankunft des Herzogs und ſeines zahlreichen Gefolges hatte großes Aufſehen gemacht und alle möglichen Gerüchte waren in Umlauf gekommen. Auch zahlreiche Bürger von Eger waren heute eingekehrt, um was Neues zu erfahren, und die Butler'ſchen Dragoner, welche gegen Abend mit hereingeritten waren, hatten ſich ebenfalls eingeſtellt. — Sie ſaßen abgeſondert beiſammen an einem Tiſche rechts unter dem Muſikantenkäſig. Die Officiere gegen die Mitte des Zimmers zu, die niedrigeren Chargen nach der Wand hin. Sie verhielten ſich ziemlich ſtill; ſie ſchauten und horchten, wie Fremde zu thun pflegen.

Um ſo lauter war es am Tiſche links unter dem Käſig. Da ſaßen Chargirte von Tertſchka's Regimente, und bei ihnen ſaß — der Bart-Conrad. Der führte das große Wort.

Starſchädel hatte ihn vor ſeiner Abreiſe in Pilſen dem General Tertſchka anempfohlen, daß er nöthigenfalls zu raſcher Sendung an die Sachſen benützt, nöthigenfalls auch geſchützt würde. So ſpielte er denn eine Art von Geſandten und gab es ſehr vornehm gegen dieſe Feſtungsratten, welche von den großen politiſchen Fragen nichts Geſcheidtes wüßten. Daß er die Tertſchka'ſchen damit ärgerte, war ihm gleichgiltig; er wollte nur ſich unterhalten, und je mehr er Bier verſchluckte, deſto dreiſter und lauter unterhielt er ſich.

Eine Kritiſirung des Waldſtein'ſchen Charakters wurde allmälig ſein Hauptthema. Er ſei ein Tyrann, ja wol ein Tyrann! Und weiter gar nichts! Das könne er, der Redner, am beſten wiſſen, denn er ſei vor anderthalb Jahren zu ihm übergetreten in der Hoffnung, endlich einmal den Anführer zu finden, welcher für ſchlichte, gemeine Leute was erobern werde von der unverſchämten vornehmen Welt. Nichts habe er erobert, nicht das Mindeſte! Auch nicht erobern wollen. Er, der Redner, wiſſe das genau. Monate lang habe er in ſeiner Nähe gelebt und Ordonnanz für ihn geſpielt. Da habe er ihn gründlich kennen gelernt. Ein Tyrann ſei dieſer Waldſtein, ein boshafter Tyrann und gar nichts Anderes.

Mit Vergnügen merkte Leslie, daß die Tertſchka'ſchen Zuhörer gar nichts dagegen einwendeten und daß der bärtige Fremde nun immer weiter ging in ſeiner Anklage.

„Jetzt kommt der Lohn, das heißt die Strafe“ — fuhr Conrad fort — „die Strafe für den niederträchtigen Hochmuth, der in ihm ſteckt. Nun mag kein Menſch mehr was von ihm wiſſen. Sein eigener Kaiſer nicht, und der Schwede nicht und der Sachſe nicht.“ — Oho! riefen Einzelne. — „Nichts da Oho! Seit ſechs Wochen bietet er ſeine Bundesgenoſſenſchaft aus wie ſaures Bier an den Schweden und an den Sachſen. Keiner mag ſie! Keiner rührt ſich. Flüchten hat er müſſen aus Pilſen, weil ihm die eigenen Truppen davongelaufen ſind und der Weimar nicht über den Wald 'rüber gekommen iſt zu ſeiner Hilfe, und der Arnimb nicht übers Erzgebirge. Er pfeift auf dem letzten Loche, der Tyrann, und das iſt die gerechte Strafe.“ — So arg iſt's nicht! rief Einer von den Tertſchka'ſchen. — „So arg iſt's nicht? Noch viel ärger iſt's. Der Weimar und der Arnimb kommen blos nicht, aber der Kaiſer kommt! Er kommt hinter ihm her mit dem Stricke und mit dem Richtſchwert!“ — Was heißt das?! — „Was das heißt? Das heißt: der Kaiſer hat ihn für vogelfrei erklärt.“

Jetzt entſtand ein drohendes Murren. Conrad aber fuhr fort: „Sagt, was Ihr wollt, 's iſt wahr. Horcht nur hin, wenn die Generale einander ins Ohr wiſpern. Zwei Patente aus Wien ſind gekommen. Das erſte ſetzt ihn ab, das zweite erklärt ihn für vogelfrei.“

„Wißt Ihr auch, was Ihr ſagt, guter Freund“, ſprach jetzt ein ſchwarzbärtiger Officier von den Tertſchka'ſchen und ſtand auf, „wißt Ihr auch, was vogelfrei bedeutet?“ — Das weiß ich ſo gut wie Ihr. Ich bin's lange genug ſelber geweſen — und dabei lachte er unanſtändig — das heißt: Jeder kann ihn todtſchlagen wo und wann er will, und es kräht kein Hahn darnach!

Eine Todtenſtille trat ein in der ganzen Wirthsſtube. Leſlie hätte den bärtigen Fremden umarmen mögen für den Dienſt, welchen er der beabſichtigten Execution leiſtete.

Hätte Conrad hier abgebrochen, die Sache hätte einen allgemeinen Anſtrich behalten und Niemand hätte ihn angetaſtet. Denn die Stimmung war auch hier in Eger ſchon unſicher, und man nahm ſolch eine grelle Aeußerung ſchweigend hin wie irgend eine andere politiſche Notiz, die den gemeinen Mann unterrichten konnte. Aber der Haß, welchen Conrad dem Waldſtein geſchworen, trieb ihn weiter, und er fuhr fort:

— Ein Heldenſtück iſt's freilich nicht, wenn kein Hahn darnach kräht. Aber, Gott ſtraf' mich, ich könnte dem tyranniſchen Satan den Hals umdrehen aus bloßer Paſſion, blos um meine Gall' abzukühlen, wenn's noch ſo viel koſtete!

Das vertrugen die Tertſchka'ſchen nicht. Vielleicht meinten ſie, vorher zu lange geſchwiegen zu haben und es jetzt wett machen zu müſſen, da der freche Fremde nun direct und perſönlich losbrach — es erfolgte ein donnernder Aufſtand am Tiſche und man fiel über Conrad her. Er war der Mann, ſich ſtandhaft zu wehren, und der ſchwarzbärtige Officier ſuchte ihn auch zu ſchützen. Aber die Uebermacht war zu groß, er wurde überwältigt und hinausgeworfen.

Das Zimmer leerte ſich dabei auf eine Zeit lang. Nur die Dragoner rechts unter Leslie blieben, und der ſchwarzbärtige Tertſchka'ſche Officier blieb und trat jetzt zu den Dragonern. Leslie kannte den Officier. Er hieß Peſtaluz. Sein jetziges Betragen war Fingerzeigs genug für den Beobachter, und Leslie zog ſich leiſe über die kleine Stiege hinauf zurück. Beim Auskleiden ſagte er zu ſeinem Diener: Morgen ganz in der Frühe, wenn ich auch noch ſchlafe, bringe mir den Hauptmann Peſtaluz hierher! Und nun ſtreckte er ſich behaglich auf ſein Lager, und während des raſch gelingenden Einſchlafens ſchaukelte ſich der eine Gedanke hin und her vor ſeinem Geiſte: das iſt eine capitale Gelegenheit für einen Soldaten der Fortuna! —

Der verhängnißvolle Tag, der fünfundzwanzigſte Februar, brach an mit ſauſendem Winde und Schneewehen. Um neun Uhr kam Peſtaluz, der ſchwarzbärtige Hauptmann vom Tertſchka'ſchen Regimente, aus dem Wirthshauſe am Markt. Er hatte oben im erſten Stock eine ganze Stunde verbracht mit ſeinem Oberſtwachtmeiſter Leslie, und der obere und niedere Officier hatten ſich über Alles verſtändigt. Ins untere Thor beſonders, hatte Peſtaluz verſprochen, ſollte zum Abende eine Wache gelegt werden, die gut kaiſerlich geſinnt ſei. Und die Stadt da unten zwiſchen dem Pachelbel'ſchen Hauſe und dem Schloſſe komme ja allein in Frage. Oben und bei dem unwirthlichen Winterwetter werde man gar nichts erfahren von Dem, was vorgehe.

Peſtaluz ging in ein Weinhaus, um ſeinen Geiſt zu ſtärken gegen den herabſtimmenden Wind. Er begegnete an der Thür des Weinhauſes dem Dragonerrittmeiſter Devereux, den er geſtern Abend im Wirthshauſe kennen gelernt. Dieſer hatte auch ſo früh ſchon Durſt und fragte den Peſtaluz, ob denn heut' was Beſonderes vorginge?

„Wie ſo?" — Es haben mich ſchon drei Perſonen gerade ſo gefragt, wie ich Euch jetzt frage. Es muß was in der Luft hängen. Der bärtige Ketzer geſtern hat alle Leute bedenklich gemacht. — „'s iſt Faſtnachtszeit!" ſagte lachend Peſtaluz. — Beiläufig gefragt, lieber Hauptmann, iſt der Graf Kinsky, welcher geſtern mit dem Herzoge gekommen iſt, derſelbe Kinsky, welchem die Herrſchaft Teplitz gehört? — „Derſelbe. Kennt Ihr ihn?" — Kaum. Bei der Armee hab' ich ihn nie geſehen. — „Nein; 's iſt ein Politicus."

Während ſie eintraten, ſchritt Leslie gegenüber aus ſeinem Hauſe zum Schloſſe hinunter.

Dort fand er Butler und Gordon in Uneinigkeit. Gordon war wieder wankend geworden, und Butler machte ihm Vorwürfe. Leslie hörte lächelnd zu, und auf Butler's Anfrage entgegnete er: „Ich habe meine Vorkehrungen bereits getroffen, und wenn die Herren es mir allein überlaſſen wollten —" — Pſt! — Ein Officier des Feldmarſchalls!

Dieſer eintretende Officier vom Dienſte Ilow's beſchied die drei Herren „in continenti" nach dem Hauſe des Generaliſſimus. Sie ſahen einander betroffen an, folgten aber ſogleich.

Natürlich nicht ohne Beſorgniß, daß ſchon etwas verrathen wäre. Im großen Vorderzimmer des Pachelbel'ſchen Hauſes eine Stiege hoch fanden ſie Ilow, Tertſchka und Niemann, und die ſtrenge und feierliche Haltung dieſer Friedländ'ſchen Proconſuln beſtärkte ſie in ihrer Beſorgniß. Namentlich Gordon fühlte den Boden unter ſich wanken. Ilow räuſperte ſich und begann eine Rede. Sie ging darauf hinaus, daß der Herzog von Friedland einen Eidſchwur von ihnen verlangte.

„Einen Eidſchwur?“ fragte Butler. — Daß Ihr treu zu ihm ſtehen wollt in Freud' und Leid, in Noth und Tod!

In Noth und Tod! wiederholten einſtimmig Tertſchka und Niemann. Butler, Gordon und Leſlie ſchwiegen.

„Nun?“ rief Ilow, „Ihr bedenkt Euch doch nicht, Ihr zaudert doch nicht?!“ — Gewiſſermaßen doch! entgegnete Butler. Ich hab' ja dem Kaiſer geſchworen! Wer entläßt mich des Eides, den ich dem Kaiſer geſchworen? Wäre dies erſt geſchehen, dann könnte ich als Glücksritter einen freien Entſchluß faſſen. — „Dummes Zeug! Thörichte Bedenklichkeit!“ ſchrieen Ilow und Tertſchka, und Ilow fuhr fort: „Was geht Euch der Kaiſer an?! Ihr ſeid ein Irländer, die beiden Herren ſind Schotten — was geht Euch Fremdlinge der Kaiſer an? Iſt das ſo ſelten in unſerm Kriege, daß man den Kriegsherren wechſelt, wenn man das Vertrauen einbüßt zum bisherigen? Oder habt Ihr etwa Vertrauen zum Kaiſer, der Euch nicht bezahlt?! Der Herzog zahlt Euch, was Euch der Kaiſer ſchuldig geblieben, der Herzog befördert Euch und macht Euch reich. Nicht mit einem vergoldeten Schlüſſel belohnt er oder mit einem ſchönen Säbel, mit einem krummen Gaul, wie man in Oeſterreich belohnt, keineswegs! Die Spiegelfechterei haben wir ſatt. Denn wenn ſie einem von Wien aus eine Herrſchaft geben, ſo iſt dies immer nur ein Zeichen, daß man nicht mehr lange zu leben hat. Entweder wird man vergiftet, oder es wird Einem ſonſtwie der Kopf genommen! — „Die Zeit iſt endlich gekommen, daß wir unſere Hände waſchen im Blute derer von Oeſterreich“, ſetzte Niemann hinzu in einem ſo trocken grimmigen Tone, daß der furchtbare Ernſt nicht zu verkennen war. — Alſo entſchließt Euch, dem Herzoge den Eid der Treue zu ſchwören! rief ungeduldig Tertſchka. — „Ich für meine Perſon bin wol bereit“, ſagte Butler langſam, „und dieſe beiden Herren wahrſcheinlich auch. Aber wir möchten nicht gern vorgreifen. Die Differenz zwiſchen dem Herzoge und dem Kaiſer kann ja doch wieder ausgeglichen werden, alsdann —“ — Nimmermehr! rief Ilow. Der Herzog iſt entſchloſſen, keinen Herrn mehr über ſich zu leiden. Und morgen Mittag ſind die Schweden in Eger. Binnen drei Tagen werden wir ein Heer beiſammen haben, dergleichen niemals eins iſt geſehen worden. — „Nun, dann morgen Früh, Herr Feldmarſchall, mit Eurer Erlaubniß. Ich bin etwas ſchwerfällig in religiöſen Dingen, und heute haben wir Faſtnachtsſchmauſe vor — das geht einem gewiſſenhaften alten Knaben wie mir, nicht recht zuſammen, Faſtnachtsſchmaus und Eid. Mit Eurer Erlaubniß alſo morgen Vormittag um die jetzige Stunde.“ — Gut denn, morgen um dieſelbe Stunde!

Butler, Gordon und Leslie traten ab und gingen, ohne ein Wort mit einander zu reden, eine ganze Strecke den Markt hinauf. Jeder hüllte ſich in ſeinen Mantel vor dem eiſigen Schneewinde.

Mitten auf dem Markte — ſie waren bei dem Wetter dort ganz allein — blieb Butler plötzlich ſtehen und ſagte zu Gordon: „Wollt Ihr noch zögern?“ — Nein! erwiderte dieſer. — „Alſo ſchickt Leslie zurück und laßt ſie, wie wir verabredet hatten, zum Schmauſe einladen. Um ſechs Uhr. Und laßt den Niemann nicht aus. Der brave Mann iſt ſo durſtig! — Kehrt Ihr heim, Gordon, und beſtellt Küche und Keller. Die ſtärkſten Weine! Ich treffe meine Anſtalten. Zunächſt mit meinem Oberſtwachtmeiſter Geraldin, auf den ich mich verlaſſen kann.“ — Ihr habt auch einen Rittmeiſter Devereux, ſagte Leslie, der mir nach der Beſchreibung ganz geeignet ſchiene — „Wißt Ihr von Dem? Allerdings ſoll der gute Dienſte thun. Auf dem Schloſſe finden wir uns binnen zwei Stunden. Gott befohlen!“

Sie trennten ſich. Leslie ging ins Pachelbel'ſche Haus zurück, um für Oberſt Gordon die Ilow, Tertſchka, Kinsky und Niemann zu einem Gaſtmahle heut' Abend um Sechs aufs Schloß zu laden.

Sie nahmen die Einladung heitern Muthes an und verſprachen, den nicht anweſenden Kinsky mitzubringen. Leslie war binnen wenig Minuten auf den Markt zurück und konnte das Weinhaus aufſuchen, in welches er vor einer Stunde Peſtaluz und Deveroux hatte eintreten ſehen.

Er rief ſie ab und nahm ſie mit in ſeine Wohnung hinauf. Deveroux war durch Peſtaluz ſchon vorbereitet, und Leslie konnte Beiden den ausführlichen Plan mittheilen, wie er geſtern Abend zwiſchen ihm, Butler und Gordon entworfen worden-war. Als er ſie genau unterrichtet ſah, entließ er ſie und empfahl Deveroux, ſofort ſeinen Oberſtlieutenant Geraldin aufzuſuchen, um deſſen Ordre in Empfang zu nehmen, und ſchärfte Peſtaluz ein, die beſten Leute auszuſuchen für die Thorwache. — Und daß Ihr's ja nicht vergeßt — ſchloß er — keinen Schuß! Kein Schuß darf gelöſt werden. Das giebt Alarm, und der muß ſorgfältig vermieden werden. Der Degen unten, die Partiſane hier oben, die thun ihre Schuldigkeit in der Stille. Ade!

Peſtaluz und Deveroux gingen. „Phibb!“ rief er noch, ehe er ſelbſt fortging, und ſein Diener trat vor ihn hin. Es war ein zwergartiger runder Junge mit boshaften Augen, der aus Schottland ſtammte. „Phibb, paß' auf! Um fünf Uhr kommſt Du aufs Schloß und ſuchſt mich auf. Es giebt ein leckeres Eſſen, und Du kriegſt Zuckerwerk, wenn Du aufmerkſam hinter meinem Seſſel ſtehſt. Aufmerkſam! Sobald ich Dir zuflüſtere: Apporte! ſo gehſt Du ſtraks zur Saalthür unſerem Tiſche gegenüber, öffneſt die Thür und rufſt hinein: Jetzt! — Verſtanden?“ — Yes, Sir!

Als der düſtere Wintertag ſeinen letzten ſchwachen Schein verlor, war Alles vorbereitet. Hundert Butler'ſche Dragoner ritten langſam zwiſchen den Wällen in die Stadt herein und hielten in einer engen Gaſſe unweit des Marktes. Der Oberſtwachtmeiſter Robert Geraldin, die Hauptleute Walter Deveroux, Edmund Burke, Macdonald und Brown, ſämmtlich vom Butler'ſchen Dragonerregiment, hatten die militäriſche Führung und Leitung übernommen. Hauptmann Peſtaluz vom Regiment Tertſchka unterſtützte ſie.

Gegen ſechs Uhr fuhr eine Kutſche vor das Pachelbel'ſche Haus, und Jlow, Tertſchka, Kinſky und Niemann traten in das Schneewetter heraus, um einzuſteigen. Jlow blieb einen Moment vor dem Hausflur zurück, um der ablöſenden Wache die Parole für dieſe Nacht zu geben, welche der Herzog eben beſtimmt hatte. „Sanct Jacob“ hieß ſie. Dann eilte auch er zum Wagen. Ehe er aber einſtieg, entdeckte ſein ſcharfes Auge die Dragoner, welche aus der engen Gaſſe hervorritten. „Was iſt das?“ rief er. — Hauptmann Burke, ein rothbärtiger Mann, der die hundert Dragoner führte, ritt eilig herzu, als er die Zögerung bei der Kutſche bemerkte, und meldete ſtreng ſoldatiſch: Die Patrouille, Herr Feldmarſchall, welche Seine Durchlaucht befohlen für die Nacht. Es hat Schlägereien gegeben.

Jlow ſtieg ein. Die Dragoner folgten. An der Schloßbrücke theilten ſie ſich. Ein Theil folgte, nachdem ſie eine Weile gewartet, dem Wagen über die Brücke, der andere Theil kehrte in die Stadt zurück und ritt in einzelnen kleinen Abtheilungen patrouillirend durch die Straßen.

Als die Gäſte ins Schloß getreten und die Dragoner herüber waren, wurde die Brücke aufgezogen und das Burgthor geſchloſſen. Eine Wache von zwanzig Mann Tertſchka'ſcher Leute unter Peſtaluz beſetzte das Burgthor. Die Schlüſſel wurden Leſlie hinaufgeſchickt.

Oben war man in geſpannter Erwartung. Die runde Tafel war in einer Ecke der holzgetäfelten Erkerſtube aufgeſtellt.

Der Eingang in dies Zimmer fand aus einem Winkel ſtatt. Die kurze Wand rechts vom Eingange hatte eine Thür, welche in einen Saal führte. In dieſem Saale war Deveroux verborgen und erwartete vierundzwanzig von den Dragonern, die eben unten abſtiegen. Die lange Wand ebenfalls rechts, wenn man nach der Tiefe des Erkerzimmers vorſchritt, hatte in ihrer Mitte auch eine Thür, und auch hinter dieſer Thür war ein Saal. In dieſem dem Tiſche näher gelegenen Saale war Geraldin aufgeſtellt mit ſechs Dragonern. Dies war die Thür, auf welche Leslie jetzt ſeinen Phibb dreſſirte, und zwar unter Scherzen dreſſirte.

Gordon, welcher unruhig im Zimmer auf und ab ging, fand dies unpaſſend, gab aber ſeine Unzufriedenheit nur durch Miene und jeweiliges Stehenbleiben kund. — Butler ſtand am Erkerfenſter und ſah in die dunkle Luft hinaus, welche an den Fenſtern rüttelte. Sein Gedanke war bei Patrik Taafe, ſeinem Caplan, und ob dieſer nicht vielleicht doch ſchon heute Abend in Eger eintreffen könnte mit beſtimmter Nachricht über das zweite Patent. Gallas, meinte er, ſei vielleicht ſchon diesſeit Pilſens geweſen, als er das erſte Patent in vergangener Nacht an den Herzog geſendet, und ſo poſitiv nach Eger geſendet habe. Vielleicht weiß Geraldin, der am ſpäteſten in der Stadt geweſen, von der Ankunft des Caplans! — Butler ſchritt raſch hinüber zur Saalthür an der langen Wand und öffnete ſie, um Geraldin zu fragen — da rief Gordon: Um Gottes willen, nicht öffnen, da tritt Illow ein!

Illow war wirklich der Erſte, welcher raſchen, klirrenden Schrittes eintrat und ſeinen Degen aus dem Bandelier hakte. Er ſtellte ihn an den Erker und rief fröhlich: „Wohin, Butler? Wohin? Wir wollen ſchmauſen! Ich habe einen braven Hunger. Habe den ganzen Tag commandirt! Der Herzog lebt ganz am Himmel mit ſeinem Senno. Nur an den Croatenoberſt, an den Corpus, hat er ein Schreiben erlaſſen im ganzen Laufe des Tages, daß er ſich mit ſeinen Truppen „anhero erhebe“ nach

Eger. Wo wolltet Ihr denn da hinaus, Butler? Habt Ihr Muſikanten da draußen?"

Butler verzog ſein altmodiſch ſtarres Geſicht zu einem grinſenden Lächeln und erwiderte: „Vielleicht, Feldmarſchall, vielleicht!" Gordon, dem angſt und bange wurde, ſchrie: „Auftragen! Auftragen! — Ich bitte, Platz zu nehmen, meine Herren". Man nahm Platz. Butler, Gordon und Leslie nach der freien Seite der Tafel, die Gäſte nach der Erkerecke. Kinsky, welcher ſtill und melancholiſch erſchien, in der engſten Ecke.

Das Schmauſen begann, und Illow wie Tertſchka entwickelten einen ſehr geſunden Appetit. Leslie beſorgte die Unterhaltung. Er erzählte ſchnurrige Geſchichten mit cyniſcher Laune, die Illow durch derbes Gelächter am meiſten zu würdigen wußte. Phibb ſtand hinter Leslie's Seſſel und half Teller wechſeln, von leichteren Speiſen ab und zu naſchend, wenn ſein Herr einen Reſt für ihn liegen gelaſſen.

Erſt nach einer halben Stunde kam das Trinken an die Reihe und mit ihm das Ausbringen von Toaſten. Tertſchka erhob ſein Humpenglas und brachte des Friedlanders Geſundheit aus, des königlichen Herrn, mit welchem er allenfalls zur Hölle fahren wollte. — Alle thaten Beſcheid. „Und ſein lange ſoll er leben!" ſetzte Leslie hinzu unter einem mißbilligenden Blicke Gordon's. Dann erhob ſich Illow und trank auf das Wohl des Herzogs Bernhard von Weimar, des neuen, ſtarken Verbündeten! — Dann Kinsky, welcher den ſchwediſchen Kanzler Axel Oxenſtierna mit wenig Worten feierte. Nun wurde es immer geſprächiger und lärmender. Leslie ſchürte um ſo mehr, je wortkarger Butler war. „Der Kurfürſt von Sachſen ſoll leben!" rief Illow, „der trinkluſtige Herr hat ſich doch endlich darein ergeben, daß Ernſt gemacht werde gegen den Kaiſer!"

— Ich weiß nicht — begann Butler mit ſeiner tiefen grollenden Stimme — ob es für uns ſchicklich iſt, ihn gerade deshalb leben zu laſſen. Wir haben ja doch dem Kaiſer geſchworen, und ich ſoll erſt morgen dem Kaiſer abſchwören. Ich finde es ſchicklich, heute noch einmal den Kaiſer leben zu laſſen! — „Seid Ihr verrückt, Butler?“ ſchrie Ilow.

Leslie aber wandte ſich zu ſeinem Phibb und ſchrie: Apporte! Apporte!

Während am Tiſche alle aufſprangen über dem ausgebrochenen Zwiſte, rannte der ſchottiſche Junge hinüber zur Saalthür und ſprach hinein: „Jetzt!“ Die lange Geſtalt Geraldin's mit gezogenem Degen trat ein. Hinter ihm, ebenfalls mit blanker Waffe, die ſechs Dragoner. „Viva casa d'Austria!“ ſchrie er, und am unteren Ende des Zimmers ſprang aus dem zweiten Saale Deverour mit gezogenem Degen, tumultuariſch hinter ihm die Schaar von vierundzwanzig Dragonern. „Haus Oeſterreich hoch!“ rieſen fünfundzwanzig Stimmen wie aus einer Kehle, und über dreißig Männer eilten unter ſtampfendem Sporenklirren auf die Tafel zu. Hier hatten Butler, Gordon und Leslie ihre Degen gezogen, die Armleuchter vom Tiſche erhoben und im Chor gerufen: „Vivat Ferdinandus!“ Leslie ſchleuderte nun ſeinen Leuchter über den Tiſch hinüber und warf den Tiſch um, ſo daß die Tafel ſammt allem Geſchirr den Schlachtopfern auf Leib und Füße fiel. Und nun begann das Gemetzel.

Kinsky, am wehrloſeſten eingeengt, wurde zuerſt erſtochen. Ilow wendete ſich rückwärts nach ſeinem Degen, und es fuhren ihm drei Klingen durch den Leib, ehe er ihn ziehen und ſich vertheidigen konnte. Nur Tertſchka fand Zeit und Raum, ſeine Waffe aus der Scheide zu reißen und ſich zu wehren. Die Körper Kinsky's und Ilow's und der umgeſtürzte Tiſch deckten ihn zur Rechten, die Erkerecke ſchützte ihn ein wenig zur Linken, ſeine lange, vorgebeugte Geſtalt, ſein langer Degen, den er mit Rieſengewalt hauend und ſtoßend handhabte, hielten ihm eine Zeit lang die andringende Menge vom Leibe. Er ſchimpfte und fluchte dabei auf die „treuloſen Verräther“, und brüllte endlich, als er matt zu werden anfing, um Hilfe, erhoffend wol in letzter Noth, daß die Leute von ſeinem Regimente unten am Burgthore ihn hören könnten. Niemand hörte. Umſonſt hatte er ſchon drei Gegner niedergeſchlagen, umſonſt waren Hiebe und Stiche an ſeinem Koller von Elennshaut abgeprallt, der Hiebe und Stiche wurden zu viel, durchbohrt brach endlich auch er zuſammen und ſtürzte auf das Eſtrich wie ein ächzend verendender Auerſtier.

Eine augenblickliche Stille trat ein. Man hörte die Schloßuhr ſchlagen. Acht Uhr. Alle traten einen Schritt zurück von den Leichen. Deverour allein blieb bei Tertſchka ſtehen und zeigte ſeinen Degen, der bis nahe an den Korb abgebrochen war auf Tertſchka's Elennshaut. — Vorwärts zur Hauptſache! — ſprach Leslie mit ganz gelaſſener Stimme. — Da hörte man im Vorſaale Tumult. Auch dort waren Dragoner poſtirt, denn man hatte die Diener Ilow's, Tertſchka's und Kinsky's in ein Zimmer geſperrt, damit ſie ihren Herren nicht zu Hilfe eilen und auch nicht die Nachricht von der Mordſcene ausſprengen könnten. — Dort hinaus war aus dem Getümmel in der Erkerſtube Niemann entkommen, der Dragonerpoſten hatte ihn um die Loſung angerufen. Sanct Jacob! hatte Niemann geantwortet. — „Falſch! Oeſterreich! heißt die Loſung!“ hatten die Dragoner erwidert und hatten ihn über den Haufen geſtoßen. Dies war nahe an dem Zimmer geſchehen, in welchem die Diener eingeſperrt waren. Sie ſchrieen und ſuchten mit heftigen Schlägen die Thür einzubrechen, die Dragoner antworteten mit Schimpfreden, und dies war der Tumult, welcher im Erkerzimmer gehört wurde.

Leslie eilte hinaus, Butler folgte, Geraldin und Deverour desgleichen mit ſämmtlichen Dragonern. Gordon blieb es vorbehalten, im Erkerzimmer aufräumen zu laſſen.

An Niemann's Leiche vorüber polterte der Troß in den Hof hinunter. Dort fand man Peſtaluz mit mehreren Soldaten ebenfalls in blutiger Arbeit. Einige Diener waren aus dem verſchloſſenen Zimmer oben durchs Fenſter herabgeklettert und waren von Peſtaluz und den Seinigen niedergemacht worden.

„Keiner entkommen?“ fragte Leslie. — Ich glaube nicht — antwortete Peſtaluz — die Finſterniß iſt freilich ſchwarz; Aber in die Stadt kann Keiner; die Brücke iſt aufgezogen. — „Laßt ſie nieder! Wir müſſen hinauf.“

Im Vorübergehen nahm Deveroux eine Partiſane mit ſich aus der Burgthorwache. „Degen taugen nichts zu ſolchem Geſchäft“, meinte er, „das lange breite Eiſen an langem Schaft thut beſſere Dienſte.“ — Ganz richtig! — ſagte Peſtaluz, der verabredetermaßen zur Stadt folgte. Der Wind fegte ſtürmiſch, als ſie über die Brücke ſchritten. Dennoch hörten ſie, als die Brücke hundert Schritte hinter ihnen lag, zwei Schüſſe.

Butler ſtand ſtill und fluchte, daß die Tölpel trotz des Verbotes Lärm machten. Leslie tröſtete ihn: Man hört's nicht weit in dem Sturme. Und Peſtaluz ſagte: Es wird einem der Diener gegolten haben, der vorhin vielleicht entwiſcht iſt und in den Wallgraben hat ſpringen wollen. So war es auch. Es war Kinsky's Reitknecht, derſelbe, welcher damals zwiſchen Arbeſau und Peterswalde ſchon einmal Deveroux und Conſorten entkommen war. Er kam jetzt über den Wall geklettert und duckte ſich, als er die Stimmen hörte. Die Schüſſe hatten ihn nicht getroffen. Mauſeſtill kauerte er im Kothe, die Finſterniß hüllte ihn in ihren Mantel.

„Wenn ein Kerl auskommt“, ſagte Butler, „ſo kann er in der Stadt Lärm machen. Die Wache am unteren Thore muß in Pflicht genommen werden. Iſt es zu wagen, Peſtaluz?“ — Ohne Schwierigkeit! Es ſind meine Leute, wie in der Burgthorwache.

So eilte man denn zum unteren Thore. Die Dragoner mußten außen warten. Butler, Geraldin, Deveroux und Peſtaluz traten in das Officierzimmer. Der Officier, ein Freund von Peſtaluz, wurde hinausgeſchickt mit dem Befehle, ſeine Leute unters Gewehr treten zu laſſen.

Butler ſetzte ſich auf einen Schemel und fragte Geraldin: ob er nichts vernommen habe über die Ankunft des Caplans in

Eger? „Ich hab' von Niemand gehört, daß er angekommen wäre, Oberſt."

Butler ſtarrte vor ſich hin. Leslie fragte, warum gezögert würde? Butler ſah ohne Blick ins Leere und ſagte: „Die vier Leichen im Schloſſe bedeuten nicht ſo viel. Aber der Herr oben am Markte! — Haltet Ihr's für möglich, daß wir ihn blos gefangen nehmen? Die Feſtung iſt ja unſer!" — Die Feſtung iſt nicht unſer — erwiderte Leslie — denn was bedeutet eine Compagnie der Tertſchka'ſchen, eine Compagnie wenn's hoch kommt! welche Hauptmann Peſtaluz bei Nacht und Nebel für uns feſthält! Wenn morgen die Sache ruchbar wird und der Generaliſſimus lebt, ſo kann der Teufel losgehen.

Da erhob ſich Butler und ſagte vor ſich hin: „Wackere Stützen des Thrones und unſeres heiligen Glaubens dürfen nicht auf ein Commando warten. Ihr guter Geiſt muß ihnen ſagen, was in drängenden Stunden zu thun iſt, was auf eigene Verantwortung zu thun iſt"

Dies waren die Worte, welche Carretto zu ihm geſprochen am Föhrenwäldchen bei Steinau. Mit ihnen panzerte er ſich und ſchritt hinaus vor die Truppen, welche unterm Gewehr ſtanden. Er forderte ſie auf: dem Kaiſer neuerdings Treue und Gehorſam zu ſchwören.

Sie ſchworen.

Dann ging er zurück in die Wachtſtube und winkte Leslie, Geraldin, Devereux und Peſtaluz, ihm zu folgen.

„Es ſoll alſo geſchehen", ſagte er innen. „Aber vorſichtig und mit aller Sicherſtellung. — Oberſtwachtmeiſter Leslie revidirt alle Wachtpoſten in der Stadt, und beſonders die an des Herzogs Hauſe. Er revidirt auch die Hauptwache. Hauptmann Peſtaluz bezieht mit ſeinen ſicheren Leuten die Poſten vor und hinter dem Pachelbel'ſchen Gebäude. Oberſtwachtmeiſter Geraldin läßt ſechs der ſtärkſten Dragoner hier zurück für Rittmeiſter Devereux. Mit den übrigen Dragonern läßt er die Stadt abpatrouilliren und ein Contingent dann am unteren Markte aufſtellen. Bis neun Uhr erwart' ich hier Rapport von ihm, vom Oberſtwachtmeiſter Leslie und vom Hauptmann Peſtaluz. Marſch!"

Alle verließen ihn. Er blieb eine halbe Stunde allein. Brütend ſaß er auf ſeinem Schemel und es regten ſich an ihm nur die Finger, welche den Roſenkranz abrollten, und die Lippen, welche lautlos beteten.

Um neun Uhr kamen Alle zurück. Alles war in Ordnung. Man brach auf. Deveroux hatte ſeinen ſechs Dragonern Hellebarden reichen laſſen, die ſich auf der Wache vorfanden. Leslie ſchilderte ihm unterwegs die Ortsgelegenheit des Hauſes, welche er geſtern beobachtet hatte, und empfahl ihm, den Ausgang im Hinterhauſe ſcharf beſetzen zu laſſen, weil man durch eine Hoftreppe dort entfliehen könnte.

Als ſie dem Markte nahe kamen, ſtürzte ihnen der Sturmwind mit aller Macht entgegen und von den Dächern flogen Ziegel. Es war ein unheimliches, abſcheuliches Wetter. Sie hielten an. Deveroux ging durch das Gäßchen hinüber, um dem Poſten vor der Hinterthür Verhaltungsbefehle zu geben. Die Uebrigen warteten und ſchlugen die Mäntel feſt um ſich.

Als Deveroux zurückkam, hatte er zu melden, daß der Poſten weibliches Geſchrei im Nebenhauſe gehört. Es müßte doch wol Nachricht vom Tode ihrer Männer an die Frauen Tertſchka's und Kinsky's gelangt ſein — das könnte den Herzog aufſchrecken.

„Vorwärts marſch!" rief Butler.

Der Reitknecht Kinsky's war allerdings angekommen und hatte ſeiner Herrin gemeldet, ſo viel er gewußt. Das heißt von Mordſcenen auf dem Schloſſe, die wahrſcheinlich den gnädigen Herrn und die Herren Tertſchka und Ilow betroffen hätten. Genaues hatte auch er nicht angeben können.

Leslie ſorgte ſogleich dafür, daß vom Nebenhauſe Niemand zum Herzoge hinüber durfte. Des Herzogs ſtrenge Hausordnung, welche allen Lärm von ihm fern hielt, war ihm dabei zu ſtatten gekommen. Die Frauen hatten im erſten Schrecken nicht ſogleich zum Herzoge zu ſchicken gewagt.

Butler blieb unten im Hauſe; Leslie begab ſich auf die Hauptwache, Geraldin zu ſeinen Dragonern, Peſtaluz ward zur Hinterthür geſendet. Deverour, die Partiſane in der Hand, ſtieg die Treppe hinauf; hinter ihm ſechs Dragoner mit Hellebarden bewaffnet.

Ehe ſie oben waren, ſchritt Zenno, ohne ſie zu bemerken, nach ſeinem Zimmer. Er kam vom Herzoge. Der Schluß ihrer aſtrologiſchen Studien war heute der geweſen, daß ſie zu ganz verſchiedenartigen Deutungen gelangt waren. Der Herzog hatte geſagt: Die Conſtellation zeigt günſtigen Erfolg für mein Vorhaben, für Dich deutet ſie auf Gefangenſchaft. — Zenno aber hatte entgegnet: Meine Berechnung ergiebt, daß die Stunde der Gefahr noch nicht vorüber iſt.

Zenno alſo hatte es beſſer getroffen.

Deverour wartete eine Weile auf der Treppe. Die Schritte, welche er oben im Vorſaale hörte, ſollten ſich erſt entfernt haben. Es ging auch noch ein Page hinter Zenno her, welcher in einer goldenen Schale dem Herzoge Weizenbier gebracht hatte zum Schlaftrunk. Roſtok war hinter ihm aus dem Zimmer des Herzogs getreten und hatte die Thür geſchloſſen. Der Herzog war eben zu Bett gegangen.

Als Roſtok von der Thür fortging, erſchien Deverour auf der letzten Stufe der Treppe. Links von ihm war der erleuchtete Vorplatz, jenſeit deſſelben links nach dem Hofe war nach Leslie's Beſchreibung das Schlafzimmer des Herzogs. Dorthin marſchirte Deverour mit ſeinen Dragonern.

Roſtok ging abwärts von Deverour im Gange hin, hörte aber das Geräuſch der Soldaten. Er kehrte um, kam ihnen abweiſend entgegen und rief ihnen mit gedämpfter Stimme zu: Was ſie da wollten?! Der Herr ſei zu Bette —

Er konnte nicht weiter ſprechen. Auf einen Wink Deverour' war er durch zwei Hellebarden niedergeſtreckt, er taumelte nach der Thür des Schlafzimmers, als müßte und könnte er dieſe noch decken — Mörder, Rebellen, Mörder! mit kreiſchender Stimme ſtöhnend.

Deveroux ſprang zur Thür, und als er ſie verſchloſſen fand, trat er mit dem Fuße heftig dagegen. Sie wich nicht ganz. Die Dragoner, Roſtok's Leichnam bei Seite ſchiebend, halfen mit Fußtritten und Hellebarden — die Thür flog auf.

Das Zimmer war durch eine Nachtampel beleuchtet. Der Herzog ſtand im Hemd nahe beim Fenſter. Der Lärm hatte ihn aufgeſchreckt; er hatte den Degen an der Bettwand heruntergeriſſen und mochte zum Fenſter gegangen ſein, um in den Hof hinab nach der Wache zu rufen. So überraſchten ihn die Mörder.

„Biſt Du der Schelm, der des Kaiſers Volk dem Feinde zuführen, dem Kaiſer die Krone vom Kopfe reißen will?“ ſchrie Deveroux und holte aus mit der Partiſane.

Waldſtein ſah, was ihm bevorſtand von ſieben ſolchen Bewaffneten. Er ließ den Degen zu Boden fallen und breitete beide Arme aus, ohne ein Wort zu ſagen. Die ſtumme Pantomime ſprach laut: Stoß' zu und mach' ein Ende! Deveroux ſtieß zu, und beim Zurückziehen wendete er das Eiſen. So brachte die breite Wunde augenblicklich enormen Blutverluſt und ſchnellſten Tod. Der Getroffene ſtürzte leblos auf die Diele. Die Dragoner drängten hinzu und wollten ihn durchs Fenſter auf den Hof hinabſtürzen.

„Nicht ſo!“ ſagte Deveroux, „ſchlagt ihn in den Teppich, der dort vor dem Bette liegt, und tragt ihn hinab.“

So geſchah es. In dieſen rothen Teppich gehüllt, wurde er hinuntergetragen und von Butler in Empfang genommen. Er ſchickte ins Wirthshaus hinüber, wo Leslie wohnte, und ließ deſſen Wagen anſpannen. In dieſem Wagen wurde die Leiche des Herzogs von Friedland aufs Schloß gefahren und zu den vier anderen Leichen gelegt, welche Gordon hatte hinabtragen und in ein Gewölbe legen laſſen. Lauter Ausländer, Iren und Schotten alleſammt — die Dragoner waren ſämmtlich Irländer — hatten die Execution vollzogen.

Am nächſten Morgen erſt verbreitete ſich in Eger die Kunde des blutigen Vorganges. Sie erregte, wie Butler vorausgeſehen, nur Schrecken, aber keinerlei Auflehnung.

Niemand wurde ärger davon betroffen als der Bart-Conrad. Es beſtürzte ihn die Nachricht ſo, als ſei er ſelbſt der Mörder, und ſie erſchütterte ihn, der doch ſonſt nicht ſo leicht zu erſchüttern war. Bei aller Rohheit hatte er immer noch mehr Gewiſſen als ein Leslie, ein Deveroux, ein Peſtaluz. Seine Reden im Wirthshauſe hätten den Mord veranlaßt! ſchrie es in ſeinem Innern.

Er ſtürzte hinab zum Schloſſe, um ſich zu überzeugen, ob es denn auch wahr ſei. Man hinderte den Zugang nicht, und er konnte in das Gewölbe hinein, wo die bis aufs Hemd entkleideten Leichen auf Stroh lagen. Sie waren ſtarr gefroren.

Der Anblick Waldſtein's, des furchtbaren Gebieters, in ſo nichtiger Hinfälligkeit, fiel wie Todesſchauer auf Conrad. Er lief in die Stadt zurück, ſattelte mit fliegenden Händen ſein Pferd und ritt zum Thore hinaus. Niemand fragte ihn, Niemand hielt ihn auf; die militäriſche Polizei war ſchlaff und unthätig.

Er war der Erſte, welcher Arnimb die Botſchaft vom Ende des Friedländers brachte, und er hatte lange reiten müſſen, um das ſächſiſche Heer zu treffen. Es hatte ſich nicht in Bewegung geſetzt — Arnimb hatte auch jetzt noch nicht vollſtändig an den ernſtlichen Uebergang Waldſtein's geglaubt. Steinau war unvergeßlich geblieben.

Auf der andern Seite, wo Bernhard von Weimar befehligte, war es nicht anders. Waldſtein hatte allen Glauben verloren, und das war ſein Untergang. Es war aber auch ein ſchwerer Nachtheil für die proteſtantiſchen Heere, daß ihre Führer ſo ungläubig geworden. Wären ſie bei Zeiten gegen Pilſen aufgebrochen, ſie hätten vielleicht die Auflöſung des Waldſtein'ſchen Heeres verhindern, hätten ſie jedenfalls zur Eroberung Böhmens ausbeuten können. Jetzt entging das kaiſerliche Heer dieſer außerordentlichen Gefahr völlig; die Lücke wurde ausgefüllt, weil der Feind dazu Zeit ließ, und der nächſte Sommer ſah das kaiſerliche Heer ſiegreich. Denſelben Tag noch gelang ein wichtiger Fang bei Eger. Butler und Leslie fanden die Anzeige vor, daß der Lauenburger Herzog Franz von Tirſchenreut her erwartet würde. Er wurde gefangen und nach Wien abgeliefert. Sparr wurde in Pilſen gefangen und ebenfalls zur Unterſuchung abgeführt als ein eingeweihter Vertrauter Waldſtein's.

Leo erfuhr die Schreckensnachricht von Eger in Prag, wo er mit dem Juden Baſſevi fruchtlos verhandelte.

Sein erſter Gedanke war die Herzogin Iſabella. Er eilte nach Bruck, um zu tröſten und zu helfen. Die Herzogin war ſtill gefaßt. Zunächſt war ſie nur bedacht, der todten Hülle des Herzogs gerecht zu werden. Die Leichen waren in rohe Särge gezwängt und nach Mies geſchickt worden, mit Ausnahme Niemann's, deſſen letzte Aeußerungen ihm die Abſonderung und Verſcharrung an gemeinem Orte zuzogen. Auch in Betreff der Uebrigen, den Reſt des einſt gefürchteten Herzogs einbegriffen, äußerte ſich Piccolomini, welcher zuerſt über Mies nach Eger kam: man ſolle ſie an einem ſchimpflichen Platze vergraben! Dies geſchah nicht. Sie ſtanden lange bei den Minoriten in Mies und wurden ſpäter in Prag ſtill beigeſetzt. Für den Friedländer erreichte Herzogin Iſabella endlich nach Jahresfriſt, daß er in Waldiz, der von ihm errichteten Gruft bei Gitſchin, beſtattet wurde. Aber auch dort war dem zerfallenden Leibe keine vollkommene Ruheſtätte beſtimmt. Die in Böhmen eindringenden Schweden nahmen ſeinen Schädel und ſchickten ihn nach Stockholm. Leo ging von Bruck nach Veldes und holte ſeine Großmutter. Mit ihr kam er nach Gnadenfrei, und dort feierte er ſtill ſeine Hochzeit. Er feierte ſie nach dem einfachen Gnadenfreier Ritus, zu welchem er ſich mit ſeiner Magna bekannte und für welchen Hans und Marie einen milden, jungen Theologen gewonnen hatten an die Stelle des verlorenen Seifert. Er feierte ſie ſtill, weil die Sorge um Vater Sparr auf ihnen lag. Dieſe Sorge wurde bald gehoben: Sparr wurde frei. Er kam zu ſeinen Kindern und zog mit ihnen, mit Mutter Julia und der Großmutter nach Mecklenburg, wo die Waldſtein'ſche Herrſchaft unverkürzt in den Beſitz des Ritters von Steinwald überging. Die Quittungen in Hamburg verwerthete Leo und ſendete den ganzen Betrag nach Bruck. Die Unterſuchung gegen die Friedländiſchen Verſchwörer ging erſt im nächſten Jahre zu Ende. In Regensburg wurde ſie durch eine Commiſſion erledigt. Ein einziger Mann büßte noch mit dem Leben: Ulrich von Schafgotſch wurde hingerichtet. Die übrigen Angeklagten, Scherfenberg, Mohr von Wald, Heimerle namentlich, kamen „mit Leben und Ehre“ davon, wie die damalige Formel lautete.

Die Gegner und Sieger Waldſtein's wurden reichlich belohnt. Butler erhielt eine der größten Herrſchaften des Friedländers, Hirſchberg bei Münchengrätz — einundzwanzig Güter gehörten zu ihr — und wurde in den Grafenſtand erhoben. Grafen wurden überhaupt unter dem zweiten Ferdinand in erſtaunlicher Anzahl geſchaffen. Butler genoß aber den Lohn nur kurze Zeit: er ſtarb noch um Weihnacht dieſes Jahres 1634, ohne einen Stammhalter zu hinterlaſſen. In ſeinem Teſtamente bedachte er die Minoriten in Prag, auf daß ſie ein Kloſter erbauen und ihn begraben ſollten in dieſem Kloſter. Seine Brüder, ebenfalls im kaiſerlichen Heere, haben den Namen fortgepflanzt.

An den Oberſt gewordenen Geraldin hatte ſeine Witwe zwanzigtauſend Gulden als „Recompens“ zu bezahlen.

Auch Gordon erhielt zwei Güter.

Leslie, der mit Deverour perſönlich nach Wien geeilt war, um Bericht zu erſtatten, erhielt ein Regiment, den Grafentitel und die Herrſchaft Neuſtädtl. Er lebte lange und machte mit tapferer Gewandtheit ſeine Laufbahn, beſonders in militäriſch-diplomatiſchen Aufgaben. Er ſtarb in hohen Würden dreiunddreißig Jahre nach der Execution in Eger, und auch er hinterließ keine Kinder.

Devereux, auch reichlich belohnt, focht wie Geraldin noch eine Reihe von Jahren und ſtarb in Prag an der Peſt. Die Prager erzählten, daß allnächtlich die wilde Jagd über ſein Grab galoppire.

Gallas wurde der Haupterbe des Friedland'ſchen Beſitzes: er erhielt die großen Herrſchaften Friedland und Reichenberg. Es ſchien ihm nicht genug. Aber bei aller Freigebigkeit theilte man doch in Wien dieſe Meinung nicht. Er ſtarb erſt im vorletzten Jahre des deutſchen Krieges, im Jahre 1647, führte alſo noch dreizehn Jahre Krieg, zahlreiche Schlachten fechtend. Faſt durchgängig ohne Glück, ſo daß ihm der Zuname „Heerverderber“ beigelegt wurde. Auch ſein Mannsſtamm erloſch frühzeitig, und die Stammherrſchaften des Friedland'ſchen Namens gingen durch Heirath an die Familie Clam über, welche ſie noch jetzt beſitzt. Sie führt zu ſeinem Gedächtniſſe den Namen Clam-Gallas.

Aldringer erhielt das Kinsky'ſche Teplitz „mit allen Appertinentien“. Auch er blieb ohne Nachkommen. Er war unverheirathet, und die Clary's kamen durch Heirath ſeiner Schweſter in den Kinsky'ſchen Beſitz bis auf den heutigen Tag.

Piccolomini und Colloredo beerbten in reichem Maße Tertſchka. Jener erhielt Nachod, dieſer Opotſchno. Iſolano erhielt Aicha, Diodati Rieſenburg, Carretto die großen Herrſchaften Weißwaſſer und Hühnerwaſſer. Selbſt die geringeren Führer wurden reichlich bedacht: Hatzfeld bezog Güter von Schafgotſch, namentlich Trachenberg. Teuffenbach, Götz, Strozzi, Beck, Lambon, Morzin, Desfours bezogen Friedländ'ſche und Kinsky'ſche Güter. Endlich erhielt noch ein Vetter des Friedländers, Max von Waldſtein, die letzten ſtattlichen Fetzen des zerriſſenen Löwenfelles. Er galt für denjenigen Waldſtein, welchen der Friedländer zu ſeinem Waldſtein'ſchen Nachfolger einzuſetzen geneigt geweſen. Da er nun immer gut kaiſerlich verblieben war, ſo überließ ihm der Kaiſer eine erhebliche Anzahl von Herrſchaften, unter ihnen Münchengrätz.

Der untergeordneten Officiere nicht zu gedenken, welche ebenfalls mit Gütern beſchenkt wurden!

Es war eine großartige, merkwürdige Hingabe von Grundeigenthum an Kriegsleute, eine vollſtändige Widerlegung des Ilow'ſchen Wortes vom „krummen Gaul". Wenn auch nicht die Erde, doch das Königreich Böhmen, Mähren und Schleſien wurde neu vertheilt.

Die Perſonen wechſelten, die Sache blieb unerledigt. Die große Streitfrage über Glauben und Reich war nach ſechzehnjährigem Kriege nur darin weiter gerückt, daß viele Tauſende in die Erde geſunken und daß ein großer Theil deutſcher Erde nur noch ein Todtenacker war. Es fehlten Hände zum Anbau des Feldes, und wo ſie zur äußerſten Nothdurft nicht fehlten, da zog die Kriegsfurie von Neuem drüber hin und zerſtampfte die junge Saat, die Peſt im Gefolge, die Verwilderung im Herzen.

Der Religionskrieg war erſchöpft, der Krieg keineswegs. Wüſt und hohnlachend entwickelte er ſich ziellos zum Gewerbe. Waldſtein hatte es entwickelt, ſo talentvoll entwickelt, daß ſeine Heerverfaſſung ein Rahmen geworden iſt, welcher Jahrhunderte hindurch in Oeſterreich Feſtigkeit und Zweckmäßigkeit bewährt hat. Aber er hatte ſich unfähig erwieſen, dies Kriegsinſtrument für ein großes Ziel zu verwenden. Leiblich und geiſtig unfähig. Seine Körperkraft verſagte zu früh, und ſeinem Geiſte hatte er ſelbſt die Schwingen geknickt in Ränken, Intriguen und perſönlichen Kleinlichkeiten. Das Ideal eines großen Vaterlandes fehlte in ſeiner Seele, und ſo blieb bei ſeinem Sturze nichts übrig als äußerlicher Beſitz, welcher vertheilt werden konnte ohne irgend eine weitere Folge.

Seine Gattin und Tochter wurden übrigens freundlich vom Kaiſer behandelt. Jedermann redete der ſanften und wahrhaftigen Herzogin Iſabella das Wort, und es verblieb ihr ein anſehnliches Witthum, namentlich die Herrſchaften Böhmiſch-Leippa und Neuſchloß. Sie wurden die Mitgift für die kleine Marie, welche ſpäter den Grafen Rudolph von Kaunitz heirathete.

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

* * *

15. Band.

Der deutſche Krieg.

III. Herzog Bernhard.

Wien, 1880.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Der deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

III. Herzog Bernhard.

Wien, 1880.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Ein Nachmittag im Frühling lag ſchwül und drückend auf der Erde. Kein Lüftchen regte ſich und die Sonne war verdeckt durch eine ſchwarzgraue Wolkenſchicht, welche am Abendhimmel emporſtieg. Ein Reiter auf einem Maulthiere, der gegen Südoſten ritt, ſah ſich nach dieſer Wolkenſchicht um und ſagte zu ſeinem Begleiter: „Dies wird eins von den Frühlingsgewittern, welche plötzlich da ſind und eine Sündfluth herabſtürzen. Wir werden Nancy nicht mehr erreichen“. Der Begleiter, ein eleganter Cavalier auf ſchönem Roſſe, erwiderte: — Was Nancy?! Seid Ihr ſchon wieder zweifelhaft! Wir laſſen Nancy links. Unſer heutiges Ziel iſt Toul. Ihr ſeid geradezu thöricht mit Eurer Abneigung vor dem Wege nach Paris. Wir müſſen dahin. Sie hatten in Brüſſel ganz Recht mit der Behauptung, daß für die nächſte Zeit der ganze Schwerpunkt des deutſchen Krieges in Paris liegen würde. Ich hab' Euch nachgegeben bis jetzt, weil Ihr Zeit zur Ueberlegung verlangtet, und habe mich immer weiter nach Oſten von Euch drängen laſſen, von den Ufern der Maas bis an die Ufer der Moſel. Ich hab' Euch nachgegeben ſelbſt auf die Gefahr, daß wir dem wilden weimariſchen Heere in die Fäuſte geriethen; aber hier in dem Flußwinkel, der vor uns liegt, wo die Meurthe in die Moſel fällt, müſſen wir uns entſcheiden. Ich beſtehe darauf, daß wir rechts abbiegen nach Toul, um von da direct nach Paris zu reiten. — „Zunächſt müſſen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02157/017

wir die Thiere ſpornen, um unter irgend ein Obdach zu kommen“ — entgegnete der Mann auf dem Maulthiere — „denn das Wetter kann in einigen Minuten da ſein; der Wind erhebt ſich ſchon leiſe.“ — Nicht doch! — „Ja doch. Auf die Dinge der Natur muß ich mich doch einigermaßen verſtehen, wenn ich überhaupt etwas verſtehe.“ — Nun, das Städtchen da vor uns erreichen wir gewiß noch. Es wird Frouard heißen. Die Meurthe kommt da von Nancy und fällt in die Moſel. Schaut da rechts hinüber, da am fernſten Horizonte vier Thurmſpitzen, das iſt die Kathedrale von Toul! — „So weit ſeh' ich nicht; ich werde alle Tage kurzſichtiger durch meine ungehorſame Leber. Aber ſpornen wir die Thiere, damit wir noch trocken in das Städtchen kommen!“

Sie thaten es, und da noch zwei Reiter hinter ihnen ritten, welche zu ihnen gehörten, ſo waren ſie bald in eine Staubwolke gehüllt. Denn der Boden war ausgetrocknet und ſchmachtete nach Regen. Am Ufer der Moſel zog die Staubwolke dahin. Dieſer Fluß, welcher aus den Vogeſen kommt, iſt hier noch ſeicht und wird erſt einige Meilen weiter nordwärts, bei Metz, ſchiffbar. Die Landſchaft dieſer alten Bisthümer Toul, Metz und — ein wenig abſeits nordweſtlich — Verdun an der Maas iſt von keinem beſondern Reize. Im nördlichen Theile Obſtbäume, im ſüdlichen hier nach Toul hinüber Weingärten mit einem Gewächs von zweifelhafter Güte. Aber jetzt in früher Jahreszeit belebten die aufgrünenden Weinſtöcke die Ebene, die jungen Saaten erquickten ebenfalls das Auge und ſchmale Wieſen wie einzelne Baumgruppen am Moſelufer nahmen ſich heiter aus. Die Lerchen ſtiegen ſingend von den Saatfeldern in die Höhe, als wollten ſie die dunklen Waſſerwolken begrüßen, und die kürzlich angekommenen Schwalben ſchoſſen in großer Anzahl über dem Waſſerſpiegel der Moſel hin und her zur Linken der dahin trabenden vier Reiter, welche mitten in ihrer Staubwolke von alledem nichts ſahen. Aber ſie hörten plötzlich einen mächtigen Donnerſchlag. Der Mann auf dem Maulthiere hatte Recht gehabt. Der Wind erhob ſich wie ein Ungethüm, einzelne große Regentropfen fielen. Die Reiter ſetzten ihre Thiere in Galopp. Das Städtchen Frouard lag dicht vor ihnen; aber das Wetter war ſchneller als der Galopp ihrer Thiere — ehe ſie's erreichten, brach ein Platzregen über ſie nieder, welcher ſie mit einer Fluth übergoß. Sie waren durch und durch gebadet, ehe ſie den Marktplatz und an einer Ecke deſſelben das Haus erreichten, welches Zeichen eines Wirthshauſes an ſich trug. Es kam ihnen auch kein Hausknecht oder ſonſt ein dienendes Geſchöpf entgegen. Aus Furcht vor dem Gußregen? Nicht blos. Seit einigen Stunden war in dem Städtchen Frouard die Nachricht verbreitet, das weimariſche Heer habe ſeinen Marſch durch die Niederung der Seille nach dem öſtlichen Lothringen und nach dem Elſaß geändert und ziehe gegen Toul und Nancy herüber, werde alſo auch über Frouard hereinbrechen. Und „hereinbrechen“ war der mildeſte Ausdruck. Verwüſtung und Verderben befürchtete man von dieſem Heere, deſſen geringer Theil franzöſiſcher Truppen nichts bedeutete neben den wilden Haufen deutſcher Kriegsleute, die in Schlachten ergraut, in Plünderung und Gewaltthat verwildert wären. Dieſe Nachricht hatte in Frouard lähmende Beſtürzung erregt, und deshalb, nicht blos des Gewitterſturmes halber kam den vier Reitern Niemand entgegen. Man hielt die vier heranſprengenden Reiter für den Vortrab des weimariſchen Heeres. Sie mußten ſich alſo ſelbſt helfen. Am eiligſten von ſeinem Thiere war der feiſte Herr, welcher das große Maulthier geritten und ſich über ſeine Kurzſichtigkeit beklagt hatte. Er war nicht der körperlich Gewandteſte, aber er war der Weichlichſte. Durchnäßt zu werden, und ſich zu erkälten war ihm die nächſte und größte Beſorgniß. Es war Doctor Blandini, der geſuchte italieniſche Arzt, welcher im Dienſte der Jeſuiten zu ſtehen ſchien und vor drei Jahren dem Waldſtein ſo verdächtig geworden war. Seit dieſen drei Jahren hatte er an Körperfülle zugenommen und ſeine Geſichtsfarbe war gelber geworden. Er eilte auf die Hausthür zu und ſchrie laut auf, als er ſie verſchloſſen fand.

Der zweite Reiter auf dem ſchönen Roſſe ſchien das Ungemach leichter zu ertragen. Er lachte und ſchritt zu einem Fenſter neben der Hausthür. Dort klopfte er und rief mit ſtarker Stimme: man möge öffnen und einem reiſenden Cavalier Unterſtand gewähren für gutes Geld. Dies half. Man hörte den ſchweren Tritt von Holzpantoffeln — sabots genannt — welche ſich innen der Hausthür näherten.

Dieſer zweite Reiter war Norbert von Zierotin, welcher ſich ſehr wohl befand. Er war mehr und mehr ein ausgebildeter Diplomat des Jeſuitenordens geworden, und ſeit der Waldſteinſchen Kataſtrophe hatte er in mehrfachen Sendungen ſeine wachſende Bedeutung erprobt. In Rom, in Spanien, in Paris hatte er ſeine Aufgaben erledigt, und jetzt kam er vom Hofe in Brüſſel. Von der früheren Prieſternovize war gar nichts mehr an ihm zu entdecken, er hatte das kühlſte, vornehmſte Anſehen eines Cavaliers und befahl dem öffnenden Hausknechte ſo wie dem nun auch herbeikommenden Wirthe ſo erfolgreich, daß binnen wenig Minuten alle Bedienung dergeſtalt im Gange war, wie er und Blandini ſie wünſchten. Ein Zimmer im erſten Stocke war ihnen eingeräumt, die Thiere ſammt den zwei Dienern waren untergebracht, und ein Mantelſack Blandini's war herbeigeſchafft, um Wechſel der Kleidung zu ermöglichen. Norbert hatte das nicht ſo eilig mit Ablegung ſeiner naſſen Kleider und ſtieg in die Küche hinab, um eine Mahlzeit mit der Frau Wirthin zu beſprechen. Als er damit zu Rande war, trat ſein Diener in den Hausflur und winkte ihm. Er kam aus dem Pferdeſtalle. Es war kein gewöhnlicher Diener, es war ein dienſtfertiger Begleiter — es war Medardo, die ſogenannte „rothe Feder“. Er hatte ſeit dem unangenehmen Vorfalle im Zirndorfer Lager den Kriegsdienſt ganz verlaſſen und ſich wie in Teplitz zur Aufbringung werthvoller Papiere nur der Verrichtung einzelner ſchwieriger Aufgaben zugewendet, ſich alſo auch auf höheren Befehl ſehr gern der ſteten Begleitung Herrn Norberts von Zierotin gewidmet. In dieſen Geſchäften kamen ſtets intereſſante

Aufgaben vor, und ein Talent wie das Medardos hatte in Rom, Madrid, Paris und Brüſſel Gelegenheit gehabt, ſich auch in ſeiner Richtung auszubilden. Er trug ſich ſauber, wenn auch nach etwas buntem Geſchmack, und ſchien nicht zu altern. Seit drei Jahren war er dem Bart-Conrad nicht mehr begegnet, die nervoſen Aufregungen hatten alſo ſein Gedeihen nicht mehr beeinträchtigt. Es fiel deshalb Norbert auf, daß er jetzt ſo gewiß aufgeregt winkte und nicht eher ſprach, als bis ſie mitten auf der Stiege waren. „Was haſt Du denn?“ fragte endlich Norbert und blieb ſtehen. — Die ſchlimme Neuigkeit, gnädiger Herr, daß die Leute hier im Orte gemeint haben, wir gehörten zum weimariſchen Heere, und daß ſie jede Stunde das Einrücken des weimariſchen Heeres hier erwarten — „Ah! — Deſto beſſer!“ — Gnädiger Herr! Und wenn von den Friedländiſchen Eiſenfreſſern welche darunter ſind und uns erkennen — „Pah! Nach Jahren! Was Nördlingen nicht aufgefreſſen, das hat übrigens hinlängliche Gelegenheit gefunden, ins Gras zu beißen. Des Doctors wegen iſt's mir recht, dem weimariſchen Herzoge ſelbſt zu begegnen. Mach' fort und ſorge, daß wir vorher in Ruhe ſpeiſen können.“ —

Kopfſchüttelnd ſtieg Medardo hinab. Norbert rief ihm noch nach: „Schick' mir trockene Wäſche und Kleider herauf, und gieb mir Nachricht, wenn ſich das Gerücht beſtätigen ſollte. Während des Unwetters werden ſie nicht kommen“. Er ſelbſt ſtieg bis auf den Vorſaal hinauf und trat an ein Saalfenſter, welches bei beſſerem Wetter den Blick aufs Feld gewähren mochte. Jetzt ſah er nur einen vom Winde gepeitſchten Waſſerſtrahl vor ſich, welcher die ganze Luft ausfüllte. — Er ſchien zu überlegen. Die Entwicklung des Krieges in den letzten zwei Jahren zog an ſeinem Geiſte vorüber. Die Kriegslage war damals für die kaiſerliche Partei beſonders günſtig. Der Untergang des Friedländers war von den proteſtantiſchen Heerführern gar nicht ausgebeutet worden. Im Gegentheil hatte die Eiferſucht zwiſchen Bernhard von Weimar und dem ſchwediſchen Grafen Horn, welche die beiden Hauptheere der Proteſtanten befehligten, eitel Nachtheile für ihre gemeinſchaftliche Sache zu Wege gebracht. Der ſchwediſche Kanzler Axel Oxenſtierna war gebietender Kriegsherr, inſofern er auch den Heilbronner Bund, die Vereinigung der evangeliſchen Fürſten, Städte und Herren, dirigirte, und Oxenſtierna war Schwiegervater des Grafen Horn. Natürlicherweiſe begünſtigte er dieſen und that Alles, um den Herzog Bernhard, das begabteſte Kriegshaupt unter den Teutſchen, nicht aufkommen zu laſſen. Denn er befürchtete nicht mit Unrecht, Bernhard wolle ſich die oberſte Führung anmaßen. Während dieſer zerſplitternden Zwiſtigkeiten unter den Evangeliſchen hatte ſich das kaiſerliche Heer durch einen ſtarken Zuzug ſpaniſcher Truppen verſtärkt und war unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Ferdinand, des erſtgeborenen Sohnes des Kaiſers, ins Reich eingerückt. Gebieteriſch und mächtig; der ſpaniſche Infant an der Seite des Oberbefehlshabers, alle erprobten Führer, alle Kerntruppen mit ihm — es war eine Entſcheidungsſchlacht nicht zu vermeiden geweſen. Bernhard hatte Horn ſchreiend herbeigerufen aus der Ferne, und ehe noch alle Heertheile der Proteſtanten vereint waren, hatte ſich am 6. September 1634 die große Schlacht bei Nördlingen entzündet. Sie war ein großer Sieg der Kaiſerlichen geworden, der größte, welchen ſie erfochten hatten im Laufe dieſes endloſen Krieges. Horn ſelbſt ward gefangen, das proteſtantiſche Heer zerſprengt und aufgelöſt, Bernhard flüchtig — die evangeliſche Sache war an den Abgrund getrieben.

In dieſer Lage hatte Bernhard von Weimar zum erſten Male auf den Führer Frankreichs gehört, auf Richelieu. Dieſer war gleichſam mitgeſchlagen bei Nördlingen, all' ſeine heimlichen Bündniſſe mit den Schweden und einzelnen deutſchen Fürſten kamen an den Tag, und ein Krieg mit Spanien und dem deutſchen Kaiſer trat an die franzöſiſche Schwelle. Es war für ihn von großer Bedeutung, im Herzoge Bernhard den begabteſten deutſchen Feldherrn an ſich zu knüpfen. Bernhard war nur vorſichtig darauf eingegangen. Sein Verhältniß zu den

Schweden, die ja längſt mit Frankreich verbündet waren, diente ihm als Mittel, den Verkehr mit Frankreich bis auf einen gewiſſen Grad zu beſchränken. Da wurde im Frühjahre 1635 der Prager Friede abgeſchloſſen zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten von Sachſen. Er erneuerte für die Evangeliſchen den alten Religionsfrieden, alſo die Religionsfreiheit, und brachte eine verſchämte Zurücknahme des Reſtitutionsedictes. Die von den Fürſten eingezogenen geiſtlichen Güter nämlich ſollten noch vierzig Jahre in unbeſtrittenem Beſitze ihrer jetzigen Herren bleiben. Eine Vertagung alſo faſt auf ein Menſchenleben, ein verſchleiertes Entſagen. Hiermit war die große evangeliſche Phalanx gegen den katholiſchen Kaiſer geſprengt. Der mächtigſte proteſtantiſche Fürſt, der Kurfürſt von Sachſen, trat zurück vom Kriege, ſeine ſchwächeren Nachbarn mußten ihm folgen, und auch diejenigen, welche zunächſt nicht folgen wollten, wie die Welfen im Norden, der Heſſe im Weſten, waren auf vorſichtige Verhandlung angewieſen, um nicht allein und hilflos zu verbleiben dem mächtig gewordenen Kaiſer gegenüber. Der Heilbronner Bund brach in ſich zuſammen, denn die übrig bleibenden kleinen Fürſten und Grafen und Städte konnten den geſchwächten ſchwediſchen Kanzler nicht hinreichend unterſtützen, und dieſer Kanzler Oxenſtierna verließ am Ende ſelbſt perſönlich den deutſchen Boden — das Jahr 1635 wurde ein Jahr der Auflöſung für die proteſtantiſche Kriegspartei.

Da hatte Herzog Bernhard, welchem ein halber Friede, ein Ueberantworten der zerrütteten Reichsfreiheit an den jetzt übermächtigen Kaiſer nicht genügte, da hatte dieſer junge aufſtrebende Kriegsmann gemeint: ſo dürfe der große Aufſchwung zur Neugeſtaltung des Reiches nicht geknickt werden und man müſſe Stand halten mit allen erdenklichen Mitteln. Er ſuchte Richelieu, Richelieu ſuchte ihn zu täuſchen im Abſchluſſe eines Bündniſſes. Bernhard meinte als ſelbſtſtändiger Reichsfürſt ein Bündniß mit Frankreich abſchließen zu können, welches nur Frankreichs Hilfe gegen die bedrohte Reichsfreiheit annehmen, Frankreichs

Eingreifen in deutſche Verhältniſſe aber zurückweiſen könnte. Richelieu dagegen wollte nur einen überlegenen Feldherrn mit abgehärteten Truppen an ſich feſſeln und mit ſolcher Hilfe deutſche Länder erobern. Keiner von Beiden hatte ein Intereſſe, völlige Klarheit in das Verhältniß zu bringen, und ſo war man unter halber Uebereinkunft zuſammen ins Feldlager gerückt am Rheine und hatte ſich zuſammen gegen die andringenden Kaiſerlichen gewehrt. Bernhard hatte mit Schrecken erkannt, daß die franzöſiſchen Truppen erbärmlich waren und daß die Unterſtützung nirgends zureichte. Aber Gallas und Piccolomini griffen mit Uebermacht an, er mußte ſich nach Kräften vertheidigen. Da war der berühmte Rückzug erfolgt im Nahethale aufwärts über Meiſenheim, Birkenfeld, St. Wendel bis Saarbrück hinüber nach der Gegend von Metz durch die ungangbaren Engen und Schluchten des Hochwaldes, ein Rückzug, welchen Gallas ſelbſt die größte Kriegsthat des deutſchen Krieges nannte, und der Führer desſelben, Herzog Bernhard, war als kriegeriſches Genie an der franzöſiſchen Grenze erſchienen mit ſeinen abgeriſſenen, aber furchtbaren Weimaranern, Tag für Tag weichend, aber unter grimmigen Nackenſchlägen den kläglichen franzöſiſchen Heertheil, welchen ein unkriegeriſcher Cardinal befehligte, errettend.

Das war im Herbſte 1635 geſchehen; jetzt im Frühjahre 1636 ſollte der deutſche Krieg, welcher in Deutſchland dem Ende nahe war, unter ganz andern Verhältniſſen und in andern Ländern erneuert werden. Richelieu's verdeckte Feindſchaften waren zu offenem Auftreten genöthigt, der Krieg mit Spanien war am Ausbruche und der mit dem Kaiſer war nicht mehr zu beſchönigen. Alle Welt blickte auf die Biſthümer Metz, Toul und Verdun, wo Bernhard lag. Wird er nördlich gegen die Spanier in den Niederlanden, wird er ſüdlich gegen Gallas in Lothringen und Elſaß ſein überlegenes Schlachtentalent geltend machen? Seine Perſon verkörperte den dortigen Krieg, ihn allein fürchtete man in Brüſſel, in Madrid und in Wien. In ſolchem

Sinne hatte man zu Brüſſel mit Norbert von Zierotin und Doctor Blandini die Lage der Dinge beſprochen. Dieſem Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar beizukommen, war die Aufgabe des neuen Jahres.

Die Jeſuiten hatten einen Hauptſitz in Brüſſel. Der große Stil ihrer ſtillen Herrſchaft richtete ſich überall auf die wichtigſten Punkte, auf die wichtigſten Menſchen. Bernhard war dort erwogen worden mit allen möglichen Gewichten. Sein Ruf beſagte, daß er ein ſtrenger Lutheraner und in Sachen des Glaubens nicht um eines Haares Breite mit ſich markten laſſe. Indeſſen erweiſe er ſich nicht gerade übermäßig hart gegen die Katholiken. In Sachen des Kaiſers hege er das hartnäckigſte Vorurtheil, den ſtrengſten Widerwillen. Ein größeres Reichsland für ſeine Herrſchaft zu erringen, ſei ſein Ziel. Ueber die feineren Züge ſeines Charakters war man nicht aufgeklärt. Schon um deswillen ſei es nöthig, ſichere Leute in ſeine Nähe zu bringen, damit er beobachtet und erforſcht werde. Das ſei jetzt thunlich, da er unter Franzoſen, alſo unter Katholiken lebe. Wahrſcheinlich komme er auch nach Paris. Dort habe man Anknüpfungspunkte genug. Obwol Richelieu die deutſchen Proteſtanten ſtütze, ſo ſei er doch ein Kirchenfürſt und in Frankreich der Todfeind der Proteſtanten. Er habe ja die Hugenotten niedergeworfen. Und in ſeinem Miniſterium arbeite ein Mann, Desnoyers genannt, welcher dem Orden ergeben und verpflichtet ſei. Das gebe Anknüpfungspunkte genug. Norbert und Blandini waren befehligt worden, dieſe Aufgabe zu übernehmen. Blandini hatte wenig Luſt dazu gezeigt. Er war etwas bequem geworden, und Waldſtein hatte ihn eingeſchüchtert. Kriegsherren im Kriegslager wollte er ſeit dem Zirndorfer Lager lieber aus dem Wege gehen. Norbert war aber entſchloſſen, ihn ſobald als möglich an den Mann zu bringen. Er hatte die Reiſe an der Maas herauf ſo eingerichtet, daß ſie einer Begegnung Bernhards immer näher kamen. Dies ſchien jetzt erreicht, und als Blandini's Diener auch ihm trockene Kleider brachte, war er, Norbert, auf dem Reinen: es müßte furchtlos und ganz ans Werk gegangen werden. Er trat ins Zimmer. Blandini war umgekleidet, rieb ſich eifrig alle Gliedmaßen, um ſich vollſtändig zu erwärmen, und bewies durch ſeine Frage nach der Mahlzeit, daß er in der Lage ſei, Norberts beabſichtigte Zudringlichkeit zu ertragen. Norbert erhöhte die beſſere Stimmung Blandini's durch die Nachricht, daß in hieſiger Gegend ſchon die fränkiſche Vorliebe für Geflügel beginne und daß er in der Küche einen feiſten Hahn am Spieße entdeckt habe. Auch ſei die Obſtzucht hier in den Bisthümern wohl gepflegt, es werde alſo an der Tafel an würzigem Compot nicht fehlen. Nur der Wein ſei hier zu Lande noch etwas anſäuerlich. Norbert, welcher ſich raſch umkleidete, wußte genau, daß dieſe Rede günſtig wirken müſſe. Blandini gab viel auf gute Speiſe und ſcheute wegen ſeiner unbequemen Leber ſtarke Weine. Säuerliche dagegen, welche ihm die Galle verdünnten, waren ihm willkommen. Die Mahlzeit wurde denn aufgetragen, und ſie ſetzten ſich Beide zu Tiſche. Draußen goß der Regen ununterbrochen, und es blitzte und donnerte; aber der Sturmwind hatte ſich gemindert. Blandini aß und trank mit gutem Appetit, und Norbert gönnte ihm lächelnd die Stärkung. Erſt beim Nachtiſche, dem noch heutigen Tages beliebten Zuckerwerk aus dem nahen Verdun, theilte er dem argloſen Blandini mit, daß der Herzog Bernhard hier in Frouard erwartet werde. Blandini fuhr erſchrocken hoch auf und ſtammelte nach einer Pauſe: — Dann machen wir uns eilig von dannen!

„Während ſolchen Wolkenbruchs!“ — entgegnete Norbert — „ſeid doch beſonnen, Doctor, und macht Euch nicht ſchwächer, als Ihr wirklich ſeid. Dem Auftrage könnt Ihr Euch doch nicht entziehen, oder Ihr müßtet Euch unſerm Dienſte entziehen. Und das wird Euch kaum einfallen. Ihr werdet königlich bezahlt und fortwährend in die vornehmſten Verbindungen gebracht, Verbindungen mit Potentaten und großen Herren, welche Euch die reichſte Praxis der Welt ſichern. Das hörte ja ſofort auf, wenn Ihr Euch uns verſagtet. Ein Wort von uns, welches Zweifel ausdrückte über Eure Wiſſenſchaft und Ehrlichkeit, ein einziges ſolches Wort, binnen vierzehn Tagen an allen Höfen Europas verbreitet, entwerthete Euch auf der Stelle und machte Euch zum bloßen Naturforſcher. Ihr beſitzt wol ſchon großes Vermögen, das glaub' ich gern, aber auch ein wohlhabender Naturforſcher iſt gefährlichen Dingen ausgeſetzt, wenn wir ihm nicht mehr trauen. Naturforſchung ſtreift leicht an Ketzerei. Und Ihr habt ſchon manchen Dienſt verrichtet, welcher ſich arg mißdeuten läßt. Man kann leicht nachweiſen, daß Ihr oft mehr gethan, als Ihr thun ſolltet: Ihr habt Eurer Sucht nach Experimenten oft den Zügel ſchießen laſſen und Giftſtoffe an lebendigen Leibern erprobt, die Euch keineswegs in ſolchem Maße überantwortet waren. Kurz, ſolch ein Zurücktreten wäre unabſehbar in Gefahren für Eure Ruhe, für Euer Gedeihen, ja für Euer Leben. Entfliehen aber könnt Ihr nicht, unſer Arm reicht überall hin, und in einer Wüſte zu verſchwinden, wäre ſchwerlich Euer Geſchmack.“

Blandini ſtöhnte und machte eine Geberde, die ausdrücken mochte: ich denke ja gar nicht an ſolche Dinge! — „Ihr lehnt alſo den Gedanken ab, daß Ihr zurücktreten könntet?“ fuhr Norbert fort. — Freilich! — „Alſo rafft Euch auf aus Eurer Bequemlichkeit, welcher Ihr ſeit ein paar Jahren ungebührlich nachgebt. Die jetzige Aufgabe iſt ja ungemein ergiebig für Euch. Sie wird Euch nach Paris führen, und dort wartet Eurer die lohnendſte Praxis. Desnoyers hat ſeit einem Jahre dem Cardinal Richelieu von Euch geſprochen. Der Cardinal ſchmachtet nach Euch in der Hoffnung: Ihr werdet ſein zerſtörtes Nervenleben wieder herſtellen. Er hofft auf Euch in Betreff des melancholiſchen Königs, in Betreff der unfruchtbar verbleibenden Königin. Sie brauchen einen Dauphin wie's liebe Brot, um einen Zukunftshalt zu haben gegen die Seitenlinie, welche auf die Nachfolge ſpeculirt und deshalb die ewigen Umtriebe der Seigneurs unterſtützt. Die prächtigſte Ernte liegt dort vor Euch, und mit dem Bernhard thut vielleicht keine Eile noth. Wir beobachten zunächſt. Was iſt da zu befahren?! Ihr ſeid ihm völlig unbekannt, alſo auch unverdächtig. Eine ſo zufällige Bekanntſchaft, wie wir ſie hier machen können, iſt ja das Beſte, was wir zu wünſchen haben. Und er iſt fremd, wir aber ſind unter unſeren Glaubensgenoſſen. Seid doch nicht blind und taub!“ — Das bin ich ja nicht! Aber ſeit dem Friedländer bin ich ſchreckhaft, ſobald mir ſolch ein Kriegshaupt zugewieſen wird. Dieſe Sorte läßt hängen und ſpießen im Handumkehren, das iſt ihre Praxis. —

Ein Blitz, fluthend wie ein Feuermeer, und ein furchtbarer Donnerſchlag unterbrach ihn — beide Männer fuhren erſchreckt von ihren Seſſeln in die Höhe. Das Gewitter mußte unmittelbar über dem Orte ſchweben und ſich entladen haben, und ein tobender Windſtoß hatte gleichzeitig das Fenſter aufgeriſſen; die Waſſerfluth brauſte ins Zimmer.

„Da kommen ſie!“ ſchrie Blandini und zeigte auf den Marktplatz hinab. Unordentlich durcheinander kamen in vollem Roſſeslaufe Reiter dahergeſprengt in endloſer Maſſe. Schwarz ſahen ſie aus, unkenntlich von triefendem Waſſer, welches die Hutkrämpen niedergeweicht hatte über Antlitz und Schulter. Auf dem Markte parirten ſie ihre Pferde, und der ganze Platz war binnen einer Minute angefüllt, überfüllt. — „Sie reiten an alle Hausthüren, vor alle Fenſter und ſchlagen hinein wie das wilde Heer!“ ſchrie Blandini.

Er hatte Recht. Ueberall brachen ſie ein, und vom Roſſe abſpringend, verſchwanden ſie ſammt ihren Thieren in den Hausfluren, auch wenn die Zugänge viel zu eng erſchienen für die geſattelten und bepackten Pferde. Sie wollten um jeden Preis ins Trockene dringen. Am zahlreichſten geſchah das im Wirthshauſe, welches bald von wildem Geſchrei erdröhnte. — „Sie kommen die Stiege herauf, riegeln wir zu!“ — Dann ſchlagen ſie die Thür entzwei und wir ſind noch übler daran, entgegnete Norbert.

Eine ſchmetternde Fanfare unten vom Marktplatze zog die Aufmerkſamkeit wieder dorthin. Eine neue Reiterabtheilung war angekommen, eine vornehmer ausſehende, obwol Hüte und Kleider nicht minder trieften. Es waren Edelleute vom franzöſiſchen Heertheile. Sie ließen blaſen, damit ihnen Platz gemacht würde, und auf dies Blaſen ſtolperten und klirrten diejenigen, welche im Wirthshauſe die Stiegen herauf gelärmt kamen, wieder abwärts, um zu ſehen, was die Fanfare bedeute. Blandini und Norbert blieben dadurch noch eine Weile befreit. Lärmendes Gezänk erhob ſich aber nun unten an Hof- und Hausthür und an den Fenſtern. Die Erſtgekommenen ließen die eben Ankommenden nicht ein, weil der Raum ſchon überfüllt ſei, Degengeklirr drang herauf, ja Piſtolenſchüſſe krachten. Letztere in geringer Zahl, weil die naß gewordene Schießwaffe verſagte. Die ſchwarzen weimariſchen Reiter ſchienen nicht die mindeſte Rückſicht zu nehmen auf den vornehmen Stand der Franzoſen. Zum Glück für die franzöſiſchen Seigneurs kam jetzt franzöſiſche Infanterie eingerückt. Sie kam in Geſchwindſchritt, in aufgelöſter Ordnung, und hatte natürlich auch nichts Dringenderes im Sinne, als Obdach zu gewinnen. Die Seigneurs riefen ihnen zu: die Weimaraner ließen keinen Franzoſen in die Häuſer, ſie ſollten die Waffen erheben und die Häuſer ſtürmen. Franzöſiſche Commandowörter erhoben ſich von allen Seiten, die Fußtruppen traten in geordnete Glieder zuſammen — ein ſchallendes Gelächter der Weimaraner aus den Thüren und Fenſtern des Wirthshauſes ſchien die Antwort zu bedeuten. Aber ein eigenthümlich wilder Trompetenſtoß aus einem Fenſter des Wirthshauſes kam hinzu. Es war ein Signal für die Weimaraner. Aus allen Häuſern kamen ſie hervorgeſtürzt mit gezogenen Schwertern, und aus dem Wirthshauſe ſelbſt traten alle die ſchwarzen Reiter, welche es angefüllt, unter einem grauenvollen Geſchrei ebenfalls mit geſchwungenen Säbeln auf den Platz hinaus. Ein hochgewachſener, breitſchultriger Schwarzer ſchrie mit beſonderer Furie, und da Regen und Wind jetzt nachließen, ſo hörte man weithin ſeine Worte: — Hauen wir uns endlich einmal einen Salat zuſammen aus dieſen wälſchen Memmen!

„Maria und Joſeph, er iſt's wahrhaftig!" rief in dieſem Augenblicke eine zitternde Stimme hinter Norbert, welcher, in der Nähe des Fenſters ſtehend, hinabſah. Die Stimme war Medardos, welcher ſich herauf gerettet. — Was iſt's? fragte Norbert. — „Der da, der auf den ſteinernen Brunnen ſpringt und ſchreit. Der triefende Bart hängt ihm jetzt bis auf den Bauch und verſtellt ihn; aber ich erkenne ihn nur zu gut — es iſt der Bart-Conrad aus Oberöſterreich und Wien und Podiebrad. Aus Podiebrad kennt er auch Euch, gnädiger Herr — wenn er uns ſieht, ſind wir Kinder des Todes!"

Unten war es indeß zum Handgemenge gekommen; aber eigentlich nur mit den franzöſiſchen Cavalieren. Die Infanterie verhielt ſich ziemlich paſſiv. Obwol an Zahl den Weimaranern völlig gewachſen und vom Mittelpunkte aus zu geſammeltem Angriffe günſtig aufgeſtellt, während die deutſchen Reiter ringsum von außen eindrangen, machte ſie doch keine Miene zum Angriffe, ſondern hielt nur ihre Piken vor. Es ſah faſt aus, als würden ſie ſich zuſammenhauen laſſen — da krachte ein Kanonenſchuß und ſeine Ladung ſchlug in die oberen Theile der Häuſer. Wahrſcheinlich war abſichtlich hoch gezielt worden und es ſollte nur ein Schreckſchuß ſein. Er ging vom franzöſiſchen Feldherrn aus, welcher mit der Artillerie ins Städtchen rückte und welchem ein zurückeilender Seigneur Kunde gegeben hatte von dem Zuſammenſtoß zwiſchen Franzoſen und Deutſchen. Dieſer Feldherr kam in einem gedeckten Wagen und ſtieg jetzt erſt zu Pferde, da der Regen jählings aufgehört hatte und das ſtattliche Erſcheinen einer hohen Reſpectsperſon den Aufruhr beſeitigen ſollte. Wirklich hatten die ſchwarzen Reiter inne gehalten und erſtaunt nach der Seite geblickt, von welcher ein ſo grobes Hilfsmittel wie ein ſcharfer Kanonenſchuß hergekommen war. Aber das Heranreiten des franzöſiſchen Feldherrn machte nicht die erwartete Wirkung. Er ſah nicht eben imponirend aus für Soldaten. Die Figur war fein und ſchlank, das Geſicht ſpitz und bleich, und der Anzug hatte eine wunderliche Zuthat von geiſtlicher Würde: ein Barett auf dem kleinen Haupte. Der Feldherr war ein Cardinal des Namens Lavalette, welcher ſeine hohe Würde auch im Felde andeuten wollte.

„Der Bemützte, der Bemützte rückt an!“ ſchrie lachend vom Brunnengeländer der Bart-Conrad, welcher ihn von ſeinem erhöhten Poſten zuerſt ſah, und dies bekannte Stichwort machte ſogleich auf dem ganzen Platze die Runde unter den Weimaranern. Verächtliche Rufe folgten von allen Seiten, und einige Führer der ungeberdigen deutſchen Reiter ſtiegen nun zu Conrad hinauf, wahrſcheinlich um das Wort zu ergreifen.

Es entſtand eine augenblickliche Stille, und der auf weißem Roſſe herankommende Lavalette hielt ſeinen Schimmel an, erhob die Hand und ſprach mit weicher Stimme: „Solch ein Betragen ſchickt ſich nicht für Verbündete, die Leid und Freude in chriſtlicher Gemeinſchaft tragen ſollten —“ Er ſprach dies franzöſiſch und Conrad unterbrach ihn mit dem ſchreienden Zuruf: — Sprecht deutſch, Herr, ſonſt nutzt es nix! Wir verſtehen kein Wälſch. Dieſe Worte hatten die Weimaraner auf dem ganzen Platze verſtanden und bekräftigten ſie durch wildes Geſchrei. Ein rothbärtiger Kriegsmann neben Conrad nahm nun das Wort. Es war augenſcheinlich ein Officier und ſein Benehmen, wenn auch barſch und ſcharf, verrieth Reſte einer guten Erziehung. Er ſprach nicht gut franzöſiſch, aber er ſprach es und ſetzte auseinander, daß dieſe wilden Scenen nur immer ärger werden würden, wenn die franzöſiſche Regierung fortführe, ihre Schuldigkeit ſo ſchlecht zu erfüllen wie bisher. — Wir ſind deutſche Proteſtanten — fuhr er fort — und ſind nicht daher gekommen, um die Unkoſten für Euch zu tragen. Ihr habt Unterhaltung unſeres Heeres verſprochen und kriegeriſchen Beiſtand. Wie haltet Ihr dies Verſprechen? Ihr zahlt die verſprochene Löhnung nicht und legt uns in ausgeſogene Quartiere. Der ganze Winter war erbärmlich für uns. Wo wir lagen, war nichts mehr zu finden und gutes Unterkommen drüben über Eurer Grenze verſagtet Ihr hartnäckig. Dabei mußten wir uns fortwährend ſchlagen, und was das Schlagen anbetrifft, ſo hat ſich's ſeit einem Jahre gezeigt, was wir von Euch zu erwarten haben. Eure Truppen ſind weichliche Menſchen und laufen davon, Eure Officiere ſpielen die großen Herren, welche ſich untereinander zanken und nur darin einig ſind, daß ſie Eurer Cardinalsregierung in Paris nicht gehorchen und nicht nützen wollen. Wir müſſen die Schlachten ſchlagen, wir müſſen Euch immerfort ſchützen und retten, nicht ein Trainknecht von Euch wäre übrig geblieben von Mainz bis Saarbrück, wenn wir nicht Tag und Nacht gefochten hätten, wie die Bären. Das muß ein Ende nehmen. Zahlt, ſchafft Quartiere, ſchafft Lebensmittel, ſtellt ordentliche Kriegsleute neben uns, oder wir ſchaffen uns ſelbſt, was wir brauchen, und dann ſeht zu, was aus Euch wird. Jetzt zieht Eure Truppen hinweg, der Ort wird geplündert, wenn Ihr nicht binnen einer Stunde unſere rückſtändige Löhnung baar erlegt.

„Das iſt ja —!" ſtöhnte oben im Wirthshauszimmer Medardo. — Rudolph von Mitzlau — ſcheint mir — denn er wäre ſehr verändert! ſagte leiſe und trocken Norbert.

Cardinal Lavalette hatte unten eine Erwiderung begonnen auf die Rede des Officiers und namentlich gegen die Plünderung proteſtirt, welche einer zu Frankreich gehörigen Stadt widerfahren ſolle. Aber das Wort „pillage" hatte unterdeſſen die Runde gemacht, und es zeigte ſich, daß ſämmtliche Weimaraner dieſen franzöſiſchen Ausdruck verſtanden. Sie drückten ihre Zuſtimmung aus unter betäubendem Lärmen, und wurden durch den Zufall weſentlich unterſtützt. Der Zufall brachte es nämlich mit ſich, daß die zunächſt in Frouard ankommende Heeresabtheilung weimariſche Fußtruppen waren. In ihrem durchnäßten Zuſtande hatten ſie große Eile, unter Dach und Fach zu kommen und marſchirten im Sturmſchritte in das Städtchen. Die ohnehin eingeengten Franzoſen konnten dies für einen zuſammenhängenden Angriff nehmen und nahmen es wol auch dafür. Mit einem Worte: ſie wichen, und wichen, den Feldherrn und ihre Seigneurs im Gedränge mit ſort nöthigend, Schritt für Schritt nach der entgegengeſetzten Seite des Städtchens, und nach Verlauf einer Viertelſtunde war kein Franzoſe mehr in Frouard, und das Städtchen war in unbeſtrittenem Beſitze der Weimaraner. Mit den Fußtruppen waren einige Wagen angekommen. Sie hielten in der Mitte des Marktplatzes und wurden abgedeckt und abgeräumt. Rudolph von Mitzlau — denn er war wirklich jener rothbärtige Officier — ſprang auf einen der Wagen, und auf den andern nahmen ebenfalls Officiere Platz. Auf ihren Wink erfolgte ein eigenthümliches Signal mit Trompete und Trommel, das Plünderungsſignal, und die Weimaraner drangen nun wie zu einem regelmäßigen Geſchäfte in alle Häuſer. Bis der Trompeter abblies, der Trommler abtrommelte, hatten ſie das Recht, Alles an ſich zu nehmen, was ſie auffinden und ergreifen konnten. Sie hatten darin eine Uebung, wie im Waffenhandwerke. Alle Schränke und Schubladen, an denen die Schlüſſel fehlten, wurden aufgeſprengt und ihres Inhaltes entledigt; Keller und Boden wurden ſorgfältig abgeſucht und beſonders hinter den Schornſteinen kein Winkel unbeachtet gelaſſen, ja die Schornſteine ſelbſt wurden mit Stangen unterſucht. Innerhalb eines Viertelſtündchens, rühmten ſie ſich, ein Haus von mäßigem Umfange gründlich ausgeweidet zu haben. Bei einer formellen Plünderung wie heute wurde alles geraubte Gut auf den Beuteplatz getragen, damit es dort durch die Officiere regelmäßig vertheilt würde. Es fehlte nie an Anklagen, daß Geld und kleinere Werthgegenſtände von Dem und Jenem unterſchlagen und in tiefe Taſchen geſchoben wären, aber das konnte bei ſo ſummariſchem Verfahren nicht vermieden werden, und auf Gezänk und beiläufige Schlägerei wurde nicht ſonderlich geachtet. Die abgedeckten Wagen waren hier der Beuteplatz, und unter dem Wehgeſchrei der armen Einwohner, welche an den Fenſtern und vor ihren Thüren erſchienen, wurde abgeblaſen und abgetrommelt und die Vertheilung begann. Der Regen hatte ganz nachgelaſſen, aber kalt war der Abend geworden. Selbſt die untergehende Sonne, welche am Horizonte die Wolken durchbrach, war nicht mehr im Stande, die eiſige Atmoſphäre zu erwärmen. Sie vergoldete aber die Ankunft neuer Kriegsleute, welche nach dem dicht angefüllten Marktplatze ritten — die Soldaten traten überall zur Seite, der toſende Lärm um die Beutewagen verſtummte mit einem Male — eine breite Gaſſe öffnete ſich für die Reiter, jeder Soldat machte ſchweigend ein grüßendes Zeichen.

Der vorderſte Reiter auf einem ſtarken und doch ſchlanken Roſſe von kohlſchwarzer Farbe, welcher in langſamem Schritte daher geritten kam, brachte dieſe Wirkung hervor. Die Sonne beſchien ihn von rückwärts und zeichnete ſcharf ſeine Umriſſe in goldenem Rahmen. Das Geſicht ſtand im Schatten. Es war länglich und von tiefem Ernſte. Dunkle Augen ſahen feſt auf die Kriegsleute, auf die Beutewagen. Das lange Haar hing ſchlaff und glatt bis an den Hals herab. Es war braun und vom Regenwaſſer naß, ſo wie der Stutz- und Knebelbart. Auch die Hutkrempe war vom Regen niedergebogen und der Spitzenkragen klebte zuſammengekrümmt und ſchmutzig auf dem Eiſenpanzer, welcher Bruſt und Arme bedeckte. Unweit der Beutewagen hielt er ſtill. Es war der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar. Von der ihn begleitenden Suite ritt ein höherer Officier zu ihm heran und ſprach leiſe einige Worte zu ihm. Dies war ein Franzoſe Namens Guébriant, welchen Lavalette dem Herzoge entgegengeſchickt hatte mit heftiger Anklage gegen die weimariſchen Truppen. Herzog Bernhard hörte die Worte Guébriant's ruhig an, ohne ein Wort zu erwidern. Dann wendete er ſich zu den Officieren, welche noch auf den Wagen ſtanden, und ſprach mit tiefer, wohlklingender Stimme:

„Wer hat Euch die Erlaubniß gegeben zur Plünderung?" — Die Nothwendigkeit, fürſtliche Gnaden — antwortete Rudolph von Mitzlau — wir müſſen leben, und man giebt uns nicht was wir brauchen und was uns zuſteht. Und dies iſt nur das Allernothwendigſte! Unſere Capitulation beſagt ja viel mehr. Welch eine Ausſicht aber haben wir dafür? Die troſtloſeſte. Unſere

Capitulation, die wir als Truppenführer abgeſchloſſen, beſagt, daß im einſtigen Frieden unſere heimatlichen Anſprüche gewahrt und befriedigt ſein ſollen, damit wir einſt wieder eintreten können in unſere rechtlichen Beſitzſtände daheim. Beſonders wir, die wir aus den kaiſerlichen Ländern ſtammen. Wie ſteht es damit? Entſetzlich. Drinnen im Reiche haben ſie zu Prag einen Frieden abgeſchloſſen, und da wir nicht dazu gehören, nehmen Andere Platz in unſeren heimatlichen Beſitzſtellen. Mit jedem Tage mehr werden wir Geächtete, die keinen Fuß breit heimiſchen Bodens mehr zu erwarten haben. Nun ſind Eure fürſtliche Gnaden, wie uns mitgetheilt worden, zwar mit dem Könige von Frankreich übereingekommen, daß unſere Rechte in einem künftigen Frieden ausdrücklich ausbedungen werden ſollen, aber Alles was wir erleben ſeit dem Bündniſſe von Frankreich, widerſpricht dieſem Uebereinkommen. Frankreich leiſtet nichts der Rede Werthes für den Krieg und geräth nun obenein in einen Krieg mit Spanien. Wo ſoll das hinaus mit uns? Was iſt da für ein Ende abzuſehen?!

Einige dreißig Officiere ſchrieen jetzt im Chor von allen Seiten: „So iſt's! So iſt's! Mitzlau ſagt die Wahrheit!“ — Er ſagt die Wahrheit; ſo ſpreche auch ich, antwortete Herzog Bernhard in ruhigem Tone. — Ein allgemeiner Zuruf brauſte über den Platz. Einer rief es dem Andern zu: der Herzog erkläre ſich für die Sache ſeiner Truppen und gegen die Franzoſen, und der Zuruf ſammelte und ordnete ſich zu einem donnernden Hoch auf den populären Feldherrn.

Als dieſer mit der Hand winkte, ſchwieg Alles, und mit lauter Stimme fuhr er fort: „Habt Geduld, Kriegsgefährten; denn wir ſind in ſchwieriger Lage und können nur mit Geduld und Tapferkeit zum Ziele kommen. Wir ſind der Kern der ſtreitenden evangeliſchen Sache im deutſchen Reiche. Schalen ſind abgefallen nach allen Seiten. Zeigen wir, daß wir ein feſter Kern ſind. Zeigen wir's in zwiefacher Richtung. Zunächſt in Sachen unſeres Glaubens. Wir ſind und fechten in katholiſchem

Lande und mit katholiſchen Bundesgenoſſen. Das ſoll und darf uns nicht verhindern, unſerer evangeliſchen Lehre treu zu bleiben, ſie offen und ſtandhaft zu bekennen. Schaart Euch fromm um unſere geiſtlichen Hirten, habt Gott vor Augen und im Herzen, wie es das Evangelium vorſchreibt. Wenn Gott für uns iſt, wer kann gegen uns beſtehen?! Seid mild und ſchonend gegen die Katholiken, ohne Eures Herzens Glauben zu verleugnen. Wir ſind in dieſem Punkte hier Gäſte und müſſen den Frieden wahren. Alsdann aber trachten wir mit allen Leibeskräften nach dem Ziele unſeres Krieges. Das heißt den Feind zu ſchlagen in dieſen Grenzländern, ihn zurückzuwerfen bis an und über den Rhein. Dort werden wir wieder inmitten unſerer evangeliſchen Landsleute ſein, die unſer harren, beſonders in Würtemberg und am Main, und dort werden wir mit Gottes Hilfe einen Frieden erzwingen, der all' unſern Forderungen gerecht wird, auch den Forderungen unſerer Officiere, denen der Wiedereintritt in ihre früheren Rechte und Beſitzungen geſichert werden ſoll. — Damit nun aber hier in dieſen Ländern Mittel und Wege ſo geordnet werden, wie wir ſelbige brauchen, damit Löhnung und Unterhalt regelmäßig geleiſtet werden, gehe ich morgen ſchon nach Paris." Ein allgemeines Ah! flog über den Platz. „Nach Paris, um ſelbſt mit dem Könige von Frankreich zu ſprechen, und unſer Bündniß auf feſten Fuß, auf klare Bedingungen zu ſtellen. Haltet Euch beſonnen und tapfer in meiner Abweſenheit. Sie wird nicht lange dauern. Und wenn ich wiederkehre, ſoll es mit Gott und neuen Kräften vorwärts gehen nach Sonnenaufgang hinüber gegen die Widerſacher unſeres Glaubens, gegen die Widerſacher eines freien deutſchen Reichs. Der Herr behüte Euch bis dahin, und ſegne Eure Waffen!"

Er wendete ſein Roß und ritt unter donnerndem Hochrufen aller Krieger langſam auf das Wirthshaus zu, nach welchem ein Reiter aus ſeiner Suite hindeutete. Zu gleicher Zeit kamen mehrere Kutſchen an und hielten vor dem Wirthshauſe, welches zum Hauptquartier des Feldherrn beſtimmt ſchien. Norbert und

Medardo erkannten als aufmerkſame Zuſchauer dieſe Abſicht vollſtändig und ſahen einander fragenden Blickes an. Medardo ängſtlichen Blickes. Die Anweſenheit des unverſöhnlichen Feindes Conrad, und auch die Mitzlau's, welcher ja Norbert als Jeſuiten aus Wien kannte, war eine Gefahr. Es war ja ein ſtreng proteſtantiſches Heer, inmitten deſſen ſie ſich plötzlich befanden. Zunächſt war alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß man ſie nöthigen wurde, dies Zimmer zu räumen und bei einbrechender Nacht das Weite zu ſuchen; denn das Hauptquartier eines Feldherrn werde jeden Winkel des Hauſes in Beſchlag nehmen. Ihre fragenden Blicke wendeten ſich nun auf den Doctor. Sie ſahen mit Erſtaunen, daß er ſich um die Vorgänge gar nicht gekümmert, ſondern ſich an einem großen Tiſche niedergelaſſen hatte und mit Sortirung von Pflanzen beſchäftigt war. Sein Diener, welcher den Mantelſack herauf gebracht, ſtand neben ihm und reichte Büſchel auf Büſchel aus dieſem Mantelſacke. Doctor Blandini war ſeinem innerſten Zeichen nach Naturforſcher. Was ihm auch begegnen mochte, es berührte ihn nur oberflächlich, und er kehrte immer ſogleich zu ſeiner Herzensangelegenheit zurück, zu ſeinen Studien, zu ſeinen Verſuchen. Norbert hatte ihn überzeugt, daß es Ernſt, daß es beſchloſſene Sache ſei mit der Anbringung an den berühmten Feldherrn, den Herzog von Weimar. Das Gefährliche der Aufgabe hatte ihn erſchreckt, denn er wußte ganz genau, daß ſie bis zum Aeußerſten gehen könnte. Wenn der Tod dieſes berühmten Feldherrn den Auftraggebern nothwendig erſchien, dann wurde dem Doctor Blandini einfach angezeigt, daß dieſer Tod herbeizuführen wäre. Langſam oder ſchnell, je nach Bedürfniß. Gewiſſensſcrupel hatte in ſolchem Falle Blandini gar nicht. Seine auftraggebende Herrſchaft war eine eminente geiſtliche Behörde. Sie trug, meinte er, die höhere Verantwortung, nicht er, der Diener. Religiöſe Streitigkeiten gab es für ihn gar nicht. Er hielt ſie für müßig, und ſie intereſſirten ihn nicht. Er war unbedenklicher Unterthan ſeiner Kirche. Nicht gerade aus Ueberzeugung, er beſchäftigte ſich eben nicht mit Fragen und

Sorgen, welche eine Ueberzeugung ſuchen — nein, er war ſeiner Kirche ganz unterthänig, weil ihm dies bequem war. Dieſer ganze Bereich des denkenden Menſchen ließ ihn gleichgiltig, und dieſe Gleichgiltigkeit war ihm ein Lebensprincip geworden. Wozu — hatte er von Jugend auf raiſonnirt — wozu ſich mit Dingen befaſſen, für welche der Menſch doch keine volle Löſung finden kann, welche aber zu den ärgſten Mißhelligkeiten führen, weil die brutale Gewalt da überall eingreift, heiße ſie Gewalt der Kirche oder des Staates. Das Feld der Naturforſchung daneben iſt neutral, ganz neutral, und wenn man's nach ärztlicher Richtung ausbeutet, ſo iſt es obenein ſehr lohnend. Das war ihm nicht ohne Wichtigkeit, denn er hatte Anlage zum Geiz, er hatte wenigſtens eine ſtarke Neigung für Beſitz und Eigenthum. In der italieniſchen Heimath lebte ihm eine alte Mutter, welcher er jedes Jahr eine Freude machte. Sie ſchätzte die Tüchtigkeit ihres Sohnes nach der Größe ſeines Gelderwerbes. Jedes Jahr ſandte oder brachte er ihr eine Summe; für dieſe Summe kaufte ſie Landbeſitz, und auf dieſen immer größer werdenden Landbeſitz wollte ſich Blandini in älteren Tagen zurückziehen.

Es war alſo ganz natürlich, daß er jetzt ſorglos bei ſeinen Pflanzen ſaß. Auf Reiſen pflegte er abzupflücken, was er Ungewöhnliches am Wege wachſen ſah. In einem Walde an der Maas hatte er beſonders ſchöne Exemplare der Belladonna im Vorüberreiten geſehen, ſein Diener hatte ſie pflücken müſſen. Dieſe betrachtete er jetzt und verglich ſie — denn ſie waren jetzt im Frühjahre noch unentwickelt — mit getrockneten, reif gewordenen Exemplaren der Tollkirſche, welche der Diener aus einem Käſtchen reichen mußte. Da wurde die Thür heftig aufgeriſſen und Leute traten ein mit Gepäck. Hinter ihnen der Gaſtwirth und ein graulockiger kleiner Herr. Der Gaſtwirth rief Norbert zu: das Zimmer müſſe ſogleich geräumt werden; Altesse, der große General von Sachſen habe das ganze Hotel in possession genommen. — Das wurde barſch in einem Patois geſprochen, welches ſeine Worte aus verſchiedenen Sprachen zuſammengetragen hatte; denn die franzöſiſche Sprache war damals in den Bisthümern noch nicht vollſtändig durchgedrungen. Norbert verſtand trotzdem den Sinn ganz gut, hielt es aber für diplomatiſch, ihn nicht ganz verſtanden zu haben und ſich um Erklärung an den graulockigen kleinen Herrn zu wenden, welcher gutmüthig ausſah, obwol er mit ſeinen hervorquellenden Augen ein wenig ſchielte. Es war dies ein geſchickter diplomatiſcher Zug Norberts. Dem etwas ſchielenden kleinen Herrn ſchien es ſchwer zu werden, die brutale Ausquartierung des Wirthes in gutem Deutſch zu wiederholen. Norbert hatte deutſch geſprochen, um ſich dem kleinen Herrn zu empfehlen. Ein gutmüthiger Menſch wiederholt nicht gern eine Grobheit, und der kleine Herr umging denn auch die Antwort mit der leutſeligen Frage: ob die Herren Deutſche wären?

„Euch zu dienen“, entgegnete Norbert im höflichſten Tone, „deutſche Gelehrte, welche die Wälder und Berge Europas bereiſen, um zu botaniſiren, will ſagen, um ſeltene mediciniſche Pflanzen aufzuſuchen. Carlo, gieb doch Acht und ſieh' auf. Entſchuldigt, Herr, meinen Freund, er iſt dergeſtalt über eine Pflanze aus dem Ardennerwalde vertieft und — ich habe nicht die ganze Wahrheit geſagt: ich nur bin ein ganzer Deutſcher, mein Freund iſt ein angebildeter, ein naturaliſirter, er ſtammt aus Italien und iſt der berühmte Arzt Carlo Blandini, welcher im letzten Lebensjahre Waldſtein's deſſen Leibarzt geweſen.“ — Ah?! rief der kleine Herr, welcher Rehlingen hieß, und ſeine großen Augen quollen haſtig zu dem aufſtehenden Blandini hinüber und auf den mit Pflanzen bedeckten Tiſch. Herr Rehlingen ſchien neugierig zu ſein oder wißbegierig. Aus dem Ardennerwalde? Und beim Waldſtein? wiederholte er nicht ohne Behagen. — „Ja, Herr“, fuhr Norbert fort, „und es iſt recht hart für friedliche Leute unſeres Schlages, welche für das Wohl der Menſchheit beſchäftigt ſind, wenn ſie mitten in ihrer mühſeligen Arbeit geſtört und aufs unwirthliche Feld hinaus geworfen werden zu kalter Nachtzeit —“ — Freilich! klagte Rehlingen theilnehmend. —

„Denn der ganze Ort iſt angefüllt mit Truppen, die Platz und Ruhe brauchen; es wird kein Winkel übrig bleiben, wohin wir unſer Haupt legen könnten.“ — Richtig! richtig! — „Und gerade jetzt! Eine friſch gebrochene Pflanze ſollte in ihrem Safte mit einer alten, abgelegenen verglichen werden. Morgen ſchon iſt dieſer Saft nicht mehr friſch und die Vergleichung ergiebt ein unſicheres Reſultat. Das mediciniſche Mittel, welches in Rede ſteht, kann nicht feſtgeſtellt werden, und doch wäre es heutigen Tages ſo wichtig und nöthig.“ — Was für ein Mittel? — „Gegen die Lagerpeſt, welche in unſern Kriegszeiten ſo oft grauſam wüthet. Junge Giftpflanzen — da liegen ſie! — deren Saft noch nicht aus voller Reiſe der Pflanze ſtammt, erweiſen ſich als Gegengift verſchiedener Peſtarten, und gerade über dies Mittel hofften wir heute einen Abſchluß zu gewinnen.“ — Das ſollt Ihr, das ſollt Ihr, meine gelehrten Herren, rief Rehlingen, warum denn nicht?! Das Zimmer iſt groß, wir haben zuſammen Platz. Ich ſchreibe heut' Abend doch nicht, denn morgen ſind wir bei Zeiten in Toul, und da giebt's einen halben Raſttag. Sorgt für drei Lagerſtätten, Wirth, in dieſer Stube. Eine für mich, zwei für die Herren! Ohne Umſtände! Macht fort!

Und nun wendete er ſich mit allen möglichen Fragen eines wißbegierigen alten Herrn an Blandini und Norbert und verſchlang mit offenem Munde die mediciniſche Weisheit Blandini's, welcher ruhig und ſachgemäß auf Norbert's Einleitung einging. Er fühlte in der Geſchwindigkeit und recht arglos Herrn Rehlingen ſelbſt an den Puls, ſagte ihm ruhig, daß er ſanguiniſchen Temperamentes ſei mit leichter Verrichtung der täglich nöthigen Lebensbedingungen und daß ihm ein geſundes, behagliches Alter bevorſtehe. Rehlingen war dabei keineswegs ein Schwachkopf. Im Gegentheil! Er war von lebhaften Geiſteskräften. Gerade dadurch hatte er ſich dem Herzoge Bernhard empfohlen. Er hatte eine Flugſchrift herausgegeben über den Prager Frieden, gegen den Prager Frieden, um es richtiger zu ſagen, welche großes Aufſehen gemacht und die Halbheiten und

Inconſequenzen dieſes Friedens ſcharfſinnig aufgedeckt hatte. Die ſchlimmen Folgen eines ſolchen faulen Friedens entwickelnd, hatte er dem Herzoge Bernhard aus der Seele geſprochen, und dieſer hatte ihn vor Kurzem zu ſich berufen und zu ſeinem Kanzler gemacht. Je zweideutiger des Herzogs Stellung wurde durch das Bündniß mit Frankreich, deſto mehr bedurfte er öffentlicher Rechtfertigung, und eine gute Feder war ihm höchſt willkommen für alle die Staatsſchriften, die abzufaſſen waren in ſo verworren erſcheinender Lage. Hans Ulrich Rehlingen von Leder war der volle Name dieſes alten Juriſten, welcher dem jungen Herzoge mit Leib und Seele ergeben war.

Gerade dieſe Liebe verleitete ihn zu dem Unglückſeligſten, was er beginnen konnte mit ſeiner neuen Bekanntſchaft. In den Nachfragen über Waldſtein's körperliche Beſchaffenheit, welche ihn aus dem Munde des Waldſtein'ſchen Leibarztes höchlich intereſſirte, unterbrach [illegible]ch plötzlich mit den Worten: Signor Blandini, Ihr müßt auch unſern Herzog kennen lernen. Die Gelegenheit iſt zu günſtig. Er mag nichts von Aerzten wiſſen; er iſt eben einunddreißig Jahre alt und geſund wie ein junger Bär, da kümmert man ſich nicht um Aerzte. Erſt wenn das Leben ſich abwärts neigt, da wird man aufmerkſam auf die Symptome der Gebrechen, welche in die Grube führen. Aber wir klagen Alle über des Herzogs Unbedacht. Er ſetzt ſich Allem aus, er verſpottet jede Schonung, und heut' hat er ſich wirklich was zugezogen. Heut' gerade! Das iſt wie ein Fingerzeig, Euch an ihn zu bringen, Herr Doctor. Der Wolkenbruch hat ihn bis auf die Knochen durchgeweicht, und dann hat er bei eiſiger Abendkälte eine halbe Stunde lang hier unten auf dem Platze ſtill gehalten. Er hielt noch, als ich in meinem Wagen ankam. Da hat er ſich denn durch und durch erkältet. Als er vom Pferde geſtiegen war, ſchüttelte ihn ein plötzlicher Ausbruch des Froſtes ſo, daß ihm alle Gliedmaßen des Körpers zitterten und flogen und die Zähne klapperten. Trotzdem war er nicht ins Bett zu bringen. Er verrichtet wie jeden Abend all' ſeine hundert

Geſchäfte: der Generalſtab wird inſtruirt für morgen, der Generalquartiermeiſter, der Generalwagenmeiſter, der Generalproviantmeiſter kriegt ſeine Weiſungen, der Hofprediger ſpricht ſein Gebet, und dann geht's noch an's Leſen all' der Eingänge aus Schweden, aus Niederſachſen, aus Heſſen, aus Heilbronn, aus Würtemberg, aus Paris, und endlich komm' ich noch an die Reihe mit allen Aufträgen für dieſe Eingänge. Wie ſtark er iſt, ich werd' ihn erſchöpft und elend finden — denn er iſt ja doch ein Menſch — und da wird der Herr Doctor am Platze ſein, und wir werden ihm irgend was aufnöthigen, damit er morgen Früh hergeſtellt erwacht.

„Nichts leichter als das!“ ſagte Blandini und ging nach dem Mantelſack. Aus dieſem nahm er eine Handvoll Pflanzen und gab ſie ſeinem Diener mit dem Auftrage, ſie unten in der Küche ſogleich zu kochen, wie er ſchon hundertmal gethan.

Rehlingen ging ſelbſt mit dem Diener auf den Vorſaal hinaus, um von den Leuten des Herzogs Jemand mit hinab zu ſenden, welcher in der Küche Raum und Hilfsmittel anzubefehlen habe. Norbert, Blandini und Medardo waren eine kurze Zeit allein. Die beiden Erſten winkten einander mit den Augen zu, und dann wendete ſich Norbert an Medardo. Er ſollte recognosciren, ob Mitzlau und der Bart-Conrad im Hauſe wären. Medardo machte eine ſchmerzliche Grimaſſe; aber er konnte nicht leugnen, daß dies Geſchäft rathſam wäre. Der Bart-Conrad kannte aus dem Zirndorfer Lager den Doctor Blandini und wußte, unter welchem Verdachte Blandini dort ausgeriſſen war. Wenn davon etwas an den Herzog kam, ſo war die Bekanntſchaft garſtig eingeleitet. Medardo verband ſich ſein Geſicht mit einem Tuche, als ob er am heftigſten Zahnweh litte, und ſchlich mit ſchwerem Herzen hinaus. Er fand ſogleich Urſache, ſeine Vorſicht zu loben. Der Vorſaal im erſten Stockwerke des Wirthshauſes erwies ſich, obwol er ſich ziemlich lang und breit um die Stiege hinzog, doch kaum geräumig genug für den Zudrang zu einem Feldherrn, welcher Alles ſelbſt anzuordnen ſchien. Das Kommen und Gehen der höheren Officiere und Commiſſarien war ſehr zahlreich und wurde faſt Gedränge, da auch die aus dem Zimmer des Feldherrn herauskommenden außen ſtehen blieben und Geſpräche anknüpften. Medardo ſah ſich ſofort eingeengt von Gruppen. Er wollte nach der Stiege hin ſteuern. Denn ſeine Hauptſorge war Conrad, und er ſetzte voraus, daß dieſer unten im Erdgeſchoße ſein werde, wenn er überhaupt im Hauſe wäre. Als er ſich aber bis zur Stiege durchgeſchlängelt hatte, kam Mitzlau im Geſpräche mit einem breitſchulterigen Manne die Stiege herauf. Medardo wollte eiligſt zurück; er konnte aber nicht, wenn er nicht durch heftiges Drängen Aufmerkſamkeit erwecken wollte. Gerade um den Stiegenanfang hatten ſich eben mehrere Gruppen zuſammengedrängt. Er machte ſich ſo ſchmal als möglich, um an der Mauerſeite den Heraufkommenden auszuweichen, weiter konnte er nicht, und Mitzlau ſtand bald neben ihm. Die Beleuchtung war glücklicherweiſe gering: einige Talglichter an den Wänden bewirkten ſie nothdürftig, und Medardo hüllte ſein Antlitz ſo tief als möglich ins Tuch.

„Ihr kommt durch das Elſaß?" fragte Mitzlau ſeinen Begleiter und blieb auf der letzten Stufe ſtehen, um abzuwarten bis oben Platz würde. — Ja, Herr, erwiderte der Breitſchulterige, durch Elſaß und Lothringen, denn ich mußte weit nach rechts ausbiegen, um die kaiſerlichen Truppen unter Gallas zu vermeiden. Ich kann dem Herzoge ziemliche Auskunft geben über den Stand des Feindes. — „Ich will Euch melden, ſobald das Abendgebet vorüber iſt. Erlach iſt Euer Name?" — Erlach aus der Schweiz.

Da hörte plötzlich das geräuſchvolle Summen auf, Jedermann nahm ſeinen Hut ab, es wurde ganz ſtill — die Thür zum Herzoge hatte ſich geöffnet, der Geiſtliche war auf der Schwelle ſichtbar geworden. Er begann das Gebet, welches gleichzeitig im Zimmer des Herzogs und auf dem ganzen Vorſaale vernommen wurde. Beim Abnehmen des Hutes hatte Mitzlau den Kopf Medardos geſtreift und ihm das verhüllende

Tuch ein wenig zur Seite geſtreift. Dies Hinderniß bemerkend, wendete er ſich gegen Medardo und ſah ihm in das zur Hälfte bloßgelegte Antlitz. Das Geſicht fiel ihm auf; er war über Jahresfriſt beim Heere des Herzogs, er kannte Jedermann in deſſen Nähe — wer iſt der eingemummte Patron? ſchien er zu denken. Medardo war recht unbequem zu Muthe während dieſes ketzeriſchen Gebetes, welches wol fünf Minuten dauerte. Es endigte mit dem Segensſpruche: „Der Herr behüte und bewahre Euch!“ und bei dieſem Spruche ſenkten Alle die Häupter. Das verleitete den Medardo zu dem Mißgriffe, ſich bekreuzigen zu wollen, um ſich der allgemeinen Frömmigkeit anzuſchließen. Auf halbem Wege beſann er ſich wol, daß dies katholiſche Zeichen hier nicht am Orte ſei, und führte es nicht ganz aus. Mitzlau aber, in ſeiner Jugend ſelbſt Katholik, hatte wohl dieſen halben Weg erkannt und redete ihn ſcharf an, als der Gottesdienſt vorüber war, mit der Frage: wer er ſei?! Der Schluß des Gottesdienſtes war jedoch auch das Signal für die Menge, den Platz zu räumen. Man drängte ſich plötzlich allgemein die Stiege hinab, und Medardo ließ ſich äußerſt nachgiebig mitdrängen. So kam er glücklich unten an, während Mitzlau ſeines „Erlach“ wegen oben geblieben war, um den Fremden beim Herzoge einzuführen.

Unten war das Gedränge noch größer. Hier herrſchte der Corporal, der Quartiermeiſter, ſpäter Fourier genannt, der Profoß, der Freireiter. Letztere waren Begleiter, welche ſich die Officiere hielten zu ihrer Bequemlichkeit. Veteranen aller Gattungen ſtrömten ab und zu, da das Hauptquartier zufällig in ein Wirthshaus gerathen war und neben der Quartiermeiſterſtube die große Wirthsſtube freigegeben war für den Wirthshausverkehr. Herzog Bernhard war darin weit abweichend vom Waldſtein'ſchen Weſen: er ſonderte ſich nicht ab von ſeinen Truppen, er theilte im Felde Lager und Beſchwerde mit ihnen, er war eben ſo ſehr Soldat wie Feldherr, und deshalb wurde der ganze Verkehr ein populärer und vertraulicher. Demgemäß ging es auch unter ihm in der Wirthsſtube laut und zwanglos her —

ein voller Geſang ſchallte Medardo entgegen, ein Männergeſang von wild ſonorer Art. Medardo ſelbſt war von der Wucht desſelben betroffen, und ſein Schickſal wollte, daß er ihn Wort für Wort anhören mußte. Er hatte ſich nämlich nahe an die Thür der großen Wirthsſtube drängen laſſen, um dieſe zu überſchauen, ob Conrad anweſend wäre — da erhielt er einen heftigen Stoß in die Seite und ſah ſich in den Winkel der außen an einen Futterkaſten angelehnten Stubenthür gequetſcht. Derjenige aber, welcher ihm den Stoß verſetzt hatte, war Niemand anders als der Bart-Conrad ſelbſt. Es war Beſtimmung! Denn Conrad hatte ihn noch gar nicht geſehen oder erkannt. Er kam eben an und drängte zur Stubenthür, und das kleine Weſen in ſeinem Wege wurde bei Seite geſchoben. Conrad ſchrie mit Löwenſtimme in die Stube hinein: Vivat Companeia! Daran entdeckte Medardo zu vollſtändigem Schrecken, wer ihm den Stoß in die Leber verſetzt, wer Körper an Körper neben ihm war. —

Ein jubelnder Zuruf aus der Stube heraus begrüßte Conrad. Er war offenbar eine ſehr beliebte Figur, und „der Bart iſt da, der Bauernkönig! Von vorn anfangen! Er ſingt vor!“ ſchrieen Alle. Conrad nahm ſeine kleine Thonpfeife aus dem Munde und ſtieß einen Juchzer aus, wie man ihn auf den Alpen hört, hinzuſetzend: „Er ſingt vor, die Litanei!“ Dabei that er zur Herzſtärkung Medardos einen weiteren Schritt bis auf die Schwelle des Stubeneingangs und Medardo konnte die angelehnte Thür ſo weit nach vorwärts bewegen, daß er durch den geöffneten Spalt ſchlüpfen und ſich zwiſchen Futterkaſten und Thür in einem Raume einklemmen konnte, welcher ungefähr zureichte für ſeine ſchmale Geſtalt. Sogar Ausſicht hatte er durch die Spalte an den Angeln der Thür, und er überblickte die dampfende Stube. Dampfend von den naſſen Kleidern, die in der Wärme ihre Dünſte löſten, und von den Thonpfeifen, welche dicken Tabaksrauch qualmten. Denn von den Spaniern war der Gebrauch des Tabaks ſeit einiger Zeit ins deutſche Heer übergegangen.

Die Litanei! die Litanei! ſchrie man inner- und außerhalb der Stube. Conrad war eine Art Vorſänger, und wie kurz vorher oben der evangeliſche Geiſtliche zwiſchen Zimmer und Vorſaal ſeine Rede gehalten, ſo trieb es jetzt unten, gleichſam parodirend, Conrad mit ſeinem Geſange. Zunächſt nach dem Juchzer entwickelte er eine pantomimiſche Einleitung, welche erſichtlich die Geberden eines katholiſchen Geiſtlichen nachahmen ſollte in fratzenhafter Uebertreibung. Er reichte unter tiefer Verbeugung ſeinen dampfenden Pfeifenſtummel einem herzutretenden kleinen Marketender, welcher den Stummel in der Luft umherſchwang. Dann ſtrich er mit beiden Händen über Haupt und Geſicht und den wirklich bis auf den Magen hinab reichenden ſchwarzen Bart, verbeugte ſich links, verbeugte ſich rechts, und ſtimmte mit greller Fiſtelſtimme eine plärrende Melodie an in lateiniſch klingenden, unſinnigen Worten.

Bravo, Pfäfflein! bravo Pfäfflein! rief man von allen Seiten. Conrad aber richtete ſich plötzlich in voller Länge auf, ſtieß einen thieriſch grunzenden Ton aus, ſchnalzte mit der Zunge und intonirte in ſonoren Baßtönen folgendes Lied:

„Das heil'ge römiſch deutſche Reich
Das ſchmachtet im Gebären.
So was gebiert ſich nicht ſogleich,
Wird noch 'ne Weile währen.
Warum? Warum?“

Innerhalb und außerhalb der Wirthsſtube fiel uniſono der Chor ein:

„Darum! Darum!“

Und Conrad fuhr fort, ganz wie ein Volksſänger jedes Wort wie mit Fett beſtrichen heraushebend:

„Der Kleine will groß, der Große ſoll klein,
Das Glück und Recht ſoll allgemein,
Der Glaube ſchlicht, die Kirche rein,
Gott ſelbſt ſoll Papſt und Kaiſer ſein.“

Da fiel der Chor ein:

„Oho! Hoho!“

Und Conrad antwortet, energiſch ſingend:

„Wir wollen's ſo,
Bernhardi Weimarani!“

In brauſender Einſtimmigkeit wiederholte der Chor:

„Wir wollen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Conrad fuhr fort:

„Der Schwed' iſt hin, der Wallenſtein
Der hat ſich arg betrogen;
Die kaiſerlichen Ritterlein
Sind alleſammt verlogen.
Warum? Warum?“

Der Chor:

„Darum! Darum!“

Conrad:

„Des Pfaffen ſein Kleid und Gewiſſen iſt bunt,
Wie Treu' und Lug in ſeinem Mund,
Und römiſch Gift liegt ſtets zum Grund,
Es beißt halt jeder Hund.“

Der Chor:

„Oho! Hoho!“

Conrad:

„Wir wiſſen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Der Chor:

„Wir wiſſen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Conrad fuhr fort:

„Achill von Weimar lebet noch,
Man nennt uns Myrmidonen;
Das heißt: wir ſind die Herren doch
Von Frau Europas Thronen.
Warum? Warum?“

Der Chor:

„Darum! Darum!“

Conrad:

„Der Kaiſer kriegt Schläg', der Franzos giebt Geld,
Das Reich iſt in den Winkel geſtellt,
Der Junge erbt die alte Welt,
Der jüngſte Mann iſt unſer Held.“

Der Chor:

„Oho! Hoho!“

Conrad:

„Wir ſchaffen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Der Chor:

„Wir ſchaffen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Ein gellender Juchzer Conrads verkündete, daß der Reitergeſang zu Ende ſei, und brüllender Jubel lärmte aus allen Kehlen. In dieſem Augenblicke fühlte ſich Medardo hinten am Kragen gefaßt. Entſetzt wendete er ſich um nach dem Futterkaſten. Blandini's Diener ſtand zuſammengequetſcht am Futterkaſten und hielt ſeinen rauchenden Topf in die Höhe, welchen er mit der gekochten Medicin aus der Küche brachte. Er bat Medardo, vor ihm her zu gehen, damit er freie Bahn gewinne, denn er komme nicht durch mit ſeiner heißen Brühe. Er verſchütte unaufhörlich, verbrühe ſich und Andere, und erhalte links und rechts Maulſchellen. Medardo ſchöpfte tief Athem, da er gleichzeitig inne wurde: Conrad ſei in die Wirthsſtube hineingetreten. Die Maſſe folgte Conrad, und als ſie dünner wurde, drückte Medardo die Thür vorſichtig ſo weit auf, daß er herausſchlüpfen und nach der Stiege eilen konnte. „Langſam, langſam!“ rief Blandini's Diener, „ich verſchütte ſonſt!“ Medardo hatte andere Sorge als die Schonung der mediciniſchen Flüſſigkeit: er ſchob wie ein Wieſel die Treppe hinauf, hielt vor der letzten Stufe nur einen Augenblick an, um den Vorſaal zu überblicken des Herrn von Mitzlau wegen, und da er dieſen richtig noch neben dem breitſchulterigen „Erlach“ an der Thür des Herzogs ſtehen ſah, glücklicherweiſe aber den Rücken gegen die Stiege zu, ſo ſchob er, ſich faſt bis zur Erde beugend, rechts hinüber ins Zimmer ſeines Herrn. Schlotternd vor Angſt berichtete er hier — Norbert und Blandini waren noch allein — daß Mitzlau und Conrad leibhaftig im Hauſe wären und wahrſcheinlich auch in demſelben übernachteten. Herr von Zierotin möge um keinen Preis das Zimmer verlaſſen, und höchſt rathſam wäre es, noch in der Nacht aufzubrechen. — Da kam Herr Rehlingen zurück; Medardo mußte ſchweigen.

Rehlingen von Leder war ärgerlich, und das ſtand ihm ſchnurrig genug zu dem gutmüthigen Weſen ſeines Naturells. Das Geleit des Dieners nach der Küche war wol gelungen und das Kochen des Tranks, aber in den Zimmern des Herzogs ſelbſt war er auf Störungen geſtoßen und auf Schwierigkeiten. Ein Kriegsmann aus der Schweiz ſei vorgeſtellt worden und habe Zeit wie Aufmerkſamkeit des Herzogs ſtark in Anſpruch genommen. „Und als das endlich vorbei war“ — fuhr er fort — „ſchob ſich der Officier dazwiſchen, welcher den Schweizer eingeführt hatte, und machte eine Meldung, welche den Herzog in garſtige Stimmung verſetzte. Der Officier meldete, er habe vorhin draußen an der Stiege einen vermummten Mann geſehen, welcher ihm aufgefallen. Erſt nach einer Weile, und nachdem ſich der Vermummte unſichtbar gemacht, ſei es ihm klar geworden, daß er den Patron kenne, und zwar aus Wien kenne von ſiebzehn Jahren her. Dort ſei er ein Handlanger der Jeſuiten geweſen. Das machte denn großen Rumor. Der Herzog haßt die Jeſuiten zum Aeußerſten. Wie kommt ein Handlanger derſelben hier in die nächſte Nähe des Feldherrn? Steckt Paris dahinter, oder Brüſſel, oder Wien? Der Herzog gab ſogleich Ordre, den Kerl zu fahen. Mitten hier unter dem Heere wird er nicht entwiſchen können. Es geräth eben Alles in Bewegung, oben und unten, mit der Suche, und der Herzog hörte nur mit halbem Ohre, als ich ihm von ſeinem Unwohlſein ſprach, und von Euch, geehrter Herr Doctor. Er fuhr mich ſogar ungebührlich an, obwol er elend ausſieht und noch immer vom Froſt geſchüttelt wird. Aber der Hoffmann, ſein Leibdiener, iſt ein verſtändiger Menſch. Er flüſterte mir zu, ich ſollte den Doctor nur bringen, fürſtliche Gnaden würden ſchon Vernunft annehmen. So bitt ich Euch denn, werther Herr Doctor, machen wir uns auf. Der Diener mag den Trank an Hoffmann einhändigen.“

Das Trifolium Norbert, Blandini und Medardo war in arger Verlegenheit. Eine Hausdurchſuchung ſtand alſo bevor, und Blandini konnte dem Mitzlau begegnen. Mitzlau aber erkannte ihn wahrſcheinlich, er hatte ihn damals in Wien geſehen an der Leiche des Kaiſers Mathias, im Harrach'ſchen Hauſe und ſonſtwo! Conrads nicht zu gedenken, der ihn von Waldſtein her kannte, und vielleicht jetzt bei der Hausdurchſuchung da herauf kam! Was thun? Ein wenig Zeit zur Ueberlegung wurde dadurch gewonnen, daß Blandini vorgab, er müſſe den gekochten Trank erſt fertig machen. Bei dieſer Apothekerhanthirung ſteckte das Trifolium die Köpfe zuſammen, und Norbert flüſterte dem Doctor zu: er müſſe gehen! Er ſei ſo viel dicker geworden, daß Mitzlau ihn gewiß nicht erkennen werde. Dann wendete ſich Norbert an Rehlingen mit der Bitte: doch einen Poſten aufſtellen zu laſſen vor dieſem Zimmer, welcher das Gemach des Kanzlers vor unnützen Zudringlichkeiten ſichere. Er, Norbert, fühle ſich ſo todmüde, daß ihm ein tiefer Schlaf dringendes Bedürfniß ſei —

„Gewiß, gewiß!“ entgegnete Rehlingen, „und ſo gehen wir mit Gott!“

Rehlingen, Blandini und der Diener mit dem Tranke marſchirten denn ab. Medardo wollte eiligſt hinter ihnen die Thür verriegeln. Aber die Thür hatte weder Riegel noch Schlüſſel. Auf dem Vorſaale rief Rehlingen wirklich eine Ordonnanz und wollte ihr den Auftrag geben, aber die Ordonnanz erwiderte: es ſei Befehl, alle Zimmer zu durchſuchen.

„Schade!“ ſagte Rehlingen zu Blandini, „nun wird Euer Freund doch geſtört werden.“ Es war leerer auf dem Vorſaale, aber man hörte von unten herauf gewiſſe Commandoworte, welche auf eine regelmäßige Abſuchung deuteten. Am Treppenabſatze ſtand Mitzlau und ſprach in den tiefer ſtehenden Bart-Conrad hinein. Blandini erkannte den Letzteren ſogleich und wendete ſein Geſicht nach der entgegengeſetzten Seite. Er hörte übrigens deutlich im Vorübergehen Conrads kräftige Aeußerung: Das iſt die „rothe Feder“, ſtraf' mich Gott, und das ſoll ein Hauptſpaß werden! Unter dem Schrecken dieſes Eindrucks trat Blandini in das Vorzimmer des Herzogs. Es waren nur noch ein paar Ordonnanzen darin, welche ſich in einem Winkel niedergeſetzt hatten. Rehlingen fragte nach dem Leibdiener. Die Ordonnanzen wieſen auf die Zimmerthür, welche ſoeben aufging. Leibdiener Hoffmann trat ihnen entgegen. Er war ein kleiner, unterſetzter Mann mit großer Naſe und großen, lichtblauen Augen, welche ſehr feſt und ſicher blickten. Sie ſagten Jedermann: in unſerem Kopfe iſt die Weisheit zu Hauſe.

„Immer hinein, Herr Kanzler“, rief er jetzt, „mit dem Herrn Doctor!“ — Iſt fürſtliche Gnaden alſo geneigt, den Doctor anzunehmen? fragte Rehlingen. — „Gewiß nicht. Aber man muß es verſuchen. Denn er iſt krank, und wenn er krank iſt, beträgt er ſich eben wie ein Kind, das keine Arznei nehmen will. Kommt nur tapfer mit!“

Dies ſagend, ging er voraus ins Zimmer des Herzogs. Es war ein ziemlich großer Raum. In der Mitte ſtand ein Tiſch, auf welchem Papiere lagen, in der Ecke ſtand ein großes Himmelbett. — Der Herzog ſtand eben vom Tiſche auf und ging nach dem Bett. Er kehrte dabei den Eintretenden den Rücken zu. Blandini ſah, daß er ein Mann von ſchlankem Wuchſe war, etwas über Mittelgröße, und daß er ſcharf und raſch auftrat. Leibdiener Hoffmann meldete laut: Der Herr Kanzler Rehlingen von Leder —

„Komm' her, Hoffmann, und zieh' mir die Stiefel aus; ich will mich niederlegen. Dann bring' die große wollene Decke, ich klappere immer noch vor Froſt.“

Hoffmann ging ſchweigend hin und verrichtete das Geſchäft. Dabei hatte ſich der Herzog am Bette niedergeſetzt und konnte die an der Thür harrenden beiden Männer ſehen, wenn er aufblickte. Er blickte aber nicht auf und ſagte gleichſam ins Leere: Schreibt heut' Abend noch, Rehlingen, einen Brief an Hugo Grotius nach Paris und ſchickt ihn durch einen Courier. Ich ritte von morgen ab recte nach Paris und wünſchte ihn gleich zu ſehen, nachdem ich angekommen. Den regierenden Herren möchte er auf der Stelle ſagen: ich ſei ein deutſcher Reichsfürſt aus älteſtem Hauſe und hielte darauf, als ſolcher empfangen und gehalten zu werden. Er ſoll ausdrücklich ſagen, daß ich darin empfindlich ſei.

„Zu Befehl, fürſtliche Gnaden.“ — Weiter nichts heute, Rehlingen, ich bin zerſtreut — „Unwohl, fürſtliche Gnaden.“ — Ach was! dabei blickte er auf und ſah Blandini — wer iſt der Fremde? — „Der berühmte Doctor Blandini“, ſagte Rehlingen, indem er etwas näher trat, „einſt Leibarzt des Friedländers —“ — Was will er bei mir? Ich tauge nichts für Aerzte; ich weiß ſie nicht zu ſchätzen. — „Leider nicht!“ brummte Hoffmann vor ſich hin, während er die Stiefel bei Seite ſetzte und den Harniſch abſchnallte, welchen der Herzog noch um Bruſt und Arme trug. „'s iſt ja unverantwortlich, fürſtliche Gnaden“, ſetzte er hinzu, „daß Ihr nicht einmal das naſſe Hemd gewechſelt habt!“ — Jetzt geſchieht's ja, Murrkopf! Bring' ein friſches und den Schwamm! Waſchen und Abreiben wird mich erwärmen — Antwort, Rehlingen, was will der Mann? — „Ich hatte ihm geſagt, daß ſich fürſtliche Gnaden in dem Wolkenbruche erkältet hätten und daß —“ — Ihr ſeid ein altes — Frauenzimmer, Herr von Leder, und habt den Mann ohne Noth daher bemüht. Ich bedanke mich beim Herrn Doctor. Macht, daß der Brief an Grotius fortkommt. Gott befohlen!

Unterdeß hatte er das Wams ausgezogen, und ſelbſt das Hemd, ſo daß er nackt bis an die Hüften daſaß. Es ſchien ihn nicht zu kümmern, daß Jemand zugegen wäre. Er nahm den naſſen Schwamm aus Hoffmann's Händen und wuſch ſich heftig Bruſt und Schultern. Dann nahm er das dargebotene Handtuch und trocknete ſich eben ſo heftig ab, hinzuſetzend: Mach's mit dem Rücken ebenſo!

„Das wird wenig helfen“, brummte Hoffmann, indem er's that, „Euch ſchüttelt ein rechtſchaffenes Fieber, und von Paris iſt in den nächſten Tagen keine Rede.“ — Dies wär' das erſte Mal, daß mich ein Fieber abhielte — „'s giebt für Alles ein erſtes Mal.“ — Potztauſend, Leder, rief der vom Seſſel aufſtehende und das friſche Hemd überwerfende Herzog, worauf wartet Ihr denn noch? — „Ich warte, fürſtliche Gnaden, auf ein Wort, welches Ihr zu Euren eigenen Gunſten ausſprechen ſollt. Der Herr Doctor neben mir beſtätigt, daß ein rechtſchaffenes Fieber an Euch ſichtbar ſei auf zehn Schritte Entfernung und daß ſich das nicht von ſelbſt verlieren werde morgen und übermorgen —“ — Sondern daß Medicin noth thue. Ich hab's ja verſtanden und habe ihm und Euch gedankt. Laßt mich in Ruhe. Ich bin kein Waldſtein, der Zeit ſeines Lebens docterte, bis die Krankheit bei ihm eingeniſtet war, und wundere mich, daß es dem berühmten Herrn Doctor gar ſo ſehr unr Praxis zu thun iſt. Ich bin für ihn kein Patient, und damit holla!

Unter dieſen Worten warf ſich der Herzog, nachdem ihm Hoffmann die Unterkleider abgeſtreift, aufs Lager und hüllte ſich feſt in die wollene Decke, den Kopf nach der Wand richtend. Somit war Blandini abgewieſen und glücklicherweiſe die Anknüpfung vernichtet, welche den Herzog Bernhard mit Lebensgefahr bedrohte. Hoffmann zuckte die Achſeln. Wie dreiſt er mit ſeinem jungen Herrn umzugehen pflegte im zuverſichtlichen Gefühle ſeiner älteren und größeren Weisheit, er unterwarf ſich knurrend, wenn die „junge Herrlichkeit“ poſitiv auftrat. Er pflegte auch darin eine Genugthuung für ſich auszufinden, er pflegte zu ſagen: Ich habe eben die „junge Herrlichkeit“ zu ſolcher Charakterſtärke erzogen, er ſpricht jetzt wie ich ſprechen würde, wenn ich in ſeiner Haut ſteckte, und — das kann mir ſchon recht ſein. Hoffmann's Achſelzucken belehrte Rehlingen, daß nun jeder weitere Verſuch hoffnungslos ſei, und mit einer Pantomime des Bedauerns gegen Blandini wendete er ſich zum Rückzuge. Ganz anders Blandini. Er wußte nun einmal, daß er an dieſen Mann mußte. Jetzt abgewieſen, konnte er ſpäter nur aufdringlich erſcheinen, beſonders wenn draußen Norbert und Medardo entdeckt und als Jeſuitenwerkzeuge dazu benutzt würden, ihn ſelber als ihren Genoſſen zu kennzeichnen. Für dieſen wahrſcheinlichen Fall mußte er alles daran ſetzen, unterdeſſen dem Herzoge näher gerückt zu ſein, ihn ſich bis auf einen gewiſſen Grad verpflichtet zu haben. Blandini beſaß alle Eigenſchaften eines kühlen Egoiſten. Wenn er einmal im Klaren war, daß Furcht und Bequemlichkeit überwunden ſein müßten, dann war er von ſtarker Faſſung und ſein Verſtand ſetzte ſich dann in Bewegung wie ein Uhrwerk. Er machte alſo gegen Rehlingen eine abwehrende Bewegung und begann zu ſprechen. Langſam und ausdrucksvoll, als ob er vor Gericht ſtände, aber höflich wie ein Mann, der ſeine Stimme zum erſten Male erhebt gegenüber einer unverdienten Beleidigung.

„Ich bitte um Nachſicht, fürſtliche Gnaden", ſprach er, „daß ich Euren Unwillen erregt. Ich bin hierher geführt worden, ich bin nicht her gekommen. Auf meiner Durchreiſe zufällig hier getroffen, hat mich der wackere Herr Kanzler um Heilmittel befragt, welche einem Feldherrn am Herzen liegen für ſeine Kriegsleute. Vom Unwohlſein des Feldherrn war nur nebenher die Rede. Die Lagerpeſt, welche bei langen Kriegen epidemiſch ſich entwickelt, war das Thema meiner Unterhaltung mit dem Herrn Kanzler. Er ſagte mir, daß Eure fürſtliche Gnaden immer ſchmerzlich davon ergriffen würden, wenn kräftige Menſchen dieſer Todesgeißel zu Hunderten erlägen, und er ſetzte hinzu, es ſei ein Act der Menſchlichkeit, einem menſchlich fühlenden Feldherrn die mediciniſchen Mittel anzuvertrauen, welche ich in langer Erfahrung entdeckt habe gerade gegen dieſe verheerende Krankheit —" Bis daher hatte er nach der Wand hin geſprochen, da ſelbſt der Hinterkopf des Herzogs kaum zu ſehen war. Jetzt wendete ſich der Herzog und richtete ſich auf. — Was ſagt Ihr da? rief er. — „Ich ſage, fürſtliche Gnaden, daß ich nach langer Praxis zum erſten Male in der Lage bin, um Entſchuldigung zu bitten für menſchenfreundlichen guten Willen. Meine Unkenntniß hat mich verleitet. Ich bin Katholik und habe immer unter Katholiken gelebt. Ich habe nicht gewußt, daß bei Evangeliſchen die ärztliche Hilfe für verpeſtete Kriegsleute keinen Werth hat —“ — Wer hat Euch denn geſagt, daß bei uns ſolche Barbarei herrſche? — „Dieſe meine augenblickliche Erfahrung, für meinen guten Willen ungnädig hinausgewieſen zu werden —“ — Der Abſchnitt vom mitleidigen Samariter ſteht ja im Evangelium, nach welchem wir Evangeliſche heißen. Es hat Euch kein Menſch hinausgewieſen für ſolche Abſicht. Ich habe von dieſer Abſicht nicht ein Wort gewußt. Tretet näher! Hoffmann, einen Seſſel für den Herrn Doctor! Und bringe Licht! — Warum hat denn der Leder davon nichts geſagt?! — „Fürſtliche Gnaden, ich hätte ja ſpäter —“ — Was ſpäter! Warum fangt Ihr mit meinem Fieber an? Ich brauche keine Medicin; aber meine armen Soldaten können ſie brauchen, wenn ſie gut iſt. — Setzt Euch, Doctor, und erklärt mir — richtig! in Romeny drüben hab' ich fünf Musketiere zurücklaſſen müſſen, die erkrankt ſind unter allen Merkmalen der Peſt. Ihr thut ein Gotteswerk und mir eine große Liebe, wenn Ihr morgen hinübergeht! — „Das iſt kaum möglich. Cardinal Richelieu hat mich eiligſt nach Paris berufen, indeſſen, wenn es wirklich die Peſt iſt —“ — Das kann der Herr Doctor gleich merken, rief Hoffmann dazwiſchen, der Hauptmann Winzer vom Starſchädelſchen Regimente iſt vor einer halben Stunde drüben in des Bürgermeiſters Hauſe zuſammengebrochen unter denſelben Merkzeichen, wie heut' Morgen in Romeny die Musketiere umfielen — „Das iſt ſogleich erreichbar“, ſagte Blandini und ſtand auf, „ſchickt eiligſt hinüber und laßt dem Hauptmann ganz friſches Brunnenwaſſer einflößen eine Viertelſtunde lang. Das iſt die nothwendige Einleitung, die Zerſetzung des Blutes aufzuhalten. Binnen einer Viertelſtunde bin ich bei ihm."

Hoffmann eilte hinaus.

— Brav, brav, lieber Doctor! Auf Wiederſehen! Sagt mir Beſcheid über den Kranken. — „Morgen Früh, fürſtliche Gnaden. Ihr müßt den Schlaf ſuchen und den Schweiß. Erlaubt einen Augenblick Euren Puls — Ihr habt, wie der Mann vorhin ſagte, ein rechtſchaffenes Fieber. Von keiner Bedeutung bei Eurer geſunden Leibesbeſchaffenheit. Aber es kann Euch die nächſte Woche verderben. Ihr werdet nicht aufgelegt, Euer Geiſt wird umdüſtert ſein." — Das könnt' ich freilich nicht brauchen; ich habe Wichtiges vor. — „So trinkt einen einfachen Aufguß von Flieder; das iſt ja keine Medicin, die Ihr nicht mögt, ſondern ein einfaches Hausmittel. Nach meiner Vorſchrift bereitet, wirkt es raſch und völlig. Laßt Euch gut zudecken, und reichlicher Schweiß treibt die Erkältung heraus; morgen Früh ſeid Ihr friſch und fröhlich. Jetzt eile ich zu dem Hauptmann. Ade, fürſtliche Gnaden!" — Ich hoffe Euch morgen Früh zu ſehen, und hoffe, daß Ihr unſeren Aerzten Anweiſungen gebt über die Heilmittel der Peſt. — „Letzteres gern. Helfen wird es nicht viel. Dieſe furchtbare Krankheit hat bei jedem Einzelnen perſönliche Gründe und Canäle. Die muß der Arzt erkennen. Wiederſehen werd' ich Euch ſchwerlich morgen Früh; ich habe Eile, und ſo bitt' ich ſchließlich nochmals um Entſchuldigung, daß ich Euch beläſtigt."

Er verbeugte ſich und ging, nur mit neuer Verbeugung erwidernd, als der Herzog ihm nachrief: — Ihr beſchämt mich; ich habe Euch Unrecht gethan und habe zu danken. — Gerade das wollte Blandini. Der Herzog ſollte ihm verpflichtet bleiben und ſich dankbar ſeiner erinnern. Im Vorzimmer begegnete ihm der rückkehrende Hoffmann. Ihm gab er den Fliedertrank, mit welchem ſein Diener wartete, und Vorſchriften für den Gebrauch. Dann bat er den ſehr zufriedenen Rehlingen, ſich der Ruhe ſeines Reiſegefährten im Zimmer drüben anzunehmen, denn er ſei nicht ganz wohl und bedürfe eines tiefen Schlummers.

„Hol' mir“, fuhr er gegen ſeinen Diener fort, „aus dem Arzneikaſten Fläſchchen Nummer ſiebzehn und achtzehn und bring' meine Capuze mit, die Nacht wird kalt!“

Während der Diener darnach aus war, ließ er ſich durch den Soldaten, welcher ihn führen ſollte, den Zuſtand des Hauptmanns beſchreiben und bat den Kanzler Rehlingen, ihn bis an die Hausthür des Wirthshauſes zu geleiten, als Sauvegarde gegen die angetrunkenen Soldaten, welche leichtlich einen Fremden aufhalten könnten. Rehlingen war äußerſt bereit. Die Fläſchchen und die Capuze kamen; Blandini ſtülpte die Capuze über Haupt und Antlitz, faßte vertraulich Rehlingen unter den Arm und trat den Marſch an, nach Kräften gedeckt gegen eine mögliche Begegnung Mitzlau's oder Conrads. Dieſe Begegnung blieb nicht aus. Sie fand am Fuße der Treppe ſtatt. Der untere Theil des Hauſes war ſorgfältig abgeſucht nach dem Jeſuitenhandlanger. Nichts war gefunden worden, und Conrad beſtand darauf, nun auch oben genau zu revidiren. Der vermummte Blandini fiel ihm denn auch ſogleich auf, und er rief ihn an, ohne auf das Geleit des Kanzlers Rückſicht zu nehmen; ja er griff nach der Capuze.

„Achtung!“ rief Rehlingen, „vor dem Arzte des Herzogs, welcher zu einem Peſtkranken eilt, und laßt mein Zimmer oben unbehelligt; ich komme ſogleich hinauf und will ſchlafen.“

Halb wirkte das. Sie ließen ihn mit Blandini paſſiren, im Hinaufgehen aber grunzte Conrad: — Nichts da von Ausnahmen! Jedes Zimmer muß dran, die „rothe Feder“ ſchlüpft allenfalls zum Herzoge hinein. Und ſo ſchritt Conrad, als ſie oben angekommen waren, gerade nach der Ecke, in welcher das Zimmer des Kanzlers lag. In dieſem Zimmer waren Norbert und Medardo des Ueberfalls gewärtig. Norbert kaltblütig genug. Er hatte ſich auf das Nachtlager hingelegt, welches eine Heumatratze an der Erde darbot. Mit dem Mantel, welcher von feinem Tuche war, hatte er ſich bis an die Naſe zugedeckt; eine ſchwarze Seidenmütze hatte er ſich über die Ohren und bis über die Augenbrauen herabgezogen. Neben ihm am Fußboden lag ein feines ſpaniſches Schwert, ein Stoßdegen mit einer Toledoklinge. Fern von ihm auf dem Tiſche brannte ein Talglicht mit großer Schnuppe, röthlich trübe ſchimmernd. Er hatte ein großes Buch Blandini's ſo vor das Licht geſtellt, daß der röthliche Schein nicht auf ſein Antlitz fiel, und das Antlitz hatte er nach der Wand gekehrt. Medardo ſeinerſeits hatte mehrere Verſuche gemacht, ſich im Winkel am Fenſter dergeſtalt unter die ledernen Mantelſäcke Blandini's zu betten, daß man nur die ledernen Säcke ſähe, ihn ſelbſt aber nicht. Es war ihm nicht gelungen. Obwol er klein war, guckte doch immer irgendwo ein Theil ſeines Körpers vorwitzig heraus. Endlich hatte er ſich zu einem kühnen Verſuche entſchloſſen. Nicht weit von Norberts Lager ſtand ein großer Ofen in der Mauer. Er war aus Backſteinen zuſammengeſetzt und trat nur einen Schritt breit aus der Mauer hervor. Wahrſcheinlich reichte ſeine andere Hälfte mit der Feuerung ins angrenzende Zimmer. Um dieſen Ofen war von Latten ein hölzernes Gerüſt errichtet hoch über ihn hinaus, eine Obſtdarre, denn hier in den Bisthümern ſpielte die Obſtpflege eine große Rolle. Er hatte die Latten geprüft, ob ſie einen leichten Menſchenkörper tragen könnten, und die Noth hatte ihn ſagen laſſen: ja, ſie können's. Unter Beihilfe Norberts hatte er da oben hinauf die mit Pflanzen angefüllten ledernen Säcke Blandini's transportirt, und er ſelbſt war ihnen nachgeklettert, um ſich dort oben nahe an der Decke hinter dieſen Säcken nieder zu legen. Das war Alles nicht leicht geweſen; die ausgetrockneten Latten hatten bedenklich geknarrt, und wenn er ſich oben hinter ſeiner Lederverſchanzung nur im Geringſten rührte, ſo entſtand ein unheimliches Geräuſch. Aber was thut man nicht, um ſein Leben zu retten! und er hielt geradezu ſein Leben für bedroht, wenn hier mitten unter wilden Ketzern ſein Erbfeind ihn entdeckte.

So war die Lage, als Mitzlan und Conrad ins Zimmer traten. — Conrad ſchritt ſogleich zum Lager Norberts, der leiſe ſchnarchte. Er ſuchte nur die „rothe Feder“. Dieſer entſprach der ſeine Mantel, die ſichtbare ſeine Naſe, der ſeine Degen gar nicht. Conrads Augen wendeten ſich alſo raſch anderswo hin. Er ging nach dem Tiſche und nahm den Leuchter. Mit ihm ſuchte er alle Winkel ab. Nirgends war ein Menſch zu entdecken. Endlich kam er nach dem Winkel zurück, wo der Ofen mit dem Gerüſte ſtand und wo in der Nähe Norbert lag. Dort ſtand er ſtill und blickte auf Mitzlau, welcher an Norberts Lager getreten war und den Degen aufgehoben hatte. — Eine Toledoklinge! ſagte er halblaut, indem er ſie halb aus der Scheide zog. Conrad betrachtete nun auch den Stahl, und es wurde eine Weile ganz ſtill. — Der Menſch bildet ſich ein, er könne eine vorgeſchriebene Stellung nicht lange aushalten; die Phantaſie entdeckt Schwierigkeiten, welche gar nicht beſtehen. So ging es Medardo oben. Er lag nicht gerade bequem, aber der Lattendruck auf ſeine Hüfte ſteigerte ſich ihm zur Unleidlichkeit, er ſuchte eine kleine Veränderung ſeiner Lage, und dieſer Verſuch gerieth eben in die plötzlich eintretende Stille — die Latten knarrten! Conrad wendete ſich flugs nach dem Ofengerüſte und hielt das Licht ſo hoch wie ſein Arm reichte. Er ſah wol nur die Lederſäcke, aber ſeine Aufmerkſamkeit war auf dieſen Punkt erweckt. Er holte ſich einen Seſſel und ſtieg auf ihn, um näher hin zu ſchauen.

Medardo oben merkte das und ſchwitzte Blut, ſeine Hüfte verwünſchend, die jetzt nicht weniger litt und jetzt doch mäuschenſtill liegen konnte. Auch auf dem Seſſel reichte Conrads Haupt nicht ſo weit, daß er über die ledernen Verſchanzungen hätte wegſehen können. Er wartete unbeweglich, ob ſich das Geräuſch wiederholen würde. Unten aber ereignete ſich indeſſen etwas Poſitives. Mitzlau nämlich, als er den Degen wieder an die Erde legte, ward betroffen von dem Lichtſcheine, welcher von Conrads erhöhtem Standpunkte auf Norberts Kopf fiel. Das kleine Stückchen Antlitz, welches er jetzt beleuchtet ſah, gemahnte ihn — er bückte ſich ſogleich, hob den Mantel vom Munde und Kinn und — erkannte Norbert. Er ſagte aber kein Wort. Und als Conrad nun vom Seſſel herabſtieg und mürriſch brummte:

es war das ausgetrocknete Holz, das reißt und plazt — da erwiderte Mitzlau: Gehen wir weiter! Er iſt nicht hier. Conrad ſtellte das Licht auf den Tiſch, und ſie gingen hinaus. Außen begegneten ſie dem zurückkommenden Rehlingen, welcher ſie ſchalt, daß ſie ſein Zimmer nicht verſchont hätten. — Mitzlau tröſtete ihn mit der Verſicherung, daß der ſchlafende Herr nicht aufgeweckt worden ſei. — Wo reiſt denn der fremde Cavalier hin? ſetzte er fragend hinzu.

„Nach Paris.“ — So, ſo! Gute Nacht, Herr Kanzler.

Rehlingen ging in ſein Zimmer. Mitzlau und Conrad ſchritten weiter. Nach einigen Schritten aber ſagte Mitzlau: „Sucht allein drüben, Conrad; ich will beim Herzoge eintreten und durch den Leibdiener umher ſpähen laſſen.“ Sie trennten ſich. Mitzlau, welcher mit dem Leibdiener Hoffmann befreundet war, dachte nicht mehr an Umherſpähen; er wollte bei Hoffmann durchſetzen, daß er, der Mitzlau, unter die Begleitung aufgenommen würde, welche der Herzog zum Aufenthalte in Paris auserwählen würde.

Der nächſte Morgen ſtieg ſonnenklar empor. Friſch und kühl zwar, aber rein und kräftig in ſeiner Luft. Man meinte in dem Landſtädtchen Frouard das Zwitſchern der Lerchen zu hören, welche draußen vor dem Thore aufſtiegen von den Saatfeldern. Auch in dem Zimmer des Kanzlers Rehlingen ſchienen Alle mit Befriedigung erwacht zu ſein. Rehlingen hatte vortrefflich geſchlafen, weil Blandini in der Nacht mit der Nachricht zurückgekommen war: der Hauptmann vom Regimente Starſchädel ſei außer Gefahr und werde wahrſcheinlich gar nicht zurückbleiben dürfen in Frouard. Das war ja ein Triumph für die weiſe Erkenntniß Rehlingen's, welche die Kunſt Blandini's dem Herzoge ſo dringend empfohlen hatte. Rehlingen hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als gleich hinüber zu ſchauen ins Haus des Hauptmanns, um dem Herzoge ſo herrlichen Beſcheid zu bringen. Blandini war zufrieden, weil die Wundercur ſo wohlfeil geweſen war. Die Krankheit des Hauptmanns hatte gar nichts zu thun gehabt mit der Peſt, und nur die Furcht vor dieſer grimmigen Krankheit hatte die Anzeichen des Uebelbefindens ſo grell ausgemalt. Medardo ferner hatte von der unbequemen Obſtdarre herunterkriechen und auf dem glatten Fußboden wie im Himmel ſchlafen können. Jetzt ſtand er am Fenſter und ſchaute vorſichtig auf den ſonnenbeſchienenen Marktplatz hinab, wo die Weimaraner zum Abmarſch antraten und aufſaßen. Er zuckte vor Freude zuſammen, als er hoch zu Roß den nichtswürdigen Obderenſer, den Bart-Conrad erblickte, welcher an der Spitze ſeines Zuges hinausritt aus dem Städtchen. Herz, was willſt Du mehr?! Befreiung von nächſter Gefahr gilt uns ja immer mehr als Befreiung von jeder Gefahr. Nur Norbert, bisher der Zuverſichtlichſte, ſchien nachdenklich zu ſein. Er hatte natürlich trotz geſchloſſener Augen das Wegziehen des Mantels bemerkt, er war ziemlich der Meinung: von Mitzlau erkannt worden zu ſein, und er überlegte, was das für Folgen für ihn haben könnte. Die Folgen traten ſchon ein; die Thür ging auf — Rudolph von Mitzlau ſchritt auf ihn zu. Norbert verhielt ſich ſchweigend. Mit gedämpfter Stimme ſprach Mitzlau: Einſt Pater Norbert, ich grüße Euch mitten im Ketzerheere. Dürfen wir wiſſen, was der Jeſuit unter uns ſucht?

„Nichts ſucht er“, antwortete Norbert ruhig, „er iſt von dem Kriegsheere überraſcht worden auf ſeiner Reiſe nach Paris, und er iſt auch kein Jeſuit mehr, ſondern ein Cavalier des Namens Zierotin. Die damalige Novize, welche Ihr in Wien geſehen, hat nicht Beruf genug gehabt, in den Orden einzutreten und iſt ſchon ſeit fünfzehn Jahren in den Laienſtand zurückgekehrt. Ich freue mich, ſo unerwartet dem Landsmanne Rudolph von Mitzlau wieder zu begegnen, und es thut mir leid, daß ſich derſelbe ſeiner ſchönen Heimat Schleſien und ſeinen ſchönen Familiengütern ſo weit entfremdet hat, wie es ſcheint, für immer entfremdet hat.“ — Meint Ihr? — „Allerdings. Nach dem Prager

Frieden wär' es Euch ja ein Leichtes geweſen, Euren Frieden mit dem Kaiſer zu machen und Eure Familiengüter in Beſitz zu nehmen. Sie ſind, ſo viel ich weiß, noch nicht endgiltig vergeben, und über den heimkehrenden verlorenen Sohn, ſagt ja die Schrift, herrſcht größere Freude als über neunundneunzig Gerechte." — Wer weiß?! — „Ich weiß es."

Nach dieſen Worten ging Norbert auf die Fenſterbrüſtung zu, in welcher kurz vorher Medardo geſtanden, und lud mit einer Handbewegung Mitzlau zur Nachfolge ein. Dort ließen ſie ſich auf zwei Seſſel nieder und ſprachen leiſe mit einander, während Blandini und Medardo und Blandini's Diener ſich mit Einpacken beſchäftigten, als ginge ſie das Geſpräch nicht das Mindeſte an. Rudolph von Mitzlau, einſt ein ſo glänzender Jüngling und glücklicher Nebenbuhler Norberts bei Ludmilla, hatte ein wüſtes Anſehen bekommen und ſtach jetzt ungünſtig ab neben dem ſchön verbliebenen Norbert. Haar und Bart in üppiger Verwilderung, war ohne Pflege in Luft und Wetter zu ungefälliger Farbe gediehen, es zeigte einen fuchſig-rothen Schnitt, und in das Antlitz hatten ſich unſchöne Leidenſchaften eingegraben. Beſonders das Auge war unruhig, grell und ſtechend geworden. Sein Schickſal hatte es mit ſich gebracht, daß ſeine Entwicklung ungedeihlich hatte gerathen müſſen. Mit dem haltloſen Winterkönige damals nach Holland gekommen, hatte er bald das Bedürfniß gefühlt, ſich einer hoffnungsreicheren Partei anzuſchließen. Sein nächſter Stützpunkt war Mannsfeld geworden, und ſo war er in das wildeſte Kriegsleben hineingerathen, welches heute Reichthum, morgen Mangel mit ſich bringt, und nur Eins feſtmacht im Wechſel: die Unſtätheit des Charakters. Solche freibeutende Krieger werden wie Spieler. Und Mitzlau war auch wie von einer Farobank zur andern, vom Mannsfelder zum Lüneburger, vom Lüneburger zum Heſſen gelaufen, und als die ſchlaue heſſiſche Landgräfin Miene machte, dem Prager Frieden beizutreten, aber doch nur ſo beizutreten, daß ihr jeden Augenblick der Rücktritt offen blieb, für ihre

Officiere aber keine Gewähr entſtand, vom Kaiſer wieder eingeſetzt zu werden in ihre Beſitzrechte, da hatte er ſich endlich in der Wetterau dem Herzoge Bernhard von Weimar angeſchloſſen. Denn dieſer bot die meiſte Ausſicht. Auf der einen Seite für einen erfolgreichen Krieg, auf der andern Seite für einen Frieden, welcher die Officiere nicht vergeſſen würde, da der Herzog für gewiſſenhaft galt in dieſem Punkte.

Das letzte Jahr mit der Wendung nach Frankreich hatte auch dieſe Hoffnung arg erſchüttert und die Officiere ſahen troſtlos in ihre Zukunft. Frankreich, meinten ſie, wolle ſie nur als Söldner gebrauchen und werde ſich kein Haar weh thun, um in einem einſtigen Frieden ihre heimatlichen Rechte auszubedingen; Herzog Bernhard aber werde dies als bloßer Feldherr Frankreichs nicht vermögen. Was war natürlicher, als daß Mitzlau beim Anblicke Norberts auf weitere Gedanken gerieth. Er wußte zwar nicht, was Norbert jetzt für eine Stellung habe, aber er war außer Zweifel, daß der öſterreichiſche Cavalier-Jeſuit mannigfacher Rath wiſſen werde.

Um dieſen Rath bewegte ſich die leiſe Unterredung in der Fenſterbrüſtung. Und ſie brauchte nicht lange zu dauern, da ſich herausſtellte, ſie träfen ſich binnen einigen Tagen in Paris. Leibdiener Hoffmann nämlich hatte Mitzlau ſoeben angezeigt: er dürfe ſich der Suite des Herzogs anſchließen. Außerdem wurden ſie auch unterbrochen durch den geräuſchvollen Eintritt Rehlingen's. Er verkündete freudeſtrahlend, der Herzog ſei friſch und geſund, der Hauptmann drüben desgleichen, und fürſtliche Gnaden wolle den außerordentlichen Doctor Blandini ſprechen, um ihm den beſten Dank auszudrücken. Kommt, kommt, lieber Herr Doctor, denn der Herzog will ſogleich zu Pferde ſteigen, um gegen Mittag in Toul zu ſein. Blandini, ſeiner Rolle getreu, lehnte ab. Seine Sammlungen ſeien in Unordnung gerathen, er müſſe ſie ſchleunigſt ordnen, denn auch er habe Eile, nach Paris zu kommen. Rehlingen wollte das durchaus nicht gelten laſſen. Blandini aber blieb ſtandhaft. Und wo findet man

Euch wenigſtens in Paris? — fragte verſtimmt Rehlingen, welcher die ſegensreiche Bekanntſchaft durchaus fortgeſetzt ſehen wollte.

„Im Palais Cardinal, lieber Herr, ich bin Gaſt des Cardinals von Richelieu", antwortete lächelnd Blandini. Rehlingen eilte zum Herzoge hinüber, um den unhöflichen Doctor zu entſchuldigen. Mitzlau folgte ihm. Norbert und Blandini nickten ſich lächelnd zu: es war Alles im beſten Gange.

„Wir reiten aber ſeitwärts", ſagte Norbert leiſe, „und laſſen Toul und dieſe Soldatesca links. Wie denn überhaupt jener ſchwarzbärtige Corporal beſeitigt werden muß, ſobald die Stunde geſchlagen und Euch, Blandini, an die Seite des Herzogs berufen hat." — Still! rief durchdringend Medardo — und wirklich, es flog die Thür auf und der Herzog Bernhard ſtand vor derſelben und ſprach: — „Ihr ſollt Euch meinem Danke nicht entziehen, lieber Doctor. Ich rechne darauf Euch in Paris zu ſprechen. Gott befohlen!"

Von unten hörte man Trompeten ſchmettern, und nach kurzer Weile ſah man den Herzog, ſchön wie den Kriegsgott, auf dem ſchwarzen Roſſe von dannen ſprengen. Norbert und Blandini ſahen ihm nach, und Blandini ſagte ausdruckslos: „Ich habe lange nicht einen ſo geſunden Menſchen geſehen! Feſt und fein. Der könnte ſehr lange leben und Viel ausrichten." — Anrichten! ſetzte Norbert hinzu.

2.

Etwa eine Woche ſpäter, wiederum an einem ſonnenhellen Morgen, ſchritt langſamen, aber feſten Schrittes ein normanniſcher Schimmelhengſt durch eine einſame Pariſer Straße. Sein Eiſenhuf klapperte laut auf dem faſt trockenen Pflaſter, und der Reiter, maſſiv wie ſein Roß, blickte kopfſchüttelnd auf den ſchlechten Steinweg. Nicht die Schlechtigkeit, ſondern die Trockenheit desſelben ſchien ihm aufzufallen. „Das große Schmutzloch will ſogar trocken werden!“ brummte er vor ſich hin und hielt an einer Mauer ſtill.

Die ganze Straße zeigte vorzugsweiſe Mauern und zwiſchen dieſen nur wenige geringe Häuſer. Dieſe Mauern hatten ungefähr dreifache Mannshöhe und waren hie und da mit großen Thüren verſehen, mit Thorthüren, welche geſchloſſen waren. Dieſe Gegend von Paris, am linken Ufer der Seine, alſo gegen Mittag gelegen, hieß damals und heißt heute noch Vorſtadt, Faubourg St. Germain.

Der vierkantige Reiter ſtieg ab und führte ſein Roß zu ſolch einem verſchloſſenen Thore. Dort zog er an einem Eiſendrahte. Man hörte in der Ferne eine Glocke klingen; der Grauſchimmel wieherte. — Merkſt du's? — ſagte der hochgewachſene Mann und ſtreichelte dem Roſſe das dicke Stirnhaar von den Augen. — Es dauerte lange, ehe man eine Wirkung des Glockenzeichens merkte. Endlich hörte man Schritte, und der Grauſchimmel wieherte von Neuem. In dem Hausthore klapperte ein eiſernes Thürchen, ein vergittertes Fenſterchen öffnete ſich und eine Stimme rief: „Gerechter Gott, Ihr ſeid's, Mathieu?“ — Allerdings. Du brauchſt nur die Gehthür aufzumachen; deshalb bin ich abgeſtiegen.

Eine ſchmale Thür im Thorflügel wurde geöffnet; Mann und Roß drängten ſich hindurch, und als ſie hinein waren, fiel die Thür wieder zu in ein feſtes Schloß. Innen ſah es freundlich aus. Links und rechts ſtockhohe Gebäude und hinten quervor ein zweiſtöckiges Schlößlein im italieniſchen Stile. Der große Hof ſauber gepflaſtert. Mathieu fragte, ob die Herrſchaft daheim wäre. „Freilich!“ war die Antwort. — Dann laſſ' mich melden, ſtill und vorſichtig! Ich bringe indeß meinen Schimmel unter. — Der Pförtner wollte nach Dieſem und Jenem fragen, Mathieu aber winkte mit der Hand und ſagte: „Später!“ — Darauf ſchritt er links hinüber, wo in den einſtöckigen Gebäuden die

Stallungen waren. Der Pförtner, ein kleiner Greis mit weißem Haar, ſchritt auf das Schlößchen zu. Dies Schlößchen war übrigens durchaus nicht klein, es erſchien nur hier nach der Hofſeite zu weniger anſehnlich. Seine Hauptfront ging nach der andern Seite und blickte dort nach einem Garten mit alten, mächtigen Bäumen. Bis da hinüber war es ſehr tief und barg in ſich eine Fülle von Raum, der für eine breite Marmortreppe und für weite, hohe Gemächer verwendet war. Wenn man es zuerſt von der Gartenſeite ſah, wo die Morgen- und Mittagsſonne es beſchien, da machte es einen ſehr ſchönen und vornehmen Eindruck. Der Garten lag ein Halbſtock höher als der Hof, und aus den Gemächern trat man durch Fenſterthüren über eine drei Stufen hohe Terraſſe in den Garten hinaus. Eine ſolche Fenſterthür ſtand jetzt offen und die Sonne fiel tief hinein in ein weites Gemach.

In dieſem Gemach ſaß neben rundem Tiſche eine Dame. Sie hatte geſchrieben und legte ſich jetzt in den Lehnſtuhl zurück, als ob ſie ſich beſänne, was noch weiter zu ſchreiben wäre. Der Sonnenſchein, der Geſang der Vögel — auch im Zimmer ſchmetterten zwei Canarienvögel in goldenen Bauern — das Grün der Bäume im Garten ſchien ſie zu zerſtreuen; ſie blickte hinaus in das Sonnengold und in das junge Grün wie Jemand, der in ſich ſpricht: es wird wieder ſchön in der Welt, warum kann nur ich nicht einſtimmen in das fröhliche Zwitſchern der kleinen Geſellen da oben in den Zweigen?! Ihr Antlitz, edel, aber ſtreng, hatte etwas Trauriges um große graue Augen und um den bitter zuckenden Mund. Eine fein gebogene Naſe, ein blaſſer, zarter Teint, ein weites ſchwarzes Sammetkleid gaben ihr etwas Vornehmes, und das ergrauende volle Haar deutete auf ein Alter von fünfzig Jahren. Sie war eine Tochter Sully's, des großen Miniſters unter Heinrich dem Vierten, der ein Freund ſeines Königs und Proteſtant wie dieſer geweſen war. Margaretha von Bethune, Herzogin von Sully war dem Hugenottenthume treu geblieben und hatte einen Gatten gefunden, welcher lange Zeit das Haupt der hugenottiſchen Partei geweſen, Heinrich von Rohan. Ihre Ehe war eine glückliche, ſo weit treues Verſtändniß mit einem gemüthvollen, tüchtigen Manne Glück verbürgt. Aber ſie hatte von neun Kindern nur eins am Leben behalten, eine Tochter, und das Schickſal ihres Mannes, der als kriegeriſcher Hugenott hartnäckig verfolgt wurde von der franzöſiſchen Regierung, hatte tiefe Schatten auf ihr Weſen geworfen. Sie war ſehr ernſt geworden, und ſo hatte ſie eben an ihren fernen Gemahl geſchrieben. Fern war er, weil er unter der Regierung des Cardinals Richelieu ſeiner Freiheit und ſeines Lebens nicht ſicher war. Ein Rohan war auf franzöſiſchem Boden nicht ſicher! Die Rohans gehörten zu den älteſten und erſten Familien Frankreichs. Abſtammend von den einſtigen Regenten der Bretagne, hatten ſie den königlichen Häuſern der Valois und Bourbons Stammgüter gegeben, und hießen „princes de naissance“. Nur Lothringen, Savoyen und Bouillon theilten in Frankreich dieſen Titel mit ihnen. Ihre ſtolze Deviſe lautete: „Roy ne puys — Duc ne daygne — Rohan suys“, will ſagen: König kann ich nicht heißen, Herzog mag ich nicht heißen, Rohan heiß' ich.

Der Gemahl Margarethens, Heinrich der Zweite, erſter Herzog von Rohan, Prinz von Leon, Graf von Porhoët, Herr von Blein, hieß ſchon damals der „große Capitän“ der Familie. Siebenundfünfzig Jahre alt, war er ſeit vierzig Jahren Kriegsmann. Vor fünfzehn Jahren war er Generaliſſimus aller Reformirten in Frankreich geweſen und war vom Parlamente von Toulouſe trotz ſeines hohen Ranges und ſeiner Pairswürde verurtheilt worden, von vier Pferden zerriſſen und ſeines Adels verluſtig erklärt zu werden. Das war wol an ſeinem Haupte vorüber gegangen durch die Waffenmacht der Hugenotten, und er hatte vor ſieben Jahren einen Friedensvertrag mit König Ludwig dem Dreizehnten geſchloſſen. Aber ſeine Sicherheit in Frankreich blieb unter Richelieu, welcher unter Ludwig dem Dreizehnten regierte, tief gefährdet — er war ausgewandert und hatte eine Feldherrnſtelle in Venedig angenommen. Dann hatte er ſich nach Padua zurückgezogen und in der Stille über Krieg und Kriegsdinge geſchrieben. Hier war ihm überraſchend ein Brief König Ludwig des Dreizehnten zugekommen, der ihn eingeladen, eine Kriegsaufgabe zu übernehmen im Intereſſe Frankreichs. Bei den Graubündtnern nämlich — grisons heißen ſie bei den Franzoſen — ſollte er als Führer eintreten, um dieſen Schweizern die Päſſe vertheidigen zu helfen gegen die Spanier in Italien. Herzog Heinrich hatte dies gethan und war nach Chur gegangen. Die Anknüpfung an das franzöſiſche Königshaus hatte ihn mit der Hoffnung erfüllt, es werde ein beſſeres Verhältniß zur Heimat überhaupt daraus erfolgen. Dieſe Täuſchung hatte mehrere Jahre gewährt, aber ſie hatte ſich zuletzt doch als Täuſchung erwieſen. Die Regierung Richelieu's, welche in Deutſchland die Ketzer unterſtützte, hatte es in Frankreich auf völlige Vernichtung der Hugenotten abgeſehen, und Rohan entdeckte zu wiederholten Malen, daß ihm aufgelauert wurde und daß er gefangen werden ſollte, ſobald er die Schweiz verließ und franzöſiſchen Boden betrat.

Ueber dies traurige Verhältniß hatte die Herzogin ſoeben an ihren Gemahl einen langen Brief geſchrieben. Sie hatte ihn darin dringend gewarnt: er möge ſich ja nicht verlocken laſſen durch das Bündniß Richelieu's mit Bernhard von Weimar. Dieſer ſelbſt werde allerdings in Paris erwartet, und die hugenottiſche Partei erwarte allerdings für ſich eine günſtige Wendung von dieſem Bündniſſe. Aber es ſei abermals Täuſchung, wie damals des Königs Brief an ihn nach Padua. Ihre guten Quellen bei Hofe hätten ſie darüber genau unterrichtet. Er ſolle ſich ja nicht in falſche Sicherheit wiegen laſſen. Sie ſelbſt ſei nach Hofe geladen zum Empfange des deutſchen Herzogs und zu den Feſtlichkeiten, die man für ihn veranſtalten wolle. Sie werde auch hingehen trotz inneren Widerſtrebens, um die ſcheinbor freundliche Geſinnung in nichts zu ſtören. Aber ſie wiſſe zuverläſſig, daß Alles falſcher Schein ſei und daß man ihn, den

Hugenottenführer, kaltblütig in die Baſtille werfen würde, wenn man ſeiner habhaft werden könnte, während man dem deutſchen Proteſtanten Feſte gäbe. Sie hoffe dagegen dieſen Sommer zu ihm nach Genf zu kommen und ihm das liebe Kind zuzuführen, welches er Jahre lang nicht geſehen und welches in dieſen Jahren zur anmuthigſten Jungfrau herangeblüht ſei. Ueber dieſen Reiſeplan dachte die Herzogin nach, als ſie in die junge Frühlingspracht des Gartens hinausblickte.

Da ging hinter ihr eine Thür auf und ein ſchwerer Sporentritt ward vernehmbar. Sie wendete ſich um, rief „Mathieu!?“ und erhob ſich haſtig vom Seſſel. Es war jener Reiter vom Grauſchimmel, ein Diener und Kriegsgenoſſe des Herzogs, welcher von Jugend auf alle Gefahren mit ihm durchgefochten, ein graubärtiger, feſter Mann.

„Er ſchickt Dich ſelbſt“, rief ſie, „was heißt das? Wenn Du erkannt wirſt!“ — Bin grau geworden, ſeit ich das letzte Mal hier war. Man erkennt mich nicht, und der Fürſt wollte es. Er kommt ſelbſt! — „Um Gottes willen nicht!“ — Doch, erlauchte Frau! — „Gieb den Brief!“ — Ich habe keinen. Deshalb komm' ich eben ſelbſt. Briefe ſind Verräther. Ich ſoll mündlich berichten und erklären. — „So ſprich!“ — Der Herr Fürſt will und muß mit dem deutſchen Fürſten, dem von Weimar, zuſammenkommen. Er hat ihm einen Freund — Erlach heißt er und iſt aus Bern — entgegengeſchickt. Wir waren dem Erlach nach bis Nancy — „So weit herein?!“ — So weit herein. In der Nähe von Dijon hauſt ein alter Freund, ein braver Hugenott, welcher den Herrn verſteckte. Dort warteten wir auf Erlach's Antwort. Erlach kam und ſagte: Paris. Hier in der großen Stadt könne man ſich leichter unbemerkt ſehen und ſprechen als in freiem Felde. Der Herr nahm's an. Er ſehnt ſich nach Eurer Durchlaucht und der kleinen Prinzeſſin — „Schrecklich, ſchrecklich!“ — Muth, Erlaucht! Der Herr reitet nur des Nachts, und ich habe alle Etappen gut beſtellt. Ich reite auch gleich zurück bis nach Melun, wo ich ihn nächſte

Nacht erwarte, um ihn ſpät am Abend herein zu bringen. Denn hier in der Nähe iſt's am gefährlichſten; ich kenne die einſamen Richtwege. Der deutſche Herzog hat ſich auch verſpätet, wie ich höre, und kommt erſt heute. Das paßt. Alle Welt guckt auf ihn und alle Hugenotten ſind auf den Beinen. Jetzt kommt man leichter durch am Thore. Erlach kommt mit, und der hat einen Paſſirſchein vom Weimar — „Still, Marguérite kommt!"

Die junge Prinzeſſin kam hereingeſprungen, ein ſchlankes, feines Geſchöpf von ſechzehn Jahren. Sie umarmte die Mutter und blickte dann auf den Reitersmann. „Herr Gott, Mathieu!" rief ſie und reichte ihm die Hand. Dem alten Reiter ſchoſſen Zähren über die braunen Wangen. Er küßte das feine Händchen und ſtammelte: „Prinzeß kennen mich alten Kerl noch?" — Freilich! Wie lange iſt's denn her, daß wir einen Sommer lang in Chur waren? — „Fünf Jahre, Prinzeß, und Ihr waret ganz klein und mager — und jetzt —!" — Bin ich noch immer mager, nicht wahr? Aber groß, groß! — „Und ſchön! Wie wird ſich der Herr Fürſt Vater freuen!" — Du bringſt doch gute Nachrichten von ihm? — „Die allerbeſten. Er iſt auf dem Wege —" — Mathieu! rief lebhaft die Herzogin dazwiſchen. — „Wohin auf dem Wege?" fragte Marguérite unbefangen. — Nach Bern! antwortete die Mutter, wo wir vielleicht diesmal mit ihm zuſammentreffen werden ſtatt in Genf. — „Sieht man von dort auch den Montblanc? Den großen weißen Mantel vergeſſ' ich gar nicht." — Die großen deutſchen Alpen ſieht man von dort. Aber, Kind, haſt Du an Deine Toilette gedacht? Du weißt, daß wir nach St. Germain geladen ſind, daß Du mitfahren darfſt und daß wir um zwölf Uhr aufbrechen. — „Daran gedacht? Ich hab' gar nichts Anderes im Kopfe gehabt ſeit geſtern. Den deutſchen Mars ſehen, wie Dietrich ſagt! — à propos, maman, der Dietrich iſt da und will erzählen. Darf ich ihn herein holen? Ja? Ja!"

Und fort ſprang ſie, gar nicht hörend, daß die Mutter ſie abhalten wollte.

„Der junge de Groot kennt Dich am Ende, Mathieu? Dann geh' raſch hinaus!" — de Groot? — „Der Sohn des ſchwediſchen Geſandten hier in Paris." — Ah, der Vater war einmal bei unſerem Herrn Fürſten, es war in Zürich. Man nannte ihn dort Hugo Grotius. — „Das iſt derſelbe. Unvorſichtiger Mathieu, vor dem Kinde erzählen, daß der Vater auf dem Wege hierher iſt!" — Der Vater! — „Das Kind iſt ja unbedacht! In irgend einer Aufwallung verräth ſie ſich bei Hofe, und verräth den Vater. — Alſo der junge de Groot —?" — Es war ein junger Burſch mit dem alten Herrn in Zürich — „Dann hinaus, Mathieu, hinaus!"

Es war zu ſpät. Prinzeſſin Marguérite trat eben ein mit dem jungen Dietrich, und ihr erſtes Wort war: daß Dietrich den Mathieu kenne aus Zürich, und daß ſie Mathieu fragte: ob der junge Mann auch mager geweſen und fleißig gewachſen wäre? Die Herzogin und Mathieu mußten ſich drein ergeben. Am Ende war's ja natürlich, daß Botſchaft hin und her ging, zwiſchen Mann und Frau; es war nur nicht gut, daß die Perſon des Boten bekannt wurde. Die Herzogin ermahnte alſo Dietrich, verſchwiegen darüber zu ſein. Dietrich dagegen, ein kaum zwanzigjähriger, blonder Burſche, mit neugierigen blauen Augen, verſicherte treuherzig, daß ſich dies von ſelbſt verſtünde. Dies ſei das diplomatiſche ABC, in welchem er auferzogen würde, und des alten Dieners Anweſenheit ſei übrigens höchſt erwünſcht.

„Wie das?" fragte unruhig die Herzogin. — Mein Vater, fuhr der junge Mann fort, hat geſtern Abend draußen in Lagny den Herzog Bernhard geſprochen und hat heut' Morgen erzählt, daß Herzog Bernhard in Verbindung getreten ſei mit dem Herzoge Heinrich von Rohan. — „Schwerlich!" — Doch, doch! In Frouard bei Nancy ſei ein Vertrauter des Herzogs von Rohan geweſen, und hier in Paris ſolle die Unterhandlung weiter geführt werden. Da iſt denn ein zuverläſſiger Bote nach der Schweiz ſehr willkommen. Meinem Vater liegt ſehr viel an dieſer Annäherung. Als Vertreter der ſchwediſchen Krone iſt es ſeine Aufgabe, alle proteſtantiſchen Elemente in Verkehr mit einander zu bringen. Der alte Diener da, der Mathieu, mag nur ja einige Tage warten! Ich werd' ihm ſchon Aufträge bringen.

Der Herzogin war gar nicht wohl zu Muthe bei dieſer Eröffnung. Ein blutjunger Menſch in Kenntniß ſolcher Verhandlungen, und zwar jetzt gerade, da ihr Gatte ſelbſt erwartet wurde. Sie wiederholte alſo dringend ihre Warnung.

„Oh, Erlaucht ſind viel zu ängſtlich! Wir ſtehen jetzt in großer Macht. Frankreich iſt verloren ohne den großen Kriegsfürſten Bernhard. Und das weiß auch alle Welt. Der Cardinal iſt geſchmeidig wie ein Aal, ſelbſt der Poltron Pater Joſeph ſchwärmt für Herzog Bernhard; die Jeſuiten ducken tief, und die Hugenotten erheben überall ihr Haupt. Schaut nur hinaus in die Vorſtadt St. Antoine, Erlaucht. Bis in den Wald von Vincennes hinein, von welchem der Einzug des deutſchen Kriegsfürſten erwartet wird, ſteht Carroſſe an Carroſſe, weht Fahne an Fahne, und Seigneurs wie Manants im Putze, die Damen beſonders, erwarten den Helden und ſprechen vom neuen Henri quatre, der diesmal aus dem Norden komme, ein Sachſe für den Bearner, um eine neue Zeit herauf zu führen über das unkriegeriſch gewordene Frankreich. Ich bin hierher geeilt, Erlaucht, um Euch aufzufordern, an dieſer großartigen Ovation Theil zu nehmen. Die große Carroſſe wird eben in den Hof geſchoben. Wenn Ihr Ordre gebt, ſo kommen wir noch zurecht, den Einzug mitzufeiern."

Die Herzogin lehnte das Anerbieten des jungen Enthuſiaſten ſehr beſtimmt ab, war aber nicht im Stande, den weiteren Erguß des Jünglings zu hemmen.

„Es wird gleich heute", fuhr er fort, „zu ſcharfen Scenen kommen. Die katholiſche Partei hat's durchgeſetzt, ſelbſt gegen den Cardinal, daß Herzog Bernhard im Arſenal einquartiert wird, nicht im Louvre, und der unwichtige Herzog Eduard von

Parma, der geſtern angekommen iſt, hat im Louvre abſteigen dürfen. Das läßt ſich der deutſche Reichsfürſt nicht gefallen, der als Reichsfürſt mehr iſt als ein Herzog von Parma. Dieſem Parma werden Trabanten vor die Thür geſtellt und königliche Edelleute zur Bedienung bei Tafel gegeben. Das will man dem Reichsfürſten verweigern, weil er ſich als franzöſiſchen General betrachten ſolle. Das wird nicht geduldet. In St. Germain will ihn der König empfangen; der deutſche Reichsfürſt wird darauf beſtehen, daß er im Louvre empfangen werde —" — Wie? Es wäre nicht ſicher, daß heute in St. Germain —? — „Nicht ſicher!" fuhr der junge Mann fort, „durchaus nicht ſicher. Mein Vater hat gerathen, den Empfang in St. Germain anzunehmen und auf einem zweiten Empfange im Louvre zu beſtehen. Aber Herzog Bernhard iſt ſehr ärgerlich geweſen, und er verfährt kurzweg, wenn er zornig wird. Auch beſteht er darauf, ſich den Hut aufzuſetzen, wenn dies der König thut, und ſich zu ſetzen, wenn ſich der König ſetzt. Das deutſche Reich ſei eben vornehmer als irgend ein Staat in Europa, und das iſt begründet im europäiſchen Völkerrechte. Kurz, es wird Scenen geben, ſcharfe Scenen. König Ludwig kann ſich in Acht nehmen! Es bilden ſich Gruppen, die bedenkliche Dinge ſprechen. Man brauche einen tapfern König, ſprechen ſie, nicht einen melancholiſchen, kränklichen —" — Monſieur Dietrich de Groot, unterbrach ihn die Herzogin, Ihr ſprecht mehr, als Ihr vor Eurem Vater verantworten könnt. — „Aber er ſpricht ſchön, Maman, nicht wahr?" rief Prinzeſſin Marguérite, „beſonders wenn er von dem deutſchen Herzoge erzählt. Wie freue ich mich, den zu ſehen, den Helden von Lützen! So heißt's, nicht ſo?" — Lützen, ganz recht, Prinzeſſin, wo er den Tod Guſtav Adolphs gerächt und den Waldſtein aufs Haupt geſchlagen hat.

Die Herzogin, ängſtlich und mißtrauiſch geworden durch herbe Lebenserfahrung, ſah jetzt zum erſten Male auch argwöhniſch auf den jungen Dietrich in Betreff ihrer Tochter. Er war ins Haus gekommen durch den Verkehr mit dem Vater ſeit etwa einem Jahre. Marguérite war kaum fünfzehn Jahre alt und noch ſehr unentwickelt geweſen. Der vielfach unterrichtete gutmüthige Burſche war ganz gern geſehen worden, weil das Mädchen Mancherlei von ihm lernte und ſichtlich durch ſein friſches Weſen belebt und gezeitigt wurde. In dieſem Jahre aber war ſie faſt jählings bis an die Schwelle der Jungfräulichkeit gediehen, und gerade jetzt, als ſie unter Dietrichs weiter ausgeſponnener Schilderung des deutſchen Helden mit ihm in den Garten hinaus ging, fuhr der Mutter der Gedanke durchs Herz, daß ſich zwiſchen den beiden jungen Leuten ein wärmeres Verhältniß ausbilden könne. Mathieu erſchreckte ſie zudem mit der leiſe ausgeſprochenen Bemerkung: „Vielleicht ein Paar!"

„Monſieur de Groot!" rief ſie haſtig, als müßte gleich ein Ende gemacht werden, „wir müſſen Euch verabſchieden. Marguérite ſoll noch einen Brief an ihren Vater ſchreiben, ehe ſie ſich kleiden läßt, und Ihr verſäumt ja auch den Einzug des Herzogs von Sachſen." — Das iſt wahr, ſagte, ins Zimmer zurückkehrend, Dietrich, ich hatte gehofft, Eure Durchlaucht würden meine Begleitung zu dem Einzuge in Anſpruch nehmen. — „O nein! Wir müſſen jede Demonſtration vermeiden. Empfehlt mich Eurem Herrn Vater. Er geht wol auch nach St. Germain?" — Ja wol. — „Ich laſſe ihn bitten, mich dort nicht anzureden. Ich ſehe die Lage der Dinge ernſter an als Ihr und möchte die politiſche Aufmerkſamkeit durchaus nicht auf mich lenken. Vergeßt es ja nicht; vergeßt aber den Namen Rohan dergeſtalt auf acht Tage, daß Ihr ihn nirgends ausſprecht. — Wie?! — „Die Phantaſie geht mit Euch durch, junger Staatsmann. Man muß ihr Feſſeln anlegen. Gebt mir die Hand darauf, den Namen Rohan acht Tage lang nicht auszuſprechen."

Etwas beſtürzt küßte er ihr die Hand und empfahl ſich ein wenig linkiſch.

„Jetzt wird er immerfort leiſe vor ſich hinſprechen: Rohan! Rohan!" ſagte halblaut Marguérite, indem ſie ihm lächelnd nachſah.

Dieſe Aeußerung beunruhigte die Mutter abermals. Sie ſchloß daraus, daß ſie zu weit gegangen ſei gegen Dietrich, und daß dieſer, aufgeregt durch das Verbot, nun erſt recht irgend was Thörichtes veranlaſſen werde. Und dieſe Beſorgniß war wohl begründet. Sie hätte beſſer gethan, den jungen Schwätzer ſeiner Unbefangenheit zu überlaſſen. Unzufrieden mit ſich ſelbſt, ſchickte ſie Marguérite auf ihr Zimmer und beſprach mit Mathieu die Maßregeln, welche die geheime Ankunft des Herzogs nöthig machen könnte. Die Diener des Hauſes waren wol alle treu und ergeben; dennoch ſchien es rathſam, nicht alle wiſſen zu laſſen, daß der Herzog käme.

Dietrich de Groot kam etwas verdutzt auf die ſtille Straße der Hofmauern hinaus. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß die Frau Herzogin ihn halb und halb fortgejagt habe. Und ſie war ſonſt eine gar milde, gute Frau! —

Dietrich aber hatte die Fähigkeit, ſich das zurecht zu legen. Er war ein Opiumraucher. Er rauchte zwar nicht und hatte auch kein Opium; aber ſeine Phantaſie verſchaffte ihm beides. Er war ein angenehmer Träumer, angenehm für ſich. Was ihm auch begegnen mochte, es wurde ihm Veranlaſſung zu märchenhafter Geſtaltung, und er ſelbſt ſpielte natürlich immer die glückliche Hauptperſon des Märchens. Im vorliegenden Falle hatte er binnen zehn Minuten, während er durch Querſtraßen bis an die Seine hinaus geſchlendert war, den Standpunkt gefunden, welcher für den Opiumrauſch erforderlich war. Er hatte ſich klar gemacht: die Herzogin beſorge ein Liebesverhältniß zwiſchen ihm und der Prinzeſſin Marguérite. Und darin hatte er ja auch nicht ganz Unrecht. Dies Liebesverhältniß bildete er ſich nun aus mit allen ſeinen Folgen. Nur mit den angenehmen. Die unangenehmen ließ er als unweſentlich bei Seite. Auch verweilte er nur kurze Zeit bei der jungen Prinzeſſin ſelbſt und bei der gegenſeitigen Liebe. Die Gegenſeitigkeit zog er wenig oder gar nicht in Betracht.

Er nahm nur an, daß die Prinzeſſin ihn liebe und Himmel wie Erde in Bewegung ſetzen werde, ihn zu beſitzen. Was ihr ſicherlich gelingen werde, da ſie ja das einzige Kind ſei und Vater wie Mutter ſie nicht würden verzweifeln laſſen. Er ſelbſt werde jedenfalls in angeborenem Edelmuthe ſehr wohlwollend, aufmerkſam und gütig für ſie ſein. Es iſt wahr, er hatte keine Vorliebe für ſo junge ſchmächtige Mädchen, er hatte Vorliebe für pikante Geſtalten und ausgebildete Frauen. Wollüſtige Erfahrung im Liebesumgange war für ihn abſonderlich lockend, überlegenes Spiel des erfinderiſchen Liebesgeiſtes ſchien ihm erforderlich für ſeine Sultanin. Er ſelbſt war ganz unerfahren, und das mochte wohl zum Grunde liegen. Hilfe und Ergänzung mochte er ſuchen in Verhältniſſen, welche ihm thatſächlich ganz fremd waren. So erklärte er ſich wenigſtens ſeine Neigung für ältere Frauen, das heißt für Frauen, die älter waren als er. Von heut' zu morgen, meinte er, werde ſich auch ſeine Verheirathung mit Prinzeſſin Marguérite nicht bewerkſtelligen laſſen, und unterdeſſen werde ihm wol die ſchöne Deutſche unten im Marais, die er ſeit einigen Tagen am Fenſter geſehen neben der Wohnung ſeiner Eltern, in die Arme geſunken ſein, und die reizende Nichte des Cardinals, die fröhliche Herzogin von Aiguillon, welche ſo herausfordernd mit ihm zu ſcherzen liebe, werde ihn auch plötzlich geküßt haben. Kurz, alle vergnüglichen Vorrechte des Mannes würden ihm wol reichlich zu ſtatten gekommen ſein, bis er alle Hinderniſſe beſiegt und als adoptirter Herzog von Rohan ſeine ſtattlicher gewordene Marguérite aus der alten bretoniſchen Capelle ins bemooſte Schloß der Tomnonée, und zwar ins ſtillſte Gemach dieſes Schloſſes führen würde. — Er werde ſich auch keineswegs faulen Genüſſen der großen Rohan'ſchen Mitgift hingeben. Durchaus nicht! Er hatte das Bedürfniß, eine große Rolle zu ſpielen in der Welt und die Grundſätze zu verherrlichen, in denen ihn ſein gelehrter Vater auferzogen. Dort in ſeinem neuen Stammlande, in der Bretagne, welche von Abkömmlingen der alten Celten bewohnt wird, dort ſei der ſtärkſte Kern für tiefe religiöſe Reform, dort werde das unterdrückte Hugenottenthum in neuer, vertiefter Geſtalt durch ihn wieder erweckt werden, und mit einem unwiderſtehlichen Volksheere werde er aufwärts ziehen an der Loire, ein moderner Gottfried von Bouillon, und bei Orleans werde er mit dem Herzog Bernhard zuſammentreffen, welcher die unſaubere Herrſchaft in Paris geſtürzt habe und welcher ſich nun mit ihm berathen wolle, wie das neue Reich einzutheilen und welcher Weg einzuſchlagen ſei, um das zerrüttete deutſche Reich in Beſchlag zu nehmen. Er fühlte ſich nicht abgeneigt, dem Bernhard die deutſche Kaiſerkrone zu überlaſſen und ſich mit der franzöſiſchen Krone zu begnügen, aber —

Ho! ho! Aufgeſchaut! rief es da, und ein empfindlicher Rippenſtoß ernüchterte ihn. Er war an den Seineſtrand gekommen und in das Gedränge hineingerathen, welches am Strome aufwärts wogte. Der Menſchenſtrom wälzte ſich nach der Inſel zu, über welche man hinüber mußte, um den Einzug des deutſchen Herzogs zu ſehen. Dietrich beſaß die Fähigkeit, ſogleich und vollſtändig aufzuwachen aus ſeinem Opiumrauſche. Dabei war er gutmüthig, und bat um Verzeihung, daß man ihn in die Rippen geſtoßen.

Das Arſenal, nach welchem das Gedränge ſtürmte, lag der Inſel Louvier gegenüber an einem Arme der Seine, welcher jetzt verſchüttet iſt. Drüben vom rechten Ufer des Fluſſes bis dicht an die Waſſerfläche heran ſchaute die Hauptfront des großen Waffenhauſes mit Kanonenſäulen der Maſſe entgegen, welche vom linken Ufer über die Brücke drängte. Es ſteuerte dieſe Menſchenfluth nach dem Cöleſtinerkloſter, welches mit einem großen Garten dem Haupttracte des Arſenals gegenüber lag. Durch die dazwiſchen liegende Cöleſtinergaſſe wurde der Einzug erwartet, und zwar in den zweiten Hof von dieſer Seite, in die Cour du grand maître gegenüber dem Garten der Cöleſtiner. Dieſer Hof war der größte von den ſieben Höfen des Arſenals, und in ihm waren viele Wohnungen. Hier hatte Sully gehauſt, der Hauptgründer des Arſenals, welches vom zweiten Heinrich angelegt und unter dem vierten Heinrich ausgeführt worden war. Hierher in die Cour du grand maître und hinauf in die Wohnung Sully's war auch zuerſt die Leiche Heinrichs nach Ravaillac's Dolchſtiche gebracht worden. Es war ein beſonderes Omen, daß der deutſche Herzog hier wohnen ſollte.

Der Zudrang über die Brücken war groß, aber er hatte auch ſein Vergnügliches für Dietrich. Dieſer vertauſchte flugs die Bilder der Einbildung mit den Bildern der Wirklichkeit. Mitten unter Bürgermädchen, welche lachten und ſchäkerten, ließ er ſich mit Behagen ſchieben und quetſchen, und ſpielte den jungen Cavalier, welcher lächelnd in muntere Augen ſchaut. In ſolchen Kreiſen war er auch nicht auf den Unterſchied bedacht, ob er ausgelacht oder angelacht würde, was ihn zuweilen vorübergehend beunruhigte in vornehmen Kreiſen. Denn bei aller Eitelkeit war er doch kein Geck und geſtand ſich ein, daß es hübſchere junge Männer gäbe als ihn. Er war etwas eckig im Bau ſeiner Gliedmaßen. Das wußte er und in dieſer Wiſſenſchaft hatte er ſich die gelbe Farbe zur Lieblingsfarbe erkoren. Er meinte, ihr matter, lichter Schein runde ab. Gelbes Wams, orangegelber Mantel — letzterer eine Huldigung für das Haus Oranien, welches ſeinen Vater beſchützte — ledergelbes Beinkleid zeichneten ihn allerdings aus. Aber die Bürgermädchen flüſterten ſich zu, es ſtimme dies überherrſchende Gelb zu ſehr mit ſeinen ſtarren, lichtblonden Haaren, welche ein ſiegreiches Widerſtehen gegen jedwede Lockenkräuſelung zeigten, und das rothe Geſicht mit langer Naſe würde ſich beſſer ausnehmen in dunkler Umgebung. Dietrich war anderer Meinung und lächelte kopfſchüttelnd, als er ſo was hinter ſich hörte. „Wie ein junger Löwe!“ ſagte die Dreiſteſte kichernd, und er wollte ſich eben nach ihr umwenden und ihr gnädig zuwinken — da wurde er und das ganze Gedränge durch einen Ruck feſtgehalten. Sie waren glücklich bis an das Cöleſtinerkloſter vorgedrungen und der erwartete Einzug kam eben am Garten entlang. Das zudrängende Volk wurde jählings zurückgeſtaut. Dietrich hatte dadurch eine enge Stellung erhalten, welche ihm auf die Länge gar nicht mißfiel. Erſtlich war er ſo nahe an dem zweiten Hofe, der Cour du grand maître, daß er bis auf die Phyſiognomien Alles genau erkennen konnte, wenn der Zug hineinlenkte, und zweitens war er zwiſchen zwei Bürgermädchen eingepferchť, welche ihm gar nicht übel vorkamen. Beſonders die zu ſeiner Rechten, ein Schwarzkopf mit ſpitzigen Augen und runden Körperformen. Sie war ziemlich barſch gegen ihn und machte ihm wegen der Annäherung Vorwürfe, welche er gar nicht verdiente. Denn er ſelbſt war gar nicht ſelbſtſtändig, ſondern wurde hinten und vorn gepreßt. Er entſchuldigte ſich nach Kräften, und da er dies höflich und aufrichtig that, wie es ſeine ſanfte Natur mit ſich brachte, ſo beruhigte ſich Louiſon allmälig. Die zur Linken nämlich nannte ſie Louiſon und gab Dietrich die Gelegenheit, mit der vielfachen Anrede „Mademoiſelle Louiſon“ dem Bürgerkinde ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen. Sie wies dieſelben zwar kurzweg zurück, lachte aber doch auch kurzweg darüber und erklärte endlich: wenn er ein Chevalier ſei, ſo könne er's am Beſten dadurch beweiſen, daß er ihnen die Perſonen nenne, welche da vorüber führen und ritten. Denn als Chevalier müſſe er ſie doch kennen.

„Mit Vergnügen, Mademoiſelle Louiſon! Die Reiter vorn, welche jetzt in den Hof einbiegen, ſind königliche Gensdarmen, lauter Officiere.“ — Die kennen wir ſelber! entgegnete ſchnippiſch Louiſon, aber die zwei Reiter, die jetzt kommen —? — „Der auf unſerer Seite iſt ein Kämmerlkng des Königs. Baron von Berlize, welcher im königlichen Staatswagen nach Champ an der Marne hinausgefahren iſt, um den deutſchen Herzog einzuholen.“ — Und auf der andern Seite? — „Den hab' ich auch wol geſehen, aber ſeinen Namen weiß ich nicht.“ — Na, ſo viel wiſſen wir auch. Und die Carroſſe, die jetzt kommt, das iſt doch offenbar der königliche Staatswagen, he? — „Allerdings. Und der ernſte, junge Mann, welcher auf der Seite gegen uns her ſitzt und ſich ſo genau umſieht nach der Baſtille hinüber, das iſt —“ — Na? — „Das muß der Herzog Bernhard ſein. Ich hab' ihn nie geſehen." — Auch das nicht?! Freilich muß er das ſein. Der ſieht gar nicht aus wie ein Franzoſe. Die Haare hängen ſo buſchig um das braune Geſicht, und die Augen, ſeht, jetzt ſchaut er hierher! Die Augen ſind ja nicht ſo dunkel wie — nein, die haben was Lichtes; nicht ſchlecht, nicht ſchlecht! Der kann Einen umſtoßen, wenn er Einen anſieht. Aber 's iſt gar nichts Blankes, gar nichts Gebürſtetes an ihm — „Er kommt ja gerades Weges aus dem Kriege!" — Wenn auch! Ein Franzoſe hätte Kamm, Bürſte und Pomade bei ſich auch im Kriege. Seht nur den Herrn zu ſeiner Linken, wie der ſchimmert — wer iſt der? — „Der Herzog von Tremouille, glaub' ich." — Na, endlich kennt Ihr einen! Tremouille, das iſt ſehr vornehm! Wir haben lange Zeit den Zucker in ſein Hotel geliefert — „Euer Vater iſt Gewürzkrä — händler?" — Epicier, ja, mein Herr, in der Rue St. André, die beſte Firma im Quartier. — Der in der zweiten Carroſſe, ah, das iſt 'ne Pracht! Den kennt Ihr doch? — „Ja: das iſt der Baron von Croiſilles, der Haushofmeiſter des Königs." — Und die Reiter hinterher, brr! Das ſind grimmige Kerle, die ſich nie barbieren. Hu, hat der Rieſe einen Bart! Der iſt zum Fürchten. Und was nun kommt in gewöhnlichen Kutſchen, das iſt nicht der Rede werth.

Das iſt der ſchwediſche Geſandte, und die Anderen ſind wol die Staatsmänner des Herzogs. Eine neue geringſchätzende Bemerkung Louiſons belehrte Dietrich, daß er ganz wohl daran gethan, ſich nicht als den Sohn des ſchwediſchen Geſandten zu enthüllen, und da das Gedränge ſich nun auflöſte, er ſelbſt aber in die Nähe ſeines Vaters trachten wollte, ſo empfahl er ſich mit einer höflichen Wendung ſeiner ſcharfen Nachbarin. Sie erwies ſich gegen Erwarten dankbar für ſeine Höflichkeit und hatte plötzlich einen ganz artigen Schwall von Redensarten, welche ſie ihm geläufig ſpendete für ſeine guten Dienſte. Dieſer Erziehungsſchatz jeder Franzöſin gefiel Dietrich ungemein, und er drückte eiligſt ſeinen Wunſch aus, ihr in der Straße St. André einmal wieder zu begegnen. — In der Straße nicht, aber in unſerem

Laden, Herr Chevalier, wenn Ihr was Feines braucht von Colonialwaaren oder Specereien. Auch Farbewaaren, wenn Ihr einmal daran denkt, dem gelben Mantel eine andere Couleur zu geben. Blau zum Beiſpiel würde Eurem friſchen Teint ſehr vortheilhaft ſtehen.

Sie machte dabei eine ſo allerliebſte ſchalkhafte Grimaſſe und zeigte ſo glänzende, weiße Zähne, und was die Hauptſache war, kleine Zähne, daß Dietrich ſie reizend fand und die Einladung ernſtlich beachtete. Außerdem hatte er die Mädchen von der Place royale ſprechen hören, wo die Bürgermädchen Sonntags zu promeniren pflegten. St. André und Place royale waren alſo ſeine Loſung. Während er ſich zum Arſenal hinüberdrängte, wiegte er ſich bereits in einem neuen Räuſchchen. Diesmal bürgerlich; Genreleben. Behagliche Exiſtenz im lauſchigen Hinterſtübchen, munterer, derber Verkehr. Er war kein Koſtverächter und hatte Verſtändniß für die verſchiedenartigſten Lagen des Lebens. Im Grunde war er ein Demokrat von Geſinnung, und ſelbſt das üppigſte Phantaſiren beſchädigte ſein menſchenfreundliches Herz nicht. Er ſtrotzte von Erziehung, er triefte von Kenntniſſen. Sein Vater war einer der unterrichtetſten Männer Europas, ſeine Mutter eine lebenskräftige, begabte Frau. Nicht die Spur von irgend einem Vorurtheile war in ſeine Seele zugelaſſen worden. Alles Lebendige hatte ſeinen Werth und ſeine Berechtigung für ihn, und nachdem die Eltern ihn gründlich unterrichtet, überließen ſie ihm die Wahl des Lebenslaufes ganz und gar. Er war der freieſte Mann auf Erden, und vielleicht der glücklichſte. Seine gefällige Phantaſie war ja unerſchöpflich. Von gutmüthigem Eigennutze getränkt, verwendete ſie ſein reiches Wiſſen zu den mannigfaltigſten Traumbildern des Glücks.

Auch jetzt, noch mit der pikanten Louiſon in Gedanken tändelnd, ſchritt er zuverſichtlich in den großen Hof des Arſenals hinein, um ohne Weiteres in den Lebenskreis des berühmten deutſchen Helden einzutreten. Vater Hugo hatte verſprochen, ihn dem Herzoge ſogleich vorzuſtellen und dringend zu empfehlen.

Wer mochte wiſſen, was ſich da für eine intereſſante Laufbahn eröffnete! Er wurde ja zunächſt Vermittler zwiſchen Bernhard und der Krone Schweden! Im Herrenhofe des Arſenals — um Cour du grand maitre frei zu überſetzen — wurde eben die große Staatscarroſſe umgewendet und es wurden ihr friſche Pferde vorgelegt. Sie wartete, hieß es, bis oben eine kurze Mahlzeit abgehalten worden — dann werde der deutſche Herzog in geſtrecktem Laufe nach St. Germain hinaus gefahren.

Dietrich fand überall Zutritt, da er ſich als Sohn des Geſandten und zur ſchwediſchen Ambaſſade gehörig auswies. Rauſch und Räuſchchen hatte er beim Eintritt in die Höfe hinter ſich geworfen, er ſchritt einher mit ſichtlichem Gefühle ſeiner ausgezeichneten gelben Perſönlichkeit, und als ihm nahe an der großen Treppe der Secretär ſeines Vaters entgegen kam, um ihn hinauf zu geleiten, wie es der Vater angeordnet, da nahm er eine Haltung an, die nichts an geſandtſchaftlicher Würde zu wünſchen übrig ließ, obgleich die leiſe Mittheilung des Secretärs nicht gerade aufmunternd klang. Der Secretär flüſterte ihm nämlich zu: — jetzt und hier — laſſe ihm der Vater ſagen — könne von einer Vorſtellung nicht die Rede ſein. Er ſolle alſo in den Vorzimmern bleiben. Der Herzog Bernhard ſei üblen Humors und zeige eigentlich gar keine Luſt, nach St. Germain zu fahren. Er wolle im Louvre empfangen werden vom Könige. Er ſpreche ſehr wenig und nur in herben Ausdrücken, die mit dem Herzoge von Tremouille ſchon einige Male bis zu Streitworten geführt hätten. Der Herzog von Tremouille ſei als großer Seigneur, wie alle ſeine Standesgenoſſen, ein Gegner Richelieu's, werde alſo von den Seigneurs mit ſcheelen Augen angeſehen. Herzog Bernhard merke das nur zu ſehr, und es ſei nicht unmöglich, daß ein „Eclat“ ausbreche.

Dieſe Mittheilung wurde unterbrochen durch einen Vorgang im Hofe. Ein beſtaubter Reitersmann war da hereingeſprengt und hatte die Pferde an der Carroſſe ſcheu gemacht. Vorwürfe der Kutſcher hatte er mit ſcharfen Worten abgewieſen und nach den Ordonnanzen des Herzogs von Weimar gerufen. Eine Ordonnanz des Herzogs hatte ſich unter Freudengeſchrei ſogleich eingeſtellt, und zwar der „Rieſe mit dem Barte zum Fürchten“. Er ſtürmte mit dem beſtaubten Reiter an Dietrich vorüber die Stiege hinauf.

Oben auf dem weiten Treppenflur ſchrie der Bärtige mit Stentorſtimme: „Hoffmann!“ und der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann, trat aus einer entfernten Thür auf den Flur heraus. Er hob die Hände in die Höhe und rief: — Na, das wird fürſtliche Gnaden aber freu'n! — und ließ den beſtaubten Reiter ſofort eintreten. — Der bärtige „Rieſe“ kehrte ſingend in den Hof zurück. Es war eine zahlreiche Flucht von Zimmern, welche dem Herzog Bernhard hier im Arſenale eingeräumt war. Im hinterſten auf dieſem Flure wohnte Hoffmann, welcher eben mit Auspacken beſchäftigt geweſen und jetzt auf der Stelle bereit war, das unerwartete Eintreffen des Ankömmlings ſeinem fürſtlichen Gebieter anzumelden. Er führte ihn durch ein weites Schlafzimmer in einen geräumigen Saal und bat ihn, da zu warten. — Er ſelbſt ſchritt durch das anſtoßende Vorzimmer, welches von franzöſiſchen Herren angefüllt war, geradeein in den Speiſeſaal, wo ſein Herr mit den vornehmen Seigneurs an der Tafel ſaß. Der Haufe von Dienern hinter den Seſſeln ließ ſeine Erſcheinung nicht auffallen, um ſo größer war das allgemeine Erſtaunen, als Herzog Bernhard, nachdem ihm Hoffmann die Meldung ins Ohr geflüſtert, von ſeinem Stuhle aufſprang und zu ſeinem Nachbar, dem Herzoge von Tremouille, ſagte: — Entſchuldigt mich, Herzog! Ein wichtiger Beſuch nöthigt mich, die Tafel zu verlaſſen. Und ohne Weiteres ging er hinweg, dem vorauseilenden Hoffmann raſchen Schrittes folgend. Die franzöſiſchen Seigneurs ſahen einander betroffen und beleidigt an.

Herzog Bernhard aber, als er in ſeinen Empfangsſaal trat und des beſtaubten Mannes anſichtig wurde, ſtreckte dieſem beide Hände entgegen und rief: „Grüß' Dich Gott, grüß' Dich Gott, Hans! Es freut mich ja herzlich, daß Du mir endlich gefolgt biſt, und zwar bis daher in wilde Fremde." — Ich fürchte, mein theurer Herzog, es wird Euch nicht freuen, was mich hierher getrieben hat. — „Iſt in Weimar unter den Meinigen Jemand verunglückt?" — Nein, fürſtliche Gnaden, dort iſt kein Unglück geſchehen. Aber dort wie überall in deutſchen Landen herrſcht Beſtürzung, daß man den letzten Hort unſeres Glaubens und unſeres Reiches im wälſchen Lande aufſuchen und in Paris finden muß. — „Wem ſagſt Du das! Seit Monden wurmt es Niemand ſo ſehr als mich. Aber die Fürſten unſeres Glaubens im deutſchen Reiche haben mich dazu gezwungen. Komm' her, ſetz' Dich zu mir und laſſ' uns ſprechen wie nüchterne Männer. Wie geht es Dir? Du ſiehſt angegriffen aus." — Ich bin Tag und Nacht auf dem Pferde geweſen von der Grenze an, wo ich Euch noch zu finden hoffte und wo ich die Nachricht fand, der tapferſte deutſche Herzog ſei nach Paris. Das hat mich angegriffen. Um Gottes willen, Herzog, wohin gerathen wir?! — „Ins Unabſehbare, Freund, aber es ging nicht anders. Hör' mir zu!"

Es war Hans von Starſchädel, zu welchem der Herzog ſprach. Er war mit dem Herzoge aufgewachſen, oder vielmehr der um ſieben Jahre jüngere Herzog war unter den Augen Starſchädel's aufgewachſen. Hans war ihm ein Vorbild kriegeriſcher Fertigkeit, in manchen Dingen ſogar ein junger Lehrer geweſen. Dergleichen vergißt ſich nie, weil es mit dem Ideale einer jungen Seele verwächſt, und deshalb ſchon hatte der berühmte Feldherr auch jetzt noch eine Theilnahme und Achtung für Hans, welche freundſchaftlich und groß war. Dazu hatte Hans nach der Nördlinger Schlacht und nachdem der ſächſiſche Kurfürſt ſich immer deutlicher dem Frieden zugeneigt, ſeine beiden Regimenter aus dem kurfürſtlichen Heere zurückgezogen und dem Heere Herzog Bernhards zugetheilt. Zwei Regimenter waren nichts Geringes, und ſchon um deswillen hatte Hans Anſpruch darauf, in der Frage um den Feldzugsplan gehört zu werden.

Der Herzog ſetzte ihm jetzt in fliegenden und ſchneidenden Worten auseinander, daß ſeit der Nördlinger Schlacht nicht der geringſte Halt mehr verblieben ſei im Heilbronner Bunde. — Der Schwede tief geſchwächt und doch voll eigennütziger Anmaßung, die evangeliſchen Stände furchtſam und zerfahren wie eine Taubenſchaar, welche den ſtarken Raubvogel über ſich ſieht. Was blieb übrig, Freund? Ein ſchmachvoller Untergang. Wenn ich mich damals ergab, ſo war es aus und ein ſiebzehn Jahre lang geführter Krieg mit all' ſeinen entſetzlichen Opfern vergeblich geführt. Der Kaiſer überzog das ganze Reich binnen drei Monaten mit eiſernen Klammern, er dictirte nicht den Frieden, nein, er vollzog lautlos die Unterwerfung und machte mit der deutſchen Libertät, was ihm gut dünkte, mit der Kirchenfreiheit, was ihm und dem Papſte gefiel. Konnte ich, durfte ich mich ergeben? Nein, tauſendmal Nein, und auch Du, Hans, kannſt in alle Ewigkeit nicht Ja ſagen. Was blieb alſo übrig? Frankreich allein, welches mir die Hand entgegenſtreckte.

„Nein, Herzog! Rückzug in den Norden, wo der Kaiſer nur ſchwach vertreten war, wo ein Zuſammenſtehen mit dem Heſſen, mit dem Welfen Anhalt genug bot." — Anhalt genug? Haſt Du denn geſchlafen, daß Du nicht geſehen haſt, wie ich's verſucht habe? Daß Du nicht inne geworden biſt, wie der Welfe, ja wie ſelbſt die heſſiſche Landgräfin hinter meinem Rücken mit dem Kaiſer unterhandelt und ſich für den ſchlimmſten Fall ſicher zu ſtellen geſucht? In der Luft hing ich, und nichts blieb mir übrig. — „Wenn Alles verloren war, blieb der Rückzug nach Holland übrig, wie Mannsfeld that. Zu Stammgenoſſen, zu Glaubensgenoſſen wenigſtens wurde da unſere Fahne geflüchtet, nicht aber zu den Wälſchen, zu den Katholiſchen. Was um Gottes willen bietet dieſer Cardinal Richelieu für eine Bürgſchaft?! Iſt uns nicht ſelbſt der feindliche Kaiſer näher als dieſer wälſche Cardinal?!" — Warum nicht gar! — „Euer Haß gegen das Kaiſerhaus hat Euch irre geführt, Herzog. Selbſt der feindliche Landsmann bleibt doch unſer Landsmann, iſt doch dem gleißneriſchen Fremden vorzuziehen. Und nun gar jetzt, wie ſich's vorbereitet im Perſonenwechſel. Der jeſuitiſche zweite Ferdinand neigt ſich zum Grabe; ſein Sohn iſt beſſer und wird ſich wahrſcheinlich den Jeſuiten entziehen —“ — Aber Hans, was ſind das für Reden! Wer kann auf den Schlachtfeldern mit ferner Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit rechnen! Das Bedürfniß ſchreit und will befriedigt ſein von heut' zu morgen. Ich ſtand am Rheine, die franzöſiſche Hand war erreichbar bis morgen. Nach Oſten hinüber war alles Land ausgeſogen und konnte meinen Leuten keinen Biſſen mehr liefern. Aber nach Weſten hin lag unberührtes Land, und zunächſt will und muß man leben. — „Was iſt Leben, wenn es die Selbſtändigkeit koſtet! Ihr habt Eure Selbſtändigkeit hingeben müſſen.“ — Das iſt nicht wahr. War ich etwa ſelbſtändiger mit dem Schweden? Hat dieſer Oxenſtierna mich weniger gelähmt mit ſeiner Uebermacht als Bundeshaupt, mit ſeiner Bevorzugung des Schwiegerſohnes Horn? Wahrhaftig nicht. Beſſere Soldaten hatte er, das iſt wahr. Dieſe Franzoſen ſind erbärmlich. Aber darin liegt meine Stärke. Sie können das Feld nicht halten ohne mich, ohne uns. In Wahrheit alſo führe ich ſie. — „Und dennoch werden ſie Euch verwenden, wie man ſeinen Feldherrn, ſeinen Diener verwendet.“ — Dazu ſind zwei nöthig. Ich bin dieſer zweite nicht. Mein Pakt mit ihnen lautet anders. — „Wie lautet er, Herzog?“ — Unbeſtimmt und zweideutig. — „Alſo!“ — Aber ſo, daß auch ich ihn deuten kann. Was bedeutet denn ein Pakt im Tumulte? Die Thatſachen entſcheiden. Giebt's Thatſachen ohne Thaten? Mit meinen Thaten aber war es aus. Jetzt erſt, mit dieſer Hilfe erſt bin ich im Stande, wieder aufzutreten mit Thaten. Und entgegen kommen müßt Ihr mir, damit ſie für uns ausſchlagen, nicht durch Zweifel und Zagen mich ſchwächen. Des Kaiſers Landgrafſchaft, das Elſaß, iſt mein nächſtes Ziel. — „Der Cardinal, heißt es, hat Euch dieſe Landgrafſchaft zugeſagt?“ — Das hat er. — „Und vom Franzoſen wollt Ihr euch ein deutſches Reichsland ſchenken laſſen!“ — Schenken laſſen! Erobern muß ich's. Die kaiſerlichen Kriegsvölker bedecken es jetzt über und über. Dies Schenkenlaſſen kenn' ich! Hab' ich nicht Franken hätte ich weder Zeit noch Luſt.“ — Um Gottes willen, fürſtliche Gnaden, das ſoll ich — „Das ſollt Ihr ſagen, wem Ihr wollt, und mich jetzt in Ruh' laſſen.“

Rehlingen zog ſich zurück wie Jemand, der unter eine ſtrömende Dachrinne gerathen iſt und der zunächſt weder hört noch ſieht.

„Nun ſo ſprich Hans,“ fuhr der Herzog fort, „begreifſt Du mich? Verſtehſt Du meine Zukunft? Uebernimmſt Du die Aufgabe? Bis zur Höhe des Sommers kann ich vor Breiſach erſcheinen.“ — Ich begreife Euren Gedankengang, lieber Herzog. Theilen kann ich ihn nicht. — „Hans!?“ — Ihr hofft, dieſe abgefeimten wälſchen Politiker täuſchen zu können. Das wird Euch nicht gelingen. Denn Ihr werdet niemals ſo wahllos in den Mitteln der Täuſchung ſein, wie es dieſe Leute ſind. Und wenn es Euch gelänge, ſo wäret Ihr Eures Lebens nicht ſicher vor dieſen getäuſchten Pfaffen. Sie ſind und bleiben Pfaffen, wie weltlich ſie ſich anſtellen; dieſer Richelieu iſt ja doch das Frechſte, was man ſehen kann: die Hugenotten im eigenen Lande bis auf den Tod verfolgen, und mit den ſchwediſchen und deutſchen Proteſtanten Herzensfreundſchaft heucheln! Die Lügenhaftigkeit iſt ja doch offenbar. Politiſche Eroberung ſuchen ſie, das ſteht außer Zweifel. Das deutſche Reich, unſer Vaterland, wollen ſie beſchädigen und verringern zu ihrem Vortheile, und unſer beſter Mann im Felde, der Herzog Bernhard, ſoll ihnen dazu behilflich ſein. Dies iſt der Kern der gleißenden Frucht. — „Meinethalben. Aber der Herzog Bernhard weiß das und hat das Schwert in der Hand.“ — Dies Schwert aber iſt nur geliehen. Es wird Euch in der Hand feſt gehalten werden, wenn Ihr Breiſach erobert habt und nun fortkämpfen wollt im Zwecke unſeres vaterländiſchen Streites. Denn alsdann dient Euer Kampf den Franzoſen nicht mehr. Sie wollen nur durch Eure Hilfe die Länder beſetzen, welche zwiſchen Frankreich und dem Rheine liegen, Lothringen, Elſaß, Hochburgund. Habt Ihr ihnen dort feſten Fuß verſchafft, dann habt Ihr Eure

Dienſte gethan, und ſie werden dann dafür ſorgen, daß Ihr in Deutſchland ſelbſt zu keiner neuen, ihnen bedenklichen Macht gelangt. — „Zugegeben. Deshalb ſoll von Breiſach aus der zweite Abſchnitt beginnen, deshalb ſollſt Du Alles vorbereiten, daß ſich um den Schwarzwald unſere Partei zuſammen ziehe, um mir die Hand zu reichen. Werfen wir dort den Kaiſer, ſo iſt es ein Kinderſpiel, rückwärts die Franzoſen aus dem Elſaß zu werfen.“ — Ich halte das nicht für ein Kinderſpiel, wie ſchwach auch jetzt die Kriegsmacht Frankreichs ſei. Sie wird von Euch lernen, und die Franzoſen ſind ſehr begabt. Sie haben außerdem die einheitliche Leitung für ſich, während bei uns zehn Einzelne leiten wollen. Sie haben das Geld für ſich; wir ſind durch den langen Krieg verarmt. Sie haben einen familienhaften engen Zuſammenhalt für ſich, welchen ſie jetzt ſchon mit einiger Wirkung „Frankreich“ nennen, und welchen wir nicht haben. Wir haben uns zu groß gewöhnt und zu weit, und werden an dieſer Größe und Weite zu Grunde gehen. Ihr ſelbſt, Herzog, ſeid mir ein trauriger Beweis dafür. Daß Ihr hier aus der neidiſchen Fremde Hilfe holen wollt gegen unſer Vaterland, das iſt ein trauriger Beweis, wie der Familienſinn unter uns Deutſchen erſtirbt und verdirbt. Und was ſoll denn am Ende helfen und dauern über die Parteiſtreitigkeiten hinaus, wenn nicht der herzliche Sinn der Familie, der Sinn natürlicher Zuſammengehörigkeit! Nein, mein ſonſt hochverehrter Herzog, ich finde Alles traurig beſtätigt, was mich in Furcht und Sorge hierher geſprengt, ich finde Euch auf einem Wege, welcher lebensgefährlich iſt für unſer Vaterland, und ich kann und darf nicht behilflich ſein, ihn fortzuwandeln. Ich muß meine Regimenter von Eurem Heere trennen. — „Hans, das wirſt Du nicht thun!“ — Ich muß, Herzog, wie weh es mir thut. Dieſer Weg widerſtreitet meinem innerſten Gefühle. — „Du, unſer hingebendſter Mann in ſächſiſchen Landen, unſer vermögendſter obenein —“ — Das bin ich ſchon nicht mehr. So viele Jahre lang zwei Regimenter erhalten, zehrt das größte Beſitzthum auf. Mein Vermögen iſt ſchon zuſammen geſchmolzen bis auf einen kleinen Beſtand. Das thäte nichts. Ich hab' es erhalten zu ſolchem Zweck, ich gäbe den Reſt mit Freuden hin. Aber nicht für das Gedeihen der Franzoſen.

Da öffnete Rehlingen zum zweiten Male die Thür. Sehr vorſichtig. Er war auf den unangenehmſten Empfang gefaßt. Denn der Herzog Bernhard war eine leidenſchaftliche Natur. Vorherrſchend ruhig, ja ſanft, brach plötzlich ſtürmiſches Weſen aus ihm hervor, wie ein Orkan, wenn die Unterredung oder die Schlacht auf einen Höhepunkt gekommen war. Dieſen Höhepunkt fürchtete jetzt Rehlingen, und mit beſcheidenſtem Tone brachte er vor, was er vorzubringen ſich gezwungen fühlte. Vorſichtig ſtellte er eine Schildwache vor ſeine Worte, den ſchwediſchen Geſandten, den Herrn Hugo van Groot; denn er wußte, daß Herzog Bernhard intim mit dieſem Manne zuſammen hing und ein volles Vertrauen auf ihn ſetzte. Der ſchwediſche Geſandte — hauchte Rehlingen in den Saal hinein, während der Herzog drohend auf ihn zuſchritt — Excellenz van Groot, fürſtliche Gnaden, zwingt mich, nochmals einzutreten und Eurer fürſtlichen Gnaden auszurichten, was er für hochwichtig, ja für capital erachtet. Es ſei eine Kriegserklärung, was fürſtliche Gnaden mir da vorhin aufgetragen. Der König mit dem ganzen Hofe wartete in St. Germain. Er könne die Beleidigung Eures Ausbleibens nicht vergeben, auch wenn der Cardinal das wollte, auch wenn der König ſelbſt es wollte. Der Stolz der Seigneurs, die draußen ſchon blaß vor Erbitterung durch einander laufen, ließe das nicht zu. Der König gälte für entwürdigt. Das könne er nicht hinnehmen ohne eigene Gefahr. Das Bündniß mit Euch ſei dadurch geſprengt und Eure Perſon ſei dem Aeußerſten ausgeſetzt. Ihr wäret nicht bei Eurem Heere, Ihr wäret hier allein: kurz, es ſei dies eine Lage, welche die ganze niedergehaltene Macht der katholiſchen Partei zum Ausbruch bringen würde. Excellenz van Groot läßt Euch beſchwören, ſogleich nach St. Germain zu fahren, wenn Ihr nicht Eure ganze Sache, ja Euer Leben aufs Spiel ſetzen wolltet! — Der Herzog ſtand dicht vor dem zitternden Rehlingen, als dieſer mit obigen Worten ſchloß.

„Ihr ſeid ein furchtſamer Haſe, Leder,“ ſagte der Herzog mit überraſchend ruhigem Tone, „und van Groot übertreibt wie ein Schriftgelehrter. Wartet!“

Dann ging er mit großen Schritten im Saale auf und nieder und blieb endlich vor Hans ſtehen.

„Nun abtrünniger Freund, wollen wir zu Pferde ſteigen und hinaus ſprengen? Vielleicht erreichen wir Toul und mein Heer. Was dann? Dann commandir' ich Kehrt! und wir marſchiren die Moſel abwärts und wehren' uns ſo gut wir können, wenn die Kaiſerlichen in unſere Flanke brechen, und am Ende laſſen wir uns aufrollen und zuſammenhauen, und das letzte evangeliſche Heer iſt vernichtet, der Kaiſer iſt unumſchränkter Herr. Iſt damit Deinen patriotiſchen Gewiſſensſkrupeln Genüge gethan?“

Hans ſchwieg. — Der Herzog ebenfalls. Er beſaß die Kraft, ſeine erregte Leidenſchaft jählings zu zügeln. Dieſe Kraft machte ihn zum Feldherrn. Er hatte ſich Rehlingen gegenüber gezügelt, und jetzt reifte ein kühler Entſchluß in ihm.

„Du ſchweigſt?“ fuhr er fort, „Du biſt unſicher, ob es mir Ernſt iſt? Doch! doch! Ich habe immer noch etwas in mir von der jugendlichen Begeiſterung aus der weimariſchen Zeit, wenn Ihr mir von der Weltgeſchichte erzähltet und von den großen Opfern eines Leonidas, eines Regulus. Ich kann noch heute darüber hinweg ſehen, daß jenes Todesopfer des Leonidas und der dreihundert Spartaner keine ſichtbare Folge hatte; ich kann's noch immer billigen, daß mein Ahnherr Johann Friedrich die Kurwürde aufs Spiel ſetzte und verlor durch ſtarren Trotz gegen Kaiſer Karl; ich kann noch ſchwärmen wie Du trotz all' den Erfahrungen, die ich gemacht, trotz all' den Enttäuſchungen, die ich erlebt. Wohlan denn! Ueberlaſſen wir das Vaterland ſeinem Schickſale und geben wir jedes verwegene Mittel auf zu ſeiner Rettung. Wir werden uns perſönlich dabei beſſer befinden und am Ende noch ein himmelhohes Lob ernten für unſere

Enthaltſamkeit und Ruhe. Man wird von uns ſagen: das waren gründliche deutſche Patrioten! Denn in einem Kriege, der ſchon lange von beiden Seiten mit ausländiſchen Truppen geführt wurde, ſahen ſie plötzlich ein, daß dies ein patriotiſcher Fehler ſei. Bei Nördlingen waren ſie durch die ſpaniſche Infanterie beſiegt worden, aber ſie hielten es doch trotz aller Schweden mit einem Male für undeutſch, das Geld der Franzoſen anzunehmen, um ihre Sache vom Untergange zu retten, ſie überließen aus feinem patriotiſchen Skrupel dem feindlichen Kaiſer mit ſeinen Spaniern das Reich und die Kirche. Sie erretteten ſich im letzten Augenblick vor übler Nachrede. Coriolanus hatte ſie gewarnt, ſie waren der Schulzeit treulich eingedenk. Topp! Entlaſſ' Deine beiden Regimenter. Sie ſind die beſten meines Heeres. Einige andere werden ihnen folgen. Denn was ſie thun, wird als ſchwer wiegendes Beiſpiel wirken. Und nun hört es auf mit meiner Selbſtändigkeit. Alſo geſchwächt, werde ich ein franzöſiſcher General. Das ſteht einem Herzoge von Sachſen nicht zu Geſicht. Ich werde deshalb wie eine Novize, die ſich aus der Welt zurück zieht, nach St. Germain-fahren und dem Könige von Frankreich meine Abdankung anzeigen. Was thun wir dann? Wir flüchten ſelbander nach Holland, wenn die durch mich getäuſchten Franzoſen nicht in ihrem Grimm mich feſtnehmen oder todtſchlagen — gleichviel! Coriolan auf eine andere Manier, und der allmächtig gewordene Kaiſer lobt am Ende noch ſelber meinen antiken Vaterlandsſinn und läßt mich nach Weimar zurückkehren, daß ich dort Kohl baue und in der Stille ſterbe als gerechter Bauer. So ſei es denn! Iſt es Dir recht?“ Hans litt entſetzlich unter dieſer Rede. Zwei große Thränen rollten über ſeine Wangen. Er gab dem Herzoge nicht Recht. Aber er mußte ſich eingeſtehen, daß er ihn vernichte, wenn er jetzt auf ſeinem Rechte beharrte. Mühſam brachte er die Worte hervor: So behaltet meine Regimenter und —

„Und? — Du übernimmſt die Aufgabe, all' unſere noch möglichen Kräfte zu einen und nach dem Schwarzwalde zu führen?“ — Das iſt gewiß. Denn das iſt ja meinen Grundſätzen und meiner Seele entſprechend. — „Wohl! Heut’ Abend ſchreib’ ich Dir die Vollmachten. — Leder! Ich hab einen Betſaal verlangt für unſern Prediger. Iſt das in Ordnung?“ — Noch nicht fürſtliche Gnaden. — „So laßt es auf der Stelle in Ordnung bringen. Und zwar hier in dieſem Saale. Ruft meinen Hofprediger. Er ſoll hier Gottesdienſt halten. Und die Thüren werden geöffnet. Die Franzoſen ſollen es ſehen.“ — Fürſtliche Gnaden, der Eindruck — „Ich befehl’ es. Sie ſollen ſehen, dieſe Hugenottentödter, was mir mein Glaube gilt. Ich bin als freier Gaſt hier, und der König draußen mag es erfahren, ehe wir Auge in Auge einander gegenüber ſtehen.“ Und — der Herzog von Tremouille, welcher wartet, fürſtliche Gnaden? — „Soll warten, bis unſer Gottesdienſt beendigt iſt. Eher fahre ich nicht. Vorwärts!“

Rehlingen gehorchte — voll Angſt und Beſorgniß. Denn es war eine ſchreiende Herausforderung der franzöſiſchen Regierung, welche nirgends in Frankreich auch nur eine Andeutung proteſtantiſchen Gottesdienſtes duldete. Nach Verlauf einer Viertelſtunde war Alles im Gange. Der Hofprediger des Herzogs, äußerſt bereit zu dieſer herausfordernden geiſtlichen Handlung inmitten der katholiſchen Hauptſtadt, hatte einen Tiſch wie einen Altar herrichten laſſen. Das Evangelienbuch wurde aufgeſchlagen, die Abendmahlsgeräthe, Kelch und Brotſchüſſel, wurden aufgeſtellt, ſämmtliche Begleitung des Herzogs bis auf den letzten Diener war herzu gerufen, der Prediger trat vor den Altartiſch, im Halbkreiſe ſtehend gruppirte ſich die Zuhörerſchaft, der Herzog und Hans von Starſchädel in der Mitte. Rehlingen hoffte noch, die ärgſte Herausforderung, das Oeffnen der Thüren, vermeiden zu können. Denn auf ſeine leiſe Mittheilung draußen an den ſchwediſchen Geſandten hatte dieſer erſchreckt ausgerufen: Das kann zu einer Kataſtrophe führen! Dieſer Ausruf war gehört worden, die ohnehin ſchon gereizten Seigneurs hatten nachgefragt, hatten in ſcharfer Weiſe Auskunft verlangt. Grotius hatte ſie ihnen ſo ſchonend wie möglich gegeben, und es war eine ſtürmiſche Bewegung ausgebrochen unter den franzöſiſchen Herren. Der Herzog von Tremouille hatte ſogleich einen Boten abgeſendet, wahrſcheinlich um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ein zweiter Bote war ihm nachgeeilt, erſichtlich von anderer Seite. Denn der Cardinal hatte trotz aller Vorſicht der Königlichen dafür geſorgt, daß auch für ihn ein Vertrauter vorhanden war in der Deputation, welche den Herzog empfing.

Grotius hatte Beides bemerkt und Rehlingen zugeflüſtert: Sorgt nur daß es wenigſtens raſch vorüber geht und — wie geſagt — daß die Thüren nicht aufgemacht werden.

Herzog Bernhard aber, wie geſchmeidig und frei er ſein mochte in politiſchen Fragen, war in Betreff ſeines Kirchenglaubens ſtreng und eng. Man konnte nicht ſagen, daß er intolerant geweſen wäre, nein, er zeigte ſich oft nachſichtig und billig für Andersgläubige. Aber er geſtattete nie, daß ſeinem Glauben etwas vergeben würde, er bekannte ihn überall unumwunden und mit vollem Nachdruck. Als er jetzt inne wurde, daß die Thür geſchloſſen blieb, winkte er dem Prediger mit der Hand zum Zeichen, es ſolle der Anfang des Gottesdienſtes noch verzögert werden. Er ſelbſt aber rief mit ſtarker Stimme: Oeffnet die Thür! Conrad, der ebenfalls zugegen war, fühlte ſich berufen dies auszuführen. Sein ſtreitſüchtiges Naturell witterte, daß hier eine Herausforderung ſtattfinden ſollte. Er begnügte ſich alſo nicht mit dem Oeffnen, ſondern rief den im Zwiſchenzimmer anweſenden Franzoſen mit brutalem Stentorlaute zu: „Silentium!“ Dies lateiniſche Wort war ihm irgendwoher angeflogen, und da er nicht franzöſiſch reden konnte, ſo hielt er es hier den Wälſchen gegenüber für beſonders geeignet. Ausrufe und Murren antworteten ihm, und der Lärm wurde dadurch vermehrt, daß auf ſeinen grellen Ruf nun auch die Seigneurs aus dem Speiſeraume in das Zwiſchenzimmer herein drängten. Er wiederholte deshalb in noch heftigerem Tone „Silentium!“ und ſein wildes Ausſehen erhöhte noch die drohende Herausforderung. Der Prediger nahm keine Notiz davon. Ihm war es ſichtlich eine beſondere Genugthuung, evangeliſchen Gottesdienſt zu halten mitten im katholiſchen Paris, und er war denn auch darauf bedacht, ihn ſo herausfordernd wie möglich zu halten. Die Abendmahlsfeier mit Brot und Wein von Seiten der Gemeinde war der herausforderndſte Ritus. Die Thatſache ſprach da deutlich genug, wenn der Franzoſe auch kein Wort verſtand: er ſah, daß auch dem Laien der Wein gereicht wurde, welchen in der katholiſchen Kirche der Prieſter allein genießt. Eben ſo unterſcheidend iſt die Betheiligung der Gemeinde durch den gemeinſchaftlichen Geſang.

Der Prediger ſtimmte alſo das Lied Johann Heermann's an, welches als Abendmahlslied in damaliger Zeit in der lutheriſchen Kirche gebräuchlich war. Herzog Bernhard und die Seinigen, welche es ſämmtlich auswendig wußten, ſtimmten in vollen Tönen ein, und durch den Hof des Arſenals klang aus den geöffneten Fenſtern ein Choral, welcher ſeit Unterdrückung der Hugenotten ganz fremd geworden war:

Als Jeſus Chriſtus in der Nacht,
Darin er ward verrathen,
Auf unſer Heil war ganz bedacht,
Dasſelbe zu erſtatten —

Da nahm er in die Hand das Brot
Und brach's mit ſeinen Fingern,
Sah auf gen Himmel, dankte Gott
Und ſprach zu ſeinen Jüngern:

Nehmt hin und eßt, das iſt mein Leib,
Der für euch wird gegeben,
Und denket, daß ich euer bleib'
Im Tod und auch im Leben.

Desgleichen nahm er auch den Wein
Im Kelch und ſprach zu allen:
Nehmt hin und trinket insgemein,
Wollt ihr Gott wohlgefallen

Hier geb' ich euch mein theures Blut
Im Kelche zu genießen,

Das ich für euch und euch zu gut
Am Kreuze werd' vergießen.

Das macht euch aller Sünden frei,
Daß ſie euch nicht mehr kränken;
So oft ihr's thut, ſollt ihr dabei
An meinen Tod gedenken.

O Jeſu! Dir ſei ewig Dank
Für Deine Treu und Gaben:
Ach, laſſ' durch dieſe Speiſ' und Trank
Auch mich das Leben haben.

Als der Geſang beendigt war, wendete ſich der Geiſtliche mit dem Geſichte nach dem Altar und goß Wein in den Kelch. Man ſah, daß an Austheilung des Abendmahls gegangen werden ſollte.

Während dieſer Pauſe trat ein franzöſiſcher Officier aus dem Zwiſchenzimmer in den Saal und ſchritt zum Herzoge Bernhard. Es war Guébriant, welcher ſchon ſeit längerer Zeit neben dem Herzoge im Felde geſtanden, und von allen Franzoſen dem Herzoge am vertrauteſten geworden war. Er ſprach mit gedämpfter Stimme: „Hoheit! Der Herzog von Tremouille ſendet Euch durch mich die dringende Bitte: dieſen Gottesdienſt ſogleich abbrechen zu laſſen. Er macht ein drohendes Aufſehen. Der Hof unten füllt ſich mit Zuſchauern, unter denen wahrſcheinlich zahlreiche Hugenotten. Man hört aufrühreriſche Aeußerungen und es ſteht ein gefährlicher Tumult zu beſorgen. Ihr wißt, daß der König und die katholiſche Kirche in Frankreich ſolchen Gottesdienſt nirgends geſtattet, und daß —“ — Genug! — unterbrach ihn der Herzog. — Sagt dem Herrn, daß ich Proteſtant und Gaſt des Königs von Frankreich bin. Mein Leib iſt dahier nicht ohne meine Seele. Dieſe braucht Nahrung wie mein Leib. Iſt dies dem Könige zuwider, ſo ſoll er mir's ſagen laſſen, er ſoll mir's ſagen laſſen. Dies wird mir Kündigung ſein, daß wir nicht zuſammen ſtimmen, und ich werde ſeine Hauptſtadt, ſein Reich und ſeine Sache verlaſſen ſtehenden Fußes. Bis er, der König, dies trennende Wort geſprochen, werd' ich auch hier zu Lande meinem Gotte dienen wann und wo es mir gefällt, und wer das hindern will, wird unſere Schwerter fühlen. Dies für Euren Herrn von Tremouille. Gott befohlen!

Guébriant ging hinaus. Der Herzog aber winkte dem Geiſtlichen, welcher ſich wieder zur kleinen Gemeinde herum gewendet, in ſeinem Amte fortzufahren. Es war eine große Stille eingetreten. Jedermann ahnte, was dieſe leiſe Unterredung der beiden Kriegsmänner zu bedeuten habe, und in dieſer Stille klang es ſehr feierlich, als der Geiſtliche jetzt die Einſetzungsworte des Abendmahls intonirte. Recitativiſch, wie es der lutheriſche Ritus vorſchreibt, ohne irgend eine muſikaliſche Begleitung, die reine Menſchenſtimme. Ein wohlklingender Bariton des Geiſtlichen kam der Feierlichkeit zu ſtatten, er drang ſonor hinab bis in die ferneren Höfe des Arſenals. Es wehte wie ein tiefer Schauer des Gottesdienſtes durch das alte Waffenhaus, als der Geiſtliche ſang:

Unſer Herr Chriſtus — in der Nacht, da er verrathen ward — nahm er das Brot — dankte und brach's, und gab's ſeinen Jüngern und ſprach: — Nehmet hin und eſſet — das iſt mein Leib — der für euch gegeben wird — ſolches thut zu meinem Gedächtniß. —

Deſſelben gleichen nahm er auch den Kelch nach dem Abendmahl — dankete und gab ihnen den und ſprach — Nehmet hin und *trinket alle daraus* — dieſer Kelch iſt das neue Teſtament in meinem Blut — das für euch vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden. — Solches thut, ſo oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.

Nun ſchwieg er. Der Herzog trat einige Schritte näher zu ihm und kniete nieder. Hans und alle Uebrigen thaten eben ſo in einem Halbkreiſe, und der Geiſtliche reichte Einem nach dem Andern Brot und Wein, indem er in tiefem, gedämpftem Tone dazu ſprach: Für euch gegeben und vergoſſen zur Vergebung der Sünden. Als Alle betheiligt waren, ſprach er den Segen und die ganze Verſammlung erhob ſich wie ein Mann, ruhig ſtehen bleibend und lautlos ein Vaterunſer betend. Bis daher war es unten im Hoſe und im Zwiſchenzimmer ruhig verblieben. Jetzt erhob ſich von unten Lärm, und im Zwiſchenzimmer brach ein raſſelndes Geräuſch los, als ſollten die Waffen an die Reihe kommen. Herzog Bernhard reichte Starſchädel die Hand und ſagte: Auf heut' Abend! Dann ging er raſchen Schrittes auf das Zwiſchenzimmer zu. Man wich zurück vor dem ſtattlich daher kommenden jungen Feldherrn, welcher tiefen Ernſtes auf die Seigneurs blickte. — Herr Herzog von Tremouille! rief er. Dieſer, ein ſchöner Mann, trat vor ohne ein Höflichkeitszeichen.

„Ich bin bereit nach St. Germain zu fahren.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſchritt der Herzog weiter. Ein Mann von Mittelgröße, dunkel und einfach gekleidet, ſchloß ſich ihm an und ſprach leiſe Worte. Das magere Antlitz des Mannes war von einer ſtattlichen Naſe und etwas ſtarren Augen beherrſcht. Eben ſo ſtarr waren die Geſichtszüge und der ſchmallippige Mund. Aber feine Zuckungen liefen öfters vom Munde zu den Augen und verriethen, daß ein beweglicher Geiſt in dieſem Kopfe waltete. Es war Hugo Grotius, welcher als ſchwediſcher Geſandter den Herzog nach St. Germain begleiten wollte. Schweden war in engem Bündniſſe mit Frankreich und hatte lange die Vermittelung geführt zwiſchen Richelieu und den proteſtantiſchen Häuptern in Deutſchland. Hugo de Groot war alſo darauf bedacht, dieſe Vermittelung feſtzuhalten auch in dem vorliegenden Falle, obwol man ſie nicht in Anſpruch nahm. Denn Bernhard wie Richelieu wollten ſelbſtändig mit einander verkehren.

Hugo de Groot war aber nicht blos ſchwediſcher Geſandter, er war eine große proteſtantiſche Autorität durch ſein überlegenes Wiſſen in ſtaats- und völkerrechtlichen Fragen, er war dem Herzoge auch als Privatmann und Glaubensgenoſſe ein willkommener Begleiter. Sie waren während der letzten Jahre fleißig im Verkehr mit einander geweſen, und Kanzler Rehlingen hatte Groot's Kenntniß und Rath vielfach in Anſpruch nehmen müſſen.

Dazu kam, daß Groot kein geborener Schwede war, alſo auch nicht bis zum Letzten parteiiſch für ſein Amt erfunden wurde, ſondern Verſtändniß beſaß und zeigte für des Herzogs deutſche Abſichten und Pläne. Kurz, ſie ſtanden einander recht nahe, und als die Stiege herauf Hugos Sohn, der gelbe Dietrich, mit langen Schritten, immer über je zwei Stufen gehaſtet kam, da blieb der Herzog freundlich ſtehen, um ſich ihn durch den Vater vorſtellen zu laſſen. —

Er hatte Dringendes zu melden. Unten entwickele ſich ein Kampf. Schon die Volksmaſſe im Hofe habe ſich geſtritten, weil Hugenotten unter ihr lebhafte Sympathie ausgedrückt für den deutſchen Herzog und für den Herzog da oben. Dann ſeien Reiter angekommen aus dem Louvre, und gleichzeitig mit ihnen Fußtruppen. Die machten einander den Eingang ſtreitig, und allen Aeußerungen nach ſeien die Reiter von der königlichen Partei und gegen den Herzog von Sachſen geſtimmt, die Fußtruppen aber von der Partei des Cardinals für den Herzog. — Hört Ihr den Lärm, ja das Degenklirren? — ſchloß er athemlos — das Volk wird Partei nehmen, es wird ein blutiges Gemetzel entſtehen und fürſtliche Gnaden werden hier unbeſchützt in ſchlimmere Gefahr ſtürzen als in offener Feldſchlacht. Bleibt im Hauſe, ich beſchwöre Euch. Wir werden den Zugang zur Stiege vertheidigen bis zum Aeußerſten. Er machte dabei Miene, ſeinen Degen aus der Scheide zu ziehen. Der Herzog lächelte und legte die Hand auf ſeine Schulter, als wollte er den jugendlichen Ungeſtüm dämpfen. Als geborener Diplomat hatte Dietrich in der Sprache berichtet, welche den hinter Bernhard herabſteigenden Franzoſen unverſtändlich war, in der deutſchen, und der Herzog ſtieg weiter hinab, als ob er nichts erfahren hätte.

Seine Erſcheinung im Hofe that ihre Wirkung. Neugier iſt oft ein Beruhigungsmittel. Jedermann wollte den berühmten Fremdling in Ruhe ſehen, Jeder rief ſeinem Nachbar zu, ſich ſtill zu verhalten, und ſo gewannen die Trabanten, welche von den Seigneurs in Anſpruch genommen wurden, Gehör und

Raum und konnten die Volksmaſſe zurück drängen. Der große Staatswagen fuhr vor; Herzog Bernhard ſtieg ein; der Herzog von Tremouille ſetzte ſich zu ſeiner Linken und wollte raſch Befehl geben, daß das Viergeſpann in den Wirrwarr unter dem Ausgangsthore hinein ſprenge. Denn dort ſtanden ſich wirklich Reiter und Fußtruppen mit gezückten Waffen gegenüber. Eine Handbewegung Bernhards hielt den Befehl auf. Mit ſtarker Stimme rief er nach dem Stiegenhauſe hinüber: Meine Herren Officiere wollen mich zu Pferde begleiten und mein Pferd ſoll mitgenommen werden! Dann ſagte er in franzöſiſcher Sprache zu dem Herzoge von Tremouille: Alles iſt fertig; laßt ſcharf fahren!

Die Truppen unter dem Thorwege wurden gewahr, daß der Wagen keine Umſtände mit ihnen machen würde, ſie räumten das Gewölbe, indem ſie ſich unter Scheltworten nach der Straße hinaus zogen, und die Carroſſe ſauſte an ihnen vorüber.

Draußen im Luſtſchloſſe St. Germain wurde dieſe Verſpätung vielfach empfunden. Es war ein lieblicher Frühlingstag. Leichte weiße Wolken verdeckten die Sonne und geſtatteten doch der Wärme eine milde Verbreitung. Die Winde ſchwiegen völlig, und auf der Terraſſe am linken-Seineufer wandelten die Hofleute in ihren ſchönen Kleidern umher, als ob ſie in einem Saale ſich befänden. Kein Staub, kein Schmutz; junger elaſtiſcher Raſen zu den Füßen, lichtgrünes neues Laub über den Häuptern und vor ihnen die reizende Ausſicht nach der Pariſer Ebene hinauf. Das linke Ufer der Seine erhebt ſich hier, wo das Luſtſchloß ſteht, faſt ſteil empor und gewährt eine weite Fernſicht über das wohl angebaute, reichlich mit Bäumen verſehene Land. Dadurch unterſcheidet ſich dies alte Luſtſchloß von der ſpäteren Schöpfung Ludwigs XIV., von dem ſtolzen Verſailles. Es ſteht gleichſam in Verbindung mit dem Lande und umfaßt mit dem Blicke die Landſchaft bis nach Paris. Verſailles dagegen liegt in der Tiefe und ſeine Front iſt abwärts von Paris gerichtet auf den großen einſamen Park. Die Hofleute waren über ſich ſelbſt erſtaunt, daß ſie zu Naturgenuß berufen ſchienen. Als die Stunde geſchlagen, welche zum Empfange beſtimmt war, und ſie ſich eiligſt dem Schloſſe zugewendet, hatten ſie zu ihrer Ueberraſchung erfahren, daß von der Poſtenkette, welche bis Paris aufgeſtellt war, die Nachricht eingegangen: der deutſche Herzog habe Paris noch gar nicht verlaſſen, er ſei alſo in einigen Stunden erſt zu erwarten, und der König wolle die Herrſchaften nicht veranlaſſen, ſich jetzt ſchon in den Empfangsſälen einzufinden. Sie hatten ſich alſo wieder unter den Bäumen zerſtreut und ſonderten ſich jetzt in Gruppen, welche ſich hie und da niederſetzten. Eine der beliebteſten Gruppen hatte ſich um eine Dame gebildet, welche ein beſonderes Anſehen zu genießen ſchien. Sie war ſchlank gewachſen und etwas frei gekleidet. Nur ein dünnes Spitzentuch bedeckte die wohlgebildeten Schultern, vielleicht nur um Luft und Sonne abzuhalten und drinnen im Saale abgelegt zu werden. Schwarzes Haar umrahmte in üppigen Locken ein geiſtvolles Antlitz, welches ſich ungemein lebendig bald hierhin, bald dorthin wendete und in ſeinen Zügen eine auffallende Abwechſelung zeigte. Bald ſtreng, bald lachend, oft auch maliciös ſcharf richtete ſich dies Geſicht am öfterſten auf einen kleinen Mann mit grauem Haare, mit welchem ſie zu ſtreiten ſchien. Dieſes graue Männlein war ein Gegenſatz zu ihr. Sein ſchlaffes Geſicht war ganz unbeweglich. Seine Augen waren halb zugedeckt von Augenlidern, welchen die Kraft verſagt ſchien, ſich ganz in die Höhe zu ziehen. Und doch mußten die Antworten dieſes apathiſchen Mannes immer ſchlagend oder herausfordernd ſein, denn die Dame verrieth immer einen ſcharfen Eindruck, wenn der Graukopf mit leiſer Stimme etwas geſprochen hatte.

Sie war die Nichte Richelieu's, Marquiſe de Combalet, Herzogin von Aiguillon geheißen, eine junge Witwe von etwa dreißig Jahren, welcher man nachſagte, daß ſie ſehr kokett wäre und den erwarteten deutſchen Bären in ihre Netze einfangen wollte. Der kleine Graukopf hieß Desnoyers und war Miniſter, alſo wohl eine Creatur ihres Oheims. Letzteres läugneten Manche. Sie behaupteten, Desnoyers ſei dem Cardinal keineswegs ergeben und ſtrecke ſeine Fühlfäden nach verſchiedenen Seiten. So nach dem Könige wie nach den ſtrengen Katholiken. Der Cardinal könne dieſes Mannes aber nicht entbehren, weil er ein großes Regierungstalent ſei, und wage es nicht, ſich desſelben zu entäußern, weil Desnoyers die mächtigſten Beſchützer habe. Der Cardinal ſelbſt war nicht zugegen. Er galt für unwohl und mußte das Zimmer hüten zu Rueil, ſeinem Landhauſe unweit Paris. An jene Gruppe trat jetzt ein Cavalier des Königs und beſtellte die Ordre: Seine Majeſtät wünſchte Herrn Miniſter Desnoyers zu ſprechen. Dieſer verbeugte ſich leicht und ging langſamen Schrittes zum Schloſſe. Die Herzogin von Aiguillon aber hielt den Cavalier mit der Frage zurück: ob etwas vorgefallen ſei?

„Allerdings!“ entgegnete der Cavalier, „die Nachrichten, welche der Herzog von Tremouille aus dem Arſenal heraus ſendet, lauten ſehr unerwartet. Er hat Truppen aus dem Louvre requirirt —“ — Truppen? Wozu? fragte in hochfahrendem Tone die Herzogin von Aiguillon. — „Der Herzog von Sachſen hat ſich brüsk benommen und hat öffentlichen Gottesdienſt angeordnet im Arſenale, hugenottiſchen Gottesdienſt.“

Dies Wort verbreitete ſich wie ein Lauffeuer; von allen Seiten drängte man ſich an die Gruppe heran.

— Was iſt da zu verwundern? rief die Herzogin; er iſt ein Lutheraner, und wie es ſcheint ein frommer. Er kommt ja nicht zu einem Concil nach Paris, ſondern zur Conferenz für einen Feldzug. — „Der König denkt nicht ſo frei hierüber,“ fuhr der Cavalier fort, „und nimmt das ganze Betragen ſehr übel. Vor allen Dingen iſt der König von Frankreich nicht gewohnt, zu warten.“

Ein beiſtimmendes Gemurmel ließ ſich ringsum vernehmen.

— Ah, Kriegsmänner ſind keine Hofleute! ſprach lachend die Herzogin, und die Fürſten des deutſchen Reichs halten ſich nach dem Kaiſer für die vornehmſten Herren der Erde. Das Reich heißt eben heilig römiſch-deutſches Reich. Man darf einen

Herzog von Sachſen nicht verwechſeln mit unſeren Herzögen. Dieſe deutſchen Herzöge ſind reichsunmittelbar. Das bedeutet ſehr viel, ſagt mein Oheim. — „Es bedeutet in fremden Landen," erwiederte der Cavalier, „ſo viel als man zugeſtehen will. Und der König ſcheint nach dieſem Vorfalle nicht mehr geneigt zu irgend einem Zugeſtändniſſe. Im Gegentheile. Er bedauert deshalb, daß Seine Eminenz der Herr Cardinal nicht zugegen iſt bei der Feſtſtellung ſtrenger Maßregeln, und er hat deshalb den Herrn Miniſter Desnoyers rufen laſſen, um dieſem ſeine Befehle auszudrücken." — Gott gebe, daß ſie paſſend ſind! ſagte die Herzogin mit maliciöſer Schärfe, denn an der Schwelle eines Krieges mit Spanien und dem deutſchen Reiche wird ein Feldherr ſchwerer wiegen als irgend eine Etikette.

Der Cavalier entfernte ſich voll Aerger, und die Zuhörer zerſtreuten ſich, ebenfalls voll Unmuth über die dreiſte Nichte des Cardinals. — Wer iſt denn ſchuld, flüſterten ſie einander zu, daß wir Spanien und das deutſche Reich gleichzeitig auf den Hals bekommen, als die ſchlechte Politik des Cardinals?! Dieſer Cardinal hatte hier unter dem Hofadel gar keine Freunde. Eben ſo wenig aber gab es hier Hugenotten, wenn auch nur verſteckte. Daß Ludwig XIII. der Sohn Heinrichs IV., des einſtigen Hugenottenprinzen, ſei, war in Niemandes Gedächtniß. In dieſem kränklichen, melancholiſchen Könige lebte nichts von der Friſche des Vaters, auch nichts von der Friſche der Erinnerung, daß die Krone ja doch nur durch die tapfere Hilfe der Hugenotten an die Bourbons aus Bearn übergegangen war. Und dieſe tiefe Vergeßlichkeit hatte tiefe Entfremdung von beiden Seiten zur Folge gehabt.

Um ſo ſchwerer war für die Herzogin von Rohan die Aufgabe, jeweilig doch am Hofe zu erſcheinen. Ihr Gemahl wollte es aus guten politiſchen Gründen, und ſie hatte ſich auch heute gefügt. Einſam ſaß ſie mit ihrem Töchterlein auf abgelegener Seite unter den Bäumen, flüchtig, wenn auch reſpectvoll, gegrüßt von Vorüberwandelnden. Der gute und große Name Rohan, die hochgeachtete Tüchtigkeit des fernen Herzogs, die würdige

Haltung der Herzogin erzwangen dieſen Reſpect. Ein alter Seigneur wagte es auch, eine kleine Weile bei ihr ſtehen zu bleiben und ſie zu unterrichten über das, was mit dem Herzoge von Sachſen vorginge, der ſich ſo herausfordernd gegen den König benommen und dieſen in Zorn verſetzt habe.

Die Herzogin war erſchrocken über dieſe Nachricht, und doch gewährte ihr die Nachricht eine innere Genugthuung. Der öffentliche Gottesdienſt ihres Glaubens, öffentlich mitten in Paris, die geringſchätzige Behandlung des in allen Formen eitlen Königs — ſie hätte eine Heilige ſein müſſen, wenn ihr Sinn davon nicht gelabt worden wäre.

Ihre Tochter jubelte geradezu darüber. Das junge Blut, aufgewachſen in den Gedanken und Wünſchen der Eltern, fand ihr Ideal in dieſem deutſchen Herzoge und klagte nur darüber, daß er nun am Ende aus Geringſchätzung für den König gar nicht käme und ſie ihn nicht zu ſehen krigte. Einmal über das andere lief ſie an die zehn Schritte weit entfernte Barrière, um ſeitwärts hinab zu ſchauen auf den Fahrweg, wo der letzte Reiterpoſten aufgeſtellt war. So lange ſich der nicht in Bewegung ſetzte, um das Herannahen des Gaſtes im Schloſſe zu melden, ſo lange war an die Ankunft des Herzogs nicht zu denken.

Sie ſah gar lieblich aus, die ſechzehnjährige Marguérite im duftigen ſchneeweißen Gewande, wenn ſie ſich ſpähend über das Geländer lehnte und ſchmollend ſagte: — Noch immer nicht, Mama! — Still, ſtill, Mama! rief ſie plötzlich — jetzt kommt drüben jenſeits der Seine ein Reiter mit verhängtem Zügel geſprengt! Er winkt, er winkt! Der hier unten winkt zurück, wendet ſein Pferd, ſprengt herauf — Mama dort, dort! weit, weit! kommt eine Staubwolke geflogen, richtig! eine Carroſſe mitten drin, das iſt er, das iſt er! Laſſ' uns ein wenig nach rechts hinüber gehen, Mama, da ſehen wir ihn, wenn er über den Fluß kommt und herauf fährt. —

Das geſtattete natürlich die Mama nicht. Denn gleichzeitig kamen auch die Hofherren mit der Meldung, und die Hofgeſellſchaft ſtrömte ins Schloß. Die Herzogin folgte mit ihrer Tochter.

Zehn Minuten ſpäter hielt die Carroſſe am Portale. Die Pferde trieften von Schweiß, und die herbei eilende Dienerſchaft betrachtete die keuchenden Thiere mit Mißbehagen. So pflegte man nicht zu fahren in einer Staatscarroſſe.

Der Herzog Bernhard ſtieg leicht und raſch aus dem Wagen und betrachtete die Pferde. „Ueberfüttert und ohne Uebung!“ ſagte er in langſamer, ſorgfältiger Betonung zu dem tief verdrießlichen Tremouille. Er ſprach das Franzöſiſche nicht mit beſonders gutem Accent, aber grammatiſch richtig. Er hatte es nicht in der Jugend gelernt. Damals war das Lateiniſche wichtiger, und in Oeſterreich das Spaniſche. Der Kaiſer Ferdinand II. zum Beiſpiel ſprach nie franzöſiſch. Im proteſtantiſchen Norden war es während des letzten Jahrzehnts etwas mehr beachtet worden von den höher geſtellten Perſonen, beſonders ſeit der ſchwediſche Verkehr mit Frankreich die proteſtantiſchen Führer auch in Verkehr gebracht hatte mit franzöſiſchen Geſchäftsträgern. Da hatte ſich's denn auch Bernhard mit ziemlich leichter Mühe angeeignet, weil eine gründliche Sprachenbildung aus ſeiner weimariſchen Jugendzeit ihm gute Grundlagen an die Hand gegeben hatte. Während des letzten Jahres war er täglich genöthigt worden, ſich dieſer Sprache zu bedienen, und ſo war er jetzt ziemlich vertraut mit derſelben. Nur langſam ſprach er ſie, abſichtlich. Er wollte nicht mehr ſagen, als er eben ſagen wollte. Er war zu ſehr Staatsmann geworden, um nach eitler und müßiger Converſation zu haſchen, welche ihn übereilen konnte.

Die Umgebung und das Schloß aufmerkſam betrachtend, ſtieg er langſam die Stufen hinauf — zum Troſte ſeines Leibdieners Hoffmann, der ihn einholen konnte! Hatte er doch, der ſorgfältige Diener, in Paris Noth genug gehabt, ſeinem plötzlich davon fahrenden Herrn nachzukommen! Jetzt eilte er athemlos herbei und flüſterte dem Herzoge zu: er könne doch nicht mit dem verſtaubten Halskragen vor den König und den Hof treten! Der

Herzog lächelte und ſagte zu Tremouille: — Mein Diener will etwas an meiner Toilette verbeſſern. Wir treten wol erſt in ein Nebenzimmer, ehe ich vor den König geführt werde? Tremouille nickte ſchweigend.

Innen im großen Audienzſaale hatte ſich indeſſen die Hofgeſellſchaft geordnet. Es war Bedacht darauf genommen worden, dieſen Empfang nicht in großem Stile ſtattfinden zu laſſen. Es war kein Thron zu ſehen. Nur größere Seſſel ſtanden da für den König und deſſen Bruder, den Herzog von Orleans. Der König wollte ſich durchaus nichts vergeben an ſeiner Herrlichkeit einem deutſchen Fürſten gegenüber, den man am liebſten nur als franzöſiſchen General behandelt hätte. Wie weit Letzteres möglich ſei, ſollte von dem Betragen des Herzogs Bernhard abhängen. Man hoffte nichts Günſtiges, denn der Herzog war als ſtolz und anmaßend geſchildert worden in Betreff ſeiner fürſtlichen Würde, und da man ihn brauchte, ſo wollte man ihn doch auch nicht geradezu beleidigen.

So ſtand Alles auf Schrauben in dieſem Audienzſaale, und die letzten Nachrichten aus Paris hatten die Situation völlig vergiftet. Jetzt nun gar hatte Tremouille, welcher den Gaſt ſeinem Diener überlaſſen und ſich zum Könige verfügt, jetzt nun gar hatte Tremouille mit Entrüſtung das beleidigende Betragen des Deutſchen und die Abendmahlsfeier im Arſenal berichtet — jetzt war der König beinahe faſſungslos. Er war an und für ſich ſehr reizbar und zu deſpotiſcher Handlungsweiſe geneigt, ſobald ſeine königliche Würde in Rede kam. Er hatte alſo zornig ausgerufen: — Ich will den Mann gar nicht ſehen! — Desnoyers nur, obwol von vornhinein ein Widerſacher Bernhards, hatte doch als Miniſter die Nothwendigkeit gefühlt, Seine Majeſtät auf die Politik des Cardinals hinzuweiſen. Dieſe Politik bringe es nun doch einmal mit ſich, ſolch ein Opfer zu leiſten.

Der König haßte den Cardinal; aber er fürchtete ihn. Mehrfache Verſuche, ſich von ſeiner Leitung zu befreien, waren immer fehlgeſchlagen. Es hatte ſich klar herausgeſtellt, daß

Niemand fähig wäre, den Cardinal zu erſetzen und die Leitung des Staates zu übernehmen. So hatte ſich der ſchwache Ludwig dem geiſtig überlegenen Richelieu immer wieder fügen müſſen, und jetzt war in der That der ungünſtigſte Augenblick, um der Politik des Cardinals in den Weg zu treten. Frankreich war tief verflochten und war ſchwer bedroht — der König mußte ſich ergeben.

So geſtimmt trat er in den Audienzſaal, bleich in Zorn und Schwäche. Er winkte dem Herzog von Tremouille, den fremden Gaſt einzuführen. Ludwig der Dreizehnte, das ſchmächtige Männlein von Mittelgröße, ein Sohn Heinrichs des Vierten und der Maria von Medicis, die in der Verbannung lebte, hatte nicht eben ein königliches Ausſehen, obwol eine gewiſſe Feinheit nicht fehlte in ſeinem Aeußern. Er war auch nicht ohne ſtolze Wallungen, welche das bleiche Antlitz zuweilen vornehm belebten. Aber der kräftige Nerv der Geſundheit war nicht vorhanden in ihm. Auf der Jagd, ſelbſt auf dem Schlachtfelde hatte es manchmal den Anſchein, als ob ſein mattes Blut plötzlich aufſiede, die Stätigkeit jedoch und jegliche Dauer fehlten. Er ſank immer wieder zurück in Schlaffheit, ja in Traurigkeit. Es war ſchwer zu entſcheiden, ob er mehr gelangweilt als unglücklich ſei. Ein junges Mädchen mochte ſolch einen König intereſſant finden, die Nation litt unter ihm.

Jetzt ſtand er neben ſeinem Bruder, der als unruhiger Prätendent gefürchtet wurde, vor dem Lehnſeſſel und vollbrachte mühſam die Aufgabe, ſich zu beſchwichtigen und zu faſſen. Sorgfältige Haltung war ihm nöthig für den Empfang eines fürſtlichen Kriegsmannes, der ihm in allen Punkten überlegen war und dem er doch dieſe Ueberlegenheit um keinen Preis einräumen durfte. Denn auch bis zu des Königs Ohr war das Geflüſter gedrungen, daß die Hugenotten leichtlich einen Prätendenten in Bernhard erheben könnten, welcher viel gewichtiger werden dürfte als der unruhige Bruder.

Die Hofleute ſahen mit Sorge den Kampf auf dem bleichen Geſichte des Königs und freuten ſich erſt, als er ſich in Bewegung ſetzte und einige der Anweſenden durch kurze, gleichgiltige Fragen auszeichnete. Sie ſahen darin eine errungene Faſſung. An der Reihe hinab gehend, blieb er auch vor der Herzogin von Aiguillon ſtehen. Vielleicht nur, weil ſie in Miene und Bewegung deutlich ausdrückte, daß ſie angeredet ſein wollte. Sie war ihm zuwider, dieſe dreiſte Nichte des Cardinals, und zum Theil deshalb blieb er vor ihr ſtehen. Der Inſtinkt rief in ihm: wecke die Schärfe in dir, ja die Malice, das wird dich anfriſchen für den überlegenen Gaſt! Wirklich ſagte er ihr eine Bemerkung, die maliciös genug war. Er beglückwünſchte ihre Geſundheit, welche ihr bei dem noch kühlen Grundton der Frühlingsluft geſtattete, ſo wenig bekleidet zu gehen. Sie hatte nämlich ihre Spitzenmantille unter die Schultern zurückgeſchlagen.

„Majeſtät,“ erwiederte ſie mit ſchlimmem Lächeln, „die ſchönen Arme der Frau Königin ſind eben nicht Jedermann beſchieden. Man thut, was man kann, um den Augen der Männer gefällig zu ſein.“

König Ludwig galt für ſchüchtern und ſchamhaft gegenüber den Frauen. Solch' dreiſte Aeußerung jagte eine Röthe auf ſeine blaſſen Wangen, und er ging ſogleich weiter. Nur einige Schritte. Da frappirte ihn das feine, liebliche Geſicht eines Mädchens, welches ihm neu erſchien. Junge unſchuldige Mädchen waren ihm ſehr angenehm, und er fragte unſicher: „Hab' ich das Fräulein ſchon geſehen?“ — Einmal, königliche Majeſtät. Wenigſtens iſt ſie dieſen Winter im Louvre vorgeſtellt worden, antwortete die Herzogin von Rohan, denn ihrer Marguérite hatte die Frage des Königs gegolten. — „Ah, Ihre Tochter?! — Und Ihr Gemahl, wann ſieht man den im Louvre? Wann entſagt er endlich der Ketzerei?“ — Sobald er wie Eurer Majeſtät Vater den Glauben ſeiner Väter und ſeiner Jugend für Ketzerei halten wird, antwortete mit überraſchender Stärke die ſonſt ſo beſorgte Herzogin. Sie war eben doch die Tochter Sully's und eine vornehme Dame, die vor einem ungerechten Könige ſtolz und unbefangen war.

Der König ließ ſich an nichts ſo ungern erinnern, als daß ſein Vater Hugenott geweſen. Der Zorn ſtieg auf in ihm und er wollte der Herzogin eben heftig erwidern — da wurden die Flügelthüren aufgeriſſen und der Melderuf ſchallte durch den Saal:

„Der Herr Herzog von Sachſen-Weimar!“

Eiligſt ging der König nach ſeinem Lehnſeſſel zurück und erwartete dort ſtehend den Gaſt. Herzog Bernhard trat raſch ein und blieb dann ſtehen, ſich ruhigen Blickes umſchauend wie ein General, welcher das Terrain überblicken und erkunden will. Es iſt wahr, Bernhard ſtach ab von dieſer geputzten Verſammlung in ſeinem Reitkleide von ſtarkem Stoffe, welches den friſchen Spitzenkragen Hoffmann's und die feine Schärpe recht nöthig hatte, um gehoben zu werden. Das gebräunte Antlitz, das reiche, ungepflegte Haar contraſtirte mit den geſchniegelten Köpfen ringsum. Dennoch wirkte ein unverkennbarer kräftiger Adel der Haltung auch auf die Hofleute, und das ruhige Auge, welches muſternd über Alle hinweg ging, erweckte achtungsvolle Aufmerkſamkeit. Als er nach kurzer Pauſe ſporenklirrend mit leichtem, feſtem Tritte auf den König zuſchritt, wehte etwas wie geſunde Landluft über die Verſammlung hin, und es bemerkten es vielleicht nicht Alle ſogleich, daß er den breitkrämpigen Hut nicht vom Kopfe nahm, obwol Niemand in der Geſellſchaft bedeckt war als der König. König Ludwig aber bemerkte das ſehr und zog ſeinen Hut vom Haupte, als der Herzog noch etwa zehn Schritte von ihm entfernt war. Sofort that Bernhard desgleichen, und bald ſtanden ſie dicht vor einander die ſo verſchiedenen Geſtalten, der kräftige Mann und der kraftloſe. Bernhard erwartete ſchweigend eine Anrede des Königs, eine bewillkommnende. König Ludwig ſprach auch einige Worte, welche ungefähr ſo klangen. Sie fielen aber kurz aus, und der Herzog meinte es dem Könige zu erleichtern, wenn er die raſch eintretende Pauſe dazu benützte, und dem Könige etwas Inhaltsvolles zu ſagen. Der Inhalt betraf ihr gegenſeitiges Verhältniß, welches ein Bündniß zwiſchen Fürſten ſein ſollte. Bernhard ſprach langſam, aber recht klar und nachdrücklich.

Sei es, daß der König es überhaupt für unpaſſend hielt, bei erſter Begrüßung ſolchen Inhalt berührt zu ſehen, oder ſei es, daß er den in fremder Sprache vorſichtig redenden Herzog befangen und für das Ceremoniell unaufmerkſam glaubte — kurz, er ſetzte während der Rede des Herzogs ſeinen Hut wieder auf. — Augenblicklich that dies auch Bernhard, ohne ſeine Rede im Geringſten zu unterbrechen. Sogleich nahm der König den ſeinigen wieder ab. Sogleich that Bernhard dasſelbe, ungeſtört weiter ſprechend von dem gemeinſchaftlichen Feinde, welchen der König von Frankreich und der Herzog von Sachſen gemeinſchaftlich und in loyaler Gegenſeitigkeit bekämpfen wollten. Man ſah es dem Könige an, wie ſehr er unter dieſer Anrede litt, denn die laute Stimme des Herzogs machte ſie für Jedermann verſtändlich, und der Inhalt wurde nun gewiß von Bedeutung, ein Inhalt, welcher von Bundesgenoſſenſchaft unter Gleichen ausdrücklich ſprach. König Ludwig ergriff jetzt ein letztes Mittel, ſeine höhere Würde an den Tag zu legen: er ſetzte ſich. Und das ſchien zu gelingen: Bernhard ſprach ruhig weiter. Aber ſeine Rede ging allmälig mehr und mehr aus dem Stile einer Anrede in den Converſationston über, und dieſem geänderten Tone entſprechend, griff Bernhard nach einem Stuhle neben dem Könige und ſetzte ſich ebenfalls. — Dies war dem Könige zu viel. Er ſtand haſtig auf und ſagte lebhaft: — Mein Vetter! wir werden noch mehr Gelegenheit haben mit einander zu reden. — Nach dieſen Worten nickte er mit dem Haupte und verließ den Saal. Sein Bruder und eine Anzahl Seigneurs folgten ihm.

Unter den Zurückbleibenden entſtand eine große Aufregung. Man trat in Gruppen zuſammen, man ſprach überall halblaut und blickte auf den alleinſtehenden Herzog. Dieſer nahm ſich aus wie auf dem Schlachtfelde, wo er ſeinem Gegner eine Schlacht angeboten. Der Gegner hatte durch eiligen Rückzug die Schlacht abgebrochen und der Herzog ſah ihm lächelnd nach. Dann ſah er ſich im Saale um und es ſchien ihm die Aufregung zu unterhalten. Dabei entdeckte er, daß der Herzog von Tremouille da geblieben war, ſeines Amtes eingedenk, welches ihn zur Begleitung des Gaſtes nöthigte. An dieſen richtete er denn laut die Worte: — Ich danke für Eure fernere Begleitung, Herr Herzog; ich werde zu Pferde nach Paris zurückkehren.

Dieſe Worte dienten der Herzogin von Aiguillon zur Veranlaſſung, ſich ihm zu nähern und ihn anzureden. Sie ſagte ihm graziös, daß ſie die Nichte des Cardinals ſei, daß er den Rückweg über Rueil nehmen möchte, um ihrem kranken Oheim eine rechte Herzensfreude zu machen. „Denn auf dieſe Weiſe könnte mein Oheim,“ ſetzte ſie hinzu, „das lang erſehnte Glück genießen, ſeinen beſten Freund in Europa endlich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und ihm auszudrücken, wie treu er dem deutſchen Helden ergeben ſei.“ — Und die Frau Herzogin glaubt, daß er mich trotz ſeines Unwohlſeins, ſprechen könne? — „Sein Unwohlſein, nur in den Nerven gelegen, wird ſofort in der Freude untergehen, daß ſeinem Hauſe eine ſolche Ehre, ſeinem Herzen eine ſolche Genugthuung widerfahre.“ — Es wird auch mir eine Freude ſein — „Dann ſende ich ſogleich einen Reitenden hinüber, und der Herzog möge geſtatten, daß einer meiner Vorreiter Euch als Wegweiſer diene. Um dies nicht zu verzögern, eile ich Befehl zu geben, und verſage mir die längere Unterhaltung mit einem Helden, deſſen Auftreten in Frankreich ſo neu und ſo feſſelnd iſt.“

Mit dem liebenswürdigſten Ausdrucke verbeugte ſie ſich und ging. Sie hatte raſch zweierlei erreicht: ſich anmuthig mit dem Herzoge bekannt gemacht und den Hofleuten dargethan, daß der berühmte Feldherr gegen ihren Oheim geradeſo zuvorkommend ſei, wie er ſoeben brüsk gegen den König geweſen war. Herzog Bernhard folgte ihr langſam, indem er rechts und links die zurückweichenden Hofleute grüßte wie ein Herr grüßt, der in ruhiger Stimmung höflich iſt. Hugo van Groot, welchen draußen im Vorübergehen die Herzogin von Aiguillon unterrichtet hatte, kam ihm bis über den Saal herein entgegen. Er wollte ſich ihm zur

Verfügung ſtellen, da er ihn nach den Aeußerungen der Aiguillon unter lauter fremden, feindſeligen Leuten verlaſſen glaubte, und drückte ihm in deutſcher Sprache dieſe Abſicht aus. Der Herzog dankte lächelnd und ſchweigend mit einer Handbewegung und unterbrach ſein Fortgehen nicht. Groot empfand aber als Diplomat das Bedürfniß, dies Fortgehen ſo freundlich und harmlos als möglich zu machen, und da er die Herzogin von Rohan ganz in der Nähe ſah, ſo fragte er eilig, ob er Seine fürſtliche Gnaden mit dieſer verehrungswürdigen Dame bekannt machen dürfe —

„Die Gattin Rohan's in der Schweiz?" — Ja wol, fürſtliche Gnaden. — „Ei, das wird mich ſehr freuen."

Die Herzogin war ſehr erſchrocken. Es mußte ja großes Aufſehen machen und eine unliebſame Aufmerkſamkeit der Königlichen auf ſie lenken, daß der proteſtantiſche Fürſt gerade mit ihr und mit ihr allein in vertraulicher Unterredung geſehen würde hier am Hofe, und nach ſolcher Scene mit dem Könige und nachdem ſie ſelbſt dem Könige ſo ſchwere Worte geſagt!

Sie war Weltdame genug, dies vor dem Herzoge zu verbergen und ſeiner freundlichen Anrede freundlich entgegen zu kommen. Wie erſchrak ſie aber, als er frei und laut nach ihrem Gatten fragte, ſeine warme Anerkennung für deſſen militäriſche Talente ausſprach und unumwunden hinzuſetzte, daß er nächſtens in engere Verbindung mit ihm zu treten hoffte. Ja, er ſagte geradezu — glücklicher Weiſe mit halblautem Tone — daß er ihn bald ſehen werde und ſeiner Allianz theilhaft zu werden wünſche.

Bei dieſen letzten Worten meinte ſie ihm in die Rede fallen zu müſſen, damit er nicht noch Deutlicheres ausſpreche — da, wer beſchreibt ihr Erſchrecken?! erblickte ſie dicht neben ihm den Herzog von Tremouille. Unwillkürlich hob ſie den Arm und deutete auf den unerwarteten Nachbar, der eben vom Könige zurück gekommen war. Sie ſelbſt trat zurück und ſchritt verſtört nach einer Fenſterbrüſtung, erfüllt von der Beſorgniß, daß Tremouille die letzten Worte des Herzogs Bernhard gehört haben könnte.

Tremouille kam mit einem Auftrage vom Könige und erſuchte Bernhard, einige Schritte mit ihm hinaus zu treten aus der Nähe der Anweſenden. Bernhard folgte ſchweigend. Alsdann ſagte Tremouille mit gedämpfter Stimme: „Seiner Majeſtät iſt es leid, daß ſeine erſte Begegnung mit dem Herrn Herzoge von Sachſen ſo raſch habe geendigt werden müſſen. Es würde Seine Majeſtät freuen, wenn die nächſte Begegnung bald folgen könnte unter voraus feſtgeſtellten Bedingungen des Ceremoniells. Seine Majeſtät ſei bereit, den Herrn Herzog morgen wieder zu empfangen, und zwar in Gegenwart Ihrer Majeſtät der Königin, wenn —" — Anna von Oeſterreich! Es iſt ja ſehr gnädig, daß die Frau Königin den Haß ihres Hauſes gegen den ſächſiſchen Widerſacher hintan ſetzen will. Wenn alſo — „Seine Majeſtät wünſcht alſo im Voraus zu wiſſen, ob ſich der Herr Herzog in Gegenwart der Königin bedecken würde?" — Ich fühle mich zwar als deutſcher Reichsfürſt zu dieſer Freiheit berechtigt, doppelt berechtigt, da ein Herzog von Parma dieſe Freiheit in Anſpruch nehmen darf. Allein ich bin bereit, mit entblößtem Haupte vor einer Dame, vor der Frau Königin zu erſcheinen.

Tremouille verbeugte ſich; Herzog Bernhard ſchritt nach der Thür, in deren Nähe ihn Groot erwartete. Der Zufall fügte es, daß gerade jetzt erſt die junge Prinzeſſin Marguérite von Rohan inne wurde, ihre Mutter ſei hinüber getreten in die Fenſterbrüſtung. Marguérite war mit mädchenhafter Neugier allen Bewegungen Bernhards gefolgt und hatte deshalb die Entfernung der Mutter nicht bemerkt. Jetzt erſt erwachte ſie gleichſam und ſah, daß ſie ganz allein ſtand. Sie wollte eiligſt zur Mutter hinüber und kreuzte dabei den Weg des raſch aufbrechenden Bernhard. Auge in Auge ſtanden ſie plötzlich vor einander, und erröthend flüſterte ſie: — Verzeihung! indem ſie ſich zum Ausweichen wendete. Der Herzog ſtand betroffen ſtill. Der jugendliche Zauber des Mädchens ergoß ſich blendend über ihn, und der Kriegsmann, welcher bis daher die kühlſte Ruhe in fremder, ſchwieriger Umgebung bewahrt hatte, erſchien mit einem

Male auf das Tiefſte bewegt. Sein Geſchichtsſchreiber ſagt ausdrücklich: es befiel den Herzog in dieſem Augenblick ein ſtarkes Zittern. Und das war um ſo wunderbarer, da nie Jemand an ihm bemerkt hatte, daß Mädchen oder Frauen jemals im Geringſten ſeine Aufmerkſamkeit erregt hätten.

3.

Der Weg von St. Germain nach Rueil führt an der Seineniederung leiſe aufwärts durch ein reich angebautes, baumreiches Land. Der Frühlingsnachmittag blieb warm und windſtill. Die jungen Blätter und die Blüthen der Bäume dufteten friſch und lieblich. Herzog Bernhard ritt mit ſeinem Gefolge langſam dahin. Langſam! Sein Gefolge war darüber erſtaunt. Er pflegte ſehr raſch zu reiten, und wie ein Sturmwind war er auch von St. Germain hinweg geſprengt. Bald aber hatte er ſein Roß verhalten. Man hatte gemeint, er wolle mit Jemand aus dem Gefolge ſprechen, oder er wolle irgend einen Befehl ertheilen. Keineswegs. Einſam und ſchweigend ritt er im Schritt voraus. Seine Stimmung war tief verändert. Und er ſelbſt gab ſich keine eigentliche Rechenſchaft darüber. Er war in jenem ganz naiven Zuſtande, welcher nicht fragt und nicht unterſucht, welcher ſich gedankenlos hingiebt. Herzog Bernhard gedankenlos! Er, dem ſeit der Jünglingszeit der Verſtand in immerwährender, angeſtrengter Thätigkeit erhalten worden. Er, welcher von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat ſcharf und ſtätig getrachtet hatte, einem politiſchen Ziele nahe und näher zu kommen, er, welcher niemals Zeit und Muße gehabt, die feindliche Welt zu vergeſſen und ſich in irgend eine Träumerei zu verlieren!

Namentlich die weiche, die friedliche Seite des Lebens war ihm bis jetzt ganz fremd geblieben. Nicht Mädchen, nicht Frau, nicht Familie, nicht Hausſtand war ihm bisher nahe getreten. Ueber dreißig Jahre hatte er gelebt, ohne in irgend einen Verkehr zu kommen mit den Frauen. Ein Sohn des Krieges und der Politik war er verblieben innen und außen. Selbſt die ſchöne und reizende Ludmilla hatte nicht einen Moment lang als Frau ſeine Aufmerkſamkeit erregen können — er galt in dieſem Punkte für kalt und unnahbar, für empfindungslos. Es war ihm nahe gelegt worden, daß die kluge Landgräfin von Heſſen bereit wäre, ſeine Gattin zu werden. Er hatte nicht darauf geachtet, wie ſehr er ſonſt beſtrebt war, einen Erſatz zu finden für ſein verlorenes Herzogthum Franken. Frauen und Heirathen, wie fern lag ihm das, wie ſo völlig, völlig fremd ſeinem Gedankenkreiſe! War es ihm jetzt plötzlich nahe getreten? Ausdrücklich gewiß nicht. Er ſelbſt wußte gewiß nichts davon. Aber es ereignen ſich eben in jedem Menſchen Dinge, welche nicht aus dem Gehirn ſtammen und mit den Verſtandeskräften nichts zu thun haben. Bernhards Verſtand miſchte ſich auch jetzt noch nicht ein mit der Frage: woher ihm die ungewöhnliche Stimmung zugeflogen ſei? Er ließ ſie unbekümmert gewähren.

Das erröthende Antlitz eines jungen Mädchens ging zuweilen vor ſeinen Augen vorüber, wie in einen Sonnennebel gehüllt, und verſchwand zwiſchen den Bäumen. Es trug die lieblichen Züge Margueritens von Rohan. Den Namen kannte er nicht, er wußte nicht, wer das feine, liebe Geſchöpf geweſen war, welches ſo lieblich ſchüchtern vor ihm ausgewichen, welches ihn mit guten Augen ſo gut angeſehen hatte. Woher ſollte er ſie kennen? Die Mutter war fern von ihr geweſen in der Fenſterbrüſtung. Wenn er darüber nachdachte, ſo mußte er ſie für ein katholiſches Fräulein halten, denn der Hofadel des Königs war durchaus katholiſch. Was ſollte ihm ein katholiſches Fräulein —? aber er dachte darüber gar nicht nach. So klar bildeten ſich ihm die Gedanken gar nicht.

Unter ſeinem erſtaunten Reitergefolge befand ſich auch Dietrich van Groot. Er hatte ſich in St. Germain ein Pferd verſchafft, um in der unmittelbaren Nähe des bewunderten Helden zu bleiben. Sein Vater wollte zu Wagen nachkommen, um bei der wichtigen erſten Zuſammenkunft mit dem Cardinal in Rueil ſein förderndes Wort mitſprechen zu können. Dietrich hoffte von Minute zu Minute, der Herzog werde ſich einmal umwenden und etwas fragen über Weg und Steg. Da hoffte Dietrich Auskunft geben und ſich ſolcherweiſe nähern zu können. Es war ihm ſchon recht, daß der Herzog langſam ritt, denn wildes Reiten war nicht Dietrichs Stärke, in körperlichen Uebungen war er ungeſchickt. Aber der Herzog wendete ſich nicht um, und das Gefolge verhielt ſich ganz ſchweigend.

Da kam eine Unterbrechung. Ein Viergeſpann ſauſte hinter ihnen her, die Reiter wichen zur Seite. Dietrich am langſamſten; ſein Pferd wollte es nicht anders, und der Reitknecht auf einem Vorderpferde des Viergeſpanns mußte anhalten, um ihn nicht umzureißen. Dadurch blieb er dem Wagen näher, und aus dem Wagen rief ihm eine lachende Stimme zu: er möge entſchuldigen, daß man ihn ſtöre. Es war eine weibliche Stimme, war die der Marquiſe von Combalet, Herzogin von Aiguillon.

Sie ließ ihm nicht Zeit zum Antworten, der Herzog war ihr Augenmerk. Ihn einzuholen, befahl ſie dem Kutſcher, und dann langſam zu fahren. Sie rief den Herzog an wie einen alten Bekannten, wie einen lieben Freund, und dankte ihm, daß er ihr den Vorſprung überlaſſe, ihn anzumelden und einzuführen beim Oheim. Bernhard erkannte ſie vielleicht erſt beim Worte „Oheim“ wieder, aber er war ſo ſanft und freundlich, wie er ſonſt niemals geweſen war gegen eine Dame. Sie war entzückt von ſeiner ſanften Freundlichkeit. Das der deutſche Bär?! Oh, dachte ſie, der kommt dir ja prächtig entgegen, und mit einem Blicke, der alle erſinnliche Zärtlichkeit verſprach, nahm ſie Abſchied und flog von dannen. Bernhard war roth geworden in ſeinem gebräunten Antlitz von dieſem Blick. Sollte er in ſeiner Unklarheit dieſe entgegenkommende Dame verwechſeln mit dem Bilde Margueritens? Der Unklarheit, welche nicht weiß, was mit ihr vorgeht, iſt Alles zuzutrauen. Langſam wie vorher ritt er noch eine Zeitlang weiter. Dann ſchien er ſich plötzlich aufzurütteln, ſah ſich um, als erwachte er, und ſetzte ſein Pferd in Galopp.

Für Dietrich van Groot wurde das wichtig. Sein Pferd, durch die plötzliche Bewegung des Gefolges aufgeſcheucht, fand die Zügelführung des ſchwachen Reiters ungenügend und ging durch. Die gelbe Geſtalt, welche ſich unter nicht eben graziöſen Anſtrengungen im Sattel erhielt, flog wie eine große Kugel am Herzoge Bernhard vorüber, überholte den Vorreiter des Herzogs, ja auch das Viergeſpann der Herzogin. Sie rief ihm zu, er hörte nicht. Seine Bewegungen waren unverſtändlich und lächerlich, und er ſauſte endlich auch an Rueil vorüber, welches zu ſeiner Rechten erſchien und welches er verächtlich liegen ließ, weil ſein Roß noch Athem genug hatte, das in der Ferne winkende Paris vorzuziehen. Dies Rueil ſtellte ſich unter hohen Bäumen dar wie eine Ritterfeſtung. Ein ſteinerner Feudalbau mit Thor und Thürmen, mit Zinnen und Erkern. Es ſah wie Ironie aus, daß der furchtbare Feind aller Feudalherrſchaft, daß Richelieu nahe bei Paris einen ſolchen Ritterſitz für ſich ausgeſucht.

Aber das erklärte ſich, wenn man mit dem Viergeſpann der Herzogin in das ſchmale Thor hinein fuhr. Das Viergeſpann raſſelte durch einen Tunnel hindurch, welcher das Schlößchen ſeiner ganzen Breite nach durchfurchte, und kam drüben auf der ſonnigen Südſeite wieder heraus in einer lachenden Lage. Hier breitete ſich ein Park mit prächtigen Bäumen, mit Springbrunnen und Waſſerſpiegeln; hier ſtand zur Rechten ein Palaſt in ſeinem Renaiſſanceſtil aufgebaut, und hier in dieſem Palaſte wohnte der Cardinal. Man meinte ihn lächeln zu ſehen über das verlaſſene und nur zur Einfahrt benutzte Schlößchen, deſſen Stil und Weſen überholt ſei durch den Geſchmack einer andern Zeit.

Dies Innere von Rueil iſt denn auch das Vorbild geworden für das Verſailles, welches Ludwig XIV. angelegt und ausgeführt. Palaſt und Park von Rueil ſind Modell geweſen für den Nachfolger des dreizehnten Ludwig, ſo wie dieſer Nachfolger den abſolutiſtiſchen Staat vollendet hat, welchen Richelieu dem Vater des vierzehnten Ludwig angelegt.

Es herrſchte eine wohlthuende Ruhe und Stille hier innen, um den matt gefärbten Renaiſſance-Palaſt. Lautlos verſchwand der vierſpännige Wagen unter hohen tiefſchattigen Bäumen, zwiſchen welchen ein Kiesweg zur Rückſeite des Hauſes führte.

Die hervorbrechende Abendſonne übergoß die wohlthuenden Linien der Architektur, die Baumkronen, die Waſſerſtrahlen und die Waſſerflächen mit einem Goldſcheine und wob einen lockenden Schimmer über das Baummeer eines Waldes, welcher hügelan ſtieg im fernen Hintergrunde des Parkes.

Als Herzog Bernhard aus dem Thorgewölbe des Schlößchens herein ſprengte in dieſe ſchöne Welt der Stille, welche der künſtleriſche Geiſt des Cardinals ſich bereitet, hielt er ſein Pferd an mit einem Rucke. Solch ein Eindruck paßte ja überraſchend angenehm zu ſeiner Stimmung. Und wie ſtach er ab, von den Wohnſitzen im deutſchen Vaterlande, welche er ſeit Jahren, ſeit ſo vielen Jahren geſehen. Ach daheim war die Verwüſtung eines langen, allgemeinen Krieges überall eingedrungen! —

Ehe er noch vom Pferde ſteigen konnte, öffneten ſich zu ſeiner Rechten im Palaſte die großen Flügel der Fenſterthüren, zu welchen eine Marmortreppe vom Garten aus hinauf führte. Man ſah dieſe Treppe im Innern fortgeſetzt breit und prächtig, ein Stiegenraum, wie ihn die Renaiſſance-Baukunſt mit beſonderer Vorliebe ausführte. Und innen auf dieſer Marmorſtiege kam der Mann herab, welcher dies Land regierte und ſeine geiſtigen Netze über ganz Europa warf, kam Richelieu.

Seine Nichte, die ſtrahlende Aiguillon, führte ihn. Blaß ſah er aus, und das lange dunkle Gewand des Cardinals, das dunkle Käppchen auf langem feinem Haare, verſtärkte noch die Bläſſe des Antlitzes. Aber es war nicht die Bläſſe drückender Krankheit, es war mehr die Farbloſigkeit, welche ein überwucherndes Geiſtes- und Nervenleben mit ſich bringt. Die mandelförmig geſchlitzten Augen verriethen wie hinter einem Schleier rege

Lebendigkeit, und um den feinen Mund, welchen ein ergrauender Schnurr- und Knebelbart beſchatteten wie bei einem Kriegsmanne, ſpielte ein verführeriſches Lächeln. Dies Lächeln gab der franzöſiſchen Welt viel zu denken, denn ſie wußte nie ob es Leben oder Tod für ſie bedeutete. Es begleitete die gnädige Aeußerung, wie es das erbarmungsloſe Todesurtheil verſüßen ſollte.

Jetzt bedeutete es „Willkommen! tauſendmal Willkommen!“ Am Fuße der inneren Marmortreppe begegneten ſich der deutſche Herzog und der franzöſiſche Cardinal, und dieſer ſtreckte ihm die zarten Hände, Hände ſo weiß und gleichſam durchgeiſtigt wie die einer Frau, entgegen, indem er mit wohllautender, weicher Stimme rief: Willkommen, Ihr mein beſter Freund auf dieſer Erde!

Dabei war ſein längliches Geſicht mit der ſchön geformten Adlernaſe ſtrahlend von Freude, als ob er das größte Glück erlebte. Von ihm und von der Herzogin geführt, ſchritt Herzog Bernhard die Stiege hinan, als ob er im Schooße ſeiner Familie wäre. Selbſt die garſtige Mönchsgeſtalt, welche oben wartete, grinſte ihm nach Kräften freundlich entgegen. Dies war die ſogenannte „graue Eminenz“, Pater Joſeph, der in ſeiner Jugend Soldat geweſen und Herr von Tremblay geheißen, dann Kapuziner und die rechte Hand des Cardinals geworden war. Er betrieb die Politik des Cardinals mit Fanatismus und unerſchütterlicher Ausdauer. Während der letzten Jahre beſonders in Deutſchland. Er hatte noch im vorjährigen Herbſte in der Frankfurter Gegend mit Bernhard unterhandelt und ſagte jetzt mit heiſerer Stimme: Willkommen Herr Herzog, auf dem Wege zum Siege! Der Cardinal führte ſeinen Gaſt in die inneren Gemächer. Er bat um Entſchuldigung, daß er ihn in ſein Krankenzimmer nöthigen müſſe. Seine Geſundheit ſei ſo geſchwächt, daß er nur eine beſonders gepflegte Luft vertrage, und nur der Drang, einen ſo theuren Gaſt würdig zu empfangen, habe ihn das Wagniß unternehmen laſſen, ins Stiegenhaus heraus zu treten.

In dieſem Krankenzimmer, einem großen Saale mit entzückender Ausſicht auf Park und Wald, ſetzte man ſich wie zu intimer häuslicher Unterhaltung. Der Saal war angefüllt mit zahlreichen Möbeln, mit Lehnſeſſeln und Ruhelagern und mit Schreibtiſchen aller Gattung, und was den Cardinal von Neuem zu heiterer Entſchuldigung nöthigte, mit kleinen Hunden und großen Katzen, welche ſich kläffend und ſchnurrend zu ihrem Herrn drängten. Beſonders that dies ein großer Kater — matou nennen die Franzoſen dieſe große Katzenart — welcher aus dem gewaltigen Himmelbette des Cardinals herab ſprang und ſich ihm auf den Schooß ſetzte. Katzen, ſagte er lächelnd, ſind mir verordnet. Ihre Elektricität beſchwichtigt meine Nerven.

Herzog Bernhard wäre noch vor einigen Stunden ungeeignet geweſen für ſolchen Empfang. Er wäre harſch aufgetreten und hätte verlangt, daß man von Politik und Krieg, von ſeinem Bündniſſe, von Geldern und Truppen ſpräche, die ihm zu Dienſt geſtellt würden. Jetzt war er weicher. Dieſe familienhafte Aufnahme hatte etwas Trauliches für ihn, und das liebenswürdige Entgegenkommen der Herzogin, welche in der That liebenswürdig verführeriſch ſein konnte, wirkte eben ſo feſſelnd auf ihn, wie das Weſen des Cardinals ihn wohlthuend anmuthete. Bernhard verhielt ſich ſtill und empfangend. Es ſchien ihm unzart, ſogleich mit politiſchen Forderungen mißtönend in dieſe häusliche Begrüßung zu treten. Die ganze Geſprächswelt war ihm auch eine neue, und er war naiv genug, ſie mit einer gewiſſen Achtung anzuerkennen. Richelieu nämlich war voll künſtleriſchen, voll literariſchen Sinnes. Er ſchriftſtellerte, er dichtete ſelbſt, und die Gründung einer franzöſiſchen Akademie beſchäftigte ihn lebhaft. Dieſe Richtung gab ſeinem Weſen und ſeinen Reden einen Stempel, welchen der im Kriege aufgewachſene Bernhard noch gar nicht kannte. Er hörte zum erſten Male von Geſichtspunkten im Leben und Staate reden, welche ihm ganz unbekannt geblieben waren, und er hatte guten Sinn genug, um das Feine und Wichtige in dieſen Geſichtspunkten zu erkennen und mit Aufmerkſamkeit zu beachten. Es war ein wunderbarer Tag für ihn. Erſt war ſein Herz wunderbar berührt worden, jetzt wurde ſein

Geiſt wunderbar berührt — er hörte allmälig mit Spannung dem mehr und mehr in geiſtvoller Rede aufgehenden Richelieu zu. Dieſer wuchs, wie es bei nervöſen Menſchen zu geſchehen pflegt, mit der aufgeregten Lebendigkeit und mit der ſichtlich wachſenden Theilnahme ſeines Gaſtes. Er ſchilderte immer ausführlicher und reizender, wie das Staats- und Völkerleben ſich ergiebig entwickeln werde, wenn man erſt die jetzigen Streitigkeiten beendigt haben würde, und wie dann auch in dem großen deutſchen Reiche der Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt wieder erwachen werde im Austauſche und Verkehr mit Frankreich. Es wurde geradezu unmöglich für Bernhard, ſich den geiſtigen Eindrücken zu entziehen und dem Anerbieten der Herzogin auszuweichen, welches ſie plötzlich machte. Sie bat nämlich plötzlich, den Oheim nicht weiter reden zu laſſen. Er erhitze ſich und überreize ſich ganz gegen die Vorſchrift des Arztes, weil ihn ein ſo berühmter Gaſt ungewöhnlich anrege, und ſie erbitte ſich vom Herzoge die Gunſt, eine Stunde lang mit ihrer geringeren Unterhaltung fürlieb zu nehmen, indem ſie ihm den Garten und Park zeige und ihn dann zur Abendtafel führe. Die Sonne gehe eben unter, und dies ſei der günſtige Augenblick für ihren Lieblingspunkt im Parke.

Ohne Weiteres bot ſie dem Herzoge ihren Arm. Auf Wiederſehen! ſagte der Cardinal, deſſen Antlitz jetzt geröthet war und der zugab, daß er ſich durch einen ſolchen Zuhörer fortreißen laſſe. Als ſie auf den Vorſaal kamen, begegneten ſie mehreren Männern, die eben eintrafen. Sie verbeugten ſich höflich vor dem vorübergehenden ſchönen Paare. Ah, carissimo dottore! — rief die Herzogin — Ihr kommt à propos. Der Onkel hat geſündigt, er wird Eurer Kunſt doppelt bedürfen, um in der Nacht einigen Schlaf zu finden. — Dieſer Dottore war Carlo Blandini. Der Herzog erkannte ihn und begrüßte ihn freundlich. Er drückte auch noch viel höflicher, als es ſonſt ſeine Art geweſen, — der franzöſiſche Umgang äußerte ſeine Wirkung — die Hoffnung aus, daß ihn der Herr Doctor im Arſenal beſuchen werde. Blandini verneigte ſich ſchweigend.

„Das iſt ein außerordentlicher Mann,“ ſagte halblaut im Fortſchreiten die Herzogin, „ein geradezu wunderbares Talent in ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft. Mein Oheim leidet ſeit Jahren an einer aufregenden Schlafloſigkeit. All' unſere Aerzte erwieſen ſich machtlos gegen dieſe gefährliche Pein. Dieſer Blandini kommt, und binnen drei Tagen verſchafft er dem Oheim einen erquickenden Schlaf!“

Blandini ſchritt indeſſen zum Cardinal hinein. Die zwei anderen Herren ließen ihm ohne Weiteres den Vortritt und traten in ein Nebenzimmer, obwol ſie nichts Geringeres waren als Miniſter. Sie wußten zu gut, was der Arzt und die Geſundheitspflege beim Cardinal bedeuteten. Uebertreibung, Hypochondrie, weibiſches Weſen nannten ſie es wol und gingen oft achſelzuckend mit den Worten hinweg: Er ſtirbt ſchon wieder einmal in der Geſchwindigkeit, während er in Wahrheit uns Alle begräbt! — Aber ſie wußten eben ſo gut, daß dagegen nicht anzukämpfen wäre und daß es ſich nur unbeliebt machen hieß, wenn man die täglichen bedenklichen Anfälle nicht auch bedenklich und ſorgenvoll aufnahm.

Von dieſen beiden Miniſtern war der eine Desnoyers, das graue Männlein mit dem ſchlaffen Geſichte und den ſchlaffen Augenlidern. Er kam vom Könige aus St. Germain mit Aufträgen für den Cardinal. — Der andere war Chavigny, ein dürrer langer Mann, welcher für eine dem Cardinal ſehr ergebene Creatur galt. Sie mußten wohl eine Viertelſtunde warten. Dann kam der Doctor heraus und ſagte ihnen im Fortgehen, daß Seine Eminenz bereit wäre, ſie zu empfangen. Sie fanden ihn ausgeſtreckt auf einem Ruhelager, und er ſchien erſchöpft. Ganz ſchwachen Tones fragte er Desnoyers: wie der Empfang in St. Germain abgelaufen wäre? Seine Nichte hätte ihm unerbauliche Dinge mitgetheilt, aber nur ganz in Kürze.

„Seine Majeſtät iſt ſehr ungehalten,“ ſagte trocken Desnoyers. — Was?! rief Richelieu und hob den Kopf. Die Schwäche ſchien dem Aerger zu weichen. — „Der Herzog von

Sachſen iſt dem Könige gegenüber mit einer Anmaßung aufgetreten, welche Seine Majeſtät geradezu empört hat —“ — Ach! ſtieß Richelieu in ſteigender Ungeduld hervor — derſelbe Herzog, welchen wir hier ſoeben als beſcheidenen ruhigen Mann geſehen! — „So war er allerdings in St. Germain nicht, und der König befiehlt deshalb, daß er ſtreng in die Schranken eines Generals gewieſen werde, der in des Königs Solde ſteht —“ — So? — „Das ſoll ihm ſogleich und durchgreifend angezeigt werden. Und wenn er ſich dem nicht fügen will, ſo ſoll ein Ende mit ihm gemacht werden —“ — Ein Ende? — Das heißt? — „Er ſoll fortgewieſen werden aus Paris, und wenn er Umſtände macht, ſo ſoll man ihn feſtnehmen.“

Richelieu ſtand bereits aufrecht neben ſeinem Lager. Er zitterte am ganzen Körper; die Augen ſprühten, der Mund war zuſammen gekniffen, und wie das Ziſchen der Schlange fuhr folgende Rede aus dem Munde hervor, welcher ſich nur für einen Satz ein wenig öffnete und dann wieder ſchloß:

— Verwünſcht ſei dies Leben, ſei dieſer Dienſt mit einem ſolchen Manne. — Aus dem Nichts hat er emporgearbeitet werden müſſen gegen ſeinen Willen, gegen ſeine Einſicht. — Mit dem kläglichen Plunder äußerlichen Krams und nichtiger Etikette hat er mir die wichtigſten Actionen fortwährend beſchädigt. — Wie Menſchen thun, die nur Aeußerliches nachzuahmen wiſſen und vom Geiſte nichts ahnen. — Man arbeitet ſich todt für einen Knaben, der mit hundert Jahren nicht Mann wird. — Da liegen ſie die harten Zügel des Reichs, welche mir die Hände zerreißen, da zu Euren Füßen, Herr Desnoyers. — Hebt ſie auf, tragt ſie hinüber nach St. Germain, wo Ihr ja doch lieber ſeid als neben mir. — Ich bin zu Tode müde dieſer ewigen Durchkreuzung mit abgeſtandenen, unreifen Willensmeinungen, zu Tode müde! Adieu! Geht, geht! Ueberbringt meine Entlaſſung. Von heute an. Von dieſer Stunde an. Adieu!

Und haſtig zuckend, aber dem äußeren Anſcheine nach mit großer Kraft ging der kränkliche Mann durch den Saal nach dem großen Fenſter und riß es auf. Er, welcher ſonſt jedes Lüftchen fürchtete, ſtand keuchend in der herein ſtrömenden Abendluft. Chavigny, welcher enger zu ihm hielt als Desnoyers, folgte ihm und ſprach leiſe: „Um Gotteswillen, Eminenz, warum dieſem unzuverläſſigen Manne ſolche Worte in die Hand zu geben! Er iſt ja im Stande, ſie wörtlich zu überbringen!“ — Das ſoll er thun! Dazu ſind ſie geſprochen! rief Richelieu laut und kam zurück, auf Desnoyers zuſchreitend. Wörtlich, mein Herr Desnoyers, wörtlich könnt Ihr ausrichten daß ich es ſatt habe, dieſen Stein des Siſyphus zu wälzen, der immer wieder, wenn er mit unſäglicher Anſtrengung zur Höhe hinauf gewälzt worden, durch eines Knaben Hand hinab gerollt wird. Satt, überſatt! Sagt alles getreulich und hofft auf den Botenlohn. Ich hab' nichts mehr zu verlieren als ein erbärmliches, aufgebrauchtes Leben, und der Tod wird mir den Anblick erſparen, wie Alles zuſammenbricht was ich mühſam aufgebaut für dieſen König. Die Mutter wird triumphirend heimkehren aus dem Exil und wird ihn in den Winkel ſtellen, der herrſchſüchtige Bruder wird ihm auf die Schulter geſetzt werden, der freche Adel wird Alles wieder an ſich reißen, was ich für ſeine Königsmacht errungen, die Kirche wird ihm die Politik vorſchreiben, welche ihn an Spanien ausliefert, und das Frankreich, welches gewachſen und gewachſen iſt und überall gebieteriſch eingreift, wird zuſammenſchrumpfen zu einem Ritterſtaatlein zweiter Ordnung, oh, oh, oh! und das Alles, weil ein Knabe Knabe bleibt trotz aller Erfahrung —!

Weinend brach er zuſammen und mußte von Chavigny aufgehalten werden, daß er nicht auf den Fußboden ſtürzte. Die lange magere Geſtalt Chavigni's war ſtarkknochig, ſie trug den leichten Körper des Cardinals auf das Ruhebett, wie man ein Kind trägt. Desnoyers ſah alle dem mit einer außerordentlichen Gleichgiltigkeit zu. Er war es gewohnt, daß der Cardinal jedes Jahr einige Male in Verzweiflung und Verwünſchungen ausbrach, und unter Vorwürfen gegen den undankbaren wie unverſtändigen König ſein Amt hinwarf und von ſeiner nothwendigen Entlaſſung ſprach. Er war es gewohnt, daß die nervöſe Natur des Cardinals bei dieſen Gelegenheiten in Zuckungen und Krämpfe verfiel. Er ließ ſich deshalb auch von der jetzigen Scene gar nicht weiter berühren, als daß er in ganz ruhigem Tone zu Chavigny ſagte: Laßt doch den Pater Joſeph rufen. Der iſt ja daran gewöhnt und weiß wie die Eminenz bei ſolchen Anfällen behandelt werden muß, Chavigny that das; Pater Joſeph kam, warf dem ruhig daſtehenden Desnoyers einen ſeiner grimmigſten Blicke zu aus ſeinem ohnehin grimmig garſtigen Antlitze und begann ſeine Manipulation mit dem zuckenden Körper Richelieu's. Dieſe nervöſen Kriſen, welche ſonſt nur Frauen eigen ſind, wurden durch Beſpritzen mit Waſſer und Säuren, mit Einreiben an den Schläfen und in den Handflächen bekämpft, und Waſſer wie Säuren ſtanden immer bereit in dem Zimmer des Cardinals. Während die „graue Eminenz“ in der groben Kapuzinerkutte ſolchergeſtalt die rothe Eminenz im ſeidenen Gewande behandelte, redete Chavigny leiſe in Desnoyers hinein. Er ſchien ihm Vorwürfe zu machen, Forderungen zu ſtellen, ja er ſchien ihm zu drohen. Desnoyers' niederhängende Augenlider zuckten nicht im Geringſten, und er erwiderte kein Wort. Er ſah nur zuweilen nach den Eminenzen hinüber und flüſterte endlich lächelnd: „Ich habe ihm noch mehr zu ſagen.“— Nur jetzt nicht! — „Gerade jetzt. Und das wird beſſer wirken als Pater Joſephs Eſſig.“

Desnoyers fühlte ſich ſicherer in ſeiner Stellung, als Richelieu in der ſeinen. Er ſtand dem Könige näher, und war deshalb für Richelieu eine nothwendige Brücke. Er wich von Richelieu ab in der religiöſen Frage und hing darin mit den Jeſuiten zuſammen. Und zwar eng. Aber er verſtand Richelieu's politiſche Gedanken und war ihm darin förderlich beim Könige. Er war eine Art Ueberſetzer Richelieu's für den König. Das wußte Niemand ſo gut wie Richelieu, und da Richelieu dieſer Ueberſetzung und Vermittelung nicht entbehren konnte, ſo konnte er und mochte er auch dieſen Desnoyers nicht entbehren. Das wußte Desnoyers ganz gut und deshalb machte er ſo wenig Umſtände mit dem Cardinal.

„Pater Joſeph“, ſagte er jetzt plötzlich, „Ihr ſeid fertig, wie mir's ſcheint, und Eminenz iſt ruhig. Wir danken und bitten Euch, das Zimmer zu verlaſſen. Ich habe Seiner Eminenz noch weitere Mittheilungen zu machen.“

Wie ein borſtiger Hund, welcher die Zähne fletſcht, wendete ſich Pater Joſeph zum Abgehen, unterließ aber die Aeußerung nicht: „Tödtet ihn nur ganz, dieſen Geiſt, an deſſen Schuhriemen Ihr nicht reicht, Ihr — Alle!“

Richelieu's Körper hatte leiſe gezuckt bei Desnoyers' Rede von „weiteren Mittheilungen“. Das geiſtige Verſtändniß mochte alſo wol vorhanden ſein bei ihm, obwol er noch mit geſchloſſenen Augen dalag. Es war eine Eigenthümlichkeit ſeiner Stellung oder ſeines hypochondriſchen Gemüthsweſens, daß er — der mächtigſte Mann im Reiche! — ſich keinen Augenblick ſicher glaubte in ſeiner Stellung. Jedes halbe Wort aus der Umgebung des Königs erſchreckte ihn, und jeden Tag faſt ſah er wie ein Geſpenſt den Untergang an ſich heran treten. Und zwar den Untergang in grauſamer Form. Geſchichtliche Vorgänge beſtärkten ſeine reizbare Phantaſie nur zu ſehr in dieſer Angſt. Der allmächtige Guiſe war in Blois wie von einem Blitzſtrahle der Ermordung getroffen worden, und unter dieſem ſchwächlichen Ludwig ſelbſt — wie lange war es her? Nicht zwei Jahrzehnte! da war Concini, der Marſchall d'Ancre, damaliger Premier und ein Gönner Richelieu's, jählings niedergeſchoſſen worden auf Befehl des noch ganz jungen Ludwig. So was vergißt ſich nicht. Am Wenigſten, wenn man ſo durchaus eigen und verwegen Politik treibt wie es Richelieu that, und die ganze alte Geſellſchaft, den Königen immer am nächſten ſtehend, gegen ſich erbittert weiß. Der Cardinal lebte ſein Leben wie ein immerwährendes Wagniß, wie eine tägliche Lebensgefahr. Sein Geiſt aber war viel größer als ſein Muth, der ja vom Körper äußerſt abhängig iſt — wie mußten alſo Desnoyers' „weitere Mittheilungen“ jetzt an ſein Gemüth klopfen, nachdem er ſich gerade jetzt zu ſo heftigen Ausbrüchen gegen den König hatte fortreißen laſſen.

Es herrſchte Todtenſtille, als Pater Joſeph zur Thür hinaus gegangen war. Der Cardinal lag regungslos. Chavigny blickte ängſtlich auf Desnoyers, dieſer auf den Cardinal.

Dann trat Desnoyers einige Schritte näher an den Cardinal. Aber nur einige Schritte; er blieb immer noch eine Strecke von ihm entfernt, als er zu ſprechen anfing:

„Ich ſetze voraus, daß Ihr mich hört. — Der Herzog von Sachſen hat heute in St. Germain die Herzogin von Rohan ausgezeichnet. Und als der Herzog von Tremouille in das Gehör der Unterredung gekommen iſt, da hat er gehört, daß der deutſche Fürſt den Herzog von Rohan bald zu ſehen hoffe. Das war an und für ſich ſchon auffallend genug. Der Feldherr in des Königs Solde und Dienſt Hand in Hand mit dem Hugenottenführer! Bald wurde es noch bedenklicher. Es traf ein Specialbericht ein von der Oſtgrenze. Dieſer beſagt, daß der Herzog von Rohan aus Genf verſchwunden ſei. Man will ihn in der Gegend von Nancy geſehen haben; man vermuthet, daß er auf dem Wege nach Paris ſei.“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo ſchnellte der regungslos daliegende Cardinal auf ſeinem Lager in die Höhe und ſaß da wie ein geſunder Mann. Die Augen leuchteten, das bleich und ſchlaff gewordene Antlitz ſpannte und röthete ſich, und ſchrill ſprang aus ſeinem Munde der Ruf: Rohan, der Hugenott?! Man konnte denken, der ganze Krankheitsanfall ſei nur Komödie geweſen. Das war aber nicht der Fall. Die Reizbarkeit ſeines Nervenlebens brachte ſo jähe Sprünge mit ſich. Auf Gefährliches in den „weiteren Mittheilungen“ Desnoyers' war Richelieu gefaßt geweſen; ſtatt deſſen kam das Hugenottenthum zum Vorſchein. Darin war er einig mit dem Könige; jegliche Beſorgniß alſo war im Nu von ihm gewichen, und er ſtürzte ſich wie ein Raubvogel auf eine Beute, die ihm ſo wohlgefiel wie dem Könige.

„Chavigny!“ fuhr er fort, „ſogleich hinüber ins Caſtell und Triſtan unterrichten. Er ſoll mit ſeinen ſicherſten Leuten auf der Stelle hinein nach Paris, und wenn er den Rohan fängt, wird er königlich belohnt.“

Unter dem Caſtell war das Feudalſchlößchen von Rueil gemeint, wo die Leibwache lag, welche der König ſeinem Premier in freundlicher Stunde bewilligt hatte. Triſtan war ein kundiger Fanghund in derſelben.

„Noch einen Moment, Chavigny,“ ſetzte Richelieu hinzu, indem er aufſtand, „vielleicht hat Freund Desnoyers noch nähere Angaben —?“ — Das kaum, Eminenz. Von einem Schweizer iſt in dem Bericht die Rede, des Namens Erlach. Ein Patrizier und Kriegsmann aus Bern, der in voriger Woche mehrmals in Genf und im Hauſe Rohan's geſehen worden iſt. Derſelbe Mann hat den Herzog von Sachſen in Frouard aufgeſucht bei Toul. Es ſcheint ein Zwiſchenträger zu ſein und wird ſich wol auch in Paris einſtellen, wenn Rohan ſich wirklich herein wagt. — „Ein Schweizer, Erlach — Du hörſt, Chavigny! Verſieh Triſtan mit einer Summe; kein Geld, keine Schweizer! Ein Schweizer nimmt Geld. Aber der iſt zu ſchonen, da er mit Herzog Bernhard verkehrt. Der deutſche Herzog überhaupt iſt mit Vorſicht und mit Reſpect zu behandeln. Ihm gegenüber theil' ich die Anſichten in St. Germain durchaus nicht. Ich ſpreche darüber morgen mit dem Könige. Der Hugenott dagegen iſt vogelfrei. Noch ſonſt was, Desnoyers?“ — Nicht daß ich wüßte! — „Laßt Eure Grillen, Desnoyers, gegen den ketzeriſchen Herzog! Wir brauchen ihn, brauchen ihn dringend. Ich weiß es. Meinem gebrechlichen Leibe, der mich zu thörichten Ausbrüchen fortreißt, mögt Ihr mißtrauen; meinem Geiſte nicht. Er ſagt Euch, daß wir dieſes deutſchen Herzogs gar bald dringend bedürfen werden. Ohne ihn kann uns der Reichsfeind im Laufe dieſes Sommers aus Paris jagen, und das würde dem bequemen Desnoyers doch unbequem ſein, nicht? Jetzt Adieu! Adieu!“

Chavigny und Desnoyers gingen. Der Cardinal ſah ihnen nach und ſank dann erſchöpft auf ſein Ruhelager, der Verbindung Rohan's mit Bernhard nachdenkend. Solcher Verbindung mußte um jeden Preis geſteuert werden. Zu Toulouſe auf offenem Markte war einem Montmorency der Kopf abgeſchlagen worden, weil er rebelliſch aufgetreten war gegen die Politik des Cardinals — auch gegen einen Rohan wird dieſer Cardinal kein Bedenken tragen.

4.

Was war unterdeſſen mit dem gelben Dietrich geſchehen, deſſen Pferd durchaus nicht auf gewöhnlichem Wege nach Rueil wollte? Mit dieſem Pferde hatte es eben ſeine eigene Bewandtniß. Es war Muſtapha geheißen und war ein Original. Die Stallknechte in St. Germain kannten es ſehr gründlich und waren eben ſo gründlich dagegen eingenommen, daß dem Erſten Beſten ein Reitpferd angewieſen wurde, und nun gar einem ſo curioſen gelben Fremdlinge. Corporationen pflegen unter ſich einen ſtehenden Schabernack. Unter dieſen Corporationen beſonders die Dienerſchaft eines großen Marſtalls. Letztere betrachten die Pferde ihrer Herrſchaft als ihr Eigenthum, wenigſtens als ihre Belehnung, und wenn ungewöhnlich über ſie verfügt wird, ſo ärgern ſie ſich und meinen ſich rächen zu müſſen.

In den Ställen von St. Germain wurde unter gemeiner Heiterkeit an jenem Abende alles das beſprochen, was der eigenſinnige Muſtapha mit dem gelben Fremden wol Alles anſtellen würde.

Und Muſtapha hielt ihnen Wort. Der Schimmel gilt ſonſt für das ruhigſte, zuverläſſigſte und dauerhafteſte Thier unter den Pferden. Nur der ſchwärzliche Eiſenſchimmel macht eine Ausnahme. Er gilt für tückiſch. Muſtapha war kein voller Eiſenſchimmel, denn er war in vorgerücktem Alter ſtellenweiſe ganz weiß geworden, was beim Eiſenſchimmel eigentlich nicht vorkommt. Stellenweiſe grell weiß, ſo daß er wie ein geſchecktes Roß leuchtete und deshalb nicht eben vornehm ausſah. Aber die eigenſinnigen Grillen einer Eiſenſchimmelnatur lebten in ihm. Und da er nicht mehr jung war, ſo zeigten ſich dieſe Grillen nicht flüchtig, ſondern recht ſtandhaft.

Als Muſtapha mit ſeinem bewegten Reiter an Rueil vorüber war, hielt er es für rathſam, die Straße zu verlaſſen und ſich nach rechtshin zu wenden in Feld und Wieſe. Er that dies ſo jählings, daß Dietrichs ohnehin geringer Schluß völlig überraſcht wurde von dieſer Wendung und zu Nichts wurde. Das heißt, die Beine Dietrichs verließen ſeitwärts den Rücken Muſtaphas und ſuchten den Erdboden. Sie fanden ihn auch ſehr geſchickt; Dietrich fiel nicht und lief auf der Stelle dem Schimmel nach, als ob er ihn ſo beiläufig einholen könnte. Dietrich war ganz berechtigt zu dieſem Gedanken, denn Muſtapha, des wilden Laufens müde, blieb bald ſtehen, ſah ſich nach ſeinem Kameraden um und wieherte. Er ſchien Dietrich einzuladen. Sobald dieſer aber in die Nähe kam, machte Muſtapha, wunderlich quiekend, einige Bocksſprünge und ging in kurzem Galopp weiter. Das wurde bei der warmen Frühlingsluft bald ſchweißtreibend für Dietrich, und er überlegte endlich, ob er den Racker von Schimmel nicht ſeinem Schickſal überlaſſen und zu Fuß umkehren ſollte. Aber von Rueil war er ſchon ſehr weit entfernt, der Abend ſank nieder, am Ende fand er den Weg gar nicht mehr dahin, und das Pferd konnte ganz verloren gehen. Reich war Vater Groot nicht, lächerlich war es auch, wenn dem Reiter das Pferd unter den Beinen auf Nimmerwiederfinden abhanden kommt, er entſchloß ſich ſeufzend, Muſtapha aufs Neue zu folgen. Beim Aufſteigen in St. Germain hatte er vom Stallknechte die Worte gehört: Nun, Muſtapha, thu' deine Schuldigkeit! Er wußte alſo den Namen des Ausreißers und hoffte, es würde eine gute Wirkung machen, wenn er den Namen fleißig ausriefe. Das ſchien gar nicht unrichtig. Denn er ſah jetzt den Schimmel gar nicht mehr, es ſtanden Geſträuche vor ſeinen Augen und die Sonne war untergegangen; als er aber mit guten Lungen „Muſtapha! Muſtapha!“ ins Leere geſchrieen, hörte er in weiter Ferne das Wiehern des Pferdes. Ein gewiſſer Rapport zwiſchen Beiden war alſo hergeſtellt, und beſſeren Muthes trabte Dietrich der gefundenen Richtung nach. So kam er an eine große Wieſe, auf deren Mitte Muſtapha friedfertig mit dem jungen Graſe beſchäftigt war. Er ſah ſich kauend nach dem herankommenden Dietrich um und wieherte offenbar freundſchaftlich. Jetzt, meinte Dietrich, ſei der Friede hergeſtellt und Muſtapha werde ſich beſteigen laſſen. Muſtapha aber betrug ſich kindiſch, als wollte er ſpielen wie ein junger Hund. Er quiekte wieder, als Dietrich nahe war, und ſprang bockend eine Strecke zur Seite, ſofort wieder graſend. Das wiederholte ſich, bis es nun wirklich dunkel wurde und Dietrich hoffnungslos ſtöhnte. Endlich war der Zügel über Muſtaphas Kopf herunter gefallen und hatte ſich in den Vorderbeinen des Thieres verfangen. Jetzt war Muſtapha im Fortſpringen gehemmt, und — was mehr ſagen will — Muſtapha ſchien einzuſehen, daß ein weiteres Spiel unter ſolchen Umſtänden für ihn ſelbſt, das heißt für ſeine Knochen, mißlich ſei, denn dies Roß war augenſcheinlich ein ganz verſtändiges Beeſt. Es blieb jetzt ſtehen, ließ Dietrich an ſich, ließ ſeine Beine befreien, ließ alle Anſtalten zu ſeiner Beſteigung geſchehen und biß nur ein einziges Mal herum, als Dietrich ſich mit letzter Kraft aufſchwang. Bei dieſer Gelegenheit riß es ihm freilich einen großen Fetzen aus dem gelben Mantel. Aber Dietrich ſaß doch nun wieder oben und hatte es im Zügel. Leider wollte es nun trotz aller Hilfe nicht von der Stelle und ſchüttelte den gelben Lappen, der ihm nicht ſchmeckte, und ſchlug hinten aus. Hier in dunkler Einſamkeit griff Dietrich getroſt zum Sattelknopfe, um ſich feſtzuhalten, und als Muſtapha die Ueberzeugung gewann, daß der Kamerad nicht mehr herunter zu bringen wäre, ſo entſchloß er ſich, weiter zu ſchreiten. Aber wohin? Dietrich ſelbſt wußte kaum noch, auf welcher Seite Paris liegen mochte, und er konnte ſich auch nicht verhehlen, daß Muſtapha ſich nicht lenken ließ. Er grunzte dann immer, wenn Dietrich nach links den Zügel zog, wo er Paris vermuthete. Muſtapha ging eigentlich im Schritt mit ihm durch. Allah iſt groß, dachte Dietrich, er erleuchtet auch die Thiere, und dieſer niederträchtige Muſtapha wird dich wol irgendwo hin bringen zu menſchlichen Stätten.

So geſchah es auch. Sie kamen auf eine Heerſtraße, und Muſtapha wendete ſich jählings links. Zugleich ging der Mond auf und Dietrich meinte in der Ferne die dunklen Schatten der Stadtwälle zu ſehen; er lobte innerlich den Verſtand Muſtaphas. Richtig, nach einigen Minuten lag das Thor vor ihm, Muſtapha wieherte und ſchritt hinein.

Am Ausgange des Thorgewölbes war die Thorwache, und vor ihr ſaßen bei dem warmen Abend in lichtem Mondſcheine die Truppen, welche Wache zu hatten hatten. Sie waren von der Leibwache Richelieu's, welche von Triſtan gerade an dies öſtliche Thor geführt worden waren, weil der Herzog von Rohan mit Wahrſcheinlichkeit von dieſer Seite erwartet werden konnte. Triſtan ſaß unter ihnen. Er, ſo wie mehrere Andere, hatten vor einigen Stunden den durchgehenden Muſtapha am Schlößchen von Rueil vorüberlaufen ſehen, ſie kannten Alle das verrufene Roß aus der Stallung des Königs perſönlich, ſie erkannten es jetzt auf der Stelle, als es im grellen Mondlichte aus dem Thörbogen ſchritt, und begrüßten es mit einem ſchallenden Gelächter und dem vielſtimmigen Rufe: Muſtapha! Muſtapha!

Das Gelächter war natürlich. Von der entgegengeſetzten Seite kam Muſtapha jetzt am ſpäten Abend wieder zum Vorſchein. Jeder Reitersmann hatte ſogleich die Vorſtellung: was für Umwege mag Muſtapha während der Zeit mit ſeinem Reiter gemacht haben! Muſtapha aber nahm dies Gelächter und Anſchreien übel, denn ſcheu und ſtätiſch war er auch, kehrte auf der Stelle um und jagte ſchallend durch den Thorbogen wieder hinaus ins Freie. Kein Zügel half, Dietrich entfernte ſich auf der Heerſtraße mit reißender Schnelle von Paris. Wohl eine Viertelſtunde weit. Plötzlich hielt Muſtapha inne, und Dietrich hörte und ſah einen kleinen Trupp Reiter vor ſich. Dieſen ſchloß ſich Muſtapha aus eigener Machtvollkommenheit wiehernd an, indem er nach der Stadt zu umkehrte. Den Reitern ſchien dies gar nicht gleichgiltig zu ſein. Sie wußten ja nicht, daß dieſes Umkehren und dieſer Anſchluß nur Sache des Pferdes war und nicht des Reiters. Sie drängten ihre Roſſe nach der Seite und ſprachen leiſe mit einander. — Aber Muſtapha ſuchte Geſellſchaft, er drängte ihnen nach. Es waren vier Männer zu Pferde. Zwei in erſter Reihe, der Eine ſtattlich und von vornehmer Haltung, der Zweite breitſchulterig und alltäglicher. In zweiter Reihe kräftige Geſtalten, welche Diener ſein mochten. Dietrich bemerkte, daß man ſich vor ihm zurückzog, und bat um Entſchuldigung für ſeine Zudringlichkeit. Sie rühre nicht von ihm her, ſondern von ſeinem ſtörrigen Pferde, welches durchaus nur in Geſellſchaft anderer Pferde fortzubringen ſei. Das mochte den Reitern, die keine Geſellſchaft wünſchten, ſehr unwahrſcheinlich und befremdlich klingen. Sie hielten ſtill. — Ah, ſeh' ich recht? — rief einer der Diener — da iſt ja der junge Herr von heute Morgen, der Herr van Grotius —?

Dieſer Diener war Mathieu, welcher Dietrich am Morgen bei der Frau Herzogin von Rohan geſehen, und welcher jetzt halblaut den zwei vorderen Reitern zuflüſterte: Mit dem hat's keine Gefahr, der iſt Proteſtant und unſerm Hauſe ergeben! — Der ſtattliche Reiter machte aber doch Mathieu ein Zeichen, nicht weiter zu gehen in der Vertraulichkeit, und flüſterte ſeinem Nachbar zu: das Wort zu führen.

Dietrich ſeinerſeits war übrigens bereits aufgeklärt. Im Palais Rohan hatte er wie oft! ein lebensgroßes Bild des Herzogs geſehen, und der lichte Mondſchein zeigte ihm deutlich, daß der ſtattliche Herr niemand Anders ſei als Herzog Heinrich. Der junge Mann war aber doch ſo gut erzogen und diplomatiſch geſchult, daß er ein Geheimniß nicht ausſprach, ſo lange man ihm das Stichwort dafür nicht brachte. Er war nur befliſſen, ſich angenehm zu machen. Er erzählte alſo, da man die Pferde wieder in Schritt geſetzt, was heut' Alles in Paris und St. Germain vorgegangen wäre mit dem Herzoge Bernhard. Hätte er ſich lieber nützlich gemacht! Er ließ aber getroſt den Herzog auf das Thor zureiten, hinter welchem Triſtan mit ſeinen Trabanten auf dieſen Herzog lauerte. Er wußte freilich nicht, daß dieſer Triſtan ſogar heraus ſpaziert war durch die Thorwölbung und ins Feld heraus blickte. Der Mond ſpiegelte ſich ſchimmernd auf ſeinem mit Silber ausgelegten Wehrgehänge.

Der breitſchulterige Reiter neben dem Herzoge — es war Erlach von Bern — hatte ein ſehr ſcharfes Auge und entdeckte auf etwa hundert Schritt Entfernung dieſen Schimmer. „Was blinkt denn da vor dem Thore?“ ſagte er mit tiefer Baßſtimme, „ſind denn auch außen im Felde Wachen aufgeſtellt?“ Bei dieſer Frage endlich ſchoß Dietrich das Blatt und er kam auf den richtigen Gedanken. — Holla, meine Herren, einen Augenblick Halt! Ich habe vorhin beim Einreiten geſehen, daß die Leibwache des Cardinals hier im Thore ſtationirt iſt —

„Nachmittag war ſie nicht da!“ ſagte haſtig Mathieu — „das hat was zu bedeuten!“ — Es iſt ganz ungewöhnlich, ſetzte Dietrich hinzu, und ſehr auffallend! — „Der blinkende Mann dort verſchwindet im Thore,“ ſagte Erlach, „als eilte er, uns anzumelden.“ — Links ab zum nächſten Thore! rief mit gedämpfter Stimme Mathieu. — „Ruhig! Mit Bedacht!“ entgegnete Erlach, „der Mann hat uns kommen ſehen. Wenn Niemand einreitet, ſo entſteht Verdacht und erfolgt vielleicht Nachſetzung. Ich reite hinein mit meinem Knechte. Ade, meine Herren!

Und mit einem vielſagenden Blick auf den Herzog ritt er nach dem Thore. Mathieu ritt links, der Herzog und Dietrich folgten ihm.

„Wollt Ihr uns ferner begleiten, junger Herr?“ fragte der Herzog. — Wenn Ihr's geſtattet, ja! Ich kenne Paris, vielleicht kann ich Euch nützlich ſein.

Dietrich war ſelig über dieſe Begegnung. Er meinte den Herzog zu erretten, und die reizenden Folgen dieſer That knüpften ſich ſo natürlich an ſeine Träume von der jungen Marguérite und von der großen, vornehmen Laufbahn. Wenn's nur nicht die Geſchichte mit dem Milchtopfe wurde! Erlach fand an der Thorwache ſo aufmerkſame Leute, daß der Herzog ſehr eilen und ſehr glücklich ſein mußte, wenn er ſeinen Häſchern entkommen wollte. Erlach wurde ſogleich von der Wache umringt und nach Namen und Ausweis gefragt.

„Ihr kamt ja in größerer Begleitung,“ ſagte ein kleiner, glänzend ausgerüſteter Officier, Triſtan, „wo bleibt die?“

Erlach, ein erfahrener Kriegsmann, ſah dem fragenden Triſtan ruhig ins Auge wie Einer der langſam verſteht. „Ich heiße von Erlach,“ ſprach er, „und bin ein Patrizier aus Bern in der Schweiz.“ — Alſo Erlach! Und wo bleibt die Begleitung, mit der Ihr kamt? — „Braucht's noch weiteren Ausweis?“ — Ich frage nach Eurer Begleitung! — „Dieſer Knecht hier iſt meine Begleitung, und einen weiteren Ausweis hab' ich auch. Muß ich ihn vorzeigen?“ — Armand, hinaus vors Thor und zuſehen, wo die Anderen bleiben! Ein Gardiſt ging in die Thorwölbung. — „Ob ich den Ausweis vorzeigen muß, Herr?“ — Das verſteht ſich. — „Eine kleine Geduld. Man verwahrt ſo was ſorgfältig, und Mondſchein iſt kein Sonnenſchein.“

Er wollte Zeit gewinnen für den Herzog, neſtelte alſo langſam eine Taſche auf, nahm Papiere heraus und verglich ſie beim Mondenlichte erſt aufmerkſam, ehe er ein Blatt hinreichte. Es war ein Paſſirſchein vom Herzoge Bernhard von Sachſen Weimar. Eine ſichere Beſtätigung für Triſtan, daß der richtige Fang eintreffen müſſe. Ungeduldig ſchrie er: wo Armand bleibe? und ſchickte einen zweiten Gardiſten hinaus. Armand kam aber ſchon zurück und meldete: draußen ſei Niemand zu ſehen!

„Was ſoll das heißen?! Ich hab' Euch ja herankommen ſehen, fünf, ſechs Reiter breit!“ — Mich? Da hat der Mond einen Hof gemacht. Doch halt, ja! Drei Mann breit, ja! Ein junger Cavalier auf einem ſcheckigen Schimmel kam uns entgegen gejagt und hat uns faſt umgerannt. Der Schimmel ging durch. Dem haben wir, ich und mein Knecht, geholfen. Davon werden wir breit ausgeſehen haben. Aber zum Thor war der Schimmel nicht hereinzubringen, er machte wieder Kehrt und ſauſte fort. — Dabei wies er nach rechts hinüber. — „Nichts da! Pferde vor! Aufſitzen! Ihr, Herr von Erlach, folgt mir, wenn ich bitten darf.“ — Wohin? — „Ich bitte um Entſchuldigung, wenn ich Euch nur ſo ungenügende Auskunft geben kann, wie Ihr mir.“

Triſtan war bekannt als ſehr höflich. Aber er war auch geſchickt. Er vermuthete ganz richtig, daß der Herzog, wenn er dabei geweſen, links abgebogen ſein werde, um auf dem nächſten Wege zum Faubourg St. Germain zu kommen. Dorthin ſendete er ihm zwei berittene Gardiſten nach. Zwei andere wurden im Innern nach den Palais Rohan gejagt. Alle Vier unterrichtete er leiſe und ſchnell. Desgleichen die zurückbleibende Wache, wenn der Erwartete etwa doch noch hier einpaſſiren ſollte. Dann ſtieg er ſelbſt zu Pferde und lud Erlach ſehr artig ein, ihn zu begleiten. Wenn der Herzog eingeholt wurde, ſo trug Dietrich die Schuld. Beim nächſten Thore nämlich, bis zu welchem ſie raſch geritten waren, machte Dietrich die richtige Bemerkung: es wäre rathſam, zu recognoſciren, ob hier ebenfalls Garden des Cardinals die Wache bezogen hätten.

„Sehr richtig!“ ſagte der Herzog, „hättet Ihr die Freundlichkeit, das zu übernehmen und uns raſch Auskunft zu bringen?“ — Mit Entzücken! — ſprach Dietrich und ſprengte eiligſt hinein. Unbedacht! Muſtaphas wegen.

Dietrich fand keine Trabanten Richelieu's und wollte umkehren. Muſtapha aber wollte nicht. Ein Stall mochte ihm jetzt wünſchenswerth ſein; er nahm den Zügel reſolut auf die Zähne und jagte geradeſort nach der Stadt. Der Herzog und Mathieu warteten und warteten. Die koſtbarſte Zeit verging, denn trotz Erlach's geſchickter Zögerung waren doch jetzt die zwei Gardiſten unterwegs, welche den Herzog einholen ſollten. Mathieu hörte ihren Galopp und machte den Herzog auf das näher kommende Pferdeſtampfen aufmerkſam.

„Wer reitet," ſagte der übrigens ſehr ruhig bleibende Herzog, „wer reitet bei Mondlicht in ſolchem Tempo? Verfolgte oder Verfolger. Das gilt mir. Da iſt nichts mehr zu verlieren. Alſo vorwärts! Durchbrechend mit Schnelligkeit und Gewalt, wenn man uns im Thore aufhalten will. Du kennſt den Zug der Gaſſen recte zu unſerer Straße hinüber beſſer als ich. Vorwärts! Erſt Schritt, um die Thorwache nicht vorzeitig durch den Lärm der Pferde in der Wölbung zu alarmiren; am Ende der Wölbung aber beide Sporen einſetzen und nöthigen Falls das Schwert gebrauchen. Vorwärts!"

So thaten ſie. Es war die höchſte Zeit. Die Verfolger kamen am äußeren Thore an, als ſie dicht vor der Wache ihre Pferde in Carriere ſetzten. Die Wache ſtand im Wege, noch in heiterer Betrachtung über Muſtapha, der die artigſten Carriolen gemacht hatte. Sie prallte erſchreckt auseinander vor den ſauſenden Reitern. Der Herzog und Mathieu jagten ungehindert in die Vorſtadt hinein. Kaum hatten die Wachen kopfſchüttelnd ſich gefaßt, da kamen in Galopp die beiden Gardiſten. An dieſen wollten die Wachen gut machen, was ſie eben verſäumt: ſie griffen den mäßiger galoppirenden Gardiſten in die Zügel. — Hand fort! Gardiſten Seiner Eminenz! — ſchrieen dieſe, und ſetzten fragend hinzu: — ob kurz vor ihnen einige Reiter durchs Thor paſſirt wären? Wenn ſie geſchwiegen hätten, ſo wäre ihnen der ferne Hufſchlag von den Roſſen des Herzogs und Mathieus noch zu Ohren gekommen. Da aber die Antwort nicht blitzſchnell erfolgte, ſo ſchalten und fluchten ſie und betäubten damit ihre Ohren. Die Antwort zögerte, weil die Truppen die anmaßenden Leibgarden des Cardinals nicht leiden mochten. Sie waren deshalb gar nicht beeilt, dieſen betreßten Cardinaliſten zu einem Fange behilflich zu ſein. So gaben ſie nur verſchwommene Auskunft. — Allerdings, hieß es, ſeien in der letzten Viertelſtunde zu wiederholten Malen Reiter einpaſſirt.

„Links oder rechts hinein?“ — Geradeaus. —

Der Herzog und Mathieu waren aber nach links geritten. Und nach links lautete auch der Auftrag für die Gardiſten des Cardinals, denn das Hotel Rohan war auch ihr Endpunkt.

Mürriſch trabten ſie nach links. Mathieu und der Herzog hatten einen tüchtigen Vorſprung. Aber ſie konnten nicht mehr ſo ſchnell reiten in den engen Gaſſen. Ein Sturz hätte Alles verdorben. Die Gaſſen waren zwar ganz leer, denn das ſogenannte Couvrefeu war längſt vorüber, es war in der elften Stunde, aber ſie waren ſchlecht oder gar nicht gepflaſtert und das Mondlicht drang nicht herab in die engen Schluchten: die trabenden Pferde ſtrauchelten oft. Sie gelangten indeſſen unbehelligt bis in die Nähe der Straße, wo das herzogliche Hotel ſtand. Vor dieſer Straße hielt Mathieu plötzlich ſtill. „Was iſt?“ fragte der Herzog.

— Wir müſſen horchen, Hoheit. Wenn Freund und Feind gleichzeitig reiten, ſo hören ſie nichts von einander. In dieſem Steinhaufen ſchallt es ja mörderlich. Lauſchen wir, damit wir erfahren, ob der Feind kommt und von wo er kommt.

Sie horchten. Hinter ſich in ziemlicher Ferne hörten ſie Hufſchlag. „Ehe das Thor aufgemacht wird, ſind ſie da; wir müſſen mein Haus aufgeben —“

— Still, Hoheit! Dort rechts hört nur, dort rechts kommt auch Hufſchlag näher und näher — — ſie kommen von beiden Seiten.

Er hatte ganz Recht. Es waren die anderen Gardiſten, welche von innerhalb des Thores kamen.

„'s iſt gerad' noch Zeit, vorwärts!“ — Nein. — „Ich mein' es anders. Nicht vor unſer Hotel. Auf die Gartenſeite! Vorwärts! — Ich höre ſie beide, deshalb hören ſie uns nicht.“

Mathieu ritt quer über die Straße, in welcher das Hotel ſtand, in ein ganz enges, finſteres Gäßchen hinein. Der Herzog folgte ihm. Es war eigentlich nur ein unbewohnter Weg zwiſchen Gartenmauern und blinden Häuſerflächen, und ſo ſchmal, daß kaum ein Pferd Platz hatte, ſie alſo hinter einander reiten und ganz langſam reiten mußten. Als ſie ſchon eine Strecke hinein gedrungen waren, ſagte der Herzog: „Halt, Mathieu! Was haben wir vor?“ — Von unbewachter Seite ins Hotel kommen! — „Das hat keinen Sinn, wenn die Verfolgung wirklich mir gilt. Denn alsdann wird ſie nicht vor meinem Hotel ſtill halten, ſondern wird eindringen, wird durchſuchen, wird mich finden, auch wenn ich unbemerkt hinein gekommen bin.“ — Nicht ſo leicht, Hoheit. Ich hab' im Hotel ſchon Vorſorge getroffen. — „Das Nothwendigſte iſt: wir müſſen ausſpähen, ob die Reiter wirklich vor mein Haus kommen.“ — Pſt! Hört Ihr? Die hinter uns waren, reiten eben an unſerm Gäßchen vorüber, und — richtig, die Anderen kommen auch. 's gilt uns! Wenn nur mein Pferd ſtehen bliebe, ſo ſtieg ich ab und ſchlich zurück bis an die Straße, um zu ſpähen. Aber Hoheit können's nicht halten, 's iſt zu eng; ich kann kaum an Eurem Roſſe vorbei. — „Steig ab, tritt vor den Kopf Deines Pferdes. Ich ſteig' ebenfalls ab und trete vor Dein Pferd; mein's kann ſich ja nicht umwenden, muß alſo ruhig ſtehen bleiben — und nun geh!“

Nach zehn Minuten kam Mathieu zurück. Er berichtete, daß eine Anzahl Reiter vor dem Hotel Rohan hielten, und laut ſprächen. Er habe zu verſtehen geglaubt. Im Namen des Königs. Da ſei wahrſcheinlich das Thor aufgemacht worden, denn die Reiter ſeien verſchwunden, alſo ſicherlich hinein geritten in den Hof. Jetzt durchſuchen ſie jedenfalls das Hotel und finden nichts.

„Und dann durchſuchen ſie die Umgegend.“ — Schwerlich. Wenn wir nur unſere Pferde los wären; die ſind uns jetzt garſtig im Wege. — Die nächſte halbe Stunde, während die Schufte da das Hotel durchſuchen, ſind wir am ſicherſten. Was meinen, Hoheit? Dies Gäßchen führt druben zu einer ſchlechten Gaſſe, und dort iſt ein kleines Fuhrmannswirthshaus. Den alten Wirth kenne ich aus früherer Zeit. Er war einmal Hugenott. Kann ſein, daß er hat katholiſch werden müſſen; ehrlich iſt er's gewiß nicht. Unſere Leute ſind auch gewiß noch ſeine Hauptkunden; 's war ein braver Kerl, der bucklige Giroſlay. Dort ſtellen wir die Pferde ein und laſſen uns für Hoheit eine Schlafſtelle geben. Ich nehme dann den Giroſlay vor und fühl' ihm auf den Zahn. Iſt er brav geblieben, wie ich glaube, dann hat's gute Wege. Seine Stallung nämlich grenzt an die Gartenmauer unſeres Hotels. In früherer Zeit bin ich oft des Nachts auf dem Wege heim gekommen, wenn wir zerſprengt worden waren, und die Leiter wird ſich auch heut' noch finden. Da ſteig' ich in unſern Garten, ſchleiche ans Palais und recognoſcire. Sind die Racker noch drin, ſo wart' ich. Sind ſie mit langer Naſe abgezogen, dann hol' ich Hoheit und dann ſeid Ihr viel ſicherer im Palais, als wenn gar nichts geſchehen wäre. Denn alsdann lauern ſie wol auf der Straße auf Eure Ankunft, hinein kommen ſie aber nicht mehr. Wie? — „Meinethalben ich weiß keinen beſſern Rath.“

So ritten ſie denn langſam hinüber bis vor das Wirthshaus. Es war verſchloſſen und finſter. Mathieu kannte aber den Riegel am Hofthor, welches zu den Stallungen führte. Durch ein Loch griff er hinein und ſchob ihn auf. So kamen ſie zum Stall und ſtiegen ab. Mathieu ging nun zurück und ſchloß das Thor wieder mit dem Riegel. Dann öffnete er den Stall und führte die Pferde hinein. Zwei ſchwere Fuhrmannshengſte ſtanden darin. Sie wieherten, und ein Fuhrmann, ſeitwärts auf einer Streu ſchlafend, richtete ſich auf. Mathieu rieth ihm in plattem Franzöſiſch, weiter zu ſchlafen. Es ſeien drei Stände leer, und ſo viel brauche er nicht einmal. — Der Fuhrmann ließ ſich das geſagt ſein und legte ſich wieder aufs Ohr.

„Wartet hier, Hoheit, hier im Dunkeln iſt's am ſicherſten. Ich klopfe Giroſlay heraus.“

Er blieb lange. Endlich kam er und flüſterte: „Es geht! Folgt mir nur“. — Sie gingen ſchweigend über den Hof und in die offene Hinterthür des Hauſes. Niemand war zu ſehen, und im Finſtern tappten ſie eine niedrige hölzerne Stiege hinauf. — Rechts! — quiekte eine feine Stimme. Man ſah Niemand, aber man hörte eine Thür öffnen. Mathieu nahm den Herzog an der Hand und führte ihn durch dieſe Thür in ein kleines, niedriges Zimmer, die Thür dann hinter ſich ſchließend. „Das war Giroſlan,“ ſagte er dann. „Er iſt brav. Nun werft Euch getroſt hier aufs Lager. Der Mond ſcheint herein. Sonſt ſucht Euch hier Niemand. Ich geh' recognoſciren.“

Er ging und taſtete draußen vorſichtig nach der Treppe. Da fühlte er ſich angefaßt. Der bucklige Giroſlan ſtand im Hemde neben ihm und ſagte mit quiekender Stimme: „Aber nur Unterſtand, Mathieu, nur Unterſtand. Mein bischen Nahrung ſteht auf dem Spiele. Wenn ſie was ſuchen und was merken, dann viſitiren ſie jetzt immer gleich das ganze Viertel, und mich armen Geſellen haben ſie auf dem Strich. Der Herr drin kann nicht bis Sonnenaufgang bleiben. Sie ſind ſchon manchmal da, wenn der Morgen erſt graut.“ — Nur ein paar Stunden, guter Giroſlan, länger nicht. — Futter für die Pferde iſt im Stallkaſten? — „Ja.“

Mathieu ging in den Stall, fütterte die Pferde und ſuchte dann die Leiter außen. Er fand ſie. Neben dem Hühnerſtalle legte er ſie an. Sie reichte gerade aus bis zur Höhe der Gartenmauer, wo hohe Ulmenbäume von jenſeits herüber ragten. Das Mondlicht that gute Dienſte; er vollbrachte Alles, wie er's in jüngeren Jahren oft vollbracht hatte, und oben auf der Mauer angekommen, fühlte er ſich auch noch rüſtig genug, wie in früherer Zeit die Leiter drüben zu laſſen auf Giroſlan's Seite und am Ulmenbaume hinab zu klettern. Glücklicherweiſe ging dies etwas langſamer als früher. Glücklicherweiſe! Denn er war erſt zur Hälfte hinab in den Zwinger, als er Stimmen hörte. Sie kamen vom Palais Rohan nach dem Hintergrunde des Gartens. Es waren Gardiſten des Cardinals, welche bei der Durchſuchung des Palais nichts gefunden hatten und jetzt nachſehen wollten, ob nicht vielleicht in der Tiefe des Gartens unter den breitäſtigen

Bäumen derjenige aufzufinden wäre, der vor ihren Schritten aus dem Hauſe geflüchtet ſein könnte. Diener des Hauſes mußten ihnen mit Windlichtern dazu leuchten.

Mathieu erſchrak und kletterte haſtig wieder aufwärts. Aber ein trockener Aſt brach unter ihm mit Geräuſch. Er mußte inne halten und in Umklammerung des Stammes hängen bleiben. Gar lange, dies fühlte er, war das mit den angeſpannten Kräften nicht durchzuſetzen. Wenn ſie nur nicht ſchon das Krachen des heilloſen Aſtes gehört hatten, der noch dazu langſam, vielfach anſchlagend zu Boden fiel. Wahrſcheinlich! Denn ſie kamen geraden Wegs auf den Baum zu, an deſſen Mitte er oben angeklammert hing. — Das waren peinliche Minuten. Wenn nur Keiner aufſah! Das geſchah wol. Aber Windlichter und Mondſchein mochten einander nicht unterſtützen, ſondern eher blenden. Er ward nicht entdeckt, und ſie gingen weiter. Eins war klar: er war zu zeitig gekommen und mußte warten. Das Warten war aber ſehr mißlich geworden: er hatte gehört, daß einer der unten ſuchenden Gardiſten fluchend geäußert, nun müßte eben das ganze Viertel abgeſucht werden, was in der Nacht eine ſehr läſtige Arbeit wäre. In der nächſten Viertelſtunde alſo ſchon war Giroflan's Haus gefährdet und mit ihm der Herzog. Was thun?

— Der Herzog muß gleich geholt werden! Hier iſt er jetzt ſicherer als drüben — ſagte ſich Mathieu, und kletterte hinauf, kletterte drüben hinunter und eilte zum Herzoge.

Dieſer ſaß nachdenkend im kleinen Zimmer. Auf Mathieus Mittheilung ſchwieg er eine kleine Weile, dann ſagte er ſanft:

„Nun denn! Etwas Beſſeres iſt doch nicht mehr zu thun. Mißlingt es, ſo hab ich wenigſtens Weib und Kind noch einmal umarmt.“

Er war an die ſechzig Jahre alt, und die Leiterexpedition war eine körperliche Zumuthung für ihn. Denn er mußte oben auf der Mauer reitend verweilen, bis Mathieu die Leiter mühſam und langſam aufgezogen und nach der Gartenſeite wieder angeſtellt hatte. Aber er war noch ein rüſtiger Kriegsmann, welcher ſeine

Glieder immer in Uebung erhalten hatte. Eine ſchlanke, geſchmeidige Geſtalt über Mittelgröße, ging er an die Escalade wie zum Erſteigen eines Feſtungswalles und beſiegte auch oben den Schwindel. Er kam glücklich in ſeinen Garten hinab.

„Giroflan muß fürs Nächſte ſeine Leiter einbüßen,“ flüſterte Mathieu, indem er ſie niederzog und zwiſchen den Bäumen hinlegte, „denn wenn ſie drüben beim Viſitiren gefunden würde, ſo kämen ſie wol auf den richtigen Gedanken. Unſere armen Pferde ſind ohnedies ſchlimm genug daran. Man wird nach ihren Reitern fragen. Gott weiß, ob ich meinen Grauſchimmel wiederſehe! Verfluchtes Pack, dieſe Götzenknechte! Aber da weiß ich nicht zu helfen. Vielleicht nehmen ſie's nicht ſo genau! — Hoheit müſſen jetzt hier warten, denn ich muß erſt nachſchauen im Hauſe und die Frau Herzogin unterrichten — ſie wird ſchön außer ſich ſein!“

Nach einer längeren Weile ſchlich er auf das Haus zu. Kaum war er fort, ſo hörte der Herzog aus Giroflan's Hofe herüber Lärm — die Verfolger waren dort eingefallen. Mathieu kam bald zurück mit der Nachricht: das Hotel ſei rein, die Frau Herzogin erwarte mit Schmerzen den Herrn Gemahl. Der Herzog machte ihn aufmerkſam auf das, was in Giroflan's Hofe vorginge, und daß nun, wenn ſie die herrenloſen Pferde entdeckt, die Nachforſchung aufs Neue beginnen würde.

„Drin im Hauſe iſt gut vorgeſorgt, dort finden ſie die Hoheit nicht, aber freilich,“ fügte Mathieu ächzend hinzu, „den Grauſchimmel verſchmerz' ich nicht.“

Und nun gingen ſie raſch durch den Garten und traten in den offenen Saal, wo heute Morgen Mathieu den nichtswürdigen gelben Junker geſehen. Denn ihm ſchrieb er den Verrath zu.

Der arme Dietrich! Er hatte Noth genug beſtanden. Muſtapha war mit ihm in unaufhaltſamem Tempo nach der Seine zu über die Brücke und durch den Louvrehof in den Stall gelaufen. Hier war er im Winter zu Hauſe, hier hatte er an der Stallthür unter luſtigem Wiehern zum letzten Male ſeinen Gaſtreiter abgeſtreift durch eine maliciöſe Capriole. Dietrich war ſo erſchöpft geweſen, daß er kaum wieder aufſtehen gekonnt und noch am Boden ſitzend den lachenden Stallknechten nur unvollſtändig erzählt hatte, wie dies ſchlimme Roß ihm in St. Germain anvertraut worden wäre. Die Stallknechte hatten ihn aufgehoben unter unangenehmen Mitleidsbezeigungen, und als ſich nach Befühlung aller Gliedmaßen herausgeſtellt hatte, daß nichts zerbrochen und daß er nur, wie ſie es nannten, unſchädlich gerädert wäre, da war er fortgehumpelt, nichts mehr ſuchend als ſeines Vaters Haus und ſein gutes Bett.

Er brauchte auch noch gutes Glück, um dieſen Zweck zu erreichen. Denn er nahm ſeinen Weg über die Straße St. Honoré und wollte durch das Palais Cardinal gehen, welches ſchon damals nach ſeinem kaum vollendeten Aufbau zum allgemeinen Durchgange benutzt und geſtattet wurde. Eben hinkte er unter die Arkade im erſten Hofe, da kam in der Honoréſtraße Triſtan angeritten mit Erlach. Denn hier im erſten Hofe des Palais Cardinal war der polizeiliche Mittelpunkt des Premierminiſters, hieher brachte Triſtan den verdächtigen Schweizer. Wenn Triſtan hier den geräderten Dietrich erwiſchte, ſo konnte ſich die geheimnißvolle Angelegenheit mit dem Herzoge von Rohan raſch und übel aufklären. Dietrich war ja vier Reitern begegnet, während Erlach nur von zweien hatte wiſſen wollen — und Triſtan erkannte ſchon von Weitem den ſehr kenntlichen gelben Junker, der unter den Lampen der Arkade langſam dahin hinkte; er rief ihm zu, er beorderte im Abſteigen einen der Wache haltenden Gardiſten, den gelben Herrn aufzuhalten. Der Gardiſt machte auch ſogleich Anſtalt dazu, aber der warme Frühlingsabend unterſtützte Dietrich. Der zweite Hof des Palais nämlich, reichlich mit Bäumen bepflanzt, mit Springbrunnen verſehen und einen Park bildend, war gleich bei ſeinem Entſtehen eine beliebte Promenade der Pariſer geworden, und Richelieu, der bei den Bürgern populär zu ſein wünſchte, hielt ſtreng darauf, daß Niemand durch ſeine Wachen beläſtigt wurde.

Da nun an dieſem milden Abende dieſe Pariſer ſchaarenweiſe in den neuen Park drängten und Dietrich raſch von der Menge verdeckt wurde, die Wache aber, ihres Auftrages eingedenk, kein ſtörendes Aufſehen machen wollte, ſo entkam er dieſer Gefahr und gelangte unangefochten in ſein Haus und in ſein Bett. —

Am andern Morgen glaubte er Alles geträumt zu haben. Das große Loch im Mantel aber widerſprach. Es belehrte ihn, daß Muſtapha wirklich mit ihm in Berührung geweſen. Er hatte ein ſehr kindliches, naives Verhältniß zu Vater und Mutter. Ihnen erzählte er beim Frühſtücke den ganzen Vorgang. Sie waren ſehr erſchrocken darüber. Der Vater beſonders zeigte ſich betroffen von den politiſchen Folgen, welche der Vorgang für Dietrich haben könnte. Wenn es wirklich der Herzog von Rohan geweſen, — und nach Dietrichs Angaben war das kaum zu bezweifeln, — ſo konnte hundertfacher Verdacht und widerwärtige Unterſuchung entſtehen. Der Sohn des ſchwediſchen Geſandten konnte für den Helfershelfer gelten bei Einſchmuggelung eines geächteten Hugenottenführers. Und auf der andern Seite war Grotius ja ganz und gar für dieſen Hugenottenführer — es wurde beſchloſſen, Dietrich ſollte in den nächſten Tagen das Haus nicht verlaſſen.

Der Vater aber rüſtete ſich, die Runde zu machen an allen Quellen der Pariſer Politik. Quellenſtudium nannte er ſelbſt dieſe diplomatiſche Aufgabe. Er war und blieb ein Gelehrter. Vermittelung zu üben in dialektiſcher Form war ihm amtliches Geſchäft. Sanft und leiſe dabei vorzugehen war ihm Bedürfniß. Dogmatiſche Hartnäckigkeit in ſpitzfindigen Unterſcheidungen war ihm als jungem Manne gar zu übel bekommen; in den Sectenſtreitigkeiten der holländiſchen Proteſtanten war er damals in Lebensgefahr und Verbannung gerathen, und das hatte ihn vorſichtig gemacht. Dialektiſche Uebung macht nachgiebig, wenn man nicht choleriſchen Temperaments iſt. Es hat Alles mehrere Seiten! ſagt man ſich, und wenn man alle Seiten prüft, ſo kommt man zu einem Ausgleiche! Seine Stellung in Frankreich war ja auch ſehr ſchwer und nöthigte ihn zu lauter kleinen Schritten. Selbſt Proteſtant und Vertreter des vorkämpfenden proteſtantiſchen Schweden, hatte er ein Bündniß mit Frankreich aufrecht zu erhalten, mit dem katholiſchen Frankreich, welches die proteſtantiſchen Hugenotten erbarmungslos ausrottete. Derſelbe Richelieu, welcher jetzt gleißend freundlich mit ihm unterhandelte, hatte ihn noch vor wenig Jahren grimmig verfolgt, als er von Holland nach Frankreich geflüchtet war. Jetzt mußte er artig und zuvorkommend mit dieſem Cardinal verkehren über Politik und Grundſätze. Welche Aufgabe!

Groot's Frau, Dietrichs Mutter, redete ihm auch zuweilen dringend ins Gewiſſen, ſeinen Charakter nicht zu verlieren, ſeiner Religion nichts zu vergeben. Sie war ſtrenger in Glaubensſachen als er, wie denn Frauen überhaupt enger und treuer ſind in ihren Grundgedanken. Dabei war ſie ſehr muthig. Mit Gefahr ihres eigenen Lebens hatte ſie ihn, der in eine Bücherkiſte geſteckt worden war, aus dem holländiſchen Gefängniſſe errettet und hatte in Noth und Gefahr tapfer und werkthätig zu ihm gehalten. Maria van Reigersburg war ihr Mädchenname geweſen; Maria van Groot war jetzt in Paris eine muthige Beſchützerin manches armen Hugenotten, welchen Hugo van Groot als Geſandter ohne Troſt und Unterſtützung abweiſen mußte. Auch jetzt, als ihr Mann aufbrach, rief ſie ihm zu: Zeig' Dich nicht ſo nachgiebig, Hugo, bei den Leuten vom Hofe und beim Cardinal ſelber! Hüll' Dich wenigſtens in vieldeutiges Schweigen. Sie brauchen die ſchwediſchen Heere, ſie brauchen den Herzog Bernhard. Und es iſt gar zu niederträchtig, wie ſie gegen den Rohan verfahren. In das Haus eines ſo vornehmen Mannes einzubrechen mir nichts dir nichts! Eines Mannes, der nicht angeklagt iſt, mit dem ſie in officiell freundlicher Verbindung ſind. 's iſt nichtswürdig! Laß das geſchrieben ſtehen auf Deiner hohen, ſchönen Stirn, Hugo!

„Das werd' ich ſchon, meine brave Maria! Und Du, Dietrich, ſetze während meiner Abweſenheit die Schilderung auf von geſtern, die Schilderung für die Königin bis zum Beſuche von Rueil. Ich denke den Herzog Bernhard zu ſprechen und von ihm zu erfahren, was er mit dem Cardinal abgemacht. Denn ich ſelbſt kam geſtern zu ſpät nach Rueil; der Cardinal empfing Niemand mehr, und der Herzog war im intimen Hauskreiſe für mich unnahbar. Die Königin wartet auf dieſe Nachrichten, ich ſende heute Nacht einen Courier. Sei fleißig und unterhaltend mit Details. Sie liebt es, das weißt Du, und Du kannſt es ja ſehr gut, mein begabter Sohn. Gott behüte Euch!"

Sie bewohnten ein kleines Haus im Marais, dem jetzt ſo abgelegenen Theile von Paris, welcher damals noch von den Zeiten des zweiten Heinrich her ein geſuchtes Stadtviertel war. Es hatte dieſer niedrig gelegene Stadttheil — und hat ſie zum Theil jetzt noch — eine vom übrigen Paris abweichende Phyſiognomie. Giebelhäuſer mit kleinen Gärtchen. Auch ein beſcheidenes Vermögen geſtattete den ſelbſtſtändigen Beſitz eines eigenen Hauſes; denn die Häuſer waren von beſcheidenem Umfange und waren nicht angethan zu Vermiethungen.

Solch ein beſcheidenes Haus bewohnte die Groot'ſche Familie allein. Unten war die Geſandtſchaftskanzlei. Oben war Alles holländiſch eingerichtet, ſauber und einfach. Da waltete die lichtblonde Maria und verzog ihren Sohn. Sie lächelte, wenn man ihr das andeutete, aber ſie lächelte überlegen. 's iſt meine Freude ſo — pflegte ſie zu ſagen — und wer weiß, ob es nicht das Beſte iſt! Die Freiheit iſt in allen Dingen gut, auch in der Erziehung. Ich ſag' meinem Dietrich ſchon, was ich für fehlerhaft halte; er mag ſich's ſelbſt zurecht legen; nur ſo wird es ehrlich und wird es wahr, was ich ihm rathe. Unterdeß genieß' ich ihn uneingeſchränkt. Zanken würde meinen Genuß an ihm einſchränken und bedrohen. Was kann man denn Beſſeres haben auf dieſer Welt, als ein begabtes Kind?! Daran will ich mich laben früh und ſpät.

So ſprach ſie und küßte den blonden Jungen, den ſie auch für ſchön hielt. Sie mußte — was ſonſt ſelten nöthig war —

ihn heute aufrichten und aufheitern. Der geſtrige Tag hatte ſeinem ſonſt unerſchütterlichen Selbſtvertrauen doch einen kleinen Stoß verſetzt. Namentlich ſeine jetzige Stellung im Rohan'ſchen Hauſe machte ihm Kummer, ſeit er vom Vater gehört hatte, daß am ſpäten Abend noch die Trabanten des Cardinals dort eingebrochen waren. Denn dieſe Nachricht hatte ſich blitzſchnell am Morgen verbreitet, und Glaubensgenoſſen hatten ſie frühzeitig unten in der Kanzlei mit allen möglichen Ausſchmückungen erzählt. Die Frau Herzogin ſei ohnmächtig geworden, die junge Prinzeſſin habe herzbrechend gejammert, und als ſchon lange Alles vorüber geweſen, ſei gegen Mitternacht noch einmal der berüchtigte Triſtan eingedrungen und habe neuerdings viſitiren laſſen. Er habe ſich darauf berufen, daß ein bekannter junger Proteſtant den Vorreiter gemacht für den Herzog, um die Wachen irre zu führen. — Das war's, was Dietrichs Heiterkeit umwölkte. Dieſer junge Proteſtant konnte er ſein!

Die Mutter redete ihm das aus, indem ſie ihm bewies, daß ja Alles nur Phantaſiegebilde von ihm ſein könnten. Die Reiter, denen er begegnet, ſeien weder der Herzog noch deſſen Reitknecht geweſen. Den Herzog habe er ja nie geſehen, und über den Reitknecht habe ihn das Mondlicht getäuſcht. Der Beweis liege ja vor: der Herzog ſei nicht angetroffen worden trotz mehrfacher Viſitation. Wo ſollte er denn hingekommen ſein?! Er ſei's gar nicht geweſen. Das ſei die Aufklärung. Am Ende gab Dietrich der immer klugen Mutter Recht und ging an die Arbeit. Die Mutter ſetzte ſich ans Fenſter, das aufs grüne Gärtchen ſchaute, und behandelte den von Muſtapha arg zugerichteten gelben Mantel. Er mußte verkürzt werden; die Arbeit erforderte auch Erfindungskraft. Aber dieſe fehlte ihr nicht. Da ſaß ja der Liebling und ſchrieb, daß die Feder nur ſo flog! Der Anblick dieſes Genies machte ſie glücklich, und ſo vergingen die Stunden. — Es war Nachmittag geworden; da kam der Vater zurück. Er war erſchöpft. An allen Enden von Paris war er geweſen. Frau Maria beeilte ſich in liebenswürdiger Gutmüthigkeit ihm den Schweiß abzutrocknen und einen mit Genevre abgefriſchten Waſſertrunk aufzunöthigen, ehe ſie ſeine Schilderung zuließ. Dann ſetzte ſie ſich nähend zu ihm — ſie war durchaus gegen Störung des Gleichmuths — und nun erſt erzählte er:

„Ich war zuerſt drüben beim Herzog Bernhard. Der iſt ſehr verändert, iſt ſtill und ſanft. Seine Umgebung iſt mürriſch. Sie deutet an, der Herzog habe ſich fangen laſſen in Rueil: der Cardinal, und beſonders deſſen Nichte hätten ihn eingelullt. Auch der König ſei nachgiebiger geworden und habe den Herzog heute in den Louvre zur Tafel geladen, um ihn der Königin vorzuſtellen. Die Nichte! die Nichte! die verführeriſche Aiguillon war das Stichwort in Aller Munde. Circe wurde ſie genannt, franzöſiſche Circe, und man war ganz rath- und weglos, da der Herzog bis geſtern ſich nie um Weiber gekümmert. Ein Schweizer, Namens von Erlach, kam, als ich weg ging. Ein trockener, kurz angebundener Mann. Es iſt derſelbe, mit dem Du, Dietrich, geſtern Abend bis ans Thor geritten biſt. Triſtan hat ihn auf die Polizeiſtube im Palais Cardinal gebracht, und dort iſt er verhört worden. Er iſt kurz und grob geweſen und hat ſich darauf berufen, daß ihn Herzog Bernhard nach Paris beſtellt. Wenn der in Paris ſo wenig bedeute, daß man ſeine Leute wie Spitzbuben behandle, nun, ſo wüßte der Herzog nun ſammt ſeinen Leuten, woran ſie wären mit der Freundſchaft Frankreichs, und man möge ihn nur kurzweg wieder zum Thore hinaus transportiren, er brauche Paris nicht. Von Begleitung, von einem Herzoge von Rohan hat er nichts wiſſen wollen. Man hat ihn während der Nacht im Palais behalten, man hat nach Rueil berichtet. Der Cardinal iſt böſe geworden, hat auf den ungeſchickten Triſtan geſcholten und iſt heute Morgen früh herein gekommen ins Palais. Erlach iſt dann ſogleich entlaſſen worden, und Triſtan hat ſich verantworten müſſen. Dieſer Triſtan iſt aber ein Pfifficus. An zwei Pferden hat er nachgewieſen, daß er berechtigt geweſen, ins Hotel Rohan einzudringen. In einer Kneipe hinter dem Hotel haben dieſe geſattelten Pferde herrenlos geſtanden und — nun kommt die Hauptſache — in den Satteltaſchen ſind zwei koſtbare Piſtolen gefunden worden mit der ſein ciſelirten Rohan'ſchen Chiffre!" — Ah! — „Das hat durchgeſchlagen, und man hat eben zum dritten Male das Hotel überfallen wollen, da iſt Ordre vom Könige gekommen, ſolche Proceduren zu unterlaſſen. Wie das? Ja, der vornehme Adel hängt eben doch unter ſich zuſammen wie Kletten, auch wenn die Familien ganz verſchiedenen Parteien angehören; und der König reſpectirt den Adel, auch wenn er wüthend auf ihn iſt. Kurz, die Herzogin von Rohan — die übrigens keineswegs in Ohnmacht gefallen iſt, die ſich im Gegentheil ſehr vornehm widerſetzt hat — dieſe Tochter Sully's, hat heute Morgen durch irgend einen großen Seigneur einen Brief an den König gebracht, der meiſterhaft geſchrieben ſein ſoll. Er beſchwert ſich aufs Bitterſte über ſolche Behandlung von Seiten untergeordneter Trabanten. Es ſei am Ende noch anſtändiger, einen Montmorency öffentlich hinzurichten, als einem Rohan nachzuſtellen wie einem Diebe. Wohin werde der König kommen mit dieſer Herabwürdigung des Adels! Wenn der Adel nichts mehr bedeute, was werde am Ende der Höchſte des Adels, was werde der König bedeuten, wenn das Ränkeſpiel der Emporkömmlinge à la Richelieu einmal zum Ziel gelangt wäre und den König vereinſammt hätte?! Nicht blos einſam, machtlos werde der König daſtehen und den gemeinen Maſſen preisgegeben ſein. Von der Verhöhnung jeglicher Treue zu ſchweigen. Denn was ſei denn das wahre Verhältniß Rohan's zum Könige? Rohan ſei nicht verbannt, ſondern ſei in officiellem Verhältniſſe mit dem Könige. Im Dienſte des Königs habe er die Graubündtner angeführt gegen die Spanier, die von Italien herauf die Päſſe forciren gewollt; im Auftrage des Königs habe er Verträge geſchloſſen, lauter Aufträge des Königs ſeien Rohan nach Genf zugekommen, und der letzte Verkehr zwiſchen dem Könige und dem Herzoge habe in Unterhandlungen beſtanden, ob und wie Rohan das Commando in Hochburgund übernehmen ſolle gegen die Kaiſerlichen. Und gegen dieſen Mann, gegen einen der erſten Seigneurs des Reiches ſetze man bei nächtlicher Weile Häſcher in Bewegung, als die unbegründete Meinung auftaucht: er ſei in Paris eingetroffen. Sei das loyal? Sei es royal? Die Tochter Sully's habe von früher Jugend auf gelernt, was dieſe Worte bedeuten. Der Sohn Heinrichs des Vierten werde ihr gegenüber nicht verläugnen, was Treu' und Glaube des Königthums zu bedeuten habe. Dieſer Brief hat einen tiefen Eindruck auf den König gemacht. Vor einer Stunde hab' ich Richelieu im Louvre geſehen, als er aus den Zimmern des Königs herauskam. Er war blaß wie eine Leiche. Ich hörte, wie er Chavigny zuflüſterte: Drei Tage Ruhe für Rohan! — Und dann ging er lächelnd an mir vorüber, nervös lächelnd, während ihn die Galle verzehrte, und ſagte im Vorübergehen: Wir müſſen drei Tage warten mit unſeren Geſchäften. Unterhalten wir uns indeſſen. Ihr ſeid nach Rueil geladen, Herr Ambaſſadeur! Im Fortgehen ſprach ich einen alten Kammerdiener, der mir zuträgt, und der ſagte: 's iſt viel im Werke!"

— Nun alſo zunächſt giebt's Frieden — ſagte Frau Maria — kommt zu Tiſche, Ihr Herren! Dein Mantel iſt auch wieder hergeſtellt, Dietrich. Kommt!

Im Nebenzimmer war eine beſcheidene Mahlzeit aufgetragen nach holländiſcher Manier, und das Grotius'ſche Dreiblatt ſtärkte ſich in kürzeſter Friſt. Feinſchmecker war keins von dieſen drei Gliedern, und nur über den Moment nach Tiſche herrſchte eine kleine Uneinigkeit zwiſchen Vater und Sohn. Der Vater nämlich wollte nichts wiſſen von der neuen Sitte des Tabakrauchens, welche in Holland eingeriſſen war. Vor allen Dingen — ſagte er — kann man ja mit der Thonpfeife nicht ſchreiben, man muß ſie halten. Die Mutter aber meinte: was die jungen Patrizierſöhne im Haag thäten, das ſchicke ſich auch für ihren Dietrich, und der Geruch des Tabakrauches ſei gar nicht übel. Dietrich alſo rauchte nach Tiſche aus langer Thonpfeife, und die Mutter fand, daß er ſich würdig dabei ausnähme. Dieſe Würde ſollte heute auf die Probe geſtellt werden. Ein Mann nämlich, ein

Kriegsmann, hatte ſich unten um die Kanzlei gar nicht gekümmert, und war ſtracks heraufgeſtiegen in den erſten Stock. Er ſtand plötzlich und ſehr überraſchend im Speiſezimmer. Sehr überraſchend: denn Vater und Sohn erkannten auf der Stelle dieſen geputzten Kriegsmann mit ſchwarzem Krauskopfe und glänzendem ſchwarzem Schnurr- und Knebelbarte. Es war Triſtan, der gefürchtete Häſcher des Cardinals. Er bedeutete nirgends was Gutes, wie höflich er auch auftrat.

Er kam wegen ſeines Ueberfalls im Rohan'ſchen Palais. Die neueſte Ordre des Königs hatte ihm einen ſtrengen Verweis zugezogen wegen dieſes Ueberfalls. Sein Gebieter, der Cardinal hatte ſchelten müſſen, und dies Schelten der höchſten und hohen Herrſchaften poltert die Leiter abwärts, und wird immer ärger, je näher es den untern Organen kommt, welche die Befehle auszuführen haben. Triſtan kannte das, und wußte auch recht gut, wie viel das zu bedeuten hätte. Morgen konnte die Eminenz in der Stille von ihm wiſſen wollen: wie eigentlich die Sache geweſen wäre, ob man ſich wirklich übereilt hätte, oder ob doch Grund genug vorhanden wäre, den hugenottiſchen Herzog von Rohan in Paris zu vermuthen. Für dieſe wahrſcheinliche Nachfrage in der Stille ſammelte Triſtan trotz der königlichen Ordre ſeine Beweiſe. Er hielt die Pferde und die Piſtolen mit Rohanſcher Chiffre in Bereitſchaft, und den kleinen buckligen Wirth, den Giroflay desgleichen. Alle möglichen Polizeimittel waren für ſolche Zwecke zur Hand im Palais Cardinal, und die Haftſtuben waren ſogar behaglicher als in der Baſtille unter königlicher Gerichtsbarkeit. Giroflay befand ſich da nicht übel und es war ihm bis jetzt nichts Arges widerfahren für ſeine harmloſe Ausſage: zeitig am Abende ſeien zwei Reiter eingekehrt bei ihm und gleich ausgegangen. Er kenne ſie nicht, und ſie ſeien noch nicht zurück gekehrt geweſen, als er ſammt den beiden Pferden abgeführt worden ſei durch die Trabanten ſeiner Eminenz. Triſtan hatte das höflich hingenommen mit der Andeutung: es werde nicht gut werden für den kleinen Gaſtwirth, wenn er ſich nicht bis zum nächſten Verhöre auf die ganze Wahrheit beſänne. Denn man kenne ihn als einen Ketzer, welcher ſich langſam zu beſinnen pflege. — Von Giroſlay weggehend, hatte Triſtan ſein Augenmerk auf den Muſtaphareiter gerichtet. Er war in den Louvreſtall hinübergegangen und hatte ſich in ſeiner Meinung verſichert, daß man den Muſtapha in St. Germain dem Sohne des ſchwediſchen Geſandten anvertraut habe, und mit dieſer feſtgeſtellten Thatſache kam er jetzt zu dieſem Geſandten, um ein artiges Verhör anzuſtellen.

— Entſchuldigen Eure Excellenz, — begann er — einige ſchüchterne Anfragen in Sachen des Königs an die junge Excellenz Euren Herrn Sohn.

Dietrich vergaß weiter zu rauchen. Der Tabak hatte ihm ſchon heiß gemacht und einige Unbequemlichkeit in der Verdauung zugezogen — jetzt überfiel ihn ein unangenehmer kalter Schweiß.

— Die junge Excellenz — fuhr Triſtan fort — iſt geſtern Abend auf dem königlichen Pferde Muſtapha in Geſellſchaft von drei Reitern vor dem Thore erſchienen. Die eine dieſer drei Perſonen, einen Schweizer des Namens Erlach, haben wir kennen gelernt. Die zwei anderen Perſonen haben ſich unſerer Bekanntſchaft entzogen. Wenigſtens entziehen wollen, denn die Hauptperſon kennen wir doch. Die junge Excellenz wird nun um Auskunft gebeten, ob ſie ſelbſt dieſe Hauptperſon erkannt habe.

Triſtan machte eine Verbeugung und harrte auf Antwort. Dietrich ſchien ſich vergebens auf eine Antwort zu beſinnen, und ſtatt ſeiner nahm endlich Frau Maria das Wort.

„Mein Sohn,“ ſagte ſie, „hat uns genau erzählt was ihm geſtern Abend begegnet iſt auf einem durchgehenden, böſen Pferde. Aber von weiteren Perſonen, mit denen er zuſammen getroffen ſei, weiß er nichts. Das ſchlimme Pferd hat all' ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen.“ — Sehr glaublich — entgegnete Triſtan — dennoch hat es eine Weile gegeben, während welcher das Pferd ruhig und friedlich gegangen iſt. Ich ſelbſt habe zufällig dieſe kurze Weile beobachten können. Ich ſtand vor dem Thore und ſah die vier Reiter neben einander ankommen. Das Pferd Muſtapha, auch von Weitem und im Dunkeln erkennbar, ging da ganz vertraut neben den fremden Pferden, und ich bäte die junge Excellenz um die Notiz: wie der älteſte vornehme Herr unter den drei Reitern ausgeſehen und wohin er ſich gewendet habe? — „Wie ſoll ich das wiſſen!?“ ſtieß Dietrich hervor, „es war ja finſter!“ — Ah! Alſo das Nebenherreiten beſtätigen hiermit Excellenz. Schön, ſchön. — Und als der von Erlach ſich trennte, und geradein ins Thor ritt, da wendete ſich Excellenz mit den zwei anderen Reitern nach links? „Ich mit den zwei —? Ich weiß nichts von anderen Zwei. Mein Beeſt ging am Thore wieder durch, ich glaube nach rechts.“ — Bitte um Verzeihung! Links iſt erwieſen. Die Wache am Thore links hat Eure Excellenz hereinſprengen ſehen in die Stadt, und zwar in kurzer Diſtanz vor den zwei anderen Reitern. Wenn Muſtapha ſchon vor meinem Thor durchgegangen wäre, ſo hätte die Diſtanz beim Einſprengen ins Thor links eine viel größere ſein müſſen. Excellenz ſind mit den zwei Reitern vertraulich von einem Thore bis zum andern geritten und haben ſich mit dem älteren Herrn unterhalten. Das wird Excellenz ſchon einfallen bei näherem Beſinnen. Muſtapha iſt ferner nicht durchgehend durch das Thorgewölbe gekommen, ſondern erſt vor der Wache ausgeriſſen, als Excellenz umkehren gewollt, wol um den außen harrenden Reitern einen Beſcheid zu bringen. Wenn ſich Excellenz darauf beſonnen haben, ſo bäte ich recht dringend um einige Merkmale des älteſten Reiters von den zweien — recht dringend, wie geſagt in Sachen des Königs, denn dieſer älteſte Reiter ſoll ein Hochverräther geweſen ſein.

Die ganze Familie Grotius ſchrie auf.

— Mein Gott, — fuhr Triſtan fort, — Excellenz bringt ſich da nur durch Kürze des Gedächtniſſes in Mißhelligkeiten! Denn bei fehlender Ausſage nur werden die junge Excellenz in Gerichtsverhandlungen über Hochverrath verwickelt. Bei klarer

Ausſage nicht. Unterſuchungsrichter hegen Verdacht, auch wo er nicht angebracht wäre, wie bei dem Sohne eines vornehmen Geſandten. Aber wenn erwieſene Thatſachen vergeſſen ſind, da ſpricht der Unterſuchungsrichter gleich davon, daß man einen Mitſchuldigen vor ſich habe, und alsdann — „Herr Triſtan!“ ſprach jetzt Hugo van Groot mit dem ganzen Nachdrucke eines hochgeſtellten Mannes — „unterlaßt ſolche Suppoſitiones! Ihr ſteht hier ohne eingeladen zu ſein auf neutralem Boden, auf dem Boden des Königreichs Schweden. Hier inquirirt man nicht. Auch iſt nichts zu inquiriren. Mein Sohn weiß nichts von Eurem Hochverräther. Auch Seine Majeſtät weiß von keinem, und eben ſo wenig Seine Eminenz. Ich bin erſt vor einer Stunde im Louvre geweſen und habe da von Eurer ungnädig aufgenommenen Befliſſenheit gehört in Bezug auf den Herrn Herzog von Rohan. Wenn Seine Majeſtät durch mich erfährt, daß ein Agent Seiner Eminenz den Herrn Herzog ſo sans façon als Hochverräther bezeichnet, ſo würde das ſelbſt für den ſehr geſchickten Herrn Triſtan ſtörende Folgen haben. Wollt Ihr die vermeiden, ſo mögt Ihr völlig vergeſſen, daß mein Sohn da draußen auf einem unregierbaren Pferde unwillkürlich herum und herein geritten iſt. Ihr verſteht mich? Total vergeſſen! Ganz ſo wie Ihr vergeſſen habt, daß ein Geſandter, und obenein der Geſandte einer mit der Krone Frankreich alliirten Macht eine durch das Völkerrecht geheiligte Perſon iſt. Eminenz hält Euch für einen feinen Kopf; ich zweifle alſo nicht, daß Ihr mich genau verſtanden habt. Guten Abend, Herr Triſtan.“

Triſtan hatte ihn genau verſtanden und ärgerte ſich. Er ärgerte ſich, daß er das Wort „Hochverräther“ gebraucht hatte. — Stumm und tief verneigte er ſich, und ging durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der vornehme Reiter der Herzog von Rohan geweſen und daß die junge Excellenz in Kenntniß ſei von dem Einpaſſiren dieſes Hugenottenhauptes.

Mutter und Sohn waren voll Bewunderung über die ſtaatsmänniſche Haltung des Gatten und Vaters und umarmten ihn. Er ſelbſt war recht zufrieden über ſeine Faſſung, verſchwieg aber nicht, daß die Sache doch läſtige Folgen haben könnte für Dietrich, wenn der König oder der Cardinal davon erführen. Und Letzteres werde nicht ausbleiben, denn Triſtan ſage dem Cardinal Alles: „Deshalb,“ ſetzte er nach kurzem Schweigen hinzu, „bin ich jetzt geneigt, Deinem Wunſche nachzugeben, Dietrich, und Dich der kriegeriſchen Laufbahn zu überlaſſen. Ich will morgen ſchon mit dem Herzoge Bernhard ſprechen, ob er Dich mitnehmen und an ſeiner Seite behalten will.“

Die Mutter war nicht beſonders eingenommen für die kriegeriſche Laufbahn ihres einzigen Sohnes. Dieſe Laufbahn öffne gar zu viel Thüren für ſein vorzeitiges Streben. Aber der weiſe Gatte Hugo winkte ihr mit den Augen und ſagte ihr im Weggehen leiſe: „Sprich jetzt nicht dagegen! Dietrich kommt in üble Lage durch jenen Triſtan und braucht einen Anhalt. Der Herzog Bernhard allein kann ihm dieſer Anhalt werden. Wenn morgen der Cardinal den König umſtimmt, — und das kommt ja in jeder Woche vor! — ſo greift er nach dem Haupte Rohan's und Dietrich wird inquirirt und compromittirt trotz meiner Geſandtenwürde. Ich kann ja nicht nachdrücklich auftreten; Kanzler Oxenſtierna verläugnet mich bei unſerer jetzt ſo ſchwächlichen Lage; er ſetzt mich allenfalls ab! Politik iſt ein Spiel nach Klugheitsregeln, nicht aber eine Wiſſenſchaft nach Grundſätzen. Alſo ausweichen! Jedem Extrem ausweichen! Den Dietrich anſchließen an eine Potenz, wie der Herzog Bernhard eine iſt. Und das ſchon morgen. Hindere nicht! Im Gegentheile rede zu. Benütze den Abend; ich muß arbeiten, habe den ganzen Tag verſäumt.“ —

So entfernte ſich der Vater. — Die Mutter war weniger ängſtlich als er. Sie hatte nichts einzuwenden gegen die Hingabe Dietrichs an den Herzog Bernhard. Aber das ſollte nur ein Uebergang ſein, ſollte mit Vorſicht geſchehen in Bezug auf Krieg und Schlacht. Eine Mutter denkt zuerſt und zuletzt an die Verheirathung ihres Kindes. Und da hatte Frau Maria einen ganz beſtimmten Plan. Sie war mit ihrem Dietrich wie eine Schweſter, welcher der Bruder Alles erzählt, Alles anvertraut. Von dem Umgange mit der jungen Prinzeſſin Marguérite von Rohan hatte Dietrich ihr Alles, aber auch Alles berichten müſſen, und mit ihren Vergrößerungsgläſern für Alles, was den Sohn betraf, hatte ſie ſich ein Liebesverhältniß Dietrichs und Marguéritens zuſammengeblickt, welches ihr die Zukunft des geliebten Sohnes bedeutete. Dies war ihr Augenmerk, alles Andere war ihr Nebenſache. Darauf ſteuerte ſie denn auch jetzt, als ſie ſich zum niedergeſchlagenen Dietrich ſetzte. Sie ſuchte ihm klar zu machen, daß er zu allernächſt im Rohan'ſchen Hauſe Aufklärung geben müſſe über ſich und über das, was man durch den Herrn Triſtan erfahren — Warum? — Wie ſo? — „Darum, mein Kind," ſagte ſie ausdrucksvoll, „weil im Rohan'ſchen Hauſe Dein Glück aufwächſt, und weil jetzt in jenem Hauſe ein mißtrauiſcher Zweifel über Dich herrſchen muß. Du biſt am Thore plötzlich verſchwunden und haſt dem Herzoge keinen Beſcheid gebracht. Du mußt aufklären, daß nur das abſcheuliche Pferd daran ſchuld geweſen iſt. Du mußt jetzt in der Noth zeigen, daß Du zu dieſem Hauſe hältſt, kurz, Du mußt heut' Abend noch hingehen!" — Ah?! — „Ja. Und Du mußt was leiſten!" — Was denn? — „Höre! Zuerſt machſt Du's ihnen klar, daß der Herzog trotz des Königs morgen ſchon überfallen werden kann, daß er alſo nicht in ſeinem Hotel bleiben dürfe. Du mußt ihn verbergen!" — Ich?! — „Du! Bring' ihn mit heut Abend, bring' ihn hierher!" — Mutter! — „Ich weiß, was ich ſage. Ich hab' ſchon lange ein eigenes Zimmer für Dich haben wollen. Geſtern hat man mir's zugeſagt. Dort, ſiehſt Du, wo der Schrank ſteht. Hinter dem Schranke führt eine Thür ins kleine Nebenhaus. Das anſtoßende Zimmer im Nebenhauſe hab' ich gemiethet; heut' Abend richt ich's ein. Da iſt der Herzog ſicher wie in Abrahams Schooß. — Mach' Dich auf! Es wird ſchon dunkel. Geh in's Rohan'ſche Hotel, und im Finſtern, unſcheinbar, zu Fuß bring' nach zwei Stunden den Herzog her. Das iſt eine Leiſtung, iſt eine Rettung, und das kann und wird Dir die Familie nie vergeſſen!“ — Mutter, Du biſt eine Heldin! — „Für Dich, mein Sohn, ſonſt nicht. Für Dich und Deine Marguérite, verſtehſt Du?“

— Für deine Marguérite — ſagte Dietrich leiſe vor ſich hin, als er nun bei ſinkendem Abende ſeinen Weg antrat hinüber nach dem Faubourg St. Germain. Der Weg war weit, denn der „Marais“ — einſt wol eine ſumpfige Niederung — liegt am rechten Ufer der Seine, und zwar ziemlich weit aufwärts nach der Richtung der Baſtille und des Arſenals. Dietrich hatte Zeit, nachzudenken, ehe er bis zum Hotel Rohan gelangte. Es ſchien auch, als wollte er erſt reiflich nachdenken, denn er ging gleich über die nächſte Brücke und ſtieg in den engen Gaſſen am linken Ufer hinauf, was nicht gerade der nächſte Weg war. Dieſer Träumer hatte einen trefflichen Inſtinct bei aller Träumerei. Sobald man die einzelnen Figuren ſeiner phantaſtiſchen Bilder nannte, und ſo nannte, daß ſie in eine praktiſche Berührung mit ihm traten, da rief es in irgend einem praktiſchen Winkel ſeines Innern plötzlich: „Nein! Mit dieſer Figur können doch wol deine Bilder nicht in Erfüllung gehen!“ Und eine ſolche Figur war Marguérite Prinzeſſin von Rohan für ihn. Er ſchüttelte den Kopf zu dem Ausdrucke ſeiner Mutter: „Für deine Marguérite“. Er glaubte nicht an ſeine Zukunft mit ihr.

Das hinderte ihn nicht, ſich morgenden Tages wieder den Zukunftsbildern mit ihr getroſt hinzugeben, wenn der praktiſche Anſtoß vorüber war; aber jetzt, wo er ſie ſehen und ſprechen und mit ihr wie mit den Ihrigen thatſächlich verkehren ſollte, jetzt trat der praktiſche Inſtinct in ſeine Rechte und brachte ihm das Kopfſchütteln zu Wege. Seine Träume waren eine Art Mondſucht: rief man ihm die Namen ſeiner ausſchweifenden Phantaſie im nüchternen Verkehr an die Ohren, dann erwachte er und die Mondeswelt war wie weggeblaſen.

Vielleicht ganz im Zuſammenhange mit dieſem praktiſchen Inſtincte, mitten in luſtiger Traumſeligkeit, war er ſo weit oben über den Fluß gegangen und war er in den engen Gaſſen aufwärts geſtiegen. Das Innere des Menſchen iſt ja ein Uhrwerk, welches fortwährend geht und arbeitet, ohne daß wir mit Verſtand und Willen etwas beitragen. Zufällig war es gewiß nicht, daß er plötzlich mitten in der Straße St. André ſtand und einen Kaufladen betrachtete, welcher einen Mohren zum Schilde hatte. Der Mohr deutete auf tropiſche Gewächſe, deutete auf Spezereien. Das Wort Spezerei hatte in Dietrichs Kopfe gewuchert ſeit geſtern, und jetzt ſtand der Keim im Halme. Hier in oder hinter dieſem Kaufladen konnte das pikante Mädchen wieder zu finden ſein — Louiſon hatte ſie geheißen — welches er geſtern beim Einzuge des Herzogs Bernhard kennen gelernt. Sie hatte ſo luſtige Augen gehabt! Vielleicht waren dieſe Augen wieder zu ſehen!

Trittſt du in den Laden und kaufſt Mandeln? Nein! nein! Pfui, Dietrich — rief der nüchterne geſunde Sinn in ihm.— ſchäme dich! Dort bei den Rohans haſt du Schaden angerichtet; es iſt deine erſte Schuldigkeit, dieſen Schaden gut zu machen! Er verſetzte ſeinem Innern einen herzhaften Ruck und ging am Spezereiladen vorüber, und machte die längſten Schritte, um raſch ans Hotel Rohan zu kommen. Er war innerlich ein braver Junge und hatte ein feines Gewiſſen. — Mutter hat Recht! — ſagte er ſich — was mögen die Rohans von dir denken! Und es kann wirklich Gefahr im Verzuge ſein. Die hübſche Louiſon ſiehſt du doch vielleicht morgen unter den Bäumen im Marais auf der Place royale wo die Bürgermädchen nach der Meſſe an Feſttagen ſo gern herumſpazieren. Vorwärts! vorwärts! Er gerieth ſo ins Laufen vor Gewiſſensdrang, daß er athemlos und ſchweißtriefend im Hotel Rohan ankam. Und doch wäre es beſſer geweſen für die Rohans, wenn er in der Straße St. André in den Spezereiladen getreten und die Bekanntſchaft der hübſchen Louiſon gepflegt hätte! Denn in ſeiner phantaſtiſch herumtappenden Weiſe konnte er den Rohans nur neuen Schaden bereiten. Er läutete heftig am äußeren Thore.

Der Pförtner kam und öffnete zögernd. Es war neun Uhr vorüber und der Pförtner hatte aus einigen Aeußerungen Mathieus geſchloſſen, daß ſich der gelbe junge Mann ſchlecht aufgeführt hätte. Aber der Pförtner hatte keinen Befehl, ihn abzuweiſen, und geleitete ihn ſchweigend über den Hof bis zum Palais. Dort wurde im Vorzimmer die Meldung angebracht, der junge Herr de Groot wünſche in ſo ſpäter Stunde die Frau Herzogin noch zu ſprechen. Der Diener, welcher anfragen ſollte, ging ſchweigend nach dem Innern, der Pförtner zog ſich in den Hof zurück, Dietrich blieb allein in dem ſpärlich erleuchteten Vorzimmer. Er ſtand kaum eine Minute mitten im Zimmer, da hörte er einen ſchweren Sporentritt und ſah Mathieu eintreten. Mathieu grüßte nicht und wollte an ihm vorüber.

„He, alter Freund!“ rief Dietrich. — Freund? ſtieß Mathieu grollend hervor, den Teufel auch! Der junge Herr hat wahrhaftig nicht als Freund an uns gehandelt. Nach vierundzwanzig Stunden kommt Ihr uns wol ſagen, ob wir ins Thor hinein reiten können! Oder habt gar noch Schlimmeres vor! He? Nehmt Euch in Acht, Herr —

Nun verſuchte zwar Dietrich alle Kraft der Wahrheit, um ſich zu entſchuldigen — der alte Reitersmann ſchüttelte aber den Kopf dazu, und der Diener kam obenein mit der Nachricht zurück: — die Frau Herzogin empfange Niemand mehr. Dietrich ſtand tief beſtürzt da. Es ging gegen ſein ganzes Gefühl und Weſen, einer Unredlichkeit für fähig gehalten zu werden. Das meinte er gar nicht überſtehen zu können, denn er war ein grundehrlicher Menſch. Mathieu, wie unwirſch er auch war, bemerkte das und ſagte trocken: „Nun, ſo beweiſt uns das Gegentheil!“ — Wie kann ich das? — „Thut etwas für uns, was wir Euch nicht mehr zutrauen.“ — Was denn? — „Verſchafft mir meinen Grauſchimmel wieder, den die Häſcher mit dem andern Pferde fortgeſchleppt haben.“ — Wohin? Ach ja, wahrſcheinlich in den

Trabantenſtall des Palais Cardinal. — „Holla! Das wißt Ihr alſo?“ — Triſtan glaub' ich, hat ſo was geſagt. — „Na, da kommt's ja heraus, daß Ihr mit der Hauptcanaille auf Du und Du ſeid. Pfui, junger Herr! Eines Geſandten Sohn! Eines hugenottiſchen Geſandten, pfui!“ — Wenn Ihr noch einmal Pfui ſagt, Mann, ſo hau' ich Euch mit meinem Degen über den Schädel — — aber nein, nein, laſſen wir ſo brutale Dinge. Dadurch ſtell' ich den Glauben an meine Ehrlichkeit nicht her in dieſem Hauſe. — „Gewiß nicht, Herr. — Zieht Ihr aber meinen Grauſchimmel aus Triſtan's Stall, ſo will ich denken, ich hätte Euch zu viel Schlechtigkeit zugetraut. Ja?“ — Ja.

Beide Männer waren thöricht und waren im Begriff, thöricht zu handeln. Dietrich mit ſeiner aufwallenden Zuverſicht, als könnte er im Machtgebiete des Cardinals Richelieu etwas durchſetzen. Mathieu mit ſeiner Caprice für den Grauſchimmel, welche ihm und ſeinem Herrn ſehr gefährlich werden konnte. Dietrich beſann ſich aber doch, daß ſolch ein Unternehmen in einen ſeiner Opiumräuſche gehöre und daß er hergekommen ſei, den Herzog zu warnen und abzuholen.

„Wir ſprechen noch davon!“ ſagte er zu Mathieu und lief dem Diener nach. Er ſollte nochmals hinein zur Frau Herzogin und ſollte melden: es ſei von der allergrößten Wichtigkeit was er der Frau Herzogin mitzutheilen habe, von Wichtigkeit für das herzogliche Haus. Er ließe ſie beſchwören, ihn vorzulaſſen.

Das machte gar keinen Eindruck auf den Diener. Dieſer hatte einige Aeußerungen Mathieus gehört über die Treuloſigkeit Dietrichs; er hielt es für ſeine Pflicht, den bedenklichen jungen Patron abzuhalten vom Innern des Hauſes, in welches jetzt nach dem Befehle der Frau Herzogin nicht einmal ein gleichgiltiger Menſch zugelaſſen werden ſollte. Er ſchüttelte verächtlich den Kopf zu Dietrichs Beſtürmung. Verächtlich. Dietrich bemerkte das und gerieth außer ſich. Er meinte denn auch das Aeußerſte thun zu müſſen und — ohne Erlaubniß, ungemeldet hinein zu dringen. Mit haſtigen Schritten eilte er auf die Thür, zu aus welcher ihm vorhin der Diener die Abweiſung gebracht. Der Diener aber und Mathieu ſtürzten ihm nach, kamen ihm zuvor, hielten ihn feſt. Die braven Leute ſorgten getreulich dafür, daß ihrem Herrn nicht nöthige Hilfe zukäme, welche Dietrich wirklich brachte.

Bei ſolcher handgreiflichen Thätigkeit ließen ſie es denn nicht an Aeußerungen fehlen, welche es Dietrich ſonnenklar machen mußten, daß man ihn für einen Verräther des Herzogs hielt. Unmächtig ſtand Dietrich da. Er meinte nicht eine Stunde lang leben zu können unter dem Verdachte eines unredlichen Betragens. Und doch wußte er keinen Rath.

„Es wird hier geſchloſſen!“ ſagte endlich der Diener und wies nach der Ausgangsthür — er wies ihn deutlich genug hinaus.

Dietrich blieb nichts übrig, als das Vorzimmer zu verlaſſen. Auf einen Wink des Dieners folgte ihm Mathieu. Der Wink ſchien zu ſagen: Sieh nur zu, daß er auch wirklich aus dem Hauſe geht! Zorn und Verzweiflung übermannten Dietrich an der Hausthür: er wandte ſich um und fuhr mit heftiger Rede gegen Mathieu los. In dieſer Rede kam vor, daß die thörichten Diener dieſes Hauſes vielleicht morgen ſchon dies Mißtrauen gegen einen ehrlichen Burſchen bitter bereuen würden! Mathieu ſtuzte vor dem wahrhaftigen Accente dieſer Rede und erwiderte: „Gut; ich hab' ja ſchon geſagt, wie Ihr uns beweiſen könnt, daß Ihr's ehrlich mit uns meint: ſchafft mir den Grauſchimmel dann führ' ich Euch zur Frau Herzogin, und wenn ich ſie mitten in der Nacht wecken müßte!“ — Wie kann ich denn das! Triſtan und Conſorten haben mich ja auf dem Rohre ſo gut wie Euch.

Das verfing nicht bei Mathieu. Er war eigenſinnig wie ein ſtättiſches Pferd in gewiſſen Dingen. Der Verluſt des Grauſchimmels ging ihm jezt über Alles. Ja, wenn das Thier verunglückt wäre, da hätte er ſich drein ergeben. Aber ſo hundsföttiſch drum kommen, weil der papiſtiſche Häſcher es aus einem Stalle in den andern gezogen — nimmermehr! — Auf die

Wichtigkeit der Meldung, welche dieſer junge Fant der Frau Herzogin bringen könnte, gab er gar nichts, wol aber hielt er es für möglich, daß der Geſandtenſohn in den Pferdeſtällen des Palais Cardinal durch irgend eine Ueberraſchung was ausrichten könnte bei ſpäter Abendzeit. Es fiel ihm nicht ein, daß er durch ſolch' einen kecken Handſtreich ſich und ſeinen Herrn neuerdings bloßſtellen und verrathen könnte. Er wiederholte alſo hartnäckig: „Den Grauſchimmel, Herr, oder es traut Euch hier kein Menſch!“ Dietrich mußte ſich eingeſtehen, daß Alles nichts hälfe und daß ihm nichts übrig bliebe, als auf die tolle Forderung Mathieus einzugehen. Wie das geſchehen ſollte, davon hatte er keine Vorſtellung. Letzteres ſprach er aus in trübſeligem Tone.

„Wenn Ihr nur guten Willen habt,“ erwiderte Mathieu, „Wege und Mittel wollen wir ſchon ausfindig machen, bis wir drüben ſind über'm Waſſer. Ich geh' mit Euch, gehen wir alſo!“

Sie gingen. Dietrich ſchwieg rathlos; Mathieu ſprach. Er ſetzte auseinander, daß die geſtohlenen Pferde gewiß in den Ställen des Palais Cardinal ſtünden, und zwar auf der Seite rechts, wenn man von der Honoréſtraße einträte. Der kleine Stalljunge Jaquette, ein Hugenottenkind, der dort in den Ställen Handdienſte verrichte, habe es heute Mittag drüben dem alten Hausknechte Giroflan's angezeigt. Den Jaquette — fuhr Mathieu fort — findet Ihr im Stalle, und den vornehmen Racker Triſtan findet Ihr gewiß nicht. Der kommt nicht leicht in den Pferdeſtall, am wenigſten ſpät Abends. Jaquette hat auch geſagt, daß Giroflan dicht neben dem Stalle eingeſperrt iſt. Jaquette weiß, wo der Schlüſſel hängt, er ſchließt auf und führt mit Giroflan beide Pferde heraus. Denn wenn wir einmal ſo weit ſind, dann wollen wir auch das Pferd des Herrn Herzogs wieder haben, wenn's auch lange kein Grauſchimmel iſt. Ihr braucht alſo nur als vornehmer Herr in den Stall zu dringen, was ja eine Kleinigkeit iſt, und dort zu befehlen wie ein vornehmer Herr. Dann können wir in einer Stunde die Pferde herüber haben übers Waſſer bis in unſern Stall, und dann verſchaff' ich Euch Audienz bei der Frau

Herzogin, und müßt' ich ſie aus dem Bette holen, denn dann glaub' ich an Eure Ehrlichkeit; ſonſt nicht.

Dieſe Angaben waren höchſt gefährlich für Dietrich. Jetzt hatte ſeine phantaſtiſche Fähigkeit Grundlagen und arbeitete, wie ſie das bei ſeinen ſonſtigen fabelhaften Wünſchen zu thun pflegte. Der nüchterne Verſtand, welcher das verwegene Unternehmen bekämpfte, ward übertäubt, und als ſie bis in die Nähe des Louvre kamen, hatte Dietrich einen ausgebildeten Plan. Oder vielmehr der Plan hatte ihn.

„Und Ihr, Mathieu?“ fragte er. — Ich darf wol nicht geſehen werden. Wenn man mich erkennt, dann entſteht Verdacht und es könnte ſchief gehen. Richtig! So machen wir's: hier unter dem Vordache der l'Auxerrois-Kirche warte ich. Hierher ſchickt Ihr die Pferde und kommt Ihr ſelbſt. Dann ſprengen wir hinüber zur Frau Herzogin. In einer halben Stunde können wir drüben ſein. — „So ſei's!“ ſagte Dietrich, tief Athem holend, „alſo auf Wiederſehen!“

Mit langen Schritten eilte er über die Honoréſtraße hinüber nach dem Palais Cardinal. Eins kam ihm wirklich zu ſtatten für dieſes abenteuerliche Unternehmen: er war in dieſem neuen Palaſte des regierenden Premierminiſters nicht übel bekannt. Sein Vater erfreute ſich eines oft vertraulichen Umgangs mit dem Cardinal Richelieu gerade darum, weil es dem Kirchenfürſten übel genommen wurde, daß er mit der proteſtantiſchen Macht Schweden in Allianz ſtand gegen die katholiſche Macht in Deutſchland. Was ſich nicht gut zu ſchicken ſcheint, das ſtecken wir oft recht abſichtlich auf den Hut, um recht deutlich darzuthun, daß wir beſonders gute Gründe haben und daß wir Vorurtheilen keinen Werth beilegen. Es bot ſich auch noch ein anderer Grund zu näherem Umgange zwiſchen dem ſchwediſchen Geſandten und dem Cardinal Richelieu. Hugo Grotius war nicht blos Geſandter, er war ein berühmter Gelehrter, und Richelieu legte einen großen Werth darauf ebenfalls ein Gelehrter zu ſein und Wiſſenſchaft wie Kunſt erſichtlich zu fördern. Er hatte die franzöſiſche Akademie in dieſem Sinne geſtiftet, und ſein Haus war ein Sammelpunkt für die Männer von Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Soiréen im Palais Cardinal und draußen in Rueil waren berühmt durch ihren politiſch-neutralen Charakter, welchen ſie zur Schau trugen. Da war ja ein Mann wie Hugo Grotius unter allen Umſtänden am Platze, und als ſorgfältiger Vater hatte er nicht unterlaſſen, auch ſeinen Sohn Dietrich einzuführen als einen hoffnungsvollen Sproſſen freier Künſte und Wiſſenſchaften. So war denn Dietrich im Palais Cardinal eine wohlbekannte Figur. Er ſchmeichelte ſich ſogar, ein Günſtling der Cardinalsnichte, der Herzogin von Aiguillon, zu ſein, welche bei dieſen Gelehrten-Soiréen niemals fehlte, da man auch damals ſchon in Frankreich die Angelegenheiten der Literatur in freier geſelliger Form unter Theilnahme von Damen betrieb. So begrüßte ihn denn der Thürſteher mit reſpectvollem Bückling und ſtand bereitwillig Rede, als Dietrich ſich erkundigte, ob Geſellſchaft oben anzutreffen und namentlich die Frau Herzogin zu finden wäre.

„Allerdings, es iſt ja Sonnabend," lautete die Antwort, „der Abend für die Herren Künſtler und Gelehrten!" — Ah ja! — Und iſt wol Herr Triſtan drüben in den „Communes" anzutreffen? fragte Dietrich weiter. — „Ich meine nicht, Excellenz; vor etwa einer Viertelſtunde hab' ich ihn nach der Straße St. Honoré hinaus gehen ſehen."

Das war Dietrich volle Erleichterung — Ich hab' erſt eine Beſtellung zu machen! — ſagte er zum Portier und wendete ſich ſtracks nach den „Communes" rechts hinüber, das heißt nach den Localen zu ebener Erde, in welchen Trabanten und Diener hauſten und neben welchen auch rückwärts die Pferdeſtälle angebracht waren. In jenen Ställen ſollte alſo der famoſe Grauſchimmel untergebracht ſein, und in Abweſenheit Triſtan's hoffte jetzt Dietrich ſelbſt das Roß mit kurzer Hand befreien zu können.

Er ging denn auch mit ganz geſchickter Kürze an die Aufgabe, das heißt: er maſchirte ſtolz an der Trabantenſtube vorüber und ging unmittelbar in die Ställe. Hier rief er kurz und hoch: — Wo ſteht der Grauſchimmel, welcher in vergangener Nacht hergebracht worden iſt? — Die Stallknechte erwieſen dem jungen Cavalier alle Höflichkeit und führten ihn zum Stande des Grauſchimmels mit dem Bemerken, daß dies wol das bezeichnete Roß ſein werde. Nebenan im Arreſtlocale ſitze ein buckliger alter Knabe, welcher mit zwei Pferden eingeführt worden ſei; der würde am ſicherſten Auskunft geben können. „Ich bitte, den buckligen Mann zu holen!“

Dazu hielten ſich die Stallknechte doch nicht für befugt, weil er quasi in Arreſt ſitze.

„Es iſt ein Irrthum mit den Pferden vorgefallen,“ fuhr Dietrich fort; „man hat ſie für herrenlos gehalten. Sie gehören aber einem meiner Freunde, welcher jetzt oben bei Seiner Eminenz iſt und mich herab ſendet, die Pferde in Empfang zu nehmen. Sattelt ſie nur! Der Reitknecht wartet draußen.“

Die Stallknechte kratzten ſich in den Haaren. Bei allem Reſpect für den jungen Cavalier meinten ſie doch nicht ſo weit gehen zu dürfen, und endlich ſagte Einer von ihnen zu einem Jungen, welcher Miſt beſeitigte aus den Ständen: — Jaquette, ſpring 'nüber in die Trabantenſtube und melde es!

Jaquette, ein rothhaariger Krauskopf, mußte genau zugehört haben: er ging ohne weitere Frage, indem er Herrn Dietrich einen eigenthümlichen Blick zuwarf. Dietrich ward dadurch geſtärkt in ſeiner Zuverſicht — er verlangte, daß man ihn zu dem buckligen Manne führe, während die Pferde geſattelt und der Jaquette erwartet würden. Aber die Stallknechte erwiderten, der Mann wäre eingeſchloſſen und der Schlüſſel hänge drüben bei den Trabanten. Das mit dem Schlüſſel kam unerwartet. Nun ſtand Dietrich da und wartete. Warten taugte nicht für ihn. Einem Träumer fehlt die Ruhe und die kühle Ausdauer beim Handeln. Er ſpringt in eine Handlung hinein; wenn ſich dieſe Handlung aber nicht im Handumkehren erledigt, ſo geräth er ins Zappeln. Dietrich zappelte. Wenn Triſtan käme, oder auch ein geringerer Trabant von einiger Einſicht, ſo war's vorbei mit dem Unternehmen, welches nur durch Ueberraſchung dummer Stallknechte gelingen konnte. Das wurde ihm klar und klarer unter dem Warten. Und dann, wenn die Ueberraſchung nicht gelang, dann hatte er ſich ſelbſt tief hinein geritten in die Verdächtigkeit, welche Triſtan heute Mittag ſchon deutlich genug ausgeſprochen, und hätte dann durch ſeine Einmiſchung die Rohan'ſche Angelegenheit nur verſchlimmert. Denn was gingen ihn die Pferde bei Giroflay an, wenn ſie nicht mit Rohan zuſammen hingen, und wer war der Eigenthümer oben in den Geſellſchaftsräumen, welchen er in der Geſchwindigkeit vorgeſchoben?! Wenn Triſtan kam, ſo wurde er garſtig verwickelt! Er zappelte mehr und mehr. Um nur etwas zu ſchaffen, half er die Pferde ſatteln und wurde es gar nicht gleich gewahr, daß eine Hand an ihm herum taſtete. Es war die Hand des kleinen Jaquette, welche ſeine, Dietrichs, Hand ſuchte, um den Schlüſſel hinein zu drücken, den Schlüſſel zu Giroflay. Er hatte ihn drüben ſtill weggenommen und flüſterte jetzt Dietrich zu: — Laßt meinen Vetter heraus! Für ſolche Plötzlichkeit war Dietrich geeignet. An raſch beweglicher Phantaſie fehlte es ihm nicht. Dem Jaquette flüſterte er alſo eilig zu, daß drüben an der l'Auxerrois-Kirche die Pferde erwartet würden von einem alten Reitersmanne, und er ſelbſt trat aus dem Pferdeſtande in den breiten Gang des Stalles hinaus und ſagte laut mit bemerkenswerther Faſſung zum Gehör der ſattelnden Stallknechte: „Bin ich aber zerſtreut! Der Schlüſſel iſt mir ja drüben ſchon eingehändigt worden zum Laufenlaſſen des armen Teufels! Und da iſt ja auch der kleine Jaquette zurück! Es ſteht nichts im Wege, nicht wahr, Kleiner?" — Nenni! kreiſchte Jaquette. — „Alſo vorwärts! Führt die Pferde hinaus. Der arme Teufel von da drin kann ſie hinüber bringen, wo ſie der Graf erwartet. Jaquette kann mitgehen, um ein Trinkgeld zu verdienen. Ihr beiden Sattler kriegt eins von mir."

Dies ſagend, ſchritt er an die nahe Thür, hinter welcher Giroflay ſtecken ſollte, und ſchloß auf mit fliegender Hand. Denn ſeine Hand zitterte vor Aufregung — das dreiſte Unternehmen war dem Gelingen ganz nahe. Giroſlay, der ſich an der Thür aufgehalten haben mochte, kugelte heraus und griff ſchweigend nach dem Zügel des Grauſchimmels, welcher eben aus dem Stande geführt wurde. Jaquette brachte das andere Pferd, und Dietrich zog ſeinen Beutel hervor, indem er die beiden betheiligten Stallknechte zu ſich rief, damit ſie nicht zu weiterer Ueberlegung kämen. Giroſlay und Jaquette führten unterdeß die beiden Pferde der Stallthür zu, welche in eine Seitengaſſe mündete. Während aber Dietrich jedem Knechte ein Silberſtück einhändigte — in der Angſt ein viel größeres als er eigentlich geben wollte — entſtand ein Lärm in der Gegend der Stallthür. Zunächſt nur von Knechten, welche kein Tringeld bekommen hatten und welche riefen: So dürften die Pferde nicht fortgeführt werden! Es müßte ein Trabant dabei ſein; ſie könnten das nicht verantworten! Der Neid hatte ſeinen redlichen Theil an der Störung. Hätten die Stallknechte alle ein Trinkgeld erhalten, ſo wäre kein Lärm entſtanden. Das war jetzt kaum gut zu machen, denn unter geringen Leuten artet die verſchiedene Meinung ſogleich aus in Zank und Streit, und vor Allem in Geſchrei.

Nichts war in dieſer Lage ſchlimmer als Geſchrei — es rief Trabanten herzu, und ihnen gegenüber konnte die Expedition nicht mehr gelingen. Dietrich verlor den Kopf, und was ſchlimmer als Alles war: — Triſtan erſchien. Jetzt war Dietrichs Lage recht unangenehm; Triſtan betrachtete ihn mit einer höflichen Genugthuung, welche unbeſchreiblich war und welche zunächſt ganz beſtimmt ſagte: — hatte ich heute Morgen wol Unrecht, als ich der jungen Excellenz eine befremdliche Theilnahme für die Rohan'ſche Affaire nachſagte? Nach einem ſo beredten Blicke auf den läſtig verwirrten Dietrich, und unter einer fein abgemeſſenen Verbeugung für die junge Excellenz fragte Triſtan recht harmlos: „Das ſind ja wol die wahrſcheinlich Rohan'ſchen Pferde, welche fortgeführt werden ſollten?“

Ein Trabant antwortete: Ja, das ſind ſie.

„Und dieſer junge Herr Chevalier nahm ſie in Anſpruch?“ — Ja! rieſen die Stallknechte. — „Darf ich Eure Excellenz fragen, unter welchem Titel oder Rechtsanſpruche?“

Ehe Dietrich antworten konnte, rieſen die Knechte: — Sie ſollen einem Grafen gehören, welcher oben iſt bei der Eminenz!

„Darf ich die junge Excellenz um den Namen dieſes Grafen fragen?“ fuhr Triſtan fort mit einem faſt impertinenten Lächeln.

Dies Lächeln ärgerte Dietrich dergeſtalt, daß der Aerger Herr wurde über die Beſtürzung und er mit plötzlicher Dreiſtigkeit antwortete: „Die Reihe des Fragens, Herr Triſtan, ſoll ſogleich an andere Leute übergehen. Zunächſt werde ich oben bei Seiner Eminenz anfragen, ob die Weiſungen Seiner Majeſtät für Herrn Triſtan nichts bedeuten? Ich gehe augenblicklich hinauf. Wollt Ihr eine directe Weiſung abwarten?“ — Gewiß, Excellenz. Ich bin ein gehorſamer Diener meiner Herrſchaft. — „So erwartet mich hier mit der Weiſung!“ ſprach er mit einem ganz prächtigen Trotze, der leider recht unbegründet war und ging von dannen, um gerades Wegs hinauf zu ſteigen in die Geſellſchaftsräume des Cardinals.

Er hatte gar keine Idee, wie er es da oben anſtellen ſollte, und er hörte mit Schrecken, daß Triſtan gleich bei ſeinem Weggehen fragte: — Wer hat den Giroflay frei gelaſſen, der dort hinter dem Futterkaſten kauert? Und wo ſollten die Pferde hingebracht werden? Es war klar: nun begann da im Stalle eine Unterſuchung, welche ſchlimme Reſultate haben konnte. Der kleine Jaquette werde ſich verplappern und werde verrathen, daß Jemand drüben an der Kirche auf die Pferde warte. Nun werde man Mathieu fangen und faſſen, und es werde jetzt erſt unzweifelhaft zu Tage kommen, daß die Pferde wirklich die Rohan'ſchen Pferde ſeien, welche der Herzog ſelbſt nach Paris gebracht. Statt zu nützen, habe Dietrich nun erſt recht geſchadet. Das Blut ſtieg ihm zu Kopfe und er ſtürmte die große Treppe hinauf, als brennte es hinter ihm. Kein Gedanke, gar kein Gedanke entwickelte ſich in ſeinem beſtürzten Kopfe: an wen er ſich wenden, wie er die Aufgabe anfaſſen ſollte? Das nur wußte er: Eile iſt nöthig, die größte Eile. Den Herzog von Rohan hatte er fortführen ſollen nach dem Befehle ſeiner Mutter, damit er ſichergeſtellt werde, und ſtatt deſſen lieferte er neue Beweiſe für die Anweſenheit desſelben, und der freche Triſtan benützte vielleicht dieſe neuen Beweiſe und drang zum zweiten Male in das Rohan'ſche Hotel, und das Alles hatte er verſchuldet, er, welcher ohnehin ſchon ſo verdächtig war im Rohan'ſchen Hauſe! That er nicht wenigſtens beſſer eilig hinüber zu laufen an die Kirche und Mathieu zu unterrichten, wie die Dinge ſtünden? Ja! — Ach, da kam ein alter Herr die Treppe herauf und redete ihn an, und faßte ihn, und zog ihn hinein in den Vorſaal und in die Zimmer, Fragen an ihn ſtellend. Das dürre Männchen mit grauem Haar und pergamentenem Antlitze beantwortete ſich zwar die Fragen immer ſelber, aber es ließ ihn nicht los und berief ſich immer auf die letzte Unterredung, welche es mit Dietrich geführt.

Dietrich nämlich hatte eine treffliche philologiſche Erziehung genoſſen und war über ſprachliche Streitpunkte der Grammatik gründlich unterrichtet. Das dürre Männchen aber war ein Grammatiker des Namens Vaugelas, welcher in der neuen Akademie das große Wort führte über Reinigung der franzöſiſchen Sprache. Sein Stolz waren die „que's", welche er dutzendweiſe in das damals noch einfachere Franzöſiſch einzuſtreuen lehrte und über welche er mit Vater und Sohn de Groot zu disputiren pflegte in Bezug auf die verwandten griechiſchen Partikeln.

Dietrich hatte augenblicklich geringes Intereſſe für die Nothwendigkeit der „que's", aber Vaugelas ließ ihn nicht los. Das jetzige Palais royal iſt aus einem Hauſe entſtanden, welches in der Straße St. Honoré gelegen war und dem Cardinal Richelieu gehörte. Dies hatte er niederreißen laſſen, und mit Benützung eines tiefen Hof- und Gartenraumes, ſowie angekauften benachbarten Terrains hatte er das längliche Viereck aufbauen laſſen, welches ihm zu Ehren Palais Cardinal genannt wurde. Er vermachte es in ſeinem Teſtamente dem Könige, und dadurch hat es ſpäter auch ſeinen Namen verloren. Es war, wie dies in Frankreich ſeit einem Jahrhundert Mode war, unter Aneignung italieniſchen Geſchmacks erbaut, und da es ein Staatsmann bauen ließ, ſo wurde auch ſorgfältig auf praktiſche Zwecke Rückſicht genommen. Die Arkaden zu ebener Erde nach dem inneren Hofe waren damals zum Theil noch im Ausbau begriffen und auch da, wo ſie fertig waren noch nicht in dem Maße zu Verkaufsläden benützt wie ſpäter. Das Kaufs- und Verkaufsleben war in dem bei weitem weniger bevölkerten Paris noch zurück in der Entwickelung. Auch war dieſe Gegend in der Nähe der Tuilerien und des unausgeführten Louvrebaues durchaus nicht die modiſche und vorzugsweiſe beſuchte. Dieſe modiſche Gegend lag damals im Marais und ihr Hauptpunkt war dort die Place royale.

Cardinal Richelieu bewohnte die ſchmale Seite nach der Straße St. Honoré zu, und links wie rechts nach den langen Gartenſeiten hin wurden die Räume für Geſellſchaftszwecke geöffnet. Dietrich wurde von Vaugelas in die Räume links gezogen, wo die Gelehrten und die Künſtler einzutreten pflegten an Geſellſchaftsabenden. Es zweigten ſich hier Cabinette ab nach der Gartenſeite, und die verſchiedenen Berufsclaſſen pflegten ſich beſtimmte Cabinette auszuſuchen, und dort unter ſich, das heißt unter Berufsgenoſſen zu ſein. Da verſtändigten ſie ſich über das, was vorgetragen werden ſollte, wenn ſpäter eine geſammelte Vereinigung im großen Salon an der Frontſeite des Palais ſtattfand. Dies geſchah immer, wenn die Staatsgeſchäfte dem Cardinal Muße ließen, auf einige Zeit im Salon zu erſcheinen und Vorträgen beizuwohnen, oder ſich doch mit den Notabilitäten der Literatur und Kunſt zu unterhalten. Es war ein beſonderer Stolz Richelieu's, den Mäcen zu ſpielen, und er ſelbſt dilettirte in ſchöngeiſtiger Literatur. Man ſagte ihm nach, daß er den jungen Corneille lebhaft um den Cid beneidet und Allerlei angeſtiftet habe, um ſich einen Antheil zuzueignen an der Schöpfung dieſes Dramas.

„Wir werden heute wol den Cardinal nicht ſehen und uns mit Boisrobert begnügen müſſen!“ hörte Dietrich, als ihn Vaugelas an einer Gruppe vorüber zerrte. — Warum nicht, warum nicht? — rief Vaugelas und ließ dabei endlich Dietrich los. „Der deutſche Herzog, der von Weimar,“ lautete die Antwort, „iſt vom Diner aus dem Louvre herübergekommen und ſitzt drüben auf der rechten Seite mit ſeiner Eminenz. Es kommt darauf an, ob und wann ſie fertig werden. — Kriegsfragen aber werden nie fertig unter den Menſchen, ſagte ein kleiner, feiner Herr leiſe zu ſeinem Nachbar. Rochefoucault, der Herzog von Marſillac, welcher ſpäter die „Maximes“ ſchrieb, ſprach dieſe Worte zu einem unterſetzten Manne mit großem Kopfe, der Balzac hieß und als Proſaiſt hier im Richelieu'ſchen Kreiſe nicht eben heimiſch war. Er wiederholte die Bemerkung laut gegen einen ſtarken, jovial ausſehenden Cavalier. Dies war der aus Lothringen ſtammende Marſchall Baſſompierre. Er wiederholte lachend: — Was ſollte denn auch aus uns leichtſinnigen Patronen werden, wenn's keinen Krieg mehr gäbe, nicht wahr, junger Held aus Niederland? — Die Frage galt Dietrich, und der gutmüthige Lothringer ſetzte bei näherer Betrachtung Dietrichs raſch hinzu: — Aber wen ſucht Ihr denn mit ſo verſtört drein ſchauendem Antlitz? „Den Herzog von Weimar!“ ſtieß Dietrich hervor, weil er plötzlich dachte: dieſer könnte helfen. — Ah, diable! Dann wendet Euch an die Herzogin von Aiguillon, die wartet im rothen Cabinet ebenfalls auf den Herzog. „Danke, Herr Herzog!“ rief Dietrich und wollte eiligſt fort. — Halt! halt! ſprach Baſſompierre — nicht auf dieſer Seite! Hier lieſt Chapelain in offenem Cabinet ein endloſes Gedicht vor und Voiture preßt alle Vorübergehenden zum Zuhören. Schwenkt dahinüber, gelehrter junger Herr von chineſiſcher Farbe!

Dietrich befolgte den Rath. Die Herzogin, ja, die wollte er bitten, dachte er in ſeiner Angſt — was denn? Einen Befehl an

Triſtan auszuwirken? Ach, alle träumeriſche Zuverſicht verließ ihn jetzt in der praktiſchen Noth und der Verſtand ſtöhnte nüchtern: das iſt ja alles Chimäre! Aber etwas wagen mußt du doch, rief es in ihm, und hier ſind ſo viel einflußreiche Perſonen! Der da zum Beiſpiel! Da geht er hin von Gruppe zu Gruppe der Abbé Boisrobert, Richelieu's ausführende Hand für alle häuslichen Geſchäfte. Ein Wort von der Nichte des Cardinals an dieſen wichtigen Abbé, und die Sache wäre abgemacht! Aber dieſer Abbé iſt ja nur ein erhöhter Triſtan! — Das ſah er ein, aber er folgte ihm doch. Man meint doch etwas zu thun, wenn man nur geht.

Er war in die Gemächer auf die Frontſeite getreten. Hier war es ſtiller und vornehmer. Hier kamen die literariſchen Berufsleute erſt her, wenn ſich der „Cercle“ vereinigte. Hier fanden ſich die vornehmen Dilettanten zuſammen aus dem Umgange der Herzogin von Chevreuſe und der Marquiſe von Rambouillet. Das Hotel Rambouillet beſonders machte der entſtehenden Akademie Concurrenz. Dort rühmte man ſich, natürlicheren und beſſeren Geſchmacks zu ſein als Richelieu, den Niemand leiden mochte und den man bombaſtiſcher Neigungen in der Poeſie beſchuldigte. Da ſaß ſie auf einem kleinen Sopha, die graziös würdevolle Marquiſe von Rambouillet, und ein Kreis von Männern umgab ſie. Sie ſah zuweilen nach dem rothen Cabinet hinüber, in welchem die Cardinalsnichte, die Herzogin von Aiguillon, thronte, und ein faſt ſpöttiſches Lächeln ſpielte um den Mund. Das ſah man gar ſelten an ihr, denn ſie war eine edle Frau, geläutert durch wahren Antheil an Kunſt und Wiſſenſchaft. Aber es war doch wirklich herausfordernd, daß man ihren literariſchen Salon mit großen Staatsmitteln überbieten wollte hier im Palais Cardinal, ja daß man die Nachahmung ſogar nicht ſchene. Ihr „blaues Cabinet“ war berühmt als das Innerſte und Vornehmſte ihres Salons, und nun errichtete man hier ein „rothes Cabinet“ mit jener Madeleine d'Aiguillon, dieſer leichtfertigen Dame, welcher man die unanſtändigſten Dinge nachſagte, das heißt eine Liebſchaft mit ihrem leiblichen Oheim, dem Cardinal.

Es gab nichts Ehrenrühriges, was dem verhaßten Cardinal nicht aufgebürdet wurde, denn die Ariſtokratie bildete die öffentliche Meinung, und Richelieu mißhandelte die Ariſtokratie bis zur Vernichtung. Sie rächte ſich durch die giftigſte Nachrede. Ein herzloſer, rachſüchtiger Mann wie Richelieu gab freilich alle Tage Veranlaſſung. An jenem Abende zum Beiſpiel flüſterte man in allen Gruppen: es iſt jetzt außer Zweifel, daß Richelieu den deutſchen Herzog fangen will für ſeine Nichte. Man muß dem Könige einen Wink geben — hieß es — denn dieſer Heirathsplan hat die Beſeitigung des Königs zum Ziele. Dieſer Weimar iſt ein großer Feldherr, und iſt gewaltſam. Hand in Hand mit dem Cardinal räumt er auf in Frankreich und beſeitigt zunächſt die Bourbons. Wer weiß, wer weiß! obwol Kirchenfürſt, iſt Richelieu doch ein grundſchlechter Katholik und ein Feind des Papſtes, wer weiß, ob er nicht mit dem deutſchen Proteſtanten eine unerwartete neue Kirche Frankreichs beabſichtigt! Dietrich hörte etwas von dieſen Reden, als er langſam vorüberſchritt am Cirkel der Marquiſe von Rambouillet. Langſam, weil er den Abbé Boisrobert aus dem Geſicht verloren hatte. — Holla! — dachte er — wenn die Aiguillon den Herzog von Weimar heirathen will, dann wird ſie auch geneigt ſein, einem Freunde Weimars gefällig zu ſein — — nein, nein! — ſtöhnte wiederum der nüchterne Verſtand — dennoch marſchirte er auf das rothe Cabinet los. Vielleicht — dachte er — iſt der Herzog von Weimar ſchon da, und dann iſt er in ihrer Nähe, und er — das gab auch der nüchterne Verſtand zu — er könnte helfen. Ihm biſt du ſchon vorgeſtellt, ihn redeſt du an. Das rothe Cabinet war belagert von jungen Männern; die rothſammetnen Vorhänge an der Thür ſogar waren zur Seite geſchoben und zerknüllt, weil auf jeder Seite der Thür immer noch ein junger Elegant zudringen wollte. Kaum, daß er zuweilen zwiſchen den Köpfen hindurch das Innere überblicken, die ſtrahlende Herzogin ſehen konnte. So viel ſah er aber doch, daß Herzog Bernhard noch nicht da war — und die Zeit verſtrich, unten aber handelte wahrſcheinlich Triſtan ſchon mit großen Schritten und feſten Griffen? Was thun? Was thun?

Während er ſo geängſtigt da ſtand in dem glänzend ausgeſtatteten Saale und ſich mitunter auf die Zehen hob, um über die Männerköpfe hinein zu blicken in das Cabinet, fühlte er zu ſeiner Linken eine leiſe Berührung. Was iſt?! Der Abbé Boisrobert ſtand neben ihm und ſah in lächelnd an.

„Immer wo die Schönſten ſind, iſt der junge Herr auf dem Qui vive,“ ſagte der kurzgebaute Weltprieſter, auf deſſen markirtem Angeſichte alle Leidenſchaften eingegraben waren. „Geſtern eine Rohan,“ fuhr er fort, „heute eine Aiguillon!“

Und dabei drohte er mit dem Finger und ſchlurfte beſchwerlichen Schrittes weiter nach den Gemächern auf den rechten Flügel hin, wo der Cardinal und der Herzog verweilen ſollten. Dietrich ſchoß der Gedanke auf, ob es nicht am Ende gerathen wäre, ſich an dieſen Faiſeur des Richelieu'ſchen Hauſes zu wenden mit der Bitte — ja wol! Er hatte ja gehört, der Herzog Bernhard wäre auf jenem Flügel. Der Abbé konnte ihm Auskunft geben, ob der Herzog herüber käme, ob er im Vorübergehen einen Moment zu ſprechen wäre. — Dietrich ging nach kurzem Beſinnen dem Abbé nach. Im nächſten Zimmer, dem erſten auf dem rechten Flügel war er nicht mehr. Es war hier leer, man konnte weit ſehen, da auch das zweite Gemach in voller Beleuchtung offen ſtand. Dort im zweiten wendete ſich der Abbé — Dietrich ſah noch den fliegenden Schweif des Abbécoſtüms — dort im zweiten Zimmer wendete ſich der Abbé nach rechts. Rechts hinaus ging's auf den Corridor und das Treppenhaus des rechten Flügels. Dietrich machte große Schritte, ihn einzuholen, er trat auf den Corridor hinaus und wollte eben rufen, da lehnte ſich der Abbé über das Stiegengeländer, welches von unten herauf führte, und ſprach hinab: „Ich habe Zeit, kommt herauf, Triſtan!“ Der Name war denn doch hinreichend, das neueſte Luftſchloß Dietrichs ſogleich zu beſeitigen und ihn auch ſelbſt aus dem Sehkreiſe zu bringen. Die Stiege nach dem zweiten Stockwerke war ihm zunächſt, und da ſie nicht beleuchtet war, ſo machte er mit ſeinen langen Beinen einen weiten Schritt über drei Stufen hinauf ins Dunkle. Er hatte nicht ans Horchen gedacht, aber jetzt mußte er hören, er mochte wollen oder nicht. Denn der Abbé kam mit Triſtan einige Schritte zurück, und ganz in der Nähe Dietrichs begann das Geſpräch. Zunächſt erzählte Triſtan, was unten im Stalle vorgegangen mit den eingefangenen Pferden und dem curioſen jungen „Schäker“ des ſchwediſchen Geſandten, welcher mit der Drohung fortgegangen wäre, von hier oben einen Auslieferungsbefehl zu bringen.

„Ah? Der „Schäker“ iſt allerdings hier. Und darauf wartet Ihr unten?“ — Oh nein, durchaus nicht, erwiderte Triſtan. Seit er herauf iſt, hab' ich die Spur verfolgt, auf welche uns der Schäker geleitet. Es war vorauszuſetzen, daß Jemand in der Nähe des Palais wartete, um die Pferde in Empfang zu nehmen. Ein Stallknecht hatte auch richtig ein Wort gehört, welches der „Schäker“ einem Stalljungen zugeflüſtert. Das Wort hatte gelautet: l'**Auxerrois**. Alſo bei der Kirche drüben wartete man. Ich nahm zehn der Mousketair-Trabanten und ließ die Kirche umſchlagen. Reſultat war, daß wir auf einen der hartnäckigſten Hugenotten ſtießen, den Mehrere von uns aus früherer Zeit kennen. Und zwar iſt er ein Leibdiener des Herzogs von Rohan. — „Alſo wirklich?“ — Ganz gewiß. Es ſind alſo auch ganz gewiß die Pferde, welche den Herzog herein gebracht nach Paris. Und deshalb — „Ihr habt den Leibdiener des Herzogs gefaßt?“ — Ja: aber mit ſchwerem Verluſt. Der alte böſe Hugenott wehrte ſich wie der Satan und hat unſern flinken Dubois niedergehauen, ehe wir ſeiner Herr werden konnten. Verwundet ſind außerdem drei andere Mousketairs, und die Wuth unter unſeren Leuten iſt groß. Sie ſchreien nach Vergeltung. Und jedenfalls mein' ich, die Sache muß gleich weiter und zum Ende geführt werden. Der Herzog von Rohan, das iſt jetzt deutlich, iſt in ſeinem Hotel. Geſtern haben wir wahrſcheinlich zu früh geſucht: er wird erſt nach unſerm Abzuge einpaſſirt ſein. Jetzt alſo bitt' ich um Erlaubniß, ihn faſſen zu dürfen. Es ſteht Alles unten auf dem Sprunge. — „Sachte, ſachte, Triſtan! Die Stimmung des Königs, und wenn die auch nicht wäre wie ſie heute und wahrſcheinlich morgen noch iſt — der deutſche Herzog, welcher da drin mit der Eminenz zu Rathe ſitzt — wart' eine Minute, ich will ſehen, ob es noch lange dauert!"

Abbé Boisrobert ging den Corridor entlang, und Dietrich hörte ihn eine Thür öffnen. Triſtan blieb ſtehen und ſah nach der dunklen Stiege hinauf, auf welcher Dietrich in ſchlechter Haltung ſtand. Wahrſcheinlich hatte Dietrich dieſe Haltung verbeſſern wollen und dadurch ein kleines Geräuſch verurſacht. Dies hatte Triſtan gehört und trat deshalb einen Schritt näher. Die heilloſe gelbe Kleidung Dietrichs war leider geeignet, auch im Dunkeln zu leuchten — aber Triſtan wurde abgelenkt: Boisrobert kam zurück, und zwar ſo ſchnell, als ſein ſchwerfälliger Gang es zuließ. Von ferne ſchon rief er: „Sie ſind eben aufgeſtanden und werden hier vorbeikommen. Treten wir aus dem Wege! Widerwärtig ſolch ein barbariſcher Kriegsmann," murmelte er mehr für ſich hin als für Triſtan, „Alles beſſer wiſſen wollen! Taugt nicht für uns! Pater Joſeph zeigte auf die Landkarte und auf die Orte, die genommen werden müßten, da erhob ſich der Barbar sans façon und ſchrie lachend: Ja, wenn ſich die Städte mit den Fingern nehmen ließen! — Aber es hilft nichts, Eminenz will's, und Eminenz ſieht weit. Alſo, Triſtan, warten, bis der deutſche Herzog fortgeht, aus der Geſellſchaft fortgeht. Da drin mit den Frauenzimmern ſoll es noch — kurz, bis er fortgeht, wird ſich's zeigen, ob er in die Pläne Seiner Eminenz tief genug eintaucht. „Dann —" — Dann? Sie kommen, Herr Abbé! — „Dann muß leider auch der Rohan geſchont werden, denn dies Ketzervolk hängt unter ſich zuſammen, auch der Weimar und der Rohan. In einer Stunde alſo, Triſtan, wieder nachfragen. Vielleicht entſchließ ich mich auf eigene Hand — hinunter, da ſind ſie!"

Triſtan ging eilig die Stiege hinab. Der Abbé blieb ſtehen und verbeugte ſich tief vor den Vorübergehenden: dem Herzoge Bernhard und dem Cardinal von Richelieu. — Hinter ihnen kam Pater Joſeph, ſehr finſtern Angeſichts. Er blieb beim Abbé ſtehen und ſagte leiſe, grollenden Tones: Der ſpielt den Herrn! Dann folgte er mit dem Abbé den beiden Gebietern, welche in die Geſellſchaftsräume eintraten. Mit einem einzigen, äußerſt langen Schritt war Dietrich unten auf dem ſteinernen Corridor, als die beiden Geiſtlichen in den Zimmern verſchwanden. Was hatte er hören müſſen! Mathieu gefangen, nachdem er durch blutigen Widerſtand vielleicht das Leben verwirkt! Und der Herzog von Rohan nun unzweifelhaft nächtlichem Ueberfall ausgeſetzt, wenn der deutſche Herzog nicht für ihn eintrat! — Herzog Bernhard ſollte es erfahren! Dietrich wollte es ihm ſagen, und wenn es vor den Ohren des Cardinals ſelber geſchehen ſollte. „Schäker“ genannt zu werden von dieſen Pfaffen und Pfaffenknechten, das wurmte Dietrich abſonderlich. Der Ausdruck dünkte ihm ſo verachtungsvoll ſpöttiſch. Hinein! rief's in ihm, und mit weit ausgreifendem Schritte trat er in die glänzenden Gemächer zurück.

Hier hatte das Erſcheinen des deutſchen Herzogs an der Seite des Cardinals Alles in Bewegung geſetzt; die Cabinette hatten ſich geleert, von allen Seiten war man herzu geſtrömt und hatte ſich aufgeſtellt wie zur Revue.

Herzog Bernhard ſtach ſehr ab in ſeiner ſchlichten Kriegstracht unter dieſen geputzten Franzoſen. Er war gewohnt, Truppen, Feſtungen und Schlachtfelder zu muſtern, ſein Auge war klar, feſt, ruhig; es ruhte aufmerkſam auf jedem Einzelnen, welchen ihm der Cardinal vorſtellte. Langſam ſchritten ſie dahin, immer wieder ſtehen bleibend vor jedem neu Herzutretenden. Mit der Rede war er ſparſam. Richelieu beſtritt alle Unkoſten des Wortes, und dieſer that es ausgiebig, verbindlich, liebenswürdig, wie man ihn ſelten ſehen und hören mochte. Er glich kaum entfernt dem geſtrigen Richelieu draußen in Rueil. Der ſorgenvolle, gereizte Staatsmann war verſchwunden, der heitere Lebemann, der Mann von literariſcher Bildung ſchritt leicht, ja graziös einher neben dem Kriegshelden. Er war auch in der Kleidung nicht der purpurrothe Cardinal, als welchen man ihn immer und überall darſtellt. Die Cardinäle tragen ja dieſe rothe Amtstracht nicht bei jeder Gelegenheit. Nur das rothe Käppchen auf dem feinen, erbleichenden Haare und der rothe Strumpf bezeichneten den Cardinal, der übrigens in ſchwarzem, halbprieſterlichem Kleide einherging und ſich hier vorzugsweiſe als Gründer der Akademie vor ſeinem Gaſte ausbreitete. Bei jedem neu Vorgeſtellten ging er auf die ſpecielle Wiſſenſchaft oder Kunſt ein, welche dem Vorgeſtellten einen eigenen Stempel gab, und ſo ſprach er über Poeſie, über bildende Kunſt, über Grammatik, Mathematik und betonte ſein, wie all' dies Einzelne gepflegt würde und zuſammenwirke zur Erhöhung des franzöſiſchen Staates, welcher in gründlicher neuer Bildung begriffen ſei. „Am Ende kommt es auch der Kriegskunſt zugute," ſagte er mit einem lächelnden Seitenblicke, „welche uns der Held von Weimar bis jetzt nur ſehr bedingungsweiſe einräumen will."

— Ja wol! erwiderte dieſer ſehr ernſthaft, indem er ſtehen blieb. Er dachte ans deutſche Vaterland, das in Schutt und Aſche lag unter blutigem Kriege und das alle ſtillen Triebfedern des wohlthätigen Staatslebens ſeit lange und auf — wer wußte es! — auf wie lange zerbrochen hatte. Er war ja ein Sprößling jenes ſächſiſchen Hauſes, das ſtets tieferen Sinn für geiſtiges Leben in ſich gepflegt und entwickelt hatte, es trat ihm der traurige Gedanke an die Seele: hier ſammeln ſie und bereiten ſie vor für innere Zukunft — und wir?! Was wird, was kann die Folge ſein?! Dies leichtere Volk, welches trotz aller Parteiung zuſammen gehalten wird, es wächſt von innen heraus, während wir innen verdorren, und am Ende kommt der Tag, daß ſeine geſammelte Kraft ſich ſtärker erweiſt als die unſrige, obwol unſere einzelnen Kräfte weitaus gewaltiger ſind. Eilen muß man, eilen, Alles benützen, um den deutſchen Krieg an ein Ende zu führen, damit die deutſche Nation von beinahe zwanzigjährigem

Schlachten ſich erholen und wieder innerlich feſtigen kann. Du haſt Recht, trotz Hans von Starſchädel, Hilfe von hier zu borgen, denn nur mit ihr iſt ein raſches Ende zu erreichen —

Eine Frauenſtimme unterbrach ſeine Gedanken. Die Herzogin von Aiguillon war ihm zur Seite und begrüßte ihn mit gewinnender Höflichkeit. Ja mit Herzlichkeit. O, ſie war eine Circe, an Lebensklugheit dem modernen Odyſſeus weit überlegen. Und ihr Herz ſprach wirklich mit. Dieſer ernſt ſinnende Kriegsmann in ſeiner jugendlichen Kräftigkeit gefiel ihr wahrhaft. Daß er ſo einfach und ſo ſchweigſam einherſchritt in der bunten, befliſſenen, redſeligen Menge, das machte ihn vornehm; ſie konnte ihm ganz ehrlich ſchmeichelhafte Dinge ſagen über den imponirenden Eindruck eines Helden, welchen er im ganzen Saale mache auf Männer und Frauen.

Und wie gut verſtand ſich Oheim Cardinal mit ihr! Wie geſchickt wußte er ſeine Aufmerkſamkeit gleich anderswohin zu richten und ihr allein den Gaſt zu überlaſſen. Sie führte ihn nach dem linken Flügel durch die Räume hindurch, wo zu Anfang der Soirée die Gelehrten und Poeten geweſen waren. Hinter dieſen Räumen, ſagte ſie, liegen die Kunſtſäle, welche der Oheim angelegt hat vermittelſt der Maler und Bildhauer, welche ſich unter ſeinen Rathſchlägen ausbilden, damit die Renaiſſance in den Künſten gedeihe und ſich entwickele. Der Schweif der Begleiter verringerte ſich von Zimmer zu Zimmer. Sie empfanden alle, daß längeres Begleiten und Zuhorchen unſchicklich werde. Auch Dietrich empfand das, der fortwährend vergeblich auf die Gelegenheit gewartet, vor den Herzog zu treten, der auch bis in die Prachtſäle unerbittlich gefolgt war. Aber es brannte ihn auf der Seele, den Herzog um Hilfe anzuſprechen, er folgte dem Paare unerbittlich. Hinter dieſen Sälen lag die Wohnung der Herzogin. Als ſie auch da hinein ſchritt mit dem Herzoge und die Thür hinter ſich in's Schloß warf, da ſchien es doch auch ihm unmöglich weiter zu folgen. Sie mußten ja — meinte er — desſelben Weges zurück — er wollte ſie ſtehenden Fußes erwarten und dann den Herzog anreden. Der letzte Blick der Herzogin hatte ihm übrigens deutlich genug verkündet, daß er wohl thun würde, zurück zu bleiben. Ehe ſie die Thür zuſchlug, hatte ſie ſich umgeſchaut, aber mit einem Antlitze, das er gar nicht kannte. Das feine, ſonſt immer freundliche Geſicht hatte wie ein ſcharf geſchriebenes Nein! ausgeſehen. Als ſie es im abgeſonderten Zimmer Bernhard wieder zuwendete, ſtrahlte es ſogleich wieder im lieblichſten Sonnenlichte.

„Hier wohne ich,“ ſagte ſie ohne Schüchternheit, „und hier habe ich Eure Bekanntſchaft gemacht.“ — Wie das? — „Die Beſchreibung Eurer Heldenthaten hab' ich hier geleſen. Schaut, dort auf dem Tiſche liegt eine Landkarte, daneben ein geſchriebenes Heft. Auf der Landkarte bin ich Euren Feldzügen gefolgt, in das Heft hab ich ſeit Jahren geſchrieben, was ich mir dabei gedacht, wie ich mir den jungen Mann vorgeſtellt, der vom zarten Jünglingsalter an ins Feldlager und in tägliche Lebensgefahr geworfen wird. Ich habe mir klar zu machen geſucht, wie es in der Seele ſolch' eines nur Krieg führenden Mannes ausſehen möge. O nein! ſchaut nicht in die verworrene Schrift; tretet lieber mit mir dort in mein Boudoir, laßt Euch einen Augenblick dort nieder und ſchenkt mir einige Antworten auf meine Fragen. Es iſt gar zu reizend für eine Frau meiner Art, einen Blick thun zu können in das Innere eines Mannes, der ſich nie um Frauen gekümmert hat. Ich bitte!“

Sie reichte ihm die Hand und führte ihn ſeitwärts in das ſchwach beleuchtete kleine Zimmer, wo ein Sopha, kaum breit genug für zwei Perſonen, zu traulichem Geſpräche ſich darbot. Sie nöthigte ihn, ſich zu ſetzen; ſie ſetzte ſich neben ihn. Man kann nicht ſagen, daß ſie volle Tagesbeleuchtung ſchon zu ſcheuen hatte. Sie war nicht mehr in erſter Jugend, aber ſie war noch friſch und elaſtiſch. Dennoch gewann ſie bei matter Beleuchtung. Sie war den Stimmungen ihrer Nerven unterworfen. Des Abends war ſie belebter als zu einer andern Tageszeit, und ihr mandelförmig geſchlitztes dunkles Auge — es glich ganz dem ihres Oheims — ſprühte ein magnetiſches Feuer aus, wenn es ins Helldunkel hinein blickte. Dazu ein kleiner, ſchön geformter Mund mit vollen Lippen und glänzenden Zähnen, eine Büſte fein und anmuthig wie die einer griechiſchen Statue, ein Arm von mäßiger aber hinreichender Fülle, und Büſte wie Arm, die ſie entblößt trug im großen Putz, von weißer Friſche. Der runde franzöſiſche Rücken allein hätte den deutſchen Geſchmack befremden können, aber der blieb abgewendet von Bernhard, und Bernhard war ganz unerfahren in dieſen Unterſchieden weiblicher Schönheit. Auf ihn wirkte dieſe unmittelbare Nähe einer reizenden Frau uneingeſchränkt. Aufgeregt wie er zum erſten Male war ſeit geſtern für den Zauber eines weiblichen Weſens, überließ er ſich gleichſam den Lüften, wie Jemand, der von unſichtbaren Händen in die Höhe gehoben wird. Die Herzogin übernahm denn auch, als ob er durch keinerlei Anſtrengung der Sprache, und noch dazu einer ihm fremden Sprache geſtört werden ſollte, ſie übernahm allein die Aufgabe eines Geſprächs, welches ihm nur leichte Zuſtimmung abnöthigen ſollte. Sie fuhr fort, wie ſie begonnen, ob es denn wirklich möglich ſei, dreißig Jahre gelebt zu haben, ohne von der Liebe berührt worden zu ſein? „Denn ſo ſagt man von Euch, Herzog! Iſt das wirklich wahr?“

— Das iſt wahr. — „In Frankreich begreift man das gar nicht. Hier beginnt die Liebe, wenn das Herz erwacht, und das Herz erwacht ſehr früh. Was iſt denn geſchehen mit Eurem Herzen? Wohin hat es ſich gewendet? Was hat es erſehnt, was hat es erſtrebt?“ — Mein Herz? Ei! das hat in früheſter Jugend einer trefflichen Mutter angehört. Dann kamen die Waffen mit ihren Uebungen, denen all’ meine Wünſche zuflogen. Dann kam der Zweck dieſer Waffenübung: das Vaterland und der Glaube, welche die Seele erfüllten. Dies füllt ein Herz reichlich aus. Mir ſcheint auch: was man hier zu Lande Liebe nennt, hat mehr mit der Unterhaltung zu thun und mit der Sinnlichkeit, als mit dem Herzen. — „Ah, da ſind wir! Unterhaltung und Sinnlichkeit gilt Euch für etwas Geringfügiges, wol gar Verächtliches. So hat man mir erzählt von den Deutſchen, die an alle Freuden die Moral anlegen zum Maßſtab.“ — Ja, ſeid Ihr denn keine Chriſten? Die chriſtliche Lehre, gleichgiltig ob katholiſch oder evangeliſch, verlangt ja doch die Bekämpfung der Sinnlichkeit und nennt den Sieg über dieſelbe Tugend. Was macht man denn in Euren zahlreichen Klöſtern? „Da habt Ihr Recht! Ich habe ja ſelbſt ins Kloſter gehen wollen vor einiger Zeit, weil ich in verzweiflungsvoller Stimmung war. Es erwies ſich aber, daß es nur körperliche Verſtimmung war. Uebrigens mag es wol ſo ſein, wie mein Oheim der Cardinal oft ſagt. Er ſagt, wir romaniſchen Völker hätten viel mehr Heidenthum in unſeren Adern und Sitten als die Völker im deutſchen Reich. Ihr wäret, ſetzt er hinzu, auf dem andern Extrem, Ihr wäret allzu unſinnlich. Daraus entſtünde eine trockene Rechthaberei, und die führte zum Untergange des Reichs; denn Keiner von Euch gäbe ſich einem allgemeinen Zuge hin, Jeder wollte eine Welt für ſich, kurz, Ihr wäret eben deshalb nicht geſellig. Franzoſen und Deutſche, pflegt er ſeine Rede zu ſchließen, müſſen ſich gegenſeitig heirathen. Dann würde die Race entſtehen, welche die Welt beherrſcht.“ — Und ſeid Ihr der Meinung Eures Oheims, Herzogin? — „Das wol. Aber ich bin zweifelhaft, ob ich mir Würdigkeit dafür zutrauen darf.“ — Würdigkeit? — „Aus Eurem ſchönen Auge dringt ein Strahl bis in das Innerſte. Man meint, Ihr ſähet alle Fehler und Schwächen, die Einem je widerfahren ſind im Leben. Man meint, Ihr ſähet Alles, und man fühlt ſich beſchämt und ſchüchtern. Die prachtvolle Wölbung über Eurem Auge, beſchattet von der dunklen Braue, erhöht die Strenge des forſchenden und richtenden Blicks — o, ich bitte Euch, ſenkt die langen Wimpern ein wenig und lächelt einmal nachſichtig!“

Dabei ſtrich ſie ihm weich und leiſe mit der Hand über die Augen und über die Wange und ſetzte mit ganz kindlicher Stimme hinzu: „Ich warte aufs Lächeln“.

Bernhard bebte wie von einem elektriſchen Fluidum berührt. Jener Zauber der Sinnlichkeit, welcher waltet zwiſchen Mann und Weib, fiel zum erſten Male auf ſeine Nerven, und in einer Zeit, welche eben erſt, nur einen Tag früher, die Empfänglichkeit dafür in ihm geöffnet hatte. Vielleicht wäre die gewandte Herzogin machtlos neben ihm verblieben, wenn nicht geſtern in St. Germain der Anblick Marguéritens von Rohan die Organe der Neigung in ihm erweckt hätte. Jetzt waren ſie offen, und der unerfahrene Mann war nicht geeignet, Unterſcheidungen anzuſtellen. Ein Element kam über ihn, und er ahnte nicht, daß er fragen müßte: ob es auch diejenigen Beſtandtheile des Elementes wären, welche den edleren, höheren Menſchen in ihm befriedigen könnten. Dazu die geiſtige Schmeichelei, in welche die Herzogin ihn hüllte wie in einen weichen Schleier! Das von ihr begehrte Lächeln ſtellte ſich naturgemäß ein, und die Herzogin konnte ſich dafür bedanken, und ſie konnte ſich dabei ſteigern in ihrer Annäherung. Sie nahm ſeine Hände, ſie küßte ſie. Alltägliche Schicklichkeit von ſeiner Seite brachte es mit ſich, daß er das ablehnte, daß er ihre Hand ſuchte und küßte, daß er den weichen Druck ihrer Hand erwiderte, daß er die ſo nahe liegende Schulter, weiß und lockend, mit ſeiner Wange, mit ſeinem Munde berührte. —

Jetzt war es doch gut, daß der fabelhafte Dietrich ſo nahe war. Seine Nähe brachte eine Störung, welche dem trunkenen Herzoge Bernhard gar ſehr zu wünſchen war. Sein Gewiſſen ſchüttelte ihn da außen im Saale unbarmherzig, daß er Mathieu ins Unglück geſtürzt, die Gefahr für Rohan aufs Neue herauf beſchworen hatte. Und noch eine Noth ſtieg in ihm auf wie ein Komet. Solche Verbindung Bernhards mit der Cardinalsnichte ſtand plötzlich wie ein drohendes Himmelszeichen vor ihm. Vielleicht ſtachelte er ſich ſelbſt mit dieſer Sorge, um recht unparteiiſchen Grund zu haben für ſeine Verzweiflung. Wir Menſchen ſuchen gern, unſere Entrüſtung mit edlen Tendenzen zu bewaffnen. Wie dem ſein mochte, er war unter allen Umſtänden ein guter Proteſtant und proteſtantiſcher Politiker, und eine Ehe des proteſtantiſchen Feldherrn mit dieſer katholiſchen Dame erſchien ihm jetzt wie ein Gräuel. Jetzt, denn vor einer halben Stunde hatte er nicht darauf geachtet bei der geſprächsweiſen Ankündigung dieſer Verbindung. Vor einer halben Stunde war er zu beſtürzt geweſen über ſeine eigene Lage, und jene Ankündigung hatte ihm keinen Eindruck gemacht. Jetzt aber wußte er das Liebespaar hinter jener Thür, jetzt hatte ihm das Betragen und der Blick der Herzogin von Aiguillon deutlich genug geſagt, daß es ein Liebespaar ſei, oder doch werden könne. Jetzt belaſtete er ſeine Gewiſſensangſt auch noch mit dieſer politiſchen Angſt und rannte im Saale umher, in welchem er allein geblieben, wie ein Toller. Am liebſten hätte er geſchrieen. Die koſtbaren Bilder und Statuen, mit welchen der Saal geſchmückt war, tanzten vor ſeinen Augen, wie die Eumeniden vor den Augen des Oreſt. Und richtig! da war ja auch ein großes Bild, welches den Oreſt darſtellte, als er entſetzt floh, verfolgt von den Furien. In dies Bild ſtarrte Dietrich hinein, und ſeine wuchernde Phantaſie nahm ihn nun beim Schopfe. Oreſt wurde ihm Herzog Bernhard, die drei Eumeniden wurden Richelieu, Abbé Boisrobert und die Herzogin von Aiguillon. Freilich, die nächſte da drüben an der Schulter des Oreſt, die ſo nichtswürdig lacht, das iſt des Cardinals Nichte! Sie hat den deutſchen Herzog verführt und hat ihn zum Traualtar geſchmeichelt. Er hat ihr Ehegemahl werden müſſen, damit der Cardinal ein langes, mächtiges Schwert in die Hand bekomme gegen alle Widerſacher in Frankreich. Dem Herzoge hatte man alle möglichen Herrlichkeiten verſprochen; kirchliche Freiheit und die Krone von Frankreich. Aber es iſt ja Alles nicht wahr! Seht nur in das Auge der Eumenide Richelieu. Er will das Schwert des Herzogs nur benützen, um den Herzog, wenn der Sieg erfochten iſt, in den Abgrund zu ſtoßen. Er iſt ja verlogen bis ins innerſte Herz hinein, dieſer Cardinal; Freiheit des Gewiſſens und der Kirche iſt ja für ſeine tyranniſchen Gelüſte ein Unding, ein Wahnſinn! Den letzten Helden des Proteſtantismus alſo, den einzigen Simſon, welcher noch übrig, muß Delila entmannen, damit er erſchlagen und vernichtet werden könne. — So jagten die Gedanken und Vorſtellungen durch ſein Hirn. Was Wunder, daß er endlich wirklich aufſchrie, als ſich plötzlich von hinten eine dicke Hand auf ſeine Schulter legte. Er ſchrie laut und unanſtändig, denn er war in fieberhafter Bewegung und war erſchrocken. Ja, er polterte in geſchrieenen Worten weiter — aus lauter Schreck — als er ſich nun mit zwei Händen gefaßt fühlte, und als er inne wurde, daß man ihm den Mund zuhalten wollte.

Es war der Abbé Boisrobert. Dieſer hatte ihn beobachtet, weil er überhaupt verhindern wollte, daß die Herzogin und der Herzog geſtört würden; dieſer war herzu geſchlichen, als er die immer ſteigende innere Lebhaftigkeit des monologiſirenden und geſticulirenden Jünglings beobachtet hatte. Nichts war ihm widerwärtiger, als daß dieſer Jüngling nun doch ſchrie. Und er hatte Grund, dies widerwärtig zu finden.

Der Herzog und die Herzogin hatten innen das Schreien gehört. Der Herzog war aufgeſprungen und an die Thür geeilt. Die Herzogin war ihm gefolgt. Die Thür ging auf. Herzog Bernhard trat mit der Herzogin von Aiguillon in den Saal. Bernhard war aufgeſchreckt worden wie Jemand, der einer verbrecheriſchen Handlung nahe gerathen. Aber nur aufgeſchreckt; er ſtand noch mitten im Gewitter. Vor ſeinen Ohren donnerte es, vor ſeinen Augen blitzte es, mitten in elektriſcher Strömung wandelte er daher, und der weiche Arm der Herzogin, welcher ſich in den ſeinen legte und ſchmiegte beim Heraustreten, erhöhte noch die Spannung ſeines inneren Wirrwarrs. Er war ganz und gar nicht in der Lage, das klar in ſich aufzunehmen, was Dietrich ihm aus der nüchternen Außenwelt zutragen wollte.

Dietrich nämlich fand die Faſſung, als er ſeinen dicken Angreifer erkannte, den handgreiflichen Abbé ohne weitere Beachtung zu laſſen, um ſchnurſtracks dem Herzoge Bernhard entgegen zu eilen und ihm die Gefahr Rohan's und Mathieus und alles das zu ſchildern, was damit zuſammen hing von proteſtantiſcher Brüderlichkeit und von Verpflichtung eines Helden, welcher die Seinigen in der Fremde ſchützen ſolle durch augenblickliche, kräftige Einſprache.

Aber wie that er das? Er begann franzöſiſch. Und da fiel ihm ein, daß die Herzogin und der Abbé es nicht verſtehen ſollten, und da ſprang er ins Germaniſche über, aber nicht mit einem Sprunge ins Deutſche, was dem unaufmerkſamen Bernhard vielleicht erweckt hätte, nein, er erzählte holländiſch. Bernhard verſtand das wol auch, aber der Inhalt traf ihn nicht in ſeiner jetzigen Stimmung. Dazu unterließ der Abbé nicht, welcher die Wichtigkeit des Moments gar wohl zu würdigen wußte, dreinzuſprechen von der befremdlichen Aufregung dieſes jungen Mannes, und die Herzogin verfehlte auch nicht, fragende Ausrufungen einzuſchieben. Es entſtand ein wüſtes Durcheinander, bis Dietrich endlich, durch einen Laut Bernhards gelenkt, in deutſche Rede überging. Das wirkte erſichtlich. Bernhards Auge wurde ruhiger, wurde feſter. Aber Dietrich verſäumte es, von vorn anzufangen in ſeiner Darſtellung und Schilderung, es wäre ſelbſt dem aufmerkſam zuhörenden Bernhard kaum möglich geweſen, den vollen Zuſammenhang aufzufaſſen, und der ſchlaue Abbé ſorgte für neue Störung. Er entfernte ſich ſo eilig, als ſeine ſchlotternden Beine es hergaben, und winkte nach den Frontzimmern hinüber. Eine rauſchende Muſik war die unmittelbare Folge dieſes Winks, und dies Rauſchen und Klingen, betäubte nicht nur, es zog auch die Aufmerkſamkeit Bernhards wieder ab, indem es dem Nervenrauſch in ihm wieder die Oberhand gab.

„Die Muſik gilt Euch, Herzog," ſprach die Herzogin, „man erwartet uns."

So beſtürmt und gedrängt ſchloß Bernhard die Scene, indem er ſagte: ich verſtehe nicht ganz junger Herr, was Ihr wünſcht. Ich bin zerſtreut und bin hier Gaſt. Wollt Ihr mich morgen aufſuchen, ſo werdet Ihr mich aufmerkſamer finden. Euer Name? Dietrich war beſtürzt, daß ihn der Herzog, nicht wieder erkannte und ſtotterte —

„Man erwartet uns, Herzog, ich bitte!" wiederholte die Herzogin, und fort rauſchte ſie mit ihm zu einer Tafel, welche gegen alles Herkommen dieſer literariſchen Soiréen gerüſtet worden war Gegen alles Herkommen. Der fremde Held ſollte gefeiert werden, und Richelieu durfte vorausſetzen, daß die Schriftſteller und Künſtler ein Souper nicht verſchmähen würden. — Mit ſchmetterndem Tuſch wurde das Paar empfangen, und unter der allgemeinen Ueberzeugung, daß der deutſche Held als Bräutigam der Cardinalsnichte in dieſem Tuſch gefeiert würde, ſetzte man ſich geräuſchvoll zu Tiſche. Cardinal Richelieu ſtrahlte von angenehmer Genugthuung, und das urſprünglich ſchöne Antlitz, welches ihm die Natur geſchenkt, und welches er durch leidenſchaftliche Abſichten nur verſtellt zu zeigen pflegte, erſchien den Künſtlern mit einem Male ſo überraſchend ſchön, daß Einer zum Andern flüſterte: Schau' hin, ſchau' hin! er iſt ein wahrhaftiges Kind der Götter!

Richelieu nahm Platz neben dem Herzoge Bernhard und nickte lächelnd nach der andern Seite, wo Abbé Boisrobert ihm etwas ins Ohr raunte. Die leiſe Mittheilung beſagte, daß der deutſche Herzog ſoeben nicht die geringſte Abſicht gezeigt habe, ſich des Herzogs von Rohan anzunehmen. Die Nachrichten ſeien aber ſchlagend: man könne ſich des Rohan in der nächſten Stunde bemächtigen. Wenn Eminenz nicht Nein ſage, ſo geſchehe es. Die Eminenz hatte nicht Nein geſagt, ſondern genickt, und der Abbé wälzte ſich durch die Diener hinter der Tafel entlang nach dem Corridor rechts hinüber, wo Triſtan des letzten Wortes harrte. Dietrich war in ſeiner Beſtürzung in den Saal gefolgt. Er ſah ſtieren Auges dem Abbé zu, als dieſer zu Richelieu ſprach, er ſah ihm entſetzten Blickes nach, als der Abbé fortging. Er wußte: jetzt ſchickt er Triſtan hinüber ins Hotel Rohan; die Kataſtrophe tritt ein für dies edle Haus, und — du biſt ſchuld! Ein Ruck fuhr durch den langen, knochigen Körper des jungen Mannes, und ohne Rückſicht auf ſervirende Diener, denen er die Schüſſeln von den Armen ſtieß, drängte er ſich nach der Hausthür und ſtürzte hinaus, die Stiege hinunter auf die Straße St. Honoré hinab und am dunklen Louvre vorbei nach der Brücke hin, in den Faubourg St. Germain hinüber. Er lief, was er laufen konnte, obwol es ſtockfinſter war und er zu wiederholten Malen ſtolperte und fiel. Er meinte Triſtan hinter ſich zu hören mit der Meute von Musketieren.

5.

Um dieſe ſpäte Abendſtunde ſaßen ſie noch zuſammen, die drei Perſonen, welche ſich herzlich liebten und welche jetzt ſchwer bedroht waren durch den heranziehenden Triſtan: der Herzog Heinrich von Rohan, ſeine Frau und ſeine Tochter Marguérite. In einem weiten Gemache des zweiten Stockes ſaßen ſie. Auf einem Sopha den Fenſtern gegenüber Vater und Mutter, neben dem Vater auf einem Tabouret das einzige Töchterlein Marguérite, dem Vater ſo nahe, daß ſie ſeine Hand halten und mit einer leichten Bewegung ihm um den Hals fallen konnte. In geringer Entfernung vom Sopha beleuchtete von einem runden Tiſche eine Lampe die Familiengruppe. Die Lampe war mit grünem Schirme verhängt und ſtrahlte ein gedämpftes Licht, welches den Geſichtern ein bleiches Anſehen verlieh.

Das Gemach war ſonſt ziemlich leer an Möbeln; nur ein ſehr großer offener Schreibtiſch ſtand vor einem der drei Fenſter, welches nicht recht ſymmetriſch abſchloß. Denn unſymmetriſch nahe bei dieſem Eckfenſter trat die Querwand ein, welche Bücherſchränke und offene Fachwerke voll Bücher zeigte. Es war das Arbeitszimmer des Herzogs, und der Schreibtiſch war den Büchern ſo nahe gerückt, daß ſie dem literariſch arbeitſamen Herrn leicht erreichbar waren. An den Wänden hingen Landkarten und Waffen. Der Herzog Heinrich liebte die Einfachheit, und der Aufwand von Luxusmöbeln war gegen ſeine Neigung. Er hegte die Neigungen eines Kriegsmannes, welcher wenig Bedürfniſſe zu haben wünſchte. Das Hugenottenthum hing damit zuſammen. Es unterſchied ſich durch anſpruchsloſes Weſen im Haushalte und in der ganzen Lebensweiſe von dem Luxus der in Frankreich einzureißen begann und unter dem folgenden vierzehnten Ludwig darin tonangebend wurde für Europa.

Das Zimmer war auch darin bezeichnend für den Herzog Heinrich, daß der Schreibtiſch am Fenſter mit friſch geſchriebenen Papieren bedeckt war. Bei aller Zärtlichkeit für Frau und Kind hatte er doch während vierundzwanzig Stunden ſchon Zeit gefunden, ſchriftlich zu arbeiten. Er war ſtets mit Studien beſchäftigt, namentlich mit geſchichtlichen und kriegswiſſenſchaftlichen, und er unterhielt eine ausgebreitete Correſpondenz mit den proteſtantiſchen Führern aller Länder, ſowie mit den hugenottiſchen Häuptern in Frankreich. Das Regiment Richelieu's hatte von ſeinem Standpunkte ganz Recht, dieſen Rohan als einen gründlich gebildeten und deshalb gefährlichen Gegner auf Tod und Leben zu verfolgen. Es beſorgte keinen Handſtreich von ihm, wol aber Kriegspläne in großem Stile.

In ſchlichtem Hauskleide ſaß er da, und der Blick des wohlwollenden Antlitzes ruhte auf der einzigen Tochter, welche in einem Jahre ſich ungemein entwickelt hatte und dem Jungfrauenthume ganz nahe gekommen war. Noch fehlte etwas an der vollen Reife, an der Fülle der Formen, aber das Angeſicht des ſchlanken Geſchöpfes war ſchon belebt vom vollen Ausdrucke des ſchalkhaften und ſinnigen Mädchenweſens. Beſonders das große braune Auge leuchtete und ſprach ſchon klug und lieb. Ihre Hautfarbe war von einem gelblichen Blaß, hatte aber nicht das Mindeſte gemein mit dem kränklichen Blaßgelb leidender Naturen. Im Gegentheil, es war kräftig, und wenn eine Erregung ſeine Röthe darüber hauchte, ſo zeigte ſich eine ſatte, tief wirkende Farbe, wie man ſie auf guten Oelbildern ſüdlicher Meiſter als prachtvolles Colorit anſtaunt. Dabei war das Näschen ſo fein, der Mund voll perlender Zähne ſo graziös, Hals und Schulter ſo ſchlank und zierlich geſchwungen, wie man ſich eine junge Diana vorſtellt, und die Altſtimme ihres Redetons klang voll und ſonor. Sie lehnte ſich über das Knie des Vaters zu ihm hin und neſtelte mit den fein geſtalteten Fingern an einer Quaſte ſeines Kleides, indem ſie zu ihm aufblickte und die Frage wiederholte, welche der Vater unbeantwortet gelaſſen, weil er eben eine Bemerkung gegen die Mutter ausgeſprochen hatte. Dieſe Frage betraf den Herzog Bernhard. Ob es wahrſcheinlich ſei, was die Diener heute aus der Stadt heimgebracht: daß der Herzog Bernhard die Nichte des Cardinals heirathen werde?

„Das halt ich durchaus nicht für wahrſcheinlich," antwortete jetzt der Vater. — Und warum nicht? — „Weil Herzog Bernhard ein ächter Proteſtant iſt und die Nichte des Cardinals zur ſchlechteſten katholiſchen Sorte gehört." — Er war aber ſehr freundlich mit ihr. — „Wann und wo?" — Geſtern in St. Germain. — „Er iſt fremd und iſt Gaſt, und der Cardinal iſt ſein eigentlicher Gaſtgeber." — Da iſt man höflich, ja! Es war aber nicht blos Höflichkeit, was auf ſeinem braunen Geſichte ſtand, als er mit ihr ſprach. — „Was weißt Du, junges Närrchen!" — Er ſah ganz anders aus, als er mit der Mutter ſprach. — „Hat er Dir überhaupt gefallen?" — Ja und nein. Er iſt ſtattlich und ſtark neben den geputzten katholiſchen Hofleuten. Man meint's ihm abzuſehen, daß ſie Alle umfallen müſſen, wenn er den Arm erhebt und links und rechts hinſtreicht mit dieſem Arme. Auch hat er einen Blick, der wie eine Kugel auf Einen los kommt, und die Stimme klingt wie eine Orgel. Aber — — „Nun, aber?" — Er ſieht ſo über Alles weg, als wären die anderen Menſchen alle nur Kleinigkeiten. Das ärgert Einen, wenn's eine Weile dauert. Man will doch auch was bedeuten. — „Auch wenn man noch nichts bedeutet. Du biſt ja ſchon eitel, Du junges Ding!" — Iſt man eitel, wenn man was bedeuten will? — „Freilich, ſo lange man noch nichts iſt, ſoll man nur trachten, was zu werden, unbekümmert darum, ob die Leute davon Notiz nehmen oder nicht. Uebrigens hat mir ja die Mutter erzählt, daß der Herzog Bernhard von Dir Notiz genommen." — Ah! — „Aber, Heinrich!" ſchalt die Mutter dazwiſchen. — Wie denn das? fragte Marguérite. — „Du biſt an ihm vorübergegangen," fuhr der Herzog fort, ohne ſich durch das Kopfſchütteln ſeiner Frau ſtören zu laſſen, „und da iſt er einen Augenblick ſtehen geblieben und hat Dir nachgeſehen wie Jemand, dem etwas auffällt oder gefällt." — Ah?! — „Die Frage iſt nur eben, ob Du ihm nur aufgefallen biſt oder ihm gefallen haſt." — Das muß man ihm fragen! — „So? Es ſcheint Dir alſo von Wichtigkeit?" — Natürlich! Ein Mann, der ſo viel geſehen und erfahren hat, der muß gute Gründe haben, wenn ihm in großer Geſellſchaft Jemand auffällt oder gefällt. Meinſt Du nicht auch? — „Du wirſt curios gekleidet geweſen ſein!" — Das war ich gar nicht; ich war ganz einfach weiß gekleidet. — „Oder Du haſt ein Geſicht geſchnitten." — Aber, Papa! Erſchrocken war ich vor ſeinen Augen, die auf mich fielen, und — ich hab's ja ſchon geſagt! wie Kugeln fielen. Da ſchneidet man kein Geſicht, ſondern man iſt betroffen und weiß nicht wo man hinſehen ſoll. — „Und wo haſt Du denn hingeſehen?" — Das weiß ich nicht. Ich hab' gar nichts mehr geſehen, und als ich mich ſpäter nach ihm umgeſehen, da war er fort. — „Du würdeſt ihn alſo kaum wieder erkennen, wenn er hier einträte?" — O, doch!

Es trat bei dieſen Worten wirklich Jemand ein, aber nicht Herzog Bernhard, ſondern ein alter Diener, welcher meldete: der junge Herr de Groot ſei wieder da. Er ſehe ganz verſtört aus, habe ſich geradezu und mit Gewalt herein gedrängt und verlange trotz ſpäter Stunde die Frau Herzogin zu ſprechen, abſolut zu ſprechen. Es ſei Gefahr im Verzuge, laſſe er ſagen. Die Herzogin war nicht geneigt, ihn vorzulaſſen. Was Mathieu von ihm erzählt, hatte ſie gar zu ſehr eingenommen gegen die Tactloſigkeit Dietrichs, wenn ſie auch nicht wie Mathieu an Verrätherei denken mochte. — Aber der Herzog war anderer Meinung. Trotz aller Wunderlichkeit hatte ihm der Burſche auf dem Muſtapha gefallen, und er fand, daß die Lage nicht dazu angethan wäre, Mißverſtändniſſen nachzuhängen. Der junge Mann hätte gewiß guten Grund, ſo ſpät im Hotel einzuſprechen. Geht hinab — ſchloß er alſo — empfangt ihn unten und überlaßt mich meinem

Schickſale hier im Cabinet. Mutter und Tochter gingen. Letztere recht neugierig. Die Mutter wollte aber von dieſer Neugier nichts wiſſen, ſondern nöthigte Margueriten, auf ihr Zimmer zu gehen und ſich ſchlafen zu legen. So trat denn die Herzogin allein in den dürftig beleuchteten Salon, welcher dem vor Ungeduld zitternden Dietrich geöffnet wurde. Der unpraktiſche Menſch begann aber trotz aller Ungeduld mit ſeiner Rechtfertigung und verlor die koſtbare Zeit, bis ihn die Herzogin mit der Frage unterbrach: — ob er deshalb gegen Mitternacht einen Beſuch erzwänge und von Gefahr im Verzuge geſprochen hätte.

„Um Gottes willen, nein!“ ſchrie er und ſchilderte nun in Eile, was er im Palais Cardinal erlebt und erfahren und daß Triſtan jeden Augenblick mit bewaffneter Macht eintreten könnte.

Da entſtand Lärm im Vorſaale draußen. Triſtan war ſchon da. Die Herzogin ließ Dietrich ohne Antwort ſtehen und eilte fort, um oben ihren Gatten zu unterrichten — halt! rief man ihr entgegen, als ſie die nach dem Innern führende Thür des Salons öffnete: auch dort waren Triſtan's Leute ſchon aufgeſtellt; ſie waren an die zwanzig Mann hoch, ſtürmiſch eingebrochen und hatten ſich im Nu durch das ganze Hotel vertheilt. Aus dem Vorſaale trat Triſtan ſelber ein, und der erſte Gegenſtand vor ſeinen Augen war wiederum der junge Dietrich de Groot.

„Pardieu!“ rief er, „die junge Excellenz iſt gut zu Fuß. Beſſer als zu Pferde. Ich werd' Euch wol bitten müſſen, mit uns zu gehen, damit Ihr zu einiger Ruhe kommt.“ — Sehet nur zu, daß wir Euch nicht mit zum Könige nehmen, gegen deſſen Willensmeinung Ihr und der Abbé Boisrobert hartnäckig handelt! ſchrie Dietrich in zorniger Aufwallung, welche wol durch die Anweſenheit der Frau Herzogin entſtand. Denn er hatte das Bedürfniß, ſich Rohaniſch zu zeigen.

Triſtan nahm keine Notiz davon und wendete ſich zur Herzogin, ſein Eindringen mit höherem Befehl entſchuldigend und ſie darauf aufmerkſam machend, daß der ſtörende Ueberfall raſch und glatt vorübergehen würde, wenn die Frau Herzogin ihn dem Herrn Heinrich Herzoge von Rohan vorſtellen wollte, der im Hotel anweſend wäre.

„Habt Ihr Auftrag von des Königs Majeſtät?“ fragte ſie mit ſcheinbarer Ruhe und mit wirklich vornehmer Haltung. — Ich werde nicht ermangeln, mich Seiner Hoheit dem Herrn Herzoge darüber zu erklären. — „Dann werden wir, wie das jetzt herkömmlich in Frankreich, von der Erklärung einer Gewaltthat nichts erfahren, denn der Herzog iſt nicht hier, ſondern in der Schweiz. Entfernt Euch, oder ich rufe meine Leute und verſuche Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.“

Dietrich trat entſchloſſen neben ſie und zog ſeinen Degen. Solche Steigerung, obwol ſie gar keine Ausſicht auf Erfolg hatte, war ſeinem Naturell ganz angemeſſen. Es war Heroismus in die Luft hinaus.

— Eure Leute, erlauchte Frau Herzogin, entgegnete Triſtan unter einer achſelzuckenden Verbeugung, ſind ſämmtlich feſtgehalten. Der Grimmigſte unter ihnen ſitzt ſchon ſeit einer Stunde im Violon unſeres Palais, und ich muß nun den Herrn Herzog unangemeldet aufſuchen, da Ihr mir die Meldung verſagt, er aber ſeit geſtern in dieſem Hotel wohnt: nicht in der Schweiz.

Dies ſagend, ſchritt er hinaus, wo die Herzogin aufgehalten worden war. Die Herzogin ſelbſt ſah ihm nach mit weit geöffneten Augen. Sie zitterte durch und durch. Was thun? Hinauf eilen und dem Herzoge zurufen? Wenn man ſie hinauf ließ, ſo hieß das den Feinden nur den Weg zeigen. Und doch war ſeit ihrem Herunterkommen Alles ſo ſchnell gefolgt, daß der Herzog oben der Meinung ſein konnte: es ſei wol noch Zeit und ſeine Frau werde ihm wol noch nähere Kunde bringen. Jetzt konnte er geradezu jählings überfallen werden.

Es war nicht mehr möglich, zuvorzukommen — — doch! doch! Ein zweiter Gedanke zeigte ihr auch einen Weg zum Herzoge. Ihre Tochter fiel ihr ein, Marguérite, welche zu Bette geſchickt worden. Der Mutter trat vor Augen, daß Marguérite eben im Auskleiden begriffen und von den rohen Häſchern dabei überraſcht werden könnte. Das ſollte verhütet ſein. Und vom Zimmer Marguéritens führte ja ein Weg hinauf zum Vater. „Schafft mir Platz, Herr Groot, zum Zimmer meiner Tochter!“ rief ſie Dietrich zu und zeigte mit der Hand in der Richtung, welche Triſtan eingeſchlagen hatte. — Mit meinem Leben! ſagte Dietrich und ging mit vorgehaltenem Degen ihr voraus.

Es trat ihnen Niemand in den Weg. Triſtan hatte alle Aus- und Zugänge und Treppen beſetzen laſſen, und ſobald dies vollendet war, ließ er die Frau Herzogin und ihren Paladin paſſiren, wohin ſie wollten. Er folgte ihnen nur. Selbſt nämlich unterſuchte er gar nicht: er leitete wie ein Feldherr. Im Garten und Hofe ſtanden ſeine Wachen, an ein Hinauskommen war gar nicht zu denken. Das Schickſal mußte ſich erfüllen — war ſeine Deviſe — ob eine Viertelſtunde früher oder ſpäter, das war gleichgiltig. Alſo denkend, ſchritt er in einer Entfernung von zehn Schritten hinter der Herzogin her: denn das war doch immerhin von Bedeutung, wohin ſich die Gattin des geſuchten Herzogs wendete.

Sie öffnete haſtig die Thür, welche in das Schlafzimmer ihrer Tochter führte, und bat Dietrich zu warten. — Die Mutterſorge hatte ganz Recht gehabt: Marguérite war ſchon halb entkleidet, und Dietrich ſah ſie einen Augenblick wie er ſie nie geſehen, ohne Oberkleid in bloßen Schultern und Armen, wie vom Bildhauer gemeißelt. Die Thür flog zu, und ehe noch dies angenehme Bild ſeinem heroiſchen Gedankengange eine andere Wendung geben konnte, ſtand Triſtan bei ihm und erſuchte ihn mit artigen Worten, ihn eintreten zu laſſen.

„Nicht eher, als bis die Frau Herzogin öffnet,“ erwiderte Dietrich barſch, „es iſt das Schlafzimmer ihrer Tochter, und die Prinzeſſin ſoll ein Nachtkleid überwerfen.“ — So lange wollen wir warten! ſprach Triſtan, und winkte einem Trabanten, der ihn zu ſuchen ſchien. Dieſer Trabant berichtete, daß in dieſem unteren Stockwerke — mit Ausnahme des Zimmers, vor welchem ſie ſtänden — Alles durchſucht und der Herr Herzog nicht gefunden worden ſei. Die Wachen bleiben ſtehen, die Uebrigen gehen an den oberen Stock! befahl Triſtan, und der Trabant entfernte ſich.

Im oberen Stock aber war der Herzog; jetzt nahte die Entſcheidung. Mit impertinenter Ruhe begann nun Herr Triſtan ein Geſpräch, welches dem jungen Springinsfeld auseinanderſetzen ſollte, daß man ſich ſtets Unannehmlichkeiten auf den Hals lade, wenn man ſich in die Geſchäfte anderer Leute einmiſche. In der vorliegenden Affaire zum Beiſpiele müſſe die junge Excellenz mit verhaftet werden, weil ſie ſich gefliſſentlich, ja ſorgſam der Verhaftung eines ſtaatsgefährlichen Mannes widerſezte. Wenn die junge Excellenz eiligſt nach Hauſe und zu Bett gehen wolle, ſo könne man vielleicht ein Auge zudrücken.

Dies war indeſſen ein Ton, welchen der junge holländiſche Republikaner gar nicht vertrug, und als Schriftgelehrter fand er die Worte, welche den „Herrenknecht“, wie er Triſtan nannte, ebenfalls recht unangenehm berührten. Unter dieſen Worten kamen „Naſenſtüber“ vor, welche einem vorlauten Trabantenführer beigebracht werden ſollten, ſobald er ſich unterſtünde, ein Mitglied der ſchwediſchen Geſandtſchaft auch nur von Ferne anzutaſten, und damit gegen das Völkerrecht zu verſtoßen. —

Solche langathmige Rede hätte eigentlich der Herzogin da innen zu ſtatten kommen ſollen. Denn es beſtand eine Verbindung zwiſchen dem Zimmer Marguéritens und dem des Herzogs im oberen Stockwerke. Hinter dem Bett Marguéritens in der Ecke des Zimmerraums führte eine mit dunklem Möbelſtoff verkleidete Wendeltreppe hinauf. Die Herzogin konnte da hinauf eilen, wenigſtens hinauf rufen. Beides wollte ſie im erſten Drange, Beides unterließ ſie bei näherer Ueberlegung. Sie konnte dadurch die Aufmerkſamkeit der Verfolger gerade auf den gefährlichen Punkt lenken. Zweimal aber, dreimal ſogar flüſterte ſie Marguériten zu, unter allen Umſtänden kein Wort zu ſprechen, denn ein junges Mädchen wäre außer Stande, das Verfängliche aller Fragen zu überſehen, und ſo könnte ſie den Schlupfwinkel des Vaters verrathen, obwol ſie ihn ſelbſt nicht kenne.

Marguérite kannte ihn wirklich nicht. Gerade um ſie unbefangen zu erhalten hatten ihr Vater und Mutter denſelben nie gezeigt. Er war oben neben dem großen Zimmer des Herzogs.

Die Hugenottenkämpfe in Frankreich hatten es mit ſich gebracht, daß Jedermann in ſeinem Hauſe einen tief verborgenen Zufluchtsort brauchte. Mit Katharina von Medicis war freche Treuloſigkeit alltäglich geworden im franzöſiſchen Staatsleben, und die blutige Bartholomäusnacht hatte gelehrt, daß man trotz Schwur und Vertrag nie und nirgend ſicher ſei vor verrätheriſchem Ueberfall. Seit jener Nacht der Bluthochzeit war jeder proteſtantiſche Hausherr in Paris darauf bedacht, einen unentdeckbaren Schlupfwinkel in ſeinem Hauſe anzulegen. Herzog Heinrich Rohan war ein ſtrategiſches Talent, und hatte den Verſteck ſeines Hotels vermittelſt dieſes Talentes ausgeführt. In ſeinem großen Wohnzimmer nämlich hatte er dicht neben dem dritten Fenſter eine Holzwand aufrichten laſſen durch die ganze Breite des Zimmers. Vor dieſer Holzwand, die natürlich ebenſo wie die andern Wände tapezirt wurde, war die Bibliothek aufgeſtellt worden, theils in Schränken, theils in Holzfächern. Letztere beſonders waren eng und dicht mit Büchern verſtellt, und gerade hier hinter doppelter Bücherreihe auf dem Holzfache war ganz unſichtbar unter einem beweglichen Tapetenfleckchen die Feder zu einer Thür angebracht. Dieſe Thür öffnete ſich mit all' den feſt eingerammten Büchern, und führte in einen ganz ſchmalen Raum ohne Fenſter. Dort war ein Lager, war eine immer brennende Lampe — dorthin, hoffte die Herzogin, werde ſich ihr Gatte geflüchtet haben. Ihre Sorge beſtand nur darin, ob er die Meldung Dietrichs und ihr Weggehen für wichtig genug erachtet hätte, um ſich zu flüchten, und ob er nicht vom jähen Eindringen der Trabanten überraſcht worden wäre. Bei eiligem Oeffnen und Schließen der Tapetenthür konnte auch ein Buch herunterfallen, und das Tapetenfleckchen verrathen, unter welchem die Feder war.

Ob ſie jetzt eilig die Wendeltreppe hinauf eilen, und zuſchauen und verbeſſern ſollte, das war die nächſte Frage, als ſie das Rufen verworfen hatte. Aber dann konnte die Wendeltreppe verrathen werden, die noch nützlich werden mochte und vielleicht gar nicht bemerkt wurde, und dann — — da klopfte es, und Triſtan öffnete die Thür.

Er verbeugte ſich artig vor Marguériten, welche ſich in einen weiten Schlafmantel gehüllt hatte, und benützte die Gelegenheit, das Antlitz des jungen ſchönen Mädchens mit all' dem lüſternen Vergnügen zu betrachten, welches einem ſtets verliebten Franzoſen nie ausgeht. Unmuthig drehte ihm Marguérite den Rücken. Sie ward ſogleich dafür beſtraft, denn ſie war dabei einen Schritt zur Seite getreten und hatte die Ausſicht frei gemacht auf die verkleidete Wendeltreppe. Nachdem Triſtan mit langſam ſuchendem Blicke das ganze Zimmer überſchaut hatte, ging er gerades Wegs auf die Wendeltreppe los, nickte mit dem Kopfe, als er erkannt hatte, was er vor ſich habe, wendete ſich noch einmal unter artiger Verbeugung gegen die erſchreckt zuſchauende Mutter und Tochter, als wollte er ſich verabſchieden und — verſchwand in der Treppe. Man hörte ihn aufwärts ſteigen.

Die Herzogin ſah voll Angſt auf Dietrich, welcher hinter Triſtan eingetreten war, und es kämpfte in ihr der Gedanke, ob ſie den jungen Mann zum Vertrauten machen und ihn nachſchicken ſollte, mit der Furcht einen neuen Mitwiſſer zu ſchaffen, der am Ende nichts helfen und durch Ungeſchicklichkeit nur ſchaden könnte. Sie winkte endlich mit der Hand — er nahm dies für einen Befehl und polterte ſogleich ebenfalls die Wendeltreppe hinauf, immer mit gezogenem Degen. Es war finſter oben in des Herzogs Zimmer. — „Wer da ?“ rief Triſtan dem halb fallenden Dietrich zu. — Kein guter Freund! — antwortete dieſer.

Triſtan hätte nun endlich beinahe einmal geflucht über die Zudringlichkeit des jungen Mannes. Aber er that es nicht. Es war nöthiger, die Thür zu finden und ſeine Leute mit Licht herbei zu rufen. Er fand ſie und ſeine Leute kamen mit Lichtern. Triſtan überſchaute den Raum. In ſeinem Geſichte prägte ſich der Gedanke aus, daß er an der richtigen Stelle, daß er im Zimmer des Herzogs, daß dieſer gewiß noch ganz vor Kurzem hier geweſen, vielleicht noch hier ſei. Wo? Eine männliche Kopfbedeckung lag auf einem Seſſel; auf dem Stuhle vor dem Schreibtiſche ein Taſchentuch. Aber alle vier Winkel des Zimmers waren frei und leer, die herum leuchtenden Trabanten ſchüttelten die Köpfe. „Leuchtet hierher!“ rief Triſtan und trat an den Schreibtiſch. Dort nahm er ein beſchriebenes Blatt in die Hand und las es mit halblauter Stimme: „Eurer Majeſtät innerer Widerwille gegen dieſen Mann iſt der Pulsſchlag des wahren Königs, welcher vor den Feinden Frankreichs warnt“ — „Dies hat der Herzog geſchrieben, und heute erſt geſchrieben, die Schrift iſt friſch,“ ſagte Triſtan, indem er das Blatt zuſammen faltete, um es in ſein Wams zu ſchieben Auf dem Wege dahin wurde es ihm aus der Hand genommen. Das that Dietrich, welcher herzu getreten war. „Herr!“ rief Triſtan. — Ihr habt vorhin gefragt — ſagte Dietrich — was ich hier zu thun hätte? Ich gebe Acht, daß nichts geſtohlen werde. Dieſe Worte gehören dem Könige, und er ſoll ſie haben.

Dieſe letzte Wendung war Triſtan wirklich unbequem. Er erwiderte nichts, ſondern befahl ſeinen Leuten, die Wände langſam abzuleuchten. Die Bibliothekwand war die nächſte. Ganz langſam ſchritten ſie mit den Lichtern an ihr hin. — Ein Buch lag an der Erde. Es war herausgefallen, als der Herzog die Tapetenthür hinter ſich zugeſchlagen hatte. Man war alſo an der gefährlichſten Stelle. Man ſtand ſtill. Das Buch wurde aufgehoben. Triſtan griff mit der Hand in den leeren Raum, welchen das Buch hinter ſich gelaſſen. Eine zweite, feſte Reihe von Büchern war dahinter; das Klopfen mit gebogenem Finger klang trocken wie bei jedem ledernen Einbande. Triſtan ſelbſt — er war in ſeiner Jugend Diener geweſen — ſtellte das Buch ordentlich in die Lücke hinein. Man ging weiter; man unterſuchte ſorgfältig alle vier Wände: man fand keinen Anhaltspunkt.

„Stellt zwei Lichter auf den Tiſch!“ ſagte Triſtan, „und unterſucht das Stockwerk genau; hier iſt der Herzog irgendwo verborgen.“

Die Leute gingen. Triſtan blieb zurück und betrachtete aufmerkſam das Zimmer. Dietrich — jetzt frei von Gewiſſensbiſſen — fühlte ſich ganz in ſeiner Romanwelt, und war deshalb viel aufgeweckter und tüchtiger als im gemeinen, gewöhnlichen Leben. Er hatte ſich geſetzt, und ſtützte Hände und Haupt auf ſeinen Degen. Es reizte ihn geradezu, was dieſer kundige Häſcher nun wol vorhaben möchte. Als Triſtan's umherſchweifender Blick auf ihn fiel, zuckte es durch die Augen dieſes abgefeimten Patrons. Der naſeweiſe Geſandtenſohn, dachte er, kann vielleicht nützen! Und allen Aerger über den läſtigen Mitlaufer beſeitigend, redete er Dietrich freundlich an mit den Worten: „Was würde Eure junge Excellenz thun in meiner Lage?“ Dietrich ſchwieg.

„Es iſt etwas in dem Zimmer, was mir zuraunt: hier fehlt etwas! hier iſt was vorgegangen mit Wand oder Decke! hier herrſcht was Unregelmäßiges! Was iſt's? Wenn wir's finden, ſo finden wir auch den Herzog.“

Glücklicherweiſe wußte Dietrich nichts. Die Herzogin, welche lautlos innerhalb der Wendeltreppe horchte, ſegnete ihre Vorſicht, den Dietrich nicht ins Geheimniß eingeweiht zu haben. Er ſchwieg verächtlich weiter, aber nicht ohne Neugier, beſonders da Triſtan plötzlich ein Licht nahm, den Schreibtiſch vom Eckfenſter wegſchob, das Fenſter öffnete, das Licht und ſeinen Kopf links nach der Ecke, alſo nach dem Schlupfwinkel der Mauer hinaus ſtreckte. War ihm der richtige Gedanke entſtanden, daß dieſem Eckfenſter nach links hin freier Raum fehlte? Doch wol! Der Nachtwind aber draußen verlöſchte das Licht und es regnete. Er gab die genauere Unterſuchung auf und glaubte wol an die große Dicke dieſer Eckmauer. Einer ſeiner Leute meldete, daß nichts gefunden würde.

„Er iſt aber hier!“ ſchrie Triſtan zum erſten Male ungeduldig. „Nun denn!“ ſagte er nach kurzer Pauſe, „ſo müſſen wir das Tageslicht zu Hilfe nehmen und den Hunger!“ — Wie ſo den Hunger? — fragte unbedacht Dietrich, um doch irgendwie zu ſchaden. „Aha, ich hab's getroffen!“ rief Triſtan. „Lemoine! Du bleibſt hier in dieſem Zimmer, das Zimmer ſelbſt und die Wendeltreppe genau bewachend. Sobald der Tag graut, wirſt Du abgelöſt; wenn Du einſchläfſt wirſt Du caſſirt. Auf Wiederſehen!“

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer. Diesmal nicht auf dem Wege der Wendeltreppe, ſondern durch die Thür. Man hörte, daß er draußen Befehl ertheilte, alle Ausgangspunkte ſtreng zu bewachen, und daß er Ablöſung verhieß zum anbrechenden Morgen. Es wurde ganz ſtill im Hauſe. Triſtan hatte es verlaſſen. Dietrich ſaß dem Trabanten Lemoine gegenüber, welcher höflich um Erlaubniß gebeten hatte, ſich auch ſetzen zu dürfen und ſich geſetzt hatte, ohne die Erlaubniß abzuwarten. Nach einer langen Pauſe rief die Herzogin Dietrichs Namen. Hoch oben in der Wendeltreppe ſtehend, hatte ſie Triſtan's letzte Worte und Andeutungen gehört, und war in ſchwerſter Beſorgniß. Erſtens war es deutlich, daß Triſtan ſeine Aufmerkſamkeit auf den gefährlichſten Punkt gerichtet hatte. Bei näherer Unterſuchung am Tage konnte er den Zugang entdecken. Zweitens war die Idee des Aushungerns richtig und furchtbar. Ohne Speiſe und Trank mußte der Herzog in ſeiner engen Spalte verſchmachten. Sie war jetzt entſchloſſen, von außen Unterſtützung zu ſuchen, und zwar durch Dietrich. Aber auch jetzt noch war ſie zweifelhaft, ob ſie ihn ins Vertrauen ziehen ſollte. Sie erwartete ihn unten im Zimmer Marguéritens und ſah ihn ſchweigend an, als er vor ihr ſtand. Endlich ſagte ſie: „Uebernehmt Ihr's einen Brief in das Quartier des Herzogs Bernhard zu tragen?“ — Mit Gefahr meines Lebens! — „Ihr müßt ihn tief verſtecken. Es iſt möglich, daß man Euch viſitirt, wenn Ihr das Hotel verlaßt.“ — Das verwehr' ich Jedermann mit dem Degen.

Die Herzogin ſetzte ſich an den Schreibtiſch ihrer Tochter und ſchrieb. Sie ſchrieb langſam, denn auch in dieſem Briefe, der doch abgefangen werden konnte, wollte ſie nicht direct ſagen daß der Herzog da wäre und im Verſteck ſäße. Dietrichs mündlicher Bericht ſollte ergänzen. Unterdeß wendete ſich Dietrich mit leiſer Rede an Marguérite, welche auf einem Seſſel am Bett ſaß, und fragte ſie: — ob ſie ſehr erſchrocken wäre?

„Voll Zorn bin ich,“ antwortete ſie eben ſo leiſe, „über dieſe dreiſten Trabanten. Ihr hättet ſie gar nicht herein laſſen ſollen, Monſieur de Groot.“ — Ich allein? Wie war das möglich?! — „Ihr ſeid ja doch ſchuld daran, daß ſie gekommen ſind. Mathieu hat es heut Abend geſagt.“

Nach ſo viel Heldenmuth nicht weiter gerechtfertigt zu ſein, war ſchmerzlich genug für Dietrich. Um ſich zu rechtfertigen fing er an zu erzählen, was ihm begegnet ſei, und wurde dabei lauter.

„Pſt!“ rief die Herzogin und machte eine Bewegung nach oben, leiſe hinzuſetzend: „Der Trabant oben kann Euch hören. Ihr ſeid und bleibt unvorſichtig! — Ich bitte, tretet ganz nahe zu mir! — So. Und nun hört genau! In der Umgebung des Herzogs Bernhard werdet Ihr einen Schweizer finden Namens von Erlach. Er iſt geſtern Abend angekommen. —“ — Mit dem Herz — „Pſt! Mit Mathieu —“ — Ja wohl, ich hab' ihn geſehen im Mondſcheine und bin eine Strecke neben ihm geritten. — „Dieſen Herrn von Erlach ſucht jetzt mitten in der Nacht auf, und wenn Ihr ganz allein mit ihm ſeid, ſo übergebt ihm dieſen Brief und erzählt ihm genau, was Ihr hier erlebt und wie es hier ſteht. Er ſoll den Herzog Bernhard veranlaſſen, uns Hilfe zu ſchaffen. Fändet Ihr Herrn von Erlach nicht, ſo übergebt den Brief an den Herzog Bernhard ſelbſt, und erzählt ihm Alles — verſteht Ihr, und wollt Ihr?“ — Alles. Verlaßt Euch auf mich! — „Wenn ich das könnte!“ — Soll ich und darf ich meinen Vater ins Vertrauen ziehen? Nach kurzer Ueberlegung antwortete die Herzogin: „Ja.“ — Und meine Mutter!? — „Wie?!“ — Erſchreckt nicht! Meine Mutter iſt ſehr ſicher und praktiſch.

Und nun berichtete er ſchnell, daß ſie ihm aufgetragen hätte, den Herzog ins Geſandtſchaftshotel zu bringen, wo er am ſicherſten und beſten verborgen wäre.

„Wohl denn! es kann ſein, daß uns dies von großem Werthe wird, wenn wir den Tag überſtehen. Jetzt verbergt den Brief ſorgfältig und eilt alsdann.“

Er verſteckte das Blatt tief in ſein Wams, küßte der Herzogin die Hand, ſteckte endlich ſeinen Degen in die Scheide und empfahl ſich bei Marguériten. Sie drohte mit dem Finger und ſagte ernſthaft: „Ich ſeh' Euch nie wieder an, wenn Ihr Eure Sache nicht diesmal ganz gut ausrichtet“. Man hielt ihn an auf dem Vorſaale und wollte ihn nicht aus dem Hauſe laſſen. Er machte aber einen ſolchen Lärm und berief ſich ſo drohend auf ſeine Geſandtſchafts-Qualität, daß man nachgab. Die Vorrechte einer Geſandtſchaft waren dieſen Dienſtleuten des Cardinals ſehr wohl bekannt, und nach einigem Zögern gaben ſie nach und ließen ihn hinaus. Er hatte unter ihnen bereits einigen Ruf als ein curioſer junger Patron ohne beſondere Conſequenz. Er war jetzt recht in ſeinem Elemente. Das waren ja erhöhte romantiſche Zuſtände, wie ſeine Phantaſie nur wünſchen konnte, und er mitten darin als bedeutungsvoller Acteur. Welch' einen Eindruck mußte er auf die ſchnippiſche Prinzeſſin Marguérite gemacht haben, als er mit gezogenem Schwerte einhergegangen! Und dazu das reizende Geheimniß: ob und wo der Herzog verborgen ſei! Er flog nur ſo durch die naſſen nächtlichen Straßen. Nur einmal ſtand er ſtill. Mathieu fiel ihm ein. Er konnte ſich nicht ableugnen, daß er ſelbſt den alten Reiter ins Verderben geſprengt und daß es am Ende leichter wäre, den vornehmen Leuten im Hotel Rohan Hilfe zu ſchaffen, als dem armen Diener, welcher im Violon ſaß. Er hatte mörderiſch eingehauen, er war in directer Gefahr. Das Herz Dietrichs war ſo gut, daß ihm Mathieus Schickſal ernſthaften Kummer machte und ſeine ganze Phantaſie in Beſchlag nahm mit Plänen der Errettung. So war er etwas zu weit gerathen drüben in die alte Stadt hinein und wurde erſt durch den Anruf einer Wache aufgeweckt. Er ſtand vor dem Walle der Baſtille und mußte rechts hinüber ſchwenken nach dem Arſenale. Das Eingangsthor in die Höfe ſtand offen — wol des Gaſtes wegen, welcher Tag und Nacht freien Zu- und Ausgang haben ſollte; aber die Schildwachen gingen auf und nieder.

Auf ſeine Erklärung, daß er dringende Nachricht für den Herzog von Weimar brächte, ließen ſie ihn paſſiren. Die Gewölbe und Höfe waren ſehr dürftig beleuchtet, er fand aber die große Stiege, auf welcher er Tags vorher dem Herzoge ohne Erfolg vorgeſtellt worden war, er fand die Wachen im Vorzimmer beim Kartenſpiele munter, er fand auch den arbeitſamen Leder, an welchen er gewieſen wurde, noch wach am Schreibtiſche und fand das aufmerkſamſte Gehör bei dieſem alten Herrn. Die Gelehrſamkeit des jungen Herrn verrieth ſich ſchnell und empfahl ihn dem gelehrten Kanzler ungemein, da der Sohn des Staatsgelehrten Hugo Grotius ohnehin willkommen war. Leder verehrte Hugonem Grotium wie ein Ideal. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Dietrich ſolchem Entgegenkommen gegenüber jeden diplomatiſchen Rückhalt verlor und dem freundlichen Leder Alles haarklein erzählte, was er heut' Abend erlebt hatte. Glücklicherweiſe fand dieſe Rückhaltloſigkeit hier eine gute Stätte.

Die vorſtehenden Augen Leder's blitzten Funken bei der Gefahr, welche eine proteſtantiſche Notabilität wie der Herzog von Rohan zu beſtehen hatte, und er rief einmal über das andere: — Das kann ſich unſer Herzog durchaus nicht gefallen laſſen, durchaus nicht. Das ſchlägt uns ja ins Geſicht. Aber, aber —

„Was denn?“ — Der Herzog iſt ſo apathiſch, ſo ſchweigſam, ſo wunderlich ſeit wir hier ſind — dennoch will ich gleich — ach ja ſo! Ihr ſeid an den Herrn von Erlach gewieſen. Der ſchläft drüben in einem Seitenzimmer. Wir wollen ihn wecken. Der hat Haare auf den Zähnen: ſie haben ihn angehalten bei ſeiner Ankunft, er aber iſt ſehr grob geworden und man hat ihn gehen laſſen. Den Herzog hat er übrigens noch nicht geſprochen. Kommt nur, kommt, den Erlach wecken wir zuerſt.

Sie gingen hinüber und klopften an ſeine Thür. Er ſchien ſehr leiſe zu ſchlafen, denn er antwortete ſogleich, und nach einer Minute ſchon fragte er hinter der Thür: wer da ſei und was man wolle. Als Kanzler Leder ſich genannt, öffnete Erlach und ſtand halbangekleidet da. Die ſchwache Beleuchtung des Vorſaals zeigte ihn als einen ſtämmigen Mann, welcher allen Anforderungen in jedem Augenblicke gewachſen iſt. Er fragte kurz und trocken, was es gäbe? Dietrich überreichte ihm den Brief der Herzogin von Rohan. Er trat an die Lampe des Corridors und laß ihn. Sein breites, eckiges Antlitz verzog dabei keine Miene.

„Kann ich den Herrn Herzog von Weimar ſogleich ſprechen?“ fragte er ſodann Leder. — Gewiß, gewiß! Ich weck' ihn, wenn er ſchläft. Aber der Hoffmann ſagte vorhin, der Herr ſchlafe jetzt auffallend wenig. Kommt mit dem jungen Herrn von Grotius in mein Zimmer und wartet dort gefälligſt auf mich.

Leder ging; Erlach trat in ſein dunkles Zimmer, um ſich vollends anzukleiden; Dietrich blieb im Corridor ſtehen. Trotz der Dunkelheit war Erlach im Handumkehren angekleidet und ſein Schwert umhängend zurück. Er war in Kleidung wie Gewohnheiten ganz einfach und war immer kriegsmäßig fertig. Noch im Gehen bat er Dietrich, ihm zu erzählen, wie es hergegangen ſei im Hotel Rohan, und als er dies erfahren, fragte er plötzlich: — „Iſt denn der Herzog von Rohan wirklich in ſeinem Hotel?“ — Natürlich. — „Habt Ihr ihn geſehen?“ — Nein. — „Kennt Ihr ihn perſönlich?“ — Geſtern Abend draußen vor dem Thore habe ich ihn ja neben Euch geſehen! „Ah den? — Ja ſo!“ — Wie?

Da kam Leder zurück und überhob Erlach einer weiteren Antwort. Der ſchlaue Krieger hielt nicht für nöthig, dem jungen Menſchen zuzugeſtehen, daß er geſtern Abend den Herzog von Rohan geſehen. Leder berichtete, daß Herzog Bernhard ganz gegen ſeine Gewohnheit wirklich noch wach in ſeinem Zimmer auf und ab gegangen ſei, was ganz unerhört bei ihm wäre, der ſonſt in ſeiner Wohnung nur arbeite oder ſchlafe. „Er erwartet die Herren.“

Sie fanden ihn am Fenſter ſtehend; das Lager war unberührt. Er trat ihnen, die ſich verbeugten, nur einen Schritt entgegen und ſprach nicht ſogleich. Leder wollte die Herren vorſtellen —

„Ich kenne ja Beide!“ unterbrach ihn der Herzog. Dann trat er näher und ſagte: „Sprecht, Oberſt Erlach!“

Erlach berichtete kurz, daß er nach dem Uebereinkommen in Toul den Herzog von Rohan hierher geleitet, um ihn dem Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar zu längerer Unterredung zuzuführen. Daß „man“ geſtern angekommen und ſogleich verfolgt worden ſei. Das nähere melde dieſer junge Herr. Herzog Bernhard winkte mit leichter Kopfbewegung gegen Dietrich, daß er ſeinen Vortrag halte. Dietrich that es raſch, ausführlich und mit ſtarkem Farbenſchmuck. Man bemerkte, daß der Herzog ſich mit Anſtrengung aus ſeiner bisherigen Stimmung heraus riß. Er gerieth in Bewegung, als Dietrich ſchilderte, wie die Trabanten im Hotel Rohan eingedrungen und vorgegangen, und Auge wie Miene gingen in ſtrengen Ausdruck über. Dennoch ſchwieg er, als Dietrich geendet hatte.

„Ich gebe dem Herrn Herzoge von Weimar zu bedenken,“ ſagte Erlach mit trockener Betonung, „daß es bei uns in der Schweiz und den ganzen Rhein entlang einen niederſchlagenden Eindruck machen muß, wenn ſich darſtellt, daß Euer Bündniß mit Frankreich gar nichts bedeute für Eure Glaubensgenoſſen, nicht einmal etwas für Eure Verbündeten. Denn der Herzog von Rohan iſt Euch ein Verbündeter, ſeit ich Euch in Toul geſprochen habe und Ihr die gegenſeitigen Verpflichtungen gut geheißen habt.“ — Das bedenk ich ſelbſt, Oberſt von Erlach, ohne Eure Erinnerung! erwiderte der Herzog kurz und ſcharf. Leder! fuhr er fort, ſetzt Euch ſogleich dort an den Tiſch und ſchreibt an den Premierminiſter Frankreichs, an den Cardinal Richelieu, in meinem Namen. Ich hörte ſoeben mit dem größten Erſtaunen von dem feindlichen Verfahren gegen den Herzog von Rohan. Es ſei augenſcheinlich, daß man nur den Proteſtanten in ihm verfolge: und dies ſei obenein ein Kriegsmann, welcher in der Schweiz von wichtiger Kriegshilfe werden könne für mich, ſobald ich verabredetermaßen den Feldzug in der Freigrafſchaft begonnen Weſſen ich mich unter ſolchen Umſtänden von der franzöſiſchen Regierung zu verſehen hätte, wenn ein ſo wichtiger Glaubensgenoſſe offenbar nur *weil* er mein Glaubensgenoſſe, behandelt werde gleich einem Räuber, und wie zum Hohne für mich unmittelbar neben mir in Paris! Ich betrachtete dies als eine ſchreiende Verleugnung unſeres Bündniſſes, und wenn die Trabanten Seiner Eminenz nicht auf der Stelle das Hotel Rohan räumten, ſo würde *ich* auf der Stelle Paris verlaſſen.

Ein leiſer Ausruf voller Befriedigung wurde hörbar von Seiten Erlach's, Dietrichs und Leder's. Der Herzog, welcher ruhig ſtehend bisher geſprochen, fing jetzt an umher zu gehen und ſetzte hinzu: Dabei bringt an, daß obenein dies verletzende Aufgebot gegen eine hochverehrliche Dame, die Tochter Sully's, gerichtet wäre. Denn aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge ſei der Herzog ſelbſt gar nicht in Paris. Um ſo herausfordernder wäre die ganze Procedur, recht wie erfunden, um mich ins Angeſicht zu ſchlagen. Ich aber ſei nicht der Mann, ſolche Herausforderung unerwidert zu laſſen.

„Gute Nacht, meine Herren!“ ſagte er dann, ſtehen bleibend, zu Erlach und Dietrich. Sie verbeugten ſich und gingen. Als ſie an der Thür waren, hörten ſie noch den Herzog zu Leder ſagen: „Der Graf von Naſſau ſoll morgen mit dem Früheſten dies Schreiben ins Palais Cardinal tragen und ſoll ſich fünf unſerer ſtattlichſten Leute zur Begleitung mitnehmen, unter ihnen den Bart-Conrad. Er verlangt in meinem Namen unmittelbar dem Herrn Cardinal vorgeſtellt zu werden, ſobald dieſer aufgeſtanden iſt, und erklärt, daß er beauftragt ſei, auf ſofortige ſchriftliche Antwort zu warten.“ — Nun iſt ja geholfen! ſagte Dietrich auf dem Vorſaale zu Erlach. — „Der Herzog von Weimar thut brav was er thun kann,“ erwiederte Erlach, „ob er damit hilft? iſt eine andere Frage. Richelieu iſt klüger und zäher als irgend ein Menſch in der Welt. Warten wir's ab Gute Nacht!“

Dietrich ſchüttelte ungläubig den Kopf zu ſolchem Mißtrauen des erfahrenen Schweizers und eilte nun endlich nach Hauſe. Die Eltern mußten ja unruhig und ängſtlich ſeiner harren. Es war nach Mitternacht, und ſie waren ja gewärtig, daß er ihnen den Herzog von Rohan ins Haus brächte. So war es. Der Vater ging in großer Unruhe umher. Die Mutter nur ſaß ruhig da und tröſtete ihn. In ihrem beſten holländiſchen Kleiderputze ſaß ſie da ſeit ſechs Stunden, um den vornehmen Herzog anſtändig zu empfangen, und als nun Dietrich allein eintrat, rief ſie lachend ärgerlich aus: Hätte ich das gewußt, ich hätte mir's bequemer gemacht!

Bei Dietrichs Erzählung wurde indeß auch ſie ernſthaft. Sie war ganz ihres Dietrichs Meinung, daß die Gefangennahme Mathieus die wundeſte Stelle ſei unter all' dieſen Vorgängen. „Ihn hab' ich ans Meſſer geliefert!“ rief Dietrich einmal um das andere, als er durch die Berichterſtattung wieder an die Begebenheiten im Palais Cardinal erinnert worden war. Er hatte gegen Leder, Erlach und Herzog Bernhard Mathieus gar nicht erwähnen können, und ſo fiel des alten Reiters Schickſal jetzt mit doppelter Schwere in ſein Gewiſſen, weil er ſich vorwarf, es vergeſſen zu haben. Seine phantaſtiſche Thätigkeit malte dies Schickſal jetzt aus bis zum Schaffot, und er hörte nicht auf mit dem Rufe: Ich hab' ihn ans Meſſer geliefert. Vater Hugo, welchem die ganze Angelegenheit von Stunde zu Stunde peinlicher wurde, weil ſie ſeine Ambaſſadeur-Stellung ſicherlich compromittiren werde, ſtimmte dem Sohne bei und wußte Beiſpiel auf Beiſpiel anzuführen: wie unerbittlich und grauſam dieſe geiſtlichen Politiker ein ſolches Schlachtopfer zu behandeln pflegten, welches in ihre Hände gefallen.

„Uebertreibt nicht!“ rief die Mutter. „Wenn Dietrich auch die Veranlaſſung geweſen, ſo iſt er doch die unſchuldige Veranlaſſung geweſen. Da hätte man viel zu verantworten, wenn man auch das verantworten müßte, was zufällig neben uns geſchieht! Wenn ein Pferd ſcheu wird von meinem weißen Kleide und Menſchen niederrennt, hab' ich dann das Unheil, vielleicht den Tod dieſer Menſchen zu verantworten?" — Mathieu iſt aber nicht zufällig zum Palais hingekommen, ich hab' ihn hingebracht! rief Dietrich. — „Um ihm zu nützen und von ihm getrieben! Er hat Dich hingedrängt! Das ſind kranke Scrupel, Ihr Herren van Groot. Aber ſie ſind zu benützen, wie auch der Kehricht benutzt wird zum Dünger. Sie dienen dazu, der Deputation morgen den Mathieu beſonders zu empfehlen. Ihr geht beide mit Tagesanbruch zum Grafen von Naſſau und unterrichtet ihn davon und legt ihm ans Herz, daß er die Befreiung dieſes Mannes, eines Glaubensbruders, eben ſo ſcharf verlangt wie alles Andere. Ein Naſſau verſteht das und hat die nöthige Schärfe."

Das ward beſchloſſen, und ſo ging man endlich zur Ruhe. „Ich wecke Dich ſchon, Papa, bei Zeiten!" ſagte die tüchtige Frau noch zu ihrem Manne, der in den Morgen hinein zu ſchlafen pflegte.

Der Morgen war regneriſch und windig. Das wirkte herabſtimmend auf den Vater Hugo, deſſen Körper ſehr empfindlich, und beſonders für Erkältungen empfindlich war. Er hüllte ſich eng in ſeinen Mantel und empfahl Dietrich zu wiederholten Malen, die ganze Angelegenheit mäßig und vorſichtig zu betreiben. — Dietrich dagegen war rüſtig geſpannt. Sein Gewiſſen in Betreff Mathieus zu beruhigen, meinte er jedes Wagniß beſtehen zu müſſen, und er verſtieg ſich in Gedanken zu den ſtolzeſten Reden vor dem Cardinal, ja vor dem Könige ſelbſt. Er ſah gar nicht auf den Weg und beſpritzte ſich und ſeinen Vater recht unnöthigerweiſe mit dem Inhalte aller Pfützen bis zum Eingange ins Arſenal. Hier fanden ſie den Hof voll geſattelter Roſſe, und der Graf von Naſſau trat eben mit ſeinem Gefolge in den Flur an der großen Stiege. Dietrich empfand das Bedürfniß, auch ein Roß zu haben. Es kam ihm ungenügend vor, neben den Reitern zu Fuß durch die Straßen zu patſchen. Aber die Erfahrung mit

Muſtarda dämpfte das Bedürfniß. Das Gefolge des Grafen von Naſſau ſah martialiſch aus. Es beſtand aus lauter bärtigen Kriegsleuten, denen man Sonne, Wetter und Wind und erfahrungsmäßige Entſchloſſenheit anſah. Selbſt der Bart-Conrad fiel nicht beſonders auf unter dieſen Recken. Der Graf von Naſſau ſelbſt war nur von Mittelgröße, und ſein Antlitz war ohne Röthe. Aber das Auge war gebieteriſch und ſein wortkarges Weſen war das eines Herrn. Es wurde ſehr hervorgehoben durch einen blonden Jüngling, der neben ihm ſtand und der ihn eben fragte, ob auch er das Wort ergreifen ſollte vor dem Cardinal. Nein! — erwiderte der Graf von Naſſau halblaut — ich hab' Euch nur zur Begleitung aufgefordert, damit Euer Name unſer Anſehen erhöhe und damit Ihr die verſchmitzten und verlogenen Pfaffenregenten einmal in der Nähe ſeht und dadurch eine Vorſtellung gewinnt, wie es in Wien ausſieht. Denn Ihr habt doch wol manchmal in der Stille Luſt, dort Euer Glück zu verſuchen.

O nein! entgegnete raſch der Jüngling. Es war der kaum mündige Herzog Eberhard von Würtemberg, welchem der Kaiſer die Einſetzung in das Herzogthum verweigerte, und welcher mit Hilfe Bernhards ſein Herzogthum zu erobern hoffte.

Auch Rudolph von Mitzlau war in dem Gefolge und er machte ſich bemerklich, indem er dem Grafen von Naſſau zurief: die eintretenden beiden Herren ſeien der ſchwediſche Ambaſſadeur und deſſen Sohn, von welchem Letzteren Seine fürſtliche Gnaden Herzog Bernhard ſo eben geſagt, daß er die Localitäten im Palais Cardinal kenne und den Führer abgeben werde. Der Graf von Naſſau trat Hugo Grotius ſogleich grüßend entgegen, und hörte mit Aufmerkſamkeit an, was dieſer von Mathieu wünſchenswerther Befreiung ſprach.

— Zuerſt holen wir den! ſchrie Einer aus dem Gefolge, welcher ebenfalls der Rede des ſchwediſchen Ambaſſadeurs gelauſcht hatte.

Der Graf von Naſſau ſah ſich nach dem Schreier um ohne ein Wort zu ſagen. Aber ſein bloßer Blick bedeutete: die Reihenfolge geht von mir aus. Der Schreier war natürlich der Bart-Conrad. Der Graf von Naſſau fragte nun Hugo Grotius, ob er ihn begleiten wolle ins Palais?

„Ich nicht; meine Regierung könnte das herausfordernd nennen. Mein Sohn wird mich vertreten.“ — Alſo vorwärts! Bleibt an meiner Seite junger Herr und unterrichtet mich im Hinreiten. Ihr habt kein Pferd, ſcheint es. Ein Handpferd von mir vorführen! rief der Graf. „Nur keinen Muſtapha!“ ſchrie in dem Getümmel, welches ſich in den Hof hinaus drängte, der Bart-Conrad, und ein Gelächter folgte. Das Abenteuer mit Muſtapha war auch in dieſem Kreiſe bekannt. — Seid unbeſorgt — ſagte der Graf von Naſſau — das Pferd, welches man da vorführt, iſt ein ruhiges Thier. — Den Bart-Conrad aber traf diesmal kein ſtrafender Blick. Rohe Kriegerſpäße waren freigeſtellt; man war nicht in der Lage, die Freiheit zu beſchränken durch Förmlichkeiten.

Man ſtieg zu Pferde. Selbſt Dietrich nicht ohne tapfere Wallung. Er hatte die Unbefangenheit, den „Muſtapha“ nicht übel zu nehmen und treuherzig zu äußern: er ſei allerdings ein ungeübter Reiter und einem Racker wie Muſtapha nicht gewachſen. — Das machte wie jede natürliche Beſcheidenheit guten Eindruck, und das heutige Roß ſchien auch Muſtaphas Gegenſtück zu ſein; es hielt ſich von ſelbſt zur Seite ſeines Herrn, des Grafen von Naſſau. Dietrich konnte unbeſorgt um Störung ſeinen Vater mit der Hand grüßen, während die andere recht vornehm nachläſſig die Zügel hielt.

Die Straßen waren ſtill bei dem ſchlechten Wetter und der frühen Tageszeit. Dennoch fiel der grimmig ausſchauende Zug den Leuten auf, und ehe er die lange Strecke durch die Stadt bis ans Palais Cardinal gekommen, hatte ſich die Nachricht von dieſer kriegeriſchen Deputation an den Cardinal verbreitet und der Haufe mitlaufender Pariſer war von Straße zu Straße angewachſen. Der Cardinal war männiglich verhaßt, man witterte heraus, daß dieſe Deputation etwas Scharfes gegen ihn bedeute, und die heimlichen Hugenotten eilten von allen Seiten herbei. Denn die Verfolgten haben die feinſten Ohren und ſind überall am ſchnellſten auf den Beinen. Als die Deutſchen von der Straße St. Honoré einbogen in den erſten Hof des Palais, drängten Hunderte von Menſchen ihnen nach und riefen: Es lebe die Freiheit! Nieder mit dem Cardinal!

Die Trabantenwache war übereilt worden. Ihr Hauptmann Triſtan war nicht da; er war ſchon bei Tagesgrauen wieder hinüber zum Hotel Rohan. Dort hatte er auch ſeine aufgeweckteſten Leute. Die am Thore des Palais Wache haltenden waren unſicher geworden durch des Grafen von Naſſau Zuruf: „Geſandtſchaft des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar!“ und waren nicht im Stande geweſen, das Volk abzuhalten, welches unmittelbar nach der Reiterſchaar eingedrungen war. Die Reiter ſtiegen ab unter zudrängenden Volksmaſſen und immer ſtärker anwachſenden Zurufen.

Das war beſonders für Conrad ſehr anmuthig. Er benützte redlich die franzöſiſchen Brocken, welche er aufgeleſen und unter welchen „liberté“ und „prêtre perfide“ eine Hauptrolle ſpielten, um ſie unter zupaſſender Mimik den Stimmführern zuzurufen. Dadurch beſtärkte er natürlich die Leute in dem Glauben, es gälte dieſe Deputation einer allgemeinen Sache und dem Haſſe gegen den Cardinal, ja es ſei dies Eindringen einer deutſchen Reiterſchaar der Anfang einer Revolution. Die Wichtigeren unter den Schreiern ſchickten geringere Leute mit Botſchaft in die Stadt hinaus: man ſolle kommen und helfen, das Strafgericht des Cardinals beginne.

Der Graf von Naſſau ſchien keine Notiz davon zu nehmen. Er forderte Dietrich auf, ihn gerades Wegs nach den Gemächern des Cardinals zu führen. Dietrich that das mit großem Vergnügen. Wie anders erſchien ihm heute die Treppe, welche er geſtern angſtvoll erſtiegen. Jetzt ſah er in ſeiner eiligſt gebärenden Phantaſie den Sturz des Cardinals, den Anbruch einer neuen Welt in Frankreich vor ſich. Er ſah mit Behagen, als er mit dem ganzen klirrenden Gefolge oben angekommen war, daß die Dienerſchaft beſtürzt durcheinander lief, ja von dannen eilte. Der Portier war ſchon lange oben und hatte das Entſetzliche berichtet, was heran nahe. Jetzt beugte er ſich, von der Dienerſchaft allein übrig bleibend im großen Vorſaale, tief zur Erde und richtete an ſeinen alten Bekannten, die junge Excellenz des Herrn de Groot, die ergebenſte Anfrage: wen und was er zu melden habe?

— Ohne Antwort weiter führen! ſagte leiſe der Graf von Naſſau zu Dietrich. Der Portier ward zur Seite gedrängt, und Conrad, als er dieſen Stil des Beſuches mit ſeiner Naſe ſogleich erkannte, ergriff den großen, mit Goldborten überdeckten Thürſteher bei den Schultern und ſchob ihn ans Fenſter, von welchem man hinabſchauen konnte auf den erſten Hof und auf die ſchreiende Volksmaſſe. „Attention!“ ſchrie Conrad hinab, nahm dem Portier den Treſſenhut vom Kopfe und ſchwenkte ſelbigen grüßend nach unten. „Révérence! Compliment!“ ſchrie er dabei dem Portier in die Ohren, und dieſer machte gehorſam geradeſo die Neigungen, wie ſein Hut ſie machte in Conrads Hand. Jubel und Händeklatſchen erſcholl von unten, wo die Menſchenmaſſe immer dichter anwuchs.

Der Graf von Naſſau war unterdeſſen ſchon mitten im nächſten Saale; Dietrich neben ihm, das Gefolge dicht hinter ihm. Die große Thür auf welche ſie zuſchritten, wurde von Dietrich als die Thür zum Appartement bezeichnet, welches der Cardinal ſelbſt bewohne. Sie näherten ſich ihr raſchen Schrittes, ſo daß Conrad, welcher von der Hauptſache nichts verſäumen wollte, ſich aber mit dem Portier ſchon verſäumt hatte, ihnen wörtlich nachtraben mußte, was mit raſſelndem Poltern geſchah und den Charakter eines aufſtändiſchen Ueberfalls noch deutlicher machte. Dabei gerieth er auf dem glatten Fußboden dergeſtalt ins Rutſchen und Schieben, daß er eher an der Thür war als der Graf von Naſſau ſelber. Dieſer machte eine abwehrende Handbewegung gegen Conrad, in demſelben Augenblicke aber ging die

Thür auf und Vater Joſeph erſchien in derſelben. Drohend ſtreckte er ihnen die Hand entgegen und rief: „Halt!"

Er war ein muthiger Menſch und hatte von innen den Abbé Boisrobert, welcher ſich fürchtete und die Thür verriegeln gewollt, unſanft zurückgeſchoben. Sein garſtiges Antlitz hatte einen grimmigen Ausdruck, und die dunkle Kapuzinerkutte ſteigerte denſelben noch mehr.

„Was wollt Ihr? Wie könnt Ihr's wagen, ſo ungeſchlacht hier einzudringen bei Seiner Eminenz?!"

Die Weimaraner kannten und haßten ihn. Er war ſchon mehrmals im Kriegslager erſchienen und hatte immer Befehle gebracht, welche den Kriegslauf hemmten und beſchädigten. Die Allianz mit dem katholiſchen Frankreich war ihnen ohnedies zuwider, und daß nun gar ſo ein garſtiger Mönch den entſcheidenden Herrn ſpielen ſollte, war ihnen unausſtehlich. Sein jetziges Auftreten und Fragen wurde alſo mit einem allgemeinen mürriſchen Ausrufe des ganzen Gefolges beantwortet.

„Geduld!" ſagte der Graf von Naſſau zu den Seinen, und dem Vater Joſeph erwiderte er: „Wir wollen Seine Eminenz ſprechen, und zwar auf der Stelle". — Das iſt nicht die Form, für welche die Eminenz zugänglich iſt. Was unterſteht Ihr Euch?! — „Sprecht höflich, Herr Kapuziner," entgegnete der Graf von Naſſau, welcher geläufig franzöſiſch ſprach, „wir ſind nicht die Leute, Unhöflichkeiten eines Mönches hinzunehmen. Seid Ihr der Kammerdiener Seiner Eminenz, ſo beeilt Euch, uns anzumelden. Wenn nicht, ſo geht aus dem Wege!"

Vater Joſeph ſtieß heftige Zornesworte aus und trat ihnen entgegen und erſt recht in den Weg. Der Graf von Naſſau machte eine abweiſende Handbewegung, welche der vorn ſtehende Conrad dahin deutete, daß der Mönch beſeitigt werden ſollte. Er ergriff ihn mit beiden Händen am Stricke, den er als Gürtel um die Kutte trug, hob ihn wie eine Feder in die Höhe, ſchwenkte ihn in der Luft nach rechts und ſetzte ihn dort auf einen Seſſel.

Der Graf von Naſſau ſchritt ſammt dem Gefolge durch die offene Thür. Sie waren nun wirklich in einem Wohnzimmer des Cardinals, welches an das Schlafzimmer desſelben grenzte. Der Abbé Boisrobert und ein Leibdiener des Cardinals ſtanden zitternd vor der Seitenthür, welche ins Schlafzimmer führte. Dem Abbé flogen alle Glieder. Directen perſönlichen Angriffen gegenüber war er ein muthloſer Wicht, und er hielt dies Eindringen für einen perſönlichen Angriff. Seine ohnehin ſchwerfälligen Füße verſagten jeden Dienſt; er fühlte ſich wie angenagelt und war gar nicht im Stande, von der Thür wegzugehen. So war er gegen ſeinen eigenen Willen ein treuer Thürhüter ſeines Gebieters. Dietrich flüſterte dem Grafen von Naſſau zu: wen er vor ſich habe, und der Graf forderte nun den Abbé auf, dem Herrn Cardinal eine dringende Botſchaft des Herzogs von Weimar anzumelden.

„Eminenz ſchlaf —“ Mehr rang ſich nicht hervor aus dem ſtammelnden Munde des Abbé, welcher den Luftpaß hinten im Schlunde verſchloſſen fühlte. Der Leibdiener vollendete den angefangenen Satz: „Eminenz ſchlafen noch — ſind ſpät zur Ruhe gekommen — ſind ſtets nervöſer Natur — langen Morgenſchlafs bedürftig“.

Der Graf von Naſſau war einen Augenblick zweifelhaft, ob er ſo weit gehen ſollte, das Aufwecken des Cardinals zu verlangen. Da war Pater Joſeph wieder zu hören. Selbſt Conrad hatte ihn nur für eine kurze Zeit beſeitigen können. Er kam nachgeſtürzt und ſchrie über die Maßen gegen die unerhörte „Frechheit barbariſcher Söldner“. Dieſe Bezeichnung veranlaßte den Grafen, keine weiteren Umſtände zu machen. Er befahl Conrad, den vordringenden Kapuziner feſt zu halten, und befahl dem Leibdiener, den Herrn Cardinal zu wecken. Der Graf hatte noch nicht ausgeſprochen, da hörte man aus dem Zimmer des Cardinals ein heftiges Läuten mit der Glocke. Das Geſchrei des Pater Joſeph hatte Richelieu aufgeweckt, und gleichzeitig war von der andern Seite die Herzogin von Aiguillon in das Schlafzimmer ihres

Oheims geeilt, um ihm anzuzeigen, daß ein Volksaufſtand im Hofe tobe und ins Palais eindringe. —

„Oeffne! der Herr Cardinal ſchläft nicht!“ herrſchte der Graf von Naſſau dem Leibdiener zu und ſchritt vor. Der Diener öffnete, und die Kriegerdeputation ſchritt in das Schlafzimmer, den entſetzten Abbé Boisrobert, welcher wirklich nicht von der Stelle konnte, wie eine Klippe umgehend.

Der Cardinal Richelieu lebte ſtets unter der Angſt eines ſchlechten Gewiſſens. Eine plötzliche Ungnade des Königs, ein plötzlicher Anfall von Seiten der Ariſtokratie, eine plötzlich losbrechende Rohheit und Grauſamkeit der Volksmaſſe ſtand täglich vor ſeiner Seele, ſobald ſein äußerſt erregbares Nervenſyſtem das Gleichmaß ſeines Befindens erſchütterte. Deshalb war er immer und überall auf plötzlich zu ergreifende Schutz- und Fluchtmittel bedacht. Auch in ſeinem Schlafzimmer war eine unſichtbare Thür vorhanden, die in ein Verſteck führte, und als er jetzt das Geſchrei ſeines treuen Pater Joſeph hörte und den Zuruf ſeiner Nichte verſtand — denn im erſten Momente des Aufſchreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes Verſtändniß geweſen — hatte er ſich aufgeſchnellt, um aus dem Bette zu ſpringen und durch die geheime Thür zu flüchten. — Es war zu ſpät geweſen: die bärtigen Krieger ſtanden vor ſeinem Lager. Er zog die Beine wieder zurück, welche ſchon außer dem Bette geweſen waren, und ſuchte ſich geiſtig zu faſſen. Denn der Geiſt allein — flüſterten ſeine Gedanken — konnte ihm jetzt noch nützen, er mußte ſo frei als möglich erhalten werden. Bleich wie der Tod ſaß er da im Spitzenhemd. Die feine Hand krampfte ſich in die rothſeidene Decke; die Augenlider drängten ſich abwärts und ließen nur die Hälfte der Augen frei. Er fand kein Wort der Frage. Aber ſeine Nichte fand ein befreiendes Wort. Sie erkannte einige der Krieger, welche mit Bernhard in St. Germain geweſen waren; ſie rief alſo: Das ſind ja Herren des Herzogs von Weimar!

Ah?!“ flüſterte Richelieu, „keine Franzoſen?!“ — Verzeiht, Eminenz, die Störung, welche ohne unſere Schuld wie ein Ueberſall erſcheint. Wir ſind mit einem dringenden Auftrage unſeres Herzogs an Euch betraut und fanden Eure Leute von einem tumultuariſchen Eindringen der Pariſer in Euer Haus ſo beſtürzt, daß wir keine Meldung bei Euch erreichen konnten — „Tumultuariſches Eindringen der Pariſer —?“ unterbrach Richelieu. — Ja, Eminenz! Wenn Ihr uns raſch abfertigt mit zuſtimmender Antwort, ſo können wir vielleicht auf unſerm Rückwege Palais und Hof ſäubern. Vielleicht laſſen ſie uns Zeit. Hier iſt das Schreiben des Herzogs von Weimar, auf deſſen Beantwortung wir warten.

Richelieu erbrach es mit fliegenden Händen. Man ſah es ihm an, daß er kaum die Kraft in den Augen hatte, die Schriftzüge zu erkennen und zu verſtehen; aber man ſah auch, daß er ſich moraliſch Gewalt anthat. Es war ja die größte Eile nöthig wegen der Volksmaſſen, die der Graf von Naſſau ſo geſchickt zu ſeiner Reſervearmee gemacht. Die moraliſche Anſtrengung überwand auch die bebenden Augennerven: er erkannte, daß es ſich um die Verfolgung Rohan's handelte, und ohne genau und bis ans Ende zu leſen, ſprach er haſtig: „Irrthum! Irrthum! Mißverſtandener Dienſteifer der Trabanten und Musketiere! Empfehlt mich Eurem Herzoge und ſagt ihm von mir: ich gäbe auf der Stelle Ordre, das Hotel Rohan frei zu laſſen, ganz frei. Sagt das, und eilt und haltet Wort, indem Ihr draußen die Pariſer aus Haus und Hof hinaus expedirt!“ — Ich bitte um Entſchuldigung, Eminenz, erwiderte der Graf von Naſſau, daß ich damit nicht zufrieden bin. Der Herr Herzog Bernhard glaubt auf einer ſchriftlichen und poſitiven Antwort wie Ordre von Eurer Eminenz beſtehen zu müſſen.

Man ſieht dieſer Graf von Naſſau war ein ſicherer Tactiker und verſtand es, die Angſt Richelieu's vor dem Volksauflaufe auszubeuten. Er war auch nahe am Gelingen dieſer Tactik

„O mein Gott,“ rief Richelieu, „das hat ja gar keine Schwierigkeit! Nur ſchafft erſt Ruhe draußen, daß es hier innen ordentlich geſchrieben werden kann!“ — Der Lärm draußen, Eminenz, mag wol ein Mißverſtändniß ſein. Das wird ſich aufklären, und das werden wir aufklären, wenn wir mit Eurer ſchriftlichen, poſitiven Antwort wie Ordre die Treppe Eures Palais hinab ſteigen, zu welcher die ſchlecht unterrichtete Volksmaſſe jetzt herauf drängt. — „Alſo Schreibzeug daher, um ans Ende zu kommen! Madelon, das Schreibpult und was dazu gehört dort vom Tiſche!“

Die Herzogin von Aiguillon, an welche dieſe Aufforderung gerichtet war, verrichtete eiligſt dies Geſchäft. Sie war vertraut mit allen Lebensgewohnheiten ihres Oheims und hatte ihn hundertmal auf einem Brettchen im Bette ſchreiben ſehen. Er verließ oft Tage lang ſein Bett nicht und hatte ſich den Aufenthalt in demſelben mit allen möglichen Hilfsmitteln eingerichtet. In der Sache ſelbſt war ſie ganz für Zufriedenſtellung des Herzogs Bernhard und für eiligſte Beſeitigung der aufſtändiſchen Menge. Deshalb war ſie auch nach dem Eintritt der Deputation im Zimmer geblieben. Denn übrigens war es ihr nicht angenehm, von dieſen Kriegsmännern im tiefſten Negligé überraſcht und betrachtet zu werden. Sie war ſich indeſſen ihrer ſchönen Arme und ihrer ſchönen Büſte vollkommen bewußt und vergaß es nicht, im Herzutragen des Schreibmaterials den Arm hoch zu heben und ſich am Bette ſeitwärts nieder zu beugen, ſo daß ihr weißes Nachtgewand den lebensvoll weißen Arm und Buſen einigermaßen, alſo doppelt lockend frei gab. Wenn dieſe Kriegsleute in der Gegenwart Bernhards von deinen Reizen murmeln — dachte ſie — ſo iſt auch dies ein Reizmittel! Das Alles geſchah ſchnell und geſchickt — der Cardinal begann zu ſchreiben. Aber Pater Joſeph, welcher außen hatte bleiben müſſen unter Conrads Obhut — der Graf von Naſſau hatte Conrad einen verſtändlichen Wink gegeben — dieſer tapfere Pater Joſeph war anderer Meinung. Er kannte ſeinen Richelieu nur zu gut und mißtraute ihm völlig bei allen Ereigniſſen, welche Ueberfall und Volksaufſtand betrafen. Da beträgt ſich der Cardinal — und er pflegte ihm das ins Angeſicht zu ſagen — wie ein durchnäßtes Huhn, dem aller Muth abhanden gekommen iſt, und da braucht er mich wie ein Säugling ſeine Amme! — Er hatte nicht Unrecht. Richelieu war von dem verwegenſten Muthe in Plänen und Entwürfen, ja auch in Durchführung derſelben, ſo lange dieſe Durchführung in höheren, berechenbaren Sphären blieb. Selbſt den Krieg beſtand er leidlich, ſoweit er in demſelben befehlen und ſich ſelbſt die Stellen ſeiner Mitwirkung ausſuchen konnte. Aber vor unberechenbaren Gefahren hatte er eine unbezwingliche Angſt. Er hatte den Muth des Geiſtes, und nicht den Muth des Herzens. Namentlich Volksmaſſen waren ihm erſchrecklich. Sie knickten ihm alle Spannkraft der Nerven.

Dies wußte Pater Joſeph. Sobald alſo die kriegeriſche Deputation rechts und links an der erbärmlichen Klippe Boisrobert vorüber zum Cardinal hineingedrungen war, machte er gar keinen Verſuch, den an der Thür bleibenden Bart-Conrad zu ſtürmen, um ſelbſt folgen zu können. Nein, er ging haſtigen Schrittes zurück nach dem Vorzimmer und nach dem Treppenhauſe. Dort wollte er ſich erſt überzeugen, wie viel das Volksgeſchrei zu bedeuten habe und ob das Heranziehen der Leibwache aus dem inneren Hofe nicht Abhilfe ſchaffen könne. Wirklich fand er auch ſchon die große Stiege zahlreich beſetzt von den Musketieren und Trabanten und hörte von ihnen, daß man innen unbeſorgt ſein könnte. Dann riß er ein Fenſter auf, um in den Vorderhof hinab zu ſchauen und ſich über die Beſchaffenheit der Schreier durch den Augenſchein überzeugen zu können, namentlich ob ſie bewaffnet wären. Ein ſkandalöſes Schreien, Pfeifen und Brüllen empfing ihn, als man unten ſeiner anſichtig wurde, denn er war allbekannt und als des Cardinals rechte Hand allverhaßt. Daraus machte er ſich gar nichts, ſondern ſchrie grimmige Scheltworte in den Lärm hinein und drohte mit der Fauſt. Erſt als Steine heraufflogen, zog er ſich zurück, trotz der Steine mit der Ueberzeugung: dies iſt ein zufälliger, unbewaffneter Zuſammenlauf, eine „échauffourrée“, wie er vor ſich hin murmelte, und dieſe Lage verdient nicht das geringſte Opfer. Dies dem Cardinal noch rechtzeitig beizubringen, eilte er zurück, um an die

Seite des Cardinals zu gelangen. Des bärtigen Unbands halber, welcher an der Eingangsthür ſtand und welchem er ſich körperlich nicht gewachſen fühlte, lenkte er aber vor den Augen Conrads rechts ab durch eine Seitenthür. Sie führte auf einen ſchmalen Corridor und am Ende deſſelben zu einer Tapetenthür, dem Schlupfloche Richelieu's aus ſeinem Schlafzimmer hinaus.

Conrad ahnte das Vorhaben des Mönches und ſetzte ſich in Marſch hinter ihm her. Er fand aber die Seitenthür nach dem Corridor hinaus verriegelt. Pater Joſeph hatte ſeinen Rückzug weislich gedeckt, und der Bart-Conrad ſtand betroffen da. Während nun im Schlafzimmer des Cardinals völlige Stille herrſchte, weil derſelbe mit Niederſchreibung der verlangten Antwort beſchäftigt war, ſtürzte Pater Joſeph unter heftigen Scheltworten durch die Tapetenthür herein.

Er ſchritt, fortwährend ſprechend, zum Bette des Cardinals und rief dieſem zu: er ſolle nicht ſchreiben, er ſei übereilt, getäuſcht, überfallen! Vor allen Dingen ſei der ſogenannte Volksaufſtand eine Seifenblaſe, die jetzt ſchon platze. Trabanten und Musketiere ſeien eben in Begriff, den Hof zu ſäubern von unbewaffnetem, bedeutungsloſem Geſindel. Nichts bleibe übrig von der ganzen „échauffourrée“, als das Betragen dieſer fremden Kriegsleute, ein Betragen, welches die Aufmerkſamkeit und Ahndung von Seiten des Herrn Premierminiſters verlange. Dieſe Männer ſeien eingedrungen in ſein Haus wie Rebellen, ſie hätten den Pöbelhaufen hinter ſich her gezogen, ſie hätten ſich thatſächlich und körperlich an ihm vergriffen, ja jetzt noch ſtehe an der Eingangsthür dieſer Uebelthäter, ein rieſiger Kerl, wahrſcheinlich der Profoß dieſer Weimaraner, welcher mit frechen Händen feſtgreife was ihm nahe komme. — Kurz und bündig — ſchloß er mit dem letzten Reſte ſeines Athems — Ihr, Eminenz, ſeid ein Gefangener dieſes Häufleins dreiſter Fremdlinge und ſeid, wie ich ſehe, im Begriff, das zu ſchreiben, was ſie Euch dictiren unter den gröblichſten Formen der Einſchüchterung. Ermannt Euch, Eminenz, und hört vor allen Dingen auf zu ſchreiben!

Das war ein ſchwerer Schlag für die politiſche Action des Grafen von Naſſau, welche ihm bis daher unter Benützung aller zufällig eintretenden Umſtände trefflich gelungen war. Das entſcheidende Unglück für ihn beſtand darin, daß Richelieu auf einmal ſeiner Angſt vor dem Volksaufſtande entledigt wurde. Dieſe Angſt allein machte ihn ſchwach, und hatte den Grafen von Naſſau ſtark gemacht. Man ſah es ihm an. Er hatte aufgehört zu ſchreiben bei Pater Joſephs Rede, und deſſen Verſicherung, daß der Aufſtand nichts bedeute, wirkte zauberhaft. Die gebeugte ſitzende Stellung verſchwand, der Oberkörper richtete ſich kerzengerade auf und die niederhängenden Augenlider gingen in die Höhe. Der zuverſichtliche Blick trat in die braunen Augenſterne, welchen eine ſo ſeltene Miſchung von ſüßer Milde und böſer Schärfe eigen war. Mit der ganzen Schärfe ausgerüſtet flogen ſie jezt im Kreiſe umher, als wäre der Mann erſt jezt aus dem Schlafe aufgewacht. So ſehr beſtätigte ſich's, daß dieſer Kapuziner Pater Joſeph die muthvolle Ergänzung des Cardinals war für Alles, was thatſächliche Handlung betraf und thatſächliches Wagniß. Die eintretende Pauſe war ſehr unangenehm für den Grafen von Naſſau. Er ſah, daß alle eroberten Vortheile verloren gingen, daß Richelieu die angefangene Schrift langſam zerriß mit ſeinen weißen Fingern. Er erkannte, daß er energiſch gegen den Pater Joſeph auftreten müßte. Das that er denn auch. Und zwar im Tone kriegeriſcher Rauhheit, die von höflichen Formen und Rückſichten nichts zu wiſſen braucht, wenigſtens nichts wiſſen will. Dieſer Graf war begabt mit der diplomatiſchen Kunſt der Naſſauer. — Was — rief er — was haben wir zu ſchaffen mit der Auffaſſung und dem Geſchrei eines Mönches!? Wir ſind Proteſtanten, zur Allianz eingeladen mit dem Königreiche Frankreich. Der erſte Miniſter Frankreichs ſelbſt hat uns eingeladen. Sind wir hier um Mönchspolitik anzuhören? Sollen wir demüthig im Vorzimmer harren, wenn ein wichtiger Glaubensgenoſſe von uns, wenn ein Rohan wie ein Dieb behandelt wird, und zwar dicht unter unſerer Naſe? Ein Zeichen was uns ſelbſt bevorſtehe, wenn wir mißfällig würden. Wahrhaftig nicht! Solch' eine Allianz wäre kindiſch von unſerer Seite. Zum Teufel dann mit ihr! Und ſo denkt unſer Herzog. Kein Band wird ihn alsdann auch nur eine Nacht länger in dieſer Stadt zurückhalten. Nach alle dem aber, was ich hier höre und ſehe, könnte das franzöſiſche Mönchsregiment es verſuchen auch uns à la Rohan zu behandeln, weil wir nur eine kleine Schaar ſind. Iſt ja doch auch Rohan der Form nach in regelmäßigem Freundſchaftsverhältniſſe mit der franzöſiſchen Regierung. Schützt ihn das nicht, wie ſollte uns unſere Allianz ſchützen vor der biedern Mönchspolitik! Nun denn, der Ritt vom Arſenal hierher hat uns gezeigt, daß unſere kleine Schaar ſich wie eine Lawine vergrößern kann. Davon wollen wir Notiz nehmen, ſobald wir dies gaſtliche Haus unbefriedigt verlaſſen haben. Alſo eine genügende ſchriftliche Antwort und Ordre, Herr Cardinal, oder Gott befohlen!

Ein energiſches „Ja!“ von allen Begleitern des Grafen von Naſſau ausgerufen, unterſtützte nachdrücklich dieſe Rede, und wie gerufen trat auch juſt der Bart-Conrad ein, der ſich draußen gelangweilt hatte und der beim Anblicke des Pater Joſeph unbekümmert um alle vornehme Umgebung ausrief: — Da iſt ſie richtig, die Kutte! Sie iſt mir entwiſcht, Herr Oberſt — fuhr er fort, gegen den Grafen von Naſſau gewendet — ſoll ich ſie hinaus befördern?

Dabei ſchritt er gegen das Bett des Cardinals, neben welchem Pater Joſeph ſtand, und die rieſige, ſchwarzbärtige Geſtalt, welche ſich dem Bette näherte, war wol angethan, Richelieu's Aengſtlichkeit neuerdings zu wecken. Die ganze Scene erinnerte ihn nur gar zu ſehr an Scenen der neueſten franzöſiſchen Geſchichte, welche plötzliche Ermordungen in geſchloſſenen Räumen genug aufwieſen, ſobald die Politik keinen anderen Ausweg mehr vor ſich geſehen. Richelieu winkte haſtig dem Grafen von Naſſau, dieſem ungeberdigen Kerl Einhalt zu thun, und dieſer machte lächelnd eine leichte, abwehrende Handbewegung gegen Conrad hin.

„Wir gerathen von beiden Seiten in Uebertreibungen,“ ſagte nun Richelieu, „Ihr, indem Ihr die lebhaften Reden unſeres Paters wörtlich deutet, der Pater aber, indem er Kriegsleute beurtheilt wie Hofleute. Ich bin ja gar nicht Willens, das Verlangen des Herzogs von Weimar abzulehnen; im Gegentheile. Verfügt Euch, ich bitte, in den anſtoßenden Saal, aus welchem Ihr hier eingetreten ſeid; ich ſtehe aus dem Bette auf und binnen einer Viertelſtunde iſt die Ordre in aller Form redigirt, welche Euer Herzog wünſcht.“ — Bitte um Verzeihung, Eminenz — erwiderte der Graf von Naſſau — unſer General Herzog Bernhard, hat befohlen, Euch ſelbſt zu ſprechen und Euch nur mit der bewußten Ordre zu verlaſſen, oder leer heimzukehren. Ich warte alſo bis ihr geſchrieben, oder ich gehe ohne irgend etwas abzuwarten. Wählt und entſcheidet! — Ehe der Cardinal antworten konnte erhob ſich eine neue Stimme. Hinter dem Bart-Conrad war ein kleiner Mann eingetreten und im Hintergrunde geblieben. Jetzt ſchritt er langſam zum Bette des Cardinals und ſprach:

„Im Namen des Königs! — Nur deshalb erlaube ich mir, dieſe anziehende Scene zu ſtören. Sie erinnert recht an die Zeit der Guiſen. Seine Majeſtät vermuthete etwas Aehnliches und ſendet mich deshalb an Seinen Premierminiſter den Herrn Cardinal mit der Anfrage, was der Volksauflauf und Lärm vor dem Palais Seiner Eminenz zu bedeuten habe? Man hat ihn drüben im Louvre bemerkt und gehört, und Seine Majeſtät können nicht glauben, daß die gemeldete Veranlaſſung dieſer öffentlichen Ruheſtörung auf Wahrheit beruhe. Man hat nämlich gemeldet, die ausbrechende Unzufriedenheit der Pariſer betreffe einen Ueberfall des Hotels Rohan von Seiten der Garden Seiner Eminenz. Da nun aber Seine Majeſtät bei guter Zeit ſeine Willensmeinung dahin erklärt haben, daß ihm jegliche Verfolgung des Herrn Herzogs von Rohan, eines treuen Unterthans Seiner Majeſtät, durchaus unpaſſend und unſtatthaft erſcheine, ſo iſt der Glaube von der Hand zu weiſen, daß dennoch heute Nacht ein Ueberfall des Hotels Rohan ſtattgefunden haben könne durch die Garden des erſten Miniſters Seiner Majeſtät.“

Dieſe Worte wurden eintönig und nicht beſonders ſtark, aber recht deutlich und vernehmlich geſprochen, da Jedermann im tiefſten Schweigen zuhörte. Der kleine Mann, welcher ſie ſprach, war der Miniſter Desnoyers. Sein ſchlaffes Geſicht ſpannte ſich nicht im Mindeſten während ſeiner Rede und ſeine ſchweren, dicken Augenlider machten nicht die geringſte Anſtrengung, den auf ihn ſchauenden fremden Männern das verdeckte katzengraue Auge zu zeigen. Er traute den Worten allein hinreichende Gewalt zu.

Und er hatte Recht. Der deutſchen Deputation konnte nichts Erwünſchteres kommen, Richelieu konnte nichts Unangenehmeres begegnen. Aber in dieſen Lagen, welche ſeine politiſche Machtſphäre berührten, war er durchaus nicht faſſungslos wie bei einem brutalen Ueberfalle durch Volksmaſſen oder Soldaten; in dieſen Lagen war er zäh und hartnäckig. Ueber ſein Geſicht fuhren nur leichte Zuckungen, und ſtatt ſelbſt zu antworten wendete er ſich gegen ſeine Nichte und nickte nur mit dem Haupte. Sie war trefflich eingeſchult und verſtand ihn ſogleich.

„Aber um des Himmels willen,“ rief ſie und blickte vortretend zuerſt auf den Miniſter Desnoyers, dann auf den Grafen von Naſſau, „wovon iſt denn hier eigentlich die Rede? Mein Oheim hat ja geſtern in meiner Gegenwart ſeinen Leuten die Ordre gegeben, die Nachforſchungen gänzlich zu unterlaſſen, ob der Herzog von Rohan in Paris ſei!“ — Wie? riefen Alle. — „In meiner Gegenwart und bei früher Tageszeit.“ — So ſchlecht gehorchte man Seiner Eminenz? fragte Desnoyers mit einem ſüßſauren Lächeln. — „Leider mein guter Herr College,“ erwiderte Richelieu, „leider! Und wir werden allmälig jeglichen Gehorſam zerſtören, wenn immer weiter von verſchiedenen Seiten regiert und befohlen wird. Die Einheit des Commandos iſt eben die Seele des Regiments.“ — Wer hat denn aber anders befohlen als Eure Eminenz? — „Das frag' ich Euch, Desnoyers! Hier wirthſchaftet wol religiöſer Uebereifer ſogenannter guter Katholiken. Dem Hugenotten Rohan mag es gelten. Und das ſolltet Ihr nicht ausfindig machen können, lieber Desnoyers? Zu Euch haben ja dieſe ſogenannten guten Katholiken, denen ich nicht Cardinal genug bin, zu Euch haben ſie ja gutes Vertrauen. Erforſcht von ihnen, wer meine Garden veranlaßt hat, nach dem Herzoge von Rohan zu ſuchen! Was ſag' ich meine Garden? Die ſtehen draußen an der Stiege und in den Höfen. Ein paar Mann von ihnen haben ſich vielleicht verleiten laſſen, an der Nachſuchung Theil zu nehmen, beſtochen von übertreibenden Katholiken. Ich werde ſie ſcharf zur Verantwortung ziehen. Aber kürzen wir dieſe unerquickliche Vorfrage ab. Alle Theile wünſchen, wie ſich zeigt, daß ein Ende gemacht werde. Endigen wir damit. Geſtatten mir die Herren nur fünf Minuten Sammlung, indem ſie ſich ein wenig von mir entfernen. Eine Ordre hab' ich ſchon zerreißen müſſen, weil ich zerſtreut und deshalb verworren geſchrieben hatte. Binnen fünf Minuten, meine deutſchen Herren, hab' ich geſchrieben was nöthig iſt."

Die Deputation trat ſeitwärts. Desnoyers folgte ihr. Richelieu fing wieder an zu ſchreiben. Desnoyers ging an den deutſchen Kriegsmännern vorüber und betrachtete ſie mit ſeinen halb zugedeckten Augen von unten auf. Bei dem Einen hob er ein wenig die Augenlider und ſagte leiſe: — Mein Herr! — Und hierauf folgte ihm dieſer Eine etwas ſeitwärts nach dem Fenſter zu. Desnoyers ſchien zu fragen und der Eine ſchien höflich zu antworten. Dieſer Eine war Mitzlau. Dietrich, höflichſt angeſprochen von all' dieſen Vorgängen und voll Bewunderung für den Grafen von Naſſau, ſprach leiſe in dieſen hinein, daß nun die Gelegenheit ergriffen werden könne, beim Fortgehen — denn der Cardinal ſchreibt ja doch jetzt was wir brauchen! — um den Rohan'ſchen Diener zu befreien und mitzunehmen. Er ſitzt gewiß unten neben den Pferdeſtällen, und die Volksmaſſe im Hofe wird mit uns ſtrömen und uns unterſtützen, wenn's nöthig iſt. Trotz der leiſen Rede hatte der nahe ſtehende Conrad dies gehört, und mit einem unanſtändigen Ausbruch der Stimme gab er ſeine Zuſtimmung zu erkennen. Dieſer Conrad'ſche Aufſchrei unterbrach die allgemeine Stille im Zimmer. Richelieu blickte auf und ſagte dann: Der Herr Oberſt! Der Graf von Naſſau ging zu ihm ans Bett.

„Was gab's in Eurer Gruppe?“ fragte der Cardinal. — Man erzählte, daß ein Rohan'ſcher Diener von Euren Leuten gemißhandelt und feſtgenommen ſei — „Nachdem er — ah, laſſen wir dieſe Bagatellen! Hier iſt die Antwort und Ordre, welche Euer Herzog wünſcht. Empfehlt mich ihm und erzählt ihm, wie Ihr geſehen, daß ich nicht allmächtig bin und oft gekreuzt werde in meiner beſten Geſinnung für unſere Allianz. Ich hoffte dennoch, daß ſie durch engere Bande zwiſchen uns verfeſtigt werde. Meine Nichte die ſich Eurer Sache lebhaft angenommen, hofft dasſelbe. Beim Fortreiten, lieber Herr Oberſt, ſegt Ihr wol auch den Straßentroß mit fort, welcher mit Euch gekommen iſt. Nicht wahr? Dies Pariſer Geſindel iſt geſinnungslos und ſucht nur Skandal. Und zum Abſchiede ſchenkt mir Euren Namen, damit ich weiß, mit wem ich zu freundlichem Abſchluſſe verkehrt habe.“ — Ich heiße Graf von Naſſau. — „Naſſau!? — Verwandt mit dem regierenden Herrn in Holland?“ — Allerdings. — „Nahe verwandt?“ — Unſere Familie iſt groß. — „Und thatkräftig, ſehr thatkräftig. Auf Wiederſehen, mein lieber Herr Graf von Naſſau!“

Der Graf von Naſſau machte eine leichte Verbeugung, blieb aber ſtehen und ſagte: Eure Eminenz mögen mir geſtatten, die Schrift zu leſen. Richelieu lächelte ſauer, der Graf von Naſſau las aufmerkſam. Er fand, daß der Cardinal das Verlangen Herzog Bernhards vollſtändig billigte, und das Mißverhältniß in Betreff des Herzogs von Rohan ſogleich nach Kräften beſeitigen werde. Er mußte das für ganz genügend erachten. Daß bei lügneriſchen Politikern kein Wort genügend wäre, klänge es noch ſo voll — das war ein Gedanke, welcher ſich ihm wol aufdrängte, welchem er aber doch in ſeiner augenblicklichen Stellung keine weitere Folge geben konnte. Er hatte in Händen was zu erobern ihm aufgetragen war, und ſo grüßte er jetzt mit ſoldatiſcher Höflichkeit und verließ mit der Deputation das Zimmer. Er war ein ſchweigſamer Mann. Er ſagte kein Wort zu den lebhaften Aeußerungen ſeiner Begleiter, welche auf dem Wege bis zur Stiege das von Dietrich und Conrad angeregte Thema behandelten, unten beim Fortgehen den gefangenen Rohan'ſchen Diener zu befreien. Er ſagte aber auch kein Wort dagegen. Wir ſind hier im nichtswürdigſten Kriege trotz aller Allianz-Redensarten — dachte er — wir wollen alſo jeden Vortheil mitnehmen, der am Wege liegt.

Während er dann mit den Seinen die Treppe hinab ſtieg zwiſchen den unſicher drein ſchauenden Musketieren Richelieu's, ließ er ſich von Dietrich die Oertlichkeit genau beſchreiben, innerhalb welcher Mathieu gefangen ſäße, und ſagte nun mit halber Stimme zum Bart-Conrad: Unter Führung dieſes jungen Herrn und mit vier Männern von uns unten links abſchwenken ins Innere nach den Pferdeſtällen! Geradeswegs bis zu der Thür, welche auf die Gaſſe führt. Dort erſcheinen wir zu Pferde, wenn Ihr Hilfe braucht. Eure Roſſe bringen wir mit. Dem Volkshaufen kann zugerufen werden: En avant avec nous! Verſtehſt Du? — Freilich! En avant avec nous! flüſterte feixend der Bart-Conrad und marſchirte ſogleich unten in der Halle voraus nach dem Hofe. Dietrich hatte Noth, ihm zu folgen.

Die Volksmaſſe war noch im Hofe; ſie war an Zahl gewachſen. Sie begrüßte mit Vivat den bärtigen Rieſen, von welchem bereits erzählt worden war, er hätte den Cardinal zum Fenſter hinaus gehalten wie eine Flaumfeder, bis dieſer ſeine Unterſchrift zugeſagt für die Verlangniſſe der deutſchen Hugenotten. Als er nun ihr Vivat mit den gebrüllten Worten beantwortete: En avant avec nous! da entſtand Jubelgeſchrei und ſtürmiſcher Zudrang. Conrad hatte gar nicht Platz noch Zeit, vier Begleiter zu wählen. Sie ſchienen ihm auch ganz überflüſſig, er hatte Truppen genug. Und unter der Führung Dietrichs, der Schritte machte in idealer Aufregung, als ob gar kein Erdboden unter ihm wäre, wälzte ſich der Tumult nach den Ställen hinüber.

Die erſchreckten Trabanten im Wachlocale und die Stallknechte wagten nicht den geringſten Widerſtand. Letztere halfen ſogar die Thür des Haftzimmers erbrechen, da der Schlüſſel nicht vorhanden war, und Mathieu ſammt dem ſchiefen kleinen Giroflay waren ſchon auf der Straße außen, als der Graf von Naſſau mit den Seinen daher geritten kam. Auch der kleine Bub' war zur Hand, der Jaquette, welcher geſtern hilfreich geſchäftig geweſen war. Er hing ſich an Dietrich und bat dieſen, mitgenommen zu werden. Denn die Trabanten hätten ihn auf dem Striche. — Ich adoptire Dich! — rief Dietrich in ſeiner Seligkeit ſo prächtig gelingender Heldenthaten. — Lauf' mit uns bis zum Arſenale! — ſagte er zu dem Kleinen, während er aufs Pferd kletterte — dann zupf' mich wieder, ich werde Sorge tragen für Dich. Fort ging der Zug unter Jubelgeſchrei der Menge. Mathieu und Giroflay verloren ſich auf des Grafen von Naſſau Rath unter dieſer Menge.

Leider hatten ſie in dem Tumulte, welcher ſie befreite, nichts weiter erfahren, als daß auch die Verfolgung im Hotel Rohan aufgehoben worden ſei durch den Cardinal. Mathieu mußte alſo glauben, das Hotel wäre bereits geräumt von Triſtan und Conſorten, und indem er mit Giroflay haſtig hinüber ſteuerte nach dem Hotel ſeiner Herrſchaft, lief er Triſtan und Conſorten geraden Weges wieder in den Rachen. Denn Triſtan konnte im glücklichen Falle erſt im Laufe des Vormittags die Ordre erhalten, das Hotel freizugeben. Und das war der glückliche Fall. Der unglückliche Fall war aber auch in Erwägung zu ziehen. Er konnte darin beſtehen, daß Richelieu, oder wenigſtens die Umgebung Richelieu's ſagten: die Ablaſſungsordre iſt durch Ueberfall und Gewalt abgetrotzt worden, beſinnen wir uns, ob wir verpflichtet ſind, Folge zu geben, und gar ſogleich Folge zu geben!

Daran dachte leider auch der Graf von Naſſau nicht. Wie kurz er verfahren war, dieſer treuloſen Richelieu-Politik gegenüber blieb er doch ein kurzſichtiger Soldat, der an der Ausführung einer ſchriftlich ausgeſtellten Ordre nicht zweifelte. Triumphirend kam die Deputation ins Arſenal zurück, und überreichte die Trophäe dem Herzog Bernhard. Der Graf von Naſſau unterließ auch nicht, die warme Unterſtützung der Cardinalsnichte zu ſchildern, welche in einem verführeriſchen Negligé zugegen geweſen ſei und die Wünſche des Herzogs Bernhard vertreten habe. Der Herzog ſchwieg bei dieſer Erwähnung. Aber ſein Inneres, will ſagen ſeine Sinnenwelt, war davon betroffen: ein feiner Beobachter konnte entdecken, daß eine leichte Röthe über ſein gebräuntes Antlitz flog. Nur ein Mann war zugegen, welcher mißtrauiſch blieb und die Lage ſo anſah, wie ſie wirklich war. Dieſer Mann war der Oberſt Erlach. Ihn drängte es, darauf aufmerkſam zu machen, daß ſich Herzog Bernhard auch ſofort der Ausführung deſſen verſichern ſollte, was in Richelieu's Antwortsſchreiben zugeſagt war. Er trat vor. Aber Herzog Bernhard wendete ſich eben, um aus dem Vorſaale in ſein Gemach zurückzuſchreiten. Der arme Herzog litt unter der ſinnlichen Neigung, welche ihm mit der Herzogin von Aiguillon nahe trat. Die Seele des deutſchen Herzogs war innerlichſt durchaus nicht einverſtanden mit dieſer Neigung und warnte leiſe und nagend vor den Folgen ſolch' einer franzöſiſchen, katholiſchen und pfäffiſchen Verbindung. Deshalb war Herzog Bernhard wortkarg, deshalb wollte er ſich raſch in die Einſamkeit ſeines Gemaches zurückziehen. Und Erlach hatte eine zu fremde, untergeordnete Stellung, als daß er ſich hätte erlauben dürfen, ſo unaufgefordert drein zu ſprechen und den Herzog zurück zu halten. Er blieb unſchlüſſig ſtehen.

Der Herzog verſchwand. Die Uebrigen zerſtreuten ſich. Kopfſchüttelnd folgte ihnen Erlach. Draußen an der Stiege nur, wo Dietrich ſeinen Adoptivſohn, den Pferdeſtallbuben, hatte warten laſſen, fragte er im Vorbeigehen Dietrich, den er ja als den Muſtapha-Reiter länger kannte als die Uebrigen: ob man denn auch ſicher wäre, daß aus dem Palais Cardinal ſogleich hinüber geſandt worden ſei ins Hotel Rohan, um die Verfolgung aufzuheben? Dietrich, ſanguiniſch wie immer und oberflächlich in jeglichem Detail wie er war, antwortete mit Zuverſicht: Natürlich! Er hatte Eile. Das Regenwetter war im Laufe des Vormittags von der Frühlingsſonne zerſtreut worden. Sie ſchien glänzend, ja heiß, und er hatte nicht vergeſſen, daß Louiſon heut' auf der Place royale promeniren und ihn treffen könne. Die Tagesgewohnheiten aber hatten in der damaligen Zeit alle einen frühen Termin, nicht blos bei den Bürgersleuten. Man ſpeiſte zur wirklichen Mittagszeit, und die Promenade fand gleich nach der Meſſe ſtatt zwiſchen zehn und elf Uhr. Dazu wollte er auch noch vorher ſeinen Adoptivbuben zur Mama bringen, welche ſich über dieſe Errungenſchaft ebenſo freuen würde wie über die Siegeskunde. So ging er denn mit langen Schritten unter der ſtechenden Sonne nach dem Marais zu. Die Errungenſchaft neben ihm mußte Hundetrab gehen, um Strich zu halten. Aber Jaquette war ſehr vergnügt dabei.

Unterwegs begegnete ihm ein goldig ſchimmernder Staatswagen, der von prächtig aufgeſchirrten Roſſen in Galopp nach dem Arſenale zu gezogen wurde. In ihm ſaß der Cardinal und deſſen Nichte, die Frau Herzogin von Aiguillon. Sie machten dem Herzoge Bernhard ihren Gegenbeſuch. Eine Dame, freilich unter dem Geleite ihres ſehr ehrwürdigen Herrn Ohms, machte einem Junggeſellen die perſönliche Aufwartung! Welche feſte Abſicht mußte da zum Grunde liegen, welche feſte Abſicht, den deutſchen Herzog dauernd einzufangen in weibliche und in politiſche Bande! Nach ſolch' einem Ueberfalle im Palais Cardinal entſchloß ſich Richelieu zu ſolchem Schritte! Und wahrlich mit geſchickteſter Politik. Der Ueberfall ſelbſt erhielt dadurch eine ganz andere Färbung. Man war eben in ſo intimem Umgange, daß man in zwangloſeſter Weiſe gegenſeitig verkehrte!

Der Cardinal fuhr Galopp, weil er das Volk fürchtete und mit überraſchender Schnelligkeit durch die Straßen gebracht ſein wollte.

Seine Nichte war heiter. Sie hatte in ungewöhnlicher Eile Toilette gemacht und hatte die Eile zur Entſchuldigung genommen, daß ihre körperlichen Reize nicht ſorgfältig oder gar peinlich verhüllt waren. Die Sonne ſchien ja ſo warm! Sie dankte dem grüßenden Dietrich recht freundlich. Auch der Cardinal that dies, indem er die ſaure Miene ſo ſüß als möglich machte. Er wurde gar ſelten gegrüßt auf der Straße, und er war aus Prinzip herablaſſend und liebenswürdig in ſeinem Dank. Dabei wurde doch der junge Groot feſt ins Gedächtniß des Cardinals geſtellt, wie Richelieu einen Schuldner in ſein Gedächtniß ſtellte. Der junge Burſche war bei dem Ueberfall in erſter Linie geweſen — das ſollte ihm bei erſter Gelegenheit angerechnet werden! Dietrich ahnte davon nichts; er war ganz erbaut vom Laufe der Welt, und der Bube neben ihm erfreute ſein wohlthätiges Herz. Schmutzig ſah er aus, der kleine Burſche aus dem Pferdeſtalle, das iſt wahr. Aber Dietrich bemerkte dies kaum. Der Kern der Dinge war ihm wichtiger als die Schale. Coſtüm, pflegte er zu rufen, iſt Nebenſache. So erſchien er denn triumphirend mit ſeinem kleinen Weltbürger aus dem Pferdeſtalle am Eingange der Place royale. Der Platz war ſchon belebt von Spaziergängern aus der Bürgerclaſſe; die vornehmere Claſſe pflegte etwas ſpäter zu kommen. Die Place royale war gepflaſtert, aber das Pflaſter war nach unſeren heutigen Begriffen unvollkommen und bewahrte noch zahlreiche Pfützen des Morgenregens. Auch das fand Dietrich charmant. Die Mädchen mußten ihre Röckchen zierlich heben, um unbetupft über die ſchmutzigen Stellen zu kommen, und zeigten dabei ihre graziöſen Bewegungen, vom zierlichen Fuß und hoch hinauf ſichtbaren Strumpfe nicht zu ſprechen. Man war ja überhaupt damals noch nicht der Meinung, daß die Kleider erfunden ſeien, um das Gehen zu erſchweren; man trug ſie kurz, und ein Liebhaber erkannte allenfalls ſeine Schöne auch am fein gefeſſelten Füßchen und am zierlichen Aufſchwunge zur Wade. Louiſon ſorgte außerdem dafür, das er ſie erkenne: ſie hüpfte ſo ſicher, daß ſie dabei noch den Kopf umwenden und dem ſuchenden

Dietrich das ſchalkhafte Auge entgegen ſenden konnte. Er war mit ſeinem Buben ſo eilig bei ihr, daß das ſchmutzige Regenwaſſer weithin ſpritzte. Darin leiſtete er etwas, und das Gekreiſch der beſpritzten Mädchen ging ſpurlos an ſeinem Ohr vorüber. Das ſaubere Mädchen hatte ihn alſo ſogleich wieder erkannt! Das freute ihn ſehr. Er trug ſie ganz genau im Gedächtniſſe, und er fand ſie heute noch viel reizender. Wunderlich genug ſah ſie mehr auf den kleinen Jaquette als auf ihn und fragte ſchnippiſch: — was er denn da für einen unſaubern Gaſſenjungen mit ſich ſchleppe?

„Das iſt mein Sohn!“ antwortete er ſtolz. — Was? rief Louiſon, Ihr habt ſchon einen — „Einen Adoptivſohn! Seit einer Stunde.“ Und nun erzählte er ihr die wichtigen Vorgänge dieſes Morgens.

Sie hatte die Freundin neben ſich, welche beim Einzuge des Herzogs von Weimar an ihrer Seite geweſen war, und ſie hörte nicht ſo freundlich zu, wie er gehofft hatte. Es machte ihr wol erſichtlichen Effect, daß der gelbe Chevalier, ihre Straßenbekanntſchaft, eine ſo wichtige Perſon wäre, daß ſie ins Palais Cardinal einreite und eintrete. Aber die „proteſtantiſche“ Nüance ſchien ſie ſtutzig zu machen, und außerdem ſchien der Junge aus dem Pferdeſtalle ſie zu geniren, wenigſtens ſah ſie öfters ärgerlich zu ihm hinüber und erſuchte Dietrich zu wiederholten Malen: er möchte nicht ſo ſchreien. Der Junge allein mache ſchon Aufſehen genug. — Und Aerger wird er Euch auch genug machen — ſetzte ſie hinzu — denn es iſt ein ſchlechtes Geſchäft, die Kinder auf der Straße aufzuleſen. Sie ſind immer denen im Wege, welche im Hauſe zur Welt kommen, und Eure Frau Mutter wird nicht ſehr erbaut ſein von Eurer Niederkunft —

„Meine Mutter? Da irrt ſich die ſchöne Louiſon! Schaut hin, da ſteht ſie am Fenſter und die Freude leuchtet ihr aus den Augen, mich und uns zu ſehen. Meine Mutter hat ein weiches, uneigennütziges Herz, und das iſt bei jedem Frauenzimmer die Hauptſache!“

Louiſon machte ſich nicht viel aus dieſem Vorwurfe, ſchon deshalb nicht, weil ſie nur halb darauf hörte. Ihre Aufmerkſamkeit ging hinauf nach dem Fenſter, aus welchem Frau de Groot herabſah. Sie ſtand mit Dietrich inmitten des Platzes, der einſt Tournier- und Carrouſſelplatz, jetzt mit Bäumen bepflanzt war, und war eben im Begriff geweſen, unter den Schatten eines Baumes zu treten. Sie blieb ſtehen, um Frau de Groot zu ſehen und von ihr geſehen zu werden. Sie war ein praktiſcher Schelm. Ganz unerwartet machte ſie ihm eine ſehr zierliche und anſtändige Abſchiedsverbeugung mit dem Bemerken, daß er die Frau Mutter nicht warten laſſen dürfe, und — ließ ihn ſtehen.

Der Schelm wußte inſtinctmäßig, daß die „Frau Mutter“ viel mehr davon erbaut ſein würde, wenn das Bürgermädchen zurückhaltend und beſcheiden erſchiene, als wenn ſie ihre Bekanntſchaft mit einem jungen Edelmanne gefliſſentlich zur Schau brächte. Dietrich wollte nur eiligſt ſeinen Adoptivſohn oben abgeben und kurzen Bericht erſtatten über den Sieg im Palais Cardinal, dann aber wieder herunter kommen zu Louiſon. Er nickte vergnügt ſeiner Mutter zu und ſprang mit ſeinem Jungen unter die Lauben, welche das Untergeſchoß des Hauſes mit ihrem Vorbau ſchützten, eine Bauart, welche in Paris nur hier an der Place royale verſucht worden war. Die Mutter kam ihm oben entgegen, und zu ſeinem Erſtaunen war auch ihre Aufmerkſamkeit und ihr Fragen nur auf den „ſchmutzigen Buben gerichtet, den er mit ſich herum ſchleppe“. Ja, die ſonſt ſo gute und für ihn ſo nachſichtige Mutter äußerte ſich höchſt zornig, als Dietrich mit Emphaſe erklärte, was er mit dieſem Buben vorhabe. Er ſei ein Kind armer Hugenotten, welche in den Religionsverfolgungen zu Grunde gegangen, er habe inſtinctmäßig volle Anhänglichkeit an die Religionsgenoſſen bewieſen, er habe ſich dadurch den Machthabern im Palais Cardinal verdächtig gemacht, er ſei gefährdet. — Deshalb — hatte Dietrich geſchloſſen — habe er den armen Burſchen adoptirt.

„Adoptirt?! Du biſt geradezu verrückt!“ rief die ſonſt ſo gütige Mutter und brach in einen Erguß aus, der alle Verpflichtungen ſolch' einer Adoption aufzählte und dem Buben befahl, raſch etwas zu eſſen und dann ſeiner Wege zu gehen.

Dies kreuzte den Idealismus Dietrichs zu grell und er erklärte zum erſten Male heftig gegen ſeine Mutter, daß er kein Knabe mehr wäre, daß er wüßte, was er wolle, daß die ſchönen Lehren von Menſchenfreundlichkeit nichts bedeuteten, wenn man ſie blos im Munde führe, und daß er für den armen Buben ſorgen würde, auch wenn Vater und Mutter dagegen wären. Der Vater war eben eingetreten. Ihn unterrichtete Dietrich kurz über den Stand der Dinge — und der Vater als ehrlicher, gutherziger Philoſoph, erklärte ſich für die Handlungsweiſe ſeines Sohnes, der ſeiner humanen Erziehung alle Ehre mache.

„Ihr Männer verſteht eben nichts von den Forderungen eines Hausſtandes!“ rief die Mutter, aber ihre Stimme war milder und ihr Blick ſchaute auf den Sohn Dietrich, als ob das Lob des Vaters ihr ganz erwünſcht gekommen wäre. Das gute Herz, die Liebe zu Dietrich und der Stolz auf ihn bekämpften ſichtlich die rechnende Hausfrau, und es klang wie ein abziehendes Gewitter, als ſie endlich den Buben ausſchalt, daß er ſich ſo unſauber halte, während ihm der Herrgott einen guten Wuchs und ein verſtändiges Antlitz geſchenkt habe. — „Vor allen Dingen mußt Du gewaſchen werden,“ ſchloß ſie, „ehe von etwas Anderem die Rede ſein kann. Marſch, fort mit mir in die Küche!“ So führte ſie ihn fort. Sie führte ihn, wenn auch ihr Arm ſteif dabei blieb.

Vater und Sohn ſprachen nun über die politiſche Tragweite der Scenen im Palais Cardinal. Der Vater ſah ſie ganz eigen an. Es war eben ein Landsmann bei ihm geweſen, ein Holländer, der als reicher Mann große Verbindungen in Paris hatte. Der hatte ihm große Geſichtspunkte eröffnet. Sie gingen dahin, daß die proteſtantiſche Sache mit Verluſt ihres beſten Feldherrn, mit Verluſt des Herzogs Bernhard bedroht wäre.

„Warum nicht gar! Nach dem Siege, welchen wir eben errungen!“ rief Dietrich. — Das iſt ein Sieg des Königs

Pyrrhus! antwortete der Vater — und Du erzählſt mir ja eben ſelbſt, wie der Cardinal ihn anfaßt, erzählſt mir, daß er mit ſeiner Nichte den Herzog Bernhard beſucht, mit ſeiner Nichte. Der Cardinal verhüllt und beſchönigt ſeine Niederlage und verwandelt ſie in einen Triumph, wenn es ihm gelingt, die Verheirathung ſeiner Nichte mit dem Herzoge durchzuſetzen. — „Die Verheirathung!? Das hab' ich vergeſſen, vergangene Nacht im Palais iſt es auch mir wie ein Blitz vor den Augen vorübergeflirrt —“ — Die Verheirathung! Ich habe ganz intime Nachrichten. Der Miniſter Desnoyers hängt mit den Jeſuiten zuſammen, hängt eng mit ihnen zuſammen. Ein Hauptfaiſeur der Jeſuiten, ein öſterreichiſcher Cavalier, iſt in Paris. Er hat Desnoyers beſucht. Desnoyers iſt Richelien's Gegner und iſt Bernhards Feind. Er hat das Ohr des Königs und die ganze Unterſtützung des Clerus. Der König haßt Richelieu, und wenn dieſer eine politiſche Schwäche zeigt — Euer heutiger Ueberfall und Sieg zeigt aber eine ſolche Schwäche! — ſo beſeitigt er den Cardinal. Das weiß Richelieu, und ſeine Gegenmine iſt auf den Herzog Bernhard gebaut. Weder der König noch der Clerus läugnen, daß Bernhard das größte Feldherrntalent iſt, welches jetzt in Europa exiſtirt, und daß es eine gute Politik iſt, ſich ſeiner zu bemächtigen. Wäre es auch nur, um ihn unſchädlich zu machen. Richelieu hat nun vor, letztere Anſicht zu überbieten. Er will ihn mit ſeiner Nichte verheirathen, und ihn dadurch eng an die franzöſiſche Sache feſſeln. Zu dem Ende ſoll ihm Wort gehalten werden mit dem Verſprechen, daß ihm der Elſaß zufallen ſolle, ja man will ihm Theile von Hochburgund und auch wol von Lothringen dazu geben, damit er eine reſpectable Grenzmacht bilde in franzöſiſcher Abhängigkeit. Um ſo größer ſoll dieſe Macht werden, je mehr Bernhard ſich der franzöſiſchen Politik hingiebt, um ſo größer, je näher die Möglichkeit rückt — „Welche?“ — Kurz und gut, Richelieu hofft, den Herzog Bernhard mit der Zeit katholiſch zu machen, wenn erſt die Heirath abgeſchloſſen iſt, und wenn alle Vortheile dann ſtromweiſe auf den ehrgeizigen

Herzog Bernhard herab regnen. — „Das thut Herzog Bernhard nie!“ — Wer weiß das?! Wir ſind alle ſchwache Menſchen. Und was hat Bernhard von dem erſchöpften, zerklüfteten deutſchen Reiche zu hoffen, deſſen habsburgiſchem Kaiſer er wie ein Erbfeind gegenüber ſteht?! — „Nie! nie!“ — Darüber entſcheidet vielleicht ſchon dieſe Stunde. Mein Landsmann ſagte: der Herzog Bernhard ſei wie ein Knabe verliebt in die Aiguillon. Iſt das wahr, dann wird vielleicht in dieſem Augenblicke drüben im Arſenale die Verlobung abgeſchloſſen. Die weiteren Dinge mögen mehr oder weniger wahr werden, mit dieſer Verlobung allein verliert die proteſtantiſche Sache ihren erſten Feldherrn, und der Herzog Bernhard verliert mit dieſer katholiſchen Heirath das ganze Vertrauen der proteſtantiſchen Welt — er muß den Weg Heinrichs des Vierten gehen, und ob eine zweite Bluthochzeit erfolgt oder nicht, er muß wie der Bearner zur katholiſchen Kirche übergehen. — „Eilen wir hinüber, Vater, ins Arſenal!“ — Was können wir thun, mein Sohn, was können wir ändern? — „Wer weiß!“ — Du haſt Recht! wer weiß, ob der Geſandte des proteſtantiſchen Schwedens nicht einen Augenblick findet, dem Herzoge ein wohl gemeintes Wort zu ſagen, den Herzog zu ernüchtern, Du haſt Recht, mein Sohn, eilen wir hinüber!

6.

Der warme Frühlingstag hatte ſich zu dauernder Schönheit entwickelt in den Nachmittag hinein, als Hugo van Groot und ſein Sohn Dietrich unter der ſteinernen Laube vor ihrem Hauſe auf die Place royale heraustraten. Die Wärme ſchwirrte und ſummte bereits und ſchwankte wie ein befruchtender Odem zwiſchen den Bäumen des Platzes dahin, ſo daß Vater Hugo ſich ſagen zu müſſen glaubte: dieſe Luft iſt ganz dazu gemacht, in einem geſunden Kriegsmanne die ſinnliche Liebesluſt zu erwecken und hoch zu ſteigern. Wehe ihm, wenn dieſe kokette Aiguillon ihn heute einfinge zu einem einſamen Stelldichein!

Dietrich ſah ſich um, ob Louiſon vielleicht noch promenirte. Aber die Stunde des Umherwandelns war ſelbſt für die vornehmen Stände längſt vorüber, der Platz war leer, und die erſten jungen Mücken ſpielten ungeſtört im Sonnenſcheine. Sie waren hier zu Hauſe auf dem alten Sumpfboden, von welchem dieſer Stadttheil ſeinen Namen „Marais“ führt.

Weder Vater noch Sohn wurden es gewahr, daß man ihnen aufmerkſam nachblickte. An einem Fenſter nämlich dicht neben ihrem Hauſe ſtand ein ſchöner Mann und ein ſchönes Weib, und der Mann zeigte auf die fortſchreitenden Holländer, und ſchien der Frau zu ſagen: dieſe beiden groben Geſtalten treiben Dinge in Paris, welche uns unbequem und nachtheilig ſind.

Der Mann war Norbert von Zierotin und die ſchwarz gekleidete Dame, welche hier neben der ſchwediſchen Geſandtſchaft wohnte, hatte eine vollſtändige Aehnlichkeit mit Lady Ludmilla Seymour, gebornen Loß. Dietrich hatte dieſe ſchöne Dame ſchon öfters am Fenſter geſehen. Sie gehörte in die Gallerie ſeiner Phantaſiebilder. Jetzt aber ſah er nicht rückwärts. Am Ausgange des Platzes begegnete den beiden Groots der langſam einher ſchreitende Doctor Blandini. Sie kannten einander nicht und der feiſte Doctor, welchen die Frühlingsſonne in Schweiß verſetzte, ging ſchweigend an ihnen vorüber nach dem Hauſe der Lady Ludmilla zu. Im Hofe des Arſenals erfuhren Vater und Sohn, daß Herzog Bernhard mit dem Cardinal und deſſen Nichte nach Rueil hinaus gefahren wäre zur Mittagstafel und zu ländlicher Erholung. Die Pferde des Herzogs gingen ſoeben nach. Die Frau Herzogin von Aiguillon habe von einer Reitpartie in die Wälder geſprochen. Hugo Grotius ſah bekümmert drein und ſtieg mit ſeinem Sohne die Treppe hinauf, um wenigſtens mit Rehlingen von Leder, dem Kanzler des Herzogs zu ſprechen.

Dieſer war dem berühmten Rechtsgelehrten Grotius ſehr ergeben und war ihm ſchon lange durch brieflichen Verkehr befreundet.

Leder kam eben von der Tafel und war heiter angeregt: „Es läßt ſich Alles hoffnungsvoll an,“ rief er Grotius entgegen, „mit unſern franzöſiſchen Gaſtgebern. Der Intendant hier im Arſenale hat mir vorhin mitgetheilt, daß der Herr Cardinal beim Fortgehen lächelnd angezeigt: es ſollte Alles aufgeboten werden, den Aufenthalt des weimariſchen Gefolges angenehm und ſplendid zu machen, und es könnten täglich tauſend Thaler dafür verausgabt werden, tauſend „écus“, der écu zu drei Livres. Das haben wir denn auch jetzt gleich an den Weinen bemerkt, und die Kriegsleute können ſich drinnen nicht vom Nachtiſche trennen. Unſereiner iſt doch mäßiger, wenn man auch ein feines Glas Wein zu ſchätzen weiß.“

Er führte die beiden Groots in ſein Zimmer und war geſchmeichelt von Herrn Hugos Erklärung, daß dieſer ein ernſtes Geſpräch mit ihm wünſchte über die politiſche Stellung des Herzogs von Weimar.

Wenn zwei Gelehrte politiſiren, ſo vergeht viel Zeit. Denn ſie wollen nicht blos klug, ſie wollen auch gründlich erſcheinen. Und Leder wollte dem berühmten Manne gegenüber ſeine Tüchtigkeit erweiſen. Er warf ſich alſo mit ausgebreiteten Flügeln auf die ſchönen Zwiſchenlande, welche damals noch Frankreich und das deutſche Reich an unmittelbarer Berührung verhinderten. Denn das einſtige burgundiſche Reich im Weſten der Schweiz bis in die Niederlande hinab gehörte damals noch nicht zu Frankreich. Da herrſchten noch Spanien und ein ſelbſtſtändiges Lothringen, vom Elſaß, der großen Landgrafſchaft des heiligen römiſch deutſchen Reiches gar nicht zu ſprechen, welche fernab lag von franzöſiſcher Berührung. Waren doch ſelbſt die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, durch welche Herzog Bernhard eingerückt war, noch keineswegs legaler Beſitz Frankreichs, und es war nicht ſo chimäriſch, wie es heute klingt, wenn der geſchichtskundige Leder die Meinung ausdrückte: daß das große Zwiſchenreich vom

Mittelmeere bis an die Nordſee, das uralte ganze Lotharingien, die einſtige Erbſchaft des Kaiſerſohnes Lothar könnte wol wieder hergeſtellt werden unter dem Scepter Bernhards von Weimar.

„Habt Ihr Aeußerungen des Herzogs ſelbſt in dieſer Richtung vernommen?“ fragte Herr Hugo. — Das eigentlich nicht — entgegnete Leder — aber der Cardinal ſelbſt hat mir heute dieſe Gedanken erweckt. — „Wie? Habt ihr ihn geſprochen?“ — Beinahe eine Viertelſtunde. Eminenz ließen mich rufen, während unſer Herzog mit der ſchönen Frau Herzogin im andern Zimmer verweilte. Eminenz meinte huldvoll, es liege ihm viel daran, den politiſchen Rathgeber des Herzogs von Weimar kennen zu lernen.

Und bei dieſer Gelegenheit ſprach er vom alten Lotharingien für den Herzog Bernhard?

— Nicht ſo ausdrücklich. Aber von der großen Dotation, welche dem Herzoge Bernhard zufallen müſſe, ſprach er, und die ſich nicht auf die Landgrafſchaft Elſaß beſchränken könne, wenn der Herzog in ſeinem Haſſe gegen die habsburgiſche Kaiſermacht beharre, und wenn er durch engere Bande an Frankreich geknüpft werde. — „Und was dieſe engeren Bande betrifft?“ fragte Herr Hugo. — Oh, darüber herrſcht kein Zweifel mehr. Der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann geheißen — übrigens ein beſchränkter deutſcher Politicus, welcher in ſeiner Beſchränktheit von den Franzoſen nichts wiſſen will, — dieſer Hoffmann hat drüben im Schlafzimmer einen Theil des Geſpräches angehört, welches die Herrſchaften im Saale geführt haben, und der deutſche Brummbär geſteht zu, daß der Cardinal ſich geäußert habe, als ob der Herzog ſchon ſein Schwiegerſohn wäre, inſofern er die Nichte wie ſeine Tochter anſieht. — „Wirklich?“ — Ja. Wir ſind auch alle überzeugt, daß heute Abend draußen in Rueil die Sache fertig wird, will ſagen die Verlobung. Denn die Frau Herzogin brennt lichterloh, das ſieht man ihr an. — „Und der Herzog?“ — Mein Gott, er iſt ein angehender Dreißiger, in voller Friſche und Unſchuld, der nie eine Liebſchaft gehabt. Die Natur will ihr

Recht, man ſieht es auch ihm an, daß ſeine Schäferſtunde geſchlagen hat.

Dietrich ſchrie laut auf. In der Politik ſeines Vaters aufgeſäugt, war er voll davon, daß dies Alles nichts tauge, und als Enthuſiaſt hielt er nicht zurück mit ſeiner Mißbilligung. Leder wurde dadurch unangenehm aus ſeinem politiſchen Rauſche erweckt. Er war einer der beweglichen Politiker, die keinen ſtarken Charakterkern haben, und mit denen die politiſche Speculation leicht durchgeht. Als ihm Herr Hugo nun erklärte, warum ſein ehrenwerther Sohn aufgeſchrieen, und warum er ſelbſt als ergrauter Politicus dieſen ganzen Weg für höchſt gefährlich erachte, da wurde Leder nüchtern und kleinlaut. Beſonders als Herr Hugo die religiöſe Frage gründlich anfaßte und ihm auseinanderſetzte, daß es auf einen furchtbaren Fallſtrick für den Proteſtantismus abgeſehen ſei. In dieſem Punkte war Leder empfindlicher als in dem Hinweiſe auf das „germaniſche" Element, welches tief bedroht ſei durch die Schliche eines Cardinals, der am letzten Ende doch ein Cardinal bleibe, und in der Stille an Rom verſprochen habe, den gefährlichen Weimaraner unſchädlich zu machen.

„Unſchädlich?" ſtöhnte Leder. — Katholiſch! — rief Dietrich. — „O nein, o nein! das iſt nicht möglich," erwiderte Leder raſch, „unſer Herzog iſt ſogar fromm lutheriſch!" — Er hat ſich aber im Kriege oft tolerant gezeigt! Iſt's nicht ſo? — ſagte Herr Hugo. — „Das iſt wahr!" — Nun alſo! Ich ſelbſt bin kein Eiferer und habe als Politiker die Toleranz des Herzogs mit Vergnügen geſehen. Aber geſtehen muß ich mir: der Weg zum Uebertritte geht naturgemäß durch die Toleranz. — „Nein, nein! Bei unſerm Herzoge nicht. Das Lutherthum iſt ihm Herzensſache —"

Da trat Hoffmann ein und meldete, daß ein Bote den ſchwediſchen Geſandten Herrn van Groot ſuche, und daß dieſer Bote ſich ſehr dringend und eilig geberde. Er komme aus der Wohnung des Herrn Geſandten und bringe dieſen Zettel von deſſen Frau Gemahlin. Dabei überreichte Hoffmann einen Zettel. Es war dunkel geworden. Herr Hugo mußte ans Fenſter treten, um ihn leſen zu können. „Ueberbringer dieſes Zettels hat wichtige Nachrichten. Sprich ihn ſogleich und geheim in Gegenwart Dietrichs.“ — So lautete der Zettel.

Leder beeilte ſich, ſein Zimmer abzutreten. Er war dem berühmten Grotius gegenüber in einiger Beſchämung, daß er ſich zu fehlerhafter Exaltation in politicis hatte hinreißen laſſen, und machte ſogleich Platz, dem mürriſch ausſehenden Hoffmann auftragend, Licht in das Zimmer zu ſenden. Er und Hoffmann verließen das Zimmer. Der Bote trat ein; Dietrich erſchrak. Es war Mathieu, und zwar in ſehr aufgeregtem Zuſtande. Er war hilfeſuchend in die ſchwediſche Geſandtſchaft geeilt, und von Frau Grotius herüber geſendet. Nachdem er ſich verſichert, daß der ältere Herr Dietrichs Vater und ſonſt Niemand im Zimmer wäre, erzählte er haſtig, was ihm begegnet war ſeit der Befreiung aus dem Palais Cardinal. Triſtan mit ſeiner Bande halte noch unverrückt das Hotel Rohan beſetzt. Bei einem Haare wäre er ihnen mit dem armen Giroflay in den Rachen gelaufen; denn auch auf der Straße hätten ſie Poſten ausgeſtellt. Giroflay habe dies zeitiger bemerkt als er ſelbſt, und ſo wären ſie beide, Verrath merkend, bei Zeiten umgekehrt, und hätten ſich nach Giroflays Behauſung geſchlichen. Gerade dieſe Behauſung hätte Giroflay eigentlich vermeiden wollen, weil er gefürchtet, ſie in fremden Händen zu finden. Das ſei aber nicht der Fall geweſen, das kleine Wirthshaus ſei in ſtillem regelmäßigem Gange verblieben unter Führung eines handfeſten Hausknechtes. Von da aus habe er, Mathieu, trotz des hellen Tages über die Gartenmauer einen Verſuch gemacht, dem Hotel nahe zu kommen und Kundſchaft zu erlangen. Das ſei gelungen mit Hilfe der ſchattigen Gebüſche und Bäume, welche bis ans Haus reichen. Er habe die junge Prinzeſſin Marguérite geſprochen, die ihn vom Fenſter aus geſehen, und die auf ſeine Zeichen in den Garten hinaus gekommen.

So weit war Mathieu in ſeiner Mittheilung, als die Thür aufgeriſſen wurde und der Graf von Naſſau und Erlach heftig eintraten. Erlach hatte außen gehört, daß der heute Morgen befreite Rohan'ſche Diener in aufgeregtem Zuſtande erſchienen ſei, er hatte geahnt, daß der Cardinal nicht Wort gehalten, er hatte den Grafen von Naſſau unterrichtet, und deſſen ungeſtüme Frage lautete denn auch ſogleich: — Iſt es wahr, daß der Cardinal ſeine Häſcher nicht abberufen hat aus dem Hauſe Deines Herzogs?

— Es iſt wahr, Herr! erwiderte Mathieu, kein Menſch, keine Katze iſt während des ganzen Tages aus dem Palais Cardinal in unſer Haus gekommen. Triſtan und ſeine Rotte ſitzt in feſter Belagerung drin und läßt Niemand hinein, Niemand hinaus. Er meint unſern gnädigen Herrn auszuhungern. Und wenn unſer gnädiger Herr da iſt, ſo gelingt ihm auch ſein ſchändlicher Plan, denn mein Herzog ſtirbt eher, als daß er ſich den Papiſten überliefert.

Es folgte Stillſchweigen. Der Graf von Naſſau ſtampfte mit dem Fuße. Dann ſagte er: — Du ſprichſt, als wüßteſt Du nicht gewiß, ob der Herzog im Hauſe wäre.

Mathieu ſah unſicher auf Erlach.

„Alter Narr," ſprach dieſer, „jetzt ſind wir ſo weit, daß weiteres Verſteckenſpiel eine Albernheit wird. Hilfe iſt nur hier aus dieſem Hauſe möglich. Alſo heraus mit der Sprache! Wie ſicher, oder wie unſicher iſt der Zufluchtsort des Herzogs? Darnach wird der Herr Graf von Naſſau ſeine Maßregeln bemeſſen."

— Nun denn, ſprach Mathieu leiſe, mein gnädiger Herr ſitzt in einem engen Loche, zwei Schritte breit, ſechs Schritte lang, ohne Luft ohne Licht, ohne Nahrung. Er iſt an die Sechzig. Seit geſtern Abend ſitzt er ſo, wenn er noch ſitzt! Ueber vierundzwanzig Stunden. Vielleicht liegt er ſchon ohne Beſinnung da. Er iſt an friſche Luft gewöhnt, er braucht ſie mehr als ich, das weiß ich. Das Loch bringt ihn um, wenn's ihn nicht ſchon umgebracht hat

Neues Schweigen. Ein Mann wie der Graf von Naſſau hatte ja im Kriegsleben Liſt und Trug aller Gattung mannichfach erfahren. Aber Kriegsleben gehörte dazu, meinte er. Solch' ein Wortbruch in friedlicher Stadt erſchien ihm wie etwas Neues und wie etwas beſonders Freches, dem man ins Geſicht ſchlagen müßte, wenn's irgend möglich wäre. Und auf denſelben frech wortbrüchigen Staatsmann war der Herzog Bernhard, und waren ſie Alle mit dem Herzoge angewieſen. Das flog dem Naſſau wie ein Hagelſchauer durch den Kopf. — Er ſtampfte neuerdings mit dem Fuße und zupfte ſeinen buſchigen Kinnbart. Endlich ſagte er mit gepreßter Stimme: — Das iſt ſo wichtig, auch für unſere Zukunft, daß ich nicht allein handeln kann und mag, wie ſehr es mich reißt, mit einem raſchen Streiche dazwiſchen zu fahren. Es muß aus dem Ganzen und Großen gehen. Ja, das muß es! Und ſo ſoll's geſchehen. Du — wendete er ſich zu Mathieu — bleibſt hier, in einer Stunde hoff' ich wieder hier zu ſein: dann brauch' ich Dich. Ich ſprenge zum Herzoge Bernhard hinaus. Nichts ſagen, nichts verlauten laſſen, meine Herren! Ich ſelbſt gebe Ordre, daß alle unſere Leute in bewaffneter Bereitſchaft harren. Auf Wiederſehen! So ging er feſten Schrittes hinaus. Dietrich war äußerſt geneigt, ihm zu folgen. Aber das „Sprengen“ hielt ihn ab. Das war auf ein anderes Reiten abgeſehen als heute Morgen. Und wirklich ſah und hörte man dies Reiten bald darauf. Die Fenſter des Zimmers gingen auf den Hof, und aus dieſem ſtürmte der Graf von Naſſau in die Thorwölbung hinaus, daß die Funken hell aufleuchteten in der Dunkelheit. Ein franzöſiſcher Gensdarm von der Arſenalwache ritt neben ihm, um den kürzeſten Weg zu weiſen. Ein Reitknecht des Herzogs Bernhard folgte mit dem ledigen Roſſe des Herzogs.

Sie mußten vom Arſenal aus faſt quer durch Paris, um nach Rueil zu kommen. Die ſchlecht beleuchteten Gaſſen geſtatteten nicht ſo raſche Gangart; der Gensdarm ſchrie auch ſtöhnend, der Herr Graf möge ſein Pferd verhalten. Jenſeits der Tuilerien aber, wo die Landſtraße begann, war der Graf von Naſſau ſeines Weges allein ſicher und kümmerte ſich nicht mehr um den Gensdarm, welcher denn auch ſehr bald ſammt ſeinem ſchlecht geführten Gaule im Straßengraben lag.

Der Graf von Naſſau kam richtig ans alte Schlößchen von Rueil, flog richtig durch das erleuchtete Gewölbe und ſprang an der Freitreppe des italieniſchen Schloſſes vom Pferde. Des Herzogs Reitknecht hatte Schritt gehalten, übernahm des Grafen Roß und wartete. Der Graf ſtürmte hinauf, Thürſteher und entgegenkommende Lakaien bei Seite ſchiebend. Er war geſtern mit dem Herzoge hier geweſen, als guter Soldat wußte er den einmal betretenen Weg und flog wie der Stoß eines Sturmwindes ins richtige Vorzimmer. Die Dienerſchaft zögerte mit der Meldung — es ſei vertrauter Zirkel in den Gemächern der Frau Herzogin; — Der Graf faßte den ſprechenden Kammerdiener an beiden Schultern und ſchrie ihm ins Geſicht: Dem Herzoge von Weimar melden, daß der Graf von Naſſau mit einer wichtigen Meldung auf ihn warte, oder ich renne die Thüren ein mit Deinem geputzten mageren Leichnam, vorwärts! Der Kammerdiener taumelte hinein. Der Graf folgte ihm bis ins nächſte leere Zimmer und ging da ſporenklirrend auf und nieder. Fünf Minuten dauerten ihm ſehr lang. Nach fünf Minuten ſtand der Herzog Bernhard vor ihm. Der Kammerdiener ſchlich erſchrocken vorbei und hinaus. Er hatte nichts verſtanden — die Herren ſprachen deutſch. Der Graf erzählte kurz und ſchlagend. Herzog Bernhard ſprach kein Wort, aber es blitzte in ſeinem Antlitze. Der Graf von Naſſau ſchloß mit den Worten: Soll Hans von Starſchädel Recht behalten? Ich hab' ihn geſtern geſprochen, als er aufs Pferd ſtieg, um heim zu reiten nach Deutſchland. Er iſt ein tüchtiger deutſcher Mann, und er ſagte: Ihr verliert das Vertrauen im Vaterlande, wenn ihr den Franzoſen vertraut; Ihr verliert Eure und unſere Sache, denn ſie betrügen Euch. Sie gehören nicht zu unſerem Glauben, nicht zu unſerer Sitte, nicht zu unſerer Politik. Wozu können ſie Euch, können ſie uns dienen? Ihr holt für ſie die

Kaſtanien aus dem Feuer und werdet dann auf die Finger geſchlagen. Ihr werdet Vaſallen, und das deutſche Reich zahlt die Unkoſten. — Dies waren ſeine letzten Worte, und der heutige Wortbruch des Cardinals ſtraft ſie wahrhaftig nicht Lügen.

„Wahrhaftig nicht!“ wiederholte leiſe Herzog Bernhard und winkte dem Grafen, mit ihm hinein zu gehen in die inneren Gemächer.

Schon im nächſten begegnete ihnen der Cardinal mit ſeiner Nichte, welche gar verführeriſch ausſah in leichter Kleidung und in aufgeregter Theilnahme: ob dem „cher duc Bernard“ etwas Unangenehmes gemeldet worden ſei?

„Allerdings, Frau Herzogin. — Ich höre ſoeben, Eminenz, daß Eure Zuſage von heute Morgen nicht erfüllt worden iſt. Im Hotel des Herzogs von Rohan iſt die Belagerung nicht aufgehoben worden: es iſt gar keine Weiſung von Euch dort eingetroffen.“ — Das iſt ja nicht möglich! rief Richelieu. — „Es iſt gewiß!“ ſagte mit ſcharfem Tone der Graf von Naſſau, „was Ihr verſprochen, iſt nicht gehalten worden.“ — Das iſt ja zum Verzweifeln, wenn man ſo ſchlecht bedient wird! ſprach Richelieu mit ſichtlicher Entrüſtung, ich werd' es ſogleich unterſuchen laſſen. Sobald Ihr, Herr Graf aus der Thür gingt, hab' ich die entſprechende Ordre ertheilt. Du mußt es ja ſelbſt gehört haben, Madeleine! — „Ja wol, lieber Oheim!“ — Ich ſelbſt bin bald darauf zu Euch gefahren, und vom Arſenal hierher; ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich darum zu kümmern. Der Blitz ſoll auf den Abbé fahren, welcher die Ordre auszurichten gehabt hat. Iſt er hier? — „Ich hab' ihn nicht geſehen, lieber Oheim. Laſſen wir uns dadurch nicht ſtören, lieber Herzog, gehen wir hinein. Der Oheim giebt unterdeſſen die Ordre noch einmal, und nachdrücklich.“ — Ja wol, lieber Herzog, laßt Euch nicht ſtören! ſetzte Richelieu hinzu.

Das Auge Bernhards ruhte feſt auf dem Cardinal und ſtreifte nur einen Augenblick über die Geſtalt des ſchönen Weibes hin. Der heiße Blick des Weibes begegnete dem ſeinen. Vielleicht deshalb wendete ſich ſein Auge gleich wieder auf den Cardinal. Er fühlte ſich dieſem verführeriſchen Auge gegenüber in Gefahr und ſtärkte ſeine moraliſche Widerſtandskraft im Anſchauen Richelieu's, den er bereits haſſen zu dürfen meinte.

Bernhards Seele kämpfte einen peinlichen Kampf, weil es ein unklarer Kampf war. Das ganze Verhältniß zu Frankreich war nur aus dem künſtlich combinirenden Verſtande entſproſſen. Der eigentliche Bernhard, der deutſche Herzog, hatte nichts damit zu thun. Dem eigentlichen Bernhard klangen Starſchädel's Warnungen in den Ohren wie Worte wirklicher Wahrheit. Aber die Verzweiflung rief: Was ſonſt? Und die Verzweiflung rief außerdem: Kannſt du nicht eben ſo klug ſein wie dieſer Cardinal?! Kannſt du nicht den Teufel austreiben mit dem Teufel?! Nein, antwortete eine klare Stimme, nein! Denn du kannſt nicht Lug und Trug treiben mit den heiligſten Dingen wie dieſer Richelieu!

Das Verſinken in dieſe Gedankenreihe brachte eine Pauſe hervor. Richelieu mißdeutete ſie: er meinte, Bernhard ſtockte, weil ihn Liebe und Klugheit zurückführten in die Arme der Nichte, in die Hände des Oheims. Er trat freundlich ganz nahe zu Bernhard, er nahm ihn unter den Arm und führte ihn nach einer Ecke des Zimmers, indem er ſeiner Nichte mit den Augen zuwinkte: ſie möge folgen. Dort in der Ecke ſprach er wie ein langjähriger Vertrauter halblaut: Ich bin entzückt, lieber Bernhard, über Eure jugendliche, feurige Auffaſſung der Dinge! Mit dieſem Ungeſtüm, mit dieſer Friſche erobern wir die Welt und machen wir uns zu Herren dieſer eroberten Welt. Hört nur dabei auf meinen Rath, auf den Rath kühleren Alters, längerer Erfahrung. Die vorliegende Frage zum Beiſpiel, den alten Fuchs Rohan betreffend, werdet Ihr ganz anders betrachten, wenn Ihr nur einen Monat lang hier in Frankreich neben mir gelebt habt. Da werdet Ihr gründlich inne geworden ſein, daß dieſe großen ariſtokratiſchen Häuſer, dieſe Rohans und Montmorencys und wie ſie weiter heißen, das Haupthinderniß ſind für die Staatsentwickelung in freier, aufgeklärter Weiſe, wie ſie uns Beiden vorſchwebt. Dieſe Seigneurs laſſen keine geſammelte Staatsmacht entſtehen weder hier in Frankreich noch drüben im deutſchen Reiche. Dort halten ſie Euren Kaiſer und machen die Freiheit unmöglich, hier umgarnen ſie immer wieder meinen — thörichten König, welchem ſie vorreden: ſie ſtützten ſeinen Thron, während ſie ihn ſchwächen. Sie leben von alten Traditionen, wir aber, wir Beide, mein tapferer Bernhard, wir wollen ja neue Schöpfungen.

„Mich dünkt,“ antwortete Bernhard, „die neue Schöpfung ſteht dem Rohan näher. Er gehört zur neuen Lehre, er iſt Hugenott.“ — Ach, glaubt doch nicht, daß dieſe Hugenotten Eures Glaubens ſeien! Sie ſind Calviner; das iſt ja ganz was Anderes. Ihre Seele ſtammt aus den kleinen Gemeindeſtaaten in der Schweiz, ihr politiſches Ziel iſt eine Republik mit hundert Herren. Sie wollen die Größe zerſpalten, weil jeder Einzelne unter ihnen nicht groß genug ſein kann. Iſt das Euer Fall, Herzog Bernhard? Fühlt Ihr Euch nicht berufen und berechtigt ein Großer zu ſein auf dieſer Erde, welcher über Millionen gebietet? — „Es iſt dafür geſorgt, daß die Helden nicht ausſterben!“ ſetzte die Herzogin von Aiguillon hinzu, indem ſie ihr lächelndes Auge gleichſam in das Antlitz Bernhards hinein ſchmeichelte und ihre warme Hand auf ſeinen Arm legte.

Sie fand auch Bernhards Aufmerkſamkeit. Er vermied es nicht mehr, feſt auf dies Weib zu blicken, welches allein noch ihn unſicher machte. Die Worte Richelieu's waren abgeprallt an ſeinem Kopfe. Er war klar darüber, daß im Munde dieſes Mannes alles Redensart wäre, die ſich drehen und wenden ließe, wie es der politiſche Handelsmann eben brauchte. Bernhard war ein klarer Kopf, Richelieu täuſchte ihn nicht mehr durch künſtliche Reden und Gründe. Aber dies Weib beſing ihn noch. Er wußte noch nicht, daß auch ihr Zauber, welchem er ſich unterworfen fühlte, aus einem Irrthum entſprungen wäre. Er wußte es nicht. Dennoch wagte er Widerſtand. Ein Etwas in ihm — es ſtammte wol aus ſeinem deutſchen Kerne — raunte ihm zu: das kann nicht die Liebe ſein, von welcher die Menſchen erzählen, die Dichter ſingen, das kann ſie nicht ſein! Sie peinigt mich ja, indem ſi vorgiebt, mich zu beglücken. Nichts paßt, wohin ich ſehe, nichts fügt ſich zu irgend einer Harmonie! Weder im Aeußeren noch im Inneren. Nein, auch im Inneren gar nicht! Ich ſehe keinerlei Beruhigung, keinerlei Segen vor mir. —

Unter dieſen Gedanken, die mit der Schnelligkeit des Sturmes in ihm vorüberflogen, ſah er zum erſten Male dauernd, tief, gleichſam gewaltſam in ihr Auge hinein, als wollte er ihre Seele aufreißen wie er eine in Nebel gehüllte Schlachtordnung aufriſſe durch grimmigen, todesmuthigen Angriff.

Dieſe Nichte Richelieu's war aber ein geübter, ſehr ſtarker Liebesſoldat. Sie begriff und fühlte, daß ihre ganze Schlacht um den deutſchen Herzog auf dem Spiele ſtand, und ſie rief alle ihre Kräfte ins Gefecht. Das anmuthigſte Lächeln, der ſchüchternſte Seufzer, der nur wie ein Hauch flüſterte, der wärmſte und doch beſcheidene Druck der Hand ſtürmten ein auf Herz und Sinne Bernhards — das Stillſchweigen, welches eine Minute lang herrſchte, neigte ihrem Siege zu.

Ihrem Siege! Denn es kam ihr ein Element zu Hilfe, welches unter den Deutſchen gerade nur einen Sachſenfürſten gefährlich war, das Element der feinen kleinen Züge im Umgange und Antlitze, welche in der franzöſiſchen Höflichkeit eingebürgert ſind, und welche in Deutſchland nur dem oberſächſiſchen Stamme eigenthümlich ſind. Die Höflichkeit des Herzens könnte man es nennen, darf aber dabei nicht vergeſſen, daß dies Herz recht klein ſein kann. Dieſer heimathliche Zug in den bittenden, ſchmeichelnden und verheißenden Geſichtszügen der Franzöſin wirkte noch einmal beſtechend auf Bernhard — aber nur wenige Momente lang. Das Bedürfniß ſeiner Seele ſuchte ſich loszuringen von den kleinen Feſſeln. Und er war eben doch zu lange gewohnt, im Großen zu wünſchen, zu wollen und zu handeln, als daß nicht die großen Geſichtspunkte die Oberhand gewonnen hätten. Sie feiten ihn gleichſam und ſchärften die Kraft ſeines forſchenden Blickes. Und jetzt entdeckte er deutlich hinter den lockenden Augen dieſes Weibes ein ſelbſtſüchtiges, ihm ganz fremdes Weſen, hinter den lächelnden Mienen eine leere Gleißnerei — er trat mit einer leichten Verbeugung zurück und ſagte höflich wie ein Franzos: Verzeihung, Frau Herzogin, daß ich Eure Gaſtfreundlichkeit augenblicklich einer Pflicht nachſetzen muß, welche mich von dannen ruft. — Eure Eminenz bitte ich morgen — ſetzte er unmittelbar hinzu, indem er ſich gegen Richelieu wendete — um eine ſchriftliche Vorlegung unſeres Allianz-Abkommens, und ich bitte, das Wort „Allianz“ in dieſes Abkommen poſitiv aufzunehmen. Ich kann nur als deutſcher Fürſt und Kriegsherr mit der Krone Frankreichs in Verbindung treten und meine, daß dieſer Allianzvertrag bis morgen Abend ausgefertigt ſein muß, wenn er überhaupt zu Stande kommen ſoll. Gelingt dies nicht, ſo wünſche ich übermorgen vom Könige, von Eurer Eminenz und von Paris Abſchied zu nehmen. Nach dieſen Worten grüßte er vornehm wie ein Fürſt und ging mit dem Grafen von Naſſau von dannen. Richelieu und ſeine Nichte blieben erſtarrt zurück.

„Das iſt die Empfindlichkeit, Oheim, weil Du nicht Wort gehalten mit Rohan!“ — Und er holt ſich den Rohan! — ſagte langſam und nachſinnend Richelieu — und das kann zu einem unabſehbaren Ausbruche führen mit Hugenotten, Seigneurs und dem Könige! — „Ah! was da! Löſe Dein Wort, dies iſt die Hauptſache.“ — Vertheidige Dich! mußt Du ſagen; das iſt die Hauptſache. Und das ſoll geſchehen.

Ohne ein weiteres Wort zu ſagen, und ohne ſeine Nichte irgend einer Aufmerkſamkeit zu würdigen, ging Richelieu nach ſeinen Gemächern, und man hörte ihn ſchon im nächſten Zimmer nach dem Abbé rufen. Er hatte ganz recht vermuthet. Herzog Bernhard ritt ſpornſtreichs nach dem Arſenale in Paris. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete den Weg, welchen der Graf von Naſſau neben ihm jetzt hinlänglich kannte. Der Herzog Bernhard ſchwieg, ſo lange ſie außerhalb der Stadt raſch reiten konnten. Innerhalb der Stadt, wo das nicht möglich war, forderte er Naſſau auf: den Bericht des Rohan'ſchen Dieners zu wiederholen. Es war zehn Uhr vorüber, als ſie in den Hof des Arſenals eintritten. Der Herzog ſtieg ab und ging raſchen Schrittes die Treppe hinauf. Oben auf dem Vorſaale ſchon gab er Befehl, ſein ganzes Gefolge in den großen Saal zu berufen; auch den Oberſten von Erlach und den Rohan'ſchen Diener. Als er Herrn Hugos van Groot anſichtig wurde, ſagte er freundlich: — Ich warne den ſchwediſchen Geſandten, an Dem Theil zu nehmen was ich vorhabe; es könnte ſeinen Amtscharakter beeinträchtigen, und dieſer Amtscharakter kann uns morgen ſchon in all ſeiner ungeſchwächten Kraft nöthig werden. Herr Hugo, ſehr angenehm berührt von dieſer Rückſichtnahme, verbeugte ſich und deutete auf ſeinen Sohn Dietrich, welcher zu aller Thätigkeit empfohlen ſein möchte im Dienſte des Herrn Herzogs, ſei dieſe Thätigkeit auch noch ſo bedenklich.

„Ja, großer Fürſt, bis zu den Pforten der Hölle!" rief Dietrich in rückſichtsloſer Wallung. — Wohl, junger Freund, dann macht Euch auf Zweierlei gefaßt. Erſtlich, daß man leicht an die Pforten der Hölle kommt, damit aber nicht begnügt ſein darf, ſondern ſie ſprengen und überwinden muß, und ich fürchte, daß wir jetzt ſchon mit dieſen Pforten zu thun haben. Zweitens, daß Ihr bald Abſchied zu nehmen habt von der Frau Mutter, denn unſere Tage in Paris ſind gezählt.

Hiermit trat er in den großen Saal, wo binnen einigen Minuten Alles verſammelt war, was zu ſeinem kriegeriſchen Gefolge gehörte, an die zwanzig Männer, unter ihnen Mitzlau und Conrad. Sie waren ſo raſch beiſammen, weil Naſſau's Fortreiten bekannt geworden war, und Alles in Spannung verſetzt hatte. Sie ſtanden im Halbkreiſe und harrten der Rede ihres Herzogs. Man hörte ihn unter allen Umſtänden gern reden, weil er ſehr fließend, ſehr natürlich und immer ſehr nachdrucksvoll ſprach. Auch immer kurz und für Jedermann verſtändlich.

„Tapfere Landsleute!" ſagte er jetzt, „Ihr wißt, weshalb ich Euch hierher geführt in die franzöſiſche Hauptſtadt. Eine

Kriegsallianz wollen wir ſchließen gegen das papiſtiſche Regiment im deutſchen Reiche. Nichts als eine Kriegsallianz. Es kümmert uns nicht, ob man hier zu Lande auch katholiſch iſt. Sie mögen hier denken und glauben was ſie wollen, wir verlangen nichts als redliche Kriegshilfe. Aber — merkt wohl auf! — dieſe Kriegshilfe darf uns nicht vergiftet werden. Man ſoll nicht unſere Glaubensgenoſſen unter unſern Augen mißhandeln zum Hohn für uns. Zum Hohn! denn man hatte mir zugeſagt, den proteſtantiſchen Herzog von Rohan unverfolgt zu laſſen. Heute Morgen hat man mir's zugeſagt, und heute Abend erfahr' ich, daß dieſe Zuſage nicht gehalten worden iſt. Wortbruch und Verfolgung unſerer Glaubensbrüder iſt Gift unſerer Allianz mit Frankreich, und eine ſolche Allianz können wir nicht brauchen. Der Kriegsmann iſt das was er ſich zutraut. Trauen wir uns zu, auch inmitten eines fremden Landes ehrliche evangeliſche Deutſche zu ſein, und dem ganzen fremden Lande die Stirn zu bieten! Dieſer Beweis thut noth. Wer den kleinen Finger läßt, der verliert allmälig die Hand. Und um den kleinen Finger nicht zu laſſen, wollen wir jetzt auf der Stelle hinübergehen und unſern verfolgten Glaubensgenoſſen befreien —"

Ein donnernder Zuſtimmungsruf unterbrach ihn.

„Nicht ohne Noth," fuhr er fort, „drein ſchlagend, wenn's aber Noth thut tapfer und grimmig wie Ritter, die nicht darnach fragen, was morgen aus ihnen wird, wenn ſie heute ihren Glauben und ihre Ehre mannhaft zu vertreten haben. — Und ſo folgt mir flugs. Wir gehen zu Fuß, und ſo geräuſchlos wie möglich. Vorwärts!"

Mathieu und Dietrich gingen als Führer voran durch die ſtillen Straßen. Der Mond ſchien hell, und in ſeinem Lichte nahmen ſich die bärtigen Kriegergeſtalten, die ſchweigend einher ſchritten, drohend genug aus. Dicht hinter den Führern ſchritt der Herzog. Neben ihm der Graf von Naſſau, zu welchem er leiſe ſagte:

„Ihr habt das Schreiben des Cardinals von heute Morgen bei Euch?" — Ja wohl, wie Euer Liebden mir beim Hereinreiten befohlen. — „Dies ſei der Paß, um unſere Gewaltthat in fremdem Lande zu beſchönigen und die Schwerter in der Scheide zu laſſen, ſo lange der Paß ausreicht. Richelieu's Gegenmaßregeln ſind wahrſcheinlich unterwegs; wir müſſen eilen. Sie mögen ſein, welche ſie wollen, unſere Aufgabe iſt, Rohan befreit und ſicher geſtellt zu haben, ehe ſie eintreffen —" — Dies iſt die Straße, Herr Herzog! ſagte Dietrich halblaut, indem er ſich umwendete. „Und die Wachen lehnen am Thore!" ſetzte Mathieu hinzu. — Halt! — ſagte der Herzog mit gedämpfter Stimme und winkte den folgenden Kriegsleuten, dicht an ihn heran zu treten. Als dies geſchehen, gab er ihnen ſeine Verhaltungsbefehle mit dem Bedeuten, bei Ausführung derſelben kein Wort zu ſprechen.

Dann ging der Zug weiter, als wollte er unbekümmert um die Wachen am Hotel vorüber. In einem Nu aber waren die Wachen umringt, war die kleine Thür im Hausthore durch Mathieu geöffnet, waren die zwei wachthaltenden Musketiere des Cardinals durch die kleine Thür hinein gedrängt. Auf ihr verſuchtes Rufen wurden ihnen ſchwere Fäuſte auf den Mund gedrückt und leiſe zugeraunt: Vom Cardinal ſelber!

Mathieu ſchloß Thür und Thor ſorgfältig und eilte dann im Trabe dem Haufen nach, welcher über den Hof nach dem Schlößchen ſchritt, die Musketiere mit ſich ſchiebend. Die armen Kerle wußten gar nicht wie ihnen geſchah. In der Vorhalle des Schlößchens ſaßen wieder zwei Musketiere, die Wache halten ſollten, die aber redlich ſchliefen. Ihnen widerfuhr dasſelbe Schickſal. Aus dem Traume aufgeſchreckt, wußten ſie erſt gar nicht, was mit ihnen vorginge, und waren ſammt ihren Kameraden in einen gewölbten Raum des Souterrains hinein gedrängt, welchen Mathieu dem Herzoge Bernhard als geeigneten Platz zur Gefangenhaltung bezeichnet hatte. Es waren die großen Küchenräume des Hauſes, und die niedrigen Fenſter waren mit Eiſengittern verwahrt. Das gebotene Stillſchweigen bewährte ſich. Wie Würgengel räumten die Weimaraner. Conrad trug einen Musketier, der ſchreien wollte, auf ſtarkeignen Armen in die

Küche hinunter, nachdem er ihm ein nicht ganz ſauberes Nastuch in den Mund geſtopft hatte. Selbſt die Herzogin hatte in ihrem Zimmer noch nicht bemerkt was vorginge, und nur Triſtan war noch nicht aufgefunden. Auf des Herzogs leiſe Frage nach ihm antwortete Mathieu:

„Er ſitzt gewiß oben im Wohnzimmer meines gnädigen Herrn auf dem Hauptpoſten.“ — Führ' mich hinauf!

Das geſchah. Flur und Stiege waren ſchwach beleuchtet. — Mathieu öffnete behutſam die Thür des Wohnzimmers. Es war hell erleuchtet. Ein Officier lag auf einer gepolſterten Ruhebank und ſchlief; Triſtan ſaß mit dem Angeſichte gegen die Bibliothekwand und las in einem Buche, im Amadis, deſſen bunte Romantik ihn wach erhielt. Er lächelte vor ſich hin über ein Liebesabenteuer des Buches und wurde die Eintretenden nicht gleich gewahr, da er mit dem Rücken gegen die Thür gewendet ſaß.

Herzog Bernhard war ſchon nahe bei ihm, als er ſich nach dem Geräuſche umdrehte, und erſchrocken vom Seſſel auffuhr.

„Ihr heißet Triſtan?“ ſagte der Herzog. — Zu Befehl, Hoheit —! — Er erkannte den Herzog. „Aus welchem Grunde habt Ihr, Herr Triſtan, dies Haus nicht geräumt, als Euch Seine Eminenz der Herr Cardinal von Richelieu den Befehl dazu ſpäteſtens heut Mittag hierher geſendet? Aus welchem Grunde?“ — Ich habe keinen ſolchen Befehl erhalten. — „Läugnet nicht unnütz!“ — Bei meinem Leben —! — „Das kann auf dem Spiele ſtehen. Naſſau! Zeigt dem Manne den Brief Seiner Eminenz von heute Morgen. — Leſt ihn, Herr Triſtan!“

Triſtan las. Das Blatt zitterte ein wenig in ſeinen Händen. Er kannte die eigenhändige Schrift des Cardinals; er begriff, daß er in gefährlicher Lage wäre. Dieſe grimmig drein ſchauenden deutſchen Krieger, deren Schlachtenfurie weltbekannt war, auf der einen Seite und auf der andern Seite ſein Herr, der Cardinal, der wirklich nichts dem Briefe Entſprechendes befohlen hatte, und der ihn gewiß züchtigte, wenn er ohne ausdrücklichen Befehl wich.

Er hielt es für das Beſte, nach ſorgfältiger Lectüre des Briefes ſtill zu ſchweigen.

„Nun“, fuhr Herzog Bernhard fort, „habt Ihr die Stirn, nach Kenntniß dieſes Briefes zu läugnen und den Herrn Cardinal des Wortbruchs und der Lügenhaftigkeit zu beſchuldigen? Das ſollt Ihr verantworten! Keinen Widerſpruch! In Gegenwart Seiner Eminenz Eures Herrn, von welchem ich komme, werdet Ihr Euch verantworten. Jetzt ſchweigt und folgt jenem Officier!“

Die letzte Rede hatte der Herzog laut und ſtark geſprochen. Der Bann des Schweigens, welcher die Ueberrumpelung des Hotels erleichtert hatte, war hiermit zu Ende. Der Officier, welchem Triſtan anheim fiel, war Rudolph von Mitzlau. Er hatte ſchon unten auf der Straße die Verhaltungsregeln erhalten, dieſen Anführer Triſtan nicht mit den übrigen Musketieren einzuſperren, ſondern in einem abgeſonderten Zimmer der Bewachung Conrads zu übergeben. — Der Officier von der Ruhebank wurde in den Küchenraum geführt. So war die Einnahme des Hotels ohne ſonderliche Gewaltthat und mit einiger diplomatiſchen Sicherſtellung vollendet. Des Cardinals eigener Freibrief war ins Werk geſetzt worden. Die Kriegsmänner ſahen mit zufriedenem Lächeln auf ihren Führer. Er hatte im Kriege den für Soldaten beſtechenden Ruf, daß er bei ungeſtümſter und wildeſter Tapferkeit doch immer und überall für feine Kriegsliſt und prächtig erdachte Nebenzüge ein Matador war. Dergleichen entzückt den Soldaten eben ſo ſehr, wie ihn der Sieg einer großen Feldſchlacht erhebt. Dergleichen feſſelt vorzugsweiſe an die Perſon des Feldherrn, welcher gleichſam auch im Gedankenkreiſe der Soldaten heimiſch und doch auch hier überlegen erſcheint. Die Aufmerkſamkeit des Gefolges wurde indeſſen ſofort auf einen anderen Punkt gelenkt. Triſtan war kaum zur Thür hinaus, da tauchte ſeitwärts vom Herzoge ein Frauenkopf aus dem Fußboden des Zimmers empor. Der Herzog ſtand unweit der Wendeltreppe. Durch dieſe hinab war die letzte laute Rede des Herzogs zur angſtvoll lauſchenden Herzogin von Rohan gedrungen. Sie hatte gefürchtet, der

Moment der Entdeckung ſei oben eingetreten, und ſie eilte jetzt herauf. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie in dem Manne, welcher ſich nach ihr umwendete, den Herzog von Weimar erkannte. Ein unterdrückter Schrei rang ſich aus ihrer Bruſt. Auch Herzog Bernhard erkannte ſie ſogleich und ſtreckte ihr die Hand entgegen, um ihr das Heraustreten aus der engen Stiege zu erleichtern.

Ehe ſie ſprechen konnte, winkte er ſeinem Gefolge: ſich zu entfernen. — Naſſau! rief er nun den Fortgehenden nach — ſtrengen Wachtdienſt im Haus und Hofe, daß wir ungeſehen hinaus können! Dann wendete er ſich zur Herzogin, welche an ſeiner Hand ſchwankte von dem Uebermaße heftiger Eindrücke und ſagte raſch: — Nun ohne Säumniß den armen Rohan befreien, ihm zu Licht, Luft und Nahrung verhelfen: er iſt jetzt ungefährdet.

„Wenn er's nur überlebt hat!" ſchluchzte ſie, welche bis hierher ſtandhaft und ſtark geblieben war.

Sie taumelte an die Bücherwand hin, warf mit zitternden Händen eine Reihe Bücher an den Boden und ſuchte taſtend nach der ſcheinbar verborgenen Feder. „Ich habe keine Kraft in den Fingern, helft mir, Herr Herzog, helft mir." Und als Herzog Bernhard hinzutrat, rief ſie mit künſtlich gedämpftem und doch durchdringendem Tone gegen die bretterne Wand hin: „Heinrich, Heinrich öffne! Du biſt erlöſt". Da fiel eine neue Reihe von Büchern an den Fußboden, die Thür ging auf, Herzog Heinrich von Rohan ſtand da und fiel in die Arme ſeiner Frau.

„Du lebſt? Du lebſt!" rief dieſe unter ſtrömenden Thränen, „aber wie?" — Ganz leidlich, mein liebes Weib. Ein wenig ſchwach vom Mangel an Luft — öffne ein Fenſter! Wer iſt der Herr?

Herzog Bernhard ſtellte ſich ihm ſelber vor, da die Herzogin haſtig nach dem Fenſter eilte.

Richelieu hatte unterdeſſen auch ſeine Anſtalten getroffen. Nach dem Benehmen Bernhards war es ihm außer Zweifel, daß der verletzte deutſche Herzog ſich ins Hotel Rohan begeben und dort etwas vornehmen würde, was für alle Theile die widerwärtigſten Folgen haben konnte. Die Staatsgewalt, namentlich Richelieu's Anſehen konnte arg bloßgeſtellt werden, wenn ein Fremder gewaltſam einſchritt gegen die bewaffnete Macht des Cardinals. Und auf der andern Seite war es auch höchſt mißlich, in offenen Waffenkampf zu gerathen mit Herzog Bernhard, welchem nicht Wort gehalten worden war und welcher die mächtigſte Kriegshilfe in ſich darſtellte, namentlich für die Politik des Cardinals. So wichtige Intereſſen durften doch nicht preisgegeben werden um ſolcher perſönlichen Dinge halber. Am Ende war es ja dem Cardinal nur um den Herzog von Rohan zu thun. Deſſen wollte er habhaft werden, und deſſen konnte er immer noch habhaft werden, wenn er auch jetzt durch Bernhard befreit würde. Ja, dann erſt recht! Jetzt war er verſteckt und vielleicht gar nicht aufzufinden. War er wirklich da, ſo würde er eben durch Bernhard zum Vorſchein kommen, und dann blieb immer noch übrig, ihn nicht mehr aus den Augen, aus den Fängen zu laſſen.

In dieſem Sinne hatte der Cardinal einen Cavalier ſeiner Umgebung inſtruirt, welcher beſonders geeignet war für delicate Aufgaben. Es war dies ein noch junger Mann, ein Chevalier de Lisle, ein wenig begüterter Edelmann von angenehmem Aeußeren, von höflichen Formen und von unzweifelhafter Treue für den Cardinal, unter deſſen Gunſt er eine größere Laufbahn zu machen hoffte.

Dieſer war jetzt in einem Wagen des Cardinals unterwegs nach dem Hotel Rohan. Er kam an vor dem Hofthore, als oben der Herzog von Rohan aus ſeinem Verſtecke trat. Die Weimaraner, welche Wache ſtanden, bedeuteten ihm barſch, daß Niemand eingelaſſen würde. Umſonſt berief er ſich auf den erſten Staatsminiſter, den Cardinal, ja auf den König ſelbſt — die Weimaraner ſagten lachend: Nix français! und ſchoben ihn zurück.

Er hatte die Geduld eines Diplomaten und ſetzte ſich in ſeine Kutſche, indem er dem Kutſcher befahl, ruhig zu warten. Die Wachen hatten ihn belehrt, daß der Cardinal richtig vermuthet hätte, und daß die Deutſchen das Hotel eingenommen hätten. — Sie werden endlich doch herauskommen — dachte er — und den Herzog von Rohan entführen, wenn er da iſt, und dann wirſt du ihn ſehen und wirſt ihm folgen, ſo weit es nur irgend möglich iſt.

Daran dachte wol hinten im Hotel Niemand. Dort unterhielt ſich in einem Hinterſtübchen Rudolph von Mitzlau heiteren Tones mit Triſtan, der ſich längſt wieder gefaßt hatte und dem ein fließend franzöſiſch ſprechender Weimaraner ganz willkommen war, da er mancherlei Ausbeute geben konnte im raſch wechſelnden Geſpräche. Mitzlau war auch gar nicht auf ſeiner Hut, es ſchien ihm vorzugsweiſe daran gelegen zu ſein, daß er einen freundlichen Eindruck bei den Leuten des Cardinals hervorbrächte. Conrad grunzte recht unwillig über dieſes Geſpräch. Er konnte es nicht hindern, und doch verſtand er's nicht dies „fixe wälſche Geſchnatter“.

Im Wohnzimmer des Herzogs von Rohan aber hatten ſich die beiden Herzöge ſo ſicher niedergelaſſen, als ob die Welt außer ihnen ein machtloſes Ding wäre. Dies iſt vornehmen Leuten eigenthümlich. Sie ſind im Gefühle der Ueberlegenheit und Herrſchaft erzogen worden. Das Regiſter „Furcht und Beſorgniß“ hat für ſie viel weniger Artikel als für den niedriger geſtellten Menſchen, und Ruhe wie Behagen iſt deshalb dem Vornehmen viel reichlicher zugemeſſen als dem Plebejer, der unter lauter Hinderniſſen aufgewachſen iſt. Dafür iſt der letztere an Erfahrung reicher und zu Erfindungen geneigter.

Dietrich van Groot ſtand in der Mitte zwiſchen den Vornehmen und den Plebejern. Seine ſtets kreiſende Phantaſie verſchaffte ihm die Illuſion des Vornehmen und die Beſorgniß des Plebejers. Jetzt die Beſorgniß um das weitere Schickſal des Herzogs von Rohan. Er hatte unten auf der Straße dem Herzog

Bernhard davon geſagt, daß daheim im väterlichen Hauſe ein ganz ſicherer Aufenthalt vorbereitet wäre für Rohan; aber der Herzog Bernhard hatte nichts darauf erwidert. Hatte er es überhört? Jetzt mitten unter dem zechenden Gefolge der Weimaraner ſtieg Dietrich die Beſorgniß höher und höher. Die Frau Herzogin oder der Haushofmeiſter hatten die Aufmerkſamkeit gehabt, den Weimar'ſchen Herren im großen Salon Wein auftragen zu laſſen. Sie tranken und ſchwatzten, er aber ging einmal um das andere hinaus auf die Gartenterraſſe, um ſich zu überzeugen, ob wirklich der Tag noch nicht dämmere. Wenn man ſo lange verweilt, dann war ja der Umzug des Herzogs von Rohan bis zum Marais hinüber gefährdet. Er durfte doch nicht geſehen werden, wenn er auf der Place royale ins Haus der ſchwediſchen Geſandtſchaft eintrat! Endlich theilte er dem Grafen von Naſſau ſeine Sorge mit. Das war aber auch ein Mann von vornehmer Erziehung, er gab nichts auf Dietrichs Bemerkung und ſagte: Herzog Bernhard ſelbſt führt die Action, und der überſieht nichts. Nur Erlach, der die Bemerkung gehört hatte, ſtimmte bei, nahm Dietrich unter den Arm und führte ihn auf den Flur hinaus. — Ihr ſeid hier im Hotel bekannt — ſagte er da — Ihr werdet ein Mittel finden, eine Warnung an die Herzöge hinauf zu bringen. Sie ſind wahrſcheinlich ins politiſche Geſpräch gerathen und vergeſſen die gefahrvolle Lage. — Da öffnete ſich dicht neben ihnen eine Thür. — Ah! Gott ſei Dank, Prinzeſſin — rief Dietrich — Ihr erſcheint wie ein Engel, um Euren Herrn Vater zu retten!

„Was iſt?“ ſagte Marguérite erſchrocken, „was geht vor? Ich habe voll Angſt mit der Mama gewacht, bin aber doch eingeſchlafen. Jetzt wach' ich auf, ſehe die Mama nicht und ſuche ſie.“ — Sie wird oben ſein im Wohnzimmer Eures Herrn Vaters! — Und nun erzählte er kurz, was während ihres Schlummers vorgegangen und wie der Herzog von Weimar Rettung gebracht, wie aber jetzt eiliger Abzug nöthig wäre. Oberſt Erlach ließe den Vater dringend mahnen, an den Aufbruch zu denken, der junge de Groot ſei bereit, ihn ſicher unterzubringen, aber nur

ſo lange es Nacht am Himmel bleibe, und es dämmere ſchon. —
— „Sogleich!“ antwortete Marguérite und trat ins Zimmer zurück, die Thür ins Schloß werfend.

Erlach blickte ihr betroffen nach. Er wußte nichts von der Wendeltreppe, die hinauf führte. Marguérite aber eilte die Wendeltreppe raſch hinauf. Ihr Schritt war leicht; man hörte ſie nicht, Vater und Mutter ſaßen an einem Tiſche, ſo daß ſie ihr den Rücken kehrten. Vor dem Vater ſtanden Speiſen, und er aß zuweilen, während die Mutter ſprach. Neben der Mutter ſaß ein fremder Mann. Das ſollte alſo der Herzog von Weimar ſein. Sie hätte ihn ja kennen müſſen von St. Germain her; aber ſie erkannte ihn nicht ſogleich. Sie ſah ihn jetzt unter ſchwacher Kerzenbeleuchtung und ſah ihn von der Seite. Nur ſein Profil war ihr zugekehrt und war beſchattet; er ſelbſt konnte ſie nicht ſehen. Er gemahnte ſie an ein griechiſches Bild in des Vaters Gemäldeſaale, an einen Kopf, welcher Hector genannt wurde. So glatt erſchien das Profil von der Stirn über die Naſe herunter bis zum Kinn, welches ein weicher Bart bedeckte. Jetzt ſprach er! Tief wie eine Glocke klang die Stimme. Iſt dies derſelbe Mann? dachte ſie. Sie war unwillkürlich ſtehen geblieben, als ſie erſt mit halbem Körper aus der Treppenöffnung hervorragte. Da, nach der Zögerung einer Minute, wurde ihr der Gedanke wieder lebendig, daß die größte Eile nöthig wäre, und ſie ſprach haſtig: — Lieber Vater, die Herren unten laſſen ſagen, daß der Morgen dämmere und daß Du eilig fort müßteſt! Die Herzogin fuhr auf von ihrem Seſſel. Bernhard aber ſagte: — Der Morgen dämmert noch nicht. Aber es iſt richtig, daß wir fort müſſen, der Herzog und wir. Hier im Hauſe iſt keine Sicherheit für ihn, und der Aufenthalt bei Hugo Grotius iſt anzunehmen. Unter dieſen Worten ſtand auch er auf und jetzt erſt ſah er ſich um nach der Stimme, welche ſich als Tochter Rohan's angekündigt hatte. Marguérite ſtieg eben die letzte Stufe herauf. Ein Wunderbild für ihn entſtieg dem Boden! Wie Schuppen fiel es von ſeinen Augen. Dies Bild hatte er geſehen, aber wie im Nebel, wie im ſpielenden Sonnenſchimmer, der nicht geſtattet, die Umriſſe feſt zu halten. Jetzt, jetzt drang es in ſeine Seele: ſo, ja ſo ſieht es aus vom Haupt bis zu den Füßen das weibliche Weſen, welches deine Träume erfüllt und dein Herz in Sehnſucht weitet — da ſteht es vor dir!

Ein ſchüchterner Jüngling wäre einen Schritt zurück getreten, ein junger Kriegsheld wie er trat einen Schritt auf ſie zu. Seine Augen leuchteten, ſein Herz pochte, ſeine Seele jauchzte; aber eines Wortes war ſelbſt der Kriegsheld nicht mächtig. —

„Unſere Tochter Marguérite, die Euch in St. Germain vorgeſtellt wurde!“ ſagte die Herzogin. — Nicht vorgeſtellt — auch ich bin ihr nicht vorgeſtellt worden. Ich ſehe ſie eigentlich — zum erſten Male. — „Nun, hoffentlich ſeht Ihr, lieber Herzog, mein Kind noch oft,“ ſagte der Herzog von Rohan, „jetzt hat ſie wol recht, uns an den Aufbruch zu mahnen.“ — Ganz recht! erwiderte Bernhard. Der Eindruck, welcher über ihn gekommen, war der Eindruck der Wahrheit und wirkte rein, glücklich, harmoniſch. Bernhard war in ganz ruhiger Faſſung für alles das, was ihm augenblicklich oblag. Er forderte den Herzog von Rohan auf, ihm zu folgen, er verabſchiedete ſich einfach herzlich bei der Herzogin, er bot Marguériten die Hand und ſagte zu ihr: — Auf Wiederſehen!

Wenn das Herz eines tüchtigen Menſchen wie eine Knoſpe aufſpringt in voller Liebe, ſo ſtrömt ein Duft von ihm aus über alle Umgebung weithin. Wie hätte Marguérite davon unberührt bleiben können? Wie wohlthuende Freude verbreitete ſich Bernhards Leben über ſie. Sie brauchte nicht Liebe zu empfinden wie er — und das junge Mädchen empfand noch keine — dennoch empfand ſie, daß dieſer Mann edel, ſchön und wohlthuend wäre und Freude ausſtrahlte über ſie aus ſeinen leuchtenden Augen. — Auf Wiederſehen! — antwortete auch ſie ſo lieblich, ja gleichſam ſo fröhlich, daß es eine Erquickung war für den ſcheidenden Bernhard.

Fort ging der Zug: unten in der kleinen Vorhalle waren bereits Alle vereinigt, und Rohan in ihrer Mitte. Niemand dachte daran, daß noch etwas zu thun, daß noch etwas vorzuſehen wäre. Niemand? O doch! Der Kriegsführer verläugnete ſich nicht: Herzog Bernhard fragte nach Conrad, und als dieſer ſich meldete, fragte er weiter: was aus Triſtan geworden? und warum Conrad denſelben ohne Abberufung verlaſſen habe?

„Des Herrn von Mitzlau wegen, Schwerenoth! Der ſetzte ſich zu uns und parlirte mit dem Papiſten!" — Und jetzt, Mitzlau? fragte der Herzog weiter. — „Ich habe ihn eingeſchloſſen und dem Haushofmeiſter angezeigt, wo er zu finden wäre," antwortete Mitzlau. — Gut. Haltet Euch zu mir, Mitzlau, und zu dieſem Herrn, ſagte Bernhard, indem er auf Rohan zeigte ohne ihn zu nennen, nahe am Arſenale werdet Ihr ihn mit dem jungen Groot dahin geleiten, wohin der junge Groot Euch führen wird.

Mitzlau war freilich keine glückliche Wahl. Der Herzog ahnte aber nicht, daß dieſer mähriſche Edelmann ſeinen Frieden mit dem Kaiſer und der katholiſchen Kirche vorbereitete vermittelſt Norberts von Zierotin, den er täglich beſuchte. Der Herzog meinte genug der Vorſicht angewendet zu haben, wenn die allenfallſigen Spuren Rohan's ins Arſenal führten, wo er doch nicht zu finden ſein ſollte. Er ahnte auch nicht, daß Richelieu's Aufpaſſer draußen vor dem Hofthore harrte, um bei dem Mondſcheine Rohan's anſichtig zu werden. Davor indeſſen bewahrte den eingeübten Soldaten die zur andern Natur gewordene Wachſamkeit. Ehe er hinaus ſchritt auf den Hof, ſendete er einen Officier vors Thor, um bei den Wachen Erkundigung einzuziehen, ob was vorgefallen wäre. So erhielt er Nachricht von der Kutſche. Es war ihm außer Zweifel, daß in dieſer Kutſche ein Agent Richelieu's ſaß.

Nach kurzer Ueberlegung commandirte er „Vorwärts!" und das ganze Gefolge, der Herzog von Rohan inmitten deſſelben, ſchritt durch den Hof bis ans große Thor. Hier rief Herzog

Bernhard halblaut: „Halt!“ und winkte jenen Officier wieder zu ſich. Leiſe gab er ihm eine Ordre und hieß ihn warten, bis der Portier des Rohan'ſchen Hotels inſtruirt wäre. Der Mann war zur Hand und verbeugte ſich gehorſam vor den Verhaltungsbefehlen, welche ihm Herzog Bernhard in kurzen Worten einſchärfte. Er ſah ja ſeinen gnädigen Herrn neben dem deutſchen Herzoge ſtehen.

Hierauf ging dieſer Portier ans Thor und ſchloß auf und riegelte auf, öffnete aber nicht. Das kleine Pförtchen jedoch im großen Thore öffnete er. Durch dieſes ſchritt der Officier wieder hinaus und winkte die beiden Wachen zu ſich. — Nachdem er ihnen ein paar Worte zugeflüſtert, ſchritten dieſe zu den Köpfen der beiden Pferde, welche vor der Kutſche ſtehend ſchliefen, und weckten dieſelben auf, indem ſie in die Zügel griffen. Der Officier ſelbſt trat zum Kutſcher und ſagte in gebrochenem Franzöſiſch: Zügel ſchlaff, oder ein Unglück! Die Wachen zogen, die Pferde folgten, der Wagen ſetzte ſich nach rechtshin in Bewegung; der Officier ging neben dem Kutſcher einher. Eine Minute ſpäter flog das breite Hofthor auf und die beiden Herzöge mit dem ganzen Gefolge ſchritten hinaus und wendeten ſich nach links. Hinter ihnen flog das Thor wieder zu, und Schlöſſer wie Riegel beſagten knarrend, daß Thor und Pförtchen feſt verſchloſſen würden. Der Wagen brauchte nicht weit geführt zu werden. Es war nun hinreichend dafür geſorgt, daß der darin ſitzende und heraus geſticulirende wie perorirende Chevalier de Lisle nicht in kurzer Zeit das Hotel Rohan betreten und mit Triſtan und Conſorten den abziehenden Weimaranern folgen werde. Dennoch änderte Herzog Bernhard, als er mit den Seinigen bis an die Seine gekommen, ſeine Vorſchriften für Rohan. Es ſchien ihm möglich, daß Richelieu, ſo wie er einen Agenten zum Hotel Rohan geſendet, auch in der Nähe des Arſenals Wachen aufgeſtellt haben könnte, um beobachten zu laſſen, wohin der Herzog von Rohan gebracht würde. Er befahl alſo, daß Dietrich van Groot und Mitzlau ſchon hier vom Gefolge ſich abſondern und den Herzog von Rohan nach der Place royale ins Haus des ſchwediſchen Geſandten führen ſollten.

„Morgen Abend,“ ſagte er, indem er dem Herzoge die Hand reichte, „beſuche ich Euch und bringe Euch Nachrichten von Frau und Tochter. Dann bringen wir unſer heut' begonnenes Geſpräch mit ſeinen weiten Planen zum Abſchluſſe. Bis dahin behüte Euch Gott, mein glücklich gefundener würdiger Freund.“

Der Herzog von Rohan ſchüttelte ihm ſchweigend die Hand und ging mit Dietrich, Mitzlau und Mathieu, der ſich ſeinem Herrn angeſchloſſen, über die Brücke.

Der nächſte Abend in Paris war ganz ein Sommerabend. Die Pariſer, Alt und Jung, promenirten unter den Bäumen der Place royale, und ſogen mit Behagen die milde Luft ein, welche ſo angenehm geſchwängert war vom jungen Laube jener Bäume.

Auch Dietrich kam aus dem elterlichen Hauſe und miſchte ſich unter die Gruppen. Er war äußerſt zufrieden. Die gute Mutter hatte Alles vortrefflich eingerichtet. In der vergangenen Nacht hatte ſie treulich gewacht, bis er mit dem Herzoge von Rohan angekommen, und dann hatte ſie dieſen vornehmen Herrn mit allerliebſter Einfachheit eingeführt in das behagliche Zimmer. Auch den Buben, den ſo übel empfangenen Jaquette, hatte ſie bereits in ihrem Herzen und in ihre Wohnung ganz gut eingerichtet. Sie hatte ihn gewaſchen und gekämmt und mit Kleidern verſehen, und erzog an ihm immerfort. Der pfiffige Junge ließ ſich Alles gefallen und ſagte zu Allem „oui, merci!“ Es war gar nicht mehr zu verkennen: die Mutter eignete ſich ihn an durch ſolche raſtloſe Erziehung. In Kurzem würde ſie, wenn nicht den Jungen, doch ihr eigenes Werk in ihm lieben. Und jetzt war er ſogleich als kleiner hugenottiſcher Franzoſe am Platze zur leichten Bedienung für den Herrn Herzog neben dem etwas ſchwer auftretenden Mathieu. Alles war in gutem Gange, und in der nächſten Abendſtunde war die Frau Herzogin mit ihrer Tochter und war der Herzog Bernhard zum Beſuch erwartet unter dem deckenden Schleier des ſpäten Abends. Dietrich rieb ſich vergnügt die Hände und ſah allen Frauensperſonen, die an ihm vorüber kamen, tief unter die Augen, um ſeine Louiſon heraus zu finden. Der Mond war noch nicht aufgegangen und unter den Bäumen war das Licht ſchon düſter. Er hatte eigentlich keinen Grund, Louiſon zu erwarten. Aber brauchte er Gründe? Seine gefällige Einbildungskraft ahnte, was ſie wünſchte. Und ſie täuſchte ſich, wie ſo oft: er entdeckte Louiſon nirgends. Es ſchien ihm unmöglich, daß ſein Gedanke ein Irrthum ſein und er heute Louiſon nicht ſprechen könnte, er entſchloß ſich alſo nach der Rue St. André zu ſchreiten und dort einen Beſuch abzuſtatten. Oder vielmehr: er entſchloß ſich nicht, ſondern die ihn beherrſchende Traumwelt entführte ihn. Das macht ja ſolche Menſchen mächtig oder lächerlich, daß ſie ihren Träumen nachgehen, nicht ihrem Verſtande. Am Ausgange des Platzes begegnete er Rudolph von Mitzlau, der in eifrigem Geſpräche mit einem Cavalier daher kam. Dietrich erkannte ihn an der Stimme, grüßte ihn heiter und verſicherte ihm, daß zu Hauſe Alles in Ordnung wäre und heute Abend geſellige Zuſammenkunft der ganzen Familie und auch ſeines Herzogs ſtattfinden würde. Mit dieſen allgemeinen Bezeichnungen meinte er genug gethan zu haben für Verhüllung deſſen, was geheim bleiben ſollte vor einem unbekannten Dritten, und ſchritt fürbaß. Dieſem Dritten war aber ſolche Mittheilung recht wichtig. Dieſer Dritte war Norbert von Zierotin.

Mitzlau bewarb ſich um ſeine Gunſt, um durch ihn wieder aufgenommen zu werden in Oeſterreich. Er hatte Norbert alſo auch bis auf einen gewiſſen Grad eingeweiht in die Geſchichte der Befreiung Rohan's, aber doch nur bis auf einen gewiſſen Grad. Er wollte mit zwei Zügeln fahren. Nahm Herzog Bernhards Laufbahn wieder einen Aufſchwung, ſo wollte er ſeinen Mitgenuß an dieſem Aufſchwunge nicht ganz aufgegeben haben durch völlige Hingebung an den Jeſuiten Norbert, dann wollte er — kurz, es ſchwebte ihm die Möglichkeit vor, den von den Franzoſen enttäuſchten Bernhard einmal dem Kaiſer zuzuführen. Er wußte ganz gut, daß dies ſchwerlich in einem Sinne geſchehen könnte, welcher den Jeſuiten ganz entſpräche, und deshalb behielt er ſich Norbert gegenüber Mancherlei vor. So hatte er ihm jetzt nicht geſagt, wohin der Herzog von Rohan gebracht worden wäre, und Dietrichs Anſpielung war ihm deshalb unangenehm. Norbert griff dies auch ſogleich auf und ſagte:

„Ihr wißt alſo, Herr von Mitzlau, wo der Herzog von Rohan verſteckt iſt? — und verſchweigt mir's? — Wie ſoll ich Euch empfehlen, wenn Ihr uns unvollſtändig dient?“ — Aber was kümmert Euch denn dieſer franzöſiſche Herzog?! — „Er iſt Hugenott, er iſt Ketzer, und iſt als Krieger ein für uns hochgefährlicher Mann. Er iſt in der Schweiz der Mittelpunkt unſerer Widerſacher.“ — Aber derjenige Miniſter, mit welchem Ihr hier verkehrt, Desnoyers, nimmt ja, wie wir Alle wiſſen, die Partei Rohan's gegen Richelieu. — „So weit er dem Könige dient und den großen Herren in Frankreich. Er achtet aber die Kirche und wird gegen dieſe ſchwerlich einen ſo wichtigen Ketzer beſchützen. Ich hoffe ihn noch heute zu ſprechen und werde dies Thema zur Sprache bringen. Ueberlegt's Euch, ob Ihr uns ferner ſo was Bedeutendes verſchweigen wollt. Um zehn Uhr komm' ich herunter von der Lady und hoffe Euch hier unter den Bäumen zu finden. Ueberlegt's Euch, ob Ihr mir dann ſagen wollt, was ich brauche. Auf Wiederſehen!“

Mitzlau blieb verdrießlich zurück und kehrte um. Norbert aber ging links hinüber in das Haus, welches an die ſchwediſche Geſandtſchaft ſtieß, an die Wohnung Hugo van Groot's. Hier wohnte Ludmilla, und bei ihr pflegte Norbert ſeine Abende zu verbringen. Ihr Salon war ein geſelliger Mittelpunkt für geiſtvolle Leute, welche den Cardinal Richelieu haßten. Die franzöſiſche Geſellſchaftsform fing damals an ſich zu entwickeln, welche in geſelliger Unterhaltung die politiſchen Intereſſen oppoſitionsluſtig zum Mittelpunkte des Geſpräches machte.

Ludmilla ſelbſt erwies ſich dafür als ein ganz geeigneter Mittelpunkt. Sie ſprach ganz geläufig franzöſiſch, ſie war eine Weltdame, ſie war immer noch eitel und gefallſüchtig, und war daneben doch in eine Richtung gerathen, welche ſie den Gegnern Richelieu's zu einer intereſſanten Perſönlichkeit machte: ſie war im Begriffe, zum Katholizismus überzutreten, und zwar aus ſcheinbar uneigennützigen Gründen, welche im Gemüthe wurzelten.

Sie hatte lauter Enttäuſchungen erlebt, und die Summe dieſer Enttäuſchungen hatte ſie zu ſolchem Entſchluſſe gebracht. Immer waren es perſönliche Wünſche geweſen, welche ſie zur Parteinahme an den öffentlichen Dingen getrieben hatten, und immer waren ihre perſönlichen Erwartungen leer ausgegangen. Mit Hans von Starſchädel hatte ſie ihren Haltpunkt verloren. Ihre letzte Bewerbung an die Aufmerkſamkeit Bernhards von Weimar war völlig demüthigend für ſie geweſen — Bernhard beachtete gar kein Weib, bis er vor einigen Tagen in St. Germain Marguérite Rohan geſehen. Der allgemeine Verfall des proteſtantiſchen Krieges ſeit Waldſtein's Tode und ſeit der Nördlinger Schlacht hatte für ſie den letzten Reiz abgeſtreift, welchen dieſe Angelegenheit für ſie gehabt: ſie war nach Rom gegangen, um die katholiſche Welt, gleichſam zur Unterhaltung und wie eine Curioſität einmal in ihrem glänzenden Hauptſitze anzuſchauen. Sie war eine künſtleriſche Natur, und hatte für dieſe Grundlage ihres Weſens überraſchend reiche Anregung gefunden in Rom. Dazu war eine Wiederbegegnung Norberts gekommen, welcher alljährlich einmal nach Rom geſchickt wurde. Eine ſtarke Freude hatte ſie überkommen bei ſeinem Anblicke. Der Mann hatte ſie ja immer geliebt, ſtark und leidenſchaftlich geliebt — er liebte ſie noch! Das war nichts Geringes für ein liebebedürftiges, in Wahrheit verlaſſenes Weib geweſen. Norbert liebte ſie wirklich noch, ſo weit das Begehren Liebe genannt werden kann bei einem ſolchen Charakter. Sie näherten ſich einander. Sie wurden vertraut. Namentlich gingen die Lebensanſchauungen Norberts auf Ludmilla über. Seine Anſchauungen waren feſt und einfach.

Solche ſind immer, wie ſie auch innerlich beſchaffen ſein mögen, ſtärker als die edelſten Anſchauungen, welche ſchwanken. Beſonders ſtark erwies ſich die Lehre von der Abſolution. Jeden Tag freigeſprochen werden zu können von begangener Sünde, das fand Ludmilla von unvergleichlicher Wohlthätigkeit. An jedem Tage wird ſolchergeſtalt die Welt neu für den Menſchen, die Vergangenheit beunruhigt nicht mehr, das Gewiſſen kann ſchweigen. An der Hand dieſer „Wohlthätigkeit“ erklärte ſie ſich zum Uebertritte bereit.

Da war Norbert eiligſt nach Wien abberufen worden. Er empfahl ihr, nach Paris überzuſiedeln, weil Frankreich in nächſter Zeit der Angelpunkt des deutſchen Krieges ſein würde. Er empfahl ihr ferner, den Uebertritt bis zu ſeiner Ankunft in Paris zu verſchieben, weil er ganz richtig ſpeculirte; eine noch zu Bekehrende iſt viel intereſſanter als eine ſchon Bekehrte. Sie wird dadurch mächtige Männer in ihre Nähe ziehen, insbeſondere den einzigen Miniſter, welcher trotz Richelieu zur Kirche und zu den Jeſuiten hält. Er gab ihr Briefe mit an Jeſuiten und jeſuitiſche Anhänger, und ſo hatte ſie ſich in Paris unter den günſtigſten Umſtänden angeſiedelt, und für Norbert breite Wege geebnet zu wichtigen Anknüpfungen.

Das Haus, welches ſie bewohnte und in welches Norbert jetzt eintrat, war mit einem Luxus eingerichtet, welcher den damals in Paris noch einfachen Geſchmack weit übertraf. Ludmilla hatte viel geſehen und hatte ein künſtleriſches Talent für ſolche Einrichtung. Sie hatte dieſem Luxus einen beſtimmten Charakter eingeprägt, einen Charakter lieblicher Feierlichkeit. Von der Hausthür an deckten ſchwere dunkelrothe Teppiche den Fußboden, die Stiege, die Vorhallen. Große Bilder, welche Legenden darſtellten, ſchmückten die Wände. Anmuthige Legenden der Kirchengeſchichte, keineswegs Kreuzigung und Marterdarſtellungen. Roth ſchimmernde Lampen brannten Tag und Nacht und verbreiteten eine ahnungsvolle Beleuchtung.

Norbert ſchritt die Stiege hinauf und wendete ſich rechts. Nach dieſer Seite hin bildete das alterthümliche Haus einen abgeſonderten Winkel. Dieſen Winkel, welcher zwei Zimmer umfaßte, hatte Ludmilla Norbert abgetreten zu ſicherer, heimlicher Wohnung. Officiell für Freunde, Bekannte und Briefe wohnte er drüben in der Nähe der Baſtille. Aber ſeine Geſchäfte brachten es mit ſich, daß er Leute und Briefe empfing, die nicht geſehen ſein ſollten — für dieſe war der ſtille Winkel in Ludmillas Hauſe beſtimmt.

Ein ſicherer Diener empfing ihn hier und berichtete ihm jetzt: ob und was während des Tages angekommen war.

„Wer iſt heute bei der Lady geweſen?“ fragte er dieſen Diener, indem er ſich zum Schreibtiſche ſetzte. — Der Herr Doctor Blandini hat mit der Lady geſpeiſt, und der Herr Miniſter Desnoyers iſt ſeit einer Viertelſtunde bei ihr. — „Allein?“ — Allein. — „Sonſt was?“ — Ja. Seit heute Morgen hab' ich etwas bemerkt, was dem gnädigen Herrn unangenehm ſein wird. — „Was?“ — Der gnädige Herr ſollten in dieſem Zimmer nichts Wichtiges mehr beſprechen. — „Warum nicht?“ — Bis jetzt war es immer todtenſtill nebenan. Es wohnte wol Niemand da. Seit heute Morgen ſcheint Jemand nebenan eingezogen zu ſein, und dabei hab' ich entdeckt, daß eine Thür hinüber führen muß und daß dieſe Thür nur ganz dünn verkleidet ſein kann. Man hört jedes Wort von drüben. Alſo — „Hört man auch jedes Wort, welches hier geſprochen wird, drüben.“ — Ja. Ich hab' mich erkundigt. Dieſer ganze Winkel der Wohnung gehört eigentlich nicht zum Hauſe, welches die Lady gemiethet hat, ſondern iſt ein kleines Zwiſchenhaus, von welchem ein Theil an das Nachbarhaus vermiethet iſt. Wenn alſo Jemand zum gnädigen Herrn kommt, ſo werd' ich ihn — mit des gnädigen Herrn Erlaubniß — von jetzt an ins anſtoßende Schlafzimmer führen. — „Noch beſſer: machen wir das Zimmer hier von morgen an zum Schlafzimmer. Ich danke für Deine Aufmerkſamkeit.“

Der Diener ging. Norbert ſchrieb einen Brief, der in der Nacht noch fort ſollte nach Madrid an den allmächtigen Miniſter Olivarez. Wirklich hörte auch er bald Geräuſch im Nebenzimmer und dann Männerſtimmen. Sein Schreibtiſch ſtand ganz nahe an der verkleideten Thür — er verſtand jedes Wort. Und welche Worte waren's! Er lauſchte bald mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Der Herzog von Rohan und der Herzog von Weimar ſprachen mit einander — das Zimmer, welches Frau van Groot für Rohan eingerichtet, ſtieß unter ſo mißlichen Umſtänden an das Zimmer Norberts! Eine Stunde lang dauerte dieſe Unterredung, dauerte dies geſpannte Zuhören. Letzteres war gar ſehr der Mühe werth, denn Bernhard und Rohan ſprachen von den wichtigſten Dingen, von der Regierung Frankreichs, von der Stellung und Zukunft der Proteſtanten in Frankreich, von ihrem beiderſeitigen Verhältniſſe zu Richelieu, vom deutſchen Kriege und von einer Allianz zwiſchen franzöſiſchen und deutſchen Proteſtanten. Als ſie an die Einzelnheiten dieſer Allianzfrage kamen, wurden ſie von Frauenſtimmen unterbrochen — das Geſpräch hörte auf.

Norbert erhob ſich leiſe und ging langſam hinüber in den Salon der Lady Ludmilla. In halb liegender Stellung ſaß ſie auf einem Lehnſeſſel, roſig beleuchtet von hängenden Ampeln. Obwol ſie ſchon über die Mitte der Dreißig war, machte ſie doch noch den Eindruck einer ſchönen Frau in dem ſchwarzen Seidengewande, von welchem der weiße Hals und die weiße längliche Hand ſich reizend abhoben. Ueber den intereſſanten Kopf breitete ſich wirklich ein Nebel von Weh und Sehnſucht, welchen Mund und Augen ausſtrömten, indem ſie zu ſagen ſchienen: Was nützen mir alle Herrlichkeiten der Welt, da ich die Liebe verloren habe, welche mein reines Jugendherz entzückt hat! was nützen alle Entſchädigungen und Tröſtungen, da mir die innere Ruhe, da mir das innere Glück fehlt?!

Dennoch hatte ſie noch den koketten Wunſch, den neben ihr ſitzenden, äußerlich ſo dürftigen Desnoyers zu reizen und ihm die ſchweren Augenlider aufzuziehen durch jeweilige Zuneigung ihres Hauptes, durch jeweiliges Hinabblitzen ihres Blickes, durch jeweilige leichte Berührung mit ihrer Hand — und dennoch leuchteten ihre Augen feurig über das Zimmer hin, als Norbert eintrat, und ſie ſtreckte ihm die weiße Hand entgegen unter dem Ausrufe: — Euch iſt was begegnet, Norbert! Ihr ſeht ganz voll aus und befriedigt — darf man's wiſſen?

„Auf der Stelle," erwiderte er und küßte ihre Hand in einer Weiſe, welche mehr ſinnlich als artig erſchien, „ich komme von einer Unterredung zwiſchen Heinrich von Rohan und Bernhard von Weimar." — Wie?! riefen Ludmilla und Desnoyers. — „Ich war nur Zuhörer, unſichtbarer Zuhörer." — Wo?! — Davon ſpäter. Weiß Herr Miniſter Desnoyers, ob und was ſich heute ereignet hat zwiſchen Bernhard und Richelieu?" — O ja. Der deutſche Herzog iſt im Palais Cardinal geweſen und hat ſeine ſogenannten letzten Bedingungen geſtellt für den Vertrag mit Frankreich, welchem er abſolut den Namen und Charakter einer Allianz beigelegt wiſſen will. Er hat ſich auffallend kalt und entſchloſſen benommen und von ſeiner ſofortigen Abreiſe geſprochen, wenn man ihm nicht vollſtändig willfahre. Ja ſogar Garantien hat er gefordert. Nach der Nichte des Cardinals hat er mit keiner Silbe gefragt, und über den nächtlichen Vorgang im Hotel Rohan hat weder Richelieu noch der Herzog ein Wort verloren, obwol ich genau weiß, daß der Chevalier de Lisle und Triſtan mit den Musketieren erſt gegen Tagesanbruch drüben frei geworden ſind und kaum eine Stunde vor Bernhards Ankunft im Palais Cardinal eine grelle Schilderung von der Gewaltthat des Herzogs entworfen hatten. Der Cardinal hat die Ruhe, große perſönliche Opfer zu bringen, wenn große Zwecke auf dem Spiele ſtehen. Und die neueſten Nachrichten aus dem ſpaniſchen Cabinet lauten ſo, daß er den Feldherrn Bernhard für dieſen Sommer nicht entbehren kann. Olivarez bereitet einen furchtbaren Heerzug vor, der aus den Niederlanden bis Paris gewälzt werden ſoll. Er hat ſich den wilden Reitergeneral des Bayerfürſten, den Jean de Werth, dazu ausgebeten, und Richelieu meint, dieſem drohenden Einfalle den Herzog entgegen ſtellen zu müſſen. Deshalb verſchluckt er jegliche Unbill und wird vielleicht morgen ſchon den Allianzvertrag mit Bernhard abſchließen. —

„Und Ihr, Herr Miniſter, rathet dem Könige, ſolch' einen Vertrag zu beſtätigen?“

Desnoyers zuckte ſchweigend die Achſeln und ſagte endlich: — Der König und wir wollen den deutſchen Herzog in franzöſiſchen Dienſten ſehen und nicht einen Vertrag mit ihm ſchließen, wie mit einer ſelbſtſtändigen Macht. Aber dem ſpaniſchen Andrange gegenüber wird der König nachgeben müſſen.

„Der König und Ihr ſchützt auch den Rohan!“ — Der König liebt es nicht, die großen Familien gemißhandelt zu ſehen — ohne Noth. — „Ohne Noth?! — Die Kirche verſchwindet am Ende völlig aus Eurem Conſeil. — Ohne Noth! Hört die Hauptpunkte, über welche Bernhard und Rohan einig ſind! Das Bündniß mit Frankreich ſoll nur die Handhabe ſein, den deutſchen Krieg an den Rhein zu bringen, wo Rohan die ketzeriſche Schweiz dem Bernhard zuführt. Dorthin, nach der Schweiz, beruft Rohan die franzöſiſchen Hugenotten und bildet ein franzöſiſches Heer, welches gegen Paris vorgehen ſoll wie das deutſche Ketzerheer gegen Wien, und welches den König von Frankreich zwingen ſoll, das Hugenottenthum als gleichberechtigt der römiſchen Kirche anzuerkennen.“

Der kleine Desnoyers war von ſeinem Sitze aufgefahren. — Das wollt Ihr ſelbſt gehört haben? fragte er.

„Ich ſelbſt. Und falls Ihr's bezweifelt, ſteht Euch der Beweis zu Dienſten.“ — Welcher Beweis? — „Der Herzog von Rohan ſelbſt.“ — Wie? Ihr wißt —? — „Ich weiß, wo er ſich befindet und wo Ihr ihn ſogleich ergreifen könnt.“

Desnoyers riegelte wirklich ſeine Augenlider um einige Linien in die Höhe.

— Im Arſenal beim deutſchen Herzoge? ſagte er dann, und ſetzte hinzu: — da iſt er eben ohne eclatantes Zerwürfniß mit Bernhard nicht zu ergreifen! — „Nicht im Arſenale beim Herzog Bernhard. Binnen einer Stunde wahrſcheinlich ganz allein. Aber ich muß leider dem Orden berichten, daß auch Miniſter Desnoyers anfängt, das Intereſſe der Kirche hintan zu ſetzen.“ — Oh!

flüſterte Desnoyers. — Er gehörte zu den kalt berechnenden Menſchen, welche ihr Leben im Großen und Ganzen ſtreng nach einem grundſätzlichen Zuſchnitte führen. Sein Verſtand hatte ihm geſagt: die Kirche hat tiefere Grundlagen und gewiſſere Dauer als irgend ein politiſches Syſtem. Wenn man ſich ihr hingiebt, ſo iſt man ſicherer geſtellt, als durch irgend eine andere Verbindung. In dieſem Sinne hatte er ſich den Jeſuiten angeſchloſſen, und in dieſem Sinne bedeutete es ihm jetzt ſehr wenig, den Herzog von Rohan zu opfern, den der König einigermaßen geſchont ſehen wollte. — Alſo wirklich, ſagte er denn nach kurzem Beſinnen, binnen einer Stunde könnt Ihr uns den Herzog von Rohan überliefern? — „Sogleich, wenn Ihr zehn Bewaffnete habt. Binnen einer Stunde, wenn der Herzog Bernhard nicht dabei ſein ſoll. Und dann braucht Ihr wol nur fünf Bewaffnete.“ — Ich beſorge es. Sagt mir den Ort. — „Ich begleite Euch eine Strecke, um Euch ausführlich zu unterrichten. Auf Wiederſehen, Lady Ludmilla. Verzeiht die Störung. Sie wird große Folgen haben, und bei meiner Zurückkunft erzähl' ich Euch, welch' wichtigen Antheil Eure glückliche Hand daran hat.“ — Meine glückliche Hand? — „Ja wol, dieſe ſchöne glückliche Hand.“

Beide Männer küßten dieſe Hand und gingen. Unten auf dem Platze unterrichtete Norbert den Miniſter über die Oertlichkeit. Die Fenſter waren hell beleuchtet, welche an Norberts Zimmer grenzten. „Dort oben,“ ſagte er, „wohnt der Herzog von Rohan!“ — Ah?! rief dieſer, dies iſt ja die ſchwediſche Geſandtſchaft! Dadurch wird ein bewaffnetes Eindringen erſchwert und verwickelt! — Nein, nein, ſetzte er hinzu, es iſt ein kleines Haus zwiſchen der Geſandtſchaft und dem Hauſe unſerer Lady! — Wie dem ſei, ich gebe Euch Recht: das Wohl der Kirche heiſcht die Gefangennahme Rohan's. Ich gehe ſtracks zum Cardinal und fordere ihn auf, ſie ins Werk zu ſetzen. Er wird nicht wenig verwundert ſein, die Aufforderung von mir zu hören! — „Verwundert und zu Dank verpflichtet,“ erwiderte Norbert, „und der

Dank wird von uns einzucaſſiren ſein in Betreff des Weimariſchen Herzogs. Hält er dieſen und giebt ihm hinreichend Geld zur Kriegführung, ſo ſchlägt er der Kirche eine vielleicht unheilbare Wunde.“ — Einer nach dem Andern! ſagte Desnoyers gleichſam ſtill vor ſich hin und machte Anſtalt fortzugehen.

Er war ein ſparſamer Mann, der keinen Wagen führte, ſondern ſeine Gänge und Beſuche zu Fuße erledigte. — Es ſoll ja noch eine Stunde vergehen — ſagte er lächelnd, als er von Norbert ſchied — ich kenne die Richtwege, ich marſchire rüſtig, und in ſpäteſtens fünf Viertelſtunden wird Triſtan hier ſein zur Empfangnahme Rohan's. Auf Wiederſehen morgen Abend bei der ſchönen Lady. Dies ſprach er am Ausgange der Baumallee. Norbert blieb ſtehen und ſah ihm nach. Der Mond beleuchtete ſchattenvoll den kleinen, dahin ſchiebenden Mann. Norbert bemerkte es nicht, daß ein dritter Mann in der Nähe war und auch ihm zuſah. Etwa zehn Schritte von ihm an einem Baumſtamme gelehnt ſtand Mitzlau. Die Stunde ſeines Rendezvous mit Norbert war nahe; er hatte Norbert und Desnoyers kommen ſehen, er hatte im Mondesſchimmer geſehen, daß ſie zu den erleuchteten Fenſtern des ſchwediſchen Geſandtſchaftshauſes hinauf ſchauten, hinauf deuteten, er hatte die Worte „Triſtan“ und „Rohan“ und „in ſpäteſtens fünf Viertelſtunden“ aus der geringen Entfernung verſtanden — das Blatt war ihm geſchoſſen!

Ohne ſich zu melden, ließ er Norbert unter die Bäume zurückkehren. Es war ſpät am Abend; kein Menſch war außer ihnen Beiden mehr vorhanden; nach einigen Minuten konnte er ihn ſicher einholen und konnte ſehr eilig anzukommen ſcheinen. So geſchah es. — Das Blatt ſchoß ihm noch deutlicher, als Norbert mit keiner Silbe mehr nach dem Aufenthaltsorte Rohan's fragte, ſondern von Wien ſprach und den dortigen Zuſtänden. Der Kaiſer kränkle, man fürchte ſeinen baldigen Hintritt. Sein Sohn werde als Ferdinand der Dritte vielleicht Grundſätze einführen, welche ausgewanderten Oeſterreichern wie Mitzlau die Rückkehr erleichterten, ſobald dieſe Umkehrenden empfohlen werden konnten. Mitzlau war ſchlau und pfiffig. Er ging bereitwillig auf das Geſpräch ein, ſagte ſich aber: du haſt recht vermuthet, er weiß, daß Rohan da oben iſt! Sonſt hätte es ja keinen Sinn, daß er dich gar nicht mehr nach einer Kunde fragen ſollte, welche ihm vor einigen Stunden ſo ſehr am Herzen lag. Er weiß es, und der Name „Triſtan“, welchen du vorhin verſtanden, bedeutet die Gefangennahme Rohan's! Nicht das Mindeſte ließ Mitzlau von ſeinen Gedanken merken, ſondern bat Norbert ganz höflich: ſeine Rückkehr einzuleiten in Wien. Gnädigſt verſprach dies Norbert und ging nach dem Hauſe Ludmillens. Der ſtehenbleibende Mitzlau wußte bereits von der Anweſenheit dieſer Dame, welcher er ſeit Prag nie mehr hatte nahen dürfen, und als er jetzt Norbert in dies Haus treten ſah, ſchoß ihm das Blatt auch darin weiter: ob die Nachbarſchaft nicht irgendwie zur Entdeckung Rohan's geführt haben könnte? —

Rudolph von Mitzlau war ſehr ärgerlich, und der Aerger trieb ihn zu neuen Entſchlüſſen. Die „Gnädigkeit“ dieſes „Pfaffenjunkers“ wurmte ihn, und die Nachricht vom nahen Hintritte des Pfaffenkaiſers rumorte in ihm. Der Nachfolger Ferdinands des Zweiten galt in der That für verſöhnlich — thuſt du dann nicht beſſer, ſagte ſich Mitzlau — wenn du deine Rückkehr ins Vaterland nicht den Pfaffen allein anheim giebſt? Herzog Bernhard ſelbſt wäre am Ende mit dem Kaiſer auszuſöhnen, da er mit den Franzoſen doch nicht zurecht kommt, und wenn du dich dem Herzoge näher bringſt durch hervorragende Hilfsleiſtungen, dann ſorgt der Herzog für dich beim neuen Kaiſer. Wie wär's, wenn du den Spieß umkehrteſt gegen den Pfaffenjunker und ihm den Rohan aus den Klauen riſſeſt?! Dafür dankt Herzog Bernhard ſicherlich beſonders — ja, das thu' ich! Alſo ſprechend ging Mitzlau ins Haus der ſchwediſchen Geſandtſchaft. Sein Inneres war längſt durch zehnfach wechſelnden Lebenslauf darauf eingerichtet, von einem Lager ins andere überzugehen ſchnell wie man eine Hand umwendet. Im Hausflure ſchon begegnete er dem Herzoge Bernhard, der auf dem Heimwege begriffen war. Mitzlau erzählte ihm leiſe, daß er eben zwei Männer drüben unter den Bäumen behorcht habe. Einer von dieſen Männern ſei der Miniſter Desnoyers geweſen. Dieſe beiden Männer hätten gewußt, daß der Herzog Heinrich von Rohan hier oben verborgen wäre —

„Wie?!“ — Und Miniſter Desnoyers hätte beim Fortgehen geſagt, er würde Triſtan, des Cardinals Trabantenführer, unverweilt mit hinreichender Macht daher ſenden, um den Herzog von Rohan ergreifen und in die nahe Baſtille bringen zu laſſen.

Mitzlau gab ſeine Vermuthung für Gewißheit. Bernhard ſchwieg einen Augenblick. Dann wendete er ſich zu dem Officier, welcher ihn begleitete, und ſagte: „Meine drei beſten Pferde ſollen geſattelt und an die nächſte Brücke gebracht werden. — Ihr, Mitzlau, mögt den Herzog begleiten auf einem dieſer Pferde. Und zwar nach St. Dizier. Dort findet Ihr den Oberſt Roſen von uns mit ſeinem Reiterregimente. Ihm überantworte ich den Herzog von Rohan. Er ſoll ihn ſchützen und weiter befördern. Vorwärts!“ ſetzte er hinzu für den Officier, welcher von dannen eilte. — „Folgt mir hinauf,“ ſagte er zu Mitzlau, „und wartet, bis ich zurückkomme.“

Frau de Groot ſah mit Erſtaunen den Herzog Bernhard zurückkehren und ſpornſtreichs nach dem Gemache ihres Gaſtes hinüber ſchreiten. Nur zwei Worte wechſelte er mit ihrem Gatten, Worte, welche dieſen heftig betroffen machten. — Was iſt? fragte ſie Mitzlau. Dieſer unterrichtete ſie. Er war noch kaum zu Ende, weil Grotius ſein Bedenken eingeſchaltet hatte, daß ſein Geſandtſchaftshotel ein unverletztes Aſyl ſein ſollte, da erſchienen ſchon beide Herzöge und die Herzogin und Marguérite. Der Herzog von Rohan rief nach Mathieu, und eh' dieſer gefunden wurde, verging einige Zeit. Die Frauen verläugneten auch ihren Charakter nicht und verbreiteten ſich über die Pein und Mißlichkeit ſo jäher Abreiſe mitten in der Nacht. Nur der kleine Jaquette beſorgte Alles prompt, Hut und Mantel und Degen des Herzogs herzu bringend. Endlich kam auch Mathieu, und Herzog Bernhard commandirte „Vorwärts!“, den Damen ziemlich rauh bedeutend, daß Gefahr im Verzuge und für ausführliches Abſchiednehmen keine Zeit vorhanden wäre. „Folgt mir, Herzog, auf der Stelle, ſonſt ſeid Ihr verloren. Die Damen verlaſſen drei Minuten nach uns das Haus und gehen nach der andern Seite. Frau Grotius beſeitigt alle Spuren des gaſtlichen Aufenthalts. Vorwärts!“

So geſchah's. Unten angekommen, ſagte Bernhard halblaut: „Wer weiß einen Weg zur nächſten Brücke, der nicht in der Richtung nach dem Palais Cardinal liegt?“ — Ich! antwortete Mitzlau. „So führt uns!“

Sie kamen unangefochten hin, aber die Pferde fanden ſie nicht.

„Kann ein Zweifel entſtehen, ob dies die nächſte Brücke iſt?“ fragte Bernhard.

Mathieu, der Paris am beſten kannte, erwiderte: — Ja! Aufwärts bei den Inſeln kann eine Brücke dafür genommen werden. — „Eile hin! Bringe die Pferde hierher, wenn ſie kommen. Warte feſt, wenn ſie nicht kommen. Dann holen wir Dich.“

Es verging eine peinliche Viertelſtunde. Die beiden Herzöge aber hatten die Ruhe der Seele, ſich über ihre politiſchen Pläne zu unterhalten und Alles feſtzuſetzen über ihre jetzt wöchentlich auszutauſchenden Mittheilungen. Die Pferde kamen nicht. — Und doch wollte Bernhard nicht zum Arſenale ſelbſt mit Rohan, weil dadurch Spuren für die Verfolgung entſtehen müßten. Auf der andern Seite war es aber möglich, daß Triſtan ſich hier herüber nach dem Arſenale wenden könnte, wenn er das Neſt im ſchwediſchen Geſandtſchaftshotel ausgenommen fände — man hörte wirklich Geräuſch und Stimmen hinter ſich.

„Gleichgiltig!“ ſagte Bernhard, „ich höre die Pferde!“

Es war richtig Mathieu, ſchon im Sattel des einen brachte er ſie. Der Herzog von Rohan und Mitzlau beſtiegen die anderen und ſetzten ihnen die Sporen ein.

„Halt!“ rief Bernhard, in den Zügel Rohan's greifend, „langſam durch die Stadt! Langſam bis zum erſten Tagesſchimmer, dann erſt mit allen Kräften. Ein Unfall im Dunkeln wär' das Schlimmſte.“

Rohan drückte ihm noch die Hand; Mathieu flüſterte dem Officier zu: den Grauſchimmel nicht zu vergeſſen! und — über die Brücke verſchwanden die drei Reiter. Herzog Bernhard ſtand einige Minuten unbeweglich: bei der Familie Rohan weilten ſeine Gedanken. Das Wiederſehen Marguéritens in Groot's Behauſung hatte äußerlich gar nichts Beſonderes gebracht. Marguérite war freundlich, heiter, unbefangen gegen ihn geweſen. Nur für die Befreiung des Vaters hatte ſie ihm ſo lieb gedankt, daß ihm die Augen feucht geworden waren, etwas, was er kaum kannte. Uebrigens hatte ſie nicht gerade Sentimentalität in ihm entwickelt, was bei einem ſo ernſten Manne, dem die Liebe zum erſten Male ans Herz tritt, gar nicht auffallend geweſen wäre. Im Gegentheil: er war heiterer geworden, als er ſonſt zu ſein pflegte. Das Leben ſtand jetzt leichter, lohnender, lichter vor ihm. An ſeine Knabenzeit in Weimar fühlte er ſich erinnert, in welcher ihm Alles, Alles erreichbar geſchienen hatte. — „Morgen,“ dachte er jetzt, „wirſt du Mutter und Tochter aufſuchen und tröſten; tröſten und ermuntern. Auf alle Gattungen von Freude wirſt du bedacht ſein für die beiden Frauen. — — Da wurde er gewahr, daß der Officier und Reitknecht auf ihn warteten. — „Geht langſam voraus,“ ſagte er, „und zeigt mir den Weg. Langſam!“

Er wollte im Sinnen verbleiben, im angenehmen Sinnen. Keinerlei Unruhe, keinerlei Leidenſchaft bewegte ihn. Seine Seele war nur wohlthätig angeregt. Das übertrug ſich auf Alles, auch auf ſein Verhältniß zu dieſem Frankreich und zu den Machthabern. Feſt, aber mäßig wollte er ſich zu ihnen verhalten. — „So wirſt du auch Starſchädel,“ ſagte er vor ſich hin, „ins Unrecht verſetzen. Du wirſt dieſe eigennützigen Fremden, die dich und dein Vaterland mißbrauchen wollen, ausgiebig benützen.

Es giebt keinen andern Weg, es ſind nirgends anderswo Mittel aufzufinden für Fortſetzung des Krieges, und wenn der Krieg aufgegeben wird, ſo iſt, ſo bleibt Glaube und Vaterland in eherne Ketten geſchmiedet. An den Rhein, an den Rhein mit einem Heere! Nur von hier iſt dies möglich. Die Rohan'ſchen Frauen bringſt du nach der Schweiz zu ihrem Vater. Dort ſammelt Rohan Kriegsleute und verbündet ſich mit dir, und von dort ſchreiten wir zu Siegen gegen Oſten und Weſten und gründen ein Auſtrien und Weſtrien, in welchen wir gebieten und glücklich wohnen, verbunden durch enge Familienbande —"

Eine Wache rief ins Gewehr; er war am Arſenale angekommen, und beleuchtet vom vollen Mondlichte ſchritt er hinein.

7.

Es lag im Intereſſe aller Betheiligten, die Verfolgung und Errettung des Herzogs von Rohan ſorgfältig zu verſchweigen. Wo eine Frage darüber auftauchte, da ſagte Richelieu, da ſagte Desnoyers, da ſagte ſelbſt Bernhard: wozu die Fabel wiederholen?! Rohan iſt mit keinem Fuße in Paris geweſen, noch weniger iſt er verfolgt worden! Die franzöſiſche Regierung hat im Gegentheile neuerdings in der Schweiz freundſchaftlichen Austauſch mit ihm gepflogen und ihm einen neuen wichtigen Auftrag anvertraut.

Bernhards Stellung freilich zu Richelieu war durch die Rohan'ſchen Vorfälle tief verändert worden. Die Herzogin von Aiguillon hatte ſich bald überzeugen müſſen, daß alle Ausſicht verſchwunden wäre, Herz und Hand des deutſchen Herzogs zu erobern. Eben ſo wenig blieb ihrer weiblichen Aufmerkſamkeit verborgen, daß Bernhard jeden Abend das Hotel Rohan beſuchte und daß die Prinzeſſin Marguérite ſechzehn Jahre alt wäre. Sie unterließ nicht, ihren Oheim von all' ihren Bemerkungen in

Kenntniß zu ſetzen und ihn dahin zu vermögen, daß der deutſche Herzog ſobald als möglich aus Paris zu entfernen und in die Zerſtreuungen des Krieges zu ſenden wäre. Die Unterhandlungen zwiſchen dem Herzoge und dem Cardinale glätteten ſich auch von da an mit einem Male, wenigſtens wurden die Verſprechungen des Cardinals geſchmeidiger und günſtiger, und Bernhard konnte mit guten Ausſichten zu ſeinem Heere abreiſen.

Er ſelbſt war fröhlicheren, leichteren Sinnes als je. Liebesneigung verklärt uns ja die ganze Welt! Und mehr wie ein muthiger Ritter als wie ein durch Erfahrung mißtrauiſch gemachter Feldherr erſchien er unter ſeinen Truppen. Sold und Hoffnungen reichlich ſpendend.

Nicht daß ſeine Neigung zu Marguériten reichlich ein Ausſprechen, eine Erwiderung gefunden hätte! Nein. Marguérite war ein fröhliches Kind geblieben, welches in voller Unbefangenheit und kindlich mit dem berühmten Kriegsmanne verkehrt hatte. Und vielleicht gerade dadurch hatte ſie auf Bernhards Weſen nur erfriſchend gewirkt, nicht aber drängend, treibend, beunruhigend. Es war Frühling in ihm geworden, und nur Frühling in ihm geblieben. Reife und Frucht begehrte er nicht. Dies iſt ja ein weſentliches Merkmal der erſten Liebe.

Seiner Marguérite Vater, der Herzog von Rohan, war glücklich nach der Schweiz entkommen, hatte dort ſogar wirklich durch neue Vollmacht aus Paris größere Hilfsmittel erlangt, Bernhards nächſtes und einziges Ziel ging alſo dahin: durch die burgundiſchen Berge hindurch bis an die Schweiz vorzudringen und dann in neuer perſönlicher Zuſammenkunft mit Rohan die weiteren Schritte feſt zu ſtellen. Die kaiſerlichen Truppen alſo, die unter Gallas und dem Herzoge von Lothringen ihm den Weg verlegten, nieder zu werfen, das war jetzt ſein nächſter, ſein einziger Gedanke.

Seine Truppen jubelten. Nie hatten ſie ihn ſo jung, ſo ungeſtüm, ſo tapfer geſehen. Oft hatten ſie ihn wol auch früher den Feldherrnfehler begehen ſehen, daß er ſich perſönlich ins wildeſte Schlachtgetümmel hinein geſtürzt — ein Fehler, den keine Truppe übel nimmt — jetzt aber ſahen ſie mit Entzücken, daß er ganz die Ritterſchlacht wieder zu Ehren brachte und wie der ungeſtümſte Reitersmann ihnen voraus kämpfte.

Dazu brachte der Hochſommer eine wunderliche Genugthuung für dieſe Weimaraner. Der ſpaniſche Krieg brach endlich vollſtändig los gegen Richelieu und Frankreich, und Olivarez hatte eine große kaiſerliche Heerabtheilung unter Piccolomini für dieſen Feldzug gewonnen neben den ſpaniſchen Regimentern. Mit lawinenartigem Gefolge brach dies ſpaniſche und kaiſerliche Heer in die Picardie ein, eroberte ſie und drang bis zur Somme vor, ja drang über die Somme, nahm Corbie, die letzte Feſtung, und ſtreifte ſchon bis an die Oiſe. Pontoiſe ſelbſt, die letzte Stadt vor Paris, leerte ſich in Flucht und Schrecken und ſchrie entſetzt: Jean le Wert iſt da, und ſeine Reiter ſpießen uns! Ganz Paris zitterte vor Jean le Wert, und das Volk wollte Richelieu zerreißen, der König wollte ihn zu den Todten ſtürzen, ihn, der durch ſchlechte Politik Frankreich an den Abgrund gebracht: Reiter über Reiter flogen von Paris ins Kriegslager Bernhards, dem Herzoge Bericht zu bringen über die ſteigende Noth, und Aufforderung über Aufforderung: er möge kommen und helfen!

„Wer iſt Jean de Wert?" — fragten feixend die Weimaraner, denn ſie gönnten den Franzoſen die Lection. — Johann von Wörth iſt es! — lautete die Antwort — Euer Landsmann! Da brach ein ſchallendes Gelächter aus, und es herrſchte eine unangenehme allgemeine Zufriedenheit. Dieſer Reitergeneral aus dem cölniſchen Lande, welcher ſeit Jahren im Dienſte des Bayerfürſten den proteſtantiſchen Truppen und dieſen Weimaranern insbeſondere ein höchſt empfindlicher Feind geweſen, dieſer Johann von Wörth war ihnen jetzt plötzlich nur der deutſche Landsmann, über deſſen Tapferkeit ſie ſich unbändig freuten. So erkennt man eben erſt in der Fremde, was zu uns gehört. Sie wären außer ſich geweſen, wenn ihr Herzog Paris zu Hilfe gezogen wäre gegen Johanns von Wörth deutſche Reiter. Bernhard aber empfand um kein Haar anders, als ſeine Soldaten: er ſchüttelte lächelnd ſein Haupt und deutete gegen Oſten. Dorthin gehe ſeine Beſtimmung.

Es war nicht wahrſcheinlich, daß die Franzoſen dies Lachen und Lächeln vergeſſen würden. Richelieu hatte ſich damals, geführt vom Pater Joſeph, männlich gefaßt, hatte alle Hilfsmittel in Bewegung geſetzt, hatte den ſpaniſch-kaiſerlichen Vordrang geſtaut, war wieder mächtig geworden bis zum Herbſte und hatte im Spätherbſte ſogar unerwartet aus dem fernen Oſten des deutſchen Reiches eine große Genugthuung erlebt. Das letzte ſchwediſche Heer, welches dort im pommerſchen Lande nur noch mühſam Stand gehalten hatte vor den Kaiſerlichen und ihren Prager Friedensverbündeten, dies kleine ſchwediſche Heer hatte unter dem lüderlichen, aber genialen Schwedengeneral Banér eine offene Feldſchlacht gewonnen bei Wittſtock im Brandenburgiſchen und die Partiſane des Prager Friedens in die Flucht geſchlagen.

Dieſer Ausgang des Jahres 1636 wurde ein Wendepunkt. Die Gegner des Kaiſers athmeten zum erſten Male wieder auf, und Richelieu's Agenten entwickelten nun auf günſtig gewordenem Boden ihre Thätigkeit. Man kann ſagen: vom Schluſſe dieſes Jahres an bemächtigte ſich franzöſiſche Diplomatie und franzöſiſches Geld mit nicht mehr zu beſiegendem Erfolge des deutſchen Krieges. Und man muß hinzuſetzen: dies franzöſiſche Geld und dieſe franzöſiſche Thätigkeit iſt tödtlich geworden für das deutſche Reich. Jetzt war's ein völliger Hohn geworden, von einem deutſchen Religionskriege zu ſprechen! Katholiſche Edelleute aus Frankreich reiſten im nördlichen Deutſchland umher und waren die intimſten Bundesgenoſſen der proteſtantiſchen Fürſten. Nicht nur des proteſtantiſchen Schweden und Dänemark, auch der deutſchen Reichsfürſten von Holſtein bis nach Heſſen. Dieſe franzöſiſchen Agenten wühlten und knüpften und löſten in folgenſchwerſter Weiſe.

Hamburg war ihr Hauptſitz. Der Graf von Avaux und die Herren von St. Chamont und Charnacé waren die Künſtler, welche in jener Zeit die proteſtantiſchen Reichsfürſten in Niederſachſen wie Schachfiguren bewegten. Das nördliche Deutſchland bis gegen den Main hinauf war jetzt der Hauptſchauplatz des Parteikrieges, welcher von Religion und Reich nichts mehr erblicken ließ vor Sorgen und Planen der kleinen Fürſten, die ſich eine Hausmacht gründen wollten. Das Welfenhaus ſpielte da die Hauptrolle, und Georg von Lüneburg war der männliche Führer neben der politiſchen Landgräfin von Heſſen. Und die deutſchen Proteſtanten mußten hoffend dahin ſchauen, weil nur in jenen Ländern die Macht des Kaiſers nicht völlig herrſchte, während ſüdlich vom Main, im eigentlichen Gebiete des Heilbronner Bundes, die proteſtantiſche Fahne ganz am Boden lag. Von ihrem größten Kriegsführer, vom Herzoge Bernhard, ſahen und hörten ſie gar nichts mehr, er war wie verſchollen. Kaiſerliche Heere lagen zwiſchen ihm und Deutſchland von der Schweiz bis in die Niederlande. Allerlei Märchen liefen um über ihn: wie er franzöſiſch und katholiſch geworden wäre und an Leib und Seele verfallen. Nur in Schwaben bewährte ſich die Ewigkeit der Hoffnung, und ſie erfand eine Sage, welche dem Barbaroſſa im Untersberge und im Kyffhäuſer nachgebildet war. Da, wo die ſchwäbiſchen Berge gegen die Schweiz hin abgliedern in einzelne Höhepunkte, da lag auf einzelnem Kegel die für unnahbar geltende Feſte Hohentwiel. In dieſer Feſte, hieß es, ſchlummert der Geiſt Bernhards, und eines Morgens werden die Waldſtädte am ſchwäbiſchen Rheinufer bedeckt ſein mit evangeliſchen Kriegern, und der alte Schlachtgeſang „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" wird vom Rheine aufſteigen und über die Mauern von Hohentwiel hinwegziehen. Da wird der ſchlummernde Bernhard aufwachen, wird auf die Zinne hinausgehen und nach allen Himmelsgegenden winken. Und da werden die Evangeliſchen aus allen Ländern herzuſtrömen und furchtbare Schlachten liefern unter ſeiner Anführung, und das furchtbare Bollwerk des Kaiſers in den öſterreichiſchen Vorlanden, die Feſtung Breiſach, werden ſie erſtürmen und von da nach Baiern und Wien marſchiren. Das evangeliſch-deutſche Reich aber wird dann auf ewigen Grundlagen errichtet werden.

Der arme Bernhard ſelbſt war beim Ausgange dieſes Jahres 1636 gar fern von der Erfüllung dieſer Sage. Man hatte ihn von Paris aus gänzlich im Stiche gelaſſen mit Geld und Truppen — er hatte nicht die geringſte Ausſicht, den Wall zu durchbrechen, welcher in kaiſerlichen Truppen zwiſchen ihm und dem Rheine lag. Richelieu rächte ſich. Er wünſchte durchaus nicht, daß Bernhard den Rhein erreichte, oder ihn wol gar überſchritte. In der Hand wollte er ihn behalten, und wenn der König fragte, warum der Weimar ſo kurz gehalten werde, da antwortete leiſe der Cardinal: Sire, dieſer Weimar iſt ein Antäus. Sobald er den vaterländiſchen Boden berührt, wächſt er aus unſeren Händen zum Rieſen empor, welcher uns zurückſchleudert mit einem Fußſtoße von unſerer Eroberung Lothringens, der Freigrafſchaft und der prächtigen Landgrafſchaft Elſaß. Uns ſoll dieſe Landgrafſchaft an den Rhein bringen, für uns ſollen dieſe Länder erobert werden, nicht aber für einen ſo gefährlichen Nachbar, wie dieſer Weimar wäre. Bernhard knirſchte unter dieſen Zügeln, welche ihn nicht vorwärts ließen, und entſchloß ſich im Winter, nochmals nach Paris zu gehen. Seine Botſchafter erhielten nur ausweichende Antworten, ihm ſelbſt, meinte er, werde man Rede ſtehen müſſen. Man empfing ihn auch wirklich wieder mit allen Ehren und entwickelte alle franzöſiſche Höflichkeit, um die innerſte Geſinnung zu verbergen. Aber es war nicht zu verkennen, daß er machtloſer war. Selbſt das Arſenal wurde ihm nicht mehr zur Wohnung angewieſen, im Palais des Marſchalls von Schomberg wurde er einquartiert, und man verſetzte ſich nicht einmal in die Unkoſten, ſeine heftigen Anklagen über Wortbrüchigkeit des Vertrages heftig zu erwidern. Man ſprach achſelzuckend von den ſchweren Laſten des ſpaniſchen Krieges und verwies auf beſſere Zukunft. Selbſt ſeine ſchlimmſten Feinde, die Jeſuiten Dernovers und Norbert von Zierotin ließen ihn diesmal ziemlich außer Acht. Norbert, welcher mit Biandini den

Sommer über in Madrid geweſen und kürzlich erſt auf ſeine Station Paris zurückgekehrt war. Norbert ſogar ſagte zu Blandini: Da habt Ihr Euch wieder einmal umſonſt gefürchtet! Es wird gar nicht nöthig ſein, daß Ihr dieſen Weimar in ärztliche Behandlung nehmt, er verkommt ohne Euer Zuthun, Richelieu vergiftet ihn langſam durch Verſagung der Gelder und Truppen! Bernhard litt ſchwer in dieſen Wintertagen. Zu trauriger Ueberraſchung hatte er gleich nach ſeiner Ankunft in Paris erfahren, daß die Herzogin von Rohan mit ihrer Tochter nach der Schweiz abgereiſt ſei zu ihrem Gemahl. Und wie wenig Ausſicht hatte er jetzt mit dem nächſten Frühlinge bis zur Schweiz durchzudringen durch den kaiſerlichen Heereswall in der Freigrafſchaft! Nur die Herzogin von Aiguillon im Palais Cardinal machte eine Ausnahme von der gleichgiltigen Behandlung. Sie begrüßte ihn herzlich, ſie widmete ihm eine Aufmerkſamkeit und Hingebung, als ob nie etwas Störendes zwiſchen ihnen vorgekommen wäre. Bernhard wußte ja auch nichts von einer ſolchen Störung, er hatte ſich nie klar gemacht, daß ein Liebesverhältniß zwiſchen ihnen abgebrochen worden wäre. Für ihn war ſie der zufällige Uebergang geweſen aus der Gleichgiltigkeit gegen Frauen zu der erwachenden Neigung für Frauen; für ihn war es ganz in der Ordnung, daß er ſie entgegen kommend, einſchmeichelnd und liebenswürdig fand. Ihm that es wohl, denn ſein Weſen war jetzt einer weichen Frauenhand gar ſehr bedürftig. So täuſchten ſie ſich gegenſeitig. Er aus Unbedacht, ſie aus Klugheit, welche den leeren Moment in ſeinem Leben auszubeuten hoffte.

Der alte Kaiſer in Wien veränderte dieſe Lage. Gegen Ende Februars 1637 kam die Nachricht von ſeinem Tode nach Paris, und — beim nächſten Feſte im Louvre erſchien Bernhard in Trauer. Dies machte großes Aufſehen und ſchärfte jegliche Mißſtimmung. Der weimariſche Herzog zeigte ſich damit herausfordernd als deutſcher Reichsfürſt, der über allen politiſchen Hader hinweg Trauer anlegte um ſeinen Kaiſer mitten unter den ſchlimmſten Feinden des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes. Man ſuchte die Köpfe zuſammen, man fragte, was das bedeuten ſollte, man ſchloß: dieſer Weimar will Frieden machen mit dem neuen Kaiſer! Dies war nicht im Entfernteſten Bernhards Abſicht. Es war ihm ein Herzensbedürfniß, ſich unter dieſen Franzoſen als ein Deutſcher zu zeigen, der ſich ſeiner heimathlichen Anhänglichkeit treu eingedenk erweiſe, auch gegen ſeine Feinde in der Heimath. Indeſſen gab es auch bei dieſem Abendfeſte im Louvre wichtige Leute, welche dem Herzoge näher traten wegen ſeiner Trauerkleidung. Schon vor dem Eintritte Bernhards in den hell erleuchteten Saal war ihm die Nachricht vorausgeeilt: er trägt Trauer um den deutſchen Kaiſer! und als die ſchlanke, ſchöne Figur des gebräunten jungen Mannes, ſchwarz von der Hutfeder bis auf die Fußbekleidung, über die Schwelle trat, da wichen die Staats- und Hofmänner nach beiden Seiten vor ihm zurück. Durch eine breite Gaſſe ſchritt er langſam einher, das braune Augenpaar von tiefer, ernſter Kraft blickte ruhig links und rechts über die unwilligen Franzoſen hin, und da ihm Niemand entgegen kam, ſo ſchritt er immer weiter vor in die Tiefe des Saales hinein. Dort in der Tiefe weilte der König und die Königin. Stand eine unangenehme Scene bevor wie vorm Jahre in St. Germain? Man vermuthete es. Aber ſiehe da, der ſonſt ſchüchterne und zurückhaltende König Ludwig erhob ſich und eilte ihm entgegen. Er eilte, und ſein ſonſt melancholiſches Angeſicht ſah erheitert aus. Sein Königsſinn war innerlichſt erbaut von dem Zeichen dynaſtiſcher Treue, welches der deutſche Herzog für ſein Reichsoberhaupt an den Tag legte. Mit freundlichen Worten begrüßte er Bernhard. Er ſprach's nicht aus, weshalb er ſo freundlich wäre, aber er verkündigte ihm, daß die Königin ſich freuen würde, ihn begrüßen zu können.

Die Königin Anna war ja Anna von Oeſterreich. Es that ihrem Herzen wohl, dieſen ſonſt unerbittlichen Kriegsfeind ihres Hauſes jetzt in Trauerzeichen um den Kaiſer zu ſehen inmitten von Franzoſen, welche darüber entrüſtet waren. Die ſtattliche Frau mit den berühmten weißen Armen ging ihm ſogar einige

Schritte entgegen, und ſie verſchwieg es nicht was ſie bewegte. Wenn auch mit leiſer Stimme deutete ſie auf ihre Rührung, daß ein politiſcher Feind ihres Hauſes die Würde ihres verſtorbenen Familienhauptes in der Fremde ehre.

Bernhard ging nicht näher darauf ein, aber er ſprach freundlich mit der ſchönen Frau, in deren Geſichtszügen eine Trauer zu entdecken war, die ihn verwandt anſprach. Sie war fremd geblieben in Frankreich, ihre Ehe mit dem kränklichen Ludwig kinderlos. Man zweifelte überall an dem Glücke ihrer Ehe. Bernhard ſelbſt, welchem die unerwartete Abweſenheit Marguéritens von Rohan ſchmerzlich überraſchend geweſen, hatte innerlich ganz die Stimmung, mit dieſer ſeit mehr denn zwanzig Jahren vermählten, leidenden Frau zu ſympathiſiren. Faſt noch Kinder waren Ludwig und Anna geweſen, als ſie ſich zu Bordeaux am Altare hatten die Hände reichen müſſen, um Spanien und Frankreich einander näher zu bringen. Nach ihrem perſönlichen Schickſale hatte dabei Niemand gefragt.

Während Bernhard mit der Königin ſprach, entdeckte ſein Auge ſeitwärts in einer Fenſterbrüſtung einen feiſten Mann, und nach kurzem Beſinnen ſagte ihm ſein gutes Gedächtniß, daß und wo er dieſen Mann kennen gelernt. Die Königin war Bernhards Blicken gefolgt und unter einem leichten Erröthen ſagte ſie: „Das iſt ein ſehr unterrichteter Mann, dieſer Arzt, und er hat mir neulich erzählt, daß er Euch einmal flüchtig bekannt geworden ſei.“ — In Frouard, Majeſtät! Aber ich glaube, ich habe ſeinen Namen nicht erfahren. — „Blandini heißt er. Er ſoll ſich Euch vorſtellen, Herr Herzog!“

Der herbeigerufene Blandini, welchen die Königin dem Herzoge zum Geſpräche überließ, war vom ſpaniſchen Miniſter Olivarez an Königin Anna empfohlen worden. Die Unfruchtbarkeit des königlichen Ehebettes beunruhigte die ſpaniſche Regierung, und Blandini's Rath wurde auch in ſolcher Angelegenheit eingeholt. Bernhard machte ihm freundliche Vorwürfe, daß der kundige Doctor einen Beſuch im Feldlager immer noch nicht abgeſtattet. Lagerfieber und Lagerpeſt rafften ihm viel Leute weg, und es ſei ihm kein Preis zu hoch für Unterweiſung ſeiner Feldärzte durch einen ſo bewährten Mann wie Doctor Blandini.

Blandini verbeugte ſich dankend und verſprach einen Beſuch im Feldlager des Herzogs, ſobald er einmal einige Wochen freier Zeit vor ſich ſähe. Es war ihm jetzt nicht Ernſt mit der Zuſage, da Herzog Bernhard ſeine Furchtbarkeit verloren hatte. Aber er gab ſie aus Höflichkeit, und weil man doch nicht wiſſen konnte, ob dieſer Herzog nicht wieder einmal gefährlich würde.

Die Herzogin von Aiguillon, welche herzugetreten, beſtärkte ihn in dieſer Zuſage. — Ich ſelbſt — ſagte ſie heiter — bringe Euch einmal dieſen bequemen Doctor im Wagen nach Eurem Heerlager. Ich muß Eure Krieger einmal ſehen, wie ſie unter Eurer Führung in die Schlacht ſtürzen, wovon man ſo reizende Wunderdinge erzählt. Und nun bemächtigte ſie ſich Bernhards ganz wie früher, als ob gar keine Entfernung zwiſchen ihnen eingetreten wäre ſeit der traulichen Scene im Cabinet des Palais Cardinal. Sie ſcherzte über den Unwillen ihres Oheims, welchen die Trauertracht des Herzogs erregen würde, und verſicherte Bernhard, daß ſie der Politik nicht geſtatte, zwiſchen ſie und ihre Herzensfreunde zu treten. Politik ſei vergänglich, das Herz ſei ewig. Wahrlich ſie hatte in dieſem Tone leichtes Spiel, die Oberhand zu gewinnen, wenn nicht im Herzen, doch im Kopfe und in den Sinnen Bernhards. Die Oberhand über jenes gleichgültige junge Mädchen, welches ſeine Herzensſtimme ſo ganz und gar überhörte. Dieſe Aiguillon, eine reizende Frau von Geiſt und Bildung, hatte er ſchnöde hintangeſetzt, und ſie zeigte ſich jetzt nicht nur ohne jegliche Bitterkeit, nein, treu und ergeben! Ihr Auge ſchimmerte feucht und in Sehnſucht, und es klang kindlich liebevoll, als ſie ihn fragte: ob er ſie hinüber begleiten wolle ins Palais Cardinal. Ihre Sänfte ſei geräumig, ſie biete Platz für zwei Perſonen. Nach einer Viertelſtunde, binnen welcher die Höflichkeit genügend abgethan werde in dieſer maſſenhaften Geſellſchaft! Sie entließ ihn mit einem

Blicke, welcher alle Seligkeit einer weiblichen Umarmung verſprach.

Und kaum war Bernhard einige Schritte von ihr entfernt, da ſtand er vor einer andern Frauengeſtalt, die in ſeiner Erinnerung auch wie eine Circe ſchwebte. Die erſten Regungen der Sinnlichkeit, welche damals machtlos verblieben, hatte in Regensburg Lady Ludmilla in ihm erweckt. Und ſie ſtand jetzt vor ihm. Ihre Verbindung mit Desnoyers hatte ſie im Louvre eingeführt, nachdem ſie wirklich zum Katholicismus übergetreten, und für den katholiſchen Hof ein Gegenſtand angenehmer Genugthuung geworden war. Sie begrüßte den Herzog warm und lieb. Der ſtattliche Kriegsheld war ihrem liebebedürftigen Weſen ſtets reizend erſchienen, und er war ihr jetzt in der Trauer um den Kaiſer eine volle poetiſche Erſcheinung. Das Alles wehte dem Herzoge aus ihren Mienen, aus ihrer Haltung, aus ihren Worten entgegen wie ſüßer Duft von Anhänglichkeit und Neigung. Dieſer Abend ſchien dafür beſtimmt zu ſein, daß alle Mächte weiblichen Reizes ſich des Herzogs bemächtigen ſollten von den weißen Armen der Königin Anna bis zu den wollüſtigen Tönen der Mutterſprache, in denen ihm Ludmilla geſtand, daß ſie ſich nach der deutſchen Heimath ſehne, und daß ſie vorhabe, nach Wien überzuſiedeln, wenn ſich die Nachricht vom milderen Sinne des neuen Kaiſers beſtätigte. Von ihrem Religionswechſel wußte er nichts, und unbedenklich gab er ſich den angenehmen Eindrücken hin, welche die heimathliche Kokette in ihm zu wecken wußte. Erinnerung iſt die begabteſte Kupplerin, alle Reize der Vergangenheit ſtehen ihr zu Gebote, und die angekündigte Viertelſtunde verging ſo ſchnell! Es war eine ganz andere Gattung weiblichen Reizes, welche von Ludmilla in ihn ſtrahlte, eine heimathliche Mondesnacht voll warmer Luft. Aus der reifen Schönheit dieſes ebenmäßigen Körpers, deſſen matt glänzende Schultern nahe vor ſeinem Auge winkten, aus dem ſeelenvollen, halb gebrochenen Auge ſprach die verunglückte Lebensgeſchichte des deutſchen Weibes. Verunglückt in Liebe und Glauben. Das irrende Herz flehte gleichſam um Gnade, als ſollte und könnte es errettet werden aus Zweifeln und übereilten Gelübden. Die überreizte Phantaſie Ludmillas mochte in dieſem unberührten Feldherrn der Proteſtanten einen Erretter ſehen, der ſie mit ſtarken Armen aus dem Wirrwarr der Sinne und der Seele emporheben könnte.

Die Herzogin von Aiguillon näherte ſich eben dem Paare. Sie ſtand ſtill. Wenn ſie ihren Vortheil ohne thörichte Eiferſucht verſtand, mußte ſie ſagen: Recht ſo, recht ſo! Dieſer ſpröde junge Mann wird mir nun endlich erweckt und erweicht in die Arme geführt! Die Fremde lockt für mich. Sie ſtreifte an ihm vorüber und ihr verführeriſch ſprechendes Auge ſagte ihm: es iſt Zeit, ich bewege mich dem Ausgange zu. Folge mir!

Bernhard folgte ihr, indem er mit Ludmillen weiter ſprach. Es war keine klare Abſicht in ihm, eine Untreue zu begehen an dem Bilde in ſeinem Herzen, aber Unmuth und ſinnlich aufgeregter Wirbel flüſterten in ihm: räche dich an herzloſer Trockenheit, laß dich tragen vom Strome, wer weiß, ob er nicht zu der Befriedigung führt, welche dir immerwährend entzogen bleibt, weil du ſie gerade dort ſuchen willſt, wo ſie dir verſagt bleibt. An der Thür des großen Saales erſt verabſchiedete er ſich von Ludmillen — die Herzogin von Aiguillon ſchritt langſam durch einen kleineren Saal, umgeben von courmachenden Cavalieren, der Thür zu, welche in die Vorzimmer führte. Er folgte ihr. — Da trat ihm ein kleiner Aufenthalt entgegen in der Geſtalt Mitzlau's. Rudolf von Mitzlau war ihm näher gekommen durch die damalige Errettung Rohan's. Die Warnung hatte ſich begründet erwieſen, Triſtan war an jenem Abende wirklich mit Trabanten in Groot's Hauſe erſchienen, ſich höflich entſchuldigend wegen Verletzung des Geſandtſchaftsaſyls, weil der Herzog von Rohan ja nicht im Geſandtſchaftshauſe ſelbſt, ſondern im Nebenhauſe wohne. Man dankte alſo Mitzlau wirklich die Errettung Rohan's. Dafür war Bernhard erkenntlich, und da er bei jetzt eintretendem näherem Verkehre fand, daß Mitzlau ein kundiger

Officier und ein antifranzöſiſcher Deutſcher wäre, deſſen Trieb auf Löſung der wälſchen Allianz gerichtet war, ſo hatte ihn Bernhard wiederum unter ſein diesmal kleines Geleit nach Paris aufgenommen. Mitzlau's kleinen Bemerkungen war es auch vielleicht zuzuſchreiben, daß der Herzog die Trauer anlegte um den Kaiſer. Denn Mitzlau ging ſeit jenem Abende, als er Norbert bei Seite ſchob, die Bahn der Verſöhnung mit Oeſterreich ohne die Jeſuitenhilfe Norberts. Er meinte: wenn eine ſolche Verſöhnung mit dem gefürchteten Bernhard zu Stande gebracht werden, wenn ein Bernhard dem Kaiſer zugeführt werden könnte — dann ſei ein ſolcher Weg des Ausgleichs doch viel ergiebiger als der magere Begnadigungsweg durch Unterſtützung vermittelſt der Pfaffen. Brächte er einen Bernhard ins kaiſerliche Lager, dann wachſe er ſelbſt in hohem Maße.

In dieſem Sinne gab er auf Alles Acht, was um den Herzog vorging, und ſchloß ſich dem jungen Dietrich de Groot an, welcher im vergangenen Frühjahr als Kriegsvolontair mit dem Herzoge ins Feldlager gegangen war. Dieſer Dietrich war durch ſeinen Vater tiefer eingeweiht in die perſönlichen Angelegenheiten des Herzogs, und von ihm hatte Mitzlau erfahren, daß man von einer Hinneigung Bernhards zur Prinzeſſin Rohan wiſſen wollte und daß die trübe Laune deſſelben ſeit ſeiner Ankunft in Paris wol von der unerwarteten Abweſenheit Marguérites herrühren könnte. Dies hatte Mitzlau lebhaft aufgegriffen. In ſeinem jetzigen Wunſche, den Vermittler Bernhards mit dem Kaiſer zu ſpielen, ſchien ihm nichts ſo gefährlich, als wenn die damals wohlbekannte Annäherung der Nichte Richelieu's an Bernhard ſich erneuere bei dem jetzigen Pariſer Aufenthalte des Herzogs. Dieſe Circe, wie auch er ſie nannte, hatte täglich ins Palais Schomberg geſchickt und ſich nach Stimmung und Befinden des Herzogs erkundigen laſſen. Es war Mitzlau ganz deutlich, daß ſie ihn durch die Zuvorkommenheit wieder einfangen wollte, und daß es dem Herzoge auf die Länge nicht verborgen bleiben könnte, wie theilnehmend ſie ſich erwieſen, wenn ihm auch die täglichen Nachfragen nicht gemeldet würden. Deshalb hatte er die beiden Groot, Vater und Sohn — denn auch Dietrich war mit in Paris — dringend aufgefordert, Nachrichten einzuziehen über die Abreiſe der Herzogin und Prinzeſſin von Rohan, Nachrichten, welche irgend einen beſchwichtigenden Grund für dieſe Abreiſe an die Hand geben könnte. Beſchwichtigend für den Unmuth des Herzogs. Dieſen großen Geſellſchaftsabend im Louvre hatte Mitzlau ganz beſonders gefürchtet, weil er vorausſah, daß die Herzogin von Aiguillon hier dem Herzoge zum erſten Male wieder begegnen würde, und darum hatte er gerade heute dringend darauf beſtanden, daß Dietrich ſelbſt ins Hotel Rohan ginge, wo am Ende doch etwas Näheres über den Beweggrund zu erfahren wäre, welcher die Herzogin und Prinzeſſin zur Abreiſe getrieben. Dietrich nämlich hatte ihm von einer alten Kammerfrau geſprochen, welche tief im Vertrauen der Herzogin ſtünde und welche vielleicht Auskunft geben könnte, wenn ſie nicht mitgereiſt wäre. Letzteres perſönlich zu erkunden und mit der Frau vertraulich zu reden, hatte Dietrich für dieſen Abend übernommen. Peinlich hatte Mitzlau auf Dietrichs Ankunft im Louvre gewartet, als er beſtätigt geſehen, daß die Aiguillon dem Herzoge nahe träte. Der unzuverläſſige Geſell Dietrich — hatte er ärgerlich gedacht — iſt ſicherlich einer Liebſchaft drüben in der Vorſtadt nachgegangen ſtatt ſchleunig die alte Kammerfrau aufzuſuchen, und ſchon war er im Begriff geweſen, den Herzog anzutreten und mit einer dreiſten Erfindung auf andere Gedanken zu bringen, da war Ludmilla an ihm vorüber gekommen dem Herzoge entgegen. Dies hatte ihn zurückſcheuchen müſſen. Dieſe Frau haßte ihn tief, ihr mußte er eilig aus dem Wege weichen — aber dies Ausweichen brachte ihm Glück, es führte ihn im Gedränge der Soirée vor den Vater de Groot, welcher eben erſt gekommen war, und welcher, nach ſeinem Sohne fragend, in der Geſchwindigkeit Mitzlau eine Mittheilung gemacht hatte. Dieſe Mittheilung in Gedanken ausſchmückend, hatte Mitzlau die Nähe des Herzogs wieder aufgeſucht, und mit Ungeduld hatte er auf den Moment gewartet, daß Ludmilla ihn endlich wieder frei geben würde. Er ſah wohl, daß die Aiguillon an der Ausgangsthür des kleineren Saales auf den Herzog wartete, und daß nur eiligſt ein Riegel vorgeſchoben werden könnte.

Endlich ſchied Bernhard von Ludmillen, und Mitzlau beſchleunigte ſeinen Schritt, um den Herzog zu erreichen, bevor dieſer von der Aiguillon angeredet und fortgeführt würde. Unvorſichtig im Vorgehen kam er dabei Ludmillen dergeſtalt in den Weg, daß er ſie anſchauen und als höflicher Cavalier um Verzeihung bitten mußte — es war ein Augenblick arger Pein für Ludmillen. Sie wurde blutroth vor Zorn und Scham, und empfand die Strafe für ein verfehltes Leben in dieſer widerwärtigen Begegnung, welche ihre ſoeben verſuchte Annäherung an Bernhard in das garſtigſte Licht ſtellte. Sie war fein genug, es augenblicklich und ganz zu empfinden, daß ſie ihren Uebertritt wiederum verläugnet hätte, indem ſie Bernhard warm und hoffnungsvoll nahe getreten, und daß die unmittelbar darauffolgende Erſcheinung Rudolphs von Mitzlau, ihres Verführers und Verderbers, wie ein unmittelbares Strafurtheil des Himmels auf ſie gefallen ſei. Außer ſich flog ſie einem Seitenausgange zu, unbekümmert um die erſtaunt vor ihr weichenden Hofleute. Sie fühlte ſich vernichtet. Mitzlau hatte ein gröberes Gewiſſen. Er behielt ungeſtört ſein Ziel im Auge und erreichte es, wenn auch nur einige Schritte vor der harrenden Aiguillon. Bernhard ſtand ſtill auf ſeine dringende Anrede, welche in gedämpftem Tone eine wichtige politiſche Nachricht ankündigte.

„Welche?“ fragte der Herzog. Der politiſche Lebensberuf fand ihn in jeder Lage aufmerkſam. — Aus der Schweiz, fürſtliche Gnaden. Hugo Grotius hat ſie vor einer Stunde erhalten, und ſie betrifft den Herzog von Rohan. — „Nun?“ — Das hieſige Miniſterium hat ihn, wie Ihr wißt, mit einer Aufgabe in Graubündten betraut, damit die Alpenpäſſe nach Italien für die Spanier verſchloſſen blieben durch die Griſons. Es iſt ein Uriasbrief geweſen, welchen ihm das Miniſterium geſendet, wahrſcheinlich um auf geſchicktere Weiſe als hier in Paris ſein Verderben herbeizuführen. — „Zur Sache! zur Sache!“ — Die Aufgabe hat ſich als eine Unmöglichkeit erwieſen. Es hat in Chur eine furchtbare Scene ſtattgefunden: man hat den Herzog von Rohan ergreifen und niedermachen wollen, weil er franzöſiſchen Machinationen gegen die Freiheit der Griſons dienſtbar ſei; nur mit größter Anſtrengung iſt es den Freunden ſeiner ehrenwerthen Perſönlichkeit gelungen, ihn dem Tumulte zu entreißen und ihn auf fürchterlichen Bergpfaden des Kalandagebirges in die Schweiz zu entführen. Auch dort in den katholiſchen Urkantonen iſt er vom Aeußerſten bedroht geweſen. Es hat ſich deutlich offenbart, daß von hier aus Alles angelegt geweſen iſt, den unliebſamen Hugenottenführer zu vernichten. In tiefer Erſchöpfung iſt der bejahrte Herr nach Genf gerettet worden, und noch kurz vor den Thoren dieſer Calviniſtenſtadt iſt er nahe daran geweſen, den Streifpartien des franzöſiſchen Heerführers, des Herzogs von Bourbon in die Hände zu fallen. Aus Burgund hinüber hat dieſer, unbekümmert um ſchweizeriſche Neutralität, Truppen über den Jura geworfen, um Rohan's habhaft zu werden. Letzterer liegt erkrankt zu Genf darnieder, und das glücklicherweiſe wohlbefeſtigte Genf fühlt ſich nicht ſicher vor einem franzöſiſchen Ueberfalle, weil es einem Manne wie Heinrich Rohan Schutz und Zuflucht gewährt. Fürſtliche Gnaden ſollte bedacht ſein, ein ernſtes Wort an rechter Stelle hier zu ſprechen über dieſe Verfolgung unſeres Glaubensgenoſſen — „Woher die Nachricht?“ Vom ſchwediſchen Geſandten. Ein ſchwediſcher Rath Müller, aus Stockholm vom Kanzler Oxenſtierna an Euch, Herr Herzog, abgeſendet, hat ſie heut' Abend gebracht. Er kommt über Baſel, weil er gehofft hat, Euch in der Freigrafſchaft zu finden. — „Dort kommt ja Dietrich aufgeregt. Vielleicht weiß er noch mehr —“

Dietrich, ungemein zu ſeinem Vortheile verändert durch ein halbjähriges Kriegsnovizenleben, wurde durch die Aiguillon aufgehalten, welche ihm Complimente machte über ſein ſtrafferes

Ausſehen und über den Fortſchritt des lichtgelben Mantels zu lichtbrauner Couleur. Sie war guter Laune und konnte es nicht unterlaſſen, ihn aufzuziehen. Er verſicherte recht kurz, daß eine Dame ſchuld ſei an der Lichtbräune, welche der Frau Herzogin auffalle, und daß er die nähere Erklärung ſich jetzt verſagen müſſe, da er ſeinem Herzoge eine Nachricht zu überbringen habe. Dabei grüßte er mit ſo ſcharf zuſammen genommenen Gliedmaßen, daß nicht zu verkennen war, ſie ſeien jetzt geordneter als ſonſt, und ſchritt zum Herzoge. Immer noch mit langen Schritten wie früher, aber mit größerer Zuverſicht in den Beinen. — Sein Bericht ging dahin, daß er aus dem Hotel Rohan komme, wo er die vertraute Kammerfrau der Frau Herzogin geſprochen. Sie liege krank zu Bett und habe deshalb die ſchnell abreiſenden Damen Rohan nicht begleiten können. Sie wiſſe aber, daß die Abreiſe von Mutter und Tochter deshalb ſo jählings ſtattgefunden habe, weil ein Diener des Herzogs die Nachricht aus Genf gebracht habe, der Herr Herzog Heinrich liege ſchwer krank darnieder —

„Deshalb?!“ rief Bernhard und ſein Auge leuchtete. Politik und Herz waren ihm nun auf einmal in Bewegung, und wenn er die harrende Aiguillon nicht hätte ſehen müſſen, er hätte ſie vergeſſen. Er ging auf ſie zu, um ihr mitzutheilen, daß er ſich die Begleitung verſagen müſſe, weil dringende Geſchäfte — da ſah er aus der Seitenthür, durch welche Ludmilla geflüchtet, den Cardinal Richelieu eintreten. Sein Anblick wirkte, als ob er die Hauptmacht des Feindes auf dem Schlachtfelde erſcheinen ſähe, und er ging ſtracks auf ihn zu. Er fühlte das Bedürfniß eines Angriffs. Richelieu desgleichen. Er erſchien jetzt erſt in der Geſellſchaft, aber man hatte ihm doch ſchon erzählt, daß der Herzog von Weimar das größte Aufſehen machte und König wie Königin für ſich gewonnen hätte durch die Trauer, welche er für den Kaiſer zur Schau trüge. Solch ein Anhänglichkeitszeichen war ſehr gegen die Neigung des Cardinals. Es verrückte die Stellung des Herzogs, welche er ihm in Frankreich angewieſen ſehen wollte, es beſtärkte den König in dynaſtiſchen Formen, welche Richelieu geringſchätzig behandelte, weil ſie gar oft in wichtigen Schritten ſtörten.

Richelieu ſchwoll alſo jetzt die Galle, als er den ſchwarzen Herzog auf ſich zukommen ſah. Von Wiederanknüpfung des Verhältniſſes mit ſeiner Nichte wußte er nichts, die ganze Maſchine alſo, diesmal im wallenden Cardinalpurpur, war geladen als Bernhard ihn ſcharf anſprach und zur Rede ſtellte über die „nichtswürdige“ Behandlung des Herzogs von Rohan. Richelieu fragte ſchneidend zurück, was einen Herzog von Weimar berechtige, mögliche oder nicht mögliche Schritte des franzöſiſchen Miniſteriums nichtswürdig zu nennen.

„Mein Glaube, meine Freundſchaft für Rohan, mein Verhältniß zu Frankreich berechtigen mich dazu.“ — Frankreichs Feinde zu ſchlagen, nicht aber ſie zu beſchützen, iſt Euer Verhältniß zu Frankreich! — „Was gehen mich denn Eure Freunde und Eure Feinde an! Ich verkehre mit Euch, um den deutſchen Kaiſer zu bekriegen. Aus keinem andern Grunde, zu keinem andern Zwecke. Nur in dieſem einzigen Punkte bin ich Euch verbündet. Und was iſt der Kern meines Krieges gegen den Kaiſer? Mein proteſtantiſcher Glaube, welchen der Kaiſer unterdrückt. Hat es nun einen Sinn und Verſtand, daß Ihr als mein Verbündeter den proteſtantiſchen Glauben unterdrückt und ſogar in meinen Freunden verfolgt, ſelbſt in ſolchen Freunden verfolgt, welche wie Rohan auf dem Kriegsſchauplatze gegen den Kaiſer wirken? Hat das einen Sinn? Nein, es iſt die offenbare Verhöhnung unſeres Bündniſſes. Es zeigt, daß Ihr mich und die Schweden nur gebrauchen wollt, um politiſche Pläne gegen das deutſche Reich ins Werk zu ſetzen. Wohl denn! Der Schwede und ich werden dieſe Erfahrung nützen und werden Euch ſachgemäß antworten.“

Bernhards Ton war immer lauter geworden, die Geſellſchaft aus dem großen Saale war herzugeſtrömt, und es war ein glücklicher Gedanke, daß Hugo Grotius die Thür des Nebengemaches ſchließen ließ, in welches die beiden Wortfechter während des Streites eingetreten waren.

Grotius ſelbſt, ſein Sohn und Mitzlau von der einen Partei, Richelieu und der ihn begleitende Abbé Boisrobert von der andern Partei waren nun abgeſondert, und der Streit konnte gründlich zu Ende geführt werden. Dazu wäre Richelieu ganz geneigt geweſen; denn er meinte jetzt des deutſchen Herzogs nicht mehr in dem Maße zu bedürfen wie früher. Beim Vordringen des ſpaniſchen Heeres bis gegen Paris im verfloſſenen Sommer, hatte dieſer deutſche Herzog den gefährdeten Cardinal nicht im Mindeſten unterſtützt, der Cardinal hatte dieſe große Gefahr allein beſtehen müſſen. Er hatte ſie beſtanden und war nun um eine Kopflänge gewachſen an Macht und Zuverſicht. Jetzt kam ihm dieſe Gelegenheit faſt erwünſcht, den unbequem fordernden Bernhard einmal nachdrücklich in die Schranken zu weiſen. Die letzte Rede Bernhards draußen vor ſo viel Zuhörern hatte ihn ergrimmt, ſeine Nerven bebten in Wuth, und er begann eine Erwiderung, welche in die giftigſte Spitze ausgehen ſollte — da wurde er inne, daß der ſchwediſche Geſandte zugegen war. Sie waren inmitten des nächſten Zimmers ſtehen geblieben, und Grotius trat ihm jetzt erſt deutlich vor die Augen. So groß aber war ſeine diplomatiſche Schulung, daß ſie ihn abhielt, für eine augenblickliche Genugthuung die nächſte Zukunft preiszugeben. Er gewann es über ſich, in eine mäßige Sprache einzulenken und Grotius zur Theilnahme am Geſpräche aufzufordern. Dadurch — meinte er ganz richtig — wird die Spitze des Streites abgebrochen werden. Er kannte ja Grotius als einen ſehr vorſichtigen Mann. Diesmal war aber auch Grotius rückſichtsloſer als ſonſt. Die Ankunft eines außerordentlichen Abgeſandten aus Stockholm in der Perſon des Raths Müller war gegründet; Grotius war dadurch befugt, kräftiger aufzutreten, und ſeine Neigung für Bernhard und Rohan unterſtützte ihn in dem längſt gehegten Wunſche, dem Cardinal einmal nachdrückliche Vorſtellungen zu machen über die ungenügende Unterſtützung der proteſtantiſchen Sache. Er ſprach ruhig, gemeſſen, aber logiſch ſtark, indem er alle die Widerſprüche der Richelieu'ſchen Politik bloßlegte.

Richelieu kochte vor Ingrimm, und als nun Bernhard die Beweisführung de Groot's für ſich in Anſpruch nahm und auf unmittelbar praktiſche Folgerungen überging, als er die Summen nannte, die verſprochen und nicht gezahlt worden wären für ſeine Kriegsmacht, als er die Truppenzahl anführte, die verheißen und nicht geſtellt worden, als er die unfähigen Generale bezeichnete, die ihm aufgedrängt wurden zum Schaden des Krieges, da riß auch dem diplomatiſchen Meiſter Richelieu die Geduld, und er entgegnete mit geringſchätziger Heftigkeit, welche mit den Worten ſchloß: „Wol denn! Da Ihr von Frankreichs Beiſtand ſo abfällig denkt, ſo entbehrt ihn, erlaßt ihn uns, wir ſind deſſen ganz froh. Unſer Geld kann erſprießlicher zu unſerm Vortheil verwendet werden. Die Millionen, welche der deutſche Krieg unſerm Lande alljährlich koſtet, werden ja doch der Cultur unſeres Landes entzogen. Sie wird ſich Glück wünſchen, wenn man ſie ihr von jetzt an ausſchließlich zuwendet. Sie wird ſich bedanken bei Euch, Herr Herzog von Weimar. So ſei's denn! Wir wollen hier in Frankreich mit gefalteten Händen zuſehen, wie der Kaiſer Euch bis zum Schluſſe dieſes Jahres zu Paaren treibt. Ach, was ſpreche ich, „bis zum Schluſſe des Jahres“! Bis zum Sommer wird es ein Ende haben mit all' den mittelloſen Haufen, die noch dazu alle untereinander uneinig ſind, ein Ende mit Schrecken. Und Schweden wird Gott danken, wenn es die pommerſche Küſte rettet. Es wird auch die nicht retten. Der jetzige Kaiſer wird Stralſund nicht mehr umſonſt belagern. Schweden iſt längſt erſchöpft. Geld hatte es nie; es holte ſich's in Deutſchland. Seit Deutſchland auch keins mehr hat, hat auch Schweden keins mehr. Franzöſiſches Geld iſt's, mit welchem auch der ſchwediſche Krieg geführt wird. Selbſt Truppen hat Schweden nicht mehr, das wenig bevölkerte Land iſt jetzt an ſtreitbaren Männern aufgezehrt. Deutſche Söldner, die wir bezahlen, führt es in die Schlachten. Der ganze Plunder zerſtiebt, wenn wir nicht mehr zahlen, und

Eure Herrlichkeit, Herr Herzog von Weimar, wenn Frankreich nicht mehr hinter Euch ſteht, iſt Euch ja ohne meine Aufklärung ſehr wohl bekannt. Ihr haßt uns ja recht herzlich und wäret all' Euer Lebtag nicht zu uns gekommen, wenn Ihr anderswo Mittel zur weiteren Kriegführung gefunden hättet. Sucht ſie denn anderswo, da unſer Gold und unſere Truppen Euch nicht ſauber genug erſcheinen. Ihr findet ſie nirgends, nirgends! Das wißt Ihr ſo gut wie ich, und das Ende vom Liede wird ſein, daß Ihr Euer ganzes Leben kläglich verläugnen und Euren Frieden mit dem katholiſchen Oeſterreich machen müßt, wenn man das Frieden nennen darf, was erbärmliche Unterwerfung iſt, erbärmlich, denn unter Fußtritten für Euren ſogenannten Glauben, unter Fußtritten für Eure ſogenannte Libertät des deutſchen Reichs werdet Ihr hinſchmachten zu einem ruhmloſen Grabe. Ihr wollt es aber, und des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Habt es! Glückliche Reiſe!"

Hoch aufgerichtet ſtand er da im weiten, faltigen Cardinalspurpur, der bisher ſo höfliche Richelieu, welcher den Herzog Bernhard immer nur ſchmeichelnd geſtreichelt hatte. Aus dem braunen Auge blitzte Genugthuung, daß er endlich einmal die wahre Schärfe herausgekehrt, und aus den feinen Zügen um Mund und Naſe und weißen Bart blitzte Zufriedenheit. Zufriedenheit darüber, daß er einmal vor dieſen Fremden habe ſchnöde abweiſend auftreten können, ohne der Klugheit und Vorſicht was zu vergeben. Im Gegentheile! — Du haſt ſie — dachte er — von nun an ganz anders in der Hand. Sie können dich nicht entbehren und ihr ewiges Mäkeln und Fordern iſt nun für immer in Schranken gewieſen, welche du beſtimmſt. Hugo Grotius war auch wirklich betroffen. Er ſah das Kopfſchütteln des Kanzlers Oxenſtierna vor ſich, daß der ſchwediſche Geſandte ſolch' eine abſchätzige Sprache Frankreichs habe hervorrufen können, er hörte das Murmeln Oxenſtierna's: Man muß eben nicht einen Gelehrten an ſolche Stelle ſenden, einem Gelehrten bieten die Staatsmänner Alles.

Bernhard dagegen hatte die Rede mit Kopfnicken begleitet, ihm ſchien ſie geradezu willkommen zu ſein. Und er antwortete in auffallend ruhigem Tone. — Bravo, Herr Cardinal — ſagte er — bravo! Ehrlich währt am längſten. Nun weiß man doch deutlich, was unſere Allianz zu bedeuten hat. Unſere Schmerzen und unſere Ziele haben für Euch nicht die mindeſte Bedeutung in dieſem Kriege gegen den Kaiſer. Euer Geld iſt das einzige der Rede Werthes. Das gebt Ihr je nach unſerer Stärke. Sind wir ſtark, ſo gebt Ihr's artig und mit lieblichen Ausſichten für die Neugeſtaltung des deutſchen Reiches. Sind wir ſchwach, ſo werft Ihr es uns wie ein Almoſen zu, verächtlich und mit dem Zuſatze: Ihr ſeid im Grunde nichts als unſere Söldner. Eure Hoffnungen und Pläne ſind für uns Chimären und über ſie wird kein Wort verloren werden bei einem etwaigen Frieden! Ich bedanke mich bei Eurer Eminenz für die endlich hervorbrechende Aufrichtigkeit. Sie ſoll nicht weggeworfen bleiben. Mich quält das Verhältniß lange, und mein Gewiſſen war gepeinigt von dem Gedanken, daß ich Euch nur zum Werkzeuge dienen könnte. Nun iſt jeder Zweifel gehoben. Nehmt an, daß ich das ſchriftliche Document unſeres Vertrages in dieſer meiner Hand hielte. Da! Zu Euren Füßen hin ſchleudert ſie das Document! Wir ſind geſchiedene Leute. Ich eile ſtehenden Fußes zu meinem Heere. Wollt Ihr mich etwa nach Eurer beliebten Manier aufhalten, ſo habt Ihr Schritte von mir zu gewärtigen, welche Euch die weißen Haare zu Berge treiben werden. Und außerdem würden Eure ſchlaffen Truppen, die im Heerlager neben den meinigen liegen, dergeſtalt von meinen Kriegsleuten beim Schopfe gefaßt werden, daß von den Tauſenden kaum einer den Rückweg nach Paris finden dürfte. Darnach bemeßt Eure Schritte. Gott befohlen!

Ruhigen, feſten Schrittes ging er durch den Seitenausweg hinweg, einer harrenden Aiguillon nicht im Mindeſten mehr eingedenk, ſogar Ludmillen nicht bemerkend, die vorhin gerade in dies Zimmer geflüchtet, die jetzt vom einſamen Sitze in einer Fenſtertiefe Zeugin der Unterredung geworden, und die nun unwillkürlich hervorgetreten war, als müßte ſie ihm die auflodernde heimathliche Zuſtimmung durch Geberden ausdücken. Denn wie verwirrt und pfadlos ſie auch geworden war, die Jugendeindrücke, der Sinn ihres Vaters hatten doch nicht ſo ſehr in ihr zerſtört werden können, daß ſie nicht zuſtimmend hätte ausrufen müſſen: das iſt die Sprache eines Mannes gegen Tücke! — Sie ſprach's nur leiſe vor ſich hin, und der Anblick Mitzlau's, welcher neben Dietrich dem Herzoge Bernhard folgte, ſcheuchte ſie vor jedem weiteren Schritte zurück.

Richelieu und Hugo Grotius waren ſtehen geblieben inmitten des Zimmers. Beide waren betroffen. Richelieu ungemein durch die poſitive Abſage Bernhards. Die war durchaus nicht in ſeinem Sinne, die verrückte all' ſeine Pläne, ja, ſie war nicht ohne Gefahr für ihn. Wenn Bernhard ein Abkommen traf mit dem kaiſerlichen Heere, welches nach der Saône hin nur einige Meilen entfernt von Bernhards Truppen unter Gallas in Winterquartieren lag — dann, dann — oh, der ſonſt ſo kluge Politiker hätte ſich ins Geſicht ſchlagen mögen, daß er ſo weit gegangen war. Grotius war ihm ein willkommener Stab, den er ergreifen konnte. Achſelzuckend machte er ihm bemerklich, daß ſolch' ein Kriegsmann doch Alles gleich auf die Spitze treibe und daß der Herr Geſandte ihm nacheilen und ihn beſchwichtigen möge. Schöne Redensarten für Schweden blieben nicht aus — und Grotius ging in der Richtung von dannen, welche Bernhard eingeſchlagen hatte, Richelieu ging in den Saal zurück und kam zerſtreut bei ſeiner harrenden Nichte an. Als ſie nach Bernhard fragte und als er erfuhr, daß er ſie hätte nach Hauſe begleiten wollen, da wurde er doppelt zornig gegen ſich ſelbſt und gegen ſeine ungeſchickte Politik. Wir haben kein Glück mit dem Manne — ſagte er knirſchend mit leiſer Stimme zur verſtimmten Aiguillon — und das muß man ſich zum Fingerzeig dienen laſſen. Wer uns als Freund durchaus nicht nützen kann, der iſt vielleicht beſtimmt, uns als Feind zu nützen. Behandeln wir ihn von nun an ganz als ſolchen! — „Warten wir damit noch einige

Tage,“ ſagte eben ſo leiſe die Aiguillon, „wenn er noch einige Tage in Paris bleibt.“

Es ſah nicht darnach aus, als ob Bernhard auch nur noch einige Tage in Paris bleiben würde. Entſchloſſen zu baldigſter Abreiſe kam er ins Palais Schomberg, und er fühlte ſich leicht und frei in dieſem Entſchluſſe. Das Bündniß mit Frankreich laſtete ſchwer auf ihm, und Hans von Starſchädel's Warnung war tief in ſeine Seele gedrungen. Er verſuchte ſie wol abzuſchütteln dieſe Warnung und Gewiſſenslaſt, indem er ausrief: es iſt nicht ſchwer, tugendhaft zu bleiben, wenn man ſich geſtatten darf, unthätig zu bleiben und ſchweigend zuzuſchauen! Aber dennoch athmete er an dieſem Abende in tiefer Erleichterung. Es giebt eben ein Gewiſſen im Menſchen, welches feiner hört, als alle Verſtandeskräfte hören. Der Verſtand wußte auch jetzt noch nicht Bernhard zu ſagen: was aus ihm und ſeinen Truppen werden ſollte ohne Frankreichs Hilfe? Und trotzdem war ihm wohl zu Muthe. Die erſte Perſon, welche er rufen ließ, war der Bart-Conrad. Ihm trug er auf, am nächſten Morgen ſchon nach Deutſchland zu reiten und ſeinen alten Herrn Hans von Starſchädel aufzuſuchen. Er traute dieſem Conrad einen geſunden Menſchenverſtand zu und machte ihn ohne irgend was Schriftliches zu einem wichtigen Botſchafter. „Du wirſt Alles gut beſtellen,“ ſchloß er, „wenn Du Deine Leidenſchaft zügelſt und Dich vor Ausbrüchen derſelben hüteſt. Der Punkt unſeres Zuſammentreffens — das ſage Herrn Hans und das laſſ' Dir geſagt ſein — iſt der Sundgau, da wo der Rhein ſein Knie macht gegen Norden, die Gegend von Baſel. Wie lange ich Zeit brauche, und ob es mir gelingt, bis dorthin durchzureißen, das weiß Gott. Aber Gott wird uns nicht verlaſſen, da wir wieder ehrliche Deutſche werden.“ — Endlich! — „Und reite nordwärts durchs Luxemburgiſche und durch Weſtphalen. Du kommſt da leichter durch. Erlach wird Dir Reiſegeld zahlen. Behüt' Dich Gott!“

Erlach ſtand dabei. Dieſer Schweizer hatte durch militäriſche und praktiſche Tüchtigkeit im Laufe des letzten Feldzuges das Vertrauen Bernhards in hohem Grade gewonnen. Er war jetzt des Herzogs rechte Hand. Aber Erlach war nicht erbaut von dem Bruche mit Frankreich. Der deutſche Widerwille gegen die Franzoſen war nicht ſtark in ihm, und er ſah nicht ab, wie der deutſche Herzog ohne große Geldhilfe ſein Heer zuſammenhalten und ergänzen könnte. Das Geld war ihm hochwichtig. Und jetzt kam Hugo Grotius an und brachte die letzten verſöhnlichen Aeußerungen des Cardinals. Er wie Erlach redeten dem Herzog eifrig zu, den Bruch zu vermeiden.

Bernhard hörte ſie ſchweigend an. Er wußte nur zu gut, wie ſehr ſie Recht hatten mit allen militäriſchen Gründen. Aber er ließ ſich in ſeinem Innern nicht mehr ſtören. Feldherr war er indeſſen genug, um das hinzunehmen, was ihm den Rückzug erleichtern konnte. Er ſagte deshalb endlich: „Gut. Uebernehmt Ihr alſo, Herr Grotius, den Riß zu ſtopfen ſo gut es geht. Seid officieller Vermittler zwiſchen mir und Richelieu. Ich ſelbſt mag nichts mehr mit ihm zu thun haben. Erlach hier mag mich vertreten.“ Dies war eine unglückliche Wahl. Dieſem praktiſchen Schweizer hätte er nicht ſo große Vollmacht geben ſollen für die Franzoſen! Es war tiefe Nacht geworden, und ſie ſchieden. Der Herzog blieb allein. Hoffmann entkleidete ihn und drückte in zuverſichtlichen Worten ſeinen Stolz aus, daß der Herr Herzog endlich ſeinem Rathe gefolgt ſei und ſich von den nichtswürdigen Franzoſen losgemacht habe.

„Und nun wirſt Du das Geld vorſchießen zum Kriege, hoff' ich!“ — Wie?! — „Wir wollen ſehen, wie weit Deine Erſparniſſe reichen. Sie ſind gering, ich weiß es.“ — Fürſtliche Gnaden! — „Geh ſchlafen, — und — ſchick' mir noch den Dietrich herein.“

Das patriotiſche Herz Bernhards war endlich beruhigt, ein anderer Theil des Herzens wollte auch ſeine Befriedigung. Marguérite Rohan war jählings abgerufen worden von Paris; das war ihm eine große Erquickung geweſen. Sein Geiſt war mit ihr beſchäftigt, wie das zarte Geſchöpf in noch rauher Jahreszeit die Reiſe hatte machen müſſen durch die Berge bis an den Rhônefluß, wo er aus der Schweiz bricht, und in Genf trifft ſie den geliebten Vater krank und in gefährlicher Bedrängniß, und für Hilfe erblickt ſie ſammt der geliebten Mutter ringsum am politiſchen Horizonte gar keine Ausſicht. Dorthin, nach Genf, ins Rohan'ſche Familienzimmer wollte er Troſt und Hoffnung ſenden. Der junge Groot, ein Bekannter im Rohan'ſchen Hauſe, ein zuverſichtlicher Enthuſiaſt, ſollte ſie hinbringen. Dietrich trat ein. Der Herzog hatte ſich ſchon ins Bett gelegt und rief ihm heiter die Frage zu: ob er ſich jetzt feſt genug im Sattel fühle, um eine Reiſe zu machem auf ſcharfem Pferde?

„Der Conrad verſichert, fürſtliche Gnaden, ich ritte jetzt ſchon wie ein Dragoner.“ — Nun denn, junger Dragoner, habt Ihr Luſt, eine Botſchaft zu reiten nach Genf an die Rohans? Ihr wart ja doch früher ein Liebhaber der Prinzeſſin Marguérite! — „Ein Liebhaber? O ja. Ich habe alle jungen Damen lieb von der Herzogstochter bis zur —“ — Kaufmannstochter! Man ſpricht davon. Wie ſteht's alſo? Wollt Ihr morgen früh Abſchied nehmen von der — was weiß ich! — und eiligſt nach Genf reiten? — „Nach Conſtantinopel, wenn Herzog Bernhard mich beauftragt.“ — Euer Auftrag iſt nur mündlich. Die Spanier könnten Euch in Burgund anhalten und durchſuchen. Ich laſſe die herzogliche Familie herzlich grüßen. Sie ſollte guten Muthes ſein. Mein Feldzug würde zeitig beginnen, und die Spitze der Schweiz wäre ſein Ziel. Gelänge Alles, wie ich es vorhätte, ſo befreite ich den Herzog von der Gefangenſchaft in Genf und holte ihn ſammt den Seinen nach der nördlichen Schweiz. Die Familie Rohan ſollte feſt rechnen auf mein Herz und mein Schwert. Der Prinzeſſin ſagt: ich würde ihr den Rhein zeigen und den Schwarzwald. — Euren Rückweg, junger Herr, nehmt über Bourg und Châlons; an der Saône, denk' ich, werdet Ihr mich finden, um friſche Bergſchlachten mitzuſchlagen. Ihr ſeid ja noch in keine

Schlacht gekommen und brennt darnach. Nicht? Dietrich antwortete unverſtändlich. — Alſo auf Wiederſehen an der Saône! ſchloß der Herzog. „An der Saône!“ wiederholte Dietrich mit einem tapfern Seufzer und ging.

Bernhard überließ ſich dem Schlummer in einer heitern Seelenruhe, als ob er, wieder ein Knabe im weimariſchen Schloſſe, unter dem Schutze ſeiner Mutter einſchliefe, als ob die politiſche Sorge der letzten Kriegsjahre wie Wolke und Nebel aufgeflogen wäre vor einem linden, erfriſchenden Lufthauche. Das iſt die Macht einer reinen, jungen Liebe: ſie breitet immer wieder neu einen Frühling über Alles, was grau und abgeſtorben iſt um uns her. Gering und nichtig erſcheinen alle Schwierigkeiten des Lebens, ſchöpferiſche Zuverſicht ſchwellt unſere Bruſt, wir meinen, die Gottheit ſelbſt ſei perſönlich in uns eingekehrt und habe es übernommen, uns über Höhen und Abgründe zu tragen.

Am andern Tage begannen die Anfragen und Botſchaften Richelieu's. Bernhard blieb ſeinem Vorſatze völlig getreu. Er lehnte jeden weiteren Verkehr völlig ab und verwies jede fernere Unterhandlung an Erlach und an den ſchwediſchen Geſandten Grotius.

Er ſelbſt ließ Alles zur Abreiſe bereit ſtellen. Nur ausreiten ſah man ihn, und zwar rings um die Mauern von Paris, als wollte er die Stadt in Augenſchein nehmen zum Behufe einer Belagerung. Das blieb nicht unbeachtet, und Richelieu wurde mit Fragen beſtürmt, ob der allgemein bemerkte Streit zwiſchen ihm und Bernhard in einem Zimmer des Louvre Folgen gehabt habe.

Richelieu wurde immer unruhiger und ſandte endlich Desnoyers ins Palais Schomberg. Auch er wurde abgewieſen. Trotz eines Briefes, welchen Bernhard eben erhalten hatte, als man ihm den Miniſter Desnoyers meldete. Dieſer Brief warnte ihn namentlich vor Desnoyers und beſchwor ihn, gerade dieſen kleinen Graukopf freundlich zu behandeln, denn er wäre Bernhards gefährlichſter Feind. Dieſer Brief kam von Ludmillen. Sie hatte ſich gedrungen gefühlt, ihm ihre Bewunderung auszuſprechen über ſeine patriotiſche Haltung gegenüber dem Cardinal, von welcher ſie zufällig Zeugin geweſen, und hatte ihn in dieſem Briefe um eine Unterredung gebeten. Bernhard ging zu ihr. Eine wohlwollende Frau aus der deutſchen Heimath war jetzt der Stimmung ſeines Weſens zuſagend.

Es war der zweite Abend nach jener Scene im Louvre. Am andern Morgen wollte Bernhard Paris verlaſſen. — Er hatte ſeinen Abſchiedsbeſuch bei Hugo Grotius gemacht, und er wußte aus Ludmillens Briefe, daß ſie dicht neben dem Hauſe des ſchwediſchen Geſandten wohnte. Er trat in die Wohnung Ludmillens und fand ſie allein. Norbert war damals nicht in Paris, ſondern in Madrid, wohin ihn Olivarez neuerdings beſchieden. Ludmilla war jetzt dem Herzoge Bernhard gegenüber nicht mehr in jener leichten Stimmung einer gefallluſtigen, ſinnlichen Frau. Ihre edelſten, ihre beſten Regungen hatten jetzt die Oberhand in ihr. Zerfallen mit ſich ſelbſt, das heißt eben zerfallen mit ihren edelſten und beſten Regungen, war ſie längſt, und der Religionswechſel hatte ihr keinen dauernden inneren Segen gebracht. Die Bewunderung, welche ihr Bernhard im Louvre eingeflößt, hatte ihre tief bewegte Stimmung gehoben — ſie trat ihm entgegen mit dem innigſten Wunſche, ihm zu nützen. Sie konnte es. Das ahnte ſie, das wußte ſie halb und halb. Sie war eine in politiſchen Maßregeln wohlerfahrene Frau, ſie verſtand auch die leiſeſten Andeutungen. Nun hatte zwar Norbert weislich unterlaſſen, trotz ſeines intimen Verkehrs mit ihr, ſie jemals einzuweihen in ſeine jeſuitiſchen Pläne. Aber ein vertrauter täglicher Umgang ſtumpft die Vorſicht ab, und nachdem Ludmilla wirklich zur katholiſchen Kirche übergetreten war, ergingen ſich die Geſpräche zwiſchen Norbert, Blandini und Desnoyers doch öfter als ſonſt mit geringerem Rückhalt über die Hauptfeinde der Kirche und über die Wünſche und Möglichkeiten, dieſe Gegner zu lähmen oder zu beſeitigen. Der deutſche Herzog, wie Bernhard kurzweg genannt wurde, war da öfters unter Andeutungen erwähnt worden, welche

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE;H. FN. 02158/018

für das feine Ohr Ludmillens längſt beſchloſſene Vorausſetzungen verriethen. Kurz, es war ihr allmälig — beſonders wenn die Herren nach der Tafel ohne ſie ſprachen und die entfernt ſitzende Dame des Hauſes nicht beachteten — klar geworden, daß dem gefürchteten Weimar eine Galgenfriſt geſetzt wäre und daß ein Attentat auf ſein Leben eintreten könnte, wenn er Miene machte, ihnen über den Kopf zu wachſen. — Geſtern nun, als auch Desnoyers perſönlich im Palais Schomberg abgewieſen worden, hatte er ihr bei ſeinem täglichen Beſuche den Eindruck hinterlaſſen, als hätte dieſe Galgenfriſt plötzlich einen großen Schritt gemacht. Er war ſonſt ſehr ruhigen Temperamentes, und es gehörte zu ſeiner Tageserholung, mit einer ſchönen Frau leichte, ſpielende Unterhaltung zu führen in galantem Tone, welcher auch einem älteren Herrn kleine zweideutige Entſchädigungen zukommen läßt in einem ſchäkernden Umgange — geſtern aber war er ſehr ernſthaft geweſen. Er hatte von nichts geſprochen, als von dem übermüthigen Benehmen dieſes deutſchen Herzogs, welcher ſich jeglicher Leitung entziehen wollte, und der in ſein Verderben ſpringen würde. Sein Untergang könnte plötzlich eintreten, wenn er ſich nicht bei Zeiten beſänne.

War er abſichtlich ſo weit gegangen, um Ludmilla aufmerkſam zu machen, damit ſie ihren Landsmann warne? Er wußte, daß ſie ihn vorgeſtern im Louvre geſprochen. Meinte er durch ſolche Warnung den Herzog abzuhalten von entſcheidenden Schritten? Ludmilla war darüber im Unklaren. Aber wenn ſie Desnoyers' Aeußerungen zuſammenhielt mit all' den Bemerkungen, welche ſie ſchon früher gemacht, ſo ward es ihr ſonnenklar, daß Bernhard perſönlicher Lebensgefahr entgegen ging, wenn er unter einem Bruche Paris verließ und ſich frei machen wollte von den bisherigen Banden der franzöſiſchen Allianz.

Da ſaß er neben ihr, der lebensfriſche Feldherr, und fragte heiter: warum ſie glaube, daß Desnoyers ſo gefährliche Feindſchaft gegen ihn hegte? Das Zimmer war wie herkömmlich nur matt beleuchtet, und Ludmilla konnte den Gedanken nicht los werden, daß dieſer gebräunte Kopf da vor ihr binnen Kurzem von der gelbbraunen Farbe einer Leiche bedeckt ſein könnte. Sie hatte das tiefe Bedürfniß, zu warnen und zu helfen, und doch konnte und durfte ſie nicht Alles ſagen, was ſie dachte. Sie mußte auf Umwege bedacht ſein.

„Die franzöſiſchen Miniſter,“ antwortete ſie denn, „haben ſich an den Gedanken gewöhnt, der Herzog von Weimar werde die Herzogin von Aiguillon heirathen und ſich ſo dem franzöſiſchen Intereſſe dauernd verbünden.“ — Ah? — „Und nun heißt es, Ihr wolltet auch ohne Abſchied von dieſer Nichte des Cardinals Paris verlaſſen. Ich mag das nicht glauben. Ein kluger Feldherr läßt nicht in ſeinem Rücken einen unberechenbaren Feind. Eine beleidigte Frau aber iſt ein ſchlimmer Feind.“ — Und Ihr meint —? — „Ihr müßt in Frieden von ihr ſcheiden und ihr nicht jede Ausſicht benehmen.“ — Das würde den jeſuitiſchen Desnoyers umſtimmen? — „Wenn Ihr wißt, daß er zu den Jeſuiten hält, ſo wißt Ihr auch, daß er in manchem Betrachte mächtiger iſt als der Cardinal. Die Jeſuiten ſind gefährlich in — Eurem Zimmer, in Eurem Zelte.“ — Dahin dringen ſie nicht. Und meine liebe Freundin kann mir doch kaum im Ernſte rathen, daß ich mit meiner Perſon Kuppelei treibe. Herz und Hand erhält man ſich frei inmitten ſchmutziger politiſcher Geſchäfte. Nicht wahr? — „Nun dann, lieber Herzog, ſtellt Euch wenigſtens auf der andern Seite ſicher, damit Ihr doch einen Anhalt gewinnt.“ — Was nennt Ihr die andere Seite — „Die kaiſerliche.“ — Oho! So ſpricht Lady Ludmilla, die tapfere Erbfeindin des Habsburgers, welcher ihren Vater zu Prag enthaupten ließ? So ſpricht die eifrige Proteſtantin?!

Dieſe Anrede beſtürzte Ludmillen. Das Wort verſagte ihr, ſie zuckte in Schmerz zuſammen.

— Es hat mich ſchon gewundert, fuhr Bernhard fort, Euch hier unter Katholiken gleichſam heimlich zu finden. Was ſucht Ihr hier? Iſt Euer einſtiger Widerwille gegen die Papiſten ſo abgeſtumpft worden?

Ludmillens edler Untergrund des Charakters duldete es nicht, daß der Herzog in dieſer Täuſchung befangen bliebe. Unter Schluchzen geſtand ſie ihm, daß ſie keine Ruhe, keine Befriedigung mehr gefunden habe im Glauben der proteſtantiſchen Kirche und daß ſie kürzlich — übergetreten ſei.

Herzog Bernhard ſtand jählings auf. In dieſem Punkte war er unnahbar. Sein lutheriſcher Kirchenglaube war ihm heilig. Er ſtand auf und wendete ſich zum Fortgehen.

„Ich beſchwöre Euch, Herr Herzog," rief Ludmilla, „verwechſelt nicht meinen perſönlichen Werth mit dem Werthe meines Rathes, meiner Warnung! Ich mag gefehlt haben, ich fühle es ſelbſt an der dauernden Unruhe meiner Seele, die ich beſchwichtigen gewollt; aber ich fühle ebenſo, daß ich eine reine Empfindung habe für Recht und Unrecht. Und Euch ſeh' ich von gräßlichem Unrechte bedroht, wenn Ihr Euch heftig Euren jetzigen Verbindungen entzieht, ohne in den Schutz der kaiſerlichen Verbindung einzutreten. Denkt an die letztere, weiſt die Verſöhnung mit dem Kaiſer nicht von Euch, wenigſtens nicht geradezu! Schon das Eingehen auf eine Unterhandlung mit den Kaiſerlichen kann Euch retten, denn es lähmt die jeſuitiſche Partei, und der junge Kaiſer iſt mild, Trautmannsdorf, ſein Hauptminiſter, iſt patriotiſch, iſt kein Verehrer der Jeſuiten. Tretet in Verkehr mit ihm, dann wird Euer Bruch mit den Franzoſen leicht und ungefährlich. Hört auf mich, Herzog Bernhard, ich weiß was ich ſage, wenn ich auch den Urſprung meiner Kenntniſſe nicht enthüllen darf."

Es lag ein Accent der Wahrheit in Ludmillens Rede, welcher den Herzog traf. Er blieb ſtehen und ſah ſie forſchend an. Attentate auf ſein Leben kümmerten ihn nicht beſonders. Wer ſein Leben täglich auf dem Schlachtfelde preisgiebt, der wird gleichgiltig gegen vermuthete einzelne Angriffe. Dennoch war er feinhörend genug, um hinter dieſer ſichtlichen Verzweiflung der katholiſch gewordenen Lady eine Pfaffenmachination gegen ſich zu vermuthen. Er ſagte alſo mit langſamer Betonung: — Mylady!

Euren Glaubenswechſel beklag' ich. Euer Gewiſſen wird Euch richten, und mir ſcheint: das Gericht hat ſchon begonnen. Seid denn wenigſtens ganz aufrichtig gegen Euch und gegen mich. Was wißt Ihr von den feindlichen Abſichten gegen meine Perſon? Nennt mir die Namen. Nur einer vollen Aufrichtigkeit glaube ich irgend etwas.

Ludmilla fühlte ſich außer Stande, Namen zu nennen. Was ſie blos vermuthete, konnte ſie nicht als Gewißheit einem Manne nachſagen, welcher wie Norbert ſie ſo nahe anging. Ihre Verwirrung und ihr Schweigen aber war für Bernhard Veranlaſſung genug, die ganze Warnung gering zu achten. Hart ſagte er ſchließlich: daß eine Dame wie ſie, welche den Glauben ihres Vaters unbegreiflicherweiſe gewechſelt, kein Vertrauen anſprechen dürfe, ſo lange ihre Mittheilungen keine näheren und greifbaren Angaben enthielten. Und nachdem er ſo verletzende Worte geſprochen, ging er hinweg. Ludmilla war niedergeſchmettert. Aber der gute Grund ihres Weſens war doch ſo ſtark, daß ſie ſich vergeſſen konnte über dem Wunſche, den Herzog zu erretten. Den wichtigſten, den entſcheidenden Namen wollte ſie ihm nennen, es koſte was es wolle. Blandini, das wußte ſie, werde die Hauptrolle ſpielen in dem Attentate auf das Leben des Herzogs. Dieſen Namen wenigſtens wollte ſie ihm nachrufen, vor dieſem Manne wenigſtens wollte ſie ihn warnen. Und das wäre allerdings eine weſentliche Hilfe geweſen. Sie raffte ſich auf und wollte durch das Zimmer eilen. Der ſchwere moraliſche Schlag aber, welchen Bernhards verletzende Schlußworte ihr verſetzt, hatte ihr Nerven und Sehnen gelähmt. Ihr Gang ſchwankte und ſtockte. Nur in Pauſen erreichte ſie die Thür, und ihre Hand verſagte den Druck, welcher ſie öffnen ſollte. Als ſie endlich auf den Vorſaal gelangte, war Herzog Bernhard ſchon unten im Hausflur, er hörte es nicht mehr, daß die gebrochene Frau da oben mit ſchwacher Stimme rief: Herzog! — Blandini —

Er hörte es nicht mehr. Die ganze Scene hatte auch keine andere Wirkung auf ihn gemacht, als daß er mit Widerwillen an den Religionsübertritt Ludmillens dachte und die Andeutung auf ſeine perſönliche Gefährdung für nichts erachtete. Eine unwahre Cokette wolle ſich bedeutend machen durch geheimnißvolle Winke — fort damit! Er dachte nicht mehr daran, als er ins Palais Schomberg kam und Erlach ſeine letzten Inſtructionen gab. Denn des andern Tages wollte er fort, und er blieb leider bei dem unſeligen Gedanken, dieſen Schweizer zur Mittelsperſon zwiſchen ſich und dem franzöſiſchen Miniſterium zu machen.

Der Morgen dieſer Abreiſe brach an. Fluthender Regen ergoß ſich vom Himmel herab, die Luft aber war ſchon durchweht von warmen Strömungen des nahenden Frühjahrs. Im Hofe des Palais wurden Reitpferde und Wagen vorgeführt. Mitzlau bewegte ſich da als Anordner. Der Herzog hatte ihn während der letzten Zeit näher an ſeinen Hausdienſt gezogen. Oben in den Zimmern las Bernhard ein Memoire Leder's, welches dem Cardinal Richelieu heute Mittag durch Erlach überreicht werden ſollte, nachdem der Herzog und ſein Gefolge ſeit einigen Stunden Paris verlaſſen hätte. Der Herzog las es ſtehend, er war ſchon im Fortgehen begriffen, und nickte mehrmals mit dem Haupte zu großer Erbauung Leder's, welcher mit Erlach neben ihm ſtand. Das Memoire war in ſtolzem deutſchem Sinne abgefaßt, und Erlach, welcher ſchon mit dem Inhalte desſelben bekannt war, billigte es nicht ganz. Als der Herzog es ihm endlich einhändigte und fortſchreiten wollte, ſagte der ſchweizeriſche Oberſt trocken: Dieſe Schrift koſtet zwei Millionen Livres. Denn nachdem Richelieu ſie geleſen, wird die Geldrate für den diesjährigen Feldzug gewiß zurückbehalten. Herzog Bernhard antwortete nicht, ſondern ſchritt nach der Thür. Sie ging auf, vor ihm und in derſelben ſtand — der Cardinal.

„Es iſt nicht möglich, Herzog,“ ſagte er mit freundlichem Ernſte, „daß wir ohne Abſchied von einander ſcheiden. — Es iſt auch nicht ſchicklich, daß Ihr wie eine Privatperſon Paris verlaßt. Die königlichen Equipagen und das Reiſegeleit fahren ſoeben in Euer Palais. Sie erwarten Euch, wenn Ihr wirklich ſchon heute abreiſen wollt. Sie erwarten Euch, wenn Ihr meinen Bitten nachgebt und eine Audienz beim Könige annehmt, welcher Euch im Louvre erwartet. Schenkt mir, ich bitte, eine viertelſtündige Unterredung, ehe Ihr die Wahl trefft, ob Ihr zum Thore hinaus oder ob Ihr in den Louvre fahren wollt.“

Bernhard deutete ſchweigend auf das nächſte Zimmer, welches offen ſtand. Der Cardinal ſchritt raſch hinein, Bernhard folgte. Es war ein kleines Gemach, welches auf den Garten des Hotels ging.

Bernhard deutete auf einen Lehnſeſſel: Richelieu aber ergriff beide Hände des Herzogs und ſagte im gutmüthigſten Tone: „Ihr ſeid wirklich ein „mauvais coucheur“ mit Eurer kriegeriſchen Wildheit, und wißt noch immer nicht, wie eng ich Euch in mein Herz geſchloſſen habe, oder doch in meinen Geiſt, wenn Euer ungläubiges Auge andeuten will, daß Ihr mir kein rechtes Herz zutrauen wollt. So laßt uns eine Viertelſtunde wahrhafte Politik ſprechen und thut dann, was Ihr nicht laſſen zu können glaubt. Unklar über mich wenigſtens werdet Ihr dann nicht mehr ſein.“

Und dabei ſah er Bernhard in die Augen wie ein zärtlicher Vater, drückte ihm die Hände und ging zur Thür, welche offen geblieben war hinter ihnen. Er ſchloß ſie und ſchob dann einen Seſſel neben den ſeinen, Bernhard ſtumm einladend, daß er ſich auf denſelben ſetze. Nicht einmal den Vortheil des Lichtes nahm er in Anſpruch, wie Diplomaten zu thun pflegen: er ließ das volle Tageslicht aus dem Garten herein ſein Antlitz beſcheinen und gönnte Bernhard die Schattenſeite. Man durfte auf ſeine größte Ehrlichkeit gefaßt ſein.

„Wofür leben wir denn, lieber Herzog? Ich meine Leute wie wir. Nicht wahr, wir leben dafür, Tüchtiges und Großes zu bewirken, wie?“ — Allerdings. — „Jeder auf ſeine Weiſe. Wir ſind zu einander getreten, weil wir gemeinſchaftliche Zwecke haben. Soll dieſe Allianz zerbröckelt werden, weil wir uns zuweilen über die Mittel und Wege zanken? Ich denke nein! Und

Ihr ſolltet's auch nicht denken. Das Große und Tüchtige, was wir erſtreben, zerrinnt uns ja ſonſt unter den Händen. Ich allein bring' es nicht zu Stande, Ihr allein bringt es nicht zu Stande. Iſt das nicht die Wahrheit?" — O ja! — „O ja? Seid nicht ſo kühl! Ihr ſeid's gegen einen wirklichen Freund, den Ihr verkennt, weil er andere Kleider trägt, als Ihr ihn tragen ſehen möchtet, den Ihr verkennt, weil er Fehler hat und Schwächen, arge Fehler und Schwächen. Aber dieſe Kleider und Schwächen verrücken in mir keineswegs unſer gemeinſchaftliches Ziel. Keineswegs! Betrachtet ſie genau, und urtheilt dann ſelbſt. Ich bin Kirchenfürſt und Franzoſe, katholiſcher Kirchenfürſt und eitler Franzoſe. Beides iſt Euch zuwider. Kann ich das ändern? Und widerſtreitet Beides wirklich im Weſentlichen Euren Intereſſen? Ich ſage Nein. So wenig als es meinen Intereſſen widerſtreitet, daß Ihr ein ſtrenger Proteſtant ſeid und ein ſtolzer Deutſcher. Wer Großes und Tüchtiges erſtrebt, den beirrt nicht Kleidung und Name und äußerlicher Unterſchied. Er ſchiebt die Falten auseinander und ergründet das Innere. Nun denn, was ſteckt hinter meinen Falten? Der eitle Franzoſe und der ſtolze Deutſche halten einander wenigſtens die Wage im Vorurtheile. Wenigſtens! Die Eitelkeit iſt ſogar leichteren Gewichtes als der Stolz. Und wir müſſen darin einander nachſehen. Ich Euch, weil Ihr Achtung und Zuſtimmung der Deutſchen braucht, Ihr mir, weil ich die Franzoſen brauche. Hierin liegt in der That nichts, was ernſtlich ſtören könnte. Heinrich der Vierte hat ja in Frankreich gelebt und regiert und hat die Idee einer europäiſchen Republik gehegt und hat angefangen, dieſen großen verbindenden Gedanken ins Werk zu ſetzen. Es iſt nicht mehr neu, daß die Culturvölker zuſammen gehören und ihre Unterſchiede ausgleichen ſollen. Und woher iſt dem vierten Heinrich dieſer große Verbindungsgedanke entſprungen? Aus Eurer Gedankenwelt, lieber Herzog, aus Eurer evangeliſchen Gedankenwurzel. Er war Proteſtant wie Ihr. Glaubt Ihr, daß ein reifer Mann den Grundgedanken ſeines Lebens ändern kann, weil er ein paar Formeln ſeiner Redeweiſe ändern muß. „Paris iſt eine Meſſe werth," ſagte der praktiſche Bearner und wurde katholiſch. Wurde er's wirklich? Wird man ſo was aus ſo weltlich eigennützigem Grunde? Gewiß nicht. Die Jeſuiten und Ravaillac hätten ihn ſonſt nimmermehr erſtochen. Er gehörte zu Eurem evangeliſchen Glauben bis zu ſeinem letzten Hauche, und aus dieſem ſeinen Glauben ſtammt die franzöſiſche Politik, welche die Völker verbinden will, und welche ich — glaubt es mir getroſt! — mit vollem Bewußtſein fortſetze. Ein Cardinal?! ruft Ihr. Mit vollem Bewußtſein! wiederhole ich Euch, und ich ſetze hinzu: gerade der römiſche Purpur, der um mich hängt, erleichtert mir meine Aufgabe. Ein Cardinal iſt ein Kirchenfürſt, kein Kirchenknecht. Als Fürſt hat er Macht und findet er Glauben. Das iſt ſehr wichtig. Den Mönch verbrennt man, den Cardinal fürchtet man. Fragt nur im inneren Vatican nach: wie man über den Cardinal Richelieu denke. Man wünſcht dort herzlich, daß ich ein Mönch wäre." — Ich ſollte nicht meinen, ſchaltete hier Herzog Bernhard ein, daß man im Vatican unzufrieden ſein könnte über Eure Behandlung der Hugenotten. Ihr verfolgt ſie ja mit Feuer und Schwert, wie der Vatican ſie verfolgt ſehen will. Iſt das auch eine Erbſchaft Heinrichs des Vierten?

Richelieu war beſtürzt. Er ſah mit Schrecken und Aerger, daß ſeine politiſch-religiöſe Bonhommie keinen empfänglichen Boden gefunden bei dem deutſchen Herzoge. Aber er faßte ſich ſchnell. Eine wohlwollende Traurigkeit zog über ſein Geſicht, und wehmüthigen Tones erwiderte er: „Aber, lieber Freund, warum verhärtet Ihr Euch gar ſo ſehr, mich zu verſtehen?! Man muß mich verleumdet haben bei Euch. Lieber Gott, ich habe ſehr viel Feinde, das iſt richtig, und mein freundſchaftliches Verhältniß zu Euch verhundertfacht ihre Anzahl. Wer ſchaffen will auf neuen Wegen und mit neuen Mitteln, der muß auf die ausgiebigſte Feindſchaft gefaßt ſein. Daß Ihr in meinem Hauſe Freundſchaft, ja Liebe gefunden, das hat die Feindſchaft erſt recht vergiftet. Denn das hat ihre Furcht erhöht. Wenn Weimar und Richelieu familienhaft verbunden wären, dann hätten die Gegner unſeres europäiſchen Bündniſſes die letzte Hoffnung eingebüßt. Ihr wißt ja am beſten, daß dieſe Furcht unſerer Feinde noch recht ſchwach begründet iſt. Laßt mich nicht auch noch bezahlen, was ich gar nicht erhalten habe an innerer Stärkung unſerer Allianz. Vergeßt nicht, daß Ihr in Frankreich ſeid, dem Lande unerſchöpflicher Combination und Intrigue. Und vergeßt nicht, daß ich, unbekümmert um Enttäuſchungen, durchzuführen habe, was ich begonnen. Meinen Ruf, meine Stellung, mein Leben hab' ich dafür eingeſetzt, unſere Allianz gegen die katholiſche Gewaltherrſchaft des deutſchen Kaiſers zum Siege zu führen. Millionen Goldſtücke ſind bereits dafür ausgegeben vom franzöſiſchen Schatze, Tauſende von Franzoſen ſind bereits dafür in den Tod gejagt worden — was würde aus mir, wenn ich auf halbem Wege umkehren wollte ohne die habsburgiſche Macht beſiegt zu haben? Was würde die römiſch-katholiſche Partei in Frankreich, welche mich ingrimmig haßt, was würde ſie aus mir machen?! Mit einem Worte: Ihr ſeid mir eben ſo nöthig, als ich es Euch bin. Kann ich mehr zugeſtehen? Kann ich undiplomatiſch offenherziger ſein?“ — Ihr könnt offenherziger ſein, Herr Cardinal: Ihr könnt meine Frage nach den Hugenotten beantworten. — „Iſt dieſe Frage wirklich ſo dunkel? Seid Ihr, ſind die Euren denn Hugenotten?“ — Was ſoll das? Allerdings ſind wir Proteſtanten. — „Lutheraner ſeid Ihr. Das iſt ein großer Unterſchied. Luther ſteht uns ja himmelweit näher als Calvin. Und die Hugenotten ſind Calviner. Luther wollte unſere Kirche ſäubern und vereinfachen. Aber ſeine Seele blieb in der Kirche. Das geheimnißvolle Band zwiſchen Gott und der Creatur blieb ihm heilig. War es ſo mit Calvin? Iſt es ſo mit den Calvinern? Keineswegs. Eine nüchterne Moral iſt ihr ſogenannter Glaube. Er iſt kein Glaube, er iſt ein Verſtandesproduct. Kann ein Staatsmann die Folgen ſolch einer nichtigen Kirche überſehen? Sprecht ehrlich! Neun Zehntheile der Menſchen — ach, was ſag' ich! neunundneunzig von hundert Menſchen ſind nicht regierbar, wenn man nur an ihren Verſtand appelliren kann, wenn man ihre Phantaſie frei läßt. Sie brauchen ein Bild des großen Geheimniſſes, welches Himmel und Erde verbindet, ſie brauchen den Himmel ſelbſt, um ihre untergeordnete Stelle auf der Erde zu ertragen. Dieſen Himmel giebt ihnen der katholiſche Glaube, und der lutheraniſche desgleichen; die calviniſche Lehre kann ihn nicht geben, ſie giebt kaum Linien zu Geſetzen. Was muß die politiſche Folge ſein für Calviner, für Leute, welche kein Geheimniß der Macht anerkennen? Die Republik muß es ſein. Können wir das in Frankreich dulden, wo wir die monarchiſche Macht aus allen Kräften erhöhen müſſen, um der machtbedürftigen Seigneurs Herr zu werden? Wir könnens nicht. Unſer Reich würde geſprengt und zerſiele in machtloſe Länder wie das Eurige. Ja, wie das Eurige! Weil wir das zeitig gewußt, iſt unſer Religionskrieg zeitig erdrückt worden; weil Ihr das nicht einſeht, nimmt Euer Religionskrieg kein Ende und kann Euer Reich zu Grunde gehen. Denn die Religion wird dann immer Vorwand für die Fragen der Macht. Steht's denn auch bei Euch in Betreff der Lutheraner und Calviner anders, als ich geſagt? Der mächtigſte Herr der Lutheraner, der Kurfürſt von Sachſen, hat längſt ſeinen Frieden gemacht mit dem Kaiſer. Ihr ſelbſt ſeid dadurch auf's Tiefſte vereinſamt in Eurer Heimath. Ihr braucht deshalb, lieber Freund, unſere Hilfe zum Allerdringendſten. Und daß ich, gerade ich dieſe Hilfe gewähre, ſollte Euch unſchätzbar ſein. Warum? Weil ich ein Cardinal und doch ein freier Geiſt bin, weil ich reformiren kann und reformiren will. Mein Verhältniß zu Rom, wo ich verhaßt bin wie Luther und Calvin, kann Euch belehren, daß ich eine Reform der römiſch gewordenen Kirche ebenfalls für nothwendig halte. Ich leite ſie ein, indem ich Euch Proteſtanten des deutſchen Reiches unterſtütze. Eins nach dem Andern! Iſt die römiſche Macht in Wien geſtürzt, dann iſt die Zeit da für ein Concil, auf welchem Reformkatholiken und Lutheraner eine große nicht römiſche Kirche gründen. Soll ich davon jetzt öffentlich ſprechen vor unſerem Siege? Ich würde mich dadurch in Frankreich vernichten. Sobald wir aber geſiegt haben, wird der evangeliſch-lutheriſche Bernhard von

Weimar vom deutſchen Reiche aus und der evangeliſch-katholiſche Richelieu von Frankreich aus das Concil berufen und leiten. Könnt Ihr jetzt noch Urſache haben, an meiner inneren Lauterkeit in Glaubensſachen zu zweifeln? Könnt Ihr jetzt noch zögern, unſern Bund feſter zu ſchlingen, ſtatt ihn zu lockern durch plötzliche und brüske Abreiſe? Sprecht, Freund! Eure Miene iſt ja ſtreng und verſchloſſen geblieben trotz meiner Enthüllungen, die ich in ſo vollem Maße noch keinem Menſchen mitgetheilt —?!"

Bernhard hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. Beſonders die Stelle über Luther und den Lutheranismus, zu welchem er ja ſelbſt gehörte, hatte ihm geſchmeichelt. Aber er war ein kriegeriſcher Staatsmann. Mit bodenloſen Speculationen war ihm nicht beizukommen. Die ſchimmernden Ausſichten auf ſolch ein Concil erſchienen ihm wie Luftgebilde, welche Richelieu erſände, um ihn zu beſtechen und von den näher liegenden Fragen abzulenken. Bernhard war ein ſolider Charakter. Was langſam in ihm gereift war zur Ueberzeugung, das ließ er ſich nicht verwirren durch blendenden Schimmer. Langjährige Noth hatte ihn zur Allianz mit Frankreich gedrängt, und auch als er mitten in derſelben geſtanden, hatte ihn ſein Gewiſſen gepeinigt über die Mißlichkeit dieſer Allianz. Hans von Starſchädel hatte im vorigen Jahre bei der Unterredung im Arſenale eigentlich nur Bernhards eigenem Gewiſſen wohlbekannte, erſchreckende Worte geliehen. Seit der Zeit hatte Alles, Alles nur dazu beigetragen, Bernhard gründlich zu löſen von dem Bunde mit Frankreich. Was da Richelieu eben geſprochen, das änderte nichts mehr in ſeinem Entſchluſſe der Trennung. Im Gegentheil! Sein geſundes Naturell fühlte heraus, daß ſolche Pläne organiſch unpaſſend wären zum Charakter und zur Handlungsweiſe des Cardinals Richelieu; er fühlte heraus, daß ein geiſtvoller, aber tief verlogener Menſch neben ihm ſäße. Außerdem fand er auch in all' dieſen Plänen gar nichts Greifbares und Brauchbares für das deutſche Reich. — Richelieu hatte alſo nicht nur keinen günſtigen, er hatte einen ungünſtigen Eindruck auf ihn gemacht. Bernhard ging deshalb in ſeiner Erwiderung gar nicht ein auf die ſcheinbar weiten Geſichtspunkte des Cardinals. Er äußerte trocken, daß ſie über den Horizont eines Kriegsmannes reichten. Einen Kriegsmann kümmere zunächſt, wie der Sieg zu erreichen ſei, nicht was nach dem Siege vorgehen werde.

Richelieu kniff die Lippen zuſammen und verfärbte ſich.

Bernhard war aber auch jetzt vorſichtig genug, einen Bruch nicht heraus zu fordern. Er ſetzte alſo hinzu, daß er alle Schritte thun werde, um den weiten Geſichtspunkten Seiner Eminenz näher zu rücken. „Dazu iſt es nöthig,“ ſchloß er, „daß wir uns nicht begnügen, den Kaiſer an der franzöſiſchen Grenze zu bekämpfen, ſondern daß wir ins Reich eindringen. Nur dort beſiegen wir ihn. Die Loſung des diesjährigen Feldzuges muß alſo lauten: Uebergang über den Rhein —“ — Ueber den Rhein? — „Allerdings. Wenn Eminenz mich hinreichend unterſtützen mit Geld und Truppen, ſo erzwing' ich ihn, erobere die vorderöſterreichiſchen Lande, erſtürme Breiſach, die große Zwingburg des Kaiſers, und bin dann bereit, die großen Reformpläne Eurer Eminenz kräftig zu unterſtützen.“

Beide waren aufgeſtanden bei Erwähnung des Rheins. Richelieu ſah gläſernen Auges in den Garten hinaus. Der Regen ſchlug klatſchend an die Fenſter.

„Alſo in der Hoffnung auf den Empfang hinreichender Hilfsmittel, und dann in der Hoffnung auf große Erfolge ade! Und Gott befohlen!“ — Und Ihr beſteht wirklich darauf, ſo jählings abzureiſen? — „Ich nehme dankbar Wagen und Geleit des Königs an und laſſe den Oberſt Erlach zurück, die Subſidienfrage mit Eurer Eminenz in Gang und Ordnung zu bringen. Empfehlt mich dem Könige, grüßt Eure liebenswürdige Nichte von mir, die ich in beſſerer Stimmung wiederzuſehen hoffe. Jetzt laſtet die Kriegsſorge ſchwer auf mir. Die Kaiſerlichen, wird mir gemeldet, machen alle Anſtalten, über die Saone zu rücken: ſie haben mehr Ausſicht nach Paris zu kommen als wir über den Rhein. Es muß nachdrücklich gehandelt werden. Das ſagt dem Könige zu meiner Entſchuldigung. Nochmals Ade!“

Richelieu hatte ſich mit erſtaunlicher Anſtrengung bezwungen: ſein Blick, welchen er dem Herzoge wieder zuwendete, war nicht mehr gläſern, nein, er war freundlich und wohlwollend, und mit einem Accent wehmüthiger Traurigkeit ſagte der nervös zitternde Cardinal: — Ade, ſtarrköpfiger Freund! Die Zukunft wird Euch beweiſen, daß Ihr wohl gethan hättet, meinen Worten zu vertrauen. — „Wer ſagt denn, daß ich ihnen mißtraue?“ — Eure Miene, Euer kaltes Wort, Euer Fortgehen. Und dabei ſtreckte ihm Richelieu beide Hände entgegen.

Bernhard ſchüttelte die weichen Frauenhände des Cardinals und — ging. Er konnte ſich aber wirklich der Frage nicht erwehren: Thuſt du am Ende dieſem Manne doch Unrecht? Und ſpeculirt er nicht am Ende wirklich in ſo großem Stil? Hinter der Thür des Cabinetes ſtieß er auf Desnoyers, oder vielmehr die Thür ſtieß beinahe den kleinen Mann, welcher eben gekommen ſein wollte, um dem tapfern Herrn Herzoge Adieu zu ſagen. Seine Kleidung wenigſtens war noch ganz naß, denn er war ſeiner Gewohnheit nach trotz des Regens zu Fuße herbeigeeilt. Herzog Bernhard that nicht gut, ihn ſehr kurz abzufertigen und auf Erlach zu verweiſen, der beim harrenden Gefolge ſtand.

Während Bernhard hinab ſchritt zu dem Wagen, trat Desnoyers in das Cabinet, in welchem Richelieu noch verweilte. Der Cardinal ſtand auf derſelben Stelle. Er zitterte am ganzen Leibe. Desnoyers kannte Richelieu's Natur genau. Der Anblick belehrte ihn ganz über den Erfolg der Unterredung, und er war der Mann dafür, dieſen Erfolg auf der Stelle auszunützen. Ehe Richelieu ſich wieder faſſen konnte, wollte er ihm einige feindliche Aeußerungen gegen den deutſchen Herzog entreißen. Auf dieſe Aeußerungen konnte man ſich berufen, wenn der Cardinal ſpäterhin wieder milder wurde und feindliche Schritte tadeln wollte, die gegen den Herzog ins Werk geſetzt worden wären. Desnoyers ſchob alſo eilig den Seſſel herbei, um den convulſiviſchen Cardinal das Hineinfallen zu erleichtern. Dann ſagte er trocken: „Der Ketzer iſt frech geweſen?" — Frech! ſtammelte Richelieu. — „'s iſt eben doch ein beſchränkter deutſcher Kopf, an den Eminenz die hohe, weitſichtige Politik verſchwendet." — Verſchwendet — „Man muß ihn wie einen Lanzknecht behandeln. Weiter iſt er nichts." — Weiter nichts.

Mehr glaubte Desnoyers nicht zu bedürfen. Er verſprach dem Cardinal, ihm ſogleich Diener und Arzt zu ſenden, und ging. In den Zimmern draußen war es leer. Alles war in den Hof hinab zur Abfahrt des Herzogs. Nur die Diener des Cardinals und ein Diener Desnoyers' waren noch da. Nicht im wörtlichen Sinne des Worts ein Diener Desnoyers', ſondern ein Vertrauter, den er bei ſich zu haben liebte für augenblickliche Aufträge. Die Diener ſchickte er ins Cabinet des Cardinals; den Vertrauten winkte er zu ſich ans Fenſter, von welchem er der Abfahrt des Herzogs zuſah.

„Du biſt ja wol aus der Gegend von Troyes zu Hauſe?" ſagte er halblaut zu dieſem Vertrauten. — Etwas weiter nach Burgund zu — antwortete dieſer. „Dieſe deutſchen Ketzer hier unten im Hofe ſind bei Euch nicht beliebt?" — Verhaßt ſind ſie. Beſonders in meiner Vaterſtadt. — „Wie heißt Deine Vaterſtadt?" — Chaumont. — „Du haſt noch viel Bekannte da?" — Die ganze Stadt iſt mit mir verwandt und kennt mich. — „So? Laſſ' ſogleich einen Courier rüſten und komm dann in mein Cabinet. Du ſollſt einen Brief ſchreiben. Geh!"

Der Vertraute ſchritt eilig von dannen. Desnoyers warf noch einen Blick in den Hof, aus welchem die königlichen Equipagen ſoeben unter großem Geräuſch mit dem Herzoge und ſeinem Gefolge davon raſſelten. Der Oberſt Erlach nur blieb zurück. Desnoyers ſah, daß er aus dem Regen herein trat ins Palais. Ihm ging er entgegen. Es war ihm angenehm, daß der zurückbleibende Unterhändler ein Schweizer war. Auf der Treppe begegnete er ihm und fragte: wo der Herzog Nachtquartier machen, welche Orte er berühren werde?

„Troyes wird die Hauptetappe ſein. Dann geht er über Bar an der Seine und über Chaumont.“ — So, ſo! Ich hoffe Euch morgen zu ſehen, Herr Oberſt. Wir haben die heikelſten Geſchäfte mit einander abzumachen, die Geldgeſchäfte. Alſo morgen!

Herzog Bernhard war ſehr friſchen Muthes. Er kam ſich leicht und verjüngt vor, ſeit er das franzöſiſche Verhältniß in ſich bereinigt fühlte. Er meinte einer peinlichen Laſt entledigt zu ſein. Hinaus! hinaus aus dieſer fremden romaniſchen Atmosſphäre! rief es in ihm. Und auch die ziemlich klare Ueberzeugung, daß die franzöſiſchen Hilfsgelder und Hilfstruppen nun wol noch ärger verſiegen würden als bisher, machte ihm geringe Sorge. Eine Erleichterung des Gewiſſens erleichtert uns Alles. Man hatte ihn lange nicht ſo fröhlich geſehen als in Troyes, wo die letzte königliche Begleitung von ihm ſcheiden ſollte und dieſen Abſchied mit einem Gaſtmahl feierte.

Am andern Morgen ritt er allein mit den Seinigen an der Seine aufwärts. Er ritt langſam. Milde Frühlingsluft wehte, und er unterhielt ſich leutſelig mit Rudolph von Mitzlau, welcher dieſe Stimmung beſtens zu benützen ſuchte. Mitzlau hatte jetzt nichts vor Augen, als eine Verſöhnung Bernhards mit dem Kaiſer zu ermöglichen. Er wußte wohl, daß er weit ausholen, daß er ſehr vorſichtig ſein müßte. Die Intriguen und Verräthereien in Frankreich dienten ihm zum Uebergange. Heute Nacht zum Beiſpiel, ſagte er, ſei ein Cabinetscourier aus Paris durch Troyes gekommen und habe ungeſtüm ſogleich Pferde verlangt nach Bar ſur Seine. Was heißt das? Was haben die franzöſiſchen Miniſter ſo eilig dorthin zu melden, wohin wir reiten? Jenſeits von Bar, zwiſchen Chaumont und Langres, liegen unſere Truppen. Links und rechts von da weithin iſt nicht ein einziges franzöſiſches Regiment. Was haben ſie dahin zu melden? Jagt der Courier nach rechts hin, ſo findet er an der Saone die Kaiſerlichen.

Verkehrt Richelieu mit dieſen ohne Wiſſenſchaft Eurer fürſtlichen Gnaden?

„Schwerlich.“ — Das läge doch uns näher. Sie ſind unſere Landsleute, und ſie ſuchen vertraulichen Verkehr mit uns. — „Wie das?“ — Der Oberſt Mercy, welcher jetzt neben dem Commandanten der Kaiſerlichen, neben dem Herzoge von Lothringen zu ſtehen ſcheint, und welchem ich einmal bei einem Auswechſelungsgeſpräche in Niederſachſen kennen gelernt habe — „Und der ein guter Soldat iſt.“ — Ein ſehr guter Soldat! — der hat mir in Paris während der letzten Tage durch einen walloniſchen Herrn ſagen laſſen: ich möchte zum Ausgleiche rathen, wenn der Herzog von Savelli im Auftrage des Kaiſers ſich an Euch wenden würde. — „Savelli, der ſchlechte General?“ — Derſelbe. — „Die Wahl wäre recht ungeſchickt. Zwiſchen mir und dem Kaiſer iſt überhaupt ein Ausgleich nur auf dem Schlachtfelde möglich — merkt Euch das, Mitzlau! — ein talentloſer Zwiſchenträger wie dieſer wälſche Savelli aber iſt ganz abgeſchmackt. Was kommen da für Reiter? Die kommen ja flott daher wie die Unſerigen — ja wol! So reiten die Franzoſen nicht.“ — Es ſind Weimar'ſche!

So war es auch. Es war der Graf von Naſſau, der diesmal den Herzog nicht nach Paris begleitet hatte und der ihm jetzt aus dem Lager entgegenkam. Das Lager der Weimar'ſchen war wirklich zwiſchen Chaumont und Langres, und der Graf von Naſſau eilte herbei, um den Herzog zu warnen. Wovor? — Vor den Bewohnern Chaumonts. Sie zeigten eine ausgeſprochene Feindſeligkeit gegen die deutſchen Truppen, und es wären kürzlich ſogar geheime Ermordungen vereinzelter Dragoner vorgekommen. Eines ſolchen Falles wegen — fuhr Naſſau fort — ritt ich heut' morgen nach Chaumont hinein, um Rechenſchaft zu fordern. Ich war auf heftige Widerſetzlichkeit gefaßt und fand — ſehr höfliche Aufnahme! Fand eine gleißneriſche Artigkeit, die mich mißtrauiſch machte. Sie wußten ſchon, daß Ihr, Herr Herzog, heut' oder morgen in Chaumont eintreffen würdet und verſicherten, daß

Euch ein glänzender Empfang bereitet werden ſollte. Was bedeutet das? Es hat mich dies Räthſel veranlaßt, Euch bis diesſeits Bar entgegen zu eilen, und dabei habe ich eine noch ärgere Erfahrung gemacht.

„Welche?" — Halbwegs zwiſchen Bar und Chaumont iſt ein öder Wald, der ziemlich weglos iſt. Wir — wie Ihr ſeht etwa ein Dutzend Reiter — verlieren einmal die Richtung und ſehen uns genöthigt eine Strecke wieder rückwärts zu reiten, um den Hauptweg wieder zu finden. Eben als wir endlich den Hauptweg erreichen, ſtürzen an die zwanzig vermummte Reiter mit Hieben und Schüſſen auf uns ein. Wir wehren uns nach Kräften und bald mit gutem Erfolge, da höre ich rufen: Rückwärts! Galopp! Er iſt nicht dabei! — Und in einem Nu läßt die vermummte Bande von uns ab und ſprengt in die Büſche. — „Wer ſollte dabei ſein?" — Offenbar Ihr, Herr Herzog. Unſer Fehlreiten hatte ihnen die Meinung beigebracht, wir kämen von Troyes und Bar, von wo man Euch erwartete. Sie haben über Euch herfallen wollen. Ich komme deshalb, um Euch den Weg von Bar nach Langres anzurathen, damit Chaumont vermieden werde.

Der Herzog Bernhard war kein Bramarbas. Er ſagte nichts dagegen. Als er aber Mittags in Bar erfuhr, daß der ohnehin ſchlechte Weg nach Langres durch den Regen ganz ungangbar geworden, der ſandige Boden nach Chaumont zu aber keine Schwierigkeit biete, und Naſſau außerdem berichtet hatte, das Hauptquartier der Generale Roſen und Ehm liege in Andelot, links ſeitwärts von Chaumont, da verwarf er den Umweg nach rechts über Langres und jagte den Nachmittag auf Chaumont zu. Es war finſtere Nacht, als er vor der Stadt ankam. Die Thore waren geſchloſſen. Jeder Ort war damals Feſtung. — Es wurde Einlaß verlangt für den Herzog von Weimar.

Naſſau erhob keine Gegenvorſtellung, obwol er es ganz unrathſam fand, daß der Herzog ſich und die Seinigen den Gefahren ausſetzte, welche von einer ſo feindlichen Stadtbevölkerung wahrſcheinlich bevorſtanden. Langes Kriegsleben macht eben auch gegen Lebensgefahr gleichgiltig, weil man dieſe Lebensgefahr täglich, ja ſtündlich zu beſtehen hat. Der Einlaß ließ lange auf ſich warten. Die Nacht war finſter, und es regnete leiſe. Da aber der Herzog ruhig auf ſeinem Roſſe hielt, ſo verhielt ſich auch die zahlreiche Begleitung ganz ruhig. Bernhards Gedanken gingen ins Weite: nach dem Rheine und nach der Schweiz. Seine Stimmung war behaglich, und er ſuchte den Ort am Rheine, wo er für die Rohan'ſche Familie einen anmuthigen Aufenthalt gründen wollte. Die Feindſchaft der Stadt Chaumont war ihm keines Gedankens werth. Da endlich ging das Thor auf. Unter Fackelbegleitung erſchien der Bürgermeiſter und entſchuldigte die Zögerung. Man habe einen ſo vornehmen Beſuch, der unerwartet eintreffe, doch würdig empfangen wollen. Es ſei alſo die Bürgergarde zuſammen berufen worden, um Spalier zu bilden bis ans Stadthaus, welches den Herrn Herzog beherbergen werde. Schweigend ritt der Herzog mit den Seinen durch das enge Thor in eine enge Straße. Letztere war noch verengert durch die Bürger, welche mit Schießgewehren ausgerüſtet an beiden Seiten aufgeſtellt ſtanden. Sie regten ſich nicht, kein Laut der Begrüßung erhob ſich von ihnen, und da nur die paar Fackeln um den vorſchreitenden Bürgermeiſter die Finſterniß auf wenig Schritte erhellten, ſo hatte der Einzug etwas Unheimliches. Als der Herzog über die Mitte der Straße hinaus war, krachte plötzlich eine Gewehrſalve hinter ihm, vor ihm und neben ihm. Schwache Nerven mochten zuſammenfahren. Der Herzog und die Weimar'ſchen ſahen links und rechts nach den Bürgern, welche ihre Feuerröhre in ziemlich gleichmäßigen Tempo abgeſchoſſen hatten. Naſſau hatte den richtigen Eindruck. Er rief deutſch dem Herzog zu: ſein Pferd in Galopp zu ſetzen, denn er könnte im ruhigen Schritte ein bequemer Zielpunkt werden. Der Herzog erwiderte nichts und ritt in gleichmäßigem langſamen Schritt weiter. Die enge Gaſſe mündete auf den Marktplatz. Quer über denſelben ſchritt der Bürgermeiſter mit den Fackelträgern auf das Stadthaus zu. Das Fackellicht reichte kaum hin, um den Kreis zu zeigen, welchen auch hier bewaffnete Bürger bildeten. Es war todtenſtill. Der Zug war bereits nahe am Stadthauſe, da krachte ein neues Gewehrfeuer. Diesmal unregelmäßiger — und der Graf von Naſſau ſtürzte mit ſeinem Pferde. Bernhard hielt ſtill. Ein vereinzelter Schuß fiel noch, und ein ſchießkundiges Ohr konnte bemerken, daß eine Kugel in die Mauer des Stadthauſes einſchlüge.

„Seid Ihr getroffen, Naſſau?“ fragte der Herzog. — Nein! mein Pferd aber iſt getroffen! antwortete dieſer, indem er ſich frei machte von dem zuckenden Thiere.

Herzog Bernhard ſagte kein Wort weiter, ſondern ritt bis an die Schwelle des Stadthauſes. Dort ſtieg er ab und trat in den Hausflur hinter dem voraus gehenden Bürgermeiſter. An der Stiege rief er: „Halt!“ und winkte den Bürgermeiſter zu ſich.

„Was habt Ihr zu ſagen, Herr, über die ſcharfen Schüſſe?“ ſprach er in ruhigem Tone franzöſiſch. — Scharfe Schüſſe —? — „Antwortet. Das Beſtehen der Stadt Chaumont hängt an Eurem Worte.“ — Mein Gott, Hoheit! Es iſt eine alte Sitte, daß man auch zu Freudenſalven wol ſcharf ladet, um das Krachen zu verſtärken — „Und daß man nicht in die Luft ſchießt, ſondern horizontal — wie?“ — Bürgersleute ſind ungeſchickte Schützen: beim Abdrücken fahren ſie wol mit dem Kopfe zurück und das Gewehr ſinkt — „Wohl geſprochen, Herr Bürgermeiſter. Meine ſchweren Geſchütze kommen morgen früh von Andelot hier vorbei. Wenn bis zu meiner Abreiſe morgen früh noch der kleinſte ſolche Irrthum in dieſer Stadt ſich ereignet, ſo werden meine Stückknechte morgen früh auch horizontal ſchießen, und ſo lange ſchießen, bis von der guten Stadt Chaumont kein Stein mehr auf dem andern, kein Menſch mehr am Leben iſt. Theilt dies Euren braven Bürgern mit und begleitet mich morgen bis zu meinen Truppen. Gute Nacht!“

Es ereignete ſich nicht das Mindeſte mehr in Chaumont, und der Bürgermeiſter wünſchte, es hätte ſich nie etwas ereignet, als er am andern Morgen mit fort mußte. Die Stadt ließ ihn — wol auf ſeinen eigenen Rath — völlig im Stiche: die Straßen waren wie ausgeſtorben. Gegen Mittag begegnete man wirklich dem Heerzuge der Weimar'ſchen, die ihren Herzog mit donnernden Zurufen begrüßten. Der Herzog entließ den Bürgermeiſter mit dem Beſcheide, daß bis zum Abend tauſend Rationen Fleiſch, Brot und Wein vor den Thoren Chaumonts bereit ſein ſollten, widrigenfalls die Stadt geplündert würde!

„Die Stadt des Königs von Frankreich?!“ — Die Stadt des Königs von Frankreich, welche einen Freund und Bundesgenoſſen des Königs mit meuchelmörderiſchem Gruß empfangen. Vorwärts! — Nun, Ihr Freunde, fuhr Bernhard fort gegen Roſen und Ehm, die ſich eingefunden, die franzöſiſche Komödie iſt zu Ende. Es bleibt zunächſt unter uns; aber wir handeln demgemäß.

Sie handelten denn auch Alle wie Männer, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben. Das kleine deutſche Heer, welches die Zahl von ſiebentauſend Kriegern nicht überſtieg, ordnete und ſtählte ſich während der nächſten Monate mit Kraft und Enthaltſamkeit. Es ließ ſich durchdringen von dem Geiſte ſeines Führers, welcher ihnen einfach und ehrlich ſagte: Wir ſind nichts und werden nichts als eine Bande, wenn wir nicht mit aller Entſagung und mit Todesverachtung einem höheren Ziele zuſtreben. Dies Ziel iſt der Rhein, dies Ziel iſt unſer Vaterland. Dorthin müſſen wir dringen während die Sommerſonne die Wege trocknet. Gleichgiltig, ob die Franzoſen uns ſchlecht oder gar nicht unterſtützen; gleichgiltig, ob kaiſerliche Heere uns in Ueberzahl die Päſſe verlegen. Wir müſſen durch! Das deutſche Reich wartet unſer. Unſere Sache, unſer Glaube liegt dort in den letzten Athemzügen. Wir allein können retten. Darben wir, hungern wir, bluten wir, bis wir den Rhein und den Schwarzwald erblicken. Dort wird ſich Alles zum Guten wenden. Die ſchwäbiſchen Völker werden uns zuſtrömen, ſobald ſie unſere verloren geglaubte Fahne erblicken, und mit Gottes Hilfe werden wir die reichen vorderöſterreichiſchen Lande erobern. Ganz Würtemberg hinter dem Schwarzwalde, das Land Melanchthon's, welches kernhaft zum lutheriſchen Glauben hält, wird dann aufſtehen wie ein Mann, und wir werden ſtark genug ſein, Krieg und Sieg an der Donau hinab zu tragen bis nach Wien, und einen Frieden zu erzwingen, der unſerm Vaterlande bitterlich noth thut.

Wie verwildert auch dieſe weimariſchen Truppen waren, ſie erwieſen eine volle Charakterkraft für dieſe Aufgabe, welche ihnen Bernhard ſtellte, und es begann ein Feldzug wie ihn die lange Kriegszeit kaum geſehen. Ohne Aufmunterung, denn das Vaterland ſah und hörte nichts davon: der Feind ſtand zwiſchen den Weimar'ſchen und dem Vaterlande. Ohne Unterſtützung, denn die Franzoſen waren voll Mißtrauen und Ungunſt gegen den Herzog von Weimar. Das kleine Heer kämpfte wie zwiſchen dunklen Wolken. Schloß Romagne wurde erſtürmt, die Stadt Champlitte wurde genommen und die Bahn gebrochen nach der Saône. Nach dem Paſſe von Gray hin eilt das Heer — die Nachrichten lauten, daß dieſer wichtige Uebergang über die Saône nur ſchwach beſetzt ſei. Es war ein warmer Tag, als Bernhard gegen Mittag Schloß Ray erreicht, von wo man hinab ſieht auf den Strom und die Stadt Gray am andern Ufer. Hier hält er ſtill, um zu recognoſciren. Da kommt Nachricht von der Vorhut: es ſei ein Irrthum von der ſchwachen Beſatzung Grays. Das ganze kaiſerliche Heer unter dem Herzoge von Lothringen ſei im Anmarſche, der größere Theil ſei ſchon da, und der gefürchtete Oberſt Mercy ſei neben dem Lothringer! Bernhard gab dennoch Befehl, das Heer ſo zu ordnen, daß es den Paß erzwinge. Durch! durch! war das Loſungswort. Er ritt ans Ufer und ſchaute hinüber. Richtig! Ein kaiſerliches Heer war da und pflanzte ſeine Stücke auf. Die Sonne ſchien warm; einige Stückkugeln ſauſten ſchon über den Strom und gruben ſich in der Nähe des Herzogs in den Boden. Da wurde gemeldet, ein junger Mann harrte ſchon ſeit einigen Tagen auf Schloß Ray des Herzogs; er ließe anfragen —

„Freilich! Freilich!“ rief Bernhard. Sein Herz ahnte, daß dies ſein Bote aus Genf ſein könnte — und er war es. Es war Dietrich van Groot, welcher eiligen Schrittes vom Schloſſe herabkam. Wörtlich hatte er ſich an ſein Loſungswort gehalten „an der Saône,“ und der Hauptpaß zwiſchen Schloß Ray und Stadt Gray war ſein Zielpunkt geworden. Herzog Heinrich von Rohan hatte ihm geſagt, dort werde und müſſe das deutſche Herr erſcheinen, und hier harrte Dietrich ſeit mehreren Tagen. Der Herzog winkte ihm ſchon von Weitem nach einem kleinen Wäldchen, damit er den Kugeln nicht ausgeſetzt bleibe. Dort trafen ſie zuſammen, dort ſtieg der Herzog ab. Die Mahlzeit auf Schloß Ray ſollte warten, der Aufmarſch der Truppen, das Auffahren der Geſchütze ſollte beſchleunigt werden. — Er nahm Dietrich bei der Hand und führte ihn unter die Bäume unter wiederholtem Zuruf: Willkommen! und: Erzählt! erzählt! Dietrich erſchien zuſammengefaßter als früher. Die Geſichtszüge waren feſter, will ſagen minder beweglich und unruhig als früher. Die Reiſe hatte ihn gebildet. Allein und ſelbſtſtändig hatte er ſich durchbringen müſſen; das iſt lehrreich. Da können die Gedanken nicht mehr ſo eigenmächtig ſchweifen; denn wenn ſie's thun wollen, da ſtößt ſich der Schweifende zum Oeſtern an die Naſe. Schon bis nach Genf war dies Dietrich mehrmals begegnet und hatte ihn vorſichtig gemacht. In Genf aber hatte die Frau Herzogin von Rohan ſeinen mißlichen Gewohnheiten eine wohlwollende Aufmerkſamkeit gewidmet. Alles Frühere hatte ſie ihm verziehen: er war ja jetzt ſo gut und aufopferungsluſtig für das Wohl des Rohan'ſchen Hauſes!

So erzählte er denn mit großem Behagen von dem häuslichen Leben der Rohan'ſchen Familie, und Bernhard drängte ihn gar nicht, auf die politiſchen Fragen überzugehen. Er hörte theilnahmsvoll zu, wie die Familie wohnte und wie ſie den Tag verbrächte. „Am Walle gegen Südoſten,“ ſagte Dietrich, „liegt das Haus, und man ſieht auf die fruchtbare Ebene, welche ſich rechtshin zieht und nach linkshin ſieht man auf die ſavoniſchen Berge. Auf jener Ebene ritt ich faſt täglich mit der Prinzeſſin Marguérite, die ſehr feſt und gut zu Pferde ſitzt und lachende Geduld bewies mit meiner geringen Fertigkeit im Reiten. Ich war immer noch ein ſchwacher Reiter und der Stallmeiſter der Prinzeſſin gab mir Unterricht. Zuletzt konnte ich ſchon den Herrn Herzog zu Pferde begleiten, der auf der andern Seite ſeine Promenade ſuchen mußte, am See entlang nach Nordoſten. Denn nach der franzöſiſchen Grenze hin war er in Gefahr. Dort wurde ihm aufgelauert. Der Herzog von Bourbon hauſt an der Grenze und wir haben deutliche Anzeichen, daß er's auf die Gefangennahme des Herzogs Heinrich abgeſehen hat, ſelbſt auf Genfer Gebiet. Der Genfer hohe Rath, calviniſch wie Herzog Heinrich, und dieſem ſehr zugethan, hat ihn zu wiederholten Malen warnen laſſen vor jener franzöſiſchen Seite, und dabei ehrlich geſtanden, daß der Genfer Staat zu ſchwach wäre, ihn über ſeine Mauern hinaus zu ſchützen. Dies verleidet dem Herzoge den Genfer Aufenthalt und er will fort —“ — Das ſoll er auch! — „Ich hab' ihm natürlich mitgetheilt, was fürſtliche Gnaden mir in Paris aufgetragen, und das hat Alle ſehr gefreut. Sie waren ungeduldig auf den Augenblick, wo Euer Heer bis an die Schweizer Grenze vorgedrungen ſein wird. Die Prinzeſſin Marguérite will dann ſelbſt mit ins Feld ziehen —“ — Wahrhaftig? — „Zuſehen wenigſtens will ſie, wie Ihr auf dem ſchwarzen Rieſenroſſe Allen voraus in die Schlacht ſprengt ganz wie zur Ritterszeit. Man hat ihr erzählt von dieſem Roſſe und von Eurem Ungeſtüm, welchen Herzog Heinrich furor teutonicus nennt. Das iſt ungemein anſprechend für junge Damen; Prinzeß Marguérite wurde immer roth dabei, und ich habe mir in ſolchen Momenten ſtets mit Vergnügen ausgemalt, daß Weimar und Rohan da ein prächtiges Paar abgäben. Einmal hab' ich das laut geſagt, und da fragte Herzog Heinrich, ob ich ſo was von Euch, Herr Herzog, gehört hätte?“ — Nun, was habt Ihr geantwortet? — „Ich wußte ja nichts! Ich konnte nur ſagen, daß wir Proteſtanten uns alle ſehr freuen würden über ſolch eine Verbindung.“ — Und was ſagte Prinzeß Marguérite dazu? — „Die lächelte und ſagte nichts. Beim Ausreiten Tags darauf aber fragte ſie mich plötzlich, ob es denn wahr wäre, daß Ihr bei Eurer zweiten Anweſenheit in Paris der Herzogin von Aiguillon lebhaft die Cour gemacht?“ — Nun? — „Umgekehrt! — ſagte ich — ſie hat ihm die Cour gemacht, aber —“

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen. Officiere kamen herzu geſprengt, um die Befehle des Herzogs einzuholen. Unter ihnen die beiden Oberſten Ehm und Roſen. Letztere berichteten, daß der Feind von Nordoſten her, von Veſoul und Mümpelgard her, immer neue Zuzüge erhalte —

— Dann losbrechen, wenn die Stücke alle aufgefahren ſind. Sind ſie's? — „Sie ſind's, wie fürſtliche Gnaden befohlen, alle der Furth gegenüber —“ — Recht. Auf die linke Ecke Grays von hier geſehen ſoll das Stückfeuer ununterbrochen wirken, ich ſage ununterbrochen. Dort muß Platz gefegt werden, dort hat der Feind ſeine Zuzugs- und Rückzugslinie. Du, Ehm, gehſt zweitauſend Schritte links von hier über den Fluß und fällſt dem zumarſchirenden Feinde in die Flanke. Ihr, Roſen, geht zweitauſend Schritte rechts — ich hatte Euch dorthin geſchickt zur Anſchauung, wie iſt das Ufer — „Steil auf beiden Seiten,“ antwortete Roſen, ein hellblonder, ſcharf und kühl drein ſehender Vierziger aus Kurland, „ſchwer practikabel, eigentlich gar nicht.“ — Um ſo beſſer. Das hindert uns eine Thorheit zu begehen. Wir haben nicht Leute genug zu dreifachem Angriff. Roſen! Ebenfalls links hinter Ehm hinüber, ſobald Ihr merkt, daß er Nachdruck braucht. Ihr werdet Fühlung an mir finden, wenn es ſchwer geht. Denn alsdann komm' ich durch die Furth auf die linke Flanke von Gray. Verſtanden? — „Verſtanden!“ antworteten beide Oberſten. Eine heftige Kanonade von weimariſchen Stücken brach eben los. Bernhard winkte mit der Hand, alle berittenen Officiere ſchwenkten und ſanften von dannen. Nur einer blieb, der Ordonnanzofficier des Herzogs. — An die Spitze des Gehölzes — rief ihm der Herzog zu — und meldet mir nach zehn Minuten, was ſich ereignet!

Der Herzog und Dietrich waren wieder allein. Aber der Aufenthalt war für Dietrich nicht mehr ganz behaglich. Aeſte krachten von allen Seiten und fielen nieder. Die kaiſerlichen Geſchütze drüben von den Wällen Grays antworteten heftig den weimariſchen; er mußte ſchreien, um dem Herzoge verſtändlich zu werden. So nahe Kriegsmuſik war ihm doch neu, obwol er ſchon eine Saiſon beim Herzoge, vorzugsweiſe in deſſen Kanzlei verlebt hatte, und ſie blieb nicht ohne Einfluß auf ſeine körperliche Stimmung. Er brauchte auch mehr Muth als ein Anderer, denn ein Phantaſiemenſch ſieht tauſend Gefahren mehr als ein Anderer.

— Faßt Euch, junger Freund, und berichtet weiter. Man gewöhnt das allmälig. Iſt's Euch noch Ernſt, wie Euer Vater ſagte, ganz in mein Heer zu treten? — „Aller—dings!" — Nun dann könnt Ihr gleich mitten in einen Tanz kommen und all' die peinlichen Vorſpiele überſpringen. Ihr ſeid ja zu Pferde gekommen? — „Ja, aber es iſt ein ſanftes, friedliches Thier und ſteht oben im Schloſſe —" — Ich geb' Euch ein feuerfeſtes. — Wiedenbruch! meine Pferde hierher rufen!

Dem Ordonnanzofficier an der Spitze des Gehölzes galt dieſer Ruf, welcher in ausgiebigſter Commandoſtimme ausging und vom Officier verſtanden wurde.

— Nun alſo, was läßt mir Herzog Heinrich antworten?

Dietrich ſchüttelte ſich, als ob er alle Nerven abſchütteln wollte, und erwiderte allmälig mit ganz guter Haltung: „Er läßt antworten, daß er mit Allem einverſtanden ſei. Er wird die Sendung an Wiederhold auf Hohentwiel beſtens beſorgen; er wird ſich leiſe aber feſt mit den proteſtantiſchen Cantonen ins Einvernehmen ſetzen, daß Euer Rücken frei ſei, wenn Ihr bei den Waldſtädten einſchwenkt, und daß Euch Nahrungsmittel zugänglich bleiben. Er lobt den Punkt Rheinfelden und wird Vorſorge treffen. Er ſelbſt aber wird Lenzburg zum Aufenthalt wählen, um nahe zu ſein." Allein, oder mit den Seinen? — „Mit Frau und Tochter —" Wiedenbruch der Ordonnanzofficier, unterbrach ihn mit der Meldung: — Oberſt Ehm werde von großen Maſſen des Feindes zurückgedrängt, und Oberſt Roſen, welcher ebenfalls über die Saône hinüber ſei, könne ſich nicht mehr halten, Ehm's Rückgang verwirre ſeine Glieder — „Roſen ſoll halb rechts vorgehen und angreifen!" rief Bernhard, „und Schafalitzky wie Naſſau ſollen ſich fertig halten, durch die Furth hier vor uns überzuſetzen! — Genug, junger Freund, wir ſprechen weiter, wenn wir am Leben bleiben. Jetzt hinaus!"

Bernhard ging zu Fuß aus dem Gehölze nach ſeinen Geſchützen hin. Dietrich fühlte ſich verpflichtet zu folgen. Links und rechts flogen hier im Freien die Kanonenkugeln über ſie und um ſie. Dietrich fühlte das Bedürfniß, mit dem Kopfe auszuweichen. Dadurch wurde aber der Taumel nur erhöht, welcher ihm den Kopf verrückte. Als er hinter Bernhard bei den Geſchützen ankam, ſah und hörte er kaum noch. Die Leute, welche die Geſchütze bedienten, ſchrieen dem Herzoge entgegen, daß ſie in ſchändlichem Nachtheile arbeiteten gegen die drüben. Die drüben ſeien durch die Wälle beſſer gedeckt!

„Warum deckt Ihr Euch nicht auch?! Warum faullenzt der Troß!? Herbei die Fuhrknechte mit Spaten! Graben, graben! In zehn Minuten deckt Euch ein Erdhaufen."

Dann trat er an den Uferrand und hielt die Hand vor die Augen, um der Sonnenblendung zu begegnen. Die Sonne ſchien hell und warm, aber ſie ſtand ſchon im Nachmittage, und da ſein Hauptaugenmerk gegen Nordoſten ging, wo Ehm und Roſen drüben fochten, ſo ſtörte ſie ihn eigentlich nicht, ſondern beleuchtete grell den dick aufwirbelnden Staub. Drüben auf den Wällen von Gray erkannte man ihn wohl, oder erkannte wenigſtens, daß er ein Mann von Bedeutung wäre. Kanonen und Musketen — auch für Musketenſchüſſe war die Entfernung nicht zu groß —

wurden auf ihn gerichtet. Ein Hagel von Geſchoſſen umſauſte ihn, und Dietrichs Phantaſie beging eiligſt die kleine Nichtswürdigkeit, leiſe zu flüſtern: Hinter ihn, dicht hinter ihn! Dadurch deckſt du dich! Da ging aber der Herzog weiter. Er hatte bemerkt, daß Roſen und Ehm geworfen wurden. Er rief nach dem Grafen von Naſſau und ſchritt abwärts. Das Ufer nämlich hatte hier einen Einſchnitt, den eigentlichen Paß von Gray. In dieſer abfallenden Bodenwelle war ein Zugang für Reiterei möglich. Naſſau mit einem Reiterregimente kam herab getrabt an die Furth, hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf Bernhards Befehl und ſprengte dann mit ſeinem Regimente in den Fluß. Bernhard ſah ruhig zu, bis das Regiment drüben aus dem Waſſer war, ſich unter dem Kugelregen der Kaiſerlichen geordnet hatte, und dann im Galopp links von den Wällen Grays vordrang. Eine Staubwolke verhüllte es. Der Staub bewegte ſich nicht mehr. Sie dringen nicht durch! ſagte Bernhard vor ſich hin und ging raſchen Schrittes aufwärts zurück auf das Gehölz zu. Dort winkte er. Ordonnanzen flogen zu ihm. Er verlangte ſeine Musketiercompagnie und die Starſchädel'ſchen Regimenter und ſeine Pferde. Die Musketiere waren gleich zur Hand. Er führte ſie zu den Geſchützen und poſtirte ſie hinter die indeſſen aufgeworfenen Erdhaufen. Sie beſtanden zumeiſt aus guten Schützen vom Thüringer Walde, und ihre Aufgabe beſtand hier darin, die Kanoniere drüben wegzuputzen. In ſpäteſtens zehn Minuten — rief er ihnen zu — gehe ich ſelbſt durchs Waſſer. Sorgt, daß alsdann die feindlichen Stücke zur linken Hand nicht mehr bedient werden können! Nun wendete er ſich zu den Pferden, die vorgeführt wurden. Ehe er ſie erreichte ſchlug eine Stückkugel hinter ihm ein und Dietrich flog an ihm vorüber. Fälſchlicher Weiſe war er auch jetzt hinter dem Herzoge geweſen, alſo den feindlichen Schüſſen zunächſt. Dicht vor den Pferden fiel er der Länge lang nieder, das Geſicht am Boden. Ein großer Haufe Erde bedeckte ihn; Fall und Begräbniß war eins. „Seht zu, ob noch Hilfe möglich!“ ſprach Bernhard zu den

Reitknechten und winkte Ordonnanzen, welche von rechts heranſprengten.

Ihre Nachrichten lauteten ganz ſchlecht. Ehm und Roſen müßten zurück. Es würde eine Niederlage, wenn ſie ungeſchützt durch den Strom mit ſteilen Ufern retiriren müßten. Der Herzog möge Geſchütze ans diesſeitige Ufer ſenden. Naſſau werde mit ſeinem Regimente von Oberſt Mercy zuſammengehauen —

„Zurück zu Euren Oberſten!“ rief Bernhard, „ich komme ſelbſt und befreie Naſſau. Kein Mann und kein Pferd ſoll über den Fluß zurück. Durch! iſt die Loſung. Eh' Ihr bei den Oberſten ſeid, bin ich drüben. Sie ſollen alſo gleich wieder vorwärts halb rechts. Ich reiße das nöthige Loch. Wer nicht vorwärts will, ſoll ſterben. Fort!“

Bei den letzten Worten hatte er ſchon den Fuß im Bügel. Das rieſige ſchwarze Roß war ihm vorgeführt, welches in den ſchweren Schlachtmomenten an die Reihe kam. Es wieherte und bäumte ſich, als er ſich aufſchwang. Die wohlbekannten Trompeten der herzu trabenden Starſchädel'ſchen Regimenter ermunterten es. Ehe ihm Bernhard die Sporen einſetzte, bemerkte er ſeitwärts, daß Dietrich wieder aufrecht ſtand. Er war ſorgfältig in Koth gehüllt von oben bis unten und gewährte einen ganz aparten Anblick. Der aufgewühlte Erdhaufe hatte ihn fortgeſchleudert, nicht die Kugel. Die Reitknechte lachten, und ſelbſt Bernhard lächelte. „Aufs Pferd, junger Grotius,“ rief er, „ſo kann das Schlachtenfieber nicht zur Beſinnung kommen, und verrichtet Heldenthaten, die ſpäter die nüchterne Seele einholen muß. Aufs Pferd!“ Die Reitknechte hoben ihn faſt hinauf. Er hatte die Augen voll Staub und ſah wenig. Fort ging's zur Furth hinab, er hatte keine Zeit für ſeine Phantaſie — und das war ihm vortheilhaft. Denn er hatte natürlichen Muthes genug; nur alle die Möglichkeiten, welche ſein ſchweifender Geiſt herbeiſchaffte, bedrängten und ſchwächten ſeinen natürlichen Muth. Jetzt wo er wenig ſah und kaum hörte und eigentlich nur Pferd war, jetzt war er ſo tüchtig wie ein anderes gedankenloſes Weſen. Und ſein ſchwarz kothiger Anblick konnte noch dazu erſchrecken. Dicht hinter dem Herzoge ſchwamm er durch die Saône, dicht hinter ihm ſprengte er drüben aufwärts, und dann mit an der Spitze der erprobten Regimenter quer durch die aufgelöſten Naſſau'ſchen Reiter in den Feind hinein. Mechaniſch zog er ſogar mitten unter den Feinden ſeinen Degen, mechaniſch ſaß er feſt und hieb er um ſich, und als er merkte, daß dieſe mechaniſche Thätigkeit ſich ganz gut bewährte, da kam er allmälig ſogar zu Faſſung und bewußter Handthierung. Was ihm der allzu bewegliche Geiſt verſagte, das ſchenkte ihm die herausgeforderte geſunde Körperkraft — nach einer Viertelſtunde war er tapfer. Nach einer Viertelſtunde war aber auch die Schlacht gewendet. Bernhards perſönlicher Angriff hatte in ſeinem grimmigen Ungeſtüm die ſchon ermüdeten und in Verfolgung halb aufgelöſten Reihen der Kaiſerlichen gebrochen, geſprengt, geworfen. Vor dem rieſenhaft erſcheinenden ſchwarzen Ritter wich Alles links und rechts — zwiſchen der Stadt Gran und dem kaiſerlichen Heere hatte er eine breite Lücke erzwungen. Und nun kam ſiegreich zum Vorſchein, was ihn zum furchtbaren Feldherrn machte. Mitten im Furor blieb er kalten Blutes, klaren Verſtandes für das Ganze. Er riß ſeinem mächtig ausgreifenden Roſſe in die Zügel, daß es, in allen vier Beinen zuſammenknickend, ſtehen mußte. Dann rief er nach Mörshäuſer, ſeinem Generalquartiermeiſter, rief nach dem Rheingrafen Johann Philipp, die in ſeiner Nähe geweſen waren. Die Ordonnanzen ritten und ſchrieen nach den verlangten Männern. Dann befahl er ſeinem Trompeter, den ſiegreich verfolgenden Starſchädel'ſchen nachzuſprengen und ihnen abzublaſen von weiterer Verfolgung. Mörshäuſer war der Erſte, welcher herbeigeſchafft wurde, ein feiſter, behaglich ausſehender Vierziger mit ſonnverbranntem Antlitze. Bernhard befahl ihm, Alles herüber zu holen von Truppen und Geſchütz, was noch jenſeits der Saône geblieben, und Alles zu Roſen und Ehm zu führen, die Geſchütze voraus. — Im Fluge, Dicker! — ſetzte er hinzu, und lachend galoppirte Mörshäuſer auf ſchwerem frieſiſchem Hengſte rückwärts nach der Furth hinab.

Unterdeſſen war der Rheingraf aufgefunden und parirte ſein ſpringendes Roß vor dem Herzoge. „Philipp!“ ſprach Bernhard, „zuſammenrufen was bei der Hand iſt, ein paar Compagnien genügen, und nach Gray hinein, ehe ſie ſich beſinnen und das Thor ſchließen. Drinnen Alles gefangen nehmen und entwaffnen und eilig vier geladene Stücke des Feindes mir herausſchicken. Auch ohne Munitionskaſten, wenn's aufhält: ich brauche nur Schreckſchüſſe. Vorwärts!“ Dann jagte der Herzog drei Ordonnanzen an Naſſau, an Roſen, an Ehm, damit ſie unterrichtet wurden vom Riß in das feindliche Heer. Sie ſollten ſich ſammeln und langſam in geſchloſſener Haltung gegen den Feind vorrücken, mit aller Furie aber auf ihn einſtürzen, ſobald Bernhards Trompeter das Sturmſignal blaſen würden. Naſſau zunächſt werde ſie hören, er ſolle das Signal an Roſen, Roſen es an Ehm geben laſſen. Die Ordonnanzen flogen von dannen. Die Starſchädel'ſchen Regimenter kehrten zurück und ſtellten ſich auf, jetzt mit den Köpfen gegen Norden. Die Geſchütze kamen aus der Stadt. Im Trabe vorwärts! commandirte der Herzog, und gegen Norden bewegte ſich erderſchütternd die Maſſe. Der zerriſſene Feind war im Begriff, ſich wieder zu ſammeln. Als Bernhard ſeiner anſichtig wurde, ließ er die Geſchütze abfeuern und das Sturmſignal blaſen. Wie er vorausgeſehen, machten die Kanonenſchüſſe den erſchreckendſten Eindruck. Geſchütze diesſeits! Und auf der Operationslinie der Kaiſerlichen! Gleichzeitig Sturm von allen Seiten — da wurde die Zerſprengung das Werk einer Viertelſtunde. Bernhard blieb hierbei hinter den ſtürmenden Reitern; jetzt brauchte das Werk keines beſonderen Antriebes. Nach linkswärts ritt er, um paſſend nachzuſenden, was Mörshäuſer von drüben brachte. Die untergehende Sonne beleuchtete einen vollſtändigen Sieg — von allen Seiten blieſen die Trompeter Victoria. — Da jagte ein Reiter auf den Herzog Bernhard zu. Er kam von Ehm geſendet. Von Marnay her, meldete er, auf der Straße nach Beſançon, näherten ſich weithin reichende Staubwolken, wahrſcheinlich friſche Truppen des Herzogs Karl von Lothringen!

„Willkommen!“ rief Bernhard und gab Befehl, Alles zu ſammeln und zurückzunehmen, was in der Verfolgung begriffen wäre, und zurückzuweichen von beiden Seiten der Straße auf zweitauſend Schritt. Erſt wenn man ſeine, des Herzogs, Stücke feuern hörte, vorzugehen mit allgemeinem, wildem Geſchrei.

Jetzt wurden die Geſchütze, welche Mörshäuſer gebracht, inmitten der Straße aufgepflanzt, Ruhe und Stille wurde nach allen Seiten mit halblauter Stimme geboten, und überall wurde hinzugeſetzt: eine Mauſefalle! Der Abend ſank dunkel hernieder. Bald ſah man kaum noch auf hundert Schritte vor ſich. Aber man hörte das geräuſchvolle Anrücken des Feindes. — Bernhard hielt neben den Geſchützen, den Oberkörper vorbeugend über den Hals des Pferdes. Er horchte wie ein Jäger, welcher den Auerhahn jagt. Fertig machen! ſprach er leiſe — Feuer! — commandirte er plötzlich, und die Feuerſchlünde brüllten und ſpieen, die Trompeten ſchmetterten, die Truppen ſchrieen, von allen Seiten ſtürzte Alles auf den noch unſichtbaren Feind. Dieſer ſo unerwartet von überall angefallen, war unfähig, Stand zu halten. Er machte Kehrt und ſetzte ſich in wilde Flucht. Herzog Bernhard folgte langſam mit den Geſchützen. Für die Verfolgung war kein weiterer Befehl nöthig, es war nur ein Kern in der Mitte zuſammen zu halten. Mit dieſem Kern marſchirte der Herzog tief in die Nacht weiter auf der Beſançoner Straße bis der Mond aufging und die Stadt Marnay zeigte. Er war in ruhiger, heiterer Stimmung und hatte Dietrich an ſeine Seite berufen, der ihm weiter erzählen mußte vom Leben der Familie Rohan in Genf.

Dieſer Sieg an der Saône war von großer Bedeutung für Herzog Bernhard und für den deutſchen Krieg. Es fand ſich, daß der Feind ſein ganzes Gepäck, fünfzehnhundert Gefangene, darunter ſechsundvierzig Officiere, achthundert Todte, ſechzehn Standarten und — was beſonders erſprießlich war für das kleine Heer Bernhards — zweitauſend Pferde verloren hatte

Das kaiſerliche Heer war zerſprengt, der Herzog von Lothringen mit dem Reſte nach Beſançon geworfen, Oberſt Mercy verwundet, die Straße ins deutſche Reich war frei. Das „Durch!" des weimariſchen Heeres war gelungen, nach wenigen Tagen lag es ſchon vor dem letzten feſten Platze in den Bergen, vor Lüders, dem Verbindungspaſſe zwiſchen Hochburgund und dem Elſaß. Mit ſtürmender Hand wurde er genommen, und an einem hellen Sommerabende ſtand Bernhard mit ſeiner Umgebung oben auf jener Citadelle, welche den Blick frei giebt auf den Sundgau, die ſüdlichſte Spitze des Elſaß. Ein Silberband am öſtlichen Horizont, dahinter blaue Bergumriſſe — das iſt der Rhein! das iſt der Schwarzwald! rief Alles wie aus einem Munde. Sie betrachteten Bernhard wie ihren Moſes, der ſie auf hohen Berg geführt, um ihnen das gelobte Land zu zeigen. Niemand aber dachte daran, daß Moſes bald darauf ſtarb. Bernhard war ja auch voll Lebensluſt und Lebenskraft wie kaum je zuvor. Die Pforte der Zukunft, während der ganzen franzöſiſchen Zeit traurig verhüllt, ſtand weit offen, und die kühnſten Pläne gingen auf in ſeiner Seele. Ein neuer Ankömmling war ganz geeignet, ihn darin zu beſtärken. Erlach kam den Feſtungsweg herauf geritten und ſtand bald darauf vor ihm. Er kam von Paris und hatte die Reſultate ſeiner Verhandlung zu melden. Er ſchilderte ſie günſtiger als ſie wirklich waren. Desnoyers war ihm ſehr freundlich begegnet, und Erlach hatte nicht zu unterſcheiden gewußt, daß dieſe Freundlichkeit ſeiner Perſon, nicht ſeiner Sache gegolten. So hatte er denn zu melden, daß Generallieutenant du Hallier den Auftrag erhalten würde, das Heer des Lothringers im Schach zu erhalten, Bernhard alſo den Rücken frei haben würde, wenn er gegen den Rhein und über den Rhein vordringen wollte. Das war allerdings wichtig und veranlaßte Bernhard an eine Aenderung ſeines urſprünglichen Planes zu denken. Sein urſprünglicher Plan war geweſen von Süden her, von der Schweizer Seite bei Rheinfelden, einem feſten Orte mit feſter Brücke, über den Rhein zu dringen und ſich dann im Vormarſch auf die Feſte Hohentwiel zu ſtützen. Der Herzog von Rohan hatte es übernommen, in der Stille alle Anknüpfungen bei Rheinfelden zu beſorgen und den Commandanten von Hohentwiel, Wiederhold, im Namen Bernhards zu gewinnen. Jetzt, nach Erlach's Mittheilung, flog Bernhards Kriegsgenius weiter. Seine Fähigkeit im Entwerfen und Verfolgen eines großen Planes war unbeſtritten. Sein Auge haftete auf dem Mittelpunkte des ganzen deutſchen Landes da unten, auf Breiſach. Näher an Breiſach über den Rhein zu gehen, mitten unter den Feinden, die dadurch geſprengt und zertheilt würden, das ſchien ihm jetzt erreichbar. Er entfernte ſich dadurch von einer Zuſammenkunft mit Rohans, die nach der nördlichen Schweiz kommen wollten, und ſein Herz ſehnte ſich warm nach dem Anblicke Marguéritens — aber zuerſt und zuletzt war er doch Feldherr, politiſcher Feldherr. —

„Glaubt Ihr, Erlach, daß man ſich auf das proteſtantiſche Straßburg ſtützen könnte?“ — Im Dunkeln, Herr Herzog! Die Welt darf's nicht bemerken. Dieſe Reichsſtädter wollen nichts opfern. — „Zunächſt doch Schiffe, die man ihnen wegfängt.“ — Wenn Ihr ſie fangt, dann ſind die Straßburger nicht verantwortlich. O ja! — „Da in der Gegend von Benfeld — Kenzingen liegt eine Strecke weit drüben am rechten Ufer — da iſt der Rhein von großen waldigen Inſeln getheilt —“ — Bei Rheinau? — „Ganz recht, bei Rheinau. Die Arme des Rheins ſind ſchmal, die Inſeln gewähren Deckung, und drüben kommt ein Flüßchen in den Rhein —“ — Die Elz! rief der Rheingraf. — „Die bietet ſich trefflich zum Waſſergraben für das Hauptſchanzwerk. Dort könnte man ein mächtiges Werk anlegen, das beide Ufer beherrſchte und den Mittelpunkt abgäbe für alle Operationen, auch gegen Breiſach. Fängt man den Straßburgern Fruchtſchiffe ab, ſo hat man Brücken und ſtellt ſich in ein paar Tagen ſicher, eh' von Breiſach Truppen da ſein können. So ſei's!“

Und er gab Augenblicks Befehle in dieſer Richtung.

Bernhard war äußerſt ſchnell in ſeinen Entſchlüſſen. War er leicht beſtimmbar, war er oberflächlich? Nein. Aber er war eine vorzugsweiſe zum Handeln organiſirte Natur. Er ſprach nicht viel, er war auch kein eigentlicher Denker — er war ein Erwäger. Nach allen Seiten hin erwog und prüfte ſein Geiſt Alles, was in den Bereich ſeines Thuns gelangen konnte, und ſo überraſchte ihn dann nicht leicht eine plötzlich nahe tretende Möglichkeit. Kaltblütig änderte er dann mitten im Laufe ſeine Richtung. So in der Schlacht wie auf dem Marſche, wie in politiſcher Action. Und gerade dadurch war er ſeinen Gegnern furchtbar — er war die wandelnde That. Ueber eine Grundlage mochte er ſich an jenem Sommerabend auf der Citadelle von Lüders täuſchen: über die Grundlage in Erlach's Weſen. Erlach von Kaſtelen, der Berner Patricier, machte ihm den Eindruck eines viel verſuchten und erprobten politiſchen Kriegers. Das war er auch. Er hatte ſchon am weißen Berge gefochten und alle Feldzüge auf proteſtantiſcher Seite mitgemacht. Er war ein unerbittlicher Gegner des katholiſchen Kaiſers, und war ein Widerſacher aller Unternehmungen, welche keinen feſten Hintergrund, keine ſolide Grundlage hatten. Dies ganze ſolide Weſen mußte ihn dem Herzoge nahe bringen. Aber Bernhard überſah einen Fehl an ihm, den Mangel an nationalem Elemente. Bernhard ſelbſt befreite ſich ſoeben erſt von dem unnationalen Irrthume, welcher ihn unter die franzöſiſchen Ränke hinein geführt hatte, und erkannte doch nicht, daß dieſer deutſche Schweizer der eingefleiſchte Vertreter dieſes unnationalen Weſens war. Erlach war kein voller Deutſcher; ſeine Heimath gehörte nicht zum Reiche, ſein Sinn war in nationaler Hinſicht gleichſam neutral. Nun hatte er in zwanzigjährigem Kriege die ſchreiende Erfahrung gemacht, daß der proteſtantiſchen Sache der Stützpunkt eines großen Staates fehlte; Frankreich bot jetzt, gleichviel aus welchem Grunde! dieſen Stützpunkt, und ſo war er gründlich entſchloſſen, an dieſem Stützpunkte feſt zu halten. Dazu war er nicht ohne Habſucht. Sie fand ihre Rechnung bei großen Staatsverhältniſſen wie Frankreich ſie darbot, ſie fand lockende Ausſicht bei Miniſtern wie Richelieu und Desnoyers — das hatte Erlach jetzt in Paris deutlich erkannt.

Denn er hörte in dieſem Punkte ſehr fein. Deshalb rieth er zu einem Kriegsplane, welcher ſeinen Stützpunkt an der franzöſiſchen Armee ſuchen und finden mußte. Kurz, wie tüchtig er an ſich war, Erlach war ein bedenklicher Mann neben dem Herzoge Bernhard. Hatte Bernhard ſelbſt doch eine Ahnung davon? Ehe er herunterſtieg von der Citadelle, ſah er eine Zeitlang ſchweigend auf Erlach. Dann deutete er gegen Südoſten in die ferne Landſchaft und fragte ihn: „Iſt jener Thurm da Mümpelgard?" — Ja, Herr Herzog. Die Wälſchen nennen es Montbéliard, ſowie ſie dies Lüders Lure nennen. — „Mörshäuſer!" fuhr der Herzog fort, „nach Mümpelgard ſoll alle Beute geſchafft werden, alles Getreide, alles Schlachtvieh; es wird unſer Hauptmagazin, ſowie dies Lüders unſere Pforte wird. Der Rheingraf wird dafür ſorgen, daß beide Punkte feſt in unſeren Händen bleiben. — Ihr ſtaunt, Erlach, weil Mümpelgard zu weit von Rheinau liege? Jeder Fuchsbau braucht eine Fluchtröhre."

Die Sonne ging unter hinter den Hügeln, welche die Freigrafſchaft vom Lande Baſſigny trennen, und der Herzog ſchritt langſam von der Citadelle hinab. Die Generale und Oberſten, welche ihm folgten, ſahen erſtaunt auf ihn. Warum ſo ernſt, ſo gedankenſchwer — ſchienen ihre Blicke zu ſagen — nach ſo glänzendem Siege und beim Einmarſch ins deutſche Reich unter ſo viel verſprechendem Plane? Bernhard war wirklich gedankenſchwer, und als ſie unten in der Stadt angekommen waren, wo ein großes Gaſtmahl ihrer harrte, rief er Erlach bei Seite. — Setzt Euch zu Tiſch — rief er den Uebrigen zu — und wartet nicht auf mich! Er ſtand auf einem kleinen Platze in Lüders, der ſchon ganz in Dunkelheit gehüllt war, und ſprach da abſatzweiſe und in Pauſen folgende Worte:

— Ihr baut zu feſt auf die Franzoſen, Erlach. Sie werden mir den Rücken nicht decken gegen die Lothringer. Sie wollen mich nicht über den Rhein laſſen. Gerade deshalb will ich's. Aber gerade deshalb muß ich mir einen zweiten Zugang ſichern, welcher den Rücken frei hat gegen die proteſtantiſche Schweiz. Rohan iſt darüber eingeweiht. Eilt zu ihm nach Genf; geleitet ihn und die Seinen in die Nähe der Waldſtädte. Wie er mir ſchon angedeutet, ſoll er ſeine Wohnung in Lenzberg nehmen. Dorthin komm' ich ſelbſt, ſobald eine Pauſe eintritt in meinen Operationen. Bereitet Alles vor mit Rheinfelden. Dieſer feſte Ort mit ſeiner Brücke muß unſer werden. Dann laßt Euch unterrichten: wie weit die Unterhandlung gediehen iſt mit Wiederhold auf Hohentwiel. Dieſe Feſtung muß ebenfalls unſer werden. Wiederhold iſt mir und unſerer Sache ergeben. Verſichert ihn, daß er auf mich rechnen könne in Noth und Tod. Und dann kommt zu mir nach Rheinau. In acht Tagen gedenke ich dort zu ſein, in vierzehn Tagen mich feſtgeſetzt zu haben. Halten wir's, ſo iſt Nördlingen ausgewetzt und ein Rieſenſchritt gethan. Halten wir's nicht, ſo ſeid Ihr ſchuld mit Euren Franzoſen und unſere Sache geräth in Lebensgefahr. — Auf Wiederſehen in vier Wochen. Die werdet Ihr brauchen, um Euch nach und von Hohentwiel durch die kaiſerlichen Poſten durchzuſchleichen. Sie werden wol alle nach dem Rhein ſtürzen, ſobald ſie von meinem Uebergange bei Rheinau hören und Ihr werdet den Weg frei finden. Natürlich auch rückwärts über die Waldſtädte. Ade!

Der Herzog ging in das erleuchtete Haus, wo ſeine Officiere ſchmauſten. Am andern Morgen brach er auf zu dem gefährlichen Zuge, welcher den nur noch unter Aſchenhaufen glimmenden deutſchen Krieg neu entzünden, die Fahne der Proteſtanten wieder hoch erheben, den Fahnenträger aber auch mit ſeinem kleinen Heere in den Untergang führen konnte.

8.

Im Hochſommer des Jahres 1637 wurde dieſer Heereszug ausgeführt, welcher ganz Europa in Allarm ſetzte. Aus den burgundiſchen Bergen ſtürzte ſich ein kleines Heer herab in die ebene Abdachung des Elſaſſes, ſtürmte Enſisheim und erſchien am Rheinſtrome — aller Welt zur Ueberraſchung. Denn die Welt wußte kaum etwas von den Gefechten, welche in den Thälern und auf den Bergen der Freigrafſchaft und Hochburgunds vorgefallen waren, für die Welt war der einſt ſo gefürchtete Feldherr Bernhard von Weimar ſo gut wie verſchollen. Jetzt erſchien er plötzlich, wie aus einer Wolke hervorſpringend, auf deutſchem Boden, überbrückte mit Straßburger Schiffen die Rheinarme zwiſchen den Inſeln bei Rheinau, drang hinüber bis ans rechte Ufer und befeſtigte ſich gleichſam im Handumkehren, Tag und Nacht arbeitend, ſo nachdrücklich und ſo furchtbar, daß die öſterreichiſchen Vorlande des Breisgaus im Herzen gepackt und von Erwürgung bedroht erſchienen. Der deutſche Krieg flammte von Neuem auf wie vor acht Jahren, wo Guſtav Adolph auf der Inſel Uſedom gelandet war. Und auf welchem Hintergrunde geſchieht das? Welcher Hintergrund rückt ihm nach? fragte man ſich erſchreckt in Wien, in Madrid, in Brüſſel. Tritt Frankreich offen ein in die Heereslinie gegen den deutſchen Kaiſer? Wer wußte das? Zu Paris ſelbſt wußte man es nicht. Dort war man faſt ebenſo erſchrocken wie in Wien und Madrid. Nur der König zeigte ſich erfreut. Er war nicht eingeweiht in die Bedenken und Hintergedanken ſeines Miniſteriums; er betrachtete den ſächſiſchen Herzog als ſeinen Feldherrn; ihm gefiel das kühne Unternehmen, die glänzende Waffenthat. Richelieu war betäubt. Die großen Schritte gehörten nicht zu ſeiner Politik gegen das deutſche Reich; die offenen Schritte wenigſtens gewiß nicht. Sie brachten zu große Conſequenzen mit ſich. Der Rhein! der Rhein! Bis an den Rhein! Das war wol ſein idealer Wunſch. Aber damals war das ein ſehr idealer Wunſch. Lothringen, Elſaß und Hochburgund lagen noch unfranzöſiſch dazwiſchen — der Schritt war zu weit, zu haltlos. Und ſo wie Richelieu den Herzog Bernhard kennen gelernt hatte, war dieſer Zug bis über den Rhein keineswegs im Sinne und Intereſſe Frankreich unternommen. Im Gegentheil! Dieſer Bernhard befreit ſich von uns! rief Richelieu, er errichtet ſich mit dieſer Eroberung eine ſelbſtſtändige Macht und ſchiebt uns zurück! — Was thun? — Abwarten! Die Unterſtützung verſagen.

Die dritte Macht in Paris, die geiſtliche, die jeſuitiſche wußte allein, was ſie wünſchen und wollen müßte. Sie war in Desnoyers verkörpert. Dies kleine graue Männchen ſchritt an einem warmen Auguſtabend langſam unter den Bäumen der Place royale umher. Er hatte ſich dort ein Stelldichein gegeben mit Doctor Blandini, welcher immer noch in Paris verweilte, von der Königin und von Richelieu in Anſpruch genommen. Der Doctor ließ auf ſich warten. Desnoyers ſetzte ſich auf eine Bank zwiſchen den Bäumen und unterhielt ſich mit Betrachtung der hübſchen Bürgermädchen, welche da herum ſchlenderten und unter welchen ſich Louiſon hervorthat. Sie hatte nicht vergeſſen, daß ihr Courmacher da drüben auf ſeine Mutter gedeutet hatte, ſie hatte ſich erkundigt, und war ganz im Klaren, daß er der Sohn des ſchwediſchen Geſandten und in den Krieg gezogen wäre in unmittelbarer Nähe des Herzogs Bernhard. Er war ihr doch recht intereſſant jetzt der wunderliche gelbe Cavalier mit ſeinen gutmüthigen Augen, und ſie ging jetzt öfters hier auf der Place royale ſpazieren. Vielleicht kam er doch einmal zurück. Oder vielleicht machte ſie doch einmal die Bekanntſchaft dieſer holländiſchen Mutter, welche ſelbſt auf den Markt ging zum Einkaufen, obwol ſie eine Geſandtin war. Auch den Vater, den Herrn Geſandten ſelber kannte ſie bereits. Das heißt äußerlich. Geſprochen hatte ſie ihn noch nicht — und ſoeben kam er unter den Bäumen daher, um in ſein Haus hinüber zu gehen. Sie ſah, daß Herr Hugo de Groot neben dem kleinen Graukopfe, der auf einer Bank ſaß, ſtehen blieb, und ſie veranlaßte ihre Begleiterin ſich in der Nähe niederzulaſſen. — Es ſind vornehme Herrn — flüſterte ſie ihrer Begleiterin zu — man hört da immer was Apartes! Das war auch ſo. Grotius hatte neueſte Nachrichten vom Kriegsſchauplatze am Rheine und erzählte ſie Desnoyers. — Mörderiſche Kämpfe, Kämpfe Mann an Mann wie im Mittelalter — ſagte Grotius — geſchehen dort auf den Inſeln und in den Waſſerlöchern des Rheins. Der wilde Johann von Wörth, der baieriſche Feldhauptmann, iſt der Erſte geweſen, der auf den Herzog Bernhard losgefahren iſt wie eine Furie. Es iſt grimmig hergegangen, ſchwimmend ſogar haben ſie ſich wie im Zweikampfe herumgeſchlagen. Mein Sohn hat mir die merkwürdigſten Einzelnheiten geſchrieben, er iſt faſt immer dicht neben dem ritterlichen Herzoge, und es regnete da Tod und Wunden. Das Letzte war, daß der Wörth einen Schuß durch Hals und Kopf bekommen, und daß der Herzog ſich wie ein Löwe behauptet hat. Man erwartet, daß er nun um ſich greifen und nächſtens vor Breiſach rücken werde.

„Ja, 's iſt ein mächtiger Kriegsmann!“ ſagte Desnoyers, „und Euer Sohn iſt in guter Schule. Der wird auch ein Joſua werden.“ — Iſt nicht meine Abſicht. Betracht es nur als Lebensſchule. Hab' ihn mit meiner Frau zu friedlicher Laufbahn beſtimmt und denke, ihn bald heimzurufen. Guten Abend, Excellenz! — „Auf Wiederſehen, Herr Ambaſſadeur! Danke für ſo wohlklingende Mittheilungen.“

Sie klangen ihm, dieſe Mittheilungen, abſcheulich, ſie klangen ihm entſcheidend. Er war nicht blos franzöſiſcher Miniſter, er war dem großen Orden zugetheilt, welcher den Untergang der Ketzer zu ſeiner Hauptaufgabe machte. Er wußte, daß dies erfolgreiche neue Auftreten des ſächſiſchen Herzogs durchgreifende Befehle bringen würde gegen die Exiſtenz dieſes ſächſiſchen Herzogs. Unwillkürlich richteten ſich ſeine Blicke auf die Fenſter neben dem Hauſe, in welches de Groot ſchritt. Dort am Mittelfenſter ſaß Ludmilla und ſah über die grünen Bäume hin, unter denen das graue Männlein ſaß. Er hatte vor ſie aufzuſuchen, ſobald er

Blandini geſprochen. Er wußte, daß dort oben die Parole für ihn ausgegeben werden ſollte, eine Parole, welche ihm wichtiger war als ein Beſchluß der franzöſiſchen Regierung. Norbert von Zierotin wurde heute Abend dort oben erwartet. Er war ſeit Monaten abweſend von Paris. Er war wieder in Madrid. Von dort wurde er heute Abend erwartet. Ihm mußte die Mittheilung de Groot's getreulich erzählt werden; ihm ordnete ſich der franzöſiſche Miniſter unter; denn dieſer öſterreichiſche Edelmann vertrat eine größere Macht als die Macht Frankreichs. Zu Herzen nahm er ſich's übrigens nicht der kleine graue Miniſter, daß es ſich nun um die Tödtung des ketzeriſchen Herzogs handeln würde. Wer einer großen Verbrüderung angehört, der überläßt den Häuptern dieſer Verbrüderung die Verantwortung, der überläßt ihnen ſein Gewiſſen. Ein Geſchäft werde vorliegen, ein Geſchäft wie ein anderes. Der Herzog, täglich unter Kugeln und Schwertern, ſei ja alle Tage dem Tode ausgeſetzt! So oder ſo — das Reſultat ſei daſſelbe. Man müſſe nur dafür ſorgen, daß die Handlung ſelbſt undeutlich verbleibe, um üble Nachrede zu vermeiden. Und Blandini ſei der Mann für ſolche Undeutlichkeit und Unſcheinbarkeit. So blickte denn Desnoyers trotz ſo mißlicher Gedanken mit leidlichem Behagen auf die beiden hübſchen Mädchen, auf Louiſon und ihre Begleiterin, welche in ſeiner Nähe ſtanden und dem verſchwindenden alten Grotius nachſchauten. Sie gingen dem alten Herrn nach, und Desnoyers, welchem das weibliche Geſchlecht lebhaft beſchäftigte wie kümmerlich auch ſein alterndes Körperchen ſein mochte, ſprach leiſe vor ſich hin: Sollte der alte Ketzer auch noch —

„Liebesabenteuer pflegen?“ ergänzte eine Stimme neben ihm den angefangenen Satz. Doctor Blandini ſtand neben ihm. Desnoyers hatte die Seelenruhe, Blandini neben ſich auf die Bank einzuladen und des Gründlichen mit ihm zu verkehren über die Liebesfähigkeit alter Männer, ehe er zu dem Thema überging, um deſſen willen er den Doctor berufen, und welches die Kleinigkeit einer Ermordung in ſich begriff. Sie hatten ſchon eine halbe Stunde dageſeſſen, der neue Mond, welcher vom Horizonte aus einen Lichtſchimmer auf den Platz geworfen, war verſchwunden, und es war ganz dunkel und leer unter den Bäumen, als Desnoyers mit der Frage darauf einlenkte: „Ihr wißt, daß Herr von Zierotin für heute angekündigt iſt?“ — Ja, antwortete Blandini, es iſt mir heute Mittag angekündigt worden, noch ehe ich die Beſtellung von Eurer Excellenz erhielt. Sie hängt wol mit Zierotin's Ankunft zuſammen? — „Allerdings. Zierotin bringt Aufträge der Oberen. Sie billigen gewöhnlich, was Olivarez anordnet, und Zierotin kommt aus Madrid, kommt von Olivarez. Ich zweifle nicht, daß man ſich entſchloſſen hat, ein Ende zu machen mit dem gefährlichen Manne. Und ich weiß, daß Ihr, lieber Doctor, ſchon früher die Aufgabe übernommen.“ — Uebernommen? Das iſt zu viel geſagt. Ich wäre gern damit verſchont! — „Verſchont? Das glaub' ich. Wir ſind alle faul und möchten lieber blos genießen. Aber wir ſtecken Alle in der großen Tretmühle, wir müſſen gern oder ungern ihrem Umſchwunge folgen. Wollen wir's nicht, wollen wir zurückbleiben, ſo zermalmt uns der Mechanismus der großen Mühle eben erbarmungslos. Und Ihr ſeid ſo geſchickt! Ihr wißt Eure Aufgaben ſo hübſch zu verfeinern! Dazu wollt' ich Euch Hilfsmittel an die Hand geben. Ich habe als Miniſter nichts damit zu thun. Unſer König wie unſer Premier würden kaum Ja dazu ſagen. Nur der alte Desnoyers kann Euch behilflich ſein durch — Nachweiſe, durch Zuweiſungen. Da iſt zunächſt ein Herr von Mitzlau im Gefolge des Mannes. Herr von Zierotin hat mir ihn damals vorgeſtellt und empfohlen. Später hat er wol die Empfehlung zurückgenommen, weil der Mitzlau ſich nicht bewährt habe und eigene Ziele verfolge, ich glaube eine Verſöhnung des „Mannes“ mit dem Kaiſer. Aber ſolche Verſöhnung halte ich für chimäriſch. Der „Mann“ iſt zu ſehr Ketzer und zu ehrgeizig. Wie dem aber auch ſei, der Mitzlau iſt ein Agent gegen ihn, und wenn er, wie ich nicht zweifle, ſcheitert, ſo braucht er doppelten Anhalt. Bringt ihm freundliche Worte von mir und die

Verſicherungen meiner Unterſtützung, ſobald er deren bedürfe. Dies wird ihn Euch nähern. Wenn auch nur für Unverfängliches. Denn über Euer Ziel dürft Ihr ja doch nichts ahnen laſſen." — Um Gottes willen nicht! — „Dann iſt ein Schweizer, Erlach geheißen, neben dem „Manne". Der wird ſtandhaft für ihn wirken, ſo lange Ausſicht auf Erfolg vorhanden iſt. Stirbt aber der „Mann", dann kann die Habgier dieſes Schweizers Euch zu ſtatten kommen. Wir werden ſie befriedigen, und er wird Euch im Nothfalle ſchützen aus Gefälligkeit für uns. Ihm alſo ſagt, daß ich ihn begrüßen laſſe, daß ich Euch empfehle. Ich werd' es beſtätigen bei gelegentlicher Zuſchrift. Am beſten bei einer Geldſendung. Denn dieſe iſt ihm die Hauptſache. — Alsdann — Ihr werdet nicht direct zu dem „Manne" gehen wollen —" — O nein! — „Ihr werdet einen Umweg ſuchen —" — Allerdings! — „Ihr braucht einen nahen und ſichern Aufenthaltsort, eine Zufluchtsſtätte. Die nahe Schweiz, muß ihn bieten. Die Cantone in der Mitte ſind feſt katholiſch, und in Luzern haben wir ſichere Leute. Zierotin muß Euch dahin ſichere Anknüpfungen des Ordens geben; ich unterrichte unſern Agenten dort. Er wird Euch anſprechen und Euch die Hand bieten. Schlagt in Luzern Euer Hauptquartier auf. — Ah," unterbrach er ſich, „Da erſcheint Licht in den Fenſtern der Lady! Gehen wir hinauf, und erwarten wir dort den Herrn von Zierotin. — A propos! Vor der Lady kein unbedachtes Wort von dem „Manne"! Sie iſt neuerdings curios excentriſch in Betreff desſelben. Eine germaniſche Sympathie rumort in ihr. Wenn ſie nicht eine ſchöne Frau wäre, ſo ſtünde ſie in Gefahr, langweilig zu werden. Ihr Liebhaber, Herr von Zierotin, wird nicht ſehr erbaut von ihr ſein, er wird ſie ſehr verändert finden. Man muß eben die Weiber nie ſo lange allein laſſen; ſie verfallen dann immer auf Dummheiten. — Steigen wir hinauf!"

Desnoyers hatte ganz recht geſehen. Ludmilla war ſeit ihrer Scene mit Herzog Bernhard verändert. Alle die Wandlungen, welche ſie zum Glaubenswechſel geführt, erſchienen ihr jetzt in falbem, ungünſtigem Lichte. Die Welt ihrer Jugend und ihrer

Heimath war ihr mächtig vor die Seele getreten in der ſtrengen Haltung Bernhards, und der abweſende Jaromir ſtand ſeitdem verwandelt vor ihrer Einbildungskraft. Ihre Phantaſie brachte jetzt immer wieder den Pater Norbert vor ihre Augen — ſie fürchtete ſich vor ſeiner Wiederkehr. Und Eins hatte ſich wunderbar in ihr verdichtet: der Argwohn, daß man irgend etwas Gewaltſames vorhabe gegen den deutſchen Herzog. Alle Aeußerungen Norberts, Blandini's, Desnoyers' über Bernhard und deſſen Zukunft, Aeußerungen kleinſter Art mitunter waren in ihrem Gedächtniſſe aufgetaucht. Sie gingen zurück bis auf Bernhards erſte Ankunft in Paris, und es waren zufällige und unwillkürliche Aeußerungen zahlreich darunter. Aber eben weil ſie zufällig und unwillkürlich geweſen, erſchienen ſie ihr jetzt wichtig und beſtätigten jetzt ihren Argwohn, daß der Herzog durch geheimnißvolle Schritte gefährdet ſein könnte.

So war es ihr nicht entgangen, daß Desnoyers die großen Siegesnachrichten über Bernhard mit einem wunderlichen Lächeln begleitet hatte. So war es ihr heute Abend von düſterm Effecte, daß der Diener Desnoyers und den Doctor Blandini meldete. Jaromir hatte ihr geſchrieben, daß er heute Abend in Paris einzutreffen und in ihrer Wohnung abzuſteigen gedächte — und da erſchienen auch ſchon Desnoyers und Blandini bei ihr! Blandini beſonders, welcher höchſt ſelten bei ihr zu ſehen war. Unheimlich muthete ſie der Eintritt dieſer beiden Männer an. Ernſt und ängſtlich begrüßte ſie dieſelben, und Desnoyers mußte die erſten Koſten des Geſpräches tragen. Denn auch Blandini, der ſonſt ſo behagliche, war ſchweigſam und zerſtreut. Dazu drang eine ſchwüle Nachtluft ins Zimmer durch die offenen Fenſter. Es war ein drückender Zuſtand, welcher Desnoyers in ſeiner Meinung beſtärkte, daß mit dieſer Lady eine abſonderliche Wandelung vorgegangen ſein müßte. Er athmete auf, als Geräuſch im Vorzimmer entſtand, als die Thür aufging und Jaromir von Zierotin auf der Schwelle erſchien. Aber der drückende Zuſtand erhielt durch Jaromirs Eintritt nur eine andere Färbung, er erhielt keinen anderen Charakter. Ludmilla blieb feſtgebannt auf ihrem Seſſel; ſie begrüßte ihren nach langer Abweſenheit zurück kehrenden Freund nicht, ſie ſah mit weit geöffneten Augen auf ihn, ſie ſchien zu beben, als er ſich ihr nahte und ihre Hand küſſen wollte. Sie zog die Hand zurück, als fürchtete ſie jede Berührung.

„Ihr ſeid nicht wohl, Mylady?“ fragte er. Nicht wohl! antwortete ſie kaum hörbar.

Er ſelbſt ſah erſchöpft aus. Angeſtrengt war er gereiſt während der heißen Jahreszeit von Madrid bis Paris. Sein Antlitz war gebräunt, aber die dunklere Farbe verſchönte ihn nicht, ſie vergröberte nur die Furchen der Leidenſchaft in ſeinen Zügen. Staub lag auf dem dunklen Haare und dem jetzt ungepflegten Barte. Sein ermüdetes Auge hatte nicht die Kraft, die Welt von Bosheit in ihm zu beherrſchen und durch geiſtiges Leben zu beglänzen.

„Wie haſt du je,“ dachte Ludmilla, „auf dieſen Mann günſtig blicken können?! Und muß nicht Alles falſch ſein, was du von ihm angenommen?!“

Jaromir wurde von dieſem Eindrucke wenig gewahr. Er warf ſich ermüdet in einen Lehnſeſſel. Er wurde auch nicht gewahr, daß Desnoyers ſeine niederhängenden Augenlider ungewöhnlich aufriegelte und den Blick von ihm auf Ludmilla zu lenken ſuchte, gleichſam mit den Augen flüſternd: Gieb Acht! Nimm Dich in Acht! Die verhüllten Kerzen, welche in den Zimmern Ludmillens eingeführt waren, kamen ihr jetzt zu ſtatten: Jaromir ſah nicht deutlich genug, um Phyſiognomien zu erforſchen. Er beklagte ſich über die Laſt dieſer eiligen Reiſe.

„Warum ſeid Ihr geeilt bei dieſer Hitze?“ ſagte Ludmilla. — Warum? Wißt Ihr denn nicht was vorgeht? Bleibt denn Paris hartnäckig zurück hinter Madrid in diplomatiſcher Kunſt? Wahrhaftig, jetzt ſtehen doch die Zeichen dick genug am Geſichtskreiſe! Es ſieht ja aus, als hätten wir umſonſt gearbeitet ſeit dem Prager Fenſterſturze, und als müßten wir ganz wieder von vorne anfangen. Der deutſche Krieg fängt ja von vorne an durch dieſes ſiegreiche Vordringen des ſächſiſchen Herzogs! — „Das meint Olivarez?“ fragte Desnoyers. — Das meint er: das meint die ganze hohe Schule der Staatskunſt in Madrid, und Eurem Richelieu hat man vor, den Cardinalspurpur abzureißen, denn er liefert Geld und Waffen für den Feldzug am Rheine. Dieſen Richelieu wird man — „Mäßigt Euch,“ unterbrach ihn Desnoyers, „ich bin ſein College, und Ihr genießt nur Gaſtfreundſchaft in Frankreich. Auch thut Ihr ihm hierin Unrecht. Bernhards Erſcheinung am Rheine war für ihn ſo überraſchend und beſtürzend wie für uns Alle. Verſchonen wir übrigens die unwohle Dame mit trauriger Politik! Ihr ſelbſt ſeid angegriffen, Euch thut Ruhe noth. Alſo auf Wiederſehen!“

Er ſtand auf, ging zu Ludmillen, um ihr die Hand zu küſſen, und flüſterte Jaromir im Vorübergehen zu: Ein Wort! Jaromir begleitete ihn bis zur Thür. Dort ſagte Desnoyers leiſe: „Olivarez hat's beſchloſſen?“ — Jaromir nickte. — „Und die Oberen haben zugeſtimmt?“ — Jaromir nickte. — „Nehmt Euch in Acht vor der Lady! Sie iſt verſtört. Mir ſcheint ihre Bekehrung erſchüttert. Sie darf nichts ahnen.“

Er ging. Jaromir winkte Blandini, entſchuldigte ſich bei Ludmillen mit erſchöpfender Müdigkeit und verließ ebenfalls das Zimmer. Blandini folgte ihm nach der kleinen Wohnung hinüber, in welche Medardo das Reiſegepäck ſchon gebracht hatte. Ludmilla ſtand ſchwer athmend allein in dem großen Gemache. — An Blandini heftete ſich ihr Sinn. Sie erinnerte ſich deutlich einiger cyniſcher Aeußerungen, wenn Jaromir und Blandini nach Tiſche geſcherzt hatten. — Dieſer Doctor iſt das Inſtrument, das gefährliche! — flüſterte es in ihr — warum nähm' er ihn jetzt mit ſich?! — Das mußt du erfahren! Haſtig ſchritt ſie ins Nebenzimmer. Vorſichtig und leiſe öffnete ſie die Thür zum nächſten. Dies Zimmer ſtieß an die kleine Wohnung Jaromirs. Hier konnte ſie vielleicht ihr Geſpräch hören. Jaromir war eingedenk geweſen, daß er damals in ſeinem Schreibzimmer die Reden Rohan's drüben gehört hatte. Er trat alſo mit Blandini ins Schlafzimmer. An dies ſtieß unmittelbar dasjenige, in welchem Ludmilla horchte. Er war aber auch eingedenk der Worte, welche ihm Desnoyers zugeflüſtert über Ludmillen. Sie ſollte „nichts ahnen“. Er ſprach leiſe. Medardo war fortgeſchickt! Jaromir entkleidete ſich und legte ſich ins Bett. Blandini mußte ſich zu ihm ſetzen. Jetzt wurde das beſprochen, was der deutſchen Geſchichte, ja der europäiſchen Geſchichte eine unerwartete Wendung geben ſollte. Ludmilla ſtrengte umſonſt ihr Gehör an — ſie verſtand kaum einzelne Laute. Eine Viertelſtunde hatte ſie in ſo peinlicher Spannung ausgeharrt, und eben wollte ſie in ihr Zimmer zurückkehren, da wurde das Geſpräch im anſtoßenden Schlafzimmer mit einem Male laut, es ſteigerte ſich zum Zank, und ſie verſtand die Worte Blandini's: — Zumuthung — mitten unter ſeinem Heere — man zerreißt mich ja! — Jaromir mochte ihn bedeutet haben, die Stimme zu dämpfen, ſie verſtand nichts weiter. Aber ſie meinte genug zu wiſſen. Sie ging in ihr Zimmer. Dort umhergehend und nur manchmal erſchöpft ſich in einen Lehnſeſſel fallen laſſend, verbrachte ſie die ganze Nacht. Eine furchtbare Nacht der Prüfung und Reue. Das Antlitz und Auge des Jugendgeliebten, Hanſens von Starſchädel, wurde der Spiegel, vor welchem dieſe Prüfung und Reue ſich abſpielte. „Junge Freudenmädchen, alte Betſchweſtern“ war der fürchterliche Refrain, welcher durch all' ihre Betrachtungen hindurch ſchwirrte wie der Mißton einer verſtimmten Saite. Als der Tag heraufdämmerte, faltete ſie die Hände, und betete ſie das Vaterunſer, wie ſie es einſt an jedem Abende ihrem Vater hatte vorbeten müſſen. Sie war ruhig geworden; ſie ſchloß die Fenſter und verhüllte ſie. Dann ſuchte ſie ihr Lager, auf einen kurzen Schlummer hoffend. Sie hatte Entſchlüſſe gefaßt. Im Laufe des Tages wollte ſie ihren Nachbar, den ſchwediſchen Geſandten, aufſuchen und ihm Mittheilungen machen für Herzog Bernhard. Dann wollte ſie abſchließen mit ihrem jetzigen Leben und nach Deutſchland zurückkehren. Was ſind unſere Entſchlüſſe?! Abſichten, weiter nichts. Ein Lüftchen kann ſie verwehen. Der nächſte Mittag kam heran, und als bis dahin Ludmilla kein Lebenszeichen von ſich gegeben, trat ihre Dienerin ins Zimmer und ans Bett. Ludmilla lag beſinnungslos in hitzigem Nervenfieber. Der herbeigerufene Arzt war Blandini. Er zuckte die Achſeln und erklärte: die Natur ſelbſt müſſe helfen; die Kranke ſei nur zu hüten. Denn Delirien heftigſter Art würden eintreten, das Nervenleben der Lady erſcheine tief zerrüttet. Wenn die Lebenskraft all' die bevorſtehenden Stöße überdaure bis zum Eintritt der kälteren Jahreszeit, ſo werde die friſchere Luft vielleicht eine langſame Geneſung möglich machen. Er ſtand allein mit Jaromir an ihrem Bette, als er dies ausſprach, und Ludmilla war ihm dergeſtalt aus der Reihe der Lebendigen und Verſtändigen ausgeſchieden, daß er dicht neben ihr von ſeiner Reiſe nach Luzern ſprach und von den Mitteln, unſcheinbar in die Nähe Bernhards zu gelangen. Sie vernahm nichts davon, und ihre Gegenwirkung war in einen dunklen Abgrund gefallen.

Der Herbſt flog rauh auf Thal und Höhen im Jahre 1637. Ein ſcharfer Winter ſchien bevorzuſtehen. Die ſchon damals zahlreichen Obſtgärten in der Schweiz wurden zeitig kahl, die Laubholzränder oberhalb der Matten wurden zeitig gelb und roth und ſtachen maleriſch ab von den ſchwarzgrünen Nadelhölzern auf den Höhen. Die nordweſtliche Schweiz, das Land von Aarau und Baſel, welches die Aar durchſtrömt und der Rhein begrenzt, gleicht ganz und gar nicht den herkömmlichen Vorſtellungen von der Schweiz. Hier giebt's keine hohen Berge, noch weniger Schneekegel und Gletſcher. Hier giebt's nur Hügelland, von zahlreichen kleinen Waldungen beſchattet. Aber auch hier wehte in dieſem Jahre der Wind zeitig rauh und kalt durch das Thal der Aar. Unweit der Aar im Städtchen Lenzburg hatte ſich die Rohan'ſche Familie mit Eintritt des Herbſtes niedergelaſſen. Verkleidet und vorſichtig war Herzog Heinrich bei nächtlicher Weile aus Genf geritten mit ſeiner Tochter und dem treuen Mathieu. Seine

Frau mit der übrigen Dienerſchaft war ihm erſt nach einigen Tagen gefolgt. Sie hatte in Genf die Meinung erhalten wollen, der Herzog wäre noch da, als er mit Marguériten ſchon über Bern hinaus war. Die franzöſiſchen Aufpaſſer hatten getäuſcht werden müſſen. In Lenzburg waren ſie zuſammen getroffen. Hier hatte der Herzog ein Haus mit Garten dicht vor dem Städtchen gemiethet: von hier aus hatte er die Aufgaben betrieben, welche er für Herzog Bernhard übernommen hatte. Die eine betraf Hohentwiel, die andere betraf die Waldſtädte. — Dieſe Waldſtädte am Nordrande der Schweiz waren Oeſterreich unterthänige Orte und waren militäriſch von großer Wichtigkeit. Von Baſel oſtwärts am heftig ſtrömenden Rheine gelegen war Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg bis Waldshut hinauf diejenige Landſchaft, welche mit der neutralen Schweiz im Rücken den günſtigſten Zugangspunkt bildete für einen kriegeriſchen Einbruch ins kaiſerliche Deutſchland. In Lenzburg war Herzog Heinrich nur eine ſtarke Tagereiſe entfernt von dieſen Rheinſtädten und von hier aus konnte er leicht ſeine Verbindungen anknüpfen. Dieſen Angriffspunkt hatte er ſchon in Paris mit Bernhard beſprochen. Es war alſo für ihn eine große Ueberraſchung geweſen, als Bernhard plötzlich von der Seite des Elſaß bei Rheinau über den Rhein gegangen war und ſich dort unterhalb Breiſach unter blutigen Kämpfen feſtgeſetzt hatte. Erſtaunt und erſchrocken hatte er dies vernommen, als er ſich in Lenzburg niedergelaſſen. Erſchrocken, weil er als ſorgfältiger Stratege die Rückendeckung Bernhards für höchſt gefährdet hielt und den Franzoſen nicht zutraute, daß ſie dieſe Rückendeckung gegen die Kaiſerlichen unter dem Herzoge von Lothringen durchführen würden. Erſtaunt über die Kühnheit des Plans, über die Tapferkeit der Waffenthat. Er fand die Durchführung genial. Und vor dem Kriegsgenius Bernhards beugte er ſich. Er ſelbſt war ſchon in vorgerückten Jahren, und war durch das herbe Schickſal zu der Ueberzeugung gekommen: nur das gründlich Erwogene und das reiflich Vorbereitete, ja nur das dreifach Gedeckte ſei im Kriege zu unternehmen. Aber er beſaß eine ſo milde Seele, ein durch Erfahrung und Bildung ſo geläutertes Weſen, daß er Rechthaberei gar nicht aufkommen ließ in ſich, und daß er an der Berechtigung eines mächtigeren Genius wie Bernhards gar nicht zweifelte. Deshalb hatte er von Lenzburg aus ſogleich all' ſeine Schritte dem neuen Plane Bernhards angepaßt. Erlach war zu ihm gekommen auf ſeinem Wege nach Hohentwiel, und mit ihm hatte er alle Maßregeln vereinbart, welche nöthig waren, um Bernhard von Würtemberg aus Unterſtützung zu verſchaffen. Das Alles war im Frühherbſte ſchon geſchehen. — Jetzt im Spätherbſte waltete eine gedrückte Stimmung in dem Lenzburger Hauſe, welches Herzog Heinrich von Rohan mit Frau und Tochter bewohnte. Dies einſtöckige Haus lag auf einem kleinen Hügel tauſend Schritte vor der Stadtmauer des Städtchens. Es war oben vor den Fenſtern des erſten Stocks von einer hölzernen Gallerie umgeben, wie ſie balconartig jetzt noch zum ſchweizeriſchen Bauſtyle gehört. Und auf dieſer Gallerie ſaß auf einem Lehnſtuhle Herzog Heinrich.

Es war gegen Abend. Die Luft war grau und nur ſelten flog ein bleiches Sonnenlicht aus einer Wolkenſpalte über die kleine Ebene, welche ſich von Lenzburg weſtlich gegen die Aar hin erſtreckt. Bäume und Felder waren von Rauhfroſt wie mit Silber überzogen, und die Hügelwaldungen ringsum am nahen Horizonte waren wie weiß verzuckert. Halber Winter herrſchte über dieſem ſtillen Fleckchen Erde, und der Wind blies rauh vom Norden her. Er kam vom Schwarzwalde über den Rhein, und ziſchte grollend: ich bringe einen ſcharfen Winter. Das war doch nicht angethan, um auf eine offene Gallerie zu locken und dort ruhig zu ſitzen! Herzog Heinrich war auch eingehüllt und zugedeckt mit Mantel und Pelz. Er ſaß da nach Vorſchrift des Arztes. Bei den erſten kühlen Herbſttagen war er öfters von einem unheimlichen Fröſteln überfallen worden, das ſich mitunter zum Schauerfroſt geſteigert hatte. Auch warme Sonnentage, welche ſich noch eingeſtellt, hatten dies Unbehagen nicht vertreiben können, und zweimal hatte ſich eine leichte Ohnmacht eingeſtellt. Man hatte zu dem Schluſſe kommen müſſen, es ſei dieſer Zuſtand nicht die Folge der kälteren Jahreszeit, ſondern eine Krankheit. Die Herzogin hatte in Lenzburg, ſie hatte in Aarau nach einem Arzte gefragt, ſie hatte an eine ſichere Freundin deshalb nach Paris geſchrieben. In Lenzburg war gar kein brauchbarer Arzt geweſen, — ein kühner Barbier verſah dort die Heilkunſt — und von Aarau war einer gekommen, der ſich keinen Rath gewußt für das räthſelhafte Unwohlſein des Herzogs. Wol aber hatte man in Aarau der Herzogin erzählt, daß neuerdings in Luzern ein italieniſcher Doctor erſtaunliches Aufſehen machte. Er verrichtete Wundercuren, und wäre wol auch leicht zu haben, da er viel herum reiſte und Kräuter ſuchte auf den Höhen. Er wäre von Baſel gekommen, wäre auch damals ein paar Tage in Aarau geweſen. Doctor Blandini wäre ſein Name. Als nun wunderlicher Weiſe auch die Freundin aus Paris geſchrieben: die Herzogin möchte ſich doch an den berühmten Doctor Blandini wenden, welcher unter den Vornehmen in Paris außerordentlichen Ruf hätte und welcher jetzt in der Schweiz wäre — da hatte die Herzogin einen Boten und einen Brief nach Luzern geſendet und den Doctor um einen Beſuch in Lenzburg gebeten. Sie wußte nichts davon, daß Blandini ein Parteiwerkzeug wäre.

Blandini war ſogleich gekommen. Der Ruf war ihm ſehr erwünſcht geweſen. Er hatte gezögert, in die unmittelbare Nähe Bernhards zu gehen. Im Elſaß war er geweſen und hatte überall dafür geſorgt, daß ſein Aufenthalt bekannt und beſprochen würde. Auf die Krankheiten hatte er gerechnet, welche unter Bernhards Truppen in den feuchten Rheininſeln ausbrechen würden — die Berufung zu Rohan war für ihn ein großer Schritt zum Ziele: denn er wußte aus Paris, daß Rohan und Weimar miteinander zuſammenhingen. Er hatte der Rohan'ſchen Familie ſehr gefallen. Seine Sachkunde war ſo einfach, und ſtellte ſich ſo einleuchtend dar.

„Das Unwohlſein des Herrn Herzogs," hatte er geſagt, „iſt ein ſehr ſeltenes. Es ſtammt aus der Seele. Geiſtige Ueberanſtrengung, geiſtige Sorge, dauernder Kummer haben die Blutbereitung angegriffen, ich möchte ſagen trocken gelegt. So iſt die

Blutbeſchaffenheit ungenügend geworden, und aus dieſem ungenügend lebendigen Blute entſteht die Kälte, entſteht der Nervenfroſt, entſteht die Ohnmacht. Medicin hilft da nicht viel. Ich will zwar ein Getränk bereiten, welches dem Blute ein wenig zu ſtatten kommt; aber die Lebensweiſe im Ganzen nur kann helfen. Das Gemüth muß möglichſt frei erhalten werden von kummervollen Eindrücken, und der Körper muß der Luft ausgeſetzt werden. Letzteres iſt die Hauptſache. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang muß der Körper in freier Luft ſein. Die Einſaugung atmosſphäriſcher Luft iſt das ſtärkſte Mittel, die Blutbeſchaffenheit lebensvoll zu machen."

Seit der Zeit war Herzog Heinrich vom Morgen bis zum Abende im Freien. Er ging und ritt umher, faſt immer begleitet von ſeiner Tochter, welche mit großer Zärtlichkeit an ihm hing. Und wenn er müde war — was ihm leicht widerfuhr bei ſeiner geſchwächten Lebenskraft — dann ſaß er auf der Gallerie, die Luft mochte noch ſo rauh, das Wetter noch ſo unbehaglich ſein. Marguérite hüllte ihn alsdann in Decken und Pelze, damit er vor Erkältung geſchützt wäre. Die Folge gab dem Doctor Blandini Recht. Sein Zuſtand beſſerte ſich. Blandini machte ſich ſelten. Jetzt war er einen ganzen Monat ausgeblieben. Er that dies aus weit blickender Vorſicht: man ſollte glauben, daß er die Anknüpfung nicht weiter betreibe als der ärztliche Dienſt abſolut erforderte. Wenn Bernhard davon erführe, ſo würde er ſich erinnern, daß auch er immer Mühe gehabt, des Doctors habhaft zu werden. Und in Betreff Bernhards hatte er ſich ausbedungen, daß man ihm Zeit laſſe. Man hatte ihm eingeräumt, daß die Beſeitigung des deutſchen Herzogs vielleicht nicht nöthig würde, wenn die Unternehmungen des Herzogs ins Stocken geriethen. Und jetzt hatte man ſeit länger als einem Monate nichts mehr gehört von Fortſchritten, welche der Krieg auf der rechten Rheinſeite gemacht hätte. Auch Heinrich von Rohan war lange ohne Nachricht vom Kriegsſchauplatze. Aengſtlich ſpähte ſein Auge durch die niederſinkende Dunkelheit, ob von der Aar herüber kein Bote erſchiene.

„Marguérite! Marguérite!“ rief er plötzlich.

Springend kam ſeine Tochter aus dem Innern der Wohnung auf die Gallerie heraus.

„Strenge Deine jungen, friſchen Augen an! Mich dünkt das iſt ein Reiter, der dort auftaucht zwiſchen den Obſtbäumen!“ — Es ſind zwei, Papa! Und das große Thier des einen — richtig, das iſt das ſchwarzbraune Maulthier des Doctors, das iſt Doctor Blandini und ſein Gehilfe. Siehſt Du's? — „Ja, ja, jetzt erkenn' ich ihn. Ich hoffte freilich —“ — Aber Papa, ſei nicht undankbar! Der Rath des Doctors hat Dir doch eine große Beſſerung zu Wege gebracht, und wenn vom Herzoge Bernhard ſo lang keine Nachrichten kommen, ſo denk' an das Wort der Mama: Unglücksnachrichten kommen mit dem Sturmwinde, gute Nachrichten kommen zu Fuß. — Willkommen, Herr Doctor, ſehr willkommen! — rief ſie hinab, als die Reiter der Stimme erreichbar waren. Dann rief ſie den Dienern im Hauſe zu, den Gäſten gewärtig zu ſein, und nahm den Vater die ſchweren Hüllen ab, damit er leicht ins große Wohnzimmer wandeln könne.

Dort ſaß die Mutter bei heller Lampe und ſchrieb. Sie führte die große Correſpondenz des Herzogs, ſeit dieſer genöthigt war, den ganzen Tag im Freien zu verbringen, und ſeit der Doctor ihm unterſagt hatte, den Geiſt anzuſtrengen. Nach einigen Minuten ſtand der feiſte Blandini vor ihnen und hatte den Puls des Herzogs in ſeinen Händen. Frau und Tochter hingen am Auge, hingen am Munde des Arztes. Blandini war ein Arzt von Welt. Er hatte die beſte geſellige Bildung, welche zuerſt und zuletzt lehrt: niemals zu erſchrecken, nicht einmal zu überraſchen. So erklärte er denn einfach, daß die Geſundheit des Herzogs wirkliche Fortſchritte gemacht habe und ihrer völligen Wiederherſtellung entgegen reife. Dazu müſſe die Koſt reichlich beitragen, Fleiſch, ſo viel als möglich Fleiſch müſſe die Nahrung bilden. Raſch gebraten, mitunter roh, damit der thieriſche Saft unverſtellt in die Blut bereitenden Gefäße übergehen könne. — So wie ich neulich — ſchloß er — die Rippenſtücke hier in der Küche behandelt habe.

Blandini war lecker und verſtand ſelbſt zu kochen. Dabei war er mäßig und appetitlich — er hatte den Frauen bei ſeinen mehrmaligen Beſuchen in allen Stücken gefallen und die Frau Herzogin wollte ſogleich Auftrag geben für das Abendeſſen, an welchem der liebenswürdige Doctor theilnehmen würde. Das Haus war weitläufig und war ſorgfältig eingerichtet worden, damit an der vornehmen Rohan'ſchen Haushaltung ſo wenig als möglich vermißt würde. Des Herzogs ſelber wegen nicht. Er war einfach und anſpruchslos. Aber die Herzogin war der vollen Formen ihres Standes, war des reichen Weſens bedürftig. Sie litt mehr als ſie's zeigte von dem unordentlichen Wanderleben. Vor ihr war übrigens Blandini am meiſten auf der Hut. Sie ſtand ſeinen Zielen mehr im Wege als der wohlwollende und argloſe Herzog. Dieſer vermied es wol als Staatsmann auf Mittheilungen über Politik und Krieg einzugehen, aber er war nicht mißtrauiſch. Die Herzogin dagegen war es. Sie hatte Blandini nie gefragt, ob er katholiſch wäre, aber ſie wußte es, und ſie ſetzte den Geſprächen mit ihm ſtets enge Grenzen; in ihrer Gegenwart erfuhr er nie etwas Beſonderes. Es war ihm alſo erwünſcht, daß er jetzt eine Zeitlang allein blieb mit dem Herzoge und ſeiner Tochter. Marguérite war ihm die ergiebigſte Quelle für Nachrichten vom Herzoge Bernhard und deſſen Heere. Sie war ganz unbefangen und natürlich und behandelte den Doctor, welcher ihrem geliebten Vater ſo heilſam, wie einen Freund des Hauſes. Sie erzählte ihm in der Geſchwindigkeit auch alles das, was der Vater nicht erzählt haben mochte, was er aber unbeſchränkt hingehen ließ aus dem Munde ſeines Lieblings. Binnen einer halben Viertelſtunde war Blandini unterrichtet, daß es ſeit längerer Zeit an Nachrichter fehle vom Kriegsſchauplatze, und daß man beſorgt ſei. Dieſe Auskunft war ihm die willkommenſte. Nun konnte er länger zögern mit ſeinem Angriffe auf das Leben Herzog Bernhards, und die zurück kehrende Herzogin fand ihn heiter und von beſter Laune. Man ging zum Abendeſſen ins nächſte Zimmer unter ſo behaglicher Stimmung, als ob man auf dem Stammſchloſſe in der bretoniſchen Domnéné unter lauter Vaſallen und ergebenen Unterthanen wäre. Zahlreiche Dienerſchaft, welche die Herzogin herbeſchieden, erleichterte dieſe Täuſchung, und ſelbſt der Herzog erſchien heute getroſt und heiter. Die tröſtliche Zuſicherung eines Arztes, zu welchem man Vertrauen hegt, verfehlt ihre Wirkung auch nicht auf den melancholiſchen Patienten. Haar und Bart des Herzogs war allerdings weiß geworden in der letzten Zeit, und das Antlitz wie die Hand war abgemagert. Aber das große braune Auge war wieder vom Schimmer ſeines guten Herzens belebt, und da er erſt dem ſechzigſten Jahre ſich näherte, ſo glaubte er gern Blandini's Worte: daß er nur ein Stufenjahr zu überwinden habe und bis zum Frühlinge überwunden haben werde. Er hob ſein Glas voll rothen Veltliners, welchen der Doctor empfohlen, und trank auf ein glückliches Neujahr, das ja nicht mehr fern ſei — da neigte ſich ein Diener zu ſeinem Ohre und flüſterte ihm eine Meldung zu.

„Der junge de Groot?!“ rief er, „herein! herein! Das iſt ein Bote des Herzogs Bernhard!“ — Dietrich?! rief Marguérite und klatſchte in die Hände.

Die Herzogin freute ſich auch; aber ſie hätte es lieber geſehen, wenn der fahrige junge Mann mit Berichten vom Kriege in beſonderer Audienz vom Herzoge empfangen worden wäre, nicht in Gegenwart des katholiſchen Doctors — es war nicht mehr zu verhindern; Dietrich ſtand ſchon im Zimmer. Er ſah ganz gut aus, wenn auch mager. Das Haar war kurz geſchnitten, der Bart war gewachſen, das Antlitz vom Wetter gedunkelt, der Anzug einfach und praktiſch ohne Farbenprunk, die Haltung feſt, die Stimme kräftig. Er benahm ſich wie ein Kriegsmann und — zum Erſtaunen der Herzogin — wie ein Diplomat. Er platzte nicht wie ſonſt mit einer Erzählung heraus, ſondern verſicherte zunächſt nur, daß der Herzog Bernhard ſich wohl befände und ihn mit beſten Grüßen beauftragt habe für die herzoglich Rohan'ſche Familie. Die Herzogin benützte das. Sie nöthigte ihn an der Tafel Platz zu nehmen und ſich mit Speiſe und Trank zu ſtärken; ſie ſchickte dann die Dienerſchaft hinaus und machte Anſtalt, den

Doctor und Marguériten ebenfalls zu entfernen. Marguérite aber bat den Vater, dableiben zu dürfen, und da dieſer freundlich mit dem Kopfe nickte, ſo hätte der Doctor allein fortgeſchickt werden müſſen, wenn er nicht ſelbſt — er ſtand auch auf, um ſich zu beurlauben. Er wußte zu gut, wie ſehr ihm dieſe Enthaltſamkeit bei der Herzogin nützen würde. Aber das Naturell Dietrichs hatte ſeinen Bodenſatz nicht verloren, er rief mitten im haſtigen Speiſen dem Doctor zu: „Ihr ſeid der berühmte Doctor Blandini, den ich im Louvre geſehen?“ — Derſelbe. — „Alſo kein Franzos,“ fuhr Dietrich fort, „dann könnt Ihr die Hauptſache ſchon hören. Sie iſt nur für die Franzoſen peinlich.“ — Für die Franzoſen?! rief der Herzog. — „Allerdings! ſie haben ſich ſchmählich benommen. Ich komme von Dellsberg im Sundgau, nicht weit von Baſel, wo der Herzog Bernhard —“ — Er iſt nicht mehr auf den Rheininſeln? — „O nein. Bei Zwingen in Dellsberg legt er ſein zerſtörtes Heer in die Winterquartiere.“ — Zerſtört? Er hat eine Schlacht verloren? — „Keineswegs. Wie ein Löwe hat er ſeine Rheinſchanzen vertheidigt und erhalten. Aber das franzöſiſche Heer, welches gegen den Herzog von Lothringen unſere Rückzugslinie decken ſollte, hat ſeine Schuldigkeit nicht gethan, hat ſich erbärmlich benommen. Gewichen iſt es, immerfort gewichen iſt es vor den Kaiſerlichen unter dem Lothringer, und eines Morgens ſtand dieſer vor Thann dicht in unſerm Rücken. Da blieb keine Wahl übrig. Auf der deutſchen Seite vorzudringen, waren wir nicht ſtark genug, und ohne Rückzugslinie kann kein Heer beſtehen. Der Herzog übergab alſo dem General Manicamp die Rheinſchanzen zur Bewachung und Vertheidigung, und wir bewerkſtelligten unſern Rückzug auf der Elſäſſer Seite nach dem Sundgau herauf. Es war ein ſchweres Stück Arbeit. Unſere Leute waren von Krankheiten geſchwächt, unſere Pferde waren gefallen wie die Fliegen. Die braven Reiter der Starſchädel'ſchen Regimenter ſind zu Fuß mit uns maſchirt, und wir ſind in ſo drohender Haltung marſchirt, daß der Lothringer von Thann herüber — wir mußten ihm ja die Flanke bieten — gar keinen Angriff gewagt hat. Das Alles war übel genug, aber es war doch tüchtig. Aber wir waren kaum eingerichtet im Sundgau, da kam die Hiobspoſt: Johann von Wörth hat die Rheinſchanzen angegriffen, und —" — Und? — „'s iſt unglaublich! Die Franzoſen ſind von einer Feigheit geweſen, daß man roth wird darüber. Nur ſechzig Deutſche vom Schmidtberg'ſchen Regimente haben mannhaften Widerſtand geleiſtet und ſich zuſammhauen laſſen. Sämmtliche Franzoſen aber haben ihr Leben geſchont; ſie leben alle noch. Johann von Wörth hat ſie nicht einmal als Gefangene behalten wollen — er hat ihnen weiße Stäbe geben laſſen und ihnen unter ſchallendem Gelächter ſeiner Truppen geſagt: ſie ſollten nur getroſt nach Hauſe pilgern, ſie wären unſchädliche Soldaten!" — Und die Rheinſchanzen? — „Sind in den Händen der Kaiſerlichen. — Herzog Bernhard ſendet mich an Eure Hoheit zur Ueberreichung eines eigenhändigen Schreibens, welches ich hiermit abzugeben die Ehre habe."

Während Dietrich den Brief aus ſeinem Wamſe hervorzog und über den Tiſch hinüber dem Herzoge Heinrich darbot, ſprang Prinzeſſin Marguérite mit einem lauten Schrei von ihrem Seſſel auf und rief: „Da iſt er!" — Wer? Was? fragten erſchreckt Alle.

Ein Mann war ſchweigend ins Zimmer getreten, und Marguérite, welche ihn zuerſt geſehen, eilte dieſem Manne entgegen. Es war Herzog Bernhard. In ſchlichter dunkler Tracht, welche in nichts den vornehmen Kriegsmann verrieth, ſtand er da und ſtreckte beide Hände dem herzuſpringenden Mädchen entgegen. Glückſelige Befriedigung, wie man ſie nie an ihm erblickt, ſtrahlte über ſein Antlitz. Dies Entgegenfliegen Marguéritens mochte alle Träume ſeines Herzens erfüllen. Er drückte innig die beiden Hände Marguéritens, er ſah tief in ihre Augen und beeilte ſich gar nicht, die Anderen zu begrüßen. Er bemerkte es wol auch nicht, daß die lebhafte Begrüßung von Seiten Marguéritens ſich weſentlich unterſchied von der ſeinigen. Marguérite war völlig unbefangen dabei. Sie begrüßte einen werthen Freund und fand raſch die Worte, daß dieſer unerwartete Beſuch ihrem armen Vater eine große Erquickung ſei. So war es auch. Herzog Heinrich war neu belebt, und wie ein kräftiger Mann ſchritt er herzu und ſchloß Bernhard in ſeine Arme. Dann begrüßte Bernhard die Frau Herzogin und küßte ihr die Hand und ſah und erkannte auf der Stelle den Doctor Blandini.

„Da iſt ja lauter Glück,“ ſagte er, „auch Euch, ſchlimmer Doctor, finde ich. Wie ſehnlich hab' ich nach Euch ausgeſchaut; Ihr aber kamt nicht, obwol ich Euch dringend gebeten. Meine Truppen haben fürchterlich gelitten in den Waſſerlöchern des Rheins, und die Seuche hat mir mehr hinweg gerafft als das Schwert des Feindes. Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr, Doctor, jetzt entführ' ich Euch ſelbſt in mein Lager.“

Und ſich zu Herzog Heinrich wendend, ſetzte er hinzu: „Ich bin meinem Boten da auf dem Fuße gefolgt, weil mein Freund Starſchädel ankam und ich das Berittenmachen meiner Reiter den zuverläſſigſten Händen anvertrauen konnte. Ich wurde drüben entbehrlich, und mein Herz zog mich hierher. Ich komme auf unſere Pläne zurück, lieber Herzog, und will ſie mündlich und gründlich mit Euch durchſprechen.“ — Wir räumen den Platz! rief die Herzogin.

Bernhard bat, daß dies nicht ſofort geſchähe. Eine Stunde in ſolchem Familienkreiſe ſei für den Mann des Feldlagers ein gar zu ſeltener Segen. So blieb man denn noch eine Zeitlang beiſammen. Herzog Bernhard mußte ſpeiſen, und die Unterhaltung bewegte ſich um perſönliche Intereſſen. Marguérite belebte ſie durch die naiven Fragen und Bemerkungen eines jungen Mädchens, welche alle möglichen Einzelnheiten erklärt und geſchildert haben will. Sie war durch ihren Vater ungemein unterrichtet über die Details von Krieg und Schlacht, und fragte ſo praktiſch, daß Bernhard einmal um das andere ausrief: ſie ſei eine kleine Strategin von erſtaunlicher Fähigkeit und ſollte mit ins Feld rücken bei guter Jahreszeit.

„Auch bei rauher Jahreszeit,“ entgegnete ſie, „ich mache mir gar nichts aus ſchlechtem Wetter. Fragt nur den Papa, wir reiten alle Tage aus, auch wenn es ſtürmt und ſchneit“

Sie ſaß zwiſchen ihrem Vater und dem Herzog Bernhard. Der Speiſetiſch war weggetragen, und die Geſellſchaft ſaß im offenen Halbkreiſe, ſchwach beleuchtet von den Kerzen auf der fern gerückten Tafel. Das weite Gemach mit tief herab reichender Holzdecke ſtach in ſeiner ſchweizeriſchen Einfachheit wunderlich ab von den ſtolzeren Möbeln und den Teppichen, welche die Herzogin herbeigeſchafft hatte. Herzog Heinrich und Herzog Bernhard ſaßen auf ſtattlichen Lehnſeſſeln, welche aus Paris nach Genf und von Genf nach Lenzburg gekommen waren, und zwiſchen ſie hatte ſich Marguérite ein gar beſcheidenes Holzbänkchen des Schweizerhauſes gerückt. Auf dieſem thronte ſie wie eine Fee, von welcher Strahlen der Anmuth ausgehen. Sie war jetzt ſchon gar lieblich entwickelt in Formen, welche der Rundung zuſtrebten und doch noch die jugendliche Schlankheit zeigten. Das feine Geſicht, früher gelblich blaß, war jetzt von leiſer Röthe angehaucht, das Auge voll ſchelmiſcher Kraft, die Stimme tiefer und ſonorer, das dunkle Haar voller und lockiger. Ein blaues Tuchgewand ſchmiegte ſich eng an den ſchlanken Leib, und die feinen weißen Hände begleiteten alle Aeußerungen mit allerliebſten Geſten. Der fröhliche Geiſt, welcher aus dem weit geöffneten Auge blitzte und um den kleinen knappen Mund ſpielte, fiel wie Sonnenſchein in Bernhards Gemüth. Es kam ihm eigentlich kein wirkliches Liebeszeichen entgegen von ihr, es verbarg ſich auch keins, denn die ſchmeichelnde Zärtlichkeit für den Vater war ächt und galt nur dem Vater — dennoch war Bernhard befriedigt und beglückt. Das Liebreiche genügt der erſten Liebe. Und von ihm ging es nicht aus, daß die ſpielende Unterhaltung beendigt wurde. Von der Herzogin ging es aus.

Sie wollte den Doctor entfernen, wollte ihrem Gatten das wichtige Zwiegeſpräch mit Bernhard ermöglichen. Sie entſchuldigte ihren eigenen Aufbruch damit, daß ſie in ungenügender Behauſung Anſtalt treffen müſſe für die Unterkunft der Gäſte, und ſo entführte ſie Margueriten und nöthigte den Doctor und Dietrich, den beiden Herzögen das Gemach allein zu überlaſſen. Marguérite reichte dem Herzoge Bernhard die Hand und ſprach:

„Auf Wiederſehen morgen bei Zeiten! Dann reiten wir aus und ich zeig' Euch die Gegend. Ihr bleibt doch eine Zeitlang bei uns?" — Eine Zeitlang. — „Eine lange Zeit; jetzt ruht ja doch der Krieg. Hört Ihr's, wie der Wind Eiskörner an die Fenſter wirft? Eine lange Zeit alſo!"

Bernhard küßte zum erſten Male die kleine Hand und nickte bejahend. Die beiden Herzöge blieben allein. Blandini hätte wol gewünſcht, ſein Schlafzimmer in ihrer Nähe zu haben, damit Medardos feines Ohr ihre Pläne belauſchen könnte. Es lag ihm daran, dieſe Pläne zu vernichten. Denn ſo lange Bernhard nicht ſiegte, ſo lange konnte Blandini ſeinen mörderiſchen Auftrag verſchieben. Immerfort wünſchte er das, obwol er ſonſt gar nicht ſentimental war. Gleichgiltig tödtete er zu wiſſenſchaftlichem Zwecke wol auch abgelebte Menſchen. Sehr ungern aber ein kräftiges Geſchöpf. Er hatte ein naturwiſſenſchaftliches Gewiſſen. Es widerſtrebte ihm, die Natur frech zu unterbrechen. Dazu kam die Furcht, ſolchen Mord mitten im Heerlager des Feldherrn bewerkſtelligen zu müſſen. Beides, naturwiſſenſchaftliches Gewiſſen und Furcht, hatten ihm einen eigenthümlichen Plan eingegeben. Jetzt, als ihn der Diener ins Erdgeſchoß hinab führte und dadurch jede Möglichkeit abſchnitt, von der Unterredung der beiden Herzöge etwas zu erfahren, jetzt entſchloß er ſich, dieſen Plan auszuführen. Denn jetzt war an kein Ausweichen mehr zu denken. Bernhard ſelbſt wollte ihn mit ſich nehmen; beſſer eingeführt zu werden konnte und durfte er nicht erwarten. Seine Operation mußte nun beginnen. In dem großen Stubenraume unten, welcher ihm angewieſen wurde, fand er ſeinen Begleiter, der halb für ſeinen Diener, halb für ſeinen Amanuenſis, für einen untergeordneten ärztlichen Gehilfen, galt. Blandini hatte ihn, der ſehr viel Anſtelligkeit zeigte, zu dieſem Zwecke geſchult. Es war Medardo. In einem Winkel des Zimmers ſaß er in ſich zuſammengekauert. Voll Sorge. Er wußte längſt die Ankunft des Weimar; er wußte ebenſo, was dieſe Ankunft für den Doctor und für ihn zu bedeuten haben werde. Zehn Schritte von dem großen Wohnhauſe ſtanden Stallungen. Dort hatte Medardo, während man oben ſpeiſte, geſpürt und geforſcht bei den Begleitern des Herzogs Bernhard. Er war jetzt gewärtig, daß Blandini ihm ankündigen werde, was er zum Aergſten fürchtete. Das that Blandini auch, indem er ſich an einen Tiſch ſetzte und ein Fläſchchen aus dem Mantelſacke zog. Medardo ſchwieg auf die Ankündigung.

„Ich bitte um ein Glas Waſſer!“ ſagte Blandini nach langer Pauſe. Und als Medardo langſam daſſelbe gebracht, fuhr Blandini fort: „Und nun die drei leeren Fläſchchen, die Ihr in Luzern eingepackt habt. — Ihr braucht nicht ſo niedergeſchlagen zu ſein, Medardo. Die Sache ſteht noch in weitem Felde. Der Mann iſt keineswegs im Glück, ſondern im Unglück. Zunächſt droht ihm nichts von uns. Und wenn er ins Glück käme, ſo würde ihm das Schickſal nur vorſichtig und allmälig nahe treten. Wir würden wie Helfer erſcheinen, keineswegs wie Thäter. Deshalb will ich die Fläſchchen bereiten.“

Das Letzte ſprach er ganz leiſe. Die eigentliche Abſicht war nie zwiſchen ihnen ausgeſprochen worden. Aber Medardo war nicht im Geringſten im Zweifel, daß er und Blandini dem Herzog von Weimar aus dem Leben ſchaffen ſollten. Norbert hatte es ihm trocken geſagt. Was Blandini jetzt meinte mit den Fläſchchen, und daß ſie Beide wie Helfer und nicht wie Thäter erſcheinen würden verſtand er nicht. Er holte die Fläſchchen. Es waren ihrer drei. Das zweite kleiner als das erſte, das dritte kleiner als das zweite. Blandini hieß ihn, eins nach dem andern mit Waſſer füllen, ſo daß nur noch einige Tropfen Platz finden könnten, und ſie ihm der Reihe nach zu reichen. Dies geſchah. Blandini ließ in das kleinſte drei Tropfen aus ſeinem Fläſchchen fallen, in das mittlere Fläſchchen zwei Tropfen, in das größte Fläſchchen nur einen Tropfen. Dann befahl er Medardo, ſie feſt zu verkorken und auf die Korkſtöpſel die Nummern 1, 2, 3 zu ſchreiben. 3 auf das kleinſte, 1 auf das größte. Medardo befolgte Alles maſchinenmäßig. Er verſtand nicht, was der Doctor meinte und vorhätte; er fragte nicht einmal. Er war bis auf einen gewiſſen Grad verdummt. Von dem Momente an, da ihm Norbert die Begleitung Blandini's bei dieſer Expedition auferlegt und er ſich ſelber klar gemacht hatte, daß ein Widerſtreben und Verſagen keine andere Folge haben könnte als ſeinen Untergang durch die hundertfältigen Arme des Ordens, von dem Augenblick an, gab er ſein Leben verloren. Die Scene aus dem Nürnberger Lager, wo der Bart-Conrad ihn unter den Händen gehabt, wo ihm Waldſtein den Brei eingenöthigt, wich nicht mehr aus ſeinem Innern. Er war durchdrungen davon: das tödtliche Strafgericht breche über ihn herein, und aller Widerſtand ſei vergeblich. Dies zehrte an ſeinem Leibe wie an ſeinem Gehirn. Er magerte ab, und die Spannkraft ſeines pfiffigen Kopfes ließ von Tage zu Tage nach, ſein Verſtand erſchlaffte. Blandini ſtudirte dieſe Erſchlaffung, wie er ein Kaninchen ſtudiren mochte, mit welchem er Experimente machte. Er dachte auch ſchon daran, ſich des verfallenden Burſchen entäußern zu müſſen, wenn ſich die Kraftloſigkeit ſeines Weſens noch höher ſteigern ſollte. Denn alsdann konnte Medardo als Mitwiſſer gefährlich werden, er konnte aus Schwäche ausſchwatzen und verrathen. Deshalb ſagte jetzt Blandini zu dem unheimlich ſchweigſamen Geſellen flüſternd aber eindringlich: „Medardo, nimm Dich zuſammen. Du verſtehſt mich gar nicht, Du wirſt geiſtesſchwach durch Deine Furcht. Begreife doch! Es ſteht noch lange nichts bevor. Und wenn es endlich doch geſchehen müßte, ſo werde ich Dich vorher fortſchicken. Du kannſt alſo ganz ruhig ſein. Sprich ein Wort!“ — Ach, Herr Doctor, entgegnete Medardo ſtöhnend, vor der Sache ſelbſt fürcht' ich mich nicht ſo ſehr. Ich hab' ja viel durchgemacht, und die Abſolution iſt mir ja zugeſichert. Ich fürchte mich nur vor einem einzigen Menſchen, vor dem Satan, der hinter mir durchs Leben ſchreitet mit Rieſenſchritten. Es iſt ein Oeſterreicher, Namens Conrad, ein unbarmherziger Schlagetodt. Bei Wien hat er mich ins Feuer geworfen, neben Waldſtein hat er mich vergiftet, und jetzt ficht er unter dem Weimar. Der Reitknecht drüben im Stalle hat mir vorhin auf meine Nachfrage erzählt, daß dieſer Conrad ſchon ſeit längerer Zeit fort wäre vom Ketzerheere und in Würtemberg den Aufſtand der dortigen Ketzer einzuleiten und zu leiten hätte, daß wir ihn alſo jetzt nicht träfen in der Umgebung des Herzogs. Augenblicklich alſo, Herr Doctor, bin ich wol noch eine Weile brauchbar. Ich gehe mit und thue Alles, was Ihr verlangt. Kehrt jener Satan aber zurück, dann ſteh' ich für nichts. Dann verlier ich Kopf und Herz. — „Dann entlaſſ' ich Dich, Medardo. Sei getroſt! Sammle Dich, und faſſe Dich. Morgen vielleicht ſchon oder übermorgen reiſen wir mit dem Herzoge zum Ketzerheere. Jetzt leg' Dich ſchlafen und ſtärke Dich an meiner Verſicherung: mein Kopf iſt mir ſo lieb als Dir der Deine. Muß es geſchehen, ſo wird kein Menſch ahnen, daß ich und Du ſchuld daran ſind."

Am andern Morgen ſchien die Sonne. Der ganze Himmel war rein, die ganze Erde war weiß. Eine leichte Schneedecke breitete ſich über Hügel und Thal und die Winde hatten ſich zur Ruhe gelegt. Ein friſcher Winter war während dieſer Nacht eingekehrt.

Vor dem Hauſe ſtanden geſattelte Pferde, und aus der Thür traten die beiden Herzöge, Marguérite und Dietrich. Oben auf der Gallerie ſtand die Herzogin und ſah zu, wie rüſtig ihr Gatte ſein Roß beſtieg, wie artig Herzog Bernhard Marguériten die Hand als Steigbügel bot, und wie elaſtiſch ſich das Mädchen unter dieſer Hilfe in den Sattel ſchwang. Das Blau der Kornblume war Marguéritens Lieblingsfarbe geworden, es kleidete ſie trotz ihrer matten Geſichtsfarbe ſehr gut und der zurückfliegende blaue Schleier war ein Schmuck, nicht ein Schutz. Sie bot ihr freies Antlitz der kalten Luft.

Die Mutter ſah der berittenen Geſellſchaft, die nach der Aar hinüber zog, lange nach. Sie war eine Frau, welche die

Sorge pflegte. Es war tief gegen ihren Sinn, daß ihr Haus dem Vaterlande entfremdet würde durch die Stellung ihres Gatten, wenn ſie ſich auch beugte vor den Pflichten, welche ihren Gatten dazu nöthigten. Sie ſtimmte auch nur zögernd bei, wenn der Herzog — wie er heute früh gethan — auf Bernhard und Marguérite hindeutete wie auf ein Paar, welches ſich allem Anſcheine nach zuſammenfände. Denn Bernhard wäre von einer ſo weichen und lieben Stimmung, daß man Herzenswärme erkennen müßte. Sie theilte nicht ſofort ſeine Freude darüber. Denn ſie ſah darin zunächſt, daß die unſichere Zukunft außerhalb der Heimath ins Unabſehbare verlängert würde. Mit einem Seufzer trat ſie ins Zimmer zurück, als der Reitertrupp unter den Obſtbäumen verſchwand.

Herzog Heinrich von Rohan, in gewöhnlicher Umgebung ziemlich ſparſam mit ſeinen milden Worten, war ſehr ausgiebig mit einem Manne wie Bernhard. Die halbe Nacht hatte ihm nicht genügt, Alles durchzuſprechen was ihnen gemeinſam von Wichtigkeit war. Er hielt durch Fragen und Mittheilungen auch jetzt Bernhard an ſeiner Seite, als ſie die Aar erreichten und am Ufer derſelben abwärts gegen Norden ritten. Was ſie vorhatten war denn auch von ſolcher Bedeutung und von ſolcher Nähe, daß Bernhard ſelbſt, wie ſehr es ihn drängte, Marguériten neben ſich zu haben, dem Herzoge Heinrich ſich ausſchließlich widmete.

So kam die Unterhaltung Marguéritens an Dietrich. Er wußte ſie wenig zu benützen. Der früher ſo Redſelige war ſtiller geworden, und Marguérite ſelbſt drückte ihm ihr Staunen darüber aus.

„Ihr ſetzt mich in Verwunderung, Herr Dietrich", ſagte ſie endlich, „Ihr ſeid gar nicht ſo lebhaft wie früher. Und doch habt Ihr eine ſo ſtattliche Laufbahn gemacht, ſeit ich Euch nicht geſehen, und mein Vater ſagte heute Morgen, daß Herzog Bernhard Euch lobt. Wie kommt das?" — Das kommt daher, werthe Prinzeſſin — antwortete er mit einem melancholiſchen Lächeln — daß ich wahrſcheinlich in eine falſche Laufbahn gerathen bin. — „Wie ſo?“ — Ich habe allmälig entdeckt, daß ich nicht zum Kriegsmanne beſtimmt bin. — „Ah? Ihr ſollt aber immer in erſter Linie in den Feind hineinſtürmen.“ — Ja, aber was koſtet mich das! Es reibt mich auf. Durch das Hineinſtürmen ſuch' ich meine Einbildungskraft zu betäuben. Dieſe Einbildungskraft, ſonſt die Quelle all' meiner Freuden, iſt jetzt die Quelle all' meiner Leiden. Wenn die Schlacht losgeht, ſo ſchreien tauſend Stimmen in mir: Jede Kugel trifft dich! — „Warum nicht gar!“ — Jeder Hieb, jeder Stoß, jeder Schlag gilt dir! Und nun hör' ich die Kugeln pfeifen, die Hiebe ſauſen von allen Seiten und will ausweichen, will mich decken nach allen Seiten und gerathe in eine Haſt und Pein, daß es eine Erholung wird, wenn ich die Augen ſchließen und mich in den dichteſten Feindeshaufen ſtürzen kann. — „Wunderlich! Ihr ſeid alſo nur aus Furchtſamkeit tapfer?“ — Ich weiß nicht, ob Furchtſamkeit das richtige Wort iſt. Einfachen Gefahren gegenüber bin ich eigentlich nicht furchtſam. Ich werde nur unruhig, wenn gar ſo viel Möglichkeiten der Gefahr vor meinen Geiſt treten. Dann fängt meine Phantaſie dergeſtalt an zu arbeiten, daß ich mich ſelbſt verliere. Ich gehe dabei zu Grunde. Seht mich nur an! Mein Geſicht iſt eingefallen, mein Auge iſt unſtät und ein nervöſes Zittern ſchüttelt mich bei jedem unerwarteten Geräuſch. Und was das Aergſte iſt, mein liebſter Schatz iſt mir in Gift verwandelt worden: eben meine Phantaſie. Sie hat mir im friedlichen Leben die größten Freuden verurſacht, ſie ſtand mir ſtets zu Gebote für alle nur erſinnlichen Herrlichkeiten der Welt. Was hat ſie mir nicht Alles verſchafft! Die glücklichſten Erfolge, die reizendſten Eroberungen, auch die Eure, Prinzeſſin. — „Mich habt Ihr erobert?“ — Freilich: Eure Hand und Euer Herz und die ganze Rohan'ſche Herrlichkeit. — „Wie habt Ihr denn das angefangen?“ — Ganz ohne Mühe. Meine Einbildungskraft beſorgte mir das und Aehnliches alle Tage. Sie machte mich zum glücklichſten Burſchen. Und das iſt doch eigentlich ein Triumph der Menſchenſeele über die gemeinen Grenzen der

Wirklichkeit. Ein Kaiſer oder König genießt ſeine Macht in viel geringerem Grade als ich ſie genieße, der ich mich völlig in ſeinen Zuſtand verſetzte. Er hat doch mit allen Schwierigkeiten des wirklichen Lebens zu kämpfen, wie ſehr er Kaiſer und König iſt. Ich dagegen überſehe die Schwierigkeiten und ſchwelge nur in den Vortheilen. Wahrhaftig, das Eine hab' ich jetzt gelernt durch meine Kriegserfahrung: das Beſte und das Schlimmſte auf Erden tragen wir in uns, und wenn wir ein dürftiges Leben führen, ſo iſt's unſere eigene Schuld. — „Das verſteh' ich nicht ganz." — Ich will ſagen: man muß ſich eine Lebensbeſchäftigung ſuchen, die unſeren Anlagen entſpricht. Dann mögen wir Glück oder Unglück haben, unſer Inneres bleibt in einem gewiſſen Gleichgewichte, in einem gewiſſen Behagen und entſchädigt uns für Alles was außen mit uns vorgeht. Ja wol! Und ſeit ich Euch dies Alles geſagt, liebe Prinzeſſin, ſeit ich — kurz, jetzt weiß ich auch, was ich thun muß, um wieder glücklich zu werden. Ihr habt mir dazu verholfen. — „Das iſt mir recht angenehm. Mir ſcheint aber, ich habe wenig dabei zu thun gehabt." — Ihr ſeid neben mir geweſen, Ihr habt mich angehört und ich habe den Muth gehabt, Euch Alles zu ſagen. Eine falſche Scham verhindert uns oft, die ganze Wahrheit zu finden. Euch gegenüber iſt mir die unbefangene Offenherzigkeit der frühen Jugend wiedergekommen, weil wir unbefangen offenherzig mit einander ſprachen vor drei Jahren, da Ihr noch ganz jung wart. Euch gegenüber hat mich die falſche Scham verlaſſen. Sie hat mich bisher gehindert, vor Jemand auszuſprechen, daß ich die Courage eines Kriegers eben nicht beſitze. Ihr glaubt mir, nicht wahr? daß ich trotzdem kein Wicht bin, nicht wahr? Ihr glaubt mir's? — „Ich glaube, daß Ihr ein eigener Menſch ſeid." — Ein eigener, gut, ein eigenthümlicher. Mehr verlang' ich auch nicht. Und nun hab' ich den Muth, mich durchzuführen als das, was ich wirklich bin. Ich will nicht mehr ſcheinen, was ich nicht bin. Und heute noch bitte ich den Herzog, mich ganz und gar nur ſo zu beſchäftigen, wie es für mich taugt. Ich bin überzeugt, er wird's gleich merken, denn er hat meiner Tapferkeit immer mit einem bedenklichen Lächeln zugeſehen, und wenn er mich gelobt hat, ſo hat er innerlich meinen Dienſt in ſeiner Kanzlei gelobt. Neben dem etwas unſichern Kanzler Leder hab' ich wirklich gute Dienſte geleiſtet. Da, mit Wort und Feder, da bin ich gar nicht unſicher, gar nicht unruhig, da bin ich in Wahrheit muthig und tapfer. Warum? Da bin ich in meinem Elemente. In ſolcher Thätigkeit bin ich aufgewachſen. Ihr, Prinzeſſin, ſeid viel mehr geeignet als ich, Krieg zu führen. — „Ah! Warum denn?“ — Euer Vater iſt Euer Ideal. In ſeinem Lebenskreiſe ſeid Ihr innerlich aufgewachſen — „Das wollen wir ihm gleich ſagen!“ rief Marguérite und ſetzte ihr Pferd in Galopp.

Die Herzöge machten ihr Platz zwiſchen ſich und ſie erzählte allerliebſt was ihr Dietrich eben mitgetheilt. Zu einigem Schrecken des eben heran kommenden Dietrich. Aber ſie ſchilderte ſeinen Zuſtand ſo naiv und wohlwollend, daß er kein Gelächter erregte, ſondern nur heitere Ausrufungen. Herzog Bernhard namentlich rief: er habe dies längſt geahnt und werde den leidenden Helden künftig ſo verwenden, daß er wieder zu vollen Backen und ruhigen Augen käme. Marguérite brachte nun aber auch zur Sprache was Dietrich von ihr geſagt: daß ſie kriegeriſches Talent beſitze.

„Das iſt ganz gut geſehen von Herrn Dietrich,“ rief ihr Vater, „ſtrategiſches Talent haſt Du wirklich. Nicht blos auf dem Schachbrette. Und das kannſt Du unſerm werthen Gaſte ſogleich beweiſen. Er will einen Feldzugsplan entworfen ſehen an der Aar abwärts nach Schwaben hinüber. Hier fließt die Aar, im Kopfe haſt Du Ausweis genug von mir, ſo ſteh' Deinem Feldherrn Rede und erwirb Dir einen höheren Grad in ſeinem General-quartiermeiſter-Stabe.“

Marguérite verlangte es gar nicht beſſer. Bernhard auch nicht. Sie erklärte ſich muthwillig bereit und folgte ihm ſogleich, als er auf eine kleine Anhöhung des Ufers deutete, wo weitere Ueberſicht zu hoffen wäre. Luſtig ſprengte ſie neben ihm da hinauf, während ihr Vater mit Dietrich im Schritt weiter ritt und das Thema über kriegeriſchen und bürgerlichen Muth zu erörtern begann. Der gute Vater ſah dabei lächelnd dem fortſprengenden Paare nach, ließ aber Dietrich nicht im Geringſten merken, daß er nicht all' ſeine Aufmerkſamkeit dem Studium des Dietrich'ſchen Charakters widmete. Marguérite war in der That befähigt in ſtrategiſchen Dingen und der Vater hatte dieſe Befähigung gepflegt. Er hatte immer, als wäre ſie ein Sohn, über Bedingungen eines Gefechts mit ihr geſprochen, wenn ſie neben einander über Land geritten waren, er hatte ihr, da ſie verſtändig darauf einging, in leicht faßlichem Tone Grundſätze und Maßregeln auseinander geſetzt, welche zur Kriegführung nöthig ſind. Und ſie hatte das Alles lebendig und verſtändig aufgefaßt. Welch eine willkommene Ueberraſchung für Bernhard! In ſeinem Fache die Geliebte zu examiniren und zu belehren! Und ihr zu ſchmeicheln für die erſtaunlichen Vorkenntniſſe, welche ſie entwickelte! Und wie allerliebſt naiv entwickelte ſie dieſelben, wie reizend altklug beſtand ſie darauf, daß man dies Thal der Aar um keinen Schritt breit verlaſſen dürfe, um geſichert ins deutſche Reich einzubrechen Denn es führe ja geradeswegs dahin. Bei Waldshut falle die Aar in den Rhein und dieſe Waldſtadt ſei ſchon öſterreichiſch und werde gleich im erſten Anlaufe genommen.

„Aber ſie liegt drüben auf dem rechten Ufer des Rheins", warf lachend Bernhard ein, „wie kommen wir über den reißenden Strom hinüber, um ſie im erſten Anlaufe zu nehmen?" — Wie? Ja, wir machen es wie Herzog Bernhard an der Saône! Wir ſchwimmen mit den Reitern durch eine Furth und ſchneiden drüben dem Feinde die Rückzugslinie ab. Wenn er das merkt, reißt er aus und wir ſprengen von rückwärts in die Stadt. — „Wenn aber die Thore geſchloſſen ſind?" — So ſchießen wir ſie ein! — „Womit?" — Mit — ja ſo! Unſere Stücke ſind noch nicht auf der Schweizer Seite, wir haben blos Reiter — „Allerdings!" — Nun dann warten wir und laſſen alle Trompeter blaſen, um die Waldshuter einzuſchüchtern, und — „Und?" —

Und fragen den Herzog Bernhard, was für eine Kriegsliſt er in ſeinem erfinderiſchen Kopfe habe?!

Bernhard konnte ſich nicht enthalten, nach ihrer Hand zu greifen und unter glücklichem Lachen ſie herzhaft zu drücken. Sie lachte mit, und da der Herzog ſein Pferd dicht an das ihrige gedrückt, ſo waren ſie ſich Angeſicht zu Angeſicht ganz nahe, Auge an Auge — in dem einen Liebe, in dem andern Zutraulichkeit. Es folgte kein Kuß, es folgte nichts weiter, dennoch war Bernhard wie von einem rieſenhaften Schritte der Annäherung beglückt. Unſchuldige erſte Neigung iſt ja die Beſcheidenheit ſelbſt, ſie ſättigt ſich an Mondesſtrahlen. Es war aber auch nicht zu läugnen, daß Marguérite an dieſem Morgen ihm näher zugeführt wurde. Sie hielt ſich von jetzt an für ſeine Schülerin. Sie verlangte, indem ſie weiter ritten, Belehrung und Belehrung über Alles, und in größter Geſchwindigkeit. Und da ſie wie ein junges Mädchen überall mit natürlichen, neckiſchen Bemerkungen den Lehrer unterbrach, und da Bernhard in überwallender Glückſeligkeit auf alle abbeugenden Bemerkungen liebevoll einging, und als erfahrener Mann überall eine herzliche Bedeutung anzubringen wußte, welche von dem begabten Mädchen ſtets auf der Stelle, und immer ſinnig aufgefaßt wurde — ſo öffnete dieſe lange Unterredung Beiden eine weite Pforte der Gemeinſamkeit.

„Prächtig! prächtig!" rief Marguérite, „jetzt werd' ich von Wichtigkeit für meinen Vater und für Euch! Jetzt müßt Ihr mich in ernſthaften Dienſt nehmen!"

Und ſie rief mit heller Stimme nach dem Vater hinab, der unten auf dem Wege neben Dietrich dahin ritt. Er lenkte herauf. Die Sonne ſchien hell, der junge Schnee blitzte, die Aar ſchäumte an ſchmalen Eisrändern, die ſtille Winterluft war von friſcher Erquickung, die weißen Wälder ſahen von den Hügeln leuchtend zu.

„Du haſt ja geſagt, lieber Vater," rief ſie ihm entgegen, „daß Du mitziehen wollteſt, wenn Dein Kriegsplan ins Werk geſetzt würde. Ich habe dem Herzog Bernhard bewieſen, daß ich auch was vom Kriege verſtehe und daß ich mich nützlich machen könnte durch weiſen Rath der Jugend. Ernſthaft, lieber Vater, nimm mich mit! Dir kann ich gewiß nützen, wenn auch nur durch Liebe und Aufmerkſamkeit."

Herzog Heinrich ſchüttelte lächelnd das Haupt.

„Helft mir doch bitten, Herzog Bernhard?" rief Marguérite.

Bernhard war äußerſt bereit dazu. — Wenn auch nicht gerade in die Schlacht — ſagte er — aber ins Hauptquartier, wo die Pläne entworfen werden, ſollte der junge Generalquartiermeiſter mit ſeinen jugendlich friſchen Eingebungen doch wol berufen werden können. Er werde die Lebensgeiſter der Feldherren gewiß weſentlich anfriſchen. — Herzog Heinrich lächelte. — Und beſonders jetzt, fuhr Bernhard fort, wo wir an der Grenze eines neutralen Landes operiren, jetzt bietet ſich auch für die Gegenwart der Frauen günſtiger Anhalt. Auf ſchweizeriſchem Boden ſind ſie ganz ungefährdet, und uns doch ganz nahe. Baſel zum Beiſpiel iſt ein wohlhabender ſicherer Ort.

Herzog Heinrich ließ ſich überzeugen und meinte endlich nur, es werde große Mühe koſten, ſeine Frau für dieſen Plan zu gewinnen. So war es auch. Bei der Heimkehr fand man an der Herzogin lebhaften Widerſpruch. In erſter Linie dagegen, daß Herzog Heinrich mit ſeiner erſchütterten Geſundheit ins Feld ziehen wollte. Sie ließ ſogleich den Doctor Blandini zur Berathung rufen. Ehe dieſer noch eintrat, erklärte Herzog Heinrich im Tone ſtrengen Ernſtes, daß hierin ſein Entſchluß gefaßt und bereits in vergangener Nacht dem Herrn Herzoge von Weimar mitgetheilt ſei. — Es iſt für mich — ſagte er — das tiefſte Bedürfniß, wenigſtens meine Perſon einzuſetzen für unſere gemeinſchaftliche Sache. Leider iſt durch die perfiden Maßregeln des Richelieu'ſchen Regimentes mein Anhalt in der Schweiz vernichtet worden. Ich kann nicht, wie ich gehofft, dem Herrn Herzoge eine Truppenmacht zuführen. Leider haben ſich auch meine

Medardo gen Baſel. Blandini, verſehen mit weiteſter Vollmacht vom Herzoge Bernhard, ſollte und wollte über Baſel hinaus nach Dellsberg ins weimariſche Heerlager, um dort alsbald ſeine ärztliche Hilfe zu entwickeln für alle ſchweren Gebreſten der Krieger.

Dies war die eine Gruppe. Die andere Gruppe beſtand aus den beiden Herzögen, Marguérite, Dietrich, Mathieu, einigen Reitknechten Weimar'ſchen und Rohan'ſchen Dienſtes und einer ältlichen Kammerfrau, welche im Sattel gerecht war. Marthe hieß ſie, und es war dieſelbe, welche im vergangenen Winter krank zu Paris verblieben und die Quelle von Nachrichten über die ſchnelle Abreiſe der Herzogin und Marguérite's geworden war für den nachforſchenden Dietrich. Sie war in ihrer Jugend Marguéritens Amme geweſen, hing mit treuer Zärtlichkeit an ihr und war eine mit gutem Mutterwitz begabte Vertrauensperſon im Rohan'ſchen Hauſe. Zum Troſte der Herzogin, welche beſtürzt war über den ruhig und feſt ausgedrückten Entſchluß des Herzogs, Marguériten mitzunehmen, zum einzigen Troſte der Herzogin hatte Marthe erklärt: auch wenn ſie wieder krank werden ſollte, würde ſie ſich durch keine Gewalt abhalten laſſen, ihr „Prinzeſſin-Kind" — ſo nannte ſie Marguériten — in alle Ewigkeit zu begleiten, auch in die Schlacht ſelbſt, wenn das Prinzeſſin-Kind ſo verrückt wäre, dahinein zu wollen. Sie hatte das nachdrücklich wiederholt trotz der Erklärung Herzog Heinrichs: daß ja von einem Kriegszuge gar nicht die Rede wäre, ſondern von einem friedlichen Spazierritte, und daß er in zwei bis drei Tagen auf dem Wege nach Dellsberg bei der Frau Herzogin in Baſel einſprechen und Marguériten wiederbringen werde.

Blandini und Medardo hatten umſonſt wie Maulwürfe gehorcht, ob denn in dieſen Geſprächen nicht ein kleiner Wink vorkommen werde, was dieſer Spazierritt in Sachen des Krieges zu bedeuten habe. Es hatte ſich kein Wink ereignet, und man hatte ſich jenſeits der Aarbrücke getrennt.

Die Gruppe der Herzöge ritt am linken Ufer entlang gegen den Norden. Sonnenhelles freundliches Winterwetter lag über der weißen Landſchaft. Die beiden Herzöge hatten eine ſehr ernſthafte Rekognoſcirung vor. Bernhard hatte in ſeinem Lager die Nachricht zurückgelaſſen, daß er wol bei ſeiner Rückkehr, und nachdem beſonders der Pferdemangel annähernd ergänzt worden, eine Bewegung gegen die burgundiſchen Berge vornehmen werde, um dem Herzoge von Lothringen die Operationslinie zu bedrohen und ſeinen Magazinort Mümpelgard zu decken; aber gegen Hans von Starſchädel hatte er im Vertrauen geſagt, daß er den früheren Plan eines Rheinüberganges von der Schweiz aus wieder aufnehmen und daß er Rohan's Vorbereitungen dafür ſorgfältig prüfen werde. Der Herzog Heinrich hatte ihn denn in der erſten Nacht mit allen Nachweiſen eines erfahrenen Feldherrn in dieſem Plane beſtärkt, und ſie waren übereingekommen, jetzt das linke Rheinufer von der Mündung der Aar bis Baſel in Augenſchein zu nehmen. Die beſte Stelle ſollte entdeckt werden, an welcher unter allen Vortheilen der Ueberraſchung ein kleines Kriegsheer über den, wenn auch nicht allzu breiten doch reißenden Strom geſetzt werden könnte. Ein Hauptgeſichtspunkt war der Ort Rheinfelden, welcher für feſt verwahrt galt, und in welchem eine beträchtliche kaiſerliche Beſatzung ſein ſollte.

In der Gegend von Rheinfelden war auch beſondere Vorſicht nöthig für ihre Perſonen, falls dieſe Verdacht erwecken ſollten, und deshalb war beiden Herzögen weibliche Begleitung von Werthe. Solch' eine Begleitung werde den Gedanken nicht aufkommen laſſen, daß zwei proteſtantiſche Feldherren dort herumreiten könnten, um ein Kriegsterrain in Augenſchein zu nehmen.

So zog denn dieſe Geſellſchaft in recht wohlgemuther Stimmung am Fluſſe dahin und hoffte an dem kurzen Wintertage bis ins Städtchen Bruck zu gelangen. Bernhard war in der Nähe des geliebten Mädchens von reinſter Heiterkeit durchſtrömt, und der ſonſt ſo ziemlich ſchweigſame Mann erwies ſich redſelig bis zur Tändelei mit der fragluſtigen Marguérite, welche für jede neue Geſtalt der Landſchaft Auskunft verlangte. Dietrich wurde von Beiden als Anknüpfung zu Scherzen benutzt und erwachte auch zu guter Laune, als ihm Herzog Bernhard wiederholt verſicherte: wenn Tapferkeit ſo viel innere Hinderniſſe zu überwinden habe wie bei ihm, ſo ſei ſie eine außerordentliche und müſſe viel höher geſchätzt werden als die eines gedankenloſen Schlagetodts.

Marguérite und Herzog Heinrich lachten Beifall, und die nachfolgende Dienerſchaft ſchloß aus dieſem fröhlichen Gebahren der Herrſchaft, daß das ſchöne junge Paar wol als Brautpaar ankommen werde in Baſel bei der Frau Herzogin. Mathieu hatte ſeinen Herzog ſeit vielen Jahren nicht ſo froh geſehen, und Marthe ließ ein Vorurtheil nach dem andern fallen gegen den fremden Herzog, welcher ihr als Ausländer eigentlich nicht willkommen war für ihr „Prinzeſſin-Kind“. Sie nahm mit gnädigem Kopfnicken Mathieus Erläuterung auf, daß ein Herzog des deutſchen Reiches ein ſehr großer Herr ſei, und ein ſo gewaltiger, wie dieſer ſelbſt für eine Rohan „convenable“ genannt werden könne.

Bei ſinkender Sonne lag Brugg vor ihnen, und ehe ſie hinein ritten, fanden die Herzöge für nöthig, der Dienerſchaft Inſtruktionen zu geben, damit den Nachfragen in der Herberge gleichmäßig geantwortet und das Inkognito der beiden Feldherren nicht durch Unvorſichtigkeit bloßgeſtellt würde. Man ſah, daß Herzog Heinrich das Pferd anhielt und dem Herzog Bernhard winkte. Marguérite und Dietrich ritten langſam weiter. Man ſah, daß die beiden Herren vertraulich mit einander ſprachen, hörte einen lebhaften Ausruf Bernhards und vernahm die Aeußerung Rohan's: Mit Eurer Erlaubniß, lieber Freund, für dieſen Zweck: das Kind erfährt wol nichts davon.

„Ich wünſchte im Gegentheil, daß ſie davon erführe und daß ſie ſich den Titel gefallen ließe!“ erwiderte Bernhard. — Alſo mit Eurer Erlaubniß! ſchloß Herzog Heinrich und hielt ſtill, die Dienerſchaft erwartend. Bernhard that desgleichen.

Der Dienerſchaft wurde nun in deutſcher Sprache eingeſchärft, alle Nachfragen folgendermaßen zu beantworten: die reiſende Geſellſchaft ſei ein junges Brautpaar, welches nach Baſel zum Faſching reiſe. Die junge Braut und ihr Vater, ein Graf von Chillon, ſeien aus der franzöſiſchen Schweiz, der Bräutigam ein deutſcher Graf Moosburg. Sie kämen aus Bern, und kämen über Aarau, weil ſie Verwandte ſeitwärts von der großen Straße beſucht hätten. Von all' dem brauchten die Diener ungefragt nicht das Mindeſte zu verlautbaren und bei erfolgender Nachfrage nur in aller Kürze das Nothwendigſte zu ſagen. Mathieu und Marthe ſahen einander an nach dieſer Mittheilung, und ihre Augen ſagten: Wußten wir das nicht! Herzog Heinrich hielt ſchon jetzt dieſe vorſichtigen Inſtruktionen von nöthen, weil Bernhard im Laufe des Tages vorgeſchlagen hatte, den weiteren Weg gegen Waldshut aufzugeben und gleich von Brugg aus durch das Frickthal an den Rhein zu reiten. Gerade dort, wo ſie morgen Abend eintreffen könnten, ſei eine kleine Strecke oberhalb Säckingen der Paß über den Rhein von den Kaiſerlichen vernachläſſigt. Zu wiederholten Malen ſei ihm berichtet worden, daß dort gar kein Poſten aufgeſtellt wäre. Dort aber, nahe bei Säckingen und unweit Rheinfelden, komme man in unmittelbare Nähe der Kaiſerlichen, und es ſei die größte Vorſicht auch von Seiten der Dienerſchaft unerläßlich, um nicht verdächtig zu werden. Es wäre doch gar zu kläglich, wenn Herzog Bernhard erkannt und von den Kaiſerlichen in Gefangenſchaft geſchlagen würde. Den Abend und die Nacht in Brugg ereignete ſich nichts, was an ſolche Gefahr erinnert hätte. Man war hier noch innerhalb der neutralen Schweiz, welche mit dem Kriege nichts zu thun hatte und bei durchreiſenden Cavalieren an nichts Bedenkliches dachte. Am andern Mittag aber im Städtchen Frick, wo ſie ihr Mittagsmahl in der Herberge einnahmen, zeigten ſich ſchon bedrohliche Symptome. Sie ſpeiſten in einem Zimmer, welches an die große Wirthsſtube grenzte und durch einen offenen Zugang ohne Thürpforten mit derſelben verbunden war. In der Wirthsſtube waren zahlreiche Gäſte und unter ihnen einige Krieger des kaiſerlichen Heeres, welche aus Säckingen herüber gekommen waren. Bei dieſen erregten die Fremden Aufmerkſamkeit. Namentlich ein ſtattlicher Wachtmeiſter mit grauem Bart und ſehr neugierigen Augen näherte ſich mehrmals dem offenen Thürraume und ſchaute den Speiſenden zu, indem er nachdenklich ſeinen Bart ſtreichelte. Herzog Heinrich bemerkte es. Bernhard war ausſchließlich mit Marguériten beſchäftigt, welche ihn ſoeben in munterſter Ausgelaſſenheit als „Bräutigam“ anredete. Marthe habe ihr heimlich mitgetheilt, daß ſie in den Brautſtand erhoben worden ſei.

„Und Ihr habt nichts dagegen?“ fragte Bernhard. — Ei, mein Vater hat's angeordnet, und ich bin eine gehorſame Tochter! — „Alſo nur aus Gehorſam fügt Ihr Euch!“ — Genügt das nicht für eine Reiſebrautſchaft? — „Es genügt wol, iſt aber nicht beſonders ſchmeichelhaft für den Bräutigam.“ — Das iſt ein ungenügſamer Bräutigam.

An dieſer Stelle, welche Bernhard hätte betrüben können durch Unbefangenheit, welche ihn aber nicht betrübte, weil ſeine unerfahrene Liebe noch immer anſpruchslos verblieben war, wurde das Geſpräch unterbrochen durch eine halblaut geſprochene Bemerkung des Herzogs Heinrich. Sie machte Bernhard aufmerkſam, daß ein Kriegsmann von der Wirthsſtube her ihn unverwandt anſtarre. Vielleicht erkenne ihn der Mann. Er möge gefaßt ſein, der Mann nähere ſich. Wirklich rückte der Wachtmeiſter vor bis an den Eingangsraum. Herzog Heinrich ſprach nicht deutſch, wollte aber doch verſuchen, die Aufmerkſamkeit des Mannes von Bernhard abzulenken, und fragte ihn franzöſiſch: womit man ihm dienen könne?

„Nit verſteh', obwol ich etwas ſpaniſch verſteh'“, erwiderte der Wachtmeiſter und ſchaute ſogleich wieder auf Bernhard. — Ihr ſeid wol ein kaiſerlicher Kriegsmann? fragte nun Bernhard deutſch. — „Ja, Herr! Von der Beſatzung in Rheinfelden.“ — Wünſcht Ihr etwas von uns? — „Mit Verlaub, ja.“ — Was denn? — „Eine Auskunft, Herr. Wir haben nichts zu thun in Rheinfelden, da wird man neugierig. Und Euer Geſicht macht mir zu ſchaffen. Es erinnert mich an eine nächtliche Affaire vor der

Nördlinger Schlacht. Ich war einer ſpaniſchen Compagnie zugetheilt am Walde ſeitwärts der Höhe von Hirnheim. Da griff uns der Feind im Dunkeln an. Es waren Deutſche, waren Weimaraner, und ihr Anführer focht wie ein Teufel. Er hieb mich zuſammen; ſein Pferd war höher als das meinige, und er traf mich auf den Kopf. Ich ſehe mein Lebtag, wie er ausholt' in der Dunkelheit, und als der Hieb kam, nahm ich ſein Geſicht aus trotz der Dunkelheit." — Nun? Was weiter? — „Nun, mir ſcheint: Ihr habt g'rad' ſolch ein Geſicht, wenn's auch jetzt nicht ſo wild ausſieht!" — Das kann wol ſein. Im Dunkeln ſetzt man ſich Allerlei zuſammen. — „Schon recht, aber — ſeid Ihr kaiſerlich?" — Seid Ihr Profoß, der ausfragt? — „Wachtmeiſter bin ich." — Der in der Schweiz wacht? — „Nein." — Mich verkennt Ihr, alter Freund. War nicht bei Nördlingen. Bin aus der Schweiz, die Eurem ewigen Kriege neutral zuſchaut. Setzt Euch her und trinkt einen Schoppen. Ihr erzählt uns dafür, wie's drüben ausſieht und ob die Dame hier ſicher iſt, wenn ſie über die Grenze kommt. Sie möchte gerne den Rhein ſehen. — „Das kann ſie getroſt. 's iſt mausſtill bei uns. Langweilig ſogar. Drum lungern wir herum in der Umgegend. 's iſt hier im Schweizerlande Alles wohlfeiler als bei uns; Krieg macht eben alle Nahrungsmittel theuer. — Danke, Herr, der Wein iſt gut." — Setzt Euch nur und erzählt uns was. Wir wollen nach Baſel. Sind wir da ſicher vor den verhungerten Weimar'ſchen. Der Biſchof von Baſel ſoll ja Klage erheben über ſie. — „Und mit Recht. Sind ihm wie ein Heuſchreckenſchwarm aufs Land gefallen, und die Bürgerſchaft hält heimlich zu ihnen. Die Städter ſind überall den Ketzern heimlich zugethan. Aber von dieſer Seite habt Ihr nichts zu beſorgen, ſo weit herüber können ſich die verhungerten Heuſchrecken nicht wagen. Sie pfeifen auch auf dem letzten Loche und müſſen in die burgundiſchen Berge zurück. Geſtern war unſer Generaliſſimus, der Herzog von Savelli, in Rheinfelden, der hat's geſagt. Er iſt zum Lothringer hinüber geritten ins Elſaß, um ihnen den Garaus zu machen bei ihrem Rückzuge.

Himmelelement aber, Herr," ſchloß plötzlich ſchreiend der Wachtmeiſter ſeine Rede und ſprang vom Seſſel auf, „gerade ſo wie Ihr mich jetzt anſeht, gerade ſo ſchaute auf der Hirnheimer Höhe der Satan auf ſchwarzem Rieſenpferde — gelobt ſei Jeſus Chriſt, da ſteckt mehr dahinter!"

Und ſchleunigſt verließ der Wachtmeiſter das Gemach und gleich darauf auch die große Wirthsſtube, nachdem er dort ſeinen Kameraden gewinkt hatte, ihm zu folgen. Herzog Heinrich fand es nun nicht mehr gerathen, über die Schweizer Grenze zu gehen. Bernhard ſei, wenn auch nicht eigentlich erkannt, doch in Gefahr, als feindlicher Führer angehalten, feſtgenommen und am Ende doch vollſtändig erkannt zu werden. Marguérite ſchrie auf. Die Wirklichkeit hatte ſchnell ihre abſtrakte Kriegsmuthigkeit überwältigt; ſie zeigte ſich voll fiebernder Angſt für ihren Reiſebräutigam, und das machte dem Herzoge Bernhard eine außerordentliche Freude. Er war ganz anderer Meinung. Gefahr war ihm vertraut, und er beſtand darauf, die Recognoſcirung durchzuführen. Es ſei ihm zu wichtig, das Terrain von Säckingen abwärts kennen zu lernen. Der Herzog Heinrich mit ſeiner Tochter möge allenfalls das Ueberſchreiten der kaiſerlichen Grenze vermeiden und auf Schweizerboden nach Baſel reiten. Das gewiß nicht! — rief dieſer — ich bin ja den Kaiſerlichen eine Nebenperſon; alſo mit Gott vorwärts! Vorwärts! rief Bernhard und erlaubte ſich, die Wange Marguéritens leicht wie mit einem leiſen Backenſtreiche zu ſtreicheln unter dem Zurufe: Muth, junges Kriegsfräulein! Marguérite erröthete und erwiderte kein Wort. Man ſtieg zu Pferde und war bald an der Grenze. Auf Bernhards Wunſch war man geſtreckten Galopp geritten, um noch bei Tagesſchein an den Rhein zu kommen. Dies erregte Marguéritens Spannung und Aufregung und Aengſtlichkeit. Sie bemerkte dabei mit wachſender Bewunderung, daß Bernhard von alle Dem keine Notiz nahm. Er kam jetzt zum erſten Male in ihrer Gegenwart in ſein Element und verwandelte ſich vor ihren Augen.

Die Sonne ging eben zu Rüſte, als ſie an das Rheinufer kamen. Links ſah man Säckingen, rechts etwas entfernter Lauffenburg liegen. Dies war der Punkt, welchen Bernhard ſuchte. Weder links noch rechts war ein Kriegsposten zu ſehen. Bernhard bat den Herzog Heinrich, eine Viertelſtunde auf ihn zu harren, und ohne Antwort abzuwarten, ſprengte er in vollem Roſſeslaufe am Ufer aufwärts gen Lauffenburg zu. Marguérite erſchrak heftig. — Er ſetzt ſich aus, Vater — rief ſie — ſie werden ihn fangen! Der Vater machte eine abwehrende Bewegung und betrachtete ſeinerſeits die Böſchung des Ufers genau. Ein Flüßchen läuft von Frick herab an der Ortſchaft Eicken vorüber hier in den Rhein. Es war faſt zugefroren. Zwei Kähne ſaßen feſt im Eiſe. Da hinunter ritt Herzog Heinrich, Tochter und Gefolge oben laſſend. Marguérite ſah ſich nun ganz verlaſſen, und die Gefahr Bernhards ſchien ihr nun noch größer. Da hörte ſie den Galopp ſeines Pferdes; er kam zurück. Grüßend, freudig rief ſie ihm zu. Er hatte keine Zeit für ſie, er lenkte ihrem Vater entgegen, der eben herauf kam und ihm eine kurze Mittheilung machte.

„Dies iſt der Punkt, wie wir ihn brauchen,“ ſagte Bernhard mit gedämpfter Stimme, „es ſcheint Alles frei bis Lauffenburg hinauf, und Lauffenburg hat, wie Ihr ſagt, eine Brücke?“ — Eine ſtarke Brücke zwiſchen den Stadttheilen diesſeits und jenſeits des Rheins. — „Wohl; und jetzt raſch beim letzten Tagesſchimmer am Ufer entlang nach Säckingen.“ — Dort liegen aber jedenfalls kaiſerliche Truppen! — „Wenn auch!“ — Vielleicht auch der Wachtmeiſter, der Euch in Frick erkennen wollte. — „Wenn auch!“ — Der gehört aber nach Rheinfelden und bleibt ſchwerlich des Nachts fort von ſeiner Truppe. „Wie dem auch ſei, ich muß wiſſen, wie ſtark der Feind in Säckingen und wie es in und um Rheinfelden beſchaffen iſt. Wir übernachten in Säckingen und reiten morgen früh nach Rheinfelden —“ — Hinein? rief erſchreckt Marguérite. „Hinein, mein Fräulein vom Generalſtabe. Ihr müßt Euren Sporn verdienen, wir ſind jetzt in den Krieg gerathen.“

Es begegnete ihnen nichts von Bedeutung bis Säckingen. Dort fanden ſie aber keine Brücke. Säckingen leuchtete mit ſeinen Lichtern vom andern Ufer herüber. Auf der Fähre ſetzten ſie getroſt hinüber und ritten unangehalten durchs Waſſerthor. Daß von der Thorwache ein Soldat fortritt, nachdem ſie vorüber paſſirt, das bemerkten ſie nicht. Es war einer von denen, welche der Wachtmeiſter aus der Wirthsſtube in Frick mitgenommen, und er ritt wirklich bei ſternheller Nachtzeit nach Rheinfelden hinüber. Sie blieben auch in der Herberge unbehelligt und erfuhren mit Leichtigkeit, daß kaum fünfzig Mann kaiſerlicher Truppen im Städtchen lagen. Am andern Morgen gingen ſie auf der Fähre wieder zurück. Denn der Weg nach Rheinfelden iſt auf der Schweizer Seite viel kürzer, weil der Rhein abwärts von Säckingen eine große Krümmung macht gegen Norden. Die Sonne ſchien wie geſtern; der Schnee glitzerte. Sie ritten ſcharf, und ſchon nach einer Stunde ſahen ſie in der Ferne die hohen Ringmauern der feſten Stadt auftauchen. Marguérite bat dringend, außen um die Stadt herum zu reiten. Man ſähe ja genug von der Beſchaffenheit. Herzog Bernhard ſchüttelte lächelnd ſein Haupt, erinnerte an den „Sporn“ und ſetzte leiſe hinzu: — Die Stadt will ich erſtürmen, es iſt mir von großem Werthe, ihr Inneres mit eigenen Augen kennen zu lernen. Der erſte Mann, welchen ſie am Thore ſahen, war der Wachtmeiſter. Er grüßte ſchweigend. Bernhard fragte unbefangen, welche Herberge die beſte wäre? — Im Hirſchen! — antwortete der Wachtmeiſter.

Man ritt zum „Hirſchen“. Und als man dort abgeſtiegen, entfernte ſich Bernhard zum Schrecken Marguéritens. Er ſchlenderte durch die Stadt und ließ ſich nach der Rheinbrücke weiſen, jenſeits welcher eine ebenfalls mit ſtarken Mauern befeſtigte Vorſtadt lag. Er blieb über eine Stunde aus, während welcher ein Frühſtück auf Dietrichs Anordnung bereitet wurde. Die große Wirthsſtube war ziemlich leer. Nur einige Soldaten und einige Bürger ſaßen an einem Ecktiſche und verzehrten frühzeitig ihr Mittagsmahl. Der große Tiſch am Fenſter, durch welches die

Sonne ſchien, war frei, und auf ihm wurde für die Fremden gedeckt. Marguérite ſaß am Fenſter und ſah hinaus voller Spannung, ob Bernhard zurückkehren werde. Der Vater redete ihr leiſe zu, ſie möchte ruhige Faſſung behaupten. Dietrich, welcher allein deutſch ſprach mit der aufwartenden Kellnerin, beſtellte den beſten Markgräfler, welcher im Keller zu haben ſei. Er erſchrak nicht wenig, als dieſe Kellnerin plötzlich ſagte: Der Herr Commandant! Herr Gott, der Herr Commandant! Ein graubärtiger, hoch gewachſener Mann war eingetreten, reſpectvoll begrüßt von den Inſaſſen am Ecktiſche. Er dankte leutſelig und ſchritt auf den Herzog von Rohan zu, dieſen mit der Frage anredend: — — wo denn der jüngere Cavalier wäre? Der Herzog entſchuldigte ſich, daß er nur ungenügend deutſch rede, und wies auf Dietrich. Ehe aber dieſer antworten und etwas verderben konnte, ſtand Herzog Bernhard ſelbſt zwiſchen ihm und dem Commandanten und fragte: — womit er dienen könnte?

„Wahrhaftig!“ rief der Commandant, „der Wachtmeiſter hat Recht, die Aehnlichkeit iſt curios!“ — Welche Aehnlichkeit?

Der Commandant zog eine kleine Druckſchrift aus dem Wamſe und zeigte auf einen Holzſchnitt, welcher in dieſelbe eingeheftet war. Er ſtellte das Bruſtbild eines gewaffneten Kriegers vor und Bernhard las mit klarer Stimme die Unterſchrift, welche lautete: **Bernhardus, dux Saxoniae, liberator ecclesiae evangelicae.** Marguérite ſtieß bei den erſten Worten einen Schrei aus. Der Commandant ſah ſie an, und Bernhard reichte ihr das Bild hin, unter Lachen in franzöſiſcher Sprache: „Dieſem grimmigen Kriegsfürſten ſoll ich ähnlich ſehen, findet Ihr das?“ — Non! Non! — rief ſie. „Meine Braut iſt nicht der Meinung, die Ihr zu haben ſcheint, und ihr gefällt der Tauſch nicht. Ich ſtimme Euch aber bei, Herr, es iſt einige Aehnlichkeit vorhanden. Mit wem hab' ich das Vergnügen zu ſprechen?“ — Ich bin der kaiſerliche Commandant von Rheinfelden.

Bernhard bat ihn wie jenen Wachtmeiſter, ſich bei ihnen niederzulaſſen und das Frühſtücksmahl mit ihnen zu theilen. Sie kämen aus der inneren Schweiz und würden ſehr dankbar ſein, einmal von einem Fachmanne etwas Gründliches über den Stand des endloſen Krieges zu erfahren. In der inneren Schweiz glaube man an das nahe Ende desſelben, da die kaiſerlichen Waffen ja überall ſiegreich ſeien, jener Holzſchnitt-Störenfried nun offenbar auch in den letzten Zügen liege und der neue Kaiſer den Ruf friedfertiger Milde in der Schweiz habe, ganz wie ein ächter Oeſterreicher. Ihr, Herr Commandant, ſeid wol auch einer, Ton und Miene haben das gemüthliche Oeſterreichiſche.

— Bin wirklich ein Oeſterreicher, heiße Ködel, und mir wär's ſchon recht, wenn das Raufen einmal ein Ende hätte: man weiß kaum noch, wofür wir uns raufen. Mein Vater war ſelbſt noch Ketzer und iſt übergetreten. Bei uns macht man ſich nichts mehr draus. Der Herr iſt wol auch ein — „Ketzer? Aufrichtig ja. Bei uns im Berner Lande leben alle Secten friedlich durcheinander. Was Kirche und was Sprache betrifft. Mein künftiger Schwiegervater hier zum Beiſpiel und mein ſchreckhaftes Bräutchen verſtehen unſere deutſche Sprache nicht.“ — Ihr ſprecht aber hochdeutſcher, als ſonſt in der Schweiz, wo der Gaumen mitredet, üblich iſt. — „Das macht der Hauslehrer, den wir Kinder hatten. Er war aus Heſſen und hat uns den Gaumen gereinigt.“

Der Herr Commandant bewährte ſich als ächter, gemüthlicher Oeſterreicher. Er gab den Verdacht nicht auf, welchen der Wachtmeiſter über die Perſon des ſtattlichen Schweizer Cavaliers erregt hatte, aber er gab ſich auch dem behaglichen Augenblicke hin, welcher ſich bei einem guten Frühſtück in guter Geſellſchaft darbot; er geberdete ſich als Sprößling eines Großſtaates, welcher mit den alten Römern ſpricht: Um kleine Dinge macht ſich der Prätor keine Sorge! Auffallenderweiſe beſtärkte ihn Marguérite in dieſer Sorgloſigkeit. Das junge unentwickelte Mädchen erwies ſich mit einem Male als vollſtändiges Frauennaturell. In aller Angſt griff ſie nach dem ſicherſten Frauenmittel: ſie ſuchte den Herrn Commandanten zu intereſſiren, ſie ſuchte ihm zu gefallen.

Alle Brocken der deutſchen Sprache, welche ihr in Lenzburg zugefallen waren, kramte ſie aus und bat um Belehrung. Sie that dies ſo haſtig, daß es liebenswürdig komiſch wurde und dem etwa fünfzigjährigen Herrn Commandanten, welcher junge Mädchen zu ſchätzen wußte, ungemein behagte. Er ſchien den Zweck ſeines Beſuches im Wirthshauſe ganz vergeſſen zu haben und erinnerte ſich erſt wieder daran, als Dietrich beordert wurde, die Pferde vorführen zu laſſen und die Geſellſchaft aufbrechen wollte. Er erinnerte ſich daran, weil er bei Oeffnung der Thür den Wachtmeiſter im Hausflur ſtehen ſah.

„Ah, richtig,“ rief er jetzt, „den Namen des Herrn aus der Schweiz möcht' ich gern wiſſen. 's iſt wegen der Aehnlichkeit!“ — Meinen? fragte Bernhard, um Zeit zu gewinnen — „Ja. Der Wachtmeiſter da thut's nicht anders. Der ſchönen Braut ſchwebt er ſchon auf den Lippen, wie ich ſehe.“ — Sie wird ihn fallen laſſen! lachte Bernhard. — Marguérite war purpurroth geworden, daß Bernhard ſelbſt ſolche Entſcheidung auf ihre Lippen legte, und athmete hoch auf, als Dietrich ein Zeichen machte. „Dietrich,“ ſprach ſie faſt unwillkürlich. — Dietrich nennt ihn das Bräutchen, ſagte galant der Herr Commandant, und wie nennt ihn Hinz und Kunz? — „Dietrich von Droot!“ — Der Herr Commandant küßte ihr das erſchrocken niederſinkende Händchen und — wünſchte glückliche Reiſe. — Vorüber ging's am kopfſchüttelnden Wachtmeiſter, welcher den Commandanten zurück hielt. Marguérite bemerkte das und ergriff Bernhards Arm — was ſie nie gethan — um recht eilig mit ihm hinab zu kommen aufs Roß. — „Geſtreckten Laufes fort! fort!“ flüſterte ſie, als ſie im Sattel war. — Das würde uns erſt recht verdächtig machen, erwiderte leiſe Bernhard, langſamen Schrittes bis zum Thore! Und Niemand blickt zurück! — So thaten ſie und wurden's nicht gewahr, daß der Wachtmeiſter hinter ihnen her kam und am Thore nach ihnen rief. — Nicht hören und nicht umſchauen! — commandirte Bernhard — bis wir draußen ſind. Dann alle Sporen einſetzen!

Der Wachtmeiſter ſetzte ſich in Trab, und juſt als ſie mit den erſten Schritten aus dem Thore waren, hatte er ſie eingeholt und griff Bernhards Pferde in die Zügel.

— Vorwärts! — rief Bernhard den Uebrigen zu. Alle ſpornten ihre Thiere, Marguérite aber ſchrie auf, als ſie ſah, daß der Wachtmeiſter Bernhards Zügel ergriffen, und ſie ſchrie nicht blos, ſie ſchrie den Namen „Bernard!" „Bernard!" ſchrie nun auch mit Stentorſtimme der Wachtmeiſter, „ich dacht's ja! Wache heraus!"

„Aus" kam nur noch dumpf aus der Kehle. Ein Fauſtſchlag Bernhards hatte ihn zwiſchen Auge und Ohr in die Schläfe getroffen und ſein erſchüttertes Hirn hatte ſeine Hand am Zügel geöffnet. Einige Schritte ſeitwärts taumelnd hatte er auch die Sehkraft eingebüßt, und konnte ſpäter der Wache nicht einmal erzählen, wie das Brautpaar trotz dem Sturmwinde von dannen geflogen wäre. Das Brautpaar ſelbſt, in vollem Roſſeslaufe bald die Uebrigen und die Schweizer Grenze erreichend, hatte ſeine gegenſeitige Stellung verändert. Marguérite war durch die Gefahr wärmer und theilnehmender geworden für Bernhard; Bernhard dagegen war ganz Kriegführer geworden. Der großen Unternehmung war er jetzt ganz hingegeben und die Liebesneigung trat zurück. Er eilte ungeſtüm nach dem nahen Baſel. Spät Abends kamen ſie dort an und fanden die Herzogin in der Herberge, welche auf den Rhein und auf die Vorſtadt Klein-Baſel ſchaut. Ihr wurde Marguérite, die noch immer etwas betroffen war, übergeben. Noch in der Nacht ſprach Herzog Bernhard zwei Baſeler Kaufleute, welche durch Erlach gewonnen und ſeiner Sache zugethan waren. Sie verſprachen, daß die Baſeler Bürgerſchaft ſich nur erſchrocken geberden würde, wenn das deutſche Heer ohne weitere Anfrage durch ihr Gebiet zöge. Am andern Morgen in dunkler Frühe ritten beide Herzöge nach Dellsberg ins Hauptlager. Bernhard hatte gar nicht Abſchied genommen von der Herzogin und Marguérite, ſein Geiſt war mitten im Kriege. Gegen Mittag holten ſie Blandini ein, welcher langſam auf ſeinem Maulthiere dem deutſchen Kriegslager zuzog unter ſorgenvollen Geſprächen mit Medardo.

„Ihr wohnt bei mir, lieber Doctor,“ rief Bernhard im Vorüberreiten, „und gehört zu meinem Hausſtande. Hoffentlich trennen wir uns nicht mehr. Ade indeſſen! Euer Langohr geht mir zu langſam.“

9.

In den nächſten Wochen war im deutſchen Lager Alles mit wunderbarem Eifer gefördert worden. Pferde wurden herbeigeſchafft, Unbeſchuhte wurden beſchuht, Kranke wurden geheilt, Ungeübte wurden geübt. Hans von Starſchädel war wirklich da und entwickelte ſein Talent des Organiſirens. Namentlich förderte er und verbeſſerte er das Geſchütz. Erlach ferner war eingetroffen und hatte Nachricht gebracht, daß Hohentwiel gewonnen, daß Würtemberg im unteren Lande zum Aufſtande bereit ſei unter trefflicher Hetze des Bart-Conrads. Kaum vom Pferde mußte Erlach ſogleich wieder aufs Pferd. Wer war geeigneter als er, auf die proteſtantiſchen Cantone der Schweiz zu wirken! Hinein in die Schweiz mußte er, um vorzubauen, wenn der Biſchof von Baſel und die katholiſchen Cantone aufſchreien und aufſpringen würden über Neutralitätsbruch. Blandini bemerkte wohl, daß ein Kriegszug vorbereitet würde, aber weder er noch Medardo konnten Näheres ergründen. Herzog Bernhard verlautbarte gar nichts. Nur Rohan und Starſchädel ſchienen eingeweiht zu ſein. Am 16. Januar 1638 ſpät des Abends verkündeten Trommeln und Trompeten, daß großer Gottesdienſt gehalten werden ſollte. Bei ſternenheller, ſtillkalter Nacht traten alle Truppen unters Gewehr, und Herzog Bernhard mit all' ſeinen Generalen und Oberſten, unter ihnen der Rheingraf, Naſſau, Roſen, Ehm, Taupadell, Schaffalitzky, Starſchädel, erſchien zu Fuß mit ſeinem Hofprediger. Auf freiem Felde hielt dieſer eine kurze Predigt und ermahnte zum Kampfe für den evangeliſchen Glauben. Dann ſegnete er das Heer und dieſes ſang den erſten Vers eines Kirchenliedes. Es ſang mit gedämpften Stimmen. Der Eindruck auf Blandini und Medardo hatte etwas Schauerliches. Sie hatten ſich in die Nähe geſchlichen, um vielleicht etwas zu erfahren. So wurden ſie überraſcht, denn die Truppen zerſtreuten ſich plötzlich und eilten in Ställe und Quartiere, um die letzte Hand an ihre Rüſtungen zu legen; in zwei Stunden ſollten zweitauſend Mann aufbrechen. Sie waren aber freundlich gegen den „Wunderdoctor“, wie er genannt wurde. Er hatte ſchon zahlreiche Heilungen bewerkſtelligt, und man war ihm gewogen, obwol man ſich zuraunte: Eigentlich iſt er ein Papiſt! Auch Herzog Bernhard ſtand in Kurzem neben ihm und ſagte wohlwollend: „Lieber Doctor! mein Kanzler Leder iſt beauftragt, eine Geldſumme an Euch auszuzahlen für Eure ſegensreiche Mühwaltung an meinen Kranken. Ich hoffe die Summe zu verdoppeln, wenn wir uns wiederſehen. Nehmt Euch der zurückbleibenden Kranken hier und in Zwingen ferner an, damit ſie mir kriegstüchtig nachgeſendet werden können, und wenn Ihr ſcheidet, ſo bitte ich Euch, geht nach Baſel zur Frau Herzogin von Rohan. Dort erhaltet Ihr die nächſte Nachricht von mir. Kommt alsdann wohin ich Euch rufe, ich bitte Euch. Es wird Verwundete geben und Erſchöpfte. Verſprecht Ihr's?“ — Ich verſpreche es, Altezza.

Zwei Stunden ſpäter begann der Aufbruch. Es war friſcher Schnee gefallen und darauf erhöhte Kälte eingetreten. Die Luft war ſtill, der Schnee kniſterte unter den raſchen Schritten von tauſend Fußgängern und tauſend Reitern. So viel Truppen waren beſtimmt zu einem Eilmarſche, zu einem Ueberfalle der Waldſtädte. Der übrige Theil des Heeres mit ſeinen ſchwereren Beſtandtheilen ſollte nachfolgen. Zwiſchen Baſel und Münchenſtein marſchirten dieſe zweitauſend Mann über die Birsbrücke zu nicht geringem Staunen und Schrecken der Schweizer. Bernhard hatte unter den Truppen verbreiten laſſen, der Zug gehe über Waldshut hinauf, womöglich recta nach Wien. Er wußte, wie ſchnell Nachrichten durch die Bevölkerung laufen, namentlich einem beſtimmten Ziele zu. Nach Waldshut mochten ſie dringen, wenn ſie nur Rheinfelden und der Umgegend vorüber liefen und die dortigen Kaiſerlichen in Sicherheit ließen. Man marſchirte denn auch eine Meile ſüdwärts von Rheinfelden auf Frick zu, und dort erſt wendete man ſich jählings an den Rhein, an dieſelbe Stelle oberhalb Säckingen, welche Rohan und Bernhard ausgeſucht hatten. Die zwei Kähne fanden ſie hier noch vor und wurden eiligſt frei gehauen aus dem Ufereiſe.

„Sechzehn Mann vor!“ rief Bernhard. „Jeder erhält fünfzig Reichsthaler Belohnung. Wer will?!“

Eine ganze Schaar ſtürzte hinab in die Kähne und durch die grünweißen, eiskalten Fluthen, welche der Rhein hier in ſtarkem Falle wälzt, ging es hinüber. Ruder hatte man vorſichtiger Weiſe mitgebracht. Am jenſeitigen Ufer war Niemand zu ſehen; es hinderte alſo auch Niemand und in Zeit von einer Stunde waren die Kähne achtmal hinüber und herüber gegangen und über hundert Mann marſchirten jetzt drüben unter Anführung eines Lieutenants ſtromabwärts auf Säckingen los. Gleichzeitig führte Bernhard einige Compagnieen auf dem linken Ufer, um Säckingen gegenüber drohend zu erſcheinen und die Fähren zu gewinnen, welche dort die Verbindung zwiſchen den Ufern unterhielten. Die geringe Anzahl kaiſerlicher Truppen in Säckingen wurde überraſcht, die Stadt ſammt den Fähren fiel in Bernhards Hände, und vermittelſt der letzteren wurden ſogleich fünfhundert Weimaraner übergeſetzt, welche das Kloſter Bücken am Wege nach Rheinfelden in Beſitz nahmen. Das geſchah mit einbrechender Dunkelheit. — Pflegt Euch jetzt — rief Bernhard — ſobald der Tag graut, erobern wir weiter. Im kalten Morgengrauen zog er an beiden Ufern aufwärts. Groß-Lauffenburg, welches an beiden Ufern liegt, war das Ziel. Hier gab's eine feſte Brücke zwiſchen den beiden Stadttheilen, und eine ſolche brauchte Bernhard am Nöthigſten. Nach Lauffenburg war die Nachricht ſchon geflogen von dem anrückenden wilden Heere, und als es mit der Morgenſonne daher kam wie ſchwarze Wolken auf dem Schnee, da erſchien der Commandant auf der Mauer und geſticulirte: wir können und wollen keinen Widerſtand leiſten!

So wurde Lauffenburg mit ſeiner wichtigen Brücke genommen, und als das langſamer marſchirende Hauptheer nun angerückt kam, wurden die Truppen auf beiden Ufern vertheilt, Waldshut ebenfalls beſetzt und Rheinfelden diesſeits wie jenſeits des Rheines eingeſchloſſen. Der ganze verwegene Ueberfall war gelungen: mit freiem Rücken ſtand Bernhard auf dem Boden des deutſchen Reiches. Auf deutſcher Seite zwiſchen Säckingen und Rheinfelden lag, wie geſagt, ein ſtattliches Deutſchordenshaus, Bücken genannt, auf einer kleinen Anhöhe. Dort nahm Herzog Bernhard ſein Hauptquartier. Man ſah dort auf das nahe Rheinfelden hinab und ſah auf das mälig ſich erhebende Schwabenland hinauf, von wo der Feind zu erwarten war, welcher dem belagerten Rheinfelden Entſatz bringen konnte. Entſatz vermittelſt einer Schlacht. Bernhard ſetzte Alles daran, Rheinfelden zu erſtürmen, bevor der Feind käme und ihn zur Schlacht nöthigte. Aber jener Commandant von Rheinfelden, welcher ſich dem reiſenden Schweizer Bernhard ſo gemüthlich öſterreichiſch erwieſen hatte, erwies ſich dem ſtürmenden Herzoge Bernhard ſehr ungemüthlich widerſtrebend. Rödel vertheidigte ſeine Feſte mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Die gut katholiſchen Bürger unterſtützten ihn wacker, und es vergingen an drei Wochen, bis die Mauern und Thürme ſo erſchüttert waren, daß ein gelingender Hauptſturm zu hoffen ſtand. Der feſt gefrorene Boden erſchwerte Erdarbeiten und Minenlegung gar ſehr. Endlich war man ſo weit. Auf den nächſten Morgen war die Erſtürmung angeſagt. Bernhard ſendete eine letzte Botſchaft an den Commandanten mit der Aufforderung, die Stadt zu übergeben, und harrte im Kloſter Bücken auf die Antwort.

Es war um die Mittagszeit. Bernhard, Rohan, der Rheingraf Philipp, der Graf von Naſſau, Oberſt Erlach und Hans von

Starſchädel ſaßen bei der Tafel. Erlach war eben von Bern gekommen und hatte die Verſicherung gebracht, daß dieſer größte Schweizerſtaat dem Heere der evangeliſchen Glaubensgenoſſen zu Willen bleibe und die eben eingelaufenen heftigen Reclamationen der kaiſerlichen Behörden kurz abgewieſen habe. Die Tiſchgeſellſchaft war von beſter Laune. Nur der Herzog von Rohan war ſtill und ernſt. Auf Bernhards Frage, ob ſeine Geſundheit wieder verſage, erwiderte er halblaut: Ich möchte das nicht ſagen; es fehlt mir nichts. Aber eine unerklärliche Traurigkeit beſchleicht mich. Umſonſt ſuch' ich nach dem Grunde. — Da kam eine Meldung von Waldshut und Lauffenburg: man bemerke, daß große Trupps von Bauern aus dem Schwarzwalde herab zögen, oberhalb Waldshut von Stühlingen, oberhalb Lauffenburg von St. Blaſien. Sie führten Saumthiere mit ſich, welche mit Lebensmitteln, wol auch mit Schießbedarf beladen wären.

„Bravo!“ rief die Tiſchgeſellſchaft, „das iſt für Rheinfelden beſtimmt und ſoll uns willkommen ſein!“

— Man ſtöre die Bauern nicht und laſſe ſie näher kommen. Taupadell kann eine Reiterabtheilung öſtlich zur Umgehung abſenden, welche ihnen den Rückzug verleidet — befahl Herzog Bernhard. Rohan und Starſchädel, welche trotz kurzer Bekanntſchaft von einigen Tagen auffallend miteinander harmonirten, faßten die Nachricht anders auf. Sie hielten dieſelbe für ein Zeichen, daß kaiſerliche Truppen im Anmarſche wären. Die Bauern im ſüdlichen Schwarzwalde gälten für fanatiſch katholiſch und kaiſerlich und könnten ſich wol den heranziehenden kaiſerlichen Völkern angeſchloſſen haben. Dieſe Meinung fand bei den Uebrigen keinen Glauben. Savelli ſei fern im Elſaß, Rainach, der allerdings aufmerkſame Commandant von Breiſach, könne die Hauptfeſte nicht von Truppen entblößen, und der rührigſte Führer, Johann von Wörth, ſtehe tief rheinabwärts auf Mainz zu, er könne nicht in ſo kurzer Zeit herbeieilen. Das Geſpräch wurde unterbrochen durch die Rückkehr des Parlamentairs, welcher den Commandanten von Rheinfelden zur Uebergabe aufgefordert hatte. Er brachte eine abſchlägige Antwort. — Sie rechnen drin — ſetzte er hinzu — augenſcheinlich auf nahen Entſatz. Commandant Rödel that ſehr zuverſichtlich. Uebrigens haben unſere Reiter einen Mann aufgefangen, der zwar in Bauernkleidern ſteckt, aber Kopf und Haltung eines Kriegsmannes hat. Auf einem Saumpfade, der von St. Blaſien herunter führt, haben ſie ihn getroffen. Er iſt vom Pferde geſprungen, um auf dem unebenen Boden leichter zu entſchlüpfen. Sattel und Zaumzeug des Pferdes iſt kaiſerlich kriegsmäßig geweſen. Er ſpricht auch nicht ſchwäbiſch. —

„Herein mit ihm!“

Der Wachtmeiſter aus Frick und Rheinfelden, die Bekanntſchaft Herzog Bernhards, erſchien vor der Geſellſchaft als gebundener Bauer. Er ſah den Herzog Bernhard nicht ſogleich, da Erlach ihn anredete und examinirte. Bernhard erkannte ihn auf der Stelle und trat auf ihn zu. Als der Wachtmeiſter ſeiner anſichtig wurde, taumelte er zurück und fuhr mit der Hand an den Kopf, gerade dahin zwiſchen Ohr und Auge, wo ihn Bernhards Fauſtſchlag getroffen. —

„Du ſcheinſt ein Geiſterſeher zu ſein,“ ſagte Bernhard, „den können wir brauchen. Nahe am Brückenthurme in Rheinfelden iſt ein Stück Mauer erſt vor acht Tagen neu aufgeführt worden. Bei Winterwetter. Es hält alſo nicht und wird ein paar Breſcheſchüſſen weichen. Du wirſt morgen früh unſeren Stückſchützen die Stelle genau zeigen, und wenn Du recht gezeigt, will ſagen wenn die Mauer ſtürzt, ſo wirſt Du freigegeben. Stürzt die Mauer nicht, dann ſtürzeſt Du — wohin? das wird Dein Spionirverſtand Dir ſelber ſagen. Was haſt Du im Gebirge gemacht, was haſt Du geſehen? Die Wahrheit! Sie allein kann Dir nützen. Was haſt Du geſehen oder erfahren?“ — Bauern, Herr Fürſt, nichts als Schwarzwälder Bauern, die Lebensmittel und Pulver brachten. „Und was für kaiſerliche Truppen?“ — Gar keine. „Wenn wir morgen kaiſerliche Truppen ſehen, ſo haſt Du Deinen Kopf verwirkt, auch wenn die Breſche fällt. Wer ſchickt die Bauern? Der Bauer kommt nicht von ſelbſt. Habt Ihr ſie gerufen? — Ja, Herr Fürſt. Als Eure Truppen ausrückten, haben wir Boten ausgeſendet. —

Dieſe Ausſage war leider geeignet, den Herzog zu beruhigen und ſein Auge von der Gefahr abzuwenden, welche von den Bergen herab ſich unaufhaltſam näherte. Der Tag hatte ſich in Schneewolken eingehüllt, es wurde ſchon dunkel, als der Wachtmeiſter in Gewahrſam abgeführt wurde, und die Generale wie Oberſten zerſtreuten ſich, um zeitig der Ruhe zu pflegen, damit der frühe Morgen ſie alle ausgeruht und rüſtig fände zum Sturme auf Rheinfelden. Nur Herzog Bernhard, Herzog Heinrich von Rohan und Hans von Starſchädel blieben in dem großen Capitelſaale des Ordenshauſes noch eine Zeitlang beiſammen. Sie allein ſtanden einander innerlich nahe und waren ſich größerer Zwecke bewußt. Sie ſaßen um ein Kaminfeuer, welches durch große Klötze Holz genährt wurde, und beſprachen die Angelegenheit des Vaterlandes. Rohan gab ſich der deutſchen Reichsfrage gänzlich hin, weil er nur von einem reformirten deutſchen Reiche Hilfe für Frankreich erwartete. Er und Hans führten vorzugsweiſe das Wort. Hans in ziemlich trauriger Weiſe. Er wagte kaum noch, etwas Ganzes und Großes zu hoffen. So wie er ſein Vermögen zugeſetzt in Erhaltung ſeiner Regimenter, ſo fand er das deutſche Reich erſchöpft an materiellen Mitteln und hatte keine Vorſtellung mehr von einer Beendigung des Krieges in größerem Sinne. Rohan tröſtete, wie ein Idealiſt tröſtet, und verwies auf die Unerſchöpflichkeit der menſchlichen Seele, welche ſich das einmal erkannte geiſtige Gut nie wider auf die Dauer entreißen laſſe. Bernhard tröſtete nicht nur, er belebte. Sein ganzes Weſen war in kräftigſtem Schwunge; er fühlte die Kraft in ſich, den Kampf zu endlichem Siege zu führen. Daß er ſich unabhängig von den Franzoſen gemacht war ihm eine tiefe Erleichterung — er vertraute ſeinem Genius, und faßte die Dinge auf, wie ein beherzter Krieger ſie auffaßt. Entſchloſſen und — im Detail praktiſch. Eine Neuerung im Geſchützweſen beſchäftigte ihn. Er hatte ſie mit Hans ſchon erörtert, und mitten aus den weiten Geſprächen kam er jetzt darauf zurück, weil Hans beſonders hierin ſachverſtändig war. Ein heftiger Windſtoß, welcher die Fenſter erſchütterte, unterbrach ſie und brachte ihnen in Erinnerung, daß auch ſie einiger Stunden Schlafs bedürftig wären. So trennten auch ſie ſich gegen Mitternacht. Hans noch mit der Bemerkung, daß man morgen während des Sturmes dies Bückener Ordenshaus mit Schützen beſetzen ſollte, um es vor einem Handſtreiche ſicher zu ſtellen, wenn etwa doch —

— Das wäre für das „rothe Haus“ noch nöthiger. Ich glaube nicht an die Nähe eines redenswerthen Feindes.

Das „rothe Haus“ war ein ſteinerner Häuſerhaufe rheinaufwärts zwiſchen Bücken und Lauffenburg. Eine halbe Stunde ſpäter lag Alles im tiefen Schlafe, was die maſſiven Gebäude des geiſtlichen Hauſes bewohnte. Draußen wehte ſtoßweiſe ein heftiger Wind und jagte die Schneewolken, welche nur einzelne Flocken fallen ließen. Die Nacht war finſter und nur langſamen Schrittes konnten die kaiſerlichen Truppen, welche von den Bergen über St. Blaſien herunterſtiegen, vorwärts kommen. Sie bildeten, wenn ſie beiſammen waren, ein kleines Heer, an Anzahl dem weimariſchen überlegen. Von Wien, von München, von Breiſach waren die lebhafteſten Anſtrengungen ausgegangen bei der Nachricht: Herzog Bernhard ſtehe vor Rheinfelden. Dieſer Einbruch in öſterreichiſches Land mit freier Rückenſtellung gegen die Schweiz erſchreckte die katholiſchen Herrſcher außerordentlich. Boten flogen nach allen Seiten. Savelli wurde aus dem Weſten, Johann von Wörth aus dem Norden geholt, alle vereinzelten Truppenkörper mußten in Eilmärſchen nach dem Schwarzwalde marſchiren, und die Kriegscommiſſäre aus den vornehmſten Familien, die Fürſtenberg an der Spitze, die Lerchenfeld desgleichen riefen einen Landſturm unter den Bauern zuſammen. In dieſer Nacht — es war die Nacht vor dem 28. Februar 1638 — kam dieſe kleine Völkerwanderung bis auf die letzten Anhöhen vor dem Rheinthale herab. Dort hielt man ſtill um ſich zu ſammeln. Der Morgen graute. Den Oberbefehl führte der Herzog von Savelli, ein Günſtlingsgeneral der Herren aus Wien, welche durch keinerlei Erfahrung zu belehren waren, daß ſolches Protectionsweſen dem Reiche die tiefſten Wunden ſchlage. Die Hauptperſon war Johann von Wörth, ein ganzer Mann aus dem Cölniſchen — dem Hintercölniſchen, um ſo zu ſagen, denn nach Brabant hinein verlegte man ſeine Abkunft. Vom gemeinen Reiter war er aufgeſtiegen zum genialſten Feldherrn, welchen der deutſche Krieg ausgebildet hatte. Er ſtand im Dienſte des baieriſchen Kurfürſten und verachtete den wälſchen Herzog Savelli gründlich. Aber ihm war es um das Gelingen der katholiſchen kaiſerlichen Sache zu thun und er ordnete ſich unter, wenn's denn ſein mußte. Den linken Flügel des anrückenden kaiſerlichen Heeres hatte er in dieſer Nacht übernommen, und an dieſer Stelle hoffte er dem weimariſchen Herzoge endlich den Garaus zu machen. Auf die Verbindungslinie zwiſchen Kloſter Bücken und Lauffenburg wollte er ſich werfen, um Bernhard abzuſchneiden von der Lauffenburger Brücke und von dem Zuſammenhange mit deſſen Truppen auf der linken Rheinſeite.

Dies ſtand den Schläfern im Ordenshauſe wirklich bevor, und als Bernhard beim Morgengrauen geweckt wurde, mit der Nachricht, große Schaaren kaiſerlicher Reiter hätten das „rothe Haus" beſetzt, und rückten auf der Lauffenburger Straße heran, da überſah er augenblicks den Fehler ſeiner Sorgloſigkeit, ſo wie die ganze Gefahr. Mit einem Sprunge war er auf, und befahl, Alles zuſammenzuziehen um's Kloſter. Binnen zehn Minuten hielt er in der Morgenkälte auf der Höhe vor dem Ordenshauſe, und ſtrengte ſeine Augen an, den anbrechenden grauen Tag mit dem Blicke zu durchdringen nach Oſten und nach Norden hin. Alle Führer umgaben ihn, und blickten geſpannt auf ſein Antlitz. Jeder wußte, daß die Gefahr rieſengroß wäre, aber Jeder vertraute auf die kühne Schlagfertigkeit des Herzogs, der keine Miene verzog, ſondern kaltblütig von Minute zu Minute neue Befehle ertheilte. Auf jeden Befehl flog ein Bote von dannen. Drei Aufgaben ſtellten dieſe Befehle in erſte Linie. Zunächſt: wie ſtark iſt der Feind? Alsdann: wie raſch und wie viel bringen wir auf Kahn und Fähre Truppen und Geſchütz herüber vom andern Ufer? Endlich: wie halten wir den Feind auf, bis wir uns geſammelt? Taupadell, der keckſte Reiterführer des weimariſchen Heeres, ein lichtbraun bebarteter, lebensfriſch dreinſchauender Thüringer übernahm die Auskundſchaftung und die Aufhaltung des Feindes. Erlach übernahm das Herüberſchiffen. Der Rheingraf Philipp übernahm das nachdrucksvolle Zurücktreiben der feindlichen Vortruppen. Hans von Starſchädel ordnete auf eigene Fauſt die verhältnißmäßige Armirung der Kloſtergebäude durch thüringiſche Schützen aus ſeinen Regimentern, die zur Hand waren. Unter dieſen Anſtalten wurde der Tag licht und lichter. Bernhard ſah, daß der Feind von Lauffenburg her ſeine Hauptmacht entwickelte. — „Das nächſte wird ſein“ — rief er — „daß er Rheinfelden wird entſetzen, daß er nach Rheinfelden wird durchdringen wollen. Das muß zunächſt verhindert werden, und dann wird ſich's zeigen, ob er mehr vermag!“

Bernhard ſtellte alſo zunächſt Alles was er erreichen konnte von ſeinen Truppen — es waren zwölfhundert Reiter und zwei Regimenter Fußtruppen — ſo auf der Bückner Höhe, daß ihnen der Feind die Flanke bieten mußte, wenn er nach Rheinfelden hinüber wollte. Er hatte ganz richtig vermuthet. Wörth hatte es ſo vorgehabt, und wurde nun durch Bernhards Aufſtellung davon abgehalten. Aber dies ſteigerte nur die Gefahr für Bernhard. Wörth entſchloß ſich nun, den vollen Heranzug der kaiſerlichen Truppen abzuwarten, und dem Herzoge Bernhard eine volle Feldſchlacht zu liefern. War Bernhard einer ſolchen gewachſen in ſo mißlicher Lage? Seine Verbindungslinie war verloren, hinter ſich hatte er den brauſenden, eiſigen Rheinſtrom, und für ihn nur ein paar ärmliche Kähne und Fähren. Wollte er nach Weſten entweichen, ſo mußte er an Rheinfelden vorüber, deſſen Commandant ſicherlich ausfallen würde, und wo kam er hin? In feindliches Land ohne irgend ein Hilfsmittel für ſein Heer. War es zudem ein volles Heer, welches zum Entſatze Rheinfeldens heranzog, dann kamen gewiß auch Truppenmaſſen weſtlich Rheinfeldens von den Bergen herunter, in deren Hände er dann fallen mußte.

Richtig! Ein Bote des Rheingrafen meldete: auch von dieſer Seite im Nordweſten rückten dichte Truppenzüge herab. Es war das Centrum und der rechte Flügel der Kaiſerlichen unter Savelli. Es wurde klar: die Verzögerung bedeutete das Schlimmſte, Bernhard wurde zu einer offenen Feldſchlacht genöthigt. Stunden waren darüber vergangen. Sie waren gut benützt worden von den Weimar'ſchen. Ueber tauſend Mann, meiſt Musketiere waren durch Erlach herüber geſchifft worden und acht Feldſtücke. Mit dieſen und ſechs geſammelten ſchwachen Regimentern entſchloß ſich Bernhard die Schlacht zu beſtehen. Bernhard hielt noch wie früh am Morgen auf ſeinem Roſſe vor Kloſter Bücken. Er ließ jetzt alle erreichbaren Führer aus den Plänklergefechten zu ſich rufen, um ihnen den Schlachtplan aufzugeben.

Er wies nach links hin, wo ein Thal nach Rheinfelden mündet, und wo ein Bach aus einem Walde herabkommt durch ein Dorf. „Dies Dorf heißt Karſchau, der höher liegende Wald der Karſchauer Wald. — Dort herab“ — ſagte der Herzog — „wird der Hauptſtoß kommen nach Rheinfelden hinein. Die Ueberflügelung zu unſerer Rechten hat man angeordnet, um uns zu ſchleunigem Aufheben der Belagerung und zu einem jähen Abzuge zu nöthigen. Den Gefallen haben wir ihnen nicht gethan. Nun gilt's Zweierlei. Wir müſſen dem Andrange durch Karſchau die Stirn bieten, und müſſen die Ueberflügelung rechts zerſprengen, damit wir für alle Fälle unſere Verbindungslinie nach Lauffenburg frei erhalten. Wie's auch gehe, und wenn wir auch weichen müſſen, die Herren müſſen ihre Leute immer halb rechts wenden, da wir die Lauffenburger Straße für wichtiger halten als die Feſtung Rheinfelden zu unſerer Linken. — Naſſau und Taupadell fechten auf dem rechten Flügel, und ſprengen die Ueberflügelung. Iſt das gelungen, ſchwenken ſie links ins Centrum des Feindes. Ich führe unſer Centrum, Rheingraf Philipp unſern linken Flügel. Er hält Karſchau ſo lang als möglich, und muß er heraus, ſo erfolgt von mir und ihm ein entſchloſſener Angriff auf den hervorbrechenden Feind. Gott mit uns! Vorwärts!“ Heinrich von Rohan ſchloß ſich dem Grafen von Naſſau an, und ſprengte mit ihm von dannen. Sein blaſſes Antlitz röthete ſich in dem Schwunge, einem ungeſtümen Reiterangriffe beiwohnen zu können. Hans von Starſchädel ſah dies nicht ohne Beſorgniß. Wie ſchön auch der hochgewachſene Herr mit dem edlen Antlitze ausſah auf hohem Roſſe, Hans meinte in dem geiſterhaft blickenden Auge ein bedenkliches krankes Etwas zu entdecken. Er meinte, der durch Siechthum geſchwächte Körper könnte in plötzlicher Erſchöpfung verſagen — er ſprengte ihm nach, um an ſeiner Seite zu fechten. Er hatte eine tiefe Zuneigung gefaßt für dieſen würdigen franzöſiſchen Seigneur, welcher in edler Aufopferung, im Sinne reiner Bildung, in Liebe für alles Höhere ſo vortheilhaft abſtach von zahlreichen Standesgenoſſen.

Auch Bernhard ſchien der Kraft Rohan's zu mißtrauen, und deſſen Theilnahme am wilden Reiterangriffe nicht zu wünſchen. Er rief ihm nach — umſonſt! Rohan hörte es nicht mehr unter den Hufſchlägen ſeines Roſſes. Da winkte Bernhard Erlach, und bat ihn, auf jener Seite mitzufechten, und den durch Krankheit geſchwächten Herzog ſchützend im Auge zu behalten. Bernhard ſelbſt ſchien heute ganz Feldherr bleiben und nicht am Kampfe theilnehmen zu wollen. Die Leitung der Schlacht war heute wichtiger als je, alle Bewegungen und Wendungen mußten ſchier bis auf Fußbreite genau ausgeführt werden — er blieb halten auf der Bückner Anhöhe. Der Rheingraf Philipp war ſeinerſeits unterdeſſen mit den Fußtruppen gegen Karſchau hinauf gerückt. Links und rechts begann die eigentliche Schlacht. Es war beinahe um die Mittagszeit. Die Schneewolken lichteten ſich, und hie und da blinzelte die Sonne vorübergehend auf die weiße Erde herab, welche bald mit Blutſtrömen und Leichen bedeckt ſein ſollte. Auf der rechten Seite ging es ſtürmiſch und glänzend her. Taupadell am Flügel, Naſſau links von ihm zerſprengten in ungeſtümem

Anlauf die Ueberflügelung. Wörth's Truppen waren vier Tage und halbe Nächte lang raſtlos marſchirt, ſie waren ermattet, und entwickelten nicht Widerſtandskraft genug gegen den Anprall. Sie wichen, und was vom Landſturme in ihrer Nähe war, ſtürzte ſich in wilde Flucht.

Augenblicklich fehlte auf dieſem Flügel auch die Führung. Johann von Wörth hatte Savelli ſagen laſſen: er beginne die Schlacht da der Weg nach Rheinfelden durch den Feind verlegt ſei. Savelli hatte zurück ſagen laſſen: Nein! er ſolle warten, bis die Regimenter Beigott, Edi und Tragi, welche noch fehlten, in die Schlachtlinie eingerückt ſeien. Ungeduldig war Wörth nach dem Centrum hinüber geſprengt zu Savelli, um ihm heftig auseinander zu ſetzen, daß der Feind ſich ebenfalls ſtündlich verſtärke über den Rhein herüber, daß er jetzt noch offenbar ſchwach ſei, und daß ein geſammtes Vorgehen ihn in den Strom dränge. Wie immer war es zu Zank und Streit gekommen mit dem widerwärtigen, unfähigen Wälſchen, da war das Geſchrei herbei geflogen: der Feind greift an in wilder Furie, und der linke Flügel wird geworfen. Wüthend war Johann von Wörth nun zurückgeſprengt, und mit aller Gewalt ſuchte er jetzt die Flucht der Seinigen aufzuhalten. Er hatte eine Löwenſtimme und genoß des größten Anſehens und Einfluſſes auf ſeine Leute. Sein Geſchrei und Fluchen ſtaute einen Theil der Flucht. Es ſammelten ſich Haufen um ihn und folgten ihm zum Widerſtande. An ihrer Spitze ſtürmte der grimmig ausſehende ſchwarzbärtige Kriegsmann gerade dahin, wo der Graf von Naſſau, Rohan, Erlach und Hans mähend vordrangen. Mann an Mann mußten die Führer fechten. Wörth gerieth an Naſſau. Hieb auf Hieb flog, die Klingen zerſprangen auf den Eiſenſchienen um Hals und Schultern. Sie griffen nach den Piſtolen und brannten ſie faſt Auge in Auge auf einander ab. Wörth wurde durch die Wange geſchoſſen, Naſſau durch den Hut. Von beiden Seiten nahmen ſich die Reiter ihrer Führer an, ſie wurden getrennt.

Unweit davon war eine Anzahl der zurückkehrenden Wörth'ſchen Reiter wie auf Verabredung gegen den Herzog von Rohan zugeſprengt. Sein vornehmes Aeußere mochte ſie locken. Er hatte nur Mathieu an der Seite; Erlach und Hans waren durch kämpfende Trupps von ihm getrennt worden. Und Mathieus Pferd wurde durch einen Piſtolenſchuß niedergeſtreckt, es begrub den treuen Diener unter ſich. Ein zweiter Schuß traf den Herzog ſelbſt in den Schenkel und verwundete das Roß deſſelben. Es bäumte ſich hoch, und da die Schußwunde des Herzogs ihm die Schenkelkraft zum Schluſſe am Sattel und Weiche des Pferdes verminderte, ſo verlor er das Gleichgewicht und fiel zur Erde. Zwei Wörth'ſche Reiter waren im Nu neben ihm, unter gegenſeitigem Zurufe „Halb Part!“ faßten ſie geſchickt zwiſchen ihren Pferden nach Schulter und Füßen des verwundeten und vom Falle betäubten Mannes, und brachten ihn der Länge nach zwiſchen ſich empor bis zur Sattelhöhe. — Dein Pferd iſt das ſtärkere — rief der eine — Du nimmſt ihn, und bringſt ihn hinaus! Der wird ſich ſchon auszahlen! Und dabei wurde der widerſtandsloſe Körper geſchoben und gezerrt vor den Sattel des andern Reiters gebracht. Fort ging's mit ihm. Glücklicherweiſe nicht gar zu ſchnell, denn die Laſt war beſchwerlich für das Roß des Reiters, weil ſie den Hals mehr beläſtigte als das Kreuz.

Mathieu, welcher das mit anſah, während er ſich mühſam unter ſeinem Thiere hervorarbeitete, ſchrie aus vollen Lungen nach Hans von Starſchädel, welchen er in der Nähe fechten ſah.

Hans, ein trefflicher Fechter, hatte ſich ſoeben ſeines letzten Gegners entledigt, ſprengte auf das Schreien herbei, folgte mit dem Blick dem ausgeſtreckten Arme Mathieus, verſtand das Geſtöhn „Gefangen! gefangen,“ und jagte hinter den Wörth'ſchen Reitern her. Mathieu folgte zu Fuß anfangs taumelnd, ja niederſtürzend, denn ſein fallendes Pferd hatte ihn arg zerquetſcht; aber ſein Wille war rieſenſtark, der Wille, ſeinem Herrn durchaus beizuſtehen.

Die Wendung des Gefechtes kam beiden Errettern zu ſtatten. Der Rückprall, welchen Johann von Wörth's Ankunft verurſacht, hatte ſich nicht nachhaltig erwieſen, Wörth hatte nur zu geringe Schaaren ſammeln und fortreißen können, und Taupadell von rechts her drängend, hatte das ſiegreiche Vordringen der Weimar'ſchen wieder hergeſtellt. Die Wörth'ſchen Reiter mußten nach links hin weichen; ſie kreuzten denjenigen, welcher Rohan vor ſich am Sattel hielt, ſie hemmten das Fortſchreiten ſeines Pferdes. Hans holte ihn ein, und riß ihn rückwärts nieder. Dabei ließ der Arm des Reiters, welcher den Herzog umſchlungen hatte, nach, und dieſer fiel von Neuem zu Boden. Schmerzhaft und erſchütternd genug für den verwundeten Mann. Bei dem Zurückreißen des Reiters war dieſer unwillkürlich ſeinem Roſſe mit den Sporen in die hinteren Weichen gefahren, und da das Thier außerdem von der vorderen Laſt befreit worden, ſo machte es einen weiten Satz unter die quer vorüber fliegenden Reiter hinein ſammt ſeinem auch in ſolcher Ueberraſchung Schluß haltenden Herrn — Hans und der am Boden liegende Herzog waren plötzlich allein.

Hans ſprang ab, und Mathieu taumelte eben herzu. Sie hoben den Herzog auf; er war faſt ohnmächtig; aus der Wunde quoll das Blut. Hans riß ſeine Feldbinde ab, und ſchlang ſie wenigſtens äußerlich feſt um das Bein, und nun nahm Mathieu unter Schluchzen ſeinen armen Herrn auf beide Arme, um ihn aus dem Getümmel nach rückwärts zu tragen. — Er iſt leicht! ach, er iſt nur zu leicht! — rief der treue Diener als Hans bemerkte: weit ginge es in dieſer Weiſe nicht und Kloſter Bücken ſei eine halbe Stunde entfernt.

Der Raum, welchen ſie durchſchritten — Hans ſein Pferd am Zügel führend — war ziemlich leer; das Reitergefecht ging aufwärts, und nur verwundete und ſterbende Kriegsleute, todte und verſtümmelt umher hinkende Pferde nöthigten ſie mitunter zum Ausweichen. Endlich fing Hans ein herrenloſes Pferd ein, welches noch geſund war, und er verſuchte nun eine neue

Transportweiſe. Als beſſerer Reiter beſtieg er das fremde Pferd, welches ſehr accurat geführt werden mußte, wenn der neue Transport möglich werden wollte. Dann ließ er ſich den Herzog herauf reichen und auf den Schenkel lehnen; dann mußte Mathieu Hanſens Pferd, ein ſicheres Thier, beſteigen, und dicht heran drängen; dann wurde der Unterkörper des Herzogs hinüber gelegt auf Hanſens Pferd, und dann ritten ſie ſo, Bügel an Bügel, in langſamem Schritte auf Bücken zu. Der Herzog erwachte nach einer Viertelſtunde aus ſeiner Ohnmacht, und verſicherte ſeinen Rettern, daß er keinen Schmerz empfinde. Es war Nachmittag geworden, und als ſie das Deutſchordenshaus ſo nahe ſahen, daß Hans mit ſeinem ſcharfen Auge ſeine Schützen an den Fenſtern wahrzunehmen meinte, da wurden ſie genöthigt ſtill zu halten. Denn ſie waren nahe am Gedränge eines andern Theiles der Schlacht. Hier nämlich war es ſchlechter gegangen als auf dem rechten Flügel der Weimaraner. Die Kaiſerlichen waren ſo ſtark aus dem Karſchauer Walde herabgedrungen ins Dorf, daß die Weimar'ſchen das Dorf nicht hatten behaupten können. Auch das letzte Regiment, Hatſtein, hatte heraus gemußt, und der tapfere Rheingraf Philipp, der nicht weichen und ſich auch nicht gefangen geben wollte, war erſtochen, erſchlagen und erſchoſſen worden wie ein Held. Die ſiegreiche Maſſe der Kaiſerlichen war im Sturmſchritt auf die Höhe von Bücken gekommen, und erſt hier durch das treffende Gewehrfeuer aus allen Fenſtern, von allen Dächern und allen Vorſprüngen des feſtungsartigen Kloſtergebäudes aufgehalten worden. Die Geſchütze Bernhards waren in die Hände der Kaiſerlichen gefallen, und dieſe ſtürzten ſich eben auf das weimariſche Gepäck am Fuße der Bückner Anhöhe.

Dies war der Augenblick, in welchem Hans und Mathieu mit ihrem Verwundeten in die Nähe des Schlachttumultes kamen und ſtill halten mußten. Ein Officier aus der Umgebung Bernhards jagte an ihnen vorüber, und zügelte ſeine Eile nur einen Moment, um Hans in Kenntniß zu ſetzen über den Stand der Dinge. Er flog zu Taupadell. Dieſer ſollte die Verfolgung der

Wörth'ſchen Reiterei abbrechen, und Fühlung ſuchen mit dem Centrum, damit er ein neues Vordringen Bernhards auf der rechten Flanke unterſtützen könnte. Herzog Bernhard ſah mit Vergnügen auf die Habgier der kaiſerlichen Soldaten, welche ſich in Beraubung des Gepäcks zerſtreuten. Er ritt auf und nieder unter ſeinen zerriſſenen Regimentern, er ordnete ſie und ermunterte ſie, und rief ihnen zu: In einer Stunde ſteht's anders. Schöpft Athem und ſeht auf mich!

Noch keine halbe Stunde war vergangen, da hörte er zu ſeiner Rechten die Trompeten des unermüdlichen Taupadell, der ſeine Reiter ſammelte. Bernhard ließ all' ſeine Trompeter und Trommler antworten durch die ſchmetternden und wirbelnden Signale zum Sturmangriff, und an der Spitze der wieder geordneten Regimenter ſtürzte er unter den plündernden Feind, ihn niedermähend und zurücktreibend nach allen Seiten. Nicht eine Viertelſtunde dauerte es, da hatte er die Mehrzahl ſeiner Geſchütze wieder erobert, und den Feind wieder nach Karſchau hinein getrieben. —

Sobald die Anhöhe vor ihnen wieder leer geworden, ſetzten Hans und Mathieu ihren Krankenmarſch fort. Hans voller Ungeduld. Es war ihm große Pein, dem Kampfe fern zu bleiben, und war ihm eine große Erleichterung, von Rohan zu hören, daß dieſer eine Wiederkehr der Kräfte ſpürte und Hans ausdrücklich bat, ihn geringeren Leuten zu übergeben, damit ein ſo wichtiger Krieger nicht länger unthätig verbleiben müßte in entſcheidender Stunde.

Oben am Ordenshauſe ankommend fanden ſie auch die Hilfsmittel dafür. Zwei zuverläſſige Leute Hanſens übernahmen die Aufgabe, den kranken Herzog zum Rhein hinab zu bringen auf einer Tragbahre, ihn überzuſchiffen, und drüben in einen Wagen zu betten, der ihn nach Baſel bringen ſollte. Hinter den Belagerungstruppen drüben gab's eine zahlreiche Wagenburg, und Hans verpflichtete ſeine Leute, Mathieu nicht eher die Sorge für den Herzog allein zu überlaſſen, als bis er wohl gebettet fortfahren konnte. Ein Feldſcheer bei den Truppen im Ordenshauſe hatte einen Verband angelegt und zuverſichtlich erklärt, die Wunde wäre ungefährlich.

Faſt heiter trennten ſich Hans und der Herzog. Der Nachmittag war trüb geworden; dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Sie glichen mehr Regenwolken als Schneewolken und verdunkelten das Tageslicht zeitig. Hans ritt nach der Richtung hinüber, wo Taupadell's Anſchluß an Bernhard gewünſcht und vorausgeſetzt werden mußte. Hier konnte er zunächſt ſtrategiſch nützen, da er die Stellungen kannte, wie ſie im Augenblick waren. Es ſchien ihm auch viel darauf anzukommen, daß er den etwa nöthigen Rückzug Taupadell andeuten konnte. Die Wendung war im Allgemeinen glücklich gerathen: nach der Lauffenburger Seite ſtand kein Feind mehr. Dieſe Erwägung zeigte ſich denn auch bald als die wichtigſte. Die Zahl der Weimaraner war den größeren Maſſen der Kaiſerlichen nicht gewachſen. Wörth hatte bald bemerkt, daß die Verfolgung Taupadell's aufhörte und hatte ſeine Truppen gegen Karſchau herab zur Unterſtützung Savelli's geleitet. Die Weimaraner wurden hart bedrängt, und Taupadell's Reiter hielten nur noch mühſam Stand, als Hans bei ihnen ankam. Zudem ſank der Abend auf einmal ganz dunkel nieder. Man ſah ſich kaum noch, es wurde ein wüſtes Fechten und Ringen. Inſtinctmäßig unterließen dies allmälig die Truppen von beiden Seiten. Es trat ein völliger Stillſtand ein und es bildete ſich ein leerer Raum zwiſchen den feindlichen Heeren. Taupadell kam langſam von der Höhe herab durch dieſen leeren Raum geritten und traf auf Hans, welcher ebenfalls die Haltung des Feindes in der Nähe beobachten wollte. Was nun? fragte Einer wie der Andere.

„Sucht den Herzog auf“, ſprach Taupadell, „und meldet ihm, was ich ſo eben erfahren habe. Die Enge, welche das „rothe Haus“ ſperrt, iſt noch in den Händen von ein paar Hundert Kaiſerlichen. Auf unſerm Rückzuge liegt alſo ein Hinderniß.“

Hans ſuchte durch die Finſterniß einen Weg nach der Tiefe hinab. Er war ſehr bekümmert. So mißlich und dürftig begann ein Feldzug mit geringen Mitteln, welcher die einzige, die letzte Ausſicht bot für die evangeliſche Sache. Er fand den Herzog inmitten ſeiner Generale. Ehm, Roſen, Naſſau, Schafalitzky, Kanowsky waren neben ihm. Erlach fehlte. — Was bringſt Du? — rief ihm Bernhard mit ganz friſchem Tone entgegen. Hans berichtete.

— Nun — entgegnete Bernhard — das rothe Haus wird uns nicht viel zu ſchaffen geben. Naſſau, welcher des armen Rheingrafen Regimenter übernimmt, bricht zuerſt auf und erſtürmt es bei Tagesanbruch. — „Wie?“ riefen Alle, „Rückzug?! Rheinfelden aufgegeben?!“ — Sobald der Feind unſern Abzug merkt, wird er freilich hinein ziehen — entgegnete Bernhard. — Was helfen halbe Erfolge! Ein voller Sieg thut uns noth. Den können wir heut' nicht erzwingen; wir brauchen all' unſere Kräfte dazu. Ehm! Hinüber auf's linke Ufer! Die Belagerung aufheben; alle Stücke, alles Fuhrwerk, alles Gepäck, alle Truppen noch in der Nacht gen Lauffenburg ſenden. — Roſen! Mit Euren und Taupadell's Reitern bis Mitternacht hier bleiben und Lärm machen, damit der Feind getäuſcht bleibe und dann folgen! Ans Werk! — Hans, reite neben mir!

Bernhard ſchlug Hans vor, im feſten Ordenshauſe Bücken zurück zu bleiben mit einer namhaften Beſatzung. — 's iſt freilich ein ausgeſetzter Poſten. Aber Du wirſt Dir im Nothfalle zu helfen wiſſen, und bei denen da drüben herrſcht weder Einigkeit noch Verſtand. Ich hab's aus dem Fluchen eines gefangenen Officiers entnommen. Der Schwachkopf Savelli commandirt und der Hitzkopf Wörth gehorcht nicht. Setze Geld daran, daß Du bis morgen Mittag genau ausgekundſchaftet haſt, was der Schwachkopf mit ſeinen Truppen angefangen hat. Ich hab' Anzeichen, daß der Schießbedarf und die Lebensmittel vorzugsweiſe von den Bauern über Stühlingen kommen ſollen. Ich aber bleibe zwiſchen Stühlingen und Rheinfelden. Der Sieg, denk' ich, welchen er ſich zuſchreiben wird, ſoll dem Savelli zu Kopfe ſteigen und der Hunger in

Rheinfelden und unter ſeinen Truppen wird ſchreien; der Wälſche wird Dummheiten machen. Was Du erkundſchaftet, laſſ' mir ſogleich ſagen; ich bin voll Hoffnung und muß nur erſt all' meine Kräfte in der Hand haben.

Unterhalb Bücken ſchieden ſie. Dort erſt erfuhr Bernhard das Schickſal Rohan's. Es traf ihn empfindlich. Aber Hans tröſtete mit der Ausſage des Feldſcheers: die Wunde wäre von keiner Bedeutung. Am nächſten Morgen war das rothe Haus geſtürmt. Von den Gefangenen erfuhr man, daß in dieſer Gegend alle Welt von einem Siege Bernhards geſprochen habe. Taupadell's Zerreißen der Wörth'ſchen Ueberflügelung hatte zahlreiche Flüchtlinge hierher gejagt, und durch dieſe war das Geſchrei von einer Niederlage der Kaiſerlichen aufwärts getragen worden unter die Bauern. Mit all' ihren Vorräthen waren dieſe in die Berge zurückgewichen. Des Abends kam Botſchaft von Hans. Sie lautete: Wörth iſt mit einem Fähnlein vor Bücken erſchienen, aber abgewieſen worden. Die kaiſerlichen Truppen ſind in weiter Zerſtreuung auf die Dörfer gelegt. Sie ſollen nach allen Richtungen „merodern". Nach einem walloniſchen Kriegsmanne Merode, welcher dies Unweſen angefangen, nannte man es „merodern", wenn die Truppen ſich zerſtreuten und auf eigene Fauſt Nahrung und Beute ſuchten unter zerſtörender, meiſt grauſamer Gewalthandlung.

Am nächſten Tage, es war Dienſtag der 2. März — die Schlacht hatte am Sonntage ſtatt gefunden — war Bernhard mit ſeinem Entſchluſſe fertig. Er hatte all' ſeine Streitkräfte über die Lauffenburger Brücke an ſich gezogen. Marſchfertig ſtand ſein ganzes Heer zwiſchen Lauffenburg und dem rothen Hauſe auf freiem Felde. Es war Nachmittags und ein Nebel hüllte die ganze Landſchaft ein. Da erſchien Bernhard auf ſeinem großen aus Weſtphalen ſtammenden ſchwarzen Roſſe, umgeben von all' ſeinen Generalen. Auch der fröhlich umſchauende Taupadell war eben angekommen vom Streifzuge, welcher Nachrichten eingeſammelt hatte bis St. Blaſien hinauf. Dieſe Nachrichten ſchienen in Bernhards Plan einzuſtimmen: er ſah friſch und heiter aus. Auf ſeinen Wink bildeten die nächſten Regimenter ein enges Viereck um ihn, und mit weitſchallender Stimme ſprach er: „Nun, Freunde, iſt der Augenblick da. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Am Sonntage haben wir den Sieg aufgeſchoben, weil wir nicht zahlreich genug beiſammen waren; morgen wollen wir ihn holen. Iſt's Euch recht?“ Jauchzend ſchrien Alle und ſchwenkten die Waffen.

„Nun alſo in ſtrenger Ordnung und ohne Lärm vorwärts. Wir marſchiren in die Nacht hinein bis über Säckingen abwärts. Dort raſten wir unter Waffen ein paar Stunden. Vor Tage brechen wir wieder auf und mit Sonnenaufgang faſſen wir die erſchrockenen Kaiſerlichen da, wo wir ſie am Sonntage verlaſſen haben. Gott mit uns!“ — Gott mit uns! — riefen Tauſende von Stimmen über das Feld hin und der Marſch begann.

Der Morgen graute erſt, als Herzog Bernhard vor Bücken war und Hans von Starſchädel begrüßte. Eine Croatenabtheilung, die zwiſchen Bücken und Rheinfelden lag, bringt die Nachricht in die Stadt hinein: der Feind rücke an. Johann von Wörth wirft ſich auf's Roß und erkennt mit Schrecken: was das zu bedeuten habe. Noch fliegen die Boten nach allen Dörfern und alle kaiſerlichen Generale eilen aus der Feſtung heraus, um nicht eingeſchloſſen zu werden. Von Rheinfelden nach Bücken war das ganze Rheinufer mit Gebüſchen bedeckt. In dies Gebüſch werden die nächſten kaiſerlichen Truppen geworfen. Die Hauptmacht wird abwärts von Rheinfelden aufgeſtellt, wo die Thalmulde mit ihrem Bach durch Karſchau ſich herunter ſenkt. Der Bach bildet abwärts von Karſchau einen breiten Graben. Hinter dieſem Graben ordnet ſich was herbeikommt von kaiſerlichen Truppen, Reiterei und Fußvolk neben einander. An Geſchützen fehlte es, an Schießbedarf desgleichen, an Truppen nicht minder, nur die Befehlshaber und die Fähnlein waren vollzählig da.

Des Sieges ſicher kam das weimariſche Heer breit angezogen mit klingendem Spiel. Auf ſeiner Rechten weit oben die

Taupadell'ſche Reiterei, um durch den höher liegenden Wald heute ſeinerſeits die Ueberflügelung vorzunehmen. Unten commandirte Herzog Bernhard und ließ die Ufergebüſche zu ſeiner Linken nachdrücklich ſäubern. Raſch war das bewerkſtelligt, und auf den Graben zu wälzte ſich die Centrummaſſe, die Geſchütze vor ſich herſchiebend und im Vorrücken feuernd. Das war die Neuerung, welche Bernhard mit Hans beſprochen. Bis jetzt hatten die Geſchütze nur aus feſter Poſition geſchoſſen. Heut' rückten ſie zum Erſchrecken des Feindes nach jeder Lage weiter vor, und die dritte Salve gaben ſie ſo nahe am Graben, daß ſie auf Piſtolenſchußweite vor dem Gegner abgebrannt wurde. Eine Neuerung, welche auch die tapferſten Reihen ins Wanken bringen konnte. Und nun in der Nähe des Grabens Bernhards ſchallendes Commando von allen Führern wiederholt: „Hinüber!“ und der weite Sprung des ſchwarzen Rieſenroſſes im Nu ausgeführt von der ganzen Linie trotz des Muſketenfeuers der Kaiſerlichen, ausgeführt von Reiterei und Fußvolk, ohne einen Schuß aus den Handwaffen — das hatte etwas Schauerliches. Denn nun erſt als ſie drüben waren ſchoſſen die Weimaraner, wie ihnen Bernhard befohlen, dicht am Leibe des Gegners ihre Piſtolen und Muſketen los. Jede Kugel traf und riß nieder, und dieſe ganz ungewöhnliche Gefechtart half die Beſtürzung vollenden — die ganze kaiſerliche Linie warf ſich in die Flucht, die Reiter löſten nicht einmal ihre Piſtolenſchüſſe, es hatte ſich ein paniſcher Schrecken verbreitet. —

Nur oben im Walde hielt das Wahl'ſche Regiment tapfer Stand. Dorthin hatte ſich auch Johann von Wörth aus dem Alles niederreißenden Fluchtgetümmel errettet, und hier wurde gefochten bis zum Aeußerſten. Ohne Ausſicht, ohne Erfolg. Taupadell hatte das ganze Gehölz umſchlagen, der Graf von Naſſau drang mit friſchen Fußtruppen ein — was nicht fiel, mußte einzeln ſein Heil in der Flucht ſuchen. Unter dieſen Johann von Wörth. Die Naſſauer holten ihn ein und dem Capitän-Lieutenant dieſes Regiments — ſo wurde neuerdings der Hauptmann genannt, welcher des Obriſten Leibcompagnie führte — mußte er ſeinen ſtarken Degen ausliefern.

Binnen einer Stunde war die ganze Schlacht zu Ende.

Die Verfolgung einer dergeſtalt aufgelöſten Schlachtordnung war ein Feſt für die Reiter Taupadell's und Roſen's. Ja Officiere, deren Stellung es gar nicht mitbrachte, betheiligten ſich an dieſem Acte. Unter dieſen Mitzlau. Er hatte freilich einen ganz beſondern Grund. Sowie ſein Trachten ſeit zwei Jahren darauf gerichtet war, in der katholiſchen und kaiſerlichen Welt Anhaltspunkte zu gewinnen, ſowie er ſelbſt Blandini ſich genähert hatte, als dieſer im Lager bei Dellsberg erſchien und ſich ihm geradezu anſchloß, als dieſer die Empfehlung Desnoyers' geltend gemacht, ſo hatte er bei dieſer Schlacht ein dahin gehendes Augenmerk. Dies Augenmerk war der kaiſerliche Generaliſſimus, der Herzog von Savelli. Ihm nahe zu kommen war ſein Beſtreben, nach welcher Richtung er geflohen ſein könnte, darnach jagte und fragte er auf dem Felde umher, bei Verwundeten und Gefangenen mit großer Geſchicklichkeit forſchend. Er kam ihm auch wirklich auf die Spur. Nach Kranzach hin ſollten die höchſten Herrn geſprengt ſein. Nach Kranzach hin jagte Mitzlau und — fing den Herzog. Natürlich behandelte er ihn mit der größten Höflichkeit und war nahe daran, ein Abkommen mit ihm zu treffen. Der Herzog ſollte in Wien Mitzlau's vollſtändige Amneſtie empfehlen und durchſetzen — dafür wollte Mitzlau den Herzog entſchlüpfen laſſen. Wer war froher, wer verſprach eifriger als Savelli! Aber ein paar Roſen'ſche Reiter, welche desſelben Weges kamen, vereitelten den Handel. Der eine meinte, den „vornehmen Herrn" zu kennen und beide erklärten ſich bereit, ihn transportiren zu helfen. Mitzlau konnte dies nicht ablehnen, ohne Verdacht zu erregen.

Auf einer kleinen Bodenerhöhung zwiſchen Rheinfelden und Bücken hielt Herzog Bernhard, als die Gefangenen und Trophäen ſchaaren- und haufenweiſe gebracht wurden. An die ſechzig Standarten und Fähnlein, an die hundert Officiere, und unter ihnen der furchtbarſte Gegner Bernhards, der wilde Johann von Wörth. Es bildete ſich eine Gaſſe als er daher geführt wurde vor den Herzog, und eine Todtenſtille trat ein. Sie bezeugte den unwillkürlichen Reſpect, welchen dieſer tapfere Gegner einflößte, obwol ſeine grobe Geſtalt jetzt mit Schmutz bedeckt, ſein ſtarkknochiges Geſicht von ſchwarzen Pulverſtreifen befleckt und von der aufgeriſſenen Schußwunde im Backen blutrünſtig ausſah. Wörth galt nicht blos für einen Kriegsgegner Bernhards, er galt für einen perſönlichen Feind desſelben. Die ſtärkſten Schimpfreden liefen um von ihm, welche er dem Reichsfeinde und Franzoſenfreunde Bernhard beigelegt, Worte, welche dieſen empfindlich verletzt hatten, weil ſie nicht geringen Schein von Wahrheit trugen. Man mußte jetzt auf höhniſche Worte aus Bernhards Munde gefaßt ſein. Bernhard rief dagegen nichts weiter als: — „Ei, welch unvermuthetes Zuſammentreffen!“

— Es iſt das Glück Eurer fürſtlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe — erwiderte Wörth ziemlich barſch. — „Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken.“ Nun kam die wohlgenährte Geſtalt Savelli's, welchen Mitzlau vorſtellte, an die Reihe. Mit ausgeſuchter, etwas ironiſcher Höflichkeit empfing ihn Bernhard, und lud ihn ſammt ſeinen Mitfeldherrn Johann von Wörth zur Tafel im Bückner Ordenshauſe.

Dann ſtieg Bernhard vom Pferde, und kniete nieder. All' ſeine Leute thaten desgleichen, und die gefangenen Generale ſtanden wie Markſteine allein aufrecht. Neben Savelli und Wörth noch zwei von Wichtigkeit, Speerreuter und Adrian von Enkevort. Mit gedämpfter Stimme wurde der erſte Vers geſungen von „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“. Die Sonne hatte ſchon lange die trübe Luft erhellt, und ſchien jetzt warm hernieder wie junge Märzſonne zu thun pflegt. Zwei Stunden ſpäter ſaß man im großen Capitelſaale des Bückner Ordenshauſes an der Tafel. Man hätte glauben können, der ganze Schlachtvormittag ſei ein Traum geweſen, oder man ſei nach griechiſchen Vorſtellungen in den Olymp verſetzt, wo die blutigſten Feinde, ihrer Erdenfeindſchaft vergeſſend, Nektar und Ambroſia mit einander genießen. Aber die Unterhaltung ließ den Gedanken an einen Traum und an olympiſche Scenen nicht aufkommen. Die Unterhaltung ward durch einen Zank beſtritten, welchen Savelli und Wörth den Weimaranern zum Beſten gaben. Einer warf dem Andern vor, durch ſchlechte Maßregeln das Unglück verſchuldet zu haben, und Wörth wurde immer lauter und gröber, je thörichter und unrichtiger Savelli's Entſchuldigungen auftraten. Nur einer der gefangenen Generale, Speerreuter, war ausgeſchloſſen von der Tafel, und ſaß in enger Haft. Er hatte früher unter den Schweden gefochten, und galt für einen Renegaten. Gegen Ende der Tafel gab Bernhard leiſe die Ordre: Speerreuter und Savelli werden nach Hohentwiel, Wörth und Enkevort nach Benfeld abgeführt. Letztere zu ehrenvoller Haft — ſetzte er hinzu — namentlich der „Schwarze“. — So pflegte man Wörth zu nennen.

Mitzlau wurde beauftragt, den Transport nach Hohentwiel zu leiten. Er bemerkte, daß Savelli gleich nach der Gefangennahme dringend gebeten habe, nicht nach Hohentwiel gebracht zu werden, weil Widerhold, der dortige Commandant, ſein perſönlicher Feind wäre. — Mitzlau ſetzte hinzu: Lauffenburg eigne ſich vielleicht —

„Meinethalben“ — entgegnete Bernhard — „wenn der Herzog Savelli ſein Ehrenwort geben will, nicht zu entweichen.“ — Dies giebt er. — „Gut. Wo aber iſt denn Erlach?“

Er wurde vermißt. Es fanden ſich Anzeigen, daß er im Reitergefechte des erſten Schlachttages in Gefangenſchaft gerathen ſein möge. — Man fragte Wörth. Dieſer beſtätigte die Vermuthung, und ſetzte hinzu, er ſei mit anderen Gefangenen nach Rheinfelden gebracht worden. Bernhard befahl, ſogleich Schritte für Erlach's Auslieferung zu thun, und hob die Tafel auf. Es war dunkel geworden; man brachte Lichter und ein Schreiben, welches an den Herzog Bernhard von Baſel gebracht worden ſei. Eilig öffnete es Bernhard, und wurde durch die Unterſchrift enttäuſcht. Sie zeigte den Namen Blandini. Er ſchrieb in kleinen Schriftzügen in franzöſiſcher Sprache Folgendes:

Eure Hoheit haben gewünſcht, daß ich nach Baſel ginge. So war ich denn zur Hand, als der verwundete Herzog von Rohan gebracht wurde. Möge ſich Eure Hoheit erinnern, daß ich in Lenzburg geſagt: nur keine Schußwunde! Sie iſt das Gefährlichſte, was der Blutbeſchaffenheit des Herrn Herzogs widerfahren könnte. Und ſo iſt es leider geſchehen, und zwar iſt ein größeres Blutgefäß durch die Kugel zerriſſen worden. Ein ſtarker Blutverluſt iſt bei dem ſchlechten Verbande unvermeidlich geworden — Der Herr Herzog iſt in Lebensgefahr. Die Wunde hat ſich bösartig geſtaltet, und ſie vergiftet gleichſam das ohnehin von Zerſetzung bedrohte Blut des Herrn. Ich habe wenig Hoffnung für die Erhaltung des theuren Lebens. Das Athmen guter reiner Luft kann vielleicht etwas hinhalten. Deshalb habe ich angeordnet, den Kranken ſogleich höher hinauf ins Bergland zu bringen. Ein hieſiger Patricier beſitzt bei Königsfelden im Berner Lande ein günſtig gelegenes Landhaus. Dies hat er der herzoglichen Familie zum Aufenthalte angeboten. Sie reiſt mit dem Kranken noch heute dahin ab. Ich werde ſie begleiten, um Alles aufzubieten, was meine Wiſſenſchaft an die Hand giebt; aber wie geſagt, ich hege wenig Hoffnung. Die junge Prinzeſſin iſt troſtlos, und fragt, ob Eure Hoheit nicht kommen würden. Geſtatten es die Geſchäfte Eurer Hoheit, ſo müßte es bald geſchehen, denn die Zerſetzung des Blutes kann in einem bejahrten und geſchwächten Körper einen plötzlichen Stillſtand des Lebens herbeiführen. Es verharrt in dienſtwilliger Bereitſchaft

Eurer fürſtlichen Hoheit

gehorſamer Diener
Carlo Blandini.

Baſel, den 1. März 1638.

„Wo iſt der junge Groot?" fragte Herzog Bernhard. — Bei der Kanzlei in Lauffenburg — lautete die Antwort. „Er ſoll herbeſchieden werden zu morgen früh!"

Und nun ging der Herzog aus dem Saale in ein anſtoßendes Zimmer, und ließ die Befehlshaber, welche anweſend waren, oder von der Verfolgung des Feindes zurückkämen, in dies Zimmer beſcheiden. Ehe ſie kamen, theilte er Hans, welcher ihm gefolgt war, Blandini's Brief mit.

„Das Schickſal verlangt immer ein Opfer, wenn es einen großen Gewinn beſchert," ſagte er vor ſich hin, während Hans las, „unſer braver Rohan wird diesmal das Opfer ſein." — Leider ſcheint es ſo. — „Ich will zu ihm. Beim Heere kann ich eine Woche entbehrt werden. Jetzt gilt's nur marſchiren und in die Taſche ſtecken was herrenlos oder ſchwach vertheidigt iſt. Ueber perſönlichem Leide will ich nicht vergeſſen, und nicht Gott zu danken vergeſſen, daß der Gewinn ſo groß iſt, wie wir nur damals zu Paris im Arſenale hoffen konnten. Die Führung des deutſchen Krieges iſt neuerdings, iſt endlich in unſere Hand gegeben. Jetzt mußt Du hinaus, Hans, und mußt in Bewegung ſetzen, was vorbereitet iſt in Würtemberg, Franken, Heſſen und Niederſachſen. Aus dem Großen und Ganzen müſſen wir arbeiten und ſchaffen, denn jetzt giebt es auf weit hin und lange hinaus kein feindliches Heer vor uns. Weicht jetzt Deine Schwermuth?" — Sie weicht.

Die Befehlshaber kamen, und alle eingehenden Nachrichten lauteten dahin, daß die Zerſtörung des kaiſerlichen Heeres eine totale wäre. An die fünfhundert Mann lägen todt umher, und Gefangene würden ſo ſchaarenweiſe eingebracht, daß man ihrer morgen wol gegen zweitauſend zählen werde. Und was beſonders erfreulich: ſie liefen der Gefangennehmung geradezu entgegen und bäten um Anwerbung. Binnen acht Tagen könnte das weimariſche Heer verdoppelt ſein. Es ſei eine Victoria wie die Guſtav Adolphs bei Breitenfeld. Bernhard theilte nur kurz die nächſten Anordnungen mit. In drei Strömen ſollten ſie in den Breisgau hinab; das feſte Schloß Rötteln überfluthen. den wichtigen Rheinpaß bei Neuenburg bedecken, und an die Thore von Freiburg ſchlagen, bis ſie aufſprängen. Alsdann ſollten ſich die Ströme vereinigen vor der Zwingburg Breiſach. Die Befehlshaber wurden entlaſſen. Lachend rief ihnen Bernhard nach: „Wir haben ja Rheinfelden vergeſſen, das wol keinen Sturm mehr verlangen wird. Sitzt nicht der Wachtmeiſter noch hier, der vorgeſtern eingebracht wurde?“

— Ja, fürſtliche Gnaden. — „Schickt mir ihn herauf; er ſoll Rheinfelden erobern.“

Der Wachtmeiſter kam, und als der Herzog ihm zurief, er habe viel verſäumt, da drehte er ſeinen grauen Bart und entgegnete: — Ja! Aber ich möchte nicht gern noch mehr verſäumen, und bäte deshalb recht ehrlich, mich unter Eure Fahnen treten zu laſſen — ich hab' vom Fenſter aus zugeſehen, heut' Vormittag, geſtrenge fürſtliche Gnaden! Der Herzog klopfte ihm auf die Schulter, belobte ſeine Aufmerkſamkeit in Frick, nahm ihn an, und trug ihm auf, morgen früh den Parlamentair nach Rheinfelden zu begleiten, und dem Commandanten Rödel deutlich zu beſchreiben, wie es hier Außen ausſähe. Der freundliche Rödel möge keine Umſtände machen, damit man ſich nicht gegenſeitig zu erzürnen brauche. Und dann wurde Hoffmann gerufen. Der Herzog war einer tiefen Nachtruhe bedürftig. Seine Gedanken wendeten ſich der Rohan'ſchen Familie zu. Mitten im Glück hüllte er ſich in eine Wolke herzlicher Wehmuth.

10.

Drei Tage ſpäter erreichte Herzog Bernhard den Eingang in ein kleines Thal. Auf waldiger Berglehne, die gegen Morgen freie Ausſicht bot, lag das Landhaus des Baſeler Patriciers. Da hinauf ritt nun langſam der Herzog mit ſeinem kleinen Gefolge. Dietrich van Groot und ein Paar Reitknechte bildeten es, und einer dieſer Reitknechte war nur ein Reitbube, was man heutigen Tags einen Groom nennt, war der kleine Jaquette, welcher Dietrichs geſchicktes Factotum geworden, und zu ſchnellem Ritte durch ſeine Leichtigkeit empfohlen war. Herzog Bernhard hatte Dietrich ſchon darum mitgenommen, weil er nach Blandini's traurigem Gutachten vorausſetzen mußte, daß die Herzogin eines Geſandten nach Paris bedürfen würde. Richelieu machte oft kurzen Proceß mit einer Erbſchaft, welche von einem ſogenannten „Staatsverräther" herrührte, und ein berühmter Rechtsgelehrter wie Dietrichs Vater konnte ſehr nöthig werden, wenn auch nur für Angabe der zweckmäßigſten Schritte. Vielleicht auch nur für ein zeitig angebrachtes Wort beim Könige, zu welchem Grotius als ſchwediſcher Geſandter Zutritt fand. Denn der König mißbilligte oft die Confiscationen, welche Cardinal Richelieu befehlen wollte. Auf weiter Waldblöße am Bergeshange lag das Landhaus. Ein überhängendes Dach ſchützte es vor dem Schnee, eine Gallerie rings um den erſten Stock machte Licht- und Ausſicht zugänglich. Ehe Bernhard noch vom Pferde ſteigen konnte, war Marguérite ſchon vor dem Hauſe und eilte ihm entgegen. Sie hatte ihn von Weitem erkannt. Ach! ihr Benehmen war ſo lieb! Dem heiteren ſorgloſen Mädchen ſtand jetzt die Wehmuth und die Sorge ſo gut! Das Antlitz war ausdrucksvoller, die Stimme inniger geworden. „Ihr bringt gewiß Hilfe und Rettung!" ſagte ſie ſo zuverſichtlich, daß dem Herzoge gar weh zu Muthe wurde, weh und warm, denn er ſah und hörte zum erſten Male, daß Marguérite treu und tief empfinden konnte.

„Es geht auch ſeit heute viel beſſer," ſetzte ſie hinzu, „der Vater hatte tief geſchlafen, und ſpricht ganz freundlich."

Oben an der Treppe harrte die Herzogin. Sie ſah noch ernſter aus und kummervoller als gewöhnlich, und fragte leiſe: „Was hat Euch Blandini geſchrieben? Das Schlimmſte! Sonſt kämt Ihr nicht ſo ſchnell, von weither und aus ſchwieriger Lage?!" — Im Gegentheil! Meine Lage iſt vortrefflich; ich habe einen großen Sieg erfochten, und mein Herz trieb mich, dem Freunde die Siegespoſt ſelbſt zu verkünden.

Er fand den Kranken in einem großen, ſehr wohnlich eingerichteten Zimmer auf einem Ruhebette. Ein loderndes Kaminfeuer brannte, alle Fenſter ſtanden offen, und die eben untergehende Sonne beleuchtete roſenroth die mit Schnee bedeckten Alpen des Berner Oberlandes, die Jungfrau, den Mönch und den Aiger, welche der Kranke von ſeinem Lager aus ſehen konnte, und in deren Anblick er gerade jetzt vertieſt war. Er wußte noch nichts von der Ankunft Bernhards. Als er deſſen anſichtig wurde, hob er ein wenig den einen Arm, und ſtieß einen leiſen Freudenruf aus. Bernhard bemerkte nur zu gut, wie matt die Bewegung des Armes, wie ſchwach der Ruf war. Aber der Eindruck ging vorüber. Rohan zeigte ſich ſo freudig erregt, als ihm Bernhard den Ausgang der zweiten Schlacht geſchildert, daß dieſer Blandini's Beſorgniſſe übertrieben fand. Und nun ſprach der Herzog Heinrich lange und ohne ſichtbare Anſtrengung. Er würdigte mit guten Gründen den Sieg faſt noch höher als Bernhard, und ſetzte klar auseinander, daß der deutſche Krieg nun endlich eine unabſehbare günſtige Wendung gewonnen für die Proteſtanten. „Wie tröſtlich iſt das für mich auch darum, weil ich ſo wenig Wort halten gekonnt mit der hugenottiſchen Hilfe, die ich Euch damals in Paris in Ausſicht geſtellt. Meine Landsleute haben leider keinen Blick für das was jenſeits ihrer Landesgrenzen ſich bewegt. Kinder ſchließt die Fenſter! Es wird für unſern Gaſt zu kalt.“ Bernhard proteſtirte. Herzog Heinrich aber beſtand darauf, und bat Frau und Tochter, ihn ein Stündchen allein zu laſſen mit Bernhard.

Als ſie allein waren, ſagte er zu Bernhards ſchmerzlicher Ueberraſchung: „Mein lieber werther Freund, ſprechen wir Teſtament. Ich bin außer Zweifel, daß meine Lebenskraft erliſcht wie die Flamme einer Lampe, die am letzten Oeltropfen zehrt. Tröſtet nicht. Wir ſind ja beide Kriegsmänner, die mit dem Tode hinlänglich vertraut ſind. Ich verfolge ſeit Jahren, wie der Oelvorrath meiner Lebenslampe fortwährend aufgezehrt wird, ohne daß ein Erſatz, ein neuer Zufluß zu entdecken geweſen wäre. Der

Kummer ließ nichts Neues zu. Der Kummer über die Welt, in der wir leben. Die Gelegenheit iſt da, den Verkehr mit Gott zu ſäubern von altem Wuſt, den eine herrſchſüchtige Kirche aufgehäuft, und ſie wird nicht benützt. Die herrſchenden Menſchen ſcheuen die Anſtrengung für ein höheres Ziel, verfallen perſönlichem Eigennutze und ſind ſo denkfaul, daß ſie ſich über ihren perſönlichen Vortheil nicht einmal aufklären. Denn was kann die Folge ſein, wenn mein Vaterland, wenn Frankreich das einmal gewonnene Licht gewaltſam unter die Oberfläche drängt. Das Licht wird unterirdiſch glimmen und brennen, und eines Tages bricht es als wüthende Flamme hervor, und zerſtört vulcaniſch all' den Beſitz und Vortheil, welchen man lügneriſch zu retten geglaubt hat. Ich ſehe die Zeit kommen, in welcher die gedankenloſen franzöſiſchen Edelleute als Bettler in fremde Länder flüchten müſſen, froh darüber, ihr nacktes Leben gerettet zu haben. Und vielleicht fällt es ihnen auch dann noch nicht ein, daß ihre Vorfahren dies verſchuldet, indem ſie die Reform des Verhältniſſes zu Gott mit Füßen getreten, und damit alle die Reformen zertreten haben, welche aus einer neu erweckten freien Gedankenwelt von ſelbſt aufſprießen. Dieſer Kummer hat mich aufgezehrt. Und jetzt da ich abſcheiden muß, ſeid Ihr, mein junger tüchtiger Freund, mein einziger Troſt. Nehmt meine brave Gattin, nehmt mein liebes Kind in Euren Schutz! Hat mich väterliche Vorliebe nicht getäuſcht, ſo ſeht Ihr Margueriten gern —

„Ich liebe ſie!" — O, mein Gott, wie dank ich Dir! — Bitte, ruft ſie, und ihre Mutter — mein Athem wird ſchwach — der letzte Tropfen — iſt wol — nahezu — aufgezehrt —

Bernhard eilte. Mutter und Tochter kamen. Marguérite arglos. Der Vater ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen. Sie küßte dieſelbe. Dann ſuchte er in matter Bewegung die Hand Bernhards, welcher an der andern Seite des Lagers ſtand, führte ſie zur Hand ſeiner Tochter, und als ſich die Hände Bernhards und Marguéritens kaum berührt hatten, ſanken die ſeinigen nieder, ſein Haupt fiel zurück, ein leichtes Röcheln wie ein Seufzer rang ſich aus ſeinem Munde. —

„Er ſtirbt!“ ſchrie mit herzzerreißender Stimme die Herzogin. Und es war ſo.

Bernhard war noch einige Tage geblieben. Marguéritens wegen. Nicht nur, weil er ſie liebte, ſondern weil der Tod des Vaters einen gar ſo beunruhigenden Eindruck machte. Sie hatte es nicht glauben wollen, daß der Vater todt ſei, daß er todt ſein könne. Sie hatte ſich auf ihn geſtürzt, ihm durch Liebkoſen und Rufen ein Lebenszeichen abzuringen. Ihr Schmerz hatte ſich wie Verzweiflung geäußert, und eine Leidenſchaftlichkeit war an ihr zu Tage getreten, welche Niemand dieſem bisher ſo gleichmäßigen, kühlen Mädchen zugetraut. Endlich war ſie in Ohnmacht geſunken. Sie hatte ihren Vater mit all' ihren jugendlichen Kräften geliebt, und die troſtloſe Mutter behielt kaum Zeit für ihre Thränen um den entriſſenen Gatten, ſie mußte alle ihre Aufmerkſamkeit und Pflege der verzweifelnden Tochter zuwenden. Am Morgen des dritten Tages hatte die Beerdigung ſtatt gefunden. Gegen Erwarten hatte ſich Marguérite ruhig und gefaßt dabei erwieſen. Nur ihre Thränen waren unaufhörlich gefloſſen. — Beim Weggehen vom Grabe hatte ihr Körper gezuckt wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, und ſie hatte ihre Hand ausgeſtreckt nach Bernhard, der in der Nähe geſtanden. Mit der Laſt ihres ganzen Körpers hatte ſie ſich auf ſeine dargebotene Rechte geſtützt bis zur Hausthür. Dann hatte ſie leiſe geſagt: Nicht fortgehen! Nicht fortgehen! Bernhard ſaß jetzt allein auf der Gallerie neben dem Sterbezimmer und ſchaute nach den Schneebergen des Berner Oberlandes. Es war ein ſonniger Morgen; von allen Dächern, von allen Bäumen thaute es — der Winter ſchien jählings Abſchied zu nehmen. Bernhard faßte keinen Entſchluß. Er meinte warten zu müſſen. Er meinte auch nicht, ſeine Gefühle ordnen und klären zu dürfen. Ein gewiſſes

Zartgefühl verwehrte das. Die Trauer um den Freund ließ nicht zu, ſich Liebesgedanken hinzugeben.

So ſaß er da, und ſchaute in die Landſchaft. Seine Stimmung war ernſt, aber im Grunde doch glücklicher als er ſich geſtehen mochte. Die Wärme der Anhänglichkeit, welche in Marguérite hervorgetreten war, hatte ſein Herz im Grunde ſehr wohlthuend berührt. Da erſchien Blandini hinter ihm, und trat auf die Gallerie heraus. Bernhard ſah ſich um, und empfand beim Anblicke des gelblich bleich ausſehenden Mannes einen leichten Schauer. Er ſchob es auf die Todesweisheit dieſes Arztes, welche ſich ſo ſchlagend bewährt hatte am verſtorbenen Rohan. Stammte dies Schauern nur daher? Oder erbebte die Seele Bernhards vor der Nähe deſſen, der ſich ihm als Mörder nahte?

Blandini hatte ſich eingeſtehen müſſen, daß er nach dem entſcheidenden Siege bei Rheinfelden nicht mehr zögern dürfe in Erfüllung ſeines Auftrages. Er hatte ſich während der letzten Tage einſam verhalten in ſeinem Zimmer. Aber Dietrich hatte er doch geſprochen, und war durch ihn unterrichtet worden über die große Tragweite des Rheinfeldner Sieges. — Jetzt kam er, um den Herzog ſelbſt darüber zu vernehmen. Er hielt Bernhard für einfach und wahrhaftig in Beurtheilung der eigenen Thaten. Wenn dieſer ſelbſt ſagen würde, daß der Sieg entſcheidend, daß die glückliche Folge ſicher und weitreichend wäre, dann war er entſchloſſen — an das mörderiſche Werk zu gehen. Dahin lenkte er alſo das Geſpräch.

„Eure Hoheit,“ ſagte er endlich, „haben alſo jetzt die ſiegreiche Lenkung des Krieges in der Hand?“ — Das iſt zu viel geſagt. Eine neue Epoche des Krieges beginnt allerdings. Es iſt kein kaiſerliches Heer mehr vorhanden, das mir entgegen geſtellt werden könnte. Kaum ein Feldherr. Man wird, mein ich, tief unten in Niederdeutſchland Truppen abrufen müſſen, und wahrſcheinlich den Götz an die Spitze ſtellen, der ein tüchtiger Oberſt unter Waldſtein war. Ehe der ein Heer zuſammengebracht und über den Main geführt hat, wird der Sommer da ſein, und ich habe bis dahin Zeit und Muße, Breiſach zu nehmen und mein Heer durch Zuzug aus den Ländern und Städten meiner Glaubensgenoſſen zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die letzten ſechs Jahre, welche auf des Kaiſers Guthaben fielen, ſind ausgeſtrichen, und es beginnt eine neue Rechnung. Gott wird entſcheiden, ob wir die neu gewährte Gunſt zu benützen wiſſen.

Dieſe Worte warfen den Schauer auf Blandini's Nerven. Sie waren unzweideutig, und er mußte nun an ſein Werk gehen.

„Ich bitte Eure Hoheit," ſagte er unter einem leiſen Seufzer, „mich eine Minute Euren Puls beobachten zu laſſen!" — Wozu? — „Ich bemerke in Eurem Auge und Euren Mienen ein Nervenzucken, das wie Wetterleuchten einem Gewitter vorauszugehen pflegt." Warum nicht gar! Ich bin ganz wohl. — „Darf ich bitten!" — Laßt mich in Ruh! Ich hege große Achtung vor Eurer Wiſſenſchaft, und Euer Brief über den damals nur leicht verwundeten Herzog hat dieſe Achtung erhöht. Aber meine Perſon will leben und ſterben ohne Doctor und Medicin. — „Folgt dieſem Manne, lieber Herzog! Er hat einen Blick ohne Gleichen — ich hab' es mit Schaudern erfahren."

Die Frau Herzogin von Rohan, in tiefes Schwarz gekleidet, war auf die Gallerie herausgetreten, und ſprach dieſe Worte. Um ihr gefällig zu ſein, reichte Bernhard ſeinen Arm dem Doctor.

„Ja wol," ſagte dieſer nach einer Minute, „es gährt ein Nervenſturm in Eurem Innern. Und man muß ihn gewähren laſſen. Es könnte gefährlich ſein, ihn zu unterdrücken. Vielleicht zertheilt er ſich von ſelbſt. Iſt dies aber nicht der Fall, ſo laßt Euch durch die Art ſeines Ausbruches nicht täuſchen. Dieſer Ausbruch wird gar nichts Unangenehmes haben; er wird darin beſtehen, daß Ihr Euch plötzlich ſehr aufgeweckt, heiter erregt fühlt, federleicht in den Gliedern, geneigt zu körperlichen Luftſprüngen, erfüllt von einem ſchimmernden Lichtglanze im Innern, welcher Gegenwart und Zukunft übertrieben herrlich erſcheinen läßt. Wenn dieſer Zuſtand eintreten ſollte, dann trinkt Milch oder Oel. Was Ihr am nächſten zur Hand habt. Beides beſchwichtigt die Magennerven, und wirkt durch dieſe beſchwichtigend weiter. Verſäumt Ihr ſolche Gegenwirkung, ſo ſteigert ſich der Reiz bis zu großer Abgeſpanntheit, und es bleibt das Samenkorn zurück, welches fortwuchert. Es iſt unberechenbar, auf welchem Theil des Innern es ſeine Wurzeln ausdehnt, und Siechthum erzeugt —“ — Hört auf! — rief Bernhard — Ihr überreizt Euch ſelbſt. Mich nicht. Wer ſich in den Finger ſchneidet, kann in Brand verfallen und den Arm verlieren, und wenn er ihn nicht raſch abſchneiden läßt, das Leben. So heißt's in den Stuben und bei furchtſamen Leuten. Zu denen gehör' ich nicht, und Faſelei, wenn ſie noch ſo gelehrt und geachtet auftritt, iſt und bleibt für meine Nüchternheit Faſelei.

Blandini machte eine tiefe Verbeugung, eine gleiche, von einem kaum merklichen Achſelzucken begleitet, der Frau Herzogin — und ging. Er hatte auf eine ſolche Abfertigung gerechnet; ſein Zweck war erreicht. Gerade ſo meinte er am Beſten ſein Beginnen einzuleiten. Die Herzogin wollte Bernhard ſanfte Vorwürfe machen; er aber brach das Thema ab, und ging darauf über: welches der nächſte Lebensplan der trauernden Witwe wäre, und wie er ihr behilflich ſein könnte. Er ſchlug ihr vor, wieder nach Baſel zu überſiedeln, liebenswürdig hinzuſetzend, daß dieſer Vorſchlag allerdings mit ſeinem Eigennutze zuſammenhinge. Dort an der deutſchen Grenze könne er leichter und öfter die Freude haben, Mutter und Tochter zu ſehen. „Ich weiß nicht,“ ſetzte er hinzu, „ob der verſtorbene Herzog mit Euch davon geſprochen, daß er mir eine nähere, herzliche Stellung zu Margueriten zugedacht hatte?“

— Ja, lieber Freund, und ich habe auch ſeine letzte Handlung, das Zuſammenfügen Eurer Hände, verſtanden — „Und gebilligt?“ — Von Herzen. Dennoch, lieber Bernhard, widerſtrebt es mir, jetzt nach Baſel zu überſiedeln und dieſen Ort zu verlaſſen, wo mein Heinrich ſeine Ruheſtätte gefunden. Und ich wollte Euch bitten, den Eigenthümer in Baſel anzugehen —

„Er ſoll Euch dies Landhaus und dies theure Grab nicht nur eine Zeitlang noch geſtatten, er ſoll es Euch ganz überlaſſen. Ich kenne den Mann, er hat ein Herz für unſern Glauben, er wird unſeren Empfindungen entgegen kommen.“ — Dank! Dank! Und leider muß ich einräumen, daß es ein Frevel an unſerer gemeinſamen Sache wäre, Euch länger hier abzuhalten von Eurer großen Kriegsaufgabe. Mit Wehmuth ſag' ich's, aber es muß geſagt ſein. Nur Eins mögt Ihr uns noch gewähren: überlaßt mir den jungen de Groot zu einer Sendung nach Paris. Sein Vater kann uns — Ihr habt ja ſchon ſelbſt daran gedacht! — recht nützlich ſein, wenn er der Erſte iſt, welcher dem Könige den Tod meines Gatten anzeigt. Dann können die Umtriebe des Cardinals um Margueritens Erbe abgeſchnitten werden; denn es iſt dann zu hoffen, daß dem Könige ein entſcheidendes Wort für unſer Recht abgenöthigt wird. — „Dazu habe ich den jungen Mann mitgebracht. Er ſteht zu Eurer Verfügung. Und ich will ſogleich ſelbſt einen Brief an den König ſchreiben. Es wird ihm ſchmeicheln, wenn ich ihm ſelbſt den Sieg bei Rheinfelden anzeige, obwol kein einziger Franzoſe dabei mitgefochten hat, und er wird die Artigkeit mit Artigkeit erwidern durch Beſtätigung Eures unzweifelhaften Erbrechtes, die ich ausdrücklich in Anſpruch nehme.“

Auch die Herzogin wollte ſogleich unmittelbar an den König ſchreiben. Sie trennte ſich, und ſie ſagte nur noch, als er ihr die Hand drückte und küßte: — Aber, nicht wahr, den heutigen Tag ſchenkt Ihr uns noch ganz?

„Ich ſchenk' ihn mir!“ erwiderte er herzlich.

Als die Sonne im Mittag ſtand, und den Schnee ringsum in Waſſer verwandelte, war Dietrich mit den Briefen ausgerüſtet, und brach auf nach Paris. Ein Diener des Rohan'ſchen Hauſes ward ihm mitgegeben. Nicht Mathieu, der zum Schutze der Frauen beſtimmt war, obwol der alte Knabe jetzt noch ſelbſt ſchutzbedürftig erſchien. Der Verluſt ſeines Herrn beugte ihn tief, und erſt im letzten Augenblicke fand er die Faſſung, Dietrich an den „Grauſchimmel“ zu erinnern, den der König unter ſolchen Umſtänden wol auch bewilligen werde. Der hochſelige Herr Herzog — ſagte er, und die Rührung übermannte ihn — wußte den Grauſchimmel — ſehr zu ſchätzen — und würde ſich im Grabe — freuen —

— Ich ſorge dafür! — entgegnete Dietrich mit ſeiner gewöhnlichen Zuverſichtlichkeit vom Pferde herab, und grüßte Marguérite und die Frau Herzogin, die unter der Hausthür ſtanden. Marguérite ſchritt ſogar über den feuchten Sandboden herzu, und reichte ihm die Hand zum Abſchiede.

Sie war ſo weich! Auch dieſer Jugendgenoſſe ging fort! Es war ihr, als ob die ganze Welt leer würde. Denn die Mutter hatte ihr geſagt, daß der Herzog Bernhard bis morgen bleiben würde. Nur bis morgen?! hatte ſie unter Thränen geflüſtert. Der unbedacht Dietrich führte übrigens ſchon dasjenige mit ſich, was den Zweck ſeiner Reiſe zerſtören konnte — der mitreitende Jaquette beherbergte in ſeiner Satteltaſche einen Brief Blandini's. Dieſer nämlich hatte bemerkt, daß die große Rohan'ſche Erbſchaft in Frage ſtehe, und daß es von Wichtigkeit ſei, wer die erſten Schritte einleiten könne. Seine Verbindung mit Desnoyers legte ihm gleichſam die Verpflichtung auf, eilig Bericht zu erſtatten. So meldete er denn in wenigen Zeilen Desnoyers den Tod des Herzogs von Rohan und ſetzte einfach hinzu, daß der junge de Groot mit dieſer Meldung an den König dieſes Brieflein bringe. Dies wohlverſiegelte Brieflein hatte Dietrich zur Beſtellung übernommen. Und die Beſtellung war ſehr leicht. Neben dem Hauſe der ſchwediſchen Geſandtſchaft in der Wohnung der Lady Seymour ſei es an den Diener des Herrn von Zierotin abzugeben. Das machte ja gar keine Schwierigkeit für Dietrich, und konnte gleich nach ſeiner Ankunft in Paris erledigt werden. Im Trauerhauſe ſelbſt ging es her wie in allen Trauerhäuſern: die Tagesordnung wurde eingehalten, als ob es keinen Todesfall, kein Begräbniß gegeben hätte. Die äußerliche Ordnung kommt der innerlichen Zerrüttung zu ſtatten — Koch und Diener arbeiteten regelmäßig weiter, und die Tafel war Nachmittags gerüſtet, die Herzogin und Marguérite und Herzog Bernhard und Doctor Blandini ſetzten ſich zu Tiſche.

Bernhard übernahm es, die Unterhaltung zu führen. Er entſchuldigte ſich beim Doctor über die ſtarken Ausdrücke, welche er am Morgen gegen ihn gebraucht, und bat ihn, ſobald als möglich wieder in ſein Hauptquartier zu folgen. Das anbrechende Frühjahr ſei immer die ſchlimmſte Jahreszeit für den Geſundheitszuſtand der Truppen, „und Ihr werther Herr Doctor," fuhr er fort, „genießt unter ihnen durch Eure glücklichen Curen eines unbegrenzten Vertrauens. Sie fragen nicht darnach, welchem Kirchenglauben Ihr angehört, ſie nennen Euch einfach den geſegneten Hexenmeiſter. Außerdem wartet mein Schatzmeiſter auf Euch, er iſt Euch das Honorar noch ſchuldig für Eure Hilfe im Dellsberger Lager. Zunächſt gehen wir nach Rheinfelden, welches ſich in dieſen Tagen ergeben muß, und wo es leider wie in allen belagerten Orten an anſteckenden Krankheiten nicht fehlen wird. Dann machen wir Neuenburg am Rheine zu unſerm Hauptquartier. Dort iſt ein wichtiger Rheinpaß, welchen ich befeſtigen und zu meinem Hauptſitze machen will. Dort, liebe Frau Herzogin und liebe Marguérite, hoff' ich auch Euch in der guten Jahreszeit einmal bewirthen zu können. Ich rüſte eine Wohnung dazu, und bitte um Eure Zuſage."

Die Herzogin verneigte ſich ſtumm, und Marguérite, welche neben Bernhard ſaß, erhob ihr feuchtes Auge zu ihm fragend, bittend, hoffend? Wie kann man den Blick bezeichnen! Bernhard meinte ihn zu verſtehen. Er nahm ihre Hand. Sie war warm und feucht, und als er ſie an ſeine Lippen führte, empfand er, daß ein leiſe zuckender Druck von ihr ausging. Das Zartgefühl für die trauernde Tochter erlaubte es ihm nicht, das jetzt ſo weiche Mädchen um Liebe zu fragen, als es nach aufgehobener Tafel neben ihm ſtand am Kaminfeuer. Das Zimmer war leer. Sie ſah reizend aus in den ſchwarzen Trauerkleidern. Ihre matte Geſichtsfarbe war von den dunklen Hüllen lieblich gehoben, und ihr Auge hatte einen ſo weichen und lieben Ausdruck, welchen Schmerz und Trauer der Jugend verleihen. Bernhard ſuchte ſie dadurch zu tröſten, daß er ihr den Vater als unverloren darſtellte. Sein Bild, ſein lieber Eindruck bleibe ihr ja doch fürs ganze Leben. Und ſein Vermächtniß!

„Sein Vermächtniß“, fragte ſie, zu ihm aufblickend. — Das bin ich, liebe Marguérite. Er hat mir in ſeinen letzten Minuten die Sorge vermacht um Euer Wohl: er hat mich berechtigt, ſeine Stelle einzunehmen für ſeine Marguérite, die ſein letzter Gedanke war. Wollt Ihr mir dies Recht nicht gewähren, liebe Marguérite? —

Sie blickte innig in ſein Auge, welches auf ihr ruhte, innig und ſchweigend.

„Nein?“ fragte er leiſe. „O ja, ja, ja!“ rief ſie plötzlich ſchluchzend, und ihr Köpfchen ſank an ſeine Bruſt, das Antlitz drückte ſich abwärts, ein Thränenſtrom erſchütterte ihren ganzen Körper —

So hielt er eine Zeitlang lautlos das zitternde Mädchen. Unter ſchmerzlichen Thränen kam ihm der erſehnte, ſchönſte Augenblick des Lebens. Vielleicht der einzige, wenn die Lebensgefahr wirklich zu ihm trat, welche in einem andern Zimmer deſſelben Hauſes für ihn vorbereitet wurde. Er war ſehr glücklich, wenn auch die Wehmuth ihren Schatten breitete über ſein Glück, und wenn er ſich auch geſtehen mußte, das Schmerz und Verlaſſenheit die Geliebte an ſeine Bruſt geführt. Er ſtreichelte endlich ihr Haar, er bat ſie aufzublicken — Sie that es und flüſterte: Mein guter Freund!

„Das bin ich von ganzem Herzen!“ ſprach er eben ſo leiſe und neigte ſich und berührte mit ſeinen Lippen ihr thränenfeuchtes Auge.

Da zuckte ſie zuſammen und trat ein wenig zurück. Hatte ſie die Mutter gehört, welche gerade jetzt die Thür öffnete? Nein. Sie ſetzten ſich alle Drei um den Kamin und die Herzogin erhielt ein oft ſtockendes Geſpräch aufrecht. Die liebenswürdigen

Charakterzüge des Verſtorbenen waren das Thema — hervorbrechender, überfluthender Schmerz erzeugte die Pauſen. Bernhard war erſtaunt und entzückt von einzelnen Bemerkungen Marguéritens. Sie zeugten von einer klaren, gedankenvollen Auffaſſung, welche über die Jugend des Mädchens weit hinaus reichte. Die Herzogin mahnte endlich an die Nachtruhe, da Bernhard ſchon mit dem Morgengrauen aufbrechen wollte. Sie nahm Abſchied von ihm, da Bernhard gebeten hatte, ſo früh am nächſten Tage ſich um ſein Fortreiten nicht zu kümmern. Dann reichte er Marguériten die Hand und küßte ſie warm unter einem herzlichen Drucke. Sie erröthete und ſchlug die Augen nieder. Aber er fühlte, daß ſie ſeinen Druck ein wenig erwiderte, und ſie ſchlug dann auch das Auge auf und ihr Blick war lieb und warm. Eine Stunde ſpäter herrſchte tiefe Stille im ganzen Hauſe. Auch Blandini und Medardo ſchliefen. Letzterer unruhig. Blandini ruhig.

Er hatte Alles beſorgt für den nächſten Morgen. Zuerſt die Vorausverkündigung für den Herzog, daß er in einem aufgeregten krankhaften Zuſtand gerathen würde. Das ſollte doppelte Frucht tragen: das Zutrauen in die Wiſſenſchaft des Arztes überaus erhöhen, und die Zuverſicht auf die feſte Geſundheit des Herzogs tief erſchüttern. Alsdann hatte Blandini, allein mit Medardo auf ſeinem Zimmer, die Fläſchchen hervorgeſucht und Medardo aufgetragen, am andern Morgen Nummer Eins zu nehmen und anzuwenden. Er ſelbſt wollte ſich nicht mehr ſehen laſſen. Kein Gedanke an ihn ſollte aufſteigen bei der Abreiſe des Herzogs. Eine Gewohnheit Bernhards machte dies leicht. Bernhard trank täglich des Morgens, unmittelbar nachdem er vom Lager aufgeſtanden, einen Becher friſchen Waſſers. Hoffmann reichte ihm denſelben in gewöhnlichem Lebenslaufe; auf der Reiſe that dies der Reitknecht, welcher ihn begleitete. In dieſen Becher voll Waſſer ſollte Medardo den Inhalt des Fläſchchens ſchütten am nächſten Morgen. Der Inhalt des Fläſchchens war farblos. Es war eine Arſenikauflöſung in kleiner Doſis, nicht größer als ſie Bergſteiger und Gemsjäger zu ſich nehmen ſollen, wenn ſie eine ſteile Aufgabe vor ſich haben und ihre Kräfte beleben wollen. Sie ſind durch die kleinſten Doſen allmälig vorbereitet, ihre Organe ſind daran gewöhnt wie die des Königs Mithridates an ſtärkere Doſen gewöhnt geweſen ſein ſollen, und ſie empfinden nicht mehr die übeln Nachwehen, welche bei einem erſten Verſchlingen von ſo viel Gift ohne vorhergehende Gewöhnung eintreten. Medardo hatte den Reitknecht kennen gelernt; er kannte die Ortsgelegenheit. Noch ehe der Morgen dämmerte war er außen vor dem Landhauſe. In einen großen Trog lief da, vom Berge herabkommend, das friſche Quellwaſſer. Dort erwartete er den Reitknecht. Er wuſch ſich Antlitz und Hände, um beſchäftigt zu erſcheinen. Der Morgen war hell und mild. Der Reitknecht kam und trug den Becher in der Hand. Gruß und Geſpräch. Und als der Reitknecht den Becher gefüllt hatte, faßte Medardo den Kriegsmann beim Arme, in welchem er den Becher hielt und rief „horch!“

„Was giebt's?“ Und bei dieſer Frage blieb der Becher auf dem Rande des Waſſertroges ſtehen, wie Medardo durch das Anfaſſen des Armes beabſichtigt hatte. — Das muß ein ganz naher Schildhahn ſein, der hier oben im Walde balzt! ſagte Medardo mit gedämpfter Stimme. — „Ich höre nichts!“ — Die dicken Nußbäume hier um den Trog hindern den Schall, drüben hinter ihnen hört man's ſchon!

Medardo wußte, daß der Reiter ſeine Jagdpaſſion hatte und den Schildhahn werde hören wollen. So war's auch. Der Reitknecht ſchlich hinter die Bäume und Medardo ſchüttete raſch den Inhalt des Fläſchchens in den Becher. Dann folgte er dem Reitknechte nach. — Hörſt Du ihn nicht? — „Nein.“ — Der Lump verſchweigt ſich jetzt; ſchleichen wir ein Stück hinauf! — „Kann nicht. Der Herzog iſt eben aufgeſtanden und erwartet ſein Waſſer —“ Damit ging der Reitknecht zurück, nahm arglos den Becher und ging ins Haus. Als er drin war, ſchlüpfte auch Medardo von rückwärts hinein. Es wurden die Pferde ſchon aus dem Stalle geführt. Zehn Minuten ſpäter beſtieg Herzog Bernhard ſein Roß, ſah noch einmal nach den Fenſtern des erſten Stockwerks hinauf und ritt langſam von dannen.

In Paris war Alles auf den Beinen, Alles in Bewegung: es donnerten die Kanonen. Was iſt? Die Regierung feiert den Sieg bei Rheinfelden, welchen Herzog Bernhard von Weimar erfochten. Die Pariſer wußten noch gar nicht, daß dieſe lärmende Feier eine ſehr komiſche Seite hatte und daß nicht ein franzöſiſcher Soldat bei Rheinfelden mitgefochten hatte. Sie wußten es nicht und fragten nicht darnach. Sie benützten die Gelegenheit ſpazieren zu gehen, weil der abſcheidende Winter dazu Erlaubniß gab. Viel wärmere Erlaubniß als in der kälteren Schweiz. Unter den noch kahlen Bäumen der Place royale wimmelte es an dieſem Nachmittage von Spaziergängern, noch mehr von Spaziergängerinnen. Unter ihnen Louiſon mit ihrer Freundin. — Louiſon war ziemlich rückſichtslos gegen dieſe Freundin: ſie kündigte ihr plötzlich die fernere Begleitung auf, weil ſie die „Frau Excellenz“ oben am Fenſter ſähe, und weil ſie dieſer gratuliren müſſe zum neuen Siege ihres Herrn Sohnes. Frau Excellenz war Frau Grotius. Frau Grotius und Louiſon waren mit einander bekannt und befreundet geworden. Auf dem „Marché des Innocents“ waren ſie mit einander bekannt geworden. Dieſer Markt war etwas weit abgelegen für die Rue André Louiſons. Aber dieſe hatte junge Beine und ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, die Bekanntſchaft einer ſo wirthſchaftlichen Geſandtin zu machen, welche die Mutter des wackern Dietrich war. Der wackere Dietrich nämlich hatte in den letztvergangenen Jahren zu wiederholten Malen die Rue André aufgeſucht, nicht blos um Mandeln zu kaufen im Spezereiladen des Vaters, ſondern auch um im Hinterſtübchen anzufragen, ob Demoiſelle Louiſon einen höflichen Beſuch annähme. Louiſon wünſchte nun lebhaft zu wiſſen, ob die Frau Mutter des wackern Sohnes von dieſen Beſuchen unterrichtet wäre, und was ſie dazu ſagte. Die bürgerliche

Sorgloſigkeit der Frau Excellenz, ſelbſt auf den Markt zu gehen, gefiel auch Louiſon ungemein, und erweckte ihr den Gedanken: eine ſolche Frau könnte nicht abſchmeckend ſein gegen ein ſauberes und obenein wohlhabendes Bürgermädchen.

Louiſon hatte ſich darin nicht geirrt: Frau Grotius war recht freundlich auf die Bekanntſchaft eingegangen, und nachdem man ſich ein Dutzendmal auf dem Markte begegnet, und eine Strecke weit mit einander gegangen war, hatte ſich's einmal zugetragen, daß Louiſons Vater eine abſonderlich feine Sorte von Kaffeebohnen erhalten, und daß Louiſon ſich bereit erklärt hatte, der Frau Excellenz eine Probe davon zu bringen. So war ſie ins Haus der Frau Grotius gekommen, und es hatte ſich ein allerliebſtes Verhältniß ausgebildet zwiſchen der älteren ſehr verſtändigen Frau und dem jungen recht klugen Mädchen. Als dies Verhältniß ſchon lange im Gange geweſen, hatte denn Louiſon auf Umwegen nach dem Herrn Sohne ſich erkundigt und Frau Grotius hatte lachend entgegnet: Macht keine Umſtände, Mademoiſelle Louiſon, ich weiß recht gut, daß Ihr meinen Dietrich kennt und daß er Euch mehrmals beſucht hat. Mein Dietrich ſagt mir Alles. — Louiſon war einen Moment lang roth geworden, dann hatte ſie auch gelacht. Und der „junge Held“ war nun vielfach Mittelpunkt ihrer Unterhaltung geworden. Der Sieg bei Rheinfelden trieb alſo Louiſon jetzt ſehr natürlich zu Frau Grotius hinauf. Sie mußte nicht nur Glück wünſchen, ſie mußte auch fragen, ob Nachricht da wäre, und dem ſtürmiſchen Krieger nicht etwa ein Unfall begegnet wäre in der mörderiſchen Schlacht.

„Wir wiſſen noch nichts,“ antwortete Frau Grotius, und forderte Louiſon auf, ſich neben ſie ans Fenſter zu ſetzen, „noch gar nichts. Aber ich ängſtige mich nicht: Dietrich iſt neuerdings mehr und mehr ſtaatsmänniſch im Dienſte des Herrn Herzogs, er wird von dieſem nicht ins dichteſte Mordgetümmel hinein geſchickt werden.“

Und nun ging ſie auf das Thema über, welches ihr beſonders am Herzen lag mit Louiſon. Sie hatte an und für ſich eine ſtarke Neigung, Proſelyten zu machen für ihren evangeliſchen Glauben, und in Betreff Louiſons ſchien ſie dafür noch einen apparten Grund zu haben. Die kluge Louiſon ging auch ſehr bereitwillig ein auf dieſes Thema. Sie geſtand, daß ſie ſchon mit Herrn Dietrich darüber geſprochen, und daß ſie ſich bei ihrem Beichtvater Raths erholt. Aber der Rath habe mehr geſcholten als belehrt, und gerade Belehrung über die Unterſcheidungspunkte der beiden Kirchen ſuchte ſie. Dadurch ſei das Geſpräch mit der Frau Excellenz ſo anziehend für ſie.

„Laſſ' doch die dumme Excellenz,“ erwiderte Frau Grotius, „mir kommt ja der hochfahrende Titel gar nicht zu. Meinem Manne nur gehört er, und ich mag Eure römiſchen Uebertreibungen gar nicht leiden. Ich nenn' Dich mitunter „Du“ und Du nimmſt mir das auch nicht übel.“

Louiſon küßte ihr die Hand und die Disputation begann. Louiſon hatte ſich wirklich unterrichtet und konnte disputiren. Darüber ſank der Tag und es wurde dunkel. Sie hatten ſich vom Fenſter entfernt und waren faſt erſchrocken, als Dietrich plötzlich vor ihnen ſtand. Er war eben angekommen mit Jaquette und dem Rohan'ſchen Diener. Na, das war eine Freude und ein Fragen und ein Antworten! Dietrich war ſo entzückt, Louiſon zu finden, daß es die Mutter faſt übel genommen hätte, wenn eine Mutter wie Frau Grotius was übel nehmen könnte von ihrem Sohne. Als der Vater gerufen und gekommen war, gingen die Fragen auf ernſte Dinge über. Die Briefe an den König kamen zur Sprache. „Alſo Audienz begehren für Dich und mich!“ rief Papa, „aber der König iſt nicht in Paris, er iſt auf der Schnepfenjagd, wir werden ein paar Tage warten müſſen!“ — Dann iſt noch ein Brief abzugeben hier nebenan bei der Lady Seymour — ſagte Dietrich. — „Die arme Frau,“ ſchaltete die Mutter ein, „leidet wunderlich an den Nachwehen ihrer Krankheit. Ich hab' ſie kennen gelernt, wir können ihr morgen ſelbſt den Brief bringen.“ — Er iſt nicht an ſie und ſoll an den Diener eines Herrn von Zierotin abgegeben werden. — „Der iſt ſchon lange fort!“ — Einerlei! Er wird wol ſeine Adreſſe hinterlaſſen haben. Jaquette, Du kannſt gleich den Brief hinüber tragen!

Vater und Mutter waren erbaut von dieſer pünktlichen Sorgfalt des Sohnes, und die Mutter unterrichtete Jaquette genau über Haus und Dienerſchaft der Lady. Sie war ſeit einiger Zeit täglich drüben geweſen; der gemeinſchaftliche Hausarzt hatte Frau Grotius mit Lady Ludmilla bekannt gemacht, da die Lady bei allem Reichthum auffallend verlaſſen und einſam exiſtire, und ihres Zuſtandes wegen recht ſehr einer kundigen, weiblichen Hilfe bedürfe. Binnen zehn Minuten war Jaquette zurück. Der Diener des Herrn von Zierotin ſei noch da, und habe die Beſtellung des Briefes ſogleich übernommen. Am andern Morgen that Vater Hugo die nöthigen Schritte, um die Audienz beim Könige zu erlangen für ſich und ſeinen Sohn. Am andern Morgen war auch Louiſon wieder da. Die im Kriege verſchliſſene und abgebrauchte Kleidung Dietrichs mußte erneuert werden, und Frau Grotius ſetzte keinen Schneider in Nahrung, ſie machte Alles ſelbſt. Für dieſe Arbeit aber war ihr Louiſon wünſchenswerth, denn ſie gab bereitwillig zu, daß dies Pariſer Kind feinen Geſchmack habe, und ſich auf die Mode verſtehe. Dietrich war natürlich derſelben Meinung, und fand das Maßnehmen von der Hand des noch viel hübſcher gewordenen Mädchens ganz allerliebſt. Am dritten Tage erſt ſtiegen Vater und Sohn — letzterer zum erſten Male in ſeinem Leben elegant gekleidet — zu einer Kutſche hinab, welche gemiethet worden war, und welche die beiden Herren zum Louvre fahren ſollte. Frau Grotius und Louiſon ſahen ihr vom Fenſter nach. Beide mit Genugthuung, Louiſon geſtand ſich, daß Dietrich doch in ſeinem Aeußern ungemein gewonnen habe ſeit ſie ihn zum erſten Male in dem mißlichen gelben Mantel geſehen. Sein Inneres hatte ſie immer eigenthümlich anſprechend gefunden. Er wußte ſo viel, und war ſo gut! Und er hatte immer Geſichtspunkte, welche ſie höchlich überraſchten. — Frau Grotius aber bemerkte laut, daß Dietrich doch offenbar zu gut ſei, um als Futter für Säbel, Piſtolen und Musketen verbraucht zu werden, und daß er mit ſeinen erſtaunlichen Kenntniſſen und ſeiner ſo ſchön entwickelten Figur die Laufbahn eines Staatsmannes wieder aufnehmen müſſe.

Louiſon war genau in allen Dingen. Sie fragte ſcheinbar recht unbefangen, was wol die Laufbahn eigentlich an Amt und Einkommen mit ſich brächte. Und Frau Grotius entwickelte ihr das ausführlich. Sie beſchrieb dabei recht offen, was die Familie an eigenem Vermögen beſäße, und wie Dietrich auch nach Holland zurückkehren könnte, wenn ihm der ſchwediſche Dienſt nicht zuſagte, oder wenn der Friede in Deutſchland noch lange auf ſich warten ließe, und der Herzog von Weimar nicht an ſein großes Ziel käme. Im Falle des endlichen Triumphes für Herzog Bernhard freilich würde Dietrich gewiß zu großer Stellung berufen. Kurz, anderthalb Stunden vergingen unter ſolchen Erwägungen ſo ſchnell, daß Frau Grotius und Louiſon überraſcht waren, Vater und Sohn wieder eintreten zu ſehen.

„Nun, wie iſt die Audienz abgelaufen?“ rief die Mutter. — So ſo! — antwortete Vater Hugo. — „Gar nicht beſonders!“ rief Dietrich gegen ſeine Gewohnheit, die Alles roſig anzuſehen pflegte. — Wie denn das? — „Der König wußte den Tod Rohan's ſchon,“ fuhr er fort, „und das iſt unbegreiflich. Er erwies ſich zäh in der Erbſchaftsfrage.“ — Obwol er auf meine Einrede zugab — ſagte Vater Hugo — daß der Beſitzergreifung von Seiten der Frau Herzogin nicht ein einziges rechtliches Titelchen im Wege ſtünde. Recht geſchickt und galant hat er dem Herzoge Bernhard die Erledigung zugeſchoben. Es heißt ja, ſagte er, daß der Herzog von Weimar in nächſter Freundſchaft ſteht mit den Rohan'ſchen Damen. Er wird alſo gern etwas für ſie thun. Ich wünſche dann, daß er mir von den Gefangenen den Jean le Wert hierher nach Paris ſende. Das iſt eine angenehme Satisfaction für die Pariſer, welche ſich damals ſo ſehr gefürchtet haben vor dieſem Kriegsmanne. Ich laſſe ſoeben durch einen Abgeſandten, durch den Grafen von Guébriant, welchen der junge Graf von Turenne begleiten wird, um dieſe Sendung erſuchen. Ihr, Herr Geſandter, werdet mir eine Gefälligkeit erweiſen, wenn Ihr Eurerſeits Euren hoffnungsvollen Herrn Sohn unverzüglich wieder zum Herrn Herzoge von Weimar ſendet, auf daß er ihm die Herſendung des Jean le Wert plauſibel mache. — „Du ſollſt gleich wieder fort?!“ rief die Mutter. — Leider! — antwortete dieſer — und das thut Herzog Bernhard nicht! Den Wörth liefert er nicht aus. — „Und doch muß es verſucht werden,“ ſagte der Vater, „denn erſtens iſt ein ſolcher Wunſch des Königs für uns wie ein Befehl, und ferner bemächtigen ſich die habſüchtigen Miniſter trotz der ſonnenklaren Rechtsanſprüche der Frau Herzogin dieſer Erbſchaftsangelegenheit, wenn dem Könige nicht Genüge wird in der Caprice für Jean le Wert.“

Recht verſtimmt ritt ſchon am nächſten Morgen Dietrich wieder aus Paris, begleitet von dem Rohan'ſchen Diener. Jaquette war zurückgeblieben im Groot'ſchen Hauſe. Der Weg war damals ſo lang! Faſt eine Woche brauchte man, wenn man die Pferde nicht wechſeln konnte. Er ritt über Chaumont und Epinal nach den Vogeſen zu, weil er dort franzöſiſche Truppen vermuthen durfte, welche ihm den Aufenthalt Bernhards bezeichnen konnten. Von ihnen erfuhr er, daß Rheinfelden capitulirt habe, daß Rötteln wie Freiburg erſtürmt ſeien, und Herzog Bernhard mit Verſchanzung des Rheinpaſſes bei Neuenburg beſchäftigt ſei. Eines Abends kam er an den Brückenkopf, welcher auf dem linken Rheinufer gegenüber von Neuenburg angelegt war. Aneinander gelegte Schiffe zwiſchen Inſeln bildeten Brücken hinüber. Er ritt langſam über die Brücken und Inſeln. Die Sonne war ſchon untergegangen. Im Dunkeln ritt er in das befeſtigte Städtchen hinein. Man wies ihn nach rechts. Durch einen Thorbogen kam er ſcheinbar wieder ins Freie. Innerhalb der Mauern und Gräben zog ſich hier ein Parkraum mit großen Bäumen zum Rheine hinab. Links vom Einreitenden ſtand ein zweiſtöckiges Haus mit hohem Dache. Es war breit und tief, Stufen führten zum Erdgeſchoße hinauf. In dieſem Hauſe wohnte der Herzog. Rechts hinein ward Dietrich gewieſen. Durch ein geräumiges Vorzimmer trat er in einen gewölbten Saal. Ein großer, länglich runder Tiſch ſtand in der Mitte. Links und geradeein waren Thüren. Die geradeein, dem Eintretenden gegenüber, führte zum Herzoge, die letzte links zu ſeinem Leibdiener. Dietrich öffnete die letztere, und fand Hoffmann bei zwei Kerzen mit Leſen eines Blattes beſchäftigt. Hoffmann, der ſtets voll Weisheit war, erſchien verſtimmt. Der Herzog machte ihm Sorge und Aerger. Warum? „Ach!“ ſtieß er hervor, „weil er von Jugend an nie auf guten Rath gehört! Da hat ihn Doctor Blandini Tags vor der Abreiſe von den Rohan's gewarnt, hat ihm geſagt, daß er nicht wohl ſei und was nehmen ſolle. Der Herzog hat darüber geſpottet. Und kaum iſt er eine Stunde auf der Reiſe, da geht's los. Er geräth in eine Aufregung ohne Gleichen, er ſpornt ſein Pferd, und reitet bis er ſtürzt. Er muß aufgehoben werden, und iſt wie gelähmt. Man bringt ihn in ein Haus. Dort wird ihm auf ſein Verlangen Milch gereicht. Die thut ihm gut. Nach einigen Stunden kann er weiter. In Rheinfelden ruht er ein paar Tage, aber er hat einen Knacks weg, den er nicht verwinden kann. Das iſt nun freilich gegen ſeine Natur, die immer von Eiſen war, und nun iſt er reizbar und kritlich, daß man's kaum aushält um ihn. Die Fliege an der Wand würde ihn ärgern, wenn's jetzt im Frühjahre ſchon Fliegen gäbe. Nur ein Gutes iſt dabei, er iſt nun endlich zur Erkenntniß gekommen, daß ein geſcheidter Doctor was bedeutet. Weil ihm Doctor Blandini den Zuſtand vorausgeſagt, da iſt ihm der Glaube endlich in die Hand gekommen; jetzt will er geſchwind durch des Doctors Hilfe geſund werden, und ſchickt Boten über Boten nach Luzern, wo Blandini verweilt. Er ſoll kommen, kommen und bleiben! Hätt' er's nur früher eingeſehen!“

— Und der Doctor kommt nicht? — „Noch iſt er nicht da. Dieſen Zettel hat er geſchickt. Er beſchreibt die Diät und alle Verhaltungsmaßregeln. An mich iſt er natürlich gerichtet, denn wenn ich nicht aufpaſſe, der Herzog hat keinen Verſtand und keine Geduld für ſo was. Dazu der Aerger mit dem wälſchen Herzog! Und dazu iſt unſer Herzog auch ſelber ſchuld. Warum hat er den Racker nicht nach Hohentwiel geſchickt, wie er Anfangs wollte! Da wär's nicht paſſirt.“ — Was denn? Und welcher Herzog? — „Na, der Savelli, der kaiſerliche Generaliſſimus. Entwiſcht iſt er aus Lauffenburg.“ — Ah? — „Freilich! Sein Ehrenwort hat er gebrochen. Auf ſein Ehrenwort, daß er nicht entweichen wollte, hatte er die Erlaubniß bekommen, frei in der Stadt umherzugehen. Und die Erlaubniß hat er dazu benützt, mit Hilfe eines Mönchs, eines Bürgers und eines Frauenzimmers über die Stadtmauer zu klettern, und davon zu laufen. Der Herzog war von einer Wuth! So hab' ich ihn noch gar nicht geſehen; er iſt eben krankhaft. Alle drei, den Mönch, den Bürger und das Frauenzimmer hat er auf der Stelle aufhängen laſſen.“ — Oh! — „Und was noch unangenehmer iſt: der artige und geſchickte Herr von Mitzlau iſt dabei mit in die Patſche gekommen. Er hatte mit gut geſtanden für den Savelli. Wer kann denn auch von einem Cavalier ſolche Niederträchtigkeit vorherſehen! Er hat eben nicht gedacht, daß dieſe wälſchen Herzöge keine ordentlichen Herzöge ſind. Und die Herren Oberſten Roſen und Taupadell die haben gehetzt, die ſind dem Herrn von Mitzlau nicht grün. Glücklicherweiſe ſtand er gut beim Herzoge von Paris her wegen des verſtorbenen Herzogs von Rohan, den er damals gerettet. So hat's der Herzog fallen laſſen; aber geſchadet hat's dem Mitzlau doch — kurz, es geht bei uns jetzt Vieles ſchief und ſchräg, obwol der Krieg beſſer marſchirt als je. — Ja ſo, Ihr wollt den Herzog ſprechen. Da muß ich nachfragen und melden, 's iſt nicht mehr wie ſonſt. Ueberraſchungen mag er nicht mehr, er iſt eben empſindlicher und ſchreckhafter. Er, der früher das Erſchrecken gar nicht kannte! Der Erlach iſt drin, den er als Gefangenen in Rheinfelden gefunden und befreit hat. Wartet nur hier, ich gehe ſchon.“

Eine Minute ſpäter ſtand Dietrich in einem großen Eckzimmer, welches auf den Park und Rhein hinab ſah, vor dem

Herzoge. Bernhard lag auf einem Ruhebett, und Dietrich entdeckte erſt nach und nach, daß ſein Antlitz blaß und verſtört war. Das Licht der Kerzen war durch Schirme verdeckt, und gewährte nur eine unſichere Beleuchtung. Erlach ſtand in einiger Entfernung neben einem Tiſche, auf welchem ein großer Feſtungsplan — wahrſcheinlich von Breiſach — ausgebreitet lag. Dietrich mußte erzählen. Als er zu des Königs von Frankreich Forderung kam, den Johann von Wörth nach Paris zu ſenden, fuhr der Herzog auf. „Warum nicht gar!“ ſtieß er undeutlich zwiſchen den Zähnen hervor. Als Dietrich geendigt hatte, ſagte der Herzog unmuthig: das ſind Finten, an die ich mich nicht kehre. Und den tapfern Kerl, den Wörth, geb' ich ihrem Geſpötte nicht preis!

„An das Geſpött glaub' ich nicht,“ ſagte langſamen Tones Erlach, „denn ſie reſpectiren die Tapferkeit. Uebrigens habt Ihr, fürſtliche Gnaden, bis jetzt alles Mögliche gethan für dieſen Wörth, der Euch doch ſein Lebelang Schaden genug angerichtet. Ihr laßt ihn in Benfeld behandeln wie er's nur wünſchen kann, Ihr habt ihm ſogar erlaubt, ſeinen Officier nach München und Wien zu ſchicken, damit die Darſtellung über die Rheinfelder Niederlage und die wahrſcheinliche Verleumdung durch den Savelli nicht ohne Gegenrede bleibe. Das iſt doch wahrhaftig mehr, als ſolch ein roher, papiſtiſcher Soldat von Euch erwarten durfte. Ich würde an Eurer Stelle keine weiteren Umſtände mit ihm machen.“ — Ihr nicht, aber ich. Es widerſtrebt mir, die Franzoſen mit ihm prahlen zu laſſen. — „Nun dann bezahlt Ihr den Gefangenen wahrhaftig theurer als er's werth iſt. Denn aus der Schilderung dieſes Herrn Groot geht ja deutlich hervor, daß man die Frau Herzogin von Rohan nicht ihr Erbe antreten läßt, bis Ihr dem Könige den Wörth bewilligt habt. Das iſt doch ein Handel, der wenig Sinn hat, wenn Ihr, wie ich vorausſetze, der herzoglich Rohan'ſchen Familie in wahrer Freundſchaft zugethan ſeid.“

Bernhard ſchwieg eine Weile, und ſagte dann kurz zu Dietrich: Auf morgen! Am andern Morgen ſtand Dietrich in dem gewölbten Saale, und erwartete, zum Herzog hinein berufen zu werden. Die Sonne ſchien warm auf die großen Bäume, welche bis zum Rheine hinab anmuthige Gruppen bildeten. Weiße Schäfchen und grüne Knoſpen rundeten ſich ſchon farbig ab in der hellen Luft, und der Rheinſtrom glitzerte im Strahl der Morgenſonne maleriſch herauf. Außen hatte Dietrich überhaupt Alles gar erfreulich gefunden in Neuenburg. Die Verſtärkung des feſten Platzes wurde von den Truppen mit Luſtigkeit betrieben, und Fuhrwerk auf Fuhrwerk ging vorüber mit Belagerungsmaterial beladen. Es war für Breiſach beſtimmt, welches bereits umſchloſſen wurde vom weimariſchen Heere. Eine ſogenannte niederländiſche Belagerung ſollte ſtatt finden. Das heißt eine weite Feſtung ſollte um die Feſtung Breiſach gezogen werden auf beiden Seiten des Rheins und auf dem Rheine ſelbſt im Norden und Süden vermittelſt der Inſeln. Der Hunger ſollte Breiſach bezwingen. Zeit hatte man vor ſich; Niemand wußte etwas von einem kaiſerlichen Heere. Hier innen aber, im Hauſe des Herzogs fand Dietrich Alles düſter. Zuſtand und Stimmung Bernhards warf tiefe Schatten. Leibdiener Hoffmann ging durch den Saal, und ſagte im Vorübergehen: — Der Herzog wird Euch ſchwerlich ſehen, er hat eine ſchlafloſe Nacht gehabt. Oberſt Erlach wird Euch wol abfertigen. Der thut jetzt Alles. Die Generale und Oberſten ſind alle im Felde, und Leder iſt zur perſönlichen Abholung des Doctor Blandini nach der Schweiz geſendet. Glücklicherweiſe mit Erfolg. Es iſt eben ein Brief von ihm gekommen: in einigen Tagen hofft er mit dem Doctor hier einzutreffen. — Da kommt Oberſt Erlach!

Erlach kam wirklich, um ihn abzufertigen, und ihm Briefe einzuhändigen. Den einen an den König von Frankreich, den andern an den Commandanten von Benfeld. „Der letztere,“ ſagte er, „wird den Jean le Wert nach Paris ſenden.“ — Herzog Bernhard hat das bewilligt?! — „Und Ihr werdet wohl thun, Euch dem Gefolge anzuſchließen, damit Ihr gleichzeitig mit dem Gefangenen in Paris eintrefft, und unter dem erſten günſtigen

Eindruck die Bezahlung vom Könige eintreibt, welche der Herzog erwartet für dieſe Ueberlaſſung Jean le Wert's, die Freigebung der Rohan'ſchen Erbſchaft. Der Herzog läßt Euren Herrn Vater bitten, mit Euch zum Könige zu gehen, und dies ſo eilig wie kräftig durchzuſetzen. Gute Verrichtung!“

Betroffen verließ Dietrich Neuenburg, nachdem er den Rohan'ſchen Diener mit kurzer Nachricht an die Frau Herzogin in die Schweiz geſendet. Ueber den Rhein zurück und an dieſem abwärts reitend kam er am folgenden Tage nach Benfeld, und gab das Schreiben ab an den Commandanten. Dieſer ſchüttelte trübſelig den Kopf und ſagte: Wörth wird außer ſich ſein! Allerdings war er das. — Wenn Ihr mich nicht bindet, und auf den Wagen ſchleppt, bringt Ihr mich nicht fort! — ſchrie er. Der Commandant hatte eine kleine Beruhigung für ihn: er zeigte ihm den herzoglichen Brief aus Neuenburg. Am Schluſſe desſelben ſtand von Bernhards eigener Hand geſchrieben: Wörth bleibt auch in Frankreich mein Gefangener, und ich werde Alles aufbieten, ihn gegen den Grafen Horn auszuwechſeln, welcher ſeit Nördlingen in Gefangenſchaft ſitzt. Das tröſtete Wörth einigermaßen, aber nur einigermaßen. Erſt — wunderlich genug! — erſt als ſie über die franzöſiſche Grenze kamen, wurde dem ſo tief gedemüthigten Kriegsmanne beſſer zu Muthe. Zu Marſal nämlich, der erſten franzöſiſchen Stadt, begrüßte ihn Bürgermeiſter und Rath am Thore in feierlichſter Weiſe, und bewirthete ihn ſodann auf's Glänzendſte. Wörth ſah erſtaunt und fragend auf Enkevort, der die Reiſe mit ihm machte. Sie wußten Anfangs beide nicht, was das bedeutete. In Nancy wiederholte ſich's, und auch die Volksmaſſen begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. In Bar, in Vitry, in Châlons, in Epernay, in Château-Thierry, in la Fère desgleichen — der Transport zwiſchen ſiebenhundert Musketieren wurde ein Triumphzug für die beiden Gefangenen. Der König hatte es befohlen, und die Bevölkerung hatte dieſen Zug ritterlicher Galanterie verſtanden. Im Gehölz von Vincennes, deſſen feſtes Schloß für Wörth zum Aufenthalte beſtimmt war, trennte ſich Dietrich, und ritt in die

Stadt hinein. Vater und Mutter hörten ſeinen Bericht mit Staunen an, und nicht ohne Betrübniß.

„Das iſt nicht gut!“ ſagte kopfſchüttelnd Frau Grotius, „dieſe Krankheit Bernhards, eines bisher ſo geſunden Mannes, die hat etwas Räthſelhaftes, etwas Unheimliches. Und dieſe Auslieferung Wörth's gefällt mir gar nicht. 's iſt doch ſein Landsmann!“ — Bernhard iſt gewiß unſchuldig daran — rief Dietrich — er wollte durchaus nicht. Aber er iſt offenbar tief krank, und der Erlach hat's dem geſchwächten Herzoge abgerungen. — „Und dieſe Aufnahme,“ ſprach Hugo Grotius, „nützt den Franzoſen über alle Maßen. Sie iſt neu und einzig. Ganz Europa wird dieſe edle Courtoiſie bewundern; ſie wird Einfluß haben auf's Völkerrecht.“ — Es iſt ein großes Beiſpiel. — „Eilt nur wenigſtens in den Louvre, damit Ihr beim erſten Rauſche eincaſſiert, was dafür bezahlt worden iſt, die Freigebung der Rohan'ſchen Erbſchaft! ſagte Frau Grotius.

Das geſchah denn auch ſogleich, nachdem ſie Dietrich umgekleidet. Diesmal kam er ja amtlich mit einem Schreiben des Herzogs von Weimar an den König, diesmal bedurfte es nicht des weitläufigen Nachſuchens um eine Audienz. Binnen einer Stunde waren Vater und Sohn zurück und berichteten, daß Alles gelungen wäre. Der König war entzückt geweſen über Dietrichs Expedition, hatte ihn ſeiner Gnade verſichert, und hatte auf der Stelle formellen Befehl gegeben, die Frau Herzogin von Rohan in all' ihre Erbſchaftsrechte ohne die geringſte Behinderung eintreten zu laſſen. Die Familie Groot ſaß den Abend beiſammen in ernſten Geſprächen. Dietrichs Laufbahn wurde in erſter Reihe beſprochen. Die Kriegsbahn weiter zu verfolgen war allen Dreien nicht wünſchenswerth. Am Wenigſten jetzt, da der perſönliche Protector, Herzog Bernhard, ſo bedenklich ausſpannte. Ein amtlicher Eintritt in die Geſandtſchaft war jetzt angezeigt, da Königin Chriſtine und Kanzler Oxenſtierna in Stockholm die öffentlichen, beſonders gnädigen Aeußerungen für Dietrich van Groot höchlich beachten und deſſen Anſtellung ſogar wünſchen würden. Als man darüber einig war, kam Frau Grotius wieder auf die unheimliche Krankheit des Herzogs Bernhard zurück und äußerte ſo gewiß halblaut vor ſich hin: Es geht mir da, ſeit Ihr von hier nach dem Louvre gegangen, immerfort etwas im Kopfe herum!

„Was denn?“ fragten Vater und Sohn. — Die Lady Seymour hier neben uns. Sie hat auch ſo eine räthſelhafte Krankheit gehabt und ihre Geneſung iſt auch ſo räthſelhaft unvollſtändig. Ihr wißt, daß eine Kammerfrau von ihr damals in unſer Haus ſtürzte und uns als Nachbarsleute in Anſpruch nahm. Der Arzt ihrer todtkranken Herrin ſei fortgereiſt, die Lady ſei ohne ärztliche Pflege und wir möchten ihr doch einen Arzt nennen, den ſie rufen könnte. Das thaten wir natürlich und bei dieſer Gelegenheit kam ich hinüber; man will doch chriſtlich helfen wo man kann. Da hat mir denn beim Wieder- und Wiederkommen — denn die Krankheit wich nicht und wich nicht — dieſe Kammerfrau des Langen und Breiten erzählt von den Verhältniſſen ihrer Herrin. Und von alle dem iſt mir heute Einiges ſo gar curios vor den Sinn getreten. Zum Beiſpiele: ſie iſt perſönlich, und, wie's ſcheint, genau bekannt mit dem Herzoge Bernhard. Er iſt am Tage vor ſeiner letzten Abreiſe drüben bei ihr geweſen, und ſie iſt zum erſten Male krank geworden, nachdem er fortgegangen iſt. Dann hat der Arzt, welcher ſie ſo ſchnöde verlaſſen hat, ebenfalls einen italieniſchen Namen gehabt wie der, welchen Du, Dietrich — iſt der Doctor, welchen Du beim ſterbenden Rohan gefunden und welchen man jetzt wieder in Neuenburg erwartet — 's iſt ja doch derſelbe —? — „Derſelbe. Er heißt Blandini.“ — Blandini? Mir iſt's gerade ſo, als ob die Kammerfrau denſelben Namen genannt hätte. Man muß ſie fragen. Ich kann mir nicht helfen; aber mich quält ein Verdacht — „Was für einer?“ — Als ob es zwiſchen dieſen Krankheiten einen geheimen Zuſammenhang gäbe und als ob dieſe Krankheiten von dem Doctor — „Nun?“ — Angelegt wären. — — „Angelegt?“ — Ich weiß noch kein rechtes Wort dafür.

'ſ iſt eben nur wie eine Ahnung, welche mich peinigt. Aber ich möchte auf den Grund kommen. Die Lady will ohnehin Dich kennen lernen, Dietrich. Ich hab' ihr von Dir erzählt und daß wir Dich erwarten. Nichts Näheres, nur ſo im Allgemeinen. Das Geſpräch mit ihr iſt gar curios und man muß vorſichtig ſein. Manchmal ſchreit ſie plötzlich laut auf, wenn man einen Namen nennt. Sie hat nämlich in dem langen Nervenfieber ihr Gedächtniß verloren gehabt, und das iſt wunderlich langſam wiedergekommen und nicht ganz. Jetzt weiß ſie Alles wieder, was ſie erlebt hat bis vor zwei Jahren. Die letzten zwei Jahre fehlen ihrem Gedächtniſſe immer noch, wenigſtens im Zuſammenhange. Einzelnes weiß ſie wieder, weil ſie durch einzelne Namen daran erinnert worden iſt.

Jetzt erinnerte ſich aber die ſorgſame Hausfrau, daß es ſpät am Abend wäre und daß die Herrn Groot zu Bette müßten. Dietrich habe auch morgen bei Zeiten das glückliche Ergebniß ſeiner Sendung an die Frau Herzogin von Rohan zu ſchreiben. Ihr Verdacht gegen den Doctor Blandini ſolle nicht vergeſſen werden! — Wenn ſie nur Wort hielt, die verſtändige Frau! Es konnte ja wirklich auf dieſem Wege eine Hilfe für den gefährdeten Herzog Bernhard in Bewegung geſetzt werden. Frau Grotius hielt immer Wort. Sich und Andern. Am andern Morgen begegnete ſie Louiſon auf dem Markte und theilte ihr mit, daß Dietrich wieder da ſei, daß er eine Millionen-Erbſchaft mit bemerkenswerther Geſchicklichkeit in Sicherheit gebracht habe, und daß ſie ihn heute der Lady Seymour vorſtellen werde. Louiſon erinnerte in beſcheidener Form daran, daß die Frau Ambaſſadrice früher einmal die Abſicht geäußert habe, auch ſie, Louiſon nämlich, mit der Lady bekannt zu machen, damit ſie, Louiſon, den Umgangston mit vornehmen Damen kennen lerne.

„Ganz richtig!“ erwiderte Frau Grotius, „komm' alſo um Drei zu uns. Die Lady ſpeiſt erſt um Zwei. Komm ſauber! Ich nehme Dich mit. Man kann nicht wiſſen, ob es Dir nicht einmal nöthig wird, viel und oft in hohen Geſellſchaftskreiſen zu verkehren.“ — Mir? Ach, wie ſollte das zugehen! — erwiderte Louiſon mit lächelnder Coketterie.

Frau Grotius gab ihr einen leichten Backenſtreich und ſagte fortgehend: „Wenn man den evangeliſchen Katechismus ordentlich verſteht und ehrlich glaubt, und von der Vielgötterei laſſen kann, dann iſt vor Gott Alles möglich.“

— Vielgötterei? Was iſt denn Viel? Ihr habt ja auch drei in Eurer Dreieinigkeit! — „Das iſt nicht wahr! Einigkeit heißt hier Einheit. Die Drei ſind Eins. Das Eine hat nur drei Geſichter.“ — Wie Herr Dietrich das indiſche Bild zeichnet und Brahma, Wiſchnu und Schiwa nennt! Wie? — „Mach, daß Du fortkommſt! Es ſchickt ſich nicht für einen Gelbſchnabel, der jetzt eigentlich im Glauben nirgendhin gehört, leichtfertig einem Gelehrten nachzuſprechen, was ſie nur halb verſtanden hat. Und noch dazu auf dem Fiſchmarkte. Alſo Punkt drei Viertel auf Drei!“

Louiſon ſtellte ſich pünktlich ein. Und zwar ſehr paſſend angezogen. Bürgerlich, aber mit einer feinen vornehmen Nuance in den Stoffen. Ihr Vater war ſehr wohlhabend, und ſie war das einzige Kind. Dietrich fand ſie außerordentlich reizend und fand es auch ſehr ſchicklich von ſeiner Mutter, daß ſie erſt drüben anfragen wollte, ob der Lady die Vorſtellung der jungen Leute genehm wäre. Denn dadurch wurde er eine Zeitlang allein gelaſſen mit Louiſon. Er hatte ihr ſo Viel zu ſagen und hoffte, ſie würde ihm noch mehr ſagen. Trotz aller Weitläufigkeit war er ihr gegenüber immer noch befangen, wenn er von Gefühl und Liebe ſprechen wollte und machte immer den ſtillen Anſpruch: ſie müſſe mehr als den halben Weg entgegen kommen. Beſonders heute ſchien es ihm auch, als ob Louiſon dazu angethan wäre. Sie war ſo gewiß gerührt. Die Einführung in die vornehme Welt war allerdings ein Ereigniß in ihrem Leben, und ſie war recht ehrgeizig.

Frau Grotius ging. Nicht die Stiege hinab, ſondern durch das anſtoßende Zimmer nach dem Raume, welchen der Herzog von Rohan damals bewohnt hatte. In der langen Krankheit der Lady nämlich hatte die Kammerfrau die verkleidete Thür öffnen laſſen, damit die Frau Geſandtin bequem und täglich kommen und die Krankenpflege leiten könnte und Lady Ludmilla hatte ſeit ihrer Geneſung das höchlich gebilligt und fortbeſtehen laſſen, weil ihr der tägliche Verkehr mit der verſtändigen Frau Grotius angenehm war. Sie lebte ganz einſam. Norbert von Zierotin war ſeit ihrer Erkrankung verſchwunden. Nur ein Diener der Lady, welchen er gut beſoldete, war in einigem Verkehr mit ihm geblieben. Dieſer hatte auch den letzten Brief Blandini's an Desnoyers beſorgt. Desnoyers ſelbſt hatte das Haus mit keinem Schritte mehr betreten. Krankheit liebte er nicht.

Ludmilla ſaß in ihrem großen Salon, deſſen Fenſter offen ſtanden und die friſche Frühlingsluft einließen. Sie blickte gedankenvoll hinaus auf die grünen Knoſpen der Bäume, welche die Place royale ſo anmuthig machten. Frau Grotius war ihr willkommen und ſie erklärte ſich ſehr bereit, die jungen Leute zu empfangen. — Abgeſehen davon — ſagte ſie mit einem melancholiſchen Lächeln — daß Euer Sohn dabei iſt, bringt mir jede neue Bekanntſchaft an und für ſich ſchon Vortheil. Es kommen neue Gegenſtände in Rede, und mein unglückliches Gedächtniß ergänzt ſich. Alles muß ja neu genannt werden vor mir, damit ich es wieder gewinne. Denkt nur, heut' ſagt mir meine Kammerfrau, daß wir dem Verhungern nahe gekommen ſind, weil ich den Rentmeiſter meiner Güter in England vergeſſen und ihm keinen Befehl geſchickt habe, Geld an mich zu ſenden. Glücklicherweiſe wußte ein alter engliſcher Reitknecht, der in meinem Stalle dient, Namen und Adreſſe. Es iſt doch ein peinlicher Ueberreſt meiner Krankheit! — Frau Grotius tröſtete und holte nun Dietrich und Louiſon. Dietrich war ganz erſchrocken, als er Ludmillas anſichtig wurde. Er erkannte ſie gar nicht. Die ſchöne Frau hatte vor zwei Jahren ſeine ſinnliche Phantaſie beſchäftigt — und jetzt ſaß ein ganz anderes Frauenbild vor ihm. Intereſſant wol, aber ohne jeglichen Frauenreiz. Ihr reiches dunkles Haar war verſchwunden. Kurze, graue Löckchen waren an ſeiner Stelle. Das Geſicht war mager, und das Auge, ohne Glanz erſchreckte zuweilen durch ſeinen falſchen Blick, welcher in der Jugend ſo verführeriſch gelockt hatte. Sie bat Dietrich um Erzählung ſeiner Schickſale. Da ſie den Krieg beträfen, ſo würde ſie ſehr lehrreich für ſie ſein, weil ſie in völliger Unkunde der letzten Zeit verblieben wäre. Dietrich erzählte. Ein Ach und Oh um das andere unterbrach ihn von der Lady. Fortwährend wurden Erinnerungen in ihr geweckt. Es war, als ob das menſchliche Hirn aus lauter Zellen beſtünde, die geöffnet und geſchloſſen werden könnten, als ob jede Zelle eine Abtheilung für gewiſſe Notizen wäre, und in Ludmillens Gehirn ganze Reihen dieſer Zellen jetzt erſt wieder geöffnet wurden dadurch, daß man gewiſſe Namen und Begriffe vor ihr ausſprach. Der Name des Herzogs Bernhard beſonders und deſſen, was mit ihm und um ihm vorgegangen, ſchien eine ganze Reihe von Zellen zu eröffnen.

Dietrich war bis zu ſeiner Reiſe nach Lenzburg gekommen, und zur eigenthümlichen Krankheit des Herzogs von Rohan, welche ein italieniſcher Arzt erſtaunlich genau erkannt und berechnet habe, derſelbe Arzt, welcher dem Herzoge Bernhard vorher geſagt, daß ihn ein krankhafter Zuſtand überfallen werde. Dieſer Arzt, Doctor Blandini geheißen —

„Blandini!“ ſchrie Ludmilla, und ſprang in die Höhe, „Blandini! Mein Gott, mein Gott! Blandini, Norbert, Desnoyers — hier, hier, drüben im Schlafzimmer, die Nacht — das Ende! — Verzeiht! verzeiht! Laßt mich nur einige Momente lang — ja, ja, Alles, Alles ſteht nun wieder vor mir! In dieſer Angſt bin ich hingefallen — mein ganzes Leben grinſte mich an wie ein Geſpenſt.“

Sie ging im Zimmer umher eine lange Weile. Dann ſchien Faſſung über ſie zu kommen; ſie ſetzte ſich nieder, und bat um die Weitererzählung. Dieſe übernahm Frau Grotius. Ihr Verdacht war beſtätigt, und ſie erzählte auf die Hauptpunkte los, auf die räthſelhafte Erkrankung Bernhards, welche Blandini vorausgeſagt — wie konnt' er das? Durch bloße Wiſſenſchaft? Schwerlich. Die Herzogin von Rohan hat dieſe Vorausſage des Doctors ängſtlich in Gegenwart meines Sohnes dem Reitknechte des Herzogs mitgetheilt, damit er unterwegs ſorgſam Acht habe auf ſeinen Herrn, und ſie hat tief erſchrocken ausgerufen: der Doctor Blandini ſteht mit Geiſtern im Bunde. Ich frage nur: mit was für Geiſtern? Wie gute Geiſter kommen ſie mir nicht vor, und ich habe mit Schrecken gehört, daß er jetzt wieder in Neuenburg beim kranken Herzog erwartet wird, dieſer geſpenſtige Doctor Blandini —

„Nein, nein, das ſind böſe Geiſter," rief Ludmilla, „ich weiß jetzt Alles wieder. Nach Neuenburg! Vielleicht können wir den Herzog noch erretten! Wollt Ihr mich begleiten, junger Freund?" — Gewiß! riefen Dietrich und Frau Grotius mit einer Stimme.

II.

Am Tage der Abreiſe Ludmillens und Dietrichs von Paris war Blandini mit Medardo in Neuenburg eingetroffen. Kanzler Leber von Rehlingen war ſtolz darauf, den Wunderdoctor endlich zur Reiſe bewogen zu haben. Blandini hatte diesmal ſich nicht bitten laſſen, um als gebetener Gaſt zu erſcheinen. Er kam wirklich ſehr ungern. Medardo hatte ſeinen ganzen Operationsplan verdorben. Dieſer Plan war darauf hinaus gegangen, mit der kleinſten Doſis Gift anzufangen, und nur langſam zu größeren Doſen aufzuſteigen. Indem er die erſte leichte Vergiftung in ihren Folgen vorherſagte, ſteigerte er Bernhards Vertrauen in ſeine Kunſt. Ebenſo wollte er bei den folgenden ſtärkeren Doſen und Anfällen verfahren. Dann konnte er immer wieder bis auf einen gewiſſen Grad heilen, und doch den Körper allmälig zerſtören. Mußte dann der Tod herbeigeführt werden, ſo erſchien er als Folge langer Krankheit, und es entſtand kein Verdacht. Dieſen Weg hatte Medardo überſprungen. Blandini hatte an jenem Morgen im Rohan'ſchen Sterbehauſe noch zu Bett gelegen, als Medardo hinaus zum Waſſertroge mußte, wo der Diener Bernhards mit dem Becher zu erwarten ſtand. Medardo war ja ſchon in Lenzburg unterrichtet worden, daß mit den Fläſchchen ſtufenweiſe vorgegangen werden, daß zuerſt Nummer Eins genommen werden ſollte. Blandini alſo hatte ihm an jenem grauenden Morgen das Fläſchchen nicht ſelbſt eingehändigt; Medardo hatte es ſelbſt genommen. Und er hatte nicht Nummer Eins, er hatte Nummer Drei genommen, alſo die ſtärkſte Doſis. Hatte er dies abſichtlich gethan? Allerdings war er verhältnißmäßig ſicher geſtellt, wenn der Herzog einſam auf der Reiſe erkrankte. Oder hatte er es in blöder Beſtürzung gethan, da ſeine Geiſteskräfte wirklich in bedenklicher Weiſe abnahmen?

Blandini wußte das ſelbſt nicht. Er wurde es erſt gewahr, als der Herzog ſich ſchon entfernt hatte. Betroffen eilte er in der nächſten Stunde nach Luzern. Erſt als Leder kam, um ihn abzuholen, wurde es ihm deutlich, daß auch die ſtärkere Doſis die Meinung des Herzogs erzeugt hatte: Blandini hat das vorhergeſagt! Und ebenſo deutlich wurde es ihm aus dem Betragen des ehrlichen, harmloſen Leder, daß keine Spur von Verdacht vorhanden wäre, und daß der Herzog aufrichtig des helfenden Arztes zu bedürfen glaubte. Nun war er mit verändertem Plane nach Neuenburg gekommen. Er wollte nun raſch operiren. Neben dem Kanzler wurde ihm eine geräumige Wohnung im erſten Stock angewieſen. Dann ging er hinab zum Herzoge, welcher ihn ungeduldig erwartete. Bernhard empfing ihn warm und herzlich. Sein Vertrauen in die Wiſſenſchaft des Doctors war jetzt außerordentlich. Blandini fand, daß die Natur des Herzogs dem Gifte energiſchen Widerſtand geleiſtet, und es eigentlich ſchon ganz ausgeworfen hatte. — In einer Woche — ſagte er — ſollen Hoheit ganz hergeſtellt ſein. Aber der Puls hat noch jenes verhängnißvolle Etwas, welchem ſchwer beizukommen iſt. Auf einen Rückfall müſſen wir gefaßt ſein, und er kann heftig werden. Diät und Verhütung jeglicher Leidenſchaftlichkeit müſſen uns helfen.

Bernhard, weil er nie krank geweſen, erwies ſich aber nun als ein geradezu leidenſchaftlicher Patient. Um jeden Preis ſollte der Krankheitsſtoff herausgeſchleudert werden! Er hätte ſelbſt Gift genommen, wenn Blandini ein ſolches als Heilmittel, ob auch als gefährliches Heilmittel, angerathen hätte. Und eben weil er nie auf Aerzte etwas gegeben hatte, gab ſich jetzt Bernhard dieſem Arzte, welchem er Unrecht gethan und deſſen er nun dringend bedurfte, rückſichtslos hin. Blandini vertilgte wirklich in ſechs Tagen die letzten Spuren der Vergiftung. Frei von jeglichem Nachweh konnte Bernhard am ſiebenten Tage zu Pferde ſteigen, um die Feſtungsbauten diesſeits und jenſeits des Rheins zu beſichtigen. Er ſah blaß aus, aber das Auge war wieder natürlich belebt. Er ließ dem trefflichen Doctor eine große Summe auszahlen.

Leder brachte ſie ihm. Blandini nahm keine Notiz davon. Er ſaß vor ſeinem Arbeitstiſche, welcher mit Pflanzen, Mineralien, Flaſchen und Pfannen bedeckt war, und bereitete die entſcheidende Doſis. Leder wollte zuſchauen und ſich unterrichten. Blandini hatte nichts dagegen, und erklärte ihm, daß er einen ſtarken Trank für den Herzog bereite, der genommen werden ſollte, wenn ein Rückfall einträte. Leder nahm unbefangen ein Stückchen Arſenik in die Hand, und roch daran. Blandini hinderte ihn nicht, und bat nur, ihm ein rothes Fläſchchen zu reichen, welches Leder näher ſtand. — In dies rothe Fläſchchen — ſagte er — werde ich den Trank deſtilliren. Dies ſagte er, weil ihm einfiel, den gutmüthigen Leder als Handlanger zu benützen. Es flog ihm der Gedanke durch den Kopf: wenn du zunächſt dem Herzoge Nummer Eins giebſt und ihm vorausſagſt, daß ein leichter Anfall eintreten würde, ſo könnte Folgendes geſchehen, was dich ſicher ſtellte und die

Angelegenheit beendigte: du giebſt vor, zu einem ſchwer Kranken nach Baſel berufen zu ſein. Du werdeſt drei bis vier Tage ausbleiben. Der Herzog ſolle am nächſten Morgen nüchtern Nummer Eins nehmen, um den drohend heranziehenden Anfall abzuwenden. Träte er doch ein, dann möge er ſich vom Kanzler Leder das rothe Fläſchchen bringen laſſen, und den Inhalt deſſelben verſchlucken. — Dann biſt du — ſchloß er ſeinen Gedankengang — vierundzwanzig Stunden entfernt, wenn die Kataſtrophe eintritt, und man kommt am Ende gar nicht auf üble Gedanken. So ſei es! Die letzten drei Worte ſprach er laut, und ſtand auf.

„Was denn?“ ſagte Leder, indem er das Arſenikſtückchen wieder hinlegte. — Den Frühlingstag will ich genießen, ſpazieren gehen. Wollt Ihr mit? — „Keine Zeit, keine Zeit!“ — Medardo! Den Aufguß ſorgfältig abkochen, in das rothe Fläſchchen gießen, das Fläſchchen luftdicht verſtopfen und dort ans Fenſter ſtellen in die Sonne. Es iſt das Hauptmittel, wenn der Herzog einen neuen Anfall kriegt. Ade, Herr Kanzler! —

Leder ging voll Bewunderung in ſein Zimmer. Blandini aber kehrte auf der Schwelle um, und bedeutete Medardo, Alles zur Abreiſe zu rüſten. Sie gingen heut' Abend noch bis Müllheim hinüber. Dann füllte er das rothe Fläſchchen mit der vorbereiteten Arſenikflüſſigkeit, verkorkte es ſorgfältig, ſtellte es ans Fenſter, verſchloß das Geld, welches Leder hingelegt, nachdem er es ſorgſam gezählt, in ein Schubfach, und — ging wirklich ſpazieren. Er wollte dabei nicht allein bleiben. Der Gedankenkreis, welcher ihn eben bewegte, hatte doch ſein Peinliches; er war auch abgeſchloſſen, und eine Abwechſelung ſchien erwünſcht. Rudolph von Mitzlau ſollte aufgeſucht werden. Dies war der einzige Menſch, welcher Blandini hier unter lauter Ketzern nahe ſtand. Damals im Dellsberger Lager hatte er ſich auf die Empfehlungen Desnoyers ſehr entgegenkommend erwieſen. Blandini hatte gefunden, daß dieſer Mann zu allen möglichen Anknüpfungen an die katholiſche Partei bereit wäre.

Mitzlau wohnte im Städtchen, nicht mehr, wie wol früher, unter einem Dache mit dem Herzoge Bernhard. Letzterer hatte Mitzlau's Verhältniß zu Savelli wirklich übel genommen, und wenn er auch den anklagenden Stimmen, daß Mitzlau ſelbſt die Entweichung Savelli's begünſtigt habe, keinen Glauben ſchenken mochte, ſo hatte er doch Mitzlau aus ſeiner Nähe gewieſen. Jene anklagenden Stimmen hatten ganz Recht gehabt. Mitzlau griff nach jeder Hand, welche ihm zu Wien nützen konnte, alſo auch nach Savelli's, welcher als eine Creatur der Wiener Hofgunſt bekannt war. Und Savelli hatte ſich natürlich als Gefangener zu Allem bereit erklärt: zu Mitzlau's Amneſtirung in Oeſterreich und zu den directeſten Schritten für eine Ausſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzoge Bernhard. Aber Zeit ſchien er ſich zu laſſen. Mitzlau wartete ſeit Wochen vergeblich auf ein Lebenszeichen von Savelli, und ſchrieb eben einen vorſichtig erwogenen Brief an denſelben, als Blandini in ſein Zimmer trat. Bereitwillig ſchloß er ſich an zum Spaziergange. Erſt Nachmittags ſei er nicht mehr frei, da kämen Rekruten über den Schwarzwald herunter; die müßte er in Empfang nehmen. Sie gingen nach den Rheinbrücken und Inſeln. Da auf den Inſeln gab es zahlreiche Bäume und Gebüſche leichter Gattung, welche ihre Blätter zeitig entwickeln, dort finde man am erſten Frühlingszeichen. Jeder fühlte am Andern, daß ſie zu einander gehörten, daß ſie ſich gegenſeitig vertrauen könnten, und Blandini faßte den Gedanken, ob dieſer Mitzlau nicht eine hilfreiche Vertrauensperſon werden könnte, wenn heut' Abend etwas mißlingen ſollte — da wurde dies Geſpräch, in welchem Einer an dem Andern herumtaſtete, durch eine auffallende Erſcheinung unterbrochen. Sie waren auf der zweiten Schiffbrücke, welche nach der Inſel, „Untere Bleiche“ genannt, hinüber führte, da kam aus den Bäumen der „unteren Bleiche“ hervor eine berittene Geſellſchaft mit Damen. Damen?! „Es ſind doch nicht etwa die Rohan'ſchen?!“ ſagte Mitzlau. — Ich bin kurzſichtig und kann's nicht ausnehmen! — entgegnete

Blandini. — Richtig, der Laſſe, der junge Groot iſt dabei. Aber der iſt ja nach Paris geſendet. — Die Reitgeſellſchaft war auf die Brücke und ihnen ganz nahe gekommen. Mitzlau erkannte die Dame nicht, neben welcher Dietrich ritt. So verändert war Ludmilla. Sie erkannte ihn aber, und wendete ſich ab. Dietrich grüßte und fragte, ob der Herzog Bernhard noch in Neuenburg wäre?

„Allerdings.“

Er dankte höflich, und vorüber polterte der Reitzug mit Kammerfrau und Dienern. Von hinten ſeitwärts glaubte jetzt Mitzlau Ludmillen erkannt zu haben; Blandini, an welchem die Kammerfrau dicht vorüber geritten, ſagte leiſe: — Das iſt möglich, die Kammerfrau war es! —

„Was bedeutet das?“ — Ich weiß es nicht.

Es kam den beiden Patronen unheimlich vor, und ſie hielten es für gerathen, auch nach Neuenburg zurückzukehren. Blandini fühlte ſich in ſeinem Vorſatze beſtärkt, noch heute zu handeln. Ludmilla und Dietrich kehrten im Gaſthofe ein, und Dietrich eilte zur Wohnung des Herzogs hinüber. Er hatte die glückliche Endſchaft der Rohan'ſchen Erbſchaftsfrage zu melden, und um Audienz zu bitten für die Lady Seymour. Der Herzog kam juſt zurück, umringt von jubelnden Rekruten, welche niemand Anderer als der Bart-Conrad aus Würtemberg brachte, und welche dem berühmten evangeliſchen Führer ihre erſte Huldigung zuriefen, entzückt darüber, daß ſie des großen Feldherrn ſogleich anſichtig wurden. Bernhard ſprach vom Pferde eine Weile mit Conrad, und ließ ſich von ihm berichten über die Zuſtände in Würtemberg. Vom Pferde ſteigend und ins Haus kommend ſah er Dietrich, und nahm ihn mit in ſein Zimmer. Zur Rohan'ſchen Nachricht nickte er mit dem Kopfe, und ſprach kaum hörbar: Theuer erkauft! Bei Ankündigung der Lady und ihres Geſuches ſagte er trocken: „Was hat die Renegatin bei mir zu ſuchen? Sie iſt mir unangenehm“. Dietrich behauptete nun eilig, ſie ſei nicht mehr Katholikin. Sie habe es vergeſſen, und als man ſie darin erinnert, habe ſie erklärt: das ſei in der Ueberſpannung geſchehen, und dieſe Zeit der Ueberſpannung ſei vorüber.

„Heute ſo und morgen ſo! Das lieb' ich nicht. Und was heißt das: ſie hat es vergeſſen?“

Nun ſchilderte Dietrich ihre Krankheit, und wie ſie entſtanden. Der Herzog ſelbſt ſpiele beim Entſtehen dieſes furchtbaren Nervenfiebers die Hauptrolle. Die Warnung, welche er früher zurückgewieſen, weil Lady Ludmilla die Namen habe verſchweigen wollen, ſei ihr zum zweiten Male nahe gelegt worden. Sie habe Entdeckungen gemacht, ſie habe den Entſchluß gefaßt, ihm nun auch die Namen zu nennen, und dieſe Aufregung habe ſie ins hitzigſte Fieber geworfen. — Mein Vater — ſchloß Dietrich — kennt das Geheimniß, welches ſie Euch enthüllen will, und beſchwört Eure fürſtliche Gnaden, ſie anzuhören, und ihre Enthüllungen ſorgſam zu beachten.

„So bring' ſie her, wenn ich geſpeiſt habe.“

Als Dietrich das Haus verließ, betrat es Blandini. Er eilte in ſein Zimmer hinauf, und wunderte ſich, Medardo in demſelben nicht zu finden. Er fing an, einzupacken, und wurde nach kurzer Weile gewahr, daß Medardo hinter einem Schranke und hinter Kleidern verſteckt kauerte.

„Was heißt das? Biſt Du krank?“ — Am Tode — ſtöhnte Medardo. — „Was fehlt Dir?“ — Der Teufel iſt da — der bärtige Oberöſterreicher — ich hab' ihn vom Fenſter aus geſehen — er dreht mir den Hals um, wenn er mich erblickt. Laßt mich im Verborgenen, bis die Dunkelheit eintritt. Und dann fort, fort! — „Dann wollen wir ja fort. Komm hervor, ſchließ' meinetwegen die Thür hinter mir, und packe ein. Reich' mir Nummer Eins — laſſ'! laſſ'! ich ſeh's ſchon. Ich gehe hinab, mit dem Herzoge zu ſpeiſen. Bis ich wiederkomme, kannſt Du fertig ſein mit Einpacken. Zerbrich nichts in Deiner kindiſchen Angſt, und — wie geſagt — ſchließ' zu hinter mir.“

Er ſteckte das Fläſchchen Nummer Eins in die Bruſttaſche, und ging zum Herzoge hinab.

Als Dietrich Ludmillen die Nachricht brachte, daß der Herzog ſie empfangen werde, bat ſie ihn, bis dahin allein bleiben zu dürfen. Sie war in tiefer Aufregung. Wie ein Sühnopfer für ihr ganzes Leben erſchien es ihr, jetzt eine ſo ſchwere Anklage auf ſich zu nehmen, welche ſie eigentlich doch nicht beweiſen konnte. Ihr Innerſtes ſprach: es ſind Böſewichte, jene Norbert und Blandini, ihnen widerfährt nur Gerechtigkeit, wenn du ſie des Aergſten zeihſt! Was ihre Gedächtnißſchwäche betraf, ſo gewährte ſie ihr jetzt geradezu einen Vortheil. Diejenige Gegend nämlich der letzten Jahre, welche ihrem Gedächtniſſe durch irgend einen Anſtoß wieder zugänglich wurde, trat ganz ausgebreitet und ganz erleuchtet vor ihre Seele. Gerade weil links und rechts von dieſer Gegend Finſterniß waltete, trat die klar gewordene Erinnerung um ſo deutlicher hervor. Sie meinte dem Herzoge mit hundert Einzelnheiten völlig beweiſen zu können, daß Norbert, Blandini und Desnoyers es auf ſeine Ermordung abgeſehen hätten. Nur Ruhe, nur Kraft der Beſinnung meinte ſie von Gott erbitten zu müſſen für die wichtige Stunde. Dietrich verließ ſie mit der felſenfeſten Ueberzeugung, daß ſie Recht habe. Die Erkrankung Bernhards auf dem Rückwege von Königsfelden war ihm eine Vergiftung durch Blandini. Phantaſiereiche Menſchen faſeln oft, ſie finden aber auch oft, was für trockene Menſchen gar nicht vorhanden iſt. Und Dietrich hatte die Eigenheit, daß ein gefundenes Ergebniß ſeiner Gedanken ihn ſo erfüllte, als ob außer dieſem Gedankenergebniß gar nichts weiter in ihm vorhanden wäre. Alles Andere ſchwieg, alles Andere verſchwand, er hörte und ſah nur dieſen einen Punkt. Es war ihm auch gar nicht möglich, darüber zu ſchweigen. Die Wahrheit iſt heilig, Alles außer ihr iſt Plunder! pflegte er ſeiner Mutter zu entgegnen, wenn dieſe ſeine Offenherzigkeit tadelte und für einen Diplomaten als unpaſſend bezeichnete. In ſolcher Stimmung kam er von Ludmillen herunter ins große Gaſtzimmer, wo ſich Conrads Rekruten mit Speiſe und Trank ſtärkten. Eine Glasthür führte aus dieſem Zimmer nach dem Hofe. Sie ſtand offen. Die Frühlingsſonne lag warm im Hofe, und eine Menge beſonders älterer Kriegsleute hatten ſich ihre Mahlzeit und ihre Schoppen da hinaustragen laſſen, um die junge Luft zu genießen. Unter ihnen der Bart-Conrad, um welchen ſich ſtets Genoſſen und Bewunderer gruppirten. Er aß raſch, und erzählte viel. Das Trinken dazwiſchen hielt nicht auf. Dietrichs Blick fiel ſogleich auf ihn. Er kannte ihn wohl und ſah in ihm den verkörperten deutſchen Krieger unteren Standes. Vom Kaiſer Matthias an bis zum dritten Ferdinand, zwanzig Jahre lang, hatte dieſer Cumpan Alles durchgemacht, für ihn mußte ja die Gefahr und Errettung Bernhards, des Haupthelden ſeiner Fahne, von elektriſcher Wirkung ſein. Ihm meinte er ausdrücken zu müſſen, was in nächſter Stunde ſiegreich niedergeſchlagen werden ſollte; er würde jubeln wie kein Anderer. So trat er zu ihm, und begrüßte ihn, des Ueberfalls bei Richelieu erwähnend im Palais Cardinal. — Heute wird die Pfaffenintrigue noch einen empfindlicheren Schlag erleiden — ſetzte er hinzu, und athmete tief auf, daß er nun endlich einmal vor einem dankbaren Publicum die Wahrheit enthüllen könnte.

„Heute? Wie ſo?“ — Ja, wißt Ihr denn nichts von der jähen Erkrankung des Herzogs? — „Freilich! Aber 's war weiter nichts als eine jähe Verkühlung.“ — Das nun wol nicht — ſagte jener graubärtige Wachtmeiſter von Rheinfelden, der an Conrads Tiſche ſaß, um den berühmten Bärtigen kennen zu lernen. — „Was ſonſt?“ — Gemunkelt wird Allerlei — ſagte der Wachtmeiſter — aber auch friſch gelogen. Weil ein katholiſcher Arzt in der Nähe geweſen — 's iſt dummes Zeug! Ueber das Vorurtheil von katholiſch und evangeliſch ſind wir ja doch hinaus! pflegte Herr von Rödel, unſer Commandant zu ſagen.

— „Da hat er 'ne Dummheit geſagt, Euer Commandant!“ brummte Conrad, „man ſpricht nicht mehr viel davon; aber der Krieg hat damit angefangen, und wird auch damit ausgehen, wenn wir's auch allmälig vergeſſen haben, und gefreut hat's keinen von uns, daß ein wälſcher Papiſt als Doctor um den Herzog iſt. 's iſt unſchicklich. Wenn man auch den Wolf zähmt wie 'nen Hund, neben ſich läßt man ihn doch nicht, wenn man ſchläft. Vorhin, als wir einrückten, hab' ich ihn geſehen, und da hab' ich gehört, daß er Leibarzt heißt. Das hat mir nicht gefallen. Arm in Arm mit dem Herrn von Mitzlau kam er, na, der iſt für mich nie koſcher geweſen. Hab' ihn noch als kathol'ſchen Cavalier gekannt in Wien.“ — Na deshalb! — grollte der Wachtmeiſter. — „Der Bart-Conrad hat ganz Recht!“ ſagte nun Dietrich, deſſen Schleuſen nicht länger zu halten waren.

Und nun erzählte er die ganze Entſtehung des Verdachtes, und das ganze Schickſal der Lady, und daß ſie jetzt hergekommen ſei, um in der nächſten halben Stunde dem Herzoge Bernhard die entſetzliche Gefahr einer Vergiftung zu enthüllen. Alles fuhr von den Sitzen auf — eine Minute lang herrſchte Todtenſtille. Dadurch wurden alle Inſaſſen des Gaſtzimmers auch heraus gelockt. Ein gräulicher Lärm folgte auf die Stille, bis Conrads Löwenſtimme Schweigen gebot.

„Nichts durcheinander thun!“ ſchrie er, „ſolche Gelegenheit, ein Beiſpiel zu ſtatuiren, nicht verderben! — Unſer Herzog! Das ächteſte, fixeſte evangeliſche Haupt, das wir noch gehabt haben, der unſer Kamerad iſt, wo's Leben am wohlfeilſten! Kreuz Schwerenoth, da müſſen wir ein Strafexempel hinſtellen, daß Jedermann ſich an den Hals fühlt. Sachte! — Iſt der Doctor allein? Oder hat er Helfershelfer?“

Und nun ſchilderte der Wachtmeiſter, wenn auch mit einigem Widerſtreben, den Gehilfen Medardo. Er war noch nicht weit in der Schilderung, da ſchrie Conrad ſo brüllend auf, als ob ein Löwe brüllte. Er hatte die „rothe Feder“ erkannt.

„Der Tag der Rache iſt da!“ grunzte er ſchrecklich, „wo wohnen die Beſtien?“ — Im Hauſe des Herzogs. — „Auf! Aber mit Bedacht! Erſt das Haus umſtellen“ — Und die Audienz der Lady abwarten, zum Donnerwetter! — rief der Wachtmeiſter. — „Umſtellen und abwarten!“ ſchrie der Chor. — Larifari! — ſchrie Conrad — der Herzog iſt vornehm, wenn's ſeine Perſon angeht. Auf die Brücke treten wir nicht. Und die „rothe Feder“ hat's ohnedem hundertmal verdient. Gleich umſtellen!

Und nun wählte er ein Dutzend von ſeinen „findigſten“ Rekruten aus, beſchrieb ihnen Blandini und Medardo, und ſchickte ſie fort. Der Wachtmeiſter hatte Auskunft geben müſſen, in welchem Zimmer ſie wohnten — Wir Andern folgen — holla, junger Herr! Da oben vom Fenſter winkt die Lady, eilt! — Dietrich flog zu ihr. — „Und wir Anderen,“ fuhr Conrad fort, „wir ſchlendern, — gebt mir Feuer, Wachtmeiſter, meine Pfeife iſt ausgegangen — ich ſage wir ſchlendern hinter ihr her, und warten vor dem Hauſe ein halbes Stündchen, länger nicht. Wir ſind unſer ein Stücker Dreißig. Zehn können noch eine Weile abkommen und die Paſtete 'rumerzählen. So wird's ein Regiment, das dem Herzoge beweiſt, ſein Leben ſei neunundneunzigtauſendmal mehr werth, als das Leben von zwei Canaillen. Gängen mer! Und hübſch ſtille!“

Unterdeſſen war das Mittagmahl beim Herzoge Bernhard zu Ende gegangen. Es nahm niemals viel Zeit in Anſpruch, wenn es nicht ein Gaſtmahl war. Bernhard ſelbſt war mäßig und frugal. Er war auch völlig frei von der Gewohnheit im dreißigjährigen Kriege, welcher die meiſten Heerführer ergeben waren, von der Gewohnheit des ausſchweifenden Trunkes. Er war bei Tafel heiter geweſen, und war erſt verſtimmt worden, als Blandini am Schluſſe derſelben wieder mit ſeiner Beſorgniß hervortrat: es könnte ein neuer Anfall eintreten, und der Herzog möchte am nächſten Morgen nüchtern ein Gegenmittel einnehmen. Blandini überreichte an Hoffmann das Fläſchchen Nummer Eins, welches das vorbauende Gegenmittel enthalten ſollte. Dann hatte ſich Blandini auf ſein Zimmer im erſten Stocke zurückgezogen. Noch war kein Anzeichen des Sturmes vorhanden geweſen, welcher ihm drohte. Sein Plan ſtand feſt, mit einbrechendem Abend nach Müllheim zu entweichen, das rothe Fläſchchen aber am Fenſterſimſe für Leder zurückzulaſſen. Leders aufmerkſame Sorgfalt, davon war er überzeugt, werde dies gewiß morgen dem Herzoge zutragen, ſobald das Fläſchchen Nummer Eins ſeine aufregende Wirkung begonnen. Medardo wußte nichts von alledem, er packte ein. Aber ſo ungeſchickt, daß Blandini fortwährend wieder auspacken mußte. Medardo war ſo betäubt, als ob er vor dem offenen Rachen der Klapperſchlange ſtünde.

Draußen verblich der ſonnige Tagesſchein. Ein Wind hatte ſich erhoben und dichte Wolkenmaſſen zuſammengeweht, welche die Luft verdunkelten und einzelne Regentropfen fallen ließen.

Da kam zu Fuß Lady Ludmilla, begleitet von Dietrich. Sie bat um ſeinen Arm vor den Stufen der Hausthür, ſie ſchwankte. Langſam führte er ſie durchs Vorzimmer in den gewölbten Saal, wo man geſpeiſt hatte und die letzten Tafelreſte eben weggetragen wurden. Hoffmann kam und führte ſie in das Gemach des Herzogs. Dietrich blieb allein im Saale. Er ſah auf den Park hinaus. Seine Gedanken waren ganz im Gemache des Herzogs, er bemerkte es jetzt kaum, daß ſich der Platz vor dem Hauſe mit Menſchen füllte. Es waren Conrads Leute, und Conrad mit ihnen. Auf ſein Geheiß verhielten ſie ſich ruhig. „Wir wollen doch abwarten“, ſagte er halblaut, „was die Dame ausrichtet. Die Loß'ſche Tochter meint's brav. Kommt ſie traurig heraus, dann reden wir. Und jedenfalls „langen“ wir uns die rothe Feder und den papiſtiſchen Quackſalber. Während er dies ſprach, blickte er unverwandt auf die Fenſter im erſten Stocke, welche er nach des Wachtmeiſters Beſchreibung für diejenigen hielt, hinter denen Blandini und Medardo ſtecken müßten. Plötzlich ſtieß er einen thieriſchen Laut aus der Kehle.

Die Angſt hatte oben Medardo keine Ruhe gelaſſen; ſie hatte ihn getrieben, auszuſchauen, ob bei dem ſinkenden Tageslichte auch nicht etwa ſein teufliſcher Widerſacher herbeiſchliche und das Fortreiten gefährlich mache. Der warmen Luft wegen hatten die Fenſter bis jetzt offen geſtanden, er wollte ſie vor dem Winde nun ſchließen, er erſchien am Fenſter — wie der Raubvogel ſeine Beute, erkannte ihn flugs Conrad und ſtieß jenen Schrei aus. Ganz zu derſelben Zeit hörte Dietrich im Saale die laute Stimme des Herzogs und die noch lauter werdende, von Angſt und Pein geſchwellte Stimme der Lady. Er ſchloß aus einzelnen Worten der Letzteren, welche verſtändlich zu ihm drangen, daß der Herzog ihr keinen Glauben ſchenkte — er öffnete das Fenſter und rief hinaus — denn jetzt im Bedürfniſſe des Beiſtandes ſah er Conrad mit den Seinen, und jetzt trieb ihn die Aufregung ſeiner Phantaſie zu allem Möglichen — er rief hinaus: — Es nützt nichts, der Herzog glaubt nichts!

Das war genug für Conrad. — „Mir nach!“ ſchrie er, „wir zerreißen die Schurken!“ — Auf den Stufen der Hausthür der Erſte, blieb er aber doch ſtehen und ſagte: „Aber nicht alle! Die Füchſe könnten eine Fluchtröhre haben. Ums ganze Haus herum eine Kette machen!“ Es waren ſo viel Kriegsleute den Rekruten nachgeſtrömt, daß ſie den ganzen Ort Neuenburg wirkſam hätten umzingeln können. Eine Schaar von etwa dreißig drängte ihm nach ins Haus. Einen Augenblick wurden ſie aufgehalten durch Lady Ludmilla, welche eben in den Hausflur trat. Sie war durch den Saal an Dietrich vorüber und durch das Vorzimmer wie eine Verzweifelnde geſtürzt, ſie traf jetzt mit den herein dringenden Männern zuſammen, hielt dieſe wol — denn ſie war exaltirt bis zum Aeußerſten — für eine feindliche Maſſe und ſchwankte unter einem gellenden Schrei zurück. Dietrich, welcher ihr nachgeeilt war, fing die Sinkende auf. Conrad mit den Seinigen ſtürmte die Stiege hinauf, jetzt mit Geſchrei, da der Anblick Ludmillens die Leute erbittert hatte über die ungläubige Härte des Herzogs. Die Papiſten! Die Papiſten! — rang ſich als Schlachtruf aus dem Geſchrei, und dies trieb Leder oben auf den Vorſaal und erklärte ihm, daß der Sturm Blandini und Medardo gelten möchte. Er ſtellte ſich vor die Thür derſelben und rief: „Die Gäſte des Herzogs ſtehen unter ſeinem Schutz.“ — Schönen Dank für's Wegweiſen! — ſagte Conrad, ſchob ihn zur Seite und wollte die Thür öffnen. Sie war verſchloſſen. — Drückt alle auf mich! — ſchrie Conrad. Das geſchah, und die geſprengte Thür flog auf.

Es war Niemand im Zimmer zu ſehen. Alle dreißig ſuchten, und hinter einem Schrank fanden ſie Blandini. Während aber alle auf die Beute ſtürzten, kroch Medardo unter einer Bettſtatt hervor und gewann die Thür. Es wäre gegen den Inſtinct Conrads geweſen, dies nicht wahrzunehmen! Seine Augen waren nicht durch den Fang Blandini's gefeſſelt. Sie flogen umher nach dem Erbfeinde, ſie entdeckten den Flüchtling. Mit einem weiten Satze war er hinter ihm her. Die Todesangſt beflügelte Medardo. Er gewann die Stiege aufwärts in den zweiten Stock. Conrad folgte ihm wie der Sturmwind. Es gab jähe Wendungen beim Ausgange der Treppen, ſie kamen dem leichteren, behenderen Medardo zu Statten, und der ſchwerfälligere Conrad blieb etwas zurück im zweiten Stock. Medardo gewann den Boden und warf hinter ſich eine Bretterthür ins Schloß. Dies war ein geringes Hinderniß für Conrad, ſie krachte auf unter ſeinen mächtigen Schultern. Aber auf dem Boden war's dunkel, er ſah ſeine Beute nicht mehr. Keuchend ſtand er ſtill. Er horchte. Ein Knarren lenkte ſein Auge. Richtig! Da kroch der Bube!

Unter dem hohen Dache war nämlich ein doppelter Boden. Zu dem höchſten führte nur eine Leiter hinauf und auf dieſe Leiter hinauf fiel ein matter Lichtſchimmer vom Dachfenſter. In dieſem Lichtſchimmer ſah Conrad die rothe Feder aufwärts klimmen. Er ſprang hinzu, die Leiter umzuwerfen ſammt dem

Feinde. Er warf ſie um, aber der Feind hatte ſchon mit den Händen die oberſte Bodenlage angefaßt, die Leiter fiel ohne ihn, er hing in der Luft. Die Todesangſt verlieh ihm Stärke, er ſchwang ſich in die Luke hinauf, er verſchwand. Dort biſt du mir ſicher! dachte Conrad. Er hatte vorhin, als er mit ſeinen Rekruten ankam, das Haus betrachtet, um ſich zu überzeugen, ob es trotz der ausgeſtellten Wachen dem Flüchtlinge Gelegenheit biete zum Entwiſchen. Es bot keine, es ſtand frei da. Verhältnißmäßig langſam hob er die Leiter auf und legte ſie wieder an. Im Hinaufſteigen wurde er doch wieder hitziger, und als eine Sproſſe unter ſeinem ſchweren Körper brach und er halb fallend mit dem Kinn an eine höhere Sproſſe nicht ohne Schmerz aufſchlug, da erwachte mit dem Aerger auch wieder die beſtialiſche Wuth.

Dieſer oberſte Boden war nur mannshoch und war von der offenen Luke beſſer beleuchtet. Hier war für Medardo keine Möglichkeit, ſeinem Verfolger zu entgehen, wenn er ſich nicht hinabſtürzen wollte. Selbſtmord war aber Medardo wol nicht zuzutrauen. Er war vielmehr in der Stimmung einer von Hunden verfolgten Katze, welche, in einen Winkel ohne Ausgang gedrängt, ſich mit allen Waffen der Verzweiflung zur Wehre ſetzt. Im hinterſten Winkel des ſchiefen Dachbodens hatte er ſich neben einem Sparrbalken eingeklemmt, daß er kaum ſichtbar war, und hatte ein Meſſer aus der Taſche gezogen und aufgeklappt. Das hielt er krampfhaft in der Hand und mit dieſem ſtieß er, als Conrad ihn entdeckte und nach ihm griff, dem Angreifer ſchreiend ins Geſicht. Umſonſt! Die furchtbaren Fäuſte griffen und hielten ihn wie eiſerne Klammern und trugen ihn nach der Luke. Umſonſt biß er ins Geſicht Conrads hinein — am Luftzuge mußte er wahrnehmen, daß er ſich in freier Luft befände. Mindeſtens drei Stock hoch in freier Luft. Er ſchien ſich auch deſſen bewußt zu ſein, er ſchien zu wiſſen, daß ſeine einzige Rettung darin beſtünde, den Feind nicht loszulaſſen. Wie Krallen bohrten ſich ſeine Finger in Conrads Haare und Schultern. Conrad ſtand mit einem Fuße in der hölzernen Dachrinne, welche dieſem Fuße keine gute Stütze bot und wol auch in ihrer morſchen Beſchaffenheit brechen konnte. Wenn er Medardo ſchleudern wollte, ſo lag die Gefahr nahe, daß er feſtgehalten und ausgleitend ebenfalls in die Tiefe geriſſen wurde. Conrads Wildheit beachtete das nicht. Er ſchleuderte; die Dachrinne gab nach und barſt, Medardo ließ nicht los, beide Körper waren auf dem Punkte, in gräßlicher Umarmung gemeinſchaftlich hinab zu ſtürzen. Nur weil Conrad mit einem Fuße noch innerhalb des Bodens ſtand und der Schenkel dieſes Fußes eine Widerlage am Pfoſten der Luke fand, und weil die morſche Dachrinne nur ſo weit geborſten war, als die Spitze von Conrads anderem Fuße ſie durchgebrochen hatte, war ihm ſo viel Anhalt geboten, daß er ſeinen Körper zum Stillſtand bringen konnte. Eine Viertelminute lang dauerte die Ungewißheit, ob das Uebergewicht nicht doch abwärts neigen werde. Conrads Körperkraft, auf das rückwärtige Bein zuſammen gedrängt, ſiegte — er ſtand. Aber all' ſeine Gliedmaßen zitterten ſichtbar von der mächtigen Anſtrengung, und der Inſtinct der Selbſterhaltung trieb ihn, in den Bodenraum zurück zu treten ſammt dem Feinde, der an ihm, gleichſam in ihn geklammert war. Eine kurze Pauſe trat ein. Conrad ſchnaufte in halber Athemloſigkeit. Kein Wort verlautete. Medardo mochte wol faſt beſinnungslos ſein, die Spannung ſeiner Finger ließ nach — da erfolgte aus allen Leibeskräften Conrads ein Ruck — und die rothe Feder flog wie eine Feder aus der Luke hinaus in die freie Luft, und ſich drehend wie eine Puppe ſtürzte ſie in die Tiefe.

Conrad hörte nur ein leiſes Geräuſch des Auffallens unten. Er ſtand tief athmend unbeweglich. Er trat nicht vor, um hinab zu ſchauen. Eine Stimme rief aber unten, verſtändlich bis hier oben herauf: Er hat's Genack gebrochen! — Der ſüddeutſche Ausdruck des Rekruten „Genack" für Genick war Conrad geläufig. Das Jahrzehnte lang verzögerte Rachewerk war gethan. Er ſtieg langſam die Leiter und die Stiegen hinab. Es war ihm nicht ſo wohl zu Sinne, wie er's erwartet hatte von endlicher

Vollbringung dieſer lang erſehnten That. Er ſchüttelte ſich, als ob er läſtige Gefühle abſchütteln wollte. Bilder ſeines Lebens flogen an ihm vorüber. Von jenem Abende an, da er aus dem weißen Löwen im Salzgrieſe zu Wien den „Lump“ zum erſten Male durch's Fenſter geworfen. Keins der Bilder ſchien ihm zu gefallen, er ſchüttelte ſich von Neuem. „'sbleibt ein Hundeleben“, murmelte er grollend vor ſich hin, „und am Ende biſt du ſelbſt ein Lump und haſt nichts Beſſeres verdient, als —“

Da war er im Hausflur und fand dort den Herzog ſelber mitten unter den Rekruten. Er ſchalt ſie heftig und ſchloß eben damit, daß er den Erſten, welcher ſich nochmals ſolch einen Einbruch geſtatten würde, am nächſten Baume aufhängen laſſen werde. Der Herzog war nämlich juſt in den Hausflur heraus gekommen, als man den Doctor Blandini herab geſchleppt hatte. Er hatte den Doctor, welcher an allen Gliedmaßen vor Furcht ſchlotterte, ſofort befreit und in das Vorzimmer hinein führen laſſen, da er nicht mehr im Stande geweſen war, ſich auf den Beinen zu erhalten. Dies Schelten des Herzogs aber und dies Androhen des Stranges verſcheuchte auf der Stelle den moraliſchen Katzenjammer Conrads. Ehe er noch bis zum Herzoge vorgedrungen war, ſchrie er ſchon: Na, das iſt nicht uneben! Weil wir nicht ruhig zuſchauen, wenn man unſern Capo vergiften will, weil wir ihn befreien wollen von dieſen Canaillen, da will uns der Capo an die Bäume hängen laſſen. Straf' mich Gott, beſſer kann die verkehrte Welt doch nicht ausſehen! Er ſelbſt ſah gräulich aus. Das Blut lief ihm über das Geſicht von den Meſſerſtichen Medardos, ſein Haar war zerzauſt, ſein Bart desgleichen und ſein Wams zerriſſen. Der Herzog wollte ihn verhaften laſſen, er wollte fragen, wer und was ihn ſo zugerichtet — aber er that Beides nicht. Daß man den Exceß begangen, um ſein Leben zu ſichern, blieb doch nicht ohne Eindruck auf ihn. Er machte eine fortweiſende Armbewegung und ging ins Vorzimmer. Hier begegnete ihn ein neuer Schrecken. Dietrich wies auf eine Ecke des Gemachs. Da ſaß, oder lag Lady Ludmilla regungslos. „Was iſt das?“ fragte der Herzog. — Ich fürchte, ein Nervenſchlag hat ſie getroffen. Daß der Herr Herzog ihr keinen Glauben geſchenkt, hat ſie in Verzweiflung geſtürzt, ſie kam mehr todt als lebendig aus Eurem Zimmer — „Seht doch nach, Doctor!“

Blandini war dies kaum im Stande. Mit zitternder Hand fühlte er ihren Puls, und kaum hörbar ſagte er nach einer Weile: — Sie iſt todt! — „Oh!“ rief Bernhard. Dann ſetzte er langſam hinzu: „Verlaßt Euch übrigens auf meinen Schutz, und bleibt ruhig bei mir, Doctor Blandini“.

Dann ging der Herzog in ſein Zimmer. Es war Nacht geworden. Die Leiche der Lady wurde weggetragen. Die offene Thür zeigte, daß die Tumultuanten alle fort waren. Blandini und Leder blieben allein im Vorzimmer. Leder ſuchte den Doctor zu tröſten, und ſprach von Rohheit der Soldatesca, die der Herzog ſchon zu zügeln wiſſe. Sprach von ruhiger Weiterbehandlung des kranken Herzogs, und daß er das rothe Fläſchchen am Fenſter nicht vergeſſen werde, wenn der Nothfall eintrete, und wenn der Doctor durchaus nach Baſel müſſe. — Uebrigens will ich nur gleich nachſehen — ſchloß Leder — ob auch Eurem Amanuenſis nichts zugeſtoßen iſt in dem Krawall. Der beſtialiſche Bärtige iſt hinter ihm her geweſen. Er ging. Blandini blieb allein. Nicht eine Minute länger wollte er bleiben. Auch in ſein Zimmer hinauf wagte er ſich nicht mehr. Seine Furcht war grenzenlos. Aber das Geld liegt oben! — Nein; er hatte es beim Einpacken ſchon in die Taſche geſteckt, da es aus Goldſtücken beſtand.

— Fort! fort! — ſchrie es in ihm. Vorſichtig ſchritt er hinaus. Ueberall war's ſtill und leer. Nur durch das Innere der Stadt zu gehen erſchreckte ihn. Rechts um das Haus! Ja, da gab's an der Ringmauer hin einen ſtillen Weg zum Müllheimer Thore.

Rechts um die Hausecke bog er alſo. Aber nach einigen Schritten ſtolperte er über einen Gegenſtand im Wege und fiel faſt. Ein Lichtſchimmer aus dem Erdgeſchoße fiel auf dieſen Gegenſtand, nach welchem ſich Blandini mechaniſch umſah — es war die Leiche Medardos, welche hier unbeachtet liegen geblieben war. Blandini floh voll Entſetzen.

12.

Während der Nacht räumten Rekruten den Leichnam Medardos fort und warfen ihn in den Rhein. Conrad hatte in ärgerlicher Stimmung gemeint, das wäre doch rathſam und er ſelbſt empfände einen Widerwillen, den todten Kerl noch einmal anzufaſſen. Im Hauſe des Herzogs hatte man gar nichts erfahren vom Unfalle Medardos. Leder war ſpät Abends noch einmal ins Zimmer Blandini's gegangen, und da er es leer gefunden, hatte er geglaubt: Blandini hätte doch, wie er vorausgeſagt, die Reiſe nach Baſel zu dem ſchwer Erkrankten angetreten und Medardo mit ihm. Getreulich erinnerte er ſich des rothen Fläſchchens. Er nahm es vom Fenſterſimſe und trug es auf ſein Zimmer. Gewiſſenhaft, wie er war, brachte er es am andern Morgen bei guter Zeit zu Hoffmann hinab, damit es dem Herzoge gereicht werde, ſobald der Anfall trotz des vorbauenden Mittels dennoch einträte. Hoffmann entgegnete verdrießlich: — Wir müſſen warten! Der Herzog ſcheint doch angezogen zu haben von dem geſtrigen Verläumdungsqualm; er hat mich vorhin fortgejagt mit dem weißen Fläſchchen. Es fehlt mir nichts! ſagte er und legte ſich auf die andere Seite. Jeder von Beiden bewahrte ſein Fläſchchen ſorgfältig auf, da Jeder überzeugt war, heut' oder morgen werde es doch gebraucht werden. Während der nächſten Tage herrſchte eine peinliche Stille in Neuenburg. Niemand wollte offen ſprechen über den Verdacht und über die Vorfälle. Am dritten Tage war das Begräbniß der Lady Ludmilla. Dietrich beſorgte es. Soldaten und Rekruten folgten dem Sarge in großer Anzahl. Sie beſchwerten ſich untereinander über Herrn von Mitzlau. Er hatte den Theil von Rekruten, welcher ihm oblag, zum Exerciren befohlen und ihnen dadurch unmöglich gemacht, der würdigen Dame, welche ſich für den Feldherrn geopfert, die letzte Ehre zu erweiſen. Er ſelbſt fehlte natürlich auch. Nach dem Begräbniſſe bat Dietrich um Audienz beim Herzoge Bernhard. Es ſollte eine Abſchiedsaudienz ſein. Die Hinrichtung der Lady, wie er's nannte, hatte ihm einen ſehr peinlichen Effect gemacht. Es wurde ihm allmälig ganz deutlich, daß er ſich mit ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie viel beſſer befinden werde fern von den Tumulten des groben Lebens.

Dies ſagte er dem Herzoge ehrlich und einfach. Der Herzog war verſtimmt, und machte nur eine einfache Handbewegung zu Dietrichs Abſchiedsgeſuche. Endlich ſetzte er aber doch etwas freundlicher hinzu: „Ihr könnt mir, junger Freund, noch einen letzten Dienſt erweiſen, wenn Ihr Eure Rückreiſe über die Schweiz macht, und den Rohan'ſchen Damen Grüße und Nachrichten von mir bringt. Nachricht von der frei gemachten Erbſchaft und von mir. Es wird an Gerüchten nicht fehlen über meine Erkrankung und über das, was vorgeſtern hier vorgefallen. Sie ſollten ſich durch haltloſen Verdacht nicht ſchrecken laſſen, ich befände mich ganz wohl und rechnete mit Sicherheit darauf, ihnen während das Hochſommers in Baſel zu begegnen. Bis dahin wird die Belagerung Breiſachs in vollem Gange ſein, und ich werde abkommen können. Ein trefflicher Schimmel feiner Race iſt mir geſtern aus den burgundiſchen Bergen geſchickt worden. Er iſt auf Gebirgspfaden groß gewachſen, und wird der Prinzeſſin Marguérite gute Dienſte leiſten im Oberlande. Ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr ihn mitnähmt, und den ruhigen Fuchs, welchen Ihr aus meinem Stalle öfters geritten, zum Andenken mit Euch nach Paris marſchiren ließet." Dietrich verbeugte ſich.

„Noch Eins. Euer Herr Vater möge mir zugethan bleiben. Rath Müller, der Vertraute Oxenſtierna's, ſei geſtern hier eingetroffen mit guten Dingen. Schweden nähere ſich mir wirkſam, und es könnte geſchehen, daß ich nach dem Falle Breiſachs dem Generale Banér, welcher jetzt in Thüringen vordringt, über Heſſen hinüber unmittelbar die Hand reichte. Euer Vater möge in Stockholm den Befehl an Banér auswirken, daß dieſer nach der heſſiſchen Grenze zu Poſto faſſe. — Und dem Könige von Frankreich möge er ſagen, die Generale Guébriant und Turenne, welche er mir durch Euch angekündigt, ließen noch immer auf ſich warten. Die franzöſiſchen Miniſter hätten mir in keinem Punkte Wort gehalten, die Eroberungen hätte ich ſämmtlich mit eigenen Kräften machen müſſen. Das wäre mir ſchon recht und ich würde es beim Ausgange in Rechnung bringen. Aber ich hörte, daß man Friedensunterhandlungen mit dem Kaiſer anbahnte, und daß ſchon von Cöln und von Hamburg dafür die Rede ginge, und daß der König die Gnade haben wollte, auch meine Intereſſen zu vertreten. Dafür ließe ich mich ſchönſtens bedanken. Ich bedürfte keines Vormunds, und hätte das Recht eines ſolchen dem Könige von Frankreich niemals eingeräumt. Ich würde mich als deutſcher Reichsfürſt ſchon ſelbſt vertreten. Dem Grafen Trautmannsdorf in Wien ſind Friedenspräliminarien erſt ſeit dem Tage von Rheinfelden eingefallen, und ich laſſe daran erinnern, daß Rheinfelden *mein* Tag geweſen. In der Geſchwindigkeit hat der Kaiſer nun endlich auch meine Herren Brüder belehnt, und dieſe laſſen mir geſtern berichten, daß ich meinen Wunſch nach Frieden nur auszuſprechen brauchte, um auch belehnt und mit ganz beſonderer Schenkung an Land und Leuten vom Kaiſer ausgezeichnet zu werden. Wenn ich nun meinen geliebten Herren Brüdern die Gemeinſchaftlichkeit mit ihnen abſchlage, was mir faſt ſchwer fällt, weil ich nicht um kleiner perſönlicher Vortheile willen in Waffen ſtehe gegen den Kaiſer, ſo könnten ſich die franzöſiſchen Miniſter mit Leichtigkeit die Folgerung ziehen: der Herzog Bernhard von Weimar werde ſich nicht von ihnen ins Schlepptau nehmen laſſen. Euer Herr Vater wird dies ſchon des Weiteren ausführen. Habt Ihr mich verſtanden, junger Freund?“

— Vollkommen, fürſtliche Gnaden. — „So geht mit Gott. — Erlach, gebt Befehl wegen der Pferde für den Herrn van Groot!“

Erlach, welcher ſtets um die Perſon des Herzogs war, ging mit Dietrich. Herzog Bernhard nahm Papiere vom Tiſche, und las in ihnen. Als Erlach zurück kam, ſagte der Herzog: „Da finde ich ja ein Schreiben des albernen Savelli. Wer hat denn das gebracht?“ — Ich weiß nichts davon. — „Der Narr erbietet ſich zur Vermittelung zwiſchen mir und dem Kaiſer. Nachdem er in Lauffenburg ſein Ehrenwort gebrochen! Der Menſch iſt ſo unverſchämt wie thöricht. Unter den Tiſch! Aber wen hat er denn geſchickt? Wer hat das Schreiben gebracht?“ — Ich weiß durchaus nicht. Hier im Zimmer iſt außer mir Niemand geweſen — Mitzlau nur war einen Augenblick da mit einer Meldung über Bewaffnung der Rekruten. Er kann doch nicht —? Fürſtliche Gnaden erinnert ſich, daß Roſen darauf beharrt, Mitzlau habe bei der Gefangennahme Savelli's und bei der Flucht desſelben aus Lauffenburg —? — „Wir wollen Acht auf ihn haben.“

Noch an demſelben Tage erfolgte der Aufbruch des Herzogs zur Belagerung von Breiſach. Von Krankheit Bernhards war nicht mehr die Rede. Blandini's Vorausſage erfüllte ſich diesmal gar nicht. Leder hatte dem Herzoge erzählt, daß und weshalb der Doctor nach Baſel gegangen, und daß er in den nächſten Tagen zurückkehren werde. „Neuenburg bleibt mein Hauptquartier,“ hatte der Herzog geſagt, „das Zimmer des Doctors und die Verpflegung bleibt ihm wie bisher.“

Nun vergingen mehrere Monate mit dieſer Rieſenarbeit einer niederländiſchen Belagerung. Drei Stunden im Umfange diesſeits und jenſeits des Rheins wurde die furchtbare Lagerverſchanzung angelegt, welche das „Capitolium Deutſchlands“, wie Breiſach genannt wurde, zu Falle bringen ſollte. Eine ganze Feſtung, Kenzingen, wurde in dies verſchanzte Lager einbezogen, indem ihre Steinwälle zerſchlagen, und Meilen weit in Stücken dahergefahren wurden, damit man hinreichend Mauerſteine gewänne für die Belagerungsmauern.

Man blieb lange ungeſtört. Es wurde ſo wie Bernhard vorausgeſagt: tief aus Niederdeutſchland mußte Götz, mußten Truppen geholt werden. Erſt im Hochſommer war wieder ein hinreichendes kaiſerliches Heer vorhanden, um Breiſach zu entſetzen. Der Kaiſer legte mit Recht den höchſten Werth auf die Errettung ſeiner Hauptfeſte im deutſchen Reiche, und die dringendſten Mahnungen kamen Tag für Tag aus Wien. Der Herzog von Lothringen vom Elſaß herüber, Götz und Savelli von Baden und Würtemberg her ſollten Bernhard ins Kreuzfeuer treiben, zerſprengen und verjagen. So begann denn Treffen um Treffen, zunächſt darauf gerichtet, Lebensmittel und Munition nach Breiſach hinein zu werfen. Endlich kam's auch zu einer vollen Schlacht. Bei Wittenweier wurde ſie geſchlagen, in einer Gegend, welche Bernhard genau bekannt war von ſeinen Kämpfen mit Johann von Wörth, als dieſer die Rheinauer Schanzen täglich angriff. Die genaue Ortskenntniß und die ihm ſtets bereite Kriegsliſt unterſtützten ihm. Bis in den Abend hinein ſchwankte die Schlacht. Da ſchickte er auf Fußpfaden eine Schaar Trompeter und Trommler in einen Wald zur Seite des Feindes. Sie blieſen und trommelten da zum Sturme. Die Kaiſerlichen meinten, dieſem Sturme auf ihre Flanke ausweichen zu müſſen, ſie gaben dadurch Blöße nach der Richtung, wo nicht blos Trompeter und Trommler waren, dieſe Blöße benützte Bernhard raſch und nachdrücklich, und ſo errang er in der Nacht noch den Sieg.

Savelli hatte wol abermals ſeinen redlichen Antheil an dieſem Mißgeſchicke der kaiſerlichen Waffen: er war dem tapfern Götz wieder zum Mitfeldherrn aufgedrängt worden, und commandirte einen Tag um den andern. Hier bei Wittenweier kam es denn auch endlich einmal vor, daß die angelangten franzöſiſchen Officiere Guébriant und Turenne durch ihre perſönliche Tapferkeit

— Truppen hatten ſie ſehr wenig — Bernhard zur Erkenntlichkeit veranlaßten. Ruhe jedoch verſchaffte ihm auch dieſer Sieg noch nicht. Er mußte einen Boten an die Rohan'ſchen Damen ſenden, welcher die Zuſammenkunft in Baſel abſagte und auf den Winter vertagte. Von Wien aus folgte Befehl auf Befehl, um jeden Preis die Weimar'ſchen Belagerungswälle zu durchbrechen, und Breiſach zu befreien. Feldmarſchall Götz ſollte vom rechten Rheinufer eindringen, der Lothringer Herzog vom linken. Und Bernhard hörte, der letztere ſei über Thann im Anmarſche. Eiligſt flog Bernhard hinüber, begegnete ihm auf dem Ochſenfelde bei Thann, griff ihn ſtürmiſch an und ſchlug ihn in die Flucht. Am Abende des Sieges erhielt er aber auch ſchon die Nachricht: Götz komme mit großer Macht am rechten Ufer angerückt. Wiederum im Fluge eilte Bernhard mit ſeinen Reiterregimentern über den Rhein zurück. Todtmüde kam er in ſeinen Verſchanzungen an, und ſank aufs Lager. Spät am andern Morgen erwachte er, und — hatte nicht die Kraft aufzuſtehen. Das Lagerfieber graſſirte, und der Herzog war von ihm befallen.

Es ſchien der ganze Feldzug auf dem Spiele zu ſtehen, als Götz am 14. October den Sturm unter unaufhörlichem donnerndem Geſchützfeuer begann. Der alte Waldſtein'ſche Kriegsmann wußte, daß in Wien ſeine ganze Exiſtenz gefährdet war, wenn er die Verſchanzungen nicht durchbräche; er führte Regiment auf Regiment gegen die Schanzen am Rheine und auf den Inſeln, wo die Ueberwältigung des Feindes am leichteſten erſchien; er ſtürmte die Redoute an der Schiffbrücke viermal vergebens, er kam zum fünften Male wieder und — nahm ſie. Nun treibt er ſeine tapferen Leute nach der nächſten Brücke, in deren Nähe die Gebäude mit den Munitionsvorräthen des Weimar'ſchen Heeres ſtanden; er wirft das entgegeneilende Weimar'ſche Regiment über den Haufen, er erobert die Brücke — das Loch iſt geöffnet, die Kaiſerlichen ſind auf dem Punkte, die halbjährige Arbeit Bernhards zu zerſprengen, und alle Weimaraner ſchreien nach dem Herzoge, der ihnen zum erſten Male fehlt in dem gefährlichſten Augenblicke. Man ſtürmt mit dieſem Geſchrei zu ihm. Er rafft ſich auf, er ſchwingt ſich auf den weſtphäliſchen Rappen, er ruft ſeinen Truppen zu: Laßt Euch nicht irren, es iſt derſelbe Götz, den wir bei Wittenweier geſchlagen, wir ſchlagen ihn auch heute, vorwärts! Und Alles ſammelt ſich um den Feldherrn, und unter ſeiner Führung geht es nach der verlorenen Brücke. Unter einem grimmigen Gemetzel wird ſie genommen, unter Siegesgeſchrei rücken die Weimaraner weiter nach der Redoute an der Schiffbrücke. Hier ſetzten ſich die Kaiſerlichen feſt und fechten wie Löwen. Sieben Angriffe ſchlagen ſie zurück, beim achten erſt erſteigen die Weimaraner das Bollwerk, und beſetzen es. Aber Götz kommt mit neuen Kräften, und ſtürmt nun ſeinerſeits von Neuem viermal hinter einander. Kommt er zum fünften Male, ſo iſt die Kraft der Weimar'ſchen Truppen erſchöpft und er wird Sieger. Bernhard ſelbſt erhält ſich kaum noch auf dem Pferde. — Götz kommt nicht mehr; auch ſeine Kräfte reichen nicht mehr weiter, und die Nacht fällt nieder auf die Leichenhaufen — die grimmige, mit furchtbarer Tapferkeit ausgeführte Stürmung der Kaiſerlichen iſt abgeſchlagen.

Herzog Bernhard reitet in finſterer Nacht zurück nach ſeinem Lagerhauſe. Der Fieberfroſt ſchüttelt ihn jetzt bei eintretender Ruhe ärger als vorher, und als er noch hundert Schritt von ſeiner Wohnung entfernt iſt, da kann er ſich nicht mehr auf dem Pferde erhalten — er winkt ſeinen Leuten — ſie müſſen ihm vom Pferde helfen und ins Haus tragen, er verliert die Macht über ſeine Gliedmaßen. Bei dieſem Anblicke ruft Hoffmann, welcher ihm ins Bett hilft: „Aber, gerechter Gott, das ſind ja nicht die Zeichen des Lagerfiebers!" Und Leder, welcher herzukommt, ſtimmt ein in Hoffmanns Rede. Es war nichts weiter als jenes Fieber, welches ſich auszubilden pflegt unter den Truppenmaſſen, die lange Zeit eng bei einander liegen müſſen, und denen noch dazu ein feuchtes Herbſtwetter über den Hals kommt. Die Symptome Bernhards waren nur geſteigert, weil er die Krankheit gewaltſam niedergedämpft, und ſich in die moraliſche wie körperliche

Anſtrengung eines ſo entſcheidenden Kampfes geſtürzt hatte Hoffmann aber und Leder hatten nichts vor Augen als den ſeit Neuenburg gefürchteten Rückfall, welchen Blandini angekündigt. Sie hatten auch ſchon darum nichts vor Augen, weil gerade ſie die Mittel gegen einen ſolchen Rückfall in Händen zu haben glaubten, das weiße und das rothe Fläſchchen. Was wir heilen zu können glauben, das wünſchen wir gleichſam herbei, um uns recht wirkſam und nützlich zu zeigen. Sie drangen alſo in den Herzog, die vorhandenen Gegenmittel zu nehmen. Hoffmann ſuchte das ſeinige hervor, Leder eilte fort, um das ſeinige zu holen. Er wohnte nämlich nicht unter demſelben Dache mit dem Herzoge. Die Wohnungen der höher geſtellten Perſonen beſtanden aus ebenerdigen kleinen Häuschen von Kenzinger Steinen, und boten nur ein Zimmer und eine Kammer. Bernhards Aufenthalt war ſehr dürftig, und der Sieger in großen Schlachten lag jetzt armſelig auf einem Feldbette in ödem Gemache. Leder wohnte eben ſo gut nebenan, und war eiligſt zurück mit dem rothen Fläſchchen, welches er ſeit einem halben Jahre immer wohlverwahrt bei ſich führte.

Bernhard zeigte keine Luſt, dieſe Mittel einzunehmen. War ſein Vertrauen auf Blandini doch erſchüttert? Der Tod der Lady Ludmilla, die ernſte Haltung des ſonſt leichtblütigen jungen Groot, das Verſchwinden Blandini's, welchen keine erneute Einladung zurückgebracht hatte, obwol die Krankheiten im Lager Veranlaſſung geworden waren, mehrmals nach ihm zu ſenden — all' das waren Samenköner in Bernhards Seele geworden. Er wies Hoffmann zurück, deſſen weißes Fläſchchen ja doch zuerſt an die Reihe kommen ſollte. Nun wurden beide Quackſalber erſt recht dringend. Der Eigenſinn des kranken Herzogs aber beſtand darauf: ſie ſollten ſich fortpacken und ihm Ruhe laſſen. Vielleicht fände er Schlaf, und wenn nicht, dann ſei's am nächſten Morgen zeitig genug, an Weiteres zu denken. Sie mußten gehen. Als Hoffmann am nächſten Morgen aber aus ſeiner Kammer ſachte herein ſchlich, um den Herrn nicht aufzuwecken, wenn er ſchlieſe — und ſo hatte es ihm geſchienen, da er die Thür der anſtoßenden Kammer nicht eingeklinkt gehabt hatte — da fand er den Herzog aufrecht ſitzend. Er war hoch geröthet, und geſtand, daß ihn Phantaſien gepeinigt und jeden wirklichen Schlaf vertrieben hätten.

„Laſſ' den Feldarzt rufen!“ ſprach er mit matter Stimme.

Es wurde nach ihm geſendet. Ehe er aber anlangen konnte, war auch Leder da, und er wie Hoffmann kamen nun mit größerem Fuge darauf zurück: dies ſei nicht das Lagerfieber, dies ſei der gefürchtete Rückfall, und der Herzog ſollte doch um Gotteswillen die Mittel des weiſen Blandini einnehmen. Der Herzog ſchüttelte den Kopf. Da trat der Graf von Naſſau ins Gemach, und meldete: Wir haben's mit einem Waldſtein'ſchen Feldherrn zu thun, der keinen Verluſt an Mannſchaft ſcheut. Auf, Herzog, auf! Den Götz kümmert's nicht, daß wir heute Morgen fünfzehnhundert ſeiner todten Leute von den Brücken und Wegen geräumt haben, er marſchirt vor Langendenzlingen in Schlachtordnung auf, binnen einer Stunde wird der Tanz von Neuem losgehen, und der Tag hat von jetzt an — es iſt acht Uhr — noch wenigſtens neun Stunden. Das iſt zu lang für uns, wenn Ihr nicht dabei ſeid. Alſo, auf, auf! Wir erwarten Euch.

Bernhard wußte zu gut, daß es das Aeußerſte gälte. „Wohlan denn,“ rief er, „ich muß in einigen Stunden auf dem Pferde ſein — Eure Mixturen ſollen ja das zu Wege bringen — ſo gebt ſie her!“ Hoffmann und Leder waren eiligſt zur Hand mit ihren Fläſchchen. — Nicht beide zugleich, Herr Kanzler — eiferte Hoffmann — zuerſt das meine! Und wenn deſſen Wirkung nicht zureicht, alſo im ſchlimmſten Falle nach einigen Stunden erſt das Eurige.

„Richtig!“ ſagte Leder, „ſo hat der Doctor Blandini angeordnet.“ — Nichts da! — ſtöhnte Bernhard — zu langſamem Probiren hab' ich keine Zeit. In einigen Stunden muß ich auf dem Pferde ſein. Alſo gleich das ſtärkere Mittel! Dein's Leder!

Kopfſchüttelnd goß Hoffmann den Inhalt des rothen Fläſchchens in die kleine Schale, welche er bereit hielt. Auch dieſer Inhalt war farblos, die rothe Farbe gehörte nur dem Fläſchchen. Es war eine Arſenikauflöſung mit hinreichender Kraft, um in kurzer Friſt den Tod herbeizuführen. Der Herzog ſaß aufrecht im Bette, und ſtreckte die Hand aus nach der Schale. Hoffmann reichte ſie ihm. Als er ſie zum Munde führen wollte, trat der Feldarzt ein.

„Komm her, alter Knabe,“ rief Bernhard, „und fühle meinen Puls. Wir glauben, es ſei nicht das Lagerfieber allein, das mich ſchüttelt. Sag' mir Deine Meinung.“

In der einen Hand behielt der Herzog die Schale mit dem Gifte, die andere reichte er dem Feldarzte. An dieſem wetterbraunen alten Practicus von ganz untergeordneter mediciniſcher Kenntniß hing das Leben des damals mächtigſten Feldherrn. Er fühlte lange.

„Nun?“ ſchrie Bernhard ungeduldig. — 's iſt ein ſtarkes Fieber — ſagte endlich der Feldarzt — und es hämmert wol ein Bischen anders als — — — aber unſer nichtswürdiges Lagerfieber iſt's doch. — „Es hämmert anders? Wer ſoll da klug werden! Und an meinen damaligen Zuſtand in der Schweiz, der mich vom Pferde riß, an jenen Anfall erinnert mich mein jetziger Zuſtand gar nicht. Da war mir ganz anders!“ — Natürlich, fürſtliche Gnaden — bemerkte hochweiſe Hoffmann — damals war't Ihr übrigens geſund geweſen; jetzt habt Ihr 's Lagerfieber noch dazu, jetzt muß Euch freilich anders zu Muthe ſein. — „Und ein Verſuch wird ja nicht ſchaden;“ ſetzte Leder hinzu, „wenn das Mittel den Feind nicht findet, für den es bereitet iſt, ſo wird's als Beruhigungsmittel wol auch das Fieber beſchwichtigen, das Euch ſchüttelt. Es befreit Euch alſo entweder ganz oder es erleichtert Euch doch.“ — Was iſt's? — ſagte Bernhard zum Feldarzte, und reichte ihm die Schale unter die Naſe. — „Es riecht gar nicht,“ antwortete dieſer. „Mit Erlaubniß!“ ſetzte er hinzu, und tauchte ſeinen Finger in die

Flüſſigkeit, den Finger alsdann an ſeine Zunge führend. — Nun? — „Süßlich — ſcharf!“ Und dann ſchüttelte der Alte wunderlich den Kopf. — Du weißt nichts! Machen wir ein Ende, ich will auf.

Und er ſetzte die Schale an den Mund — und trank. Nach dem erſten Schlucke ſetzte er ab. Der Gedanke an Blandini fuhr ihm durch den Sinn wie ein blendender Blitz. —

„Ich könnt's für Arſenik halten!“ ſagte gleichzeitig der Feldarzt. — Ich halt's auch für Gift! — ſchrie Bernhard, und ſchleuderte die noch mit drei Viertheilen des Getränks angefüllte Schale weithin auf den Fußboden.

Die Folgen des Giftes kündigten ſich auf der Stelle an: Druck und Hitze im Magen, brennender Durſt, Wühlen in den Gedärmen. — Hoffmann und Leder ſchrien vor Entſetzen. Ihr thörichtes Zureden war ja die Veranlaſſung geworden.

Glücklicherweiſe verlor der alte Feldarzt nicht im Mindeſten den Kopf. Er zog aus ſeiner ledernen Gürteltaſche ſogleich eine der Pulver, deren er bei der Feldpraxis ohne Apotheke täglich bedurfte, verſchaffte ſich ſelbſt Gefäß, Waſſer und Löffel, und bot in kürzeſter Friſt dem Herzoge ein Brechmittel ſtärkſter Sorte. Auf Pferdenaturen berechnet that es augenblicklich ſeine Wirkung, und der Feldarzt meinte behaupten zu können: der Schluck giftiger Flüſſigkeit, welchen fürſtliche Gnaden leider verſchlungen, ſei großentheils nun wieder heraus geworfen. Warme Milch und warmes Oel werde den Reſt beſchwichtigen —

„Milch und Oel,“ ſchrie der Herzog, „empfahl mir der Schurke damals in der Schweiz! Jenen Anfall hat er gewiß ſelber angeſtiftet, um mich langſam — Roſen ſoll Reiter nach der Schweiz jagen und den Kerl aufheben laſſen. Ich will ihn haben! Fragt nach, ob Götz vorrückt und angreift!“

Götz griff nicht an; er fand ſeine Truppen zu tief gelichtet, zu ſehr erſchöpft und erhielt die Nachricht von der Niederlage des Lothringers bei Thann. Er geſtand ſich die Unmöglichkeit ein, die Weimar'ſchen Verſchanzungen, welche ſtärker wären als

Breiſach ſelber, zu erſtürmen. Er zog ab. Auf Nimmerwiederkehr. Der Zwieſpalt unter den kaiſerlichen Führern unterſtützte die Anklage gegen ihn, daß er ſeine Schuldigkeit nicht gethan. Nach ſolchem Sturme! Er wurde verhaftet und Jahre lang zu Ingolſtadt inquirirt. Es ſtand nichts mehr im Wege, daß die Belagerung Breiſachs langſam und mittelſt Aushungerung zu Ende geführt würde. Herzog Bernhard war zu Wagen nach Neuenburg gebracht worden, damit er dort in bequemerer Häuslichkeit ſeine Geneſung betreiben könnte. Der alte Feldarzt hatte Recht gehabt: es waren nur geringe Spuren der Vergiftung in ihm zurückgeblieben. Sie verſchwanden allmälig ſammt dem Lagerfieber.

Blandini war in Luzern nicht aufzufinden geweſen; er war ſpurlos verſchwunden. Die Arſenikſtücke auf ſeinem Zimmer in Neuenburg, welche man entdeckte, erhoben den Verdacht gegen ihn faſt zur Gewißheit. Leber von Rehlingen war bei dieſer Entdeckung in Blandini's Zimmer thätig geweſen, er wußte jetzt, daß er damals an die Giftſtücke gerochen, und erinnerte ſich, daß er lecken gewollt. Es beſchlich ihn eine natürliche Melancholie über das Unzureichende menſchlicher Weisheit. Auch mit einem Schriftſtücke hatte er jetzt in Neuenburg Unglück. Es war aus den Verſchanzungen um Breiſach an ihn ergangen mit dem Auftrage: es dem Herzoge Bernhard ſogleich zu übergeben. Triumphirend unter wehmüthigem Lächeln überreichte er es dem Herzoge. Er war außer Zweifel, daß es die Capitulation des hartnäckigen Reinach, des Commandanten von Breiſach wäre. Es war aber ein zweiter Brief des Herzogs von Savelli mit der Aufforderung an Bernhard, ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Er verlangte, Ort und Zeit zu wiſſen, wo und wann die Verhandlungen beginnen könnten.

„Und das ſchickt man an Euch? Und aus unſerem Lager? Wer hat's gebracht?“

Der beſtürzte Leber wußte nur zu ſagen, daß ein Reiter —

„Aus dem Regimente, in welchem Herr von Mitzlau ſteht?“ fragte Erlach, welcher eben ins Zimmer getreten war. — Kann ſein — genau weiß ich das nicht. — „Zur Strafe,“ ſagte der Herzog, „ſollt Ihr ſogleich die Antwort ſchreiben. Er läßt uns keine Ruhe, dieſer wälſche Fant, wenn er nicht abgetrumpft wird.“

Und nun mußte ſich Leder hinſetzen und ohne weitere Ueberlegung, die er ſich ſonſt zu gönnen pflegte, eine Erwiderung aufſetzen. Leder fand die Strafe gnädig und ſchrieb in ergeben aufgeregter Stimmung unter Anderem wie folgt:

„Seine fürſtliche Gnaden der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar läßt zwar geſchehen, daß es des Herrn Feldmarſchalls Duca Excellenz altadeligen Geſchlechtes mit dem ganzen heiligen römiſchen Reiche gut meine, daß aber Seine Excellenz einen geborenen Herzog von Sachſen in der Liebe zum Vaterlande unterrichten wolle, in Tugenden, die er mit dem hohen Geblüte ſeiner großen Ahnherren ererbt hat und meine, ihm ſagen zu müſſen, was dem Vaterlande dienlich ſei, oder was demſelben mangle, und worin deſſen Ruhe, Sicherheit und Wohlſtand beſtehe, das könne Seiner fürſtliche Gnaden nicht anders als ſeltſam und befremdend vorkommen.“

Bernhard nickte lächelnd — die Wiederkehr der Geſundheit ſpiegelte ſich in dieſem Lächeln — zur pathetiſchen Vorleſung dieſer Stelle und ſetzte hinzu: „Damit ſeid Ihr aber, Freund Leder, noch nicht abſolvirt für Eure Leichtgläubigkeiten. Jetzt müßt Ihr trotz hereinbrechender Winterszeit Eure Lenden gürten und auf Reiſen gehen. Zunächſt in unſere Linien vor Breiſach mit dieſem Eurem Schreiben an Savelli. Dort wendet Ihr Euch — harmlos und vorſichtig! — an den Herrn von Mitzlau. Ihr geſteht ihm vertraulich, daß Savelli an mich geſchrieben im Auftrage des Kaiſers, daß ich dies Schreiben freundlich aufgenommen und merkwürdig eingehend beantwortet hätte. Ihr wäret beauftragt, es heimlich und unſcheinbar zu befördern, könntet aber den jetzigen Aufenthalt des Savelli durchaus nirgends erfahren und bätet Mitzlau, Euch behilflich zu ſein für eine zuverläſſige Ueberſendung. Wir hegen den Verdacht, daß dieſer Mitzlau ſeit Rheinfelden und Lauffenburg mit dieſem Savelli zuſammenſteckt und Durchſtecherei treibt; wir wollen ihm Gelegenheit geben, ſich zu verrathen, und Ihr ſollt das zu Wege bringen. Verſtanden?“ — Vollkommen, fürſtliche Gnaden. Eine geheime diplomatiſche Aufgabe. — „Ganz geheim, bis Ihr mich wiederſeht. Ich folge Euch morgen und erwarte Euren Bericht. Sobald Ihr ihn mir erſtattet habt, geht Ihr trotz Winterwetter nach der Schweiz. Erlach hat Briefe vorbereitet, welche Euch Bekanntſchaften zuführen und Hilfsmittel. Ihr waret ſtets ein wohlwollender Verehrer Blandini's; Euch wird er nur Freundliches zutrauen. Ihr geht nach Luzern, von wo er allerdings verſchwunden ſein ſoll. Erlach aber meint, daß ihn die dortigen Pfaffen nur verbergen. Ihr fragt nach ihm, als hättet Ihr ihm Geſchenke und Botſchaft zu überbringen. Ich wäre entrüſtet über den Verdacht, welchen man gegen ihn ausgeſprengt, ich hätte felſenfeſtes Vertrauen in ſeine Kunſt und wünſchte nur ihn zum Arzte für meine erſchütterte Geſundheit. Gelingt's Euch, ſo führt ihn hierher nach Neuenburg und zeigt mir's eiligſt an. Gute Verrichtung! Zunächſt auf morgen Abend in meinem Lagerhauſe.“

Zum nächſten Tage hatte Bernhard außerdem an ſeine Truppen vor Breiſach den Befehl erlaſſen, die große Schanze Sanct Jacob am linken Rheinufer zu erſtürmen, die letzte, welche noch zu erobern war. Nachmittags — es herrſchte ein dichter Novembernebel — kam er in ſeinen Linien an. Er ſah etwas bleicher und magerer aus, aber das Auge war wieder friſch, die Truppen ſchrieen ihm jauchzend entgegen: Sanct Jacob ſei um Mittag gefallen, Breiſach müſſe ſich nun ergeben. Des Abends kam Leder Bericht zu erſtatten. Mitzlau's Regiment ſei mitgeweſen beim Sturme, und er habe ihn erſt am ſpäten Nachmittage getroffen. In einem ſteinernen Häuschen, das Mitzlau allein bewohne. Mitzlau habe ſich Anfangs ſcheu und verſchloſſen gehalten. Dann ſei aber ein fremder Mann eingetreten. Kein Soldat, ein Mann in der wohlhabenden Tracht eines Bürgers.

Das habe ſichtlich Mitzlau in Verlegenheit geſetzt — habe aber raſch zum Ziele geführt.

„Wie das?“ — Ich erkannte den Mann, fürſtliche Gnaden, — fuhr Leder fort — ich! Durch meinen ausgebreiteten Verkehr mit Gelehrten. Vor Jahren hab' ich ihn in Dresden geſehen. Da that er ſich hervor durch ſtaatsrechtliche Kenntniß und der kurfürſtliche Miniſter benützte ihn beim Prager Friedensſchluſſe. Damals hieß er einfach Heusner. Von Prag mag er nach Wien gekommen ſein, kurz vor unſerm Einrücken nach Frankreich — es war in der Frankfurter Gegend — wurde mir erzählt: der Heusner habe eine ſchöne Carrière gemacht und heiße jetzt, da der Kaiſer ihn geadelt, Heusner von Wandersleben. Na, was der hier zu ſuchen hat und beim Herrn von Mitzlau, das wurde mir natürlich auf der Stelle deutlich, und ich machte dann keine Umſtände und ſagte es gerad' heraus, daß ich ihn erkännte und daß ich mich freute, ihm auf Verſöhnungs- und Friedenswegen zu begegnen, denn fürſtliche Gnaden wären jetzt in ihrer Macht und Herrlichkeit ganz geneigt, ſich durch einen Pact mit dem Kaiſer von den letzten Franzoſenfeſſeln zu befreien. — „Bravo, Leder!“ — Nun konnten ſie nicht mehr anders, ſie mußten zugeben und einräumen, und Heusner geſtand, daß er mit Vollmachten ausgerüſtet wäre. — „Gut. Verlange die Vollmachten zu ſehen. Stelle Dich geneigt; ſchildere mich geneigt. Schilt auf die Franzoſen, ſage, daß ich ihrer ſatt wäre. Sage, daß es nur eben darauf ankomme: was der Kaiſer zu bieten habe. Es dürfte nicht blos mich perſönlich betreffen, es müßte Reich und Kirche angehen. Nur dann würd' ich davon Notiz nehmen, nur dann würd' ich ihn ſelber — ja, ſetze hinzu: erſt wenn Breiſach in meiner Gewalt, erſt wenn ich da oben im kaiſerlichen Schloſſe wohnte, und wenn Du mir ſagen könnteſt, ſeine Anerbietungen wären der Rede werth, dann erſt würd' ich ihn ſelber ſprechen. Das wird gute Wege haben; denn die Thoren bilden ſich immer noch ein, mich beſtechen zu können. Die guten Wege koſten Zeit und machen die Unterhändler ſicher. Namentlich den Mitzlau, den wir uns gar kochen wollen. Der Patron ſpionirt augenſcheinlich ſchon lange und verdient ein Zehrgeld. Suche klar zu werden, ob und wie weit er gutes Kind mit dem Savelli iſt, und ob die Zärtlichkeit nicht bis Lauffenburg zurückreicht, bis zum Wortbruch des wälſchen Abenteurers und zur Flucht desſelben. Ich erinnere mich deutlich, daß Mitzlau mich bat, den Savelli nicht nach Hohentwiel, ſondern nach Lauffenburg zu ſenden. Man muß alle Schulden bezahlen. — Noch Eins! Dieſer Mitzlau war recht vertraut mit Blandini. Wer weiß, ob nicht —! kurz, Du wirſt jetzt nicht eher nach der Schweiz aufbrechen, um mir den Blandini zuzuführen, bis dieſer Mitzlau erledigt iſt. Sage beiläufig, daß meine Meinung für Blandini die günſtigſte geblieben ſei, kirre den Mitzlau mit ausgeſucht gutem Futter. Nichts Abſcheulicheres, als Schlangen im Buſen nähren. Erlach wird dafür ſorgen; daß er in keinem Falle entſchlüpfen kann. Gute Nacht!“

Es waren nur einige Tage, welche Leder zu ſeiner Aufgabe blieben. Breiſach konnte ſich nicht länger halten. Die Hungersnoth in der Stadt war entſetzlich. Ueber den Genuß unſauberer Thiere war man längſt hinaus, man verzehrte ſchon Menſchenfleiſch. Der charakterſtarke Freiherr von Reinach mußte ſich entſchließen, das wichtige kaiſerliche Bollwerk auszuliefern. Als Bernhard dies aus dem weicher werdenden Tone der Unterhandlungen merkte, berief er all' ſeine wichtigen Truppenführer und alle ſeine Agenten aus der Nähe und Ferne herbei. Auch Hans von Starſchädel, welcher im Heſſiſchen mit Melander, dem heſſiſchen Feldherrn unterhandelte. Da oben in der kaiſerlichen Burg ſollte ein Kriegsrath gehalten werden, welcher nach ſo großen Erfolgen der Weimar'ſchen Waffen von entſcheidender Wichtigkeit werden konnte für den deutſchen Krieg und für das deutſche Reich. Am 3. December wurden die Feindſeligkeiten eingeſtellt, und Mittags um drei Uhr erſchienen die Geiſeln beider Parteien zwiſchen der Stadt und der Aumühle. Aber eine ſchwarze Wolke des Grolls legte ſich auch jetzt noch zwiſchen die erſten Schritte und den endlichen Abſchluß, welcher Reinach und der Beſatzung einen ehrenvollen Abzug mit fliegenden Fahnen und zwei Kanonen zuſichern ſollte. Und Bernhard war bekannt als gewaltſam, wenn ein Groll in ihm wühlte, welchen er für berechtigt hielt. So entſchloß er ſich jetzt nicht, auch dem kaiſerlichen Kanzler Volmar freien Abzug zu bewilligen. Dieſer Kanzler hatte den Herzog mit ehrenrührigen Aeußerungen und Pasquillen geſchmäht. Ferner hatte ſich das Gerücht verbreitet, Reinach habe weimariſche Gefangene verhungern laſſen. Beide Punkte erzeugten eine peinliche Spannung, als der Morgen der Uebergabe erſchien. Auch in der Umgebung Bernhards, wo Einige das große Ergebniß nicht durch einen grauſamen Act befleckt ſehen wollten. Unter dieſen ſtand Hans, welcher ſoeben angekommen war, dem Herzoge am nächſten, und er zögerte auch nicht, ſeinen Gedanken vollen Ausdruck zu geben, als ſich dieſer aufs Pferd ſchwingen und mit ſeinem Generalſtabe zum Kupferthore reiten wollte. Herzog Bernhard ſah ihn ſtreng und finſter an, und ſagte trocken: Alles muß ſeine Grenzen haben, auch im Kriege. Sonſt wird er noch grauſamer und macht uns zu Cannibalen.

Es war ein Sonntag, dieſer 9. December. Leichter Schnee bedeckte die Erde; aber die Luft war mild, und die Sonne trat zuweilen hervor. Die ſchwarze Erde kam hie und da zum Vorſcheine unter ihren thauenden Strahlen. Vom Eiſenberge bis zum Kupferthore waren Weimar'ſche Fußtruppen aufgeſtellt. Zwiſchen ihnen hindurch ritt der Herzog mit ſechzig Reitern, ſeinen vorzüglichſten Officieren, bis in die Nähe des Thores. Das Thor ging auf, und heraus wankte nach einigen Kutſchen und Packwagen, die halbverhungerte Beſatzungsmannſchaft. Es ſtürzten Mehrere vor Erſchöpfung nieder. Hunderte von Weibern kamen mit ihnen, und erhöhten die Kläglichkeit des Anblickes. Selbſt die Anführer, Freiherr von Reinach, Kanzler Volmar und Oberſt Eſcher ſahen auf ihren abgemagerten Roſſen wie Bilder des Jammers aus. Vor dem Herzoge ſtiegen ſie ab. Reinach nahte ſich unter tiefer Verbeugung, küßte den Stiefel Bernhards, und wünſchte ihm mit ſchwacher Stimme Glück zur Eroberung. Eine ängſtliche Stille herrſchte unter den Anweſenden; Jedermann blickte auf den ſchweigenden Feldherrn, in deſſen Antlitz Zorn und Mäßigung mit einander kämpften. Endlich ſprach er:

„Erſt ſeit dem Abſchluſſe des Vertrages habe ich den jammervollen Tod meiner Leute vernommen, welche Ihr gefangen hieltet. Es iſt eine unerhörte und unverantwortliche Grauſamkeit, die der gerechte Gott nicht ohne Strafe laſſen wird. Ich habe mehrmals ein Löſegeld für ſie angeboten; Ihr habt es ausgeſchlagen. Darum hätte ich Urſache den Vertrag zu brechen.“

Reinach entſchuldigte ſich mit der allgemeinen Noth, die in der Stadt geherrſcht, und daß man zu Augsburg gefangene Kaiſerliche auch nicht beſſer behandelt hätte, als die eigenen, auf dürftigſte Nahrung angewieſenen Truppen. Bernhard ſah ſtreng auf ihn herab, und ſprach herb tadelnde Worte. Dann aber entließ er ihn mit einer Handbewegung. Der Kanzler Volmar kam jetzt an die Reihe, und es ſtand zu fürchten, daß ſich das Ungewitter ganz auf dieſen entladen würde. Er war in einen langen Trauermantel gehüllt wie ein Büßender, und trug einen Stab in der Hand. Er mußte aufs Aeußerſte gefaßt ſein, denn beim Abſchluß der Capitulation hatte Bernhard jede Begnadigung dieſes Kanzlers abgelehnt. Dreimal fiel der arme Mann auf die Knie und flehte mit aufgehobenen Händen um Verzeihung.

„Was hat ein Geſell wie Ihr verdient“, rief der Herzog, „welcher mich mündlich und ſchriftlich beſchimpft und verleumdet hat?“ — Ich geſtehe mein Vergehen ein — erwiderte dieſer — ich bereue es, und bitte flehentlich, Gnade vor Recht ergehen zu laſſen.

Bernhard ſah ſich im Kreiſe der Seinigen um. Alle Geſichter waren ſtreng und ernſt. Man erwartete des Herzogs Ausruf: einen Strick für den Mann! — Bernhards Auge verweilte auf Hanſens Mienen. Sie drückten Wehmuth und Traurigkeit aus, Wehmuth und Trauer über das Schickſal beſiegter Menſchen.

Er hätte mit ſeinem Blicke ſo gern den Herzog um Nachſicht gebeten. Aber gerade dadurch konnte er dem Bedrohten ſchaden: Bernhard hatte einen ſtarken Eigenſinn des Herrſchers in ſich. Vielleicht verſteht er — dachte Hans — mein Weh um das Glücksſpiel der menſchlichen Creatur. So war es. Bernhard begnadigte den Kanzler, und wendete ſich nun zum Oberſten Eſcher und zu den übrigen kaiſerlichen Officieren. Er ſprach freundlich zu ihnen, und lobte ihre Standhaftigkeit. Dann befahl er Lebensmittel auszutheilen und in die Stadt zu ſchaffen, und während ſeine Fußtruppen in die Stadt einmarſchirten, wendete er ſich zu Hans mit den Worten: „Du ſiehſt, wie weich ich geworden bin. Dort oben in der Burg ſollſt Du im nächſten Jahre erleben, wie das zugegangen. Mit dem Frühlinge denke ich dort ein Feſt zu feiern, welches Du beſſer verſtehen wirſt als mein bärtiger Generalſtab. Haſt Du Weib und Kind geſehen auf der Rückreiſe von Lüneburg nach Heſſen?“

— Ich habe ſie geſehen und genoſſen. — „Der Tod Lady Ludmillens bringt Deiner Frau, ihrer Schweſter, eine ſtattliche Erbſchaft. Nun geht es wieder eine Weile mit der Erhaltung Deiner Regimenter. Hat der Kaiſer Schwierigkeiten erhoben beim Anſpruch Deiner Frau auf die böhmiſchen Güter?“ — Im Gegentheil. Miniſter Trautmannsdorf hat freundlich erklärt: er hoffte, wir würden beim Friedensſchluſſe unſere Wohnung auf den böhmiſchen Gütern aufſchlagen. — „Es träufelt eitel Honig auf uns von Wien, ſeit wir ſiegen.“

Da marſchirten die letzten Truppen ins Thor. Der Hofprediger des Herzogs ſchloß ſich ihnen an, und hinter ihm folgte nun Bernhard mit ſeinem Gefolge. Der Weg ging zum Dome. In ihm ſollte zum erſten Male lutheriſch gepredigt, und „Herr Gott Dich loben wir“ von Proteſtanten geſungen werden. Als der Zug vor dem Dome ankam, erſchien oben auf der Zinne der Burg neben der ſchwarzrothgelben Reichsfahne die ſchwarzgelbe Fahne des ſächſiſchen Hauſes, und es donnerten die Kanonen, geladen und abgeſchoſſen von Weimar'ſchen Stückknechten. Es ſchlug eben

Zwölf von den Thürmen, und die Sonne ſchien hell. Couriere hatten ſchon drei Tage vorher — denn der Tag der Uebergabe war ſchon drei Tage vorher hinreichend gewiß — nach allen Feſten den Befehl getragen, um die Mittagsſtunde überall das Geſchütz zu löſen, und, wie man ſpäter erfuhr, hatte man überall — in Hagenau, in Colmar, in Benfeld, in Schlettſtadt, in Freiburg, Neuenburg, Rheinfelden bis Waldshut und Hohentwiel hinauf — die Stunde eingehalten. Dem weiten fruchtbaren Länderkreiſe von den Vogeſen bis hinter den Schwarzwald war verkündet worden: es beginnt ohne Widerſtand eine neue Herrſchaft! Herzog Bernhard geberdete ſich in der kaiſerlichen Burg zu Breiſach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrſcher. Der Feldherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Oberſten, welche alle einberufen waren und einen Kriegsrath für neue große Feldzugspläne erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen, und erhielten Aufträge für friedliche Organiſirung ihrer Bezirke. Warten indeſſen ſollten ſie noch einige Tage, da eine allgemeine Zuſammenberufung noch erfolgen werde. Wichtige Beſuche ſtrömten übrigens von allen Seiten herzu. Der König von England ſandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs, und ließ ſein Bündniß anbieten für Wiederherſtellung von Kurpfalz. Ein Markgraf von Baden ſtellte ſich ein, treue Nachbarſchaft in Anſpruch nehmend. Die Städte aus dem Bereiche des Heilbronner Bundes ſchickten Vertreter, Zuſtimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das Breiſacher Schloß gewann das Anſehen einer neuen, weithin mächtigen Reſidenz, und leiſe wie laut ſprach man davon: das Jahr neun und dreißig wird einen neuen Kaiſer, einen evangeliſchen Kaiſer ſehen! Man beruhigte ſogar die erſchrockenen Katholiken unten in der Stadt, und ſagte ihnen: was fürchtet Ihr? Erfahrt Ihr nicht an Euch ſelbſt, daß Eurem Glauben und Eurer Kirche gar nichts in den Weg gelegt wird? Volle Religionsfreiheit wird einkehren unter dem Scepter Kaiſer Bernhards!

Die beiden Vertrauten Bernhards, Erlach und Hans von Starſchädel, ſahen mit ganz verſchiedenen Empfindungen zu. Hans war glücklich und half nach allen Seiten, wo es auszugleichen und zu verſöhnen galt. Ihm war das Herz Bernhards zugethan, und ihm war ſeine letzte Sendung trefflich gelungen. Er hatte Zuſagen von großer Tragweite mitgebracht: der frühere Plan Arnims zu einer mächtigen Mittelpartei war neu erweckt, und ſtand jetzt in größerer Geſtalt zum Abſchluſſe da. Freilich hatte ſich Hans nach heftigem innerem Kampfe entſchließen müſſen, die Schweden aufzunehmen in den neuen Bund. Bernhard hatte ihm ſchlagend dargethan, daß ein Sperren dagegen eitel Thorheit wäre. „Sie ſtehen ja doch einmal“, hatte er geſagt, „ſeit einer Reihe von Jahren als große Kriegsmacht im Reiche. Was nützt es, das nicht ſehen zu wollen? Hinauswerfen können wir ſie doch erſt, wenn wir mit dem Kaiſer fertig geworden ſind. Und außerdem ſind ſie uns doch verwandter als die Franzoſen. In ihren Heerlagern iſt ja Alles deutſch; die Sprache wie die Mannſchaft; wir haben ſie germaniſirt. Iſt der Reichsfriede da, was bedeuten die paar Generale und Oberſten? Ein Aufruf an die Truppen, die zu neun Zehntheilen aus unſeren Landsleuten beſtehen, löſt dieſe Truppen von ihnen, und die paar Generale und Oberſten müſſen froh ſein, wenn wir ſie beſchenkt einſchiffen an der Oſtſee.“

Das war der Wahrheit gemäß, und Hans hatte mit Banér eine Uebereinkunft vorbereitet, welche nur der Beſtätigung von Stockholm bedurfte, um das Zuſammengehen der ſchwediſchen Heere mit Bernhard in vollem Maße feſtzuſtellen. Rath Müller war bereits in Breiſach eingetroffen, und hatte des Kanzlers Oxenſtierna Botſchaft überbracht: die Beſtätigung ſei unterwegs, und Banér werde befehligt, an der Fulda'ſchen Grenze dem Herzoge Bernhard zur Vereinigung entgegen zu kommen, ſobald der Herzog ſeinen Marſch dorthin richte. Ein gemeinſchaftlicher Einbruch in Böhmen und Baiern nach Wien zu, werde den Kaiſer zum Friedensſchluſſe und zur Abdankung nöthigen. Denn auch Baiern fange an zu wackeln und lau zu werden in ſeiner koſtſpieligen

Verbindung mit Oeſterreich. Es mache Miene, ſich mit Frankreich zu verſtändigen, welches ſeinen Johann von Wörth mit verführeriſcher Höflichkeit behandle. Dieſe Verſtändigung werde eine andere Richtung nehmen, ſobald Bernhard und Banér mit vereinter großer Macht einbrächen.

Mit den kleineren Kriegsmächten, die noch immer tapfer das Feld hielten, und mit den wichtigſten Städten endlich war die Uebereinkunft abgeſchloſſen. Heſſen mit dem erfahrenen Feldherrn Melander harrte der Ankunft Bernhards, um ſich mit ihm zu vereinen, und die weiten Länder der Welfen unter dem kriegs- wie ſtaatskundigen Lüneburger Herzoge ſchloſſen ſich mit vollem Nachdrucke an. Die evangeliſche Sache war in der That ſeit Guſtav Adolphs Zeiten nie ſo mächtig geweſen als jetzt nach den Siegen Bernhards, und ſie hatte in ihm ein Haupt, welches allerwärts als Haupt geachtet wurde. Bernhard ſelbſt war ſich all' deſſen klar bewußt. Er war auch nie ſo froh und heiter geweſen, als in dieſen hellen Wintertagen auf der Breiſacher Burg. Reiner Sonnenſchein lag auf den Ländern, welche er diesſeits wie jenſeits des Rheins weit überblickte als ſein Reich. Ausdehnen und ausdehnen ſollte es ſich nach allen Himmelsgegenden! das war ſein Vorſatz. Die Fenſter ſtanden offen, denn eine milde Winterluft wehte draußen. Bernhard war beſchäftigt, den ſüdlichen Theil des Schloſſes wohnlich und ſchön herrichten zu laſſen. Er wies die Werkführer an und fragte Hans hie und da um Rath: ob dies oder jenes für Frauen geeignet wäre? Nicht ein Wort hatte er Hans erzählt von ſeiner Liebe zu Margueriten. Er war darin verſchloſſen, ja verſchämt wie ein Jüngling. Aber aus Allem ging deutlich hervor: hier ſollte zum Frühjahr eine junge Frau einziehen als Herrin des Kriegsfürſten! Und Hans hatte genug erfahren durch Hoffmann, um zu wiſſen, daß Bernhards Anſtalten eine nahe Hochzeit bedeuteten.

Erlach folgte verdroſſen durch die Zimmer. Ihm gefiel das Alles nicht. Er ſah nur Heil im franzöſiſchen Bündniſſe. Das war zum Aeußerſten bedroht durch ein Bündniß mit Schweden, Heſſen und den Welfiſchen Fürſten und durch einen Kriegszug ins innere Deutſchland. Er ſah auch mißtrauiſch auf die volle Beſitzergreifung der vorderöſterreichiſchen Lande und des Elſaſſes, denn er wußte bereits genau durch Desnoyers, daß Frankreich die Landgrafſchaft Elſaß in Anſpruch nehmen und Bernhard nur einige Nutznießungen zugeſtehen wollte. Selbſt die immer deutlicher auftauchende Heirat mit einer Rohan war ihm unerwünſcht, denn er wußte, daß die franzöſiſchen Miniſter dieſe Heimführung einer reichen Hugenottin ſehr unpaſſend fänden. Er war ſeit Bernhards letzter Abreiſe aus Paris dem Miniſter Desnoyers näher und näher gekommen, und nur ſein erprobter politiſcher Verſtand hatte ihn abgehalten, ſeine franzöſiſche Geſinnung deutlich auszuſprechen vor Bernhard. Er hatte nur immer leiſe gewarnt und gehindert und geſchoben, weil er gemerkt hatte, daß volles Ausſprechen ſeiner Geſinnung ihn um die Gunſt Bernhards bringen, ihn aus der Nähe des Herzogs ſcheuchen würde. Dieſe Nähe und dieſe Gunſt waren aber doch zunächſt das Wichtigſte für ihn. Für Bernhard freilich, der dieſe Richtung Erlach's wenig beachtete, war die Nähe Erlach's eine tiefreichende Gefahr. In Wahrheit war ein franzöſiſcher Spion in der Perſon Erlach's fortwährend an Bernhards Seite.

Hans ahnte etwas davon, und er hatte es vermieden, den Bericht über ſeine diplomatiſche Sendung in Erlach's Gegenwart zu erſtatten. Aber Bernhard war arglos und vermied es nicht, von den nahen Beziehungen zu Melander, zu Banér, zum Lüneburger zu ſprechen, und den deutſchen Feldzugsplan gelegentlich anzudeuten. Erlach war klug und ergänzte ſich leicht, was verſchwiegen wurde. Endlich hatte er ſich auch — es war geſtern geſchehen — einmal direct dahin ermannt, dem Herzoge offen zu ſagen, daß er nach Allem was er ſähe und hörte, die Allianz mit Frankreich für gefährdet erachtete. Er hatte offen hinzu geſetzt — denn er war kein gemeiner Verräther, ſondern ein politiſcher Parteigänger — daß er dies ſehr bedenklich fände. Politiſch wie moraliſch bedenklich. Letzteres, weil der Herzog doch mannigfache

Unterſtützung von Frankreich angenommen und Zuſagen ertheilt habe.

„Jene werd' ich bezahlen, und dieſe werd' ich halten!" hatte Bernhard erwidert.

Damit hatte der Herzog geſtern dies Geſpräch abgeſchnitten. Heute waren die Generale und Oberſten um ein Uhr aufs Schloß beſchieden, und Erlach, tief verſtimmt, unterbrach jetzt die häuslichen Anordnungen Bernhards mit der Meldung: es ſei gegen Eins und die Herren kämen in Maſſe den Berg herauf nach der Burg.

„Sie ſollen ſich im Waffenſaale verſammeln und auf mich warten", erwiderte der Herzog, „vorher aber will ich Leder ſprechen. Er ſoll auf mein Zimmer kommen."

Erlach ging; Bernhard und Hans folgten ihm bald. Leder erwartete ſie ſchon vor des Herzogs Zimmer. Alle drei traten ein, da Bernhard Hans bedeutet hatte, er könnte zugegen bleiben.

„Nun, ſchriftkundiger Freund", begann Bernhard, „wie weit ſeid ihr mit dem Heusner und dem Mitzlau gekommen? Was bietet jener, wie tief ſteckt dieſer in der Verrätherei?"

Leder fand dieſe Veranlaſſung ſchicklich, eine hiſtoriſch-politiſche Abhandlung zu entwickeln. Der Herzog wollte den Inhalt kürzer geboten haben und unterbrach den Redner mit der Frage: „Mit einem Worte, was bietet der Kaiſer?" — Er bietet dem Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar das Directorium bei den Friedensverhandlungen!

Bernhard ſah erſtaunt auf Hans. Dieſer ſagte: Da ſeht Ihr's! Trautmannsdorf iſt ein geiſtvoller und billiger Mann.

„Das iſt allerdings fein genug und artig", ſprach Bernhard. „Es iſt aber auch ſo allgemein und weitſichtig, daß es Zeit und Erklärung übrig läßt. Und da es uns hierbei um nichts zu thun iſt, als um eine artige Kurzweil — denn derjenige nur wird den Frieden dirigiren, der die letzte Schlacht gewinnt — ſo wollen wir den Herrn Heusner nur als langen Strick gebrauchen für den nichtswürdigen Mitzlau. Sagt ihm alſo, Freund Leder, daß ich ganz erbaut ſei von der mir zugedachten Rolle bei der Friedensſchließung, daß ich aber um nähere Erklärung bitten müßte: was denn bis zur Friedensſchließung zwiſchen dem Kaiſer und mir für ein Verhältniß herrſchen ſolle? Ich wüßte keines als den einfachen Krieg, ſo lange nicht neue Grundlagen über Reich und Kirche vorgelegt würden. Einer ſolchen Vorlage ſei ich immer gewärtig, und erſt wenn er dieſe brächte, würde ich für den Herrn zu ſprechen ſein.“ — Die will er in der Taſche haben, aber nur Euch ſelbſt, fürſtliche Gnaden, vorlegen. — „Dann ſoll er warten; ich habe jetzt keine Zeit. Morgen beginnen wir einen fröhlichen Winterfeldzug—“ — Wie?! — riefen Leder und Hans einſtimmig. „Der meine Gegenwart nöthig macht. Wir wollen die gefrorenen Wege benützen. Sobald ich nach Breiſach zurückkehre, wird der Boden des Kaiſers wieder um Etwas verringert ſein. Herr Heusner von —“ — Wandersleben — „Wandersleben ſoll unterdeſſen ſeine Inſtructionen demgemäß ergänzen und erweitern laſſen. Theilt ihm das recht ernſthaft mit, damit er Zutrauen faſſe und den Mitzlau nicht kopfſcheu mache. Habt Ihr Anzeichen, daß wir dem Mitzlau nicht Unrecht thun?“ — Die allerdeutlichſten. Mitzlau iſt in Alles eingeweiht und augenſcheinlich ſeit der Rheinfeldener Schlacht im genaueſten Rapport mit dem Herzoge von Savelli. — „Dann ruft den Oberſten Roſen aus dem Waffenſaale herüber.“ Leder eilte fort. Hans fragte nun dringend: ob der Herzog ernſthaft geſprochen, als er einen Winterfeldzug angekündigt? „Ganz ernſthaft. Und Du gerade mußt ihn beſonders billigen. Ich will als ehrlicher Mann die Gelder an Frankreich zurückzahlen, welche es an uns gewendet. Und zwar in Land und Leuten. Ich will ihm eine Provinz erobern, die uns nicht gehört und die Frankreich naturgemäß ſich aneignen kann.“

Ehe Hans weiter fragen konnte, trat Roſen ein. Der Herzog wendete ſich ſogleich zu ihm.

„Nun, Roſen, der Augenblick iſt da, Eurem Widerwillen gegen Mitzlau ein Genüge zu thun, wenn Ihr Beweiſe aufgefunden habt für Euren Verdacht.“ — Die hab' ich, Herr Herzog.

Zwei Reiter von mir ſind dazu gekommen, als er bei Rheinfelden den Savelli gefangen hat. Sie ſagen aus, daß ſie die beiden Herrn in freundſchaftlichem Geſpräch gefunden und das Wort „Amneſtie für einen ſchleſiſchen Cavalier“ vernommen haben, kurz, daß es ihnen nicht geringe Mühe gekoſtet, den Savelli feſtzunehmen. Denn der von Mitzlau hätte offenbar die Abſicht gehabt, ihn entwiſchen zu laſſen. — „Und die Lauffenburger Flucht?“ — Iſt auch klar gemacht. Fürſtliche Gnaden haben einen Wachtmeiſter aus Rheinfelden in Bücken verhört, der Euch früher hat fangen wollen. — „Kenn' ihn.“ — Der Mann hat ſich brav unter uns aufgeführt und ihm hab' ich die Ausforſchung in Lauffenburg übertragen, weil er von früherer Garniſon her dort genau bekannt war. Er hat's herausgebracht, daß Mitzlau dem Frauenzimmer mit Mittel und Wegen an die Hand gegangen iſt zur Entweichung des Savelli, demſelben Frauenzimmer, welches die ganze Expedition geleitet hat und dann gehenkt worden iſt. — „Und Ihr glaubt an die Wahrhaftigkeit dieſer Zeugniſſe?“ — Wie an mein Ehrenwort. — „Ich hab' den Verräther geſchont, weil er mir in Paris einen guten Dienſt geleiſtet. Ich will ihm deshalb auch jetzt noch einen ehrlichen Tod gönnen. Er erfährt nichts von dem, was gegen ihn vorliegt. Ihr nehmt ihn auf meinen Befehl zu Eurem Corps. Wir werden in nächſter Zeit vorzugsweiſe Bergfeſten zu ſtürmen und Schluchten zu ſäubern haben. Stellt ihn überall in erſte Linie, wo der Tod am wohlfeilſten iſt. Jetzt folgt mir in den Saal! — Ihr, Herr Leder, geht heute noch, ſobald Ihr den Heusner geſprochen, an Eure zweite Aufgabe. Die Briefe Erlach's, welche Euch in Luzern Anknüpfungen verſchaffen, liegen bereit. Und wenn Ihr zum Ziele kommt und den Doctor nach Neuenburg gebracht habt, ſo ſchickt mir die Nachricht über Hüningen, Pfirt und Pruntrut nach Pontarlier. Pontarlier ſoll mein Hauptquartier werden.“

— Pontarlier?! — riefen jetzt Leder und Roſen einſtimmig.

„Pontarlier!“ erwiederte der Herzog und ſchritt voraus zum Saale, wo ſeine Heerführer ihn erwarteten.

Kriegsrath im gewöhnlichen Sinne war Bernhards Sache nicht. Er faßte ſeine Entſchlüſſe allein und ſelbſtſtändig. Auch jetzt wollte er ſeine Truppenführer nicht befragen; er wollte ihnen nur ankündigen, was zu thun wäre. Und er kündigte ihnen einen Feldzug an nach — Hochburgund. Das allgemeine Staunen war groß. Zurück in die Berge! Mitten im Winter! Während Alles darauf gerichtet war, tiefer ins deutſche Reich einzudringen und in Gemeinſchaft mit Bundesgenoſſen in großem Heereszuge vorzuſchreiten!

„Der Zug wird nicht lange dauern; in ein paar Monaten wird er vollendet ſein“, ſprach der Herzog, „und wird reiche Beute eintragen, denn er trifft ein vom Kriege noch unberührtes Land, in welchem der Papismus ungeſtört herrſcht und ſeine Schätze aufgehäuft hat. Trefft Eure Anſtalten! Morgen Früh brechen wir auf. Am Doubsfluſſe kommen wir zuſammen. Ich hoffe die Herren werden mit mir ſpeiſen. Ich bitte mich im Bankettſaale zu erwarten.“

Brauſend und klirrend verließ die Maſſe den Saal. Hans und Erlach allein blieben beim Herzoge zurück. Erlach war ebenſo erſtaunt wie Hans. Aber nicht ſo unangenehm. Er ſah darin einen neuen Anſchluß an Frankreich und hörte jetzt mit Vergnügen, daß er in des Herzogs Auftrage ſogleich nach Paris gehen ſollte. Dort ſollte er erklären, wie der Herzog dieſen Feldzug lediglich zu Gunſten Frankreichs unternähme. Eine unheilvolle Idee, dieſen Erlach nochmals dorthin zu ſenden, wo ohnedies ſeine Anhänglichkeit niſtete, und wo er jetzt völlig unbewacht und unbeaufſichtigt der Verführung durch Richelieu und Desnoyers preisgegeben war!

„Gebt die Schweizer Briefe an Leder“, ſchloß der Herzog, „und ſprecht mich heute Abend noch einmal, damit Euch meine Geſichtspunkte vollſtändig eingeprägt werden!“

Erlach ging.

„Nun Freund, brich los und gieb Dem Worte, was in Deinen Mienen herumläuft!“ ſagte der Herzog zu Hans. — Das

Verhängniß iſt eben unergründlich — ſprach dieſer mit matter Stimme — wir ſpähen umſonſt nach ſeinen Geſetzen. Ich fürchte, Euer und unſer Verhängniß liegt eingeſargt in dem Worte „Frankreich". Alles ſteht jetzt bereit, in unerhört günſtiger Conſtellation ſteht es bereit für Euch, den deutſchen Krieg an ein glückliches Ende, für die evangeliſche Sache an ein glückliches Ende zu führen, da fallt Ihr zurück auf franzöſiſche Seite, durch welche unſere gute Sache ſo lange vergiftet worden iſt! — „Ich falle zurück! Biſt Du denn unverſtändig? Eben weil ich endigen will mit den Franzoſen, weil ich ſie abfinden will mit einem uns gleichgiltigen Stück Landes, unternehme ich eine Zwiſchenexpedition, weiter iſt es ja nichts. Jetzt in den Wintermonden iſt weder Melander, noch Banér, noch der Lüneburger bereit. Wir lägen müßig hier in Winterquartieren, weiter geſchähe nichts. Und bis zum Frühſommer iſt jenes Bergland erobert. Mit Pferden, die mir fehlen und die dort zu holen ſind, komme ich zurück, marſchire ſtärker als ich's jetzt könnte an den Main hinab. Die Franzoſen aber ſind abgefunden, ich habe als ehrlicher Mann ihre eigennützigen Geldopfer reichlich vergolten, lauter Dinge, welche Du, gerade Du billigen und loben müßteſt. Was weiter?" — Weiter? Jetzt, wo Euer Leben für uns, für unſer Vaterland das Höchſte bedeutet, jetzt wollt Ihr Euch plötzlich ohne Noth in die Schluchten eines fanatiſch katholiſchen Landes ſtürzen, wo die ſpaniſchen Pfaffen den Meuchelmord gegen Euch predigen werden, wo die Gelegenheit zu Hinterhalt und Mord überall geboten iſt, wo — „Aber, Hans, wo geräthſt Du hin! Der Lebensgefahr wegen! In welcher ein Kriegsmann täglich ſchwebt. Was iſt Dir? Du verblaſſeſt obenein. Wie kommt Dein ruhiger Verſtand zu ſolchen Uebertreibungen?!" — Es iſt nicht mein Verſtand, es iſt mein Gefühl, es iſt eine unſelige Ahnung, welche mich überfällt. Wir haben geſündigt mit dem Hereinziehen der Fremden in die Streitigkeiten unſeres Vaterlandes, und jetzt wollt Ihr dies heilloſe Bündniß abzahlen in einem Augenblicke, der unſere friſche, geſammelte Kraft für die entſcheidende Anſtrengung in heimatlichem Bürgerkriege — Gott ſteh' mir bei, es ſteigen Gebilde auf vor meinem ſonſt nüchternen Auge, ich ſehe einen Fluch ſich entladen, der aus dieſem Bündniſſe ſich entwickelt — „Hör' auf! Du wirſt ein Geiſterſeher. Das ſteht Dir nicht. Dergleichen Schwärmerei überlaſſ' den Katholiſchen. Das Leben wär' eine Laſt, wenn man für jeden Schritt den Abgrund beſorgen müßte. Komm zur Tafel! Meine Gedanken wandeln in Hoffnung und die Räume dieſer lichten Burg verheißen mir das ſchönſte Jahr meines Lebens.“

Er ſchritt hinaus. Hans blieb ſtehen. Er war eine Beute troſtloſer Gedanken. Bernhard begegnete auf dem Wege zum Bankettſaale ſeinem Leibdiener Hoffmann, der einen prächtigen Pokal in den Händen trug.

„Wo haſt Du den her?“ fragte der Herzog. — Aus der Silberkammer der Burg. Die iſt prächtig angefüllt. Dieſer Kelch ſtammt vom Kaiſer Max und heißt der Kaiſerbecher. Ich trag' ihn für fürſtliche Gnaden hinein. Wenn's morgen wirklich ins ſpaniſche Gebirge hinauf geht mit uns, dann denken fürſtliche Gnaden an unſern Keller hier. Der iſt ganz leer und der Vorrath an ſpaniſchem Weine, welchen wir mitgebracht, geht ſtark auf die Neige.

Bernhard war kein Weinkenner und kein Weintrinker. Aber ſeit den Vergiftungen fühlte er zum Oeſtern ſeine Verdauung angegriffen, und trank zur Kräftigung derſelben bei Tiſche einen ſüßen ſpaniſchen Wein. Mit dieſem Getränk wurde ihm auch jetzt der Kaiſerbecher angefüllt, und eh' er ihn an die Lippen ſetzte, rief er über die Tafel hin: Auf das Wohlergehen meiner treuen Kriegskameraden! Hiermit war die Redſeligkeit und der Trinkſpruch entfeſſelt. Hans kam verſpätet in den Saal. An der Thür blieb er wieder ſtehen und blickte über die bärtigen, wild ausſchauenden Männer hin, welche lebendig und geräuſchvoll tafelten. — Das Kriegshandwerk iſt allen geläufig — war ſein Gedanke — die Urſache des Krieges, die Sorge um Form und Weſen des Vaterlandes iſt ihnen fremd. Der rohe Tag, die gemeine Wirklichkeit verwildert die Seele. Iſt es gleichgiltig, wie die Werkzeuge beſchaffen ſind? Da ſprang der lebensfrohe Taupadell von ſeinem Seſſel auf. — Ruhe! Ruhe! Achtung! — ſchrie man von allen Seiten. Taupadell rief: In der vorderöſterreichiſchen Kaiſerburg, welche jetzt die Sonne wie mit ſilbernem Golde durchſcheint, trinke ich auf die Geſundheit, auf die Fröhlichkeit und auf ein hundertjähriges Leben — weſſen? — Nun? — fragte man lachend ringsum. — Auf die Geſundheit — fuhr Taupadell mit erhöhter Commandoſtimme fort — des neuen evangeliſch-deutſchen Kaiſers! Alle ſprangen von den Sitzen auf, und ein donnernder dreimaliger Zuruf erſchütterte den Bankettſaal. Nur Bernhard blieb ſitzen, und führte lächelnd ſeinen Kaiſerbecher voll ſpaniſchen Weines an den Mund. Die Sonne ſchien wirklich ſchräg durch den Saal und beleuchtete grell die ausdrucksvollen Köpfe der Kriegsoberſten. Aber weil ſie ſämmtlich aufrecht ſtanden, gerieth der ſitzende Bernhard in Schatten. Hans meinte, ſeine Züge kaum noch zu erkennen. Jene krankhafte Traurigkeit, ſonſt wirklich ſeinem männlichen Weſen fremd, kam von Neuem über ihn; ein Schauer ſchüttelte ſeine Nerven — er ging nicht an ſeinen Sitz, er verließ den Bankettſaal.

13.

Blandini war noch in Luzern. Er wohnte verborgen im Jeſuitenkloſter. Zu ebener Erde war ihm dort ein weites, gewölbtes Zimmer eingeräumt, vor welchem ſich der Kloſtergarten ausbreitete. Der gebietende Obere des Kloſters behandelte ihn laut Inſtruction wie eine achtungswürdige Reſpectperſon, und hatte ſtrenge Ordre ertheilt, nicht ein Wort von der Anweſenheit des Doctors zu verlautbaren, als dieſer im kläglichen Zuſtande von Neuenburg zurückgekommen war. In kläglichem Zuſtande.

Der Schrecken hatte ſich ſeiner dergeſtalt bemächtigt, daß er um keinen Preis der Welt wieder in die Nähe des Herzogs von Weimar zurückgekehrt wäre. Auch Norberts Drohungen widerſtand er jetzt. Zweimal ſchon war dieſer ſeit dem unglücklichen Frühlinge des verfloſſenen Jahres in Luzern eingekehrt. Der uberall umherreiſende und ſpähende Norbert hatte ihn vorwurfsvoll unterrichtet, daß das zurückgelaſſene Gift wirkungslos verſchüttet wäre, daß der deutſche Herzog geſund verblieben und von Sieg zu Siege flöge, daß der Untergang desſelben nun peremtoriſch verlangt würde, und daß kein Verdacht gegen Blandini obſchwebte, wie die wiederkehrenden Einladungen des Herzogs bezeugten. — Blandini beharrte feſt auf ſeinem Nein! Nicht wieder! — Er verglich die allerdings ſchwere Strafe, welche ihm vom Orden drohte für ſeine Weigerung, mit der Gefahr in Bernhards Nähe, und ſeine Furcht flüſterte: dieſe Gefahr im deutſchen Heerlager iſt noch größer, noch furchtbarer. Er blieb bei ſeinem Nein, als Norbert jetzt binnen drei Vierteljahren zum dritten Male nach Luzern kam. Drohend ſtand er vor ihm. Es war gegen Ausgang Januar 1639; draußen im Garten ſchneite es dicht. Norbert wußte ſchon davon, daß der ketzeriſche Herzog in die Freigrafſchaft eingefallen war, und ſiegreich, mörderiſch vordrang ins Innere des ſpaniſchen Burgund. Dies Land war eine treueſte Burg des Jeſuitenordens, war ein höchſt werthvoller Vorpoſten der ſpaniſchen Monarchie, die alte Heerſtraße nach den Niederlanden von Alba's Zeiten her, und Olivarez hatte im ſchlimmſten Zorn von Norbert verlangt, daß jetzt auf jede Gefahr hin ein Ende gemacht werden müßte mit dem verderblichen Leben des Weimaraners. Norbert wiederholte dies Blandini in ſchneidenden Worten. Blandini ſaß gebeugt an ſeinem Arbeitstiſche, Pflanzen ſortirend, und erwiderte mit matter Stimme, aber feſtem Tone: Nein!

Norbert trat einen Schritt näher, als wollte er ihn körperlich ergreifen. Blandini ruckte erſchreckt ſeinen Seſſel weiter ab, ſah ſcheu auf Norbert, und ſagte haſtig: Da ſtehen zwei angefüllte

Fläſchchen. Nehmt ſie ſelbſt! Seit ich von Neuenburg entkommen, zwingt mich der ängſtliche Geiſt gegen meinen Willen, nichts als Gifte zu bereiten. Das weiße kennt Ihr ſchon; das dunkle iſt aus Belladonna gepreßt. Dies Pflanzengift Eurer Tollkirſche, aus Wurzel, Kraut und Beere gezogen, wirkt faſt noch wilder als das mineraliſche. Wenn es der Herzog verſchluckt hat, ſo wird Euch die Erweiterung ſeiner Pupille ſagen, daß ein Hexentanz in ihm losgeht, der mit luſtigem Wahnſinne und peſtartigem Tode endet. Blaue und röthliche Flecken bleiben auf dem Körper zurück, und die Feldärzte werden einſtimmig ſagen: er iſt an der Peſt verſtorben. Nehmt das! Nehmt beide! Wählt nach der Gelegenheit. Thut's ſelbſt, oder laßt es thun. Auch der höchſten Autorität gegenüber fühl' ich mich nicht zur unmittelbaren Handlung verpflichtet. Ich hab's mit Ausſetzung des eigenen Lebens verſucht, habe meinen guten Willen hinlänglich bekundet. Meine Schuldigkeit geht gewiß nicht weiter, als daß ich Euch die Mittel liefere. Sie ſind ganz ſicher, beide. Mein abermaliges Hingehen wäre gar nicht ſicher; ich bin ſo erſchreckt, daß ich es ungeſchickt anfangen würde. Wenn ich überhaupt dazu käme! Denn ich vertraue den Verſicherungen des Herzogs nicht, daß er mir noch traue. Sie müſſen das rothe Fläſchchen gefunden haben, und da Ihr ſelbſt von einem Krankheitsfalle vor Breiſach wißt, ſo hat er's wahrſcheinlich probirt und für das erkannt, was es iſt. Nehmt ſelbſt! Ich gehe, ich wiederhol' es Euch, um keinen Preis der Welt wieder hin.

Norbert nahm beide Fläſchchen und ſchob ſie in verſchiedene Taſchen ſeines Wamſes. Die Rede Blandini's hatte ihn überzeugt, daß der ſo gründlich erſchreckte Doctor unbrauchbar geworden ſei zur Ausführung. Ohne ein Wort zu erwidern ging er fort. Blandini athmete auf. Er ſchritt nun an die Ausführung ſeines neuen Lebensplanes. Durchdrungen davon, daß ſeine Exiſtenz durch den Orden vernichtet würde, weil er ſich ungehorſam erwieſen, hatte er vor, nach Genf zu flüchten. Dort gab's keinen Katholiken, und wenn er auch ſeinen Namen ablegte, ſo konnte er vielleicht, freilich nur vielleicht! ungefährdet fortbeſtehen. Ach, ohne den reichen Erwerb, an den er ſich gewöhnt hatte! Eine Hoffnung blieb jedoch. Es war lange vorbedacht, daß er Norbert ſelbſt zur That aufgefordert und ihm die Gifte überlaſſen hatte. Er kannte dieſen Norbert als einen äußerſt verwegenen Mann. Wenn dieſer es ſelbſt unternahm, ſo konnte er darüber zu Grunde gehen. Dann gab's keinen directen Ankläger für Blandini — das war Blandini's Hoffnung, welche ihn jetzt ſtärkte unter den Vorbereitungen zur heimlichen Abreiſe von Luzern.

Leder kam verſpätet nach Luzern. Auch er fürchtete ſich. Er hatte ſich unterwegs überlegt, daß Luzern ein ſtockkatholiſcher Ort wäre, daß er als Agent des ketzeriſchen Herzogs erkannt werden dürfte, und daß dies mißliche Folgen haben könnte. Er war in Zürich erkrankt, und kam erſt an dem Tage in den „Schwan" zu Luzern, als obige Scene zwiſchen Norbert und Blandini vorgegangen war.

Sein Troſt war ein Züricher Bürger, deſſen Begleitung ihm Erlachs Briefe verſchafft hatten. Man hatte ihm in Zürich einleuchtend bewieſen, daß er allein in Luzern gar nichts erfahren würde. Leder fand dieſe Beweisführung ganz erwünſcht. War er doch von Tag zu Tag mehr abgekommen von dem eigenen Wunſche, daß ſeine Aufgabe gelingen möchte. Er war ein weicher Menſch. Was geſchah, wenn ſeine Aufgabe gelang, und er Blandini nach Neuenburg brachte? Der arme Schurke — und war's denn auch ganz erwieſen, daß er ein Schurke war? der Herzog hatte ja den Trank verſchüttet, und krank war er vorher, das Roßpulver des Feldarztes konnte ja die unangenehmen Symptome erzeugt haben! — der arme Blandini wurde ja doch in ſeinen Tod geſchleppt! Dies Amt fand Leder ſehr unbehaglich, als er im Gaſthofe zum Schwan ſein Mittagsmahl mit dem Züricher Bürger verzehrte. Es war auch Alles ſo unerfreulich! Man hatte ihm von dem prächtigen Blick erzählt auf den Vierwaldſtädter See vom

„Schwan" aus — denn dieſer Gaſthof ſtand damals ſchon da, wo er jetzt ſteht — und nun ſah man nichts als ein wenig Waſſer, und lauter, lauter weißen Schnee, der die ganze Luft anfüllte.

„Wer iſt der ſtattliche Herr, welcher da in den Schwan tritt?" fragte Leder den ſchwer verſtändlichen Kellner, welcher in wunderbaren Kehl- und Gurgellauten verſicherte, er ſpreche deutſch. — Das iſt ein „dütſcher" Cavalier — antwortete der Kellner. — „Mich dünkt, ich hab' ihn ſchon geſehen!"

Es war Norbert, der von Blandini kam. Und Leder hatte ihn allerdings in Frouard geſehen vor einigen Jahren neben Blandini. Norbert trat ins Gaſtzimmer. Fremde gab's damals ſehr ſelten in Luzern, nach Naturſchönheiten reiſte gar Niemand, am wenigſten im Winter. — Leder mußte ihm gleich auffallen. Er hatte auch ein ſcharfes Perſonengedächtniß, und erinnerte ſich auf der Stelle an die Begegnung in Frouard. Sogar Leder's Namen wußte er noch — Blandini's Mittheilungen aus neuerer Zeit hatten ihn aufgefriſcht. Mit gemüthlicher Freimüthigkeit erneuerte er alſo die Bekanntſchaft, ſetzte ſich zu ihm und hatte ihm nach einer halben Stunde, wie der Züricher Bürger ſagte, „alle Würmer aus der Naſe gezogen". Beſonders dadurch, daß er Leder warnte. Wovor? Sich als Ketzer zu verrathen, denn daß er ein ſolcher wäre, zeigte ſich ja gleich! Kurz, Leder ſchloß ſich dieſem Norbert im Laufe des Nachmittages vertraulich an. Norbert hatte noch nicht Zeit gefunden, die beiden Giftfläſchchen abzulegen, da wußte er ſchon genau, was Leder in Luzern wollte. Leder hatte ihn natürlich um Blandini's jetzigen Aufenthalt befragt! Norbert wollte Blandini Jahre lang nicht geſehen haben, und geſtern erſt in Luzern angekommen ſein. Er habe ſelbſt eine Beſtellung an Blandini auszurichten, und hoffe ihn morgen zu ſehen, wenn er noch in Luzern wäre. Der Züricher Bürger war ärgerlich fortgegangen, um Erkundigungen einzuziehen über Blandini. Als er Abends wiederkehrte, war die Wirthsſtube leer, und der Kellner berichtete, daß die beiden Herrn zuſammen auf des „dütſchen" Cavaliers Zimmer wären und pokulirten. Das war Norberts Sache nicht, wol aber Leder's, und dieſe Neigung Leder's kam Norbert ganz erwünſcht: ſie machte den Weimar'ſchen Kanzler immer redſeliger, und unterrichtete Norbert über alle intimen Lebens- wie Charakterzüge Bernhards. Auf geſchickte Nachfrage auch über das Liebesverhältniß zu Marguérite von Rohan, für welches Leder mit Zuverſicht eine nahe Hochzeit auf der Breiſacher Burg vorausſagte. Norbert hatte ſich dem wißbegierigen Leder neuerdings als eine Künſtlernatur vorgeſtellt, welche des wüſten Kriegsweſens in Deutſchland müde geworden und ſchon vor Jahren auf Reiſen gezogen wäre, um fremde Landſchaften, Bauten und Bilder zu ſehen. Nicht blos zur Unterhaltung, auch zum Studium. Daher die damalige Reiſe mit Blandini. Die Religionsfrage hatte Norbert wie ein vornehmer Zweifler behandelt: er hatte allen Nachdruck darauf gelegt, daß er ganz Europa geſehen habe, um ſich zu bilden. Das war Lockſpeiſe für Leder, der einen lobenswerthen Trieb hatte, ſich über Alles zu unterrichten.

So ſaßen ſie denn wie der Fuchs und das Kaninchen bei einander. Norbert ſollte und wollte erzählen und ſchildern, in Wahrheit erzählte und ſchilderte aber Leder, welcher ſich etwas zu Gute that auf die Behendigkeit ſeiner Rede. Er fühlte ſich auch abſonderlich angeregt. Herr von Norbert, wie er ſich nannte, hörte vortrefflich und aufmunternd zu, der Wein aus dem Waadtlande trank ſich leicht und angenehm, und ein kleiner Page in Norberts Dienſte, welcher ab- und zuging, hatte etwas eigenthümlich Reizendes an ſich für die hervorquellenden Augen Leders. Sie quollen dem Pagen lüſtern über die runden Formen hinweg, und Norbert geſtand lächelnd zu, daß der Page wirklich ein Mädchen wäre, welches er in Spanien zu ſich genommen, wo er es in ſchlechten Händen gefunden. Das Kind ſei mauriſcher Abkunft, und in der Erziehung grenzenlos verwahrloſt geweſen. Es habe einen eigenen Reiz, ſolch ein halbwildes Geſchöpf in die Cultur einzuführen.

„Glaub' das! glaub' das! Merkwürdig!" lallte Leder juſt, als der Züricher Bürger eintrat, und ihn abrufen wollte. „Sprecht nur frei," ſagte Leder, „mein erfahrener Freund hier, Freiherr von Norbert, iſt von Allem unterrichtet."

Mißtrauiſch äußerte der Züricher Bürger blos: — Der Mann ſcheint wirklich nicht mehr in Luzern zu ſein. Wenigſtens hat ihn ſeit Monaten kein Menſch mehr geſehen.

„O, das würde nichts beweiſen," ſagte Norbert, „Doctor Blandini vergräbt ſich oft lange in ſeine Studien. Aber darüber verſchaff' ich Euch, wie geſagt, morgen Gewißheit. Ich hab' ihn auch hier aufſuchen wollen. Habe eine wiſſenſchaftliche Beſtellung an ihn von einem Naturforſcher aus Bologna. Den Brief geb' ich morgen im Kloſter ab. Iſt er hier, ſo läßt er mich vor, um mir die erbetene Antwort mitzutheilen. Auf morgen alſo!"

Norbert benützte dieſe Unterbrechung, um den weinſeligen Leder, den er hinlänglich ausgeweidet hatte, loszuwerden. Am andern Morgen ging er nach dem Kloſter. Vielleicht, dachte er, macht dieſer perſönliche Zudrang des herzoglichen Kanzlers dem eingeſchüchterten Blandini doch einen ermunternden Effect. Blandini's Zimmer war leer; die wichtigſten Habſeligkeiten fehlten. Der herbeigerufene Kloſterdiener berichtete: der Herr Doctor ſei geſtern gegen Abend auf ſeinem Maulthiere abgereiſt. Ganz unerwartet und trotz des Schneegeſtöbers. Er hat die Flucht ergriffen, der Wicht! ſagte ſich Norbert, und ging ſtehenden Fußes zum Oberen des Hauſes. Er war zu lang und zu tief im Dienſte, als daß er nicht das Bedürfniß gefühlt hätte: nun mußt du wirklich die Aufgabe ſelbſt übernehmen! Er war bereits ſo eingelebt in ſeine Ordenspflicht, daß es ihm außer Frage ſtand, ein ſo wichtiges, lang vorbereitetes Unternehmen müſſe um jeden Preis vollendet werden. Ein thätiger Menſch, ſei er gut, ſei er böſe, betreibt ſeine Obliegenheiten allmälig mit Leidenſchaft. Kalten Blutes und von frageloſer, im Nothfalle tapferſter Verwegenheit war dieſer Norbert ohnehin; es ſchien ihm unmöglich, daß ein Werk ungethan bleiben könnte, weil ein Inſtrument verſagte. Was hätte er, der alle Einleitungen übernommen und den Seinigen ſowie Olivarez verkündigt, was hätte er den Seinigen und Olivarez ſagen wollen, wenn dies Werk unterblieben wäre, und unterblieben wäre in ſolchem Zeitpunkte?! Der Zeitpunkt war — das wußte er nur zu gut! — furchtbar bedrohlich für die Seinigen. Nicht Taupadell allein dachte an die Möglichkeit eines evangeliſchen Kaiſers. Und der Siegeswagen dieſes Bernhard erſchien in unaufhaltſamem Rollen, und der mordbrenneriſche Einfall in Hochburgund brannte und mordete noch dazu die Jeſuiten am eigenen Leibe. Wenn irgendwo, ſo war dort an den Ketzer zu kommen. Dort ſchützte ihn kein Menſch von der Bevölkerung, wie allenfalls draußen in Deutſchland. Feſt entſchloſſen trat Norbert ein in das Gemach des Oberen, der beiden Fläſchchen eingedenk, welche er geſtern von Blandini's Tiſche mitgenommen. Sie waren unſchätzbar, wenn kein Burgunder einen guten Schuß anbringen konnte.

Ganz entſchloſſen trat er nach einer Stunde aus dieſem Gemache. Er brachte Briefe mit an Ordensbrüder in Pontarlier, welches Leder als Hauptpunkt genannt hatte. Und er brachte eine Notiz mit, welche faſt noch werthvoller war: zu Pontarlier im erſten Gaſthofe hauſte ein alter Spanier als Wirth, welcher zu jedem Dienſte bereit ſtünde. Dieſer alte Knabe hatte noch Autodafés in Madrid geſehen und hatte die blutigſten Tage in den Niederlanden mitgemacht. Jeder Ketzer war für ihn vogelfrei; einen Ketzer niederzuſtrecken galt ihm für ein frommes Werk. Nunnez hieß er. Krumm und lahm geſchoſſen und gehauen, war er von den dankbaren Vätern auf einen einträglichen Ruhepoſten gebracht worden. Dieſer Ruhepoſten war der Gaſthof „zum Mandelbaum“ in Pontarlier. Hier übte er Aufſicht über Alles was einkehrte, über Alles was geſprochen wurde, und an jedem Samſtage erſtattete er dem dortigen Oberen Rapport. An dieſen Nunnez war Norbert jetzt gewieſen und empfohlen durch Brief, Merkzeichen und Loſungswort. Leder harrte im Schwan und war eigentlich recht zufrieden, als Norbert ihm ſagte: Er ſcheint wirklich fort zu ſein, der Doctor! Was thu' ich mit meiner Beſtellung? Ich habe beſtimmt verſprochen, ſie an ihn auszurichten.

Man glaubt im Kloſter, daß er in Paris ſei. Dorthin wollte ich eigentlich auch. Die Feſte locken mich, die dort gefeiert werden ſollen, weil die Königin endlich einen Dauphin geboren. Blandini ſoll durch ſeine Arzneimittel dazu beigetragen haben. Wahrſcheinlich iſt er auch deshalb hin, um ſeinen Lohn einzucaſſieren. Gehen wir zuſammen nach Paris, Herr Kanzler! Darauf konnte nun doch Leder nicht eingehen. Er wollte nach Neuenburg zurück, wo diplomatiſche Arbeit ſeiner warte und von wo er dem Herzoge Nachricht von ſeinem Mißerfolge ſenden werde. Nach Pontarlier habe ſie der Herzog befohlen.

„Pontarlier? Das wäre der Mühe werth. Am Neuſchateler See vorüber und bei dem berühmten Paß von Joux hinein könnte man den geraden Weg über Beſançon nach Paris nehmen und berührte dabei Pontarlier, wenn man Ausſicht hätte, den berühmten Herzog von Weimar einmal zu ſehen, den möglichen Kaiſer. Das wär' verlockend; ich hab' ihn nie geſehen.“ — Thut's, thut's, Herr Baron! — „Nicht doch! Man geriethe ohne Noth ins Schlachtgedränge hinein, und Euer Herzog wird nicht gerade an dem Tage in Pontarlier ſein, an welchem ich durchpaſſire! Und bloßes Sehen genügte mir nicht. Mit ſolch einem Manne möchte ich ein paar Worte geſprochen haben.“ — Ich geb' Euch ein paar Zeilen mit an ſeinen Leibdiener, den Hoffmann, der macht das möglich. — „Sehr freundlich! Bravo! Das könnte mich beſtimmen. Und noch mehr! Durchs Berner Land reitend könnt' ich vielleicht die ſchöne Braut des Herzogs im Vorbeireiten ſehen und dem Herrn Herzoge ſagen — in Kaiſersfeld wohnt ſie mit ihrer Mutter?“ — Königsfelden, unweit Königsfelden! — „Ach, wir ſind Beide Sanguiniker, Herr Kanzler, mit unſerm Enthuſiasmus für geſchichtliche Berühmtheiten. Wer weiß, ob ich nach ein paar Stunden noch aufgelegt bin zu ſolchen Abſchweifungen?! Aber dieſer unſer Enthuſiasmus giebt doch unſerem Leben einen reichen Inhalt und verſchönert es. Nicht wahr?“ — Sehr richtig.

Der Page war unter Obhut des Schwanenwirthes in Luzern zurückgeblieben und Norbert ſtand nach einigen Tagen vor der Frau Herzogin von Rohan. Als feiner Weltmann entſchuldigte er ſeine Zudringlichkeit. Des Herrn Herzogs von Weimar Kanzler, der ehrenwerthe Herr Leder von Rehlingen, habe ihn in Luzern aufgefordert, auf ſeiner Reiſe nach Pontarlier bei der Frau Herzogin anzufragen, ob dieſelbe und Prinzeſſin Tochter vielleicht eine Beſtellung an den Herrn Herzog mitzugeben hätten. Die Herzogin war rückhaltend höflich, aber die hinzu kommende Marguérite zeigte ſich höchlich erfreut von der Gelegenheit, einen Brief an Herzog Bernhard ſchicken zu können. Die Gerüchte über Vergiftungsattentate hätten ſie äußerſt beunruhigt, und ſie möchte Glück wünſchen und um nähere Auskunft bitten. Zu letzterer erklärte ſich Norbert befähigt. Herr Kanzler von Leder habe ihm in Luzern alle Einzelnheiten erzählt. Dadurch machte er ſich nun allerdings intereſſant und ſelbſt die Herzogin nahm nun Antheil an ihm. Er ſtellte die Vorgänge ſo dar, als ob Alles auf Mißverſtändniſſen beruhte. Die Sendung Leder's nach Luzern, um Blandini neuerdings einzuladen, zeige ja auch, daß der Herzog zu derſelben Ueberzeugung gekommen wäre.

„Ich hab' mir's auch nicht denken können,“ rief Marguérite, „Doctor Blandini iſt ein ſo ruhiger und gebildeter Mann. Ruhe und Bildung braucht ja doch ein gutes Gewiſſen. Und ein ſo feiner Mann, wie käm' der zu ſo grobem Verbrechen!“ — Ja, ein feiner Kopf iſt er. Sein Herz haben wir nicht kennen gelernt — ſagte nachdenklich die Mutter.

Marguérite reizte Norbert ungemein. Eine Roſenknoſpe, die im ſchönſten Aufblühen ſtand! Leuchtenden Auges ſah er ihr nach, als ſie hinweg ging, um den Brief zu ſchreiben. Aber er faßte ſich ehrbar vor der immer noch in tiefes Schwarz gehüllten Herzogin, und begann ein politiſches Geſpräch mit ihr im Tone eines wohlunterrichteten Proteſtanten. Der Brief, welchen ihm Marguérite unter Kopfſchütteln der Mutter einhändigte, war ihm das erwünſchte Einführungsmittel beim Herzoge Bernhard.

Wirklich dankbar ſchied er von den beiden Damen. Nur zwei Perſonen lagen ihm noch als bedenklich vor Augen. Er hatte wie auf den Namen „Königsfelden“ den wackern Leder auf beide ſo geſchickt zu führen gewußt, daß Leder zuerſt ihre Namen genannt, und Auskunft über ſie gegeben. Aber die Auskunft genügte nicht. Die beiden Namen waren Mitzlau und Hans von Starſchädel. Er wollte natürlich in Pontarlier Niemand begegnen, der ihn kannte. Der Herzog konnte ihn zu Frouard, wo er nur einmal auf ſeiner Thürſchwelle erſchienen war, nicht bemerkt haben, und in Paris waren ſie einander nie in die Nähe gekommen. Und von des Herzogs Umgebung kannte ihn wol auch Niemand. Aber Mitzlau! Er hatte zwar aus Leder's Rede gemerkt, daß Mitzlau nicht gut angeſchrieben ſtünde beim Herzoge, und Roſen's Truppen zugetheilt wäre. Aber dennoch —! Es kam Alles auf die erſte Begegnung an. Er mußte Mitzlau als warmer Freund und mit ſicherer Zuſage von Wien entgegen treten. Dann fände er in ihm vielleicht ſogar einen Verbündeten. Das wollte er, und die Wiener Zuſage ſollte groß und articulirt ſein. — Hans von Starſchädel dagegen war ein ſchwerer Stein des Anſtoßes. Der kannte ihn von Podiebrad aus als einen Feind, als einen Partiſan der Jeſuiten. Da mußte ſich Leder's Vermuthung beſtätigen. Leder hatte nämlich gemeint, Starſchädel werde gar nicht beim Herrn ſein, weil er die Expedition nach Hochburgund gemißbilligt, und weil er eine ſehr freie, freundſchaftliche Stellung neben dem Herzoge einnehme. —

Am Fort Joux vorüber, das ſchon in Trümmern lag, kam Norbert in den erſten Februartagen nach Pontarlier. — Die Stadt war leer und ſtill. Das Ketzerheer war ſchon hindurch, und gegen St. Claude weiter. — Norbert konnte es nicht beſſer wünſchen; nun konnte er ſich dort einrichten.

Im „Mandelbaum“ abſteigend, erkannte er ſchon im Aeußern den alten Nunnez. Ein kleiner Mann, mager, aber von ſtarken Knochen. Schneeweißes, dünnes Kraushaar. Dunkelbraunes, wie Leder eingeſchrumpftes Antlitz mit ſtechenden braunen Augen und wohlerhaltenen Zähnen. Er hinkte, und ein Arm hing ſteif an der Hüfte hinunter. Als er neben Norbert ſtand, ſprach dieſer leiſe ein Merkwort aus. Die braunen Augen leuchteten auf Norbert machte unſcheinbar mit dem Zeigefinger der linken Hand ein Kreuz in die Luft — und Runnez riß ſogleich dem Hausknechte den Mantelſack aus der Hand, „ich werde ſelbſt den Herrn hinaufführen“ in ſcheltendem Tone ausrufend. Auf der Treppe flüſterte Norbert: ein verſtecktes Zimmer, von welchem aus man ſehen kann, ohne geſehen zu werden! Runnez führte ihn ſchweigend hoch hinauf und in ein Manſardengemach, von welchem man auf Straße und Platz blicken konnte. Als ſie eingetreten waren, winkte Norbert, nach der Thür zu ſehen. Sicher! ſagte Runnez.

Nun zog Norbert die Briefe hervor an die Patres in Pontarlier, und zeigte die Adreſſen Runnez der Reihe nach. Es waren drei, und dreimal ſprach Runnez in grimmig traurigem Tone: todt! todt! todt! Jetzt öffneten ſich die Schleuſen des alten Fanatikers. Er ſchilderte unter Ausbrüchen von Wuth die Gräuel des Ketzerheeres. In die Flammen der heiligen Häuſer hinein hätten ſie die frommen Väter geſchleudert, und Hohngelächter dazu aufgeſchlagen.

Es war zum großen Theil Wahrheit was er ſagte. Dieſer Feldzug in Hochburgund wurde grauſam geführt. Die Bevölkerung ſelbſt widerſetzte ſich überall, und erbitterte die Truppen durch Hinterhalt, Ueberfall und Tücke. Es war ein Krieg geworden bis ans Meſſer, und in dieſem abgelegenen katholiſchen Winkel zum erſten Male wieder unter den entfalteten Fahnen der verſchiedenen Religion. Norbert verſtändigte ſich mit Runnez in der erſten Viertelſtunde. Der alte Spanier war nicht nur bereit zur Ermordung des Herzogs, des ketzeriſchen Königs Jehu, er war begierig darnach, er küßte Norbert mit thränendem Auge Hand und Arm, als ihm dieſer das Giftfläſchchen übergab. Norbert gab ihm das farbige, das Belladonnagift. Das farbloſe Arſenikgift behielt er für ſich, wenn ihm zuerſt die Gelegenheit käme. Die Farbloſigkeit war immerhin ein Vortheil. Runnez hielt die Ausführung für ganz leicht. Der Herzog habe ſein Quartier im „Mandelbaum“. Sein Diener ſei hier geblieben, weil der Herr täglich zurück erwartet werde. Dieſer Diener ſei ein Leckermaul und ein Weinſchmecker. „Nun hab' ich,“ fuhr Nunnez fort, „den verdienten Ruf eines guten Kochs und was noch beſſer zutrifft, des beſten Weinkellers, beſonders in ſpaniſchen Sorten. Da hat ſich denn der Ketzer mit dicken Lippen an mich gedrängt, um immer unſere geſchmorten Erbſen friſch aus der Pfanne zu haben und alle die kleinen Flaſchen von Malaga und Alicante zu verkoſten. Für den Jehu ſchüttet er immer ſolch eine kleine Flaſche in einen beſtimmten Pokal, den die Canaille Kaiſerbecher nennt. Was iſt alſo leichter, als daß ich das nächſte Alicanteſläſchchen mit dieſer Mixtur, die Ihr mir gegeben, ſegne. Arglos ſauft ſie der Jehu und iſt hin!“ Pferdegeſtampf von unten unterbrach ihn. Er ſah aus dem Fenſter und rief Norbert zu: Da kommt er! ſeht! und mit ſchwachem Geleit. Ans Werk! Er pflegt nur einen Tag hier zu bleiben, und ſpeiſt nur einmal; trinkt aber nur beim Speiſen; es muß alſo heut' geſchehen. — Ehe er hinab humpelte, übernahm er noch die genaue Anfrage, ob Herr von Mitzlau oder Herr von Starſchädel mitgekommen wären, ein Fremder hätte nach beiden gefragt.

Nach einer Viertelſtunde war er wieder da: der Diener des Jehu hat geſagt, keiner der Beiden ſei mitgekommen. Der Jehu ſelbſt wäſcht ſich und kleidet ſich um, in einer halben Stunde ſpeiſt er. Aber der Teufel dient ſeinen Leuten! Der Lump von Diener hat hinzugeſetzt, ſein Herr brauchte heut' keinen Wein von mir; in St. Claude wäre ein voller Weinkeller der frommen Väter erbeutet worden, der Graf von Naſſau hätte ein ſpaniſch Faß zur Probe geſchickt, davon ſollte heut' auf die Tafel kommen. Das geht nicht durch meine Hand, und morgen früh reitet er weiter. Was thun?

„Nun, dann muß ich ſelbſt an die Arbeit!“ ſagte Norbert nach kurzer Ueberlegung. „Führ' mich in den Speiſeraum, zeig' mir, wo das Getränk aufgeſtellt wird, und dann ſei zur Hand.

Wer am leichteſten an den Becher kommt, der verrichtet das Werk. Ich laſſ' mich ſogleich bei ihm melden, und übergebe ihm was ich mitgebracht. Es iſt eine große Freude für ihn, und ich denke, er wird mich zur Tafel behalten, um erzählt zu hören, was ich erzählen kann. Werden wir entdeckt, haſt Du Leute, welche uns unterſtützen können, ſobald wir uns zur Wehre ſetzen?" — Nein, Herr, dann müſſen wir ſterben. Der ganze Mandelbaum iſt voll von bewaffneten Ketzern, und unſere Leute ſind eingeſchüchtert. — „Wenn auch! Gehen wir."

Sie wurden es nicht gewahr beim Hinabſteigen, daß neue Reiter vor dem Mandelbaume abſtiegen. Es war Roſen mit ſeinen Officieren. Unter Letzteren Mitzlau, den Roſen unter ſeinen Augen zu haben liebte, wenn's juſt nicht ins Feuer ging. Feuer und Schwert hatten übrigens Mitzlau bis jetzt wunderbar verſchont, obwol er an den gefährlichſten Stellen hineingejagt worden war. Roſen hatte darüber ärgerlich geäußert: — Wenn man das Leben wohlfeil giebt, dann will's kein Teufel. Mitzlau ſelbſt hatte es wohl gemerkt, daß man Uebles mit ihm vorhabe. Es ſchwante ihm, daß der Herzog ſeine Umtriebe mit Savelli entdeckt hätte; denn Bernhard ſah ihn nicht mehr an. Mitzlau dachte an Flucht. In dieſer Stimmung ſchritt er mit Roſen die Treppe herauf im Mandelbaume, und — ſtand plötzlich vor Norbert, der aus dem Speiſeraume kam. Einer wie der Andere ſtand betroffen. Aber einer wie der Andere war geübt, Faſſung zu finden. „Mein werther Freund, Mitzlau," rief Norbert zuerſt, „wie freut's mich, Euch zu begegnen!" Mitzlau äußerte ſich ängſtlich, und Arm in Arm wandelten ſie einen Corridor entlang. Roſen ſah ihnen kopfſchüttelnd nach und trat in das Zimmer, welches ihm zur Wohnung angewieſen wurde.

„Freund," flüſterte Norbert, „Ihr ſteht auf einer Wolfsgrube, jeden Augenblick könnt Ihr in den Tod fallen. Der Herzog kennt Euren ganzen Verkehr mit Wien, hält Euch für einen Katholiken, für einen Verräther. Ich bin da, um Euch zu erretten, aber ich wage dabei ſelbſt das Aeußerſte. Drängt Euch eng an meine Seite, thut Alles, was meine Stimme flüſtert, meine Augen winken! Kommt zur Tafel, auch wenn Ihr nicht geladen ſeid, denn dort wird's zur Entſcheidung kommen, und wenn wir zuſammen ſtehen, können wir obſiegen. Fragt nicht! Ich muß zum Herzoge, der mir verfallen iſt. In Wien werden wir glänzend entſchädigt."

Ohne irgend eine Antwort zu erwarten, kehrte Norbert zurück und eilte in die Wohnung des Herzogs, welche ihm Nunnez bezeichnet hatte.

„Fragt gefälligſt an, Herr," ſagte er zu Hoffmann, „ob der Herr Herzog den Freiherrn von Norbert ſprechen wolle, welcher aus Königsfelden kommt und einen Brief der Prinzeſſin Marguérite von Rohan zu übergeben hat."

Ein freudiger Ausruf Bernhards und „Herein! herein!" war die Antwort auf Hoffmann's Anfrage.

„Ihr habt die Frauen geſehen? Es geht ihnen wohl?" fragte der Herzog, Norbert entgegen kommend. — Ganz wohl, fürſtliche Gnaden, und die ſchöne Prinzeſſin verbirgt den Wunſch nicht, ſondern ſpricht ihn herzlich aus: Euch bald wiederſehen zu können. — „Das freut mich ſehr, und ich danke Euch, danke Euch! Ihr kommt über Valengin und Travers? Iſt der Weg brauchbar?" — Ganz gut. — „Zwiſchen den beiden Seen, dem Neufchateler und Bieler, keine Schneeverwehung?" — Gar kein Schnee! Die Luft viel milder als hier.

Bernhard hatte den Brief haſtig ergriffen und faſt unwillkürlich geöffnet. Er ſetzte nur eiligſt hinzu — man ſah ihm den Drang an, ihn ſogleich zu leſen —: Nochmals Dank! Ich bitte Euch, mit mir zu ſpeiſen und mir viel zu erzählen von den Rohan'ſchen Damen. Norbert zog ſich zurück und fragte Hoffmann recht harmlos: wo geſpeiſt würde? Er wußte es recht gut, aber er wollte hin gewieſen ſein, um unbeargwohnt jede Gelegenheit am Schenktiſche beobachten zu können. Dieſer Schenktiſch ſtand nicht im Speiſeraume ſelbſt, ſondern im Vorzimmer. Neben der Thür, welche in den Speiſeraum führte. Der Speiſeraum war ein mäßig großes Gemach mit nur einem großen Fenſter, durch welches man in den Hof hinab ſah. Im Hofe wimmelte es von Roſen'ſchen Reitern, und es ſchienen immer noch neue anzukommen. In der Mitte des Gemachs ſtand ein runder Tiſch. Ein Dutzend Gedecke auf ihm. Norbert ging in dieſem Raume auf und nieder, ſtets nach der Thür des Vorzimmers kehrend. Er erwartete Nunnez und erwartete den Leibdiener Hoffmann, welcher den bewußten Pokal und den Wein bringen würde. Zunächſt kamen nur Kellner des Gaſthofes, welche den Schenktiſch mit Batterien von Weinflaſchen belaſteten. Auch ſteinerne Krüge voll Wein ſtellten ſie unten neben den Tiſch. Als Norbert wiederum nach rückwärts in den Speiſeraum hineinging, zog er vorſichtig das weiße Fläſchchen aus dem Wamſe und lüftete den feſt eingedrückten Korkſtöpſel, damit kein Atom Zeit verloren ginge, wenn der Moment ſich darböte zur Ausleerung des Giftes in den Kaiſerbecher. Als er ſich wieder umwendete, ſah er zwiſchen den Kellnern Nunnez ins Vorzimmer treten. Er trug auf dem geſund gebliebenen Arme Teller, Meſſer, Gabeln, Becher und rief den Kellnern zu: Fünfzehn Gedecke werden's, drei mehr! Dann trat er in den Speiſeraum und entledigte ſich ganz geſchickt ſeiner Laſt mit derſelben Hand, welche ſie trugen. Während des dadurch verurſachten Geräuſches aber fragte er den herzu tretenden Norbert laut: „Verſteht Ihr ſpaniſch?“ — Natürlich! — antwortete dieſer. — Dann fuhr er mit leiſer Stimme in ſpaniſcher Sprache fort: „Ich mache noch einen Verſuch mit dem Hoffmann. Er ſoll zeitig den Becher füllen. Gelingt das, ſo vollbring ich's. Gebt nur auf uns Acht. Gelingt es nicht, dann laſſ' ich keinen Kellner mehr ins Vorzimmer, ſobald der Herzog kommt, und beſchäftige den Hoffmann ſo, daß er nicht auf den Schenktiſch ſehen kann. Hier ſind die Stühle nicht an den Tiſch gerückt. Während dies geſchieht, tretet Ihr hinaus und gießt Euren Saft binnen einer Achtelminute in den Becher. Still, da kommt der Ketzer!“

Hoffmann trat ins Vorzimmer, in der einen Hand einen zierlichen Krug, welcher den beſonderen Wein von St. Claude enthielt, in der andern Hand den Kaiſerbecher. Er ſagte zu dem heraus kommenden Nunnez: Es wird noch eine Weile dauern, fürſtliche Gnaden ſchreibt erſt noch einen Brief, der gleich fort ſoll in die Schweiz. — Damit ſetzte er Krug und Becher auf den Schenktiſch. Nunnez erklärte ſein Mißtrauen gegen den Wein von St. Claude und meinte, der ſeinige werde doch beſſer ſein. Er bat, ihn koſten zu dürfen. Hoffmann hatte nichts dagegen. Er achtete die Küche- und Kellerkenntniß des Mandelbaumwirthes hoch. Er goß aus dem Krüglein eine Neige in den nächſt ſtehenden gemeinen Becher und reichte ihn Nunnez. Dieſer koſtete wie ein Kenner koſtet, einmal, zweimal, dreimal, zuckte die Achſeln und ſagte: Mein Alicante iſt beſſer! Kopfſchüttelnd koſtete nun auch Hoffmann und ſagte mit Zuverſicht: Nein!

„Auch die Farbe iſt unklar. Gießt ihn nur in den goldenen Becher, dann werdet Ihr's ſehen.“ — Nein, jetzt noch nicht. Er würde verduften, da der Herzog noch eine Weile ausbleibt.

Dieſer Verſuch alſo, welchem Norbert aufmerkſam folgte, war geſcheitert, und jetzt traten die Oberſten ein. Zuletzt auch Mitzlau. Obwol er nicht geladen war. Norberts Kenntniß ſeiner Lage hatte ihn veranlaßt, dieſem kundigſten Patrone zu folgen. Er trat zu ihm. „Setzt Euch neben mich, wenn es zu Tiſche geht,“ flüſterte ihm Norbert zu, und bewegte ſich nach der Thür zum Vorzimmer. Da kam Roſen und ſah ihn von oben bis unten an. Als er Mitzlau im Hintergrunde des Zimmers erblickte, ging er geraden Wegs auf dieſen zu und fragte barſch: — Wer hat Euch denn geladen zur herzoglichen Tafel?

„Der Cavalier dort,“ erwiderte Mitzlau, auf Norbert deutend, „hat mir, von einer Audienz beim Herrn Herzoge kommend, die Einladung gebracht.“ — Ihr kennt den Cavalier? — „Ja.“ Er nannte Euch vorhin ſeinen werthen Freund? — „Ja.“

Das Vorzimmer war unterdeſſen ganz leer geblieben, denn Hoffmann und Nunnez waren beim Eintritte der Gäſte fortgegangen. Jetzt kam Hoffmann eilig, trat zum Schenktiſche und goß aus dem Kruge den Wein in den Kaiſerbecher. Dann eilte er zurück an die Eingangsthür des Vorzimmers, in welcher der Herzog Bernhard erſchien. Norbert trat zur Seite und drückte ſich in den Winkel neben der Speiſeraumthür. Er wollte nicht ſogleich von Bernhard geſehen werden, damit er nicht angeredet würde. Gerade wenn Bernhard nicht eingetreten wäre, hoffte er durch Nunnez' Hilfe das Beſchloſſene ausführen zu können. Dies gelang auch. Bernhard bemerkte ihn und wendete ſich zur Tafel. Ein Officier ſchob ihm den Seſſel zu. Bernhard winkte: die Herren möchten ſich niederlaſſen. Während dieſer Verzögerung und Unruhe war Norbert längſt an der Vorzimmerthür und ſah, daß Nunnez gekommen war und ſich Hoffmann's bemächtigt hatte. Er trug eine Weinflaſche in der Hand und ſchien zu verlangen, daß dem Herzoge von dieſem beſſeren Weine vorgeſetzt würde. Er ſtand dabei an der äußeren Thür des Vorzimmers und der abwehrende Hoffmann kehrte dem Vorzimmer und dem Schenktiſche den Rücken. Auf dem Vorſaale draußen war kein Kellner zu ſehen. Norbert war von ungeſtörter Kaltblütigkeit. Er verſicherte ſich durch einen Rückblick auf die mit Herbeiſchaffung der Stühle beſchäftigte Geſellſchaft, daß kein Blick auf ihn gerichtet wäre, und ſchritt hinaus an den Schenktiſch, zog das Fläſchchen hervor, entkorkte es, goß das Gift in den Kaiſerbecher und ſteckte Kork wie Fläſchchen wieder in ſeine Bruſttaſche. Wohl berechnet hatte er keinen Moment Zeit dazu verſchwendet, den kleinen Kork wieder einzuſtopfen in das Fläſchchen. Und dieſe Berechnung ſollte ihn gefährden! Gerade als er mit dem Eingießen fertig geworden, trat ein Kriegsmann neben den disputirenden Hoffmann und Nunnez in das Vorzimmer und ſchritt raſchen Ganges auf den Speiſeraum zu. Er ſah auf Norbert, deſſen Erſcheinung am Schenktiſche ihm auffallen mochte, und ſtand juſt neben ihm, als ſich dieſer haſtig in den Speiſeraum wenden wollte. Ihre Augen begegneten ſich. Norbert war zunächſt davon unangenehm berührt, daß überhaupt Jemand ſo unerwartet neben ihm war und langſam erſt ſtieg der noch unangenehmere Gedanke in ihm auf: das iſt ja —! Die Vergeltung ſtand neben ihm. Es war Hans von

Starſchädel, der gegen Leder's Vermuthung beim Heere war und jetzt mit Roſen's Truppen ankam. Er erkannte den Pater Norbert ſogleich. Die Scenen von Podiebrad waren ganz lebendig in ſeinem Gedächtniſſe. Während dieſer kurzen Pauſe gegenſeitiger Erkennung fiel etwas zwiſchen ihnen zur Erde. Es war der kleine Pfropf des Fläſchchens, welcher aus der Bruſttaſche Norberts herabgekollert war — Hans betrachtete ihn und ſah dann zum Schenktiſche. Sein Auge haftete an dem Kaiſerbecher, aus welchem nur der Herzog zu trinken pflegte, und er machte dann, völlig ſtumm verbleibend, eine Handbewegung nach dem Speiſeraume, welche beſagte: Ihr wart auf dem Wege dorthin, laßt Euch nicht ſtören! Norbert ging voraus. Er ging feſt, obwol er ſich eingeſtand: jetzt iſt Dein Leben ſo viel werth, wie eine taube Nuß. Herzog Bernhard hatte eben nach ihm gefragt und rief dem Eintretenden zu, ſich an ſeiner Seite niederzulaſſen. Norbert that das in guter Haltung, ſich nach Mitzlau umſehend, welcher noch ſtand. Er winkte ihn neben ſich, und dieſer hatte die Dreiſtigkeit, ſich ſo in der Nähe des Herzogs niederzuſetzen. Der Herzog bewillkommnete eben Hans, der nicht erwartet war in Pontarlier, und wies dieſem den Platz an zu ſeiner Rechten. Er theilte ihm halblaut mit, daß er einen Abſtecher machen wollte in die Schweiz hinüber, und daß ihn Hans begleiten ſollte. „Die Eroberung hier iſt ſo gut im Gange, daß wir eine Zeitlang entbehrlich ſind,“ ſagte er heiteren Blicks und wendete ſich zur Suppe, die jetzt aufgetragen wurde. Herzog Bernhard pflegte raſch zu ſpeiſen, ſogar etwas haſtig. Die Suppe war alſo raſch verzehrt, und jetzt ſetzte Hoffmann den gefüllten Kaiſerbecher mit dem tödtlichen Inhalte vor ihn hin unter den geflüſterten Worten: Die neue Sorte von St. Claude! Bernhard griff nach dem Becher und hob ihn mit der rechten Hand. Da legte Hans ſeine Linke auf den Arm des Herzogs und ſagte leiſe: Trinkt nicht, Herzog!

„Warum nicht?“

Hans ſprach leiſe in ihn hinein. Den Becher fortwährend in der Hand hörte Bernhard zu, wie es ſchien, ungläubig. Sein

Auge richtete ſich auf Norbert, deſſen Antlitz bleich war, der aber langſam ſeine Suppe aß, und nur mitunter, kaum bemerkbar, einen halben Blick nach der Hand des Herzogs ſendete.

Endlich ſetzte Bernhard den Becher wieder hin und ſagte halblaut zu Hans: Unterrichte Roſen! Hans ſtand auf, ging zu Roſen und ſprach ihm ins Ohr. Alles das wurde von den übrigen Tiſchgenoſſen nicht beachtet. Erſt als Roſen von ſeinem Sitze aufſprang und ziemlich laut die Worte ausſtieß: „Das ſieht dem „werthen Freunde“ ähnlich,“ wurden einige aufmerkſam. Roſen ging hinaus. Es wurde Fleiſch aufgetragen. Man ſpeiſte ruhig weiter. Auch Bernhard aß. Hoffmann kam zu ihm mit der Frage, ob der neue Wein dem Herrn nicht munde? und erhielt keine Antwort. Mittlerweile trat Roſen wieder ein und ſagte einigen ſpeiſenden Officieren ein paar Worte ins Ohr. Dieſe legten augenblicklich Meſſer und Gabel hin — es entſtand unheimliche Stille an der Tafel. Bernhard, welcher ſeine Fleiſchportion verzehrt hatte, unterbrach jetzt die Stille und ſagte zu dem neben ihm ſitzenden Norbert: „Ich weiß Euren Namen noch nicht, Herr!“ — Norbert heiß' ich — antwortete dieſer mit feſter Stimme. „Von Zierotin,“ ſetzte Hans hinzu. — Ich höre, Ihr ſeid ein Jeſuit! — fuhr Bernhard fort, und nun gerieth die ganze Tafel in Bewegung. „Nein!“ erwiderte Norbert. — Ihr beſtätigt mir wol dieſes Nein dadurch, daß Ihr mir aus meinem Becher herzhaft zutrinkt. Hier iſt der Becher!

Norbert bezwang ſich ſo, daß er lächeln konnte. Uebrigens ſchwieg er.

„Ihr wollt nicht trinken?“

Norbert ſchüttelte unter demſelben erzwungenen Lächeln den Kopf.

„Dann thut mir vielleicht Euer „werther Freund“ Mitzlau, welcher ungeladen hier ſitzt, die Ehre an, den Becher auf mein Wohlſein zu leeren?!“

Mitzlau ahnte in Todesſchrecken, daß Norbert nicht ohne den triftigſten Grund den Becher abgelehnt haben könnte, daß ein Attentat auf das Leben des Herzogs vorliege, daß auch er verloren wäre durch die „werthe Freundſchaft“ Norberts. Er ermannte ſich zum Trotze und ſprach heftig: „Ich habe den Mann neben mir ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen und habe nichts mit ihm zu ſchaffen“.

— Ihr lehnt es alſo ab — ſagte Bernhard — meinen Becher auf mein Wohlbefinden zu leeren? — „Weil er es ablehnt!“ ſchrie Mitzlau. — Wie erfahren wir alſo —? begann Bernhard und ſah ſich im Kreiſe um. „Ganz leicht, Herr Herzog;“ rief Roſen, „meine Leute haben einen Mönch eingebracht, welchen der Strick erwartet. Er hat ſechs Mann in einem Hauſe eingeſchloſſen und Feuer an das Haus gelegt. Sie wären verbrannt, wenn nicht neue Leute gekommen wären. Er iſt kerngeſund und wird den vollen Becher als letzte Labung vor dem Galgen willkommen heißen. Sein Befinden nach dem Trank wird deutliche Auskunft geben.“ — Da!

Bernhard reichte Roſen den Becher und Roſen ging fort.

— Weiter auftragen! ſagte Bernhard zu Hoffmann, der jetzt an allen Gliedern ſchlotternd hinter ihm ſtand und ſich bittere Vorwürfe machte, daß er den braven Nunnez abgewieſen mit dem unſchuldigen Weine.

Es wurde weiter aufgetragen, und nach einigem Zögern wurde auch gegeſſen. Norbert wenigſtens aß, und als die entſetzliche Stille allmälig in Murmeln übergegangen war — denn Jeder drückte ſeinem Nachbar ſeine Gedanken aus, und Einer theilte auch dem Andern mit, was Roſen vorhin nur Einzelnen ſtill geſagt hatte — flüſterte Norbert Mitzlau zu: Wenn es zum Aeußerſten kommt, erſtechen wir den Herzog; macht Euer Schwert locker! — So verging eine Viertelſtunde. Da trat Roſen wieder ein mit dem leeren Becher.

— Nun? — fragte der Herzog. — „Der Mönch entgeht wirklich dem Galgen;“ ſagte dieſer, „er liegt in Convulſionen, ſchreit vor Schmerz, und wird den Tag nicht überleben, wie die Feldärzte einſtimmig ſagen.“

Ein wüthender Schrei der Officiere folgte dieſer Rede. Alle waren von ihren Seſſeln aufgeſprungen. Nur Herzog Bernhard, Norbert und Mitzlau waren ſitzen geblieben. Bernhard winkte mit der Hand. Es wurde ſtill. Und zu Roſen ſich wendend ſagte er langſam: — Sechs Musketenſchüſſe! Drei für jeden dieſer Herren! — Er deutete auf Norbert und Mitzlau. Da ſprangen auch dieſe Beiden auf, riſſen ihre Schwerter aus der Scheide — oder wollten ſie aus der Scheide reißen. Roſen's frühzeitige Anordnungen verhinderten ſie. Er hatte angeordnet, die beiden „Kerle“ feſtzuhalten, ſobald ſie ſich vom Seſſel rührten, und zu viſitiren. Sie waren im Nu umringt und grimmig feſtgehalten. Und aus Norberts Bruſttaſche kam das leere Fläſchchen zum Vorſcheine. Hans gab es Hoffmann und trug ihm auf, den Stöpſel dazu neben dem Schenktiſche zu ſuchen. — Binnen einer Minute war das geſchehen — der kleine Stöpſel paßte genau. Der ruhig daſitzende Bernhard winkte Roſen: Norbert und Mitzlau wurden abgeführt. Mitzlau brüllte mehr als er ſchrie: Das iſt ja niederträchtig! Ich habe mit einem Giftmiſcher keine Gemeinſchaft.

„Mitgefangen, mitgehangen!“ entgegnete Roſen. — Doch ja! — rief Herzog Bernhard plötzlich, indem er ſich umwendete — der Jeſuit hat ein frommes Werk zu thun gemeint. Er wird die Tröſtungen ſeiner Kirche wünſchen. Das will ich nicht ſtören. Es ſoll ihm ein Pater gerufen werden! — „Fürſtliche Gnaden,“ ſagte ein Officier, „in ganz Pontarlier iſt kein katholiſcher Geiſtlicher mehr zu finden. Was nicht erſchlagen iſt, hat ſich geflüchtet oder verſteckt.“

Dieſe Rede war ein unangenehmer Eindruck für Bernhard, abſonderlich für Hans. Die abſcheulichſte Seite des Religionskrieges kam da noch einmal ans Tageslicht.

— Dann kann ich nicht helfen; — ſagte Bernhard tonlos — aber Mitzlau wenigſtens gebt einen Feldpaſtor! — „Zum Teufel mit Eurem Paſtor,“ brüllte dieſer, „ich bin mein Lebtag nicht zum Ketzerthum übergetreten!“ — Ihr ſeht, Herzog — ſagte Roſen — wie ſehr er ſein Schickſal verdient, dieſer heuchleriſche Verräther!

Und fort ging's mit Beiden. Der Vorſaal war voll Truppen, die Roſen bei ſeinem erſten Weggehen herauf beſchieden hatte und denen jetzt die armen Sünder überantwortet wurden. Man band ihnen die Arme auf den Rücken, und auf Roſen's Befehl wurden ſie zur Kirche geführt, welche dem Mandelbaume gegenüber am Platze ſtand. Unten im Hausflur ſtand Nunnez in einem Winkel. Er war gerade in dieſen Winkel gekrochen, weil er ſah, daß Norbert auf dieſer Seite die Stiege herab kam. So mußte der Verurtheilte — für Nunnez ein heiliger Märtyrer — dicht an ihm vorüber. Norbert ſah ihn, und ſein Blick ſprach zu ihm: Räche mich! Eine dunkle Flamme in Nunnez' Auge antwortete: Das iſt geſchworen. — Als ſie zum Haus hinaus waren, kroch Nunnez die Treppe hinauf in das Zimmer, welches er heute Morgen Norbert angewieſen. Hier konnte er vom Fenſter auf die Kirchenmauer ſehen, welche entweiht werden ſollte. Er warf ſich auf die Kniee und betete. Norbert war todtenbleich, ging aber ohne Wanken über den Platz hinweg und lehnte ſich ruhig an die Kirchenmauer. Er ſprach kein Wort. Mitzlau's Antlitz war karminroth und nahm ſich übel aus neben dem fuchsrothen Barte. Er ſchrie, ſchimpfte und fluchte ohne Unterlaß und wollte ſich nicht hinſtellen. Der Corporal, welcher die ſechs Musketiere befehligte, ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er dadurch nur ſelbſt den Tod ſich erſchwerte. Denn wenn er nicht ruhig ſtünde, würde er ſchlecht getroffen und hätte dann viel zu leiden. Ein tapferer Officier wie er, wüßte ja doch, was ſich ſchicke. Das half. Noch ein Fluchwort gegen Norbert, welcher ihn ins Verderben geriſſen, und er ſtand ruhig. Ganz nahe, nur fünf Schritte entfernt, hatten ſich die ſechs Musketiere ſchon aufgeſtellt und hatten die Musketen ſchon an den Backen genommen. Schnell commandirte der Corporal „Feuer!“ und Jeder hatte drei Kugeln in der Bruſt. Nunnez oben am Fenſter ſah, daß ſie vornüber aufs Antlitz fielen, und er ſtieß einen fanatiſchen Schrei aus. Niemand hörte ihn da oben. Es wäre den Weimaranern unten heilſam geweſen, wenn ſie ihn gehört hätten.

14.

Der Brief Marguéritens an Bernhard, welchen Norbert gebracht, war kurz geweſen und hatte gelautet:

Mein liebſter Freund! Ich habe nur Zeit für zwei Worte. Dieſe wollen ſagen: wie lange, wie lange haben wir unſern beſten, unſern einzigen Freund nicht geſehen! Juſt ein Jahr lang nicht! Ein ſo langes Jahr! Die Mutter verſchmerzt den Tod meines guten Vaters nicht, gar nicht. Ich auch nicht. Ach er war ſo lieb! Aber ich meine doch, er ſei mir nicht ganz verloren. Er ſteht ſo lebendig vor mir, oder vielmehr er ſitzt zwiſchen mir und Euch, und ſpricht ſo freundlich, und nimmt Eure Hand und nimmt die meinige. Ach, lieber Bernhard, Ihr ſolltet doch nicht ſo weit von uns ſein und bleiben! Täglich reite ich auf Eurem höchſt vortrefflichen Schimmel gegen Weſten hin, wo Ihr hinter dem Juragebirge fechten ſollt, und ſtrenge die Augen an, ob Ihr denn nicht einmal des Weges daher kommen werdet. O thut's bald; wir ſind ſo einſam. Eure Marguérite.

Bernhard hatte die Antwort geſendet:

Morgen reite ich durch den Jura, und es kommt zu ſeiner liebſten Freundin Euer Bernhard.

So ritt er denn am nächſten Morgen aufwärts am Doubs, neben ſich Hans, hinter ſich ein paar Reitknechte. Der Morgen war friſch, die Luft hell. Sein Gemüth war zwiſchen zwei Empfindungen ſchwankend. Die eine ſchwellte ihm hoffnungsvoll die Bruſt, und zum erſten Male gab er ihr laute Worte, wenn auch kurze Worte. Er liebte Hans und wußte, daß dieſer die Liebe zu einen Weibe ehrlich verſtehe. Auch in halben Worten verſtehe. Er brauchte ihn dabei nicht anzuſehen; er ſprach über den Kopf ſeines Pferdes hinaus in die friſche Luft. Du verſtehſt mich? warf er nur einmal dazwiſchen.

„Vollkommen, Herzog, und ich freue mich herzlich, die junge Dame kennen zu lernen. Sie ſoll ſo ſchön als tüchtig ſein.“ — Beides, Hans! Und ihr Beſitz wird mich ſehr beglücken. Aber es thut auch noth. Die geſtrigen Erfahrungen laſten doch ſchwer auf mir. Den Mord fortwährend an der Ferſe zu wiſſen, iſt, auch für einen Kriegsmann, niederſchlagend. Die ganze Menſchheit wird einem verdächtig — — wer jagt da hinter uns?

Es waren zwei Reiter. Graf Guébriant war der eine, Erlach der zweite. Beide kamen von Paris mit Botſchaften und Erklärungen der franzöſiſchen Regierung. Guébriant bat um eine Unterredung unter vier Augen. Wär's ein anderer Franzos geweſen, ſo hätte Bernhard geſagt: Reitet neben mir und ſprecht. Guébriant achtete er als Soldaten, ihn und den jungen Vicomte von Turenne. Er ſtieg alſo ab und ging mit ihm in ein Häuschen am Fluſſe. Das zerſtörte Fort Joux ſchaute von oben herab auf den ſchäumenden Doubs und das ſteinerne Häuschen. Erlach und Hans warteten außen. Hans fragte, wie der Cardinal die Anzeige des Herzogs aufgenommen habe. Sehr ungünſtig! antwortete Erlach und führte alsdann des Breiteren aus, wie natürlich dies wäre und wie Richelieu ſich für geprellt erachten müßte. Um ein Stück Bergland könnte Frankreich nicht Jahre lang koſtſpielige Anſtrengungen gemacht haben. Chevalier de Lisle, der Bote des Cardinals — ſchloß er — wartet drin in Pontarlier auf die Antwort, welche der Herzog dem Grafen Guébriant giebt, wie auf ein Ultimatum. Es ſteht zu fürchten, daß Frankreich den Spieß umkehrt, wenn ſie ungenügend ausfällt. Verwendet Euren Einfluß, Herr von Starſchädel, daß der Herzog nachgiebiger auftritt. Wenn Frankreich den Elſaß als unſer Widerſacher mit Truppen überzieht, ſo ſtehen wir zwiſchen zwei Feuern.

„Das zweite Feuer ſeh' ich nicht,“ erwiderte Hans, „denn es ſteht kein kaiſerliches Heer im Felde, und mit den Franzoſen wollen wir binnen einer Woche fertig werden. Macht Ihr Euch lieber frei von Eurer unſeligen Ergebenheit für die Franzoſen!“

Erlach ſah ihn betroffen, aber ſehr unfreundlich an. Sein herber Blick ſchien zu fragen: Weißt Du Näheres von mir? Erlach war nämlich bei ſeinem diesmaligen Aufenthalte in Paris der Verführung Desnoyers' völlig erlegen. Er hatte eine große Summe Geldes genommen, er hatte eine hohe Leibrente angenommen, er hatte ſich vollſtändig beſtechen laſſen. Wozu? Den Franzoſen bei erſter Gelegenheit Breiſach auszuliefern und die feſten Plätze im Elſaß, in Vorderöſterreich, ſelbſt die würtembergiſche Feſte Hohentwiel. Düſtern Blicks kamen jetzt Bernhard und Guébriant aus dem Häuschen, beſtiegen ihre Pferde und trennten ſich unter kühlem Gruße. Guébriant ritt nach Pontarlier zurück. — Erlach ritt mit dem Herzoge weiter. Bernhard forderte ihn auf, im Reiten Bericht zu erſtatten. Erlach that das in der Weiſe, wie er kurz vorher mit Hans geſprochen. Nur vorſichtiger und ausführlicher. Die perſönliche Verſtimmung des Königs und Richelieu's gegen Herzog Bernhard betonte er nachdrücklich.

„Mag ſein!" ſchloß Bernhard, „ich habe meine Schuldigkeit gethan, indem ich dies Land von den Spaniern erobert, und es der franzöſiſchen Regierung überantworte. Ihr mögt zurückkehren nach Pontarlier; Oberſt Erlach, und die Einrichtungen darnach treffen in dieſem Lande, daß die Franzoſen Beſitz ergreifen können, ſobald meine Truppen abziehen. Jenſeits des Doubs, wo die deutſche Sprache anfängt, ſoll den Franzoſen kein Dorf zufallen. — Dort macht die Runde durch alle feſten Plätze. Sie ſollen in ſtraffer Armirung, und vor jedem Ueberfalle der Franzoſen ſicher geſtellt ſein. In acht Tagen denke ich bei Baſel aus der Schweiz heraus zu kommen, und meinerſeits eine große Rundreiſe zu unternehmen durch mein jetziges Reich, um die Landesverwaltung in meinem Sinne zu ordnen. In Breiſach treffen wir zuſammen. Dort erwart' ich Eure Meldung, daß alle feſten Plätze unter zuverläſſiges Commando gegeben ſind.

Nach dieſer Rede ritt auch Erlach gen Pontarlier zurück. Er war entſchloſſen — denn er war bezahlt dafür — das Gegentheil von dem zu thun, was ihm der deutſche Herzog aufgetragen.

Hans deutete darauf hin gegen Bernhard. Mißmuthig erwiderte dieſer: „Erſchüttere nicht auch Du noch mein Vertrauen. Erleb' ich nicht Verrath genug? Hab' ich nicht erſt dieſen Mitzlau ſtrenger geſtraft, als es redlich nothwendig ſein mochte?! Wohin gerathen wir? Freilich hat dieſer Schweizer ein übertrieben günſtig Vorurtheil für die Franzoſen. Aber nur aus Gründen, die ihm wol zuſtehen, weil er unſere geſtiegene Macht im deutſchen Reiche nicht kennt. Uebrigens hat er ſich doch ſtets als ein zuverläſſiger, meinen Befehlen ſtreng gehorchender Mann erwieſen. Ich thäte ihm Unrecht, wenn ich ihm was Falſches zutraute". Unmuthig ſpornte er ſein Pferd, und ſie flogen nach der Tiefe hinab, in welcher ſich der Neuſchateler See ausbreitet. Die Witterung erwies ſich hier wirklich milder, und das Frühjahr ſchien ſich als ein weiches, wahrſcheinlich regneriſches anzukündigen. Am folgenden Tage war auch die Stimmung Bernhards gründlich verändert. Alle die Kriegs- und Regierungsſorgen und das Unbehagen, ſtets vom Morde bedroht zu ſein, waren verflogen. Höhere Geſpräche, welche Hans anſchlug, und auf welche Bernhard gegen ſeine Gewohnheit bereitwillig einging, erhoben ſie über die Sorgen des Tages. Hans hatte die Fähigkeit, in einfachen, natürlichen Ausdrücken intimere Betrachtungen anzuſtellen, und was Bernhard ſonſt lächelnd als „Philoſophie" abzuweiſen pflegte, das fand er jetzt anſprechend. Das Schickſal ſchien ihm eine Sammlung gewähren zu wollen. Sie ſprachen von der Beſtimmung des Menſchen, und Hans führte aus, daß dieſe doch ſehr mannigfaltig ſein und auf ſehr mannigfaltige Art Glück gewähren könne, wenigſtens Befriedigung. Nach irgend einer Seite müßte auch der Glücklichſte entſagen. Darum hielte der verſtändige fromme Menſch dies Leben nur für einen Uebergang, für eine Vorbereitung. Wem nun gar ein liebendes und geliebtes Weib beſchieden und ein Kinderſegen geſchenkt ſei, der könne ſich eine lieblich umfriedete Welt bilden. Ich habe zwei ſolche Beiſpiele vor mir — fuhr er fort — das Familienglück eines Freundes aus dem Waldſtein'ſchen Kreiſe, Leo Steinwald iſt er geheißen, und mein eigenes. Freund Leo, welchen ich auf meiner letzten Reiſe beſucht, lebt im mecklenburgiſchen Lande wie auf einer glücklichen Oaſe mit Frau und Kind. Er ſchafft Gutes und nützt wo er nützen kann. Das empfinden und achten ſelbſt die Kriegführer in ſeiner Nähe, und verſchonen den Umkreis ſeiner Wirkſamkeit. Und ich ſelbſt habe mich in den letzten trüben Jahren, da Ihr in Frankreich verſchwunden waret, mit dem Gedanken vertraut gemacht: unſere Sache des Glaubens und Vaterlandes in Leid und Trübſal verfallen zu ſehen. Die Sache des Glaubens iſt es ja für mich ſchon lange; denn Eure lutheraniſchen Grenzen ſind nicht die meinigen. Dennoch — o, es hat freilich ſchmerzliche Kämpfe gekoſtet! — hab' ich mit meiner Marie einen Standpunkt gefunden, welcher uns leidlich beruhigt. Wir erziehen unſern Sohn für unſere Ideen, wir vertreten unſere Grundſätze überall im Alltagsleben feſt und ruhig, wir wirken ſtill für die Zukunft. Sind unſere Gedanken wahr, ſo befruchten ſie auch, und die Familie iſt der kleine Staat, welchen keine Gewaltthat verwüſten und vernichten kann.

„Ja, Hans," ſprach Bernhard, „Du biſt ein guter Sproß unſerer ſächſiſchen Heimat, und Du erweckſt mir ſehnſüchtige Gedanken an dieſe Heimat." Seit wie lange hab' ich dieſe Sehnſucht nicht gekannt! Erfurt wäre ein guter Mittelpunkt, wenn Gott mir ferner Leben und Sieg ſchenken will. Da wären wir nahe bei einander, und ſähen uns oft, und unſere Frauen ſchlöſſen Freundſchaft."

Hans ſah erſchrocken auf Bernhards Auge, welches mit ungewöhnlichem Blicke ins Weite ſchaute. Warum war er denn erſchrocken? Die Rede Bernhards, und ſein Blick wie ſein Weſen erweckten in Hans einen erſchreckenden Gedanken. Bernhard kam ihm ganz verwandelt vor, und der erſchreckende Gedanke ſprang ihm aus einem alten Volksſpruche vor die Seele, aus dem Volksſpruche: Der muß nahe an ſeinem Tode ſein, denn ſo war er nie! Hans ſchob es auf die immer wiederkehrenden Vergiftungsattentate, und wurde auch raſch davon abgelenkt. Denn Bernhard zeigte haſtig mit dem Arme hinauf — ſie waren am Fuße eines Hügels — und rief: Sieh doch, ſieh doch! Meine Ahnung! Das kann Niemand ſein als — das iſt der Zelter, das iſt ſie! Und wie ein Pfeil flog ſein Pferd hinauf. Hans blieb zurück; er wollte das Wiederſehen nicht ſtören. Zwei Frauen und ein Mann kamen von der Höhe des Hügels herab. Es war Marguérite, Marthe und Mathieu. Wie ſchwang ſie ihr Taſchentuch als begrüßende Flagge, da ſie Bernhard heranſtürmen ſah, mit welchem Freudenrufe reichte ſie ihm beide Hände entgegen, als er dicht bei ihr ſein ſchnaubendes Roß jählings zum Stehen brachte. Denn ſie konnte die Zügel fallen laſſen, ihr Zelter war fromm wie ein Lamm bei allem Feuer. Sie ritten allein neben einander den Hügel hinab. Marthe und Mathieu warteten auf Hans und die Reitknechte. Marthe ſchien der Meinung zu ſein, daß Mathieu nicht zu hören brauchte, was die jungen Herrſchaften einander zu ſagen hätten; ſie ſchnitt ihm wenigſtens eine mißbilligende Grimaſſe, als er ſein Pferd ihnen nachwenden wollte. Die jungen Herrſchaften Marthes aber kamen gar nicht dazu, ſich etwas zu ſagen. Sie fragten und fragten, und fragten in Ausrufungen, welche keiner Antwort bedurften. Endlich kam's doch zur Klarheit zwiſchen ihnen, daß Königsfelden noch einige Meilen entfernt, und daß Marguérite ſchon einige Stunden unterwegs wäre.

„Geſtern Abend kam Euer Bote an,“ ſagte ſie in haſtiger Rede, „und wir erfuhren, daß Ihr kommen wolltet. War das eine Freude! Ich rief gleich aus: mit dem Früheſten reite ich ihm entgegen! Und als die Mutter ſprach: So ins Ungewiſſe hinaus und ungeleitet, das geht ja nicht, und ſchickt ſich nicht! — da fragte ich meine alte Marthe, ob ſie mitreiten wollte, und die gute Marthe lachte — ich weiß nicht recht, warum ſie lachte! — und ſagte Ja. Außerdem verſprach ich der Mutter, nur bis zur Mittagsſtunde zu reiten, und wenn ich Euch bis dahin nicht begegnet wäre, dann wieder umzukehren. Ihr ſeid aber gekommen juſt um die Mittagsſtunde. 's hat himmliſch gepaßt, Alles.“ — Aber da werdet Ihr ja ganz erſchöpft ſein, obwol Ihr gar nicht ſo ausſieht — rief Bernhard — habt Ihr denn Lebensmittel bei Euch? Oder ſeid Ihr eingekehrt? — „O nein! Wir ſind immerfort ſcharf geritten, bis Marthe anfing zu ſtöhnen. Ich bin auch gar nicht erſchöpft, ein wenig durſtig vielleicht." — Dort unten ſtehen Häuſer am Wege! Da ſteigen wir ab, und verlangen Milch, und ruhen eine Weile! — „Ja wol. Das wird auch der Marthe erwünſcht ſein. Wie mich das freut, ſo ſelbſtſtändig in die Welt hineinzuſprengen! Einen Augenblick vorhin, eh' wir auf den Hügel hinauf kamen, wurde mir bange. Jetzt, da Ihr neben mir ſeid, fühl ich mich ſo ſicher, als ob mein lieber Vater neben mir wäre." — Faſt hätte ich nicht kommen können! — „Warum nicht?" — Der Tod ſtreckte die Hand nach mir aus. — „Um Gotteswillen!"

Und nun erzählte er ihr das Attentat, welches ihr Briefbote Norbert gegen ihn gerichtet. Sie erſchrak ſo, daß ſie blaß wurde. — Und daß ſie ſelbſt den böſen Mann geſchickt hatte —! Sie zitterte, als Bernhard vor dem erſten Hauſe ſtill hielt, abſtieg, und ihr vom Pferde half. Sie zitterte ſo, daß er ſie vom Pferde herunter heben mußte. Es durchſchauerte auch ihn, als er fühlte, in welcher Aufregung der weiche, voll gewordene Mädchenkörper bebte unter ſeinen Händen. Ein Burſch aus dem Hausflur kam herbei und hielt die Pferde. Eine rüſtige Bauersfrau öffnete eine leere Stube für das vornehme Paar, und verſprach Milch. Bernhard führte Marguérite in die Stube und zu einem Seſſel von grobem Holze, ihr Muth zuſprechend. Als Tochter eines tapfern Vaters müſſe ſie ja wiſſen, daß ein Kriegsmann ſtündlich in Gefahr ſchwebe, und doch gewöhnlich heil aus der Gefahr heraus ſchreite.

„Ja, ſo dacht ich wol in meiner Jugend, bis mein armer Vater an jenem Abende plötzlich ſchwieg, ſtarren Auges, athemlos! Oh, da hab' ich mit Entſetzen erfahren, was Tod heißt! Und wenn ich mir vorſtelle, daß auch Ihr —"

Bernhard ſtand dicht vor ihr, und legte leiſe beide Hände auf ihre Schultern, und ſagte mit verhaltener Stimme: „Liebe Marguérite, bin ich Euch wirklich ſo werth, daß Ihr —?"

— O wahrhaftig! — unterbrach ſie ihn, und ſah ſo treuherzig zu ihm auf mit thränenfeuchtem Auge, daß ihm das Herz in Wonne bebte — wahrhaftig! Die Mutter und Ihr — mein Gott, daran habe ich noch gar nicht gedacht, daß ich die Mutter verlieren könnte, aber —

Die Thür ging auf, Bernhard trat ſogleich einen Schritt zurück. Die Bauersfrau brachte die Milch, und fragte, ob ſie Feuer machen ſollte in dem kalten Zimmer? „O nein!“ antwortete Marguérite. Die Bauersfrau ging.

„Wollt Ihr nicht trinken?“ fragte Bernhard, und reichte ihr den ganz ſaubern Topf. — Ich habe keinen Durſt mehr. — „Aber Ihr braucht eine Labung. Fort mit den Todesgedanken. Wir leben ja beide friſch und kräftig. Wir haben, will's Gott, ein langes Leben vor uns. Lächelt, liebe Marguérite, lächelt getroſt. So! Und nun trinkt herzhaft, trinkt mir zu auf unſer Wohlergehen!“ — Auf Euer Wohlergehen! — „Nein, auf unſeres! — Wollt Ihr das nicht?“ — Wie gern!

Sie trank und ihre Augen ſprachen zu ihm eine reizende Sprache. Als ſie ihm das Gefäß reichte, führte er es da an die Lippen, wo die ihrigen geruht. Sie erröthete unter ſeinem Blick. Er ſtellte das Gefäß auf einen Tiſch, und holte ſich einen Seſſel, welchen er dicht neben ſie ſetzte. Er empfand es im Geiſte und im Herzen, daß die jahrelange Liebeshoffnung langſam aber glücklich gereift ſei in Marguérite, welche wie eine eben aufgeblühte Roſe ſtill da ſaß, ſtill zur Erde ſchauend. Nur daß draußen das Gefolge ankommen, und den ſchönſten Augenblick unterbrechen konnte, war eine Störung. Schnell alſo meinte er ſich überzeugen zu müſſen, ob die ſelige Empfindung in ihm vollen Widerhall finde im Geiſte und Herzen Marguéritens.

„Marguérite,“ ſagte er halblaut, indem er ſich niederließ, „ich möchte gern wiſſen, wie es in Eurem Herzen ausſieht!“ — In meinem —? — und dabei ließ ſie die Handſchuhe, welche ſie ausgezogen, aus den Händen fallen. Einer blieb im Schoß des blauen Reitkleides, der andere glitt auf den Fußboden. Sie bückte ſich, ihn aufzuheben, und klagte, daß ihr Blut und Wärme ſo ſehr nach dem Kopf ſteige — „Das macht Euer Hütchen, welches ſo feſt ſitzt, und welches Ihr ſo ſcharf unter dem Kinn gebunden habt. Erlaubt!“

Und nun löſte er mit nicht recht ſicherer Hand — der ſonſt! ſo tapfere Kriegsheld — die Bandſchleiſe unter ihrem Kinn, und berührte ungeſchickt mehrfach ihre untere warme Wange — und dann hob er das Hütchen von ihrem vollen dunklen Haar, und ermannte ſich ſogar, das ein wenig wirr gewordene Haar glatt zu ſtreichen, indem er noch leiſer ſagte: „Ihr habt Eure Antwort unterbrochen, ob in Eurem Herzen —“ — Das weiß ich ja nicht — unterbrach ſie ihn. „Seht nur tapfer hinein!“ — Wie kann man das? — „Man ſtellt ſich Fragen.“ — Welche? — „Zuerſt, ob man ganz befriedigt iſt, oder ob man was vermißt. Seid Ihr immer ganz befriedigt?“

Sie ſchwieg.

„Oder hofft Ihr noch etwas, was noch nicht da iſt?“ — Letzteres wol! — „Und wenn Ihr der Hoffnung einen Namen geben ſolltet, wie würde der Name lauten?“

Da erhob ſie die großen dunklen Augen und ſah ihn an. So vertrauensvoll und doch nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit, ſo warm, ſo lieb, und der kleine Mund mit ſeinen ſchwellenden Lippen öffnete ſich, der Name ſchwebte darauf, es fehlte nur noch der Muth des Athems, welcher ihm Ton geben ſollte und Bernhard ſelbſt unterdrückte dieſen Ton! Als wollte er die leiſeſte Betonung gewiß vernehmen, hatte er ſich näher und näher zu ihrem Munde gebeugt und der erſte Kuß entſtand wie eine Uebereilung — der Laut „Bernard“ kam erſt nachträglich und für den Sprachforſcher zweideutig zu Gehör, als ein Klopfen an der Thür den Kuß unterbrach. — Marthe hatte draußen ſich erinnert, daß ſie die jungen Herrſchaften doch wol auch beaufſichtigen ſollte, und hatte gemeint, daß ſie nun lange genug allein geblieben wären, um ſich das Nothwendige zu ſagen — thörichte alte Amme! Es iſt den Menſchen ſo wenig Zeit vergönnt zum Glücke, und man ſpricht deshalb nur von glücklichen Augenblicken Gute Freunde ſollen ſie nicht noch abkürzen. Am wenigſten einem Manne wie Bernhard, deſſen Leben ſo heftig bedroht war mit Abkürzung.

Und dennoch wurden es drei glückliche Tage in Königsfelden. Die ſchönſten ſeines Lebens. Das natürliche Weſen, die friſche Jugendliebe Marguéritens entfaltete ſich ihm während dieſer drei Tage zu nie empfundenem Entzücken. Und Bernhard wußte den Werth der Zeit zu ſchätzen: er trat vor die Frau Herzogin hin und bat ſie, die Hand Marguéritens ihm ſogleich zu gewähren. Was Pomp und Hochzeitsprangen! — rief er — die ich allerdings ſelbſt vorbereitet, wir ſtehen im Kriege, und jede Verzögerung kann unwiederbringlicher Verluſt ſein. Laßt den nächſten Prediger kommen und bewilligt unſere Trauung! — Das war leider gegen den Charakter der etwas förmlichen Frau. Sie fand ſolch eine Heirat aus dem Stegreif nicht ſchicklich. Des Pompes bedürfe es nicht, meinte ſie, aber überraſchen dürfe die Heirat einer Rohan die Welt nicht. Zudem ſei das Trauerjahr für den verſtorbenen Vater kaum abgelaufen, und mindeſtens fünf Vierteljahre ſchreibe die Sitte ihres Hauſes vor zwiſchen Grab und Brautbett. Sobald der Sommer über Wald und Feld eingekehrt ſei, werde ſie ihm die Tochter nach Breiſach bringen. —

„Ich werde ſie holen laſſen wie eine Königin!" ſagte Bernhard ſeufzend, denn er wußte nur zu gut, daß dieſe ſtrenge Frau nicht abzubringen wäre von ihren Grundſätzen.

Die Frau Herzogin beraubte zwei glückliche Menſchen, wie Marthe ſie beraubt hatte.

In Pontarlier entwickelte ſich denn auch die letzte, wahrſcheinlich entſcheidende Gefahr für Bernhard. Nunnez hatte rathlos dem fortreitenden Herzog Bernhard nachgeſehen. Nach der Schweiz hatte es geheißen und nach Pontarlier kehrt er nimmer wieder!

Was blieb dem ingrimmigen Greiſe für eine Hoffnung übrig, dem König Jehu ans Leben zu greifen! Leibdiener Hoffmann mit ſeiner unerſchöpflichen Weisheit blieb ihm übrig. Er trat zu Nunnez und kündigte ihm an, daß auch er abreiſe und zwar nach Neuenburg, wo er ſeinen Herrn erwarten ſolle. Und nun verlangte der Leibdiener mit der unglücklichen Hand etwas, was Nunnez nicht beſſer hätte erfinden oder wünſchen können, er verlangte einen Vorrath ſpaniſchen Weins für den Herzog. Kein Schatten von Mißtrauen war in ihm gegen Nunnez. Ganz im Gegentheile! Reue bewegte ihn, daß er geſtern nicht den Wein des ehrlichen Nunnez angenommen hatte für den Kaiſerbecher; dann wäre dem Giftmiſcher wahrſcheinlich die Gelegenheit entgangen, unbemerkt an den Schenktiſch zu treten. Er meinte alſo ſogar, Nunnez eine Art Entſchädigung ſchuldig zu ſein, und forderte ihn jetzt auf, die Lieferung ſpaniſchen Weins für den Herzog auch nach Deutſchland, auch für den Burgkeller in Breiſach zu übernehmen. Nunnez' trüb gewordenes Auge blitzte auf. Sein Geiſt fand: da öffnet ſich ein Weg! Als praktiſcher Händler machte er Schwierigkeiten; er mußte ſich ſelbſt Zeit laſſen, den richtigen Fußpfad auf dieſem Wege auszufinden. Der Transport dieſes feinſten ſpaniſchen Weines — ſagte er zögernd — hat große Schwierigkeiten. Wenn er gefahren wird, ſo macht ihn das Schütteln trübe. Wenn ich was liefere, ſo will ich's gut liefern, um meinen guten Ruf zu erhalten.

„Nun dann," erwiderte Hoffmann, „dann ſchickt die Fäſſer nicht auf Wagen!" — Fäſſer dürfen's überhaupt nicht ſein. Den feinen Alicante muß man zeitig abziehen auf Krüge und Flaſchen, den feinſten auf ganz kleine Steinflaſchen, ſo daß nicht mehr als ein Kelch voll beiſammen iſt. — „So ſchickt ihn abgezogen in Krüge, Flaſchen und kleinen Flaſchen wie hier zu Lande das Meiſte transportirt wird — auf Maulthieren." — Das wär' nöthig. Aber 's hat auch ſeinen Haken. Man müßte dabei ſein, und dafür bin ich zu alt. Die Racker von Maulthiertreibern, die aus Spanien bis hierher kommen und die den Transport verſtehen, die müſſen beaufſichtigt werden. Sie ſaufen unterwegs aus den Krügen und Flaſchen und gießen Waſſer zu, um die Krüge und Flaſchen wieder voll zu machen.. Man muß dabei ſein, wenn man für gutes Getränk einſtehen ſoll, und ich alter Krüppel wag' mich nicht mehr auf ſo weite Reiſe. — „Weite Reiſe! Ein paar Meilen über den Doubs hinunter, was iſt denn das? Der Herr Herzog hat mir geſagt, daß er eine Rundreiſe durch ſein jetziges Reich machen, und dieſe Rundreiſe am Doubs, alſo etwa bei St. Hippolyte abſchließen will. Dort wird er ſeine hieſige Kriegsmacht erwarten und nach Breiſach führen zum Feldzuge ins innere Reich. In Hippolyte alſo trefft Ihr uns. Was iſt das für 'ne Reiſe! Ihr kommt gar nicht aus Euren Bergen heraus." — Wann denn? — „Das laſſ' ich Euch ſagen. Es gehen ja täglich Boten vom Heere zum Herzoge und vom Herzoge zu Euch. Und ſobald wir uns dem Doubs zuwenden, ſchick ich Euch einen Zettel und Ihr brecht auf." — Das kann alſo noch lange dauern? — „An ſechs bis acht Wochen." — Wer da noch lebt! — „Paperlapap! Ihr ſeid zäher als ein Junger!" — Seit Kurzem nicht mehr. Na, alſo meinethalben! Aber nun verlaſſ' ich mich drauf, denn ich mache Auslagen, um das beſte Gewächs zu bringen, und ſo wie's hier im Lande zugeht, iſt nichts auf den Straßen ſicher vor Raubſoldaten. Ich kann das Riſico nicht aufs Ungewiſſe übernehmen. — „Ungewiß! Alter Narr! Bin des regierenden Herrn Leibdiener. Was ich beſtelle, iſt ſicherer beſtellt, als wenn's der Kaiſer thäte. Mein Zettel kommt ſo beſtimmt wie die wärmere Jahreszeit kommt, und dann haltet Wort!" — Ja, Herr.

So ſchieden ſie. Und nun begann eine qualvolle Zeit für Nunnez. Qualvoll, weil er zweierlei fürchtete. Erſtens, daß wirklich ſein Leben nicht ſo lange vorhielte, wenigſtens ſeine Lebenskraft, welche zur Reiſe und zur letzten Ausführung nöthig wäre. Er war ſehr alt, und die Erſchießung Norberts hatte ihn arg erſchüttert. Ein beſtändiges und bedenkliches Zittern verließ ihn ſeit geſtern nicht mehr, und der Athem war ihm ſeit geſtern kurz geworden. Zweitens, daß dieſer Leibdiener vergeſſen könnte, den Zettel zu ſchicken. Wie gebrechlich er ſich fühlte, die Begierde in ihm war doch grenzenlos, die Rachethat an dem ketzeriſchen Herzoge zu vollenden. Zweimal täglich keuchte er von nun an in die Kirche hinüber, und betete inbrünſtig zu ſeinen Heiligen um Kraft und Gelegenheit zur frommen That. Denn daß es eine ſolche wäre, das ſtand zweifellos in ſeiner Seele. Und jedesmal wenn er aus der Kirche kam, trat er an die Mauer hin, an welcher Norbert erſchoſſen worden. Er küßte ſie, und ſprach murmelnd einen gräßlichen Fluch aus über den teufliſchen Herzog, welcher die Hinrichtung befohlen. So vergingen vier Wochen. Die warmen Lüfte kamen vom Mittelmeer, und verſetzten den greiſen Körper in erhöhte Aufregung. Die Furcht, daß er erliegen könnte, ſteigerte ſich in ihm, und erſchöpfte ihn — er blieb eines Abends liegen an der Kirchenmauer, er mußte nach Hauſe getragen, er mußte ins Bett gelegt werden. Vier Wochen lag er ſchon. Wenn nun auch der Zettel kam, er konnte nicht aufſtehen. Er verſuchte es mehrmals, aber er erhielt ſich nicht auf den Füßen, die Kraftloſigkeit warf ihn ſtets wieder aufs Lager zurück.

Der alte Mann weinte wie ein Kind. Der Plan, welchen er gefaßt, war ſo leicht und einfach! In eine der kleinen Flaſchen, welche kaum ſo viel enthielten als jener Becher faßte, wollte er das Gift gießen, wollte dieſe Flaſche verſiegeln und ſie zuerſt und allein dem Hoffmann einhändigen kurz vor der Mahlzeit. Das war ſo ſchlicht und ſo ſicher! Jedermann konnte es ausführen, und Nunnez in ſeiner Schwäche kam denn auch endlich auf die Idee, die Ausführung einem Andern zu übertragen. Aber er wußte keinen Zuverläſſigen. Sein altes Geſinde war verjagt durch die feindlichen Krieger, und ein Pater, der Jemand hätte beſchaffen können, war in Pontarlier nicht vorhanden; es wagte ſich keiner zurück, ſo lange die Weimaraner herrichten; es gab ſeit Monaten keinen Gottesdienſt. Und einem nicht ganz Zuverläſſigen wollte er's um keinen Preis anvertrauen. Da konnte ja das letzte, ſo glücklich vorbereitete Mittel verloren gehen. So kam der Monat

Mai, und die Gefahr für Bernhard ſchien vorüber zu gehen. Runnez erholte ſich nicht mehr, und der Zettel Hoffmanns blieb aus. Woche auf Woche verging — im Mandelbaume verfiel die Wirthſchaft, und man ſagte ſich laut: der alte Runnez liegt im Sterben. Da füllte ſich Pontarlier mehr und mehr mit Weimar'ſchen Truppen. Sie ſammeln ſich zum Abzuge, hieß es, der Herzog nähert ſich, und will Muſterung halten jenſeits des Doubs.

Dieſe Nachricht drang auch zu Runnez. Gleichzeitig war in der Nacht ein heftiger Umſchlag des Wetters eingetreten. Das ganze Frühjahr war regneriſch geweſen, und die Wege waren nirgends trocken geworden, ein Grund wol für Bernhard, ſeine Rundreiſe zu verlängern und den Zug ins innere Reich hinauszuſchieben. In der Nacht aber hatte ein heftiger Nordwind die dicke, feuchte Luft weggefegt, es war kühl geworden, und dieſer Umſchlag war auch den geſunkenen Nerven des alten Runnez erkräftigend geworden. Als er die Nachrichten von der Annäherung des Herzogs vernahm, gab er von ſeinem Geiſte aus dem matten Körper einen neuen, heftigen Anſtoß, er taumelte aus dem Bette, er hielt ſich an den Seſſel, er verſuchte zu ſtehen — er ſtand, und nach einigen Stunden konnte er mit einem Stocke langſam gehen. Er humpelte zur Kirche hinüber. Das Gebet ſtärkte ihn wunderbar. Heimkehrend ließ er den damals ſchon vorbereiteten Wein verpacken, ließ er die Maulthiere rüſten. Er war entſchloſſen, auch ohne den Zettel Hoffmann's aufzubrechen, wenn der Körper es irgend zuließe. Auf dem Maulthiere, meinte er, werde ja wenig Kraft in Anſpruch genommen, und wenn er nur ankäme, und die kleine Steinflaſche übergeben könnte, dann möchte der Tod ihn niederwerfen, das Werk ſei ja vollbracht —! Der Nordwind hielt an. Am nächſten Morgen war Runnez um einen großen Grad friſcher, und gegen Mittag — wurde durch einen Reiter Hoffmann's Zettel im Mandelbaume abgegeben. Um die Mittagsſtunde ließ ſich Runnez aufs Maulthier heben, und ritt langſam mit dem Transporte von ſechs anderen Maulthieren aus Pontarlier, abwärts gen St. Hippolyte.

15.

Der Nordwind hielt an. Seine Friſche hielt den alten Nunnez aufrecht im Sattel ſeines Maulthieres, obwol der Marſch ſehr beſchwerlich war. Weimar'ſche Truppen nämlich, welche die burgundiſche Freigrafſchaft verließen, nahmen die Heerſtraße ein, und Nunnez mit ſeinen ſechs Maulthieren wurde oft unſanft zur Seite gedrängt in Getreidefelder oder unwegſame Lehden. Es war gegen Abend, als er vor St. Hippolyte ankam. Aber er ward nicht eingelaſſen. Ein Weimar'ſcher Officier hielt zu Pferde vor dem Thore, und wies Jedermann zurück. Die Truppen mußten links und rechts die Stadt umgehen. Warum? Die Peſt ſei in St. Hippolyte ausgebrochen.

„Und der Herzog von Weimar?!" ſtöhnte Nunnez. — Iſt längſt fort nach Pfirt!

So war es auch. Bernhard hatte von hier aus ein glänzendes Geleit unter Hanſens Führung nach der Schweiz abgeſendet, um ſeine Braut Marguérite von Rohan nach Breiſach einholen zu laſſen, und hatte die Stadt verlaſſen, weil wirklich Todesfälle vorgekommen waren, denen man Zeichen der Peſt abſehen wollte. Nunnez mußte alſo weiter. Es war ein harter Marſch für ihn des andern Tages durch das Pruntrutſche — eine Schweizerecke, welche hier herüber greift — ins deutſche Land hinein. Der Wind kam ins Schwanken, die Luft wurde wärmer, er ſelbſt wurde ſchwächer und ſchwächer. Sein mattes Auge ſah trübſelig auf das Land hin, welches in Sommerluſt üppig grünte und blühte. Denn die reichlichen Frühlingsregen hatten die Fruchtbarkeit erweckt auch auf den dürrſten Hügeln. Und er hatte den Tod im Herzen und in ſeiner Satteltaſche. Als er ſpät Abends die Thürme von Pfirt ſah, da ächzte er: Endlich! Wenn er auch hier nicht mehr wäre, dann erreich' ich ihn nimmer: denn weiter kann ich nicht mehr. Er war nicht mehr da. Das Schickſal ſtellte ſich an, als wolle es ihn erretten. Man erzählte in Pfirt, daß er ernſt und ſchwermüthig geweſen. Wol wegen grauſamer Aufführung ſeiner Truppen in Mont Benoit. Auch die Hingebung der Pfirter Einwohnerſchaft hatte nur ſeine Melancholie vermehrt. Die Leute hier waren gut deutſch und proteſtantiſch, und hatten ſich zu ihm gedrängt, ſeinen Stiefel zu küſſen, hatten ſich auf die Erde geworfen, hatten ihn gefeiert wie einen Gott. Das hatte er abgewehrt ſo viel er gekonnt, und zu ſeinem Hofprediger ſollte er geſagt haben: „Ich befürchte, das Schickſal des Schwedenkönigs theilen zu müſſen! Denn ſobald das Volk mehr auf dieſen als auf Gott ſah, mußte er ſterben“. Eiligſt hatte er Pfirt verlaſſen, und war nach Hüningen aufgebrochen.

„Nun iſt's aus!“ murmelte Nunnez, und fiel aufs Lager in der Herberge.

Am andern Morgen meinte er, nicht mehr aufſtehen zu können. Der Gaſtwirth nöthigte ihn dazu. Der Zudrang von Truppen war immer größer geworden, er konnte die Officiere nicht mehr unterbringen, und machte mit dem alten Spanier keine Umſtände. Er ſah's ihm an, und hörte es aus ſeinem gebrochenen Deutſch, daß er oben aus den Pfaffenſchluchten ſtammte, und ſchon deshalb verdiente, an die Luft geſetzt zu werden. Nunnez hatte bald gar kein anderes Plätzchen mehr als den Sattel auf ſeinem Maulthiere. Er wurde von dem Soldatengedränge geradezu hinausgeſchoben aus der Stadt Pfirt, und wurde in dieſem Tumulte außerdem auch noch von ſeinen übrigen Maulthieren getrennt. Allein ſah er ſich auf der Heerſtraße. Aber es war die Straße nach Hüningen, und ſein Maulthier war ein ſtarkes luſtiges Thier, es ſchritt vorwärts ohne ihn zu fragen. Da ſein Reiter nirgends anhielt — — er ſchlummerte wie ein Mann, der ſich zum Sterben anſchickt — ſo ſuchte es ſich ſeine Mahlzeiten in den Getreidefeldern, im langſamen Vorübergehen fleißig die jungen Aehren abzupfend. Bei einbrechender Nacht ſchritt es durch das Thor von Hüningen. Die Thorwache weckte den hinſterbenden Nunnez zum Leben auf, und der einzige Gedanke, welcher noch in ihm lebte, gab ihm die richtigen Fragen ein:

„Iſt der Herzog von Weimar — noch hier?“ — Freilich! — „Wo find ich ſeinen Leibdiener — Hoffmann?“ — Neben dem Rathhauſe.

Nun erwachte noch einmal die Lebenskraft des fanatiſchen Greiſes, wie der letzte Oeltropfen in einer verglimmenden Lampe aufleuchtet. Er fand das Haus neben dem Rathhauſe, er berief ſich darauf, daß der Leibdiener des Herzogs ihn dringend herbeſtellt habe, er erreichte dadurch, daß man nach Hoffmann ſchickte, daß man ihm ein kleines Kämmerchen anwies hinter der großen Wirthsſtube, und daß man ihm den Sattel ſeines Maulthieres nachtrug in dies Kämmerchen. Hier fiel er auf ein Strohlager, das im Winkel ausgebreitet war, und bat ſeinen Heiligen inbrünſtig, ihn nur ſo lange am Leben und bei Sinnen zu erhalten, bis Hoffmann gekommen wäre, und die kleine Steinflaſche aus dem Sattel in Empfang genommen hätte. Es war nicht viel Ausſicht dazu vorhanden: ſein Athem wurde kürzer und kürzer, ſeine Beſinnung immer unklarer, und Hoffmann kam nicht. Ein Hausknecht, welcher die Beſtellung übernommen hatte, war im oberen Stocke, wo der Herzog wohnte, nicht durchgedrungen bis zu Hoffmann. Zahlreiche Officiere und Deputationen hatten ihn zurück geſchoben, und weil ſie ſchwer anzubringen war, hatte er die Meldung auf ſich beruhen laſſen. Am andern Vormittage erſt, als der Wirth das Kämmerchen brauchte, erinnerte er ſich, daß der Leibdiener ja nicht gekommen wäre. Er rief den Hausknecht, und trat in das Kämmerchen.

Runnez lag leiſe röchelnd bewußtlos auf dem Stroh. — „Der alte Mann ſtirbt mir hier, und macht mir Ungelegenheiten jetzt, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat!“ Und als der Hausknecht eingeſtanden, daß er geſtern nicht zum Ziel gekommen, ging der Wirth ſelbſt hinauf, ſuchte und fand Hoffmann und machte ihm die Anzeige.

Hoffmann erkannte nach der Beſchreibung ſogleich, daß es der alte Gaſtwirth aus Pontarlier wäre mit dem ſehnlich erwarteten Weine, und folgte dem Wirth auf der Stelle. Im

Hinuntergehen machte dieſer Hoffmann aufmerkſam, daß ein Gewitter am Himmel ſtehe drüben über dem Rhein, und daß die Gewitter, welche mit der Morgenluft kämen, ſehr ſchwere zu ſein pflegten in Hüningen. Der Herr Leibdiener möchte alſo Ordre geben, daß die im Hofe offen ſtehenden Wagen der herzoglichen Hoheit unter Dach gebracht würden. Der Donner grollte ſchon von fern, und die Luft verfinſterte ſich, als Hoffmann in das Kämmerchen trat, und recht erſchrocken war, daß der kläglich ausſehende Nunnez nicht aufwachen wollte.

„Ich hab's ja geſagt," rief der Wirth, „der alte Mann liegt im Sterben."

Da leuchtete ein breiter Blitz durch das große Gaſtzimmer bis in das dunkle Kämmerchen, und ein heftiger Donner folgte ihm nach. — Nunnez krümmte ſich und ſchlug die Augen auf. Sein Leben und Sterben hing offenbar von atmoſphäriſchen Einflüſſen ab. Hoffmann ſprach in ihn hinein — Nunnez kam zu ſich, und in abgebrochenen Worten machte er ſich dahin verſtändlich: daß die Maulthiere mit den Weinkörben in Pfirt von ihm getrennt worden. —

„Sie werden ſchon nachkommen," ſagte Hoffmann ärgerlich, „dann haben wir aber für die heutige Tafel wieder nichts Gutes!"

Nunnez richtete mühſam ſeinen Blick auf den Sattel. Bei dem Scheine eines neuen Blitzes folgte Hoffmann dieſem Blicke, und fragte: — In der Satteltaſche?

„Ja — das Beſte!"

Hoffmann zog die ſteinerne kleine Flaſche hervor und ſagte: — Bravo! Verſiegelt?

„Erſt eröffnen — wenn getrunken — werden ſoll — ſonſt —" — Verfliegt die Blume! ergänzte Hoffmann des Nunnez Rede. — Das ſoll geſchehen! Und Ihr, Herr Wirth, ſchickt einen Boten, daß die Maulthiere mit den Körben hierher gelangen. Die kleine Flaſche wird heut' verbraucht; wir brauchen morgen mehr. Und laßt den Mann pflegen; er hat ſich für uns geopfert!

So ging er fort mit der kleinen Steinflaſche. Das Gewitter brach aus, und tobte ſtundenlang. Unter ſeinem Toben und unter einem Regenguſſe ging man oben zur herzoglichen Tafel. Plötzlich entſtand ein Laufen und Rufen. Diener kamen die Treppe herab, und ſprangen in den Hof. Ein Wagen ſollte ſogleich angeſpannt, ein Bote ſollte an den Rhein hinunter geſchickt werden. Der Herzog wollte ans Waſſer hinab fahren, und dort zu Schiffe nach Neuenburg gebracht ſei.

„Was iſt vorgefallen?“ fragte der herbei ſtürzende Wirth. — Der Herzog iſt unwohl geworden! — „Unwohl?“ — Peſt oder Vergiftung! — ſchrie ein Diener, indem er beide Hände neben den Mund hielt, um das Schreien zu dämpfen oder zu ſteigern. — „Halt Dein Maul, Läſterzunge! Was weißt Du davon?! Eine einfache Uebelkeit, wie ſie Jedermann paſſirt. Woher ſollte heute die Vergiftung kommen!“

Dies ſprach Hoffmann, deſſen entſetzlich glotzende Augen aber zu dieſen Worten gar nicht ſtimmten. Er eilte durch die Gaſtſtube nach dem dunklen Kämmerchen. Der Wirth folgte ihm. Hoffmann rüttelte den regungslos daliegenden Nunnez und rief ihn beim Namen. Der Wirth that desgleichen, da ſich gar keine Wirkung zeigte, und beugte ſich nieder. — Der Mann iſt todt! — ſagte er endlich.

„Todt?!“ lallte Hoffmann. — Mauſetodt. — Ich hab’s wol gedacht.

Hoffmann taumelte zurück in die Gaſtſtube. Sein breiter Mund ſtand offen, ſeine großen Ochſenaugen ſtierten regungslos ins dunkle Kämmerchen — nein! nein!! ſagte er erſt leiſe, dann laut, und nochmals ſagte er nein! mit erkünſtelter Feſtigkeit.

— Was denn? fragte der Wirth. — Man ruft Euch auf der Stiege, Herr Leibdiener! ſetzte er hinzu.

Hoffmann ging wie ein Betrunkener zur Stiege und ſtolperte hinauf. Trotz des Gewitterregens füllte ſich der Hof mit Menſchen. Sie wollten den Herzog ſehen. Auf zwei Officiere geſtützt kam er die Treppe herab und ſchritt in den Regen hinaus.

Man wollte ihn ſchützen vor dem Regen, er aber machte eine ablehnende Bewegung, die Näſſe ſchien ihm willkommen, er richtete das unbedeckte Haupt in die Höhe und ließ ſich ins Antlitz regnen. Seine Augen ſahen ſtarr in die naſſe Luft und erſchienen ſehr groß, die Züge waren ſchmerzlich verzogen, die Kniee wankten —

— Der Herr iſt ſehr krank! flüſterte der Wirth.

In eine bedeckte Kutſche ward er gehoben, vor welche die Pferde erſt geſpannt wurden. Langſam fuhr dann die Kutſche nach dem Rheinthore und ans Ufer des Stroms. Das Schiff war bereit. Ein Dach wurde aufgeſchlagen gegen den Regen. Unter dies Dach wurde Bernhard gelegt. Zwei Dutzend Ruderer fingen an zu arbeiten, und dahin flog das Schiff in großer Schnelligkeit. Das naſſe Frühjahr hatte den Rhein überfüllt; „bis zur Nacht,“ meinten Zuſchauer, „kann der kranke Herr in Neuenburg ſein.“

Es war am 8. Juli 1639. Der Morgen war rein und ſchön und warm. Die Vögel ſangen luſtig von den großen Bäumen zwiſchen dem Rhein und dem herzoglichen Wohnhauſe in Neuenburg. In dem Hauſe ſelbſt aber ſah es traurig aus. Drei Tage lang litt Herzog Bernhard hier auf ſeinem Schmerzenslager. Doctor Schmidt, der herbeigerufene Arzt, verzweifelte an ſeiner Kunſt, und der Herzog ſelbſt hatte heut' bei Tagesanbruch geäußert: So übel habe ich mich nie befunden — es iſt der Tod, der über mich hereinbricht — ich bin vergiftet! — Wer iſt von meinen Generalen und Oberſten in Neuenburg? Hoffmann hatte unter Schluchzen geantwortet: Erlach, Ehm und Roſen. Sie waren gerufen worden und kamen jetzt. Es war ſechs Uhr. Sie mußten ſich durch eine dichte Menſchenmenge drängen, welche vor dem Hauſe ſtand. Bürger, Frauen, Soldaten waren's. Alle waren tief traurig, alte Soldaten ſogar weinten. Erlach, Ehm und Roſen ſchritten durchs Vorzimmer in den gewölbten Saal. Von hier aus ſahen ſie ihn ſchon, die Thür zu Bernhards Zimmer ſtand offen: der Thür gegenüber mitten im Zimmer ſein Bett.

In dieſem der Kranke ſitzend, das Antlitz gegen die offene Thür. Er war bleich und erſchöpft. Das Gift der Tollkirſche, obwol abgeſchwächt durch das Quantum Wein, hatte grimmige Verwüſtung angerichtet. Das Athmen war beſchleunigt und mühſam, auf der Stirn und den Händen zeigten ſich blaue und röthliche Flecke. Dennoch ſprach er vernehmlich, wenn auch in Abſätzen zu den drei Kriegern, welche auf beiden Seiten an ſein Bett getreten waren:

„Wie's ſcheint — muß ich ſterben, Freunde — eh' ich mein Werk vollendet. — Haltet treulich zuſammen — treulich! Meine Abſichten — kennt Ihr. Vollführt ſie! — Laßt die gute Sache — nicht ſinken. — Und hütet Euch — vor dem Laſter — vor dem Laſter der Zwietracht.“

Nun winkte er mit der Hand: ſie möchten gehen! Und ſagte leiſe: „Mein Kanzler!“ Die Generale gingen. Leder kam und ſetzte ſich auf bloßes Augenwinken des Herzogs an einen Tiſch, um den wahrſcheinlich letzten Willen ſeines Herrn niederzuſchreiben. Der Herzog ſchwieg und machte nur eine kleine Bewegung mit den Fingern. Leder rückte den Tiſch dicht ans Bett; der Herzog nickte, ſprach aber immer noch nicht. Er deutete auf Bruſt und Hals — Hoffmann brachte einen vorbereiteten Suppenteller und einen Löffel. In dem Teller war verdünnter Rheinwein, Zucker und geriebenes Brot, was man in Sachſen „kalte Schale“ nennt und was der Herzog liebte. Hoffmann reichte dem Herzog eine Anzahl Löffel; das ſtärkte ihn und er ſprach zu Leder: Schreibe! Zu Hoffmann aber: laſſ' uns allein! — Der Hofprediger ſoll warten!

Hoffmann ging; der Herzog dictirte mit ſchwacher Stimme:

„Die Länder, welche ich erobert, — ſollen — beim Reiche der — deutſchen Nation — verbleiben. Meine Brüder — ſollen ſie übernehmen — unter dem Schutze — der Schweden. Nur, wenn meine Brüder — nicht wollen oder nicht können — darf Frankreich geſtattet ſein — meinem Heere zu helfen — bei Bewachung der Länder. — Alle aber müſſen ſie — nach geſchloſſenem allgemeinen Frieden — ans deutſche Reich abgetreten werden. Erlach, Graf von Naſſau, Ehm und — Roſen ſollen — mein Heer führen.“

Leder fragte leiſe: Neben einander? Aber unter weſſen Oberbefehl?

Bernhard antwortete nicht darauf, ſondern fuhr fort: „Mein Schlachtroß an Guébriant; meine Kleinodien an meine Brüder —“

— Ein Wort, fürſtliche Gnaden, wegen des Oberbefehls —

„Unterbrich nicht — meine Kraft und Zeit — verrinnt ohnedies — und verſchweige den Inhalt zunächſt ſtandhaft — ſchwöre!“

Leder ſchwor. Aber was hieß „zunächſt“? Er wollte fragen. Doch Bernhards Kopf ſank ins Kiſſen zurück, und kaum verſtändlich nur ſagte er: Der Prediger!

Leder holte den Hofprediger Rücker herein. Dieſer ertheilte dem Herzoge unter wenigen, frommen Worten das Abendmahl. Bernhard empfängt es lautlos. Leder wartet mit der Schrift und mit der Feder, und reicht beides dem Herzoge, ſobald der Prediger zurück tritt. Der Herzog nimmt die Feder, ſie zittert in ſeiner Hand, und mühſam, undeutlich unterſchreibt er auf der nachgebenden Bettdecke ſeinen Namen. „Es iſt hohe Zeit geweſen!“ ſtöhnt er —

— Nichts weiter zu erinnern? fragt Leder und deutet auf das Blatt.

„Oh, ich hätte — noch viel — aber die Zeit — wird mir zu kurz!“

— Ich höre, fürſtliche Gnaden!

Leiſe ſpricht der Herzog, in langen Abſätzen, noch einige Vermächtniſſe aus, und Leder ſchreibt ſie an den Rand der Schrift — da geht die Thür auf, und Alles, was zur Umgebung des Herzogs gehört, Hoffmann an der Spitze, drängt ſich herein. Jeder will ſeinen verehrten Herrn noch einmal ſehen. Die Meiſten bleiben jedoch in einer gewiſſen Entfernung. Sie hatten von den blau und rothen Flecken gehört und dachten an die Peſt.

„Starſchädel?" fragte leiſe der Herzog.

Hoffmann machte eine traurige Bewegung, die ſagen will: er iſt ja von Euch geſendet! Bernhard ſenkt das Haupt. Nach längerer Weile ſcheint er die letzte Kraft zuſammen zu raffen, er hebt den Kopf, ſieht raſch über alle hin und ſpricht faſt wie er in geſunden Tagen geſprochen: „Kinder, lebt wohl! — Und geht jetzt hinaus! Ihr macht mich ſonſt irre. Ich muß mit Gott ſprechen". Unter heftigem Schluchzen leeren ſie das Zimmer. Der Hofprediger tritt ans Bett und betet. Bernhard ſchließt die Augen; der Athem wird immer kürzer, aber das Herz ſchlägt noch heftig. Man ſieht es an dem bewegten Hemde. Da legt Bernhard die Hand aufs Herz und ſagt mit ſchwacher Stimme: „Ich wundere mich, daß das Herz noch ſo friſch iſt, und ſich zum Tode — nicht ſchicken will. — Vater! — in Deine Hände — befehl' ich — meinen Geiſt!"

Langſam, mühſelig verſuchte er noch mit der rechten Hand ein Kreuzchen vor ſeinem Angeſichte zu machen, faltete dann taſtend die Hände, ruft „Jeſus!" und — verſcheidet. Die Thurmuhr in Neuenburg ſchlug gerade Sieben.

Wie auf Fittichen des Sturmwindes flog die Nachricht nach allen Ländern, daß der gewaltigſte Fahnenträger der Evangeliſchen des Todes verblichen wäre. Hans von Starſchädel war juſt in Königsfelden angekommen, als die Schreckenskunde eintraf. Die Herzogin faltete die Hände, Marguérite aber brach in eine leidenſchaftliche Verzweiflung aus, welche Niemand dem heiteren Mädchen zugetraut hätte. Wie eine geſunde Pflanze war die Liebe zu Bernhard in ihr erwachſen, langſam aber regelmäßig. Jetzt ſtand ſie in feſten Wurzeln. Da kam der verheerende Sturmwind. „Es iſt ja nicht möglich, iſt nicht möglich," ſchrie das entſetzte Mädchen ihrer Mutter zu. — Und doch iſt es — ſagte dieſe leiſe in trauriger Reſignation.

„O Mutter, Mutter! was haſt Du gethan!“ rief Marguérite wie in wahnſinnähnlicher Verſtörung, „Du haſt uns getrennt, als der Himmel Ja ſagte zu unſerer Hochzeit, Du haſt uns getrennt aus nichtigen formellen Gründen. Alles wäre anders geworden! Ich wäre immer an ſeiner Seite geweſen, keinen Schluck hätte er trinken können, den ich nicht vorher geprüft — Mutter, Mutter, was haſt Du angerichtet!“ — O mein Kind! — „Verzeih' Deiner böſen, unglücklichen Tochter, o verzeih', verzeih'!“ ſchrie Marguérite im nächſten Augenblicke mit brechender Stimme und ſank laut weinend der Mutter in die Arme.

Hans eilte ſpornſtreichs nach Breiſach. Der Tod des Freundes hatte ihn nieder geworfen, die Sorge um das Vaterland hatte ihn aufgeriſſen. Erlach, welchem er immer mißtrauiſch zugeſehen, trat vor ſein Auge. Der Mann — ſagte er ſich — wird Alles an Frankreich verrathen und ausliefern, was Bernhard erobert hat. Auf! dies nach Kräften zu hindern! Umſonſt. Als Hans nach Breiſach kam, war Alles ſchon geſchehen. Erlach hatte gehandelt wie ein von Frankreich angeſtellter Mann. Dem ſchwachen Leder hatte er den „letzten Willen“ Bernhards abgetrotzt und hatte den Generalen und Oberſten verſichert: der ſterbende Herzog hätte befohlen, Heer und Feſtungen in den Schutz Frankreichs zu ſtellen. Bernhards Caſſe hatte er erbrochen und das Geld verwendet, ſich unter den Generalen und Oberſten eine übermächtige Partei zu ſchaffen. Guébriant hatte er gerufen mit allen nur erreichbaren franzöſiſchen Truppen, damit ſie in Breiſach, in Freiburg, in Neuenburg einrückten. Couriere auf Couriere hatte er nach Paris geſendet an Desnoyers um Geld, Geld, Geld und Truppen. Beides war in Fülle unterwegs, als Hans auf der Breiſacher Burg den jetzigen Generalmajor Erlach zur Rede ſtellte. Er war der Mann Rede zu ſtehen. Die Unterredung wurde grimmig, und Erlach erklärte nachdrücklich, daß er den Herrn von Starſchädel verhaften laſſen würde, wenn dieſer Meuterei ſtiftete. Die vier Directoren, er ſelbſt, Roſen, Ehm und der Graf von Naſſau hätten laut letzter Ordre des verſtorbenen Herzogs zu commandiren, ſonſt Niemand.

„Die Weimar'ſchen Herzöge, die Brüder unſeres verſtorbenen Herzogs ſind die natürlichen und die eingeſetzten Herrn!“ rief Hans. — Sie ſollen kommen und zuſehen, wie viel ſie gelten! — entgegnete Erlach.

Hans blieb unmächtig. Erlach hatte dafür geſorgt, daß ſeine drei Mitdirectoren über das Land vertheilt und nicht in Breiſach waren, er hatte dafür geſorgt, daß die Oberſten und Truppentheile, welche nichts von Frankreich wiſſen wollten, auseinander gelegt waren in ferne Garniſonen — Hans ſtand machtlos vor der liſtig geſammelten Macht des Uſurpators. Seine letzte Hoffnung war Herzog Wilhelm, der ältere Bruder Bernhards. Er nahm ſeine Regimenter, und führte ſie ins Badiſche. Sie ſollten keinem Befehle Erlach's gehorchen; ſie ſollten einen Monat lang harren auf ihn, und erſt wenn er dann nicht wieder käme, auseinander gehen. Conrad weihte er ein in ſeine Gedanken, und ihn ließ er zurück. Alles umſonſt. Während dieſes Monats bemächtigten ſich die Franzoſen aller Zügel in den eroberten Ländern Bernhards. Hans mußte verzichten, und mußte beſtätigen, was er ſelbſt geſagt: zu ſeiner Familie mußte er heimkehren nach Gnadenfrei, und ſeinen Sohn erziehen für die Zukunft. Seine Ahnung war eben ſo jammervoll beſtätigt: daß die Herbeiziehung der Franzoſen in den deutſchen Krieg den Untergang des deutſchen Reiches veranlaſſen würde. Ein Führer läßt ſich nicht erfinden. An einem deutſchen Führer fehlte es von nun an der evangeliſchen Sache gänzlich, und ſo ging die Leitung des Krieges völlig an die Fremden über.

Und das Schickſal ſchenkte obenein den Schweden einen genialen Führer. Guſtav Torſtenſon war dies. Ein kränklicher Körper, welcher faſt mehr in der Sänfte als zu Pferde Schlachten lieferte, entwickelte er geiſtig und moraliſch alle Eigenſchaften eines großen Feldherrn, und belebte das letzte Dritttheil des dreißigjährigen Krieges mit kühnen Märſchen und glänzenden Schlachten. Er führte aus, was Bernhard zuletzt vorgehabt, er brach in Böhmen ein, ſchlug im Süden dieſes Königreichs, bei

Jaukau, eine große ſiegreiche Feldſchlacht, und rückte bis an die Donau vor Wien. Bis an den Spitz bei Floridsdorf, den Donauauen gegenüber, hinter welchen die Spitze des Stephansdoms emporragt, führte er ſeine Schweden. Seine Schweden? Ach nein! Seine Deutſchen, die unter ſchwediſchen Fahnen fochten. Der Bart-Conrad unter ihnen, welcher die Gelegenheit ausgeſpürt hatte, noch einmal ſiegreich in öſterreichiſches Land zu kommen. Er iſt alsdann verſchollen. Das Weimar'ſche Heer ſelber hat ſich in große Haufen zerſpalten, und iſt bald mit den Franzoſen, bald mit den Schweden, bald mit den Heſſen auf kleinen Schlachtfeldern erſchienen, immer tapfer und ungeſtüm, allmälig ganz eine Lanzknechtſchaar.

Mitten in dieſem wüſten Kriegstreiben gingen Jahre lang Friedensunterhandlungen nebenher, und zu Osnabrück und Münſter ſaßen die Friedensſtifter vier Jahre lang und markteten mit einander, während die Kriegsfurie fort und fort tobte. Hatte der Kaiſer einen Kriegsvortheil errungen, ſo erwieſen ſich die kaiſerlichen Geſandten, Max von Trautmannsdorf an ihrer Spitze, ſtolzer in ihren Anſprüchen; hatten die Schweden geſiegt, dann wuchſen die Anſprüche des jungen Oxenſtierna und der Herren Longueville und d'Avaux. Noch im letzten Jahre, im Sommer 1648, warf eine Waffenthat die kaiſerlichen Miniſter noch einmal in Nachtheil. Nach Torſtenſon thaten ſich unter den Schweden auch zwei Wrangel und ein Königsmark hervor. Letzterer eroberte am 15. Juli 1648 die Kleinſeite von Prag, und ſo endigte der Krieg da wo er angefangen. Unter dieſem Eindrucke wurde im Herbſt der weſtphäliſche Friede geſchloſſen, noch zuletzt alſo nachtheilig für den Kaiſer und vortheilhaft für — die Evangeliſchen? O nein, vortheilhaft für die Franzoſen und Schweden, denn auch die Schweden ließen die evangeliſche Freiheit der Deutſchen beim Friedensſchluſſe im Stiche. Es brachte ihnen mehr Geld ein, wenn ſie nicht auf ihr beſtanden. So wurde denn in der Religionsfreiheit feſtgeſtellt, daß es mit ihr ſo verbleiben ſollte, wie es zu Anfang des Kriegs geweſen war. Zwei Normaljahre wurden beſtimmt für den Beſitzſtand der ſäculariſirten Güter. 1624 für den Norden, 1618 für den Süden. Was die Evangeliſchen damals beſeſſen, das konnten ſie jetzt behalten. Nur Oeſterreich war ausgenommen, da blieb die proteſtantiſche Kirche unterdrückt. Für dies Zugeſtändniß nahm Königin Chriſtine ein gutes Stück Geld. Die Reformirten allein errangen einen Vortheil. Es wurden ihnen gleiche Rechte wie den „Augsburger Confeſſionsverwandten" bewilligt. Der Religionsfriede von 1555 ward beſtätigt, das war die ganze Errungenſchaft eines dreißigjährigen Krieges in Sachen des Glaubens. Im Politiſchen aber zahlte Deutſchland, der Kaiſer wie die Evangeliſchen, alle Kriegskoſten in erſchrecklichſter Ausdehnung. Das deutſche Reich verlor neunzehnhundert Quadratmeilen, und vier und eine halbe Million Einwohner.

Frankreich erwarb die Landgrafſchaft Elſaß, und ſeine Herrſchaft über die Biſthümer Metz, Toul und Verdun wurde anerkannt. Der Traum Richelieu's, bis an den Rhein vorzudringen, war verwirklicht. Der Nebenerwerb Lothringens war nur noch eine Frage der Zeit, ſowie die Beſetzung der freien Reichsſtadt Straßburg. Schweden erhielt Vorpommern, Verden, Wismar und fünf Millionen Thaler. Die deutſchen Reichsſtände aber — und dies war der Keil, welcher das deutſche Reich innerlich zerſprengte — erhielten das Recht der Landeshoheit. Sie konnten von nun an Bündniſſe mit fremden Mächten ſchließen. „Nur nicht gegen Kaiſer und Reich" wurde zwar hinzugeſetzt, aber wir wiſſen, wie viel das zu bedeuten hatte unter diplomatiſcher Erklärung. Die vielen deutſchen Höfe und Cabinete entſtanden hiermit und die mit ihnen verbundene auswärtige Diplomatie. Der weſtphäliſche Friede vergiftete das deutſche Reich in Herz und Nieren. Er vergiftete den Kaiſer, er vergiftete die Nation.

Hans von Starſchädel überlebte auch dieſen Friedensſchluß. Er erklärte ihn ſeinem Sohne mit den Worten:

„Dies Unglück unſeres Vaterlandes iſt daraus entſtanden, daß der Eine die Seele des Andern nicht geachtet hat. Der Eine hat zum Andern geſagt: wenn Du Dir unſern Herrgott nicht gerade ſo vorſtellſt wie ich, wenn Du ihn nicht gerade ſo anbeten willſt wie ich, dann biſt Du ein Verbrecher, und ich ſchlage Dich nieder. Das mag bei romaniſchen Völkern ohne Gefahr ablaufen, denn bei ihnen gleichen ſich die Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Perſonen leichter aus als bei uns. Wir ſind eigenſinniger. Aus guten und aus ſchlechten Günden. Jeder will bei uns eine eigenthümliche Kraft ſein — und das iſt tüchtig; Jeder iſt aber auch neidiſch auf den Vorzug des Andern — und das iſt ſehr übel. Dem deutſchen Volke durfte alſo und darf man nie mit Tyrannei begegnen in religiöſen Dingen. Thut man es, wie man's gethan, dann ſtehen unſere beſten wie unſere ſchlechteſten Eigenſchaften zum Kampfe auf, und der Kampf dauert bis zu gegenſeitiger Vernichtung. Dann kommen die Nachbarn und ſagen: Eure Vernichtung müſſen wir hindern! und berauben uns von allen Seiten. Das iſt jetzt unſer Schickſal. Diejenigen haben es verſchuldet, welche dem deutſchen Volke das Verhältniß zu Gott vorſchreiben und befehlen wollen. Freiheit brauchen wir für all' unſere höheren Bedürfniſſe. Verſagt man ſie, ſo werden wir wild und unregierbar. Gewährt man ſie, ſo ſind wir fromm und in allem Untergeordneten lenkſam. Mannigfaltigkeit muß unter uns geſtattet ſein, wenn wir ein Ganzes bilden ſollen. Einförmigkeit löſt uns auf. Seit Bernhards Tode bin ich dreimal auf dem Punkte geweſen, ins Heer des Kaiſers überzutreten, um zu helfen, daß die Fremden aus dem Reiche geworfen würden. Ich geſtand völlig zu, daß die beiden habsburgiſchen Kaiſer, der zweite wie der dritte Ferdinand, ſtandhaft ihr Alles daran ſetzten, die Einheit und Unverletzlichkeit des deutſchen Reichsbodens zu bewahren. Aber dreimal ſchreckte mich die Tyrannei im Glauben zurück. Und dieſes unſelige Friedensdocument zeigt mir ſchrecklich, daß mein Zurückbleiben wohlbegründet war. Den letzten Pfennig giebt der Kaiſer hin, damit wenigſtens in ſeinen Erblanden kein Schatten von Glaubensfreiheit beſtehen dürfe! So iſt die Zukunft düſter wie die Gegenwart. Und das Alles im Namen des Chriſtenthums, deſſen Herzblut Liebe und Duldung war und iſt und ewiglich ſein ſoll!“

— Amen! ſagte Frau Marie, und umarmte weinend ihren Sohn und ihren Gatten, der ſeine Thränen mit den ihren miſchte über das unabſehbare Unglück des deutſchen Vaterlandes.

Die Aſche Bernhards kam erſt 1655 in die ſächſiſche Heimat. Im St. Stephan zu Breiſach war ſie bis dahin verblieben. — Die Reichsſtände, — ſchreibt der Chroniſt — deren Gebiete der Zug berührte, erboten ſich, die Leiche mit Gepränge durch ihre Lande begleiten zu laſſen. Es wurde abgelehnt.

Auf ſächſiſchem Boden aber, oben auf der Wartburg, wurde ſie mit aller Pracht und Würde einer Landestrauer empfangen und gefeiert. Dort ſtand ſie mehrere Monate, und wurde endlich am 12. December in der Stadtkirche zu Weimar beigeſetzt. Derſelbige Hofprediger Rücker, welcher dem ſterbenden Herzoge in Neuenburg das letzte Abendmahl gereicht, ſprach mit Begeiſterung Bernhards letzte Grabrede über die bibliſchen Worte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“.

Auch des edlen Waffenfreundes Heinrichs von Rohan Aſche wurde von den Glaubensgenoſſen würdig geehrt. Der Rath von Genf begehrte ſie, und die Herzogin mit ihrer Tochter geleiteten ſie bis in die Peterskirche zu Genf. In dieſer Hauptkirche Calvin's fand ſie ihre Ruheſtätte, und Heinrich von Rohan wird in Genf noch heute als ein Held des reformirten Bekenntniſſes geehrt.

Witwe und Tochter kehrten nach Frankreich zurück, wo drei Jahre nach Bernhard auch Richelieu geſtorben war. Die reiche Erbin Marguérite war das Ziel zahlreicher Bewerbungen. Sie ſchlug alle aus, auch einen älteſten Sohn des Hauſes Savoyen, auch Rupert, einen jüngeren Sohn des Winterkönigs. Erſt ſpät, da ſie die Schwierigkeit weiblichen Alleinſtehens mehrmals peinlich empfunden hatte, entſchloß ſie ſich zu einer äußerlichen Convenienzehe. Einem Marquis von Chabot war es um ihren großen Namen zu thun. Er nannte ſich nun Herzog von Rohan-Chabot, ohne ein Rohan zu ſein.

Die letzte ächte Linie der Rohan's, zugleich die älteſte — Rohan-Guémenée — iſt aus Frankreich verſchwunden. Sie blüht aber jetzt noch in Böhmen, und ihr Haupt, Camille, iſt erblicher Reichsrath des Herrenhauſes von Oeſterreich.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdrucker

Heinrich Laube's

geſammelte Schriften

in 16 Bänden.

16. Band.

Erinnerungen

1841—1881.

Wien, 1882.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler

Laube

Erinnerungen

1841—1881

von

Heinrich Laube.

Mit Laube's Bildniß.

Wien, 1882.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Von Paris 1840 zurückkehrend, ließen wir uns in Leipzig nieder. Eigentlich war ich noch aus den ſächſiſchen Staaten verbannt, alſo auch aus Leipzig. Aber die Bannbulle, von Preußen ausgehend und ſchon deshalb in Sachſen unangenehm, war in ihren Schriftzügen verblichen. Man konnte ſie nicht mehr recht leſen und ließ ſie deshalb unbeachtet im Winkel liegen.

Iſt dies nicht ein Zeichen, daß die politiſchen Geſetze allmälig der Schwindſucht verfielen? Ja, Jedermann, auch der Conſervativſte, war zur Einſicht gekommen oder fühlte es wenigſtens, daß dies ſummariſche Einſperren und Verbannen eine Impotenz bedeutete und nicht fortgeſetzt werden ſollte.

Ich ſchrieb die „Franzöſiſchen Luſtſchlöſſer“ zu Ende, welche ich ſchon in Frankreich angefangen, und beſuchte nun als freier Vogel meine Parkfeſtung Muskau. Fürſt Pückler war aus dem Oriente heimgekehrt, und ich ſah ihn zum erſten Mal.

Er machte den Eindruck eines ſchönen Weltmanns mit ſehr bequemen Formen und mit überraſchenden Naturlauten. Sehr raſch und ſehr oft ſprang er über das formelle Geſpräch hinaus, laut rufend oder laut lachend, und alsdann in Gedankengänge hineinſpringend, welche man intim nennt. Da regnete es Fragen und Bekenntniſſe über die wichtigſten Dinge: Menſchenwerth, Unſterblichkeit, der Herrgott in der Natur oder in der Kirche und dergleichen kam ſofort und jählings auf's Tapet.

Banal blieb das Geſpräch mit ihm niemals, ſchon darum nicht, weil er äußerſt aufrichtig und immer wißbegierig war.

Pückler war hoch gewachſen, war ein ſchön gebauter Mann mit einem Antlitze, das einen raſch wechſelnden Ausdruck zeigte. Starr ruhig, ſo lange er nicht angeregt wurde, ſah es ziemlich ſtreng aus in ſeinen regelmäßigen Formen und Zügen, ſtreng, wohl auch hart, ja in Wendungen des Auges und in leiſen Zuckungen des Mundes nahezu bös. Eine Anregung, ein Gedanke verwandelten es total; das Auge und der Mund belebten ſich mit Freude oder Güte, und ſprangen ebenſo raſch über in ſprühende Schärfe. Don Juan und Mephiſto wechſelten ab, wie man eine Hand umkehrt.

Er hatte wohl etwas fremde Race in ſich. Sein Vater war ein ziemlich gleichgiltiger Edelmann der Lauſitz geweſen, ſeine Mutter aber ſtammte von franzöſiſchem Geſchlechte her. Sie hatte ihm Leib und Seele vererbt, ihr Blut war das ſeine: zähe Geſundheit, geſunder Egoismus, heiteres Grundweſen und Langlebigkeit. Sie lebte damals noch. Nicht in Muskau, ſondern fern von da auf einem Landgute als Witwe eines zweiten Gatten, und iſt eine hohe Achtzigerin geworden, gerade ſo wie er. Mutter und Sohn ſahen ſich äußerſt ſelten und verkehrten auch brieflich wenig mit einander. Dabei war es kein unfreundliches Verhältniß: nur ein kühles.

Ich war ſchon ſeit Jahren in brieflichem Verkehre mit ihm geweſen. 1834, als die Verfolgung gegen mich begann, hatte Varnhagen mich ihm empfohlen, und zwar als Reiſebegleiter. Er war damals eben aufgebrochen nach Paris und wollte zunächſt nach Amerika. Dorthin, nach Paris, ſchrieb ich ihm zum erſten Male von Berlin aus, daß mir Varnhagen für zuträglich halte, die preußiſche Luft für längere Zeit zu vermeiden. Seine Antwort kam nach Berlin, als ich bereits in der Hausvogtei ſaß, und ſie wurde mir erſt ein halbes Jahr ſpäter eingehändigt. Schickſal! Wenn ich damals ſtatt meines Briefes ſelbſt nach Paris ging, wie Varnhagen rieth, ſo entging ich der langen Gefängnißepoche und fand ein ganz anderes Leben, vielleicht auch eine ganz andere Entwicklung. Wie viel bedeuten Zufälligkeiten im Menſchenleben!

Jetzt ſprachen wir lachend darüber, wenn er von Reiſeſchickſalen erzählte und die Rolle bezeichnete, welche mir zugetheilt worden wäre. „Wir holen's nach,“ ſetzte er hinzu, „der Sultan hat mir einen großen Strich Landes in Kleinaſien geſchenkt, und zwar in pittoresker Gegend. Dort laſſen wir uns nächſtens nieder und richten uns ein orientaliſches Leben zurecht. Nur die Orientalen verſtehen zu leben. Es iſt nicht ihr Verdienſt, es iſt die Erbſchaft einer tauſendjährigen Tradition.“

Er ſelbſt lebte in Muskau ohne Rückſicht auf deutſche Lebensweiſe. Nicht um den Sonderling zu ſpielen — was wohl oft bei ihm vorkam, denn es wohnte comödiantiſches Gelüſt in ihm — ſondern weil es ihm eben paßte. Weil er ſehr ſpät zum Schlafen kam, gab es für ihn einen ſehr ſpäten Morgen. Auch wenn er erwachte, blieb er noch lange im Bett und las die Zeitungen. Erſt gegen Eilf oder Zwölf ſtand er auf, zog ein orientaliſches Negligée an und frühſtückte Kaffee, Eier, Fleiſch. Dann brachte ein Diener die lange türkiſche Pfeife mit der glühenden Kohle auf dem ſtarken Latakiah-Tabak, und Haus- wie Stalldiener traten ein, um den Tagesbefehl zu erhalten, namentlich der Stallmeiſter und der Koch.

Pückler hatte vierzehn arabiſche Pferde mitgebracht, die er großentheils am Saume der ſyriſchen Wüſte ſelber gekauft, und die er ſehr liebte. „Jedes iſt eine Individualität“ — pflegte er zu ſagen — „iſt ein eigener Charakter. Sie ſind von edler Race und den Menſchen näher als ein Pferd von geringerer Herkunft.“ Der Araber in ſeiner Einſamkeit ziehe ſie auf wie Kinder, und ſo werde ihre Entwicklung eben reichlicher.

Die Thiere vermenſchlichen ſich ja wirklich, wenn ſie in ſtetem und nahem Verkehr mit den Menſchen bleiben. Unter dieſen arabiſchen Pferden waren mehrere aus dem eigentlichen „Nedſchd“, dem ariſtokratiſchen Bezirke des arabiſchen Pferdes, und er wies gern darauf hin, daß dieſe ſchon, ähnlich dem Hunde, dem Menſchen nahegebracht wären.

Da ich ſelbſt von Jugend auf mit Pferden zu thun gehabt — Vater und Großvater hielten deren — und ſie geritten und gefahren, mit ihnen auf der Weide und in der Schwemme verkehrt hatte, ſo lag mir der Antheil an dieſem ſchönen Thiere ſehr nahe. Ich ſehe ſie noch alle vor und unter mir in ihren wirklich ſehr verſchiedenen Eigenthümlichkeiten. Wie viel Mühe haben wir uns gegeben, den prächtigen Rothfuchs Scheitan (Satan) unter dem Sattel reitbar zu machen. Umſonſt! Auch für Pückler umſonſt, der viel beſſer ritt als ich. Der ſtolze Scheitan erduldete keinen Sattel und machte auch den zähen Pückler todesmatt durch immerwährendes Durchgehen. Sobald man ihm den Sattel abnahm und blos die Decke aufſchnallte, konnte ihn jedes Kind reiten. Die Decke ſchien ihm conſtitutionelle Behandlung zu ſein, der Sattel despotiſche. Ein anderer Fuchs vertrug das rauhe Klima der Lauſitz nicht, welches allerdings abſtechen mag vom arabiſchen; er wurde lungenkrank. Täglich beſuchten wir den armen Kerl auf ſeiner Wieſe; wie um Hilfe flehend ſah er uns an mit dem großen arabiſchen Auge, und Pückler, ſonſt nicht im Mindeſten ſentimental, weinte faſt bei ſeinem Anblicke. Er liebte ſeine Thiere wie ſeine Kinder.

Wie nahe dem Araber ſein Roß am Herzen läge, bewies er gern durch folgenden Vorgang: Am Eingange der Wüſte begegnet er einſt einem Scheik, der ein wunderſchönes Roß reitet, und bietet ihm einen hohen Preis für dasſelbe. Der Scheik ſchüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den Preis — der Scheik ſchüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den doppelten Preis, das Angebot iſt über alles herkömmliche Maß hinaus — der Scheik ſchüttelt den Kopf nicht mehr, ſein Antlitz geräth in convulſiviſche Bewegung, es entſteht eine Pauſe. Man ſieht, daß der Scheik einen ſolchen Preis nicht zurückweiſen kann. Plötzlich aber haut er ſeinem Roſſe die Stacheln der Steigbügel in die Weichen und jagt von dannen auf Nimmerwiederkehr. Die Liebe zu ſeinem

Roſſe hat über die höchſte Verſuchung geſiegt; er reißt wenigſtens aus, um der Verſuchung nicht zu unterliegen.

Mit dem Koch wird der Speiſezettel vereinbart; das Mahl überließ Pückler nie dem Zufall. Außerhalb des Hauſes aber, wenn die Umſtände Enthaltſamkeit heiſchten, nahm er lachend mit der dürftigſten Nahrung vorlieb.

Dann ging er an's Schreiben. Er ſchrieb ſeine Reiſen, er ſchrieb Briefe. Abſchnitte ſeiner Reiſebeſchreibung las er uns wohl des Abends vor, wenn die Fürſtin da war. Er las ſehr gut, weil ſehr einfach und natürlich, und weil er ein reines, gutes Deutſch ſprach. Er las auch poetiſche Sachen recht gut vor, „Fauſt“ zum Beiſpiel, den er über Alles verehrte. „Bemerken Sie,“ ſchaltete die Fürſtin ein bei einer Pauſe, „wie überzeugt er den Mephiſto lieſt? Er iſt ſelbſt ein Mephiſto.“ Er lachte zu der Bemerkung und widerſprach nicht. Für den Vortrag neuer Poeſien oder anderer geiſtvoller Bücher war er ſtets empfänglich; es war ihm nicht leicht etwas zu beſchwerlich des ſchwierigen Inhaltes wegen, ſeine geiſtigen Organe waren immer offen, immer bereit. Er hörte auch gut zu, was Vorleſer nicht immer können.

Seine Briefe ſchrieb er alle auf durchſchlagendes Papier, ſo daß er immer Copien behielt. Ich beobachtete dies damals nicht — vor drei Uhr ſah ich ihn auch ſelten — und ſo wurde es mir eine ſchreckhafte Ueberraſchung, als Anno 1875 plötzlich unſer langdauernder Briefwechſel gedruckt erſchien. Wozu? Um des Himmels willen wozu? Ich hatte keinen ſeiner Briefe aufgehoben, das heilloſe durchſchlagende Papier alſo hatte dieſe unnütze Erhaltung möglich gemacht.

Gegen Drei gewöhnlich kam er an die Luft, und wir ſtiegen zu Pferde. Seine tägliche Arbeit begann: es wurde Park gemacht. Wir ritten an die Endpunkte des bereits fertigen, wohl eine Meile umfänglichen Parks, und da ordnete er an, was neu angelegt werden ſollte. Der Garteninſpector und Arbeiter mit Stäben ſtanden ſchon bereit, die Anordnungen zu bezeichnen. Die Stäbe nämlich wurden ſo eingeſteckt, wie die Gruppen und Schrubder angelegt werden ſollten. Er hatte an ſeiner Reitgerte ein kleines Fernglas, durch welches er die Gegend weithin beherrſchte.

Der fertige Park hatte Gegend gemacht, und dies war ſein Ziel bei der Parkſchöpfung. Ein raſcher Fluß, die Neiſſe, welcher durch ſandiges, glücklicherweiſe ein wenig hügeliges Land fließt, war der Mittelpunkt dieſer Landſchaft. Eine Anzahl alter Eichen war eine Grundlage geworden. Es iſt wendiſches Land, dieſer Theil der Lauſitz, und die Landleute ſprechen jetzt noch alle wendiſch. Ihrer Nationalſitte entſtammten dieſe alten Eichen: jedes Brautpaar hat ſeit Jahrhunderten ein paar junge Eichenſchößlinge in den magern Boden gepflanzt, und die waren großentheils gediehen und waren mächtige Bäume geworden. Dieſe wendiſche Erbſchaft war ſein Anhaltspunkt geweſen.

Der Zielpunkt waren die Wälder, welche, etwa eine Stunde entfernt von Muskau, das dürftige Land rings umſäumen. Sie boten einen geſättigten Horizont, und bis zu ihnen ſollte der Park ausgedehnt werden.

Schloß und Städtchen Muskau liegt in der Mitte unten an der Neiſſe. Gegen Norden ſind die Erdhügel etwas höher, und von ihnen aus ſieht man über die Wälder hinweg die Berge der Oberlauſitz, welche jenſeits Bautzen zur ſächſiſchen Schweiz aufſteigen. Dies gibt eine ganze Gegend von mannigfaltigem und vollſtändigem Naturreize, indem das urſprünglich dürftige, kümmerliche Land verdeckt und verwandelt iſt, und dieſem Ziele galt die künſtleriſche Arbeit ſeines Lebens, für welche er wohl dreißig Jahre lang all ſeine Einkünfte hingegeben hat.

Dieſe Einkünfte waren nicht eben groß, obwohl die Herrſchaft Muskau neun Quadratmeilen umfaßte. Auf dieſem weiten Umfange gab es aber eigentlich nur Kiefern- und Fichtenwald, und das Holz hatte geringen Werth.

Hierin lag die Urſache, welche Pückler zum Verkaufe der Herrſchaft drängte. Er richtete ſich ökonomiſch zu Grunde mit ſeinem Parkmachen. Umſonſt wurde alljährlich ein Maximum angeſetzt für Anlagen und Ausgaben; der künſtleriſche Drang des Schaffens ging alljährlich darüber hinaus.

Iſt es denn aber, rufen die Gegner, mit dem künſtleriſchen Drange vereinbar, daß er ſein Werk verlaſſen und allenfalls preisgeben konnte? O ja. Wenigſtens bei ihm. Der Künſtler will ja überhaupt nicht ſammeln, er will ſchaffen. Behält der Maler ſein Bild, der Bildhauer ſeine Statue? Pückler ſagte: Das Weſentliche iſt hier in Muskau erreicht, und ich werde in dankbarer Gegend eine andere Parkſchöpfung beginnen, welche weniger koſtet und raſcher lohnt.

Das Weſentliche? Darin hatte er ganz Recht. Sein Park athmete künſtleriſchen Segen aus. Wie oft und wie tief hat er mich erquickt! Wie oft auf den Gedanken gebracht, ob nicht ſolch künſtleriſch geſchaffene Landſchaft wohlthuender einwirkt auf unſere Seele, als die freie Natur, auch wo ſie ſchön iſt! Die Kraft des Menſchengeiſtes überkommt uns, welcher Harmonie ſchafft, die Macht der Kunſt, welche veredelt und erhebt; ſie wirken auf uns aus der gemachten Landſchaft. Was aus dem Menſchenweſen ſtammt, übt am ſicherſten und am wohlthätigſten Eindruck auf den Menſchen.

Pückler war ſich dieſer ſeiner Landſchaftskunſt vollſtändig bewußt. Wenn wir langſam durch den Park ritten, antwortete er auf meine Fragen nach ſeiner Theorie ganz beſtimmt. Darum und darum — wies er mir nach — wirkt dieſe Partie wohlthätig auf Sie. Er hatte ſich reichlich Geſetze erfunden, er war nicht Dilettant.

Eines Nachmittags unterbrach er ein ſolches Geſpräch plötzlich und ſagte: „Geben Sie Acht, Doctor, ſonſt kommen wir zu Schaden! Man hat Ihnen den Karagus geſattelt, wie ich ſehe, und der fängt leicht Händel an mit meinem Araber Schamm. Die Hengſte ſpringen ſich dann auf den Hals und kümmern ſich nicht darum, daß wir Reiter dazwiſchen ſitzen.“

Karagus nämlich war ein ſchwarzer türkiſcher Hengſt — die Araber züchten aus Aberglauben gar nicht ſchwarze Pferde —

und Pückler behauptete, es herrſche, wie zwiſchen Türken und Arabern, auch zwiſchen türkiſchen und arabiſchen Pferden ein Nationalhaß.

Ich lachte, und wir vergaßen die Bemerkung. Es handelte ſich heute juſt um eine ſehr fragliche Anlage, welche weite Conſequenzen nach ſich zog, wenn ſie ganz durchgeführt ſein ſollte. „Das wird ein Heidengeld koſten!“ ſagte der Fürſt, als wir auf der Höhe hielten und er ſeine Reitgerte mit dem Glaſe vor's Auge nahm. „Sehen Sie nur, wie weit das da rechts hinüberführt!“

Keiner von uns gab Acht auf ſein Roß, und unter wildem Geſchrei ſprang plötzlich mein Karagus auf ſeinen Schamm, der ſich, ebenſo ſchreiend, mit Zahn und Vorderhufen vertheidigte. Wir ſteckten in grimmiger Umarmung. „Reißen Sie, Doctor, reißen Sie rückwärts!“ — Ich riß aus Leibeskräften ſo wie er, und im nächſten Augenblicke hatten ſich beide Pferde rückwärts überſchlagen, und Jeder von uns lag unter dem ſeinigen.

Mein ſchwarzer Türke raffte ſich raſch in die Höhe und ſtützte dabei einen ſeiner ſchwarzen Hinterfüße auf mein Fußblatt. Da er indeſſen orientaliſch beſchlagen war, das heißt mit einer geſchloſſenen eiſernen Null ohne Spitzen, und da der Boden weich war, ſo kam mein Fuß unbeſchädigt davon. Auch Pückler, obwohl ſchon an die Sechzig, kam mit ſeinem noch ganz elaſtiſchen Körper heil in die Höhe und lachte. „Accidents“, wie er es nannte, waren ihm eigentlich immer willkommen. Sein Naturell war ſehr muthig, ſein Sinn abenteuerlich. Als wir beim Weiterreiten an einen ſteilen Abhang kamen, an welchem nur ſchmale Holzblöcke einen Treppenpfad hinunter bildeten für den Fußgänger, da hielt er ſtill und ſagte: „Dies kürzt uns den Weg ab; wollen wir da hinunter?“ — „Auf den Pferden?“ — „Natürlich.“ — „Ja, auf Ihre größere Gefahr, da Sie vorausreiten als Reſpectsperſon. Wenn ich mit meinem Pferde ſtürze, ſo nehm' ich Sie mit!“ Er nickte und ritt voraus. Die orientaliſchen Roſſe krochen wie die Gemſen, und wir kamen glücklich unten an.

„So lange es irgend angeht“ — ſagte er unten — „muß man immer gelegentlich prüfen, ob die Lebenskräfte alle noch in leidlicher Ordnung ſind. Sagen ſie Ja! ſo hat man ein angenehmes Zeugniß, daß man friſch weiterleben kann.“

Und doch war er juſt damals ſo tief betrübt, wie ich ihn nie wieder geſehen: Machbuba war ihm geſtorben. Dies war ein junges nubiſches Mädchen, welches er vom obern Nil mitgebracht. Zum Entſetzen der Fürſtin bekundete er für dies braune Mädchen eine tief zärtliche Neigung. Das Mädchen ſelbſt war ihm zugethan mit Leib und Seele — ein Liebesverhältniß orientaliſcher Art, für unſere deutſche Art höchſt verwunderlich. Man dachte an eine Sklavin, welche dem Herrn abſolut zu eigen iſt, und doch, wenn ich ihn herzlich traurig über das Mädchen ſprechen hörte, da erhielt das Verhältniß einen ganz andern Charakter. Sie war dann ein reizend begabtes Geſchöpf von innigſtem Gefühl, von feiner Seele, ihm geweiht und ergeben mit Allem, was ſie beſaß, bereit zu jedem Opfer für ihn, auch zum Opfer des Lebens. Und das Klima forderte gerade dieſes Opfer. „Sie hat es gewußt“ — ſchluchzte er — „und verbarg mir ſorgfältig die Todesgefahr, täuſchte mich lächelnd und — war plötzlich ausgelöſcht.“

Es iſt wohl begreiflich, daß ſolch ſchrankenloſer Beſitz eines menſchlichen Weſens, welches ihm herzlich angenehm, eine außerordentliche Genugthuung für ihn war, und daß der Verluſt desſelben ihm ein untröſtlicher Schmerz ſein mußte. Deſſen machte er auch gar kein Hehl, und darüber machte ihn auch nichts irre. Mit Verachtung wies er jede Rückſicht auf Convenienz zurück, mit vollſter Hingebung ſprach er zu Jedermann, auch zum Paſtor des Ortes, von ſeiner Machbuba, und er gab ſich nicht einmal die Mühe, zu erklären, daß ihm jede geſellſchaftliche oder kirchliche Convention unbeſchreiblich gleichgiltig wäre. Es verſtand ſich ihm das von ſelbſt.

Und das war derſelbe Mann, welcher ſonſt die geſellſchaftlichen Bräuche, Schranken und Vorrechte ſeiner bevorzugten Lebensſtellung innehielt wie eine frageloſe Sache.

Bräuche, Schranken, Vorrechte, ja, darin war er Ariſtokrat. Aber er war es durchaus nicht im gewöhnlichen Sinne. Das Meiſte davon war Angewöhnung, war Beſtandtheil der Staatsgeſellſchaft, die er für nöthig hielt. Die Möglichkeit einer Gleichheit, welche alle Unterſchiede zu verwiſchen habe, war ihm eine Chimäre. „Sehen Sie doch die Thiere an" — rief er — „und behaupten ſie dann noch, daß es nicht beſſere und ſchlechtere Racen gebe! Warum ſchickt man denn aus dem fernen Oſtpreußen Stuten hieher zu meinen arabiſchen Hengſten? Um mit höherer Race zu züchten." — So werde ſich immer eine Ariſtokratie entwickeln und behaupten in jeder Staatsgeſellſchaft, denn die Begabteren werden die Ariſtokratie bilden, und durch höhere Begabung werden ſie ſich Herrſcherplätze ſichern. Sei bei uns die herkömmliche Ariſtokratie, ſei unſer Erbadel abgeſchwächt, dann werde er von ſelbſt dem ſtärker begabten Emporkömmling Platz machen müſſen. Das verhindern zu wollen ſei albern. Die durch größere Kraft Emporkommenden bewieſen ja durch ihre Kraft eine gute Abſtammung, und die Racen wechſelten eben auch wie Alles unter der Sonne.

Pückler war alſo, wird man vielleicht ſagen, ein demokratiſcher Ariſtokrat, und das wird wohl ziemlich richtig ſein. Sein Lehrſatz lautete ungefähr: Man ſoll von der natürlichen Wahrheit ausgehen und dabei das hiſtoriſch Gewordene reſpectiren, ſoweit es ſich vernünftig erhalten hat, jedoch den Wechſel begünſtigen bei alle Dem, was ſich als überlebt darſtellt.

2.

In der Religionsfrage war Pückler völlig frei und über die Maßen wißbegierig. Jede Form der Religion, auch wenn ſie ihm unbegreiflich, achtete er wie fremdes Eigenthum, und zwar wie koſtbares Eigenthum. Die Eigenthümlichkeit einer jeden Religion beſchäftigte ihn ſtets, und jedes Debattiren darüber war ihm willkommen. Neue Bildungen, wie damals der St. Simonismus, waren ihm höchſt intereſſant, und er war für das Debattiren derſelben ausgerüſtet mit den Sprüchen, Lehren, Reſultaten der fernſten Buddhiſten, der einſamſten Wechabiten, der ſpitzfindigſten Talmudiſten, der ruhigſten Moslems. David Strauß bei ſich zu ſehen, war ihm ein lebhafter Wunſch, den er auch zu erfüllen trachtete. Solche Geſpräche waren ihm nach Tiſch ein Labſal, wie überhaupt Geſpräche über die Geheimniſſe der Natur.

Das ſteigerte ſich, wenn die Fürſtin nicht da war, und die Tagesordnung von ihm allein abhing. Unſere Dinerſtunde war dann oft auf zehn Uhr Abends hinausgerückt, und um Mitternacht war das Geſpräch über die Myſterien der Menſchheit am ſicherſten im Gange. In der Geiſterſtunde! Das Wort brauchte nur ausgeſprochen zu werden, da öffneten ſich die Schleuſen ſeiner Fragen und Bemerkungen.

In einer Nacht beſonders. Als paſſionirter Jäger wohnte ich oft draußen im tiefſten Walde, in einem verfallenen Jagdſchlößchen, Jagdhaus geheißen, auf Hirſche pirſchend und Bücher ſchreibend. Dort in der Einſamkeit war mir vom alten Jäger ein erſtaunlicher Antrag gemacht worden.

Nächſten Tages war ich nach Muskau gefahren, und des Nachts nach dem Diner erzählte ich dem Fürſten dieſen Antrag. Das war was für ſeinen Sinn! — Der alte Jäger hatte zu mir geſagt: er kenne einen Geiſterbeſchwörer. — „Ah?!“ — Den habe er geſtern im Walde angetroffen und mit der Frage aufgezogen: ob die Geiſter noch kämen, wenn er ſie riefe. — „Allerdings!“ habe der Mann geſagt, „wenn der Ort einſam und ganz ungeſtört wäre.“ — „Im Jagdhauſe vielleicht?“ — „Ja,“ das ſei geeignet. — „Ob er hinkommen und Geiſter citiren wolle?“ — „Warum nicht! Wenn ich bezahlt werde.“ — „Wie hoch?“ — „Zehn Thaler.“ — Die habe ihm der alte Jäger zugeſagt, darauf rechnend, daß ich darauf eingehen und das Geld zahlen würde. Der nächſte Freitag ſei beſtimmt worden zur Execution. Nachts um Elf werde der Beſchwörer eintreffen; denn zwiſchen Elf und Zwölf ſei die Geiſterſtunde, nicht zwiſchen Zwölf und Eins, wie man gemeinhin glaube. Die Geiſter erſchienen in Geſtalt von Nebeln, welche langſam eine gewiſſe Geſtaltung annehmen. „Morgen iſt dieſer Freitag — wollen Durchlaucht hinauskommen?“

„Prächtig! Prächtig! Morgen darf ich noch nicht aus dem Zimmer; ich bin unwohl, aber über acht Tage komme ich. Morgen laſſen Sie ſich die Geiſter vorführen und beſtellen den Zauberer für den nächſten Freitag nochmals.“

So ſollte es geſchehen; und dabei muß ich ein klägliches Geſtändniß machen: Als ich Freitag Abends allein daſaß im ruinenhaften Jagdſchlößchen, welches eine Meile weit ringsum von hohem, düſterem Schwarzwalde umgeben iſt, eine Meile weit von jeder menſchlichen Wohnung, und des Geiſterbeſchwörers gewärtig war — da kam ein Zuſtand über mich, welcher einfach und ehrlich Furcht genannt werden muß.

Es war ſtockfinſter geworden, und die naheſtehende himmelhohe Fichte klopfte, vom Winde geweht, leiſe und unheimlich an mein Fenſter. Ich ſah jetzt ſchon die verheißenen Nebel, in welchen Geiſter ſteckten, vor mir aufſteigen, und ein elementariſcher Schauer ſchüttelte mich. Das wurde ärger und ärger, je näher die elfte Stunde rückte.

„Es hat Jeder ſeinen Hundsfott im Leibe“; auch vor Geiſtern, und wie vor anderer Gefahr ruft man eben allen moraliſchen Stolz zu Hilfe, um anſtändig Stand zu halten. Dieſer Stolz iſt ja doch immerhin etwas der Rede Werthes, ja, aber ich brauchte ihn auch ganz und gar, um nicht zum alten Jäger in's Nebenhaus hinüber zu laufen und ihm zu ſagen: „Schicken Sie den Teufelsbeſchwörer mit den zehn Thalern unverrichteter Sache fort!“

Ich that's nicht, ſondern fürchtete mich weiter vor einer Welt, an die ich nicht glaubte, für die aber Shakeſpeare, ein weiſer

Mann, immer wieder eintrat mit Hamlet's Worten: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit ſich träumen läßt.“

So wurde es dreiviertel auf Elf; Todtenſtille umgab mich, nur zuweilen ſchreckhaft genug unterbrochen von dem Geräuſche des Fichtenzweiges, der an's Fenſter tippte — da klopfte es an meine Thür. — Alſo friſch! Hundsfott, ſchweig! und herzhaft rief ich: „Herein —!“

Es war der alte Jäger, welcher in einem niedrigen Wirthſchaftshauſe wohnte, dreißig Schritte abliegend vom verfallenen Jagdſchlößchen. Er ſagte nichts, ſondern hielt mir eine große tombackene Taſchenuhr vor Augen. Sie zeigte elf Uhr. — „Der Kerl kommt nicht,“ ſagte er endlich. — Wir warteten noch eine Zeitlang, ich mit ziemlicher Erleichterung, beſonders da mir der alte, wetterharte Jäger erklärte, er möchte nicht dabei ſein, denn vor Geiſtern fürchte er ſich.

Auch der! — „Der Kerl kommt nicht,“ wiederholte er nach langer Pauſe mit Hohn — und er kam wirklich nicht. Ich hatte mich ganz ohne Noth vor mir ſelbſt blamirt.

In den nächſten Tagen ging der Jäger auf die Suche aus — der Geiſterbeſchwörer war aus der Gegend verſchwunden.

„Wie ſchade!“ rief Pückler, als ich nach Muskau hineinkam und ihm berichtete. Ich berichtete ihm auch von meiner Furcht und fragte ihn, wie er ſich zu ſolcher Action verhalten möchte. — „Gerade ſo wie Sie!“ antwortete er ruhig.

Der elementariſche Schauer vor einer Geiſterwelt liegt wohl in jedem Menſchen, und es wird darin nichts geändert, daß die Dichter ſo kurzweg umſpringen mit ihren Geiſtererſcheinungen und ihre menſchlichen Helden dabei ſo tapfer ſein laſſen, als wären dieſe gewohnt, „mit Geiſtern zur Nacht zu ſpeiſen“.

Ich kam während der Vierziger-Jahre faſt immer zur Frühjahrs- oder Sommerszeit nach Muskau und wohnte zumeiſt draußen im Jagdhauſe. Im Frühjahre zur Auerhahnbalz, im Sommer zum Pirſchgange auf Hirſch und Reh. Es iſt ein vielen Jägern eingeprägter Irrthum, daß der Auerhahn nur im Gebirgslande ſich aufhalte; er iſt ebenſo im ebenen Lande zu Hauſe, wenn der Forſt groß iſt und einſam. Pückler, obwohl ſonſt ein hervorragender Sportsmann und namentlich ein guter Piſtolenſchütze, war gar nicht Jäger; dies Intereſſe war ihm völlig verſchloſſen. Vielleicht lag das im franzöſiſchen Blute, welches ihm ſeine Mutter vererbt hatte. Die Jagdpaſſion iſt im germaniſchen Blute reichlicher vorhanden. Man muß nur unterſcheiden zwiſchen ſtiller Jagd und lauter Jagd. Die laute Jagd, die Parforcejagd zum Beiſpiel, welche bei den franzöſiſchen Königen und Seigneurs hoch im Schwange war, gehört nicht zu dem intimen Begriffe, welcher uns Jagd bedeutet; ſie iſt ein Decorationsſtück. Ihr Gegenſtück iſt unſer einſamer Pirſchgang. In ihm beruhte mein Reiz in den Pückler'ſchen Wäldern — ein Reiz, den Pückler nie begreifen konnte.

Nur zuweilen kam er hinaus in den urwaldartigen Forſt, welcher das Jagdhaus ſtundenweit umgab; aber er kam nie der Jagd wegen, ſondern weil er einen kleinen Park um das verfallene Schlößchen anlegte und weil er vorhatte, dies Schlößchen wieder aufzubauen. Es beſaß nur noch ein paar bewohnbare Zimmer, aber in ſeiner Nähe ſtand eine hundertjährige Fichte, ein Prachtbaum, den er zuweilen ſehen wollte und der ihn immer entzückte. Bis an die Fenſter lief eine Wieſe, auf welcher früh Morgens oder ſpät Abends Rehe erſchienen. Solch Idyll unterhielt ihn ein paar Stunden lang; er kam aber nie, wenn Jagdgeſellſchaft da war. Er lud ſie niemals ein, auch nicht im Frühjahre zur Auerhahnbalz. Sie meldete ſich aber ſelbſt, und dann war er höflich und übertrug mir, die Honneurs des Hauſes zu machen.

Solche Jägergeſellſchaft war gar nicht nach ſeinem Geſchmack; er war überhaupt im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht gerade geſellig. Allenfalls wohl, um zu prahlen, das heißt ſich im graziöſen Style zu zeigen und vornehmen Geiſt witzig zu entwickeln, kurz, um die Eitelkeit mit Backwerk abzuſpeiſen. Im Grunde zog er es vor, in kleinem Kreiſe behaglich rauchend

Geſpräche zu führen, welche ſich um ernſte oder abſonderliche Dinge bewegten.

Sich ſelbſt kennen zu lernen, war ihm äußerſt wichtig. Wie oft hat er mich aufgefordert, ſeine Charakteriſtik zu ſchreiben und dabei kein Blatt vor den Mund zu nehmen, will ſagen, ihn nicht im Mindeſten zu ſchonen. Ich verſprach es regelmäßig und hütete mich ſtets, das Verſprechen zu erfüllen. Grundſätzlich ſind wir leicht von unbefangener Größe, was das fremde Urtheil über uns ſelbſt betrifft, thatſächlich hingegen werden wir recht klein, wenn uns die nackte Wahrheit über uns vor Augen kommt.

Ich machte einen Verſuch mit ihm: Unter den Büchern, welche ich im Jagdhauſe ſchrieb, war ein Roman: „Gräfin Chateaubriant“, und in dieſem Romane die Schilderung Franz des Erſten, des Königs von Frankreich. Dieſer Franz hat, wie er mir erſcheint, ſehr viel Aehnlichkeit mit Pückler, äußerlich und innerlich. Ich nahm alſo Pückler zum Modell. Er ſagte mir denn auch zu wiederholten Malen, daß er ſehr neugierig wäre auf dieſes Buch, weil man ihm oft Aehnlichkeit zugeſchrieben hätte mit dieſem Könige Franz. Dazu ſchwieg ich, ſchickte ihm aber ſpäter von Leipzig aus den Roman.

Er hat mir nie ein Wort darüber geſagt: das Porträt hatte ihm offenbar gründlich mißfallen.

Schwerlich blos wegen der Herzloſigkeit des Königs, welche man auch ihm nachzuſagen pflegte. Nicht ganz mit Recht. Pückler war allerdings nicht ſentimental, aber er war keineswegs herzlos, wenn auch oft nur der Ehrenpunkt die Urſache herzlicher Handlung bei ihm war. Sein Verhältniß zur Fürſtin, ſeiner Frau, zum Beiſpiele iſt ein Beweis treuer und aufopfernder Hingebung. Sie war eine Tochter des preußiſchen Staatskanzlers Hardenberg, welcher nach den Befreiungskriegen wohl fünf Jahre lang der beſtimmende Mann in Preußen war. Um dieſe Zeit heiratete ſie Pückler, gewiß zum Theile politiſcher Vortheile halber, wenn er auch die noch ſchöne und geiſtvolle Dame, eine geſchiedene Reichsgräfin Pappenheim, liebenswürdig fand. Sie war zehn Jahre älter als er und hat ihm kein Kind geboren. Bekanntlich machte ſie ihm ſpäter, da Muskau wenig eintrug, mit ſeinen Parkkoſten aber viel verſchlang, den großmüthigen Vorſchlag: er möge ſich von ihr trennen und in England eine reiche Frau ſuchen. Dieſer Vorſchlag entſprang dem edelſten Herzen, denn ſie liebte ihn außerordentlich. Daß er ihn nach einigem Zögern doch annahm, zeigt deutlich, wie leidenſchaftslos er ſich zu ihr verhielt. Er ging nach England, ſchrieb von dort die „Briefe eines Verſtorbenen“ an ſie, kehrte ohne neue Frau zu ihr zurück und ſagte: „Nun, Lucie, können wir uns wieder heiraten!“ — Das lehnte ſie als nahezu lächerlich ab, bemerkte aber, daß ſie neben einander fortleben könnten, als ob jene Scheidung nie eingetreten wäre. So geſchah's denn auch, und ihre Eiferſucht hat ihn hundertmal gequält. Am empfindlichſten bei Gelegenheit der Machbuba. Beide Theile hatten da Recht. Sie ſah, daß dies fremde Geſchöpf wirklich ſeine ganze Neigung beſaß, er empfand peinlich, daß ſeine alte Freundin ihm eine wahre Lebensfreude nicht gönnte. Und ſo fand er ſie bei tauſend Gelegenheiten egoiſtiſch, verlangſam, ihn hemmend, ihn ſchwer beeinträchtigend. Dennoch gab er immer nach — aus Güte. Den Verkauf von Muskau, den er ſo ſehnlich und aus ſo guten Gründen wünſchte, hat er mehrmals mit den günſtigſten Bedingungen bis zum Abſchluß vorbereitet gehabt, und er hat ihn mehrmals ihretwegen aufgegeben — aus Güte für ſie. Und als er ihn endlich doch abgeſchloſſen, da hat er bitterlichſt gelitten von ihren Klagen und Vorwürfen, und hat dieſe Klagen und Vorwürfe geduldig ertragen — aus Güte für ſie.

Er zog ſich dann auf ſein kleines Majoratsgut Branitz bei Cottbus zurück und machte auch da wieder Park.

Ueber ſeine Schriftſtellerei ſprach er immer ſehr beſcheiden, ſich darin für einen Dilettanten ausgebend, welcher unverdientes Glück fände.

Er hatte wohl eigentlich Recht mit dieſem Ausdrucke „Dilettant“. Er beſaß nicht die Gabe eines Schriftſtellers, welcher erfindet und ſeine Erfindungen als Kunſtwerk aufbaut; auch nicht die eines Schriftſtellers, welcher ein erwähltes Thema ſo beherrſcht und darſtellt, daß es eine maßgebende Form in ſeiner Darſtellung findet. Sein zweites Buch: „Tutti frutti“ zeigte, daß er in maßgebender Schriftſtellerei nur „dilettire“. Er konnte in Wahrheit nur beſchreiben, und weil er ein intereſſanter Menſch war, gerieth ſeine Beſchreibung meiſt — nicht immer! — intereſſant. Aber die Form auch ſeiner Beſchreibungen war ungleich. Zuweilen klar und anſchaulich, zuweilen überhäuft und dadurch undeutlich. Reiz erhielten ſie dadurch, daß ſie wahrhaftig erſchienen, alſo frei von Uebertreibung, und daß ein friſcher, kühner Menſch ſichtbar wurde in den Zwiſchenbemerkungen. Im Grunde war er ein Modeſchriftſteller. Er kam in die Mode durch den in Deutſchland ungewöhnlichen Freimuth eines vornehmen Mannes, welcher ſich lächelnd dem öffentlichen Urtheile ausſetzte, welcher ungewöhnlich viel geſehen hatte und welcher in gewiſſen Dingen, namentlich in Naturauffaſſung und Landſchaftsbildung, einen eigenen, feſt und fein gebildeten Geſchmack beſaß.

Er ſelbſt war nur eine Zeitlang warm bei ſeiner Schriftſtellerei: nach dem Erfolge der „Briefe eines Verſtorbenen“, und als er in den Orient reiſte. Die Wärme verließ ihn, die Flügel ſanken ihm, als er Buch auf Buch ſchreiben ſollte und ſich ehrlich eingeſtehen mußte: Du biſt doch kein eigentlicher Schriftſteller! Die Arbeit des Buchſchreibens wurde ihm läſtig, das Leben intereſſirte ihn weit mehr als das Beſchreiben des Lebens, und wenn der Buchhändler Hallberger in Stuttgart ihm nicht ſo fabelhaft hohes Honorar geboten hätte, er würde nach ſeiner Heimkehr aus dem Oriente höchſtens noch einen Band geſchrieben haben. „Indeß“ — ſagte er — „ich bin nicht reich genug, um ſolche Honorare gering zu ſchätzen!“

Trotz alledem ſind ſeine Orientbücher werthvoll: ein unbeſtechliches Auge und unbeſtechliche Wahrheitsliebe haben unter allen Umſtänden dauernden Werth.

War denn aber Pückler wirklich unbeſtechlich? Hatte ihn zum Beiſpiele die königliche Gaſtfreiheit Mehemed Ali's nicht beſtochen? Hat er deshalb nicht viel zu viel Preis ausgeſchüttet uber dieſen Vicekönig Egyptens? Nein. Aus all' ſeinen mündlichen Aeußerungen iſt mir klar hervorgegangen, daß er — allerdings mit großer Höflichkeit — aber mit voller Ueberzeugung Mehemed Ali geprieſen hat.

Er hat ja auch Recht behalten. Wenn auch nicht alle weitgehenden Pläne Mehemed Ali's gelungen ſind, der Aufſchwung Egyptens, welchen er betrieben, iſt ja doch gelungen. Egypten iſt das einzige mahomedaniſche Reich, welches lebendig und fortſtrebend verblieben iſt, und welches ſich ausbreitet, wie jetzt in der ruhigen, kaum bemerkten Eroberung Nubiens, während alle anderen mahomedaniſchen Reiche zuſammenſchrumpfen und verfallen. Für Politik hat Pückler überhaupt einen großen Blick. Ein Mann, welcher Landſchaften ſchafft, welcher einen großen Beſitz regiert, welcher mit den verſchiedenartigſten Menſchen, die Höchſtgeſtellten eingeſchloſſen, ein langes Leben hindurch offenen Auges verkehrt und welcher einen guten Verſtand hat, ein ſolcher Mann iſt nicht leicht trügeriſchen Illuſionen ausgeſetzt, der ſieht am Ende doch die Dinge, wie ſie ſind. Und das iſt eine Grundbedingung, wenn man politiſirt. So war er ganz frei von Parteiſtimmen: liberal oder nicht, ariſtokratiſch oder nicht, demokratiſch oder nicht, legitimiſtiſch oder nicht, das Alles beſtimmte ſeine Meinung nicht im Mindeſten. Lebensfähig oder nicht? das war ſeine Frage.

Deshalb war das Politiſiren mit ihm höchſt eigenthümlich und anregend. Zuletzt, wenn die Dinge thatſächlich wurden und die Nothwendigkeit des Mitthuns an ihn herantrat, dann entſchloß er ſich immer ohneweiters für das Einfache, für das Zunächſtliegende, für das Vaterländiſche, obwohl ſonſt der Patriotismus bei ihm keine tägliche Rolle ſpielte. Er war ein Achtziger, der kaum noch zu Pferde ſteigen konnte, als der franzöſiſch-deutſche Krieg 1870 ausbrach, und doch meldete er ſich beim Könige Wilhelm von Preußen ſofort und bat um Zulaſſung im Kriegsgefolge. Und doch war er dem franzöſiſchen Weſen recht zugeneigt und doch war Napoleon III. ſein perſöhlicher Bekannter, den er ganz gerne mochte.

Anno 1867 traf ich Pückler unerwartet in Paris, und ſeine erſten Worte waren: „Sagen Sie keinem Menſchen, daß ich hier bin, damit es der Kaiſer nicht erfährt, dem ich diesmal nicht aufwarten will, obwohl er immer äußerſt liebenswürdig für mich iſt und ich in ihm den Sohn des holländiſchen Admirals immer mit Antheil ſpreche." — Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich zum erſten Male, daß die Vaterſchaft des Admirals Verhuell zweifellos wäre.

Trotz ſeiner Fähigkeit in Politik hatte er nie den Ehrgeiz, ein wichtiges politiſches Amt zu übernehmen. Dafür hielt er ſich nicht geeignet. Der bureaukratiſche Dienſt war ihm zuwider; er war eine Künſtlernatur.

In ſeiner Jugend gehörte Muskau zu Sachſen; er iſt als ſächſiſcher Junker aufgewachſen, iſt ſächſiſcher Reiterofficier geweſen und iſt einmal — zur Unterhaltung — von der Elbbrücke in Dresden mit ſeinem Roſſe hinabgeſprengt in die Elbe. Daher kam es wohl, daß er nie ein engagirter Preuße war. Auch war ſein Verkehr mit dem Berliner Königshofe nie von ſonderlicher Ausgiebigkeit für ihn. Zu Friedrich Wilhelm III. paßte ſein ungewöhnliches Weſen gar nicht, und Friedrich Wilhelm IV., ein doctrinärer Geiſt, war auch nicht für den Libertiner Pückler eingenommen. Dieſer des Wortes ſehr mächtige König bedachte ihn gern mit Stachelreden, und Pückler erwiderte ſtachlig — nach Maßgabe eines vornehmen Unterthans.

Man erzählt, daß dieſer König noch als Kronprinz einmal in Muskau geweſen ſei und bei Betrachtung des alten Schloſſes, des jetzigen Amtshauſes, welches einen in Stein gemeißelten Adler über der Pforte zeigt, ärgerlich gefragt habe: „Seit wann führen denn die Pückler einen Adler im Wappen?"

Pückler habe darauf geantwortet: „Ungefähr ſeit die Hohenzollern ihn führen."

Nur dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiſer, war Pückler ſehr anhänglich. Dieſer hatte ihm ſtets eine freundliche Aufmerkſamkeit erwieſen.

In Betreff des „Adlers“ könnte man meinen, Pückler habe den ariſtokratiſchen Tic beſeſſen und gepflegt. Das war nicht der Fall. Er war über ſolche Adelsherrlichkeit ziemlich unbefangen, und wenn er gelegentlich erzählte, daß die Pückler uralt wären und ſchon im Nibelungenlied figurirten, ſo erzählte er dies lachend. Rüdiger v. Pechlaren nämlich ſei ein Ahnherr der Pückler. Aus Pechlaren ſei Pöcklarn, dann Pücklarn und endlich Pückler geworden.

Mein Verkehr mit ihm brach ab, als ich Ende 1849 nach Wien überſiedelte. Ich habe ihn dann nur noch ein einziges Mal in ſeinem neuen Parkorte Branitz, er hat mich nur noch einmal in Wien beſucht — ein gerade einherſchreitender Siebziger, welcher eine junge, ſchöne Nichte zur Begleitung hatte und neben ihr mit unerſchütterlicher Höflichkeit den galanten Cavalier ſpielte, wie in jungen Jahren, welcher im Burgtheater mit vollem Antheile dem Schauſpiele zuſah und welcher Lebenspläne entwickelte wie ein unſterbliches Weſen. Sein Geldbeſitz war erheblich geſchmälert worden durch die Kataſtrophen von 1848, und er mußte viel ſparſamer leben. Aber das hatte nicht den geringſten Einfluß auf ſeine Stimmung. Er ſagte mit heiterer Salbung: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; ſtrecken wir uns nach der Decke!“ Wie geſagt, er beſaß die volle Fähigkeit, auch in ganz dürftigen Verhältniſſen glücklich zu leben; er war ein tüchtiger Menſch und ein Lebenskünſtler.

Wenn man von ſeinem nahen Tode ſprach, als er ſchon hoch im Alter vorgerückt war, da pflegte er zu lachen und auszurufen: „Wer weiß!“ Fragte man: „Was heißt wer weiß?“ da erzählte er luſtig die Anekdote von Röderer und Talleyrand, die Beide in hohem Alter waren und denen ein ungezogener Menſch im Streite eingewendet, daß ſie doch auch einmal ſterben müßten. Darauf hat Röderer erwidert: „Wer weiß!“

Im Parke von Branitz hatte er ſich eine Pyramide von Erdziegeln aufgebaut, und darin ein Gewölbe. Ringsum war Waſſer. In dies Gewölbe wollte er begraben ſein. „Es iſt ganz behaglich da d'rin, Doctor!“ — ſagte er zu mir — „kommen Sie!“ Und er führte mich hinein und ſprach: „Wenn ich hier aufgebraucht liege und zerſtäube, dann werden Sie mich der Welt beſchreiben, ſo freundlich wie möglich, aber auch ſo wahr wie möglich. Wir nützen der Welt nur durch Wahrheit. Nicht wahr?“

Ohne eigentliche Krankheit, nur durch Altersſchwäche genöthigt, hat er zuletzt im Bett verbleiben müſſen und iſt endlich eingeſchlafen, um nicht wieder zu erwachen, wie wir glauben.

Er glaubte darüber nichts vollſtändig. Alle erſinnlichen Vorſtellungen über unſeren Zuſtand nach dem leiblichen Tode beſprach er mit Vorliebe, aber zu entſcheiden wußte er ſich für keine. „Gott iſt groß,“ ſagte er, „er wird uns überraſchen.“

3.

Leipzig wurde in den Vierzigerjahren ein Mittelpunkt ſchriftſtellernder Liberaler, in der Mehrzahl Emigranten aus Oeſterreich. Namentlich Kuranda, Moriz Hartmann, Kaufmann, Nordmann, Koliſch, Alfred Meißner. Auch Meſſenhauſer, der ſpäter als Commandant von Wien erſchoſſen wurde, war eine kurze Zeit da. Die Polizei war nachſichtig und ließ eine Art Freihafen entſtehen.

Dieſe Emigranten ſind ziemlich alle tüchtige Männer geworden, welche in der öffentlichen Welt talentvoll gewirkt und Anerkennung gefunden haben.

Kuranda iſt nach der Umwandlung Oeſterreichs als langjähriger Redacteur der von ihm gegründeten „Oſtdeutſchen Poſt“ und als Abgeordneter im öſterreichiſchen Reichsrathe unermüdlich und maßvoll thätig geblieben in der Förderung politiſchen Fortſchritts.

Moriz Hartmann, der ſchöne Chriſtuskopf, wie er bezeichnet wurde, iſt durch Noth und Gefahr überſchwenglicher, will ſagen poetiſcher Politik in den Hafen neutraler poetiſcher Schöpfung zurückgekehrt, aus welchem er einſt mit „Kelch und Schwert" ausgelaufen. Freilich nach vielen Sturmtagen und -Nächten. Aus den Reihen der Linken im Frankfurter Parlament war er nach Wien geeilt, um ſich den Kämpfern anzuſchließen, welche Wien gegen Windiſchgrätz vertheidigten, und als dieſe unterlagen, war er nach dem Oriente geflüchtet. Von dort zurückkehrend, ſammelte er ſich in Frankreich und der Schweiz, fand Ruhe des Gemüthes, ohne den lebensvollen Drang zu verlieren, fand Weib und Kind, fand die Stimmung zu geiſtvollen Compoſitionen in Vers und Proſa, und fand endlich auch die erſehnte Amneſtie, welche ihn nach Wien zurückbrachte. Leider überfiel ihn dort bald die ſchmerzhafte Krankheit, welche ihn langſam zu Tode marterte. Er war ein liebenswürdiger Menſch.

Kaufmann iſt weniger bekannt geworden, weil ihn das Geſchick bald nach England führte und er großentheils in anonymen Artikeln auftrat. Er war aber ein werthvoller Mann unter jenen Emigranten, geiſtig fein, mäßig und billig im Urtheil, einfach, brav und anſpruchslos als Menſch. Er iſt noch während der beſten Mannesjahre in England geſtorben.

Dieſe Drei, ſowie Sigmund Koliſch, der ſein Exil in Frankreich abwartete und in mannigfaltiger Journaliſtik verwerthete, waren ſämmtlich Iſraeliten, welche die Emancipationsfrage ihres Stammes unermüdlich und mit guten Mitteln verfochten.

Johannes Nordmann iſt erſt ſpäter in Wien ſelbſt als namhafter Schriftſteller hervorgetreten, und zwar als Journaliſt, als gründlicher Touriſt und als Poet, deſſen „Römerfahrten" eine eigenthümliche Dichtungsform darbieten.

Alfred Meißner war nicht eigentlich Emigrant oder Flüchtling: er begann nur eben in Leipzig damals ſein Wanderleben, welches er wie ein Engländer betrieben hat. Vielleicht, weil ſeine Mutter wirklich eine Engländerin war. Sein Geburtsort Prag, welcher ihm den „Zizka“ geſchenkt und wo ſein Vater, ein Sohn des „Skizzen-Meißner“, als Arzt lebte, blieb lange Jahre ſein Heimatspunkt.

Auch Kuranda und Kaufmann ſtammten aus Prag, welches in den Dreißiger- und Vierzigerjahren ein wichtiger Ausgangspunkt war für die geiſtige und ſchriftſtelleriſche Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Norddeutſchland. Und zwar waren die geiſtig ungemein regſamen Juden in Prag die Hauptagenten dieſer Verbindung. Auch Hartmann ſtammte aus Böhmen, Koliſch aus Mähren. Nur Nordmann war aus dem eigentlichen Oeſterreich.

Meſſenhauſer ſtand ganz abſeits von dieſer öſterreichiſchen Colonie. Er ſchriftſtellerte wohl auch, aber in ganz anderer Art. Nicht der Geiſt, ſondern das Pathos ſpielte bei ihm die Hauptrolle. Er war öſterreichiſcher Officier geweſen, und die Freiheitsfrage war ihm Glaubensartikel, für den er ſich im Nothfalle opfern zu müſſen glaubte. Dieſer Glaube erfüllte ſich denn auch. Juſt weil er Officier geweſen, wurde er zum Commandanten des Aufſtandes in Wien gemacht, und als der Aufſtand beſiegt war, beſaß er als ehemaliger Officier für den Sieger alle Eigenſchaften eines Mannes, welcher „zu Pulver und Blei zu begnadigen“ wäre. Er ſtarb wohl auch ruhig und überzeugt von ſeinem Berufe, für die Freiheit ſterben zu müſſen.

Der politiſche Ton in den Zeitſchriften — denn belletriſtiſche Zeitſchriften waren um dieſe Zeit der Tummelplatz — war zu Anfang der Vierzigerjahre noch ein mäßiger. Zu den wichtigſten gehörten Kuranda's „Grenzboten“, welche er zuerſt von Brüſſel aus, dann in Leipzig ſelbſt redigirte. Es war dies eine öſterreichiſche Zeitſchrift außerhalb Oeſterreichs, und ſie war ſorgfältig und gut geleitet, ein Vorbild für neue Zeitſchriftenform.

Es zeigte ſich nämlich immer deutlicher, daß die in Deutſchland ſo lange gebräuchliche Form von literariſchen Wochenſchriften belletriſtiſchen Inhalts dem Bedürfniſſe der Zeit nicht mehr entſprach. Selbſt das „Morgenblatt“ Cotta's, die reichhaltigſte und gediegenſte Wochenſchrift jener Zeit, in deren Literaturblatte Wolfgang Menzel ſchonungslos abwürgte, was ſeinem einſeitigen Geſchmacke nicht entſprach, war nicht mehr in voller Lebenskraft. Die Welt war innerlich von zu großer Unruhe bewegt, und dieſe Unruhe war zu ſehr politiſcher Natur, als daß die Belletriſtik hätte genügen können. Sie fand nur halbe Aufmerkſamkeit.

Ich fühlte dies bald, nachdem ich eine Zeitlang wieder die Redaction der „Eleganten Zeitung“ übernommen hatte. So kam ich zu einem faſt komiſchen Intermezzo: der Verleger hatte dem Blatte eine Modezeitung beigelegt, für welche ich herzlich ſchlecht paßte und für welche ich denn ein Uebriges thun zu müſſen glaubte. Ich machte kurzweg den Verſuch, eine deutſche Mode vorzuſchlagen. Natürlich nicht für die Frauen. Denn dies war auch mir erſichtlich, daß unſere „Damen“ von der franzöſiſchen Mode nicht abzubringen wären. Nein, der Vorſchlag galt nur den Männern.

Die deutſche Burſchentracht einzuführen, den ſchlichten deutſchen Rock mit Einer Knopfreihe und das lange Haar — das hatte wenig Ausſicht auf Erfolg. Wir waren ſeit der Wartburgfeier doch zu ſehr verbrüdert worden durch den liberalen Staatsgedanken, welcher von Frankreich bei uns eingedrungen war, als daß wir auf eine germaniſche Ausſchließlichkeit hätten zurückgreifen mögen. Es mußte alſo ein Uebergang, ein Mittelweg entdeckt werden, und gefällig mußte er doch auch ſein, ſonſt fand er gewiß kein Entgegenkommen.

Ich wendete mich alſo an unſere Maler in Düſſeldorf und bat ſie, ein Modell zu entwerfen. Sie thaten dies bereitwillig, namentlich that es Camphauſen ausführlich. — Mit ſeinem Modell wurde nun in unſerer Modezeitung Propaganda verſucht. Es war der moderniſirte deutſche Rock, anſchließendes Beinkleid, der Stiefel bis unter das Knie über dem Beinkleid, ein maleriſcher Mantel, der nur bis unter das Knie reichte, und ein breitkrämpiger Hut.

Ich hielt es nun für meine Schuldigkeit, mich ſelbſt ſo zu kleiden, und that es lachend. Nicht in der Meinung, damit eine Nationaltracht einzuführen, ſondern in der Laune eines unabhängigen Menſchen, der einmal was Anderes als die herkömmliche Schneidermode verſuchen wollte. Anſtoß konnte es nicht eben erregen, denn es war nicht gar zu ungewöhnlich, und Anlaß konnte es immerhin werden, ſich vom unſchönen Frack und Cylinderhut zu emancipiren, wenn es Nachahmung fände.

Die fand es wirklich unter jungen Männern, und Viele nahmen die Sache ernſthafter, als ich ſie genommen. Es iſt auch gar wohl möglich, daß ſie zuſammenhing mit der größeren Mannigfaltigkeit, welche ſich beſonders in Hut- und Mantelform damals entwickelte, ſo daß beſonders der ſteife Cylinderhut mehr und mehr zurücktrat und der breitkrämpige Hut ſich verbreitete. Am Ende ſtammt der „Calabreſer“, welchen Windiſchgrätz ächtete, von jener ſcherzhaften Modeſpielerei.

Im Allgemeinen war von Oben während der erſten Vierzigerjahre eine größere Beweglichkeit zugelaſſen im öffentlichen Leben. Das datirte vom Thronwechſel in Preußen. Der neue König Friedrich Wilhelm IV. war ein Mann von ausgebreiteter geiſtiger Bildung, welcher die kleinen und die groben Mittel verſchmähen zu dürfen glaubte, weil er der Meinung war: die Leitung im Großen und Ganzen und abſonderlich im Tiefen ganz in ſeiner Hand zu haben.

Er rief zum Beiſpiel einen jungen Dichter, welcher mit glänzend einherſchreitenden Freiheitspoeſien aufgetreten war, zu ſich ins Schloß von Berlin, um ſich herablaſſend und ironiſch mit ihm zu unterhalten. Eine moderne Scene zwiſchen König Philipp und Marquis Poſa, in welcher der König die Oberſtimme führte. Es galt, der Welt zu zeigen, daß er die banal gewordenen Dinge der öffentlichen Reden von einem höheren Standpunkte auffaſſe, und daß er liberalen Trompetenklängen keinen dogmatiſchen Werth beilege. Die Zeitungen ergingen ſich dann des Breiteren darüber, ob und wie der ſchwäbiſche Dichterjüngling Georg Herwegh ſich einem geiſtig überlegenen König gegenüber auf dem Parquet des Königsſchloſſes benommen habe.

Die Welt war aber ſchon weiter entwickelt in politiſchen Dingen, als der König vorausgeſetzt haben mochte, und juſt ſeine ſcharfen Aeußerungen trugen dazu bei, daß ſich mehr und mehr eine demokratiſche Partei ſcharf abſonderte von der liberalen Mehrheit. Sie ließ ſich ſchon laut vernehmen, als der König verkündigte, der Kölner Dom ſolle ausgebaut werden, und ſie entgegnete: das wäre gar nicht an der Zeit; es lägen wichtigere Aufgaben vor als künſtleriſche Bauten, welche noch obenein kirchliches Weſen fördern wollten.

Juſt an dieſer Dombaufrage zeigte es ſich damals deutlich, daß der Liberalismus ſich in verſchiedene Gewäſſer abtheilte. Diejenigen Liberalen wurden als flau und zopfig geſcholten, welche das Unternehmen ſolch' eines großen künſtleriſchen Baues mit Zuſtimmung und Freude aufnahmen, weil Förderung großer Kunſtbauten ja der politiſchen Entwicklung nicht widerſpräche, und die politiſche Entwicklung ja deshalb nicht zurückzubleiben brauchte.

Es entſtand zunächſt eine kurze Epoche der liberalen Confuſion: in den kleineren Landeszeitungen aber, beſonders in Sachſen, wuchs die demokratiſche Partei. Die bisher mäßige Sprache in den Blättern verwandelte ſich in eine ſcharfe.

Wer nicht einſeitig allen erſinnlichen Conſequenzen des Liberalismus zuſtimmte, der wurde ausgeſchieden. Ich ſage „zuſtimmte", und das iſt zu wenig: man mußte die weiteſte Folgerung als das einzig Richtige preiſen und mit Gut und Blut dafür eintreten wollen. Darunter waren Conſequenzen, welche wir jetzt, nachdem der Liberalismus geſiegt, für gefährliche Uebertreibungen halten.

Das geht wohl immer ſo, wenn ſich die Welt zu einer Schlacht ordnet gegen das alte Staatsweſen, wie ſie es damals that, zu einer wirklichen Schlacht. Da gilt nur, wer Waffen trägt, wer verwunden, wer tödten kann. Jedes ſtillere und feinere Verdienſt geht unter, und kleine Umſtände, unſcheinbare Zufälligkeiten entſcheiden über den Lebenslauf eines Menſchen, auch eines begabten Menſchen.

Eine Notabilität aus jener Gährungszeit, der eben erwähnte Herwegh, iſt ein Beiſpiel dafür, wie kleine Umſtände und unſcheinbare Zufälligkeiten über ein Menſchenleben entſcheiden können. Er wurde mit Ruhm und Popularität überſchüttet, als er damals auftrat, und einige Jahre ſpäter war Hohn und Spott ſein Loos, dergeſtalt, daß er in kalten Schatten geſtellt die zweite Hälfte ſeines Lebens verbringen mußte. Und das Alles ganz ohne ſeine Verſchuldung.

Kurz vor ſeiner Audienz beim König von Preußen ſah ich ihn in Leipzig. Ihm zu Ehren wurde ein Gaſtmahl im „Hôtel de Pologne“ veranſtaltet. Man ſpeiſte in einem mittelmäßig beleuchteten Saale an langer Tafel ein mittelmäßiges Mahl. Eſſen und Trinken war ja Nebenſache, epikuräiſche Menſchen waren auch kaum dabei, meinen Freund Robert Heller ausgenommen. Meiſt waren's herbe Asketiker in dürftiger Alltagskleidung, welche ſtock-ernſthaft dreinſchauten und nur Lebenskraft äußerten, ſobald in einem Toaſte die erwarteten Stichworte vorkamen. Heller und ich litten ein wenig dabei. Wir dachten an die geheimen Verſammlungen der erſten Chriſten in den Katakomben; nur paßte die Grundſtimmung nicht. In den Katakomben waren es Liebesmahle; Chriſti Lehre von der Liebe, die Seele des Herrn Chriſtus, war damals noch die Seele der ganzen Gemeinſchaft. Hier im „Hôtel de Pologne“ ſtand der Haß im Vordergrunde, der Haß gegen die beſtehende bürgerliche Geſellſchaft, welche man total geändert ſehen wollte. Da erhob ſich der Gaſt ſelber, Georg Herwegh, vom Seſſel, um ſein neueſtes, noch ungedrucktes Gedicht vorzuleſen. Das war ſo Gebrauch, und dieſer Gebrauch war hübſch. Ein Gedicht iſt immer was Beſſeres als die Stichwort-Phraſe. Es iſt ein Sieg in geordneter Form; darin ruht ſtets ein wohlwollendes Bildungsmoment. Er las das Gedicht vor: „Die Lerche iſt's und nicht die Nachtigall“. Die Lerche verkündet den neuen Tag, den Tag der Freiheit.

Der Vortrag war von dürftiger Bedeutung, aber das Gedicht war ſchön. Herwegh perſönlich war eine ſchlanke Mittelfigur, und der Ausdruck ſeines Geſichtes war nicht gerade einladend; ebenſowenig das Geſpräch mit ihm. So viel ich mich erinnere, war er etwas mürriſch und trocken, ausgiebig gewiß nicht.

Damals ging er eben nach Berlin, und es erfolgte jene Audienz beim König. Schon dies wurde ihm ins Schuldbuch geſchrieben. „Er hätte gar nicht hingehen ſollen, oder wenn er's that, nur geharniſcht antworten müſſen!“ riefen die Ultras.

In wie ſchwieriger Lage iſt aber ſolch' ein heutiger Marquis Poſa im Frack, der unter dem Schimmer eines mächtigen Königthums, von den Hofleuten lächelnd betrachtet, vor einem Monarchen ſteht, vor einem beredtſamen Monarchen, welcher die Zuſammenkunft nur für ſeinen Zweck veranſtaltet hat, für den Zweck der Zurechtweiſung, in wie nachtheiliger Lage! Was für Anlagen müßten ſich da glücklich in ihm vereinigen, wenn er eine ſiegreiche Figur ſpielen ſollte! Zunächſt doch Muth, Rednergabe und geſellige Gewandtheit. Letzteres konnte man am wenigſten vom jungen ſchwäbiſchen Dichter erwarten.

Nun, er fand immerhin juſt dem Schloſſe gegenüber in einem reichen Kaufhauſe eine junge, liebenswürdige und tüchtige Frau. Ich kannte ſie aus meinem Berliner Aufenthalte außerhalb der Hausvogtei und freute mich ihrer Entſchloſſenheit, ſchlankweg den jungen Poeten zu heiraten, welcher, roth vor Erregung, drüben aus dem Schloßportale trat und auf das gegenüberliegende Haus ihres Vaters zuſchritt. Sie war als ganz junges Mädchen ſchon begeiſtert für alles Höhere und iſt ihm eine treue Gefährtin geworden. Sie hat ihn ſogar ins Feldlager begleitet, als er im Frühjahre 1848 mit einer deutſch-franzöſiſchen Arbeitercolonne ins badiſche Land kriegeriſch einfiel und bei Schopfheim geſchlagen wurde.

Und da kommt das zweite größere Unglück, welches ihm widerfuhr. Er iſt auf der Flucht mit ſeiner Frau, die Verfolger kommen ſeinem Wagen nahe, und die Frau räth ihm, in Todesangſt, ſich zu verbergen. Wer thut das nicht auf ſolcher Flucht! Aber die Umſtände machen das Verbergen lächerlich: er kriecht unter das Spritzleder, damit die Verfolger nur eine Frau ſehen und den Wagen unbehelligt laſſen. So geſchieht's und gelingt's auch, und nun läuft die höhniſche Kunde durch die Welt: der Throne umſtürzende Poet iſt unter's Spritzleder gekrochen!

Er iſt um kein Haar weniger werth, als er vorher war, aber die „kleinen Umſtände und unſcheinbaren Zufälligkeiten“ haben ihn für die nachplappernde Maſſe nahezu erwürgt. Die zweite Hälfte ſeines Lebens bleibt unbeachtet, obwohl er ſeiner Geſinnung treu verbleibt und noch manche Probe ſeines Talentes gibt. Man mußte ſich allmälig erſt beſinnen, daß er ein prächtiges Dichtertalent war, man mußte ſich klar machen, daß mit dem Siege des Liberalismus ſeinem Talente der richtige Kampfplatz verloren gegangen war. Sein Talent brauchte eben den politiſchen Kampf auf Tod und Leben. Dafür nur fand er ſeine ſchönen und ſchlagenden Worte. Trotz alledem werden ſeine „Gedichte eines Lebendigen“ aus ſeiner erſten Epoche ein ſchönes Denkmal bleiben. Deſſen hat man ſich auch trotz der „kleinen Umſtände“ jetzt endlich wieder erinnert, aber erſt, da er im rauhen Frühlinge 1875 ins Grab ſank. Da ſind die politiſchen und poetiſchen Freunde zu ſeinem Hauſe gekommen und haben ihm das Geleit gegeben zur letzten Ruheſtatt.

Das Verwunderlichſte kommt hinterdrein. Die ganze „Spritzledergeſchichte“ wird in neuerer Zeit ein verleumderiſcher Mythus genannt, welcher von Venedey erfunden worden. Herwegh und ſeine Frau — ſo wird berichtigt — ſind gar nicht zu Wagen, ſondern ſind zu Fuß querfeldein geflüchtet, haben ſich Bauernkleider verſchafft und ſind, er als Knecht, ſie als Magd verkleidet, bei Rheinfelden über die Schweizer Grenze gelangt. Dort in der Schweiz iſt Venedey und noch Einer zu ihm getreten und haben ihn — angeblich im Namen der Frankfurter Linken — aufgefordert, umzukehren. Herwegh hat in ſeiner etwas heftigen

Weiſe den ihm widerwärtigen Venedey heimgeſchickt, und nun iſt in einem ſüddeutſchen Blatte aus der Feder Venedey's und ſeines Genoſſen die Geſchichte vom Spritzleder erzählt worden. Die Reaction hat ſich dieſer Mythe bemächtigt und hat ſie überall verbreitet, um den liberalen Dichter lächerlich zu machen.

Frau Emma Herwegh hat „Erinnerungen einer Hochverrätherin“ herausgegeben, und ſie erzählt darin ebenfalls, daß ſie zu Fuß geflüchtet ſeien.

Darum alſo Räuber und Mörder! Das ganze Spritzleder wäre erfunden und hätte doch eine ſo heilloſe Wirkung geübt.

Das iſt ſehr wohl möglich. David Strauß, welcher im „Neuen Teſtamente“ ſo viel in den Bereich des Mythus verwieſen, hätte kopfnickend ſagen können: „Da ſeht ihr, was in aufgeregten Zeiten an Thatſächlichkeiten erfunden werden und dann fortzeugend weiter wirken kann.“

In Leipzig ſtieg die radicale Richtung von Jahr zu Jahr, und ſelbſt der Schillerverein, welcher damals dort entſtand, wurde ein Tummelplatz für dieſelbe. Die Theilnahme am großen Dichter überhaupt wurde bald mißtrauiſch angeſehen, wenn der Volks- und Freiheitsdichter Schiller nicht ausſchließlich in den Vordergrund geſtellt wurde. Ein unſcheinbarer Mann, Caſſier am Leipziger Theater, wurde Bibliothekar des jungen Vereins, betonte den politiſchen Charakter des Vereins mit glaubensſicherem Nachdruck und entwickelte ſich langſam als Robert Blum. Bei Feſteſſen und Begräbniſſen enthüllte ſich mehr und mehr ſein eigenthümliches Redetalent, welches in breitem, faſt ſingendem Tone Alles auf Volk und Freiheit bezog. Alles! Die Dichtung wie der Tod, das Leben in all' ſeinen Aeußerungen, das menſchliche Trachten in all' ſeinen Richtungen, Alles ward in dieſelbe Furche gezogen und als Samen der Freiheit geprieſen oder als Samen der Knechtſchaft verdammt. Eintönig im Vortrage, aber ſalbungsvoll, eintönig im Gedanken, aber ſtets eine Gefühlsſaite kräftig berührend, erzog der gar gewöhnlich ausſehende ſtämmige Mann mit geröthetem Antlitze und kleinen

Augen ſein Talent immer ſtärker und ſtärker, das Talent eines Volksredners, das Talent eines Agitators.

Robert Heller, ein geiſtreicher, lebensvoller Schriftſteller, der damals in Leipzig eine Wochenſchrift, „Roſen“, herausgab, machte ſich gern über dies volksthümliche Pathos luſtig, welches ihm, dem claſſiſch gebildeten Manne, niedrig vorkam. Er verlangte auch für ſeinen fröhlichen Lebensſinn eine Berechtigung im Liberalismus und ſchüttelte ungläubig den Kopf, wenn ich ihm ſagte: „Dies Pathos des Kleon wird der Welt noch viel zu ſchaffen geben!“ Erſt in der Frankfurter Parlamentszeit geſtand er mir zu, dieſe Salbung unterſchätzt zu haben.

4.

Die Frage um Friedrich Wilhelm IV. beſchäftigte alle Welt. Sie beſchäftigte auch Varnhagen, als wir zur erſten Aufführung des „Monaldeschi“ die Franzöſiſche Straße hinab zum Schauſpielhauſe gingen. „Wir werden heute Neues von ihm erfahren“ — ſagte er ſchließlich — „denn ich weiß von Humboldt, daß der König die Vorſtellung beſuchen wird.“

Er kam und nahm mit ſeinem Gefolge Platz in der großen Hofloge — ein Zeichen, daß er Antheil nähme auch an neuen Stücken.

Humboldt, immer in ſeinem Gefolge, erzählte uns im Laufe des Abends jede Aeußerung, welche der König gemacht über das Schauſpiel und über die Schauſpieler. „Letztere“ — habe er geſagt — „ſeien der Aufgabe nicht gewachſen und es müßte viel geſchehen zur Regenerirung des Theaters.“

Es geſchah denn das Erwähnte mit Sophokles, Shakeſpeare, Mendelsſohn und Tieck. Der König hatte kein eigentliches Intereſſe am Theater, und als jener erſte auf Muſik gebaute Anlauf erſchöpft war, hat er ſich gar nicht mehr umgeſchaut nach der Bühne.

Der alte Tieck auf dem letzten Krankenbette in der Kochſtraße hat mir ſpäter ſeufzend eingeſtanden, daß ihm dieſe letzte dramaturgiſche Aufgabe eine Qual geworden ſei. Der hohe Herr hege nur abſtracte Gelüſte theatraliſcher Kunſt, und er ſelbſt — Tieck — ſei zu alt für ſolche Anſtrengungen. „Wir waren Beide ſchon zu alt!“ ſchloß er ſtöhnend.

Humboldt's Stellung neben dem neuen Könige war damals und iſt bis zum Tode eine ganz eigenthümliche geblieben. Er galt für liberal und war es auch. Die Kategorie, welche dies Wort bezeichnete, war dem Könige läſtig und unangenehm. Er ſah darin Oberflächlichkeit, Landläufigkeit des Zeitalters — er hätte am liebſten auch Humboldt als läſtig beiſeite geſchoben. Er hatte ſogar eine Neigung, ſich über ihn luſtig zu machen wegen der Redſeligkeit Humboldt's. Aber das ging doch Beides nicht an, weil die Wiſſensmacht dieſes Humboldt zu groß und deſſen anerkannte Autorität zu gewaltig war. Das Wiſſen ſelbſt reſpectirte ja auch der König. So erſchien dieſer Kammerherr Humboldt, der ſonſt kein eigentliches Amt inne hatte und doch als Kammerherr immer da ſein mußte, wie ein beunruhigendes Gewiſſen für den König. Bei jeder neuen Maßregel fragte Jedermann nach Humboldt's Meinung über dieſe Maßregel, und er pflegte dieſe Meinung kurz abzugeben, epigrammatiſch, oft wie einen vieldeutigen delphiſchen Orakelſpruch — zu ſtetem Aerger des Königs, welchem ſie immer hinterbracht wurde.

Viel ſchlimmer noch ſtand Varnhagen angeſchrieben, ein penſionirter Geheimer Legationsrath, welcher ſchon vor Olim's Zeiten penſionirt worden war, weil er in der badiſchen Verfaſſungsfrage als preußiſcher Reſident in Karlsruhe ſich für die liberale Seite erklärt, ſich alſo compromittirt hatte. Seit ſo langer, langer Zeit lebte der entlaſſene Diplomat in Berlin und war eine unbequeme Perſon. Stets in Verbindung mit den freiſinnigen Männern der Regierung und in ausgebreitetem Verkehr mit der politiſch-literariſchen Jugend von ganz Deutſchland, war er eine Inſtanz, welche man oben höchſt mißtrauiſch anſah.

Dabei hatte er aber doch ein ſtolzes preußiſches Fundament unter ſich als hiſtoriſcher Schriftſteller, welcher namentlich preußiſche Helden und Notabilitäten in ausgeſuchter Darſtellung ſchilderte, welcher dem ſoliden Geſchichtſchreiber Friedrichs des Großen, dem Profeſſor Preuß, mit Rath und That zur Seite ſtand, welcher endlich als Gatte der kürzlich verſtorbenen und raſch berühmt gewordenen Rahel ein ganz beſonderer Mittelpunkt geworden war für alle Freunde wahrhaftigen Urtheils. Das waren Schutzwehren, denen auch die Schmeichler der augenblicklichen, Varnhagen abholden Herrſchaft ärgerlich aus dem Wege gehen mußten. Dieſen war es insbeſondere unausſtehlich, daß Humboldt faſt jede Woche einmal in dem ſtattlichen Hauſe der Mauerſtraße, welches Varnhagen bewohnte, betroffen wurde.

Varnhagen war in der That eine ganz merkwürdige Perſönlichkeit und iſt nach den Berliner Revolutions-Phaſen von 1848 zu 1849 eine geradezu räthſelhafte geworden.

Er ſtammte vom Niederrhein und war als Studioſus mit mehr oder minder poetiſchen Talenten in Berührung gekommen, ja er hatte mit einem ſolchen kritiſchen Talente — Neumann — einen Roman gemeinſchaftlich geſchrieben, deſſen Schluß, glaube ich, heute noch fehlt. Romanſchreiben ſah ihm ſpäter durchaus nicht mehr ähnlich. Das Wirkliche ſein zu ſchildern, war ſeine Hauptfähigkeit in der Schrift, nicht aber romantiſche Erfindung.

Seine Jugend fiel unter die Franzoſenherrſchaft, welche von 1806 bis Anno 1813 Preußen belaſtete wie ein grauſamer Alp, und Patriotismus erfüllte ſein junges Herz vollſtändig. Er ging Anno 1809 nach Oeſterreich und kämpfte bei Wagram mit. So kam er mit handelnden politiſchen Männern in täglichen Verkehr, denen ſein Kopf und ſeine Feder willkommen waren, und auf dieſem Wege fand er Amt und Würde im preußiſchen Staate, ein unermüdlich thätiger Partiſan des damals entſtehenden jungen Preußen, welches ſich in Haupt und Gliedern reformirte.

Eine conſtitutionelle Verfaſſung war vom Könige verſprochen worden, als 1813 alle Kräfte aufgeboten wurden zum lebensgefährlichen Kampfe gegen Napoleon, und in dieſem Sinne verwaltete Varnhagen das geſandtſchaftliche Amt, welches ihm für Baden anvertraut worden war.

Jenes Verſprechen wurde nicht gehalten und eine Reaction trat ein. Sie nahm ihm ſein Amt und dauerte in den erſten Vierzigerjahren bereits fünfundzwanzig Jahre lang. Jetzt unter dem neuen Könige fragte man laut und leiſe: ob denn dieſe Reaction nun endlich vorüber ſei. Man zuckte die Achſeln zur Antwort; das von Geiſt ſchimmernde Weſen des Königs geſtattete keine feſte Schlußfolgerung.

Dies muß man ſich vergegenwärtigen als Grundlage für Varnhagen's Leben: es war fortwährend tief beſchattet von der politiſchen Reaction.

Im Uebrigen war ſein Leben ungemein bereichert worden durch die Ehe mit Rahel, einer außerordentlich begabten Frau, welche gründlich wahr, gründlich gut und voll kritiſchen Geiſtes war. Es war ferner bereichert worden durch einen ausgebreiteten Verkehr mit geiſtig hervorragenden Männern dieſer Zeit, Goethe an der Spitze, man kann faſt ſagen: mit allen Notabilitäten dieſer Zeit. Und ſo war ihm eine innere Welt ſchöner Bildung aufgebaut worden, welche ſich in ihren Wurzeln um Kant und Goethe geſammelt hatte. Der Reſpect vor Kant und die Bewunderung Goethe's bildeten den unerſchütterlichen Troſt ſeines Geiſtes.

Er war ein Mann von mittlerer Größe. Der Unterkörper war verhältnißmäßig ein wenig zu kurz, wie bei Goethe. Sein Kopf war fein und vornehm; das blaue Auge, gedämpft durch eine Brille, belebte ſich raſch, wenn das Thema der Rede ein lebhaftes wurde, und die Rede ſelbſt war äußerſt geſchickt, fließend, in der Debatte unerſchöpflich. Der Ton der Rede war etwas hoch, und wenn er in Leidenſchaft gerieth, was leicht geſchah, wohl auch ſchneidend. Der diplomatiſche Goethianer konnte dann alle höflichen Ausdrücke jach überſpringen und das grellſte Wort wählen, um die zornige Anſchauung grell zu bezeichnen.

So lange ich in Berlin wohnte und nicht gerade eingeſperrt in der Hausvogtei ſaß, beſuchte ich ihn faſt jeden Tag um die Mittagszeit. Ich erfreute mich ſeines freundlichen Wohlwollens, und er nannte mich gern den Officier, welcher zu allerlei Kriegsthaten geeignet wäre. Daß ich undiplomatiſch darauf losginge, erſchreckte ihn zwar jedesmal, wenn eine Action im Gange war, aber er ſagte dann oft lachend: Am Ende iſt's richtig, daß es ſolche Soldaten gibt, wir kämen ſonſt nicht vom Flecke.

Actionen hatte er aber ſtets nach allen Richtungen vor, literariſche und publiciſtiſche. Er las alle neuen Bücher und alle wichtigen Zeitungen, und da ihn Alles intereſſirte und er für Alles einen wichtigen Zuſammenhang fand, ſo war er wie ein Generalſtabs-Chef, welcher alle Tage nach verſchiedenen Seiten Aufträge hatte. Er überging nicht die kleinſte Notiz in irgend einem kleinen Blatte, welche zu berichtigen oder zu fördern wäre, um die öffentliche Meinung auf richtiger Fährte zu erhalten. Die großen Zeitungen waren damals noch nicht in der Ausdehnung vorhanden wie jetzt, und nur die Augsburger Allgemeine Zeitung war von entſcheidender Bedeutung.

Im erſten Stockwerke — Etage ſagt man in Berlin — eines ſtattlichen Hauſes in der Mauerſtraße hatte er noch dieſelbe Wohnung, welche Rahel mit ihm getheilt, und da ſaß er Vormittags im bequemen Hausrocke auf dem Sofa und ſchrieb und ſchrieb, bis er durch Beſuche unterbrochen wurde. Er ſchrieb wie geſtochen; kein Wort war ausgeſtrichen, auch nicht in den zahlloſen Briefen, die er täglich zur Poſt ſchickte, darin ſtets vorſichtig mit Aeußerungen, weil er keinen Brief ſicher erachtete vor geheimer Eröffnung. Ebenſo zahllos nahm er Beſuche an, welche von weit und breit kamen. Der Generalſtab wollte von Allem unterrichtet ſein, und der alte Diener Baumann war ſorgfältig eingeſchult für die Anmeldung.

Wenn Baumann öffnete, da trat man in ein weites, hohes Zimmer, angefüllt an jeder Wand bis an die Decke hinauf mit Büchern. Rechts nach Süden gingen die Fenſter auf Gärten, und die Sonne ſchien herein. Links öffnete ſich die Thür zu ſeinem Wohn- und Schreibzimmer, deſſen Fenſter freien Ausblick hatten die Franzöſiſche Straße hinauf. Er ſetzte die Brille auf, welche er beim Schreiben nicht brauchte, und ſprach matt. Zunächſt war er immer krank, wie Papſt Sixtus der Fünfte, und das Aufhören der Exiſtenz, von Nerven und Schwindel untergraben, ſchien ganz nahe zu ſein. — „Ich ſtöre?“ — „O nein, es iſt genug für heute.“

Er ſchrieb täglich um dieſe Zeit an ſeinen Memoiren, welche jetzt in ſo überreichem Maße durch ſeine Nichte Ludmilla Aſſing in Druck gerathen ſind. „Vielleicht laſſen Sie,“ ſagte er einmal, „einſt die Blätter drucken, welche ich da täglich vollſchreibe!“ Die Nichte war damals noch nicht bei ihm. — „Was iſt's?“ — Er benannte es nicht, ſtand auf und ging umher, das Thema ſuchend, welches eben wichtig war.

Nun, dieſer immer ſterbende moderne Sixtus hat im Jahre 1848 alle Welt überraſcht durch die Stellung, welche er plötzlich voll Thatkraft einnahm: er trat zu den Radicalen.

Derſelbe Mann, welcher vier Jahrzehnte lang immer mäßig, vorſichtig, zur Ausgleichung jeglicher Art bereit geweſen war, verlangte mit Einemmale radicale Maßregeln. Wie kam das? War's Eitelkeit, welche ihn ſtachelte, noch eine Führerrolle zu ſuchen auch unter einer Partei, mit welcher ſeine Bildung gar nicht harmonirte, mit welcher ſeine geſellige Art grell contraſtirte? Ich glaube nicht, daß man's nur auf Eitelkeit ſchieben darf. Ich glaube, es war der künſtliche Entſchluß, welcher aus Abſtraction ſtammt, aus bloßer Abſtraction. Es war das Facit eines Rechenexempels. Er hatte ſo lange gewartet, ſo lange! und hatte immer nur heimlich vorbereiten dürfen; nun war die Gelegenheit zum Handeln endlich da, ſie mochte ausſehen wie ſie wollte, ſie war da, und nun — glaube ich — übernahm er ſich, damit die endlich vorhandene Gelegenheit nur ja nicht verſäumt würde, übernahm er ſich, damit dieſe Gelegenheit, wie es die Theorie verlangt, auch gründlich ausgebeutet würde.

Die vollen Conſequenzen eines radical-liberalen Staatsweſens waren ihm nie verborgen. Ich erinnere mich deutlich, daß er, wenn vom Jacobinerthum die Rede war, zu wiederholtenmalen ausrief: „Ach was! Denken Sie an Kant und was der geſagt hat, als man die Uebertreibungen der Jacobiner beklagte. Er hat geſagt: Sie haben ja das Erbrecht noch beſtehen laſſen!“

Das iſt mir immer eingefallen, wenn man 1848 und 1849 in Frankfurt mit Verwunderung erzählte: Varnhagen iſt zu den Radicalen übergegangen, derſelbe Varnhagen, der ſich mit oft angezweifeltem Rechte „von Enſe“ genannt, der alte Goethe'ſche Diplomat iſt zur rückſichtsloſen Linken getreten!

* * *

Dieſe Zeiten waren vorüber, und die Maßnahmen ſelbſt des mäßigen erſten Parlaments in Frankfurt wurden bereits überall wieder nach Kräften beſeitigt, da kam ich von Wien aus — 1852 — zum erſtenmale wieder nach Berlin, welches ich ſeit 1847 nicht mehr geſehen hatte. Arglos wanderte ich auch nach der Mauerſtraße, um meinen alten Freund und Gönner Varnhagen aufzuſuchen, gewärtig eines lehrreichen Austauſches der Meinungen, welche Jeder von uns in der Sturmzeit verfochten. Ich war im linken Centrum verblieben.

Zu meinem Erſtaunen empfing mich an der Thür Freund Baumann gar nicht zuvorkommend und brachte die ſtehende Floskel: „Ich werde nachſeh'n“ langſam und ſtotternd hervor. Da mußte arg auf mich geſcholten worden ſein, und Baumann hatte es nicht überhören können.

Es dauerte auch lange, ehe er mich einführte, und ich fand Varnhagen äußerſt zurückhaltend und froſtig. Das Geſpräch bewegte ſich ſtockend um Aeußerlichkeiten, bis ich das nicht mehr aushielt und direct fragte, was denn das heißen ſollte.

Da brach er los. Eine Springfluth von Vorwürfen ergoß ſich aus ſeinem Munde, welcher im Zorne ſtets äußerſt beredt war; er ergoß ſich auf dies nichtswürdige Frankfurter Parlament und auf die Partei, mit der ich ja auch gegangen und die er kurzweg die Gagern'ſche nannte. Ich unterbrach ihn nicht, bis er (Varnhagen) ſich zu Schelt- und Schimpfworten erhitzte. Da ſprang denn auch ich in die Höhe und verbat mir das, und es folgte nun ein Duett von zornigen Reden und Gegenreden, daß die Funken ſtoben und ich in hellem Unfrieden von dannen ging.

Es war wieder um die Mittagszeit. Sonſt, vor der radicalen Exploſion, pflegte er ſtets, wenn unſer Geſpräch erſchöpft ſchien, ſeinen hohen badiſchen Orden, ein blau-ſchwarz-ſilbernes Band mit dem daranhängenden Stern, um den Hals zu knüpfen, den Frack anzuziehen und mit mir fortzugehen die Linden hinab zu Fräulein Solmar im Bankgebäude. Man ſah ihn nie anders als im Frack und mit jenem Orden um den Hals. Heute ging ich allein zu Fräulein Solmar, ihr die Scene zu ſchildern, die mich ſchmerzlich erregte. Sie war immer das echt weibliche Princip geweſen, welches mit ſanfter Rede ausgleicht. Jeden Abend fand ſich ein kleiner Kreis bei ihr ein zu Thee und Berliner Butterbrod: Gans, von Sternberg, der blaue Märchen ſchrieb, und von dem jetzt Niemand mehr weiß, Friedrich Förſter, welcher den unſchuldigen Wallenſtein entdeckt hatte, Heinrich Heine aber unbedeutend fand, und wer ſonſt noch ein literariſches oder politiſches Geſpräch ſuchte. All das war jetzt todt. Unſere kluge Freundin Solmar aber lebte noch lieb und friſch wie früher und lächelte zu meiner Schilderung der grimmigen Scene zwiſchen mir und Varnhagen. „Ja, ſo iſt er jetzt“ — ſagte ſie — „um conſequent zu ſein, und am ärgſten gegen die, welche er lieb hat. Das geht vorüber! Morgen fahren wir mit ihm nach Hamburg, Ludmilla und ich, und Sie fahren ja, wie Sie ſagen, morgen auch dahin. Da verſöhnen wir Euch auf irgend einem Bahnhofe der Priegnitz!“

Wir fuhren wirklich des andern Tages in demſelben Zuge, und auf den Bahnhöfen ſtiegen die Damen aus und forderten mich auf, in ihr Coupé zu kommen. Er ſitze ſtill darin und habe nichts dagegen, daß wir zuſammen führen.

Ich fand es aber doch nicht annehmbar; ich war auch ärgerlich und hielt es nicht für richtig, ſolch' tiefgreifenden Streit mit banaler Unterhaltung zu übergehen. In unſerem Falle, meinte ich, müßten ernſte Geſpräche den Frieden einleiten.

So blieb ich abgeſondert und — habe Varnhagen nicht wiedergeſehen. Der Tod hat ihn abgerufen.

Ich bin außer Zweifel, daß wiederholte Geſpräche einen perſönlichen Ausgleich hergeſtellt hätten, denn unſere gegenſeitige perſönliche Vertraulichkeit war zu alt und zu wahr, als daß ſie nicht obgeſiegt haben ſollte. Mir iſt nicht der geringſte Stachel zurückgeblieben, und ich weiß, daß er Aehnliches geſagt hat. Es geht eben im Kriege nicht anders: man bekämpft ſich auf Leben und Tod, und die mit dem Leben davonkommen, umarmen einander hinterher, wenn ſie ſich achten. Ich achte aber Varnhagen heute noch ſehr hoch. Er hat ſeiner Zeit unermüdlich gedient, hat ihr weſentliche Dienſte geleiſtet und hat die Bildung unſeres Vaterlandes erheblich gefördert.

* * *

Wer hätte in jenen Vierzigerjahren ſolche Wendungen geahnt! Ich kam jedes Jahr nach Berlin mit einem neuen Theaterſtücke, und er freute ſich wohl über die Tendenzen in „Struenſee", „Gottſched und Gellert" und den „Karlsſchülern", warnte aber als alter Diplomat ohne Unterlaß dringend: nicht zu viel zu wagen, nicht über eine gewiſſe Linie hinausgehen.

In Leipzig ſelbſt gründete und entwickelte ſich in dieſen Jahren der erſte Schriftſtellerverein. Er wurde in parlamentariſchen Formen eine Vorſchule, und er wurde in Bildung literariſcher Corporationen ein fruchtbarer Anfang. Leipzig war damals noch der lebendige Mittelpunkt ſchriftſtelleriſcher Welt; die großen Städte Berlin und Wien ſtanden noch zurück und traten erſt mit den großen politiſchen Zeitungen nach 1848 in den Vordergrund. Eine lange Zeit Vorſitzender dieſes Schriftſtellervereins, erfuhr ich frühzeitig, wohin die literariſche Welt einzig und allein drängte. Unſere literariſchen Eigenthumsintereſſen wurden nur nebenher wie Stiefkinder behandelt, und Robert Blum, obwohl gar nicht Schriftſteller, führte die Linke des Vereins unentwegt zu politiſchen Aeußerungen. Dieſe Stürme im Glaſe Waſſer verkündeten die Stürme im Staate.

5.

Trotz aller Oppoſition, welche in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten gegen die Regierungen laut oder leiſe rumorte und niedergehalten wurde, ſtand doch 1847 irgend ein größerer Wechſel gar nicht in Ausſicht.

Die Verſuche des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's des Vierten, eine unklare ſtändiſche Verfaſſung einzuführen, hatten überall Widerſpruch gefunden, und ein junger weſtphäliſcher Edelmann, der ſpäter ſo hervortretende Georg Vincke, hatte ſogar in Berlin von der neuen Rednerbühne herab zu verkünden gewagt: Es helfe Alles nichts, die conſtitutionelle Monarchie müſſe eingeführt werden.

Man war darüber ſo erſchrocken, daß die Staatszeitung den Abdruck dieſer verwegenen Rede mitten im Satze abbrach — man weiß heute noch nicht, ob Vincke ſelbſt mitten im Satze hat aufhören müſſen zu ſprechen, oder ob der Schluß des frevelhaften Satzes nur dem Setzer der Staatszeitung entzogen worden iſt. Und nur ein Jahr ſpäter ſaß derſelbe Vincke im erſten deutſchen Parlamente zu Frankfurt auf der rechten Seite und war ein ſcharfer Partiſan der preußiſchen Regierung.

Niemand glaubte 1847 an eine ernſthafte Dauer dieſer preußiſchen Zwitterverfaſſung, und ſie wurde auch in Preußen ſelbſt nur wie ein bloßer Verſuch zögernd in Scene geſetzt.

Auch in den übrigen Bundesſtaaten, welche zum Theil ausgebildete Verfaſſungen hatten, fühlte man ſich nirgends in dauerhafter Feſtigkeit, und publiciſtiſche Broſchüren aller Sorten kamen überall zum Vorſchein. Beſonders hochgelehrte. Sie pflegen immer dem Sturm voranzuſäuſeln.

Nur wiederum in Leipzig zuckte ein blutiger Vorfall auf. Hier war die demokratiſche Stimmung gegen den Erbprinzen Johann gerichtet, und kein Menſch ahnte, daß derſelbe in ſpäteren Jahren ein populärer König von Sachſen werden könnte. Er hielt damals, ein gründlich unpopulärer Mann, eine Revue der Communalgarde ab. Ich ſelbſt war Communalgardiſt und that auf dem Felde bei Gohlis meine militäriſche Schuldigkeit nach Kräften vor Ihrer königlichen Hoheit, welche ernſt und ſchweigſam vor uns hielt mit ihrem intereſſanten, ja ſchönen Kopfe. Dieſer ganze militäriſche Mechanismus fand offenbar in dieſem Kopfe nicht den geringſten Antheil, ſchon darum nicht, weil ihm der ganze Begriff einer Communalgarde nicht gefallen mochte, dann aber auch darum nicht, weil dieſen Prinzen überhaupt die Wiſſenſchaft mehr intereſſirte als irgend ein Soldatenthum.

Ohne Zwiſchenfall war Alles vorüber; wir waren heimmarſchirt, und ich ſaß des Abends bei den Meinigen. Da ſtürzte mein Schwager ins Zimmer, bleich und erſchüttert. Er ſei, rief er, ſoeben glücklich dem Tode entgangen. — Wieſo? — Auf dem Roßplatze vor der Wohnung des Prinzen ſolle es Unruhen gegeben haben, und er, davon nichts ahnend, ſei oben auf der Promenade daher gekommen. Da plötzlich ſei eine Gewehrſalve erfolgt, und die Kugeln hätten rechts und links von ihm in die Bäume, Sträucher und in die vorübergehenden Menſchen eingeſchlagen, welche von der Volksmenge unten vor dem „Hotel de Pruſſe“ gar nichts gewußt.

Dieſer Kugelregen vor dem „Hotel de Pruſſe“ hatte natürlich große Bewegung in der Stadt und im Lande zur Folge und wurde von den Organen der Regierung als eine Nothwendigkeit dargeſtellt, den demokratiſchen Exceſſen einmal auch blutigen Ernſt entgegenzuſetzen.

Die Gegenſätze wurden dadurch allerdings verſchärft, aber der Mantel der Zeit fiel doch auch darüber, und als ich im Frühjahr 1847 wieder auf einige Wochen nach Paris ging, ſtand nichts unmittelbar Drohendes am deutſchen Horizont.

Am franzöſiſchen Horizonte auch nicht.

Ludwig Philipp regierte mit Guizot ſtreng und ſcheinbar unangefochten. Frankreich war ſogar viel ſtiller, als da ich es vor ſieben Jahren verlaſſen. Damals waren die Miniſterwechſel noch an der Tagesordnung. Wie nach einem neuen Theaterſtücke verlangte man immer wieder nach einem neuen Miniſterium.

Dieſe Unruhe erreichte 1840 mit Thiers ihren Höhepunkt. Der kleine Provençale — er ſtammt bekanntlich aus Aix bei Marſeille — entwickelte kriegeriſche Abſichten gegen Deutſchland und ſtrategiſche Fähigkeiten für den Krieg, Fähigkeiten, welche er auch wirklich beſaß. Wie klein er auch von Perſon, er ſtieg perſönlich zu Pferde und hieß die Trommeln wirbeln, die Trompeten ſchmettern zu einem großen Feldzuge nach dem Rhein. Der Rhein! der Rhein! wurde hüben und drüben das Feldgeſchrei. „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein!“ Dies Rheinlied von Becker war damals unſere ſanfte Antwort auf das brutale franzöſiſche Trommeln und Trompeten, und ſie führte zum Ziele wie das Singen des Rattenfängers von Hameln: die Kriegsgefahr ging vorüber.

Man ſagte mir indeſſen ſpäter in Paris, daß dies nicht blos unſerm Geſange zu verdanken geweſen, ſondern dem Kopfſchütteln von ganz Europa und dem Kopfſchütteln Ludwig Philipp's, welches er freilich nicht öffentlich hätte ſehen laſſen. Er hätte nur eine Demonſtration beabſichtigt, eine „échauffourée“, wie der Franzoſe ſagt. Solch' eine Demonſtration ſei der Dynaſtie Orleans nöthig geweſen, welcher man immer nachſagt, ſie beſäße keine Courage gegen das Ausland und ließe Frankreich — das eitle! — erniedrigen. Er hätte nun gezeigt, daß ſelbſt ein alter Orleans das Schwert ziehen könnte, und das ſei genug.

Der kleine Thiers mußte vom hohen Schlachtroſſe herunterſteigen und ins Privatleben ſich ergeben, was Ludwig Philipp gerade ſo lebhaft gewünſcht wie den Frieden, und zu welchem Ende er ihn ſo lebhaft rumoren gelaſſen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02159/019

Seit ſieben Jahren ſaß nun Thiers in der Stille des Privatlebens und ſchrieb, ſtatt zu regieren, ſchrieb in ſeinem Hauſe auf der Place St. Georges die Geſchichte Napoleon's, umgeben von hiſtoriſchen Bücherbatterien, hinter denen der kleine Schriftſteller kaum zu erblicken ſei.

So dachte ich mir ihn; aber man belehrte mich eines Anderen. Der franzöſiſche Geſchichtſchreiber richtet ſeine Aufgabe ein wie eine Regierung; errichtet unter ſich eine ganze Anzahl von Aemtern, welche ihm das Material aufſuchen, läutern und zubringen müſſen. Er ſelbſt lieſt nicht alle Quellenſchriften, das thun ſeine Beamten. Sie legen ihm die Auszüge vor, und mit dieſen Hilfstruppen ordnet und leitet er die Schlachten ſeines Buches, ſie ſind ſeine Adjutanten, nach deren Rapporten er anordnet und leitet.

Dabei war er ſeit ſieben Jahren ſchlechter Laune; denn er regierte lieber, als daß er ſchrieb. Ludwig Philipp aber machte noch immer keine Miene, ihn im Schreiben zu ſtören. Kurz, es war politiſch ganz ſtill in Paris.

Wir wußten es damals noch nicht, daß dieſe lange Thätigkeit am Schreibtiſche, welche Thiers verwünſchte und Ludwig Philipp mit Vergnügen ſah, gefährliche Keime legte für die Ruhe der Orleans und für die Ruhe Frankreichs.

Die durch Thiers' Buch neu angefachte Begeiſterung für den großen Napoleon verleitete Ludwig Philipp, auch ſeinen großen Sinn hiſtoriſcher Andacht zu bethätigen und die Aſche des Kaiſers von St. Helena nach Paris bringen zu laſſen. „Welche Thorheit!“ rief Heine, „die populärſte Dynaſtie wieder zu erwecken!“ Und er hatte Recht. Republikaner verjagten 1848 die Orleans, die wiedererweckten Bonapartiſten aber verjagten die Republikaner und errichteten ein zweites Kaiſerthum.

So lag die Vorgeſchichte und verdeckte Zukunft, als ich im Frühjahre 1847 wieder nach Paris kam. Mein erſter Gang war natürlich wieder zu Heine, welcher mir geſchrieben hatte, er ſei recht krank und könne kaum noch die Feder führen, weil ihm die Augenlider von ſelbſt zufielen. Die Buchſtaben waren auch weit auseinandergezogen und rieſengroß.

Er war ausgegangen. Alſo kann er noch ausgehen? Ja, am Stock und ſehr langſam, weil er zu wenig ſieht. Das tröſtete mich doch ein wenig, denn er hatte mir mit jenen Rieſenbuchſtaben geſchrieben: „Komm' heute, denn morgen könnteſt du einen ſtillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers ſchreitet zwar nur allmälig vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Hirn berührt und dem Spaſſe hienieden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen Salto mortale ſtehen, und ich möchte gern mit dir Teſtament machen.“

Trübſelig über uns Erdenwürmer nachdenkend, die wir Würmer bleiben, wenn wir auch noch ſo leuchtend glänzen, wandelte ich in mein Hotel zurück und fand da zum Troſte den jungen Poeten Alfred Meißner, der aufmerkſam auf Alles durch die Welt ſchreitet und ſich mir freundlich auf ein Paar Tage zum Cicerone anbot für das um ſieben Jahre älter gewordene Paris, deſſen Wandlungen ich kennen lernen wollte.

Wir flanirten denn, und zunächſt erzählte er mir von einem jungen franzöſiſchen Poeten, den ich immer nicht genug beachtet hätte und der doch vielfach mit Heine verwandt wäre. Man muß ſich immer von Fachleuten belehren laſſen; ich hörte alſo aufmerkſam zu, wie der deutſche Poet Alfred mir ſchilderte, daß ihn ſchon daheim in Böhmen der franzöſiſche Poet Alfred am genialſten angemuthet hätte von allen jungen franzöſiſchen Dichtern. Alfred de Muſſet nämlich, der Stenio in George Sand's „Lelia“, denn ſie ſeien Liebesleute für einander geweſen, und die Sand habe ihn porträtirt in jenem Stenio.

Wir hatten bis dahin wenig Aufhebens gemacht in Deutſchland von dieſem Muſſet und uns nur ärgerlich beluſtigt über ſein unverſchämt phraſenhaftes Rheinlied. Unterdeß war er wirklich zu einem feinſten Poeten der Franzoſen emporgewachſen, der graziös, poetiſch witzig, poetiſch hauchend ſchrieb, ſo daß man ihn wohl in einiger Beziehung den franzöſiſchen Heine nennen mag. Leider hat man bald hinzuſetzen müſſen: er geht verloren in wüſtem, trunkenem Leben.

Wirkliche Trunkenheit dünkt uns was Seltenes an den Franzoſen. Die Weiber ſind ihre nationale Leidenſchaft. Anno 1847 verſicherte man mir aber mehrfach, die Trunkenheit ſei in Frankreich nicht mehr ſo ſelten wie früher, und Muſſet habe geſagt: „Ich dichte am beſten, wenn ich die Feder kaum noch halten kann.“

Das war Uebertreibung. Muſſet hat noch ſchöne Sachen geſchrieben, ſogar dramatiſche Capriccios für das Théâtre Français, Capriccios, denn einen ſtrengen, engen Gang des Dramas, wie ihn das Theater fordert, hat er nie einhalten können.

Wie immer führte uns das Flaniren auf den Boulevard, und da hörten wir vor uns Deutſch ſprechen. Ein ſchlanker Mann mit blondem Bart war der Sprecher. Ich erkannte die Tenorſtimme: Jacob Venedey war's. Immer noch Flüchtling. Wie thöricht! Ein idealiſtiſcher Politiker, ein redlicher Patriot, der Niemandem ſchaden wird. Auch keiner Regierung, welche er bekämpft. Er gehört zu den weiblich Eigenſinnigen, denen beſtimmte Gedankengänge zur Liebhaberei geworden, und die ſich auch den Anordnungen ihrer Partei, wenn ſich's um Tod und Leben handelt, nicht fügen mögen, ſobald eine ſolche Liebhaberei nicht ins Programm aufgenommen wird. Anno 1839 fand ich ihn oberhalb des Havre in einer Sommerfriſche, und da erzählte er mir unter Anderm, daß Blücher 1813 geſagt habe: wenn man endlich den Napoleon finge, dann müſſe man ihn aushauen, das heißt durchprügeln laſſen. Als ich ihm entgegnete, das ſei doch unſchicklich bei einer ſo wichtigen hiſtoriſchen Perſon, da erklärte er ſich mit großem Eifer für Blücher's Vorſchlag. Es war jetzt noch ſeine Meinung: ſie gehörte zu ſeinen Liebhabereien.

Solche Sonderlinge werden Sonderlinge durch Geſchmackloſigkeit in größeren Dingen. Zwei Jahre ſpäter fanden wir uns in der Frankfurter Paulskirche wieder, und er war derſelbe weibliche Politiker mit abſonderlich ſtrengen Mannesphraſen, aber immer ein liebenswürdiger Menſch. Der Tod hat ihn kürzlich hinweggerafft.

Er wetterte natürlich damals auf dem Boulevard gegen die ſogenannte preußiſche Conſtitution. Sie war auch die erſte und letzte Frage im Munde aller bekannten Franzoſen, denen wir begegneten, und in das Geſpräch über dieſelbe miſchte ſich ſtets der Name Friedrich's des Großen, welchen die für das Ausland ſtets ſo abſprechenden Franzoſen tief reſpectiren. Warum reſpectiren ſie ihn? Wir kamen auf dem Wege von den Boulevards nach dem Palais Royal an einem Hauſe vorüber, welches Bild und Namen dieſes preußiſchen Königs führt. Da kam's zu Tage. Ein mit uns flanirender Franzoſe rief: „Er war ja ganz von franzöſiſcher Bildung, er hat Voltaire beherbergt, und der feinere Theil eures Preußenthums ſtammt ja von uns!“

Zu ſeiner Genugthuung erzählte ich ihm etwas, was mir Varnhagen mitgetheilt: daß König Friedrich einmal im ſchlimmſten Augenblicke des ſiebenjährigen Krieges mit Winterfeld den Plan erörtert habe, mit dem Reſte der Armee direct nach Frankreich zu marſchiren und ſich des franzöſiſchen Thrones zu bemächtigen; der nichtige fünfzehnte Ludwig würde ja ohneweiters zu beſeitigen ſein.

„Hätte er's nur gethan!“ ſagte unſer franzöſiſcher Begleiter, „dann wäre der läſtige Parvenu Preußen damals ſchon verſunken und wir wären ihn beizeiten losgeworden.“

Aus dem Jahre 1813 haſſen die Franzoſen von den feindlichen Alliirten mit Vorliebe den Preußen, weil ſie erkannten und erkennen, daß in ihm die treibende Seele der Alliirten wohnte, der echte Haß, perſonificirt in Blücher. In demſelben Blücher, welcher abſolut den Pont de Jena in die Luft ſprengen wollte und den widerſprechenden Talleyrand einlud, ſich nur bei dieſer Gelegenheit auf die Brücke zu ſetzen. Alexander's, des ruſſiſchen Kaiſers Einſpruch rettete die Brücke, und dieſe ruſſiſche Höflichkeit 1813 und 1815 iſt von den Franzoſen nie vergeſſen worden.

Immer wieder ſpeculiren ſie auf eine ruſſiſche Allianz gegen uns, und ſobald in Preußen ſich was Bedeutſames ereignet, erwacht die ſchlafende Eiferſucht der Franzoſen. „Sadowa!“ Der preußiſche Sieg von Königgrätz hat ja auch lediglich den Krieg von 1870 erregt. Sie gaben von da an dem kranken dritten Napoleon keine Ruhe, bis er auf Saarbrücken marſchiren ließ. Es hat ſeit hundert Jahren die Ahnung in ihnen geſchlummert, daß ſie der Staat Friedrich's des Großen mit einer Abſetzung bedrohe, mit einer Abſetzung von erſter Stelle in Europa.

„Warum gehen denn die Frauenzimmer alle ſchwarz?“ fragte ich Meißner. „Kohlſchwarz? Iſt eine Landestrauer?“ — „Es iſt Mode,“ erwiderte er lachend, „kohlſchwarz iſt Mode, der Tod iſt Mode, und wenn ſie nach Hauſe kommen, werden Sie auch dort lauter kohlſchwarze Frauen ſehen.“

Das hat ſich in den Siebzigerjahren wiederholt, da war's aber wirklich Landestrauer wegen der deutſchen Siege. Haben's auch da unſere Frauen nachgemacht und über die Siege getrauert, welche ihre Männer oder Liebhaber errungen? Es ſoll vorgekommen ſein, weil es die aus Frankreich kommende Kleidermode mit ſich gebracht. War's alſo nicht angezeigt, ſich ſelbſt die Mode zu machen, wie wir's einmal in Leipzig verſucht?

„Sie müſſen gleich Michelet hören,“ rief plötzlich Meißner, „der iſt auch Mode, und er lieſt heute. Eilen wir hinüber ins lateiniſche Viertel! — „Worüber lieſt er jetzt?“ — „Ueber die franzöſiſche Revolution. Das heißt, dies iſt der Titel: er ſpricht über alles Mögliche, und darunter auch über die franzöſiſche Revolution. Der Zudrang der Studenten iſt ungeheuer, beſonders ſeit die beiden anderen Apoſtel des unabſehbaren Fortſchritts, Quinet und Mickiewicz, vom Katheder entfernt worden ſind durch die Regierung. Auch hier gibt's Verbote unter Herrn Guizot, unnütze, wie ſich's von ſelbſt verſteht. Michelet ſchöpft daraus eines ſeiner Bilder. „Es gab eine Lyra,“ ſagt er, „mit drei Saiten. Die eine Saite war von Gold: das iſt Mickiewicz. Die andere war von Silber: das iſt Quinet. Die dritte iſt von Stahl:

das bin ich. Jene beiden hat man zerbrochen, und man wird auch mich zerbrechen.“ — „Nein! Nein!“ ruft ſtürmiſch das Auditorium.“

Die Thür, welche zu Michelet's Auditorium führt, war geſchloſſen. Die Regierung hat geſchloſſen! Die Regierung! rief man aus dem Häuflein, welches ſich anſammelte. Michelet ſelbſt hatte angezeigt, daß er nicht leſen werde, weil die Oſterferien einträten.

Dafür ſchilderte mir Meißner, wie es bei dieſen Vorleſungen herzugehen pflege. Es iſt ein amphitheatraliſcher Saal, und der iſt gepfropft voll, und es herrſcht ein beträchtlicher Lärm. Man hält Reden, man lieſt patriotiſche Gedichte vor oder Aufſätze, man ſingt die Marſeillaiſe. Endlich kommt der Herr Profeſſor Michelet, der gar nicht wie ein deutſcher Profeſſor ausſieht, denn er iſt äußerſt elegant gekleidet, und ſelbſt die weißen Glacéhandſchuhe fehlen nicht. Er wird rauſchend empfangen mit Händeklatſchen und Jubelzuruf. Er ſetzt ſich auf den kleinen Katheder. Nur ein ſchmales Blättchen Papier hat er in der Hand, und dies ſieht er nicht an, ſondern er faltet es mit den Fingern, damit die Finger eine Beſchäftigung haben. Er denkt nach. Es wird ganz ſtill, es ſpannt ſich die Erwartung. Er bewegt die Lippen; er ſpricht leiſe; ſein ganzer Vortrag bleibt leiſe. „Eine Stunde vor Sonnenaufgang,“ ſagt er, „bin ich heute aufgeſtanden, und ich habe zuerſt an Sie gedacht, habe daran gedacht, wovon ich Ihnen ſprechen wollte. Von der Armuth will ich Ihnen ſprechen. (Bravo!) Ich ſehe einen Mann über die Straße gehen, das iſt ein braver Mann. Er wird von einem Armen angeſprochen, und er gibt dem Armen all ſein Geld. Einem zweiten Armen gibt er ſeinen Mantel; einem dritten gibt er ein Buch, das er am Herzen getragen. Welches Buch iſt es? Es iſt die Bibel. Und was geſchieht? Ein Heiligenſchein verbreitet ſich um den braven Mann, und der Arme erkennt, daß der Heiland bei ihm geſtanden. Der Heiland wandelt immer noch auf Erden zum Troſte der Armen, und das Evangelium wird fortwährend neu verkündigt.“ (Rauſchender Beifall.)

In welcher Gegend der franzöſiſchen Revolution das vorkommen mag, das iſt gleichgiltig. Er iſt ein Seher, und die Geſchichte iſt ihm nur Veranlaſſung zu Betrachtungen. Auch er iſt jetzt geſtorben.

„Fahren wir auf den Père Lachaiſe hinauf," rief Meißner, „Sie haben Börne's Grab noch nicht geſehen. Seit Ihrer Abweſenheit hat man ihm einen Leichenſtein geſetzt."

Dieſer Grabſtein mit einer ſchwarzen Büſte Börne's und mit ſchwarzen Basreliefs machte mir einen traurigen Eindruck. Die Basreliefs lechzen nach einem beſſeren Geſchmack, und das Bruſtbild, wie ſchwarz gewichſt ausſehend, macht in ſeiner Magerkeit durchaus nicht den geiſtvollen, feinen Eindruck wie die Lithographie nach Moriz Oppenheim. Ein moderner Mann wie Börne paßte in keiner Weiſe zu antikiſirender Form. Nicht von der claſſiſchen Zeit iſt ſein Styl abzuleiten, ſondern allenfalls von der Bibel. Das Wort allein war ſeine Welt, nicht die Erſcheinung, nicht die Geſtalt, nicht die zuſammengeſetzte Mannichfaltigkeit des Poeten. Sein klares Wort, welches einen ſeiner ſchärfſten Gedanken ausdrückte, mußte auf dieſen Grabſtein geſchrieben werden. Dann entſtand ein harmoniſcher Eindruck, wenn der Deutſche in dankbarer Erinnerung an dieſen ſchriftſtelleriſchen Kriegsmann hier heraufſtieg auf den Kalkberg, welcher die Leiber wichtiger Menſchen verzehrt. Wie kurz iſt ja ohnehin das Gedächtniß der Politik neben dem Gedächtniſſe der Poeſie!

6.

So war der ſpäte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperſon zu ſehen. „Er iſt zu Hauſe," ſagte der Thürwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine ſo zuſammengedruckt ausſprach, wie der Franzoſe den Haß bezeichnet.

Ich erſchrak wie vor einem garſtigen Vorzeichen und eilte die Treppe hinauf. Da ſaß er neben einer blühenden, in geſunder Körperfülle fröhlichen Franzöſin, neben einer Frau, welche ihm ſeit faſt einem Jahrzehnt treulich zur Seite ſteht oder doch wenigſtens lacht. Daß ſie ſo leicht lacht, iſt ihm ein Segen. Da ſaß er an der Mittagstafel, welche nicht mehr für ihn gedeckt war — ach, wie verändert!

Von einem feiſten, aus kleinen, ſchalkhaften Augen Funken ſprühenden Lebemann hatte ich vor ſieben Jahren lachend Abſchied genommen, und jetzt umarmte ich faſt weinend ein mageres Männchen, in deſſen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals ſauber und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der braune Schimmer desſelben tänzelte lieblich im Schimmer des Lichtes; damals war das volle Geſicht glatt wie das eines Kammerherrn — jetzt hing das trocken gewordene Haar verwildert, grau geſprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe, jetzt war das Geſicht eingerahmt von einem grauen Barte, weil die ſchmerzlich erregten Nerven das Scheermeſſer nicht mehr vertrugen. Die feine Naſe war länger und ſpitzer, der anmuthige Mund war ſchmerzlich verzogen geworden. Sonſt neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als ſuche er muthwillig das ſchwache Fundament der wackligen Menſchenkinder zu ergründen; jetzt war es immer gewaltſam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die nur noch offene kleine Spalte zwiſchen den Augenlidern gelangen und ein wenig ſehen könne. Armer Heine!

Und doch dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geiſt iſt unberührt, das Naturell iſt unbetroffen: über die ſentimentale Thräne hinweg flogen ſofort wieder die luſtigen Pfeile, welche er ſo lange gegen Jahn oder Maaßmann oder ſonſt einen herkömmlichen Gegenſtand ſeines Spottes geſchnellt hat. Ich ſpottete meinerſeits, daß er immer noch auf die alten, überlebten Kerle ſchieße, und er antwortete: „Laß mich doch! Man braucht ſeine Gewohnheiten. Und es wäre ja undankbar von mir, wenn ich dieſe armen Teufel im Alter verlaſſen wollte, nachdem ſie mir ſo viele Jahre als Zielpunkte gedient. Wer ſpräche denn noch von ihnen!"

Kurz, der verſagende Körper war bald Nebenſache, und Shakeſpeare hat Mercutio nicht beſſer ſterben laſſen, als Heine ſich ſelber ſterben läßt. Jede Hoffnung auf Beſſerung weiſt er lächelnd ab; er hält ſeine Tage für gezählt und dieſe Zahl für ſehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papagei," ſagte er lächelnd, „ich würde — Gott verzeih' mir die Sünde, wenn's eine iſt! — ich würde wie ein Römer dieſen ſchlechten bruſtgluckſenden Nächten und dieſer ganzen Miſère jählings ein Ende machen. Aber das ſchickt ſich nicht für mich, den Hausvater. Laß uns aber Teſtament machen, ſo lange du hier biſt!"

Dies geſchah. Ach, was kam da Alles zum Vorſchein! Welch eine ſonderbare Verſchwendung von Geiſt, Spott und Zorn, von vorbauenden und ſicherſtellenden Hilfsmitteln, von Plänen, Speculationen und Chimären ſteckt in den Briefen und Papieren eines Auswanderers, welcher, wie Heine, ſeit ſechzehn Jahren einen Mittelpunkt gebildet hatte für die deutſchen Wanderer politiſcher und poetiſcher Wünſche! Und faſt Alles fraß da das Kaminfeuer in einer Stunde.

Der leichtſinnig erſcheinende Heine war eigentlich gar nicht leichtſinnig. Es war Alles an ihm reiflich überlegt, auch ſein gedruckter Witz, und in allen Fragen über poſitive Lebensverhältniſſe war er von diplomatiſcher Peinlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit.

Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, ſeine großen Vorzüge hat man gern im Dunkel gelaſſen. Am Rande ſeines Grabes erſt haben wir die klagenden Stimmen gehört über ſeine wohlthätige, liebevolle Hand, welche immer offen geſtanden iſt für darbende Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wiſſen laſſen von dieſer hilfreichen Hand, und unerwartete Zeugen brachten jetzt die Kunde, daß er nicht nur ein Genie, ſondern auch ein gutes Herz beſeſſen habe — ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Alle Welt betrachtete ihn mit dem verfallenden Leibe wie einen Sterbenden, und wie über einen ſolchen ſprach man und richtete man. Er hatte ja ein Heer von Feinden, und doch waren unter den Deutſchen in Paris nur noch wenig Widerſacher übrig, welche ſeinen nahen Tod nicht ſchmerzlich beklagt hätten. Viele blieben ihm principielle Widerſacher, und dennoch beklagten ſie aufrichtig das Hinſcheiden eines ſolchen Geiſtes.

Das war in Paris auch ganz natürlich: denn hier hat die Heine'ſche Begabung unſerm deutſchen Geiſte eine Achtung erworben, welche ſelbſt ein tieferer und größerer Mann unſerer claſſiſchen Literatur nicht hätte erwerben können unter den ſpöttiſchen und hochmüthigen Franzoſen. Heine beſaß immer, er beſaß auch als Halbtodter noch in ſeinem Köcher alle die kleinen Waffen dieſer Gallier, welche ſie am meiſten fürchten. Das wiſſen ſie, und davor haben ſie einen ganz redlichen, eigennützigen Reſpect. Von ſeiner belebenden Poeſie verſtehen ſie nur die Hälfte; von ſeinem Witze verſtehen ſie die ganze tödtliche Kraft. In dieſem Punkte ſind ſie ſo ſcharf witternd, daß ſie eine trockene Ueberſetzung des „Atta Troll", eine Ueberſetzung in Proſa, welche die Revue des deux Mondes damals brachte und welche natürlich das Gedicht nur ſehr unvollſtändig wiedergibt, mit vollſtändigem Beifalle laſen. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegenſten Winkel deutſcher Literatur hinein können ſie nicht verſtehen, und dennoch verſpüren ſie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig, was ihnen Reiz und Furcht einflößt.

Die Franzoſen und Manche von uns ſagten wohl damals öfter: Heine ſei ein halb franzöſiſcher Autor. Jetzt aber, wo man die Summe zieht, verleugnet ſich Niemand mehr, daß dies ein Irrthum iſt, und daß Heine ganz und gar in deutſcher Poeſie wurzle, halb Page, halb Lanzknecht germaniſcher Romantik, welche er ſpaßhaft und närriſch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenſtern der Boulevards, aus den Schaufenſtern der Journale. Ein deutſcher Republikaner, der in Einem Athem Heine's Genie pries und Heine's politiſche Maximen verwünſchte, ſagte eines Abends zu mir, und erſchrak ſelbſt über das, was ſein Mund ſagte: „Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine ſei deutſcher geweſen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in franzöſiſchen Maximen aufgegangen!“

Mich beſchäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage: woher eine ſo ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit auf ihn geſtürzt ſei, eine Krankheit, welche offenbar in den geheimnißvollſten Verzweigungen zwiſchen Hirn und Rückenmark ihren Sitz hat als eine tückiſche, raſtlos weiterkriechende Lähmung? Nun, Heine ſelbſt ſagte: Zorn und Aerger haben ſie erregt durch eine Art von Schlagfluß.

Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben dieſem furchtbaren Fechter das Mindeſte angethan: ein einziger Streich, welcher von ſeiner Familie ausgegangen, hat ihn zerſtört. Es wird dies ſeiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben.

Heine war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn dieſer Streich zerbrach. Er hatte noch Jahrzehnte ſchöpferiſcher Thätigkeit vor ſich: ſie ſind vernichtet worden durch Klatſchereien kleinlicher Verwandten. Dieſe Klatſchereien haben Salomon Heine, Heinrichs Oheim, den er ſehr verehrte, bitterlich beeinflußt kurz vor ſeinem Tode, und ſo hat das Teſtament des Millionärs nichts erfahren davon, daß ein Dichter Heinrich Heine exiſtire.

Es iſt nicht blos der Verluſt einer Erbſchaft geweſen, welcher den Dichter zerſchmettert hat, es iſt noch viel mehr der Verluſt der Anerkennung geweſen, welcher wie ein Donnerſchlag über ihn geſtürzt iſt. Er verehrte dieſen Oheim; der jüdiſche Familienſinn brachte es mit ſich, daß er von dieſem in Hamburg hoch angeſehenen Oheim Salomon gewürdigt und geachtet ſein wollte. Sobald man das geflügelte Wort dieſes Oheims über den Neffen citirte: „Wenn der Heinrich was gelernt hätte, ſo brauchte er keine Bücher zu ſchreiben“ — da lachte Heinrich unbefangen. Er wußte, daß dies Witzwort längſt überlebt war. Es ſtammte aus ſeiner Jugendzeit, da er aus dem Kaufmannsgeſchäfte ausgeriſſen war, und der Oheim hatte längſt mit Behagen zugeſehen und zugehört, daß der Neffe ein berühmter Dichter geworden. Und nun, kurz vor dem Tode verleugnet er ihn, weil ſcheelſüchtige Verwandte ihm in den Ohren liegen mit Verleumdungen und Verhetzungen — das traf den ſo reizbaren Heinrich ins Herz.

Die guten Bürger und ſchlechten Muſikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben vor der Zeit. Wenn man von den Geldſäcken und ſonſtigen Herrlichkeiten der Familie nichts mehr wiſſen wird, da wird man den Namen Heinrich Heine noch kennen, und die literargeſchichtliche Mythe wird hinzuſetzen: er ſei wie Lord Byron durch Nadelſtiche kleiner Verwandten vor der Zeit hingerichtet worden.

Karl Heine, Salomons Sohn, gehört übrigens nicht zu dieſen Verwandten: er iſt ſeinem Vetter Heinrich wohlwollend und wohlthätig verblieben.

„Auf dem Montmartre ſollt ihr mich begraben; dies iſt mein Quartier,“ ſagte er damals.

„Und was wird weiter?“ fragte ich: „was denkſt du?“

„Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Aſche in die Winde zerſtreut iſt.“

Der kleine Alexander Weill, der Elſäſſer, welcher eine brave Franzöſin geheiratet hat und ein curios chauviniſtiſcher Franzoſe geworden iſt, ſtand dabei und ſagte pathetiſch: „Die ganze Menſchheit iſt nur ein Menſch, in ihr geht alſo keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv lebt jeder Einzelne fort in der Menſchheit von Adam her bis auf uns und unſere Kindeskinder. Es ſtirbt nichts, was lebendig geweſen!“

„Wohl geſprochen, junger Maulwurf!“ ſagte Heine lächelnd, „die Weltgeſchichte iſt die Lebensverſicherung derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen.“

⁂

Bei allem Jammer ſeines körperlichen Zuſtandes verleugnete Heine doch keinen Tag ſein Herz für den Freund, und beſonders für den literariſchen Freund. Auch ganz gelähmt lag er doch Tag und Nacht zu Felde in Sachen der Literatur. Mich den lebendigen Notabilitäten zuzuführen — „den Feldherren!“ ſagte er — hielt er für die Pflicht des Gaſtfreundes. „Lamartine mußt du wiederſehen! Seit ſeine „Girondins“ erſchienen ſind, iſt er ein General geworden. Und Eugène Sue, den Feldzeugmeiſter der „Mystères de Paris“, und Mignet, welcher Dich zu Thiers führen wird.“

Ich fand Lamartine ſehr viel älter geworden. Das ſchmale, magere Geſicht noch ſchmaler durch die tiefen Linien, welche ſich in die Züge eingefurcht und welche die vortretende Naſe noch weiter vorgedrängt haben. Auch weiße Haare haben ſich eingeſchlichen.

In ſeinen „Girondins“ gibt er die neue Nachricht: Robespierre's Vater ſei engliſchen Urſprungs geweſen. Das hilft die puritaniſche Charakterzähigkeit des vielfach unfranzöſiſchen Jacobiners natürlich erklären.

Ich möchte ihm ſelbſt, dieſem hoch und ſchlank gewachſenen Lamartine, mit hektiſchen Backenknochen und mit dem ſtill ruhenden, innen aber glühenden Blicke, eine engliſche Verwandtſchaft zuſchreiben, wenn ich irgend eine Berechtigung dazu wüßte in ſeiner Familiengeſchichte, welche ihn nach dem warmen Burgund weiſt. Er hegt in charakterſtrenger Milde eine einſame Stellung gegen den Krieg, wie jener trockene Dialektiker Robespierre in charakteriſtiſcher Härte ſich 1791 trotz Freund und Feind gegen den Krieg erklärte.

Damals ſchon, 1839, als ich dieſen Lamartine zum erſtenmale ſah und er mir in ſeiner Aehnlichkeit mit einem proteſtantiſchen Geiſtlichen gar nicht gefiel und mich doch in Verwunderung ſetzte durch hingebendes Geſpräch mit Frau von Girardin und Balzac, zwei Literaten von einer ihm wildfremden Richtung: damals ſchon, als ich ihn zum erſtenmale reden hörte, ſo volltönend, ſo ſchön, ſo überzeugt, in ſo ſtrömendem Feuer, und zwar uber Eiſenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verſtand oder nicht verſtehen durfte, damals ſchon war ich durchdrungen davon: dieſer Mann hat eine große Zukunft, und ich war jetzt noch derſelben Meinung. Ich ſchrieb uber ihn Folgendes an die Allgemeine Zeitung:

„Es iſt etwas Neues des Franzoſenthums in ihm, und etwas gründlich Neues. Was die Franzoſen annehmen können von kosmopolitiſchem Sinne, das iſt dargeſtellt in Lamartine, welcher national-franzöſiſch bleibt, ohne verblendet franzöſiſch zu ſein. Und das iſt gründlich, weil es langſam und nach und nach entſtanden iſt. Es ruht auf dem ſchönſten Grunde, auf dem der Naivetät, welche immerdar bereit iſt, aufzunehmen und zu lernen. Welch eine Entwicklung, ſeit dieſer Mann in der Deputirtenkammer erſchien unter der Ankündigung: es erſcheine ein poetiſcher Legitimiſt, wahrſcheinlich ein junger Chateaubriand, und ſeit er entſprechend oben auf der äußerſten Rechten ſeinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er ſich ſeit der Zeit lebhaft betheiligt, hat ſich unantaſtbar den Ruf eines unbeſtechlichen, grundehrlich ſtrebenden Mannes erworben, hat ſich dieſen jetzt ſo kläglich ſeltenen Ruf in der Kammer Frankreichs unverſehrt bewahrt und — ſchließt jetzt ſein Urtheil uber die conſtituirende Verſammlung der Revolution dahin ab, daß er, der einſtige Legitimiſt, ſagt: „Die Nationalverſammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königthum. Sie ſchon mußte die Republik erklären, denn dieſe Regierungsform iſt vorzuziehen, wenn es ſich um völlig neue Schöpfung eines geſellſchaftlichen Lebens handelt, ſowie die Monarchie vorzuziehen iſt, wenn die Speculation ihre Ziele gefunden und ſich das Bedurfniß gemeldet hat, die neu gewonnenen Formen zu feſtigen und zu erhalten."

„Wer von ſelbſt und ohne Falſch und ohne innerliche Inconſequenz zu ſolchen den einſtigen Legitimiſten ſcheinbar vernichtenden Reſultaten kommt, der iſt von einer bewundernswerthen Naivetät, will ſagen von einer Ehrlichkeit des Trachtens, welche das größte Vertrauen anſprechen darf."

„Man wird es ihm gewähren, ſobald das jetzige Regiment mit dem greiſen Könige in die Gruft getragen wird. Lamartine wird ein Hauptminiſter der Regentſchaft ſein. Er wird ſeinen Charakter einſetzen für ein neues Regiment.“

„Und Thiers wird ſein Talent zu Hilfe bringen. Glaube man ja nicht, daß dieſer kleine Mann der unerſchöpflichen Hilfsmittel für immerdar unmöglich ſei. Für das Talent gibt es keine Unmöglichkeit. Es umgeht ſie, wenn es ſie nicht überwinden kann, es wartet. Thiers wartet und ſäubert ſich und häutet ſich, um zu der ernſthaften, von poetiſch-politiſchem Enthuſiasmus bewegten Figur Lamartine's zu paſſen. Man ſchreibt hierzulande Geſchichte, um den Leuten zu zeigen, daß man Geſchichte machen kann.“

Nicht minder vornehm in der Erſcheinung iſt Mignet. Und doch ganz anders. Ein gelehrter Diplomat, der nicht gelehrt ausſieht, ſondern wie ein feiner Gentleman, welcher auch den Diplomaten überlegen iſt durch die ſtille Ruhe gründlicher Bildung.

Dieſer Hiſtoriker, welcher durch ſeine kurze Schilderung der franzöſiſchen Revolution in einem ſchmalen Bändchen berühmt geworden, beſitzt die Weisheit der Beſcheidenheit. An der Politik den lebhafteſten Antheil nehmend, hat er ſich doch nie vorgedrängt, genau wiſſend, daß die zweiten Stellungen die wirkſamſten ſind, weil ſie die Verantwortung nicht in erſter Linie zu zahlen haben und darum dauernd bleiben. Wer an der Spitze ſchreitet, gegen den richten ſich alle Pfeile. Er wurde unter dem Juli-Königthum früh Staatsrath und iſt Staatsrath geblieben. Unbetroffen vom Wechſel der gebietenden Herren Miniſter wohnt er neben dem Miniſterium des Auswärtigen in ſeiner alten Amtswohnung. Das Miniſterium ſchaut auf den geräuſchvollen Boulevard, Mignet's Amtswohnung in eine ſtille Straße. Darin ſind die Archive, welche ſeinem Schutze übergeben ſind.

Er iſt immerwährender Secretär der Akademie und oft berufen, den akademiſchen Notabilitäten die Grabrede zu halten. Da ſollen die Vorzüge vergoldet, die Mängel verſchleiert werden.

Letztere ſo zu verſchleiern, daß man ſie doch erkennt, das iſt eine Kunſt, welche Mignet in hohem Grade verſteht.

Ich hatte ihn nie geſehen und mir ihn immer unſerm Varnhagen ähnlich gedacht. Sein ruhiges, gleichmäßiges Wirken unter all' dem Pariſer Wechſel, ſeine Charakterſchilderungen von harmoniſcher Gedrungenheit, ſeine faſſungsvolle Anſchauung des Lebens und der lebendigen Perſonen hatten mich immer künſtleriſch, ich möchte ſagen poetiſch angeſprochen. Seine reichhaltige Charakteriſtik des Antonio Perez, dieſes merkwürdigen Secretärs Philipp's II., war das letzte Buch von ihm, welches ich geleſen, und als der Diener öffnete und mich in den hohen und weiten Arbeitsſalon des Hiſtorikers eintreten ließ, da dacht' ich auch an Antonio Perez, welcher hinter dem mitten im Zimmer ſtehenden Schreibtiſche aufſtünde.

Doch nein, Antonio war noch jung, als ihn König Philipp vernichten ließ, der mir entgegentretende ſtattliche Herr aber war über das Liebhaberalter hinaus. Sein Lockenhaar war indeß noch braun, ſeine ganze Erſcheinung elegant. Ein feiner, klarer, ja ſchöner Kopf franzöſiſcher Art. Dunkle Augen, welche ſcharf zuſehen, ein bewegliches Antlitz, welches nicht leicht mehr als höfliche Eindrücke abſpiegelt, ein feiner Mund voll weißer Zähne, welcher ſchalkhafte Sicherheit verräth, eine hohe Stirne, eine geſunde Bläſſe. Die Geſtalt ziemlich hoch und anſehnlich, die Bewegung von guter Haltung.

Ich ſagte ihm, daß er mir älter vorgeſchwebt, weil ſeine Revolutionsgeſchichte ſchon lange in der Welt und mir ſchon eine Gymnaſiaſtenlectüre geweſen ſei.

„Ah" — erwiderte er lächelnd, während wir uns am hohen Kamin zurechtſetzten — „ich war ſehr jung, als ich ſie ſchrieb."

„Die knapp gedrungene Faſſung iſt alſo Ihr urſprüngliches Talent?"

„Das muß ſie wohl, wenn ſie darin iſt. Denn das Buch iſt äußerſt raſch geſchrieben worden, geradezu dem harrenden Setzer und Drucker in die Hände. Wir brauchten damals ein ſolches Buch augenblicklich. Und ich habe bei all' den ſpäteren Auflagen keine weiteren als unſcheinbare ſtyliſtiſche Aenderungen angebracht."

Ich meinte mich zu erinnern, daß in ſeiner Charakteriſtik Robespierre's eine von der Thiers'ſchen Schilderung dieſes wichtigen Mannes abweichende, nicht unweſentliche Verſchiedenheit ſtattfände.

„Nein!" erwiderte er. „Robespierre," fuhr er fort, „war in all' ſeinem Rouſſeauthume unmoraliſch; er war feig und war geizig, allerdings aber unbeſtechlich. Er vertrat das Bürgerthum, beherrſchte es jedoch nicht. Seine Obmacht konnte alſo nicht lange dauern."

All' dies zugebend und die Trockenheit des Geiſtes und Herzens als hinreichenden Grund der dauerloſen Macht begreifend, iſt mir doch nie recht klar geworden, daß er mit blos logiſcher Tugend Begeiſterung hat wecken können. Man erzeugt damit wohl Fanatismus, aber nicht Begeiſterung, und doch hat letztere ihn eine zeitlang getragen. Hebt nicht Lamartine's Schilderung dieſen Zweifel? Lamartine behandelt Robespierre ebenſo ungünſtig wie jeder Hiſtoriker, welcher einen ganzen Menſchen zu charakteriſiren weiß und nicht blos einen kargen Gedanken verherrlichen will auf Koſten der Wahrheit; aber er ſtellt einen wichtigen Wendepunkt in helles Licht. Dies iſt die Kriegsfrage. Robespierre, ein tüchtiger Rechenmeiſter, ſah voraus, daß der Krieg neue Menſchen und Fähigkeiten emporbringen und die bisherigen Tribunen philoſophiſcher Doctrin ſtürzen müßte. Er allein alſo widerſetzte ſich dem Kriegsgeſchrei der Girondiſten und ſeiner eigenen Partei; er trotzte der Unpopularität, wohl wiſſend, daß dies nur die Unpopularität des Augenblickes ſein könne, und daß ihm dieſer Widerſtand gegen den Krieg als Symptom tiefſter Selbſtſtändigkeit und Bürgerlichkeit tauſendfache Percente bringen müſſe in der Meinung des Bürgerthums; wohl wiſſend, daß man binnen wenig Tagen die Wahrheit ſeines Wortes begreifen werde, des Wortes: der Krieg iſt der ärgſte Feind der Freiheit

Und ſo geſchah's, und aus dieſer Probe bürgerlichen Kerns erwuchs die bürgerliche Begeiſterung für ihn.

Mignet hatte nichts dagegen einzuwenden. Er ſprach überhaupt wohlwollend über das Lamartine'ſche Buch; natürlich ſo, daß hinter dieſem Wohlwollen mannichfacher Tadel des Buches unausgeſprochen ruhen konnte. Aber er deutete dieſen Tadel kaum an, viel weniger, daß er ihn ausgeſprochen hätte.

Die beſſeren Franzoſen halten auch in literariſchen Fragen, ſobald dieſe die Perſon des Autors berühren könnten, ſtreng an den Geſetzen guter Umgangsformen und guter Lebensart. Selbſt bei grundſätzlicher Polemik ſuchen ſie direct perſönliche Beleidigung zu umgehen.

Ich fragte Mignet, ob folgende Scene richtig wäre, die mir Heine geſtern erzählt und die er von ihm ſelbſt, von Mignet, gehört haben wollte: Der jetzige König der Franzoſen, Louis Philipp, ſei als junger Herzog von Chartres in der Nothwendigkeit geweſen, einen Paß nachzuſuchen und deshalb einem Miniſter Viſite zu machen. Dieſer Miniſter ſei Danton geweſen, und Danton habe ganz ſentimental geſprochen. Unter Anderem habe er geſeufzt über die ſchmerzliche Aufgabe ſolcher Schreckensherrſchaft, welche ſie durchführen müßten, und habe hinzugeſetzt: „Dies Alles thun wir für Euch — pour Vous, pour Vous — Ihr erntet die Früchte davon.“

Dieſe Aeußerung habe Louis Philipp vor Kurzem wiederholt, und es habe geklungen, als ob Danton für den jetzigen Bürgerkönig perſönlich prophezeit habe. Iſt dies richtig?

Mignet lächelte und ſagte blos: „Ungefähr.“

Natürlich fragte auch er nach Preußen und erging ſich, wie jeder Franzoſe, über „le grand Frédéric“ in wohlbegründeten Lobeserhebungen. Dann ſprach er vorſichtig lobend über Ranke, und auf meine Erkundigung über ſeine (Mignet's) Geſchichte der Reformation, welche er trotz alledem und alledem zu Ende zu bringen hoffte, und zwar als etwas Vollſtändiges. Die Reformationsgeſchichte zu Ende bringen? — „Ja wohl,“ entgegnete er lächelnd, „obwohl ich auch etwas Anderes leſe,“ und reichte mir dabei ein Heft der Revue des deux Mondes, welches vor ihm lag. Die Proſa-Ueberſetzung des „Atta Troll“ war aufgeſchlagen. „Ich verſtehe nicht Alles, aber ich verſtehe genug, um mich geiſtreich unterhalten zu ſehen.“

Heine hatte alſo Recht. Es erräth kein Volk ſo gern und ſo geſchickt als das franzöſiſche. Beſonders Malicen.

Und was arbeitet ſolch ein Franzoſe, der Staatsmann und Gelehrter iſt! Es gibt nichts Thörichteres als den landläufigen Glauben in Deutſchland, daß die Franzoſen durchwegs ein leichtfertiges Leben führten! Sie arbeiten im Gegentheil mit außerordentlicher Ausdauer und Entſagung. Mignet hatte die lächelnde Freundlichkeit, mir auf meine Bitte ſo ungefähr aufzuzählen, was Alles ſein Tageswerk ſei bis zur Dinerſtunde des Abends, und welche ſorgfältige Zeiteintheilung dazu gehöre, all' ſeinen Aufgaben gerecht zu werden — mir ſchwindelte!

Und dabei vergaß er nicht, was Heine von ihm erbeten für mich: Thiers' Bekanntſchaft. „Ich eſſe Sonntags bei ihm,“ ſagte er freundlich, „laſſen Sie mich um acht Uhr herausrufen; ich werde Sie dann Thiers vorſtellen. Um dieſe Zeit nach dem Eſſen empfängt Thiers gern Beſuch, und da ihr uns nachſagt, wir ſeien über das Ausland nicht gut unterrichtet,“ fügte er mit feinem, ſarkaſtiſchem Ausdruck hinzu, „ſo können Sie ja dieſen ſo wichtigen Mann über das jetzt ſo intereſſante Preußen aufklären.“

7.

Ein Berichterſtatter der Allgemeinen Zeitung hatte inmitten der Vierzigerjahre verkündigt, der franzöſiſche Roman löſe ſich in Geſpräche auf, ſein Untergang ſei alſo eingetreten.

Bald darauf erſchienen Eugen Sue's „Mystères de Paris", welche in ganz Europa mit Heißhunger geleſen wurden. Sie ſtrotzten von Geſprächen. Dieſer dramatiſche Beſtandtheil hatte ſich alſo überraſchend Geltung verſchafft in der Romanform, und dieſe Geltung iſt dauernd verblieben. Das Maß und die Art ſind nur entſcheidend geworden.

Sue, der lange auf der See geweſen, hatte mit Seeromanen begonnen, und man war der Compoſitionskraft nicht gewärtig geweſen, welche er plötzlich in den „Mystères de Paris" entwickelte. Der darauffolgende „Ewige Jude" hatte davon noch ſtarke Proben gebracht; der dritte Roman, „Martin", war zurückgeblieben. Trotzdem waren noch alle Augen auf das große Romantalent Sue's gerichtet, welches, wie es hieß, nun an die „Sieben Todſünden" ging, alſo an eine abſtracte Aufgabe, welche allerdings ſeiner mächtigen Schilderung der Leidenſchaften fruchtbaren Spielraum verſprach.

„Romane ſind die Opiumspaſtillen Europas," hatte Lamartine ärgerlich geſagt. Aber eigentlich war außer Sue kein neues Romantalent in den Vierzigerjahren aufgetreten. Die vorhandenen ſtammten alle aus der Dreißigerepoche. Soulié, reich an Erfindung und kunſtvoller Verwicklung, entbehrte der höheren Bedeutung, und die Heldin dieſer höheren Bedeutung, George Sand, welche das ſchönſte Franzöſiſch ſchreibt, ein Römiſch-Franzöſiſch, fand damals kein beſonders glückliches Thema. Sie war frühzeitig nach dem Berry gereiſt auf ihr Landgut, und man ſagte, ſie ſei verſtimmt. Sie grolle der Leſewelt, welche durch den Roman nur unterhalten ſein wolle. Balzac aber galt für abgeſtorben. Ich fragte wohl nach ſeiner Adreſſe, aber man antwortete: er hat keine. Man muß ihm begegnen, um ihn zu ſehen. Er ſelbſt hat ſchon lange das Intereſſe an ſeinen eigenen Romanen verloren, und das Publicum hat ihm Recht gegeben, indem es ſich auch von ihm zurückgezogen. Es geht da wie mit dem Vorleſen: man mag noch ſo geſchickt, noch ſo lebhaft leſen, wenn man nicht ſelbſt mit ganzem Geiſte auf dem ruht, was die Lippe ausſpricht, dann trifft man die Zuhörer nicht, dann macht man keine Wirkung. Dabei hegt Jedermann großen Reſpect vor Balzac's ſcharfſichtigem Geiſte. Der ſchärfſte Geiſt allein iſt nicht im Stande, einen Roman zu machen. Da Balzac blaſirt iſt für ſeine eigenen Erfindungen, ſo bleiben ſie leblos, und da er keine Illuſion mehr hat, ſo erzeugt er auch keine.

Es iſt allerdings auch zum Erſchrecken, wenn man die Bibliothek von Bänden zählt, welche dieſer Mann in zwanzig Jahren geſchrieben, und der gute Bürger würde nicht minder erſchrecken, wenn er die Summen erführe, welche von dieſem unterſetzten, ſcheinbar ſo ſoliden Gentleman in Bizarrerien und Phantaſtereien verzettelt worden ſind bis zum argen Minus, um deßwillen er nun keine Adreſſe mehr vertragen kann.

Dabei iſt Balzac's eigentliche Fruchtbarkeit keineswegs erſchöpft. Er hat ſich nur verwöhnt, als geiſtvoller Mann die Körperlichkeit gering zu achten, welche jedem Kunſtwerk unerläßlich. Dieſe Verwöhnung iſt ſein Unheil, und ich glaube kaum, daß man, den Fünfzigern nahe, jene Körperlichkeit, das unmittelbare Erbtheil der Jugend, noch einmal gewinnen kann.

Mit nicht ungerechtem Spotte gegen die gedankenloſen Dramen rief er einſt: „Wenn ich einmal nicht mehr Phantaſie genug habe, Romane zu ſchreiben, dann habe ich gerade genug, um Dramen zu componiren." Und doch iſt ihm kein einziges gelungen. Das Drama braucht vor Allem einen Körper.

Ich war alſo ſehr geſpannt auf Sue's Perſönlichkeit. Heine hatte ihn durch Weill um ein Rendezvous erſucht in der Wohnung eines Journaliſten. Dort warteten wir auf Heine und Sue. Für zwei Uhr hatte Sue zugeſagt. Schon um Mittag war ein Billet von ihm da: er könne erſt um halb Drei kommen. Einer von uns hätte den Fremden ſeelenruhig eine halbe Stunde warten laſſen. „Das ginge noch an," ſagte der Journaliſt, „wenn Ihr nur wenigſtens *die* Höflichkeit erlerntet, daß jeder Brief eine Antwort zu fordern hat, wenn auch eine ablehnende. Das völlige Nichtantworten mit der gröblichen Erklärung: keine Antwort iſt auch eine Antwort — das iſt eine nationale deutſche Unſitte."

Gegen Journaliſten ſind übrigens auch die beliebteſten und geleſenſten Autoren in Frankreich ſtandhaft artig. „Sie ſprechen alle Tage über uns," ſagen ſie, „warum uns ohne Noth den Leumund verderben!"

Auch ein ſo unabhängiger Mann wie Lamartine unterläßt keine ſolche Artigkeit und Aufmerkſamkeit: auf dem Schreibtiſche des Journaliſten lag das Viſitenbrieflein für die Girondins, und der Journaliſt erzählte uns, daß Lamartine an einem und demſelben Tage Auszüge aus den erſten Bänden der Girondins an ſämmtliche Hauptjournale geſendet habe. Jedem Journale einen Abſchnitt, welcher den leitenden Ideen des Journals am nächſten entſprach. So ward das Buch an einem Tage von den verſchiedenartigſten Blättern mit gleicher Wärme angezeigt und empfohlen. Sie waren dann freilich erſtaunt über die Gleichzeitigkeit und die verſchiedenartige Gleichheit des Wohlwollens, aber der einleitende und befruchtende Donner für das Buch war fertig.

Es war nach Zwei, da hörten wir ein Poltern auf der Treppe, es ſtampfte Jemand mit dem Stocke herauf. Iſt Sue durch ſeine wilden Romane körperlich ſo erſchöpft worden? Nein, es war der arme Heine. Stöhnend blieb er an der Thür ſtehen und rückte Kopf und Augenlid in die Höhe, um zu entdecken, wen er vorfände. „Ich wollte, ich hätte ein ſchlechteres Gewiſſen und einen beſſeren Kopf," ſagte er eintretend, und den Kaminſims ſuchend, auf welchen er ſich zu ſtützen pflegte, fragte er mich wie jeden Tag: „Wo biſt Du geſtern geweſen?" — „Bei Miſtreß Sarah." — „Sarah Auſtin, der kosmopolitiſchen Engländerin, die ſogar liebenswürdig ſein ſoll? Ihr Salon wird gerühmt, nur geht leider die Sage, daß auch Guizot zuweilen dort erſcheine, das calviniſche Geſpenſt." — Lord Normanby war wirklich da, ein rieſenhafter Engländer mit gutmüthigem Antlitz und Weſen, beſonders rieſenhaft in den kleinen Zimmern, welche von einer ganzen Schiffsladung magerer Briten, Fracht der Ueberlandpoſt aus Indien, angefüllt waren. Auch Alfred de Vigny war da. — „Der Unglückliche hat eine dicke Engländerin zur Frau.“ — Und ein unelegant ausſehender Franzoſe war da — „Warum nicht gar!“ — mit nachläſſig aufgeſtülpter Brille, mit ungepflegtem Barte, ohne Vernisſtiefeln, ſogar zu meinem Troſte mit einem leichtfertigen ſchwarzen Shlip — „der muß lange in unſerer Heimat geweſen ſein“ — ja! er trug ein durchfurchtes, mißmuthiges Geſicht durch die Gruppen von Engländern und fragte mich nach Savigny, nach Gans, deſſen frühen Tod er ſehr beklagte, nach Varnhagen, nach Fräulein Solmar und nach weiteren Notabeln von Berlin, ſowie, unvermeidlich! nach den Etats généraux de la Prusse. Auf meine Verwunderung ſagte er lächelnd, er gehöre zur alten Partei des „Globe“ und habe damals mitgewirkt, die Franzoſen aufmerkſam zu machen auf deutſche Bildung. Sie werden finden, ſetzte er hinzu, daß dies auch gewirkt hat. Ja wohl, erwiderte ich, und ich finde dies bedenklich für Frankreich. Es liegt nicht in franzöſiſcher Natur, und Ihr Staat wie Ihr Paris ſcheint mir auch etwas ins Stocken gerathen zu ſein. Er ſtutzte und entgegnete, aber er verneinte nicht geradezu. Er war offenbar ein ſehr geſcheiter Mann. — „Es war Ampère?“ — Ja. All die verſchiedenen Menſchen vermittelte die Wirthin Miſtreß Sarah mit ſehr geſchickter Unparteilichkeit — „das wäre ein Amt für mich!“

Während wir lachten, ging die Thür auf und ein großer Mann mit breitkrämpigem Phantaſiehute trat ein — Eugen Sue.

Sobald er in dem traurig veränderten Aeußeren unſeres Poeten Heine erkannte, da hatte es auch mit der Höflichkeit für uns vorläufig ein Ende. Er bekümmerte ſich nur um ihn, der allen franzöſiſchen Notabilitäten das Intereſſanteſte iſt von deutſcher Literatur, und ich hatte volle Freiheit, den berühmten Romanautor zu beobachten.

Da iſt aber nicht viel zu beobachten: das geſellige Aeußere iſt bei allen Franzoſen ſo gleichmäßig ſtark, daß von perſönlicher

Unterſcheidung nur wenig zu entdecken bleibt. Die Rinde iſt überall glatt an dieſen Bäumen. Gerade an Sue ſollte man eine narbige und knorrige Rinde erwarten, und ſie iſt doch nicht vorhanden. Er iſt hoch und breitſchulterig gewachſen. In einem kurzen, kräftigen Nacken möchte man die Energie angedeutet finden, welche all ſeinen Schriften eigen iſt. Der Ausdruck ſeines Geſichts, von etwas dunkler Hautfarbe, iſt wohlwollend, ſeine Augen ſind ſogar entgegenkommend und freundlich. Der tiefe Ton im Teint, die kräftig gebildeten Naſenflügel, der feingeſchnittene und feſtgeſchloſſene Mund mögen vielleicht dem Phyſiognomiker willkommen ſein, welcher Anzeichen eines innerlich leidenſchaftlichen Weſens auffinden will. Aber die weichen Bewegungen des Mannes von Welt und das milde Organ können ihn irremachen über jene Anzeichen, wenn er ſich nicht ſo viel Uebung zutraut, um das Naturell aufzufinden hinter der Bildung, und unter der untadelhaft eleganten Kleidung einen behaarten Arm, eine behaarte Bruſt zu ſehen. Das kurz gehaltene Haar fängt an zu ergrauen, es bleibt jedoch dies Merkmal des Alters ohne Bedeutung bei der Kräftigkeit des Ausdruckes und der Haltung, welche einen Vierziger von nerviger Reife darſtellt.

Das Geſpräch wendete ſich auf kritiſche Zergliederung franzöſiſcher Notabilitäten in der Literatur. Der Franzoſe unterwirft ſich auch in literariſchen Dingen vollſtändig dem Syſtem oder dem Schema von Formen, welches Erziehung heißt. Er kritiſirt vorſichtig und mit voller Rückſicht auf geſelliges Geſetz. Für das Urtheil, beſonders für das abfällige, meinen die Franzoſen, ſorge ſchon das Publicum, aber das Publicum ſorge nicht dafür, daß hervorgebracht und geſchaffen werde.

So war es nicht möglich, Eugen Sue durch all unſere Herausforderungen zu einem harten Worte über Hugo, Dumas, Balzac oder ſonſt einen Collegen zu treiben. Wenn er dem Tadel nicht widerſprach, ſo ſtellte er der getadelten Eigenſchaft ſogleich eine lobenswerthe gegenüber. Wer möchte leugnen, daß dies mindeſtens liebenswürdig iſt!

Eine andere Abweichung von unſerer literariſchen Weiſe zeigte ſich darin, daß er meinen leiſen Angriff auf ſeine Tendenzſchriftſtellerei nicht verſtand. Ich fragte, warum er bei ſo großem Talente nur für vorgefaßte bürgerliche Zwecke Romane componire, während ihn doch ſeine Fähigkeit zu freier und deshalb größerer Erfindung ausrüſte? Warum er der allgemeineren Wirkung halber grobe Verhältniſſe und Gegenſätze vorziehe, während er im Feineren und Edleren Größeres erreichen könne? Das Alles war ihm unklar und unwichtig. Die Geſchmacksfrage, ob man praktiſche Tendenzen nicht zu ſuchen habe in ſchöner Kunſt, iſt ihm eine Spitzfindigkeit, und die Frage, ob er nicht das größte Publicum ſuchen ſolle, iſt ihm wahrſcheinlich eine Abgeſchmacktheit. Er will ſo ſtark als möglich wirken. Schön zu wirken, mag ihm — vielleicht — untergeordnet ſcheinen. Principien für das Detail der Form ſind den Franzoſen äußerſt wichtig und ſtets gegenwärtig. Principien allgemeiner Aeſthetik ſind ihnen keineswegs ſo wichtig wie uns. Dem Bedürfniſſe des Augenblickes, dem Leben überhaupt geben ſie ſich hin, unbekümmert um Theorien, und jedes Wirkſame ergreifen ſie unbeſehen. Sie experimentiren mit der That, nicht mit dem Lehrſatze, und ſehen lächelnd zu, wenn man einer großen Wirkung dann nachſagt, ſie ſei mit unrichtigen Mitteln zuwege gebracht.

Als wir uns von Sue trennten, kam noch in Rede, ob er nicht auch einmal die franzöſiſche Revolution ſchildern ſolle. Seine ungemeine Kraft der Darſtellung, ſeine Gewalt pſychologiſchen Blickes und Ausdruckes, dieſer Kernpunkt, welcher die „Mystères" über Europa verbreitet hat, müßten ja in den Männern und Scenen der Revolution ein außerordentliches Material finden. Mirabeau, Danton und Marat in abſteigender Linie des Werthes und in aufſteigender Linie des ſinnlichen Geiſtes würden in Sue'ſcher Zeichnung und Färbung frappante Gruppen geben auf dem Tumulte von Volksleidenſchaften, deren Sue ſo mächtig iſt.

Er lehnte die Zumuthung ſo höflich ab, indem er Mignet, Thiers, Lamartine, Michelet und Blanc herzählte, daß ich überzeugt war, er habe ſich ſchon längſt etwas Aehnliches vorgenommen und werde es gelegentlich in dem ſavoiſchen Thale, ſeinem herkömmlichen Buen retiro, ausarbeiten.

Ein raſcher Tod hat den kräftigen Mann dort überraſchend früh hinweggerafft.

„Warum haſt du nicht ſchon lange dies Thema erwählt zu organiſchen Skizzen?“ ſagte ich auf dem Heimwege zu Heine.

„Warum nicht?! Das Leben iſt ſo kurz, wenn man zu ſeinem Vergnügen leben will! Wie oft hab' ich daran gedacht, wie viel hab' ich davon zerſtreut! Und jetzt kann ich nicht einmal zu Ende bringen, was ich angefangen, auch nicht, was uns noch näher liegt: memoirenhafte Skizzen unſeres eigenen Lebens, die künſtliche Revolution deutſcher Romantik vor und in unſerer Jugend und die praktiſche, welche wir ſeit dreißig Jahren durchmachen. Du wirſt mit Detmold Mühe genug haben, die vorhandenen Blätter zu redigiren.“

Uns Beiden hatte er damals ſeinen Nachlaß zugedacht.

„Wenn ich nur wenigſtens noch leſen könnte!“ fuhr er fort. „Und nun ſchlagen ſie mir aus Deutſchland gar die Waſſercur vor! Die Waſſercur! Sie beleidigen mich noch am Rande des Grabes. Als ob ich zwiſchen einer ſolchen Cur und einem Tode ohne Umſtände ſchwanken könnte in der Wahl! Nicht einmal deinen geprieſenen Lamartine kann ich leſen, den ich mit geſunden Augen wahrſcheinlich nicht geleſen hätte.“

Dictire mir! Novellen, wie Lamartine eine von der Marſeillaiſe bringt. — „Die lautet?“

Delisle iſt aus dem Juragebirge geweſen und hat zu Straßburg mitten unter Deutſchen die Revolutionshymne geſchaffen im Winter 1792. Deutſche Mädchen, die Töchter des Maires Dietrich, haben ihn durch theilnehmende Begeiſterung zu dieſer Compoſition gedrängt. Die letzte Flaſche Wein — es hat Hungersnoth geherrſcht damals in Straßburg — hat der alte Dietrich mit dem Jüngling aus dem Jura getheilt, und der Hauch dieſes Weines hat in kalter Winternacht dem jungen Delisle die Hymne eingegeben. Worte und Muſik haben ſich wie im Tanze gleichzeitig zuſammengefunden vor dem kleinen Clavier, und wie Alles, was als lebendiges Lied wirken ſoll, iſt das Lied gleich als geſungenes entſtanden, um — wieder in die Lüfte zu verſchwinden. Scheinbar wenigſtens. Delisle iſt mit dem Kopfe auf dem Clavier eingeſchlafen, ohne ein Wort, ohne eine Note aufgeſchrieben zu haben. Als er aber des Morgens im kalten Stübchen erwacht und ſich beſinnt, da treten Worte wie Töne getreu wieder aus ſeinem Gedächtniſſe hervor, und er ſchreibt ſie auf und eilt mit dem Papiere zu Dietrichs. Die Mädchen ſchlafen noch. Sie werden geweckt, um die Begleitung zu ſpielen, und ſo wird dies furchtbare Lied zum erſtenmale in einer deutſchen Familie geſungen, dergeſtalt wirkend, daß Vater, Mutter und Töchter dem jungen Manne ſchluchzend um den Hals fallen. Die friedliche Bürgerfamilie iſt in Entzücken über die Erfindung einer Hymne, welche Revolutionshymne werden, welche Schlachtgeſang werden ſoll auch für die wildeſte Leidenſchaft.

Daher dieſe deutſche Melancholie in der zweiten Hälfte des Liedes, daher dieſe Sympathie, welche es, abgeſehen von jedem politiſchen Wunſche, auch in Deutſchland gefunden hat. Eine wunderbare Allianz der ſonſt ſo getrennten Landsmannſchaften!

Ach, und wie redlich haben die Schöpfer und Geburtshelfer ihr Werk zahlen müſſen! Man hat es geſungen, als Dietrich zur Guillotine geführt worden iſt, man hat es geſungen unter den Fenſtern von Delisle's elterlichem Hauſe, und die Mutter, eine fromme Royaliſtin, hat ihrem Sohne geſchrieben: „Was iſt das für ein ſchrecklicher Geſang, welchen die Räuberhorden ſingen, und bei welchem ſie deinen Namen nennen, Unglücklicher! deinen Namen?!“ Ja, man hat es geſungen hinter ihm her, als er ſelbſt, des Royalismus angeklagt, vor den Jacobinern in die Alpen hinauf flüchtete: ſein eigener Geſang iſt ihm ein Schreckensſignal geworden, daß die Würgengel auf ſeinen Ferſen ſeien. „Das iſt die Marſeillaiſe!“ hat ſein Führer trocken bemerkt.

Dieſen Namen hatte das Lied erhalten, als es, von Stadt zu Stadt fliegend, in Marſeille eine abſonderliche Bedeutung gefunden. In Marſeille war es zuerſt ſtehender Clubgeſang geworden, und von hier aus wurde es durch die bekannten Marſeiller Truppen, welche mit Barbaroux nach Paris zogen, auf dem Lande verbreitet. Sie ſangen es überall auf dem Marſche, und ſo kam es als Kriegsgeſang der Marſeiller über Frankreich unter dem Namen: „Die Marſeillaiſe“, obwohl es zur guten Hälfte deutſchen Urſprungs iſt.

Heine hatte ſtill zugehört, und als ich ſchwieg, ſagte er in ſeiner leicht hinwerfenden Redeweiſe: „Dieſer ſentimentale Weg hiſtoriſcher Ableitung kann von polizeiwegen nicht geſtattet werden.“

Als wir in ſeine Wohnung kamen, fand ſich ein Billet vor. „Von wem? — Von Mignet! Er zeigt uns an, daß Monſieur Thiers die Artigkeit ſelbſt iſt. Die Anmeldung deines Beſuches nach dem Diner hat er mit einer Einladung zum Diner erwidert. Man kann nicht liebenswürdiger ſein, und du kannſt nun meinen Einfluß in Frankreich ermeſſen.“

Ja wohl, erwiderte ich lachend, aber was kann ich, ein kleiner deutſcher Schriftſteller, einem Mann wie Thiers Intereſſantes ſagen, um meine Dankbarkeit durch die That zu beweiſen?

„Du wirſt hören, wirſt ihn hören; das iſt ihm das Intereſſanteſte.“

Um gut zu hören, lieber Heine, muß man auch paſſend zu ſprechen wiſſen. Was hegt er für Liebhabereien?

„Er liebt die bildenden Künſte, beſonders die Malerei. Frag' ihn nach ſeinem Aufenthalte in Italien, und er wird dir mit Hingebung von den großen Meiſtern erzählen, wenn du ſo beſcheiden biſt, aus einem Staatsmanne erſter Sorte nichts hervorlocken zu wollen, als die Geheimniſſe des Herrn von Rumohr. Uebrigens iſt er geizig nach Macht und Ehre wie jeder Mann von großer Fähigkeit. Daran halte dich. Eine ſolche Paſſion ſchließt immer die andere aus. Es gibt alſo nichts Einfältigeres, als von ſeiner Geldſucht oder dergleichen zu reden. Wer herrſchen will, befaßt ſich nicht mit Plunder.“

Du ſprichſt ja wie ein Buch.

„Das thut man immer, wenn man keines mehr ſchreiben kann.“

8.

Vom Boulevard nach der Montmartreſeite aufwärts liegt hinter der Kirche Notredame de Lorette ein kleiner Platz, der St. Georgenplatz. An der linken Seite desſelben ſteht, mitten in Gartenanlagen, ein einfaches Haus von mäßiger Größe und geringer Höhe. Das gehört Thiers, und das bewohnte er damals wie heute.

Die ſaubere Citadine, ein einſpänniger Miethwagen — die Pariſer cultiviren aus Sparſamkeit die Einſpänner — in welchem Mignet mich mitgenommen und in welchem er ganz artig und ganz voll franzöſiſchen Tics mich examinirt hatte über deutſche Beurtheilung franzöſiſcher Größen, hielt unter einem bedeckten Vorbau, und wir gelangten nach wenigen Schritten durch ein Vorzimmer ebenen Fußes in eine offene Reihe von Geſellſchaftszimmern. Das Erdgeſchoß des Hauſes, viel größer, als man von der Straße aus erwartet, ſcheint ganz dem Salonleben beſtimmt zu ſein und macht in geſchmackvoller Ausſtattung einen angenehmen Eindruck.

Wir waren die erſten Gäſte und konnten am lodernden Kamine eines großen Salons unſere Geſpräche aus der Citadine fortſetzen, bis ein krausköpfiger Herr erſchien, welcher mit ziemlich verdrießlicher Miene neben uns Platz nahm. Es ſchien ihn nichts weiter zu intereſſiren, als das Parteiſpiel in der Kammer. Herr Duvergier de Hauranne war's, meines Wiſſens ein Gascogner und Nachkomme des berühmten Janſeniſten.

Ganz im Gegenſatze zeigte der zunächſt Ankommende, ein älterer Herr mit grauen Haaren, lebhaften, ſogar inneren Antheil an allem Möglichen. Er war ganz à la Ampère, das heißt ganz ſo altmodiſch gekleidet wie ein Gelehrter, der keine Zeit hat, nach dem Modewechſel zu fragen, ſondern Frack und Weſte und Pantalon für eine Dauer von wenigſtens fünf Jahren anſchafft und ſo lange trägt, bis ein Diener oder ein guter Freund einmal nachdrücklich ſagt: Jetzt ſind poſitiv einmal neue nöthig! Unter der alten Buſenkrauſe ſchlug aber offenbar ein junges Herz; die blauen Augen in einem röthlichen Angeſicht hatten etwas Friſches und Treues, und das ganze Weſen etwas Braves. Schnell und deutlich ſprechend und entſchiedene Bewegungen machend mit den etwas magern, langen Gliedmaßen, verrieth er durchwegs einen liebenswürdigen, faſt leidenſchaftlichen Eifer für Ideales und erquickte dadurch, weil hinter all ſeinen Wendungen eine ausgebreitete Kenntniß ſichtbar wurde, und zwar eine Kenntniß, welche ihrer Sache, ſoweit dieſe Sache blos Wiſſenſchaft, ganz ſicher iſt. Es war Couſin.

Er hatte für mich in Allem etwas Deutſches, etwas von einem wohlwollenden Profeſſor einer deutſchen Univerſität. Eifrigſt fragte er denn auch nach lauter gelehrten Leuten in Berlin, wo er bekanntlich längere Zeit geweſen iſt. Ehe ſich aber das Geſpräch der Reminiscenzen entwickeln konnte, erſchien Madame Dosne, die Schwiegermutter des Herrn Thiers, und nahm unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie ſchien eine Frau von Bedeutung zu ſein, und man ſagte wohl auch, daß ſie an der politiſchen Laufbahn ihres Schwiegerſohnes ſtarken Antheil nehme und deſſen beweglichen, dem Künſtlerthume vielfach zugeneigten Sinn gern immer wieder auf politiſche Ziele richte. Ihre Anſprache war für mich ſehr wohlthuend in derjenigen Einfachheit und Klugheit, welche einen Fremden beim Geſpräch betheiligt, ohne ihn zu verpflichten. Will und kann der Fremde ſich lebhafter anſchließen, ſo iſt dies nun hinreichend erleichtert; will er nicht, ſo werden ihm auch für ſein Ausweichen alle die Auskunftsmittel geboten, welche einer inhaltsvollen geſelligen Bildung zu Gebote ſtehen.

Als Madame Thiers, eine faſt ſchön und ſehr intereſſant ausſehende junge Frau, eintrat mit ihrer jüngeren Schweſter, gab mir Madame Dosne ihren Arm, und wir gingen in den anſtoßenden Speiſeſaal zu Tiſche. „Monſieur Thiers pflegt immer erſt zu kommen, wenn wir bei der Suppe ſind,“ ſagte ſie mir, indem ſie auf den neben mir leer bleibenden Seſſel deutete. Ich erkundigte mich nach ſeiner Tagesordnung. Er ſteht ziemlich früh auf und arbeitet in Einem Zuge bis Mittag. Dann frühſtückt er, lieſt Journale und geht aus, zur Zeit der Kammerſitzungen auf Umwegen in die Kammer. Ermüdet kehrt er gegen Abend heim und ſchlummert ein Stündchen vor dem Diner. Nach demſelben gehört er einige Stunden ſeiner Familie, ſeinen Freunden und den Beſuchen, welche nach acht Uhr willkommen ſind.

Ich wollte eben um Auskunft bitten, wer ein junger, ſchwarz gekleideter Tiſchgenoſſe ſei, welcher unbemerkt von mir angekommen war und zwiſchen den jungen Damen uns gegenüber Platz genommen hatte — da entſtand hinter mir unter den aufwartenden Dienern eine Bewegung, und aus einer Seitenthür des Saales erſchien Thiers. Ein kleiner Mann, unſcheinbar gekleidet, kam er raſchen, leichten Schrittes zur Tafel, grüßte ſchnell, kurz, herzlich, machte ebenſo ſchnell, kurz und in den wohlwollendſten Ausdrücken meine Bekanntſchaft ab und widmete ſich, nachdem er durch eine Frage an ſeine politiſchen Freunde ein allgemeines Geſpräch veranlaßt hatte, ſchweigend und hörend ſeiner Malzeit.

Das kurzgeſchorene Haar auf rundem Kopfe war bereits ganz grau, das Geſicht ſelbſt aber und die leichte Beweglichkeit des kleinen Körpers waren friſch und jugendlich. Die verſtändigen Augen haben etwas ganz und gar Gutmüthiges. Gutmüthig, poetiſch gutmüthig iſt überhaupt ſeine Anſprache und ſein Weſen. Nicht ausſchließende Dogmen, ſondern Freiheit der Bewegung, Geſchicklichkeit der Combination und Gruppirung kennzeichnen ſeine Politik. Das meint man der äußeren Erſcheinung ſchon abſehen zu können. Eine Künſtlernatur meint man vor ſich zu haben, deren Stoff politiſche Fäden, Provinzen, Länder und Völker. Poetiſchen Sinn meint man zu wittern, und die Annäherung iſt dadurch ebenſo erleichtert, wie das entſcheidende Urtheil erſchwert wird über einen ſo aalglatten Staatsmann. Man fürchtet ſofort eine Gefahr gegenüber dieſer Leichtigkeit, die Gefahr der Untreue in der Geſinnung dieſes beweglichen Talentes, der Untreue im weiteſten Sinne des Wortes. Die liebenswürdigſten Weiber ſind ja bekanntlich die gefährlichſten Ehefrauen.

Die erſte Frage nach der Suppe galt natürlich wieder Preußen. „Was wird werden aus dieſer conſtitutionellen Wendung?“ ſo fragten Alle.

Das kann kein Menſch wiſſen! erwiderte ich einfältig genug.

„Sehr richtig!“ ſagte raſch Thiers, „es wird Alles von Ihrem König abhängen, der ein intereſſanter, aber ſchwer zu berechnender Herr iſt. Und es wird Alles davon abhängen, ob Ihre Nation nicht nur entſchloſſene, ſondern auch talentvolle Führer findet in der Kammer. Hat ihr König etwas vom großen Friedrich, ſo wird er nichts halb thun. Denn wer in der Politik halbe Maßregeln ergreift, der ſäet Mißtrauen, verliert die alten Freunde und gewinnt keinen einzigen neuen.“

„So wird's geſchehen!“ rief der junge ſchwarze Mann.

Thiers nahm keine Notiz von dieſem Einwurf, ſondern fuhr fort: „Hat der König den Muth ganzer Maßregeln, und läßt er eine Verfaſſung entſtehen, wie das wahre Bedürfniß ſie erheiſcht, dann iſt nicht nur die Phyſiognomie, ſondern das Weſen des europäiſchen Körpers verändert, und Frankreich hat auf neuer Baſis ſeine Stellung zum Auslande zu ändern.“

Allgemeine Zuſtimmung der franzöſiſchen Tafelrunde folgte dieſer Rede, nur der junge Schwarze wiederholte: „So wird's nicht. Ich kenne Deutſchland und ich ſage: ein gerades, logiſches Handeln iſt den Herren dort zu einfach. Sie ſind in ſogenannter

Romantik und philoſophiſcher Aberweisheit aufgewachſen, daraus können ſie nicht heraus. Der König namentlich verlangt und braucht Beifall.“

„Deſto beſſer!“ rief Thiers. „Könige, welche Beifall brauchen, ſind die beſten Könige. Verwundert hat es uns übrigens,“ fuhr er, gegen mich gewendet, fort, „einen Brief Ihres Königs geſtern in den Journalen zu finden, welcher an Jules Janin gerichtet iſt. Verkehrt er ſo wohlwollend mit den Poeten in Deutſchland?“

„Für ein unſelbſtſtändiges Buch!“ rief ſchon wieder der Schwarze, „für eine manierirte Bearbeitung der „Clariſſe Harlowe“, und an Jules Janin! Kennen Sie Janin? Wiſſen Sie, was wir einen Poliſſon nennen?“

„Das ſcheint mir ziemlich gleichgiltig zu ſein,“ entgegnete ich, „und ich bin erſtaunt, daß die höflichſte Nation eine Höflichkeit ſo auffallend findet, welche einem der Ihrigen erwieſen wird. Der namhafte franzöſiſche Autor ſendet mit einigem Geräuſch ein Buch direct an unſeren König und erhält dafür eine, wie mir ſcheint, vorſichtig abgewogene, artige Antwort.“

„Ganz richtig!“ ſagte Thiers. „Aber ich wiederhole meine Frage, ob Ihr König in ſo aufmerkſamer und wohlwollender Weiſe mit den deutſchen Schriftſtellern verkehrt. Wir wiſſen nichts davon, und uns ſchiene es wichtig.“

„Nur mit den alten Romantikern!“ rief der Schwarze.

Das Geſpräch wendet ſich nun auf die allgemeine Frage: ob überhaupt und bis zu welchem Grade der Monarch perſönlich das Schriftſtellerthum fördern ſolle. Das erfindende nämlich, das producirende Schriftſtellerthum, denn das journaliſtiſche hat längſt ſeinen unabweislichen Antheil am Staatsleben. Ludwig der Vierzehnte ward erwähnt — das Beiwort „le grand“ iſt bei der jetzigen Generation nicht mehr Mode — welcher mit gutem Erfolge die Poeten geſtreichelt, und auch Napoleon ward in Rede gezogen. Thiers natürlich, welcher täglich an der Lebensgeſchichte des Kaiſers ſchrieb, hatte eine unerſchöpfliche Menge kleiner Züge in Händen, und das bekannte Wort: „Wenn er jetzt lebte, ich machte Corneille zum Herzog!“ konnte nicht ausbleiben. Kurz, die Geſellſchaft war ganz einig — ſie beſtand ja aus Franzoſen! — daß für den Fürſten oder den Staat die Förderung literariſcher Talente ſorgfältig organiſirt ſein müſſe, ſorgfältiger, als es damals in Frankreich der Fall war. Und doch geſchah in Frankreich immer von ſtaatswegen unvergleichlich viel mehr als bei uns.

Man erkundigte ſich genau nach unſeren dahin zielenden Verhältniſſen, und fragte beſonders nach dem bei uns heimiſchen eigenthümlichen Inſtitute der Hoftheater. Das Thema ging aber verloren, weil eine einzelne Notiz mit ſolchem Halloh aufgenommen wurde, daß nichts Weiteres mehr Platz fand. Dieſe Notiz betraf das preußiſche Verbot: die Ahnherren des regierenden Hauſes auf die Bühne zu bringen. Es entſtand eine Pauſe, nachdem ich dieſe Notiz ausgeſprochen. Man begriff nicht, man wußte ſich nicht zurechtzufinden. Dann ſtürzten Ausrufe und Bemerkungen wie Sturzwellen auf mich los: „Aber das klingt ja republikaniſch!“ — „Das erinnert ja an den Convent!“ — „Das bricht ja mit der Geſchichte, das depopulariſirt ja die Dynaſtien!“

„Das gehört“ — ſchloß lachend Thiers — „in die hohe Politik. Und man ſpricht von patriarchaliſchem Verhältniſſe bei Ihnen! Es iſt ja der bare Gegenſatz vom Patriarchenthum: es ſtreicht die herrſchende Familie aus der feierlichſten und populärſten Theilnahme der Nation: es entwöhnt das Publicum von einem Mittelpunkt, den man ſonſt mit aller erſinnlichen Anſtrengung gegenwärtig und lebendig zu erhalten ſucht; es nöthigt die Dichter, Volkshelden zu erwählen, nöthigt ſie, das Neueſte, das Modernſte zu geſtalten, alſo das Unerprobte, das Unberechenbare auf dem Theater darzuſtellen — ach, mein Herr, das iſt zum Mindeſten äußerſt eigenthümlich und nach unſerm Verſtande, keineswegs im Sinne und Vortheile der alten Monarchie. Und beſteht dies merkwürdige Verbot auch in Oeſterreich?“

Nein.

„Sehen Sie!“ Und ſich zu Mignet und Couſin wendend, zog er allgemeine Folgerungen und Bemerkungen aus dieſem anſcheinend ſo kleinen Thema und that dies mit verführeriſcher Beredtſamkeit.

Sein Talent der Rede, dies leichte und behende Aufbauen der Vorderſätze, dies anmuthige Abgehen auf Nebenpunkte, welche ſpielend hereingezogen und mitverbaut werden, zieht den Hörer unwiderſtehlich fort bis zu dem Augenblicke, da alles Material zuſammengetragen und die Aufgabe gekommen iſt: zu richten, zu decken und zu ſchließen. Man iſt betheiligt worden, wie ein Mitarbeiter, man hilft ſelbſt zuſammentragen, man hilft ſchließen, und wenn nun geſchloſſen zu ſein ſcheint, dann ſpringt der kleine geſchäftige Meiſter plötzlich zur Seite und wächſt vor unſeren Augen und winkt gebieteriſch und nöthigt uns plötzlich ſtreng, ihm auf die neue Stellung zu folgen und das aufgerichtete Gebäude unter einem ganz unerwarteten Geſichtspunkte zu betrachten. Dieſer Geſichtspunkt ändert Alles. Wir ſind überraſcht von dem, was wir ſelbſt miterrichtet zu haben meinen und was doch ganz anders ausſieht, als unſere eigene Gedankenfolge, und was uns den Ausruf abnöthigt: Vortrefflich! Er pauſirt vor dieſem Schluſſe gar nicht, man hat nicht Zeit zu der Beſorgniß, es werde nur eine Wiederholung kommen, nein, er ſprengt plötzlich all ſeine Kräfte, den ganzen unerwarteten Reſt ſeines Gedankenheeres hervor und erzwingt mit dieſer überraſchenden, durch Maſſen überwindenden Wendung den unwillkürlich ausbrechenden Beifall.

Dabei iſt das freundliche, fleiſchige Geſicht voll tanzender Lichter, welche ſich beim letzten Satze der Rede in eine ſtrahlende Fackel zu verſammeln ſcheinen.

Und all das mit einem wirklich kläglichen Stimmorgan, welches dünn und hoch dem Geiſte und Talente nur ſo viel Vorſchub leiſtet, wie dem Guſikow die klangloſen Holzſtäbchen Vorſchub leiſten für Muſik. Man vergißt ſehr bald das Mittel zur Verſtändigung und hört nur den Sinn und Geiſt.

Nach Tiſche verſchwand Thiers einen Augenblick mit dem „Schwarzen“ — deſſen Namen ich nicht erfahren konnte — und kehrte mit einem kleinen Oelgemälde in den Salon zurück. Es ſtellte Gaſton von Foix dar, dies kriegsritterliche Ideal Frankreichs vor Eintritt der Renaiſſancezeit. Er war auf dem vortrefflich gemalten Bildchen conterfeit mit dem Ausdrucke der kräftigſten Sanftmuth, der wohlwollendſten Männlichkeit, ein ganzer Krieger als ganz liebenswürdiger Menſch. Thiers, Mignet, Couſin ſchwelgten in dem Anblicke dieſes Bildes, und es hatte etwas tief Wohlthuendes, dieſe eben noch ſo ſtreitbaren Politiker glücklich zu ſehen in der Hingebung an ein ſchönes Menſchenbild ihres Vaterlandes. Der Begriff des Vaterlandes erſchien dabei wahrhaft rührend in ſeiner innigſten Familienhaftigkeit, eine wohl unbegreifliche Erſcheinung für unſere abſtracten Politiker, welche dieſen mächtigen Familienzug einer großen Gemeinſchaft nicht kennen oder nicht kennen wollen, und welche den Menſchenſinn verdünnen möchten auf eine bloße, durchwegs gleichmäßige Kopfſtimme. „Welch ein Franzoſe! Welch ein franzöſiſcher Mann! Welch ein franzöſiſcher Held!“ rief Einer um den Andern. Und nun entſpann ſich ein Austauſch der Mittheilungen über Kunſtgenüſſe, in welchen der Staatsmann Thiers wie ein lyriſcher Poet erſchien. Fünfmal ſei er in Italien geweſen, und mit immer ſteigendem Genuſſe. Und in Madrid, in Dresden, in Wien, welche Freuden habe er da genoſſen!

„A propos,“ ſchaltete Madame Dosne ein, „ihr Völker Germaniens macht ja gern darauf Anſpruch, einen beſonders poetiſchen Sinn für Natur zu haben. Daneben iſt es doch auffallend, daß die beiden berühmteſten Landſchaftsmaler Franzoſen ſind: Pouſſin und Claude Lorrain!“

Ich war ſchwach genug, außer Ruysdael germaniſchen Stammes nicht gleich einen anerkannten Namen zur Hand zu haben, und ſteifte mich in der Geſchwindigkeit auf Claude Lorrain, der ja ein Lothringer geweſen, wie ſein angenommener Künſtlername bezeuge, und Lothringen ſei ja doch deutſches Reichsland geweſen. „Geweſen!“ riefen lachend die franzöſiſchen Herren. Heutzutage in den Siebziger Jahren würden die Herren wol nicht mehr lachen.

Ich hatte von beſonderem Glück zu ſagen, daß die Damen den verzweifelt franzöſiſchen Namen dieſes lothringiſchen Malers nicht entdeckten, den unwiderleglichen Namen „Gelée“, welchen mir ein Blick in den naheliegenden Dictionnaire verrieth. Ich machte das Buch ſorgfältig zu, und ein meldender Diener rettete mich vor näherer Unterſuchung. Er meldete Mr. Bancroft, den amerikaniſchen Geſandten in London. Eine lange engliſche Geſtalt erſchien und faßte Poſto am Kamin wie an einer Rednerbühne. Denn er hielt einen weitausholenden Vortrag über ſeine hiſtoriſchen Forſchungen auf dem Continente, Forſchungen, welche alle Beziehungen Europas zum amerikaniſchen Freiheitskriege ermitteln ſollen, wenn ich anders ſein Franzöſiſch in engliſcher Ausſprache recht verſtanden habe. Die Form war dergeſtalt „Speech“, daß ſie nicht leicht allgemeine Aufmerkſamkeit finden konnte in einer Geſellſchaft, welche ſich eben in bequemſter Converſation ergangen hatte. Selbſt Thiers machte einen geſchickten Rückzug und ſpielte den Redner dem höflichen Mignet in die Hände.

Ich benützte die Gelegenheit, ein intimeres politiſches Geſpräch mit dem geiſtvollen Staatsmanne anzuknüpfen. Mit anmuthigſter Leichtigkeit nahm er den Spaziergang an, für welchen ein offenes Nebenzimmer den äußerlichen, Frankreich und Deutſchland den innerlichen Boden gewährte.

Ich wiederhole hier dieſe Unterredung nicht: ſie iſt durch den deutſch-franzöſiſchen Krieg 1870 völlig veraltet, namentlich für einen Politiker wie Thiers veraltet, welcher keine dogmatiſche Politik macht, ſondern den eben herrſchenden Umſtänden Rechnung trägt. Bemerkenswerth ſcheint mir nur geblieben zu ſein, daß er die Verbindung mit einem deutſchen Reiche — wenn ein ſolches exiſtirte — für Frankreich ganz brauchbar fände. „Es ſichert uns den Continent,“ lautete ſeine wörtliche Aeußerung.

Und dann ging er wie ein Künſtler auf eine Theilung der Erde über, verſpottete meine Dreingabe Savoyens an Frankreich, denn Savoyen ſei ohnehin franzöſiſch, und verlangte Belgien und Mainz. Von meinem Widerſpruche nahm er nur geringe Notiz und ſprang plötzlich ab von einer Combinirung, welche ja Oeſterreich unberührt laſſe. Das Donauthal galt ihm für eine Hauptwiege deutſcher Macht — ein Gedanke, welcher dem Erzähler der napoleoniſchen Kriege und der Schlachten gegen den Erzherzog Karl natürlicher Weiſe nahe lag.

Welch ein Kaleidoſkop iſt unſere europäiſche Politik! Ein Ruck, und Alles iſt verwandelt, weil es eben gar zu viel Nachbarn gibt. Nordamerika lacht über uns und begnügt ſich mit einem kleinen Armeecorps für ein Reich, welches größer iſt als das ganze Europa. Es lacht, weil ihm kein Nachbar zu ſchaffen macht. Wenn erſt Californien und was im Weſten daran grenzt, wenn erſt die Südſtaaten ſelbſtſtändig ſich abzweigen werden, wenn erſt überhaupt die Abtheilungen losgehen, dann wird das Lachen ſtillſtehen. Jetzt lachen ja auch wir über den Thiers von 1847, und doch iſt er 1870/71 wieder ein wichtiger Mann geworden, weil er der verkörperte bon sens iſt in der franzöſiſchen Politik.

9.

Demoiſelle Mars war im Frühlinge 1847 geſtorben, und ich erlebte ihr Begräbniß.

Vor ſieben Jahren ſpielte die Sechzigerin noch, und ſie ſpielte noch jugendliche Liebhaberinnen. Ich hatte ſie zuletzt in Vater Dumas' „Mademoiselle de Belle-Isle“ die Titelrolle ſpielen ſehen, eine jugendliche Liebhaberin in vollſtändiger Bedeutung des Wortes, und zwar eine einfache, herzliche, liebenswürdige.

Man hatte ſich kurz vorher eingeſtanden, daß dies eigentlich nicht mehr anginge, und Vater Dumas hatte in dieſem Stücke eine Marquiſe für ſie geſchrieben, welche immer noch verführeriſch, aber doch etwas älter ſein konnte als das Fräulein von Belle-Isle. Das Stück war fertig, und Fräulein Mars wurde geladen, die Vorleſung desſelben anzuhören. Die franzöſiſchen Autoren leſen durchſchnittlich ſehr gut. Dumas beſonders. Er las ſein Stück mit voller Wirkung, und die Zuhörer applaudirten am Schluſſe lebhaft. Fräulein Mars am lebhafteſten. Dumas war höchlich erbaut davon und wendete ſich an ſie, um etwas Näheres von ihr zu hören über die ihr zugedachte Rolle der Marquiſe und über das neue Fach. „Sehr ſchön, lieber Dumas, ſehr ſchön" — ſagte ſie — „aber wer wird uns die Marquiſe ſpielen?"

Dagegen war nicht aufzukommen. Sie ſpielte die Belle-Isle. Daß ſie daneben pikante Mädchen in Molière's Comödien darſtellte, das war weniger auffallend für ihre ſechzig Jahre. Das Pikante täuſcht wohl über das Alter; aber die jugendliche Liebhaberin ſoll ja durch das Alter täuſchen.

Fräulein Mars täuſchte durch die Stimme. Wie man ſchöne Hände conſervirt, ſo hatte ſie ihr Organ jugendlich erhalten. Auch dem vorherrſchenden Schickſale franzöſiſcher Frauen, dem Schickſale des Dickwerdens war ſie entgangen; ihre Geſtalt war ſchön geblieben. Wenn man alſo nicht eigenſinnig Kopf und Büſte der Liebhaberin unter ſcharfe Gläſer brachte, ſo brachte man ſich auch die Täuſchung zu Stande. Und die Franzoſen ſind darin ſehr artiſtiſch. Sie verzichten viel leichter als wir auf das Aeußere, wenn die inneren Eigenſchaften der Künſtlerin Erſatz bieten. Bei uns hat Tieck erfolglos bewieſen, daß Julia nicht jung zu ſein brauche, wir verlangen eine jugendliche Julia. Wie ernſtlich unſere äſthetiſche Bildung ſei, wir wollen lieber etwas weniger Bildung und mehr Jugend der Liebhaberin, als umgekehrt Bildung ohne jugendlichen Reiz.

Mein eigener Geſchmack war in dieſem Punkte viel mehr deutſch als franzöſiſch, und dennoch war auch mir Demoiſelle Mars die Perle der franzöſiſchen Bühne geworden. Wahrſcheinlich weil ſie das darſtellte und nur das darſtellte, was unbeſtritten vorzüglich iſt an den Franzoſen: die Grazie des Umgangs, die Comödie.

„Vorzüglich“ iſt vielleicht, ſtreng genommen, nicht das richtige Wort. Ich ſollte wohl ſagen: was „anerkannt“ iſt an den Franzoſen. Umgangsgrazie und Comödie ſind ja Sache der Uebereinkunſt, und weil dieſes franzöſiſche Weſen in ganz Europa giltig geworden iſt, deshalb haben wir ein vollſtändiges Urtheil über dieſen Bereich ihrer Bühnenkunſt. Es ſtört uns nicht eine nationale Eigenthümlichkeit wie bei der Tragödie. Der Stern Rachel war damals im Aufgehen begriffen, der Stern Mars war im Untergehen begriffen; ich gehörte zu den Rittern des untergehenden Geſtirns.

Wenige Jahre nach der Belle-Isle-Affaire war der Kriegsname Mars — ein angenommener Name ihres Vaters, welcher ebenfalls Schauſpieler geweſen — vom Théâtre Français verſchwunden: ſie war ins Privatleben zurückgetreten und hatte nur noch für die Theaterſchule gewirkt, welche mit dieſem Staatstheater der Nation verbunden iſt. Es iſt bekannt, daß der franzöſiſche Staat in ausgedehnter Weiſe die Verpflichtung übernimmt, die dramatiſche Kunſt zu fördern. Außer den großen Opernanſtalten und dieſem officiellen „franzöſiſchen Theater“ unterſtützt man neuerdings auch das Odéon als „zweites franzöſiſches Theater“, und die Stadt Paris thut außerdem noch das Ihrige für einige Theater. Ohne Rückſicht auf Erwerb, ohne Rückſicht auf die lähmenden Bedenklichkeiten einer Hof-Etikette ſoll an dieſen Anſtalten Alles darauf gerichtet ſein, das erworbene nationale Repertoire würdig zu erhalten und neue Schöpfungen durch alle möglichen Mittel der Unterſtützung und der Belohnung zu erzeugen. Dies officielle franzöſiſche Theaterweſen iſt ein ausgebildeter kleiner Staat für ſich, an welchem die Mars lebendigen Antheil genommen. Wenn dieſer kleine Staat auch zeitweilig pedantiſch und dürftig wird durch ſeine bureaukratiſche Einrichtung, Publicum und Preſſe ſorgen wieder immer dafür, ihn neu zu beleben, und bei all ſeinen Fehlern iſt er doch die unerſchütterliche Grundlage, welche uns immer noch fehlt.

An einem ſommerheißen Märzvormittage wurde die Königin des franzöſiſchen Luſtſpiels begraben. Es dauerte lange, ehe es dazu kam, und ich war nicht darauf gefaßt, daß man ſie erſt wie eine wirkliche Königin einbalſamiren würde. Dies war geſchehen. Man wollte dieſen ſchön geweſenen Leib, welcher an vierzig Jahre vor den Franzoſen reizend erſchienen, möglichſt erhalten wiſſen.

Ihre Wohnung war im Viertel der Madeleinenkirche (Rue Lavoiſier); dieſe antike Magdalenenkirche alſo in ihrer claſſiſchen Schönheit wurde der Mittelpunkt der Grabesfeier. Dorthin nach den breiten Außentreppen, welche Tauſenden Platz bieten, ſtrömten die Menſchen ſchon um 10 Uhr. Welch ein großes Publicum hatte ſie auch! Durch drei Regierungen hatte ſie geherrſcht: der Kaiſer Napoleon I. war neben ihr geſtürzt worden, und ſie hatte bitterlich geweint; die erſte Kaiſerzeit war ihre Jugend. Die älteren Bourbons waren zweimal neben ihr vertrieben worden, und ſie hatte geholfen; als die Feinde ihres Kaiſers waren ſie ihr zuwider. Sie hatte unter der Reſtauration für eine eifrige Napoleoniſtin gegolten und war als ſolche auch in Ungelegenheiten gerathen. Es war ganz natürlich, daß ich jetzt auf den Treppen der Madeleine zahlreiche alte Schnurrbärte fand, welche dieſe letzte Blüthe aus der Kaiſerjugend zu Grabe geleiten wollten. Dieſe alten Knaben ſind noch immer kenntlich: altmodiſche Kleider, welche bis auf den Faden abgebürſtet ſind, ſtramme Haltung, ſtrenge, leere Geſichter bilden ihre Uniform. Sie murrten einander zu, wenn die Stadtſergeanten die herbeiſtrömende Menge am Gitter nicht bewältigen konnte, und das Murren beſagte: „Unerfahrenes Geſchlecht! Wir haben ganz andere Maſſen in Ordnung gebracht!“

Die Sonne brannte gewitterhaft heiß, und erſt gegen zwölf Uhr kam der Leichenwagen durch die breite Rue Royale dahergeſchwankt inmitten eines Stromes von Menſchen, der immer größer wurde. Es iſt bekannt, daß der Pariſer ſehr neugierig iſt, insbeſondere bei gutem Wetter, und es wäre allerdings ein Irrthum, wenn man dieſen Zudrang nur der Pietät hätte zuſchreiben wollen. Pietätvoll war auch die Unterhaltung nicht in meiner Nähe. Aber man darf auch nicht vergeſſen, daß die Mars ſchon ſeit fünf Jahren vom Theater zurückgetreten und dadurch aus dem Geſichtskreiſe der Menge verſchwunden war, daß alſo nicht eigentlich eine beliebte Perſon, ſondern ein berühmter Begriff jetzt begraben wurde.

In Deutſchland hat man Werth darauf gelegt, daß ſich nicht nur keinerlei Vorurtheil gezeigt habe bei ſo feierlichem Begräbniſſe einer Schauſpielerin, ſondern daß auch die vornehmſten Perſonen und Körperſchaften des Landes ſich beeifert, dabei zu erſcheinen und mitzuwirken. Hier an der Magdalenenkirche, in welcher die Schauſpielerin feierlich eingeſegnet werden ſollte von geſchmückten Prieſtern, hier dachte Niemand daran, daß an ſo etwas überhaupt zu denken wäre; hier erinnerte ſich Niemand, daß es jemals ein ſolches Vorurtheil gegeben hätte. Als der Leichenwagen unten am Gitter hielt und der mit ſchwarzem Sammt und Silberſtickerei verhangene Sarg die Stufen hinaufgetragen wurde, da entblößte Jedermann das Haupt und es entſtand eine lautloſe Stille. Paarweiſe folgte ein endloſer Zug von Schauſpielern und Schriftſtellern. Unter den Erſteren, von aller Welt bemerkt und durch Flüſterung des Namens hervorgehoben, ein kleiner Mann mit ſcharfgeſchnittenem klugen Antlitze. Er trug eine ſchwarzſeidene Zipfelmütze, bis an die Augenbrauen herabgezogen, und er gehörte zu dem Kleeblatte von Schauſpielern, welches mit der Rachel und Frédérik Lemaitre damals die gefeiertſten Schauſpieler darſtellte. Bouffé war es, einer der wenigen ſtrengen Charakterſpieler des damaligen Paris und jedenfalls der geſchickteſte unter ihnen. Früher am

Gymnaſe, dann an den Variétés. Das Gymnaſe, früher der geſuchte Schauplatz von Scribe's kleinen Stücken, hatte ſich übrigens neuerdings ein Mitglied ausgebildet, welches ein vierblättriges Kleeblatt trefflich voll macht, eine Liebhaberin — jeune Première, wie die Franzoſen ſagen — Roſe Chéri. Die Noth des Augenblicks hatte vor einigen Jahren einer Statiſtin eine Rolle anvertraut, und dieſe Statiſtin war mit Einemmale durch natürliche Einfachheit und liebenswürdige Anmuth Roſe Chéri geworden. In der Louvre-Ausſtellung war bereits eine wohlgetroffene Büſte von ihr zu ſehen; leider aber hat ſich auch der Tod beeilt, ſich der noch jungen Frau zu bemächtigen.

Unter den Schriftſtellern ragte einer wie Saul um Kopfeslänge über alles Volk empor und zog aller Blicke auf ſich. „Schaut! Schaut ce gaillard-là!“ rief leiſe Einer dem Andern zu. „Er iſt nicht magerer geworden!“ bemerkte ein Dritter. Offenbar war dies ein populärer Schriftſteller, und die Aufmerkſamkeit galt nicht blos ſeinem Mulattenkopfe mit wolligem Mohrenhaar. Es war Alexander Dumas, damals noch nicht „Vater“ genannt, weil der feinere „Sohn“ noch ſeine weiblichen Studien machte, die ſpäter den literariſchen Ruhm des Papas überflügelten. Dieſer Papa hatte neuerdings durch allerlei tolle Streiche und durch ein abgeſchmacktes Benehmen vor Gericht ſein Anſehen ſtark beſchädigt. „Il est fou,“ ſagte mein Nachbar, „véritablement fou.“ „Närriſch“ iſt wol die entſprechende Ueberſetzung des Wortes. Wer die Phantaſie, und zwar die dreiſteſte Phantaſie dergeſtalt zum Handwerk verbrauche, der wiſſe am Ende nicht mehr zu unterſcheiden, was nüchterne Wirklichkeit und was farbiger Roman ſei. Der Marquistitel, mit welchem er um ſich warf, hatte ihm bei den Franzoſen am empfindlichſten geſchadet. Dergleichen iſt den modernen Franzoſen geradezu unausſtehlich, und Viennet, den er um Secundanten-Dienſte gebeten, hatte ihm wirklich geantwortet: Dem Schriftſteller Dumas würde er auf der Stelle ſecundirt haben, den Herrn Marquis de la Pailleterie aber kenne er nicht.

Bekanntlich hatte man ihn ſeit lange im Verdacht, daß er die Unmaſſe von Bänden, welche er alljährig lieferte, nicht allein ſchriebe, ſondern daß er unbekannten Autoren die Manuſcripte abkaufte und mit ſeinem Namen drucken ließe. Ein ſolcher Autor, Namens Maquet, galt offenkundig ſeit Jahren für ſeinen Mitarbeiter. Dagegen hat Dumas bewieſen, daß Alles, was unter ſeinem Namen gedruckt worden, von Anfang bis zu Ende nach ſeiner — ſehr ſchönen — Handſchrift gedruckt ſei. Dies hat zu der Annahme genöthigt, man habe hier die erſte ſocialiſtiſche Einrichtung in der Schriftſtellerei vor ſich, eine Organiſation der Arbeit in ſchöner Kunſt. Die Hilfsarbeiter lieferten nur rohes Material, und Meiſter Dumas legte die letzte Hand daran, indem er die Vorlagen in ſeinem Geiſte und Style redigirte. Jedenfalls gehörte auch dazu, da er jeden Tag wenigſtens Einen Druckbogen ſchreiben mußte, eine herkuliſche Arbeitskraft, und ſein Nervenſyſtem mußte ſeinem herkuliſchen Körperbau entſprechen. Man denkt unwillkürlich an die Kraft eines Negers, welcher im ſteten Sonnenbrande das zuwege bringt, was jeden blaſſen Europäer erdrücken würde. Dieſe fabelhafte Fruchtbarkeit, eine ſorgloſe Gutmüthigkeit und eine ſtudentiſche Neigung für buntes äußerliches Aufſehen erhielten dieſen Vater Dumas fortwährend in der Gunſt des Pariſer Volkes. „Er iſt der Nazi der Pariſer!“ ſagte ein Wiener, der neben mir ſtand.

Da der Zug gar nicht endigen wollte und die Sonne beſchwerlich brannte, ſo verſuchte ich's, die Treppen hinab und von dannen zu kommen. Dies war nichts Leichtes bei der Menſchenmaſſe, und als ich endlich bis ans Gitter hinabgedrungen, rief mich ein franzöſiſcher Schriftſteller, mit welchem ich perſönlich bekannt war, und forderte mich auf, an ſeinem Arme in den officiellen Zug zu treten und mit in die Kirche hinaufzuſteigen. „Engländer und Italiener haben wir ſchon im Zuge,“ ſagte er lächelnd, „erzeigen Sie auch als Deutſcher unſerer großen Comédienne dieſen letzten Liebesdienſt.“ — „Ihr Artikel für's Journal rundet ſich dann beſſer ab?“ — „Ja wohl.“ Und ſo ſtieg ich denn als leidtragender Würdenträger bequem wieder hinauf, wo ich eben als harmloſes Publicum unbequem herabgequetſcht worden war.

Derlei öffentliche Acte werden eben ganz und gar Ceremonie. Die Seele wird durch Zerſtreuung verflüchtigt.

Wir kamen auch nur bis ans Portal, denn die Kirche war ſchon gepfropft voll. „Man erſtickt! Man erſtickt!“ kam es mit Weihrauchwölkchen und muſikaliſchen Accorden heraus zu uns — eine willkommene Gelegenheit zu Witzworten für meine Umgebung: „Kein Sperrſitz mehr, wenn die Mars zum letztenmale ſpielt, heilige Madeleine!“

Solch ein Begräbniß koſtet einen halben Tag Zeit. Der Marſch allein bis auf den Père-Lachaiſe hinaus dauert länger denn eine Seigerſtunde. Man iſt denn auch hier mit Schuhwerk und Kleidung vorſichtig und geſchäftsmäßig eingerichtet für die Begräbniſſe. Jeder Sarg fordert Särge. Nicht immer ſcheint die Sonne ſo warm, und im Durchſchnitte tödtet ein großes Begräbniß einige Percent leidtragender alter Berühmtheiten. Das wußte der alte Anſchütz in Wien genau, und er führte in ſeiner Garderobe eine Begräbnißperrücke, obwohl er ſonſt im bürgerlichen Leben keine Perrücke trug. „Mein Kopf ſteht auf dem Spiele!“ rief er, „wenn mich die officielle Andacht nöthigt, ſo oft den Hut abzunehmen.“

Die Haupttheater ſpielten an dem Tage nicht und legten alſo außer der Achtung auch ein bedeutendes Geldopfer auf dieſes Grab. Denn Zudrang gibt es zu allen Theatern jeden Abend in Paris, wie mittelmäßig auch die Stücke ſein mögen. Die Franzoſen wie die Juden ſind die fleißigſten und aufmerkſamſten Theaterbeſucher. Man braucht da kaum noch das große Fremdencontingent in Rechnung zu bringen, welches Paris und die Pariſer Theater regelmäßig beſucht.

Mittelmäßig aber war im Frühjahre 1847 die dramatiſche Literatur Frankreichs recht ſehr; es war ein trockenes Jahr. Ponſard war der Hauptname, und den verläſterten die Romantiker, die zahlloſen Anhänger Victor Hugo's. Man erzählte mir, daß man ihm den großen Erfolg ſeiner „Lucretia“ noch immer nicht vergeben und ſeine „Agnes von Meran“ ſyſtematiſch niedergedrückt habe. Die erſte Vorſtellung dieſer „Agnes“ ſei unter vollſtändigem Beifalle geſpielt worden, aber am andern Tage habe man in allen Journalen geleſen, der Beifall ſei kein Beifall, der Erfolg kein Erfolg geweſen. Kurz, es ſei eine völlige Verſchwörung gegen Ponſard offenbar geworden. Nur alle Artikel und Blätter von Engländern, Italienern und Deutſchen hätten den Erfolg und hätten lobend berichtet. Es ſei Ponſard's „Agnes“ gerade ſo ergangen, wie einſt Racine's „Athalie“.

10.

Man mochte hinſehen, wohin man wollte, man entdeckte im Frühjahre 1847 nirgends in Paris Anzeichen für politiſche Aenderung, am wenigſten Anzeichen für eine mögliche Kataſtrophe.

Ich war bekannt geworden mit den wichtigſten Correſpondenten für deutſche Zeitungen, mit Karpeles z. B. und Seuffert, welche das Nervenleben von Paris aus langer Erfahrung kannten und täglich beobachteten — ſie prophezeiten einſtimmig einen lang andauernden Friedensſtand der politiſchen Mächte und bezeichneten die demokratiſche Partei, von welcher allein eine Bewegung ausgehen konnte, als ganz ſchwach und unmächtig. Das Regiment Louis Philipp-Guizot hielt Alles unter feſtem Banne, und namentlich Guizot ſtand in erſtaunlichem Anſehen als überlegener Geiſt, welcher nicht mit ſich handeln ließe.

Nur etwa Heine ſtimmte nicht ein in dies zuverſichtliche Friedensconcert. Er meinte, die Franzoſen ruhen nicht ſo lange. Fünfzehn Jahre haben ſie den alleinherrſchenden Napoleon, fünfzehn Jahre die wiederkehrenden Bourbonen ertragen, und jetzt ſchon ſiebzehn Jahre den vorſichtigen Orleans. Das wird unnatürlich; bald wird Feuer vom Himmel fallen, wenn's auf der Pariſer Erde keines gibt!

Aber das klang poetiſch gemacht; Jedermann ſchüttelte den Kopf zu dieſer ohnehin zerbrochenen Kaſſandra.

Dieſe Kaſſandra aber ſchüttelte den ihrigen zu den „auswendigen“ Wahrſagern. „Glaub' ihnen nicht,“ ſagte er, „ſie verſtehen nicht einmal einen Titel zu machen. Les élèves de Charles müſſen deine „Karlsſchüler“ heißen — in Frankreich, anders nicht.“ Für ſolche Details hatte er noch immer Aufmerkſamkeit wie ſonſt. Wie ſonſt! Wochenlang ſuchte er ſtets nach einem Beiworte in einem neuen Gedichte, und die Ueberſetzung der „Karlsſchüler“ wollte er damals noch zu Stande bringen, ehe „das Feuer vom Himmel fiele“ und allen poetiſchen Späßen ein Ende machen würde. „Denn dies „Feuer vom Himmel“ verzehrt uns poetiſche Taugenichtſe alle, alle. Gott ſei voraus gedankt, mich zuerſt.“

So ſagte Heine, aber Niemand glaubte ihm.

Selbſt als zu Anfang des Jahres 1848 die Bankette in Paris der Oppoſition gegen Guizot's Regiment unerwartet ſtarken Ausdruck gaben, dachte man an nichts weiter als an einen Miniſterwechſel, welcher den puritaniſchen Starrſinn Guizot's brechen und eine Phaſe mäßigen Fortſchritts im Wahlgeſetze einleiten werde — da krachte wie ein Donnerſchlag die Februar-Revolution. Das Feuer fiel vom Himmel.

„Eine geſchickte Inſceneſetzung auf dem Boulevard“ hat man den Schlag genannt, und ich glaube: mit Recht. Das gut angebrachte Stichwort: „Man ermordet uns!“ wirkt immer bei den Franzoſen, welche nach langem reizloſen Einerlei immer einer Abwechslung zugänglich ſind.

Die Hauptſache war, daß man in den Tuilerien ſich täuſchte über die mögliche Stärke der Bewegung. Man hatte ſich doctrinär eingelullt, man war alt geworden, und da vergißt man, daß die Welt nicht erledigt iſt mit unſerer Weisheit und daß neue

Dinge Spielraum brauchen. So ſtand's mit Louis Philipp, und weil es ſo ſtand, unterſchätzte er den Ausbruch der Bewegung und fand die militäriſchen Vorſchläge Bugeaud's, welche ihn wahrſcheinlich gerettet hätten, übertreibend. Dieſer Irrthum des Alters koſtete ihm die Krone.

Die Wirkung auf Deutſchland war die eines Sturmwindes. Weggefegt wurden überall Bedenken, Rückhalte, Zweifel, die ganze Luft wurde eine andere. Das Unglaubliche erſchien natürlich. Die Märztage in Wien überraſchten kaum, in Wien, wo die Lehre des Stillſtands unüberwindlich geſchienen. Des Stillſtands. Dies iſt das Wort. Varnhagen hat mir mehrmals eine lange Unterredung mit Metternich erzählt, in welcher dieſer Begriff des Stillſtands der Endpunkt geworden. Er rühmte Metternich's Geiſt, welcher über den mittelmäßigen Organen dortiger Regierung erhaben geweſen, welcher im Diſputiren Mancherlei zugegeben von Forderungen unbefangener Vernunft, und welcher doch bei dem entſcheidenden Worte „Fortſchritt“ hartnäckig geſchwiegen hätte. Es iſt unglaublich! Ein geiſtvoll denkender Menſch wie Metternich hatte ſich durch ewig gebrauchte Schlagworte ſo einſperren und verdummen laſſen, daß er die Nothwendigkeit des Fortſchritts leugnen konnte!

Nun, jetzt war er der Erſte, welcher „fortſchreiten“ mußte: der conſervativſte Staatsmann flüchtete nach Brüſſel in die Verbannung.

Berlin war Wien gefolgt. Dem Militärſtaat entſprechend, war dort ein Straßenkampf nöthig geweſen. „Der König hätte da geſiegt,“ riefen die Militärs, „wenn er den Kampf nicht abgebrochen hätte!“ Aber er hatte ihn abgebrochen. Warum? Vielleicht weil er empfand, daß all ſeine Bildungsgedanken überall auf Antipathie ſtießen, daß der jetzt durch Europa wehende Sturmwind abſolut gegen ihn wehte, und weil das Blutvergießen vor ſeinen Fenſtern ſein Herz beläſtigte.

In den kleineren Staaten wirbelte der Staub hoch in die Höhe. In Sachſen, wo ich lebte, ſo, daß man die Hand vor den Augen nicht mehr ſah.

Dieſer ſächſiſche Menſchenſchlag wohnt von den Grenzen der Mark bis nach Heſſen hinein, das preußiſche Sachſen, das Königreich Sachſen und die ſächſiſchen Herzogthümer in ſich ſchließend. Man ſollte dieſe Länder, wie es der Hiſtoriker thut, Oberſachſen nennen, denn der jetzige Sachſe iſt grundverſchieden von den Niederſachſen, welche die nordiſche Tiefebene bis zum Meere hin bevölkern. Dieſe Niederſachſen ſind die Nachkommen jener Sachſen, welche Karl der Große ſo mühſam zur Taufe zwang, und von denen die Angelſachſen nach England gingen, Alt-England gründend, das ſächſiſche England Walter Scott's. Bei uns bewohnen ſie heute noch die breiten, ebenen Länder von der Mark bis nach Holland, und der niedrige Harz an ihrer Südgrenze iſt das hohe Himalayagebirge, welches ſie anſtaunen als wunderbaren Luxus der Erdform. Schleswig-Holſtein, Braunſchweig, Hannover und das große Weſtfalenland ſind ihre Domänen. Dieſe Niederſachſen ſind der Grundtypus des Norddeutſchen.

Oberſachſen, das jetzt kurzweg Sachſen heißt, ein Typus des Mitteldeutſchen, iſt Colonie auf ſlaviſchem Boden geweſen und eine ganz beſondere Miſchgattung geworden. Nüchtern, verſtändig, arbeitſam, ſparſam und rationaliſtiſch in den höheren Fragen von Staat und Religion. Rationaliſtiſch. Will ſagen: trocken verſtändig und jede Zuthat der Phantaſie abweiſend. Dabei zäh und hartnäckig, ja, wenn's ſein muß, auch tapfer. Im geſelligen Verkehr durchaus liebenswerth höflich.

In dieſem Oberſachſen verlor der Katholicismus, welchen das Papſtthum mit Aberglauben erfüllt hatte, zuerſt den Boden. Hier entſtand und erwuchs die Reformation Luther's, welcher von der nördlichen Grenze dieſes Sachſen, aus dem Mansfeld'ſchen, ſtammte und angehaucht war von niederſächſiſchem Weſen.

Hier, bei dieſem Volkscharakter, fand denn auch 1848 die Revolution in ihren nüchternſten Conſequenzen einen bereiten Boden, und von hier entwickelten ſich auch in neuerer Zeit die conſequenteſten Socialdemokraten.

Mit reißender Schnelligkeit vollzog ſich alſo im Frühjahre 1848 die Verwandlung Leipzigs. Der wohlhabende, ja reiche Ort war in Kurzem wie ausgekehrt und ausgefegt. Die Unterſchiede des Beſitzes verſchwanden ſpurlos, weil die Beſitzenden tief eingeſchüchtert wurden und die Zeichen ihres Beſitzes ſorgfältig verhüllten. Was man eine Equipage nennt, ein Luxuswagen, war ſchon im Frühſommer nicht mehr zu ſehen, weil man ſich fürchten mußte, er werde verhöhnt, er werde angefallen werden. Putz und jegliche Auszeichnung waren über Nacht dahin, gleichmäßig grau, ja ſchwarzgrau war die Phyſiognomie der Stadt.

Das erſtreckte ſich überall hin. Ich erinnere mich einer damals ſtattgehabten akademiſchen Feier im Univerſitätsſaale; auch ſie war eingehüllt in grauen Schleier. Die Theilnehmer waren in geringer Zahl erſchienen, die Reden klangen nur halblaut und trippelten ſchüchtern durch den halb leeren Saal. Da trat ein kleiner Mann verſpätet ein und blieb an der Thür ſtehen, ein Mann mit feinem Kopfe. Der Redner ſtockte, es wurde todtenſtill. Der Mann war bis vor Kurzem eine mächtige Reſpectsperſon geweſen, er hatte die Landesregierung in Leipzig vertreten. Jetzt blieb er ſichtlich betroffen an der Thür ſtehen, denn kein Menſch begrüßte ihn. Ich kannte ihn als einen Mann von Bildung, und ich fand es unſchicklich, daß er ſo verächtlich behandelt würde. Aber auch ich mußte mich eine Minute lang beſinnen, ob ich es wagen dürfte, den breiten, leeren Raum zu durchſchreiten und ihn an einen Sitz zu führen. Selbſt hier im Kreiſe der Wiſſenſchaft wurde meine Artigkeit mit einem leiſen Murren aufgenommen, und ich wurde hinterher mit Vorwürfen überſchüttet. Dieſer Mann war Herr v. Falkenſtein, welcher ſpäter viele Jahre lang Miniſter des Cultus in Sachſen geweſen iſt.

Nur in Frankfurt ſah es anders aus: da flatterte die Fahne der Hoffnung hoch in der Luft. Dies Frankfurt am Main war als Gründungsort bezeichnet für die Feſtſtellung neuer Regierung in Deutſchland. Warum gerade dieſer Ort? Es war nicht darüber debattirt worden, der Ort war von ſelbſt aufgetaucht wie eine Oaſe in der Wüſte. Es war da das alte römiſch-deutſche Reich vor dreiundvierzig Jahren in ſeiner letzten Krönungsſtadt zu Grunde gegangen; es ſaß da — jetzt ganz ſtill — die zu ſtürzende Bundesverſammlung, kurzweg und immer zornig der Bundestag genannt, und es war eine freie Reichsſtadt geblieben wie Hamburg, Lübeck und Bremen mitten in der royaliſtiſchen Zeit. So wurde es von den Süddeutſchen als ein geſetzgeberiſcher Mittelpunkt angeſehen. Und die ſüddeutſchen Liberalen nahmen damals praktiſch die Vorbereitungen in die Hände für eine neue Conſtituirung Deutſchlands. Namentlich die Männer in Heſſen-Darmſtadt und Baden thaten dies. Sie beriefen die Nation nach Frankfurt. Max v. Gagern war dabei insbeſondere thätig.

„Vorparlament“ ſollte es heißen, was da in Frankfurt zuſammentreten und die Grundlinien entwerfen ſollte für die neue Form eines deutſchen Reiches. Vorparlament! Das klang ſo paſſend und zukunftsreich, und Hoch und Niedrig in Frankfurt nahm gleichmäßig Theil an der politiſchen Hoffnung; Hoch und Niedrig erwartete gleichmäßig für ſich das Beſte. Eine Revolution unter geſetzlichen Formen. Die „Revolution“ war den Maſſen und ihren Führern willkommen, mit den „geſetzlichen Formen“ aber tröſteten ſich die Gemäßigten.

Wer ſollte und durfte denn nun alſo kommen zu dieſem Vorparlament und mit Sitz und Stimme in dasſelbe eintreten? Dieſe Frage mußte bei der allgemein herrſchenden Revolutionswallung auf die leichte Achſel genommen werden. Es durfte kommen, wer irgendwo einmal Abgeordneter geweſen und irgendwo einmal eine freie politiſche Stellung eingenommen. Dieſen weiten Begriff erweiterte ſich noch das dirigirende ſüddeutſche Comité nach Bedürfniß. Wer einer Corporation angehörte und ſich von dieſer ein Zeugniß verſchaffen gekonnt, oder wer ſonſtwie eine Autorität aufzuweiſen hatte, dem wurde ein Anſpruch eingeräumt. Das Comité verfuhr nach recht billigen Grundſätzen. Geſund liberal, gehörte es nicht zu der am Horizont ſtehenden Linken republikaniſcher Signatur, verſagte aber doch den notoriſchen Führern dieſer äußerſten Linken den Zutritt nicht. Kurz, es entſtand eine improviſirte Verſammlung, welche keinen Buchſtaben des Geſetzes in ihren Taſchen hatte und nur auf dem Zutrauen der öffentlichen Meinung beruhte.

Niemand bezweifelte damals, daß den Beſchlüſſen dieſes Vorparlaments Folge geleiſtet werden würde, denn die geſetzlichen Regierungen fühlten überall den Boden unter ſich wanken, und ſie fanden einen Halt darin, daß ſie den Beſchlüſſen einer ſolchen parlamentariſch auftretenden Verſammlung zuſtimmten.

So große Schritte macht eine Revolution ſelbſt ohne materielle Waffen, wenn die Stimmung überall und gründlich auf einen Wechſel geſtellt iſt. Es geht dann wie beim Wechſel der Jahreszeiten: vor Wochen noch waren die alten Regierungen in Deutſchland ganz im Beſitze regelmäßiger Macht — da erfolgt von Paris her ein Stoß in den Lüften, und die neue Jahreszeit iſt da, die alten Regierungen unterwerfen ſich eiligſt einer aus dem Stegreif befehlenden Verſammlung, welche eine gründliche Umänderung des Staatsrechtes einleitet.

Ich kam mir zu jener Zeit in Frankfurt vor, als ob ich auf einer verzauberten Inſel wäre. Ich wohnte als Gaſt auf der „Zeil" beim alten Herrn Mumm, dem Träger der berühmten Champagner-Firma, und bei Tiſch vereinigten ſich lachend die klarſten politiſchen Gegenſätze: die Hausfrau, adeliger Herkunft, ſchüttelte lachend das Haupt zu den Tendenzen, welche die Standesunterſchiede ausſtrichen; der Hausherr, ein urſprünglicher Demokrat, welcher ſelbſtgefällig mit den „excellenten" Bundesgeſandten Whiſt geſpielt und ſich über ihr Vornehmthun geärgert hatte, rieb ſich vergnügt die Hände, daß dieſe vornehm thuenden Excellenzen ſich jetzt verkriechen mußten, und der Sohn des Hauſes erwartete und wünſchte ganze Maßregeln der Freiſinnigkeit, welche die Mutter entſetzten, den Vater beunruhigen mußten, und doch ſtießen alle Drei nach haſtiger Debatte mit mir an auf das Gedeihen und die Früchte des Vorparlaments.

„Mein Champagner iſt gut, nicht wahr? und den wird auch das Vorparlament gut heißen!“ rief der alte Herr. Mutter und Sohn aber, obwohl von entgegengeſetzten Anſichten, zweifelten nicht an der ausgleichenden Kraft unſerer neuen Jahreszeit. Kurz, man fühlte ſich unter dem Zauberbanne einer elementariſchen Macht.

Und auf der „Zeil“ draußen erſt, auf der Hauptſtraße Frankfurts, da ſtand der Zaubergarten in voller Blüthe. Wie viel vergeſſenen Pflanzen begegnete ich da! Die Flüchtlinge alle waren heimgekehrt auf Flügeln der Morgenröthe aus Frankreich und England und aus der Schweiz, die bekannten alle und auch die unbekannt gewordenen. Unter ihnen Venedey, den ich vor neun Jahren in dunkler Zeit im Havre geſehen, oben auf der Höhe von Ingouville, von wo wir auf die Seinemündung und auf das Meer traurig hinabgeſchaut und die Schickſale des Vaterlandes beklagt hatten. Beklagt? Nein. Venedey hatte eigentlich nur geſcholten und hatte ſtolz prophezeit. Wie triumphirend ſtand er jetzt vor mir, der ſentimental ſichere Rheinländer mit dunkelblondem langen Haare und Barte, welche ein roſig angehauchtes Antlitz einrahmten, wie triumphirend, daß Alles juſt ſo gekommen ſei, wie er verkündet, und daß nun auch Alles genau ſo kommen werde, wie er jetzt uns verkünden werde. Es war freilich ganz anders gekommen, aber wir brauchen ja zum Beſtehen unſer Rechthaben und unſere Selbſtzufriedenheit, und er war jetzt ſo beneidenswerth ſicher in ſeiner Gemüthsweisheit, welche ſich zum Glaubensartikel verhärtet hatte! Und ähnlich waren ſie Alle, die zumeiſt nur Recht haben wollten im Leben, unbekümmert um das neue Bedürfniß, welches das Leben des Vaterlandes neu entwickelt, unverſtändig der Wandlung, welche der wechſelnde Tag nothwendig mit ſich bringt.

Frankfurt alſo hatte den runden Tempel, die Paulskirche, zur Verfügung geſtellt. Dort ſetzt ſich die zuſammengewirbelte Verſammlung nieder, und zwar ſogleich unter ſtrategiſchem Aufmarſch: nach links alle diejenigen, welche völlige Umwandlung, welche Republik erreichen wollten. Die Führer dieſer Linken kamen aus Baden und hießen Hecker und Struve. Hecker ein vollblütiges Naturell mit burſchikoſen Formen und lebensvollem Ungeſtüm, Struve ein Doctrinär von magerem, zähem Weſen, ein Abſtractum und Vegetarianer ſocialdemokratiſcher Richtung.

„Comptons-nous!“ hatte es in Paris geheißen; „Zählen wir uns!“ hieß es jetzt in der Paulskirche vor allem Andern.

Die Linken hatten nicht die Mehrzahl, und der Zorn erhob ſich gegen die blutloſen Norddeutſchen, welche Philiſter aller Gattungen dahergeſendet zu ſo lebensbedürftiger Aufgabe. „Sprengen wir das Vorparlament, indem wir ausziehen mit Proteſt!“ rief Hecker und rief ſein Kreis.

Das wurde verſucht, aber da es nicht hinreichende Wirkung machte, wurde es nur unvollſtändig ausgeführt. Das Vorparlament blieb beſtehen und faßte Beſchlüſſe, und die Auswanderer kehrten zurück. Es faßte Beſchlüſſe, welche die Wahlen anordneten zum erſten deutſchen Parlamente, und welche die Bundesbehörde umgeſtalteten im liberalen Sinne.

Die Stimmung der Linken zeigte ſich ſo, wie man ausſieht mit aufgelöſtem Haare. In einem kleinen Laden am Goetheplatze vertheilte ſie ihre Schlachtbefehle. Sie waren gedruckt, und mein Verleger aus Mannheim, der Buchhändler Heinrich Hoff, rief mich hinzu, als ich im hellen Sonnenſcheine arglos vorüberging. Er beſchwor mich, zu dieſer Fahne zu treten. „Hier iſt die Zukunft, die einzig richtige und ſichere, alles Andere iſt klägliche Halbheit. Nehmen Sie, nehmen Sie!“ Und dabei drückte er mir die gedruckten Anordnungen in die Hand.

Mein guter, redlicher, warmer, armer Hoff! Ich hab' ihn nicht wieder geſehen. Die Folgen, welche aus dem kleinen Laden quollen, waren zunächſt der Aufſtand in Baden. Er wurde zerſprengt, er koſtete dem älteſten Bruder Heinrich Gagern's, einem ausgezeichneten Manne, das Leben; er ſtieß Herwegh unter das Spritzleder und ruinirte ihn dadurch, er trieb meinen braven Freund Hoff nach Amerika. Dort iſt er in Gram geſtorben.

Auch Frankfurt, das vertrauensſelige, war nach dem Vorparlamente mäßig erſchüttert in der Sicherheit der Hoffnungen, auch ſeine Bevölkerung hatte größere, kühnere Schritte erwartet. Die Erſchütterung war aber mäßig, denn bei allem Aerger über die gar zu beſonnenen Norddeutſchen hielten die Frankfurter doch zurück mit ihrem Zorne, weil ja das wirkliche Parlament nach Frankfurt kommen und die wohlhabende Stadt zum Mittelpunkte der deutſchen Neugeſtaltung machen werde.

Aber die vollblütigen Männer von rheinauf- und rheinabwärts trugen das Programm vom Goetheplatze in ihre Landſchaften, und es ſtand von da ſcharfe Oppoſition zu erwarten gegen ein beſonnenes Parlament. Die kleinen Staaten und die kleinſten gar waren beiweitem die ungeberdigeren. Sie wollten ein ganzes Deutſchland um jeden Preis, und was ihnen noch wichtiger: in Sachen der Volksfreiheit war ihnen kein Preis zu hoch.

Ohne ſie wäre wohl überhaupt ein Parlament nicht zu Stande gekommen, denn die Großſtaaten Preußen und Oeſterreich hätten ſich für ein ſolches nicht in Unkoſten geſetzt. Der bedrohliche Lärm öffentlicher Stimmung nur nöthigte ſie, achſelzuckend wählen zu laſſen.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

II.

Ich ſelbſt ſchrieb in dieſer Zeit der Stürme fleißig Berichte und Schilderungen für die Augsburger Allgemeine Zeitung und gehörte zu der Richtung, welche man ſich als linkes Centrum dachte. Ich wenigſtens dachte mir dieſelbe ſo: Freiheit mit Maß, Einigung des deutſchen Vaterlandes auch mit Opfern. Die ſüddeutſchen Republikpläne ſchienen mir haltlos und beſonders von großer Gefahr für eine Einheit Deutſchlands, da wenigſtens vier

Fünftheile denkender Deutſcher dieſen Plänen nicht zuſtimmten. Um liberale Grundſätze gründlich durchzuführen in neuen Formen, meinte ich nur diejenigen Grundſätze geſetzlich einführen zu dürfen, welche bereits im vorgeſchrittenen weſtlichen Europa eine gewiſſe Feſtigkeit erkämpft hatten, nicht aber Speculationen nachzujagen, welche auch erprobten liberalen Leuten für utopiſch galten. Das dürfte man, meinte ich, am wenigſten in Deutſchland betreiben, welches noch einen ſo dornenvollen Weg zu einer politiſchen Einheit zu finden und zu reinigen hätte.

Nach Leipzig zurückkommend, ſah ich mit Schrecken die Fortſchritte, welche die radicale Windsbraut gemacht hatte. Die Stadt lag unter dem Staube revolutionärer Gedanken und Abſichten wie verſchüttet. Wer was beſaß, athmete mit ängſtlicher Anſtrengung.

Es war mir alſo ſehr willkommen, daß ich einen Wiener Brief vorfand, welcher mich einlud, eiligſt nach Wien zu kommen. Er war von meiner liebenswürdigen Freundin Louiſe Neumann, dieſer feinen Zierde des Burgtheaters. Sie alſo hat mich nach Wien berufen, denn bei meinem damaligen Aufenthalte in Wien wurde der Grund gelegt zu meiner ſpäteren Ueberſiedlung in die Kaiſerſtadt. Sie ſchrieb mir, daß die Zeit endlich gekommen wäre für die Aufführung meiner „Karlsſchüler" im Burgtheater, und daß ich mich doch beeilen möchte, das Stück ſelbſt in Scene zu ſetzen.

Ich fand Wien noch in fröhlichem Zutrauen auf goldene Zuſtände der endlich errungenen Freiheit. Das geſtürzte Regiment wurde verſpottet, und doch herrſchte keinerlei Rachegedanke. Das Verhältniß zu Deutſchland wurde neugierig betrachtet, wie der Beginn eines neuen Romans. Nach Frankfurt ſollte gewählt werden in Folge des Vorparlaments — was heißt das? Wacht die eingeſchlafene römiſch-deutſche Kaiſerzeit wieder auf, obwohl die vorderöſterreichiſchen Lande am Bodenſee und am Oberrhein andere Herren haben, an deren Rücktritt Niemand denkt? Nein. Von ganz anderen Formen iſt die Rede. Wie ſchauen ſie aus? Niemand weiß es, Jedermann phantaſirt. Die älteren Männer, auch wenn ſie liberal ſind, ſchütteln die Köpfe und ſagen halblaut: Welch' eine Arbeit liegt uns ob, wenn der Umſchwung im eigentlichen Oeſterreich geſetzmäßig und lebensfähig durchgeführt werden ſoll, und wo ſoll da Fähigkeit, Kraft und Zeit herkommen, noch über unſere Grenzen hinaus in einen Organismus einzutreten, welcher unſer Inneres beſtimmen und beherrſchen ſoll?! Wo ſoll die Zuſtimmung der Bevölkerung herkommen, welche in der Mehrzahl nicht deutſch iſt?!

Dieſe Männer ſprachen leiſe. Die deutſche Jugend aber ſprach laut. Sie ſang und toaſtete und ſchrie, und trug Schwarz-Roth-Gold zur Schau als herrſchendes, gebieteriſches Farbenſymbol des groß gewordenen Germaniens. Unſere alten Burſchenſchafter-Farben, für welche wir gelitten, ſie waren hier wie in Deutſchland plötzlich die anerkannten Farben der Freiheit. Ja der Freiheit; nicht blos, was ſie urſprünglich geweſen, der Einheit, nein, bald vorzugsweiſe der Freiheit. So geſchah es hier in Oeſterreich und ſo geſchah es draußen in Deutſchland, ähnlich wie es einſt mit der Marſeillaiſe in Frankreich geſchah, wo die Hymne edler Freiheit überging zu den Orgien wilder Freiheit.

Und hier in Oeſterreich ſah ich den hiſtoriſchen Urſprung unſerer deutſchen Farben: Schwarz-Gold trug der Officier officiell, Schwarz-Gelb war die vom deutſchen Kaiſerthume ſtammende öſterreichiſche Reichsfarbe. Die Burſchenſchaft hatte dieſen alten Reichsfarben das kriegeriſche Roth zugeſetzt, das Roth der deutſchen Sturmfahne, welche Schwaben trug und welche ſich in Württemberg noch heute als ſchwarzrothe Landesfarbe erhalten hat. Und dieſe unſere ſchwarz-roth-goldenen Bänder waren nun allgemein, allgemein vom ſchwäbiſchen Urſprung der Donau bis zu der unterſten Donau hinab an den Grenzen des Orients — mußte da nicht mein altes Burſchenherz höher ſchlagen? Das that es auch, obwohl der nüchterne Kopf ein leichtes Schütteln nicht unterlaſſen konnte.

Das Kopfſchütteln hat Recht behalten; die Farben des neuen deutſchen Reiches haben das Gold nicht mehr. Es hat ſich in Silber verwandelt. Der preußiſche Officier trägt Silber, die preußiſchen Farben ſind ſchwarz-weiß, die neue deutſche Reichsfarbe iſt Schwarz-Roth-Weiß.

Bei alledem wird Schwarz-Roth-Gold wohl die Freiheitsflagge bleiben bei vorkommender Gelegenheit, wie ſie es damals urplötzlich in Wien geworden war.

Dieſe ſchwarz-roth-goldene junge Welt gab im Monate Mai 1848 den Ton an im ſchwarz-gelben Wien, und es bildete ſich bald ein Sammelplatz und Schwerpunkt in der ſogenannten Aula.

Dies iſt der Saal in dem Akademiegebäude am Ausgange der beiden Bäckerſtraßen. Die Front des ſtattlichen Hauſes geht auf einen kleinen Platz, welchen eine Kirche und das alte Univerſitätsgebäude begrenzen, unſchön wie die jeſuitiſchen Bauten überall ſind.

Hier alſo, wo die Jeſuiten ihr Lehrlager Jahrhunderte lang aufgeſchlagen, hier im öſtlichen Theile der Wienerſtadt bildete ſich zwiſchen engen Straßen der Mittelpunkt einer treibenden, ſpäter übertreibenden Bewegungspartei, deren Maſſe ſich allmälig aus Studenten zuſammenſetzte. Sie waren jetzt ſchon als Nationalgarde bewaffnet, der raſſelnde Schleppſäbel ſpielte bei den Officieren eine lärmende Waffe, und die Feuergewehre flößten allen Leuten, die am Leben bleiben wollten, ernſtliche Beſorgniß ein. Ich gerieth ſpäter einmal bei einem Alarm unter dieſe Gewehrtragenden auf dieſem ſchmalen Univerſitätsplatze und fand es wunderbar, daß nicht jeden Augenblick Schüſſe losknallten, ſo harmlos und kunſtlos wurden die Flinten gehandhabt.

Neben dieſem Mittelpunkte bildeten ſich eigenthümliche Nebencirkel in den Bierhäuſern — mehr als in den Kaffeehäuſern — welche alle erſinnlichen Nuancen von Freiheitsplänen und Freiheitsſyſtemen verfochten. Aus dieſen traten ein paar Männer heftig perorirend hervor, um welche ſich Gruppen ſammelten und welche ſpäter zu meinem größten Erſtaunen Bedeutung erhielten, des Namens Becher und Jelineck. Die ſpäter ſiegreiche Reaction nämlich gab ihnen dieſe Bedeutung. Fürſt Windiſchgrätz ließ ſie erſchießen. Als ich ſie damals in den Frühlingstagen der Wiener Aufregung eifern hörte, da hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt, daß man ſie ernſt nehmen könnte. Becher war eine aufgeſchoſſene, ſchlottrige Geſtalt mit immer erſtaunten Geſichtszügen, ſeines Zeichens ein Muſiker, wenigſtens muſikaliſcher Kritiker, welcher in Beethoven-Folgerungen ſchwelgte, will ſagen, welcher Nebenſchößlinge Beethoven's zu ungeheuerlichen Conſequenzen ausbauſchte. Wenn er's erlebt hätte, wäre er ein fanatiſcher Walküren-Ritter geworden. Er ſtammte aus Norddeutſchland und war mit dem Fehler behaftet, die Diſputirfäden hartnäckig und endlos zu ſpinnen und den abſtracteſten Kram mit Leidenſchaftlichkeit zu ſchwängern. Solche Leute handeln immer verkehrt, wenn ſie plötzlich einmal handeln müſſen. Zeitgemäß hatte ſich jetzt ſeine Methode auf Politik geworfen, und er ereiferte ſich alle Tage — nicht blos des Abends — vor einem Auditorium lernbegieriger Wiener, welche Wiſſenſchaft um ſo höher ſchätzten, je länger ſie von ihr abgeſperrt geweſen waren und je dunkler und unverſtändlicher ſie ihnen vorkam.

Jelineck, ein kleiner, ſchmächtiger Iſraelit, ſchwarz eingerahmt, war ſeines Zeichens Philoſoph. Mit den Anlagen eines Talmudiſten hatte er Hegel ſtudirt und war noch lange nicht fertig mit ihm. Da überraſchte ihn die große Bewegung, und jung wie er war, nahm er nun behende die Stichworte ſeiner unausgekochten Philoſophie in die Hand und escamotirte mit ihnen ſchulgemäß wie ein Jongleur. Der Schüler im „Fauſt" ſagt darüber das einzig Richtige: „Mir wird von alledem ſo dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum." Aber der junge Mann meinte es fanatiſch ehrlich und hielt die Anwendung ſeiner philoſophirenden Wiſſenſchaft für eine abſolute Nothwendigkeit.

Und ſo confuſe Muſikanten waren im Stande, Aufmerkſamkeit zu erregen? Ja. Revolutionäre Zuſtände bringen ein

Hexengebräu mit ſich, welches der politiſche Aberglaube ſchmackhaft findet. Und dafür erſchoſſen? Arme Burſche! Aberglaube richtet den Aberglauben, und die Welt geht weiter, als ob nichts vorgegangen wäre.

Die Wiener Welt ging im Maimonate 1848 noch einige Tage in bacchantiſcher Maiſtimmung weiter. „Es wird ſehr ſchön werden!“ rief Einer dem Andern zu, und man drängte ſich noch ins Burgtheater, um ein neues Stück, ein früher verbotenes Stück anzuſehen: „Die Karlsſchüler“.

Ich ſelbſt hatte in dieſer Wiener Atmoſphäre die Meinung: Jetzt ſind ja dieſe Karlsſchüler viel zu zahm, und man wird ſie vormärzlich nennen. Darin beſtärkten mich die Proben, welche ich leitete. Alles war ſo ehrwürdig, ſo beſonnen, ſo volljährig, wie es zu dieſem Thema einer ſtürmiſchen Dichterjugend gar nicht paßte! Die vier jungen Karlsſchüler zählten zuſammen über zweihundert Jahre. „Unter fünfzig Jahren thun wir's nicht an unſerem geſetzten Inſtitute!“ lachte Louiſe Neumann.

Es wurde denn durchwegs eine Tendenzvorſtellung, und ich habe nie deutlicher geſehen, was Terrorismus bedeutet. Die ſittſamſten Burgtheater-Beſucher geberdeten ſich wie Jacobiner und waren's doch gar nicht; ſie gehorchten nur dem jacobiniſchen Winde, welcher durch die Stadt wehte. Und der arme Kaiſer Ferdinand mußte das Alles mit durchmachen. Er ſaß — ich glaube harmlos — dabei; nur ſeine Umgebung ſaß erſichtlich auf brennenden Kohlen. Sie wußte, was auf dem Spiele ſtand bei dem raſenden Beifalle für jede liberale Phraſe, nicht minder bei dem Beifalle, welcher dem Preiſe eines wohlwollenden Regenten galt. „Ein weiſer Regent iſt milde“ zum Beiſpiel fand donnernden Applaus, und Kaiſer Ferdinand ſtand auf und verbeugte ſich bei dieſer Ovation.

Dieſe ſeine Milde mochte eine Hauptbeſorgniß ſein für die Naheſtehenden. Ein immerwährendes Nachgeben von Oben erſchien als eine tiefe Gefahr und war es wohl auch. Was thun?

Kaiſer Ferdinand geberdete ſich eigenſinnig und ſtarrſinnig, wenn er darin Widerſpruch erfuhr.

Es war nicht zu verkennen: in der Bevölkerung war man davon überzeugt, daß der Kaiſer ſehr gutmüthig und wohlwollend wäre. Er beſaß deshalb einen gewiſſen Grad von Popularität, und ſeine einſichtige Umgebung konnte, ja mußte fürchten, er werde gelegentlich auch die nothwendigen Rechte der Krone hingeben.

Für mich war das Alles intereſſant; aber ich konnte mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Ich ſah keinen möglichen günſtigen Abſchluß all' dieſer aufgeregten und einander widerſprechenden Hoffnungen wie Leidenſchaften, welche die Hauptſtadt bewegten. Wie lange kann das dauern — flüſterte es in mir — was ſo viel Täuſchungen in ſich trägt!

Dieſe Theatervorſtellung ſelbſt brachte ſofort eine ſolche täuſchende Frage zum Austrag. Wie gering dieſe Frage einer bloßen Theaterſitte auch war, ſie erſchien mir wie ein Austrag der allgemeinen Vorfrage.

Es war nämlich im Burgtheater feſtſtehende Sitte, daß kein Schauſpieler einem Hervorrufe folgen durfte, und plötzlich brach ein Sturm los gegen dieſes in künſtleriſcher Hinſicht weiſe Geſetz: Fichtner, der Darſteller des Schiller, ſollte nach dem Actſchluſſe erſcheinen. In der Hofloge entſtand ſichtbar ſchmerzliche Aufregung, daß die reine künſtleriſche Sitte im ehrwürdigen Burgtheater auf ſo grellem Wege abgeſchafft werden ſollte — ein Vorſpiel von unverkennbarem Antlitze. Bote auf Bote kam von da hinter die Couliſſen: „Was geſchieht? Was beſchließt die Direction?“ — Eine ſolche war aber gar nicht gegenwärtig. Der alte Graf Moriz Dietrichſtein, der oberſte Chef des Theaters, verhielt ſich unſichtbar bei dieſen Dreiſtigkeiten neueſter Zeit, und der eigentliche Director, Herr v. Holbein, folgte dem Beiſpiele ſeines Chefs. Regiſſeur und Schauſpieler hatten die Entſchlüſſe zu faſſen hinter den Couliſſen. Eine Partei unter Löwe's Führung war damit einverſtanden, dem Schauſpieler den Hervorruf zu verſchaffen und — wie der äußerſt ehrſüchtige Löwe ſchrie —

„dieſen alten Zopf abzuhauen“. Eine andere Partei wollte die alte Sitte beibehalten, und Fichtner war entſchloſſen, nicht hinauszugehen. Er bat mich dringend, noch einmal als Verfaſſer oder, wie man in Oeſterreich ſagt, als Dichter dankend vor dem Publicum zu erſcheinen und dadurch vielleicht die Forderung des Schauſpielers abzuwenden.

Ich war aber ſchon mehrmals draußen geweſen, und mich wollte ja das ſtürmende Publicum gar nicht. Der Lärm wurde inzwiſchen Toben. „Man zerſchlägt die Bänke, der Hof muß ſich zurückziehen,“ hieß es plötzlich, „und es muß etwas geſchehen!“

Da entſchloß ich mich denn, der Fremde, auf Fichtner's immer heftigeres Andringen, die Aufgabe zu übernehmen. Es wurde aufgezogen, ich trat hinaus, und das Publicum, enttäuſcht durch mein Erſcheinen, wußte nicht gleich, ob es Nein oder Ja ſagen ſollte, wurde aber todtenſtill, als es merkte, daß ich ſprechen wollte.

Dies iſt der peinlichſte Moment geweſen in der Hofloge — wie mir ſpäter erzählt worden iſt —: der Fremde, der als liberal bekannte Schriftſteller übernimmt die Führung und wird mit radicalen Phraſen die alte Ordnung umſtürzen!

Das war aber gar nicht meine Abſicht. Ich war ſtreng der Meinung: das theatraliſche Kunſtwerk gewinnt, wenn der Schauſpieler nicht als Privatperſönlichkeit aus dem Rahmen herausgeriſſen wird. Ich dankte alſo langſam und trocken für Herrn Fichtner, welchem das Publicum eine Auszeichnung zugedacht.

Die Todtenſtille hielt an, als ich zurücktrat. Ich hatte aber kaum einige Schritte gemacht, da brach ein voller Beifall los, der ſich zu ſtürmiſchem Beifalle ſteigerte.

Wie ging das zu? Dies wild erſcheinende Publicum war gar nicht wild, es war terroriſirt und befreite ſich, als ihm Gelegenheit geboten wurde zur Befreiung, unwillkürlich, geradezu unwillkürlich.

Dieſer Vorfall wurde wichtig für mich ſelbſt. Ich hatte in der Hofloge einen Anwalt gefunden, die Frau Erzherzogin Sophie. Sie hatte geäußert: Dieſer Laube iſt ja kein Revolutionär, und er tritt in den Sturm hinein für die gute Sache.

Ich will hier, der Zeit vorgreifend, einſchalten, daß ich das Wohlwollen dieſer hochgeſtellten Dame bis zu ihrem Tode genoſſen habe. Alſo auch zu einer Zeit, welche dieſe Frau Erzherzogin, die Mutter des Kaiſers, in die oberſte Reihe der clericalen Richtung ſtellte, einer Richtung alſo, welcher ich Zeit meines Lebens ein Gräuel war. Die Frau Erzherzogin hat nie mit Einem Worte irgend eine politiſche Parteifrage berührt, wenn ſie mit mir ſprach. Sie verzieh mir offenbar all' meine ſonſtigen Irrthümer, weil ſie meine Fähigkeit in der Theaterdirection anerkennen wollte und das Gedeihen des Burgtheaters auf das Wärmſte wünſchte. Ueber Wohl und Wehe dieſes Inſtitutes war ſie ſtets genau unterrichtet, und ſie ſprach über Stücke und Künſtler mit lebensvollem Geſchmacke und raſch fließender Rede. Literariſch war ſie ſtets wohlunterrichtet, und ſie war immer bedacht, ſich auf dem Laufenden zu erhalten, einfach, ja naiv fragend und auf humoriſtiſche Seitenbemerkungen heiter eingehend, im ganzen Geſpräch ſo natürlich und ungezwungen, wie es dem ſüddeutſchen Weſen eigenthümlich iſt. Nur ein einziges Mal hab' ich ein Wort von ihr gehört, welches die Religion voranſtellte. In einer Lage freilich, welche einer unglücklichen Mutter wohl triftige Veranlaſſung dazu aufnöthigte: ihr Sohn Max war in Mexico erſchoſſen worden. Die entſetzliche Nachricht war ganz friſch, und ich begegnete der zerſchmetterten Mutter in der Praterallee. Wankend und weinend trat ſie auf mich zu und rief im ſchmerzlichſten Tone den Namen ihres Sohnes aus, welchen ſie heiß geliebt. Ich ſprach haſtig das Troſteswort aus: „Er iſt doch wie ein Held gefallen!" — „Sagen Sie wie ein Chriſt!" entgegnete ſie unter einem Strome von Thränen.

Ihre Aeußerung über mich im Mai 1848 hatte ihre Folgen: ſie öffnete die Pforte, welche mich nach Oeſterreich brachte, mich, der nicht im Traume an eine ſolche Ueberſiedlung gedacht hatte. Der Oberſtkämmerer, nämlich Graf Moriz Dietrichſtein, oberſter Chef des Burgtheaters, hatte von dieſem Vorgange gehört, und man hatte ihm von meiner Inſceneſetzung der „Karlsſchüler“ erzählt, und er fühlte ſich zudem äußerſt hilfsbedürftig in Sachen des Theaters, kurz, er kam auf den Gedanken, mich im Burgtheater anzuſtellen. Frau Amalie Haizinger und Louiſe Neumann, welche ſein Ohr hatten für kleine Rathſchläge in theatraliſchen Sorgen, hatten gewiß in derſelben Richtung zugerathen, und er ließ mich eines ſchönen Maimorgens zu ſich rufen.

Er war ein wunderlicher Heiliger. Obwohl hoch in den Siebzigen, war er noch voll Lebhaftigkeit für Stellung und Würde des Burgtheaters. Selbſt eigentlich ohne Geiſt, hatte er doch edle Traditionen eingeſogen in Sachen der Schauſpielkunſt, und das gab nun ein ſehr wunderliches Durcheinander von Leere und Bedeutung, von gutem Willen und ſchlechten Gründen, all' das zuſammengehalten durch einen altmodiſchen Eigenſinn.

Der kleine hagere Greis lag im Bette, als ich bei ihm eingeführt wurde, und die kleinen, meiſt verdrießlichen Augen neben einer herausfordernd großen Naſe ſchienen zu fragen: Wirſt denn du, Fremdling, irgendwie helfen können? Denn hilfsbedürftig fühlte er ſich in hohem Grade. Die ganze Bettdecke war überſäet mit Zeitungen, vorzugsweiſe kleinen Formats. Seit zwei Monaten ſchoſſen ſie wie Pilze aus der Wiener Erde, und bei allem politiſchem Eifer ſprachen ſie doch nach Wiener Gewohnheit immer noch über's Theater. Dieſer Wirrwarr, „in den Ausdrücken ganz reſpectlos“, wie der Graf ſagte, beſtürzte den alten Herrn bis zur Furchtſamkeit. „Sie ſind nicht nur Dichter“ — ſtöhnte er — „ſondern auch Schriftſteller, wohl gar auch Journaliſt; Sie haben, wie ich höre, in Leipzig einen „deutſchen Verein“ ſtiften helfen, welcher Mäßigkeit einführen will; wie glauben Sie, daß die Kunſt gerettet werden könne aus dieſem Chaos, Chaos, Chaos?!“

Es war ein Zeichen von Verzweiflung, daß er mich auch Journaliſt nannte, ohne zu ſtocken, denn man machte in Wien immer einen großen Unterſchied zwiſchen einem dichtenden Schriftſteller und einem Tageskritiker, zwiſchen ſchöpferiſcher und blos richtender Thätigkeit. Und glattweg „Journaliſt" war dem alten Herrn eigentlich gleichbedeutend mit „plünderndem Koſaken".

Kurz geſagt, er wollte mich zum Director des Burgtheaters machen und wollte nur meinen Gehalt nicht auf den regelmäßigen Etat nehmen. Der ſei ſchon zu hoch. Er wollte ihn aus der Cabinetskaſſe des Kaiſers verlangen. Das Geſuch ſollte ſchon morgen in die Cabinetskanzlei hinauf gehen.

Ich weiß kaum noch, wie ich mich dabei verhalten habe; ich glaube recht paſſiv. Der Gedanke, ein Theater zu dirigiren, war ein Fremdling in meinem Kopfe, obwohl er mir ſchon zweimal von Außen nahegetreten war. Das erſte Mal hatte Guſtav Freytag in Leipzig zu mir geſagt, er wollte in Weimar einrathen, daß man mir am dortigen Hoftheater eine ſolche Stelle gäbe. Ich hatte ihn ganz erſtaunt angeſehen. Obwohl ich ſchon ſeit ſechs Jahren Stücke ſchrieb und auch auf den verſchiedenen Theatern in Scene ſetzte, war mir's doch nie eingefallen, eine dauernde Stellung im Theatergetriebe zu ſuchen. Zum zweiten Male hatte der Intendant des Dresdener Hoftheaters, Herr v. Lüttichau, mir angeboten, Dramaturg an dieſem Hoftheater zu werden. Ehe ich mich aber darüber beſinnen konnte, war auf Emil Devrient's Wunſch Gutzkow dazu ernannt worden. Ich hatte auch da nur neugierig zugeſehen und eigentlich gar nicht nachgedacht, was das für mich und meine Natur bedeuten könnte. Mit Einem Worte, es hatte mir keinen Eindruck gemacht. Jetzt ſtand es auf einmal fertig vor mir da, und nun mußte ich darüber nachdenken.

Ich that's doch nur halb, weil die politiſchen Vorgänge und beſonders die Vorgänge in Wien meine Aufmerkſamkeit nach ganz anderer Richtung in Anſpruch nahmen. Die Mai-Revolutionen brachen los; alle Augenblicke wurde das Straßenpflaſter aufgeriſſen und zu Bergen aufgethürmt, und ich war damals in allen Faſern nur politiſch bedacht, patriotiſch, wenn ich ſo ſagen darf. Das Schickſal des deutſchen Vaterlandes, zu welchem für mich auch Oeſterreich gehörte, ſchien mir ernſtlich gefährdet. Wenn ich die Arbeiter an den Barricaden ſah, meinte ich: eine liberale Ordnung werde kaum durchzuſetzen ſein bei dieſem Fanatismus.

Es war ein gefährliches Durcheinander! Gute öſterreichiſche Patrioten wollten mit Recht vorwärts und geſtanden zu: die Regierung müſſe vorwärts geſtoßen werden. Gut deutſch geſinnte Oeſterreicher halfen drängen, um reinen Tiſch zu machen für die Vereinigung mit Deutſchland, eventuell für Aufgehen in Deutſchland, ohne ein anderes Bild dafür zu haben, als ein unklar phantaſtiſches. Eine gewiſſe Sorte von Bewegungsmännern wollte nur überhaupt Umſturz, entſtehe daraus, was wolle und könne. Und als Letzte — ſie waren für den Ausbruch der Revolten die Erſten — als verborgene Letzte arbeiteten Tag und Nacht die nichtdeutſchen Nationalitäten in Oeſterreich, insbeſondere die Polen, welche zunächſt und zuletzt die Zertrümmerung Oeſterreichs bezweckten. Eines Revolte-Abends hörte ich auf dem Graben Geſpräche an, welche zwiſchen ihnen geführt wurden. Man beſtürmte eben den Miniſter Pillersdorf in ſeiner Wohnung im Trattnerhofe, alle erſinnlichen Zugeſtändniſſe zu bewilligen. „Olles bewüllicht!“ war die tagtägliche Zauberformel, welche denn auch an jenem Abende vom dritten Stocke des Trattnerhofes aus den Fenſtern Pillersdorf's herunterfiel. Dieſer Zauberformel konnte doch am Ende kein Beſtand widerſtehen, und mit Genugthuung ſagte denn auch neben mir ein Pole zum andern: Wir bringen's entzwei.

Jedermann regierte, regiert werden mochte Niemand. Ich ertappte mich ſelbſt eines Vormittags auf dem Wege nach dem Judenplatze, nach der rückwärtigen Front der böhmiſchen Reichskanzlei. Dort reſidirte Pillersdorf, der Miniſter des Innern. Was wollte ich da? Dieſer ſchlank gewachſene, intereſſant ausſehende Mann hatte den Ruf feiner Bildung, gediegener liberaler Geſinnung — ich wollte ihn ſprechen, wollte ihm meine Polen-Notiz mittheilen, wollte ihn tröſten, ihm wohl gar rathen! Es war ſo Sitte: Jeder lief zu Jedermann und ſtellte ihn zur Rede. Der Portier fand auch meine Nachfrage ganz in der Ordnung. Ich beſann mich aber doch ſelber eines Beſſeren und kehrte um. Eine bisher leiſe Stimme rief plötzlich laut in mir Folgendes: Iſt die Schlacht um den Staat einmal ausgebrochen, dann iſt die Klage müßig um das Erſchoſſenwerden auch guter Leute. Die jeden Fortſchritt verſagende Regierung hat die Schlacht nöthig gemacht, jetzt im Getümmel ſie unterbrechen zu wollen, iſt nutzlos. Es ſoll ſich zeigen, was ſiegen kann, will ſagen, was lebensfähig iſt. Man thut alſo auch den Führern Unrecht, wenn man hinterher ihnen vorwirft, ſie hätten nicht vorſichtig genug geführt. Wer ſiegen will, darf keine Umſtände machen.

Dies in mir hörend, ſchritt ich heimwärts über den Judenplatz. Ich gerieth in einen neuen Auflauf hinein. Als die ſtürmende Menge in die Currentgaſſe eingebogen war, ſah ich einen alten feiſten Herrn an der Ecke dieſer Gaſſe ſtehen und nachſchauen. Er ſtützte ſich dergeſtalt auf ſeinen Stock, daß er umfallen mußte, wenn der Stock ausrutſchte. Dieſe Stellung und das Angeſicht bekundeten Verzweiflung. Es war der Hofrath, welcher das Referat hatte in meiner Gehaltsfrage beim Burgtheater. Wir ſahen einander ins Geſicht und nickten dann Beide mit den Köpfen und ſagten: „Nein, das iſt kein Zeitpunkt, an eine Theaterdirection zu denken!“ — Ich weiß nicht mehr, ob er oder ich es zuerſt geſagt.

So eilte ich denn zum Oberſtkämmerer, dem Grafen Dietrichſtein. Ah, ſagte der Hofſecretär, er iſt nicht zu finden, er läuft wie verloren umher. Nun, ſagte ich, empfehlen Sie mich ihm und richten Sie ihm aus, daß ich abreiſte, die Directionsfrage in den ſchwarzen Wolken laſſend, welche das Reich bedrohen.

12.

Es war auch ſehr ſchwer, hinauszukommen aus Wien. Man mußte einen barricadenfreien Tag treffen. Ich traf ihn nicht. Als ich von meinem Fenſter in der „Stadt Frankfurt" ausſchauen wollte, was ich für Maiwetter hätte zur Reiſe, da ſtarrte mir ein hoher Steinhaufen, eine Barricade entgegen, welche den Mehlmarkt abſperrte. Die Seilergaſſe ſelbſt, in welcher die „Stadt Frankfurt" liegt, war nördlich und ſüdlich ebenfalls durch Steinhaufen verrammelt. Das treffliche Wiener Pflaſter, aus Granitwürfeln beſtehend, eignete ſich ungemein für ſolchen Zweck, die Revolutionswälle ſprangen im Handumkehren aus dem Boden, und Papa Stipperger, der kundige Gaſtwirth — lebens- und weinkundig — eröffnete mir ſeufzend, daß ſeine Recognoſcirungen gerade heute ſehr ungünſtig lauteten für den Weg zur Nordbahn. Alle Boten hätten berichtet, es bleibe nur vom Mehlmarkte drüben ein ſchwer zu findender Weg frei auf's ſüdliche Glacis. Draußen müßte dann der Weg nach Norden zum Nordbahnhofe geſucht werden.

Ich mußte alſo mit meinen Koffern über die Mehlmarkt-Barricade klettern — ſie war über ein Stockwerk hoch — und mußte mir dann erſt einen Fiaker ſuchen.

Ein ſolcher war raſch zur Hand. Die armen Fiaker hatten lange Ferien in jener Zeit, und ihr Humor war illiberal. Sie ſind ja an und für ſich ein ariſtokratiſches Inſtitut und brauchen reiche Leute. Der meinige war tief betrübt. Als ich ihm draußen am Bahnhofe einen Silbergulden Trinkgeld ſchenkte, da weinte er — ein Fiaker, ſonſt eine ſo hartgeſottene Pflanze! Er ſei dem Verhungern nahe mit ſeinen braven „Röſſern". Eine Störung des eingelebten Organismus greift eben in die abgelegenſten Winkel.

Das Wort „Silber" war in den letzten Tagen auch aufgeſtört worden: der Glaube an dasſelbe, der Credit ging unter, mit materiellen Kräften der Einzelſtaaten, welche in Frankfurt concentrirt würden.

Ich hoffte umſonſt. Dies ſchien unerreichbar zu ſein. Und je deutlicher es wurde, daß der ſogenannten Reichsregierung in Frankfurt die Regierungsmittel der Einzelſtaaten entzogen blieben, deſto klarer wurde mir's: eine volle Umgeſtaltung Deutſchlands wird unmöglich.

Natürlich erhob ſich da als nächſter Gedanke die Frage: Hat die äußerſte Linke alſo doch Recht, und muß nicht reiner Tiſch gemacht werden durch die ganze Revolution?

Mein Gewiſſen und meine Erfahrung ſagten dennoch Nein. Die wüſten Mächte der Revolution würden nur zur Verwüſtung und zur endlichen Säbelherrſchaft führen, und würden gewiß die innere Entwicklung deutſchen Staatslebens zerſtören. Ein blutig verworrener Zuſtand wie im dreißigjährigen Kriege würde entſtehen in unſerem Vaterlande, welches jetzt noch wie damals durch einander widerſtrebende Anſprüche der zahlreichen Herrſchaften und Stämme zerſpalten iſt.

Erſchöpft in Hoffnung, ermüdet von Sorge fuhr ich nach meinem neutralen Sommerorte, nach Karlsbad, wo die Regungen des Körpers zur Hauptſache und der Geiſt auf ſtrenge Diät geſetzt wird.

Wunderlich genug, gerade hier trat ich auf die Mine, welche mich wieder hinausſprengen ſollte mitten in die politiſche Schlacht hinein.

Meine Frau war mit mir, und ſie hörte, daß im nahen Elbogen eine Parlamentswahl für Frankfurt ſtattfinden werde, weil ein Prager Czeche ſein dortiges Mandat niedergelegt hatte. Meine Frau aber war, weil aus den ſächſiſchen Kleinſtaaten ſtammend, enthuſiaſtiſch eingenommen für ein ganzes deutſches Reich. Die Kleinſtaatlichen ſchmachteten völlig nach einer Erlöſung aus ihren dürftigen, vielfach verſpotteten Staatsformen. Sie drang alſo in mich, hinüberzufahren nach Elbogen und mich um den Parlamentsſitz zu bewerben.

Ich ſelbſt hatte wenig Neigung dazu, weil ich die Machtloſigkeit des Parlaments vorauszuſehen meinte, und weil mein Naturell ganz ungeeignet iſt, da zu hoffen und zu arbeiten, wo mir ein gedeihliches Endziel unmöglich ſcheint. Unmöglich. Nicht wo es nur unſicher iſt. Da kann ich eintreten und ringen mit rückſichtsloſer Energie. Das blos Phantaſtiſche aber, welches Ausſichtsloſigkeit verhüllen will, lähmt mich gänzlich.

Nun, die Frau behält ja immer Recht. An einem rauhen Sommertage fand ich mich neben ihr auf dem offenen Wagen, welcher bergauf nach Elbogen haſtete. Links unten der Egerfluß am Fuße des ſogenannten Mittelgebirges, welches aus bewaldeten Hügeln beſteht, und rechts oben das Erzgebirge, welches in breiten Terraſſen herabfällt zum Egerthale. Kein Sonnenblick belebte die Gegend, und nach einer ſtarken Stunde waren wir fröſtelnd auf dem Höhepunkte der Landſtraße, von welchem wir unten vor uns maleriſch das alte Schloß von Elbogen ſahen. Die kleine Stadt liegt hinter ihm; vor ihm ſchlängelt ſich die Eger, über welche ſich in kühner Schwebe eine Kettenbrücke ſchwingt — ich glaube die erſte ihrer Zeit. Man fährt hieher von Karlsbad, um den maleriſchen Anblick des alten Schlößchen und der neuen Brücke zu genießen, welche beide hoch über dem Fluſſe ſtehen. Dann wandelt man im hier engen Egerthale hinab auf Karlsbad zu bis zu den ſogenannten Hanns-Heiling-Felſen, in einem waldigen Felsthale. Dies iſt ganz geeignet zur einſamen Promenade für ein Liebespaar, welches nicht beobachtet ſein will. Es gibt hier nur einen Fußweg, nur Schwarzholzbäume, einige Birken und weißliche Felſennadeln.

Und hier, dachte ich auf der Höhe in meinem Wagen, hier in dem ſtillen Städtchen, welches durch Lebkuchen auf ein paar Meilen weit bekannt iſt, hier ſoll Politik wohnen? Kenntniß für die ſo verwickelte deutſche Politik? Warum nicht! Ein meilenbreiter Landſtrich von Eger bis an die ſchleſiſche Grenze, dies ganze Nordböhmen iſt grunddeutſch und hat im Kampfe mit den ſüdlich angrenzenden Czechen Politik lernen müſſen. Die

Wähler kamen von allen Seiten zugewandert, und vor dem Wirthshauſe begrüßte mich der Dechant von Karlsbad, der zum Zuhören herübergekommen war. „Wollen Sie," rief ich, „gegen mich, den Ketzer, aufwühlen? Das wird nicht ſchwer werden. Es kennt mich hier Niemand, und vom Ultramontanen iſt keine Faſer in mir."

„Im Gegentheile," ſagte er lachend. Er ſtammte noch von der joſephiniſchen Richtung, war alſo ein aufgeklärter, humaner Mann. Wo man in Oeſterreich auf humane Menſchen und Einrichtungen ſtößt, da tritt Einem immer Kaiſer Joſeph entgegen.

Die Frau blieb im Wirthshauſe; ich wendete mich nach dem Rathhauſe, hundert Schritt von da am Marktplatze. Es war voll Menſchen, vorzugsweiſe Bauern, wie mir ſchien. Sie betrachteten mich neugierig. Oben im erſten Stocke in einem geräumigen Zimmer ſaß an einem ovalen Tiſche der Kreishauptmann, unter deſſen Aufſicht die Wahl vor ſich gehen ſollte. Ich meldete mich bei ihm als Candidat kraft der vom Vorparlamente feſtgeſetzten Wahlregel, daß jeder Deutſche überall gewählt werden könne. Er ſah mich ſorgenvoll an. Sorgenvoll, weil er meinen Schriftſtellernamen kannte und einen neuen revolutionären Candidaten vor ſich zu haben glaubte. Die zwei anderen Candidaten hatten ihm ſchon Angſt genug gemacht. Der eine war ein Sprößling der Wiener Aula, der andere ein ſcharfer Advocat des Kreiſes mit ſtark demokratiſchen Zügen.

Die höheren Beamten waren zu jener Zeit allerorten in gerechter Beſorgniß, denn die Stimmung war überall revolutionär und die Geſetze aller Art erſchienen von ſehr zweifelhafter Geltung.

Die Wähler drängten ſich langſam herein in den kleinen Saal, und die Action begann.

Die beiden heimiſchen Candidaten boten mir, als einem Gaſte, höflich den Vortritt an: ich ſollte zuerſt ſprechen. Als Dramatiker war ich aber der Meinung, das letzte Wort ſei das wirkſamſte, und ich trat mit ausdrucksvoller Beſcheidenheit zurück.

So begann denn der Aula-Sprößling. Er redete ſeinem Urſprunge gemäß. Nicht Ein Stein blieb auf dem andern in dem elenden Staatsweſen, welches endlich ſchmachvoll geborſten ſei, und wunderbare Herrlichkeiten der Morgenrothsfreiheit ſtiegen auf vor den Wählern.

Mir ſchien es, als ob dieſe Wähler nichts Rechtes verſtünden von dieſer künſtlichen Morgenröthe. Sie blieben ſtockſtill.

Numero Zwei, der Advocat, ſchien mehr Wirkung zu machen. Aetzend berührte er doch wohl Verhältniſſe, welche die Leute kannten. Aber die grimmigen Folgerungen, welche er zog, brachten doch keine Wirkung hervor; es blieb auch jetzt Alles ruhig, als er geendet hatte. Sind die Leute harthörig, fragte ich mich, oder ſtill beſonnen?

Nun wendete der Herr Kreishauptmann den Kopf zu mir herum und gab mir das Zeichen. Ich ſtand zufällig hinter ſeinem Seſſel und mußte über den kleinen Mann hinweg ſprechen.

Ich begann mit den Worten: „Meine Herren, ich bin für den Kaiſer.“

Der kleine Mann drehte ſich haſtig um und ſah mir erſtaunt ins Angeſicht. Im ganzen Saale erfolgte eine Bewegung. Solch' eine Aeußerung an öffentlicher Stelle war gar nicht nach der Mode. Es wurde todtenſtill.

Ich beeilte mich nun wohl, mein Auditorium darüber zu beruhigen, daß es keinen Reactionär vor ſich habe; ich enthüllte mich als einen Liberalen, indem ich meine Lebensgeſchichte erzählte, meine in Preußen erlittenen Verfolgungen ſchilderte, meine Grundſätze liberalen Sinnes auseinanderſetzte. Aber Letzteres that ich doch ſtreng in bedingter Weiſe. Das Ideal — ſagte ich — iſt ſo und ſo: wie verhalten ſich Eure Zuſtände, wie verhalten ſich die Lebensbedingungen des öſterreichiſchen Kaiſerthums zu dieſem Ideale? Kann dies, kann jenes unmittelbar eingeführt werden? Bedarf's dazu nicht ſolcher und ſolcher

Uebergange? Können dieſe gefahrlos überſprungen werden? Iſt namentlich das Aufgehen in einem deutſchen Reiche ſo leicht? Kann es ſo oberflächlich mit einem Machtſpruche bewirkt werden? Welche Verhältniſſe werden unmittelbar davon berührt? Betrachten wir ſie einzeln, insbeſondere die Handels- und Verkehrsfragen. Bedürfen ſie nicht einer ſorgfältigen Prüfung und Abwägung? Ich meine: Ja! Man ſoll die großen und weiten Ausſichten nicht aus dem Auge verlieren, aber man ſoll ſich nicht einbilden, daß ſie im Handumkehren nahegerückt werden könnten. Man ſoll ſich wappnen mit Geduld, mit Fleiß, mit brüderlich entgegenkommender Geſinnung, und man ſoll vorerſt zufrieden ſein, wenn die enge Verbindung in den wichtigen Hauptpunkten erreicht werden könne.

Man hörte mir aufmerkſam wohl eine Stunde zu, und als ich ſchloß, ſchien man mit mir zufrieden zu ſein. Wenigſtens drängten ſich mehrere Männer zu mir, um mir für die Schlußworte zu ſouffliren. Ich hatte mich nämlich darauf eingelaſſen, ſchließlich die einzelnen Ortſchaften der Wähler namentlich anzureden. Seit fünfzehn Jahren regelmäßig nach Karlsbad kommend, kannte ich einen Theil dieſer Ortſchaften, am Ende aber doch nicht alle, und dieſe fehlenden wurden mir leiſe und redlich ſoufflirt von einigen Wählern. Das war ein günſtiges Zeichen, und unter einem beifälligen Gemurmel — Theater-Applaus war unbekannt — nahm ich meinen Abſchied und kehrte ins Wirthshaus zurück, bei einem ſchmalen Diner mit ortsgemäßem Lebkuchen-Deſſert meiner Frau die Heldenthat erzählend, welche ich verübt.

Es fiel ihr auf, daß ich mich ſo breit auf Erzählung eingelaſſen, und ich mußte ihr wie mir das Geſtändniß ablegen, daß ich kein eigentlicher Redner ſei, kein ſogenannter Parlamentsredner, welcher mit Grundſätzen, Gründen und Gegengründen einen längeren oratoriſchen Vortrag hält. Das blos Abſtrahirte, das vorzugsweiſe Theoretiſche langweilt mich, und dabei verläßt mich zum Anordnen der Steigerung das Gedächtniß, ich verpuffe mein Pulver in ſchnell aufeinanderfolgenden Schüſſen. Wenn ich alſo breiter und länger reden ſoll, dann brauche ich die Erzählung, um eine künſtleriſche Unterlage zu haben, welche mich trägt und welche mir immer wieder neuen Anhalt bietet. Dafür verſagt mein Gedächtniß nicht. Kurz, ich muß, wie Goethe ſagt, fabuliren können. „Du ſiehſt," ſchloß ich, „wie ungeeignet ich fürs Parlament bin."

Da kam die Botſchaft: es ſei die Wählerſchaft im Elbogener Rathhauſe anderer Meinung geweſen als ich über mein Rednertalent und habe mich mit großer Majorität zum Parlaments-Mitgliede für Frankfurt gewählt.

Was ſollte ich dort, was wollte ich dort, da ich nun dahin mußte? Zum Handeln drängen in Betreff einer wirklichen Regierungsmacht; Machtmittel verlangen und erlangen von den Einzelſtaaten? Dafür war's aber zu ſpät. Zahlreiche Männer des Centrums, an welche ich mich links anſchloß, kannten dies Bedürfniß ſo gut wie ich, beklagten die Verſäumniß wie ich und ſprachen außerdem die Meinung aus: es ſei wohl auch in der erſten, günſtigen Zeit nicht erreichbar geweſen. Der revolutionäre Strom der Linken hätte das Mißtrauen der Staaten ſo hoch geſteigert gehabt, daß dieſe auch damals bis zum Aeußerſten Nein geſagt haben würden zur Bildung einer materiellen Regierungsmacht in Frankfurt.

In der erſten Zeit des Parlaments war der Erzherzog Johann zum Reichsverweſer ernannt worden und hatte einen Triumphzug gehalten durch die kleinſtaatlichen Länder bis nach Frankfurt. Dieſe Länder und insbeſondere die ſüddeutſchen waren und ſind ja dem ſüddeutſchen alten Kaiſerhauſe von Stammesnatur aus zugeneigt, und es mußte ſie herzlich erfreuen, daß die Oberherrlichkeit Deutſchlands wieder zu ihnen komme, zu ihnen, welche keinerlei Sympathie hegten für den norddeutſchen, noch dazu ſoldatiſchen Großſtaat. Des katholiſchen Glaubens nicht zu gedenken, welcher durch die bayriſche Maſſe in Süddeutſchland überwiegt und eine katholiſche Oberherrlichkeit wünſchte.

Ich hatte dem Zuge mit gar gemiſchten Empfindungen zugeſchaut. Es freute mich die Wärme der Bevölkerung; es erſchreckte mich die greifbar auftretende Zweiſeelentheorie in der deutſchen Oberhoheitsfrage; es beängſtigte mich die Wirkungsloſigkeit, welche dem armen Reichsverweſer ohne materielle Mittel beſchieden ſein mußte.

Letztere war denn auch im Auguſt, als ich nach Frankfurt kam, ſchon offenkundig. Das ſcheinbare Oberhaupt des noch zu gebärenden deutſchen Reiches bewohnte das alte Bundespalais in der Eſchenheimergaſſe und gab zuweilen Soiréen.

Um eine ſolche mitzumachen, mußte ich erſt officiell aufgenommen ſein in die Parlamentsgeſellſchaft. Dies geſchah durch den alten Herrn v. Lindenau, einen ſanft liberalen Staatsmann aus Sachſen, welchen die Zeit längſt überholt hatte, welcher aber ſein archivaliſches Amt mit liebenswerther ſächſiſcher Artigkeit und Gewiſſenhaftigkeit verwaltete. Er ſchrieb mich ernſthaft in die große Liſte, nachdem ich meinen böhmiſchen Wahlbrief vorgezeigt. Graf Leo Thun hatte in Prag dieſen Wahlbrief ausgefertigt und hatte ihn zu meinem Erſtaunen mit einem ſehr freundlichen Schreiben begleitet. Zu meinem Erſtaunen, denn Graf Leo war hochgehender Czeche, und Widerwille hätte ihm die Feder führen ſollen für einen böhmiſchen Abgeordneten zum verhaßten deutſchen Parlament. Er hat's aber immer verſtanden oder wenigſtens verſucht, Waſſer und Feuer unter räthſelhafter Gemeinſamkeit in derſelben Hand zu halten und mit wohlklingender Phraſe darzureichen. Später hat man dieſe Fertigkeit wohl kurzweg Confuſion genannt.

So kam ich denn zu einer Soirée beim Herrn Reichsverweſer, welcher ſtill regierte, ohne Regiment und ohne Land. Ob er's wußte? Ich glaube wohl, wenn er auch leidlich ernſthaft mit Unſereinem ſprach über gedeihliche Zukunft. Mit Ausnahme der Linken fanden ſich alle Parteien ein, und ſelbſt einige Linke, welche den damals überhaupt ſelten vorkommenden Frack nicht völlig abgeſchworen hatten, ließen ſich zuweilen ſehen und lächelten. Die Unterhaltung bei einer ſolchen Soirée hatte für mich etwas Unheimliches. Die Grundwahrheit berührte Niemand, und wenn ein unbedachtes Wort an ſie erinnerte, ſo log man in der Geſchwindigkeit einige Phraſen, welche zuverſichtliche Hoffnung heuchelten.

Log? Vielleicht auch das nicht. Es gibt ja immer zahlreiche Menſchenkinder, welche ihren Verſtand nur für die nächſten Tage anſtrengen und allen Endpunkten der Logik ein Schnippchen ſchlagen. Wer weiß! rufen ſie, wer kann die Zufälle vorausſehen, welche niemals ausbleiben und das logiſche Exempel jählings verändern. Hoffen iſt ja dankbarer als Fürchten.

Solcher gab es im Parlamente viel mehr, als ich gedacht hatte.

Bei jenen lügenhaften Phraſen fühlte ich immer, daß ich doch zum Diplomaten total verdorben und ganz außer Stande wäre, Redensarten zu machen, welche meiner Kenntniß und Geſinnung recta widerſprechen. Dieſe Kunſt mag ja nöthig ſein, und ſie bedarf, wie jede Kunſt, eines gewiſſen Talentes. Innere Gleichgiltigkeit gehört dazu oder gewaltige Macht der Selbſtbeherrſchung.

Ich flüchtete alſo nach Oeſterreich, wenn ich mit dem Herrn Erzherzog ſprach oder mit ſeiner Gattin, der Frau Gräfin von Meran. Letztere beſonders und ihre Umgebung athmete ganz die öſterreichiſche Liebenswürdigkeit literariſchen Perſonen gegenüber. So zurückhaltend und ſcheu ſich die vornehmen Oeſterreicher damals vor dem Journaliſten zurückzogen, welcher ihnen antipathiſch war, ſo entgegenkommend waren ſie für den Schriftſteller, welchem poetiſche Schöpfung nachgeſagt wurde. Und nun gar einem dramatiſchen Schriftſteller, deſſen Stücke im Burgtheater aufgeführt würden. Das war ein Zauberwort für Unterhaltung. Der Erzherzog lebte zwar mit den Seinen in der Steiermark, der Heimat ſeiner Frau und ſeiner Thätigkeit, aber man kam doch nach Wien und kannte alle Reize des Burgtheaters. Ich mußte mich in Acht nehmen, meine hiſtoriſch gewordene Prätendentſchaft auf die Direction, welche ich im Stiche gelaſſen, ja nicht zu verrathen. Warum denn? Meine norddeutſchen Genoſſen hätten mich pflichtwidriger Parteilichkeit beſchuldigt in den politiſchen Fragen. Sie hatten ohnehin die ſchönſte Neigung dazu, weil ich Oeſterreich überhaupt günſtiger anſah, als Einer von ihnen. Ich wälzte die Erklärung auf Elbogen, welches ich doch einigermaßen ſachgemäß vertreten müßte. Sie lachten mich aus oder bedauerten mich. Letzteres that ich ſelbſt alle Tage drei Vierteljahre hindurch.

13.

Ich will hier nicht die Vorgänge ſchildern, denen ich drei Vierteljahre in der Paulskirche beigewohnt. Es exiſtirt dafür ein Buch von mir, welches ich unmittelbar darnach, alſo im Herbſte 1849, herausgegeben habe unter dem Titel: „Das erſte deutſche Parlament.“ Es hat drei Bände, iſt alſo wenigſtens ausführlich genug.

Ich will nur Erinnerungen ſkizziren, welche mir jetzt noch, dreißig Jahre ſpäter, lebendig geblieben ſind von dem hochgehenden Geiſtesleben jener Zeit.

Nachdem ich ins große Regiſter der erſten deutſchen Abgeordnetenverſammlung durch Herrn v. Lindenau feierlich eingetragen war, ſchaute ich mich um, wo ich Platz nehmen ſollte in jener runden Kirche, Paulskirche genannt. Ich wußte natürlich längſt, wohin ich gehörte. Zum linken Centrum nämlich. Aber es war doch eine gute Gelegenheit, die Parteien im Negligé kennen zu lernen, wenn ich als ganz unſchuldiges Kind zunächſt fragſam überall zu Gaſte ginge. Schon die verſchiedenen Locale waren beredtſam.

Die äußerſte Rechte hatte einen ſtillen, vornehmen Ort, und der Verkehr war ſteif höflich wie in den ſogenannten „Reſſourcen" kleiner Städte. Kleine Edelleute verbeugen ſich vor einander unter abgedroſchenen höflichen Redensarten und verzehren ſehr wenig. Herr v. Radowitz in dieſer Ecke, Herr v. Vincke in der anderen bilden Mittelpunkte. Von den kleineren Staaten findet ſich da kaum ein Vertreter.

Dieſe Herren v. Radowitz und v. Vincke ſind ja zwei Hauptfiguren des Parlaments geworden. Hauptfiguren für die Rednerbühne, aber nicht für die Abſtimmung. Dafür haben ſie gar keine Wirkung gehabt.

Radowitz am wenigſten. Es traute ihm kein Menſch, er ſtand im Dunkeln, es umgab ihn ein Schleier wie etwa den Caglioſtro. Man hielt ihn für einen geheimen Agenten Friedrich Wilhelms des Vierten nach der myſtiſchen Seite hin, für einen Jeſuiten in Civil, für alles mögliche Bedenkliche. Wenn er aber auf die Rednerbühne trat, da ſtrömte Alles herbei und gruppirte ſich um die Tribüne, damit kein Wort ungehört verloren ginge.

Es ging auch kein Wort verloren. Der feine, etwas gelblich angehauchte Kopf mit dunklem Auge und kurz gehaltenem, dunklen Haare ſprach vortrefflich aus freiem Munde. Der feiſte Körper war eigentlich eine unpaſſende Verlängerung des Kopfes, denn er ſchien zu flüſtern: Man muß ein einträgliches Amt haben, man muß Geld verdienen, und auch mein ſtreng dreinſchauender Kopf wäre viel lieber frei, um wiſſenſchaftliche Experimente jeglicher Art zu machen und in der Stille epikuräiſch zu leben. Epikuräiſch? Dieſer ſtockernſthafte, nie lachende Moralprediger, der mit den faſtenden Ordensgeiſtlichen beider Confeſſionen liebäugelte? Ja, ich habe ihn immer in ſolchem Verdachte gehabt. Er war zu klug, um ſich die Genüſſe des Lebens zu verſagen, die Genüſſe namentlich, welche ſich nicht nachholen laſſen, und ſein Leib war zu feiſt und die Abſtammung vom Südſlaventhum war zu deutlich. Croatien gebiert nicht leicht ſtrenge Märtyrer.

Er ſprach immer nur über große Fragen, welche weiten Spielraum ließen und die Parteifragen umgehen konnten. Am beſten über Kriegsfragen. Da kann man alle Möglichkeiten intereſſant gruppiren mit ſtrategiſcher Phantaſie, dieſer poetiſchen Eigenſchaft eines Generalſtabsmannes.

So hat er uns einmal prächtig auseinandergeſetzt, daß wir Oeſterreicher am Po den Rhein vertheidigten und ganz germaniſch am Platze wären in Mailand und noch weiter in Italien. Als 1859 dieſe Kriegsfrage thatſächlich wurde, half das germaniſche Element mit Sorge tragen, daß Oeſterreich ſeiner italiſchen Herrlichkeit gründlich ledig wurde. Radowitz wird 1859 wohl lächelnd geſagt haben: „Auch das iſt ſtrategiſch zu billigen.“

Wir glaubten auch damals nicht, was er uns mit weiſer Mäßigung darlegte — man glaubt keiner Weisheit, wenn man nicht an den Charakter des Weiſen glaubt — aber er trug es doch ſo appetitlich vor, es war ein Kunſtgenuß. Der Mann war überhaupt ein Künſtler, und ſelbſt Robert Blum, der bäuerliche Gegenſatz des Herrn v. Radowitz, ſagte behaglich nach Schluß der ſchönen Rede: „Nicht übel!“

Ganz anders war Vincke. Der war voll Temperaments, der packte den Augenblick beim Schopfe und riß ihn auf die Rednerbühne, der machte den Eindruck der Ehrlichkeit, den Eindruck eines Reiteranführers, welcher ſeine Schwadronen in die Schlacht ruft mit ſchmetternder Trompete. Wenn ich ihm Ehrlichkeit nachſage, ſo meine ich nicht die eines abſolut deutſchen Mannes, wie man ihn damals verlangte, ſondern eines preußiſch-deutſchen Mannes, welcher ſeinen Particularſtaat als maßgebend, ja als herrſchend vorausſetzte.

Stark gebauten Körpers war auch er, aber von kurzem Halſe und mit ſanguiniſch geröthetem Haupte. Er war ganz norddeutſch auf Geiſt geſtellt, oft auch nur auf Witz und nur ein wenig, nur zuweilen angehaucht vom tieferen Athem ſeiner weſtphäliſchen Heimat.

Beide ſind jetzt — 1878 — todt. Keiner hat's eigentlich weiter gebracht als zur Paulskirchen-Notabilität. Radowitz ward vom preußiſchen König beauftragt, das Nachſpiel von Gotha und Erfurt zu leiten, als das Frankfurter Parlamentsdrama ausgeſpielt und die dargebotene Kaiſerkrone von Friedrich Wilhelm dem Vierten abgelehnt war. Dies Nachſpiel ſollte wenigſtens den deutſchen Einheitsfaden weiterſpinnen, wenn auch zunächſt nur als preußiſch-deutſchen Faden. Das war wohl diplomatiſch richtig, aber die Diplomatie kann allenfalls ordnen, ſie kann nicht ſchaffen. Das kurzlebige Scheinparlament in Erfurt trug die Signatur des doctrinär gebildeten Königs und des doctrinär gebildeten Herrn v. Radowitz. Der Eine wie der Andere waren offenbar nicht zeugungsfähig. Vor lauter Bildung konnten ſie nicht geradeaus handeln, und wer nicht geradeaus handeln kann, der handelt ohne wahrhafte Wirkung im Volks- und Staatsleben, auch wenn er alle erſinnlichen Combinationen ins Feld führt. Er findet keinen Glauben, und ohne Glauben iſt kein Volk zu bewegen.

Vincke hätte geradeaus handeln können. Man hat ihn nicht dafür in Anſpruch genommen. Vielleicht weil er zu ungeſtüm war und weil er den Witz nicht hinunterſchlucken konnte. Es war ein Stück Gamin in ihm.

Von intereſſanten Leuten auf der Rechten der Paulskirche hat uns der kleine Detmold ein Räthſel aufgegeben, welches kaum lösbar erſcheint, ein Charakterräthſel. Klein wird er genannt, weil ſeine Geſtalt wirklich klein war, die Geſtalt eines Knaben. Ein hoch aufſteigender Rücken machte es fraglich, ob er bucklig zu nennen wäre. Er war aber nicht eigentlich bucklig, wenn er auch die Bläſſe des Geſichtes und die feinen Züge hatte, welche bei Buckligen vorherrſchend ſind. Er ging wie ein Gnom in der Paulskirche umher, wie ein überlegener Gnom, welcher die ganze politiſche Beſtrebung dieſes großen Parlaments innerlich verſpottete.

Daß er dies vermochte, dafür zeugten hinreichend ſeine malitiöſen Bemerkungen, welche immer voll Geiſt waren. Und andere machte er nie. Er ſprach auch nie, was man Sprechen nennt im Parlamente, und ſchaute immer mit boshaftem Lächeln nach der Tribüne und dem Redner, welcher ſich da unnützerweiſe in Unkoſten ſetzte. Wenn die kleine Geſtalt einmal ſelbſt auf der Rednerbühne erſchien und nur mit dem feinen Köpfchen ſichtbar wurde, da geſchah es immer nur, um einen kleinen verhöhnenden Antrag abzuleſen, welcher nach tückiſchem Scherze ſchmeckte und keinerlei Folge haben konnte. Auch war er der Anſtifter der witzigen Carricaturbilder, welche hervorragende Mitglieder des Parlaments darſtellten. Mit einem Worte: er war der Satir in der Paulskirche.

Mit Satire hatte er ſich von Hauſe aus hervorgethan, das heißt von Hannover aus, wo er mit ironiſchen Broſchüren gegen einen harmloſen und unſchuldigen Bilderſammler verhöhnend aufgetreten war. Allerdings geiſtvoll. Echt hannover-göttingiſch. Denn die ausgezeichnete Schulbildung und geiſtvolle Begabung der Hannoveraner, welche wohl ein Jahrhundert lang in der überlegenen Univerſität Göttingen gipfelte, iſt in unſerem Vaterlande immer hervorgetreten.

Nun, was geſchah mit dieſem kleinen Satir, als das Parlament in den letzten Zügen lag und Jedermann eingeſtehen mußte, es könne ſeine Herrſchaft, ach nein, es könne ſeine Exiſtenz keine Stunde länger friſten, weil ihm alle praktiſchen Mittel verſagt wurden? Was geſchah, als kein Menſch von Verſtand oder Bedeutung ein nutzloſes neues Miniſterium bilden helfen wollte? Da trat dieſer kleine Satir mit einem alten ſchwatzhaften Manne zuſammen und bildete ganz ernſthaft ein ſolch' unnützes Miniſterium, welches der Wind über Nacht verwehen mußte. Was hieß das? Wollte er mit ſeinem Namen beweiſen, daß dies Miniſterium ein Spaß wäre? Oder wollte er ſchließlich doch für die Eitelkeit ein Sträußchen erwerben? Auch unter Koſten der eigenen Lächerlichkeit? Wer ergründet's? Dieſer kleine Satir iſt jedenfalls die Figur für ein Charakter-Luſtſpiel, und ich erwähne ſeiner nur, um zu bemerken, wie auch in die großen Fragen kleine perſönliche Räthſel einſchleichen und Aufmerkſamkeit erzwingen können.

Auf der Rechten ſaßen überhaupt mancherlei Originale — Leute, welche nicht ihres ſchwächeren Liberalismus halber ſich dort niedergeſetzt, ſondern weil ſie eigenſinnig waren. Sie wollten nicht mit dem Strome ſchwimmen.

Da war zum Beiſpiele aus Oeſterreich, und zwar aus Wien ſelbſt, ein kleiner, fleiſchiger Mann mit einem Napoleonskopfe. Der war ein ſtreng geſchulter Juriſt und verlangte offenbar, daß die freiſinnigen neuen Geſetze ganz formal abgeleitet und abgefaßt würden. Auch ſaß er vielleicht darum auf der Rechten, weil er wußte, daß die Unterordnung ſeines großen Heimatsſtaates den größten Schwierigkeiten begegnen müßte.

Er war ein Wiener Advocat, und er arbeitete gewöhnlich in der Paulskirche ſtill in Papierſtößen, wahrſcheinlich in Rechtsſtreitigkeiten für ſeine Wiener Kanzlei. Das ſchöne blaue Auge mochte kurzſichtig ſein, es blickte nur ſelten und nur unſicher nach der Tribüne, wenn da etwas Bedeutendes vorging. Stieg er einmal ſelbſt da hinauf, dann betraf es feine politiſche Rechtsfragen, und er ſprach geläufig, raſch, ſicher, unbekümmert um Popularität. Auch übrigens lebte er ziemlich abgeſondert und ſpeiſte mit ein paar Landsleuten allein im vornehmſten Gaſthofe, im „Hôtel de Ruſſie", dem Abſteigequartier der Diplomaten. Der epikuräiſche Wiener war einer beſſeren Küche bedürftig, als die geſchmacksliberale Maſſe ſie brauchte.

Einige Jahre ſpäter ſah ich denſelben Mann in Wien wieder — er hieß Eugen v. Mühlfeld — und er war im öſterreichiſchen Parlamente eine gediegene Säule des Liberalismus. Von ihm kam der große Entwurf eines Religionsgeſetzes, welches für Oeſterreich von durchgreifender Wichtigkeit war.

Leider iſt er früh geſtorben, aber ganz Wien geleitete ihn zum Grabe. Er war ein warmer Lebemann, und ſein Bedürfniß reichhaltigen Lebens war es wohl, welches ihn zu übermäßigen Anſtrengungen und zu frühzeitiger Erſchöpfung ſeiner Kräfte getrieben

Am entgegengeſetzten Ende der Kirche, alſo auf der äußerſten Linken, ſaß ſein Landsmann Nepomuk Berger und that ſich hervor als dürrer, radicaler Logiker, ich möchte ſagen als politiſcher Mathematiker. Und auch ihn fand ich in Wien wieder, und zwar als Miniſter.

So wandelte die Zeit um und der veränderte Boden: der Mann von der Rechten war Oppoſitionsmann, der Radicale war regierender Staatsmann geworden.

Man konnte eben in der Paulskirche die Männer nicht endgiltig beurtheilen. Sie ſtrebten dort nach einem ganz beſonderen Ziele, nach der gründlichen Neubildung eines Reiches, welches kaum embryoniſch vorhanden war. Eins nur war nie zu verkennen: begabt war die Mehrzahl außerordentlich.

Einen Uebergang von der Rechten zum rechten Centrum bildete der hoch und ſchlank gewachſene Oeſterreicher Schmerling, Ritter v. Schmerling nachdrucksvoll benannt, da er immer weiterer Adelserhöhung auswich und ſein einfaches kärntneriſches Diplom genügend fand. Kärnten iſt in Oeſterreich das Stammland der ritterbürtigen deutſchen Herren.

Er verhielt ſich in den Freiheitsfragen mäßig und vorſichtig, nur die letzten Befugniſſe des Staates gegen Ausſchreitungen ſtreng wahrend, übrigens aber immerhin liberal genug. In den großen Reichsfragen ging er weit, und da betonte er zuverſichtlich die volle Theilnahme Oeſterreichs. Er ließ nie einen Zweifel beſtehen, ob Oeſterreich auch im Stande wäre, ein großes Deutſchland bilden zu helfen, und war unerſchöpflich an Wendungen und Beweiſen, daß das öſterreichiſche Kaiſerthum ſeine hiſtoriſche und hochwichtige Stelle auch unter den neuen Verhältniſſen einnehmen und behaupten könne.

Als dies nicht mehr möglich war, weil Fürſt Felix Schwarzenberg eine öſterreichiſche Verfaſſung durchgeſetzt hatte, welche jede Einordnung in ein deutſches Reich ausſchloß, da wurde Schmerling allerdings anders. Er wurde geradezu grimmig gegen jegliches Conſtituiren. Wer mochte es ihm verdenken So lang und ſo hingebend umſonſt gearbeitet zu haben, wen möchte das nicht erbittern! Und am Ende, mochte er denken, wenn aufgehalten wird, ſo ereignet ſich doch wieder etwas Neues, das wieder Hoffnung zuläßt.

Bei einem ſo entſchloſſenen, thatkräftigen Manne, wie Schmerling einer iſt, konnte dieſer Grimm nicht Wunder nehmen. In Wahrheit trug er in dieſem Grimme doch das Bedürfniß einer Einigung Oeſterreichs und Deutſchlands mit ſich von dannen, und behielt die Hoffnung auf ſolche Einigung feſt im Herzen, und ſuchte dies Bedürfniß zu befriedigen, dieſe Hoffnung zu bethätigen, als er öſterreichiſcher Miniſter wurde und als ſtarke Natur maßgebender Miniſter wurde. Da brachte er jenen „Fürſtentag“ zuwege, welcher die erloſchene Conſtituirung Deutſchlands plötzlich und unerwartet wieder zum Aufleuchten entzündete. Er war ſein Werk, und es war damals ein ſehr verdienſtliches Werk.

Aber in der Diplomatie ſcheint Schmerling's Verhängniß zu ſchlummern. Und es wacht immer auf im entſcheidenden Augenblick. Damals mit Felix Schwarzenberg, jetzt mit einem Unfelix Rechberg. Dieſem enggebauten Diplomaten Rechberg wurde in letzter Stunde die führende Stimme Oeſterreichs übertragen auf dem Fürſtentage in Frankfurt. Damit war der Nichterfolg geſichert und Schmerling mußte ſchmerzlich von weitem zuſchauen.

Trotz alledem hat ſeine öſterreichiſche Miniſterſchaft einen unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen. Was er in Oeſterreich ſelbſt gewollt und trotz ſeiner Energie nicht zu Stande gebracht, weil ihm das Miniſterportefeuille abgenommen wurde, das wird, meine ich, doch zu Stande kommen, wenn auch in etwas veränderter Geſtalt. Er wollte die Einverleibung Ungarns in die Geſammtmonarchie. Man nennt dies Centralismus und hat es mit großer Heftigkeit beſeitigt, um ſtatt deſſen den Dualismus, die Zweitheilung einzuführen. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert, und ob nicht die Magyaren ſelbſt auf den

Centralismus zurückgreifen werden, um ſich zu erretten vor der ſlaviſchen Ueberzahl. Die Bach-Hußaren waren ſo lange verhöhnt als Frevel der ſcharfen, aber ſchöpferiſchen Verwaltung, welche vom Miniſter Bach ausging. Die Zeit kam aber bald, die uns belehrte, daß dies Bach-Hußarenregiment kräftig und thatſächlich geſchaffen und geſchaffen hat, während ſonſt nur perorirt und phraſirt wird. So werden endlich auch die Magyaren erkennen, daß ſie nur in enger Verbindung mit Deutſch-Oeſterreich ihre nationale Entwicklung fortführen können, und dann wird ſich auch die Form für ſolch' enge Verbindung finden, und dann wird man ſagen: Schmerling beſaß den richtigen Staats-Inſtinct.

Den Sinn für große Staatsmöglichkeiten beſaß Schmerling immerdar, und wenn man ihm Gewaltſamkeit vorwirft, ſo mag man ganz Recht haben; man vergißt aber, daß große Dinge ſchwer durchzuſetzen ſind, und daß ſchwere Dinge im Staatsleben nicht mit Höflichkeit zu erreichen ſind.

14.

Das rechte Centrum hatte ſein Sitzungslocal auf dem Roßplatze in einem ſtattlichen Raume, Caſino genannt, und wurde deshalb auch Caſinopartei geheißen. Die Räume waren ziemlich elegant, und es ging auch bei den Beſprechungen eleganter her, als in den weiter links reichenden Clubs. Wir z. B. ſchon vom „Augsburger Hofe", welche den Uebergang zur Linken bildeten, wir ließen uns Abendeſſen ſerviren mitten in die Discuſſion hinein. Das kam im Caſino nicht vor. Die Caſinogeſellſchaft hatte durchweg den Charakter von Honoratioren. So nannte man damals in kleinen Städten die vornehme Claſſe der Städtebewohner. Sehr viel ältere Männer waren hier zu finden, viel Profeſſoren und gründlich gebildete Herren. „Die Profeſſoren" wurde auch ein abſchätziger Spitzname dieſer Partei. Unter den alten Herren war auch der alte Arndt, der Dichter des grundſätzlichen Vaterlandsliedes: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" Ich begegnete ihm jeden Tag auf der Promenade, welche das innere Frankfurt hufeiſenartig einſchließt bis an den Main. Er war Einer der Wenigen, welcher täglich Luft und Bewegung ſuchte, deren es merkwürdigerweiſe auch in den großen Städten ſo Wenige gibt. Er war ſchon ein ganz alter Herr mit weißgrauen Haaren und von kleiner Mittelgröße. Er ging ſo gewiß halb fallend einher und war von mäßiger Freundlichkeit, der man nicht viel zumuthen mußte mit Anreden und Fragen. Ich bin nie ganz dahinter gekommen: wie viel oder wie wenig er hoffte vom Gelingen eines einigen deutſchen Staates. Oft ſchien mir's, als ob er wenig erwartete. Das Nächſte thun und das Weitere mit ſtillem Vertrauen dahingeſtellt ſein laſſen, das ſchien ſeine Meinung zu ſein. Einfach und natürlich war er immer noch wie ſonſt; aber das Blut kreiſte in ſeinen Adern ſchon langſam. Nur wenn ein Thema ſeiner Lieblingsideen geſtreift wurde, da belebte es ſich plötzlich und herriſch.

Linkes Centrum hieß damals, als ich hinkam, „Württemberger Hof". Das war ein ſüddeutſches Wirthshaus im engen Straßengedränge der unteren, nach dem Main hinab neigenden Stadt. Und dem entſprechend war der Verkehr Abends bei den Clubverſammlungen laut, ungenirt, nicht ohne Leidenſchaft. Das Wort „Links!" ſtand im Vordergrunde, nicht aber das Wort „Centrum". Der Sprung vom Caſino zum „Württemberger Hofe" war offenbar zu weit. In Hemdsärmeln ſprang da plötzlich ein Schwabe auf, ließ Meſſer und Gabel klirrend auf den Teller fallen und hielt eine Rede wie Blitz und Donner. Er ſprach vortrefflich. Kern, Saft, Geiſt, Kenntniß, prächtiges Naturell — Alles war vorhanden, und Schober hieß er. Er iſt, wenn ich nicht irre, früh geſtorben.

Ich hatte principiell wenig oder gar nichts einzuwenden gegen die politiſchen Grundſätze, welche hier verfochten wurden, aber ich meinte, ſie mußten glimpflicher zur Anwendung kommen bei dem Aufbaue des großen deutſchen Staates, der ſo gewaltige Hinderniſſe zu überwinden hatte. Deshalb wirkte ich bei meinen näheren Freunden dahin, daß ſich der ruhigere Theil des „Württemberger Hofes“ abzweige und eine ſelbſtſtändige Partei bilde. Dies gelang. Und ſo entſtand der „Augsburger Hof“, welcher denn auch wahrhaft und ſtandhaft das linke Centrum dargeſtellt hat in der Paulskirche. Standhaft auf liberalem Grunde, wahrhaft bei ſchwierigen Gelegenheiten, wo vor allen anderen Eigenſchaften Maß vonnöthen war. Vincke ſelbſt, der Heißſporn von der Rechten, hat es mir einmal bezeugt, als in einer gefährlichen Schlacht der „Augsburger Hof“ den unerwarteten Ausſchlag gab gegen Rechts und Links. „Wenn ich nicht durch Herkommen und Geſchichte gebunden wäre,“ ſagte er, „ſo träte ich zum „Augsburger Hofe.“

Eine auserleſene Schaar trefflicher deutſcher Männer bildete dieſen Club, Männer aus dem Süden und dem Norden, Oſten und Weſten waren da vereinigt. Ich meinte manchmal, ich ſäße zu Paſſendorf bei Halle mitten unter der alten Burſchenſchaft, wo alle Dialekte des Vaterlandes ans Ohr flogen. Treffliche Männer waren da. Voran die Schwaben Robert Mohl und Rümelin. Robert Mohl, der berühmte Rechtslehrer, welcher Reichs-Juſtizminiſter werden ſollte und auch wurde, war ein ſpiegelhelles Vorbild jener zahlreichen Mitglieder des Parlaments, welche ihre Principien unter Schmerzen mäßigten und mäßigten, weil der neue Staat abſolut dieſe Mäßigung brauchte. Im linken Centrum ſaßen ſie am zahlreichſten, welche täglich dies Opfer brachten. Robert Mohl war der Hauptmärtyrer. Er trug den ganzen Liberalismus der Linken in ſich und zwängte ihn achſelzuckend, aber ſtandhaft in die Grenzen des Möglichen und Nothwendigen. Nicht ohne Galgenhumor, welcher den ſchlanken, mittelgroßen Mann mit feingeſchnittenem Kopfe oft bis zu ſchmerzhaftem Gelächter ſchüttelte.

Neben ihm der kräftig gebaute, ſtrotzend geſund ausſehende Rümelin, welcher ſpäter Cultminiſter in Württemberg wurde und welcher das berühmte Buch „Shakeſpeare-Studien“ gegen die Shakeſpearomanen herausgab. Nie ſind die Uebertreibungen der Dichtungsausleger — legt Ihr nicht aus, ſo legt unter! — geiſtvoller ad absurdum geführt worden. Ich ſaß neben ihm in der Paulskirche und erfreute mich täglich dieſer Nachbarſchaft. Alles, was er ſprach oder that, ſtieg auf aus einem tiefen Borne edler Bildung und kam ſo geläutert wie wohlthuend zu Tage. Preußen an die Spitze von Deutſchland zu ſtellen, ging ihm tief gegen den ſüddeutſchen Sinn, und er wußte klar, daß er es bitterlich zu verantworten haben würde vor ſeinen Wählern, aber er hielt es zum Gelingen des Ganzen für unerläßlich und that es mit ſtiller Tapferkeit. Merkwürdig! Wir haben damals nie ein Wort über Shakeſpeare oder äſthetiſche Dinge geſprochen, ſo ſehr trat Alles zurück vor der politiſchen Spannung, welche uns preßte. Niemand war mehr überraſcht über ſein Shakeſpeare-Credo als ich, der ich ſo viele Monate neben ihm geſeſſen.

Aus Baiern ſaßen zwei tüchtige Juriſten unter uns, Stahl und Barth, aus Franken Hanns v. Raumer und v. Zerzog. Hanns v. Raumer, an Theodor Körner gemahnend oder an einen Minneſänger des Mittelalters, mit ſeinem jungen blondbärtigen Ausſehen und ſeinem lieben Weſen mit ausgebreiteter Bildung. Der Tod hat ihn ebenſo ſchön gefunden und zeitig hinweggenommen. Der Eremit von Gauting aber, v. Zerzog, in der Bergtracht der Alpenbaiern, ein kerngeſunder Humoriſt, ſah lächelnd drein, wenn modern gekleidete Herren ihn erſtaunt anblickten. Die ganze Art ſeiner Heimat mit ſich bringen und ſich doch den Forderungen des großen Vaterlandes fügen — das verſtand er beſſer als mancher modern gekleidete Particulariſt.

Und die Rheinfranken, dieſes lebendige Geſchlecht, welch' tüchtige Männer hatten ſie uns geſchenkt! Die übergroße Mehrzahl der Männer vom Rheine gehörte zur Linken. Weintrinker und franzöſiſchem Einfluſſe zugeneigt, waren ſie ſtets im Vordertreffen für jegliche Freiheit und konnten doch die kirchliche Knechtſchaft nicht erleichtern und noch weniger abſchütteln unter der

Bevölkerung. Dieſe Moſtgährung hatten unſere Rheinfranken von der Pfalz bis nach Köln hinunter durchgemacht, und ihr Sinn war ein abgeklärter Wein. Allen voraus Herr Wernher, der ſich v. Nierſtein nannte, ein Spiegelbild des Spielmannes Volker im Nibelungenliede, und aus Rheinpreußen die tüchtigen Juriſten Stedmann und Wiedemann, Letzterer mit aller Beweglichkeit und Wärme des Rheinweines, welcher die Herzen fröhlich erſchließt.

Ebenſo ſtand es mit den Sachſen, welche großentheils nüchtern und zäh für die äußerſten Dogmen der Linken eintraten. Unter ſtarkem inneren Kampfe hatte ſich Biedermann von ihnen abgeſondert und war zu uns getreten. Ein echt gebildeter, feiner Sachſe, welcher keine Forderung durchließ, wenn ſie nicht Rede ſtehen konnte gegen Einwendungen der Wiſſenſchaft.

Aus Holſtein der immer grimmig dreinſchauende ältere Beſeler, welcher eine Zeitlang Regent von Schleswig-Holſtein geweſen war und als thatkräftiger Mann bitterlich litt unter den unüberſteiglichen Hinderniſſen des Parlaments. Neben ihm Francke, auch ein holſtein'ſcher Exminiſter und Diplomat von ſarkaſtiſcher Intelligenz, welcher diplomatiſch achſelzuckend verſicherte: es ſei blutwenig zu hoffen.

Der blanke Gegenſatz aus Hamburg ſaß neben ihm, Gabriel Rieſſer, ein echter Gabriel. Er gehörte in Leſſing's „Nathan" und hatte vor dieſem voraus ein wunderbar warmes Herz, welches mit Engelsſtimmen ſprach und aus den ewigen Geſetzen des Idealismus immer Hoffnung ſchöpft, immer Morgenroth erblickt. Auch er iſt hinweggenommen von dieſer Erde, dieſer himmliſch chriſtliche Jude! Er war unſer beſter Redner.

Aus Schleſien ſaßen unter uns der ſanguiniſche Hiſtoriker Stenzel und Falck, und auch Oeſterreicher fehlten uns nicht. Zwei brave Männer waren da: Arneth und Rösler. Arneth, der ſich ſpäter durch gediegene Geſchichtſchreibung Oeſterreichs hervorgethan, und Rösler, welcher nach dem Untergange unſerer Parlamentsherrlichkeit nicht nach Oeſterreich zurückkehrte, um ſeinen deutſchen Wünſchen nichts zu vergeben, ſondern ſich an der Univerſität Göttingen anſiedelte.

Im täglichen Abendverkehr mit ſolchen Männern — im Hintergrunde ſaß der patriotiſche Maler Pecht und zeichnete unſere Köpfe, ſaß Robert Heller und ſchrieb unſere Charakteriſtiken — was konnte ich mehr verlangen an Reichhaltigkeit des Umganges? Störten ſie mich etwa durch Illuſionen, welche ich nicht theilte? Ach nein! Wenn ich jetzt prüfend zurückblicke auf dieſe einzelnen Geſtalten, ſo muß ich ſagen: die Mehrzahl war nicht von der Täuſchung befangen, als könnte uns das Parlament zu einem befriedigenden Reſultate führen. Reſignation war das Stichwort, welches in der Stille von Einem zum Andern ausgeſprochen wurde. Gründliche Bildung aber fordert — dies war die innere Parole — ſie fordert, daß man unermüdet am Fortſchritte arbeite, auch wenn die Arbeit verkannt wird und zunächſt erfolglos ſcheint, ja, auch wenn wir wiſſen, daß die Samenkörner erſt über unſeren Gräbern aufgehen werden.

Dies war unſere Signatur im „Augsburger Hofe“.

Für mich blieb ſie's vollſtändig, blieb ſie's immerwährend, und die ſchwermüthige Stimmung verließ mich nicht die neun Monate lang, während welcher ich in jenem Parlamente ſaß und den Mund nur öffnete zu Ja und Nein bei der Abſtimmung. Es war mir nicht erreichbar, einen Moment lang hoffnungsvoll aufzuathmen. Außer meiner Gefängnißzeit erinnere ich mich keiner ſo langen Lebensepoche, in welcher ich ſo gleichmäßig gedrückt dahingelebt hätte. Es widerſtrebte eben meiner Natur, ohne Ausſicht auf Erfolg friſch zu ſein und ohne Grund hoffen zu können.

Faſt neidiſch ſah ich da oft hinüber auf die Bänke der Linken. Da ſchien man — und am Ende war man's auch — ſo ſicher, daß die ganze Theorie der Freiheit von heut zu morgen praktiſch einzuführen wäre. Was bei der jähen Procedur untergehen mag — und ſei es das Edelſte! — es gehe unter! Man kommt ans Ziel, wenn auch nach ſchweren Verluſten das

Ziel ſelbſt nichts mehr werth iſt. Und wie ſtolz überlegen fühlten ſich dieſe Theoretiker, wie tief berechtigt fühlten ſie ſich, uns zu verachten, die wir Einſchränkungen und Uebergänge verlangten. Die Glücklichen! Sie brachten einmal den Antrag zur namentlichen Abſtimmung, daß unſer deutſches Reich Polen wiederherſtellen müſſe, und als Heinrich Laube Nein ſagte, da überſchütteten ſie mich mit höhniſchen Ausrufen. Ein liberaler Schriftſteller kann da Nein ſagen! Scandal!

Die Glücklichen! Es ſchien ihnen ſo leicht, die europäiſche Welt umzugeſtalten nach einem Katechismus liberaler Grundſätze. Iſt der nicht zu beneiden, der ſo unerſchütterlich an ſeine Weisheit glaubt und an den Spruch: Mein Wort ſoll erfüllt werden, mag auch die ganze Welt darüber zu Grunde gehen?

Auch die Linke war reich an ausgezeichneten Männern. Die Beſten mochten eben ihren Idealen keinerlei Einbuße abnöthigen laſſen. Eine ſolche Partei muß es ja auch geben, ſonſt weichen Diejenigen, welche der augenblicklichen Nothwendigkeit nachgeben, um das Mögliche, das nur annähernd Gute zu erreichen, über die Linien des ehrlichen Grundſatzes zurück. Anregung und Warnung iſt im Staatsleben nöthig wie die Sprache des Gewiſſens im moraliſchen Leben.

Ich meine unter den Beſten nicht Führer wie Robert Blum, der allerdings das Talent eines Volksredners beſaß, aber doch einen gar geringen geiſtigen Umkreis beherrſchte und von den Hilfsmitteln ſentimentaler Schablone ſeine Wirkungen erzielte. Wohl aber meine ich Männer wie Ludwig Simon. Wiſſen, Geiſt und Talent ſtrömten in Ludwig Simon zuſammen und kamen aus einem edlen Herzen, welches mich immer entzückte. Der kleine, ſchlanke Mann mit ſchmalem Kopfe und eindringender Stimme ſprach mir ſtets zu Danke, wenn ich auch immer ſagen mußte: Es geht nicht! Wir können nicht thun, was er verlangt.

Ganz anders wirkte auf mich Karl Vogt, dem ich alle möglichen Vorzüge einräumen mußte, Vorzüge der Wiſſenſchaft und der talentvollſten Rede. Ich bewunderte namentlich ſein Talent der reizenden Rede, und doch war er mir immer unangenehm. Der Mann hatte offenbar gar kein Vaterlandsgefühl. Wie hätte man dies entbehren können in einem Parlamente, welches die größte patriotiſche Aufgabe zu erfüllen hatte. Was in die patriotiſche Frage einſchlug, das war ihm Alles, wie Bismarck geſchmackvoll ſagt, „Wuricht“. Wie konnte dies anders als abſcheulich auf mich wirken in einer Zeit, welche alle Kräfte anſpannte für die ſtaatliche Gründung eines Vaterlandes!

Es wirkte gerade ſo auf mich, wie jetzt die Bismarck'ſchen Worte über Gagern auf mich wirken, welche Buſch anführt. Dieſer Bismarck, ein roher Corpsburſche der Göttinger Zeit, hat nicht ſo viel geiſtigen Schwung, daß er ſeine eigene patriotiſche Empfindung an einem Andern erkennen kann. Wenn das Vaterland Preußen hieße ſtatt Deutſchland, da würde er ebenſo wie Gagern für Deutſchland ins höhere Zeug gehen können. Und doch findet er den politiſchen Schwärmer Gagern nahezu lächerlich, weil er in entſcheidender Zeit große Pläne entwirft, an denen das Herz ſeinen Antheil hat. Wie dürftig!

So dürftig erſchien mir Vogt. Und nicht blos dürftig, ſondern geradezu widerwärtig, weil er einen Schatz von Geiſt und Kenntniſſen zum witzigen Spaß verwendete in den wichtigſten vaterländiſchen Fragen.

Vogt hatte alle erforderlichen Beſtandtheile für einen Inhalt, und doch brachte er es zu keinem Inhalt, weil dieſe Beſtandtheile keine zeugende Kraft in ihm fanden. Er war eben, ſagt man, Republikaner! Meinethalben! Aber auch die Republik brauchte damals und braucht heute ein politiſches Herz. Lauter Fetzen thun's nicht.

Vogt war die überlegene Frivolität im Parlamente, dieſer wohlgenährte Mann, welcher fließend geiſtreich ſprach und oft ſprach, aber immer nur ſprach, um die ſchwache Kehrſeite der Dinge ſpöttiſch aufzuweiſen, nie aber etwas Poſitives anzuerkennen. Herr Gott ja, wenn man die Entwicklung menſchlicher Weisheit in ihren immer wiederkehrenden Irrthümern aufzeigen will, da wird es ja nie an Stoff fehlen zu Spott und Hohn. Wir ſind eben keine Götter und bringen's nicht zur Vollkommenheit. Aber ſolche Helden des luſtigen Peſſimismus erſcheinen in einem Parlamente, welches ſchaffen ſoll, wie geiſtreiche Freudenmädchen.

15.

Zwei Vorgänge in der Frankfurter Parlamentszeit ſind mir wie unverlöſchbare Bilder eingeprägt: die Rheinfahrt des Parlaments nach Köln, wo ſich die deutſche Partei mit der preußiſchen meſſen ſollte, und der Ueberfall am 18. September, welcher die Paulskirche erſtürmen und uns auseinanderjagen wollte.

Ich habe beide in dem Buche „Das erſte deutſche Parlament" erzählt, will aber hier doch noch einen Blick darauf werfen, welcher *meine* Eindrücke und nicht die Thatſachen in den Vordergrund drängt.

Es war das ſchönſte Wetter bei unſerer Rheinfahrt, die Sonne ſchien, der Rhein glänzte, und auf unſerem Schiffe, welches am Rheingau hinab nach Köln dampfte, herrſchte ſcheinbar volles Behagen. Ich ſelbſt hatte einmal ſtundenlang ſo viel Unbefangenheit, um lächelnd zuzuſehen, wie die ernſthafteſten Führer des Parlaments ſich geberdeten gleich gewöhnlichen Menſchen. Gagern ſaß auf Schiffstauen an den Schornſtein gelehnt und lachte herzlich über die unerwarteten Scherze, welche ſich ein ſonſt mürriſcher Caſinohahn entſchlüpfen ließ über der Nibelungen Noth und über den Schatz der Nibelungen, welcher da unter uns im Binger Loch liegen und eine Armee Soldaten für's neue Reich bezahlen könnte. Wir waren wie Schulknaben, welche ihre Ferien genießen wollten, und was am Abende in Köln vorgehen ſollte, das ſchien uns nicht die mindeſte Sorge zu machen.

Und doch ſollten wir des Abends in Köln keinen geringeren Mann finden, als den König von Preußen, Friedrich Wilhelm den Vierten, und es ſollte ſich zeigen, mit welchen Augen er das Reichsparlament ſammt einer Reichsregierung anſchauen würde, und es ſollte ſich zeigen, wer mächtiger wäre, ob der König von Preußen oder das Reichsregiment in Frankfurt.

Von der Rechten waren natürlich preußiſche Vertreter unter uns, und von dieſen wurde einer der Gewandteſten immer lauter und kecker, je näher rheinpreußiſches Ufer herankam, und beſonders ſeit das Siebengebirge rechts hinter uns zurückblieb. Dieſer Eine war der Fürſt Lichnowsky, ein ſchlank gewachſener, noch junger Mann, mit geſelligen Gaben reich ausgeſtattet und auch raſch fließender Rede mächtig. Bei dem ernſteren Theile der Nationalverſammlung ſtand er nicht eben in günſtigem Anſehen; man vermißte den eigenen Ernſt, man witterte Abenteuerlichkeit und nannte ihn wohl auch leiſe einen Fanfaron, welcher an die leichtſinnigen franzöſiſchen Emigranten von 1790 erinnerte. Auch dieſe hätten nothgedrungen von Staatsgrundgeſetzen geſprochen, hätten aber im eigentlichen Grunde nichts im Sinne gehegt, als die alten Vorrechte der Seigneurie, das Jus primae noctis nicht ausgenommen.

Er war mein ſchleſiſcher Landsmann, aber aus der oberſchleſiſchen Gegend, welche man curioſerweiſe Oberitalien nennt und welche recht verſchieden iſt von meiner niederſchleſiſchen Heimat. Der Landsmannſchaft halber aber wechſelten wir zuweilen einige Worte mit einander.

An den folgenden zwei Abenden in Köln richtete er denn gerade an mich ſeine Bemerkungen, am erſten Abende ſpöttiſche, am zweiten Abende herausfordernde. Sie zielten dahin, daß unſer neues parlamentariſches Reich doch ein Nebelbild ſei neben der alten Monarchie, zu welcher der Edelmann unter allen Umſtänden gehört.

Er fand an den Kölner Abenden Veranlaſſung genug dazu. Am erſten Abende bei der Ankunft des Königs und bei dem Empfange, welchen er uns angedeihen ließ.

Der Empfang des Königs von Seiten der Volksmaſſen war lebhaft. Wir fragten uns: wie viel kommt davon auf Zuthun der Behörden und der geiſtlichen Macht? Letzterer ſtand der, wenn auch proteſtantiſche, doch religiöſe König näher als ein anticlericales Parlament. Wer wurde denn überhaupt aus dieſen Rheinlanden klug, wo trotz lärmendem Liberalismus die alte „Pfaffengaſſe“ noch immer beſteht und ſich übermächtig zeigt, wenn die Leute gezählt werden.

Das Zimmer, welches uns angewieſen wurde zur Begrüßung des Königs, war nicht groß, und als der König eintrat, ergab ſich in der Mitte nur ein geringer freier Raum. Auf den Wink des Königs wurde ſogleich ein kleiner Tiſch in dieſe Mitte geſchoben. An dieſen kleinen Tiſch trat er, zog ſein Taſchentuch hervor und wiſchte ihn gleichſam ab mit einer raſchen Armbewegung, ehe er zu ſprechen begann. Bekanntlich war er ein geiſtvoller Herr, der ſehr gut ſprach, und ſo wand ſich denn auch die Rede zwiſchen den damals herrſchenden Gegenſätzen geſchickt umher, ohne etwas Entſcheidendes zu bieten, bis plötzlich der Schluß, ſchroff und nachdrücklich betont, uns Alle überraſchte. Er lautete: „Vergeſſen Sie nicht, meine Herren, daß es noch Fürſten in Deutſchland gibt, und daß ich einer bin.“

Dies geſprochen, richtete ſich der hoch und ſtattlich gewachſene König mit ſeinem Antlitz, aber etwas ſtumpfen Auges, in allen Gliedern zurecht und ſchritt auf Gagern zu, mimiſch andeutend, daß er die Vorſtellung der Parlamentarier erwarte. Wir waren etwa Fünfzig und waren in der Mehrzahl recht verblüfft von jenen Schlußworten, und Gagern nannte uns in raſchem Rundgange. Der König nahm die meiſten Namen ſtumm auf und machte nur bei einigen die Bemerkung des Erkennens oder des Intereſſes, und die Ceremonie war bald zu Ende. Er ging, geräuſchvoll begleitet von den Seinigen, hinweg, und wir ſahen ihm ſchweigend nach. Lichnowsky aber ſagte triumphirend zu mir: „Nun, Landsmann, wer iſt der Herr?!“

Den andern Abend war das Bankett im großen Gürzenich-Saale. Auf einer Eſtrade der König mit ſeinem Gefolge und Gagern mit ſeinem Generalſtabe. Unten Kopf an Kopf.

Das Redeturnier begann unter Champagnertrinken in der Form von Toaſten. Der König, das Glas in der Hand, trat vor und ſprach mit voller Verve. Seine Anhänger unten im Saale begrüßten den Schluß der feurigen Rede mit ſtürmiſchem Zuruf.

Dann trat Gagern vor und ſprach mit der ganzen Wucht ſeiner herzlichen Vaterlandsliebe und mit dem mild, aber entſchieden ausgedrückten Sinne eines neu zu ſchaffenden Reiches. Derſelbe ſtürmiſche Zuruf. Oder war er noch ſtärker? Lichnowsky, der unſeren Kreis verlaſſen und ſich zum Kreiſe des Königs geſetzt hatte, ging an mir vorüber und ſprach laut genug: „Sie ſehen, der König iſt auch hier viel mächtiger! Dixi.“

Jedenfalls war das Feſt merkwürdig genug als Spiegel der Zeit, und wir nahmen den Eindruck mit in unſere Privatwohnungen, welche uns die Stadt Köln angewieſen, daß unſere Hoffnung auf Preußen, wie Richard der Dritte ſagte, auf dünnem Glaſe ſtünde.

Neben mir in derſelben Privatwohnung war ein früherer preußiſcher Miniſter untergebracht, des Namens Auerswald, aus der Provinz Preußen ſtammend, welche ſich immer durch einen mäßigen, aber ſoliden Freiſinn hervorgethan. Er war ein Mann von mittlerer Größe mit einem unbehaglich dreinſchauenden Geſichte und recht zugeknöpften Weſens. Als wir uns auf dem gemeinſchaftlichen Vorſaale gute Nacht wünſchten, ſagte er gedankenvoll vor ſich hin: „Eine gedeihliche Entwicklung wird ſehr ſchwer werden.“

Wer hätte damals gedacht, daß er und Lichnowsky nach wenigen Wochen den großen Parteienkampf mit ihrem Leben bezahlen müßten?

Dies ereignete ſich in Frankfurt, wohin wir herabgeſtimmt zurückgekehrt waren; es ereignete ſich am 18. September, an meinem Geburtstage. Frau und Sohn waren von Leipzig zu mir gekommen, um den Tag mit mir zu feiern. Schlacht und Mord ſollte die Feier beſudeln. Mein Stiefſohn Albert Hänel, welcher drei Jahre alt mein Sohn geworden, war damals fünfzehn Jahre alt und zeigte ſo jung ſchon lebhaften Sinn für politiſche Dinge; er wanderte mit der Mutter und mir aus der Allerheiligen-Vorſtadt nach der Paulskirche hinein, um dort zuzuſchauen und zuzuhören. So erlebte er eine kriegeriſche Einleitung zu ſeiner ſpäteren politiſchen Laufbahn im preußiſchen Abgeordnetenhauſe und deutſchen Reichstage. Vielleicht hat er's dem Eindrucke jenes Tages zu danken, daß er auch als Fortſchrittsmann freiſinniges Schaffen zu ſeiner Deviſe genommen, nicht aber ewige Verneinung.

Meine Frau, aus Sachſen-Altenburg ſtammend und in Gera, der Hauptſtadt reußiſcher Lande, wo ihr Vater eine regierende Rolle ſpielte, die aufſchauende Jugend verlebend, war im Gegenſatze zu mir ~~von~~ überſchwenglicher Hoffnung für die einheitliche Staatsentwicklung Deutſchlands. Ihre Herkunft brachte das mit ſich. In den kleinen Staaten war das Bedürfniß eines großen Vaterlandes am drängendſten. Und das Bedürfniß ſtärkt ja die Hoffnung. Sie war höchlichſt erſtaunt und erſchrocken, als ich ihr bei ihrer Ankunft ſagte: „Was Du hier findeſt, iſt Alles zunächſt nur Schall und Rauch und wird verwehen. Oder vielmehr es iſt ein Sturmwind, der über die Länder ſtreicht und dem plötzliche Windſtille folgen wird. Wohl uns, wenn er auch Saatkörner mit verweht und auf guten Boden trägt." — Sie hielt dies für Hypochondrie, an der ich ja öfters litt. Wir glauben nicht leicht, was uns nicht gefällt.

Zu unſerem Erſtaunen fanden wir in den engen Gaſſen, welche zur Paulskirche führen, in der Töngesgaſſe zum Beiſpiel, Barricaden. Was heißt das? Wir Abgeordneten wußten in der Ueberzahl durchaus nicht, wie viel das zu bedeuten habe. Aber wir hatten ja ein Miniſterium und Schmerling an der Spitze, auf das wir uns verlaſſen zu können meinten. Man war von drohenden Gerüchten damals ſo überſättigt, daß man ihnen kein Gewicht mehr beilegte. Die hatten allerdings jetzt davon geflüſtert, daß den ganzen Rhein entlang die Freiheitsmänner unterwegs ſeien gen Frankfurt, um dem erbärmlichen Parlamente ein gewaltſames Ende zu machen. Die Eiſenbahnen hätten geſtern Abends und heute Morgens große Schaaren nach Frankfurt hereingebracht.

Aber Barricaden ſtehen zu laſſen, war doch ein ſtarkes Stück. Will man einen Ausbruch nicht ſtören, um ſeiner im Ganzen und Vollen Herr zu werden? Hat man die Macht dazu? Ich wußt' es nicht. Aber ich fing an, es zu glauben, als ich Truppen anmarſchiren ſah bei der Kirche, öſterreichiſche und preußiſche. Die öſterreichiſchen machten Halt im Norden der Kirche, die preußiſchen im Süden.

Ich könnte nicht ſagen, daß ich und meine Genoſſen in der Kirche eine abſonderliche Beſorgniß gehegt hätten; ich hätte ſonſt Frau und Sohn nach Hauſe geſchickt. Man konnte eben überhaupt nicht mehr beſtehen, wenn man ſich bei jeder bedrohlichen Gelegenheit fürchten wollte. „Vive la bagatelle!“ ſagte man mit den Franzoſen. Der Zauber des Schreckens war abgenützt, und man las kopfſchüttelnd in dem Romane weiter, welcher damals die Tage füllte.

Die Sitzung nahm ihren gewöhnlichen Verlauf; Gagern präſidirte und that dies allerdings in einem ſo gedämpften Tone, daß Einer den Andern fragend anſah: Was ſchwebt denn in der Luft?!

Da entſtand plötzlich eine allgemeine Bewegung in der ganz gefüllten Kirche; es waren Nachrichten hereingebracht worden, Volksmaſſen näherten ſich der Paulskirche und wollten eindringen. Gagern's Ton verwandelte ſich, und er rief mit mächtiger Stimme, das Parlament ſollte in würdiger Haltung verharren — eine unheimliche Erinnerung an die Sitzungen des Convents in Paris; da polterte es hinter uns, die wir oben am Nordende ſaßen. Die äußere Thür ſchien geſprengt zu werden. Wir, die zunächſt Sitzenden vom „Augsburger Hofe“, ſprangen auf und eilten an die innere Thür, welche etwa fünf bis ſechs Schritt von der äußeren entfernt war, und ſtemmten uns gegen dieſelbe, ſofort erfahrend, daß dieſer Widerſtand nothwendig war. Die Volksmaſſe füllte bereits den Zwiſchenraum innerhalb der beiden Thüren und drängte mit Wucht gegen die von uns geſtützte innere Thür. Ich ſehe noch Gabriel Rießer ſeinen dicken Körper mit aller Gewalt andrängen. Die Thür bog ſich bereits wie ein Fiedelbogen, und wenn ſie aufſprang, ſo drang die Volksmaſſe über uns herein und es entſtand ein Maſſacre.

Das ganze Parlament war aufgeſprungen, und man eilte uns zu Hilfe — da, plötzlich, hörte der Druck auf — man vernahm das Aufſtoßen von Gewehrkolben.

Das öſterreichiſche Militär war endlich zu Hilfe gekommen. Offenbar waren die Officiere nicht bei der Truppe geweſen, und dieſe Truppe, aus ſlaviſchen Soldaten beſtehend, welche kein Deutſch verſtanden, hatte gleichgiltig zugeſehen, da kein Commando für ſie erfolgt war.

So konnten wir, obwohl links und rechts von Soldaten geſchützt, überfallen, überwältigt und einem grimmen Schickſal überliefert werden, wenn das Commando einiger Officiere noch ein paar Minuten länger ausblieb.

Ich kann nicht ſagen, daß unſere Aufregung übermäßig geweſen wäre. Es war eben ein Romancapitel mit effectvoller Drohung.

Die Sitzung wurde nun doch — es war gegen Mittag — aufgehoben. Ich ſuchte die Meinigen und fand nur meine Frau. Albert fehlte. Wie weit wir auch herumblickten und fragten, er war nicht zu finden. Vielleicht iſt er voraus in den „Engliſchen Hof“, wo ich zu ſpeiſen pflegte mit einer großen Anzahl von Abgeordneten. Wir eilten hin. Den Straßen war nichts mehr anzuſehen von Volksmaſſen; den Barricaden, wohin ſie ſich gewendet haben mochten, ging man aus dem Wege.

Albert war auch nicht im „Engliſchen Hof“. Die herzuſtrömenden Abgeordneten fragten und fragten, woran wir denn eigentlich wären, und ob Niemand etwas wüßte von den Abſichten unſeres Miniſteriums, denn ein Straßenkampf lauere ja doch vor der Thür.

Da trat eilig ein ſpeciell Miniſterieller in den Speiſeſaal und winkte beſchwichtigend mit der Hand. „Was geſchieht?“ riefen wir. „Das Richtige,“ erwiderte er haſtig. „Eine heftige Scene hat ſich eben ereignet zwiſchen Führern der Linken, Robert Blum an der Spitze, und unſerm tapfern Miniſter Schmerling. Blum fragte kategoriſch: Wozu Soldaten gegen die Freunde der Freiheit? Gegen Freunde der Freiheit, welche endlich wiſſen wollen, warum das Parlament ſeine Schuldigkeit verſäume? Und ob man wohl gar mit Kriegsgewalt vorgehen wolle gegen freiſinnige Bürger. — „Allerdings!“ antwortete Schmerling, „wenn's nöthig erſcheint.“ — „Sie wollen Blut vergießen?“ — „Wenn wir dazu gezwungen werden, ja wohl. Ich werd's verantworten.“

„Die Zahl der Truppen iſt zu gering,“ rief ein Neueintretender. „Am Eingange der Allerheiligengaſſe, da, wo die Zeil endigt, wird ſoeben eine rieſige Barricade von den Aufſtändiſchen beſetzt. Wie ſoll . . .?“ „Geduld!“ rief der Miniſterielle, „Schmerling hat nach Darmſtadt um Artillerie geſchickt. Sie entſcheidet, wenn ſie zu rechter Zeit eintrifft.“ — „Ja, wenn!“ riefen Einige. Dann wurde es ſtill, und man ſetzte ſich zum Mittageſſen. Was kann man thun in ſolcher Lage? Man ſpeiſt allenfalls, wenn das Eſſen vorgeſetzt iſt, und der Appetit ſpielt keine Rolle. Man wartet ab, man ſucht ſich Ruhe anzueignen, wenn man ſie nicht hat.

Man hatte ſie. Das Leben in der Schwebe damals dauerte ſchon ſo lange. Die Natur hilft ſich. Und zu Schmerling's Energie hatte man wirklich Vertrauen. Es wurde geſpeiſt, und man fand ſogar Stoff zu abliegenden Geſprächen. Meine Frau aber war ſehr beſorgt um Albert. „Wahrſcheinlich,“ ſagte ich, „iſt er hinaus in unſere Wohnung.“ — „Aber der Weg da hinaus,“ ſagte ein Nachbar, „iſt geſperrt durch die Barricade an der Allerheiligengaſſe.“ — Ich ſtand auf und ging auf den Platz hinaus. Vielleicht konnte ich eines Boten habhaft werden. Es war da Alles ſtill; nach der Gallusgaſſe hin, nach dem Goetheplatze und nach der Conſtablerwache hinüber war es ruhig, als ob wir im tiefſten Frieden lebten. Einſam ſtrich ein Schuſterjunge vorüber und pfiff. Zu ſolch' einem Jungen und deſſen Verſchmitztheit habe ich immer Vertrauen. Ich rief ihn an, er kam neugierig und hörte aufmerkſam zu. „Wenn du hinaus vor's Allerheiligenthor durchſchleichſt, zum Zimmermeiſter Gehlhaar gehſt und fragſt, ob Albert daheim ſei, und mir hieher in den „Engliſchen Hof“ Beſcheid bringſt, ſo erhältſt du eine königliche Belohnung.“ Er lachte. „Willſt du?“ Er nickte und ſprang pfeifend von dannen.

Man hatte kurzweg abgeſpeiſt, als ich in den Saal zurückkam. Die meiſten Abgeordneten ſchlenderten unſchlüſſig fort, keiner wußte, was anzufangen ſei. Nur ein kleiner Reſt blieb in dieſem unſerem Hauptquartier. Ich trat an's offene Fenſter, unter welchem Lichnowsky vorüberging. „Wohin?“ fragte ich. — „Auf's Pferd!“ rief er, „nach Außen recognoſciren.“ — „Nicht doch!“ entgegnete ich. — „O ja,“ lachte er, „Auerswald reitet mit.“ Fort war er. — Auf Nimmerwiederſehen.

Sollte man's glauben, daß man ſich in ſolcher Lage langweilen kann? Man kann's.

„Schauen wir uns ein wenig um!“ ſagte ich zu meiner Frau, welche ſich ſehr tapfer hielt trotz der Sorge um Albert. So gingen wir denn gegen die Zeil hinüber, mußten aber innehalten, weil eine öſterreichiſche Compagnie daherkam und nach der Katharinenpforte marſchirte. Mir fiel der Officier auf. Er trug die Schärpe, welche ſonſt um die Taille geſchlungen iſt, über Schulter, Bruſt und Rücken. Ich wußte nicht, daß dies bedeutet: ich bin in ſtreng militäriſchen Dienſten. Eine Minute ſpäter, und ich erfuhr's deutlich.

Wir gingen hinter der Truppe her in die kurze, enge Gaſſe hinein, welche Katharinenpforte heißt. Plötzlich hörten wir Halt!

commandiren: die Truppe blieb ſtehen, es folgten noch einige Commandoworte, die ich nicht verſtand, und — es folgte eine krachende Gewehrſalve, welche die Truppe abgab. Wir traten erſchrocken einige Schritte zurück. Bei der Biegung am Ende der Katharinenpforte war die Truppe einer Barricade gegenüber geweſen, und der Kampf war eröffnet. Wir hörten, daß von der Barricade mit Schüſſen geantwortet wurde, und beeilten uns zu weiterem Rückzuge.

Es ſchien uns doch nicht nöthig, näheren Antheil zu nehmen, und wir wendeten uns nicht ohne Eile nach der Zeil hinüber. Sie war ganz leer, unheimlich leer. Auch ſie macht glücklicherweiſe unten nach der Allerheiligengaſſe eine Biegung — glücklicherweiſe, denn auch von dorther hörten wir plötzlich Gewehrfeuer. Da kam ein einzelner Menſch, raſch laufend, auf uns zu; es war ein junger Mann von einer Geſandtſchaft, und ſchon in der Entfernung zeigte er uns in der Hand etwas, was er hoch hielt. Was war's? Eine Cigarre. Was iſt's mit ihr? — „Sie hat zu viel Luft!“ ſtöhnte er und hielt ſie mir unter die Augen. In der Mitte war eine runde Stelle von ihr glatt abgeriſſen. Das hatte eine Kugel gethan, welche von der Barricade gekommen.

Da unten bei der Allerheiligen-Barricade waren die preußiſchen Truppen im Gewehrkampfe mit der Barricaden-Beſatzung, und zwei blutjunge Officiere waren ſoeben gefallen, als ſie, auf einen Rollwagen ſpringend, Feuer commandirt hatten. Der zweite war dem erſten todesmuthig auf den Wagen hinauf gefolgt, hatte ſeinen Helm mit dem Degen hoch gehoben und neben dem Sterbenden wiederum Feuer commandirt. Wie der Erſte war er in einem Nu niedergeſchoſſen worden. Auf der Barricade mußten ſichere Schützen ſein.

Nun war's doch gerathen, uns in den „Engliſchen Hof“ zurückzubegeben. Hier fanden wir die Nachricht, daß der Kampf überall losgebrannt ſei und daß man bisher vergeblich auf die Ankunft der Darmſtädter Kanonen warte. Die Allerheiligen-Barricade, hieß es, ſei ohne Geſchütz nicht zu nehmen. Ach, mitten in dieſe Sorge hinein drang plötzlich das Geſchrei einiger herzueilenden Abgeordneten: Lichnowsky und Auerswald ſind draußen nach Bornheim zu ermordet worden von wilden Banden

Jetzt war meine Frau erſchüttert und rief nach ihrem Sohne. Als ob wir Bewegung brauchten, liefen wir Alle auf den Platz hinaus. „Sie kommen! Sie kommen!“ rief man uns entgegen. „Wer?“ — „Die Geſchütze von Darmſtadt.“ Und richtig, über die neue Eiſenbahnbrücke, welche noch nicht ganz fertig war, ſahen wir im Galopp Kanonen kommen und bald darauf an uns vorüberraſſeln, die Zeil hinunter. Kaum waren ſie uns aus den Augen hinter der Biegung, da hörten wir auch ſchon ihre krachenden Salven gegen die Barricade.

Hiemit war die Hauptſpannung vorüber, weil wir nun nicht mehr am Siege zweifelten. Aber da das Schießen noch von allen Seiten der unteren Stadt und vom Ende der Zeil knatterte und dröhnte, ſo war die Beſorgniß doch nicht ganz zerſtreut, und der Gedanke wurde immer quäleriſcher, daß Menſchenleben blutig hingeopfert würden um Nuancen in der Politik. Denn die Aufſtändiſchen wollten ja doch wie wir ein freies deutſches Reich.

Der Schuſterbub erleichterte mir für einen Augenblick den ſchweren Athem; er ſtand unerwartet vor mir und brachte die Kunde, Albert ſei ungefährdet nach Hauſe gekommen, ſei klüglicherweiſe zu Hauſe geblieben und harre dort in Sicherheit unſerer Heimkehr. Der Bube war hinaus noch durch die Barricaden geſchlüpft, herein aber hatte er bei dem fatalen Schießen einen großen Umweg um die obere Stadt für angezeigt erachtet, und jetzt ſtreckte er mir lachend die Hand entgegen. Als er ſie zurückzog, nickte er zufrieden und ſprang pfeifend hinweg.

Erleichtert und doch ſchwer ſinnend ſtanden wir auf dem Platze, auf welchen die Nacht herabgeſunken war. „Wie viel Menſchen,“ ſagte meine Frau, „werden jetzt todt daliegen oder im Schmerz tödtlicher Wunden!“ — Ich ſchwieg, und nach einer Weile ſagte ich: „Das Schießen hat ganz aufgehört, ſehen wir zu, ob wir nach Hauſe gehen können.“ Wir konnten's. Die große Barricade war auseinandergeriſſen, man kroch durch ihre Löcher, und Arbeiter waren bei Fackelſchein beſchäftigt, weiter aufzuräumen. Betäubt von ſolcher Geburtstagsfeier erreichten wir unſer Haus, umarmten Albert und ließen uns von ihm erzählen, wie er hinausgekommen. „Das Schießen war ſchon losgegangen,“ ſagte er, „und ich bin immer nach der Seite ausgewichen, wo's noch ſtill war.“

Und nun kam Tags darauf noch ein drohendes Nachſpiel: die Leichen der erſchlagenen Männer Lichnowsky und Auerswald wurden auf dem Friedhofe beſtattet. Der Friedhof ſtrotzte von Menſchen. Alle Parlaments-Mitglieder waren da den Särgen zunächſt, hinter uns mitleidige und trotzige Leute, die Letzteren in tiefen Maſſen. Man ſah's an ihren Geſichtern, daß der Groll ſtärker war als das Mitleid. Die Parteien ſtanden hier bei hellem Tage neben einander.

Es war eine entſetzliche Stimmung, als Wilhelm Jordan die Leichenrede begann. Ihn namentlich haßten die Barricadenmänner, welche da zuhörten, denn er hatte anfangs zur Linken gehört und hatte ſich ſpäter von ihnen und ihren Uebertreibungen getrennt. Und gerade er hielt jetzt die Leichenrede. Er ſprach mit kaltem Blute, heißer Grimm aber pulſirte in den Worten. Die Verantwortung für ſolchen Gräuel wälzte er mit dröhnenden Worten den Aufſtändiſchen an die Seele. Man meinte, jeden Augenblick könnte die unverhüllte furchtbare Anklage die Maſſe der zuhörenden Angeklagten zu einem Ausbruche, zu einer Schlacht über den noch offenen Gräbern treiben. Wie eine ungeheure, tiefſchwarze Gewitterwolke hing die Stimmung über uns. Man bewunderte den kalten, herausfordernden Muth Jordan's und fürchtete doch jedes neue treffende Wort, weil es das Gewitter entladen, weil der Blitz verheerend einſchlagen könnte.

Es blieb ſtill, blieb auch todtenſtill, als er geendet. Die Erdſchollen kollerten auf die Särge hinab, man hörte dies troſtloſe Geräuſch weithin, ſtill ging Jeder von uns durch die ſtarrende Menge von dannen, in ſeinem Geiſte erwägend, wie ſchwer die Neugeſtaltung eines Staatsweſens ſei und wie theuer es bezahlt werden müſſe.

„Und all' dieſe Opfer ſollten umſonſt gebracht ſein?" fragte meine Frau. Es war der erſte Aufſtand, welcher damals niedergeſchlagen wurde, und das Parlament hatte ihn niedergeſchlagen, was bis dahin keine Regierung vermocht hatte. Auch ſolch' ein Sieg ſollte umſonſt ſein?

„Ja!" mußte ich antworten; „ja! für die jetzige Erreichung des Zieles. Die Zukunft wird befruchtet werden durch all das, was in Frankfurt geſchieht, die Zukunft. Ich weiß aber nicht zu ſagen, wann dieſe Zukunft eintritt, ob Du oder ich ſie erleben, ob Albert, der junge Burſch da, ſie erlebt."

16.

Ich behielt leider Recht: die Macht des Parlaments glitt von Woche zu Woche abwärts, die Macht der Einzelſtaaten hob ſich von Woche zu Woche, und Preußen beſonders ging ſeinen Weg abſeits vom Parlament. Dieſe Lage erreichte ihren Höhepunkt mit dem Waffenſtillſtande von Malmö, welcher die wichtige Erhebung Schleswig-Holſteins preisgab.

Das war eine ſolche Verleugnung unſerer organiſchen Neugeſtaltung, daß ſelbſt ich auf die Tribüne lief und meinen Namen auf die Rednerliſte ſetzte, um dagegen zu ſprechen. Ich verließ damit meine Partei, welche auch hierin nachgeben zu müſſen meinte und welche ja auch leider Recht hatte im Sinne der möglichen Machtfrage. Ich meinte aber, in ſolcher Herzensfrage unſeres Vaterlandes müſſe man ſtandhaft bleiben um jeden Preis.

Das Schickſal wollte nicht, daß ich mehr als Ja oder Nein ſagen ſollte in der Paulskirche. Die Debatte ward geſchloſſen, ehe mein Name an die Reihe kam.

Um aber doch ſpäter einmal wörtlich zu wiſſen, warum ich mich dies einzige Mal von meinen Freunden getrennt, ſchrieb ich mir in kurzen Worten nieder, was ich ſagen gewollt, und dies Blatt hat ſich erhalten. Hat ſich erhalten bei mir, der einen Schrecken hat vor aufbewahrten Papieren, welche nur geeignet ſind, den Raum zu verkümmern und dem Schriftſteller den Styl zu verderben, ſobald er ſie in ſeinen Schriften anbringen will. Damit ich denn auch dies neue Blatt loswerde, ſtehe es hier:

„Bei dem Zudrange von Rednern will ich mit drei Worten meine Abſtimmung motiviren.

All' die Uebelſtände, all' die Gefahren, welche geſchildert worden ſind für Deutſchlands Sicherheit und Deutſchlands Einheit — ich finde ſie alle begründet.

Unter allen ſchwebenden Fragen wüßte ich keine, bei welcher ein Bruch innerhalb unſer ſelbſt ſo troſtlos, ſo unabſehbar wäre.

Dennoch ſtimme ich dafür, den Bruch nicht mehr zu verſchieben, denn er wäre doch nur verſchoben. Hier iſt unſere Ehre verpfändet, und eine Nation, die ſich verjüngen will, kann an Hab und Gut Alles verlieren, aber nicht einen Zoll breit an der Achtung, welche ſie von Fremden für ſich fordert und welche ſie ſich ſelbſt ſchuldig iſt vor dem eigenen Gewiſſen.

Was wird aus einer Einheit, welche immer nur mit dem Namen ſpielt, was wäre ein Ganzes, deſſen Theile einander täuſchten, deſſen Theile den ſelbſtgeſchaffenen Mittelpunkt der Macht verſpotteten. Dieſer Mittelpunkt ſind wir, und dieſer Malmöer Pact ſpottet unſer.

Sagen wir Nein! Mögen diejenigen es verantworten vor dem deutſchen Vaterlande, welche uns zwingen, die erſehnte Einheit, das erflehte Ganze ſo furchtbar aufs Spiel zu ſetzen.

Es wird ihnen dieſe Verantwortung ſehr ſchwer werden, ſchwerer noch als jener Baſeler Friede unſeligen Andenkens.

Ich ſtimme dafür, daß die deutſchen Truppen nicht von der Grenze Jütlands weichen."

Uebrigens war ich am Ende damit zufrieden, ſchweigen zu müſſen. Es war Alles geſagt worden, was ich ſagen konnte. Man rennt mit dem Kopfe gegen eine Mauer, wenn politiſche

Nothwendigkeit vorliegt und patriotiſcher Ungeſtüm bereits erlahmt iſt durch immerwährende Niederlagen. So ſtand es aber mit uns. Das Parlament hatte im Frühſommer unterlaſſen, Kriegskräfte um ſich zu ſammeln, und war im Winter ohnmächtig gegenüber den Kriegskräften, welche die Einzelſtaaten für ſich behalten hatten.

Oder noch richtiger, ſo wie man es jetzt nach dreißig Jahren überſieht: die Dinge waren 1849 noch nicht ſo weit entwickelt, daß eine gründliche Umgeſtaltung möglich geweſen wäre. Große Staatsweſen ändern ſich nicht im Vertrauen auf Lehre und Weisheit, ſie wechſeln nur unter Schlägen der Gewalt.

Ich hielt mühſam aus in der Paulskirche bis zum Frühjahre, ſtimmte aber nicht mit bei der Kaiſerwahl, wie ſehr auch meine Freunde in mich drängten. Zufällig war ich an dieſem Tage beim preußiſchen Conſul zu Tiſch, und Bote auf Bote unterbrach unſer Speiſen mit der Anforderung, daß ich kommen und meine Stimme abgeben möchte. Mein ſtetes Nein war äußerſt peinlich für mich, weil mein Wirth gerade preußiſcher Conſul war und ich gerade den preußiſchen Kaiſer nicht wählen wollte. Als Vertreter eines öſterreichiſchen Wahlortes hielt ich es für unſchicklich, einem preußiſchen Kaiſer meine Wahlſtimme zu geben. Uebrigens traute ich auch dieſem Wahlactus keine Lebensfähigkeit zu. Dem Charakter Friedrich Wilhelms des Vierten ſchien mir eine ſolche volle Handlung unerreichbar vor dem Einwurfe, welchen ihm ſeine ſogenannte hiſtoriſche Bildung machen würde.

So ging ich denn von dannen aus Frankfurt, ausſichtslos, wie ich gekommen war. Die Paulskirche war noch ziemlich voll, voll von abgeſpannten Abgeordneten, und jetzt leer wie ich an Hoffnungen. Ich fühlte das Bedürfniß, die Heimreiſe nach Leipzig durch einen alten Wald zu machen, den ich nicht kannte, durch den Speſſart. Solch' ein Bergwald von alten Buchen, meinte ich, werde meine trübe Stimmung endlich einmal wieder auf poetiſche Fährten leiten. Er that es nicht. Es wurde mir im Gegentheil klar, daß ich mein politiſches Schweigen brechen ſollte, daß ich dem Parlamente eine ſchriftliche volle Darſtellung ſeiner Thaten ſchuldig wäre, mit Einem Worte, daß ich ein Buch abfaſſen müßte.

Ich ſetzte mich alſo in Leipzig ſofort an den Schreibtiſch und ſchrieb Tag für Tag den ganzen Sommer hindurch die Geſchichte des erſten deutſchen Parlaments, wie ſie mir eigen war. Noch naß in der Tinte wurde Bogen für Bogen in die Druckerei gebracht — der Verleger, Salomon Hirzel, ein feingebildeter Mann und edler Patriot, hielt die raſche Herausgabe für rathſam — und als ich den letzten Reviſionsbogen geleſen, da kamen, wie beſtellt, neue Anforderungen an meine Thätigkeit. Es waren Briefe aus Wien, welche dieſe Anforderungen brachten.

Baron Münch (Friedrich Halm) ſchrieb mir, ich möchte eiligſt nach Wien kommen. Man wolle meinen „Struenſee“ aufführen ohne Striche, ohne Striche nämlich für die Freiheitsreden, welche bei Hofe ſehr mißfallen und meine Berufung zur Direction des Burgtheaters unmöglich machen würden.

Meine Berufung zur Direction des Burgtheaters? — Ich wußte davon nichts. Jetzt wenigſtens wußte ich nichts mehr davon. Ein Jahr vorher hatte Louiſe Neumann ähnlich an mich geſchrieben, ich möchte nach Wien kommen und die „Karlsſchüler“ in Scene ſetzen. Ich war gekommen, und der damalige Chef des Hof-Burgtheaters, der alte Graf Moriz Dietrichſtein, hatte mich allerdings zum Director ernannt, die Ernennung hatte aber keine Folge gehabt, weil er den Gehalt für mich aus der Cabinetscaſſe des Kaiſers verlangt, dieſe Caſſe aber unter den damals chroniſch wiederkehrenden Revolutionen keine Neigung verſpürt hatte, Geld anzuweiſen aus leerem Raume für einen neuen Theaterdirector. Ich ſelbſt hatte ebenfalls die Zeit nicht eben geeignet gefunden zur Uebernahme einer Theaterdirection und hatte die ganze Angelegenheit im Stiche gelaſſen, indem ich einfach nach Hauſe gereiſt war.

Seit jener Zeit war mit Oeſterreich und mit mir ſo viel Neues vorgegangen, daß dieſe halbfertige Anſtellung in Vergeſſenheit gerathen und in dem Strome wichtiger Begebenheiten untergegangen war. Ich wenigſtens hielt ſie für vergeſſen und untergegangen. Nur einmal war ich daran erinnert worden durch einen kleinen Brief. Das Format war klein, die Schrift war klein, und doch war der Brief von einem großen Herrn, nämlich vom neuen General-Adjutanten des neuen Kaiſers, vom Grafen Grünne.

Während unſeres Parlamentstreibens hatte ja Kaiſer Ferdinand dem Throne entſagt und ſein Neffe Franz Joſeph hatte ihn Anfangs December beſtiegen. Deſſen wichtigſter Vertrauensmann, hieß es, ſei Graf Grünne. Er ſagte in dem kleingeſchriebenen Billet, daß er, obwohl der Theaterfrage fernſtehend, wohl glaube, ich ſei der richtige Mann für die Direction, die Entſcheidung ſtehe aber dem neuen Oberſtkämmerer zu, dem Grafen Lanckoronsky, welcher mir wohl entſprechende Mittheilung machen werde. Ich hielt dies Billet für einen Luxus an Höflichkeit, der mir unklar blieb, und da keine weitere Mittheilung nachkam, ſo dachte ich nicht weiter daran und war jetzt von Halm's Briefe überraſcht.

Ich antwortete ihm, daß ich ſehr gern nach Wien kommen würde, um meinen „Struenſee“ auf dem Burgtheater in Scene zu ſetzen, daß ich aber in dem Stücke nichts ſtreichen könnte und würde, weil jene Freiheitsreden ſtreng zum Thema und zur Motivirung der Handlung wie der Charaktere gehörten. Sollte von dieſer Streichung meine Anſtellung als Director abhängen, welche ganz überraſchend für mich wieder auftauchte, dann würde ich eben auf dieſe Anſtellung verzichten. Es wäre mir ja auch damit ein deutliches Symptom dargelegt, daß ich für die Stellung nicht paßte. Wenn ein Stück von mir wegen ſeiner freiſinnigen, dem Thema des Stückes angemeſſenen Reden auf dem Burgtheater mißliebig ſei, dann ſei ich ſelbſt auch offenbar mißliebig, denn ich würde als Director ſolche Stücke aufführen wollen. Die liberale Verfaſſung, welche der junge Kaiſer Oeſterreich gegeben, laſſe ja einen entſprechenden Liberalismus auch für die Bühne, alſo auch für das Burgtheater erwarten. Sei das ein Irrthum, dann ſei auch meine Anſtellung ein Irrthum, zu welchem ich Niemanden verleiten möchte.

Ich ſolle nur kommen! antwortete Halm.

Bemerkenswerth iſt hiebei, daß Friedrich Halm (Baron Münch) Anno 1849 die Veranlaſſung war zu meinem Eintritte ins Burgtheater, und daß Baron Münch (Friedrich Halm) Anno 1867 die Veranlaſſung war zu meinem Austritte aus dem Burgtheater. Anno 1849 beſtand er darauf, daß ich ohne gewiſſe Vollmachten nicht eintreten dürfte, Anno 1867 aber entzog er mir juſt dieſe Vollmachten und nöthigte mich dadurch zum Austritte.

So kam ich denn wieder nach Wien und war eigentlich nicht der Meinung, daß ich da bleiben würde. Ich ſetzte „Struenſee“ in Scene und ſtrich nicht Ein Wort, trotz Zuredens meiner Freunde, welche herausfordernden Tendenzapplaus fürchteten. Gerade ſolchen Applaus erwarteten meine Gegner, namentlich der noch amtirende Director. Ich ſaß in ſeiner Loge bei der erſten Aufführung, und er beglückwünſchte mich, als dieſer Tendenzapplaus in reichlichſter Fülle ausbrach. Ich ſammt meinen Freunden war nun überzeugt, man würde mich unter ausweichenden Lobſprüchen wieder heimwärts ziehen laſſen.

Ich perſönlich meinte außerdem, das Stück könnte trotz allen Beifalls nicht recht gefallen haben, weil die Schauſpieler alle über die Jahre hinaus waren, welche den Perſonen des Stückes zukamen. „Wo ſoll die Illuſion herkommen,“ rief ich, „wenn reiſe Väter und Mütter in zärtlicher Liebe entbrennen?!“

Die folgenden Tage ſchienen indeß all' meinen Bedenken in dieſer Richtung zu widerſprechen: „Struenſee“ machte volle Häuſer, und der Oberſtkämmerer, welcher mich rufen ließ, begrüßte mich freundlich. Er legte ein Billet auf ſeinen Schreibtiſch und auf dieſes Billet einen Beſchwerſtein, als ich eintrat, und in dieſem Billet lag, wie ich ſpäter erfuhr, die Auflöſung des Räthſels. Es war von der Frau Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaiſers.

Sie hatte der Vorſtellung des „Struenſee“ beigewohnt und hatte dem Oberſtkämmerer geſchrieben, daß ſolche Tendenzapplauſe nicht ſtören dürften. Im „Struenſee“ ſeien dieſe Freiheitsreden keine bloßen Phraſen des Dichters, ſondern ſie gehörten wirklich zum Inhalte des Stückes, ja ſie ſeien unentbehrlich zur richtigen Charakteriſtik. Der Dichter habe ganz recht gethan, ſie nicht zu ſtreichen. Das Stück ſelbſt habe ihr ſehr wohl gefallen.

Ich habe erſt ſpäter nach längerer Bekanntſchaft ermeſſen können, welch eine Aufgabe der Oberſtkämmerer damit übernommen, mich und meinen „Struenſee“ lobend zu empfangen. Graf Lanckoronsky — dies war ſein Name — war ein Hochtory, und mein politiſcher „Struenſee“ war ihm gründlich zuwider. Aber dem Winke der Frau Erzherzogin beugte er ſich ohne Zögern. Sein hochgewachſener, breitſchulteriger Körper krümmte ſich in ſolcher Lage, ich möchte ſagen hörbar, und das Antlitz, von einer ſcharf vorſpringenden Naſe beherrſcht — die Schauſpieler nannten ſie den Schnepfenſchnabel — erſtarrte zu einer Feſtigkeit wie von Bronce. Nicht um die Welt hätte er dem neben ihm ſtehenden Hofrathe mit einer Sylbe verrathen, daß er ein Opfer bringe, o nein! Die dynaſtiſche Ergebenheit waltete in ihm wie ein Staatselement aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten. Der Beamte da neben ihm war für ihn ein untergeordnetes Weſen, ein bloßer Beamter, welcher von der Höhe der Ergebenheit nichts zu verſtehen brauchte, der hatte zu gehorchen. Gehorchen und Gehorchen iſt zweierlei: von hoher Stelle iſt's Sache der Einſicht und des Grundſatzes, von unterer Stelle iſt's Pflicht, oder einfacher geſagt: verdammte Schuldigkeit.

Man wunderte ſich, wie ein Pole zur Stelle des Oberſtkämmerers gekommen wäre, und damit zur Regierung des Burgtheaters, einer deutſchen Hochanſtalt. Das verdankte er ſeiner kleinen Frau, einer ungemein einfachen, ja ſtreng einfachen und frommen Dame. Fromm im beſten Sinne des Wortes. Immer im Anzuge einer Bürgersfrau, ſchien ſie gar nicht an die Seite des reichen Cavaliers zu paſſen. Und doch paßte ſie mit ihrem liebreichen, guten Verſtande, mit ihrer feſten Willenskraft, ſogar mit ihrem kleinen Humor, der ihm völlig fehlte. Es war eine ſehr glückliche Ehe. Sie war die Schweſter des Grafen Stadion, und dieſer bedeutende Miniſter, welcher die Ruthenen erfunden und für die Verfaſſung Oeſterreichs wohlthuend gewirkt, hatte ſeinen Schwager, den Grafen Carl Lanckoronsky, zum Oberſtkämmerer gemacht. Es war immer eine Verlegenheit für dieſen, wenn die Rede auf ſeinen Schwager Stadion fiel; er war ihm zu Dank verpflichtet, und doch waren ihm Stadions liberale Allüren zuwider.

Im Spätherbſte 1849, als ich nach Wien kam, war dieſer wichtige Miniſter bereits von der Lähmung des Hirns berührt, welche ſeinen Tod herbeiführte.

Woher denn aber kam mir das Wohlwollen der Frau Erzherzogin Sophie? Sie kam doch bald in den Ruf einer reactionären und ultramontanen Geſinnung. Ich habe davon nie etwas im perſönlichen Verkehre bemerkt. Sie war eine kluge Frau, und Klugheit weiß zu unterſcheiden auch innerhalb der Parteidünſte. Mich hatte ſie zum erſten Male in einem Momente des Volksſturmes geſehen, im Burgtheater, als das aufgeregte Publicum den Hervorruf der Schauſpieler durchſetzen wollte. Dies geſchah, wie ich ſchon anderswo erzählt, bei der erſten Aufführung meiner „Karlsſchüler“. Da wurde ich, obwohl ein Fremder, weil kein Einheimiſcher hinaus wollte, auf die Bühne hinaus geſchickt, um das wilde Publicum irgendwie zu beruhigen. Der von dem Lärm erſchreckte Hof hatte gefürchtet, ich würde ein Nachgeben ankündigen; ich, der verſchrieene Liberale, würde eine alte, gute Sitte preisgeben. Ich aber, einverſtanden mit der alten, guten Sitte, hatte die undankbare Aufgabe übernommen, Nein zu ſagen zu der revolutionären Forderung des Publicums, und ich ſagte Nein, indem ich für den Hervorruf des Herrn Fichtner dankte. Das wirkte vollſtändig, und die Frau Erzherzogin hatte damals geſagt: „Ah, der Laube tritt im Nothfalle gegen den Sturm!“ Und ſie hat mir das nie vergeſſen.

Es kam ein Zweites hinzu. Durch einen Zufall war ihr mein „Struenſee“ empfohlen. Im Jahre 1845 hatte ich in Wien zwei Gräfinnen Kuenburg das Stück vorgeleſen; eine dritte Dame, Gräfin Schönborn, war dazu gekommen und hatte auch geduldig zugehört. Allen drei Damen hatte das Stück gefallen. Dieſe Gräfin Schönborn, eine Stiefſchweſter der Kuenburgs, war aber jetzt Oberſthofmeiſterin der Frau Erzherzogin und hatte dieſer günſtig von dem Stücke erzählt. So war ein günſtiges Vorurtheil für mich entſtanden, und ſo entſtehen eben oft Empfehlungen im entſcheidenden Augenblicke. Hier brachten ſie es zuwege, daß ich Director des Burgtheaters wurde.

Im Handumkehren allerdings nicht. Ich wurde durch Halm belehrt, daß ich ja nicht ohne feſte Inſtructionen eintreten dürfte. Ueber dieſe unterhandelte ich denn längere Zeit mit dem Oberſtkämmerer und deſſen Hofrathe. Längere Zeit, weil ich feſt darauf beſtand, Wahl der Stücke, Beſetzung der Rollen, Bildung des Repertoires und einjähriges Engagement als meine Vollmachten ausdrücklich eingeräumt zu erhalten.

Das ſchien unerreichbar. In der Debatte darüber, welche mitunter in Streit ausartete, ſah ich deutlich, daß die polniſche Excellenz unbarmherzige Herrengrundſätze in ſich trug und ſelbige mit einer erſchreckenden Heftigkeit ausdrückte. Es war eine Heftigkeit, welche auch einen begründeten Widerſpruch grundſätzlich abwies. Der beiſitzende Hofrath, geſchmeidig in allen Aeußerungen, verſüßte die Gegenſätze lächelnd mit der Verſicherung: es werde nichts ſo heiß gegeſſen, wie man es auftrage.

Die ſpätere Erfahrung hat mir gezeigt, daß ich bei der hochfahrenden Excellenz immer zuſtimmendes Gehör fand, wenn ich mich auf meine Inſtructionen berief, und daß ich dieſer Loyalität immer ſicher war, daß aber der geſchmeidige Hofrath immer praktiſche Deutungen vorzubringen wußte, welche meine Inſtructionen umgingen.

Kurz, die Einigung gelang nicht. Da fiel es mir einmal plötzlich ein — ich weiß die Veranlaſſung nicht mehr — mich auf die Herren und Führer des neuen, conſtitutionellen Oeſterreich zu berufen. Sie würden, meinte ich, mir gewiß zuſtimmen und würden erklären: „Allerdings muß ein regierender Mann, wie ein Theaterdirector doch iſt, allerdings muß er in gewiſſen Punkten ſelbſtſtändige Befugniſſe haben, um Gehorſam zu finden und gedeihlich dirigiren zu können. Die ſelbſtſtändigen Abzweigungen der Aemter gehören zum conſtitutionellen Regime.“

Graf Lanckoronsky ſchwieg eine Weile und ſah mich fragend an. Die Berufung auf conſtitutionelle Formen machte ihn ſtutzig. Endlich ſagte er: „Wen meinen Sie denn mit dem Ausdrucke: Herren und Führer?“

Ohneweiters erwiderte ich: „Den Fürſten Felix Schwarzenberg und den Grafen Grünne.“

„Kennen Sie dieſe Herren?“

„Nein; aber ich kann ja verſuchen, ſie kennen zu lernen und ihnen unſere Streitfragen vorzulegen.“

Das war doch wunderlich genug. Aber es war wirkſam. Meine Excellenz war offenbar unſicher über die Formen des neu eingeführten Staatsweſens und wollte ſich in dieſem Punkte billig und nachgiebig zeigen. Dieſe Stimmung war damals bei den neuen Herren nicht ſelten in Wien; man zeigte ſich geduldig und nach Kräften verſöhnlich.

„Meinetwegen!“ rief endlich der Graf, „befragen Sie den Fürſten Schwarzenberg und den Grafen Grünne.“

Gab es etwas Originelleres, als daß ich dieſe damals mächtigſten Herren fragen wollte: Welche Vollmachten braucht ein Theaterdirector, und kann er dieſe oder jene Vollmacht wirklich entbehren, wie der Herr Oberſtkämmerer verlangt? Kaum, und doch machte ich mich auf den Weg.

Zuerſt verſuchte ich, den Grafen Grünne zu ſprechen. Er hatte mir ja doch einſt ein Billet geſchrieben in Sachen des Theaters. Vielleicht erinnert er ſich.

Im innern Burghofe iſt eine Wache, im erſten Stock über dieſer Wache, wenn man es nicht Mezzanin nennen will, da regierte der Mann, welcher damals die rechte Hand des jungen Kaiſers genannt wurde. Das Local war äußerſt beſcheiden. In niedrigen Zimmern ſaßen zuerſt Gensdarmen, dann Officiere. Dieſe fragte ich und fand ich ſehr liebenswürdig. Ja, einer dieſer Officiere ging ſogleich ins nächſte Zimmer, um anzufragen. Als er zurückkam, ließ er die Thüre offen, und in dieſer Thüre erſchien ein ziemlich großer Mann, bis an den Hals in einen ordinären Militärüberzieher gekleidet. Den kleinen Kopf etwas vorbeugend, betrachtete er mich mit aufmerkſamen kleinen Augen, welche ein nicht unfeines, glattes Geſicht belebten, und ſagte mit faſt leiſer Tenorſtimme, daß er ſich erinnere, an mich geſchrieben zu haben. „Iſt's alſo in Ordnung?“ fragte er.

„Nicht ganz,“ erwiderte ich, indem ich nur einen Schritt weit in ſein Zimmer trat, da er nur ſo weit zurückging. Ganz mit Recht wollte er meinen Beſuch in kürzeſter Form erledigen.

„Wieſo nicht ganz?“ fragte er weiter.

Und nun ſchilderte ich ihm die Differenz in Betreff der Vollmacht. Als ich fertig war, lachte er ſtill vor ſich hin und ſprach: „Schauſpieler zu regieren, mag ſehr ſchwer ſein. Da muß man Anſehen haben. Ich bin Ihrer Meinung, daß Sie die verlangte Vollmacht brauchen“.

„Und das darf ich dem Herrn Oberſtkämmerer wiederholen?“

„O ja!“ ſagte er und lachte wieder. Ich aber wollte ihm die koſtbare Zeit nicht rauben, dankte und empfahl mich.

„Wir werden uns wohl noch öfter ſehen!“ rief er mir nach und grüßte mit der Hand.

Einen alſo hatte ich. Nun eilte ich auf den Ballplatz in die Staatskanzlei. Dort kam ich ebenſo raſch ans Ziel. Junge Herren, die zum Hauſe gehörten, kannten meine Exiſtenz und literariſche Stellung, thaten recht erfreut, mich perſönlich vor ſich zu haben, und ſagten: „Der Augenblick iſt günſtig, Durchlaucht iſt eben frei.“ Und wiederum ging Einer hinein und kam raſch zurück, die Thür angelweit offen laſſend, mit der Hand winkend, ich möchte eintreten.

Ich trat in ein großes, ſaalartiges Zimmer, ein ſchlank und elegant gewachſener Herr kam mir entgegen, eine rieſig große Cigarre im Munde, aus welcher er energiſch rauchte. Er kannte meinen Namen, meine Schriftſtellerei und, wie es ſchien, auch ungefähr meine politiſche Geſinnung, und ſetzte wohl voraus, daß ich ihm einfach meine Aufwartung machen wollte.

Als ich ihm nun meine Streitfrage mittheilte, da lachte er gerade ſo wie Graf Grünne und rief ebenſo: „Natürlich! Wer kann denn ohne Machtvollkommenheit regieren! Ihr habt's ja verſucht in Frankfurt und wiſſet jetzt, wie es euch bekommen iſt.“

Und nun ſprach er nichts als Politik, mit einem gewiſſen Behagen entwickelnd, daß man ohne Umſchweife klare Verhältniſſe ſchaffen und die Macht überall ſogleich und ſcharf einſetzen müſſe. Mit unverkennbarer Selbſtzufriedenheit, ja mit fröhlichem Stolze ſprach er's aus, daß er in ſolchem Sinne Oeſterreich ſchneidend abgeſondert habe von Deutſchland.

Das Wort „sabreur“ ſtellte ſich bei mir ein und das Wort „Leichtfertigkeit“, aber ich mußte zugeſtehen, daß dieſer muntere Naturalismus recht beſtechend erſcheine in verwirrter Zeit. Man konnte an das leichte Talent in der Literatur denken neben weitausholender philoſophiſcher Kritik. Die Parole dieſer ariſtokratiſchen Courage lautete: Links und rechts geradeaus, und in der Mitte — ebenfalls. So klang ſie, und dem entſprechend warf dieſer friſche Herr plötzlich die nur bis zur Mitte gerauchte Cigarre ſchlankweg weithin auf den glatten Parquetboden. Ich brauchte gar nicht zu reden, ich hatte nur zu hören. Dabei machte er den Eindruck eines leidlich angenehmen Mannes von vornehmer Sorgloſigkeit und kühler Gleichgiltigkeit für Alles um ihn her, für ſeine Kleidung und für den Effect, welcher von ihm ausginge. Kommt man nicht durch, ſo geht man achſelzuckend unter, achſelzuckend über die Welt, welche ſich überſtudirt.

Ich hab ihn nicht wieder geſprochen. Begegnet bin ich ihm aber mehrmals des Abends beim Nachhauſegehen auf der Straße. Der Mann hatte flott gelebt und fand ſehr bald einen glücklichen Tod durch einen Nervenſchlag.

17.

Als ich Tags darauf dem Grafen Lanckoronski die Aeußerungen der beiden Machthaber mittheilte — er zweifelte keinen Augenblick an meiner Wahrhaftigkeit — ſagte er: „Nun denn, ſei's mit Ihrer Inſtruction, wie Sie dieſelbe wünſchen!“

So ſchien's denn erreicht, und an einem ſonnigen Morgen wurde mir in der „Stadt Frankfurt“ zwiſchen Seiler- und Spiegelgaſſe das Anſtellungsdecret zugeſtellt. Zu meinem Erſtaunen fand ich Lücken und Verclauſulirungen in den Vollmachten. Oho! Ich war damals gar nicht hitzig auf ein Amt, deſſen Umfang ich kaum genügend ermeſſen konnte, und erinnerte mich ſofort der Halm'ſchen Warnung vor dem Aufgeben auch nur eines Titelchens. Das moraliſche Mißbehagen bei ſolch' einer Verkürzung war auch nicht gering, und ſo eilte ich ſpornſtreichs in die Burg zu meinem Hofrath, welchem ich gewiß dieſe Verkürzung zu danken hatte, und ſtellte ihm kurzweg das Decret zurück. Es ſei ein mangelhaftes Document, welches unſeren Abmachungen nicht entſpräche und welches ich deshalb nicht annehmen könne. In kurzer Wendung ſagte ich Lebewohl und wollte meiner Wege gehen.

Er war ſtarr vor Staunen, daß ich wegen ſolcher Kleinigkeiten die ganze Anſtellung aufgeben wollte, und ſetzte, ſich in die Bruſt werfend, hinzu: das ginge gar nicht, der Act ſei ſchon dem Kaiſer vorgelegt.

„Nun,“ entgegnete ich, „dann wird eben auch der Kaiſer erfahren, daß die Formulirung nicht ſo iſt, wie ich mit Sr. Excellenz übereingekommen bin.“

Das wirkte. Die Anſtellungsſchrift ward neu verfaßt, und ſo war ich bei Eingang des Winters 1849 artiſtiſcher Director des Burgtheaters.

Eigentlich wußte ich nicht, wie mir geſchah. Ich ſteckte noch mitten in der Politik, und es erſchien mir wie eine ganz fremde Aufgabe, mit Haut und Haar in ſolch' eine künſtleriſche Specialität einzutreten. „Willſt du denn das? Wirſt du das können?“ fragte ich mich. Meine Frau hatte mehrmals geſagt: „Du kannſt wohl deine eigenen Stücke in Scene ſetzen, aber wirſt du's auch mit anderen Stücken können?“ Darüber war ich nun ſelbſt nicht in Sorge. Aber jetzt war ich Director, und es handelte ſich nicht mehr blos um Inſceneſetzung, es handelte ſich um Regierung einer großen Geſellſchaft, einer alten, gewiß vielfach eingeroſteten Geſellſchaft. Ueber die Fähigkeit zu einer ſolchen Regierung hatten wir uns nie unterhalten. Und doch wurde mir jetzt zu einigem Schrecken klar, daß dies eine Hauptfrage ſei. Ich war immer ein allein lebender Schriftſteller geweſen, hatte nur etwa als Vorſitzender des Schriftſteller-Vereins zu Leipzig mich in einer beſonderen Gattung des Regierens üben können, hatte mich aber bei den Theatern, wo ich meine Stücke in Scene ſetzte, nie um den Organismus und Gang eines Theaters gekümmert; wie ſollte ich jetzt mit Einem Male im Stande ſein, die Zügel einer erſten Bühne erfolgreich zu führen! Uebrigens erzählte man mir ſogleich ausführlich, daß mir hartnäckige Anſprüche alter Mitglieder, daß mir Widerſtand und Intrigue aller Art entgegentreten würden.

„Nun denn,“ rief mein ſanguiniſcher Lebenstheil, „ſchau auf dieſen Felix Schwarzenberg, ſei leichtfertig wie er!“ — „Nicht das allein!“ flüſterte der melancholiſche Lebenstheil in mir, „ſei vor allen Dingen vorſichtig und handle nach einem Plane.“

Ich bekam Zeit zur Entwerfung dieſes Planes, denn ich ging erſt nach Leipzig zurück, um meine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und meine Familie auswanderungsfähig zu machen.

In Leipzig wie in ganz Deutſchland war es ſtill geworden. Die letzten Trümmer des Parlamentes, welche aus lauter Mitgliedern der Linken beſtanden und ſich ins Schwabenland nach Stuttgart zurückgezogen hatten, waren dort gewaltſam beſeitigt worden. Uhland hatte ſich als Chorführer dieſes letzten Actes dargeboten und hatte unter der ſchwarz-roth-goldenen Fahne den letzten wirkungsloſen Proteſt geſprochen.

Ich kann nicht behaupten, daß dies mehr als einen gleichſam hiſtoriſchen Effect gemacht hätte. Es war vorbei, vorbei mit Allem, was man gehofft und gewollt, und dieſer extemporirte Schluß erſchien mir ein blos formelles Nachſpiel, welchem man keine Bedeutung beilegte, keinen Nachdruck zuerkannte.

Ein ſchwerer Winter war hereingebrochen, als ich mit meiner Frau auf der Nordbahn Wien näher rückte und bei Göding im Schnee ſtecken blieb. Die Auguren des Schickſals machten uns alſo ein verdrießliches Geſicht, als wir ausſteigen und eine halbe Stunde weit durch den Schnee der Felder waten mußten, um in dem kleinen mähriſchen Orte ein dürftig Unterkommen zu ſuchen für Tag und Nacht.

„Was Auguren!“ rief ich der beſorgten Frau zu, „Oeſterreich iſt ſchön, die Oeſterreicher ſind liebenswürdig, und ihr Staatsweſen iſt liberal geworden!“ — „Iſt es das wirklich?“ — „Allerdings.“ — „Und du, wirſt du mit deinem allzu freimüthigen Weſen in eine Beamtenwelt paſſen, welche in politiſch enger Bedrängniß aufgewachſen iſt? Du ein Beamter! Du, der ſich nichts gefallen läßt, du gehorchen?!“ — „Du biſt im Irrthum über mich. Ich gehorche genau, grundſätzlich genau. Ich meine, es kann nur der befehlen, der gehorchen kann.“ — „Aber wird man grundſätzlich befehlen, da man in ganz anderen Grundſätzen aufgewachſen iſt?“ — „Hoffen wir's. Ein gut Theil des Lebens beruht ja immer nur auf Hoffnung.“

Zur erſten Inſceneſetzung hatte ich mir „Fauſt" erwählt. Es waren nur unverfängliche Scenen, einzelne Scenen des „Fauſt" bis daher in Wien aufgeführt worden, und zwar nicht im Burgtheater, ſondern im Opernhauſe am Kärntnerthor. Der ganze erſte Theil war in Wien eine Neuigkeit. Er enthält ſo bedenkliche Partien für die geſtürzte Cenſur Alt-Oeſterreichs, daß er ein guter Gradmeſſer war für die Freiheit der neuöſterreichiſchen Aera. Und die neue Cenſur hatte an dem von mir eingerichteten Buche keine Schwierigkeit erhoben. Der Oberſtkämmerer ſelbſt, mein Chef als oberſter Director des Burgtheaters, war der Cenſor. Er hatte nichts geſtrichen. Gar Vieles in dem Buche mußte ihm, ſo weit ich ihn bereits kannte, höchſt mißfällig ſein; aber die Luft wehte noch ſo frei in dem damaligen Wien, daß er reſolut die Augen geſchloſſen und jeglichen Strich unterlaſſen hatte.

Es ließ ſich alſo jegliches Ding gut an, meinte ich. Auch bei Hofe. Zum erſten Mal in meinem Leben war ich auf den Verkehr mit einem Hofe angewieſen, wozu mich meine Frau für ganz ungeeignet hielt. Mit gutem Grunde. Dennoch war es bisher gut gegangen. Allerdings hatte ich gleich zu Anfang eine erſtaunliche Unkenntniß bekundet: ich hatte nicht gewußt, daß man ſich beim Kaiſer zu bedanken habe, wenn man eine Anſtellung bekommen, und mein Hofrath war tief betroffen, als er dieſer meiner Unwiſſenheit kundig wurde. Aber ich hatte dieſen Fehler glücklich verbeſſert, ich war nach Schönbrunn gefahren und war vom jungen Kaiſer in Audienz empfangen und ſehr gnädig behandelt worden. Der Kaiſer ſelbſt war mir ſehr intereſſant jung erſchienen in ſeiner ſchlanken, feinen Geſtalt, in ſeinem abſichtlich ernſten Weſen, welches doch zuweilen von der harmloſen Jugend belebt wurde in einzelnen natürlichen Fragen. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit, daß ich der Unerfahrene und Ungeſchickte war, welcher das Ende der Audienz nicht abwarten konnte, ſondern es reſpectwidrig herbeiführte. Der Kaiſer corrigirte mich allerliebſt: er glitt auf dem glatten Parquetboden wie ein Schlittſchuhläufer mir nach, der ich ſchon an der Thür war.

Es war ihm noch etwas eingefallen, das er ausſprechen wollte, und er ſprach es aus ganz klar und ganz geſchwind. Was war's? Ein Lob meines „Struenſee". Offenbar ein Auftrag der Frau Erzherzogin, ſeiner Mutter; ich konnte gar nicht freundlicher behandelt werden.

Dazu kam die Theilnahme der ganzen kaiſerlichen Familie an der Direction des Burgtheaters: der Vater, die Mutter und nächſt dem Kaiſer noch zwei Söhne, die Erzherzoge Max und Carl Ludwig. Der jüngſte, Erzherzog Ludwig Victor, war noch Knabe. Max und Carl Ludwig aber, namentlich Carl Ludwig, fragten und intereſſirten ſich um Alles.

Die ganze Welt rüttelte ſich damals aus revolutionären Allüren in Ordnung zurecht und in ſtrenge Formen, es machte alſo bei Hofe den beſten Eindruck, daß berichtet wurde, im Burgtheater iſt eine ſtrenge Regie eingeführt worden. Die jungen Erzherzoge kamen ganz ſtill in die Kaiſerloge, um die Proben anzuhören, und ſie erkundigten ſich ſtets ausführlich nach allen Details des Theaterregiments, und ob wirklich eigenſinnige Damen und verwöhnte Herren ſo ſchwer disciplinirbar wären. Guter Humor fehlte außerdem nie bei den jungen Herren, namentlich der Erzherzog Carl Ludwig war unerſchöpflich in Antheilnahme und heiteren Bemerkungen.

Es war mir geſtattet, bei eintretenden Schwierigkeiten meines Amtes Rath und Hilfe anzuſprechen bei der Frau Erzherzogin Sophie. Sie empfing mich ſo beiher, ohne Förmlichkeit, hörte mich ruhig und wohlwollend an und rieth mir meiſt mit lächelndem Ernſte: die Dinge nicht gar ſo dogmatiſch zu nehmen, ſondern mitunter auch hübſch nachgiebig.

Es geſchah ſolcher Empfang, wie geſagt, ſo beiher, und ihre Söhne Max und Carl liefen wohl zuweilen durchs Zimmer, keines Fremden gewärtig, und wenn ſie ihn ſahen, eine Weile zuhörend. Ihr Négligé waren die weißen Cavallerie-Ueberzieher, und ihr kurzer Wortwechſel mit der Mama hatte gewöhnlich einen humoriſtiſchen Ton.

Der junge Kaiſer ſelbſt kam in den erſten Jahren meiner Direction fleißig ins Burgtheater und verſäumte insbeſondere nicht leicht ein Luſtſpiel. Er lachte ſo ausgiebig, daß er oft ſein Taſchentuch vor den Mund hielt, um den Schall ſeines Gelächters zu dämpfen. Vorzugsweiſe über Beckmann, der denn auch alle Regiſter ſeiner Späße zog, wenn er den Kaiſer in der Loge ſah.

Im innern Getriebe des Schauſpielperſonals hatte ich freilich große Noth. Ich brachte neue Kräfte und beſchäftigte ſie in erſten Fächern. Das erregte zürnenden Widerſtand der alten Kräfte, welche dabei einbüßten und ihre Einbuße kurzweg Zurückſetzung nannten. Beim Theater will Niemand alt geworden ſein. Den heftigſten Widerſtand entwickelte Löwe in ſtürmiſcher Aeußerung. Neben mir ſitzend bei der Inſcenirung, ſprang er wohl auf und verwarf laut und geringſchätzig, was ich anordnete, bis ich ihn endlich einmal ad abſurdum führen konnte. Das geſchah bei den Proben des „Erbförſter“, deſſen ſceniſche Einrichtung in den erſten Acten ſehr ſchwierig iſt. Ich ſtand auf, überwies ihm meinen Platz und ſetzte mich auf den ſeinen, mit dem Bedeuten, daß er die Inſceneſetzung übernehmen möge. Er that's mit Geräuſch und hatte nach etwa zehn Minuten das Kommen und Gehen des Perſonals ſo verfahren, daß Alle gegen einander liefen und ſtießen und der bekannte Originalſchrei der Frau Haizinger das Signal gab zu allgemeinem Gelächter.

Nun ſtand ich wieder auf und bat um meinen früheren Platz, das Heft der Führung wieder in die Hand nehmend. Ausgelacht werden tödtet bei Schauſpielern wie bei Franzoſen.

In Betreff der Regie mußte er nun ſtill werden. Um ſo heftiger wurde er in Betreff der Rollen. Bei einer Probe wurde er darüber ſo laut und heftig, daß ich ihn bitten mußte, dergleichen nicht öffentlich, ſondern mit mir allein abzumachen und zu dem Ende mir zu folgen. Die Probe mußte warten, und ich führte ihn bis auf den Joſephsplatz hinaus. Auf dieſem Schlachtfelde fochten wir eine halbe Stunde lang; es war ein Duell auf

Tod und Leben. Meine Gründe, daß ich für ein künſtleriſches Ganzes zu ſorgen hätte, verfingen nicht, und ich war endlich genöthigt, ihm kategoriſch zu erklären, daß ich ſein Vorgeſetzter wäre und ſo wilde Oppoſition nicht mehr duldete. Fühle er ſich ungerecht beeinträchtigt, ſo möge er ſich mit ſeiner Beſchwerde an die oberſte Direction wenden, ich aber verlangte zunächſt Gehorſam.

Natürlich war er nicht allein der Unzufriedene und Widerſacher, obwohl die drei anderen Regiſſeure — Anſchütz, Fichtner und La Roche — ſich ſeinem Betragen nicht anſchloſſen. Fichtner ganz und gar nicht. Er verhielt ſich durchaus liebenswürdig zu neuen Maßregeln. Anſchütz auch nicht, weil er unter allen Umſtänden für loyales Maßhalten einſtand, und La Roche nicht, weil ich ihn meinem Plane gemäß mir zunächſt ſtellte und ſeinen Rath in Anſpruch nahm. Indeß all dieſe Herren verhielten ſich doch nur paſſiv, aber im übrigen Perſonale, namentlich im weiblichen, gab es Malcontente in Fülle.

Das war ja auch natürlich. Ein neues Regiment ſetzt jeden alten Beſitz in Frage und iſt doppelt bedrohlich, wo es ſich, wie beim Theater, um Geſchmacksfragen handelt. Da will es Jeder beſſer wiſſen und empört ſich — vielfach mit Recht — wenn der neue Gebieter vom herkömmlich gewordenen Geſchmacke abweicht.

Die Lage war eine zeitlang ſo ſchlimm für mich, daß ich nie mehr des Morgens in den Wagen ſtieg, welcher mich zur Probe bringen ſollte, ohne daß ich meine Röcke feſt zuknöpfte mit dem Gedanken: Iſt auch der Panzer unter den Röcken? Du wirſt ihn wieder vollſtändig brauchen.

Mein wichtigſtes neues Stück ſollte Shakeſpeare's „Julius Cäſar" ſein. Ich fand aber für die Beſetzung ſo viel Widerſpruch, daß ich erſt nach fünf Monaten zur Inſcenirung des Stückes kam. Löwe verlangte abſolut den Antonius — die Abkürzung Anton ſprach er übrigens immer nach deutſcher Betonung Anton, auf die erſte Silbe den Nachdruck legend — der Anton gebührt mir! rief er wochen-, ja monatelang. Umſonſt ſagte ich: Antonius iſt ja der jüngſte von all' dieſen Römern, und Sie ſind der älteſte Schauſpieler; Caſſius dagegen eignet ſich ganz für Sie — umſonſt! Endlich mußte er doch den Caſſius ſpielen und ſpielte ihn vortrefflich.

Die Aufführung des „Cäſar“ machte Furore, und nun erſt wurde ich anerkannter Director. Dies erſte Halbjahr gehört zu den gründlichſten Prüfungen in meinem Leben.

Ich hätte ſie nicht überſtanden, wenn nicht mein Chef, Graf Lanckoronski, ſo getreulich Wort gehalten hätte. Er hielt die Inſtructionen, welche er mir ungern bewilligt hatte, bis auf den einzelnen Buchſtaben. Er miſchte ſich in nichts, was artiſtiſch war. Gar oft war er mit meinem Geſchmack und meinen Maßnahmen höchlichſt unzufrieden, und ſprach dieſe Unzufriedenheit aus ärgerlichſt und unumwunden, „aber“ — ſetzte er hinzu — „dies iſt der Ihnen zuerkannte Bereich, und ich rühre nicht daran“.

Die Klagen der Schauſpieler drängten ſich an den Hofrath, welcher ſie an den Chef leiten ſollte. Er that's. Aber der Graf wies Alles ab und ließ in ſolchen Fragen nie einen Schauſpieler vor ſich. Darin lag mein Heil.

Allmälig wurde denn auch der Widerſtand gegen mein Regiment ſtiller, wenn er auch insgeheim fortdauerte. Die Zufriedenheit von Oben kam mir nachdrücklich zu Hilfe: ich wurde vor der beſtimmten Zeit zum definitiven Director ernannt. Die Wirkung des Theaters entwickelte ſich ſichtbar. Der Beſuch desſelben war bei meinem Eintritt dergeſtalt in der Ebbe, daß man außer den Logen auch noch die erſten Reihen der Sperrſitze abonniren ließ, weil ohne ſolche Hilfe das Parterre nicht gefüllt werden könnte. Es galt für Verwegenheit, daß ich dies abſchaffen ließ. Der Zutritt junger Kräfte machte ein harmoniſches Enſemble möglich, die Sorgfalt, welche auf Darſtellung claſſiſcher Stücke gewendet wurde, der Eifer, neue Stücke vorzuführen, und der Fleiß, welchen ich älteren guten Stücken unter neuer Beſetzung widmete, erregten im Publicum lebhafte Theilnahme.

Ich meinte, bei andauernden glücklichen Erfolgen dem Ideale eines geiſtig belebten Schauſpiels näher und näher zu kommen. Das Nähere hierüber habe ich in meinem Buche „Das Burgtheater“ ausführlich beſchrieben und kann ich hier übergehen. Da traf mich ein Schlag, welcher meine ganze Wiener Exiſtenz in Frage ſtellte — die Verfaſſung wurde aufgehoben.

Nun war ich aber doch nur in der Zuverſicht nach Wien gekommen, ein liberales Staatsweſen werde mir's ermöglichen, ein Schauſpiel auszubilden, welches den frei gewordenen Geiſt unſerer Zeit ehrlich widerſpiegeln könne. Das Theaterſpiel ohne geiſtige Wechſelwirkung zwiſchen Dichtung und Publicum iſt ja eine Schulcomödie ohne wahrhaftiges Leben.

Dieſe Zuverſicht krachte zuſammen mit dem Untergange der Verfaſſung. Wieder in den alten Sumpf kleinlicher Bedenken zu gerathen, wieder der geiſttödtenden alten Cenſur überantwortet zu werden, welche dem Sinne und Weſen des lebenden Geſchlechtes Gewalt anthut, das ſchien mir unvereinbar mit einem Kunſtinſtitute, welches wie kein anderes auf die innerliche Theilnahme des lebenden Geſchlechtes angewieſen iſt. Ich wollte unverzüglich meine Entlaſſung verlangen.

Meine Frau, der conſervative Schutzengel meines Lebens, hielt mich zurück. „Warte ab,“ rief ſie, „ob wirklich mit der Verfaſſung die freien Grundſätze deiner bisherigen Cenſur untergehen. Erſt wenn dies unzweifelhaft iſt, laſſ' uns ſcheiden und mit ſchwerem Verluſte in die Heimat zurückkehren.“

Ich hielt dieſen Schritt der Regierung für einen verhängnißvollen Fehler. Für ein Reich wie Oeſterreich, welches aus mindeſtens drei Nationalitäten zuſammengeſetzt iſt, bleibt es doch von Anfang bis zum Ende die Lebensfrage: Welche Grundform hält dieſe verſchiedenen Nationalitäten zuſammen? Das that dieſe in Olmütz vereinbarte Verfaſſung; ſie vereinigte Deutſche, Slaven und Magyaren zu einem Reiche. Jeglicher Widerſpruch war durch Beſiegung der Revolution gelähmt und unmächtig, und auch die Magyaren waren damals nothgedrungen bereit, ſich dem Ganzen anzuſchließen, ja einzufügen. Dieſen unermeßlichen Vortheil gab man dahin! Warum? Wegen der politiſchen Freiheiten, welche die Verfaſſung mit ſich brachte. Als ob es ſchwerer wäre, im Einzelnen zurückzunehmen, als das Ganze zu verleugnen! Die Regierung war in ſo machtvoller Lage, daß ſie in den Freiheitsfragen alle Einſchränkungen vornehmen konnte, welche ihr unerläßlich ſchienen: ſie hätte bei ihrer damaligen Stärke keinen erfolgreichen Widerſpruch zu beſorgen gehabt, und der Zuſammenhalt des Ganzen wäre in feſter Form geſichert verblieben.

Aber das iſt eben die Kunſt des Regierens: Stimmung nicht ſiegen zu laſſen über nothwendige Grundlagen, das Wichtige zu unterſcheiden von dem minder Wichtigen, und die Opfer da zu bringen, wo ſie nicht ans Leben gehen.

Die Freiheitsfragen, um deren willen man den Zuſammenhalt aufgegeben, ſind alle wieder lebendig geworden und haben ſich durchgeſetzt, der Zuſammenhalt aber hat nicht wieder hergeſtellt werden können. Ihn wieder herzuſtellen bleibt aber die Grundbedingung eines Reiches Oeſterreich. Flickwerk dauert nicht.

Ich blieb, weil die nächſte Folge in meiner Cenſurfrage keine beſondere Veränderung zum Vorſchein brachte. Die allgemeine Beſtürzung brachte eine Pauſe mit ſich. Die Veränderungen blieben indeſſen nicht aus. Mein Chef wurde mehr und mehr wieder enger Tory; ich meinte aber fortregieren zu können, weil ich immer bei Capitalfragen von Oben Unterſtützung erhielt. Ueberall, wo ich an die Entſcheidung des Kaiſers appelliren konnte, da wurden die Verbote meines Chefs beſeitigt. Und ſo lullte ich mich ſelber ein, bis der zweite Schlag erfolgte, die Einführung des Concordats.

Leider gerieth in dieſe zurückſtauende Epoche ein ſtarkes Regierungstalent und verlor dadurch ſeine Macht. Dies war der Miniſter Alexander Bach. Schmerling und Bach hätten ſich vortrefflich ergänzen können. Sie ſtrebten leider auseinander, weil der Eine in allen Grundſätzen wich und nachgab. Bach ſchien der Sieger zu bleiben, weil er lange am Ruder blieb, und doch verfiel er dem Untergange, eben weil er blieb.

Von Hauſe aus liberal, klug, ſehr unterrichtet, zum Handeln tüchtig, wich er Schritt für Schritt vor der Reaction, um nur auf der Höhe zu bleiben, und von der bloßen Klugheit geleitet, meinte er, ſelbſt nach dem Roſenkranze greifen zu müſſen, weil der Roſenkranz ein Requiſit des Concordats war.

So waltete er in allen Regierungsfragen neutralen Charakters vortrefflich, aber in den inneren Lebensfragen des Staates unwahr und gewaltſam.

Man kann den Kirchenglauben als einen Pfeiler des Staatslebens ſtützen wollen, ohne unwahr zu ſein, wenn man dieſe Stützung ehrlich im Geiſte ſeiner Zeit betreibt. Betreibt man ſie aber gegen den Geiſt ſeiner Zeit und weiß man das, wie Bach es offenbar wußte, und iſt man ſelbſt ganz und gar im Geiſte ſeiner Zeit aufgewachſen, wie Bach es war, ſo ſündigt man gegen jeglichen Geiſt. Man nannte das in frommer Zeit die „Sünde wider den heiligen Geiſt“. Es iſt die Sünde gegen das eigene Gewiſſen, und dieſer Sünde verfiel Bach gerade da, wo er den Frommen ſpielte.

Vielleicht aber war er wirklich fromm? Er ſtammte aus einer ehrbaren, tief ſoliden Bürgerfamilie Wiens, in welcher der Gottesdienſt treu und ehrlich gepflegt wurde. Es mag alſo wohl in der Erziehung begründet geweſen ſein, die Meſſe zu beſuchen und den Roſenkranz zu beten. Aber dieſe Frömmigkeit ſelbſt hatte keinen redlichen Zuſammenhang mit einem Concordate, welches dem religiöſen Sinn und Weſen eines ganzen Landes widerſprach, welches dies religiöſe Leben zu politiſchem Zwecke umgeſtalten, welches den religiöſen Sinn mißbrauchen wollte zu politiſchem Zwecke. Bach war ein zu klarer Kopf, um das nicht zu wiſſen, und ſo handelte er offenbar gegen ſeine eigene Ueberzeugung, um an der Macht zu bleiben.

Wie es immer geht: die Anhäufung unpopulärer Maßregeln, welche ſich nur auf die bewaffnete Macht ſtützen, verfallen der Probe, welche dieſe bewaffnete Macht beſtehen ſoll. So geſchah's 1859 im Kriege gegen Frankreich und Italien. Die Probe wurde nicht beſtanden, und ſo fiel die Bach'ſche Regierung, er ſelbſt aber ſank in Vergeſſenheit, in eine ſo völlige Vergeſſenheit, wie kein ähnlicher Staatsmann. Und doch war er einer der begabteſten. Er war eben unwahr gegen ſich ſelbſt geweſen.

Wie dies bei Magenta und Solferino geſchah, machte es den ſchmerzlichen Eindruck: nur die Führer ſind ſchuld, das Heer war ſichtlich dem Feinde überlegen. Und warum ſolche Führer? Warum große Namen und kleine Köpfe? Weil alte, wieder heraufbeſchworene Vorurtheile ſie gewählt, weil die Wahrheit des im Reiche herrſchenden Sinnes und Geiſtes verleugnet worden war.

Meine Theatercenſur litt natürlich auf das Bitterlichſte unter dieſer Strömung des Concordats, und wenn dem Mortimer einmal entſchlüpfte: „Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen!“ ſtatt des angeordneten: „Ich hab's auf's Allerheiligſte geſchworen!“ da gab es für mich die peinlichſte Scene. Ja, als zur Schillerfeier „Wallenſtein's Lager“ gegeben werden ſollte, da eröffnete mir mein Chef in gemeſſenen Worten: „Der Capuziner muß wegbleiben!“

Dies war nun doch nicht möglich, und ich verſuchte, die Frage an den Kaiſer zu bringen, welcher uns bei ſolchen Fragen nie im Stich gelaſſen. Meine Zuflucht zur Frau Erzherzogin Sophie war in ſolcher kirchlichen Frage nicht mehr am Orte. Dieſe Zuflucht war überhaupt bei den immer ſteigenden reactionären Zuſtänden mehr und mehr unſicher geworden, und ich hatte ſie deshalb gar nicht mehr verſucht. Was thun? Ich fand einen unſcheinbaren Weg. Er ſollte zu weiter nichts führen, als zu einer naiven Anfrage beim Kaiſer, ob der Capuziner abſolut ſterben müßte. Der Kaiſer hatte gelacht und „Nicht doch!“ geſagt.

Dieſen Weg betrat ich ſogleich weiter für die Erlaubniß zum Schillerfeſte, welches der damalige miniſterielle Polizeigebieter, ein Herr v. Thierry, rundweg abſchlug. Von ſeinem Standpunkte wohl mit Recht. Die Stimmung der Bevölkerung war äußerſt kritiſch, und da ſollte ein Zug vom Praterſtern mitten durch die Stadt bis zum Paradeplatz erlaubt werden für einen Dichter, welcher bei dieſer Bevölkerung gerade als Freiheitsdichter verehrt war! Ein Ausbruch des Volkswillens lag vor der Thür, und meine Verſicherung, das Volk werde juſt wegen ſeiner Verehrung Schiller's die hundertjährige Feier ſeines Abgotts gewiß nicht mißbrauchen zu etwas Anderem als zur Verherrlichung des Dichters, dieſe Verſicherung war für Herrn v. Thierry eine haltloſe Phraſe.

Da brachte ich wiederum die naive Frage an den Kaiſer: ob man Schiller ſo und ſo feiern dürfe in Wien. Und der Kaiſer erwiderte nochmals einfach: „Ja wohl!“

Die Feier fand bekanntlich in voller Ausdehnung ſtatt, und es gab nur einen einzigen kritiſchen Moment: als wir in der Rothenthurmſtraße am erzbiſchöflichen Palais vorüberzogen. Da meldete ſich eine grollende Unruhe, ſie wurde aber beſchwichtigt durch unſer eindringliches Zureden unter Hinweis auf den Dichter und auf den Kaiſer. Selbſt der entſcheidende Augenblick, die Anrede an das Volk vom extemporirten Denkmale herunter, wurde überſtanden. Es waren wohl 30.000 Menſchen vor mir, der ganze Paradeplatz war Kopf an Kopf voll, und ich ſchrie das drei Mal wiederkehrende Hoch über dieſe Häupter hin. Das Echo kam immer donnernd wieder ohne Zuſatz. Für das letzte Hoch aber fürchteten wir nicht ohne Grund einen Zuſatz, welcher die zuſammengepreßte Maſſe in eine gefährliche Bewegung bringen konnte. Ich hatte dem Miniſter zugeſagt, daß ich dies unmöglich machen würde durch augenblickliches Einfallen des großen Muſikcorps, und zwar durch Einfallen mit der Volkshymne. Als geübter Inſceneſetzer hatte ich meine Theaterleute etappenweiſe angebracht, daß ſie auf's Stichwort das Signal geben ſollten. Sie amtirten wie auf der Bühne, und bei meinem letzten Worte brauſte die Hymne über den Platz dahin und that ihre Schuldigkeit. Sie vermälte unmittelbar den Vaterlandsgedanken mit dem Freiheitsgedanken, und die großartige Feier ſchloß ohne Störung.

18.

Was iſt die Hauptſache? Dies iſt die entſcheidende Frage im Leben eines jeden Menſchen. Weiß er ſie zu beantworten, dann wird er gedeihen, denn er wird ſeine Thätigkeit nicht zerſplittern. Weiß er ſie nicht zu beantworten, dann wird er nicht gedeihen, wird bei allem Eifer, bei aller Arbeit nicht aufkommen.

Männer regieren die Welt, weil der Mann viel eher als die Frau jene Hauptſache entdeckt, um welche es ſich in ſeinem Leben handelt. Die Frau iſt reicher an Hilfsmitteln, aber ſie weiß ſelten, was die Hauptſache ſei. Sie iſt deshalb ein trefflicher Bundesgenoſſe, aber ſie iſt ſelten ein guter Führer.

Was iſt die Hauptſache bei einer Theaterleitung? Dieſe Frage lag vor mir als großes Räthſel. Meine Frau ſagte: Fleiß, Aufmerkſamkeit, Geſchicklichkeit. Ich aber ſagte: Schaffen iſt die Hauptſache. Fleiß und Geduld gehören dazu, aber ſie ſind nur Hilfsmittel. Nur wenn ſie ſchaffen kann wird eine Theaterleitung reſpectirt.

Zum Schaffen brauchte ich Stücke und brauchte ich Schauſpieler.

Nicht blos neue Stücke. Die ſind ſchwer zu haben. Wenn man hinterher ein Jahresrepertoire überſieht, ſo iſt manchmal kein einziges neues Stück am Leben geblieben und im Repertoire feſtſtehend geworden. Man muß alſo ältere, die halb oder ganz vergeſſen ſind, wiederbeleben. Das war im Burgtheater ziemlich leicht, weil manches gute ältere Stück gar nicht zugelaſſen worden war wegen kleinlicher und peinlicher Cenſur, und weil manches gute Stück verpufft worden war durch unzulängliche Beſetzung. Das Burgtheater hatte ſich mehrere Jahrzehnte lang ſparſam beholfen mit einem ganz kleinen Perſonal guter Schauſpieler. Nur ein Viertheil beſtand aus guten Schauſpielern, drei Viertheile waren recht geringe Muſikanten. Das Lob eines guten

Enſembles, welches man ſich zulegte, war ein unwahres Lob. Neben trefflichen Vertretern ſtörten immer Unzulänglichkeiten, wenn das Stück mehr als fünf bis ſechs Perſonen brauchte. Wichtige Rollenfächer waren ganz unbeſetzt; in wichtigen Tyrannenrollen fand ich den alten Wilhelmi, einen vortrefflichen komiſchen Vater und Onkel, aber „einem Tyrann ſo ähnlich" — ſagt Hamlet — „wie ich dem Herkules". Der gutmüthige Mann ſtand noch als Geßler im Rollenverzeichniſſe des „Wilhelm Tell". La Roche war dieſem Fache einigermaßen zu Hilfe gekommen, aber doch nur einigermaßen. Seine Stärke ruhte im Schau- und Luſtſpiele, und er hatte ſich für die großen Charakterrollen der Tragödie eine ganz aparte künſtliche Sprechweiſe zurechtlegen müſſen: er ſprach aus dem Bauche mit einem ganz kurios gequälten Organe. Als ich ihn auf dieſen ſchädlichen Luxus aufmerkſam machte, verſtand er mich raſch und gab es zu, daß rhetoriſcher Vortrag nicht ſeine Specialität wäre. Aber er hätte ſolche Rollen übernehmen müſſen, da Niemand für dieſelben vorhanden geweſen. Er war ſehr bereit, ſie abzugeben und ſein reiches Talent im Schau- und Luſtſpiele zu verwerthen, wo er ja einen außerordentlichen Umfang zu Gebote hatte und meiſterhaft durchführte.

Die erſte Aufgabe war alſo, einen Charakterſpieler zu gewinnen und ſodann einen Liebhaber. Der vortreffliche Fichtner, unerreicht im Schau- und Luſtſpiele, war ſchon gegen dreißig Jahre Liebhaber und mußte auch die tragiſchen abſolviren, die er gar nicht liebte.

Juſt als ich amtlich eingeſtellt wurde, gaſtirte ein junger Mann des Namens Dawiſon als Candidat für Charakter- und Liebhaberrollen und machte ziemliches Glück beim Publicum durch rühriges, lebhaftes Spiel, welches Wirkung in allen Winkeln ſuchte, wenn dieſe Wirkungen auch nicht ganz lauter waren.

Das Publicum war neuen Lebens auf dem Burgtheater ſehr bedürftig, und obwohl er dem gediegeneren Theile des Publicums nicht genügte, ſagte doch auch dieſer Theil nicht Nein zu dem mäßigen Beifalle.

Nun kam bei meinem Chef zur Frage: ſoll er engagirt werden? — Und wer engagirt? Ich hatte laut Inſtruction das Recht, auf ein Jahr zu engagiren, aber es ſchien mir doch nicht ſchicklich, dies ſofort geltend zu machen, beſonders auch darum nicht, weil dieſer Schauſpieler zwar lebensvolle Fähigkeiten hatte, aber in jeder edlen Form ungebildet war.

Meinem Chef gefiel er nicht. Er nannte ihn roh, ungraziös, vordringlich. Vielleicht weil Dawiſon Jude war? Ein wenig mochte das mitſpielen. Aber im Weſentlichen verwarf er ihn wohl wegen körperlicher Ungrazie, wegen charakteriſtiſchen Mangels an Haltung und guten Manieren.

Ein Hofmann an der Spitze eines Theaters ſieht immer zuerſt auf Haltung und Manieren. Und in Bezug auf's Burgtheater, deſſen Hauptinhalt damals das Converſationsſtück war, hatte ja Graf Lanckoronski ganz Recht.

Als ich nun aber bald darauf Joſef Wagner als tragiſchen Liebhaber brachte, da erkannte ich nicht ohne Schreck, daß dieſe Kritik eines Hofmannes ſehr gefährlich werden könnte für ein höheres Theater.

Eine Rolle von tief tragiſcher Natur war Joſef Wagner's Don Ceſar in der „Braut von Meſſina". Den hatte er geſpielt, und mein Chef erſchrak vor ſolcher Wirkung, vor ſolcher tragiſcher Wirkung. Auch in der Tragödie dürfte die Haltung und die Manier die Grenzen des geſelligen Verkehrs nicht überſchreiten. Gerade die erſchütternde tragiſche Gewalt, welche Wagner in den letzten Scenen entwickelte, hatte meinem Chef mißfallen. Da zeige ſich ein übertreibendes Element, welches auf einem Hoftheater nicht zuläſſig ſei.

Hier trat ein Punkt hervor, welcher ewig bei Hoftheatern Compromiſſe fordert. Der Hofmann ſieht das Theater darauf an, wie es auf den Hof wirkt, wie es ſich zur Hofſitte verhält. Gewaltige Tragik, auch wenn ſie im Hofleben vorkommt, wird durch die Hofſitte verſchleiert. Ein großes Stück von dieſem Schleier ſoll auch im Hoftheater angebracht werden, meint der Hofmann

Mein Chef war zudem durchweg franzöſiſch gebildet, und zwar recht gründlich. Er war in franzöſiſcher Geſchichte ganz zu Hauſe, und die ausführlichſten Memoiren, ſelbſt die St. Simons, waren ihm geläufig. Ebenſo die Traditionen des Théâtre français, und bei der Frage um Tragik verwies er mich auf Racine und die gemilderte Form der franzöſiſchen Tragödie, welche alle Schreckniſſe hinter die Scene verlegt und die Nerven der Zuſchauer und Zuhörer ſorgſam ſchont.

Welch' ein Schreck für mich, der ich Shakeſpeare möglichſt vollſtändig einführen wollte!

Bei Dawiſon kam die Frage nicht in Rede. Der war auch in tragiſchen Rollen nicht tragiſch. Deſſen Gefühle, auch wenn er ſie zum Aeußerſten aufſtachelte, gingen nicht über alltägliche Sentimentalität hinaus, welche ſtechend, im günſtigſten Falle auch rührend wirken mochte; aber der tiefe Schmerz einer großen Seele ſtand ihm nicht zu Gebote.

Joſef Wagner aber enthüllte dieſen Schmerz mit elementariſcher Macht.

Da hatte ich alſo den einzigen wirklich tragiſchen Schauſpieler, welchen das deutſche Bühnenperſonal beſaß, mühſam erworben, und nun ſollte ich ſein Talent abſchwächen!

Es iſt wahr, er hatte trotz hoher ſchöner Geſtalt und ſchönen Kopfes, trotz vollendeter Schönheit in allen Bewegungen des Körpers kleine äußerliche Fehler. Ehe er in innere Bewegung gerieth, fiel das Wort aus einem ungraziös geöffneten Munde ſtoßweiſe heraus. Aber ſobald die Einleitung vorüber und der Sinn ſchwerer Gedanken und Empfindungen an die Reihe kam, da verſchwand jeder kleine Fehler, tief aufſteigende Wärme ſtrahlte aus und ſteigerte ſich höher und höher, bis die Leidenſchaft gleichſam die Bruſt aufriß und das Herzblut ſtrömen ließ — das Herzblut edler Gedanken, höchſter Gefühle, verzweiflungsvollen Aufſchrei's darüber, daß der Menſch den zürnenden Göttern weichen und erliegen müſſe.

Das ſollte unterdrückt, ſolch' ein ſeltenes tragiſches Naturel mit dem Vortrage im ſchönſten Deutſch, mit dem Zauber des klangvollſten Stimmorgans ſollte abgedämpft werden zu conventioneller Dürftigkeit!

Wagner lächelte, als ich ihm die Forderung mittheilte, und erwiderte: „Beim beſten Willen könnte ich ſolcher Forderung gar nicht nachkommen, denn ich muß gehorchen, wenn mich der Dämon des Leides und Schmerzes ergreift, welchen der Dichter verhängt hat, und“ — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: „Excellenz wird ſich auch allmälig daran gewöhnen.“

So geſchah es denn auch. Das Publicum mit ſeiner lebhaften Theilnahme für die neuen Schauſpieler vermittelte die Gewöhnung.

Wagner und Dawiſon wurden engagirt, und Wagner wurde ſofort in ſeinen tragiſchen Rollen anerkannt. Dawiſon war lange Zeit nicht emporzuheben, aber es gelang doch allmälig, ihn zur Geltung, ja zu großer Geltung zu bringen, weil ich ein mannigfaltiges Talent in ihm zu erkennen glaubte und ihn mit einer Ueberzahl von dankbaren Rollen ausrüſtete, von Rollen, welche ſeinen eigenthümlichen Anlagen entſprachen und ihn von Stufe zu Stufe hoben.

Die Aufgabe, neue Talente theils zu ſchaffen, theils herbeizuſchaffen, gelang mir mit gutem Glück. „Es gibt keine Talente mehr!“ rief alle Welt, als ich eintrat. Allmälig aber gehörten zum Burgtheater folgende Mitglieder, welche von aller Welt Talente genannt wurden:

Joſef Wagner, Dawiſon, Meixner, Gabillon, Lewinsky, Baumeiſter, Lußberger, Kraſtel, Sonnenthal, Förſter, Hartmann, Schöne, männlichen Geſchlechts.

Gabillon, Seebach, Boßler, Bognar, Goßmann, Baudius, Schneeberger (ſpäter Frau Hartmann), Wolter, weiblichen Geſchlechts.

Dawiſon folgte nach einigen Jahren dem inneren Bedürfniſſe einer Virtuoſenlaufbahn und ſchied aus, Lußberger ſtarb, Marie Seebach ging ab, die Damen Boßler und Goßmann wurden uns durch Heirath entzogen, Förſter wurde Director in Leipzig.

Mit Ausnahme der fünf Erſten waren die Genannten alle noch im Dienſte des Burgtheaters, als ich ſelbſt zurücktrat, und bildeten die Stützen desſelben.

Vermehrt ſind ſie worden innerhalb der dreizehn Jahre nach meinem Austritte kaum um zwei Schößlinge, geſtorben iſt Joſef Wagner; aus eigenem Antriebe ausgetreten ſind wegen Mangels an Beſchäftigung die Damen Bognar und Baudius, und man ruft jetzt wieder: „Es giebt keine Talente mehr!“

Und dabei waren mir Talente wie Frau Frieb-Blumauer und Fräulein Hedwig Rabe von meinem Chef verwehrt worden. Bei dieſen beiden Damen war der Widerſpruch meines Chefs ſo nachdrucksvoll, daß ich um des lieben Friedens willen mein Recht des einjährigen Engagements nicht geltend machen konnte. Für Frau Blumauer wurde ich entwaffnet durch den Hinweis auf die höchſt wirkſame Frau Haizinger, welche ja die Mehrzahl der Blumauer'ſchen Rollen trefflich ſpielte, und bei Hedwig Rabe, welche mir ſehr gefiel und welcher ich eine ſchöne Zukunft zutraute, konnte ich der Einwendung nicht widerſprechen, daß ſie doch gar zu klein und dürftig ausſchaue. Sie war noch ſehr jung.

Mein Recht des einjährigen Engagements mußte ich aber bei den meiſten Uebrigen hartnäckig geltend machen, um ihr Engagement durchzuſetzen.

Der ſarkaſtiſche Komiker Meixner fand ſchwer Zugang bei meinem Chef, und Lewinsky's kleine Geſtalt trat hinderlich in den Weg. Selbſt Baumeiſter, welcher als mißlicher Liebhaber ankam, fand ſtarken Widerſpruch. Am ungünſtigſten ſtanden bei der oberſten Direction Herr Sonnenthal und Fräulein Wolter, welche durchaus nicht aufgenommen werden ſollten. Fräulein Wolter ſetzte ich auch auf den erſten Anlauf nicht durch, und ich mußte ihr rathen, noch für ein Jahr nach Deutſchland zu gehen. Dann würde ich, was leichter war, ein Gaſtſpiel für ſie erwirken und dadurch ihren Eintritt durchſetzen, weil wir dann die Hilfe des Publicums finden würden. Und ſo geſchah es auch. Hartmann, deſſen erſtes Jahr abgelaufen war und der entlaſſen werden ſollte, wurde dadurch gerettet, daß ich den Ablauf ſeines Contractes nicht anzeigte, und daß ich mit dem unrechtmäßig Verbleibenden eine Rolle vorbereitete, den jungen Ludwig den Vierzehnten im neuen Stücke „Die Prinzeſſin von Montpenſier“. Darin gefiel er, und ich konnte nun die Verlängerung ſeines Contractes erreichen.

Daraus geht hervor, wie nachtheilig es werden kann, wenn Dilettanten allein — und das ſind ja zumeiſt die oberſten Directionen der Hoftheater — die Wahl neuer Mitglieder überlaſſen bleibt. Der Fachmann, welcher die Schauſpieler im Negligé ſieht, will ſagen, ſie auf den Proben und im Privatverkehr beobachtet, kann ja viel ſicherer, wenigſtens ungefähr, ihre Zukunft beurtheilen.

Was hatte ich nun im Beſonderen für einen Plan des Schaffens, um ein anziehendes und auch gutes Repertoire herzuſtellen? „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,“ rief mir Goethe zu, welcher ja lange Jahre Theaterdirector geweſen.

Ja, viel, aber mit claſſiſcher Grundlage und ſorgfältig vorbereitet. Und dazu die Heimath wie die Fremde in Anſpruch nehmen.

Für die Heimath verſuchte ich die damals noch nicht abgenützte Preisausſchreibung und erweckte auch wirklich einen neuen Dramatiker. Hackländer nämlich ſchickte ſeinen „Geheimen Agenten“ zur Preisbewerbung. Zu der leider geringen Zahl der vorhandenen heimatlichen Dichter fand ſich Otto Ludwig ein mit dem „Erbförſter“ und den „Makkabäern“, welche ich eiligſt und eifrigſt in Scene ſetzte. Von Freitag, welcher im Burgtheater vernachläſſigt worden, brachte ich „Die Journaliſten“, den „Grafen Waldemar“ und „Die Fabier“. Die verhaßten „Journaliſten“, welche die Berliner Hofbühne nachdrücklich abgewieſen, nun gar auf's Hofburgtheater zu bringen, galt für höchſt thöricht, und ſelbſt die alten Hofſchauſpieler verkündeten altklug: derlei modernſter Kram werde auf dem Hofburgtheater nicht beſteh'n. Als dieſer Kram dann aber vortrefflich beſtanden, wurden die alten Köpfe bedenklich geſchüttelt. „Graf Waldemar“ ſchien unerreichbar und mußte Jahre lang um Einlaß betteln. Ein Graf heirathet darin eine Gärtnerstochter. Oh! — Endlich war Fräulein Boßler mit vornehmer Erſcheinung und Bewegung ſo weit ausgebildet, daß ich meinem Chef darlegen konnte: eine ſo noble Gärtnerstochter werde keinen Anſtoß erregen, und dadurch errang ich das ärgerliche „Meinetwegen!“

Von Friedrich Halm wurden alte und neue Stücke aufgeführt. Von Gutzkow waren ältere Stücke nachzuholen, und er ſchrieb auch noch neue, welche ich bringen konnte. Dasſelbe that ich mit Hebbel, obwohl ich kein Freund ſeiner Dramen war. Von Paul Heyſe wurden ebenfalls Stücke gebracht, und „Hans Lange“ auch mit dauerndem Glück. Bauernfeld wurde gepflegt in ſeinen alten wie in ſeinen neuen Productionen. Benedix desgleichen, und nicht minder Charlotte Birch-Pfeiffer, wenn auch unter ſtetem Widerſpruche der Kritik. Ein Theater, welches ſieben Mal in der Woche ſpielt, braucht ſeine Hausmannskoſt.

„Mir war jedes Genre recht,“ ſagt Goethe, „nur ein Stück mußte es ſein.“

Auch Moſenthal, welcher wegen ſeiner in der Vorſtadt aufgeführten „Deborah“ bei meiner Behörde mißliebig war, brachte ich mit mehreren Stücken auf die Scene und errang endlich, nachdem ſein „Sonnwendhof“ beſonderes Glück gemacht hatte, auch für das verhaßte „Judenſtück“, wie „Deborah“ genannt wurde, den Zutritt.

Vor Allem war mir darum zu thun, Grillparzer voll ins Repertoire und voll zu Ehren zu bringen. Er hatte ſich zurückgezogen und lebte zürnend wie Achilles in ſeinem Zelte vier Treppen hoch in der Spiegelgaſſe, ſeit ſein Luſtſpiel „Weh' dem, der lügt“ ungünſtig aufgenommen worden war. Auch ſeine früheren Stücke hatte man verfallen laſſen, und er hatte guten Grund, unzufrieden zu ſein. Perſönlich ermunterte er mich auch gar nicht, eine Auferſtehung ſeiner Dramen herbeizuführen. Er war tief verdrießlich, und es dauerte lange, bis ich ihm ein Intereſſe abgewann für die neue Inſceneſetzung ſeiner Stücke. Zu Hilfe kam mir die große Freude, welche es ihm verurſachte, daß ſeine „Hero und Leander"-Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen" mit großem Erfolge wieder aufgeführt wurde. Sie war unter dem früheren Regime in den zwei letzten Acten durchgefallen und ſeit nahezu zwanzig Jahren begraben.

In ähnlicher Weiſe entfaltete ſich dann Auferſtehung um Auferſtehung bei Wiederaufnahme ſeiner Dramen, und ein heller Jubel erwachte darüber, daß der vornehme heimiſche Dichter wieder ſeine Herrſcherſtelle einnahm auf dem Burgtheater.

Der feinere Theil des Publicums hatte nie daran gezweifelt, daß ihm dieſe Herrſcherſtellung gebühre, und dieſe Grillparzerſiege waren alſo gar nicht ſchwer. Aber Thatſachen beweiſen beim Theater um keinen Grad weniger als in der Politik.

Trotz dieſer Anzahl deutſcher Dramatiker — und die ſporadiſch erſcheinenden Dichter, die erſten Waffengänge neuer Poeten, denen ich immer Raum gab, kann ich gar nicht aufzählen — trotz dieſer großen Anzahl kann man bei einem täglich ſpielenden Theater in einer Großſtadt das Bedürfniß des Publicums nicht befriedigen. Wie ſehr ich darauf hielt, neben den Aufführungen der lebenden Dramatiker unſere Claſſiker vollſtändig und oft vorzuführen, dies Bedürfniß größeren Reichthums blieb im beſſeren Publicum immer noch übrig.

Es iſt eben ein deutſches Publicum, welches in der Kunſt über die nationale Grenze hinausſchaut. Frankreich und England will man vertreten ſehen. Frankreich hat die Mehrzahl für ſich, England den literariſchen Theil des Publicums. Unter Frankreich verſteht man das Converſationsſtück, unter England verſteht man Shakeſpeare, und zwar Shakeſpeare allein.

Ich ſelbſt gehörte zu dieſem literariſchen Theil, und es war mir dringend darum zu thun, Shakeſpeare in großer Ausdehnung dem Repertoire einzuverleiben. Alſo nicht nur die längſt eingebürgerten Stücke, wie „Hamlet, Lear, Macbeth, Othello, Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig", neu einzurichten — was nothwendig war — und neu in Scene zu ſetzen, ſondern auch die weniger bekannten, ja wohl ganz unbekannten einzuführen.

Mit „Julius Cäſar" hatte ich ungemein glücklich begonnen und ſyſtematiſch ſetzte ich dieſe neuen Einführungen fort. Der große poetiſche Inhalt des engliſchen Dichtungsgenie's ſollte unſerer Bühne gewonnen werden auch in den Stücken, welche mit ihrer altengliſchen, längſt veralteten Theaterform nur mühſam unſerer heutigen Theaterform nahe gebracht werden konnten. Das iſt in einer Großſtadt, welche ein ausgebildetes Theaterpublicum beſitzt und vom Mangel der herrſchend gewordenen Form empfindlich berührt wird, viel ſchwerer als in einer kleinen Stadt, deren Publicum viel weniger an einem beſtimmten Typus hängt.

So folgte dann „Coriolanus, Cymbeline, Antonius und Cleopatra, Sommer- und Wintermärchen, Was ihr wollt, Viel Lärm um Nichts", ja ſelbſt die „Komödie der Irrungen", und von den ſogenannten Königsdramen „Richard der Zweite, Heinrich der Vierte, Richard der Dritte".

Das konnte nur in gemeſſenen Zwiſchenräumen geſchehen, in jeder Saiſon nur eins, weil ſelbſt ein Theil der Kritik Schwierigkeiten erhob — ein Journal zum Beiſpiel fand es durchaus unzuläſſig, ein ſo rohes, barbariſches Stück wie „Richard der Dritte" dem Wiener Publicum im Burgtheater zu bieten — und weil auch das Publicum ſich nur langſam an die zerſplitterte Form der Scenen und Acte gewöhnen mochte, wie ſorgſam auch die Scenen und Acte durch neue Einrichtung zuſammengezogen waren. Aber es geſchah, und ich erhielt ſtandhaft auch diejenigen Stücke im Repertoire, welche geringere Wirkung ausgeübt und keine beſonders günſtige Aufnahme gefunden hatten.

Einen beſonderen Cyklus aus den Königsdramen zu machen, habe ich nie für empfehlenswerth erachtet. Solch' eine gleichmäßige Reihe von Verſchwörungen, Schlachten und Mordthaten aus einer fremden Geſchichte, die man in England ſelbſt nicht zu veranſtalten wagt, bietet kein wahres dramatiſches Genüge für unſer Publicum. Wenn aber dies Genüge künſtlich erzwungen wird, ſo daß auch der Unintereſſirte ſcheinbar zuſtimmen muß, um nur nicht für ungebildet zu gelten, ſo ſchadet das dem Intereſſe am Theater eher, als daß es ihm nützte, weil dann der einfache Mann zu der Meinung gedrängt wird: man finde im Theater nur noch ein ſaures Vergnügen. Nicht davon zu reden, daß die ununterbrochene Folge ſolch' einer Reihe von ſchwierigen Stücken die ganze Thätigkeit eines Theaters Monate lang in Anſpruch nimmt, das Repertoire des Theaters ſchwer eintönig macht und doch keine Repertoireſtücke einbringt, weil die Wiederholung immer wieder eine zeitraubende Staatsaction, alſo dem übrigen Repertoire eine verderbliche Action wird.

Es iſt eben doch ein großer Unterſchied, die großartige dichteriſche Kraft Shakeſpeare's ſo einzuführen, daß ſie in unſerm Publicum mit ſteigendem und überzeugtem Wohlgefallen aufgenommen wird, oder ſie maſſenhaft in ihren unzugänglichſten Stücken unſerm Publicum aufzudrängen, und ſie dadurch einem einleuchtenden Widerſpruche auszuſetzen.

Die Shakeſpeare-Doctrinäre mögen anderer Meinung ſein. Das iſt ja ihr Beruf. Ebenſo die ſonſt unliterariſchen Intendanten, welche plötzlich einmal literariſch bedeutend auftreten und eine doctrinäre Mode ausbeuten wollen. Aber die ehrlichen Verehrer des großen Dichters, welche deſſen Gedeihen und das gleichzeitige Gedeihen unſerer Bühne im Auge haben, können nicht erbaut ſein von ſolch' einer Steeple-chase ſchwerſter Reiterei.

Das franzöſiſche Converſationsſtück daneben zur Geltung zu bringen, war ſehr leicht und war ſehr geboten. Es war von lange her eine Lieblingsform des Burgtheater-Publicums. Das Wiener Publicum hat in ſeinen Neigungen ſehr viel Verwandtſchaft mit dem Pariſer Publicum, viel mehr als irgend ein deutſches Publicum. Auch die Franzoſen, welche in deutſche Städte kommen, fühlen ſich nirgends ſo behaglich als in Wien, wären es auch nur die Pariſer Kaffeehäuſer, welche ſie nur in Wien wiederfinden, und welche ihnen die Heimath nahe bringen.

Dabei vermiſſen ſie gar nicht die Unzahl franzöſiſcher Worte, welche in Norddeutſchland hängen geblieben ſind, wie „Etage, amüſiren, Paſſage“ und ſo weiter, und welche in Wien einfach deutſch klingen, wie „Stock, ſich unterhalten, Durchgang“ und ſo weiter. Aber ſie bemerken ſofort den leichten Umgangston.

So erklärt ſich's, daß ein lebhaftes Enſemble des Converſationsſtückes von jeher am ſorgfältigſten gepflegt worden war im Burgtheater. Dadurch iſt das Publicum geſchult worden, jegliche Feinheit in der Converſation raſch aufzufaſſen und vom Nüanciren einer kleinen Komödienhandlung erbaut zu ſein, welche anderswo ungenügend erſcheint.

Ich hatte noch die letzten Productionen Eugen Scribe's zur Verfügung, wie „Damenkrieg“, „Mein Stern“, „Feenhände“. Octave Feuillet, welcher dem deutſchen Geſchmacke nahe ſteht, brachte neue Stücke, der geiſtvolle Augier desgleichen, Alexander Dumas, der Sohn, ſchrieb Komödien wie „Le père prodigue“ und „La question d'argent“ ohne den Haut-goût franzöſiſcher Licenz, und Sardou brachte Luſtſpiele wie „Die guten Freunde“ und „Der letzte Brief“. Indem ich zurückgriff auf ältere Stücke, welche unbeachtet geblieben waren, konnte ich meinem Publicum in jeder Saiſon eine intereſſante franzöſiſche Compoſition bringen, und erhöhte dadurch die Anziehungskraft meines Repertoires in hohem Grade.

Das hat mir vielfach den Vorwurf zugezogen: ich bevorzugte übermäßig die franzöſiſche Literatur, wenigſtens ihre Komödie. Denn ihre Dramen habe ich ſtets unbeachtet gelaſſen.

Ich habe dieſen Vorwurf immer thöricht gefunden. Er hätte vielleicht eine Berechtigung, wenn ich über die franzöſiſchen die deutſchen Dramatiker vernachläſſigt hätte. Das kann aber kein ehrlicher Kritiker behaupten. Jedes deutſche brauchbare Stück war mir willkommen, willkommener als irgend ein fremdes. Aber wer mag denn verkennen, daß wir im eigentlichen Converſationsſtücke nicht hinreichend produciren, und daß unſerer Bühne eine Ergänzung durch die franzöſiſche Komödie geradezu nöthig iſt! Ergänzen wir uns in ernſter Poeſie durch Shakeſpeare, warum ſollen wir uns im leichten Genre der Komödie nicht auch durch franzöſiſche Autoren ergänzen?

Was aber den Punkt der Immoralität betrifft, ſo bin ich darin immer vorſichtig geweſen, ſoweit dieſe Immoralität eine wirkliche war und nicht künſtlich dafür ausgegeben wurde. Ja, ich bin ſtrenger geweſen als meine Nachfolger waren, welche programmmäßig die Parole ausgaben: keine Franzoſen mehr! Ein Stück von Feuillet zum Beiſpiele, „Julie“ betitelt, hab' ich nicht gegeben, weil die Peripetie des Stückes in einer ſinnlichen Hingebung wurzelt — die Liebhaberin opfert im Zwiſchenact ihre Unſchuld dem Verführer — eine Hingebung, welche mich und unſer Publicum ſtört. Ich gab es nicht, obwohl mir Feuillet einer der angenehmſten Franzoſen iſt. Nach meiner Zeit iſt es im Burgtheater gegeben worden, und hat eben um jenes ſchwarzen Punktes willen nicht gefallen. Ebenſo wenig hätte ich das garſtige Stück „Fromont und Riſsler“ zugelaſſen. Nach meiner Zeit iſt es im Burgtheater aufgeführt worden.

Das Zetern gegen franzöſiſche Stücke geht zumeiſt von deutſchen Schriftſtellern aus, deren Stücke nicht angenommen werden zur Aufführung, und von Kritikern, welche in kleinen Städten leben. Dieſe letzteren eifern auch nicht ohne Berechtigung. Viele franzöſiſche Stücke wirken auf das Publicum in kleinen Städten anſtößig, weil die Lebensanſchauung dort enger iſt. Der Kritiker empfindet den Uebelſtand und verurtheilt ehrlich das ganze Genre. Sähe er das Stück inmitten des Publicums einer großen Stadt, welches viel mannigfaltiger iſt, und welches ſchwierige moraliſche Vorgänge täglich neben ſich erlebt und deshalb nicht fanatiſch den Stab über kritiſche Fragen bricht, dann würde auch ſein Urtheil anders lauten.

Dabei halte ich's, wie ſchon geſagt, nicht für vortheilhaft, wenn man in der Sittenfrage leichtfertig zuſtimmt und nicht vor dieſem und jenem franzöſiſchen Stücke warnt — nur muß das Kind nicht mit dem Bade ausgeſchüttet werden.

Nun, das ſieht ja ſo plan aus, dieſe Anſammlung von ſchauſpieleriſchen Talenten, dieſe Ausbreitung des Repertoires! — und doch war es gar oft ſo uneben in dem langen Zeitraume, und doch war ich gar oft zweifelhaft, ob ich an ſolche Stelle gehörte, ob ich auf dem rechten Wege wäre!

Da pflegte ich gern unſern glücklichſten Dichter zu befragen, Wolfgang Goethe. Er war ja auch von der Schriftſtellerei jählings in die Theaterdirection gerathen, und hatte ſo wenig wie ich daran gedacht, daß ihm eine ſolche Aufgabe — oder ſagen wir ſolche Laſt — auf die Schultern fallen könnte.

Die ganze Wahrheit zu geſtehen: der unbedingte Preis Goethe'ſcher Theaterdirection hat mir immer viel zu ſchaffen gemacht. Ich fand immer einen Bruch in der Preisrechnung; ich konnte nie über das große Examen hinweg, welchem ſich die Weimar'ſche Geſellſchaft in Leipzig ausgeſetzt hatte. Dieſes Leipziger Gaſtſpiel brachte die Grundſätze zu Tage, nach welchen Goethe ſeine Schauſpieler gedrillt hatte. Gedrillt mußte man ſagen. Er hat als eine Hauptſache die Stellungen vorgeſchrieben, ja mit Kreideſtrichen bezeichnet und bis auf Viertelwendungen durchgeſetzt, in welchen der Schauſpieler erſcheinen und wechſeln mußte. Nicht das Stück und deſſen Bewegung war dafür maßgebend, nein! die ſtete Erſcheinung vor dem Publicum war Eins und Alles. Nur von vorn geſehene Bilder zu zeigen war der Zweck. Bildende Kunſt, welche ja Goethe ſo nahe lag, war die Grundlage für die Schauſpieler. Durchaus nicht dramatiſche Kunſt. Und dazu werthloſe Stücke wie Schlegel's „Jon“, deren Werthloſigkeit er damit entſchuldigte: Wir haben doch ſublime Versmaaße zu Gehör gebracht!

Dieſe wunderlichen Dinge ſind zum erſten Male beim Leipziger Gaſtſpiele der deutſchen Welt geradezu denuncirt worden durch eine ausführliche, mit Ueberlegenheit geſchriebene Kritik, während der olympiſche Herr in ſeinem Weimar jede nur irgendwie tadelnde Kritik verboten hatte. „Ich trete zurück,“ pflegte er ja zu ſagen, „wenn Böttiger oder ſonſt Einer ſo dreiſt über uns ſchreiben darf!“

Und doch lieſt man ſeit faſt einem Jahrhundert, daß von der Goethe'ſchen Theaterleitung in Weimar ein ſegensreicher claſſiſcher Einfluß auf die deutſche Bühne ausgegangen ſei. Das kann doch eben nur von dem ernſten dogmatiſchen Sinne herrühren, welchen der große Dichter auf eine Kunſt übertragen hat, in welcher er ſelbſt ſich als merkwürdiger und geiſtvoller Dilettant erwieſen, in welcher er vor Allem ſeinem maleriſchen Sinne dienen zu müſſen glaubte. Denn wenn berühmte Gäſte kamen, wie Iffland, da gefielen ſie ihm doch vollſtändig, obwohl ſie von ſeinen Schauſpielvorſchriften nicht ein Jota bethätigten. Da zeigte ſich, daß er ein von ſeinen eigenen Theaterlehren ganz unabhängiger Menſch war, ein Poet, welcher ſich jedem künſtleriſchen Reize unbefangen hingeben konnte.

Der günſtige Ruf des Weimar'ſchen Theaters hat wohl auch ſeinen Hauptſtempel durch Schiller erhalten. Dieſer brachte ſeine großen Stücke vom „Wallenſtein“ angefangen auf Goethe's Theater zur erſten Aufführung, und Goethe überließ ihm die Inſceneſetzung ganz und gar, obwohl Schiller keine Ader zeigte von der Lehre der Stellungen und vom Werthe ſublimer Silbenmaaße, ſondern ſein größeres dramatiſches Talent in den Proben frei walten ließ.

Aber trotz alledem und alledem blieb es mir doch ein Bedürfniß, als ich die Leitung eines großen Theaters ganz unvorbereitet übernommen, ſchleunigſt nachzuleſen, was der ſonſt ſo weiſe Wolfgang gelegentlich über die Aufgaben einer Theaterdirection geäußert. Gewiß höchſt Beachtenswerthes, denn er beſaß ja die große Eigenſchaft, der höheren Entwickelung des Menſchen nie in den Weg zu treten und immer wieder Neues aufzunehmen, auch wenn dieſes Neue ſeiner eigenen früheren Meinung widerſprach. Kam das nicht überall in Rede bei ſeiner wachſenden Bekanntſchaft mit Schiller? Sollte es nicht auch in der Theaterfrage zur Rede gekommen ſein? Ja wohl. Wie unbeſchreiblich liebenswürdig gab er es thatſächlich zu, daß Schiller ihm überlegen wäre im dramatiſchen Fache! Seinen längſt vorhandenen und oft aufgeführten „Egmont“ überließ er ihm zu dramatiſcher Verbeſſerung, und als der von Schiller veränderte „Egmont“ in Weimar gegeben worden war, und die Hausfreunde, Riemer voran, ihn hetzten, ſich ſo ſtarke Aenderungen nicht gefallen zu laſſen, da ließ er ſie reden und reden, ſagte endlich blos ſein bekanntes „Nun, nun!“ und — ließ Schiller's Egmontveränderungen unverändert beſtehen.

Das Wichtigſte, was er in alten Tagen über ſeine Theaterleitung geſagt, das findet ſich in ſeinen Geſprächen mit Eckermann. Dort ſpricht er von den Schiller'ſchen Stücken, welche dieſer ſelbſt einſtudirt habe, und welche „in ihrer erſten Glorie“ auf dem Weimar'ſchen Theater aufgeführt worden, und fährt dann fort:

„Die Hauptſache war, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich ſchalten und walten konnte, wie ich wollte. Ich ſah nicht auf prächtige Decorationen und glänzende Garderobe, aber ich ſah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Poſſe — mir war jedes Genre recht, aber ein Stück mußte etwas ſein, um Gnade zu finden. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, Gräuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein- für allemal ausgeſchloſſen; ich hätte gefürchtet, Schauſpieler und Publicum damit zu verderben. Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauſpieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menſchen, den die Natur nicht im Stiche gelaſſen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauſpielern in beſtändiger perſönlicher Berührung. Ich leitete die Leſeproben, machte jedem ſeine Rolle deutlich, ich war bei der Hauptprobe gegenwärtig und beſprach mit ihnen, wie etwas beſſer zu thun ſei. Ich fehlte nicht bei den Vorſtellungen, und bemerkte am andern Tage Alles, was mir nicht recht erſchienen. Dadurch brachte ich ſie in ihrer Kunſt weiter. Aber ich ſuchte auch den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Beſten und Hoffnungsvollſten in meine

Kreiſe zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich ſie eines geſelligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geſchah aber, daß auch die übrige Weimarer Geſellſchaft hinter mir nicht zurückblieb, und daß Schauſpieler und Schauſpielerinnen in die beſten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Schiller verfuhr in demſelben Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen ſehr viel; er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorſtellung von einem ſeiner Stücke pflegte er ſie zu ſich einzuladen und ſich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute ſich an dem, was gelungen, und beſprach ſich über das, was etwa das nächſte Mal beſſer zu thun ſei."

Wie mich das ſtärkte! Ich führte ja nicht blos die Leſeprobe und die Hauptprobe, ich führte alle Proben. Und ich habe das achtzehn Jahre lang gethan, während welcher ich Director des Burgtheaters war.

Ich meine aber auch: das muß man, wenn man ein einheitliches Theater geſtalten, wenn man die Stücke fördern, wenn man die guten Schauſpieler unterſtützen und die ſchwachen ausbilden will.

Man muß die Stücke wählen, und das iſt eine ſchwere, undankbare Arbeit. Schwer, denn es werden alljährig zwiſchen drei- und vierhundert eingeſendet, und von dieſen ſind kaum zwanzig brauchbar. Undankbar, denn man erntet von denen, welche man mit Mühe geleſen, aber unbrauchbar befunden hat, grollende Feindſchaft. Man muß ſie ſorgſam beſetzen und dabei doch immer Wagniſſe beſtehen, indem man jungen Talenten Rollen anvertraut, welche ihnen Niemand zutraut. Unterläßt man das, ſo hat man nach einigen Jahren nur noch einen abſterbenden Stamm anerkannter Schauſpieler. Man muß ferner alle Stücke ſelbſt in Scene ſetzen und ihnen eine aufmerkſame Thätigkeit widmen, als ob es eigene, mühſam geborene Stücke wären. Und man muß endlich auch Wiederholungen dieſer Stücke aufmerkſam anſehen, damit nicht Unterlaſſungen oder Ausſchweifungen einreißen.

Dies ſind die Hauptaufgaben eines Theaterdirectors, alles Sonſtige iſt Nebenſache. Dieſem Sonſtigen kann man nur noch obliegen, ſoweit das Obige Zeit übrig läßt.

Aber, verehrungswürdiger Wolfgang Goethe, welch' ein ſchweres Wort haſt du da leichthin eingeflochten gegen Eckermann, welch' ein verhängnißvolles! „Ich ſah nicht," haſt du geſagt, „auf prächtige Decorationen und glänzende Garderobe, aber ich ſah auf gute Stücke."

Das hab' ich kleiner Geſell in deinem großen Sinne ſtandhaft eingehalten, aber das iſt mir übel bekommen. Dafür bin ich arg geſchmäht worden, denn das iſt nicht mehr Mode. Ausſtattung, nur Ausſtattung! iſt die herrſchende Parole geworden, und man verlangt ſie nicht nur in Landſchaft und origineller Architektur, man verlangt ſie auch im Haushalt, im einfachen Zimmer. Es iſt eine Tapezier-Dramaturgie entſtanden, welche das Motto führt: Eher zu viel als zu wenig.

Der Opernluxus, welcher früher den beſcheidenen Reiz des Schauſpiels gefahrdrohend in Schatten ſtellte, er iſt ins Schauſpiel ſelbſt übergegangen, und der Wahn claſſiſcher Zeit in Weimar: die Phantaſie des Theaterpublicums ſei in Anſpruch zu nehmen, und der poetiſche Sinn dürfe nicht abgelenkt werden auf Aeußerlichkeiten und Nebenſachen — dieſer Wahn iſt eben für einen Wahn erklärt worden, und zwar für einen ärmlichen Wahn. Die Staffage hat ſich zur Hauptſache des dramatiſchen Gebildes emporgearbeitet. Das Paſſende der Ausſtattung genügt nicht mehr, es iſt verdrängt durch das Luxuriöſe, durch das Ueberflüſſige.

Verdrängt wird freilich damit auch der geſammelte Sinn des Publicums, welches mehr Zuſchauer als Zuhörer werden muß. Das Wort des Dichters wird überhört in den Zerſtreuungen, welche dem Auge geboten werden.

Ich läugne übrigens nicht, daß ich im Punkte der Ausſtattung wirklich geſündigt haben mag während meiner Directionsführung. Der „König Philipp" hatte recht verſchliſſene Gemächer, und ich wäre wohl verpflichtet geweſen, ihm beſſere Tapeten und beſſere Möbel anzuſchaffen. Aber das Publicum war damals ganz à la Goethe, es begnügte ſich gerne mit dem dürftigen ſpaniſchen Hausrathe, es war ihm mehr um's Hören der Schillerſchen Verſe zu thun.

Ja, ich geſtehe offenherzig, daß Sparſamkeit in dieſer Richtung ein lähmendes Wort bei mir ſprach, und daß ich lieber Geld ausgab für einen guten Schauſpieler als für eine ſchöne Decoration.

Ich tadle mich ganz ehrlich ſelbſt darüber, daß ich zu unaufmerkſam war und bin für den äußerlichen Schimmer der Scene. Unaufmerkſam bis zur Fehlerhaftigkeit. Denn mein eigenes Princip heißt: paſſende, dem Sinne der Scene angemeſſene Ausſtattung. Und dieſem Principe bin ich nicht immer gerecht geworden. Mea culpa, mea maxima culpa!

Aber den principiell geſuchten ſceniſchen Luxus und die Tapezier-Dramaturgie halte ich für eine Schädigung des Dramas. Sie führen, meines Erachtens, zur Verflüchtigung des Antheils, welchen das Publicum der Dichtung widmen ſoll, ſie führen zum Verfalle des Schauſpiels.

19.

Nur Sonntags durfte im Burgtheater nicht probirt werden. Wenn man nun aber jeden Tag von zehn bis zwei Uhr probiren und auf dem Bureau regieren, dann zwei Stunden im Prater umhergehen, dann zwei Stunden Beſuch empfangen, und endlich des Abends im Theater zuſchauen oder zu Hauſe Manuſcripte leſen muß — wird man da nicht allmälig ein beſchränktes Menſchenkind? Ein bornirtes, wie man zu ſagen pflegt? Oder wenigſtens ein einſeitiges Geſchöpf, welches nur immer nach einer Richtung blickt?

Doch nicht. Die dramatiſche Kunſt hat es ja mit allen möglichen Charakteren und Zuſtänden zu thun und erhält den Geiſt in mannigfaltiger Bewegung. Unſer Hirn iſt ja auch ſo wunderbar eingerichtet, daß es an den verſchiedenſten Gegenſtänden theilnehmen kann, und ein Theaterdirector kommt ja — denn Jedermann will was von ihm — mit allen Menſchengattungen in Berührung.

Kurz, ich behielt doch Zeit und Fähigkeit übrig, um täglich die wichtigſten Zeitungen zu leſen — jeden Abend im Bett regelmäßig noch zum Schluß die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ — und Partei zu nehmen wie ein ganz freier Menſch. Sogar gute neue Bücher verſagte ich mir nicht ganz, und das Hirn blieb Gott ſei Dank! bereit zu neuer Aufnahme.

Bei den Proben gibt man zwar täglich, wenn auch in kleiner Münze, geiſtiges Vermögen aus und verarmt ſich dadurch — aber nein! das Hirn verarmt nur, wenn man's in Unthätigkeit verharren läßt. Ich blieb noch im Stande, zu ſchriftſtellern. Die Morgenſtunde von neun bis zehn vor der Probe war dazu beſtimmt. Ich ſchrieb noch Stücke, ſchrieb den „Grafen Eſſex“, „Cato von Eiſen“, den „Statthalter von Bengalen“, und ſchrieb einen Roman, den „Deutſchen Krieg“, welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg umfaſſen, alſo eine Reihe von Bänden ausfüllen ſollte. Es wurden denn auch neun Bände.

Als ich darin ſchon eine gute Strecke vorgerückt war, begegnete ich auf dem Glacis einem merkwürdigen Manne. Auf dem Glacis, denn damals war die Stadt noch von einem Walle umgeben, welcher Baſtei hieß, und welcher im Norden vom Donaukanale, nach den übrigen Richtungen aber von einer breiten Fläche umgeben war. Da boten dürftige Baumreihen und ein großer Paradeplatz ohne Schatten, aber mit reichlichem Staube einen Aushilfsſpaziergang, wenn die Zeit für den Prater nicht zureichte. Der Weg auf den Baſteien war ſogar ſehr hübſch, weil er ſchöne Ausſicht bot auf den Wienerwald, ja bei heller Luft ſogar den Anfang der Alpen, den Schneeberg ſehen ließ.

Jener merkwürdige Mann war Auguſt Zang, der Herausgeber und Chefredacteur der „Preſſe", desjenigen Oppoſitionsjournals, welches ſich aus der Revolutions- und Reactionszeit herausgearbeitet hatte zu einer Zeitung großen Stils. Während des Wiener Belagerungsſtandes hatte er ſie nach Brünn geflüchtet, und ſie erſt in ruhiger Zeit wieder in Wien zu großer Geltung gebracht. Dieſer kleine Mann mit großen Augen war ein ſehr ſpeculativer Kopf. Als ſolcher fragte er mich, ob ich ihm nicht für das Feuilleton ſeiner „Preſſe" einen eigenthümlichen Roman ſchreiben könnte.

„Ich ſchreibe einen Roman," antwortete ich, „aber er ſpielt großentheils in Oeſterreich, und Sie können ihn erſt abdrucken, wenn Oeſterreich eine Verfaſſung hat."

Er ſah mich groß an, und fragte nach einer Pauſe: „Wann alſo?"

„In einem Jahre" erwiderte ich.

„Sie glauben —?"

„Ich glaube."

Die öſterreichiſche Regierung hatte, wie ſchon erwähnt, Anfangs der Fünfziger Jahre das Geſchenk der Achtundvierziger Revolution verſcherzt. Dies Geſchenk beſtand darin, daß ſie all' ihre Länder, Ungarn eingeſchloſſen, zur freien Verfügung hatte. Sogar die Form einer gemeinſchaftlichen Verfaſſung war in ihren Händen. Sie konnte mit einigen Zugeſtändniſſen eine einheitliche conſtitutionelle Monarchie ausbauen.

Kurzſichtige Reaction, welche über zornige Rachegedanken nicht hinaus blicken konnte, hatte das Geſchenk verſcherzt, und hatte naturgemäß dafür tief gehende und weit verbreitete Unzufriedenheit der Bevölkerung geerntet. Selbſt die geniale Verwaltung und Schaffung, welche Bach in Ungarn einführte, wurde mit Feindſeligkeit aufgenommen, obwohl ſie das Beſte war, was Ungarn aus eigenem Antriebe je unternommen hatte und ſeither unternommen hat. Die Ungarn bekämpften und verachteten dieſe Wohlthaten der „Bachhuſaren", weil ſie ihnen aufgedrungen wurden. Und neben Ungarn quoll überall das Verlangen nach Verfaſſung hervor.

Nirgends äußerte man das ſo deutlich wie im Theater. Bis auf die kleinſten Nüancen trat da aus dem Publicum Zuſtimmung oder Verwerfung des Staatsgedankens heraus.

Da erlebte ich denn etwas, was ich Anfangs gar nicht begreifen konnte. Wir führten in Italien Krieg gegen den franzöſiſchen Kaiſer Napoleon III. Ich war Feuer und Flamme für das Beſiegen Napoleons, da hörte ich mit Erſtaunen rings um mich her: Ein Glück wäre unſer Sieg nicht, denn wenn wir ſiegen, dann giebt's noch auf lange hin keine Verfaſſung für uns.

Das hielt ich für ein entſetzliches Zeichen.

Die ungenügende Führung eines prächtigen Heeres machte dem mittelmäßigen Mac Mahon den Sieg bei Magenta möglich, welcher uns ſo leicht möglich geweſen wäre, und ſo ging es im Unglücke weiter, obwohl jeder Kriegskundige nachweiſen konnte, daß wir alle Mittel in Händen hatten, den Feind zu beſiegen.

Die Folgen dieſer Niederlagen waren wirklich die Geburtswehen einer Verfaſſung.

Mein Roman konnte nun in Druck gegeben werden, und die Cenſur meiner Theaterſtücke milderte ſich. Es blieb überhaupt Jahre lang im Burgtheater Alles in gutem Gange, und das Publicum wie die Behörde ſchienen zufrieden zu ſein.

Da erkrankte mein Chef, Graf Lanckoronsky, und ſtarb.

Fürſt Vincenz Auersperg trat an ſeine Stelle, ein ſehr wohlwollender, liebenswürdiger Herr, viel leichter und freundlicher im Verkehr als mein verſtorbener Chef.

Und doch wurde ich bald inne, daß mir mein alter, ſtrenger, oft ſchwer verdrießlicher Tory fehlte. Er hatte mich berufen, das Gedeihen des Theaters unter meiner Leitung war alſo die Anerkennung ſeiner Wahl. Er hatte die Inſtruction, welche ich für mein Amt mit ihm pactirt hatte, ganz loyal inne gehalten, und er hatte — was unſchätzbar war — die Schauſpieler mit ihren nie und nirgends verſiegenden Klagen niemals zu ſich herangelaſſen.

Das wurde jetzt anders. Mein neuer Chef, ein warmer Freund des Burgtheaters, liebte die alten Mitglieder, und hörte auf ihre Klagen, daß ſie Macht und Rollen verloren hätten. Löwe namentlich, ein ſehr ehrgeiziger und heftiger Mann, beſtürmte ihn um Rollen. Natürlich in veralteten Stücken wie „Iſidor und Olga“ von Raupach. Ich erklärte, es ſei ein Zeitverluſt, ſolche Stücke wieder einzuſtudiren, denn ſie machten keine günſtige Wirkung mehr.

Um aber Frieden zu haben, gab ich nach, und Löwe fiel durch ſammt „Iſidor und Olga“. Bekehrt wurde er aber natürlich dadurch nicht, und außerdem nahm mein neuer Chef die Initiative für Neu-Engagements, welchen ich nicht zuſtimmen konnte, und es kam zu Erörterungen über meine Inſtruction, welche ihm nicht gefielen. Ich begriff das und bot ihm meine Entlaſſung an. Die wünſchte er nicht, und das ganze Verhältniß wurde ſchwierig, erhielt ſich jedoch aufrecht durch ſeine Leutſeligkeit, welche den eigentlichen Bruch vermeiden wollte.

Unter dieſen Umſtänden reiſte ich 1867 nach Paris zur Ausſtellung. Bei der Feier derſelben im Induſtriepalaſte hatte mich der Zufall neben einen Herrn gebracht, welchen Napoleon III. auszeichnete. Er blieb auf dem Rundgange mit ſeiner Frau Eugenie bei dieſem Herrn ſtehen und unterhielt ſich längere Zeit mit ihm. Alſo dicht bei mir, ſo daß ich die ganze Unterredung, während welcher ſich die Kaiſerin langweilen mochte, anhören konnte. Ich hatte ſchon einmal zugeſehen, wie er geduldig ausharrte, während ſie fort wollte. Das war in Salzburg, wo wir Halm's „Wildfeuer“ vor ihm aufführten. Er ſah und hörte zu wie ein Landmann, der ſelten in's Theater kommt, nun aber, da er einmal da iſt, jedes Wort hören und behalten will. Die arme Kaiſerin, welche nicht deutſch verſtand, war übel daran und ſchien ihn mehrmals zum Aufbruche zu mahnen. Er machte mit dem Arme eine ablehnende Bewegung, ſie ging, und er blieb bis zum letzten Worte ſitzen. Er hatte freilich den Vortheil, deutſch ganz vollſtändig zu verſtehen. Damals ſchon hatte er mir den Eindruck gemacht, daß er ſehr ruhigen Temperamentes und von geſammelter Aufmerkſamkeit wäre. Jetzt beſtätigte ſich das; er ſprach wie ein tief ruhiger Mann, langſam und wenig, und hörte aufmerkſam zu. Mich frappirte ſeine ſchreiende Aehnlichkeit mit dem Wiener Opernſänger Draxler, und ich erinnerte mich der Schilderung, welche mir Fürſt Pückler gemacht hatte von dem Vater des kleinen Louis, von jenem holländiſchen Admiral. Als ich nach Beweiſen fragte, hatte mich Pückler damals ausgelacht mit dem Bemerken: das ſteht außer jedem Zweifel; es braucht dazu nicht einmal der Fiſchaugen und des Phlegmas, welches ihm der Holländer vererbt hat.

Als ich Abends in meine Wohnung kam, fand ich eine Depeſche, welche mir den Tod meines Chefs, des Fürſten Vincenz Auersperg anzeigte.

Einige Tage ſpäter wurde mir mitgetheilt, daß Graf Crenneville, der erſte Adjutant des Kaiſers Oberſtkämmerer geworden, daß er aber die mit dieſem Hofamte bisher verbundene oberſte Direction der Hoftheater abgelehnt habe. Deshalb ſei dieſe oberſte Direction dem erſten Oberſthofmeiſter Fürſten Hohenlohe übertragen worden. Selbiger aber ſcheine den unmittelbaren Verkehr mit den Theatern nicht zu wünſchen, und habe einen Intendanten eingeſetzt zwiſchen ſich und dem artiſtiſchen Director. Dieſer ſei Baron Münch, als dramatiſcher Schriftſteller bekannt unter dem Namen Friedrich Halm.

Ich überſah nicht gleich, was dies für Conſequenzen haben könnte, und freute mich, nun einen Vorſtand zu finden, welcher ein literariſch durchgebildeter Mann, ein dramatiſcher Dichter und außerdem mein langjähriger Freund war.

In dieſer Täuſchung fuhr ich nach Carlsbad, und ſchrieb von dort an Baron Münch, daß ich ſehr erbaut davon wäre, ihn zum Vorgeſetzten zu erhalten.

Er antwortete, daß ihm meine Freude ſehr angenehm wäre, ſetzte aber in etwas dunklen Worten hinzu, daß er hoffe, wir würden uns wohl über den Geſchäftsgang einigen.

Nach Wien zurückkehrend, erfuhr ich denn zu meinem Schrecken, daß dieſe dunklen Worte den Sinn verſchleierten: er müße mir die Vollmachten entziehen, welche ich laut meiner Inſtruction achtzehn Jahre gehabt hätte. Ich müßte nämlich nicht nur das Recht aufgeben, auf ein Jahr zu engagiren, ſondern auch das Recht, die Rollen zu beſetzen.

Alſo gerade die beiden Rechte, zu deren Erlangung gerade er vor achtzehn Jahren mich gedrängt hatte mit dem Bemerken: ohne dieſe beiden Rechte kann ein Director nichts bewirken.

Das war einfach eine Degradation, ein Bruch meiner Inſtruction.

Da man eine pactirte Inſtruction doch nicht ſo beiläufig brechen kann, ſo mußte ich das für eine umhüllte Entlaſſung anſehen, und ich beeilte mich, dieſer indirecten Aufforderung entgegen zu kommen: ich erbat mir meine officielle Entlaſſung.

Im Gegentheil! lautete die Erwiderung. Man ſei mit dem Stande des Theaters und mit meiner Leitung zufrieden, und wünſche, daß ich mein Amt als Director fortführen möge.

Ich war nun aber nicht dieſer Anſicht, ich hielt dieſe Degradation, dieſe Beſeitigung meiner Inſtruction für eine Auflöſung meines Amtes, und beſtand auf meinem Entlaſſungsgeſuche.

Auch abgeſehen von meiner Inſtruction und von der dabei in Rede kommenden Rechtsfrage ſchien es mir abſolut unmöglich, ein Theater mit Erfolg zu leiten, bei welchem ich als Director die Rollen der Schauſpieler nicht zu beſetzen hätte.

Umſonſt ſetzte ich mündlich dem Baron Münch namentlich dieſen Punkt der Rollenbeſetzung auseinander, umſonſt erinnerte ich ihn daran, daß er mir ja ſelbſt vor achtzehn Jahren gerathen, unerſchütterlich gerade auf dieſem Punkte zu beſtehen, umſonſt. Er war offenbar durch zwei ihm eng befreundete Schauſpieler gedrängt worden, ſich die Einſprache in die Rollenbeſetzung vorzubehalten.

Die Wiederholung meines Entlaſſungsgeſuchs wurde nun bewilligt, und es wurde mir für achtzehnjährigen Dienſt eine

Penſionsſumme angewieſen, gerade ſo groß, wie für meinen Nachfolger, welcher nach anderthalbjährigem Dienſte entlaſſen wurde.

„Dank vom Hauſe Oeſterreich!“ riefen meine entrüſteten Schauſpieler, welche für Alles claſſiſche Citate brauchen, um mit großen Worten zu übertreiben. Das „Haus Oeſterreich“ hatte damit gar nichts zu thun, daß ein unnöthiger Intendant eingeſchoben wurde, ſondern hat mir immer Wohlwollen erwieſen.

Das Publicum demonſtrirte für mich auf alle erſinnliche Weiſe, und ich ſelbſt ließ mich vom Zorne verleiten, meine Sache in der Neuen Freien Preſſe ſcharf zu führen, und Kritiken zu ſchreiben. Das hat man mit Recht getadelt, denn ich habe da nicht ohne Animoſität geſchrieben.

Zufällig hatte ich ein neues Stück fertig, „Die böſen Zungen“, und ließ es im Theater an der Wien aufführen. Die Beſucher der erſten Vorſtellung waren größtentheils Beſucher des Burgtheaters, und die Demonſtrationen waren unzweideutig.

Kurz, ich konnte mir einbilden, die Bevölkerung Wiens ſähe mich ungern ſcheiden aus meiner Directionsführung des Burgtheaters. Die uns allen innewohnende Selbſtliebe mag mir da wohl geſchmeichelt haben.

Die Hauptfrage für mich war: Was nun? Ich war einundſechzig Jahre alt, und alſo kaum noch berufen, große Sprünge zu machen. Mit dem Theater wollte ich jedenfalls nicht mehr zu thun haben, und wies zahlreiche Anträge ab. Ich beſann mich darauf, daß ich ja ohne meinen Wunſch in dieſe aufregende Laufbahn gerathen war, und daß ich alſo naturgemäß wieder werden ſollte was ich vorher geweſen, das heißt: Schriftſteller.

In Wien blieb ich, weil mir der Ort eine liebe Heimat geworden. Nicht blos durch die große Freundlichkeit, welche mir das Wiener Publicum ſo lange geſchenkt hatte, ſondern auch weil mir Alles in dieſer Stadt ſympathiſch geworden, weil mir ſelbſt der öſterreichiſche Staat und deſſen ſchwierige Entwickelung ein ſtarkes Intereſſe erweckt hatte.

So ſchrieb ich denn was mir zunächſt lag: eine Geſchichte des Burgtheaters unter dem Titel „Das Burgtheater, ein Beitrag zur deutſchen Theatergeſchichte“.

Darin konnte ich ja alle dramaturgiſchen Erlebniſſe und Erfahrungen zu öffentlicher Rede bringen, und konnte für das deutſche Theater ein Gedenkbuch bieten, aus welchem Lehren erwachſen, und Fehler aufgedeckt werden könnten, welche ich ſelbſt begangen oder welche in unſerm deutſchen Weſen verborgen lägen.

Mein Zorn über die Art meines Austrittes verrauchte bald, und ich ſchrieb ſo aufrichtig und ſanft, als es mit meiner etwas galligen Natur erreichbar war. Alle Anzeichen ſprachen auch dafür, ſo bald das Buch in Verbreitung kam, daß es den Freunden deutſcher Bühne nicht unwillkommen war.

Ich war allmählig ein ruhiger Privatmann geworden, welcher nur nach weiteren literariſchen Plänen ausſchaute, und als ſolcher kam ich das nächſte Jahr 1868 wieder nach Carlsbad, ein ſtiller Kurgaſt, welchem die Theaterwirthſchaft mit ihren Stürmen, Aengſten und Aergerniſſen fern, fern ablag. Da begegnete ich auf der alten Wieſe einem friſchen Theaterdirector, welcher mir als ein geiſt- und geſchmackvoller Mann bekannt war. Es war Herr von Witte, der Director des Leipziger Stadttheaters, welchem es bei ſeiner Direction ſehr wohl erging.

„Ja, es geht mir finanziell ſehr gut,“ rief er, „aber ich habe einen Zahn auf die Leipziger, welche ihr Theater von unruhigen Köpfen, und namentlich von Neidhammeln mißhandeln laſſen. Deshalb will ich zurücktreten, und will mich rächen.“ — Rächen? — „Ja, wie ein Edelmann will ich mich rächen, indem ich den Leipzigern einen Director aufnöthige, den ich für einen guten halte — und das ſind Sie!“

Es klang kaum ernſthaft, denn er machte im ſchönen neuen Hauſe wirklich gute Geſchäfte, und er war ein noch ganz rüſtiger Lebemann.

Und doch war es ihm ganz Ernſt zu meinem Erſtaunen.

Meine Frau war ſehr erſchrocken über den Vorſchlag: ein neues Theater zu übernehmen auf eigene Rechnung! Auf eigene Rechnung! Von meiner Rechnenkunſt hatte ſie eine ſehr geringe Meinung. Sie war nie erbaut geweſen von dem intimen Theaterverkehre, welchem ich anheim gefallen, und nun wieder in dies Tohuwabohu hineingerathen, und dabei gar unſer kleines Vermögen aufs Spiel ſetzen — o nein!

Ich ſelbſt war ganz verblüfft. Die Geldfrage, das wußte ich, war zweifellos günſtig. Aber wer kann beim Theater auf gleichmäßige Dauer zählen! Theater iſt Wetter; das Wetter aber wechſelt unberechenbar.

Und meine Zufriedenheit, daß ich endlich heraus gemaßregelt ſei aus dieſem täglichen Tumulte? Was ſagte ſie dazu?

Sie ſchwieg eigenſinnig. Wohl aber ſtiegen die Bilder wieder vor mir auf, die Bilder: in dieſer Form ſchaffen zu können, oder in jener Form! Schaffen, ſchaffen, das Grundelement eines Menſchen, welcher als Schriftſteller ein für allemall hinaus getreten iſt auf den offenen Markt! Hat ſich einmal die Phantaſie als eine Hauptkraft hervorgedrängt, und ſich allmählig als Lebenspuls in einem Menſchen geltend gemacht, ſo entrinnt er dieſem Drange nicht mehr, bis ſein Lebenspuls überhaupt ſtille ſteht.

So erging es mir, und ſo kam ich als Pächter und Director des Stadttheaters nach Leipzig.

Ich kannte ja die Stadt, in welcher ich lange gewohnt, und doch wie anders trat ſie mir entgegen, als ich ſie vom Geſichtspunkte des Theaterdirectors anſchauen mußte! Welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Wiener Theaterpublicum und dem Leipziger! In Wien Leichtlebigkeit und demgemäß Behagen an heiterer Comödie, wohl aber Rückhalt und zögernde, nicht zahlreiche Hingebung an ſchwer wiegendem Ernſt. Im proteſtantiſchen Leipzig aber Mißtrauen gegen moderne Stoffe, welche es leicht nehmen mit der ſittlichen Frage, dagegen dauerndes Intereſſe für ſchwere Stoffe unter unbedingter Anerkennung literariſcher Autoritäten. Ein ſhakeſpeareſches Stück iſt in Leipzig durch die Flagge un=

bedingt gedeckt, in Wien iſt die Flagge auch reſpectirt, aber man behält ſich vor, zu entſcheiden, ob ſie eine annehmbare Ladung bringe.

Bei dieſer Grundſtimmung war das franzöſiſche Converſationsſtück nur in ſtrengſter Auswahl zu brauchen, und ich mußte das Repertoir ganz anders wählen, als ich dies von Wien her gewohnt war.

Trotz glänzenden Anfangs ging es in der erſten Zeit ſchwer und zäh, ehe ich mein Perſonal vervollſtändigt und ausgebildet hatte.

Was Ausbildung vermag, habe ich nirgends ſo deutlich erfahren als in Leipzig. Das viel beſtrittene Amt eines Vortragsmeiſters hat mir dort treffliche Dienſte geleiſtet. Strakoſch entwickelte mir junge Schauſpieler ſo erfolgreich, daß ſelbſt ſolche, welche ich in geringſchätzigem Rufe und von den Leipzigern zurückgewieſene vorgefunden, denſelben Leipzigern wie neue Menſchen vorkamen. Ich hatte noch, ehe ich Wien verließ, den Schiller'ſchen Demetrius-Anfang fortgeſetzt, und zum Abſchluſſe eines ganzen Stückes ausgeführt, um den prächtigen Schiller'ſchen Torſo unſerer Bühne zu erhalten, und hatte die Hauptrolle, den Demetrius ſelbſt, einem Schauſpieler anvertrauen müſſen, welcher bei dem Leipziger Publicum in durchaus unzureichendem Anſehen ſtand. Strakoſch hatte die ſchwierige Rolle vier Wochen lang ſorgfältig mit ihm vorbereitet, und derſelbe bis zur erſten Aufführung des Demetrius unbeliebte Schauſpieler machte vollſtändiges Glück, und erſchien den Leipzigern wie ein ganz anderer Menſch. Denſelben Erfolg hatte Strakoſch mit einem jungen Schauſpieler, Kahle, welchem er alte Rollen ſtärkſten Calibers, wie König Lear, einſtudirt hatte, ſo daß der junge Mann bei meinem Abgange ſofort ins Berliner Hoftheater berufen wurde für dies große Fach.

Ich muß hier des Zuſammenhanges halber Manches kurz wieder berühren, was ich des Breiteren in meinem Buche, „Das norddeutſche Theater“ ausführlich geſchildert habe. Wer dieſe Ausführlichkeit brauchen kann, der findet ſie dort.

Trotz des glücklichſten Anfangs mit Demetrius ging es, wie ſchon geſagt, eine zeitlang recht mittelmäßig mit meinem neuen Theater, weil eben die Ausbildung des neuen Perſonals Zeit erforderte. Da brach endlich das Eis des Zweifels mit einer Vorſtellung der „Minna von Barnhelm“, welche ungemein gefiel. Die Autoritätsflagge! Wenn aber einer ſolchen Autorität wie Leſſing, der noch dazu ein halber Leipziger, genügt werden konnte auf dem Leipziger Stadttheater, dann durfte der Direction Vertrauen entgegengebracht werden. Und das wurde mir von da an in reichlichem Maße geſchenkt.

Die Oper kam mir zu Hilfe. Für die Oper waren die Leipziger, welche in ihren Gewandhausconcerten von jeher die Muſik ſtreng cultiviren, ſehr anſpruchsvoll, und ich hatte das Vorurtheil gegen mich, als bisheriger bloßer Schauſpielführer den Opernanſprüchen nicht gerecht werden zu können. Als ich nun gerade darin das gute Glück hatte, ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen zu engagiren, da war das Wohlwollen des Publicums geſichert.

Es war dies nur gutes Glück, und ich hatte wenig Verdienſt dabei. Ich mußte mich ja ganz auf das Urtheil meiner Capellmeiſter verlaſſen bei der Wahl der Sänger und Sängerinnen. Ich konnte nur raſch zugreifen und gegen Widerſpruch feſthalten, wenn ein Talent zu gewinnen war, und ich konnte mich nur allenfalls um die Proben kümmern. Zum erſten Male Opernproben! Es genirte mich dabei nichts ſo ſehr, als daß jedes ſingende Perſönchen und auch der blöde Chor immer den Capellmeiſter ſehen mußte, das Drama mochte die Spielenden noch ſo ſehr anders wohin nöthigen. Goethe's „Stellungen“ ſind da wirklich hilfreich, und dieſe Nöthigung vereitelte mir oft das ſceniſche Arrangement.

Im Ganzen gedieh das Theater und meine Caſſe. Letzteres, erzählte man mir, erregte immer Neid, und erzeugt Widerſacher gerade ſo gut wie ein ſchlechtes Theater. Da blieb mir's denn — wenn auch nur einmal — nicht erſpart, einen Theaterlärm zu beſtehen, und ich mußte von der Bühne aus kategoriſch fragen:

ob man mit der Leitung des Theaters unzufrieden wäre? — Nein! Nein! antwortete das ganze Haus, und der Spuk war zu Ende.

Aber ſolches Gerichtsverfahren war mir doch ſehr zuwider. Ich erinnerte mich auch Schröders, der in Hamburg oft dazu genöthigt wurde, und ſich bitterlich darüber beklagt. Es ſcheint, daß Städte wie Leipzig, Hamburg und Frankfurt ſolchem Scherbengerichte herkömmlich ausgeſetzt ſind, was der Würde eines Kunſtinſtitutes nicht zum Vortheile dient.

Zum Aerger über ſolche Möglichkeiten kam ein zweites Mißverhältniß. Das populärſte Blatt der Stadt, das Tageblatt, hatte einen dramatiſchen Schriftſteller zum Kritikus, und der konnte in dieſem populären Blatte, welches vom Hausherrn und der Hausfrau bis zum Stiefelputzer und der Köchin ſtudirt wurde, Regen und Sonnenſchein machen für das Theater. Wenn ich ſeine ſchwachen Stücke aufführte, und durch leere Häuſer mein Geld dabei verlor, da ſchien im Tageblatte die Sonne. Wenn ich ſie der leeren Häuſer wegen abſetzte, oder ſie überhaupt nicht gab, da regnete es in Strömen.

Das muß man ſich gefallen laſſen, ſo lange das Publicum nicht mit verregnet wird, ſondern unbefangen bleibt. Ich erlebte indeß, daß dieſe Unbefangenheit in kaum glaublicher Weiſe durch das populäre Blatt zerſtört werden konnte. Wir hatten Wilhelm Tell gegeben und einen außerordentlich günſtigen Erfolg errungen. Die ganze Stadt ſprach Tags darauf von dieſem Erfolge, und alle Blätter beſtätigten ihn. Nur das Tageblatt ſchwieg. Der Kritikus war in der Regenperiode. Erſt drei Tage ſpäter brachte er ſeine Kritik, welche den Erfolg ſchlankweg abläugnete. Dann bewies er durch raffinirten Tadel, daß ſolche Aufführung auch gar keinen Erfolg hätte haben können, — und das Publicum glaubte dem Tageblatte. Wo ich anfragte antworteten mir dieſelben Leute mit Achſelzucken, welche vor drei Tagen von Lob übergefloſſen waren — die Wiederholung des Wilhelm Tell brachte ſchwaches Haus.

Das Tageblatt machte alſo wirklich Regen und Sonnenſchein für das Theater, und da es ein officielles Organ war, konnte mir nur der Bürgermeiſter beiſtehen, eine ehrliche Kritik in demſelben herzuſtellen. Der Bürgermeiſter aber, ſonſt ein alter Freund, war gegen mich. Dem Wunſche ſeiner Frau zuwider, hatte ich einen ſüßen, lyriſchen Tenor ohne Engagement ziehen laſſen, und der Bürgermeiſter ſelbſt war von früher gewohnt, den Theaterdirector zu dirigiren. Das war nicht mein Geſchmack, und er vergalt mein Widerſtreben mit unterirdiſchem Widerſtande, für welchen nichts ſo geeignet war als die Kritik im Tageblatte.

Das ermüdete mich, obwohl es trotz alledem gut ging mit dem Theater. Ich verfiel in meinen alten Fehler: mich leicht verſtimmen zu laſſen.

Dazu kam ein künſtleriſcher Wurm, der fortwährend an mir nagte: die Schwierigkeit, ja faſt die Unmöglichkeit, geiſtvolle moderne Converſationsſtücke zu voller Geltung zu bringen.

Ich ſchob es auf das nicht vollgliedrige Publicum einer Handelsſtadt. Der Luxus iſt da nicht genügend vertreten. Es fehlt der zahlreiche Officiersſtand, es fehlt der leichte Lebemann, der Müßiggänger, es fehlt der geiſtvolle Mann mit reicher Erfahrung, welcher die Wandlungen im Leben und in den Menſchen mit poetiſcher Ruhe, ja mit Behagen anſchaut. Mit einem Worte: die große Stadt fehlte mir, welche alle Sorten von Menſchen in ſich hegt, wo man auch für dreiſtes Schauſpiel und Luſtſpiel ein wißbegieriges, von keinem Vorurtheil befangenes Publicum findet.

Ich könnte mich mit einem Theater nicht begnügen, welches für tragiſche Aufgaben kein hinreichendes Publicum beſäße, ich langweile mich aber auch in einem Theater, wo die Entwickelung der heutigen Menſchen nicht volle Theilnahme findet.

Die heutige Welt friſch darſtellen zu können iſt ja eine wichtige Aufgabe, und iſt ein lebensvoller Reiz der Bühne. Verleidet man ihr dieſe Aufgabe und nimmt man ihr dieſen Reiz, ſo verliert ſie die Culturmacht, welche ihr zuſteht. In England iſt es ſo geworden: man hat keine Dichter mehr, welche die Gegenwart führen und erweitern möchten, und ſo iſt das engliſche Schauſpiel erſtorben. In Frankreich wird es übertrieben, das iſt wahr, und man ſchafft da arge Tendenzen, welche nur im Kopfe des Dichters herumſpuken. Aber man ſchafft auch Comödien, welche wahrhafte Lebensfragen weiter führen. Und nur durch ſolche Comödien wird das Theater ſchöpferiſch. Die Uebertreibung verſinkt, das gute Korn geht auf. Nicht nur das formelle Talent der Franzoſen macht das franzöſiſche Theater herrſchſam in Europa, ebenſo ſehr thun es die erfinderiſchen Gedanken, welche die beſſeren franzöſiſchen Comödien beleben.

Dies Alles, Verſtimmung über Ungerechtigkeit und Langweile, weil mir das moderne Gebiet ſo eng zugeſchnitten war, veranlaßte mich öfters zu dem Ausrufe: ich wollte, es nähme mir Jemand dies Theater ab!

Das war dem Bürgermeiſter zu Ohren gekommen, und er ließ mich ſogleich durch einen Rathsherrn fragen: Ob das mein Ernſt wäre?

Freilich iſt es mein Ernſt, antwortete ich.

Nichts konnte ihm willkommener ſein, und denſelben Abend noch berief er eine Verſammlung der Stadtverordneten, um ihnen meinen Wunſch der Entlaſſung mitzutheilen. Dieſe waren ſehr verwundert geweſen, aber wenn es mein Wunſch wäre — kurz, denſelben Abend nach zehn Uhr hatte ich die Zuſchrift: man würde meinen Wunſch gewähren, wenn ich auf demſelben beharrte. Ich beharrte darauf, und ſo wurde ich wieder frei.

Meine Frau war äußerſt erſchrocken, denn das Geſchäft ging vortrefflich, und ſie ſchalt mich einen ungeduldigen Entlaſſungshelden. Sie hatte Recht, und ſollte noch mehrmals erleben, daß ſie mit ihrem Vorwurfe Recht hatte. Es fehlt mir leider wirklich die hinreichende Geduld, um in beſchädigten Verhältniſſen auszuhalten, bis die Schäden ausgebeſſert ſind.

Ich that nun das Ungewöhnliche: ich ſpielte für meinen Nachfolger ruhig weiter, für einen Nachfolger, den noch Niemand kannte. Ich that's, um die Stadt und die Theatergeſellſchaft nicht durch plötzliches Aufhören der Theatervorſtellungen zu ſchädigen, ich ſpielte als freiwilliger und unbeſoldeter Stellvertreter eines Unbekannten.

Und der Unbekannte hatte Glück. Das Publicum nämlich, aufgeregt durch den unerwarteten Directionswechſel, ſtrömte in's Theater und trotz ſchönſter Sommerzeit im Jahre 1870 machte die Caſſe große Einnahmen. Um ein Beiſpiel anzuführen berichte ich: Mitten im Sommer ſtudirte ich Shakeſpeare's „Coriolanus“ ein, und konnte die Aufführung desſelben innerhalb einer Woche viermal vor vollem Hauſe wiederholen. In Wien habe ich dies Stück immer nur vor ſchwach beſuchtem Hauſe aufführen können.

Dieſer „Coriolanus“ war mein Schwanengeſang in Leipzig. Um drei Viertel Zehn dankte ich dem Publicum für das ausdauernde Wohlwollen, welches mir erwieſen worden, und um Schlag Zehn ſaß ich im Eiſenbahnwaggon nach Wien, um mir nach faſt zweijähriger Abweſenheit wieder eine Wohnung zu miethen.

20.

In meinen Abgang von Leipzig fielen die Blitze und Donnerſchläge, welche aus Frankreich über unſer Vaterland dahinfuhren. Die Kriegspforten öffneten ſich.

Wie Leipzig ſich dabei benahm, eine Handelsſtadt, deren politiſchen Puls ich ſeit 1832, alſo ſeit faſt vierzig Jahren kannte, und wie dieſer Puls wechſelte und wuchs, das iſt immerhin bemerkenswerth.

Im Jahre 1832 ſaß ich an der table d'hôte des Hotel de Bavière neben Friedrich Liſt, dem großen Nationalökonomen. Er kam aus Amerika und England, und ſeine nationalökonomiſchen

Gedanken wurden an dieſer Wirthstafel wie Chimären angehört. Daß eine Eiſenbahn nach Dresden gebaut werden und ſich rentiren könnte, das galt für einfach lächerlich. Die Leipziger Stammgäſte im oberen Fenſterwinkel rechneten ihm mit überlegener Ruhe vor, wie wenig Paſſagiere wöchentlich mit Poſt- und Lohnkutſchern nach Dresden reiſten, und für dies kleine Häuflein eine Eiſenbahn! Und als er erwiderte: dieſe kleine Zahl wird ſich vertauſendfachen, da zuckten ſie die Achſeln wie über einen Schwindelkopf, der keine Widerlegung verdiene.

Damals war Leipzig engſächſiſch und Preußen war verhaßt.

Im Jahre 1848 entwickelte dieſe ruhige Kaufmannsſtadt einen ſo ultrademokratiſchen Inhalt, daß ſich Niemand mehr ſeines Eigenthums ſicher fühlte. Kein Luxuswagen konnte ſich mehr auf der Straße blicken laſſen, und man vermied ſorgfältig jedes Zeichen, daß man einiges Vermögen beſäße.

Anno 1870 waren alle grellen Gegenſätze verſchwunden, Preußen war beliebt geworden, Hoch und Niedrig erhob ſich gegen die freche Herausforderung Frankreichs. Das Land war von rentirenden Eiſenbahnen durchkreuzt wie Belgien, und war einig darüber, Gut und Blut einzuſetzen bis auf's Letzte gegen den Nationalfeind.

Ich gehe hier nicht bis auf 1880 herab, wo ſich zeigte, daß die Zuſtände Anno 1848 einen tiefen Grund hatten, und daß Sachſen eine Hauptſtätte der Socialdemokraten geworden. Ich gehe auch nicht näher darauf ein, daß dies kaufmänniſch und gewerblich ſolide Sachſen bei großen geſchichtlichen Wandlungen von der kirchlichen Reformation an immer auf der extremen Spitze anzutreffen iſt. Ich will nur nachdrücklich betonen, daß die Kriegserklärung Anno 1870 in Leipzig eine zum Aeußerſten entſchloſſene Bevölkerung fand.

Nach meiner Rückkehr von Wien wurde ich zu meiner tiefſten Genugthuung deſſen inne, und ich ſchrieb dies ausführlich meinem Freunde Max Friedländer, dem Chefredacteur der „Neuen Freien Preſſe“ mit dem Bemerken: er könne das nachdrücklich in

Oeſterreich verkündigen, damit man dort Kenntniß davon nehme. Was ich in Deutſchland ringsum vernähme, das ginge Alles da hinaus, daß der Krieg ein Nationalkrieg werden müßte, und daß er bis zum Aeußerſten geführt werden würde. Oeſterreich möge um Gotteswillen nicht an Vergeltung für 1866 denken, und nicht etwa den Franzoſen zu Hilfe kommen.

Es iſt dieſer Brief wohl nur ein Scherflein geworden, aber ein Scherflein war es, daß damals die „Neue Freie Preſſe“ eine ſo vielfach angefeindete deutſche Politik in Oeſterreich verfocht, und ſiegreich verfocht gegen das ſtarke Gelüſt, für die Franzoſen kriegeriſche Partei zu ergreifen.

Was für merkwürdige Erſcheinungen bringt ein ſolcher Nationalkrieg, ein wirklich nationaler Krieg an den Tag! Ehe ich wieder nach Oeſterreich überſiedelte ging ich zur Kur nach Carlsbad, und war dort als die erſten Siegesnachrichten unſerer Heere eintrafen. Ich verkehrte wie herkömmlich mit Sabatier, dem franzöſiſchen Literaten, welcher mit ſeiner trefflichen Gattin Ungher-Sabatier auch jedes Jahr nach Carlsbad kam. Gab es einen deutſch geſinnten Franzoſen, ſo war es Sabatier, welcher unſere Claſſiker mit vollſtändiger Kenntniß, mit liebevoller Sorgfalt in's Franzöſiſche übertrug, und unſerer literariſchen Entwickelung folgte wie ein treuer Hausgenoſſe. Und wie wirkten unſere Siegesberichte auf ihn! Ich habe nie was Aehnliches geſehen. Er verſtummte, verſtummte völlig, ſeine ſonſt ſo liebenswürdige Sanftmuth verſchwand, es trat erſichtlich eine Kriſis bei ihm ein, welche über Leben und Tod entſcheiden ſollte, und die Liebe zu ſeinem Vaterlande riß alle Bande mit uns entzwei — er reiſte hinweg, und iſt Jahre lang nicht wieder gekommen. Ich habe die Macht des Nationalſinnes nie in ſolcher Stärke geſehen, eben weil er ein hochgebildeter, unſerm geiſtigen Leben tief zugethaner Mann war.

Welch' ein verändertes Wien fand ich übrigens vor nach blos zweijähriger Abweſenheit! Die Stadterweiterung, welche Wien wohl dem Miniſter Bach zu danken hat, trat mir in der prachtvollen Ringſtraße entgegen, und die Börſe mit ihren Gründungen verbreitete goldene Strahlen. Schiller's Phäakenthum ſchien ganz in Blüthe geſchoſſen zu ſein.

Friedländer führte mich umher, und in der Gegend der jetzigen Gartenbaugeſellſchaft ſagte er trocken und ſtockernſthaft: hier werden wir Ihnen ein Theater erbauen; das enge Burgtheater reicht nicht mehr zu.

Aus dem Burgtheater aber hörte ich mit Erſtaunen, daß Baron Münch ſeiner Intendanzführung müde ſei und ſein Amt niederlegen wolle, und mich habe er als ſeinen Nachfolger empfohlen, mich, der ich ihn bei meinem Austritt empfindlich angegriffen hatte.

Solch' eine edle Rache mußte mich beſchämen, und ich ſuchte ihn auf. In meinem Buche „Das Wiener Stadttheater" habe ich über dies Zuſammentreffen berichtet, und ich wiederhole hier nur kurz, daß wir nach Verlauf einer Stunde einig waren, daß er mir die ſtreitigen Vollmachten wiedergab, daß er der Zuſtimmung des oberſten Chefs für meinen Wiedereintritt ſicher zu ſein glaubte, und daß ich vierzehn Tage lang als ſtiller Director alle Vorbereitungen betrieb.

Dies erzählte ich natürlich Friedländer. Dieſer aber ſchüttelte den Kopf und rieth mir dringend ab davon, nochmals ins Joch des Burgtheaters einzutreten. Wien brauche ein neues Theater, und der Gründungsplan ſei ſchon entworfen.

Ich hatte eigentlich für keinen der beiden Pläne eine volle Aufmerkſamkeit, weder für die alte Burgtheaterdirection, noch für eine neue. Allerdings imponirte mir die offenbar leichte Beſchaffung der Geldmittel für ein neues Theater, und ſie erſchien mir wie die Beſtätigung eines wirklichen Bedürfniſſes. Aber ich war wie beim Abgange vom Burgtheater wiederum in der Stimmung, daß ich meine Freiheit wie eine Erlöſung betrachtete, eine Erlöſung von den täglich, ja ſtündlich wiederkehrenden Anſtößen und Aergerniſſen einer Theaterdirection.

Mich beſchäftigte vorzugsweiſe die ſo glänzend veränderte Lage Wiens. Als ich mit meiner Frau in Leipzig berathen hatte:

wohin nun? in welche Stadt ziehen wir? da hatte ich damit den Ausſchlag gegeben, daß ich ſagte: Man muß ſeinen Lebensgang ſo viel wie möglich organiſch erhalten. Unſere Rückkehr nach Norddeutſchland iſt ja nur eine Epiſode von zwei Jahren. In Wien ſind wir für die zweite Hälfte unſeres Lebens geradezu aufgewachſen; dort ſind wir verknüpft mit einer großen Anzahl guter Menſchen, welche uns unſere Vergangenheit zu Gute rechnen, dort ſind wir eingewohnt in den gründlich heiteren, künſtleriſch lebhaften Lebensgang der Bevölkerung, und dort finde ich zu guter Letzt im Prater den mir nöthigen täglichen Spaziergang in einem Walde oder doch in einem Parke mit freier Luft, welchen wenig deutſche Städte bieten.

Und nun fand ich ein Wien, welches ſich ſo prächtig erweiterte und aufbaute, und fand eine Stimmung, als ob der Himmel voll Geigen hinge — warum ſollte ich mich ſofort wieder in ein ſchweres Joch einſchmieden?

Die Jochfrage mit dem Burgtheater löſte ſich denn auch binnen zwei Wochen. Nachdem ich zwei Wochen lang geheimer Director geweſen, da geſtand mir Baron Münch, daß die Zuſtimmung des oberſten Chefs eine Aenderung erlitten habe. Man hege den Wunſch, Herbeck zum Director des Operntheaters zu machen, und dadurch werde Dingelſtedt ledig. Dieſem alſo müſſe man das Burgtheater geben.

Friedländer lachte mich gehörig aus und ging nun mit vollen Segeln an die Gründung des Stadttheaters. Er war ein Mann von außerordentlichem Unternehmungsgeiſte und entwickelte für ſeine Unternehmungen eine Fülle von Geiſt und Muth. So hatte er mit Etienne — ſie waren die Hauptkräfte der Zang'ſchen „Preſſe“ geweſen — die Gründung der „Freien Preſſe“, wie ſie Anfangs heißen ſollte, aber nicht heißen durfte, mit überraſchender Kraft und Umſicht durchgeſetzt, und jetzt wollte er ſo nebenher ein neues Theater nahe der Ringſtraße durchſetzen. Täglich verkündigte er mir lachend neue Fünfundzwanzigtauſend-Männer — 25.000 Gulden koſtete eine Gründerloge — und bald war eine halbe Million gezeichnet.

Dabei ſpielte ich immer mit als Director, und ſo wurde ich's endlich und debattirte mit den Baumeiſtern Fellner, Vater und Sohn, die innere Einrichtung eines neuen Schauſpielhauſes, welches aus dem alten Wallgraben beim Carolinenthore emporwachſen ſollte.

Dieſer Bau ſelbſt iſt trefflich gelungen unter den Auſpicien der Wiener Baugeſellſchaft und unter der Ausführung durch Fellner Sohn — der Vater ſtarb uns hinweg. Trotz der ſchwierigen Grundlage in einem bodenlos ſcheinenden Waſſergraben wuchs das Gebäude ſchnell in die Höhe, und es wurde ein innerer Saal und Theaterraum fertig, welcher an einfacher Schönheit und vollſtändiger Zweckmäßigkeit ſeines Gleichen ſucht in Europa. Er iſt denn auch vielfach nachgeahmt worden.

Während der Bauzeit ſchilderte ich in einem Buche meine Leipziger Theaterführung, und da mir dieſelbe nicht wichtig genug erſchien für ein ganzes Buch, ſo erweiterte ich mir den Rahmen zu einer Ueberſicht über das norddeutſche Theater überhaupt und ſchickte es in die Welt unter dem Titel „Das norddeutſche Theater“.

Ich habe ja die erſte Hälfte meines Lebens in Norddeutſchland zugebracht und habe von früher Jugend an dem Theaterſpiel aufmerkſam zugeſchaut. Es mag eben wohl ein Theaterkeim in mir geruht haben, den ich ſelbſt nicht kannte. So waren mir die wichtigſten Vorgänge und Perſonen des Theaters in Norddeutſchland bekannt und vertraut geworden, und es lag mir der Wunſch nahe, neben dem ſüddeutſchen Burgtheater auch die norddeutſchen Theaterverhältniſſe zu ſammeln.

Am 15. September 1872 war der Bau fertig, und es wurde das Wiener Stadttheater eröffnet.

Ich gehe hier nicht in eine nähere Schilderung ein, denn in meinem Buche „Das Wiener Stadttheater“ habe ich das Weſen und Schickſal desſelben während der erſten zwei Jahre geſchildert. Nur die erſten zwei Jahre war es ſozuſagen mein Theater. Später ſollte und konnte ich eigentlich nur helfen, das Inſtitut überhaupt zu erhalten.

Zwei Jahre dauerte die Herrlichkeit. Dann ſah ich mich unerwarteter Weiſe plötzlich genöthigt, von der Leitung zurückzutreten, weil der Directionsrath eine wohlfeilere Führung wünſchte, für welche ich nicht geeignet war.

Das kam, wie geſagt, diesmal zu meiner Ueberraſchung, denn ich hatte in ruhiger Zuverſicht Alles vorbereitet für die dritte Saiſon.

Die Gründergeſellſchaft hatte einen Directionsrath erwählt, welcher die ökonomiſche Gebarung und Verwaltung zu leiten hatte neben mir, der ich als artiſtiſcher Director unabhängig ſein ſollte vom Directionsrathe. Das iſt ſo theoretiſche Weisheit, welche nie die praktiſche Probe beſteht. Jene Unabhängigkeit des artiſtiſchen Directors wird naturgemäß immer eine kaum lösbare Aufgabe ſein, denn die artiſtiſchen Forderungen hängen ja vielfach eng zuſammen mit den ökonomiſchen, und wenn man einmal mitregiert, ſo ſpricht man am Ende auch überall mit.

Irgend ein ſolcher Conflict lag indeſſen nicht vor, und es ſtand keinerlei Streitigkeit auf der Tagesordnung. Das Caſſenergebniß war im erſten Jahre ein überaus günſtiges geweſen und war auch im zweiten Jahre ein gutes, obwohl der große Börſenkrach eingetreten war.

Da hatte aber ein Directionsrath, von Wuchs ein kleiner Mann, die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht: man könne ſolche Einnahmen doch auch machen, ohne ſo viel auszugeben, als ausgegeben worden war. Die Gagen für die Schauſpieler insbeſondere könnten geringer ſein, und bei allen Fächern des artiſtiſchen Etats könnten ſtarke Abminderungen eingeführt werden.

Dieſer ſparſame „kleine Mann“, ein aus dem Norden Eingewanderter, ſchrieb ſelbſt Theaterſtücke, welche er aufgeführt ſehen wollte. Sie waren von oben bis unten durchaus ungeeignet zur Aufführung, und ich hatte ſie immer als unbrauchbar zurückweiſen müſſen. Vielleicht hoffte er ihre Zulaſſung bei einer billigeren Direction, kurz er hatte eifrig Propaganda gemacht für ein wohlfeileres Theater, und man hatte mir wohl davon erzählt. Ich hatte aber keine Notiz davon genommen, weil ich den „kleinen Mann“ für unwichtig hielt, und weil ich innerhalb meines Etats von ſelbſt ſtandhaft auf grundſätzliche Sparſamkeit hielt.

Aber auf der Erdkugel gibt es einen Nordpol und einen Südpol. Im erſten Jahre ging der Directionsrath mit einem ſo hochfahrenden Luxus ins Zeug, daß ich fortwährend dagegen Einſprache erheben mußte. „Für das Stadttheater iſt nichts zu theuer!“ rief man mir wörtlich entgegen, und ich wurde als Schwarzſeher ſtigmatiſirt. Ich war der Nordpol. Später verſchwanden einige der Luxushelden, die Erdkugel drehte ſich, und der Directionsrath ſetzte ſich am Nordpol nieder.

Dort ſaß er jetzt bei Beginn des dritten Jahres. Ohne hinreichenden Grund ſaß er da, ſowie er ohne Grund und nur aus Unkenntniß des Theaterlebens im erſten Jahre vom Südpole aus verſchwendet hatte.

Ich ſelbſt war außer Zweifel, daß unſer Stadttheater auch unter der hereingebrochenen traurigen Wirthſchaftszeit beſtehen könnte, wenn es ſorgſam und verhältnißmäßig ſparſam dirigirt würde. Da mußte ich denn endlich zu meinem Staunen erfahren, daß der „kleine Mann“ die meiſten Stimmen im Directionsrathe, auch die wichtigſte, für ſich gewonnen hatte.

Beim Theater, ja auch nur in der Nähe des Theaters ſind die perſönlichen Beweggründe, namentlich die Liebhabereien gar wunderlich maßgebend. Das ſah ich jetzt mit Widerwillen, und es blieb mir nichts übrig als Achſelzucken. Als man mir alſo nun officiell die Frage vorlegte — meine Antwort wußte man längſt — ob ich das Theater auch im herabgeminderten Maßſtabe fortführen wollte, mußte ich ärgerlich erklären: daß ich dazu nicht der richtige Mann wäre, daß ich aber den neuen Actionsplänen nicht im Wege ſtehen würde und alſo von der Direction zurückträte. Man wählte den Schauſpieler Lobe zum neuen Director, oder vielmehr: man hatte ihn ſchon dazu erwählt.

Ich ſchloß meine zweijährige Direction mit Shakeſpeare's „Julius Cäſar“. Auf dem Burgtheater und im Leipziger Stadttheater hatte ich dies Stück neu in Scene geſetzt, und ich kann mit ehrlicher Ueberzeugung ausſagen: von dieſen drei Vorſtellungen des „Cäſar" war die im Wiener Stadttheater die beſte. Man ermeſſe hieraus, welch' ein ſtattliches Perſonal junger Kräfte das Wiener Stadttheater damals beſaß. Ich nenne nur von Männern: Arnau, Baſſermann, Bukowitſch, Friedmann, Glitz, Grève, Heinrich, Lobe, Mylius, Ranzenberg, Reuſche, Robert, Tyrolt. Von Damen: Albrecht, Frank, Haverland, Schönfeld, Schratt, Weiſſe, Wewerka.

Dies Perſonal zerſtob nun nach allen Richtungen, und hierdurch war das Stadttheater für immer geknickt, es war ihm das Herz ausgebrochen.

Das Vertrauen des Publicums war dahin, und die wohlfeile Aera machte ein trauriges Fiasco, welches ein enormes Deficit mit ſich ſchleppte.

Der gute Ruf des Wiener Stadttheaters, welchen es notoriſch beſaß, war verloren, und mit ſolchem guten Rufe iſt es wie mit dem Rufe einer Jungfrau. Man vergißt es nie mehr, wenn der gute Ruf einer Jungfrau gelitten hat.

Was nun bei hereinbrechendem Sommer und beim Anblicke eines ſolchen Deficits, was nun? Zurückkehren zum alten Thema! Als ob das ſo ginge, als ob das Dichterwort nicht beſtünde: was Du vor der Minute ausgeſchlagen, bringt keine Ewigkeit zurück! Derſelbe „kleine Mann" kam nun mit dem Schnellzuge zu mir nach Karlsbad und beſchwor mich, die Direction wieder zu übernehmen. Ich wußte ganz gut, daß ich damit mich perſönlich opferte, aber der klägliche Zuruf: Sie haben's gegründet, es iſt Ihre Pflicht, es retten zu helfen! — er war nicht unrichtig, und er blieb nicht ohne Wirkung auf mich. Um zu helfen übernahm ich's wieder, nicht mit der Ausſicht es retten zu können bis zur Höhe ſeiner Gründung. Und es gelang mir auch trotz alledem und alledem, nochmals ein achtungswerthes Perſonal zuſammenzubringen und in dem neuen erſten Jahre nicht nur finanziell auszukommen, ſondern noch einen Ueberſchuß zu erzwingen.

Aber es war nur erzwungen. Der volle Ruf war nicht wiederherzuſtellen, und ich mußte endlich abgehetzt dem Directionsrathe empfehlen, das Theater zu verpachten. Ein Pächter braucht nicht ängſtlich zu fragen, ob man ſein Theater ein erſtes oder ein zweites Theater nennt, er will nur beſtehen.

Wenn ich nur jünger geweſen wäre in dieſer gar eigenthümlichen Stadttheaterepoche! Wie viel pikante Luſt- und Schauſpiele hätte ich da ſchreiben können aus dem Wirrwar heraus, welchen eine republikaniſche Theaterregierung mit ſich bringt! Wenn da ſechs bis ſieben Räthe mit einem alten Director berathen über das Wohl und Wehe einer Kunſtanſtalt, welcher das Herz gebrochen worden, und welche übrigens auch kein Geld hat! Einer richtet ſein Augenmerk nur auf ſchöne Damen und meint: dies iſt ja doch die Hauptſache. Ein Zweiter will durchweg leichtere Unterhaltung und niedrigere Eintrittspreiſe. Ein Dritter lobt ausſchweifend Fräulein X. und wohl auch Herrn Y. Im Gegentheil! ruft der Vierte, gerade die X. und den Y. mag ich nicht leiden. Ein Fünfter ſagt ſtandhaft: Uebrigens bin ich der Meinung, dies Theater muß wie Carthago untergehen, was quälen wir uns!

Zu meinem Troſte waren doch unten an der grünen Tafel ein paar Männer vorhanden, welche die Sache verſtanden und ihre Meinung immer redlich abgaben.

Darüber iſt wohl die Welt einig, daß ein Theater nur monarchiſch regiert werden kann. Aber die Entſtehung dieſes Stadttheaters brachte die republikaniſche Regierung mit ſich, und ich muß auch anerkennen, daß unſere Republik immer ſtreng anſtändig regiert worden iſt. Niemals gab's einen Aufruhr der Gracchen, niemals Tumult. Auch an Zügen der Großmuth hat's nicht gefehlt, an Schenkungen edelſter Art. Namentlich die Gründergeſellſchaft als Ganzes hat ſich ununterbrochen als eine Geſellſchaft von Edelleuten erwieſen.

Fehler im Gründungsprogramme ſind eben nicht zu beſeitigen. Der Hauptfehler liegt im Beſitze der Logen. Die große

Mehrzahl der Logen gehört den Gründern, und dieſe verſchenken ihre Logen, ſobald ſie ſelbſt das Stück geſehen haben. Dadurch wird das zahlende Logenpublicum nahezu ganz der Caſſe entzogen.

Ein noch größerer Uebelſtand lag allerdings und liegt noch in den wirthſchaftlichen Verhältniſſen, welche der Börſenkrach mit ſich brachte. Es wurde klar, daß nur der üppige Geldbeſitz vor dem Krach diejenige Anzahl von Theaterfreunden in unſer Theater führte, welche erforderlich iſt, um einem zweiten erſten Schauſpieltheater hinreichenden Beſuch zu verſchaffen. Fehlt dieſer Zufluß, welchen üppiger Geldbeſitz möglich machte, dann hat Wien kaum genug Leute, welche außer dem Burgtheater noch ein erſtes Schauſpiel brauchen. Berlin iſt darin Wien überlegen. Berlin hat ein viel zahlreicheres Publicum für höheres Schauſpiel. Zunächſt hat es einen viel, viel größeren Fremdenbeſuch, welcher zum Beiſpiel täglich wohl die Hälfte des Hofſchauſpielhauſes füllt, während Wien, im Südoſten ſeitabwärts vom Touriſtenzuge liegend, einen ſehr geringen Fremdenbeſuch hat. Alsdann ſpielt hiebei wohl auch die Schulbildung eine wichtige Rolle, will ſagen die mehr oder minder verbreitete Schulbildung. In Preußen iſt die Ausbreitung des Schulunterrichtes alt, in Oeſterreich iſt ſie jung. Sie datirt hier von Anno 1848. Nach weiteren zehn oder zwanzig Jahren wird ſich alſo vielleicht das Wiener Stadttheater zum Stil eines erſten Theaters wieder aufſchwingen können, weil dann die neue Generation erwachſen ſein wird, welche noch ein zweites Schauſpieltheater in Wien braucht.

Soll ich nun etwa bedauern, daß ich ſo viele Jahre Zeit und Arbeit an ein ſo unſicher geſtelltes Theater verwendet habe? Soll ich verſchwendet ſagen? O nein!

O nein! ſag' ich mit voller Ueberzeugung. So viele Jahre Tag für Tag drei Stunden auf der Probe zu ſitzen, um immer wieder ein Stück in Scene zu ſetzen — das halten die Handwerksleute für läſtige Arbeit. Ich bin aber kein Handwerker, für mich waren die täglichen Proben ein täglicher Genuß. Ein Dichter mit ſeinem Stücke iſt mir täglich anvertraut, ich dichte mit ihm, ich dichte nach, wo eine ſceniſche Ergänzung nothwendig, ich bin fortwährend in dichteriſcher Beſchäftigung — iſt das nicht ein täglicher Lebensreiz, welchen ich vor Millionen voraus habe?

Dazu bilde ich und erziehe ich Schauſpieler. Die alle undankbar ſind! ruft man. Nicht doch! das ſind nicht alle. Und die es ſind, brauchen ſie mich durch ihre Undankbarkeit zu ſtören? Ich finde das nicht. Indem ich bilde und erziehe, entwickle ich auch für mich Grundſätze und Regeln, größere und kleinere Gedanken. Dafür bedarf ich keiner Bezahlung; die Lehre ſelbſt, welche ich gefunden, hat mich bezahlt.

Die Laſt eines Theaterregiments beginnt allerdings auch für mich, wenn die Probe zu Ende iſt und die Streitigkeiten und ökonomiſchen Sorgen an mich herantreten. Aber giebt es denn einen Beruf ohne Sorgen? Und dann kommen zur Entſchädigung die Abende: Ich ſehe zu und genieße, was wir auf der Probe zu Stande gebracht, oder ich ſitze daheim vor dem Haufen neuer Stücke, welche geprüft ſein ſollen. Eine furchtbare Laſt, beſonders wenn's ſchlecht geſchriebne Manuſcripte ſind, ja! aber doch auch eine ganz neue Welt! Was da Alles neu erdacht, neu componirt worden iſt, das liegt vor mir, ich kann wählen. Den Ballaſt, welcher nichts taugt, erkennt man raſch und ſchiebt ihn beiſeite. Zuweilen kann man auch lachen über curioſe Waare in dieſem Ballaſte. Und das Mittelgut! Nun, das Mittelgut beſchäftigt mich mit Gedanken der Verbeſſerung. Man läßt dieſe Gedanken fallen, wenn das Stück gar zu gering iſt, aber man hat dieſe Gedanken doch gefunden und wird ſie anwenden können bei Stücken, welchen nur wenig fehlt. Da componirt man nach, man macht dem Autor Vorſchläge und bringt auf dieſem Wege manchmal doch ein brauchbares Stück zu Stande. Und plötzlich kommt aus dem Haufen vor uns ein Stück hervor, welches ſofort anſpricht und Act für Act die Theilnahme, das Vergnügen ſteigert und am Schluſſe uns vom Seſſel aufſchnellt mit dem Ausrufe: Bravo! Gut und ſchön! Gefunden! — O, das iſt ein ſehr glücklicher Augenblick!

Mit einem Worte: man iſt als Theaterdirector fortwährend in der Lage, ſchöpferiſch zu wirken, und zwar in hohem Bereiche, im Bereiche der höchſten dichteriſchen Kunſt, der dramatiſchen. Man ſoll, darf und kann das Drama in ſinnliche Erſcheinung führen. Und die hierauf verwendete Zeit ſollte verſchwendet ſein? Gewiß nicht.

Und wer bildet ſich denn überhaupt ein, wer darf ſich denn einbilden, mit einer Theaterdirection etwas Unendliches ſchaffen zu können! Ein Thor! Das Waſſer fließt, die Luft weht vorüber. Man muß froh ſein, etwas geſchaffen zu haben, woran Dieſer und Jener im Publicum oder in der Theaterwelt zuſtimmend denken mag.

Schwieriger iſt die Antwort, wenn man mit den Fragen beſtürmt wird: Iſt denn wirklich das deutſche Schauſpiel im Niedergange begriffen? Und wie und wo iſt denn Hilfe zu bringen? Wie und wo kann denn ein Mittelpunkt errichtet werden zum Muſter und zur Propaganda?

Die Sage vom Niedergange des deutſchen Theaters iſt alt, und ſie iſt ewig neu. Sie hat darin ihr Gutes, daß ſie thatkräftige Geiſter aufregt, ihr zu widerſprechen und ſie thatenluſtig zu widerlegen.

Ich ſelbſt habe mehrere Jahrzehnte erlebt, binnen welcher ſie berechtigter war als jetzt. In den zwanziger und dreißiger Jahren war die dramatiſche Production geringer als heutzutage, und die beſſeren Zeitungen hielten es für unwürdig, über das Theater auch nur zu berichten. Die Theaterartikel, hieß es, lenkten nur die Aufmerkſamkeit ab von wichtigeren Dingen.

Seit den vierziger Jahren erſt widmen auch die größeren Zeitungen dem Theater eingehende Beſprechung. Die Frage iſt nur, ob ſie das im fördernden Sinne thun, und ob ſie nicht ſelbſt als Zeitungen dem Theaterbeſuche abträglich ſind. Die Zeitungen ſind heute ſo umfänglich und wichtig geworden, daß ſie das geiſtige Intereſſe vieler Menſchen ganz ausfüllen und kein Bedürfniß übrig laſſen für die Bühne. Man frage nur den Engländer, welcher hinter ſeinen hohen Journalmauern verſchanzt ſitzt und weder Auge noch Ohr hat für das untergehende engliſche Theater.

Bei uns muß man zugeſtehen, daß die Theaterproduction ſeit den vierziger Jahren geiſtig inhaltsvoller geworden iſt als mehrere Jahrzehnte vorher. Man muß auch zugeſtehen, daß von Zeit zu Zeit immer wieder ernſte Anläufe verſucht worden ſind, das Theater zu heben, und aparte Erſcheinungen neueſter Zeit, wie das maſſenhafte Auftreten und das Herumziehen der Meininger weiſen ja doch deutlich darauf hin, daß man das Theater ſogar im großen Stile fördern will. Es kommt bei der hier vorliegenden Frage nur darauf an, ob dieſer große Stil auch den intimen Ausdruck des Dichters durch gute Schauſpieler als eine Kleinigkeit behandeln darf.

Wie Dem auch ſei, ruft man, die Mittelpunkte fehlen, und ohne Mittelpunkte gibt es keine durchgreifende Wirkung! — So ruft man beſonders in Norddeutſchland. Und mit Recht.

Dieſe Mehrzahl „die Mittelpunkte“ zeigt, daß bei uns eine einheitliche Wirkung ſchwer iſt, weil wir kein Paris haben. Wäre es blos das? Nein, wir ſind in der Bühnenfrage keine ſo artiſtiſche Nation wie die Franzoſen. Trotzdem wäre für das deutſche Theater viel gewonnen, wenn die Mittelpunkte ihre Schuldigkeit thäten. Die zwei Hauptſtädte Berlin und Wien müßten es ja doch ſein, und wenn beide ehrlich aufſtrebten, ſo würde ja auch der Wettlauf gedeihlich wirken.

Berlin, die große Hauptſtadt des deutſchen Reiches mit ſeinem großen Theaterpublicum und ſeinem großen Zuſtrom von Fremden wäre ja, ſollte man meinen, ſehr geeignet, einen ſolchen tonangebenden Mittelpunkt des deutſchen Theaters zu bilden. Man empfindet das auch in Berlin, und es bildet ſich dort eine merkwürdige Nachahmung des erſten Pariſer Theaters, des théâtre français. Eine Nachbildung der inneren Structur und der Verwaltungsform. Schauſpieler von Bedeutung vereinigen ſich dazu. Vielleicht findet ſich zu dieſer Form auch der entſprechende Inhalt. Dann wäre im Norden ein erſehnter Mittelpunkt gewonnen.

Im Süden erfüllt Wien mit ſeinem maßgebenden Burgtheater ſeinen Beruf doch immer bis auf einen achtungswerthen Grad. Dies Burgtheater hat zwar in neuerer Zeit wichtige Fachlücken noch nicht ausgefüllt, es hat ſeine beſſeren Mitglieder alt werden laſſen, ohne für entſprechenden Nachwuchs zu ſorgen, es hat, was unerläßlich, keine neuen Schauſpieler aufgezogen, es hat ſeine beſſeren Schauſpieler nicht verbeſſert, es hat der bloßen Ausſtattung mehr gehuldigt als wünſchenswerth, es hat theils durch andauernde Bevorzugung abſonderlicher Stücke, welche keine durchcomponirten Stücke ſind und deshalb durch äußerlichen Schmuck gehalten werden müſſen, theils durch übermäßige Wiederholung von poſſenhaften Luſtſpielen das gediegene Repertoire verfallen laſſen, aber es iſt doch immer noch ein hoch zu ſchätzender Mittelpunkt geblieben.

Das Aufſteigen oder Niedergehen unſeres deutſchen Theaters hängt weſentlich davon ab, ob an den großen Mittelpunkten, München und Dresden als wichtige Punkte eingeſchloſſen, Directoren walten, welche eine ſchöpferiſche Thätigkeit entwickeln oder wenigſtens eine maßgebende. Nachahmung iſt ja eine Haupteigenſchaft der Schauſpieler, Nachahmung iſt auch eine Haupttriebfeder der Directionen. Es kommt alſo darauf an, daß an den Hauptpunkten Nachahmungswerthes geboten wird.

Es fehlt aber auch, ſagt man, an jungen Talenten, es fehlt an Schauſpieltalenten überhaupt! Das iſt einfach nicht wahr; ich habe immer Talente gefunden. Richtig iſt nur, daß nicht mehr wie ſo oft in früherer Zeit kräftige Naturen auftauchen. Das mag von der gleichmachenden Bildung herrühren, welche ſeit einem halben Jahrhundert durch einen gleichartigen Schulunterricht errungen wird. Die demokratiſche Zeit, die allgemeine Wehrpflicht, Alles trägt ja dazu bei, die Menſchen gleichartig zu machen, das iſt wahr. Aber beſondere Naturen bleiben doch immer übrig, und die jetzige Schulbildung kommt ja den jungen Theaterſchülern darin zu Gute, daß ſie gute Lehren leichter und ſchneller auffaſſen.

Wenn's nur nicht an Lehrern fehlt, an lehrenden Directoren! Dieſe ſind bei unſerm Theater unerläßlich, da wir nicht wie die Franzoſen ein Conſervatorium haben, welches führt. Deſſen beſonders mögen Städte wie Hamburg und Frankfurt eingedenk ſein, welche neuerdings preiswürdige Anſtalten machen zur Hebung ihrer Theater. Leider zumeiſt für ſchöne Häuſer, welche das Geld verſchlingen und die Regiekoſten ſteigern. Man ſoll mehr auf den Inhalt der Häuſer ſehen.

Und eine Sorge iſt nicht hinweg zu diſputiren, wenn über den wahrſcheinlichen Niedergang unſeres Schauſpiels geſtritten wird: die Sorge um die Tragödie. Gerade die Gleichartigkeit unſerer heutigen Bildung entwickelt vorzugsweiſe nur Converſationsſchauſpieler. Je mehr die Gegenſätze im Staatsleben gemildert werden, deſto geringer wird die Anzahl junger Leute, welche tragiſch empfinden, tragiſche Empfindung ausdrücken können.

Vor mehr denn zehn Jahren ſchon begünſtigten Männer vom Pariſer Conſervatorium einen jungen Deutſchen, Strakoſch, welcher für tragiſche Rollen ausgebildet werden ſollte. Er war klein von Wuchs und alſo kaum von zureichender Geſtalt, aber — ſagten ſie — in der franzöſiſchen Jugend wird die Anlage für tragiſche Rollen immer ſeltener.

Und vor ungefähr eben ſo langer Zeit ſagte ich von Sonnenthal, welcher nach Wagners Tode den Hamlet ſpielte: dies iſt ein Hamlet, welcher am Leben bleiben kann. Heute ſchon macht man dieſe Bemerkung nicht mehr, denn das Publicum ſelber vermißt ſchon den tragiſchen Odem nicht mehr.

Es iſt, als ob die ſogenannte Weimariſche Schule völlig ausſterben ſollte.

Bekanntlich wird das deutſche Theater ſeit Anfang des Jahrhunderts von zwei Schulen beherrſcht, von der Goethe-Weimariſchen und von der Schröder-Hamburgiſchen. Goethe hat ein ganzes Paragraphennetz aufgeſetzt und darin allerdings auch

Theile aus dem Schröder'ſchen Statute aufgenommen, aber ſeine Forderungen unterſcheiden ſich doch principiell von den Schröder'ſchen. Seine ſyſtematiſche Pflege des antiken Geſchmackes drängte in Allem und Jedem den Begriff einer abſtracten Schönheit in den Vordergrund. Alſo kunſtvolle Stellung, kunſtvoller Vortrag ſind die Hauptforderungen für die Bühne. Wäre Goethe damit allein geblieben, ſo würde er mit ſeinen „ſublimen“ antiken Versmaaßen keine großen Nachfolger gefunden haben. Directoren und Schauſpieler würden geſagt haben: Das iſt trocken, es fehlt ja die charakteriſtiſche Wahrheit und die eigentliche Schauſpielkunſt hört auf. Aber es trat Schiller zum Weimariſchen Theater und mit ihm der große Schwung der Rede. Dadurch erſt wurde die Schule mächtig, obwohl Schiller gar nicht zu Goethe's Schauſpielgrundſätzen gehörte. Er war gründlich dramatiſch, und dadurch erſt wurde die Weimariſche Schule wirkſam und populär. Ihm ſtand die Antike tief im Hintergrunde. Ein zufälliges Urtheil beleuchtet das: Der in Weimar gaſtirende Iffland ſtellt einen „Pygmalion“ dar, ein antikes Bild, und Goethe meint, Worte könnten das nicht genug preiſen, Schiller aber findet den „Pygmalion“ abſcheulich.

Von dem tief gehenden Unterſchiede zwiſchen dem Dramaturgen Schröder und dem Dramaturgen Goethe wußte das Publicum nichts, und man machte ſich mit den Schiller'ſchen Stücken eine Weimariſche Schule zurecht, welche namentlich in Berlin und Dresden enthuſiaſtiſche Apoſtel fand, obwohl Tieck in Dresden Einhalt zu predigen ſuchte. Man feierte die hohe Declamation. Sie war vorzugsweiſe der Tragödie günſtig, ihre Manieren drängten ſich aber auch ins Schauſpiel.

Schröder war entſetzt darüber. Sein Princip für die Schauſpielkunſt war die charakteriſtiſche Wahrheit. Dies Declamiren der Verſe war ihm der Untergang der dramatiſchen Kunſt. So wurde er ein principieller Gegner Schillers. Nicht daß er Schillers großes Talent verkannt hätte, o nein! er hatte lange und dringend mit Schiller unterhandelt, um ihn als Dramaturgen ſeines Hamburger Theaters von Jena zu entführen, aber der Mißbrauch mit bloßem Declamiren, welchen die Schauſpieler in den Schiller'ſchen Stücken wirkungsvoll machten, empörte ihn. In der nächſten Generation, ſagte er, werden junge Leute mit nichts als ſchönem Organ die Heroen der Schauſpielkunſt werden, und die eigentliche Darſtellung charakteriſtiſcher Wahrheit wird gänzlich verloren gehen.

Verſchärft wurde das Mißverhältniß durch perſönliche Dinge. Schröder ſollte den Wallenſtein auf dem Weimariſchen Theater einführen, Schiller legte den größten Werth darauf, und — Schröder lehnte ab.

Bis hoch in die dreißiger Jahre hatte in Berlin und Dresden die Weimariſche Schule die Oberhand, Frau Crelinger dort, Emil Devrient hier waren ihre Hauptvertreter. Wien hielt ſich frei, hier hatte die charakteriſirende Schauſpielkunſt einen ſichern Boden. Von den vierziger Jahren an kam auch in Deutſchland die Schröder'ſche Richtung mehr und mehr in Aufnahme. Geiſtig wirkſame Schauſpieler wie Seydelmann trugen viel dazu bei.

In den vierziger Jahren kam dazu, daß die politiſche Stimmung des Publicums anfing, politiſche Nahrung zu verlangen im Theater. Alle möglichen Deutungen, welche den Staat betrafen, wurden tendenziös aufgefaßt. Um dieſen Tendenzbeifall zu erwerben, mußte der Schauſpieler deutlich und nachdrücklich ſprechen, er mußte die geſangsmäßige Declamation aufgeben. Die natürliche Folge war, daß auch andere charakteriſtiſche Ausdrucksweiſe Geltung ſuchte und fand, und daß ſo die Schröder'ſche Richtung die Oberhand gewann. Denn die Betonung der Schlagworte führte allmälig auch zur Ausarbeitung eigenthümlicher Darſtellungsmittel, welche durch Wahrheit Wirkung erſtrebten. Die Weimariſche Richtung verblieb nur noch den Virtuoſen und Virtuoſinnen, welche man abſchätzig Bumbum-Schauſpieler nannte.

Das Wiener Burgtheater hat ſich immer eine vermittelnde Stellung bewahrt zwiſchen dieſen beiden Extremen. Seine wichtigſten Schauſpieler waren gleichmäßig im Trauerſpiele wie im Luſtſpiele beſchäftigt, und deshalb ſchon konnte der Ueberſchwang der Declamation keinen Boden gewinnen. Vielleicht iſt auch deshalb dies Theater immer in einem reſpectvollen Anſehen geblieben.

Ich ſelbſt als Director lernte da die Maaße in mir ausgleichen und gewann für die noch auszubildenden jungen Kräfte ein Syſtem, welches ich beſonders im Wiener Stadttheater durchzuführen ſtrebte.

Zu dem Ende ſuchte ich mir einen Vortragslehrer und fand ihn in demſelben Alexander Strakoſch, welcher ſich im Pariſer Conſervatorium hervorgethan und welchen man in Ausſicht genommen hatte für die tragiſche Aufgabe. Er hatte das Sprechen zu lehren und für die höheren Rollen den ſchwungvollen Vortrag ſo auszubilden, daß der wohlverſtandene Sinn zu ſeinem Rechte käme. Dies galt alſo vorzugsweiſe der Tragödie. Wir ſuchten den Weimariſchen Idealismus mit dem Schröderſchen Realismus zu vereinigen.

Es zeigte ſich auch, daß der von Schröder ſo gefürchtete, hoch gehende Schiller'ſche Vers ganz wohl charakteriſirend gegliedert werden kann. Schiller iſt doch eben immer, auch wo er ſcheinbar declamatoriſch ausgreift, echt dramatiſch, und es iſt nur Oberflächlichkeit, wenn er ohne Verſtandesklarheit herunter declamirt wird.

Bei dieſem Beſtreben, für jedes geſprochene Wort auf der Bühne Deutlichkeit und Verſtand durchzuſetzen, habe ich mir aber doch nicht verläugnen können, daß der reale Geiſt unſerer Zeit ungünſtig iſt für die Tragödie, daß berufene tragiſche Talente unter den jungen Schauſpielern immer ſeltener werden, und daß vorzugsweiſe nur die ältere Generation im Publicum der Tragödie empfänglich entgegenkommt.

Eine höchſt wichtige Kraft für Gedeihen oder Nichtgedeihen unſeres Schauſpiels liegt in der Hand der Zeitungen. Wie ſie über Schauſpieler richten, das iſt nicht von entſcheidender Bedeutung, da ſorgt das Publicum ſchon ſelbſt für Gerechtigkeit; gar oft aber entſcheidend iſt es, wie ſie über die Stücke berichten und richten. Da können ſie überaus ſchaden und nützen: ſchaden durch vorwiegende Neigung zum Tadel, nützen durch vorwiegendes Wohlwollen. Wer möchte den Tadel verſchwiegen ſehen wollen! Es kommt aber ſehr darauf an, wie er gehandhabt wird. Wenn der Kritiker immer vor Augen behält, er wolle jedenfalls dem Theater förderlich ſein, dann wird er jedes neue Stück, auch das, welches er für gering hält, mit Rückſicht behandeln, mit der Rückſicht, daß ein Repertoire Neues braucht, und daß auch der ſchwache Autor durch Aufmunterung wachſen kann. Wie trefflich verſtehen das die Franzoſen, und wie förderlich iſt bei ihnen die immer höfliche, immer anſpornende Kritik neuer Stücke geworden für die Fruchtbarkeit der Autoren!

Was ich da wünſche, das iſt gar nicht ſo ſchwer, ich weiß es aus eigener Erfahrung. In den vierziger Jahren übernahm in Leipzig ein braver Kunſtfreund die Direction des Stadttheaters, und ich übernahm, um ihn zu unterſtützen, die Kritik im populären „Tageblatte“. Ich verſchwieg keinen Mangel und kein Gebrechen, aber ich lobte und tadelte mit der unverhohlenen Abſicht, dem Theater zu nützen. Dies gelang vollſtändig, das Theater wurde gut, ſehr gut, der Beſuch ſtieg und ſtieg, Alles war in gutem Gange. Das dauerte ein Jahr, dann wurde ich an der Fortſetzung verhindert, und die Kritik im „Tageblatte“ verließ meine Bahn. Sie wurde landläufig nergelnd und abſchreckend, und das Theater wurde unſicher, kam ins Schwanken, kam ins Sinken. Der Beſuch wurde ſchwach und ſchwächer und der brave Director trat mit Verluſt zurück.

So einflußreich für das Theater iſt die Kritik in der Zeitung nach der einen wie nach der andern Seite.

Nun, wie Dem auch ſei, die Zukunft unſeres Theaters wird immer ein Räthſel bleiben, wie jede Zukunft, wie das Wetter, trotz aller Meteorologen. Dies Buch hat ſich ja nur mit der Vergangenheit zu beſchäftigen.

Ich ſchließe hiermit meine „Erinnerungen“. Im fünfundſiebzigſten Lebensjahre ſtehend, habe ich nicht mehr lange zu leben, und werde kaum noch Bemerkenswerthes erleben. Daß ich als zweifelvoller Candidat der Theologie ein öffentliches Leben angefangen habe und als illuſionsarmer Theaterdirector in die Einſamkeit zurücktrete, das hat meine Seelenruhe nicht geſtört, ſondern bereichert. Wir ſind zum Arbeiten da, und ſind dazu beſtimmt, uns abzunützen. Der alte ſchöne Baum dort, er wird umgehauen, weil er alt geworden, dies einſt ſo ſchöne junge Mädchen hier hat eine Schaar Kinder geboren und lockt jetzt als reizloſes Mütterchen Niemand mehr. Der Baum und das Mädchen predigen daſſelbe: daß Alles abgenützt wird.

Auch die Frage iſt müßig: ob man mit ſich zufrieden iſt? Wer könnte das ſein! Jeder muß ſich eingeſtehen: er hätte ſeine Schuldigkeit beſſer thun können. Mancher muß wohl auch ſagen: er hätte ſeine Fähigkeit beſſer verwerthen können. Nein, dies Letztere ſag' ich nicht. Ich bin im Gegentheile immer erſtaunt geweſen, ſo viel Verſchiedenartiges aus mir herauspumpen zu können und Ziele zu erreichen, welche weit über mein Verdienſt hinausreichten.

Ich rathe alſo der jungen Welt: ſie ſoll ſich alles Mögliche zutrauen und ſoll nur bei der Ausführung beſcheiden bleiben. Was dann mißlingt, das wird zu ihrer Belehrung dienen und wird keine Reue nöthig machen.

Ob ich wieder anfangen möchte, wenn mir fröhliche Götter eine neue Jugend ſchenkten? — O ja.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien,
k. k. Hof- und Univerſitäts-Buchdrucker.

Das
neue Jahrhundert.

Von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

Fürth, 1833.
Fr. Korn'ſche Buchhandlung.

Polen.

Von

Heinrich Laube.

Fürth, 1833.
Fr. Korn'ſche Buchhandlung.

„Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.“

Fauſt.

Kein Tropfen wird vergebens vergeſſen; wie Simſons Locken wachſen die alten Rechte immer wieder jung, und weil die Locken wachſen, zittern die Philiſter. —

Aus einem ungedruckten Buche.

Vorwort.

Die neue Zeit iſt haſtig und grob: ſie verläugnet ſich oft ſo, daß ſie ſich ſelbſt verliert, daß die Zeit keine Zeit hat, ſie geht wie der Elephant, den der Uebermuth ſeines Führers zum Zorn gereizt hat, unaufhaltſam durch das blühende Reisfeld, und tritt die eigne Nahrung zu Boden, um auf dem nächſten Wege zum Ziele, zur Beſtrafung des Uebermuths zu kommen. Der nächſte Weg iſt nicht immer der bequemſte; etwas Grobheit läuft da leicht mit unter, und die findet ſich denn auch in allen Couleuren bei den Wortführern, den Miniſtern und Schriftſtellern. Ich will mir keineswegs hiermit die Behauptung erlauben, alle Miniſter gehörten zur neuen Zeit, nein, Gott ſei Dank, es giebt noch eine ziemlich vollzählige alte Garde, die ohne zu unterſuchen, blind mitzieht in jeden Krieg, ſei er gerecht oder ungerecht – ich meinte die Miniſter, die ſich auf den Tribünen gemein machen. Wahrhaftig, meine Herren, ich meinte bloß die.

In dieſer Hart- und Grobheit haben denn jetzt meiſt in die Leute gar nicht mehr Zeit, ihr Publikum anſtändig zu grüßen, und die nothwendigen, gewöhnlichen Redensarten anzubringen, es iſt Alles verkürzt worden, die Militairzeit und die Titel, die Anreden, die Fürſten, die Proceſſe und der Adel — es giebt keine Vorreden mehr, das wollt' ich ſagen. Sonſt ſtellte ſich jeder nur ein wenig honette Schriftſteller an den Anfang des Buchs hin, ſchob ſich in die dritte Poſition, machte die gebräuchlichen Complimente erſt nach der Höhe, dann nach der linken und rechten Seite, auf welcher damals ältere und beſſere Leute, Adel und Geiſtlichkeit, oder Adel und Soldaten ſaßen, dann bückte er ſich noch ein Mal nach oben hin, wie er angefangen, verſprach, ein dito beim Schluſſe nicht zu unterlaſſen, räusperte ſich und begann leiſe, ſehr leiſe. Man ging ſonſt viel ſichrer den ruhigen hiſtoriſchen Entwickelungsgang, drum fielen auch lange nicht ſo viel Leute als jetzt, höchſtens fiel Einer, der die Tanzſtunde nicht genug frequentirt hatte, in Ungnade — ſeit 40 Jahren überſtürzt ſich leider die Welt. Man erkundigte ſich ſubmiſſeſt in der Vorrede, wie ſich die hoch und niedrig gebornen Herren Leſer, und die höchſt edlen und edlen Frauen und Fräuleins befänden, ob ſie wohl geruht hätten, und noch lange wohl zu ruhen hoffen dürften; man legitimirte ſich alsdann, wie man zum Schriftſtellern gekommen: es ward erzählt, wie viel ſchwere Studien dazu gemacht worden ſeien, wie der huldreichſte Monarch, den Gott ſchützen möge, geruht habe, ſeine Aufmerkſamkeit dem unwürdigen Geſchöpfe zu ſchenken:

nun kamen Artikel für den Ceremonienmeiſter v. Buch in Berlin, der wie der nordiſche Jupiter nur immer mit drei Worten in der Zeitung auftritt, und Freude oder Leid, Lachen oder Thränen commandirt, „Heut geht der Hof in Galla, oder heut legt der Hof Trauer an, die Damen in ſchwarzem Krepp u. ſ. w., wie der letzte Spartaner in lakoniſcher Manier — d. h. es kamen die Orden- und Ehrenſtellen des Verfaſſers, wornach er bei vorkommenden Gelegenheiten rangire, es kamen die Corporationen und Geſellſchaften von Stockholm bis Calcutta, deren Ehren- oder bloßes Mitglied der Verfaſſer war. Man ſah doch immer mehr, wen man vor ſich hatte; man wußte, in welchem Amte der Hr. Verfaſſer ſchrieb — es war eine ſchöne und bequeme Zeit, die Zeit der Vorreden, die Schriftſteller hatten keinen oder einen Geiſt, den ihres Staates, und es war keine Verſtellung dahinter zu ſuchen, es gab keine politiſche Parteigängerei, denn es gab keine Parteien, weil es nur eine gab. Es ward gar nicht erſt gedacht; die große europäiſche Maſchine dachte ſeit dem 30jährigen Kriege für die Individuen, man explicirte höchſtens ihre Gedanken in der Kanzleiſprache, und die lernte Jeder durch Uebung; ja, man brauchte nicht einmal zu leben, das Leben lebte ſich ſelbſt, Europa war das Schema der 4 lateiniſchen Conjugationen, und das war gedruckt, und die fünf oder ſechs Oberlehrer trugen das vor, und es gab keinen Irrthum — es war ein Leben, wie im Himmel.

Da konnte denn der Schriftſteller in der Vorrede mit liebenswürdiger Geſchwätzigkeit von ſeinen Familienangelegenheiten ſprechen, man las Alles mit Vergnügen, man hatte nichts zu thun, die Götter regierten ſelbſt, und das erfuhr man von jedem kleinen Lexikon, dem das Privilegium des Königs von Gottes Gnaden vorgedruckt war; es war das Zeitalter der Kindheit und Unſchuld, das Zeitalter vor dem Sündenfalle, wo die Leute noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegeſſen hatten, und noch nicht wußten, was gut oder böſe war.

Ach, „die ſchönen Tage von Aranjuez ſind nun vorüber,“ fing ein revolutionairer Dichter die erſte revolutionaire Tragödie an, zu Paris fing's an aufzufallen, daß die Menſchen ohne Hoſen gingen, man fing an neue Kleider zuzuſchneiden; es begann über die alten Reiche eine neue Völkerwanderung herein zu brechen, die Völkerwanderung der Ideen, und ob die Schlachten in den neuen catalauniſchen Feldern den neuen Attila, die Gottesgeißel, den Bluthund, wie ihn die preußiſchen Regierungsraths-Hiſtoriker nannten, vertrieben, nach kurzer Ruhe brachen neue Schaaren herein, gefährlicher, weil ſie von ihren Vorgängern gelernt hatten.

Umſonſt reſtaurirte v. Haller, und opferte den Ruf eines klugen und braven Mannes, umſonſt ſchrieb Fouqué, umſonſt Steffens, umſonſt ruinirten die Cenſoren ihre Geſundheit, umſonſt fluchten die Gardeoffiziere — die Zeit der Vorreden war vorüber. Vergebens theilt man Orden aus, vergebens ſattelten die Hofpoeten die Klepper und ſangen unterthänigſt, der Ulyſſes hatte ſich losgeriſſen und war in's Meer geſprungen, und dem Sirenengeſange entgegengeſchwommen, und die frivolen Leute ſagten, Homer habe Mährchen erzählt, weil er ein guter Monarchiſt geweſen, und die Sirenengeſänge ſeien anmuthige Freiheitslieder, und die Felſen hinter denen ſie geſungen würden, ſeien der Montmartre und die Höhen um Paris, und — die Vorreden ſeien vorüber.

Ach, es iſt eine gottloſe Zeit ohne Pietät, und ihr zum Trotz will ich die Leſer mit meinem Buche bekannt machen, und wenn ſie dann ſagt, ich ſei zu höflich geweſen und hätte nicht kurz und gut „guten Tag,“ bloß geſagt, und hätte doch eine Art Vorrede geſchrieben, ſo wollen wir eben ſo ohne Pietät ſagen, ſie ſei — etwa ſchlecht, nichtswürdig, oder ſolch' ein Wort aus den loyalen Blättern? nein, meine theuerſten Leſer, keine Beleidigungen, denn es giebt eine Oppoſition, die bisher ewig Unrecht behalten hat, vom Sardanapal bis zum Darius Codomannus, von dem bis zum Hohenprieſter Hannas, von Hannas bis zu den letzten römiſchen Kaiſern und ihren gebrechlichen Völkern, und von dieſen bis zu den letzten Fauſtritten des Mittelalters; das iſt die Oppoſition gegen die Zeit; und der Sieg gegen dieſe Oppoſition iſt ſeit der Reformation eine noch fortlaufende Epoche der Weltgeſchichte geworden. Man lacht uns aus, wenn wir ſagen, die Zeit habe Unrecht, und die alte gute Sache iſt erſt todesreif geworden, ſeit man ſie auslacht. Wir wollen ſagen, es ſei nicht wahr, wenn man ſagt, wir hätten eine alte Vorrede, und kein kurzes Vorwort ohne Complimente geſchrieben — aber ſonſt gar nichts. —

Hier bin ich nun eigentlich zu Ende, und das Vorwort iſt aus; denn das hab' ich bloß für diejenigen geſchrieben, welche mein Buch nicht leſen wollen, welche bloß durch den Titel geärgert, den Verfaſſer ein wenig, wie's gut Vornehme zu thun pflegen, von der Seite anſehen wollten. Ich erſuche die Herrſchaften von dieſer Qualität, plötzlich hier das Buch zuzuſchlagen, das gewöhnliche mißvergnügte Geſicht zu ziehn, und den unglücklichen Liberalismus mit einem neuen Jahrhunderte zu ignoriren. Hoffentlich haben ſie eingeſehen, daß der meinige ſich noch nicht zur Feſtung qualificirt, daß ich noch zu viel von hiſtoriſchem Entwickelungsgange ſpreche u. ſ. w. u. ſ. w. —

Adjeu, mein ſüßer Leſer, leben Sie ſehr wohl; das Vorwort iſt hier, weil ich ein kurzes verſprochen, geſchloſſen, und ich unterhalte mich jetzt in freundlicher Heimlichkeit, als ſäßen wir zwei einſam am runden Tiſch mit meinem unbekannten Freunde, den der Titel meines Buchs nicht geſchreckt, ſondern gelockt hat — ach, die Welt wird wieder ſo ſchön und grün, die Störche und das Zuggeflügel kommen auch wieder, und wenn man das leſen wird, iſt auch gewiß die Schwalbe ſchon wieder da — die gute, liebe Natur kommt ſtetig immer zurück, wir mögen treiben, was wir wollen, ſie ſtraft Niemand, ſie lohnt ewig, ſie iſt liberal ohne Aufhören, und ihr ganzer Organismus iſt ein großer Liberalismus, laßt uns doch auch, Ihr böſen Leute, die Ihr gern noch dick thun möchtet, obgleich Ihr von Tag zu Tag weniger Tuch zu Euren Röcken braucht, wegen der magern ägyptiſchen Zeit, die über Euch hereinbricht — laßt uns doch auch ein Bischen liberal ſein, ſpielt ein Wenig mit uns in dem jungen Frühlingsſonnenſchein; das Wetter draußen iſt weich wie Sammt und Seide, ſeid nicht ſo rauh und uneben, ſpielt Kinderſpiele mit uns, wenn Ihr uns für Kinder haltet! Glaubt es doch endlich, der Liberalismus iſt nichts als eine neue Auflage der Bibel, die zweite Epoche der Liebesreligion, und für die Chiliaſten beginnt das tauſendjährige Reich: die Apoſtel ſind nur mitunter zu Pferde geſtiegen, und haben alle ſchreiben gelernt — aber die Phariſäer und die hartköpfigen, hartnäckigen und hartgläubigen Sadducäer ſind noch dieſelben. Es ſind wieder die armen Teufel, die armen Schriftſteller und Journaliſten, die Zöllner und Sünder, welche predigen, und die man einſperrt wie früher. Es fehlt auch an den verruchteten Samaritanern nicht, aber das auserwählte Volk iſt ſelbſt dazu geworden, und mancher Jude, dem die Parallele einleuchtet, mag ſich über den wunderlichen Gang der Geſchichte verwundern, und mancher Uebermüthige von den je Auserwählten und Privilegirten unſrer Tage könnte ſich ein Beiſpiel dran nehmen, und könnte, oder ſollte dem Liberalismus auf den Knieen danken, daß dieſer ein ſolches Horoskop zerſtört hat. Aber ſie nennen uns wieder falſche Propheten, und ſingen wieder das alte Lied „gebt uns Miguel Barrabam,“ und die Weltgeſchichte bleibt ein Ammenmährchen. Da kann man ſich nicht mehr verwundern, wenn die liberale Natur reinigende Donnerwetter ſendet, welche die Dünſte zerſtreun und friſche Luft machen.

— Die Natur und die Geſchichte ſind die langmüthigſten Weſen, aber ſie haben das beſte Gedächtniß, und ſie haben ſeit einiger Zeit angefangen, ihre Lection aufzuſagen, daß alten grauen Sündern und Vorrechten und Mißbräuchen die Zähne geklappert haben. In den alten ariſtokratiſchen Archiven zu Venedig und im Londner Weſtend, ſind vor Schrecken die Siegel abgefallen von den alten Raubbriefen, und die großen Herren haben das Fieber gekriegt und tröſten ſich mit dem Glauben, es ſei ein Wechſelfieber und China werde helfen.

— Die Natur und die Geſchichte öffnen aber ihre Herzen, wie die beſten Weiber, nur der Intelligenz, und ſeit dieſe ſich abgewendet hat von den alten runzligen Geſtalten, und nur hie und da noch einen erkauften Renegaten leiht, ſind die alten Trümmer verlaſſen, ſtürzen in Schutt zuſammen, und ihre Worte werden unverſtändlich wie die Inſchriften auf den Steinen der alten Götzentempel zu Perſepolis, Adjunta und Ellore.

Ich habe längſt Abſchied genommen von den alten Leſern, und die jungen werden mir nicht zürnen, wenn ich zu zweien Malen rede von dem verſunknen Vineta an der Weichſel, von dem das profane Auge nichts ſieht. Aber der empfängliche Liberalismus ſitzt am Strande des Waſſers und ſieht die verſunkenen Helden durch die Straßen reiten, hört das Glockengeläut nach den Tagen bei Wawre und Iganie, und die melancholiſch-luſtigen Maſurektöne und die donnernde Varſovienne. O, du überfluthetes Vineta-Warſchau, begeiſtere noch tauſend Gemüther, daß ſie Dich, tief in die Wellen der Zeit verſunkene Heldenſtadt, ſingen an jedem

Morgen und an jedem Abende, damit Deine Sage nicht verloren gehe, und Dir einſt ein Tyrtäus erſcheine, der die Schwerdter ſtähle durch ſeine Lieder und unüberwindlich mache.

Ach, die polniſche Heldenzeit hat nur Ruhm aber keinen Sieg gebracht; aber all' deine Helden und deine Thaten nahmen die göttlichen Jungfrauen, Dichtkunſt und Geſchichte, in ihren Schooß, und als geharniſchte Lieder, neue Minerven unſrer Zeit, ſollen ſie Tag um Tag, und Nacht um Nacht heraustreten, und mit ihren Zauberkräften kämpfen bis der Typhon mit dem verderbenſchwangeren Buche am Boden liegt, und bei ſeinem letzten Athemzuge die verſunkene Stadt des Ruhmes mit ihren Fahnen herauf ſteigt an das Sonnenlicht. O, ſingt, ſingt Ihr Männer am Rhein, an der Seine, an der Themſe, ſchicket Legionen Lieder aus, damit die Kunde von polniſchen Ruhme und Unglück nicht untergeh, und mahne und mahne wie der ungeſtümſte Gläubiger.

Mit meinen jünſten Leſern ſpräche ich nun am liebſten noch ein ungenirtes Wort über den neuen Gottes- oder Götzendienſt zu Paris, denn wo Götter oder Götzen ſind, da bleibt auch der Dienſt nicht aus — über den Simonismus. Aber ich werde zu ſehr ausgelacht, wenn mein Vorwort zu lang wird und nicht haſtig genug iſt. Ich denke, im Anfange des III. Bandes einige vergnügliche Unterredungen über das äußere Leben und Treiben der Simoniſten anknüpfen zu können, wenn ſich nicht alle gute Chriſten von meinem erſten Capitel, und meinen lieben Simoniſten, abgewendet haben. Es ſind wirklich liebe, charmante Leute, und ich denke und hoffe, es werden mich auch ſchlechte Chriſten leſen — und was werden nun erſt die Weiber ſagen, wenn wir mit einander zu St. Simons in die Kirche, d. h. auf den Ball gehen, wo Pater Enfantin die Honneurs macht, den Cotillon aufführt, ſeidne carirte Strümpfe trägt, jedem Fragenden Auskunft giebt über den oder jenen Leberſatz „chassez à gauche“ dazwiſchen ſpricht, und mit der äußerſten Linken noch nicht zufrieden iſt. Was werden die Weiber ſagen, wenn ſie in dieſer Kirche Klavier ſpielen und ſonſtige Künſte treiben, und die faſſionableſte Geſellſchaft beſchäftigt ſehen, wenn ſie erfahren, man theile jetzt die Weiber in bewegliche und unbewegliche, und gebe ihnen entſprechende Ehemänner, und die beweglichen könnten wechſeln, ſo viel ſie wollten, und die Prieſter könnte ſie alle nebenbei lieben. — — —

— Aber wie höre ich meine jüngſten Leſer jauchzen, und wie höre ich die alten brummen. Ach, es iſt auch eine böſe Welt, die ſich's gar zu bequem machen will!

Daß der zweite Abſchnitt Polens in einem Erzählungsrock kommt, der keine Knöpfe mehr hat, und darum ſich nicht gut ſchließen läßt, wird mir Niemand verargen. Es war eine gewöhnliche Lockſpeiſe, um Damen und leichtfüßige Leſer in die Wälder der polniſchen Geſchichte zu locken; ich wünſche nur, daß ſie nicht zu früh umkehren, die Weltgeſchichte hat da ſelbſt einen ſo intereſſanten Roman geſchrieben, daß mein Embryo davon zermalmt werden mußte — ſo viel Thränenſtoff erſindet kein ſchwacher Poet — ich hoffe, es ſoll noch Mancher darüber weinen!

„Berichtigung.“

„Am Anfange des dritten Capitels iſt ein Abſatz, und die Bezeichnung zweite Abtheilung zu ergänzen, da ein ganz neuer Abſchnitt damit angeht.“

Erſtes Kapitel.

Ich hatte eben einen Brief geſchloſſen, als mein Diener mir in großer Eile einen fremden Herrn meldete; der Name klang polniſch, genug für mich zu einem très bien venu; ich würde nicht ſo erfreut ſein, wenn mich ein alter Römer aus der vollgültigen römiſchen Zeit beſuchte. Ich eile ihm entgegen, öffne die Thür, und ſehe, ohne geſehn zu werden. Ein hoher, ſchlank gewachſ'ner Mann in einem langen bis an das Kinn zugeknöpften Ueberrocke, der, obwohl weit und bequem, ſchöne Glieder nicht verſtecken konnte, ſtand vor mir. Den Kopf möchte ich eine moderne Antike nennen: dunkles ſchlichtes Haar, deſſen Spitzen ſich ein wenig lockten, umſchloß dicht und lang ein ſchöngeformtes Haupt, Wind und Regen ſchienen darin getobt zu haben, die kleinen Löckchen an den Enden ſanken wie ſchlaffe Arme über die Schläfe; die Stirn war hoch und rein, leichte Falten zogen ſich darüber hin wie leichte, ſchmale Wölkchen am Himmelsrande im Weſten, wenn der öſtliche Horizont donnert und blitzt; zwiſchen den ſchlanken aber ſcharfen Augenbraunen hatte ſich ein gefährlicher Grimm gelagert, und ſah wie verächtlich auf den Schmerz herunter, der ſich von den Außenwinkeln der Augen in klarer Linie bis an den Mund herabzog.

Das Auge war groß und lichtblau, die Augenlieder ruhten tief und ſchwer darauf mit langen Wimpern wie eine ſchwere Wolke, auf drückend heißem Sommertage. Ein ſtarker brauner Bart, der die halbe Wange mit verdeckte, und bis an's Kinn herabging, ſtellte das edle Geſicht in noch dunklern Schatten; es war mir, als ſähe ich im Walde bei Pulawy den alten Piaſt in dunkler Nacht, von einem falben Blitzſtrahle erhellt, ſtehen. — Der Pole neigte ſein Haupt auf eine Dame, die wie eine Ulme an ihn geſchmiegt lehnte; die zarte ſchöne Geſtalt war wie von Thränen durchweicht und der Auflöſung nahe, der Kopf, den die feuchten Locken verhüllten, ruhte wie ein gebrochner Blumenkelch an der Bruſt des Mannes. —

Ich dachte an Virginius und ſeine Tochter, und an den neuen Appius Claudius, ich dachte an einen Centurio, der von Cannä kam, den Tod im

Herzen, der nur noch nicht geſtorben wäre, weil er ſeine Liebe noch einmal küſſen wollte — ich dachte an die neuen Römer und an ihr rothes warmes Blut, und ich wollte auch ein wenig Römer ſein und ließ mein Herz bluten, und freute mich, daß ich's konnte und ſagte nichts.

Mein Diener unterbrach die heilige Stille, denn er iſt von Jugend auf zum Dienen beſtimmt geweſen, und man hat ihm in einem altadligen Hauſe die höchſte Tugend ſeines Standes „Gehorſam" nachdrücklich eingeprägt, darum durft' er hier nicht länger ſchweigen und mußte die Thränen hinunterſchlucken, die ihm Niemand zu weinen befohlen hatte.

„Graf v. Stocki," rief er eintönig, krümmte ſich dabei wie ein wohl dreſſirter Hund, und wies auf mich.

Wie der Kriegsgott Mars richtete der Pole das Haupt in die Höhe, ſchüttelte die naſſen Tropfen von den Haaren und ſah mich an, auch das Mädchen wendete das Geſicht nach mir; es war ein Antlitz wie ein reizendes Thal im Süden, wo unter den Waſſern des warmen Winters alle Blumen nach der Erde zugebogen hangen, aber doch herrlich duften.

Monſieur — — begann er — aber ich ſchloß pantomimiſch alle Einleitung und führte ſie in mein Zimmer unter die alten Klaſſiker, und die Geſchichte manches unglücklichen Volks; das meint ich, würde ſchon ein wenig tröſten. Ich war außer mir, daß ich nicht verheirathet war, um das ſchöne Geſchöpf in Sonnenwärme wickeln zu laſſen; aber es machte ſich raſch Alles beſſer, als ich dachte, und ich hatte in Kurzem eine traurige Geſchichte, und das Mädchen weinte nicht mehr, und der Herr war trocken und ich war erhitzt vom Zuhören.

Wie mag das Alles ſo ſchnell gegangen und vergangen ſein! der Menſch mag ein langweiliges Thier ſein, aber er iſt nicht einmal langſam, wenn er Blut im Herzen fühlt. — Stocki wanderte unkenntlich zum Thor hinaus, Virginia warf ihm aus dem Fenſter mit dem Tuche, der Hand fliegende Küſſe, wehende Abſchiede zu, und ſank dann meiner Schweſter, ſanft und ſtillweinend in die Arme, ich ſchickte nach Zeitungen und war gar nicht betrübt.

Die Natur hat wirklich die Weiber dafür, daß ſie keine Männer ſind, reichlich entſchädigt: Virginia ſtickt und näht jetzt ſchon, daß es eine Luſt iſt, ſie nimmt das Frankfurter Modejournal mit den ſchlechten — es kann alſo nicht bloßer Kunſtſinn ſein — Kupfern ſchon zuweilen in die Hand, und findet dies und jenes hübſch, und dies und jenes garſtig. Ich habe erſt mit allen Philiſtern meiner Umgebung Händel haben, und mir an Vielerlei den Magen verderben müſſen, eh ich zur Ruhe meiner Beſchäftigung gekommen bin, d. h. zum Schreiben.

Ob es wohl einmal ein Land gegeben hat, oder eins geben wird, wo der Mann, der nicht gerade Kurfürſtlicher Beamter iſt, etwas Beſſeres thun können wird, als Schreiben? Warum ſtellen unſre, faſt nur des Alters halber noch geehrte Matronen, die Fakultäten, dies nicht zu einer Preisaufgabe für die ſich paukenden Jünglinge, von denen könnte man am erſten etwas Schlagendes erwarten. Weiß Gott, wenn man heutiges Tages nicht ſchreibt und nicht gar zu häßlich iſt, ſo muß man wünſchen, ein Weib zu ſein, die können immer noch machen, was ſie wollen.

Aber da fällt mir gar noch ein — nur ſpät — dürfen wir denn auch Alles ſchreiben? — Alles — nur das Beſte nicht. —

Alſo ich war ſo weit, ein Mann zu werden, hatte mir mit Poeſie die Pfeife angezündet, und meinem Jungen ſchon darauf geantwortet; ob eine Pfeife ſo gut wie Eingemachtes ſchmecke, als mir einfiel, daß ich ja doch noch nicht darüber nachgedacht, was ich ſchreiben wollte; doch hatte ich ſchon die Worte Polen, Autokratie, Recht, Volk ꝛc. in der Feder — es mag doch wohl am Ende nützlicher ſein, mich damit, als mit meinen Folianten zu beſchäftigen, dacht' ich, und ſchob die Folianten auf die Seite und ſchrieb.

Ich dachte rechtlebhaft an all' unſre beſten Leute, an **Börne**, **Welker**, **Heine**, **Rotteck**, **Wenzel**, **Jürgens**, **Kahldorf** und Manchen, den ich wohl kenne, aber deſſen Name ich in dem Augenblicke, oder gar nicht weiß, und freute mich herzinnig der Geſellſchaft — meinem Diener hatt' ich geſagt, daß ich für die Beſpornten und Behelmten nicht zu Hauſe ſei, und es fiel mir wohl ein, daß ich manchen Feudalhelden und Ritter von der traurigen Geſtalt nur einmal, und auch die Artikel der Petersburger Zeitung und der nordiſchen Biene ſelten geleſen, aber ich bin kein Böſewicht und kein Todtſchläger, und gab meine Zeit nicht dazu her, noch einmal drüber zu gehn — entſchuldigen Sie's in Gnaden, meine Herren, hoch und höher geboren, ich glaubte Sie genau genug zu kennen, und ich fürchtete mich und Sie, wenn ich Sie noch genauer kennte, und ich hielt mich an die noch älteren Leute ohne Wappen und Deviſe, und ohne Feldbinde, welche einfältig erzählen, was ſich ungefähr ſeit 1772 an der Weichſel und in Europa und Aſien zugetragen.

Sie müſſen's den Leuten zu Gute halten, wenn ſie nicht die beſte Lebensart und den vornehmſten Takt haben, ſie haben nur für Plebejer, Buchhändler und Volk und für keinen Hof geſchrieben. Dieſe Mode iſt wohl erſt neu; wenn auch darum ſehr ſchön. Man ſieht's ihnen an, daß ſie ſchlecht bezahlt wurden, darum kann man ſie aus Erkenntlichkeit ſchon noch einmal leſen.

Die Kaiſerin Katharina war ein toller Burſch; für ein Weib hält man ſie auch dann noch nicht, wenn man die Summe ihrer Liebhaber oder beſſer, Kebsmänner hört; — denn das läuft in vieler Rückſicht gegen die Natur — ging es an, ſo wäre ich der Meinung, ſie habe Hoſen und an den Füßen ellenlange Sporen getragen, denn ſie hat ein edles

Roß ins Elend geritten. Wäre die Autokratie was Göttliches, wie fromme Leute heut noch ſagen, ſo dürfte ſie bei einem Weibe noch am erſten zu ertragen ſein, wenn das wirlich ein Weib, das heißt liebenswürdig iſt, von einem unliebenswürdigen Weibe ſich nach göttlichen Geſetzen maltraitiren zu laſſen, muß — teufliſch ſchmerzen. Ein Mann unter dem Pantoffel iſt ein Jammerbild, ein ganzes Volk unter einer Pantoffelherrſchaft iſt etwas ſo Unwürdiges, daß ſich nicht einmal die Phantaſie damit beſchmutzen ſollte.

Seitdem die Waräger unter Rurik nach Kiew gekommen waren, hatte ſich allmählich ein großes Reich gebildet, d. h. man hatte immer mehr und mehr Ingredienzien in einen Topf geworfen, ob die Speiſe verdaulich würde, war die geringſte Sorge; die meiſten Herren ſind freilich bis jetzt daran geſtorben, doch bilden ſich heute noch immer viele Leute ein, es komme nur darauf an, ob der Topf groß oder klein wäre. Auch etwas Chriſtenthum warf man in den Brei: man warf Kreuz und Blut und Furcht hinein, und was man eben von dem alten Glauben in die Hand bekam, das warf man in den Dnieper; dort erſoff Czernibog, und nun war Rußland chriſtlich.

Der ruſſiſche Katechismus iſt noch heut kaiſerlich, und das Wort Czaar iſt nicht ſo viel als Gott, ſondern es iſt mehr.

Nun kam Peter der Große und ſchlug die Leute todt, daß ſie anders würden oder doch krumm und lahm, damit ſie Kultur erkennen lernten; für Rußland iſt er ein großer Mann wie Dſchingis Chan und Timur für die Tartaren und Mongolen, in der Geſchichte der Menſchheit bleibt er auch eine wichtige Arznei, aber eine ſchlimme. für die Menſchen war er ein Würgengel. Indeß riß er doch den Damm und öffnete dem Wiſſen den Zugang; daß man ſpäter kaiſerliche Kanäle grub, um das Wiſſen darin nur mit kaiſerlichen Schiffen zu befahren und Fiſche hinein ſetzte, um Speiſe für die kaiſerliche Tafel zu gewinnen, iſt vielleicht nicht ſeine Abſicht geweſen, wenn er überhaupt eine weitre Abſicht als die auf's Materielle hatte.

Wir wollen ihn nicht verunglimpfen, er iſt ein ehernes Bild, ſo wie er zu Petersburg ſteht; daß man nach hundert Jahren in ſeiner Burg noch ehern und wie auf Granit = Felſen tritt, iſt nicht ſeine Schuld.

Daneben iſt Polen immer ein civiliſirtes Volk geweſen; die Schutzmauer der Chriſtenheit iſt ſein alter klaſſiſcher Beiname; 1683 kam Sobiesky vor Wien und befreite dieſe Hauptſtadt, ganz Teutſchland von dem Halbmonde der Türken; da ſchon that es ſich kund, daß Polen für heilige Dinge, für die Idee, die Schwerter ſchleifen und ſie ſchwingen könne.

Iſt Rußland heut auf dem Punkte, für die Realiſirung einer großen Idee etwas zu thun? nein; — ſeine Czaaren wollen die Ruſſen wohl hinſchicken mit ihren Kanonen für die Bezwingung und Unterdrückung der großen Idee der neuſten Zeit, gegen eine große Idee können ſie wohl geführt werden, und inſofern handelt ſich's in Rußland auch bereits um Ideen. Hatte Polen auch ein höchſt unglückſelige Verfaſſung, ſo thut doch eben dieſe Verfaſſung kund, wie die Nation auf einen gewiſſen Stand der Bildung und des moraliſchen Wollens gekommen war, da die Nation die Züge mitbeſchloß — Rußland mag heut das Gegentheil von dem thun, was es thut, das heißt das Beſte, es fällt wie das Schlechte auf das Haupt des zufälligen Oberherrn. Noch iſt's ein aſiatiſcher Koloß mit vielen aufgepfropften Kulturreiſern ohne Kultur, ein Staat, der Jahrhunderte hinter uns zurück iſt.

Man komme mir nicht damit, daß es ſolcher Regenten und Regierungsformen eben darum bedürfe; der Menſch iſt kein Auerochſe, er iſt im rohen Zuſtande roh, aber nicht unvernünftig, und wäre das Alles, wie kann man ohne Wahnſinn verlangen, daß ein Volk, was längſt dieſer Zucht entwachſen iſt, in gleiches Joch geſpannt werden dürfe.

Polen, habe ich ſchon geſagt, hatte eine unglückſelige Verfaſſung, ſie hat ſeinen Sturz möglich gemacht, doch war ſie beſſer als die ruſſiſche, die jenes Reich bis 1830 erweitert hat. Es hatte, wie noch heute Rußland, kein Volk, keinen Mittelſtand, es hatte nur Herren und Knechte — Rußland hat nur einen Herrn und Knechte. Jeder polniſche Landbote hatte auf dem Reichstage das Recht des ſo berüchtigt gewordenen liberum veto; er ſprach wie der römiſche Tribun nie pozwalam (ich will nicht) und die weiſeſten Beſchlüſſe waren ungültig. Das Recht des Einzelnen war ſomit über das Recht des Ganzen geſtellt, das iſt mehr als Liberalismus, und kann nur Unheil bringen; es ward der unſelige Boden, auf dem Katharina die Drachenzähne ſäte.

Es ſoll in einem guten Staate die Intelligenz des Volkes herrſchen, aber die Intelligenz des Einzelnen iſt nicht die des Volkes.

Dennoch hätte Polen bis heut fortbeſtehen können — beſtehen doch ſo viele Staaten mit ſchlechten Verfaſſungen fort und fort — wäre es nicht in die Klauen von Räubern gefallen.

Die lieben gutmüthigen Teutſchen ſind ſo gut, Alles, was einmal geſchehen iſt, gut zu heißen, weil's geſchehen iſt, und ſie ſind erfinderiſch an Entſchuldigungsgründen für die Unrecht habende und an Anklagegründen für die Recht habende Partei — das macht, wir ſind ein philoſophiſches Volk, was zu viel denkt, und darüber am Ende den Wald vor Bäumen nicht mehr ſieht; nun ſind uns ſeit 1789 die weit dümmeren Franzoſen ſogar mit der Idee vorangeeilt, und nun ſind wir erſt gar in der Wolle, und wiſſen nicht, ob wir Naturphiloſophen, Abſolutiſten, Eklektiker, d. h. gar nichts werden, oder Kantiſche Kritiker bleiben ſollen, was wir waren, nun faſeln wir erſt recht.

Nun müſſen denn auch die Ruſſen Recht

haben, daß ſie die Polen unterjocht, weil ſich, ſo heißt es, die Polen nicht ſelbſt regieren konnten. Das iſt teutſche Logik — aber nein, das iſt vornehme Logik; leſ't den alten Hoffbauer über Naturrecht, und wenn Ihr kein Staatsrecht bei der Hand habt, ſo abſtrahirt Euch eins. —

Der Störenfried, der ſich unberufen in meine häuslichen Angelegenheiten miſcht, den werf' ich zum Hauſe hinaus, und wenn meine Kraft dazu nicht ausreicht, ſo verklage ich ihn, dafür leb' ich in einem civiliſirten Staate — die Polen haben geklagt, dafür wohnten ſie in einem civiliſirten Welttheile — was hat es ihnen geholfen, die Klage iſt ignorirt worden; ſie haben ihre Stimme von Neuem erhoben iſt man noch immer taub, wenn es gilt, auf was Rechtes zu hören?

Noch Eins: „das Recht der Waffen hat Polen unter ruſſiſche Botmäßigkeit gebracht“, ſo heißt auch eine Floskel, mit der die ſogenannten Legitimitätsritter angehinkt kommen; darüber muß ich noch ein Paar Worte ſprechen, eh' die ruſſiſchen Waffen auch uns das Sprechen verboten haben. — Das Beſtehen der Staaten und ihr Gedeihen ruht auf gegenſeitigen Verträgen, dies ſind die Pfeiler des Völkerrechts. Katharina ſchwor und rief Gott und alle Welt, ich weiß in dem Augenblicke nicht, wie viel Mal, zum Zeugen auf, ſie werde die Integrität des polniſchen Gebietes achten. Was thut man nicht Alles, wenn man Niemand zu fürchten hat, die ruſſiſchen Kanonen waren mit ruſſiſcher Herrlichkeit und ruſſiſchen Schwüren geladen, und da mußten die niedergeſchoſſnen Polen wohl dran glauben — Polen ward zum erſten Mal getheilt.

Man macht Polen ſtets die große Uneinigkeit in ſeinem Innern zum Vorwurfe, man mache ſie's der Verfaſſung, man meint, kein Land erzeuge ſo viel Verräther ſeiner ſelbſt, als Polen. — Ich behaupte das Gegentheil. Welches Land dürfte ſo wenig Individuen aufzuweiſen haben, welche dem ruſſiſchen Golde nicht widerſtehen konnten als Polen — zur fluchwürdigen Targowitzer Conföderation, von der die Autokratie den Vorwand zur zweiten Theilung lieh, fand ſie trotz aller gleißneriſchen Ueberredungskünſte, trotz aller kaiſerlichen Beſtechungsmittel, die ihr zu Gebote ſtanden, nur vier polniſche Edelleute, und darunter waren noch welche, die nur getäuſcht das Beſte ihres Landes bei den Betrügern ſuchten.

Man zeige mir das Volk, was ſo wenig Ausſätzige hat! Sein Fall bekundete ſeinen Adel, und weiſſagte ſeine blutige Auferſtehung, die ein unübertreffliches Heldengedicht in der Geſchichte bleiben wird, wenn es auch kein einziger Pole überlebt, um es zu beſingen. Deß tröſtet Euch, Ihr wakkern Polen, ſind wir Teutſchen auch reich an kindiſchen Fehlern, wir haben auch viele Vorzüge der Kinder — wir ſind fromm wie Kinder, und es iſt Frömmigkeit, Euch zu preiſen, und Ihr werdet bei uns und von uns geprieſen werden, ſo lange noch eine Zunge teutſch ſpricht, und eine Feder teutſch ſchreibt.

Der kluge preußiſche Prinz Heinrich, ein Mann von faſt noch größerem Verſtande als ſein Bruder Friedrich II., aber dem Anſchein nach mit noch weniger Liebe und Gemüth begabt, war der erſte, welcher der ränkevollen Czaarin die Hand zu der Unthat bot — Europa bebte in ſeinen Grundfeſten davon, und jeder Tag bringt neue Früchte des damals vernichteten Glaubens auf Wort und Treue. Die gefürchteten und geſcheuten Kabinetsgeheimniſſe, die magiſchen Künſte des Regierens loderten auf einmal in hellen Flammen auf, und verbrannten den Leuten die geſchloſſenen Augenlieder, und ſie wurden wider Willen gezwungen, zu ſehen, wie's mit der Herrlichkeit und Göttlichkeit ſtände. Von dem Augenblicke an, wo Friedrich der Große nach 24ſtündigen Zorn und Bedenken ſeinen Bruder Heinrich umarmte, und mit den Worten: „Du haſt zum zweiten Male die Monarchie gerettet", in die Theilung Polens willigte, müſſen wir einen Hauptabſchnitt der neueſten Zeit datiren. Da ward all der Zunder in die Ritzen der Erde geworfen, der jetzt aller Orten aus dem Boden bricht. Es iſt, als ob der Geiſt der Geſchichte den verſtändigen Friedrich eine kurze Zeit gewarnt habe, ſolchen Saamen auszuſtreun, aber die klügſte Berechnung des augenblicklichen oder ſpätern Vortheils oder Nachtheils erlag der Luſt, zu beſitzen. Klänge es nicht gar zu abſcheulich, und ließe ſich an ein Faktum eine ganze Periode binden, ſo möchte man die Theilung Polens ſegnen, denn ſie ward der Grundſtein zum Proteſtantismus der Völker, und der daraus fließenden Zeit des Lichtes.

Seit Luther hatte man geſchlafen, jetzt ſchlug man Europa ſo ungezogen an den Kopf, daß es wach werden mußte — Garantieen und Verträge ſah es zerriſſen am Boden, es ſah lange einfältig drein, und am Ende ſorgfältiger und immer deutlicher, bis es zur thränenreichen Klarheit, bis es zum Trocknen der Thränen kam.

Es war auch nicht geeignet, die bereits aufkeimende Frivolität in religiöſen Sachen und den Indifferentismus, der ihr im Schooße lag, zu erſticken, daß die Betſchweſter Maria Thereſia die Hand mit dem Roſenkranze zum Betruge hinreichte, und kühl und beſonnen den Raub an ſich zog.

Das war das Recht der Waffen, was kein Schmeichler Horaz ſo zu nennen gewagt hätte, obgleich ihm der Kaiſer an der eignen Tafel ſüße Biſſen in den Mund ſtopfte — jetzt kauft ſich ſolch ein Redakteur für ruſſiſche Dukaten Auſtern, und ſchreibt, der Mond ſei ruſſiſch.

Wenn ich auch zuweilen heftig bin, ſo erſuche ich doch jeden Leſer dringend, mich für keinen böſen Menſchen zu halten, er ſchadet ſich und mir, denn er ärgert ſich wie billig, und mir thut er Unrecht — es mag nämlich viele Menſchen geben, die aus troſtloſer Ueberzeugung der alten Partei angehören, die keine Courage haben, Courage zu haben, die in, mit und von der Unterthänigkeit geboren ſind; die mein ich nicht, wenn ich von Gold und Goldes Werth und Orden ſpreche, auch die nicht, welche auf wunderlichem Wege, durch unbekannte Kettenſchlüſſe zu jener alten Anſicht auf ſogenanntem philoſophiſchen Wege gekommen ſind — für die habe ich kein Kriterium, da ſie vielleicht übervernünftig ſind — ihre Zahl iſt gewiß ſehr klein, denn Gott ſei Dank, die Natur hält namentlich hoch von der Erde mit der Vernunft Haus — wegen des Windes; all ſolchen bitt' ich, was ich geſagt, oder zu ſagen denke, ab, ich meine nur — nun die Leute wiſſen's ſchon.

Ich möchte nur wiſſen, ob ich „leider" oder „Wohl uns" ſagen ſoll, daß dieſe letzten die meiſten ſind; doch wohl „leider", denn ein dummer Menſch iſt beſſer als ein ſchlechter, wenn auch weniger unterhaltend.

Es iſt kein Recht der Waffen, wenn mich der Bandit mit dem Dolch anfällt und mir mein Eigenthum nimmt; wenn ich dem Menſchen in großer Eile, während er meine Taſchen durchſucht und Bücher ſtecken läßt, einen ſolchen Fetzen polniſcher

Geſchichte erzähle, ſo ſagt er obendrein: Maulaff, wenn hab' ich dir verſprochen, dich ungeſchoren zu laſſen? Nie — der Mann hat wahrſcheinlich niemals bei Gerlach in Halle Logik gehört, doch muß ihm dieſer einräumen, er ſpreche logiſch. —

Ja wohl, wir Teutſchen haben uns nicht leicht vor Uebereilung oder gar vor Energie, wohl aber vor zu großer Langſamkeit zu fürchten; wie ſchwerfällig haben ſich unſre Federn für Polen erhoben; jetzt freilich ſind ſie im Gange und der Teutſche iſt allerdings ein Art Rindvieh, was ſchwer aus dem ruhigen Tritt und dem wiederkäuenden Takt zu bringen iſt, kommt es aber in den Tritt, dann wehe dem, was ihm in den Weg kommt, dann iſt's nicht nur ein tolles, ein göttliches Rindvieh, nein, der Stier des Jupiter, ein zürnender Gott. Und wo iſt ein Volk, was ſo offenherzig und ſo himmliſch grob gegen ſich ſelbſt wäre; bin ich nicht ſelbſt ein Teutſcher, und ſchreib' ich das nicht Alles mit Selbſtverläugnung, ja mit Schmerz? Und doch wird man mich begrinſen, wenn ich ſage: die Polen fingen erſt an zu reformiren, und zwar trefflich zu reformiren, als es zu ſpät war, und die Fänge des Raubthiers ihm ſchon in dem Weichen ſaßen; iſt einem Volke die Reformation dringender an's Herz gelegt, ſind ihm die rechten Beiſpiele dichter vor Augen gebracht worden, und während der arme Schriftſteller, der immer hofft, den Leuten ſei bei ſolchen Winden der Schlaf aus den Augen verſchwunden und Einſicht gekommen, während er guten Muths für die Polen ſchreibt und fröhlich hofft, es werde wohl nicht mehr Noth thun, man werde Recht und Gerechtigkeit ohne ihn erkennen, während deß bringt man ihm eine öſtereichiſche und eine preußiſche Zeitung in's Haus, und — ich möchte den Zeitungsſchreibern — — — — — — —

Nur Oeſtereich: „Auf dem letzten Landtage kam nämlich eine Einverleibung Galliziens mit Ungarn, ſehr ernſt zur Sprache, und die Ungarn ſehen daher die Polen als partem sui an, was jedoch vielen Hiſtorikern nicht einleuchten will. Auf dieſe Adreſſen und milde Gaben hat ſich jedoch bis jetzt die ganze Theilnahme beſchränkt. Die Revolutionsſüchtigen können noch lange warten, ehe die Ungarn einen Kreuzzug für die Polen unternehmen.“

Schätzenswerther Herr Oeſtereicher? Sie

doch aus Oeſtreich, denn ſonſt wüßt ich noch raſcher und einfacher, wofür ich Sie zu halten hätte; alſo ſchätzenswerther Bürger aus Wien, wollen Sie wohl erlauben, daß ich Sie eine Schmeißfliege nenne, die in ihrer Einfalt — gröbre Leute ſagten: „Dummheit" — das Schönſte mit Koth bewirft — für Koth ſollten keine Wiener-Wehrung-Scheine bezahlt werden. — O, über die Menſchenverkäufer! Da fällt es ſo einem Wiener Pfahlbürger in der Hitze nach Tiſche plötzlich ein, die beiden Nationen, Polen und Ungarn, zuſammen zu werfen, er meint, ſie kommen wie er mit einem dummen Rauſche davon, wenn er Roth- und Weißwein untereinander trinkt; das Einzige, was an der öſtreichiſchen Regierung zu loben iſt, die Klugheit, nach welcher ſie nirgends Nationalitäten zertrümmert, die wirft ſo ein Wiener wie ein Kartenhaus um, er tappt hinein, unſchuldig und dumm. Ich dächte, es wäre endlich aller Welt klar geworden, wie weit man mit dem Nationenhandel kam, an wie viel Ecken wird mit Blut bezahlt, aber der Wiener lieſ't keine Zeitungen, der arme Teufel weiß nicht, was in der Welt paſſirt, und der öſtreichiſche Beobachter, beobachtet zu lange, ehe die Leute was erfahren.

Ob wohl ein Unterſchied ſein mag zwiſchen klug und gut Regieren?

Wir ſind keine Revolutionsſüchtigen, denn wir lieben die Menſchen, wir ſind Reformer und die Freude, welche uns die Ungarn Rückſichts Polens bereitet, ſoll kein Geſchwätz ſtören: Ein Volk, halb vergeſſen von der kultivirten Welt, erinnert den Kaiſer, „daß eben dieſe Polen, die man jetzt ſchlachte, einſt ſeine Hauptſtadt, ſein ganzes Reich, die ganze Chriſtenheit errettet, daß es heilige Pflicht ſei, ihnen beizuſtehn“ — — lieber Gott, das wußte Oeſtreich ſchon lange, und darum hat es ſich ein Stück zu ganz beſondrer Fürſorge ausgebeten.

Laſſen wir die Ungarn, ſie ſind noch im Stande der Unſchuld, und paſſen nicht zur Welt.

Mais, Monsieur, vous ètes si enragé — — ſprach Schön-Virginia, und ſah mich und meine Schweſter fragend an, weil die Zeitung vor mir auf dem Tiſche lag. —

Ja, da mag auch der Teufel nicht in Rage kommen, wenn man alle Morgen zum Frühſtück ſolch ein Quantum ſogenannter Legitimität hinunterſchlucken muß — wohl Euch Frauenzimmern, Ihr ſeid zu beneiden, denn Ihr leſ't nur die Beilage der Zeitung. — — Virginia ſchüttelte das Köpfchen und ſtickte weiter, meine Schweſter ſchenkte mir Thee ein — ich rauchte.

Du ſollteſt eigentlich keinen Thee trinken, ſagte ſie, nämlich die Schweſter.

Warum nicht? brummte ich.

Weil er aus dem abſoluteſten, hyperantiproteſtantiſchen Staate kommt — iſt's nicht mit China ſo?

Ja —

Brummbär —

Mich hielt der Hyperantiproteſtantismus, ein Wort ſo ſchrecklich und langweilig als ſeine Bedeutung, in ſeinen Netzen, und ich dachte der Katharina dabei, welche den Polen jede Regierungsänderung auf das ſtrengſte verwehrte. Wir wiſſen ſchon, wie ſehr unglückſelig die damalige polniſche Verfaſſung war, nun hatten ſie ſich auch zu der Ungerechtigkeit verleiten laſſen, die Diſſidenten zu drücken, was um ſo ſchmerzhafter für ihre Hiſtoriker iſt, da ſie früher ein Muſter der Duldung waren, wie ſchon der Name zeigt, daß ſie keine Ketzer, ſondern Diſſidenten hatten.

Unter dem Deckmantel der Toleranz konnte nun die heuchleriſche Feindin ihrem Opfer den Pfahl in die Pulsader ſchlagen, damit dem Herzen Blut und Leben ausbliebe — jede Aenderung und Verbeſſerung in der Verfaſſung ward unterſagt.

Es iſt nicht ſchön: das Unglück eines Menſchen zu unſerm Vortheil nützen, aber wie iſt's, dies Unglück ſtetig, unwandelbar zu machen?!

Uebrigens ſchwur ſie wieder von wegen der Integrität, auch Preußen ſchwur dreimal und verſprach 44,000 Mann Hilfstruppen, wenn das Reich in irgend eine Bedrängniß geriethe. —

Katharina war lauter Liebe geweſen und that lauter Liebes, ſie hatte ihren alten Liebhaber, Stanislaus Poniatowsky den Polen zum Könige abgetreten, ſie zierten ſich, denn man nimmt doch nicht gern Jemand ein Inſtrument, was ihm lieb geweſen, auch wenn's ſpäter den Klang verloren, aber Katharina drängte liebenswürdig und zudringlich. Der Mann hatte nichts mehr zum Liebhaber getaugt, deshalb konnte er immer ein guter König ſein. Er war ein gelehrter Mann, aber Polen brauchte freilich damals weniger Gelehrſamkeit, ſo wie jetzt Teutſchland — er mußte die erſte Theilung zulaſſen und unterzeichnete 1793 die zweite.

Ja, ja, es giebt Zeiten, wo die beſte Reform zu ſpät kommt, ſo wie die beſten Heilmittel den in der Krankheit zu weit vorgerückten Körper nicht mehr vom Tode retten können — ſo die treffliche Konſtitution der Polen vom 3. Mai 1791.

Möchten ſich doch das die Liberalen jeglichen Landes geſagt ſein laſſen, keinen hohen Zorn, keine hohe Strafe zu ſcheun, ſondern die Wahrheit und ihre innige Ueberzeugung wie die Polen auf dem Reichstage zu Grodno zwiſchen Kanonenmündungen, die ſie rings umgafften, zu ſagen. Möchten die Fürſten einſehen, daß dies die beſten Bewohner der Staaten ſind, weil ihnen das Glück des Staats mehr als das Wohlbefinden am Herzen liegt; es gehört eine Kunſt dazu, einem Liberalen, der den Polen in Grodno gleicht, eine ſchiefe Abſicht unter zu legen. Dort ſtand der Tod, hier iſt Amtsentſetzung, Gefängniß oder Landesverweiſung zu erwarten und was auf der andern Seite? — das Glück des Staates, in dem man erſt geprüft und mit wirklichem Verdienſt ein Unterkommen findet.

Aber — die Menſchen würden an die Güte

der Sache nicht glauben, wenn ſie nicht unterdrückt würde, ſo wie dem Chriſtenthum die Verſolgungen von Nutzen geweſen ſind. —

Zu ſpät kommen die Polen mit ihrer trefflichen Conſtitution vom 3. Mai; aber es geſchieht nichts unter der Sonne, alſo auch in der Geſchichte umſonſt: — 1791 am 3. Mai antworteten die Polen allen Böswilligen, die ſie jetzt gern anſchwärzen möchten, hätten ſie nicht zu viel mit dem Gegentheil, ſich ſelbſt weiß zu waſchen, zu thun, ſie antworteten Allen denen, die ſie eine uneinige Nation, unfähig ſich ſelbſt zu regieren, nannten.

Jene Conſtitution iſt für ihre Zeit, ja für die jetzige noch ein Meiſterſtück; die verführeriſchen Farben der damaligen Franzoſen blendeten ſie nicht, mäßig und beſonnen, wie die alten Gnoſtiker ein Weltenſyſtem, ſchufen ſie ein Staatsſyſtem, ſie vergaßen nur die Hyle, die Materie, das böſe Prinzip, aber dies vergaß ſie nicht. Der Bauer ward in ſeine natürlichen Rechte eingeſetzt, der Unterſchied unter dem Adel ausgeglichen, das Wahlreich, liberum veto etc., abgeſchafft — ſo war die Bahn zum Glück gebrochen; dazu war aber Katharina nicht auf dem ruſſiſchen Throne; auf dem Reichstage zu Grodno mußte, wie geſagt, dieſe Verfaſſung umgeſtoßen werden, und unter Todesgefahren und trotz heroiſcher Gegenanſtrengungen mußten die Polen ihr neues Leben zu Grabe tragen.

Alle Metalle galten, ſonſt nichts, es war eine eiſerne und goldne Zeit, wie ſie die Natur nicht, nur eine Czaarin ſchaffen kann, Gold und Ueberredung ſchufen die Conföderation von Targowicz — dies und Waffenmacht die — zweite Theilung.

Die Schwüre und Garantieen für die Integrität Polens löſte Rußland und Preußen mit polniſchen Provinzen ein.

Jede Regierung iſt mangelhaft, keine iſt gut, das liegt in der Conſtruction unſers Planeten, doch iſt's beſſer, regiert zu werden, als jeden Staatsverband in Anarchie aufzulöſen — der ſicherſte Schritt zur letzteren aber iſt das Nichtbeachten allgemeiner Rechtsgrundſätze, auf denen die geſellſchaftlichen Vereine ruhen. Was iſt heilig und feſt, wenn's tauſendjähriger Beſitz nicht mehr iſt; darf ich meinem Nachbar ſein Eigenthum ſtehlen, ſo fällt die civiliſirte Geſellſchaft auseinander und Geſetz und Recht haben aufgehört — dadurch aber allein können Regierungen beſtehen, ſchützen ſie das nicht mehr, wozu ſind ſie da? Eben weil ſie ihm dafür Garantie ſind, gehorcht der gute Bürger willig und gern. Von den Regierungen gingen die polniſchen Theilungen aus, und den Regierungen griffen ſie an die Lebenswurzel.

Die Regierung beſteht nur in der immerwährenden Appellation an dies Recht, und bei den Theilungen Polens ſtürzte ſie es um. — Die Verſuche der Rechtfertigung ſind nur Anklagen, denn ſie erkennen das Supremat jener Kriterien an, die ſie dabei umſtürzten.

Ich will keine Worte zur Bezeichnung jener Thaten herſetzen, denn ich müßte die härteſten wählen und was ſollte es helfen; die Sache redet — aber blutige Thränen möchte ich ſchreiben, daß man den ſchrecklichen Irrthum nicht anerkennen und zugeſtehn, daß man jetzt noch auf rechtlichen Beſitz pochen will.

Auf dieſelben Rechtsgrundſätze muß man ſich täglich berufen, wenn noch Staaten beſtehen ſollen, auf dieſelben Rechtsgrundſätze, welche die polniſchen Theilungen verdammen — und doch werden wir Liberalen täglich Canaillen, Revolutionaire und Gott weiß was genannt, weil wir vom guten Rechte der Polen ſprechen und für ſie ſchreiben.

Himmel und Erde möchte man bewegen — ein ſchriftſtelleriſcher Carl Moor möchte man werden und rufen: „Thränen, Thränen, und kein Erbarmen!“ Ach was — Erbarmen — Recht, nichts als baares Recht! —

Zweites Kapitel.

„Man iſt fröhlich und guter Dinge in Warſchau,“ ſchrieb Stocki, „mit der Freiheit iſt den luſtigen Polen auch alle Fröhlichkeit wiedergekommen; die Armee iſt ununterbrochen, auch wenn die Ruſſen vordringen, ſiegestrunken, jeder Tag gebiert ein neues Nationallied und ſingend, und ſeine Helden Chlopicki und Skrzynecki preiſend, gehn die Regimenter in den Feind, eine luſtig donnernde und Blitze werſende Wolke, klein, aber von gutem Winde getrieben, überall von blauem Himmel umgeben, im Rücken von der Sonne beſchienen — die Ruſſen ſtehen da wie eine ſchwarze lautloſe Wolke, die mit ſchwerem Regen droht, der Theil des Horizontes, den ſie ganz bedeckt, iſt dunkel und traurig.

Wenn unſer viertes und achtes Regiment anrückt, ſo hört man ein Murmeln, was den Namen dieſer Heldenſchaaren nennt, da wo ſie hinkommen, tritt überall die Wolke zurück und regnet Blut.

Es iſt etwas Herrliches, eine ganze Nation, von der ſchönſten moraliſchen Idee, der des Vaterlands, bewegt unter Waffen zu ſehn — erliegen wir auch der Uebermacht, der Kampf war göttlich und der Tod eines Polen werth: beſſer ein ſchneller, warmer Tod, der ein kurzes aber gelebtes Leben endet, als ein langes Sterben unter der ruſſiſchen Knute.

Es iſt verwegen, daß ich die Möglichkeit dieſer Wahl nur aufſtelle, die meiſten Polen ſchämen ſich, dieſe Alternative nur zu denken.

Ich ſchreibe Ihnen aus Minsk, was wir geſtern in lebhaftem Kampfe genommen haben — glauben Sie nicht wie ſo viele ihrer krittelnden und blutloſen Landsleute, es ſei nur ein Kampf, nur eine Begeiſterung der Ariſtokratie; es lodert das Feuer vom Fuße des Baumes bis zur Krone.

Unſer Streben vom letzten Theile des vorigen Jahrhunderts an, unſre Bauern zu heben, ſcheint Ihnen ganz unbekannt zu ſein; ich verſichre Ihnen heilig, daß es auf meinen Gütern mit den Bauern beſſer ſteht, als auf vielen ſchleſiſchen Herrenbeſitzthümern, die ich kennen gelernt, der Lächerlichkeit und Abgeſchmacktheit des ſchleſiſchen Adelſtolzes im Allgemeinen gar nicht zu gedenken, wovon bei uns keine Spur zu finden iſt.

Wird Polen frei, ſo wird mancher teutſche Bauer das Glück des unſern beneiden — es ruft die Trompete und der Chlopicki Maſurek auf's Pferd und zum Tanze — Adieu — Adieu! — Außer beiliegendem Briefe meiner Virginia Millionen Küſſe, mein Leben, meine Seele, ſobald mein Vaterland frei iſt."

Virginia, meine Schweſter, Stocki, ich ſelbſt — Alle waren wir fröhlich und guter Dinge, daß die Sachen ſo ſtänden; ich verdrängte jede böſe Ahnung, die mir das Jahr 1794 aufnöthigte, und ging muthig an die Beſchreibung des polniſchen Heldentodes; verzieh den Mördern, hoffend, das Jahr 1831 werde eine fröhliche Auferſtehung.

Ach, die Hoffnung iſt ein launiſches Frauenzimmer — jetzt ſind ſchon wieder viele tauſend Polen mehr gefallen, es drängt ſich Alles zum letzten Kampfe um Warſchau zuſammen, ich ſehe die edelſten Kämpfer unſeres Jahrhunderts ſich zum Tode drängen, die liberalen Staaten haben ihr Looſungswort, Kosmopolitismus, vergeſſen, das iſt zu den Wilden geflüchtet, das ſtumpfſinnige Europa ſieht dem großen Tode zu, und weiß kaum, was es ſieht, und weiß nur, daß es Zeitungen lieſt, und daß das eine ſchöne Erfindung ſei, weil man doch Alles ſchwarz auf weiß erfährt — und wenn das Blatt den Teutſchen vor die Augen kommt, ſo iſt vielleicht ſchon der letzte Pole hinüber gegangen, und der Tod hat ihm das letzte Wort, ſein liebes oicisna von den Lippen geküßt — ach, ſtill, ſtill! ich kann nicht fluchen, weil mich der Schmerz übermannt — ich tränke, gleich als ob ich an meine verlorne Geliebte ſchriebe, das Blatt mit meinen Thränen — ja, ich weiß, Ihr lieben Liberalen, es wird wenigſtens ein großes Weinen eintreten, wenn die edle Nation ſtirbt; ach — es iſt — — — — — —

Fluch allen denen, die vornehm meiner Thränen ſpotten, in der Kälte ihres Herzens nichts als Komödianterei hinter feuchten Augen ſuchen, für ſie hab' ich nichts als Schmach in der Feder und auf den Lippen — Euch hat kein Weib geboren, ſondern eine vornehme Dame — — ich habe nicht geweint, als man den neuen Prometheus, den erderſchütternden Napoleon nach Helena ſchleppte; es mußte der Phönix ſterben, damit ein neuer und ſchönerer aus der Aſche ſtiege — muß mein Auge auch den göttlichen Vogel meiner Zeit in Flammen ſehn — ach und es iſt vielleicht geſchloſſen, eh' ein neuer flügge iſt — — —

Ja, ja, wer nichts beſſeres thun kann, der weine ohne Unterlaß über das Volk — wer Beſſeres kann oder konnte, und es unterließ, der verhülle ſein Haupt in troſtloſer Schaam. —

Auch 1794 raffte ſich die Nation in lodernder Begeiſterung auf, Kosciusko, Madalinski fochten und — fielen; über Praga ging ein neunter November auf und unter, und die ſinkende Sonne ſah Suwarows, des Kannibalen Heldenthat, die Menſchenbrücke, welche die Gräben gangbar machte, die geſpießten Kinder als Trophäen, die Flammen Pragas, in denen Tauſende zu Aſche brannten als Siegesfeuer.

Suwarow und Rußland, wär' ich ein

Künſtler, es ſollte Euch ein Leichenſtein werden am Ufer der Weichſel, vor dem das Thier des Waldes, der Wolf und der Bär entſetzt zurückbebten. —

Polen ward 1795 zum dritten Mal getheilt und hörte auf zu exiſtiren.

Nun war das Kunſtſtück gelungen, und „ſie theilten ſich in ſeine Kleider“ — die Hiſtoriker machten die Augen zu und ſchritten weit aus, wenn ſie an die Stelle kamen, die Diplomaten ſagten, es ſei nothwendig geweſen und die Poſener Zeitung behielt ſich das Wort, die Welt erſtarrte und vergaß es über den Neuigkeiten, die von Frankreich hereinbrachen, und 1815 ward jene Beſitznahme de facto zu einer de jure geweiht, Katharinens Politik ward geheiligt, der Advokat Diaboli bekam für den glücklich gewonnenen Prozeß die Sporteln und die Sache war gut. —

„Grand dien — **Napoléon mourant**“ — — hörte ich auf einmal Virginien im Nebengemach bei meiner Schweſter ſchrein — ich machte mein großes Geſchichtsbuch zu, rieb mir die Stirn, ſtellte die Pfeife weg und beſann mich ernſtlich, ob denn Napoleon wirklich erſt ſtürbe; der Kaiſer von Frankreich ſtirbt nie, murmelte es in mir: aber er iſt todt, ſprachen die Zeitungen — Caſimir Perier hat erklärt, „Frankreichs Blut und Frankreichs Geld gehört nur für Frankreich.“ — O wenn Ihr das hören müßt, Ihr alten gefallenen Polen, die Ihr auf den Schlachtfeldern bei Vittoria und Salamanca und neben den Pyramiden und unter dem Mantel von Marengo, und unter der Brücke von Lodi dicht unter der Erde liegt, ſo dicht, daß jeder Hufſchlag der neuen Ritterroſſe Euer Herz zertritt, wenn Ihr das hören müßt, Ihr Ritter der polniſchen Legionen, die oben bei Moskau und die unten bei Cadix unter den **drapeaux tricolors** den langen Schlaf ſchlafen, wenn Ihr das hört, dann greift Ihr wohl krampfhaft in die blutige franzöſiſche Fahne, der ihr gefolgt ſeid wie die Kreuzritter dem Kreuze. — O, ich ſehe den kleinen Kaiſer, wie er bei Sonnenuntergang über das Marsfeld daher geritten kommt auf dem kleinen arabiſchen Pferde, was mit ihm unſterblich geworden, weil es ihn oft zur Unſterblichkeit getragen — der kleine muthige Araber iſt muthiger denn je, und die Augen ſprühen, die Nüſtern dampfen wie am Morgen, da ſein Reiter rief: „**Voici le soleil d'Austerlitz** — und er kennt den Weg zu ſeines Herren treuſtem Volke, zu ſeiner großen Leibwache und die gelenken Beine berühren kaum die Erde, und er fliegt mit dem Kaiſer dahin wie ein Bliz über den Rhein — die Rheinbrücke bebt und die Wogen tief drunter ſchütteln ſich den Schlaf von den dunklen Locken, und ſchauen mit großen Augen empor nach dem alten Bilde, die Wache ruft ins Gewehr und man präſentirt und trommelt am teutſchen Ufer — Kaiſer und Araber wie Sturm vorüber, und nun in der Runde über alle die teutſchen Schlachtfelder, der Araber kennt ſie alle, und ſcheu und wild bei Leipzig vorüber, laut wiehrend hinunter und in großem Bogen über die Felder von Wagram und Auſterlitz — über die Oder hinein in das Land der Getreuen. Da kommt der erſte Sonnenſtrahl und findet auf der Brücke bei Praga den ſtampfenden Araber, den alten Kaiſer; er hat ſeinen kleinen Hut in die Wellen geworfen, den führt die Weichſel fort und die Polen werden ihn ſchwimmen ſehn und ſtromaufwärts reiten um den alten Kaiſer zu ſehn. Und horch, die Kanonen von den Wällen ſalutiren, daß die Brücke wankt, und es beginnt ein Leben und Toben, als ob ſich das Chaos zur Welt geſtaltete — voici le soleil d'Austerlitz, le soleil de la Pologne brauſ't es durch alle Straßen Warſchaus und aus dem Thore ſtürzen die ruſſiſchen Kohorten, voran ohne Waffen Conſtantin — heulend, die Häupter verhüllend beim blaſſen Kaiſerbilde vorüber. — —

Und es ging die Sonne von Warſchau auf, und der todte Kaiſer auf dem lebendigen Roſſe war verſchwunden, und es hat ihn kein Pole mehr geſehn.

Die arme Virginia meinte aber ihren Napoleon Stocki, den man ſchwer verwundet und dem Tode nahe vom Wagen hob; einmal nur ſchlug er die Augen auf und lispelte leiſe, als ob er es jenſeits des Cocytus dem Kosciusko ins Ohr ſagte: „je viens d'Ostrolenka et ma patrie est encore libre — — —

Es iſt entſetzlich, wenn man die niedrigſten Berechnungen zu 50,000 Polen angeben ſieht, die im Laufe der franzöſiſchen Kriege in den franzöſiſchen Reihen gefallen ſind — 50,000 Polen haben im Dienſte für eine fremde Nation ihr Leben und beſtes Blut gelaſſen, immer den Schmerz um das verlorne Vaterland in der Bruſt tragend, und die eitle Hoffnung nährend, Frankreich werde durch die Opfer der Kinder erweicht, die Mutter aus ſchmählicher Knechtſchaft erretten.

Napoleon that allerdings einen Schritt und erzwang die ſelbſtſtändige Conſtituirung des Großherzogthum Warſchaus — 1812, als ſein Geſtirn blutig nach dem Oſten hin zog, um dort unterzugehn, hieß ihn unendlicher Jubel in Polen willkommen; die Zeit war da, wo von der Spitze ſeines Degens der alte Glanz der Piaſten und Jagellonen wieder hereinſtrömen konnte in das trauernde Land, da ſprach der Rieſe, der ſchon zu lange auf der einſamen Höhe ſtand, und die Einſamkeit lieb gewonnen hatte, da ſprach er laue — kalte Worte und verkältete die ſchöne Blüthe des National-Enthuſiasmus. Einſt Mann des Volks, vom Volke getragen, gehoben und gehalten, vergaß er jetzt, daß ſeine Heere nur ſein Volk ſeien und ſonderte fälſchlich Krieger und Bürger — auf ſeine Heere ſtützte er ſeinen Stolz und glaubte nicht, daß dieſe ſeine Heere nur dadurch unüberwindlich wären, daß ſie der Ausfluß eines Volks, die zuſammengedrängte Potenz einer Nationalkraft waren. Thöricht ſtieß er den Enthuſiasmus des polniſchen Volkes, der Schwerter und Senſen für ihn und für ſein Land erheben wollte, mit dem Fuße von ſich, er verachtete die Sonne, die ihn ſelbſt gezeitigt und gereift, und wie der Künſtler im Uebermuthe ſeiner Kunſt prahlt, wie Archimedes nur einen Punkt zwiſchen Mond und Erde verlangte, um die Erde aus ihrer Bahn zu werfen, trotzte Napoleon auf ſeine Kriegskunſt und ging noch weiter und meinte, außer den Kreiſen der Erde zu ſtehen. Dieſer Uebermuth, dieſer Irrthum brachte Teutſchland damals die Freiheit, Polen ſeine alte drückende Knechtſchaft wieder, wir könnten die Unebenheit jetzt ausgleichen, aber wir thun's nicht.

Das Meteor Napoleon mußte untergehn, um dem milden ſchönern des Liberalismus Platz zu machen, doch ſtellt ihn der poetiſche Hiſtoriker, doch ſtellt ihn der unparteiiſche, ja der Gerechte, ſelbſt der Liberale auf eine hohe Staffel des Ruhms und iſt geneigt, das Beſte von ihm zu glauben — ſo hier in der polniſchen Angelegenheit, wie wir bald ſehen werden.

Es will ja doch der Liberale nur, daß die höchſte Intelligenz herrſche, iſt dieſe nun in einem großen Manne individualiſirt, ſo iſt ſcheinbar der Hauptzweck erreicht, denn die höchſte Bildung regiert im klügſten und weiſeſten Manne, ſonſt iſt er nicht der weiſeſte — mit dem geiſtigen Regiment wünſcht der Liberalismus aber auch die Entfernung aller materiellen Einflüſſe, und deſſen kann ſich das Individuum nie ſo erwehren, als eine Geſellſchaft, jede Geſellſchaft iſt geiſtiger als das Individuum, denn die Leidenſchaften vieler heben ſich meiſt einander gegenſeitig auf, während die des Einzelnen ungeſchwächt heraustritt — darum wünſcht der Liberale die Volksvertretende Verfaſſung, die Regierung der Beſten und zieht ſie der Regierung des Beſten vor, darum aber iſt er auch ſo mild in der Beurtheilung Napoleons und übergiebt ihn ſo gern der Poeſie, daß ſie ſich ſeiner annehme, wenn die ſcharfe Vernunft ihn ſchneidend angehen muß.

Laßt es uns darum glauben, daß Napoleon, verwöhnt durch das Ungeheure, was ihm gelang, einen Gott im Buſen fühlte und wie ein Gott ſchenken, daß er ohne vieles Zuthun der Polen ihre Freiheit herunterreißen wollte vom hoch in eiſigen Wolken gebauten ruſſiſchen Throne, daß er ſie ihnen dann in den Schooß werfen, und wie ein Gott von ihnen gehen wollte.

Stände uns der Glaube nicht offen, ſo müßten wir den Helden des neuen Jahrhunderts kurzſichtiger Politik und des ſchwärzeſten Undanks fähig halten — dazu kann uns aber kein Gott und keine Zeitungsſchreiber zwingen. Seine ſchönſten und heißeſten Schlachten hatten ihm die Polen gewinnen helfen, ſie hatten oft wie eine Mauer ihre Herzen um das ſeine gedrängt; er hatte ihr Blut fließen, er hatte ihre zerſtückten Glieder geſehen, die ihm den Damm zum Siege bauen halfen; er war von einem Weibe gezeugt und hatte das oft bei den Kindern ſeiner Kriegskameraden gezeigt; man hat ſeinen Schmerz beim Todeskampfe des Herzogs von Montebello geſehen — man muß ſeine Vermeſſenheit anklagen, aber man darf ihn nicht eines ſo unnatürlichen Undankes zeihen.

Auf einem traurigen Eilande im Ocean finden wir nach 3 Jahren den geſtürzten Cäſar, in die alten Ketten geſchmiedet die edle Nation wieder

Der Wiener Congreß beſtätigt die Theilungen. — Zwei Dinge ſind in der neueſten Zeit recht lebhaft in Anregung und Beurtheilung gekommen, das ſind die Kabinetsgeheimniſſe mit der angebornen, unerſchwinglichen Kunſt des Regierers, cfr. die beſondere Race der Kammerherrn und Conſorten — das Ding hat man ausgelacht — zweitens der Handel mit Nationen, wo man ohne Rückſicht auf die moraliſchen Bedürfniſſe einer Nation ſie dem erſten beſten Regenten zutheilt, dem erſten beſten Staate einverleibt — das hat man beweint, und darum fließt heut noch Blut.

Es war offenbar früher Maxime, und man hat noch nicht dargethan, daß man ſie abſchaffen wolle, daß man nur die Quadratmeilen zähle, etwa einen Berg oder Fluß oder Wald als beliebige Grenze annehme und auf dieſe Weiſe abſondere — ſo theilt man das Vieh auf den Weideplätzen ab, und das zerreißt noch zuweilen einen Verhau, wenn ein noch junger Naturtrieb dadurch beſchränkt wird.

Wenn keine Rückſicht auf Sprache, Sitte, Religion, freundſchaftliches oder feindſchaftliches Verhältniß genommen wird — was haben ſie vor den Thieren voraus? Drüben über dem Bach wohnt mein Bruder, mein Vater, auf der andern Seite aber mein Erbfeind — die Herren in der Kammer haben aber nach der Landkarte ſo eingetheilt, daß der Erbfeind mein Landsmann gerade geworden iſt; ich verſtehe ſeine Sprache nicht, haſſe ſeine Sitten, ſeinen Glauben und muß mit ihm leben, ja ich ſoll zur Zeit des Kriegs gegen meine Lieben, gegen Bruder und Vater mit meinem Erbfeinde fechten, für das Intereſſe des Erbfeindes fechten! — Ihr Herchen von der Landkarte, daß Ihr ſolch Zeug macht mag Euch der Himmel verzeihen, denn alles Blut, was dieſe Landkartenpolitik, dieſer Volksſchacher koſtet, kommt über Euch; daß Ihr Euch aber über Revolutionen, die ſich wie in Italien, Belgien und Polen daher datiren, wundern könnt, ſetzt Euren Verſtand in Anklageſtand.

Lernt Lateiniſch, um zu wiſſen, was das Wort Nation bedeutet, ſtudirt Geſchichte, um zu lernen, daß es etwas Herrliches darum ſei, und daß das wahre Majeſtätsverbrechen darin beſtehe, die darin ruhenden Rechte der Majeſtät des Menſchen anzugreifen. Eine Nationalität zerſtören, heißt ein großes Feld des fruchtbarſten Bodens, wo alles Herrliche, der Menſchheit Erſprießliche, hätte wachſen können, wüſt und unfruchtbar machen. Eine Nationalität zerſtören, heißt das ſchönſte und geſegnetſte Land der Welt zertrümmern, denn jede Nation hat das Anrecht, dies zu werden, und könnte es, unangetaſtet, geworden ſein. Was vermögt Ihr Herren Rechenmeiſter zu geben für den raſtloſen Eifer, der ein Volk im ſteten Wettlauf mit der übrigen Welt, für den edlen Stolz, der den ewigen

Sporn, nach dem Höchſten zu trachten, ewig thätig erhält?

Kunſtſtraßen, gute Poſten, Handelsvortheile, neue Häuſer, als ob der Menſch des Roſinenfreſſens, oder Kaffeetrinkens, oder Spazierenfahrens wegen da wäre! — Die geiſtige Regſamkeit, die Elektrizität des Gemüths, welche, wie die des Gewitters, Fäulniß abwendet, die Theilnahme am höhern geſellſchaftlichen Leben, d. h. am Staatsleben, wozu der Menſch im Verhältniß zu ſeinen Mitmenſchen berufen iſt — das habt Ihr erdrückt, tauſend Millionen Embrionen habt Ihr gemordet — und dann wundern ſich die Herren, wenn die Völker das nicht leiden wollen.

Haben ſie nicht zu eſſen und zu trinken, iſt nicht der Zucker ſo wohlfeil, haben ſie nicht Polizei, ſo gut wie bei uns? Was will die unruhige Bande mehr?

Polen alſo blieb im Joch. Nun hatte man aber die rieſigen Anſtrengungen der Völker geſehen, welche das Joch zerbrochen hatten; man hatte große Verſprechungen gemacht, und man fuhr nun damit fort und verſprach vielerlei Conſtitutionen und Charten. Auch Polen erhielt eine; man wollte dem

Kranken, wenn auch nicht das Uebel heilen, doch die Schmerzen mildern, das war recht ſchön, wenn auch nicht recht und ſchön — wenn ich Jemand die Beine zerſchlage, ſo iſt's meine verdammte Schuldigkeit, ihm wenigſtens ein Paar Krücken zu kaufen.—

Kaiſer Alexander, der eine ſogenannte liberale Erziehung genoſſen hatte, und überhaupt ein recht liberaler Mann geweſen ſein ſoll, ſo weit es ein ruſſiſcher Autokrat ſein kann, iſt — ſo ſagt man, den Polen hold geweſen, auch darum z. B., weil er mit dem edlen Fürſten Czartoryski auferzogen worden ſei. Wäre beides wahr, d. h. wäre er ganz liberal und ihnen hold geweſen, ſo dürften die Polen jetzt nicht für ihre Freiheit kämpfen und ſterben, denn Alexander hätte ſie ihnen dann gegeben; es iſt ſo ein eigen Ding um die Liberalität eines ſogenannten ruſſiſchen Selbſtherrſchers. Alexander ſoll ein guter Mann geweſen ſein, und da iſt man ſchnell mit jenem Beiwort bei der Hand, um es doch einmal mit Nutzen anbringen zu können — weshalb die Fürſten zu Wien bei einem Haar mit Kriegserklärungen auseinander gegangen, das war wahrlich keine Folge ruſſiſcher Liberalität, ſondern ruſſiſcher Anmaßung. Und nun mache ich beiläufig meine lieben Brüder in Teutſchland darauf aufmerkſam, wie ſeit jener Zeit der ruſſiſche Einfluß auf unſrer Art von öffentlichem, geiſtigem Leben wie ein Alp geruht.

Rußland iſt der Urquell aller Reaktion im nördlichen Teutſchland — in Oeſtreich kann eigentlich von keiner Reaktion die Rede ſein, da Joſephs Zeit zu kurz war und zu wenig Einfluß gewonnen hatte, die Regierung hat da noch nie etwas zugelaſſen, was reagirt werden müſſe. — Wenn man auch das Verheirathungsſyſtem des ruſſiſchen Hofes mit den teutſchen Höfen überſehen wollte; den gewaltigen Einfluß, den es ſich bei den meiſten geſichert, kann man nicht überſehen. Für ruſſiſches Geld iſt uns ſeit vielen Jahren Antiliberalität gepredigt worden, und es müßte ein langwährender oder langweiliger Hochgenuß für die verroſteten und verknechteten ſogenannten Legitimitätsritter ſein, zuſammengeheftete und in Schweinsleder gebundene Jahrgänge der „nordiſchen Biene“ und ähnlicher edler Leſeinſtitute leſen zu können.

Die franzöſiſchen Blätter mögen Viel lügen, weil ihre Redaktoren leicht erregbare, heißblütige und darum leichtgläubige Franzoſen ſind; aber das, was ſie über das Regiment der ruſſiſchen Geſandten uns mit Spott und Satire erzählt haben, verdient größere Beachtung.

Rußland iſt das bleierne Gewicht, was ſich an unſere forteilenden Ferſen hängt, es iſt der Repräſentant derjenigen Regierungsweiſe, die unſere Zeit mit Recht verwirft und verdammt, und ſchon darum müßten wir das höchſte Intereſſe am polniſchen Kampfe nehmen und den polniſchen Waffen den Sieg wünſchen und erringen helfen, auch wenn das Recht der Polen nicht alſo zum Himmel ſchrie.

Wenn es für eine Erleichterung des Joches angeſehen werden ſollte, daß der kaiſerliche Bruder Conſtantin zum Vicekönig von Polen ernannt wurde, ſo wären wir allerdings auf den begierig, den man hätte ausſuchen können, um das Joch drückender zu machen. Wir übergehen in dieſem Augenblicke die täglich, ja ſtündlich wiederholte Unbill, mit der dieſer Knutenritter die Nation auf's Aeußerſte brachte, wir ſtimmen nicht einmal ein in das Geſchrei unſerer Landsleute, die um ſeiner Perſönlichkeit willen den Aufſtand der Polen rechtfertigen. Wer möchte den verwilderten Tartaren zum Zeugen vor Gericht aufrufen, wenn tauſend civiliſirte Menſchen die Hände zum bekräftigenden Schwur aufheben. Und wenn Conſtantin das Gegentheil von dem, was er war, wenn er ein vortrefflicher Regent war, ſo ſtand den Polen das Recht zu, ihn zu verjagen.

Zuerſt für die Schwächeren, die das Chriſtenthum nur für den Sonntag und nicht für Staats- und Völkerrecht glauben, für die Kurzſichtigen, welche gern Alles nah und handgreiflich haben, für die Brüder des Thomas, welche die Hände in die Wundenmale legen wollen, etwas Näheres. Es giebt Leute, denen der Glaube in die Hand kommen muß, die die Göttlichkeit einer Sache erſt begreifen und fühlen, wenn ſie ſelbige reell begreifen und fühlen, Leute, die nur auf Prügel mit Prügel antworten.

Conſtantin war ſchon nicht werth, die Polen zu beherrſchen, weil er jetzt am Ende ſeiner polniſchen Herrlichkeit nicht einmal den Muth hatte, ſie zu bekämpfen; er war immer hinter der Armee; geknutet hatte er ſie wohl, aber das Schwert konnte er nicht gegen ſie ziehen; im ſoldatiſchen Kamaſchenſpiele hatte er ſie meiſterhaft gequält, im ernſten Soldatenſpiele gab er nicht eine ſchülerhafte Probe — dies für manche unſerer Kamaſchenritter! Die Kurzſichtigkeit nannte ihn die häßliche Helena des Kriegs; für den Beweis ſeiner Unſchuld wagte er nicht einen Streich, und er wäre beſſer geſtorben, hätte er wie ein Mann für ſeine Schuld eingeſtanden. Drum iſt ihm auch kein Soldatentod geworden, ſondern die Cholera hat ihn wie die Erinnys hinweggerafft.

Aber zu wichtigen Dingen: 100 Artikel enthielt die polniſche Charte und hundert Artikel wurden gebrochen.

Es waren, um nur Einiges anzuführen, den Polen Reichsverſammlungen verſprochen worden, die das Budget beſtimmen ſollten; das fand man natürlich bald ſehr unbequem, und ſtrich die Reichstage und dieſen Artikel.

Die Charte verſprach Preßfreiheit — an ihre Stelle trat die gräulichſte Cenſur, die nicht das harmloſeſte Zeitungsblatt ungekoſtet ins Publikum ließ.

Der Pole ſollte nach ſeinen Geſetzen gerichtet werden — der Kaiſer ſetzte lieber bei beſondern Fällen beſondere Commiſſarien ein und ſuspendirte das poſitive Recht — wofür ſteht der Autokrat über dem Geſetz? Ich möchte wohl ſehen, wie ſich die ſogenannten loyalen Leute, die ſich im Gegenſatze zu uns ſo nennen, obgleich wir die gegründetſten Anſprüche auf dies Wort haben; denn wer will mehr als wir, daß das Geſetz herrſche, wie ſich dieſe loyalen Leute geberden würden, wenn ihr Fürſt ohne Weiteres hie und da das Recht, das Geſetz ſuspendirte. Was kann ihn hindern? Warum ſollte ihn nicht gelüſten? Die hoch und appart hängende Frucht lockt ſo ſüß und ſchmeckt gewiß auch ſehr ſüß. Welch eine andere Garantie! daß das nicht geſchieht, haben wir in dem unbeſchränkt monarchiſchen Staate als den Willen oder die Redlichkeit des eben auf den Thron ſitzenden Individuums? — Antwortet, ich bitte. — Und unterſucht und ſecirt Ihr Herren vom Geſetz etwa die Inteſtina der Purpurgebornen, ob ſich Achtung vor den Geſetzen vorfinde? — Und, thätet Ihr's, ſo wäre es auch ſonſt nichts, als daß Ihr einige Jahre voraus wüßtet, ſo oder ſo werde es Euch gehen — ſonſt nichts, Ihr ehrerbietigen Leute; verkündigte der Augur Schlimmeres, ſo würdet Ihr Euer Haupt mit Aſche beſtreuen und Euch zum Dulden präpariren; Ihr würdet Euch ſelbſt zum Laſttragen und für die Sporen erziehen, wie man ein junges Roß an den Sattel gewöhnt.

Spräche der Augur Beſſeres, ſo würdet Ihr Euch demüthig auf ein Glück freuen, was noch jede Weiberthräne zudecken kann. So ſeid Ihr loyalen Leute — auf mein Wort, ſo ſeid Ihr, durch und durch unterthänig, aber keineswegs geſetzmäßig, wie Ihr gern ausſehen möchtet. Ihr verdientet, oder warum will ich mich denn eitel ausſchließen, ich bin nicht viel beſſer, wenn auch ein Wenig, wir verdienten viel ſchlechter regiert zu werden als wir's werden; aber den Herren von der juriſtiſchen Feder, der ſchweren Feder, wollt' ich es nur in's Ohr ſagen. Es iſt gar erſchrecklich, wie ſie ſich ſpreizen, was ſie ſich mit ihrem Rechte haben, wenn man von repräſentativer Verfaſſung und Unantaſtbarkeit des Geſetzes und ſonſtigem Schnack ſpricht, der lange ſchon wieder aus der Mode gekommen iſt. Was würden denn die geſpreizten Herren thun, wenn der Fürſt in einem Anfall von guter Laune, meinetwegen Champagnerlaune, oder ſonſtiger Laune, kurz Laune, ſpräche: „Wir wollen dem Menſchen den Kopf abſchlagen laſſen" — „„aber durchlauchtigſter Herr,"" ſagen ſubmiſſeſt die Ritter vom Geſetz, und ſind im Stillen außer ſich über ihre Kühnheit, dem Höchſten zu opponiren — „„aber durchlauchtigſter Herr, das Geſetz ſpricht ihn frei““ — „dummes Zeug, wofür bin ich Fürſt, Ihr Maulaffen, ich bin das höchſte Geſetz — den Kopf herunter, oder ich werde Euren verlornen ſuchen laſſen, ſo daß er für ew'ge Zeiten verloren gehe. Uebrigens bin ich Euer wohlaffektionirter ꝛc.“ — Die Ritter küſſen den Staub, ſchämen ſich ihrer Frechheit, das Recht geht ſeinen blutigen Gang, und das Volk ſchreit Hurrah oder Vivat!

Aber, das iſt ja ein abſcheulicher Menſch, höre ich die ſogenannten gemäßigten Leute reden — als ob ich nicht noch viel zu gemäßigt wäre! Glaubt Ihr denn, ich könne Euch vom Vicekönige, Gott ſei Dank, weiland Vicekönige, keine beſſere Geſchichte erzählen — ſo wahr Gott lebt, es iſt die einfachſte, die mir eben einfällt, und das war in einem ſogenannten konſtitutionellen Staate, wo nur leider der Fürſt nebenbei Kaiſer von Rußland war, und die meiſten Leſer haben vielleicht nicht einmal einen konſtitutionellen Herrn und dergleichen Geſchichten ſind ihnen nicht vorgekommen. Danket Gott, daß er Euch gute Fürſten giebt, aber dankt Gott auch, wenn er Euch einmal ſchlechte giebt; Ihr müßt Gott für

Alles danken, wenn Ihr ſelbſt die Welt gehen und ſtehen laßt, wie ſie eben geht und ſteht.

Das hat nun allerdings einen ſpaßhaften Beigeſchmack, wenn der konſtitutionelle König von Polen nebenbei Kaiſer von Rußland iſt; denn was kümmert wohl den, und wie oder wo genirt wohl den eine polniſche Conſtitution — das iſt allerdings eine abſonderliche Garantie, die von einer Hand zur andern reicht; mit der einen regiert er Polen himmliſch konſtitutionell, mit der andern fuchtelt er hölliſch autokratiſch — man hat ſich einen gnädigen Spaß mit den armen Polen gemacht, als man ihnen eine Charte gab. Ich höre die Herren mit den ſeidnen Hoſen und ſteifen Degen und den goldnen Sternen auf der Bruſt, ich höre ſie ſagen: „damit ſie doch ein Spielwerk haben, gebt ihnen, was ſie wollen“ — Und wenn die Polen verlangt hätten, ihr Fürſt ſolle alle Tage eine Stunde in Warſchau ſpaziren gehen, man hätte geſagt: „Mit dem größten Vergnügen“ — ich hätte aber die Spazirgänge nicht anſehen mögen.

Ja wohl, es mag etwas Schönes ſein, wenn das Geſetz herrſcht, das hat keine Leidenſchaften und verlangt keine Komplimente und bringt keine Krämpfe und verlangt keine Hofräthe, ſondern nichts als einfältiges Menſchenpack — ach, wenn das die Polen ſo recht bedacht hätten, ich glaube nicht, daß ſie ſo lange den ruſſiſchen Koder, der ſchlimmer als Dracos geſchrieben war, gedruckt hätten.

Aber ihren Vortheil verſtanden die Polen doch, ſie prieſen ſich glücklich, wenn ſie von den kaiſerlichen Commiſſarien für ſchuldig befunden wurden, denn dann gab's ein ſchnelles Ende; ihr eigentliches Elend ging von dem Tage an, wo ſie frei geſprochen wurden, denn nun war ihnen erſt die ausgeſuchteſte Kerkerfreude und der abſonderlichſte Tod gewiß; die Revolution hat eine große Menge ſolcher Unſchuldigen an's Licht gebracht, die über Alles erhaben, denen kein Schmerz und keine Freude mehr zugänglich war; man hat mir erzählt, daß graue Krieger den Anblick nicht ertragen hätten — diejenigen, deren Freiſprechung minder begründet geweſen war, haben Geſchichten erzählt, die nicht leicht ein neuer Dante, wenn er eine neue Hölle erzählte, nachſprechen würde, haaranſträubende Geſchichten von freigeſprochenen, ſchuldlos befundenen Leuten. Wüßten wir nun erſt die Geſchichten der vielen Tauſende, von denen es gar keine Geſchichte giebt, keine des Lebens, keine des Todes, die da verſchwunden ſind, wie flüchtige Erdgeiſter — Gattin und Kinder ſuchten am Morgen den Gatten und ſuchen ihn heut noch, wenn ſie das Elend noch nicht gefreſſen; wartet das ab, Ihr lieben Kinder, und werdet nicht ungeduldig; Sibirien wird bald ſo bevölkert, daß die Leute, die daſigen Coloniſten, die Mode mitmachen und eine Revolution entriren können — da werdet Ihr Euer blaues Wunder ſehen, was da alles für Leute zum Vorſchein kommen, oder kuckt in die verborgenen, ehrlichen Gräber, da findet Ihr auch manchen braven Bekannten. Es mag ein ſchönes Leben ſein, wenn man in jedem Winkel auf einen guten Freund ſtoßen kann, der Niemand mehr was thut — und nicht wahr, meine lieben Landsleute, es iſt doch recht ſchade, daß die unterhaltende Wirthſchaft ein Ende haben ſoll? Ja wohl, edler Menſchenfreund, hier meine Hand, wir wollen beten, daß es morgen wieder losgeht — und hurrah, wir brauchen am Ende gar nicht erſt zu beten, es thut nicht Noth — ei du liebe Güte! Seht, wie ſie kommen die ſchwarzen Schaaren, die man am Dnieper, an der Wolga unter den Sträuchern hervorgezogen, oder im Norden an der Petſchora aus dem Schnee geſcharrt, weil ſich die Narren vor der 10jährigen Soldatenjacke fürchteten und ſagten, ſie zögen ſie für's ganze Leben an, und weil ſie von den Ihrigen eingeſegnet und verabſchiedet wurden wie Todte. — Ihr lieben Kinder, das geht nicht anders, dafür ſeid Ihr auf der Welt, und habt einen Czaaren, und das ſehen dann auch die armen Teufel bald ein, denn ſie ſind gar nicht ſo dumm, wie man ſagt, vorzüglich, wenn ſie auch hinter ſich Kanonen ſehen, wie bei Oſtrolenka. O, ſie ſind ſogar auch luſtig, wenn ſie Branntwein haben, Beſſeres haben ſie auf der Welt doch nicht zu hoffen; da trinken ſie einmal und ſchreien Hurrah, und fechten für ihren Kaiſer, und ſchlagen todt bis ſie todt geſchlagen werden — ſeht, wie ſie kommen die ſchwarzen Schaaren, und wenn die Polen 1000 getroffen, ſo ſtehen 10,000 auf, die Drachenzähne ſind die ergiebigſte Saat, und da werdet Ihr lieben Brüder von der Loyalität Gott nicht erſt bitten dürfen, die Sache wird ſich wohl bald zum guten Alten fügen. Laßt Euch keine unnöthige Angſt ankommen für die unglücklichen Menſchen, die in die Freiheits- und Rechtsſchwindelei zu verfallen drohten; Europa hält's noch nicht ſo innig mit der chriſtlichen Politik, und Lafayette wird mit der

Propaganda noch weidlich ausgelacht, und ein eisgrauer Knabe geſcholten — es hat wirklich noch keine Noth, und Ihr werdet bald Ruhe haben vor den tollköpfigen Polen. Wenn Ihr das leſ't, habt Ihr ſie vielleicht ſchon. Nun könnt Ihr auf dem großen Kirchhofe unten von den Quellen der Wartha, bis hinauf an den Niemen ſpazieren gehen, es wird Euch kein unanſtändiger Menſch in den Weg kommen, hier und da wird noch einer nicht ſchnell genug geſtorben ſein, und mit einem Seufzer um ſein ermordetes Vaterland Euch ſtören, ein gnäd'ger Fußtritt von Euch auf den Schwachkopf beruhigt ihn; da könnt Ihr ungeſtört all die ſchönen zerriſſenen Fahnen mit dem geſchlachteten weißen Adler mit Füßen treten, da ärgert Euch kein Nationalgeſang mehr, es müßten denn die Winde einen veralteten wiederbringen, damit die letzten Sterbenden ſchneller und ſchöner ſtürben — nur hütet Euch, daß Ihr mir nicht über die Leichenſteine fallt, die mit Blut beſpritzt auf allen Feldern liegen, und hütet Euch, daß Ihr Euren Spazirgang nicht beſchreibt oder gar drucken laßt, es könnte minder ehrliche Menſchen raſend machen.

„Ich habe 100,000 Bajonette gegen die Conſtitution", hieß es, und doch wollten die Narren eine Conſtitution, weil ſie ihnen der Wiener Congreß gegeben hatte. Was geht das den Wiener Congreß an!

Soll ich Euch noch mehr aufzählen, daß z. B. außer all jenen Rechten, dem der perſönlichen Freiheit, auch das des Eigenthums nicht galt, daß — — nein, ich will nichts mehr ſagen, ich habe das Recht beſtritten, daß Rußland ein Recht gehabt habe, das Recht des Eigenthums zu ſchützen, ich mag den Polen nicht länger etwas von ihrem Rechte vergeben, ich habe kein Recht dazu. Was hilft es auch? —

Ich will noch ein Paar Worte über den Freihitskampf der Polen, der Rebellen, ſagen, und mich dann ſchlafen legen.

Polen iſt ein weites, flaches Land ohne Berge, aber die alten Polen, die neuen Römer, oder die neuen Polen, die alten Römer haben ſich einen hohen Berg an der Weichſel erbaut, das iſt der Berg der Freiheit und des Rechtes, da hauſen ſie friſch und frei, und ſind fröhlich und guter Dinge. Indeß ſind viel Wandersleute herangekommen, um die Colonie zu ſchauen, die da gegründet ward am 29.

November des Jahres eintauſend achthundert und dreißig, und unter den Wandersleuten hörte man alte Namen nennen, alte und gute Namen: Es war der alte König Codrus aus Athen, der für ſein Volk geſtorben war, der nicht die Herrſchaft über ſein Volk, ſondern des Volkes Glück gewollt hatte, ein junger Grieche leitete den blinden Timoleon daher, es kam der alte Brutus, den gewaltigen Ernſt und das Todesurtheil ſeiner Söhne auf der Stirn tragend, es kamen Arm in Arm die lieben Gracchen, die römiſchen Dioscuren der Volksfreiheit, es kam einſam mit der offenen Wunde in der Bruſt von Südweſt her der alte Cato, und eben ſo von Südoſt der jüngere Brutus, der eine von Utica, der andre von Philippi. Alle ſtiegen den Berg hinauf und traten in den Kreis der Polen, und ſegneten die Opfer mit griechiſcher und lateiniſcher Zunge. Und es verſtrichen einige Tage — wunderbar: es kam kein Fremder — noch mehrere Tage — es nahte ſich keiner, — furchtſam ſah man endlich hie und da einen, mehrere Geiſtliche, welche chriſtliche Segenswünſche brachten, herbeieilen; aber auf einmal ſpürten ſie eine große Erſchütterung des ganzen angrenzenden Erdbodens, und heftige Winde ſtürmten in den Ebenen, die nach Weſten zu lagen, und im wildeſten Wetter kamen Martin Luther und Ulrich von Hutten geritten und ſprachen kräftige Worte zur freiſinnigen Verſammlung.

Lange, lange blieben die Gäſte wieder aus, bis der Franzoſe mit dem ſpöttiſchen Zuge um den Mund, Voltaire und der Genfer mit der offenen Bruſt und dem lebendig vor aller Welt ſchlagenden Herzen Jean Jacques Rouſſeau erſchienen. Kaum waren ſie angelangt, ſo hörte man's wie fernes tobendes Meeresrauſchen und dumpfen Kanonendonner und ſah dicken Pulverdampf den Horizont verhüllen, immer nach Weſten, als ob die Menſchen die Natur ergänzen, und die Sonne da wieder heraufführen ſollten, wo ſie untergeht — aus dem Dampfe trat mit einem gewaltigen Schritte über das Meer herüber und feſten Fußes auf unſern Berg der ſanfte, edle Washington, und grüßte Alle freundlich und ward gegrüßt.

Aber holla, welch ein Sturm der Elemente erhob ſich jetzt, die Erdachſe krachte, das Meer bäumte und ſchnaubte wie ein entzügeltes Streitroß, und trat herein in die blutigen Flüſſe — es ſahen die alten Helden in der Ebene entſetzlichen Brand, himmelhohe Gebäude, heilig gehaltene Gebäude loderten in Flammen auf, und das Volk jubelte fürchterlich, und warf ganze Berge von Akten und großer Folianten hinein, und alte Sorgenſtühle und breite Lehnſeſſel und die Beute aller alten Rumpelkammern ſah man in die Flammen fliegen; aber auch manch gutes Hausgeräth, manch braver Mann ging in dem Treiben unter. —

Voltaire lächelte ſehr, Rouſſeau glühte, Luther runzelte die Stirn, Cato hüllte ſich dicht in die Toga und ſah finſter drein, nur die Gracchen ſchienen das Beſte zu hoffen und waren heiter.

Nun ſtrömte es ſchaarenweiſe nach dem Berge hin, und verlangte ſtürmiſch den Zutritt; da zogen aber die alten Helden die kurzen Schwerter, und am Fuße des Freiheitsberges fielen tauſende, die nicht würdig befunden worden, ſeine Höhe zu erklimmen. Manch Edler aber erſtieg ihn.

Siehe da kam ein kleiner Mann daher geritten, geraden Wegs auf die Höhe des Berges zu, die Helden fluchten und waren unſchlüſſig, ob ſie fechten oder ſalutiren ſollten, denn es traf die Heiden ſein Blick wie des alten Zeus Kronion, wie Jupiters Blick, die Chriſten wie das Auge Gottes. Die ganze Welt lagerte auf dieſer ehernen Stirn, auf dieſen hohen Brauen — es war Napoleon.

Auf der Hälfte des Berges angekommen, ſtürzte ihm Cato und Brutus der Jüngere entgegen, und fielen ihn wüthend an mit den Worten: eheu, Caesar redivivus! Mit ſeinem kleinen Paradedegen fing er ihre gewaltigen, römiſchen Streiche auf, und lähmte ihnen den Arm. Drauf ſchwang er winkend den Degen in die Luft, und ein Blitzſtrahl flog nach den Wolken, gleich als forderte er die Götter in den Kampf, wendete ſein Roß und es ſchloß ſich ihm eine große Menge der Freiheitshelden an, und im donnernden Galopp, von dem die Erde bebte, ging's hinab zu den Pyramiden und wieder herauf, und links und rechts unter Donner und Blitz, bis der Titan erlag. —

Wund und müd kamen die Helden zurück, und Alles ſchwieg auf dem Berge eine kurze Weile in ernſte Betrachtung verſunken, Nebel und Wolken zogen ſich an allen Seiten zuſammen — die Menſchen ſahen nichts und tappten im Dunkeln.

Da ſteckten die Pariſer der Welt eine Fackel auf, deren goldner Schein blitzesſchnell über den ganzen Himmel ſchoß, daß ſich die Leute die Augen rieben und plötzlich klar ſahen.

Rückwärts geſchritten war die Welt ſeit 15 Jahren, aber die Franzoſen ſchnallten Flügel an die Sohlen, und binnen drei Tagen waren die 15 Jahre zurück gelegt; das verdorrte Reis der Bourbonen, das nur wilde Schößlinge trieb, ward abgeſchlagen, und ein neuer Zweig gepfropft, Faubourg St. Germain ward mit einem großen Beſen gefegt, daß die Fetzen der alten Diplome weit hinausflogen in die Welt, auch in manches Land, wo die Fetzen gelten. Die alte dreifarbige Fahne, die da bedeutet *treues, reines Herzblut*, was täglich fließt, wo Freiheit und Recht gefährdet wird, rauſchte empor in die luſtigen Winde und unter ihrem Schatten jubelte Paris — ihre Spitzen flatterten nach Nordweſt, und wuchſen und wuchſen länger und größer wie die Freiheit, und trieben den Mann mit den Ordonnanzen bis über's Meer.

Nun war es licht geworden, und hell und klar ſah man was nicht geſehen worden war, und ging kühn daran, die Auswüchſe zu vertilgen, und es gab auch in Teutſchland ein lebendiges Knattern und Knallen wie von kleinem Gewehrfeuer — aber auf einmal dröhnten von Oſten her über Berge donnernde Kanonenſchläge; man blickte hin nach dem lange vergeſſ'nen Oſten, — brüllend gebar der Freiheitsberg in Polen, in feurigen Schein war er gehüllt, und am Morgen des 30. Novembers ſah man die Helden alle herabgeſtiegen in die Ebene, mit blanken Schwertern, barhäuptig ſtanden ſie da, und harrten des Feindes. — — —

Die Ruſſen ließen eine Zeitlang auf ſich warten, dann kamen die Schaaren herangewälzt, ſchwarz wie das Unglück und Manifeſte wurden voraus geſchoſſen, die eine anmaßende, drohende Sprache führten, ächt ruſſiſche Manifeſte. Es macht nichts einen ſo frappanten aber auch widrigen Eindruck, als wenn man am Ende einer treu erzählten polniſchen Geſchichte dieſe Manifeſte lieſ't; es iſt als ob der Dichter, um uns mit kaltem Waſſer zu übergießen, am Schluß eines Gedichts die Worte hingeſchrieben:

„Seid keine Eſel, ſolches Zeug zu glauben." — —

Nun ja, wir waren Eſel und bitten unterthänigſt, es noch eine kurze Zeitlang bleiben zu dürfen; ich dächte die Bitte müßte doch willkommen ſein.

Es wird von Rebellen und gutem Rechte der Ruſſen geſprochen, und die Preußen ſprechen es gläudig nach, und die Polen ſind unruhige, übermüthige Revolutionairs, die gezüchtigt werden müſſen. Heilige Gerechtigkeit, wie tritt man dich legitim mit Füßen — die Ruſſen hätten ein gutes Recht, die Polen verdienten Züchtigung — wahrlich man möchte nicht mehr ſchreiben, ſondern die Tinte Flaſchenweis ausgießen über das Papier — —

So hat denn jener ungeheure Kampf begonnen, der zweite Kampf der Griechen gegen die Perſertyrannen, denn ein anderes Beiſpiel kennt die Geſchichte nicht; die Schlachten bei Marathon, Salamis, den Thermopylen ſind wiedergekehrt allen den Ungläubigen, welche die gewaltige Kraft einer Nation bezweifeln, und die Herren in den Kabinetten und auf den goldnen und gelehrten Stühlen ſind unruhig geworden, und hin- und hergerückt und endlich aufgeſtanden, um nach dem Barometer zu ſehen.

Dreihundert Kanonen brüllten vor Warſchau ruſſiſche Liebkoſungen, und die polniſche Nationalregierung ſaß unerſchrocken beiſammen, ließ die Fenſter und den Grund erbeben und bebte nicht, ſondern ſprach und hörte über die beſten Inſtitutionen eines Landes, was 120,000 ruſſiſche Soldaten ihnen ſtreitig machten; es harrte ihrer mehr als der Tod jener römiſchen Senatoren, welche die Gallier auf dem Forum erwarteten, aber ſie harrten ruhig aus, wie jene Römer.

Und die Barbaren, trotz ihrer erſchreckenden Uebermacht, drangen nicht hinein, ſie zahlten 30,000 Mann für die Ehre, mit freien Männern gekämpft zu haben, und zogen ſich nach dem dritten Schlachttage bei Grochow zurück. Das waren die Maratheniſchen Schlachten bei Praga und Grochow; die deutſchen Ariſtokraten, die ihr Wünſchen und Hoffen an die Baſchkiren und Koſaken geknüpft haben, nennen ſie ruſſiſche Siege, und wenn die polniſchen Heerführer ihre Truppen mit jungem hiſtoriſchem Ruhme anfeuern wollen, ſo nennen ſie ihnen den Namen Grochow; da fühlt der Pole, was ſein Schwert vermag, und fühlt ſeine Freiheit und ſchlägt von Neuem.

Faſt ohne Anführer wurden jene Schlachten geſchlagen. — Chlopicki, der ſeine Popularität verloren hatte, weil er gegen den Willen des Volkes einen gütlichen Ausweg mit Kaiſer Nicolaus verſucht, nichts als perſönliche Schmeicheleien gewonnen, die koſtbarſte Zeit aber ohne Rüſtung verloren hatte, Chlopicki wollte ſterben, und überließ die Truppen ihrem Schickſal, befahl nicht, ſondern focht nur, und ſchon hier trat das eminente Geſchick des polniſchen Helden Skrzynecki heraus in's Feld und mähte die ruſſiſchen Heerden.

Fürſt Czartoryski, der eisgraue Pole mit dem Jünglingsherzen, der auf ſeinen Schlöſſern zu Pulawy ꝛc. ein Jedem zugängliches Aſyl der polniſchen Nationalbildung errichtet hatte, der, uneingedenk ſeines Reichthums, hoch zu Roß auf den Plätzen von Warſchau geſehen wurde, ſobald der Ruf erſcholl, das Joch abzuſchütteln, ſobald die Trommeln und Hörner ſtatt der gewohnten ruſſiſchen Weiſen alte Klänge aus alter Zeit brachten, Fürſt Czartoryski und Skrzynecki, der Krieger, gewandt und geſchickt, wie der Pole, und tapfer wie der Pole ſind die Bannerträger der neuen polniſchen Zeit.

Skrzynecki führte nun all die blutigen und ſchönen Tage herauf, die natürlichen Abſchnitte im polniſchen Epos, die Nacht und den Morgen bei Wawre, wo die Ruſſen in wilder Flucht Schutz ſuchten in den Wäldern, den langen Tag mit dem ſiegreichen Abende bei Dembe Wielkie, die dreimal,

dreimal blutige Schlacht bei Iganie, eine ſchmählige Niederlage großer ruſſiſcher Maſſen gegen eine geringe Polenſchaar, ein ſchauerliches Denkmal moskowitiſcher Civiliſation. Bei Iganie war's, wo der thieriſche Suwarowmuth der Prager Affaire im vorigen Jahrhunderte erwachte, wo die Ruſſen ihre Wuth an Weibern austobten und ihre Tapferkeit an den Kindern darthaten, die ſie mit dem Bajonett mordeten, oder in die Flammen warfen — bei Iganie war's, wo das Pahlenſche Corps mit neuer entſetzlicher Waffe, der Cholera gegen die Polen geführet ward — Iganie iſt ein harmoniſcher Name in der ruſſiſchen Kriegsgeſchichte; er überbietet faſt Oczakow, Ismael und das alte Praga — „werthgeſchätzter Herr Hofrath, wollen Sie uns nicht einige Details der denkwürdigen Affaire bei Iganie mittheilen, wie dazu die Truppen aus dem Cholerabezirke in Beßarabien ꝛc. herbeigezogen waren — aber warum ſo grimmig, ich mein' es wirklich gut, und verſichere Ihnen, daß Sie vor dem ruſſiſchen Feldzuge ganz füglich für einen ehrlichen Mann paſſiren konnten." —

Noch ein Schlag traf die Ruſſen bei Minsk, und bald darauf ordnete Skrzynecki die kluge und bedeutende Diverſion nach Lithauen unter den Generalen Gielgud und Chlapowski an, und warf ſomit den Krieg wie ein halsſtarriges Roß auf eine andre Seite.

Dies ſchuf an der Narew bei Oſtrolenka die blutige Thermopylenſchlacht, die entſetzlichſte des Krieges, entſetzlicher noch als die bei Praga, weil die Leichen auf einem kleinen Raume aufgehäuft wurden, und ſich Tod und Wunden und Jammer und Geſchrei in ein ſchmales Terrain zuſammendrängten. All ſeine Schrecken bot der Krieg hier auf, um die Menſchen zu vertilgen, die Kanonen von den Ufern ſprühten zermalmende Kugeln, Aug' in Auge bohrte man ſich das Bajonett in die Bruſt, Kolbenſchläg zerſchmetterten die Schädel — kein Pardon, nirgends Pardon, der Mord ſprang wie eine Tigerheerde blutdürſtig unter den Schaaren umher, der Tod war wohlfeil, die Brücke bei Oſtrolenka ward ein lebendiges, ſchreiendes Grab, die Narew ward ein Blutſtrom, den die Gefallenen wie blutdürſtige Thiere der Wüſte noch inbrünſtig umarmten, in dem ſie ſich bis zum Sterben ſättigten. Die edelſten Leiber wurden ſchonungslos von der klingenden Senſe gemeſſen, hinweggemäht, Kaminski fiel, Kickidie Blume Polonias ſank, der hochragende, polniſche Ritter, ſchön wie Apoll und tapfer wie Achill, eine lebendige Polenfahne, geliebt von den Männern, vergöttert von den Weibern. Zweimal trat der Tod ſcheu an den Skrzynecki heran, entſetzt wich er beidemale von dem unzerſtörbaren Leben zurück, als ob des alten Homers Pallas Athen neben ihm ſchritte und mit dem Schilde ihn deckte. —

Die Sonne des Nords ging unter, bluttriefend ſtanden die Heere auf dem Schlachtfelde und begruben ihre Todten, es war kein Sieg, es war keine Niederlage, es war eine Schlacht geweſen.

So wacker bluteten die Polen für ihre Lithauiſchen Brüder, damit Gielgud Zeit gewönne bei jenen einzurücken. — Fluch ihm, wenn das Gerücht nicht lügt, daß er ohne die äußerſte Noth die Sache des Vaterlandes aufgegeben, und die beſten Truppen aus dem Bereiche des Feindes in neutrale Gefangenſchaft geführt habe. — —

Meine Schweſter trat weinend an meinen Schreibtiſch, nahm mich bei der Hand und führte mich in's Nebenzimmer — bleich wie Patroclus in Achills Zelte lag Stocki, die ſchöne Briſeis kniete bei ihm; das Haupt über ihn gebeugt ſtarb ſie mit, die ſchöne

Virginia. Immer tiefer und tiefer ſchattend ſenkten ſich die langen Wimpern, die Hand drückte ſich krampfhafter in die Bruſtwunde, die ein Ruſſe für ſeinen Sold bei Oſtrolenka ihm geſtoßen — an der Pforte des Todes ſtand ein Pole. Ein herzzerreißendes Weinen wimmerte an ſeinem Lager; er ſchalt uns mit matten Worten, weil es Größeres zu beweinen gäbe. Noch einmal reichte er Virginien die Hand, noch einmal drückte er ſie in ihre Locken, und dann legte er ſich wie zum Sterben zurecht.

Aber er konnte nicht ſterben, ohne ſein Heiligſtes — der letzte Lebensblitz ſprengte das Thor der Augen weit auf, das edle Haupt verſuchte es noch einmal, ſich zu erheben, fragend lenkte er die todeskalte Hand nach mir, fragend ſtammelte die blaſſe Lippe — „et ma patrie?“ — Ich neigte mich betroffen und weinend, und konnte ihm keinen Troſt geben, und mit einem herzzerſchneidenden Laute, der mir durch Mark und Bein drang, und der einen mehr als irdiſchen Zorn und Schmerz ausdrückte, ſtieß er einen ſchrecklichen Fluch aus, doch er ſtarb nicht damit — über das Todesantlitz breitete ſich mit dunkeln Flügeln ein unendlicher Schmerz, ein Schmerz, deſſen Anblick dem Kannibalen glühende Thränen aus der kalten Bruſt geriſſen hätte, noch einmal zuckte die Lippe in ſichtbarem Schmerz zuſammengezogen, und ich hörte einen Ton, der mir das Herz zerſchnitt — **oh, ma patrie — oicisna —**

So ſtarb der Pole.

Ich habe das Haus verlaſſen, wo ich dieſen Tod geſehen, jeder Winkel war mir ein Schlachtfeld, wo Henkersknechte edle Menſchen würgten; — meine Schweſter ſchreibt mir, Virginia ſei an der Leiche liegen geblieben und habe Tage lang kein Wort geſprochen, keine Nahrung zu ſich genommen, dann habe ſie Jedermann mit matter Stimme gefragt, ob ſie noch ein Vaterland habe, gute Menſchen hatten ſie zu beruhigen geſucht, am dritten Tage aber, wo Napoleon begraben wurde, ſei ein Polizeibeamter in's Zimmer getreten, und habe die Papiere des Verſtorbenen verlangt, und als ſie auch dieſen gefragt, ſei ihr die Antwort geworden: „ob ſie närriſch ſei, die polniſche Empörerrotte ſei nahe daran, aufgerieben zu werden, und die unruhigen, aufrühreriſchen Polaken wären nun endlich ausgerottet.“ Da hat Virginia den Mann in's Antlitz geſchlagen und hat kein Wort mehr geſprochen, und meine Schweſter hat ſie in ein Grab mit Napoleon legen laſſen — da ruht jetzt kühle Erde auf den müden Polenherzen, und ſie hören nichts mehr, und ſind alles Schmerzes ledig.

Ich habe meinen kleinen Jungen, das Kind meiner Schweſter, zu mir genommen, und explicire ihm den Cornelius Nepos und Rottecks Geſchichte, und wenn er mich fragt, ob der alte Lafayette noch lebe, ſo küſſe ich ihn und gebe ihm Roſinen, und wenn er mich nach den Polen fragt, ſo erzähle ich ihm eine traurige, traurige Geſchichte von einer ſchönen Frau, der man alle Kinder geſchlachtet, und wenn der Knabe weint, ſo ſchluck ich meine Thränen hinunter und gehe in die freie Luft; Zeitungen aber laß ich ihn nie leſen. —

Drittes Kapitel.

„Varsovie est prise!“ Die Worte werden wie Schlachtendonner durch Paris rollen, und das Perierſche Miniſterium zittern machen. Jeder Franzoſe fühlt ſich an's Herz, ob es noch ſchlägt, ballt ſeine Fauſt, ob die Sehnen noch Spannkraft haben — denn das Volk, das tauſend Mal ſein Blut für den Ruf: „la France“ vergoſſen, das

Volk iſt nach einem beiſpielloſen, heldenmüthigen Kampfe von den Barbaren erdrückt werden, ohne daß la France einen Arm dafür bewaffnet hätte. Es iſt ein zweites Ilium gefallen, wenn Warſchau fällt, aber die argiviſchen Helden kämpfen alle mit Hector an den Mauern und gingen mit ihm unter — es wird manche Iliade, manch' großes Epos über das große polniſche Jahr geſchrieben werden — aber kein Franzoſe möge eine Varſoviade ſchreiben, wenn er's nicht ſchon gethan — die alten polniſchen Helden müßten ſich im Grabe umwenden, und ihre vom Tode geſchloſſenen Wundeu aufreißen.

„Frankreichs Blut und Frankreichs Geld gehört nur für Frankreich," das mögen Franzoſen dem Caſimir Perier über die Pforte ſeines Hauſes ſchreiben, und die weichherzigen Mütter, und weichherzige, feigherzige Boulevardsritter mögen ihm danken, daß ſie jetzt nichts zu weinen haben — dafür weint alle liberale Welt, und wenn durch graue Bärte und braune Wangen Thränenwaſſer fließt, dann werden die wohlriechenden eaux de mille fleurs wohlfeil, und es ſchützen und dämmen die Wogen keine franzöſiſchen Miniſterialphraſen. Verhülle dein Haupt, Frankreich, was du frei und kühn in den Julitagen über die Pariſer Thürme erhoben, haſt, zerreiß deinen wehenden Freiheitsmantel, welchen du Ludwig Philipp um die Schultern hingſt — nicht der illiberalſte, jämmerlichſte Staat hat ſich ſo treuloſen, ſchändlichen Verraths ſchuldig gemacht, als du gegen die Polen. Begnüge dich Perier mit dem franzöſiſchen Danke um jeden Preis den Frieden erhalten zu haben — die liberale, moraliſche Geſchichte kennt und preiſ't dich nicht, ſie zeichnet mit unverlöſchlichen Schriftzügen jene Worte von dir nur darum auf, damit ſie erzählen kann, wie brennend dich der Pole Pulawsky beſchämt, als man die Worte in die polniſchen Häuſer getragen hat. Rufe dir die Worte, Frankreich hundert Mal vor, und hundert Mal ſchüttle klappernde Reue deine Glieder.—

„Und wenn daſſelbe Frankreich, das uns jetzt in
„der höchſten Noth, bei der gerechteſten Sache
„verläßt, wenn daſſelbe Frankreich in Gefahr ge-
„räth, ſo wollen wir freudig unſere letzten Bluts-
„tropfen für ſein Heil vergießen.“

So ſprachen die unwürdigen Creaturen zu Warſchau, die mit Feuer und Schwerdt vertilgt werden mußten, damit das Recht herrſche und ſegne.

Wahrlich, ich mag den Tag in Paris nicht ſehen, wo die liberalen Franzoſen durch die Pariſer Straßen ſchluchzen — hélas — Vasovie est prise; denn ich fürchte, dieſes Schluchzen wird ein Heulen und Zähneklappern werden, an dem mancher brave Franzoſe eines ſchmerzlichen Todes ſtirbt.

Staffetten ſagt man, hätten's gebracht, Warſchau ſei übergeben; die Staffetten lügen — der Teufel hole ſolche Staffetten — es iſt nicht wahr, nicht möglich.

Himmel, dies Geheul, wenn dieſe Staffette von den Stufen des Palais royal herunterſteigt in die Pariſer Straßen „Varsovie est prise“ — dann Perier ſitze feſt — nein, nein, nein — ſo viel Elend kann die Kraft, welche die Welten in Schwung und Gleichgewicht hält, nicht wollen.

Warſchau in den Händen der Ruſſen, gleichviel, ob unter den beſten Bedingungen — die Polen könnten doch ruſſiſche Bedingungen kennen, was helfen die Verträge — ſterben, aber nicht ruſſiſch werden, nicht den kleinen Finger ruſſiſch werden laſſen. — Himmel, welch' Elend! Für uns Alle kämpfte man an der Weichſel, um die ſchönſte Brücke für den Liberalismus blutete man dort — vor Allem ſind alle franzöſiſchen Adern offen, und ſtrömen vom Herzen Fülle des Lebens, bis der Tod eintritt — entweder Warſchaus Fall entzündet den beklagenswertheſten, mörderiſchen Krieg, welchen die kommenden Jahre überflüſſig machten, oder wir haben uns wie Frühlingsknospen vor den kalten Nächten Pancratius und Servatius mit unſerem Liberalismus an die Luft gewagt, wir ſind noch nicht reif, Frankreichs beſte Männer ſind die wenigſten — wir müſſen halb erfroren zurück in die Puppen, und dann, weiß Gott, iſt ſterben beſſer.

Manche meiner Leſer — die Beſten gewiß nicht — werden ſich wundern, daß ich mich ſchon wieder kopfüber in einen Artikel über Polen hineinſchreibe — was man am meiſten in tauſend und wieder tauſend Bänden beſchreibt, und immer wieder beſchreibt, und wobei es keinem Menſchen einfällt, um Entſchuldigung zu bitten, das iſt die Liebe; — ich bin nun aber einmal ein Mann, der das Herz auf der linken Seite und doch auf der rechten Stelle hat, meine Liebe iſt das himmliſche, ſelige Recht, das dem Bettelbuben in Windeln und dem Dauphin du temps passé in Purpurwindeln mitgegeben wird — ſchenkt mir, ich bitte Euch ſchön, für meine Liebe auch ein wenig Nachſicht. Meine Liebſchaft an der Weichſel koſtet mich ſchon ſchmerzhaftere Thränen, als die empfindſamſte manchem Siegwart, laßt mich, o ſeid nicht hart, von meiner Liebe noch oft ſprechen. Iſt Euch Proſa zu proſaiſch, ſo will ich Euch Verſe ſchreiben, ja, ich will ſie reimen — wird es nicht anders zugeſtanden, ſo ſchreib' ich Euch die Weltgeſchichte, oder doch die Geſchichte des Liberalismus in Sonetten — das iſt gar nicht ſo übel, warum ſoll er ſich in der Beſchreibung nicht ſo beſchränkt und gebunden bewegen, wie er's zumeiſt jetzt noch wirklich muß, jedes glücklich durch die Cenſur gebrachte Buch, in dem ein wenig Liberalismus ſteckt, iſt ein glücklich erhaſchter ſchwieriger Reim des Sonettes. Und nebenbei leſen nun auch die Damen und die zierlichen jungen Herren Geſchichte, wenigſtens immer einen Mundvoll am Theetiſche oder beim Schlafengehen, weil ſie daran gewöhnt ſind, da ein Sonett anzuſehen.

O, gewiß, damit ſchwärzen wir Geſchichte ein — der Gedanke iſt ganz glücklich, nnd das vielgewundene, und verſchränkte, und verſchlungene Sonett iſt ſchon ein Typus mancher künſtlichen Regierung, wie viele ſind paralell von der einfachen Natur weit entfernt — wahrlich das Sonett iſt ein

Regierungstypus, es iſt alſo auch der nächſte Weg in's Innerſte der verwickelten Kammer, weil es der richtige iſt — Schreibt Sonette, und ihr werdet den meiſten Zugang finden — Cenſuren verbietet Sonette; ſie ſchwatzen aus der Schule.

Alſo nächſtens ſchreibe ich über meine große Liebe, die ich aller Welt vor Augen ſtelle, in Sonetten — heut laßt mich noch in Proſa reden, und das Sonett für meine ſtille Liebe bauen, — —

Es hatte mich die böſe Stafette, Warſchau ſei genommen, hinaus vor's Thor getrieben, ich wollte Luft haben, denn die ruſſiſchen Kugeln drückten hart auf meine wunde Bruſt. Mein kleiner Litthauer, dem ich erzählt hatte, wie traurig es ſeinem Vaterlande erginge, ſchoß ohnmächtigen Zorn aus den Nüſtern und ſtürmte wild auf der Chauſſee fort, eine Zeitlang unbekümmert um den Zügel — plötzlich hob er den Kopf noch höher, ſein Schritt ward ruhiger, aber es war Alles an ihm erwartungsvoller — ein Reiter nahte, laut wieherte mein Litthauer dem Pferde wie einem Landsmanne entgegen; es war auch ein Landsmann, und der abgetriebene Klepper, der langſam heranſchritt, antwortete fröhlich. Der Reiter kam heran — wir griffen Beide in die Zügel und hielten vor einander. Der Fremde ſchwieg, als erwartete er meine Frage, und ich hatte Zeit ihn zu betrachten. Es war ein mäßig hoch gewachſener Mann, bis an das Kinn in einen dunklen Reitermantel gehüllt, das Geſicht war blaß und ein wenig eingefallen, nicht ſchön, aber was unſere Damen intereſſant nennen. Ein ſchmaler, hellbrauner Bart begränzte ſeine Lippen, die Stirn drängte ſich wie Gefahr drohend über die Augen herüber, ſo daß die hellen aber matten Augen, die wie verkohlte Feuerbrände ausſahen, aus der Tiefe nach mir herſchauten, eine rothe polniſche Mütze drängte ſich auf der einen Seite bis an die Augenbraunen, und ließ auf der andern einen Theil der hohen, leiſe gefurchten Stirn ſehen — über Reiter und Pferd war ein dunkles Colorit ausgegoſſen; ich dachte ſogleich an einen Ritter alter Zeit, dem ein treuloſer Nachbar zur Nachtszeit, wo Alles ſchlief, Haab und Gut und Weib und Kind geſtohlen, und gegen den er am Morgen mit ſeiner kleinen Schaar ausgezogen. Er ſchien ihn getroffen, und wie der Löwe um ſeine Jungen gekämpft zu haben — aber ſeine Schaar war gefallen, todesmüd und todeswund kam er zurück und ſuchte einen Ort zum Sterben.

Und ſo war's auch: der Reiter war ein Pole, der todeswund aus ſeinem überſchwemmten Vaterlande kam; er fragte mich, ob ich zu den teutſchen Liberalen gehörte, die für ein fremdes unglückliches Volk eine Thräne hätten, und als ich ihm ſtatt der Antwort, denn das Waſſer ſchoß mir in die Augen, und verſagte mir die Stimme, die Hand hinreichte, da ſchlug er ſeinen Mantel auseinander, und ich ſah einen blonden, lieben, kleinen Knaben auf ſeinem Schooße, der mich aus weiten blauen Augen gleichgültig anſah. Der Pole neigte das Haupt zu dem Knaben herab, das verblichene Roth ſeiner polniſchen Mütze beleuchtete falb ſein Geſicht, und den erſchrecklichen Schmerz, der ſich um Mund und Augen niedergekauert hatte.

Der Knabe, ſprach er ganz leiſe, als ſollt es Niemand hören, hat bald keinen Vater mehr — der Schmerz iſt klein — aber der Knabe hat auch bald kein Vaterland mehr, und der Schmerz iſt himmelſchreiend — — der Schmerz erſtickte ſeine Stimme, und lagerte auf ſeinen Zügen, wie ein bluttriefendes Heer auf dem ſiegreich behaupteten Schlachtfelde. —

Wenn Sie ein Liberaler ſind, fuhr er nach einer langen Pauſe fort, ſo zeigen Sie mir einen Ort, wo ich ſterben und mein Sohn leben kann. Ich verſprach's; da hob er den Knaben hoch in die Höhe, und wendete ſein Geſicht gegen Oſten, und auch ſein treues Pferd wendete den Kopf dahin, und wieherte, und der Litthauer antwortete. „Dort liegt Polen, mein liebes Kind, unter jedem Baume liegt ein todter Krieger, der dieſen Namen in den Erdboden gegraben — ſchwöre mir's, es nie zu vergeſſen, wo Polen liegt, ſchwöre mir's Kind!"

Und dabei hob er die kleine Hand des Knaben wie zum Schwur in die Höhe, und der Knabe nickte mit dem Kopfe — mir aber ſtand der kleine Hannibal vor Augen, und der Altar in Spanien, vor dem er ſeinem Vater Hamilkar ewigen Römerhaß ſchwört, und ich ſah den Knaben den Schwur halten, wie der vergiftete Carthager Feldherr.

Es war finſter geworden, der Regen ſtürzte ſtromweis herab, und ich ritt mit meinen Gäſten in meine Behauſung.

Wir ſchwiegen Beide: ich hatte nicht den Muth ihn über Warſchaus Schickſal zu befragen. Es war, als ob mit dem todeswunden polniſchen Vater und ſeinem unmündigen polniſchen Sohne ein ungeheurer, beengender Schmerz in mein Zimmer gezogen wäre; doch iſt mir das Zimmer jetzt viel lieber und werther geworden, es iſt heiliger, als wenn es Prieſter und Pfaffen durchräuchert hätten, denn an dieſer Stelle, wo ich jetzt ſchreibe, hörte ich Dembinskis Ruckzug und den Tod dieſes und jenes Tapferen erzählen, an jener anderen da drüben in meinem Bett brachen des polniſchen Edelmannes Wunden auf, und das rothe, ſchöne Blut floß — beim großen Gott, es giebt im Umkreis der Natur nichts Größeres und Erhebenderes, als für das Höchſte und Beſte, was der Menſch beſitzt, für das Vaterland, Blut fließen zu ſehen.

O, Ihr Edelmänner aus Schleſien und aus der Mark, all' Ihr Leute von Familie, wie wollt ich Euch Euren vielfachen Unflath vergeben, wenn Ihr erſt weinen könntet, über das edle polniſche Blut! —

Streitet Euch nicht, Ihr Rede- und Sentenzenkünſtler, Materialiſten und Idealiſten, ob im geiſtigen oder körperlichen Schmerze der Gipfel der

Qual liege — das geiſtigſte, das materiellſte Intereſſe, die Scholle Erde und der geiſtige Hauch, in welchem die Ahnen des Landes vorüberziehen — Alles, Alles liegt in dem Worte „Vaterland,“ und der Schmerz um das Vaterland iſt auf Erden der gewaltigſte. Ich beweine die Geliebte, die Mutter, den Vater, den Freund, aber die Zeit trocknet die Thräne, ich finde tauſend Menſchen, die ich lieben kann und darf — aber wer ein verlornes Vaterland beweint, deſſen Thränen trocknen erſt unter der Erde, und daß man ihn in fremder Erde begräbt, iſt der letzte qualvolle Todesſtoß. — Dieſe unbeſchreibliche Vereinigung von gleichen Tönen, womit wir unſere innere und geiſtige Thätigkeit kund geben, womit wir einander Liebe und Haß, Freude und Glück verkünden, dieſe Vereinigung von gleichen Gefühlen, die durch dieſelben Erinnerungen an jedem Tage geweckt worden ſind, von gleichen Sitten, Gewohnheiten, Fehlern, ja Laſtern, kurz dieſe heimathliche Sicherheit, dieſe Ruhe des Lebens und Sterbens, weil wir wiſſen, wir leben und ſterben an unſerem Platze — Alles dies giebt kein beſſeres Wort, als das liebe, liebe ſüße Wort Vaterland — und ich ſchwör's bei meiner beſten Ueberzeugung es giebt keine roheren Geſellen, keine jämmerlicheren Wichte und knechtiſcheren Söldlinge, als die, welche Freude empfinden können, wenn man ein Vaterland, wie das polniſche, zu Grabe trägt, mit glühenden Kugeln verbrennt.

Der Inſtinkt führt das Thier der Wüſte in ſeine Wüſte zurück, die Natur entlockt dem roheſten Geſchöpfe Töne der Freude, wenn es die Heimath wieder ſieht, und der Menſch, deſſen höchſte Intereſſen zuſammengepflanzt in einem Lande ſproſſen, ſollte nicht in Schmerz vergehen, wenn die rohe feindliche Hand an dieſe Pflanzung gelegt wird. Wann wird die Zeit kommen, wo das Intereſſe aller Menſchen bis zu einer ſo hohen Geiſtigkeit geläutert ſein wird, daß wir alle, bis zum niedrigſten Tagelöhner herunter, ſchlacken- und fleckenloſe Kosmopoliten geworden ſind, und alle kleinen, ſogenannten menſchlichen Intereſſen abgeſtreift haben? Wann wird ſie kommen, und das ſchönſte und edelſte Gefühl, die Liebe zum Vaterlande, überflüſſig machen — wer giebt uns die Sicherheit, daß ſie jemals eintreten wird? Und wäre es das Ziel der menſchlichen Geſellſchaftlichkeit, wären wir dieſer einſtigen, höchſten Reiſe verſichert; ſo wie die

Welt jetzt geht und ſteht, liegt in dem geringeren Begriffe Vaterlandsliebe das Saamenkorn für die größte Allgemeinheit des Guten, denn der roheſte Bauer empfindet den Pulsſchlag dieſes Gefühls — darum ſucht die Barbaren unſerer Zeit unter denen, die mit Gleichgültigkeit Warſchau brennen ſahen, die mit Triumph das polniſche Unglück erzählen, weil ſie vielleicht einem Staate dienen, der den ruſſiſchen Waffen Sieg wünſcht. Sie ſind niedrigere Knechte als die von ihnen oft im Munde geführten polniſchen Bauern, denn ſie haben kein heiligeres Recht mehr, als die Unterthänigkeit, oder haben ihr heiligſtes Gefühl für ihren Sold verkauft, während der polniſche Bauer für die hohe Idee, ein Vaterland zu haben, geſtorben iſt.

Je größer Ihr, Herren Söldner, den Druck des polniſchen Bauern malt, deſto tiefer ſtellt ihr Euch unter ihn, der für das jämmerlichſte Loos ſein beſtes Gut, ſein Leben einſetzt — Ihr ſeid die wahren Knechte, und nur der Haß gegen Euch mag dem Schmerze über Polens Unglück ſo weit das Gleichgewicht halten, daß wir unſere Kraft nicht verweinen, um Euch haſſen zu können.

Ich vermocht' es endlich, die Frage über die Lippen zu bringen, ob Warſchau in den Händen der Ruſſen ſei, aber ich bereute es bitter.

Greiſe der Löwin, die mit unzerreißbaren Ketten an den Felſen geſchmiedet iſt, nach den Jungen — ihr fürchterliches Auge iſt das meines Polen, der Schmerz bäumte ſich hoch auf, wie ein in's Leben geſchoſſenes Roß, um zerſchmetternd rücklings nieder zu ſtürzen. Matt und erſchöpft lag der Krieger auf dem Lager, auf ſeiner Bruſt, an ſeinem Herzen ruhte die Charte vom 3. Mai, warmes Blut quoll langſam in großen Tropfen hindurch, denn ſie war von einer ruſſiſchen Kugel mitten durchgeſchoſſen — in ſeinem Arm ſchlief der Knabe; aber wenn das Wetter neben dir einſchlägt, Leſer, du kannſt nicht entſetzter in die Höhe fahren, als der Pole bei meiner Frage. Der Knabe ward mit emporgeriſſen, wachte auf und weinte bitterlich. Hochaufgerichtet ſtarrte mich der Pole an, die beiden Augen waren wie zwei Blitzſtrahlen, auf dem Antlitze lag ſchweigend die Verzweiflung einer ganzen Nation, der ganze Jammer der letzten Republikaner von Rom, der ſich auf das ſterbende Geſicht des jügeren Brutus geflüchtet hatte, als er hörte, daß Caſſius gefallen und die Schlacht bei Philippi verloren ſei. Die Lippen bebten; die eine Hand griff krampfhaft nach dem Säbel, der neben ihn lag, und die andere drückte das Kind heftig in das Blut der ſtrömenden Wunde, daß es wimmerte und ſtöhnte. Ich meinte, es beginne das fürchterlichſte Gericht der Tyrannei und der Illiberalität, ich meinte, der höhere gerechte Geiſt, der all' ſeinen Geſchöpfen Herzen gegeben, die in Freude und Schmerz ſchlagen, ſteige auf aus dem brennenden Warſchau und beginne blutiges Recht zu ſprechen, und ich fühlte in dem Augenblick ein großes überwältigendes Mitleiden mit jenen Mördern und Henkersknechten der menſchlichen Freiheit, und ich griff in den geſchwungenen Arm, um den Streich abzuwehren — und ich vergebe mir noch heute für jenes Mitleid, was mich überwältigte, tauſend Sünden, ich habe da redlich gefühlt, ich ſei beſſer als die Freiheitszerſtörer.

Es war, als ob mein Gefühl ſich mittheilte — der Arm ſank, und wie die Wolke ſich in mildem Regen bricht, ſo brach ſich der Schmerz in unbeſchreiblichem Weinen. Löſcht, ihr Thränen, die Flammen von Warſchau, weine Welt, da du nichts Beſſeres

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02160/020

das Intereſſe des Erbfeindes fechten! — Ihr Herchen von der Landkarte, daß Ihr ſolch Zeug macht mag Euch der Himmel verzeihen, denn alles Blut, was dieſe Landkartenpolitik, dieſer Volksſchacher koſtet, kommt über Euch; daß Ihr Euch aber über Revolutionen, die ſich wie in Italien, Belgien und Polen daher datiren, wundern könnt, ſetzt Euren Verſtand in Anklageſtand.

Lernt Lateiniſch, um zu wiſſen, was das Wort Nation bedeutet, ſtudirt Geſchichte, um zu lernen, daß es etwas Herrliches darum ſei, und daß das wahre Majeſtätsverbrechen darin beſtehe, die darin ruhenden Rechte der Majeſtät des Menſchen anzugreifen. Eine Nationalität zerſtören, heißt ein großes Feld des fruchtbarſten Bodens, wo alles Herrliche, der Menſchheit Erſprießliche, hätte wachſen können, wüſt und unfruchtbar machen. Eine Nationalität zerſtören, heißt das ſchönſte und geſegnetſte Land der Welt zertrümmern, denn jede Nation hat das Anrecht, dies zu werden, und könnte es, unangetaſtet, geworden ſein. Was vermögt Ihr Herren Rechenmeiſter zu geben für den raſtloſen Eifer, der ein Volk im ſteten Wettlauf mit der übrigen Welt, für den edlen Stolz, der den ewigen

Sporn, nach dem Höchſten zu trachten, ewig thätig erhält?

Kunſtſtraßen, gute Poſten, Handelsvortheile, neue Häuſer, als ob der Menſch des Roſinenfreſſens, oder Kaffeetrinkens, oder Spazierenfahrens wegen da wäre! — Die geiſtige Regſamkeit, die Elektrizität des Gemüths, welche, wie die des Gewitters, Fäulniß abwendet, die Theilnahme am höhern geſellſchaftlichen Leben, d. h. am Staatsleben, wozu der Menſch im Verhältniß zu ſeinen Mitmenſchen berufen iſt — das habt Ihr erdrückt, tauſend Millionen Embrionen habt Ihr gemordet — und dann wundern ſich die Herren, wenn die Völker das nicht leiden wollen.

Haben ſie nicht zu eſſen und zu trinken, iſt nicht der Zucker ſo wohlfeil, haben ſie nicht Polizei, ſo gut wie bei uns? Was will die unruhige Bande mehr?

Polen alſo blieb im Joch. Nun hatte man aber die rieſigen Anſtrengungen der Völker geſehen, welche das Joch zerbrochen hatten; man hatte große Verſprechungen gemacht, und man fuhr nun damit fort und verſprach vielerlei Conſtitutionen und Charten. Auch Polen erhielt eine; man wollte dem

Kranken, wenn auch nicht das Uebel heilen, doch die Schmerzen mildern, das war recht ſchön, wenn auch nicht recht und ſchön — wenn ich Jemand die Beine zerſchlage, ſo iſt's meine verdammte Schuldigkeit, ihm wenigſtens ein Paar Krücken zu kaufen.—

Kaiſer Alexander, der eine ſogenannte liberale Erziehung genoſſen hatte, und überhaupt ein recht liberaler Mann geweſen ſein ſoll, ſo weit es ein ruſſiſcher Autokrat ſein kann, iſt — ſo ſagt man, den Polen hold geweſen, auch darum z. B., weil er mit dem edlen Fürſten Czartoryski auferzogen worden ſei. Wäre beides wahr, d. h. wäre er ganz liberal und ihnen hold geweſen, ſo dürſten die Polen jetzt nicht für ihre Freiheit kämpfen und ſterben, denn Alexander hätte ſie ihnen dann gegeben; es iſt ſo ein eigen Ding um die Liberalität eines ſogenannten ruſſiſchen Selbſtherrſchers. Alexander ſoll ein guter Mann geweſen ſein, und da iſt man ſchnell mit jenem Beiwort bei der Hand, um es doch einmal mit Nutzen anbringen zu können — weshalb die Fürſten zu Wien bei einem Haar mit Kriegserklärungen auseinander gegangen, das war wahrlich keine Folge ruſſiſcher Liberalität, ſondern ruſſiſcher Anmaßung. Und nun mache ich beiläufig meine lieben Brüder in Teutſchlaud darauf aufmerkſam, wie ſeit jener Zeit der ruſſiſche Einfluß auf unſrer Art von öffentlichem, geiſtigem Leben wie ein Alp geruht.

Rußland iſt der Urquell aller Reaktion im nördlichen Teutſchland — in Oeſtreich kann eigentlich von keiner Reaktion die Rede ſein, da Joſephs Zeit zu kurz war und zu wenig Einfluß gewonnen hatte, die Regierung hat da noch nie etwas zugelaſſen, was reagirt werden müſſe. — Wenn man auch das Verheirathungsſyſtem des ruſſiſchen Hofes mit den teutſchen Höfen überſehen wollte; den gewaltigen Einfluß, den es ſich bei den meiſten geſichert, kann man nicht überſehen. Für ruſſiſches Geld iſt uns ſeit vielen Jahren Antiliberalität gepredigt worden, und es müßte ein langwährender oder langweiliger Hochgenuß für die verroſteten und verknechteten ſogenannten Legitimitätsritter ſein, zuſammengeheſtete und in Schweinsleder gebundene Jahrgänge der „nordiſchen Biene“ und ähnlicher edler Leſeinſtitute leſen zu können.

Die franzöſiſchen Blätter mögen Viel lügen, weil ihre Redaktoren leicht erregbare, heißblütige und darum leichtgläubige Franzoſen ſind; aber das, was ſie über das Regiment der ruſſiſchen Geſandten uns mit Spott und Satire erzählt haben, verdient größere Beachtung.

Rußland iſt das bleierne Gewicht, was ſich an unſere forteilenden Ferſen hängt, es iſt der Repräſentant derjenigen Regierungsweiſe, die unſere Zeit mit Recht verwirft und verdammt, und ſchon darum müßten wir das höchſte Intereſſe am polniſchen Kampfe nehmen und den polniſchen Waffen den Sieg wünſchen und erringen helfen, auch wenn das Recht der Polen nicht alſo zum Himmel ſchrie.

Wenn es für eine Erleichterung des Joches angeſehen werden ſollte, daß der kaiſerliche Bruder Conſtantin zum Vicekönig von Polen ernannt wurde, ſo wären wir allerdings auf den begierig, den man hätte ausſuchen können, um das Joch drückender zu machen. Wir übergehen in dieſem Augenblicke die täglich, ja ſtündlich wiederholte Unbill, mit der dieſer Knutenritter die Nation auf's Aeußerſte brachte, wir ſtimmen nicht einmal ein in das Geſchrei unſerer Landsleute, die um ſeiner Perſönlichkeit willen den Aufſtand der Polen rechtfertigen. Wer möchte den verwilderten Tartaren zum Zeugen vor Gericht aufrufen, wenn tauſend civiliſirte Menſchen die Hände zum bekräftigenden Schwur aufheben. Und wenn Conſtantin das Gegentheil von dem, was er war, wenn er ein vortrefflicher Regent war, ſo ſtand den Polen das Recht zu, ihn zu verjagen.

Zuerſt für die Schwächeren, die das Chriſtenthum nur für den Sonntag und nicht für Staats- und Völkerrecht glauben, für die Kurzſichtigen, welche gern Alles nah und handgreiflich haben, für die Brüder des Thomas, welche die Hände in die Wundenmale legen wollen, etwas Näheres. Es giebt Leute, denen der Glaube in die Hand kommen muß, die die Göttlichkeit einer Sache erſt begreifen und fühlen, wenn ſie ſelbige reell begreifen und fühlen, Leute, die nur auf Prügel mit Prügel antworten.

Conſtantin war ſchon nicht werth, die Polen zu beherrſchen, weil er jetzt am Ende ſeiner polniſchen Herrlichkeit nicht einmal den Muth hatte, ſie zu bekämpfen; er war immer hinter der Armee; geknutet hatte er ſie wohl, aber das Schwert konnte er nicht gegen ſie ziehen; im ſoldatiſchen Kamaſchenſpiele hatte er ſie meiſterhaft gequält, im ernſten Soldatenſpiele gab er nicht eine ſchülerhafte Probe — dies für manche unſerer Kamaſchenritter! Die Kurzſichtigkeit nannte ihn die häßliche Helena des Kriegs; für den Beweis ſeiner Unſchuld wagte er nicht einen Streich, und er wäre beſſer geſtorben, hätte er wie ein Mann für ſeine Schuld eingeſtanden. Drum iſt ihm auch kein Soldatentod geworden, ſondern die Cholera hat ihn wie die Erinnys hinweggerafft.

Aber zu wichtigen Dingen: 100 Artikel enthielt die polniſche Charte und hundert Artikel wurden gebrochen.

Es waren, um nur Einiges anzuführen, den Polen Reichsverſammlungen verſprochen worden, die das Budget beſtimmen ſollten; das fand man natürlich bald ſehr unbequem, und ſtrich die Reichstage und dieſen Artikel.

Die Charte verſprach Preßfreiheit — an ihre Stelle trat die gräulichſte Cenſur, die nicht das harmloſeſte Zeitungsblatt ungekoſtet ins Publikum ließ.

Der Pole ſollte nach ſeinen Geſetzen gerichtet werden — der Kaiſer ſetzte lieber bei beſondern Fällen beſondere Commiſſarien ein und ſuspendirte das poſitive Recht — wofür ſteht der Autokrat über dem Geſetz? Ich möchte wohl ſehen, wie ſich die ſogenannten loyalen Leute, die ſich im Gegenſatze zu uns ſo nennen, obgleich wir die gegründetſten Anſprüche auf dies Wort haben; denn wer will mehr als wir, daß das Geſetz herrſche, wie ſich dieſe loyalen Leute geberden würden, wenn ihr Fürſt ohne Weiteres hie und da das Recht, das Geſetz ſuspendirte. Was kann ihn hindern? Warum ſollte ihn nicht gelüſten? Die hoch und appart hängende Frucht lockt ſo ſüß und ſchmeckt gewiß auch ſehr ſüß. Welch eine andere Garantie! daß das nicht geſchieht, haben wir in dem unbeſchränkt monarchiſchen Staate als den Willen oder die Redlichkeit des eben auf den Thron ſitzenden Individuums? — Antwortet, ich bitte. — Und unterſucht und ſecirt Ihr Herren vom Geſetz etwa die Inteſtina der Purpurgebornen, ob ſich Achtung vor den Geſetzen vorfinde? — Und, thätet Ihr's, ſo wäre es auch ſonſt nichts, als daß Ihr einige Jahre voraus wüßtet, ſo oder ſo werde es Euch gehen — ſonſt nichts, Ihr ehrerbietigen Leute; verkündigte der Augur Schlimmeres, ſo würdet Ihr Euer Haupt mit Aſche beſtreuen und Euch zum Dulden präpariren; Ihr würdet Euch ſelbſt zum Laſttragen und für die Sporen erziehen, wie man ein junges Roß an den Sattel gewöhnt.

Spräche der Augur Beſſeres, ſo würdet Ihr Euch demüthig auf ein Glück freuen, was noch jede Weiberthräne zudecken kann. So ſeid Ihr loyalen Leute — auf mein Wort, ſo ſeid Ihr, durch und durch unterthänig, aber keineswegs geſetzmäßig, wie Ihr gern ausſehen möchtet. Ihr verdientet, oder warum will ich mich denn eitel ausſchließen, ich bin nicht viel beſſer, wenn auch ein Wenig, wir verdienten viel ſchlechter regiert zu werden als wir's werden; aber den Herren von der juriſtiſchen Feder, der ſchweren Feder, wollt' ich es nur in's Ohr ſagen. Es iſt gar erſchrecklich, wie ſie ſich ſpreizen, was ſie ſich mit ihrem Rechte haben, wenn man von repräſentativer Verfaſſung und Unantaſtbarkeit des Geſetzes und ſonſtigem Schnack ſpricht, der lange ſchon wieder aus der Mode gekommen iſt. Was würden denn die geſpreizten Herren thun, wenn der Fürſt in einem Anfall von guter Laune, meinetwegen Champagnerlaune, oder ſonſtiger Laune, kurz Laune, ſpräche: „Wir wollen dem Menſchen den Kopf abſchlagen laſſen“ — „„aber durchlauchtigſter Herr,““ ſagen ſubmiſſeſt die Ritter vom Geſetz, und ſind im Stillen außer ſich über ihre Kühnheit, dem Höchſten zu opponiren — „„aber durchlauchtigſter Herr, das Geſetz ſpricht ihn frei““ — „dummes Zeug, wofür bin ich Fürſt, Ihr Maulaſſen, ich bin das höchſte Geſetz — den Kopf herunter, oder ich werde Euren verlornen ſuchen laſſen, ſo daß er für ew'ge Zeiten verloren gehe. Uebrigens bin ich Euer wohlaffektionirter ꝛc.“ — Die Ritter küſſen den Staub, ſchämen ſich ihrer Frechheit, das Recht geht ſeinen blutigen Gang, und das Volk ſchreit Hurrah oder Vivat!

Aber, das iſt ja ein abſcheulicher Menſch, höre ich die ſogenannten gemäßigten Leute reden — als ob ich nicht noch viel zu gemäßigt wäre! Glaubt Ihr denn, ich könne Euch vom Vicekönige, Gott ſei Dank, weiland Vicekönige, keine beſſere Geſchichte erzählen — ſo wahr Gott lebt, es iſt die einfachſte, die mir eben einfällt, und das war in einem ſogenannten konſtitutionellen Staate, wo nur leider der Fürſt nebenbei Kaiſer von Rußland war, und die meiſten Leſer haben vielleicht nicht einmal einen konſtitutionellen Herrn und dergleichen Geſchichten ſind ihnen nicht vorgekommen. Danket Gott, daß er Euch gute Fürſten giebt, aber dankt Gott auch, wenn er Euch einmal ſchlechte giebt; Ihr müßt Gott für

Alles danken, wenn Ihr ſelbſt die Welt gehen und ſtehen laßt, wie ſie eben geht und ſteht.

Das hat nun allerdings einen ſpaßhaften Beigeſchmack, wenn der konſtitutionelle König von Polen nebenbei Kaiſer von Rußland iſt; denn was kümmert wohl den, und wie oder wo genirt wohl den eine polniſche Conſtitution — das iſt allerdings eine abſonderliche Garantie, die von einer Hand zur andern reicht; mit der einen regiert er Polen himmliſch konſtitutionell, mit der andern fuchtelt er hölliſch autokratiſch — man hat ſich einen gnädigen Spaß mit den armen Polen gemacht, als man ihnen eine Charte gab. Ich höre die Herren mit den ſeidnen Hoſen und ſteifen Degen und den goldnen Sternen auf der Bruſt, ich höre ſie ſagen: „damit ſie doch ein Spielwerk haben, gebt ihnen, was ſie wollen“ — Und wenn die Polen verlangt hätten, ihr Fürſt ſolle alle Tage eine Stunde in Warſchau ſpaziren gehen, man hätte geſagt: „Mit dem größten Vergnügen“ — ich hätte aber die Spazirgänge nicht anſehen mögen.

Ja wohl, es mag etwas Schönes ſein, wenn das Geſetz herrſcht, das hat keine Leidenſchaften und verlangt keine Komplimente und bringt keine Krämpfe und verlangt keine Hofräthe, ſondern nichts als einfältiges Menſchenpack — ach, wenn das die Polen ſo recht bedacht hätten, ich glaube nicht, daß ſie ſo lange den ruſſiſchen Koder, der ſchlimmer als Dracos geſchrieben war, gedruckt hätten.

Aber ihren Vortheil verſtanden die Polen doch, ſie prieſen ſich glücklich, wenn ſie von den kaiſerlichen Commiſſarien für ſchuldig befunden wurden, denn dann gab's ein ſchnelles Ende; ihr eigentliches Elend ging von dem Tage an, wo ſie frei geſprochen wurden, denn nun war ihnen erſt die ausgeſuchteſte Kerkerfreude und der abſonderlichſte Tod gewiß; die Revolution hat eine große Menge ſolcher Unſchuldigen an's Licht gebracht, die über Alles erhaben, denen kein Schmerz und keine Freude mehr zugänglich war; man hat mir erzählt, daß graue Krieger den Anblick nicht ertragen hätten — diejenigen, deren Freiſprechung minder begründet geweſen war, haben Geſchichten erzählt, die nicht leicht ein neuer Dante, wenn er eine neue Hölle erzählte, nachſprechen würde, haarſträubende Geſchichten von freigeſprochenen, ſchuldlos befundenen Leuten. Wüßten wir nun erſt die Geſchichten der vielen Tauſende, von denen es gar keine Geſchichte giebt, keine des Lebens, keine des Todes, die da verſchwunden ſind, wie flüchtige Erdgeiſter — Gattin und Kinder ſuchten am Morgen den Gatten und ſuchen ihn heut noch, wenn ſie das Elend noch nicht gefreſſen; wartet das ab, Ihr lieben Kinder, und werdet nicht ungeduldig; Sibirien wird bald ſo bevölkert, daß die Leute, die daſigen Coloniſten, die Mode mitmachen und eine Revolution entriren können — da werdet Ihr Euer blaues Wunder ſehen, was da alles für Leute zum Vorſchein kommen, oder kuckt in die verborgenen, ehrlichen Gräber, da findet Ihr auch manchen braven Bekannten. Es mag ein ſchönes Leben ſein, wenn man in jedem Winkel auf einen guten Freund ſtoßen kann, der Niemand mehr was thut — und nicht wahr, meine lieben Landsleute, es iſt doch recht ſchade, daß die unterhaltende Wirthſchaft ein Ende haben ſoll? Ja wohl, edler Menſchenfreund, hier meine Hand, wir wollen beten, daß es morgen wieder losgeht — und hurrah, wir brauchen am Ende gar nicht erſt zu beten, es thut nicht Noth — ei du liebe Güte! Seht, wie ſie kommen die ſchwarzen Schaaren, die man am Dnieper, an der Wolga unter den Sträuchern hervorgezogen, oder im Norden an der Petſchora aus dem Schnee geſcharrt, weil ſich die Narren vor der 10jährigen Soldatenjacke fürchteten und ſagten, ſie zögen ſie für's ganze Leben an, und weil ſie von den Ihrigen eingeſegnet und verabſchiedet wurden wie Todte. — Ihr lieben Kinder, das geht nicht anders, dafür ſeid Ihr auf der Welt, und habt einen Czaaren, und das ſehen dann auch die armen Teufel bald ein, denn ſie ſind gar nicht ſo dumm, wie man ſagt, vorzüglich, wenn ſie auch hinter ſich Kanonen ſehen, wie bei Oſtrolenka. O, ſie ſind ſogar auch luſtig, wenn ſie Branntwein haben, Beſſeres haben ſie auf der Welt doch nicht zu hoffen; da trinken ſie einmal und ſchreien Hurrah, und fechten für ihren Kaiſer, und ſchlagen todt bis ſie todt geſchlagen werden — ſeht, wie ſie kommen die ſchwarzen Schaaren, und wenn die Polen 1000 getroffen, ſo ſtehen 10,000 auf, die Drachenzähne ſind die ergiebigſte Saat, und da werdet Ihr lieben Brüder von der Loyalität Gott nicht erſt bitten dürfen, die Sache wird ſich wohl bald zum guten Alten fügen. Laßt Euch keine unnöthige Angſt ankommen für die unglücklichen Menſchen, die in die Freiheits- und Rechtsſchwindelei zu verfallen drohten; Europa hält's noch nicht ſo innig mit der chriſtlichen Politik, und Lafayette wird mit der

Propaganda noch weidlich ausgelacht, und ein eisgrauer Knabe geſcholten — es hat wirklich noch keine Noth, und Ihr werdet bald Ruhe haben vor den tollköpfigen Polen. Wenn Ihr das leſt, habt Ihr ſie vielleicht ſchon. Nun könnt Ihr auf dem großen Kirchhofe unten von den Quellen der Wartha, bis hinauf an den Niemen ſpazieren gehen, es wird Euch kein unanſtändiger Menſch in den Weg kommen, hier und da wird noch einer nicht ſchnell genug geſtorben ſein, und mit einem Seufzer um ſein ermordetes Vaterland Euch ſtören, ein gnäd'ger Fußtritt von Euch auf den Schwachkopf beruhigt ihn; da könnt Ihr ungeſtört all die ſchönen zerriſſenen Fahnen mit dem geſchlachteten weißen Adler mit Füßen treten, da ärgert Euch kein Nationalgeſang mehr, es müßten denn die Winde einen veralteten wiederbringen, damit die letzten Sterbenden ſchneller und ſchöner ſtürben — nur hütet Euch, daß Ihr mir nicht über die Leichenſteine fallt, die mit Blut beſpritzt auf allen Feldern liegen, und hütet Euch, daß Ihr Euren Spazirgang nicht beſchreibt oder gar drucken laßt, es könnte minder ehrliche Menſchen raſend machen.

„Ich habe 100,000 Bajonette gegen die Conſtitution", hieß es, und doch wollten die Narren eine Conſtitution, weil ſie ihnen der Wiener Congreß gegeben hatte. Was geht das den Wiener Congreß an!

Soll ich Euch noch mehr aufzählen, daß z. B. außer all jenen Rechten, dem der perſönlichen Freiheit, auch das des Eigenthums nicht galt, daß — — nein, ich will nichts mehr ſagen, ich habe das Recht beſtritten, daß Rußland ein Recht gehabt habe, das Recht des Eigenthums zu ſchützen, ich mag den Polen nicht länger etwas von ihrem Rechte vergeben, ich habe kein Recht dazu. Was hilft es auch? —

Ich will noch ein Paar Worte über den Freihitskampf der Polen, der Rebellen, ſagen, und mich dann ſchlafen legen.

Polen iſt ein weites, flaches Land ohne Berge, aber die alten Polen, die neuen Römer, oder die neuen Polen, die alten Römer haben ſich einen hohen Berg an der Weichſel erbaut, das iſt der Berg der Freiheit und des Rechtes, da hauſen ſie friſch und frei, und ſind fröhlich und guter Dinge. Indeß ſind viel Wandersleute herangekommen, um die Colonie zu ſchauen, die da gegründet ward am 29.

November des Jahres eintauſend achthundert und dreißig, und unter den Wandersleuten hörte man alte Namen nennen, alte und gute Namen: Es war der alte König Codrus aus Athen, der für ſein Volk geſtorben war, der nicht die Herrſchaft über ſein Volk, ſondern des Volkes Glück gewollt hatte, ein junger Grieche leitete den blinden Timoleon daher, es kam der alte Brutus, den gewaltigen Ernſt und das Todesurtheil ſeiner Söhne auf der Stirn tragend, es kamen Arm in Arm die lieben Gracchen, die römiſchen Dioscuren der Volksfreiheit, es kam einſam mit der offenen Wunde in der Bruſt von Südweſt her der alte Cato, und eben ſo von Südoſt der jüngere Brutus, der eine von Utica, der andre von Philippi. Alle ſtiegen den Berg hinauf und traten in den Kreis der Polen, und ſegneten die Opfer mit griechiſcher und lateiniſcher Zunge. Und es verſtrichen einige Tage — wunderbar: es kam kein Fremder — noch mehrere Tage — es nahte ſich keiner, — furchtſam ſah man endlich hie und da einen, mehrere Geiſtliche, welche chriſtliche Segenswünſche brachten, herbeieilen; aber auf einmal ſpürten ſie eine große Erſchütterung des ganzen angrenzenden Erdbodens, und heftige Winde ſtürmten in den Ebenen, die nach Weſten zu lagen, und im wildeſten Wetter kamen Martin Luther und Ulrich von Hutten geritten und ſprachen kräftige Worte zur freiſinnigen Verſammlung.

Lange, lange blieben die Gäſte wieder aus, bis der Franzoſe mit dem ſpöttiſchen Zuge um den Mund, Voltaire und der Genfer mit der offenen Bruſt und dem lebendig vor aller Welt ſchlagenden Herzen Jean Jacques Rouſſeau erſchienen. Kaum waren ſie angelangt, ſo hörte man's wie fernes tobendes Meeresrauſchen und dumpfen Kanonendonner und ſah dicken Pulverdampf den Horizont verhüllen, immer nach Weſten, als ob die Menſchen die Natur ergänzen, und die Sonne da wieder heraufführen ſollten, wo ſie untergeht — aus dem Dampfe trat mit einem gewaltigen Schritte über das Meer herüber und feſten Fußes auf unſern Berg der ſanfte, edle Washington, und grüßte Alle freundlich und ward gegrüßt.

Aber holla, welch ein Sturm der Elemente erhob ſich jetzt, die Erdachſe krachte, das Meer bäumte und ſchnaubte wie ein entzügeltes Streitroß, und trat herein in die blutigen Flüſſe — es ſahen die alten Helden in der Ebene entſetzlichen Brand, himmelhohe Gebäude, heilig gehaltene Gebäude loderten in Flammen auf, und das Volk jubelte fürchterlich, und warf ganze Berge von Akten und großer Folianten hinein, und alte Sorgenſtühle und breite Lehnſeſſel und die Beute aller alten Rumpelkammern ſah man in die Flammen fliegen; aber auch manch gutes Hausgeräth, manch braver Mann ging in dem Treiben unter. —

Voltaire lächelte ſehr, Rousseau glühte, Luther runzelte die Stirn, Cato hüllte ſich dicht in die Toga und ſah finſter drein, nur die Gracchen ſchienen das Beſte zu hoffen und waren heiter.

Nun ſtrömte es ſchaarenweiſe nach dem Berge hin, und verlangte ſtürmiſch den Zutritt; da zogen aber die alten Helden die kurzen Schwerter, und am Fuße des Freiheitsberges fielen tauſende, die nicht würdig befunden worden, ſeine Höhe zu erklimmen. Manch Edler aber erſtieg ihn.

Siehe da kam ein kleiner Mann daher geritten, geraden Wegs auf die Höhe des Berges zu, die Helden fluchten und waren unſchlüſſig, ob ſie fechten oder ſalutiren ſollten, denn es traf die Heiden ſein Blick wie des alten Zeus Kronion, wie Jupiters Blick, die Chriſten wie das Auge Gotganzen Himmel ſchoß, daß ſich die Leute die Augen rieben und plötzlich klar ſahen.

Rückwärts geſchritten war die Welt ſeit 15 Jahren, aber die Franzoſen ſchnallten Flügel an die Sohlen, und binnen drei Tagen waren die 15 Jahre zurück gelegt; das verdorrte Reis der Bourbonen, das nur wilde Schößlinge trieb, ward abgeſchlagen, und ein neuer Zweig gepfropft, Faubourg St. Germain ward mit einem großen Beſen gefegt, daß die Fetzen der alten Diplome weit hinausflogen in die Welt, auch in manches Land, wo die Fetzen gelten. Die alte dreifarbige Fahne, die da bedeutet **treues, reines Herzblut**, was täglich fließt, wo Freiheit und Recht gefährdet wird, rauſchte empor in die luſtigen Winde und unter ihrem Schatten jubelte Paris — ihre Spitzen flatterten nach Nordweſt, und wuchſen und wuchſen länger und größer wie die Freiheit, und trieben den Mann mit den Ordonnanzen bis über's Meer.

Nun war es licht geworden, und hell und klar ſah man was nicht geſehen worden war, und ging kühn daran, die Auswüchſe zu vertilgen, und es gab auch in Teutſchland ein lebendiges Knattern und Knallen wie von kleinem Gewehrfeuer — aber tes. Die ganze Welt lagerte auf dieſer ehernen Stirn, auf dieſen hohen Brauen — es war Napoleon.

Auf der Hälfte des Berges angekommen, ſtürzte ihm Cato und Brutus der Jüngere entgegen, und fielen ihn wüthend an mit den Worten: eheu, **Caesar redivivus**! Mit ſeinem kleinen Paradedegen fing er ihre gewaltigen, römiſchen Streiche auf, und lähmte ihnen den Arm. Drauf ſchwang er winkend den Degen in die Luft, und ein Blitzſtrahl flog nach den Wolken, gleich als forderte er die Götter in den Kampf, wendete ſein Roß und es ſchloß ſich ihm eine große Menge der Freiheitshelden an, und im donnernden Galopp, von dem die Erde bebte, ging's hinab zu den Pyramiden und wieder herauf, und links und rechts unter Donner und Blitz, bis der Titan erlag. —

Wund und müd kamen die Helden zurück, und Alles ſchwieg auf dem Berge eine kurze Weile in ernſte Betrachtung verſunken, Nebel und Wolken zogen ſich an allen Seiten zuſammen — die Menſchen ſahen nichts und tappten im Dunkeln.

Da ſteckten die Pariſer der Welt eine Fackel auf, deren goldner Schein blitzesſchnell über den auf einmal dröhnten von Oſten her über Berge donnernde Kanonenſchläge; man blickte hin nach dem lange vergeſſ'nen Oſten, — brüllend gebar der Freiheitsberg in Polen, in feurigen Schein war er gehüllt, und am Morgen des 30. Novembers ſah man die Helden alle herabgeſtiegen in die Ebene, mit blanken Schwertern, barhäuptig ſtanden ſie da, und harrten des Feindes. — — —

Die Ruſſen ließen eine Zeitlang auf ſich warten, dann kamen die Schaaren herangewälzt, ſchwarz wie das Unglück und Manifeſte wurden voraus geſchoſſen, die eine anmaßende, drohende Sprache führten, ächt ruſſiſche Manifeſte. Es macht nichts einen ſo frappanten aber auch widrigen Eindruck, als wenn man am Ende einer treu erzählten polniſchen Geſchichte dieſe Manifeſte lieſ't; es iſt als ob der Dichter, um uns mit kaltem Waſſer zu übergießen, am Schluß eines Gedichts die Worte hingeſchrieben:

„Seid keine Eſel, ſolches Zeug zu glauben.“ — —

Nun ja, wir waren Eſel und bitten unterthänigſt, es noch eine kurze Zeitlang bleiben zu dürfen; ich dächte die Bitte müßte doch willkommen ſein.

Es wird von Rebellen und gutem Rechte der Ruſſen geſprochen, und die Preußen ſprechen es gläubig nach, und die Polen ſind unruhige, übermüthige Revolutionairs, die gezüchtigt werden müſſen. Heilige Gerechtigkeit, wie tritt man dich legitim mit Füßen — die Ruſſen hätten ein gutes Recht, die Polen verdienten Züchtigung — wahrlich man möchte nicht mehr ſchreiben, ſondern die Tinte Flaſchenweis ausgießen über das Papier — —

So hat denn jener ungeheure Kampf begonnen, der zweite Kampf der Griechen gegen die Perſertyrannen, denn ein anderes Beiſpiel kennt die Geſchichte nicht; die Schlachten bei Marathon, Salamis, den Thermopylen ſind wiedergekehrt allen den Ungläubigen, welche die gewaltige Kraft einer Nation bezweifeln, und die Herren in den Kabinetten und auf den goldnen und gelehrten Stühlen ſind unruhig geworden, und hin- und hergerückt und endlich aufgeſtanden, um nach dem Barometer zu ſehen.

Dreihundert Kanonen brüllten vor Warſchau ruſſiſche Liebkoſungen, und die polniſche Nationalregierung ſaß unerſchrocken beiſammen, ließ die Fenſter und den Grund erbeben und bebte nicht, ſondern ſprach und hörte über die beſten Inſtitutionen eines Landes, was 120,000 ruſſiſche Soldaten ihnen ſtreitig machten; es harrte ihrer mehr als der Tod jener römiſchen Senatoren, welche die Gallier auf dem Forum erwarteten, aber ſie harrten ruhig aus, wie jene Römer.

Und die Barbaren, trotz ihrer erſchreckenden Uebermacht, drangen nicht hinein, ſie zahlten 30,000 Mann für die Ehre, mit freien Männern gekämpft zu haben, und zogen ſich nach dem dritten Schlachttage bei Grochow zurück. Das waren die Marathoniſchen Schlachten bei Praga und Grochow; die deutſchen Ariſtokraten, die ihr Wünſchen und Hoffen an die Baſchkiren und Koſaken geknüpft haben, nennen ſie ruſſiſche Siege, und wenn die polniſchen Heerführer ihre Truppen mit jungem hiſtoriſchem Ruhme anfeuern wollen, ſo nennen ſie ihnen den Namen Grochow; da fühlt der Pole, was ſein Schwert vermag, und fühlt ſeine Freiheit und ſchlägt von Neuem.

Faſt ohne Anführer wurden jene Schlachten geſchlagen. — Chlopicki, der ſeine Popularität verloren hatte, weil er gegen den Willen des Volkes einen gütlichen Ausweg mit Kaiſer Nicolaus verſucht, nichts als perſönliche Schmeicheleien gewonnen, die koſtbarſte Zeit aber ohne Rüſtung verloren hatte, Chlopicki wollte ſterben, und überließ die Truppen ihrem Schickſal, befahl nicht, ſondern focht nur, und ſchon hier trat das eminente Geſchick des polniſchen Helden Skrzynecki heraus in's Feld und mähte die ruſſiſchen Heerden.

Fürſt Czartoryski, der eisgraue Pole mit dem Jünglingsherzen, der auf ſeinen Schlöſſern zu Pulawy ꝛc. ein Jedem zugängliches Aſyl der polniſchen Nationalbildung errichtet hatte, der, uneingedenk ſeines Reichthums, hoch zu Roß auf den Plätzen von Warſchau geſehen wurde, ſobald der Ruf erſcholl, das Joch abzuſchütteln, ſobald die Trommeln und Hörner ſtatt der gewohnten ruſſiſchen Weiſen alte Klänge aus alter Zeit brachten, Fürſt Czartoryski und Skrzynecki, der Krieger, gewandt und geſchickt, wie der Pole, und tapfer wie der Pole ſind die Bannerträger der neuen polniſchen Zeit.

Skrzynecki führte nun all die blutigen und ſchönen Tage herauf, die natürlichen Abſchnitte im polniſchen Epos, die Nacht und den Morgen bei Wawre, wo die Ruſſen in wilder Flucht Schutz ſuchten in den Wäldern, den langen Tag mit dem ſiegreichen Abende bei Dembe Wielkie, die dreimal,

dreimal blutige Schlacht bei Iganie, eine ſchmählige Niederlage großer ruſſiſcher Maſſen gegen eine geringe Polenſchaar, ein ſchauerliches Denkmal moskowitiſcher Civiliſation. Bei Iganie war's, wo der thieriſche Suwarowmuth der Pragaer Affaire im vorigen Jahrhunderte erwachte, wo die Ruſſen ihre Wuth an Weibern austobten und ihre Tapferkeit an den Kindern darthaten, die ſie mit dem Bajonett mordeten, oder in die Flammen warfen — bei Iganie war's, wo das Pahlenſche Corps mit neuer entſetzlicher Waffe, der Cholera gegen die Polen geführt ward — Iganie iſt ein harmoniſcher Name in der ruſſiſchen Kriegsgeſchichte; er überbietet faſt Oczakow, Ismael und das alte Praga — „werthgeſchätzter Herr Hofrath, wollen Sie uns nicht einige Details der denkwürdigen Affaire bei Iganie mittheilen, wie dazu die Truppen aus dem Cholerabezirke in Beßarabien ꝛc. herbeigezogen waren — aber warum ſo grimmig, ich mein' es wirklich gut, und verſichere Ihnen, daß Sie vor dem ruſſiſchen Feldzuge ganz füglich für einen ehrlichen Mann paſſiren konnten.“ —

Noch ein Schlag traf die Ruſſen bei Minsk, und bald darauf ordnete Skrzynecki die kluge und bedeutende Diverſion nach Lithauen unter den Generalen Gielgud und Chlapowski an, und warf ſomit den Krieg wie ein halsſtarriges Roß auf eine andre Seite.

Dies ſchuf an der Narew bei Oſtrolenka die blutige Thermopylenſchlacht, die entſetzlichſte des Krieges, entſetzlicher noch als die bei Praga, weil die Leichen auf einem kleinen Raume aufgehäuft wurden, und ſich Tod und Wunden und Jammer und Geſchrei in ein ſchmales Terrain zuſammendrängten. All ſeine Schrecken bot der Krieg hier auf, um die Menſchen zu vertilgen, die Kanonen von den Ufern ſprühten zermalmende Kugeln, Aug' in Auge bohrte man ſich das Bajonett in die Bruſt, Kolbenſchläge zerſchmetterten die Schädel — kein Pardon, nirgends Pardon, der Mord ſprang wie eine Tigerheerde blutdürſtig unter den Schaaren umher, der Tod war wohlfeil, die Brücke bei Oſtrolenka ward ein lebendiges, ſchreiendes Grab, die Narew ward ein Blutſtrom, den die Gefallenen wie blutdürſtige Thiere der Wüſte noch inbrünſtig umarmten, in dem ſie ſich bis zum Sterben ſättigten. Die edelſten Leiber wurden ſchonungslos von der klingenden Senſe getroffen, hinweggemäht, Kaminski fiel, Kickidie Blume Polonias ſank, der hochragende, polniſche Ritter, ſchön wie Apoll und tapfer wie Achill, eine lebendige Polenfahne, geliebt von den Männern, vergöttert von den Weibern. Zweimal trat der Tod ſcheu an den Skrzynecki heran, entſetzt wich er beidemale von dem unzerſtörbaren Leben zurück, als ob des alten Homers Pallas Athen neben ihm ſchritte und mit dem Schilde ihn deckte. —

Die Sonne des Mords ging unter, bluttriefend ſtanden die Heere auf dem Schlachtfelde und begruben ihre Todten, es war kein Sieg, es war keine Niederlage, es war eine Schlacht geweſen.

So wacker bluteten die Polen für ihre Lithauiſchen Brüder, damit Gielgud Zeit gewönne bei jenen einzurücken. — Fluch ihm, wenn das Gerücht nicht lügt, daß er ohne die äußerſte Noth die Sache des Vaterlandes aufgegeben, und die beſten Truppen aus dem Bereiche des Feindes in neutrale Gefangenſchaft geführt habe. — —

Meine Schweſter trat weinend an meinen Schreibtiſch, nahm mich bei der Hand und führte mich in's Nebenzimmer — bleich wie Patroclus in Achills Zelte lag Stocki, die ſchöne Briſeis kniete bei ihm; das Haupt über ihn gebeugt ſtarb ſie mit, die ſchöne

Virginia. Immer tiefer und tiefer ſchattend ſenkten ſich die langen Wimpern, die Hand drückte ſich krampfhafter in die Bruſtwunde, die ein Ruſſe für ſeinen Sold bei Oſtrolenka ihm geſtoßen — an der Pforte des Todes ſtand ein Pole. Ein herzzerreißendes Weinen wimmerte an ſeinem Lager; er ſchalt uns mit matten Worten, weil es Größeres zu beweinen gäbe. Noch einmal reichte er Virginien die Hand, noch einmal drückte er ſie in ihre Locken, und dann legte er ſich wie zum Sterben zurecht.

Aber er konnte nicht ſterben, ohne ſein Heiligſtes — der letzte Lebensblitz ſprengte das Thor der Augen weit auf, das edle Haupt verſuchte es noch einmal, ſich zu erheben, fragend lenkte er die todeskalte Hand nach mir, fragend ſtammelte die blaſſe Lippe — „et ma patrie?“ — Ich neigte mich betroffen und weinend, und konnte ihm keinen Troſt geben, und mit einem herzzerſchneidenden Laute, der mir durch Mark und Bein drang, und der einen mehr als irdiſchen Zorn und Schmerz ausdrückte, ſtieß er einen ſchrecklichen Fluch aus, doch er ſtarb nicht damit — über das Todesantlitz breitete ſich mit dunkeln Flügeln ein unendlicher Schmerz, ein Schmerz, deſſen Anblick dem Kannibalen glühende Thränen aus der kalten Bruſt geriſſen hätte, noch einmal zuckte die Lippe in ſichtbarem Schmerz zuſammengezogen, und ich hörte einen Ton, der mir das Herz zerſchnitt — oh, ma patrie — oicisna —

So ſtarb der Pole.

Ich habe das Haus verlaſſen, wo ich dieſen Tod geſehen, jeder Winkel war mir ein Schlachtfeld, wo Henkersknechte edle Menſchen würgten; — meine Schweſter ſchreibt mir, Virginia ſei an der Leiche liegen geblieben und habe Tage lang kein Wort geſprochen, keine Nahrung zu ſich genommen, dann habe ſie Jedermann mit matter Stimme gefragt, ob ſie noch ein Vaterland habe, gute Menſchen hatten ſie zu beruhigen geſucht, am dritten Tage aber, wo Napoleon begraben wurde, ſei ein Polizeibeamter in's Zimmer getreten, und habe die Papiere des Verſtorbenen verlangt, und als ſie auch dieſen gefragt, ſei ihr die Antwort geworden: „ob ſie närriſch ſei, die polniſche Empörerrotte ſei nahe daran, aufgerieben zu werden, und die unruhigen, aufrühreriſchen Polaken wären nun endlich ausgerottet.“ Da hat Virginia den Mann in's Antlitz geſchlagen und hat kein Wort mehr geſprochen, und meine Schweſter hat ſie in ein Grab mit Napoleon legen laſſen — da ruht jetzt kühle Erde auf den müden Polenherzen, und ſie hören nichts mehr, und ſind alles Schmerzes ledig.

Ich habe meinen kleinen Jungen, das Kind meiner Schweſter, zu mir genommen, und explicire ihm den Cornelius Nepos und Rottecks Geſchichte, und wenn er mich fragt, ob der alte Lafayette noch lebe, ſo küſſe ich ihn und gebe ihm Roſinen, und wenn er mich nach den Polen fragt, ſo erzähle ich ihm eine traurige, traurige Geſchichte von einer ſchönen Frau, der man alle Kinder geſchlachtet, und wenn der Knabe weint, ſo ſchluck ich meine Thränen hinunter und gehe in die freie Luft; Zeitungen aber laß ich ihn nie leſen. —

Drittes Kapitel.

„**Varsovie est prise!**“ Die Worte werden wie Schlachtendonner durch Paris rollen, und das Perierſche Miniſterium zittern machen. Jeder Franzoſe fühlt ſich an's Herz, ob es noch ſchlägt, ballt ſeine Fauſt, ob die Sehnen noch Spannkraft haben — denn das Volk, das tauſend Mal ſein Blut für den Ruf: „la France“ vergoſſen, das

Volk iſt nach einem beiſpielloſen, heldenmüthigen Kampfe von den Barbaren erdrückt worden, ohne daß la France einen Arm dafür bewaffnet hätte. Es iſt ein zweites Ilium gefallen, wenn Warſchau fällt, aber die argiviſchen Helden kämpfen alle mit Hector an den Mauern und gingen mit ihm unter — es wird manche Iliade, manch' großes Epos über das große polniſche Jahr geſchrieben werden — aber kein Franzoſe möge eine Varſoviade ſchreiben, wenn er's nicht ſchon gethan — die alten polniſchen Helden müßten ſich im Grabe umwenden, und ihre vom Tode geſchloſſenen Wunden aufreißen.

„Frankreichs Blut und Frankreichs Geld gehört nur für Frankreich," das mögen Franzoſen dem Caſimir Perier über die Pforte ſeines Hauſes ſchreiben, und die weichherzigen Mütter, und weichherzige, feigherzige Boulevardsritter mögen ihm danken, daß ſie jetzt nichts zu weinen haben — dafür weint alle liberale Welt, und wenn durch graue Bärte und braune Wangen Thränenwaſſer fließt, dann werden die wohlriechenden eaux de mille fleurs wohlfeil, und es ſchützen und dämmen die Wogen keine franzöſiſchen Miniſterialphraſen. Verhülle dein Haupt, Frankreich, was du frei und kühn in den Julitagen über die Pariſer Thürme erhoben, haſt, zerreiß deinen wehenden Freiheitsmantel, welchen du Ludwig Philipp um die Schultern hingſt — nicht der illiberalſte, jämmerlichſte Staat hat ſich ſo treuloſen, ſchändlichen Verraths ſchuldig gemacht, als du gegen die Polen. Begnüge dich Perier mit dem franzöſiſchen Danke um jeden Preis den Frieden erhalten zu haben — die liberale, moraliſche Geſchichte kennt und preiſt dich nicht, ſie zeichnet mit unverlöſchlichen Schriftzügen jene Worte von dir nur darum auf, damit ſie erzählen kann, wie brennend dich der Pole Pulawsky beſchämt, als man die Worte in die polniſchen Häuſer getragen hat. Rufe dir die Worte, Frankreich hundert Mal vor, und hundert Mal ſchüttle klappernde Reue deine Glieder.—

„Und wenn daſſelbe Frankreich, das uns jetzt in „der höchſten Noth, bei der gerechteſten Sache „verläßt, wenn daſſelbe Frankreich in Gefahr gerāth, ſo wollen wir freudig unſere letzten Bluts„tropfen für ſein Heil vergießen.“

So ſprachen die unwürdigen Creaturen zu Warſchau, die mit Feuer und Schwerdt vertilgt werden mußten, damit das Recht herrſche und ſegne.

Wahrlich, ich mag den Tag in Paris nicht ſehen, wo die liberalen Franzoſen durch die Pariſer Straßen ſchluchzen — **hélas** — **Vasovie est prise**; denn ich fürchte, dieſes Schluchzen wird ein Heulen und Zähneklappern werden, an dem mancher brave Franzoſe eines ſchmerzlichen Todes ſtirbt.

Staffetten ſagt man, hätten's gebracht, Warſchau ſei übergeben; die Staffetten lügen — der Teufel hole ſolche Staffetten — es iſt nicht wahr, nicht möglich.

Himmel, dies Geheul, wenn dieſe Staffette von den Stufen des **Palais royal** herunterſteigt in die Pariſer Straßen „**Varsovie est prise**“ — dann Perier ſitze feſt — nein, nein, nein — ſo viel Elend kann die Kraft, welche die Welten in Schwung und Gleichgewicht hält, nicht wollen.

Warſchau in den Händen der Ruſſen, gleichviel, ob unter den beſten Bedingungen — die Polen könnten doch ruſſiſche Bedingungen kennen, was helfen die Verträge — ſterben, aber nicht ruſſiſch werden, nicht den kleinen Finger ruſſiſch werden laſſen. — Himmel, welch' Elend! Für uns Alle kämpfte man an der Weichſel, um die ſchönſte Brücke für den Liberalismus blutete man dort — vor Allem ſind alle franzöſiſchen Adern. offen, und ſtrömen vom Herzen Fülle des Lebens, bis der Tod eintritt — entweder Warſchaus Fall entzündet den beklagenswertheſten, mörderiſchen Krieg, welchen die kommenden Jahre überflüſſig machten, oder wir haben uns wie Frühlingsknospen vor den kalten Nächten Pancratius und Servatius mit unſerem Liberalismus an die Luft gewagt, wir ſind noch nicht reif, Frankreichs beſte Männer ſind die wenigſten — wir müſſen halb erfroren zurück in die Puppen, und dann, weiß Gott, iſt ſterben beſſer.

Manche meiner Leſer — die Beſten gewiß nicht — werden ſich wundern, daß ich mich ſchon wieder kopfüber in einen Artikel über Polen hineinſchreibe — was man am meiſten in tauſend und wieder tauſend Bänden beſchreibt, und immer wieder beſchreibt, und wobei es keinem Menſchen einfällt, um Entſchuldigung zu bitten, das iſt die Liebe; — ich bin nun aber einmal ein Mann, der das Herz auf der linken Seite und doch auf der rechten Stelle hat, meine Liebe iſt das himmliſche, ſelige Recht, das dem Bettelbuben in Windeln und dem Dauphin du temps passé in Purpurwindeln mitgegeben wird — ſchenkt mir, ich bitte Euch ſchön, für meine Liebe auch ein wenig Nachſicht. Meine Liebſchaft an der Weichſel koſtet mich ſchon ſchmerzhaftere Thränen, als die empfindſamſte manchem Siegwart, laßt mich, o ſeid nicht hart, von meiner Liebe noch oft ſprechen. Iſt Euch Proſa zu proſaiſch, ſo will ich Euch Verſe ſchreiben, ja, ich will ſie reimen — wird es nicht anders zugeſtanden, ſo ſchreib' ich Euch die Weltgeſchichte, oder doch die Geſchichte des Liberalismus in Sonetten — das iſt gar nicht ſo übel, warum ſoll er ſich in der Beſchreibung nicht ſo beſchränkt und gebunden bewegen, wie er's zumeiſt jetzt noch wirklich muß, jedes glücklich durch die Cenſur gebrachte Buch, in dem ein wenig Liberalismus ſteckt, iſt ein glücklich erhaſchter ſchwieriger Reim des Sonettes. Und nebenbei leſen nun auch die Damen und die zierlichen jungen Herren Geſchichte, wenigſtens immer einen Mundvoll am Theetiſche oder beim Schlafengehen, weil ſie daran gewöhnt ſind, da ein Sonett anzuſehen.

O, gewiß, damit ſchwärzen wir Geſchichte ein — der Gedanke iſt ganz glücklich, nnd das vielgewundene, und verſchränkte, und verſchlungene Sonett iſt ſchon ein Typus mancher künſtlichen Regierung, wie viele ſind paralell von der einfachen Natur weit entfernt — wahrlich das Sonett iſt ein

Regierungstypus, es iſt alſo auch der nächſte Weg in's Innerſte der verwickelten Kammer, weil es der richtige iſt — Schreibt Sonette, und ihr werdet den meiſten Zugang finden — Cenſuren verbietet Sonette; ſie ſchwatzen aus der Schule.

Alſo nächſtens ſchreibe ich über meine große Liebe, die ich aller Welt vor Augen ſtelle, in Sonetten — heut laßt mich noch in Proſa reden, und das Sonett für meine ſtille Liebe bauen, — —

Es hatte mich die böſe Stafette, Warſchau ſei genommen, hinaus vor's Thor getrieben, ich wollte Luſt haben, denn die ruſſiſchen Kugeln drückten hart auf meine wunde Bruſt. Mein kleiner Litthauer, dem ich erzählt hatte, wie traurig es ſeinem Vaterlande erginge, ſchoß ohnmächtigen Zorn aus den Nüſtern und ſtürmte wild auf der Chauſſee fort, eine Zeitlang unbekümmert um den Zügel — plötzlich hob er den Kopf noch höher, ſein Schritt ward ruhiger, aber es war Alles an ihm erwartungsvoller — ein Reiter nahte, laut wieherte mein Litthauer dem Pferde wie einem Landsmanne entgegen; es war auch ein Landsmann, und der abgetriebene Klepper, der langſam heranſchritt, antwortete fröhlich. Der Reiter kam heran — wir griffen Beide in die Zügel und hielten vor einander. Der Fremde ſchwieg, als erwartete er meine Frage, und ich hatte Zeit ihn zu betrachten. Es war ein mäßig hoch gewachſener Mann, bis an das Kinn in einen dunklen Reitermantel gehüllt, das Geſicht war blaß und ein wenig eingefallen, nicht ſchön, aber was unſere Damen intereſſant nennen. Ein ſchmaler, hellbrauner Bart begränzte ſeine Lippen, die Stirn drängte ſich wie Gefahr drohend über die Augen herüber, ſo daß die hellen aber matten Augen, die wie verkohlte Feuerbrände ausſahen, aus der Tiefe nach mir herſchauten, eine rothe polniſche Mütze drängte ſich auf der einen Seite bis an die Augenbraunen, und ließ auf der andern einen Theil der hohen, leiſe gefurchten Stirn ſehen — über Reiter und Pferd war ein dunkles Colorit ausgegoſſen; ich dachte ſogleich an einen Ritter alter Zeit, dem ein treuloſer Nachbar zur Nachtszeit, wo Alles ſchlief, Haab und Gut und Weib und Kind geſtohlen, und gegen den er am Morgen mit ſeiner kleinen Schaar ausgezogen. Er ſchien ihn getroffen, und wie der Löwe um ſeine Jungen gekämpft zu haben — aber ſeine Schaar war gefallen, todesmüd und todeswund kam er zurück und ſuchte einen Ort zum Sterben.

Und ſo war's auch: der Reiter war ein Pole, der todeswund aus ſeinem überſchwemmten Vaterlande kam; er fragte mich, ob ich zu den teutſchen Liberalen gehörte, die für ein fremdes unglückliches Volk eine Thräne hätten, und als ich ihm ſtatt der Antwort, denn das Waſſer ſchoß mir in die Augen, und verſagte mir die Stimme, die Hand hinreichte, da ſchlug er ſeinen Mantel auseinander, und ich ſah einen blonden, lieben, kleinen Knaben auf ſeinem Schooße, der mich aus weiten blauen Augen gleichgültig anſah. Der Pole neigte das Haupt zu dem Knaben herab, das verblichene Roth ſeiner polniſchen Mütze beleuchtete falb ſein Geſicht, und den erſchrecklichen Schmerz, der ſich um Mund und Augen niedergekauert hatte.

Der Knabe, ſprach er ganz leiſe, als ſollt es Niemand hören, hat bald keinen Vater mehr — der Schmerz iſt klein — aber der Knabe hat auch bald kein Vaterland mehr, und der Schmerz iſt himmelſchreiend — — der Schmerz erſtickte ſeine Stimme, und lagerte auf ſeinen Zügen, wie ein bluttriefendes Heer auf dem ſiegreich behaupteten Schlachtfelde. —

Wenn Sie ein Liberaler ſind, fuhr er nach einer langen Pauſe fort, ſo zeigen Sie mir einen Ort, wo ich ſterben und mein Sohn leben kann. Ich verſprach's; da hob er den Knaben hoch in die Höhe, und wendete ſein Geſicht gegen Oſten, und auch ſein treues Pferd wendete den Kopf dahin, und wieherte, und der Litthauer antwortete. „Dort liegt Polen, mein liebes Kind, unter jedem Baume liegt ein todter Krieger, der dieſen Namen in den Erdboden gegraben — ſchwöre mir's, es nie zu vergeſſen, wo Polen liegt, ſchwöre mir's Kind!"

Und dabei hob er die kleine Hand des Knaben wie zum Schwur in die Höhe, und der Knabe nickte mit dem Kopfe — mir aber ſtand der kleine Hannibal vor Augen, und der Altar in Spanien, vor dem er ſeinem Vater Hamilkar ewigen Römerhaß ſchwört, und ich ſah den Knaben den Schwur halten, wie der vergiftete Carthager Feldherr.

Es war finſter geworden, der Regen ſtürzte ſtromweis herab, und ich ritt mit meinen Gäſten in meine Behauſung.

Wir ſchwiegen Beide: ich hatte nicht den Muth ihn über Warſchaus Schickſal zu befragen. Es war, als ob mit dem todeswunden polniſchen Vater und ſeinem unmündigen polniſchen Sohne ein ungeheurer, beengender Schmerz in mein Zimmer gezogen wäre; doch iſt mir das Zimmer jetzt viel lieber und werther geworden, es iſt heiliger, als wenn es Prieſter und Pfaffen durchräuchert hätten, denn an dieſer Stelle, wo ich jetzt ſchreibe, hörte ich Dembinskis Ruckzug und den Tod dieſes und jenes Tapferen erzählen, an jener anderen da drüben in meinem Bett brachen des polniſchen Edelmannes Wunden auf, und das rothe, ſchöne Blut floß — beim großen Gott, es giebt im Umkreis der Natur nichts Größeres und Erhebenderes, als für das Höchſte und Beſte, was der Menſch beſitzt, für das Vaterland, Blut fließen zu ſehen.

O, Ihr Edelmänner aus Schleſien und aus der Mark, all' Ihr Leute von Familie, wie wollt ich Euch Euren vielfachen Unflath vergeben, wenn Ihr erſt weinen könntet, über das edle polniſche Blut! —

Streitet Euch nicht, Ihr Rede= und Sentenzenkünſtler, Materialiſten und Idealiſten, ob im geiſtigen oder körperlichen Schmerze der Gipfel der

Qual liege — das geiſtigſte, das materiellſte Intereſſe, die Scholle Erde und der geiſtige Hauch, in welchem die Ahnen des Landes vorüberziehen — Alles, Alles liegt in dem Worte „Vaterland," und der Schmerz um das Vaterland iſt auf Erden der gewaltigſte. Ich beweine die Geliebte, die Mutter, den Vater, den Freund, aber die Zeit trocknet die Thräne, ich finde tauſend Menſchen, die ich lieben kann und darf — aber wer ein verlornes Vaterland beweint, deſſen Thränen trocknen erſt unter der Erde, und daß man ihn in fremder Erde begräbt, iſt der letzte qualvolle Todesſtoß. — Dieſe unbeſchreibliche Vereinigung von gleichen Tönen, womit wir unſere innere und geiſtige Thätigkeit kund geben, womit wir einander Liebe und Haß, Freude und Glück verkünden, dieſe Vereinigung von gleichen Gefühlen, die durch dieſelben Erinnerungen an jedem Tage geweckt worden ſind, von gleichen Sitten, Gewohnheiten, Fehlern, ja Laſtern, kurz dieſe heimathliche Sicherheit, dieſe Ruhe des Lebens und Sterbens, weil wir wiſſen, wir leben und ſterben an unſerem Platze — Alles dies giebt kein beſſeres Wort, als das liebe, liebe ſüße Wort Vaterland — und ich ſchwör's bei meiner beſten Ueberzeugung es giebt keine roheren Geſellen, keine jämmerlicheren Wichte und knechtiſcheren Söldlinge, als die, welche Freude empfinden können, wenn man ein Vaterland, wie das polniſche, zu Grabe trägt, mit glühenden Kugeln verbrennt.

Der Inſtinkt führt das Thier der Wüſte in ſeine Wüſte zurück, die Natur entlockt dem roheſten Geſchöpfe Töne der Freude, wenn es die Heimath wieder ſieht, und der Menſch, deſſen höchſte Intereſſen zuſammengepflanzt in einem Lande ſproſſen, ſollte nicht in Schmerz vergehen, wenn die rohe feindliche Hand an dieſe Pflanzung gelegt wird. Wann wird die Zeit kommen, wo das Intereſſe aller Menſchen bis zu einer ſo hohen Geiſtigkeit geläutert ſein wird, daß wir alle, bis zum niedrigſten Tagelöhner herunter, ſchlacken- und fleckenloſe Kosmopoliten geworden ſind, und alle kleinen, ſogenannten menſchlichen Intereſſen abgeſtreift haben? Wann wird ſie kommen, und das ſchönſte und edelſte Gefühl, die Liebe zum Vaterlande, überflüſſig machen — wer giebt uns die Sicherheit, daß ſie jemals eintreten wird? Und wäre es das Ziel der menſchlichen Geſellſchaftlichkeit, wären wir dieſer einſtigen, höchſten Reife verſichert; ſo wie die

Welt jetzt geht und ſteht, liegt in dem geringeren Begriffe Vaterlandsliebe das Saamenkorn für die größte Allgemeinheit des Guten, denn der roheſte Bauer empfindet den Pulsſchlag dieſes Gefühls — darum ſucht die Barbaren unſerer Zeit unter denen, die mit Gleichgültigkeit Warſchau brennen ſahen, die mit Triumph das polniſche Unglück erzählen, weil ſie vielleicht einem Staate dienen, der den ruſſiſchen Waffen Sieg wünſcht. Sie ſind niedrigere Knechte als die von ihnen oft im Munde geführten polniſchen Bauern, denn ſie haben kein heiligeres Recht mehr, als die Unterthänigkeit, oder haben ihr heiligſtes Gefühl für ihren Sold verkauft, während der polniſche Bauer für die hohe Idee, ein Vaterland zu haben, geſtorben iſt.

Je größer Ihr, Herren Söldner, den Druck des polniſchen Bauern malt, deſto tiefer ſtellt ihr Euch unter ihn, der für das jämmerlichſte Loos ſein beſtes Gut, ſein Leben einſetzt — Ihr ſeid die wahren Knechte, und nur der Haß gegen Euch mag dem Schmerze über Polens Unglück ſo weit das Gleichgewicht halten, daß wir unſere Kraft nicht verweinen, um Euch haſſen zu können.

Ich vermocht' es endlich, die Frage über die Lippen zu bringen, ob Warſchau in den Händen der Ruſſen ſei, aber ich bereute es bitter.

Greiſe der Löwin, die mit unzerreißbaren Ketten an den Felſen geſchmiedet iſt, nach den Jungen — ihr fürchterliches Auge iſt das meines Polen, der Schmerz bäumte ſich hoch auf, wie ein in's Leben geſchoſſenes Roß, um zerſchmetternd rücklings nieder zu ſtürzen. Matt und erſchöpft lag der Krieger auf dem Lager, auf ſeiner Bruſt, an ſeinem Herzen ruhte die Charte vom 3. Mai, warmes Blut quoll langſam in großen Tropfen hindurch, denn ſie war von einer ruſſiſchen Kugel mitten durchgeſchoſſen — in ſeinem Arm ſchlief der Knabe; aber wenn das Wetter neben dir einſchlägt, Leſer, du kannſt nicht entſetzter in die Höhe fahren, als der Pole bei meiner Frage. Der Knabe ward mit emporgeriſſen, wachte auf und weinte bitterlich. Hochaufgerichtet ſtarrte mich der Pole an, die beiden Augen waren wie zwei Blitzſtrahlen, auf dem Antlitze lag ſchweigend die Verzweiflung einer ganzen Nation, der ganze Jammer der letzten Republikaner von Rom, der ſich auf das ſterbende Geſicht des jügeren Brutus geflüchtet hatte, als er hörte, daß Caſſius gefallen und die Schlacht bei Philippi verloren ſei. Die Lippen bebten; die eine Hand griff krampfhaft nach dem Säbel, der neben ihn lag, und die andere drückte das Kind heftig in das Blut der ſtrömenden Wunde, daß es wimmerte und ſtöhnte. Ich meinte, es beginne das fürchterlichſte Gericht der Tyrannei und der Illiberalität, ich meinte, der höhere gerechte Geiſt, der all' ſeinen Geſchöpfen Herzen gegeben, die in Freude und Schmerz ſchlagen, ſteige auf aus dem brennenden Warſchau und beginne blutiges Recht zu ſprechen, und ich fühlte in dem Augenblick ein großes überwältigendes Mitleiden mit jenen Mördern und Henkersknechten der menſchlichen Freiheit, und ich griff in den geſchwungenen Arm, um den Streich abzuwehren — und ich vergebe mir noch heute für jenes Mitleid, was mich überwältigte, tauſend Sünden, ich habe da redlich gefühlt, ich ſei beſſer als die Freiheitszerſtörer.

Es war, als ob mein Gefühl ſich mittheilte — der Arm ſank, und wie die Wolke ſich in mildem Regen bricht, ſo brach ſich der Schmerz in unbeſchreiblichem Weinen. Löſcht, ihr Thränen, die Flammen von Warſchau, weine Welt, da du nichts Beſſeres thun kannſt. Die Thränen meines Polen, die aus dem Born des innerſten zerſtörten Herzens quollen, ſchwemmten in ihrer Fluth alles Menſchliche hinweg, ſie läuterten uns, als ſollten wir in dem Augenblicke in ein himmliſches Vaterland aufgenommen werden. Wenn der Menſch an der Grenze ſeiner Kraft iſt, da kommt der Himmel mit ſeinen Thränen; ich könnte mich mit dem Abſolutismus verſöhnen, wenn er jetzt durch alle Welt ein großes Weinen geböte. Weinen wollen wir und ſterben.

Es ging raſch mit meinem armen Polen dem Tode zu, nur die wenigen Tage, die ihm noch vergönnt waren, wurden vergeiſtigt und kryſtalliſirt durch ein höheres inneres Leben. Er erzählte mir ſeines Vaterlandes Geſchichte, und ich habe ihm einen feierlichen Eid ſchwören müſſen, ſie ſeinem kleinen Sohne ſo lange vorzuerzählen, bis er ſie auswendig weiß, „dann mein lieber teutſcher Liberaler,“ ſagte er, „wenn er ſie herſagen kann, ohne Stokken vom alten Lech, und von den Piaſten herunter bis zu dem Namen Skrzynecki, Czartoryski, Dembinski, dann jagen ſie ihn in die Wälder, die Thiere des Waldes werden ſeiner Geſchichte Beifall brüllen, und vor ihm herziehen nach Warſchau, um die Thronräuber zu zerreißen.“

Der Pole hatte ſo eindringlich und ſcharf geſprochen, daß ich die Geſchichte behalten, und dem kleinen Polenkinde aufgeſchrieben habe, manch armes Kind, außer den Schooßkindern und Thronkindern wird wohlthun, ſie zu leſen.

„**De mortuis nil nisi bene**“ ſteht über dem Beinhauſe zu Murten — das große Beinhaus zwiſchen der Düna und der Oder verdient die Ueberſchrift mit größerem Rechte, denn zu Murten lagen Burgundiſche Söldnerknochen, die, die Freiheit bekämpfend, fielen — zwiſchen Oder und Düna liegen lauter Knochen, die für die Freiheit fielen, von den Henkern zerſchlagen wurden.

„**Varsovie est prise**“ vergeßt das nicht, Ihr gut ruſſiſch Geſinnten, es wird Euch tröſten, Euch Noth thun, wenn wir polniſche Geſchichte erzählen, Pohlenſohn, merke auf, Ihr Teutſchen recenſirt, Ihr Barbaren konfiscirt, die Marterwoche iſt von Neuem angebrochen.

Polens Urſprung geht ſo weit zurück, daß wir ihn in ſchimmernde Mythengewänder einhüllen könnten; kein beſoldeter Geſchichtsſchreiber könnte widerſprechen, wenn wir behaupteten, die erſten Polen ſeien vom Himmel gefallen, oder ſeien größere Helden geweſen, als Hercules, Perſeus, Theſeus der Griechen, wenn wir behaupteten, es habe eine freundliche Gottheit den unwiderſtehlichen Zauber der Anziehungskraft über ein nicht eben ſchönes Land ausgegoſſen, der noch heute nach ſo vielen Jahrhunderten ſeine bindende Kraft bewähre. Wer möchte widerſprechen?! Aber wir wollen kein Wunder, die natürliche Erklärung iſt ein größeres Lob für Polen. Wohl dem Lande, deſſen Bewohner ſo unwandelbar und treu am Vaterlande hangen, ſie tragen ein unzerſtörbares Heiligthum in ſich, was ſie unbeſiegbar macht, weil es den Tod überdauert und ſie über Andere erhebt, weil es wie das Göttliche des Dichters und des Genies nicht nur geprieſen, ſondern bewundert und verehrt wird. Es iſt dieſe Vaterlandsliebe eine Religion, die weder der Wunder, noch der Prieſterkaſte bedarf, die nicht blos vernünftelnd, ſondern auch vernünftig, nicht Nervenſchwächend, ſondern ſtärkend iſt; ſie verehrt einen lebendigen, ſproſſenden, grünenden ſchaffenden Gott, nicht blos einen todten, bleichen Begriff.

Eine Geſtalt erhebt ſich aus der polniſchen

Mythenzeit, wie ein Bild aus dem Nebel, ihr Name iſt Lech.

Die Staaten, welche Polen angefallen und zerfleiſcht haben, ſind auf nüchternem Wege zu ihrer Exiſtenz gekommen, ſie machten auf bürgerliche Weiſe Anfangs eine kleine Erwerbung, damit hatten ſie ſich über das Recht geſtellt — denn der Diebſtahl der Fürſten iſt immer Recht genannt worden, weil er zu groß iſt — und nun gings, wo's nur ging, an's Nehmen, eine Urgeſchichte, einen eigentlichen Urſprung haben ſie nicht, Polen iſt älter als alle.

Dunkel in undurchdringlichem Nebel liegen die Länder und Geſtalten jenſeits der Elbe zu der Zeit ſelbſt noch, als ſich ſchon am Rhein Teutſche und Römer bei hellem Tageslichte herumbewegten und ſchlugen, gothiſche Völkerſtämme, die aus Aſien hereinbrechend, durch Hunnen und Alanen gedrängt, den größten Theil Europas nach und nach in Beſitz genommen haben, ſind mit ihren Maſſen auch über all die Ströme des alten Polens gezogen bis hinauf an die Oſtſee. Es war damals die erſte materielle Bewegung, die das wüſte und verwüſtete Europa donnernd überzog: die alte Welt, die in

Rom und Byzanz ihre Lebenskraft vergeudet hatte, ſollte emporgerüttelt werden aus ihrer Schlaffheit und — viele tauſend Meilen weit von der ewigen Roma, tief hinten in der Mandſchurei erhob ſich ein garſtiges Volk, um der geſchminkten Größe an der Tiber ein Ende zu machen. Donnernd ſtürzte ſich ein Strom auf den andern, die Weltgeſchichte ſetzte ſich in Galopp, das ſüdliche Rußland ward ein Heerlager, ſeine Bewohner, die Gothen, wurden fortgeſchoben und vertheilten ſich wie ein großer Strom in mehrere kleine Flüſſe, nm nach dem Lauf mehrerer Jahrhunderte im ſüdlichen Europa wieder zuſammenzutreffen und theilweis zu verſiegen. Im nördlichen Spanien, im ſüdlichen Frankreich gründen ſie Reiche — ihre langbärtigen Brüder, die Longobarden, erobern halb Italien — aber die ſüdliche Sonne vertrocknete ihre Nationalität, ſie waren wie ein dem alten Europa aufgeſetztes friſches Reis, das den Baum neu belebt, ſeine Eigenthümlichkeit aber opfert und in Kurzem untergegangen iſt in der Weſenheit des Baumes. Alle die gothiſchen Reiche verſiegten, nur die nordiſche Kälte erhielt noch am längſten die geſündeſten Stämme, das Land zwiſchen Oder und Dnieſter aber

aber hatten ſie leer gelaſſen: keiner der gothiſchen Stämme hatte darin geraſtet, ſie folgten dem mächtigen Drucke nach Weſten hin. Nichts finden wir, daß die eine Zeitlang an der Oſtſee wohnenden Heruler und Rugier, aus deren Schooß ſpäter Odoaker auf den Thron der Cäſaren ſtieg, um bald einem andern Helden der jungen Völker Platz zu machen, nichts finden wir, daß ſie Polen auch nur theilweis in Beſitz genommen. Nichts finden wir, daß die Longobarden, die ſpäter von der Oſtſee durch Ungarn nach Italien zogen, um zu Pavia ihren Alboin zu krönen, mit Polen irgend etwas untrrnommen, obwohl ſie es wahrſcheinlich auf ihrem Zuge berührten. Kein Verhältniß zu den Morcomannen und Quaden, die im Beſitz von Böhmen und Mähren am nächſten ihr Waffengeräuſch bis an die polniſche Grenze tragen mochten, wird erwähnt: — Polen war alſo wahrſcheinlich nur eine Straße geweſen, auf welcher ein Theil der wandernden, neue Sitze ſuchenden Stämme einhergezogen war, ohne zu raſten, die Pferde weiter und weiter nach Weſten, nach milderen Gegenden trieben. Verlockend mochte die Welt von Wäldern auch eben nicht ſein, und das lichtere, freundlichere Krakau, und was daran ſtößt, war auch vielleicht damals ein düſtrer Weichſelwald.

Kurz, es deutet Alles darauf hin, daß das weite Land unbewohnt, unbeherrſcht dalag, als bei einer ſpäteren Bewegung aus Aſien ſlaviſche Völker in daſſelbe einzogen. Ohne Schwertſtreich ſcheint es alſo genommen zu ſein, ſeine Ausdehnung ſcheint den Ankömmlingen Raumes genug gewährt zu haben. Nur aus dieſer Zuſammenſtellung der Völkerſchaften, dieſer daher möglichen friedlichen Beſitznahme ihres Landes erklärt ſich von vornherein ihre bürgerliche Einrichtung.

Ein bewaffnetes Volk, ein Volk der Waffen und der Weiden ſind ſie wahrſcheinlich aus irgend einem ſchönen Thale Aſiens gekommen; denn ſobald ſie für uns in der Geſchichte erſcheinen, ſind ſie ſehnige, raſche, aſiatiſche Reiter, gewandt den Säbel und das Pferd führend, geſund und geſchmeidig wie der ſtraffe Kaukaſier, der gelenke Perſer. Ihre Körper, ihre Formen deuten in ihrer Regelmäßigkeit, ja Schönheit tief ab vom nördlichen Aſien, wo die ſtrenge Natur die menſchlichen Leiber zuſammendrückt in ſtumpfe Formen. Dem kaukaſiſchen Stamme gehört zumeiſt das Aeußere an:

der rund, aber nicht allzu fleiſchig geformte Körper, die ebenmäßige Figur, die feine Haut u. ſ. w. während der Ruſſe mehr der aſiatiſchen Halbſcheid auf der mongoliſchen Steppe mit den compakteren, gedrückteren Formen ſich nährt. Der polniſche Körper ſchwellt ſeine Linien hinaus wie in körperlicher Sehnſucht und Freiheit — der ruſſiſche ſchließt ſich ein in feſter Gedrungenheit, proſaiſcher Abgeſchloſſenheit. Die Völker ſind urſprünglich durch und durch verſchieden.

Man muß aber ſehr vorſichtig dabei zu Werke gehen, wenn man von den Ruſſen redet: ſie ſind keineswegs eine ſo einige Nation, als man ſich oft darunter denkt. Der Norden iſt von Völkerſtämmen bewohnt, die früher mehr ſüdlich ſaßen und beim Andrang der Völker hinauf gedrängt wurden. So die Finnen, die ſich ſelbſt Suomi nannten. Sie ſind ſammt den Liweu eine unkriegeriſche Nation, wurden unterjocht und mußten den Eroberern Platz machen. Die Liwen wurden ausgerottet. Der ganze ruſſiſche Norden beſteht alſo aus ganz andern Völkerſtämmen als der Süden.

Wahrſcheinlich kamen die eigentlichen Ruſſen aus dem Uraſien, von der großen mongoliſchen

Hochebene. Die ſüdlichen Völker, Baſchkiren und Kalmücken, tragen heut noch den Stempel der Verwandtſchaft mit den Hunnen auf der platten Stirn, an die ſich die platte Hunnen-Naſe, der breite Mund anſchließt, die in dem breitgetretenen, halbthieriſchen Geſichte die größte Entfernung von der verſchönernden Humanität bekunden. Ein drittes Element brachten die erobernden Varäger nach Rußland. Durch die lange Herrſchaft der Tartaren ward das Urgepräge noch mehr verwiſcht. Aehnlichkeit mit den Polen findet ſich gar nicht, deren Urſitze gewiß eher im weſtlichern Aſien zu ſuchen ſind.

Durch Niemand aufgehalten, nirgends beengt, konnten die Polen, welche in nomadiſcher Breite und Bequemlichkeit einwanderten, ohne Schwertſtreich ſich in der großen Fläche ausbreiten. Auf dieſe Weiſe bedurften ſie keiner Anführer, denen der Krieg ein politiſches Uebergewicht hätte verſchaffen können, keiner, die vor dem Heer herzogen (Herzöge), keiner in Erfahrung grau gewordener (Grauer, Graven, Grafen) welche Streitigkeiten zu ſchlichten gehabt hätten. Es fehlte alſo an allen Veranlaſſungen zu einem Abhängigkeitsſyſtem zum — Lehnsweſen. Daher die Erſcheinung, daß Polen dieſes große Rechenbuch der Ungleichheit nicht beſeſſen, daher die Erſcheinung einer ſo zahlreichen Maſſe Freier und Gleicher.

Jeder Familienvater war nach Art der patriarchiſchen Verhältniſſe in Aſien Herr ſeiner kleinen Karavane — er ward der polniſche Edelmann, der neben allen übrigen gleiches Recht auf die Krone hatte. Ihre aſiatiſchen Begriffe nämlich, vielleicht aber auch das Beiſpiel, was ſie bei ihren weſtlichen Nachbarn ſahen, ließen ſie eine monarchiſche Einrichtung gründen, die ſo wunderlich auf ihr unbeſchränktes Gleichheitsſyſtem geſetzt ward, daß die merkwürdige Erſcheinung einer Republik mit einem Könige entſtand. Die neue Zeit kehrt zu den Polen zurück, und verlangt Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen.

Die ſlaviſchen Völker ſind nie erobernde geweſen. Die Ruſſen ſind es heut noch nicht, nur das Prinzip ihrer Czaare, ſeit Peter dem Großen, iſt es. Eine kurze Zeit traf dieſer Vorwurf nur die Ungarn, ein Stamm, der zwiſchen Wolga und Jaik wohnend, mit den Waffen in der Hand bis zum alten Pannonien ſich Bahn machte. Einmal aber iſt dieſer Maggiarenzweig nicht ächt ſlaviſch, ferner kann man eine Nation darum noch nicht kriegeriſch nennen, weil ſie einen Aufenthalt ſich erkämpft und den alsdann zu behaupten trachtet. Eine Nation, die das natürlichſte Recht der Exiſtenz nicht geltend macht, iſt feig und der Sklaverei würdig. Die Türkenkriege der Ungarn ſind aber im Allgemeinen nur Vertheidigungskriege geweſen. Es drohte ihnen wunderbar genug ein gleiches Schickſal von unkultivirten Nachbarn als den Polen; aber das Glück bewahrte ſie ſorgfältiger davor: weil ſie weniger abgeſchloſſen vom übrigen Europa als Polen lebten, wenigſtens ihre Fürſten und Fürſtinnen durch Heirathen in nähere Verhältniſſe mit jenem traten, weil endlich Europa beſſer und früher einſah, denn bei den Ruſſen, daß jeder Fußbreit Landes den Barbaren von Stambul ſtreitig gemacht werden müſſe, ſo blieb Ungarn ein beinahe ſelbſtſtändiges Reich. Solche Nachbarn hatte Polen, ſolch ein Band nicht, und Europa dachte leider beſſer von Rußland, als von der Türkei. Der Fetzen Chriſtenthum war Polens Unglück: den heidniſchen Ruſſen hätte man dergleichen nicht geſtattet. —

Eine große Aehnlichkeit zwiſchen Ungarn und Polen iſt nicht zu verkennen. Aber es iſt die Aehnlichkeit zweier Verwandten, die in der Jugend ausgezogen ſind, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen und verſchiedenen Verhältniſſen ein thatenreiches Leben geführt haben. Das aſiatiſche Gepräge iſt bei dem Ungar ſtärker ausgedrückt geblieben, er hat ſich weniger europäiſirt, ſchroffer iſt das Herren- und Knechtsverhältniß des Aſiaten ſtehen geblieben, aſiatiſcher iſt noch heut ſeine Kleidung, die Gewohnheiten einer nomadiſchen Reiternation befolgt er zum Theil noch heute; das fremde Recht, was ihm aus Oeſtereich geſprochen wird, verlacht er, wenn es ſeinen Sitten und Gebräuchen entgegen tritt. Aber dieſelbe Geſchmeidigkeit des Körpers, dieſelbe Freiheitsliebe, dieſelbe Bildſamkeit, dieſelbe Luſt und Gelehrſamkeit, derſelbe Durſt nach Wiſſenſchaft, dieſelbe grenzenloſe Hochachtung vor denen, welche ſie lehren, findet ſich beim Ungarn ſtärker wie beim Polen.

Man findet nicht leicht wieder zwei Nationen, die mit ſo glühender Empfänglichkeit einer Civiliſation entgegenharrten als dieſe — der einen verſperrt ein träger, egoiſtiſcher Staat den Zutritt zum raſchen Europa; die andre mußte wie ein verfolgtes Thier der Wüſte ſich die Kultur zuſammenrauben, mußte ſie mit ihrem Blute bezahlen, ja ihre Wohnung, ihr Land dafür hingeben.

Die Polen ſelbſt ſind nie eroberungsluſtig geweſen: ja als es ihnen unter den Piaſten leichter als je einem Volke gemacht wurde, und ſie ihre Beſitzungen bis faſt an die Saale hinaus erſtrecken konnten, da thaten ſie dies ohne Eifer und gaben das Gewonnene ſo ohne Streit wieder hin, daß die größte Ausdehnung ihres Landes mehr als die geringſte für ihre nachbarliche Friedensliebe redete.

Mit der lebendigen Phantaſie eines urſprünglich aſiatiſchen Volkes klammerten ſie ſich nun aber mit all ihren Neigungen an den Boden, den ſie Jahrhunderte lang ungeſtört bewohnten. Wenige Gegenden um Krakau ausgenommen, iſt das Polenland ſo ſchmucklos, wie eine unſchöne Bauerndirne — um ſo rührender iſt die unerſchütterliche Anhänglichkeit an den Raum, der ihre Väter ernährt, ihre Freuden und Leiden geſehen hat. Es erinnert an die Pietät des Aſiaten, vornämlich des Arabers, der ſeine Wüſte und ſein Pferd mit glühender Leidenſchaft liebt. — Das Unglück erhöht das Glück. Als man den Polen ihr Vaterland antaſtete, da ſtieg ihre Liebe zur Leidenſchaft, und ſie kämpften dafür wie für eine bedrohte Geliebte. Alle die Grundbeſtandtheile ihres Charakters, die ſie aus dem ſonnigen Aſien, vielleicht aus dem Schatten ſtolzer ſüdlicher Bäume mitgebracht hatten, wurden geſteigert, veredelt durch das Unglück. Die ſinnige Schwärmerei, welche träumt und dichtet, die zuckende Regſamkeit, welche tanzt und ſingt, die lockende Melancholie, welche alle Eindrücke tief in die Seele hineinſchmeichelt, der geſunde Lebensmuth, welcher zwiſchen da wie ein elektriſcher Funke plötzlich den Einen, durch ihn die Maſſe bewegt — Alles das verſchmolz durch eine lange freie Exiſtenz, durch das ſie bedrohende Unheil zu einer Nationalität, wie ſie unſere erſtaunten Blicke geſehen. Wie das Ideal einem Dichter, ſo ſchien von alter Zeit her dieſem Volke ein herrliches Land im Hintergrunde der Seele zu ruhen. Der Pole hatte, wie der Dichter, keinen Namen dafür; er wußte nicht, was ſeine höheren Gefühlsthätigkeiten erregte, er fühlte nur die Regung, die Sehnſucht ſeines Gemüths, und in ſchwärmeriſcher Klage ſprach ſie ſein Nationallied aus.

Der unermüdlichen Thätigkeit des Dr. Spazier verdanken wir auch mehrere ſolcher Lieder. Ich ſetze eins hierher, was voll iſt von der ſanften orientaliſchen Melancholie.

„Lerchenbaum, mein Lerchenbaum,
Sag', wer ſetzte dich hierher?
Pflanzte dich ein Frühlingswind,
Oder war's ein Vogel?
Oder kamſt du auch von ſelbſt,
Wie die Liebe kommt?
Nicht von ſelbſt kam ich hier auf,
Wie die Liebe kommt,
Noch hat mich der Frühlingswind,
Noch ein Vogel hergepflanzt;
Doch ein Mädchen, das hat mich
Mit der weißen Hand
An des theuren Bruders Grab
Hergepflanzt vor Jahren.
Und des Morgens kam ſie her,
Weinte ſehr um ihn.
Ach, und ihre Thränenfluth
Wurde mir zum Regen,
Und ihr ſchmerzlich Klagelied
Wurde mir zum Lüftchen;
Ihre Seufzer wärmten mich
Wie die Sonne wärmet,

Und ihr helles Thränenaug'
Wurde mir zum Monde. —

Kühner und kecker tritt der aſiatiſche Urſprung, die Lebendigkeit der Phantaſie in den mit Geſang begleiteten Tänzen hervor, wo während der Muſikpauſen der Burſch oder die Dirne einzelne Verſe improviſiren. Auffallend ſtellt ſich's dar, wie ein Volk der Freiheit — denn die Bauernknechtſchaft entſtellt nur einen Theil der polniſchen Zeit — ſelbſt auf einer niederen Stufe der Kultur den allgemeinſten, regſten Antheil an dem Schickſale der Allgemeinheit nimmt, wie ſeine Intereſſen vom Privategoismus geläutert, auf einem großen, weiten Felde, dem einer Nation, ſich tummeln. Meiſt ſangen die Tänzer vaterländiſches Glück oder Unglück. Man vergleiche die Sammlung ſerbiſcher Lieder von Wiek Stefanowicz.

„Dort an Krakau's hohen Mauern fließ die Weichſel hin —
Und die Polen zogen alle fort in langer Reih' —

Alle zogen mit den Senſen, und ſie kehren nicht.
Und es trauern Wälder, Fluren und daheim die Weiber. — — —

— Es war in dieſem einfachen Lande, in dieſem einfachen Leben eine rührende Poeſie; es klingt das Land wie eine Introduktion zu den üppigen klagenden Weiſen der Zegris und Abencerragen in den duftenden Hainen Granadas, an den ſchattigen Ufern des Guadalquivir — es ſcheint ein fernes Echo der heißen, ſehr flüchtigen Araber in Spanien. Vielleicht führt dieſe morgenländiſche Aehnlichkeit einſt einen unſerer kühnen Ethnographen über den Kaukaſus zu den Quellen der aſiatiſchen Polonia, welche in ihrer Ritterlichkeit das alte ſchöne Aſien wie einen melancholiſchen Bräutigam der kühlen Europa zugeführt. —

— Aber die Zeiten wurden immer ernſter, vom Oſten drängten die aſiatiſchen Horden immer lebhafter, in den in's Land hineingetragenen Kriegen fiel mancher geliebte Sohn, größeres und größeres Unglück traf das Land, bis das größte donnernd und toſend ſich entlud. Da wurden die Tänze immer ernſter, der Maſur, dieſer lebendige Rittertanz, immer gemeſſener, die Polonaiſe, das ſtolze Einhergehen einer freien Natur immer düſtrer, die Lieder wurden klagende Töne wie in folgendem:

„Birke, Birke, ſchöne Birke,
Warum biſt du nur ſo traurig?
Macht der alte graue Forſt
Deine Säfte ſtarren,
Oder iſt's der böſe Wind,
Der dich angehaucht?
Oder iſt's der Bach vielleicht,
Der von deinen jungen Wurzeln
Hat die Erde weggeſpült?

Schweſter Olga, ſpricht die Birke,
Nicht der alte graue Forſt
Machte meine Säfte ſtarren;
Noch der Wind iſt's, der mir ſchadet,
Noch der Bach iſt's, der die Erde
Von den Wurzeln ſpült.
Doch aus fernen, fernen Landen
Kamen die Tartaren,
Und ſie brachen meine Aeſte,
Und ſie ſchürten große Feuer,
Und zertraten um mich her
Schönes grünes Gras.
Und wo die ſchon Feuer legen,
Da wächſt nimmer mehr das Gras,

Wo die durch die Saaten reiten,
Sieht es wie im Herbſte aus,
Wo ihr Pferd den Bach durchwatet,
Mag kein Thier mehr trinken;
Wo ihr Pfeil ſchon einmal trifft,
Heilt der Schmerz im Grabe.
Ach von dorther, ach von dorther
Da kommt Gottes Fluch!
Böſe Winde und Heuſchrecken
Bringen Hungersnoth,
Und die Peſt, die Menſchen raffet,
Zieht von dorten her.
Schade, daß die lichte Sonne
Auch von dorther kommt.

Dies Alles nun iſt der Hintergrund, aus welchem die Geſtalt des Polen hereinſchaut, trüben, zürnenden Blickes in das wüſte Europa, das ſeinem Leben und Sterben bis jetzt nicht viel mehr als Worte geſchenkt. Ich habe die Schilderung meines Kriegers hie und da ergänzt — die Veröffentlichung ſeiner Geſchichte hat ſich um ein Jahr verſpätet, und es wird mir ſein Geiſt nicht zürnen, wenn ich hie und da durch neue Daten berichtige, was der Einzelne nicht überſehen konnte, wenn ich

z. B. hier um das Bild der unglücklichen Nation zu vollenden, den Mann reden laſſe, der in Deutſchland ihre Sache wie eine Behörde übernommen und Alles geſammelt und geordnet hat, was ihre Geſchichte betrifft, die Geſchichte der wiederum Nomaden gewordenen Polen. Ich meine Dr. Spazier. Seine Worte ſind folgende:

„Die Eigenſchaften eines ſolchen Volks, und der Gang ſeiner Geſchichte mitten unter ſo heterogenen Nachbarn im Oſten und Weſten, ſind bald gegeben und erklärt. Die Freiheit und Unabhängigkeit des Einzelnen der Hunderttauſende von kleinen Königen gab ihnen Trotz und Stolz. Die eiferſüchtige Bewachung der Gleichheit Aller, ſchützten jeden Einzelnen vor Uebergriffen der Andern und gab Jedem das Gefühl der Sicherheit, ſomit Muth, Unkenntniß jeder Art von Liſt, Tücke und Intrigue, die nur Nothwehr dem Schwächeren gegen den Stärkeren aufdrängt. Die Unmöglichkeit, ſeine bereits beſeſſenen Güter auf Unkoſten Andrer zu vermehren, erſtickte von ſelbſt alle Begier nach materiellen größern Glücksgütern, und wendete den Emporſtrebenden auf die Güter, die allein den Gleichen vor den Gleichen hervorheben konnten, auf geiſtige Vorzüge;

erweckte ihm Streben nach Ehre und Ruhm, nach Vorrang durch Wort auf den Reichstage; durch Heldenthat in der Schlacht. Dagegen galten ihm der Erwerb und der Reichthum nichts; denn ſo reich war Jeder, daß er ungeſtört ſeinen Träumen nach Ehre und Ruhm nachhängen konnte. Und ſo ward der Pole frei, reich, nichts thuend; dabei phantaſtiſch, ritterlich, abenteuerlich, edel, offen, furchtlos, leicht zu täuſchen — und, mit dieſen Eigenſchaften ſo ehrſüchtig, ſo eiferſüchtig auf ſeinen Nachbar, doch ſo edelfühlend, ſo die eigne Würde im Andern achtend, daß — das einzige Beiſpiel in der Geſchichte, ein eigentlicher Bürgerkrieg, ein Blutbad, eine Ermordung aus religiöſen oder politiſchen Zwecken eher die polniſche Geſchichte nicht befleckt, als bis die Verzweiflung, die Rußlands Verfahren in den Patrioten erweckte, und ihn überall an dem eignen Heerde Verrath fürchten ließ, wie er von Außem verrathen war — und auch da ſind es nur drei Tage in den letzten 40 Jahren, in denen Polen gegen Polen wütheten; jeder dieſer Tage verſchlang dabei kaum mehr als dreißig Opfer, während bei den gebildetſten Völkern in ſolchen Augenblicken viele Tauſende bluteten. Da der Pole ſelbſt

Prachtliebe ſtets der Erzeugniſſe des feinſten und reichſten Luxus bedurfte, ſo ließ er gern den Juden in das Land, unbekümmert, ob dieſer ihn übervortheile, ob er das Aufkommen des Bürgerſtandes hemme, ob er ſeinen Bauer auch übervortheile, in ſeiner Trägheit beſtärke, vom Gewerbe, vom Handel, von der Induſtrie zurückhalte. Und der Bauer wiederum, Nichtsthun für ein ſo großes Gut haltend, blieb dem Herrn um ſo dankbarer dafür, daß dieſer ſolches an ihm duldete, und ihn darin beſtärkte; er hing ihm an wie ein dankbares Kind dem Vater; gab gern in Augenblicken Leben und Alles für ihn hin. — — — Denn auch das iſt eine der einzigen und wunderbaren Erſcheinungen in der polniſchen Geſchichte, daß der polniſche Bauer, ſelbſt als er noch ganz leibeigen, und ſpäter als er eigenthumlos war ſeinen Herrn mit beiſpielloſer Liebe umfaßte, während bei andern Völkern ähnliche geſellſchaftliche Verhältniſſe, wie z. B. noch heut in Kurland, zum tödtlichen Haß der Knechte gegen den Herrn führten. Während in andern Ländern Bauernkrieg wüthete — kamen die polniſchen Bauern, deren Geſchichte nicht ein ſolches Beiſpiel hat, au den erſten Wink zu den waghalſigſten Unternehmungen herbei.“

Dies iſt das Land, das Volk, deſſen Schickſale ſo wunderbar, ſo außergewöhnlich ſind, wo die ärgſten Gegenſätze friedlich Hand in Hand einhergehen, wo ſo vieles ſich ereignet hat und ereignet, was im übrigen Europa Wunder bleibt. Sein Bild in der Hand, ſeine Eigenthümlichkeiten im Sinn – ſo nur kann man ein Verſtändniß ſeiner Geſchichte hoffen. Verwirrung erzeugt es auch nothwendig, wenn man die im übrigen verbildeten und verkünſtelten Europa gebräuchlichen Kunſtausdrücke für geſellſchaftliche Verhältniſſe anwenden will. Polen war eine Ariſtokratie mit demokratiſcher Ausdehnung, die ſogenannten Beſten waren viele Hunderttauſende, es waren alle eigentlichen Staatsbürger: der in aſiatiſcher Fülle ſtrotzende Staroſt galt nicht mehr, denn der dürftigſte Pole, den ein Pferd zu den Verſammlungen tragen, der ein Schwert dabei ziehen konnte. Es war eine Demokratie der Ariſtokraten — es war etwas Anders, als all' dieſe Begriffe ausdrücken, es war Polen. Gelang es den eifrigen Beſtrebungen der Patrioten vieler ihrer Jahrhunderte, und namentlich derer vom 3. Mai des vorigen die Bauernverhältniſſe nach den vorgeſchlagenen Reformen zu geſtalten, ſo ſah Europa einen Staat mit freien Inſtitutionen, deſſen Exiſtenz die Herren von der Gelehrſamkeit ſchwerlich zugeſtehen dürften. Nämlich einen Staat der Freiheit ohne Bürgerſtand. Langſam nur kann ſich ein ſolcher aus nomadiſchen Verhältniſſen entwickeln — er war auch damals noch äußerſt unbedeutend. Langſam nur kann er ſich bilden, ſo lange ſeine befruchtendſte Sonne, der Handel, auf ein Binnenland beſchränkt und das Meer ihm geſchloſſen iſt. —

Dieſe Verhältniſſe harmonirten aber ſo wenig mit dem heutigen Zuſtande Europa's, daß man glauben möchte, das Weltſchickſal habe noch eine unglückliche Kriſis für nöthig erachtet, um das unglückliche Volk noch einmal auf Wanderung und Lehre auszuſchicken. Mit neuen Senſen, denen der Induſtrie bewaffnet, werden ſie zurückkommen, und wenn das gewaltige Weib unſrer Tage von der polniſchen Tapferkeit über die Warthe geführt wird, dann dürfte ein Phönix der neuen Polonia erſtehen, dem keine Flamme mehr droht. —

Das als ariſtokratiſch verſchriene Polen holt ſich 842 ſeinen König **Piaſt** vom Pfluge, und ſeine Nachkommen regieren über ein glückliches Polen bis 1370, in Schleſien bis 1675.

Eben in dieſem Schleſien, was Jahrhunderte lang eine Provinz Polens war, iſt man jetzt in den Wünſchen für Polens Wohl nicht eben ſehr eifrig geweſen, es ſcheinen Hiſtoriker der beſten Art zu ſein, die da glauben, weil ſie durch Friedrichs II. Eroberungskriege preußiſch geworden ſind, ſo müßte Alles preußiſch ſein. Ich bin überzeugt, daß ſie ſich ärgern, wenn ſie hier leſen, wie das Verhältniß Schleſiens zu Polen geweſen, und daß Preußen ſelbſt immer eine polniſche Provinz geweſen ſei. Wäre Schleſien nicht ſo früh an die Piaſtiſche Nebenfamilie mit ihren hundert Zweigen gekommen, und hätte es zur Zeit der Jagellonen noch mit Polen in Verbindung geſtanden, die reinen Begriffe von Volksfreiheit, die in Polen herrſchten, hätten wahrſcheinlich eine beſſere, reifere Volksbildung erzeugt, und man dürfte nicht jetzt alſo über den dummen Stumpfſinn dieſer Provinz klagen.

Welch ein unſäglicher Vortheil wäre für Schleſien ſchon daraus erwachſen, daß es wie Polen vor dem Jammer des Feudalweſens bewahrt worden wäre, und jetzt nicht an der Heerde Adlicher, der Leute von „guter Familie“ litte. Das iſt ein Magenkrebs für das arme Land und dieſe „gute Familie“ hält das Land unbeſchreiblich im Fortſchreiten in der politiſchen, bürgerlichen Bildung auf, ſie möchte alle Wochen ein Quantum gelinder Hiebe kriegen, damit ſie erkennen lerne, der Haſelnußſtock afficire auf gleiche Weiſe den Hochadlichen wie den gemeinen bürgerlichen Buckel, und damit die kommenden Enkel von den immer verdienſtreich bleibenden Ahnen etwas zu erzählen haben. Die Leute bekunden den vollen Werth ihrer hiſtoriſchen Bildung, worauf ſie doch eigentlich durch ihre hiſtoriſchen Mörder angewieſen ſind, wenn ſie vom polniſchen Adel und ſeinen Vorrechten ꝛc. ſprechen, — es hat in ihrem Sinne nie einen polniſchen Adel gegeben, und unſere Feudalverhältniſſe ſind den Polen vollkommen unbekannt. Doch davon ſpäter.

Die Piaſten führen die Sonne des Chriſtenthums über Polen herauf, aber eine mildere und liebevollere als die der meiſten Länder, denn Polen war lange Zeit der Ruhehafen für alle der Religion wegen Verfolgte, Socinianer, Mennoniten ꝛc., Alles ging nach Polen, wo man den Namen Ketzer nicht einmal kannte, ſondern mild die Benennung „Andersdenkende“ (Diſſidenten) gebraucht. Der Himmel weiß, welch ein unglückſeliger Dämon ſie verleitete, kurz vor dem räuberiſchen Anfalle der Nachbarn dieſe Duldung, die Jahrhunderte lang geübt war, anzutaſten, und dadurch der Katharina einen falſchen Vorwand mehr zu leihen.

Die ſanfte Macht ſeines böhmiſchen Weibes führte den Piaſten Miecislav zur Annahme des neuen Glaubens.

Boleslav iſt der Ahnherr polniſcher Tapferkeit, daher ihm auch der Beiname „Chrobry“ (der Tapfre) wurde; er trug die polniſchen Waffen bis an die Elſter, und nahm 1025 den Königstitel an. Sein Tod brachte ſeinen mehr rohen als tapferen Sohn Miecislav II., und mit ihm eine teutſche Kaiserstochter, Richenza, aus dem Ottoniſchen Hauſe auf den Thron. Sie verließ aber bald den wilden Sarmaten, und nahm ihren Sohn Caſimir mit. Miecislav ſtarb, und ehe Caſimir zurückkehren und eingeſetzt werden konnte, überſchwemmte Bretislaus von Böhmen das Land.

Caſimir regierte ohne ſonſtige Merkwürdigkeit bis 1058. Sein Sohn Boleslaus II. von feurigem, raſchem Sarmatenblute ließ ſich zu einer wilden That hinreißen und bezahlte ſie mit Kron und Leben. Der Biſchof Stanislaus von Cracau hatte ihn mit der Kirchendisciplin belegt, Boleslav, dem dieſer Prieſtereinfluß mißfiel, ſtieß ihn 1079 vor dem Altare der Kirche zu Cracau nieder. Gregor VII. ſchleuderte ihm darüber den Bannſtrahl zu, und belegte das Reich mit dem Interdict und zu Gregors Zeiten galt die päbſtliche Münze voll. Boleslav mußte mit ſeinem Sohne fliehen, und ſtarb bald darauf 1081 in Ungarn, ohne ſein Land wieder betreten zu haben.

Ihm folgte ſein Bruder Wladislav, der dadurch einen wichtigen Abſchnitt beginnt, daß er dem Lande eine Conſtitution giebt, wodurch die Herrſchaft weniger Adlichen ganz aufgehoben, die königl. Macht ſelbſt beſchränkt, und eine feſt durchgehende Gleichheit der Rechte und Steuern eingeführt wird.

Bewies uns die Regierung Boleslavs Chrobry, welch' eine Ausdehnung Polen damals um das Jahr 1000 hatte, ſo beweiſt uns die Regierung Wladislaws I., wie weit vorgeſchritten dieſe Nation in Erkenntniß der bürgerlichen Rechte war — ums Jahr 1102 gab Wladislav jene Conſtitution, die eine ſo ſchöne Gleichmäßigkeit unter den verſchiedenen Theilen des Volks begründet, ums Jahr 1102 als das ganze übrige Europa in den ſtärkſten Feſſeln des Feudalweſens lag. Erſt hundert Jahre ſpäter ertrotzten die Engländer den erſten Freiheitsbrief, die magna charta, und welchen Dingen begegnen wir noch in England, eh' wir der Habeas corpus, der Teſtacte u. ſ. w. vorübergeſchritten, bis zur heutigen Reform gekommen ſind. Alle übrigen Länder hatten von der bürgerlichen Freiheit keine Ahnung, die ſchon um dieſe Zeit in Polen begründet, und unter der Regierung des folgenden Caſimir vervollſtändigt wurde, ja unter allen Piaſten und darauf folgenden Jagellonen keinen Schritt rückwärts gegangen iſt.

Wie ein Patriarch, der ſein Hausweſen ordnet, ſich ſelbſt dabei am geringſten achtet, und nur will, daß alle Hausbewohner zufrieden und glücklich leben ſollen, ein ächter Fürſt — erſchien Caſimir der Große auf dem Reichstage zu Wislica. Nichts ward überſehen, Alles Gute beachtet, Neues Beſſere eingerichtet, der Verſuch gemacht, den Bürgerſtand einzuführen, das Loos der Bauern verbeſſert und ihnen Erbrecht in ihren Beſitzthümern, Schutz der Perſon und des Eigenthums gegen den Gutsherrn, und Losſprechung von allen Dienſten, die eines Menſchen unwürdig ſind, verſchafft.

Daher der Name „Caſimir der Bauernkönig," den unſere unkundigen Eiferer ſchwerlich bei einem polniſchen Könige, am wenigſten bei einem um 1350 ſuchen werden.

Daß der Bürgerſtand nie zur wahren Blüthe gelangen konnte, liegt in der ganzen Einrichtung des Landes: der kleinere Handel und das Fabrikweſen iſt den Polen nie eigenthümlich geweſen, und wird es ihnen ſchwerlich je werden; Ackerbau und Viehzucht im Großen treibend, ſind ſie auf den Großhandel angewieſen, und der Weg, auf welchem ihnen die eigentlich bürgerliche Induſtrie aufgedrängt worden iſt, wird nicht leicht Glück bei ihnen machen, und kann keins bringen, ſo lange ihre Lage zum Handel, ohne den Weichſelausfluß, oder ſonſtige Häfen an der Oſtſee nicht günſtiger geworden ſind. Sie ſind ein kräftiges Natur-Volk nomadiſchen Anſtrichs, was mancher neueren Municipaleinrichtung Unbeugſamkeit entgegengeſetzt, dafür aber auch ein geſundes, natürliches Weſen unverfälſcht bewahrt hat.

Von dieſem Standpunkt aus muß man ſeine Municipalverhältniſſe betrachten, und wie wir ſpäter ſehen werden, von einem ähnlichen das Verhältniß ſeiner Stände, die bei uns gar keine Parallele finden, und deshalb immer falſch beurtheilt werden. —

Caſimir gründet noch die Univerſität Cracau, zu einer Zeit, als Teutſchland erſt zwei Hochſchulen, Prag (1348) und Wien (1355) beſaß.

1370 ſtirbt zum großen Unglück für Polen der Stamm der Piaſten mit **Caſimir dem Großen** aus, und ob auch die Polen mit wenigen Unterbrechungen von Ausländern in dem lithauiſchen Stamm der **Jagellonen**, der bis 1572 herrſchte, meiſt gutwillige Regenten erhielten, ſo riefen doch eben jene Ausnahmen die traurige Befugniß des Volkes, die Erbfolge zu unterbrechen, und anders zu wählen, deutlich in's Leben, und bereiteten die Epoche des Wahlreiches vor, in welcher Polen ſo viel Unglück erfuhr.

Unter harten Bedingungen, welche die königl. Macht noch weiter herabſetzten, und dem Adel noch größere Vorrechte bewilligten, ward ſein Schweſterſohn Ludwig von Ungarn aus dem Hauſe Anjou gewählt. Unzufrieden mit ſeiner Regierungsweiſe, die ihn die Polen über ſein Erbland Ungarn vernachläßigen ließ, nöthigten ſie ihm in einem Vertrage zu Kaſchau 1374 neue, größere Vorrechte ab. Ludwigs Abkommen wegen der Thronfolge, nach welchem der Teutſche Sigesmund, Gatte ſeiner älteſten Tochter Marie, die Krone erhalten ſollte, blieb unbeachtet, weil die Polen keine Teutſchen wollten, und ſeine jüngere Tochter Hedwig, ward unter der Bedingung gewählt, daß ſie ihr Verlöbniß mit Wilhelm von Oeſtreich aufgebe, und ſich mit Jagello, dem Großfürſten von Lithauen vermählte.

So ward Polen von Ungarn getrennt, und der erſte Schritt zur Vereinigung Lithauens und Polens war geſchehen, obgleich die wirkliche Vereinigung und Verſchmelzung erſt ſpäter erfolgte. Uebrigens war der frühere Zuſtand Lithauens von dem Polens verſchieden. Feudaltiſtiſche und abſolutiſtiſche Regierungsformen hatten ſich vielfach aus dem weſtlichen Europa in's Lithauiſche verpflanzt, und Polen war ihm an freiern Formen weit voraus.

Es iſt zu bewundern, und verdiente die Nachahmung der heutigen Fürſten Europa's, mit welcher Selbſtverläugnung und Aufopferung der perſönlichen Macht die Jagellonen ſich einer Herrſcherfreiheit nach der andern begeben, um Lithauen auf dieſelbe Höhe zu fördern. Es waren Regenten, die ihre heilige Verpflichtung gegen das Volk innig erkannten, und nicht nur ihr eigenes, ſondern das Wohl ihres Volkes vor Augen hatten. So hoch der Fürſt in allen anderen Beziehungen über die Maſſe geſtellt iſt, ſo hoch, ſo fürſtlich ſollte er ſich auch in ethiſchen Beziehungen über ſie ſtellen, um eine Art Ausgleichung hervorzubringen. Leider aber ſehen wir noch heut bei ſo Vielen das Gegentheil, ſo Viele von den Jagellonen übertroffen, und doch ſollen wir niedrige Creaturen eine Art von höheren Weſen in ihnen verehren. Wir wollens thun, ſobald ſie uns Gelegenheit dazu geben.

In Lithauen beſtand um dieſe Zeit noch die Leibeigenſchaft, und die Polen konnten die Lithauer nicht zur Aufhebung bewegen. Dieſe Erſcheinungen ſind dort die Früchte der freien Inſtitutionen, hier die des gräßlichen Feudaljammers. Wenn wir ſpäter Polen auch den Vorwurf wegen unwürdiger

Ständeeinrichtung zu machen haben, ſo beweißt uns doch dieſe frühere Geſchichte, daß dieſe Unvollkommenheiten nicht aus ſeiner eigenen Verfaſſung, ſondern aus dem Einfluß der einwirkenden Umgebungen herzuleiten ſeien.

Polen war damals und noch lange nachher, ohne Ausnahme und Widerrede die freiſte Nation Europens, und die größte Menge aller der Vorzüge im Verhältniß zwiſchen Regierenden und Regierten, die mit ſo vielem Blute in Frankreich, vorher in England, und jetzt hier und da wieder in Teutſchland erkauft worden ſind, die ſo viele Staaten jetzt noch unvollkommen beſitzen, nach denen ſie wie nach den Gärten der Heſperiden ſchauen, waren ſchon in jenen fernen Zeiten das ganze unveräußerliche Eigenthum der Polen.

Es iſt gewiß, daß die franzöſiſche Revolution durch die Bekanntſchaft mit Polen und ſeiner Geſchichte gefördert worden iſt, und daß mancher Redner der Nationalverſammlung ſeine Vorſchläge aus der polniſchen Verfaſſung geholt hat. Betrachten wir nun die größere oder geringere Einwirkung jener idées de l'assemblée auf die meiſten Staaten Europas, ſo öffnet ſich eine überraſchende Ausſicht auf den Einfluß, den Polen auf die gemeinſchaftlichen Verhältniſſe Europas geübt. Dieſes Polen, das unſere antiken und modernen Ritter ſo gerne in die Reihe der unkultivirten ſlaviſchen Horden werfen möchten. Der Grimm der Antiliberalen, der ſich jetzt immer auf England und Frankreich wirft, muß Polen auch aufnehmen, ja obenanſtellen, denn dort hat immer die größte Freiheit geherrſcht, während wir noch in England den Tyranneien Heinrichs VIII. und manches Anderen, in Frankreich aber dem gefährlichen Deſpotismus Ludwig XI. und ſpäter dem unwürdigen niedrigen Maitreſſenregiment begegnen.

Polen iſt immer das Land der Freiheit, der Heerd der Freiheit geweſen, an dem ſich zum Theil die neueſte Zeit aufgewärmt und entzündet hat.

Während dieſer Zeit waren die Ruſſen, die man richtiger Moſcowier oder Moſcowiter nennt, Sklaven der Tartaren.

Jagello ſtirbt 1434. Sein Sohn folgt ihm. Wladislav III. — 1444, wo er bei Varna fällt. Er war 1443 zum Könige von Ungarn gewählt worden, und hatte darum den Krieg gegen die Osmanen eröffnet. Er fiel als ein junger thätiger Regent, deſſen Tod große Trauer erweckte.

Ein teutſcher Schriftſteller, der ſich einen engliſchen Diplomaten nennt, vielleicht es auch iſt, und dem ich neben anderen Geſchichtswerken in der Sacherzählung der polniſchen Geſchichte folge, damit mir nicht der Vorwurf gemacht werden könne, ich hätte nur auf die Worte eines polniſchen Kriegers geſchworen — dieſer Schriftſteller, der noch nicht in einer Zeile meinem Polen widerſprochen hat, ſagt bei Gelegenheit des dritten Wladislav, zwar mit gelinderen Worten, aber ziemlich daſſelbe, was mein ſterbender Pole ſagte:

> „zum Andenken dieſes Königs geruhte der
> „Kaiſer Nicolaus, bei der letzten Uebergabe die-
> „ſer Stadt allergnädigſt, einige der wegge-
> „nommenen Kanonen nach Warſchau zur Er-
> „richtung eines Nationaldenkmals zu ſenden.“

„Dies geſchah in der Abſicht, um durch ein leeres Kompliment das zunehmende Mißvergnügen des Volkes zu beſänftigen, das in jenem Augenblicke begann, laut ſich über die konſtitutionswidrige Aufſchiebung des Reichstages, über das ſo lange Ausſetzen der Krönung, und über die hundert nicht gehaltenen Verſprechungen zu beklagen, die ſeitdem ſie aufgeregt haben, um ſich mit eigner Hand Gerechtigkeit zu verſchaffen. Wenn eine Nation ehrfurchtsvoll, aber mit Feſtigkeit die Beſtätigung ihrer konſtitutionellen Exiſtenz verlangt, hingehalten zu werden mit dem kindiſchen Anerbieten eines Denkmals auf Wladislaus Varnenſis, war nicht ſehr von dem Falle unterſchieden, wenn einer um Brot bittet, und einen Stein erhält. Es war ein Beweis mehr von der Unfähigkeit eines unumſchränkten Fürſten, oder ſeiner Miniſter — und die Bemerkung kann man auf alle Unterthanen einer unumſchränkten Monarchie ausdehnen, — die Wünſche eines freien Volkes zu begreifen, oder auch nur den Ton des Gefühls, den jener Freiheitsſinn erzeugt, und mit welchem der Ausdruck dieſer Wünſche begleitet iſt.“

Wladislav III. folgte ſein Bruder, der ſchon vorher Lithauen beherrſcht hatte, Caſimir IV.

Ihm unterwarfen ſich viele preußiſche Städte wegen der Bedrückung der deutſchen Ritter freiwillig, eben ſo ward ein Theil Schleſiens, Pommern, und Wärmeland wieder polniſch, ja 1466 mußten die teutſchen Ritter darein willigen, für ihr übriges Land der Krone Polen zu huldigen. Das geſchah im Frieden zu Thorn, wo Weſtpreußen polniſch und Oſtpreußen polniſches Lehn wurde.

Weniger glücklicher war Caſimir im Kriege gegen den ruſſiſchen Czaar Iwan Waſiljewitſch — die königl. Macht ward unter ihm noch mehr beſchränkt, und ohne die Volksvertreter, die Landboten, konnte ſeit jener Zeit nichts beſchloſſen und ausgeführt werden. Daß auch ſchon zu jener Zeit der dritte Stand ohne allen Einfluß geweſen, und der Bauer ſchon damals in tiefe Sklaverei geſunken ſei, wie deutſche Hiſtoriker, z B. Pölitz, erzählen, ſtimmt mit vielen andern Nachrichten aus jener Epoche nicht überein. Wir fühlen uns vielmehr berufen, jene Zeit noch, wie ſie im Gedächtniß der Polen ſelbſt iſt, und wie unſer engliſcher Diplomat ſie ſchildert, in ein beſſeres Licht zu ſtellen. Dieſer ſagt: „ein Beweis, daß zur Erziehung und Bildung auch niedere Stände gelangen konnten in jenem früheren Zeitraume, iſt, daß drei der vorzüglichſten Gelehrten jenes Zeitalters, Janicki, ein lateiniſcher Dichter, Kromer, einer ihrer beſten Geſchichtsſchreiber, und Dantiscus alle Söhne von Bauern und Handwerksleuten waren. Auch blieben Talente zu jenen Tagen nicht unbelohnt, in welchem Range ſie ſich auch ſanden. Dantiscus war Geſandter in Rom, England und bei anderen Regierungen; Janicki wurde als Dichter (poëta laureatus) vom Pabſte Clemens VII. gekrönt, und Kromer ſtieg bis zur Würde eines Fürſtbiſchofs in Wärmeland.“

Wie reimt ſich das mit den Adelsbegriffen ꝛc. zu denen uns die ſpätere Verfaſſungsweiſe berechtigt, die aber den Polen immer mit 100fachen Procenten und von Entſtehung des Landes an zugerechnet, angedichtet werden. Es iſt ja dies eigentlich der Sieg der Intelligenz, die keiner andern Mittel als ihrer ſelbſt bedarf, wie wir ihn in den meiſten unſerer Staaten vergeblich ſuchen, denn wenn es in vielen unſerer Staaten heut einmal einem Bauersſohn gelingt, bis zu dem Poſten eines auswärtigen Geſandten zu ſteigen — und meinem Gedächtniſſe ſchweben bei dieſem Geſchäft nur Leute von guter Familie vor — ſo müſſen ſich unendlich viel glückliche Umſtände ereignen, und man wird gewiß ſorgen, durch neue oder doch geſchnörkelte und verbrämte Namen den urſprünglichen zu verwiſchen.

Nun bedenke man, wie in einer ſo frühen Zeit, wo in Teutſchland u. ſ. w., der Bauer von einer wiſſenſchaftlichen Laufbahn, ſo viel als heute vom Himmel wußte, die Wörter, Leſen und Schreiben kaum dem Namen nach kannte; man bedenke, wie zwanglos die Verhältniſſe ſein mußten, daß Bauernſöhne ſolch einen Weg einſchlagen konnten. Wäre der Fall einzig, ſo fände ſich leicht die Auskunft, der Gutsherr habe aus perſönlicher Gutmüthigkeit, weil er auf der Pferdeweide Talent in dem Knaben entdeckt, ſich ſeiner angenommen, aber die vielfach vorkommenden Beiſpiele, das Erneuern derſelben in ſpäterer Zeit, z. B. bei Copernicus, berechtigt uns, eine günſtigere Lage des niedrigen Standes anzunehmen, als uns viele Hiſtoriker ſchildern.

Eine unbedingte grenzenloſe Anerkennung und Verehrung alles deſſen, was in das Reich der Intelligenz gehört, iſt dem Polenvolke noch heut eigen, und muß zu den Zügen ſeiner Nationalitat gezählt werden, und jene Beiſpiele ſprechen wahrlich nicht dagegen. Eine Menge anderer Einrichtungen aus den früheſten Zeiten aber redet dafür.

Polen iſt das Land, wo Orden und dergleichen äußere Ehrenbezeigungen niemals Sitte geweſen ſind; wie wenig Verdienſt auf das bloſe Recht der Geburt, auf das ererbte gelegt wurde, beweißt die frühere Einrichtung der Wählbarkeit des Königs. Eine ſolche Art von Götzendienerei, als ſtecke in einem Schooße ein größeres Quantum von Göttlichkeit, und als ſei eine königliche Familie von anderem und beſſerem Blute, denn andere, iſt ihnen immer fremd geweſen, wenn ſie auch der Ordnung, Einfachheit und ähnlicher Urſachen halber die Wahl gern bei den Jagellonen erhielten — daß ſie immer eine Wahl für nöthig fanden, ſagt alles was wir wollen. Das ſogenannte Erſtgeburtsrecht war etwas Unbekanntes unter dem Adel und die Geſchichte erzählt als merkwürdigen einzelnen Fall, daß Johann Zamoyski ein Majorat geſtiftet habe. Der ärmſte Edelmann ferner, der nicht viel mehr als ſein Pferd und ſeinen Säbel beſaß, hatte daſſelbe Anrecht zur Krone, dieſelbe Stimme bei der Wahl wie der reichſte — wären die Polen des alten Uebels mit der Unterdrückung der Bauern immer ſo Herrn geworden, wie es ihnen einigemal gelang, es wäre ein Land der Freiheit und Gleichheit, wie nirgends unter der Sonne.

Ihr Begriff vom Adel iſt himmelweit verſchieden von dem unſern, der auf das Lehnrecht fußt, er iſt wie das römiſche, das polniſche Bürgerrecht; der Vorwurf der Ariſtokratie iſt ein ganz lächerlicher, denn dieſe ſogenannten Ariſtokraten bildeten allein den Staat; es gab nur eine, ihre Klaſſe — wo ſoll da unſer Begriff Ariſtokratie herkommen? Hätte man nicht Bauern zur Beſtellung des Feldes gebraucht, und wäre man nicht ſpäter von Oſten her, woher Polen alles Ueble kam, mit dem völligen Unterdrückungs-Syſteme jener gekommen, es gäbe keine Verfaſſung, die ſo den allgemeinen menſchheitlichen Rechten, den ſtaatsbürgerlichen Rechten entſpräche. Es war ein Reich der Freiheit, deſſen Geſchichte die lehrreichſte für die Freiheit iſt.

Unter den Jagellonen war Polen einer der bedeutendſten Europäiſchen Staaten, es beherrſchte die Mündungen großer Ströme in die Oſtſee und hatte Häfen am ſchwarzen Meere, weit jenſeits des Dnieper und der Düna erſtreckten ſich ſeine Grenzen nach Moskowien hinein.

Auf Caſimir folgte ſein Sohn, Johann Albert, gewöhnlich Johann I. (1492—1501) genannt. Dies iſt faſt der einzige König, welcher eine Erweiterung der königlichen Macht verſuchte. Der Verſuch ſchlug dahin aus, daß der Reichstag das Vorrecht erhielt, ſeine Einwilligung zu Krieg und Frieden geben und verweigern zu können.

Unter ſeinem Bruder Alexander (1501—1506) ſank das Anſehen der Krone noch mehr, und es zeigte ſich das ſtörende Uebergewicht des Reichstages immer deutlicher, der ſich ſogar ſchon ohne des Königs Ruf verſammelte.

Alexander war vorher Großherzog von Lithauen geweſen, die Vereinigung beider Länder wurde alſo durch ihn erneuert. — Die ewige Vereinigung beider Länder ward unter Sigismund Auguſt 1568 auf dem Reichstage zu Lublin ausgeſprochen.

Sigismund I., der zweite Bruder Caſimirs IV., 1506—1548. — Albrecht von Brandenburg, der zum Proteſtantismus übergegangene Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens empfing unter dieſem Könige 1525 im Vertrage zu Cracau Oſtpreußen als ein lehnbares Herzogthum von Polen. 1526 ſtarb der letzte Piaſt in Maſowien.— Boleslav III. Krummaul hatte, wie erzählt wurde, ſein Reich in vier Theile getheilt, und ſein Sohn Boleslav hatte Maſovien erhalten.

Auch Liefland ward unter dieſem Könige durch den Heermeiſter Kettler an Polen gebracht.

1538 ward das Recht der Erſtgeburt durch ein Geſetz abgeſchafft. Gegen die Türken ward glücklich gekämpft.

Die Ohnmacht des Königs im Verhältniß zur Nation trat aber trotz des vielen Zuwachſes von außen unwiderleglich hervor, zum erſten Male trat der Adel bewaffnet und in großer Zahl (Rokosz) auf, um innere Angelegenheiten zu ordnen. Dies iſt der Anfang der Conföderationen, dieſer wunderbaren Erſcheinung, zu denen ſogar der König treten konnte, und die dem Lande ſo gefährlich geworden ſind. Es nennt ſie ein Hiſtoriker kurz und bündig nach unſeren Begriffen „auctoriſirte Empörungen." —

Sigismund Auguſt 1548—1572. Sigismunds Sohn, der letzte Jagellone.

Man könnte faſt ſeine Regierung die höchſte Blüthe des Landes nennen: Cracau war eine der beſuchteſten Univerſitäten Europas, Lithauen nahm die polniſche Conſtitution an, und die vorherrſchende Lithauiſche Ariſtokratie ging in der polniſchen Verfaſſung unter, alle verfolgten Religionspartheien fan den freundliche Aufnahme in Polen, die ſchönſte Freiheit ſegnete das Land. — Bald beginnen nun aber mit dem Schluß dieſer Regiernng die vielen Fehlgriffe, die Polens Uuglück vorbereiteten.

Sigismund ſtarb — Jagellonen gab es nicht mehr, und das Wahlreich mit ſeinen Stürmen begann.

Heinrich von Anjou ward mit Uebergehung des ruſſiſchen Czaars, des teutſchen Kaiſers Max II. und des Königs von Schweden gewählt, und beſchwor im Januar 1574 die pacta conventa, die polniſche Karte.

Nach dieſer durfte kein König ſeinen Nachfolger ernennen, ſich nicht ohne Einwilligung des Senats vermählen, und ohne Bewilligung des Reichstages keinen Krieg erklären, und keinen Vertrag ſchließen, den Nichtkatholiſchen mußte vollkommene Freiheit bewilligt werden, und einmal wenigſtens in zwei Jahren mußte der König den Reichstag zuſammenberufen, den Schatz durfte er nicht verſchwenden, und wenn er eine der Bedingungen brach, ſo waren ſeine Unterthanen ipso facto des Gehorſams gegen ihn entbunden.

Das gefiel dem erwählten franzöſiſchen Prinzen gar wenig, denn Frankreich hatte zur damaligen Zeit gar keine Ahnung von polniſcher Freiheit, und ſchon im Juni verließ er ſein Königreich, um den durch den Tod ſeines Bruders Karl IX. erledigten franzöſiſchen Thron einzunehmen.

Nun ernannte der Primas und Senat im December den Kaiſer Max zum Könige, aber der Adel behauptete ſein Wahlrecht, und ernannte fünf Tage ſpäter die Schweſter des verſtorbenen Sigismund Auguſt — Anna zur Nachfolgerin, und Stephan Bathory, Großfürſten von Siebenbürgen, zum Gemahl.

Er war ein tüchtiger, tapferer, braver Regent, der aus eigenem Antriebe die Freiheiten der Nation noch erweiterte, dem polniſchen Namen die größte Achtung verſchaffte, und wie der Grenzſtein der alten polniſchen Zeit daſteht. Der bedeutende Mann und gewaltige Feldherr Johann Zamoyski war unter ihm raſtlos thätig für ſein Vaterland. Ein Krieg um Liefland, der mit Moskowien geführt ward, war ein Tummelplatz polniſcher Tapferkeit, ſo daß Iwan II. im Frieden 1582, 34 feſte Plätze in Liefland an Polen abtreten mußte. Um dieſe Zeit fing aber Iwan an, mit dem römiſchen Pabſte, wegen ſeiner Vereinigung mit dem katholiſchen Glauben in Unterhandlungen zu treten, und Stephan der jede Gelegenheit ergriff, ſein Land zu fördern, nahm Jeſuiten, die zur Ausgleichung mit Iwan geſchickt waren, in Polens Schooße auf, und die ſind auch da, wie überall, thätig geweſen, Saamen des Unheils auszuſtreuen. Ihr abſolutiſch hierarchiſches Syſtem paßte ſo wenig zu einem freien Weſen, wie es aus der polniſchen Conſtitution und Nationalverſammlung hervorſchritt, daß ſie ſich gedrungen fühlen mußten, den Fürſten bequemere Wege zu zeigen. Ihnen mag auch die ſpätere Erſcheinung, daß die Diſſidenten gedrückt wurden, zuzuſchreiben ſein, und wie Rußland das zum Vorwand gebrauchte, werden wir bald erfahren. Die liebevollſte Duldung aller Religionsanſichten war ſo ſehr national, daß der plötzliche wunderbare Wechſel nur ſolchem äußeren Einfluſſe zugeſchrieben werden kann.

Aber raſten wir hier einen Augenblick, als Stephan Bathory ſtirbt, bei der alten polniſchen Größe — das Unglück naht geflügelt, es erreicht gar bald eine wackre Nation, laßt uns nicht eilen.

Viertes Kapitel.

Wir haben nun in der Kürze einen unglücklichen Contraſt gegen dies liebliche Gemälde zu zeichnen. Indem wir dies thun, werden wir die Urſachen ſehen, welche ein Syſtem, das ſo viel Gutes in ſich faßte, hinderte, vollkommen, oder was beinahe daſſelbe geweſen wäre, fortdauernd zu ſein.

Die Wurzel alles Uebels war das Wahlreich. Dieſes, obgleich ſo lange ſchon in Polen verſteckt liegend, war lebendig erhalten durch den verkehrten Sinn der Lithauer, die oft für die gegenwärtige Zeit des Königs Bruder gewählt hatten, nm ihre Unabhängigkeit zu zeigen. Es war in den Wahlen Ludwigs von Anjou und Heinrichs von Valois anerkannt worden.

Obſchon der Adel es noch nicht geltend gemacht hatte, um einen aus ſeinem eignen Stande zu wählen, ſo war es doch ſchon etwas, daß man eine Krone verweigern konnte.

„Man kann in Wahrheit ſagen, daß der Charakter ihrer Monarchen ſie de facto mit der Idee einer Erbfolge verſöhnte, während ihnen der Gedanke ſchmeichelte, daß es in der unmittelbaren Gewalt der Nation ſtehe, dieſe zu unterbrechen; auch ſcheint es nicht, als hätten die verſchiedenen Klaſſen des Gemeinweſens, ſo lange ihre Gewalten in ihren gehörigen Schranken blieben, eine Neigung gehabt, dies zu thun; aber als der höhere Adel ein ungebührliches Uebergewicht über die Krone erlangt hatte, (indem der Senat als der conſtitutionelle ariſtokratiſche Zweig der Geſetzgebung nur, ſo zu ſagen, ein Ausſchuß von ihnen ſelbſt war,) ſo begann der niedere Adel, der Tauſende der niedern Claſſen, doch nicht Bauern, in ſich begriff, und die in dieſem Lande durch die Geſammtheit der Wähler repräſentirt werden konnten, (da die Bauern zwar frei waren, aber keine Wahlſtimmen hatten,) in die Rechte des Volks einzugreifen, und machte, durch eine Folgereihe von Gewaltmißbräuchen, dieſe endlich zu Leibeignen.“

„So waren zuletzt vier Körper im Staate; — der Wahlkönig mit ſehr beſchränkter Macht; ein mächtiger Adel, der einen bloß berathenden Senat mit inbegriff; die ganze Maſſe des Adels oder der freien Leute, die auf dem Reichstage repräſentirt wurde, und die Bauern, die nun Leibeigene geworden waren; die Geiſtlichkeit trat nie als ein beſonderer Körper auf.

„Im Jahr 1588 ſchritt die Nation zur Wahl eines Nachfolgers von Stephan. Zamoyski, durch ſeinen Namen und ſeine geleiſtete Dienſte vor allem hohen Adel jener Zeit der einflußreichſte, ſchlug vor, den ganzen Körper der freien Leute der Nation zum Stimmen für die Wahl eines Beherrſchers zuzulaſſen, und erhielt dieſes auch. So betrachtete einer der Mächtigſten aus der Ariſtokratie es als eine Handlung der Gerechtigkeit gegen ſeine Mit-Brüder, auf ſie einzeln, ohne Dazwiſchenkunft eines Reichstages, das Recht der Wahl ihres Souverains auszudehnen. Eine ſolche Ariſtokratie kann man ſicher nie der Oligarchie beſchuldigen. — — — — — —

„In dem vorhergehenden Zeitalter boten umliegende Nationen wiederholt ihre Kronen den Beherrſchern Polens an, dazu bewogen durch die größere Freiheit, die ſie unter ihrer Regierung genoſſen, im Vergleich gegen die, welche ihre eignen Fürſten ihren Unterthanen gewährten.

„Dies würde auch die Wiederherſtellung Polens mit einer freien Conſtitution, ſelbſt in dieſen

Tagen ſein, und dieſe Wirkung würde man bald erblicken, in dem eifrigen Streben der benachbarten obgleich ſchon lange losgeriſſenen Provinzen, ſich mit ihm zu vereinigen. Aber dieſelbe Ungleichheit freiſinniger Begriffe wirkt jetzt wie damals, eine Eiferſucht, um nicht zu ſagen, eine Erbitterung der benachbarten Despoten, gegen eine Nation, die ſo viel höher ſteht, als ſie.

Die collektive Stärke Polens war vermindert, aber ſeine Bürger waren noch treu und brav."

Alſo unſer engliſcher Diplomat. Es ſtimmt die Meinung dieſes Mannes ſo ſehr mit der meines todeswunden Polen überein, und es zeichnet ſich dieſe Geſchichtsvorſtellung ſo vortheilhaft vor allen den vor mir liegenden aus, die meiſt plump und ungeſchickt über dieſen Zeitpunkt hinweg ſtolpern, oder auch nicht einmal ſtolpern, daß ich mich gedrungen fühlte, es hier wörtlich herzuſetzen. Es iſt dieſer Geſchichtsſchreiber, wie es jeder ſollte, ſo mit Liebe in die Nationaltracht des zu beſchreibenden Volks hineingefahren, ohne doch ſeine kosmopolitiſche, kritiſche Individualität zu opfern, daß er nothwendig eine ſchöne Geſchichte ſchreiben mußte.

Ich glaube nur, daß er bei Beurtheilung Napoleons die Polen verläugnet, wie er ſie fühlen und ſich äußern läßt, und daß er den Belgiern das Recht verweigert hat, aus ihrer Individualität ihre Handlungen zu richten.

Letzteres verdächtigt auch den engliſchen Verfaſſer, und führt auf einen deutſchen Publiciſten, der das lebhafteſte deutſche Intereſſe aus der ſogenannten Demagogenzeit herübergebracht, und bereits in mehren Schriften den Deutſchen vor Augen gelegt hat.

Sei dem, wie ihm wolle: ich glaube obiger Status könne nicht beſſer entworfen werden, darum ſteht er da, und der Diplomat möge nichts dagegen haben, wenn ich bei ähnlichen den Mittelpunkt treffenden Bemerkungen Aehnliches mir erlaube. —

Stürmiſch und verworren bildet ſich's nun bei entſchiedenem Hervortreten des Wahlreiches, doch iſt darum die Geſchichte nicht verworren, wie das keinem Volke begegnen kann, was etwas Beſtimmtes, durch Jahrhunderte Gehendes, national Gewordenes will — Polen wollte immer die Freiheit, nicht im Begriff der Geſetzloſen, Ultra-Jacobiner, aber auch nicht in dem der Unterthänigkeit, die zufrieden iſt, wenn man allenfalls vor'm Kopfabſchlagen ſicher iſt. So lebt ſich ein Volk ſelbſt die Klarheit ſeiner Geſchichte, denn es webt das leitende Tau, das ſich mitten hindurch zieht. Wer keine polniſche Geſchichte ſchreiben kann, kann ſchwerlich irgend eine ſchreiben; deutſche am wenigſten; denn dort wächſt wie ein blühender Baum die Nationalität empor, Alles, was geſchieht, drängt ſich in ſeinen Schatten, alle Stürme ſtürzen ſich in ſeine Aeſte — dort findet man das ganze Volk, und die zurückgelaſſenen Eindrücke am Baume ſind die bündigſte Geſchichte. Man hat dem polniſchen Baume die mörderiſche Axt an die Wurzel gelegt, die polniſchen Leiber haben die Hiebe aufgefangen; es iſt nöthig geweſen, den Baum in fremde Länder zu verpflanzen, in Frankreich und Italien hat er zu Dombrowski's Zeit ſein Leben friſten müſſen — er iſt zurückgebracht worden, und wenn auch jetzt die zahlreichen Horden des Unterdrückers einer Nation das Häuflein Polen unterdrücken, der Baum wird fort grünen, denn man hat ihn reichlicher als je mit dem beſten Blute gedüngt.

Solch' eines unbeſchädigten Baumes können ſich wenige Länder, und wie ich oben andeutete, ſelbſt Deutſchland nicht rühmen — ich will nur an das franzöſiſche Zeitalter erinnern, wie damals unſere liebe Sprache, ſchon zum Wechſelbalg umſtafſirt, kaum gerettet wurde. —

Man kann mit drei Worten die polniſche Geſchichte erzählen, denn es iſt kein Volk, das ſo früh erkannt, wie Namen, Perſonen, Individuen verſchwinden müßten, vor der Idee, vor der Allgemeinheit — mit rieſenhafter Anſtrengung ſtürzten ſich vom Piaſt und Jagello herab, Leute wie Zamoyski, Czarniecki, Kosciusko, Dombrowski, Radziwill, Dembinski, Chlopicki, Czartoryski, Skrzynecki u. ſ. w., in den Kampf, um nach einem glücklichen, oder unglücklichen Ende in den Schatten zurückzutreten — es entwickelt ſich hundert Mal eine große individuelle Kraft, die nur das allgemeine nationelle Intereſſe fördern und für ſich ſelbſt nichts will, dieſe letzten Worte ſind die polniſche Geſchichte.

So lange die römiſche Geſchichte ſich an die Begriffe und Ideen des Staates, der Respublika knüpfen, und alle die großen Männer nur Träger und Verfechter dieſer ſind, gewiſſermaßen entkörperte Römer, ſo lange iſt das Volk groß und ſeine

Geſchichte ſchön — mit dem Beginn des Kaiſerreiches, wo die Unnatur eintritt, daß ſich viele Millionen nur in Bezug auf eine Perſon denken und richten laſſen ſollen, beginnt der Gräuel und die Götzendienerei, menſchliche Unwürdigkeit u. ſ. w., werden die Ueberſchriften der Kapitel.

Wir hätten polniſche Geſchichte, auch wenn wir die Namen der polniſchen Könige nicht wüßten, denn wir hätten die Geſchichte ihrer Ideen, die in jedem natürlichen Menſchen wohnen, und darum nie untergehen und nicht vergeſſen werden — Namen verliert das Gedächtniß am erſten, und ein Volk, das ſeine Geſchichte wie z. B. Rußland nur an die Namen ſeiner Herrſcher knüpfen kann, iſt leicht der Gefahr ausgeſetzt, daß einmal kein Menſch ſeine Hiſtorie mehr weiß.

Polen geht nun auch bei Beginn des Wahlreiches nicht ſeiner Prinzipien wegen dem Verderben entgegen, ſondern weil die Ingredienzien ſeines geſicherten Daſeins nicht vortheilhaft vertheilt ſind — ſo ſtirbt der Menſch, dem ſich alles Blut im Herzen koncentrirt, wie ſchön auch die Abſicht ſein mag, auf's reichſte fühlen zu wollen.

So iſt der Baum, wenn er in der Fülle ſeines Saftes ſteht, und ihn heraus drängt über die Rinde, am leichteſten zu verletzen. Das herrliche Gut der Freiheit ward nicht gleichmäßig genug vertheilt, man kam zu ſpät zur nothwendigen Ausgleichung der Stände, und als man's mit redlichem Willen nachholen wollte, da war die nachbarliche Ungerechtigkeit ſchon mit ehernem Fuße in die ſinkende Wagſchaale getreten, und das phyſiſche Uebergewicht gab den Ausſchlag.

Die meiſten Staaten, die gefallen ſind, fielen durch Ungerechtigkeit, und doch machten die erobernden Staaten, um zu beſtehen, wieder auf dieſelben allgemeinen Begriffe von Recht Anſpruch, die ſie eben verletzt hatten. Das nannten früher die Meiſten das Recht der Waffen; Manche nannten's Eroberungsprinzip, und erſt unſrer Zeit war es vorbehalten, dieſem Unweſen durch das liberale allgemeine Syſtem zu ſteuern, der neueſten Geſchichtsſchreibung, den wahren Namen „Räuberei“ dafür zu brauchen.

Gelang es Polen, beim Beginn des Wahlreiches, ſeine eignen Theile, ſeine Stände zur größeren Harmonie zu ordnen, ſo ſtünd' es um das Land ſelbſt, und vielleicht um halb Europa beſſer denn ſeine Regierungsbegriffe, durch das Glück, das ſie erzeugen, der Menſchheit empfohlen, wären vielleicht weniger mit Blut getränkt zu den Franzoſen und früher zu anderen Staaten gekommen.

Man muß aber, wie beim Drama, eine poetiſche Nothwendigkeit, ſo im Laufe der allgemeinen Begebenheiten und Erſcheinungen eine hiſtoriſche Nothwendigkeit annehmen — es hat ſo kommen müſſen, um das Gute, das allmählich keimt, mehr würdigen und ſchätzen zu lernen. Dieſe hiſtoriſche Nothwendigkeit iſt das Weltſchickſal, die Gottheit, welche unerkannt von uns weht und ſchafft. Wir haben nichts zu thun, als nach den Geſetzen zu forſchen, denn die einigen Geſetze ſind die Gottheit, dann wird uns der Maßſtab des Handelns und Richtens. Kein Tropfen polniſchen Blutes für Freiheit und Recht vergoſſen, wird verloren gehn, viele herrlichen Keime haben wir ſchon geſchaut, und daß wir vielleicht nicht Alles ſehen, liegt in der Beſchaffenheit jener höheren Geſetze, jenes Weltſchickſals, das ſich in weiteren Kreiſen bewegt, als wir mit menſchlichem Auge zu ermeſſen vermögen. In ſofern iſt aber die Geſchichte die prophetiſche Kunſt, daß ſie aus einzelnen Theilen auf's Ganze ſchließt, und ſeine Sicherheit verkündet — dieſe wird für die Polen und für die Welt nicht ausbleiben, und das ſtärkt uns, wenn wir an die Erzählung des polniſchen Unglücks gehen.

Mag man uns eines thörichten Optimismus zeihen, wir beharren auf der Behauptung, ohne deren Wahrheit die Weltgeſchichte ein Ammenmährchen wäre, die Welt ſchreite fort und ſtehe nicht ſtill. —

Müßte man dieſen Glauben aufgeben, ſo giebt man auch die Möglichkeit auf, fortzubeſtehen, wenn irgend ein großes Unglück geſchieht, wie z. B. der Fall Warſchaus eins iſt.

Sigismund Waſa, ein Prinz von Schweden, (1587—1632) ward gewählt, der nach ſeines Vaters Johann Tode, Anſprüche auf Schweden machte, und ſomit den langen Kriegen mit Schweden das Signal gab, die vielfaches Unglück über Polen gebracht haben.

In Schweden ſtand ihm ſeine katholiſche Confeſſion im Wege, einen Thron zu beſteigen, und in Polen führte ſie ihm die Jeſuiten als ein Mittel zu, den Thron zu untergraben. Weder Glück noch Klugheit unterſtützten ihn, und ſo leicht es damals geweſen wäre, ſeinem Sohne Wladislav IV. den ruſſiſchen Thron zu verſchaffen, den damals das jetzt noch regierende Haus Romanow beſtieg, ſo gelang es ihm doch nicht. — Die freiſinnige Art der Erziehung, die in Polen ſchon erfreulich gedieh, zerſtörte er, die Preßfreiheit beſchränkte er, zu Allem durch die Jeſuiten vermocht, und ſo regte er die ſchlummernde Gewalt des Adels unſanft auf, daß 100,000 freie Männer zur Conföderation von Sendomir, der erſten geſetzlichen Empörung, dem erſten Akt und Hauptmotive des polniſchen Trauerſpieles, zuſammentraten, und ihm gewaffnet Befehle gaben. Es beruhten dieſe geſetzlichen Aufſtände auf dem richtigen Grundſatze, daß die Nation der Herr ſei, und der König angeklagt und gerichtet werden könne, wenn er die Rechte des Staates verletze. Dieſe gewaffnete Art konnte aber natürlich nur Blut und Tod in ihrem Schooße tragen, und führte dann auch am Ende zu Blut und Tod. Dies erſte Beiſpiel fand ſtatt 1605.

Man darf übrigens dieſe Conföderationen nicht ſo von vorn herein, und ohne Weiteres völlig verdammen; wer ſie einfache Empörungen nennt, hat keine Ahnung von der polniſchen Geſchichte; das

Gute an ihnen iſt ein zurechtweiſender Zügel für jede Art von Despotismus, jede Art von Oligarchie, ihre Geſetzlichkeit hätte nur genauer und näher beſtimmenden Geſetzen unterworfen ſein ſollen; damit ſie nicht Mittel anderer Willkühr werden konnten. Sie ſind ein Anfangsbegriff der heutigen Nationalgarde.

Unter Sigismund Sohne Wladislav IV. 1648, ſank das königl. Anſehen auf's tiefſte, und der polniſche Adel ſtand in einem Glanze da, wie ihn keine Nation aufzuweiſen hat; dazu kam die merkwürdige Erſcheinung, daß er, je mächtiger, deſto volksthümlicher, demokratiſcher wurde; keine Art von Titel und Vorrang wurde geſtattet, und in ſofern war er ein erfreulicher Anblick von vielen hunderttauſend freien und gleichen Männern.

1648—68 Johann Caſimir, Wladislavs Bruder. Das war eine wilde, kriegeriſche Regierung, Kriege mit den Koſaken, mit Rußland und mit Schweden. Der mit Schweden wurde mit wunderbar wechſelndem Glücke geführt, das jetzt den Carl Guſtav bis nach Crakau führte, jetzt im Juli 1656 eine dreitägige Schlacht bei Warſchau gewinnen ließ, jetzt ihn wieder nöthigte, alle Vortheile aufzugeben und ſich zurückzuziehen. Der große Kurfürſt von Brandenburg ſpielte dabei als Partheigänger die glücklichſte Rolle, und erhielt die Souverainität des Herzogthums Preußen, die am 3. Mai 1660 im Frieden zu Oliva beſtätigt ward. Polen verlor Liefland und Eſthland. Unter dieſer lebten die bedeutenden Feldherrn Czarniecki und Lubomirski, aber ihre Siege reichten für das bereits mächtig erſchütterte Reich nicht hin. Die Jeſuiten hetzten und ſchürten die Religionserbitterung. 1652 ward das liberum veto eingeführt, ein großer Mißbrauch der Freiheit des Einzelnen, ein fruchtbares Saamenkorn von Polens Unglück. Gegenüber blühten immer mehr die Conföderationen auf, zu denen ſelbſt der König treten konnte.

Geſchah dem Adel irgend wo zu Viel, oder zu Wenig oder auf unrechte Weiſe, ſo ſtieg er in Maſſe zu Pferde, verfaßte eine Conföderationsakte, die für eine Proclamation galt, und zog nun den Säbel gegen das ihm Mißfallende — 1655 trat eine zu Tyszowa zuſammen, um die Schweden aus dem Lande zu jagen, und der entflohne, ſchlechte König kam zurück, und unterſchrieb die Conföderationsakte.

Leider war, wie geſagt, die Geſetzlichkeit dieſer

Anſtalt ſo wenig begrenzt, daß oft zu gleicher Zeit verſchiedene Conföderationen waren, und ſomit durch dies Inſtitut unſägliches Elend über das Land kam. Der frömmelnde Caſimir legte den 16. Septbr. 1668 die Krone nieder, und ging in's Kloſter.

Die Polen, dadurch beleidigt, erließen ein Geſetz, daß in Zukunft nie ein König ſeine Würde niederlegen dürfe. Die Erbfolge, die wieder bei drei Regenten geachtet worden war, ward bei Seite geworfen, und zum erſten Male ein polniſcher Edelmann gewählt, ein Abkömmling aus dem Hauſe der alten Lithauiſchen Herzöge — Michael Wisniowiecki.

1669 1673. Er war ein beſcheidener Mann, der nur mit großem Widerſtreben und Widerwillen die Krone annahm, aber die Beſcheidenheit war eine gegründete, denn er war vollkommen unfähig zum Regieren. Der ruſſiſche Czaar, Chriſtina von Schweden und der Prinz von Condé waren bei der Wahl durchgefallen. Selbſt der große Feldherr Johann Sobieski richtete wenig gegen die Türken aus, weil ihm der König keine Truppen geben konnte. —

Mahomet IV. drang bis Lemberg, und erlangte im Frieden Podolien, die Ukraine und den daran grenzenden Diſtrict. Endlich brachte Sobieski ein Heer zuſammen, ſchlug die ſiegreiche Schlacht bei Choczim, und eroberte dieſe Feſtung. So ward der polniſche Kriegsruhm wieder hergeſtellt, und Sobieski beſtieg dafür, unter dem Namen Johann III. den Thron 1674—1696.

Er ward von der Nation gewählt, hat ſich aber wunderbar genug keine große Liebe, weder der mitlebenden noch der nach ihm lebenden Polen erworben; obgleich er die polniſche Tapferkeit ſo glänzend bewährt, und durch Befreiung Wiens von den Türken 1683 ganz Europa den Polen verpflichtet hat.

Will man die auffallende Erſcheinung, daß eine ſo tapfere Nation, wie die polniſche, einen ſo tapferen Fürſten, wie Sobieski, nicht vor Allen auszeichnet, nicht dem einzigen Grunde zuſchreiben, daß ſeine Gemahlin, eine ränkevolle franzöſiſche Prinzeſſin, den Polen vielen Aerger bereitet, was der Gemahl mit entgelten mußte, ſo glaubt man vielleicht folgenden Argumenten mehr. Sobieski, ein Mann feſten Willens und großer Thatkraft, verwöhnt durch ein glänzendes und glückliches im Befehlen verbrachtes Kriegsleben, mochte wohl oft unwillig die hemmenden Arme des Reichstages empfinden, mochte nicht ohne Sträuben das ertragen, wie es dem Krieger natürlich iſt, der alles Uebrige der Kraft weichen ſieht — und der Pole, der durch die vielen Jahrhunderte hindurch die Freiheit ſeines Landes mit glühender Leidenſchaft und jugendlichem Feuer liebte, fühlte ſich dadurch zu ſtachelnder Eiferſucht aufgeregt. Sei nun der Gegenſtand der Eiferſucht ein noch ſo ſchöner, der betheiligte Liebhaber wird nicht leicht ſein Lobredner.

Daher vielleicht die Erſcheinung, daß ſelten ein Pole unter den Helden ſeines Volkes mit demſelben Feuer, derſelben Freude den Namen Sobieski nennt.

Auch Leopold I. dankte ihm ſchlecht, und die Nachwelt vergilt den damaligen großen Dienſt ſeinem Volke auch nicht. Sobieski hat wenig Glück gehabt.

Nach ſeinem Tode 1696 ward Auguſt von Sachſen gewählt; vielleicht that dazu ſeine Freigebigkeit das Beſte. Sobieskis Wunſch, ſeinen Sohn Jakob zum Nachfolger zu haben, war heftig verworfen worden, und es hob den Sobieski nicht in ter Liebe der Nation, daß man ihn nur von ferne der Abſicht zeihen konnte, er wollte die Wahlfreiheit beſchränken, und die Erblichkeit zu Anſehen bringen.

August von Sachſen that nichts, als daß er zur katholiſchen Religion überging. Im Frieden zu Carlowitz erhielt er durch glückliche Vermittelung die Ukraine, Podolien ꝛc. von der Pforte zurück, und um Liefland von Schweden zurückzuerhalten, ſtürzte er ſich kopfüber in den nordiſchen Krieg. Der polniſche Reichstag verweigerte ihm zu Anfange polniſche Truppen, weil Auguſt ohne ſeine Einwilligung den Krieg begonnen hatte. — Carl XII. drang nach der Schlacht bei Cliſſov bis Crakau, bewirkte Auguſts Abſetzung und die Wahl des Poſener Woiwoden Stanislaus Lescinski, den Auguſt am 24. September 1706 im Frieden zu Altranſtädt anerkennen mußte.

Ludwig XV., Schwiegerſohn des Stanislaus, unterſtützte dieſen lau und mangelhaft, ſo daß Auguſt nach Carls Niederlage bei Pultawa 1709 den Thron wieder einnahm.

Eine große Kraft, ein feſter eigener Wille, der oft ſogar Eigenſinn wurde, reicht ſich unter den

Polen von Piaſt und Jagello herunter bis zu dieſer Zeit die Hand, und die Unantaſtbarkeit dieſer Willensäußerung iſt das Panier um das ſie ſich zu allen Zeiten ſammelten — auch jetzt, da ihr Glück immer mehr und mehr bergab ſteigt, ſehen wir ſie darum verſammelt, feurig ſich auflehnend gegen Auguſt's unverkennbare Abſicht, mit größerer Willkühr, als die Karte geſtattete, zu herrſchen. Der neue Katholicismus wollte, wie neue Beſen, auch gewaltig kehren, die Proteſtanten wurden geſtürzt; die Jeſuiten thaten das Ihrige, und ſo ſtieg der gereizte, zerrüttete Zuſtand immer höher.

Hätte Polen auch in der letzten Zeit ſo gutwillige Regenten, wie die Jagellonen, an der Spitze gehabt, ſo daß ſich die übermäßige Freiheitsliebe in Kämpfen gegen die Regierung nicht erſchöpfen, ſondern nur gegen die äußeren Feinde concentriren konnte, es wäre vielleicht nie eine ruſſiſche Beute geworden.

Das übertriebene Freiheitsprinzip hat es zwar auf kurze Zeit geſtürzt, aber nur, weil das Land in ſeinem eigenen Leben angegriffen wurde, ohne den Einfluß ſeiner letzten Regenten, der Jeſuiten ꝛc, ohne innere Fehde wäre es nie unterjocht wurden.

Aber es iſt nicht das Geſchäft des Hiſtorikers, das Reich der Möglichkeiten zu betreten — er hat das zu verbrauchen, was da iſt, und ſo mag das polniſche Unglück, auch wenn der jetzige heroiſche Kampf mit neuer Unterwerfung endet, ein Mittel zur Fortbewegung der beſten menſchlichen Intereſſen genannt werden. Die unwürdige Art der Herrſcherweiſe iſt in den polniſchen Angelegenheiten von den betheiligten Mächten auf die Spitze geſtellt, und dadurch auch dem Kurzſichtigen deutlich geworden, ſie war der Hebel der neuen ſchönern Zeit, und der neue Fall Warſchaus gewinnt der beſſeren Sache Millionen Arme. Iſt die Sonne einmal aufgegangen, ſo verhüllen ſie wohl auf Stunden verderbliche Gewitterwolken, aber den Tag kann man nicht zurückdrängen. Polens Geſchichte iſt ein Kompendium der Freiheit, und leſen lernen von Tag zu Tag immer mehr Leute — die falſchen Lehren, die ſo viel Blut gekoſtet, ſtehen auch darin und warnen; Polens geſtürzte Freiheit war ein Curtiusſprung, der allmälig tauſend Abgründe ſchließen wird.

Die Polen wollten nur das Recht der Wahl haben, de facto galt dann meiſt die Erbfolge — Ludwig XV. that zu wenig für Stanislaus Leszinski und August II. Sohn ward als August III. polniſcher König.

Das Ganze war offenbar ſchon in einer großen Zerrüttung und Verwirrung, und nur der unendliche und aufopfernde Patriotismus einzelner Individuen, woran keines Landes Geſchichte ſo reich iſt, als Polen, trug und hielt das Gebäude — unſer engliſcher Diplomat ſagt: „kein Land, außer England kann ſich einer größeren Anzahl öffentlicher Anſtalten aller Art rühmen, die durch Privatperſonen, ſelbſt in Landſtädten geſtiftet ſeien. Konarski, ein Mönch, habe auf eigene Koſten ein Kollegium zu Warſchau, der Biſchof Zaluski eine öffentliche Bibliothek von großem Umfange geſtiftet ꝛc.“

Wir erzählen das unpartheiiſch nach, können aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die mehr und mehr hervortretende Bedeutſamkeit Einzelner kein Sonnenſchein für das Ganze iſt — es preiſ't die Nation, und welches Zuſatzes von Preis ermangelte die wohl! — und tadelt den Staat.

Auch darin möchten wir mit dem Herrn Diplomaten nicht übereinſtimmen, daß durch einige zurückkehrende Polen der Lesczinskiſchen Partei aus

Frankreich, mit allen Vortheilen einer franzöſiſchen Erziehung, der Wunſch nach Reform ſich erzeugt und gezeigt habe. Frankreich war damals nicht das Land, was irgend nur ein Muſter hätte abgeben können. Von der höheren Geſellſchaftlichkeit, d. h. der Art zu regieren und regiert zu werden, kann gar nicht die Rede ſein, und von der niederen Geſelligkeit will es nicht viel ſagen. Iſt auch ein großer Einfluß dieſer auf jene gar nicht in Abrede zu ſtellen, ſo wie jede äußere Erſcheinung auf die andere wirkt, ſo iſt doch dazu eine viel größere Zeit von nöthen, und wir können nicht glauben, daß dieſer hier bei dem Einfluſſe Frankreichs auf Polen allein gemeint ſein könne — etwas anderes aber können wir nicht vermuthen.

Die Einnahme von Danzig, welches den Stanislaus aufgenommen hatte, und der Friede zu Wien, wo der alte Fleury Lothringen für ihn zu erhalten wußte, machte den Nachfolge-Streitigkeiten ein Ende.

An den Kriegen gegen Friedrich den Großen nahm Polen keinen Antheil. Mit dem Regierungsantritt der Catharina II. aber in Rußland begann die Zeit des großen Jammers, wie der nie ausbleiben wird, ſobald ein Land, deſſen Regierungsformen auf den ſchönſten Prinzipien ruhend, ohne gleichmäßige Kraftvertheilung ſchon an ſich einer Kataſtrophe nahe iſt, ſobald dies Land von einem mächtigen Nachbar mit allen Künſten des Betruges angefallen wird.

Hätten die Polen zwanzig Jahr früher eine Conſtitution vom 3. Mai eingeführt, wo ein größeres Gleichgewicht in den inneren Theilen geſchaffen wurde, ſo hätte Rußland keinen Anthalt im unglücklichen liberum veto, im Druck der Diſſidenten ꝛc. gefunden, und wäre von der concentrirten Macht der Nation zurückgewieſen worden. Jeder einzelne Landbote machte durch ſein „veto“ den Beſchluß des Reichstages ungültig — welch ein Feld des Einfluſſes iſt dadurch dem intriguirenden Nachbar geöffnet; jeder Einzelne konnte aufſtehen und eine Conföderation zuſammenberufen, wie leicht iſt es, Einzelne zu täuſchen, daß ſie das Beſte des Landes in Dingen ſehen, die dem Nachbar dienen. Das Recht des Einzelnen war zu wenig beſchränkt, die einzelne Freiheit war zu groß, und ſtürzte die geſammte. Rußland hat das eifrig benutzt, und wir dürfen auch nicht einmal die Conföderirten von Targowitz anklagen, weil ſie ſich für Rußland gewinnen ließen, denn ſie wollten auch nichts anderes, als Polens Beſtes, wir müſſen die Form verdammen, die dem Feinde ſo willig die Pforten öffnete.

Der Staat ging durch eine üble und fehlerhafte Zuſammenſetzung der einzelnen beſten Theile zu Grunde — die Nation war unverfälſcht und brav geblieben, und iſt es noch am heutigen Tage, obgleich Tauſende der Beſten in dem neuen Kampfe gefallen ſind.

In dem Zuſtande größter Verwirrung war Polen als Auguſt III. ſtarb.

Nun beginnt die Jagd auf das edle Wild, — alle edlen Züge des polniſchen Charakters treten hervor in blendendem Glanze, und beleuchten die ruſſiſche Handlungsweiſe, die uralte polniſche Freiheit wird mordbrenneriſch überfallen, denn, ach, ſein Gebäude iſt nicht verſchanzt, und dem Feinde zugänglich; es ſchließt ſich eigentlich hier die alte polniſche Geſchichte mit ſeiner Freiheit, und nur ein unterdrücktes eifriges Feſthalten bezeichnet den Zeitraum bis 1788, und verbindet ihn mit der alten Zeit. Dann hatte ſich die vetusta libertas Poloniae mit der neuen Zeit und ihren Vorzügen in glühender

Umarmung vermählt, und ihr erlauchter, bewundernswerther Sproß ward die Conſtitution vom 3. Mai, die nur von ruſſiſchen Barbaren mißhandelt werden konnte, wie ſie's wurde.

Wir haben der Gründe mehrmals gedacht, die es erklärlich machten, daß Polen einer gewaltigen Veränderung unterworfen ſein mußte: es ermangelte mit einem Worte des Gleichgewichtes ſeiner inneren Theile, wenn auch die Theile an ſich gut waren, und wäre auch ohne den verderblichen äußeren Einfluß einer großen Kriſis nicht entgangen. Aber ſo wie den halbgeſunden Menſchen eine alle Theile durchwandelnde reinigende Krankheit oft geſund macht, ſo konnte Polen geſund und verjüngt hervorſchreiten, wie wir das wirklich, trotz Jeſuiten-Einfluß von früher 1791 ſehen, wenn nicht der ruſſiſche Nachbar in ſeiner Rohheit alle Begriffe von Staats- und Völkerrecht in den Koth geritten, und die weſtlichen Nachbarn zu ähnlichem Unrecht verleitet hätte. Man hat es ſchmerzlich beklagt, daß Frankreich und England damals in Zeiträumen lebten, wo von einem Einfluß und Eingreifen weder aus moraliſchen, noch auch aus politiſchen Gründen die Rede ſein konnte — England hatte zuerſt gegen die aufgehende Freiheit in der neuen Welt, dann gegen das wilde Roß der Freiheit in Frankreich zu kämpfen, und hatte weder Zeit noch Luſt für dieſen verdächtigten Begriff in Polen etwas zu thun — Frankreich war kurz vor der Revolution ein Jammerſtaat, wo Schulden, Maitreſſen und Schwäche regierten, und hatte in den erſten Revolutionsjahren zu Viel mit ſich zu thun; da hatte Rußland freies Spiel, und konnte ungeſtraft betrügen nach Herzensluſt, Oeſtreich und Preußen wurden einige Stücke des Gewinnſtes zugeworfen, und ſo war auch von dieſer Seite nichts zu beſorgen. Beide Staaten haben auch keinen Zeitraum aufzuweiſen, wo ſie für höhere Intereſſen etwas gethan hätten, ſie ſind eben auch nur zuſammen eroberte Staaten, die nur dem Glück und der Gewalt ihr Daſein verdanken — ſie vergaßen nur dabei, daß ſie ihre eigenen Grundfeſten erſchütterten, wenn ſie Verträge und Völkerrechte durch Zerſtörung eines auf uralten Rechten ruhenden Staates umſtießen, daß ſie dieſer verletzten Rechte zu ihrem eigenen Beſtehen, wie der Luft zum Athmen bedürften. Alles das hatte man, wie geſagt, damals zu beklagen, und tröſtete ſich, daß es anders geworden wäre, wenn namentlich die Verhältniſſe Englands und Frankreichs anders geweſen wären, — man hat ſich in Allem, auch in dieſem Troſte getäuſcht, denn England ließ den Wiener Congreß vorüber, ohne in Rückſicht auf Polen gut zu machen, und Frankreich und England ſtehen heut, wo ſich Polen wie ein verwundeter Löwe erhob, und ſeine Ketten brüllend und mit Löwenſtärke zerbrach, in ihrer höchſten Blüthe eines freiſinnigen Regierungsweſens, und es iſt nichts für Polen geſchehen. Müßte man nach ſolchen Erfolgen richten; man würde verſucht, den Stab über den Liberalismus zu brechen, der in ſeinen Wohnſtätten, Frankreich und England, ſo wenig Beförderung findet, es tröſtet wahrlich nur der hiſtoriſche Blick, daß alles Gute nach vielen Kämpfen und Rückfällen ſich erſt feſtſtellt. Wir wollen darum die höchſte Blüthe der neuen Zeit, daß die Politik aufgehört, ein Werk der bloßen Klugheit, ein künſtliches Handhaben der Verhältniſſe zu eignem Vortheile, daß ſie angefangen habe, die Ausübung der höchſten Tugend zu ſein, noch nicht aufgeben.

Wir wollen uns überreden, es ſeien blos die liberalen Perſonen, die in jenen Ländern am Ruder ſtehen, aufzugeben, nicht aber die Idee, deren wir ſie für fähig hielten, und in dieſem tröſtenden Glauben beginnen wir das Brandmal des letzten Abſchnittes der alten Zeit, das Verfahren Rußlands zu erzählen. Die Geſchichte ſagt uns, dies Brandmal mußte dem Syſtem der bloßen Klugheit, die mit der Tugend nichts gemein hatte. jener Zeit aufgedrückt werden, damit ſich die neue Generation ſolchen Syſtems ſchäme, und eine beſſere Epoche herbei führe. —

Doch graut mir, da ich jetzt an die ruſſiſch-polniſche Zeit gehe — Napoleon, das große Genie' hat ſich mit Vielem befleckt, und ich bin der Letzte, der den *Eroberer* vertheidigt, aber einmal war er ein Genie, und das überwältigt durch tauſend Kräfte, zweitens ſuchte die franzöſiſche Invaſion die Eroberungsſucht immer durch ſchöne neue Güter, die ſie mitbrachte, zu vergüten.

Rußland brachte Rohheit, Schlechtigkeit, Manufacturen, Landſtraßen, Geiſtesdruck, Aufhebung des Rechtes, Sclaverei u. ſ. w. — — und dies Land will geliebt ſein, verlangt Vertrauen, ja, ſein Souverain ſagt zum franzöſiſchen Botſchafter, „das Wort eines Souverains iſt unverletzlich, wie der Rathſchluß der Vorſehung“ — — dergleichen Dinge ſagt der Nachfolger der Katharina, deren Wort nur darin unverletzlich war, daß ſie's nie hielt, derſelbe, der die polniſche Charte beſchworen, und hinterdrein hundert Mal gebrochen hat, derſelbe, der jetzt den milden, huldvollen Vater gegen die unterdrückten Polen ſpielt, um ſie ſicher zu machen.

Es iſt dies ein unerſchöpflich Kapitel, darum wollen wir abbrechen, und an die facta gehen. Meines Polen Schmerz war bei Erzählung dieſes Abſchnittes grenzenlos; ich habe ihn abzukürzen geſucht, ſo viel ich konnte.

Auf Rußlands Betrieb ward **Staniſlaus Auguſtus Poniatowski**, der 32jährige polniſche Geſandte in Petersburg, der unbrauchbar gewordene Liebhaber Katharinens zum polniſchen Könige gewählt. Er war ein gebildeter, wohlredender Mann, der, als ihn ſpäter die Conföderirten gefangen nahmen, den einen dieſer, Namens Koſinski, durch eine ſchöne Rede dahin bringt, ihn freizulaſſen, ein Mann des Friedens und der Ruhe — Alles, nur kein König für das damalige Polen.

Die **Radziwill'ſche** Partei, die damals ſogenannten eigentlichen Patrioten widerſetzten ſich der

Wahl, die Czartoryskiſche, wie ſich ſpäter ergab, nicht weniger patriotiſch, ſchloß ſich ihm an, weil ſie ſich dem Wahne hingab, durch Rußlands Hülfe den Polen heilſam zu werden. Bald ſah ſie ihren Irrthum ein, und trat zurück, und das freche Rußland, das keinen Maaßſtab für ſolchen Patriotismus hatte, ergrimmt durch dieſe Täuſchung, erdreiſtete ſich, mitten im Frieden durch ſeine Geſandten die edelſten Patrioten verhaften zu laſſen, und nach Sibirien zu ſchicken. Das war der erſte öffene Schritt, der ſpäteren vollkommen würdig.

Wer möchte Napoleons abſcheuliches ähnliches Verfahren gegen den Herzog von Enghien und den Buchhändler Palm nicht eben ſo verdammen, und doch gehen dieſelben Schreier, die bei Napoleon außer ſich gerathen über den Bruch aller Völker und Staatsrechte, ſtillſchweigend über dieſe nur einleitende Maaßregel hinweg.

Es ſieht wirklich aus, als ob die rieſige Größe eines Verbrechens den Begriff Verbrechen aufhöbe.

Catharina II. ein ränkevolles, unmoraliſches, kluges Weib, ſchickte ohne Weiteres ihre Truppen nach Polen, ließ die Beſitzungen der Czartoryskiſchen Parthei verwüſten und zerſtören, log einem Theile der Polen vor, ſie wolle nur ihre alte Verfaſſung gegen die Neuerungen vertheidigen, und nahm einen Theil Polens in Beſitz.

Ungefähr eben ſo geſchah es ſpäter, daß Rußland eine Zeit lang Polen maltraitirte, weil es dem neuen liberalen Syſteme huldige, und dann wieder, weil es dem alten zugethan ſei.

Zu **Bar** bildete ſich eine Conföderation gegen dieſes völkerrechtloſe Verfahren, und kämpfte vier Jahre gegen die Ruſſen — unter ihren Mitgliedern nennt die Geſchichte immer mit großem Ruhme die Namen:

Potocki, Kraſinski, Pulawski, Benjowski.

Unterdeſſen kamen die benachbarten Länder in dem bequemſten Verfahren überein, ſich die ihnen am beſten gelegenen Beſitzungen Polens anzueignen, nur Oeſtreich verſuchte einfältig ein altes Recht Polens auf Ungarn für ſich auszulegen, ſonſt gab man ſich nicht erſt die Mühe, Anſprüche, die kein Recht billigen konnte, rechtfertigen zu wollen, das willkührliche Belieben war hinreichend, und dieſen Aktus, bei dem der Hiſtoriker heute erröthet, nennt man **die erſte Theilung Polens** 1772.

Nun hieß es wieder, es ſei Friede, die ruſſiſchen Truppen blieben aber in Polen, und die ruſſiſchen Geſandten herrſchten in Warſchau. Unſer Diplomat ſagt beſſer, als wir's ſagen könnten:

„Es iſt ſchwer, ſich ein fortgeſetzt teufliſcheres Verfahren zu denken. Katharina ernannte einen permanenten Rath, der ihrem Miniſter beiſtand in der Verfügung über die Truppen, über die Hülfsquellen des Landes, die beide dahin ſtrebten, den König verhaßt zu machen, und eben dieſen Haß gegen ihn zu ihrem Vortheil zu wenden. Der Geſandte Stackelberg ging ſo weit, für den König Audienzen anzunehmen. Frankreich ſtand damals in den ſchwächſten Zeiträumen ſeiner Geſchichte, England war unglücklicherweiſe im Zwiſte mit ſeinen Colonien verwickelt, ſo daß Rußlands natürliche Härte keinen Widerſtand fand; und aus deſſen damaligen Benehmen kann man leicht das Syſtem berechnen, das es gegen jedes Land befolgen würde, welches das nicht zu berechnende Unglück hätte, unter ſeinen Scepter zu fallen. Unfähig, ſeine Eingriffe durch Einführung einer guten Regierung wieder gut zu machen — denn keine Macht kann geben, was ſie nicht ſelbſt beſitzt — hat ſein Ehrgeiz nicht, wie bei Frankreich, den Charakter der Vergütigung.“ —

Oeſtreich nahm ſich die Grafſchaft Zips, und die Königreiche Gallizien und Ludomerien, etwa 1400 Q. Meilen, Preußen das polniſche Preußen ohne Danzig und Thorn — ſo daß die Netze Grenzfluß wurde, etwa 550 Q. M. Rußland als Anführer der Geſellſchaft, das Land zwiſchen der Düna, dem Dneper und Drutſch, ungefähr 2000 Q. M. —

Es war nun Rußlands Abſicht, Alles zu verhindern, was an der Verbeſſerung der polniſchen Regierung etwa geſchehen könnte, damit ihm ſeine Beute nicht entriſſen würde, und dieſe Pflicht hat es redlich erfüllt. Es hat in ſeiner Nichtswürdigkeit eine abſcheuliche Conſequenz gezeigt.

Der ſchwache König trug dem früheren Groß-Kanzler des Reichs, dem Grafen Zamoyski die Abfaſſung eines allgemeinen Geſetzbuches auf, es ward die Tortur abgeſchafft, das Finanzweſen verbeſſert. — Der König ſelbſt opferte eine Million polniſcher Gulden von ſeinen Einkünften, der äußere Luxus ward durch eine Kleiderordnung eingeſchränkt, das Erziehungsweſen neu eingerichtet ꝛc.

Rußland ſorgte dafür, daß dergleichen verworfen wurde.

1788 verſammelte ſich der nicht genug zu preiſende Reichstag, und begann trotz Rußlands Gegenwirken das große Werk der ſchönſten Reform — Frankreich lag damals noch im Argen, und Polen konnte nicht, wie manche Kurzſichtige gern behaupten möchten, das Weſentliche von dort her beziehen; Frankreich hat viele Jahre gebraucht, ehe es eine, jener vortrefflichen polniſchen ähnliche Charte verfaſſen konnte.

Der permanente Rath, den Rußland eingeſetzt, wird natürlich abgeſchafft, die alte Gewiſſensfreiheit neu geboten, Freilaſſung der Bauern, und Ausgleichung zwiſchen Adel und Bürgerſchaft durch ſtufenweis fortgehende Anſtalten eingeleitet. Der Thron ſollte erblich im Hauſe Sachſen ſein. Dies iſt die Conſtitution vom 3. Mai.

Preußen erklärte voreilig ſeine Billigung, da ihm damals darum zu thun war, Rußlands Einfluß in Polen zu vermeiden. Friedrich Wilhelm II., von dem die Geſchichte nichts zu rühmen weiß, als daß er nicht lange regiert hat, ſchwor drei Mal feierlich im Angeſichte Gottes und der Menſchen, die Integrität des polniſchen Reiches zu achten, und wenn Polen angegriffen würde, 40,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter zum Schutze Polens zu ſenden.

Daß auch Rußland mehrmals geſchworen, und die Integrität garantirt, erwähne ich nicht erſt, da ſich ja doch wohl nicht leicht ein Beiſpiel findet, wo Rußland ſeine Schwüre gehalten — alſo auch hierbei nichts zu finden iſt, was auffallen könnte.

Katharina verwarf natürlich die Conſtitution, weil ſie gut war, und ſie hatte nichts eifriger zu thun, als einige mißgeleitete Patrioten, die das Aufhören des Wahlreiches als einen Verluſt betrachteten, zu hetzen und zu unterſtützen. Dadurch bildete ſich die Targowitzer Conföderation, und nun hatte ſie ſogleich wieder den beſten Scheinanhalt, gegen den Staat und ſeine Reform zu operiren. —

Ich habe die Mitglieder der Targowitzer Conföderation irregeleitete Patrioten genannt, und bin darin der neueſten Geſchichte gefolgt, welche die Vermuthung der früheren niederſchlägt, daß jene Männer von Rußland beſtochen worden ſeien; daß es

Perſonen von großem Reichthum und vornehmer Familie waren, würde mich nicht zu dieſer Anſicht der Unbeſtechbarkeit bewogen haben, aber warum ſoll man nicht ein wenig beſſere Beweggründe, wenn ſie ſo nahe liegen, annehmen — Rußlands Thätigkeit bleibt dabei doch dieſelbe.

Die Männer von Targowitz haben große Schuld tragen müſſen, weil ſie Rußland das Heft in die Hand gaben; freilich würde Rußland, was bereits hinlänglich bewieſen hatte, es bedürfe auch nicht des Scheins von Recht, auch ohne dieſe Männer das Seinige gethan haben, aber die Geſchichte hat es, wie geſagt, bei der Vergangenheit mit factis, und nicht mit Möglichkeiten zu thun, drum müſſen wir Rückſicht auf die Schuld der Männer nehmen. —

Daß jeder Pole König werden, daß ein reicher und angeſehener mit noch größerer Sicherheit darauf rechnen konnte, machte vielen das Wahlreich wünſchenswerth, und darum die neue Conſtitution mit der Erblichkeit der Krone ungefällig. Ja, wir wollen auch den Grund, welcher unſer engliſcher Diplomat beibringt, zur Rechtfertigung dieſer Leute nicht von der Hand weiſen, daß ſie ſich nämlich in dem Glauben, die Schwäche ihres Vaterlandes bedürfe zur Wiederherſtellung die Hülfe einer Macht, wie Rußland, deſſen Verſprechungen ſie blind vertrauten, in die Hände Rußlands geſtürzt hätten.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, jeder brave Pole flucht der Targowitzer Conföderation.

Die ruſſiſchen Heere rückten ein, der König von Preußen verleugnete ſeine Schwüre, die ruſſiſche Militairmacht zwang einen Reichstag zu Grodno zuſammen, und trotz des heldenmüthigſten Widerſtandes mußte unter den Mündungen ruſſiſcher Kanonen, die auf den Saal gerichtet waren, die zweite Theilung 1793 bewilligt werden.

Diesmal theilte blos Rußland und Preußen. Preußen nahm, nebſt Danzig und Thorn, den größten Theil von Großpolen, d. h., die Woiwodſchaften Poſen, Gneſen, Inowraclaw ganz, von denen es in der erſten Theilung nur einen Theil erhalten hatte, die ganze Woiwodſchaft Kaliſch, die Landſchaft Wielun, Czenſtochau, die Woiwodſchaft Lenczic, einen Theil der Woiwodſchaft Rawa und Brzesc mit der Landſchaft Dobrzyn, und die Woiwodſchaft Plock mit Zakroszyn, ungefähr 1000 Q. M. mit etwas über einer Million Einwohner.

Rußland nahm, was noch übrig war, von Litthauen, Volhynien, die Ukraine, und Podolien, ungefähr 4000 Quadr. M.

Mit dem Reſte von Polen ward ein Unionsvertrag geſchloſſen, die ruſſiſchen Truppen blieben in Polen, der ruſſiſche Geſandte Igelſtröm regierte in Warſchau.

Da brach die alte polniſche Vaterlandsliebe und die alte Tapferkeit noch einmal 1794 in einem zerſtörenden Ausbruche hervor. Madalinski und Kosciusko ſtanden auf, und mit ihnen erhob ſich das Land. Wunder der Tapferkeit geſchahen, das ruſſiſche Heer erlitt bei Cracau eine blutige Niederlage, Jaſinski ſiegte in Lithauen, im wilden Sturme waren die Ruſſen aus Warſchau geworfen worden, und Polen ging noch einmal in Blute auf.

Aber die Uebermacht erdrückte die Tapferkeit — bei Maciejowice ſank 1795 der brave Kosciusko, **finis Poloniae** rufend, und das große Spiel hatte ein Ende, man theilte ſich in den Reſt der Beute, nachdem Held Suwarow die Wälle von Praga am 9. Novbr. mit Menſchen gefüllt und den Triumph moscowitiſcher Grauſamkeit und Thierheit in einem entſetzlichen Blutbade und fühlloſer Mordbrennerei gefeiert hatte.

1795. Dritte Theilung.

Preußen erhielt den Reſt von Rawa und die Woiwodſchaft Maſowien und ein Gebiet von ungefähr ſechs Meilen auf der rechten Seite des Bug, am linken Ufer des Niemen Alles von der Woiwodſchaft Troki und Samogitien und die Spitze des Palatinats von Cracau, das Herzogthum Severien an der Grenze von Oberſchleſien. Es nannte dieſe Theile Oſtpreußen, Weſtpreußen und Neuſchleſien.

Oeſterreich — deſſen edler früherer Kaiſer Joſeph die Theilnahme an der zweiten Theilung verſchmäht hatte — erhielt die Palatinate Lublin und Sendomir, die Theile von Maſovien, Podlachien, Brzeſc und Chelm auf der linken Seite des Bug, mit der Stadt Cracau und einem Theile des Palatinats.

Rußlands Grenze ging nun von Volhynien am Fluſſe Bug bis Brzeſc in Lithauen und bis Podlachien.

„Der Name Polen verſchwand aus der Reihe der europäiſchen Staaten und eine Volksmaſſe von 13 Millionen Menſchen, die auf mehr als 13500 Quat. M. wohnte, ging in drei Theilungen in die benachbarten drei großen Staaten über, zwiſchen welchen nun kein Mittelſtaat mehr beſtand.“

Mit dieſen wenigen Worten bezeichnet der brave Pölitz das große Unglück. Er fügt hinzu, man habe berechnet, daß in dieſen drei Theilungen Rußland 8742 Q. M. mit mehr als 6 Millionen, Preußen 2642 Q. M. mit 2,700,000, und Oeſtereich 2205 Q. mit 4,200,000 Menſchen gewonnen habe.

Der König mußte der Krone entſagen, die er 31 Jahre unter wilden inneren und äußeren Stürmen zum Frommen ſeiner Nachbarn getragen hatte, ward auf 200,000 Dukaten Penſion geſetzt, und ſtarb am 12. Febr. 1798 im Privatleben zu Petersburg.

Von der Karte war der Name ausgeſtrichen, aber aufgehört hatte er, hatte die Nation nicht — und das wird nimmermehr gelingen, wenn man nicht die Einwohner zwiſchen Oder und Düna bis auf den letzten tödtet, es iſt das größte Verbrechen, eine Nation auszurotten, aber es iſt auch das ſchwerſte.

Dombrowski, ein ſchöner vollklingender Name, ſammelte um ſich eine eherne Kriegerſchaar, deren Kriegsgeſchrei ſpäter in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Wüſten, in Domingo, am Ebro, an der Saale und an der Moskwa gekannt und gefürchtet war. Dieſes wandernde Heer ſtellte das nomadiſch-kriegeriſch gewordene Polen vor, er führte es nach Frankreich, und die Kriegsgeſchichte der damaligen Franzoſen findet auf jeder Seite den Namen der polniſchen Legion. Sie verlangten keinen anderen Lohn, als die Aufrichtung des geſtürzten Vaterlandes — mit beiſpielloſer Treue feſſelten ſie ſich an die Sohlen des Kriegsgottes Napoleon, heldenmäßig kämpfend und ſterbend, und immer hoffend, ſein Schritt werde ſich einſt nach Nordoſten lenken, wo ihr Vaterland unter fremdem Joche ſeufzte.

Nachdem ſie in alle Welttheile geſchleppt waren, in allen Welttheilen geblutet hatten, kam die Zeit 1805, jubelten ſie mit der Sonne von Auſterlitz entgegen, und halfen kämpfen gegen ihre Todtfeinde, die Ruſſen, und halfen ſie in der blutigen Kaiſerſchlacht auf's Haupt ſchlagen. 1806 zog die Nation ohne Vaterland mit in die fliegenden Schlachten bei Jena und Auerſtädt, und ſie mochten des preußiſchen Antheils an ihres Vaterlandes Unglück auch nicht ſtumpf gedenken.

Die große Niederlage der Preußen bei Jena, führte ſie herauf bis in ihr altes, ſo lange nicht geſehenes Vaterland, und der Friede erzeugte endlich wieder ein ſelbſtſtändiges Polenreich, unter dem Namen des Herzogthums Warſchau. Der damalige Kurfürſt von Sachſen erhielt die Krone. Das Reich war klein, und da Dombrowski von Sieg zu Sieg gegen die Oeſtreicher eilte, ſo war es am Ende doch nur von ihnen erkämpft, und die Freude der Nation war um ſo größer.

Die Schilderung des engliſchen Diplomaten, rückſichtlich der Polen und Napoleons iſt unrichtig, ſie ſind ſo enthuſiaſtiſche Verehrer alles Genies und vorzüglich des kriegeriſchen, ſie fühlen bei aller Kargheit, die Napoleon bei Wiedererrichtung ihres Reiches bewieſen, daß ſie ohne ihn ſchwerlich je bis dahin gekommen wären, er iſt noch heute ihr Schlachtengott, und ſie wiſſen, daß ihre Kriegskunſt aus ſeiner Schule ſtammt, — — ſie haben ſeinen Sturz nicht mit ſo wenig Bedauern geſehen, als unſer Diplomat meint.

In dieſem Punkte befängt wohl der Engländer, oder was wahrſcheinlicher iſt, der Deutſche, aus der Zeit des Franzoſenruhms ſeine ſonſt ſo klaren Beurtheilungen, und täuſcht ihn.

1812, das Kulminationsjahr der Napoleoniſchen Macht, eröffnete ihren Wünſchen ein noch weiteres Feld — Napoleon erkältete die junge friſche Blüthe ihrer Begeiſterung, und als er vom Gipfel des Glücks nach dem Einzuge von Moskau, durch Natur und Unglück beſiegt, plötzlich, eiligſt herabſtieg, da hofften ſie von Alexander zu erreichen, was ſie bisher vergebens gehofft hatten.

Dieſer, mit Polen erzogen, hatte ſich eben auch ein Quantum liberaler Idee angeeignet, die in ſchönen Worten klingend, die Völker beſtachen, während ſie im Grunde nur äußerer Flitter waren, und nie Wurzel geſchlagen hatten. Alexander war ein empfängliches Gemüth, das offen ſolche gute Dinge aufgenommen hatte, aber ſie waren nie ſein Eigenthum geworden, ſie lagen nur wie ein Mantelſack in einem Winkel ſeines Innern gepackt, und konnten bei Gelegenheit leichtlich herausgeworfen werden.

Ich traue mit meinem Polen jenem ruſſiſchen Kaiſer keine ſo großartige Klugheit zu, daß er alle die Mittel, die er gebrauchte, ſo weit voraus beachtet hätte, um, wie es geſchah, ſpäter Alles zu ſeinem abſolutiſtiſchen baaren Vortheil zu verwenden, ſeine Täuſchungen waren mehr kurze Zeit vorher geborne Kinder, er war liſtig, und von jener Art der Klugheit, die ein nahe liegendes Ziel gewandt verfolgt, aber er war kein ſo weit voraus berechnender Kopf, daß alle ſpätere Erfolge Früchte ſeiner Abſichten zu nennen wären. Will man das alles unter den Hut eines Prinzips vereinen, ſo ſetze man dieſen ſeinem damaligen Miniſter auf, jenes raffinirten tyranniſchen Mannes Haupt iſt das würdige dafür.

Das Glück hatte im franzöſiſch-ruſſiſchen Feldzuge den Kaiſer Alexander ſo urplötzlich übereilt, daß er ſich nicht raſch genug darein zu finden wußte, und wie alle Leute im erſten Taumel der Freude, freundlich und zugebend war.

Daher die liberale Komödie, die er an den Grenzen Polens ſpielte, eh' er ſie überſchritt, daher die freie Conſtitution, die er den Polen verſprach, daher die Hoffnungen der Polen.

Bis zum Wiener Congreß hatte er einige Zeit gehabt, ſich die Sachen reiflicher zu überlegen, einzuſehen, wie er jetzt das große Czaarenwort führen könne, und ſo leitete er eigenwillig alle jene Verhandlungen, und drohte mit Krieg, wenn man ihm nicht willfahre. Englands Gegenſprache war matt und erfolglos, und die Früchte des Wiener Congreſſes kennen wir heut.

Polens Erwartungen wurden völlig getäuſcht, Poſen ward losgeriſſen, und an Preußen gegeben, und in äußeren Formen und Spielereien ſuchte er zu erſetzen, was er im Weſentlichen genommen.

Er nannte ſich König von Polen, blieb aber natürlich Czaar von Rußland, verſprach die Vereinigung Lithauens mit Polen, verſprach noch Vieles andere, und hielt Nichts.

Er gab den Polen eine Conſtitution, die vieles Gute enthielt, und ſetzte den rohen Barbaren, ſeinen Bruder Conſtantin, zum Vice-König ein.

Allein ein Volk, das auf einer fortſchreitenden Freiheit beruht, wie das polniſche, iſt durch Flittertand nicht leicht zu täuſchen: der erſte Reichstag 1818 ging in Frieden vorüber, weil man immer noch das Beſte hoffte; bis zum zweiten war dem Kaiſer in ſeinen liberalen Ideen, und vor den liberalen Ideen ſchon ſehr bange geworden, er bewunderte ſeine Großmuth, den Polen ſolch' eine Conſtitution gegeben zu haben, und die Folgen dieſer Bewunderung brachen zum Entſetzen der Polen auf dem nächſten Reichstage 1820 auf.

Er ſpielte auch in Polen den ruſſiſchen Autokraten, und ſtürzte die Grundfeſten der Charte: die Bekanntmachung der Sitzungen ward abgeſchafft, die Preßfreiheit aufgehoben, die Wahlen wurden vom Kaiſer geleitet, die Rechtspflege verändert.

Da waren die Befürchtungen der Polen wahr geworden, und die Flamme des Haſſes ſchlug leuchtend empor — der Kaiſer hatte ſeinen Schwur auf die Charte gebrochen, — fünf Jahre lang ward kein Reichstag gehalten.

Raſcher mit jedem Tage ſchwang ſich in der letzten Zeit das Rad der Geſchichte, kaum kann der Blick folgen, und die Feder der Hiſtoriker oder Publiciſten — wenn ſie auch nicht immer eins ſind, ſo können ſie doch nie zwei ſein — ſehen Arbeit auf Jahre vor ſich.

Mein Pole iſt todt, Perier lebt, die Zeit geht raſch: auch er lebte, über den polniſchen Schlachtfeldern liegt der erſte Schnee, in ganz Europa ſchweigt das Kriegsgetöſe, kein Säbel hebt ſich mehr, als höchſtens der eines Gend'armes, oder eines Kordon = Soldaten; die nicht nach Geiſt und Gemüth, ſondern nur nach dem Magen des Wanderers fragen — ganz Europa ſieht öde aus wie eine Savannah, ſcheue, flüchtige Pferde ſieht man bisweilen zwiſchen dem mannhohen Graſe hinfliehen, erſchreckt durch den Klang der Senſen, die von fern her in das freie Gras geſchlagen werden. Es hat in der Nacht ein tobendes Gewitter geleuchtet und gedonnert, bis die Blitze vom heftigen, dicht ſtrömenden Regen verlöſcht wurden — rothe, zukkende Streifen verkünden die Morgenröthe, unſer Zenith iſt frei von Wolken, rings um den Horizont ſind ſie noch gelagert, die Wetterwolken, ein ſchnelles, ringsum laufendes aber geräuſchloſes Feuer zeigt an, daß ſie noch ein Herz voll zürnenden Blutes tragen, und daß der Morgen das Wetter wieder herauſführen könne — und die Gewitter am Morgen ſind die ſchwerſten. —

Das franzöſiſche Volk hat uns nicht Lügen geſtraft, und von allen Enden in Straßburg und Toulon und in ſeinem Herzen, in Paris, hat es ſich murrend erhoben bei der Nachricht, Warſchau, die Hauptſtadt der françuis du Nord, und ſomit das Land ihrer nördlichen Landsleute ſei wieder in den Händen der Ruſſen.

Wie Meereswogen umdröhnten die zürnenden Stimmen den Pallaſt Luxembourg und der Steuermann und die Befehlshaber des Schiffes ſpielten den Kolumbus, den Anblick des geſegneten Landes verſprechend, um Zeit zu gewinnen. Sie haben den ausbrechenden Sturm beſchworen, und ihr ungeliebtes Leben gefriſtet — die Wort und Sentenzreichen Ritter der Doctrina, einer unſeligen Schönen, ſitzen noch mit altklugen Geſichtern um die juste milieu, loben ſich gegenſeitig, da es ſonſt Niemand thun will, Herr Guizot Herrn Thiers, und Herr Thiers Herrn Guizot ꝛc. ꝛc., und ſprechen viel von der imposanten Stellung Frankreichs. So gehen die gewaltigen Geſtalten ins Grab, und tief aus der Erde ſproßt der Baum ihres Ruhmes, der im Leben nicht blühen konnte.

Das ſchöne Frankreich, mit den warmen Blutsſtrömen des Juli, mit den Millionen überwallender Herzen, die uneigennützig für die Rechte der Menſchheit ſchlugen, nach welchen die unterjochten Italiener, die gemißhandelten Polen bebend hinhorchten, iſt eingeſargt worden in Doctrinen- und Fabrikenbeſorgniſſe. Der fern donnernde Himmel nur weiß es, wenn eine Auferſtehung zu erwarten ſei.

Vor ihr aber liegt die unvermeidliche Marterwoche; die armen Polen haben ſie begonnen, den Teutſchen naht ſie langſam in verſchärften Cenſuredicten, ruſſiſchen Spionen und Auflaurern, und Verfolgung der freiſinnigen Männer, die man kurz und bequem Revolutionairs nennt.

Von der Weichſel wenden die teutſchen Publiciſten die Blicke und Federn, dort iſt wieder Nacht geworden, und man will nur Licht beſchreiben und beſchrieben leſen; die beſoldeten Leute treten nun in die verlaſſenen Poſten der polniſchen Vertheidiger, und es kommt nun wieder die Periode der Behörden-Geſchichte, die der Skribenten, welche das edle Weib Hiſtoria für Geld und Orden und Aemter verkuppeln — die Periode der Immorabilität.

Aber ein hülfloſes Weib zu verlaſſen, iſt ſchlechter, als einem ſchönen den Rücken zuwenden — die kämpfende Polonia fand tauſend Verfechter, der unterjochten ſollen nicht alle entſtehen. Könnt' ich auch nichts, als den Tod meines polniſchen Kriegers erzählen, ich würd' es thun, ſein Teſtament und ſein Tod war ſeine polniſche Geſchichte; morgen bring' ich ſein Kind nach Frankreich, und ich will ihm ſeines Vaters Geſchichte mitgeben, damit es ein Andenken habe.

Der Krieger hatte, oft von ſeiner Wunde unterbrochen, erzählt und es ruhig geduldet, wenn ich manches Factum, manche Idee näher beſprach, oder modificirte. „Geben Sie meinem Sohne das Weſentliche meiner vaterländiſchen Geſchichte" — ſprach er im Sterben — „aber vergeſſen Sie nimmer die leitende Idee, daß Polen ewig ein freies Land war." —

Sein convulſiviſcher Schmerz war ſanfter geworden, er herzte und küßte ſeinen Sohn, und fragte ihn zu wiederholten Malen, ob er ſich ſein Vaterland erkämpfen werde, und wenn der Knabe „Ja" ſagte, ſo küßte er ihn noch mehr — aber die Stunde ſeines Endes kam immer näher, er ward immer ernſter und feierlicher. Ich bat ihn, an den Pforten eines unbekannten Landes, wo unſere herrſchenden Begriffe ein gerechtes Gericht erwarten ließen, möge er prüfen und geſtehen, ob ſein Haß gegen die Unterdrücker ſeines Vaterlandes ein gerechter und nicht vielleicht zu weit getriebener ſei. — —

Aber ich beſchleunigte dadurch ſeinen Tod; noch einmal wachte die Gluth von Iganie, Oſtrolenka, und Warſchau in ihm auf, das erloſchene Auge ſprühte neue Flammen, die matte, von Todesſchweiß bedeckte kalte Hand griff krampfhaft in die meine, und die ſinkende Stimme ſprach mit einem Ton, ſtark und feſt wie der Ton einer Orgel.

„Wenn mein Glaube nicht täuſcht, teutſcher Mann, ſo klage ich in der nächſten Stunde die Unterdrücker meines Vaterlandes des ſchwärzeſten Verbrechens an, eine Nation durch viele Geſchlechter hindurch gemordet zu haben — all ihr Brüder, Ihr Helden, Kosciusko, Dombrowski, Poniatowski, Kicki, die ich oben finde, die jetzt um mein Lager ſtehen, werdet mit mir anklagen, und mit dem Fluche gegen die Mörder meiner Nation will ich ſterben.“ — Er ſtarb. —

Das Manuſcript für ſeinen Sohn aber, das ich zum großen Theil von ſeinen Lippen ſchrieb, geht alſo weiter.

Die Nacht des 29. Nov. kennt ganz Europa, es wurde Rechnung geſchloſſen mit einer wortbrüchichen, gehaßten, aufgedrungenen Regierung, der feige Mann, ein vielgeliebter Bruder des ruſſiſchen Czaaren, wie er offiziell in ruſſiſchen und deutſchen

Blättern genannt wird, ward verjagt, der weiße Adler breitete ſeine Schwingen wieder über Warſchau, die alten Nationallieder befreiten ſich aus ihren Ketten, der gefeſſelten Polonia waren, wie dem Simſon, die Locken wieder gewachſen, und ſie zerriß die ſiebenfachen Seile.

Alſo, wie Simſons Locken, wachſen die alten Rechte immer wieder jung, und weil die Locken wachſen, zittern die Philiſter und Tyrannen. —

Es handelt ſich nun darum: woher dieſe plötzliche Erſcheinung, woher die große Woche bei einer Nation, die ſeit 60 Jahren nur kurze Momente der Selbſtſtändigkeit genoſſen. Woher plötzlich die Allgemeinheit, die Unzweifelhaftigkeit des Aufſtandes, woher die Revolution ſtatt der bloßen Rebellion, wie man erwartet hatte? Beſtanden Verſchwörungen, Bündniſſe, Geſellſchaften ꝛc.? — Ich werde ſogleich auf eine bejahende Beantwortung dieſer Frage eingehen — als die Revolution ausbrach, war das Bündniß, was ſie gebar, klein wie eine bürgerliche Ehe: kein vernünftiger Menſch konnte aus ihrem Schooße ein ſo mächtiges, gewaltiges Kindlein erwarten. Aber es giebt einen Hauptſchlüſſel zu dieſer Thür der Vergangenheit: die Jungfrau Freiheit iſt ſo klug als ſchön, ſie weiß den trügeriſchen Galan vom tief fühlenden Liebenden wohl zu unterſcheiden — ganz Polen hatten immer an Rußland geglaubt, ganz Polen ſang in der Verborgenheit. „Ach von dorther, ach von dorther, da kommt Gottes Fluch;“ — daher die Sehnſucht des Jünglings Polonia nach der holden Jungfrau ſeiner Träume, daher dieſe ununterbrochen exaltirte Jugend einer ganzen Nation, daher der ewige Kriegszuſtand der Gemüther, daher die donnernde Allgemeinheit, als das polniſche Ideal ſeine leuchtenden Arme zum nächtlichen Himmel emporſtreckte, als das Loſungszeichen der Kriegsſchüler, das Brauhaus, unweit des Belvederes in glühender Flamme aufloderte — daher die große Woche.

Eine der erſten patriotiſchen Verbindungen aber, welche die alte Vaterlandsliebe anſchürten war die von Uminski in Poſen geſtiftete, welche ſich 1821 mit der ſchon in Warſchau beſtehenden vereinigte. Im Wäldchen bei Bielany ſchworen ſie einen großen Eid, und Lukaſinski trat an ihre Spitze. Nach Lithauen trug ſie Oborski, nach den ſüdlichen Provinzen der Podolier Sobanski. Dort im Süden ſtieß man unvermuthet auf die zu gleichem Zweck zuſammengetretete Geſellſchaft der Templer, und verband ſich mit ihr.

Zu Wilna aber, in Lithauen, ſaß über Manuſcripten und Büchern ein langer, hagrer Mann von düſterem, nächtlichem Anſehn, einfach von Sitten und Lebensart, wie ein griechiſcher Stoiker, verhüllt, aber tief und gehaltreich in kurzen Worten ſprechend, ein Mann der Nacht — Joachim Lelewel. Aber Mond und Sterne flimmerten ſtrahlend in dieſer Nacht: der Mond der Freiheit, die Sterne unvertilgbarer Hoffnung. Unter den gierigen Argusaugen der Unterdrücker konnte bei Sonnenſchein nichts Gutes vollbracht werden, darum ſchlug der Lithauiſche Volks-Magier, der jeſuitiſche Alchymiſt der Freiheit ſeine Werkſtatt im Dunkeln auf, um die Stempel der zukünftigen, neuen Goldmünzen zu fertigen. — Die Jugend horchte ſeinem Worte, er ſchleuderte ſeine feurigen Gedanken wie wetter-leuchtende Blitze nach dem Horizonte einer kommenden Zeit; er entzündete Lithauen, und verbarg die Flamme mit unglaublicher Geſchicklichkeit. Lukaſinskis Verbindung ward noch unter Alexander entdeckt, die Lithauiſche hinein verwickelt, blutig mußte die Jugend bezahlen, der wackre Jan, Lelewels Famulas der Freiheit opferte ſich — aber der Faden ward nicht zerriſſen, wie das dunkle Schickſal, ſpann ihn der Mann der Weisheit zu Wilna weiter. —

An die Spitze der polniſchen Geſellſchaft ſtellte ſich Krzyzanowski, ein trefflicher Krieger. Er riß mit energiſcher Kraft die Armee an ſich, er war der Chlopicki, den das Volk in der großen Woche an die Spitze rief. Aber auf dem feuchten Stroh in den Kerkern von Zamoßc war der eigentliche polniſche Diktator geſtorben, und nur ſein Schatten, der Soldat Chlopicki beſtieg den erhöhten kuruliſchen Seſſel. Krzyzanowski, war es, der ſich der damaligen ruſſiſchen Verſchwörung unter Murawieff, Peſtel und Beſtuszeff anſchloß, und dieſe war es, die ihn in's Verderben riß. Auch nach Rußland war das gejagte Geflügel des Liberalismus gekommen, denn hoch über der Menſchen Thun und Gebären geht ſein Zug: eine große ſlaviſche Republik wollte man bilden. Derſelbe Gedanke, der während des Türkenkriegs 28 und 29 die Böhmen und Mähren hoffend nach den ruſſiſchen Waffen ſchauen ließ, weil ſie einen kurzen Traum von ſlaviſcher Allgemeinheit und Herrlichkeit träumten, trieb ſchon damals, er bewegte dieſe Edlen. Es war keine Verbindung, ein großes Reich zuſammenzuheften, wie man zu Wien der Beiſpiele mehrere vor Kurzem gegeben hatte, nicht ein Wechſel der Perſonen, das oberflächliche Mittel der meiſten Revolutionen, nicht dergleichen war es, was ſie ihr Leben einſetzen ließ. Dem Volkswillen ſollte ſein Recht werden, er ſollte ſich ſouverain für dieſen oder jenen Staatsverband entſcheiden, nur eine große Conföderation ſollte die ſlaviſchen Völker vereinen.

Sie fielen, wie tauſend Andre.

Die polniſchen Patrioten wanderten in die Kerker; aber aus den Kerkern und Sclavenhütten ſteigt die der Tyrannei gefährlichſte Atmosphäre — der Prozeß der polniſchen Patrioten war eine fortlaufende Ermahnung an das polniſche Volk, ſeiner Freiheit nicht zu vergeſſen, ihre Freiſprechung von polniſchen Richtern ein öffentliches Manifeſt, der polniſche Sinn ſei unzerſtörbar, wie die polniſche Erde. So mußte Rußland ſelbſt den Polen Gewißheit bringen, der alte Stahl ſei noch ſcharf, das Band noch dicht.

Der Jeſuit der Freiheit aus Wilna, Lelewel, kam nach Warſchau. Eben ſo Fürſt Czartoryski, Dieſer ſah mit Staunen in den geſellſchaftlich höher geſtellten Theilen der Geſellſchaft, wie man ein freies Polen erwarte mit heißer Sehnſucht. Jener forſchte, tappte, prüfte mit erfahrner, vorſichtiger Hand. Bald konnte er ſie in die des wackern Zwierkowski legen, bald wußte er, die Saat der Knechtſchaft beginne zu reifen, und es ſei Zeit, die Senſen zu ſchärfen, bald beſtand eine entſchloſſene Verbindung der jungen Kriegsſchüler, dieſer nach der Mündigkeit lüſternen Erben des polniſchen Kriegsruhms.

Sie waren es, welche das Signal zur großen Woche gaben, und Tage verſtrichen, ehe die höhere Geſellſchaft ernſthafte Notiz davon nahm — die eigentlichſten Demokraten trugen verſchwenderiſch ihr Blut zu Markte, ſie ſtürzten in die Höhle des Tyrannen und ſchwangen das Schwert der Gerechtigkeit, als Warſchau noch in den Händen der Soldknechte war, ſie zogen die Sturmglocke, ſie umarmten brünſtig die ruſſiſchen Bajonette, ſchmachtend nach Freiheit und Vaterland, heißhungrig nach langem Faſten — wie die Erzengel am Auferſtehungstage poſaunen ſie durch die ausgeſtorbenen, in Nacht ſchweigenden Straßen Warſchaus das neue

Hoſianna. — Es iſt ſchauerlich, die Beſchreibung jener erſten Nacht zu leſen: in dumpfem Todtenſchlafe liegt die weite Stadt, nichts ahnend verſchläft ſie den ſchwachen Ruf ihrer beſten Jünglinge, die Freiheit wird ausgeboten, Niemand will ſie, bleierner Schlaf ſchließt die empfänglichſten Ohren, das langerſehnte, erflehte, herbeigeweinte Vaterland rauſcht durch die Straßen, die düſtern Häuſer ſtarren es an. Endlich knallen die Schüſſe, die Fenſter öffnen ſich hie und da, man ruft, man ſchreit, man jauchzt: es iſt Morgen, es iſt Freiheits-Vaterlandsmorgen, die Straßen füllen ſich, das Rufen mehrt ſich, der greiſe Sierawski, der polniſche Freiheitsjüngling erſcheint, die todesſchwangern Zeughäuſer öffnen knarrend ihre Leiber für polniſche Hände, die grauen Häuſer kommen zu Hilfe, verdoppeln den Schall, und die Schergen fliehen entſetzt vor der ſtark und immer ſtärker brauſenden Brandung.

Der wackre General Pac, ein betriebſamer raſtloſer Patriot, wirft ſeine Millionen in die Woge und ſteigt in der polniſchen Nationaltracht zu Pferde — das ſchwere Rad einer gerechten Volksbewegung iſt mühſam in Schwung gebracht, und nun, wie mit einem Zauberſchlage wird die ganze Bevölkerung aufgerüttelt und das allgemeine Jauchzen verkündet, wie man ihr wahres Leben entzündet habe. Hier ſchon aber, an dieſem jungen Morgen, beginnt der Mephiſtophiles ſein trügeriſches Spiel. Sein Name iſt Lubecki. Er hatte ſchon früher den Vorſchlag eines Leihinſtitutes gemacht, welches den Gutsbeſitzern von Seiten des Staates Geldvorſchüſſe machte, und zwar gegen Hypotheken. Man hoffte davon große Vortheile für die Landwirthſchaft und ging den Vorſchlag ein. Später ergab ſich, daß nur der Verkauf der Nationalgüter damit eingeleitet worden war. Es ward ſomit auch direkt darauf hingearbeitet, dem Bauer keine Art von Eigenthumsrecht zu geſtatten.

Auf den Nationalgütern nämlich beſaß er es; verlor es aber, ſobald dieſe an Privatperſonen übergingen. Dieſer tückiſche Vorſchlag hätte den Polen die Augen öffnen können; aber das Unnatürlichſte glaubt man am leichteſten: es giebt Polen, die noch heute Lubecki des Verrathes nicht anklagen. Er war es nun, der ſich mit ſchlauer Geſchäftigkeit des ganzen Aufſtandes bemächtigte; die ganze junge aufbäumende Kraft lenkte er, wie ein geſchickter Maſchiniſt, der ſeine Fäden hinter den Couliſſen zu verbergen weiß. Vieles, was Nationalglück zu ſein ſchien, war nur das ſeine. Noch in der Revolutionsnacht verſammelt er den Adminiſtrationsrath und ſchlägt eine Vermittelung mit dem Großfürſten vor. Aus ihm keimt zuerſt der unglückliche Gedanke, die Feindſeligkeiten mit Conſtantin einzuſtellen, ihn ungehindert abziehen zu laſſen. Dieſen unüberſehbaren Fehler bejubelte das gutmüthige, getäuſchte Volk als Act der Großmuth. Es war dies der erſte Tag, der die Schwingen des aufſtrebenden Revolutionsaars knickte. Man verlor einen Theil der Truppen doppelt; denn ſie kamen als Feinde zurück.

Man zeigte eine Art von Muthloſigkeit und Halbheit, die in den Provinzen und im Auslande nur lähmend wirken konnte; man ſchadete Lithauen am empfindlichſten; ließ Conſtantins Darſtellung der Ereigniſſe ungeſtört verbreiten; verſäumte die Gelegenheit zu einer glänzenden Waffenthat.

Das erſte Mittel, die Revolution in Warſchau allgemein zu machen, war eine feierliche Proceſſion des Adminiſtrationsrathes nach dem Palais deſſelben Finanzminiſters Lubecki, der dieſes öffentliche Aufſehen gern vermieden geſehen hätte. Es war die erſte Centraliſation des Aufſtandes, und ein unausſprechlicher Jubel begleitete ſie. Xaver Bronikowski warf ſeine kleinen Blätter, „Patriot“ genannt, unter das Volk, und lenkte es mit feuriger Rede und ſchlagender Darſtellung zu dem Aeußerſten was Noth that. Das Volk ſchrie nach Chlopicki, der bisher nicht zum Vorſchein gekommen war. Die Wogen ſtürzten über Lubecki zuſammen, er fühlte, daß der heftige Strom alle kleinen Hinderniſſe überwältigen werde; er ſah ſich nach einem gewaltigen Haupthaltpunkte um, und ſein ſcharfes, geübtes Auge leitete raſch ſeine Hand auf Chlopicki.

Joſeph Chlopicki nun, ein Sohn des Kriegs und des Lagers, genoß in Polen einer unbeſchreiblichen Popularität. Er hatte mit großer Auszeichnung in Napoleons Heeren gedient; er hatte in Spanien faſt allein mit Erfolg und Nachdruck gegen die Engländer gefochten; er hatte im Laufe der Unterdrückungszeit einen liebenswürdigen Stolz, ja Trotz gegen Conſtantin öffentlich an den Tag gelegt; er hatte ſich in eine kleine einſame Wohnung zurückgezogen, und wie ein alter Römer, die Huld des Tyrannen verſchmähend, auf das Einfachſte und Enthaltſamſte gelebt. Der Bürger, vor Allem der Soldat, betete ihn an, man ſah eine unermeßliche

Tieſe des Gefühls der moraliſchen Kraft, eine unerſchütterliche Kraft des ſelbſtſtändigen Geiſtes hinter den düſtern Schatten dieſer Einſamkeit. Wenn er, in ſeiner ſtolzen militäriſchen Haltung auf der Straße erſchien, ſo hüpfte den Polen das Herz, weil ſie immer in ihm den grauen Befreiungshelden zu erblicken wähnten. Sein ſtolzes, faſt rückwärts auf die Schultern gelegtes Haupt ſchien übermüthig ganz Russia herauszufordern. Seine buſchigten Brauen beſchatteten drohend helle ſcharfe Augen; ſtarke Züge und ein trotzig vortretendes Kinn vollendeten das Kriegeriſche und Gebietende ſeines Ausſehens.

Dieſer Heldennimbus täuſchte das Volk, nicht aber Lubecki. Er wußte, wie all' dieſe Eigenſchaften von Trotz und unerſchütterlicher Halsſtarrigkeit beherrſcht werden konnten. Soldat durch und durch, hatte Chlopicki zur Berechnung eines Kriegsunternehmens nur das Auge eines Soldaten. Er wußte nichts von moraliſcher Volkskraft, nichts von der doppelten Kraft eines Revolutionsheeres; er zählte nur die Köpfe. Aber das Herz macht Revolutionen, nicht der Kopf. Seinem militäriſchen Calkul war ein Krieg mit Rußlad eine Tollheit.

Das war ein Mann für Lubecki; ſeine Andeutungen beſtärkten den Soldaten in ſeinen Vorurtheilen, und ſo war ſeine Popularität das Mittel, den Strom zu dämmen, ſtatt ihn zu leiten.

Unterdeß trat die patriotiſche Geſellſchaft, mit Joachim Lelewel an der Spitze, öffentlich heraus. Aber der Mann der unendlichen verborgenen Thätigkeit war nicht der Mann der öffentlichen Energie. Die patriotiſche Geſellſchaft allein verſtand die Revolution. Ihre Mitglieder hatten das Meiſte dafür gewagt; ſie waren am Beſten unterrichtet vom Charakter des Landes; ſie drangen auf raſche, entſchloſſene, entſcheidende Thätigkeit. Sie allein wollten die Truppen Conſtantins aufgehoben haben; ſie allein verlangten, daß man die unaufgehaltene Woge ſchleunigſt nach Lithauen und die ſüdlichen Provinzen wälze; denn ſie allein wußten, wie die Erndte dort in voller Reife ſtünde.

Lubecki verkannte keinen Augenblick ihre gefährliche Kraft, und als ſie eine energiſche Aufforderung zur Thätigkeit an den Adminiſtrationsrath gelangen ließen, hatte der ſchlaue Mephiſto nichts eifriger zu thun, als ſie ihrer Häupter zu berauben, und namentlich Lelewel in die Regierung aufzunehmen. Der günſtige Moment ging vorüber, wo ſich in friſcher Jugend die einflußreichſte Thätigkeit hätte entwickeln können; dem militäriſchen Subordinationsritter Chlopicki war eine undisciplinirte Volkspartei ein Gräuel, Lubecki ſchürte den Haß; man ſtempelte den Volksheiland Chlopicki und die patriotiſche Geſellſchaft, welche ſeinen hemmenden Einfluß zuerſt erkannte, zu feindlichen Gegenſätzen, und die Stellung dieſer Geſellſchaft ward ſomit von vorn herein verrückt.

Das Militär war unterdeſſen in einzelnen Abtheilungen unter donnerndem Jubel in Warſchau eingezogen und der Revolution beigetreten. General Szembek war zuerſt mit ſeinem Regimente eingerückt, Rzewuski führte von der Seite Conſtantins hinweg die Chaſſeurs in die Barrieren hinein, Skrzynecki eilt nach Pultusk, um ſein Regiment herbeizuholen.

Man beſchließt, den Reichstag zu verſammeln, Lubeckis Machinationen verzögern die Zuſammenberufung. Er brauchte Zeit, und fürchtete vom Reichstage entſchloſſenes Handeln. Statt deſſen ward auf ſein Anrathen eine proviſoriſche Regierung errichtet. Auf den Betrieb Lubeckis wird die patriotiſche Geſellſchaft immer feindlicherer Abſichten gegen Clopicki angeklagt; die Akademiker werden gegen ſie gehetzt — ſie wird geſchloſſen.

Chlopicki, bis zu einem ſchlagähnlichen Anfalle verletzt, legt das Commando nieder, um bald darauf die unumſchränkte Diktatur ſelbſt zu ergreifen.

Lubecki, den allmählig doch wohl einige Bangigkeit überkommen mochte, der ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen, und durch einen Hauptſtreich Zeit um Zeit zu gewinnen ſuchte, ſchlug die Abſendung einer Deputation nach Petersburg vor.

Umſonſt dringen eifriger und eifriger die Patrioten auf Verfolgung Conſtantins; ihre letzte Hoffnung, die ſie auf den ſchönen ritterlichen Kicki, den polniſchen Alcibiades, ohne des Griechen Wankelmuth, geſetzt hatten, ſtürzt zuſammen. Auf dem Wege von Modlin nämlich, wird Kickis Wagen umgeworfen und ihm das Bein zerſchmettert. Somit iſt er unfähig, dem Großfürſten am Weichſelübergange bei Pulawy entgegenzutreten, wie er gewollt, und Conſtantin entkommt.

Unterdeſſen erheben ſich brauſend die Woiwodſchaften. Schaarenweiſe ſtrömen die Patrioten nach Warſchau, roh und verletzend empfängt der Diktator ſie und ihre Anerbietungen: Nur die Gluth der politiſchen Vaterlandsliebe überſtand dieſe Eiſesprobe, nur das ungemeſſene Vertrauen, was man auf dieſen grauen Soldaten ſetzte, vermag die Erſcheinung zu erklären, daß man ſeinem lähmenden Wirken nicht früher entgegentrat. Leidenſchaftlich überließ ſich das Volk in kindlicher Harmloſigkeit den Ergüſſen ſeiner nationellen Freude. Senſenmänner, die durch die Straßen zogen, patriotiſche Schauſpiele, Nationaltänze wiegten es in den Traum einer ungefährdeten Unabhängigkeit, und während ſein Loos in den ſchlechteſten und ungeſchickteſten Händen war, jauchzte das Volk und ſang von Freiheit und Vaterland.

Nur der patriotiſche Verein begreift ungeblendet, wie groß die Gefahr ſei, und Mochnacki macht ſich kühn auf, mit einigen Gefährten Chlopicki zu verhaften, und das gefeſſelte Roß der Revolution zu befreien. Wyſocki, einer der thätigſten Fähnriche vor und während der Nacht vom 29. Novbr., begegnet ihm und ſeine Drohungen, dem Diktator mit der Fähnrichsſchule zu Hülfe zu eilen, halten Mochnacki von der Ausführung des Unternehmens ab. Wyſocki war noch geblendet vom militäriſchen Schimmer Chlopickis, und die ſoldatiſche Kurzſichtigkeit ließ ihm nur im Feldherrnſtabe des Dictators Schutz und Sieg erblicken. Noch einmal ward die Entſchloſſenheit des Aufſtandes in Feſſeln gelegt. Lubecki hatte geſiegt, und reiſte mit dem ſchwächſten aller Landboten Jezierski nach Petersburg. Somit war ſeine Perſon geſichert, und die Thatkraft der Nation in den Schlingen einer zögernden Unterhandlung. Der plumpe Chlopicki ahnte nichts von der Täuſchung, und erklärte bei der erſten Verſammlung des Reichstages am 18. Decbr., „er ſtehe da im Namen des conſtitutionellen Königs.“

Man brauchte einen Krieger, einen Diktator wie die Römer, als die Gallier Rom zerſtört hatten; aber Chlopicki war nur das Eine; aber kein Römer, kein Camillus, der ſtatt das Schwert des Brennus aus der Wagſchale zu nehmen, und ohne Weiteres damit zu zahlen, nach dem ſchwankenden Friedenszweige griff. Wohl hätte der Pole wiſſen ſollen, daß dieſer ſtracks in ruſſiſchen Händen verdorre.

Beſſer erkannte der Reichstag, was Noth that, und in der erſten ſtürmiſchen Sitzung erklärte er die Revolution für natinal. So tief aber verkannte Chlopicki ſeines Vaterlandes Intereſſe, daß er im äußerſten Zorne über dieſe Erklärung noch mitten in der Nacht ſeine Diktatur niederlegte.

Am andern Tage verlangte er eine unbedingte Diktatur, und der Reichstag gewährte ſie ihm. —

Unterdeſſen war Conſtantin auf ruſſiſchem Gebiete angekommen, wenige Tage darauf erſchien das empörende Manifeſt für die Rebellen vom Kaiſer Nicolaus. Chlopicki war beſtürzt, und fing nun allmählig an, ein wenig mehr für die Rüſtungen zu thun; dämmernd ſah er das Geſpenſt ſeines heilloſen Irrthums in der Ferne ſich erheben; aber noch ſchloß er unwillig die Augen.

Auf diplomatiſchem Wege verſuchte man nun auch noch ſein Glück. Der Marquis Wielopolski ward nach London geſchickt, Wolicki nach Paris, Fürſt Czartoryski knüpfte Unterhandlungen mit Wien an. Wunderbar genug, erwartete man von dem Staate, deſſen Freiheit annoch im tiefſten Schatten ſteht, von Oeſtreich, Unterſtützung einer revolutionären Sache. Die ſlaviſchen Völkerſtämme in Böhmen, Mähren und Ungarn, legten eine unverkennbare Theilnahme für die polniſche Angelegenheit an den Tag. Fürſt Lobkowiz, Statthalter von Gallizien, handelte mit unverkennbarer Begünſtigung der Polen; in Prag nahm Alles laut Partei für die Polen; die Ungarn erhoben nachdrücklich ihre Stimme; die Gegenpartie Metternichs ſprach zu Wien dreiſter, denn je. Immer lauter ſprach man von einem öſtreichiſchen Erzherzoge, als Candidaten der polniſchen Krone. Man erwähnte eines verbundenen Intereſſes der ſlaviſchen Völkerſchaften unter der Regierung des Hauſes Habsburg. Die früheren Hoffnungen dieſer Art auf Rußland hatte man tief vergraben. Es hatte allen Anſchein, als ob der Abſolutismus ſich zu Ehepräliminarien mit der Freiheit entſchließen wollte. —

Aber das Ausland mußte unterrichtet werden, was die polniſche Regierung wolle. Der Reichstag faßte ein Manifeſt ab — Chlopicki verwarf es in höchſter Entrüſtung, als eine ſeine Unterhandlungen ſchnurſtracks durchſchneidende Maßregel. Es erſchien unofficiell ohne Unterſchriften, und verfehlte ſeine Wirkung. —

Höher und immer höher ſteigt nun aber die Entrüſtung über Chlopickis Unthätigkeit, kleiner und kleiner wird ſein Anhang, und als er durch Lubecbis vertröſtende Briefe immer hingehalten, immer noch nicht abläßt, dem Zögerungsſyſtem zu huldigen, nöthigt er die Regierung, ſeine Abdankung zu beſchließen. Verlaſſen von ſeiner Popularität, entſchließt er ſich, dieſer durch ſeine eigene Reſignation zuvorzukommen.

Unverſehrt aber von allen dieſen erkältenden Stürmen grünte im Volke der Baum der Unabhängigkeit, und trieb immer breitere und reichere Aeſte. Die Warſchauer errichten außer den Truppen, die ſie ſtellen mußten, noch zwei Regimenter und nannten ſie „Warſchauer Kinder.“ Man dichtete Lieder und ſang ſie in fröhlicher Begeiſterung in den Theatern, und wenn der Refrain kam, „für einen Gefallenen ſtehen Hundert wieder auf;“ ſo erholte ſich das ganze Haus und rief einſtimmig: „Nein, Hunderttauſend.“ In unzerſtörbarer Kraft webte und zeitigte und wucherte die Idee der Freiheit und des Vaterlandes; das Volk blieb jung und unverwundbar, und zeigte ſich ſeines Zieles würdig; die Völker ſind die unverwüſtliche Jugend und kennen keine Intrigue. Der Reichstag ſelbſt bewahrte ſich durch die ganze Revolutionsepoche ein würdevolles, kräftiges Anſehen, mochten auch ſpäter die einzelnen Meinungen und Parteianſichten ſich ſchroffer ausbilden; er hat nie etwas von ſeiner äußerſt geachteten Exiſtenz eingebüßt. Die Männer, welche zur damaligen Zeit ſeinen eigentlichen Schwerpunkt ausmachten, ſeinem Handeln die Schnellkraft verliehen, waren vor Allem: der wackere Reichstagsmarſchall **Ladislaus Oſtrowski**, ein hochgewachſener, würdevoller Repräſentant einer ſchönen Nation. Eine imponirende Erſcheinuug, ein wohlgebildetes, feines Benehmen, und eine glänzende den Mittelpunkt treffende, ſchlagende und gewandte Redeweiſe gewährte Alles, was in einer ſo ſtürmiſchen und verwickelten Zeit Noth that, zur Lenkung einer ſo gewaltigen Societät. **Ladislaus Oſtrowski** iſt ein ſchönes Bild der heiteren, beſonnenen und doch überaus kräftigen Ruhe eines Staatsbürgers. In ſeinem klaren Auge wohnte die entſchloſſene Begeiſterung für eine über allen Zweifel erhabene gerechte Sache. Sein Muth war nicht der flatternde Rauſch manches Freiheitsſchwärmers; es war der Muth der unerſchütterlichen Ueberzeugung, es gelte das Höchſte für das Höchſte. Fröhliche Gewißheit leuchtete darum ſtets von ſeinem Antlitze, — mit klarer Heiterkeit ordnete er alle Verhältniſſe, mit freundlicher Aufopferung ging er überall voran, z. B. in Freilaſſung ſeiner Bauern bei Gelegenheit der Unterthansverhältniſſe, in Opferung für die allgemeine Sache. — Er iſt eine Figur aus der ſchönſten Zeit Griechenlands; ein Mann und Patriot vom Scheitel bis zur Zehe.

Auf demſelben Wege wandelte unerſchüttert neben ihm, wenn auch in anderen Kreiſen, ſein Bruder **Anton Oſtrowski**, Commandant der Nationalgarde und Mitglied des Senates. Wir ſehen ihn immer inmitten des braven Volks, Arm in Arm mit der wackern Majorität der echten unbeſtechlichen Patrioten, die kein Flitter der Diplomatie, kein vorzeitiger Eifer der radialen Volkspartei blendet. Er war ein edler Demokrat, und wenn wir den Marſchall eine kurze Zeit in die ſchimmernden Salons der kleinen ariſtokratiſchen Partei verſchwinden ſehen; ſo finden wir Anton Oſtrowski immer auf der Mitte des Marktes und der öffentlichen Plätze, immer in der Mitte der Nation. Nach ihnen ſind es **Johann Ledochowski**, **Roman Soltyk**, und der beredte **Swidzinski**, die in der erſten Zeit kräftig, tadellos, unbetheiligt von

Parteianſichten im Reichstage gewichtige und folgenreiche Worte ſprachen.

Bald bildete ſich jedoch in der Kammer mehr und mehr eine Partei aus, welche, obwohl voll Patriotismus, Kenntniß und Rechtlichkeit in Kurzem einen hemmenden Einfluß ausübte; es iſt die Partei der Doctrinairs, welche in Frankreich, bis zur äußerſten Spitzfindigkeit ausgebildet, ſo mannigfaches Unglück angerichtet, Frankreichs Ruhm und Größe in pedantiſcher Schulweisheit verkümmert, und ſeine Freiheit in todten Formeln erwürgt hat. Es ſind die Nachbeter des engliſchen Syſtems, die Staatskünſtler, die mit der Gelehrſamkeit experimentiren. Es iſt der Doctrinarismus eine Vegetabilie ohne animaliſches Leben; es ſind ſeine Bekenner eine Zwitternatur, ohne die Poeſie des Royalismus, und ohne die energiſche Kraft der ungeſchminkten Naturvernunft. Es ſind Sclaven mathematiſcher Formeln — Automaten; nur mittelmäßige Geiſter klammern ſich in Ermangelung eigener Erzeugungskraft an ſtationäre Formeln, modeln die Sache nach der Form; große Geiſter verfahren umgekehrt: ſie ſchaffen die Form nach der Sache. Obwohl der polniſche Doctrinarismus nie ſo weit ausartete als der franzöſiſche; ſo war er doch unheilvoll in einer Zeit, die Schnelligkeit und Entſchloſſenheit erheiſchte. Vincenz Niemojowski ſtand in der polniſchen Kammer an ihrer Spitze. Sein Bruder Bonaventura huldigte zwar im Ganzen ebenfalls dieſen formellen conſtitutionellen Grundſätzen, war aber geſünder, kräftiger, und bewegte ſich freier in dieſer Feſſel. Eine dritte Fraction, die alle Hoffnung auf auswärtige Hilfe ſetzte, bildete ſich erſt ſpäter aus, namentlich als der ſaubere Marquis Wielopolski mit dem Unflath ſeines ariſtokratiſchen Dünkels unberufen aus London zurückkehrte. In dieſer erſten jungen Frühlingszeit der Revolution neigte ſich am meiſten auf jene Seite Guſtav Malachowski. Ihr Mittelpunkt war der edle Fürſt Adam Czartoryski durch ſeine Verbindungen mit dem Auslande und ſeinen Reichthum. Nimmer aber kann dieſer Fürſt ſelbſt des geringſten Parteigeiſtes verdächtigt werden; ſchlackenlos hat er ſich den Ruf des edelſten, großmüthigſten Patrioten bewahrt. Wie ein verſöhnendes Medium tritt er immer mit ſeiner zauberhaften Sanftmuth zwiſchen die Parteien: mit unermüdlicher Thätigkeit fördert er die Intereſſen ſeines Vaterlandes, und obwohl er, der Freund Alexanders, lange Zeit an der Selbſtſtändigkeit Polens verzweifelte, ſo hat er doch keinen Augenblick aufgehört, alle Opfer für das Gedeihen ſeiner Landsleute freudig zu bringen. Auf ſeinen Schlöſſern, vor Allem zu Pulawy an der Weichſel, ward alles gethan, um Künſte und Wiſſenſchaften zu fördern; jeder Pole fand freien Zutritt, jeder Lernbegierige eifrige Unterſtützung, und nie hat ein Land einen großartigeren Mäcenas aufzuweiſen gehabt, als Polen im Czartoryski. Ein großer Theil der polniſchen Civiliſation iſt ſein Werk. —

Es handelte ſich jetzt darum, eine neue Regierung und einen neuen Feldherrn zu wählen. Auf das Bitterſte iſt der Egoismus Chlopickis anzuklagen, der kleinlich die Führung des Heeres von ſich wieß, wenn ihm nicht mit ihr eine unumſchränkte Civilgewalt übergeben werde. Alle andere Selbſttäuſchungen mögen ſeiner geiſtigen Schwäche verziehen werden. Dieſen moraliſchen Flecken, ein baarer Mangel an Patriotismus, wäſcht kein Meer rein. In Trümmer ſtürzt ſeine kleine Figur neben der rieſenhaften Größe, zu der ſich am 25. Januar der Reichstag erhob, als er faſt einſtimmig diktirte: das Haus Romanow habe aufgehört zu regieren.

Die neue Zuſammenſetzung der Regierung hatte aber große Schwierigkeit. Ein großer Theil der Nation war für republikaniſche Form mit einem Präſident an der Spitze. Aber man fürchtete das Ausland, von dem man noch immer Unterſtützung erwartete, und deſſen Haß gegen alles, was nach Republik ſchmeckt, bekannt war. Eine andere Partei verlangte königliche Gewalt für den Reichstag. Man ſchlug einen Mittelweg ein, wählte eine Regierung von Fünf mit einem Präſidenten, Adam Czartoryski. Dieſe Inſtitution iſt eine unglückliche zu nennen; denn die Gewalten waren zerſplittert. Der Feldherr war nicht von der Regierung, ſondern nur vom Reichstage zu richten. Das hat ſich bitter gerächt. Man wendet ſich traurig von dem Mißgriffe hinweg, der in einer Zeit des Sturmes drei Staatsgewalten einſetzt, die ſich gegenſeitig hemmen. Der Reichstag gab Geſetze, und die beiden executiven Behörden, der Feldherr und die Regierung, waren vollkommen unabhängig von einander. —

Da Chlopicki auf ſeinem Eigenſinn beharrte, ſo drängte vor Allen die Zeit, einen Generaliſſismus zu wählen. Die Wahl war allerdings nicht leicht: diejenigen Generale, welche militairiſche Kenntniſſe beſaßen und Vertrauen verdienten, waren alt und ſchwach, ſo: Klicki und Caſimir Malachowski, die meiſten aus Conſtantins Zeit waren Kamaſchenritter, im Paradeexercitium ergraut und zuſammengeſchrumpft; an allen Uebrigen war Mehrerlei auszuſetzen, — — trotz alle dem mußte ein andrer gewählt werden, und es geſchah. Fürſt Radziwill ward Generaliſſimus. Er hatte nie den geringſten Beweis nur von militairiſcher Fähigkeit, viel weniger von Talent gegeben; er hatte ſo lange entfernt von allem Militarismus gelebt; daß man erzählt, er habe nach ſeiner Erwählung ſchleunigſt von Neuem Reitſtunde nehmen müſſen — ſeine Wahl war ein Mißgriff, was man auch zu ihrer Rechtfertigung ſagen mag. Er war ein vortrefflicher Patriot, ein äußerſt braver Mann, er war ein „guter Pole“ — aber durch ſolche Eigenſchaften ward keine ruſſiſche Batterie demontirt, die halfen nichts im Feuer bei Grochow, nichts, als die ruſſiſchen Reitermaſſen heranſtürmten, und Radziwill mit dem Generalſtabe in Schrecken ſetzten — Blick und Verſtand galt es da; Blick und Verſtand mußten bei der Wahl berückſichtigt werden, nicht lediglich Popularität. Und war kein Redner da, welcher dem **Chlopicki** in die Seele ſprechen konnte, war dieſer Soldat wirklich ſo unnahbar — dann mußte man ſelbſt **Krukowiecki**, obwohl man ſeine Intriguen fürchtete, man mußte **Sierawski**, den Mann der Volkspartei, — man mußte ſelbſt einen gelähmten Krieger aus der alten Kriegsſchule Napoleons wählen, wie **Klicki**; nimmermehr einen, der die Waffen nicht mehr kannte. Erſt wenn kein Tambour an die Spitze treten wollte, wie Krukowiecki vorſchlug, erſt dann kam ein völlig Unkundiger an die Reihe. Tief in das Feuer hinein wollten die Soldaten geführt werden, ſie dürſteten, ſchmachteten nach Kampf — da galt es vor Allem, einen jugendlichen, entſchloſſenen Führer an ihre Spitze zu ſtellen, der nur vorwärts ſah. Wahrſcheinlich hätte des ehrgeizigen, aber tapfern **Krukowiecki** Laufbahn und Sinnesart eine ganz andre Richtung genommen, wenn er jetzt an die Spitze des Heeres geſtellt worden wäre.

Es iſt wahr, daß Chlopicki keinem Anderen ſo mit Rath und That an die Seite getreten wäre, als Radziwill. Es iſt wahr, daß mit dieſem Zuſammentreffen der Perſönlichkeiten die geſchickte Führung der Schlachten bei Praga und Grochow, und durch ſie ein glänzendes Beiſpiel von neuer polniſcher Tapferkeit erzeugt wurde, aber ein andrer Feldherr als Chlopicki würde ſich nicht auf eine bloße Defenſiv-Schlacht beſchränkt, er würde die junge Ueberfülle von Kraft nicht zur bloßen Abwehr benutzt haben. Radziwills Wahl war ein Mißgriff.

Am 6. Februar tritt Diebitſch an acht Orten in's Königreich. Die Polen beſchloſſen, auf Chlopickis Rath, ſich bis an die Mauern von Warſchau zurückzuziehen, und im Angeſicht der Hauptſtadt die entſcheidende Schlacht zu liefern. Chrzanowskis Plan, bis an den Liwiek vorzurücken, wird verworfen, eben ſo Prondzynkis: Warſchau als ein verſchanztes Lager zu betrachten, den Brückenkopf von Praga ſtark zu beſetzen, und ſich auf's linke Ufer der Weichſel zurückzuziehen, um überall den Ruſſen den Weichſelübergang wehren zu können, und ihnen eine großartige Entwickelung ihrer übermäßigen Streitkräfte auf offenem Schlachtfelde unmöglich zu machen. Aber ein ſolcher Rückzug, ſtrategiſch vortrefflich, war nicht den Zeitumſtänden gemäß. Man war über Nichts einig. Radziwill zog durch die Straßen von Warſchau zu der Armee. Zweifelnd und doch vertrauensvoll auf ihre gute Sache, ſahen ihn die Warſchauer hinziehen. An ſeinem grauen Haupte hing das Schickſal einer edlen Nation. Man rief ihm Segenswünſche zu, man betete, man weinte, man jauchzte, man hoffte und fürchtete. —

Die polniſche Armee, welche gegen Diebitſch zog, zählte 52000 Mann, da eine Abtheilung unter General Klicki das ſüdliche linke Weichſelufer beſetzt hielt. Diebitſch rückte mit einer Hauptmacht von 100,000 mit 236 Kanonen heran, in wenigen Tagen konnte er ſeine ausgedehnten Flügel zuſammenziehn, und mit einer Macht von 120,000 Mann mit 348 Kanonen agiren. Die erſte Abſicht des ruſſiſchen Feldherrn war: auf der großen Straße von Lomza und Oſtrolenka durch die Woiwodſchaft Plock über die Weichſel zu dringen. Zeitig genug erkannte dies Chlopicki, zog ſeine Linien nach dieſer Richtung,, wollte den Bug überſchreiten, und auf Modlin geſtützt, eine Schlacht liefern.

In der Nacht vom 9ten zum 10ten aber trat plötzlich Thauwetter ein, Diebitſch mußte ſeinen Plan ändern, und auf Warſchau zudringen. Größere Gefahr drohete aber vom Corps des General **Kreutz**. **Kreutz** befehligte den linken Cavallerieflügel, die Woiwodſchaft Lublin lag ihm offen. Er hatte ſie beſetzt, und war am 11ten bereits bei Pulawy über die Weichſel gedrungen Von Lukow her rückte General **Geismar**, einer der ſogenannten Türkenſieger, auf die Weichſel zu. Er war der erſte, welcher die polniſchen Waffen ſchmerzhaft empfand. Mit einem abenteuerlichen Corps rückte **Joſeph Dwernicki** ihm entgegen. Seine Kanoniere lernten erſt in dieſem Treffen laden und feuern. Ein Theil ſeiner Reiterei mußte ſich erſt das Reutzeug erbeuten. Es war eine luſtige, halb undisciplinirte Geſellſchaft, ſie hatte nichts als Muth. Aber mit dieſem Muthe ſtürzte ſie jubelnd auf die Feinde, und binnen wenig Stunden waren 12 Kanonen genommen, die Türkenſieger ſtürzten in brauſender Flucht durch die Wälder, der kühne Handſtreich war zu einer luſtigen Schlacht geworden, und nur Wald und Moräſte ſchützten das **Geismarſche** Corps vor völliger Zerſtörung. Das war das erſte Treffen bei **Stoczek**. — **Dwernicki** war der erſte polniſche Sieger. Jauchzend ward ſein Name und ſein Sieg aufgenommen. Er hatte die Art getroffen, wie dieſer an Maſſen ſo ungleiche Krieg geführt werden mußte. Er war der Ritter des Volkes, und die rüſtige Jugend ſtrömte zu ſeinen Fahnen. Dort fand man ritterliche Stegreifthaten, polniſche Lebendigkeit, polniſche Freude und polniſchen Muth. Dort fand man an der Spitze der Truppen auf ſeinem wiehernden Schimmel den kleinen wohlgenährten, humoriſtiſchen Dwernicki, der in ſteter Fröhlichkeit ſeinen Truppen „Noch iſt Polen nicht verloren" vorſang, und wie zum Tanze vorausſprengte mitten unter die feindlichen Säbel. In dem freundlichen Kopfe webte und wirkte ein raſtloſer lebendiger Geiſt, ſein fröhliches Herz war erfüllt von aufopfernder Vaterlandsliebe, hinter ſeinen Scherzen lagerte lauſchend und harrend des Vaterlandes Herrlichkeit. Seine militäriſchen Bewegungen waren raſch und gewandt, er war ein muſterhafter Corpsführer, und nie iſt einer ſo wie Dwernicki von ſeinen Soldaten angebetet worden. — Das Volkselement ſprudelte in ihm. — Hätte er Gelegenheit gehabt zu zeigen, daß er auch eine große Armee zu führen vermöge, die Polen hätten keinen beſſeren Generaliſſimus finden können. Denn dieſes Volkselement war es allein, was den Sieg erringen konnte, weil in ihm die moraliſche Ueberlegenheit beruhte, und dies war es, was den Hauptführern des polniſchen Heeres leider fehlte.

Auf der polniſchen Hauptlinie zog man ſich zurück. Skrzynecki hielt bei Dobre beinahe fünf Stunden mit ſechs polniſchen Bataillonen das ganze Roſenſche Corps, von Diebitſch ſelbſt geführt, zurück. Das vierte Regiment, das Regiment der Helden, was geſchworen hatte, nur mit dem Bajonett zu fechten, löſ'te ſeinen Schwur auf eine blutige Weiſe. Zerſchellt ſtürzten die ruſſiſchen Maſſen viermal vor dieſer ehernen Mauer zurück. Dies Treffen, was geliefert werden mußte, damit das polniſche Corps des General Zymirski nicht abgeſchnitten würde, und der imponirende Rückzug von Dobre, ein Bild des Xenophontiſchen, hob zuerſt den Namen Skrzynecki's glänzend aus der Maſſe.

Am Morgen des 19. Februar brach plötzlich und unerwartet, wie das Glück und das Unglück, die Schlacht von Praga hervor aus den Wäldern. Die Polen hatten die offene Fläche beſetzt, und die Ruſſen verſuchten aus den Wäldern von Milosna hervorzudringen. Die Polen, durchaus nicht in

Schlachtordnung aufgeſtellt, erwarteten an dieſem Tage keine Schlacht.

Trotz der Böswilligkeit Zymirski's und Thomas Lubienski's, welche dem Chlopicki nicht gehorchen, trotz der immer dichter und dichter drängenden ruſſiſchen Maſſen, gelingt es der polniſchen Tapferkeit und der energiſchen Thätigkeit Chlopicki's die Schlacht und den Tag mit einer kleinen Abtheilung des polniſchen Heeres gegen die vereinigte ruſſiſche Armee zu halten. Um 5 Uhr Nachmittags iſt Diebitſch genöthigt, ſeine Colonnen wieder in den Wald zurückzuziehen.

Dieſer Erfolg war von unbeſchreiblicher Wichtigkeit: die polniſche Armee erkannte ihre Kraft, die ruſſiſche bebte vor ſolchem Feinde, über Warſchau verbreitete ſich unendlicher Jubel, in allen Kirchen hatte man zum Herrn der Völker um Segen und Gelingen gebetet, Alles war im Aufruhr geweſen, in troſtloſer Ungewißheit hatten Tauſende von den Wällen nach dem Pulverdampfe geblickt, nach dem näheren oder ferneren Kanonendonner gehorcht, das Höchſte war zu gewinnen, das Höchſte zu verlieren. Donnernd brach der Jubel aus, als Diebitſch wiederum in den Wald zurückzog, und als am zweiten Tage ein gleicher Erfolg ſeinen Waſſen wurde, da nannte ihn die übermüthig gewordene Hauptſtadt ſpottend den Waldmarſchall. —

Der Reichstag erklärte ſich unter dem Donner der Kanonen für permament, und beſtimmte, daß der Ort der Verſammlung im In- und Auslande ſein könne. So war den Ruſſen jede rechtliche Beſitznahme von Polen abgeſchnitten, die legitimen Regenten ſind außerhalb Polens, und die Eroberer regieren. Ein gekröntes Haupt muß dies vertreten. Der ſchwediſche König deſinirt: „Legitim iſt der König, den ſein Volk will.“ — Man ſieht doch gleich, daß es ein Emporkömmling iſt, der kein Jahrhunderte altes Blut in den Adern hat. Hätte man Zeit, man würde ihn früh alt machen für die Schmach, ſelbſt die Throne mit der neuen Seuche zu inficiren.

Am 20. Februar des Morgens begannen 200 Feuerſchlünde aus dem Walde heraus die ruſſiſche Schlacht. Das Zögerungsſyſtem Chlopicki's hatte ſelbſt bei dieſer Ehrenſchlacht, auf welche er es doch abgeſehen, die Polen in eine verzweifelte Lage gebracht; wurden ſie geſchlagen, ſo drohete ihnen eine völlige Vernichtung, das ſchwache Weichſeleis geſtattete keinen Rückzug mehr, man hatte unterlaſſen, eine zweite Brücke zu bauen, das ſchwache Praga konnte keine Armee aufnehmen und ſchützen, die einzige Brücke zwiſchen Praga und Warſchau war bei dem ſchnellen Rückzuge natürlich in Kurzem geſtopft, und dazu von dem aufgehenden Eiſe bedroht, der Vortheil des Terrains war ebenfalls auf Seiten der Ruſſen, die ſchwache polniſche Artillerie war ohne die geringſte Schutzwehr der dreimal ſtärkeren, durch Gebüſch gedeckten ruſſiſchen ausgeſetzt. Unter ſolchen Auſpicien begann die Schlacht, und es klingt wunderbar, daß die Polen mit drei Regimentern und ihrer ſchwachen Artillerie wiederum den ganzen Tag die Schlacht halten, daß Diebitſch des Abends widerum keinen Fuß breit Landes gewonnen. Die Pforte des polniſchen Heeres war ein Erlenwäldchen. Immer neue ruſſiſche Maſſen wälzten ſich dagegen, aber ſie fanden nur Tod und Wunden, die blutigen Ritter des vierten Regimentes mit ihren blutrothen Czako's empfingen kalt Regiment auf Regiment; mit der Spitze des Bajonets zerriſſen, bis auf Bataillone zuſammen geſchmolzen, aus tauſend Stichwunden blutend, kehrten wimmernd und heulend die Regimenter nach dem Walde zurück. Erſt am hohen Mittage wurden die Helden im Erlenwalde vom 5ten Regimente abgelöſt, und wetteifernd mit jenem ſtand dies am Abende ſiegreich auf ſeinem Poſten, unter Haufen von Leichen, in Strömen von Blut.

Der ſanfte deutſche Dirbitſch, genannt Sabalkanski, hatte untadelhaft und mit Geſchick bis dahin militäriſch agirt. In breiter wohlverbundener Operationslinie war er ins Polenland eingerückt, Proclamationen des Kaiſers waren vor ihm hergeflogen, die aus Rußland kamen, wo man einen andern Kalender hat, mit der neuen Zeit alſo noch in Unordnung iſt. Er hatte die Polen mit Energie und Gewandtheit bis dahin gedrängt, daß ein Hauptſchlag wirklich das Meiſte entſcheiden konnte. Unerklärlich iſt es, daß er nicht am zweiten Tage bei Praga in Napoleoniſcher Manier ähnlich der Bautzener Schlacht einen concentrirten Kanonenangriff auf den Erlenwald unternahm, daß er nicht Alles daran ſetzte, wie er am dritten Tage bei Grochow that, einen ſiegreichen Tag heraufzuführen. Freilich gelang es ihm auch dort nicht, obwohl die Seele dieſer Schlachttage, Chlopicki, fiel, obwohl ein Theil des polniſchen linken Flügels wegen Krukowiecki's Böswilligkeit unnütz und unbeſchäftigt ſtand. — Aber ſeine matte Thätigkeit nach ſolchen ruhmredneriſchen Ankündigungen iſt dadurch nicht gerechtfertigt. —

Centnerſchwer fielen die beiden glücklichen Schlachttage in die polniſche Waagſchaale; das Heer hatte geſehen, welche gewaltigen Erfolge moraliſche Kraft einem Söldnerheere gegenüber bewirkt, unerſchrocken lagerte es in offener Ebene und ſang jauchzend ſeine vaterländiſchen Lieder. Auf ſchaumbedecktem Roſſe war während des zweiten Schlachttages ein entſchloſſener, gewandter, neuer Führer, General **Uminski**, auf dem Schlachtfelde angekommen, bald nach ihm die Nachricht von einem zweiten Siege Dwernicki's. — An jungem neuen Muthe fehlte es nicht.

In den Wäldern, welche das ruſſiſche Heer beſetzt hatte, herrſchte Todtenſtille, mitten unter ihnen horchte des Nachts **Clopicki** ſelbſt, was man zu thun gedenke; er erfuhr, daß Diebitſch das von Norden herkommende Szachowkoiſche Corps von 15,000 Mann noch heranziehen wolle, und ſchickte ſogleich **Jankowski** und **Malachowski**, und zuletzt **Krukowiecki** ſelbſt, um das Corps abzuſchneiden, und die Vereinigung mit Diebitſch zu hindern. —

Jene erſten Generale greifen an, Krukowiecki ſteht unbeweglich ſtill. Erſt am andern Morgen macht er bei Bialolenka einen kurzen, ſiegreichen Angriff, ſeine Tücke gegen Chlopicki läßt ihn aber denſelben nicht verfolgen. — Szachowskoi vereinigt ſich mit Diebitſch. Schon hatte dieſer die Schlacht bei Grochow begonnen, der Mittelpunkt der Schlacht iſt wiederum das Erlenholz. Sechzehn ruſſiſche Bataillone drängen die Brigade Zymirski, welche es beſetzt hält, ſtandhaft fechten die Polen, obwohl Zymirski ſelbſt matt und kraftlos handelt. Bogulawski kommt mit friſchen Truppen ihn zu erſetzen, Zymirski wird von einer Kanonenkugel zerſchmettert. Das Gehölz wird von den Polen genommen. Diebitſch führt neue Truppen heran und nimmt es von Neuem. Da ſtellt ſich Chlopicki mit allen ſeinen Adjutanten, welche das Volkslied: „**Jeszcze Polska niezginęla**“ (Noch iſt Polen nicht verloren) ſingen, an die Spitze. Im grauen Ueberrock wie der kleine Corſe, unbewaffnet mit ſeiner kurzen Pfeife auf den Feind zeigend, dringt er an der Spitze der Milber=

giſchen Grenadiere im Sturmſchritt auf der rechten Seite in das Gehölz, alles vor ſich niederwerfend. Von der linken Seite Skrzynecki mit dem 4ten und 8ten Regiment. Umſonſt ſtemmt ſich die ruſſiſche Diviſion, wie vom Sturmwinde übereilt, wird ſie über Leichenhauſen hinaus aus dem Gehölz bis in die Wälder geworfen.

Fern am Saume des Waldes ſieht Chlopicki den letzten Schlag rüſten; Diebitſch ordnet einen coloſſalen Cavallerieangriff, Chlopicki jagt ſeine Adjutanten zu Lubienski, Cavallerie herbeizuſchaffen. Lubienski gehorcht nicht. Chlopicki eilt ſelbſt zurück, die Truppen herbeizuſchaffen. Diebitſch ſchickt zwei neue Grenadierbrigaden gegen das Holz. Haſtig kehrt Chlopicki zurück bis zur erſten Linie, da zerſchmettert eine Granate ſein Pferd, er ſtürzt, und beide Beine werden ihm verwundet. In dem Augenblicke erſcheint Szachowskoi auf dem Schlachtfelde. Mit 40 Kanonen wirft er den Tod in die polniſchen Flanken. Uminski iſt zu ſchwach geweſen, ihn aufzuhalten und Krukowiecki zu ſäumig, ihn zu unterſtützen. Die Schlacht iſt auf dem Höhepunkte. Von Koſſinieren (Senſenmännern) getragen wird Chlopicki auf Senſen aus dem

Feuer gebracht, ordnet kühl noch hie und da die Bataillone und ruft unaufhörlich nach Cavallerie. Skrzynecki, von Szachowskois Freuer gedrängt, muß das Holz verlaſſen. Wie das Unglück breitet ſich weit der ruſſiſche rechte Flügel aus. Jetzt donnert es wie toſende Brandung unheilverkündend die Chauſſee von Milosna herunter; vier Regimenter Küraſſiere, darunter das der Rieſen, Prinz Albrecht genannt, ſtürzen zermalmend auf der Chauſſee einher, zur Linken eine Diviſion Huſaren, zur Rechten eine Diviſion Uhlanen. Der Oberbefehl der polniſchen Armee ruht in dieſem Augenblick erdrückend in Radziwils Hand. Seine verworrenen Befehle ſteigern die Gefahr. — Die rieſige Tapferkeit des polniſchen Soldaten wendet ſie ab. Die Bajonette des 4ten Regiments unter Skrzynecki zerfleiſchen kaltblütig die ruſſiſchen Gardeuhlanen, in wilder Flucht rettet ſich von dieſen, wer kann. Raſſelnd und donnernd ſtürzen die Kuiraſſiere durch die erſte Linie. Das achte Regiment unter Karski ſtellt ſich wie ein Fels ihm entgegen, Raketen knattern in die hinteren Reihen, Muskètenfeuer ſchlägt zerſchmettern in ihre Glieder — ſie wenden ſich zur Flucht. Da erſcheint Ludwig Kicki mit den raſchen, geſchmeidi gen, polniſchen Lanciers, ein blutiger, blitzgeſchwinder Waffentanz beginnt, linkshin, rechtshin fährt pfeilgeſchwind der Todesſtoß der Lanzen, raſſelnd ſtürzen die Rieſen, noch einmal bebt der Boden von ihrem Fall und ihrer zügelloſen Flucht, zweihundert Kuiraſſiere werden gefangen, das Regiment Prinz Albrecht iſt vernichtet, die ganze ruſſiſche Schlachtlinie weicht entſetzt zurück, der Tag iſt zu Ende.

Jetzt erſt kommt Krukowiecki auf dem Schlachtfelde an, und jetzt noch verlangen die meiſten polniſchen Führer, den Ruſſen nach in den Wald zu dringen, und den Tag mit einer totalen Niederlage der entmuthigten ruſſiſchen Schaaren zu ſchließen.

Radziwil aber giebt den Befehl, die Armee nach Warſchau zu führen. Lange Zeit wußte ſelbſt Warſchau nicht, wie glücklich ſeine Söhne bei Grochow geſchlagen. Es ſah wie ſeine eigenen Mörſer die Vorſtädte von Praga in Brand ſteckten, es ſah die Unordnung in vielen zurückkehrenden Regimentern, es ſah den machtloſen Generaliſſimus, es konnte ſich mehrere Tage in ſein Glück nicht finden. Am beſten wußte es Diebitſch. Drüben ſtand er mit ſeiner zerriſſenen, zerſetzten Armee, begrub ſeine Haufen von Todten, bedeckte die rückführenden Wege mit Wagen voll Verwundeten, ſtand in ſchutzloſem, freien Felde, während der Regen ſtromweiſe vom Himmel goß, ſo daß die Soldaten wimmerten und ſtöhnten. An eine Unternehmung mit ſeinen geſchwächten Truppen war nicht zu denken, an die Einnahme von Warſchau am wenigſten. Lächelnd ſah das wohlgenährte polniſche Heer aus der ſchützenden Stadt auf den kläglichen Zuſtand des Feindes, der noch vor Kurzem ſo geprahlt hatte.

Es ſcheint, als habe Diebitſch nur der Zeitungen haber ſeine Truppen einige Tage lang in dieſem Jammer vor Praga ſtehen laſſen wollen, um Europa glauben zu machen, das Schickſal Warſchau's ſei in ſeinen Händen. Da obennein die Weichſel nicht mehr zu paſſiren war, ſo gebot es die militäriſche Nothwendigkeit, daß er ſogleich nach der vergeblichen Schlacht bei Grochow ſeine erſchöpften Truppen in ſichere und bequemere Stellung zurückführte. Statt deſſen ſetzte er ſie nutzlos dem ſchlimmſten Wetter aus.

Der Held von Grochow aber, **Chlopicki**, trat nun für immer ab vom Schauplatze, und krank in Krakau liegend, ſah er erſt am Abend des polniſchen Tages die Ruſſen wieder. Das Mißtrauen in die Kraft ſeines Vaterlandes beſtrafte die Nemeſis damit, daß er keinen der glänzenden Siegestage feiern ſah. In dem entſcheidenden Wendepunkte, wo der Sieg ſich zu den ruſſiſchen Maſſen neigte, warf ihn bei Grochow die Granate nieder. — Nicht war es ihm vergönnt, den ſchimmernden Abend dieſes düſteren Tages zu ſehen. Die ſchneidende Wehklage Warſchaus nur mußte er hören, als man ihn, den Getroffenen, durch die Straße führte, den harten Vorwurf manches ſchmerzlich erregten Patrioten mußte er anhören, der ihm zurief: nicht ſei es eine Kunſt geweſen, zu fallen, ſondern zu ſiegen, nach einer verlornen beiſpielloſen Popularität ſei es ein Leichtes, den Tod zu ſuchen.

Aber ſchön kann dennoch die Geſchichte hier von Chlopicki ſcheiden: in ſeinem Element unter dem Donner der Kanonen, zwiſchen den pfeifenden Kugeln, den dräuenden Schwerdtern hat ſie den bisher zögernden Mann raſch, entſchloſſen, ſtraff, gewaltig, ja bewundernswerth geſehen. Soldat war er durch und durch, und das ſoldatiſche Vertrauen hatte er glänzend gerechtfertigt. Wie der Matroſ auf dem Lande, ſo lebte er unbehaglich, unſicher und ſchwankend in dem bürgerlichen, politiſchen Elemente, als er nur den erſten Fuß auf's Schiff des Kriegs geſetzt, da ſpannten ſich all ſeine Sehnen, er war wie der Matroſ auf ſeinem Elemente. Wie wenig man ſein kann, wenn man blos Soldat iſt, ſelbſt ein gewaltiger, hat Chlopicki gezeigt. Sein Name verſchwand aus den polniſchen Liedern.

Die Warſchauer Regierung beſchloß nach dem Tage von Grochow, daß ſie ſich nie von der Armee trennen werde. Für die Armee ſelbſt ward ein neuer Generaliſſimus gewählt, Johann Skrzynecki. Er iſt ein hoch und ſtattlich gewachſener Mann, vornehm, würdevoll, ja, herrſchend iſt ſein Gang, ſeine Haltung. Wie untergeordnete Sclaven tragen breite Hüften einen ſchlanken ſchöngeformten Oberkörper. Sein Kopf iſt ausdrucksvoll, und ein inhaltreiches Buch. Skrzynecki hat viel gedacht und viel geleſen — in den Winkeln ſeines Mundes und ſeiner Augen ſtehen tiefgegrabene Notizen. Gedanken und Sorgen haben früher ſein Haar gebleicht, aber freundlich und weich legt es ſich um eine hohe, ſchöne Stirn. Matt und ruhig ruhen meiſt ſeine Augen, und blicken mit einer ſanften Sehnſucht unter ſchattenden Wimpern hervor. Skrzynecki iſt kurzſichtig. Aber jeder flüchtige Gedanke erfüllt mit wunderbarer Schnelligkeit ſein Auge, ſo daß es oft lebhaft aufblitzt, und eine zauberhafte Kraft gewinnt. Von unendlicher Rührung iſt der Ausdruck ſeines Mundes, es ſchlummert um ſeine Lippen ein wehmüthiges Mitleid, eine kranke, aber edle Reſignation. Der ganze Ausdruck des Kopfes iſt eine tragiſche Freundlichkeit. Er iſt ein ganzes, verlornes Vaterland, ohne Hoffnung, er iſt eine kranke ſchmeichelnde Trauer ohne Kraft. Der Eindruck des Ganzen iſt der eines äußerſt intereſſanten Bildes vergangener Zeiten, bei deſſen Anſchauen man hineinſinkt in ein Meer von wehmüthigen Combinationen. Um die nachdenklichen Schläfe ſieht man alle die Schwächen flattern, welche das Auge ſanftmüthig anſchaut, für welche der fein geſchloſſene Mund rührend um Nachſicht bittet. Mit trübem aber anziehendem Ernſte feſſelt das Bild, der Eindruck iſt bei aller Größe, und bei allem Herrſcherausdruck nur ein rührender.

Skrzynecki's Aeußere iſt ein Commentar zu ſeiner Feldherrn-Laufbahn. Er iſt fromm bis zur Frömmelei, vorſichtig bis zur Zaghaftigkeit, militäriſch ausgebildet bis zum Skepticismus. Wie eine gelehrte Aufgabe, nicht wie ein Kriegsthema, was nur durch Schlacht und Sieg gelöſ't wird, übernahm er das Commando. Nicht nur ein regierender Feldherr, ſondern ein kriegführender Regent wollte er ſein – ſo kam es, daß er weder regierte noch focht, ſo kam es, daß er mehr in Warſchau als im Lager war, daß er mehr Zeitungen las, als Befehle ſchrieb, daß er mehr auf das ſüßliche Lob des frömmelnden Avenir des Abbé Lamennais horchte, als auf die tadelnden forttreibenden Bemerkungen der ihn umgebenden Strategen. Das Unglück trug er ſtark und ſtandhaft wie ein Gott, er iſt der Mann der Tragödie, das Glück machte ihn ſchüchtern wie einen Knaben. Eine verzweifelnde Nation, die nichts mehr zu gewinnen hat, mag er groß und erhaben führen, zäh und hartnäckig, unbeugſam iſt ſein Charakter, wenn es einfaches Handeln oder einfaches Leiden gilt — eine ſiegesdurſtige tödtet ſeine gottesfürchtige Vorſicht. Dazu kam nun, daß er ein Mann von feinen Sitten, wohl ausgebildetem, geſellſchaftlichem Takt, freundlich, verbindlich, zurückhaltend, den Männern der Diplomatie ein willkommenes Werkzeug ihrer zögernden, nur nach Zeitgewinn trachtenden Pläne wurde. Er hat den Aufſtand um ſeine Jugend betrogen, die allein ſein Glück machen konnte, weil er thöricht glaubte, nur ein geſetztes Alter erringe Anſehn und ſtetige Dauer. Ach darin, ach darin iſt der unglückliche Ausgang des Kampfes zu ſuchen, daß das jugendliche Volk in ſeiner ſtürmiſchen Jünglingsbegeiſterung kein jugendliches Herz in der Bruſt ſeiner Führer fand. Die Krücken altersſchwacher Bedenklichkeit haben es fern vom goldenen Ziele verſchmachten laſſen.

Drei Führer waren da, die, jetzt an die Spitze des Heeres geſtellt, an der Düna mit gezogenem Schwerdte den Frieden ſchließen konnten; zuerſt der unternehmende **Dwernicki**, dann der kühne **Dembinski**, endlich der poetiſche Strateg, der unerſchöpfliche Born von genialen rieſigen Plänen, das dichteriſche Genie des Krieges · **Prondzyrski.**

Diebitſch war zurückgegangen, und hatte ſein Corps zerſtreuen müſſen. Dwernicki hatte wieder über die Weichſel geſetzt. und mit gewöhnlicher Behendigkeit drei glückliche Treffen bei Pulawy, Kurow und Markuszow geſchlagen, zauberartig, geſpenſterhaft vergrößerte die Furcht der Ruſſen ſein Corps, und Diebitſch ſandte Verſtärkungen auf Verſtärkungen gegen den kleinen Reitergeneral.

Alles drang in Skrzynecki, die auf das Fehlerhafteſte und Unverzeihlichſte von Diebitſch zerſtreuten einzelnen Corps zu überfallen und aufzuheben — er hatte erklärt, der Polen Fabius Cunctator zu werden, und er hielt leider Wort. Aber es galt hier nicht wie bei den durch Hannibal entmuthigten Römern zu zaudern, ſondern mit den kampfbegierigen Truppen zu eilen. Unnütz begann er einen unterhandelnden Briefwechſel mit Diebitſch, denn der Mangel an Gewehren und Munition auf Seiten der Polen, und der neue Froſt, welcher die Weichſel feſt zu machen drohte, war eben ſo gut ein Aufforderungsmittel zu raſcher That, ſo lange ſie, wie eben jetzt wohlfeil war. Die Aufhebung der Corps von Geismar und Roſen, die Warſchau am nächſten ſtanden, lähmte Diebitſch nachdrücklicher, als die künſtlichſte Correſpondenz.

Selbſt Czartoryski drängte auf Thaten, da er mit der meiſten diplomatiſchen Einſicht wohl begriff, daß nur auf dem Fundamente gewonnener Schlachten nach innen und außen Vortheile errungen werden konnten. Der Generalquartiermeiſter Prondzynski legt dem Generaliſſimus die herrlichſten Pläne vor — endlich am Abend des 30. März beginnt dieſer einen auszuführen. Ueber die mit Stroh bedeckte Brücke von Warſchau zieht in der Nacht geräuſchlos die Armee, geiſterartig wird Geismar bei Wawre überfallen, verliert zweitauſend Gefangene, und vier Kanonen und nur Skrzynecki's träger Verfolgung verdankt er das Abwenden einer gänzlichen Vernichtung. Vorwärts gehend finden die Polen den andern Nachmittag den General Roſen mit 20000 Mann bei Dembe Wiellie. Mit einer kleinen Macht greift Skrzynecki an, läßt 22 Bataillone unthätig zuſchauen, ja, giebt ſogar den Angriff wieder auf, und verdankt es nur der übermäßigen Tapferkeit des vierten Regimentes, was unwillig über dieſe Zögerung in das Dorf hineinſtürmt, der raſchen Thätigkeit Thomas Potockis, daß das Treffen einen neuen glücklichen Schwung erhält. Und als nun der Abend herein gebrochen iſt, da vollenden die brauſenden Cavalleriechargen Skarzynski's, Dembinski's und Sznaydes einen glänzenden Sieg. Wiederum verfolgt Skrzynecki am andern Tage den fliehenden Feind zu langſam, und läßt ſich einen Haupttheil der Früchte entgehen, aber ein glänzender Tag war es dennoch geworden: zweitauſend Ruſſen deckten mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld, beinahe 12000 Mann, 12 Kanonen, 50 Munitionswagen u. ſ. w., waren gefangen, offen lag der Weg zu dem Hauptpunkte der Ruſſen Siedlce, wo ſie ungeheure Magazine und an 12000 Verwundete hatten. Skrzynecki war aber nicht zum Weitergehen zu bewegen, bei jenen Verwundeten fürchtete er die Cholera zu finden, ein ſo kühner Streich paßte nicht in ſein Zauderſyſtem, er ließ fromm das Oſterfeſt begehen, und ſtärkte ſeine Soldaten mit Oſterkuchen.

Aus einem romantiſchen Dunkel leuchteten anfangs wie Blitze die Schlachten bei Wawre und Dembe-Wielkie, freudig erſchüttert ſah Europa in Skrzynecki einen raſchen entſchloſſenen Führer, ich ſelbſt ſchrieb damals durch das Dunkel jener Tage getäuſcht: „in der Nacht und in der Stille webt und ſchafft die gewaltige Natur — in der Stille empfängt der gewaltige Skrzynecki ſeine Pläne, und die neugierige Morgenſonne ſieht ſie wachſen und reifen.“ — Ach! es waren nicht ſeine Pläne, ach! die Morgenſonne fand noch oft einen zögernden unentſchloſſenen Mann.

Von nun an fürchten ſich die gegenſeitigen Anführer vor einander, und Furcht gebiert keine Schlachten. In mühſamen Flankenmärſchen ſucht Diebitſch ſeine Verbindung mit Siedlce herzuſtellen, die Pläne zum Weichſelübergange müſſen lodernd in den Flammen der Pontons und ſonſtigen Geräthſchaften ausbrennen, Diebitſch iſt in der ſchlimmſten Lage, und nur Skrzynecki glaubt es nicht. Mit Mühe geſtattet er einen zuſammengeſetzten Plan Prondzynski's auszuführen. Auf der Straße von Kaluszyn nach Siedlce ſtanden die ruſſiſchen Corps Roſen und Pahlen der Zweite, ſie ſollten vernichtet werden. Auf dem rechten Flügel rückt ſiegreich Chrzanowski vor, bei Iganie greift Prondzynski mit 8000 Mann das ganze Pahlenſche Corps an, mit welchem ſich bald auch ein Theil des Roſenſchen verbindet. Die Brücke bei Iganie war der Verbindungspunkt der Heerſtraßen, war ſie genommen, ſo mußte alles in die Hände des vom linken Flügel herrückenden Stryjenski fallen, welchen Skrzynecki vorausgeſchickt hat. Prondzynski, eine Zeit lang wegen ſeiner geringen Streitkräfte ſchwankend, beginnt doch Nachmittags 3 Uhr die Schlacht, und die einmal angefangene, wird nun mit unwiderſtehlicher Entſchloſſenheit durchgekämpft. Karski, von Grochow her bekannt, und Prondzynski ſelbſt rücken mit den ſtürmenden Bataillenen an, Karski fällt, Ramorino wirft mit dem Bajonnet die ruſſiſche Cavallerie; die aus dem Türkenkriege berühmten Jägerregimenter, die Löwen von Varna genannt, werden über den Haufen geworfen, die Brücke wird genommen.

Aber Strzyjenski erſcheint nicht, um das noch offene Terrain völlig zu ſperren. Adjutanten fliegen — umſonſt; erſt als ſich der Tag neigt, kommt er an, bald nach ihm Skrzynecki. Durch dieſe Zögerung iſt wieder ein Hauptvortheil verloren, denn ein großer Theil der abgeſchnittenen Ruſſen hat ſich retten können.

Uebrigens war es die glänzendſte Offenſivſchlacht, welche die Polen bis jetzt geſchlagen. Sie lagerten die Nacht hindurch auf dem Schlachtfelde, welches 2500 todte und verwundete Ruſſen bedeckten; am andern Morgen ſchickten ſie 4000 Gefangene nach Warſchau.

Es war die Sonnenhöhe der polniſchen Waffen: bei Domanice hatte Tages zuvor Ludwig Kicki mit dem zweiten Uhlanenregimente zehn ruſſiſche Eskadrons niedergeworfen, wenige Tage darauf hatte Uminski am Liw ebenfalls eine glänzende Attake gegen ruſſiſche Cavallerie ausgeführt — die polniſchen Truppen jauchzten vor Siegestrunkenheit und Uebermuth. Ach, und ſie hatten keinen Führer, der die himmliſche Göttin „Gelegenheit“ zu ergreifen verſtanden, der die wehenden Fahnen des fortrollenden Sieges zu entfalten gewußt hätte.

Drohend brach jetzt auch lauter und lauter der Aufſtand in Lithauen und Volhynien aus, nie kroch der ruſſiſche Adler gedemüthigter am Boden, nie war die Zeit günſtiger zu kühnen Unternehmungen — nie that Skrzynecki weniger; er wollte Fabius Cunctator ſein.

Wie ein ſtürmiſcher Gläubiger mahnte Lithauen die Polen. Chlopicki, Czartoryski und viele der bedeutendſten Männer ſetzten nicht das geringſte Vertrauen auf dieſe Provinz. Und doch lebte in dieſem kleinen unſcheinbaren Lithauern, welche traurig wie ihre Wälder, ernſt und verſchloſſen mit niedergedrücktem Haupte einherſchritten, doch lebte in dieſen kleinen Geſtalten ein unverſöhnlicher Haß gegen die Ruſſen; eine zähe Ausdauer in Verfolgung ihres Freiheitszieles, daß ſie ſelbſt die Polen darin übertrafen. Das Wild in ihren weiten Wäldern mußten ſie ſtehlen, und ſo wie ſie mit unerſchütterlicher Geduld auf ein elendes Thier harrten, ſo hielten ſie mit eben ſo unerſchütterlicher Geduld, trotz Opfer und Tod, trotz Ketten und Martern, den Gedanken an eine einſtige Befreiung feſt. Rührend blickten die harmloſen blauen Augen des Lithauers dahin, wo ihre Brüder für die Freiheit fochten, lauſchend horchten ſie des Nachts nach Suwalky, nach Raygrod hin, ob kein Klang befreundeter Waffen über die Seen herüber zu ihnen dränge.

Katharina die Zweite hatte dieſem Lande das alte Statut gelaſſen, was ihnen für ihre Magna Charta galt — Alexander ſchickte ſeine Beamten und ſeine Ukaſen hin, und das Statut ward ein todter Buchſtabe. Die erdiviſoriſchen Gerichte wurden eingeführt. Dieſe ſchritten ein, wenn bei einem Gutsbeſitzer Zahlungsunfähigkeit eintrat. Da keine Hypothekenbücher exiſtirten, ſo wurde der Gläubiger auf das Willkührlichſte behandelt, der öffentliche Credit von Grund aus zerſtört. Die feilen ruſſiſchen Beamten, welche bei ihrem Gehalt auf Beſtechungen angewieſen wurden, fielen wie eine Heuſchreckenwolke über das Land. Was noch übrig bleibt, reißt die kaiſerliche Bank an ſich. In dieſer leiht der Kaiſer nicht als Privatperſon, ſondern als Kaiſer, der nichts verlieren kann, gegen acht Procent. Ein übergangener Zinstermin macht dem Kaiſer das Ganze verfallen. Von der Anleihe ſelbſt empfängt man nur einen geringen Theil: die nothwendigen Beſtechungen, ohne welche kein Geſchäft anzufangen, die Abgaben, welche außerdem damit verbunden ſind, die Erbtaxe u. ſ. w. vollenden den Ruin des Landes, was nothwendig allmählig vollſtändiges Eigenthum der Regierung werden muß. Dazu rechne man das ausgebildetſte ruſſiſche Spionirſyſtem, und man mag ermeſſen, wie tief im innerſten Leben der Ruſſenhaß bei den Lithauern wohnt. —

Aehnlich war der Zuſtand in den ſüdlichen Provinzen Wolhynien, Podolien und der Ukraine, welche ſchon in der erſten Theilung an Rußland fielen. Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe glichen meiſt denen in Lithauen, nur ſind dieſe Länder weniger reich an Ortſchaften, und der Adel, weniger als in Lithauen, in Familien zerſplittert, beſitzt viel größere Güter, und iſt ſtrenger von den unteren Ständen geſchieden. Auch der Boden iſt nicht ſo zum kleinen Kriege geeignet: nur Poleſien, ein Theil Volhyniens, iſt ſumpfiges Moorland, wo nur ſchmale Knüppeldämme die Communication geſtatten und die Guerillasbanden begünſtigen. Nur in Podolien finden ſich an den Ufern des Dnieſter und Boh Waldungen und bewachſene Höhen. Alles übrige Land iſt weite unabſehbare Ebene, der Tummelplatz der behenden polniſchen Pferde; in ſeiner Unbegränztheit an die meeresähnlichen Flächen der mongoliſchen Hochebene und der Savannen in Amerika erinnernd.

Den Bewohnern, einer ſchönen, geſchmeidig-kräftigen, hochgewachſenen Reiternation, die ihre Verzweigungen bis tief hinunter nach dem Aſowſchen Meere hin in die Koſakenpulks erſtreckt, war ebenfalls die Beibehaltung der alten Geſetze durch Katharina zugeſichert. Sie ſollten nach dem *Rechte der alten Krone* regiert werden, wie die Lithauer nach ihrem *alten Statut*. Die Religion war größtentheils die unirtgriechiſche. Die Bekenner dieſer ſind ſolche, welche die Unterſcheidungslehre von der katholiſchen Kirche aufgegeben haben; ſie nehmen das Primat des Papſtes an, das Fegefeuer, den Ausgang des heiligen Geiſtes vom Sohne, aber nicht den Cölibat der Geiſtlichen, und halten das Abendmahl in beiderlei Geſtalten. In der Ukraine finden ſich auch noch viele Roscolniten, die ſich ſelbſt Starowerzi oder Rechtgläubige nennen, und ſich fanatiſch von der herrſchenden ruſſiſchen Kirche abſondern. Der Adel hingegen iſt ganz katholiſch. Es iſt alſo ein großer Irrthum, dieſe Provinzen durch ihre Religion an Rußland geknüpft zu glauben. Die Sprache in öffentlichen Verhandlungen war die polniſche. Die Bauern ſprechen rosniakiſch oder kleinreußiſch, was eben ſo verſchieden vom Ruſſiſchen iſt als das Polniſche. Der Zuſtand des Bauern war der eines glebae adscriptus, doch durfte er nie ohne das Land, was er bewohnte, einem andern Herrn übergeben werden.

Dieſer traurige Zuſtand wurde durch die letzten ruſſiſchen Kaiſer, namentlich Alexander und Nicolaus noch mehr verſchlimmert. Recrutenaushebung, Recrutenſteuer, vollſtändige Verpflegung der durchmarſchirenden Armeen, welche nie vergütigt wird, Kopfſteuer, Brücken- und Wegegeld, Frohndienſt, alles das ward auf den armen Bauer gewälzt. Ein Ukas von 1826 hob alle Verantwortlichkeit des Herrn wegen Drucks der Bauern völlig auf. Außer dem Todſchlage ward alſo alles geſtattet. Rußland erſt gab das Recht, den Bauer auch ohne das Land zu verkaufen. Damit den Edelleuten die Luſt vertrieben werde, ihre Bauern freizulaſſen, vollendete ein Ukas die Tollheit dieſer Geſetze, und machte den Edelmann für alle Steuern und Vergehen ſeiner Bauern verantwortlich.

Durch die unermüdlichen Beſtrebungen des edlen Fürſten Czartoryski und des Grafen Czacki, wurden Schulen errichtet, und die Volksbildung blühte vielverſprechend auf. Aber Alexanders Morgenſchlummer war bald zu Ende, und ſeine Creatur zu Wilna Nowoſilzow, ſchlug ſchonungslos alle Blüthen wieder ab.

Alles Recht ward mehr und mehr der Willkühr preisgegeben: die Ukaſen regierten, das Polniſche mußte in's Ruſſiſche überſetzt werden, die einfachſte Angelegenheit dauerte fünf bis ſechs Jahre. Der unglückliche Betheiligte ſaß unterdeß im Gefängniß, jeder Bogen mußte geſtempelt werden, die einfachſte Angelegenheit koſtete ſomit enormes Geld — es war ein Zuſtand, der das tiefſte Erbarmen weckt. Der ärmere Theil war bis auf's Blut gedrückt, und die Ariſtokratie viel mehr begünſtigt, als im ſchlimmſten Zeitraume der polniſchen Republik.

Um ſo höher muß es anerkannt werden, daß auch hier der Adel die Waffen gegen den Beförderer ſeiner Vorrechte erhob, um ſo weniger kann es befremden, daß bei ſo ſchroffen Gegenſätzen, ſo ſtrenger Abſonderung von Hoch und Niedrig kein ſo lebendiges Ineinandergreifen der Thätigkeit gefunden wird, als in dem enger zuſammengedrängten Lithauen. Um ſo nachtheiliger für den Ausgang der Revolution war es aber auch, daß man von Warſchau aus das Hauptaugenmerk ſo lange auf dieſe ſüdlichen ſchutzloſeren Provinzen richtete, das vielgeeignetere Lithauen aber ſo wenig beachtete.

Der Zuſtand der Bauern war in Lithauen ein viel freundlicherer, und nur Rußland hatte ununterbrochen ſich jeder gründlichen Verbeſſerung hartnäckig entgegengeſtemmt. Alexander verlangte z. B. 1815 die Zahl der Bauern zu wiſſen, welche man für frei erklären wolle. Die Edelleute überboten ſich in Zahlen und — man möge ſich die Entrüſtung des Landes denken: das Reſultat war, daß man die doppelten Abgaben für die frei erklärten Bauern zahlen mußte.

Im Jahre 1817 beſchloß der Adel des Gouvernements Wilna einhellig, ſeine Bauern für frei zu erklären. — Alexander verweigerte die Beſtätigung, und verbot ſogar bei ſtrenger Strafe, nur davon zu ſprechen. Darin mögen ſich die Herren und Freunde der ruſſiſchen Verbeſſerung ſpiegeln.

Kaum war nun die Nachricht der großen Woche über die Wälder und Seen Lithauens geflogen, ſo zuckte, trotz der zerknickenden Beſchreibungen des durchreiſenden Mephiſto Subecki, Alles nach den Waffen. Umſonſt warfen Nowoſilzow und Pelikan, der Rector der Wilnaer Univerſität, ein Spießgeſell jenes raffinirten Tyrannenknechts, ihre Feſſeln über das ganze Land, umſonſt öffneten ſie die Kerker — wie kleines Gewehrfeuer knatterte hundertfältig in den einzelnen Diſtricten der Aufruhr in die Höhe.

In Warſchau freilich wurden die Abgeſandten all dieſer Provinzen von dem Dictator ſchnöde abgewieſen: den Podoliern verſicherte er rauh, daß er für ſie keinen einzigen Flintenſtein habe, die Lithauer fuhr er wie Schulknaben an, und machte ihnen allen Ernſtes Vorwürfe, daß ſie von ihrem rechtmäßigen Kaiſer abgefallen ſeien. Mehrere der

Abgeſandten erſchoſſen ſich nach ſolcher Aufnahme bei dem Soldatennarren. Aber den Ausbruch vermochten jene thörichten Worte dennoch nicht zu hindern. In kleinen Maſſen erhob ſich der Aufruhr zuerſt in Samogitien. An ſeine Spitze trat Kalinowski. Wie eine Lawine rollt und wächſt er weiter: Staniewicz erhebt ſich an der Spitze des Diſtricts Szawle. Und von dieſem Augenblicke an beginnt der ununterbrochene kleine Krieg, der jetzt noch hie und da in den weiten Wäldern fortdauern ſoll. Faſt immer überwunden, wird die zähe Ausdauer der Lithauer doch nimmer beſiegt. Es beweiſt eine unglaubliche moraliſche Kraft, daß eine Nation ohne Aufmunterung, ohne allen Erfolg, den rieſenhafteſten Gefahren gegenüber, unerſchüttert, unentmuthigt den ungleichſten Kampf von der Welt kämpft, um ein ärmlich Daſein despotiſchen Forderungen abzutrotzen. O, Lithauen iſt viel unglücklicher, als Polen! Offen vor aller Welt, auf den Plätzen des ſtolzen Warſchau, durfte man hier die rächende Waffe weihen, die allgemeine weithinſchallende Begeiſterung hob auch das ſchwächere Herz, die ſtolzen Thaten einer fechtenden Geſammtheit erhoben den Stolz jedes Einzelnen, und ſpannten ſtraffer ſeine Sehnen, ja, ſelbſt der drohende und dann erfolgte Untergang lagerte ſich mit ſeiner rührenden Poeſie weich und lind an das wunde Herz. — Von alle dem ſtärkt nichts den Lithauer. Einſam im düſtern Walde kämpft er ſeinen hoffnungsloſen Kampf mit dem übermächtigen Feinde; nur die Thräne ſeines verlaſſenen Weibes, das er dem Elend heimgeben mußte, hat ſeine roſtige Büchſe geweiht, nur der Händedruck des ſterbenden Bruders, nur deſſen Todeslallen nach Freiheit muntert ihn auf, und ein ruhmloſes unbekanntes Grab, zu dem ſich nie ein Fußtritt verirrt, aus welchem nimmer ein verſöhnendes Lied ſteigt, das iſt die Poeſie ſeines Unterganges. — —

Die akademiſche Jugend, die Jugend Lelewels, entfloh aus Wilna, und verband ſich mit den Inſurgenten, weiche Knaben ſah man fechten, bis ſie fielen. Kaiſer Nikolaus erließ einen Ukas, vor dem die Civiliſation ſchaudert; nicht die Kinder, die noch lallten, waren verſchont, nicht das Alter, das nichts mehr fühlte, ward übergangen. Aber wie ein tückiſcher Wind die Flamme anſchürt, in die er bläſt, ſo lief der Aufruhr wie ein Waldbrand immer weiter über Oszwiana, links und rechts, hinauf und hinunter über Grodno und Brzeſc nach den ſüdlichen Provinzen. Dort erhebt Tyskiewicz die Fahne des Aufſtandes in Podolien. Nur Volhynien zögert, und harrt des heranrückenden Dwernicki. Endlich rückte dieſer näher, eine große Schaar berittener volhyniſcher Edelleute zieht ihn bis Zamoſc entgegen. Er geht über den Bug und ſteht in Volhynien. Lautloſe Stille empfängt ihn. Widerſprechende Befehle der Inſurgentenchefs haben Verwirrung und Irrthum erzeugt. Keine Truppen zeigen ſich; zu fern von ihm erheben ſich die Patrioten, Ludwig Stecki, Olizar, Worcell und Andere. In ſeiner Nähe finden ſich faſt nur patriotiſche Weiber ein. General Rüdiger iſt ihm auf der Ferſe mit einer dreifach überlegenen Macht, und nöthigt ihn endlich bei Boreml zur Schlacht. Heiß entbrennt ſie, Dwernicki ſelber ſtürzt, ſeine Soldaten beginnen zu weichen, vom Boden auf ruft er ihnen den Vorwurf zu, ob ſie ihren alten General verlaſſen wollten. Das feſſelt. Noch einmal dringen ſie gegen die Batterien und nehmen ſie, die ruſſiſchen Reiter werden niedergemacht, noch iſt der polniſche Stern nicht untergegangen, noch einmal wird ein Sieg erfochten.

Aber von der Moldau her ziehen neue 18,000 Mann ruſſiſcher Truppen unter General **Roth**. Die größere Hälfte zieht eilig **Rüdigern** zu Hülfe, der nun mit wenigſtens 24,000 Mann die 4000 Polen unter Dwernicki auf das Aeußerſte bedrängt. Dieſer nimmt eine feſte Poſition an der Galliziſchen Grenze ein, ſeinen Rücken durch das neutrale öſterreichiſche Gebiet deckend. Umſonſt ſehnt er ſich nach dem kräftigeren Podolien, wo ſeiner die lebhafteſte Unterſtützung harrt. Die überlegene Macht vor ihm hindert jede Diverſion dahin. Nur auf die heranziehenden Inſurgentenhaufen hofft er noch, geſtützt auf ſeine unangreifbare Stellung. Aber die Frechheit eines ruſſiſchen Heerführers iſt größer, als jeder Glaube an ihre Möglichkeit: Rüdiger überſchreitet ohne Weiteres das neutrale Gebiet, und läßt **Dwernicki** auch von **öſtereichiſcher Seite** her angreifen. Da bleibt dem verrathenen Häuflein nichts mehr übrig, als ſich nach Gallizien zu wenden. Freilich ſchmeichelte ihm auch die eitle Hoffnung, Oeſterreich, was ſich bisher ſo freundlich gegen den Aufſtand benommen, werde ihm größtentheils den Zutritt zum Königreiche nicht verſchließen. Aber die Aufſtände in den römiſchen Legationen, unzeitig und voreilig begonnen, und vielleicht durch Polens Feinde beſchleunigt, hatten dem Wiener Cabinet eine drohendere Stellung gegen jede revolutionäre Bewegung angewieſen. Die Truppen wurden entwaffnet. Bis zum Tode betrübt ſchieden ſie von den glorreichen Waffen, von den treuen Thieren, die ſie niemals vor dem Feinde gewendet hatten; daß ſie nicht mehr fechten, nicht mehr das Leben einſetzen durften gegen ihres Vaterlandes Unterdrükker, ſchnitt dieſer Heldenſchaar bis in die Seele. Aber mit warmen tröſtlich ſtreichelnden Händen empfingen ſie doch ihre Gallizischen Brüder. In wärmeren Troſt hüllte man ſie doch, als ſpäter die letzten Unglücklichen, welche nach dem kalten feindlichen Preußen gedrängt wurden. In vielerlei Verkleidungen kehrten dennoch Viele in das Königreich zurück.

Eine bittere Wehklage flog öber ganz Polen mit der Nachricht dieſes Unfalls. „Mit Dwernicki hat uns das Glück verlaſſen,“ klagten ſpäter Tauſende mit geſenktem Haupte. Hinweg vom geliebten Vaterlande mußte der kühne Soldatenvater, der derbe, unbeſiegte Held langſam hinein in öſterreichiſches Land reiten, nichts mit ſich nehmend, als den gefeiertſten Namen.

Volhynien und Skrzynecki müſſen die Haupturſachen dieſes Unfalls tragen. Jener, in ängſtlich legitimirter Zaghaftigkeit, bei den Cabinetten anzuſtoßen, wenn man die Waffen auch in die alten Provinzen trüge, beſorgte die ganze Expedition ſtiefväterlich. Mit halben Befehlen ward General Sierawski dem Dwernicki nachgeſchickt. Seine ungemeſſene Wuth gegen die Ruſſen, die nicht zuließ, daß er ſich vor einem dreimal ſtärkeren Feinde eiligſt zurückzöge, erzeugte ihm bei Kazimierz einen bedeutenden Verluſt, und nöthigte ihn zum Rückgange über die Weichſel. So entging auch der Vortheil der bloßen feindlichen Demonſtration dieſes Corps dem Dwernicki. Die Volhynier ſelbſt ſind durchaus nicht freizuſprechen; das alte Sprüchwort von ihnen: „Die Volhynier lieben wohl ihr Vaterland, aber ſich noch viel mehr“ beſtätigte ſich leider nur zu ſehr. Die hier am meiſten vorherrſchenden ariſtokratiſchen Elemente bewieſen ihre traurigſte Unfähigkeit zu einer großen Volksunternehmung. Geſchloſſen war ſomit durch die Unentſchloſſenheit des Hauptfeldherrn und die einer Provinz, geſchloſſen war die glänzende Ausſicht, freien Spielraum zu gewinnen hinunter nach dem Süden, ja allmälig dem lauernden Türken die Hand zu bieten gegen den Erbfeind.

Auf der großen Schlachtlinie war unterdeſſen die Zeit der Sieſta. Diebitſch, durch drei verlorne Schlachten auf das Aeußerſte geſchwächt, konnte für ſeine Hinfälligkeit nichts ſehnlicher wünſchen, als dieſe Ruhe. Skrzynecki las Zeitungen, und hoffte, die Polen würden zu Paris ſiegen. Er fuhr im königlichen Wagen herum, und betrieb den Krieg mit großer Bequemlichkeit.

Diebitſch unternahm eine große Recognoſcirung, fand aber bei den einzelnen Führern einen ſo geſunden und geſchickten Widerſtand, daß er nicht daran denken konnte, die bei Dembe ihm gebotene Hauptſchlacht anzunehmen. Bei Kuflew trat zum erſten Male ein neuer Held des Drama's auf: Heinrich Dembinski hielt durch feſten, äußerſt gewandten Widerſtand mit nicht vollen 4000 Mann und vier Kanonen einen ganzen Tag lang 40,000 Ruſſen unter Diebitſch ab. Eben ſo tapfer ſchlugen ſich Tags darauf die Polen bei Minsk. — Sie harrten mit Ungeduld auf eine allgemeine Schlacht, mit ihr auf einen allgemeinen Sieg. Nicht aber alſo **Diebitſch**: er zog ſich zurück, theilte ſeine Armee noch obenein, aber **Skrzynecki** hatte eben keine Zeit, **Uminski** benutzte die Gelegenheit zu einem glücklichen Ueberfalle. Eine neue Woche verging in Unthätigkeit.

Endlich mußte **Skrzynecki** dem allgemeinen Drängen nach Unternehmungen nachgeben. Schon fing man laut an, ihm des Unterganges von **Dwernicki** anzuklagen, die eifrigſten Demokraten, welche in jenem Corps gedient hatten, waren größtentheils auf dem Rückwege aus Galizien begriffen. Keiner von ihnen liebte den Zauderer **Skrzynecki**, der immer emſiger nach dem Flüſtern der Diplomaten hinhorchte, immer lauter der Hinneigung zur Ariſtokratie bezüchtigt wurde. Eine ſolche Partei fing allmälig an, ſich jetzt herauszubilden. Die mit Vorwürfen für ihn beladenen Demokraten, die gewaltigen Unternehmungsgeiſt und eine heroiſche Tapferkeit gezeigt hatten, abzuwarten, war für Skrzynecki nicht räthlich. Selbſt die Diplomatie verlangte nach **Dwernicki's** Unfalle eine Unternehmung, der Cunctator mußte ſich entſchließen, und wählte den von **Prondzynski** lange gehegten und gepflegten Plan gegen die Garden nach Lithauen hin.

Vorher ſchon war er genöthigt geweſen, um die ſüdliche Weichſel nicht ganz wehrlos zu laſſen, und — freilich um Vieles zu ſpät — Dwernicki nicht ganz als einen verlornen Poſten hinauszuſchieben, eine Heeresabtheilung gen Lublin und Zamosc hin abzuſenden. Der kleine melancholiſche Chrzanowski, eine kurze ſpitze Figur, in welcher lauter ſchwarze düſtre Gedanken durch einander fuhren, war hiermit beauftragt. Er war ein ſchneller, raſcher Strateg, wand ſich geſchmeidig und ſchnell wie ein Aal, der hie und da mit einem elektriſchen Schlage trifft, über Kock und Lubartow durch ruſſiſche Streitmaſſen hin, gab nothgedrungen zwar Lublin auf, erreichte aber Zamosc. Durch vielerlei abenteuerliche Mittel — er ließ die Infanteriſten zum Theil auf die Pferde nehmen — ſtrich er raſch durch die ruſſiſchen Corps hin. Zu Dwernicki's Unterſtützung kam er freilich zu ſpät, dennoch war dieſe Heeresabtheilung im Süden äußerſt wichtig. Sie wurde ein Sammelplatz für die aus dem Süden herbeikommenden Patrioten, und die Feſtung Zamosc wurde durch ſie ein wichtiger Operationspunkt gegen die Unternehmungen nach der Oberweichſel. Aber ihr düſterer Führer Chrzanowski, dem alles Vertrauen zu ſeines Vaterlandes Sache fehlte, hüllte nun auch ſeine polniſche Generalsuniform in einen weiten undurchdringlichen Mantel. Geſpenſtiſch ſtierten ſeine zuſammengekniffenen Züge über die Ebenen hin, ſtarr und unbeweglich ſtand er da; — wenn er den Mund öffnete, ſo waren es die traurigen Sprüche der Caſſandra, ſein Schwerdt aber ſteckte unberührt in der Scheide — er that nichts.

Noch tappt die Geſchichte über dieſen kleinen Erdgeiſt im Dunkeln. Skrzynecki, der nur tiefſinnig in den europäiſchen Sternen las, hatte keine Zeit und kein Auge für die irdiſchen Geſtalten, er konnte keinen Octavio, keinen Buttler durchſchauen, und ſeine ſonſtigen Wahlen trafen faſt nur die unfähigſten, ungeſchickteſten Leute. Chrzanowski, deſſen faſt nicht mehr zweideutiges Weſen jeden Unbefangenen auf das Aeußerſte beſorgt machte, findet ſich ſpäter wiederum an der Seite Skrzynecki's in der einflußreichſten Stellung, und ſpielt eine Hauptrolle in den Tagen des Verraths bei Warſchau's Sturme.

Skrzynecki trat die große Bewegung gegen die Garden an. Der ganze Anfang bekundete den erfahrnen, beſonnenen Heerführer. Man ſtand vor den Garden, ehe man ſelbſt in Warſchau etwas davon ahnete. Aber nur bis dahin reichte ſeine Kraft, bis dahin und von da konnte Alles auf dem gewöhnlichen Wege vertreten und verfochten werden. Von nun aber galt es die Kühnheit, das Wagniß eines Revolutionsführers, in deſſen Degen die zermalmende Wucht einer fortbrauſenden moraliſchen Kraft wohnt. Das Genie hatte den Weg gezeigt, der tapfere Soldat hatte ihn eingeſchlagen, nur das Genie konnte ihn verfolgen, Skrzynecki war keins. Ein muthiger Widerſtand einiger Gardeabtheilungen machte ihn unſicher, er tappte, anſtatt keck fortzuſchreiten, er taſtete und fühlte umher, ſtatt zermalmend drein zu ſchlagen. Seine einzelnen Corps warfen die geſchmückten Garden, die Unſterblichen des neuen Perſerherrſchers genannt, wie bleierne Soldaten vor ſich her, über ihre luxuriöſen Equipagen und das glänzende Zeitvertreibgeräth der ruſſiſchen Herrenſöhne, die ſich, wie zu Capua die Carthager, wollüſtig eingerichtet, ſtolperten, ſtürzten die zurückweichenden Söldner. Beflügelnde Nachrichten trafen ein, daß die Zwiſchenmacht Lubienski's bei Nur am Bug ſicher Poſto gefaßt, daß der zurückgelaſſene **Uminski** dem immer noch getäuſchten **Diebitſch** wohlauf gegenüberſtehe, die Schlachtbefehle ſind auf Prondzynskis Drängen geſchrieben, die Stunde des Gardenuntergangs ſcharrt an der Schwelle — da kommt dem gelehrten Skrzynecki die Angſt und die Beſorgniß mit dem bleichen Angeſicht. Die Adjutanten harren, der Feldherr, ſeinen unglücklichen Zweifeln anheim gefallen, geht ſinnend auf und ab, die Dämonen der Unentſchloſſenheit hängen ſich mit ehernem Gewicht an ſeine Sohlen, die Stunde des Glücks flieht ſauſend — Skrzynecki zerreißt die Schlachtbefehle, die Unternehmung iſt im Keim vergiftet. Prondzynski geht entrüſtet von ihm, die Garden entrinnen ihrem Untergange, und zahlen nur einige blutige Verluſte für ihre Rettung.

Unterdeß hat Diebitſch eine Recognoscirung gegen Uminski's Corps unternommen. Der lebhafte Empfang beſtärkt ihn in dem goldnen Wahne, das Hauptheer ſtehe vor ihm. Seine zuverläſſigen Berichte in der preußiſchen Staatszeitung ſprechen noch ſpaßhaft genug davon, wie Skrzynecki ſelbſt ihm gegenüber kommandirt habe. Plötzlich wird er mit Schrecken ſeines Irrthums inne. Uminski ward ſpäter beſchuldigt, dieſe Aufklärung durch ſeine Unthätigkeit beſchleunigt zu haben. Man erzählte, er habe zu fleißig um Dukaten geſpielt, die ihm ein ruſſiſcher Geſchäftsführer als Lockſpeiſe hingehalten, und ſomit Heer und Land, und ſomit militäriſchen Ruf und Rang auf's Spiel geſetzt, das abziehende ruſſiſche Heer nicht lebhaft genug beſchäftigt, und deſſen ſchnellen Marſch nicht genügend aufgehalten. Er ward deshalb von Skrzynecki des Commando's entſetzt. Indeß iſt dieſe Sage durch die Folge, wo er ſeine Stellung zurückerhielt, durchaus nicht beſtätigt worden, und Skrzynecki ſcheint mehr nach einem Vorwande geſucht zu haben, der größtentheils verunglückten Unternehmung Verantwortlichkeit theilweiſe einem Andern aufzubürden. Diebitſch war von den Garden her benachrichtigt worden, und hatte mit Blitzesſchnelle bei Granna den Bug überſchritten. Hier hatte leider der ſonſt ſo tapſere und raſche Uminski ſich von raſcher Verfolgung durch täuſchende Nachrichten abhalten laſſen. Diebitſch rücke gen Warſchau, hieß es, während er ſchon in Eilmärſchen jenſeits des Bug auf Nur ſtürmte. Natürlich hatte er es nicht für gerathen gehalten, mit ſeiner Hauptarmee dem kleinen

Uminskiſchen Corps weitere Treffen für die Zeitungen zu liefern. Seine Aufgabe lag auf der flachen Hand: entweder er mußte das kleine Polenhäuflein, oder was ihm ſonſt in den Weg kam, niedertretend, Warſchau nehmen, oder er mußte dem polniſchen Hauptheere nach, und dieſem den Rückzug nach Warſchau abzuſchneiden ſuchen.

Der vorſichtige Feldherr entſchied ſich für's Letztere, aber mäßige Kühnheit hatte er nur in jüngeren Jahren im türkiſchen Feldzuge bewieſen, und da war ihr und ihm ein demoraliſirtes feindliches Heer, ruſſiſches Gold und ein eiliger Friede zu Hülfe gekommen.

Diebitſch hat im polniſchen Feldzuge als umſichtiger Feldherr, aber meiſt zu langſam und immer ohne Nachdruck agirt, darum brachte er's zu keinem ordentlichen Siege, noch weniger zu einem Reſultate.

Hier raffte er ſich indeß tüchtig zuſammen, und in gewaltigen Märſchen ſucht er den Skrzynecki zuvorzukommen. Sein Vertrauen auf Sieg war dahin, er hatte erſt kurz zuvor den Kaiſer um Abnahme des Commando gebeten, weil er das Vertrauen der Armee vollſtändig verloren habe. Jetzt galt es das Herzblatt der Ruſſen, die Garden, um jeden Preis zu retten, ihr Untergang war zuverläſſig ſein Sturz. Unbedenklich gab er alſo Warſchau auf, und zog gegen Norden. In fürchterlichen Märſchen eilte er wie beflügelt heran. Rang, Ehre, Leben, Rußland ſtand ihm auf dem Spiele.

Thöricht genug erwartet ihn Lubienski mit einer kleinen Abtheilung bei Nur, ſtatt ſich eiligſt auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Er wird umringt und zur Uebergabe aufgefordert. Auf die energiſche Antwort: „Der Pole ergiebt ſich nicht mit den Waffen in der Hand," beginnt ein mörderiſches Gemetzel. Wie angeſchoſſene Löwen ſtürzen ſich zerfleiſchend die Polen auf die Jäger, über Leichen bahnen ſie ſich einen Weg, die ruſſiſche Cavallerie wird blutig zerriſſen. Es war dieſer Tag der Senſenmänner reichſte Erndte. — Das Corps entkam durch ſeine übergroßen Anſtrengungen.

Während dieſer Vorgänge nun war Skrzynecki den zurückfliehenden Garden bis an die Grenze des Königreichs gefolgt, an der äußerſten Narewbrücke wurden die letzten Garden hinübergeworfen, am 21. Mai ſtand das polniſche Heer bei Tykoczyn auf lithauiſchem Boden. Um die Bildſäule des berühmten polniſchen Kriegers Czarnecki geſchaart, lag die ganze Freiheitsarmee auf den Knieen, und die gebräunten bärtigen Geſichter mit ihren breiten Narben blickten bittend hinauf zum Herrn der Gerechtigkeit, die beſtaubten Arme ſtreckten ſich empor nach ſeiner Hülfe, die Blüthe eines ganzen Landes betete um Freiheit. Durch ganz Europa ſchallte toſend die Kunde, daß der ruſſiſchen Macht zum Hohne die kleine Schaar polniſcher Helden gen Petersburg über die Grenze gegangen. Die breite Landcharte des übermäßig gefürchteten Rußlands ſchüttelten ſpottend die Knaben, der Siegesmantel der ſtolzen Ruſſen zerſtäubte vermodert in Fetzen. — An dieſem Tage ſtrich man den letzten Poſten auf der Rechnung ruſſiſcher Macht.

Nie ſah die polniſche Sache glänzender aus, aber der Führer ſchwindelte — er war kein großer Mann. Ein ſolcher wär' auf den Trümmern der Ruſſengarde bis nach Tykoczyn marſchirt, ein ſolcher wäre an Czarneckis Säule nicht umgekehrt; was er begonnen, hätte er vollendet; für Lithauen war er ausgezogen, in Lithauen, mit Lithauen mußte er ſiegen. Aber dem Zaghaften kehrt die Glücksgöttin den Rücken: ſeit Skrzynecki zauderte die Garden zu ſchlagen, hat er Niemand mehr geſchlagen. Seine Schwäche hatte für immer die Göttin von ihm gewendet.

Um Czarnecki's Säule ſchwebten damals die Geiſter der europäiſchen Geſchichte: den meinten ſie wieder zu finden, der auf dem Fels im öden Meer verſchwunden war. — Ein Mal hatte er die herrlichen Güter der Freiheit für ſich verſchwendet, noch ein Mal blitzten ſie dem harrenden Europa entgegen; wenn der Boden der Czarneckiſäule erobert blieb, ſo ward Europa frei. Die Geiſter flatterten ſchwirrend nach allen Richtungen von dannen: ſie hatten nicht den Mann, ſie hatten einen frommen Diplomaten gefunden.

Die Garden lebten, Diebitſch rückte ſtürmiſchen Schrittes heran, Skrzynecki ging eilig zurück, um nicht von Warſchau abgeſchnitten zu werden. Bei Oſtrolenka ſtand er, und ahnete nicht, daß Diebitſch in einem Tage zehn Meilen machen, ihm bereits gegenüberſtehen könne. Die polniſche Armee war nicht des geringſten Angriffs gewärtig, ich möchte ſagen, ſie war im tiefſten Negligee, ein Theil war ſchon voraus nach Warſchau, namentlich Munition und ſonſtiges Heergeräth, die Truppen lagen zerſtreut, ruhten von den Märſchen aus, badeten in der Narew. Es war am 26ſten früh um neun Uhr, da beginnt plötzlich der Donner von Kanonenſchlägen. Lubienski's Corps, was thöricht genug noch vereinzelt am linken Narewufer ſtand, wird angegriffen. Diebitſch ſetzte alle Kraft daran, ſeine zahlreiche Artillerie begann ein fürchterliches Feuer. Durch das ſchon brennende Oſtrolenka zogen ſich die Polen, mit gewohnter Tapferkeit fechtend, zurück, ſchon dringen die Ruſſen auf der Brücke mit den Polen nach, das vierte Regiment iſt noch in der brennenden Stadt. Mit den Bajonnets bahnt es ſich den Weg über die Brücke, welche die ruſſiſchen Kartätſchen, ihre eigenen Leute nicht ſchonend, mörderiſch beſtreichen — nun jagen die polniſchen Adjutanten, die zerſtreuten Truppen zuſammen zu bringen, es iſt ein Rennen und Laufen, ein Commandiren, ein Fluchen, ein Schreien — Skrzynecki behandelt den Angriff, als handle es ſich um den Untergang der ganzen Armee, als gäbe es kein Polen mehr, denn bei der Narewbrücke. In dieſen Worten liegt der Schlüſſel zu dieſer Schlacht, die nichts als ein unnützes Blutbad war.

Es iſt mittelmäßigen Charakteren eigen, daß ſie nicht den Muth haben, aus freier Seele heraus ein großes ſchwieriges Unternehmen zu wagen, daß ſie aber oft, zu demſelben Unternehmen gezwungen, in ihm alsdann eine rieſenhafte Anſtrengung entwickeln. Das iſt jener mittelmäßige Muth, ich möchte ſagen, jener paſſive, der dem härteſten Schickſal zu trotzen, aber keines zu ſchaffen vermag. Darin ruht der Unterſchied zwiſchen braven und großen Männern. Es fehlt ihnen die moraliſche Kraft, das Beginnen, den Gedanken der That zu vertreten. Es ſind die Werkzeuge, aber nicht die Lenker der Weltbegebenheiten. So Skrzynecki. Die leichte, ſichere Schlacht mit den Garden wagt er nicht, weil er ihren Gedanken vertreten muß, die allertollſte gegen die mit den Garden vereinigte ganze ruſſiſche Hauptmacht ſchlägt er mit erſchütternder Tapferkeit, weil er ihre Verantwortung an die hohe Mauer der drängenden Umſtände und Verhältniſſe lehnen zu können glaubt. Er war ein braver aber kein großer Mann.

Mit Prondzynski war er zerfallen, und auch dieſer hatte den Kopf verloren: er unternimmt nun den thörichtſten Bataillonenkampf, die aus der feſteſten Poſition über die Brücke herüberdrängenden

Ruſſen aufzuhalten. Seine Stellung iſt die ſchlechteſte von der Welt: nur ein ſchmaler Damm führt hin zur Brücke; 70 ruſſiſche Kanonen beſtreichen ihn vom jenſeitigen Ufer; es iſt nur ein kleiner Theil der polniſchen Artillerie bei der Hand — dennoch unternimmt der Tollkühne, den Uebergang zu hindern. Es iſt, als ob ihn der innere Vorwurf ſeiner fortwährenden Unthätigkeit nur zu irgend einer That gedrängt hätte. So begann die Bataillonenſchlacht. Eine Diviſion ward nach der andern ſtückweiſe in das mörderiſche Feuer geſchickt, die zerriſſene durch eine andere erſetzt, und ſo ohne Aufhören, Mann gegen Mann gekämpft. Einen Sieg konnte man nicht ſuchen, denn zu dem Ende mußte die Brücke, mußte Oſtrolenka ſelbſt genommen und jenſeits des Fluſſes eine neue Schlacht begonnen werden. Einer Niederlage wollte man zuvorkommen, und ſchickte dazu die ganze Armee in einzelnen Abtheilungen in's verderblichſte Feuer. In einem Umkreiſe von einigen hundert Schritten auf dem Damm und an der Brücke ſpringt der Mord wie ein gefräßig Raubthier umher, die neuankommenden Regimenter marſchiren auf Leichnamen und einem Pflaſter von Kanonen- und Flintenkugeln einher, Skrzynecki ſelbſt ſteigt vom Pferde, und führt mit dem Bajonnet in der Hand ſeine Truppen gegen die wie ſchwarze Unglücksmaſſen herüberwogenden Ruſſen, die Flintenkugeln ſchlagen in ſeine Uniform, einer nach den andern, von den höheren Offizieren, die zu Roß aus der Maſſe ragen, verſchwindet, ſtürzt getroffen rücklings über, eine Kanonenkugel rafft General Kaminski weg, eine Kartätſchenkugel ſchlägt in das ritterliche Herz des polniſchen Paladin der Freiheit, Ludwig Kicki, und ſein muthiges Auge bricht im Tode. Faſt alle Munition der Polen iſt verſchoſſen, — da donnert plötzlich eine reitende Batterie bis auf Flintenſchußweite vor den Feind heran: General Bem fährt zwölf Sechspfünder auf, und ſchleudert einen tauſendfach geſchäftigen Kartätſchentod unter die Ruſſen. Noch ein Mal führt in dem Augenblicke Skrzynecki ſelbſt zu Pferde die Seinen gegen den Feind. Waffenlos deutet er mit der Mütze ſeinen Polen dahin, wo ſie angreifen ſollen. Dieſer letzte Angriff, obwohl er die Brücke nicht gewinnt, entſcheidet den Tag und ſchließt die Schlacht. Keiner ſiegte, keiner wich. Bluttriefend, wie Schlächter, aber ohne Sieg ſtanden ſie ſich am Abend gegenüber. Der Mann der Tragödie zeigte ſich ſtandhaft, ja, groß in ſeinem Unglück. Er beſtand darauf, auch noch am andern Tage nicht abzuziehen, obgleich er nur ein kleines Häuflein polniſcher Krieger um ſich ſah, da ein großer Theil gefallen, ein anderer zerſtreut, ein dritter, wie die Diviſion Gielgud, in Lomza entfernt war. Der Kriegsrath überſtimmte ihn: man beſchließt den Rückzug. Dembinski geht dem Gielgud mit dem Posner Escadrons nach, um dieſe Heeresabtheilung nach Lithauen zu befehligen. Er reitet mit ſeinen Truppen am ruſſiſchen Lager vorüber, dort liegt alles bis zum Tode erſchöpft, im tiefſten Schlafe; 15000 von ihnen durch das Lied von Oſtrolenka ſo tief eingewiegt, daß ſie nie mehr erwachen. Sie wußten auch nichts von Sieg. Es war eine thörichte Schlacht, die dem auf das Heldenmüthigſte kämpfenden Skrzynecki nie vergeben werden kann.

Weſtlich von Oſtrolenka, in einer kleinen Entfernung von der polniſchen Stellung, liegen ſandige Anhöhen, hinter denen Buſchwerk anfängt. Als die Ruſſen über die Brücke drängten, was bei dem nachtheiligen Terrain nur mit den ungeheuerſten Opfern zu verhindern war, da mußte Skrzynecki ohne Weiteres eine feſte Stellung auf jenen Anhöhen einnehmen. So beherrſchte er das Brückengebiet, konnte die übergehenden Ruſſen mit einem mörderiſchen Feuer faſſen, und wenn ein Theil von ihnen bis diesſeits des Dammes gedrungen war, einen großen Maſſenangriff auf der Ebene gegen ſie bewerkſtelligen. Da war auch die Cavallerie zu gebrauchen, die in jenem coupirten Terrain des wirklichen Schlachtfeldes durchaus nicht im Stande war, etwas zu nützen. So wurden die einzelnen ruſſiſchen Abtheilungen mit Leichtigkeit vernichtet, und es gab eine totale Niederlage, wenn Diebitſch in ſeiner Haſt und Hitze beharrte, und immer neue Streitkräfte über die Brücke führte. Es gab nie Gelegenheit zu einer wohlfeileren Schlacht. Aber der Generaliſſimus hatte den Feldherrnkopf verloren, und focht nur wie ein vortrefflicher Diviſionsgeneral.

Jetzt rollte ſein Wagen auf Rozan zu, Malachowski ſammelſe die zerſtreuten Truppen, die beinahe aufgelöſte Armee kam mit rührender Bereitwilligkeit in Kurzem von ſelbſt wieder zuſammen, und im finſter ſchweigendem Groll zog ſie dem voraneilenden Führer nach. Diebitſch blieb unbeweglich ſtehen. Von Verfolgung war nicht die

Rede; erſt am andern Tage ſah man tief unten bei Pultusk vereinzelte Koſakenſchwärme.

Beider Feldherren Thätigkeit war hiermit zu Ende: der eine ſtarb ſchnell, der andere langſam. Im Reichstage zu Warſchau hatten ſich leider unterdeſſen Parteien klarer, beſtimmter, feindlicher ausgeprägt. Der Herr Marquis **Wielopolski** war von London zurückgekommen, und obgleich er nicht der Mann zu einer großen Rolle war, ſo entwickelte er doch eine große Thätigkeit im Intriguiren. Der einzige polniſche Marquis that alles Mögliche, eine Ariſtokratenclique zu gründen. Er erzeugte die erſte Uneinigkeit iu der Kammer, als davon die Rede war, die alten ſüdlichen Provinzen mehr nach den neuen demokratiſcheren Grundſätzen zu reorganiſiren. Mit ächt vornehmer frecher Dreiſtigkeit erhob er in der Reichsverſammlung ſeine Stimme gegen Bonaventura Niemojowski, ohne irgend eine Befugniß dazu zu haben. Wie eine ſcheußliche Schwefelflamme erhellte dies plötzlich eine Kluft zwiſchen den Factionen. Die Conſtitutionellen, von den Niemojowſkis geführt, ſonderten ſich ſogleich ſtreng von der diplomatiſchen Partei ab und ſchloſſen ſich eine

Zeit lang eng an die Demokraten, an Lelewel, Zwierkowski, Xaver Bronikowski u. ſ. w. Unbefangnere, wie der feurig und glänzend redende Swidzinski der geiſtreiche, Blitze werfende Swirski wurden genöthigt, Partei zu ergreifen. Jener ward ein ſchönredender Ariſtokrat.

Alle jene Vorbereitungen zu Trennung und Factionen wurden leider nach der Schlacht von Oſtrolenka ein großes Ganze. Die Atome ſchoſſen an einander und jetzt entſtanden erſt wirkliche, in Geſtalt und Kraft heraustretende Parteien. Nicht in kriegeriſcher, ſondern in ſocialer Richtung iſt jene Bataillonenſchlacht der Wendepunkt geworden. Skrzynecki nämlich kam zuerſt und allein nach Warſchau, führte eine kleine Comödie auf, und ließ ſich vor Zeugen durch einen Adjutanten berichten, wie gut die Kriegsangelegenheiten ſtänden. Sein Sturz ſchien trotz dem bei den ſo liegenden Verhältniſſen unvermeidlich. Die Armee war auf das Aeußerſte entrüſtet, man zählte alle ſeine groben Fehler einzeln her, Prondzynski hatte eine ausführliche Anklageſchrift gegen ihn abgefaßt, die Volkspartei war völlig von ihm abgewendet — die ariſtokratiſche Diplomatie hielt ihn. Der Reichstag ward ſogar zu einer Deputation an ihn vermocht, welche ihm förmlichen Dank abſtattete für ſeine Heerführung, ſomit die öffentliche Meinung feindlichſt herausforderte, und einen Zwieſpalt eröffnete der nur Unheil bringen konnte. So fügten ſich allmählig jene Atome in einander.

Skrzynecki beklagte ſich nun obenein über ſchlechte Verſorgung des Heeres von Seiten der Regierung, die Ariſtokraten ſteckten nun plötzlich die Fahne der Reform auf. Dies war das Looſungswort zur völligen Spaltung der Nation. Jene dreiköpfige Regierungsfigur war allerdings äußerſt mangelhaft. Dies fühlten am lebhafteſten die Demokraten, und ſo geſtaltete ſich wunderlich genug, zu Anfang die unnatürliche Allianz zwiſchen ihnen und den vornehmen Reformiſten. Die Volkspartei wünſchte ſehnlich eine einige, ſtraffe, durchgreifende Regierung, einen gedrängten Früchteknoten der Energie einer aufgeſtandenen Nation. Einen Nationalconvent mit all ſeiner Entſchloſſenheit hatten ſie vor Augen. Aber ihr Führer Lelewel verſtand es nicht, ſich und ſeine Meinung geltend zu machen, man ſah bald genug ein, aus welchen unlautern Quellen urſprünglich jener Reformgedanke gefloſſen, daß man nur eben jene ariſtokratiſch-diplomatiſche Junta mit dem unterhandelnden Feldherrn unabhängig, an die Spitze ſtellen wollte — die Nation war tobend gegen die Reform, man ließ ſie fallen.

Aber die vom Sturm erregten Wogen legen ſich nicht ſo ſchnell beruhigt in ihr altes Bett — jene Unruhſtifter hatten mit ihren Intriguen zuerſt die Leidenſchaften entfeſſelt, ihre ſchwachen Hände, die zitternd nach Herrſchaft greifen wollen, vermochten es nicht, ſie wieder zu bändigen. Wie ein Geſpenſt hatte ſich nun auch unter den tobenden Haufen jener Mann wieder aufgerichtet, der ſo lange ſorgfältig zuſammen gekauert dageſeſſen hatte. Der graue **Krukowiecki**, den wir bei Grochow verließen, hat unterdeſſen als Gouverneur von Warſchau eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt. Vergeſſen war ſein Benehmen bei Bialolenka, vergeſſen der Hohn, mit dem er von ſeinem Pferde herab, am Abend der Grochowſchen Schlacht die vorüberziehenden Soldaten angeblickt und angeredet hatte. Radziwils verwirrten Befehle hatten die Straße nach Warſchau mit Train und Wagen verſtopft, es war ein Gewirr, ein Getöſe, ein Durcheinander, eine Unordnung, die Krukowiecki mit Schadenfreude ſah. „Das iſt das Werk Eures ſchönen Generaliſſimus,“

ſprach er damals in übermüthiger Ruhe, aber ſelbſt die Erinnerung daran, und ſein ſpäteres, kräftiges Benehmen ſchien auf eine große innere Kraft zu deuten, ſelbſt die Volkspartei ſah in ihm einen energiſchen Tribun, und öffnete ihm willig Ohr und Herz. —

Es iſt äußerſt ſchwer, etwas Erſchöpfendes über dieſen Mann zu ſagen: die Beurtheilungen ſeines Weſens kommen uns natürlich nur von Polen zu, da er ſeit der Cataſtrophe von Warſchau aus der Welt verſchwunden iſt. Die Polen haben aber leider gezeigt, daß ſie ihn nicht zu beurtheilen verſtehen. Einige nun halten ihn für energiſch, Andere für einen feigen Poltron, Einige für einen in ſeinen eigenen Netzen gefangenen Patrioten, Andere für einen Verräther, Einige für habſüchtig, Andere für ehrſüchtig — Alle aber verfluchen ihn. Er iſt ein bejahrter Mann, der unter Poniatowski für Napoleon gefochten, bei Leipzig aber z. B. ebenfalls eine zweideutige Rolle geſpielt hat. Statt an eine gefährliche Stelle zu rücken, wo ſich ſpäter ein ſehr heftiges Gefecht entſpann, eilte er ohne Weiteres mit ſeinen Truppen auf den anderen Flügel zu Poniatowski. Sein Patriotismus ſchien immer makellos, ſein Ehrgeiz unbegrenzt. Seine Erſcheinung war ſcharf und ſchnitt in die Augen: weißes ehrwürdiges Haar contraſtirte ſtark mit herumblitzenden, nicht ehrwürdig ausſehenden ſtechenden Augen, die unter ſcharfen Bogen grauer Augenbrauen hervorſahen. Die polniſche Mütze, welche er noch in der letzten Nacht des Sturmes trug, vollendete eine gewiſſe nationale Kühnheit des Kopfes, der Eindruck des Ganzen war eine Art unheimlicher Furcht. Seinem Muthe ſah die Tücke über die Schulter, ſeinem freundlichen Demokratenweſen die Verſchlagenheit. Dieſer Mann in der polniſchen Kutka war wie der Gerber Kleon, in allen Theilen der Stadt zu ſehen, denn er war ein unermüdlicher Gouverneur, aus ſeinem ſcharfen Munde ſchlugen die Dolche gegen Skrzynecki. Dieſen zu ſtürzen, war ſein nächſter Zweck; daß er ihn ſo ſpät erreichte, dafür mußte Warſchau den blutigen zehnten Auguſt zahlen. Niemand war geſchäftiger, die Maſſen in Aufregung zu halten, als Krukowiecki, er führte wie ein Teufel das Feuer der Factionen, und die von nun an ſich überſtürzenden Ereigniſſe hielten den Reichstag ab, das bereits früher vorgenommene Bauerngeſetz zu vollenden. Es iſt dies um ſo ſchmerzlicher zu bedauern, als ein gewöhnlicher Vorwurf der Gegenpartei radical dadurch zertrümmert werden konnte. Es genügen zwar zur Vertheidigung des moraliſchen Nationalweſens die obigen Data über Lithauen, über das ruſſiſche Verfahren gegen die Nationalgüter. Es genügt die glänzende Initiative dieſes Geſetzes von Seiten des kleinen Reichstagsbeſtandes. Mit dem Feuer der ſchönſten Philanthropie wurde der Vorſchlag gemacht, aufgenommen und beſprochen. Man war nur noch über ſeine anfängliche Ausdehnung uneins, weil es Manchem ein Eingriff in das Privateigenthum der Einzelnen ſchien, und man dazu wenigſtens nothwendig die Vollſtändigkeit der Kammern abwarten wollte. Ueber die Befreiung der Bauern auf den Nationalgütern war man vollkommen eins, aber Swirski griff ſpottend eine ſolche halbe Gerechtigkeit an, die Demokraten unterſtützen ihn natürlich auf das kräftigſte, und ſo wurde leider das Geſetz bis zur Zuſammenkunft des großen Reichstagsbeſtandes hinaus geſchoben. Die Verhältniſſe und Geſchäfte drängten ſich freilich ſpäter wie Gewitterwolken, dennoch muß der Reichstag den Vorwur tragen, daß er eines Mannes von energiſchem Worte entbehrt, der ſtürmiſch bis zum Geſetzesbeſchluß durchgedrungen wäre. Vereinzelt ſtehen ſo die Aufopferungen der edelſten Polen da, welche die Bauern auf ihren Gütern für frei erklärten.

Unterdeſſen hatte der nach Lithauen abgeſchickte Chlapowski die Grenze überſchritten. Die zerriſſenen blutigen Inſurgentencorps ſtießen jauchzend zu ihm. Chlapowski empfing ſie kühl, vornehm, zurückſtoßend, er ſpielte Chlopicki's Rolle weiter. Als die Wilna'ſchen Akademiker bei ihm eintraten, und einer ihrer Führer eine begeiſterte Rede an ihn richtete, warf der hochmüthige Mann ſein Pferd herum und kehrte ihm den Rücken. Den wackern Anführern, die mit unendlicher Aufopferung ununterbrochen alles Ungemach getragen, nahm er barſch das Commando ab, und gab es jungen Offizieren aus ſeiner Suite. Er ſpielte den vornehmen Retter und geberdete und ſpreizte ſich, als ob er dieſen wackern Patrioten eine unverdiente Ehre und Hülfe angedeihen ließe. Sein Anſehn iſt das eines ſtattlichen, glatten Weltmannes; als ein ſolcher behandelte er mit zurückgeworfenem Haupte die abgeriſſenen durch Entbehrungen aller Art gebeugten Inſurgenten. Er behandelte die Sache wie einen Spazierritt, auf dem er gelegentlich wohlfeile Lorbeeren pflücken, und von dem er vor Abend mit Bequemlichkeit zurückkehren könne. Von der andern Seite drang das durch die Schlacht bei Oſtrolenka abgeſchnittene Gielgudſche Corps gen Raygrod hin. Dembinski war zu ihm geſtoßen, und es war ſomit über 12000 Mann ſtark.

Dembinski war ſeine Seele, aber Gielgud ſein Anführer. Gielgud war ein guter, unſchädlicher Mann, welchen Skrzynecki's Kurzſichtigkeit plötzlich berühmt gemacht hatte. Er wußte ſich ſelbſt am wenigſtens drein zu finden, ja, es wäre ihm bald unbequem geworden, wenn ihn nicht ein Quantum Eitelkeit getrieben hätte, die Füße zu heben und daran zu denken, er ſei ein Oberbefehlshaber. Sein Geiſt war ſchläfrig und ſchwerfällig, und er iſt auch wie im Traume bis Wilna gezogen, umgekehrt, und in ſelbigem Traume in ſtumpfer, ſtarrer Gefühlloſigkeit dort leblos vom Pferde geſunken. Dieſer raſche Tod ſtört ſeinen Geſchichtsſchreiber ſogar. Gielgud war eines ſolchen Aufwandes nicht werth; er mußte langſam und ohne Geräuſch ſterben, um ſeiner Thaten würdig zu ſterben.

Bei Raygrod ſtand General Sacken, hielt die anrückenden Polen für ein kleines Streifcorps, rückte ſchleunigſt die Chauſſee entlang am See vorwärts, begann das Treffen, wurde über den Haufen geworfen, und wäre mit leichter Mühe vollſtändig abzuſchneiden und zu vernichten geweſen, wenn er auf Gielguds ſein langſame Bewegungen hätte warten wollen. Nur der raſche Dembinski that, was noch zu thun war, ſtürzte mit der Cavallerie auf Raygrod, focht, ſing, ſchlug, ſiegte. Zwölfhundert Ruſſen wurden gefangen, Sacken floh eilig auf Suwalki zu. Ihm nach, direct auf Wilna zu, drängte eine glänzende Nothwendigkeit, aber das war dem Gielgud zu raſch, ſeine Eitelkeit verſprach ihm eine pomphafte Scene, wenn er bei ſeinem Stammſchloſſe über den Niemen ſetzen, und ſeinen Namen doppelt dadurch verherrlichen könne. Er that's, und nur Dembinski ward mit einem kleinen Corps zu Sackens Verfolgung geſchickt.

Unterdeſſen waren denn auch in den ſüdlichen Provinzen wie vereinzelte Donnerſchläge die Aufſtände ausgebrochen, man erwartete von Tage zu Tage, daß ſie ſich zu einem verheerenden Gewitter vereinen und über die waldigen Ebenen an die

Grenzen des Königreichs hinwälzen würden. Aber widrige Stoßwinde zerſtreuten, vereinzelten die Gewitterwolken, und in machtloſen Schlägen entluden ſie ſich einzeln.

Unzeitig, übereilt brach der Aufſtand in Podolien aus. Alexander Sobanski beginnt ihn, umſonſt widerſetzen ſich die Jelowicki, eine Heldenfamilie, umſonſt Tyszkiewitz, es bleibt nichts übrig, als Alles in die Schanze zu ſchlagen. General Roth zieht Truppenmaſſen zuſammen und beobachtet, welches Anſehen der Aufſtand gewinne. Zwar rückten aus der Ukraine die Inſurgenten, 600 Reiter unter Johann Zapolski näher herbei, zwar erheben ſich die Edelleute, aber die Maſſen ſind alle klein und vereinzelt, die großen Beſitzungen liegen weit auseinander und es fehlt vor allen Dingen an einem Mittelpunkte, wo die kleine fortleckende Waldflamme zu ſtarker Lohe zuſammenſchlagen und als auflodernd Zeichen über die Flächen und Flüſſe leuchten könne. In dem erſten Treffen bei Daszow werden ſie geſchlagen, weil es ihnen an kriegeriſcher Einheit und Anführung fehlt. Umſonſt ficht der rieſenhafte Jelowicki mit ſeinen Brüdern und ſeinem ſechzigjährigen Vater, umſonſt fechten die Potocki, und Sobanski u. ſ. w. wie die Bären des Waldes mit erdrückenden Kräften, umſonſt werfen ſich ihrer ſechzig mit den Fäuſten auf den rechten Flügel der Ruſſen, werfen ihn rücklings über, nehmen vier Kanonen — es fehlt der Feldherr, die Schlacht geht verloren, der Muth flieht in die Wälder. General Roth behandelt die Gefangenen und Verdächtigen ſchlimmer, denn die Indianer ihre Kriegsleute. Zu gering war ein Sieg bei Obodne, von allen Seiten durch Roths Truppen gedrängt, muß ſich der bewaffnete Aufſtand nach Gallizien retten, und kann nur zum Theil in Verkleidungen nach dem Königreiche entfliehen. Wunderbar genug drang aus dem Süden Volhyniens der kühne Reiteranführer Carl Rozycki, ſchlug ſich mit 200 Reitern mitten durch die Ruſſen hindurch, zog noch hundert freiwillige Reiter an ſich, und wirft nun mit dieſen 300 gefürchteten volhyniſchen Weißmützen „biale czapki“ ein ruſſiſches Corps nach dem andern. In einer breiten Linie reitet er ſtets mit ſolcher Heftigkeit auf den Feind, daß aller Widerſtand vergeblich iſt, und mit dieſem einen heftigen Angriff entſcheidet er wie die aſiatiſchen Reitermaſſen drei bedeutende Gefechte, dringt über den Styr und Bug und die Weißmützen mit Gefangenen und Beute beladen erſcheinen am 12. Juny auf ihren munteren Roſſen munter und rüſtig vor Zamosc. Das war das Einzige, was der polniſchen Sache zur Unterſtützung übrig geblieben war aus den weiten Landſtrichen Podoliens, Volhyniens und der Ukraine. Heimtückiſch hatte das Unglück dort ſeine Schlingen geworfen und eine Reiternation, die bei nur mittelmäßigem Glücke 20000 Mann gewandte Cavallerie zu Hülfe ſchicken konnte, lag jetzt gefeſſelt da, den ruſſiſchen Truppen, Roth an der Spitze, zu den ausgeſuchteſten Martern und Qualen Preis gegeben. O, es liegt ein tiefer Schacht von Elend dort im tiefen Dunkel — nur der ſchmale Weg nach Gallizien konnte mit tauſend Gefahren eingeſchlagen werden, wenn man das Eigenthum mit dem Rücken anſehend ein nacktes Leben retten wollte. Jene Tauſende, welche nicht entkamen, waren fertig mit dieſer Sonne.

Unterdeſſen kroch Gielgud ſchneckenartig in Lithauen weiter. Umſonſt beſchwor ihn Dembinski, Kauen, einen feſten Schlüſſel, zu nehmen. Die Wilia geht dicht dabei in den Riemen. Es iſt ein von der Natur geſchaffenes Poſitionsdreieck. Gielgud ließ ſich von einem 10000 Mann ſtarken ihn verfolgenden ruſſiſchen Corps vorfabeln, ging in größter Saumſeligkeit nach Samogitien und ſtatt dies nun vollſtändig vom Feinde zu ſäubern, beorderte er nur den Obriſten Szymanovski mit 1000 Mann zu dieſem Endzweck. Dembinski ward nach der einen Seite, Chlapowski nach der andern entfernt, weil der ſchwache Gielgud um den Oberbefehl bange war. Der endlich gefaßte Entſchluß auf Wilna loszugehen war ihm ſchon wieder leid geworden, er zögerte und zappelte wie ein Schulknabe. Endlich von allen Seiten gedrängt, ging er auf Wilna los, und am 20. Juny beginnt der Angriff. Er hatte glücklich ſo lange gezögert, bis die einzelnen ſeiner Langſamkeit entronnenen Corps die Beſatzung bis auf 17000 Mann verſtärkt hatten. Mit 12000 Polen begann er den Sturm. Man hält es kaum für glaublich, daß der tapferſte Führer Dembinski ſeitwärts geſchickt ward, und keinen Antheil am Sturme nehmen konnte. Dieſer begann gegen die ſteile Anhöhe Ponary, welche ſtark befeſtigt und durch zwanzig Kanonen vertheidigt war. Der Angriff eröffnete ſich mit ziemlichem Glück, aber General Rohland verläßt unbefugt ſeine Stellung, greift nutzlos die ſteilen Höhen an der Wilia an und zerſtört ſo den ganzen Plan. Gielgud giebt Alles verloren und befiehlt um 2 Uhr Nachmittags den thörichtſten Rückzug. Nur die tapfern polniſchen Reiter retteten die Truppen vor einer Niederlage. Die ganze Expedition war durch dieſe verunglückte Unternehmung ins Herz getroffen. Die Generale dachten auf nichts als Rettung. Chlapowski begann ſeine Intriguen, die Truppen nach Preußen zu führen. Schon als Gielguds Corps in Lithauen erſchienen und ſomit ſein Stolz, als Oberbefehlshaber den Lithauern die Freiheit zu bringen, zertrümmert war, ſchon da begann er unmuthig und theilnahmlos zu wirken. Er zeigte auch hier den verkleinerten Egoismus Chlopicki's; nach abgeſchlagenem Sturm ruht ſein Degen verſchloſſen in der Scheide, und wie ein entmuthigender Dämon zerſtört er die noch vorhandene moraliſche Kraft des Heeres, ſchwatzt, um Vorwände zu ſuchen, von baldigen Militärverſchwörungen in Rußland, bis zu deren Ausbruch man die Kräfte verſparen müſſe — kurz, beträgt ſich um kein Haar beſſer, als ein feiger Verräther an der Sache des Vaterlandes und der Freiheit.

Man zieht ſich jetzt nach Samogitien, wo Szymanowski kurz vorher einen völlig verunglückten Angriff auf Szawle unternommen. Die lithauiſchen Truppen, neu gebildet und am wenigſten erfahren, werden wahrſcheinlich auf Chlapowski's Anrathen ſchonungslos dem Feinde Preis gegeben. Unthätig, ſtets zurückweichend wendet man ſich immer mehr dem Winkel der preußiſchen Grenze zu. Nur Dembinski mit ſeinem abgeſonderten Corps ſchlägt ſich überall wie ein Pole, organiſirt reitende Infanterie, ſchlägt ein glückliches Treffen bei Poniewierz und bekundet einen Muth, eine Kaltblütigkeit, eine Geſchicklichkeit, die immer bewundert werden wird. So ſtellt er ſich am Eingange jener Stadt, mit ſeinem Generalſtabe quer über die Straße, welche von dem dichteſten Feuer beſtrichen wird, um den Feind glauben zu machen, es harre ſeiner Cavallerie, und um ſo ſeiner Infanterie den Rückzug zu decken. Noch immer hegt er den kühnen Plan, die Truppen bis hinauf nach Dünaburg zu führen, und den Aufſtand von oben herunter neu zu beflügeln. Aber der Muth des Chlapowski und Rohland richten ihre Blicke nur auf die preußiſche Grenze. Dieſe muthloſe Treuloſigkeit führt nun noch einen Tag herauf, welcher der trübſeligſte für die polniſchen Waffen genannt werden muß. Mit Uebermacht beginnt man einen Angriff auf das unheilsvolle Szawle, in kleinen einzelnen Trupps läßt man die Soldaten niederſchießen, Gielgud ſitzt im Wagen und kümmert ſich um nichts, Chlapowski hüllt ſich in ſeinen Mantel und legt ſich weit vom Schlachtfelde in einen Graben. Der Angriff wird völlig abgeſchlagen, und als Gielgud ſich noch einmal ermannen will, da tritt der böſe Dämon Chlapowski an ihn heran, zerknickt die unreife Entſchloſſenheit, und führt ſeine Truppen noch weiter zurück. Eigenmächtig ſendet Chlapowski alle Bagage nach der preußiſchen Grenze und ſpricht, ſpäter frech genug von einem „Inſtinkt, der Alles nach Preußen getrieben habe.“ Auf ſeinen Antrieb werden nun gar noch die Truppen in drei Theile getheilt.

Da erwacht Dembinski und es wird ihm klar, wohin das Alles führen ſolle. Er verlangt die Abſetzung Gielguds und die Ernennung von Staniewicz zum Dictator Lithauens, aber der Kriegsrath entſchied für die Theilung der Truppen, und Dembinski ließ aus falſcher Furcht, für ehrgeizig gehalten zu werden, den günſtigen Augenblick vorüber, wo er den Oberbefehl ergreifen, und die ganze Expedition durch ſeine Entſchloſſenheit noch retten konnte. Er war ein tapferer tüchtiger Krieger, auf dem Schlachtfelde kühl, wie ein unverwundbarer Gott, aber in ſolchen Kriſen der geſellſchaftlichen Ordnung fehlte ihm leider die alles niedertretende Kraft der Größe.

Die Theilung ging vor ſich, Chlapowski beeilte unter allerlei Spiegelfechtereien auf das Aeußerſte den Marſch ſeiner Truppen. Er hörte den heftigen Kanonendonner, welcher ihm den lebhaften Angriff auf das weite Corps unter Rohland verkündete, aber er hob keinen Fuß zu ſeiner Unterſtützung. Wunderlich genug ſprach er davon, es ſei in Warſchau zu Ende, und die Ruſſen wären bereits jenſeits der Weichſel — wie konnte dieſer Mann tief in Lithauen etwas davon wiſſen! und doch begannen wirklich um jene Zeit die Ruſſen ihren Marſch gegen die Weichſel, und doch ſoll wirklich Chlapowski ein fleckenloſer Mann ſeyn!

Er war der erſte am preußiſchen Grenzgraben, und warf, wie ein tragiſcher Komödiant, ſeinen Mantel über die Grenze, die ſchlechten Worte ſprechend: „chaque bon Polonais suivra mon exemple!“

lber die guten Polen ſtanden in Verzweiflung unntſchloſſen da. Das preußiſche Militär war ſchon :wei Tage vorher unterrichtet und harrte ihrer Anunft. Das Schmerzensgeſchrei der verrathenen Poen ſchneidet durch die Lüfte, da kommt auch das Rohlandſche Corps. Donnernd jagt Czetwertynski's Artillerie wieder zurück über die Grenze und ſchließt ſich demſelben an. Ein Schuß fällt und Gielgud ſtürzt wohlgetroffen vom Pferde. Man jagt und ſucht zu gleichem Zwecke nach Chlapowski — er hatte ſich in Sicherheit gebracht. Skalski hieß der ſchnelle Richter, er ritt ruhig zu der Schaar zurück, die es verſchmähte, die Waffen zu ſtrecken, und ſich ſpäter einen Weg nach Warſchau ſuchte und fand. Wohlbehalten kam er in Warſchau an, und das ſchnelle Gericht, das er eigenmächtig über den treuloſen Verräther gehalten, ward von der öffentlichen Meinung gut geheißen, und zum Schrecken der Herrn von der Kriminaljuſtiz und dem langſamen Verfahren gebilligt.

„Er war ihm Gehorſam ſchuldig, ſo lange er ihn gegen des Vaterlands Feinde führte, hieß es, dem Verräther, der das ihm von ſeinem Staate anvertraute Gut mißbrauchte, oder verſchleuderte, gebührte keiner. Das Verhältniß des Heerführers zum Soldaten, ſagen ſie ferner, war zu Ende, als er die Waffen zu ſtrecken befohlen hatte, denn damit hatte er ſich des Rechts begeben, oder commandirte er auch noch die gefangenen entwaffneten Polen?“

„Hier den engen Maaßſtab des poſitiven Rechtes anlegen, hieße Maſchinenthätigkeit predigen — wie viele geſchichtliche Thaten würden dann zuſammenſchrumpfen — ohne ſolch ſchnell Gericht entgingen bei ſo eilenden Begebenheiten die Meiſten der Strafe, es iſt das wahre Recht, was nicht gleichmäßig überall Recht ſeyn will. Das Kriminalrecht wird ihn verdammen, das Vaterland ihn frei ſprechen — ſind das Gegenſätze? Nur dann, wenn das Recht erſtarrt iſt in der Form, und ſomit oft Unrecht wird. Welches iſt um des andern willen da? Uns dünkt das Geſetz des Landes halber, ſoll nun das Land durch das Geſetz gefährdet, ſollen ſeine Freunde verdammt, ſeine Feinde geſchützt werden? Nimmermehr — das Vaterland richtet: wir beſtätigen den Tod Gielguds, ſomit hat jener Soldat recht gerichtet, ſomit iſt er gerechtfertigt.“ —

Das iſt freilich eine Inſurgententheorie. Wenige Tage darauf ging auch das Rohlandſche Corps über die Grenze, und nur Dembinski überließ ſich ſeinem Geſchick und ſeiner Geſchicklichkeit, mitten durch die Ruſſen mit ſeinem kleinen Häuflein nach Warſchau zurückzukehren. Schlachten waren indeß bei der Hauptarmee nicht zu verſäumen, denn Skrzynecki wohnte größtentheils in Warſchau.

Am 11. Juny ſtirbt plötzlich Diebitſch am Schlagfluſſe; die preußiſche Staatszeitung hat den armen Mann nach ſo vielen Siegen, die ſie von ihm erzählt hatte, auch noch im Tode maltraitirt, er ſtirbt bei ihr heut' am Schlagfluß, morgen an der Cholera, übermorgen noch einmal am Schlagfluß — c'est trop. — Er ſoll ein guter Mann geweſen ſeyn, gut für ihn und ſeine Umgebung, ſein polniſcher Feldzug und ſein Tod war ruhmlos; — die Polen loben ſeine Menſchlichkeit, wir würden an einem Deutſchen das Gegentheil abſcheulich finden. Heftigen hiſtoriſchen Bedauerns darf er ſich nicht verſehen; ſeine Dienſte und ſein Blut war für Geld und Orden an einen Autokraten verkauft, deſſen Kriege er focht, gleichviel, welcher Art ſie ſeyn mochten. Ein Gleiches thut die vernunftloſe Maſchine, ich mag ihre Geſchicklichkeit preiſen, ſonſt nichts — hier ſind wir der erſten Nothwendigkeit überhoben, denn Diebitſch hat einen matten, erfolgloſen Krieg geführt. Ja, werden Manche ſagen, er ſtieß auf eine ungeheuer moraliſche Kraft. Sie haben Recht, meine Herren und ich freue mich, daß Sie's haben, aber Sie werden bei genauer Betrachtung vor der ſchweren Anklage, die ſie ſelbſt ausſprechen, erſchrecken. Warum kämpfte der Mann gegen eine ſo edle moraliſche Kraft, während er nichts für ſich hatte, als ſogenannte ruſſiſche Seelen — hier beſſer „Leiber" — Schießpulver und Kanonen.

Wer nur für Gold und Ordensflitter gegen jede beliebige Sache, und ſei es wie hier, die beſte, die des Rechts und der Freiheit, ficht, in der heutigen Zeit ficht, die hinlänglich ihre desfallſigen Rechtsanſichten kund gegeben, der erwarte auch nur das ſtrenge Gericht der Geſchichte, was ſie über Knechte, die ſich freiwillig der moraliſchen Freiheit begeben, hält. Die heutige Geſchichte ſtellt ſolche Kriegshandwerker in eine der unterſten Reihen. Man wägt vor Allen heut die moraliſche Schwere: ein Krieger, der ſeinen Degen wie ein Raufbold für jede Sache zieht, mag ihn noch ſo geſchickt führen, die nächſten Umgebungen werden ſeinem Glück klatſchen, wie man's einem gewandten Fechtmeiſter thut — ſonſt nichts. — Es ſind Söldner, die abgelohnt werden, ſie haben ihren Lohn dahin, und die neue Geſchichte hört auf, Geſchicklichkeiten hoch anzurechnen. —

So iſt's mit den Herrn vom teutſchen Namen, die wir an der Spitze ruſſiſcher Truppen finden — die Zeiten der römiſchen Prätorianer und Miethstruppen ſcheint wieder gekommen zu ſeyn, wo die Teutſchen ſich an die Kaiſer vermietheten, nur gilt's den verſchiedenen Geſchlechtern um verſchiedene Zwecke: dort ſollte von Barbaren die Sonne im Weſten heruntergeriſſen werden; hier ſoll die Sonne im Oſten heraufgeführt werden, über ein Reich von Unwiſſenden. —

Die polniſchen Kriege ſind eine empfehlende Morgenröthe, die ſchlechtes Wetter bringen dürfte.

Stolz ſind wir auf die teutſchen Herren in Rußland nicht; wie ein edles Volk ſeinen Adel verleugnet, wenn es ſeinen Stolz auf Söldner lehnt.

Die ruſſiſche Armee war nun zwar ſcheinbar ohne Oberbefehlshaber, indeſſen die Seele des ganzen ruſſiſchen Feldzuges, der General Toll, Chef des Generalſtabes, übernahm die Leitung. Die Stellung der ruſſiſchen Armee im Gouvernement Plock, den Rücken an Preußen lehnend, war zum Angriff durchaus nicht günſtig. Dagegen lockte im Süden der wohlfeilſte Fang; General Creuz nämlich war mit 20000 Mann nach Lithauen beordert worden, Rüdiger hatte mit 12000 im Lublinſchen ſeine Stellung eingenommen. Nun ſtand bekanntlich Chrzanowski unten bei Zamosc, ihm alſo im Rücken, Ramorino bei Pulawy an der Weichſel ſeine rechte Flanke bedrohend; eine combinirte Bewegung von Warſchau aus konnte das Netz um ihn zuſammenwerfen, und das ganze Corps mit Leichtigkeit aufheben.

Die Expedition wird beſchloſſen, Skrzynecki aber, der ſich von Warſchau und den diplomatiſchen Bewegungen nicht trennen kann, führt ſie nicht ſelbſt, ſchlägt ſie dem eifrigſt darum bittenden geſchickteſten Strategen Prondzynski ab, und vertraut ſie dem völlig ungeſchickten General Jankowski, einem ſeiner talentloſen Lieblinge. Statt nun die Bewegung entweder durch das raſcheſte in aller Stille ins Werk geſetzte Verfahren, oder durch täuſchende, im Großen ausgeführte Scheinbewegungen gegen das ruſſiſche Hauptheer zu verdecken, ſchickt er eine kleine Abtheilung Truppen nach Sierock, gleichſam, als wolle er Toll in Kenntniß ſetzen, daß er nach dem Süden eine Unternehmung beabſichtige. Dieſe beginnt denn nun in den langſamſten Bewegungen. Rybinski, welcher den äußerſten linken Flügel der Combination bildet, marſchirt bis nach Siedlce, zwölf Meilen von Warſchau entfernt, vier Tage lang. Eben ſo langſam zieht ſich der Marſch nun nach Süden. Aber das Glück ſcheint ſtandhafter denn je zu ſeyn. Rüdiger iſt bei Lyſobiki über den Wieprz und zwar ohne Brücke gegangen. Chrzanowski rückt von Süden heran, und macht den Rückzug unmöglich, Rybinski rückt von der Linken, Ramoniro von der rechten Flanke, Jankowski in der Front' auf ihn zu: der Sack iſt geſchloſſen, Rüdiger darf nur erdrückt werden. General Turno beginnt am frühen Morgen die Schlacht, und hält ſich mit ſeiner kleinen Macht auf das tapferſte. Bukowski, ihm am nächſten, rührt ſich nicht, ſchickt keinen Mann zu Hülfe. läßt ſogar ruſſiſche Abtheilungen zwiſchen ſich und Jankowski's Corps hindurch, ſo daß dieſe des letzteren Adjutanten auffangen. Die Flankenbewegungen treffen richtig ein, Jankowski aber wird erdrückt von der Maſſe, die er befehligt, harrt, zaudert, thut nichts. Umſonſt donnern Turno's Kanonen immer näher, der jämmerliche Hauptfeldherr überläßt das kleine Corps ſeinem Schickſal. Minuten auf Minuten, die den glänzendſten und wohlfeilſten Sieg auf ihren Flügeln tragen, rauſchen vorüber — da kommt ein Befehl Skrzynecki's, wenn Rüdiger nicht ſchon geſchlagen wäre, oder eiligſt geſchlagen werden könne, augenblicklich umzukehren, da die ruſſiſche Hauptarmee über die Narew her gegen Warſchau dränge. Ein flüchtiger oberflächlicher Rapport aus Sierock hatte Skrzynecki zu dieſer unglücklichen Haſt bewogen. Statt ſichere Beſtätigung deſſelben abzuwarten, vereitelt er in thörichter Beſtürzung die Reife der ſicheren ſüdlichen Unternehmung. Jankowski, froh des Befehls, tritt eiligſt den Rückzug an, der verlorne Rüdiger ſieht ſich durch dieſes Wunder der Unfähigkeit gerettet, ja, das kleine Corps Chrzanowski's iſt ihm ſogar preisgegeben. Nur mit großer Schnelligkeit rettet ſich dieſer zu Ramorino über die Weichſel. Die ganze Nation iſt außer ſich vor Wuth, die polniſche Tapferkeit glaubt nicht an ſolches Ungeſchick, und die Straßen Warſchaus hallen wieder von dem Ruf, die Armee ſei in den Händen von Verräthern. Zufällig finden ſich durch die eben aus Gallizien eintreffenden Volhynier Anknüpfungsfäden mit ruſſiſchen Intriguen in Lemberg. Skrzynecki, deſſen bereits tief erſchütterter Popularität hierbei der härteſte Schlag droht, ergreift ſie begierig, die Straßen und Plätze füllen ſich, donnernd verlangt das Volk die Verräther — Jankowski und Bukowski werden der Unterſuchung hingegeben. Unterdeß reiſt Paskewitſch ohne Quarantaine durch Preußen, und kommt gegen Ende Juni als neuer Oberfeldherr bei der ruſſiſchen Armee an. Er findet ſie unter weit glänzenderen Verhältniſſen, da Preußen, den letzten Schein von Neutralität aufhebend, dem franzöſiſchen Geſandten in Berlin erklärt: „daß es in der Frage zwiſchen Polen und Rußland nicht neutral ſei, daß es dies nie geweſen wäre, und daß nur die polniſchen Agenten im Ausland dies verbreitet hätten, daß es alle Mittel, die in ſeiner Gewalt ſtänden, anwenden werde, um dahin mitzuwirken, daß es das Recht zu haben glaube, den Ruſſen alle Art von Bedürfniſſen zukommen zu laſſen, und daß die Lage, in welcher es ſich befände, Unthätigkeit, durchaus aber nicht Neutralität ſei; — es betrachte die Polen nur als Unterthanen, die ſich gegen ihren Souverain empört hätten, gegen einen Souverain, welcher der gute und getreue Verbündete des Königs von Preußen ſei.“

Dies änderte den ganzen Krieg: durch die Aufſtände in Lithauen war die ruſſiſche Operationslinie durchſchnitten, die Armee ſtand in der Luft, und mußte ohne Preußens Unterſtützung zurück; mit ihr konnte ſie ohne Weiteres den Weichſelübergang beginnen. Sie trat nun den berühmten Flankenmarſch an, den bei ſeiner großen Gefährlichkeit nur der tollkühnſte, unvorſichtigſte Feldherr einſchlagen konnte; die Wege waren faſt ungangbar, die Armee mußte bei lebhaftem Andrängen der Polen zur Hälfte vernichtet werden — Skrzynecki that nichts. —

Bei Kaluſzyn wiederholte ſich im kleineren Maaßſtabe das Mißlingen bei Lyſobiki; der General Golowin führt 8000 Ruſſen, konnte mit Leichtigkeit aufgehoben werden; er entkam mit einigen Verluſten. —

Skrzynecki war bei alle dem jetzt in ſeinem Elemente, die Diplomatie florirte. Cupido-Sebaſtiani hatte in Paris die feſte Verſicherung gegeben, man ſolle ſich noch zwei Monate halten, und Hülfe und Rettung ſei dann gewiß. Darauf bauend, ließ der Generaliſſimus alle Vortheile des Weichſelüberganges unbeachtet, zwei Tage, erzählen Augenzeugen, zwei Tage vor Ankunft des ruſſiſchen Heeres, vor Ankunft eines Ruſſen, ſei von preußiſchen Ingenieuroffizieren die Weichſelbrücke geſchlagen geweſen, ein polniſches Piquet hätte ſie zerſtören können. Skrzynecki that nichts, man hoffte, er wolle den dreiſt und unbeſonnen vorgehenden Paskewitſch mit einem Theil des Heeres hinüberlaſſen, um ihn dann getheilt zu ſchlagen. Man hatte umſonſt gehofft — ungehindert geſchah der Uebergang, ja, faſt ungehindert rückte das zurückgebliebene, verlorne ruſſiſche Corps unter Gerſtenzweig nach. Skrzynecki wies auf ſeine Papiere, hoffte voll kindlichen Aberglaubens auf ſeine diplomatiſchen Sterne, und — that nichts.

Unterdeß war man in Warſchau voll freudiger Hoffnung der Dinge, die da kommen ſollten. Europas Herz begann ſich zu regen, und in allen Winkeln trank, ſang und ſchrieb man für das verjüngte Polen. Der Finanzminiſter Dembowski hatte neue Geldquellen eröffnet, die Kammer hatte neue grüne Zweige getrieben, und ein friſcher Wind rauſchte in den jungen luſtigen Zweigen: aus den ſüdlichen Provinzen waren die neuen Landboten unter lautem Jubel in den Reichstag geführt worden; in neuer Thatkraft erhob ſich dieſer. Von der Armee erwartete man täglich einen Siegesbericht, man war voll friſcher Frühlingshoffnung.

Da ſchlug plötzlich krachend die Nachricht in die alte Piaſtenſtadt: Paskewitſch iſt ungehindert über die Weichſel gegangen. Mit leerer Hand, ohne That kam ſchleunigſt Skrzynecki an, um wo möglich die Stimmung, die ſich wie ein zürnendes Roß gegen ihn erhob, zu beſchwichtigen.

Er ward vor eine Commiſſion geladen, donnernd rollten die zürnenden Worte des Landboten Chelmicki, Olizar, Zwierkowski, Lelewel und der beiden Niemojowski durch den Saal, der zerſchmetternde Blitz harrte ungeduldig, aber die ariſtokratiſche Partei an ihrer Spitze, Wenzyk und Guſtav Malachowski, ſeine unwandelbaren Verehrer Czartoryski, Barzykowski, Swirski und die ihm ergebenen Generale Thomas Lubienski, Chrzanowski, Morawski und Bem, wendeten den Schlag noch ein Mal von ihm ab. Er ward mit dem unwiderruflichen Verſprechen entlaſſen, Augenblicks aufzubrechen und eine Schlacht zu liefern.

Noch ein Mal erhob ſich Skrzynecki's hohe gebieteriſche Geſtalt, noch ein Mal ſprach er wie ein kühner Soldat, und ging, — um nie wieder zu ſprechen. —

Die Ruſſen drangen eben gegen Lowicz heran, wo die Sümpfe und das Flüßchen Bzura eine ſehr feſte Stellung gewähren. Sie hatten ſie noch nicht erreicht, und Paskewitſch ließ in gewöhnlicher, unerfahrner und ſorgloſer Weiſe marſchiren. Der Flankenmarſch von Plock wiederholte ſich, aber auch Skrzynecki's Unthätigkeit. Unglücklicherweiſe kamen durch den franzöſiſchen Geſandten in Berlin Flahault neue beſtätigende Verſicherungen der Sebaſtianiſchen Zuſage, und Skrzynecki in Verzweiflung, daß man ſein Schooßkind, die Diplomatie, ſo wenig beachte, blieb von Tage zu Tage in Warſchau, berief noch eine Commiſſion, um eine Schlacht abzuwenden, ward noch ein Mal mit ſeinen Träumereien abgewieſen, und zögerte dennoch immer länger und länger, zur Armee abzugehen. Endlich, nachdem er Gebete und Geſänge angeordnet, am 3. Auguſt, verließ er die Hauptſtadt. Die thatenluſtige

Armee empfing ihn noch ein Mal mit Jubel. Noch hatten die Ruſſen die Stellung bei Lowicz erſt zum Theil eingenommen, noch war es Zeit zur Schlacht. Skrzynecki ordnet ſie an — in ſeiner wunderlichen Frömmelei ertheilt er die heilige Dreieinigkeit zur Parole, obwohl ihm viele Offiziere mit allem ſchuldigen Reſpekt vor ſelbiger verſichern, es handle ſich hier weniger um die Dreieinigkeit, als um Freiheit und Vaterland. Doch war man froh, dieſen Zauderer endlich ſo weit gebracht zu ſehen. Auf der Ebene zwiſchen Sochaczew und Lowicz ſollte den andern Morgen der Tanz beginnen. Da erſcheint der kleine Geom mit dem zuſammen gekniffenen Antlitz, Chrzanowski, vor dem Generaliſſimus. Die Thüren werden geſchloſſen, der Gnom ſpricht eifrig — er mochte Vielerlei wiſſen, denn er hatte vielfach mit den ruſſiſchen Generalen verkehrt, und war ſo vortrefflich von den Ruſſen unterrichtet, daß er all das ſpätere gräuelvolle Verfahren einer Caſſandra gleich bis in's Detail voraus zu ſagen wußte; in der Bruſt dieſes kleinen Mannes flimmerte ſchon lange auch nicht der ſchwächſte Schein von Hoffnung mehr für die polniſche Sache.

Als ſich die Thüren wieder öffneten, ward die

Schlacht abgeſtellt. Skrzynecki brach ſein heiliges Verſprechen, die Ruſſen beſetzten Lowicz, die günſtige Zeit des Angriffs war vorüber. Warſchau ward immer enger umſchloſſen: Rüdiger drohte im Süden über die Weichſel zu gehen, Golowin beherrſchte Podlachien und rückte gegen Praga, Creutz kam mit 20,000 Mann aus Lithauen, nachdem Chlapowski dort die Polen verrathen hatte, und zog eiligſt heran, um Paskewitſch zu verſtärken. Hätte Dembinski in Lithauen commandirt, ſo hätte Creutz nöthigere Beſchäftigung gefunden, und Paskewitſch hätte vor der Hand an keinen Sturm denken können. So trug ein tückiſcher Wind den Saamen, welchen Chlapowski geſtreut, auf die Schanzen von Warſchau, und er wuchs dort zu unheilvoller Frucht.

An demſelben Tage, wo Skrzynecki abreiſte, erſchien Dembinski von ſeinem kühnen Zuge vor Warſchau. Mit unglaublicher Gewandtheit, mit kluger, geſchmeidiger Tapferkeit hatte er ſich durch die Menge ruſſiſcher Truppen hindurch gewunden, hindurch geſchlagen, durch täuſchende Kreuz- und Querzüge den Uebergang über den Niemen errungen, den ihm an der Grenze des Königreichs auflauernden Roſen genarrt, und ſo das Ungeheure vollendet, ſich mit kaum 4000 Mann größtentheils neuer Truppen, ſechs Kanonen und mit ungefähr ſiebzehn Thalern preußiſchen Geldes den langen gefahrvollen Weg bis vor Praga's Wälle zu bahnen. Mit Beute beladen, wenn auch in den abenteuerlichſten Aufzügen, wenn auch zerriſſen und zerfetzt, und zum Theil barfuß kamen die Helden an. Ganz Warſchau ſtrömte ihnen entgegen, um dem abenteuerlichen Zuge zuzujubeln. Alles ſtaunte den voranreitenden Anführer an, und mit einer Art von Scheu und Ehrfurcht vor dieſem düſtern wunderlichen Reitergebilde ſandten tauſend Kehlen den Namen Dembinski zu den Wolken. Er ſah einen Tartarkhan nicht unähnlich, der von langem, weitem Zuge mit Beute beladen zurückkehrt. Eine gedrungene, unterſetzte, ſtarke und kurze Geſtalt, ſaß er dräuend auf dem wiehernden Gaul, helle blaue Augen ſchoſſen ſpitze leuchtende Flammen nach allen Seiten. Eine ſpitze Adlernaſe und ein verwilderter röthlicher Schnurrbart, der bis an die Kinnbacken herunterreichte, ſchärfen das Eindringliche des Kopfes, ein dunkelgebräunter Teint vermehrte das Düſtere des Anblicks, und nur die kecke Krakuſenmütze, der beſtaubte weiße, kurze Krakuſenrock, und die blutigrothen Hoſen kündeten unwiderleglich an, es ſei kein Fremdling, es ſei ein Pole aus dem alten patriotiſchen Krakau, der ſeinen jungen Ruhm in die Hauptſtadt trage.

Die Regierung hieß ihn willkommen, und nannte ihn den tapferſten Römer, der die beſten Reſte des zerſtörten Heeres aus der Niederlage von Cannä gerettet.

Die Begeiſterung der Hauptſtadt erhob ſich noch ein Mal raſſelnd wie ein gewappneter Rieſe; der feurige neue Landbote Alexander Jelowicki, machte den treffenden Vorſchlag, man ſolle die nutzloſen diplomatiſchen Unterhandlungen mit den Cabinetten abbrechen, und ſich als ein bedrohtes Volk an die Völker, und wo es deren gäbe, an ihre Vertreter wenden. Nur die Völker haben Herzen, und nur das Herz liebt, und nur die Liebe bringt Opfer. Bonaventura Niemojowski ſchlug die Volksbewaffnung in Warſchau unter Anführung der Landboten vor, ſo wie man in den Provinzen den Aufſtand in Maſſe organiſirt hatte.

Leider lähmte die bedenkliche ariſtokratiſch-diplomatiſche Partei auch dieſe Arten von neuem Aufſchwung. Als nun die Armee ſogar nichts that, was mit dieſem neuen Schwunge irgend nur Schritt halten konnte; als der Schlachttag wieder ungenutzt vorüber war, da murrte, brauſte, donnerte die Unzufriedenheit gegen Skrzynecki immer ſtürmiſcher. Eine Reichstagscommiſſion, meiſt aus ſeinen Freunden beſtehend, begab ſich in's Lager nach Bolinow, ſetzte ihn ab, und wählte an ſeine Stelle den gefeierten Dembinski.

Er war ein entſchloſſener Feldherr, aber leider nicht der Mann für ſo verwickelte Verhältniſſe. Er war aufbrauſend, jähzornig, rückſichtslos, ein Mann der Schlacht, aber keiner der Revolution. Dazu fehlte es ihm an jenem Takte, den Niemand ſo ſchön entwickelt hat, als in Frankreich der alte Lafayette, und in Polen Czartoryski, Anton und Wladislaus Oſtrowski, ja, ſelbſt Skrzynecki. Eins, was dieſen Takt unentbehrlich macht, die Energie des achtzehnten Brûmaire, die geſellſchaftliche, die Energie der Salons fehlte leider auch dem wackern Dembinski. Auf dem Schlachtfeld war ſie ſein unbezweifelt Gut, im Regierungsſaale war er unentſchloſſen. Soldat vom Scheitel bis zur Zehe, verkannte er den Eingangspunkt zwiſchen Soldaten und Bürgerthum, welcher der Schwerpunkt iſt zur Zeit der

Revolution. Seine ungezügelten Aeußerungen, ſeine unüberlegten zornigen Worte, hatten ihn bald in den erſten Tagen ſeines Triumphes in ſcharfen Contraſt mit der Civilgewalt geſetzt. Die Partei des Skrzynecki hatte ihn ferner gleich von vorne herein ganz für ſich gewonnen, auf jenen gefallnen Mann lehnte er ſich, in ſeinem Geiſte verſprach er die Armee zu führen, was Wunder, daß er gleich zu Anfang haltlos und ſtützlos da ſtand. Die öffentliche Meinung hatte er herausgefordert, das Volk, was ihn einen Tag lang vergötterte, mit Soldatenſtolz von ſich geſtoßen — da liegt der Schlüſſel, daß er nicht zuletzt noch der Held ſeines Vaterlandes wurde, wie er es werden konnte.

Skrzynecki, ſeiner eigenen Unpopularität ſich bewußt, verſuchte es leider mit Dembinski, was ihm ſelbſt nicht mehr gelingen konnte, eine Soldatenherrſchaft zu gründen, die ſeine Pläne verwirklichte, ſeit die Civilgewalt ſich unwillig von ſeinem diplomatiſchen Zögerſyſtem abgewendet hatte. Skrzynecki blieb beim Heere, der Reichstag ſah wohl ein, daß aus jener unſeligen Zerſplitterung des Feldherrn-Anſehens, kein Heil ſprießen könne, er übertrug der

Regierung die Wahl des Generaliſſimus, und dieſe ließ Dembinski fallen.

Prondzynski wurde gewählt. Er war der Mann des ſpeculativen Krieges, ein Poet der Strategie, eine unverſiegbare Quelle vortrefflicher Pläne, vielleicht der genialſte Kriegsmann des jetzigen Europa. Sein war die Erfindung aller Hauptunternehmungen in der großen Armee ſeit Grochow, aber nur ſeine kleinen, kurzen Gedanken, hatte man mit dem Schwerdte verwirklicht, ſeine großen gewaltigen wurden verweht vom Sturme der Zeit, da er ſie in zaghafte Hände niederlegen mußte. Seine Diverſion nach Litthauen ward von Skrzynecki verſtümmelt, und ſeit jener Zeit hatte er ſich entrüſtet zurückgezogen. Er war ein hochgewachſener junger, vollwangiger hübſcher Mann. Auf ſeinem runden vollen Geſichte, welches eine kränkliche Bläſſe überzog, lag nur ein verwiſchter Ausdruck. Man ahnte bei ſeinem Anblick wenig von dem raſtlos thätigen Geiſte. Aber innen ſchaffte ein rieſenhafter Muth der Speculation, und da ihm alle techniſchen Hülfsmittel gefügig und geſchmeidig zu Gebote ſtanden, ſo war er der Mann der umfaſſendſten Kriegsunternehmung. Aber ſein Muth war der leicht beſchwingte, der in raſchem Anſatz den höchſten Flug nimmt, vom kleinſten Hinderniß aber gelähmt wird, er hatte nur den Muth des Glückes, nicht wie Skrzynecki den des Unglücks. Er hatte einen großen männlichen Geiſt, aber ein kleines weibliches Herz. Seine hohe Geſtalt war eingekerbt, und knickte beim kleinſten Schlage zuſammen. Perſönlich furchtlos, denn er war oft im dichteſten Feuer, und beim Sturm von Iganie lehrte er die Soldaten, kühl neben der Colonne hergehend, die Vortheile des Bajonnetangriffes, während die Kartätſchen links und rechts einſchlugen, perſönlich furchtlos, denn noch am Tage des Sturmes flog er unter den Kugeln umher, war er doch furchtſam. Es fehlte ihm die intenſive moraliſche Kraft, er war der Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo. Darum fehlte ihm die ſtraffe Größe des Mannes, der die Umgebungen zu ſich hinauf reißt, der dem Unglück in's Antlitz ſieht und es bei der Kehle packt, der die Verhältniſſe zu beherrſchen weiß. Prondzynski wußte zu ſchaffen, aber nicht zu herrſchen. Den Imperator ſuchte man in dieſer Zeit der Verwirrung: der war er nicht, und das wußte er wohl. Er hatte nicht den Muth zu übernehmen — und das war Prondzynski.

In Warſchau gährte es aber geheimnißvoll, die patriotiſche Geſellſchaft und ein großer Theil der Landboten ſah wohl ein, wie verderbendrohend Skrzynecki's Einfluß auf Dembinski war; jener hatte unverholen geäußert, er müſſe den Reichstag auseinander treiben, man ſah die Civilgewalt in ihren Grundfeſten bedroht, da bildete ſich ein engerer Ausſchuß der patriotiſchen Geſellſchaft mit dem Plane, eine kräftige Volksregierung zu conſtituiren. Krukowiecki ſtellte ſich an ihre Spitze, und ſpielte den Demokraten in beſter Form; die weſentlichen Werkzeuge, deren er ſich bediente, waren Bulawski, ein dicker, feiſter Abbé, von dem gutmüthigſten Weſen und dem beſten Willen, aber bis auf's Lächerlichſte getäuſcht durch Krukowiecki, Mognacki, ein wilder gefährlicher Volkstribun, Szynglarski, ein Volks- und Feldprieſter, und Morawski.

Krukowiecki ſtrebte nach Macht, kein Preis war ihm zu hoch dafür. In dieſem Sinne begann er die wilden Scenen des 15. Auguſt und ſein ganzes Schreckenſyſtem, in dieſem Sinne entblößte er Warſchau von Vertheidigern, um keine Nebenbuhler fürchten zu dürfen, um fortwährend unentbehrlich zu ſein. An ſeinen ungemeſſenen Ehrgeiz hat er ſein Vaterland verrathen, der grauenhafteſte Egoismus, der lieber die Freiheit eines ganzen Volkes fallen ließ, als ſich ſelbſt, iſt ſein widerwärtiges Verbrechen.

Das Heer zog ſich abermals in einem kleinen Gefechte zurück, die Erbitterung und Entrüſtung in Warſchau war auf das höchſte geſtiegen. Dennoch hätte dies wackere Volk, was ſchon ſo lange ruhig zugeſehen hatte, wie man ſeine Revolution auf das traurigſte leite, ja, für Einzelne confiscire, dennoch hätte dies gutmüthige Volk nie an Gewaltthat gedacht, wenn nicht Krukowiecki ſeine vergifteten Raketen nach allen Seiten geſchleudert hätte. Dieſes vollkommene Chamäleon täuſchte mit großer Geſchicklichkeit Alles: auf der Straße war er ſchmuckloſer Volksmann, unter den Patrioten energiſcher Patriot, in den Salons ein ſtolzer Mann von Stand und Welt. Hier brachen die auf ſein Geheiß erhitzten Haufen los, in der andern Straße ermahnte er ſie zur Ruhe, auf der Regierung war er ein Mann der Ordnung, ſchilderte mit Entſetzen Entſetzliches, was gar nicht geſchah, kurz, ſeine große Gewandtheit ließ ihm allein ein Syſtem des Schreckens entwickeln, das ihn zum Manne der Nothwendigkeit machen mußte. Am 15. Auguſt beginnt der Tumult; in einer blutigen halben Stunde werden alle des Ruſſenthums Verdächtige an die Laternen geknüpft, ihre Zahl war nicht groß, die Erbitterung gegen ſie aber ſo ungeheuer, daß ein allgemeiner Jubel, in welchen ſelbſt die zarteſten Damen einſtimmten, das ſchnelle Gericht gut hieß. Bis dahin hatte das eigentliche Volk wenig Antheil genommen, erſt ſpät des Abends begann der eigentliche Volksauflauf, und die Rache einer zürnenden Nation zertrat und zermalmte Alles, was des ruſſiſchen Intereſſes verdächtig war. Es waren meiſt Schurken, welche dieſe Nacht zahlen mußten, und ihre Menge belief ſich ungefähr auf dreißig. Der unentbehrliche Krukowiecki war unterdeß Gouverneur der Stadt geworden, aber er ſtörte das Volk nicht, und bildete ſeinen Terrorismus nur immer weiter aus, er brachte lange Liſten, wo die beſten polniſchen Namen für die Laterne beſtimmt zu finden waren. Ihm mußte es angerechnet werden, daß alles dies nicht geſchah.

Das Generaliſſimat wird nun dem alten Caſimir Malachowski angetragen, einem ehrwürdigen Greiſe, voll des jugendlichen Patriotiſmus, der auf Domingo gefochten, und dem Adler Napoleons unermüdet gefolgt war, um die Freiheit ſeines Vaterlandes zu finden. Flehend bat der alte Mann, ſeinen ſchwachen Schultern nicht die ſchwere Laſt aufzubürden; jammernd erhob er ſeine Klage, daß das Vaterland keinen kräftigern Mann mehr beſäße, dem es ſein Schickſal anvertrauen könne. Noch einmal eilten die Abgeordneten zu Prondzynski und weckten ihn mit dem Ruf aus dem Schlaf: er ſolle Generaliſſimus ſein; er lehnte es wieder mit den triftigen Gründen ab, daß man ihm nicht gehorchen und Skrzynecki, der vortrefflichſte Infanteriegeneral, nicht unter ihm dienen würde. Er machte mancherlei paſſende Vorſchläge, den Chef des Generalſtabes, Lubienski, zum interimiſtiſchen Commandeur zu machen, ihm ſelbſt, dem Prondzynski, ein fliegendes Corps zu geben, womit er die Woiwodſchaften ſäubern wolle, aber Lubienski ſpielt den Kranken, die Abgeordneten müſſen noch einmal unverrichteter Sache zur Stadt zurück, Dembinski's Interimiſticum, was er nur auf 60 Stunden übernommen, geht in vier Stunden zu Ende, dann iſt die Arme ganz ohne Befehlshaber. Der Volksaufruhr war unterdeß von ſelbſt ſtill geworden, da das Volk wirklich nur die Spione züchtigen wollte. Die Regierung wählte von Neuem Prondzynski; man eilte von Neuem ins Lager und brachte ihn nach der Stadt. Unterdeß verſucht Skrzynecki's Partei noch ein Unternehmen. Dembinski erſcheint mit Truppen in der Stadt, um die Ruhe herzuſtellen. — Dieſe war aber längſt hergeſtellt, und, dies war der Streich, den Oberbefehl mit dictatoriſcher Gewalt ohne Weiteres zu übernehmen.

Es mag dies Vielen noch heute als ein Rettungsmittel erſcheinen, deſſen Mißlingen zu bedauern iſt, weil es die zerſplitterten uneinigen Kräfte, obſchon gewaltſam, vereinigt hätte. Freilich hätte Dembinski längſt den größten Theil ſeiner Popularität wieder verloren, es war arger vielſeitiger Widerſpruch zu gewärtigen, es konnte viel Unheil herbeigeführt werden, aber größeres doch nimmer als Krukowiecki gethan. Wäre auch da noch Warſchau gefallen, ſo hätte Dembinski am erſten ſeinen alten Plan realiſiren können, den ganzen Aufſtand in die altpolniſchen Provinzen zu werfen, den Krieg vollkommen umzuwenden, und die in Feindes Lande von der Heimath abgeſchnittenen Ruſſen anzugreifen.

Gleichviel, Dembinski beſaß nicht die Entſchloſſenheit, der beſtehenden Regierung das Schwerdt aus der Hand zu reißen, die gewaltigen Gedanken warfen ihn wie Wogen des ſtürmiſchen Oceans auf und nieder und hin und her; ſeine Achtung vor dem Geſetz ſiegte, er that nichts, die Regierung ward geändert, Krukowiecki ward Präſident und wählte verantwortliche Miniſter, Prondzynski legte wiederum nieder, Dembinski ward neu gewählt, — auf die Zeit des Sturmes trat lautloſe Stille ein. Krukowiecki huldigte allen Parteien, um ſich feſtzuſetzen, und nur langſam verdrängte er die wichtigſten, einflußreichen Männer. So den Lafayette der Polen, Anton Oſtrowski, der die Nationalgarde commandirte, angebetet von den Bürgern, geehrt von den Hohen, geliebt von den Niedern, ein ehrenwerther Mann und Hort des Volkes im reinſten Sinne des Wortes, ein unbefleckter Charakter der Revolution, ein Mann ohne Makel und Tadel. Seinen großen trefflichen Einfluß ſcheuend, entfernte ihn Krukowiecki alsbald, zumal Anton Oſtrowski derjenige geweſen war, welcher ſich der Regierungsveränderung am hartnäckigſten widerſetzt hatte.

Die militäriſche Lage der Dinge war übrigens bei der Hauptſtadt durchaus nicht bedenklich. So lange die ganze polniſche Armee bei Warſchau ſtand, war ein Sturm der Ruſſen ein tollkühnes Wagniß, was nimmer gelingen konnte, ſelbſt wenn das Creuzſche Corps von 20000 Mann, welches aus Lithauen kam, ſich bereits mit Paskewitſch vereinigt hat. Wäre die polniſche Sache nicht in die Hände eines Mannes gefallen, der nur ſich, nicht aber das Vaterland hoch und ſicher ſtellen wollte, ſo hätte Paskewitſch die Tollheit des Sturmes theuer gebüßt. Uebler ſah es in den Provinzen aus, die immer mehr von den Ruſſen überſchwemmt wurden. Umſonſt hatten die Polen noch einmal im Sandomirſchen bei **Ilza** unter **Carl Rozycki**, wie alte Helden gefochten, umſonſt hatte Rozycki ſelbſt wie ein Ritter der Tafelrunde mit einem ruſſiſchen Dragonerobriſt einen ſchmetternden Zweikampf beſtanden, und ihn mit eigener Hand erlegt, umſonſt hatte die kleine Polenſchaar ſechs Stunden lang wie eine eherne Mauer geſtanden, ſie mußte endlich der ſechsfachen Ueberzahl weichen, und konnte Rüdigers Verbindung mit Paskewitſch nicht mehr hindern. Krukowiecki nahm nun das Commando dem Dembinski wieder ab und nöthigte es dem alten Malachowski auf. Er ward zu keiner Verantwortlichkeit verpflichtet, da er nur den Stellvertreter ſpielen, und jede Unternehmung von einem Kriegsrathe beſchloſſen werden ſollte. Auf dieſe Weiſe behielt Krukowiecki alles in ſeiner Hand, und Prondzynski, der ſich ihm auf das thätigſte anſchloß, hoffte eben dadurch unbeſchränkten Spielraum für ſeine Kriegspläne zu gewinnen.

Der Hauptſtadt drohte Mangel an Lebensmitteln, deshalb ſendete man ein Corps von 20000 Maan unter Romarino nach Podlachien. Am 21. Auguſt zog es aus — und ſah die Hauptſtadt nie wieder.

Prondzynski eilte nach, und man wollte das Roſen-Golowyeſche Corps, das zwiſchen Stoczek und Kaluszyn ſtand, aufheben. Es wird glücklich umgangen und auf ſeinem Rückzuge bei Miendzyrzecz von den vorgeſchobenen polniſchen Truppen auf das tapferſte angegriffen und kann nicht entrinnen, wenn Romarino zu rechter Zeit erſcheint Dieſer aber, ein tapferer Offizier, aber von allzugroßer Nachſicht gegen die Bequemlichkeit der Soldaten, verſäumt den rechten Zeitpunkt über den

Mittagseſſen, kommt zu ſpät und Roſen entkommt nach einem Verluſte von 2000 Mann und einigen Kanonen. Noch war er einzuholen, aber gerade in dieſer letzten Zeit, wo Eile ſo nöthig war, ſcheint Romarino mit ſeinen Soldaten nichts dringenderes zu thun zu haben, als zu kochen und auszuruhen und zögert ſo lange, bis er eine Stunde nach den Ruſſen bei Ternspol ankommt. Entrüſtet über dieſe Langſamkeit geht Prondzynski nach Warſchau zurück, und läßt Romarino die Weiſung, eiligſt nach der Hauptſtadt zu kommen. Der Zweck der Expedition, Warſchau mit Lebensmitteln zu verſorgen, war erreicht, die Ruſſen hatten einen Verluſt von wenigſtens 5000 Mann erlitten, die günſtige Gelegenheit zu ſchnell erfolgreichen Unternehmen war vorüber — Romarino durfte nichts Eiligeres zu thun haben, als unverzüglich nach dem bedrängten Warſchau zurückzueilen. Aber er bleibt bis zum 3. September in ſeiner Stellung. Er erhält einen flammenden Brief von Krukowiecki, der ihn augenblicklich nach Warſchau beſcheidet. Statt deſſen verſucht er noch einen Angriff auf Roſen, und marſchirt dann in gewöhnlicher Behaglichkeit bleibt auch wieder ſtehen, um in der Umgegend zu requiriren. So verſtrich die Zeit und Warſchau ward unterdeſſen angegriffen, während Romarino ſeine Soldaten kochen ließ.

Die Patrioten in Warſchau, von denen am erſten einige Mitglieder der patriotiſchen Geſellſchaft den Krukowiecki durchſchauen, verſchwören ſich gegen ihn und wollen ihm den Untergang bereiten. Er entdeckt es jedoch zeitig genug, entfernt die Hauptführer aus der Stadt, unter andern Zaliwski mit den acht beſten Compagnien der Nationalgarde, raubt ſo der Hauptſtadt die beſten Vertheidiger, ſtellt ſeine Perſon aber ſicher. Paskewitſch begann unterdeſſen zu parlamentiren und günſtige Unterhandlungen anzuknüpfen, Prondzynski ward ſogar in dieſer Abſicht ins ruſſiſche Lager geſchickt, und von hier aus ſchreibt ſich die plötzliche Verwandlung des ſchwachen Mannes. In einer geheimen Unterredung mit General Dannenberg war ihm eine ſo gewaltige Idee von der ruſſiſchen Streitmacht beigebracht worden, hatte er wahrſcheinlich im Eifer des Geſpräches verrathen, wie weit Romarino entfernt ſei, kurz, er kam vollkommen entmuthigt zurück, und der bisher unerſchöpfliche Brunnen neuer Pläne war bis auf den letzten Tropfen verſiegt; er taumelte wie ein Nachtwandler umher, ſprach von nichts als Sturm und Untergang und Noth und Tod.

Seine Notizen wahrſcheinlich benutzend, wollte Paskewitſch, während der Abweſenheit eines großen Theiles vom polniſchen Heere, einen raſchen Handſtreich auf Warſchau verſuchen. Die weite Ausdehnung der Stadt hatte doch nur eine unvollkommene Befeſtigung zugelaſſen. Drei Vertheidigungslinien deckten die Hauptſtadt, die polniſche Armee war in dieſem Augenblick höchſtens 30000 Mann ſtark.

Am 6. September des Morgens um fünf Uhr dröhnte der erſte Signalſchuß von den Ruſſen her, krachend folgte eine Lage von 100 Kanonen, und nun begann ein Feuern von ſtets 100 und 200 Schüſſen auf einmal, daß die Erde bebte. Als die erſten ſchwach beſetzten Werke genommen wurden, ſprengte ſich der Artillerie-Lieutenant Gordon mit elf Polen und dem ganzen Werke in die Luft, ſo daß ein weiter Umkreis mit zerſtückten ruſſiſchen Leichen bedeckt wurde. Der Artilleriegeneral Bem, welcher die äußerſte Linie zu befehligen hatte, befand ſich noch immer auf dem Obſervatorium in der Stadt, und kam nicht herbei, weil er der feſten Meinung war, der Angriff auf dieſen feſteſten Theil der Verſchanzungen ſei nur ein ſcheinbarer. So ſiegt die rohe Unerfahrenheit der Kunſt und Wiſſenſchaft gegenüber, weil man ihr Dinge unterlegt, die ſie nicht kennt, Berechnungen für ſie anſtellt, die ſie nicht ahnt, und weil ſie ſomit gegen alle Berechnung verfährt. Paskewitſch ließ wirklich mit ungeheuren Truppenmaſſen Wola angreifen. Nur etwa 2000 Polen hatten es beſetzt. Bem kam noch immer nicht. Die acht polniſchen Kanonen werden bald von beinahe achtzig ruſſiſchen zum Schweigen gebracht. Es beginnt der Sturm. Um den befeſtigten Kirchhof mäht der Mord eine ganze Stunde lang. Die Polen vertheidigen jeden Fuß breit, die Ruſſen ſchicken immer neue nachdrängende Maſſen heran. Das Polenhäuflein ſchmilzt zuſammen, und die letzten Reſte ziehen ſich unter Sowinski in die Kirche. Alles fällt um ihn; er empfängt allein ſitzend die hereindrängenden Moskewiter, ſchießt Gewehr auf Gewehr gegen ſie ab, und fällt endlich von unzähligen Bajonettſtichen. Zu ſpät war jetzt Bem herbeigeeilt, Wola iſt in ruſſiſchen Händen.

Mit einem fürchterlichen Kartätſchenfeuer hält nun aber Bem neue Bewegungen auf, Uminski auf der rechten Linie wirft ebenfalls die Kuiraſſiere zerſchmettert zurück, und um drei Uhr Nachmittags beginnen die Polen den Sturm auf das genommene Wola. Hier begann nun ein unbeſchreibliches Gemetzel. Eins, zwei, dreimal werden die Ruſſen über den Haufen geworfen, aber Paskewitſch ſchont keine Menſchen, unaufhörlich ſchickt er neue Bataillonen, und die Polen müſſen nach einer Stunde des bluttriefenden Kampfes von dem Beginnen abſtehen. Eine Stunde noch werden Kanonenſchüſſe gewechſelt, und der erſte Tag des Sturmes iſt um fünf Uhr zu Ende. Gegen 4000 Polen waren verloren, beinahe 8000 Ruſſen deckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld. Noch war ein Theil der dritten äußerſten Linie in den Händen der Polen, die zweite noch unberührt, Romarino konnte jeden Augenblick eintreffen.

Aber Krukowiecki, Chrzanowski, der in dieſem wichtigen Augenblicke leider Gouverneur von Warſchau war, und Prondzynski gaben Alles verloren, und verſuchten nun alle Mittel der Einſchüchterung, um die Regierung, die Armee und das Volk zu demſelben Glauben zu bewegen. Dies Triumvirat fing nun an zu wirken, der Lepidus deſſelben, Prondzynski wurde als unterhandelndes Inſtrument gebraucht, Chrzanowski ſtand für die Unthätigkeit der Hauptſtadt, Krukowicki hatte nichts mehr zu thun, als ſeine Perſon oben zu erhalten, und der verloren ſcheinenden polniſchen Sache eben ſo, wie der noch ungewiſſen ruſſiſchen, als ein rettender Vermittler zu erſcheinen. So verrieth er ſein Vaterland ſeinem Egoismus.

Er begann die Unterhandlungen, kann aber keinen Vertrag abſchließen ohne Sanction des Reichstages. Dieſer verſammelt ſich, kommt aber zu keinem Beſchluß. Es iſt dicht an der zweiten Stunde, da bebt der Grund von Neuem, eine Lage von 200 Kanonen, eine zweite, dritte, vierte eröffnet zum zweiten Male den Sturm. Wie der Moskowiter kein Recht und Verſprechen achtet, ſo hatte er auch hier, während des Waffenſtillſtandes, ſeine Stellungen auf das Vortheilhafteſte verändert. Der Angriff ging auf das Centrum der Polen, auf Czyſte. Um drei Uhr begann der Sturm, Uminski ſchlug alle Angriffe zurück. Seine Truppen warfen die Ruſſen von allen Seiten mit einer beiſpielloſen Tapferkeit, eine ganze Cavalleriebrigade wurde bis auf zwanzig

Mann vernichtet. Ganze Colonnen wurden niedergeworfen, zuletzt noch ein Kuiraſſierangriff zerſprengt. Uminski hatte kein einziges ſeiner Werke verloren, und weil die Ruſſen bei Czyſte im Centrum ſiegreich vorgedrungen ſind, ſo ſteht er ihnen gegen Abend bereits in der Flanke und im Rücken. Nachdem aber Malachowski das genommene Czyſte vergeblich wiederzunehmen verſucht hat, bemerkt er Uminski's Vortheil, und verſucht es nun noch, eine große Bewegung zu veranſtalten.

Dies iſt der Wendepunkt des Sturmes: Krukowiecki hatte unterdeß alle Truppen zurückgezogen, Malachowski und Uminski finden keine mehr. Es beginnt nun ein unregelmäßiges wildes Gemetzel und die Polen, zum Theil im Rücken der Ruſſen, ſchlachten und morden nun in wilder Wuth und Unordnung.

Malachowski ſprengt auf's Schloß, verlangt Krukowiecki's Abſetzung, die Verrätherei wird immer klarer, das Entſetzen darüber ſteigt immer höher.

Der Reichstag nämlich hatte ihm als Präſidenten eine vorläufige Vollmacht gegeben, mit den Ruſſen zu unterhandeln, um Zeit zu gewinnen. Krukowiecki war im ruſſiſchen Lager geweſen, und hatt mit Paskewitſch eine Comödie gegenſeitigen Zornes geſpielt. Paskewitſch wollte aber natürlich keine Convention abſchließen, ohne von polniſcher Seite die Beſtätigung des Reichtags zu haben. Dieſe nun ſuchte Krukowiecki jetzt zu erzwingen. Er zog die Truppen aus den Verſchanzungen, Chrzanowski, ſperrte Praga.

Da ermannte ſich der Reichstag und ſetzte ihn ab. Mehrere Landboten, an der Spitze die Gebrüder Oſtrowski, brachten ihm das Abſetzungsdecret. Er wollte es nicht annehmen, warf die Mütze auf die Erde, ſpielte den Tobenden, Raſenden, wollte den Reichstag gefangen nehmen, und — ritt endlich, da er auf dieſe Weiſe ſein Spiel verloren, auf und davon gen Modlin hin.

In der Verwirrung gab man die Vertheidigung der Hauptſtadt auf, obgleich Paskewitſch wie Suwarow die Truppen geopfert, und an dem letzten Tage wenigſtens 12000 verloren hatte, obgleich in beiden Tagen gegen 30000 kampfunfähig geworden waren, obgleich die Ruſſen, nach Bem's Berechnung, ſchon am erſten Tage faſt ſo viel Munition verſchoſſen hatten, als Napoleon auf dem ganzen Zuge nach Moskau gebraucht, in Kurzem alſo daran Mangel leiden mußten. Am andern Morgen unterſchreibt Malachowski die Capitulation, da der zurückgebrachte Krukowiecki nur einen völligen Friedenstractat unterzeichnen wollte. So war Warſchau am 8. September übergeben, die Truppen zogen ins Plockiſche, die Capitulation verbürgte die Auslieferung aller Militäreffecten an die Polen, und die ungehinderte Vereinigung des Romarinoiſchen Corps mit den abziehenden polniſchen Truppen. Prondzynski blieb als Gefangener in Warſchau, Krukowiecki wollte frech genug der Armee folgen und begab ſich erſt, als man ihm mit Kugeln drohte, zerknirſcht und zermalmt nach der Hauptſtadt.

In Plock dankte Malachowski ab, weil er, hochherzig genug, ſich für unwürdig hielt, das Commando fortzuführen, nachdem er genöthigt worden wäre, Warſchau an den Feind auszuliefern. Eine alte Sage ging, ein Rybinski werde zuletzt die Polen führen, ehe der Auferſtehungstag ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit anbräche. Man wählte Rybinski zum Generaliſſimus Er war ein guter Infanterieführer, ſonſt aber ein kleiner, trübſinniger, unbedeutender Mann, der in düſterer Melancholie nichts vermochte, als die Revolution zu Grabe zu geleiten. Er ward jetzt der Spielball der ruſſiſchen Unterhandlungen, welche Zeit gewinnen ſollten, damit ſich das zerſtörte ruſſiſche Heer erholen, die zerſtreuten polniſchen Corps in ihrer Vereinigung vollſtändig hindern, und ſo den Krieg beenden könne. Man ſcheute nicht Verſprechungen, nicht Lügen, Rybinski ließ ſich hinhalten und täuſchen. Nachdem Romarino nicht gehorcht und wahrſcheinlich durch die vielen Ariſtokraten, welche ſich bei ſeinem Heere befanden, gedrängt, den Marſch nach Modlin unterlaſſen und ſich nach Süden gewendet hatte, da ließ Rybinski die günſtige Gelegenheit vorüber, eiligſt nach dem Krakauſchen aufzubrechen, wo Rozycki mit 10000 Polen ſtand. Dort konnte man ſich über die ſüdliche Weichſel mit Romarino vereinigen und in Kurzem ein drohendes Heer von 60000 Mann ins Feld ſtellen. Die neu inſurgirten ſüdlichen Provinzen konnten den Rücken decken, da Rußland wirklich bereits keine neuen Truppen zur Verfügung hatte. So wurde Zamoſc der Mittelpunkt, und der Winterfeldzug war ſicher gedeckt.

Gehorchte auf der andern Seite Romarino und zog nicht befehlswidrig nach Süden, ſo lockte mit eben ſo viel Ausſicht Dembinski's Plan, den Heerd der Revolution in dem patriotiſchen Lithauen aufzuſchlagen, und die ruſſiſche Armee von ihren Hauptſtraßen völlig abzuſchneiden.

Bei all den bedeutenden Talenten, welche ſich während dieſer Revolutionszeit entwickelten, bei der großen Menge von tüchtigen Männern, welche ſich hervorthaten, fehlte es doch immer, und namentlich hier gegen das Ende der Kataſtrophe an einem Volks= und Kriegsgenie, was hoch über alle emporragt, Alles mit kräftiger Hand vereinigt, zuſammen gehalten und geführt hätte. Romarino zog langſam und unſchlüſſig im Lublinſchen hinunter. Man ſchläferte ihn noch mehr ein durch Waffenſtillſtandes und Friedensſagen. Er vertrödelt die ſchönſte Gelegenheit, bei Kazimiercz eine ruſſiſche Brücke zu benutzen, den ſchwächeren Rüdiger drüben auf Rozycki zu werfen, ihn ſo zu vernichten, ſeine Vereinigung mit Rozycki herzuſtellen, und dadurch die nördliche Armee zu beeilen, raſch über Lowicz nach dem Sandomir'ſchen und Krakau'ſchen zu kommen. Statt deſſen läßt er ſich immer tiefer hinunter nach der Gallizißchen Grenze drängen, vertheidigt ſich matt gegen die nachrückenden Ruſſen, hat nicht die Kraft, die Zeit zum Bau einer Brücke zu erzwingen, und — führt in der Nacht des 18. September ſein Corps, was bis auf 11000 Mann zuſammen geſchmolzen war, bei Chwalowice auf öſtreichiſches Gebiet.

Dies änderte natürlich plötzlich den Ton der ruſſiſchen Unterhandlung mit der Nordarmee, und Rybinski beſchloß nun, vorzüglich durch Anton Oſtrowski, Bem und Dembinski gedrängt, bei Plock eine Brücke zu ſchlagen, und ſich nach dem Krakau'ſchen zu wenden. Als dies Paskewitſch erfuhr, bot er ſogleich wieder friſche Unterhandlungen an, und der kindiſch ſchwache Rybinski ließ ſich noch ein Mal hinhalten. Die Armee, durch dieſe Art von Führung immer tiefer demoraliſirt, war im traurigen Zuſtande, nur die tapferſten Generale, Malachowski, Uminski, Bem, Pac, Wengierski ſtimmten für den Uebergang, Dembinski war ſchon jenſeits der Weichſel. Als die entmuthigten Führer auf die zerlumpten Soldaten wieſen, da ſprach der fünf und ſiebzigjährige Malachowski in tiefem Schmerz: er habe in St. Domingo die nackten Neger mit nichts als Stock und Keule bewaffnet, für die Freiheit fechten ſehen, er wolle nicht den Tag erleben, wo 30000 Polen, die neunzig Kanonen beſäßen, ſich einem ſchlimmeren Feinde überlieferten.

Dennoch ging der Uebergang nicht durch. Da legte Bonaventura Niemojowski in äußerſter Entrüſtung ſeine Präſidentſchaft nieder, die er damals in Warſchau nach Krukowiecki übernommen. Uminski dankte ab, und die verkannte Armee erhob ſich dräuend und murrend, daß man ſie wiederum nicht gegen den Feind führe. Dembinski, zurückbeſchieden, war außer ſich, und kam mit dem Vorſatz an die Brücke, den Befehl zu übernehmen, und die Armee zu führen. Unterdeß wird wirklich Rybinski abgeſetzt, und dem Uminski wird die Diktatur angetragen. Er lehnt die Civilgewalt ab, begiebt ſich aber als Generaliſſimus zum Heere. Jubelnd empfängt ihn die Cavallerie, aber bei der Infanterie haben die entmuthigten Offiziere Zeit gehabt, zu intriguiren, er wird böswillig empfangen, eine Abtheilung droht auf ihn zu ſchießen, die Bande der Ordnung und Einheit ſind aufgelöſt, es geht ſchleunig zu Ende. Uminski tritt zurück, Rybinski übernimmt von Neuem den Oberbefehl, man rückt der

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02161/021

preußiſchen Grenze näher. Die Regierung und der Reichstag ſind gezwungen, das Land ihrer Herrſchaft zu verlaſſen. Die goldbedeckten königlichen Wagen, von Krakuſen begleitet, fahren die rechtmäßigen polniſchen Regenten über die Marken des Vaterlandes, die Uhlanentrompeter blaſen noch ein Mal das alte Nationallied, Alles bricht in lautes Weinen aus, die Regierung und jener hochherzige Reichstag, die ſtolze Verſammlung der neuen Römer nimmt Abſchied von dem unglücklichen Vaterlande, und zerſtreut ſich troſtlos in die öde Fremde.

Langſam rückt das Heer nach, noch ein Mal ſchlägt man eine Brücke, noch ein Mal jubelt die ganze Armee, weil man ſie hinüber führen wollte — noch ein Mal wird ſie getäuſcht. Es war zu ſpät; der Befehl zum Rückzuge erzeugt eine grenzenloſe Verzweiflung. Nur Dembinski knüpfte noch ein blutiges Gefecht an, blutdürſtig und todesſüchtig rannten die unglücklichen Soldaten in den Kugelregen und in die Bajonnette, während dem marſchirte Rybinski über die preußiſche Grenze. Der lechzende Soldat mußte umkehren, und die treue Waffe abliefern.

Nun begann ein herzzerreißender Anblick, nur ein ſteinernes Auge kann thränenlos dabei bleiben. All die rieſenhaften Aufopferungen waren vergeblich geweſen, alle die tauſend edlen Todten lagen verlaſſen in kühler Erde, das Roß der Ruſſen ſtampfte ſchonungslos über ihre Gebeine hinweg, Weib und Kind mußte zurückbleiben in den rohen Händen der Soldaten, ihren Hohn, ihren Mißhandlungen preisgegeben — er war zu Ende, der ſchöne Traum, eine goldne Unabhängigkeit zu erkämpfen, ein feuchter kalter Herbſtmorgen ſcheuchte ihn hinweg, und die Träumer ſchüttelte ein kalter Schauer. Noch ſtanden die Truppen unter den Waffen, noch griff die Hand krampfhaft daran, und ein täuſchender Troſt der Sicherheit hielt den ſinkenden Geiſt aufrecht. Das vierte Regiment, das Regiment der Helden, defilirte noch ein Mal mit dem klingenden Spiel ſeines Schlachtmarſches — da bebte ein gedämpftes Halt durch die Luft, eine lautloſe Stille trat ein; die Waffen und Pferde mußten abgegeben werden. Von dem letzten Troſte mußten die Unglücklichen ſcheiden, und ein herzzerſchneidender Jammer, das Schluchzen von vielen tauſend Kriegern, erfüllte die Luft. Sie umhalsten ihre treuen Thiere, die ſie getragen hatten durch Tod und Gefahr, ſie küßten die Waffen, warfen ſich auf die Erde, um den traurigen Tag nicht zu ſehen, eine ganze Armee von bärtigen Männern weinte und ſtöhnte, wie eine Schaar ſchutzloſer Kinder. Die große Tragödie war zu Ende, ihr Held, das unglückliche Polen, lag blutend am Boden, und die feilen Claqueurs klatſchten durch Europa Bravo. Mit großartiger Frechheit, welche man dem parfümirten Salonhelden nicht zutrauen ſollte, ſprach Sebaſtiani auf der Miniſterbank zu Paris: **C'est l'ordre, qui regne à Varsovie!**

Der letzte Reſt der polniſchen Armee unter dem tapfern Rozycki wird bei Krakau zuletzt über die Grenze gedrängt. Die Ruſſen beſetzen ſogar den Freiſtaat. —

Dort ſieht man einen hochgewachſenen Mann mit beflügelten Schritten über die Weichſelbrücke eilen, welche Gallizien und Krakau umarmt — auf öſtreichiſchem Boden, ſicher vor den ruſſiſchen Mißhandlungen, ſteht er ſtill und blickt zurück auf die unglückliche weite Fläche, und gedenkt der ſchönen Tage von Wawre, Dembe und Iganie, und des umſonſt vergoſſenen ſchönen rothen Blutes, und der Mann mit dem ſchwermüthigen Auge, das eine Thräne zerdrückt iſt — Skrzynecki.

Und als er noch daſteht, das Unglück ſeines Vaterlandes bedenkend und beweinend, ſiehe, da tritt ein Greis, ein edler Greis, ihm entgegen in unſcheinbarer Dienertracht, die ſein ſchönes polniſches Herz den bereits auf der Brücke lauernden Ruſſen verhüllt, reicht ihm die Hand, und ſchaut noch ein-Mal nach dem Gräuel und den Fremdlingen auf ſeinem vaterländiſchen Boden, und wendet ſich mit ihm, von dem gemordeten Vaterlande zu ſcheiden, und der Greis iſt — Czartoryski.

Wie der alte Römer Sabinus hat der edle Pole durch ſein Vaterland fliehen müſſen, ſeine Güter fallen dem ſogenannten rechtmäßigen Landesherrn anheim, das nackte Leben hat er gerettet, und den unſterblichen Ruhm des edelſten Patrioten. Es wird eine Zeit kommen, wo man die Fußtapfen dieſer Edlen auf der Krakauer Brücke ſuchen und verehren wird, wie ein chriſtliches Götzenthum manchem thatenloſen Heiligen gethan, aber die Zeit ruht noch hinter ſchwarzen Wolken.

Rußland, „der Verbündete Preußens,“ hat noch ein Mal die polniſchen Helden unterdrückt, aber das blutige Rechtspactum iſt ſeinen gierigen Händen entriſſen worden. Die rechtmäßige Behörde Polens, der Reichstag, hatte ſich in der Nähe von Plock zu Zakroczyn im Kapuzinerkloſter von Neuem conſtituirt, und nach der Auswanderung bildet er an jedem Orte der Welt die polniſche Regentſchaft, und der Scepter Polonia's hatte, wie unter Dombrowski, von Neuem ſeine Wanderung angetreten, und der Regierung de facto nur das Recht der Uſurpation gelaſſen.

Die Polen ſind wieder eine heimathloſe Nomadennation geworden, ohne ihr Vaterland aufgegeben zu haben; jubelnd hat ſie das civiliſirte Europa empfangen, ihre Thränen getrocknet, ihre Wunden verhüllt, ihr krankes Herz getröſtet, die öffentliche Meinung, die große Jury der Weltgeſchichte, hat durch Acclamation entſchieden. Die kleinen Staaten Deutſchlands hatten durch ihre Bewohner ihre herzlichſten Worte und rührende Thaten, ihre Sympathie für die Unglücklichen bekundet.

Tief im unglücklichen Polenlande ſollen die alten Krönungsgeräthe vergraben ſein, und wenig Auserwählte ſind's, die den Ort kennen. So wenig aber die Ruſſen in ihrer böotiſchen Nacht den

Ort auffinden werden, wo die Symbole der alten polniſchen Herrlichkeit ruhen, ſo gewiß kommt der Tag, wo man ſie an's Licht bringen wird mit einem Jauchzen, als ſei die ergiebigſte Goldader gefunden. — Man kann den polniſchen Glanz wohl vergraben aber nicht vernichten.

Das

Neue Jahrhundert.

Von

Heinrich Laube.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1833.
Literariſches Muſeum.

Politiſche Briefe.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig, 1833.
Literariſches Muſeum.

Motto:

Es giebt einen Gott, denn es giebt den Gedanken der Freiheit — Freiheit Dich bet' ich an.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ich trete ſchaamroth in zerriſſenem und zerfetztem Kleide vor meine Leſer. Glauben Sie nicht, daß es meine Schuld iſt, wenn die vielen Löcher in dieſem Buche mit ihren ausdruckloſen Grabesaugen Sie anſtarren. Pabſt Bonifaz hat die Cenſur erfunden, nicht ich — der Teutſche wird cenſirt, und wenn er ſich dafür rächen will, ſo recenſirt er; was aber bei uns recenſirt iſt, das iſt fertig, abgemacht. Andere Völker brauchen ihr Urtheil zur Handlung, wir brauchen's nur zur hiſtoriſchen Kenntniß, wenn wir die Sache nur *wiſſen*, ſo iſt die Sache auch gut; Teutſchland iſt die Schulſtube Europas. Was kann ich alſo mehr thun, als meine Leſer darüber belehren, daß das Beſte aus dem folgenden Buche herausgeſtrichen iſt, daß die Striche Schlachtfeld und Leichen nur andeuten, daß ich, im Innerſten verletzt, die Nacht der nächſten Worte über die Wahlplätze werfen ließ, um den Anblick zu verkürzen. Wo von den teutſchen, ja wo von franzöſiſchen Staatsverhältniſſen die Rede iſt, da liegen Tage lange Haiden zwiſchen meinen Worten, da ſind meine jungen Gedanken Bogenweis zum Nichteriſtiren verurtheilt worden. Glauben Sie mir, das thut ſehr weh, ſeine Kinder ſo ſchaarenweis tödten zu ſehn — wer die Cenſur liebt, dem iſt nie etwas geſtrichen worden, der kann alle Tage Polizeiinſpektor oder Bürgermeiſter werden. Ich hoffe, man wird mir wenigſtens dieſe Leichenrede geſtatten, ich gebe mir ja alle erſinnliche Mühe, artig zu ſein, ich preſſe den Mund zuſammen, um es nicht hören zu laſſen, wie mich vom vielen Weinen der Bock ſtößt. Ich verberge mein Herz, und nur meine beſten Leſer werden es unter den vielen Leichenſteinen erkennen. —

— Wäre die Cenſur auch nicht die Behörde, die wie der Selbſtherrſcher aller Reußen, Selbſtrichter ihrer Anklagen iſt; ich würde doch nie gegen ſie, ich würde für ſie ſchreiben, um gehaßt zu werden. Ein Volk der Romane wird durch Liebe nicht mehr gerührt, weil es ſeine Kräfte unnütz verliebt, der

Haß würde ihm gewiß eine gute Brunnenkur ſein. Börne hat das nur unvollkommen verſucht, er iſt ein viel zu guter Narr und hat ſich nicht genug verſtellen können — aber ich hoffe noch immer das Beſte von den Leuten, die jenen braven Mann recht gründlich haſſen. Zum Haß gehört eine größere Kraft als zur Liebe — Liebe wird uns von Jugend auf gelehrt, zum Haß gehört Genie. Mir fehlt es auch, ſonſt ſchrieb ich nicht in ſolch ehrerbietiger Entfernung über die Zenſur. Wir ſpielen Vielliebchen mit der ganzen Welt, und weil wir Niemand weh thun wollen, ſo verlieren wir fortwährend. Wir ſind der galante chapeau d'honneur der Dame Europa, wenn ſie vergnügt herumſpringt und tanzt, halten wir ihr Schawl und Hut und erlauben uns nur, der Vorüberfliegenden zuzuflüſtern, ſie möge ſich nicht krank machen, dafür lacht ſie uns aus, und erſt wenn ſie matt und erſchöpft iſt, und keine Kraft zu Liebe und Freude mehr hat, erſt dann hängt ſie ſich in unſern Arm, und wir dürfen ſie bis an die Hausthür geleiten. Wir gehen im Mondſchein ſpazieren, ſchwärmen in der Erinnerung an den Ehrentag, holen uns den Schnupfen und ſtehen am andern Morgen verdrießlich auf. Das iſt die Summa unſrer neuen Geſchichte. Und da der Titel meines Buches die Eule der Geſchichte im Wappen zu haben ſcheint, ſo wollte ich die Leſer durch die nachfolgenden Briefe auf den Standpunkt eines herumkrabbelnden Teutſchen verſetzen, der ſich Mühe giebt, die mannigfaltigen Hügel der hiſtoriſchen Anſchauung zu erklimmen. Ich wollte erſt in aller Ungezogenheit, im tiefſten Negligée über Allerlei ſprechen, in dem ſpäteren Geſchichtsbänden muß ich geordneter erſcheinen, die Briefe ſollten die Konverſation zwiſchen den Akten des neuen Jahrhunderts ſein — man hat mir vielfach den Mund zugehalten, ſoll ich um Entſchuldigung bitten? Iſt Bitten nicht ein garſtig Wort für einen Mann, der nicht bloß zu Weibern ſpricht? Aber eines iſt doch ſehr ſchön bei der Cenſur, ſie iſt die beſte Freundin ſchlechter Schriftſteller: „das Beſte iſt heraus geſtrichen, der Geiſt iſt vertilgt, es iſt nicht meine Schuld, wenn das Buch nichts taugt.“ Das iſt mein Troſt; und bei ſolchen halbpolitiſchen Briefen liegt es in der Natur der Sache, daß das Beſte nicht geſagt werden darf. Wenn Teutſchland einſt eine unglaublich freie Republik iſt, dann werd' ich jene unſterblichen Gedanken, die jetzt ſterben mußten, abdrucken laſſen, und mein Vaterland wird ſtaunen — wie wenig ihm vorenthalten wurde. Aber ich hoffe, das nicht zu erleben, nicht meinetwegen, ſondern des teutſchen Reſpekts halber, der dann herrenlos wäre und wie ein verirrter Hund heulend herum laufen würde. Wenn der Teutſche nicht mehr vor den Perſonen Reſpekt haben ſoll, ſo iſt ihm ſeine Poëſie genommen, wenn er den Bezirksvorſteher nicht mehr fürchten darf, ſo iſt er unglücklich. Darum bewahr uns Gott vor der Republik; etwas fürchten und hoffen und ſorgen muß der Teutſche.

Da das Jahr 1832 meiner Briefe ohne meine Schuld um einige Monate gekommen iſt, ſo habe ich allen Ernſtes doppelt um Entſchuldigung zu bitten für 1831, wo man uns ungeſtraft revolutioniren ließ, worin man mir ſelten zu nahe getreten iſt. Ich gab es zu dieſen Briefen, um das Werden eines Individuums vom neuen Jahrhunderte darzuſtellen, ich hoffte auf die Cenſur. Sie hat mich hierbei im Stich gelaſſen, und der Schade iſt nicht nur mein, ſondern auch der meiner Leſer, die nicht genug auf allmählige, hiſtoriſche Entwickelung halten.

Was übrigens das mitunter trübe Element der

Briefe betrifft, ſo wird der geneigte Leſer erſucht, leicht darüber hinwegzugehen, da es keine Gefahr hat: die Hunde, welche viel bellen, beißen nicht. Ich verſpreche ihm auch ernſtlich, mich zu beſſern; den feſten Vorſatz dazu faßte ich, als mir die antwortende Dame einſt auf einen ſchmerzhaft zornigen Brief erwiderte: ich erinnerte ſie an den tiefen Schmerz der alten Römer. Das traf ganz anders, ich ſchämte mich, einen Schulknaben zu ſpielen, der den Tacitus geleſen, ich nahm mir vor, moderner zu empfinden, und wenn ich nächſtens wieder Briefe während der Entreakts der Weltgeſchichte vorleſe, ſo ſoll nichts römiſch Grämliches, kein Cato-Stirnrunzeln, kein Brutus-Lippenwerfen zu ſehen ſein; ich werd' auch über das Theater ſprechen. Geben Sie mich nicht auf, ich bin noch jung und kann mich beſſern.

Die Idee des neuen Jahrhunderts im Allgemeinen, deren Entwickelung ich dem Publikum noch ſchuldig bin, werde ich in dem nächſten geſchichtlichen Bande zu rechtfertigen ſuchen, ich bitte indeß, die Briefe ebenfalls als weſentlich integrirenden Theil des neuen Jahrhunderts zu betrachten, denn auch die Konverſation iſt in unſrer Zeit Handlung und Geſchichte. Die Laune, das ſchnelle Ergreifen aller

Dinge, das Reißende, Fugitive iſt ein weſentlicher Beſtandtheil unſrer Tage, darum ſind Briefe die bequemſte Ausdrucksweiſe dafür, ein wichtiges Genre unſrer jetzigen Literatur. Briefe und Muſik ſind in Wiſſenſchaft und Kunſt die Begleiter einer kritiſchen Epoche, ſie ſind Symbole der Bewegung. Kouriere und Trompeter fliegen und ſchmettern während des geſellſchaftlichen Krieges. Es ſind nie ſo viel Briefe und Noten geſchrieben worden als jetzt. Wenn die Zeit erfüllt ſein wird, wollen wir uns zu Wiſſenſchaft und Kunſt der Ruhe wenden, wollen malen und meißeln und Gramatiken ſchreiben. Auch das iſt Sünde, zur Unzeit die Ruhe zu lieben; nur das Zeitgemäße iſt richtig, nur das Richtige gut. Verſucht es, erhitzt Euch bis in's tiefſte Herz und dann laßt Schlaf kommandiren — wie Viele werden da rebelliren. Ach, ich darf nichts Richtiges ſagen — o ich bitt' Euch, leſ't zwiſchen den Zeilen, da ſtehen charmante Dinge.

Durch alle Buchhandlungen ſind folgende empfehlungswerthe Schriften zu erhalten:

Memoiren
eines preußiſchen Offiziers
herausgegeben
von
C. Herloßſohn.
2 Bände. Preis 2 Thlr.

Chronique scandaleuse
des
Pariser Hofes
ſeit den Zeiten Louis XIV.
oder
Geheime Memoiren
zur politiſchen und Regentengeſchichte
des
franzöſiſchen Reiches
aus der Periode von 1638
bis auf
Louis Philippe I.

Dieſes Werk, welches 8—10 Bände umfaßt, wird noch im Laufe dieſes Jahres vollſtändig geliefert.

Herloßſohn, C., Kometenſtrahlen, eine Sammlung von Erzählungen, ernſten und humoriſtiſchen Aufſätzen. Erſter Band. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Jeſuitenzögling als Schuflicker à la Rousseau, Seminariſt, Libertiner, Hofmeiſter, Pfarrer, Hanswurſt, Bär, Gaſſenkehrer, Polizeiſpion, König, Vatermörder, Revolutionär, Kaſſenbeamter, Galeerenſclave, Baronet, Fuhrmann, Bourboniſt der Reſtauration, und — Bettler. 1 Thlr. 12 Gr.

Nork, F., Belial und Aſtarte, oder die Liebe der Teufel. 1 Thlr. 4 Gr.

Nork, F., Zeriels, des infernaliſchen Schauſpieldirectors Reiſe auf die Oberwelt. 1 Thlr. 4 Gr.

Harro Harring, der Carbonaro von Spoleto, ein politiſcher Roman. 1 Thlr.

Harro Harring, Fauſt im Gewande der Zeit. 16 Gr.

Der abſolute König, oder das Muſter der Legitimität, eine politiſche Novelle. 12 Gr.

Katechismus der Sünden der Päbſte und Mönche. 8 Gr.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Herrn Hans von L., k. k. öſtreichiſchen Obriſten. 1ſtes Heft. 4 Gr.

Auſtria. Zeitſchrift für Oeſtreich und Teutſchland, herausgegeben von A. J. Groß-Hoffinger.

Von dieſer Zeitſchrift, welche im liberalen Tone die Intereſſen, die Licht- und Schattenſeiten Oeſtreichs beſpricht, ſind bereits zwei Bände verſandt. Jeden Monat erſcheint ein Band von 16 Bogen des größten Medianformates.

Taſchenbibliothek
aller Revolutionen
der neueren Zeit.

Herausgegeben
von
Dr. E. Burckhardt und **A. Kaiſer.**

Sieben Bände ſind bereits verſandt; ſie enthalten:

1r Band Geſchichte der polniſchen Revolution vom Jahre 1794, von A. Kaiſer.

2r—3r Bd. Geſchichte der polniſchen Revolution vom Jahre 1830, von A. Kaiſer.

4r—5r Bd. Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges vom Jahre 1525, von Dr. Ed. Burckhardt.

6r—7r Band Geſchichte der griechiſchen Revolution vom Jahre 1821 bis zur Thronbeſteigung des Königs Otto I. von Dr. Theod. Kind.

Der Preis eines jeden Bandes von 8—14 Bogen beträgt nur 8 Gr. pr. Cour.

Man iſt nicht gezwungen die ganze Bibliothek zu nehmen; jeder Band iſt ohne erhöhten Preis käuflich.

Der 8—10te Bd., welcher binnen kurzer Zeit erſcheint, enthält die franzöſiſche Revolution vom Jahre 1789, von Dr. Ed. Burckhardt, nach ſeinen Vorleſungen bearbeitet.

☞ In den „Jahrbüchern der Geſchichte und Staatskunſt des Geheimen Raths Pölitz, Februar 1833, befinden ſich nachſtehende Bemerkungen über obiges Werk:

Die Forderungen, die man an geſchichtliche Werke machen kann, welche auf einen weiten Leſekreis berechnet ſind, finden ſich erfüllt. Die vorhandenen wichtigſten Quellen dienten als Vorſtudien, wie die Anwendung derſelben zeigt; der Umfang der Darſtellung ward nach einem zweckmäßigen Plane berechnet; die Ausführung iſt faſt durchgehends gleichmäßig; der Ton der Sprache iſt klar, die Farbengebung lebendig. — Dürfte irgend einer der geſchilderten Abſchnitte verhältnißmäßig etwas zu ausführlich geworden ſein, ſo würde Ref. den zweiten der Geſchichte der polniſchen Revolution vom Jahr 1830 dahin rechnen, der mit dem Vordringen Diebitſchs gegen Warſchau anhebt, und mit den Folgen der Erſtürmung Warſchaus endet.

Möge dieſer reichhaltige Anfang der Sammlung die Theilnahme der Leſewelt finden, die er verdient! —

Unter der Preſſe befindet ſich:

Reich, Land, Volk
in
Ungarn
wie es iſt
nebſt freimüthiger Beleuchtung der ungariſchen
Reichstagsverhandlungen
in den Jahren 1830, 1832 u. 1833
von
Hans Normann.

Einleitung.

„Ich kann aus dir nicht recht klug werden,“ ſagte eine meiner Couſinen zu mir, und ich erwiderte ihr: „Blume aller Couſinen! Du beurtheilſt mich bewundernswürdig richtig — ich werde ja aus mir ſelbſt nicht klug.“ — Auch der wohlmeinendſte Freund muß, eben, wenn er ganz wohlmeinend zu mir ſpricht, mir Unrecht thun. X. ſagte zu ſeinen Freunden, oder zu den Wählern des und des Arrondiſſements: „dies iſt mein Glaubensbekenntniß“ — Y. iſt liberal, Z. Ultra ꝛc. ꝛc. — Ich kann nichts ſo entſchieden von mir ſagen. Ariſtokrat bin ich nie geweſen, o, daß *οἱ ἄριστοι κρατῶσιν!* (und werd's nie ſein); liberal bin ich, aber zu den Leuten, die ſich die Liberalen nennen, will und werde ich nie gehören, denn wenn ich Irrthümer hege (zweifelsohne), ſo irre ich für mich, aber nicht einer Klique zu Gefallen in Bauſch und Bogen. Als ich eingeſegnet wurde, nahm ich irgend eine Lehre in Bauſch und Bogen an, aber ich thue es nicht ſo leicht wieder. —

O über die Schillerſchen Sätze! „Eine Million beſteht aus Einern;“ „der Begriff ſteht höher als das Individuum,“ die Du mir ſchreibſt — gut; (ich muß bei dem Mangel aller Dialektik Mancherlei ſtehen laſſen) was willſt du nun mit dem Begriff anfangen? für wen arbeiten? Du ſagſt: „für die Völker, für die Menſchheit, für die Idee.“ Gut, es läßt ſich dabei Allerlei denken, etwas Beſtimmtes kann ich nicht, kannſt Du's, gut für Dich, kannſt Du Deinen Gedanken Geſtalt geben, noch beſſer.

Ich bin Willens (ob ich's je erreiche, weiß ich nicht) nichts zu ſagen, als was ich auf dem Fleck mit Blut und Leben vertreten möchte. Aus dieſer Richtung entſteht eine kühle, oft gewaltſame Zurückhaltung. Ich will mich mit mir ſelbſt, Wort und That, in Uebereinſtimmung bringen; ich brüte und arbeite fortwährend über mir; Andern muß ich häufig ganz ungenießbar ſein.

Das Abwarten einer Periode des allerdings endloſen Gährungsprozeſſes halte ich nicht für ein Verdienſt oder etwas dergleichen — ich kann nicht anders.

Höchſt wahrſcheinlich geht es jedem Menſchen ſo, jeder erlebt ſeinen Fauſt und ſeinen Werther, darum folgt aber noch nicht, daß ihn jeder ſchreiben ſoll.

Biſt Du im Stande, etwas Politiſches zu ſchreiben, woran Du vier Wochen nach dem Erſcheinen noch einige Achtung haſt? gut — ſo ſchreibe — ich halte mich deſſen nicht fähig.

Aber das iſt die furchtbare Tyrannei der κατ' ἐξοχὴν Liberalen, daß ſie verlangen, alle Welt ſolle vor aufgeſprudelter Philoſophie und Politik rein des Teufels werden.

Der Mann im Süden, ein wackerer Teutſcher, ſagt, die Teutſchen würden über ihre vielfache Niederträchtigkeit erröthen.

Das wäre ſehr zweckmäßig — aber die Sache iſt gar nicht ſo ſchlimm. Was will der Mann? Ich wünſchte, irgend ein Regent machte nach ſeiner Anweiſung einen Staat, jener würde in den erſten vier Wochen auswandern.

Mir iſt in dieſem Augenblicke ſo tollhäusleriſch konfus zu Muthe, daß ich aufhören muß.

Regenten, Beamte, Geſetze u. ſ. w. werden jetzt wieder wie im vorigen Jahrhunderte als bloße Usur[illegible]ren angeſehen and verſchrieen. Die Fürſten können für ihren eigenen Vortheil — beſſerer Beweggründe nicht zu gedenken — nichts Beſſeres thun, als Preßfreiheit und Volksrepräſentation auf alle Weiſe befördern. Wenn erſt recht viele die Schwierigkeit einer geordneten Regierung kennen gelernt, wenigſtens einen kleinen Ueberblick des geſchichtlichen Koloſſes, der jedem Staate zum Grunde liegt, erhalten haben, dann wird man ruhiger dahinleben, als in Madrid unter Philipp II. Das iſt nun meine jammervolle Lage: ich kann die Zeit, die gegenwärtig zertrümmert wird, nicht bedauern, aber der werdenden Zeit kann ich mich nicht recht freuen.

Redensarten und neue Kleider, Fähnchen, Triumphbogen, Nationalpoſſenſpiele, Orden, mit denen ſich Leute, die männlich gefochten, nun wie die Kinder behängen, über die ſie ſich auf die ekelhafteſte Weiſe zanken — das Alles macht mir keine Freude.

Volksvertretung (aber nicht in gereizter, feindlicher Oppoſition) und Preßfreiheit und ſtrenge Handhabung des Geſetzes, das iſt's, was ich wünſche. Das iſt's, was ich will. Aber nicht, daß Jeder regiert, bis ihn ſein Mitregent todtſchießt.

„Regent und Regierte“ infamer Gegenſatz? Einer ſoll für den Andern ſorgen, wollten ſie beide daſſelbe thun, ſo kommen ſie zu keinem vernünſtigen Augenblicke.

Jener Mann aus dem Süden ſitzt kalt oder warm am Schreibtiſche und ſchreit ausnehmend. Kann er nicht anders und richtet er kein Unglück an, ſo mag er ſchreien, bis er platzt. Requiescat! —

Der Spießbürger Tz. thut den Tag über nichts, als eſſen, trinken und ſich behaglich dehnen, dabei läßt er Gott einen guten Mann ſein, und bezahlt ſeine Steuern. Gut; iſt er damit zufrieden, ſo mag er's thun, darum iſt er noch kein Niederträchtiger. So lange Jemand durch ſein Treiben Andern nicht in den Weg kommt, mag er thun, was er will; ich ſehe gar nicht ein, mit welchem Recht ein Liberaler ſagen kann: Du mußt gerade ſo denken wie ich.

Werther Freund! Du ſprichſt vom Aufwärmen alter Redensarten. Es iſt ſchlimm genug, wenn man dazu genöthigt wird; es giebt denn doch alte Wahrheiten, und ich ſehe in dem heutigen Treiben eben nicht viel Neues. Ungeheuer viel Spektakel, eine Inſolenz, Eitelkeit, Perſönlichkeit ꝛc., die Einen anekeln. Es geſchieht ſo wenig um der Sache wegen — jeder will ſchreien, und findet er einige harmonirende Mitſchreier, ſo krönen ſie ſich wechſelſeitig, dann trinken ſie miteinander, verderben ſich den Magen, und ſpeien am andern Morgen im Katzenjammer ihre glänzenden Ideen auf's Papier. Wenn ich Produkte der Tagesliteratur leſe, gehen mir unwillkührlich die Fragen durch den Kopf: „hat der Verf. auskömmlich zu leben? bekommt er bisweilen Prügel? hat er Schulden ꝛc. ꝛc.“

Es klingt ſo ſchön: „das Organ der öffentlichen Meinung.“ Das wäre wahrlich etwas Herrliches. Aber ſind das die Tagesblätter? O, es iſt niederträchtig, mit welcher Gewiſſenloſigkeit alles hergeht. Ein mit Ekel gemiſchtes Lachen erregte mir Oettingers Anzeige, Wolfgang Menzel und mehrere andere haben ihn aufgefordert, er möge ſeine Feder mit würdigern Dingen beſchäftigen. Nachdem er einen falſchen lateiniſchen Vers citirt, verſpricht Oettinger dann, als Publiciſt aufzutreten. Nun möchte ich doch wohl wiſſen, was er ſich unter einem Publiciſten vorſtellt.

Börne achte ich im hohen Grade. Er, Du und ich meinen es ſämmtlich gut, und meinen ziemlich daſſelbe. Ihr Beide geht aber an die Sachen mit der Neigung, das Böſe hervorzuheben; während ich das Gute aufſuche. Die Zuſammenſtellung ſieht komiſch genug aus, aber warum nicht? —

Der Adel als ſolcher iſt mir ein Stück der teutſchen Staats und Rechtsgeſchichte, ſo wie der Weltgeſchichte überhaupt, höre ich jetzt: „Herr von“ — „Herr Graf“ ꝛc., ſo kann ich mir nichts dabei denken.

Ich ſehe, daß es manchen Leuten Spaß macht, ſie mögen ihn haben! Wie kann man aber die Jämmerlichkeiten, welche die Leute vor andern voraushaben, ſo hoch anſchlagen! —

Ich habe nicht Alles geſagt, was Noth thut, indeß wirſt Du wohl mehr leſen, als darauf ſteht —

ich mag etwas abgeſpännt ſein, das geb' ich zu; ich mag das literäriſche Tagestreiben hin und wieder aus Unkenntniß ſchief anſehen, das geb' ich auch zu, aber den Vorwurf der Vornehmthuerei weiſe ich feierlich zurück.

Was das Wort „moraliſch“ 1930 bedeuten wird? Ich hoffe mehr als jetzt! Ich erziehe mich jetzt noch einmal und ich glaube, das wäre vielen Leuten gut. Man braucht deshalb kein Duckmäuſer und keine büßende Magdala zu ſein. Ach, mein Junge, man kann ſich doch zwiſchen Landrecht und Corpus juris brieflich nicht ſo ausſprechen, als Auge in Auge. Mir kommt mein Geſchreibſel ſo hölzern vor, und doch bin ich beim Schreiben ſo bewegt geweſen. — — Verheirathe Dich doch möglichſt bald.

Vertrittſt Du jetzt Kritiken und ſonſtige Raiſonnements mit Deinem Namen? Das iſt eine Ehrenſache! —

Wenn ich die Deklamationen für die Polen, die vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon durch eine gräßliche Niederträchtigkeit vernichtet ſind — ſehe, ſo frage ich, wie kommt es, daß Schreiber dieſes bei dieſem Enthuſiasmus nicht in Polen iſt.

Ich kann dieſes ore rotundo-Schreien durchaus nicht leiden, da ging ich eher, ohne ein Wort zu ſagen, nach Warſchau — — — —

Ich fühle ſehr deutlich, wie arm man iſt, wenn man ſich von keinem Enthuſiasmus ergreifen läßt. Aber ich will jetzt auf eine kurze Zeit mich kühl halten, ſo wie man von Zeit zu Zeit wieder einmal die Grammatik vernimmt. — — — —

Erſtes Capitel.

> — Sollte aber die öffentliche Meinung im Unterhauſe ſiegen, ſo muß ſich der Adel zu einer Umgeſtaltung der Dinge bequemen oder untergehen; denn ein aufgeklärtes Volk und ein antinationaler Adel können nicht lange neben einander beſtehen.
>
> Lady Morgan.

1.

Du willſt nichts vom Liberalismus wiſſen, ſüßer Briefſteller, dem ich hiermit geantwortet haben will, ſüßer Leſer, wer Du auch ſeieſt.

Du ſuchſt nur **Dein** Glück, und biſt meines Erachtens vor lauter Klugheit in einem nicht geringen Philiſterthume befangen. Zürne mir nicht, ſollte ich hie und da grob werden, ſei überzeugt, daß es Dich nicht mehr ſchmerzen kann als mich, uns auf ſo verſchiedenen Wegen zu finden, die kaum zuſammenführen.

Du ſagſt: **Börne** und Conſorten, und biſt ſo höflich, mich zu denen zu rechnen, wofür ich Vieles vergebe, ſuchten nur das Böſe auf, wir zerſtörten nur — mag ſein, daß wir nur negative Kraft haben, nicht Jeder kann Alles, und es wird nicht an Baumeiſtern fehlen, ſo wie es nie an ſchaffenden und das Geſchaffene verarbeitenden Weſen fehlt, und unſere Negation iſt ſchon eine Art Schöpfung, d. h. oft die des Gegentheils. Was ſchlecht iſt, ſoll lieber nicht beſtehen — Du willſt flicken — ich habe Dich nie für einen ſo guten Teutſchen gehalten; wär's nicht zu hart, und wärſt Du nicht ſonſt ein ganzer Kerl, ich ſagte: „'s iſt eine gemüthliche Halbheit" — es iſt ein ächtes teutſches Sprichwort: „die goldne Mittelſtraße gehn" — Gold trägt ſie meiſt, denn ſie bringt — Amt und Würde und den Schmeerbauch und Ruhe und Schlaf — voici notre allemand heureux — nicht kalt, nicht warm ſein, darin haben wir's zur Virtuoſität gebracht; in der Wiſſenſchaft möchten wir Alles von Grund aus treiben, und mit den letzten Gründen hat ſich kein Volk ſo viel als das unſrige herumgeſchlagen, daher hat's ſo viel Gründe ausgegeben und kann nichts mehr gründlich wollen und thun. Hätten die franzöſiſchen Scholaſtiker und Wikleff nicht angefangen, am römiſchen Kerker zu rütteln, Huß wäre vielleicht nicht gebraten und Luther wäre nicht ſo unteutſch geworden, die Welt von Grund aus reformiren, umkehren zu wollen. Die Wiſſenſchaft verzeihe mir dieſen unhiſtoriſchen Conditionalten, den ich ſonſt am Hiſtoriker nicht liebe — Gott weiß, Ihr bringt Einen mit Eurer Aengſtlichkeit zum Ausſchlagen, und ich möchte mich ſo gern verſtändig geberden und in Schuhen auftreten, und Alles mit Handſchuhen angreifen, daß die Leute denken, ich ſei von Adel.

Gott, was gäb' ich drum, wär' ich's! Wenn ich mir auch nicht ſelbſt mehr und eher glaubte, ſo glaubten mir doch die Leute mehr und eher. — Holdſeliger Freiherr, der Sie mich adoptiren wollten, weil ſie in meinem oft verdorbenen Magen, oder doch leicht zu verderbenden, etwas Nobles fanden; warum ließen Sie ſich durch mein unanſtändiges Disputiren abhalten, was nicht delikat genug und verbindlich, nur plump um die Sache ſich wälzte.

Ach, ich wäre gewiß noch ein delikater Freiherr geworden, und ſchriebe nicht, wie folgt — — —

Was wußte wohl der gute Luther, der da anfing zu lernen, als er anfing zu reformiren, was er uns ſtatt des geſtürzten Glaubens geben würde?

— Was gab er uns am Ende? Etwas, was nach 50 Jahren zur verwerflichen Konkordienformel wurde, und uns bis jetzt gequält hat und heut noch manchen armen Theologen ſchwitzen macht — werden wir darum ſagen: „wäre doch Luther nicht gekommen, und hätte eingeriſſen.“ Pah — die ärgſten Obſkuranten ſagen's kaum, und Du, Briefſteller, Dein Lebtag nicht; aber nach deinem Syſtem hätte man geflickt; daraus entſtehen die Hanswurſtjacken.

Von Luther beginnt im Allgemeinen noch die Periode der heutigen Zeit; es iſt der Wendepunkt in der Geſchichte, wo der Auctoritätsbaum weggeworfen und friſche Luft zugelaſſen wird. Die Periode des Reformirens, des Proteſtirens, des Skepticismus; in dem Allen liegt ſchon allerdings das rein Negative, aber da Du ja doch kein Philoſoph biſt, der die Realität der Dinge läugnet, ſo ſteht Dir ja auch gleich immer dahinter die poſitive Figur auf. Doch ich entferne mich zu weit von Dir, ſolider Briefſteller, und doch will ich mich Dir nähern.

Du ſagſt: „Du wolleſt nicht einer Klique zu gefallen irren“ — das verſteh' ich nicht ganz, mein Süßer; ſind die Liberalen eine Sekte? nicht einmal nach manchen ſtaatsrechtlichen und allen autokratiſchen Grundſätzen; denn ſie ſondern ſich nicht von der Geſellſchaft; zwei bis drei, wenn Du willſt, auch noch mehr Paar Verliebte ſektiren, gehen einſam in den Wald und küſſen ſich; Liberale ſuchen den dickſten Haufen Menſchen, denn ſie lieben die ganze Welt und möchten ſie küſſen, oder ſie wenigſtens küſſenswerth machen — ſie ſind durch keine Formeln ꝛc. von den übrigen abgeſondert, als durch die allgemein natürlichen, hergebrachten, nach denen der Kluge anders iſt als der Dumme und umgekehrt; ſie eſſen Alles, was ihr Magen duldet, auch Schweinefleiſch und Sauerkraut, und die Legitimen nennen am Ende gar noch ſolch eine Speiſe eine Liberale, — — — — — — — — — —

Ja, ja, wer ſaure Sachen genießt und darauf Bier trinkt, wofür dem Staate die übliche Steuer bezahlt iſt, und ſich wohl befindet, das iſt ein legitimer Mann. Die ganze Liberalität ſteckt in den Verdauungswerkzeugen. — —

Alſo eine Klique ſind ſie nicht — und wären ſie's, daß Du für ſie irren willſt, wird der Klique ſehr ſchlecht gefallen; — meinſt Du ſo ſublim zu denken, daß kein Menſch es ebenſo im Stande iſt, Du alſo mit niemand übereinſtimmen oder irren kannſt — drauf los; das muß außer dem Kreis meiner Urtheilskraft liegen, und ich muß ſchweigen, denn mit wem ich nicht übereinſtimmen und nicht irren kann, den kann ich auch nicht begreifen. Klique iſt übrigens hier ein häßlich Wort, denn der Liberalismus iſt die ganze Bildungsgeſchichte, und hat Vertreter in der Geſchichte von (aber erſchrick vor dem erſten nicht) Kain, Ariſtides, den Brutis, den Märtyrern der Chriſten, wenn es Dir zu profan iſt, den Stifter des Chriſtenthums ſelbſt zu nennen, den Haeretikern derſelben, dem Sabellius und Pelagius bis auf Dante und Abälard und Luther, und von da mit einer traurigen Säcular-Unterbrechung bis heut — ja er hat ſeit 1789 eine anfänglich ausſchweifende, dann blutige, meiſt traurige Geſchichte, und iſt von da der Faden der Geſchichte, das principium movens; das meiſte Legitime muß ſich von der Geſchichte Reaktion nennen laſſen — er feiert 1830 die katholiſche Firmelung, zu der ſich viel Leute einfinden: aus Pietät oder aus Neugierde, wie Du's von den Meiſten, ja Allen zu glauben ſcheinſt.

Die ſogenannten Legitimen fühlen ſich ſehr obenauf und gewiß dick tugendhaft, wenn ſie von den

Liberalen reden; ſie halten ſie für halb anſtändige Diebesbanden, die ſich verſprochen haben, beim nächſten Jahrmarkt eine Kleinigkeit zu ſtehlen und ſich erwiſchen zu laſſen, bei dem großen dadurch erregten Aufruhr aber die Diebsorgane in Allegro-Bewegung zu ſetzen. Es ſind allerdings Spitzbuben, denn ſie haben allen Heiligen bereits den goldenen Schein geſtohlen; die goldenen Sterne ſinken durch ſie täglich mehr im Preiſe, und ſie ſtehlen auch den vornehmen Leuten die Ruhe, wenn ſie Zeitungen leſen, weil jetzt alle Augenblicke was kommt, worüber ſie ſtolpern.

Du kennſt meine Konfeſſion in der Theologie; ich verwerfe auch dort die geprieſ'ne Mittelſtraße: es giebt nur Rationalismus und Supernaturalismus und nichts dazwiſchen, als weichen Quark, aus Waſſer und Worten gebildet — ich bin Rationaliſt und tolerire die gegründete Anſicht jedes Andern; ich bin kein Spötter, weil ich einſehe, wie dürftig unſer Wiſſen iſt; und ſo halt' ich's auch in dem wichtigeren praktiſchen Kreiſe.

Ich bin Liberaler und achte den Royaliſt, wenn er nicht ſein Syſtem vom Großvater geerbt, ſondern durch eigen Verdienſt dazu gekommen iſt, freilich geht's eben darum mit der Achtung nicht weit, denn wer durch ſich ſelbſt dazu kommt, ſcheut wohl auch nicht den Schritt weiter bis zu uns; lieben kann ich ihn nicht, denn ich bin ein Menſch, und ich müßte ein Schuft oder ein Eſel ſein, wenn ich meine Anſicht nicht für beſſer hielte; — ich ſpotte des Syſtems im Allgemeinen nicht, weil ich es als Hiſtoriker zur Entwickelung und Entſtehung des jetzigen für nöthig erachte, darum für nöthig erachte, weil es dageweſen iſt; ich ſpotte der Einzelnheiten täglich, weil ich hier feſtern Fuß fühle, als in jenen trnascendenten Dingen. Ich dächte man fühlte es, wenn der Preßzwang den Schädel quetſcht ꝛc. —

Willſt Du ſpeciell liberal ſein, ſei's, wir ſind's nicht anders, wir haben keinen Katechismus, es iſt eben unſere Liberalität, keinen zu haben, wir haben keine Bande als Verſtand und Vernunft, oder beſſer mit einem Wort „Vernunft" — was willſt Du anders ſein? — Du ſpotteſt über Redensarten, ich thu's mit Dir; hüte Dich vor ihnen; mit Deinem „liberal ſein" und „Liberalen, die ſich ſo nennen" wird's nicht viel anders als hohl klingen.

Bei den Worten „der Liberale arbeitet für die Menſchheit, für die Völker, für die Zeit, für die

Idee," kannſt Du Dir nichts Beſtimmtes denken; das iſt ſchlimm. Wofür lebſt Du und denkſt Dein Brotſtudium zu treiben? Für das Amt, um das Amt, für Dich, Niemand zum Nutzen und Frommen? Gewiß nicht; Du müßteſt ein Anderer ſein — meine frühere Sorge, ob ich mit meinem prekären äſthetiſchen Treiben, d. h. mit einem Treiben, worin ich leichtlich ein Wicht, ein untergeordnetes, unerſprießliches Mitglied bleiben könnte, iſt mit dem mir klar gewordenen Liberalismus verſchwunden; ich fühle, daß mein Leben einen Boden hat, wenn auch keinen goldenen, und ich ſchwöre Dir's, daß ich heiter und ruhig in jedem Augenblicke ſterbe, denn es frage mich droben oder drunten wer da will, was ich gethan, ich werde ihm zuverſichtlich antworten: „Ich bin ein Liberaler geweſen, ich habe, ſo weit es in meinen Kräften ſtand, für meine Brüder gewirkt, habe für ſie zu lernen und ſie zu lehren verſucht. — „Geſtalt geben" kann ich meinen Gedanken in dem kleinſten mich umgebenden Verhältniſſe, wenn Du nicht an lächerliche Bonhommie denken willſt, an meinem Stiefelputzer.

Das iſt die größte Lächerlichkeit der Regierungen, vom Liberalismus ſtets Verſchwörungen zu fürchten;

iſt die Regierung ſchlecht, ſo handelt er den ganzen Tag mit Wort und Feder gegen ſie, ohne des Worts „Regierung“ und ähnlicher nur zu gedenken, ja ungeſtraft in Gegenwart eines legitimſten Regierungsraths. — Wenn Du willſt, ſo iſt es Leibnitzens Lehre von den Atomen, und Du ſiehſt, es werden Menſchen daraus; Du ſiehſt, es entſtehen liberale Staaten. Ich bin ein Radikaler, aber kein Revolutionär.

Das ſchreib' ich nicht etwa bloß für die Behörde, welche, das Briefgeheimniß nicht achtend, den Brief öffnet; ich mache ſelbiger Behörde mein Kompliment und will ihr mein Syſtem demonſtriren, und ſie mird mir, wenn auch kein Kompliment zurückgeben, doch ein Adieu ohne feſte Bande geſtatten. — Biſt Du alſo in Deiner Legitimiät mehr um Deine Legitimität beſorgt, als ich in meinem Liberalismus, und das find' ich natürlich — der Ruf der Weiber iſt durch das Geringſte zu verletzen, — ſo richte Dich, antwortend, darnach.

„Wer nicht mit Blut und Leben vertreten will,“ muß allerdings nichts ſagen, oder iſt illiberal oder verheirathet.

Alle dieſe natürlichen Bedingungen aber, die Du ſtellſt, zeigen, daß Du Dich erſt über die Elemente einigſt. —

„Du kannſt nicht anders" — und dagegen ſage ich auch nicht ein flüſterndes Wort, und bitte Dir herzlich alle Invektiven ab, die bei mir im Eifer nie ausbleiben; ſind ſie noch nicht da, ſo zweifle doch eher an allem als an ihnen, weh Dir, wenn Du anders thuſt, als Du kannſt, als Dir's Dein jetziger Urtheilsſtatus gebietet — ich bejahe nur, ſogleich fortfahrend Deine Frage, ob ich im Stande ſei, etwas zu ſchreiben, was ich nach vier Wochen noch billige; ich billige im Weſentlichen Alles nur dahin ſchlagende ſeit einem Jahr geſchrieben.

Du nennſt es eine furchtbare Tyrannei, daß die Liberalen alle Leute liberal haben wollen, beſinne Dich, ob's eine Partei, ein Menſch je anders treibt, ob Du's in dieſem Tadel nicht eben ſo machſt, indem Du jenes mißbilligſt, Dir's aber verzeihſt; hältſt Du das Deine nicht für empfehlenswerth, ſo faſelſt Du oder ſchwimmſt wie man ſagt; weißt Du, was Du weißt, ſo mußt Du's empfehlen, oder Du meinſt es mit Dir und aller Welt ſchlecht. Hiſtoriſche Beiſpiele ſind kritiſch, denn ſie finden ſich am Ende für Alles; aber hat's Kirche und Staat je anders gemacht? — nach Deiner Theorie ſtürbe mit uns bei einiger Konſequenz alle höhere Geiſtesthätigkeit aus, denn wir nähmen Alles mit in's Grab.

Du ſagſt: „Setze den Liberalen in ſeinen neuen Staat, wie lange wird's dauern, ſo wandert er aus.“

Wenn er auswandert, ſo würde der Staat jedenfalls profitiren, ſobald er erführe, warum er es thäte, erfahren aber würde er es nur von Liberalen, weil die das Maul aufſperren — Du würdeſt ſchweigen und ſchaden; denn der Staat erführe, was der Mann für mangelhaft hielte, und verbeſſerte, wenn's ihm einleuchtete, oder verbeſſerte nicht, wenn es ihm nicht plauſibel gemacht werden könnte — ſo nützt der offene Liberalismus, er mag kommen oder gehen.

„Regenten, Beamte,“ ſagſt Du, „würden jetzt wie Uſurpatoren ausſehen,“ es giebt Liberale, die da ſagen, der Fürſt ſei des Volkes wegen da, und wenn er ſeine zeitige Regierung nicht den zeitigen Bedürfniſſen akkommodire, ſo uſurpire er die Gewalt; das zeitige Bedürfniß aber iſt, wie Dir zum Taubwerden zugeſchrien wird, eine liberale Regierungsform. —

Daß nur das große Kunſtſtück mit dem „geſchichtlichen Koloſſe, das jedem Staate zum Grunde liegt, und was ſo ſchwer zu erhalten ſei," nicht etwa aus dem Studium des Staatsrechts in Ew. Wohlgeboren, eines verehrlichen Referendarii würdiges Haupt gefahren iſt, was nun die Welt zu tragen meint — die kleinen Atlasableger, die ihre kleine Erdkugel mit blauen Franzen in Folio über alle Straßen und durch allen Koth tragen, ſind bei mir nicht in unerſchütterlichem Anſehen; ich werde Dir keine neue Verfaſſung einrichten, aber ich bin, Gott ſei Dank! nicht der einzige Liberale, und ich leſe täglich Bücher, die von dem geſchichtlichen Koloſſe gar nicht erdrückt werden, und ich ſehe Staaten, die ohne altherkömmliche Hexerei zu guten Dingen gekommen ſind, obgleich — um mit dem neuen Göthe zu reden, ihre Enkel „keine Ritter- und Geſpenſtergeſchichten" und drum und dran hängenden Feudaljammer zu fürchten oder zu vergeſſen haben. Und wollteſt Du auch, wie Göthe, nur an Nordamerika denken.

Es iſt zu Viel, wenn nun gar noch die Rechtsgelehrten die Alchyminiſten oder Handwerker ſpielen, die mit geheimnißvollen Falten von ihrer Kunſt ſprechen — regieren iſt gewiß ſehr ſchwer, drum ſoll man fleißig darin ſein und nicht erſtarren; denn unſer Hauptfehler iſt eben, wie Börne ſagt, daß zu Viel regiert wird. —

Und es ſollte Euch, Juriſten, doch die Sache, wenn wir das Handwerk betrachten, viel näher liegen als den Andern, z. B. den Theologen. — Ich könnte Dir, hätte ich ſo viel Raum als Luſt, gar viel über Eure praktiſche Juriſterei ſchreiben, aber die Theologie iſt doch entweder ein ehrliches Handwerk mit ſicheren Zunftregeln, wo der Himmel die Herberge, der Herr-Gott der Ober-Aelteſte, Chriſtus der Alt-Geſelle iſt, oder ſie iſt eine freie Kunſt, der Niemand zu gebieten hat. — Alſo die Angſt vor der Kunſt läßt uns keine Regierung Philipps II. wünſchen, ſieh doch nur unſre Künſtler de l'ancien regime an — und wahrlich, ſollte ich wählen, ich zöge einen Terrorismus, wo doch noch gedacht und geſprochen wird, einer altſpaniſchen Regierung vor.

„Redensarten, Fähnchen, Triumphe, Nationalſpielereien“ ꝛc. ſchrecken Dich, — als ob der Frühling nicht auch Unkraut und unnütze, prahlende Tulpen brächte, Du hältſt dich doch an die Luſt und das Ganze, und willſt Dich hier an Auswüchſe hängen; mein Nichtbeachten des Aeußern kennſt Du, Du wirſt alſo mich am wenigſten des Intereſſes, an irgend welchem Firlefanz ziehen.

Und nun kucke doch gefälligſt um Dich, und erzähle mir eine kurze Geſchichte von den Verdienſtorden für dies oder das, von unſern Hofräthen κατ' ἐξοχήν, von unſern Nationalfeierlichkeiten und freiwilligen Illuminationen, von unſerer Kokarde und „Gott und der König" und von halber und ganzer Penſion, von Gnadenbezeigungen und dem Militair mit ſtraffen Hoſen ꝛc. ꝛc. — Ich erſuche Dich, die oder die Zeitung zu leſen, und an den Stereotypen „rührende, beiſpielloſe Unterthanenliebe" ꝛc. zu zweifeln. —

Ich glaube, die Redensarten, Fähnchen und Triumphe, werden einander nicht viel vorzuwerfen haben, ja dort hat noch Alles wenigſtens dieſelben drei Farben, hier muß man bald dunkelgelb vor Neid, bald weiß vor Unſchuld, bald grün vor Aerger, bald blau vor lauter Treue, und roth vor Freude und Liebe ſein — ſag' mir um Gotteswillen, wie kann das ein geſetzter, vernünftiger Menſch zu Stand bringen!

Du biſt ein wunderbarer Krauskopf: Nun komm Du auf einmal: „Volksvertretung, Preſ freiheit, ſtrenge Handhabung der Geſetze wolleſt Du — und belferſt gegen die Liberalen! — Was will ich? Was wollen wir? daſſelbe bis auf's und.

Nun fährt Dir wieder eine Marotte durch den Kopf, Du haſt beim Ceremonienmeiſter üppig gegeſſen, und es fällt Dir nach Tiſche ein: — „es könne ſolch ein Liberaler den Andern gar zu leicht todtſchießen“ — und darum wirſt Du Ultra, und ſprichſt den Antiliberalen jeden Antheil an Erfindung des Schießpulvers ab, und erlaubſt es ihnen nicht auch, ſich gegenſeitig todt zu ſchießen — aber in wunderbarer Logik fügſt Du das Richtige daran, „Regent und Regierte, infamer Gegenſatz“ — —

Du willſt auch keinen Unterſchied der Raçen, meinſt aber, man müſſe den Adel als hiſtoriſches Meubel auf ſich beruhen laſſen — allerdings, wer wird einem aufgeblaſ'nen Altblütigen ſeine Jämmerlichkeit nicht gern allein, ihn auf ſeinen Ahnen liegen laſſen, da braucht er ja keinen beſſern Platz, und nimmt ihn keinem Beſſeren; wer wird ihn beneiden? — Ich zuletzt — aber ich will die bürgerliche Kanaille ſehn, der es gleich iſt, immer zu ihrem Nachtheil mit dem Adel gewogen zu werden, wenn ſie ja einmal für ein gleiches Specificum angeſehen wird; willſt und kannſt Du etwa läugnen, daß bei gleichem Gewicht die alte Raçe ohne Weiteres vorangeht; ſind nicht noch die wichtigſten Staatsämter nur Adligen zugänglich, z. B. alle Stellen der Diplomatie und Legation, die uns zu Krieg und Frieden verhandeln, wie Meßwaare — wird die bürgerliche Kreatur nicht immer erſt legitimirt, durch ein „von,“ wenn ſie geſcheidt iſt, und einen hohen Poſten antritt, zeigt man nicht dadurch, daß das zur Vollgültigkeit gehöre — hätt' ich nur mehr Papier, und wollt' ich Dir den Brief nicht zu theuer machen, ich wollte Dir mehr erzählen.

Ich würde Dich z. B. fragen, ob Du nie in Schleſien oder wenigſtens in der Mark Brandenburg geweſen ſeiſt, dort findeſt Du Prachtausgaben vom Adel, Kompendien und weitläufige Werke, wo Dir nicht das kleinſte Pünktchen Dreck, was von Heinrich dem Vogelſteller herſtammt, entgeht; ſogenannte Zuchtthiere, wo Alles in höchſter Potenz zu finden iſt, Pflanzen, wo unter 10 immer 9 gegründete Anſprüche auf Plätze im Naturalienkabinet haben, weil ſie die Gattung auf's kleinſte Staubfädchen genau repräſentiren.

Magſt Du im ſüdlichen Teutſchland vom nördlichen denken, die Teutſchen haben keinen eigentlichen Adel mehr — ich ſage Dir, „Du irrſt. — — —

Was nutzt denn das Lächerlichmachen und Auslachen; wenn die Leute leſen können, ſo können ſie doch entweder nicht deutſch leſen, oder ſie leſen nicht, oder ſie ſind nun einmal ſchon zu vornehm für ſo etwas. Wenn der ſchleſiſche Adel dieſen meinen Brief lieſ't, ſo bedauert er einmal in mir einen rohen Geſellen, und thut ſich dabei viel auf ſeine Humanität zu Gute, daß er einen bürgerlichen bedauert, darin liegt ihm ſchon ein Rieſenſchritt, den er mit der neueren Zeit gethan; — zweitens reißt er alle im Vergeſſen der Würde angeknüpften Verbindungen mit Bürgerlichen ab, drittens bezahlt er dem Buchhändler, der ihm ſolch Zeug ſchickt, die Rechnung, und verbittet ſich alles Zuſchicken von Büchern; gelegentlich, vielleicht im Winter, werde er ſich ſelbſt Lektüre beſorgen; viertens frägt er bei Tiſche über die Erziehung ſeiner Kinder, und applicirt dem Bedienten einige Rippenſtöße; fünftens thut er Alles — nur das nicht, was er thun ſollte. —

Ich haſſe, wie die ſchmerzhafte Krankheit, alles Halbe; das was der Menſch einſieht, wovon er überzeugt iſt, das muß er thun oder ſagen, ohne

Rückhalt, denn es giebt nicht bloß in der engen Theologie Unterlaſſungsſünden. Du liebſt den Adel weniger als ich, denn Du willſt ihn in ſeinem Unrath fortwaten laſſen, weil er Dich eben nicht beſprützt; ich liebe die Menſchen und will ihre Reinheit, alſo auch die des Adels — die Quackſalber beſchwichtigen einen kranken Theil; die Aerzte heilen, auch wenn ſie ſchneiden und brennen müſſen — das bequeme Aufſichberufen laſſen, hat das — abſcheuliche ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert ſo abſcheulich gemacht — was Dir nicht nützt, iſt eine Laſt. Es iſt nicht einerlei, ob ich den alten Unflath des Mittelalters ungeſtört liegen laſſe, weil er ja nicht mehr beiße — einmal ſtinkt er; zweitens iſt er im Wege, und es fällt mancher ehrliche Mann darüber, oder er nimmt ihm den Raum zum bequemeren Aufenthalte weg, und drittens greift ein feiſt gefüttertes Junkerlein hier und da noch mit beiden Händen nach einer alten Tournierlanze, und ſticht manchem Vorübergehenden in die Wade — alſo nicht nur in die Rumpelkammer mit dem Krame, denn dort muß Raum für ein wenig Beſſeres ſein, was man gelegentlich einmal brauchen kann, wie alte Bücher; nein, in's Feuer mit dem Plunder;

Aſſekuranzanſtalten für die benachtheiligten Beſitzer, ſind auf allen hohen Schulen, in allen Buchläden ꝛc.

Was die Perſönlichkeit beläſtigt, das mag der Geduldige geduldig tragen, was die Menſchheit drückt, darf ohne Sünde nicht verſäumt und übergangen werden. —

Beläſtigt Dich das Geſchrei der Liberalen? — ſchlimm — mich dünkt, die Leute ſchrieen ziemlich vernünftig; wäre nie geſchrieen worden, wir ſteckten noch tief in der Finſterniß des Mittelalters; ſei nicht ſelbſt intolerant, indem Du es uns vorwirfſt, ſei überzeugt, daß wir Deinen Spießbürger Tz., der ißt und trinkt, ſchläft und ſich dehnt, und Gott einen guten Mann ſein läßt, keineswegs einen Niederträchtigen, wohl aber einen Schafskopf nennen.

Zu der Stelle, wo ſich die Leute betrinken, den Magen verderben ꝛc., was der Gang der Natur dann auf's Papier bringt, erlaube mir eine Parodie, eben ſo zu den Fragen, die Du bei Leſung eines liberalen Buches aufwirfſt: Hat der Verfaſſer auskömmlich zu leben? Bekommt er zuweilen Prügel ꝛc., um Dir darzuthun, wie nichts ſei, was man nicht perſiffliren könne, und wie wenig oder doch wie einſeitig man durch Perſifflage beweiſe.

Wie ſteht's mit den Gegnern der Liberalen? Jeder will wohl akkreditirt ſein, oder eine Zulage zum Gehalte haben. Da rüſten ſie ſich ein königliches Freſſen, und wenn ihnen ſo recht wohl wird, da fällt ihnen ein, wie ihnen der König ſo ſchönen Gehalt zahle, daß ſie ſich gütlich thun können; da patſchen ſie ſich auf den Bauch, und rufen: „Vivat der König,“ und trinken einen tiefen Schluck, und dann fällt ihnen ein, daß all' die Herrlichkeit durch die verzweifelten Neuerungen unbequem werden, ja wohl gar ein Ende nehmen könne, wenn ihnen zugleich die faule, dumme Schulzeit einfällt, da rufen ſie hinterdrein „Pereant die Liberalen,“ und ſie trinken noch einmal tief, wie die alten Teutſchen, und der gnädige Herr Graf ſagt herablaſſend zum Hauslehrer, Hauspoeten oder etwas Aehnlichen, der ſich im Winkel ſatt eſſen darf, und auch ein Glas Wein kriegt: „Such er ſich doch morgen einmal in meiner Bibliothek den Haller oder ſo was, und ſchreib' er was gegen das Volk, aber ordentlich, ſonſt kann ich ihn nicht mehr brauchen — Hunger thut weh, der Mann ſchreibt einen dicken Band.

Mir gehn die Fragen durch den Kopf, wenn ich die legitimen Sachen leſe: Hat der Verf. ein einträglich Amt, und iſt er von Dankbarkeit durchdrungen, oder braucht er Zulage? Iſt der Mann verheirathet, und hat er wohl gar viel Kinder, ſpeculirt er vielleicht auf den ſiebenten Jungen und die männliche Fruchtbarkeitsprämie, braucht ſeine Frau für ihn einen Orden, um hie und da kurfähig zu ſein? Hat der Mann ſein Vermögen in Staatsſchuldſcheinen — iſt er Hofpoet oder Hofſchauſpieler, oder ſonſt etwas Höfliches? — Du ſiehſt, das wird ſich mit den Fragen an die Liberalen mehr als aufheben, denn jene Partei hat Sicheres und Bedeutendes zu verlieren, und verliert gewiß, dieſe gewinnt vielleicht etwas. Und es heißt doch immer die Sache begrinſen, und die Menſchen auf die niedrigſte Stufe ſtellen, während doch gerade noch immer die beſten zum Kampfe vorgeſchoben werden, wie die Horatier und Curiatier und in den Ritterzeiten und heut noch bei den Studenten, ſobald ſie pro patria pauken, denn die vornehm Schweigenden laſſen wir die Naſe rümpfen, und meinen, die tief- und grundgeſcheidten ſchwiegen klug, und wir tragen den Vorwurf grenzenloſer Eitelkeit, da wir uns ja eben ſelbſt zu den Scribenten einſchreiben, geſchrieben muß halt doch werden, und ſo werd' ich gern das Schlachtopfer der Eitelkeit. Schlöß ich mich aus, ſo fürchte ich für meinen Rec., der in meine Fußtapfen tritt, und dem ich hiermit das Signal zum ſchmetternden Trompetenſtoß gebe.

Lieber Rec. ſei kein Kameel, horch, ich beſſere mich, denn ich bin ein Teutſcher, und fürchte mich vor allem Neuen, und Du könnteſt ein geſcheidter Mann ſein, und etwas Neues ſagen wollen, falls es die Cenſur litte. Lieber Recenſent, es mag mancher brave Mann ſchweigen, verletzt durch manches Wort oder dies oder das, aber es ſpricht gewiß auch mancher Brave, und er iſt darum braver, weil er ſchreibend für die gute Sache leidet, denn am meiſten leiden die Stimmenführer. Hör ich auf zu ſchreiben, ſo hör ich auch am Ende auf zu leſen, und ich will den legitimen Mann ſehen, der über die Preßfrechheit ſchreibend mir dann noch Kopfweh und Magendrücken und Gliederreißen verurſachen wollte, — Du kannſt mir's glauben, lieber Bruder, denn Du biſt eben mein Recenſent, ich bin kein ſchlechter Menſch, wenn auch noch lange nicht der beſte, und voll Fehler, ſo lang ich noch Tabak rauche, gern gute, freiſinnige Bücher leſe, und nichts auf Auktorität hin glaube, ohne Anſtand eine rothe Mütze trüge, und vornehme Leute nicht gern zuerſt grüße.

Ich weiß, Du trauſt mir Redlichkeit in den liberalen Dingen zu, warum nicht tauſend Andern? Trau ich doch bei größerer Anforderung zum Gegentheil den Gegnern guten Willen zu, und doch weiß ich — wer im Beſitz iſt, ſcheut den Wechſel.

Ueber Held Oettinger bin ich vollkommen mit Dir einverſtanden; wem kann ſein Treiben gefallen, aber auch ich hab' ihm öffentlich vorgeworfen, daß er bei ſeiner Schreibfähigkeit ſich nicht mit wichtigern Dingen abgebe, als mit dem Theater, da das jetzt nothwendig eine Zeitlang unwichtig werden muß, ſobald es nicht, von der Polizei ungehudelt, reines, unverfälſchtes Organ der Schriftſteller und des Volkes ſein kann — aber du kannſt unmöglich die Dummheit von uns verlangen, gute Köpfe unaufgefordert zu laſſen; ſieh Dir den ſchmutzigen Schröpfkopf nicht an, ſondern verſuche, ob er an einer wunden Stelle zieht. —

Was Du für eine Niederträchtigkeit rückſichtlich der Polen meinſt, weiß ich nicht, wenn ich Deinen ganzen Brief betrachte, denn bei jenem Volke giebt's ſeit 1773 bei allen Nachbarn unzählige zu verfluchen. —

Was ich von der Freiſinnigkeit preußiſcher Juriſten gehört, hat mir alle Achtung eingeflößt, und über das ſtehende Militair wollen wir nächſtens Briefe wechſeln.

Wunderbarer Jüngling! Weil nicht jeder zu den Polen gehen und für ſie fechten kann, ſoll Niemand für ſie reden und ſchreiben. — Du ſcheinſt mir Lycurgi Syſtem von Lakonismus potenziren zu wollen — was ſind das für verwünſchte Dinge. Als ob Alles nur ein- oder zweiſeitig wäre? Rund iſt die Welt. Mäßiger Mann, man ſieht in Deinem ganzen Streben das abſichtliche Streben nach vornehmer Mäßigung, Wärme und Feuer iſt etwas ſo Altes, es ſoll etwas Appartes zum Vorſchein kommen — Du giebſt Dir bloß darum ſo viel Blößen, und hier und da treibſt Du's wieder zu Spitzen und Kulminationspunkten eines Studioſi, der nur Leben und Sterben kennt — Dein Arm nützt z. B. den Polen weit weniger als Deine drei Finger mit dem Federkiel ihnen erſprießlich ſein können. —

Allerdings biſt Du — ohne allen Enthuſiasmus, arm, und wohl Dir, wenn Du's nur auf kurze

Zeit ſein willſt, wiewohl ich nicht weiß, was ich zu dieſem Aus- und Anziehn der innern Weſenheit, die Du nur dem Wollen zu unterwerfen ſcheinſt, ſagen ſoll — willſt Du erſt ein Examen machen, eh' Du warm wirſt — meinethalben — dann laß uns von andern Dingen ſprechen. Wie theuer die Metze Hafer iſt, und von den Waden der Tänzerinnen ꝛc., oder — ſchweigen.

Heirathen ſoll ich? Doch wohl nur, um das Maul zu halten und ſolide zu werden; lieber Gott, als ob mir's eben nur auf der Zunge ſäße, um herunter geküßt zu werden — ihr lieben Weiber, ſeid mir drum nicht böſe, aber ihr mögt manchem friſchen Burſchen im Wege ſein.

Leb wohl! Und verkenne im heftigen Apologeten ſeiner Sache den alten Freund nicht, wüßt' ich dieſe Stütze meines innern Menſchen nicht zu halten, ſo könnt' ich nicht mehr leben, ich bräche wie ein des Grundes beraubtes Haus zuſammen, mein ganzes Sein iſt darauf geſtützt, Alles iſt damit zuſammengerankt; wer mir's angreift, mit dem kämpfe ich um mein Leben; doch fühle ich keine Todesangſt, und ich müßte mich in Dir irren, oder Du ſtehſt nächſtens mit mir für das Recht, was jeder Menſch im Buſen trägt. Ade.

2.

Mein lieber und immer lieberer Freund! Gieb mir erſt recht herzlich die Hand, und dann höre mit Geduld und Aufmerkſamkeit quantum satis.

Bis zum Juli 1830, hatte ich wohl hier und da mit mehr oder weniger Theilnahme bemerkt, daß auch nach der Beendigung von Beckers Weltgeſchichte, die Weltgeſchichte fortgehe, aber von einem ununterbrochenen Verfolgen und Erwägen der Tagesbegebenheiten war nicht die Rede. In genanntem Juli war ich ſchon etwas aufmerſamer geworden, las ich den Börne, erlebte ich die Pariſer Reformation, und die Berliner — — nebenbei hörte ich hin und wieder ein Collegium bei Gans. Ich mußte mir das Bier abgewöhnen, denn ſelbſt das Waſſer kochte und ſchäumte in mir. Dies — nicht das Waſſer — ſtieg bis etwa zum Februar 1831, denn bis dahin hatte ich noch vielfachen Umgang mit Ultra's und vis certamine crescit.

Meine Arbeiten zwangen mich, meinen Umgang etwas einzuſchränken, und natürlich ließ ich die Ultras fahren. So blieb ich nun allein der äußerſten linken Seite gegenüber. Nun ſcheint aber das Opponiren mit meinem innerſten Weſen verwachſen zu ſein, denn ich brauche bloß einige Tage zu einſiedeln, um mit mir ſelbſt in die allerwüthendſte Oppoſition zu gerathen. Ich war betroffen darüber, daß die Leute, für die ich mich in ariſtokratiſchen Geſellſchaften ſo oft heiſer geſchrieen hatte, daß dieſe mir plötzlich ſo ſonderbar vorkamen. Ich las allerlei pro et contra, und faßte den Entſchluß, mich möglichſt frei von der Terminologie ꝛc. ꝛc., ſowohl der Ultras als der Liberalen zu halten, und auf eigene Rechnung Recht zu haben und zu irren.

(In dem Satze: „Einer Klique zu gefallen irren,“ liegt der Accent nicht auf irren.)

Dabei gerieth ich, weil ich's redlich meinte, und doch gern alle Menſchen wollte leben laſſen, in die gräßlichſte Unruhe. Ich verſuchte es, mich für den Augenblick zu beruhigen, ich betrog mich ſelbſt und ſchläferte mich ein: Der Schlaf war aber unerquicklich.

In dieſer erzwungnen Beruhigung ſchrieb ich an Dich — ich hatte den Brief kaum auf die Poſt getragen, als er mir ſchon wie untergeſchoben vorkam, ich wollte ihm ſogleich einen andern nachſenden, ſah aber ein, daß dieſer noch konfuſer werden würde. Auch noch jetzt habe ich nicht die Ausſicht, mich vollkommen mit Dir zu verſtändigen, denn ich ſehe auf eine grauenvolle Weiſe die Wahrheit des „Leben ein Traum“ an mir lebendig werden. Alles, Eſſen und Trinken ausgenommen, kommt mir einestheils unläugbar real vor die Augen, anderntheils verſchwimmt es in einem ſolchen Balladennebel, daß mir Landrecht, Calderon, Shakeſpeare, Hegel, Gerichtsordnung, Göthe, Steffens, Börne, Napoleon, Poeſie, Genie, Größe, Niederträchtigkeit ꝛc., wie alte Sagen vorkommen, die man ſo anhört, ohne zu fragen: „iſt das auch wahr?“ weil darauf eigentlich nichts ankommt, genug die Sache iſt einmal ſo, und hört ſich gut an. Mit einem Worte, ich bin ſonſt ein ganz polizeigemäßer Mann, aber in meiner innerſten Innerlichkeit, vor der Hand wahnſinnig, oder wenigſtens finſter, ſehr finſter.

Du haſt gerungen, und ſcheinſt für den Augenblick mit Dir einig zu ſein, dazu gratulire ich Dir — (daß Du Rationaliſt ſeiſt, glaube ich Dir nicht, und wenn Du es mit tauſend Eiden bekräftigſt, denn der plumpſte Myſticismus iſt nicht ſo arg, als das labbrige Gewäſch der Rationaliſten: was iſt in der Welt natural, was ſupernatural?) —

Deine Art, mich zu bekehren, iſt auch nicht die Proſelytenmacherei oder Intoleranz, die ich angriff. Ad vocem Toleranz: darunter verſtehe ich keineswegs die Apathie, von der ich mich nicht immer ganz weißbrennen kann, in welcher man Alles gehen läßt, wie's geht, ſondern die Geſinnung, welche mit den Waffen redlicher Ueberzeugung den Gegenſatz bekämpfend, zugiebt, daß dieſem Gegenſatze ein — ſei es auch irgend ein hiſtoriſch entſtandenes — gewiſſes Recht zum Grunde liegt.

Keineswegs ſehe ich eine lächerliche Bonhommie darin, daß Du's allenfalls Deinem Stiefelputzer beibringſt, gerade das iſt der redlichſte (wenn man dabei redlich iſt) und erſprießlichſte Dienſt, den man dem Liberalismus (ich will mich nicht um Worte zanken) erweiſen kann. Jeder muß auf ſeinem Platze rund herum das für Recht erkannte emaniren, wo möglich zum Thun anleiten, ehe von Begriffen die Rede iſt: da kann jeder Handwerker unter ſeinen Geſellen ein beglückender Börne oder Jean Paul werden. Das iſt das Herrliche von Jean Paul:

er weiß was er will, er will, daß Andere daſſelbe wiſſen und wollen, aber er verlangt nie, daß ſie wollen und thun ſollen, eh' ſie wiſſen und überzeugt ſind.

Iſt das Unſinn, ſo halt ihn mir zu gut. —

Die Adelsgeſchichten ſind mir ſehr ennuyant: die Schuld liegt aber nicht am Adel allein. Sieh doch, wie viel Leute bloß aus dem „nun man macht doch einmal einen Unterſchied" Beweggrunde (wir bringen eine neue Schreibart auf) die armen Junker in ihrer Verrücktheit erhalten. Ich beneide ihnen ihren deutſch- reichs- und rechtsgeſchichtlichen Bombaſt nicht, aber ich fühle mich auch nicht dadurch gedrückt. Wird mir ein Adliger vorgezogen — habeat sibi, ich habe meinen eignen Stolz, der iſt ſehr ſchroff.

Ich lebe gern in der Welt, weil ich in der Welt bin, will's aber mal der Teufel, daß mich die Welt ennuyirt, ſo brauch ich die ganze Welt nicht, und ich will Gras freſſend, wie der König Nebukadnezar, neue Ideen über die Einſamkeit ausbrüten, oder im Kerker Komödien ſchreiben.

Mein Hals thut mir weh.

Pauſe.

Belogen und betrogen habe ich mich auf das ſchändlichſte! Ich habe einen Menſchen von 1740 um mich; ich greife in dunkler Nacht umher, laß mir Zeit, ich werde mich finden.

Beim Leſen mehrerer ſpaniſchen Stücke habe ich eine Bemerkung gemacht, die ich Dir mittheilen muß, wenn ſie Dir auch nicht neu iſt: Der König davon iſt nicht nur mit einem gewiſſen Nimbus der Würde, Macht ꝛc. umgeben, ſondern der Nimbus hat eine gleichſam elektriſche Kraft. Wer die Hand gegen den König aufhebt — dieſer ſei vom Dichter, abſichtlich oder unabſichtlich, auch als der größte Schafskopf gezeichnet — der geht zu Grunde. Oft ſcheint gar nicht die Abſicht beim Dichter vorhanden, den Mann todtzuſchlagen, aber es geht nicht anders: er fällt. Poetiſch iſt der ſpaniſche (alt) Abſolutismus im höchſten Grade, und zwar weil er ſo ganz abſolut iſt, gerade, ohne Beſchönigung. Sonderbar: Der ſpaniſche Abſolutismus, Ehrgeiz, die ſpaniſche Liebe ꝛc. — ſie alle ſind etwas Weniges verſchroben und dennoch nicht von Stroh. Das iſt Alles ſo abgemacht, ſo ſicher, lebendig: ich muß ſpaniſch lernen.

Dabei haben die Leute neben dem feurigen Blute einen ſo berechnenden Scharfſinn, daß man alle Augenblicke ſtutzt, kurz, ich mag Dir ſpaniſch vorkommen oder nicht — ich muß ſpaniſch lernen.

Ich weiß jetzt geradezu nichts, und bewundere die Leute, die etwas wiſſen, z. B. die Hauptſtädte von Europa. — Ade.

3.

Du ſchickſt mir ein Bild und ſagſt: So biſt Du! Und dann: Male Dich ſelbſt! Schwerlich würde ich mich aber ſelbſt ſo treffen, als Du glaubſt, mich getroffen zu haben. Aber ich umgehe dieſe Schwierigkeit, indem ich mich ſelbſt nicht ſchildern, ſondern Dir nur Materialien geben will, mich anders zu malen; und wenn ich in Deinem Bilde ziemlich dem Eſel gleiche, der luſtig ſchreiend ſeinem Stall und ſeinem Bunde Heu zutrabt, ohne die Wunder der Zeit um ſich herum eines Blickes zu würdigen, ſo mag immerhin dies Bild gelten und ſtehen bleiben, ſo lange Du es nicht ſelber änderſt. —

Warmen Antheil nehmen an den Großen und Herrlichen, was unſre Zeit gebiert — wer möchte ſein Herz und ſeine Ohren verſchloſſen halten dagegen? wer könnte die großen Intereſſen, die die Welt bewegen, verkennen? wer wollte blind ſein, wo es mehr zu ſehn der Mühe verlohnt, als Jahrhunderte lang? dieſen Antheil nehme ich auch, auch mich erquickt der Anblick der anbrechenden Morgenröthe: aber ich greiſe nicht mit den Händen darnach, ſie über mein Haupt herüberzuziehen, weil meine Arme zu kurz dazu ſind, und meine Kraft zu ſchwach.

Ich glaube, daß nur ein konſtitutionelles Königthum mit Preßfreiheit und öffentlicher Kriminal-Gerichtsbarkeit das Glück eines Volkes garantiren kann: dieſen Glauben will ich nöthigenfalls mit meinen beſten Kräften unterſtützen, behaupten und vertheidigen; aber dennoch ſehe ich ruhig der entwickelnden Zeit zu, und halte mich nicht für berufen, ihren Gang zu beſchleunigen. Wer nicht für Recht und Wahrheit begeiſtert iſt, meint es nicht redlich mit ihnen, ich bin begeiſtert, aber die Begeiſterung iſt ruhig und leidenſchaftslos: denn wo ſie ſich auf Leidenſchaften gründet, iſt ſie auf ein vergängliches Fundament geſtützt. Jetzt, wo die edelſten Kräfte des Jahrhunderts wirken und treiden, darf ſich der Einzelne daran freuen und den geiſtigen Frühling bewundern, ja er muß es thun, aber mich dünkt, wir dürfen auch unſere Theilnahme nicht höher ſteigern.

Sollen wir ſtolz auf die herabſehen, die an Bildung unter uns ſtehen und ihnen predigen, da wir doch ſelbſt kaum von Andern, Höherſtehenden über die Bedeutung der Zeit, ſei es durch Wort oder That, unterrichtet worden ſind?

Nein, Freund, laß uns erſt noch länger unſere edelſten Kräfte an der Zeit bilden, ehe wir auf ſie einwirken wollen, und laß uns dankbar ſein, daß wir in einer Zeit leben, die Wahrheit und Freiheit an der Stirn trägt, und uns den Weg zur wahren Bildung nicht nur zeigt, ſondern auch öffnet.

Du ſagſt, die Idee lebe in mir, nicht ich in der Idee — ſehr richtig, eben darum bin ich nicht der Sklave der Idee, ich huldige ihr, ohne mich von ihr feſſeln zu laſſen. Das lebendigſte Intereſſe an der Zeit kann nicht alle anderen ausſchließen: frage Dich ſelbſt, ob Du keine Intereſſen mehr kennſt, die mit jenem, wenn es auch das größte iſt, nicht im Zuſammenhange ſtehen. An ſich iſt das Intereſſe des Menſchen immer doppelt, weil ſeine Exinicht Lauheit, nicht Gleichgültigkeit, es iſt im Gegentheil eine Ehrfurcht vor der Zeit, die ich ihr ſchuldig zu ſein glaube. Was wirkt auch eine einzelne noch ſo gewaltige Stimme, die das lehren will, was nur der wirklichen Begebenheit allgemein geglaubt wird? Du gewinnſt Einige und erbitterſt Andere, enttäuſcheſt dieſe und treibſt jene in eine einſeitige Betrachtung zurück.

Wenn ich einſt — und ich ſtrebe darnach — Einfluß auf mein Vaterland gewinne, dann darf ich, dann werde ich mit allen Mitteln und Gaben, die ich jetzt der Zeit ablauſche und verdanke, das zu bewirken ſuchen, was ich für ſein Heil erachte: aber nicht voreilig und unnöthig will ich das Wenige, was ich bis jetzt ſammelte, verſplittern und verſchleudern. Stellſt Du aber Dein vaterländiſches Intereſſe in Schatten, um der Menſchheit zu dienen, ſo fördert die That mehr als das Wort, und darum hat der Recht, welcher ſagt: Willſt Du durchaus etwas thun, was unmittelbar helfend auf das Prinzip eingreift, dem Du huldigſt, ſo gehe und kämpfe für daſſelbe! Dann biſt Du nur Liberaler und deutſche Rückſichten halten Dich nicht: denn wahrlich, der gemeine polniſche Soldat, der ſein Leben vertheidigt, thut mehr für daſſelbe, als hundert geſchriebene Bücher, die alle vielleicht Gutes enthalten und von denen doch vielleicht nur zwei oder drei Neues und wirklich Zeitgemäßes geben. Das Gewand thut hier nichts, nur der Inhalt! Die feurigſte Beredtſamkeit kann Herzen für den Liberalismus entflammen, aber nicht für die Verwirklichung deſſelben bilden. Deutſchland muß empfänglich werden für den Liberalismus, es muß überzeugt, aber nicht hingeriſſen werden. Darum thut es Noth, uns ſelbſt vor Allem dafür empfänglich zu machen, denn ſelbſt wir, die wir überzeugt ſind, werden lange machen, ehe wir dieſe Ueberzeugung ergänzen, uns dehnen und für alle Fälle feſtſtellen.

Ob ich nach Allem dieſem eben ſo liberal bin, wie Du, kannſt Du ohne Voreiligkeit nicht beurtheilen, denn über die Grenzen unſerer Anforderungen an die Regierungsweiſe haben wir uns beiderſeitig keine Rechenſchaft gegeben: aber in der Wahl der Mittel, den Liberalismus, den einzigen und wahren, zu fördern, ſind wir uneinig, und die Wirkungen deſſelben äußern ſich verſchieden bei uns, aber aus den Wirkungen zu ſchließen, zieht leicht Fehlſchüſſe nach ſich: weil Du keinen Rauch ſiehſt, meinſt Du, es ſei kein Feuer da. Bedenke aber, daß wenn gleich überall wo Rauch iſt, auch Feuer ſein muß, es doch auch Feuer ohne Rauch geben kann.

4.

Du ſagſt, ich habe Dich nicht getroffen — mag ſein; ein Eſel, der nach dem Heubündel läuft, iſt mir übrigens nicht eingefallen, und ich habe mich namentlich vor einer, ſo ſcharfen, abgeſchnittenen Bezeichnung verwahrt, vor einem beſtimmten Namen — es iſt nichts in der Welt, was ſo iſolirt daſtünde „was ſo nur Eins wäre" — es ſpiegelt das Eis, es iſt aber auch glatt — es iſt glatt, aber auch kalt — es giebt viele Leute, die Eſel, aber auch Füchſe und Löwen ſind, und ſo den ganzen Bertuch hindurch. — Es giebt Begriffe, Gefühle, Zuſtände, die man mit einem Worte bezeichnen kann — für viele aber iſt jedes einzelne Wort falſch, verführend oder vag; es giebt eine kraſſe Art des Servilismus und des Liberalismus — dazwiſchen liegen tauſend Nüancen, und ich mag nicht einmal ſagen, daß es ein Zeichen einer gewiſſen Tüchtigkeit ſei, etwas Kraſſes, an den Extremen Ruhendes, noch auch, daß es ein Beweis für größere Klugheit oder Verſtändigkeit ſei, etwas mehr Bedingtes ſein zu wollen. Nur die Elemente liegen nackt da; unſere Bezeichnungen für einander, ſollen aber nicht luftig, noch wäſſrig, ja auch nicht feurig — ſondern richtig ſein. —

Daher laſſen wir die Bezeichnung mit dem Heubündel ꝛc., der Name thut's nicht, wir wollen ſehen, was ſich darlegen wird — das iſt, wenn auch ein wenig lang, Bezeichnung und Name.

Das Weſentliche aber, warum es ſich in Deinem Briefe handelt, iſt, ob es uns zuſtehe, in unſerer Zeit für unſere Zeit thätig zu ſein — Du meinſt, das ſtünde uns nicht zu, ſondern wir ſollten froh ſein, daß wir zuſehen könnten.

Wahrſcheinlich koſtet's kein Entrée — eh bien — Du meinſt, man müſſe nicht mit den Händen darnach greifen, die Morgenröthe heraufzuführen; ſondern wir müßten im Bett' ruhig abwarten, bis ſie uns ſammt den Fliegen ins Geſicht käme, dann ſei es Zeit aufzuſtehn — und? — das fehlt — Man kann ja wohl auch eine Pfeiſe Taback dabei rauchen, und ſonſt was machen. — —

„Du hältſt Dich nicht für berufen, den Gang der Zeit zu beſchleunigen.“ — Wie geſagt, Du hältſt es mit dem Zuſehn, das iſt bequem und koſtet nichts. —

„Ich bin begeiſtert, aber die Begeiſterung iſt ruhig.“ Schnurrige Begeiſterung! Ich geſtehe, daß ich noch keine ruhige Begeiſterung kenne — auf dieſe Weiſe kann man bei der Begeiſterung allenfalls einſchlafen, ſie kann eben ſo viel ſein, als Gemüthsruhe, und doch iſt ſie gerade der längere odere kürzere Actus der lebhaften Erregung meines Gemüths durch den Geiſt; auch wenn ich der ſprachlichen Rückſicht auf das Wort und des Products davon nicht gedenke, die überall eine Thätigkeit, nirgends eine Ruhe ausdrücken, die in der Endſylbe ung, durchaus kein Unterkommen findet.

„Jetzt, wo die edelſten Kräfte des Jahrhunderts wirken und treiben, darf ſich der Einzelne daran freuen, und den geiſtigen Frühling bewundern, ja er muß es thun.“ —

So? — Nun, das Kunſtſtück iſt nicht ſchwer; wo kommt denn aber die ganze Geſchichte her, wenn alle Einzelnen nichts thun, als ſich freuen und bewundern? Kommt die Sache wie Schneeflocken oder Thau vom Himmel, oder iſt's ein Wind, der eben ein Jahrhundert hindurch regiert, und den der Herrgott allein expedirt? —

Aber ich thu' Dir Unrecht, oder Du thuſt Dir Unrecht; Du ſprichſt immer friſch vom Allgemeinen, in Abſtractis, und meinſt, etwas ganz Specielles, Konkretes, was nun zum Vorſchein kommt, nämlich Dich und mich.

Das verrückt nun allerdings den Standpunkt, und wir müßten unterſuchen, ob wir die Leute dazu wären, mitzuhelfen. — Da ſagſt Du nein, und ich nehme nun den Vorwurf der entſetzlichſten Arroganz auf mich, und ſage, „Ja." — Der wird nun freilich ein wenig dadurch gemildert, daß ich das „Dich" für ſo gut und mehr berechtigt halte, als das mich, — ja — und nun entſetze Dich — daß ich nicht leicht irgend Jemand ausſchließe.

Im unumſchränkten Liberalismus ſei's, wie im klingenden Walde, jeder erhebe die Stimme frank und frei, er ſei ein Gimpel oder das Gegentheil — dafür herrſcht eben die höchſte Intelligenz, daß der

Simpel fruſtra und ohne Nutzen ſpricht, ſein Recht aber doch geſchützt ſieht.

Alles äußere Kriterium iſt das zweifelhafteſte; ich muß dem Menſchen von gebildeten Geiſtes- und Herzensthätigkeiten Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt, alſo auch für ſich ſelbſt ,als richtigſtes Kriterium zutrauen, und wem dies Kriterium die Kritik fällt, daß er der Welt nützen könne, der ſoll's thun. Das ſchlöſſe nun Dich, nach dem, was Du geſagt, aus, und ſomit hätteſt Du für Dich Recht, damit aber noch für keinen Andern, weil Dein Maßſtab nicht der des Andern iſt.

Wahrlich, er iſt es nicht, denn ich würde Dir die Fähigkeit in höherm Grade, als mir ſelbſt, zuſprechen, „Singe, wem Geſang gegeben" ꝛc. ſagt Uhland — „Schreibe, wem Verſtand gegeben," ſag' ich hinterdrein, und ſo weit wollen wir doch die Beſcheidenheit nicht treiben, uns den abzuſprechen, wenn wir uns auch nicht den reichſten und beſten anmaßen. —

Es iſt ein ganz ander Ding mit dem Singen, meinſt Du vielleicht, das fliegt in's äſthetiſche Feld und richtet keinen Schaden an, macht höchſten's, wenn's ſchlecht iſt, Einem Kopfſchmerz oder Uebelkeit, oder regt dem Kritiker die Galle auf — das iſt aber nicht wahr, iſt Sophiſtik; Du nimmſt eben ſo die höheren Geiſtesthätigkeiten in Anſpruch, hilfſt den Geſchmack beſtimmen, und der hilft handeln, iſt am Ende, herunterdeſtillirt bis in's äußerſte Membrum, die Art der Handlungsweiſe, nicht bloß wie ſie äußerlich erſcheint; — die Geiſtesthätigkeiten wohnen ferner nicht in 4—5 Zimmern abgeſondert zur Miethe, ſondern beiſammen; eine drängt und formt die andere, durch die eine wirkſt Du auf die andere; — ferner ſchreibſt Du befangen in den Verhältniſſen der Außenwelt, Du ſchreibſt nicht leicht mehr als ein Ding, dem man's nicht anſähe, daß Du auf keiner wüſten Inſel lebſt, oder dem man's anſähe, gleichviel; man kann oft im Gedicht nicht eine Seite ſchreiben, ohne auf einen Begriff zu ſtoßen, der auf Staat, Bürgerthum ꝛc. einen Bezug hätte, es braucht ja nicht, wie die Polizei im Preußiſchen, rothe Kragen zu führen, um erkannt zu werden; und ſchreibſt Du Schäfergedichte, ſo denkt man, oder kann man denken, Du willſt Republikaner oder Patriarchaler ſein, Drama, Novelle, Roman ꝛc., iſt ja noch viel ärger — ſumma: Willſt Du nicht ewig an „ſüßer Liebe“ und „überſchwenglichem Triebe,“ was ſich nur um Frauenzimmer dreht, winſeln, ewig lyriſch pinſeln, ſo handelſt Du gegen deine Konfeſſion der Beſcheidenheit, auch wenn Du nichts direkt auf die Zeit-Bezug Habendes ſchreibſt. Du darfſt ja auch die Sache nicht ſo numerativ nehmen, „Kopfſchmerz erregen,“ kann ethiſch aufgefaßt, oft nicht viel weniger als „Kopfabſchlagen veranlaſſen“ ſein.

Als poetiſcher Schriftſteller biſt Du nicht ſo ängſtlich, und weißt doch, daß Poeten wie z. B. Dante den weſentlichſten Einfluß auf ihre Zeit haben.

Es giebt aus deſſen Zeit nichts, was ſo viel Einfluß gehabt hätte, als das, was er geſchrieben, und das war eine Komödie.

„Sollen wir den unter uns Stehenden predigen, was wir eben erſt gelernt?“ — Ja wohl, ja wohl — als ob das Eintrag thäte, daß wir's eben erſt gelernt, deſto eifriger wird das Lehren, weil Du's eben erſt gelernt. Meinſt Du, daß unſre bedeutenden Schriftſteller bis auf ihre alten Tage Alles in einen Sack geſteckt, und den dann auf einmal ausgeſchüttet hätten; ſolche Philiſter ſind ſie nicht geweſen. Haſt du keine Louisd'or, zahl' in Groſchen, die kennen die Leute am beſten.

Du meinſt, es werde jenes eben Gelernte ſchlecht verdaut ſein — dann haſt Du's auch noch nicht gelernt; — das „ſtolz Herabſehn“ kann ganz füglich wegbleiben, und iſt ein müßiges epitheton, ornandi causa adjectum.

Wenn unſre Lehrer ſchnell ſtürben, ſo würden wir eine Pauſe von 10 Jahren eintreten laſſen, bis wir 40 Jahre erreicht und die Schwabenreiſe abgewartet hätten, denn die ſcheinſt Du haben zu wollen.

Und die Lehrer können ſterben, ohne daß wir's ahnen und merken, und Dein Prinzip mit den 40 Jahren ausgebreitet, wie man's doch von jedem Prinzip annehmen muß, giebt mathematiſch einmal einen Jahre langen Stillſtand, und das iſt ſo viel als der Rückſchritt zu einem da geweſ'nen Jahrhundert. —

Nein, Freund, wir ſollen nicht bloß zuſehn und empfangen — Beides auch, und das letztere mit offenen Sinnen — nach Deiner Angabe arbeiteten in der Welt $\frac{1}{12}$ an der Vervollkommnung, und $\frac{11}{12}$ ſperrten das Maul auf und ſähen zu, weil's ihnen zu kühn dünken müßte, ſelbſt etwas zu thun.

Das iſt ein Regierungsſyſtem, dem der Liberalismus mit ſeiner Achtung für Menſchenrecht nicht leicht huldigen wird. Ich glaube gewiß, Du eiferſt nur gegen das voreilige Schreiben, denn ich will einmal ſehen, ob Du nicht redeſt, wenn man Deine Ideen, oder Dich, oder Deine „ehrwürdige Zeit“ antaſtet — und da biſt Du wieder der Numerator, der Rechenmeiſter, der ſagt: ich ſpreche, wenn ich rede, nicht zu ſo Vielen. Einſchließen mußt Du Dich in Dein Kämmerlein, ein Loch für Zeitungen und Bücher offen laſſen, und dort 40 Jahre abwarten, dann, wenn Du genug geleſen, oder doch lang genug geleſen, ſchließeſt Du auf, und nun geht der Teufel los, aber ſyſtematiſch und mit Grundſatz.

„Laß uns dankbar ſein,“ ſagſt Du? Iſt das deine Dankbarkeit, daß du ſagſt, „ich bin dankbar?“ — Was thuſt Du denn aus Dankbarkeit? Du bildeſt Dich — das klingt wunderbar egoiſtiſch, doch wie, das klingt allerdings nur ſo, denn Du bildeſt Dich, um mit Deiner Bildung der Welt zu nützen. Wenn wird denn die Bildung ſo weit ſein? Wirſt Du auch nicht etwa darüber ſterben, und der Mann in der Bibel ſein, der aus größerer Vorſicht ſein Pfund vergraben? —

Ich dächte, wir wären doch wohl alt genug geworden, um das von uns zu geben, was wir gelernt haben. Du meinſt, wir wüßten noch ſo wenig — ich ſcheue mich gar nicht, der Welt zu geſtehn, daß ich wenig, ſehr wenig weiß — ein Schelm, der mehr giebt, als er hat, aber es iſt doch wahrlich menſchenfreundlicher, wenig zu geben, als gar nichts! Bilde Dir nicht etwa ein, daß Du im glücklichſten Falle, d. h. wenn Du in gleichmäßiger, ungeſtörter Richtung bei ungeſtörten Geiſtes- und Körperkräften fortarbeiten kannſt, und dann der Welt die Summe Deines Wiſſens, Deiner Erfahrung giebſt, bilde dir nicht ein, mehr genützt zu haben, als der Schriftſteller, der mitten in die lebendige Welt hineintritt mit ſeinem lebendigen Buche, auch wenn er reicher an Irrthümern iſt, denn Du — Dein Buch wird eine Art hiſtoriſchen Werthes haben, wenn es gut iſt, und man wird's in den Schrank zu guten Werken ſtellen, und in die Literaturgeſchichte aufnehmen, die Jenaer, Halliſche oder Leipziger Literaturzeitung wird's auch recenſiren, Du wirſt Dir ſelbſt ganz gewiß größern Nutzen bereiten, vielleicht auch manchem Theoretiker nutzen, Du wirſt dann aber ein hiſtoriſcher Schriftſteller, nie ein politiſcher, nie ein hiſtoriſch-politiſcher (um jedem Irrthum vorzubeugen), nie ein Schriftſteller Deiner Zeit werden, und wahrlich, ich edire lieber ein Büchlein voll wenig Seiten über etwas, was Noth thut, als einen Folianten über unzweifelhafte Stellen aus Tertulliani Werken, der ſeines Gleichen ſucht, ich will lieber für den Markt, als für den Bücherſchrank, lieber weniger klug und gelehrt für meine Landsleute und die an ſie grenzen, als ſehr gelehrt für eine Klaſſe arbeiten, für eine Klaſſe, die es am Ende doch immer beſſer zu wiſſen denkt, und wo immer Einer dem Andern das Licht des Ruhmes darum unter die Naſe hält, damit man ihn, den Leuchter, auch ſehe.

Wir ſind ja doch keine Kinder; „ja wir ſind nicht abgeſchloſſen mit unſern Anſichten, wir wiſſen nicht genug“ — wann werden wir abgeſchloſſen ſein? den Abſchluß macht der Tod, laß uns nicht darauf warten; jedes Jahr bringt einen neuen Standpunkt, aber nicht uns allein, der ganzen Zeit und Welt, ſei thätig, daß Du den eben ſtehenden begreifſt und in ihn greifſt; biſt Du, iſt er vorüber, dann iſt das direkte Nützen überall ebenfalls vorüber, und Du wirſt zu den todten Schriftſtellern geworfen.

„Man weiß nicht genug.“ Sehr richtig — aber wer ohne zureichende Kräfte den Montblanc beſteigen will, wird ein Unglück nehmen, der Montblanc wird nicht viel dabei leiden; wer klüger iſt, wird ſich niedrigere Berge ausſuchen, wo er glücklich hinauf kommt, und die doch nicht alle Welt kennt, und wo er noch Manchem mit einer Beſchreibung zurecht kommt.

Zu viel kann man wohl trinken, doch trinkt man nie genug, heißt's irgendwo, deshalb wollen wir doch trinken.

Man weiß allgemein, daß der Franzoſe das Wenigſte weiß, aber er hat Alles, was er weiß, in Händen, er wirſt's zu rechter Zeit in die Zeit, er hat immer klein Geld in der Taſche, und reiſ't ſehr bequem — darum beherrſcht er die Zeit — oder iſt's anders? Ueber die ſchwerfälligen, gewiſſenhaften Teutſchen! weil ſie nicht Alles wiſſen, halten ſie's für Unrecht, etwas zu wiſſen. Und Du weißt weit mehr, als Du denkſt; unſre Köpfe ſind wie Rumpelkammern in den Apotheken; ſuchet, und Ihr findet Recepte und Kräuter, von denen Ihr nicht das Mindeſte mehr wußtet.

Schwierige, ſchwerfällige Handwerksgelehrte ſind wir ja nicht, nun ſo kommt Ihr mir denn vor, wie die großen Modekaufleute, die ihr Gewölbe nicht öffnen, weil ihnen dies oder das noch abgeht, oder das Aeußere noch nicht hinlänglich verziert iſt; darüber geht die Mode zu Ende, und man kann ihre Waare nicht brauchen, oder doch nicht ſo vortheilhaft brauchen, der Kleinhändler hat unterdeß ſeinen Kram drei Mal verkauft, Manchem ſchlechte Waare verkauft, Tauſende befriedigt und erfreut, Tauſenden genutzt. —

Gieb doch ſo viel Du haſt – wenn Du gewiſſenhaft biſt, iſt's nicht anders, als wenn Du mit 40-Jahren ſchreibſt, denn mehr giebſt du dann auch, nicht — am Ende iſt's alſo nur verſteckte Eitelkeit denn nur Dein Ruhm iſt größer, das Publikum hat keinen Schaden, es erhält es nach und nach, und hat noch den Vortheil, daß es ſieht, wie man zu ſo etwas kommt — du willſt es verblüffen.

Handelt ſich's um die allgemeinen Prinzipien, die ſich ändern und feſtſtellen können, dann mußt Du, wie geſagt, nie ſchreiben, denn fertig wirſt Du nie — willſt Du Tieck tadeln, daß er den William Lovel in ſeiner Jugend geſchrieben, weil Du ihn unmoraliſch nennſt, Göthe, daß er den Werther gegeben, ſie hätten die Sachen ſpäter anders geſchrieben, weil ſie in andrer Zeit geſchrieben, die Zeit nach uns hätte dann daſſelbe Recht gehabt, eine ſpätere Zeit zu verlangen.

Dieſe Beſorgniſſe reichen nur für grünnäſige Jungen aus, und zu denen willſt Du uns doch nicht machen; wenn man Logik gehört, und Orthographie und Interpunktion genügend geübt hat, ſo kann man auch für die Welt ſchreiben; die Welt iſt wie der Magen des Thiers eingerichtet, was untauglich iſt, verwirft er und ſie.

Ich verkenne Deine edle Gewiſſenhaftigkeit nicht, und weiß wohl, welche Art der Schreibart Du meinſt — es iſt allerdings gefährlicher, oder die Gefahr liegt doch näher, wenn man über die Rechte des Volks, oder beſſer, das Recht des Volks und die der Höheren ꝛc. ſpricht, da reinigt das donnernde Wort nicht nur, es zündet auch oft, aber eben Dein Einwurf, Deine Gewiſſenhaftigkeit iſt auch Dein Schild, Dein Vertreter.

Ich kann nicht mehr thun, als mich mit Redlichkeit des Stoffs bemeiſtern, den ich behandeln will, und redlich den Reflex meines Geiſtes und Herzens wieder geben — mehr thuſt Du mit 40 Jahren auch nicht, und was Du nachher mehr und gründlicher weißt, kommt Dir und der Welt allerdings zu Statten, gleicht ſich aber aus, wie geſagt, mit dem momentanen, wirkſameren Einfluſſe, deſſen Du Dich begeben, mit dem, was Blut und Schrift unterdeſſen an Lebenskraft verloren.

Es iſt eine Art von Materialismus, der nur die nährenden und mäſtenden Feldfrüchte haben will; die Naſe und Herz ſtärkenden Blüthen, die erfriſchenden, kräftigenden Beeren des Frühlings aber verwirft — weil ſie nicht ſatt machen.

Meinſt Du, Du wolleſt erſt dann über Deine dann beſtehende Gegenwart au fait ſein, und für ſie ſchreiben, die Erfahrung ſolle Dich ſichrer ſtützen — ſiehe zu, daß die Stütze nicht bricht, oder Dir unter den Händen grün, und ſomit anders wird, daß Du nicht des Sisiphus Rad wälzeſt, das Rad der Zeit ſtellt ſich alljährlich anders dar, und mit dem abſoluten, durchherrſchenden Prinzip der Geſchichte iſt's ſo lang eine bedenkliche Sache, als wir noch keine weiter ſehende Vernunft haben —

horch auf bejahrte Männer von erklecklicher Bildung — ich faſle nicht, ſondern habe Figuren im Hintergrunde, die mich heilig verſichert haben, daß ſie Erfahrung, und tauſend erworbene Dinge über Bord werfen mußten, um die neue Zeit zu verſtehen.

Nicht immer erwartet man ſich etwas mit Warten, immer aber verliert man Zeit.

Der Arroganz mußt Du uns Schriftſteller der Zeit beſchuldigen, wenn Du mich z. B. anſiehſt, Dich ſelbſt nicht für reif genug hältſt, um der Welt und deinen Zeitgenoſſen etwas anzubieten, meiner Verſicherung aber glaubſt, daß ich mir's zum Lobe anrechne, wenn ich Dir koordinirt und nicht zum Tadel, wenn ich Dir ſubordinirt werde. Und doch thuſt Du mir Unrecht, und doch ſagſt Du die Wahrheit, wenn Du meine Schriftſtellerei aus „beſtem Willen" datirſt.

Nennſt Du jenes Intereſſe das größte, ſo iſt es auch Herr der übrigen, und ſomit müſſen die andern ihm dienen, und Du mußt in der Idee leben, nicht ſie bloß in Dir.

Mit der doppelten Welt in uns iſt's wie mit der doppelten Bewegung der Erde um ſich, und um die Sonne, ſie gehen gleichzeitig neben einander fort, aber es wartet nicht die eine auf die andere, wie die Bildung des Univerſums durch Dich auf Deine eigne warten ſoll. Du kannſt Dich auch laut bilden, und die Welt lernt davon; welcher Schriftſteller hat am Ende des Lebens angefangen und war das der beſte? — Göthe hat von Tag zu Tag, und ſein ganzes Leben geſchrieben, er hat geſchrieben, nicht bloß was er geworden, ſondern wie er's geworden, und doch, und vielleicht darum ſiſt er der beſte.

Wann hörſt du, wie geſagt, auf, dem Irrthum unterworfen zu ſein, und was Du ſpäter in mancher Hinſicht gewonnen haſt, iſt Dir in manch' andrer bei ſtumpf gewordenen Inſtrumenten, die jetzt ſchneiden, verloren gegangen.

„Es ſoll Jeder ſich ſelbſt zur zeitgemäßen Entwickelung bringen“ — iſt denn Jeder ſo ſtark, und wozu beſchäftigen wir uns mit Wiſſenſchaft und Kunſt — bloß unſertwegen? Wiſſen wir auch nicht das Meiſte, wiſſen wir weniger als tauſend Andere, ſo wiſſen wir auch wieder mehr als tauſend Andere, die ſind bei deiner Philoſophie ſchlecht berathen, denn jene uns überlegenen Tauſende ſchreiben für uns nicht für dieſe, dieſe ſind der Ordnung der

Fähigkeiten gemäß auf uns angewieſen, du betrügſt ſie. —

Du ſagſt, die Stimme nutze nichts, man glaube nur der Begebenheit, d. h. das Bauen nutzt nichts, wohl aber nützen die Häuſer — wachſen die Begebenheiten wie Pilze aus der Erde?

Ich will Deinen Glauben auch keineswegs antaſten, d. h. Dich verunglimpfen — ſeh Jeder, zu welchem Reſultat er komme, nur ſei er ehrlich dabei, und verſchmähe kein Mittel, was prüfen hilft.

Du biſt übrigens im Irrthum, wenn Du meinſt, mich hielten keine teutſchen Rückſichten — Kinder lieben die Eltern mehr als andere Leute, und es iſt etwas ſo Natürliches, daß ich es keine Schwäche nennen mag — ich liebe Teutſchland über Alles, aber ich bin nicht weichlicher Natur, und haſſe nichts mehr als das Verhätſcheln; in der Liebe zu einem Weibe mag ich das Hätſcheln wohl leiden, für die Vaterlands-, für die Menſchenliebe will ich ein friſches, reines, wenn auch ein wenig rauhes Element.

Uebrigens kollidirt das mit meinem Liberalismus und Kosmopolitismus keineswegs ſo, wie Du zu denken ſcheinſt — was mir im Raum zunächſt liegt, darauf bin ich auch zunächſt angewieſen, mein Vaterland hat die nächſten Anſprüche an mich, ich aber auch die nächſten an mein Vaterland; ich glaube, hier mehr nützen zu können als in Polen mit meinem Körper, der ſogar hinfällig, leicht hinderlich werden könnte; darum blieb ich hier; ich ſchreibe aber für die Rechte fremder Nationen, für das der Polen, weil es mein Kosmopolitismus gebeut; — und weil ich nun dadurch, durch die Beweisführung von Dieſem und Jenem, meinem Vaterlande nützliche Worte zu ſagen gedenke, dien' ich auch meiner Vaterlandsliebe hierdurch — ſo hindern ſich Liebe zum Vaterlande und Weltbürgerthum durchaus nicht, ſondern fördern einander.

Vergiß meine individuellen Kräfte einen Augenblick, und idealiſire den Schriftſteller, was er hier in Abſtractis verlangen kann: was wirſt Du ihm entgegnen, wenn er Dir die Vernichtung des Demoſthenes, Ciceros und Andrer Ruhm zuſchreibt, weil die Leute keine Krieger waren, bloß geſprochen und geſchrieben haben.

Der grobe Materialismus, ich könne Polen nur durch die Fauſt von Nutzen ſein, verwundert mich an Euch höchlich. Ich könnte ihn eben ſo materiell widerlegen, und mit meinen zwei oder drei Worten in dies oder jenes Haus wandern, wo ſie dem polniſchen Krieger irgend einen Vortheil bereiten, ich könnte zeigen, wie ſie mit tauſend andern unſrer Schriftſteller zur Fluth anſchwellen, und alle Akten engherzigen Staatsrechts aus den Kabinetten ſchwemmen, wie ſie hie und da, und da und hie einen — zehn — hundert phyſiſche und geiſtige Kämpfer werben oder ſtärken, und ermuthigen, wie ſie, wenn ſie zu ſpät kommen, das Unglück tröſten, und den berubigen, der Alles daran geſetzt und verloren hat, und im Drange der Umſtände der moraliſchen Beruhigung bedarf — ich könnte geiſtigere Dinge beibringen: daß die verſochtne Heiligkeit der Idee meinem Vaterlande, tauſend andern Ländern, zum Seegen wuchern könne ꝛc. aber ich ſchweige verletzt, wenn Du alle geiſtige Einwirkung mit den Worten zurückweiſeſt:

„Du gewinnſt Einige nnd erbitterſt Andere, enttäuſcheſt dieſe, und treibſt Jene in eine einſeitigere Betrachtung zurück.“

Dann hat alles Wirken für geiſtige Entwickelung ein Ende, dann iſt Luther ein Böſewicht, und ich möchte wiſſen, wofür die rationaliſtiſchen Theologen Chriſtum zu halten hätten. Im höchſten Grade iſt ihnen das begegnet, was Du da aufzählſt, und ſie wußten es voraus und erlebten es — und hat der, welcher für igrend ein Intereſſe redlich ſchreibt, auch nicht die Befähigung eines Stifters des Chriſtenthums, wenn Du Dich etwa vor dem Vergleiche entſetzeſt, iſt er auch ein bejammernswerther Wurm neben einem leuchtenden Rieſen, ſo geht er doch mit derſelben Abſicht, den Menſchen zu nützen, aus ſich heraus.

Sind jene Rückſichten geltend, dann wollen wir uns ſchlafen legen, und wenn über Nacht nicht irgend etwas Herrliches gewachſen iſt, was allen Menſchen gefällt, und ſo was iſt bis jetzt noch nicht gewachſen, die Augen wieder zumachen. Das kann Dein Wille nicht ſein, dieſer ausgebildetſte Romanismus der katholiſchen Kirche, aber die Worte lehren's — ich will einmal den Punkt anſetzen, wo Du mit Deiner innern Bildung fertig zu ſein, und nun zu lehren gedenkſt, hoffſt Du denn, man werde Dir vom Nord- bis zum Südkap entgegen jauchzen, „Hoſianna, nun kommt der Rechte!“

Nein — und doch mußt Du's, wenn Du einige konſequente Beachtung Deiner eignen Worte verlangſt. —

„Teutſchland muß *überzeugt*, aber nicht *hingeriſſen* werden."

Durch andre Mittel, als *überzeugende*, iſt wohl erſtens nicht leicht Jemand hinzureißen, Du müßteſt denn die Teutſchen zu trunknen Faſelanten machen, wozu ſie doch wahrlich die geringſte Berechtigung geben — ferner den Geiſtes- und Gefühlsorganen etwas evident darthun, und ſie zu irgend einem Actus beſtimmen, heißt hinreißen, hältſt Du Dich an das Reißende, meinetwegen raſch, ſchnell, reißend — ohne Erregung jener Organe reißeſt Du Niemand hin — meinſt Du, das Hinreißen beſchränke ſich auf die Gefühlswerkzeuge, ſo mußt Du den Betheiligten den Verſtand abſprechen, oder ihnen denſelben in den Hintergrund ſchieben — und iſt das unſre Art? An was appelliren wir wohl direkter als an den Verſtand; er iſt unſer Pförtner, der die Thüre der Gefühle öffnet.

Waren die Kreuzfahrer bloß hingeriſſen — hui, das Beiſpiel iſt Dir recht — ja wohl, ſagſt Du — nein, ſag' ich — ſie waren überzeugt von der Wahrheit ihres Glaubens, denn der Verſtand iſt der ſo oder anders geſtaltete Hebel, der die Jahrhunderte richtet und lenkt — der des damaligen war ein ſolcher, daß ihm die Kreuzzüge mit ihrer Tendenz einleuchteten. Dem heutigen leuchtet der Liberalismus ein, dem kommenden Jahrhunderte vielleicht etwas anders, aber das darf uns nicht irren, er iſt einmal der Sitz unſers Kriteriums, darüber hinaus können wir nicht, und obgleich er uns ſelbſt uneigennützig wie der Pelikan die Bruſt aufreißt und ſeine eigne Fallibilität anklagt, ſo beweißt er uns doch eben dadurch wieder, er ſei das Summum unſers Vermögens — ihm muß man ſich alſo doch zuwenden, und nennſt Du es dann hingeriſſen ſein, wenn der Menſch durch ihn zu etwas bewogen wird, ſo kannſt Du auch nichts dawider haben, wenn wir's überzeugt werden nennen.

Für den Naturphiloſophen, dem der Verſtand nicht gefällt, der über ihn die Naſe rümpft, will ich übrigens auch Vernunft geſchrieben haben — ſie wird ſich eben ſo ſtellen und vertheidigen. Sie räth mir aber auch, den Brief zu ſchließen, Du könnteſt bei noch größerer Länge von Neuem denken, ich wollte hinreißen — o, lehr' mich's doch, reiße mich gelegentlich einmal hin, ich werde nicht ſo keifen. Ade.

„Ein fauler Baum aber, der keine Früchte trägt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen“

Chriſtus.

5.

Ihr Leute von der linken Seite, mein lieber Freund geht zu weit, Ihr identifizirt am Ende hinreißen und überzeugen, und es gilt das Letztere, nicht jenes. Es braucht jetzt einer ruhigen Begeiſterung, ſo ſehr Du Dich auch über das Wort luſtig machen magſt. Jeder wahrhaft gute Menſch iſt für Alles Gute und Schöne begeiſtert, es iſt ein durch den Verſtand konſiſtent gewordenes, geſteigertes höchſtes Gefühl, jede wahre Liebe iſt begeiſtert, und dennoch ohne Leidenſchaft; die Leidenſchaft iſt die Mutter der Begeiſterung, die die Geburt ihres Kindes nicht überlebt, wenn dieſes am Leben bleiben ſoll. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Begeiſterung und Schwärmerei. Darum iſt die Begeiſterung mehr ein Eigenthum des teutſchen-Volkes, als des franzöſiſchen, denn deſſen enthousiasme erſetzt unſere Begeiſterung keineswegeſ — dieſer verdunſtet als Wolke, jene tritt nur aus dem Zuſtande der Aufregung wie der See in den der Ruhe zurück. Deshalb weiß die Begeiſterung was ſie iſt, ſie iſt ſich ihrer bewußt, ſie iſt mit ſich einig, der Zuſtand dieſer Einigkeit iſt aber mit Unruhe unverträglich, darum iſt die wahre Begeiſterung ruhig — aber nicht kalt. —

— Es wird zu Viel geſchrieben; mit dem Singen iſt das ein ganz ander Ding, weil dazu nur gehört, den Schnabel aufzuſperren und das Innerſte auszuſtreun in Ton und Wort. Ein gutes Gedicht iſt beſſer als ein mittelnäßiges Buch über Politik, ob es von Liebe handelt, oder von etwas Anderem, iſt gleich viel — denn es iſt immer ein Gedicht, alſo eine Darſtellung des Göttlichen im Menſchen, und eine ſolche wirkt durch die unmittelbare Erſcheinung mehr als Alles Andere Halbe — wie ſchwer iſt's aber im Felde der Politik etwas Ganzes zu bringen! — die Franzoſen wiſſen Alles, was ſie wiſſen, wohl zu benutzen — das iſt wahr — aber beherrſchen ſie darum die Zeit? Wenn ſie es jetzt thun, ſo iſt es allein die handelnde Kraft der Julitage, der ſie ein Uebergewicht verdanken, welches nicht Beſtand haben wird; ein geſtickter und geflickter Herrſchermantel wird nicht lange halten, er muß aus dem Ganzen gearbeitet werden: und von dieſer Art iſt das geiſtige oder vielmehr wiſſenſchaftliche Uebergewicht, welches wir über die Franzoſen behaupten.

Alſo werdet ruhig, beſonnen, mäßigt Euch; die Zeit geſtaltet ſich nur mit der Zeit. Wäre Hinreißen und Ueberzeugen einerlei, dann wäre Logik der Hebel der Beredtſamkeit.

Es will Niemand mehr lernen, Alles will lehren, und doch kann es höchſtens $\frac{1}{8}$; man wird bald nur für Prima-Lehrer brauchen, und die Primaner werden die Secundaner und ſo fort unterrichten. —

Wenn man von den Modekaufleuten merkt, wo ſie ihre Waaren kaufen, ſo wird man ſich lieber bald an die urſprüngliche Quelle wenden.

6.

Ich habe Dir noch nicht geantwortet, weil Dein Brief eigentlich keiner Antwort bedurfte, und thu' es jetzt nur mit ein Paar Worten, um dem möglichen Mißverſtändniſſe vorzubeugen, ich wüßte nichts zu antworten, oder ich wollte unſre junge Correſpondenz zu einer geſtorbenen machen.

Dein Brief geht aus der Welt, die ich vor mir hatte, als ich Dir ſchrieb, in unſre beiden Perſönlichkeiten zuſammen, und wenn Deine Perſönlichkeit nicht im Schreiben größer geworden iſt, ſo kann ich natürlich nichts dagegen haben, daß Du nichts für die Welt ſchreiben willſt, als — meine eigne Meinung, daß dieſe Beſcheidenheit, Unbeſcheidenheit gegen Deine Fähigkeit und gegen die Welt ſei; — ich glaube Dir's, daß Du's ehrlich meinſt, wenn Du mir ſagſt, ich möge nach der Stellung, die ich einmal zu mir ſelbſt und zur Welt eingenommen, weiter ſchreiben — und ich thu's; ich glaube es, daß Du mich dadurch nicht geradezu der Arroganz anklagen willſt, aber es iſt freilich nicht viel anders.

„Hinreißen und überzeugen“ will ich keineswegs identificiren, ſondern ich wollte ſagen, daß, wenn ich Jemand hinreißen könnte, er nothwendig durch mich oder ſonſt wie überzeugt ſein müßte, ſonſt wär's ein phyſiſches Hinreißen, und Du balgteſt Dich mit einem Schatten herum — und daß Du darum nicht ſo viel dagegen haben könnteſt, wenn die jetzigen Schriftſteller mitunter auch auf's

Hinreißen ausgingen; denn wenn ſie dabei nicht überzeugen können, wird's ſchwerlich zum Hinreißen kommen.

Wenn wir auf die elenden Vertheidigungen des Servilismus warten wollen, da hat's gute Wege; er hat ſich viele Jahrhunderte gar nicht vertheidigt, weil er's nicht nöthig hatte; der Liberalismus erſt hat's nöthig gemacht, aber der, den die Leute von ſich gegeben haben, daß ihn alle Welt ſähe, nicht der, daß man auf eine Selbſtanklage des Servilismus in ſeiner Vertheidigung wartete.

Und wenn Du eine ſolche der vielleicht einſeitigen Auffaſſung des Liberalismus in einem von uns Beiden angreifſt, ſo ſchreib doch eine, es gilt mir gleich, ob Du mit Schwert, oder Kolbe, oder Schild kämpfeſt. — Aber nein, überſieh das; — denn Du wirſt Dir vielleicht auch dieſe negative Fähigkeit, oder richtiger, dieſe Fähigkeit zur Negative abſprechen — Du wirſt vor lauter Beſcheidenheit Dir bald das Urtheil überhaupt abſprechen, und aus demſelben Grunde nicht mehr an mich ſchreiben. Zufällig urtheilt nun aber Dein eben vor mir liegender Brief auf jeder Seite wenigſtens drei Mal ſchonungslos.

Wirf mir nicht vor, ich ginge hierin zu weit, und Du wolleſt ja nur eben nicht vor die Welt treten, ſo lange Du nicht vollkommen verdaut habeſt — Du gehſt im Verfolgen dieſer Idee weit darüber hinaus.

Das Zuweitgehn führt Dich dahin, daß Du den tollen Satz aufſtellſt, es verwirre die Menge, wenn Viele ſprächen, es ſolle nur Einer die Rede des Anderen aufnehmen und fortſpinnen. Einen Monat lang ſpricht A — dann B — dann C — den Buchhandel will ich dabei gar nicht einmal bedauern, wenn er das Jahr über alſo nur zwölf Bücher zu verlegen hätte, ſobald ein Monat hinreichte, daß Jeder mit einem Buche fertig würde — aber die Menſchheit, die auf dieſem Wege um den Liberalismus betrogen würde: die freie Exegeſe iſt ihr genommen, ſie darf nicht mehr mit eignen Fähigkeiten prüfen, was gut, was ſchlecht iſt; es ſchreiben mir Halbgötter, die man aus vielen Gründen für dem Irrthum überlegen anſehn muß. Es iſt eine neue Art von Privilegium, wahrhaftig nicht bloß auf die höhere Intelligenz gegründet — ich kann Dir nicht beſchreiben, wie es mich beengt, ungefähr ſo, wie wenn man im Sommer vor Hitze und Unbequemlichkeit verzweifeln möchte, daß man Kleider auf ſich hat, obgleich es die leichteſten ſind.

Ich möchte es Philiſterthum, und Gott weiß wie! nennen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es nur aus Deiner Dialektik, nicht aus Deinem Herzen entſpringt, was es ſicher ſo gut mit der Menſchheit meint, als ich.

Es greift wirklich dem Liberalismus an die Wurzel, es iſt eine Curatel-Inſtitution, ein Bevormunden der Kritik — es iſt kein Liberalismus.

Alles das ſuchſt Du auf, um mir darzuthun, es ſei nicht an Dir, über die Zeit zu ſchreiben: allerdings war, um dies darzuthun, nur nöthig, daß Du ſagteſt: ich fühle mich unfähig, und damit basta. —

Ich würde Dich ſelbſt verdammen, ließeſt Du Dich von außen her beſtimmen, aber daß es ſo iſt, thut mir weh — nicht bloß, weil ich mich, nun ſchreibend, anmaaßend nennen muß.

Daß Du keinen Verleger fändeſt, oder nicht geleſen würdeſt, verlange nicht beantwortet — das letzte dreht ſich im Kreiſe: Du wirſt keine finden, wenn Du nichts Geſcheidtes ſchreibſt, und eben weil Du das nicht zu können glaubſt, ſchreibſt Du nicht. Der Dir unangenehmen Begeiſterung halber möchte ich nicht wieder auf die Begeiſterung kommen, und doch ſieht's mir faſt aus, als thät's Noth, denn Du hältſt mich am Ende gar für einen Schwärmer — ſo könnte es mit eben dem Rechte dem Herzog Alphonso mit dem Antonio im Torquato Tasso gehn, wenn Du mir auf einen Augenblick die Uſurpation dieſes kühlen, göttlich verſtändigen Formenmenſchens erlaubſt. — Ich habe nichts geſagt, als daß die Begeiſterung ein Agens ſei, und dazu hab' ich beiläufig grammatiſche Citate angeführt, und die Deiner Verblendung z. B. ꝛc., nehm ich mit Vergnügen auf, denn ſie beweiſen daſſelbe: nur Verblendung kann einen paſſiven Zuſtand ausdrücken, ſo wie einen activen, bei Erinnerung und Hoffnung bin ich entſchieden thätig, und dieſe Thätigkeit war's, welche ich im Gegenſatz Deiner ruhigen Begeiſterung darthun wollte. — Indeſſen berichtigſt Du wohl einigermaaßen, daß Du etwas Anders unter dem Wort „ruhig“ gedacht. Gegen Deinen Unterſchied zwiſchen Begeiſterung und Schwärmerei habe ich gar nichts, aber ich weiß nicht, was Du mir damit willſt. Du wirſt doch nicht etwa mich zum Schwärmer machen wollen! Das wäre mehr ſpaßhaft als ärgerlich. Es kann Niemand das ſogenannte liberale Klatſchen beim Kaffee ꝛc. mehr haſſen, als ich.

„„Jeder giebt ſo viel er hat, und mit 40 Jahren giebt man auch nicht mehr,““ dies meine Worte! Deine: „Allerdings, denn man hat mehr.“ Willſt Du das wohl beim Licht beſehn? —

Du ſagſt: „Fehlt es einmal an Malern ꝛc.,“ ich ſage Dir ebenfalls wieder: Dann iſt's zu ſpät, denn ſobald wir erſt inne werden, daß die Zeit unbenutzt vorüber gegangen, dann bringt ſie kein Pinſel und kein Gott zurück. —

Himmel, verlangt denn Jemand, daß Du etwas ſchreibeſt, was Du nicht weißt?! — Wenn Du Zeitungen ließeſt, ſtößt Dir nicht hie und da bei Dom Miguel oder einem Ultra in der Pariſer Kammer etwas auf, was Du berichtigen, worüber Du reden willſt. Gewiß! Und wenn Du das einmal in der Woche aufſchreibſt, ſo haſt Du's im Jahre 52 Mal gethan, und die Welt hat eine neue Anſicht, denn die jedes Menſchen, der ſelbſtſtändig erzeugt, iſt neu.

Was Du mir über Poeſie beibringſt, beruhigt mich keineswegs; Du meinſt, dazu brauche man bloß zu fühlen, hierzu aber brauche man Nationalökonomie und Staatsrecht.

Gieb uns doch, ich bitte Dich, nur was Du über allgemeines menſchliches Recht, Freiheit, Gehorſam ꝛc. — fühlſt — Du brauchſt wirklich keine Nationalökonomie dazu, und die neue Zeit ſchwingt ihre Strahlen um eine Axe von ſo herrlicher Allgemeinheit, daß man ohne ſo viele poſitive Herrlichkeiten an ſie gehen kann. Voltaire, Rouſſeau ꝛc., werden noch einen heißen Tag zu beſtehen haben, wenn Du dahinter kommſt, daß ſie keine Nationalökonomie verſtanden haben; — ich will nicht — Gott bewahre mich davor — über Dinge geſchrieben haben, die wir nicht verſtehn; dies Pfuſchen und halbe Weſen iſt mir wie Dir ein Gräuel, und ſchadet gewiß; aber es giebt ſo Viel, was wir davon verſtehn können, ohne noch einmal auf Univerſitäten gehn zu müſſen. Von wegen des Aufbauens und Niederreißens darfſt Du meines Bedenkens keine ſo große Sorge haben: kommt ein Ungeſchickter, Ungelenker, Unerfahrner darüber, der reißt nichts ein, er mag Himmel und Hölle zu Hilfe rufen; Schimpfen und Schreien, „das iſt ſchlecht — das nichtswürdig“ nützt in einer Zeit der Intelligenz wie die unſrige ſicher nichts; weißt Du aber wirklich einzureißen, ſo muß es durch ein Quantum guter Dinge bewerkſtelligt werden, und in ihnen iſt bereits die Anlage und das Material zum neuen Gebäude.

Erkennſt Du wirklich die Untauglichkeit eines Inſtituts, ſo reiße ohne Kummer ein, die ganze Welt, Du ſelbſt, die Sache ſelbſt vermöge ihrer Realität — Alles ſtrebt ſo nach dem Aufbau, daß Du unbeſorgt ſein darfſt, und wie geſagt: meiſt reißt nur der ein, der im Einreißen aufbaut.

Schreibe alſo doch, was Du fühlſt — willſt Du's nur mit der Dichtkunſt thun, — dichte! Unſre Zeit wimmelt von Stoffen zur Lyra, zum Epos. Male die große Göttin, die in der franzöſiſchen großen Woche wieder aus dem Schatten der Purpurmäntel hervor getreten, beſchreibe, wie ſie mit geflügelter Sohle durch Teutſchland geeilt iſt, und an der Weichſel ſtill geſtanden, und ſchmetternd in die Trommete geſtoßen hat.

Dichte, dichte, es wird willkommen ſein! Du lebſt in Liebe, das macht Dein Herz noch einmal ſo weit für die liebebedürftige Menſchheit, es wird Dir leicht werden, uns Alle zu übertreffen, ſchließ es nicht zu durch allzu ängſtliche Sorge, daß Du gegen Nationalökonomie verſtoßen könnteſt.

Ganz recht ſagſt Du, „Dichtkunſt und Liberalismus haben es beide mit den höchſten Intereſſen der Menſchheit zu thun“ — darum iſt aber auch der Dichter ſo ſehr berufen, dem Liberalismus zu dienen — ſinge, ſinge ihn; er iſt ſingbar und klingt wahrlich gut; werde ein Berenger!

Dein Beiſpiel von Prima, Secunda ꝛc. hat etwas Amtliches; es ſtellt die Sache auf den Kopf und dann bricht ſie den Hals — es ſoll der Primaner nicht dem Secundaner den Lehrer überflüſſig machen, aber doch kann der Secundaner vom Primaner lernen, wenn dieſer das Maul aufſperrt — ich kann z. B. heilig verſichern, daß ich ein Drittheil meines geringen Wiſſens von Schülern höhrer Klaſſen in Geſprächen ꝛc. erhorcht habe, und daß jene höheren Schüler nicht Alles wußten, hat meinem Lernen nicht den mindeſten Eintrag gethan. Grade daß mir die Leute mit ihrem, gegen den Lehrer gehalten, geringerem Wiſſen näher ſtanden, machte mir das Lernen leichter, denn alle die kleinen Nebenwege, auf welchen die Sachen zu ihnen gekommen, ihr Eigenthum geworden waren, lagen noch ſichtbar vor Augen und dienten auch mir — deshalb iſt mir im Leben nicht eingefallen, daß die Lehrer überflüſſig ſeien, aber eben ſo wenig werd' ich davon abgehen, daß der Schüler der unteren Klaſſe von dem der höheren Mancherlei lernen könne, jener alſo darum reden möge. — Der Bürger wird dem Bürger den Liberalismus verſtändlicher machen, als der Philoſoph mit ſeinen abſtrakten Sätzen — ſumma, wenn wir nicht für die Klügſten genug wiſſen, ſo giebt's doch ganz gewiß Leute, für die wir paſſen und ſchreiben, wenn wir nicht eben grade ſelbſt die dümmſten ſind. Und wenn Du ſagſt, was man eben gelernt, das habe man noch nicht verdaut, und könne es darum noch nicht lehren, ſo erwidre ich Dir, was ich ſchon erwidert, daß man es dann eben noch nicht gelernt habe.

Allerdings bleib ich dabei, „wenn man nicht Viel geben kann, giebt man Wenig;" ein Hundsfott, der mehr thut, als er kann, und wenn von Deinem vollen Eimer die ſpäteren nur Tropfen bekommen, ſo iſt das ſchon etwas werth, denn viele können nur Tropfen gebrauchen, und Du erſäufſt Manchen mit dem vollen Eimer. Es iſt ſchon Kühlung zur Sommerszeit — und unſre Zeit wird, Gott ſei

Dank, immer wärmer — den Kopf in einen Eimer ſtecken zu können, in welchem eben Waſſer geweſen iſt, und in der Wüſte Sahara ſtärkſt Du Manchen damit, noch hundert Schritte weiter zu gehn, und dieſe hundert Schritt können ihn zum labenden Quell führen, — dies die Geſchichte vom vollen und leeren Eimer!

Sei nicht ſo hart, ſo amtlich, ſo pedantiſch. Du ſagſt ſelbſt, daß der Menſch nie auslernen kann, alſo dürft' er — nie lehren — ſei nicht ſo geizig, gieb, was Du haſt; es iſt der Gang unſrer Bildung, daß wir hundert Mal zu einer Art von Abgeſchloſſenheit kommen, die Wir ſpäter wieder aufſchließen — täuſche Dich doch ja nicht mit Deiner geträumten zukünftigen Unfehlbarkeit, wo nur Kleinigkeiten zu berichtigen ſein würden, Du biſt dabei viel arroganter als ich, denn ich wage nicht im Traume das zu hoffen — öffne gewiſſenhaft Deinen Kreis, auch wenn er noch ſo klein iſt, zeige alle Ringe, alle Schlöſſer, die ihn halten, und Du ſchadeſt dann keinem Menſchen, denn Du giebſt die Schlüſſel mit, und um deren Gebrauch handelt ſich's nur.

Wegen der $\frac{1}{8}$ Lehrender und der $\frac{7}{8}$, die das

Maul aufſperren, erwidre ich Dir, daß ich erſtens diejenigen, welche wie wir die wiſſenſchaftliche Carriere auf Schulen und Univerſitäten eingeſchlagen, und ſich nach dieſer Zeit viele Jahre ununterbrochen mit der höheren, geiſtigen Ausbildung beſchäftigt haben, dem Anſchein nach vor Allem berufen ſind, ſich unter $\frac{1}{3}$ zu rangiren, daß ich es ferner, wie ich ſchon geſagt, mißbillige, wenn das Lehren einer beſtimmten Klaſſe gleich einem Privilegium gewährt werde, daß es ſtufenweiſe heruntergehen müſſe bis zum Schweinhirten, dem der Schulze oder Gerichtsmann in der Schenke eine Lehre giebt, daß endlich auch Dein Umkehren des Satzes die Sache nicht prägnant ausdrückt.

Ich will eben nicht eine Kaſte Lehrende und eine Lernender, ich will keine ägyptiſche Volkseintheilung — lehre Jeder, was er kann; übrigens tröſte Dich damit, die Natur iſt ſo glücklich eingerichtet, daß Niemand mehr lehrt, als er kann, und daß der zu Belehrende das nicht lernen kann, was der Lehrer nicht weiß; daher alſo kommt das Unglück nicht — Irrthümern ſind die Klügſten unterworfen , und ſo lange nicht vom Herrgott eine Prüfungskommiſſion eingeſetzt iſt, welche die anſtellt, die nur lehren ſollen, ſo lange halte ich's für beſſer, es thue Jeder, ſo viel er kann, zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen.

Glaubſt Du, nichts zu können, ſo werd' ich nichts ſagen, noch weniger Dich richten; das wirſt Du ſelbſt am gerechteſten thun, und das Gewiſſen iſt unbeſtechlich. Uebrigens ſteh' ich Dir dafür, daß Du in praxi nicht ſo ängſtlich biſt — „grau, theurer Freund, iſt alle Theorie.“

Du ſagſt, „was habe ich ſeit einem Jahre gelernt und erfahren, und doch dachte ich ſchon vorher, was Tüchtiges gelernt zu haben“ — und darum meinſt Du, nicht alt genug zu ſein! — Wehe dem Menſchen, der im ſpäten Alter nicht nach jedem vollendeten Jahre daſſelbe ſagen muß! Ich weiß nicht, ob ich nun darin abſonderlich glücklich geweſen bin: ich bin ſo durchdrungen davon, und freue mich ſehr darüber, daß ich jährlich mehr lerne, aber ich wüßte nicht, daß ich immer am Schluß des Jahres nur Irrthümer zu revociren hätte. Es wird mir Vieles klarer, deutlicher, begründeter, aber — hab' ich nun vielleicht früh recht glücklich die rechte Baſis meiner Ausbildung getroffen, kurz, von Reue und Beſchämung über frühere Irrthümer ſpür' ich nichts. Sie müſſen, wird mein Recenſent ſagen, durch und durch verdorben ſein.

Ich komme mir wie ein Baum vor, der alle Jahre neue Aeſte und Zweige treibt, aber ich habe noch nicht die Nothwendigkeit empfunden, früher gewachſene abhauen zu laſſen — im Gegentheil, ſie fördern und dichten den Schatten, welchen ich bei der Sonnengluth gewähren möchte. Und ſobald ich nicht zu jener Irrthumseinſicht komme, werd' ich unbeſorgt vor aller Welt fortwachſen — taug ich nichts, ſo kann man mich ja abhauen und in's Feuer werfen.

Etwas anders wär' es, glaubte ich, dies Beiſpiel am Bäumen paſſe in jeder Ausdehnung, und der Menſch ſei auch einmal ſo ausgewachſen und fertig wie der Baum, aber das glaub' ich nicht, und wenn Du Ja ſagen willſt, ſo citire ich Dein eigen Sprüchlein, „der Menſch lernt nie aus“ — alſo der Menſch wächſt nie aus.

Er verlange nicht, als Gerte Schatten geben zu wollen, und wenn er's verlangt, ſo wird's ihm nichts helfen, denn kein Kind glaubt's, und ſetzt ſich zu ihm — aber er erſticke auch ſeine Blätterkeimenden Triebe nicht, weil er meint, es ſeien noch nicht der Blätter genug.

Ad vocem „Modekaufleute“ erſuche ich Dich, alle Kunden nach Calcutta, Java, Domingo ꝛc. ſchicken, wo ſie die Stoffe urſprünglich beziehn können, und wenn Du Jemand einen Kaſchmir Shawl ſchenken willſt, ſo wirſt Du nach Deiner Theorie die Reiſe nach Kaſchmir machen müſſen; damit könnteſt Du am erſten die Leute ruiniren.

„Die Franzoſen verdanken ihr Uebergewicht nur drr handelnden Kraft der Julitage“ — iſt dieſe handelnde Kraft im Sommerregen gekommen, oder haben die Tage allein gehandelt? Was braucht's denn ſonſt als der handelnden Kraft, die ein Uebergewicht giebt? Was? —

Ich geſtehe Dir offen, daß mir die vornehme Abgeſchmacktheit, über die Franzoſen zu reden in tiefſter Seele verhaßt iſt — es erkennt Niemand vielleicht die Flatterhaftigkeit, Oberflächlichkeit ꝛc der Franzoſen ſo gern an, als ich, aber ich halte es für den ſchreiendſten Undank, ihren lebhaften, feurigen Sinn für das heilige Recht der Menſchheit ſo über die Achſeln anzuſehn. Ihre große Regſamkeit, ihre Warmblütigkeit hat von 1789 an die ganze ſchönere, neue

Zeit geboren, und weil die Mutter Fehler hat, die Mutter, die mit unendlichen Schmerzen ſie geboren, wollen die Söhne ihr verächtlich begegnen?!

Wir waren von 1815 an wieder ſo mollig 15 Jahre eingeſchlafen, und dachten an kein Erwachen, da donnerte es in Paris, daß die Erde bebte, da brach der heiße Blutſtrom von Neuem aus den franzöſiſchen Herzen, und feuchtete die Quaderſteine vor dem Louvre, und aus den Steinen wuchſen goldne Palmen, und auch uns wurden Ableger davon — und doch ſprechen wir von „geflicktem Herrſchermantel,“ und „das wird ſich nicht lange halten ꝛc.“ Wir Alle ſind erſt wieder durch ſie wach geworden, und doch thun wir ſchon wieder dick, und bewerfen ſie mit ſittſamen Kothe. Sie beherrſchen allerdings noch die Zeit, und wir haben mit unſrer Gründlichkeit noch keinen Schatten von Macht, wir müſſen ihn uns noch erſchreiben, und ſelbſt das möchten die Meiſter von uns nicht — laß uns unſre Nationalität benutzen, die Pflanzen, die Jene mit ihren beſten Blut getränkt, zu pflegen und ſie groß zu ziehen, wenn wir das wirklich können — die kalte Luft die Ihr ausſtrömt, verdirbt ſie — laß uns wilde Schößlinge abſchneiden, aber laß uns ihnen auch danken, und nicht thun, als wären ſie gar nicht nöthig geweſen. Wo wären wir denn ohne Franzoſen und Julitage? Im Dreck. Selbſt in England herrſchte wahrſcheinlich der vertrocknete Wellington noch, und die Reform ſteckte in der Haſelnußſchaale.

Die Franzoſen, giebſt Du zu, wiſſen Alles, was ſie wiſſen, zu benutzen — was ſoll's denn ſonſt? Sie ſollen mehr wiſſen, erwiderſt Du wahrſcheinlich. Wiſſen wir mehr? Wahrſcheinlich — gewiß vielleicht. Benutzen wir Alles? O, Jammer! Bild'ſt Du Dir etwa ein, daß wir die Zeit nun mehr beherrſchen, als ſie? Frag' doch einmal, wo Du willſt, ob da, wo die wichtigſten Dinge verhandelt werden, Jemand darnach fragt, was die Teutſchen dazu ſagen? Haben wir die neue Zeit in Schwung geſetzt, Paris, Brüſſel, Caſſel, Braunſchweig, Dresden, Warſchau, Rio Janeiro lebendig gemacht? Wie? Was heißt denn die Zeit beherrſchen? —

„Die Geſammtheit der Intereſſen ſteht Dir immer noch hoch über dem einen höchſten Intereſſe.“

Das höchſte Intereſſe, Freund, iſt mir eben die Geſammtheit der Intereſſen, und da Du die

Sätze gern umkehrſt — die Geſammtheit der Intereſſe iſt mir eben das höchſte Intereſſe.

Und nun genug. Von ganzem Herzen ſtimme ich in das Ende Deines Briefes ein, und ich wünſche, es möge Dir mein vertrauliches Wort nach ſo langem, blutigen Anatomiren eben ſo wohl thun, wie mir das Deine. Ich nenne Dich keineswegs lau, und ich bin im Ganzen ſehr erfreut, und Du biſt mir viel werther geworden durch die Liebe und Achtung, welche Du der neuen, wahrlich ſchönen Zeit zollſt; ich unterſcheide auch ſehr wohl, wohin uns der Eifer des Disputirens führt, wo man Spitzen und Höhen erklimmt, die man, unaufgeregt, nicht erklimmen würde. Ich bin auch — und Dir vielleicht nicht zum Aerger — überzeugt, daß Du gar kein ſo übergewiſſenhafter Schultyrann biſt, wie Du gern ſcheinen möchteſt, und ich möchte keinem unſrer Legitimen, die ſich ſo nennen, rathen, die einige verſchimmelte Brocken hinzu werfen. Trotz Deiner Briefe würdeſt Du zerſtörend auf ihn einſtürzen — ich ſehe Dich den Kopf in die Höhe heben, und Rauch mit breiter Lippe in die Höhe blaſen und ſchreiben, daß Himmel und Erde mit allen alten Kram zittert und bebt. Ja, ja, das würdeſt

Du — Du würdeſt ganz gewiß immer noch ein deutlichere und leſerlichere Handſchrift liefern als ich weil eben, wie Du ſagſt, die Natur Dich ruhige ſchuf, als mich. Aber ſprechen und ſchreiben würdeſt Du auch.

Ich weiß übrigens, daß Du mich keineswegs einen Brauſekopf nennſt — das wäre auch zu ſchnurrig — ſondern nur choleriſcher als Dich, und darin haſt Du Recht, und darum werde ich fortſchreiben; ſagt die Welt, ich thäte beſſer, es bleiben zu laſſen, ſo wird es mir weh thun, und ich werde mich ſchaamroth und mit alter Liebe an der guten Sache hängend, in's Hintertreffen ſtellen und ſtehen, und den Kugeln die Stirn bieten, und mit meinem Leibe die beſten Kämpfer decken. Dich aber, ſtrenger und bedenklicher Kunktator, Murrkopf will ich wider Deinen Willen anzapfen, und Du ſollſt mir noch oft ſchreiben, daß Du nicht ſchreiben willſt, und ſo ſollſt Du in Grimm, Aerger und Zurückhaltung mir und der Welt noch manches Nöthige ſagen.

Laß Dich im Lieben und Koſen durch meinen rauhen Liberalismus nicht ſtören, und antworte nur, wenn's Dir keinen Zwang anthut. Alsdann aber laß die obigen Themata, ob ich oder Du ſchreiben ſoll, fallen; ſie werden wie ausgequetſchte Citronenſcheiben; ſchreib mir etwas über Italien, die preußiſche Juſtiz, die Poeſie, welche unſre Zeit zurichte, wie der Tuchmacher ein extra feines Tuch, über das Tabakrauchen, über das Küſſen und die Freuden der Menſchen. Alles wird recht ſein. —

7.

Ich liebe den eitlen Cicero nicht, Freund, aber das ſage ich Dir nur bei Seit, wir wollen über wichtigere Dinge reden.

Was Du über das Recht ſagſt und ſeinen Handwerker, iſt leider ſo wahr! doch das iſt etwas, was erſt als letztes Glied in der liberalen Kette dran kommen kann — und dran kommen wird; es verlangt dies wohl die höchſte, allgemeinſte Aufklärung, die wohl erſt den nächſten Jahrhunderten vorbehalten ſein wird. Wie weit würden wir kommen, wenn wir auch unſern jetzigen Juriſten darthäten, daß alle unſre Geſetzbücher nur ſchwache Mittel für den hohen Rechtszweck ſeien, daß der Buchſtabe nur der oft mißverſtandne Dolmetſcher ſein ſolle, weil wir eines beſſeren ermangelten, daß der Optimismus in unſeren liberalen Streben eine Zeit herbei zu führen ſuche, welche die Geſetzesparagraphen und ihre Deutung zerſtören müſſe, weil jene und dieſe nicht mehr nothwendig ſein würden. So lange poſitives Religionsbuch und Geſetzbuch, Bibel und Landrecht, nöthig ſind, bleibt die Welt noch weit vom Ziele, und es kann nichts gethan werden, als daß man für die geſündeſte, redlichſte Kritik Sorge trage. Beſchieden iſt's wohl der Menſchheit einmal, Beides einſt nicht zu vermiſſen, nicht zu brauchen, ſonſt würden wir dies Bedürfniß des Nichtbedürfniſſes nicht empfinden, aber namentlich bei Eurem Jus darf zu dieſem Ziele keine Stufe überſprungen werden, ſonſt giebt's einen Rückfall; es liegt zu ſehr in krampfhafter Umarmung mit der praktiſchen Welt, und ein Leben verletzen hieße auch das andere angreifen, die Glaubensgeſetze ſind mehr ein bloßes, wenn auch oft zärtliches Anſchaun, da kann kühner an Veränderung der Züge gegangen werden, verletzte Zärtlichkeit tröſtet ſich leichter als verletztes Leben.

So wäre ich denn bei meiner theologiſchen Reform, deren Erwähnung, Vertheidigung ꝛc. Du aber ablehnſt. Viele Mädchen ſagen zum Küſſenden heſtig, ſie wollten nicht geküßt ſein, und dabei küſſen ſie heftiger; das ſind die ſchlimmſten. Böſes Mädchen, ich küſſe ſo gern!

Da es mir vollkommen Ernſt um die Dinge iſt, nicht bloß um's Küſſen, ſo bringe ich kein kleines Opfer, daß ich Deinen prälimimariſchen Einwürfen nicht begegne, zumal ich beim Leſen alle Waffen geſchärft, und für den beginnenden Kampf im Arſenal meines Gedächtniſſes niedergelegt hatte. Eine läßt ſich nicht zurückhalten, weil ſonſt der Bogen, den ich ſtraff geſpannt hatte, ſpringen, mir wenigſtens das Innre beängſtigen würde.

Einmal weiſe ich das Urgiren des Verſtandes, wie ich, ni fallor, ſchon früher gethan habe, von der Hand: das Inſtrument, womit ich zu Werke gehe, heißt Vernunft, und nur eine ſeiner Thätigkeiten heißt Verſtand. Vernunft aber iſt der ganze geiſtig thätige Menſch, und das Weſen, was auf der rechten Seite bloß Gefühl, auf der linken bloß Verſtand hat, iſt unvernünftig, wenigſtens kein Menſch, da es bei keinem Menſchen ſo iſt.

So ging's, wenn die Herren auf der rechten Seite bloß legitimitätsfühlend, die auf der linken bloß verſtandesfrei ſein wollten.

Darum geſtatt' ich dieſe Theilung „Verſtand und Gefühl,“ ſo wie Du es zu meinen ſcheinſt, durchaus nicht; ihre Vereinigung iſt eben der Menſch, der vernünftige, die Vernunft. Den Punkt dieſer Vereinigung kennen wir eben ſo wenig, als da, wo Geiſt und Körper zuſammentreten. Bloße Verſtandsmenſchen ſind „Mathematiker, Logiker ꝛc.“ Alle, die nur mit *formellen* Wiſſenſchaften zu thun haben, und Alles beweiſen *müſſen* — von ihnen entlehn ich nur das ausgedehnteſte Verlangen nach Beweis, ohne dadurch beſtürzt zu werden, daß ich Vieles nicht beweiſen *kann*. Eben die Vernunft, die nicht bloß Verſtand iſt, ſagt mir, ſo etwas könne und brauche nicht wie ein Rechenerempel behandelt zu werden. Da ich nun aber weiß, daß dieſe Thätigkeit die verläſſigſte iſt, und mit großer Sicherheit von uns gehandhandhabt werden kann, da wir durch Logik, Mathematik ꝛc., viel reicher an Regeln für ſie ſind, als für irgend eine andere, höhere Thätigkeit, da ſie viel leichter unter einen allgemein anerkannten Centralpunkt gedrängt werden kann, als das Gefühl, ſo läßt man — wenn Du nur einmal dieſe chemiſche Beſetzung willſt — dem Verſtande bei der vernünftigen Thätigkeit das Geſchäft des Kutſchers, der exekutiven Behörde.

Biſt Du nun aber der Meinung, Verſtand führe öfterer irre, als Gefühl— allgemein nimmt man das Gegentheil an— ſo wirft ſich freilich die Sache anders.

Zugeben mußt Du, daß das Gefühl, auch irrend, immer ein wahres ſein kann, der irrende Verſtand aber gewiß nicht. Hiſtoriſch angeſehn hat der Verſtand vielleicht einige negative — d. h. Unterlaſſungsſünden zu tragen, während das Gefühl Millionen Begehungsſünden erzeugt hat, wenn Du anders dieſe alte theologiſche Theilung geſtatten willſt.

Faſt die ganze Kirchengeſchichte wimmelt von Gräueln der Gefühlstheologen, und ohne dieſe Affen wären keine wahnſinnigen Kreuzzüge, keine Gräueljahrhunderte bis Luther, kurz, es wäre keine gräuliche Kirchengeſchichte geworden.

Und was dieſer Richtung am nächſten lag, nicht einmal mäßige Toleranz hat ſie gebracht, ſondern, die erſten chriſtlichen Jahrhunderte ausgenommen, wo in des Arius und ähnlichen Streitigkeiten der Verſtand in ihrem Dienſte getändelt, gefaſelt und Unheil angerichtet hat, die gröbſten Intoleranzſünden geboren. Selbſt die verrückten Scholaſtiker, die doch am Ende die erſten graurothen, unerquicklichen Wolken des Morgenroths waren, haben nur durch den Gefühlsſchwulſt eine ſo lächerliche Richtung genommen, daß ſie fragten, ob eine Maus die Gottheit freſſen könne oder nicht, und Aehnliches.

Gehe die ganze Geſchichte durch — ich werde ſonſt hier ſo lang — ſieh Despotismus in jeglicher Geſtalt, immer beruft er ſich auf's Gefühl, mißbraucht, verführt er das leicht verführbare Gefühl. — Sollte das nicht Alles warnen, dieſe Thätigkeit im Menſchen, die ja auch für den Verſtändigſten eine höchſt verführeriſche iſt, weil ſie nicht bloß phyſiſche, ſondern auch geiſtige Wolluſt in den Armen trägt, unter bedächtige Vormundſchaft zu ſtellen?

Nur der Verſtand, der Bildung Vater, bildet das Gefühl ſo, daß ſeine nahe Verwandtſchaft in dem Thiere verſchwindet, das ungebildete Gefühl hindert den Wilden nicht, am Menſchenopfer Gefallen zu finden.

Thut mir die Freundſchaft, die Gefühlstheorie nicht in die Mitte zu ſtellen, ſie iſt nichts ohne Verſtand — woher z. B. wieder das Wort und den Begriff „Gefühlstheorie“ ohne Verſtand! — Ich will keine Rangordnung, aber auch keine Nebeneinanderſtellung, ich will ein Durchdringen, kurz, ich will Vernunft, das iſt und bleibt die höchſte Thätigkeit, ſie ſchließt alle andere ein, ſie iſt das höchſte Geſetz im Menſchen.

So viel im Allgemeinen im raſchen Fluſſe über meine Verſtandestheologie — eine ſolche iſt's keinesweges, ich komme an gar viele Stellen, wo ich mit Fauſt ſage: „daß wir halt nichts wiſſen können 2c." — da ſag' ich den Leuten, die mich hören wollen: „ſehet zu, was ſich in Euch geſtaltet, hier iſt die Grenze der Vernünftigkeit, d. h. die des denkenden und wiſſenden Menſchen. Da träumt und phantaſirt Jeder nach Kräften, träumt eigenthümlich oder nach dem oder nach jenem Vorbilde, mir iſt's gleich; nur hier, wo das Kriterium aufhört, dränge man keine Auktoritäten auf" — willſt Du dies Traum- oder Ahnungsvermögen, das verkappte, loſe und fromme Kind „Phantaſie," willſt Du das nun Gefühl nennen mir recht. Daß dort die Grenze ſei, erfährſt Du halt wieder von dem verwünſchten Verſtande, er geht alſo ſelbſt einen Schritt über dieſe Grenze hinaus — ſchämt Euch der Undankbarkeit, dieſen Führer ſo verächtlich zu behandeln.

Ich habe nichts darüber ſagen wollen, und ſchwatze doch ohne Ende. Sieh mir's nach und ignorire es, ſei mein heftiges Mädchen.

Urſprünglich bin ich davon ausgegangen, daß ich nicht eine bloße Verſtandesreligion haben wollte — zu dem Ende muß ich aber auch oft den Verſtand, als einzigen spiritus rector, in Schutz nehmen. — „Die Welt beſteht wie die alte Politik in der Gleichgewichtstheorie; das iſt die Anziehungs- und Abſtoßungskraft, ohne dieſe ſtürzte uns der Mond und das ganze Firmament ſammt dem modernen Jupiter bei einer unruhigen Nacht auf die Naſe; darum muß es auch ſolche Gegenhalter in Kunſt und Wiſſenſchaft geben; glaube mir, daß ohne gegendrückende Leute meines Schlages, die Steffens'ſche und ähnliche Richtung in einiger Zeit in wilder Gefühlsſchwärmerei auf den Straßen brüllte, daß eine andere Gefühlsrichtung zur thieriſchen Ausſchweifung und Immoralität führte — parce verbis, rufſt Du mir zu — ne laesus retineas manum, ich Dir; es geht mir eben recht.

Die Ultraliberalen erzeugten Anarchie, die Ultraſervilen Sclaverei. Verwirf mir nicht den Gegendruck — wir haben, wenn ich nicht ein Eſel bin, wahrlich nichts Abſolutes, wir müſſen ringen und kämpfen — ich verdamme nur böſen Willen.

Nun noch ein Paar polemiſche Worte:

„Der Verſtand,“ ſagſt Du, weiß nichts vom Daſein, wenigſtens nichts von Erzeugung des Gefühls, was wir Liebe nennen.“ —

Nicht doch! Durch ihn weiß ich eben, daß es das höchſte und ſchönſte Gefühl iſt, er bringt mir's zum Bewußtſein, und weſſen ich mir nicht bewußt bin, das exiſtirt für mich nicht. Liebe iſt — nach meiner Theorie, der höchſte Triumph der Vernunft, denn Vernunft will die höchſte Ordnung, Einheit, das höchſte Glück, und Alles das iſt Liebe. Liebe, ohne dies iſt nur Sinnlichkeit.

„Folgerſt oder empfindeſt Du ꝛc.“ — kein Menſch empfindet, ohne gefolgert zu haben — das gilt auch für jene Erzeugung der Liebe — nur daß der Aktus des Folgerns nicht immer gleich grob iſt, und nicht immer derb und ausgeprägt, als propositio major, minor und conclusio, d. h. als ſogenannte Chrie, wie's die Philoſophen nennen, durch die Menſchen poltert — die bloß phyſiſche ausgenommen, iſt jede Art der Empfindung, das Ergebniß einer blitzesſchnellen Folgerung des Verſtandes. Jede

Empfindung ſchlummert als Embryo im Gedanken, und wenn Du auch Manches witzig einwenden kannſt, ſobald ich frage „empfindeſt Du gedankenlos,“ ſo wende ich dagegen ein, daß ſelbſt das noch zu plump ausgedrückt ſei.

„Wenn Religion Sache des Verſtandes ꝛc. allein iſt“ (und dabei läßt Du das Gefühl abſichtlich aus) „ſo iſt Moral und Religion eins.“ —

Ich bitte Dich einmal: was iſt Moral ohne Gefühl für ein Ding? Ein Menſch ohne Seele, denn Moral iſt das Geſetzbuch, was Verſtand und Gefühl entworfen haben — zweitens habe ich gar nichts dagegegen, daß Religion gleich Moral ſei, oder daß Du die Religion Moral nenneſt, d. h. die poſitive Religion; der religiöſe Ausbau für jedes einzelne Individuum bleibt unbenommen. Aber welche Quantums von Wundern brauchte, um ſolch eine allgemeine poſitive Religion aufzuſtellen, deren Begriffe nothwendig über den Vernunftkreis hinausgehen, alſo an den blinden Glauben apelliren müſſen, an ein Gefühl alſo, das nur durch den Verſtand begrenzt und geregelt werden kann, was ohne dieſen eben ſo gut Wahnſinn, Raſerei ꝛc., ſein darf — Du bemerkſt dieſen lächerlichen Kreislauf. Und will ſich nun dies Gefühl keinen verſtändigen Regeln fügen, ſo ſoll ich doch verlangen, daß Millionen daſſelbe fühlen, d. h. glauben ſollen — nein, mein Freund, d. h., das Beſte maltraitiren.

Den Glauben gebt mir frei; es iſt nicht nur Unrecht, es nicht zu thun, weil es nichts Geſetzliches, d. h. auf einem geſetzlichen Wege Errungenes Andern aufdrängen, ſondern einen willkührlichen Actus der oder jener einzelnen Phantaſie Andern aufdrängen heißt — nein, es iſt auch unpolitiſch: Ein Theil der Welt, zu dem ich gehöre, ſchreibt und ſpricht ſo, wie ich es eben thu', und iſt Euch ſomit nicht förderlich, ein anderer lacht und ſpottet, und der dritte iſt ein jämmerliches Inſtrument, deſſen Handlung nicht das Ergebniß ſeiner Thätigkeit iſt. —

Ein Juriſt ſollte doch vor Allem auf Geſetzlichkeit dringen, ſolch eine poſitive Gefühlsreligion iſt aber vollkommen ungeſetzlich, der ſchrecklichſte Auktoritätsglaube und Despotismus.

„Dann brauch ich die Welt und Gott nicht zu lieben" — das wäre ſchlimm: das erſte Geſetz der Moral iſt Liebe — eine Moral ohne Liebe, iſt ein hochnothpeinliches Strafgeſetzbuch, und das nicht einmal, denn auch das iſt auf Liebe für die Nicht-Verbrecher baſirt.

„Dann iſt jeder Gottesdienſt überflüſſig,“ das wäre zu ſchnell gefolgert, denn warum ſollten wir nicht eben ſo eine Aeußerung unſeres innern Menſchen wünſchen, als andere; er iſt aber auch wirklich nicht weſentlich — wenigſtens das, was man ſo gemeinhin Gottesdienſt nennt.

Ich weiß nicht, ob Du Gewiſſensbiſſe haſt, daß Du vielleicht das ganze Jahr einmal in die Kirche kommſt — ich glaube nicht; mir kommen durchaus keine an — eine andere Art der Andacht wird aber keineswegs ausgeſchloſſen, und es iſt das entſetzlichſte Unrecht, uns vernünftigen Theologen das Gefühl abzuſprechen; es heißt, wie oben geſagt, den Begriff „Vernunft“ gar nicht kennen. Für die ſogenannte poſitive Andacht, die z. B. in einer, der katholiſchen Kirche, den Mörder nicht hindert, vor und nach dem Morde andächtig zu ſein, gebe ich keinen Deut! wenn ich mich vernünftig mit meinen höheren Intereſſen, und ſomit auch mit der Gottheit beſchäftige, ſo bin ich andächtig — das Reich der Kunſt bleibt darum immer ein ſchönes, weil es mein Gefühl in vernünftigen Regeln ſchön offenbart; eine andere Art Kunſt iſt ein Unding! die wildeſte Dithyrambe ruht auf den Geſetzen des Denkens, auf den Geſetzen der Form, und wären's eben Geſetze der Formloſigkeit, jede Harmonie ruht auf Geſetzen, und eine unvernünftige, ja ſogar eine unverſtändige Kunſt wirſt Du ſicher nicht preiſen wollen.

Dahin führt die Anklage der Vernunft, des Verſtandes, die Ihr wieder mit nichts Anderem, als dem Verſtande bewerkſtelligen könnt — und nichts als Verſtand predigen wollen, wäre eben auch unverſtändig — Du verkennſt die Vernunfttheologie und geräthſt nur darum auf jene gefährlichen Pfade der Empfindlichkeit, denn Empfindung iſt uns keineswegs fremd.

Sed jam satis — wie geſagt, ignorire das; ich konnte mich nur nicht enthalten, meine verkannte Richtung ein Wenig aufzuhellen.

Ich bin vollkommen damit einverſtanden, daß wir uns ruhig einander unſere Wege gehen laſſen, da doch am Ende Jeder vom Andern überzeugt iſt, er ſtrenge ſeine beſten Kräfte an, einen guten zu finden; weil darum tauſend gute gefunden werden, ſo werden wohl auch tauſend richtige ſein, wenn auch die Wahrheit deshalb die eine bleibt — ich fühle und weiß wenigſtens in mir, die Gerechtigkeit Gottes wird mich nicht verklagen und verdammen.

Nun zu Börne. Daß der ſo über die Schnur gehauen, thut mir, wie Du ähnlich erwähnſt, des Erfolgs wegen leid, d. h. des Erfolgs auf die ſchroffe Gegenpartei — um ſein ſelbſt willen viel weniger, faſt gar nicht; ſein Bild zertrümmert mir auch eine Robespierréſche oder gar St. Juſtſche Terroriſtenrede nicht; ja, es giebt Augenblicke, wo ſie mir grade den Menſchen Börne werther macht. Ein Mann, der ſo ſchön gezeigt, was er will, der's ſo lange mäßig gezeigt, bekundet mir durch eine endliche Entrüſtung, wenn er ſieht, daß Alles nichts hilſt, daß die ſchönſte Gelegenheit zur Realiſirung des Guten — z. B. die polniſche Angelegenheit — vorüber gelaſſen wird, den warmen Ernſt ſeiner Herzensmeinung. Ich werde die Bluttheorie, die Du in ihm gefunden haſt, nicht nachahmen, aber ich werde, auch wenn Alles ſo arg iſt, wie Dir's erſchienen, kein ſo hartes Urtheil fällen. Wenn ein Mann erſt bei den mancherlei Gebrechen der Zeit durch klares Urtheil, kluge Ermahnung ſeine göttliche Abſtammung dargethan, ſo kleidet ihn am Ende, wenn nichts verfängt, und die Thaten ſeine Lehren verhöhnen, ein göttlicher Zorn ſchön — und das Blut, und die 500,000, die er opfern will, nimmt man nicht ſo wörtlich, wenn man den redlichen und gerechten Willen des Mannes kennt, den er dokumentirt hat. Wollte man ſich auf Blut und Zahlen einlaſſen, ſo müßte man die zwölf Millionen Polen, welche ihre Rechte hätten verlangen können, auch in Anſchlag bringen, man möchte in Anſchlag bringen, daß dieſe zwölf Millionen in ihren beſten Männern ununterſtützt gemordet und verbannt worden ſind, daß dieſe Millionen jetzt wieder eines langſamern oder ſchnellern qualvollen Todes ſterben.

Beurtheile nicht nach dem kühlen Herzſchlage des Doctrinairs das brauſende Blut eines glühenden Menſchenfreundes, und ſchreie nicht Mord, wenn es eine Ader ſprengt; bedenke, daß hunderte, die den Takt und die Verdammung Börnes nachſprechen, in ihrem Leben den großen Schmerz um die Menſchheit nicht empfunden haben, der empfunden werden muß, wenn man die eignen Kinder, die Franzoſen, der eignen Mutter, der ſchöneren Zeit, auf die ſchwer athmende Bruſt treten ſieht. Dem

Helden der Tragödie — und wenn man eben kurzſichtig iſt, ſehen die Liberalen oft wie ſolche aus, — ſchenkſt Du Dein inniges Mitgefühl, wenn er ſtrauchelt, aber Du tadelſt und ſchiltſt nicht — ſolcheiner iſt Börne nach Deinem Briefe, und Du mußt mir nicht umſonſt Gefühl, Liebe und Poeſie predigen. —

Das kühle teutſche Weſen führt uns, weiß Gott, zu nichts als zu ſchönen Theorieen, welche die Cenſur verbietet, ſobald ſie zu deutlich werden, ich ſeh' es täglich an der Zeitung, wie weit wir kommen: ließ die letzte Woche wieder mit all dem Qualm über Polen, Preßfreiheit, München ꝛc. — Eure Geduld wird Alles geduldig anſehn und nicht einen Fußbreit gewinnen, ſondern wenn's hoch kommt, als unbrauchbare Theorie ad acta gelegt werden. Was gewährt z. B. das gerühmte Preußen mit ſeiner Mäßigkeit und nur allmähligen Beſſerung? — Es verbietet Bücher, ſchärft die Cenſur, und iſt, kaum daß Rußland wieder die ſchwachen Füße frei hat, wie vorher. Die Preußen tragen den ſüdteutſchen und mehrern kleinen Staaten die Schleppe, und freuen ſich, wenn ſie einmal ihr Antlitz ſehn.

Und doch ſoll Jeder verdammt werden, den das Herz einmal durchgeht bei dieſem ſchweren Jammer! Schreibt Doktrinen, daß Ihr die Chauſſeen pflaſtern könnt, ich ſchwör's Euch, die Regierungen nehmen keine Notiz davon, als daß die Staatszeitungen ein Paar abgeſchmackte Worte über den Straßenunfug ſagen, und die Behörde Druck und Verbreitung hindert.

Darum predige ich noch keine Revolution — Gott bewahre mich — aber ich predige ein friſcheres, feurigeres Leben, und ich ſpreche mein großes Bedauern aus, wenn ich da, wo das Leben einmal überſprudelt, wo es einmal drohende Funken ſprüht, ſogleich die großen teutſchen Waſſerſprützen anfahren ſehe.

Daß Börnes Buch inhaltslos ſei, betrübt mich nächſtdem am meiſten, denn auf die vielen geiſtreichen Dinge, deren Du ſelbſt gedenkſt, will ich mich nicht berufen, da allenfalls mit ihnen ein Buch noch inhaltslos ſein kann. Daß Du Rotteck nnd Börne wie Shakeſpeare und ſeine Recenſenten paralleliſirſt, halte ich für Unrecht, denn, hat uns Börne nicht in ſtreng Wiſſenſchaftlichem ſo viel als jener gegeben, ſo erreicht er ihn vollkommen, ja er überbietet ihn an Geiſt; und es iſt ſehr die Frage, ob er durch ſeine ſieben Bände nicht eben ſo gewaltig auf Teutſchland gewirkt, als Rotteck durch ſeine Weltgeſchichte. Rotteck iſt z. B. nicht im Stande geweſen, durch ſeine Weltgeſchichte den Liberalismus ſo allgemein zu machen, ſo zu heben, als Börne mit ſeinen Schriften; ſeine Weltgeſchichte wurde erſt durch den Liberalismus gehoben, frage die Buchhändler. Ich geſtehe gern zu, daß eine Weltgeſchichte langſamer und tiefer wirkt, und daß Börne mehr für akute Krankheiten iſt, aber der Geiſt bleibt beſtändig und verfliegt nicht, ſobald er ächt und nicht bloßes Riechwaſſer iſt — er dürfte eben ſo nachhaltig wirken. Sei gewiß, an liberalen und guten Hiſtorikern wird es in Kurzem nicht fehlen, dazu bedarf's oft nicht der Geiſter erſter Klaſſe — Ludwig Hoffmann, freilich einer aus dieſer, hat z. B. in ſeiner Rechtsliteraturgeſchichte Rotteck bereits weit übertroffen — ſolche Talente werden leicht durch die Zeit gebildete, Geiſter wie Börne, ſind lange nicht ſo häufig. Was Rotteck durch ſein treffliches Vernunftrecht der Wiſſenſchaft genutzt, das hat aus eignem Säckel und mit eignem Gepräge als courante Münze Börne mit vollen Händen unter Alles, was teutſch iſt, ausgeſtreut; ſein Einfluß iſt ſeit den zwei Jahren, wo ſeine Werke erſchienen, der größte eines neuen Schriftſtellers, und da er auf die beſten Mittel, auf geſunde, durch Wiſſenſchaft und Kunſt geläuterte Vernunft und redlichen Willen baſirt iſt, ein guter. Ich liebe und achte Rotteck ſehr, er iſt als Univerſalhiſtoriker mit liberalen Prinzipien ein unſchätzbares Gut, er iſt einer der achtungswertheſten Teutſchen, unſer gelehrter Lafayette, ein Bürger sans peur et sans réproche, und ſolche Vergleiche ſind mir unangenehm, wo Einer auf Koſten des Andern gehoben wird — wahrlich Rotteck und Börne verhalten ſich anders zu einander als Shakespeare zu ſeinen Recenſenten.

Warum Börne ihn einen Halbliberalen nennt, kann ich mir denken, aber ich begebe mich vor der Hand des Richtens, bis ich geleſen. Ich dürfte nur an die Emancipation der Juden in Baden erinnern, der ſich Rotteck widerſetzen half, die alſo auch durch ſeine Beihilfe keine ward, um Dir ein gewaltiges Paroli zu biegen — denn Du klagteſt Börnes Heftichkeit an, ich würde damit Rottecks Illiberalität anklagen — aber ich will es nicht.

Daß Börne ſagt, die franzöſiſche Regierung habe ſeit vorigem Herbſt ein großes Sündenregiſter aufgehäuft, wird ihm der Freund der Freiheit und des Rechts (d. h. nicht bloß der **leges**, die herzlich ſchlecht ſein können) nicht abläugnen. Ich würde nicht von Verräthern ſprechen, aber ich würde auch nimmermehr loben. An dieſem „politiſchen Ueberblicke“ hat es allen Vernünftigen gefehlt, und die beſten Diplomaten haben im November 1830 Krieg prophezeiht. Damals fing aber auch die franzöſiſche Regierung erſt an, eine andre zu werden, ſich der Geldariſtokratie, die unter dem Kaiſerthume eine zweideutige Rolle geſpielt, und aus weniger lautern Abſichten an den Julitagen Theil genommen, der ſogenannten **juste milieu** hinzuneigen, die matt wie Limonade iſt und von Medizin lebt. — Jener Vorwurf trifft alſo wohl Börne ſehr raſch.

Kurz, ich bin nicht ſo eilig mit der Zertrümmerung des Börneſchen Bildes.

Conſtitutionen mit dem monarchiſchen Brimborium ſind allerdings halbliberal, aber auch unſre Zeit iſt erſt halbliberal, darum gehören ſie für unſre Zeit. Es iſt zu früh, gegen dies zu predigen, eine Sproſſe der Leiter überſpringen, bringt leicht einen Sturz — aber die Zeit wird kommen, wenn nicht dieſer ganze Zeitprozeß ein Irrthum iſt, wo der unnöthige Reſt des Monarchismus aufhört. Ich zweifle, daß wir's erleben, und daß man bis zu einem halben Säkulum ſo aufgeräumt haben wird, daß auch daran gegangen werden kann — deshalb bleibt aber die Sache in ihrer Wahrheit unangetaſtet, und ich liefre Dir, wenn Du's verlangſt, den Wahrheitsbeweis. Darin aber fall' ich Dir bei, daß Börne Unrecht thut, jetzt blutig dafür zu eifern, und namentlich, wenn er dies paränetiſch thut — hiſtoriſch ſpekulativ iſt's tadellos. —

Daß Du Dir die Liberalen wie eine Schneiderzunft denkſt, würde einen Andern, der Deinen Aerger nicht wie ich in Anſchlag brächte, an Deinem Liberalismus irre machen. — Denn eben daß man nichts Zünftiges will, daß man nicht verlangt, der Eine ſolle die Sache akkurat ſo, wie der Andre anſehn — das verlangt aber bei einiger Konſequenz der Servilismus — daß man die individuelle Anſicht gewähren, wenn auch nicht gleich regieren läßt, das iſt ein großer Liberalismusſetzen. Du wider ſprichſt dem ſelbſt ſpäter grob in Deiner Ermahnung, nicht den Glauben zu predigen. Darum verwarf ich Deine Eintheilungsfrage, ob er für Liberale oder Servile geſchrieben habe und eben ſo ihre Beantwortung. Mache die Welt nicht ſo traurig, und laß ſie nicht in nur zwei Farben herumlaufen, ſchwarz und weiß. —

Maltitz — Polonia! — Wie recht haſt Du hier! Der Mann meint's redlich und brav, er kämpft mit Leib und Seele, iſt für die weniger wiſſenſchaftlich Gebildeten mit ſeiner derben, etwas plebejen Pfefferkoſt unbezahlbar; aber dieſe Art Poeſie hilft der Sache wenig, der Poeſie gar nichts. Die Zeit iſt nur in ſehr geſchickten Händen poetiſch, weil ein Theil ihres Kampfes Begriffsentwickelung ꝛc. iſt — ich verſpreche mir einſt aus ihr eine große Bereicherung für die Künſte, und will Dir einmal gelegentlich meine Anſicht näher entwickeln, der Brief wird ſonſt ſo lang, daß Du ihn gar nicht leſen magſt.

Perſonen ſind ja doch jetzt meiſt nur verkörperte Begriffe, und entweder liegt's daran, daß die Kunſt mehr das Perſönliche zu vergeiſtigen, alſo den entgegengeſetzten Aktus vorzunehmen hat, oder es iſt unſre ganze Zeit ſo poetiſch, daß die Poeſie daneben matt ausſieht.

Harro Harring iſt eben ſo wenig *mein* Mann als Deiner; auf der Univerſität hätten wir ihn Renommiſt genannt, in der weiteſten Bedeutung des Wortes; es gab da ſolche, welche die tiefſinnigen Schwärmer ſpielten, immer über teutſch-fränkiſches Unglück ſeufzten, und wie ein myſtiſcher Schmerzensbrei ausſahen — denen bin ich nie übermäßig grün geweſen. Aehnlich ſpielt H. H. ſtets den ſterbenden Fechter und fordert die Bildhauer heraus; — ich habe kein umfaſſendes Urtheil über ihn, weil ich ihn nur wenig kenne — das Wenige war phantaſtiſch und unbedeutend.

Weil er eine ſchlechte Novelle geſchrieben, dürfteſt Du ihn freilich noch nicht von der Tribüne werfen. — Roſabianca (?!) iſt auch ſo ein himmelndes Gedicht von ihm, was die Menſchheit und ihn beſingt. Es ſieht daraus ein gutes Jünglingsherz heraus, ein inniger und wohl wahrer Antheil an den Intereſſen des Menſchenrechts, der Freiheit ꝛc. — das iſt Alles in Reime gebracht, eine Art Confeſſion; aber das iſt einmal Alles noch keine Poeſie, und zweitens Alles noch nicht viel. Von ſolchen Leuten erwarte ich keineswegeſ das Heil — doch ſind ſie zur Zeit nöthig, und bereiten ein Publikum für Beſſere vor. Aber Deinen Probierſtein anzulegen und zu ſchließen und zu verdammen, weil die Leute zuſammen geſperrt keine geſcheidte Conſtitution entwerfen würden, find' ich vollkommen untauglich. Das würde zu ſchönen Dingen führen, und die Kritik ganz gewiß in den Dreck fahren. Es heißt am Ende nichts weiter, als was die Philiſter von den Recenſenten ſagen, „ſie können's doch nicht einmal ſo machen und tadeln's!" Wie konnte Dir eine ſo verbrauchte Redefigur der Zeitungen entfahren. Alſo, weil Schlegel und Konſorten keinen neuen Shakespeare ſchreiben können, ſo müſſen ſie über ihn das Maul halten. — Leutſeliger, wie konnte Dir das paſſiren!

Nächſtdem proteſtire ich höchlich gegen die Zuſammenſtellung Harring und Börne.

Ebenſo verwundre ich mich darüber, was Du von „Conceſſionen" und „Rechten" ſprichſt, die wir als „Gabe" und Geſchenk erbetteln ſollen — nein, Theuerſter, da haben die Liberalen ganz Recht, wenn ſie Dir hierin nicht gefallen wollen, und dergleichen Dinge indignirt von der Hand weiſen.

Beim *Recht* kann nicht von Conceſſionen die Rede ſein, das iſt die Bevorrechtungs- uud Privilegientheorie, und eben gegen die kämpft der Liberalismus. „Nicht Rechte“ ſagt Dein angegriff'ner Börne — „ſondern Recht.“ Du magſt die Conceſſionen, die Gnadenaktus in manchen poſitivem Recht, finden, dem Begriffe „Recht“ widerſprechen ſie, und es hieße, uns unſres Rechtes begeben, wenn wir ſie alſo begehren, wenn wir die Gaben erbetteln wollten, wo wir ſie zu fordern haben. Dann wäre Liberalismus verwerfliche Revolutionstheorie, Unrechtlichkeit und verdiente alle Vorwürfe, die ihm gemacht werden. —

Die Worte, die Du dann an mich richteſt, ſind gut und lieb, und weil ich das ſage, kannſt Du auch überzeugt ſein, daß ſie nicht umſonſt geſprochen ſind. — Nimmer predige ich in der Politik den Glauben, das hieße Unmündigkeit predigen, ſo wie ich Mündigkeit verkünde — ich verlange nur ſtete, ſtrenge Prüfung, und nehme mich ſelbſt am wenigſten aus, ich predige nimmer Auktoritätsglauben, auch nicht meinen und den der Meinen. Darum werd' ich ſcharf, hart, oft grob und ſchonungslos ſchreiben, aber ich werde das Pabſtthum im Liberalismus eben ſo haſſen und angreifen, als bei den Gegnern. Glaube mir, ich bin redlich, liberal und damit verträgt ſich kein Pabſtthum, meins und unſres ſo wenig als ein andres.

„Das Volk ſoll nicht das Glaubensbekenntniß der einzelnen Liberalen unterſchreiben — es ſoll durch die Liberalen dahin geführt werden, ſich ſelbſt ſein politiſches Glaubenskenntniß zu entwerfen.“

So ſagſt Du, und, Freund, ſo ſag' auch ich; laß uns alſo nicht an einander irre werden — die Erle trägt hellgrüne, die Eſche dunkelgrüne Blätter, doch können beide geſunde Bäume eines geſunden Waldes ſein.

Und ſomit Ade!

8.

Meine Antwort kommt ſpät, aber ſie kommt. Ich hoffe, Du wirſt noch ſo viel chriſtliche Menſchenliebe beſitzen, um Entſchuldigungsgründe für mein Schweigen aufzufinden. Sie brauchen nur ſo lang vorzuhalten, bis dieſer Brief kommt. — —

Was Du über Theologie ſchreibſt, hat mich herzlich gefreut, weil Du meine Einwürfe wenigſtens angenommen und ihnen in's Auge geſchaut haſt: ich kann mich aber auf keine Erwiderung einlaſſen, weil ſie in's Unendliche führen würde. Ehe wir über die größten Fragen des Lebens Reſultate gewonnen hätten, mußten Jahre verſtreichen und hunderte von Briefen herüber und hinübergehn.

Wenn Du aber in Bezug auf Reform im Allgemeinen ſagſt, daß das **Recht** das letzte Glied der liberalen Kette, gleichſam der Knopf auf dem Thurme des Liberalismus ſein ſolle, ſo ſcheint mir das eine beſchränkte und einſeitige Auffaſſung des Rechts zu ſein, gegen den ich mich zur Wehr ſetzen muß. Du ſcheinſt dabei nur das Privatrecht in Auge gehabt zu haben: das iſt aber nur ein kleiner Theil des Unendlichen. Das Recht muß eben ſo die Grundlage als der Gipfel des Liberalismus ſein; wenn der Liberalismus nicht hierauf ruht, ſo ſtürzt er zuſammen, denn er ſchwebt in der Luft. Jeder Geſetzgeber erkennt in der Vernunft die oberſte und allgemeinſte Rechtsquelle an, auf dieſem Rechte der Vernunft aber hat ſich der Liberalismus aufgebaut, und muß ſich darauf aufbauen, wenn er wurzeln ſoll. Unter den drei großen Rechtsverhältniſſen des Einzelnen gegen den Einzelnen, gegen die Maſſe, und der Maſſe gegen die Maſſe iſt das Privatrecht nur der kleinſte und unbedeutendſte. Ohne poſitives Geſetzbuch aber werden ſich Menſchen nie behelfen, ſo lange die Welt nicht ein Convolut vollkommner Weſen iſt. Ich kann aber dieſen Satz gar nicht ausführen, ſo lange Du ihn nicht zu widerlegen verſucht haſt: er ſcheint mir weniger ein Lehrſatz als ein unumſtößlicher Grundſatz zu ſein.

Mit der Religion iſt es etwas Anders: ſie kann eben ſo gut wie die Moral, und muß ſogar etwas ſein, was in jedem einzelnen Menſchen über allem Poſitiven ſteht. Denn bei der Religion des Einzelnen kann und darf eben das Ganze nicht betheiligt und gefährdet ſein, wohl aber iſt dies der Fall bei der Rechtlichkeit des Einzelnen. Sollte ich nun in Deine Bemerkungen und Behauptungen in Betreff der Theologie und Religion näher eingehn, ſo müßte ich zwanzig Abhandlungen ſtatt eines Briefes ſchreiben.

Was Du über Börne ſagſt, hat mich keineswegs von meiner Meinung abgebracht, wiewohl ich es ehre und ſchätze, daß Du einen Freund — und das war mir Börne nach ſeinen früheren Schriften auch — mit Wärme vertheidigſt. Aber mir thut es grade um Börnes willen leid — ich kann ihn nach ſeinem Buche nicht mehr für das anerkennen, was er mir früher war, und was er bei einer Dantonſchen Terroriſtenrede immer noch hätte bleiben können, für einen Freund der Wahrheit. Aus ſeinem Buche weht nicht der edle Zorn einer über die Verletzung des Heiligſten entrüſteten Geſinnung, nicht der Sturm der Beredtſamkeit, ſondern der giftige Wind eines von aller Liebe entblößten Gemüths. Nicht zu Boden ſchmettern möchte er die Machthaber, nein, vergiften die Menſchen, welche ſo unglücklich ſind, als Machthaber erzogen zu ſein. Der warme Ernſt ſeiner Herzensmeinung tritt nie in ſcharfen Worten an's Licht: ſo ſpricht nicht verletzte Geſinnung, ſondern beleidigte Perſönlichkeit, und das Streben, Gold durch eine Buchhändlerſpekulation zu gewinnen. Der glühende Menſchenfreund wird nie das Böſe anfeinden, ohne das Gute anzuerkennen; er wird nicht bloß wider die Gegner, er wird für die Seinigen kämpfen: aber Börne will keine Seinigen haben, er will allein ſtehn, damit er all' ſeine teutſchen Landsleute gebührend verachten kann. Dabei tritt ſeine Eitelkeit lebendiger hervor als man glauben ſollte: als er von Thiers ſpricht, wundert er ſich, daß er nicht auch wie dieſer mit 31 Jahren Staatsrath geworden, und ſchiebt dieſen Nichterfolg auf Teutſchland. Der von dem großen Schmerz der Menſchheit ergriffene Menſch, wie Du ihn Dir ausmalſt, wird entweder ernſt, würdig und kräftig für ſeine Sache reden und ſein Gefühl ausſtrömen, oder er wird humoriſtiſch ſeine Seele über den beſchränkten Erdkreis erheben, und von droben herab die Nichtigkeit der Menſchen verlachen: verläumden, das wird er nie.

Wenn Börne ſagt, ein Volk dürfe ſeinen König zur Thür hinaus werfen, wenn ihm auch nur ſeine Naſe nicht gefalle, ſo iſt dies weder geiſtreich noch witzig, noch wahr, ſondern lächerlich und abgeſchmackt: aber man verzeiht es; wenn jedoch dieſer Börne von Göthe z. B. ſagt, ein ſo ſchlechter Menſch werde nur alle Jahrhunderte einmal geboren, ſo iſt dies mehr als Alles Obige: es iſt ſchlecht und gemein. Wollte er das, was Göthe ſo unendlich Segensreiches gewirkt hat, nicht anerkennen, weil er ſich unter die Fürſtenherrſchaft geſchmiegt, ſo konnte er das Alter eines alten Mannes ehren — ſelbſt unter den rohſten Studenten mißbilligt man es, wenn einer den andern ohne alle Veranlaſſung beſchimpft. Es iſt dies ein einzelner Zug, aber in ſolchen einzelnen Zügen thut ſich das Ganze kund — wenigſtens offenbart ſich darin die Geſinnung. Ich kann alſo den Grundſatz Deiner Vertheidigungsrede, daß in dem beſprochenen Buche bloß ein zu feuriger Geiſt zu lebendige Funken ſprühe, keineswegs theilen. Ich glaube aber auch nicht, daß die teutſchen Waſſerſpritzen, von denen Du ſprichſt, nöthig ſein werden: denn dieſes Raketenfeuer trägt ſeinen Tod in ſich. Alle Journale, in denen ich Beurtheilungen dieſes Buchs geleſen, alle geiſtreichen Leute, von denen ich ſolche gehört habe, ſtimmen überein, daß ſie ſich mit Abſcheu, wenn auch mit Schmerz von dem verzerrten Bilde eines geiſtreichen Mannes wegwenden. — Die Inhaltsloſigkeit des Buches giebſt Du allenfalls nach, Du mußt ſie aber ganz nachgeben. Einzelne geiſtreiche Bemerkungen geben ſo wenig einem Buche Inhalt, als Inſeln im See, oder Brocken in der Suppe. Das Buch iſt voll von Perſönlichkeiten: wir erfahren es, wann Börne ſeinen Verwandten ein Beefſteak vorgeſetzt hat, wenn er ſich hat Blutigel anſetzen laſſen, und nebenbei ſchimpft er friſch auf Alles los. Daß Börne Rotteck an Geiſt weit übertreffe, kann ich unter keinen Umſtänden nachgeben: er übertrifft ihn an Witz und vielleicht an esprit: aber das iſt nur ein Theilchen des Begriffs, den das große Wort Geiſt umfaßt. Rottecks Geſchichte hatte ich übrigens bei jenem Vergleiche weniger im Auge, als ſein politiſches ruhiges beſonnenes Wirken, welches gleichwohl von dem Feuereifer einer für das Edle ſtrebenden Seele beſeelt iſt. Ich vergleiche übrigens Börne und Rotteck nicht, ſondern Börne zwingt zu dieſem Vergleiche, wenn er aus letzterem, ſo wie aus Welker am liebſten politiſche Schlafmützen machen möchte.

Ob die Franzoſen in dem letzten Jahre in Betreff der äußeren Politik an der Freiheit ſich verſündigt haben, will ich hier ununterſucht laſſen, wiewohl ich es nicht glaube; ihre Hilfe würde fremden Widerſtand in's Leben gerufen haben, und es iſt mindeſtens eben ſo wahrſcheinlich, daß es um das Princip des Liberalismus jetzt ſchlechter ſtünde, als es ſteht.

Daß Börne im November 30 Krieg prophezeiht, iſt natürlich und nicht wunderbar, aber daß er daſſelbe vom November bis zum April thut, und zwar immer für die nächſte Woche, ja für den nächſten Tag, iſt ſehr komiſch.

Daß Du republikaniſche Konſtitution willſt, hat mich verwundert — hiermit kann ich durchaus nicht übereinſtimmen. Was haſt Du denn gegen ein Königthum, wenn die geſetzliche Freiheit des Landes garantirt iſt? Du biſt ja ſchlimmer als Lafayette, der doch nur einen Thron umgeben von republikaniſchen Inſtitutionen verlangt. Freilich iſt dies aber eine närriſche Umgebung für einen Thron.

Daß ich geſagt: Heine, Börne ꝛc. könnten zuſammen keine Conſtitution machen, nehme ich keineswegs als Tadel ausgeſprochen zurück. Mit Recenſenten von Kunſtwerken iſt es etwas anders: denn die Kunſt iſt ein Privilegium, und wenige üben ſie aus. Ich verweiſe Dich aber auf theologiſche Reform: darf negativ reformirt, darf bloß zerſtört werden? Ein Reformator — alſo ganz etwas Anders als ein Kritiker, muß Erſatz haben und geben für das, was er nimmt, ſonſt reformirt er nicht, weil er nicht einmal formirt.

Ueberhaupt muß man beim Tadler von Verfaſſungen vorausſetzen, daß er alle Formen der möglichen Verfaſſung erfaßt, erkannt, geprüft und gewürdigt hat, hat er das aber, ſo muß er auch eine beſte anerkennen, und Gründe dafür haben und nennen — das thun aber jene Leute nicht, und wenn ſich ein Guizot oder Perier in Dispute mit ihnen einließe, würden ſie entweder gar nicht, oder mit Geſchrei antworten können.

Wie falſch haſt Du mich endlich verſtanden, wenn Du glaubſt, ich wollte Conceſſionen erbettelt haben. Aber geraubt dürfen ſie deshalb nicht werden, es ſteht vielmehr, was Du gänzlich überſehen haſt, ein dritter Weg offen, der des Vertrags, der zwiſchen Schonung und Gewalt liegt. Stößt Du Dich an den Namen Conceſſionen, ſo ſetze einen andern: aber warum ſoll man nicht zwiſchen Contrahenten von wechſelſeitigen Conceſſionen ſprechen?

Nicht bitten ſollen wir um Rechte, die uns zuſtehen, nein, wir ſollen ſie fordern, aber wenn ſie zugeſtanden werden, ſollen wir zufrieden ſein, und nicht, wie Börne meint, das vertragsmäßig gegebene verſchmähen, um es gewaltſam zu erobern. Dieſes Letztere iſt eine Theorie, welcher mein geſunder Verſtand, und was mehr iſt, meine Menſchenliebe, Gottlob, ſtets widerſprechen wird. Eheu, jam satis.

In der letzten Zeit las ich Raumers Briefe aus Paris! Es iſt ein gelehrter und vorſichtiger Mann, dieſer Hr. v. Raumer. Seine Urtheile ſind gemäßigt, oft vernünftig, aber faſt immer von der Art, daß er ſich eine Hinterthür offen hält. Ferdinand Cortez, welcher die Flotte in ſeinem Rücken verbrennt, muß kein Mann für ihn geweſen ſein! Dagegen ſtellt er freilich ſeine Anſichten nicht kurz und ſcharf als Orakelſprüche hin: Friſche des Gefühls und der Anſchauung fehlt durchgehends, der Wärmegrad des ganzen Buchs iſt höchſtens 1° Réaumur. Das ganze Buch iſt ſchwer zu leſen, aber leicht zu verſtehn.

Viel Glück zum neuen Jahr! und mögen wir es nicht allein haben, möge es Millionen zu Theil werden. — Antworte ausführlich Deinem —

9.

— — — Ich habe keine Zeit und Luſt für ſolche Dinge, ich habe in dieſem Augenblick mit Dir dem Manne im blauen Frack, und ſchlecht gebundenen Vatermördern ꝛc. nichts zu thun, ſondern mit dem Dinge, was in Deiner Zirbeldrüſe pulſiren ſoll — alſo aux armes!

„Iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?“ Du ſcheinſt das erſtere zu glauben, daher Deine wunderliche Abſonderung des Privatrechts — iſt die Vereinigung zu einem Staat, oder bleiben die Vereinten Zweck? Alles Recht iſt urſprünglich Privatrecht, denn der Menſch iſt der Zweck des Rechts und nicht die Menſchheit, dieſe verfällt Mächten, die wir nicht mit Händen greifen, und mit dicken Blute empfinden können, „die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen“ — jeder Menſch iſt erſt Menſch, eh' er Staatsbürger iſt, darum iſt das ſo definirte Privatrecht der im Erdboden wurzelnde Stamm, aus dem erſt alle andern Zweige, Staats-, Völkerrecht ꝛc. ſteigen: das lehrt die Vernunft, drum iſt's auch Vernunftrecht — anders fängt man beim ſchwankenden Gipfel des Baumes an, der uns nicht trägt, bricht und — daher die Erſcheinung, daß ſo oft zerſchmetternd und zerſtörend durch alle Zweige gefallen wird. Das iſt das umgekehrte, unnatürliche Verhältniß, ſtatt vom Menſchen anzufangen, fängt man von der Menſchheit an und bricht den Hals. Vernünftig freilich muß das Privatrecht ſein, ſonſt beweiſt der Despot daraus ſein Unrecht. Das Privatrecht, in ſofern es das von Millionen iſt, wird allgemeines, wird Staatsrecht ꝛc., aber es muß erſt jenes ſein, es muß wie die Philoſophie vom Ich, vom Individuum anfangen, ſonſt wird's ein Luftballon, wo man auf den Fallſchirm angewieſen iſt. Dies gegen Deinen Vorwurf von wegen des Privatrechts. All' das Uebrige, daß das Recht der Grundſtein des Liberalismus, und nicht der Knopf auf ſeinem Thurme ſein mußte, heil' ich vollkommen, und Du haſt mich dabei zur Hälfte mißverſtanden. Ich ſprach von der höchſten Idee des Rechts, die allerdings ein Convulut vollkommener Weſen vorausſetzt, wie Du einwendeſt, und vorausſetzen muß, und darum bezeichnete ich als Ideal des rechtlichen Strebens das Ueberflüſſigſein eines poſitiven Geſetzbuches, ſo wie ich beim gedachten Ideal des Menſchen die Losſchälung von allen untern Hinderniſſen denke. Da aber auch nur die Annäherung zu dieſem Ideal in weiter Ferne, vielleicht gar nicht im Bereich unſerer Planetenverhältniſſe liegt, darum bezeichnete ich das; als das höchſte, äußerſte Ziel des Liberalismus, und dieſes Ideal des Rechts als letztes Glied ſeiner Kette. Und dabei bleib ich ſtehen. Ich glaube, die Sonne hat

Dich geblendet, und Du haſt die Sache nicht deutlich angeſehen, daher Deine ſeitabgehende Erörterung. Es iſt eine ideelle Poſtulation, wie ſie bei jeder höhern Wiſſenſchaft zu finden iſt, und ohne welche ihr Juriſten beſchränkte Unterbeamte, Handwerker bleibt.

„Die Geſetze müſſen fähig ſein, ſich überflüßig zu machen, oder ſind es immer geweſen und werden es immer ſein.“

Sind wir denn mit Geſetzen, oder mit Handſchellen oder mit Diademen zur Welt gekommen. Jede Hebamme antwortet, wenn ſie nicht beſtochen wird „nein“ — eh bien, wir haben alſo nur unſer natürlich gleiches Recht, unſre Freiheit ſchützen wollen durch Geſetze, ſchützen dieſe Geſetze unſre Freiheit, ſo müſſen wir, wenn die Idee richtig verfolgt wird, ihrer auch einmal entbehren können, ſonſt iſt ihr Schutz nur ein Zuchthaus für Verbrecher. So iſt der höchſte und ſchönſte Zweck des Soldaten, den Krieg überflüſſig zu machen; dahin will's der Liberalismus bringen, und darin liegt eine der liberalen Grundideen des Entwaffnungsſyſtems. —

Und ich wollte damals nur andeuten, daß beim poſitiven Recht ſo viel Unrecht geſchehen könnte, weil der Buchſtabe, der todte richtet, und nicht jeder Richter den richtigen lebendigen Odem beſitze; ſo hab' ich die Römer geſpielt die nur eine Perſon in Judäa ſchützen, oder richtiger, den Streit zwiſchen zweien ſchlichten wollten, und dabei das ganze Land beſetzten. —

„Dieſes (das Ueberflüſſigmachen des Geſetzes) wird dadurch möglich, daß die Geſetze den Bürger zur Geſetzlichkeit erziehen, daß ſie ihm ſchöpferiſch einbilden, was ſie ihm früher nur künſtlich angebildet, daß ſie ihn lehren, ſeiner eignen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und ſeinen Willen zu beſchränken, wie er vorher nur ſeine That beſchränkt. Je näher die Bürger dieſem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Geſetze müſſen an Macht verlieren, was die Geſetzlichkeit an Macht gewinnt.“

Es iſt eine Art Malice, die Du lächelnd verzeihen wirſt, daß ich in dieſem Kampfe hie und da ein Schwert von — Ludwig Börne leihe, dieſem Apoſtata der legitimen Teutſchen. Laß uns ihn immer von Neuem betrachten; er repräſentirt einen Begriff, und es ficht ſich nicht um Perſönliches.

Ich habe bisher den Börne nur gegen Eure

Anklagen geſchützt und ihn gewiſſermaßen ex thesi vertheidigt, ich liebte die Franzoſen, ohne in Frankreich geweſen zu ſein, jetzt kam ich aus Paris, d. h., ich habe Börne geleſen, und nun wandle ich die Defenſion von ganzem Herzen in die ernſthafteſte Offenſive um.

Ihr habt vom Liberalismus gekoſtet, und ein voller, ſchäumender Becher entſetzt Euch wie den, der eine höhere Macht gerufen, und ſie nun vor ſich ſieht.

Du ſagſt Dich nun feierlich davon los — das thut mir ſehr weh — aber ich rathe Dir, ehrlich zu ſein und zu gehn: das iſt wirklich Liberalismus, wenn auch mitunter ein wenig frivol, wenn auch grob geſchlagen, in großen Klumpen, kein Goldſtaub, aber Gold — Du wirſt ein Mitſchuldiger, wenn Du Dich nicht bei Zeiten retirirſt.

— — Aber bei meiner innigſten Ueberzeugung ſchwör ich's Dir, daß Du nach 10 Jahren lächelnd Börnes Briefe leſen — außer Du hörſt von jetzt an auf zu leſen — und ſagen wirſt, „Was iſt doch die Welt, was bin ich anders geworden! Den grimmigen Börne, weil er die Dinge nackt und unverhüllt ausſprach, eh' wir den ganzen Jammer un-

ſrer Modethorheit erkannt hatten, verdammte man einſt; jetzt ſagt man daſſelbe mit andern Worten
an allen Orten.“ —

Wir haben Eilpoſten, unſre Zeit reiſ't ſchnell, jetzt kommen auch noch die Nachttelegraphen auf, ich weiß nicht, Theuerſter, ob 10 Jahre nicht zu viel ſein werden. Es iſt mir immer an jedem Abend, als müſſe die Blume am andern Morgen aufgeſprungen ſein; als ſei's eine Aloe, der Großvater habe uns die Zeit ihrer Blüthe falſch geſagt, um uns zu überraſchen, die hundert Jahre ſeien morgen um, und der Knall ihrer Lichtgeburt werde uns heut Nacht wecken. Ach, das würde ein Freuen ſein, das nie geſehne Gewächs, deſſen Schönheit man nur ahnte, in voller Blüthe zu ſehn!

— — Das Buch iſt unbezahlbar, und von unbeſchreiblichem Nutzen und Einfluß: ſelbſt die Brillen der ſchlimmſten Eiferer dagegen werden um einige Grad ſchärfer geſchliffen, ſie ſehen die Sachen ſchärfer und unbefangener, und ärgern ſich über die eigne Frivolität; aber der Aerger geht, die Schärfe des Glaſes bleibt. —

Warum ſoll denn der Mann kein Freund der Wahrheit ſein, wie Du ſagſt? Warum? Weil er nicht im edlen Zorne Reden hält, ſondern giftig ſpricht — Cicero hat die ſchönſten Reden gehalten, und war der ſchönſte Wicht, Caſſius war dürr und ſprach giftig, und ſetzte ſein Leben für die Freiheit ein. Ueber dieſen abſcheulichen Egoismus, die Eitelkeit, oder wie man's nennen will, daß man verlangt, der oder der ſolle in der oder der Lage durchaus ſo ſprechen, ſo empfinden, wie's Der oder Jener thut, oder wie es auf ſeinem Gefühlsſchema ſteht. Der Dramatiker von dieſer Schule ſchreibt hier edlen Zorn vor — Wehe dem armen Schriftſteller, deſſen Zorn ſich nun, weil er durch die Länge der Zeit kalt und ſtarr geworden iſt, nicht in pomphafter Rede, ſondern in beißenden kurzen Worten äußert.

— Als Porcia das Unglück durch Shylock an die Schwelle getragen ſieht nnd nicht weint, ſondern friſch ſich rührt, da ſind wir außer uns, daß ſich einmal eine anders als nach dem Lexikon bewegt, und es handelt ſich nur um die Extreme, ob es grundſchlecht oder vortrefflich zu nennen ſei. Weil's der anerkannt Große geſchrieben, greift man zum Letzteren.

Die Teutſchen wollen zu allen Dingen Prediger haben — hätte Börne z. B. geſagt:

> Maaßen nach den neueren Unterſuchungen der Staat auf einem gegenſeitigen Vertrage beruht, alſo auch das Volk nicht ganz verwerfliche Anſprüche darauf hat, ſeinen Vortheil beachtet zu ſehn, ſo iſt ihm eine Mißbilligung gegen das gekrönte Haupt in würdigen und geziemenden Ausdrücken, ja im äußerſten Falle ſogar eine Abſetzung deſſelben erlaubt, wenn die, übrigens preiswürdige Majeſtät, die Vortheile und Bedürfniſſe des Volks gar nicht berückſichtigt —

ſo wäre dies eine ganz faßliche Sache, die ſich anhören und angreifen ließe, denn es wäre, wenn auch nach teutſchen Begriffen immer kühn, aber doch manierlich — weil nun aber der gute Mann im Zorn und Aerger ungezogen heraus ſagt, „wenn Euch die Naſe eines Fürſten nicht gefällt ꝛc.' ſo iſt er ein Böſewicht.

Ihr habt Klaſſiker geleſen und verſteht keine metaphoriſche Redensart, nehmt's plump wörtlich. Es iſt bunt, kraus, meinetwegen frivol, ſonſt nichts — es heißt: der König iſt des Staats wegen da, gefällt er dem nicht — und der iſt kein Theaterpublikum, ſo iſt er nicht an ſeinem Platze.

Leſ't mehr franzöſiſche Blätter, um Euch daran zu gewöhnen, daß Eure Herrlichkeiten von Glas ſind, und wenn man dran ſchlägt, klingen wie anderes Glas, daß Ihr noch immer in ſogenannten Ehrfurchtsſtiefeln herum lauft, die Euch die zwei letzten Jahre ein Stückchen herunter aber nicht ausgezogen, ſo daß Ihr nun jetzt erſt recht fleißig auf die Naſe fällt.

Ich ſteh' Euch dafür: es iſt ſonſt nichts, als weil Euch Fürſten- und Regententhum Glaubensartikel ſind, weil ſie im Katechismus ſtehn; da entſetzt Ihr Euch, wie vor jeder Todſünde, wenn Jemand an den rothen Mantel greift, und ſchreit Wehe, um nicht Mitſchuldige zu werden.

„O, wir wiſſen eben ſo gut, daß es nur Menſchen ſind,“ antwortet Ihr: 's iſt nicht wahr! oder beſſer: ja, ja, Euer Verſtand weiß es, aber Euer Herz kann's nicht glauben, denn das iſt ſchon im Mutterleibe vom Reſpekt zuſammen geſchnürt geweſen, und verwindet die Einſchnitte nicht. Es iſt eine übertriebne ekelhafte Keuſchheit, die auch dann, wenn der Prieſter die Erlaubniß gegeben hat, die Natur in ihre Rechte einzuſetzen, heulend und ſchreiend davon läuſt, und von empörender Gottloſigkeit, Immaralität ꝛc. ſpricht, die nicht in den Himmel zu kommen denkt, wenn ſie nicht unberührt ſtirbt. Wenn wir Sünder konſtituiren wollten, ſo würde die nicht viel niedriger ſtehn als die Hurerei, da die eine negativ, die andre poſitiv dem Zwecke der Natur entgegenarbeitet.

Ueber die keuſchen Teutſchen! **Börne** wäre ihnen recht, wenn er 1831 ſchriebe wie 1818; fortſchreiten darf er nicht. Sie ſind feig: ſo lange er ihnen vom Kriege vorredete, und ihnen Gründe und Gegengründe entwickelte, ſo lange war er ein geſcheidter, tüchtiger, kluger, braver, ja liebenswürdiger Mann, und — er hatte ganz Recht; — der Status hat ſich durch die äußern Umſtände nicht verbeſſert, nein, verſchlimmert, dieſelben Gründe bleiben alſo ſtehen, Börne ſchießt die lang vorher unter den Zuruf ſeiner Landsleute geladene Flinte los, und da ſchreit Teutſchland, „ſeht den abſcheulichen — liebloſen Menſchen an!“

O, über die renommiſtiſchen Worthelden! Weil Börne mehr als Worte, weil er Kugeln wirſt, entſetzen ſie ſich vor ihm. Ueber die langweiligen alten Jungfern: er hat ein ganz Decennium daſſelbe geſagt, nur in dünnen Schleier gehüllt, weil er ihn fallen läßt, und in der unanſtändigen Gottesnatur ſich hinſtellt, halten ſie ſich die Augen zu, laufen davon und nennen ihn ſchaamlos! Wir haben auf Schulen noch viel zu wenig von den olympiſchen Spielen und den nackten Griechen geleſen, die da unter dem Zujauchzen des Volkes rangen. Es ſahen keine Frauen zu — bon, für unſre Männer in Unterröcken ſchreibt Börne nicht; aber wo ſind denn die Teutſchen ohne Unterröcke?!

Du ſagſt, der wahre Menſchenfreund, werde nie das Böſe anfeinden, ohne das Gute anzuerkennen — als ob das Börne nie thäte, als ob nicht hundert kleine Züge vorkämen, wo er die teutſche Liebe bekundet; und alles beiſeit, war Demosthenes kein Patriot, kein Menſchenfreund, weil er in den Philippicis ununterbrochen ſchalt.

Aber weil es bei Börne nicht wie im Kaufmannsbuche als plus und Minus nebeneinander ſteht, ſo iſt's nicht da, weil er nicht jeder Kugel das bei Büchſenſchützen übliche Pflaſter auflegt, weil er die Teutſchen vom Staatsbürgerſtandpunkte betrachtet, wo ſich mit den beſten Gläſern ſo wenig

Lobenswerthes entdecken läßt, ſo hadert Ihr mit ihm, daß er nicht beſchreibe, was für gemüthliche Leute ſie bei der Pfeife Tabak ſeien.

Zudem kommt das auch auf den alten Sang von Einreißern hinaus, die nichts aufbauten. Ich habe darüber ſchon früher einmal meine Meinung gegen Dich ausgeſprochen — iſt nicht aus dem Börneſchen Schutte, den er nach allen Seiten um ſich geworfen, ein von Lebensfülle ſtrotzender Bürger, auf deſſen Bruſt das geſunde Naturrecht mit unvergänglichen Zügen leuchtet, auferſtanden, und iſt's nicht eben der, vor dem ſo Viele erſchrecken?!

Es ſind hohle Formeln mit den „negativen Genies“ „zerſtörenden Talenten“ — wer nicht aufbauen kann, kann nicht zerſtören, er müßte denn die Welt in's Nichts werfen können, — das Prinzip unſres Planeten iſt ein ſchaffendes, drum wer hier zerſtört, ſchafft auch. So hat auch Nebucadnezar und Napoleon geſchaffen.

Nennſt Du den Frühling negativ, weil er Schnee und Eis und Kälte und Winde zertrümmert und verjagt — ohne Sonnenſchein und Wärme vermag er das nicht, und eben dieſer Sonnenſchein und dieſe Wärme erzeugen das neue Leben.

Aus dem Schnee und Eiſe ſproßt keine Blume und kein Baum, das Eis ſchmilzt nicht, bevor nicht die Wärme groß genug iſt, Börne zerſtört nichts, bevor er nicht den Sturm, welchen er dazu ausſendet, mit genügender Wärme geſchwängert.

Welch' eine Ungerechtigkeit von Dir, daß Du die Individualität ſo verdammſt und durchaus haben willſt, er ſolle bei ſothanen Umſtänden entweder ernſt, würdig und kräftig, oder ironiſch-humoriſtiſch reden — warum ſoll nun Börne nicht reden, wie ihm eben hierzu der Schnabel gewachſen iſt; es iſt ja kein Gedicht, für das eben nur der Hexameter oder die Stanze paßt; ein vierter wird wieder anders reden, und Du mußt ihn wieder angreifen, weil er's nicht in einer jener zwei Kategorieen thut. Wenn ich nun z. B. rein wehmüthig-thränenreich ſchluchzen wollte, ſo würde ich auch darum Deine Vorwürfe gewärtigen müſſen, und ich könnte doch aber ſehr beweinenswerthe Dinge in Thränen gebadet ſchreiben, alſo den Stoff der Form trefflich anpaſſen und ein braver Mann ſein, Du wärſt aber eben luſtig, und ſähſt die Sache luſtig an, und weil ich nun nicht luſtig geſchrieben hätte, taugt ich nichts. Das nennt man Eigenſinn.

Börne aber verläumdet nicht, ſondern Du verläumdeſt ihn, wenn Du ihm das nachſagſt. Ich bitte mir eine ſeiner Verläumdungen aus.

Göthe anbelangend, ſo kann ich mir die Entrüſtung aller Poeten denken; Du giebſt vielleicht gar zu, ich ſei auch ein Poet und ich — habe gelacht. Es wäre aber auch Eigenſinn von mir, wenn ich Euch nicht gewähren laſſen wollte: Ihr ſeid immer gewohnt geweſen, den Göthe als Dichter anzuſtaunen — ich auch — Ihr hegt eine unnahbare Pietät — ich nicht, drum ſeid Ihr außer Euch, wenn man Göthe angreift — ich lache; Ihr wollt aus der Haut fahren, wenn man ihn ſchmäht, ich ſage: das iſt ungerecht gerichtet, wenn man die eigne zeitgemäße Richtung bei einem in früherer Zeit lebenden Manne durchaus, und alle Entſchuldigung zurückweiſend verlangt; er iſt hart, unbillig, es iſt eine leidenſchaftliche, und darum keine unbefangene Kritik; aber — es iſt kein ſo entſetzlich Verbrechen, kein Mord, wie Ihr ſchreien möchtet. Es wird ſogar gut thun: Göthe wird nach dieſen Vorwürfen derſelbe große Dichter bleiben, aber man wird vorſichtiger bei ſeinen Geſinnungen ſein, ſobald ſie in das Feld treten, wo jener leidenſchaftliche Richter mäht; man wird nicht mehr ſo entzückt ſein, und es für den Gipfel der Bildung halten, daß Wilhelm Meiſter am Schluſſe nun mit ſogenannter nobler Geſellſchaft verkehrt, man wird manche Aeußerungen im Taſſo, und der natürlichen Tochter mehr im dramatiſchen und hiſtoriſchen Werthe, nicht aber im abſoluten anführen — man wird nicht mehr vergeſſen, daß der Bürger Göthe keinen Schritt über ſeine Zeit hinaustreten, ja nicht einmal mit ihr Schritt halten konnte. Der Name Göthe wird durch ſeinen vornehmen Klang etwas von ſeinem vornehmen Klange, aber wenig von ſeinem guten Klange verlieren. Den Götzendienſt, in welchen die heißblütigen Poeten ſo leicht fallen, wird es ſtürzen — denn denk' an mich, daß Börne das nicht allein geſagt haben, und es in Kurzem modifizirt hier und dort zu leſen ſein wird, weil den Teutſchen die Courage immer erſt wie eine Ader aufgeſchnitten werden muß, eh' ſie fließt — aber die Verehrung des Dichters wird es nicht zerſtören.

Prüft Euch nur, ob es Börne nicht grade damit bei Euch verſchüttet hat. Es iſt nicht zu läugnen, daß Göthe nie einen Marquis Poſa mit dem damaligen Liberalismus geſchrieben hat, daß er keine Ahnung von Schillers glühender Menſchenliebe hatte, daß die ganze neue Zeit keinen Zugang zu ihm gefunden, daß ihre großen Ereigniſſe ihn im vornehmen Mittagsſchlummer geſehen haben — es iſt nicht zu läugnen; drum vergebt dem heißen Demokraten, dem erſt der Menſch mit Blut und Säften mitten im Staate, und dann der Künſtler mit dem Wolkenwagen kommt.

Anders wäre es, ſagte er Aehnliches von Shakespeare — dieſer lebte unter der Eliſabeth in der purpurnen Nacht des Staatslebens, Göthe unter Robespierre und Napoleon am Morgen des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Horch auf Börne, wenn er von Shakespeare ſpricht, der wie Herkules bei Gibraltar von einem Welttheile zum andern den Fuß ſetzt, während Göthe unbeweglich, wie ſeine griechiſche Ruhe zu fordern ſcheint, nach dem ſinkenden Jahrhundert ſieht, und keinen Blick für das aufgehende hat, ein ſchöner Januskopf dort, ein ſchönes Profil hier.

Was würde der jüngere Gracchus vom Horaz geſagt haben, wenn er ihn geſehen hätte — ohne Zweifel: „**est homo scelestus**“ — wäre Gracchus darum eine Canaille? Der römiſche Geſchichtsſchreiber, ſelbſt Sueton, wenn er ſich von den Kaiſern hätte trennen können, würde, den Gracchus beſchreibend, mit wärmendem Feuer geſchrieben haben.

Meinſt Du etwa, wir müßten weiter ſein, als die Römer? Freund, im Verhältniſſe zum Staate und zum Staatsleben muß ewig die höchſte Tugend und das höchſte Laſter zu finden ſein, es giebt für uns nichts Heiligeres, nichts Wichtigeres, denn er iſt das Saamenkorn des Glückes oder Unglücks von Millionen.

„Eitelkeit und Buchhändlerſpekulation," das ſind Vorwürfe, die man nicht machen, ſind ſie gemacht, nicht bekämpfen muß. — Daß namentlich dem publiziſtiſchen Schriftſteller die Leichtigkeit, womit der Franzoſe zu Amt und Geld kommt, womit der lehrende Politiker auch bald praktiziren kann, Hitze und Blut in's Geſicht jagen muß, iſt natürlich. Zumal, wenn er in ſo vielen teutſchen Staaten noch immer die Junker als ſtehende Erben vieler Regierungsbranchen ſieht. — Splendid wird dort der Verſtand bezahlt. In Teutſchland, wenn's gut geht, Dienſtzeit, Jahre, Formen und Verſtand. Wer nicht den kleinen Dienſt Jahre lang gemacht, ſo daß er für den höheren leichtlich untauglich wird, kommt zu nichts. Alles iſt Pedanterie, Schlendrian, aber ſyſtematiſcher. Gieb Thiers und Börne gleiche Fähigkeiten, und laß Börne Franzos und Thiers den Teutſchen ſein, und nun ſieh Dich nach fünf Jahren nach Deinem geliebten Redner in der Kammer um, in welchem Winkel Teutſchlands er hungert — die Doktrinen hat er gewiß ſchon lange aufgegeſſen.

Und nun ad vocem Inhaltsloſigkeit, worüber ich vorher nur gemuthmaßt. — Heiliger Apollo, damit ich heidniſch und chriſtlich fluche, wie weit führt die parteiiſche Verblendung. Jede Seite hat einen friſchen, guten, neuen, jeder Brief einen ſchönen Gedanken; es iſt kein regelmäßiges langweiliges Diner, wo nach der die Beſinnung betäubenden Suppe, Rindfleiſch und Häring, dann Mittelſpeiſe, dann Fiſch, Mehlſpeiſe ꝛc. kommt, aber Alles, was man braucht zum Wohlgeſchmack und zur Sättigung, das findet man. Weil's nun aber nicht ſyſtematiſch

§. 1. Ueber den contrat social.

§. 2. Royer-Collard, Thiers, Guizot ꝛc. und

ihre doktrinäre Begründung und Vertheidigung.
- §. 3. Souverainetät und Autokratie in ihrer Aehnlichkeit und Verſchiedenheit.
- §. 4. Ueber den Beſitz.
- §. 5. Ueber die Regierungspolizei.
- §. 6. Pariſer Religion.
- §. 7. Preis-Courant.
- §. 8. Tarif —
- §. 9. Fabriken.
- §. 10. Freudenmädchen ꝛc. ꝛc. —

wie in einem ſoliden Lehrbuche aufgeſtellt wird, ſondern wie in Gottes ungezogener lieber Natur Stinkblume und Lilie und Roſe nebeneinander ſteht, da iſt das Buch inhaltslos. Ein ganzes Blatt Folio Weltgeſchichte iſt darin, und wenn Hr. von Raumer drei Bände daraus macht, ſo leſ' ich keinen einzigen, ſondern leſe Börne noch einmal und laſſe mich dann examiniren, und wenn ſie mich nach recht viel dummen Streichen und nach den klügſten Gedanken der letzten Geſchichte fragen, ſo werd' ich zu erzählen wiſſen. —

Inshaltslos! Es iſt, um grob zu werden. Du haſſeſt wohl alſo das Buch nur wegen einzelne

Grobheiten, oder wie's bei uns frommen Leuten eben ſo viel heißt, Unanſtändig-Ungebührlichkeiten? — Ganz Frankreich, ganz Paris, ſein Leben und Treiben, ſein Dichten und Trachten, belgiſche, polniſche Skizzen, teutſcher Grundſatz, und zur Zugabe mehrere Kritiken ſind drinn, und das Alles nennt er inhaltslos, weils ihm nicht gefällt — ich habe Dich in meinem Leben nicht ſo befangen geſehn: das macht wohl das nahe Amt, und das fürſtliche Wappen über den Thüren, durch welche Du alle Tage gehſt.

„Aus Kamtſchatka könnten die Briefe ſein,“ beliebſt Du zu ſagen, ich glaube, es iſt keine Seite darin, die anders woher, als aus Paris ſein könnte, wo nicht etwas von Paris abgeſpiegelt wird, ſei's eine Sitte, eine Mode, ein Wort, eine Straße ꝛc., ſie können ſogar nirgends, nirgends anders geſchrieben ſein, denn die franzöſiſche Freiheitsluft, die Euch eben ſo unangenehm iſt, weht durch und durch; wären die Briefe in Kamtſchatka geſchrieben, ſo würden ſie Euch wahrſcheinlich behagen. —

Man kann — England und Frankreich ausgenommen — beim beſten Willen nicht ſolche Briefe irgendwo anders ſchreiben, denn dort ſchreibt man das Alles aus dem Blute heraus, anderswo okulirt man's künſtlich, und es wird ein Treibhausgewächs, keine geſunde Pflanze, deren Genuß das Blut roth färbt.

Er — Börne — thut den Königen vielfach Unrecht, denn er ſchimpft ſie in Bauſch und Bogen, und Du haſt Recht, daß es bei ihm ſchon ein Unglück iſt, als Fürſt erzogen zu ſein.

Was die gewöhnliche Fürſtenerziehung anbetrifft, ſo mag er nicht ganz im Irrthume ſein; aber es muß den Teutſchen und allen, die in monarchiſchen Grundſätzen aufgehängt ſind, ſchwer auf das Herz fallen, wenn ſie ſo gottloſe Reden hören. In Frankreich leben jetzt viele Vierziger, die unter keinem König geboren und in die Knabenſchule gegangen ſind, in deren republikaniſchem Katechismus ſteht nichts von ſolchen Dingen; ſolche Leute hatte Börne auch kennen gelernt. Gäben ſich die Leute doch die Mühe, ſich Börnes Anſicht vom Staate zu definiren, ſo würden ſie höchſtens dieſe tadeln, aber das ſogenannte Schimpfen würde ſie gar nicht befremden, weil es in Börnes Anſicht der Dinge natürliche Aeußerung, und gar nicht geſchimpft iſt. —

Die Menſchen ſind frei und mit gleichen Rechten geboren, zum Schutz der Freiheit hat man Geſetze gemacht, zum Schutz, zur Bewachung und Ausübung der Geſetze Fürſten — thun dieſe dafür zu viel oder zu wenig, ſo erfüllen ſie nicht den Zweck, um deswillen ſie eingeſetzt ſind, und ſind — abzuſetzen; kann der Zweck ohne ſie überhaupt erreicht werden, ſo brauchen wir ſie gar nicht, ſie ſind kein Geſchenk Gottes, ſie ſind eine Emanation menſchlicher Einrichtung. — So ungefähr raiſonnirt Börne, ſo jeder Republikaner — wo bleiben nun die Blasphemieen, wenn Du nicht dies Raiſonnement eine Blasphemie nennſt.

Meinſt Du, der Nordamerikaner, wenn er über ſeinen Präſidenten ſpricht, geberde ſich zierlich. Man weiß, die Sache dauert nur ſechs Jahre, und da wird es der irdiſchen Herrlichkeit ſchwer, bei der himmliſchen Schulden zu machen — unſre in Europa ſind größer als die engliſche Nationalſchuld, und der Teufel iſt los, wenn Einer einmal vorlaut vom Bezahlen ſpricht.

— Von wegen des monarchiſchen Prinzips, was Du gegen die Republik in Schutz nimmſt, iſt es wohl die Einheit und Concentrirtheit des Regierens, die Du vor Allem hervor hebſt, und das iſt der Grund, warum man die repräſentativen Verfaſſungen jetzt überall einführt, weil ſie viele Vortheile der republikaniſchen Form mit jener Gedrängtheit vereinigen. Schon der Gang zeigt an, wohin das Syſtem will; aus der halbreifen Republik wird mit der Zeit eine Republik; man hält's noch nicht an der Zeit, man will Schritt vor Schritt gehen und keinen Sprung machen, und das iſt gut — ſind wir einſt aus dem ſproſſenden Frühling in den reifenden Sommer getreten, kann jene Einheit ohne ſo ſchreiende Bevorzugung Einzelner, wie beim Fürſtenthum, erreicht werden, ſo tritt jetzt gewiß das Zeitalter der Republik ein, nicht einer römiſchen, griechiſchen ꝛc, — ſondern einer ſolchen, wie ſie die Bildungsſtufe der Zeit erheiſcht. Wie oben beſprochen, muß ſich der Philoſoph, er mag denken und dichten, über was er will, an die höchſt mögliche Potenz des Gegenſtandes halten, und daraus ſeine Fäden ziehn, und dieſen Zuſammenhang denkend, ſchrieb ich Dir, ich ſei Republikaner.

Ich gedenke nun noch nachträglich wegen jener Inhaltsloſigkeit, und Kamtſchatkas der Bilder von Benjamin Conſtant und Lafayette; wollten wir Heilige haben, ſo gäb's keine beſſeren Portraits, und doch iſt kein menſchlicher Zug vergeſſen: **Lafayettes** Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit, **Conſtants** Unzufriedenheit, daß er nicht mehr anerkannt werde — ſind das auch kamtſchadaliſche Figuren? Es ſind eherne Statuen an der Pforte des neunzehnten Jahrhunderts aufgeſtellt, welche die ſpäten Geſchlechter finden und bekränzen werden. Nur muß man ſie nicht in Kamtſchatka ſuchen. Und doch löſcht Börne abſichtlich den Nimbus immer wieder aus, wann das verehrungsluſtige Herz allein ſeinen Odem aushauchen will; denn unſere Zeit iſt über die Perſonen hinaus, um Begriffe handelt ſich's, tugendhafte Begriffe ſollen regieren, und das muß auch als ein Balſamtropfen auf die Götheſche Wunde genommen werden.

Und nun zu dem Rechte, über Staatsangelegenheiten zu ſprechen und zu ſchreiben, was Du nur den Leuten zugeſtehn willſt, die das von Grund aus verſtehen, die, wenn ſie nach einem Apfel langen, ſogleich einen ganzen Apfelbaum dafür aus der Taſche ziehn können, die nur eine Einrichtung tadeln dürfen, wenn ſie zur Entſchädigung ſogleich eine, ganze friſche Konſtitution vorzuleſen im Stande ſind.

Quod nego: das Recht ſteht dem Bauer zu, der nichts von Verfaſſung weiß: der Staat iſt da, um die Individuen zu beglücken, wo er dieſen Zweck bei dem einzelnen Individuum verfehlt, ſo ſteht dieſem das Recht zu, ſeine Klage anzubringen. Hätte das nie und irgend geſchehen dürfen, ſo lebten wir noch im Urzuſtande der Barbarei, oder wie Du ihn nennen willſt, Du müßteſt denn auch darin eine fortlaufende übernatürliche Offenbarung annehmen. — Nach Deiner Theorie dürfte, wie geſagt, nur der klagen, welcher die Mittel zur Hilfe bei der Hand hat, der das Staatsrecht auswendig weiß.

Die Polen und Italiener, die Oeſterreicher und Hannoveraner fangen jetzt an zu memoriren.

Jeder ſei ſtill, der nicht Staatsmann iſt — Mann des Staats iſt auch der Bettler. Das kommt auf das privilegirte Weſen hinaus, dem die franzöſiſche Revolution von 1789 bereits den Hals gebrochen hat.

Die klügeren Leute ſind dazu da, jene Klagen der Einzelnen zu prüfen, zu beſeitigen, aber das Reden und Schreiben ſteht Jedem zu, denn der Eine hat das Recht dazu ſo gut wie der Andere. So viel von der Befugniß. Du urgirſt aber mehr die Fähigkeit, und meinſt eben, nur der beſitze ſie, der eine ganze Regierung einrichten könne.

Der Kaufmann wird vortreffliche Mittel zur Belebung des Handels angeben, aber keine Conſtitution machen können — er muß ſtill ſein; — der Landwirth weiß kluge Vorſchläge zur Verbeſſerung im Beſteuerungsſyſteme des Landmanns, er kann keine Conſtitution machen — er muß ſtill ſein, und ſo in den einzelnen Fächern weiter.

Ja — ſagſt Du, die Leute ſprechen auch nicht über die Conſtitution! —

Freilich thun ſie das: die Conſtitution iſt kein untheilbares Atom, ſie iſt ein Konvolut der einzelnen Intereſſen, und man verlangt billig ein Konvolut der beſten Anſichten über dieſe einzelnen Gegenſtände, dazu ſind aber die Anſichten der Erfahrenſten in dieſen Gegenſtänden nöthig. Nun ſind die publiziſtiſchen Schriftſteller alle Staatsbürger, ſie leben und weben in den Intereſſen des Staates, und vertheidigen je nach ihren Anſichten dieſen oder jenen Gegenſtand, oder greifen ihn an — man höre ſie, oder laſſe ſie doch gewähren, denn die Befugniß des Redens ſteht ihnen zu, über ihre Fähigheit richte der allgemeine Verſtand, oder der Verſtand der Allgemeinheit.

Weil ſie nun aber nicht Alle mit gleicher Klugheit vertheidigen oder angreifen, ſollen ſie — ſtill ſein! Eheu, das iſt Despotismus, aber kein Liberalismus!

Dafür iſt die Regierung da, daß ſie das Beſte aus den öffentlichen Klagen ꝛc. nehmen, das iſt der Vortheil der öffentlichen Redefreiheit, der öffentlich ausgeſprochenen Meinung, das iſt die Freiheit, und dieſe willſt Du nicht.

Die Regierung wird als höchſte Potenz der Klugheit des Landes angeſehn, die das Beſte ergreift, das Beſte auswählt; daher die Einrichtung, daß, wenn ſie die Majorität verliert, dieſe Potenz als geſtürzt angeſehn und die Regierung verändert wird. Nach Deinem Syſtem muß Lamarque von der Tribune geworfen werden, wenn er über den Krieg ſpricht, weil er nicht auch über das Unterrichtsweſen ſprechen kann.

Mit der Kunſt, meinſt Du, ſei's darum anders, weil die Kunſt ein Privilegium — meinetwegen, wiewohl über ein Privilegium eben eigentlich Niemand zu ſprechen hat — aber darin liegt's eben, die Staatsangelegenheiten ſind kein Privilegium, ſie ſind Allgemeingut, und Jeder hat darüber zu reden, weil ſie Jeden treffen.

Dieſe Dinge ſehen ſo unſchuldig, harmlos und doktrinär aus, und ſind ſo unbeſchreiblich gefährlich, ſie ſind im Grunde nichts, als das alte ſchlechte Zeug im modernen Rahmen — die Doktrinaire werden der Fürſtengewalt das, was die Jeſuiten dem Katholizismus wurden, und es iſt hohe Zeit, vor einem politiſchen Tridentiner Koncilium zu warnen. Börne hat ganz Recht, wenn er ſagt, daß ſie die geſunde Vernunft einſperren, und das Regierungsſyſtem ebenſo wie die geſtürzten Regierungskünſtler in ein künſtliches Uhrwerk verwandeln, wobei nur das Zifferblatt durchſichtig geworden iſt, daß wir zuſehen können. Sonſt iſt's derſelbe privilegirte Mechanismus, der die natürliche regſame Freiheit tödtet. Es ſind die grauſamen Peiniger, welche die Menſchheit in Bajazets Käfig zuſammen drücken, d. h. in ein Syſtem einzwängen, ſtatt das Syſtem nach den freien natürlichen Bewegungen der Menſchheit auszudehnen. Es ſind, wenn das Obige zu hart ſchlägt, die neuen Scholaſtiker, die politiſchen Chemiker, die nichts von geſunder Luft wiſſen, ſondern die Welt mit Sauerſtoffgas, was ſie allein künſtlich bereiten können, erhalten wollen.

Die künſtliche Lehre von den drei Staatsgewalten hat uns ſchon Montesquieu vorgetragen, und die hat doch Europa nicht von dem Revolutionsjahrhundert bewahrt, es giebt für den Staat wie für die Cholera kein Specificum, die mathematiſchen Politiker mögen bei todten Maſſen was taugen, der regſame Menſch wird die ſtarren Formeln ewig zerbrechen.

Wer keine Conſtitution machen kann, darf nicht über Politik reden und ſchreiben! (Wer keinen Gott machen kann ꝛc.) Giebt's etwas Bequemeres für den Despotismus? Ja, nur eine Kleinigkeit mehr: kein Menſch darf ſchreiben.

Wie wäre wohl bei jenem Edikte Charles X. mit ſeinen Kreaturen und der gleisneriſchen, modernen Frömmelei geſtürzt worden? Glaubſt Du wohl, daß jeder Journaliſt, der die Julitage vorbereiten half, eine Conſtitution zu Stande gebracht hat.

Und meinſt Du nun, daß jeder dieſer Schriftſteller eine Verfaſſung für die beſte anerkennen und dieſe vertheidigen können müſſe, ſo werden Dir nur die jämmerlichſten die Antwort ſchuldig bleiben. Der

Eine wird ſeine Gründe für das ausgebildete Repräſentativſyſtem, der Andere für die Republik vorbringen. Keiner wird vielleicht dazu ein ganzes Buch mit allerlei künſtlichen Formeln und mathematiſchen Staatsexempeln von Puſendorf bis auf Haller herunter vorbringen, ſie werden die Sache einfach mit ein Paar Worten und ein Paar Sätzen abmachen, aber es wird darum nichts ſchlechter, es wird beſſer ſein. — Je einfacher die Wahrheit, deſto beſſer — Sachen, die alle Welt verſtehen ſoll, ſind unverbaut und unverziert die beſten, da erkennt ſie am leichteſten Jedermann, denn ſie ſind für Jedermann, weil Jedermann dabei betheiligt iſt. Die Kürze des Ludwigſchen „l'état, c'est moi“ iſt noch jetzt das Beſte daran, für moi ſagen wir jetzt nur „tous.“ —

Es könnte alſo leicht Perier und Guizot beim Definiren zu vielen Worten und Geſchrei greifen müſſen.

— Mit den Konceſſionen appellirſt Du als ächter Doktrinair an das Vertragsweſen, was den Staat gegründet habe, oder was man wenigſtens lange ſupponirt hat.

Ueber dieſe ſchwanke Brücke iſt glücklicherweiſe die neue Staatslehre hinaus, ſie legt nicht mehr, wie ſelbſt Hume, Locke ſogar Rouſſeau und faſt alle früheren Philoſophen gethan, Urverträge und dergl., zum Grunde, ſondern appellirt einfach an das Vernunftrecht, was nichts von dergleichen weiß. Da iſt von keinem wirklichen oder gedachten Vertrage die Rede, alſo auch von keinen Kontrahenten, alſo auch von keinen Konceſſionen. Es findet ſich einfacheres, baares, gleiches Recht, und das koncedirt ſich gegenſeitig nichts, weil das Gleiche nichts veräußern kann, und nichts Andres braucht.

Assez — noch ein Wort über Talleyrand: was ſagt das inhaltsloſe Buch, was ſagſt Du über ihn? Das iſt die Politik der Klugheit, und ſelbſt die Klugheit kennt kein Syſtem, Talleyrand hat nie ein's gehabt — er taugt nichts zum Doktrinair. Wie lange würden die ſyſtematiſchen Doktrinairs gegen ihn beſtehen, wenn er noch lange lebte?

— Wir wollen die Politik der Tugend.

Talleyrand iſt die kluge, unmerklich wechſelnde, aber wie die Natur wechſelnde Zeit, die Doktrinairs ſind die klügelnde, in Fabriken und Maſchinen gleichförmig ſich bewegende Periode.

Es fehlt noch zum **Triumvirate**, der ein[illegible]

Menſch, der nicht bloß wechſeln, nicht bloß klügeln, ſondern leben will, wie es ſeine Natürlichkeit begehrt, und der iſt Euch in ſeiner Nacktheit abſcheulich. —.

— — — Was wird aus dieſem Hinüber- und Herüberreden? Das Leben. Laß uns reden, ſuchen, forſchen; in ſeiner Individualität hat Jeder Recht, weil er ſich ſelbſt giebt, nur die Falſchheit, der böſe Wille hat immer Unrecht.

Die Vernunft hat ewig geſiegt, alſo das Beſte — unſer Leben beweiſ't es nicht, denn wir ſehen es mit konvex geſchliffenen Gläſern an, die Gottheit ſchleift konkav: wir müſſen warten, bis wir einſt mehr von Schleiferhandwerk verſtehn.

Du ſetzeſt gewiß bei Börne keinen böſen Willen voraus, drum thuſt Du Unrecht, ihn zu verdammen — ſeine Meinung nicht theilen, iſt etwas andres; dumm und inhaltslos iſt er ſchwerlich, denn man hat ſeine Briefe verboten. Ade!

10.

Ich habe Deinen Brief mehrmals bei Seite gelegt, um den erſten Eindruck deſſelben in eine allgemeinere Beurtheilung aufzulöſen. Seitdem habe ich ihn öfters durchgeleſen: aber es hat ſich von dem erſten Eindrucke nur eine gewiſſe Empfindlichkeit verwiſcht, welche mich im Anfange überraſchte, welche ich aber nun getroſt über Bord geworfen habe. Im Uebrigen haſt Du meine Ueberzeugung nicht wankend gemacht. Ich weiß aber in der That nicht, was ich beginnen ſoll, den Streit wieder aufzunehmen: es ſcheint mir, als wenn Du vieles, was ich geſchrieben, mißverſtanden hätteſt, und ich fürchte nur zu ſehr, noch Mehreres in Deinem Schreiben mißverſtanden zu haben. Daß ich befangen geurtheilt habe, wie Du mir vorwirfſt, gebe ich gern nach, aber ich wundre mich, daß Du, der die fremde Befangenheit ſo ſehr in Anſchlag bringt, doch auf die Deinige nicht Rückſicht nimmſt. Jeder Menſch, der eine Geſinnung, ein Gefühl mit in den Kampf der Meinungen bringt, wird befangen urtheilen: er ſteht einmal auf einem gewiſſen Standpunkte, welchen er nicht verändern kann, und betrachtet die Sache von dieſem, und thut Recht daran, weil ſie für ihn nicht von allen Seiten zu betrachten iſt, ohne daß er ſich ſelbſt verleugne oder wenigſtens ſich über ſich ſelbſt erhebe. Wenn Du aufrichtig Dir an das Herz greifſt, ſo wirſt Du geſtehen müſſen, daß Du an die Leſung der Börneſchen Briefe mit einer vorgefaßten Liebe gegangen biſt, welche Deine frühere Vertheidigung und unſre Angriffe Deiner Natur nach in Dir erzeugt haben mußten. Welche Befangenheit die größere ſei, die Deine oder die meine, will ich gern dahin geſtellt ſein laſſen, ja ich will mich ſogar für den ſchwächeren Theil, für den mehr befangenen erkennen — aber dennoch ſcheue ich mich nicht, die Dauer dieſer Befangenheit einzugeſtehen, meine Anſicht iſt dieſelbe geblieben. Ich könnte Dir Vieles auf Deine Gründe antworten, ſo warm Du ſie auch entwickelſt, aber die Gedankenfluth ſchäumt vor meinen Augen, es würde ein Buch werden, jeder Satz iſt Stoff zu langen Abhandlungen. Vielleicht wirſt Du dieſes Abbrechen für ein Aufgeben meiner Sache halten — vielleicht auch nicht — gewiß thuſt Du im letzteren Falle das Richtigere. Ich möchte aber um keinen Preis, daß Du darin etwa eine Abſicht von meiner Seite ſehen mögeſt, unſeren Hin- und Herreden ein Ende zu machen. Wir können im Briefwechſel wohl ſchwerlich einen Gegenſtand erſchöpfen — Briefe ſind immer Fragmente, es ſind Dialoge — um Neues aufzunehmen, muß man Altes fallen laſſen, wenn man nicht nach und nach Altes und Neues zuſammen in Bücherlänge ausdehnen will.

Ueber den Schreibeberuf haben wir früher ſchon unſre Ideen ausgetauſcht. Ich geſtehe Jedem gern das Recht zu, ſeine Anſichten durch den Druck geltend zu machen, ſobald er Drang und Beruf dazu fühlt: ich ſetze ſogar dieſen Beruf bei jedem Schriftſteller voraus, ſobald ich ſein Buch leſe, weil ich es für die erſte Pflicht der Menſchenliebe halte, Niemand ohne Grund eine ſchlechte Abſicht unterzulegen. Das iſt ja eben die hohe Idee, auf welcher die unerſchütterte Gewalt und Heiligkeit der Preßfreiheit ruht, daß jede Anſicht ſich geltend machen ſoll: denn nur aus der Wahl Aller kann die Wahl der Beſten hervor gehn. Wenn ich daher Börnes Briefe ein Produkt der Eitelkeit und eine Buchhändlerſpekulation nannte, ſo iſt dies allerdings ein hartes, unvorſichtiges Wort. Meine Meinung aber war die: Obwohl Börne gewiß Beruf und Drang zum Schreiben über Politik fühlt, und obwohl gewiß ſein Buch nur dieſem Drange ſeinen Urſprung verdankt, ſo ſcheint mir doch das Grelle, Scharfe, Paradoxe einzelner Aeußerungen darin unfehlbar darauf hinzudeuten, daß er ſich dadurch auszeichnen und bereichern wollte. Ich bitte hierbei nicht zu überſehen, daß ich dergleichen Aeußerungen noch ein mildes Motiv unterlege, indem ich ſie nicht einmal einem verbitterten Herzen zuſchreiben mag. So z. B. die Aeußerungen über Göthe, von der ja auch Du ausführlicher ſprichſt. Du ſagſt, es ſei ein hartes, vielleicht ungerechtes Urtheil, aber keine Sünde, kein Mord ꝛc.

Ich denke anders: ich würde es für eine Sünde halten, Jemanden, er ſei der Niedrigſte der Erde, nur in Gedanken für einen abſolut ſchlechten Menſchen zu erklären: ich halte es für eine Sünde gegen die Menſchen, ja für eine doppelte gegen Gott, deſſen Funken in jedem Menſchengeiſte glüht, und welchem allein ein abſolutes und unbegründetes Urtheil zuſteht, für eine Sünde gegen ſich ſelbſt. Aber dieſe Sünde wird erſt gehäſſig, wenn ſie kein geſchichtliches Urtheil, wenn ſie nichts als eine ganz zweckloſe Kränkung gegen einen alten Mann iſt, welche für abſichtlich und hämiſch gehalten werden muß, ſo lange ſich ein beſſeres Motiv auf keine Weiſe erkennen läßt. Und müßte mein Verſtand das Urtheil für begründet halten, meine Geſinnung würde dieſem Anerkenntniß widerſtreiten. Entgegne mir nicht, daß eine einzelne Aeußerung nicht vom Ganzen getrennt werden kann und ſoll: eine edle Geſinnung verleugnet ſich in keinem Augenblicke und in keinem Worte, jede Aeußerung iſt ein Radius, der ſeine Wurzel im Mittelpunkt hat. Daher will ich Göthen nicht vertheidigen, indem ich Börne anklage: Anklage und Vertheidigung haben hier nichts mit einander gemein. Dies iſt ungefähr, weshalb unſre Geſetze auch den als Injurianten beſtrafen, der eine Metze — eine Metze nennt, ohne daß er ſich durch den Einwand der Wahrheit ſchützen darf. Du wirſt lächeln über dieſe Anwendung, aber ſie iſt angebracht. Die Sittlichkeit und Gutheit eines lebenden Menſchen iſt ein Heiligthum, welches an ſich von Niemand angetaſtet, am wenigſten aber durch die allgemeinſte und dabei ſchwerſte Beſchuldigung, geſchändet werden darf. Nun wirſt Du ſagen: Habe ich nicht Recht, wenn ich ſagte, daß bloß die Aeußerung über Göthe Euch ſo erbittert hat? Du haſt aber nicht Recht: ſo weit reicht meine Befangenheit nie und nirgends, daß ich einen Menſchen bloß deshalb verdammen ſollte, weil er einen Andern verdammt, und eben meine Anſicht, die ich entwickelt habe, hält mich ab, alſo zu thun und ſomit denſelben Fehler zu begehen, den ich rügte. Ich habe nichts über Börne ſprechen wollen, und habe es doch gethan — es thut nichts.

Ich leſe jetzt eine der liberalſten Zeitungen Teutſchlands, die neuerſchienene Stuttgarter Allgem. teutſche Zeitung. Es ſteht viel Gutes drinn, viel Bekanntes, manches Neue; im Ganzen leidet ſie an Einförmigkeit, ſelten gediegne Aufſätze publiziſtiſchen Inhalts, häufig Berichte von fürſtlichen Skandalosis mit Ausrufungszeichen. —

11.

Dein Brief hat mich erfreut; einmal, weil ich Deines langen Schweigens halber Dich krank glaubte, zweitens weil er den verſöhnlichen, beruhigenden Charakter der Luft nach reinigenden Stürmen trägt — ich möchte dieſen Zuſtand der Welt wünſchen hielt ich ſie nach unſern jetzigen Begriffen für gereinigt, aber wer möchte, wer könnte das denken! Und die Geſchichte lehrt, daß dergleichen Ruheepochen, immer erſt eintraten, nachdem irgend ein aufgehäuftes, gleichviel welches Material verbraucht war. —

Nach den Stürmen um Beſitz und Herrſchaft, die in den wollüſtigen. Ländern zwiſchen den Flüſſen (Meſopotamien). wie die Griechen κατ' ἐξοχήν ſagten, Babylonien, Aſſyrien und Medien aneinander geſchleudert, trat auch ein heftiger Orkanſtoß, Cyrus, ein, und es folgte eine faſt zweihundertjährige Ruhe, denn die beiden unglücklichen Spaziergänge nach Griechenland ſtörten den geſellſchaftlichen Nexus, und verrückten das Ruhebett der Perſer nicht — dann kam der Alexanderſturm, der griechiſche Bildungsſturm, der die ariſtoteliſche Philoſophie und die griechiſchen Gewänder bis an den Indus tragen wollte. Der Träger der Idee verſchwand im üppigen Babylon, in kleine Reiche zerſtiebte das Material, und es trat Windſtille ein. Die Griechen ſchliefen zu früh ein, und träumten unruhig, die Syrer verſchwanden ganz hinter dem Libanon, die Aegyptier ſchrieben und ſtellten ſich gelehrt; die große Idee war zu Babylon mit erſäuft worden. —

Nun kommt der große Gedanke der ewigen Roma, und raſ't und tobt ſo viele Jahrhunderte, und reißt ganze Welttheile ein — zum letzten Mal ſchwellt er die Segel des Auguſt beim Cap Actium; er iſt verbraucht, das Material iſt zu Ende, aus dem Schutte baut ſich der ſchlaue Römergrieche ein bequemes Haus, und Zeit und Idee ruhen Jahrhunderte darin, bis die neue, folgenreichſte auf den Fittigen eines donnernden Oſtwindes vom chineſiſchen Meere herkommt und die ganze Erdoberfläche verändert. Die alten verdorrten Völkerbäume werden mit neuen Schößlingen beſetzt und die untauglichen umgehauen: es geht eine neue Welt mit neuen Begriffen, neuer Sprache, neuer Kleidung, neuem Recht auf, die größte Idee der Weltgeſchichte, ein völliges Verrücken alles Beſtehenden, weil das Alte kraftlos geworden war, verwirklicht ſich. Junges, rohes Leben tritt an die Stelle des alten überfeinerten, halbabgeſtorbenen. Die Welt zerſtört ſich wie der fabelhafte Phönix, um neu aus der Aſche zu treten. Nach den langen Stürmen, die nur allmählig in einzelnen neu erwachten Schlägen zuſammen fallen, noch einmal in dem oder jenem Winkel aufwachen und dann ſchweigen, tritt Ruhe und Unthätigkeit ein; der Süden, wo der Sturm weniger hingedrungen war, ſtirbt mehr und mehr ab, weil ihm keine Erfriſchung geworden, das nordiſche und germaniſche Element erfriſcht den Norden und erhält ihn munter. Als aber Gälen und Kymren mit ihrem Oſſian hinauf gedrängt waren bis in die Felſenklippen der Hebriden, da hört das Drängen auf, die herumirrenden Normänner ſind noch einzelne Pulsſchläge — der Gedanke des Völkerwanderns ſtirbt, und im elften Jahrhunderte iſt er begraben.

— Da bemächtigt ſich zum erſten Male das Chriſtenthum und ſeine Idee der Welt, volle 1000 Jahre war es gewachſen, wie der Stein wächſt, d. h. durch Anſetzung, und ſelbſt ſeine kirchlichen Unordnungen und Bewegungen hatten nie das Leben der Welt berührt, des Arius, des Athanaſius Streitigkeiten bewegten ſich, wie ſpäter die Seeräuber, faſt nur in dem großen Becken des Mittelländiſchen Meeres herum — jetzt trat das Chriſtenthum zum erſten Male mit einer univerſellen Idee hervor, die ſich mit der Erde auch beſchäftigte, mit den Kreuzzügen, und zwei Jahrhunderte pulſirte dieſe von Albion bis Jeruſalem und Damiette. Dann kam die ſchreckliche Zeit der Apathie, in der ſich nur der kalte Verſtand der Hierarchie, ſonſt aber kein Leben findet.

— Der todte Süden aber hatte dieſelbe fanatiſche Epoche 400 Jahre früher in den flammenden

Zügen der Araber durchgemacht, und ihnen verdanken wir die ſpärlichen Blüthen des Völkerlebens, die ſich in der Zeit der Abſpannung, als der heilige Grab-Gedanke zu Grabe gegangen war, zeigten — ihnen verdanken wir die Anregung zur Poeſie. Araber befruchteten die Provencalen, Provencalen die teutſchen Minneſänger, Araber die ſüdlichen Italiener, von denen Dante, Petrark und Boccaz lernten; aus der Umarmung Spaniens und Arabiens ſproßte der Roman. —

— Aber es ward ſtill; keine Idee begeiſterte, die letzte war todt, die Scholaſtiker ſpielten wie auf dem Theater mit Donner und Blitz bis der kritiſche Jupiter kam und Meer und Land mit der neuſten Idee, der Reformation aufregte. Luther ſtarb, aber der lutheriſche Gedanke nicht, man hatte ihm zu Augsburg die ewige Taufe gegeben unter dem Namen Proteſtantismus, man kämpfte länger als 30 Jahre dafür, ohne ihn eigentlich zu kennen, man ließ ihn fallen, weil man ihn nicht kannte. Faſt das ganze ſiebenzehnte Jahrhundert grollte er nur wie ein abziehendes Gewitter im Gebrumme einiger meiſt geiſtloſen Theologen, bis er 1789 auf der Straße von Verſailles nach Paris wie ein neuer, junger blutiger Gott vom Horizonte mitten unter das Volk ſprang.

Dieſe große kritiſche Idee, der fruchtbar gewordene Skepticismus, die Idee des Reformirens kämpft jetzt am Amazonenſtrome, und hat an der Wilia geblutet, und ſie kommt nicht zur Ruhe, bis ſie todt iſt — unterdrückt, Freund wird ſie nicht. Wir müſſen ſie aber lebendig zu erhalten trachten, damit die hiſtoriſch eben dargethane Apathie nicht über uns hereinbreche — und die Scheidung der Parteien ſorgt dafür: ſo lange eine der resistance und eine des mouvement da iſt ſo lange hat der reinigende und ſicher auch befruchtende Wind reichliche Nahrung; wäre der Sieg des Widerſtandes vor den Thoren, ſo läge auch der geiſtige Tod der Zeit auf der Schwelle, und ſchon darum ſteh' auf Seiten des mouvement — das iſt ja das Herrliche des Fortrückens in Zeit und Geſchichte, daß die resistance allmählig nachrückt und hineintritt in die geräumten Plätze des mouvement. Fürchte nicht den Untergang der geſellſchaftlichen Form wenn dies ſiegt — und ſiegen wird es, aber dann, wenn man's nicht mehr für Sieg anſieht, und wenn nichts mehr zu vernichten ſein wird; und ſo ſoll's ſein —

— jenes glauben, das hieße dreiſt der Partei der Bewegung die Ausbildung abſprechen, und die großen Talente auf ihrer Seite, Napoleon an der Spitze, widerſprechen dieſem Verſuche. Den größtmöglichen, den allgemeinſtmöglichen Vortheil wollen wir aus der ſocialen Kultur ziehn, nicht ſie vernichten, und der Grad unſrer Kultur iſt der Maaßſtab, wie weit Zerſtörung und Mord alter Dinge reichen werden. Ich halte eben ſo vor der Hand den Widerſtand für heilſam, ſobald er nicht ſtörrig und dumm iſt; er kühlt die Hitze der Zeit und ſchärft den Verſtand, er iſt die permanente Examinationskommiſſion der Bewegungsmänner, aber ich erachte auch die wilden Kämpfer wie Börne ꝛc. auf unſrer Seite für heilſam, ja für nothwendig. Wenn ein Arzt den Staar operiren will, ſo iſt nach einigen Vorbereitungen ein raſcher Schnitt nöthig — dann giebt's noch mehrere Wochen Dunkelheit und allmähliges Gewöhnen an's Licht, eh' der Kranke ſehen darf, und ohne Gefahr ſieht.

Börne, und die ihm Aehnlichen, ſtechen der Welt raſch und ſchonungslos den Staar, die Kranken taumeln, aber die politiſchen Krankenwärter, Ihr Doctrinairs, kommt mit künſtlicher Dunkelheit, der

Kranke gewöhnt ſich an's Licht, und — glaube mir — wir werden noch einen recht muntern Tag erleben, deſſen auch Du Dich freuen wirſt. —

— Vergieb mein breites hiſtoriſches Geſchwätz; ich bin oft von einer Art von Hiſtoriomanie befallen, und die franzöſiſchen Deputirten haben Recht, wenn ſie ſagen, es ließe ſich *Alles* aus der Geſchichte beweiſen: ich gebe ſelbſt nicht ſo Viel darauf, die facta ſind immer nur Worte, und es kommt nur darauf an, was man für Zeitwörter dazwiſchen ſchiebt, auf daß ſie das Verſchiedenſte beweiſen. Doch mit eben dem Rechte müßte man die Sprache verwerfen, und mit noch größerem Rechte, denn die Sprache ſpricht mit Worten, die Geſchichte mit ganzen Sätzen — Beides ſind Wiſſenſchaften, aber als ſolche Inſtrumente zum großen Zwecke, denn es iſt der große Irrthum der Philologen, die Wiſſenſchaft ſelbſt für den Zweck anzuſehn. Der Zweck iſt die *Bildung*, die *Humanität* — drum ſind auch die meiſten Philologen nur Handwerker, und das war's womit ich unſern ſogenannten „Philologen" ſtets heftig erzürnte. Er konnte dieſen Schritt eben ſo wenig thun wie die Theologen vom Handweil den über Rationalismus und Supranaturalismus hinaus nur verdammend anſehn.

Die Geſchichte bleibt darum aber doch immer die wichtigſte Wiſſenſchaft, weil ſie das wichtigſte Hilfsmittel zum Wiſſen iſt, weil in ihr die Reſultate aller andern liegen, weil alle Künſte, vorzüglich die Poeſie, in ihrem Schooße ruhn, — weil ſie die Mutter der Bildung iſt. Was thut's, daß ein Sohn ſie ſo, der andre ſo verſteht; direkte Offenbarungen beſitzen wir nicht, das Abſolute haben wir nicht, laß uns von dem, was wir haben können, ſo viel ergreifen als möglich iſt, und die Geſchichte bleibt ſchon die freigebigſte Mutter. —

— Ich wollte Dir aber, und das war der Gedanke, mit dem ich an's Schreibepult ging, zugeben, daß Börne den Machthabern nicht viel weniger Unrecht thue, als dieſe oft der Menſchheit thun, weil er es eben ſchon für ein Verbrechen anſieht, Fürſt zu ſein. Sähe er es für ein bloßes Unrecht an, ſo wäre ſein Republikanismus noch ganz gerecht, aber er geht im Aerger auch einmal darüber hinaus, und das könnt Ihr ihm mit Recht vorwerfen. Das wird er aber auch gern zugeben, und er wird ſagen: Wollt Ihr dem Fürſtenſtande, der durch Jahrtauſende unſägliches Unrecht, zahlloſe Verbrechen an der Geſellſchaft begangen, der heut noch täglich welche begeht, vergeben wiſſen, ſo fangt mit der Vergebung bei meinem Kleineren an, was ich im Zorn auf das Papier geheftet.

Alsdann vergleicht dieſen ſchönen Zorn, der das Volk nicht genug erheben kann, ſobald es ſeine Rechte zum Vergeben gebraucht und die Fürſten beſchämt, und daraus ſchließt mit ein Wenig Klugheit, was er wohl mit den härteſten Ausdrücken will. Wie könnt Ihr auch ferner bei ſeiner Beurtheilung vergeſſen, daß er Briefe geſchrieben, und das gegeben, was ihm eben das Herz bewegte, daß er Euch aber keineswegs ein Syſtem aufgeſtellt. — Ihr müßt darum manches Arge ſeiner Stimmung, ſeinem gereizten, oft mit Recht empörten Gefühle annehmen, und dieſe edle Reizbarkeit iſt's grade, warum ich den Mann mit den ſchönen Augen um ſo mehr liebe — das edelſte und gewaltigſte Thier, der Elephant, wird von einem dünnen Stäbchen verletzt — Ochs und Eſel brauchen viel grobe Peitſchenhiebe auf einen Fleck, eh' es ſie rüttelt. — Ihr könnt meinetwegen auch dieſe Stimmung tadeln und ihre Ausbrüche, Ihr braucht ja den Menſchen nicht zu lieben, der ihrer fähig iſt, aber die Sache nur deshalb zu ſchmähen und zu verwerfen, iſt eine meines Erachtens ſeitabgehende Kritik, heißt: das Kind mit dem Bade ausſchütten. Was thut's, daß Viele den Börne, daß Viele mich, ſeinen Vertheidiger, nicht lieben können! Es iſt nur ein Zeichen, daß wir unſre Sache nicht liebenswürdig genug verfochten haben, aber die Sache kann deshalb — dünkt mich — gut bleiben. Zu große Liebenswürdigkeit hiſtoriſcher Perſonen heutiger Zeit iſt gar nicht einmal etwas ſo Vorzügliches, der ſchwache Menſch verwechſelt dann gar zu leicht Perſon und Begriff, Götzendienerei und Despotismus ſind gar oft ein Stiefkind und Stiefvater der Liebenswürdigkeit.

Und Freund, es iſt nichts als die Volksſouverainetät und die daraus fließendem Conſequenzen, die eben bei Börne ſo erſchrecken. In philoſophiſchen Wortqualm gehüllt, läßt ſich das Alles ſagen: Jahrelang kann man über Eiſen und Stahl ſchreiben, aber die daraus zuſammengeſetzte, konkrete Figur eines geharniſchten Mannes, die ich plötzlich hinſtelle, erzeugt Geſchrei. Und nun kommt Börnes Unrecht, was man ihm wie geſagt, ſo leicht vergeben kann, hinzu, daß er Fürſten und Regenten nicht in den Begriff „Volk“ aufnimmt, und darum hie und da ihnen wirklich zu nahe tritt. Aber das geſchieht ein — zwei Mal, und die Gegner haben das gar nicht einmal getroffen, ſondern ſie ſind nur vor der Figur erſchrocken. — So iſt „wenn Euch des Königs Naſe nicht gefällt“ ꝛc. nichts als eine üppige Pflanze der Volksſouverainetät, welche lehrt, daß der König des Volks wegen und für das Volk da ſei, zu regieren aber aufhören müſſe, wenn ihn das Volk zu ſeinem Beſten für unzuträglich halte. — „Die zehn Ellen Hanf“ aber ſind das Verbrechen, was ſich die Fürſten tauſend Mal erlaubt haben, was ſich aber der Demokrat nicht erlauben darf, weil die Gerechtigkeit ſein Lebensodem iſt, und der Fürſt eben ſo zum Volk gehört, und keiner geſetzloſen Procedur unterworfen ſein muß.

— Aber was macht Ihr aus dieſem Buche, was ſo inhaltslos ſein ſoll, Ihr ſchreibt ſo viel darüber, daß es mir zu viel wird, es wird exegetiſch darauf herum geritten, wie auf dem „Neuen Teſtamente,“ und doch wollt Ihr nicht zugeben, da etwas Kluges drin ſei. Und mit den einzelnen Worten treibt Ihr's grade ſo wie die Theologen, die ſich ſeit Jahrhunderten mit der κτισις ꝛc. der ſeufzenden Kreatur, herum ſchlagen, und noch alle Tage über das kleine „ἐστι“ ſtolpern — was macht Ihr für Wirthſchaften über die Götheſche Aeußerung, was iſt das für eine Wortkrämerei, wie fromm ſtellt Ihr Euch dazu an, daß Ihr nun den Ausdruck, Göthe ſei ein ſchlechter Menſch, nicht anders erfaſſen könnt, als wenn der Unglückliche nun geſtohlen oder Jemand todtgeſchlagen haben müſſe — Ihr laßt Euch in breite Definitionen des „Abſoluten“ ein, was, glaub' ich, gar nicht einmal dabei ſteht, und der ganze Jammer iſt folgender: Ein Oeſterreicher klagt, daß Göthe durch ſeine großen Vorzüge ſein unglückliches Vaterland von all den Haupt- und Staatsintereſſen abziehe, und für die beſte Entwickelung der Bildung, für die publiziſtiſche, gar nichts thue, daß er mit ſeiner großen Kunſt alte Mißgeſtalten, Adel und Bevorrechtungen wohlgefällig ſtreichle, und ſo der Emanzipation des Volkes nachtheilig entgegenwirke, und da ruft Börne, erfreut, daß man ſeinen Widerwillen gegen den vornehmen Dichter ſo richtig motivirt habe, die ſchlimmen Worte aus. Aber ich wollte darauf ſchwören, ſeine Seele weiß nichts von der plumpen Auffaſſung, als habe er den Mann Göthe damit zum Kriminalverbrecher machen wollen, wie Ihr Euch vorſtellt. — Leſ't Klaſſiker und ſtudirt Erneſtiis und Michaelis Grundzüge der Hermeneutik — Ihr macht dummes Zeug, und Börne lacht Euch aus.

Geſtern, am 22. März, iſt er geſtorben, glücklich geſtorben, wie er glücklich gelebt, der große Göthe; und ich fühlte es an meiner innerſten Bewegung als mir die Kunde ward, eine ganze Epoche hat mit ihm die Augen geſchloſſen, und Börne kann wohl Recht haben, daß aus ſeinem Sarge die Freiheit ſteigen werde; mit allen Jungfrauen hat er gekoſ't, aber mit dieſer ſchönſten nimmer. Sie wird zu Weimar in der Kapelle ſeinem Grabmal vorübereilen, aber einen Moment bei ſeinem Nachbar, dem edlen, freiheitsluſtigen, nach ihrer Umarmung ſehnſüchtigen Schiller, verweilen.

— Göthe hatte keinen Theil an der neuen Welt, in der alten lagen ſeine großen Reiche; das Glück war ſeine Göttin, ſie iſt ihm treu geblieben und hat ihn jetzt gerufen, der teutſche Horaz iſt todt — Teutſchland hat einen großen Dichter verloren.

12.

Alſo Sie meinen, meine liebe Freundin, es ſei doch ſo eine eigne Sache um den Liberalismus, und man müſſe ſich nicht zu tief mit ihm einlaſſen, und die Meiſten wüßten überhaupt noch gar nicht, was ſie damit wollten.

Schau, ſchau! — Wenn er erſt in den Mund der Frauen kommt, dann iſt mir um ſeine Verbreitung gar nicht bange: was die Propaganda betrifft, thun zehn Frauen mehr als hundert Männer. So wurden in die Auferſtehungsgeſchichte Chriſti weislich ſogleich die Weiber verflochten, welche in der Frühe zum Sabbath gingen: ſie erſetzten damals die Zeitungen. Aber das iſt vom Uebel, was Sie da zuletzt ſagen: die Meiſten wiſſen, ꝛc. — glauben Sie das ja nicht, ſie wiſſens nur nicht in Worte zu faſſen, wie es Einem oft mit dem Heiligſten und Beſten geht — die Menſchheit iſt noch der Jüngling, der ſchaamroth vor der Geliebten ſteht, die Liebe erfüllt ihm das Herz bis an die Halsbinde, er weiß aber keine Worte, keinen Namen dafür, und der plumpe Mediziner ſpricht: „Man muß ihm zur Ader laſſen.“ —

— Laſſen Sie unſre Mediziner nur friſch den Aderlaß an der Menſchheit verſuchen, morgen werden Sie ſehen, daß es nichts hilft — Umarmung, Hingebung hilft dem Jüngling: das Schlimmſte auf der Welt iſt unglückliche Liebe, wie Sie das in Romanen von Homer bis H. Clauren erſehen können. Jeder Begriff iſt aber ein Ungeheuer, weil er keine phyſiſchen Grenzen kennt, nun denken Sie ſich die Raſerei der unglücklich liebenden Menſchheit, und wie viel Bajonette da Noth thun werden. —

Aber warum ich eigentlich ſchrieb, das war darum: ich bitte um Ihre Hand, und laſſen Sie uns hinaus treten in den erſehnten Punkt des Archimedes, und zuſehn und beſchreiben, wie der Zuſtand ausſehe.

Die Natur hat die wunderbare Einrichtung getroffen, daß die Menſchen alle durch einen gleichen phyſiſchen Prozeß auf dieſen Planeten gebracht werden — ſie werden alle auf gleiche Weiſe lebendig, hätten alſo nach einem kühnen Schluſſe, das gleiche Recht, zu leben — Alle brauchen Speiſe und Trank, Alle frieren, wenn's kalt iſt, empfinden Hitze, wenn die Sonne brennt — u. ſ. w. in dieſen Dingen; ſie ſcheinen Alle mit gleicher Befugniß zu Glück oder Unglück auf dieſem Planeten anzukommen — hier aber giebt's nun tauſend Zoll- und Mauthanſtalten, die nur gegen Gewiſſes paſſirt werden können. Holla, wie kommt das? Es beginnt das Reich der Kunſt, und das iſt folgendermaßen zugegangen:

Man hoffte in uralten Zeiten recht viel Vortheil davon, wenn man ſich vereinigte, ſtatt vereinzelt zu leben — Eltern, Kinder, Geſchwiſter ꝛc. was wir mit einem Worte Familie nennen, gab das erſte Bild der „Geſellſchaft," es traten nun, dieſe oder jene Erleichterung, dieſen oder jenen gegenſeitigen Dienſt zu gewinnen, Familien zuſammen, kurz, es bildete ſich die Geſellſchaft, deren Zweck natürlich der war, ein glücklicheres Leben in einer Art von Vereinigung zu führen, als es möglich wäre, wenn Jeder nur in ſich, auf ſich beſtände. Wahl oder überwiegende Kraft des Körpers, des Geiſtes ſchuf die erſten Oberhäupter der Geſellſchaft, weil ein Centralpunkt der Geſellſchaft Noth that, weil er ſich wie überall in der Natur von ſelbſt fand. Hinc illae lacrymae — darum dreht ſich nun die Weltgeſchickte, wie's mit dieſem Oberhaupte zu halten ſei, welches das geeignetſte für das Wohl der Geſellſchaft ſei. Das erſte natürliche Oberhaupt war das Geſetz. denn das Zuſammentreten in eine Art von Geſellſchaft war ſchon ein Geſetz, der Wille des Zuſammentretens war das erſte; es war natürlich eher als das Oberhaupt, denn ohne einen Körper giebt's kein Haupt.

Die Leute, welche nun aber eben dran gekommen waren, denen gefiel das, ſie waren Menſchen und liebten ihre Kinder, darum wollten ſie natürlich, daß denen auch ſo wohl würde, die Maſſe war froh, das Rad in Schwung gebracht zu haben, ſie war auch viel zu wenig mit der Mechanik bekannt, um keck und raſch in die Schwingungen zu greifen: die erbliche Gewalt bildete ſich allmählich aus. —

Nun aber wuchs ein neuer Schößling. Die handgreiflichen äußeren Bedürfniſſe waren beſorgt man ſah Sonne, Mond und Sterne auf- und niederziehn, man ahnte eine Gottheit, man wollte in ein Verhältniß zu ihr treten — die Prieſter wuchſen auf wie nach einem Gewitterregen. Dieſe hatten es von vornherein mit den höheren Thätigkeitten des Menſchen zu thun, ſie mußten es alſo klüger anfangen, als die geſellſchaftlichen Oberhäupter, ſie mußten alſo klüger ſein. Die natürlichſte Erſcheinung war ein enges Band, was Prieſter und Oberhaupt um einander ſchlang. Das iſt die eigentliche große Verſchwörung, welche — einige friſche Bergvölker, und die Athenienſer abgerechnet — bis zum Jahre 1789 gedauert hat. Mit Strömen blutigen Schweißes wurde da erſt wieder aus der Erde gegraben, daß die Geſellſchaft Aller, nicht Eines, nicht Einiger halber da ſei. Die Secretaire dieſer Verſchwörung reichen einander die ledernen Hände über reißende Ströme, himmelhohe Berge, ja unbefahrne Meere: aus Indien ſtreckt ſie der Bramine öſtlich, nördlich und nordweſtlich dem Prieſter des Fo, dem Sohne des Zoroaſters, dem Apisdiener in Aegypten. Dieſer dem israelitiſchen Leviten. Der findet in ſeinem Dünkel nicht ſchnell einen Würdigen, und verſchließt ſeine Hand in's Allerheiligſte, damit nicht Luft noch Sonnenſchein an der überlieferten Häßlichkeit etwas ändern. —

— Die Griechen nur waren ſchlau genug geweſen, ſich nicht bei der Hand faſſen zu laſſen, drum ſpricht man noch heute vom ſchönen griechiſchen Leben, aber neugierig waren ſie doch geweſen, ſie hatten ſie angeſehn, und die Weiber zu Delphi und die Herren zu Dodona wußten, wie ſie ausgeſehen; aber nur die Berührung geht heftiger in's Blut, es that nicht ſo viel.

— Auf Reiſen und in fremden Ländern wird am dreiſteſten gelogen, griechiſche Schiffe waren an Etruriens Küſte gelandet, die Leute darauf hatten geſagt, ſie verſtünden den rechten Händedruck, und aus den neuen Handlinien wuchs der römiſche Plunder, flatterten die Vögel, in den Eingeweiden der Thiere wühlten neue Prieſterhände. Und ſiehe da: das Surrogat hielt die trefflichſte Probe: einige hundert Senatoren — ſo weit war doch das alte erſte Oberhaupt ſchon gewachſen — eroberten damit die Erde, und Jupiter tonans ſchlug Jahrhunderte einen gefürchteten Takt. —

— Nun ging vom fruchtbaren ſchönen See Genezareth eine neue Sonne auf, und die Strahlen liefen raſch, wie Licht läuft; man dachte, die Bundeslade und das Allerheiligſte ſei lang vergeſſen und untergegangen, aber die alten häßlichen Fäuſte hatten ſie unter dem Meere nach Rom getragen, und die Reiſe und der wunderbare Meeresgrund hatten die alten Mährchen verjüngt: die Secretaire waren in Europa avancirt, und waren jetzt Reichsverweſer mit den gefährlichſten Kräften, den Mönchen und Jeſuiten. — Man fand eine neue Welt und — aber es iſt wirklich zum Erſchrecken — als ob der Arm aus dem öſtlichen Aſien ſo lang wie der indiſche Ocean geweſen wäre, man fand auch da ſchon Prieſter — kurz, das göttliche Recht der Herrſcher war ein Mehlthau über die ganze Erde gefallen. —

Ja, Theuerſte, der langen Rede kurzer Sinn iſt: in der Begattung des irdiſchen mit dem halbunterirdiſchen Prinzip, in der Ehe zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Herrſchern, zwiſchen dem Oberhaupte der bürgerlichen und der kirchlichen Geſellſchaft, ward das zarte Knäblein „göttliches Recht“ geboren, was von Prieſtergefälligkeit gehegt und gepflegt zu einem ſo großen ungezogenen Bengel aufwuchs, daß es Millionen zertreten, daß es Kinder und Verwandte erzeugt hat, die jetzt aus allen Winkeln hervor ſchreien, ſeit die neue Zeit geharniſcht und klug wie die Pallas aus dem Verſtande des Menſchen geſprungen iſt, und den klugen und tapfern Odyſſeus kühn um die Mauern des alten

Troja führt, ſeine Zugänge und Schwächen ihm zeigend.

— Aber Troja ward nur durch Liſt erobert, die Griechen zogen ſich erſt noch einmal auf Tenedos — drum brauchte es auch bei uns einer ſogenannten Reſtaurationszeit; aber Homer hat ſie nicht klüger gemacht, Talleyrand, der neue Sinon, hat ſie wieder betrogen, das hölzerne Pferd, die Bourbonen, ſind wieder hinein gezogen worden, man hat alte Bildſäulen geſtürzt, um ihnen Platz zu machen, wie man zu Troja die Mauern einriß — aber am hellen Tage ſind die neuen Griechen herausgebrochen, und jetzt ſtürmt's und brennt's in Troja. Der neue Aeneas mit ſeinem Söhnlein Ascanius, iſt zwar wieder nach Italien gezogen, Chateaubriand mit Henri V., aber man gründet keine Städte mehr, es wird kein Lavinium aufſtehn,

— Schelten Sie mich, meine Freundin, ich komme zurück zum göttlichen Rechte.

— Die Leute reſpektiren nämlich nicht mehr ſo ganz die Geſchichte und mit ihr das göttliche Kommandowort, was man bei jeder Thronbeſteigung hören ſoll; die Leute wollen nicht mehr Sklaven, ſie wollen Herren der Geſchichte ſein, ſie wollen ein menſchliches Kriterium in die göttlichen Dinge bringen, und glauben es den privilegirten Halbgöttern nicht mehr, daß ſie ein übermenſchliches hätten, ſie wollen keine Privilegien überhaupt mehr — kurz, ſie wollen nicht darum weiter gedrückt und geſchunden werden, weil nach Ausſage der beſten Chroniken die Welt mehrere tauſend Jahre gedrückt und geſchunden worden iſt.

Daher das Geſchrei der amtlichen Hiſtoriker: die Wiſſenſchaft iſt in die Hände des Pöbels gefallen, ihr Thron iſt umgeſtürzt, und es iſt Sinn in dieſem Geſchrei: der Pöbel, d. h. die Maſſe will, daß auch ſeinetwegen Geſchichte paſſirt und gelernt worden ſei, und er ſagt, die Zeit der hohen, unerreichbaren Throne ſei vorüber, und Dame Geſchichte möge hübſch promeniren, wo andre ehrliche Leute promenirten, damit man ihre Bekanntſchaft machen und etwas davon haben könne. Der dumme Pöbel! —

Darin koncentrirt ſich nun der Liberalismus, daß er den jüdiſchen Vorhang vor dem Allerheiligſten zerriſſen, und die Geſchichte unverhüllt in Blöße und Schönheit zeigt, daß er den Naturphiloſophen zum Trotz behauptet, es ſei nicht Alles gut geweſen, darum weil es geweſen, es ſei nicht Alles gut, darum weil es ſei — daher der Aerger der Naturphiloſophen über den Liberalismus, daher manches Stück in Steffens Malcolm, dem eigentlichen Triumphe der Naturphiloſophie, welche die Natur unnatürlich macht, und Unveränderlichkeit von ihr verlangt, weil alles Geweſene auch lebendig, und ſeine Abfaſſung ein Mord ſei. „Darum Räuber und Mörder?!"

Daher die Nüchternheit der Liberalen, die allenfalls allen hiſtoriſchen Wiſſensqualm, weil er Manchen berauſcht und betäubt, erlaſſen, und die naive Frage geſtatten, ja die natürlichſte nennen: „Wozu iſt der Staat da, was will er mit mir, was ich mit ihm?" Iſt ſeine Erfindung zum Vergnügen Einiger, oder zum möglich größten Nutzen Aller da — ſoll er als etwas Heiliges, Unantaſtbares, wie Malcolm verlangt, unberührt fortbeſtehen, weil er alt iſt, auch wenn er ſeinen Zweck als Inſtitut nicht erfüllt?"

Sehen Sie, meine Freundin, das ſind die aufgeſchlagenen Pforten, durch welche der Liberalismus kecken Schrittes in ſein Terrain tritt, das ſind die Throne zu Ancona, welche die Franzoſen mit Umgehung des alten Souverainetätsrechtes eingehauen, um den von heiligen Prieſterhänden gefolterten Romagnolen zu Hilfe zu kommen. Ein Miniſterium kann irren und täuſchen, Perier kann und mag etwas Andres wollen, das Beiſpiel aber kann er uns nicht nehmen, und die Menſchheit kann mit dem Liberalismus irren, wiewohl es der ſchönſte Irrthum der Weltgeſchichte wäre, da er Millionen emanzipirt, aber den Liberalismus kann man ihr nicht mehr nehmen, denn die Thore ſind einmal zerſchlagen, er ſteht im Cirkus und es iſt rothes, warmes Blut für ihn gefloſſen. — Hat man nun aber erſt, wie oben, ſo naiv gefragt; hat man behauptet, der Staat ſei ein Werk von Menſchenhänden, ſo bleiben auch die naiven Antworten nicht aus und man ſagt: — Wohl, iſt er unſertwegen da, irdiſcher Verbeſſerung fähig, ſo ſei er auch all unſern Bedürfniſſen, irdiſcher und geiſtiger Art, angemeſſen. Es wäre lächerlich, und Sie meine Freundin, würden am meiſten darüber lachen, Malcolm würde höchſtens ein ernſthaftes Geſicht dazu machen, wenn man jetzt herum laufen wollte in den alten Fracks ꝛc, die vor zwei hundert Jahren Mode waren, und wenn man Ihnen ſagte, dieſe Tracht iſt die einzig erlaubte, und darum göttlichen Urſprungs, weil ſie vor zwei hundert Jahren den Menſchen die paſſendſte ſchien — man würde ſagen, ſie ſcheint uns aber durchaus nicht paſſend, und der Schneider, der nur dergleichen machte, verlöre unfehlbar alle Kunden. Es iſt eine krankhafte Pietät, wenn es heißt, das Alte iſt lebendig und darf nicht verletzt werden, es wird lächerlich, wenn es ſo wie ein Frack, den Martiniz oder Slavata getragen, noch Mode ſein ſoll, es iſt verwerflich, abſcheulich, wenn es höhere, Millionen betreffende Bedürfniſſe alſo verfrömmelt. Und nun gehen Sie, Theuerſte, mit dieſer Argumentation recht viele Jahrhunderte zurück und ſuchen Sie ſich die Menſchen, als ſie noch halb nackt herum liefen, und predigen Sie nun gleiche Pietät und Ehrwürdigkeit vor alten Inſtitutionen, und verlangen Sie ihre Beibehaltung, ſo werden die Leute an den modernen Krankheiten: Erkältungsfiebern, Schlagflüſſen ꝛc. die Cholera an der Spitze, hinſterben, den perpetuellen Schnupfen ungerechnet.

— So blieben nun die Leute dabei, und ſagen, wir wollen das, was wir wünſchen und brauchen. Der Staat iſt unſers Vortheils halber da, wir wollen nicht lediglich Nachtheil davon haben. Ja, frägt ſich, wer ſind dieſe „wir“ — und da kommen wir zu dem verrufenen Artikel der Volksſouverainität, vor dem ſich Herr v. Haller, der Reſtaurator und das Berliner Wochenblatt kreuzigen. Da kommt ein Heer von Fuchsſchwänzen, Ungleichheit der Stände muß ſein, nirgends findet ſich unbedingte Gleichheit, greift man in verjährtes Recht der Rechte ein, ſo wird man auch bald die Hand an den Beſitz legen, es giebt höchſtens einen Urvertrag, heißt es nach dem engliſchen Philoſophen, und der hat dies und jenes angeordnet, das muß reſpektirt werden, es giebt keinen Urvertrag, ſondern es giebt ein göttliches Recht, ſagen die Aelteſten ꝛc.

Wie da heraus kommen, wie da gerecht ſchlichten ohne einen Areopagus? Der Areopagus hat ſich gefunden, wie die Natur denn nie etwas halb thut — die öffentliche Meinung hat ſich der Streitfragen bemächtigt, hat einen vollſtändigen status causae entworfen, und die ungeſchminkte Vernunft, die keinen Orden im Knopfloch trägt, hat ſich auf den Richtſtuhl geſetzt und geſchrieben.

Die Geſchichte iſt ein Bild, was bei jedem Menſchen anders iſt, denn jeder Menſch ſchleift ſich ſeinen Spiegel, den er im Innern trägt, ſelbſt, er ſei auch noch ſo faul — jeder ſolcher Spiegel aber ſpiegelt anders, es bedarf immer wieder einer allgemeinen Vernunft, um dieſe Spiegelbilder zu deuten, und um nur das Zeit raubende Hin- und Herreden abzukürzen, denn es iſt den Herren wie den engliſchen Antireformern nur um Zeitgewinn, oder richtiger, um Zeitverluſt zu thun, hat man die Spiegel an die Wand gehängt und benutzt ſie bloß zu Beiſpielen, und raiſonnirt nun und demonſtrirt aus dem hausbacknen Verſtande heraus, und darum ſchreien die Herren, es iſt Verſtand darin, aber gar keine Methode, gar keine Form; es geht wie bei den Plebejern formlos her, ein Mittageſſen ohne Komplimente! Aber obgleich die Bürgerlichen noch keine Diplomaten werden können, ſo haben ſich doch die eigentlichen Herren von der Geſandtſchaft aus Eitelkeit zu gar zu viel Büchern verleiten laſſen, und daraus haben die Kreaturen des dritten Standes ihnen die Künſte abgelernt, ſie gehen jetzt ohne Umſchweife der Sache an's Leben, die Franzoſen haben dem Staate ohne Weiteres das alte buntgeſtickte Kleid abgeriſſen, ſelbſt die trägen Engländer knöpfen ihm die Weſte auf, die Teutſchen fragen an, in kürzeren Sätzen, und ohne Latein und Citate zu ſchreiben, ja ſie ſprechen hie und da ſchon, wenn auch noch etwas unverſtändlich, und wie immer ſehr gelehrt und breit — man meint ſogar von ihnen, ſie würden einſt kurz und verſtändlich reden.

— Kurz, meine Wertheſte, man fragt kurz: „Was ſoll der Staat, wer iſt Herr, wie wird am zweckmäßigſten regiert?“ Der Staat ſoll als künſtliches, ſchönſtes Produkt der Civiliſation ſeinen Mitgliedern ſo viel als möglich Vortheil bringen, der Herr iſt die Allgemeinheit, Jeder hat ſein Theil, Jeder ſein Recht daran, drum gebe Jeder ſeine Meinung ab, wie das Regieren am beſten zu bewerkſtelligen ſei, und das Beſte ſoll man behalten, aber das Alte Lebendige, trotz Malcolm nicht ſchonen, wenn es ſchlecht und untauglich iſt.

Das ſind nun allerdings gefährliche Dinge, und da nicht alle Leute ohne Schwindel ſind, muß man nicht zu ſehr eilen, es geſchieht allerdings ſonſt auf dem Wege zu viel Unheil; daher geht mit Beſonnenheit und Mäßigung zu Werke, übereilt das Rad nicht, es iſt in Schwung geſetzt und kommt an's Ziel, ſo wahr ſich das bewegt, was man von der Stelle ſchiebt — aber geht zu Werke, ſeid nicht Ultra, aber ſeid — der Ultraismus ſchadet durch

Frühreife, die beſten Knoſpen erfrieren, wenn ſie ſchon Anfang März heraus kommen, und man verliert dann immer mindeſtens ein Jahr; das iſt vorzüglich den mouſſirenden Franzoſen zu ſagen; der ſchlimmſte teutſche Ultra wird nüchtern, eh' er geſchadet hat, einen hohen Grad von Enthuſiasmus hält man bei uns meiſt für Trunkenheit, und man iſt nur neugierig, was der Menſch geſoffen hat — da nun aber der Teutſche nach Tacitus und ſonſtigen akademiſchen Erinnerungen dem Trunke ergeben iſt, ſo muß man ihn nur auf die Quellen verweiſen, welche die Ultras berauſcht haben. Allmählig kommt dann auch das ganze Volk an's Trinken, aber allmählig, und das hat ſein Langweiliges, und man kann in manchen Gegenden anjetzt noch ſehr verzweifeln, aber auch ſein Gutes. Ein Theil der Teutſchen, der aber nicht trinkt, iſt kalt Waſſer, und gute Chriſten ſorgen auch für Salz und Brot, das hält vom Extreme ab. So hat jetzt Südweſtteutſchland die Flaſche Franzweins am Munde, und wir im Nordoſten hören mit Neid die Trinkſprüche, und ſehen die fröhlichen Geſichter und hören die friſchen Lieder, und ſingen in der Angſt des Herzens des alten Claudius, „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben“ — aber wir haben noch Zeit, uns ſyſtematiſch auf den göttlichen Rauſch zu präpariren, und wir ſitzen in Tertia und lernen Vocabeln. Aber, will's Gott, kommt das Ueberſetzen auch einſt an uns. Nur überſpringt keine Klaſſe, es fehlt Euch dann auf der Univerſität. Aber bei der heutigen ſchnellen Zeit, kann man auch ſchnell lernen! —

Wo bin ich, meine Gnädige, wo bin ich hingerathen? Nach Teutſchland — ach ja, ich bin ein breiter Teutſcher, und ich muß nun beſchämt ſuchen, was ich dem eigentlich kurz beweiſen wollte. Verzeihen Sie mir mein Teutſchland, es iſt mit all ſeinen Fehlern mein Vaterland, und je mehr man ſchimpft und keift und ausſetzt und mäkelt, deſto mehr liegt Einem die Beſſerung und das Anderswerden am Herzen, und nur die plumpſten, kurzſichtigſten Leute verkennen in Börnes Schimpfworten den teutſchen Börne. Sie müſſen in Halle bei Weber Hermeneutik hören: da wird's ihnen aufgehen, daß hinter Börnes Grimm auf Teutſchland die ſchönſte Liebe zuſammen gekauert, und ſchmerzlich weinend ſitzt und auf beſſ're Tage hofft.

Alſo, meine vielfach Angeredete, um aus dem

Geſchwätz heraus zu einem Reſultate zu kommen. was will, was verlangt, was verſpricht der ſchlimme Liberalismus.

Er will hinaus geworfen haben den hiſtoriſchen Ballaſt, die privilegirte Geſchichte, welche ſich die Bequemlichkeit zu Polſtern verarbeitet hat; er will keine Geſchichte vom Schulmeiſter mit erhobenem Bakel eingebläut, wo man nicht rechts, nicht links ſehen darf, er will die Geſchichte alſo nicht als Karoſſenpferd mit Scheuledern, ſondern er will freien Univerſitätsvertrag, wo dem Studenten Raum gegeben wird, die Roſſe Phantaſie und Verſtand nach Herzensluſt ſchwärmen zu laſſen. Er will, daß die Geſchichte lehre, nicht daß ſie gebiete, daß ſie die Stoa ſei, wo jeder Belehrung finden könne, nicht aber das Zuchthaus, wo nur Aufſeher und Züchtlinge zu finden — ſie ſoll nicht ihre eigne Kritik in der Rocktaſche tragen, die, ewig dieſelbe, hervor gezogen werden könne, ſie ſoll jedem neuen, jungen Jahrhundert ſeine Kritik der alten, ewig jungen Jungfrau geſtatten, ſie ſoll nicht wollen, daß die Jugend auf den Auktoritätsſpruch des Alters hin heirathe, was ſie vielleicht nicht ſchön findet.

Kurz, ſie ſoll den Naturphiloſophen zum Trotz lehren, nicht Alles Alte, nicht Alles Dageweſene ſei darum, weil es da geweſen, gut, ſie ſoll oft lehren, es ſei jetzt für uns ſchlecht, wie der Despotismus und die Hierarchie — die Geſchichte ſoll eine berathende Kammer, aber keine Ukaſe ſein.

Der Staat ſoll auf die allgemeinen Wünſche ſeiner Ingredienzien zurückgeführt werden, die Volksſouverainetät ſei ſeine Baſis, und ihre Fahne ſei lediglich das Geſetz, was aus ihrem Schooße wächſt wie der Baum aus der Erde Schooß. Dieſe Fahne ſoll Fürſt und Bauer beſchatten, und die höchſte Gewalt ſei die Frucht dieſes Baumes, die der Baum mit reichem Saft anſchwellt oder verdorren läßt, je nachdem ſie ſeinem Weſen und Leben ſich anſchließt, und je nachdem ſie mit dieſem eins wird.

Das oberſte Geſetz aber und die Seele des Liberalismus, der ſelbſt das höchſte Geſetz der Menſchheit werden ſoll, ſei in den Worten enthalten:

Die Befugniß zu allem Glücke zu aller Ehre wird jedem Kinde in der erſten Nahrung gereicht, die Räume ſind offen und keine Schranke hemmt —

Somit iſt freilich keine unbedingte Gleichheit gepredigt, die nimmer ſtatt finden kann, aber die Jahrhunderte lang verſchloſſenen Pforten ſind geöffnet, an denen der ſchmutzige Paria, der griechiſche Sklave, der hungernde Plebejer in Rom, der verachtete unfreie Germane, der zurückgeſetzte Bürger der neueren Zeit vergeblich klopfte — die Pforten ſind in London 1688 zum erſten Male ſchallend geöffnet worden, und nur eine dichte Schaar von Ariſtokraten hat ſich dort in den Thorweg geſtellt, welche die Ausſicht hemmt und den Blick verkürzt, doch aber den Zugang nicht ſperren kann — ſie ſind dröhnend aufgeſprungen 1789 zu Paris, und als ein machtloſes Weſen aus verfaultem Pfaffenholz und verroſteten Majeſtätsnägeln zuſammen gezimmert, die Thorflügel allmählig wieder ſchließen wollte, da ſprang in den Julitagen 1830 das wachſame Paris in den Thorweg, und ſeine Gewalt ſchleuderte die Trümmer nach Nord und Süd, daß ſeine Trümmer jetzt in den ſchottiſchen Hochlanden, auf den Schluchten des Appenin zerſtreut zu ſuchen ſind. Das Herz der Civiliſation, Paris, hat den Liberalismus mit ſeinem Blut geſchrieben, und er iſt die neue Religion, deren Koder in der Vernunft der Menſchheit geſchrieben ſteht, mit Lettern die nur mit der Menſchheit vergehen.

Dies, meine Gnädige, iſt der Liberalismus.

1832.

Motto:

Wo wollt Ihr hin? — Wir gehen eben fort. —
Nun wieder zu was Anderem. —
Fauſt.

„So lange Sebaſtian Brands Narrenſchiff nicht friſch aufgelegt wird, giebt's kein Heil.“

Ein Zwiſchenſpiel.

Die hannöverſche Charte.

— Man könnte den Titel in Frankfurt revolutionair nennen, ich weiß es, ja ich hoff' es, aber ich habe eine Auktorität, die Feth Ali Schach in Teheran wahrſcheinlich gelten läßt, Herrn Dr. Jarkes Wochenblatt. Keine Verläumdung! Keine Verläumdung — das Folioblatt aus Berlin nennt meinen Titel zwar nur einen *Entwurf* zu einem Staatsgrundgeſetz, ach, und ich glaube, das Blatt hat Recht, das Blatt ſagt, es komme heut zu Tage vorzüglich auf Namen an, und „die Sprache ſei die Verrätherin unſrer Freiheiten geworden" — ach, und ich glaube, das Blatt hat wieder Recht, ich habe verläumdet, und es bleibt beim Entwurf. — So wie Rußland ſeine Verbrecher ſchon lange in Sibiriſche Bergwerke ſchickt, vorzüglich die politiſchen, weil ſie nur als Staatsbeamte Gold und Silber zu Tage fördern ſollen, ſo wird man nächſtens einen Schacht für die aufrühreriſchen Worte graben, um ſie für ewige Zeiten in Nacht zu verſenken — in den Vatican wo die libri prohibiti, die Bibel, Wegſcheiders Dogmatik, und Gesenii Lexicon hebraicum an Ketten liegen, bringt noch zu viel Sonnenlicht, das hat die Erfahrung gelehrt; man muß drum unterirdiſch zu Werke gehen, und das ſchlimme Wort Charte kommt zuerſt in's Loch. —

Alſo, ich nehme meine Verläumdung zurück, und geſtehe ſchüchtern, daß man in Hannover den Entwurf zu einem Staatsgrundgeſetz entworfen habe. Schöner, überraſchender klänge es freilich, wenn ich ſagen könnte — Hannover hat eine Charte, und das Berliner Wochenblatt erklärt mit edler, unerſchrockner Freimüthigkeit, „das iſt brav." —

Ach, wie freu ich mich innerlich, daß ich wirklich ſo ſagen kann, und nur das Wort „Charte" als ein ſchlechtes franzöſiſches Wort auszuſtreichen brauche — was thut das auch: ein Berliner ſagte neulich — „was iſt eine Charte? ein Stück Papier, höchſtens Pergament," und der Mann weiß, wie lange das Lumpenpapier erfunden iſt. — Aber keine Störung, nicht zu laut geſprochen, daß wir das Wochenblatt, was im Mondſchein auf die gefährliche Brücke getreten iſt, Verfaſſungen zu preiſen, nicht irre machen, daß es nicht umkehrt, wir wollen ihm ganz gutmüthig die Artikel abfragen, und erſt am Schluſſe laut ſprechen. Aber die Hannoveraner beneid' ich, denn ihnen iſt das Unglaubliche gelungen, das Berliner Wochenblatt zu revolutioniren, und ſie haben eine — einen Entwurf.

— Ich bevorworte noch, um Niemand ein Eckchen Ruhm abzuzwacken, daß nach der Allgem. Zeitung, Beilage No. 61 Hr. Prof. Dr. Jarke mit einem anſehnlichen Gehalte angeſtellt worden iſt — und doch preißt er den hannöverſchen Verfaſſungstrieb. Nun ſpreche Einer noch von unlautern Abſichten. —

Die Beurtheilung fängt zwar etwas ſonderbar an, aber das muß die Leſer nicht abſchrecken, wenn das Wochenblatt ſagt:

„Enthielte das neue hannöverſche Grundgeſetz weiter nichts als die tauſend Mal gehörten und wieder gehörten Phraſen von „Theilung der drei Gewalten, Gleichheit vor dem Geſetz, Beſchränkung des Staatsoberhaupts auf die executive Gewalt, Ein- und Zweikammerſyſtem ꝛc., ſo würde die Mühe einer beſondern Analyſe dieſes Verfaſſungsentwurfs ſchwerlich durch die Ausbeute belohnt werden ꝛc.“

Es iſt natürlich, daß das Wochenblatt nicht mit der Thür in's Haus fallen darf, wir dürfen uns auch nicht wundern, wenn es noch eine Zeit lang ſo geht, wir wiſſen doch, was wir wiſſen, daß nämlich ein Verfaſſungsentwurf gelobt wird, und daß die Herren ihre Füße nach der Linken erheben. Stolpern auf fremdem Wege und zur Nachtzeit kann Niemand befremden; darum auch folgendes nicht:

„Zu jenen irrigen Bezeichnungen gehört insbeſondre der falſche Gebrauch des Wortes „Staat,“ (als wörtliche Ueberſetzung von res publica,) wo von dem Regenten die Rede iſt. — Oft iſt bemerkt worden, wie gefährlich dies Wort der fürſtlichen Gewalt geworden ſei.“ —

Eine ganz billige Beſorgniß, welche die Erfolge in Frankreich, Belgien und den meiſten kleinen teutſchen Staaten längſt gerechtfertigt. Das Wochenblatt meint, der Staat bedeute nur res publica, wenn die res privata des Regenten eben nichts dawider habe, es meint, zu Anfange des Staatslebens habe es Regenten geſchneit, und nun ſei eigentlich die Sache gut geweſen, und man habe

Staaten gehabt; die Regenten hätten aber die Einſamkeit langweilig gefunden, es ſei ihnen auch unbequem geweſen, ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen, da hätten ſie denn zu wiederholten Male am Himmel geklingelt, und nun ſeien allmählich Köche, Schneider, Edelleute, Bauern ꝛc. zum Vorſchein gekommen — man müſſe es alſo nur recht verſtehen, wenn man res publica „Staat“ überſetze, es hieße nur „Sache des Regenten,“ wie das Louis XIV. ſo ſchön und kurz ausgedrückt habe. —

Wer könnte darüber böſe werden, das iſt ſo eine von den Anſichten der Kosmogenie, wie die Sineſer eine hatten vom großen Berge, um den ſich Mond und Sonne gedreht, und von dem alle Ströme herunter gekommen ſeien; das verfällt der antiquariſchen Kritik, und iſt an Herrn v. Schlegel und Collegen zu verweiſen, uns aber ſtört es gar nicht. Der gutmüthige Scharfblick offenbart ſich auch gleich darauf, wenn er die vielen Millionen, welche das Wort res publica — Staat — in ſich begreift, „ein Gedankending,“ und den Regenten doch etwas Lebendiges mit „Gewiſſen und menſchlichem Erbarmen“ nennt. Gutmüthiger iſt doch noch nirgends Millionen der Odem ausgeblaſen, und ihr

Wohlſein „dem menſchlichen Erbarmen" empfohlen worden. Es iſt der Milde zu viel, denn was ſoll einem todten Gedankendinge Erbarmen?

Es kommt eben Alles auf den Standpunkt an, von dem man die Sachen beurtheilt, pflegt man zu ſagen, und ich denke, wir haben nun den rechten, um das Folgende nicht falſch zu verſtehen:

„Das hannöverſche Grundgeſetz kennt keinen „Staat," ſondern einen „König," Landesherrn oder Landesherrſchaft," auch kein „National oder Staatsgut," ſondern, „Krongut," keine „Staatsbürger," ſondern „Unterthanen des Königs von Hannover. — Eben ſo ſind alle ſonſtigen aus den falſchen Theorieen unſrer Zeit herrührenden, oder an dieſe erinnernden Wendungen glücklich vermieden. — Niemand kann, auch mit dem übelſten Willen aus dieſem Entwurfe die Volkſouverainetät heraus interpretiren."

Hier kommt nun eigentlich der römiſche Triumphator auf dem Capitole an, das Wochenblatt iſt hier auf dem Gipfel, und wir müßten blind ſein, wenn wir ſeiner Klugheit nicht jubelnd den Lorbeerzweig in das Haar flechten wollten.

Es war den Kampf eingegangen mit der ganzen Weltgeſchichte, und ſein Hauptſchlag iſt nun, uns zu ſagen, die letzten 40 Jahre ſind eine fürchterliche Lüge geweſen, ſie ſind ein Phantom Eurer Einbildung. Dazu iſt die Naturphiloſophie erfunden worden — o, es iſt eine Freude, wenn man einen Blick in dieſe Myſterien werfen darf — welche lehrt, daß Alles nur in ſofern iſt, als es in meinem Geiſte iſt; das Wochenblatt ſagt: in meinem Geiſte iſt die neue Zeit und Geſchichte nicht, alſo iſt ſie überhaupt nicht. Ich hoffe, meine Leſer begreifen das. Den kleinen Kunſtgriff, das Subject zum Object, und das ſubjective Nichtſein zum objectiven Undinge zu erheben, werden ſie mehr bewundern als tadeln.

Man könnte ſagen, das Wochenblatt experimentirt nur mit unſerm Verſtande und unſrer Geduld, und biegt die Degenklinge nur auf's Aeußerſte, um zu ſehen, ob ſie gut gearbeitet ſei und nicht breche — aber unſre Bildung iſt auch aus Aſien, wir kennen die Schönheit der Damascener, und verwerfen dieſe Auslegungsweiſe als platt. Wir ſchmeicheln uns, das Wochenblatt tiefer zu verſtehn.

Wir haben ganz andre Beſorgniſſe: das Wochenblatt iſt nur die Kehrſeite von Börne, aber ach, es iſt auch Börne, und geht mit ihm nach demſelben Ziele; man muß nur Phyſik verſtehn und wiſſen, daß bei gewiſſen Dingen der eine Pol negativ, der andere poſitiv iſt, das Ding bleibt aber daſſelbe, und unſre Trauer iſt nur, daß das Wochenblatt der poſitive Pol derſelben revolutionären Kanonenkugel iſt, von welcher Börne und die Ultras der negative ſind.

Das iſt der Schlüſſel zu der genialen Kühnheit obigen Satzes, die Weltgeſchichte umſtoßen zu wollen — es iſt die fürchterlichſte Revolution, die beabſichtigt ward, und alle andern ſind Spielerei dagegen. Woher das Gold für dieſen Ruhm nehmen. Die ſogenannten Revolutionairs richten ihre Angriffe nur gegen das äußerlich Beſtehende, hier gilt's ſcheinbar den Ideen eines ganzen Jahrhunderts, dem Geiſte, nicht bloß der Form einer Zeit — alle Ultras ſind Stümper, Marat und St. Juſt Schulknaben gegen das Wochenblatt, denn dies revoltirt gegen das Gewaltigſte der Menſchheit, gegen ihre Ideen — und woher Gold für dieſen Ruhm! Die Regierungen, in dem unglückſeligen Irrthume, es werde für ſie gefochten, opfern Ehre und Gewalt und Aemter, und richten ſich zu Grunde — die

Schätze aller Herrſcher, die Diamantgruben Golkondas reichen nicht hin, hier zu lohnen, denn der Angriff hat unſre ſublunariſche Welt überſprungen, er ignorirt ſie, denn er verlacht kühl das Beſte, was ſie hat, ihre Ideen, ihren Geiſt. —

Der täuſchende Ultraismus unſers Wochenblatts, was Gott erhalte, iſt die genialſte Revolution, welche die Erde geſehen, ſie iſt nicht bloß eine politiſche, eine religiöſe, ſie iſt Beides, und mehr als Beides, denn ſie überſpringt Beides, ſie iſt das Neueſte, und wenn ſie gegen Neuerungen eifert, ſpaßt ſie.

— Es überkommt mich eine unſterbliche Wehmuth, wenn ich bedenke, daß auch dies mein liebes Blatt, das Berliner Wochenblatt, was ſo ſehr für das Bleibende ſpricht, nach den Geſetzen unſers Planeten nicht bleiben kann, ſondern ſterben muß, auch ſterben muß wie der blinde Homer und Oſſian, daß ein ſo kluger Staat, den ein kluger Freund ſo eben in einem Briefe an mich das proteſtantiſche Oeſterreich genannt hat, daß ein Staat, wie Preußen, nur im Stande iſt, meines Lieblings Leben zu friſten durch Odeurs und Stärkungen, daß ſelbſt ſolch' ein Staat nicht vermag, Unſterblichkeit zu garantiren.

Ach, ich bin ſo ärgerlich! — Wenigſtens hofft ich, die Hannoveraner würden ein Wenig aus dem Häuschen fahren vor lauter Rührung, wenn ſie erführen, wie man ſich in Berlin für ihre Entwürfe intereſſire. Aber es iſt eine dumme Welt! Sie verſteht nicht Spaß, nicht Ernſt, ſie kann nicht ultra liberal, nicht ultra abſolutiſtiſch revolutioniren: — ſolch ein plumper Hannoveraner ſchreibt in der allgemeinen Zeitung, der beſprochene Entwurf zum Staatsgrundgeſetz ſei nichts, gar nichts, ja, er ſei mehr als gar nichts, er ſei ein Jammer, und das Land, was zum Entwerfen gar nicht genügend zugezogen worden ſei, werde ſelbiges Inſtrument ſehr verwerfen.

— Als ob ein Land etwas zu verwerfen hätte! Wofür giebt's denn die Polizei; wofür wird denn regiert, als um dem Lande die Zeit zu erſparen! —

Das ſind ſolche dumme Worte aus dem neuen Lexikon, zu dem kein ehrlicher Schelm ſeinen Namen hergeben kann. Das Land, das Land! Was iſt das Land ohne Herrn? Ein Kadaver ohne

Kopf, ein Körper ohne Seele — was hat das Land zu ſagen? Wofür gäb es die Obrigkeit?!

Ach, man muß ſich mit den Leuten gar nicht einlaſſen, ſie verwirren alle Rechtsbegriffe, und wiſſen nichts vom Sachſen- und Schwabenſpiegel, es iſt arrogantes Volk, was Alles beſſer wiſſen will, als unſere braven Altvordern, denen die Erde leicht ſein möge. Ich ſchleiche jetzt oft, das Wochenblatt in der Brieftaſche, auf die Kirchhöfe, und ſteige in die Grüfte, und leſe das Wochenblatt ſchluchzend den kupfernen Särgen vor, als einzige tröſtliche Stimme aus guter alter Zeit. Aber auch die dummen Todtengräber ſind liberal geworden, und ſtellen ſich ultraverſtändig: der Affe auf dem unſrigen hatte mich öfters behorcht, mich für verrückt gehalten und bei der Polizei angezeigt. Brave, liebe Gensd'armes kamen eines Abends, als ich den Särgen über Don Miguel und ſein göttliches Recht zu regieren und todtſchießen zu laſſen, vorlas, und legten die Hand der Gerechtigkeit an mich, um mich einzuſperren, und der einfältige Todtengräber, der bei der Hypercultur wahrſcheinlich den Hamlet geleſen, ſprach die ſchnöden Worte: „Das iſt der Narr, der die Todten lebendig machen und revolutioniren will.“ —

— Aber ich ſtreckte den Dienern der Gerechtigkeit das Berliner Wochenblatt hin, und erſuchte ſie, in ihren Inſtruktionen wegen löblicher und verwerflicher Zeitſchriften zu leſen, und ſie zogen ihre im Dienſte beſchmutzten Brieftaſchen, die petits portefeuilles und der Polizei-Commiſſarius ſprach mit vorgehaltener Rechte in Uhlands Balladentone:

„Dieſes graue Wochenblatt
Iſt ein braver alter Reiter —
Es iſt unſerm Schutz empfohlen
Laßt den Herren in Frieden weiter. —

Und die Obrigkeit gab mir eine eklatante Genugthuung; der Todtengräber ward abgeſetzt, weil er revolutionäre Geſinnungen verrathen, meine Gräberbeſuche aber wurden dramatiſch in der Zeitung beſchrieben, und ich erhielt das Epitheton eines braven Unterthanen. Das iſt nun allerdings ein Troſt; jetzt „wo täglich mehr und mehr die Beſſern ſchwinden.“ —

— Einer von den neueren Affen ſchreibt in der „Allgemeinen Zeitung“ es ſei mit dieſem Hannöverſchen Entwurfe gar nichts, ſeine dreiſten Worte, die ganz das Siegel des neuen Zeitjammers auf der Stirne tragen, und nur die Schule der vom einzigen Gotte abgefallenen Iſraeliten auf Garizim, Börne und Heine ſind, lauten:

„Soll es mit unſerm Conſtitutionsmachen Ernſt werden, ſo muß es in und mit dem Volkswillen geſchehen — und dieſen ſpricht die jetzige Ständeverſammlung nicht aus', weil ſie ja verändert werden ſoll und die Landſtände ſprechen ihn aus gleichem Grunde auch nicht aus, alſo muß man die ſämmtlichen Gemeinen hören.“ —

Die Polizei iſt noch nicht gut genug, und das Wochenblatt wird noch zu wenig geleſen.

1.

Leipzig, den 2ten Juli 1832.

Die Welt iſt ſo reich geworden, daß ſie immer mehr verlangt und die jetzigen Kinder werden viel zu zahlen haben an Wiſſenſchaft und Tugend. Im Poſtwagen fand ich eine polniſche Generalsfrau mit ihrem funfzehnjährigen Sohne, den man bei Warſchau ins Bein geſchoſſen. Der trotzdem muntere Burſch' war äußerſt unterrichtet und ich würde mich ſehr freuen, wenn ich viel ſolche funfzehnjährige Teutſche fände, die im Poſtwagen den Dante, Byron, Schiller und Nodier zur Lectüre mit ſich führten und ſo klug wie er über Geſchichte u. ſ. w. ſprächen. Laßt euch ihr jungen Teutſchen, die ihr ſoviel Schulen als Häuſer habt, von einem wilden Sarmaten nicht beſchämen! Fragt euren gelehrten Profeſſor, der alle alten Dinge weiß, ob er denn nichts Neues wiſſe. Laßt euch Neuigkeiten erzählen!

Was ſoll ich ihnen, meine Verehrte, aus dieſem platten Orte ſchreiben? Mein Kopf wird hier ſo wüſt, daß die Weltgeſchichte der neueſten Tage wie ein unciviliſirtes Thier der Sahara darin herumläuft, er iſt hier höchſtens Bibliothekar, er beſitzt nicht viel mehr als einen Catalog: — in England bereitet ſich Alles auf ein lebhaftes Andrängen zu Gunſten der polniſchen Sache vor, das Parlament will wenigſtens den Protocollführer Europas ſpielen, und ſeine Rechtsſchuld mindeſtens einregiſtriren. Auch von hier ſoll Material dazu nach London geſchickt worden ſeyn. Dies Material beſteht nämlich in den fürchterlichſten Nachrichten, aus Polen ſelbſt, welche haarſträubend, entſetzlich ſind. Nun hoffen die Leute, ſolche moraliſche Laſt werde die Waage in London ſiegreich niederdrücken, und auf die eine oder die andere Weiſe etwas geſchehen machen — Die guten Narren! Die engliſchen Motionen ſind wohleinſtudirte Ifflandiſche Stücke, welche ſich nach einiger ſentimentalen Rührung für das Parterre gewaltſam einen verſöhnlichen Schluß bereiten und nach dem Herunterfallen des Vorhanges zu Ende ſind. Den andern Tag wird eine komiſche Oper aufgeführt und da giebt's viel zu lachen. Die Helden des ſentimentalen Stücks aber finden ſich modern gekleidet denſelben Abend noch in den Salons wieder, und laſſen ſich Schmeicheleien ſagen, wie ſchön ſie geſpielt. Europa iſt immer noch einfaltig genug, die Iffländer für Tugendhelden zu halten. So lange das Volk nicht mitſpricht, was man von einem reformirten Parlamente erwartet, ſo lange ſpielt man mit den Völkern Komödie.

Zur Politik der Tugend iſt noch ein Jahrhundert zu durchächzen, nichts als die tragiſche Göttin Nothwendigkeit herrſcht; in einem halb unmoraliſchen Europa kann aber noch nicht von einer moraliſchen Nothwendigkeit die Rede ſeyn. Viel wichtiger — weil dahineinſchlagend — iſt die ſcharfe Sprache der Conferenz gegen Holland, welche dort wieder einmal die dräuenden Locken des Krieges ſchüttelt, und über kurz oder lang durch die Geſetze ihrer eigenen Exiſtenz zu irgend einer That gezwungen wird: Sonſt iſt's noch der alte Jammer, denn die beabſichtigte Schwiegervaterliebe des Bürgerkönigs ſcheint hier der Haupthebel, alſo Privatvortheil neben allgemeinem Rechte. Viel wichtiger iſt es ferner, daß Barometer Talleyrand als richtiger Wetterverkünder durch die zeitigen Verhältniſſe liberal genug geſtellt iſt. Alles ſchleppt ſich übrigens bis zum Kriege und die Fragen concentriren ſich wie früher nur auf Antwerpen und Pedro, und daraus folgende Intervention oder Nichtintervention.

Die meiſten der Liberalen, denen ich bis jetzt begegnet bin, gehören zu den im Strome Schnauſenden, denen der Nachen der hiſtoriſchen Ruhe fehlt, welcher ſie auf den Wellen und doch über den Wellen hintrüge. Jemehr ich aus der verbrannten Fläche der platten Reaction herauskomme, und von den eigentlichen profeſſionirten Liberalen mich umringt ſehe, deſto feſter rüttele ich mich ein auf meinem hiſtoriſch philoſophiſchen Standpunkte, deſſen Sonne ein ſtrenges kühles Bewußtſeyn iſt. Ich werde ewig ein Radikaler bleiben, aber neben den ſchwirrenden wirbelnden Ultraliberalen, die in der Dunkelheit wie Fledermäuſe im Zickzack herumflattern werde ich bald wie ein ſteinern Standbild daſtehen, das ſich kalt anfühlt.

Ein Breiteres darüber ein andermal; Sie können mich leicht mißverſtehen, denn ich liebe doch jene Leute in ihrer Vollblütigkeit, wenn mir auch ſelbſt jenes heftige tobende Pulſiren unbequem iſt.

Sachſens Phyſiognomie iſt die eines gähnenden Schläfers, der ſich einmal aufgerichtet, der indeſſen noch nicht ausgeſchlafen hat. Aber auch ein ſolder Schläfer iſt noch langweilig — er braucht noch eine halbe Stunde, freilich nur noch eine halbe Stunde.

Leipzig ſpeciell iſt ekelhaft proſaiſch, platt — es liegt da in der Fläche wie ein ſehr bürgerlicher Gedanke auf einem breitgedrückten Hirn. Schon die Sprache iſt ein Mühlſtein, der jede Poeſie zermalmt; man läuft wie unter großen lallenden Kindern umher. Ade bis auf beſſere Zeiten.

2.

Ende-Juli.

— Da wäre ich denn in Carlsbad, meinem Paläſtina! Wunderlich, daß man überall hinkommt, worauf man auf der beſcheidenen Charte losſteuert, wunderlich, daß der veränderte Ort ſo wenig auf den Körper, auf die Seele gar nicht wirkt. Ich bin hier eben ſo troſtlos oder wie die Leute ſagen: eben ſo wenig bei Troſt, als ich's in Leipzig war. Es liegt gewiß nicht an meinen Umgebungen, ſondern lediglich an mir: ich hab' es erſt heut' Mittag erprobt, wo ich in beſſerer Laune großes Gefallen an einer Mittagstafel zweiten Ranges, beſetzt mit ganz einfältigen Leuten, wo ich das größte an dieſem behaglichen öſterreichiſchen Materialiſmus fand, der ſo ſauber und zuthulich iſt — wahrlich die Kerle in ihren ſchneeweißen Jacken, welche das Eſſen ſervirten, das ſchmucke Mädchen, welches zu größerer Aufheiterung, mit Jedem, der einen Teller bekam, äußerſt harmlos kokettirte — alle die Leute kamen mir in ihrer Beſchränktheit wie Diener einer wohlhabenden Fee vor, welche nur zur Freude, zum Wohlſein exiſtirten. Ich hoffte damals, ich würde meine dummen Bücher und Zeitungen vergeſſen lernen, ich hoffte auch ein Feedomeſtique zu werden, aber die Herrlichkeit währte nur eine Stunde, die Berge fallen mir hier auf den Kopf und erdrücken mich, in Leipzig verzehrte mich der trockene Staub der flachen Proſa — wahrlich, wahrlich, ſchlechter Heine, wie oft ruf' ich mit Dir: „und wär' nicht noch das bischen Liebe, — ſo gäb es nirgends einen Halt!“ — Ich bin wie der ewige Jude, der auf den Gräbern wandelt und keine Ruhe findet, es iſt nur der kleine Unterſchied zwiſchen uns, daß ich Leben ſuche und nicht finde, wie er den Tod, daß ich der Zukunft entgegenrenne, bis ich athemlos hinſinke, während er der Vergangenheit zu entlauſen trachtet. Und doch, und dennoch ewiger Jude. Dieſe leichenartige Vergangenheit der indiſchen Kaſten, wie fährt, wie rollt ſie mir hier mit ihren Vier und Sechsſpännern über den Leib und zermalmt mich. Es iſt um in die Wolken zu ſchreien: noch nicht zwölf Stunden war ich hier, als meine demokratiſchen Träume alle mit dem Sprudel verdampft waren — ich dachte, hier, wo die Leute unwiderleglich erinnert werden, ſie ſeien Staub von einem Staube ꝛc. hier wird ihnen doch die Fratze vergehen! O nein! — Sie ſondern ſich wie Korn und Spreu und das Korn wird wieder abgetheilt in beſtes Mutterkorn, beſſeres, gutes, und die Spreu geſchieden für das verſchiedenartige Vieh — ſo Gott will und der heilige Nepomuck, der vor mir auf der Brücke ſteht, geht nicht mehr viel von dieſem Saamen auf. —

— Aber mein Gott, entſchuldigen Sie doch ja, was quäl' ich Sie mit ſolchen galligten Ergüſſen, während draußen die Sonne ſcheint und in ihrem tönenden Kreiſe einem Thal vorübergeht, wo ſie ſo unendlich ſegensreich hingeblickt — Sie können eine Beſchreibung Carlsbads verlangen, ſonſt iſt mein Anſinnen an Sie, ſolche Briefe zu leſen, auf keine

Weiſe zu rechtfertigen. — Ach die Natur iſt lauter Güte, Freundlichkeit: die große Seele, deren Athem ſie belebt, iſt ſo rieſig und ſo rieſenhaft freundlich, daß ich die dumme Zerknirſchtheit der Chriſten wohl begreife, wenn ſie an Gott denken, daß ich aber mich nicht begreife, wie ich ſo arm, ſo bettelarm in dieſer reichen Welt ſein kann.

Nebenher geſagt, weil Sie ſo gütig waren, nach meinen jetzigen Studien zu fragen: die Natur iſt mein Studium, d. h. ich ſeh in den Himmel und die Gewitterwolken und ſinne und habe manchmal die kindiſche Angſt, es werde mir überſchnappen und dann hör' ich gleich auf zu denken. Uebrigens aber außer dieſer Annäherung zur Verrücktheit nähere ich mich gar keiner Beſchäftigung und erſt, wenn ich mich wieder beſchäftigen werde, will ich Chemie, Phyſik — Naturphiloſophie anſehn.

Es giebt ja jetzt große Ferien, die uns der teutſche Bund vorgeſchrieben hat, und wenn ich auf der Halbſcheid dieſſeits des Schwarzwaldes und der heiligen Allianz bleiben muß, ſo hab' ich nichts Beſſeres zu thun, als zu lernen und zu hungern, ich will Beides redlich.

Aber Carlsbad — der Thürmer bläſt eben einem neuankommenden Mitgliede den Willkommen und erinnert mich daran, die beſtallten Trompeter ſind doch zu etwas nütz.

Das ganze Böhmerland iſt in Blau gekleidet: blaue Berge, blaue Fuhrmannskittel und das Land ſelbſt iſt ſeit Jahrhunderten blau — — — daß es größtentheils mit dem Thier um die Nahrung ſtreitet. Metternichs Eskorte, wenn er hereinkäme wäre wie die unſere eine Schaar von mindeſtens 50 wörtlich halbnackten wohlgebildeten Geſtalten die Stundenweit den Wagen winſelnd begleiten. — Wenn man den Brief aufmacht, ſchickt man mich nach Munkatſch — Carlsbad liegt unſcheinbar in einer Thalſchlucht wie eine Schnecke, die ſich an die Erde klammert, die Berge ſchweben uns bis über den Haaren und auf mein Papier, was Sie eben in Händen haben, ſieht ein hoher Felskegel, auf dem die Menſchen das Abbild ihres Gottes in gräulicher Form angebracht haben. Es iſt wie alle Bergſtädte ſo gebaut wie ein guter Novellenſchreiber gewachſen iſt, nämlich verwickelt, aber es iſt faſt durch und durch hübſch. Wartha an der Pforte von Glatz hat Aehnlichkeit in der Lage, es fehlen ihm nur die Häuſer Carlsbads und einige lange gerade Strecken wie „die Wieſen" hier.

wo ich auch wohne. Das ſind zwei Reihen meiſt ſehr ſchönen, zum Theil dreiſtöckigen Häuſer, zwiſchen welchen die Tepel fließt und die außerdem noch durch zwei breite Quais getrennt werden, welche mit Linden und Boutiquen beſetzt ſind. Ich wohne natürlich auf der ſchlechteren Seite, denn die Wohnungen ſind heidniſch theuer — alles Schöne und Reiche wohnt drüben jenſeits des Fluſſes wie die ſchöne Zukunft der Simoniſten. Ich ſeh' mit bewaffnetem Auge das Glück wohl, aber kann es wie Schillers ſentimentaler Quellenknabe nicht erreichen.

Es ſoll durch den ganzen Weltproceß ſo gehen und der Annäherungstypus ſoll überhaupt der menſchliche ſein — ob's wohl wahr ſein mag, o bitte gn. Fr. fragen Sie doch den Doctor der Philoſophie, der muß ja das genau wiſſen. —

So ſteht da ſchief drüben, ich ſeh's, wenn ich den Kopf in die Höh hebe, aber ich hebe eben den Kopf nicht in die Höh' — ein ſchönes Haus „au coeur rouge“ genannt, dort wohnt ein Mädchen, ich glaube aus Polen, ganz, aber auch ganz das Original zu der Schilderung jener Julia in den Briefen an Falstaff. Ich weiß nicht, ob Sie ſich erinnern. Die ſchönſten dichteſten ſchwarzen Locken fallen ihr à l'enfant auf den ſchneeweißen nur durch ſarmatiſche Taille unterbrochenen Ueberrock und die ſchwarzen Kamaſchenfüßchen der jungen Schönheitsgarde, die nicht ſtirbt, aber ſich ergiebt, tänzeln auf dem Trottoir vor der Hausthür herum. Es iſt ein äußerſt lieblich Kind, und das macht mir Freude in all' meinem Jammer — nur die klarſte Aeſthetik und das gediegene Wiſſen finden noch Zugang zu mir; ich bin wie ein alter Mann: alle Mittelſtufen ſind mir widrig. Nur die vollendete Schönheit, wenn mich auch die Ferne oft täuſcht, die Täuſchung kommt ja nach dem Genuſſe — und Wolfgang Menzel haben wir ſeit mehreren Wochen, ehe ich die freundlichen mir ſehr wunden Manne, ſehr wohlthuenden Worte von Ihnen erhielt, Freude gemacht.

Aber ich bin auch geizig und vorſichtig wie ein Pedant, ich ſuche nie ein ſchönes Mädchen zu ſprechen, noch weniger tret' ich in eine ganze Gruppe, ich will den ungetrübten Totaleindruck; ein dummes Wort fällt wie Blei auf meine poetiſchen Schwingen, die ſich am weiteſten in der Berührung entfalten, welche die geiſtigſten Sinne, wie das Auge, nur ſtreift. — Da fliegt im Pheton ein ſchönes Bild heran, mein nicht ganz ſcharfes Auge baut und erfindet und iſt Künſtler, wie ein Blitz ſpringt eine ſchöne freie ganze Geſtalt vor meine Seele, der Wagen donnert vorüber, — aber meine Poeſie iſt für ewige Zeiten da, ich ſehe ſtolz auf das materielle Pack um mich, was dem Materialismus fröhnt und nichts gemerkt hat.

(Ein ſchöner Lieberaler, nicht wahr?)

So ging mir's heute nach Tiſch im Kaffeehaus. — „Je hob Dirſch holt heut Mittock ſchon rockt, ober Du glaubſt nix.“ — Das waren die erſten klaſſiſchen Worte, die ich im Vorübergehen, gleich nachdem ich Obiges geſchrieben aus dem Munde einer der ſchönſten hieſigen Damen hörte. — Mehlthau iſt vortheilhafter für Getraide als dies für Illuſion. Dies Lallen von den ſogenannten Vornehmſten muß man hier hören; wie ſie ſich auch nicht einen Fußbreit aus den gewöhnlichſten Provinzialjargon herausgeriſſen haben — wahrlich! Sprachkenntniſſe ſind ein angenehmens poſitives Wiſſen, aber ohne beſonderen Bildungswerth, aber die eigene Sprache maltraitiren iſt der Ausdruck ärgſter Barbarei, denn jedes Volkes erſte Blüthe, weil ſie zur höchſten, dem ſchönen Ausdruck des ſchönſten Gedankens führt, iſt ſeine Sprache. — Was übrigens das Material anbetrifft, ſo würde der ſchleſiſche Adel hier eine klägliche Rolle ſpielen: der Aufwand iſt ungeheuer, weil enormreiche Fürſten, wie le prince de Rohan, der allein 40 Zimmer bewohnen ſoll, viele öſterreichiſche und ruſſiſche Großen den Ton angeben. — Ihr langer Ariſtokrat, der auch hier iſt, ſieht ſehr traurig dabei aus, da die Auktorität ſeines Verſtandes doch nicht in die Brunnenkiſte geſetzt werden kann; ich hoffe er ſieht hier ein, daß es etwas Beſſeres als Ererbtes giebt. Den meiſten Menſchen iſt ja doch nur auf dem Wege des Egoismus beizukommen. Uebrigens iſt ſeine Nähe meiner Cur ſehr nachtheilig — gegenüberſtehen kann man einem Ultra alle Tage einmal ohne großen Nachtheil für die Leber, aber gegenüberwohnen wie wir's thun — und leben; das iſt zu ärgerlich.

Sie wiſſen, wie langſam ich an Dummheit glaube, aber Alles was ich von dieſen vornehmen Leuten ſehe und höre, iſt ſo abgeſchmackt, daß alle Satiren gerechtfertigt ſind — NB. ich rechne die Farbe der Dummheit, den öſterreichiſchen Dialekt, vollkommen ab und überſetzte mir ihre Reden immer erſt ins Teutſche. Bequem', wohlhäbig iſt aber Alles, Alles an dieſer Nation bis auf das Idiom, was ſo faul, gemächlich nnd träg iſt, wie man's nur wünſchen mag — ſchon darum iſt ein öſterreichiſches Bad geſünder als andere, weil man das Denken bald über dem bequemen Reden aufgiebt, — noch einige Jahre ſofort und das alte Sybaris und Capua iſt im Großen fertig und der Culminationspunkt alſo mit der Kriſis iſt erreicht. Uebrigens freu' ich mich ſogar einſt auf dieſes Volk nach der Kriſis; es wird einen ſchönen Platz zwiſchen England und Frankreich einnehmen; es hat die Gutmüthigkeit des franzöſiſchen Kosmopolitismus und den praktiſchen Verſtand des engliſchen Kaufmannsweſens, das giebt ein etwas Philiſterhaftes, aber liebenswürdiges Regierungsweſen.

Auch mir iſt Schreiben und Denken unterſagt. Sie ſehen, daß ich nur in einem Stücke horche. — Hier ſelbſt muß man ſich wie in einem Glasladen vorſehen, man bricht überall etwas entzwei und wo man hintritt, verlangen ſie Geld. Ich finde es überhaupt von Tag zu Tag lächerlicher in dieſer auf Geſundheit und Geld begründeten äußeren und bürgerlichen Welt ohne Beides länger fortzuleben — was ſoll ein Haus ohne Dach, ein Heerd ohne Feuer — ärgert Dich Dein Auge, ſo reiß es aus und wirf es von Dir, ſagt die Bibel und die Bibel hat oft Recht. Das Leben iſt wie das Gehen, ein fortwährendes Fallen oder Hinken nach dem oder jenem Ruhepunkte mit gleichgeſinnten und liebgewordenen Menſchen kommt wieder ein langes Fallen ins Nichts, wo man gar keine Gegenwart und ach, oft auch keine Zukunft hat. — Wer hat denn Recht: der Überfröhliche oder ich oder die juſte milieus? Jeder — denn Jeder iſt ein Subject und, wie geſagt, zum Objectiven giebts nur Annäherungen, die meiſt ohne Blut ſind; für die Welt übrigens kann ich ſeit längerer Zeit ſehr blutlos, d. h. objectiv ſein, aber was hab' ich, was hat die Welt da mehr?

Trotzdem bleibt's wahr, was ich ſeit lange fühle: Toleranz und größtmögliche Entäußerung des Egoismus iſt die ſchönſte Frucht der Bildung.

In der Weltgeſchichte ſieht's eben für die nächſte Zeit und für die Menſchen, die dieſer angehören, betrübt aus: Louis Philipp ſpielt zu gern den Miniſter: wer kann's ihm verargen; aber Frankreich will kein Familienleben im franzöſiſchen Kreiſe, es will ein Weltleben; die Nation iſt viel größer als ihre jetzigen Miniſter und Regenten — ſie werdens zu unſerm Nachtheil noch eine kleine Weile treiben bis ſie den Hals brechen. Teutſchland, der Unterleib Europas, leidet am meiſten durch dieſen Mangel an Bewegung, und wenn die Abſoluten den jetzigen Zeitpunkt wahrnehmen, ſo können ſie uns auf eine ganze Weile wieder krank machen. Ich hoffe, es fehlt ihnen die Energie, obwohl es dann gar zu abgeſchmackt um ihren Verſtand ſteht; ſie müſſen einſehen, daß ſie gegen ſolche chroniſchen Uebel ihres Körpers mit allen ihren Bajonetten nur Palliative anwenden, welche friſten aber nicht heilen, und ſelbſt dann gehen ſie langſam, und Heilung, auch wenn ſie einige Opfer koſtete, kennen ſie in ihrem Wörterbuche gar nicht. — Hat der Bundestag wohl wiederum zwei Rechtsparteien anerkannt! Gott bewahre — nur Richter und Verbrecher — das waren die teutſchen Julitage und wir begraben den ſcheintodten jungen Leib auf einige Zeit ganz gewiß, wenn ſichs in Frankreich nicht bald ändert — fragen ſie nach nichts als nach Paris, dort wird das Wetter für uns gemacht, alles Uebrige iſt Tändelei.

England iſt, wie der Temps neulich ſehr wahr ſagte, leider nichts als das Fatum Europa's, die Neutralität, der Indifferenzpunkt in der Chemie — es iſt allein gar nichts für die menſchheitliche Entwickelung, es iſt allein geradezu widerwärtig; mit Frankreich — unſchätzbar, ein Linienſchiff von Holz und Metall, aber mit freiem fränkiſchen Winde. Wäre nicht von Durhams ſehr wackrer Perſönlichkeit etwas zu erwarten, ſo dürfte man auf die Sendung gar nichts geben.

Der Weltgeiſt hat übrigens noch nie mit ſo kleinen Schritten und in ſo verwickelten Intriguen geſpielt: es herrſcht die ſpaniſche Comödie; aber der Schluß bleibt ſicher: drum bin ich mit meiner hiſtoriſchen Anſicht ruhig wie ein Zuſchauer im Parterre. — Aber ich ſäße gern näher — ſoll ich ſagen im Sperrſitz — nein, das Wort iſt gar zu ominös — im Orcheſter aber, um mit aufſpielen zu helfen. — Ach und dazu iſt ſogar keine Ausſicht. — Alles liegt im Acheron, was ſoll ich in dieſem Eisplaneten; ich friere, daß mir die Zähne klappern — ich will auf die Wieſe ſpazieren gehen und die ſchönen Kleider der vornehmen Leute und ihre unauslöſchliche Heiterkeit anſehen.

Sie werden in der Allgem. Zeitung „Briefe in die Heimath“ finden, welche wiederum manchen Schwachen irre machen werden. Sie ſind mit Wiſſen wenn auch ohne Geiſt geſchrieben, und der hiſtoriſche Geiſt, der beſprochene hiſtoriſche Standpunkt fehlt ihnen ganz. Es wird nämlich den Leuten ſo entſetzlich ſchwer, eine Periode nach halben, ja ganzen Jahrhunderten zu nehmen, ſie rechnen im Detail wie der Bäcker mit der Semmel und einzelne Aeußerungen ſolch eines Abſchnittes nehmen ſie für den ganzen. Eine Phaſis deſſelben wie die Julirevolution für das Ganze. Keines bedenkt, daß Frankreich noch Jahrelang in der begonnenen Kriſis ſein muß, ehe alle die Poſtulate welche ſeit 89 auf die Oberfläche des bürgerlichen Lebens getreten realiſirt ſind; die jüngſten Forderungen werden zuletzt erfüllt und wo wäre für Frankreich an Ruhe zu denken, ehe alle die mangelhaften auf mehr oder minder große Bevorzugungen Einzelner baſirten halbtodten Geſtalten des verſchiedenartigen Royalismus begraben ſind. Die nächſte Phaſe iſt Aufhebung der Erblichkeit des Königsthum. Noch iſt kein publiciſtiſcher Gedanke ans Licht der Sonne getreten, der nicht in längerer oder kürzerer

Zeit Geſtalt gewonnen hätte und auf der franzöſiſchen linken Seite der eigentlich producirenden — (die andern ſind auch nöthig) — liegen noch viel Keime, die langſam Wurzel ſchlagen. Ein Volk, ſo in der Kriſis mit teutſcher Maulwurfskurzſichtigkeit beurtheilen, das heißt, ſolche heimathliche Briefe ſchreiben. So tadelt man Bier, wenn es in der Gährung häßlich ſchmeckt. Statt ein Land zu lieben, was alle Wehen, neue Staatsgeburten für uns durchmacht, tadeln wir es wie die Schulknaben — allerdings befinden ſich nur die Geiſter in Frankreich wohl, das Materielle wird zum Theil oft in Frage geſtellt und dieſe Sympathie ruft die teutſche Kritik der Art hervor. Von Innen heraus ſollen die politiſchen Ideen kommen, ich möchte wiſſen, wer ſie nach Frankreich gebracht, ob ſie nicht alle an der Seine gewachſen ſeien, er müßte denn ſpaßhaft genug auf Nordamerika ſticheln. Solch ein Teutſcher iſt ganz unglaublich übermüthig; die Mehrzahl iſt ſchon mitten in den conſtitutionellen Ideen, die durch Frankreich eingebürgert ſind, und dieſen Ideen ging es zu Anfang eben ſo wie den jetzt weiter rückenden; ſeine ganze Politik dankt er dieſem Volke, denn England hat uns nie etwas Anderes als Caffee und Zucker und Federmeſſer gebracht, die Völker kennen ſich nicht und ſind chemiſch viel ſchwerer vermiſchbare Stoffe als Franzoſen und Teutſche. Und dennoch, — dennoch bleibt er ein undankbarer Eſel.

Ich will keine Lobrednerei, ich will meiſt Tadel, denn das Lob verdirbt oft und bleibt doch nimmer aus für allgemeine Intereſſen, weil die Welt, das Leben wahr ſind; Tadel, denn unſere Welt iſt eine der Gegenſätze, der Gegenſatz geht ſchnurſtracks durch die ganze Natur, und er allein fördert; ich will Parteien, denn ſie ſind Abdruck der Natur, das natürliche Zuſammengehen ſollen wir ſuchen helfen, nicht aber im Allgemeinen Parteien tadeln. Jemehr Parteien ein Volk hat, deſto civiliſirter iſt's — und jemehr Revolutionen, deſto ausgebildeter iſt eine Nation, ſagt, glaub' ich, Montesquieu — der Heimathliche aber verſteht nichts; indeſſen können ſeine ſpecielleren Briefe doch intereſſant werden.

Wär' ich ein Narr, ſo ſpräch ich': mein Uebel kommt daher, daß ich oft vermeſſen geäußert habe: „giebt mir Gott Geſundheit und fünf Jahre Zeit zum Lernen, ſo will ich ihm dies Bischen Erde regieren helfen und die Peſcherähs und Proletarier ſollen ſich weiß Gott unter dem Vicegott wohler befinden."

Bei dieſer wiederholten Läſterung ſeh' ich lächelnd in den Himmel und wenn mir der Tod auf der Zunge ſitzt — Wenn der Herrgott auch humoriſtiſch iſt, wie ich gar nicht zweiſle, weil er Alles iſt, wie wird er nach dem griechiſchen Glauben unauslöſchlich wie unſere Prinzen lachen, daß der Olympos bebt über das ſich aufblaſende Menſchenbild, dem er ja doch den Odem zum Blaſen gegeben — Weil er Alles iſt — ? — iſt er denn auch ſchlecht? — Es exiſtirt nichts Schlechtes — O dieſe Naturphiloſophen. Da haben Sie mich wieder. Alſo, Alles was iſt, iſt gut? Gewiß, aber an ſich, will ſagen: urſprünglich, darum und darum iſt Vieles was iſt, nicht gut.

Das ſchreib' ich in Karlsbad und bin doch 1819 nicht mit hier geweſen, wo ſie ſagten: „Alles was war, iſt gut" — und bin doch jetzt hier um geſund zu werden und alle ſolche Gedanken ſind Contrebande; ich habe die Räuberpiſtole auf der Bruſt „dumm werden und geſund, oder klüger und krank." Um Gotteswillen dumm, dumm wie, wie

— ach, ich hab' zu viel Beiſpiele, meinetwegen wie ein Ochs, aber geſund.

— Ach es iſt Alles nicht wahr, es iſt nichts wahr, ja die Exiſtenz iſt relativ, wir ſind Experimentirbälle des großen Lichtes und ich bin leider ein Schwamm mit dem der Staub von der Maſchine gewiſcht wird. Pfui, pfui, Hamlets Schwamm! —

Der Menſch wächſt innerlich, doch wie der Stein durch Anſetzen und hat nach einem Jahre eine ganz veränderte Geſtalt, darum kennen mich meine früheren Bekannten ſo wenig.

Wohl zwanzig Equipagen halten unter meinem Fenſter, ich könnte mit einem coup de main alle Reichthümer des Ortes, wenigſtens ihre Beſitzer capern — ich will doch mit der hieſigen Polizei darüber reden. — Das Theater iſt nämlich neben mir und zwar ſo nah, daß ich hineinſpringen könnte, wann ie wollt, aber ie will nit. Sollte man's für möglich halten, daß ich ſo wenig Intereſſe an der Bühne nehme, daß ich jetzt nach mehrern Tagen erſt an das Theater neben mir denke, obgleich ſie alle Tage darin neben mir wirthſchaften. So zuwider ſind mir dieſe niedrigen Köche und ſchmutzigen Köchinnen der Kunſt; ſie verhalten ſich zur

Kunſt wie Zollbeamten zum Staat — ſie ſind nöthig, ja, ja, aber es iſt nicht nöthig, daß ich ſie anſeh. „Gisperl und Fisperl" geben ſie, das mag ein ſchönes Stück ſein. Das nächſte Mal geht ich doch hinein und referir' es dem Kleinen. Gelingt es gar dem Gisperl und Fisperl, (ich weiß nicht, wer Masculin und Feminin iſt) mich lachen zu machen, dann ſitz' ich oft da, denn ohne Bekanntſchaft, die ich vor der Hand nicht brauchen kann, iſt jeder Badeort die Reſidenz der langen Weile. Und es wird ihm wohl gelingen, denn dieſer kraftloſe Dialekt iſt eben, weil er gar keine Zähne hat, ſo pudelnärriſch, daß mir das Gewöhnlichſte komiſch wird, und ich ſchon beſſerer Laune bin, wenn ich nur öſterreichiſch quatſche. Es iſt ſehr ſchade, daß ich's ihnen nicht vormachen kann, mein ganzes ſcharfes norddeutſches Weſen ſieht ſo verdutzt und traveſtirt dazu aus, daß ich ſelbſt eine wandelnde Comödie werde. Der Dialekt hat keine Höhe und keine Tiefe, er geht ungeſtört fort und das macht leicht nervenſchwach, und nervenſchwach lacht man am meiſten.

Ich empfehle Ihnen ſehr Wolfgang Menzels „teutſche Literatur" zwei Theile. Man muß ſie kaufen, und zwei bis dreimal leſen. Es iſt ein Ganzes, ein imponirendes Ganze. Man macht Menzel in ſeinen einzelnen kritiſchen Beurtheilungen den Vorwurf allzugroßer Subjectivität; man hält ihn für einen größeren Dichter als Kritiker. Es iſt wahr, er zerreißt ſchonungslos, was ihm nicht zuſagt, aber ich möchte wohl wiſſen, ob es denn noch immer nöthig ſei, daß der Dichter ſein Subject in die Taſche ſtecke und nach einem approbirten wiſſenſchaftlichen Schema kritiſirte. Er hat uns mit ſtarker Hand auf eine neue Brücke der Kritik führen helfen, die leichnamsartige Objectivität mit einem Fußtritt in den Fluß geworfen, er hat redlich mitgewirkt, daß uns der Zugang zu einem neuen Lande offen ſteht. Woraus beſteht denn die Objectivität anders als aus dem Facit der geläutertſten Subjecte. Wenn doch alle Leute ſo viel thun wollten für ihr Subject als Menzel gethan. Ich will lieber zuviel Blut als zuviel Stein, lieber zuviel Wärme als zuviel Kälte ſehen — wir wiſſen ja doch nichts Ordentliches, und das Geringe wollen wir wenigſtens mit warmer Liebe umfangen. Vom heutigen Kritiker, der zur Zeit der Völkerwanderung, der Romantik, der Geſetzloſigkeit lebt, kann man nicht mehr verlangen, als daß er in ſich und an ſich gerecht ſei. Das iſt Menzel gewiß, Gott gebe ihm nur gute Verdauung, daß er nicht die Launen ſprechen laſſe; dies iſt das Einzige, was zu fürchten; daß er auch die kleinſten Schaufler auf dem Felde der Entwickelung gewähren laſſe. —

Pückler hat „die Wappenvögel“ nicht verdauen können, und die neue Feuerprobe des Liberalismus wohl überhaupt nicht beſtanden, wo ſich's um mehr als einige hübſche Phraſen handelt, die früher ausreichten, die Berliner mögen ihn auch ſehr geſtachelt haben — kurz er hat in's Morgenblatt eine kurze Viſion als Verſtorbener gegeben contra Börne. A[illegible] was hab' ich gelacht! Wie der Froſch in der Fabel geberdet er ſich und rückt und rückt und räuſpert ſich heſtiglich. Der äußerſt vornehme Verſtand Börnes, der ſeine, wenn auch ſtreng demokratiſchen Intereſſen beherrſcht, wird noch Hunderten des flatternden Geflügels gefährlich werden. Es nützt da kein Vornehmſtellen; wer noch ſo keck ins Licht des Tages ſieht, muß doch am Ende nieſen. Ich habe wirklich von Herzen lachend und ohne den mindeſten Groll „Geſundheit“ geſagt und bin weiter gegangen. Was mag das dem Börne für einen herzinnigen Spaß machen, dieſe untergeordneten Geſellſchaftsgeiſter zappeln zu ſehen.

Wer den genauen Zuſammenhang der Körper- und Gefühlswelt genau nachweiſen könnte: ein beſſerer Appetit geht Arm in Arm mit einem friſcheren lebhafteren Gefühl — die in einer Art von Dumpfheit verſtopften Quellen meiner Herzens- und Gefühlsthätigkeit brechen auf, ſo ſehr, ſo ſehr, daß es mich bis in das Mark ſchmerzt, ſo arm und verlaſſen in der Welt zu ſtehen. —

Die Poſtwirthſchaft ſcheint hier ſehr ſchlecht zu ſein — ich fürchte, Sie werden meinen Folianten kaum vor dem 2ten oder 5ten Auguſt haben, und wenn Sie mich mit ein paar Zeilen Antwort erfreuen wollen — ſo bitte ich ergebenſt nicht zu zögern, damit mich die Briefe noch finden „denn Mylord“ — heißt es — „plötzlich kann es mit Euch enden.“ —

3.

Ebendaher.

Sie ſind im Irrthum meine Freundin, wenn Sie mein beabſichtigtes Studium der Naturwiſſenſchaften für eine excentriſche Idee halten. Ohne die Kenntniß der Natur giebt es kein höheres Wiſſen, keine Philoſophie, aus ihren ſichtbaren Geſetzen ergeben ſich erſt die unſichtbaren, die rein geiſtigen — ohne ſie philoſophiren heißt: ohne Tinte und Feder ſchreiben. Alles Wiſſen gründet ſich darauf. Denn Alles exiſtirt nur in Zeit und Raum und der ſublimſte abſtrakteſte Satz findet, wenn man ihn nachgeht, ſeinen Keim in der Materie. Kennten wir die Natur und ihre Geſetze ganz, ſo wüßten wir auch die Grenze unſeres Wiſſens und ſomit das Ende der Welt, da wir aber noch ſo viel vor uns ſehen, wozu Jahrtauſende nicht ausreichen, ſo ſchwören wir zur Annäherungstheorie; von der Natur aber ſich entfernen, heißt ſich vom Wiſſen entfernen. Gewiß haben wir all' die Verſuchswege der bloßen ſpeculativen Philoſophie von Thales bis Kant, der Philoſophie, welche aus dem bloßen Gedanken konſtruirt, auch in dieſem neuen Wege durch zu machen, und der Phantaſt Steffens, der Rechenmeiſter Hegel mit dem ſchnurrigen Facit des Abſoluten, der verſchwenderiſche Schelling bekunden das, aber auch alle andern Philoſophen wuchſen urſprünglich aus der Natur, und nur die Religionsparteien haben mit Chriſtus, Muhammed ꝛc. etwas Anderes haben wollen. Die Geſetze des Weltalls liegen im Weltall, denn die Natur iſt ſelbſtſtändig; wenn noch zehn Oken geforſcht haben werden, dann wird's die Welt ſchon viel bequemer haben. —

Uebrigens iſt es — ein wenig Chemie ausgenommen — bei mir vor der Hand noch Abſicht geblieben; hier leſe ich bloß mit Aufmerkſamkeit und Nutzen den Speiſe-Zettel und denke mir dann, ob es etwas Langweiligeres unter Gottes heißer goldner Sonne geben kann, als dieſes Brunnenleben.

Karlsbad iſt an ſich langweilig wegen der geſellſchaftlichen Kompoſition, wie ich Ihnen ein ander Mal auseinanderſetzen will — in doppelter Potenz aber für mich, da ich fortwährend leidend bin, wenig brauchbare Menſchen finde, und dieſe wenigen ſelten brauchen kann. Ich ärgere die Leute, aber wie gern würden ſie mir's vergeben, wüßten Sie, wie ich ſelbſt am meiſten durch mich ſelbſt geärgert werde. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

In Leipzig werde ich ein Kochbuch ſchreiben, wozu ich hier Notizen ſammle, Bücher corrigiren, mäßig leben und Gott und die Menſchen preiſen, daß die ſchöne Erde ſo ſchön eingerichtet iſt. Sie könnten ihre Doctrinairs fragen, ob es ſo recht ſei. Ich will auch noch recht ſchön verwickelt drüber ſchreiben, daß die Sache gelehrt ausſieht und nach der Schule ſchmeckt. Ob die abgeſchmackten Doctrinairs wohl wiſſen mögen, daß ihr Bischen Saalbaderei auch den Franzoſen geſtohlen iſt, denn erſt was Roger Collard und Hr. Guizot aus ungeſunden engliſchen Publiciſten entlehnt, und in großen Biſſen verſchlungen hatten, das ſerviren die originell kranken Teutſchen. Alles blos des klaſſiſchens Anſehens halber. Ueber die kühnen Hypotheſen des Schleſiers, was Alles aus Teutſchland werden würde, habe ich königlich gelacht. Das war mir aber ſehr angenehm, denn das iſt meiner Kur zuträglich. Darum lebe die teutſche Zunftpolitik! Es fallen den teutſchen Fürſten nicht im Traume ſolche demagogiſche Dinge ein, wie ſie ihnen die teutſchen Doctrinairs beim Macaronieſſen zudenken und es iſt der Fluch dieſer Halbheit, daß ſie von beiden Theilen ausgelacht wird. Sie ſind wahrhaftig wie der Hund mit dem Stück Fleiſch im Rachen, der über den Steg geht, nach dem Schatten im Waſſer ſchnappt, und — auch das was er hat, verliert. — Da muß Oken kommen und helfen: der Gegenſatz, wie ich Ihnen glaub' ich ſchon geſagt — iſt die Grundform der Natur, darum kehren wir zur Natur und zur Heilung zurück, wenn wir den erſt ſcharf ausgeprägt ſehen. Nur ein bebrillter Doctomar ſieht ihn jetzt noch nicht! Luſtig ſtehen alle Höfe und alles Geſchmeiß mit Schalten und Ordensbändchen ꝛc. mit den Regenten und der ganzen Ariſtokratie auf der einen Seite und zappeln vor Freude, daß ſie der Canaille noch einmal keck auf den Nacken getreten ſind — aber nicht minder luſtig ſieht's im Innern des getretenen jungen demokratiſchen Theils aus. Der 4te Akt iſt da — la jeunesse est morte, vive la jeunesse — über ein Kleines und ſie werden einen fünften Akt ſehen und da hat noch kein Poët das Unrecht ſiegen laſſen. Der größte d. h. die große Regel des Rechts, wird's auch nicht. Kein Fürſt, kein Ariſtokrat ſicht anders als gezwungen unter unſern Fahnen; davon kann nur eine krankhafte Doctrin träumen — ſehen Sie wie der Heſſe im Dünkel der unermeßlichen Sicherheit ſeine Soldaten rettet und mitten in Jordans Zorn die Auflöſung des Landtages wirft, ſchauen Sie den von guten Sanguinikern ſo geprieſenen Badenſer, wie er die langſam errungene Preßfreiheit raſch durchſtreicht; der Baier — — — — — — ꝛc. — — — — — — nur der Würtemberger iſt noch übrig und weil die Deputirten und das Volk ſo heftig ihm den Weg verrennen, hofft man auf ihn — Narrenspoſſen: über Nacht ſetzt der Wind dreimal um — es wäre auch Schade um die Einheit der Trennung. Die große Junta zu Frankfurt iſt das Teſtament der alten Zeit und der alten Herren; ſie nutzt mehr als Hambach und ſonſt was — ſie iſt ein ſo breiter Schritt, an den Rand der Kataſtrophe, daß dem ehrlichſten Manne für das Gleichgewicht des Schreitenden bange werden muß. O, der Weltgeiſt iſt ſo großartig klug, daß die kleinen klugen Herren darüber dumm werden. —

Was ich ſo lange vergeblich gepredigt, weßhalb ich den Napoleonsſüchtigen Heine geſcholten, das wird ſich immer mehr und mehr erfüllen, —: zurück und immer weiter zurück mit den Perſonalitäten; das Geläuterte, das Geiſtige des Menſchen, die Gedanken und ihre Kinder; die Geſetze und Inſtitutionen herrſchen; wer auf einen Mann,

oder auf zehn oder auf eine Million vertraut, iſt ein alter Narr; der Gedanke des Chriſtenthums war ſtärker als die ganze damals civiliſirte Welt und Gott ſei Dank, die Welt iſt größer und der Gedanke iſt breiter geworden. — — — —
— — — — — — — — — — —

— Ihr Schreiben erhielt ich heut Nachmittag und war Anfangs Willens, es flugs mit einem einfachen Briefe zu beantworten. — Oeſterreich ſteht wie überhaupt ſo auch in keinem Poſtverbande und von innen und außen geht alles nur bis an die Grenze; ein doppelter Brief koſtet denn auch ein conſtitutionelles Porto, ohngefähr einen preußiſchen Thaler: dies gewährt Ihnen wahrſcheinlich den Vortheil, wenig von meinen herben Anſichten anſehn oder doch ſie ſpäter, wo das Gift vertrocknet iſt, betrachten zu können, denn ich bin ein Conſtitutioneller. Da nun der aufgerührte Stoff in mir ſo zum Himmel ſchreit, daß ich nicht ſchlafen konnte, ohne die nöthigen Sühnopfer, ſo fällt die Simplicität am Altare der Poſt, aber die Verzögerung ſiegt wie überall.

Karlsbad macht ſchwülſtig ſtatt geſchmeidig: der baare Sinn wäre mit drei Worten bezeichnet, aber der gute Schriftſteller läßt dem Leſer Raum. —

Ludwig Robert war ein geiſtreicher Mann, aber die ihm zu Theil gewordene Emancipation hatte einen bürgerlichen Narren aus ihm gemacht — ſeine desfallſigen Heldenthaten ſind ſehr bekannt. Börne iſt vor der Hand nach der Schweiz — eine Dame ſchrieb mir's vor einigen Tagen, deren Mutter ihn noch in Baden-Baden getroffen. Die Dame ſelbſt ſchreibt äußerſt erfreut und ſehr drollig über die Lectüre ſeiner Briefe:

> „Ich finde ihn zum Küſſen liebenswürdig, er ſprüht Funken wie eine Katze und hat den Vorzug, daß er dazu gar nicht geſtreichelt zu werden braucht.“ ꝛc.

— — — — — — — — — — —

Es ſcheint ſich da in Schleſien in Ihrer Nähe eine liebenswürdige Camarilla zu geſtalten, die abgeſehen von ihrer Lächerlichkeit mit altbacken franzöſiſchen und doctrinär preußiſchen Elementen als Compoſition ein ekliges Zerrbild giebt. Nichts Widerwärtigeres in der Welt, als wenn ohne geiſtiges Feuer, ohne entſchloſſenes Wiſſen über die laufenden Geſchichts- und Geſellſchaftsverhältniſſe in hochbeinigen Worten gefaſelt wird — ich höre, weiß Gott, die Handwerker auf den Bierbänken lieber raiſonniren; denn es iſt mehr Geſundheit darin. So iſt es etwas zur ſchonungsloſeſten Behandlung Herausforderndes, wenn ein im ſtrengen Sinne des Wortes — bürgerlicher Wicht wie einer ihrer Doctrinairs (bürgerlich heißt im Staat integrirend, exiſtirt) über bürgerliche Ehre und dergleichen abſchmunzelt. Er iſt als alter Speichellecker ohne Mannskraft und Würde jener Ehre längſt verluſtig; er iſt immer ein niedrig geſelliges Inſtrument geweſen, was als ſolches angenehm, ſehr angenehm war und noch ſein mag; — als geſellſchaftliches hat er nie eine Exiſtenz gehabt, weil er ſich unwürdig ihrer ſelbſt begeben — und wenn er ſich mir gegenüber jemals ſolcher Phraſen bediente, wie er gegen Börne und Heine gebraucht hat, ſo würd' ich ihm einen Spiegel vorhalten, deſſen Fratze ihn entſetzen ſollte. Ein Menſch, der ſein Beſtes für die niedrigſten materiellen und jämmerlichſten Vortheile, als ſogenannte hohe Geſellſchaft und dergleichen, hingegeben, wird von mir auf das Empfindlichſte für die Unverſchämtheit gezüchtigt, den oder jenen, der alles Materielle für die Sache ſeines guten Glaubens, und wär's der ſchlechteſte — geopfert, zu beſudeln.

— — — — — — — — — — —

Ich wage nie über ein Thema, wo mein Gewiſſen nicht ganz rein iſt, zu kritiſiren, und wenn ich etwas an jenem Manne anſtaune, ſo iſt es die Keckheit, mit der er ſich wie ein betrügeriſcher Prätor zu Gerichte ſetzt. — Ich glaube, er ſpricht wohl auch von Teutſchlands Einheit und teutſcher Geſammtkraft, die vernichtet werde. Solchen Leuten iſt alles zuzutrauen. Ach, was wird uns dies alte Inventarium einer begrabenen Zeit noch im Wege herumtrippeln — der Himmel war gnädig gegen Göthe, wie immer; möchte er ſeine Stiefkinder doch leben laſſen aber ſchweigſam. — Da hab' ich nun ſo ganz andere Dinge geſchrieben als ich wollte — mißdeuten Sie es nicht. — — — — —

Aber ich wollte über unſere teutſchen Rechtkünſtler und die Göttlichkeit des hiſtoriſchen Rechts ſchreiben. Iſt es nicht um mit Fäuſten hineinzuſchlagen, wenn man die allgem. Zeitung lieſt, die brodſuchend immer vorſichtiger weiter tappt, und die Jugend mehr und mehr von ſich weiſt, wenn man lieſt, wie immer ein Teutſcher nach dem andern ſich die unfruchtbare Mühe giebt, die Bundesbeſchlüſſe zu rechtfertigen. Sind wir nicht wie die kleinen Schulkinder, die ſich beim Nachhauſegehn über die Lection zanken und den Unglücklichen in ihrer Mitte verhöhnen, der Prügel gekriegt hat. Müſſen uns nicht wieder die Engländer und Franzoſen den Gefallen thun, der Welt nur zu erzählen, wie man uns denn bahandelt, denn wir ſind der Bediente in Scott's „Braut“ der mit eigenem Leibe alle Blößen ſeiner Herrſchaft verbirgt, obgleich die Herrſchaft dies gar nicht will. — — — — — Oh, — oh, — oh, — dies iſt unſere Gelehrſamkeit, daß wir Alles einzuregiſtriren wiſſen und dann zufrieden ſind, wenn nur Alles im Regiſter ſeine wiſſenſchaftliche Stelle gefunden. Hat es was geholfen, und war's gelogen, als ſie Börne Hunde nannte — lecken ſie nicht wieder den Speichel ihrer Herren auf, und grinſen freundlich dazu.

Da haben wir die Früchte des hiſtoriſchen Rechts blank und baar — jetzt wird eine neue Facultät gegründet, „das teutſche Bundesrecht“ und nun quälen ſich die armen Teufel, dies unter Artikel 16, dies unter Art. 19, zu bringen und wer am meiſten unterbringt, der iſt der beſte Rechtsverſtändige, der wird Profeſſor — und der Affe hat das Recht am ſchnödeſten verletzt und ſein Volk am ſchändlichſten betrogen. Aber der Herrgott rechnet Es ihnen nicht an, denn ſie thun in ihrer Dummheit nicht was ſie thun ſollen, und das bloße hiſtoriſche Recht hat's zu vertreten.

Als Göthe noch jung war, da ſchrieb er ſchön wie Apollo, ein Gott der Jugend, und er ſagte:

> „Es erben ſich Geſetze und Rechte
> Wie eine ew'ge Krankheit fort ꝛc.
> Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage ꝛc.
> Fauſt.

Weil er alt geworden iſt, hat man auch ſeine Jugend vergeſſen. Das ſtarke Feſthalten am blanken hiſtoriſchen Rechte iſt der ſchönſte Hemmſchuh der Civiliſation; nur ſeine *hundertfache Aufhebung* hat die Menſchheit *hundertfach fortgeſchoben* — wenn Tamerlan noch glücklicher war, ſo mußten wir nach den Rechtskünſtlern heut noch mongoliſch zugeſchnitten herumlaufen, denn die eroberte Erde befand ſich in Kurzem im Rechtszuſtande. Die meiſten der jetzigen Regierungen beruhen noch auf dem Grundſatze des Abſolutismus — die zeitige Civiliſation ſteht im ſchroffen Gegenſatze damit, um aber das hiſtoriſche Recht nicht zu verletzen, muß er bis zum jüngſten Tage aufrecht erhalten werden, denn ſo nur regiert das Recht.

Eine gelungene Revolution iſt Rechtszuſtand — wie kann ein vernünftiger Menſch mehr auf dieſen Wechſelbalg geben als Noth thut, um die jedesmaligen Fortſchritte der Cultur zu conſtatiren. Merken Sie doch nur einmal auf das Heer von Inkonſequenzen, in welches dieſe Künſtler unaufhörlich verfallen. Hunderte von ihnen freuen ſich der Thaten des Spartakus, des Cäſar, des Wilhelm Tell, der Nordamerikaner, ja der Polen — dafür haben ſie alle Feſtung verdient.

Aber wenn ſie auf die teutſchen Bundesbeſchlüſſe kommen, da ſchnurrt ihr Spinnrädchen den feinſten Faden. Nie — nie iſt Teutſchland ſo erniedrigt geweſen — nicht durch die Beſchlüſſe ſelbſt — die ſind ein einfacher oft dageweſener coup de main der Regenten und Ariſtokraten, weil ſie ſich am langſamen Tode aus tauſend chroniſchen Wunden ſterben ſahen; nein, durch die knechtiſchen Ausleger.

So war Nero größer als ſeine Freigelaſſenen Nimphidius und Tigellinus. Daß wir an ſolchen Buben ſo reich ſind, das macht uns ſo elend. Und ſie wiſſen ſich ſo hübſch dazu anzuziehen, ſo charmant auszuſehen, ſie ſchmiegen ſich ſo gewandt durch die Lücken, daß man ſie kaum am Kammerherrnſchlüſſel erwiſchen und ihnen den Hals umdrehen kann. Pfui über das Volk — die Frauen, wo noch Rechtsgefühl zu finden iſt, ſollten ſie unter das Geſinde weiſen.

Mein Zorn gegen die teutſchen Schulmeiſter iſt mir ſchlecht bekommen — ich habe eine Stunde ununterbrochen geſtern geſchrieben und ich zahle ſie heut' mit reichlichem Krankſein. Sollte das ein Fingerzeig Gottes ſein? Ich werde mir heute einen Theologen, einen von der Himmelspolizei, aufſuchen und ihn fragen, und wenn er ja ſagt, ſo gehe ich morgen unter die Schulmeiſter und ſpiele Verſteckens und Jahrmarkt mit den Wiſſenſchaften, und übermorgen geh' ich von den Narren zu den Schuften und laß mich anſtellen, damit ich zu eſſen und zu trinken habe.

Wahrhaftig, krank iſt Teutſchland bis in das Herz hinein und ſeine Vorzüge ſind ſeines Uebels Wurzel: die Wiſſenſchaftlichkeit hat die Leute zum wirklichen Federvieh gemacht; ſie ſind wie das Hausgeflügel, was ein bischen ſchwimmen und ein bischen ſliegen kann, und wenn ein Feſt gegeben werden ſoll, dreht man ihm den Hals um und ſteckts an den Spieß.

Die Kombinationen des Doctrinairs, daß ſich die konſtitutionellen Staaten mit ihren Fürſten anſtemmen würden gegen die abſolute Woge, ſind thöricht und können höchſtens durch die innere Noth eines ſolchen Fürſten verwirklicht werden — die reinen Gegenſätze ſind wie geſagt, bereits unverkennbar ausgeprägt. Demokratie und Ariſtokratie bis zu den jetzt am höchſten und dem Sonnenbrande am nächſten liegenden Häuptern. Halb Teutſchland, ganz Frankreich für jene — die Söldner bis zum erſten bezahlten Miniſter, kurz einen großen Theil der Juriſten ausgenommen, Alles was Sold bezieht und die Ariſtokratie auf der andern. Die wahrſcheinliche Wechſelwirkung, welche den Krieg erzeugt, ruht in der Geſtaltung des franzöſiſchen Miniſteriums und dem Zuſammentritt der ſüddeutſchen Kammern — wenn nichts Außergewöhnliches vorfällt, namentlich in Paris ſich nichts ereignet, kommt alſo das neue Jahr heran und wir leben bis dahin in der teutſchen Bundesnacht weiter. Unſre Philiſter müſſen wahrſcheinlich doch wieder von außen geſtoßen werden, ehe ſie den Fuß heben, und was in Frankreich die Julirevolution erzeugte, gebiert bei uns ein Quantum Bücher. Das iſt die Münze, womit wir Schulden zahlen. Vielleicht wird hie und da einer ungeduldig werden, daß das Gepräge ſogar ſehr beſchränkt und jede Thür zur Oeffentlichkeit verſchloſſen iſt, denn binnen einigen Monaten ſoll es ſehr ſauer werden, etwas Freiſinniges zwiſchen Niemen und Rhein erſcheinen zu laſſen. Vielleicht hilft das etwas; — ſo braucht das Rindvieh erſt ſeine ungeheure Kraft, wenn aller Ausweg verſperrt iſt — wollte Gott, wir glichen wenigſtens den Ochſen, aber ich fürchte, ich fürchte, wir halten's wegen des Pergaments mit den Eſeln, — ach und die Eſel freſſen bis an ihr Ende Diſteln. —

Das vollkommne Zerreißen des moraliſchen Bandes zwiſchen Fürſten und Völkern iſt natürlich, war zum Theil ſchon da und — iſt ein Fortſchritt. Das ſentimentale Familiengeſchwätz von Vater und Kindesbanden zwiſchen Fürſt und Volk hat mich immer ſchaamroth gemacht. Der monarchiſchen Inſtitution haben die Klügeren gehuldigt, weil ſie an der Zeit war. — — — — — — —
Die moraliſche geſetzliche Perſon, welche

an der Spitze der Monarchie oder Republik oder wie man es nennen will, ſteht, verlange und empfange die zu ihrem Beſtehen geſetzliche Achtung; die Perſon allein nichts mehr als jede andere, ſo weit ſie durch ſich nicht mehr verdient. — Nur der Vortheil hält alle Verhältniſſe zuſammen, nur er ſchafft die Inſtitutionen; der Vortheil nämlich in der edelſten Bedeutung des Wortes — alle andern Sentiments verweiſe man in Spinnſtuben und Theegeſellſchaften. Das weichliche Bedauern, daß eine Entwürdigung mehr der menſchlichen Selbſtſtändigkeit aufhört, kann darum auch heutiges Tages nur aus kränklicher Vernunft fließen. So faſeln die Doctrinairs zwiſchen der Empfindelei und verſtändigen Spitzfindigkeit hin und her, und die energiſche Vernunft ſchmalzt ſie mit einem Zungenſchlage bald da, bald derthin.

Dieſe Weichwindelei gehört nämlich gar nicht einmal in die Doctrin von Profeſſion, nur ihr Urſprung aus Cromwelliſcher Frömmigkeitsperiode, welche einen machtloſen Erlkönig wenigſtens im Mondſcheinſchimmer der Heiligkeit vorbereitet hatte, der noch in die neuen Ordnungen nach 1688 hineindämmerte, nur der poetiſche Bombaſt, in den die halbpoetiſchen Franzoſen ihre Kindlein wickelten, und die urſprüngliche Schamhaftigkeit der Teutſchen hat das ſüße Heiligenpüppchen, was auf dem Throne ruht, ſo wohl konſervirt. Der nüchterne Doctrinär will nichts als die moraliſch monarchiſche Kraft im Centrum der Staatsgewalten — ja ſoviel als möglich entkörpert, rein geiſtiges Geſetz.

Aber weil ſie da in unſer Terrain auf unſern verlangten Boden gerathen, weil dies nichts als die moderne Republik iſt, da retiriren ſie eilig hinter den Heiligenſchein und ſchwatzen vom Bande des Herzens ꝛc. — Unſer Herz hat damit gar nichts zu thun, das hat andere Beſchäftigungen — es iſt eben ſo ungereimt von jedem Bürger in kleinen Landſtädtchen zu verlangen, er ſolle ſeinen dicken garſtigen Bürgermeiſter mit einiger Leidenſchaft lieben, er kann dem Bürgermeiſter die nöthige geſetzmäßige Achtung zollen, aber das Herz kann ſich beſſere Subjekte wählen. Der Staat iſt ein *Inſtitut* des *Vortheils*, aber kein's des Herzens; das iſt kaum der höchſte Begriff der Ehe. —

Eben ſo iſt die ſogenannte teutſche Einheit ſchielend angeſehen, die hinausgeſchoben werden ſoll durch die Bundesbeſchlüſſe. — Erſtens wird nichts dadurch hinausgeſchoben, ſondern Alles befördert; jede Kriſis iſt ſchmerzlich aber heilſam, und wenn die dummen Wärter bei den Zuckungen die Köpfe ſchütteln und die lachenden Erben ſich freuen, ſo ſind nur beide gleich dumm. Denn ſo wie die Weltgeſchichte nie den Athem verliert, ſo verlieren ihn auch ihre Elemente nicht, und nur der Zeitraum iſt verſchieden, in welchem ihnen das geſunde Leben kommt. Gott ſei Dank, unſrer Krankheit wäre lange und gründlich vorgebaut, die Aerzte werden den Kopf nur mit dem Leben verlieren, und beides wird freilich wohlfeil, denn der Sultan darfs nicht leiden, daß die ſeidne Schnur oder das Gift durch Aerzte unſchädlich gemacht werde — aber die Natur und die Geſchichte helfen ſich ohne Aerzte. —

Zweitens iſt es gerade die teutſche Einheit, die aus dieſem Streit der Elemente gleich einem gewaltigen Sturme aus Weſten wehen wird. — Freilich eine andere als die Doktrinairs träumen. Sie träumen die preußiſche ſehr gute Form, ſie träumen von dieſer Uniform, ſie meinen, man könne jedem lumpigen Argiver die Rüſtung des Achill anziehn, er werde ein Achill ſein — wird doch nicht einmal der ein Hanswurſt, dem man eine Harlequinsjacke anzieht. Die Kleider finden ſich, wenn erſt der Menſch da iſt, und nur die ſchlechtere Maſſe wird durch den äußeren Glanz beſtochen; ſind doch nicht einmal die Rheinprovinzen, denen man ſo viel Vortheile, ſo viel wirklich Gutes zugewendet hat, beſtochen worden. Nur die Seele zieht dauernd die Seele an. Neulich erzählte man mir, wie im erſten Jahre der zweiten Revolutionsauflage 1830 die rheiniſchen Regimenter von den öſtlicher preußiſchen ins Quarrée haben genommen und mit Bayonnet nnd Kugel bedroht werden müſſen, wie es blutige Metzeleien unter den weſtlichen und öſtlichen Regimentern gegeben, wie die Bürger ſpröder als Glas geſinnt geweſen ſeien, ja wie es manches Menſchenleben gekoſtet habe, um in der preußiſchen Staatszeitung vom preußiſchen Enthuſiasmus ſchreiben zu können. Das ſind Dinge, die mir Augenzeugen berichtet. Und erſt geſtern verſicherte mich ein preußiſcher Beamter aus Weſtphalen, ein im Geſchäft ergrauter Mann, der die preußiſche Form durch und durch kennt, daß die Götheſche und Engliſche Richtung, die in der vollendeten Form Genüge findet, in den Rheinländern abſolut kein Glück mache. „Dem erſten Franzoſen, der über den Rhein kommt, ſtrecken ſich Millionen Arme entgegen, Millionen, die nach dem warmen Hauche der neuen Staatenſeele lechzen" — waren ſeine Worte! —

Das iſt hier zum Theil Nebenſache; ich glaub's gar nicht einmal ganz, warme, volle Leute ſprechen warm und nehmen den Mund voll — es ſoll mir nur beweiſen helfen, daß Teutſchland ſeine Einheit nicht von der bloßen Form erwartet — nicht in der preußiſchen Jacke, ſo wenig wie früher im alten Kaiſermantel mit den Reichskleinodien ſieht es ſeine Einheit, ſondern der Früchteknoten, welchen die weltgeſchichtlichen Gewitter auf unſern Fluren gezeitigt, all die Gedanken der jetzt herrſchenden Weltſeele, welche im teutſchen Sinne Raum und Sitz und Stimme und Heimath gefunden — Alles das, was von der großen Weltreformation ſeit ſo vielen Jahren teutſch geworden iſt — das iſt die teutſche Einheit, welche ſich über kurz oder lang geſtalten wird. Die preußiſche Form iſt nur ein mageres Korn aus ihrem Knoten, der Doktrinarismus eine taube Nuß, abgefallen am Rieſenbaume der neuen Welt. Und ſo ſehr dieſe Einheit auch zuſammengeſchrumpft ſcheint im Raume, ſo weit gehen doch ihre tiefliegenden Wurzeln — und während man von Oſten nach Weſten das äußere Teutſchland aufputzte und in ſeiner Einfalt träumte und träumt, man werde die Einheit erreicht haben, wenn Alles gleich geputzt ſein werde, während deſſen bildete man von Weſten Kopf, Herz und Nieren, und nun wird ſichs zeigen, ob der unerſchöpflich produzirende Geiſt regiert oder eines ſeiner zufälligen Produkte, eine Form. So ſteht's mit der gefährdeten Einheit der Doktrin; unſere Einheit gewinnt durch die Angriffe auf das Ungeheuerſte an Intenſität und ihr Auferſtehungstag wird beſchleunigt. Die Doktrinairs mit ihrer Einheit bleiben aber doch ſehr ſpaßhaft. —

Die Geſchichte iſt der Kreditbrief für die Zukunft. — Die ſogenannten großen Herren haben ſo viel Schulden gemacht, daß ſie unmöglich dem Bankerutt entgehen können, und die Hauptbücher enthalten neuerdings die großen Poſten „Italien, Polen, Teutſchland." Das ſind gute Wechſel, die alle in Kurzem bezahlt werden. Das große polniſche Unglück hat mit ſeiner Poeſie Millionen beſtochen und ſein Glück hätte nicht tiefer ins Mark der Anſichten dringen können — reich an ſolchen Troſtgründen und ähnlichen iſt allerdings mein hiſtoriſcher Standpunkt, aber es giebt Momente, wo es nicht genug iſt, zu erkennen und zu würdigen, wo die laufende Geſchichte nach Thaten ſchreit, wo der hiſtoriſche Standpunkt Indifferentismus iſt, wo das bloße hiſtoriſche Ordnen Schwäche, Sünde wird. Solch einer iſt da. Jetzt ſind Börneſche Briefe ſo viel werth als eine Armee, und vor allen Dingen muß dem Gezücht, was mit lächelnden Worten herumſchwatzt, ebarmungslos ins Hirn getreten werden. Schon die nächſten Jahre werden über die Teutſchen unſerer Tage, Kinder der Dübarry und Pompadour erröthen — ich mache nicht gern ein Mädchen roth, viel weniger ein ganz Geſchlecht, ich ſage mich los von dieſem Volk von Affen; es ſoll Komödien ſchreiben und über die Rechtsſchule zu Bologna plappern, es ſoll nach wie vor ſein großes Maul behalten, Zähne hat's doch nicht darin, ich ſchäme mich ſein bis in's innerſte Herz; in der ganzen Geſchichte kenne ich kein Volk, das ſo aller Männlichkeit entbehrt hätte. Die verachteten Juden waren Götter dagegen. Und ich will und werd's ihnen ſagen, wie ich es hier thu'; ich habe ja nichts zu verlieren als ein verkümmert Leben — und nun genug über dies große Epos des Menſchenglücks!

Zwei Grünröcke warfen am 13. Aug. Nachmittags plötzlich zu gleicher Zeit die allgemeine Zeitung auf den Tiſch und fluchten leiſe — der eine aus Schleſien, der andere aus Böhmen, ein Juriſt von charmanter Bildung, wie ſich bald ergab. Cotta reitet aus lauter Angſt mit Kourierpferden, und die allgemeine hat aufgehört allgemein zu ſein, ſie iſt die gemeine für alle — ein Speichellecker jagt ſeit acht Tagen dem andern, mit poſſirlicher Selbſtgefälligkeit ſeine juriſtiſchen Sachen auszukramen, daß die Bundesbeſchlüſſe ganz konſtitutionell ſeien, — das nennen ſie juriſtiſche Gelehrſamkeit. Die Scholaſtiker, wo ſie am verrückteſten waren und unterſuchten, ob die Maus den Leichnam Chriſti freſſen könne oder nicht, waren wahrhaftig klüger als dieſe Schufte, denn ſie quälten ſich um unſchädliche Götter und glaubten ihren Unſinn.

Ach ich wollte ja aufhören — wunderbar entwickelte mir der Mann im Lauf eines ganzen Nachmittags, denn wir hielten einander feſt, den Zuſtand Böhmens — dies Land iſt viel weiter als Schleſien, die Leute ſind beſſer unterrichtet, haben ein friſcheres Blut und verachten das ſybaritiſche Wien

mehr als wir. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

— Ich ſeh' es kommen, daß man mich nächſtens hier einſperrt, denn ich bin wie ein unruhiger Schulbube, der's Plaudern nicht laſſen kann; ich muß doch noch viel ſchlechter werden, um klüger zu ſein, denn weiß Gott, das iſt heut ſynonym.

— Um Ihren Troſt bei ſo ſchwerer Zeit ſind Sie wirklich nicht zu beneiden. — Warum läßt ſich denn der Sanguiniker nicht ſehen. Die Energie iſt zwar ſeine Sache auch nicht, aber ſein gutes Herz muß doch jetzt durch ſein Bluten entſchädigen.

Ich ſehe aber aus ihrem Briefe, daß Sie verreiſen wollen, ein ganz altbackner Brief iſt aber nicht viel beſſer als eine alte Zeitung, höchſtens für Hiſtoriker von Fach und Gemüther mit überſtrömender Pietät, intereſſant — drum brach ich das Geſpräch über allgemeine Intereſſen ab und gebe dies Geſchreibſel morgen den 15. auf die Poſt. Ich hatte noch viel über die Geſellſchaft Nord-Amerikas, Cooper, Chateaubriand, meinen ſehr wacker gebildeten Böhmen und das ganze Böhmerland, über curländiſches Teutſch, die deutſche Sprache überhaupt, den Großherzog von Weimar, der lange hier war, Hohenlohe, Pahlen ꝛc. in petto; muß es aber laſſen — intereſſirt es Sie, ſo dürfen Sie mir nur die Themata herzählen. Hiſtoriſch poetiſch war meine kurze Bekanntſchaft mit dem braven, durch und durch geläutert und in ächter Lebenswiſſenſchaft geglühten Böhmen — er hat mich, bis er in den Wagen ſtieg, wiederum den ganzen Vormittag in Beſchlag genommen, außer ſeiner Bildung einen glänzenden Schatz von Kenntniſſen entwickelt, und ſeiner herzlichen Verſicherung in wenig Worten nach, erfreut über meine Bekanntſchaft, mir noch einen Beſuch in Karlsbad verſprochen. Das iſt erſt der zweite neugebildete tüchtige Gelehrte, der mir auf meiner Reiſe bis jetzt begegnet iſt. — So eben ritt Skrzynecki auf ſeinem Schimmel an mir vorüber, und das erinnert mich, ein paar Worte über ihn zu ſagen. Er trinkt täglich Brunnen mit mir. Seine Erſcheinung iſt äußerſt anziehend. Wie Saul einen Kopf größer war denn alles Volk, ſo ragt ſeine hohe melancholiſche Geſtalt aus der Maſſe hervor — in der Größe und Trauer ſeines Ausſehens gleicht er einer herumwandelnden polniſchen Geſchichte, einem verkörperten großen Unglück. Das Geſicht iſt männlich blaß, und ſieht aus wie ein einfach aber ſchön gebundenes Buch, was ſelten aufgemacht wird und in welchem rührende hiſtoriſche Sagen ſtehen ſollen. Ergrautes Haar liegt treu an einem ſchön geformten Kopfe, um breite Schläfe lauert entſchloßner Sieg, gemildert durch ein mildes, faſt mattes Auge — er iſt kurzſichtig und führt die Brille ſtets in der Hand. Aber in den Augenwinkeln ruht lauſchend die ganze Schlauheit, welche allen ſlaviſchen Völkern eigen iſt, und die ohne Civiliſation in Tücke, Hinterliſt, Grauſamkeit ausartet und raſch ſpringt ſie oft mit dem Blitze des Gedankens in den Stern des Auges, und erhellt das ganze ſonſt ſanfte, plötzlich ſtrenge Geſicht. Die übrige Form des Antlitzes iſt regelmäßig, und der gewöhnliche Zug um den Mund unbeſchreiblich angenehm und einſchmeichelnd. Der ganze Ausdruck des Geſichts iſt ein ſehr ausgebildeter vornehmer, das ganze Weſen äußerſt edel, ja majeſtätiſch, das eines civiliſirten Helden. Die Sprache iſt wie zurückgehalten, leiſe aber ſchnell. Obwohl er wie alle reiferen Leute mehr hört als ſpricht. Ich laſſe ihm oft ſeinen Becher füllen, weil er ſo liebenswürdig dankt. Er trägt des Morgens einen langen braunen Surtout, und ein Bambusrohr, ſpäter einen grünen Rock

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02162/022

wie der meine. Sein Gang iſt ſchön, frei, ſtolz und ſicher, ausruhend auf den Schritten wie ein, in ſeinen geſchloſſenen Theilen unerſchütterlicher logiſcher Satz — ſeine Hand iſt ſchön wie Napoleons. Der Eindruck ſeiner Erſcheinung iſt überwältigend und die ererbten Flitterſterne, deren es hier ſo viel giebt, daß man alle fünf Schritte einen kniſternden zertreten, alle zehn Schritte einen fürſtlichen ausblaſen kann, praſſelten wie leere Raketen auf, als er erſchien. Ich erkannte ihn auf den erſten Anblick — bei Kuhr war ein treffliches Bild von ihm. Er machte entſetzliches Aufſehn, alle Böhmen ſind enthuſiaſtiſch für Polen — wie Batterien fuhren ſich die Leute auf, um ihn mit Blicken zu beſchießen.

— Ein andermal mehr von ſeinem Weſentlichen, wenn Sie wollen, und bei Gelegenheit einiger geſunden Dänen, die ſich derb an mich ſchloſſen, etwas über jenen Staat und jenes Volk. Was Sie übrigens in ihrer Gutmüthigkeit glauben, daß mich die Leute ſuchen würden, findet ſeinen Grund nur in Ihrem günſtigen Vorurtheile, was Sie mir ſchenken, und zu dem nicht alle Leute ſo geneigt ſind. Ich verkehre auch abſichtlich meines Uebelbefindens halber mit gar Niemand näher, namentlich mit gar keinen Weibern, weil mir ſchon das Komplimentenweſen das Entree zu jeder Damenbekanntſchaft, viel zu läſtig und unbequem iſt. Ich lebe in der Fülle der ſich überſtürzenden Erſcheinungen allein, wie ein Anachoret mit meinem Schmerz und Kummer, ich vegetire mit gebeugtem Haupt wie eine Pflanze ohne Sonne und Regen, (bei dem gebeugten Haupte fällt mir ein Strich zu Skrzynecki's Bild ein, der nothwendig iſt: er trägt meiſt das Haupt, wenn auch kaum merklich, etwas nach vorn gebeugt, als horchte er auf irgend eine Geiſterſtimme; dies miſcht der ganzen Ruhe etwas Vorſichtiges bei, was eine gewiſſe Sicherheit erweckt) „die Wiederholung der Natur,“ deren Sie erwähnen, wäre troſtlos, unendlich langweilig, weil arm, unendlich proſaiſch, weil einförmig. Die Natur iſt zwar mannigfaltig, denn wie kämen wir ſonſt zu dem Begriff, wenn er nicht in der Natur wäre — alle Begriffe, welche wir nennen, exiſtiren allerdings auch, denn wir haben keine andere Quelle als die Natur, nämlich das Leben, aber der Schiller'ſche Spruch: „Alles wiederholt ſich nur im Leben — ewig jung iſt nur die Phantaſie,“ klingt ſo rund wie er iſt, denn er iſt ein Kreis. Es exiſtirt ja für uns nichts als das

Spiegelbild auf der Augeniris unſeres Geiſtes, es exiſtirt nur ſo wie es ſich dort abſpiegelt, alſo ſind Phantaſie und Leben keine Gegenſätze. Ihre Wiederholung aber iſt außerdem, daß ich ſie den befremdlichſten Irrthum nennen muß, auch ein Kreis und zwar eine Ellipſe.

4.

Braunſchweig, im September.

Es geht mir mehr als je durch den Kopf, ob denn nicht Alles, was wir an ſogenannten allgemeinen Wahrheiten errungen zu haben glauben, bezweifelt werden müſſe — was iſt denn gut, was iſt ſchlecht? Wie eine alte Schuld pflanzt es die Mutter auf ihr Kind, das Kind auf das ſeine fort — ungeprüft werden die Tugend- und Laſterwechſel angenommen wie bisher die Noten der großen engliſchen Bank. Ich ſtimme für eine genaue Unterſuchung des reellen Fonds und ich fürchte, die Wahrheiten banquerottiren nicht minder wie die Bank ſeit längerer Zeit. Wär's denn auch ein Wunder? Hat denn die eigentlich tugendhafte Partei irgendwo ganz geſiegt. Sind nicht die legitimen Spitz-

buben noch überall im Beſitz des Kapitals? Laſſen Sie uns doch einmal die Schönheiten der Jungfrau Europa in Augenſchein nehmen: eine Demarkationslinie im Süden gezogen von Weſt nach Oſten geht über verbranntes verkohltes Menſchenglück, wo die Rohheit, das Pfaffenthum, der thieriſche Despotismus, der peitſchenswertheſte Unterſcheidungsgeiſt in viehiſcher Gefühlloſigkeit Jahr um Jahr auf ſogenannte religiöſe Weiſe ſündigt — wir wundern uns über die Menſchenopfer der Wilden und nennen ſie Kannibalen, wo nimmt man Worte her für die Völkeropfer, die man auf das Fundament eines großen Theils unſerer Moralphiloſophie baſirt. Ich glaube an alle die religiöſen Fratzen nicht, die man wie Scheuchen unter die Völker ſetzen zu müſſen glaubte, weil man zu arm an Erfindung war, edle Beweggründe zur Nothwendigkeit der Geſellſchaft zu ſchaffen — und ich bin ein Gott an Tugend neben dieſen religiöſen Leuten. Was iſt denn nun Tugend? Das Streben nach allgemeinem Glück. Das iſt nun meine ſchwache Anſicht; wer iſt denn nun tugendhaft? Der herrſchluſtige Fürſt, der Ariſtokrat, der die Bevorzugung eines Häufleins will, oder der Demokrat, der die Herrſchaft, d. h. die

Selbſtſtändigkeit, d. h. das Glück Aller will, denn ohne Selbſtſtändigkeit iſt das Glück ein Mündel, eine Lotterienummer, die hundertmal durchfallen kann. Was iſt alſo Tugend? Demokratie. Und darin liegt die Seele der ganzen neuen Zeit und darum iſt die neue Zeit tugendhaft und wir leben wiederum im Studium des ärgſten Laſters.

Sehen wir nach Frankreich — wollen Sie's ihm vorwerfen, daß bei Entſtehung der Demokratie Ströme Bluts floſſen? Kann ein Frühling ſeine Knospen treiben ohne Mord des Winters, und nun gar ein Frühling nach zwölfhundertjährigem Winter. Wäre die franzöſiſche Republick zweckmäßiger blutdürſtig geweſen, wahrlich wir lägen nicht durch Beſchlüſſe am Boden. Und die Republik triefte nur von tugendhaften Freveln, die Reſtauration aber von laſterhaften. Die Guillotine mordete für eine ausſchweifende Freiheit, die Schüſſe der Reſtauration tödteten für eine ausſchweifende — — — der Ariſtokratie, d. h. der egoiſtiſchen Bevorzugungsſucht. Wollen Sie überhaupt verlangen, daß auf dieſem Planeten des Allmähligen die kleinen Schritte aus dem Chaos der ſich kreuzenden Intereſſen, daß aus dieſem Chaos der plötzlich aufgefundene Gedanke der großen Gleichheit wie ein Gott die Ordnung nach neuen Geſetzen ſchaffen ſoll. Dazu brauchten die Griechen den höchſten Gott, wir brauchen auch den unſrigen: den Entwickelungsgang der Weltgeſchichte, und der geht zwar in Tagesſchritten, aber ſein Ziel ſind leider Jahrhunderte. Die Sünde wider den heiligen Geiſt iſt die Sünde wider den Geiſt der Zeit, denn unſer Heiligſtes iſt die Zeit, da ſie die erſte und nothwendigſte Bedingung unſeres Seins und Werdens iſt? Und wie hat man dieſen heiligen Geiſt in Frankreich behandelt? Ich habe mich jetzt ein wenig ſpecieller um die Reſtaurationsgeſchichte gekümmert: die blutigen Zeiten der Republik ſtrotzen von Tugendhaftigkeit neben dieſem Pfuhl von Sünde. Selbſt dieſer Don Quixote des Königschriſtenthums, Chateaubriand, was für eine unchriſtliche Rolle ſpielt er — die Dragonaden waren Kinderſpiel dagegen, denn ſie geſchahen in einer kindlichen Zeit, Böſewichter wie Treſtaillon mordeten unter Akklamation — —.

Und das Chriſtenthum ſpielte flott ſeine Statiſtenrolle dabei; das Chriſtenthum, der Grundſtein der Demokratie. Die neue demokratiſche Zeit iſt ſeine zeitgemäße neue Auflage. Die Demokratie iſt das heutige Chriſtenthum, und es giebt nichts Unſinnigeres in der Welt als einen ſogenannten chriſtlichen Ariſtokraten — die Demokratie Chriſti war göttlich und das Wunder ſeiner Lehre iſt ihre Unverwüſtlichkeit, welche ſo viele mörderiſche Jahrhunderte überdauert und jetzt wieder neu erſtanden iſt.

Das Alles liegt auf der flachen Hand, und man ſollte, wenn man um ſich ſieht, nicht fragen: was iſt Tugend, was Laſter? Ich weiß ſo gewiß, als ich den Tod in mir trage, ſo gewiß als ſie aus jener von ariſtokratiſchem Moder ſtinkenden Stadt drüben ein Ohrenbetäubendes, heuchleriſches Glockengeläut zu mir herüberſenden, womit ſie Gottesfurcht in die Welt brummen, und die Menſchen erinnern wollen, ſie ſeien arme Sünder, ich weiß, daß dies ganze Gerüſt europäiſcher Reaktion zum Schlechten zuſammenſtürzen wird, ich weiß, daß unter unſerm Boden länderlange Grüfte hinlaufen, die ſich alle füllen werden; aber ich weiß auch, daß auf heute erſt morgen und dann übermorgen kommt, und nicht übers Jahr, ich weiß, daß wir im Joch der Materie langſam fortkeuchen müſſen — und das macht mich unheilbar krank wie die Ariſtokratie. Warum ſetzt doch der Herrgott ſolche Galoppmenſchen in dieſe Welt des Schrittes? Es iſt wohl ein Zeichen, daß wir noch viel, ſehr viel Himmelskörper zu durchlaufen haben werden, da dieſer einen ſo Jahrhundertsträgen Entwickelungsgang verfolgt, und die nächſte Potenz ſo viel gewähren kann, ehe ſie einen Grad von Schnelligkeit gewährt. So lange iſt dieſe Welt gelaufen, ſo weit iſt ſie noch vom Ziele, ſo oft iſt das Uhrwerk angehalten worden, ſo weiter Raum iſt noch im weiten Aſien, im breiten Afrika, und ſo langſam kamen die gedrückten Menſchen zur Idee der Auswanderung, zur Idee, daß alle Räume gefüllt werden müſſen — ach was die Furchtſamen tröſtet, die große Entfernung, bis dieſer Planet ſeinen Lauf vollendet, das entmuthigt mich. Man ſchreibt Buchſtaben, einen, zwei, drei und das Leben iſt um und möchte Folianten ſchreiben, man ſchleppt einen trägen Körper, und möchte fliegen.

Die franzöſiſche Ariſtokratie gab damals Europa den Weg an, den die herrſchenden Familien einſchlagen müßten, um ihren ſpeciellen Vortheil zu ſichern. Italien und Spanien folgte zuerſt, die Carbonaro's und Liberales wurden geſchlachtet wie die erſten Chriſten; Wellington und Caſtlereagh halfen in England und im lieben Teutſchland erran-

girte man demagogiſche Umtriebe, um einen Faden in die Hand zu bekommen, aus dem man allmählig den Strick drehen könne, woran jetzt Jedermänniglich die Freiheit zappeln ſehen kann. Die Teutſchen waren aber dabei doch wieder die dümmſten: in Frankreich kannte man doch den Feind, und brachte ihm in den Julitagen eine Schlappe bei, in England räderte man ihn endlich durch die Reform, denn dieſe iſt von namenloſer Wichtigkeit: aber in Teutſchland kennt man ihn bis dato noch nicht. Für die fürſtlichen und ariſtokratiſchen Frevel hat Niemand addiren gelernt — vor der Summe der demagogiſchen Poſten aber entſetzt ſich noch Jung und Alt. Wahrlich, mein alter Schulmeiſter hatte Recht: klug iſt etwas ganz anderes als weiſe — klug ſind ſie geweſen die großen Herren; ſie haben ſo glücklich einen demagogiſchen Popanz zuſammengeflickt, daß ſich die Teutſchen wie vor dem ſchwarzen Manne davor fürchten. Schrecklich, grauſenhaft klar wird es, wie man für die Demagogie gearbeitet, um der Ariſtokratie zu Hülfe zu kommen. Ich nehme meinen Irrthum zurück, ich habe die Leute für dümmer, aber für beſſer gehalten. — — — —
— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Aus welchen Tonarten haben ſie nicht damals in Teutſchland geſchrien, um das Roß auf zu halten, weil es nicht ſchulgemäß kourbettirte, ſtatt ſich anzuſchließen und herbeizurufen zu einer großen Einheit Alles was Herz und Stimme und Hände hatte, ſonderten ſie ſich ab, wo es nicht fein konſtitutionell herging, ſtatt alle Reaktion durch eine koloſſale Einheit, wie ſie vor der Thür lag, unmöglich zu machen, beſchleunigten ſie ſelbige, beförderten ſie durch Appartthun. Ach und ſie ſind heut' noch dieſelben Narren und wenn noch einmal Sonntag wäre, ſie machten es gerade wieder ſo: ſie ſchwören noch friſch darauf, wäre Hambach nicht geweſen, ſo hätte es keine Reaktion gegeben, und ſie laſſen die fetten Buben der andern Seite noch immer flott beweiſen nur Hambach habe das alles nöthig gemacht. Käme Einen nicht gerade hier einmal der Kalender zu Hilfe, ſie glaubten den Widerſprechenden in alle

Ewigkeit nicht. Unterrichten ſie doch gefälligſt, damit dieſe Kleinigkeit nicht vergeſſen werde, unterrichten Sie doch einmal dieſe gelehrten Teutſchen, daß der König von England, und der Mann wohnt überm Meere drüben — die Bundesbeſchlüſſe bereits in den erſten Tagen des Maimonats unterſchrieben, daß die Demagogie aber erſt in den letzten Tagen deſſelbigen wunderſchönen Monats Mai die Veranlaſſung dazu auf Hambach gefeiert habe. Es nimmt ſonſt das Geſchwätz gar kein Ende. —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Es giebt kein beladeneres Thier als den Eſel, wenn er von der Mühle kommt, und kein ſchwerer tragendes Weſen, als den Teutſchen, wenn er ſeine Gelehrſamkeit auf den Wall ſpazieren führt.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Meinem Stubenmädchen, einem grundgarſtigen, weiblich ſorgfältigem Weſen muß ich meine Abenteuer erzählen, um ſie nur an irgend Jemand los zu werden. Es iſt doch recht garſtig, daß ich Ihnen ſchreiben muß, und daß ich Ihnen nicht gegenüber ſitze; — ich haſſe das Schreiben ſo ſehr; es iſt ein Nothbehelf wie unſre Tugenden.

5.

Leipzig, October.

Ich werde mich jetzt um ein Amt bei den indirekten Steuern bewerben, mit dem direkten Wirken iſt es ja doch zu Ende. „Schwer liegt der Himmel von Madrid auf mir:“ Sie wiſſen doch, wie dem Volontärſchriftſtellerthum am 28. Juni zu Frankfurt auf dem Römer ein Ende gemacht wurde. Zu dem Schreiben ex officio bin ich ohnedies zu faul, und ich haſſe ſeit einiger Zeit vom Grund der Seele das Handwerkſchriftſtellern, d. h. wenn Jemand darauf angewieſen iſt, nur von ſeinen niedergeſchriebenen Gedanken zu leben. — Man wird ein gemeiner Policiſt ſeines Geiſtes, ein Zollbeamter, der Alles verſteuert haben will, man knechtet den Geiſt, man wird der unglücklichſte Menſch, der ſich ſelbſt auflauern muß. Lieber ein Handwerk lernen. Morgen gehe ich zum Thore hinaus und mache eine Promenade durch Thüringen und über den Harz, weil ich mir dumm, ſehr dumm vorkomme. Schate, daß es keine Räuberbanden mehr giebt, da könnte man doch einiger Romantik nachlaufen; eine völlige Civiliſation muß tödtliche Langeweile bringen.

Daß Sie ſo ohne Weiteres annehmen, ich ſei munter von Karlsbad angekommen, war mir unheimlich — ich erſchien mir wie ein Verfehmter, der nicht eher ſterben kann, als bis die ihm zugemeſſene Friſt abgelaufen. Der Vater eines armen Studenten, der neben mir wohnte auf der Univerſität, trieb's eben ſo: wenn er ihm ein halbes Jahr nichts geſchrieben und nichts geſchickt, ſo fing ſein nächſter Brief doch gewiß an: ich hoffe Du befindeſt Dich ſehr wohl und munter — der arme Student war immer außer ſich über jene unverwüſtliche Hoffnung.

Ich hoffe, unſer Freund, der heiße Mann, iſt wieder geſund, und die launiſche Dame Cholera hat ihm nur einen flüchtigen Beſuch abgeſtattet. Ich wäre außer mir, wäre es anders. Ich würde Krankheit und Tod zermalmen, bis zum Nichts, wenn ſie die paar mir lieben Perſonen auf der reichen armen Erde angingen. Hören Sie den Uebermuth, den ein Windzug umſtößt, dieſe gleißende Lüge iſt aber doch angenehm, wer ſich am beſten täuſcht in dieſem Leben der Täuſchung, der iſt am beſten daran. — Ich wüßte eben keinen erdenkbaren Schrecken, der mich erſchrecken könnte, höchſtens etwas ſehr Langſames. Ich glaube, ſehr wenig Menſchen ſind furchtſam. Nur die Nerven werden zuweilen von einer furchtähnlichen Angſt afficirt. Meine Seele hat Furcht nie gekannt, ſie war, ſeit ich mir geiſtiger Thätigkeit bewußt bin, übermüthig. Ich glaube, nur der größte Wicht hat eine furchtſame Seele. Aber die ſchreckliche Entdeckung habe ich gemacht, daß man in einer ſolchen bloßen Handelsſtadt geizig wird. Die Induſtrie iſt eine ſo ſchöne Sache und es redet ihr Niemand ſo ſehr das Wort als ich; ich bedaure ſehr, ſie ſo in der Nähe betrachtet zu haben; ſie kommt einem dann leicht wie ein ſo materielles Frauenzimmer vor, daß uns um Kopf und Buſen bange wird. Die Kaufleute ſtellen den Handel wie die Gelehrten die Wiſſenſchaft auf den Kopf. Er wird ihnen wie jenen der Buchſtabe Ziel und Zweck ſtatt Mittel. Wie jene über den Büchern vergeſſen dieſe über dem Gelde — das Leben, wie jene Pergamentrollen werden dieſe Geldrollen. Es iſt bereits nöthig zuzuthun, daß die Induſtrie, der fruchtbar bewäſſernde

Strom der Civiliſation, nicht Verheerungen anrichte, aus ſeinen Ufern trete und alles mit gehaltloſem Waſſer überſchwemme. In dieſer Welt des Bedingten muß man wirklich aufpaſſen wie ein Grenzjäger; ich wollte, die Regierungen läſen, was Mönnich und Menzel über Realſchulen ſagen; es ſind vortreffliche Vorſchläge. Was die Idealiſten zu viel thun, thun die Kaufleute zu wenig, aber die Ausſchweifung Jener iſt doch wenigſtens liebenswürdig, die Ausſchweifung dieſer ekelhaft. Jene gehen in Menſchenliebe auseinander, dieſe ſchrumpfen zuſammen zu vertrockneten Zahlen. Voller Beutel, leere Herzen, — wer findet das Arkanum für die Welt?

Ich werde hier geradezu ein Filz, leider zu meinem großen Nachtheil noch nicht immer, ich bin noch ein Anfänger, und das iſt für den Geizhals das Koſtſpieligſte. — Der Geizige zahlt das meiſte Lehrgeld.

Sie ſind auch traurig, das kommt nur mir zu. Die Männer ſind darum die Götter der Erde, weil ſie für ihre Einrichtung zu ſorgen haben, weil ſie die Viceherrgötter ſind; darum haben ſie aber auch allein das Recht, beſorgt zu ſein, es iſt keine Kleinigkeit, eine ſo große unruhige Welt im Auge zu haben. Das Weib aber hat nur zu lieben, und fröhlich zu ſein. Sie bücken ſich ja wie die Trauerweide am Ganges, die nur in die Tiefe, den Hintergrund, die Vergangenheit der rollenden Wellen blikt — ſchauen Sie um ſich:

„Und wie viel iſt noch geblieben,
Und wie ſchön iſt noch die Welt,
Und mein Herz, was Dir gefällt
Alles, alles darfſt Du lieben.“

Wer ſich früh begräbt, ſtirbt freilich früh, ich kenne viel bedeutende Frauen, die mit funfzig Jahren ein friſches Leben anfingen. Die Mars in Paris beſchämt alle jungen Mädchen, und iſt heute mit ſechzig Jahren noch die liebenswürdigſte auf dem Théatre français. Die männliche Kunſt zu leben iſt poſitiv, die weibliche negativ. Gehen Sie ſpazieren, ſingen Sie Opernlieder, ſprechen Sie nie ernſthaft mit Ihren Preußen, dann werden Sie jung und glücklich. Man muß ſich nur einbilden, das Glück liege vor der Schwelle, und man brauche blos zu öffnen — alsdann präparirt man ſich auf das Glück, und das iſt denn doch alles, was wir haben: die Idee des Glücks iſt ja nur unſer Glück, darum iſt der Phantaſt und der Eitle ſo glücklich.

Man hat vornehm bei Ihnen dinirt — wie man gut vornehm ſagt. Ich bedaure unendlich, dieſe politiſchen Geſpräche nicht gehört zu haben. Die höchſte Weisheit wird durch einen Strich zum Unſinn, wie Raphael durch einen ſolchen Weinen in Lachen verwandelte. Wenn ich recht ſchwerfällig denke, was man gewöhnlich „tief“ nennt, da tapp' ich immer an den Grenzen des Unſinns herum, und das Sublimſte hat die feinſte Spitze, die von einem Hauche bricht — drum müſſen auch jene Geſpräche wichtig ſein. Teutſchlands populärſter Hiſtoriker wird für unfähig erklärt, binnen fünf Jahren ein Journal zu redigiren, Welker ſoll in's Zuchthaus wegen eines Aufſatzes im Freiſinnigen — dem gegenüber neue Generale, die nicht orthographiſch ſchreiben, nicht teutſch reden können. So iſt's mit dem Sublimen.

6.

Leipzig, Octbr.

Ich war mißmuthig im Lande umhergeſtreift, hatte mich auf Poſt- und Lohnwagen herumgetrieben und kam für den Augenblick, d. h. einen Abend und einen Vormittag heiter zurück, als man mir unter einer Compagnie Briefen auch Ihren ſo warmen Blutes vollen und politiſch gutmüthigen einhändigte. Verlangt jetzt keine Briefe von mir; ſeid Ihr meine Freunde, ſo ſchreibt welche, es nimmt ſie kein verliebtes Mädchen zärtlicher auf als ich. Um einige Procente mehr werth komme ich mir immer vor, wenn ich einen innigen Brief bekomme, denn es iſt mir ſtets ex thesi unbegreiflich, wie bei dieſem kalten Egoismus, der die Menſchheit zum Tode erkaltet, Jemand ohne egoiſtiſche Abſicht ein warmes Wort verlieren kann; hier find' ich ekelhafte ſelbſtiſche Abſicht, dort troſtloſe Gewohnheit eines hergebrachten Enthuſiasmus, ich begreif' es nicht, wie mich Jemand lieb haben kann, da Niemand meine innere Liebenswürdigkeit kennt, ſo wenig wie meine innre Nichtswürdigkeit –– ich begreif es nicht, wie die Menſchen einen Anſatz zu Gefühlen erſt nehmen können, da ihnen der Verſtand ſagt, binnen zwölf Monden iſt das alles verwelkt und vertrocknet, denn das iſt der Lauf der Welt. Du haſt Dir dann einen Andern geſucht, um den Du Dich qua Fuchsſchwanz um einiger elektriſcher Funken willen reibſt, der heutige Brief beſtellte ebenfalls, Ihr lebt ja unter dem wechſelnden Monde. Die gegenſeitige Lahmheit macht die Welt und die Menſchen nun eben ſo gerade gehn, wie ſie gehn, das fortwährende Fallen unſeres Ganges macht durch ſeine Reciprocität von Rechts nach Links ein Gehen daraus — ſo halten ſich die Menſchen gegenſeitig, und verbergen durch dieſe große Gegenſeitigkeit ihr Hinken. Es iſt wahrhaftig ſo, aber man muß ja doch leben, weil man nicht gern unnütz in die Lotterie des Todes ſetzt, ſo lange der Banquerutt nicht entſchieden.

Das Alles aber wollte ich nicht ſagen, ſondern ich wollte Ihnen erzählen, daß ich mich immer dann ein wenig aufrichte, wenn mir die Leute ſagen oder irgendwo beweiſen, es ſei etwas an mir, ich wundre mich dann, daß ich irgend etwas werth bin, und freue mich einen Augenblick, ach und die Augenblicke der Freude ſind ja etwas ſo Göttliches, daß man die Gottheit nicht genug bewundern kann, wie ſie mit ſo wenig Balſam das fortwährende Sterben zu einem zuſammenhängenden Leben zuſammenhalten kann. Nur die Freunde und die Zeichen ihrer Freundſchaft, d. h. ihre Achtung und Theilnahme halten mich aufrecht — wenn mir nur einmal eine Annährung rein beſtialiſcher Behaglichkeit wird, ſo hüpft mein Geiſt wie ein kleines Kind, dem man buntes Spielzeug weiſ't — darum meine Oede unter leeren fremden Leuten, die mich wie Waare betrachten; auch in Paris wäre ich ohne Freunde traurig.

Daß man ſo leicht über Ihre Cholerageſahr geſchrieben, verblüfft mich, da ich jetzt durch Sie ein ſo erſchreckendes Bild des möglichen Abtretens von dieſem Puppentheater erhalte; — ich mag es nicht leiden, daß man überſtandene Gefahr verkleinert, die Freude iſt einmal vorausbezahlt, und je größer die Summe gemacht wird, deſto reicher iſt man, denn man taxirt auch das Object darnach. Es iſt ja doch aber nichts anderes, als wie es ſich auf unſerer Iris abſpiegelt. Wir haben ja nichts Abſolutes.

Ihre Schilderung unſrer Villa iſt auf der höchſten Linie des τραγος d. h. des Ziegenbockes, faſt groteſk komiſch, ja ſie wird für mich überwältigend lächerlich, als Sie ſehr ernſthaft darüber kalkulirt haben, ob ich zurückkehren ſolle, oder nicht. Ich ſah die Republikaner das Daſein Gottes dekretiren, wenn ich auch hierbei als eine Art Teufel figurire. Ob ich nämlich zurück wollte, davon war nicht die Rede. Es ward wie unter den Demagogen Teutſchland vertheilt, und ich ward ungefragt Landeshauptmann von Schleſien. Dann kamen die diplomatiſchen Bedenklichkeiten, als ob ſich der Herr Hauptmann ſogleich mit einer Prinzeſſin aus Utopien oder Golkonda oder Kabuliſtan vermählen ſolle, der Herr Superintendent ſprach hem hem — darauf die Andern secundum ordinem — man ſchüttelte ſtark die Köpfe und weil der Herr Reichsverweſer endlich einſah, daß es beſſer ſei ohne Oppoſition zu regieren, ſo ſeufzte er ſchwer und liſpelte: „Es geht nicht.“

Uebrigens verſteh' ich wirklich kein Wort von den Bedenklichkeiten und es iſt mir Alles myſtiſch wie Jacob Böhmes Schriften „Herr v. X. liebt Sie ſehr,“ charmant, ich habe zwar von ſeiner heftigen Liebe noch nichts gewußt, aber doppelt charmant, ich laſſe mich gern lieben — „mißverſtehen“ — „Vieles geändert — Lafayettismus“ ꝛc. — Auf der Schule kriegten wir manchmal ſolche Worte auf, um eine Geſchichte daraus zu machen — bitte, helfen Sie mir zu der Geſchichte, ich weiß nicht Anfang noch Ende. Ich leb' oft ganze Jahre zerſtreut; von einem früheren Planeten weiß ich z. B.

gar nichts mehr — ich hab' gewiß Vieles nicht geſehen, was andere Leute wiſſen — erleuchten Sie mich und beſchatten Sie mich zugleich, heiliger Geiſt!

Ich bin mehr und mehr davon zurückgekommen die Leute ändern zu wollen, — ſie wollen meiſt nicht geändert ſein, ſondern die Meiſten brauchen ein quantum Redensarten in dieſer Zeit der politiſchen Noth, um ſich betheiligt zu zeigen — ein Narr ſpringt auf Masken und Larven los. In Schleſien weiß ich kaum außer Ihnen Jemand, der es redlich mit der Umgeſtaltung der Welt meinte, und Sie ſelbſt wollen die Welt anders, aber die Menſchen ſollen bleiben. Sie haben eigentlich das Hauptkunſtſtück vor: der K. ſoll demokratiſche Reden vortragen, aber einen abſondernden Titel muß der behalten, ſonſt mag er nichts von Eurer Demokratie wiſſen — Nichts mehr davon. Der Profeſſor würde es am erſten redlich meinen weil er ein guter Mann ſein mag, aber er hat keine Zeit und keinen Raum dazu: er muß klatſchen helfen, ſchwätzen und verliebt ſein; als baare Münze darf ein Profeſſor die neuen Dinge gar nicht aufnehmen, er kann bloß Papiergeld gebrauchen, weil er an den heraldiſchen Stempeln ſeine Vielwiſſerei erproben kann —

ich wollte darauf wetten, er müßte einmal jung geweſen ſein, d. h. energiſch liberal; man ſieht zu ſehr, wie die ſpäter bürgerliche Eitelkeit, der Staub der ſogenannten Gelehrſamkeit, die geſelligen Firſarereien drückender Aſche gleich auf den natürlichen Vulkan gefallen ſind, und das junge Feuer innerlichen Gemüths ausgelöſcht haben. Jetzt iſt er ein hannibalſcher Soldat aus Capua und zu nichts mehr zu brauchen, als Papilloten zu drehen und Leierkaſtenverſe dabei herzuſagen. Der Humoriſt iſt ein Wicht, muthlos, krank, ein Pulcinello, des Adels Metze, mit dem ich nie ein ernſthaft Wort reden würde. Er muß wie ein Nußknacker nach Tiſch verbraucht werden — wie kann auch ein Menſch, der alle Selbſtſtändigkeit ſo wohlfeil immer und ewig verkuppelt hat bei neuen geſellſchaftlichen Einrichtungen eine Stimme haben. Denken Sie ſich, wenn er in Amerika mit reden wollte! — Und wer iſt ſonſt noch in Euren cercles! — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Epoche anfangen, weil wir keine Hauptſtadt, keinen Brennpunkt haben — ohne Brennglas erzeugt die teutſche Sonne keinen Funken.

Ich ſaß vor einiger Zeit mit vier bis fünf jungen Franzoſen in einem öffentlichen Garten und mußte es mit anhören, wie ſie das Mährchen der 1002. Nacht erzählten, daß man den Teutſchen den Weg gebahnt habe bis zum Eingang in den ſonnigen Hain der Freiheit, aber da ſeien ſie über gelehrte Definitionen uneins geworden und es hätte juriſtiſche Weisheit geregnet und als die Jugend: „vorwärts, vorwärts" geſchrien, da hätten ſie ſich die Ohren zugehalten, wären aber nicht einen Schritt weiter gegangen, bis die die Runde machende Patrouille ſie arretirt und auf die Hauptwache gebracht — ich ſaß beſchämt dabei und ihr Gelächter durchſchnitt meine Nerven. Die Burſchen hatten faſt alle Julikreuze und waren friſch wie die Fiſche. Sie fragten mich, ob ich die Quadratur des Cirkels beweiſen könne — ich ſagte einfältig: Non Mess — da gaben ſie mir alle die Hand und riefen „Graces à Dieu, c'est un Allemand neuf — denn die Alten meinten ſie, bewieſen Alles —

Haben Sie mir nicht auch bewieſen, daß Jarke und Graf von Moltke der Freiheit in Deutſchland Vorſchub gethan? Vergeb' es Ihnen Gott, aber ſchreiben Sie mir's nicht wieder, denn ich bin kein

Gott und dieſe Art von wohlfeiler Dreiſtigkeit; die mit dem Teufel ſpielt, ſo lange er nur gemalt iſt, macht eben unſer Unglück. Wir können, Alles, und darum nichts.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Die Demokratie im naturrechtlichen Lehrbuch iſt Euch eine charmante Sache, aber in der Zeitung ein Gräuel. Ihr ſeid wie die Studenten, die courageus mit ſtumpfen Waffen ſchlagen, aber dem Schläger gegenüber blaß werden. Die weißen Jacobiner ſprechen am meiſten von den rothen — wenn erſt Millionen ererbten hochfahrenden Kram nicht mehr anerkennen, dann wird er ohne Mord und Todtſchlag ſterben, ich thu' keinem Menſchen an Leib und Leben Schaden und bin doch ein Jacobiner ohne Blut durch und durch.

— Und nun genug des Zankens — wollen wir über allgemeine Gegenſtände korreſpondiren, ſo muß ich Sie bitten: den alten Kram ruhn zu laſſen, und hinaus zu ſehen in die Zukunft; denn es lohnt wahrhaftig nicht mehr, die alte Schlacht immer von Neuem zu ſchlagen: der Sieg iſt mit den Waffen des Geiſtes lange entſchieden, wenn auch die Schleſier nichts davon wiſſen wollen; von Herbſtmanoeuvern zum Vergnügen der Berliner iſt die beſſer beſchäftigte Welt kein Freund, das Schlachtfeld der Spiegelfechtereien iſt längſt gewonnen. Ich gehe keinen Schritt mehr rückwärts.

7.

Leipzig, November.

Ich danke Ihnen ſehr für die freundlichen Nachrichten, welche ich vor einigen Tagen von Ihnen erhalten. Wunderlich genug beſtehen Sie darauf von mir hören zu wollen, welchen Eindruck Ihre Briefe auf mich machen. Ich habe die Frage mehrmals übergangen, weil ich Ihre Beantwortung ſo natürlich fand. Sollten Sie meine Schwäche ſo gar nicht kennen, daß mir der kleinſte Beweis von Theilnahme, den mir die unbedeutendſte Perſon ſpendet, Stütze im öden, wüſten Leben iſt, daß ich aufhöre zu leben, wenn mir Niemand mehr ſagt, ich möge es — wie konnten Sie einen Augenblick zweifeln, daß mir nicht jedes Wort, von da, wo man mein Streben ſo über Gebühr geſchätzt hat, äußerſt willkommen ſei. Wenn mich die Theilnahme unbedeutender Perſonen freut, ſo muß mich das Intereſſe an meinem Wirken, welches Individuen darlegen, die den ganzen Kreis meiner Pläne kennen, ſtärken, ja rühren! Glauben Sie nicht, daß ſich die Fäden der Entwickelungsgedanken eines ganzen Menſchen überall ſo leicht wieder anknüpfen — man kann einen halben Erdtheil durchreiſen, ehe man Jemand findet, der ſeine Gedankenſchicht zu einem Gewebe zuſammenſchlägt mit der meinen. Ach der Gedankenrichtungen ſind ja ſo unendlich viele, und der Schichten, in denen ſie ziehen, wiederum eben ſo viele, daß einem faſt nur die Jugend und das Glück Genoſſen verſpricht. So iſt es mit mir, ſo iſt es mit meinen Umgebungen; unberührt ſteh' ich noch immer in meinem Kreiſe. Wie können Sie zweifeln, daß Worte aus ihm, die Sie mir ſenden, mich nicht höchlich erfreuen ſollten. Mit den Leuten, welche durch Hin- und Herſchreiben und Sprechen, durch gegenſeitiges Einreißen und Aufbauen, Winken und Führen ꝛc. auf gleichem Plan der Speculation mit mir ſich eingerichtet hatten, iſt meine Correſpondenz abgebrochen. Der eine ſchreibt nicht mehr, an den andern hab' ich nicht mehr geſchrieben, dem dritten erſt vor Kurzem und wer weiß denn nun noch ſo gut als Sie, was ich will von der Welt. Was gilts da alſo noch des Fragens. In kleinen Gehäuſen, in kleinen Werkſtätten arbeiten alle die liberalen Leute um mich herum, der Eine will Preßfreiheit, der Andere Tod den Tyrannen, der dritte Republik, der vierte Aufhebung der Zölle, jener ein geläutertes Chriſtenthum, dieſer alles beſiegende Künſte — und was will ich? Nichts Einzelnes von all' den Dingen — ein einzig kleines Gut: Freiheit, aber nicht blos bürgerliche, wenn auch dieſe zuerſt. Daher kann ſich's leichtlich begeben, wenn ich hie nnd da den Kopf ſchüttle zu all dem ſtückweiſen Begehren und Beginnen, daß ich, ja ich illiberal geſcholten werde. Und es iſt natürlich — ich will mehr denn Alle; aber dies Ideal meiner Totalität, dies Endziel der menſchlichen Geiſtesthätigkeit, dieſe blühende Jungfrau Muhammeds, welche die Erde hinüberzieht an die Bruſt eines ſchönern Planeten — es kennt ſie Niemand um mich her. Und die Leute ſind daran gewöhnt, daß alles Abweichende Trug und Rückſchritt iſt; wenn ich nicht jauchze bei den kleinen Siegen des Liberalismus, ſo werden Sie mich einen Apostata ſchelten.

Es wird mir unendlich weh thun, denn die Liberalen nur ſind meine Familienmitglieder, wer iſt gern von der Familie verkannt; das fremde herzloſe übrige Volk iſt mir immer gleichgültig geweſen, nur den aus Ueberzeugung entgegengeſetzt Geſinnten hab' ich mit Theilnahme angeſehn, und mich bei ſeinem Anblick in die Unſicherheit des menſchlichen Wiſſens träumend vertieft — aber ich werd' es tragen und vielfach angefeindet ſterben. Ich fürchte, ich werde den Jubel der Menge ſelten theilen. Alle die kühnſten Forderungen des Liberalismus ſeh' ich realiſirt, ich erlebe es, das weiß ich, wie widerſpenſtig ſich auch jetzt die Zeit anſtellt: der bürgerlichen Freiheit Poſtulate, die jetzt im Schwunge ſind, werden alle errungen; denn ſie werden zu allgemein empfunden. Nur die Dummheit verkennt das. Aber iſt dann die Freiheit errungen —? ach ich glaube, dann wäre das Ende dieſes Planeten da, und ſeine Bahn wäre vollendet. Die Freiheit iſt vielleicht ſein Endziel; aber eine, vor welcher noch Millionen ſchwindeln — Ach wir Pygmäen mit dem Ephemerenleben — ein ewiger Jude müßt' man werden, um das zu ſehen. Wie viel Jahrhunderte brauchts, um den Päſcheräh und den Buſchmann, den Feuerländer und den Kamtſchadalen auf gleiche Stuf mit den modernen Europäer zu bringen. Meine Großmutter war immer ſehr neugierig, wann wo die Welt zu Grunde gehen werde; ich möchte mit meinem Kopfe einen ehrlichen Stempelbogenhandel der Weltaſſecuranz garantiren und die höchſten Wech- auf's Jahr 2832 ausſtellen — wenn's die Welt nur zufrieden wäre, Sie ſehen, ich wüßte mir mit meiner Gelehrſamkeit einen Nahrungszweig zu brechen. Und nun berechnen Sie die unberechbar vortreffliche Chance dieſes Wechſelhandels. daß jedes Jahrzehend mindeſtens eine ganz neue Idee gebiert, welche die einpackende Erde wieder ein ganzes Jahrhundert beſchäftigt: daß unſer Hundeplanet ſeinen Entwickelungsweg eben auch wie die Hunde macht, das heißt doppelt und dreifach, indem er immer wieder ſeitswärts und rückwärts trabt. Betrachten Sie zur Verſinnlichung dieſes Satzes den klügſten Scholaſtiker, der beinahe tauſend Jahre nach dem unbedeutendſten griechiſchen Philoſophen lebte, und widerſprechen Sie dieſer Hundetheorie.

Ach, die Welt rennt noch lange und wer geſund iſt, mag ruhig und zufrieden ſein — die Chiliaſten werden noch einmal zu Schanden. Der alte Benzel kommt um ſein Renommée mit dem Weltuntergange 1836 — ich glaube überhaupt, der alte Myſtiker hatte es damit auf eine fette Erbſchaft abgeſehen. — Iſt es nicht unendlich betrübend, daß wir im Verhältniß zum Weltſyſtem und Weltengange nur wie kleine Ameiſen krabbeln — wir ſchwirren wie Motten um einen kleinen Lichtkreis, eine tödtliche Sehnſucht nach Erweiterung treibt uns, unſere Kräfte ſind nicht dafür geſchaffen und die Sehnſucht beſchleunigt den Tod.

Was nun aber jene Freiheit ſei, nach welcher flatternd ich mir das Leben verſenge? Ach — Millionen erſchrecken vor ihr — ſie iſt das, was man gemeinhin Anarchie nennt, Anarchie des Staats und der Kirche. —

Es iſt vorbei mit meiner Freiheit für dieſen Augenblick: mein Schneider bringt mir eben Winterkleider mit einer ſo unverſchämten Rechnung für einen Surtout, daß mir alle Speculation vergeht. — Iſt das nicht königlich lächerlich: ein Weltreformator verliert den Faden über eine Schneiderechnung! Bedenken Sie, das Ende der Welt iſt noch weit, der Herrgott zahlt alſo keinen ablaufenden Wechſel. Ich werde ſpazieren gehen, weil mich friert. Ich ſchreibe noch bei offnem Fenſter. Sie werden mir zugeſtehen, es ſei ſchon ſehr kalt in der Welt. Ach ſehr kalt und froſtig und traurig. — Ach und in dieſem langweiligen Leipzig — es iſt recht ſchwer fortzuleben. Mögen Sie beſſer leben als ich — Ein geringer Wunſch, aber ein Wunſch.

Ein Sturm von Briefen und Geſchäften ſtürzte ſich zwiſchen Anarchie und Schneiderrechnungen, die Sonne ſchien ſo ſchön, ich mußte von meinem innern Arzt gedrängt meinen Unterleib ſpazieren führen, Tod und Teufel überlief mich heut', ich habe den Poſttag verſäumen müſſen; jetzt erſt nehm' ich die Anarchie wieder auf. Ein langer wie ein ſüdlicher Tag auf meine Nacht fallender Brief kam heut morgen dazu und regte mich ſo ungewöhnlich auf, daß ich nicht ſchreiben konnte. Der heiße Mann iſt mehr denn ein König um ſeine kreuzfidele innere Seligkeit zu beneiden — o glücklich, dreimal glückliche Conſtruktion eines Menſchenweſens! Ach könnt' ich doch auch unter die Enthuſiaſten gehn, ich wollte mich ja freun bis mir die Seele ausführe, es giebt keine beſſere Beſchäftigung — und die

Erfindung eines ſolchen Menſchen iſt des Herrgotts göttlichſte. In ſeiner bacchantiſchen Seligkeit bildet er ſich nun ein, er liebe mich mit, weil ich der Schatten bin, den ſeine Sonne wirft, und weil er eben an mich ſchreibt, und nun umbrauſt er mich plätſchernd und toſend mit Wellen und Wogen von Zärtlichkeit, daß mir heiß wurde wie nach Jean Pauls Titan, und daß ich ſchaamroth die Vorzüge Schoppes auf mich gehäuft, mich zu einem liebenswerthen mir vollkommen fremden außerordentlichen Weſen gemacht ſah. Wahrlich ich habe gefühlt, wie einem im Hinterſtübchen auf graue Dächer ſehenden Mädchen zu Muthe ſein mag, wenn ein Mann an ihr eichenes Nähtiſchchen tritt und ihr aufzählt, was alles für Schönheiten ſie beſitze. Mit Millionen iſt Jeder zu beſtechen. Ich war wie das Mädchen, was derlei nie gehört, gelind außer mir — das Mädchen hätte gewiß auf dem Fleck geheirathet; — da fühlt ich erſt, wie ſchlecht und klug ich ſchon ſei — ich legte den Brief erſt weg und bat mir Bedenkzeit aus. —

— — — — — — — — — — —

Er redet mich in eine Liebe zu ſich hinein, der ich kaum gewachſen bin, wenn er ſo fortfährt, mich wie ein blödes Mädchen zu verführen, ſo muß ich mich mit Carlos entſchlieſſen „ihn grenzenlos zu lieben,“ —

Aber ich vergeſſe die Anarchie, doch kann ich mir denken, wie Ihnen ſchon davor Angſt iſt. —

So lange die Millionen Individualitäten, die auf dieſer Erde wohnen, darnach rennen, objective Schemata zu finden, nach denen ſie alle leben und ſterben können, ſo lange iſt die Welt unbequem; die höchſte Objectivität iſt das Ergebniß der höchſten Kälte, der höchſten Bildung, der höchſten Faulheit. Kalt, denn ſie braucht kein Blut, kein Herz, nur einen Kopf, gebildet, denn ſie iſt das Facit des ſchwierigſten Rechenexempels, wo alle Millionen die Dividende, das Geſetz der Diviſor ſind; faul, denn ſie denkt für Jahrhunderte und erſpart es dem Individuum. Aber es giebt ein Ding, was aller Objektivität Hohn ſpricht, weil es nie daſſelbe iſt, weil ſeinen Umfang kein Menſch kennt — das iſt der menſchliche Geiſt. Darum mag Objectivität ein Vortheil für die Maſſe ſein, für den Einzelnen iſt ſie ein Nachtheil, eine beengende Schranke — ſie iſt die Douane des Staats, ein Staat ohne Douanen iſt aber beſſer. Die ausgebildetſte Objektivität iſt nichts als die ausgebildetſte Sklaverei. Es wird nicht bloß wie Börne einmal ſagt, „der Menſch der Menſchheit geopfert“ — ſondern die Gedankenwelt dem Gedanken, das Ganze einem Theile. Gott gebe, daß Sie mich verſtehen, hoffentlich werd ich allmählich deutlicher; die Sache iſt ſo dünn, daß ich die linke Hand beim Schreiben in die Höhe halte, um mir den Faden nicht entſchlüpfen zu laſſen, denn bei blutdürſtigen und grauſamen Menſchen ſteht mein doppelter Kopf auf dem Spiele. Ich ſitze eben in letzter Inſtanz vor dem Caſſationshofe. Eilen wir auf ein weniger coupirtes Terrain. Man hat dieſe und jene Welt in Formeln gebracht, die man Staat und Kirche nennt, und verlangt, daß Jeder mit dieſen die Aufgabe des Lebens löſen ſoll. Verſtehen Sie Mathematik? Nein, ich auch nicht ſehr; wir wollen ſie eben abſchaffen, es ſoll Jeder auf ſeine Weiſe rechnen dürfen. Man kann mir wahrlich nur zweierlei einwerfen. 1) Die Allgemeinheit würde feſſellos oder formellos, unglücklich ſein, weil ihre Beſtandtheile, die Einzelnen, der Willkühr Anderer Einzelnen ausgeſetzt wären. 2) Weil die Erfahrungen der abgelaufenen Jahrhunderte, weil die Magd der Vergangenheit, die bei der Zukunft die Kartenlegerin ſpielt, und Geſchichte heißt, unbenutzt bleiben — Kann ich dieſe Einwürfe widerlegen, ſo iſt mein Prozeß gewonnen, meine Anarchie gerettet.

Geſetze ꝛc. ſind Mittel, einen Zweck zu erreichen, oder etwas abzuwenden, alſo daſſelbe, nur negativ. Es war einmal ein Geſetz nöthig, daß jeder Bürger jährlich einen Bären erlege, damit die Geſellſchaft ſicher wohne. Aber die Bären hören und hörten einmal auf, die Geſetze ſind da, um das aufzuheben, wogegen ſie gerichtet ſind — erreichen ſie das nicht, ſo ſind ſie ſchlecht. Sie müſſen alſo einmal ganz überflüſſig ſein, wenn ihre Wikung erreicht iſt: das iſt der Lauf der Welt, die Frucht wächſt, um reif zu werden und dann abzufallen — ihr Ziel muß alſo Geſetzloſigkeit ſein. — Der Einzelne wird ſich ſelbſt Geſetz, die Willkühr Aller iſt das Geſetz des Einzelnen und umgekehrt — das iſt Anarchie. Das heißt zu Teutſch: Herrſchloſigkeit, nicht Unordnung wie die Leute ſagen.

Jene Erfahrungen der Geſchichte aber ſind nicht Ziel ſondern Weg und Mittel. Sie ſind das Ziel ihrer Zeiten, aber nicht der unſern, denn ein Jahrhundert ſteigt dem andern auf die Schulter. Die geſchichtliche Erfahrung iſt kein todtes Capital, ſondern ſie iſt die große Wechſelbank der Welt, die Zins auf Zins von Zins häuft. — Was iſt alſo ihr Ziel? Jeder Kaufmann kann es ausrechnen. Die Summe der ganzen Welt. Wenn wir die haben, wer ſoll dann Zins zahlen? Die Geſetze ſind aber der Zins, den wir an die Entwickelung entrichten —, wenn die Entwickelung vollendet, das Capital voll, alſo das All oder richtiger Alles iſt, wozu dann noch Zins, wozu alſo noch Geſetze.

Anarchie iſt das Ziel der Entwickelungsgeſchichte, oder die Welt iſt ein banquerouttes Haus, was über Nacht ſeine Zahlungen einſtellt, der Herrgott bringt die Menſchheit um den Verdienſt, indem er vor Ankunft der Poſt die Bude zumacht, und das Stückchen Erde vernichtet.

Glauben Sie, mein Exempel iſt richtig und es würde mich freuen, wenn Sie Ihr „Probatur“ darunter ſchrieben. Die Leute werden ſagen: es ſind Sophismen, es iſt ein ſpitziger Geiſt, aber es hilft uns nichts, es ſind Luftſtöße! ach nein!

Laſſen Sie uns ſehen, wohin dieſe Anarchie uns führt, denn daß wir ſie nicht erleben, darauf können wir noch nach tauſend Jahren ſterben, wenn noch ſo lange geſtorben wird. Die letzten Menſchen erſt werden meinen Gedanken genießen und frei ſterben.

Jene Theorie führt zuerſt zum Skepticismus, alsdann zum Proteſtantismus, und wenn der nicht hilft, zum Revolutionarismus — es ſind fatale unbequeme Worte und wir müſſen zunächſt wenigſtens hübſchere ſuchen. Ich ſchlage vor „Kopfſchütteln,“ „Schmollen und Schwätzen,“ „Kleiderwechſeln.“ — Darin nun aber liegt der Irrthum, daß die Leute glauben, d. h. die, welche überhaupt das Beſſere wollen, d. h. das, was nach „gut“ kommt, denn ich nenne mit Ueberzeugung die *alte* Zeit „die gute“ — dieſe Leute glauben, die Welt ſei ein dreiſtöckig Haus — in der belle etage wohnten die Herren Skeptiker, die Hochwürden und Excellenzen von Pelagius, von Baco, von Wicklef, von Voltaire und Collegen, im zweiten die Proteſtanten: Herr Manes aus Perſien, der Aſiat Arius, Herr Sokrates, Herr Luther, Herr Rouſſeau und Genoſſen — im dritten die Revolutionairs: der Herrgott ſelbſt, ſein Sohn Chriſtus, die Völker die aus Aſien kamen, Muhammed, Karl der Große, die Kreuzfahrer, die Eroberer America's

Fauſt und Guttenberg, die Franzoſen und Conſorten.

Und nun meinen ſie, die Welt ſteige langſam durch die Jahrhunderte die Treppen hinauf und oben angekommen werfe ſie alles Unnütze zum Fenſter hinaus und haranguire vom Balcon das Volk mit neuen Geſetzen. Wegen der Höhe würden dieſe immer nicht recht verſtanden und die Geſchichte finge man nun wieder allmählig beim erſten Stock an.

Jene drei Begriffe ſind aber drei Kähne, die neben einander herfahren, zuweilen anlegen, aber raſtlos ſteuern den immer breiter werdenden Strom entlang nach dem großen Weltmeere der Freiheit. Darum ſpricht nur der Narr von der Revolution als einem Ziele, ſie iſt nur eine Waffe, welche Skepticismus und Proteſtantismus ſchleift, nur Narren jagen nach einem Ziele, was ſchon da geweſen, z. B. dem der franzöſiſchen Revolution, ein gleichgebildeter Staat hat ein weiteres, ſei er auch eben noch weit hinter jenem franzöſiſchen; wir ſind noch lange nicht frei, wenn wir eine Conſtitution oder eine Republik haben, ſo lange es noch eine Kirche giebt. Darum wird mir das liberale Geſchwätz zuwider, was ſich unter Liberalen um nichts als die längſt bekannten Dinge dreht — es iſt der Eſel in der Mühle, der nie zum Kaſten kommt, den er durch ſeine Bewegung füllt. Nach außen mögen ſie's thun, weil's leider noch immer Noth thut; ich mag's nicht mehr leſen, denn ich kenn' es, darum meine Langeweile in dieſer eintönigen Welt.

Ad vocem „Kirche" wird Ihnen aber meine Anarchie noch leichter einleuchten. Es handelt ſich um Dinge, die wir nicht kennen, und von denen wir nur Reflexe auf unſern Netzhäuten, dem Gefühl, dem Verſtande, der Vernunft, dem Glauben, Ahnen ꝛc. haben. — Die Reflexe ſind aber ſo millionenfach als es Millionen giebt, denn bekanntlich ſind die Menſchen nicht gleich, die allgemeinen Geſetze des Denkens reichen nur aus bei gegebenen, irdiſchen Größen, bei überirdiſchen giebt es keine, denn für etwas, was man nicht kennt, giebt es kein Maaß — und doch ſollen Millionen gleiche Reflexe haben! Es giebt nichts Dümmeres als den Begriff der Kirche. Es kann nur Jeder in ſich Recht haben: der Myſtiker und der Rationaliſt ꝛc. denn es fehlt das tertium comparationis, (daß ſie nicht Lateiniſch verſtehen! es läßt ſich nicht über=

ſetzen „das Dritte der Vergleichung“) und doch ſoll's Einer für Alle. Anarchie nur iſt Freiheit. Und dieſe iſt bereits in Amerika errungen, was das Geſetz von Seiten des Staats anbelangt. —

Ach wie mag ich Sie ermüden: entſchuldigen Sie; mit Ihrem Loben meines Raiſonnements zwingen Sie mich zum Raiſonnement. Ich will das nächſte Mal bequem wie eine Chaussée ſchreiben.

8.

Leipzig, Novbr.

Ich hoffe, Sie haben ſich von dem erſten Schreck über meine „Anarchie in Kirche und Staat“ erholt, Sie haben eingeſehen, daß es eine gefahrloſe Speculation für die Vollendung dieſes Planetencyklus iſt, die keinem Lebenden etwas thut und der Polizei durch das ſchreckhafte Aeußere nur zu Gute kommt. Es iſt eine nutzloſe Spekulation, zu deren Ende der Phyſiker auf eine andere Weiſe, der Myſtiker auf eine dritte, der Fataliſt, meinem Bedünken nach allerdings der ſchwächſte, auf eine vierte kommt — was hilft, was nützt das Alles, werfen Sie gegründet ein, in dieſer Welt des Unſicheren;

was bringen Sie, der Feind ſchwimmender Speculationen dergleichen zu Markte, was wollen Sie eigentlich mit dem ganzen Treiben?"

Jenes Endreſultat unſeres Treibens ſollte meine Antwort darauf ſein. Jedes Jahrhundert hat ſein Ziel, ein griechiſches wollte Schönheit, ein römiſches Größe, ein chriſtliches Demuth — das unſere will Freiheit. In dieſer Welt der Annäherung wird nichts vollſtändig verwirklicht; wenn die Enkel am Ziele ankommen, hat ſich ein neues Thal unabſehbarer Ausſicht geöffnet, das Reich der Gedanken iſt noch unermeſſen, darum die Beſtimmung des Ziels dieſer Welt Verwegenheit. Jeder Gedanke eines Jahrhunderts iſt ein Saamenkorn, deſſen tauſendfältige Früchte kein Menſch vorauszuſagen im Stande iſt. Aber man richtet ſich auch gern in einer proviſoriſchen Wohnung völlig ein, Louis Philippe läßt auch für ſeine nächſten Jahre bauen, obwohl die Kündigung der Miethe an der Thür ſcharrt — der Menſch liebt das Fertige, das Ganze, darum wird die Revolution in thesi immer ſo wenig Vertheidiger finden. Ich wollte das Endziel der jetzigen Weltcarrière ſehen, um den Weg zu überſehen In der Reihe mitarbeiten kann jeder Handwerker, voraus treibt es den Kühnen. Und ich möchte gern kühn ſein, um ein Glückspilz zu werden.

Die Konſtruktion der Geſellſchaft iſt nun einmal die Axe, um welche die Speichen unſerer Zeit ſich drehen und treiben, das Ziel der Geſellſchaft zu ſuchen, dünkte mich eine würdige Aufgabe. —

Hier finden Sie aber auch den Schlüſſel zur wunderlichen befremdlichen Erſcheinungen, daß ſo viel große Männer der Vergangenheit und Gegenwart von den jetzigen Helden mit Verachtung beiſeit geworfen werden. Vor Allen Göthe und am wenigſten Napoleon. Jede Zeit hat natürlich bei der eigenthümlichen Bahn auch ihr eigenthümliches Kriterium, die Grundlinien dieſer Bahn. Einſeitig iſt das Größte der Welt, nur das All iſt umfaſſend.

Vor uns im letzten Zeitraum unſerer Literatur liegt die Epoche des Individuums: der Menſch als ſolches wird unterſucht. Dieſer Zeit gehört mit ſeiner ganzen Größe Göthe an; aber ſeine Ordnungsſucht, ſeine pedantiſche Furcht vor Unbequemlichkeit ſperrte ſeinen großen Geiſt in den Käfig des Individuums. Die geſellſchaftliche Speculation, das einzige Thor, was ihn zur neuen Zeit führen konnte, ward ihm verhaßt, weil ſein ſcharfes Auge dahinter

Getümmel, den ſchwierigen Prozeß eines neu zu entſtehenden Produktes ſah — er ſuchte tauſend andere Beziehungen des Individuums als die zur Geſellſchaft auf, um ſich vor der Unruh zu retten. Der Fauſt, die jugendliche Skepſistragödie, wo der noch unerfahrne Dichter, der wahre, unvorſichtige, durch und durch herzliche Menſch noch rückſichtslos forſchte, drängte, der Fauſt war ihm entſchlüpft — der Fauſt packte mit kecker Hand das All, da war Göthe liebenswürdig wie ein Gott, und wenn er Schillers warmes Herz beſeſſen, ſein nächſtes Werk hätte das Weſen der Zeit, die Wunder der Geſellſchaft eben ſo dreiſt und genial aufgedeckt, wie es dort mit den Mängeln der geiſtigen Thätigkeit des Menſchen geſchehen war. Aber Göthe ward zu früh klug, als daß er ſo groß werden konnte. Er fühlte das Bedürfniß der Welt, er trug die Geburt der Zeit in ſeinem Schooße; — ſeine Bequemlichkeit ließ ſie erdrücken, und viele ſpätere Aeußerungen deuten auf eben jene zurückgetretene Vaterlandsliebe, welche jetzt unſere beſten Männer ſo verbittert hat. Es hat kein Menſch ſo auf die Teutſchen geſchimpft als Göthe, aber er hatte nicht den Muth es öffentlich zu thun. — Von nun an ſuchte er nur die Beziehungen des Menſchen zur Kunſt, zur Form auf und es entſtanden ſeine marmorkalten, blutloſen in der Form vortrefflichen Sachen. Nur ſo hart war ſein Herz nicht, daß er auch die Beziehung des Menſchen zum Menſchen hätte opfern wollen; er dichtete ſeine ſchönen Lieder, er ſchrieb ſeine Wahlverwandtſchaften noch in ſeinen letzten Jahren. Aber er war nicht ſtark genug geweſen, ſich ganz vom Drängen ſeines Innern frei zu erhalten, er mußte ſich vorher des Andrängens durch den vorſichtigen legitimſten Helden Egmont erwehren, er mußte ſich dem einen Ausdruck der Geſellſchaft, nämlich der Geſelligkeit im Wilhelm Meiſter hingeben — und nun half nichts mehr — ſein Spott in Plundersweilener Jahrmarkte und hie und da anderswo, er hatte die Linie der Zeit geſtreift, er hatte die blutenden Wunden, wenn auch mit ſeidenen Handſchuhen berührt — die Jugend der Zeit fiel ihn mit mörderiſchen Streichen an. Was den Menſchen zum Menſchen abelangt, ſo war Meiſter ein Meiſterſtück — zur Geſellſchaft eine Sünde, eine Todſünde gegen das Kriterium der Zeit. „Daß ein Kaufmannsſohn vornehme Damen mit ihren Brillanten ans Herz drücken konnte“ und nun beglückt und zufrieden war, - dieſe Tendenz vergab ihm die Zeit der geſellſchaftlichen Unterſuchungen nimmer — und alle ſeine unbedingten Lober gehören der ſtürzenden Epoche an. Die Zeit der Individuen war vorüber, die Unterſuchung des Menſchen zur Geſellſchaft war an der Reihe — dahinein wollte ſich Göthe nicht fügen, und weil er nun leider für ſeinen Ruhm ſein weißes Haupt auch unter dem neuen Sonnenſchein noch erheben mußte, da es ihm nicht vergönnt war, am Schluß ſeiner Tage zu ſterben, ſo erfuhr er doppelt den Zorn des jungen Geſchlechtes.

Dem Kriterium dieſer Zeit vollkommen angemeſſen wurden nun aber all die Helden der vergangenen Literatur hervorgezogen, welche die Geſellſchaft im Auge gehabt wie Rouſſeau, Voltaire, die, welche das einzig gültige Richtſchwert der neuen Gerechtigkeit geſchliffen, wie Leſſing, die welche ſich unbefangen und warm geſellſchaftlichen Formen hingegeben, wie Schiller, ja ſelbſt Napoleon, weil die Konſtruktion der Geſellſchaft ſein Ziel war, gleichviel, ob er einen Theil ihrer Vortheile für ſeine eigne, überlegene Intelligenz konfiscirte. Die Freiheit hatte er verrathen, aber er hatte Millionen dafür mit Lorbeern gezahlt, er hatte wie ein großer Räuber ganze Länder mit geſellſchaftlichen Inſtitutionen ſchadlos zu halten geſucht.

Das Kriterium der Geſellſchaft wird ſich nun erweitern und ausdehnen, ſo wie das Streben vom Menſchen zum Staate ſtieg, ſo wird es vom Staat zur Menſchheit ſteigen, und Herder harrt ſeines Verklärungstages. Dieß erkennend, fecht' ich bereits unter den Fahnen des Kosmopolitismus, und ſpreche vom Ziele dieſer Epoche und von Langerweile unter den kurzſichtigen Schreiern des bloßen Liberalismus. Ich hoffe das Thema iſt erſchöpft, und Sie wiſſen, was ich meine.

9.

Mein lieber Freund! Was wäre das Leben ohne den Wechſel und was iſt es ſo kläglich mit dem Wechſel! Das Leben iſt nichts, nur der Gedanke iſt, nur durch den Gedanken wird es, ach und der Gedanke iſt der Hanswurſt eines gebrechlichen launenhaften Herrn, des Körpers. Ich könnte weinen über das Traurige dieſer Anſicht, über dieſe Sklaverei des Beſten am Menſchen. Der Körper gebiert die Stimmung, die Stimmung den Gedanken: die große Monas hat ſich einen Spaß gemacht, uns geſchaffen, uns die Welt zu beherrſchen gegeben mit unſerm Geiſt, und auf unſern eignen Thron einen Wicht gelegt, der vor jedem Luftzug bebt. Es iſt nichts mit der Freiheit in dieſem verpfuſchten Leben — ich ſag' es dem Herrgott geradezu, er hat uns verpfuſcht. Jawohl iſt unendlicher Reichthum da; der iſt ſtetig, iſt unzerſtörbar, aber für uns iſt nichts abſolut etwas; nur durch Organe gelangt es zu uns; ja wohl iſt auch göttliche Empfänglichkeit da: ich weiß es aus meinen ſchönen Stunden, aber die göttlichſte Empfänglichkeit iſt durch den menſchlichſten Leichnam bedingt. Der ganze Menſch iſt ein Monstrum. Drei Flaſchen Wein rauben ihm den Vorzug vor dem Thiere, eine ſchlecht conſtruirte Leber vergällt ihm die ſchaukelnde Liebesempfindung, Uebermaaß tödtet Alles — warum exiſtirt ein Uebermaaß? Warum keine Stätigkeit, keine Vollkommenheit, da wir das Bedürfniß darnach empfinden? Es koſtete gewiß nur eine Kleinigkeit, das abzuſchaffen; wahrſcheinlich geſchieht's auf dem nächſten Planeten — ach wie lange muß man aber darauf warten. — Die Menſchen ſind wie alt gewordene Liebhaber, die aus Artigkeit der Geliebten den Mangel an Gefühl durch Surrogate verbergen. Was haben ſie Alles dazu erfunden? Sie haben ſich eine Moral geſchaffen, darin ſpielt die Mäßigkeit die Hauptrolle — das Zeichen einer mangelnden Fähigkeit iſt nothwendig zur Tugend geworden, damit die Menſchen ſich tröſten, denn alte Weiber ſind ſie alle, und wenn man ſie tugendhaft nennt, ſo vergeſſen ſie, daß ſie ſtatt deſſen glücklich ſein könnten. Sie haben eine Art Erinnerungspoeſie entdeckt, der Natur etwas Nebel und Abendroth dazu abgeborgt, und wenn ſie etwas nicht mehr haben können, ſo tauchen ſie es dahinein wie die Griechen vom caſtaliſchen Quell ſagten. Dann ſind ſie zufrieden, daß ſie etwas haben, ja ſie putzen ihre ausgeſtopfte Puppe im Ergänzungseifer ſo heraus, daß ſie ihnen wie kleinen Kindern lieber iſt, denn das lebendig verlorne Weſen. So laſſen wir uns von der Natur hinters Licht führen: aus unſern Mängeln machen wir Tugend und Schönheit. Die Halbheit iſt uns angeboren, die Genügſamkeit eingeprügelt — was ſie haben, könnten, darnach graben nur wenig Revolutionairs wie ich.

Die Fürſten wären ſehr thöricht, meine Bücher zu verbieten — ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen, ich rechte mit dem höchſten Fürſten und dem will ich Rede ſtehen. Es iſt um zu vergehen, warum thu ich's, wie komm ich dazu? — Ueber den lächerlichen Wurm! Ich bin ja eben von ihm, jenem Fürſten ſo conſtruirt, daß ich's thun kann und muß — ich bin ein Wicht; meine Revolution gegen die Gottheit iſt göttliche Legitimität, denn ſie kommt von Gott, iſt angeſtiftet wie die Revolutionen unter der Reſtauration — es iſt eine raffinirte Sklaverei unter der Sonne.

Wie dumm wäre man, meine Schreibereien zu verbieten — ich bin das beſte Mittel gegen Aufruhr, denn ich zeige die Jämmerlichkeit ſolcher Einzelnheiten bei der Ohnmacht gegen das Ganze, ich ſpekulire gegen das Menſchengeſchlecht und ſpreche vom Zuſtande der Anarchie, die eintreten wird, wenn wir alle ſelbſt Geſetz ſind. — Das ſind alles überſchwengliche nutzloſe Dinge. Ich bin ein Teutſcher, man kann mich ruhig gewähren laſſen, ich verbeiße mich ſelbſt.

Ich ſeh's, wie ſie dieſe Stelle abdrucken werden, um meine Impotenz zu belegen. Gott ſtärke ſie dabei.

Und warum nun all das Geſchwätz, fragen Sie billig mein Freund. So ganz ohne Logik bin ich nicht, nur geh' ich Meilen ſtatt Schritte. Ich wollte einfach ſagen, daß mich Ihr Brief in ſeiner Wärme, ſeinem Feuer, ſeiner Glückſeligkeit ſehr erhitzt und zu feurigen hitzigen Worten angetrieben habe — daß aber zwei Tage vergangen, und ich nun die Antwort in einer kühlen, ſchwermüthigen, einſamen Stimmung beginne — die Stimmungen meint' ich, dieſe verwünſchten Kerkerwächter. Sie ſind ein glücklicher äußerſt glücklicher Mann — weiß Gott, ich freue mich ſehr darüber, denn in Ermangelung eigenen Glücks hab' ich keine größere Freude auf dieſer Welt, als andre Glückliche zu ſehen. Es freut mich das dümmſte Glück, was mir begegnet, es verſöhnt mich mit der Welt, meine eignen Klagen halt ich dann feſt zuſammengedrängt in meiner Fauſt, ſie müſſen lautlos zuſammenkriechen. Und Ihr Glück iſt kein dummes: ſie ſchaffen ſich's mit großer Geſchicklichkeit. O, ich kenne dieſe Geſchicklichkeit, glücklich zu ſein: wenn ich geſund bin, ſo experimentire ich auch mit dem Glück wie ein Escamoteur. Und Sie Glücksaffe ſind immer geſund — Gott erhalte Ihnen dies treffliche Affenthum.

Solch ein Wunſch iſt eine alte kindiſche Gewohnheit; obgleich das Geſetz, was wir Gott nennen, aufhören müßte, Geſetz zu ſein, wollt' es auf unſere Wünſche hören, wünſcht man doch. Man lebt aber ſo aus Gewohnheit mit alten Irrthümern fort, wie man gern alte Kleider trägt; es iſt die obenerwähnte philiſterhafte Genügſamkeit des Menſchenvolks: Wir putzen unſern Jammer, wie die armen Leute zu Weihnacht auch einen Chriſtbaum anzünden, daß er die magre Beſcheerung beleuchte.

Sehen Sie, ich weiß, nun bedauern mich Tauſende, und Sie mein guter Freund, auch, daß ich einer ſo trüben Richtung folge, — und in dieſem Bedauern liegt etwas ſo fürchterlich Tragiſches und ſo aufreizend Lächerliches, daß ich die Gegenſätze nur durch ein wehmüthig Lächeln verſöhnen kann.

Glauben Sie denn, daß ich nicht mit größter Leichtigkeit die entgegengeſetzte Seite aller dieſer Dinge herausheben und mit Ueberzeugung behaglich darſtellen könnte. O, ich will Sie rühren durch meine fidele Lebensanſchauung. Wie kommt nun das? — Es fehlt das Centrum, was die weithin fliegenden Drachen, den Trübſinn und die Fröhlichkeit, die beiden Beſtandtheile des Humors vereinigte, es fehlt — das Glück. Das Geſchick denkt für uns, wir ſind nur glückliche oder weniger glückliche Copiſten.

Sie werden mir mit Troſtgründen kommen, ich werde ſie mit Vergnügen leſen, weil Sie mir Ihre Theilnahme bekunden, weil ſie mir zeigen, daß — ich Recht habe. Mäßige Geſundheit und Geld — und ich will Alles aus mir machen und aus Euch. Uebrigens hilft mir nichts, nur Eure Liebe tröſtet, ſtärkt, hält mich. Liebt mich erſt Niemand mehr, dann bin ich fertig. —

Glück, ach es iſt ein göttlicher Begriff! Sein Kind in der wollüſtigſten Stunde des Himmels empfangen, die Freude, es iſt das, womit die Haushälterin Natur den großen Banquerott des Ganzen immer aufhält. Ich liebe Sie doppelt, weil Sie ſo glücklich ſein können. Es wäre ein Unglück für uns, würden Sie ja nach Sibirien geſchickt, denn Sie ſchrieben von daher auch ſoviel Entzücken, daß Nicolaus Niemand mehr hinſchickte. Ich freue mich über Ihre Freude. Sie ſind ein Gemüths-Roué — nur haben Sie den Vortheil, daß das Gemüth elaſtiſch iſt. Wollen Sie nun noch haben, daß ich den Roué, der ſich zufällig an den Körper gewendet und ihn ruinirt hat, anklagen ſoll? Er hat ſich im Stoff vergriffen, eine Dummheit gemacht; ich bedaure etwas ganz anders, wenn ich ihn anſehe, als die andern Leute, namentlich wenn er wirkliches Vergnügen genoſſen. Die ſchwache Menſchheit afficirt mich. Wie gern wär' ich ein Roué, wenn ich nur die Kraft dazu hätte! —

Die Sonne iſt wieder da — Sie Verliebter mögen Sie brünſtig grüßen, ſie rückt Ihnen einen Tag näher, wo Sie das Anſchauen Ihres Götzenbildes genießen können, und Sie ſind noch kindlich genug, ſich auf ſo etwas kindiſch zu freun. Ich lebe und denke, wie geſagt, in zu großen Schritten: es würde mich auch freuen, die Sonne alſo anſehn und ſo etwas erwarten zu können. Aber mein Geiſt iſt von Jugend auf naſeweis, vorlaut geweſen: er anticipirt Alles. Jenes Sehen, ja ſelbſt Genießen meines Liebchens, wenn ich eins beſäße, iſt in mir bereits Geſchichte, ſobald es beſchloſſen oder gewährt iſt — ich ſehe in der heutigen Sonne ſchon wieder die, welche mich allein — allein ſieht. Ich bin im Zuſchnitt verdorben, wie Sie gerathen ſind. Freuen Sie ſich: es giebt keine beſſere Beſchäftigung.

Wie haſſe ich z. B. dieſe läſtige Arbeitshaſt der meiſten Menſchen! Wer nicht arbeitet, taugt nichts, wer ſich bloß amüſirt ſchlägt die Zeit todt: die Leute küſſen ihre Ketten, mir ſind ſie entſetzlich unbequem. Sind wir zum Arbeiten da? Mich dünkt, zum Leben. Wer am beſten lebt, das iſt der Klügſte, darum gehöre ich zu den Dummen, und wer ſich immer amüſirt, der benutzt ſeine Zeit am beſten. Arbeiten, arbeiten, das iſt mir ſo läſtig wie Tugend geworden durch das Geſchrei der Tugendmenſchen, die nichts haben als ſolche Worte, und die ſich des eignen Sklavenſinnes halber alle erſinnliche Mühe geben, die Erde zum Käfig zu machen. Wie viele ſchwache Seelen laſſen ſich täuſchen und machen ſich Vorwürfe, wenn ſie ſich zu lange vergnügt haben — jenes Pfaffengeſchmeiß und die Moralwärter ſind das gottloſeſte Geſindel: ſie verpeſten die Erde, laſſen die Freude verſteuern. — Wenn ich's nur könnte, ich legte mich auf den Rücken, kuckte in den Himmel und thät das ganze Jahr nichts — am wenigſten ſchreiben. Das iſt mir jetzt grimmig verhaßt, weil es eine Art Handwerk geworden iſt — wiſſen Sie mir nicht einen kleinen Poſten nachzuweiſen, wo man wenig zn denken und zu ſchreiben hat? Etwa beim Theater? Beſinnen Sie ſich.

[illegible]

[illegible]

Mich ſieht die Sonne bleich und verdrießlich an — warum? weil ich's zuerſt thu — der Menſch allein iſt, alles Andre iſt Relativum — das iſt der Schmerz, wenn man nichts taugt; denn es giebt keine Hülfe von außen. Ich ſehe einen neuen Tag der Langeweile vor mir: im Großen zu arbeiten, dazu iſt die Gelegenheit verſchloſſen, im Kleinen, ach iſt's jämmerlich hier. Es iſt ein fades, abgeſchmacktes, ſeichtes Volk dieſe Sachſen — keinen Menſchen find' ich, von dem ich lernen könnte, der etwas Ausgezeichnetes beſäße, wornach man trachten dürfte — lauter gewöhnliches Pack. Kein einziges Frauenzimmer, was Einen einlullen könnte, ich ſehne mich nach Weibern und kenne nicht eine; das Leben ohne Weiber iſt eine harte einförmige Chauſſée, mit ihnen kann es wenigſtens ſtreckenweiſe weicher blumiger Wieſengrund ſein. Ich wollte ich fände einen Marmor wie Sie — mit Eſſig und ich bin ja eſſigſauer — erweicht man ihn.

Daß Sie ſich in Ihrer Wohligkeit über Teutſchlands Jammerzuſtand tröſten, wundert mich gar nicht, auch nehme ich's Ihnen nicht übel. Ein Enthuſiaſt ſucht ſich leicht und findet Ableiter, ſein Weg iſt immer offen. Und auf die Jugend zu verweiſen, iſt ebenfalls bequem, denn ſie wächſt ganz gewiß, aber zweierlei iſt darin Unrecht: 1) ſie laſſen der Jugend die Nahrung wegnehmen und tröſten ſich, man bringe ſie ihr heimlich bei — die Periode von 1815 an hat ſie keines Andern belehrt. 2) Sie ſündigen auf das Gröbſte an der jetzt lebenden Mannsnation, und opfern die von dieſer verlangten Freiheit der bequemen Abwartungsthrorie. Verwerf ich aber auch die gewöhnliche Tugend, ſo fordre ich doch unerbittlich die ſubjective Tugend. — Sie halten das Alte für ſchlecht — was thun Sie für das Neue? Sie ſind ewig mit Teutſchland zufrieden — wie weit kommt der Schüler, an dem der Lehrer nie etwas tadelt. Höchſtens ſoweit wie der Lehrer. Wir taugen alle ſehr wenig. Leſen Sie Johannes Falk über Göthe, und Sie werden finden, wie Göthe erſt dann ein unnützer Schriftſteller wurde, als er ſein Vaterland aufgab und aus Sucht nach Ruhe und Bequemlichkeit die Einwirkung in die ſtürmiſchen Elemente deſſelben der Zeit überließ. Sein klarer Geiſt ſah wohl ein wie tief das Volk im „Drecke Teutſchlands„ kroch; aber ſein Herz war egoiſtiſch, es wollte nicht bluten, es wollte nicht bewegt ſein, er wollte lange leben, drum fing er an klein zu leben. Der Gott im Fauſt ward ein Antichambriſt. Wie ſteht's mit Ihnen nud Ihrer vornehmen Geſellſchaft — was ſprechen Sie mit dieſer um Unbequemlichkeiten zu vermeiden?

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Leben Sie wohl, mein Freund, leben Sie ſo glücklich als Se können — man kann ſeinen ſubjectiven Lebenszweck nicht beſſer erfüllen — könnte ich Sie nur wenigſtens dahin vermögen, daß Sie in der Schleſiſchen Ariſtokratie-Geſellſchaft die feſte Stellung einnehmen, die ſich auf keine unnützen Schwätzereien über die allgemeinen Angelegenheiten einläßt, die ſtrengen Formen des Liberalismus unerſchüttert — am imponirendſten iſt es, auch unmotivirt — feſthält; in dem einen Punkte unnahbar iſt, nicht tändelt, nicht ſpielt — könnte ich nur das, ich wollte

Sie verehren, anbeten. Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſeien Sie ſtolz, ſtolzer gegen die hohen Fratzen, ſein Sie ein Mann, ich verlange nichts Poſitives von Ihnen: aber ſeien Sie erkältend negativ, wenn ein Geſchwätz beginnt. Seien Sie darin ſelbſt Marmor, man wird Sie zu erweichen ſuchen und dadurch beſſer werden, wie Sie ſelbſt Ihrem Marmor gegenüber. Nur die Dame von Favel freut mich; ich glaube, ſie iſt die Einzige, die dem Adel und ſeinem Unflath entriſſen worden — bezeugen Sie ihr meine treueſte Anhänglichkeit. —

Das Rathen auf Heine wegen der Briefe eines Narren war freilich ein Frauenirrthum.

11.

Leipzig, Novbr.

Ich habe eine Tiekſche Novelle geleſen und will Ihnen darüber referiren, nebenbei auch überhaupt einige Worte über den Mann ſprechen. Sie heißt die Ahnenprobe. Der Titel wird Ihnen ſchon verrathen, welches Feld unſer beſter Novelliſt darin betritt. Tieck iſt geiſtreich, dabei könnte er noch bequem ariſtokratiſch ſein, denn der Geiſt ſpielt oft mit den Dingen wie die Katze mit der Maus, aber Tiek iſt Dichter, das erſchwert ihm die Sache ſchon ſehr, macht ſie aber noch keineswegs unmöglich. Die Dichter träumen ſich gern apparte Menſchenracen, ihre freie Kunſt gewährt kein Studium, kein Verdienſt, ſondern nur die launiſche Natur, ſie finden alſo leicht die Bevorzugung durch die Natur ſchon angedeutet, und laſſen ſomit auch die geſellſchaftlichen ſchon in der Wiege geſchenkten Vorzüge allenfalls durchſchlüpfen; ſind ſie ſelbſt ſich doch eines viel enormeren, unverdienten bewußt — der ſchlechteſte Poet wenn er Verſe macht, iſt hochmüthig wie ein Gott, er hat für den höchſten Adel in dieſem Augenblicke nur menſchenfreundliches Mitleid aber es iſt doch ein angenehmer Hochmuth, der ſein Gemüth nur auf den Flügeln ſchöner Gedanken beſucht und wieder geht. Der geiſtreiche Dichter kann ſehr leicht ein Narr, d. h. ein Ariſtokrat im leichten Sinne, ein Schuft, d. h. ein Ariſtokrat im ſchweren Sinne des Wortes werden; aber — Tiek iſt Humoriſt; Humor und Ariſtokratie ſind baare Gegenſätze. Die Grenzlinien ſind das Weſentliche des Ariſtokratismus, das Grenzenloſe das des Humors, Gemeſſenheit, Abgeſchloſſenheit, ſtarre Form dort —

Ungebundenheit, Freiheit, Formloſigkeit hier. Der Humor iſt viel toller als der Witz, dieſer iſt ein kleines biſſiges Thier, was in Wald und Strauch oder hohem Korn und Gras hinfährt, weil man's wie Iltis, Wieſel, Marder, und höher hinauf wie Luchs und Tiger verfolgen würde, und was dann oft plötzlich das Vorüberwandelnde beißend anfällt; der Witz geht im Dunkeln und erſt aus der Wolke herausſchlagend wird er Blitz; man kann der witzigſte Menſch ſein und das ſchlechteſte Herz haben, aber humoriſtiſch kann man nur mit einem guten Herzen ſein. Der Humor iſt ganz anders, er ſchwärmt im Sonnen- und Mondſchein über Feld und Wald und See und Hügel, alle Welt mag ihn ſehen, alle Welt packt er an und neckt und zwickt oder küßt und ſeufzt, er weint vor dem Bettelhauſe wie vor dem Pallaſte, vor dem Lumpenkinde wie vor der demantſtrahlenden Prinzeſſin; ſein Grundton iſt Liebe, ſein Raum das All. Nennt G— um Gotteswillen, was werden die Berliner ſagen! bei einem Haar hätte ich Göthe ſtatt Börne geſchrieben — Sie ſehen das angefangene G— auf welche ſchauderhafte Namensvereinigung in meinem ſchwarzen Innern deutet das — alſo: nennt Börne den

Witz einen Volkstribun, ſo hab' ich nichts dagegen: der hatte ein ſtets abweiſendes, malitiöſes Geſchäft mit ſeinem Veto, aber ich verlange vom Humoriſten Börne auch keinen Einwurf, wenn ich den Humor den Demokraten, oder beſſer, den Mann des Volkes, nenne. Das iſt mehr denn Volkstribun, dieſer hat nur abzuweiſen, der meine nur auszutheilen, d. h. Liebe — jener hat ein Amt und einen officiellen Charakter, meiner iſt frei wie die Kantſche Moral, er giebt die Tugend um der Tugend willen. Kurz und gut, Humor und Ariſtokratie ſind Gegenſätze, und Tiek kann nicht Ariſtokrat ſein, weil er Humoriſt iſt. Bedenken Sie doch nur das ſchmutzige Geſchäft eines Humoriſten: Alles, ſelbſt das Unreinſte greift er an, in allen verräucherten Kammern kriecht er herum, weil er dort dennoch etwas zu lieben finden könnte, auf Du und Du ſteht er mit allen Saufbrüdern!

Aber -- erſchrecken Sie nicht, ich will den Gegenadvocaten plaidiren laſſen — Tieck iſt Gourmand und Tieck iſt nicht mehr der junge Humoriſt, er iſt ein alter Hofrath. Nun iſt nicht zu läugnen: die eigentlich hohe Gourmandise iſt etwas Volksverrätheriſches. Nach Seekrebs, Hummern, indianiſchen Vogelneſtern lechzen, während der Mann neben mir nach Brot lechzt, und ſchmachtet — es hat etwas gottlos Ariſtokratiſches an ſich, aber man muß doch auch billig ſein, wer kann für Gaumen und Magen! Wenn ich wüßte, daß Tieck zuweilen ſeinen Stiefelputzer zur Paſtete aus Straßburg bäte und fidel eine Viertelſtunde mit ihm darin herum arbeitete, ich wollte kein Wort mehr ſagen.

Aber ach, die Sache liegt anderswo: Tieck iſt wie die meiſten Humoriſten, faul und bequem, er ſtreckt ſich gern aus auf den Polſtern des Wohlbehagens, man räuchert und weihraucht, und jeder Menſch wird gern gehätſchelt und geſchmeichelt und gelobt und nicht jeder iſt cyniſch genug, das Lob chemiſch zu zerſetzen und nicht eingelullt zu werden vom Syrenengeſange. Tieck hat einen tiefen berauſchenden Zug aus dem Becher des Weltlobes gethan, ſeine Bequemlichkeit hat ſich dem Rauſche wollüſtig hingegeben, er iſt zu klug geblieben, um ſich nicht nach den Zeitintereſſen umzuſehen, aber zu eitel geworden, um ihrer Größe die ſeine unterzuordnen. Er meint, es ſei genug, wenn er ſeinen Namen auf den Titel des Buchs ſchriebe. Er huldigt der neuen Welt nicht, ſondern bittet ſie einmal zum Nachteſſen und verlangt nun, daß ſie wegen ſolcher Artigkeit und gefälligen Unterhaltung ihm huldigen ſolle. Er glaubt, es ſei genug, eine Zeitung geſchrieben zu haben, dieſe Novelle iſt eine — um ſich mit der Welt abzufinden, er behandelt ſie wie einen jungen Poëten, dem es ſchon genügend ſchmeichle, wenn Tieck ſeinen Namen wiſſe, ja dies und jenes in ihm geleſen.

Auf dieſe Weiſe hat er ſich denn auch mit dieſer Novelle abfinden wollen mit dem neuen Geſchlecht. Aber, wer in den Hain der neuen Götter getreten, der muß ihnen huldigen, oder untergehen — das war das Einzige, was Göthe von ihnen wußte, drum hob er nie den Fuß, drum rollte der zürnende Donner nur bis dicht in ſeine Nähe. Ich fürchte, Tieck, der überhaupt viel dreiſter, kühner, weltlicher, unternehmender iſt, hat ſich zu weit gewagt, und da ſein Stolz ihn nicht Gemeinſchaft machen läßt, ſo werden die Wetter der ſchweren jungen Wolken ſich aufmachen gegen ihn mit ihren zerſchmetternden Blitzen.

Er iſt nicht mehr der alte Humoriſt, denn er iſt nicht mehr harmlos, friſchen freien Herzens, er fühlt ſeine Schuld gegen die Zeit, und ſeine Bequemlichkeit, ſein Stolz läßt ſie nicht zahlen. Der Humor verlangt ein gut Gewiſſen; das hat er nicht.

Er führt uns in dieſer Novelle an den Tiſch einer tollen Geſellſchaft, deren Geſchäft Lüge und Wildheit iſt. Das iſt die humoriſtiſche Partie der Erzählung, und ich geſtehe, daß ich nie etwas Unfreies, Gezwungenes, Drückendes der Art von Tieck geleſen — es iſt als wenn ein in den Feſſeln der Geſelligkeit beengter Menſch eine ſpaßhafte Geſchichte erzählen und gern lachen will, vor lauter Beengung aber nicht zum Spaß und zum Lachen kommen kann. Es geht nicht von der Leber herunter, es erzeugt einen fatalen, Alpdruck ähnlichen Zuſtand.

Das iſt der Mittelgrund der Erzählung, vorn ſteht ein alter Ariſtokrat, den nur einmal in der Jugend wilde Leidenſchaft der Liebe über die Schranken der Stände hinweggeſchleudert, und der ſich ſpäter um ſo feſter und ſteinerner eingerüttelt hat in ſeine vornehme Stellung. Sein Secretair, den er durch einen unerklärlichen Zug des Herzens geleitet, mit väterlicher Liebe liebt, entbrennt für ſeine Tochter und wird natürlich ehern abgewieſen. Nun der Jugenderinnerungen — der Secretair erhält Jacobinen — die Jacobinerin wahrſcheinlich. Der Demokratismus hat alſo geſiegt und Sie meinen wahrſcheinlich, man müßte mit ſolch einer Novelle ſehr zufrieden ſein, da der Dichter nur durch den Schluß ſein Urtheil ſprechen könne, ſonſt aber unparteiiſch wie ein Advocat zwei Parteien vertreten müſſe.

Ich ſeh' aber nichts von einem ſiegenden Demokratismus, ſondern nur einen ſentimentalen Ausgleichungsverſuch. Auf dem Wege Rechtens hat der Demokrat den Prozeß verloren, der Menſch im Verhältniß zum Menſchen iſt hinausgewieſen worden aus dem gräflichen Pallaſt, nur die Beſtechung durch Jugenderinnerungen hat einen Vertrag, eine Ausgleichung zu Stande gebracht.

Da haben Sie den enthüllten Posten: der Zufall möge nach wie vor zwiſchen den Ständen zuweilen ſeine Pflaſter ſtreichen, die menſchliche warme Regung möge hie und da das ſtarre Herz erwärmen — Gnade für Recht möge mitunter walten.

Waren nicht unſere Romanſchreiber vor 60 Jahren eben ſo weit, waren nicht die Romantiker mit der alles überfliegenden Poeſie ſchon lange viel weiter, iſt nicht ſelbſt der Kaufmann Meiſter ein Jahrhundert voraus, der durch ſeinen Werth hohe Liaisons entrirt. Sind das Zugeſtändniſſe an eine demokratiſche Zeit, mit der ſich Tiek doch hiebei offenherzig eingelaſſen?

Ein großer Mann muß groß wechſeln wie Karl V. zu Sanct Just, oder er muß in die Mitte des Kampfplatzes treten, nicht hinten im Train herumkriechen, oder er muß die Kraft haben zu ſterben, wenn ihm der Muth fehlt, an der Spitze zu leben — aber er muß nie um ſein Leben betteln, wie Tieck hier gethan.

Ich habe, komiſch genug vergeſſen, zu erzählen, daß es mit jener Urkunde gar nichts als ein ariſtokratiſcher Scherz des Vorfahren vom Sekretair, ich glaube, eines alten Schuſters oder ſolch eines ähnlichen Plebejers, geweſen war, der ſich etwas zu Gute darauf gethan hatte, ſeinem ſpätern Enkel darzuthun, er ſei ein ehrlicher Mann geweſen. Es iſt auch eine Art Ahnenadel und Tieck hat vielleicht dem Secretair ein kleines Surrogat geben wollen.

Nebenbei iſt die Novelle eben ſo ungeſchickt erzählt, als „der griechiſche Kaiſer" geſchickt: man weiß die Puppenkomödie gar bald, und horcht bloß auf den Drahtführer, wie er den Dialog extemporiren werde.

So ſchläft alſo wieder einer von unſern größten Männern oben auf den ſonnigen Höhen des Ruhmes, läßt ſich von Odalisken die Fliegen abwehren und träumt in bequemer Lage. O mein Jean Paul, Du niedrige und höchſte Seele, warum war Dein Auge geſchloſſen, als der große Morgen anbrach! Das ganze Dichtervolk, was damals in Deiner Parallelbahn wandelte, taugt nichts — nichts; ſie morden ſich alle ſelbſt in Bequemlichkeit und Hochmuth.

Nach den Spitzen der Berge ſieht der wankende Wandersmann, den die Nacht zu überfallen droht, dort haften am längſten die goldenen Sonnenſtrahlen — Teutſchland ſucht in dieſem düſter hereinbrechenden Vorabende ſeine Dichter, die Männer, die das Beſte der Erde in ſich tragen, es ſucht ſeine Philoſophen — ach im Nebel dampfen die Bergſpitzen. Deine Dichter und Philoſophen, armes Land, buhlen um nichts als das aufgeblaſene Ich — ſie ſind Wichte — biſt Du Gottes Sohn, ſo hilft Dir ſelbſt ohne Poeten und Philoſophen. Sie haben von Objectivität geſchwatzt, daß uns die Ohren weh thaten und der objetivſte und größte von ihnen iſt inmitten des ſubjectiv'ſten Abſonderungsgeiſtes, des koloſſalſten Egoismus, von uns gegangen, ohne ein Wort für das getretene Vaterland zu haben — er hat ihm einen kraftloſen franzöſiſchen Schwätzer von 16 Monaten empfohlen und die Jugend Teutſchlands ſah düſter mit zuſammengezogenen Augenbraunen in ſein Grab und nur die alten Baalsdiener räucherten.

Armes Land, dem auch die Götter verſagt ſind, an deren Anblick es ſich ſtärken könnte. —

Auch mit Posgaru wird es nichts weiter, er iſt nur mit der Frage aufgetreten, ob er ein geleſener Schriftſteller werden könne, und als man ihm „Ja“ geantwortet, da iſt er heimgegangen und hat ſich auf alten Predigtbüchern ſchlafen gelegt. Sie wiſſen, ich hatte, obwohl mir ein Theil ſeines äußern Weſens mißfallen, immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß er eine Art geſunder Oppoſition in unſere, damals ſo matte, ſchöne Literatur bringen werde. Ich gab dieſe Hoffnung auf, ſobald ich ihn predigen hörte, ſobald ich ſeine alt evangeliſch-theologiſchen Beſtrebungen ſah — wie kann man ein Mann der neueren Zeit ſein wollen, und nichts als alten Sauerteig genießen: ein wenig

Sauerteig verſäuert den ganzen Teig. Wie kann man ſo kurzſichtig ſein, von einer alten wurmſtichigen Pergamentterminologie irgend einen Erfolg zu erwarten. Das alte Chriſtenthum iſt eine vertrocknete hiſtoriſche Figur, ſein Lebensſaft die demokratiſche Bibel iſt in das neue längſt übergegangen — die Pfaffen aber ſtehen in einem ausgezehrten Lande, das die junge nomadiſche Welt längſt verlaſſen: da ziehen ſie heulend unter den armen Zurückgebliebenen herum, die der Herr mit Blindheit geſchlagen, und blaſen die alten Trompeten von Jericho. —

Wie kann man das neue geläuterte praktiſche Chriſtenthum ſehen, und am Beinhauſe der alten Formeln ſtehen bleiben. Wie kann ein Mann der jungen Zeit und ein Theolog der alten ſein, wie kann ein ernſthafter Volksredner in der ſpaßhaften Allongenperücke auf der Tribüne erſcheinen.

Als ich Succow predigen hörte in Styl und Richtung ganz ſo wie die Himmelspächter auf unſern Dörfern, in unſern gut proteſtantiſchen Städten, da ging ich hinweg und ſeine Asceſe in den Liebesgeſchichten war mir plötzlich widerwärtig, denn ich ſah ein Skelett aus alten Buchſtaben zuſammengeſetzt. Die Freiheit der Enthaltſamkeit war verſchwunden, ich war bitter enttäuſcht, ich ſah nichts als die alte, nur etwas modern angethane Entſagung des Flagellanten. Seine antigöthiſche Richtung roch mir plötzlich nach altem orthodoxen Eifer, nach papierner Heiligkeit — ich war ſehr böſ', gleichgültig nahm ich den matten Germanos hin, ich hegte noch eine ſchwache Hoffnung, es ſei noch genug geſunde Jugend da, er werde mit der Zeit die alten Stricke abſtreifen. Sein Idus in der diesjährigen Urania hat mir auch dieſe letzte Hoffnung genommen. Ich erwarte nächſtens Predigten von Posgaru.

Sie kennen den Mann nicht? Er iſt ungefähr dreißig Jahre, nicht groß und ziemlich kompakt gewachſen — ſein Kopf ſieht etwas weitläufig aus und jetzt ſpäter ſind' ich etwas ſpitzzulaufendes Pfaffenthum darin, denn Naſe und Kinn drängen ſich etwas neugierig nach vorn, ſo daß das Geſicht das Anſehn einer ſchiefen Fläche gewinnt, deren Zurücktritt beim Kinn anhebt und am Stirnhaar endigt. Die Augen ſind ziemlich unbedeutend und durch ein altes Brillengeſtell verborgen, der Mund iſt breit wie es einem Theologen zukommt, die Züge ſehen etwas frühalt, abgeſchmackt, faſt höhniſch, aber wie von ſicherer geiſtiger Hand geregelt aus. Die Form des Geſichts iſt breit, aber der Ausdruck iſt gedrängt gebildet, Achtung fordernd. Dunkles, ſehr einfaches und wenig kultivirtes Haar hebt eine blaſſe Geſichtsfarbe nicht eben ſehr, das ganze Haupt ſitzt feſtgerüttelt auf einem kurzen Halſe und man ſieht ihm Trotz und Sicherheit einer feſten Stellung an. Sprache und Benehmen haben etwas ſehr Zuverſichtliches, Beſtimmtes; ich habe ihn nur unter Damen geſehen, anderswo dürfte es leicht hochfahrend werden. Indeß lieb' ich dieſe vornehme Feſtigkeit, ſobald ſie nicht bis zur Abgeſchmacktheit geht, am Schriftſteller. Er ſprach gebildet und heiter — das iſt kein lächerlicher Zuſatz, denn ich kenne manchen gebildeten Schriftſteller, der ungebildet ſpricht. Seine ganze Erſcheinung war nicht ungefällig, nicht unbedeutend, aber auch nicht das Gegentheil von Beidem. Damals ſtand er in der Sonnenhöhe der jungen Liebesgeſchichten, und ſpielte gern l'hombre.

In dieſen Idus nun, einer kleinen, rückſichtlich des Stoffes ganz unbedeuteden Geſchichte, die man auf den erſten Seiten bis auf Jahre hinaus ſieht, wird das polniſche Intereſſe beſprochen. Ein junger Theologe entwickelt Geſchichtsanſicht, und obwohl dieſe im Weſentlichen mit der meinen vom aufſteigenden Fortſchreiten übereinſtimmt, ſo hat ſie mir doch durch den geiſtlichen Beigeſchmack Ekel erweckt. Es riecht nach Moder und Verweſung, aus der neue Schöpfungen hervorgehen, die wieder dem Moder und der Verweſung anheimfallen.

Ohne ſolche widerliche Elemente thut es die Theologie nicht, den jungen Januskopf verhüllt ſie ſtets, nur der alte, dem Tode nahe, öffnet einen zahnloſen Mund. Sie kann nicht aus der alten trüben Atmosphäre heraus, und wenn ſie von neuem Leben ſprechen will, ſo ſpricht ſie mit einer Art von Wolluſt vom vorhergehenden Tode und wendet den Leichnam nach allen Seiten. Aeſthetiſch iſt ſie nie geweſen, und wie die beſten Terroriſten führte ſie immer in der einen Hand Angſt und Graus. Sie iſt wie der Apotheker zu Mantua, der durch Verweſung vereinigt und glücklich macht. Sie beſchäftigt ſich nicht wie die neue Religion mit den Anfangs- und Endpunkten, ſondern mit dem Durchgangspunkte und wie das Todtenweib ſitzt ſie mit Vorliebe beim Leichnam. —

Menzel wird durch Posgaru in große Verlegenheit geſetzt; mit Lorbeer hat er ihn empfangen, und weil dieſer ihm nun ſpäter ſo wenig zu Hilfe kommt, ſo weiß ſich der im Stich gelaſſene Kritiker keinen andern Rath, als in einer Art von reſignirendem Trotz zu ſagen, Posgaru ſchrieb doch den leichteſten und angenehmſten Stil. Meinethalben!

12.

Leipzig, November.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Hier glaubt man allgemein an Krieg; ich bin überzeugt, daß ihn nur ein Zufall herbeiführen kann, und ich glaube nicht, daß der eintritt.

Uebrigens kann ich auch wirklich jetzt gar keinen Krieg zugeben: erſtens muß ich nicht im papiernen Leipzig ſitzen, wenn ſo etwas losgeht, ſondern ich muß das in der Nähe anſehen, auch mag ich nicht in Feindes-Land, in Rußland, bleiben, ſondern will jenſeits des Rheines ſein, dort kann ich aber nicht eher ſein, als bis die Kammern in voller Berathung ſind, denn Mauguin muß nothwendig erſt auf Abſchaffung des Tabakmonopols angetragen haben, jetzt kriegt man keine geſcheidte Pfeife Tabak in Paris und eher kann ich unmöglich hin. Alsdann würde noch eine kleine Inconvenienz bei plötzlichem Kriege eintreten: mein junger Name, mein junger Ruhm, auf den ich mit unerſchütterlicher Arroganz losſchreibe, würde von den erſten Kanonen in den Koth gefahren, und könnte nun nie mehr in Ruhe aufzehn, denn wer hört im Sturm das Plappern eines kleinen Teutſchen. Bei der jetzigen Stille aber iſt's gar keine Kunſt laut zu ſprechen — lieber Talleyrand, opfere Dich für mich — ach nein, Du biſt fertig, Du zielſt blos und richteſt den Schuß, wer lenkt und hält die Kugel, ach Niemand. Es iſt zum Verzweifeln, meine Staatspapiere ſind in drohender Gefahr — es kauft ja kein Buchhändler mehr den kleinſten Wiſch, wenn der Skandal losgegangen iſt. Ach meine ſchönſten Gedanken vertrocknen ungenoſſen, ich härme mich wie ein Mädchen, das keinen Mann kriegt und ſich troſtlos im Spiegel betrachtet — wer heirathet im Kriege! der bevorſtehenden Hungersnoth gar nicht zu gedenken!

Später.

Der Anblick einer Klaſſe unſerer Geſellſchaft erfüllt mich jetzt immer mit tiefem Schmerz. Es iſt die der Soldaten. Sobald das Kriegsgeflügel zu flattern beginnt, da werden auch ſie unruhig und ſcharren wie die unruhigen Pferde den Boden.

In dem Buche meiner Sprüche Salomonis, wo ich mit meiner Weisheit vornehmer umgehe und ſie kurz und abgeſchmackt ſprechen laſſe, findet ſich, glaub' ich, der Satz: „die Soldaten ſind die Negerſklaven Europa's" und es iſt wahrhaftig ſo. Iſt ſolch ein Menſch nicht aller Menſchenrechte entkleidet, der ſeinen Leib vermiethet oder verkauft hat der Willkühr eines Einzigen? Wie eine Sache, wie ein Inſtrument wird er gehandhabt. Es iſt ein vollkommen unerlaubtes unmoraliſches Domeſtikenverhältniß — mein Diener braucht nicht ins Waſſer zu ſpringen, wenn ich im Begriff bin zu erſaufen, ich kann es ihm wenigſtens nicht befehlen, und wenn er gar vorgiebt, daß er nicht ſchwimmen könne, ſo iſt gar nicht weiter davon die Rede — der Soldat muß hinein, wenn es dem Herrn gefällt. Das Soldatenthum iſt eine potëtiſche Metapher des Abſolutismus; das Aergſte wird nicht einmal beſchönigt, es iſt erhaben durch ſeine Nacktheit. Nur ein guter Sklav iſt ein guter Soldat. Conſtantin der wahre hat uns den Weg gezeigt, er kommandirte beim einfachen Exercieren, wo man auf die Weichſel zu marſchirte, nicht „Halt“ und als die armen Soldatenthiere aus Inſtinkt vor'm Waſſer ſtill ſtanden, war er außer ſich über dieſe Inſubordination und ſie mußten hinein in den Fluß. So, einen Schritt weiter, führt man den Soldat in jeden dem Herrn beliebigen Kampf, ſie ſind nichts als lebendige Säbel, Dolche, Gewehre, die man in ihrer Willenloſigkeit handhabt, und wenn ſolch ein Inſtrument recht gut eingerichtet iſt, ſo hängt man es hoch, giebt ihm bunte Fleckchen und Flimmer und nennt's einen Kriegshelden, und mancher brave Mann, der freiwillig mehr gethan, will ſagen, der den beſoldeten ungezogenen Knecht über ſeine Schwelle hinausgeworfen, ſtaunt ihn an. Giebt's wohl eine ſchmähligere Begriffsverwirrung und können wir uns dieſer barbariſchen Fauſtrechtsreſte noch immer nicht entledigen?

Es iſt etwas Schönes und für unſere rohe Bildung noch immer etwas Erhebendes, wenn man aus freiem Antriebe, oder bewogen durch des Vaterlandes, durch einer Idee gefährdetes Intereſſe die Waffe erhebt und das Leben einſetzt für das angegriffene Recht der ganzen großen Geſellſchaft — es ruht eine rohe Wolluſt der menſchliſchen Freiheit darin, das Beſte, was wir beſitzen, Geſundheit und Leben einzuſetzen, Preis zu geben für unſern Willen, unſere Abſicht, unſere Idee. Der Krieg als Freiwilliger iſt eine tolle Poëſie und ein blutiger bis jetzt leider noch immer nöthiger Hebel der Entwickelungsgeſchichte — aber der Krieg des Söldners, der keinen Willen hat, iſt troſtloſe Unkultur und weckt ſtets mein tiefſtes Erbarmen.

Sie haben nicht einmal den Troſt, für einen Irrthum zu fechten, ſie fechten nur für Sold, denn die ſogenannten Loſungsworte ſind nur eitler Vorwand; wenn es ihr Herr will, müſſen ſie im andern Momente gegen dieſe Loſung ziehen. Und doch ſind es auch Menſchen und doch leben ſie in der Zeit der großen Emancipation, und doch geht die Verblendung noch immer ſo weit, dieſen Stand der Sklaven für einen der ehrenvollſten anzuſehen.

Es ſchneidet mir in's Herz, ſobald ich dieſe Leute jetzt höre bei den wogenden Kriegsgerüchten — ſie läugnen es gar nicht, daß ſie nichts wollen als Krieg, gleichviel wofür und wogegen, ſie beſchönigen ihr Handwerk durchaus nicht, ſie wollen nichts als Fleiſcher ſein; es iſt unbeſchreiblich traurig, ich bedaure nur den Herrgott, der muß, wenn es ein Weltgericht giebt, in die größte Verlegenheit mit dieſen Leuten kommen, ſie haben ja alle nichts gethan; für ihre beſten und ſchlechteſten Thaten können ſie nicht. Ich glaube, er wird alle dieſe Soldarmeen vor dem Himmel im Parademarſch defiliren, und dann auf einen ganz aparten Planeten abſchwenken laſſen, da müſſen ſie die vernachläſſigte geſellſchaftliche Ordnung nachexerciren. Sie ſind die ewigen Juden der Unkultur. —

13.

Leipzig, November.

Was mag das Ziel aller jetzigen Zeitbewegungen ſein? Das Ziel iſt nicht ſo ſchwer zu beſtimmen als der Weg — es iſt der Demokratismus jeder Art, es iſt das Geltendmachen jedes Individuumsrechts gegen die Vorrechte der Claſſen und Einzelner. Ich ſehe ein viel weiteres Ziel vor Augen als die meiſten unſrer; namentlich teutſchen Lieberalen, die nur von heut zu morgen leben, die ein Buch des Glaubensbekenntniſſes beſitzen, was bis auf die letzte Seite und Zeile eng gedruckt iſt — in dem meinen finden ſich dahinter noch viele weiße Blätter und die Entdeckung neuen geiſtigen Landes iſt's allein, die meine Spekulation reizt, die mich im leeren Leben beſtehen läßt, eine ſociale Columbusreiſe allein ſpornt mich.

Alle gewonnene Speculation, die bereits von den Völkern aufgenommen iſt, kommt mir wie angeordnetes Geſchäft vor, das gefördert und bekämpft wird und das ſich endlich einrichtet, denn das Heute ſiegt ewig über das Geſtern, das Neue über das Alte, da jeder Morgen neu iſt. Darüber hab' ich nicht Sorg' und Mühe, aber ich bin ein ſo geſchäftſcheuer Menſch, daß ich mich nicht gern damit befaſſe. Tauſende können das beſſer, ich überlaſſe es ihnen. Ein Amt ſetzt eine Abgeſchloſſenheit des zu beamtenden Stoffes voraus, ich würde ein ſchlechter Amtmann, denn ich liebe nichts geſchloſſenes, ich liebe angelweite Thore. Eine Welt, die nichts wiſſen kann, muß nie ausſtudirt haben wollen. Ich will ein ewiger Student der Weltgeſchichte ſein und ſpotten Sie meiner nach Herzensluſt, ſollten Sie mich einſt in das Philiſterthum einer Profeſſur eingeſchmiedet ſehen. Es giebt nur eine Göttin, die des Anbetens werth iſt, ſie heißt „Freiheit,“ ihr bin ich verfallen mit Seele und Leib und ich laſſe mich täglich in den thörichtſten Kampf mit der Gottheit ein, weil meine roſenfarbene Göttin mich reizt. Ich frage: wozu ein Leben, wo man nur lebt um zu ſterben, wozu ein Leben, wo die Gegenwart, alſo das reale Sein, nur ein Weg ſo breit wie ein Tanzſeil iſt, während Vergangenheit und Zukunft ſich in unverſchämter bequemlicher Breite ausſtrecken! Gieb es denn eine Gegenwart? Eh' ich ſie denken kann, iſt ſie Vergangenheit, die Atome der Zeit, will ſagen die Momente, entſchlüpfen Ihnen unter den Fingern des Geiſtes, wie die kräuſelnde Welle, und nur ihre Aehnlichkeit unter ſich macht eine täuſchende Art Ganzes daraus. Was iſt das für ein Leben, wo man nur leben will oder gelebt hat, aber nicht lebt, eine Conjugation ohne Präſens. Es lohnt am Ende gar nicht, ſich den Kopf an den zu engen Grenzen bürgerlicher Freiheit einzurennen, da man nicht Köpfe genug haben kann, um ſie zu zerſchmettern gegen die Mauern, welche neidiſche Götter aufgeführt haben.

Das iſt ein Satz, den ich mir als freundlichen Reiſebeutel für Hrn. Jarke auf den Weg nach Wien ausgedacht habe. — Gott geleite ihn, und laß' es ihm wohlergehen, er iſt klug genug, ſich eine Gegenwart zu ſchaffen, ich bin liberal genug, ihm alles Gute zu wünſchen — an mein armes Vaterland darf ich freilich dabei nicht denken.

— Wie die hüpfenden Lichtlein auf der Moldau bei Prag, die da erſchienen, als der heilige Nepomuck erſäuft worden war, kommen mir die Menſchen vor: die Gottheit ſchickt uns Woge auf Woge und wir hüpfen und flackern in ewiger Bewegung und wenn wir uns zur Ruhe ſetzen wollen, ſo müſſen wir verlöſchen, dann verſchlingt uns die Woge. O man ſpielt mit uns wie mit Marionetten. Jedes Jahrhundert bringt ſeine neuen Forderungen und jagt die geängſtete Menſchheit vor ſeinem rollenden Wagen einher, und wenn wir nicht laufen aus Leibeskräften, ſo werden wir hineingerädert in den gemeinen Koth der Heerſtraße. Und wenn wir laufen, ſo geht uns am Ende der Athem aus und wir fallen auf die Naſe. Dies iſt unſere reizende Alternative. Und die ſchöne, verführeriſche Freiheit ſelbſt iſt ein Schmarotzertöchterlein der Gottheit, was nur mit uns kokettiren ſoll; um uns friſche Beine zu machen. Wir ſind frei wie der Hirſch im Thiergarten und das ganze Ringen geht dahin, daß wir nicht im Käfig ſitzen wollen. Nicht wahr, Jarke, das freut Dich, Held der Sklaverei!

Nach dem Beſſeren können wir nur jagen, das Beſte aber nicht erreichen, wollen wir uns nun einſchüchtern laſſen, auch noch Jenes aufgeben? O nein! wir wollen doch wenigſtens Alles thun, um unſern tauſend Jahr jüngern Enkeln die Möglichkeit der Unterſuchung vorzubereiten, wie weit der Menſch überhaupt kommen kann. Weiter können wir nicht? — Nein, meine Gnädige, das iſt der Rubicon der irdiſchen Cäſaren, wenn ſie hinüberwollen, ſo fallen ſie mit 23 Wunden an des Pompejus Säule, und ſterben mit dem Klagelaut, daß das eigne Blut ſich gegen ſie verſchwört.

Wenn wir einſt das Recht hätten, die Hände in den Schooß zu legen, ſo hätten wir jetzt Unrecht gegen die Stabilitätspartei zu kämpfen; die Erde hat eine doppelte Bewegung, und der Menſch iſt ihr Spielball. Schon die Sphärenharmonie der Alten war das Ergebniß der wandelnden Himmelskörper. Stillſtand iſt Tod.

Darum haben die eigentlichen Männer der Bewegung auf kein anderes Glück als das der Reiſe zu rechnen.

14.

Leipzig den 15. November.

Heut iſt der verhängnißvolle Tag — ſo pflegen die Menſchen große Urſachen an kleine Aeußerungen zu binden — wo man im flachen Belgien und Holland entſcheidet, ob für Rouſſeaus, Jean Paul's und Börnes Worte Europa das Schwerdt ziehen ſoll. Wäre an meinem Kopfe etwas, ich wollte ihn zum Pfande einſetzen, daß jetzt noch kein allgemeiner Krieg wird. — Preußen macht mir viel zu viel Geräuſch: wer viel vom Todtſchießen ſpricht, ſchießt ſich nicht todt, die Doctrinairs wiſſen, daß ſie nur in der Stube, nicht aber auf dem Felde zu brauchen ſind. Thiers iſt klug genug einzuſehen, daß man die ganze Jugend Frankreichs brauchte, wenn man junge Siege ſuchte, und daß ſelbige Jugend nicht für die Pergamentritter, ſondern nur für ein vollblütiges Oppoſitionsminiſterium bluten werde — es kommt ihm auf einige Konceſſionen nicht an. Und mehr will man nicht. Die Reactionspartei iſt noch immer der Meinung, die neue Entwickelung der Geſellſchaft ſei nur das Ergebniß eines Rauſches, der allmählig verfliege, ſie meint: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. — Neue Verhältniſſe haben aber, wie geſagt, neue Geſetze; es heißt hier: Zeit gewonnen, Alles verloren, denn alle Tage wird ein junger Liberaler mündig, und in jedem Buben wächſt ein neuer Streiter für die neuen Dinge auf, denn die Jugend lernt kaum für die todte Wiſſenſchaft von den Alten, für die lebendige aber, für das Leben, lernt ſie von der vorausgehenden Jugend. Aus jenem Glauben heraus wird aber die Reactionspartei ſchwerlich drängen, ſie meint, die tolle Zeit müßte ſich nach den ihr beigebrachten heftigen Wunden nothwendig verbluten, ſie tröſtet ſich in dem glücklichen Irrthum, die Zeit ſei ſterblich, ſie kennt keine Spirallinie der Weltgeſchichte, ſondern nur eine Militairſtraße, wo man die Armeen vor und rückwärts kommandiren könne. Noch ſchlafen wir dieſen Winter in Ruh und Frieden — Sie können getroſt Staatspapiere kaufen, ich habe mir für heute ſo unglaublich viele beſtellt, daß ich ſicher die Fonds um ein Beträchtliches ſteigen machen werde. Ich gehe Arm in Arm mit der preußiſchen Regierung, die auch Alles aufkaufen läßt, um ihre Courſe in der Höhe zu halten. Das thut meinem legitimen Herzen ſehr wohl.

Nur das weibliche Geſchlecht ſetzt mich wieder in Verlegenheit: ich weiß durchaus nicht, was mit der gefangenen Maria Caroline anzufangen ſei — Das Miniſterium wird nicht wenig mit ihr kokettiren. Ich hätte es ihr voraus ſagen wollen, als der kleine Thiers Polizeimiaiſter wurde. Ein Mann von großer Klugheit und ohne Herz iſt nie galant. Pietät iſt eine unbequeme Erfindung, die für ihn nicht exiſtirt, er ließe die Jungfrau Maria gefangen nehmen, wenn er der Kammer damit imponiren könnte. Ein Mann der Art iſt nur durch Geld zu beſtechen, weil er weiß, daß nur dieſe Münze Realwerth hat — das Hofgewinſel, was ihn jetzt ſehr beläſtigen mag, ſichert ſeine Stellung nicht, er zuckt die Achſeln und ſperrt die Bourbonen-Dame ein. Es war eine große Dummheit, daß die Berry beim Antritt eines unpopulären Miniſteriums nicht ging, ſie mußte wiſſen, daß Noth kein Gebot kennt.

Ich habe gar nichts oder doch ſehr wenig gegen Ihre Schwäche für jene fahrende Dame, ſie hat nur mit ihrem Heldenthum einen kleinen Mißgriff gethan: die Geſchichte giebt ſich nämlich der üblen Gewohnheit hin, nur die Thaten für eine junge Zukunft nicht aber für eine alte Vergangenheit zu belohnen. Es iſt wie mit den verlängerten Schatten gegen Sonnenuntergang, die Mitwelt genießt ſie einige kurze Momente und ſtaunt ſie an, die hereinbrechende Nacht verſchlingt ſie — die langen Schatten in der Morgenfrühe kommen aber zu gebräunten Geſtalten verdichtet auf der Mittagshöhe des Ruhms an, und genießen einen langen Tag. Lange Tage aber behält die Geſchichte. Gedenken ſie des mit Roſenfingern der Eos erwachenden Chriſtenthums und ſeiner Morgenhelden neben den abendlichen Schatten der Judenthumsritter, die im Thale Hinnon begraben liegen, des jungen großen Karl, der ein Pfeiler in der Geſchichte wurde während man der großen Sachſenhelden neben ihm nur gedenkt, wenn man ſeiner gedenkt.

„Die Jugend iſt Alles" — da iſt Ihr Lieblingsſprüchlein, drum wer friſch leben will, lebe für heut und morgen, für das Geſtern vertrocknen die

Gelehrten. Die ſchlimme Berry mag den Ariſtokraten aller Himmelsſtriche recht viel Sorge machen — es iſt ein äußerſt unangenehmer Vorfall, wenn gutes Geblüt von rohen Händen aus dem Kamin gezogen wird, ein äußerſt fataler Accident.

Es iſt doch eigentlich jetzt eine recht ſchlechte Zeit für die Poeſie; nur forcirt kann ſie ſich bemerkbar machen — aber noch wunderlicher iſt's, daß ſich die Leute darüber wundern. Es iſt eben ſo, als wollte man von einem Kranken, der eine Radicalkur begonnen und in den erſten Stadien ſich befindet, verlangen, er ſolle ſchöne lange Geſänge ſingen; die Freude der herbeieilenden Geſundheit wird ihm hie und da ein vierzeiliges Liedchen bringen, einen Blitz der vorüberfliegenden Poëſis, aber ein großes Gedicht, ein Tage lang reiſendes, donnerndes, Blitze werfendes Gewitter? — Nimmermehr. Die Zeit hat keine Zeit zur Poeſie, einzelne Stöße in die Windharfe, einzelne dithyrambiſche Akkorde, mehr geſtattet ſie nicht, und die haben wir ja auch. Verlangt nicht getragenen, wohlklingenden Geſang, wenn die Sänger im rollenden Wagen, auf dem gallopirenden Pferde ſitzen. Alle Verhältniſſe ſind in Frage geſtellt. Alles kreiſ't, es werden Atome der Poeſie in Fülle entwickelt, aber erſt, wenn die jetzigen Poſtulate in's Schloß der Verwirklichung gefallen ſind, wenn die neue Welt volle, Allen erkennbare ganze Figur ſein wird und die Natur Luft ſchöpft zu neuen Schwingungen, erſt dann lagert ſich der ermattete Verſtand ſpielend neben dem Herzen, und in der ſüßen Tändelei der Ruhe ſchafft er mit ihm die Gedichte. Wenn die platte Aufgabe der Wirklichkeit gelöſ't iſt, erſt dann ſucht er die Anknüpfung an unſichtbare Räume, wenn er die trocknen nöthigen Geſchäfte für beendigt hält, da ſucht er Troſt in den Ahnungen einer vollkommneren, ohne unſer Zuthun harmoniſchen Welt. Erſt dann dichten die Völker. In ſolchen Pauſen der Weltgeſchichte entſtehen neue Religionen und poetiſche Zeiträume Als der Troerkrieg verbrauſ't war, und das chaotiſche Griechenland ſich matt zu geordneten Staaten fügte, ſang Homer. Nach den Perſerkriegen blühte üppig die griechiſche Kunſt, nach ihnen erſt ſang Sophokles und dem Ungeſtüme Aeſchylos ſieht man heut noch den zu frühen Anfang an. Als die ewigen Römer ihren Kreislauf mit Auguſt beendet, ſtand Chriſtus auf; nachdem das griechiſche Kaiſerthum an Altersſchwäche in Aſien verſchieden war, erhob Muhammed ſein Haupt und die arabiſche Poeſie erwachte in Spanien und am Euphrat, nachdem das Maurenreich ſeinen Kulminationspunkt erreicht, und abgeſchloſſen war, die provencaliſchen Dichtungen waren nur ſeine Nachklänge, und das ſüdliche Frankreich ruhte damals in üppiger Faulheit, das ſüdliche Italien in wollüſtiger Abſpannung. Das Pabſtthum hatte unter Bonifaz VIII. ſeinen Kreislauf beſchloſſen, es lagerte in vollkommner ausgewachſener Majeſtät auf den ſieben Hügeln, es war fertig, als Dante in die donnernden Saiten griff und den Anſtoß für die italieniſche Dichtung gab. Abgeſchloſſenes Chriſtenthum und Heidenthum hielt die pyrenäiſche Halbinſel in gemeſſener Ruhe, da Camoens ſeine Luſiade, Calderon ſeine chriſtlich myſtiſchen Dramata anſchlug, die jungfräuliche garſtige Eliſabeth herrſchte über ſtolz Alt-England, das ruhig zu ihr hinaufſchaute, als der gewaltige Shakespeare ſeine Welten in die Straßen warf. Und wie ſtand es um die Welt, als Luther dem Chriſtenthum einen neuen Weg bahnte — denn weiter hat er nichts gethan und er iſt durchaus nicht zu den Religionsſtiftern zu rechnen; ich könnte ihn füglich übergehen, wenn ich wollte. — Das Chriſtenthum lag todesmatt wie ein geſchändetes Weib am Boden — es war Grabesruhe, tödtliche Erſchlaffung. —

Solche Zeiträume ſuchen ſich die neuen Anknüpfungspunkte an unbekannte Welten durch Poëſie und Religion. Die teutſche Poëſie erwachte, als Teutſchland unter feſtgeſchnürten ariſtokratiſchem Lehnsknebel ſtill und ruhig da lag — damals ſangen die Minneſänger. Als die alte Welt in den letzten Zügen kaum noch vernehmbar ſtöhnte, da erhob ſich zu Halle, Göttingen ꝛc. der erſte Sproß teutſcher Dichtkunſt, da begann Klopſtock ſein Religionsepos, Leſſing ſein neues Geſetz des Geſchmacks; als Teuſchland noch ſchlief neben dem tobenden Frankreich wuchſen unſere größten Dichter, als es erwachte, ſtarben ſie. Nur Byron dichtete im Geräuſch der Waffen, darum aber ſind ſeine Dichtungen ſo chaotiſch, ſeine Seele lechzte nach Ruhe und er meinte, ſich, ſein Herz und ſeine Zeit durch Poëſie zu beſchwichtigen, er wollte wie ein Titan die Zeit durch brauſende Akkorde bezwingen, und die Zeit bezwang den tollen Kämpfer — der ſchöne Byron mit dem großen Herzen ſpricht ſterbend:

„Ja“ zu meinem Wort: „Poeſie will Frieden.“ Ward ſolch ein Geiſt zermalmt mit ſeinen gewaltigen Kräften, was ſollen die Verſe unſerer jungen Dichter, ein leichter Luftzug führt ſie in alle Winde. Wollen Sie mir noch rathen, meine Verſe jetzt drucken zu laſſen?

Und dies iſt auch das Unglück des Simonismus, daß er aufgetreten iſt zur Zeit des Kampfes — aber das Unglück des Simonismus wird der Welt Glück werden, denn ſeine ſocialen Vortrefflichkeiten werden ſich Bahn brechen, weil ſie offne Arme im Streben unſerer Tage finden, ſeine transſcendenten Anſichten werden zu keinem Despotismus gelangen — Sie wiſſen, wie ſehr ich gegen poſitiven Glauben bin — ſeine Fratzen und Auswüchſe werden zertrümmert werden. —

16.

Leipzig, November.

Geſtern Mittag hab' ich zu meinem großen Vergnügen nach langer Zeit Nachrichen von Ihnen bekommen — ich antworte weiter unten, jetzt erfüllt mich ein Stück Göthe, ein Stück Jean

Paul in gegenſeitiger Bewegung quälend und ſtärkend, ich muß mich gegen Sie darüber ausſprechen. Sie werden es wahrſcheinlich nach Frauenart in den Brockhauſiſchen Blättern überſehen haben, da die Frauen die großen Gärten nur überſchauen und überſchauend genießen — ſie ſind darum immer glücklicher, denn allgemeine Umriſſe ſind nicht nur der Größe wegen, ſondern auch der Traumwelt wegen, die auf ihnen lagert, und das Gemüth ſogleich zum Schaukeln verlockt, ſchöner. Und ich weiß ja, wie ſehr ſie das Schaukeln, Verſchwimmen ꝛc. in Aug' und Ohr bei der Gegend und der Muſik lieben! Hab' ich nicht Recht? Eine Frau in dieſer bürgerlichen Welt einmal vom Steuerruder weggedrängt, hat ſich der eignen Führung des Schiffes begeben auch den Tönen und den Strahlen überläßt ſie ſich willenlos, ſie iſt darum glücklicher, hingegebener als der Mann. Unſer garſtiges Geſchlecht beguckt die Pflanzen einzeln und ſtört die Illuſion. Ich bin der Meinung, daß die Frauen das Größte und das Kleinſte ſchaffen; ſie ſind am reichſten an umfaſſendſter Poëſie und bekanntlich auch Hausfrauen, ſie ſchwärmen und nähen und kochen am beſten. Der Mann, der das

Regieren gewohnt iſt, ſchafft nur das Große. Und Ihr Freund, der heiße Mann, hat wunderlich genug eine halb weibliche Konſtruktion, d. h. für das rein männlich kritiſche Talent hält ihn ſein ſchwärmendes weibliches ſchadlos. Ich erinnere mich keines Mannes, der ſo harmlos, gutmüthig, unkritiſch Bücher läſe als er: er wird Sie auch nicht aufmerkſam gemacht haben. Aber ich bin leider ein Kopf der indirekten Steuern, darum hab' ich ſo viel Aergerniß, weil ich ſo oft am Thor ſtehen und mich mit Leuten zanken muß, die keine Acciſe zahlen wollen. Ich leſe wie ein Poliziſt oder wie ein Fürſt: d. h. ich ſuche nach Böſewichtern und nach Talenten, die ich für meinen Staat brauchen will. Es iſt eine widerwärtige Einrichtung meines Weſens, daß ich von allen Dingen Zoll verlange und, ein Mann der Freiheit, mir ſelbſt und denen, die ſich mir nähern, die Freiheit ſo verleide. Da hab' ich denn nun auch wieder für Göthe einen Steckbrief, für Jean Paul ein Groß-Mogulspatent gefunden. Kann man aber auch den Egoismus ſo bis zur Fratze treiben, wie Göthe hier gethan, kann ein ſo großer Mann ſolche Dummheiten ſagen: O, die guten Freunde da, ſie ſchaden ihm wie die im

Parterre der angebeteten Schauſpielerin. Horchen Sie! Göthe ſagt:

> „Es fällt einem doch mitunter auf — — daß man durch die Kenntniß deſſen, was der Tag bringt, nicht klüger und nicht beſſer wird. Dieſes iſt von größter Wichtigkeit."

Ich kann mir nicht helfen, ich muß ſagen, „dieſes iſt eine große Dummheit," zu der ihn nur ſeine Sucht nach bequemem Zuſtande verleiten konnte, wie Sie gleich weiter hören werden. Die Tage ſind's, welche die Jahre, die Geſchichte machen.

„Denn genau beſehen iſt es von Privatleuten doch nur eine Philiſterei, wenn wir demjenigen zu viel Antheil ſchenken, worin wir nichts wirken können. — — Alſo wollen wir uns, ſo lange es Tag iſt, nicht mit Allotrien beſchäftigen."

Giebt es wohl eine prächtigere Spießbürgerlichkeit? ſolch ein armes, jämmerliches Geſellſchaftsleben, wo nur die Beamten Intereſſe am Staat zu nehmen, die Millionen aber wie Schaafe geduldig auf fetter Weide zu freſſen, auf felſigem Boden zu hungern haben!

Armer Mann, mit dem großen Reichthume! wie ſchrumpfſt Du zuſammen neben dem demokratiſchen Millionär, Jean Paul, der Dir immer zu verſchwenderiſch, zu wenig geordnet, abgemeſſen und Gott weiß, was noch war, den Du nie recht leiden mochteſt.

Wie ſtärken Jean Pauls Worte, die er ſo früh ſchrieb, als die Zeit in den ſogenannten Freiheitskriegen, wo die Freiheit für die Fürſten erkämpft wurde, erſt zu dämmern begann. O, mein Jean Paul, wie oft fühl' ich blutige Thränen im Herzen, daß Du unſre Tage nicht ſehen und Deine glühenden Adern nicht hineinſprudeln konnteſt, daß Du nur Deinen ſchlimmen Sohn Ludwig Freiherrn von Börne auf und zu Teutſchland uns hinterlaſſen konnteſt.

„In der jetzigen Zeit, nicht der Völkerwanderung nach Außen, ſondern der Völkerregungen nach Innen, wo Welttheile einander bewegen und ein Land um das andere zum Vaterlande reift, wird auch der Dichter mit fortgezogen, und wenigſtens das Herz will mit ſchlagen helfen! man kann nicht anders und ich achte keinen Mann, der ſich jetzt blos der Kunſt zuwendet, ohne die Kunſt ſelbſt gegen die Zeit zu kehren.

Wollt Ihr Zukunft vorſtellen, nehmt Gegenwart in Euch auf. Eine leere Bruſt ohne Herz iſt weder Spiegel der Vergangenheit, (außer den eignen) noch der Zukunft!“

O Mann, Mann, meines Herzens, warum kann ich Dich nicht unter Thränen und Schluchzen küſſen — was ich ſo oft geſagt und was man mir kleinem Wichte nicht glauben wollte, das find' ich jetzt in Dir breitſchultrigen Titan! Und wie kläglich ſteht der große Philiſter daneben! —

Ich glaube Ihnen ſchon früher einmal darüber geſchrieben zu haben, wie ſich das Kriterium der Nachwelt über die Produkte der Vorwelt geſtalten müſſe, daß allerdings jedes neue Jahrhundert ſein eignes habe und haben müſſe, daß aber doch an einen ſtets fortlaufenden Faden ſich ein Stetiges ewig erhalte, weil in ihm der Saame der ganzen menſchheitlichen Entwickelung ruhe. Dies iſt das Losmachen vom Egoismus, das Streben aus dem Einzelnen ins Allgemeine, was ewig anerkannt wird. Es kommt nun viel auf Glück oder Unglück des Autors an, ob er in einer kleinen oder großen Zeit gelebt, ſobald er mit auf ihren Wogenſpitzen gelebt hat. Bei ſolchen beſtimmt die Zeit ſelbſt die

Dauer und Größe des Namens. Darum nur leben einige römiſche Autoren noch. Wer aber aus den Kreiſen ſeiner Umgebung getreten iſt, der wird nur dann nicht von der Nachwelt verworfen, ſobald er dies nach vornhin, voraus gethan. Iſt es auch fruchtlos geſchehen, ſo bleibt er doch ein Denkſtein, wohin die Zeit hätte gelangen können, hat er Einfluß gewonnen, ſo ſteht er an der Spitze einer neuen Armee von Tagen und ſeine Berühmtheit iſt ſomit geſichert.

Dieſe Rückſichten ſind's, welche die hiſtoriſchen Namen meſſen, darum iſt der Römer **Tacitus**, vor Allen ſo groß geworden, weil er ſeine enge patria kühn überſprang, den großartigen römiſchen Egoismus ſtolz bei Seit' warf und die Germanen auf Unkoſten der Römer lobte.

Darum iſt **Ariſtoteles** groß, weil er die **einzelnen** Siege der Wiſſenſchaft zu einem **allgemeinen** Frieden des Wiſſens zu vereinen trachtete. Darum lebt **Livius** fort, weil er ſich auf die Wogenſpitze einer großen Zeit ſetzte, und mit ſeinem Griffel ſie zeichnete.

Darum **Chriſtus**, weil er auf Jahrtauſende ſeiner Zeit voraustrat, darum **Voltaire**, **Rouſ-**

ſeau, weil ſie ſich ſpottend und weinend herausſtürzten aus dem alten wankenden Gebäude, darum Jean Paul, weil er ein Herz ſich ſchuf in dem eine neue Welt der allgemeinen Liebe lebte, darum leben unſere Helden der Schrift heutiges Tages, welche die Kommandowörter der Heerideen verkünden, und nun müſſen wir abwarten, wer uns weiter hilft und ſeinen Namen hineinruft in die dunklen Räume der Zukunft.

So lange Göth'es Zeit klein war, war er groß, als ſie groß wurde, war er klein — wie es mit Sonne und Schatten geht. Ihm werden nur die Werke zur Unſterblichkeit folgen, wo einer jener Rückſichten-Gläubiger Zahlung findet, vor allen der Fauſt, — die übrigen wird man vergeſſen. Es iſt nur ein Glück dabei, daß jene bleibenden ſo groß ſind, daß ſie einem Teutſchen, der ſterben muß, unendlichen Ruhmes Fülle bringen. Der jetzige Zorn gegen ihn wird ſich läutern, klären; er hat ihm zwar einen uſurpirten Thron genommen, aber einen goldenen Scepter mit dem er beglücken und herrſchen kann, läßt er ihm ewiglich.

Die Welt tanzt auf dem Seile, die Franzoſen ſind in Belgien, man muß abwarten, ob das Seil hält und die Springer ihr Handwerk verſtehen.

Liebesbriefe.

Novelle

von

Heinrich Laube.

Sta[illegible]
Münc[illegible]

Leipzig,
Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1835.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Sr. Durchlaucht

dem

Fürſten

Pückler-Muskau

k. preuß. General-Major.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Ew. Durchlaucht

wird es nicht befremdet haben, daß es juſt Liebesbriefe waren, um deren Dedikation willen ich Ihnen nach Algier ſchrieb. Es hat mir immer geſchienen, als ſtünden Ew. Durchlaucht ſtets wie ein Liebhaber der Welt gegenüber, der jede Gelegenheit mit Freuden ergreift, wo er dieſer Geliebten ein billet doux ſchreiben kann. Und es iſt ſo gut, die Welt zu lieben, denn ſie iſt eben die Welt, ein launiſches Frauenzimmer. Und ich glaub' es zu wiſſen, daß Sie das keke Göthe'ſche Wort auch immer mit innigem Vergnügen geleſen haben:

„Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“

Ew. Durchlaucht Freund, oder Vertrauter oder Expedient, oder was er ſonſt ſein mag, kurz der „Verſtorbene“, der „Tuttifruttiſt“ hat ſich immer ſo wahr und natürlich geäußert, er hat die moderne Welt für mehr als eine bloß faktiſche, und zufällige angenommen, er hat ihre Gelüſte, Sympathieen, ihre Neigungen und Richtungen nicht ohne Weiteres verdammt, ſondern der Prüfung anempfohlen, kurz er hat ſich keiner Art geſelliger Spekulation abhold gezeigt.

Dieſe Liebesbriefe enthalten zwar keine Spekulation, aber ſie enthalten vielleicht die

Anregung dazu; wie ich denn überhaupt glaube, daß dem Roman und der Novelle nicht viel mehr zukommt. Das Kunſtwerk hat nicht den Katechismus, das Dogma zu erſetzen, und man thut namentlich meinen Schriften, die ſich in äſthetiſchen Formen bewegen, Unrecht, wenn man ſie für mehr als Anregungen zur Spekulation erachtet.

Es handelt ſich übrigens hierbei auf keine Weiſe um Politik, was ich der flüchtigen Leſer wegen hiermit ſogleich bevorworte, ſolche Bücher haben vielleicht erſt nach hundert Jahren etwas mit dieſer ſchlimmen Dame zu ſchaffen, es handelt ſich, wie der Titel ſagt, um Liebe und nichts als Liebe; der Titel iſt kein trügeriſches Aushängeſchild, er bezeichnet das Herz des Buches.

„Es war im ſchönen Monat Mai, als alle Blüten ſprangen", der bunte Reichel'ſche Garten zu Leipzig, in welchem ich damals wohnte, bedeckte ſich mit Knoſpen und Grün, der Himmel fiel warm und mild auf die Erde, die beſcheidene Pleiße öffnete unter meinen Fenſtern ihre feuchten Augen, um in die junge fröhliche Sonne zu blicken, die Mädchen liefen mit fliegenden Bändern und zurückgeſchlagenen Tüchern über die Brücken, die erſten, kühnen Frühlingsvögel flogen neugierig von Baum zu Baum und zwitſcherten einander ihre Verwunderung und Freude zu, daß es wieder grün und warm werde in der Welt, ein munterer Fink ſetzte ſich nicht weit von meinem Fenſter auf einen ſchwanken Aſt, und trompetete mit ſeiner geſunden Eintönigkeit den Frühling in die Welt. Seine Weibchen und die Spatzen kamen neugierig herzugeflogen, und piepten zwiſchen die Fanfaren des kühnen Finkhahns ein luſtiges „pink, pink,“ das heißt: Ja, ja, der Frühling und die Liebe ſind wiedergekommen!

Ich ſtrich mir damals die Sorgen von der Stirn, ich wunderte mich, daß man die wirkliche, ächte Welt ſo lange über der gemachten habe vergeſſen können, daß man ſich ſo blind und einſeitig in Kampf und Wirren herumbewegen möge, während der ewige Geiſt der Lüfte und Blüten immer Verſöhnung und Freude ſäuſ'le. Das lange Buch des Monſieur Thiers ward in den Winkel geworfen, die Erinnerungen und Träume meines Herzens, die nur mit Blumen und Küſſen bewaffnet ſind, ſprangen auf wie alte, vergeſſene Zauberſchlöſſer und führten ihre Bilder mitten hinei nin die weiche Luft, in die grünen Zweige, unter die jubelnden Vögel — die Welt und der Menſch ſind ewig, weil die alten Feen und Zauberer in unſern Herzen nicht ſterben, weil die Liebe ewig iſt, und kein Krieg, keine Feindſchaft, kein Haß ſie tödten kann. Und der Frühling iſt der beſte Unſterblichkeitsbeweis, weil er der beſte

Beweis der Liebe iſt und nie ausbleibt. Die Menſchen dürfen ſich erſt haſſen, wenn einmal die neuen Knospen und der Finkhahn nicht wiederkommen.

Ich fing damals dieſe Liebesbriefe an; es ſehnte ſich mein Herz nach Herzen, wenn ich Blanca küßte, ſo meinte ich die blanke, blühende Seele der ganzen Welt, ich wäre am Liebſten in den Frühling hineingeſprungen wie in einen tiefen, göttlichen See voll Sonne, Duft und Geſang. Aber der Menſch iſt leider nur Etwas und ſchafft nur Etwas in und durch Beſchränkung. Die Grenze gebiert die Schönheit, ich mußte die Welt irgendwie zu faſſen ſuchen, wenn ich meine Liebe nicht ſpurlos verflüchtigen wollte. Mein Auge haftete auf den ſchönen Mädchen, mit den loſen, wallenden Bändern; man ſagt ſich ſo gern in der Jugend ſolche Zauberſprüchlein vor, wie zum Beiſpiel:

Ja, das friſche, neue Blatt
Und die Knoſpe roſenroth,
Und der Vogel, riſch und laut,
Und die Luft vom Himmel ſelbſt,
Und das Weben und der Drang,
Was wir Frühling nennen
Das erſcheint nicht bloß im März,
Alle Zeit gedeiht es:
Ew'ger Frühling iſt das Weib,
Iſt das roſenrothe Weib,
Iſt das dralle Mädchen.

Die jungen, ſchönen Mädchen, welche vorüber hüpften, ſie bewegten, beſchäftigten mich auf mancherlei Weiſe. Es gibt nichts in der Natur, was ſo geſund, heiter, klar und ſchön wäre, als ein Mädchen, das noch urſprünglich iſt, noch keine Sentimente auswendig gelernt hat. Und nach der Freude über dieſe Geſtalten des Glücks überkam mich ein tiefes Mitleid, als ich zwei, drei, zehn, zwanzig Jahre fortlebte mit dieſen Frühlingskindern. Sie werden verheirathet ſein, wenn das Glück gut iſt, oder alte Jungfern, wenn ſie kein Geld haben oder zu dilikat wählen. Lohnt das wol der Mühe, ſo hübſch, ſo reizend anzufangen, um ſo ordinair und freudlos zu enden. Wie arm haben ſich die Menſchen ihre Welt gemacht, und ſie ſind ſtolz darauf, und ſchelten den, welcher auf größere Reichthümer denkt. O, ihr armen Mädchen! Ich ſehe ſolch ein ſchwarzäugig Kind mit aufgehender heißer Lippe auf dem Balle, ein gewandter, friſirter, ſchwarzer Herr iſt der beſte Tänzer, er ſchwingt ſie, er hebt ſie, er tanzt ihr ſo recht nach Arm und Taille, er iſt ein charmanter Herr, und wie bequem weiß er zu ſprechen. Die Liebe iſt jung, die Liebe iſt heiß, am andern Tage erſtürmt ſie die Verlobung. Aber die Leute tanzen nicht alle Tage, eh' die Hochzeit kommt, findet ſich Manches ein, was gar nicht paſſen will zu den Ballvorzügen — mein Gott, wir ſind keine fehlerloſen

Engel, das lebt ſich ein, das lebt ſich zuſammen, vermeide um's Himmelswillen den Eklat, eine Verlobung rückgängig zu machen, die Karten ſtecken an allen Spiegeln — morgen iſt Hochzeit. Es iſt wahr: die Leute nehmen ſich gut aus neben einander, es trifft nicht immer ſo, und man kann wirklich in der Folge nicht begreifen, warum das Mädchen ſo blaß wird, ſo ſalopp, ſo alt! Um die Kleinigkeiten härmt ſie ſich! Sie ſollen nicht für einander paſſen, weil ſie verſchiedene Anſichten haben vom Leben, von der Liebe, von der Orthographie! Poſſen! So iſt die Welt nicht eingerichtet, daß man ſich um ſo unbedeutende Antipathieen kümmern darf; lieber Gott, das trifft vielleicht beim tauſendſten Paare mal zu, daß ſie ſich völlig glücklich machen, und nicht mit der Zeit einige Veränderung wünſchten. Nichts iſt vollkommen in der Welt.

Ach, es wiſſen's nicht alle Leute, daß die kleinen, täglich erneuten Wunden am ſchmerzhafteſten tödten.

Und die armen Kinder, die keine Liebe finden — ach, Gott iſt ſo gut und lieb, es ſind deren ſehr, ſehr wenige, denen ſich nie ein Herz zuwendete, ſei's auch ein kleines, ſei's auch nur auf kurze, kurze Zeit. Auch das kleinſte Herz iſt ein Himmel, und es iſt doch ein Sonnenſtrahl für's ganze Leben, einmal den Himmel offen geſehn zu haben. Aber deren, die keinen Mann finden, ſind viele, gar zu viele. Früher verbargen ſie ſich in den Klöſtern, jetzt werden ſie alte Jungfern, ein Orden, welcher die Karthäuſerregel umgekehrt hat, ein Orden, der keinem Mitgliede gefällt, ſo ſehr man auch das Gegentheil verſichern hört.

Die alte Jungfer iſt der eigentliche Stoff unſrer modernen Tragödie; dieſen Wink mögen unſre Dilettanten benutzen. Solch' ein armes Weib duldet nothwendig für unſere Sitte und Civiliſation — unſre Poeten ſind nur eben zu wenig aufmerkſam auf die tauſend kleinen Nadelſtiche großen Unglücks, ſonſt würden ſie Juden, alte Jungfern, Bucklige, Leute mit brandrothen Haaren größerer und ſchönerer Trauer würdigen. Göthe hat, wie immer, dies ächte, tragiſche Element wol herausgefunden, und die „natürliche Tochter" geſchrieben.

Aber das allgemeine Uebereinkommen, die jedesmalige Blüte des menſchlichen Geiſtes bildet die Sitte, die Seele der Geſellſchaft — ſoll man Unſitte predigen, weil vielleicht die alte Blüte gewelkt iſt und ihre Früchte gebracht hat, weil die neue Knoſpe noch nicht vom reifenden Sonnenſtrahl befruchtet, noch nicht an den Tag gedrungen iſt?

Darin liegt das Verkennen poetiſcher Spekulationen: Poeſie predigt nicht, ſie weckt. Und mit der Wunde bringt ſie den Balſam. Tragt einander mit Liebe, wenn ihr noch nicht alle einander die Liebe erklären dürft. Das Herz kann alle Zuſtände anticipiren, welche die Geſchichte noch nicht dulden darf, um nicht Verwirrung und Unheil zu erzeugen.

Es hat in Berlin eine Frau gelebt, und Briefe geſchrieben, eine gewaltige Frau, welche von allen geleſen, ſtudirt werden ſollte, die ſich unſers ſittlichen und geſelligen Zuſtandes bewußt werden wollen, oder mit andern, gewöhnlich mißbrauchten Worten: von allen, die auf Bildung Anſpruch machen. Ew. Durchlaucht wiſſen wohl, wen ich meine, Sie haben dieſe moderne Cornelia, die auf das nur ſtolz war, was dem ächten, eigenen Herzen und Weſen entſprang, Sie haben ſie oft geſehen in jenem lichten Hauſe der Mauerſtraße, wo ſie waltete und ſprach, wo ſie die Freunde mit immer gleicher Liebe, mit Unterordnung aller eignen Intereſſen empfing, jedem Menſchen, auch dem unbedeutenden, auch dem unangenehmen zugänglich, bereitwillig. Ich meine Rahel, die wahrhaftige, welche bei allen äußeren und inneren Stürmen ſich frei erhielt von dem verhüllenden Firniß, den Herkommen, Gewohnheit über das Herz und den Geiſt der Menſchen breiten. Wenn an Jemand appellirt werden kann bei Beſprechung menſchlicher Zuſtände, bei Unterſuchung über ächte, geſittete Exiſtenzen, ſo iſt dies Rahel. Wir haben kein ſo offenherziges Buch in unſrer Literatur als ihre Briefe, wenigſtens kein's, wo ſo viel Geiſt und Spekulation der Offenherzigkeit zu Hilfe gekommen wäre. Jeder Menſch, auch der unbedeutendſte, iſt reich und originell, wenn er nur offen und wahr iſt. Aber ich glaube, unter hunderttauſenden iſt immer kaum ein ganz wahrer, offner zu finden — das heißt: nicht einmal wahr gegen ſich ſelbſt. Die Wahrheit verlernt ſich wie die Schönheit. Jene Erſcheinung kommt wol zum Theil daher, weil wir noch auf einer Stufe der Kultur ſtehen, wo die verſchiedenartigſten Individuen nach allgemeinen Prinzipien erzogen werden müſſen, das Individuum muß untergehn in der Allgemeinheit. So wird oft das Fremdartigſte zuſammengekittet, und die meiſten Menſchen ſind gedankenloſe Summen unſrer zeitigen Kulturrechnung, die unterſcheidenden Phyſiognomieen gehen verloren, und die Leute lügen ſtündlich gegen ihr eignes, urſprüngliches Herz, ohne es zu wiſſen. Das ſtellt ſich nicht deutlicher heraus, als bei einem lebhaft ſtrömenden Zeitgeiſte, wie er unſre Tage bewegt, und wo die Einſeitigkeit zur Erreichung des nächſten Ziels für eine Tugend gelten muß. Die innerlich reichſten Menſchen werden da Produkte des herrſchenden Gedankens, und verlieren ihre eigentliche Weſenheit.

Rahel hat ſich ihr eigenſtes, privates Leben nach allen Richtungen ganz bewahrt, und ihr

Leben und ſomit ihr Buch, denn es iſt ein Tagebuch, kommt mir immer vor wie ein fortwährender Kampf um die urſprüngliche, wahre Exiſtenz. Inſofern iſt es unſer neueſtes wirklichſtes Epos. „Nur die Galeerenſklaven kennen ſich,“ ruft ſie öfters aus im peinigenden Schmerze über die durchgehende Lüge der Menſchen.

Darum iſt ſie auch die ſeltne Erſcheinung eines ganzen Menſchen — wir ſind meiſt nur Stücke, einzeln ausgebildete Stücke eines großen Torſo — und ſie hat darum für unſre ganze moderne Menſchheit gelitten, iſt unter Lüge und Ennui ein Märtyrer geworden.

Und dieſes ächte Weib ſtimmt an vielen, vielen Stellen in dieſen Hauptgedanken ein, daß die reiche, ſchöne Liebe der Menſchen, dies Dokument unſrer Gottverwandtſchaft, noch nicht genügenden Raum gefunden habe unter uns.

Ich citire nur eine Sonntagsſtelle von allen übrigen:

„Es mag mit oder ohne Bedacht geſchehen ſein, es iſt von einem mächtigen Dichter, daß die drei Weiber im Meiſter, die lieben, Mariane, Aurelie und Mignon, nicht konnten leben bleiben: es iſt noch keine Anſtalt für ſolche da.“ —

Wenn man an ſchönen Frühlingstagen über die Straßen ſchweift, und ſieht die Schleier wehen, hier einen und dort einen, und jenſeits wieder einen, und die jungen Augen leuchten hier ſanft und dort kühn und es befängt hier der Ernſt mit ſeinem Zauber und dort der Muthwille mit ſeinem Reize — iſt nicht dann der Gedanke betrübend, lähmend: wähle zwiſchen dem Ernſt und dem Muthwillen, wählen mußt Du, und nach der Wahl biſt Du fertig mit der reichen Welt, die Hoffnung, das Reich der möglichen Geſtalten und Bilder, mußt Du verſchütten, Deine purpur- und goldengeflügelte Phantaſie einordnen in die kleinen, ſchmalen Räume des abgemachten Beſitzes.

Einem thörichten, jungen Menſchen, wie ich es manchmal bin, kann in einer exaltirten Stimmung dies trauriger vorkommen als großes Liebesweh. Solch' ein Don Quixote der Poeſie kann Thränen vergießen, wenn er an einem Leipziger Meßſonntage am Roſenthaler Thore ſteht und die Fluthen von junger, beweglicher Welt murmelnd und lockend an ihm vorüberſpielen.

Alle dieſe übertriebenen Gedanken von Liebesreichthum und dergleichen waren es aber, die mich an jenem Frühlingsmorgen beſtürmten, Liebesbriefe zu ſchreiben, und ich muß es geſtehn: die Proſpektive, welche die folgende kleine Novelle damals hatte, war nicht ſehr paſſend zu den kouranten Begriffen über Liebesverhältniſſe.

Allein es begab ſich Folgendes: Reiſen und Geſchäfte unterbrachen die Frühlingsnovelle, es ward wieder grün und bunt auf der Erde, und das Manuſkript war nicht gewachſen, lag vergeſſen unter noch jüngeren, hiſtoriſchen Tragödieen, deren Helden in meinem Herzen geſtorben waren. Ich hatte zudem von mehreren Seiten gehört, man mißverſtände dieſe kühnen Dinge von reicher Liebe, man verwechſelte dieſe träumeriſchen Spekulationen mit dem ordinairen, beſonnenen Leben, was ſeine Grenzen und Zäune für Einzelne braucht, um Alle zu ſichern, das befrembete, beſtürzte mich. Auf dem Libanon lebt eine Lady Stanhope einſam und abgeſondert von der Welt, beſchaut die Sterne, raucht wohlriechenden Tabak, erwartet einen neuen Meſſias und erzieht zwei ſchöne Pferde, eins für ſich und das andre für den Meſſias. Wenn er kommt, ſo wird ſie mit ihm nach Jeruſalem reiten und einen zweiſitzigen Thron errichten für das neue arabiſche Reich. Dieſe engliſche Dame wartet ſchon lange, hat bereits ihr Vermögen zugeſetzt mit der meſſianiſchen Erwartung, wird bald Schulden machen auf das neue Reich, wenn es Jemand als eine ſichre Hypothek anſehen ſollte und Ew. Durchlaucht können ihr leicht auf Ihren orientaliſchen Reiſen einen Beſuch abſtatten wie Lamartin. Dieſe Geſchichte iſt aus des franzöſiſchen Dichters Reiſen in die Zeitungen übergegangen, es leſen ſie alle Leute, die ſchwärmeriſchen und die nüchternen, aber ich glaube nicht, daß ſie der neuen Religion viel Anhänger gewinnen werde, ſo lockend auch der ſchöne Tabak dampft und die arabiſchen Pferde pruhſten.

Wenn mir der Don Quixote der Liebe nicht zugeſtanden wird, ſo betrachte man jenen Träumer in Reichels Garten wie einen fabelhaften Libanonritter, einen Lord Stanhope, der in

Wolken ſich wiegt und beim erſten heftigen Windſtoße leicht auf die Naſe fallen kann.

Iſt dies Bekenntniß nicht Sühnopfers genug für alte Träume?

Kurz, als ich in Berlin auf der Behrenſtraße in eine hübſche Wohnung mit weiß- und dunkelrothen Gardinen eingezogen war, fielen mir beim Auspacken die angefangenen Liebesbriefe wieder in die Hände. Das feine Papier war gelb geworden, die kecke, ſchwarze Tinte war verblichen, ſie gemahnten mich wie ein verfallener, üppiger Pallaſt der Mauren in Südſpanien, über deſſen Trümmer Geisblatt und Epheu und ſchmarotzende Schlingpflanzen ſpottend hinaufgewachſen waren. Die Zeiten waren ernſt, der Sommer war heiß, ſehr heiß geworden, in den breiten, ſchattenloſen Straßen lag die Sonne wie ein beſchwerliches Feuer, vom fernen halliſchen Thore kam der Staub hergewirbelt durch die ſtarre, ewige Friedrichsſtraße, einzelne Leute keuchten gedrückt an den Häuſern hin, die meiſten Fenſter waren mit trauriger, roher Leinwand verſchloſſen, nicht mehr die Freude und Erwartung einer ſpendenden Natur, ſondern die Beſorgniß vor den ernſten Göttern webte rings umher. Da kam denn auch mir die ernſte Abſicht, auf jene kecken Grundmauern der Liebesbriefe ein nördlicheres, wenn auch leichtes Säulengebäude zu ſetzen, was die Aus- und Durchſicht nach allen Seiten behalten, aber kein ſchutzloſer und verlockender Freudentempel werden ſollte. Der Frühling war Sommer geworden.

Aber es ſollte auch Herbſt werden, eh' dieſes Büchlein wunderlichen Geſchickes reifen konnte. Berliner Weintrauben blau und grün ſtanden vor mir auf dem Tiſche, als ich den letzten Brief erdachte, und dies Bild charakteriſirt vielleicht das Ganze am Beſten: es war auf ſprudelnden, berauſchenden Wein abgeſehen, und es wurden nur ſanfte, friedliche Weintrauben daraus. — Das kann auch ſein Gutes haben.

Wenigſtens hatte die äußere Welt keine Gelegenheit mehr, mich zu verführen: ich ſaß einſam und allein, und verließ Wochen und Monde lang das kleine Zimmer nicht. Es war nicht mehr auf der Behrenſtraße, ſondern anderswo. Nur am Abende, wenn die Gewitter des Himmels ausgetobt hatten, hörte ich zuweilen eine hübſche Mädchenſtimme, die in Berliniſchem Franzöſiſch Bertrands Abſchied von Frankreich ſang, ſie hatte vielleicht nie etwas vom General Bertrand gehört, und der Name Napoleon ruhte ihr wol nur wie ein weit, weit entfernter Kanonenſchlag in den Ohren, aber ſie ſang mit großer Rührung, und, wie mir's ſchien, von Abend zu Abend mit immer größerer die letzten Worte:

J'ai partagé ta gloire et ta puissance
Je veux aussi partager tes malheurs!

Ich werd's dem Mädchen nie vergeſſen, wie ſie mich immer geſtärkt hat mit ihrem lieben eintönigen Liede — wenn ich ſie nur ein einziges Mal erblickt hätte, wenn ich nur ihren Namen wüßte. Aber ich habe ſie nimmer geſehn, ich kenne nichts von ihr als die ſanfte Stimme mit jenen ſtärkend melancholiſchen Worten —

> Sie konnten ſich nicht erreichen,
> Das Fenſter war viel zu hoch —

— Und ſie iſt gewiß ſehr ſchön! — Auch die Möglichkeiten zur Schönheit erheben, iſt Poeſie.

Dies geheimnißvolle Mädchen breitete mir mit ihrem Berangerſchen Liede die Inſel Helena, das Grab des erlegenen Titanen, das Weltmeer, die Weltgeſchichte mit ihren Stürzen und Wechſeln, das ganze nothwendige Unglück, die nothwendigen Feindſchaften unſers kurzen Lebens breitete ſie vor mir aus, die entſetzlichen Dinge fanden nicht Raum in meinem kleinen

Gemache, und ich hätte immer bitterlich weinen mögen über die Menſchen, die ſich nicht immer lieben dürfen, um zu beſtehen, um fortzurücken. Aber am andern Morgen kam auch die Stärkung, und ich rief wieder mit Göthe: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“ vollendete die Liebesbriefe, und rettete für die Leute ſo viel als möglich vom nächſten Glücke.

Quel bruit pour une omelette! können Ew. Durchlaucht ſagen. Aber ich wollte Ihnen ein Stück Deutſchland, deutſcher Welt nach Afrika ſchicken, darum ging ich ſo hiſtoriſch zu Werke. Es iſt noch kein Sprichwort, aber es konnte eins werden: Was man nicht zu ſagen weiß, das erzählt man.

Als mir Ew. Durchlaucht damals, wo Niemandes Stimme als die des Berangerſchen Mädchens zu mir drang, von Paris aus ſo überaus mild und freundlich ſchrieben, da beſchäftigten mich am Meiſten Ihre Worte: „in der literariſchen

Welt könnten wir kämpfen, und in der gewöhnlichen dennoch herzliche Freunde ſein. Dergleichen iſt ritterlich, und die deutſche Nation iſt dies durch alle Klaſſen mehr oder weniger, oft ohne es ſelbſt zu wiſſen. Ich nehme nur diejenigen aus, die das Geld an die Stelle der Ehre ſetzen.“ —

Ich kam bald zu dem Reſultate, daß zwiſchen dem ſpeciellſten Freunde des „Verſtorbenen“ und dem alſo angeredeten Recenſenten der Tutti frutti gar nichts Feindliches, Trennendes inne läge. Wenn verſchiedene Völker in ihren Sprachen etwas Gleiches, Gemeinſames ausdrücken, ſo wird es doch immer auch verſchieden zu Tage kommen, nicht bloß mit andern Worten, auch mit anderm Geſicht, anderer Phyſiognomie, das iſt ja der Spott der Welt über uns und das ungelöſte Räthſel ihres Weſens, daß ſie uns wol den Gedanken verſtattet, aber des Ausdrucks ſich bemächtigt, ſobald er von unſern Lippen iſt. Daher iſt es gekommen, daß ſich Parteien und Völker Jahre lang bekriegt haben, weil ſie für gleiche Gedanken und Gefühle verſchiedne Ausdrücke fanden. Die Engländer und Franzoſen zum Beiſpiel haben ſich wegen eines einzigen Buchſtabens viele, viele Jahre lang gehaßt und ganz ernſtlich todt geſchlagen: die einen nannten's mit einem alt-griechiſchen Zeichen liberty, die andern neumodiſcher liberté.

Der „Verſtorbene“ und der Recenſent redeten nur eben in verſchiedenen Dialekten, aber ich glaubte herauszufinden, daß beide Sonnenſchein, Freude und Poeſie für die Welt erwünſchten. Ich hatte ferner längſt gewußt, daß die Stellung des „Verſtorbenen“ in der Schriftſtellerwelt eine höchſt erfreuliche, eine vermittelnde, verſöhnende ſei, daß ſeine Schriften wie Friedenspräliminarien anzuſehen wären zwiſchen den Lagern unſrer Tage — dieſe, von nichts als Liebe handelnden Briefe erſchienen mir nach Alle dem geeignet, einen Parlamentair vorzuſtellen, Ew. Durchlaucht ſelbſt die aufrichtigſte Hochachtung, den ergebenſten Dank für die mir perſönlich bewieſene Huld, dem „Verſtorbenen“ aber meine Liebe auszudrücken. Einen Liebesantrag kann am Ende auch Niemand übel nehmen, es gibt ja nichts Beſſeres als Liebe, und die weiland jungfräuliche Königin Eliſabeth hat im Grunde ihr ganzes Leben hindurch nichts gewollt, als perſönliche Liebe von allen Engländern. —

Man wird mir nicht die Geſchmackloſigkeit zu trauen, daß dieſe Vorrede eine Unterſchrift oder Erklärung der kleinen, folgenden Novelle ſein ſoll; nein, einen Rahmen mit Arabesken ſtellt ſie vor, und da ſie nach Afrika geht, ſo glaubte ich, ein Stück deutſcher Geſchichte paſſe am Beſten dazu, wenn dieſe auch nicht intereſſant iſt, ſo kann ſie ſich doch auf den Trümmern des alten Karthago intereſſant ausnehmen. Nach der vorgehenden Geſchichte mehrerer Jahre bliebe mir nun alſo noch ſchließlich unſre neueſte zu ſchildern übrig.

Deutſchland iſt wieder grün, der Schleedorn leuchtet weiß an allen Zäunen, tief aus dem Walde ruft der Kukkuk, die Bänder der Mädchen flattern wieder im weichen Winde, die neuen Bücher rufen, der Dualismus aller Art, welcher die Welt entzweite, iſt aufgehoben, ein neuer Höhepunkt, welcher die Menſchen vereinigen ſoll, iſt aufgefunden, auch der Finkhahn iſt wieder da —

„Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden“ —

Hegel und Frühling greifen um ſich; und das iſt Alles wahr, ich ſeh’s aus meinem Gartenkabinet hier an der Pforte von Thüringen, Hegel und Frühling ſteigen mir des Tags und des Nachts in die Fenſter herein, ich weiß nicht, wo ich den Raum hernehmen ſoll für das weite wallende Thal von Freiburg bis nach Köſen hinunter, für die gewaltigen Sätze: das Sondern vom Sinnlichen und Geiſtigen iſt nur das Verſtändige und weiter nichts. Ich denke, dies und der Frühling ſollen meiner Frühlingsnovelle zu Gute kommen. Und vom alten Domthurme in Naumburg, den die Ottonen noch gegründet haben ſollen, blaſen ſie — nicht die Ottonen, ſondern Naumburger — in dieſem Augenblicke den Zigeunermarſch aus der Pretioſa, und heute Nachmittag gehen die Leute auf die „Henne“ hinaus, und trinken Braunbier und Kaffee — iſt das nicht eine bunte, luſtige Geſchichte Deutſchlands. Ew. Durchlaucht haben vielleicht das alte Karthago vor ſich, aber gewiß kein Braunbier. Ich wollte mit einem Engländer die gewöhnliche Wette um einen neuen Hut eingehen, daß ſich ein Deutſcher auch von dem Steine des alten Karthago, worauf Scipio der Jüngere und Comp. geſeſſen, nach der „Henne“ bei Naumburg ſehnt, ſobald er erfährt: der Frühling und friſches Bairiſches Bier und geputzte Mädchen ſind angekommen. Wenn ich auch den Begleiter Ew. Durchlaucht, den Verſtorbenen, vom „bairiſchen Bier“ frei ſpreche, vom Uebrigen kann ich's nicht.

Sollten Ew. Durchlaucht vielleicht über Conſtantinopel und Naumburg zurückreiſen, ſo verſäumen Sie nicht, den Poſtillon an der „Henne“ halten zu laſſen, und die nächſte mit Pappeln gekrönte Höhe zu beſteigen. Eine ſchöne Dame hat mich geſtern hingeführt, und mir erzählt, die preußiſche Königin Louiſe habe flüchtend nach der Schlacht bei Jena hier einen Augenblick ausgeruht und eine Taſſe Bouillon getrunken. Da iſt die ſiegreichſte Parallele mit Scipio und Karthago. Dieſe wunderbare ſchöne und ergreifende Frau, dies glänzende Bild fürſtlicher Schönheit und Ritterlichkeit auf jener Höhe, mit dem großen Unglück im großen, ſchönen Herzen, die Augen voll Thränen über die ſtürzenden Trümmer eines ſtolzen Reichs — iſt Scipio mehr? Dort der junge, ſtolze Römer, der ſeine Eroberung mit Ironie betrachtet, hier eine junge, ſchöne deutſche Königin voll blühender Leidenſchaft für die Heimath, voll glänzenden Zorns gegen fremde Tyrannei, deren weinendes Auge über eine der ſchönſten Gegenden des Vaterlandes blickt, über welche der fremde Eroberer bald verheerend hereinbrechen wird. O, wie reich iſt Deutſchland an ſolchen Geſtalten und ſolchen Punkten, wir ſind ſo durchwirkt, daß unter jedem Fußtritte eine hiſtoriſche Staude emporſchießt. Wo iſt der Frühling ſchöner! Das junge Gras ſchießt nirgends auf ſo viel geliebten Gräbern empor.

Und was das Alles ſoll? An den deutſchen Frühling möge es Ew. Durchlaucht im Mohrenlande erinnern, ein grünes Blatt ſoll er über das Meer fliegen und die aufrichtigſten Verſicherungen bringen, wie ich mich in den mannigfaltigſten Lagen verpflichtet fühle als

Ew. Durchlaucht

ergebenſter Diener
Dr. Heinrich Laube.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

1.

Ich werde Dich nie wiederſehen, Blanca, das macht mich jetzt recht traurig, weil ich Dich in dieſem Augenblicke nicht blos liebe, ſondern weil ich ſehr verliebt in Dich bin. Du würdeſt Deinen ſtarken Alphons gar nicht wieder erkennen, der vor vier Wochen thränenlos von Dir Abſchied nahm — ich war ein ſtarres Tuch von dunkelrother, ſtraffer Seide, jetzt iſt das Tuch von Thränen durchgeweicht, es flattert nicht mehr und iſt zuſammengedrückt in eine kleine Ecke. Hätten wir je geglaubt, daß noch ſo viel Romantiſches in mir wäre, in mir, der ich mir ſo viel darauf zu Gute that, daß mein Weſen ewig heiter ioniſcher Himmel ſei! Dieſes Karlsbader Thal iſt zwar ſehr weinerlich romantiſch, aber es iſt doch nicht allein Schuld daran, meine weiche, warme, ach ferne Blanca, daß ich wie ein teutſcher Minneſänger ſchmachte, der nicht recht bei Troſte iſt.

Ich werde Dich nie wiederſehen — mögen mir auch die garſtigen Worte das Herz zuſammenkrampfen; man muß doch kein Kind ſein, und in Unruhe das aufgeben, was man in Ruhe bedacht und beſchloſſen hat. Wir wollen das Kunſtwerk unſerer klaſſiſchen Liebe nicht durch einen ſentimentalen, ſpießbürgerlichen Schluß verunſtalten. Mädchen meiner inneren Schönheit, klare, ſonnige Blanca! nicht wahr, wir wollen's nicht? Treue iſt eine Schwäche; wir wollen unſer Verſprechen halten: einander nicht treu ſein.

Du darfſt nicht ſo damit eilen, denn Du biſt das Weib — ſtill, keinen leidenſchaftlichen Einwurf, Ihr ſollt emancipirt werden, ich hab' Dir's verſprochen. Haſt Du an der Statue des olympiſchen Jupiters etwas geſehen, was das Ebenmaaß verletzt? Nein. Auch die Weltgeſchichte iſt ein großes Kunſtwerk des großen Gottes, auch in ihren Theilen muß Ebenmaaß ſein. Wäre die große Form der Weltgeſchichte aber ſchön, wenn die Weiber plötzlich frei wie die Männer würden? — Eile nicht, mein Mädchen, einen Andern zu lieben; wenn er aber zu Dir tritt in den Schatten des großen Oelbaums am Fenſter Deines Schlafzimmers, und Dein Herz hochſchlägt, und Deine Hand hinbebt, hinlechzt nach dem Leben des neuen Mannes, dann lege ſie auf ſeine blutvolle Bruſt, und ſtreiche mit der andern das Haar von ſeinen Schläfen, küſſe ſeinen vollen Mund, und wiſſe, daß Du mir Freude machſt, wenn Du Dich freuſt.

Sollteſt Du's bald thun, ſo ſchreib mir's doch erſt ſpäter, ich bin jetzt in einem ſchwachen Stadium meiner Kraft.

Meine „Elegien vergangener Herrlichkeit,“ die ich anfing, als die Herrlichkeit noch blühte, habe ich fortgeſetzt, mittheilen kann ich Dir ſie aber noch nicht, weil ich der Leidenſchaft nicht immer Herr geworden bin. In ſolchen Dichtungen ſoll Blut und Leben ſein, was durch den Marmor der Form ſtrömt, aber kein Zucken; das war das Einzige, was ich hie und da an den Properz'ſchen auszuſetzen hatte, die ich Dir vorlas, wenn ich in heitern Sommernächten auf Deinem Zimmer war und wir uns und die Klaſſiker küßten.

Ich bin recht unzufrieden mit mir, daß ich eben ſo wenig Maaß und Ruhe in mir habe, um über unſere Herzensangelegenheiten friſch und frei ſprechen zu können, von kräftigen, ſtarken Männern und ſchönen, ſtarken Weibern. Du mußt mir's verzeihen, daß ich ſo hin und herſpringe. Später, wenn ich durch's Feuer der Polemik etwas munter geworden bin, will ich Dir eine Geſchichte erzählen, wie Alphons und Blanca ſich zum letzten Male küßten. Wenn Dich Dein nächſter Liebhaber einmal recht ſchön liebt, ſollſt Du ſie ihm vorſagen.

Iſt es nicht ein großer Gedanke, der Welt noch einmal ſo viel Einwohner zu geben, wenn man die Weiber emancipirt? Ihr ſolltet Euch mit den Negerſklaven und Juden aſſociiren. Mach' doch kein ſo garſtig Geſicht dazu. Was die Welt erweitert, iſt Kultur, nicht bloß was ſie verſchönert. Und wenn ſie Dir ſagen, das Männliche herrſche in der ganzen Schöpfung, ſo ſage Du, das Weibliche ſolle nicht herrſchen, aber es ſolle mitherrſchen. Die Natur ſei ein großer, ſchneller Gedanke, und die Kultur ſei ſeine Ergänzung. Aber mit der kindiſchen Galanterie hat's ſeine Richtigkeit, und das Eifern gegen ſie iſt nicht nur männlich liebenswürdig, ſondern auch gerecht.

Daß die Weiber nicht ſchreiben ſollen, iſt eine Idee, über welche ich gar nichts zu ſagen weiß. Sie liegt außerhalb des Kreiſes meiner Gedanken und Vorſtellungen; ich kann nicht glauben, daß geſcheidte Leute ſie unbedachtſam geäußert, und ein ganzes Leben hindurch behauptet haben; aber ich finde durchaus keinen Zugang in dieſe Gedankenfolge. Denn die gewöhnlichen Gründe: daß die Frauen auf Stricken, Kochen und Kinderwaſchen angewieſen ſeien, ſind doch gewiß nur täuſchende Außenwerke dieſer männlichen Feſtung, und kluge Männer werden nicht verlangen, daß man ſolche oberflächliche, äußere Dinge, ſolche alberne Vorwände gelten laſſen ſoll. Wie bei den meiſten wichtigen Fragen der Geſellſchaft liegt wohl auch hier ein unausgeſproch'nes, eſoteriſches Raiſonnement im Hintergrunde, was mehr oder minder nur auf einer unbefragten Antipathie beruhen mag. Sogenannte Kraftgenies behalten immer einige barbariſche Reſte eines gewiſſen

Geſchlechtsfanatismus an ſich, der auf dieſer oder jener Seite mit ſeinen grellen Zügen hervortritt. Es gleicht dieſe Erſcheinung oft einem alten heidniſchen Opfer, was ſie der urſprünglichen, rückſichtsloſen Natur bringen. Eine Civiliſation, die alle inneren Theile des Menſchen gleichmäßig durchdringt, verträgt ſich wenigſtens ſicher nicht mit dieſer vehementen Ausſchließung, welche die Harmonie der Verhältniſſe ſtört. Civiliſation iſt aber Harmonie der Verhältniſſe, ſie iſt die Schönheitsregel für das Kunſtwerk „Geſellſchaft.“

Ich habe mir auf der alten Wieſe eine feine Wohnung gemiethet, und ſchreibe Dir dies am Fenſter ſtehend, in die grünen Bäume, die bunten Boutiken und die noch buntern vorüberſchlendernden Menſchen hineinſchauend. Der Kreuzberg mit ſeinem geſunden Grün und ſeinen friſchen Bäumen ſpiegelt ſich kläglich chriſtlich in meinem Fenſter. Was haben ſich doch die Künſtler für unfruchtbare Mühe gegeben, die äſthetiſche Unform des Kreuzes ſchön zu machen. Es iſt und bleibt ſo unſchön wie das heftige, krampfhafte Schluchzen — wenn es die Romantiker doch nur beim Weinen hätten bewenden laſſen, darin iſt doch noch weiſe Regel.

Können ein Paar Liebesleute in Teutſchland wohl fröhlich von einander Abſchied nehmen? Heißt Abſchied nicht immer ſo viel als Jammer? Und iſt er nicht ein wichtiger Akt der menſchlichen Entwickelung? Dieſer Augenblick ſcheidet ſo reizend plötzlich das, was die Leute einander gegeben, von einander genommen, er ordnet das Eigenthum, man ſchenkt, man erhält die Quinteſſenz eines ganzen Lebensabſchnittes. Man fühlt ſeinen Reichthum, weil man ſo viel zahlen kann. Iſt das nicht der Typus des freudigen, des ſchönen Schmerzes — und der Abſchied ſollte ein Jammer ſein?

Weißt Du noch, Blanca, es war ganz, ganz früh, die Sonne lüftete erſt ein wenig das Augenlied, ob es Zeit zum Erwachen ſei, da traten wir aus Deinem Zimmer auf den Balkon, und Du zeigteſt mir noch einmal all die lieben Plätze, und hingſt wie eine Schiffbrüchige an meiner Schulter, und Deine zuſammengefalteten Hände drückten ſich heftig in meine Achſel. Ich war heiß von Schlaf und Liebe, und der Reiſerock lag noch auf dem Stuhle, Dein entblößter voller Arm pulſirte warm an dem meinen, das Blut unſrer Herzen wollte ſich noch einmal küſſen.

2.

Ich wurde geſtört, mein Kind. Wilhelm, der fidele Wilhelm war bei mir. Er war in ſeiner philoſophiſchen Zufriedenheit die Wieſe entlang gegangen, hatte mich am Fenſter entdeckt und war ſogleich heraufgeſtiegen, um mich zu verſichern, daß es ihm wie gewöhnlich außerordentlich gut gehe, und daß er ſich ſehr freuen würde, wenn's bei mir auch ſo wäre. Es iſt ein langweilig glücklicher Menſch, ein unbequem höflicher Menſch. Wenn ich ihn doch nur ein einziges Mal klagen hörte, ein einziges Mal ennuyirt, ein einziges Mal unhöflich ſähe; denn eigentlich grob kann er nie werden. Die Grobheit iſt ſein feindliches Element, der Fiſch lebt eher in der Luft, der Vogel unter'm Waſſer, als Wilhelm mit einiger Grobheit.

Und doch iſt dieſe Grobheit oft ein ſo nothwendiges, erfriſchendes Gewitter des geſelligen Lebens. Ein Menſch, der gar nicht grob ſein kann, hat die beſte Anlage zur Langweiligkeit.

Wie Wilhelm ausſah? wie er vor 5 Jahren ausgeſehen hat, wie er nach 15 Jahren ausſehen wird. Müllerblauer Rock, gelbe Nankinghoſen, Schuhe und graue Strümpfe, ein ſchmales Weſtchen, ein ſchmales ſchwarzes Halstüchlein, ein trocknes, kurzhaariges, weißes Hütchen. In der Hand trägt er wie immer das kleine Stöckchen, womit er ſpielt, die dünnen, fahlblonden Haare ſind auf beiden Schläfen in zwei zierliche Locken gedreht, die Stirn iſt lang und weitläufig, das Auge waſſerblau, einfältig gutmüthig, der Mund immer artig und affable, der Teint weichlich, nicht geſund noch krank — kurz Alles wie einſt; die Schultern und Hüften ſind auch nicht breiter geworden, ſo ſchmal als möglich ſchmiegt er ſich durch die

Welt, um nirgends anzuſtoßen — ein grauer Strich wandelt er dahin mit kleinen, zuckenden Schrittchen.

Nun kam der Schwall von Redensarten, ekelhaften Küſſen — ich laſſe mir das Alles gefallen, wenn es bloße Form iſt, dann bin ich Stein und fühle nichts. Das Schreckliche bei dieſem Menſchen iſt es aber, daß er dabei empfindet, daß ſein ganzes Weſen ein Waſſerſpiegel mit raſtlos auf- und abſteigenden kleinen Wellen iſt. Darin ruht das Unangenehme: man fühlt ſich für die Duodezgefühle verpflichtet, man bringt es ihnen gegenüber zu keiner Empfindung, ſie gleiten uns unter den Fingern weg, man wird gequält.

Bonhomie und Humanität ſind das Liebenswürdigſte von der Welt; dieſe Allerweltsliebe iſt unausſtehlich. Wilhelm iſt zwei Tage hier, aber Du hätteſt das Heer von Bekannten hören ſollen, bei denen mich einzuführen er ſogleich vorſchlug. Und darin iſt er nun wieder charmant: es war die bunteſte Demokratie vom Prinzen herunter bis zum Handwerker. Er iſt zwar gegen jenen etwas höflicher, aber doch auch gegen dieſen höflich und verbindlich; man kann eigentlich nie ſagen, daß er ſich etwas vergibt, er wird nie fade, er iſt auch eigentlich nie zudringlich, aber langweilig, langweilig durch und durch.

Und ich vergebe alle aktiven Sünden, aber die der Langenweile nicht.

Es iſt ein leider gar zu gewöhnlicher Fehler unſrer Geſelligkeit, daß die Leute ſich nicht zu trennen wiſſen, wenn ihre geſellige Kraft erſchöpft iſt. Und ſie erſchöpft ſich bei dem bedeutendſten Menſchen, die größten Fähigkeiten in uns ſind nur verhältnißmäßige, endliche, wir gleichen in allen Dingen einem Brunnen, dem man Zeit laſſen muß, ſich wieder zu füllen. Die ungeſtörte Natur wirkt eben ſo ſicher wie der langſam ſickernde Quell — einige Stunden Einſamkeit häufen neues, friſches Material in uns auf. Die Verſäumniß dieſer Oekonomie erzeugt die Langweiligkeit. Nicht bloß weil ſie in einfacheren Verhältniſſen lebten und darum weniger Anſpruch auf Mannigfaltigkeit machten, nicht bloß darum war unſern Vorfahren die Langeweile weniger bekannt, nein, ihre Genügſamkeit wurde auch durch den Mangel geſelliger Inſtitute unterſtützt. Die Welt war leerer, die Leute kamen ſeltner zuſammen, und ſo wunderlich es klingt: die maaßloſe Geſelligkeit iſt die Haupturſache der Langenweile. Es iſt das alte Sprichwort von den Extremen: zu viel Einſamkeit und zu viel Verkehr erzeugen das Nämliche. Eben ſo iſt es mit den Intereſſen der alten und neuen Zeit. Früher waren die Leute von wenigen bewegt, aber dieſe wenigen bewegten den ganzen Menſchen, jetzt ſtumpft die Fülle ab. So iſt der Ennui ein ganz eigentlich modernes Produkt. So was wird bei neu ſich bildenden Zuſtänden immer abgeſetzt, bis die Menſchen eine vollſtändige Oekonomie des neuen Reichthums erlernt haben. Ein ſtilles Gemach in einer alten ſchweigenden Reichsſtadt, auf einer einſamen Burg war darum den ruhigen, ungeſtörten Gemüthern nicht ſo langweilig, als wir in unſern gefüllten Salons oft denken mögen, und die alte Poſtille ſtärkte die Leute mehr, als der Haufe mannigfacher Journale und Schriften, der jetzt noch oft wüſt und unerquicklich auf uns einwirkt. Aber es iſt eben ſo lächerlich, dieſe Zuſtände wieder herbeiwünſchen zu wollen, als wenn ein reich gewordener Mann ſeinen Ueberfluß wegwerfen wollte, weil er nicht ſogleich damit zu ſchalten verſteht. Wilhelm iſt nun ein Opfer dieſes modernen Reichthums: er hat ſich in den Formen vereinzelt, verſplittert, ein gewöhnlicher Verſtand und ein gutmüthiges Herz haben ihn langweilig werden laſſen.

Sogleich mußt' ich mit ihm ſpazieren gehn, er wollte mich orientiren. Ueber den Poſthof führte er mich nach dem Freundſchaftsſaale. Wenigſtens ſechsmal grüßte er unterwegs, blieb ſtehen, oder ſtellte mich ſogar vor, wenn ich ihn nicht durch einen Rippenſtoß davon abhielt. Dieſer tolle Jüngling iſt im Stande, mich binnen vier und zwanzig Stunden in ſo viele Bekanntſchaften zu verwickeln, daß ich am Ende keinen Augenblick Zeit für mich und Dich oder ſonſt etwas Intereſſantes übrig behalte, daß ich aus Furcht vor lauter Bekannten, die ich alle grüßen muß, nicht mehr ausgehen kann.

Am Freundſchaftstempel ließen wir uns nieder, Wilhelm eilte, Erfriſchung zu beſorgen; nur bei ſolchen Gelegenheiten iſt ſeine Höflichkeit bequem. Ich ſaß ſtill da und ſtarrte in den dunkeln Wald, der rings von den Bergen ſchweigend herunterſah; durch eine Windung des Thals quoll weißgoldner Sonnenſchein über die grünen Wände des hohen Gemachs. Ein häßliches Harfenmädchen ſpielte die Tyrolienne aus Roſſini's Tell; in einiger Entfernung von mir ſaßen viele Leute, aber man hörte wenig von ihnen: Karlsbader Kurgäſte haben keine Kourage, ſie gehen gebückt unter dem Himmel einher, und horchen ſtill und ängſtlich, ob er ihnen wol auf den Rücken fallen könne.

Ich ſchloß die Augen, und ſah Dich, meine weiße Dame, in der Laube auf unſrer Glückſeligkeitsinſel ſitzen und nach den Lüften lauſchen, ob ſie Dir Worte und Küſſe von mir brächten. Es wehte ein ſanfter Süd, und ich ſah, wie Du Dein weißes fliegendes Gewand noch fliegender machteſt und die letzte Hülle von Deinem feſten Buſen hobſt, damit die Lüfte ihre ſüßeſten Verſe und Küſſe an Dein Herz legen könnten.

Da ſtörte mich Wilhelm, der Höfliche, und erzählte in Eil, wie der Prinz oben im Saal ſei und die liebenswürdigſte Komteſſe von der Welt mit ihrer feingebildeten Mutter, und wie er mich bereits angekündigt habe. Mürriſch folgte ich ihm, um mich vorſtellen zu laſſen.

3.

Alſo auch Du klagſt, daß Du Dir den ſentimentalen Schmerz nicht weit genug abhalten könneſt. Mein liebes Kind, Du haſt Recht, warum ſoll man dem natürlichen Drange des thränenreichen Schmerzes nicht nachgeben, wenn er ſich wie ein Liebesgläubiger einſtellt? Die Natur hat immer Recht; wenn ſie denn durchaus geweint haben will, warum ſoll man nicht weinen? Nur nicht nachhängen ſoll man den Abnormitäten. Verweine Dir nicht Deine ſchönen dunkelblauen Augen — die Komteſſe hat ähnliche — ein rothgeweintes Auge iſt eine Sünde gegen die Schönheit und gegen Deinen Geliebten, der die Schönheit in Dir verehrte. Ich hoffe, Du trittſt in den Stunden, wenn wir uns zu ſehen pflegten, fleißig vor den

Spiegel, und gibſt Dir Rechenſchaft, ob Du geſchmackvoll gekleidet biſt, ſomit der glücklichen Natur ihr Recht gewährt, ob Du dem ſchönheitsluſtigen Geliebten genügt habeſt — Du mußt mich immer hinter Dir ſtehen und mit Dir in den Spiegel kucken ſehen; was mir gefällt, das weißt Du ja, Du liebe Schönheit, Grazie meiner beſten Gedanken. Vergiß mir's auch nicht, des Nachts, eh' Du in's Bett ſteigſt, mit dem Licht an den Spiegel zu gehen und mir zu winken, dann wirſt Du auch kunſtlos geſchmückt mit dem Schlafe verkehren, Du mußt den Bräutigam allnächtlich erwarten, dann bleibt die Poeſie der Nacht an Deine Schläfe gefeſſelt, dann bleibſt Du auch immer glänzend und ſtraff wie der Morgen.

Ich weiß, daß ich Dich nicht erſt vor jenem jämmerlich ſaloppen Weſen romantiſcher Dirnen zu warnen brauche, die Anzug und Haltung vernachläſſigen, ſobald der Geliebte von dannen iſt; die da fragen: „wofür hab' ich mich denn geputzt?“ Sie ahnen keinen Zauber der Form, keine Schönheit, ja außer ſchnirkelnd romantiſcher, auch keine Poeſie. Das Ebenmaaß, die Harmonie, die platte Klarheit, das reine Element, was über die Erde, von der Stirn herab über die Schulter wallt — Alles das iſt klaſſiſche Poeſie. —

— Ich muß dem Wilhelm eigentlich ſehr verbunden ſein für die Bekanntſchaften, in die er mich gewaltſam hineinzieht. Ich kann wochenlang in einem Bade ſein, ohne etwas Hübſches kennen zu lernen. Das Auge iſt zu despotiſch in mir: ich begnüge mich vollkommen damit, ſchöne Geſtalten zu ſehen, es erfreut mich ein freier, mit vollen, runden Feſſeln ſpielender Wuchs, es macht mich ein ſchöner, leichter Gang fröhlich, es erquickt mich ein ſchönes Geſicht, was mir darthut, der ärgerliche Gott der Chriſten ſei noch eben ſo groß, wie es die Götter

Griechenlands waren, die thörichten Menſchen wollten's nur nicht glauben. Ich fühle ſelten das Verlangen, ein ſchönes Mädchen zu ſprechen, oder richtiger geſagt, ich bin zu ſcheu, zu furchtſam und zu faul den Sumpf der Anknüpfungsgeſpräche durchzuwaten, um am Ende zu einem Weſen zu gelangen, was mir durch die Verſchiedenheit des Innern und Aeußern einen widerwärtigen, disharmoniſchen Eindruck gewährt. Ich ſetze dabei auch immer die äußere Schönheit des Mädchens auf's Spiel, denn ſie iſt alsbald für mich verloren, wenn ich unter dem ſchönſten Buſen ein gedankenleeres, armes Herz, hinter dem lockenden Titel leuchtender, weiter Augen ein ödes, wüſtes Hirnkämmerchen entdecke.

Und muß man das nicht zumeiſt erwarten bei den ſchlecht erzogenen Töchtern unſrer höheren Stände? Sie ſprechen ſchlecht franzöſiſch, faſeln höchſtens von Schiller oder affektiren und kokettiren mit Goethe, wenn ſie eine ſogenannte Erziehung genoſſen haben, aber ſind prüde, zimperlich, ohne Schönheitsmuth, ohne poetiſche Lebenskraft.

Gewinne ich nicht alſo, wenn ich die ſchönen Dämchen nicht ſpreche und meine geſunden Mädchenſeelen darin herumhüpfen, vom Augenlied und der weich gerundeten Hüfte vor ihnen her ſpringen laſſe? Sprich, Blanca, gewinne ich nicht? Hab' ich nicht auch Dir lange zugeſchaut ſtumm und wortkarg, bis Deine innern Grazien mir unwiderſtehlich winkten? Weißt Du noch, wir gingen in der Allee, die an Deines Vaters Gartenhaus ſtößt, nach dem Luſtſchloſſe, und ich erzählte Dir, daß ich fortreiſen würde in die weite Welt. Da ſahſt Du mich mit Deinem großen Auge groß und offen an, Deine ſchöne Seele ſtreckte bittend die Hände aus ihm mir entgegen, Deine ſchmachtenden Lippen theilten ſich langſam, um Raum zu geben dem heiß erregten Herzensodem — wir ſtanden ſtill einander gegenüber. Du reichteſt mir zum erſten Male die Hand, ich zog Dir langſam den Handſchuh davon, und fühlte Dein warmes Leben, was elektriſche Funken in mich ſchlug. Es ſchlich ſich leiſe aus Deiner weichen, pulſirenden Hand Dein Weſen bis in's Herz des meinen. Mit einem leichten Druck, den Du mir mit den Augenwimpern erwiderteſt, gab ich Dir die Hand zurück, den Handſchuh behielt ich, und wir gingen langſam, nur einzelne Worte ſprechend, nach dem Gartenhauſe. In's grüne Zimmer im Erdgeſchoß traten wir, liebeſchauernd wie die Griechen in Aphrodite's Tempel. Du ſetzteſt Dich in jenen lauſchigen Winkel, und ſchwiegſt, die Hände in den Schooß gelegt; ich ging einige Male im Zimmer auf und ab, und blieb dann vor Dir ſtehn. Dein Auge, mit dem Du zu mir in die Höhe ſahſt, war liebesweich. Ich nahm Deine Hände — Du hatteſt auch den andern Handſchuh ausgezogen — und legte ſie auf meine Bruſt, mein Kopf beugte ſich vorwärts, der Deine zurück, die Lippen drängten ſich an einander im erſten, heißen Liebeskuſſe. Da zog ich den leichten ſeidnen Shawl, den Du trugſt, von Deinen vollen Schultern, drückte meine Wange darauf, nahm dann Dein Haupt in meine Hände, in denen ſich die weichen Locken kräuſelten, küßte Dich auf das Auge und ging davon.

Erſt nach acht Tagen ſah ich Dich wieder — Du trugſt daſſelbe grünſeidne Kleid, wir fanden uns in demſelben Zimmer.

Ich wollte Dir andere Dinge ſchreiben, jetzt kann ich nicht mehr. Morgen.

1.

Ich fand die Geſellſchaft, welcher mich Wilhelm im Freundſchaftsſaale vorſtellte, ſehr heitrer Laune. Der Prinz beachtete mich wenig, und das war mir ſehr angenehm; er beherrſchte und leitete das Geſpräch, und ich konnte ſomit mehr empfangend als gebend unbetheiligt beobachten. Er iſt ein großer, ſtarker Mann mit einem feiſten, ziemlich regelmäßigen Geſichte, was einförmig und reinlich wie ein Hôtel diner ausſieht. Man ſieht nicht die kleinſte Spur, daß irgend ein bedeutender Gedanke jemals nur darauf ſpazieren gegangen wäre, der Backenbart iſt wohl gepflegt, der Stutzbart in beſcheidener Zurückgezogenheit gehalten, es iſt Alles civil und ordentlich in dieſem Antlitze, wie in einer wohl aufgeräumten Stube, auch nicht ein poetiſches Winkelchen iſt zu entdecken. Auf einem grünen Ueberrock trägt er einen großen Stern, damit ihn Niemand verkenne. Er ſpricht ſeinen provinziellen Dialekt; das machte den wunderlichſten Eindruck auf mich. Der Fürſt iſt zumeiſt die große Ausnahme von den kleinen Landesintereſſen, er iſt unberührt vom Staube des Lebens, er iſt einzig in ſeinem Ländchen — ich konnte gar nicht begreifen, wie er ſich ſolchergeſtalt auf die ſchlechteſte Art mit ihm vermiſchen, und der provinziellen Unarten mit ihm theilhaftig machen könne. Du weißt, ich gebe nicht viel auf die mit Flittergold prunkenden Sprachkenntniſſe, weil man zu oft dahinter bloße Papageimenſchen findet, die ſtatt den Verſtand zu bilden das Gedächtniß gemartert haben, welche die Inſtrumente zur That, d. h. die Worte zum Gedanken, für die That anſehn und ausgeben.

Aber die Mutterſprache verlang ich rein und makellos. Sie iſt der Ausdruck der Bildung, die Erſcheinung und Manifeſtation des innern Menſchen. Ein Mann aus den höheren Klaſſen, der ſeine Mutterſprache verunſtaltet ſpricht kommt mir immer wie ein geputzter Herr mit ſchmutziger Wäſche vor.

Der Prinz ſcheint übrigens gutmüthig, oberflächlich wiſſend und oberflächlich eitel zu ſein. Er gehört wol zu jener, wenn auch unterſten, Klaſſe von Bildung, die wenigſtens Theilnahme für die Bildung affektirt. Natürlich hat er keine eigne Meinung, ſondern nur diejenigen Meinungen Anderer, die er am bequemſten und leichteſten gefaßt hat. Er will auch eigentlich nicht Recht haben, ſondern nur ſprechen — es gibt nichts Beſſeres für eine Brunnenkur, eine Kurbildung. Ich glaube, er hat auch gar keine Leidenſchaften, nicht einmal für die Jagd oder die Pferde und Hunde, die Prärogativpaſſionen unſrer alten Ritter. Er begnügt ſich mit kleinen, leichtfüßigen, kurzſichtigen Neigungen. Das iſt etwas, was mir ſtets ein tiefes Mitleid einflößt; die Natur hat ſolchen Menſchen die Ahnung, wenn auch die oft ſchmerzhafte Ahnung ihrer Tiefe verſagt. Wer von keinem tiefen Leide erſchüttert wird, kennt auch keine tiefe Freude, kennt keinen Vers jener Schwärmerei, welche um den verſagten Himmel buhlt, empfindet keine Art von Religion, iſt keines Opfers, keiner Größe fähig. Der wunderlichſte Narr iſt ein Gott an Reichthum neben ihm. Die Augen der Nacht ſind ihm verſchloſſen, die Brunnen der Weltſeele verſiegt, er iſt ſo arm, daß ich weinen möchte, wenn ich die leere Freude auf ſeinem Geſicht ſehe. Die Unterdrückung, Verdammniß jeder Art von Leidenſchaft iſt mein Vorwurf gegen das Chriſtenthum, und die Art Romantik, welche nur mit ihm buhlt — die gewaltigſten Kräfte, die unmittelbar göttlichen ruhen in den Leidenſchaften — man ſoll ſie zur Schönheit zügeln, aber nicht unterdrücken. Die ſtarren Aſceten ſind für mich grauenerregende Sünder; ſie legen die frevelhafte, läppiſche Hand blindlings an den Gott im Menſchen.

5.

Es iſt doch recht ſchade Blanca, daß Du nicht von Adel biſt! Du glaubſt nicht wie Einem dies das Leben erleichtert. Es iſt eine Art Ordensverbindung, die ſich durch alle Länder erſtreckt, namentlich ſeit den Zeitbewegungen, die wie Du weißt von Voltaire und Rouſſeau datiren. Sie wird immer inniger, je mehr ſie von der jungen Welt angegriffen und in das hiſtoriſche Bereich zurückgedrängt wird. Ich glaube, man würde ſie viel erfolgreicher bekämpfen, wenn man ſie, ſtatt zu ſpotten und zu höhnen, unbeachtet ließe. Ein Sterbender lebt noch länger, wenn man ihn noch einmal heftig bei ſeinen Lebensfragen angreift, ja man hat Beiſpiele, daß ſolche, die ſchon ausgeathmet zu haben ſchienen, wieder auf eine Zeitlang lebendig geworden ſind, wenn irgend ein Ton früherer Leidenſchaft, ſei's einer der Liebe oder des Haſſes angeſchlagen wurde. Ich will es gern glauben, daß der Adel durch ſein Ausruhn auf Vorzügen, die keine mehr ſind, die Kultur hemmt; aber ich ſeh' es nicht gern, wenn man ihn mit ſchweren Waffen angreift. Als ob man gegen einen alten Tanzmeiſter, der nichts weiß als die Namen ſeiner aus der Mode gekommenen Touren, Kanonen aufführe! Und dieſer Gegenſatz, dieſe ſtille Privatrancüne in der Geſellſchaft verſchafft uns doch vielen Reiz. Wie viel Intereſſe ginge für uns verloren, wenn die geputzte Frau Kommerzienräthin nicht mehr neidiſch wäre auf die Frau Baroneſſe, und die Frau Baroneſſe nicht mehr vornehm herabſähe auf die Frau Kommerzienräthin, die in der ſchönſten Equipage an ihr vorüberraſſelt. Wir ſind einmal verwöhnt, und brauchen die Kontraſte zu unſrer Anregung. Wie troſtlos wäre es für uns, wenn plötzlich der Adel oder die Standesunterſchiede im Allgemeinen aufhörten, wie würden wir in einem Gleichheitsſtaate verſchmachten, wie würden die Kämpfer gegen Ariſtokratie in Langerweile und Reizloſigkeit ſich dehnen! Bin ich nicht heute ſehr liebenswürdig? Denn daß mein eigner Adel dabei nicht mitredet, weißt Du wohl, obgleich ich Dir geſtehen muß: es würde mir gar ſpaniſch vorkommen, wenn mein Friedrich mich eines Morgens nicht mehr „gnädiger Herr Graf“ anredete, ſondern ſich vernehmen ließe „Bruder Alphons, wie haſt Du geſchlafen?“ Kurz, wie ein recht bequemer Lebemann, wie einer, den die junge wilde Welt einen herkömmlichen Schlecker, einen unbrauchbaren Indifferentiſten nennen würde, verſichre ich Dir, mein holdes Kind, es iſt ſehr bequem und angenehm, von Adel zu ſein. Ich führe Dich ſo gern in Gedanken in die hieſigen Kreiſe, dazu darfſt Du aber nicht bürgerlich ſein; meine zufällige Geburt verſchafft mir wie eine Empfehlung überall Zutritt. Aber adeln laſſen muß man ſich doch nie, das iſt ein größeres Unglück als in demokratiſchen Zeiten von Adel ſein, denn es iſt ein unverantwortliches Zugeſtändniß an eine Partei, deren angenommener Werth im Alter beſteht, alſo nicht durch Verdienſt oder Fähigkeit erworben werden kann. Ich ſpreche mit den Leuten natürlich wie ein Eingeweihter mit dem andern, und erzählte dem Prinzen mit vielen Bedauern, daß ich eine Mesalliance geſchloſſen; er erbot ſich ſogleich, Dich in den Adelſtand zu erheben — Dich adligſtes Mädchen unter Mond und Sonne will man adeln. Ich dankte verbindlichſt, und bedauerte, daß Du auch zugleich eine Jakobinerin und auf keine Weiſe zu retten ſeiſt. Auf dieſe Weiſe hab' ich ſogleich den Ruf eines unglücklich Verheiratheten bekommen, am andern Morgen wollte ich mich ſcheiden laſſen, am dritten erzählte Jemand neben mir, der mich nicht kannte, ich hätte mich von einer ſehr liebenswürdigen Frau ſcheiden laſſen, weil ſie nicht von Adel ſei. Die feine Welt iſt unſicher über mich geworden, und ſo bin ich ſchnell intereſſant. Ein junger Witwer hat mehr Reiz als ein Junggeſell, ein halber Witwer noch mehr als ein ganzer. Ich promenire jetzt in einem romantiſchen Mantel, und jedes kleine Händchen juckt es, ihn zu lüften.

Uebrigens bin ich wunderlich genug bereits um und um in geſellige Intereſſen verflochten. Wenn man liebenswürdig und von Adel iſt, mein liebes Kind, ſo kann man ſich nicht in die Einſamkeit retten. Warum ſchlägſt Du mich auf den Mund? küſſe mich lieber; ich werde doch bald andre Mädchen küſſen. Ich weiß es, daß Du Dich darüber freuſt, und ich werde auch gewiß mein Verſprechen halten, und Dir nichts verſchweigen, und Du wirſt doch immer mein Liebling bleiben.

Nach der Luft kommt das Element der Geſellſchaft, dem man nicht entrinnen kann. Die Komteſſe, welche damals mit dem Prinzen im Freundſchaftsſaale war, iſt ein ſehr liebes Geſchöpf. Das feine, zarte Geſicht iſt von einem ſo weichen, ſanft wechſelnden Ausdrucke, daß ſie kein Menſch hart anſehn kann. Ich möchte ſagen es iſt ein human ſchönes Geſicht, weiches braunes Haar, eine klare Stirn, auf der lauter freundliche Gedanken ſtehn, im klarſten Weiß ſtill hin und hergehende ſanftblaue Augenſterne, von der weichen Hülle langer Wimpern ſorglich beſchützt, ein kleiner Mund von ſchmalen Lippen, lieblich einſchmeichelnd wie ein Liebes-Liedchen Uhlands — gefällt Dir das nicht? dazu der ſchönſte Teint, eine Hand weiß und länglich wie ein ſeidenweicher Himmelsvogel, ein ſchöner Fuß, eine feine, ſchlanke und doch runde Figur, die einfachſte geſchmackvollſte Kleidung von der Welt, braucht es mehr, um zu erfreuen? Und die Komteſſe hat noch mehr: ſie hat eine weiche, elaſtiſche, melodiſche Stimme, daß jeder Ton ſich wie ein Liebesgott ſanft an's Herz legt, und ſchönſtens bittet, mitzufühlen und zu empfinden. Es iſt eine lyriſche Stimme.

Daß ihr jetzt ſo kurze Kleider tragt, gefällt mir ſehr, obgleich die Größe, das Imponirende, Heroiſche der Figur bei langen Gewändern mehr gewinnt. Ihr braucht aber nicht zu imponiren und heroiſch auszuſehn. Dadurch, daß man den Fuß bis über die Knöchel ſieht, kommt mehr Klaſſicität, klare Natürlichkeit in Eure Geſtalt; das fein gefeſſelte, in leicht aufſtrebender Ausbreitung ſich entwickelnde Bein gibt dem Gange und ſomit dem ganzen Körper mehr Luſtigkeit, Heiterkeit und Freiheit.

Und ihr Weiber müßt ja ſo oft die Luft ſein, welche den Mann, das ſchwerere Element der Erde fächelt. Wenn ich einen größeren Theil des ſchlanken Fußes ſehe, ſo wird mein Auge mehr an Formengrazie gewöhnt, ihr entwickelt und enthüllt auch dadurch das Geheimniß Eures ganzen Wuchſes mehr, mein künſtleriſches Auge ergänzt den Unterkörper völlig, ihr bildet dadurch mehr Künſtler, das Verlangen nach Euch wird ein klareres, luftigeres, ſchöneres. Die langen Gewänder ſind mehr düſter romantiſch und erzeugten eine dumpfere, verworrenere Sinnlichkeit, verpackten unſchön die Form und feſſelten die Grazie.

Mein Herz labt ſich am Anblick der Komteſſe. Es iſt etwas Tragiſches über ſie ausgegoſſen, man glaubt, ſie nehme fortwährend Abſchied von den Freuden der Welt, und liebe doch dieſe Freuden innig, ſie iſt eine elegiſche Schönheit. Ihre Jugendblüthe iſt eigentlich vorüber, ſie iſt ſchon in den zwanziger Jahren, und ich kann aus der Wehmuth um Mundwinkel und Augenlieder noch nicht recht herausleſen, ob ſie unglücklich geliebt hat, oder nur nach Liebe, gleichviel ob glücklich oder unglücklich ſchmachtet. Sie iſt eine renommirte Schönheit geweſen, und gilt bei Vielen zum Theil noch dafür, ſie hat ſehr viel Freier und Anbeter gehabt, iſt aber glaub' ich, arm, und hat keinen gewählt Jetzt macht ihr der Prinz lebhafteſt den Hof, und die alte Baroneſſe, welche mir dies Alles auf dem Heimwege mittheilte, ſetzte hinzu, die Intention von Sr. Durchlaucht ſcheine ſeriös zu ſein. Und doch glaub' ich, die Komteſſe hat noch nicht geliebt, es iſt zu viel unerfahrne Jungfräulichkeit in ihren Augenaufſchlage, zu viel Verſchloſſenes in den Lippen, die wie Centifolien aufzugehen pflegen nach heißen Liebesküſſen; die milden Liebeszüge um Auge und Mund ſind noch Knoſpe, es iſt nicht die leiſeſte Wolluſt im Geſicht zu ſehen. Und die bleibt nicht aus und iſt ſo verlangend ſchön wie ein üppiger Frühlingsabend. Du weißt, wie oft ich Dir geſagt habe: Blanca, die Liebesluſt hüpft auf Deinem Geſicht herum, und Du holdes, geſundes Mädchen läugneteſt es nicht mehr, ſondern öffneteſt lächelnd die Arme.

Aber Zeus, warum duldeſt du ſolche alte Weiber auf der Welt? Was hab ich gelitten von dieſer alten Baroneſſe! Wie groß iſt die geſellſchaftliche Sünde, ſo grauenhaft häßlich zu ſein, wie fürchterlich iſt es, mit der Häßlichkeit ſchön thun zu ſehn! Ich kann mich nicht entſchließen, Dir das garſtige Weib zu ſchildern, man ſollte überhaupt durch Schilderung Häßlichkeit nie bleibend machen. Was hat es für einen äſthetiſchen Zweck, das Unſchöne vorzuführen? wie können ſich Belletriſten in dieſem frazzenhaften Kontraſte gefallen? Was iſt es für eine Kunſt, zu kopiren? ein Künſtler muß ſich nie dazu hergeben. Wozu haben wir Verſtand und Geſchmack, als um ſolche Abnormitäten der Natur zu verſchweigen?

Das Ungethüm verfolgte mich mit einer Art Theilnahme, es lief mir eiskalt über den Rücken. Das Gefühl und Bedürfniß der Schönheit iſt doch ſo groß in mir, daß ich ein garſtiges Weib nur mit demſelben Widerwillen küſſen könnte, mit welchem ich Rhabarber einnehme. Ich weiß, es gibt Sinnlichkeitsmenſchen, die Alles, was Weib heißt, und nicht eben wie des Teufels Großmutter ausſieht, an ſich zu drücken vermögen. Ich bin kaum im Stande, ein mittelmäßig hübſches Frauenzimmer, was nur die kleinſte unſchöne Abnormität hat, eine Zeitlang mit gewöhnlich humanem Wohlwollen anzuſehn — Euer Element iſt Schönheit und Reiz; alles Garſtige iſt's an Euch doppelt. Das ſollten ſich namentlich die alten Frauen merken, und mit Geſchick ihre urſprüngliche weibliche Beſtimmung verläugnen. Sie müſſen gar keinem Geſchlecht mehr angehören, verhüllt mit Hauben und Tüchern bis an das Kinn gehen, und ſich eine unparteiiſche Stellung zwiſchen Mann und Weib gründen. Zudem iſt das Geſicht einer alten Frau das Urtheil ihres früheren Lebens; all die Regungen und Leidenſchaften, denen ſie ſich früher hingegeben, haben ſich viel tiefer eingeniſtet in die nachgiebigere Frauenhaut, und grinſen wie Schauergeſchichten mit Spießen und Säbeln um Augen und Mund. Man wird ſelten einen ſo tiefgefalteten Mann ſehen, wir verarbeiten durch Handeln vieles, was ſich bei äußerer Unthätigkeit in das Geſicht des Weibes eingräbt. Wir ſind nicht da, um zu gefallen, aber die Frauen ſind's; wenn man die Waffen verloren hat, kann man nicht mehr Soldat ſein, wenn man nicht mehr gefallen kann, muß man's verſtecken, daß man eine Frau iſt.

Die alte Baronin war noch bei der teutſchen Kaiſerin Hoffräulein geweſen, und hatte geſchwärmt, als man noch auf dem Römer krönte. Sie wollte mir durchaus von der Komteſſe erzählen, wie ſchön ſie tanze, ſinge ꝛc., ich bat ſie um Gotteswillen, das nicht zu thun. Gott weiß, was ich zu ihr geſagt, aber für ganz klug hält ſie mich gewiß nicht mehr. Es zerſtört meine Illuſion, die Schönheiten eines Mädchens von einem alten zahnloſen Weibe aufzählen zu hören. So möchte ich ein junges ſchönes Buch nicht auf altem vergelbtem Papier mit altmodiſchen Lettern abgedruckt ſehen; ich traute den jüngſten, friſcheſten Gedanken nicht, ich fürchtete mich vor innerlichem Moder. So könnte ich nie altes, vertrocknetes Papier zu meinen Briefen an Dich und dergleichen nehmen, es würde mich ein Mißbehagen beim

Schreiben überfallen. Es gibt einen Hauch der Jugend, der Alles erfriſcht, und es iſt eine Kunſt des Lebens, ihn immer zu fühlen und zu ſehen. Wer ihn auch nicht zu reproduziren weiß durch friſche Luft, Bäder, blühende Wäſche, glänzende Sauberkeit in allen Dingen, der lebt wie ein barbariſcher Ruſſe, und iſt der Civiliſation fremd.

Die Alte hatte mich wirklich ein ganz Stück hinweggedrängt von der Komteſſe, mit welcher der Prinz eifrigſt ſprach. Ich weiß nicht, ob es ſo geläuterter, guter Ton, oder wirklich herzliche Theilnahme war, welche die Alte ausdrückte. Sie behauptete, meine Familie zu kennen, und erkundigte ſich aufs Sorgfältigſte nach meiner Kränklichkeit. Ich rief die alte Gräfin, welche mit Wilhelm hinter uns kam, zu Hilfe und ließ mich über das geſellſchaftliche Leben in Karlsbad unterrichten. Die Gräfin gehört zu den Frauen, die ſich bis in den Sarg eine Art ſtarrer Schönheit bewahren, es ſind die Umriſſe, die Skizzen zu einem ſchönen Gemälde, aber die Augenhöhlen ſind wie bei Statuen leer, das Fleiſch und das vertrauliche Leben fehlt. Aber ich beſchreibe falſch: Du könnteſt Dir nun ein ſehr edles Geſicht denken, das in ſteinerner Ruhe läge; das hat die Gräfin aber nicht, ſie hat nur die Formen dazu, eine ſchöne Naſe, große Augen, hohe Stirn, imponirende Figur, der Gedanke des Adels fehlt aber. In Ermangelung deſſen hat ſich die Gewöhnlichkeit, welche nur zu oft Gemeinheit iſt, in die leichten Falten gelagert, die ſich allmählich in das gelbliche Pergamentgeſicht einknittern. Man kann an ihr recht ſehen, wie todte Form keinen Vortheil gewährt, wie in dem Aeußerlichſten eine Art Leben ſein muß, ſoll es gefallen. Es fehlt nämlich auch ihrer ſchönen Figur der Gedanke des Wuchſes: ſie geht ganz ſchlecht. Ich möchte ſagen, ſie geht gar nicht, ſondern ſchleppt einen

Fuß nach dem andern fort. Dadurch wird ihre Erſcheinung ganz niedrig. Sie ſchien niedergeſchlagen, und wenn ich einige ihrer beſorgten Blicke richtig belauſcht habe, ſo hat ihre Tochter viel Schuld daran. Der Neigung des Prinzen mag ſie nicht recht trauen, wenigſtens ſchwerlich etwas Solides davon erwarten, ſie ſoll arm ſein und wahrſcheinlich wünſcht ſie eine baldige, gute Verheirathung ihrer Tochter. Sie kann Recht haben mit ihrer Beſorgniß: ich habe meiſt gefunden, daß ſeltner die mittelmäßigen Mädchen unverheirathet bleiben, als die intereſſanten. Es kommt vielleicht daher, daß es auch mehr mittelmäßige Männer gibt.

Wo vor dem Poſthofe der Fußſteig ſich vom Fahrwege trennt, ſtand die Komteſſe mit dem Prinzen ſtill, und erwartete uns. Sie ſchienen Beide lebhaft geſprochen zu haben, und die Komteſſe war noch weicher, ſanfter, ſeidner als im Saale draußen. Es that mir ſehr wohl, liebe Blanka, als ſie ihre erſten Worte an mich richtete, und fortwährend lieb und gut mit mir plauderte, bis wir uns auf der Wieſe trennten. Wirklich war's ſo ehrlich und lieb von ihr, als ſie mir gute Nacht wünſchte und hinzuſetzte, es ſei hübſch, daß ſie mich kennen gelernt habe.

6.

Ich muß eilen, ſonſt bleibt meine Beſchreibung hinter den Dingen und Tagen zurück. Vorgeſtern erlebte ich einen hübſchen Morgen. Ich dachte unwillkührlich an unſern Abſchiedsmorgen, und eine lebhafte Bewunderung der Gottheit erfüllte mich, wie mannigfach ſie das kleine Menſchenherz bewegen und beglücken kann. Du weißt, ich ſpreche ſonſt nicht viel von der Gottheit, ich haſſe es ſogar, wenn man ſie fortwährend im Munde führt, ſo wie ich die dramatiſchen Liebhaber und Liebhaberinnen nicht leiden mag, die fortwährend in ſchönen Redensarten von der Liebe ſprechen. Wie wäre die Gottheit klein, verlangte ſie Anerkennung von den Menſchen, was wäre ſie da für ein karg menſchlicher Gedanke. Wer über der Schönheit der Welt, über der Gottheit die Gottheit vergißt, iſt der nicht göttlicher, frömmer als der, welcher ſich außerhalb der Gottheit hinſtellen und ſie preiſen will? Alle ſchönen Empfindungen, die Freude jeder Art iſt der beſte Gottesdienſt.

Wie wenn unſere Herzen in warmes Blut, in Himmelsäther getaucht worden wären, ſo webte es in uns, als ich damals meinen Reiſerock angezogen hatte, und wir mit einander auf der Schwelle Deines Schlafzimmers ſtanden. Unter meinem Arm lagſt Du an meiner Bruſt, große Thränentropfen drängten ſich Dir aus den Augen und ich überſchaute ſelig noch einmal den Raum unſeres Glückes. Auf dem Stuhle am Bette lag Dein weißes Nachtkamiſol, das ich Dir herunter zu ſtreifen pflegte von der runden Schulter und dem vollen Arm. Du wollteſt mir anfänglich immer die Augen zuhalten, wenn ich's zu haſtig that. Auf dem

Nachttiſch am Bette ſtand die Uhr, die ich zu verhängen pflegte, in der andern Ecke des Zimmers die treue, tiefbeſchirmte Nachtlampe, die mir ſo oft geleuchtet hatte zum Anſchauen meines weißen, ſchönen Mädchens. Es ward mir weich um's Herz, ich drückte mein Geſicht in Dein Haar, und drängte meine Hand tief in Deinen Buſen, um die Eindrücke meines Bluts Deinem Herzen mitzutheilen. Wir ſtiegen langſam die Treppe hinab, Du bliebſt lieblich zögernd immer eine Stufe zurück und hatteſt den Arm um meinen Nacken, das Haupt auf meine Schulter gelegt. Du liebes, griechiſches Mädchen warfſt alle modernen franzöſiſchen Rückſichten von Dir und gingſt, ein leidend Weib mit ihrem Gatten, neben mir über die ſtille Straße, die noch im tiefen Schlummer der Morgenfrühe lag. Beim erſten Brunnen blieben wir ſtehen, Du lehnteſt Dich ermattet an, Dein Kopf lag zitternd auf meinem Herzen.

Der Nachtwächter mit ſeinem mittelalterlichen Koſtüme, dem breiten Hute und kurzem Spieße ſaß nicht weit von uns auf einer ſteinernen Bank und ſchlief, ſein Hund kam einige Schritte auf uns zu, blieb ſtehen, reckte den Kopf neugierig in die Höhe und ſah uns wie ſtaunend an. Da, mein ſüßes Mädchen, überwältigte Dich zum erſten Male das verlangende Weib: Du ſchlangſt Deine Arme feſt um mich und ſprachſt zum erſten Male: „Nein, Alphons, Du darfſt nicht fort!“ O, wie das durch alle Kammern meines innerſten Mannes drang. Ich küßte Dich mit allen Fibern meiner Seele, nahm Deine erſchlaffenden Arme von meinen Schultern, bedeckte meine Augen damit, küßte ihre hohle Fläche, legte ſie ſanft in Dein Geſicht und ging. Wir ſprachen kein Wort mehr. Als ich an die Ecke kam, wo der Poſtwagen meiner harrte, ſah ich mich zum erſten und letzten Male nach Dir um, nachdem ich mir die letzten Thränen getrocknet hatte, ich wollte freudig von Dir ſcheiden. O, wie entzückt war ich, als ich ſah, daß auch Deine Liebe den flüchtigen Schmerz beſiegt hatte. Du hatteſt die Arme zum Himmel erhoben, ihn zum Glück herausfordernd wie Donna Anna zur Rache, die Freude des Abſchieds lag erhaben auf Deinem Geſichte, eine muthige Antigone ſtandeſt Du da. Der bunte Shawl, den ich Dir über das weiße Morgenkleid geworfen hatte, war Dir von einer Schulter heruntergeglitten, Dein leichter, weißer Ueberrock flatterte im Winde — o wie entzückteſt Du mich da, Blanca; ich eilte fort, um Dich nicht mehr anders zu ſehen. —

Es iſt ſo verführeriſch, vergangene Liebesgeſchichten zu ſchreiben, die gegenwärtigen erblaſſen vor ihrem leuchtenden hiſtoriſchen Schein. Mein Karlsbader Morgen iſt plötzlich klein und unbedeutend geworden. Wüßten es alle Menſchen, welche tiefe Poeſie in Allem, was vergangen iſt, liegt, welch' unausſprechliche Kunſt über Alles, was geſchieht, ſich verbreitet, ſie würden ſich die Gegenwart verſchönern durch die epiſche Darſtellung der Vergangenheit. Das kleinſte, unbedeutendſte Leben iſt ſo überwältigend reich, wenn es vorüber iſt, und man mit ſchaffender Hand die Bilder zu ordnen weiß. Das iſt der tiefe Zauber der Romantik, der in ſeiner Einfachheit ſo gewaltig iſt, und den ſie überladen, verwirrt, ja zerſtört haben, die myſtiſchen Romantiker mit ihren Spielereien. Der plumpſte Menſch ſpricht von ſeiner glücklichen früheren Zeit, wenn ſie auch, ſo lange ſie Gegenwart war, nur die gewöhnlichen, alltäglichen Dinge brachte. Das iſt die große Macht des Epos, in deren Schooße die Hoffnung ſchlummert. —

— Wir begrüßten uns wie alte Freunde, die Komteſſe und ich, als wir uns am Brunnen fanden. Sie war ſo lieblich in ihrer einfachen

Morgentracht, ihre zarte Seele, ihre linden, ſchmeichelnden Worte ſind ſo übereinſtimmend mit einem ſtillen Sommermorgen, daß ſie nur bei ſtiller Mondſcheinnacht ſchöner ſein kann.

Das Frühſtück iſt in den meiſten Brunnenorten, vorzüglich in Karlsbad, die praktiſche Poeſie des Tages, der erſte und ſchönſte Anknüpfungspunkt an das Reizende der materiellen Welt. Die Komteſſe hatte mich dazu eingeladen. Auf der ſchattigen Seite der Wieſe war unſer zierlicher Tiſch aufgeſchlagen, angenehm ermüdet vom vielen Promeniren ſetzten wir uns, die Komteſſe machte die liebenswürdigſte Wirthin, auch die alte Gräfin war heute beſſerer Laune, und Wilhelm unterhielt ſie nach ſeiner Art auf das Verbindlichſte. Es war der Morgen eines katholiſchen Feſtes, auch die Bürgersleute, die an den Hausthüren ſtanden, oder vorüber gingen, waren geputzt; das hat für mich etwas ſehr Angenehmes, ich liebe die Feſttage. Es ſieht mir immer fatal ariſtokratiſch aus, wenn ich mich müßig der Welt freue, und unweit von mir keucht ein Mann im Schweiße ſeines Angeſichts, um der ſpröden Erde das Nothdürftigſte abzugewinnen. Die Wieſe entlang ſaßen an den weiß und bunt behangenen Tiſchen lauter eben genießende Menſchen, wie Weihrauch ſtieg überall der Dampf des Kaffee's in die reine Luft, drei Schritt von mir lag warm und weich der junge Sonnenſchein auf der Erde, die Luft war noch friſch, morgen- und lebensluſtig, böhmiſche Muſikanten ſpielten in angenehmer Ferne einen der luſtjauchzenden Strauß'ſchen Walzer, rings um uns lachte, ſcherzte man, war man munter — kurz, es war gar hübſch, liebe Blanca. Der Körper iſt durch Brunnen, Luft und Bewegung dazu ſo geläutert, klar in ſeinen Anſprüchen, offen allen Eindrücken, daß ein ſolcher Brunnenmorgen wirklich eine ſchöne ſinnliche Poeſie bringt.

Ich bat die Komteſſe leiſe, ihre Handſchuhe auszuziehen, wenn ſie uns Kaffee in die blinkenden Schalen göſſe, damit ich die lebendige, ſchöne Hand ſähe — ſie kennt keine Ziererei, blickte mich lieblächelnd an, und that's. Sie ſah liebreizend morgenduftig aus, ſchneeweiß gekleidet, ohne die rohen Waffen der Schönheit: Schnürleib, ſteife Kleider ꝛc. Mein Auge fühlte glücklich das weiche Leben durch die dünnen Kleider. Lächelnd theilte ſie einen Tatitſcheff mit mir. Das ſind die weißeſten kleinen Brötchen, denen man wunderlicher Weiſe den ſcythiſchen Namen des ruſſiſchen Geſandten gegeben, weil er ſo viel richtigen Geſchmack gehabt hat, ſie allen andern vorzuziehen. Und nun rückten wir uns recht behaglich näher, um recht bequem, innig und herzlich mit einander zu ſprechen. Die Mutter gab nicht auf uns Acht, und war durch Wilhelm beſchäftigt. Das Geſpräch kam bald auf den Prinzen, der in einiger Entfernung an einem Tiſche ſtand und ſeinen Kaffee ſchlürfte, ein ſchlimmes Geſicht machte und die Augen zuweilen im Galopp zu uns her und wieder zurückjagte, dazwiſchen aber ſchnell einmal laut auflachte, mit den Damen und Herren an ſeinem Tiſche in ein ſcherzhaftes Geſpräch gerieth, und uns eine Viertelſtunde lang ganz vergaß.

Ich ſagte der Komteſſe leiſe, daß man von ernſtlichen Annäherungsſchritten ſpräche, welche der Prinz zu einer Verbindung mit ihr in den letzten Tagen gemacht habe. Sie ſchüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt, und verſprach mir davon zu ſprechen, wenn wir nach dem Frühſtück ein wenig promenirten.

7.

Wir waren noch nicht aufgebrochen, als der Prinz mit einer großen Suite an unſerm Tiſch vorüberſtrich. Er ſprach nur ein Paar flüchtige Worte zur Komteſſe. Ich achtete nicht darauf, weil mich etwas Anderes lebhaft beſchäftigte, es ſchien mir aber ſpäter, als hätten ſie die Komteſſe ſehr ernſtlich berührt. Neben dem Prinzen ſah ich nämlich eine Dame, deren Auge mich traf wie der Strahl des Lichts. Es war eine jener glücklichen Phyſiognomieen, die überraſchen, erfreuen, entzücken, ohne daß der Verſtand ein Wörtchen dabei zu ſprechen hätte. Sie ſind der Spott der Gottheit über alle Malerkunſt, ſie enthalten jenes Etwas der Kunſt, was kein Menſch erfindet, weil es das rein Göttliche des menſchlichen Geſichts iſt.

Solch ein Antlitz hat die Griechen auf die Idee eines Gottes der Schönheit gebracht. Es iſt die geiſtige Schönheit des Kopfes, und doch iſt es keineswegs das, was wir Geiſt nennen, es iſt das Glück, das wir nur erfahren, aber nicht erfinden können, was uns plötzlich in die Seele leuchtet. Ja, kopiren können wir armen Teufel ſo etwas, aber dann haben wir dies eine Bild, es iſt keine Gattung, in welcher wir variiren könnten — ein Zug anders, und die Gottheit iſt unter den Händen verſchwunden. Solch ein Geſicht macht mich immer recht unzufrieden mit der Kunſt — wie weit haben wir's denn in ihr gebracht? Einige Striche, Umriſſe, todte Formen ſind unſer ganzer Reichthum, etwas innerlich lebendig Schönes können wir nicht erfinden. Das iſt eine Prärogative der Gottheit, wie das Glück.

Ach! das Glück, Blanca, das Glück, dieſer glänzende Beweis unſerer Sklaverei, weiſst Du nicht wo es der Herrgott verſteckt hält?!

Ich dachte an die junge Napoleoniſche Garde, als ich das glücklich ſchöne Mädchen vorüberſchreiten ſah: ſie geht einher wie ein ſiegesluſtiger Soldat. Um die ſcharfgeſchnittene Naſe weht kühner Muth, das Leben zu genießen, das große blaue Auge, deſſen dunkle Pupillenränder einen hüpfenden Schatten über den ganzen Augapfel gießen, dies Auge ſpringt herum wie ein glänzender, übermüthiger Knabe, den man küſſen und koſen möchte. Frei war der Kopf, kein Hut hemmte das fliegende kaſtanienbraune Haar, kein Schirm ſchützte die weiße Haut vor der Sonne; ſie forderte den Sonnengott heraus, ſeine Pfeile an ihr zu verſuchen. So ſchritt ſie vorüber in einem grauſeidnen Oberrocke, der Wind ſchlug die Flügel zurück, zeigte das hochgeſchürzte weiße Unterkleid, und das volle ſchöne Bein, welches faſt wie männlich, nur runder, in kühnen vorſtrebenden Linien in einem Guß bis auf die kleine Fußſpitze ſprang. Der ſpringende Knabe, dies Auge des Glücks traf mich einen Moment, mein Geſicht muß vor Freude geſtrahlt haben, ein ſchnelles Lächeln ſprang über ihre vollen Lippen, ſie war vorüber, und ich konnte nur eiligſt den Kopf wendend, die Figur noch betrachten. Wie ein reizender Schalk gleitet der Wuchs vom ſtraffen Nacken über die ſchöngeſchweiften Schultern und hüpft in die weiche elaſtiſche Taille, ruht auf den ſtolzen Hüften, und ſchwingt ſich weich und nachgiebig das Bein entlang.

Blanca, Blanca, Allah iſt groß, und die Schönheit ſein Prophet.

Als wenn ich unartig geweſen wäre, ſah ich jetzt beſchämt die Komteſſe an. Ich fühlte, daß ich ihrem ſanften, beſcheidenen Reize untreu geworden war. Sie ſah ſtill vor ſich hin, und ich freute mich, daß ſie meine Abſchweifung nicht bemerkt hatte. Es ſchien ihr gelegen zu kommen, daß die Mutter das Geſpräch allgemein machte, wir ſaßen noch eine Weile zuſammen, der Eindruck verlor ſich allmählig wieder bei ihr, und als wir aufbrachen, war ſie in ihrer vorigen harmoniſchen Stimmung. Ich wußte, daß Wilhelm viel Notizen über den Prinzen geſammelt hatte, berührte dieſe Saite, die, wie ich richtig vermuthete, für die alte Gräfin einen ſehr guten Klang gab, und ließ die beiden Etymologen dann vorausſchlendern.

Ich meinte, die Komteſſe würde verlegen ſein, mir dergleichen mitzutheilen, hatte mich aber geirrt. Sie ſagte mir liebenswürdig offen, daß ſie mich für einen guten Menſchen halte, der ihr namentlich ungemein viel Zutrauen erwecke. „Ich glaube,“ fuhr ſie fort, „Sie ſind weniger egoiſtiſch als die meiſten Männer, dieſer Egoismus iſt Eures Geſchlechts ſchlimmer und allgemeiner Fehler. Wir Frauen ſind oft nur liebenswürdiger, weil wir beſſer ſind. Ihr wollt immer etwas, wenn Ihr an Jemand herantretet; nur die koquetteſten von uns theilen das mit Euch und es iſt doch ſo harmlos: ſie wollen Beifall. Ich hoffe, lieber Graf, ach ja, ich weiß es, Sie ſind nicht ſo egoiſtiſch.“

Nicht wahr Blanca, 's iſt ein liebes Ding? Mancherlei ſprach ſie über den Prinzen, und war im Ganzen entſchloſſen, ihn zu heirathen. Ich geſtehe, daß mir das ein wenig Mißbehagen erweckte, dies innige Geſchöpf in die Arme eines leeren, oberflächlichen Menſchen geben zu ſehen. Als ich ſie darauf hinwies, wie ſie doch eigentlich wenig zum Prinzen paſſe, erwiederte ſie mir wunderliche Dinge. Vor Allem betonte ſie's, daß ſie ihrer Mutter damit eine Freude mache. Alsdann erzählte ſie ſehr unbefangen, daß ſich ſehr viel Freier um ſie beworben hätten, daß ſie eigentlich, wolle ſie gerecht ſein, keinen vorziehen, keinen nachſetzen könne. „Ihr ſeid Euch ſonſt Alle gleich, ein wenig mehr Eigenſinn oder Rohheit findet ſich wol bei Dem oder Jenem, aber die Menſchen ſind ja doch alle nur ſo oder ſo, je nachdem mit dieſer oder jener Weiſe auf ſie eingewirkt wird. Die Gewohnheit thut Alles, und ich bin immer der Meinung, es gebe weder Glück noch Unglück.“

Ich ſah das Mädchen verwundert an, und fragte ſie, ob ſie nie geliebt hätte. Lächelnd ſah ſie mich an. „Ich weiß eigentlich nicht“ — klang ihre Antwort — „was Ihr ſo nennt, ob die Menſchen wol über dieſen allgemein angenommenen Begriff einig ſind.“ Es war überraſchend, was ſie mir darüber ſagte, im Grunde kam es darauf hinaus, daß die Liebe die eigentliche Tugend und das einzige Lebenselement ſei. Was die Poeten abſonderlich ſo nennten, habe ihr immer das Anſehn einer liebenswürdigen Exaltation gehabt, und ſie habe an die begeiſterten griechiſchen Seher gedacht. Meiſthin hielte ſie die ſogenannte Liebe für einen Zuſtand der Geſchichte. Damit will ſie ſagen, wenn ich es platt ausdrücken ſoll, es ſei eine Sache der Gewohnheit; zwei Menſchen lebten ſich ſpeciell an einander, und aus angeborner Furcht, nicht wieder Erſatz zu finden, konnten ſie ſich nicht trennen. „Geben ſie dem Manne, der mich liebt, mein Ebenbild von innen und außen, er wird mich nicht vermiſſen, und ſo können ſie ihn die Reihe durch viele andere Ebenbilder machen laſſen. Iſt das nicht ein Zeichen, daß er ſich nur an mich gewöhnt hat?“ Es iſt alſo ziemlich gleichgültig, wen man heirathen und lieben will, wenn er nicht gerade dumm oder ſchlecht iſt. Warum ich bis jetzt noch immer gezögert habe, begreif' ich ſelbſt nicht, da mich eigentlich die Mutter immer drängte. Wenn der Prinz heute ſeinen Antrag wiederholt, will ich „Ja“ ſagen.

Ich faßte ſie zum erſten Male haſtig bei der Hand, ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, und bat ſie, nicht ſo damit zu eilen, ſie ſchmachte in einer wunderlichen Armuth, die Liebe ſei mehr als ſie glaube, ſie ſei ſo viel mehr als Poeſie höher ſtehe, denn die Kunſt, Verſe zu machen. Es exiſtire in Poeſie und Liebe eine göttliche Offenbarung, ein außergewöhnlicher Zauber.

Sie war roth geworden, als ich ihre Hand gefaßt hatte, und ich fühlte, daß die ihrige leis bebte, als ich zu ſprechen aufhörte und Ruhe gewann. Wir waren an eine Felſenecke des Weges gekommen, hörten das Geräuſch einer großen Geſellſchaft und die Begrüßungsworte der alten Gräfin. Ich ließ die Hand der Komteſſe los. Sie ſah noch einen Augenblick zu Boden, und war ſtehen geblieben. Ihre dunkeln Wimper und das Feuchtglänzende des halb geſchloſſenen Auges fielen wie romantiſcher Thau der Abenddämmerung auf die noch hochgerötheten Wangen. Ich hatte ſie nie ſo jungfräulich geſehen. Mit dem Sonnenſchirme fuhr ſie im Sande hin und her. Plötzlich hob ſie das Köpfchen, warf es in den Nacken, ſchüttelte ſo die Locken aus dem Geſicht und das vertriebene indifferent freundliche und doch ſo ſchöne Lächeln hüpfte wieder um die Lippen. „Ich möchte wol von Ihnen erfahren, ob wirklich etwas dahinter ſei,“ ſagte ſie mit dem leichteſten und doch ſicherſten Tone, daß ſie nicht daran glaube. „Ueber dem großen allgemeinen Wunder der Natur lieb’ ich die Privatwunder nicht. Sie müſſen mir morgen eine Vorleſung darüber halten, lieber Graf.“

Bei dieſen Worten waren wir bei der Geſellſchaft. Der Prinz und das ſchöne, glücklich geſchaffene Mädchen, das ich des Morgens geſehen, waren dabei. Ich war abweſend und machte kaum einige linkiſche Verbeugungen. Sollte dies harmloſe, liebe Mädchen ſolchergeſtalt koquettiren — das ging mir im Kopfe herum. Die unglückſelige alte Baronin war auch von der Partie, und machte ſich ſogleich wieder mit mir zu ſchaffen. Heiliger Gott, was hab' ich verbrochen, daß dieſe Frau ſo freundlich gegen mich iſt. Ich konnte nicht heraus aus meinem Sinnen über die Komteſſe. Der Prinz fragte mich etwas; ich weiß nicht, was ich ihm geantwortet habe, etwas unpaſſendes mußte es ſein, denn ein lichter Augenblick ließ mich bemerken, daß er mich erſtaunt und ein Wenig einfältig anſah. Ich mußte mir Gewalt anthun, nicht unverwandt ins Geſicht der Komteſſe zu blicken. Der Prinz nahm mich plötzlich bei der Hand, und ſtellte mich dem ſchönen Mädchen im grauſeidnen Ueberrocke vor. Noch immer war ich ſo wenig bei der

Geſellſchaft, daß ich nichts als den Namen Franzisca behielt. Erſt allmählig kam ich etwas zu mir, und ertappte mich auf dem ſo oft von Dir gerügten Fehler, daß ich mein Geſicht in die grimmigſten Falten zuſammengezogen hielt. Das begegnet mir ſo leicht, wenn ich über etwas Unbequemes grollend nachdenke. Fräulein Franziska mag eine gute Idee von mir bekommen haben. Als ich es bemerkte und dem Uebelſtande abhalf, ſah ich, daß ſie ein ſehr humoriſtiſches Geſicht dazu machte. Ich erkannte wie des Morgens ihre Schönheit, konnte es aber zu keiner Aufmerkſamkeit für ſie bringen: der Prinz ſchien mit der Komteſſe der Geſellſchaft vorauszueilen, es kam mir plötzlich vor, als habe er mich mit Fräulein Franzisca nur darum bekannt gemacht, um die Komteſſe von mir zu trennen. Es weiß der Himmel, warum mich ein ſo fatales Unbehagen überkam; kaum konnte ich flüchtig lächeln, als Franzisca mit ſchnurriger Naivetät mir zu verſtehen gab, ſie halte mich für einen ſchönen Mann. Der Prinz beugte ſein Haupt ſo nahe zur Komteſſe, und ſchien ſo eifrig zu ſprechen; ich ließ ungezogen eine neue Bekanntſchaft ſtehen, und eilte haſtig dem Paare nach. Erſt jetzt fällt mir's ein, daß die ganze Geſellſchaft verwundert auf mich ſah. „Alſo Sie geſtatten mir, daß ich Ihnen heut' Abend zu dem Ende meine Aufwartung mache?“ das waren des Prinzen Worte, als ich in ſeine Nähe kam; dabei küßte er der Komteſſe die Hand, und dieſe machte eine bejahende Verbeugung. Es peinigte mich ein unbeſchreiblich beengendes Gefühl. Das liebe Mädchen kann nicht koquettirt haben, darf nicht in dieſer traurigen Armuth verbleiben, ſagte ich zu mir, und nahm mir vor, noch auf das Eindringlichſte mit ihr zu ſprechen, eh' der Abend und der Prinz käme, und es vielleicht zu ſpät würde.

Vor dem böhmiſchen Saale hielt ein Wagen, ein alter Kavalier ſtand dabei, lud die Gräfin Mutter ein, ihm ihre und des gnädigen Fräulein Tochter Gegenwart zu der beſprochenen Partie zu ſchenken, man müſſe eilen, wolle man vor Anbruch des Abends zurück ſein. Die alte Gräfin hatte des Prinzen Eifer geſehn, ſie mußte etwas von Spannung des Intereſſes wiſſen, ſtieg ein und fuhr davon.

Feſt beſchloß ich in mir, den Prinzen des Abends nicht zur Komteſſe zu laſſen.

8.

Ich war in der größten Unruhe: von der Wieſe lief ich nach Hauſe, vom Hauſe auf die Wieſe, nach dem Poſthofe, wieder zurück; mein Arzt begegnete mir, ſah mit Erſtaunen meinen erhitzten Zuſtand, und befahl mir dringend, bis zum andern Morgen mein Zimmer zu hüten. Einen Augenblick war ich ihm gegenüber ruhig, und beneidete ihn glühend um die klaſſiſche Ungeſtörtheit, die ſtoiſche Ruhe ſeines Weſens. Sage mir, Blanca, was iſt das für eine unerquickliche, nutzloſe, zweckloſe Bewegung, Unruhe in mir? was für Rückſchritte — ach was, man muß nicht immerwährend ſein eigner Polizeikommiſſarius ſein! packt Euch fort, inquirirende Gedanken, jetzt hab' ich keine Luſt, keine Zeit, Euch Rede zu ſtehn!

Die bunteſten, wunderlichſten Pläne gingen mir durch den Kopf, wie ich den Prinzen von dem Beſuche abhalten wollte: man ſollte ihm ein Billet bringen, ſeine Mutter habe ihn beſuchen wollen, ſei krank geworden, liege im nächſten Städtchen, verlange ihn augenblicklich zu ſprechen — oder: ein Mann mit den merkwürdigſten Sammlungen von Naturalien, Handſchriften, Münzen, Wappen und dergl. treffe heut Abend in Prag ein, und reiſe morgen früh auf und davon nach Amerika. Er liebt wie ſo viele mittelmäßige Menſchen dergleichen Raritäten und Sammlungen auf's Aeußerſte. Ach, was wollt' ich nicht Alles! Duell, Gefangennehmung, Feuersbrunſt, Alles das ſtürmte mir im Kopfe herum — es ſchlug fünf Uhr, ich wußte noch nicht was ich thun ſollte. Die Stube beengte mich, ſie war ſchuld an meiner

Dummheit, ich ließ mein Pferd bringen, ritt nach Hammer zu, um etwas auszuſinnen. Ich bemerkte nicht, was um mich vorging, als ich endlich einmal aufſah, ritt der Prinz in geringer Entfernung von mir. Ich konnte nicht ausweichen, er hatte mich geſehen, und nahm mich in Beſchlag. Von der Komteſſe durfte ich nicht ſprechen, ich hatte ſchon des Morgens zu ungeſchickt mit offner Karte geſpielt. Leute ſeiner Art, die an einer gutmüthigen Oberflächlichkeit kranken, können keine Beſorgniß, keinen Plan allein verfolgen, ſie müſſen um Rath fragen. Er fing ſelbſt an, und zwar galt ſeine Beſorgniß jenem alten Kavalier, den er zwar wenig kannte; aber fürchtete. Dieſer Mann ſei ihm ſchon mehrmals begegnet, immer ſehr artig geweſen, er, der Prinz nämlich, habe aber, ſo viel er ſich erinnere, nirgends reüſſirt, wo er den Mann geſehn.

Dahinter konnte zwar etwas ſein, aber

meine Zeit drängt. Ich ſchlug dem Prinzen eine Partie vor zwiſchen die Berge, die plumpſte Liſt iſt oft die beſte; aber ich hatte vergeſſen, daß er gar nichts Poetiſches an ſich habe, und ein Pedant ſei. Natürlich ſchlug er's aus, und ſah nach der Uhr. Ich kam nicht von ihm los; als wir auf der Johannisbrücke in Karlsbad wieder ankamen, ſchlug es ſieben, der Abend war da, die Spazierfahrer kamen von allen Seiten zurück, ich glühte vor Angſt. Vor des Prinzen Wohnung ſtiegen wir ab, er kommandirte einen Tiſch vor die Thür und ein Schachſpiel, und bot mir eine Partie an. Es war eine grauenvolle Idee, ehe man dem Liebchen Herz und Hand antragen will, Schach zu ſpielen, es war raffinirt grauſam, mich dazu einzuladen, deſſen Gehirn ſich eben auf Leben und Tod um den Banquerott ſchlug. Aber man mußte ihm vergeben, er wußte nicht, was er that.

Ich erbat mir nur einen Moment, ſprang auf mein Zimmer, diktirte meinem Friedrich ein tolles Rendezvous-Billet in die Feder, drohte mit myſtiſcher Prophezeihung entſetzlich Unheil, wenn Se. Durchlaucht heute über eines reinen Mädchens Schwelle ſchreite, verhieß wichtige Entdeckungen auf der Spitze des Kreuzberges. Damit ſollte Friedrich vor der Thür der Komteſſe den Prinzen auflauern, und es ihm mit den Worten „Leſ't flugs, die Todten reiten ſchnell“ — einhändigen. Natürlich mußte er verkleidet ſein, und alsbald verſchwinden. Dieſer ultraromantiſche Streich war das einzige, was mir übrig blieb in meiner Unfruchtbarkeit.

Ich eilte zurück, wir ſpielten Schach, oder vielmehr: er ſpielte mit mir. Das in der Nähe liegende Haus der Komteſſe — wir wohnen alle auf der Wieſe — hatten wir beide im Auge, und warteten auf die Ankunft derſelben.

Es ſchlug acht, ſie war noch nicht da; der alte Kavalier fiel mir ein, ich dachte daran, daß ich ein Glückskind und des Sonntags geboren ſei. Ich zählte an den wenigen Worten die wir ſprachen die Sylben, um durch Gerade oder Ungerade ein Orakel-Reſultat zu bekommen. Wenn wir etwas recht lebhaft wünſchen oder fürchten, ſo ſind wir alle abergläubiſch und mißtrauen dem Verſtande. Es iſt dem alten Kant nicht beſſer ergangen: ein Zeichen, wie viel auf unſere Weisheit zu geben iſt, wie tief die Myſtik in unſer Leben hereinhängt. —

Es fing an zu dunkeln, nun wurde der Prinz auch unruhig, und ſchickte in das Haus der Komteſſe, um ſich zu erkundigen, ob die Damen noch nicht zurückgekehrt ſeien. Noch ehe der Diener ſeine verneinende Antwort zurückbringen konnte, kam ein Bekannter des Prinzen vorüber und rief ihn beiſeit. Der Prinz ſchien, nachdem er einige Worte mit ihm gewechſelt, ein

Wenig beſtürzt zu ſein, entſchuldigte ſich flüchtig bei mir, und ging in's Haus. Jener Bekannte war mir fremd, ich konnte ihn nicht fragen, und ſchlenderte halb vergnügt, daß ſich ſolche Störungen einſtellten, auf der Wieſe hin. Bald brauſte des Prinzen Equipage an mir vorüber, der Wagen war geſchloſſen, die Pferde ſchoſſen im längſten Trabe hin. Das trieb meine Neugier auf's Höchſte. Ich eile zum Hauſe des Prinzen zurück, um vielleicht von einem Diener, der beim Anſpannen geholfen und des Herrn Befehl für den Kutſcher gehört hat, die Richtung zu erfahren und den Zweck zu kombiniren. Ein Kutſcher ſteht wirklich an der Thür, und ſieht in die Dunkelheit hinaus dem Wagen und den Pferden nach. Er beſcheidet mich auf meine Frage ſehr bündig: „Nach Aich." Das iſt ein Ort in der Nähe von Karlsbad, der oft beſucht wird. Die plötzliche Fahrt mußte mit der Komteſſe zuſammenhängen — wahrſcheinlich war dieſer etwas begegnet. Das machte mich, wunderlich genug, durchaus nicht beſorgt; ich kannte nur ein Unglück, daß ſich nämlich das holde Geſchöpf mit dem Prinzen verbände. Daß der Kutſcher umgeworfen haben könnte, daß die Pferde durchgegangen ſein könnten, fiel mir wol ein, aber das ſtörte mich wenig. Die weichen, elaſtiſchen Glieder des Mädchens nahmen, meines Erachtens, nicht ſo leicht Schaden, höchſtens konnte die beiden morſcheren Alten etwas betroffen haben. Zu Heirathsbeſprechungen konnte hierbei der Prinz keine Zeit gewinnen. Mit dieſem Raiſonnement, in einer wunderlichen, halb fröhlichen Stimmung, kam ich an der Wohnung der Komteſſe vorüber, und ſchickte eben lächelnd den Friedrich nach Hauſe, da kommt der Alte mit den Damen munter angefahren; der Prinz hatte entweder eine andere Straße eingeſchlagen, oder war vorbeigeraſ't, ohne ſie zu erkennen.

Ich hob mein gerettetes Mädchen aus dem Wagen; ſie war ſehr heiter und gut, und es ſchien mir, als lege ſie recht zutraulich ihren vollen Arm in meine ſtützende Hand. Flüchtig küßte ich ihr den Handſchuh, ſie ſtrich mir noch flüchtiger mit einer neckenden, ſchalkhaften Bewegung die Locken in's Geſicht und ſagte: „Schelm, wie können Sie als Patient noch ſo ſpät ſich hier herumtreiben?“ Der weiche Handſchuh hatte mir die Wange geſtreift, dies hatte mir ſo wohl gethan, die Anrede war auch ſo vertraulich; ich war ſehr angenehm erregt. Die alte Gräfin ſah nachdenklich aus, war aber ſanfter freundlich gegen mich, als bisher — ich ſagte kein Wort vom Prinzen und ſeiner Fahrt, und empfahl mich an der Treppe. Der alte Kavalier that daſſelbe; es drängte mich zu ſprechen, ich theilte ihm von meinen Vermuthungen über den Prinzen mit, und fragte ihn um ſeine Meinung, wie das wol zuſammenhängen möchte. Er ließ ſich in ſeiner freundlichen Höflichkeit nicht ſtören, lächelte nicht mehr und nicht weniger und ſagte: „Irrthümer, Irrthümer, können wohl Irrthümer ſein — bon soir, Monsieur le comte!“

9.

Unſere geſellige Atmoſphäre iſt plötzlich wie die Luft nach einem Gewitter um und um verändert. Als ich heute auf die Promenade kam — ich hatte es verſchlafen, und es war ein wenig ſpät — ſchien mich die Komteſſe ungeduldig erwartet zu haben, wenigſtens ließ ſie den Arm ihrer Begleiterin los, um mir entgegen zu treten. Sie fragte mich, ob ich den Prinzen geſprochen, und vertraute mir mit einem Lächeln, was ſchon eine weit vorgerückte Vertraulichkeit ausdrückte, daß er ſich heut' noch gar nicht um ſie gekümmert und ſie kaum aus der Ferne gegrüßt habe. Ich war ſehr vergnügt, und erzählte ſo viele Schnurren, daß ſelbſt die alte Gräſin, die ungemein verdrüßlich ausſah, lachen mußte. Namentlich amüſirten ſie Geſchichten von einem alten verſchollenen Oheim von mir, der bei außerordentlichen geiſtigen Fähigkeiten ein außerordentlicher Sonderling war, den Staatsdienſt meines Vaterländchens verlaſſen hatte, und als außerordentlicher Geſandter auf eigene Hand bei allen Höfen herumgereiſt war. Von ſeinen frühern Geſchäften hatte er noch überall Bekannte, ſein bedeutender Verſtand machte ihn immer als Rathgeber willkommen, ſein großes Vermögen gab ihm die Mittel zu ſolch wunderlichem Leben. Ich erinnere mich nur flüchtig noch einer Aeußerung meines Vaters, die er einmal vielleicht halb ſcherzhaft gegen meine Mutter ausſprach, daß der Onkel die Ehe haſſe wie die Spinnen, und daß ſein einziges diplomatiſches Geſchäft ſei, alle bedeutenden ehelichen Verbindungen zu zerſtören. So etwas ſchien auch in unſerer Umgegend zu curſiren, man beſchrieb meinen Onkel allgemein als eine Art kleinen Teufels mit lauter komiſchen Manieren. Wenn er von einer Ehe höre, ſo ſpucke er ſich in die Hand, nieſe dreimal, und werfe ſeinen Kopf dreimal auf die rechte und dreimal auf die linke Schulter. Aermeren Perſonen biete er Geld, damit ſie von ihrem ehelichen Vorhaben abſtünden; das höben ſich dann die Leute auf und benutzten es als Mahlſchatz, ſobald ihn ſeine Raſtloſigkeit weiter geführt habe. Indeſſen erinnere ich mich doch dunkel, daß dies Alles nur äußere Harlekinsmaske ſein mochte, und daß mehrere bedeutende Leute ſehr ernſthaft, aber nicht eben wohlgelaunt wurden, wenn ſie von meinem Onkel ſprachen. Ich war noch ſehr klein, und weiß nichts Rechtes mehr darüber, aber Du wirſt wol auch ſchon die Bemerkung gemacht haben, daß gewiſſe Dinge ihre Farbe in das Gedächtniß einätzen, ohne daß wir eigentlich wiſſen, wie das gekommen ſei, da wir ſelbſt nichts zugethan haben. So iſt's mit einer dunkeln Schattirung der Charakterbildung meines Oheims. Es iſt mir eingeätzt, daß er die Ariſtokratie und die alte Welt ingrimmig haſſe, und herum gereiſt ſei, um das Herz dieſer Welt aufzuſuchen, damit er ſeinem Daſein mit einem Stoße ein Ende machen könne. Das iſt nun einer meiner lächerlichſten Gedanken. Ich war 5 Jahre, als mein Oheim uns verließ, und ich habe damals von Ariſtokratie und alter Welt ſo viel gewußt, als von Brahma's Verwandlungen. Aber es iſt und bleibt ein eingegebenes Vorurtheil meines Gedächtniſſes.

Uebrigens iſt mir jahrelang der alte Oheim nicht in's Gedächtniß gekommen, er iſt vielleicht ſchon lange todt; ſein Vermögen hatte er ſchon bei Lebzeiten den Bürgerſchulen vermacht; ich weiß nicht, wie ich plötzlich auf den ſchnurrigen alten Kauz zu ſprechen kam.

Der Prinz kam nicht in unſere Nähe und

ſah mürriſch aus, die alte Gräfin war ſehr unruhig, und zerpflückte die Neuigkeiten Wilhelms, die Komteſſe war liebenswürdiger denn je. Wenn die Mädchen einen Liebhaber am Fädchen ziehen, wie Sie den Prinzen, nicht recht entſchloſſen ſind, von keiner heftigen Leidenſchaft geplagt werden, und große bürgerliche Freude zu erwarten ſteht, ſobald ſie das Fädchen bis an ihre Hand ziehen und „Ja“ ſagen, dann ſind ſie oft in einer weich-übermüthigen Stimmung. Sie gleichen einem warmen Wolkentage, wo die weiche, wollüſtige Luft nicht ſicher vor Regen iſt und doch nicht weiß, ob ſie den Regen fürchten oder hoffen ſoll. Zu dieſer Stimmung iſt ein neuer, lebhafter Verehrer nothwendig, und ich bin wahrhaftig einer: das linde, durchweichte Weſen des lyriſch ſchönen Mädchens machte meinen ganzen Menſchen verlangend. Das Wetter war ein wenig trüb, wir ſaßen auf dem Zimmer beim Frühſtück —

man hatte mir's und Wilhelm als Vergünſtigung geſtattet, tägliche Gäſte beim Frühſtück zu ſein. Die Komteſſe hatte ein kleines leichtſinniges Häubchen auf die Locken geſtülpt, deſſen offene Bänder lockend um Hals und Schultern flatterten. Ihr weißer Oberrock war zwar bis an den Hals zugeknöpft, aber ein Knöpfchen hatte ſich gelöſt, und die ſonſt ſo verſchwiegene obere Bruſt flüſterte mit dem auf- und zuſchreitenden kleinen Flügel des Kleides ſüße, heimliche Dinge. Das iſt ein wunderlich Geheimniß der Romantik: ich habe das Mädchen in großem Putz offen und frei geſehn bis an die Schultern, es hat mich nicht gereizt; wir ſind und bleiben durch und durch Kinder: was ſich uns halb entzieht, dem rennen wir haſtig nach. — Dazu lächelte mir das Mädchen ſo tief und innig in Augen und Seele hinein, ihre ſchönen Hände tänzelten ſo reizend auf dem dunkeln Teppich um die Taſſen und Schalen herum, es durchblitzte mich, als ſich unſere Hände einmal plötzlich berührten. Wilhelm und die alte Gräfin gingen langſam im Zimmer auf und ab, ſie kehrten uns eben den Rücken, ich konnte nicht widerſtehen, ergriff die ſchöne Hand der Komteſſe und drückte ſie raſch an meinen heißen, durſtigen Mund. Eine leichte Röthe flog wie ein ſchnelles Wetterleuchten über ihr Geſicht, man ſieht noch keine Wolke am Himmel, man weiß noch nicht, ob ein Gewitter kommen werde, obwohl es heiß und ſchmachtend wie Gewitterſehnſucht auf der Erde ruht. Wie ſchön blitzte einen Augenblick ihr ſanftes Auge, ehe es ſich ſenkte, der innige Druck meiner Hand wurde leiſe erwiedert — die Gräfin kehrte mit Wilhelm um, ich mußte meine ſchöne Beute aufgeben, ich mußte ſprechen, weil unſer Schweigen aufgefallen wäre.

Es konnte Alles noch gutmüthige Freundlichkeit zwiſchen uns ſein — weiter nichts. Aber das Frühſtück war doch ſehr hübſch. Sie hatte mir zwar ſchalkhaft mit dem Finger gedroht, als die erſte Uebereilung aus Geſicht und Augen verſchwunden war — aber es konnte immer noch weiter nichts ſein.

Wilhelm brachte eine wunderliche Neuigkeit zu Tage, die er von mehrern Seiten gehört haben wollte, der Prinz nämlich ſei nicht der Prinz. —

Die Komteſſe lachte, die alte Gräſin runzelte die Stirn, und ging dem Wilhelm ſehr ernſthaft an's Leben, wo er ſolch Zeug her habe. Wilhelm ſah nicht minder ernſthaft aus und citirte Quellen. —

10.

Die Luft war ſo lind und umarmungsluſtig, ich wollte ſie ſchwelgend genießen, und ſtieg hinter dem ſächſiſchen Saale den Berg hinauf. Als ich jenſeits aus dem Walde heraus auf die Landſtraße trat, die nach Hammer führt, kamen vier Pferde mit einem kleinen Wiener Wagen daher gebrauſt. Darin ſaß der Prinz mit Fräulein Franzisca ganz allein. Man weiß hier ſchon allgemein, daß die ſchöne Franziska keine konventionellen Einſchränkungen duldet: ſie geht und fährt mit wem ſie eben will, wohin ſie will, ſie beachtet den Schein gar nicht. Darum geht ſie den Sommer über in's Bad, weil da die Formen freier ſind, und ſie noch weiter in ihrer Ungenirtheit gehen kann. Aber man kann bei ihr ſehen, wie Konſequenz und alles Ganze imponirt: ich habe ſie von allen Seiten tadeln hören, ihren Ruf hat aber die frivolſte Zunge noch nicht angetaſtet. Es iſt ein merkwürdig Ding: ſie hat ihre Anverwandten und Güter in Curland und lebt allein ein achtzehnjährig Mädchen, ſchön wie das jüngſte Weib Mahomeds, im ſüdlichen Teutſchland, zumeiſt in Wien.

Der Prinz ſetzt eine große Eitelkeit darein, aus dem Fond des freilich ſehr bequem dazu eingerichteten Wagens ſeine vier raſchen engliſchen Pferde zu kutſchiren. Der gewöhnliche Vorreiter mußte durch irgend einen Auftrag zurückgehalten worden ſein, ich ſah erſt in weiter Ferne ſeine gallonirte Tracht heranjagen, die vier Engländer gingen in ungeſtümem Trabe, der Prinz ſprach eifrig mit Franziska und gab nicht Acht auf Weg und Pferde. Sie waren ſchon dicht bei mir, da wurde ich auch erſt auf einen halbnackten böhmiſchen Jungen aufmerkſam, der mitten im Fahrwege lag, und mit dem Sande ſpielte. Statt daß er aufſpringen und auf die Seite laufen ſollte — es war ein ſtarker Bengel von wenigſtens vier Jahren — ſing er aus vollem Halſe an zu ſchreien, und hob beide Arme in die Höhe. Der Prinz bemerkte nichts, ſprach ungeſtört weiter, Franziska ſah auch nicht nach vorne, die Vorderpferde waren noch wenige Schritt von dem Jungen entfernt, der Bengel ſchrie mörderlich — da ſprang ich ſchnell hinzu, und warf den Schreihals aus dem Wege. Ich hatte aber nicht viel beſſer als der Bube eben ſo lange thatlos auf den Wagen geſtarrt, daß es faſt zu ſpät war, und mich das Vorderpferd ſammt dem geretteten Böhmerbuben auf die Seite hin an die Erde warf.

Im letzten entſcheidenden Momente mochte Franziska entweder das Geſchrei des Kindes gehört oder uns geſehen haben, ſie war kreiſchend aufgeſprungen, hatte nach des Prinzen Arm gegriffen; dieſer hatte die Zügel angezogen, die Pferde ſtanden. Franziska ſprang aus den Wagen, ich hatte mich kaum aufgerafft, denn ich war mit meinem kleinen Schützling ein wenig verwickelt gefallen, da ſtand ſie vor mir, und griff nach meinen Händen, und nach den ſchmutzigen Buben.

Ich überzeugte ſie ſchnell, daß nichts Unglückliches geſchehen ſei; ſie war liebenswürdig, erſchrocken und bewegt. Der kleine böhmiſche Range erhielt einen Kuß und eine Hand voll Silbermünze, ſah ſie mit aufgeſperrtem Munde an, und ſetzte ſich ſogleich wieder in den Weg, um mit neuem Spielzeug weiter zu ſpielen. Der Prinz lachte, Franziska ward böſe, und ſagte ihm zornig, er möge allein nach Hauſe fahren. Damit gab ſie mir den Arm und ging von der Straße ab auf den Fußweg zu. Ich entſchuldigte mich lachend beim Prinzen; er hieb in ſeine Pferde und jagte davon.

Franzisca ſchalt ihn ſehr; aber wir waren noch nicht zwanzig Schritte gegangen, ſo hatte ſie die ganze Angelegenheit vergeſſen, und meinen Arm loslaſſend, wandte ſie ihren zürnenden Eifer gegen mich. Sie begreife nicht, wie ſie dazu komme, einen ungalanten Menſchen wie mir den Arm zu geben, der bis jetzt immer kaum Zeit gefunden habe, die nöthigſten Höflichkeitsformen zu beobachten. „Es iſt langweilig,“ meinte ſie, „wie Sie über der Komteſſe alle Welt vergeſſen. Aber es iſt wahr, die Komteſſe iſt ein liebreiches Geſchöpf!“ Und nun ergoß ſie ſich in eine fortlaufende Bewunderung derſelben, die durch die kindliche Aufrichtigkeit, mit der ſie alle Vorzüge jener zählte die naivſte Liebenswürdigkeit an den Tag legte. „Ach wenn ich doch nur einmal ſo zufrieden, einfach, abgemacht ſein könnte wie die beſcheidene

Komteſſe!" ſchloß ſie ihre Apotheoſe. Und nun war der Gegenſtand erſchöpft; ſo gern ich ihn auch beſprechen hörte, es ging zu etwas Anderem.

Und wie ſchön ſah das Mädchen dabei aus. Durch den Vorfall auf der Straße war ſie ſchon erregt worden, jetzt waren wir langſam bergauf geſtiegen, ſie hatte mit Eifer und Lebhaftigkeit geſprochen: ihre Wangen glühten, ihr Athem eilte und beſtürmte die junge, friſche Bruſt. Leger wie ſie immer iſt, öffnete ſie den Gürtel ihres leichten ſeidnen Oberrocks, und ließ ihn im Winde fliegen. Die volle, weiche Geſtalt drängte ſich ſchmachtend nach Erfriſchung an das anſchließende weiße Untergewand heraus; auch die Bruſtflügel des Oberrocks gaben nach, die weiße Haut lachte fröhlich in die Luft, das volle Haar wogte ihr im Winde, den Strohhut hatte ſie mir ſchon längſt umgehangen. Wir waren noch nicht ganz oben, da faßte ſie mich beim Arme und ſagte lachend, ich ſollte ſtehen bleiben, ſie müſſe einmal ruhen. Als ich mich lächelnd umkehrte, ſah ſie mir ſo rührend gutmüthig in die Augen, daß mir das Herz aufging über dieſen Anblick. Dies ſchöne Auge, auf welchem die junge liebe Seele ſaß, die Händchen erhob und: „Bitte, bitte" ſagte, hatte eine magiſche Gewalt. Ich dachte an die alten Zaubermährchen von beſtrickenden Augen und Blicken; dieſem Blick konnte man nichts verſagen, er war die reizendſte Liebe Gottes. Und ſie war erſchöpft, es war ihr unverfälſchtes, eigenthümliches Ich — o was iſt aller Urſprung ſo viel gewaltiger als alle Kultur! Dieſes gewiſſe, geheimnißvolle Etwas der Gottheit, wir finden's ſo wenig, als wir das nachmachen können, was die eigentliche Lebenskraft iſt, der Hauch des Lebens.

Ich reichte ihr beide Hände, ſie legte ſich mit der ganzen lieben Schwere ihres Körpers darauf, und fiel ermattet an meine Bruſt. Das ſchöne reiche Haar überwallte ihr Haupt, mit ihrem heißen Geſicht lag das liebe unbändige Mädchen nahe an meinem Herzen, ihr heißes Leben goß ſeine Strahlen über mich. Sie richtete ſich ein wenig auf, legte ihre Hände auf meine Schultern und ſah mich wie ein einfältig Mädchen neugierig, lächelnd an. Ich ſtrich ihr die heißen Haare von der Stirn — „ach, wie heiß, Lieber!" ſagte ſie. Unverwandt kuckten lächelnd ihre Augen in die meinen — „nicht wahr, Du biſt gut?" fragte ſie naiv. Ich küßte ihr innig das reiche Auge. „Das thut hübſch," meinte ſie, und reichte mir lächelnd den geſpitzten Mund hin. Ich war der förmliche Narr ihrer Naivetät, aber ich hatte nichts dawider und küßte munter und herzhaft, das Mädchen war unwiderſtehlich. Meinen Arm hatte ich unter den fliegenden Oberrock in die feine, nachgiebige, warme Taille des weißen Gewandes gelegt, und drückte das ſchöne Mädchen an mich. — „Genug, genug“ — rief ſie unter meinen Küſſen, „das macht noch wärmer.“ Als ich ſie nicht gleich ließ, riß ſie ſich los, ſagte: „Du garſtiger Menſch,“ und ſprang ein Paar Schritte aufwärts. Der gegenüberſtehende Berg, und der Wald um uns ſahen neugierig zu, wie ſich das ſüße Kind die Haare ordnete und den Strohhut, den ſie mir abgeriſſen hatte, aufſetzte. Sie lag auf einem Knie einige Schritte höher als ich ſtand, und hatte den andern Fuß mit dem zierlichen Stiefelchen und dem runden, blendend weißen Strumpfe bogenwärts ausgeſtreckt. Das hochgeſchürzte Kleid ließ die ſchöne Form des Fußes bis an die Hälfte des untern Beines ſehen; ſie glich einer kecken Waldnymphe, die man modern angezogen hat, und die aufſpringen will. Als ich ihr das ſagte, lachte ſie wieder, nannte mich einen lieben Narren, ſprang auf und tanzte nach der Höhe des Berges.

Ich eilte ihr nach. Zu meinem größten Erſtaunen, ja ich kann wol ſagen, zu meinem nicht geringen Aerger ſah ich an dem Ausgange eines Seitenwegs den alten Kavalier ſtehn. Er hat ſeine Lorgnette auf der Naſe, und ſieht in die Gegend hinaus. Jedenfalls hatte er unſere Scene à l'enfant amoureux geſehn. Der Schalk ſprang mit Bocksbeinen um ſeine Lippen. Es blieb mir nichts übrig, als ihn anzureden. Der ſchlaue Fuchs that, als ob er mich erſt bemerke, und gar keine Zeit habe. „Meinethalben," brummte ich in mich hinein, und eilte meiner Franzisca nach. Die ſang ſich oben ein luſtig Lied. „Eilen Sie, eilen Sie, Monsieur, ſonſt bekommen wir nichts mehr zu eſſen, und ich habe Karlsbader Appetit!" ſo rief die kleine Elfe, und ſprang voraus den Berg hinunter. Ich holte ſie ſchnell ein, und wollte ſie am Arme führen; ſie wehrte es aber ab, und meinte, bergunter brauche ſie keinen Schutz. Munter und unbefangen hüpfte ſie wie ein friſcher Quell bergab, ein Gedächtniß ſchien ſie gar nicht zu beſitzen, zwiſchen dem Jetzt und der vorigen Scene lag bald ein großer Berg. Als wir unten ankamen, war ſie nicht um einen Zug anders als da wir drüben unten anfingen. Wie muntere, gleichgültige Leute kamen wir im ſächſiſchen Saale an. Die Komteſſe ſaß ſchon bei Tiſch, und richtete neugierig ihre großen Augen auf mich. Der Prinz ſaß einige Schritte davon. Niemand war um ihn, als ſeine Suite. Die alte Gräfin zog mich ſogleich bei Seite: „Um Gotteswillen was iſt das für eine Geſchichte mit dem Prinzen, alle Welt ſpricht davon — ſehen Sie nur, wie er verſtört ausſieht?!“ —

Ich machte ein einfältig Geſicht. —

11.

Sage mir, Blanka, wie es zugeht, daß ich Deine Briefe immer ſo ſpät bekomme? Alſo Du biſt neugierig, wie weit es mit meiner Klaſſicität gehen werde? Wenn — bedenke — es iſt allerdings; ach — ich weiß jetzt nichts darüber zu ſagen; ein ander Mal.

Die Dinge wachſen mir hier über den Kopf. Höre in Eil: Der Prinz mochte natürlich das Gerücht erfahren haben, was über ihn im Umlaufe war, die Gräfin hatte Recht, er ſah wirklich verſtört aus. Den Tag darauf, das war geſtern Morgen, erhalten wir Alle Einladungen zum Diner von ihm. Alles, was nur von Rang und Familie im Bade iſt, war geladen, der ganze ſächſiſche Saal war in Beſchlag genommen. Nun hätteſt Du dieſe Verlegenheit ſehen ſollen bei den guten Leuten der Form: ſollen wir gehn, ſollen wir nicht gehn? Iſt es der Prinz, und wir erſcheinen nicht, ſo iſt's ein faux pas ohne Gleichen, und iſt's der Prinz nicht, und wir kommen, ſo ſind wir vielleicht in den nächſten Tagen der Gegenſtand des Gelächters. Der alte Kavalier ging lächelnd einher, und ſprach mit vielen alten Herrn leiſe und geſchäftig; wenn ich im Vorübergehn einige Worte verſtand, da war immer die Rede vom „Kompromittiren, man müſſe ſehr auf der Hut ſein. — Hier könne ſich der feine Takt erweiſen — etwas Nichtgeſchehenes ſei immer leichter wieder gut zu machen“ ꝛc. —

Ich fragte ihn direkt, was er dazu meine, und ob er hingehen werde — es gibt einzelne Momente, wo er wunderbar herzlich zu mir iſt, ſo daß ich eigentlich ſehr viel Vertrauen zu ihm habe. Aber heute wich jenes unerklärliche Lächeln nicht von ſeinem Geſicht, womit er ſein ganzes Geſicht zudeckt, ſogar ſein ſcharfes, ſprechendes Auge.

Du darfſt übrigens nicht etwa glauben, daß er ein Grimacier, ein plumper Höflichkeitsmenſch iſt, dem man's ſogleich anſieht, er ſei etwas Anders als ſein Geſicht — ei bewahre: ſeine Masken ſind viel feiner und mannigfaltiger. Uebrigens fand er es für ſich und mich ganz in der Ordnung hinzugehn, es könnte leicht Scenen-Erklärungen geben, und in einer Zeit, wo die Individuen immer weniger handelten, weil die Inſtitute Alles thäten, müſſe man die kleinſten Thaten, die kleinſte Geſchichte aufſuchen.

Dabei drückte er mir herzlich die Hand — ſonſt empfiehlt er ſich aller Welt mit einem Komplimente — und ſchloß ſich einem jungen, blonden Grafen aus Holſtein an, der ſeit einigen Tagen hier iſt.

Die alte Gräfin war ſehr nachdenklich, ihre Stirn lag ſtarr und ängſtlich in Falten, ihr Gang war langſamer und ſchleppender als gewöhnlich. Sie hatte für Nichts, für Niemand Aufmerkſamkeit. Die Komteſſe ſchien ziemlich unbefangen zu ſein, und war ſehr lieb zu mir. Ich ſollte ſie zu Tiſche führen. Die alte, unglückſelige Baronin mit ihrer ekelhaften Garſtigkeit drängte ſich leider zu uns, und vertrieb mich. Es überläuft mich kalt, wenn ich daran denke, daß ſie eine Neigung für mich hegen könnte, und ihr Benehmen läßt mich nicht mehr daran zweifeln. Sie ſoll ſehr reich ſein, und das gibt ihr wol einen Muth, den der Spiegel verſagt. —

Die Suppe ward aufgetragen, ich führte die Komteſſe zu Tiſche — die Hälfte der Gäſte fehlte. Es war Allen peinlich zu Muthe, die alte Gräfin aß keinen Biſſen, und ſah ſtarr auf ihren Teller, zu meinem Jammer ſaß die verzweifeite Baronin wieder an meiner rechten Seite und ſagte mir Süßigkeiten. Indeß war die immer luſtige Franciska mein Vis à vis geworden, und ſo fehlte es bald nicht an Scherz, den auch die weiche Komteſſe neben mir auf das Beſte hinnahm.

Der Prinz ſaß nicht weit von uns, er war blaß und unruhig — für mich zum erſten Male intereſſant. Ich durfte es der Komteſſe nicht mittheilen, ſie hatte es ſelbſt bemerkt, zum Beweiſe für mich, daß ich noch keineswegs Gebieter ihres Herzens ſei. Aber Franciska mir gegenüber, die zu ihrem Nachbar Wilhelm lauter neckiſche Dinge über mich ſprach, und fortwährend mit ihren muntern Augen ſchoß, dieſe loſe Franciska zerſtreute mir die kleinſte Liebesſorge, ich wußte ſelbſt nicht, was ich wollte, aber ich fühlte mich ganz munter und glücklich.

Glaubſt Du wol auch, daß ſolche Zuſtände meiſt von Eitelkeit herkommen? Es will mich manchmal ſo bedünken. Einſt ſagte mir ein ſchlimmer aber kluger Menſch: „zwei Drittheile unſers ganzen Glücks auf Erden ruhen in unſrer Eitelkeit“ — pfui, weiter, weiter —

Ganz in der Nähe des Prinzen ſaß der alte Kavalier und der junge holſteiniſche Graf. Es war ein bleiches, vornehmes Geſicht, dieſer Graf, mit einer hohen, breiten Stirn, um welche ſich dünne, dunkelblonde Haare legten. Die Unterlippe war aufgeworfen, und es lag viel Zorn in dem ſtraffen Geſicht. Der Kavalier ſprach, und der Holſteiner antwortetete immer nach langer Zeit zwei, drei, kurze, ſchnelle Worte; damit kam und flog eine leichte Röthe über ſein Geſicht.

Die Komteſſe hatte auch dahin geſehen, ſie faßte mich ängſtlich bei der Hand, und bat, ich möchte kein Unglück geſchehen laſſen. Dabei ſah ſie ſtarr auf den jungen Grafen — dieſer richtete plötzlich ſeine Augen auf ſie, und ſein

Blick ſchien noch zorniger zu werden. Sie wandte erſchrocken ihr Geſicht herum, ließ meine Hand fahren, ſeufzte tief und ſagte leiſe zu mir: „Lieber, ich bin ſo beklommen, als ſollte ein Gewitter losbrechen.“

Franciſca warf uns mit Brotkugeln, und ihre Tollheiten brachten uns auf andere Gedanken.

Sollte man nicht zwiſchen zwei Mädchen einer dritten am Leichteſten treu bleiben, wenn man treu bleiben will? Die Einſamkeit verführt ſo ſehr, daß man die Erſte umarmt, welche uns dann begegnet, ein Mädchen iſt bekanntlich immer ſehr verlockend, in einer kleinen Stadt verliebt man ſich am Schnellſten — aber zwiſchen zwei Schönen? — glaubſt Du wol, Blanca, daß ich Dir eigentlich immer noch treu bin? Denke, daß ich dort bei dem Diner nicht wußte, ob die Komteſſe oder Franciſca hübſcher ſei, das heißt liebenswürdiger, denke!

Plötzlich hörten wir heftige Worte von des Prinzen Platze her, der Prinz glühte, der holſteiniſche Graf glühte, wir verſtanden die Worte nicht recht, aber es war mir, als flögen ſcharfe Schwerter zwei= dreimal ſchnell durch einander — beide Theile ſprangen auf, die Umgebungen beſchwichtigten ſie aber, und es ward einen Augenblick todtenſtill im Saale.

Es ſchien mir, als ob das Lächeln auf des Kavaliers Geſicht unverändert ſtehen geblieben wäre. Die Komteſſe zitterte und war todtenbleich, ihrer Mutter ſtanden zwei große Thränen in den Augen, nur der Böſewicht Franciska unterdrückte mit Mühe das Lachen, und ſchnitt mir Geſichter.

Die Tafel ward bald aufgehoben, die Geſellſchaft zerſtiebte, weder der Prinz noch der alte Kavalier mit dem holſteiniſchen Grafen waren zu ſehen.

Die Konteſſe war ſehr unruhig, und nahm ſogleich den Vorſchlag an, einen Spazierritt zu machen. Franciska und Wilhelm waren auch von der Partie — wir ritten über die Egerbrücke hinaus in's Land.

Bald holte uns ein Reiter ein, es war der alte Kavalier, wir waren dicht an einem Wäldchen. „Sie werden zu früh kommen, meine Herrſchaften," ſagte er — in dieſem Augenblicke fiel ein Schuß und ein zweiter — „à propos," fuhr der Alte fort — wir ſahen uns Alle verwundert an, der Holſteiner und der Prinz flogen mir durch den Sinn, ich blickte fragend auf den Kavalier.

Er nickte lächelnd mit dem Kopfe, und flüſterte mir zu: „es gibt noch Schwärmer, die für den bloßen Begriff der Nobility, welche ſich ein parvenu anmaßen könnte, das Leben auf's Spiel ſetzen" — und mit den Leidenſchaften fängt und zerſtört man die Geſchlechter — wir ſtiegen ab.

Reden Sie, erklären Sie, bat ahnungsvoll die Komteſſe; Franciska bog das Geſträuch zurück, und ging in das Gehölz hinein, Wilhelm beſchwor ſie umſonſt, ſich nicht auszuſetzen, ſie ſchalt nur, daß die Zweige naß wären und ging weiter, haſtig aber ſchweigend folgten wir. Da knallten dicht in unſerer Nähe zwei neue Schüſſe, Franciska kam furchtſam zurückgeſprungen und flüchtete ſich jetzt zu mir.

Reden Sie, rief die Komteſſe mit Entſchloſſenheit dem alten Kavalier zu, und hielt ihn am Arme. Er ſah ſie feſt an, ſprach aber kein Wort, ging eiligſt voraus und wir folgten ihm ſchnell — nach zehn Schritten ſtanden wir auf einem freien Platze. Der Prinz beſtieg eben ſein Pferd, ein dem Anſchein nach Verwundeter lag am Boden, knieend waren Mehrere um ihn beſchäftigt — es war der holſteiniſche Graf. Der Kavalier war an den Verwundeten hinangetreten, er winkte dem zögernden Prinzen mit der Hand, und dieſer flog durch den Buſch davon. —

Als wir in die Stadt zurückkamen, war der Prinz fort. In dieſem Augenblicke zweifelt kein Menſch mehr, daß er der rechte Prinz geweſen — ſo ſind die Menſchen: ſie haben keinen neuen Beweis, aber es gefällt ihnen, nach ſolcher Kataſtrophe was Anders zu denken. Gerüchte ſind die Launen des geſelligen Wetters.

Die Wunde des jungen Holſteiners iſt ganz ohne Gefahr. Er hat eifrig darauf gedrungen, zum zweiten Male zu ſchießen, als ſie beide gefehlt hatten. Man ſtört mich —

12.

Der alte Kavalier beſuchte mich. Es war das erſte Mal, und er hatte ſich äußerſt liebevoll.

Ich habe Dir wol zu ſagen vergeſſen, daß bei dem Diner des Prinzen die alte garſtige Baronin wieder neben mir ſaß — nein, das hab' ich Dir geſagt, aber nicht, daß ſie wiederum überfloß von Schmeicheleien für mich. —

Ich muß Dir ein Geſtändniß machen, Blanca, mich quält eine entſetzliche Angſt. Denke Dir, ich erhalte ſeit einigen Tagen die ſüßeſten Liebesbriefe von unbekannter Hand — ſie ſind zauberhaft ſchön geſchrieben — von wem ſind ſie? Kannſt Du's errathen? Ich nicht.

Sind ſie von der Komteſſe? Dazu ſcheinen ſie mitunter zu fröhlich und frei zu athmen

— ſind ſie von Franciska? So viel tiefe, andauernde Innigkeit möchte ich ihr nicht zutrauen, wie ſie in dieſen Briefen gleich einer goldnen, ſchwer wiegenden Poeſie ruht. Mich quält ein fürchterlicher Gedanke, Blanca, der Gedanke an die alte Baronin — all' ihr himmliſchen Mächte, wenn die Briefe von ihr wären! —

Ich hatte es kaum ausgeſchrieben, da kömmt ein neuer Brief an; ſie werden immer unten abgegeben von fremden Bedienten, bald von einem blauen, bald von einem grünen, die niemals Rede ſtehen. Die Wirthsleute mögen auch ungeſchickt ſein. Ich will doch die feinſten Maaßregeln treffen. —

Tröſte mich, rede mir's aus, Blanca, eben kam der Bediente der alten Baronin und ladet mich zum Thee ein — das iſt noch nicht dageweſen, und der Menſch lächelte ſo ſonderbar, ſo vertraulich, als ſtänden wir in einem gewiſſen

Rapport — ich will mich überwinden, ich will hin, will Gewißheit haben.

Aber es wäre doch gar zu merkwürdig, wenn die alte Frau ſo ſchöne Liebesbriefe ſchreiben könnte; ich ſage Dir, Blanca, ſie ſind ſo in mein Herz hinein geſchrieben, wie Du es nicht beſſer gekonnt hätteſt damals, wie unſere Herzen einander noch täglich die ſüßeſten Geheimniſſe zuflüſterten — ſchöne Blanca!

Später.

Ich bin bei ihr geweſen, und jetzt bin ich troſtlos. Es bleibt mir faſt kein Zweifel übrig: ihre Reden, ihr ganzer Ideengang, ſogar einzelne Ausdrücke, Bilder, ich hab' eine Stunde auf Kohlen geſeſſen. Jeden Augenblick fürchtete ich: jetzt wird ſie dich umarmen — puh, und Du glaubſt nicht, wie ſchwer es mir wird, etwas Garſtiges nur anzurühren. Zu gutem

Glück kam die Kounteſſe mit ihrer Mutter und Wilhelm und am Ende auch Franciska. Aber meine Angſt bin ich doch nicht losgeworden, und wahrhaftig, es ſchien mir mitunter, als wollte mich die Baronin damit foppen: — „Wer kann die beſten Liebesbriefe ſchreiben?“ fragte ſie einmal plötzlich. Ich glaubte, des Todes zu ſein.

Freilich ſchrie Franciska — ich — ich, und kam zu mir und ſagte: Lieber Alphons, ſoll ich Ihnen welche ſchreiben? und ihr Auge war voll ſüßer Zärtlichkeit, und die Komteſſe war ganz ſtill, ſah zur Erde, ward roth, wenn ich mich nicht irre —

O, wer rettet mich aus dieſem Wirrſal! und nicht wahr, Blanca, es wird immer ärger mit meiner Eitelkeit, immer ärger — ich trau' die Briefe beiden Mädchen zu; aber die alte Baronin hat ſie gewiß geſchrieben, gewiß.

's iſt doch eigenthümlich, wie meine Verhältniſſe hier geändert ſind ſeit der Abreiſe des Prinzen; und wie die Verhältniſſe uns ändern. Ach Gott, wir ſind doch meiſt nur ausgerechnete Reſultate! nimm dieſen oder jenen Umſtand weg, ſetze dieſen oder jenen zu, und ich will Dir ſagen, was aus dem Menſchen wird.

Iſt's wirklich ſo? das wäre troſtlos, und wir thun uns ſo viel zu Gut auf unſere Fähigkeit zu handeln. Sind wir wirklich die Marionetten gewiſſer Konvenienzen — ſind die Millionen Verhältniſſe dieſes Lebens ausgerechnet wie eine Boſtontafel?

Meinetwegen, ich tappe jetzt herum. Glaubſt Du mir's wol, daß mir das Hauptintereſſe, die Romantik der Komteſſe, fortgenommen iſt. So ſcheint mir's beinahe. Die alte Gräfin iſt jetzt ſo gewiß familienfreundlich, ſie nimmt plötzlich das ſpeciellſte Intereſſe, ſie fragt nach kleinen häuslichen Dingen, um die ſie ſich nie gekümmert hat.

Ich führte die Komteſſe nach Hauſe, ſie war zutraulich, und ich — denke Dir — ich war zerſtreut. Wilhelm ging mit Franciska einige Schritte vor uns her, ich wollte ſchnell loskommen, um noch mit Franciska gehen zu können.

Und die Komteſſe war ſo lieb in ihrem ſchneeweißen Anzuge, ſie legte ihren Arm ſo vertrauend in den meinen, neigte ihr Haupt ſo nahe zu mir, ſprach ſo lieb leiſe — o, ich bin der abſcheulichſte Menſch von der Welt, ich fand ſie zum erſten Male ein wenig langweilig. Ich empfahl mich eiligſt an der Thür, und überhörte beinahe die herzlichſte Einladung auf den nächſten Tag.

Wär' es wirklich ſo? wär' es ſo, weil der Prinz abgereiſt, nicht mehr zu fürchten wäre, weil der Hintergrund für das Mädchen fehlte? O pfui, pfui, wenn es ſo iſt, dann haben die alten, abgebrauchten Redensarten vollkommen Recht, daß die Hinderniſſe zumeiſt die Neigungen nicht nur ſteigern, ſondern auch erzeugen — o, wie kläglich! wie kläglich — die ganze Welt beſteht aus einigen alten Redensarten, und es gibt gar keine eigenthümlichen Menſchen.

Wir haben uns ſo viel zu Gut gethan mit unſerer abſonderlichen Liebe! Und was iſt's damit? Ich bin auf dem beſten Wege, ein gewöhnlicher Avantürier zu werden. Unſer Verhältniß ſchien uns ſo fein und apart konſtruirt zu ſein — ein paar falſche Schritte und eine ſchiefe Oeffentlichkeit, ſo iſt's vor der Welt in dem gewöhnlichen Pfuhle der Unordnung. Ein wenig Leichtſinn von meiner oder Deiner Seite, ſo iſt die Gemeinheit da.

Die Menſchen wiſſen's gar nicht, wie ſehr ſie die mangelhafteſten Inſtitute ſchützen, und wie ſchwer es iſt, was Neues zu finden.

Ach, die Welt, die Welt und die garſtige Baronin! ich kann Dir nicht auserzählen, morgen, Blanca.

13.

Ich nahm eiligſt an der Thür von der Komteſſe Abſchied, um Franciſca mit Wilhelm noch einzuholen, die ſich ſchon empfohlen hatten. Es ſchien mir zwar ſo, als komme eine wunderliche, wehmüthige Frage aus den weichen Augen der Komteſſe. Sie hatte den Kopf vorn nach mir übergebeugt, und die Augenlieder mit den langen, fragſamen Wimpern bedeckten das Auge zur Hälfte; als ich ihr die Hand küßte, war es mir, als flöge ein leichter Druck durch ihre Nerven, wie ein geiſtiger, feiner Schmerz. Ich weiß nicht was, ich eilte fort; an der Ecke veranlaßte mich ein Geräuſch, noch einmal zurückzubleiben, es war mir, als hätte mich Jemand leiſe gerufen — das weiße Gewand der Komteſſe leuchtete noch durch die Nacht, ſie war noch an der Thür. Ein wunderliches Schicklichkeitsgefühl vermochte mich, eine andere Straße einzuſchlagen, als die geraden Wegs nach Francisca's Wohnung führt — da rief Francisca, die mich aus der Ferne kommen hörte, meinen Namen. Nun mußte ich gerade fort.

Sie hatte ſich mit Wilhelm gezankt, und jagte ihn eben fort, als ich zu ihr trat — „geben Sie mir den Arm," ſprach ſie, „der garſtige Menſch ſoll mir heut' nicht mehr vor die Augen kommen."

Vor ihrer Hausthür iſt eine ſteinerne Stufe, darauf trat ſie, mich hieß ſie unten ſtehen bleiben. Und nun hielt ſie mir die liebenswürdigſte Kapuzinerpredigt von der Welt, deren Hauptthema war, ich ſei ein langweiliger Menſch, der bis über die Ohren in die Komteſſe verliebt wäre, für ſonſt Niemand mehr Augen und Intereſſe habe —

Non, non, Mademoiselle — certainement pas — ich weiß ſelbſt nicht, warum ich franzöſiſch ſprach, griff nach ihren Händchen, und wollte ſie küſſen. Sie gewährte aber nicht, tändelte mir damit vor den Augen herum, und neckte mich auf alle Weiſe. Plötzlich ſprang auch ich auf den Stein, und umfaßte ſie. Aber ſie entſchlüpfte mir gewandt, und that böſe. Im Feuer machte ich eine lebhafte Liebeserklärung. Sie ſchwieg ganz ſtill, und ließ mich reden; der Himmel weiß, was ich Alles geſchwatzt habe — mit einem Male fühlte ich einen warmen, lieben Kuß, und ſie war im Hauſe verſchwunden. Auf der Treppe rief ſie nach ihrem Mädchen.

Ich ſtand wie berauſcht da — täuſchte ich mich, oder war es wirklich ſo: dort um die Ecke, die ich kurz vorher, von der Komteſſe kommend, paſſirt war, ſchlüpfte eine weiße Geſtalt, gerade ſo weiß und ſo groß — ich fuhr mit der Hand über die Augen und taumelte nach der Ecke hin. Es war nichts mehr zu ſehen.

Meine Stimmung war eigentlich recht hübſch, als ich nach Hauſe ging, aber ein wenig traurig.

Die Komteſſe iſt gewiß ein ſehr liebes Mädchen, und wenn ſie einmal liebt, ſo liebt ſie gewiß recht innig; aber Franciska iſt wie ein blitzendes Auge, das nicht aus meinem Gedächtniſſe weicht.

Die Komteſſe würde mich eher lieben, aber ich möchte wol, daß mich Franciska, der Wildfang, liebe; es muß ein großer Genuß ſein, ſolch' ein ſtraffes, ſprödes Weſen weich und geſchmeidig werden zu ſehn.

Zu Hauſe fand ich wieder den zärtlichſten Liebesbrief — keinen Zweifel, dieſe heilloſen Briefe ſind von der Baronin, die Tinte ſchien mir noch ziemlich friſch zu ſein, und weder Franciska noch die Komteſſe hatten Stunden lang eine Viertelſtunde Zeit gehabt zum Schreiben. Die Baronin war aber einmal abweſend, die Komteſſe gab mir die zweite Taſſe Thee. Ach, all' meine Illuſionen waren vernichtet, und ich legte mich in der fatalſten Stimmung zu Bett.

Adieu, Blanca!

14.

Es iſt ein heller klarer Morgen, und des Morgens ſind doch die Dinge alle ſo ganz anders, reiner, unſchuldiger, poetiſcher. Man fühlt ſeine Schuld, ſeine geläutertſte Hoffnung, den Gott im Herzen mehr als ſonſt.

Wenn die Leute etwas erzählen, ſo muß man immer fragen, wenn und wie ſie die Sachen empfangen haben, muß Acht haben, wenn ſie dieſelben wiedergeben, und dann muß man eine Objektivberechnung anſtellen, um die wahre Geſchichte der Sache zu erhalten.

Man denkt ſich auch des Morgens die andern Menſchen ſo gut und lieb — thuſt Du's nicht auch, Blanca? Manchmal — ich will Dir's nur geſtehen — denk ich: Blanca wird dir doch ſehr böſ' ſein, daß du ſolch Liebesgetändel treibſt, ſie wird böſ' ſein trotz unſerer klaſſiſchen Uebereinkunft, weil du es ſo charakterlos treibſt. Ich glaube, das war der letzte Gedanke mit dem ich geſtern Abend einſchlief, der Gedanke war nicht mehr klar, aber ſeiner Dämmerung erinnere ich mich doch.

Jetzt aber iſt's Morgen, und ich ſehe Dich mit den fliegenden Locken im leichten Morgenkleide auf dem Balkon ſitzen — Dein Auge glänzt, Du blickſt über das Land hin, und blickſt dann in das Buch vor Dir, und dann ſiehſt Du einmal ohne zu ſehen auf, und winkſt mit dem Kopfe und küſſeſt mit dem Munde die unparteiiſche Luft und Dein Geſicht iſt lauter Zärtlichkeit — nicht wahr, nicht wahr, Blanca, jenes Buch iſt Goethe und jener Schatten, den Du grüßeſt, iſt Alphons, der Schlimme?

O, ich weiß es, auch wenn Du mich nicht mehr liebſt, wirſt Du mich noch lieben.

Nun grüß' Dich Gott, mein Herz, jetzt muß ich zum Brunnen, Kind.

In der Nacht.

Wenn ich Dir Alles ſchreiben wollte, was dieſer Tag enthielt, es würde wieder Morgen. Der Reichthum des menſchlichen Herzens iſt unſer Unglück; wenn jeder Menſch einfach dies oder das brauchen könnte, ſo wäre es eine Kleinigkeit, glücklich zu werden. Ein Ding, und ſei es das größte, iſt immer zu erlangen. Aber jeder Menſch kann Alles brauchen, und da liegt der Jammer. Darum weiß er auch oft nicht, was er braucht.

Und ein ſolcher Narr, Blanca, iſt Dein Alphons; Du haſt doch eigentlich einen recht dummen Liebhaber.

Francisca war heute ſchön wie der Morgen ſelbſt, als ich zum Brunnen kam, und heiter, ausgelaſſen, frivol, witzig wie nie vorher. Als unſer Trinken zu Ende war, ging ich mit ihr und der Komteſſe zum Poſthofe hinaus. Wir ſchwatzten und tollten wie die Kinder; erſt auf der Hälfte des Weges bemerkte ich, daß die Komteſſe gar nicht ſprach, und ſo gewiß wehmüthig ausſah. Ich fragte ſie, aber ſie wich mir aus. Francisca fiel ihr um den Hals, ſtreichelte ihr die Wangen, und bat ſie, luſtig zu ſein. Da brachen ihr die Thränen aus den Augen — es war unendlich traurig, aber ſo ſüß, ich hätte mit ihr weinen mögen. Sie ſchien das zu bemerken, und reichte mir die Hand; und drückte die meine recht innig.

Francisca ſuchte ſie aufzuheitern, küßte ſie auf die Augen und bat ſie, wie ein kleines Kind, doch luſtig zu ſein.

Was iſt das an der ſo ruhigen, gleichmäßigen Konteſſe? Blanca, ich bin in dieſem Augenblick nicht eitel, aber ich glaube, die Konteſſe liebt mich. Und ich finde ſie auch ſo lieb, aber ſie erregt mir nicht Intereſſe genug, daß ich ſagen könnte, ich liebe ſie. Franciska iſt intereſſant. Ich glaube, wenn ich wüßte, Franciska liebe mich, dann würde ich die Konteſſe lieben. Oder wenn ſie der Prinz noch heirathen wollte.

O, ich bin ein ſehr garſtiger Menſch, weil ich ſo aufrichtig bin. Glaube mir, die meiſten Menſchen lügen alle Tage, darum belügen ſie ſich ſelbſt mit ihren beſten Gefühlen, und darum entſtehen die unnatürlichen Zuſtände und Gedichte und Geſetze und Formen.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich wieder einen Liebesbrief da. Es iſt zum Verzweifeln vor Neugierde und Angſt. Heut' hat ihn ein Mädchen gebracht; eine verſchleierte Dame habe ihn ihr am Brunnen gegeben? Solche Zärtlichkeit wie heute iſt noch nicht dageweſen.

Uebrigens macht jetzt hier eine Dame großes Aufſehn die nie anders als verſchleiert erſcheint. Sie ſoll reizend gewachſen ſein, den liebenswürdigſten Fuß und eine minder ſchöne Hand haben. Mir iſt ſie noch nicht begegnet.

Iſt das meine Briefſtellerin. Ich habe heute an die Baronin geſchrieben, und um ein paar Zeilen Antwort gebeten. Wie plump! Vielleicht beſchleunigte ich aber die Kriſis, wenn ſie ihre Handſchrift nicht verläugneten. Ich ſchrieb deshalb auch an Francisca und die Konteſſe — wer wußte, ob ſie nicht darauf warteten.

Sie ließen alle mündlich Beſcheid ſagen.

Gegen Mittag ging ich in's Bad. Das Mädchen weiſ't mir die Thür und ſpringt davon. Ein Stück Briefpapier, das an der Erde liegt, nimmt meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ich heb' es auf, und ſehe meinen Namen. Eine angefangene Perſonalbeſchreibung von mir, ſonſt nichts — in Gedanken öffne ich die Badethür, und in Gedanken war ich an die falſche gerathen — Geſchrei, weinerliches Gelächter, neues Geſchrei — Franciska ſitzt vor mir im Waſſer, wirft ſich die Haare über den Buſen, und ſpritzt mit dem andern ſchönen Arme mit aller Macht Waſſer auf mich.

Die Situation war ſo unerwartet, daß ich einen Augenblick völlig unentſchloſſen ſtehen blieb — das Mädchen iſt ſchön wie Diana. Am Ende war ich doch ſo frivol eintreten zu wollen, da hörte ich weiblichen Sukkurs die Treppe herunter kommen, der das Geſchrei vernommen hatte. Ich ſchlüpfte raſch in meine Badekammer. Sie war dicht neben der ihrigen, und nur durch eine Breterwand geſchieden. Meine Unverſchämtheit war ſo groß, daß ich ein Geſpräch anknüpfte; ſie erwiederte kein Wort.

„Ich ſehe Sie durch eine Wandritze, ſchöne Francisca!“

Kein Wort. Es war übrigens nicht wahr.

Nach einer kleinen Weile hör' ich ſie an die Wand klopfen. „Wenn die Sache herumkommt, und ein Menſch davon ſpricht, Graf, ſo haben Sie das Vergnügen, mich auf der Stelle zu heirathen, oder ich laſſe Sie todt ſchießen.“

„Bravo, ma belle!“

Ich trieb meine Späße noch fort, erzählte ihr, wie wir uns einrichten, wohin wir reiſen wollten. Sie ſchwieg hartnäckig, und bald hörte ich ſie gehn.

Als ich bald darauf auch ging, ſah ich den alten Kavalier vor mir die Treppe hinaufſteigen. Ich blieb beſtürzt einen Augenblick ſtehen, und ließ ihn fort. Wenn der neben mir gebadet hatte, ſo könnte er das Meiſte gehört haben, und der Skandal konnte in der nächſten Stunde fertig ſein.

Ich kam auf die Wieſe. Die Komteſſe ſaß unter den Bäumen, Franciſca ſtand vor ihr. Als ſie mich kommen ſah, ging ſie ſchnell davon. Die Komteſſe ſah erſtaunt bald auf die Gehende, bald auf mich, den Kommenden, und es war mir, als knittere ein ängſtlicher Schmerz über ihre Augen hin.

Plötzlich ernſthaft geworden, ſetzte ich mich zu ihr. Aber wir fanden beide eine lange Zeit keine Worte, und doch war die Pauſe nicht ängſtlich, wir ſchienen's beide zu wiſſen, daß wir mit einander beſchäftigt ſeien.

„Die Menſchen ſind doch eigentlich arge Kinder, und die klugen eigentlich die lächerlichſten,“ ſagte ich endlich halb vor mich hin, „ſie meinen alle, ihr Geſchick zu machen, und es wird doch das Meiſte, und wenn ſie durchaus ſelbſt recht viel zuthun wollen, ſo zeugen ſie meiſt das Schlechteſte. Man ſollte nichts ſtudiren als die Neigungen, denn ſie beſtimmen Alles, und wenn man noch ſo fein richtig geht, und es kommt eine Neigung dazwiſchen, da wird der Weg plötzlich anders hinausgewieſen. Die Romane ſind eigentlich die wichtigſten Bücher, und es iſt ein Zeichen, wie ſehr die Welt noch zurück iſt, daß ſie ſo wenig natürliche, einfach richtige Romane hat. O, die wunderlichen Neigungen! Mit jedem Schritte können wir vor einer neuen Welt ſtehen."

„Man darf aber gar nicht viel von ſolchen Dingen reden, ſonſt legen die Leute all' die Hände in den Schooß, und es iſt alle Illuſſion dahin, das Experiment des Herrgotts mit uns kommt in's Stocken — warum tragen Sie jetzt immer weiße Kleider, Komteſſe?"

Sie lächelte einen Moment, dann wurde ſie wieder ernſthaft, nickte ein paar Mal mit dem Kopfe und ſagte halblaut: „Ja — ja."

Nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: „Erinnern Sie ſich wol, Alphons, unſers Geſprächs über die Liebe, wir gingen nach dem Frühſtück promeniren; ich habe Gelegenheit und Veranlaſſung gehabt, viel darüber nachzudenken. Sie werden ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, was mir in dieſen Tagen für ein Buch vor die Augen gekommen iſt — Werthers Leiden. Ich hatte gar nicht die Abſicht, ſie zu leſen, und ſah abſichtslos das alte gelb gewordene Titelblatt an, und wendete es um — die alten Lettern und dies ganze Aeußere machten mir den Eindruck, als ſeien die Dinge jenes Buchs nun längſt veraltet. So las ich die erſten Zeilen, und las weiter, und die Erde wurde mir ſo grün und lebendig, es war, als ob mein alter Großvater wieder ſpräche, der ſo klug war, und mir immer erzählte und gute Lehren gab. Ich hatte im Stehen das halbe Buch geleſen, als mich die Mama weckte, und ich hab' es kaum erwarten können, daß ich wieder zu dem Buche käme; es iſt Alles ſo ächt davon — jetzt hab' ich es eben ausgeleſen."

Sie ſeufzte. Ich wußte kein Wort zu ſagen, es paßte nicht einmal, ihr zu erzählen, daß ich Meiſter und Fauſt alle Jahre und Werther alle zwei Jahre einmal läſe. „Und doch hat das Buch etwas Peinigendes" — fuhr ſie nach einer langen Pauſe fort — „aber wahr — wahr. — Ich glaube, in meinem Leben nicht ſolchen Schmerz empfunden zu haben, als heute. — — Wer die Welt ganz kennte! — Adieu, Alphons, meine Mutter iſt unwohl, und hütet das Zimmer." —

Damit reichte ſie mir die Hand, die ich heftig küßte, und ging nach dem Hauſe. Ich blieb neben ihr bis auf den Saal, ohne daß wir ein Wort darüber ſagten. Oben wendete ſie ſich zu mir, gab mir noch einmal die Hand, und ſagte unendlich ſanft: „Gehen Sie." —

Ich drückte mir die Hand in's Antlitz, und ich fühlte einen leiſen Druck ihrer Finger. Sie zog ſie aber bald hinweg, fuhr mit dem Taſchentuche nach ihrem Geſicht, ging nach der Zimmerthür, und winkte mir, ohne ſich umzuwenden, noch einmal mit der Hand zum Fortgehn.

Sie verſchwand in der Thür; ich eilte die Treppe hinunter, und weiß nur noch, daß mir der Sonnenſchein draußen unpaſſend vorkam. —

Laß mich etwas ruhn.

Die Komteſſe hatte mich vorher niemals Alphons genannt.

Das Intereſſe, was wir in einem weichen Charakter vor uns angeregt ſehn, was ſich zurückzieht und im Stillen wirkt, ſcheint mir viel gefährlicher als jene laute Leidenſchaft ſtürmiſcher Naturen. Man behält ſo viel zu dichten dabei, und das iſt es — der Menſch iſt ſich ſelbſt immer am gefährlichſten. Die Eitelkeit ſpielt uns täglich Streiche, und die Eitelkeit iſt ſchlimm, wenn man ihrer nicht gedenkt, und ſchlimm, wenn man ihrer gedenkt. Sie macht alle Rechnungen fehlerhaft.

Es lag wieder ein Liebesbrief auf meinem Tiſche, ſo weich, ſo einſchmeichelnd, als ſpräche ihn die Komteſſe mit ihrer ſanften Stimme.

Aber eben ſo wichtig als all' dieſe Dinge iſt mir folgende Entdeckung geworden. Sie betrifft jenen alten Onkel, deſſen ich wol ſchon einmal gegen Dich erwähnt habe, und ich bin doch ſchon ſo objektiv geartet, daß ich meine perſönlichen Dinge auf eine Zeitlang zu vergeſſen weiß.

Du erinnerſt Dich wol, daß ich eine kleine Schatulle bei mir führe, welche voll alter Familienpapiere iſt; auch das Bild meiner Mutter befindet ſich darin. Ich war heute in einer weichen Stimmung, die mannigfachſten Liebesäußerungen der Welt lagen vor meinem Herzen, und es drängte mich, in das liebe Auge meiner Mutter zu ſehn. Das Bild lag mitten in der Korreſpondenz jenes Onkels, die ich bisher, wunderlich genug, nicht beachtet hatte. Zufällig haftete mein Blick auf dem Anfange eines Briefes, die Sache feſſelte mich, und ich habe ohne Unterbrechung alle dahin gehörigen Briefe durchgeleſen.

Wahrlich, Blanca, Liebesbriefe ſind die ächteſten Quellen der Weltgeſchichte. Darin geben ſich die Menſchen noch am Erſten natürlich.

Die Korreſpondenz des Onkels enthält im Weſentlichen Folgendes — es ſind nämlich, daß ich nicht vergeſſe, Dir den Zugang zu eröffnen, Briefe von zwei Frauen, welche Amalie und Claudia genannt werden.

In der Tanzſtunde hat der Onkel die Bekanntſchaft eines bürgerlichen Mädchens gemacht. Sie hat ſehr ſchön getanzt und iſt voll Geiſt geweſen; zwar einige Jahre älter als der Onkel, aber von ſehr intereſſanter, eindringlicher Geſichtsbildung. Der Onkel iſt näher mit ihr bekannt geworden, ſie hat ihn angezogen, ohne daß er ſich ſelbſt gefragt, ſich ſelbſt Rechenſchaft gegeben hätte, ob und was er für ſie empfinde.

Die Tanzſtunden ſind zu Ende gegangen, der Frühling iſt gekommen, der Onkel hat Amalien Wochen lang nicht geſehen, und ihrer beinahe vergeſſen. Da geht er eines Tages bei einem Spaziergange vor der Stadt an einem Garten vorüber, und hört einen der Kontretänze ſingen, welche in der Tanzſtunde gewöhnlich geſpielt worden waren. Er bleibt ſtehen, ſieht durch den Gartenzaun, und erblickt Amalien. Sie iſt's, welche ſingt. Er begrüßt ſie, Amalie iſt ſehr erfreut, ihn zu ſehen, ſie unterhalten ſich an der Gartenthür auf das Angenehmſte. Amalie invitirt ihn, einzutreten, ſie promeniren durch die ſchattigen Gänge des Gartens, und er wird durch die leichte Lebhaftigkeit des Mädchens auf das Beſte unterhalten. Plötzlich bleibt ſie ſtehen, horcht, und erklärt, daß ſie ihren Vater kommen höre, daß er ſehr ſtreng ſei und es ihr ſehr verargen würde, fände er ſie mit einem jungen fremden Manne allein im Garten. Sie nöthigt den Onkel, ſich in einer dichten Laube zu verbergen.

Dieſe Lage verſetzt ihn plötzlich in eine ganz andere Stimmung zu dem Mädchen, und als ſie zurückkommt und ihn, dankend für ſeine Folgſamkeit, von freien Stücken auf den Mund küßt, iſt er plötzlich in ein Verhältniß zu dem Mädchen hineingehoben, an das er vorher nicht gedacht hat.

Er kommt täglich wieder, und findet Amalien täglich in jener Laube. Die Neigung wächſt durch Küſſe und Verborgenheit, Amalie muß ihm den Gartenſchlüſſel verſchaffen, ſie ſehen ſich des Nachts in jener Laube.

In einer warmen Sommernacht überraſcht ſie ein heftiges Gewitter, der Blitz ſchlägt in das Gartenhaus; ehe ſie flüchten können, iſt der Garten mit Menſchen erfüllt, der Feuerſchein leuchtet bis tief in die Laube, es bleibt ihnen nichts übrig, als auf's Geradewohl durch die Menge zu entweichen. Sie wollen ſich eben im Baumgange trennen, weil ſie Geräuſch hinter ſich hören — es iſt der Bruder Amaliens, welcher nach einer Feuerſtange in den hintern Theil des Gartens geſprungen war. Er erkennt die Schweſter, hat es geſehn, wie ſie dem Onkel die Hand gereicht hat, wie dieſer ſeitwärts über die Beete davon geeilt iſt, ſie wird genöthigt, ihr Verhältniß einzugeſtehen.

Der heftige Bruder hat noch im Garten ſeinen Zorn gegen die Schweſter unzweideutig geäußert, die Menge hat Stoff zu Kombinationen erhalten, und ſchon die andern Tage ſind die ſkandalöſeſten Dinge über Amalien Stadtgeſpräch geweſen.

Der Vater des Onkels hat mit Entrüſtung eine Verbindung unterſagt, welche der Onkel jetzt ans doppelten Gründen, aus geſteigerter Neigung und um Amaliens Ehre herzuſtellen, lebhaft erbitten wollte.

Die Lage der beiden Liebenden wird jetzt auf das Aeußerſte peinlich, ſie hören Wochen lang nichts von einander. Des Onkels Neigung wird unaufhaltſame Leidenſchaft. Amalie macht endlich einen Weg ausfindig, in geheime briefliche Mittheilung mit dem Onkel zu treten. Sie beſchließen zu fliehen und ſich trauen zu laſſen.

Es geſchieht. Der Onkel wird von ſeinem Vater enterbt, und lebt in den kümmerlichſten Umſtänden mit ſeiner jungen Frau. Ein Kindbett zerſtört Amaliens Geſundheit; ohnedies ſchon älter als der Onkel, entbehrt ſie bald jedes körperlichen Reizes für ihn. In Verſuchen, ſeine äußere Stellung zu verbeſſern, macht er eine Reiſe nach der Reſidenz — die blühende Welt, welche ſich dort unter ſeinen Augen herum bewegt, macht ihm ſein fertiges, abgeſchloſſenes und ſo reizloſes Leben noch empfindlicher.

Die Briefe aus der Reſidenz an Amalien ſind höchſt merkwürdig; ſtatt der Zärtlichkeiten, welche man von einem jungen Ehemanne erwarten ſollte, enthalten ſie Spekulationen über die geſellſchaftlichen Zuſtände, namentlich über die Ehe und deren mangelhafte Einrichtung. Amalie antwortet wenig, aber hinter jedem Worte ſieht man die Thräne.

Als er zurückgekehrt, findet er ſtatt ſeiner Frau einen Brief, worin ſie ihre Einwilligung gibt, daß die Ehe zwiſchen dem Onkel und ihr aufgelöſt werde.

Ihre Spur iſt nirgends aufzufinden, der Onkel iſt troſtlos, er klagt ſich auf das Härteſte an, er ſucht überall nach ihr.

Der Zufall führt ihn eines Tages in ein abgelegenes Dorf —

Aber ich muß aufhören, bin todtmüde; es iſt tief in der Nacht.

15.

Ich will heut' nicht zum Brunnen gehen, um an Dich zu ſchreiben.

Was ich mit jenem Dorfe gewollt habe, iſt mir entfallen. Der Vater des Onkels hat dieſem verziehen, als er vernommen, daß dieſer allein lebe, hat ihn ſelbſt abgeholt und dem Wiedergefundenen alles Gute und Liebe angethan.

Des Onkels Weſen iſt aber innerlich zerſtört, Amaliens leidendes Geſicht verläßt ihn nicht mehr, er trifft unter der Hand tauſend Anſtalten, ihren Aufenthalt zu erfahren. Mit Aufopferung und aller Selbſtverläugnung will er ihr von Neuem angehören.

Alles Bemühen iſt umſonſt; es wird nicht die kleinſte Spur von ihr entdeckt.

Es vergehen Wochen, Monde, Jahre — der Trübſinn weicht nicht von ihm. Gleichgültig ſteht er am Sarge des Vaters, gleichgültig tritt er in die Herrenrechte über große Beſitzungen.

Gegen Gewohnheit folgt er eines Tages der Einladung auf ein benachbartes Schloß, wo ſich große Geſellſchaft zuſammenfindet. Eine hochgewachſene, ſchöne Dame iſt die Königin des Feſtes, es iſt eine reiche, junge Wittwe aus der Nachbarſchaft, Namens Claudia. Sie zeichnet ihn aus, ſie intereſſirt ihn. Als man ſcheidet, bittet er um die Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen. Die Bitte macht ſie verlegen, ihre Antwort iſt ungenügend, ja unhöflich, er weiß ſich nicht auszufinden. Das Ablehnen war indeſſen ſo geſchehen, daß der Onkel leicht erſehen konnte, die Gründe lägen nicht in ihr, ja, es geſchähe ſehr ungern von ihrer Seite. Er ſchreibt deshalb an ſie, denn die pikante Lage der Dinge reizt ihn ſehr. Claudia antwortet zurückhaltend, ausweichend, der Onkel ſchreibt wieder, es kommt eine eifrige Korreſpondenz in Gang, und durch halbe Verneinungen, halbes Zugeſtehn, durch kleine Nebenphraſen und dergleichen ſtellt es ſich ihm denn am Ende heraus, mit welch' wunderlichem Weſen, welch' wunderlichen Gründen er zu kämpfen habe. Claudia iſt bürgerſtolz, prüde, furchtſam und beſchränkt: ſie ſcheut auf das Aeußerſte die Verbindung mit einem vornehmen Adligen, alſo auch das Entree zur Möglichkeit einer ſolchen Verbindung, ſie wohnt auf dem Gute allein, und geſtattet es ihrer Anſtändigkeit nicht, einen Mann zu empfangen, ſie fürchtet den Onkel wegen ſeiner frühern Verbindung mit Amalien, über welche ſie die bedenklichſten Gerüchte erfahren, ſie hält ſein Verhältniß zu dieſer ſeiner erſten Frau für keineswegs ſo weit gelöſt, daß er zu einer neuen Heirath berechtigt ſei. —

Es iſt nicht zu verkennen, daß der Onkel, durch die Schwierigkeiten gereizt, förmliche Deklarationen gemacht hatte, Claudia war ihm in Geſellſchaften öfters wieder begegnet; es iſt kein Zweifel, daß von beiden Seiten die entſchiedenſte Neigung da war, ſo ſehr auch die Briefe Claudia's der unzweifelhaften Bezeichnung dieſer Zuſtände ausweichen.

Ueber dieſen Dingen verliert der Onkel das Forſchen nach Amalien eine Zeitlang völlig aus den Augen — da erhält er eines Tages einen Brief, der dieſe Sorge plötzlich lebhafteſt wieder aufweckt. Er iſt von dem Schulzen eines Dorfs in der Nähe jenes Städtchens, wo er mit Amalien gelebt hatte. In jenes Dorf war er einmal auf ſeinen Irrfahrten nach der Verſchwundenen gerathen, und hatte den Schulzen ausgefragt. Dieſer, ein rühriger, anſchlägiger

Mann, hatte ſich erinnert, daß ein kleiner Einſpänner an einem heißen Mittage hinten um's Dorf herum gefahren ſei, er habe beim Brunnen am Hinterthore geſtanden, und ein Eckchen Klee gemäht für die Kühe, weil ſie ſeit ein paar Tagen mit der Milch nachgelaſſen. Vor ſeinem Hinterthore nun habe der Einſpänner gehalten, und eine kränkliche Frau habe die Leinwanddecke des kleinen Korbwagens aufgeſchlagen und ihn um einen Trunk Waſſer gebeten. Den hab' er ihr denn auch gebracht, da gerade kurz vorher ſeine Alte den kleinen Bierkrug für ihn gebracht habe. Und da hätte ſie getrunken und auch der kleine Bube, den ſie bei ſich gehabt, hätte getrunken.

Auf dieſe Nachricht hatte der Onkel ſogleich weiter geforſcht, aber in der nahen Haide war alle weitere Spur verloren gegangen.

Jetzt ſchrieb nun dieſer Schulze, ein durchreiſender Herr, mit dem er über dieſes und jenes geſprochen und dem er ſo diskurſive auch jene Geſchichte erzählt, habe ihm geſagt, das ſei gewiß die Frau geweſen, die jetzt in der nahen Fabrikſtadt wohne, und zwar bei ihrem Bruder und unter ihrem Familiennamen. Es ginge ihr ſehr gut und ſie ſähe ſehr munter aus und der Bruder ſei ſehr reich.

Der Onkel reiſ't auf dieſe Nachricht ſogleich hin, ſteigt im Gaſthofe ab, erkundigt ſich, findet Alles, wie es der Schulze geſchrieben, und ſetzt in Eile ein Billet an Amalien auf, um ſie vorzubereiten. Es iſt ihm, als käme ſeine früheſte Jugend wieder, er hofft einen Sohn zu finden, und das Weib ſeiner erſten Zärtlichkeit, und der Stein iſt von ſeinem Herzen, daß Amalie darbe — ihr Bruder iſt ein reicher Fabrikherr.

Er erkundigt ſich im Gaſthofe auf das Genaueſte — Alles trifft zu, Amalie wohnt ſchrägüber in einem großen Hauſe. Die man-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02163/023

nigfaltigſten Gefühle durchſtürmen ihn, er weiß ſich nicht klar zu machen, was er will, was er wünſcht, nur eine Empfindung ſteht in all' dem Wirrwarr deutlich vor ihm: er werde in Kurzem ſein Kind umarmen.

In dieſem Zuſtande ſetzt er ſich an den Tiſch und ſchreibt mit flüchtiger Hand an Amalien, wie er ſie geſucht, wie er ſie endlich gefunden, wie er voll der beſten Glückeshoffnung ſogleich zu ihr eilen werde, wenn dieſe Zeilen erſt alle zu jähe Ueberraſchung verhütet hätten. Haſtig nimmt er ſich kaum die Zeit, das Blatt halb zu verſchließen, adreſſirt es mit dem Namen ſeiner Frau und ſchickt den Kellner damit hinüber.

Warum hab' ich denn eigentlich erſt geſchrieben? fragt er ſich — iſt es nicht Unnatur, daß ich zögere, daß ich nicht ohne Verweilen hinüber fliege, mein Weib und Kind in die Arme zu ſchließen — er greift unſchlüſſig nach dem Hute, der auf dem Fenſterbrete ſteht. Dabei fällt ſein Auge hinüber auf das Haus ſeines Schwagers, er ſieht, daß ſich der Kellner mit ſeinem Briefe eben der Thüre nähert, daß ein großer, ſtarker Mann daraus hervortritt, den Brief an ſich nimmt, Adreſſe und Siegel betrachtet, das Papier aufreißt, eine heftige, zurückweiſende Geberde gegen den Boten macht, und ſchnellen Schrittes in das Haus zurückeilt.

Langſam kommt der Kellner zurück: der Herr Bruder der Dame habe ihm den Brief abgenommen, und mit vieler Heftigkeit geſagt, die nöthige Antwort werde ſogleich da ſein.

Der Onkel iſt in der peinlichſten Lage: er kann ſich jetzt nicht mehr entſchließen, hinüber zu gehen, und das Warten hält ihn auf der Folter; er läuft in den Garten des Hotels hinab, und rennt unruhig in den Gängen hin und her, immer nach fünf Minuten im Hauſe fragend, ob noch keine Antwort da ſei.

So vergeht beinahe eine halbe Stunde, der Angſtſchweiß ſteht dem Onkel auf der Stirn, er kommt ſich wie ein Verbrecher vor, und kann ſich doch nicht beſinnen, was er verbrochen habe; er findet es thöricht, daß er nicht hinübereile, und kann ſich doch nicht entſchließen —

Da tritt ein Mann in den Garten, er hat eine dunkelblaue Schürze umgebunden, kommt auf ihn zu, und übergibt ihm mit den Worten: „Hier iſt die Antwort“ einen Brief.

Der Onkel reißt ihn haſtig auf, und bemerkt es kaum, daß der Mann wieder fortgeht. Es iſt Amaliens Hand. Die Worte des Briefes lauten:

> „Ihr Kind iſt längſt todt. Ich habe im ſtillen bürgerlichen Wirken bei meinem Bruder die nöthige Ruhe für's Leben wiedergefunden, die Sie mir genommen hatten. Geſtatten Sie mir ſo viel Theilnahme, mich nicht wieder aufzuſtören.

Mein Bruder haßt Sie; möge Sie das veranlaſſen, dieſen Ort ſobald als möglich zu meiden.“

„Amalie.“

In den vor mir liegenden Briefen ſagt der Onkel, er erinnere ſich keines einzelnen Gedankens und Zuſtandes aus den Stunden und Tagen, welche dieſem Augenblicke folgten. Es ſei nicht jener dumpfe Schmerz der Verzweiflung geweſen, der einen Menſchen ergreift, wenn er plötzlich Alles verloren ſehe. Ein ſtarker Beiſatz von Zorn möge thätig geweſen ſein, der Mund habe ihn noch lange nachher geſchmerzt vom Aufeinanderpreſſen der Zähne.

Zufällig gerieth er auf der Reiſe in einen wenig beſuchten Badeort, der ſtill und heimlich zwiſchen großen Buchenbäumen liegt. Hier blieb er eine Zeit lang, um ſich auf die Welt und ihre Dinge, und auf das zu beſinnen, was nun zu thun ſei. Es vergingen mehrere Wochen, er ſaß des Morgens vor dem großen Baume an ſeiner Thür, ſah gedankenlos die Spaziergänger an, ging ſelbſt ſpazieren, las Bücher, antwortete, wenn man ihn fragte, und war doch todt für Alles.

An einem trüben Morgen, als ihn ſein Bediente fragt, ob ſie nicht bald wieder nach Hauſe reiſen würden, erwachte er aus ſeinem Zuſtande, ſetzte ſich in den Wagen und fuhr heim. Einen dichten Schleier warf er auf dieſen Theil ſeiner Vergangenheit, ſie war abgemacht, verarbeitet in ſeinem Innern, und das Bedürfniß zu leben weckte wieder allerlei Hoffnung in den Winkeln ſeines Herzens. Die Hoffnung iſt der Blutumlauf des menſchlichen Geiſtes, der bei einiger Geſundheit immer thätig iſt. Es regt ſich bei den meiſten, auch nur halbwohlen Menſchen hie und da eine plötzliche, raſche Empfindung wohliger Behaglichkeit: ſie iſt das ſchönſte Erinnerungszeichen, daß wir leben, und eben ſo fliegen oft plötzlich durch unſern Geiſt die buntbefiederten Vögel der Hoffnung, und ohne daß wir eigentlich wiſſen warum, ſind wir wieder voll Lebensluſt.

Das iſt ein weiſes Geheimniß der Schöpfung, es iſt der Reiz. Ohne dieſe Schwungkraft gäbe es für den Menſchen keine dauernde Exiſtenz.

Das Bild jener Claudia trat dem Onkel vor die Seele, und ſomit war die Elaſticität ſeines Weſens wieder gewonnen. Was ihr ein Hinderniß geweſen, das Verhältniß zu Amalien, war ja nun völlig gelöſt; ſobald er zu Hauſe angekommen war, ſchrieb er an ſie, und ſchüttete ſein ganzes Herz vor ihr aus. In dieſem Briefe erzählt er ihr Alles, was ſich mit ihm zugetragen, das Auf- und Abwogen ſeiner verſchiedenartigen Empfindungen namentlich in den letztvergangenen Situationen; wie er ſein Herz anfänglich beruhigt habe mit den hiſtoriſchen Familienpflichten, welche ſein Leben in Beſchlag nähmen, wie er ſich auf ein karges aber friedliches Familienleben faſt gefreut habe. Nach der Kataſtrophe und nachdem Alles in ihm beendigt geweſen ſei, habe ihn eine ſanfte Beruhigung ergriffen, daß Alles ſo beſſer wäre, daß Amalie ihn nimmer geliebt haben könne, da ſie ihm ſo harte Worte geſchrieben, daß er einem ärmlichen, peinigenden Zuſtande entronnen ſei. Und nun flattre das Bild der theuren Claudia wie die leibhaftige Hoffnung und Freude vor ſeinen Augen, nun ſei er frei und ledig, und ſie dürfe das lebhafteſte Geſtändniß ſeiner Liebe ungeſcheut annehmen.

Claudia antwortet ihm in einem ſanften, weichen Briefe das Traurigſte, was man ſich denken kann. Sie hätte ſo lange aller Nachrichten von ihm entbehrt, die Ihrigen wären immer dringender geworden, einem unbeſcholtnen, vermöglichen Manne, der um ſie geworben, ihre Hand zu geben, ſie hätte ſich endlich dazu entſchloſſen, und den Tag nach Abgang dieſes Briefes würde ihre Hochzeit gefeiert. Sie läugne nicht, daß die Vorſtellungen der Ihrigen viel dazu beigetragen hätten, daß es ihr dadurch immer einleuchtender geworden wäre, wie nur ganz gleiche Stände zur Ehe für einander paßten. Sie ſei von niedrigem, unbedeutendem, der Onkel aber von hohem Adel, das Verhältniß ſei eben auch nur um ein Wenig beſſer als das zu Amalien. Auch möge er nicht einwenden, daß es noch Zeit ſei, da bis jetzt nichts als eine vorläufige Verlobung ſtatt gefunden habe: die Sache ſei vor der Welt bekannt, und dem ehrlichen Manne, ihrem braven Gatten, müſſe ſie Wort halten.

Und doch geht durch den ganzen thörichten Brief eine ſehnſüchtige Liebe zum Onkel.

Hier hören die Briefe eine Zeitlang auf —

das Unglück des Onkels mag man ermeſſen. Nach einigen Monaten folgen aber plötzlich eine Menge der leidenſchaftlichſten Briefe vom Onkel, worin er ſie auf das Stürmiſchſte beſchwört, ihre Ehe zu löſen, ihm anzugehören. Sie ſendet ihm all' die Briefe zurück, und auf einem kleinen Zettel finden ſich nur etwa fünf Zeilen von ihr, in denen ſie ihn flehentlich bittet, ihre Ruhe zu ſchonen, und ſie ihren Pflichten zu überlaſſen.

Seine Leidenſchaft iſt aber einmal im Sturme; nichts hält ihn ab, nach ihrem Wohnſitz zu reiſen. Sie wohnt in einem Landhauſe, an deſſen Garten ein Fluß vorübergeht, der Garten ſelbſt geht von beiden Seiten bis an die Front des Hauſes, die Heerſtraße läuft dicht an Haus und Garten vorüber, eiſerne Gitter vor dem Garten laſſen den Vorüberreiſenden weit hineinſehen.

Der Onkel läßt ſeinen Wagen langſam

fahren, als er an das Gitterwerk kommt — eine weibliche Geſtalt geht unter den Bäumen hinab nach dem Fluſſe zu — es iſt Claudias Geſtalt — er fährt ſchnell vorüber, ſpringt vom Wagen, ſucht und findet einen Kahn, rudert ſich zum Garten hin, ſteht plötzlich vor Claudia unter den dichten Bäumen des Ufers. Sie iſt äußerſt erſchreckt, faßt ſich aber ſchnell, und ſpricht mit dem innigſten Ausdrucke, mit einem Blicke, vor welchem der Onkel in die Kniee ſinkt, er möge ſich die Ehre ſeiner Claudia theurer ſein laſſen. Mit den glühendſten Worten ſchildert er ihr ſeine Liebe; die Thränen fließen ihr über die Wangen — „und wenn Sie mich lieben“ — ſagt ſie mit brechender Stimme — „ſo verlaß mich für jetzt und immer.“ — Der Onkel, in welchem plötzlich eine wunderbare Veränderung vorgeht, ſagt zum erſten Male: „Ja, das will ich,“ ergreift ihre Hand, um ſie zum letzten Mal an ſeine

Lippen zu drücken, und ſie liegen ſich ſchluchzend in den Armen, ohne daß ſie wiſſen, wie es geſchehen, ſie herzen und küſſen ſich und weinen dabei auf das Süßeſte und Bitterſte.

Wunderlich genug iſt's, der Onkel, welcher ſich zuerſt ermannt legt ihre Hand auf ſeine Augen und ſpricht: „Dein Wille geſchehe, das war der einzige Augenblick unſres Lebens, ich will Dich nicht wiederſehn" — damit geht er nach dem Ufer, leiſe ruft Claudia noch einmal ſeinen Namen, er wendet ſich, aber ſie winkt ihm mit der Hand, zu gehen.

Und er geht, und hat ſie nicht wieder geſehen.

Es finden ſich noch viel Briefe an Claudia, die wahrſcheinlich alle nicht abgeſchickt worden ſind. In dem erſten von dieſen iſt jene letzte Begebenheit erzählt, in den ſpäteren finden ſich die bitterſten Klagen über das Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft, über das unglückbringende Abſperren durch Ehe und Standesverhältniſſe. Am Ende ſchrumpfen die Briefe zu kleinen Aphorismen zuſammen, welche unſägliche Bitterkeit, ja oft tödtlichen Haß in wenig Worte zuſammendrängen.

Wie der arme Onkel darauf in die weite Welt gegangen iſt, wie er ſeinen Groll auf die wunderlichſte Weiſe am Adel und an der Ehe an den Tag gelegt hat, weißt Du ſchon, ich habe Dir, glaub' ich, in der erſten Zeit meines Hierſeins einmal davon geſchrieben. Ich ſchließe haſtig, die Sache hat mich unglaublich angegriffen.

16.

Könnt' ich Dir doch beſchreiben, Blanca, welch' eine rege Veränderung mit mir vorgegangen iſt. Aber ich kann es nicht. Es geht mir wie Einem, der in eine dunkle Höhle gerathen iſt, er fühlt, daß ihn Näſſe und Kälte ergreifen, aber er weiß nicht, er ſieht nicht, woher beide kommen.

War es nicht doch Leichtſinn, daß ich mich immer ſpottend und lachend über die geſellſchaftlichen Einrichtungen hinwegſetzte, iſt es nicht am Ende Unrecht, ſie Zufälligkeiten zu nennen, ſind ſie vielleicht wirklich natürliche, nothwendige Ergebniſſe der Länder wie Bäume und Kräuter? Muß man nicht prüfen, ob denn unſre Bildung, die zehn verſchiedenen Völkern und Zeitaltern entlehnt iſt, für unſer Volk, für unſer Zeitalter paſſe? Muß man nicht zu Hauſe ſeine Landesſprache reden, um nicht ſich und ſeine Umgebungen ohne Noth zu verwirren? Paßt unſer Liebesjonien nach der Lauſitz? Iſt nicht Humanität der Gegenſatz von allem Egoismus, und iſt es nicht Egoismus, ein Leben zu führen, was mit allen Umgebungen disharmonirt, um uns größere Freiheit zu ſchaffen, ein Leben, deſſen Geſetzloſigkeit eben ein Diebſtahl an der uns umgebenden geſetzlichen Form iſt? Zerſtört es nicht auch die Ruhe und behagliche Sicherheit, die erſten Bedingungen jeder Art am Glück.

Man hat nichts Deutliches und Klares mehr vom Onkel gehört, aber was man hörte war unerſprießlich — es war ſein Geſchäft, die Menſchen zu ſtören. Wie kann es ihm ſelbſt dabei wohl ergehn! Es kann ja in der Welt kein Zuſtand allein exiſtiren; das, was in unſre

Nähe kommt gibt ihm die Farbe. Wir ſind ja in allen Dingen Geſchöpfe, die von außen her Alles werden. Es iſt wie mit der Witterung: wir können nicht im Regen ausgehn, ohne naß zu werden.

Ein Heer ſolcher Gedanken bewegte ſich in mir, es war mir wie einem Seiltänzer zu Muthe, der jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren fürchtete. Gehen wir vielleicht, Blanca, auf einem Seile?

Du kennſt meine Unart, und haſt ſie oft getadelt, wie ich mich einem neuen Intereſſe, das mich feſſelt, ſei's ein Buch oder eine Idee oder ſonſt etwas, ſo ausſchließlich hingebe, bis ich es erſchöpft habe, wie ich Alles Andre darüber vernachläſſige. Du haſt Recht: es iſt ein leidenſchaftliches Unmaaß. So hatte ich denn auch hier zwei Tage lang Karlsbad und meine Bekanntſchaften vernachläſſigt, und war nicht von meinem Zimmer gekommen. Für alle Nachfragen hieß es, ich ſei verreiſt. Der Liebesbrief blieb aber nicht aus, und war, ſonderbar genug, als ob er meine Stimmung kenne, ernſter, ich möchte ſagen höher gehalten, als die früheren, er klang faſt wie eine poetiſche Reſignation. Franciska war die erſte der ich begegnete. „Leben Sie noch, Sie Böſewicht, und wir glaubten, Sie ſeien über alle Berge!“ So rief ſie mit großer Lebhaftigkeit und hing ſich an meinen Arm, und war ſo naiv, ſo lieb und ſchmeichelnd, wie ich ſie lang nicht geſehn. Es war Niemand in der Nähe, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr einen Kuß zu nehmen. Sie gab mir ihn mit Herzlichkeit zurück, machte ſich aber dann von mir los, und ſagte mit einem gar wunderlichen Ausdruck, der mich ſogar einen Augenblick befremdete: „Noch ſind wir keine deklarirten Hochzeitsleute, wir müſſen uns ein wenig geniren, weil das ſo Mode iſt.“ —

Vor dem Hauſe der Komteſſe ſaß eine

Geſellſchaft, Alle riefen erſtaunt: „Und Sie ſind noch da!“ — Alle hatten geglaubt, ich ſei sans adieu wie ein Holländer davon gegangen. Die Komteſſe war haſtig aufgeſtanden, ich ſah's, wie ſie die Farbe wechſelte, die Augen leuchteten, ſie kam auf mich zu, und gab mir die Hand. Sie ſah dabei ſo lieb, ſo unausſprechlich ſtill glücklich aus, daß ich mein Auge nicht von ihr wenden konnte. Ich erfuhr jetzt, daß namentlich der alte Kavalier überall verſichert hatte, ich ſei plötzlich abgereiſt. Wo iſt er? — Seit vorgeſtern Morgen hat ihn Niemand geſehen.

Wie das zu gehen pflegt, ſo ward meine Unſitte eine kleine Weile mit der größten Lebhaftigkeit beſprochen, dann kam etwas Anderes auf's Tapet, und nach einer halben Stunde ſchien's als ob mein Verſchwinden ſchon ein Jahr alt ſei. Und es iſt ein Hauptreiz der höhern Geſellſchaft, und ein Hauptgrund, warum ſie ſchwere Menſchen ſo leer macht, daß nichts tiefe Wurzeln ſchlägt, und der Menſch wie auf ſchnellem Wagen vorüberrollt.

Die Geſellſchaft verlor ſich, es war ſpät geworden, auch die alte Gräfin, deren Kränklichkeit gewachſen zu ſein ſchien, ging in's Haus, mir liebreicher als gewöhnlich Adieu ſagend. Es war mir, als zuckten die Kummerfalten auf ihrer gelben Stirn fragſam, da ſie mir gute Nacht nickte. — Nur die alte unglückſelige Baronin ſaß noch bei der Komteſſe, und wenn mich nicht die Furcht täuſchte, ſo ſprach ſie eben ſo feierlich und erhaben, wie der letzte Liebesbrief. Oh — oh. —

Endlich ging ſie. Die Komteſſe ſah mich liebreich an, und ſeufzte tief auf — „da da, jetzt bin ich das drückende Gefühl mit einem Male los, das mich die beiden Tage gequält hat — Sie müſſen nicht mehr ſo garſtig ſein lieber Alphons.“ So ſprach das gute Kind, und reichte mir die Hand hin. Nicht wahr, ſie iſt lieb und lieber noch als die wilde Franciſca?

Ich wollte ihr eben auf das Herzlichſte erwiedern, als Wilhelm und Franciſca, welche die Wieſe auf und ab gegangan waren, bei uns ſtehen blieben, und unnützes Zeug zu ſprechen anfingen. Es war an keinen ruhigen Augenblick mehr zu denken, und ich ging halb verdrießlich fort.

Es iſt eine milde, ſchöne Nacht draußen. Ich habe Dir das Alles noch eilig niedergeſchrieben, und ich habe noch viel im Kopfe von Betrachtungen über dieſe wunderlichen Zuſtände, es iſt mir aber Alles verworren, es wird mir heiß, wenn ich einzelne klare Gedanken herauswickeln will. Vielleicht morgen; ich will noch hinausſehen in die Nacht, vielleicht kommt mir die Auflöſung des Räthſels, was es mit mir ſoll, in einem kühlen Lüftchen. Es iſt recht thöricht von Dir, Mädchen, daß Du's nicht weißt. —

Am andern Morgen.

Mein Reiſewagen ſteht vor der Thür, ich ſchreibe dies noch ſtehenden Fußes. Geſtern Mitternacht kam ein Expreſſer von der ſächſiſchen Grenze — denke Dir, ein Brief vom Onkel, vom alten Onkel. Ich war verſteinert — er glaubt ſich tödtlich krank, ich ſoll über Hals und Kopf nach Leipzig. Seltſam, ſeltſam; ich reiſe den Augenblick, und nun wirklich sans adieu. Ich ſchreibe Dir gleich aus Leipzig; wenn nicht: der Onkel wohnt im Hôtel de Bavière.

17.

Ich habe Dir von Leipzig aus geſchrieben, daß der Onkel nach Berlin vorausgeeilt ſei, und daß Du mir dahin ſchreiben mögeſt. Noch hab' ich keinen Brief von Dir. Wie kommt das? Es ſind ſchon acht Tage, daß ich hier bin. Ach, Blanca, gute Blanca, ſchreibe bald, ich bin ein aufgelöſter Menſch, es ſind die wunderlichſten Dinge vorgegangen. Kaum hab' ich Kraft und Fähigkeit, Dir die Hauptſachen aufzuzeichnen. Ein Schluß, ein Entſchluß iſt noch weit von mir.

Der Onkel iſt — denke Blanka — Niemand anders als der alte Kavalier aus Karlsbad. Er krankt weniger körperlich als geiſtig. „Ein falſches Leben hab' ich geführt," ſpricht er mit ſeinen markdurchdringenden langſamen Worten — „und Du, Neffe, haſt mir die klarſte Einſicht davon gegeben. Wo ſoll es hinaus, dieſes Herumtändeln, Herumliebeln, von intereſſanten Spielen? Weißt Du denn wol, was Du damit anrichteſt? Das Weib iſt halb ſchutzlos in der Welt und trotz aller ſcheinbaren Beſchirmung nur des Mannes Ehre anheim gegeben. Iſt es nicht unwürdig, mit dem Schutzloſen ſein Spiel zu treiben? Und was that'ſt Du anders in Karlsbad? Weißt Du denn, ob das Leben und Glück der Komteſſe oder Francisca's nicht völlig zu Grunde gerichtet ſind durch Dein Verhalten gegen ſie, durch Dein leiſes Anknüpfen, plötzliches Zurückgehn, plötzliches Wiederkehren, kurz durch Dein Kokettiren? Weißt Du es? Kannſt Du es beſtimmen, ob Du nicht namentlich in die zarte Bruſt der Komteſſe den Samen des Todes geworfen? Völlig harmlos war ſie zu Anfang der Saiſon, ſie fügte ſich in alle Launen einer thörichten Mutter, welche ſie gleich einer Waare behandelt, ſie fügte ſich, weil ſie keine Wünſche kannte. Du haſt die Wünſche geweckt — wie wird ſie nun die Forderungen ihrer Mutter anſehn, und weißt Du nun, wie weit das Unglück rennen kann?“ —

„Es iſt ein Frevelmuth der egoiſtiſchen Jugend, die menſchliche Geſellſchaft für eine unbequeme Zufälligkeit anzuſehn, und allen egoiſtiſchen Launen zu folgen ohne Rückſicht, was neben oder hinter ihnen zu Grunde geht. Sie fühlen ſich ſogar noch recht erhaben, wenn ſie dergleichen mit recht eigenthümlichen abſprechenden Räſonnements bekleiden können, ſie dünken ſich ganz beſonders, daß ſie nicht in den Schlendrian paßten, und machen ſich geniale Syſteme. O, dieſer unſelige Egoismus, dieſe bodenloſe Eitelkeit, denn dieſe beide ſind das

Aelternpaar all' der heilloſen Kinder, bringen namenloſes Unglück. Es iſt nicht ſchwer, ſich was Neues zu ſuchen, wenn Einem das Alte nicht gefällt, aber es iſt nicht Recht, ſich einen Zuſtand zu extemporiren, welcher zu allem Uebrigen nicht paßt und ſo alles Uebrige verrückt. Es iſt verdienſtlicher, ſich dem Gewöhnlichen zu fügen, als Ungewöhnliches auszuſtöbern."

„Ich richte das Alles gegen mich ſelbſt eben ſowohl als gegen Dich, ich bin ſo heftig, weil ich es noch ärger getrieben habe als Du, ich habe abſichtlich zerſtört, wie ein ungezogener Knabe aus Zerſtörungswuth zerſtört. Das iſt ein geſellſchaftliches Unrecht, was nicht zu vergeben iſt. An Deinem Treiben in Karlsbad iſt mir das Verſtändniß aufgegangen; zum erſten Male ſah ich in der Nähe, wohin dies Treiben führe, zum erſten

Male ſah ich die Schlachtopfer hinſiechen. Franciska flatterte noch wie eine Motte um's Licht, die Komteſſe war zerbrochen, man wies mir ein verſchleiertes Mädchen was Dir nachgereiſt war, was Du ebenfalls verlaſſen hatteſt, was mit keinem Menſchen ſprach, was vielleicht eine Beute des Wahnſinns wird.“ —

„Oh, oh über die menſchliche Verblendung, mit Entzücken ſah ich Dir anfänglich zu, wie ein Kind, das die Hände nach dem luſtigen Feuer ſtreckt, und nicht weiß, daß es brennt. Ich half Dir von den bornirten Prinzen, ja ich trieb den Frevel ſo weit, Menſchenleben dabei auf's Spiel zu ſetzen, weil ich kindiſche Duellanten für Kartenfiguren hielt, ach, ich that Alles, was thöricht war.“ —

So ſpricht der Mann den ganzen Tag, Manches verſteh' ich gar nicht, wie die Geſchichte mit dem verſchleierten Mädchen.

Heute hat er mir nun beſtimmt erklärt, ich müſſe die Komteſſe heirathen, und er werde ſogleich deshalb ſchreiben. Bis jetzt hab' ich zu Allem ſtill geſchwiegen. Aber warum ſchweigſt auch Du?"

18.

Iſt es möglich, iſt es möglich, Blanca, Du, Du, Du haſt alle die Liebesbriefe geſchrieben, Du warſt in Karlsbad, Du warſt die verſchleierte Dame, Du ſagſt Dich los von mir, als von einem wankelmüthigen Manne? — da ſteht's, ich hab' es hingeſchrieben, was mich aus allem Sinn und Verſtande heraustreibt. —

Ich kann nichts hinzuſetzen, ich weiß nichts als dieſe Fragen — ſchreibe noch einmal, ob es ſo iſt, dann werde ich's wiſſen, jetzt weiß ich nichts, nichts.

Du biſt hier, und willſt mich nicht erfahren laſſen, wo Du ſeiſt, willſt mich nicht ſehen?

Nun wohl, ich habe abgeſchloſſen mit der Welt, und jetzt bin ich ruhig. Damit ich dem alten Manne wenigſtens eine Freude mache, ſo will ich mich ſeinen Wünſchen fügen. Er glaubt, ſein ganzes Leben wieder gut zu machen durch meine Verbindung mit der Komteſſe. Es iſt ein liebes Mädchen. War Franciska das lebendige, ſchöne Auge, ſo iſt die Komteſſe die Seele des Auges.

Wenn der Onkel ſtill auf dem Sopha liegt und ich auf einem kleinen Stuhle neben ihm ſitze, und hinausſehe durch die Fenſter über die breiten, herzloſen Straßen Berlins, auf welchen jetzt Tag um Tag ein ausdrucksloſer Sonnenſchein liegt, da ſchnürt es mir wol manchmal das Herz zu wie Todesangſt. Ich verſpreche ihm die Heirath, und es iſt mir, als ginge mein Leben zu Ende.

So gehe es denn zu Ende, ich habe es ſelbſt verſcherzt. Meine Neigung zu Dir — ich fühle es jetzt tief — iſt der Kern meines Lebens. Jugendlicher Uebermuth ließ uns mit dem Glücke ſpielen, wir warfen die bunte Kugel in die Luft, und ließen es darauf ankommen, ob ſie uns wieder in den Schooß fallen würde. Gott weiß, wo ſie hingefallen iſt.

Iſt es ein Frevel gegen die Zeit, gegen die Umgebungen, natürliche Zuſtände hervorzurufen, die nicht zur jetzigen Geſellſchaft paſſen, klaſſiſche Liebe ohne Pfaffen und Kontrakt in eine unklaſſiſche Welt zu drängen — iſt es ein Frevel, ich will ihn büßen. Aber bereuen will ich ihn nicht; all' meine alte Stärke iſt mir jetzt wiedergekommen, ich ſterbe heiter auf dem Schlachtfelde.

Lebe wohl, Blanca, o meine ſüße Blanca, lebe wohl. Der Komteſſe will ich Dich ſchildern ſo ſchön, wie Du in mir lebſt, und ſie wird mir geſtatten, Dich zu lieben, auch wenn ich Dich nimmer wiederſehe.

Ihr ſagt mir, ich ſei eitel um und um, und durch und durch, und dieſe Eitelkeit ſei die Mutter all meiner Theorieen und Thorheiten. Ich glaub's Euch, ich glaub's, daß Ihr Recht habt, glaubt mir aber auch, dieſe Eitelkeit ſei nicht ſo ſchlimm, und ſie ſei eigentlich etwas Anderes, wir haben nur kein Wort dafür. Ohne dieſe Eitelkeit mag ich gar nicht weiter leben, ſie iſt die Spannkraft meines Weſens.

Der Onkel treibt mich zur Abreiſe — ich ſchreibe Dir jedenfalls noch in drei Worten Lebewohl. O daß ich Dir dann nicht mehr ſchreiben ſoll, das, das gräbt mir im Herzen umher. Dieſe Briefe waren mein zweites Leben — und unſere hohen Gedanken, wie wir uns Alles ſagen wollten, auch wenn wir nicht treu geblieben wären, ſie waren ja doch wahrlich keine Lügen, Blanca.

In dieſem Augenblicke iſt mir's, als ſei ich Dir immer treu geweſen, als würd' ich Dir's immer ſein. Die Treue iſt ganz gewiß etwas Anderes, als was die Leute ſo nennen. Nicht wahr, Blanca? Bitte, ſchreib' mir noch einen Brief über die Treue! Bitte, bitte!

19.

Was iſt das? Du biſt beim Onkel geweſen, er iſt entzückt von Dir — und in der nächſten Stunde ſoll ich reiſen?

Ich ſitze am Schreibtiſch des Onkels, er geht lächelnd im Zimmer auf und ab, und iſt heiterer als je. Er erzählt mir, wie Du in Karlsbad alle Briefe von mir aufgefangen habeſt, wie die alte Baronin Dir behilflich geweſen — was hör' ich da eben? Sie iſt Deine Tante — ſie iſt Claudia? Und der Onkel hat es ſelbſt nicht gewußt, heftige Krankheiten haben ſie ſo entſtellt. —

Bald hör' ich, bald ſchreib' ich, es wird ein thörichter Brief, aber ſchreiben muß ich, denn der Onkel wiederholt, daß der Wagen bald vorfahren würde. „Du haſt Eile“ — ſagt er — „denn jener junge holſtein'ſche Graf, deſſen Du Dich erinnern wirſt, iſt nach Karlsbad zurückgekommen, und hat der Komteſſe ſeine Hand angetragen, und die blonde Sanftheit gefällt ihr ſehr, Franciska hat ſich mit Wilhelm verlobt — Du kommſt am Ende zu ſpät. Bewähre Deine Eitelkeit und mach' alle Bewerber zu Schanden.“ —

Was ſind das für Dinge!

„Blanca iſt ein ſo liebenswürdig Kind“ — fährt er fort — „aber mit Deinen thörichten klaſſichen Plänen“ —

Ich konnte nichts weiter ſchreiben, und jetzt fliegt mir die Feder wie im Fieber — böſes, böſes Mädchen, Alles iſt ausgeglichen, und Ihr foltert mich, und zu Dir in die nächſte Straße ſoll ich reiſen, und Du haſt die abſcheuliche

Bedingung geſtellt, und der abſcheuliche Onkel hat ſie zugeſtanden, daß ich eine volle Stunde warten muß, nachdem ich dies Alles erfahren habe, daß ich Dir den letzten Liebesbrief ſchreiben muß. Da iſt er, da iſt er — ich weiß nichts Anderes, Blanca, als daß ich Dich liebe, ſo liebe, daß mir's vor den Augen flimmert, und ich nicht mehr ſchreiben kann — oh, oh, was zögert die Stunde, ich muß aufhören, denn mich überwältigt die Freude.

Noch wenn Du dies Blatt in der Hand hältſt, fliegt in Deine Arme Dein Alphons.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

Schauſpielerin.

Die

Schauſpielerin.

Novelle

von

H. Laube.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

Herrn

Varnhagen von Enſe

ergebenſt

gewidmet.

Ich ergreife jede Gelegenheit, hochgeehrter Herr, Ihnen darzulegen, mit welcher Treue, Ergebenheit und Achtung, mein Herz an Ihrem Glauben in Sachen der Kunſt und Wiſſenſchaft hängt, wie lebhaft es Ihre ſchöne Stellung in unſrer Literatur und die günſtige Einwirkung Ihres Charakters zu erkennen glaubt.

In einer Zeit verwirrender Kämpfe, wo alles Urſprüngliche und Umfaſſende ohne Beachtung blieb wegen der dominirenden

Einzelnheiten, wo auch die Literatur und Geſellſchaft nur Gegenſätze zu enthalten ſchien, in einer Zeit, wo auch ich mitten im Wirbel bedenklich herumgetrieben ward, da nahmen Sie mich freundlich auf, Sie fragten nicht nach Partei und Namen, Sie griffen mit weicher Hand nur nach dem, was man beim Schriftſteller Talent heißt; Sie ſagten es nicht direkt, aber ich erfuhr es durch Sie, daß die vielen zufälligen Richtungen unſrer Tage einen Menſchen nicht erſchöpfen. Der Menſch iſt mehr als ein hiſtoriſches Moment, denn er kann deren viele erzeugen — daß ich deſſen und ſomit eines größeren Reichthums meiner ſelbſt inne wurde, habe ich ſicherlich größtentheils dem Glücke zu verdanken, das mich vor Ihr freundliches Antlitz führte.

Ich halte dies für einen wichtigen Abſchnitt im Leben eines Mannes, welcher ſein Amt darin ſucht, fortwährend vor ſeiner ganzen Nation zu ſprechen. Die Welt iſt mir von da erſt die Welt geworden, ſeit mir die kleinſte Manifeſtation ihrer Mannigfaltigkeit wichtig und beachtenswerth erſchien — es gibt eine bornirte, ſtörende Liebe und eine beglückende. Ich meine ſtörend oder beglückend mit Bezug auf das, was außerhalb der Liebenden ruht. Die bornirte Liebe kennt nur ein Einziges und will nur ein Einziges kennen, ſie will eine Sonne ohne Strahlen ſeyn, welche nur einen Punkt entzünden ſoll, mag rings umher alles Andere darüber verderben — der Anblick dieſer Art iſt leider im gewöhnlichen Leben nicht ſo gar ſelten, es begegnen uns gar oft ſolche Liebesleute, welche in Eiferſucht, Mißgunſt und Unzugänglichkeit beweiſen, daß in der gegenſeitigen Neigung aller Quell von Theilnahme erſchöpft, daß ihnen kein Atom von Zärtlichkeit übrig geblieben iſt für die Welt, daß ihre Liebe keine Atmosphäre geworden iſt, wie ſie der beglückenden Liebe zu Theil wird. Von der letzteren gewinnt

Alles, und das iſt ihr göttliches Kennzeichen.

Die Zuſtände unſrer Bildung haben heutiges Tages gar Vieles, was dieſem Phänomene entſpricht, und ich glaube namentlich durch Sie erkannt zu haben, daß der Gewinn jener ſchöneren Liebe ein Weſentliches Goetheſcher Anſchauungsweiſe, daß er der Kern heutiger Kultur ſey, von welchem aus die ſchönſten Ranken, Stauden und Bäume unſerm ſtrebſamen Menſchen entſprießen.

Es waren friſche, ſproſſende Frühlingstage, als ich das Glück hatte mit Ihnen unter den Linden auf und ab zu wandeln, Geſpräch und Anſichten verloren ſich niemals in enge Defiléen, aus denen nur gewaltſam ein Ausweg zu bahnen iſt, niemals in die Spitzen der Winkel drängten ſie ſich, ſondern in die Weite der Möglichkeit, der Spekulation, der raſtloſen Aufnahme; ich fühlte es innig, wie ſolchergeſtalt das Herz ſchmiegſamer und williger werde, jedem Gedanken, jeder Anſchauung ſich anzuſchließen, und aus der Mitte ſolch neuer Welt traten zwei große, klare Augen mit einem überaus wohlthätigen Blicke. Dieſer Blick, welchen mir der Verkehr mit Ihnen entſchleierte, iſt hoffentlich in mir geblieben, ich glaube, ihn ſtets zu ſehen, und er verſagt mir dann niemals ſeinen Rath.

Es iſt der Geſchmack.

Wenn eine Klage gerecht iſt über das Treiben unſrer jetzigen Literatur, ſo iſt es die über Vernachläſſigung des Geſchmacks. Gedanken, Richtungen werden in Fülle angeregt, daran leiden wir ſicherlich nicht Mangel, aber die Form, das Maaß, die innerſte Bedingung der Harmonie iſt wenig zu finden. Ich laſſe meine Worte dieſe Richtung nehmen, weil ſie mich auf Novellenproduktion und Beurtheilung derſelben führt, wie ſie eben gang und gäbe ſind, und weil ſie ſomit einen Bezug auf das folgende Büchlein gewinnen.

Die Geſchmackloſigkeit unſrer derartigen Produktion prägt ſich vielleicht auf der einen Seite in zu grober Abſichtlichkeit aus, auf der andern in zu farbloſer Ausdrucksloſigkeit. Nur für jene ſcheinen mir einige Zeilen am Orte zu ſeyn. Es mußten Ideen an die Leute gebracht werden, ohne daß man ſich die Zeit nahm, ihre Abklärung abzuwarten: von allen Dingen des Gedankens und der Erſcheinung fallen mit den kommenden Tagen und Nächten Flitter ab, Schlacken, Aeußerlichkeiten, die Schöpfung an ſich iſt ſo ſehr das vollkommenſte Kunſtwerk, daß ſie ohne unſer Zuthun die Dinge ordnet und geſtaltet auch für das feinſte künſtleriſche Bedürfniß; richtiges Gefühl und guter Geſchmack wartet auf ſolchen Prozeß des Geiſtes und giebt nur das Gewonnene, nicht jedes Erraffte.

Dies Eine wird mannigfach vermißt. Ein Zweites iſt die Gewaltſamkeit, mit welcher eine wirkliche Form behandelt wird:

dieſe oder jene polemiſche Richtung, dieſe oder jene Spekulation muß in ihrer roheſten, erſten Erſcheinung Novelle werden, ein philoſophiſches Syſtem muß ſich wohl oder übel in eine Erzählung dehnen, und die Kritik geht mit eben ſolcher Herzhaftigkeit an das Urtheil. Sie empfängt nicht willig das einmal Gegebene als Ganzes, um darüber zu ſprechen, wie man einen Menſchen empfängt, der ebenfalls ein Fertiges iſt; nein, ſie findet es tadelnswerth, daß nicht dieſe oder jene Sympathie die Seele des Ganzen ſey, und dieſe erſte ungerechte Anforderung verfolgend, verſchiebt und verrückt ſie nun nach Stimmung und Laune das Ganze.

Ich übergehe noch den Ausdruck; es war wohl an der Zeit, einer dürren, öden Sprache zu entrinnen, Leben, Grün und Sonnenſtrahl in die Sätze zu bringen, aber wie zu all dem eben Erwähnten bedurfte es auch hier eines feinen Geſchmackwächters.

Es giebt nun einmal viel Wendungen und Worte, welche in der Schrift garſtig erſcheinen — Schönheit, Schönheit iſt der Ruf, der ſo ſelten ein Echo findet bei unſern ſchöngeiſtigen Produkten.

Muß ich hinzuſetzen, daß ich dies Alles aus Ihrer Anſchauungsweiſe, wenigſtens harmonirend mit derſelben geſagt glaube? Daß ich es nicht deshalb vor eine eigne Novelle ſchreibe, um dieſe marktſchreieriſch anzuempfehlen, indem ich davon rede, was an vielen andern auszuſetzen ſey?

Aber allen Bezug will ich dennoch nicht läugnen; gerade die angeregten Fehler denke ich nicht begangen zu haben. Wie viel andre übrig waren, wird mir nicht verborgen bleiben. Zwei Sommerwochen eines anſpruchsloſen Landlebens haben mir Sonnenſchein, grünen Bergwald, blaue, fröhliche Ferne genug gegeben, um in fröhlicher Zuverſicht alte Geſtalten früherer, bewegterer Tage herauf zu locken vor meine Blicke. Möchten ſie in ſolcher Art und ſolchem Verhältniſſe erſchienen ſeyn, daß ſie einer Widmung an Sie, geehrter Herr, würdig zu achten wären; dann hielt ich meine Zuverſicht und die Novelle für erfüllt.

I.

Ein junger Reiſender kam in Wien an. Es war ein milder, üppiger Sommerabend, wo die Bruſt und das Herz aufgeht in weicher Lebensluſt; auf dem glatten Pflaſter der Stadt lag ein feiner Staubregen, alle Fenſter der engen Straßen, durch welche der Poſtillon mit lautem Klatſchen hinfuhr, waren geöffnet, ſchöne Mädchenköpfe kuckten überall heraus, friſche, zierliche Herren glitten Arm in Arm vorüber, und lachten und ſchwatzten, es war ein buntes, lockendes Durcheinander, ein zärtliches Geſumm. Der junge Reiſende wußte nicht, wie ihm geſchah: es war ihm, als mußte jeden Augenblick aus der geräuſchvollen Menge eine glänzende Freude emporſpringen, ihm an den Hals fliegen.

Aber was für eine Freude?

Ludwig, hatte der Vater geſagt, geh in die weite Welt, um dich zu ſammeln —

Lieber Papa, wie ſoll ich in der weiten Welt mich ſammeln! Mein Uebel, oder mein Glück wird immer größer werden —

Das wird es nicht, mein Sohn, nur im Ueberfluſſe finden Leute deiner Art die Beſchränkung, nur wenn ſie ſehen, daß die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit für das Menſchenherze zu groß iſt und zu reich, daß es eines Gottes bedarf, um allen Genuß in ſich aufzunehmen, nur dann bilden ſie ſich. Nur dann ſehen ſie ein, daß die Grenzen unſer Glück machen.

Ludwigs Unglück war nämlich zu viel Glück, was ſein Herz beſtürmte; er wußte nicht, wohin er mit allen ſeinen Empfängnißorganen ſollte, er ſchmachtete im Ueberfluße, und wollte ſich den herkömmlichen Formen nicht fügen, weil er ſie für einen Diebſtahl am Reichthume der Welt hielt. So mochte er ſich nicht zu einer beſtimmten Stellung entſchließen, er mochte nicht heurathen, mochte nicht ſtill ſitzen, das dünkte ihm Alles zu ausſchließend.

Der Vater war ein kluger Mann, und ſchob ihn in den Poſtwagen, und gab ihm einen Neffen zur Begleitung, mit dem Ludwig aufgewachſen war, und den er gern hatte, ohne ihn zu lieben. Paul, dieſer Neffe, war ein derber, trockner Burſche mit viel Kenntniß und gleichmäßiger, guter Laune, einer von den wohlberathenen Menſchen, welche das Leben nicht ſuchen, ſich aber überall von dem Leben finden laſſen. Du machſt gar zu viel Umſtände, pflegte er zu ſagen, mit dem Bischen Welt, wozu ſie in Ordnung bringen und regieren? Sie regiert ſich ſelbſt, ſie iſt von Anbeginn in Ordnung. Die Welt geſchieht, wir machen ſie nicht, und wenn man ſo viel zu thun hat, wie Du, dann hört alles Lachen, alle Bequemlichkeit auf. Lachen und Bequemlichkeit ſind ja Leben. —

Er ſaß mit verſchränkten Armen im Wagen, die Behaglichkeit ruhte mit halb geſchloſſenen Augen auf ſeinem runden, feiſten Geſichte, und blinzte aus den verläſſigen treuen Augen. Wenn ein beſonders muntres Kind mit flatternden Locken am langſam rollenden Fuhrwerk vorüberglitt, da hob er ſeine Reiſemütze vom blonden Lockenkopf und grüßte ſchelmiſch lächelnd.

Ludwig dagegen war erregt und unruhig. — Paul, rief er aus, wie erträgſt Du mit ſo viel Gleichmuth eine Welt von ſolchem Reichthume, wie ſich uns eben öffnet! Wo blick' ich zuerſt hin, wo faß' ich, wo ergreif ich die Luſt, die durch die Straßen ſchweift, in der ſanften, üppigen Luft um meine Schläfe ſpielt, aus neuen, immer ſchöneren Augen leuchtet — Paul!

Laß ſie nur kommen! erwiederte dieſer —

Du biſt ein Türke! —

Allah iſt groß, Ludwig, und hier iſt unſer Gaſthof — halt, Schwager — die Welt lauft nicht davon, und ſie kommt am erſten zu uns, wenn man ihr nicht nachlauft. Sie iſt gleich Mädchen und Liebe.

II.

Am ſpäten Abend ſtrich Ludwig einſam auf dem Glacis umher, und ſchwelgte. Die Luft war wie Mädchenodem und unter dem Monde flog zuweilen eine ſeltſam geſtaltete Wolke hin, welche einen feinen Strichregen in die Donau warf; der Leopoldsberg ſaß ſchwarz wie ein pfarrherrlicher Hausvater im Hintergrunde, einzelne Liebespaare gingen Arm in Arm an dem vom Glück gepeinigten jungen Mann vorüber. Beſonders ein Paar beſchäftigte ihn ſehr: die

Dame war eine hohe, ſchlanke und doch volle Geſtalt, der runde Oberkörper wiegte ſich üppig und herausfordernd auf den ſtolzen Hüften, und das weiße Gewand, was um die gerundete Erſcheinung kräuſelnd flatterte, um den ſtolz ſpielenden Fuß tändelte, der weiße Schleier, welcher im Winde flog, ſo lange die Dame ihr Geſicht gegen den Begleiter kehrte, zog Ludwig unwiderſtehlich an. Er ging mit ihnen vor- und rückwärts, blieb ſtehn, um ſie an ſich vorübergehn zu laſſen. Aber die Dame hatte für nichts Augen, als für ihren Begleiter, ihr Kopf war immer nach ihm hingewandt, faſt in ſeine Schultern hineingedrängt, und die Auſſenſeite des Geſichts verbarg der Schleier. Ein Mädchen, deſſen Angeſicht uns verborgen wird, iſt immer ein Engel. Als Ludwig merkte, daß die Liebesleute in eine Straße hinabbogen, ging er voraus. — es iſt ein merkwürdiger Beweis gegen das Intereſſe am bloß Allgemeinen, daß uns bei ſolcher Gelegenheit alle übrigen Mädchen verſchwinden vor dem Zauber einer einzigen Schönheitsmöglichkeit. Wie koncentrirte ſich dem jungen Glücklichen in dieſen weißen Gewändern, und er vergaß ſeine eigne, gewöhnliche Klage, daß ſich das Glück nicht koncentrire.

Die Straße war eng, in welche ihm das Paar folgte, aus einem Parterrezimmer ſtrahlte Licht, und Ludwig wollte beim Scheine deſſelben ſeine Göttin erblicken. Wenn ſie nur nicht früher in ein Haus treten — nein, ſie gehen zwar immer langſamer, aber ſie kommen immer näher, der Schleier iſt ganz zurückgeſchlagen. Ludwig tritt in den Schatten, ſie ſind neben ihm, die Dame wendet ihr Antlitz nach der Stelle, wo er an die Mauer gelehnt iſt, ihr forſchendes Auge will die Dunkelheit bei Seite ſchieben — ein Mädchen mag noch ſo betheiligt erſcheinen, ſie ſieht jede Huldigung auch ohne Augen, ſie hat einen ſechsten Sinn dafür. In dem ſuchenden Blicke der Dame lag die ganze Geſchichte von dem Hin- und Hergehen Ludwigs auf dem Glacis, von ſeiner Begleitung bis daher — er war betroffen von dem Zauber dieſes Antlitzes, von dem halben Lächeln, das wie ein Schalk über die halbgeöffneten Augen und den leiſe zuckenden Mund hüpfte.

Ehe er zu ſich kam, waren die Liebesleute eingetreten in das Haus, ſie erſchienen in dem lichten Parterrezimmer — Alles das dünkte Ludwig eine Traumerſcheinung — die weiße Dame neſtelte den Schleier von ihrem Haupte, und ſetzte ſich auf einen Stuhl, dunkle reiche Locken fielen über das geſenkte Antlitz, die

Hände ruhten im Schooße, der Liebhaber knieete vor ihr nieder, und drückte ſein Haupt in dieſe Hände. Ach, wie weich und warm mochten ſie ſeyn!

Ludwigs Augen wurden feucht von Thränen der Liebe, der Freude oder des Glücks, er wußte es nicht. Gute Menſchen weinen zuerſt über das Glück, was ſie erblicken.

Plötzlich, als fiele es ihr jetzt erſt ein daß Jemand außen ſeyn könne, ſprang ſie auf, eilte zum Fenſter und zog die Florgardinen zu. Ludwig ſtand noch einen Augenblick regungslos, und bedeckte ſeine Augen mit der Hand, dann ging er langſam fort. Aber — iſt nicht da, von wo der Lichtſchimmer an der entgegengeſetzten Wand ſpielt, ein kleiner offner Strich, den die Gardine nicht bedeckt — wahrlich man kann einen Theil des Zimmers ſehen durch dieſe Falte, er kehrt zurück und ſchaut und ſchaut.

Vorher hatte er nur Augen für ſie gehabt, und die Umgebung nicht beachtet, jetzt war ſie nur zuweilen in ſeinem Geſichtskreiſe, und er mußte nothgedrungen beachten, was ſich ſonſt ſeinen Augen bot. Auf einem Armſtuhle dicht am Ofen lag ein ſchreiend gelbes Frauengewand, als ſey es eben hingeworfen, daneben an der Erde ein weißer Shawl und eine Reiherfeder, unweit des Fenſters, durch welches er blickte, ſtand ein kleiner Tiſch, der mit allerlei wunderlichen Kleinigkeiten bedeckt war, welche in bunter Verwirrung durcheinander lagen. Perlen, Bänder, Papierrollen, Armſpangen, glitzernde Flittern in ganzen Häufchen, auch an der Erde fand ſich Einzelnes von dieſen Utenſilien. —

Seine Aufmerkſamkeit ward unterbrochen, die Dame flog mit einer Guitarre durch den Raum, welchen er überſehen konnte, er hörte ſie lachen, präludiren und unter Lachen eine klingende, von Fülle und Ueppigkeit duftende Stimme erheben:

Und wenn du mich liebſt, warum zagt dein Geſicht,
Fürchteſt Du denn, was Dein Herze ſpricht?
O, das Herz iſt ſo klug,
Und hat Liebe genug,
Liebe, liebe nur luſtig, es mangelt ihm nicht!

Wenigſtens dem meinen nicht! ſprach ſie dazwiſchen, und lachte wieder und ſang wieder:

Ach, ich war noch ſo jung, und ich war noch ſo klein,
Da zogen die Küſſe ſchon jubelnd ein.
O, wie lang iſt das her,
Und doch fehlt's nimmermehr
Meinem Herzen an Küſſen und Liebesſchein. —

Es kamen Leute die Straße entlang, er

konnte nicht länger ſtehn bleiben, und träumend ging er von dannen.

„Und doch fehlt's nimmermehr
Meinem Herzen an Küſſen und Liebesſchein“

klang zitternd durch alle ſeine Nerven, er bemerkte es nicht, daß der warme Nachtregen immer ſtärker fiel, und blieb ſtehen, als er an einem lichten Fenſter ein Mädchen ſah, das den weißen Arm herausſtreckte in den Regen, dann mit der feuchten Hand das Haar aus dem Geſichte ſtrich, das weiße Nachthäubchen drauf ſtülpte und das Fenſter ſchloß; und in bewußtloſer Träumerei ſchritt er weiter und kam in ſeinen Gaſthof. Die Welt bewegte ſich in tönenden Harmonieen um ſeine Sinne, und als er entſchlief, war's ihm, als ſänke er in den Himmel; der Regen klatſchte ſanft an die Fenſter.

III.

Der Tag hat etwas Nüchternes, wenn uns ein poetiſches Intereſſe im ſammtnen Gewande der Nacht, oder beim ſtillen, heimlichen Scheine des Mondes nahe getreten iſt. So ging es Ludwig, als er am nächſten Morgen durch die Straßen lief, um das ſtille Gäßchen zu ſuchen; der Lärm, die mannigfache Fülle neuer Geſtalten, welche an ihm vorübereilten, zerſtreuten, befingen ihn, und er fand die kleine Gaſſe nicht. Mißmuthig kehrte er heim, und fügte ſich dem Vorſchlage Pauls, die Empfehlungsbriefe abzugeben, Viſiten zu machen.

Jede Stadt hat für jeden Tag ein Favoritintereſſe, was gleichzeitig überall beſprochen wird; die geiſtreichſten Perſonen bedienen ſich in der Konverſation eines ſolchen, weil es eine Art von Medium darbietet zwiſchen producirendem Denken und völligem Schweigen, wie das Kartenſpiel, und weil ſie wohl fühlen, wie ſehr ein ſolches nöthig ſey, um die Geſelligkeit aufrecht zu erhalten. Noch mehr ſolche ſtationairer Anknüpfungen gebraucht man beim Zuſammenkommen mit Fremden — die allgemeinen Geſelligkeitsverhältniſſe und das Theater kommen dabei immer an die Reihe. Zufällig gab es nun eben ein Objekt in Wien, was all dieſen Fällen zupaßte, es war eine junge Schauſpielerin, welche durch ihre plötzliche, durch ihre blendende Erſcheinung, durch ihre Erfolge in Sachen der Kunſt und des Herzens, durch ihr Verſchmähen trefflicher Partieen, durch die Wahl eines Bräutigams alle Fragen und Zuſammenſtellungen in Bewegung ſetzte. Paul und Ludwig hörten überall davon ſprechen, und Paul konnte ein urtheilendes Wort mit abgeben, da er am Abend vorher im Gaſthofe mit dieſer Dame und ihrem Bräutigam beim Abendeſſen zuſammengekommen war. Er hatte ſie ebenfalls höchſt liebenswürdig gefunden, und war von ihr und dem Bräutigam eingeladen worden. Dies raſche, günſtige Zuſammentreffen fand man ſehr charmant, man hoffte neue Geſchichten, neue Bemerkungen zu erfahren. Paul machte Glück durch dieſes Glück und war ſehr geſucht, der zerſtreute Ludwig trat ſehr in den Schatten.

Denſelben Abend ſpielte die Dame, und Paul wollte hin. Ludwig hatte keine Luſt, ihn zu begleiten, er ſcheute das Theater wegen der mannigfachen, lockenden Eindrücke, die es ihm verurſachte und die ihn beunruhigten. Da ſähe man eine Menge ſchöner Köpfe, es entwickelten ſich auf der Bühne dieſe und jene reizenden Intereſſen, tauſenderlei Sehnſucht und Verlangen würde geweckt und der Schmerz mangelhafter Organe der Auffaſſung und des Genuſſes werde peinigend.

Du biſt ein Narr, ſagte Paul, wir wollen eine dunkle Loge nehmen und Du kannſt die Augen zu machen.

Sie gingen hin, und Ludwig ſetzte ſich in der That ſo, daß er gar nichts ſehen konnte. Da überließ er ſich den Träumereien, welche die Muſik anregte, dieſe willige, höfliche Muſe, welche in ihrer Allgemeinheit jedem Gelüſt den Ausdruck gewährt.

Plötzlich rauſchte ein lauter Beifall durch das Haus, eine tiefe Stille folgte. Die berühmte junge Schauſpielerin mochte aufgetreten ſeyn. Sie begann zu ſprechen — „Paul, welch eine Stimme!“ —

Eine ſchöne Stimme.

Die Schauſpielerin ſang ein Lied, Ludwig hätte ſich nach der Ausſicht verdrängen mögen, und doch wagte er es nicht, er athmete kaum — ſollte ſie’s wirklich ſeyn?

Kaum war das Lied beendet, ſo begann der Beifallsſturm von Neuem, und ein Mädchen, was vorn neben Paul ſaß, klatſchte und rief, was ſie vermochte und die Thränen liefen ihr über die Wange. Es war ein junges Kind von etwa ſiebzehn Jahren, der erſte, duftige Hauch der Reife, wie er von Aprikoſen und Pfirſichen ſchimmert, lag auf ihren Wangen, der Mund war klein und die Lippen ſchloſſen ſich noch ſchmal und ſpröde, ſie waren noch nicht wach geküßt, die Augen aber ſtrahlten in innigem Entzücken.

Paul betrachtete ſie neugierig, und als ſie das bemerkte, wendete ſie ſich zu ihm, trocknete ſich die Augen und ſagte mit großer Glückſeligkeit: ſie iſt meine Schweſter!

Ludwig fürchtete ſich noch immer, vorzukucken — wenn's wieder eine andre wäre, dachte er voll Angſt, wohin mit deinem Herzen und deiner Liebe! Aber die Neugier und der Reiz war größer als alle die wunderliche Bedenklichkeit, er trat vor, und ein lautes „Ach!“ entſchlüpfte ihm. Eben war es todtenſtill im Hauſe, die Schauſpielerin hatte eine ſtumme Scene. Alles hörte Ludwig's Ausruf und wandte die Köpfe nach ihm, ſogar ſie ſelbſt ſah von der Bühne hinauf zu ihm — ſie wars, die weiße Dame von geſtern, heut trug ſie das gelbe Kleid, was auf dem Stuhl lag, den weißen Shawl als Turban, die Reiherfeder obenauf. Er hatte ihr Geſicht geſtern nicht genau geſehn, aber alle Bewegungen, die Stimme, dieſe ſüße berauſchende Stimme, ſie war's, ſie war's!

So glücklich war Ludwig lange nicht geweſen, alle ſeine Wünſche waren plötzlich einmal auf einen Gegenſtand zuſammengedrängt, ſein Weſen, alle ſeine tauſend Anfänge waren geſammelt.

Paul machte mit der kleinen, muntern Schweſter ab, daß er ſie noch heute hinbringen dürfte zu der ſchönen Schauſpielerin — „Sie können beide mitgehn,“ erwiederte ſie ſchnell, indem ſie an Ludwig hinaufſah, welcher neben ihr ſtand — wir eſſen im „Erzherzog Karl“ zur Nacht, und die Schweſter ſieht gern Geſellſchaft, wenn ſie geſpielt hat, Georges auch, beſonders, wenn er gelobt wird. —

Wer iſt Georges, mein Fräulein? „Ei, der dort, der feine, ſchlanke Burſch, welcher die Fanny eben umarmt.“

In dieſem Momente applaudirte das ganze Haus —

„Sie wiſſen's alle die Leute, daß ſich Georges und Fanny heurathen, iſt's nicht hübſch, daß ſie klatſchen?“

Alſo Georges und Fanny werden ſich heurathen? fragte Ludwig weiter.

„Freilich, morgen über acht Tage.“ —

IV.

Schauſpieler von Bildung ſind viel angenehmer für den Umgang, viel bequemer, als andere Leute von Bildung, denn ſie haben die poetiſche Licenz, das Urſprüngliche der Lage immer bei der Hand. Sie achten das Geſetz des Umgangs, die äußere Sitte als eine allgemeine Uebereinkunft, als ein Mittel, ſich zu ſchützen; aber ſie unterſcheiden am Beſten, wie weit das letztere nöthig ſey, weil ſie das Maskenſpiel der Verhältniſſe am Meiſten durchgewirkt haben, ſie wiſſen am Schnellſten, wo die nothwendige Larve in Fratze übergeht, wo die Geſetze lähmend werden, wo es Geſetz wird, das Geſetz zu verlaſſen. Freilich gibt es wenig Schauſpieler von Bildung.

Fanny beſaß keineswegs die höchſte Kultur, aber ſie beſaß allen Takt derſelben. So verfolgt uns die ſcheinbare Ungerechtigkeit im Geſchenkten, im Angebornen ſelbſt bis in diejenigen Branchen des Lebens, welche wir nur dem Fleiß, der Aufmerkſamkeit, dem Streben erreichbar zu glauben pflegen. Fanny war ein Triumph jener Unmittelbarkeit, welche die mittelmäßigen Menſchen zu Neid und Mißgunſt aufſtachelt, ſie war ein Liebling der Götter, mit welcher Bezeichnung die Alten ſolche Perſonen zu erklären beliebten, ſie fand Alles, auch was ſie nicht ſuchte; was Andre lernten, das ergriff ſie, was Andre wußten, das empfand ſie, Kopf und Herz waren bei ihr nicht geſondert wie Staatsgewalten, ſie waren eins: mitten aus ihren Empfindungen ſprang die Klugheit und umgekehrt tief aus ihrer ſanften Weisheit hüpfte der Kuß.

Sie war mit ihrer Schweſter die einzige Dame in der Männergeſellſchaft, welche im Erzherzog Karl zur Nacht aß, ſie war dreiſt und heiter, ja ſie war ausgelaſſen und kein Gedanke des Ungebräuchlichen, des Unſittlichen kam irgend einem Theilnehmer der Geſellſchaft. So gewaltig iſt ein ächtes, reiches Naturell, daß es neue, ungewöhnliche Zuſtände adelt, ſo bildſam iſt die Sitte der Geſelligkeit, daß ſie ſich im Grunde immer dem ſchönen Intereſſe unterordnet, wenn dieſes Intereſſe in tüchtigen, edlen Naturen rege wird.

Die Geſellſchaft fand ſich in einem eleganten Zimmer des Hotels zuſammen und beſtand aus ſieben Perſonen, außer den beiden Schweſtern, Georges, Paul und Ludwig waren zwei ältere Theaterfreunde zugegen, welche neben ihren Geſchäften zu dichten und zu muſiciren gewohnt waren. Paul, der, wie geſagt, Fanny ſchon den Abend vorher kennen gelernt hatte, ſtellte Ludwig vor.

Ich kenne Sie ſchon, o, ich kenne Sie um und um, ſagte ſie, geſtern Abend — nicht doch, heut Abend waren Sie ein theilnehmender Zuſchauer im Theater, o Sie glauben nicht, wie ſolche Augen voll Aufmerkſamkeit und mit ſchaffender Poeſie ſingen und ſpielen helfen, Sie glauben es nicht, das Publikum macht die Hälfte des Schauſpielers, wir ſind wie Töne, es kommt Alles darauf an, wo dieſe geſprochen werden, welche Anregung ſie hervorruft, welcher Raum ſie aufnimmt und wiederklingt — à propos, mit Ihren ſchönen, dunkelblauen

Augen müſſen Sie meinen Georges und mein Clärchen lieben, das ſind die beiden Helden, welche mich am Beſten ſpielen und ſingen machen.

Fanny war durchaus keine blendende Schönheit, ihre Formen waren tadellos, erfüllt, indeſſen nicht ſo weich wie ſie aus der Ferne erſchienen, die graziöſe Bewegung glich dies aber täuſchend aus. Eben ſo beſtand der Zauber ihres Geſichtes nicht in dem bloßen plaſtiſch Gegebenen, Ausdruck und Züge waren von ſo einnehmender Bequemlichkeit und Schattirung, der Gedanke, das Gefühl traten ſo unwiderſtehlich bittend, ſo liebenswerth befehleriſch aus ihrem Antlitze, daß die bloßen Umriſſe gar nicht in Betracht kamen. Wenn man es ſich bequem macht, ſo nennt man ſolche Geſichter romantiſche, im Gegenſatze zu den klaſſiſchen, welche durch ledigliche, unmotivirte Erſcheinung einnehmen. Und wie der Dichter in dieſer Poeſie des Antlitzes herrſchte das Auge. Es wußte ſelten Jemand zu ſagen, von welcher Farbe es ſey, die unmittelbar darin redende Seele war nicht an eine beſtimmte, einzige Färbung gebunden; dieſe Bemerkung wird oft an Menſchen gemacht, welche ein mannigfach bewegtes innres Leben führen. Im grellen Tagesſcheine verblaßte Fanny's Auge zu einem zarten Grau, bei ſanfterer Beleuchtung ſtrahlte es dunkler, und des Abends beim Schein der Kerzen mochte man es ſchwarz glauben, da ſtrahlte und blitzte es wie ein Stern, dem der Maler nur aus mangelnden Mitteln ſeiner Kunſt eine goldgelbe Farbe giebt, deſſen Kraft und Schönheit aber in jenem Strahle beruht, welcher nur empfunden, nicht wiedergegeben und beſchrieben werden kann. Das rein und ſchön Menſchliche, das Gottverwandte des

Menſchen ſteht in ſeinem Auge, das glänzendſte Auge des Thiers hat keinen Strahl, keinen Blick, hierin iſt auch die Natur am Seltenſten ungerecht: alle übrigen Formen ſcheint ſie oft dem Zufall zu unterwerfen, die bedeutendſten Menſchen ſind oft unſchön gebildet, aber das Auge wird gewöhnlich der Triumph über das Aeußerliche, dieſer Sieg ſcheint uns meiſthin frei gegeben zu ſeyn über die ſpröde, zufällige Materie. Und zum Beweiſe, wie die tiefſte Weisheit in den hergebrachten, gewöhnlichen Ausdrücken ruht, nennen wir das Auge allgemein den „Spiegel der Seele.“

Dazu war es bei Fanny frei, länglich, man möchte ſagen offen geſchnitten, ſanft bog es ſeine Rundung und Tiefe in den Winkel hinein, die Pupille bewegte ſich in einem milden, klaren Weiß, das vom lichtblauen Himmel einen Abglanz zu haben ſchien, lange, dunkle Wimpern warfen einen lockenden Schatten darüber hin, ſchmale, aber dunkle und kräftige Augenbrauen hoben es hervor in ſanfter, wohlthuender Grenze, und aus all dieſen ſchönen Umgebungen trat ein Blick, welcher eine ganze Liebesgeſchichte war mit allen Nüancen, mit berauſchendem Glück und begehrenswerther Trauer.

Ludwig ſaß auf der einen Seite neben ihr, und ſog mit einer Alles vergeſſenden Trunkenheit den Zauber ihres Weſens ein. Sie trug noch das blendende gelbſeidne Gewand, die Weiße ihres Nackens, ihrer Schultern, ihrer länglichen, immer geſchäftigen Hände tanzten wie wärmende Sinnesfunken auf ſeinen Nerven umher, und wenn ihn beim Hin- und Herreichen eines Tellers oder einer Taſſe ihre warmen Finger berührten, da durchfloß es ihn wie berauſchender Wein, und ſein Auge ſuchte das ihre und flog liebeſüchtig durch das ganze, bewegte Antlitz, um welches in halber Auflöſung die braunen Locken flatterten, von keinem Turban mehr gefeſſelt. Es ſchien, als bemerkte ſie das wohl, denn ſie lächelte freundlich und ſchalkhaft, und wendete ſich dann raſch zu dem Nachbar auf der andern Seite, ſo daß Ludwig von den fliegenden Locken geküßt ward.

Dieſer andere Nachbar war Georges ſelbſt, ihr Bräutigam. Die Neigung, welche dieſe beiden Leute für einander hegten, hatte das Anſehn einer heißen glühenden Leidenſchaft, auch wenn man bedachte, daß ſolche Verhältniſſe unter Schauſpielern ſich immer lebhafter und auffallender äußern. Denn nicht ſowohl die Vorſtellungen ſelbſt auf der Bühne, als vielmehr die Proben und was drum und dran iſt bringt in den gegenſeitigen Umgang der Schauſpieler eine ſo große Légèreté und Vertraulichkeit, daß die gleichgültigſten Beziehungen und Verhältniſſe oft den Schein einer engen Intimität gewinnen. Natürlich brauchen dann wirkliche Liebſchaften noch viel lebhaftere Aeußerungen. Aber ſelbſt für den, welcher dieſen Stufengang genau kannte, war in dem Verhältniſſe zwiſchen Georges und Fanny eine ungewöhnliche, auffallende Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit.

Georges war ein ſehr einnehmender Mann. Neben ſchöner Figur und einem wohlgebildeten, ausdrucksvollen Geſichte beſaß er eine Alles gewinnende Artigkeit, Zuvorkommenheit und ein wunderbar anſprechendes Organ. Es war jenes Organ, was ſeine Töne unmittelbar aus der Bruſt an der Quelle des Herzens zu ſchöpfen ſcheint — dieſe Art zu ſprechen iſt für den Redner ſelbſt und für die Hörer gefährlich, aber in verſchiedner Bedeutung des

Wortes. Dieſe werden beſtochen, jener greift fortwährend ſeine edelſten Theile an, und ſetzt ſich der bedenklichſten Bruſtkrankheit aus.

Zu dieſen Eigenſchaften des jungen Bräutigams kamen noch einzelne Schatten von Melancholie, welche über ihn hinflogen, ihn mit einem wunderlichen, aber nicht unintereſſanten Dunkel umhüllten. Es bedurfte alſo für Georges keines eben hervorſtechenden Geiſtes, um ein Mädchen zu gewinnen, er beſaß Reiz genug, um zu befangen und zu erobern. Seine geiſtigen Fähigkeiten hatten allerdings nichts abſonderliches, indeſſen waren ſie doch von der Art, daß man nicht leicht etwas vermißte: er war für mannigfaltige Ideen empfänglich, hatte einen großen Trieb zu lernen, ſich zu bilden, ja er bezeigte ſogar oft ein ausſchließliches Vergnügen an geiſtig ſpeculirenden Geſprächen.

Daß er eitel war, fiel bei einem jungen, ſchönen Mann nicht auf, der auf den Brettern als Liebling des Publikums ausgezeichnet wurde.

Dieſe lebhaften Bezeigungen von Zärtlichkeit zwiſchen Georges und Fanny hätten nun eigentlich einen ſtörenden Eindruck auf Ludwig machen ſollen, man pflegt zu ſagen, daß ſie ein Anblick für Götter aber nicht für Menſchen. Indeſſen war dem nicht ganz ſo, und Ludwig lächelte dabei. Gute Menſchen ſehen über Alles gern Glückliche und Liebende, und trotz der lebhaft keimenden Neigung für die ſchöne Fanny blieb Ludwig doch noch unbefangen genug, kein entſchiednes Mißbehagen bei ſolcher Gelegenheit zu empfinden. Er knüpfte ein Geſpräch mit den Theaterfreunden an über Schauſpiel und Oper, und Georges ſelbſt nahm bald Theil daran. Es war wohl leicht zu erkennen, daß er die angeregten allgemeinen Intereſſen nur dadurch zu den ſeinigen machen konnte, daß er ſie zu einzelnen, perſönlichen Beziehungen verkümmerte, daß ſeine Intuition der Rollen ebenfalls in einem kleinen, beſchränkten Kreiſe ſich bewegte, aber es galt doch immer ſchon für etwas Bedeutendes, wenn ein ſo junger, ſchön ausgerüſteter Schauſpieler Theil nahm an ſolchen Diskuſſionen, und die Theaterfreunde ſchienen ſehr befriedigt zu ſeyn.

Fanny ſprach wenig dazu, aber dies Wenige bekundete, daß ſie mit der eigentlichen intenſiven Kraft des Talentes den Dingen tiefer in's Herz ſah, als jeder Andere. Man iſt gewöhnlich ſchnell mit abſchmeckenden Worten bei der Hand, wenn große Künſtler, denen die glücklichſten Erfolge zu Gebot ſtehen, wenn ſolche Künſtler nicht in herkömmlicher rationeller Art den künſtleriſchen Stoff und die Mittel deſſelben definiren. Aber man vergißt hierbei gar zu leicht, wie all ſolche Erklärungen und Unterſuchungen nur ſchwache Surrogate des eigentlich Urſprünglichen, Unmittelbaren der ächten Künſtlerintuition ſind, wie der Gedanke viel ſchwächer und unwichtiger iſt, als die ächte künſtleriſche That, ein glücklicher Griff in vollkommnere Welten.

Bei Fannys unrichtig ſcheinenden Andeutungen ward Ludwig lebhaft auf dieſe Gedankenfolge gedrängt. Ihre Phantaſie erſchöpfte und überflog mit einem Worte alles mühſam Deducirte, und da ſie bald herausfühlte — vielleicht ohne ſich deſſen bewußt zu werden — wie ihre Töne im Grunde nur mit denen Ludwigs zuſammenſtimmten, ſo traten ſich Beide ſchnell näher in herzlichen Kunſtergießungen.

Fanny trank gern Champagner, und die Geſellſchaft wurde ſehr belebt — mitten in der Luſtigkeit aber brach ſie plötzlich auf, nahm

Georges Arm, und bat Ludwig, ſie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten, damit er den Weg wiſſe für den nächſten Tag.

Frauen, auch die munterſten und ausgelaſſenſten haben immer das feinſte Gefühl für den Moment, wo eine Geſellſchaft ſich ausgelebt hat.

Der Abend war ſchweigend mondhell, und dieſe feierliche Ruhe der äußeren Welt theilte ſich auch unſrer Geſellſchaft mit, ſie zogen ſtill durch den Schatten der engen Straßen hin, in welche hie und da gleich einem neugierigen Lauſchen der Mond hereinkuckte, Paul führte Clärchen, und wisperte leiſe mit ihr, Ludwig ging neben dem Brautpaar.

An Fannys Hausthür wurden alle Männer verabſchiedet, Ludwig erhielt eine Hand, Georges einen Kuß. Dieſer ging noch eine große Strecke mit den beiden Reiſenden, beſchrieb ihnen mit den lebhafteſten Farben ſein Glück, und erbat ſich die Erlaubniß, morgen und öfter die Herrn beſuchen zu dürfen. Die letzte Strecke Weges gingen ſie allein, Paul nahm Ludwig unter den Arm, drückte dieſen heftig und ſagte: 's iſt ein prächtiges Mädchen!

„Das kleine Clärchen?“

Ach — Fanny, Fanny.

„Sieh doch, mich dünkt, Du habeſt Dich gar nicht um ſie gekümmert“ —

Ach, wir haben uns mit den Augen unterhalten —

„So?“

V.

Ludwig war durch und durch erfüllt von Fanny, Alles war heiter in ihm und leicht am nächſten Morgen, er glaubte ſein völliges Genüge zur Welt gefunden zu haben, allen Reichthum, alle Schönheit in dieſem ausgezeichneten Weſen zu erblicken. Aber er wollte dies Behagen, was ihm noch nimmer geworden war, durch keine Leidenſchaft geſtört wiſſen, und Fanny nur äußerſt ſelten wiederſehn. Wäre ſie frei, ſagte er zu Paul, ſo würde ich mit allem Aufwand meiner Kräfte um die Liebe dieſes wunderbaren Geſchöpfes, und ſelbſt dann dünkte es mich ein Wageſtück, ja zuweilen gar ein Frevel, dieſes reiche Mädchen zu heurathen: es würde mir Angſt, ſo viel Anlagen und Vollkommenheiten auf mich beſchränkt zu ſehn, die gewöhnliche Ehe iſt ein zu begränztes Inſtitut für den Reichthum ſolches Weſens, ich beneide Georges, und doch iſt er ſchwerlich zu beneiden. Nur manchmal will ich ſie wiederfinden, ſie gibt mir eine zauberiſche Ruhe bei der Fülle dieſer Welt.

Paul, welcher eben mit ſeinem Anzuge beſchäftigt war, lachte — Du biſt ein unverbeſſerlicher Träumer, Ludwig, und über dem Weiteſten vergißt Du das Nächſte: Fanny iſt eine Schauſpielerin.

„Pfui Paul, klebſt Du auch an ſolchen ordinairen Vorurtheilen! Es mag wahr ſeyn, daß die Schauſpielerinnen zu einer leichteren Anſchauung, zu einem lebhafteren Wechſel der Gefühle angereizt werden, da ſie fortwährend mit den bunteſten Kombinationen derſelben beſchäftigt ſind, da ihnen der Liebesverkehr gleichſam officiell nöthig wird, und es iſt gewiß eben ſo wahr, daß man ſie mit einem andern ſittlichen Maaßſtabe beurtheilen muß als die Menſchen, welche in ſtrengen abgeſonderten Verhältniſſen leben, aber dies gehört nicht in den Bereich, der eben vor uns liegt. Hier gilt es, wenn auch eine verwandte, doch eine ganz andere Betrachtung: die Schauſpielerin von Geiſt und Herz wird ſo tauſendfach angeregt, die Fähigkeiten ihres Herzens werden ſo vielfältig geweckt und ausgebildet, daß nur ein ungewöhnlich begabter Menſch all dieſen klaren oder unklaren Forderungen ihres Weſens Genüge leiſten kann. Nur darum iſt es ein gewaltiges Wageſtück, eine ausgezeichnete Künſtlerin zu heurathen, deren Phantaſie ſo viel Möglichkeiten des Reichthums und Glücks gebiert oder doch verlangt, wie ſie nur das ſtete wechſelnde und ſchaffende Genie gewähren kann.“

Ludwig gewann es über ſich, in den nächſten Tagen Fanny nicht aufzuſuchen. Georges kam täglich, und ſchloß ſich mit Wallung, ja mit Enthuſiasmus an ihn, erzählte ihm von ſeiner Braut, und wie ſie täglich frage, warum Ludwig nicht zu ihr komme, welch herzlichen Antheil ſie an ihm nähme. O ſolch ein Freund wie Sie, pflegte er zu ſchließen, thut uns ſo Noth, ein Mann, welcher den Reiz der Kunſt ſo tief empfindet, deſſen Geſchmack durch ſo viel Kenntniß und Wiſſenſchaft geläutert iſt.

Ludwig ließ ſich indeß von ſeinem Vorſatze nicht abbringen: es befing ihn eine gewiſſe Scheu, wenn er an ein öfteres Zuſammenſeyn mit Fanny dachte, die Menſchen ſollen eine geheime Vorempfindung haben, ob ihnen dieſe oder jene Perſonen Liebe gewähren möchten, und wie ſich dieſe in Aeußerungen geſtalten dürfte. So ging es ihm mit Fanny, aber es lag ihm hinter den Küſſen und den Augen voll ſchwelgeriſcher Liebe ein gähnender Abgrund, in den er geſtürzt werden müſſe aus ihren heißen, weichen Armen. Und es ward ihm ein täglich feſterer Glaube, daß dies kein hypochondriſcher Schatten und nicht aus ſeiner ſonſtigen Ueberflußkrankheit erwachſen ſey: dieſe Krankheit war in eine wohlthuende Sehnſucht verwandelt, wenn er Fanny's gedachte; freilich war's eine Sehnſucht, die ihn oft zu Thränen, zu heißen, Alles unterwerfenden Thränen übermannte!

Der Hochzeitstag des Brautpaars war nahe, ein warmer regneriſcher Abend hüllte die Stadt in einen duftenden, ſprühenden Nebel, Ludwig lag im Fenſter und träumte und ſchwärmte. Da trat Georges ein — er ſah verdrießlich aus. Fanny ſey nicht zu Hauſe geweſen, erzählte er, und habe nicht zurückgelaſſen, wo man ſie finden könne. Dann bat er Ludwig, übermorgen der Hochzeit beizuwohnen, und dieſer fand in der Eile keinen ſchicklichen Grund, es abzuſchlagen, nahm ſich aber vor, des andern Tages fortzureiſen; hab ich doch ein Bild gefunden, dachte er, für mein ganzes Leben, begnüge dich, unruhig Herz.

Georges ging, Ludwig ließ einen Wagen beſtellen, er wollte zu einer Geſellſchaft fahren, wo er ſich einigen Bekannten empfehlen könne, ſchon am andern Morgen wollte er reiſen.

Die ſchöne durchfeuchtete Luft, welche er auf dem Wege einathmete, trieb alles Beſorgliche aus ſeinem Weſen, und er trat von einer elaſtiſchen Behaglichkeit geſchaukelt in den Salon. Es war ein vornehmes Haus, dem er auf's Beſte empfohlen, und wo er zuvorkommend empfangen worden war. Auch für die höhere Geſellſchaft in Wien iſt es bezeichnend, daß ſie von der ungezwungenen Heiterkeit des Nationalweſens belebt iſt, wie denn in einer wirklichen Nationalität alle Aeußerungen verwandt ſind; die jüngere Welt tanzte, die ältere ging ſprechend, ſcherzend, lachend in den anſtoßenden Gallerieen und Gemächern auf und ab. Man ſah nur wenig Spieltiſche, und über das Ganze war jene Wieneriſche heitre Sinnlichkeit ausgegoſſen, welche das ganze Leben für ein wechſelndes Vergnügen anſieht. Die Formen der Geſelligkeit werden als leichte Schutzmittel mit leiſer, beweglicher Manier gehandhabt, und nie und nirgends arten ſie in die Pedanterie aus, welcher man ſo häufig im

Norden begegnet; die Künſte erſcheinen immer in der einnehmendſten Geſtalt, die Geſundheit iſt ein vorausgeſetzter und doch immer beachteter Mittelpunkt, die Räume ſind wohnlich und wohlthuend — natürlich bildet ſich aus alle dem eine Atmosphäre, welche durch die gefälligſte Anlockung beſticht. So ward denn auch Ludwig aufgenommen, und alle Freude ſchien ihm erfüllt, als er im Contretanze vor ſich Fanny hin- und hereilen ſah. Jetzt trat ihm keine Beſorgniß nahe: dieſes weibliche Geſchöpf und dieſen Moment hielt er flugs für eine Prädeſtination ſeines Geſchicks. Wir ſind ja immer geneigt, unſere Thaten an den Knöpfen abzuzählen und bei dem keckſten Verſtande uns hergebrachten Orakeln zu überlaſſen.

Sie begrüßten einander wie alte Bekannte, die ſich lange, ſehr lange nicht geſehen haben. Fanny machte ihm Vorwürfe, daß er ſich ſo ſelten mache, und Clärchen, die auch dabei war, ſagte: Ja wohl! Auf die Frage nach Georges erklärte Fanny, ſie habe einmal eine Abwechſelung haben, vor allen Dingen einen illegitimen Streich machen wollen, nach dem ſie ſich ſchon lange herzlich geſehnt habe. Das Leben ginge ſeit einiger Zeit gar zu ordentlich und am Schnürchen, auch müſſe ſie Georges einmal böſe ſehn, es ſey gar zu hübſch, einen zürnenden Mann durch nichtsbedeutende Gründe und bloße Schmeicheleien zu verſöhnen, ſie müſſe ihre wirkliche Macht erproben.

Ludwig trat mit ihr zu einer neuen Françaiſe an, und ein feiner Beobachter hätte leicht erkennen mögen, daß dieſe beiden Perſonen einander in vieler Rückſicht angehörten. Der gegenſeitige Rapport, die Neigung ſcheint ſich oft wie ein Vorausbeſtimmtes in den äußeren Formen anzudeuten, man glaubt eine Hinneigung, ein paſſendes Anſchmiegen in Dieſem und Jenem zu erkennen. Daß ein längeres Zuſammenleben dieſe Erſcheinung deutlichſt auspräge, ſtellt ſich täglich an tauſend wirklichen Liebespaaren vor Augen.

Fanny war völlig in Weiß gekleidet, und ihre blendende Haut ward nur durch das dunkle Haar gehoben. Die Augen ſtrahlten in tiefſarbigem Glanze, mehr als je lag jener Brautſchmelz der Sehnſucht, der rückſichtsloſen Liebe in den ſanften Gedanken ihres Antlitzes. Der hochgewachſene Ludwig nahm ſich bedeutungsvoll neben ihr aus. Sein brünetter Kopf war von Luft und Sonne noch mehr gebräunt und die dunkelblauen Augen blickten aus ſeinem ſcharf geformten Kopfe wie ſüdlicher Himmel über eine markirte, intereſſante Landſchaft. Fremde, welche den Bräutigam nicht kannten, fragten flüſternd, ob dieſer leichte Tänzer es ſey, und wenn Fanny Einzelnes von dieſen und ähnlichen Fragen vernahm, da ward ſie roth, ihre Hand ſchloß ſich feſter in Ludwig's, und ſie ſagte ihm wohl nach einer kleinen Pauſe: Wenn ich Georges nicht hätte, ſo möchte ich wohl Sie zum Bräutigam — hätten Sie Luſt dazu?

Ludwig begleitete die beiden Schweſtern nach Hauſe. Als der Wagen über das Glacis fuhr, ſchlug Fanny vor, auszuſteigen, und zu Fuß weiter zu gehn. Es hatte aufgehört zu regnen, und der Boden nur war noch feucht — ſie ließ ſich aber durch ihre feine Fußbekleidung nicht abhalten, und hing ſich an Ludwig's Arm. Clärchen ging an ſeiner andern Seite, und ſo ſchritten ſie langſam über die Baſtion durch die Nacht dahin. Ein lauer Wind jagte dunkle Wolkenſchatten unter den Sternen einher, die Lichter vom Glacis herauf flimmerten matt, es war ſtill und heimlich, und die ſchwarzen Umriſſe der Stadt und der Vorſtädte übten einen beruhigenden, nahe Wohnlichkeit verkündenden Eindruck auf das Gemüth aus. Die Nachtwandler gingen ſchweigſam dahin; ganz gegen ſonſtige Art war auch Fanny mäuschenſtill und hing ſchwer mit ihrem warmen Körper an Ludwigs Arme.

Dieſer erzählte nur zuweilen abgebrochne Geſchichten von den Sternen. Das ſind lauter unglücklich Liebende, ſagte er unter Andern, ſie ſehen einander, und können ſich nimmer erreichen; das eherne Geſetz der Welt hat ſie feſtgebannt an eine Stelle, an einen Kreis.

Clärchens Arm zuckte in dieſem Augenblicke an dem ſeinen, Fanny wendete ihr Geſicht, und ſah ihm ſchweigend in die Augen — dort jenes reiche, glänzende Geſtirn — fuhr er fort

— doch am Himmel iſt die Caſſiopeja, wie ſchmerzt mich oft ihr Anblick; mit Glanz und Reichthum begabt, mitten unter ſchimmernden Welten bleibt ſie einſam, das kleine, kaum ſichtbare Sternchen neben ihr erſcheint mir glücklicher, weil es weniger Anſprüche kund gibt. Je mehr Gaben, deſto mehr Unglück, denn auch dies hat ſeine Fähigkeiten.

„Still doch," ſagte endlich Fanny leiſe, „mit ſo traurigen Dingen! Da ſind wir an der Straße — kommen Sie übermorgen ja — ja? Sie ſollen Clärchen führen, mein gutes Clärchen, komm!"

Die Schweſtern umarmten ſich. „Warum biſt Du ſo bewegt, Clärchen? Was iſt Dir? Gute Nacht, und erzählen Sie Georges, wie glücklich wir geweſen ſind, wenn Sie ihn eher ſehn als ich — warum iſt er nicht da, der Narr, ich gäb' ihm ſo gern einen Kuß, und mehr als einen — gute Nacht, Sie Guter, da haben Sie auch noch die zweite Hand — gute Nacht!“

VI.

Ludwig war zur Hochzeit geblieben, Paul hatte ihm gar zu lebhaft zugeredet. So ſaßen ſie denn im großen geſchmückten Zimmer über dem Gemache, was Fanny bisher bewohnte; die jungen Eheleute hatten ſich geräumig und ſchön eingerichtet im erſten Stocke, das behagliche Zimmer par terre war an Clärchen übergegangen.

Es war eine bunte Geſellſchaft von jungen, vornehmen Herren, Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, Schauſpielern und Sängern, die beiden alten Theaterfreunde waren auch zugegen, und eine betagte Dame, penſionirte Wittwe ward ſie genannt, und Frau von Weiden hieß ſie, repräſentirte die Ehrbarkeit. Es war die kluge, hilfreiche Frau der unbeſorgten, jungen Welt, ſie gab guten Rath, führte in Geſellſchaften ein, machte die Duenna und ſagte Jedermann, daß ſie ſehr anſpruchslos ſey, das Bischen Freibillet was ſie von den Herrſchaften der Kunſt bekäme, werde ihr Niemand verdenken, und für ihr einfaches Leben reiche die kleine Penſion hin, welche ihr der Miniſter zufließen laſſe mit Rückſicht auf frühere Gefälligkeiten. Von zwanzig Jahren her kannte ſie alle Helden und Heldinnen der Bühne, und ſie pflegte ſich zu rühmen, daß immer ſehr noble Kavaliers bei ihr aus- und eingegangen ſeyen, und noch ein- und ausgingen. Ihre Figur war groß und ſtattlich, der Umfang derſelben machte der Wiener Küche Ehre, die Weitläuftigkeit ihrer Proportionen kontraſtirte imponirend mit der Kleinheit ihrer Penſion, das Geſicht war über und über fröhlich roth, und ein ſtereotypes ſchwarzes Pfläſterchen auf der breiten Naſenkuppe kokettirte mit den kleinen, glänzenden Speckaugen und gab ihr das Lüſtre einer alten Dame von Verſailles. In ſtillen Stunden ward ſie „die Tante“ genannt, aber bei den erſten Gläſern Wein mußte man ſie „gnädige Frau“ anreden.

Ludwig, der neben der ſtrahlenden Braut ſaß, hatte ſein Aergerniß an der alten Dame, und verhehlte das Fanny nicht. Dieſe ſtimmte lebhaft ein, und geſtand ihm, daß ſie ein wahres Grauen vor dieſer Figur empfände, die Gäſte hätten ſie ungeladen mitgebracht, und das ſüßlich lächelnde Geſicht des alten Weibes verderbe ihr den ganzen Abend. Ich weiß immer nicht, was es heißt, ſetzte ſie hinzu, wenn man von der bedenklichen Stellung unſeres Standes in den geſelligen Verhältniſſen ſpricht, ich denke nicht nach über ſolche Dinge, weil ich mich um die Welt nicht kümmere, und mein Herz gewähren laſſe, aber, wunderlich, wenn ich dieſe Frau von Weiden ſehe, da fällt mir's immer ein, daß ich eine Schauſpielerin bin, eine Schauſpielerin, und das Wort findet die häßlichſte Betonung in mir. Nichts in der ganzen Welt bringt mir ſonſt einen ähnlichen Gedanken und ein ähnliches banges Gefühl unter dem Herzen. Ich hab' es immer nicht begreifen können, warum Clärchen nicht ſingen und ſpielen will, ſie kann es ſo gut wie ich, und beſſer als ich, ſie iſt inniger, aber wenn ich dieſe Frau von Weiden ſehe, dann glaub ich einen Grund von Clärchens Antipathie vor den Brettern zu empfinden.

Clärchen ſaß ſtill auf der andern Seite neben Ludwig, und Paul, der ſich eifrig mit ihr unterhielt, bekam ſelten Antwort.

Die Geſellſchaft ward immer muntrer, und um Frau von Weiden her ward die Luſtigkeit ſogar etwas lasciv, es ſonderten ſich Pärchen ab nach den Fenſtervertiefungen, es ſprang ein Schauſpieler auf den Stuhl und hielt eine Rede an „die Tante,“ worin er ihre Menſchenfreundlichkeit und Humanität empfahl, es wurden Toaſte ausgebracht und manche mitten in ihrer Entwickelung unterdrückt dadurch, daß ein ſchöner Arm ſich aufſtreckte, und eine kleine Hand den Mund des Sprechers zudrückte — nur in dem Kreiſe am obern Ende des Tiſches, wo das Brautpaar ſaß, blieb die Heiterkeit in wohlthuenden Grenzen. Die luſternen Herrn kamen zwar von allen Seiten, die Braut zu beglückwünſchen, und mancher verſuchte es wohl, ein Wort der Weinlaune und der Liebeslaune anzubringen, aber Fanny beſaß jenen hell polirten Schild, an welchem alles Uebelgeſtaltete artig und wohl geformt zurückgeſpiegelt ward.

Georges hielt ihre Hand in der ſeinen und bedeckte ſie mit Küſſen, den Paradehandſchuh hatte er herabgeſtreiſt, und ſie überließ ihm zärtlichen Blicks den weißen Arm, ja, wenn es eben Niemand ſah, drückte ſie ihm einen vollen Kuß auf die Lippen. Aber die Unterhaltung führte ſie mit Ludwig und inniger als je. Als die Geſellſchaft immer lauter wurde, ſtand ſie von der Tafel auf, gab Georges den einen, Ludwig den andern Arm und ging in's Nebenzimmer, Paul und Clärchen folgten. Man ſpazirte auf und ab, und als die Letzteren einen Augenblick an's Fenſter traten, um in die Dunkelheit hinaus zu ſehen, und Georges einem Fragenden an der Verbindungsthür Rede ſtand, nahm ſie ihr Myrthenkränzchen vom Haupte, drückte es mit den warmen Fingern auf Ludwigs Mund und ſchlüpfte durch eine Nebenthür davon.

Es war Ludwig heiß um's Herz, er trat zu Paul und Clärchen, und öffnete das Fenſter. Paul fragte nach Fanny, und als er ſah und hörte, daß ſie fort ſey, forderte er Ludwig auf, mit nach Hauſe zu gehen. Dieſer rief als Antwort in die Straße hinab nach dem Kutſcher, Paul ging. Als ſich Ludwig zurückwendete, ſah er Clärchen noch neben ſich ſtehen und in ihrem großen Kindesauge lag ein ſo lieber, trauriger und doch ſüßer Ausdruck, daß er ſein Herz an dieſen Anblick gefeſſelt fühlte. Ein ſchneller Thränenhauch flog durch Clärchens Auge bei Ludwigs längerem Verweilen. Er faßte ihre Hände, drückte einen Kuß auf die niederſinkenden Wimpern und ſagte „gutes Clärchen!“ Ein wunderlicher Schlag ging durch das Mädchen, und preßte einen Moment die Finger feſter, ſonſt regte ſie ſich nicht, und Ludwig ging.

Als er vor die Thüre trat, empfing ihn ein leuchtender Blitz und heftiger Donnerſchlag, brauſend flog eine dunkle Gewitterwolke über die Häuſer. Da nahm er ſeinen Mantel aus dem Wagen und ließ Paul allein fahren — ſeine Bruſt war zu voll, ſie mußte ſich einſam ausarbeiten. Nicht der Schmerz einer quälenden Eiferſucht, Fanny in den Armen eines Andern zu wiſſen, nicht der gewöhnliche Neid ähnlicher Art peinigte ihn, nein, wunderbar genug fühlte er theilweiſe jenes ſchmerzliche Unbehagen wieder, an nichts Beſtimmtes gewieſen zu ſeyn mit ſeiner Neigung, und doch wiederum nicht dieſes Unbehagen allein: auch ein lichter Schimmer, ein ſanfter wohlthätiger Klang flog durch ſein Herze, er wußte nicht, von wannen er kam. Seine Phantaſie ſchwatzte und koſ'te mit Fanny's Bilde, und doch fand er immerwährend Clärchens Auge vor ſeiner Seele; es war eine bunte Verwirrniß in ihm, und der donnernde und leuchtende Himmel dünkte ihm äußerſt harmoniſch zu ſeiner Stimmung.

Der Myrthenkranz Fanny's mußte in Clärchens Händen geblieben ſeyn, er hatte ihn nicht mehr.

Raſtlos lief er durch die Nacht, es verging Stunde um Stunde, das Gewitter tobte aus, warmer Regen in großen, ſchweren Tropfen fiel nieder, hie und da gingen durch die Wolkenſpalten die Sterne leuchtend auf, endlich breitete ſich der klare, ſchimmernde Himmel in aller ſtiller Pracht über die Erde, die Luft wehte in ſchwachen, lauen Strömungen. Ludwig lehnte ſich erſchöpft an ein Fenſtergeſims, und holte tief Athem — er war ſo in der Irre umhergerannt, daß er ohne es zu wiſſen wieder bei Fanny's Hauſe angekommen war, und an demſelben Fenſter Ruhe fand, durch welches er damals Fanny betrachtet hatte. Aber die jetzige, ſchüchterne Bewohnerin hatte die Bretterladen geſchloſſen, es war nichts zu ſehen, aber bei der nächtlichen Stille vernahm er einen leiſen Geſang:

Einſam nur beglückt die Thräne;
Stiller Irrthum iſt mein Glück,
Was ich hoffe, was ich wähne,
Traum und Dunkel iſt mein Glück.

Wenn er naht, ſo bebt mein Herze,
Wenn er geht, da bricht's entzwey.

Nur in nächtlich ſtillem Schmerze
Schwebt ein augles Glück vorbei.

Ach, die Welt iſt laut und ſtörend,
Und mein Liebſter ſieht mich nicht,
Herz und Aug, ihm angehörend,
Ach, er fühlt und ſieht es nicht.

Liebe, Herz, im Dunkeln weiter,
Wünſche, weine, bet' für ihn,
Sey ihm ungeſehn Begleiter,
Mag er bleiben, mag er ziehn.

Die Stimme ſank zum Geflüſter herab, Ludwig wußte kaum, ob er die letzten Strophen richtig zuſammengeſetzt hatte; es ward völlig ſtill; er ging langſam in ſeinen Gaſthof zurück, weckte den Kellner, ließ Poſtpferde beſtellen und packen. Paul, der noch wachend auf dem Sofa lag, ſchlug die Begleitung ab, und das war Ludwig im Grunde ſehr erwünſcht. Vielleicht komm ich bald wieder, ſagte er, ihm die Hand reichend, vielleicht nicht bald — Paul ſchien nichts zu beachten, Ludwig ſprang in den Wagen, der Poſtillon klatſchte und Räder und Peitſche hallten einſam wieder in ſtiller Nacht.

VII.

Es waren Wochen und Monden vergangen, während Ludwig die Donauſtraße hinabgefahren, durch die Berge geſtiegen, in mancher Hütte auf längere Zeit eingekehrt war. Sein Gemüth ſchwoll auf und ab in jenen romantiſchen Stimmungen, wo wir tief und halb mit Schmerz, halb mit Luſt empfinden, daß ein beſtimmtes, entſchiedenes Wollen und Fühlen unſeren Reiz, unſre Weſenheit zerſtören würde. Der Mund floß ihm über von wunderlichen Poeſien, die aus Trauer und fröhlicher Sehnſucht erwuchſen, und das Anſehn des Raphaelſchen Engels hatten, welchem der Maler in das weinende Geſicht ein Lächeln zauberte. Im Grunde lebte und webte er noch in ſeiner alten Krankheit: aus einem glücklich gefügten Naturell, die Welt in unbeſtimmten, ungeſonderten Maſſen in ſich aufzunehmen, im Allgemeinen ſich zu verlieren. Aber ein leiſes Etwas, die Frucht ſeiner letzten Erfahrungen, ſchien ihm bereits zuzuflüſtern, daß ſich ein einzelner, ſchöner, lichter Ausgangspunkt aus dieſen üppigen, verworrenen Wäldern finden laſſe, daß Fanny dieſer Ausgangspunkt nicht ſey, wenn auch noch ſo viel Licht und Glanz von demſelben erhalte.

Dieſe Seelenſtimmung drängte ihn, ſich auf eine Zeitlang in kleinen Verhältniſſen anzuſiedeln, ſein Weſen zu läutern, oder wie er es nannte: zu ökonomiſiren.

Auf einem grünen Berge an der Donau fand er denn auch eines Tags ein einſames Gehöft, die Bewohner nahmen ihn freundlich auf, ein friſches, blondes Mädchen bereitete ihm eine ſaubere Mahlzeit, und wies ihm ein beſcheidenes, friedliches Stübchen, von dem er den unten fließenden, dunklen Strom und die reichen Thaleinſchnitte an ſeinen Ufern überſehen konnte. Da blieb er; von dieſer beſchränkten Stille, von Kathi's kleinen Wünſchen wollte er die Befriedigung in engen Grenzen erlernen, mit ſeinen letzten Ausgangspunkten aus der Welt aber wollte er nun in dieſem ſichern Hafen wieder in Verbindung treten, um all der Kontraſte ſich zu bemächtigen, und auf dieſe Weiſe ein feſtgegliedertes, geſetzgebendes Daſeynsbild in ſein Inneres einzuprägen. Er ſchrieb an Paul, an Georges, an Fanny. Die Antworten, welche bald eintrafen, waren gegen alle Erwartung. Paul, der Ruhige, Kühle, den die Welt nirgends zu befangen, zu ſtören pflegte, dieſer blonde, wohl eingerichtete Mann ſchrieb wenig Worte, aber ſie pulſirten wie ſchweres, unruhiges Blut, ſie ſprangen zerſtreut von einem Stoffe zum andern, ſie enthielten nichts von Aeußerlichkeiten, von Rechnungen und dergleichen, wie es ſonſt immer ſeine Art geweſen, ſie beſtürzten Ludwig wegen des Kameraden. Jeder Brief hat wie jeder Menſch eine Phyſiognomie, und er kann eben ſo überraſchen, wie der Anblick eines blaſſen, verſtörten Geſichts, was wir immer roth und in Ordnung geſehen haben. Das unerhörte Wort „Leidenſchaft“ ſprach aus der Phyſiognomie des Paulſchen Briefes, und es war dies ein Wort, worüber Paul ſtets lächelte.

Georges, von dem ein glücklicher, geſättigter Ehemannsbrief zu gewärtigen ſtand, ſchrieb ſchwermüthig, in unruhigen, trüben Phantaſien ſchillerte das Auge dieſes Briefes.

Und Fanny verbarg es kaum, was ſie nicht zu wiſſen ſchien, daß ſie ennuyirt ſey, obwohl ſie lachte und ſcherzte und hüpfte und ſprang; ihre Worte klangen ungefähr nach der Weiſe: Ach, die Welt iſt ganz artig, und ich befinde mich ſehr munter und wohl darin, aber ein wenig leer iſt ſie doch, und in meinen Jahren möchte ich ſie reicher, mannigfaltiger haben — daß Sie fortgereiſ't ſind, iſt jedenfalls abſcheulich, denn Sie waren liebenswürdiger als die Meiſten, und wir hätten uns ſo lieb haben können. Clärchen ließ herzlich grüßen.

Ludwig bedurfte mehrerer ſeiner ſtillen ländlichen Tage, um alle die ſtörſamen Eindrücke dieſer Korreſpondenz zu verwinden. Die Ruhe und Gleichmäßigkeit eines einfachen Lebens iſt allerdings wie eine ſtrenge Diät in der Medizin: ſie verarbeitet allmählig alles Turbirende, aber es will uns doch oft bedünken, als ſey ſie für eigentliche Heilung zu matt und unkräftig. Unſre Perſönlichkeiten und tief perſönlichen Affektionen können im Grunde nur beſchwichtigt, geleitet, gebildet, nicht aber verändert oder gar aufgehoben und zerſtört werden.

Es ging eine Zeitlang recht artig, daß Ludwig mit den blonden Zöpfen Kathi's ſpielte, ihre luſtharten Wangen ſtreichelte, die Naivetät ihrer Unkenntniß belächelte, daß er von nichts reden hörte und redete als von der muthmaaßlichen Witterung, vom Gedeihen des Korns und Weins, von den prophetiſchen Gaben des Rindvieh's, des Kettenhundes und des Nachtwindes. Aber ſein Weſen war doch gar zu anders angelegt, um darin auf die Länge ein

Genüge zu finden; er mochte ſich's noch ſo ſehr verbergen wollen: der unbeſtechliche Generaladvokat des eigenſten unverfälſchten Ichs, der in jedem Menſchen lebt, ward von Tage zu Tage unruhiger. Er ſagte mit immer lauterer Stimme: Iſt denn das Oekonomie, wenn Du den Reichthum Deiner Gedanken und Empfindungen unter ein ſtilles Gehöfte vergräbſt, damit er Dir keine Sorge mache?

Die erſten Eindrücke jener Briefe aus Wien ſtumpften ſich alſo wohl ab, aber neu aufgeregte Lebenswellen flutheten beweglich hin und her und drängten zu neuen Entſchlüſſen. Da kam wieder ein Brief von Fanny, ein Brief voll Sehnſucht und Liebenswürdigkeit — er ſattelte ſeinen Klepper und ritt nach der nächſten Poſtſtation und reklamirte ſeinen Wagen und friſche Pferde nach Wien zu.

VIII.

Es war ein dunkler, rauher Abend, als er über die „Wieden" nach der Stadt hineinfuhr; einzelne Stöße des Herbſtwindes flogen bereits wie ſchmerzliche Erinnerungen durch die Luft; und dennoch ſchien es Ludwig, er komme an in ſeiner Heimath. Georges war der erſte, den er im Gaſthofe traf. Im Augenblicke des Erkennens lebte dieſer auf, und ſprach von Glück und Freude, den wackern Genoſſen, den lieben Flüchtling wieder zu ſehen, wieder zu haben, alle Spuren ſeines ſonſtigen Enthuſiasmus traten hervor, aber Ludwig erkannte bald, daß es nur Spuren ſeyen, daß dieſer flackernde Enthuſiasmus ganz das unreife Kind einſeitiger Richtung geblieben, und wie eine magre Flamme bereits in ſich verkehrt ſey. Der blaß gewordene Georges ſank ſchnell wieder zuſammen in eine dumpfe Gleichgültigkeit, wie ſie ihm jetzt eigenthümlich zu ſeyn ſchien, und er ſpielte ſeine Partie Billard weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Er war ganz das Bild eines Menſchen, der ſich einzelnen, zufälligen Regungen bis zur begeiſterten Theilnahme hingegeben und darüber verſäumt hat, das ganze, mannigfache Innere gleichmäßig anzuregen — einzelne Täuſchungen zerſtören dann ſolche Menſchen, es iſt kein Aplomb in ihren Zuſtänden, und wenn ihnen dies Einzelne fehlgeht, ſo ſinken ſie von der künſtlichen Höhe ihrer Stimmung zur grauen Leere oder gar zur Verzweiflung herab.

Georges ließ es ohne Weiteres geſchehn, daß Ludwig ſich entfernte, um in's Theater zu eilen. Fanny ſpielte. Vor dem Schauſpielhauſe ankommend, glaubte er Paul's Stimme zu erkennen — er war's, ein Lichtſtreif von einer Laterne, an welcher er vorüberging, fiel auf ſein Geſicht. Eine Dame ging neben ihm her. Ludwig hüllte ſich enger in den Mantel, drückte den Hut tiefer in die Augen und näherte ſich dem Paare. Ohne Mühe erkannte er Stimme und Figur der Frau von Weiden, der alten „Tante," und das Geſpräch bekundete ſich ſchnell als ein garſtiges Gezänk. Paul machte ihr Vorwürfe über unzulängliche Erfüllung von Zuſagen und Verſprechungen, die „Tante" klagte ſeinen Ungeſtüm an, entſchuldigte ſich mit unvorgeſehenen Schwierigkeiten, die Dame ſey eigenſinnig, und das brauche Zeit, überhaupt ſey ſie gewohnt von Kavalieren in ſolchem Punkte feiner und artiger behandelt zu werden. — Angeekelt von ſolchem Stoffe ging Ludwig fort und trat in's Haus. Das Stück war juſt zu Ende, er eilte auf die Bühne, von welcher Akteurs und Aktricen eben nach den Garderoben ſtürmten; langſam und nachdenklich, die letzte von allen, kam Fanny. Er trat in den Schatten einer Kuliſſe, um ſie eine Strecke vorüber zu laſſen; ſo ſchön hatte er ſie nie geſehn, Alles war voller, runder an ihr geworden, im Kätchen von Heilbronn, ſchlaftrunken, nachtwandleriſch, aber mit einem duftenden Schmelz von Verlangen, bedeckter Freude, verſtohlner Sinnlichkeit ſchritt ſie daher, in die hohle Hand hatte ſie das Kinn geſtützt. Fanny! rief er leiſe — ſie wendete ſich um — „Ludwig, liebſter Ludwig!“ ſchrie ſie auf, ſprang auf ihn zu, und faßte ſeine Hände — Gott ſey Dank, daß Sie da ſind, Sie lieber Böſer, Sie treuloſer Lieber, — und dabei drückte ſie ſeine Hände feſter — ich freue mich unſäglich, daß ich Sie wieder ſehe, wieder habe! Und in dieſem Tone rauſchte eine überaus lebhafte, wirkliche Freude in einzelnen Worten und Ausrufungen weiter. Sie trocknete ſich nur raſch die Schminke von der Wange, ließ ſich vom Mädchen den Mantel reichen, und nahm dann Ludwig's Arm. Alles an ihr ſprudelte und bebte vor Luſt und Heiterkeit über den wiedergefundenen Verräther, wie ſie ihn nannte, und das war bis in das Innerſte ſo ächt und wirklich, daß Ludwig bezaubert wurde von Reiz und Schönheit des wunderbaren Weſens. Sie kümmerte ſich auf dem Wege bis zu ihrer Wohnung nur um ihn, fragte nur nach ſeinem Intereſſe, ſelbſt nach dem kleinſten, daß er auf keine Weiſe etwas Anderes aufbringen konnte, und wie einen berauſchenden Trank alle die Liebenswürdigkeit einſchlürfte. Es kam auch ſo gar kein Zögern, kein Stocken in dieſen Strom, daß ſie ſelbſt daheim am Theetiſche immer noch neu zu fragen, zu ſchelten, zu drohen, zu bitten, zu ſchmeicheln hatte, und Ludwig aus ſeiner Verzauberung und Betäubung nicht erwachen konnte. Ihr phantaſtiſches, reizendes Theaterkoſtüm, was ſie nicht abgelegt hatte, war auch ganz geeignet, die kühnſte Illuſion aufrecht zu erhalten, und ihr ungezwungenes, freies Benehmen, was mitten aus einer theatraliſchen Dichtung empor gewachſen war, ließ auch ihn alles Uebrige vergeſſen, und einer Stimmung und Situation folgen, wie man ſie nüchtern nur in Mährchen möglich glaubt. Sie küßten einander die Hände, ſie ſtrichen ſich die Locken aus der Stirn, ſie tändelten wie die unbefangenſten Kinder, und keine Frage der gewöhnlichen Verhältniſſe konnte aufkommen zwiſchen ihnen. Kaum bemerkten ſie es, daß Clärchen eintrat, und Fanny wenigſtens wurde dadurch nicht im Geringſten an ihrem Jubel und ihrer Zuthunlichkeit behindert — ſie erzählte nun der ein wenig verlegnen Schweſter alles das von Neuem, was ſie ſich bisher ſelbſt vorgeſagt hatte über das Wiederfinden des lieben Freundes.

Es dauerte noch eine lange Weile, ehe Ludwig erzählen konnte, daß er Georges geſprochen, ehe er nach ihm fragen konnte.

Ach, ſagte Fanny, ohne in ihrem Tone geſtört zu werden, der iſt ein langweiliger Peter geworden, und quält ſich mit hypochondriſchen Gedanken herum; jedenfalls iſt er ein ſchlechter Ehemann, denn es iſt wie ich eben ſehe bald elf Uhr, und ich habe ihn ſeit vorgeſtern Abend nicht erblickt, wo wir zuſammen Komödie ſpielten.

IX.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Es kommt uns manchmal der Gedanke, daß unſere verborgenſten Neigungen Rachepläne in ſich aufnehmen, wenn wir ſie gefliſſentlich unterdrücken. Wenigſtens wachſen ſie ohne unſer Wiſſen und überraſchen uns gerade dann, wo wir uns am Sicherſten vor ihnen glauben. Dieſe und ähnliche Erſcheinungen haben wohl die Alten auf die Idee des Fatums gebracht. Ludwig hatte ſich zu Anfange mit der größten Vorſicht in ſeinem Verhältniſſe zu Fanny benommen, und jeʒt gab er ſich gedankenlos dem augenblicklichen Eindruck hin, und war täglich bei ihr. Die Grenzen eines herzlichen Freundſchaftsverhältniſſes wurden zwar nicht überſchritten, aber ein leidenſchaftsloſer Zuſchauer konnte leicht einſehen, wie dieſe Grenze eine bloße Zufälligkeit ſey. Es handelt ſich um die alte Frage, ob ein lebhaftes Freundſchaftsverhältniß zwiſchen einem jungen Manne und einer jungen Frau beſtehen könne, ohne in Liebeszuſtände umzuſchlagen. Die furchtſamen Seelen wiegen ſich gern in dieſer Möglichkeit; aber alle Beziehungen zwiſchen verſchiedenen Geſchlechtern ſind ſtärkere oder ſchwächere Liebesſchattirungen, und nur das Herkommen hat ſich dieſes Ausdrucks bemächtigt. Freundſchaft iſt eben nur die Liebe zwiſchen gleichen Geſchlechtern.

Ludwigs Bezug zu Paul hatte ſich wunderlich geſtaltet, dieſer empfing den Rückkehrenden zerſtreut, theilnahmlos, oder noch richtiger: er empfing ihn gar nicht. Auf Ludwigs Frage, was er denn mit der widerwärtigen Frau von Weiden zu ſchaffen habe, gab Paul eine brüske und ausweichende Antwort, und als ſich nach einiger Zeit eine ausſchließliche, dauernde Vorliebe Fanny's für Ludwig immer zweifelloſer darthat, ging Paul's Mißmuth gegen den Jugendfreund in wenig verhehlte Feindſeligkeit über. Sie begegneten ſich nur noch zuweilen bei Fanny, und Pauls Benehmen wäre unerträglich geweſen, wenn es nicht Ludwig auf eine unerwiederte Neigung geſchoben und deshalb nachgeſehen hätte. Wirklich hatte ſich eine jener befremdlichen Paſſionen in Pauls Weſen ausgebildet, wie ſie nur zuweilen bei alltäglichen Menſchen gefunden werden: die Liebe verſchönert nicht wie ſonſt Alles an ihnen.

ſie ſänftigt, verſöhnt nicht, ſondern ſie reizt nur, regt auf, macht ausſchließlich, eigenſinnig, ſie wächſ't auf, ein dunkles, unerfreuliches Gewächs aus ſaurem Boden und getränkt von ſauren Dünſten. Man ſollte dieſe Erſcheinung nicht Liebe, ſondern egoiſtiſche Bevorzugung nennen, den Geiz der Neigung. Anzutreffen iſt ſie nur bei ganz eignen Zuſammenſtellungen, Gruppirungen der Verhältniſſe: wenn ſie zum Beiſpiele gleich von vornherein hoffnungslos empfangen, ohne die mindeſte Erwiederungshilfe geboren wird, wenn ſie glückliche Nebenbuhler findet, die ſie im Grunde zu überſehen glaubt. Eine gewiſſe Trivialität, Armuth an Phantaſie und des Herzens ſind auch öftere Genoſſen oder gar Erzeuger dieſes Zuſtandes. Und hierbei ſtoßt man auch zuweilen auf jene traurigen Reſultate, jene grinſenden Handlungen, jene niedrigen Thaten die zu allgemeiner Verwunderung nicht von ſchlechten Menſchen ſtammen: gerade dieſe unſelig verſchobene Situation eines gewöhnlichen Menſchen gebiert das Widerwärtigſte. — Der frühere Paul war nicht wieder zu erkennen, und man hätte ſich wundern dürfen, wie Fanny dies unerquickliche Betragen um ſich dulden möchte: das Weib duldet aber jede Manifeſtation einer Neigung, wenn ſie ſelbſt Gegenſtand derſelben iſt. Entweder es dünkt ihr ſo etwas heilig, oder ſie iſt ſo eitel, oder es wirkt Beides zuſammen; ja, es kann ihr eine ſolche Paſſion ſo unleidlich werden, daß man ſie wirklich verbannen muß, daß ſie das Weib ſelbſt verbannen hilft, aber ſie bewahrt deshalb doch dem vertriebenen Helden immer eine verborgene Theilnahme.

Dies war das befangende Geheimniß, wenn man Fanny erblickte: ſie war nicht koquett und doch ſchien ſie's dem Kurzſichtigen, der das Lebhafte nicht begriff; wenn Koquetterie an ihr war, ſo lag ſie ſo tief in ihrem Weſen begründet, war ſo genau und unauflöslich mit ihren Manieren, ihrer Liebenswürdigkeit, ja ihrer Kindlichkeit verwachſen, daß man ſie nicht als einen einzelnen Vorwurf von ihrem Weſen trennen konnte. Kurz, ſie ſpielte wohl auch einen Moment mit dem mürriſchen Päul, der täglich zu ihr kam, und wenig oder gar nichts redete. Clärchen war bei alle dem ſchweigſam und ließ ſich wenig ſehn; Georges noch weniger, und ſein Trübſinn ſchien täglich zu wachſen, ſeine Farbe verblich. Auge und Wange ſanken ein, ein irres Zucken niſtete ſich in ſeinem Blick. Fand ſich die Geſellſchaft einmal zuſammen, ſo gab's ein höchſt unerquicklich Weſen, nur Fanny war dieſelbe heitre Perſon, die mit allen redete, auch wenn ſie wenig und ungenügende Antwort hörte, und Ludwig ſchien auf nichts zu achten als auf den Liebreiz dieſes Weibes und auf Clärchens Auge, in die er oft ununterbrochen blickte, während er Fanny Liebenswürdigkeiten ſagte.

Das war der Zuſtand dieſer Geſellſchaft, als Georges plötzlich erkrankte. Dies änderte Alles: Fanny's Leichtſinn war mit einem Male zu Ende, ſie hatte für nichts Sinn, als für die Leiden ihres Mannes, ſie wich Tag und Nacht von ſeinem Lager nicht hinweg, ſie überſchüttete ihn mit der zarteſten und leidenſchaftlichſten Theilnahme.

Er genas nur langſam und theilweiſe. Merkwürdig genug bezeigte er die größte Vorliebe für Ludwigs Beſuche, die größte Sehnſucht darnach, und machte dieſem die lebhafteſten Vorwürfe, als er ſeltner kam, kürzere Zeit blieb. Dagegen bildete ſich noch auf ſeinem

Krankenbette eine immer heftiger werdende Antipathie aus gegen Paul, die ſich denn auch in einer ſo unzweideutigen Manier äußerte, daß Paul nothgedrungen beinahe völlig aus dieſem Kreiſe verſchwinden mußte.

Es war bald zu erkennen, daß wiederum eine große Veränderung in Georges Weſen vorgegangen war, als er blaß und ſchwach zum erſten Male wieder am Arme Fanny's in die Luft, unter die Menſchen heraustrat. So groß dieſe Veränderung indeſſen auf den erſten Blick erſchien, ſo war's im Grunde doch nur ſein altes, einſeitiges Weſen, in anderes Licht geſtellt. Enthuſiaſtiſche Menſchen der Art bleiben wirklich immer dieſelben, ihre größere oder geringere Haſt, und der Wechſel in den Objekten täuſcht uns nur. Sie ſind keiner mannigfaltigen Gefühlskombination fähig, und jeder Ausdruck ihres Weſens wird Leidenſchaft, im

Freundlichen Liebe, im Unfreundlichen Haß und Verachtung.

Dem Verhältniſſe Georges zu Ludwig war leicht jene Reſignation anzuſehen, welche mit tragiſcher Größe ſich ſelbſt als Opfer herausputzt, er ſtellte ſich zu Ludwig und zu Fanny als der vermittelnde, anſpruchsloſe Freund, der glücklich machen will.

Ludwig ſelbſt war durch die Krankheitskataſtrophe zur Umſicht und Beſinnung gekommen, er hatte wieder einmal nachgedacht über die Zukunft, welche Fanny ſo liebenswürdig zu verhöhnen wußte, wenn ſie ausrief: was kümmert uns das graue, noch ungeſtaltete Morgen, was ſoll ich denken und darben für eine Möglichkeit, die kommen kann — und dies Nachdenken hatte doch mancherlei Früchte getragen. Zwar hatte er es zu keinem eigentlichen Entſchluſſe gebracht — und es giebt wirklich ſolche traumhafte, nachtwandleriſche Zuſtände in unſerm Leben, wo jeder Entſchluß uns feindlich iſt — aber er hatte doch etwas von der Gefahr empfunden, die ringsum drohte bei dieſen Verhältniſſen, ein Zug von Pietät durchfloß ihn auch, wenn er Fanny am Krankenbette ſah, es dünkte ihm unrecht, von dieſer Aufmerkſamkeit und Theilnahme nur ein Tauſendtheilchen in Anſpruch zu nehmen — ohne Entſchluß und klaren Vorſatz trat er ſeltner ein in dieſen Kreis, und wenn er da war, ſo tändelte er in naiven Geſprächen mit Clärchen.

Aber je wohler er wurde, deſto mehr drängte Georges in ihn, öfterer zu kommen, länger zu bleiben. Ludwig wußte ſelbſt nicht, warum ihm Alles leer, öde, unintereſſant war, wenn er nicht nach jener kleinen Straße ſteuerte, warum ihn kein Buch, keine Geſellſchaft intereſſirte, warum er nur Verlangen und Sehnſucht nach jenem kleinen Zirkel empfand. Denn kam es auch zu keinem klaren Bewußtſeyn in ihm, das glaubte er doch öfters zu ahnen, zu empfinden, wie ſeine Neigung für Fanny nicht jenes zweifelloſe Gefühl ſey, was wir Liebe nennen, wie er auch jetzt noch den völligen Beſitz dieſes Weibes nicht zu wünſchen wagte. Er empfand immer noch eine gewiſſe Gattung Furcht vor Fanny's Mannigfaltigkeit, und wenn ihn die Sehnſucht wieder hingezogen hatte nach jenem Hauſe, ſo klopfte er jetzt gewöhnlich erſt unten an, ob Clärchen zu Hauſe ſey. Clärchen kam ihm ſeit den paar Monden ſeiner Abweſenheit viel größer und erwachſener vor. Sie erröthete immer, wenn er bei ihr eintrat, und wollte ihn jedesmal eilig zur Schweſter hinauf führen. Nahm er dann ihre Hand, und bat ſie, zu bleiben, ſo bebte ſie, ſchlug die großen, feuchten Augen nieder und ſchwieg. Nach einiger Zeit kam ihr die liebenswürdigſte Unbefangenheit, ſie zeigte ihm alle ihre kleinen Beſchäftigungen, ihre Lektüre, ihre Bilder, ihre Noten, ſie ſang ihm kleine Lieder, wenn er darum bat. Niemals aber verſtand ſie ſich dazu, ihm jenes Lied zu ſingen, was er in der Hochzeitnacht gehört hatte, und wenn er in Gedanken die Worte zu recitiren anfing:

Einſam nur beglückt die Thräne,
Stiller Irrthum iſt mein Glück —

da bat ſie ſo dringend aufzuhören, daß er aufhören mußte. „Das iſt nur ein Lied für die ſtille Nacht,“ pflegte ſie zu ſagen, „und“ — ſetzte ſie hinzu — „wenn man allein iſt.“

Die aufgeſchlagenen Bücher waren immer Göthe, entweder ſeine Lieder oder ſeine Romane, und wenn Ludwig fragte, ob ſie denn nichts andres läſe, ſo lächelte ſie und ſagte: Selten.

Und warum lieben Sie Göthe, Clärchen?

„Ach das weiß ich nicht — weil er ſo ſauber und ruhig iſt.“

Es webte in Clärchens Gemache eine wohlthuende Ordnung und Stille, eine häusliche Frauenpoeſie, welche den unruhſamen, irrenden Sinn Ludwigs heimlich und ſüß beſang, und er wäre oft lange da ſitzen geblieben, wenn ihn nicht Georges oder Fanny gewöhnlich aufgeſtört hätten.

Geſchah dies nicht, ſo kam es wohl vor, daß er gar nicht die Treppe hinaufſtieg,, und von Clärchen nach Hauſe ging, und er glaubte dann oft zu bemerken, daß ſeine Stimmung ruhiger, nur ſtill bewegt, wohlthätiger war, als wenn er von den vielfach wechſelnden, ſtürmiſchen Eindrücken Fanny's flüchtete.

X.

Wenn die Menſchen immer klar und deutlich wüßten, was ſie wollten, wenn ſie ihre verſchiedenartigen, ſich oft durchkreuzenden Wünſche abſonderten von aller träumeriſchen Umkleidung, dann würden die menſchlichen Zuſtände allerdings viel einfacher, leichter zu ordnen, zu regieren ſeyn, aber der Duft des Lebens ginge ebenfalls von dannen, der Reiz bunter Kombinationen, die Möglichkeiten des Herzens und der nächſten Morgenröthe, das vertrocknete Alles zu den reizloſen Landkartenſtrichen. Ludwig ſah wohl ein, daß es heilloſe Störniß und Verwirrung erzeugen müßte in der Welt, wenn jeglicher Geſell ſeinen unklaren Sympathien folgen wollte, wie er ſelbſt ſich eben geben laſſe, aber dies Getragenwerden von den Wogen der Neigung, des Zufalls war ihm gar zu reizend, als daß er ſich zu einer entſcheidenden Aenderung hätte entſchließen mögen.

Georges Geſundheit war ſcheinbar wieder völlig hergeſtellt, nur eine auffallende Bläſſe des Geſichtes blieb zurück. Je mehr aber das Krankſeyn zurücktrat, deſto mehr ging auch die Aufmerkſamkeit Fanny's wieder in das frühere Weſen über, was mehr ein zufälliges Nebeneinanderleben als ein engeres, nothwendiges Verhältniß andeutete. Paul war in dieſer letzten Zeit, wo Georges krank lag, und Fanny alles Andre darüber vergaß, immer mißmüthiger geworden und lange aus dem Hauſe weggeblieben. Wenn Ludwig ſeiner Umgebung größere Aufmerkſamkeit gewidmet hätte, ſo wäre ihm der unordentliche, wüſte Lebenswandel Paul's nicht entgangen, welchem ſich dieſer ergab. Die Reiſegefährten ſahen ſich aber Wochenlang gar nicht.

An einem ſtürmiſchen Winterabende führte der Zufall wieder einmal die ganze Geſellſchaft auf Fannys Zimmer zuſammen. Ein pfeifender Wind warf die Schneeflocken an die Fenſter, man ſaß am lodernden Kaminfeuer, und Ludwig pries das Heimliche ſolcher Stubenabende, ſogar Georges war redſeliger als gewöhnlich, und ließ oft die Rolle ſinken, in welcher er las, und miſchte ſich in das Geſpräch. Uebrigens war er noch bleicher als gewöhnlich und ſein Auge bewegte ſich unſtät, hatte einen unheimlichen Ausdruck.

Das bisher lebhafte Geſpräch wurde plötzlich von einer allgemeinen Pauſe überraſcht — Georges brach ſie mit den Worten: Es iſt ein gutes Sterbewetter draußen, der Wind verhöhnt die Erde, ich will Euch eine Geſchichte erzählen, hört!

Es lebte vor einiger Zeit in Madrid ein junger hoffnungsvoller Dichter, der ſich auf das Beſte von denjenigen ſeiner Kollegen unterſchied und auszeichnete, welche die Alltäglichkeiten und Trivialitäten des Lebens beſangen. In ſeinem Herzen lebte eine ganz andere Welt, die wenig oder gar nichts mit der unſrigen zu ſchaffen hatte. Wenn er des Abends über die puerta del sol ging, wo ſich in Madrid Alles zuſammendrängt, wenn er dort unter das Menſchengewühl der braunen und blauen Mäntel gerieth, ſo überfiel ihn eine peinigende Angſt, erbärmlich, jämmerlich erſchien ihm die Maſſe, welche ſich um nichts bewegte als um die Intereſſen des Tages, er eilte weiter und immer weiter durch die belebten Straßen nach dem Thore von Segovia. Dort draußen ſetzte er ſich auf einen kleinen Hügel und wartete des Mondes, der ſein Licht über das Häuſermeer Madrids, über die öde Ebene Caſtiliens goß. Da hinein zu ſtarren, ſich zu verſenken in den dunkeln Schatten, welchen die Guadaroama-Berge herab in die Fläche warfen, das war ſeine einzige und größte Luſt. Da gab ihm der ewige Geiſt der Poeſie, den Niemand beſchreiben kann, die zauberhaften Worte ein von den großen Geheimniſſen der Welt, und die Verſe ſtrömten von ſeinen Lippen, wie es die Geſchichte erzählt von den größten Sehern und Dichtern. — Was er zu Hauſe aufſchrieb von dieſer Begeiſterung war immer nur ein ſchwacher Nachhall einer Poeſie.

Zuweilen ſtörte der Klang eines Tamburins oder das Klatſchen von Kaſtagnetten ſeine erwünſchte Stille, und er ſah mit großem Aerger ein Paar weibliche Geſtalten in ſeiner Nähe vorübergleiten. An einem überaus mondhellen Abende überraſchte ihn der Geſang des Fandango wiederum, ganz nahe bei ſich erblickte er zwei Frauen, von denen die eine den Fandango tanzte, während die andere die Melodie ſang. Der Dichter ging unwillig nach Hauſe, und nahm ſich vor, einen andern Ort für ſeine poetiſchen Meditationen auszuwählen. Zu ſeiner eignen Ueberraſchung fand er ſich aber beim nächſten Mondlichte wieder an demſelben Platze. Auch Geſang und Tanz waren wieder da, und es bedünkte ihm, er ſähe eine Elfe oder Fee, aus Mondesfäden gewoben vor ſich. Das beſtimmte ihn, wie er glaubte, näher zu treten, und er wußte lange nicht, ob ſeine Ueberraſchung und Enttäuſchung angenehm oder unangehm geweſen ſey: er fand nämlich in der Tänzerin ein reizendes junges Mädchen, das von ihrer Schweſter begleitet im Mondſcheine exercirte. Sie wohnte in der Nähe des Segoviathores, und war in Allem das Widerſpiel des Dichters. Freilich bemerken wir aber gar oft, daß die Kontraſte für uns den größten Reiz haben. Sie war luſtig, ſinnlich, naiv, drei Eigenſchaften, die gar nicht im Bereich ſeiner Wünſche und Neigungen gelegen hatten. Kurz, das Mädchen, das er nach Hauſe begleitete, das er täglich beſuchte, tanzte mit ihren ſchönen Füßen, ihrer geſchmeidigen Taille, ihren ſchwarzen ausdrucksvollen Augen, mit der ganzen Beweglichkeit ihres Weſens eine Leidenſchaft in ſein Herz hinein, daß er ſich um ihre Liebe, um ihre Hand bewarb, ſie zu ſeiner Frau machte, ehe er ſich Alles deſſen, was er empfand und that, deutlich und klar bewußt wurde.

Einige Zeit nach dem erſten Taumel dieſes Liebelebens fiel es ihm ſchwer auf's Herz: wo ſeine Poeſie bleibe, ſeine ungewöhnliche Unterſcheidung von der ordinairen Menſchenmaſſe, und auf der andern Seite erregte ihm ſeine Frau die lebhafteſte Unruhe. Sie wünſchte, ſuchte, brauchte Geſellſchaft, ſie tanzte auch gern vor Anderen, ſie hörte ſich gern loben, wenn er ihr ſeine Gedichte vorlas, erklärte ſie ihm geradezu, daß ſie wenig oder nichts davon verſtände, daß die alten kaſtiliſchen Romanzen, welche dies oder jenes Wirkliche beſchrieben, ſchöner ſeyen, und daß ſie dieſe immer für Poeſie gehalten habe.

Als ſie ihm dies wieder eines Abends geſagt hatte, nahm er ſeinen Mantel und ging davon; luſtig ſpottend ſang ſie ihm die Romanze nach, wo der Cid mit ſeinen Reitern in's Thal zieht, und ſeine Gattin ihm den

Abſchied zuruft von der Zinne ihres Schloſſes — „Held von Bivar, lebe wohl!“

Georges hielt inne und ſtand auf — „Nun, fragte Fanny, wie geht's weiter?“

Eine wunderbare Feierlichkeit lag auf Georges Geſichte, eine wehmüthige Trauer, er bückte ſich zu der tiefer ſitzenden Fanny, küßte ſie auf das Auge, und mit dem unheimlichen Lächeln, was vor und nach der Krankheit an ihm bemerkt wurde, ſagte er: die hatten ſich nie verſtanden, mein Kind, und den Dichter hat man an jenem Abende zum letzten Male durch das Segoviathor ſchreiten ſehn.

Mit dieſen Worten verließ Georges das Zimmer.

Alles ſchwieg, nur Fanny ſagte leiſe vor ſich hin: wunderlicher Menſch!

Der ſtörſame Eindruck raſtete indeß, wie gewöhnlich, nicht lange bei ihr, ſie wurde munter und geſprächig wie früher, ſang Lieder, tanzte und lachte.

Mehr als je drückte ſie noch im Verlaufe dieſes Abends ihre zärtliche Theilnahme an Ludwig aus, und Ludwig ſelbſt ſchien in einer erhöhten Neigung bewegt zu werden — Paul verließ die Geſellſchaft in ſchlecht verhehltem Mißmuthe.

Fanny ſaß auf der einen Seite Ludwigs, Clärchen auf der andern. Es fiel ihm auf, welche beſorgliche Blicke dieſe nach der älteren Schweſter richtete. Ludwig fragte ſie leiſe, was ihr ſey, und ſie erwiederte eben ſo: die Geſchichte vom Segoviathore peinige ſie mit unerklärlicher Unruhe.

„Was flüſtert ihr da?“ rief Fanny.

Clärchen träumt — aber wo iſt denn Georges hingegangen?

„Was weiß ich! Die Romantik, wie er’s

nennt, macht ihn hypochondriſch und langweilig — laſſen wir ihn gehn.“

Fanny beſaß das neidenswerthe Geſchick, die innigſten Herzenstöne in der Unterhaltung anzuſtimmen, das Herz aufzublättern mit weicher Hand, Geſtändniſſe aus dem eignen Innern, Blicke in unſer eigenes Ich zu ſchaffen, von denen wir ſelbſt kaum eine Ahnung gehabt. Sie ſelbſt blieb dabei Nebenſache: es war ihr glücklicher Takt, das Geheimniß des feſſelnden Umganges auch in ſolchen Momenten ganz und gar zu erfaſſen. Man gewinnt nämlich die Menſchen am Beſten durch ſie ſelbſt. Die Aufgabe der Kultur, ſich im Andern zu verläugnen, iſt auch ſehr lohnend. Sie erzählte Ludwig von ſeinen unſcheinbaren Sympathieen, von den kleinen Möglichkeiten ſeines Herzens, putzte ſeine Unarten zu Liebenswürdigkeiten heraus, und brachte dies Alles in den ſchmelzenden, ſanften Tönen ihres berauſchenden Organes vor — ſie machte ihm die Cour, wie man das im Alltäglichen zu nennen beliebt, ohne daß ſie etwas Anderes im Sinn hatte, als ihr Wohlwollen ausſprechen, ihr gutes Herz öffnen zu können. Nur die beſten Menſchen ſind dieſer Richtung und dieſer Töne fähig.

Clärchens Mienen hatten ſich aufgehellt zu freudiger Theilnahme, ſie ſchob kleine Zuſätze ein, die mit den Schilderungen der Schweſter nicht immer übereinſtimmten, aber wunderbar weite Perſpektiven, ungewöhnliche Blicke öffneten in die verborgenſten Kammern einer Menſchenſeele.

Einzelnes überraſchte den von Glück beſtürmten Ludwig in dem Maaße, daß er das Mädchen plötzlich an ſich drückte und küſſen wollte; ſie ſprang aber auf, und eilte in eine ferne Ecke des Zimmers, wo das Fortepiano ſtand, und irrte auf den Taſten umher.

Guter Ludwig, ſagte Fanny, und reichte ihm die Hand zum Kuſſe. Er hielt ſie feſt, und blickte ihr mit ſchwärmeriſchen Blicken in's Antlitz. Sie ſtanden auf, und gingen Arm in Arm durch das Zimmer. Clärchen fand weiche, ſehnſüchtige Melodien auf dem Inſtrumente. — Niemand ſprach, Ludwig ſchwamm ohne Gedanken in dem Himmel ſüßer Anregungen —

Clärchen, ſagte er endlich, ſingen Sie eins Ihrer kleinen Lieder.

Das Wort war noch nicht zu Ende geſprochen, da begann ſie ſchon. In ſolchen Stimmungen begegnen ſich die Wünſche der Menſchen auf allen Wegen, weil ſie alle regſam gemacht ſind, und wie Schatten umherfliegen und von der kleinſten Andeutung Geſtalt und Leben gewinnen.

Durch die grüne Welt entlang
Wandelt Wunſch und Hoffen,
Weget wiegend Herz und Drang,
Luſt — und ſchambetroffen. —

Weite, volle Gotteswelt
Schlägt mit tauſend Herzen,
Alles locket und gefällt —
Es locken ſelbſt die Schmerzen.

Vor der letzten Zeile hatte Clärchen ein Wenig pauſirt, und ſie ſang dann plötzlich die Unregelmäßigkeit derſelben mit klingender, ſtarker Stimme.

Fanny ging zu ihr, und beugte ſich liebend uber ſie. Ludwig, beſtürmt von jener Glückesfülle, die ihn ſonſt ängſtigte, jetzt aber ſchwellend hob, ſtahl ſich aus der Thür;

das Wetter war ſtill geworden, der Mond lag friedlich auf dem Schnee, über welchen Ludwig ſchnell dahinflog nach ſeiner Wohnung.

XI.

Das Leben geht auf und ab, wie der Weg über eine gehügelte Fläche, ehe man ſich deſſen verſieht, iſt man zu ſchnell und unvorſichtig gegangen, und man liegt auf den Knieen. Glückliche Menſchen ſind diejenigen, welche von dieſer Einſicht nicht zu ewigem Tappen und ſteter Furcht verleitet werden. Fanny gehörte zu den Glücklichen: wie der Vogel ſingend und flatternd begann ſie den nächſten Tag, lebend und webend in einer muntern Rolle, welche ſie dieſen Abend zu ſpielen hatte.

Clärchen ſaß bei ihr im behaglichen Wohnzimmer, deſſen Fenſter nach Südoſt lagen. Ein ſonniger Wintertag ſtieg mit der ſpäten Sonne über die nächſten Dächer, wie eine unerwartete, kurze aber tüchtige Freude. Blendende Sonnenſtreifen fielen in das Gemach und beleuchteten die Frauen. Fanny ſaß am Fortepiano und ſang die Lieder ihrer Rolle, das dunkle Haar flatterte aufgelöſ't in ſeinem vollen Reichthume um das weiße leichte Hausgewand. Clärchen ſaß auf dem Sofa und nähte an der Schweſter bunten Gewändern, welche dieſen Abend mitzuſpielen hatten. Das Mädchen ſchien jede Nacht merklich zu wachſen, und voller, geſtalteter zu werden. Ein lockender Farbenſchmelz lag auf dem jungfräulichen, morgengerötheten Antlitze, und die großen Augen ſahen zuweilen von der Arbeit auf, glänzend und voll poetiſchen Sinnes fielen ſie in den friſchen Glanz des Wintertages.

Ein italieniſcher Fürſt ward gemeldet. Fanny nahm an den Tagen, wo ſie des Abends ſpielen wollte, ſelten Beſuche an. Dieſen am wenigſten, meinte ſie, der Mann hat mir ſeit einigen Tagen mit Augen und Andeutungen die Kur gemacht, wie ſie mir nicht gefällt, wenn mir der Mann nicht gefällt. Aber einen Adjutanten, Clärchen, hat er, der iſt wunderhubſch, ein Cäſarskopf.

Der Abend kam, das Theater begann. Fanny ſah entzückend aus, und ſpielte entzückend, das Publikum überbot ſich in ſtürmiſchem Beifall. Jener Fürſt kam im Zwiſchenakte auf die Bühne, und ſagte ihr die ſchönſten Artigkeiten. Fanny war dreiſt genug — ſie webte eben im vollen Uebermuthe ihrer Rolle — das Unbedeutendſte darauf zu erwiedern, und den einige Schritte abſeits ſtehenden Adjutanten zu fragen, wie ſie ihm gefalle. Der feurige Italiener war auch ſo kühn heranzutreten, und die Rolle ſeines Herrn aufzunehmen.

Der Souffleur klingelte zum Anfange des zweiten Akts, die Liebhaber mußten entweichen. Der Vorhang ging auf. Nach einigen kurzen Scenen hatte Fanny ein Rendezvous mit ihrem alten Geliebten — Georges ſollte die Rolle geben. Das Stichwort war da, Georges erſchien nicht. Fanny wurde ungeduldig, hinter den Kulliſſen rannte und ſchrie Alles nach Georges.

Im Publikum verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, er ſey verſchwunden, völlig verſchwunden, murmelnd lief es von Bank zu Bank, von Balkon zu Balkon; Fanny, welche nur die Bewegung, nicht aber die doppelte

Urſache bemerken konnte, ward immer unruhiger.

Der Regiſſeur trat aus der Kuliſſe, und entſchuldigte die Unterbrechung, man habe eben bemerkt, daß Georges noch gar nicht da geweſen, ſeine Garderobe leer ſey, ſolchergeſtalt könne das Stück nicht zu Ende gegeben werden —

„Er hat ſich erſäuft!“ rief eine laute Stimme mitten aus dem Publikum. Fanny ſtürzte mit einem Schrei darnieder, der Vorhang fiel, die Zuſchauer drängten ſich durcheinander, und vermutheten, und forſchten und fragten.

Aber man konnte nicht einmal ausfindig machen, wer die traurige Neuigkeit ausgerufen, viel weniger etwas Näheres.

Unterdeſſen ſaß Ludwig bei Clärchen im Zimmer, und betrachtete Bilder, welche ihm dieſe zeigte. Sie waren beide am Schluſſe des erſten Aktes nach Hauſe gegangen, weil Clärchen ein wenig Kopfſchmerz hatte, und die Hitze des vollen Hauſes ihr nicht zuſagte. Ihres Zimmers friedliche Stille hatte ſie bald beſchwichtigt, und ſie erklärte dem aufmerkſam horchenden Ludwig mit ſchalkhafter Naivetät alle Herrlichkeiten ihrer Mappe. Allem Anſchein nach war ſie unbefangner als ſonſt.

So kam die zehnte Stunde heran, Clärchen wunderte ſich, daß Fanny noch nicht komme, und ward unruhig. Ludwig ſchrieb dies ihrer jungfräulichen Schüchternheit zu, und ging nach Hauſe.

Unterwegs begegnete ihm eine ganz langſam fahrende Kutſche. Das iſt eine ſeltne Erſcheinung in Wien. Aber ſeine Gedanken waren durch Fanny und Clärchen ſo abſorbirt, daß er keine Notiz davon nahm.

So geht's im Menſchenleben, die noch

immer halbohnmächtige Fanny lag mit den bunten Theaterkleidern angethan in jenem Wagen, und wurde an ihrem vergnügten Liebhaber vorübergeſahren.

XII.

Es waren mehrere harte Winterwochen vergangen, Fanny hatte einige Tage heftig gelitten, und Clärchen mit ihr.

Jener Ruf im Theater war durch nichts beſtätigt worden, aber freilich, Georges war auch nicht wieder erſchienen. Das Auffallende der Sache ſprach ſich in einigen Tagen durch, wurde noch einmal ſtürmiſch aufgeweckt, als Fanny zum erſten Male wieder ſpielen mußte, und verlor ſich dann unter die übrigen Tageswollen. Niemand hält ſich für unerſetzlicher als Künſtler — und ſie haben wirklich das meiſte Recht dazu, denn ihre Vorzüge laſſen ſich nicht bloß erlernen — unter den Künſtlern aber beſonders der Schauſpieler, ach, und ſein Wirkungsplatz, die bunten, abwechſelnden Bretter, ſpielen dieſer Eitelkeit ſo arge Streiche. Wenn Georges im Stillen abwartete, was ſein Verſchwinden für eine Wirkung thun werde, ſo hätte er mäßig große Veranlaſſung erlebt, in der That und Wahrheit abzutreten von einem Schauplatze, welcher ſich ſo undankbar bewies.

Die Undankbarkeit iſt ein Salz der Geſchichte, welche vor Fäulniß bewahrt, beſonders in Kunſtbeſtrebungen. Es iſt aber zu bezweifeln, daß Georges dieſer Anſicht geweſen ſey.

Fanny alſo mußte wieder auftreten —

hierin liegt auch eine wohlthätige Grauſamkeit der Theaterverhältniſſe. Sie geſtatten keine Zeit zur Pietät, zum Nachempfinden eines Schmerzes, ſie heilen ſummariſch. So befördern ſie auf der einen Seite die Fähigkeit, ganz und völlig und plötzlich zu empfinden, die Fähigkeit für einen intenſiven despotiſchen Schmerz, auf der andern Seite zerreißen ſie die feinen Fäden der Anknüpfung, des Uebergangs, oder erzeugen gar die Oberflächlichkeit.

Die Frau, welche den Gatten, die Mutter, welche das Kind verloren hat, muß vom Kirchhofe in's Putzzimmer treten, und mit den ſalzigen Thränen, die noch in ihrem Auge ſtehen, ſo lange lachen, bis die Zuſchauer lachen helfen. —

Fanny war nach den erſten Tagen jenes Schreckens mehr ſtumpf als traurig. Gieb Acht, Clärchen, ſagte ſie, als der Theaterwagen vorfuhr, um ſie zum erſten Male wieder abzuholen, gieb Acht, Georges kommt eines Abends wieder.

Sie ließ ſich gedankenlos ankleiden, ſie trat gedankenlos vor das Publikum. Dies empfing ſie mit allgemeinem Applaus, zum Zeichen, und zwar zum ungeſchickten Zeichen, daß man ſich freue, ſie wiederzuhaben. Die Maſſe hat in gewiſſen Ausbrüchen immer etwas beſtialiſches.

Dieſer Beifall ſchreckte ſie im erſten Augenblicke auf, drang ihr ſchmerzhaft in's Herz — ſie ſah ſich zu zwei Perſonen daſtehn, als Schauſpielerin und als Fanny, eine Trennung, an welche ſie nie vorher gedacht hatte und die auch für die Folge nachtheilig wirkte. Bisher gab ſie in kindlicher Illuſion ſich ſelbſt ganz und gar hin, nahm den Beifall ohne Prüfung für ihre ganze Individualität in Empfang. Nach dieſem Momente wurde es anders. Ihr wollt nichts da unten auf Euren Bänken, flüſterte ganz tief in Fanny's Buſen eine leiſe Stimme, Ihr wollt nichts, als die Komödiantin.

Sie war enttäuſcht, ohne daß vor der Enttäuſchung eine eigentliche klare Idee von ſolchen Verhältniſſen in ihr geweſen war. Die Unſchuld erfuhr, was Unſchuld ſey.

Wie mit einem einzigen ſchmerzhaften Ruck ſtreifte ſie in jenem Augenblicke ihre Theaterjugend ab, und jene flüſternde Stimme ſprach nicht ohne Zorn: wohl denn, ſo will ich Euch Komödie ſpielen.

Fanny ſpielte zu Aller Verwunderung mit größter Beſonnenheit; von dieſem Abende datirte ein ganz anderes, in vieler Rückſicht vollkommneres Spiel dieſer Frau. Als ſie nach Hauſe kam, ſagte ſie zu Clärchen: heut Abend bin ich eine Schauſpielerin geworden.

Worin beſtand der Wechſel? Es ſind nur einige Symptome anzugeben, und man wird leicht erachten, daß ſie auch für ihr ſonſtiges Leben von außerordentlicher Wichtigkeit wurden. Sie war nicht mehr ſo unbefangen kindlich, aber es kam in das Ganze mehr künſtleriſches Maaß, ihre Leidenſchaft war nicht mehr ſo jung und wirbelnd, aber ſie wurde heftiger, gewaltiger, fortreißender.

Mit jenem Auftreten ſchied ſie auch von der ſchmerzlichen Stumpfheit, ſie richtete ſich auf, ſie bat Geſellſchaft zu ſich, trat Ludwig entſchiedner, mit größerer Leidenſchaft nahe, ermunterte den Adjutanten des italieniſchen Fürſten zu häufigeren Beſuchen, verkehrte weniger mit Clärchen. Nur Paul ward gänzlich von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen, ich weiß es nicht — ſagte ſie — ich kann es nicht behaupten, aber jener Ton, der Georges in's

Waſſer ſtürzte, klang ſo abſcheulich bekannt, klang mir wie Paul's Stimme in das Herz.

Paul und Ludwig ſahen ſich gar nicht mehr, und mit Betrübniß hörte dieſer oft erzählen, welch eine zügelloſe Geſellſchaft ſich unter den Auſpicien der Frau von Weiden etablirt habe, und wie Paul die wildeſte Hauptrolle dabei ſpiele.

Ludwig ſelbſt kam ſeltener zu Fanny als früher, und ſprach oft nur im Parterrezimmer ein. Sie machte ihm lebhafte Vorwürfe über ſeine ſeltne Erſcheinung, es geſchah dies indeſſen immer mit freundlicher Zärtlichkeit, und ihr zauberhafter Einfluß bewährte ſich darin auch nach wie vor, daß ſie all ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme feſſelte, ſo bald er in ihre Nähe kam.

Wunderbar genug war ſein Gemüth ruhig, die Wünſche peinigten ihn nicht, er ließ das

Leben kommen, erwartete das Beſte, ohne ſelbſt zu wiſſen was.

So lagen die Sachen, als er an einem Märzabende in Fanny's Zimmer trat. Der Winter war bereits gebrochen, die wieder mächtig gewordene Sonne, welche ſich eben zum Untergang rüſtete, hatte die Luft durchwärmt, die letzten beſiegten Winterreſte tropſten von den Dächern, die Fenſter des Gemachs waren geöffnet, Clärchen ſtellte Blumentöpfe an die Luft, Fanny verabſchiedete eben den Adjutanten.

Man bewillkommnete ihn ſehr herzlich, ſogar Clärchen reichte ihm gegen Gewohnheit eine Hand und eine knospende Frühlingszärtlichkeit ſah aus ihrem Auge, aus ihren Zügen, welche von der untergehenden Sonne ſeitwärts beleuchtet wurden.

Es ſiedelte ſich bei der hereinbrechenden

Dämmerung die ſüßeſte Vertraulichkeit, das heimlichſte Herzenserſchließen unter ihnen an. — Ludwig erzählte, wie ihn ſein Vater einmal wieder zu ſehen wünſche, und ihm deshalb wohl eine Reiſe bevorſtehe —

Nicht doch! rief Fanny, und griff nach ſeiner Hand —

Ach, wer doch einen Vater hätte! ſagte Clärchen leiſe —

Ludwig faßte unwillkührlich nach ihrer Hand und führte ſie an ſeine Lippen — „Clärchen, wollen Sie mit mir reiſen?“

Alles ſchwieg, Clärchens Finger zitterten — „Ich will Sie zu einem guten Vater bringen — Clärchen!“

Er fühlte ihre Hand feſt und warm werden in der ſeinigen, er ſah in der halben Dunkelheit, daß ſie ihre Augen zu ihm aufſchlug mit einem unnennbar ſüßen Ausdrucke.

Er ſprang auf, Fannys Hand entglitt ihm, er wußte ſelbſt nicht wie, die Frauen ſprangen ebenfalls in die Höhe — „Clärchen!“ rief er noch einmal —

Ludwig, o Ludwig! rief dieſe plötzlich, und ſie lag weinend in ſeinen Armen.

Als ſie wieder zu ſich kam, vermißte ſie Fanny; es war ganz dunkel geworden. Eine lange Weile ſtanden ſie ſtumm einander gegenüber, ſich gegenſeitig bei den Händen haltend.

Vom äußerſten Fenſterwinkel des Zimmers kam Fanny hergeſchritten, ſie trat zwiſchen ſie und drückte ſie beide an ihr Herz, dann umarmte und küßte ſie Ludwig, er fühlte, daß ihr Geſicht in Thränen gebadet war, dann wendete ſie ſich zu Clärchen, überſchüttete ſie mit Liebkoſungen, und verließ auf der einen

Seite das Gemach, während der Bediente von der andern mit Licht eintrat.

„Bleib, bis ich wiederkomme, bat Clärchen und ging der Schweſter nach.

Als ſie wiederkam, lächelte ſie wie ein Engel, und ſagte: Es iſt alles gut. —

Am andern Morgen war Fanny abgereiſ't. Ludwig erhielt den liebenswürdigſten Brief, worin ſie ihm ſagte, daß ſie eine längſt beſchloſſene Kunſtreiſe angetreten habe, daß ſie ihn liebe nach wie vor, daß er auch im Verrath liebenswerth geblieben ſey, und ſie ja bald mit Clärchen beſuchen möge.

Ludwig reiſ'te mit Clärchen in ſeine Heimath, und die Welt war ihm erfüllt — denn in der Liebe ruht die ganze Welt — und er konnte nicht begreifen, wie er ſo lang habe im Dunkeln tappen können.

Von Georges hat er nie wieder etwas vernommen; auch Paul iſt nicht mehr in die Heimath zurückgekehrt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Liebesbriefe.

Novelle

von

Heinrich Laube.

Mannheim
Verlag von Heinrich Hoff.
1836.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Sr. Durchlaucht

dem

Fürſten

Pückler-Muskau

k. preuß. General-Major.

Ew. Durchlaucht

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

wird es nicht befremdet haben, daß es juſt Liebesbriefe waren, um deren Dedikation willen ich Ihnen nach Algier ſchrieb. Es hat mir immer geſchienen, als ſtünden Ew. Durchlaucht ſtets wie ein Liebhaber der Welt gegenüber, der jede Gelegenheit mit Freuden ergreift, wo er dieſer Geliebten ein billet doux ſchreiben kann. Und es iſt ſo gut, die Welt zu lieben, denn ſie iſt eben die Welt, ein launiſches Frauenzimmer. Und ich glaub' es zu wiſſen, daß Sie das kecke Göthe'ſche Wort auch immer mit innigem Vergnügen geleſen haben:

„Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“

Ew. Durchlaucht Freund, oder Vertrauter oder Expedient, oder was er ſonſt ſein mag, kurz der „Verſtorbene“, der „Tuttifruttiſt“ hat ſich immer ſo wahr und natürlich geäußert, er hat die moderne Welt für mehr als eine bloß faktiſche, und zufällige angenommen, er hat ihre Gelüſte, Sympathieen, ihre Neigungen und Richtungen nicht ohne Weiteres verdammt, ſondern der Prüfung anempfohlen, kurz er hat ſich keiner Art geſelliger Spekulation abhold gezeigt.

Dieſe Liebesbriefe enthalten zwar keine Spekulation, aber ſie enthalten vielleicht die

Anregung dazu; wie ich denn überhaupt glaube, daß dem Roman und der Novelle nicht viel mehr zukommt. Das Kunſtwerk hat nicht den Katechismus, das Dogma zu erſetzen, und man thut namentlich meinen Schriften, die ſich in äſthetiſchen Formen bewegen, Unrecht, wenn man ſie für mehr als Anregungen zur Spekulation erachtet.

Es handelt ſich übrigens hierbei auf keine Weiſe um Politik, was ich der flüchtigen Leſer wegen hiermit ſogleich bevorworte, ſolche Bücher haben vielleicht erſt nach hundert Jahren etwas mit dieſer ſchlimmen Dame zu ſchaffen, es handelt ſich, wie der Titel ſagt, um Liebe und nichts als Liebe; der Titel iſt kein trügeriſches Aushängeſchild, er bezeichnet das Herz des Buches.

„Es war im ſchönen Monat Mai als alle Blüten ſprangen", der bunte Reichel'ſche Garten zu Leipzig, in welchem ich damals wohnte, bedeckte ſich mit Knoſpen und Grün, der Himmel fiel warm und mild auf die Erde, die beſcheidene Pleiße öffnete unter meinen Fenſtern ihre feuchten Augen, um in die junge fröhliche Sonne zu blicken, die Mädchen liefen mit fliegenden Bändern und zurückgeſchlagenen Tüchern über die Brücken, die erſten, kühnen Frühlingsvögel flogen neugierig von Baum zu Baum und zwitſcherten einander ihre Verwunderung und Freude zu, daß es wieder grün und warm werde in der Welt, ein munterer Fink ſetzte ſich nicht weit von meinem Fenſter auf einen ſchwanken Aſt, und trompetete mit ſeiner geſunden Eintönigkeit den Frühling in die Welt. Seine Weibchen und die Spatzen kamen neugierig herzugeflogen, und piepten zwiſchen die Fanfaren des kühnen Finkhahns ein luſtiges „pink, pink,“ das heißt: Ja, ja, der Frühling und die Liebe ſind wiederkommen!

Ich ſtrich mir damals die Sorgen von der Stirn, ich wunderte mich, daß man die wirkliche, ächte Welt ſo lange über der gemachten habe vergeſſen können, daß man ſich ſo blind und einſeitig in Kampf und Wirren herumbewegen möge, während der ewige Geiſt der Lüfte und Blüten immer Verſöhnung und Freude ſäuſ'le. Das lange Buch des Monſieur Thiers ward in den Winkel geworfen, die Erinnerungen und Träume meines Herzens, die nur mit Blumen und Küſſen bewaffnet ſind, ſprangen auf wie alte, vergeſſene Zauberſchlöſſer und führten ihre Bilder mitten hinein in die weiche Luft, in die grünen Zweige, unter die jubelnden Vögel — die Welt und der Menſch ſind ewig, weil die alten Feen und Zauberer in unſern Herzen nicht ſterben, weil die Liebe ewig iſt, und kein Krieg, keine Feindſchaft, kein Haß ſie tödten kann. Und der Frühling iſt der beſte Unſterblichkeitsbeweis, weil er der beſte

Beweis der Liebe iſt und nie ausbleibt. Die Menſchen dürfen ſich erſt haſſen, wenn einmal die neuen Knospen und der Finkhahn nicht wiederkommen.

Ich fing damals dieſe Liebesbriefe an; es ſehnte ſich mein Herz nach Herzen, wenn ich Blanca küßte, ſo meinte ich die blanke, blühende Seele der ganzen Welt, ich wäre am Liebſten in den Frühling hineingeſprungen wie in einen tiefen, göttlichen See voll Sonne, Duft und Geſang. Aber der Menſch iſt leider nur Etwas und ſchafft nur Etwas in und durch Beſchränkung. Die Grenze gebiert die Schönheit, ich mußte die Welt irgendwie zu faſſen ſuchen, wenn ich meine Liebe nicht ſpurlos verflüchtigen wollte. Mein Auge haftete auf den ſchönen Mädchen, mit den loſen, wallenden Bändern; man ſagt ſich ſo gern in der Jugend ſolche Zauberſprüchlein vor, wie zum Beiſpiel:

Ja, das friſche, neue Blatt
Und die Knoſpe roſenroth,
Und der Vogel, riſch und laut,
Und die Luft vom Himmel ſelbſt,
Und das Weben und der Drang,
Was wir Frühling nennen
Das erſcheint nicht bloß im März,
Alle Zeit gedeiht es:
Ew'ger Frühling iſt das Weib,
Iſt das roſenrothe Weib,
Iſt das dralle Mädchen.

Die jungen, ſchönen Mädchen, welche vorüber hüpften, ſie bewegten, beſchäftigten mich auf mancherlei Weiſe. Es gibt nichts in der Natur, was ſo geſund, heiter, klar und ſchön wäre, als ein Mädchen, das noch urſprünglich iſt, noch keine Sentimente auswendig gelernt hat. Und nach der Freude über dieſe Geſtalten des Glücks überkam mich ein tiefes Mitleid, als ich zwei, drei, zehn, zwanzig Jahre fortlebte mit dieſen Frühlingskindern. Sie werden verheirathet ſein, wenn das Glück gut iſt, oder alte Jungfern, wenn ſie kein Geld haben oder zu dilikat wählen. Lohnt das wol der Mühe, ſo hübſch, ſo reizend anzufangen, um ſo ordinair und freudlos zu enden. Wie arm haben ſich die Menſchen ihre Welt gemacht, und ſie ſind ſtolz darauf, und ſchelten den, welcher auf größere Reichthümer denkt. O, ihr armen Mädchen! Ich ſehe ſolch ein ſchwarzäugig Kind mit aufgehender heißer Lippe auf dem Balle, ein gewandter, friſirter, ſchwarzer Herr iſt der beſte Tänzer, er ſchwingt ſie, er hebt ſie, er tanzt ihr ſo recht nach Arm und Taille, er iſt ein charmanter Herr, und wie bequem weiß er zu ſprechen. Die Liebe iſt jung, die Liebe iſt heiß, am andern Tage erſtürmt ſie die Verlobung. Aber die Leute tanzen nicht alle Tage, eh' die Hochzeit kommt, findet ſich Manches ein, was gar nicht paſſen will zu den Ballvorzügen — mein Gott, wir ſind keine fehlerloſen

Engel, das lebt ſich ein, das lebt ſich zuſammen, vermeide um's Himmelswillen den Eklat, eine Verlobung rückgängig zu machen, die Karten ſtecken an allen Spiegeln — morgen iſt Hochzeit. Es iſt wahr: die Leute nehmen ſich gut aus neben einander, es trifft nicht immer ſo, und man kann wirklich in der Folge nicht begreifen, warum das Mädchen ſo blaß wird, ſo ſalopp, ſo alt! Um die Kleinigkeiten härmt ſie ſich! Sie ſollen nicht für einander paſſen, weil ſie verſchiedene Anſichten haben vom Leben, von der Liebe, von der Orthographie! Poſſen! So iſt die Welt nicht eingerichtet, daß man ſich um ſo unbedeutende Antipathieen kümmern darf; lieber Gott, das trifft vielleicht beim tauſendſten Paare mal zu, daß ſie ſich völlig glücklich machen, und nicht mit der Zeit einige Veränderung wünſchten. Nichts iſt vollkommen in der Welt.

Ach, es wiſſen's nicht alle Leute, daß die kleinen, täglich erneuten Wunden am Schmerzhafteſten tödten.

Und die armen Kinder, die keine Liebe finden — ach, Gott iſt ſo gut und lieb, es ſind deren ſehr, ſehr wenige, denen ſich nie ein Herz zuwendete, ſei's auch ein kleines, ſei's auch nur auf kurze, kurze Zeit. Auch das kleinſte Herz iſt ein Himmel, und es iſt doch ein Sonnenſtrahl für's ganze Leben, einmal den Himmel offen geſehn zu haben. Aber deren, die keinen Mann finden, ſind viele, gar zu viele. Früher verbargen ſie ſich in den Klöſtern, jetzt werden ſie alte Jungfern, ein Orden, welcher die Karthäuſerregel umgekehrt hat, ein Orden, der keinem Mitgliede gefällt, ſo ſehr man auch das Gegentheil verſichern hört.

Die alte Jungfer iſt der eigentliche Stoff unſrer modernen Tragödie; dieſen Wink mögen unſre Dilettanten benutzen. Solch' ein armes Weib duldet nothwendig für unſere Sitte und Civiliſation — unſre Poeten ſind nur eben zu wenig aufmerkſam auf die tauſend kleinen Nadelſtiche großen Unglücks, ſonſt würden ſie Juden, alte Jungfern, Bucklige, Leute mit brandrothen Haaren größerer und ſchönerer Trauer würdigen. Göthe hat, wie immer, dies ächte, tragiſche Element wol herausgefunden, und die „natürliche Tochter“ geſchrieben.

Aber das allgemeine Uebereinkommen, die jedesmalige Blüte des menſchlichen Geiſtes bildet die Sitte, die Seele der Geſellſchaft — ſoll man Unſitte predigen, weil vielleicht die alte Blüte gewelkt iſt und ihre Früchte gebracht hat, weil die neue Knoſpe noch nicht vom reifenden Sonnenſtrahl befruchtet, noch nicht an den Tag gedrungen iſt?

Darin liegt das Verkennen poetiſcher Spekulationen: Poeſie predigt nicht, ſie weckt. Und mit der Wunde bringt ſie den Balſam. Tragt einander mit Liebe, wenn ihr noch nicht alle einander die Liebe erklären dürft. Das Herz kann alle Zuſtände anticipiren, welche die Geſchichte noch nicht dulden darf, um nicht Verwirrung und Unheil zu erzeugen.

Es hat in Berlin eine Frau gelebt, und Briefe geſchrieben, eine gewaltige Frau, welche von allen geleſen, ſtudirt werden ſollte, die ſich unſers ſittlichen und geſelligen Zuſtandes bewußt werden wollen, oder mit andern, gewöhnlich mißbrauchten Worten: von allen, die auf Bildung Anſpruch machen. Ew. Durchlaucht wiſſen wohl, wen ich meine, Sie haben dieſe moderne Cornelia, die auf das nur ſtolz war, was dem ächten, eigenen Herzen und Weſen entſprang, Sie haben ſie oft geſehen in jenem lichten Hauſe der Mauerſtraße, wo ſie waltete und ſprach, wo ſie die Freunde mit immer gleicher Liebe, mit Unterordnung aller eignen Intereſſen empfing, jedem Menſchen, auch dem unbedeutenden, auch dem unangenehmen zugänglich, bereitwillig. Ich meine Rahel, die wahrhaftige, welche bei allen äußeren und inneren Stürmen ſich frei erhielt von dem verhüllenden Firniß, den Herkommen, Gewohnheit über das Herz und den Geiſt der Menſchen breiten. Wenn an Jemand appellirt werden kann bei Beſprechung menſchlicher Zuſtände, bei Unterſuchung über ächte, geſittete Exiſtenzen, ſo iſt dies Rahel. Wir haben kein ſo offenherziges Buch in unſrer Literatur als ihre Briefe, wenigſtens kein's, wo ſo viel Geiſt und Spekulation der Offenherzigkeit zu Hilfe gekommen wäre. Jeder Menſch, auch der unbedeutendſte, iſt reich und originell, wenn er nur offen und wahr iſt. Aber ich glaube, unter hunderttauſenden iſt immer kaum ein ganz wahrer, offner zu finden — das heißt: nicht einmal wahr gegen ſich ſelbſt. Die Wahrheit verlernt ſich wie die Schönheit. Jene Erſcheinung kommt wol zum Theil daher, weil wir noch auf einer Stufe der Kultur ſtehen, wo die verſchiedenartigſten Individuen nach allgemeinen Prinzipien erzogen werden müſſen, das Individuum muß untergehn in der Allgemeinheit. So wird oft das Fremdartigſte zuſammengekittet, und die meiſten Menſchen ſind gedankenloſe Summen unſrer zeitigen Kulturrechnung, die unterſcheidenden Phyſiognomieen gehen verloren, und die Leute lügen ſtündlich gegen ihr eignes, urſprüngliches Herz, ohne es zu wiſſen. Das ſtellt ſich nicht deutlicher heraus, als bei einem lebhaft ſtrömenden Zeitgeiſte, wie er unſre Tage bewegt, und wo die Einſeitigkeit zur Erreichung des nächſten Ziels für eine Tugend gelten muß. Die innerlich reichſten Menſchen werden da Produkte des herrſchenden Gedankens, und verlieren ihre eigentliche Weſenheit.

Rahel hat ſich ihr eigenſtes, privates Leben nach allen Richtungen ganz bewahrt, und ihr

Leben und ſomit ihr Buch, denn es iſt ein Tagebuch, kommt mir immer vor wie ein fortwährender Kampf um die urſprüngliche, wahre Exiſtenz. Inſofern iſt es unſer neueſtes wirklichſtes Epos. „Nur die Galeerenſklaven kennen ſich,“ ruft ſie öfters aus im peinigenden Schmerze über die durchgehende Lüge der Menſchen.

Darum iſt ſie auch die ſeltne Erſcheinung eines ganzen Menſchen — wir ſind meiſt nur Stücke, einzeln ausgebildete Stücke eines großen Torſo — und ſie hat darum für unſre ganze moderne Menſchheit gelitten, iſt unter Lüge und Ennui ein Märtyrer geworden.

Und dieſes ächte Weib ſtimmt an vielen, vielen Stellen in dieſen Hauptgedanken ein, daß die reiche, ſchöne Liebe der Menſchen, dies Dokument unſrer Gottverwandtſchaft, noch nicht genügenden Raum gefunden habe unter uns.

Ich citire nur eine Sonntagsſtelle von allen übrigen:

„Es mag mit oder ohne Bedacht geſchehen ſein, es iſt von einem mächtigen Dichter, daß die drei Weiber im Meiſter, die lieben, Mariane, Aurelie und Mignon, nicht konnten leben bleiben: es iſt noch keine Anſtalt für ſolche da.“ —

Wenn man an ſchönen Frühlingstagen über die Straßen ſchweift, und ſieht die Schleier wehen, hier einen und dort einen, und jenſeits wieder einen, und die jungen Augen leuchten hier ſanft und dort kühn und es befängt hier der Ernſt mit ſeinem Zauber und dort der Muthwille mit ſeinem Reize — iſt nicht dann der Gedanke betrübend, lähmend: wähle zwiſchen dem Ernſt und dem Muthwillen, wählen mußt Du, und nach der Wahl biſt Du fertig mit der reichen Welt, die Hoffnung, das Reich der möglichen Geſtalten und Bilder, mußt Du verſchütten, Deine purpur- und goldengeflügelte Phantaſie einordnen in die kleinen, ſchmalen Räume des abgemachten Beſitzes.

Einem thörichten, jungen Menſchen, wie ich es manchmal bin, kann in einer exaltirten Stimmung dies trauriger vorkommen als großes Liebesweh. Solch' ein Don Quixote der Poeſie kann Thränen vergießen, wenn er an einem Leipziger Meßſonntage am Roſenthaler Thore ſteht und die Fluthen von junger, beweglicher Welt murmelnd und lockend an ihm vorüberſpielen.

Alle dieſe übertriebenen Gedanken von Liebesreichthum und dergleichen waren es aber, die mich an jenem Frühlingsmorgen beſtürmten, Liebesbriefe zu ſchreiben, und ich muß es geſtehn: die Proſpektive, welche die folgende kleine Novelle damals hatte, war nicht ſehr paſſend zu den kouranten Begriffen über Liebesverhältniſſe.

Allein es begab ſich Folgendes: Reiſen und Geſchäfte unterbrachen die Frühlingsnovelle, es ward wieder grün und bunt auf der Erde, und das Manuſkript war nicht gewachſen, lag vergeſſen unter noch jüngeren, hiſtoriſchen Tragödieen, deren Helden in meinem Herzen geſtorben waren. Ich hatte zudem von mehreren Seiten gehört, man mißverſtände dieſe kühnen Dinge von reicher Liebe, man verwechſelte dieſe träumeriſchen Spekulationen mit dem ordinairen, beſonnenen Leben, was ſeine Grenzen und Zäune für Einzelne braucht, um Alle zu ſichern, das befremdete, beſtürzte mich. Auf dem Libanon lebt eine Lady Stanhope einſam und abgeſondert von der Welt, beſchaut die Sterne, raucht wohlriechenden Tabak, erwartet einen neuen Meſſias und erzieht zwei ſchöne Pferde, eins für ſich und das andre für den Meſſias. Wenn er kommt, ſo wird ſie mit ihm nach Jeruſalem reiten und einen zweiſitzigen Thron errichten für das neue arabiſche Reich. Dieſe engliſche Dame wartet ſchon lange, hat bereits ihr Vermögen zugeſetzt mit der meſſianiſchen Erwartung, wird bald Schulden machen auf das neue Reich, wenn es Jemand als eine ſichre Hypothek anſehen ſollte und Ew. Durchlaucht können ihr leicht auf Ihren orientaliſchen Reiſen einen Beſuch abſtatten wie Lamartin. Dieſe Geſchichte iſt aus des franzöſiſchen Dichters Reiſen in die Zeitungen übergegangen, es leſen ſie alle Leute, die ſchwärmeriſchen und die nüchternen, aber ich glaube nicht, daß ſie der neuen Religion viel Anhänger gewinnen werde, ſo lockend auch der ſchöne Tabak dampft und die arabiſchen Pferde pruhſten.

Wenn mir der Don Quixote der Liebe nicht zugeſtanden wird, ſo betrachte man jenen Träumer in Reichels Garten wie einen fabelhaften Libanonritter, einen Lord Stanhope, der in

Wolken ſich wiegt und beim erſten heftigen Windſtoße leicht auf die Naſe fallen kann.

Iſt dies Bekenntniß nicht Sühnopfers genug für alte Träume?

Kurz, als ich in Berlin auf der Behrenſtraße in eine hübſche Wohnung mit weiß- und dunkelrothen Gardinen eingezogen war, fielen mir beim Auspacken die angefangenen Liebesbriefe wieder in die Hände. Das feine Papier war gelb geworden, die kecke, ſchwarze Tinte war verblichen, ſie gemahnten mich wie ein verfallener, üppiger Pallaſt der Mauren in Südſpanien, über deſſen Trümmer Geisblatt und Epheu und ſchmarotzende Schlingpflanzen ſpottend hinaufgewachſen waren. Die Zeiten waren ernſt, der Sommer war heiß, ſehr heiß geworden, in den breiten, ſchattenloſen Straßen lag die Sonne wie ein beſchwerliches Feuer, vom fernen halliſchen Thore kam der Staub hergewirbelt durch die ſtarre, ewige Friedrichsſtraße, einzelne Leute keuchten gedrückt an den Häuſern hin, die meiſten Fenſter waren mit trauriger, roher Leinwand verſchloſſen, nicht mehr die Freude und Erwartung einer ſpendenden Natur, ſondern die Beſorgniß vor den ernſten Göttern webte rings umher. Da kam denn auch mir die ernſte Abſicht, auf jene kecken Grundmauern der Liebesbriefe ein nördlicheres, wenn auch leichtes Säulengebäude zu ſetzen, was die Aus- und Durchſicht nach allen Seiten behalten, aber kein ſchutzloſer und verlockender Freudentempel werden ſollte. Der Frühling war Sommer geworden.

Aber es ſollte auch Herbſt werden, eh' dieſes Büchlein wunderlichen Geſchickes reifen konnte. Berliner Weintrauben blau und grün ſtanden vor mir auf dem Tiſche, als ich den letzten Brief erdachte, und dies Bild charakteriſirt vielleicht das Ganze am Beſten: es war auf ſprudelnden, berauſchenden Wein abgeſehen, und es wurden nur ſanfte, friedliche Weintrauben daraus. — Das kann auch ſein Gutes haben.

Wenigſtens hatte die äußere Welt keine Gelegenheit mehr, mich zu verführen: ich ſaß einſam und allein, und verließ Wochen und Monde lang das kleine Zimmer nicht. Es war nicht mehr auf der Behrenſtraße, ſondern anderswo. Nur am Abende, wenn die Gewitter des Himmels ausgetobt hatten, hörte ich zuweilen eine hübſche Mädchenſtimme, die in Berliniſchem Franzöſiſch Bertrands Abſchied von Frankreich ſang, ſie hatte vielleicht nie etwas vom General Bertrand gehört, und der Name Napoleon ruhte ihr wol nur wie ein weit, weit entfernter Kanonenſchlag in den Ohren, aber ſie ſang mit großer Rührung, und, wie mir's ſchien, von Abend zu Abend mit immer größerer die letzten Worte:

J'ai partagé ta gloire et ta puissance
Je veux aussi partager tes malheurs!

Ich werd's dem Mädchen nie vergeſſen, wie ſie mich immer geſtärkt hat mit ihrem lieben eintönigen Liede — wenn ich ſie nur ein einziges Mal erblickt hätte, wenn ich nur ihren Namen wüßte. Aber ich habe ſie nimmer geſehn, ich kenne nichts von ihr als die ſanfte Stimme mit jenen ſtärkend melancholiſchen Worten —

Sie konnten ſich nicht erreichen,
Das Fenſter war viel zu hoch —

— Und ſie iſt gewiß ſehr ſchön! — Auch die Möglichkeiten zur Schönheit erheben, iſt Poeſie.

Dies geheimnißvolle Mädchen breitete mir mit ihrem Berangerſchen Liede die Inſel Helena, das Grab des erlegenen Titanen, das Weltmeer, die Weltgeſchichte mit ihren Stürzen und Wechſeln, das ganze nothwendige Unglück, die nothwendigen Feindſchaften unſers kurzen Lebens breitete ſie vor mir aus, die entſetzlichen Dinge fanden nicht Raum in meinem kleinen

Gemache, und ich hätte immer bitterlich weinen mögen über die Menſchen, die ſich nicht immer lieben dürfen, um zu beſtehen, um fortzurücken. Aber am andern Morgen kam auch die Stärkung, und ich rief wieder mit Göthe: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“ vollendete die Liebesbriefe, und rettete für die Leute ſo viel als möglich vom nächſten Glücke.

Quel bruit pour une omelette! können Ew. Durchlaucht ſagen. Aber ich wollte Ihnen ein Stück Deutſchland, deutſcher Welt nach Afrika ſchicken, darum ging ich ſo hiſtoriſch zu Werke. Es iſt noch kein Sprichwort, aber es konnte eins werden: Was man nicht zu ſagen weiß, das erzählt man.

Als mir Ew. Durchlaucht damals, wo Niemandes Stimme als die des Berangerſchen Mädchens zu mir drang, von Paris aus ſo überaus mild und freundlich ſchrieben, da beſchäftigten mich am Meiſten Ihre Worte: „in der literariſchen

Welt könnten wir kämpfen, und in der gewöhnlichen dennoch herzliche Freunde ſein. Dergleichen iſt ritterlich, und die deutſche Nation iſt dies durch alle Klaſſen mehr oder weniger, oft ohne es ſelbſt zu wiſſen. Ich nehme nur diejenigen aus, die das Geld an die Stelle der Ehre ſetzen.“ —

Ich kam bald zu dem Reſultate, daß zwiſchen dem ſpeciellſten Freunde des „Verſtorbenen“ und dem alſo angeredeten Recenſenten der Tutti frutti gar nichts Feindliches, Trennendes inne läge. Wenn verſchiedene Völker in ihren Sprachen etwas Gleiches, Gemeinſames ausdrücken, ſo wird es doch immer auch verſchieden zu Tage kommen, nicht bloß mit andern Worten, auch mit anderm Geſicht, anderer Phyſiognomie, das iſt ja der Spott der Welt über uns und das ungelöſte Räthſel ihres Weſens, daß ſie uns wol den Gedanken verſtattet, aber des Ausdrucks ſich bemächtigt, ſobald er von unſern Lippen iſt. Daher iſt es gekommen, daß ſich Parteien und Völker Jahre lang bekriegt haben, weil ſie für gleiche Gedanken und Gefühle verſchiedne Ausdrücke fanden. Die Engländer und Franzoſen zum Beiſpiel haben ſich wegen eines einzigen Buchſtabens viele, viele Jahre lang gehaßt und ganz ernſtlich todt geſchlagen: die einen nannten's mit einem alt-griechiſchen Zeichen liberty, die andern neumodiſcher liberté.

Der „Verſtorbene“ und der Recenſent redeten nur eben in verſchiedenen Dialekten, aber ich glaubte herauszufinden, daß beide Sonnenſchein, Freude und Poeſie für die Welt erwünſchten. Ich hatte ferner längſt gewußt, daß die Stellung des „Verſtorbenen“ in der Schriftſtellerwelt eine höchſt erfreuliche, eine vermittelnde, verſöhnende ſei, daß ſeine Schriften wie Friedenspräliminarien anzuſehen wären zwiſchen den Lagern unſrer Tage — dieſe, von nichts als Liebe handelnden Briefe erſchienen mir nach Alle dem geeignet, einen Parlamentair vorzuſtellen, Ew. Durchlaucht ſelbſt die aufrichtigſte Hochachtung, den ergebenſten Dank für die mir perſönlich bewieſene Huld, dem „Verſtorbenen“ aber meine Liebe auszudrücken. Einen Liebesantrag kann am Ende auch Niemand übel nehmen, es gibt ja nichts Beſſeres als Liebe, und die weiland jungfräuliche Königin Eliſabeth hat im Grunde ihr ganzes Leben hindurch nichts gewollt, als perſönliche Liebe von allen Engländern. —

Man wird mir nicht die Geſchmackloſigkeit zu trauen, daß dieſe Vorrede eine Unterſchrift oder Erklärung der kleinen, folgenden Novelle ſein ſoll; nein, einen Rahmen mit Arabesken ſtellt ſie vor, und da ſie nach Afrika geht, ſo glaubte ich, ein Stück deutſcher Geſchichte paſſe am Beſten dazu, wenn dieſe auch nicht intereſſant iſt, ſo kann ſie ſich doch auf den Trümmern des alten Karthago intereſſant ausnehmen. Nach der vorgehenden Geſchichte mehrerer Jahre bliebe mir nun alſo noch ſchließlich unſre neueſte zu ſchildern übrig.

Deutſchland iſt wieder grün, der Schleedorn leuchtet weiß an allen Zäunen, tief aus dem Walde ruft der Kukkuk, die Bänder der Mädchen flattern wieder im weichen Winde, die neuen Bücher rufen, der Dualismus aller Art, welcher die Welt entzweite, iſt aufgehoben, ein neuer Höhepunkt, welcher die Menſchen vereinigen ſoll, iſt aufgefunden, auch der Finkhahn iſt wieder da —

„Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden“ —

Hegel und Frühling greifen um ſich; und das iſt Alles wahr, ich ſeh's aus meinem Gartenkabinet hier an der Pforte von Thüringen, Hegel und Frühling ſteigen mir des Tags und des Nachts in die Fenſter herein, ich weiß nicht, wo ich den Raum hernehmen ſoll für das weite wallende Thal von Freiburg bis nach Köſen hinunter, für die gewaltigen Sätze: das Sondern vom Sinnlichen und Geiſtigen iſt nur das Verſtändige und weiter nichts. Ich denke, dies und der Frühling ſollen meiner Frühlingsnovelle zu Gute kommen. Und vom alten Domthurme in Naumburg, den die Ottonen noch gegründet haben ſollen, blaſen ſie — nicht die Ottonen, ſondern Naumburger — in dieſem Augenblicke den Zigeunermarſch aus der Pretioſa, und heute Nachmittag gehen die Leute auf die „Henne“ hinaus, und trinken Braunbier und Kaffee — iſt das nicht eine bunte, luſtige Geſchichte Deutſchlands. Ew. Durchlaucht haben vielleicht das alte Karthago vor ſich, aber gewiß kein Braunbier. Ich wollte mit einem Engländer die gewöhnliche Wette um einen neuen Hut eingehen, daß ſich ein Deutſcher auch von dem Steine des alten Karthago, worauf Scipio der Jüngere und Comp. geſeſſen, nach der „Henne“ bei Naumburg ſehnt, ſobald er erfährt: der Frühling und friſches Bairiſches Bier und geputzte Mädchen ſind angekommen. Wenn ich auch den Begleiter Ew. Durchlaucht, den Verſtorbenen, vom „bairiſchen Bier“ frei ſpreche, vom Uebrigen kann ich's nicht.

Sollten Ew. Durchlaucht vielleicht über Conſtantinopel und Naumburg zurückreiſen, ſo verſäumen Sie nicht, den Poſtillon an der „Henne“ halten zu laſſen, und die nächſte mit Pappeln gekrönte Höhe zu beſteigen. Eine ſchöne Dame hat mich geſtern hingeführt, und mir erzählt, die preußiſche Königin Louiſe habe flüchtend nach der Schlacht bei Jena hier einen Augenblick ausgeruht und eine Taſſe Bouillon getrunken. Da iſt die ſiegreichſte Parallele mit Scipio und Karthago. Dieſe wunderbare ſchöne und ergreifende Frau, dies glänzende Bild fürſtlicher Schönheit und Ritterlichkeit auf jener Höhe, mit dem großen Unglück im großen, ſchönen Herzen, die Augen voll Thränen über die ſtürzenden Trümmer eines ſtolzen Reichs — iſt Scipio mehr? Dort der junge, ſtolze Römer, der ſeine Eroberung mit Ironie betrachtet, hier eine junge, ſchöne deutſche Königin voll blühender Leidenſchaft für die Heimath, voll glänzenden Zorns gegen fremde Tyrannei, deren weinendes Auge über eine der ſchönſten Gegenden des Vaterlandes blickt, über welche der fremde Eroberer bald verheerend hereinbrechen wird. O, wie reich iſt Deutſchland an ſolchen Geſtalten und ſolchen Punkten, wir ſind ſo durchwirkt, daß unter jedem Fußtritte eine hiſtoriſche Staude emporſchießt. Wo iſt der Frühling ſchöner! Das junge Gras ſchießt nirgends auf ſo viel geliebten Gräbern empor.

Und was das Alles ſoll? An den deutſchen Frühling möge es Ew. Durchlaucht im Mohrenlande erinnern, ein grünes Blatt ſoll er über das Meer fliegen und die aufrichtigſten Verſicherungen bringen, wie ich mich in den mannigfaltigſten Lagen verpflichtet fühle als

Ew. Durchlaucht

ergebenſter Diener
Dr. Heinrich Laube.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Ich werde Dich nie wiederſehen, Blanca, das macht mich jetzt recht traurig, weil ich Dich in dieſem Augenblicke nicht blos liebe, ſondern weil ich ſehr verliebt in Dich bin. Du würdeſt Deinen ſtarken Alphons gar nicht wieder erkennen, der vor vier Wochen thränenlos von Dir Abſchied nahm — ich war ein ſtarres Tuch von dunkelrother, ſtraffer Seide, jetzt iſt das Tuch von Thränen durchgeweicht, es flattert nicht mehr und iſt zuſammengedrückt in eine kleine Ecke. Hätten wir je geglaubt, daß noch ſo viel Romantiſches in mir wäre, in mir, der ich mir ſo viel darauf zu Gute that, daß mein Weſen ewig heiter ioniſcher Himmel ſei! Dieſes Karlsbader Thal iſt zwar ſehr weinerlich romantiſch, aber es iſt doch nicht allein Schuld daran, meine weiche, warme, ach ferne Blanca, daß ich wie ein teutſcher Minneſänger ſchmachte, der nicht recht bei Troſte iſt.

Ich werde Dich nie wiederſehen — mögen mir auch die garſtigen Worte das Herz zuſammenkrampfen; man muß doch kein Kind ſein, und in Unruhe das aufgeben, was man in Ruhe bedacht und beſchloſſen hat. Wir wollen das Kunſtwerk unſerer klaſſiſchen Liebe nicht durch einen ſentimentalen, ſpießbürgerlichen Schluß verunſtalten. Mädchen meiner inneren Schönheit, klare, ſonnige Blanca! nicht wahr, wir wollen's nicht? Treue iſt eine Schwäche; wir wollen unſer Verſprechen halten: einander nicht treu ſein.

Du darfſt nicht ſo damit eilen, denn Du biſt das Weib — ſtill, keinen leidenſchaftlichen Einwurf, Ihr ſollt emancipirt werden, ich hab' Dir's verſprochen. Haſt Du an der Statue des olympiſchen Jupiters etwas geſehen, was das Ebenmaaß verletzt? Nein. Auch die Weltgeſchichte iſt ein großes Kunſtwerk des großen Gottes, auch in ihren Theilen muß Ebenmaaß ſein. Wäre die große Form der Weltgeſchichte aber ſchön, wenn die Weiber plötzlich frei wie die Männer würden? — Eile nicht, mein Mädchen, einen Andern zu lieben; wenn er aber zu Dir tritt in den Schatten des großen Oelbaums am Fenſter Deines Schlafzimmers, und Dein Herz hochſchlägt, und Deine Hand hinbebt, hinlechzt nach dem Leben des neuen Mannes, dann lege ſie auf ſeine blutvolle Bruſt, und ſtreiche mit der andern das Haar von ſeinen Schläfen, küſſe ſeinen vollen Mund, und wiſſe, daß Du mir Freude machſt, wenn Du Dich freuſt.

Sollteſt Du's bald thun, ſo ſchreib mir's doch erſt ſpäter, ich bin jetzt in einem ſchwachen Stadium meiner Kraft.

Meine „Elegien vergangener Herrlichkeit,“ die ich anfing, als die Herrlichkeit noch blühte, habe ich fortgeſetzt, mittheilen kann ich Dir ſie aber noch nicht, weil ich der Leidenſchaft nicht immer Herr geworden bin. In ſolchen Dichtungen ſoll Blut und Leben ſein, was durch den Marmor der Form ſtrömt, aber kein Zucken; das war das Einzige, was ich hie und da an den Properz'ſchen auszuſetzen hatte, die ich Dir vorlas, wenn ich in heitern Sommernächten auf Deinem Zimmer war und wir uns und die Klaſſiker küßten.

Ich bin recht unzufrieden mit mir, daß ich eben ſo wenig Maaß und Ruhe in mir habe, um über unſere Herzensangelegenheiten friſch und frei ſprechen zu können, von kräftigen, ſtarken Männern und ſchönen, ſtarken Weibern. Du mußt mir's verzeihen, daß ich ſo hin und herſpringe. Später, wenn ich durch's Feuer der Polemik etwas munter geworden bin, will ich Dir eine Geſchichte erzählen, wie Alphons und Blanca ſich zum letzten Male küßten. Wenn Dich Dein nächſter Liebhaber einmal recht ſchön liebt, ſollſt Du ſie ihm vorſagen.

Iſt es nicht ein großer Gedanke, der Welt noch einmal ſo viel Einwohner zu geben, wenn man die Weiber emancipirt? Ihr ſolltet Euch mit den Negerſklaven und Juden aſſociiren. Mach' doch kein ſo garſtig Geſicht dazu. Was die Welt erweitert, iſt Kultur, nicht bloß was ſie verſchönert. Und wenn ſie Dir ſagen, das Männliche herrſche in der ganzen Schöpfung, ſo ſage Du, das Weibliche ſolle nicht herrſchen, aber es ſolle mitherrſchen. Die Natur ſei ein großer, ſchneller Gedanke, und die Kultur ſei ſeine Ergänzung. Aber mit der kindiſchen Galanterie hat's ſeine Richtigkeit, und das Eifern gegen ſie iſt nicht nur männlich liebenswürdig, ſondern auch gerecht.

Daß die Weiber nicht ſchreiben ſollen, iſt eine Idee, über welche ich gar nichts zu ſagen weiß. Sie liegt außerhalb des Kreiſes meiner Gedanken und Vorſtellungen; ich kann nicht glauben, daß geſcheidte Leute ſie unbedachtſam geäußert, und ein ganzes Leben hindurch behauptet haben; aber ich finde durchaus keinen Zugang in dieſe Gedankenfolge. Denn die gewöhnlichen Gründe: daß die Frauen auf Stricken, Kochen und Kinderwaſchen angewieſen ſeien, ſind doch gewiß nur täuſchende Außenwerke dieſer männlichen Feſtung, und kluge Männer werden nicht verlangen, daß man ſolche oberflächliche, äußere Dinge, ſolche alberne Vorwände gelten laſſen ſoll. Wie bei den meiſten wichtigen Fragen der Geſellſchaft liegt wohl auch hier ein unausgeſprochʼnes, eſoteriſches Raiſonnement im Hintergrunde, was mehr oder minder nur auf einer unbefragten Antipathie beruhen mag. Sogenannte Kraftgenies behalten immer einige barbariſche Reſte eines gewiſſen

Geſchlechtsfanatismus an ſich, der auf dieſer oder jener Seite mit ſeinen grellen Zügen hervortritt. Es gleicht dieſe Erſcheinung oft einem alten heidniſchen Opfer, was ſie der urſprünglichen, rückſichtsloſen Natur bringen. Eine Civiliſation, die alle inneren Theile des Menſchen gleichmäßig durchdringt, verträgt ſich wenigſtens ſicher nicht mit dieſer vehementen Ausſchließung, welche die Harmonie der Verhältniſſe ſtört. Civiliſation iſt aber Harmonie der Verhältniſſe, ſie iſt die Schönheitsregel für das Kunſtwerk „Geſellſchaft.“

Ich habe mir auf der alten Wieſe eine feine Wohnung gemiethet, und ſchreibe Dir dies am Fenſter ſtehend, in die grünen Bäume, die bunten Boutiken und die noch buntern vorüberſchlendernden Menſchen hineinſchauend. Der Kreuzberg mit ſeinem geſunden Grün und ſeinen friſchen Bäumen ſpiegelt ſich kläglich chriſtlich in meinem Fenſter. Was haben ſich doch die Künſtler für unfruchtbare Mühe gegeben, die äſthetiſche Unform des Kreuzes ſchön zu machen. Es iſt und bleibt ſo unſchön wie das heftige, krampfhafte Schluchzen — wenn es die Romantiker doch nur beim Weinen hätten bewenden laſſen, darin iſt doch noch weiſe Regel.

Können ein Paar Liebesleute in Teutſchland wohl fröhlich von einander Abſchied nehmen? Heißt Abſchied nicht immer ſo viel als Jammer? Und iſt er nicht ein wichtiger Akt der menſchlichen Entwickelung? Dieſer Augenblick ſcheidet ſo reizend plötzlich das, was die Leute einander gegeben, von einander genommen, er ordnet das Eigenthum, man ſchenkt, man erhält die Quinteſſenz eines ganzen Lebensabſchnittes. Man fühlt ſeinen Reichthum, weil man ſo viel zahlen kann. Iſt das nicht der Typus des freudigen, des ſchönen Schmerzes — und der Abſchied ſollte ein Jammer ſein?

Weißt Du noch, Blanca, es war ganz, ganz früh, die Sonne lüftete erſt ein wenig das Augenlied, ob es Zeit zum Erwachen ſei, da traten wir aus Deinem Zimmer auf den Balkon, und Du zeigteſt mir noch einmal all die lieben Plätze, und hingſt wie eine Schiffbrüchige an meiner Schulter, und Deine zuſammengefalteten Hände drückten ſich heftig in meine Achſel. Ich war heiß von Schlaf und Liebe, und der Reiſerock lag noch auf dem Stuhle, Dein entblößter voller Arm pulſirte warm an dem meinen, das Blut unſrer Herzen wollte ſich noch einmal küſſen.

2.

Ich wurde geſtört, mein Kind. Wilhelm, der fidele Wilhelm war bei mir. Er war in ſeiner philoſophiſchen Zufriedenheit die Wieſe entlang gegangen, hatte mich am Fenſter entdeckt und war ſogleich heraufgeſtiegen, um mich zu verſichern, daß es ihm wie gewöhnlich außerordentlich gut gehe, und daß er ſich ſehr freuen würde, wenn's bei mir auch ſo wäre. Es iſt ein langweilig glücklicher Menſch, ein unbequem höflicher Menſch. Wenn ich ihn doch nur ein einziges Mal klagen hörte, ein einziges Mal ennuyirt, ein einziges Mal unhöflich ſähe; denn eigentlich grob kann er nie werden. Die Grobheit iſt ſein feindliches Element, der Fiſch lebt eher in der Luft, der Vogel unter'm Waſſer, als Wilhelm mit einiger Grobheit.

Und doch iſt dieſe Grobheit oft ein ſo nothwendiges, erfriſchendes Gewitter des geſelligen Lebens. Ein Menſch, der gar nicht grob ſein kann, hat die beſte Anlage zur Langweiligkeit.

Wie Wilhelm ausſah? wie er vor 5 Jahren ausgeſehen hat, wie er nach 15 Jahren ausſehen wird. Müllerblauer Rock, gelbe Nankinghoſen, Schuhe und graue Strümpfe, ein ſchmales Weſtchen, ein ſchmales ſchwarzes Halstüchlein, ein trocknes, kurzhaariges, weißes Hütchen. In der Hand trägt er wie immer das kleine Stöckchen, womit er ſpielt, die dünnen, fahlblonden Haare ſind auf beiden Schläfen in zwei zierliche Locken gedreht, die Stirn iſt lang und weitläufig, das Auge waſſerblau, einfältig gutmüthig, der Mund immer artig und affable, der Teint weichlich, nicht geſund noch krank — kurz Alles wie einſt; die Schultern und Hüften ſind auch nicht breiter geworden, ſo ſchmal als möglich ſchmiegt er ſich durch die

Welt, um nirgends anzuſtoßen — ein grauer Strich wandelt er dahin mit kleinen, zuckenden Schrittchen.

Nun kam der Schwall von Redensarten, ekelhaften Küſſen — ich laſſe mir das Alles gefallen, wenn es bloße Form iſt, dann bin ich Stein und fühle nichts. Das Schreckliche bei dieſem Menſchen iſt es aber, daß er dabei empfindet, daß ſein ganzes Weſen ein Waſſerſpiegel mit raſtlos auf- und abſteigenden kleinen Wellen iſt. Darin ruht das Unangenehme: man fühlt ſich für die Duodezgefühle verpflichtet, man bringt es ihnen gegenüber zu keiner Empfindung, ſie gleiten uns unter den Fingern weg, man wird gequält.

Bonhomie und Humanität ſind das Liebenswürdigſte von der Welt; dieſe Allerweltsliebe iſt unausſtehlich. Wilhelm iſt zwei Tage hier, aber Du hätteſt das Heer von Bekannten hören ſollen, bei denen mich einzuführen er ſogleich vorſchlug. Und darin iſt er nun wieder charmant: es war die bunteſte Demokratie vom Prinzen herunter bis zum Handwerker. Er iſt zwar gegen jenen etwas höflicher, aber doch auch gegen dieſen höflich und verbindlich; man kann eigentlich nie ſagen, daß er ſich etwas vergibt, er wird nie fade, er iſt auch eigentlich nie zudringlich, aber langweilig, langweilig durch und durch.

Und ich vergebe alle aktiven Sünden, aber die der Langenweile nicht.

Es iſt ein leider gar zu gewöhnlicher Fehler unſrer Geſelligkeit, daß die Leute ſich nicht zu trennen wiſſen, wenn ihre geſellige Kraft erſchöpft iſt. Und ſie erſchöpft ſich bei dem bedeutendſten Menſchen, die größten Fähigkeiten in uns ſind nur verhältnißmäßige, endliche, wir gleichen in allen Dingen einem Brunnen, dem man Zeit laſſen muß, ſich wieder zu füllen. Die ungeſtörte Natur wirkt eben ſo ſicher wie der langſam ſickernde Quell — einige Stunden Einſamkeit häufen neues, friſches Material in uns auf. Die Verſäumniß dieſer Oekonomie erzeugt die Langweiligkeit. Nicht bloß weil ſie in einfacheren Verhältniſſen lebten und darum weniger Anſpruch auf Mannigfaltigkeit machten, nicht bloß darum war unſern Vorfahren die Langeweile weniger bekannt, nein, ihre Genügſamkeit wurde auch durch den Mangel geſelliger Inſtitute unterſtützt. Die Welt war leerer, die Leute kamen ſeltner zuſammen, und ſo wunderlich es klingt: die maaßloſe Geſelligkeit iſt die Haupturſache der Langenweile. Es iſt das alte Sprichwort von den Extremen: zu viel Einſamkeit und zu viel Verkehr erzeugen das Nämliche. Eben ſo iſt es mit den Intereſſen der alten und neuen Zeit. Früher waren die Leute von wenigen bewegt, aber dieſe wenigen bewegten den ganzen Menſchen, jetzt ſtumpft die Fülle ab. So iſt der Ennui ein ganz eigentlich modernes Produkt. So was wird bei neu ſich bildenden Zuſtänden immer abgeſetzt, bis die Menſchen eine vollſtändige Oekonomie des neuen Reichthums erlernt haben. Ein ſtilles Gemach in einer alten ſchweigenden Reichsſtadt, auf einer einſamen Burg war darum den ruhigen, ungeſtörten Gemüthern nicht ſo langweilig, als wir in unſern gefüllten Salons oft denken mögen, und die alte Poſtille ſtärkte die Leute mehr, als der Hauſe mannigfacher Journale und Schriften, der jetzt noch oft wüſt und unerquicklich auf uns einwirkt. Aber es iſt eben ſo lächerlich, dieſe Zuſtände wieder herbeiwünſchen zu wollen, als wenn ein reich gewordener Mann ſeinen Ueberfluß wegwerfen wollte, weil er nicht ſogleich damit zu ſchalten verſteht. Wilhelm iſt nun ein Opfer dieſes modernen Reichthums: er hat ſich in den Formen vereinzelt, verſplittert, ein gewöhnlicher Verſtand und ein gutmüthiges Herz haben ihn langweilig werden laſſen.

Sogleich mußt' ich mit ihm ſpazieren gehn, er wollte mich orientiren. Ueber den Poſthof führte er mich nach dem Freundſchaftsſaale. Wenigſtens ſechsmal grüßte er unterwegs, blieb ſtehen, oder ſtellte mich ſogar vor, wenn ich ihn nicht durch einen Rippenſtoß davon abhielt. Dieſer tolle Jüngling iſt im Stande, mich binnen vier und zwanzig Stunden in ſo viele Bekanntſchaften zu verwickeln, daß ich am Ende keinen Augenblick Zeit für mich und Dich oder ſonſt etwas Intereſſantes übrig behalte, daß ich aus Furcht vor lauter Bekannten, die ich alle grüßen muß, nicht mehr ausgehen kann.

Am Freundſchaftstempel ließen wir uns nieder, Wilhelm eilte, Erfriſchung zu beſorgen; nur bei ſolchen Gelegenheiten iſt ſeine Höflichkeit bequem. Ich ſaß ſtill da und ſtarrte in den dunkeln Wald, der rings von den Bergen ſchweigend herunterſah; durch eine Windung des Thals quoll weißgoldner Sonnenſchein über die grünen Wände des hohen Gemachs. Ein häßliches Harfenmädchen ſpielte die Tyrolienne aus Roſſini's Tell; in einiger Entfernung von mir ſaßen viele Leute, aber man hörte wenig von ihnen: Karlsbader Kurgäſte haben keine Courage, ſie gehen gebückt unter dem Himmel einher, und horchen ſtill und ängſtlich, ob er ihnen wol auf den Rücken fallen könne.

Ich ſchloß die Augen, und ſah Dich, meine weiße Dame, in der Laube auf unſrer Glückſeligkeitsinſel ſitzen und nach den Lüften lauſchen, ob ſie Dir Worte und Küſſe von mir brächten. Es wehte ein ſanfter Süd, und ich ſah, wie Du Dein weißes fliegendes Gewand noch fliegender machteſt und die letzte Hülle von Deinem feſten Buſen hobſt, damit die Lüfte ihre ſüßeſten Verſe und Küſſe an Dein Herz legen konnten.

Da ſtörte mich Wilhelm, der Höfliche, und erzählte in Eil, wie der Prinz eben im Saal ſei und die liebenswürdigſte Komteſſe von der Welt mit ihrer feingebildeten Mutter, und wie er mich bereits angekündigt habe. Mürriſch folgte ich ihm, um mich vorſtellen zu laſſen.

3.

Alſo auch Du klagſt, daß Du Dir den ſentimentalen Schmerz nicht weit genug abhalten könneſt. Mein liebes Kind, Du haſt Recht, warum ſoll man dem natürlichen Drange des thränenreichen Schmerzes nicht nachgeben, wenn er ſich wie ein Liebesgläubiger einſtellt? Die Natur hat immer Recht; wenn ſie denn durchaus geweint haben will, warum ſoll man nicht weinen? Nur nicht nachhängen ſoll man den Abnormitäten. Verweine Dir nicht Deine ſchönen dunkelblauen Augen — die Komteſſe hat ähnliche — ein rothgeweintes Auge iſt eine Sünde gegen die Schönheit und gegen Deinen Geliebten, der die Schönheit in Dir verehrte. Ich hoffe, Du trittſt in den Stunden, wenn wir uns zu ſehen pflegten, fleißig vor den

Spiegel, und gibſt Dir Rechenſchaft, ob Du geſchmackvoll gekleidet biſt, ſomit der glücklichen Natur ihr Recht gewährt, ob Du dem ſchönheitsluſtigen Geliebten genügt habeſt — Du mußt mich immer hinter Dir ſtehen und mit Dir in den Spiegel kucken ſehen; was mir gefällt, das weißt Du ja, Du liebe Schönheit, Grazie meiner beſten Gedanken. Vergiß mir's auch nicht, des Nachts, eh' Du in's Bett ſteigſt, mit dem Licht an den Spiegel zu gehen und mir zu winken, dann wirſt Du auch kunſtlos geſchmückt mit dem Schlafe verkehren, Du mußt den Bräutigam allnächtlich erwarten, dann bleibt die Poeſie der Nacht an Deine Schläfe gefeſſelt, dann bleibſt Du auch immer glänzend und ſtraff wie der Morgen.

Ich weiß, daß ich Dich nicht erſt vor jenem jämmerlich ſaloppen Weſen romantiſcher Dirnen zu warnen brauche, die Anzug und Haltung vernachläſſigen, ſobald der Geliebte von dannen iſt; die da fragen: „wofür hab' ich mich denn geputzt?“ Sie ahnen keinen Zauber der Form, keine Schönheit, ja außer ſchnirkelnd romantiſcher, auch keine Poeſie. Das Ebenmaaß, die Harmonie, die platte Klarheit, das reine Element, was über die Erde, von der Stirn herab über die Schulter wallt — Alles das iſt klaſſiſche Poeſie. —

— Ich muß dem Wilhelm eigentlich ſehr verbunden ſein für die Bekanntſchaften, in die er mich gewaltſam hineinzieht. Ich kann wochenlang in einem Bade ſein, ohne etwas Hübſches kennen zu lernen. Das Auge iſt zu despotiſch in mir: ich begnüge mich vollkommen damit, ſchöne Geſtalten zu ſehen, es erfreut mich ein freier, mit vollen, runden Feſſeln ſpielender Wuchs, es macht mich ein ſchöner, leichter Gang fröhlich, es erquickt mich ein ſchönes Geſicht, was mir darthut, der ärgerliche Gott der Chriſten ſei noch eben ſo groß, wie es die Götter

Griechenlands waren, die thörichten Menſchen wollten's nur nicht glauben. Ich fühle ſelten das Verlangen, ein ſchönes Mädchen zu ſprechen, oder richtiger geſagt, ich bin zu ſcheu, zu furchtſam und zu faul den Sumpf der Anknüpfungsgeſpräche durchzuwaten, um am Ende zu einem Weſen zu gelangen, was mir durch die Verſchiedenheit des Innern und Aeußern einen widerwärtigen, disharmoniſchen Eindruck gewährt. Ich ſetze dabei auch immer die äußere Schönheit des Mädchens auf's Spiel, denn ſie iſt alsbald für mich verloren, wenn ich unter dem ſchönſten Buſen ein gedankenleeres, armes Herz, hinter dem lockenden Titel leuchtender, weiter Augen ein ödes, wüſtes Hirnkämmerchen entdecke.

Und muß man das nicht zumeiſt erwarten bei den ſchlecht erzogenen Töchtern unſrer höheren Stände? Sie ſprechen ſchlecht franzöſiſch, faſeln höchſtens von Schiller oder affektiren und kokettiren mit Goethe, wenn ſie eine ſogenannte Erziehung genoſſen haben, aber ſind prüde, zimperlich, ohne Schönheitsmuth, ohne poetiſche Lebenskraft.

Gewinne ich nicht alſo, wenn ich die ſchönen Dämchen nicht ſpreche und meine geſunden Mädchenſeelen darin herumhüpfen, vom Augenlied und der weich gerundeten Hüfte vor ihnen her ſpringen laſſe? Sprich, Blanca, gewinne ich nicht? Hab' ich nicht auch Dir lange zugeſchaut ſtumm und wortkarg, bis Deine innern Grazien mir unwiderſtehlich winkten? Weißt Du noch, wir gingen in der Allee, die an Deines Vaters Gartenhaus ſtößt, nach dem Luſtſchloſſe, und ich erzählte Dir, daß ich fortreiſen würde in die weite Welt. Da ſahſt Du mich mit Deinem großen Auge groß und offen an, Deine ſchöne Seele ſtreckte bittend die Hände aus ihm mir entgegen, Deine ſchmachtenden Lippen theilten ſich langſam, um Raum zu geben dem heiß erregten Herzensodem — wir ſtanden ſtill einander gegenüber. Du reichteſt mir zum erſten Male die Hand, ich zog Dir langſam den Handſchuh davon, und fühlte Dein warmes Leben, was elektriſche Funken in mich ſchlug. Es ſchlich ſich leiſe aus Deiner weichen, pulſirenden Hand Dein Weſen bis in's Herz des meinen. Mit einem leichten Druck, den Du mir mit den Augenwimpern erwiderteſt, gab ich Dir die Hand zurück, den Handſchuh behielt ich, und wir gingen langſam, nur einzelne Worte ſprechend, nach dem Gartenhauſe. In's grüne Zimmer im Erdgeſchoß traten wir, liebeſchauernd wie die Griechen in Aphrodite's Tempel. Du ſetzteſt Dich in jenen lauſchigen Winkel, und ſchwiegſt, die Hände in den Schooß gelegt; ich ging einige Male im Zimmer auf und ab, und blieb dann vor Dir ſtehn. Dein Auge, mit dem Du zu mir in die Höhe ſahſt, war liebesweich. Ich nahm Deine Hände — Du hatteſt auch den andern Handſchuh ausgezogen — und legte ſie auf meine Bruſt, mein Kopf beugte ſich vorwärts, der Deine zurück, die Lippen drängten ſich an einander im erſten, heißen Liebeskuſſe. Da zog ich den leichten ſeidnen Shawl, den Du trugſt, von Deinen vollen Schultern, drückte meine Wange darauf, nahm dann Dein Haupt in meine Hände, in denen ſich die weichen Locken kräuſelten, küßte Dich auf das Auge und ging davon.

Erſt nach acht Tagen ſah ich Dich wieder — Du trugſt daſſelbe grünſeidne Kleid, wir fanden uns in demſelben Zimmer.

Ich wollte Dir andere Dinge ſchreiben, jetzt kann ich nicht mehr. Morgen.

4.

Ich fand die Geſellſchaft, welcher mich Wilhelm im Freundſchaftsſaale vorſtellte, ſehr heitrer Laune. Der Prinz beachtete mich wenig, und das war mir ſehr angenehm; er beherrſchte und leitete das Geſpräch, und ich konnte ſomit mehr empfangend als gebend unbetheiligt beobachten. Er iſt ein großer, ſtarker Mann mit einem feiſten, ziemlich regelmäßigen Geſichte, was einförmig und reinlich wie ein Hôtel diner ausſieht. Man ſieht nicht die kleinſte Spur, daß irgend ein bedeutender Gedanke jemals nur darauf ſpazieren gegangen wäre, der Backenbart iſt wohl gepflegt, der Stutzbart in beſcheidener Zurückgezogenheit gehalten, es iſt Alles civil und ordentlich in dieſem Antlitze, wie in einer wohl aufgeräumten Stube, auch nicht ein poetiſches Winkelchen iſt zu entdecken. Auf einem grünen Ueberrock trägt er einen großen Stern, damit ihn Niemand verkenne. Er ſpricht ſeinen provinziellen Dialekt; das machte den wunderlichſten Eindruck auf mich. Der Fürſt iſt zumeiſt die große Ausnahme von den kleinen Landesintereſſen, er iſt unberührt vom Staube des Lebens, er iſt einzig in ſeinem Ländchen — ich konnte gar nicht begreifen, wie er ſich ſolchergeſtalt auf die ſchlechteſte Art mit ihm vermiſchen, und der provinziellen Unarten mit ihm theilhaftig machen könne. Du weißt, ich gebe nicht viel auf die mit Flittergold prunkenden Sprachkenntniſſe, weil man zu oft dahinter bloße Papageimenſchen findet, die ſtatt den Verſtand zu bilden das Gedächtniß gemartert haben, welche die Inſtrumente zur That, d. h. die Worte zum Gedanken, für die That anſehn und ausgeben.

Aber die Mutterſprache verlang ich rein und makellos. Sie iſt der Ausdruck der Bildung, die Erſcheinung und Manifeſtation des innern Menſchen. Ein Mann aus den höheren Klaſſen, der ſeine Mutterſprache verunſtaltet ſpricht kommt mir immer wie ein geputzter Herr mit ſchmutziger Wäſche vor.

Der Prinz ſcheint übrigens gutmüthig, oberflächlich wiſſend und oberflächlich eitel zu ſein. Er gehört wol zu jener, wenn auch unterſten, Klaſſe von Bildung, die wenigſtens Theilnahme für die Bildung affektirt. Natürlich hat er keine eigne Meinung, ſondern nur diejenigen Meinungen Anderer, die er am bequemſten und leichteſten gefaßt hat. Er will auch eigentlich nicht Recht haben, ſondern nur ſprechen — es gibt nichts Beſſeres für eine Brunnenkur, eine Kurbildung. Ich glaube, er hat auch gar keine Leidenſchaften, nicht einmal für die Jagd oder die Pferde und Hunde, die Prärogativpaſſionen unſrer alten Ritter. Er begnügt ſich mit kleinen, leichtfüßigen, kurzſichtigen Neigungen. Das iſt etwas, was mir ſtets ein tiefes Mitleid einflößt; die Natur hat ſolchen Menſchen die Ahnung, wenn auch die oft ſchmerzhafte Ahnung ihrer Tiefe verſagt. Wer von keinem tiefen Leide erſchüttert wird, kennt auch keine tiefe Freude, kennt keinen Vers jener Schwärmerei, welche um den verſagten Himmel buhlt, empfindet keine Art von Religion, iſt keines Opfers, keiner Größe fähig. Der wunderlichſte Narr iſt ein Gott an Reichthum neben ihm. Die Augen der Nacht ſind ihm verſchloſſen, die Brunnen der Weltſeele verſiegt, er iſt ſo arm, daß ich weinen möchte, wenn ich die leere Freude auf ſeinem Geſicht ſehe. Die Unterdrückung, Verdammniß jeder Art von Leidenſchaft iſt mein Vorwurf gegen das Chriſtenthum, und die Art Romantik, welche nur mit ihm buhlt — die gewaltigſten Kräfte, die unmittelbar göttlichen ruhen in den Leidenſchaften — man ſoll ſie zur Schönheit zügeln, aber nicht unterdrücken. Die ſtarren Asceten ſind für mich grauenerregende Sünder; ſie legen die frevelhafte, läppiſche Hand blindlings an den Gott im Menſchen.

5.

Es iſt doch recht ſchade Blanca, daß Du nicht von Adel biſt! Du glaubſt nicht wie Einem dies das Leben erleichtert. Es iſt eine Art Ordensverbindung, die ſich durch alle Länder erſtreckt, namentlich ſeit den Zeitbewegungen, die wie Du weißt von Voltaire und Rouſſeau datiren. Sie wird immer inniger, je mehr ſie von der jungen Welt angegriffen und in das hiſtoriſche Bereich zurückgedrängt wird. Ich glaube, man würde ſie viel erfolgreicher bekämpfen, wenn man ſie, ſtatt zu ſpotten und zu höhnen, unbeachtet ließe. Ein Sterbender lebt noch länger, wenn man ihn noch einmal heftig bei ſeinen Lebensfragen angreift, ja man hat Beiſpiele, daß ſolche, die ſchon ausgeathmet zu haben ſchienen, wieder auf eine Zeitlang lebendig geworden ſind, wenn irgend ein Ton früherer Leidenſchaft, ſei's einer der Liebe oder des Haſſes angeſchlagen wurde. Ich will es gern glauben, daß der Adel durch ſein Ausruhn auf Vorzügen, die keine mehr ſind, die Kultur hemmt; aber ich ſeh' es nicht gern, wenn man ihn mit ſchweren Waffen angreift. Als ob man gegen einen alten Tanzmeiſter, der nichts weiß als die Namen ſeiner aus der Mode gekommenen Touren, Kanonen aufführe! Und dieſer Gegenſatz, dieſe ſtille Privatrancüne in der Geſellſchaft verſchafft uns doch vielen Reiz. Wie viel Intereſſe ginge für uns verloren, wenn die geputzte Frau Kommerzienräthin nicht mehr neidiſch wäre auf die Frau Baroneſſe, und die Frau Baroneſſe nicht mehr vornehm herabſähe auf die Frau Kommerzienräthin, die in der ſchönſten Equipage an ihr vorüberraſſelt. Wir ſind einmal verwöhnt, und brauchen die Kontraſte zu unſrer Anregung. Wie troſtlos wäre es für uns, wenn plötzlich der Adel oder die Standesunterſchiede im Allgemeinen aufhörten, wie würden wir in einem Gleichheitsſtaate verſchmachten, wie würden die Kämpfer gegen Ariſtokratie in Langerweile und Reizloſigkeit ſich dehnen! Bin ich nicht heute ſehr liebenswürdig? Denn daß mein eigner Adel dabei nicht mitredet, weißt Du wohl, obgleich ich Dir geſtehen muß: es würde mir gar ſpaniſch vorkommen, wenn mein Friedrich mich eines Morgens nicht mehr „gnädiger Herr Graf“ anredete, ſondern ſich vernehmen ließe „Bruder Alphons, wie haſt Du geſchlafen?“ Kurz, wie ein recht bequemer Lebemann, wie einer, den die junge wilde Welt einen herkömmlichen Schlecker, einen unbrauchbaren Indifferentiſten nennen würde, verſichre ich Dir, mein holdes Kind, es iſt ſehr bequem und angenehm, von Adel zu ſein. Ich führe Dich ſo gern in Gedanken in die hieſigen Kreiſe, dazu darfſt Du aber nicht bürgerlich ſein; meine zufällige Geburt verſchafft mir wie eine Empfehlung überall Zutritt. Aber adeln laſſen muß man ſich doch nie, das iſt ein größeres Unglück als in demokratiſchen Zeiten von Adel ſein, denn es iſt ein unverantwortliches Zugeſtändniß an eine Partei, deren angenommener Werth im Alter beſteht, alſo nicht durch Verdienſt oder Fähigkeit erworben werden kann. Ich ſpreche mit den Leuten natürlich wie ein Eingeweihter mit dem andern, und erzählte dem Prinzen mit vielen Bedauern, daß ich eine Mesalliance geſchloſſen; er erbot ſich ſogleich, Dich in den Adelſtand zu erheben — Dich adligſtes Mädchen unter Mond und Sonne will man adeln. Ich dankte verbindlich, und bedauerte, daß Du auch zugleich eine Jakobinerin und auf keine Weiſe zu retten ſeiſt. Auf dieſe Weiſe hab' ich ſogleich den Ruf eines unglücklich Verheiratheten bekommen, am andern Morgen wollte ich mich ſcheiden laſſen, am dritten erzählte Jemand neben mir, der mich nicht kannte, ich hätte mich von einer ſehr liebenswürdigen Frau ſcheiden laſſen, weil ſie nicht von Adel ſei. Die feine Welt iſt unſicher über mich geworden, und ſo bin ich ſchnell intereſſant. Ein junger Witwer hat mehr Reiz als ein Junggeſell, ein halber Witwer noch mehr als ein ganzer. Ich promenire jetzt in einem romantiſchen Mantel, und jedes kleine Händchen juckt es, ihn zu lüften.

Uebrigens bin ich wunderlich genug bereits um und um in geſellige Intereſſen verflochten. Wenn man liebenswürdig und von Adel iſt, mein liebes Kind, ſo kann man ſich nicht in die Einſamkeit retten. Warum ſchlägſt Du mich auf den Mund? küſſe mich lieber; ich werde doch bald andre Mädchen küſſen. Ich weiß es, daß Du Dich darüber freuſt, und ich werde auch gewiß mein Verſprechen halten, und Dir nichts verſchweigen, und Du wirſt doch immer mein Liebling bleiben.

Nach der Luft kommt das Element der Geſellſchaft, dem man nicht entrinnen kann. Die Komteſſe, welche damals mit dem Prinzen im Freundſchaftsſaale war, iſt ein ſehr liebes Geſchöpf. Das feine, zarte Geſicht iſt von einem ſo weichen, ſanft wechſelnden Ausdrucke, daß ſie kein Menſch hart anſehn kann. Ich möchte ſagen es iſt ein human ſchönes Geſicht, weiches braunes Haar, eine klare Stirn, auf der lauter freundliche Gedanken ſtehn, im klarſten Weiß ſtill hin und hergehende ſanftblaue Augenſterne, von der weichen Hülle langer Wimpern ſorglich beſchützt, ein kleiner Mund von ſchmalen Lippen, lieblich einſchmeichelnd wie ein Liebes-Liedchen Uhlands — gefällt Dir das nicht? dazu der ſchönſte Teint, eine Hand weiß und länglich wie ein ſeidenweicher Himmelsvogel, ein ſchöner Fuß, eine feine, ſchlanke und doch runde Figur, die einfachſte geſchmackvollſte Kleidung von der Welt, braucht es mehr, um zu erfreuen? Und die Komteſſe hat noch mehr: ſie hat eine weiche, elaſtiſche, melodiſche Stimme, daß jeder Ton ſich wie ein Liebesgott ſanft an's Herz legt, und ſchönſtens bittet, mitzufühlen und zu empfinden. Es iſt eine lyriſche Stimme.

Daß ihr jetzt ſo kurze Kleider tragt, gefällt mir ſehr, obgleich die Größe, das Imponirende, Heroiſche der Figur bei langen Gewändern mehr gewinnt. Ihr braucht aber nicht zu imponiren und heroiſch ausſehn. Dadurch, daß man den Fuß bis über die Knöchel ſieht, kommt mehr Klaſſicität, klare Natürlichkeit in Eure Geſtalt; das fein gefeſſelte, in leicht aufſtrebender Ausbreitung ſich entwickelnde Bein gibt dem Gange und ſomit dem ganzen Körper mehr Luftigkeit, Heiterkeit und Freiheit.

Und ihr Weiber müßt ja ſo oft die Luft ſein, welche den Mann, das ſchwerere Element der Erde fächelt. Wenn ich einen größeren Theil des ſchlanken Fußes ſehe, ſo wird mein Auge mehr an Formengrazie gewöhnt, ihr entwickelt und enthüllt auch dadurch das Geheimniß Eures ganzen Wuchſes mehr, mein künſtleriſches Auge ergänzt den Unterkörper völlig, ihr bildet dadurch mehr Künſtler, das Verlangen nach Euch wird ein klareres, luſtigeres, ſchöneres. Die langen Gewänder ſind mehr düſter romantiſch und erzeugten eine dumpfere, verworrenere Sinnlichkeit, verpackten unſchön die Form und feſſelten die Grazie.

Mein Herz labt ſich am Anblick der Komteſſe. Es iſt etwas Tragiſches über ſie ausgegoſſen, man glaubt, ſie nehme fortwährend Abſchied von den Freuden der Welt, und liebe doch dieſe Freuden innig, ſie iſt eine elegiſche Schönheit. Ihre Jugendblüthe iſt eigentlich vorüber, ſie iſt ſchon in den zwanziger Jahren, und ich kann aus der Wehmuth um Mundwinkel und Augenlieder noch nicht recht herausleſen, ob ſie unglücklich geliebt hat, oder nur nach Liebe, gleichviel ob glücklich oder unglücklich ſchmachtet. Sie iſt eine renommirte Schönheit geweſen, und gilt bei Vielen zum Theil noch dafür, ſie hat ſehr viel Freier und Anbeter gehabt, iſt aber glaub' ich, arm, und hat keinen gewählt Jetzt macht ihr der Prinz lebhafteſt den Hof, und die alte Baroneſſe, welche mir dies Alles auf dem Heimwege mittheilte, ſetzte hinzu, die Intention von Sr. Durchlaucht ſcheine ſeriös zu ſein. Und doch glaub' ich, die Komteſſe hat noch nicht geliebt, es iſt zu viel unerfahrne Jungfräulichkeit in ihren Augenaufſchlage, zu viel Verſchloſſenes in den Lippen, die wie Centifolien aufzugehen pflegen nach heißen Liebesküſſen; die milden Liebeszüge um Auge und Mund ſind noch Knospe, es iſt nicht die leiſeſte Wolluſt im Geſicht zu ſehen. Und die bleibt nicht aus und iſt ſo verlangend ſchön wie ein üppiger Frühlingsabend. Du weißt, wie oft ich Dir geſagt habe: Blanca, die Liebesluſt hüpft auf Deinem Geſicht herum, und Du holdes, geſundes Mädchen läugneteſt es nicht mehr, ſondern öffneteſt lächelnd die Arme.

Aber Zeus, warum duldeſt du ſolche alte Weiber auf der Welt? Was hab ich gelitten von dieſer alten Baroneſſe! Wie groß iſt die geſellſchaftliche Sünde, ſo grauenhaft häßlich zu ſein, wie fürchterlich iſt es, mit der Häßlichkeit ſchön thun zu ſehn! Ich kann mich nicht entſchließen, Dir das garſtige Weib zu ſchildern, man ſollte überhaupt durch Schilderung Häßlichkeit nie bleibend machen. Was hat es für einen äſthetiſchen Zweck, das Unſchöne vorzuführen? wie können ſich Belletriſten in dieſem frazzenhaften Kontraſte gefallen? Was iſt es

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE;H. FN. 02164/024

für eine Kunſt, zu kopiren? ein Künſtler muß ſich nie dazu hergeben. Wozu haben wir Verſtand und Geſchmack, als um ſolche Abnormitäten der Natur zu verſchweigen?

Das Ungethüm verfolgte mich mit einer Art Theilnahme, es lief mir eiskalt über den Rücken. Das Gefühl und Bedürfniß der Schönheit iſt doch ſo groß in mir, daß ich ein garſtiges Weib nur mit demſelben Widerwillen küſſen könnte, mit welchem ich Rhabarber einnehme. Ich weiß, es gibt Sinnlichkeitsmenſchen, die Alles, was Weib heißt, und nicht eben wie des Teufels Großmutter ausſieht, an ſich zu drücken vermögen. Ich bin kaum im Stande, ein mittelmäßig hübſches Frauenzimmer, was nur die kleinſte unſchöne Abnormität hat, eine Zeitlang mit gewöhnlich humanem Wohlwollen anzuſehn — Euer Element iſt Schönheit und Reiz; alles Garſtige iſt's an Euch doppelt. Das ſollten ſich namentlich die alten Frauen merken, und mit Geſchick ihre urſprüngliche weibliche Beſtimmung verläugnen. Sie müſſen gar keinem Geſchlecht mehr angehören, verhüllt mit Hauben und Tüchern bis an das Kinn gehen, und ſich eine unparteiiſche Stellung zwiſchen Mann und Weib gründen. Zudem iſt das Geſicht einer alten Frau das Urtheil ihres früheren Lebens; all die Regungen und Leidenſchaften, denen ſie ſich früher hingegeben, haben ſich viel tiefer eingeniſtet in die nachgiebigere Frauenhaut, und grinſen wie Schauergeſchichten mit Spießen und Säbeln um Augen und Mund. Man wird ſelten einen ſo tiefgefalteten Mann ſehen, wir verarbeiten durch Handeln vieles, was ſich bei äußerer Unthätigkeit in das Geſicht des Weibes eingräbt. Wir ſind nicht da, um zu gefallen, aber die Frauen ſind's; wenn man die Waffen verloren hat, kann man nicht mehr Soldat ſein, wenn man nicht mehr gefallen kann, muß man's verſtecken, daß man eine Frau iſt.

Die alte Baronin war noch bei der teutſchen Kaiſerin Hoffräulein geweſen, und hatte geſchwärmt, als man noch auf dem Römer krönte. Sie wollte mir durchaus von der Komteſſe erzählen, wie ſchön ſie tanze, ſinge ꝛc., ich bat ſie um Gotteswillen, das nicht zu thun. Gott weiß, was ich zu ihr geſagt, aber für ganz klug hält ſie mich gewiß nicht mehr. Es zerſtört meine Illuſion, die Schönheiten eines Mädchens von einem alten zahnloſen Weibe aufzählen zu hören. So möchte ich ein junges ſchönes Buch nicht auf altem vergelbtem Papier mit altmodiſchen Lettern abgedruckt ſehen; ich traute den jüngſten, friſcheſten Gedanken nicht, ich fürchtete mich vor innerlichem Moder. So könnte ich nie altes, vertrocknetes Papier zu meinen Briefen an Dich und dergleichen nehmen, es würde mich ein Mißbehagen beim

Schreiben überfallen. Es gibt einen Hauch der Jugend, der Alles erfriſcht, und es iſt eine Kunſt des Lebens, ihn immer zu fühlen und zu ſehen. Wer ihn auch nicht zu reproduziren weiß durch friſche Luft, Bäder, blühende Wäſche, glänzende Sauberkeit in allen Dingen, der lebt wie ein barbariſcher Ruſſe, und iſt der Civiliſation fremd.

Die Alte hatte mich wirklich ein ganz Stück hinweggedrängt von der Komteſſe, mit welcher der Prinz eifrigſt ſprach. Ich weiß nicht, ob es ſo geläuterter, guter Ton, oder wirklich herzliche Theilnahme war, welche die Alte ausdrückte. Sie behauptete, meine Familie zu kennen, und erkundigte ſich aufs Sorgfältigſte nach meiner Kränklichkeit. Ich rief die alte Gräfin, welche mit Wilhelm hinter uns kam, zu Hilfe und ließ mich über das geſellſchaftliche Leben in Karlsbad unterrichten. Die Gräfin gehört zu den Frauen, die ſich bis in den Sarg eine Art ſtarrer Schönheit bewahren, es ſind die Umriſſe, die Skizzen zu einem ſchönen Gemälde, aber die Augenhöhlen ſind wie bei Statuen leer, das Fleiſch und das vertrauliche Leben fehlt. Aber ich beſchreibe falſch: Du könnteſt Dir nun ein ſehr edles Geſicht denken, das in ſteinerner Ruhe läge; das hat die Gräfin aber nicht, ſie hat nur die Formen dazu, eine ſchöne Naſe, große Augen, hohe Stirn, imponirende Figur, der Gedanke des Adels fehlt aber. In Ermangelung deſſen hat ſich die Gewöhnlichkeit, welche nur zu oft Gemeinheit iſt, in die leichten Falten gelagert, die ſich allmählich in das gelbliche Pergamentgeſicht einknittern. Man kann an ihr recht ſehen, wie todte Form keinen Vortheil gewährt, wie in dem Aeußerlichſten eine Art Leben ſein muß, ſoll es gefallen. Es fehlt nämlich auch ihrer ſchönen Figur der Gedanke des Wuchſes: ſie geht ganz ſchlecht. Ich möchte ſagen, ſie geht gar nicht, ſondern ſchleppt einen

Fuß nach dem andern fort. Dadurch wird ihre Erſcheinung ganz niedrig. Sie ſchien niedergeſchlagen, und wenn ich einige ihrer beſorgten Blicke richtig belauſcht habe, ſo hat ihre Tochter viel Schuld daran. Der Neigung des Prinzen mag ſie nicht recht trauen, wenigſtens ſchwerlich etwas Solides davon erwarten, ſie ſoll arm ſein und wahrſcheinlich wünſcht ſie eine baldige, gute Verheirathung ihrer Tochter. Sie kann Recht haben mit ihrer Beſorgniß: ich habe meiſt gefunden, daß ſeltner die mittelmäßigen Mädchen unverheirathet bleiben, als die intereſſanten. Es kommt vielleicht daher, daß es auch mehr mittelmäßige Männer gibt.

Wo vor dem Poſthofe der Fußſteig ſich vom Fahrwege trennt, ſtand die Komteſſe mit dem Prinzen ſtill, und erwartete uns. Sie ſchienen Beide lebhaft geſprochen zu haben, und die Komteſſe war noch weicher, ſanfter, ſeidner als im Saale draußen. Es that mir ſehr wohl, liebe Blanka, als ſie ihre erſten Worte an mich richtete, und fortwährend lieb und gut mit mir plauderte, bis wir uns auf der Wieſe trennten. Wirklich war's ſo ehrlich und lieb von ihr, als ſie mir gute Nacht wünſchte und hinzuſetzte, es ſei hübſch, daß ſie mich kennen gelernt habe.

6.

Ich muß eilen, ſonſt bleibt meine Beſchreibung hinter den Dingen und Tagen zurück. Vorgeſtern erlebte ich einen hübſchen Morgen. Ich dachte unwillkührlich an unſern Abſchiedsmorgen, und eine lebhafte Bewunderung der Gottheit erfüllte mich, wie mannigfach ſie das kleine Menſchenherz bewegen und beglücken kann. Du weißt, ich ſpreche ſonſt nicht viel von der Gottheit, ich haſſe es ſogar, wenn man ſie fortwährend im Munde führt, ſo wie ich die dramatiſchen Liebhaber und Liebhaberinnen nicht leiden mag, die fortwährend in ſchönen Redensarten von der Liebe ſprechen. Wie wäre die Gottheit klein, verlangte ſie Anerkennung von den Menſchen, was wäre ſie da für ein karg menſchlicher Gedanke. Wer über der Schönheit der Welt, über der Gottheit die Gottheit vergißt, iſt der nicht göttlicher, frömmer als der, welcher ſich außerhalb der Gottheit hinſtellen und ſie preiſen will? Alle ſchönen Empfindungen, die Freude jeder Art iſt der beſte Gottesdienſt.

Wie wenn unſere Herzen in warmes Blut, in Himmelsäther getaucht worden wären, ſo webte es in uns, als ich damals meinen Reiſerock angezogen hatte, und wir mit einander auf der Schwelle Deines Schlafzimmers ſtanden. Unter meinem Arm lagſt Du an meiner Bruſt, große Thränentropfen drängten ſich Dir aus den Augen und ich überſchaute ſelig noch einmal den Raum unſeres Glückes. Auf dem Stuhle am Bette lag Dein weißes Nachtkamiſol, das ich Dir herunter zu ſtreifen pflegte von der runden Schulter und dem vollen Arm. Du wollteſt mir anfänglich immer die Augen zuhalten, wenn ich's zu haſtig that. Auf dem

Nachttiſch am Bette ſtand die Uhr, die ich zu verhängen pflegte, in der andern Ecke des Zimmers die treue, tiefbeſchirmte Nachtlampe, die mir ſo oft geleuchtet hatte zum Anſchauen meines weißen, ſchönen Mädchens. Es ward mir weich um's Herz, ich drückte mein Geſicht in Dein Haar, und drängte meine Hand tief in Deinen Buſen, um die Eindrücke meines Bluts Deinem Herzen mitzutheilen. Wir ſtiegen langſam die Treppe hinab, Du bliebſt lieblich zögernd immer eine Stufe zurück und hatteſt den Arm um meinen Nacken, das Haupt auf meine Schulter gelegt. Du liebes, griechiſches Mädchen warfſt alle modernen franzöſiſchen Rückſichten von Dir und gingſt, ein leidend Weib mit ihrem Gatten, neben mir über die ſtille Straße, die noch im tiefen Schlummer der Morgenfrühe lag. Beim erſten Brunnen blieben wir ſtehen, Du lehnteſt Dich ermattet an, Dein Kopf lag zitternd auf meinem Herzen.

Der Nachtwächter mit ſeinem mittelalterlichen Koſtüme, dem breiten Hute und kurzem Spieße ſaß nicht weit von uns auf einer ſteinernen Bank und ſchlief, ſein Hund kam einige Schritte auf uns zu, blieb ſtehen, reckte den Kopf neugierig in die Höhe und ſah uns wie ſtaunend an. Da, mein ſüßes Mädchen, überwältigte Dich zum erſten Male das verlangende Weib: Du ſchlangſt Deine Arme feſt um mich und ſprachſt zum erſten Male: „Nein, Alphons, Du darfſt nicht fort!“ O, wie das durch alle Kammern meines innerſten Mannes drang. Ich küßte Dich mit allen Fibern meiner Seele, nahm Deine erſchlaffenden Arme von meinen Schultern, bedeckte meine Augen damit, küßte ihre hohle Fläche, legte ſie ſanft in Dein Geſicht und ging. Wir ſprachen kein Wort mehr. Als ich an die Ecke kam, wo der Poſtwagen meiner harrte, ſah ich mich zum erſten und letzten Male nach Dir um, nachdem ich mir die letzten Thränen getrocknet hatte, ich wollte freudig von Dir ſcheiden. O, wie entzückt war ich, als ich ſah, daß auch Deine Liebe den flüchtigen Schmerz beſiegt hatte. Du hatteſt die Arme zum Himmel erhoben, ihn zum Glück herausfordernd wie Donna Anna zur Rache, die Freude des Abſchieds lag erhaben auf Deinem Geſichte, eine muthige Antigone ſtandeſt Du da. Der bunte Shawl, den ich Dir über das weiße Morgenkleid geworfen hatte, war Dir von einer Schulter heruntergeglitten, Dein leichter, weißer Ueberrock flatterte im Winde — o wie entzückteſt Du mich da, Blanca; ich eilte fort, um Dich nicht mehr anders zu ſehen. —

Es iſt ſo verführeriſch, vergangene Liebesgeſchichten zu ſchreiben, die gegenwärtigen erblaſſen vor ihrem leuchtenden hiſtoriſchen Schein. Mein Karlsbader Morgen iſt plötzlich klein und unbedeutend geworden. Wüßten es alle Menſchen, welche tiefe Poeſie in Allem, was vergangen iſt, liegt, welch' unausſprechliche Kunſt über Alles, was geſchieht, ſich verbreitet, ſie würden ſich die Gegenwart verſchönern durch die epiſche Darſtellung der Vergangenheit. Das kleinſte, unbedeutendſte Leben iſt ſo überwältigend reich, wenn es vorüber iſt, und man mit ſchaffender Hand die Bilder zu ordnen weiß. Das iſt der tiefe Zauber der Romantik, der in ſeiner Einfachheit ſo gewaltig iſt, und den ſie überladen, verwirrt, ja zerſtört haben, die myſtiſchen Romantiker mit ihren Spielereien. Der plumpſte Menſch ſpricht von ſeiner glücklichen früheren Zeit, wenn ſie auch, ſo lange ſie Gegenwart war, nur die gewöhnlichen, alltäglichen Dinge brachte. Das iſt die große Macht des Epos, in deren Schooße die Hoffnung ſchlummert. —

— Wir begrüßten uns wie alte Freunde, die Komteſſe und ich, als wir uns am Brunnen fanden. Sie war ſo lieblich in ihrer einfachen

Morgentracht, ihre zarte Seele, ihre linden, ſchmeichelnden Worte ſind ſo übereinſtimmend mit einem ſtillen Sommermorgen, daß ſie nur bei ſtiller Mondſcheinnacht ſchöner ſein kann.

Das Frühſtück iſt in den meiſten Brunnenorten, vorzüglich in Karlsbad, die praktiſche Poeſie des Tages, der erſte und ſchönſte Anknüpfungspunkt an das Reizende der materiellen Welt. Die Komteſſe hatte mich dazu eingeladen. Auf der ſchattigen Seite der Wieſe war unſer zierlicher Tiſch aufgeſchlagen, angenehm ermüdet vom vielen Promeniren ſetzten wir uns, die Komteſſe machte die liebenswürdigſte Wirthin, auch die alte Gräfin war heute beſſerer Laune, und Wilhelm unterhielt ſie nach ſeiner Art auf das Verbindlichſte. Es war der Morgen eines katholiſchen Feſtes, auch die Bürgersleute, die an den Hausthüren ſtanden, oder vorüber gingen, waren geputzt; das hat für mich etwas ſehr Angenehmes, ich liebe die Feſttage. Es ſieht mir immer fatal ariſtokratiſch aus, wenn ich mich müßig der Welt freue, und unweit von mir keucht ein Mann im Schweiße ſeines Angeſichts, um der ſpröden Erde das Nothdürftigſte abzugewinnen. Die Wieſe entlang ſaßen an den weiß und bunt behangenen Tiſchen lauter eben genießende Menſchen, wie Weihrauch ſtieg überall der Dampf des Kaffee's in die reine Luft, drei Schritt von mir lag warm und weich der junge Sonnenſchein auf der Erde, die Luft war noch friſch, morgen- und lebensluſtig, böhmiſche Muſikanten ſpielten in angenehmer Ferne einen der luſtjauchzenden Strauß'ſchen Walzer, rings um uns lachte, ſcherzte man, war man munter — kurz, es war gar hübſch, liebe Blanca. Der Körper iſt durch Brunnen, Luft und Bewegung dazu ſo geläutert, klar in ſeinen Anſprüchen, offen allen Eindrücken, daß ein ſolcher Brunnenmorgen wirklich eine ſchöne ſinnliche Poeſie bringt.

Ich bat die Komteſſe leiſe, ihre Handſchuhe auszuziehen, wenn ſie uns Kaffee in die blinkenden Schalen göſſe, damit ich die lebendige, ſchöne Hand ſähe — ſie kennt keine Ziererei, blickte mich lieblächelnd an, und that's. Sie ſah liebreizend morgendüftig aus, ſchneeweiß gekleidet, ohne die rohen Waffen der Schönheit: Schnürleib, ſteife Kleider ꝛc. Mein Auge fühlte glücklich das weiche Leben durch die dünnen Kleider. Lächelnd theilte ſie einen Tatitſcheff mit mir. Das ſind die weißeſten kleinen Brötchen, denen man wunderlicher Weiſe den ſcythiſchen Namen des ruſſiſchen Geſandten gegeben, weil er ſo viel richtigen Geſchmack gehabt hat, ſie allen andern vorzuziehen. Und nun rückten wir uns recht behaglich näher, um recht bequem, innig und herzlich mit einander zu ſprechen. Die Mutter gab nicht auf uns Acht, und war durch Wilhelm beſchäftigt. Das Geſpräch kam bald auf den Prinzen, der in einiger Entfernung an einem Tiſche ſtand und ſeinen Kaffee ſchlürfte, ein ſchlimmes Geſicht machte und die Augen zuweilen im Galopp zu uns her und wieder zurückjagte, dazwiſchen aber ſchnell einmal laut auflachte, mit den Damen und Herren an ſeinem Tiſche in ein ſcherzhaftes Geſpräch gerieth, und uns eine Viertelſtunde lang ganz vergaß.

Ich ſagte der Komteſſe leiſe, daß man von ernſtlichen Annäherungsſchritten ſpräche, welche der Prinz zu einer Verbindung mit ihr in den letzten Tagen gemacht habe. Sie ſchüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt, und verſprach mir davon zu ſprechen, wenn wir nach dem Frühſtück ein wenig promenirten.

7.

Wir waren noch nicht aufgebrochen, als der Prinz mit einer großen Suite an unſerm Tiſch vorüberſtrich. Er ſprach nur ein Paar flüchtige Worte zur Komteſſe. Ich achtete nicht darauf, weil mich etwas Anderes lebhaft beſchäftigte, es ſchien mir aber ſpäter, als hätten ſie die Komteſſe ſehr ernſtlich berührt. Neben dem Prinzen ſah ich nämlich eine Dame, deren Auge mich traf wie der Strahl des Lichts. Es war eine jener glücklichen Phyſiognomieen, die überraſchen, erfreuen, entzücken, ohne daß der Verſtand ein Wörtchen dabei zu ſprechen hätte. Sie ſind der Spott der Gottheit über alle Malerkunſt, ſie enthalten jenes Etwas der Kunſt, was kein Menſch erfindet, weil es das rein Göttliche des menſchlichen Geſichts iſt.

Solch ein Antlitz hat die Griechen auf die Idee eines Gottes der Schönheit gebracht. Es iſt die geiſtige Schönheit des Kopfes, und doch iſt es keineswegs das, was wir Geiſt nennen, es iſt das Glück, das wir nur erfahren, aber nicht erfinden können, was uns plötzlich in die Seele leuchtet. Ja, kopiren können wir armen Teufel ſo etwas, aber dann haben wir dies eine Bild, es iſt keine Gattung, in welcher wir variiren könnten — ein Zug anders, und die Gottheit iſt unter den Händen verſchwunden. Solch ein Geſicht macht mich immer recht unzufrieden mit der Kunſt — wie weit haben wir's denn in ihr gebracht? Einige Striche, Umriſſe, todte Formen ſind unſer ganzer Reichthum, etwas innerlich lebendig Schönes können wir nicht erfinden. Das iſt eine Prärogative der Gottheit, wie das Glück.

Ach! das Glück, Blanca, das Glück, dieſer glänzende Beweis unſerer Sklaverei, weißt Du nicht wo es der Herrgott verſteckt hält?!

Ich dachte an die junge Napoleoniſche Garde, als ich das glücklich ſchöne Mädchen vorüberſchreiten ſah: ſie geht einher wie ein ſiegesluſtiger Soldat. Um die ſcharfgeſchnittene Naſe weht kühner Muth, das Leben zu genießen, das große blaue Auge, deſſen dunkle Pupillenränder einen hüpfenden Schatten über den ganzen Augapfel gießen, dies Auge ſpringt herum wie ein glänzender, übermüthiger Knabe, den man küſſen und koſen möchte. Frei war der Kopf, kein Hut hemmte das fliegende kaſtanienbraune Haar, kein Schirm ſchützte die weiße Haut vor der Sonne; ſie forderte den Sonnengott heraus, ſeine Pfeile an ihr zu verſuchen. So ſchritt ſie vorüber in einem grauſeidnen Oberrocke, der Wind ſchlug die Flügel zurück, zeigte das hochgeſchürzte weiße Unterkleid, und das volle ſchöne Bein, welches faſt wie männlich, nur runder, in kühnen vorſtrebenden Linien in einem Guß bis auf die kleine Fußſpitze ſprang. Der ſpringende Knabe, dies Auge des Glücks traf mich einen Moment, mein Geſicht muß vor Freude geſtrahlt haben, ein ſchnelles Lächeln ſprang über ihre vollen Lippen, ſie war vorüber, und ich konnte nur eiligſt den Kopf wendend, die Figur noch betrachten. Wie ein reizender Schalk gleitet der Wuchs vom ſtraffen Nacken über die ſchöngeſchweiften Schultern und hüpft in die weiche elaſtiſche Taille, ruht auf den ſtolzen Hüften, und ſchwingt ſich weich und nachgiebig das Bein entlang.

Blanca, Blanca, Allah iſt groß, und die Schönheit ſein Prophet.

Als wenn ich unartig geweſen wäre, ſah ich jetzt beſchämt die Komteſſe an. Ich fühlte, daß ich ihrem ſanften, beſcheidenen Reize untreu geworden war. Sie ſah ſtill vor ſich hin, und ich freute mich, daß ſie meine Abſchweifung nicht bemerkt hatte. Es ſchien ihr gelegen zu kommen, daß die Mutter das Geſpräch allgemein machte, wir ſaßen noch eine Weile zuſammen, der Eindruck verlor ſich allmählig wieder bei ihr, und als wir aufbrachen, war ſie in ihrer vorigen harmoniſchen Stimmung. Ich wußte, daß Wilhelm viel Notizen über den Prinzen geſammelt hatte, berührte dieſe Saite, die, wie ich richtig vermuthete, für die alte Gräſin einen ſehr guten Klang gab, und ließ die beiden Etymologen dann vorausſchlendern.

Ich meinte, die Komteſſe würde verlegen ſein, mir dergleichen mitzutheilen, hatte mich aber geirrt. Sie ſagte mir liebenswürdig offen, daß ſie mich für einen guten Menſchen halte, der ihr namentlich ungemein viel Zutrauen erwecke. „Ich glaube,“ fuhr ſie fort, „Sie ſind weniger egoiſtiſch als die meiſten Männer, dieſer Egoismus iſt Eures Geſchlechts ſchlimmer und allgemeiner Fehler. Wir Frauen ſind oft nur liebenswürdiger, weil wir beſſer ſind. Ihr wollt immer etwas, wenn Ihr an Jemand herantretet; nur die koquetteſten von uns theilen das mit Euch und es iſt doch ſo harmlos: ſie wollen Beifall. Ich hoffe, lieber Graf, ach ja, ich weiß es, Sie ſind nicht ſo egoiſtiſch.“

Nicht wahr Blanca, ’s iſt ein liebes Ding? Mancherlei ſprach ſie über den Prinzen, und war im Ganzen entſchloſſen, ihn zu heirathen. Ich geſtehe, daß mir das ein wenig Mißbehagen erweckte, dies innige Geſchöpf in die Arme eines leeren, oberflächlichen Menſchen geben zu ſehen. Als ich ſie darauf hinwies, wie ſie doch eigentlich wenig zum Prinzen paſſe, erwiederte ſie mir wunderliche Dinge. Vor Allem betonte ſie’s, daß ſie ihrer Mutter damit eine Freude mache. Alsdann erzählte ſie ſehr unbefangen, daß ſich ſehr viel Freier um ſie beworben hätten, daß ſie eigentlich, wolle ſie gerecht ſein, keinen vorziehen, keinen nachſetzen könne. „Ihr ſeid Euch ſonſt Alle gleich, ein wenig mehr Eigenſinn oder Rohheit findet ſich wol bei Dem oder Jenem, aber die Menſchen ſind ja doch alle nur ſo oder ſo, je nachdem mit dieſer oder jener Weiſe auf ſie eingewirkt wird. Die Gewohnheit thut Alles, und ich bin immer der Meinung, es gebe weder Glück noch Unglück.“

Ich ſah das Mädchen verwundert an, und fragte ſie, ob ſie nie geliebt hätte. Lächelnd ſah ſie mich an. „Ich weiß eigentlich nicht“ — klang ihre Antwort — „was Ihr ſo nennt, ob die Menſchen wol über dieſen allgemein angenommenen Begriff einig ſind.“ Es war überraſchend, was ſie mir darüber ſagte, im Grunde kam es darauf hinaus, daß die Liebe die eigentliche Tugend und das einzige Lebenselement ſei. Was die Poeten abſonderlich ſo nennten, habe ihr immer das Anſehn einer liebenswürdigen Exaltation gehabt, und ſie habe an die begeiſterten griechiſchen Seher gedacht. Meiſthin hielte ſie die ſogenannte Liebe für einen Zuſtand der Geſchichte. Damit will ſie ſagen, wenn ich es platt ausdrücken ſoll, es ſei eine Sache der Gewohnheit; zwei Menſchen lebten ſich ſpeciell an einander, und aus angeborner Furcht, nicht wieder Erſatz zu finden, konnten ſie ſich nicht trennen. „Geben ſie dem Manne, der mich liebt, mein Ebenbild von innen und außen, er wird mich nicht vermiſſen, und ſo können ſie ihn die Reihe durch viele andere Ebenbilder machen laſſen. Iſt das nicht ein Zeichen, daß er ſich nur an mich gewöhnt hat?“ Es iſt alſo ziemlich gleichgültig, wen man heirathen und lieben will, wenn er nicht gerade dumm oder ſchlecht iſt. Warum ich bis jetzt noch immer gezögert habe, begreif' ich ſelbſt nicht, da mich eigentlich die Mutter immer drängte. Wenn der Prinz heute ſeinen Antrag wiederholt, will ich „Ja" ſagen.

Ich faßte ſie zum erſten Male haſtig bei der Hand, ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, und bat ſie, nicht ſo damit zu eilen, ſie ſchmachte in einer wunderlichen Armuth, die Liebe ſei mehr als ſie glaube, ſie ſei ſo viel mehr als Poeſie höher ſtehe, denn die Kunſt, Verſe zu machen. Es exiſtire in Poeſie und Liebe eine göttliche Offenbarung, ein außergewöhnlicher Zauber.

Sie war roth geworden, als ich ihre Hand gefaßt hatte, und ich fühlte, daß die ihrige leis bebte, als ich zu ſprechen aufhörte und Ruhe gewann. Wir waren an eine Felſenecke des Weges gekommen, hörten das Geräuſch einer großen Geſellſchaft und die Begrüßungsworte der alten Gräfin. Ich ließ die Hand der Komteſſe los. Sie ſah noch einen Augenblick zu Boden, und war ſtehen geblieben. Ihre dunkeln Wimper und das Feuchtglänzende des halb geſchloſſenen Auges fielen wie romantiſcher Thau der Abenddämmerung auf die noch hochgerötheten Wangen. Ich hatte ſie nie ſo jungfräulich geſehen. Mit dem Sonnenſchirme fuhr ſie im Sande hin und her. Plötzlich hob ſie das Köpfchen, warf es in den Nacken, ſchüttelte ſo die Locken aus dem Geſicht und das vertriebene indifferent freundliche und doch ſo ſchöne Lächeln hüpfte wieder um die Lippen. „Ich möchte wol von Ihnen erfahren, ob wirklich etwas dahinter ſei,“ ſagte ſie mit dem leichteſten und doch ſicherſten Tone, daß ſie nicht daran glaube. „Ueber dem großen allgemeinen Wunder der Natur lieb' ich die Privatwunder nicht. Sie müſſen mir morgen eine Vorleſung darüber halten, lieber Graf.“

Bei dieſen Worten waren wir bei der Geſellſchaft. Der Prinz und das ſchöne, glücklich geſchaffene Mädchen, das ich des Morgens geſehen, waren dabei. Ich war abweſend und machte kaum einige linkiſche Verbeugungen. Sollte dies harmloſe, liebe Mädchen ſolchergeſtalt koquettiren — das ging mir im Kopfe herum. Die unglückſelige alte Baronin war auch von der Partie, und machte ſich ſogleich wieder mit mir zu ſchaffen. Heiliger Gott, was hab' ich verbrochen, daß dieſe Frau ſo freundlich gegen mich iſt. Ich konnte nicht heraus aus meinem Sinnen über die Komteſſe. Der Prinz fragte mich etwas; ich weiß nicht, was ich ihm geantwortet habe, etwas unpaſſendes mußte es ſein, denn ein lichter Augenblick ließ mich bemerken, daß er mich erſtaunt und ein Wenig einfältig anſah. Ich mußte mir Gewalt anthun, nicht unverwandt ins Geſicht der Komteſſe zu blicken. Der Prinz nahm mich plötzlich bei der Hand, und ſtellte mich dem ſchönen Mädchen im grauſeidnen Ueberrocke vor. Noch immer war ich ſo wenig bei der

Geſellſchaft, daß ich nichts als den Namen Franzisca behielt. Erſt allmählig kam ich etwas zu mir, und ertappte mich auf dem ſo oft von Dir gerügten Fehler, daß ich mein Geſicht in die grimmigſten Falten zuſammengezogen hielt. Das begegnet mir ſo leicht, wenn ich über etwas Unbequemes grollend nachdenke. Fräulein Franziska mag eine gute Idee von mir bekommen haben. Als ich es bemerkte und dem Uebelſtande abhalf, ſah ich, daß ſie ein ſehr humoriſtiſches Geſicht dazu machte. Ich erkannte wie des Morgens ihre Schönheit, konnte es aber zu keiner Aufmerkſamkeit für ſie bringen: der Prinz ſchien mit der Komteſſe der Geſellſchaft vorauszueilen, es kam mir plötzlich vor, als habe er mich mit Fräulein Franzisca nur darum bekannt gemacht, um die Komteſſe von mir zu trennen. Es weiß der Himmel, warum mich ein ſo fatales Unbehagen überkam; kaum konnte ich flüchtig lächeln, als Franzisca mit ſchnurriger Naivetät mir zu verſtehen gab, ſie halte mich für einen ſchönen Mann. Der Prinz beugte ſein Haupt ſo nahe zur Komteſſe, und ſchien ſo eifrig zu ſprechen; ich ließ ungezogen eine neue Bekanntſchaft ſtehen, und eilte haſtig dem Paare nach. Erſt jetzt fällt mir's ein, daß die ganze Geſellſchaft verwundert auf mich ſah. „Alſo Sie geſtatten mir, daß ich Ihnen heut' Abend zu dem Ende meine Aufwartung mache?“ das waren des Prinzen Worte, als ich in ſeine Nähe kam; dabei küßte er der Komteſſe die Hand, und dieſe machte eine bejahende Verbeugung. Es peinigte mich ein unbeſchreiblich beengendes Gefühl. Das liebe Mädchen kann nicht koquettirt haben, darf nicht in dieſer traurigen Armuth verbleiben, ſagte ich zu mir, und nahm mir vor, noch auf das Eindringlichſte mit ihr zu ſprechen, eh' der Abend und der Prinz käme, und es vielleicht zu ſpät würde.

Vor dem böhmiſchen Saale hielt ein Wagen, ein alter Kavalier ſtand dabei, lud die Gräfin Mutter ein, ihm ihre und des gnädigen Fräulein Tochter Gegenwart zu der beſprochenen Partie zu ſchenken, man müſſe eilen, wolle man vor Anbruch des Abends zurück ſein. Die alte Gräfin hatte des Prinzen Eifer geſehn, ſie mußte etwas von Spannung des Intereſſes wiſſen, ſtieg ein und fuhr davon.

Feſt beſchloß ich in mir, den Prinzen des Abends nicht zur Komteſſe zu laſſen.

8.

Ich war in der größten Unruhe: von der Wieſe lief ich nach Hauſe, vom Hauſe auf die Wieſe, nach dem Poſthofe, wieder zurück; mein Arzt begegnete mir, ſah mit Erſtaunen meinen erhitzten Zuſtand, und befahl mir dringend, bis zum andern Morgen mein Zimmer zu hüten. Einen Augenblick war ich ihm gegenüber ruhig, und beneidete ihn glühend um die klaſſiſche Ungeſtörtheit, die ſtoiſche Ruhe ſeines Weſens. Sage mir, Blanca, was iſt das für eine unerquickliche, nutzloſe, zweckloſe Bewegung, Unruhe in mir? was für Rückſchritte — ach was, man muß nicht immerwährend ſein eigner Polizeikommiſſarius ſein! packt Euch fort, inquirirende Gedanken, jeƶt hab' ich keine Luſt, keine Zeit, Euch Rede zu ſtehn!

Die bunteſten, wunderlichſten Pläne gingen mir durch den Kopf, wie ich den Prinzen von dem Beſuche abhalten wollte: man ſollte ihm ein Billet bringen, ſeine Mutter habe ihn beſuchen wollen, ſei krank geworden, liege im nächſten Städtchen, verlange ihn augenblicklich zu ſprechen — oder: ein Mann mit den merkwürdigſten Sammlungen von Naturalien, Handſchriften, Münzen, Wappen und dergl. treffe heut Abend in Prag ein, und reiſe morgen früh auf und davon nach Amerika. Er liebt wie ſo viele mittelmäßige Menſchen dergleichen Raritäten und Sammlungen auf's Aeußerſte. Ach, was wollt' ich nicht Alles! Duell, Gefangennehmung, Feuersbrunſt, Alles das ſtürmte mir im Kopfe herum — es ſchlug fünf Uhr, ich wußte noch nicht was ich thun ſollte. Die Stube beengte mich, ſie war ſchuld an meiner

Dummheit, ich ließ mein Pferd bringen, ritt nach Hammer zu, um etwas auszuſinnen. Ich bemerkte nicht, was um mich vorging, als ich endlich einmal aufſah, ritt der Prinz in geringer Entfernung von mir. Ich konnte nicht ausweichen, er hatte mich geſehen, und nahm mich in Beſchlag. Von der Komteſſe durfte ich nicht ſprechen, ich hatte ſchon des Morgens zu ungeſchickt mit offner Karte geſpielt. Leute ſeiner Art, die an einer gutmüthigen Oberflächlichkeit kranken, können keine Beſorgniß, keinen Plan allein verfolgen, ſie müſſen um Rath fragen. Er fing ſelbſt an, und zwar galt ſeine Beſorgniß jenem alten Kavalier, den er zwar wenig kannte, aber fürchtete. Dieſer Mann ſei ihm ſchon mehrmals begegnet, immer ſehr artig geweſen, er, der Prinz nämlich, habe aber, ſo viel er ſich erinnere, nirgends reüſſirt, wo er den Mann geſehn.

Dahinter konnte zwar etwas ſein, aber

meine Zeit drängt. Ich ſchlug dem Prinzen eine Partie vor zwiſchen die Berge, die plumpſte Liſt iſt oft die beſte; aber ich hatte vergeſſen, daß er gar nichts Poetiſches an ſich habe, und ein Pedant ſei. Natürlich ſchlug er's aus, und ſah nach der Uhr. Ich kam nicht von ihm los; als wir auf der Johannisbrücke in Karlsbad wieder ankamen, ſchlug es ſieben, der Abend war da, die Spazierfahrer kamen von allen Seiten zurück, ich glühte vor Angſt. Vor des Prinzen Wohnung ſtiegen wir ab, er kommandirte einen Tiſch vor die Thür und ein Schachſpiel, und bot mir eine Partie an. Es war eine grauenvolle Idee, ehe man dem Liebchen Herz und Hand antragen will, Schach zu ſpielen, es war raffinirt grauſam, mich dazu einzuladen, deſſen Gehirn ſich eben auf Leben und Tod um den Banquerott ſchlug. Aber man mußte ihm vergeben, er wußte nicht, was er that.

Ich erbat mir nur einen Moment, ſprang auf mein Zimmer, diktirte meinem Friedrich ein tolles Rendezvous-Billet in die Feder, drohte mit myſtiſcher Prophezeihung entſetzlich Unheil, wenn Se. Durchlaucht heute über eines reinen Mädchens Schwelle ſchreite, verhieß wichtige Entdeckungen auf der Spitze des Kreuzberges. Damit ſollte Friedrich vor der Thür der Komteſſe den Prinzen auflauern, und es ihm mit den Worten „Leſ't flugs, die Todten reiten ſchnell" — einhändigen. Natürlich mußte er verkleidet ſein, und alsbald verſchwinden. Dieſer ultraromantiſche Streich war das einzige, was mir übrig blieb in meiner Unfruchtbarkeit.

Ich eilte zurück, wir ſpielten Schach, oder vielmehr: er ſpielte mit mir. Das in der Nähe liegende Haus der Komteſſe — wir wohnen alle auf der Wieſe — hatten wir beide im Auge, und warteten auf die Ankunft derſelben.

Es ſchlug acht, ſie war noch nicht da; der alte Kavalier fiel mir ein, ich dachte daran, daß ich ein Glückskind und des Sonntags geboren ſei. Ich zählte an den wenigen Worten die wir ſprachen die Sylben, um durch Gerade oder Ungerade ein Orakel-Reſultat zu bekommen. Wenn wir etwas recht lebhaft wünſchen oder fürchten, ſo ſind wir alle abergläubiſch und mißtrauen dem Verſtande. Es iſt dem alten Kant nicht beſſer ergangen: ein Zeichen, wie viel auf unſere Weisheit zu geben iſt, wie tief die Myſtik in unſer Leben hereinhängt. —

Es fing an zu dunkeln, nun wurde der Prinz auch unruhig, und ſchickte in das Haus der Komteſſe, um ſich zu erkundigen, ob die Damen noch nicht zurückgekehrt ſeien. Noch ehe der Diener ſeine verneinende Antwort zurückbringen konnte, kam ein Bekannter des Prinzen vorüber und rief ihn beiſeit. Der Prinz ſchien, nachdem er einige Worte mit ihm gewechſelt, ein

Wenig beſtürzt zu ſein, entſchuldigte ſich flüchtig bei mir, und ging in's Haus. Jener Bekannte war mir fremd, ich konnte ihn nicht fragen, und ſchlenderte halb vergnügt, daß ſich ſolche Störungen einſtellten, auf der Wieſe hin. Bald brauſte des Prinzen Equipage an mir vorüber, der Wagen war geſchloſſen, die Pferde ſchoſſen im längſten Trabe hin. Das trieb meine Neugier auf's Höchſte. Ich eile zum Hauſe des Prinzen zurück, um vielleicht von einem Diener, der beim Anſpannen geholfen und des Herrn Befehl für den Kutſcher gehört hat, die Richtung zu erfahren und den Zweck zu kombiniren. Ein Kutſcher ſteht wirklich an der Thür, und ſieht in die Dunkelheit hinaus dem Wagen und den Pferden nach. Er beſcheidet mich auf meine Frage ſehr bündig: „Nach Aich." Das iſt ein Ort in der Nähe von Karlsbad, der oft beſucht wird. Die plötzliche Fahrt mußte mit der Komteſſe zuſammenhängen — wahrſcheinlich war dieſer etwas begegnet. Das machte mich, wunderlich genug, durchaus nicht beſorgt; ich kannte nur ein Unglück, daß ſich nämlich das holde Geſchöpf mit dem Prinzen verbände. Daß der Kutſcher umgeworfen haben könnte, daß die Pferde durchgegangen ſein könnten, fiel mir wol ein, aber das ſtörte mich wenig. Die weichen, elaſtiſchen Glieder des Mädchens nahmen, meines Erachtens, nicht ſo leicht Schaden, höchſtens konnte die beiden morſcheren Alten etwas betroffen haben. Zu Heirathsbeſprechungen konnte hierbei der Prinz keine Zeit gewinnen. Mit dieſem Raiſonnement, in einer wunderlichen, halb fröhlichen Stimmung, kam ich an der Wohnung der Komteſſe vorüber, und ſchickte eben lächelnd den Friedrich nach Hauſe, da kommt der Alte mit den Damen munter angefahren; der Prinz hatte entweder eine andere Straße eingeſchlagen, oder war vorbeigeraſ't, ohne ſie zu erkennen.

Ich hob mein gerettetes Mädchen aus dem Wagen; ſie war ſehr heiter und gut, und es ſchien mir, als lege ſie recht zutraulich ihren vollen Arm in meine ſtützende Hand. Flüchtig küßte ich ihr den Handſchuh, ſie ſtrich mir noch flüchtiger mit einer neckenden, ſchalkhaften Bewegung die Locken in's Geſicht und ſagte: „Schelm, wie können Sie als Patient noch ſo ſpät ſich hier herumtreiben?“ Der weiche Handſchuh hatte mir die Wange geſtreift, dies hatte mir ſo wohl gethan, die Anrede war auch ſo vertraulich; ich war ſehr angenehm erregt. Die alte Gräfin ſah nachdenklich aus, war aber ſanfter freundlich gegen mich, als bisher — ich ſagte kein Wort vom Prinzen und ſeiner Fahrt, und empfahl mich an der Treppe. Der alte Kavalier that daſſelbe; es drängte mich zu ſprechen, ich theilte ihm von meinen Vermuthungen über den Prinzen mit, und fragte ihn um ſeine Meinung, wie das wol zuſammenhängen möchte. Er ließ ſich in ſeiner freundlichen Höflichkeit nicht ſtören, lächelte nicht mehr und nicht weniger und ſagte: „Irrthümer, Irrthümer, können wohl Irrthümer ſein — bon soir, Monsieur le comte!“

9.

Unſere geſellige Atmoſphäre iſt plötzlich wie die Luft nach einem Gewitter um und um verändert. Als ich heute auf die Promenade kam — ich hatte es verſchlafen, und es war ein wenig ſpät — ſchien mich die Komteſſe ungeduldig erwartet zu haben, wenigſtens ließ ſie den Arm ihrer Begleiterin los, um mir entgegen zu treten. Sie fragte mich, ob ich den Prinzen geſprochen, und vertraute mir mit einem Lächeln, was ſchon eine weit vorgerückte Vertraulichkeit ausdrückte, daß er ſich heut' noch gar nicht um ſie gekümmert und ſie kaum aus der Ferne gegrüßt habe. Ich war ſehr vergnügt, und erzählte ſo viele Schnurren, daß ſelbſt die alte Gräfin, die ungemein verdrüßlich ausſah, lachen mußte. Namentlich amüſirten ſie Geſchichten von einem alten verſchollenen Oheim von mir, der bei außerordentlichen geiſtigen Fähigkeiten ein außerordentlicher Sonderling war, den Staatsdienſt meines Vaterländchens verlaſſen hatte, und als außerordentlicher Geſandter auf eigene Hand bei allen Höfen herumgereiſt war. Von ſeinen frühern Geſchäften hatte er noch überall Bekannte, ſein bedeutender Verſtand machte ihn immer als Rathgeber willkommen, ſein großes Vermögen gab ihm die Mittel zu ſolch wunderlichem Leben. Ich erinnere mich nur flüchtig noch einer Aeußerung meines Vaters, die er einmal vielleicht halb ſcherzhaft gegen meine Mutter ausſprach, daß der Onkel die Ehe haſſe wie die Spinnen, und daß ſein einziges diplomatiſches Geſchäft ſei, alle bedeutenden ehelichen Verbindungen zu zerſtören. So etwas ſchien auch in unſerer Umgegend zu curſiren, man beſchrieb meinen Onkel allgemein als eine Art kleinen Teufels mit lauter komiſchen Manieren. Wenn er von einer Ehe höre, ſo ſpucke er ſich in die Hand, nieſe dreimal, und werfe ſeinen Kopf dreimal auf die rechte und dreimal auf die linke Schulter. Aermeren Perſonen biete er Geld, damit ſie von ihrem ehelichen Vorhaben abſtünden; das höben ſich dann die Leute auf und benutzten es als Mahlſchatz, ſobald ihn ſeine Raſtloſigkeit weiter geführt habe. Indeſſen erinnere ich mich doch dunkel, daß dies Alles nur äußere Harlekinsmaske ſein mochte, und daß mehrere bedeutende Leute ſehr ernſthaft, aber nicht eben wohlgelaunt wurden, wenn ſie von meinem Onkel ſprachen. Ich war noch ſehr klein, und weiß nichts Rechtes mehr darüber, aber Du wirſt wol auch ſchon die Bemerkung gemacht haben, daß gewiſſe Dinge ihre Farbe in das Gedächtniß einätzen, ohne daß wir eigentlich wiſſen, wie das gekommen ſei, da wir ſelbſt nichts zugethan haben. So iſt's mit einer dunkeln Schattirung der Charakterbildung meines Oheims. Es iſt mir eingeätzt, daß er die Ariſtokratie und die alte Welt ingrimmig haſſe, und herum gereiſt ſei, um das Herz dieſer Welt aufzuſuchen, damit er ſeinem Daſein mit einem Stoße ein Ende machen könne. Das iſt nun einer meiner lächerlichſten Gedanken. Ich war 5 Jahre, als mein Oheim uns verließ, und ich habe damals von Ariſtokratie und alter Welt ſo viel gewußt, als von Brahma's Verwandlungen. Aber es iſt und bleibt ein eingegebenes Vorurtheil meines Gedächtniſſes.

Uebrigens iſt mir jahrelang der alte Oheim nicht in's Gedächtniß gekommen, er iſt vielleicht ſchon lange todt; ſein Vermögen hatte er ſchon bei Lebzeiten den Bürgerſchulen vermacht; ich weiß nicht, wie ich plötzlich auf den ſchnurrigen alten Kauz zu ſprechen kam.

Der Prinz kam nicht in unſere Nähe und

ſah mürriſch aus, die alte Gräfin war ſehr unruhig, und zerpflückte die Neuigkeiten Wilhelms, die Komteſſe war liebenswürdiger denn je. Wenn die Mädchen einen Liebhaber am Fädchen ziehen, wie Sie den Prinzen, nicht recht entſchloſſen ſind, von keiner heftigen Leidenſchaft geplagt werden, und große bürgerliche Freude zu erwarten ſieht, ſobald ſie das Fädchen bis an ihre Hand ziehen und „Ja“ ſagen, dann ſind ſie oft in einer weich-übermüthigen Stimmung. Sie gleichen einem warmen Wolkentage, wo die weiche, wollüſtige Luft nicht ſicher vor Regen iſt und doch nicht weiß, ob ſie den Regen fürchten oder hoffen ſoll. Zu dieſer Stimmung iſt ein neuer, lebhafter Verehrer nothwendig, und ich bin wahrhaftig einer: das linde, durchweichte Weſen des lyriſch ſchönen Mädchens machte meinen ganzen Menſchen verlangend. Das Wetter war ein wenig trüb, wir ſaßen auf dem Zimmer beim Frühſtück —

man hatte mir's und Wilhelm als Vergünſtigung geſtattet, tägliche Gäſte beim Frühſtück zu ſein. Die Komteſſe hatte ein kleines leichtſinniges Häubchen auf die Locken geſtülpt, deſſen offene Bänder lockend um Hals und Schultern flatterten. Ihr weißer Oberrock war zwar bis an den Hals zugeknöpft, aber ein Knöpfchen hatte ſich gelöſt, und die ſonſt ſo verſchwiegene obere Bruſt flüſterte mit dem auf- und zuſchreitenden kleinen Flügel des Kleides ſüße, heimliche Dinge. Das iſt ein wunderlich Geheimniß der Romantik: ich habe das Mädchen in großem Putz offen und frei geſehn bis an die Schultern, es hat mich nicht gereizt; wir ſind und bleiben durch und durch Kinder: was ſich uns halb entzieht, dem rennen wir haſtig nach. — Dazu lächelte mir das Mädchen ſo tief und innig in Augen und Seele hinein, ihre ſchönen Hände tänzelten ſo reizend auf dem dunkeln Teppich um die Taſſen und Schalen herum, es durchblitzte mich, als ſich unſere Hände einmal plötzlich berührten. Wilhelm und die alte Gräfin gingen langſam im Zimmer auf und ab, ſie kehrten uns eben den Rücken, ich konnte nicht widerſtehen, ergriff die ſchöne Hand der Komteſſe und drückte ſie raſch an meinen heißen, durſtigen Mund. Eine leichte Röthe flog wie ein ſchnelles Wetterleuchten über ihr Geſicht, man ſieht noch keine Wolke am Himmel, man weiß noch nicht, ob ein Gewitter kommen werde, obwohl es heiß und ſchmachtend wie Gewitterſehnſucht auf der Erde ruht. Wie ſchön blitzte einen Augenblick ihr ſanftes Auge, ehe es ſich ſenkte, der innige Druck meiner Hand wurde leiſe erwiedert — die Gräfin kehrte mit Wilhelm um, ich mußte meine ſchöne Beute aufgeben, ich mußte ſprechen, weil unſer Schweigen aufgefallen wäre.

Es konnte Alles noch gutmüthige Freundlichkeit zwiſchen uns ſein — weiter nichts. Aber das Frühſtück war doch ſehr hübſch. Sie hatte mir zwar ſchalkhaft mit dem Finger gedroht, als die erſte Uebereilung aus Geſicht und Augen verſchwunden war — aber es konnte immer noch weiter nichts ſein.

Wilhelm brachte eine wunderliche Neuigkeit zu Tage, die er von mehrern Seiten gehört haben wollte, der Prinz nämlich ſei nicht der Prinz. —

Die Komteſſe lachte, die alte Gräfin runzelte die Stirn, und ging dem Wilhelm ſehr ernſthaft an's Leben, wo er ſolch Zeug her habe. Wilhelm ſah nicht minder ernſthaft aus und citirte Quellen. —

10.

Die Luft war ſo lind und umarmungsluſtig, ich wollte ſie ſchwelgend genießen, und ſtieg hinter dem ſächſiſchen Saale den Berg hinauf. Als ich jenſeits aus dem Walde heraus auf die Landſtraße trat, die nach Hammer führt, kamen vier Pferde mit einem kleinen Wiener Wagen daher gebrauſt. Darin ſaß der Prinz mit Fräulein Franzisca ganz allein. Man weiß hier ſchon allgemein, daß die ſchöne Franziska keine konventionellen Einſchränkungen duldet: ſie geht und fährt mit wem ſie eben will, wohin ſie will, ſie beachtet den Schein gar nicht. Darum geht ſie den Sommer über in's Bad, weil da die Formen freier ſind, und ſie noch weiter in ihrer Ungenirtheit gehen kann. Aber man kann bei ihr ſehen, wie Konſequenz und alles Ganze imponirt: ich habe ſie von allen Seiten tadeln hören, ihren Ruf hat aber die frivolſte Zunge noch nicht angetaſtet. Es iſt ein merkwürdig Ding: ſie hat ihre Anverwandten und Güter in Curland und lebt allein ein achtzehnjährig Mädchen, ſchön wie das jüngſte Weib Mahomeds, im ſüdlichen Teutſchland, zumeiſt in Wien.

Der Prinz ſetzt eine große Eitelkeit darein, aus dem Fond des freilich ſehr bequem dazu eingerichteten Wagens ſeine vier raſchen engliſchen Pferde zu kutſchiren. Der gewöhnliche Vorreiter mußte durch irgend einen Auftrag zurückgehalten worden ſein, ich ſah erſt in weiter Ferne ſeine gallonirte Tracht heranjagen, die vier Engländer gingen in ungeſtümem Trabe, der Prinz ſprach eifrig mit Franziska und gab nicht Acht auf Weg und Pferde. Sie waren ſchon dicht bei mir, da wurde ich auch erſt auf einen halbnackten böhmiſchen Jungen aufmerkſam, der mitten im Fahrwege lag, und mit dem Sande ſpielte. Statt daß er aufſpringen und auf die Seite laufen ſollte — es war ein ſtarker Bengel von wenigſtens vier Jahren — fing er aus vollem Halſe an zu ſchreien, und hob beide Arme in die Höhe. Der Prinz bemerkte nichts, ſprach ungeſtört weiter, Franziſca ſah auch nicht nach vorne, die Vorderpferde waren noch wenige Schritt von dem Jungen entfernt, der Bengel ſchrie mörderlich — da ſprang ich ſchnell hinzu, und warf den Schreihals aus dem Wege. Ich hatte aber nicht viel beſſer als der Bube eben ſo lange thatlos auf den Wagen geſtarrt, daß es faſt zu ſpät war, und mich das Vorderpferd ſammt dem geretteten Böhmerbuben auf die Seite hin an die Erde warf.

Im letzten entſcheidenden Momente mochte Franziska entweder das Geſchrei des Kindes gehört oder uns geſehen haben, ſie war kreiſchend aufgeſprungen, hatte nach des Prinzen Arm gegriffen; dieſer hatte die Zügel angezogen, die Pferde ſtanden. Franziska ſprang aus den Wagen, ich hatte mich kaum aufgerafft, denn ich war mit meinem kleinen Schützling ein wenig verwickelt gefallen, da ſtand ſie vor mir, und griff nach meinen Händen, und nach den ſchmutzigen Buben.

Ich überzeugte ſie ſchnell, daß nichts Unglückliches geſchehen ſei; ſie war liebenswürdig, erſchrocken und bewegt. Der kleine böhmiſche Range erhielt einen Kuß und eine Hand voll Silbermünze, ſah ſie mit aufgeſperrtem Munde an, und ſetzte ſich ſogleich wieder in den Weg, um mit neuem Spielzeug weiter zu ſpielen. Der Prinz lachte, Franziska ward böſe, und ſagte ihm zornig, er möge allein nach Hauſe fahren. Damit gab ſie mir den Arm und ging von der Straße ab auf den Fußweg zu. Ich entſchuldigte mich lachend beim Prinzen; er hieb in ſeine Pferde und jagte davon.

Franziska ſchalt ihn ſehr; aber wir waren noch nicht zwanzig Schritte gegangen, ſo hatte ſie die ganze Angelegenheit vergeſſen, und meinen Arm loslaſſend, wandte ſie ihren zürnenden Eifer gegen mich. Sie begreife nicht, wie ſie dazu komme, einen ungalanten Menſchen wie mir den Arm zu geben, der bis jetzt immer kaum Zeit gefunden habe, die nöthigſten Höflichkeitsformen zu beobachten. „Es iſt langweilig,“ meinte ſie, „wie Sie über der Komteſſe alle Welt vergeſſen. Aber es iſt wahr, die Komteſſe iſt ein liebreiches Geſchöpf!“ Und nun ergoß ſie ſich in eine fortlaufende Bewunderung derſelben, die durch die kindliche Aufrichtigkeit, mit der ſie alle Vorzüge jener zählte die naivſte Liebenswürdigkeit an den Tag legte. „Ach wenn ich doch nur einmal ſo zufrieden, einfach, abgemacht ſein könnte wie die beſcheidene

Komteſſe!“ ſchloß ſie ihre Apotheoſe. Und nun war der Gegenſtand erſchöpft; ſo gern ich ihn auch beſprechen hörte, es ging zu etwas Anderem.

Und wie ſchön ſah das Mädchen dabei aus. Durch den Vorfall auf der Straße war ſie ſchon erregt worden, jetzt waren wir langſam bergauf geſtiegen, ſie hatte mit Eifer und Lebhaftigkeit geſprochen: ihre Wangen glühten, ihr Athem eilte und beſtürmte die junge, friſche Bruſt. Leger wie ſie immer iſt, öffnete ſie den Gürtel ihres leichten ſeidnen Oberrocks, und ließ ihn im Winde fliegen. Die volle, weiche Geſtalt drängte ſich ſchmachtend nach Erfriſchung an das anſchließende weiße Untergewand heraus; auch die Bruſtflügel des Oberrocks gaben nach, die weiße Haut lachte fröhlich in die Luft, das volle Haar wogte ihr im Winde, den Strohhut hatte ſie mir ſchon längſt umgehangen. Wir waren noch nicht ganz oben, da faßte ſie mich beim Arme und ſagte lachend, ich ſollte ſtehen bleiben, ſie müſſe einmal ruhen. Als ich mich lächelnd umkehrte, ſah ſie mir ſo rührend gutmüthig in die Augen, daß mir das Herz aufging über dieſen Anblick. Dies ſchöne Auge, auf welchem die junge liebe Seele ſaß, die Händchen erhob und: „Bitte, bitte" ſagte, hatte eine magiſche Gewalt. Ich dachte an die alten Zaubermährchen von beſtrickenden Augen und Blicken; dieſem Blick konnte man nichts verſagen, er war die reizendſte Liebe Gottes. Und ſie war erſchöpft, es war ihr unverfälſchtes, eigenthümliches Ich — o was iſt aller Urſprung ſo viel gewaltiger als alle Kultur! Dieſes gewiſſe, geheimnißvolle Etwas der Gottheit, wir finden's ſo wenig, als wir das nachmachen können, was die eigentliche Lebenskraft iſt, der Hauch des Lebens.

Ich reichte ihr beide Hände, ſie legte ſich mit der ganzen lieben Schwere ihres Körpers darauf, und fiel ermattet an meine Bruſt. Das ſchöne reiche Haar überwallte ihr Haupt, mit ihrem heißen Geſicht lag das liebe, unbändige Mädchen nahe an meinem Herzen, ihr heißes Leben goß ſeine Strahlen über mich. Sie richtete ſich ein wenig auf, legte ihre Hände auf meine Schultern und ſah mich wie ein einfältig Mädchen neugierig, lächelnd an. Ich ſtrich ihr die heißen Haare von der Stirn — „ach, wie heiß, Lieber!" ſagte ſie. Unverwandt kuckten lächelnd ihre Augen in die meinen — „nicht wahr, Du biſt gut?" fragte ſie naiv. Ich küßte ihr innig das reiche Auge. „Das thut hübſch," meinte ſie, und reichte mir lächelnd den geſpitzten Mund hin. Ich war der förmliche Narr ihrer Naivetät, aber ich hatte nichts dawider und küßte munter und herzhaft, das Mädchen war unwiderſtehlich. Meinen Arm hatte ich unter den fliegenden Oberrock in die feine, nachgiebige, warme Taille des weißen Gewandes gelegt, und drückte das ſchöne Mädchen an mich. — „Genug, genug“ — rief ſie unter meinen Küſſen, „das macht noch wärmer.“ Als ich ſie nicht gleich ließ, riß ſie ſich los, ſagte: „Du garſtiger Menſch,“ und ſprang ein Paar Schritte aufwärts. Der gegenüberſtehende Berg, und der Wald um uns ſahen neugierig zu, wie ſich das ſüße Kind die Haare ordnete und den Strohhut, den ſie mir abgeriſſen hatte, aufſetzte. Sie lag auf einem Knie einige Schritte höher als ich ſtand, und hatte den andern Fuß mit dem zierlichen Stiefelchen und dem runden, blendend weißen Strumpfe bogenwärts ausgeſtreckt. Das hochgeſchürzte Kleid ließ die ſchöne Form des Fußes bis an die Hälfte des untern Beines ſehen; ſie glich einer kecken Waldnymphe, die man modern angezogen hat, und die aufſpringen will. Als ich ihr das ſagte, lachte ſie wieder, nannte mich einen lieben Narren, ſprang auf und tanzte nach der Höhe des Berges.

Ich eilte ihr nach. Zu meinem größten Erſtaunen, ja ich kann wol ſagen, zu meinem nicht geringen Aerger ſah ich an dem Ausgange eines Seitenwegs den alten Kavalier ſtehn. Er hat ſeine Lorgnette auf der Naſe, und ſieht in die Gegend hinaus. Jedenfalls hatte er unſere Scene **à l'enfant amoureux** geſehn. Der Schalk ſprang mit Bocksbeinen um ſeine Lippen. Es blieb mir nichts übrig, als ihn anzureden. Der ſchlaue Fuchs that, als ob er mich erſt bemerke, und gar keine Zeit habe. „Meinethalben," brummte ich in mich hinein, und eilte meiner Franziska nach. Die ſang ſich oben ein luſtig Lied. „Eilen Sie, eilen Sie, **Monsieur**, ſonſt bekommen wir nichts mehr zu eſſen, und ich habe Karlsbader Appetit!" ſo rief die kleine Elfe, und ſprang voraus den Berg hinunter. Ich holte ſie ſchnell ein, und wollte ſie am Arme führen; ſie wehrte es aber ab, und meinte, bergunter brauche ſie keinen Schutz. Munter und unbefangen hüpfte ſie wie ein friſcher Quell bergab, ein Gedächtniß ſchien ſie gar nicht zu beſitzen, zwiſchen dem Jetzt und der vorigen Scene lag bald ein großer Berg. Als wir unten ankamen, war ſie nicht um einen Zug anders als da wir drüben unten anfingen. Wie muntere, gleichgültige Leute kamen wir im ſächſiſchen Saale an. Die Komteſſe ſaß ſchon bei Tiſch, und richtete neugierig ihre großen Augen auf mich. Der Prinz ſaß einige Schritte davon. Niemand war um ihn, als ſeine Suite. Die alte Gräfin zog mich ſogleich bei Seite: „Um Gotteswillen was iſt das für eine Geſchichte mit dem Prinzen, alle Welt ſpricht davon — ſehen Sie nur, wie er verſtört ausſieht?!“— Ich machte ein einfältig Geſicht. —

11.

Sage mir, Blanka, wie es zugeht, daß ich Deine Briefe immer ſo ſpät bekomme? Alſo Du biſt neugierig, wie weit es mit meiner Klaſſicität gehen werde? Wenn — bedenke — es iſt allerdings; ach — ich weiß jetzt nichts darüber zu ſagen; ein ander Mal.

Die Dinge wachſen mir hier über den Kopf. Höre in Eil: Der Prinz mochte natürlich das Gerücht erfahren haben, was über ihn im Umlaufe war, die Gräfin hatte Recht, er ſah wirklich verſtört aus. Den Tag darauf, das war geſtern Morgen, erhalten wir Alle Einladungen zum Diner von ihm. Alles, was nur von Rang und Familie im Bade iſt, war geladen, der ganze ſächſiſche Saal war in Beſchlag genommen. Nun hätteſt Du dieſe Verlegenheit ſehen ſollen bei den guten Leuten der Form: ſollen wir gehn, ſollen wir nicht gehn? Iſt es der Prinz, und wir erſcheinen nicht, ſo iſt's ein faux pas ohne Gleichen, und iſt's der Prinz nicht, und wir kommen, ſo ſind wir vielleicht in den nächſten Tagen der Gegenſtand des Gelächters. Der alte Kavalier ging lächelnd einher, und ſprach mit vielen alten Herrn leiſe und geſchäftig; wenn ich im Vorübergehn einige Worte verſtand, da war immer die Rede vom „Kompromittiren, man müſſe ſehr auf der Hut ſein. — Hier könne ſich der feine Takt erweiſen — etwas Nichtgeſchehenes ſei immer leichter wieder gut zu machen" ꝛc. —

Ich fragte ihn direkt, was er dazu meine, und ob er hingehen werde — es gibt einzelne Momente, wo er wunderbar herzlich zu mir iſt, ſo daß ich eigentlich ſehr viel Vertrauen zu ihm habe. Aber heute wich jenes unerklärliche Lächeln nicht von ſeinem Geſicht, womit er ſein ganzes Geſicht zudeckt, ſogar ſein ſcharfes, ſprechendes Auge.

Du darfſt übrigens nicht etwa glauben, daß er ein Grimacier, ein plumper Höflichkeitsmenſch iſt, dem man's ſogleich anſieht, er ſei etwas Anders als ſein Geſicht — ei bewahre: ſeine Masken ſind viel feiner und mannigfaltiger. Uebrigens fand er es für ſich und mich ganz in der Ordnung hinzugehn, es könnte leicht Scenen-Erklärungen geben, und in einer Zeit, wo die Individuen immer weniger handelten, weil die Inſtitute Alles thäten, müſſe man die kleinſten Thaten, die kleinſte Geſchichte aufſuchen.

Dabei drückte er mir herzlich die Hand — ſonſt empfiehlt er ſich aller Welt mit einem Komplimente — und ſchloß ſich einem jungen, blonden Grafen aus Holſtein an, der ſeit einigen Tagen hier iſt.

Die alte Gräfin war ſehr nachdenklich, ihre Stirn lag ſtarr und ängſtlich in Falten, ihr Gang war langſamer und ſchleppender als gewöhnlich. Sie hatte für Nichts, für Niemand Aufmerkſamkeit. Die Komteſſe ſchien ziemlich unbefangen zu ſein, und war ſehr lieb zu mir. Ich ſollte ſie zu Tiſche führen. Die alte, unglückſelige Baronin mit ihrer ekelhaften Garſtigkeit drängte ſich leider zu uns, und vertrieb mich. Es überläuft mich kalt, wenn ich daran denke, daß ſie eine Neigung für mich hegen könnte, und ihr Benehmen läßt mich nicht mehr daran zweifeln. Sie ſoll ſehr reich ſein, und das gibt ihr wol einen Muth, den der Spiegel verſagt. —

Die Suppe ward aufgetragen, ich führte die Komteſſe zu Tiſche — die Hälfte der Gäſte fehlte. Es war Allen peinlich zu Muthe, die alte Gräfin aß keinen Biſſen, und ſah ſtarr auf ihren Teller, zu meinem Jammer ſaß die verzweifelte Baronin wieder an meiner rechten Seite und ſagte mir Süßigkeiten. Indeß war die immer luſtige Francisca mein Vis à vis geworden, und ſo fehlte es bald nicht an Scherz, den auch die weiche Komteſſe neben mir auf das Beſte hinnahm.

Der Prinz ſaß nicht weit von uns, er war blaß und unruhig — für mich zum erſten Male intereſſant. Ich durfte es der Komteſſe nicht mittheilen, ſie hatte es ſelbſt bemerkt, zum Beweiſe für mich, daß ich noch keineswegs Gebieter ihres Herzens ſei. Aber Francisca mir gegenüber, die zu ihrem Nachbar Wilhelm lauter neckiſche Dinge über mich ſprach, und fortwährend mit ihren muntern Augen ſchoß, dieſe loſe Francisca zerſtreute mir die kleinſte Liebesſorge, ich wußte ſelbſt nicht, was ich wollte, aber ich fühlte mich ganz munter und glücklich.

Glaubſt Du wol auch, daß ſolche Zuſtände meiſt von Eitelkeit herkommen? Es will mich

Blick ſchien noch zorniger zu werden. Sie wandte erſchrocken ihr Geſicht herum, ließ meine Hand fahren, ſeufzte tief und ſagte leiſe zu mir: „Lieber, ich bin ſo beklommen, als ſollte ein Gewitter losbrechen.“

Franciska warf uns mit Brotkugeln, und ihre Tollheiten brachten uns auf andere Gedanken.

Sollte man nicht zwiſchen zwei Mädchen einer dritten am Leichteſten treu bleiben, wenn man treu bleiben will? Die Einſamkeit verführt ſo ſehr, daß man die Erſte umarmt, welche uns dann begegnet, ein Mädchen iſt bekanntlich immer ſehr verlockend, in einer kleinen Stadt verliebt man ſich am Schnellſten — aber zwiſchen zwei Schönen? — glaubſt Du wol, Blanca, daß ich Dir eigentlich immer noch treu bin? Denke, daß ich dort bei dem Diner nicht wußte, ob die Komteſſe oder Franciska hübſcher ſei, das heißt liebenswürdiger, denke!

Plötzlich hörten wir heftige Worte von des Prinzen Platze her, der Prinz glühte, der holſteiniſche Graf glühte, wir verſtanden die Worte nicht recht, aber es war mir, als flögen ſcharfe Schwerter zwei= dreimal ſchnell durch einander — beide Theile ſprangen auf, die Umgebungen beſchwichtigten ſie aber, und es ward einen Augenblick todtenſtill im Saale.

Es ſchien mir, als ob das Lächeln auf des Kavaliers Geſicht unverändert ſtehen geblieben wäre. Die Komteſſe zitterte und war todtenbleich, ihrer Mutter ſtanden zwei große Thränen in den Augen, nur der Böſewicht Franciska unterdrückte mit Mühe das Lachen, und ſchnitt mir Geſichter.

Die Tafel ward bald aufgehoben, die Geſellſchaft zerſtiebte, weder der Prinz noch der alte Kavalier mit dem holſteiniſchen Grafen waren zu ſehen.

Die Komteſſe war ſehr unruhig, und nahm ſogleich den Vorſchlag an, einen Spazierritt zu machen. Franciska und Wilhelm waren auch von der Partie — wir ritten über die Egerbrücke hinaus in's Land.

Bald holte uns ein Reiter ein, es war der alte Kavalier, wir waren dicht an einem Wäldchen. „Sie werden zu früh kommen, meine Herrſchaften,“ ſagte er — in dieſem Augenblicke fiel ein Schuß und ein zweiter — „à propos,“ fuhr der Alte fort — wir ſahen uns Alle verwundert an, der Holſteiner und der Prinz flogen mir durch den Sinn, ich blickte fragend auf den Kavalier.

Er nickte lächelnd mit dem Kopfe, und flüſterte mir zu: „es gibt noch Schwärmer, die für den bloßen Begriff der Nobility, welche ſich ein parvenu anmaßen könnte, das Leben auf's Spiel ſetzen“ — und mit den Leidenſchaften fängt und zerſtört man die Geſchlechter — wir ſtiegen ab.

Reden Sie, erklären Sie, bat ahnungsvoll die Komteſſe; Franciska bog das Geſträuch zurück, und ging in das Gehölz hinein, Wilhelm beſchwor ſie umſonſt, ſich nicht auszuſetzen, ſie ſchalt nur, daß die Zweige naß wären und ging weiter, haſtig aber ſchweigend folgten wir. Da knallten dicht in unſerer Nähe zwei neue Schüſſe, Franciska kam furchtſam zurückgeſprungen und flüchtete ſich jetzt zu mir.

Reden Sie, rief die Komteſſe mit Entſchloſſenheit dem alten Kavalier zu, und hielt ihn am Arme. Er ſah ſie feſt an, ſprach aber kein Wort, ging eiligſt voraus und wir folgten ihm ſchnell — nach zehn Schritten ſtanden wir auf einem freien Platze. Der Prinz beſtieg eben ſein Pferd, ein dem Anſchein nach Verwundeter lag am Boden, knieend waren Mehrere um ihn beſchäftigt — es war der holſteiniſche Graf. Der Kavalier war an den Verwundeten hinangetreten, er winkte dem zögernden Prinzen mit der Hand, und dieſer flog durch den Buſch davon. —

Als wir in die Stadt zurückkamen, war der Prinz fort. In dieſem Augenblicke zweifelt kein Menſch mehr, daß er der rechte Prinz geweſen — ſo ſind die Menſchen: ſie haben keinen neuen Beweis, aber es gefällt ihnen, nach ſolcher Kataſtrophe was Anders zu denken. Gerüchte ſind die Launen des geſelligen Wetters.

Die Wunde des jungen Holſteiners iſt ganz ohne Gefahr. Er hat eifrig darauf gedrungen, zum zweiten Male zu ſchießen, als ſie beide gefehlt hatten. Man ſtört mich —

12.

Der alte Kavalier beſuchte mich. Es war das erſte Mal, und er hatte ſich äußerſt liebevoll.

Ich habe Dir wol zu ſagen vergeſſen, daß bei dem Diner des Prinzen die alte garſtige Baronin wieder neben mir ſaß — nein, das hab' ich Dir geſagt, aber nicht, daß ſie wiederum überfloß von Schmeicheleien für mich. —

Ich muß Dir ein Geſtändniß machen, Blanca, mich quält eine entſetzliche Angſt. Denke Dir, ich erhalte ſeit einigen Tagen die ſüßeſten Liebesbriefe von unbekannter Hand — ſie ſind zauberhaft ſchön geſchrieben — von wem ſind ſie? Kannſt Du's errathen? Ich nicht.

Sind ſie von der Komteſſe? Dazu ſcheinen ſie mitunter zu fröhlich und frei zu athmen

— ſind ſie von Francisca? So viel tiefe, andauernde Innigkeit möchte ich ihr nicht zutrauen, wie ſie in dieſen Briefen gleich einer goldnen, ſchwer wiegenden Poeſie ruht. Mich quält ein fürchterlicher Gedanke, Blanca, der Gedanke an die alte Baronin — all' ihr himmliſchen Mächte, wenn die Briefe von ihr wären! —

Ich hatte es kaum ausgeſchrieben, da kommt ein neuer Brief an; ſie werden immer unten abgegeben von fremden Bedienten, bald von einem blauen, bald von einem grünen, die niemals Rede ſtehen. Die Wirthsleute mögen auch ungeſchickt ſein. Ich will doch die feinſten Maaßregeln treffen. —

Tröſte mich, rede mir's aus, Blanca, eben kam der Bediente der alten Baronin und ladet mich zum Thee ein — das iſt noch nicht dageweſen, und der Menſch lächelte ſo ſonderbar, ſo vertraulich, als ſtänden wir in einem gewiſſen

Rapport — ich will mich überwinden, ich will hin, will Gewißheit haben.

Aber es wäre doch gar zu merkwürdig, wenn die alte Frau ſo ſchöne Liebesbriefe ſchreiben könnte; ich ſage Dir, Blanca, ſie ſind ſo in mein Herz hinein geſchrieben, wie Du es nicht beſſer gekonnt hätteſt damals, wie unſere Herzen einander noch täglich die ſüßeſten Geheimniſſe zuflüſterten — ſchöne Blanca!

Später.

Ich bin bei ihr geweſen, und jetzt bin ich troſtlos. Es bleibt mir faſt kein Zweifel übrig: ihre Reden, ihr ganzer Ideengang, ſogar einzelne Ausdrücke, Bilder, ich hab' eine Stunde auf Kohlen geſeſſen. Jeden Augenblick fürchtete ich: jetzt wird ſie dich umarmen — puh, und Du glaubſt nicht, wie ſchwer es mir wird, etwas Garſtiges nur anzurühren. Zu gutem

Glück kam die Komteſſe mit ihrer Mutter und Wilhelm und am Ende auch Francisca. Aber meine Angſt bin ich doch nicht losgeworden, und wahrhaftig, es ſchien mir mitunter, als wollte mich die Baronin damit foppen: — „Wer kann die beſten Liebesbriefe ſchreiben?“ fragte ſie einmal plötzlich. Ich glaubte, des Todes zu ſein.

Freilich ſchrie Francisca — ich — ich, und kam zu mir und ſagte: Lieber Alphons, ſoll ich Ihnen welche ſchreiben? und ihr Auge war voll ſüßer Zärtlichkeit, und die Komteſſe war ganz ſtill, ſah zur Erde, ward roth, wenn ich mich nicht irre —

O, wer rettet mich aus dieſem Wirrſal! und nicht wahr, Blanca, es wird immer ärger mit meiner Eitelkeit, immer ärger — ich trau' die Briefe beiden Mädchen zu; aber die alte Baronin hat ſie gewiß geſchrieben, gewiß.

'ſ ist doch eigenthümlich, wie meine Verhältniſſe hier geändert ſind ſeit der Abreiſe des Prinzen; und wie die Verhältniſſe uns ändern. Ach Gott, wir ſind doch meiſt nur ausgerechnete Reſultate! nimm dieſen oder jenen Umſtand weg, ſetze dieſen oder jenen zu, und ich will Dir ſagen, was aus dem Menſchen wird.

Iſt's wirklich ſo? das wäre troſtlos, und wir thun uns ſo viel zu Gut auf unſere Fähigkeit zu handeln. Sind wir wirklich die Marionetten gewiſſer Konvenienzen — ſind die Millionen Verhältniſſe dieſes Lebens ausgerechnet wie eine Boſtontafel?

Meinetwegen, ich tappe jetzt herum. Glaubſt Du mir's wol, daß mir das Hauptintereſſe, die Romantik der Komteſſe, fortgenommen iſt. So ſcheint mir's beinahe. Die alte Gräfin iſt jetzt ſo gewiß familienfreundlich, ſie nimmt plötzlich das ſpeciellſte Intereſſe, ſie fragt nach kleinen häuslichen Dingen, um die ſie ſich nie gekümmert hat.

Ich führte die Komteſſe nach Hauſe, ſie war zutraulich, und ich — denke Dir — ich war zerſtreut. Wilhelm ging mit Francisca einige Schritte vor uns her, ich wollte ſchnell loskommen, um noch mit Francisca gehen zu können.

Und die Komteſſe war ſo lieb in ihrem ſchneeweißen Anzuge, ſie legte ihren Arm ſo vertrauend in den meinen, neigte ihr Haupt ſo nahe zu mir, ſprach ſo lieb leiſe — o, ich bin der abſcheulichſte Menſch von der Welt, ich fand ſie zum erſten Male ein wenig langweilig. Ich empfahl mich eiligſt an der Thür, und überhörte beinahe die herzlichſte Einladung auf den nächſten Tag.

Wär' es wirklich ſo? wär' es ſo, weil der Prinz abgereiſt, nicht mehr zu fürchten wäre, weil der Hintergrund für das Mädchen fehlte? O pfui, pfui, wenn es ſo iſt, dann haben die alten, abgebrauchten Redensarten vollkommen Recht, daß die Hinderniſſe zumeiſt die Neigungen nicht nur ſteigern, ſondern auch erzeugen — o, wie kläglich! wie kläglich — die ganze Welt beſteht aus einigen alten Redensarten, und es gibt gar keine eigenthümlichen Menſchen.

Wir haben uns ſo viel zu Gut gethan mit unſerer abſonderlichen Liebe! Und was iſt's damit? Ich bin auf dem beſten Wege, ein gewöhnlicher Avantürier zu werden. Unſer Verhältniß ſchien uns ſo fein und apart konſtruirt zu ſein — ein paar falſche Schritte und eine ſchiefe Oeffentlichkeit, ſo iſt's vor der Welt in dem gewöhnlichen Pfuhle der Unordnung. Ein wenig Leichtſinn von meiner oder Deiner Seite, ſo iſt die Gemeinheit da.

Die Menſchen wiſſen's gar nicht, wie ſehr ſie die mangelhafteſten Inſtitute ſchützen, und wie ſchwer es iſt, was Neues zu finden.

Ach, die Welt, die Welt und die garſtige Baronin! ich kann Dir nicht auserzählen, morgen, Blanca.

13.

Ich nahm eiligſt an der Thür von der Komteſſe Abſchied, um Franciska mit Wilhelm noch einzuholen, die ſich ſchon empfohlen hatten. Es ſchien mir zwar ſo, als komme eine wunderliche, wehmüthige Frage aus den weichen Augen der Komteſſe. Sie hatte den Kopf vorn nach mir übergebeugt, und die Augenlieder mit den langen, fragſamen Wimpern bedeckten das Auge zur Hälfte; als ich ihr die Hand küßte, war es mir, als flöge ein leichter Druck durch ihre Nerven, wie ein geiſtiger, feiner Schmerz. Ich weiß nicht was, ich eilte fort; an der Ecke veranlaßte mich ein Geräuſch, noch einmal zurückzubleiben, es war mir, als hätte mich Jemand leiſe gerufen — das weiße Gewand der Komteſſe leuchtete noch durch die Nacht, ſie war noch an der Thür. Ein wunderliches Schicklichkeitsgefühl vermochte mich, eine andere Straße einzuſchlagen, als die geraden Wegs nach Franciſca's Wohnung führt — da rief Franciſca, die mich aus der Ferne kommen hörte, meinen Namen. Nun mußte ich gerade fort.

Sie hatte ſich mit Wilhelm gezankt, und jagte ihn eben fort, als ich zu ihr trat — „geben Sie mir den Arm,“ ſprach ſie, „der garſtige Menſch ſoll mir heut' nicht mehr vor die Augen kommen.“

Vor ihrer Hausthür iſt eine ſteinerne Stufe, darauf trat ſie, mich hieß ſie unten ſtehen bleiben. Und nun hielt ſie mir die liebenswürdigſte Kapuzinerpredigt von der Welt, deren Hauptthema war, ich ſei ein langweiliger Menſch, der bis über die Ohren in die Komteſſe verliebt wäre, für ſonſt Niemand mehr Augen und Intereſſe habe —

Non, non, Mademoiselle — certainement pas — ich weiß ſelbſt nicht, warum ich franzöſiſch ſprach, griff nach ihren Händchen, und wollte ſie küſſen. Sie gewährte aber nicht, tändelte mir damit vor den Augen herum, und neckte mich auf alle Weiſe. Plötzlich ſprang auch ich auf den Stein, und umfaßte ſie. Aber ſie entſchlüpfte mir gewandt, und that böſe. Im Feuer machte ich eine lebhafte Liebeserklärung. Sie ſchwieg ganz ſtill, und ließ mich reden; der Himmel weiß, was ich Alles geſchwatzt habe — mit einem Male fühlte ich einen warmen, lieben Kuß, und ſie war im Hauſe verſchwunden. Auf der Treppe rief ſie nach ihrem Mädchen.

Ich ſtand wie berauſcht' da — täuſchte ich mich, oder war es wirklich ſo: dort um die Ecke, die ich kurz vorher, von der Komteſſe kommend, paſſirt war, ſchlüpfte eine weiße Geſtalt, gerade ſo weiß und ſo groß — ich fuhr mit der Hand über die Augen und taumelte nach der Ecke hin. Es war nichts mehr zu ſehen.

Meine Stimmung war eigentlich recht hübſch, als ich nach Hauſe ging, aber ein wenig traurig.

Die Komteſſe iſt gewiß ein ſehr liebes Mädchen, und wenn ſie einmal liebt, ſo liebt ſie gewiß recht innig; aber Franciska iſt wie ein blitzendes Auge, das nicht aus meinem Gedächtniſſe weicht.

Die Komteſſe würde mich eher lieben, aber ich möchte wol, daß mich Franciska, der Wildfang, liebe; es muß ein großer Genuß ſein, ſolch' ein ſtraffes, ſprödes Weſen weich und geſchmeidig werden zu ſehn.

Zu Hauſe fand ich wieder den zärtlichſten Liebesbrief — keinen Zweifel, dieſe heilloſen Briefe ſind von der Baronin, die Tinte ſchien mir noch ziemlich friſch zu ſein, und weder Francisca noch die Komteſſe hatten Stunden lang eine Viertelſtunde Zeit gehabt zum Schreiben. Die Baronin war aber einmal abweſend, die Komteſſe gab mir die zweite Taſſe Thee. Ach, all' meine Illuſionen waren vernichtet, und ich legte mich in der fatalſten Stimmung zu Bett.

Adieu, Blanca!

14.

Es iſt ein heller klarer Morgen, und des Morgens ſind doch die Dinge alle ſo ganz anders, reiner, unſchuldiger, poetiſcher. Man fühlt ſeine Schuld, ſeine geläutertſte Hoffnung, den Gott im Herzen mehr als ſonſt.

Wenn die Leute etwas erzählen, ſo muß man immer fragen, wenn und wie ſie die Sachen empfangen haben, muß Acht haben, wenn ſie dieſelben wiedergeben, und dann muß man eine Objektivberechnung anſtellen, um die wahre Geſchichte der Sache zu erhalten.

Man denkt ſich auch des Morgens die andern Menſchen ſo gut und lieb — thuſt Du's nicht auch, Blanca? Manchmal — ich will Dir's nur geſtehen — denk ich: Blanca wird dir doch ſehr böſ' ſein, daß du ſolch Liebesgetändel treibſt, ſie wird böſ' ſein trotz unſerer klaſſiſchen Uebereinkunft, weil du es ſo charakterlos treibſt. Ich glaube, das war der letzte Gedanke mit dem ich geſtern Abend einſchlief, der Gedanke war nicht mehr klar, aber ſeiner Dämmerung erinnere ich mich doch.

Jetzt aber iſt's Morgen, und ich ſehe Dich mit den fliegenden Locken im leichten Morgenkleide auf dem Balkon ſitzen — Dein Auge glänzt, Du blickſt über das Land hin, und blickſt dann in das Buch vor Dir, und dann ſiehſt Du einmal ohne zu ſehen auf, und winkſt mit dem Kopfe und küſſeſt mit dem Munde die unparteiiſche Luft und Dein Geſicht iſt lauter Zärtlichkeit — nicht wahr, nicht wahr, Blanca, jenes Buch iſt Goethe und jener Schatten, den Du grüßeſt, iſt Alphons, der Schlimme?

O, ich weiß es, auch wenn Du mich nicht mehr liebſt, wirſt Du mich noch lieben.

Nun grüß' Dich Gott, mein Herz, jetzt muß ich zum Brunnen, Kind.

In der Nacht.

Wenn ich Dir Alles ſchreiben wollte, was dieſer Tag enthielt, es würde wieder Morgen. Der Reichthum des menſchlichen Herzens iſt unſer Unglück; wenn jeder Menſch einfach dies oder das brauchen könnte, ſo wäre es eine Kleinigkeit, glücklich zu werden. Ein Ding, und ſei es das größte, iſt immer zu erlangen. Aber jeder Menſch kann Alles brauchen, und da liegt der Jammer. Darum weiß er auch oft nicht, was er braucht.

Und ein ſolcher Narr, Blanca, iſt Dein Alphons; Du haſt doch eigentlich einen recht dummen Liebhaber.

Franciska war heute ſchön wie der Morgen ſelbſt, als ich zum Brunnen kam, und heiter, ausgelaſſen, frivol, witzig wie nie vorher. Als unſer Trinken zu Ende war, ging ich mit ihr und der Komteſſe zum Poſthofe hinaus. Wir ſchwatzten und tollten wie die Kinder; erſt auf der Hälfte des Weges bemerkte ich, daß die Komteſſe gar nicht ſprach, und ſo gewiß wehmüthig ausſah. Ich fragte ſie, aber ſie wich mir aus. Franciska fiel ihr um den Hals, ſtreichelte ihr die Wangen, und bat ſie, luſtig zu ſein. Da brachen ihr die Thränen aus den Augen — es war unendlich traurig, aber ſo ſüß, ich hätte mit ihr weinen mögen. Sie ſchien das zu bemerken, und reichte mir die Hand; und drückte die meine recht innig.

Franciska ſuchte ſie aufzuheitern, küßte ſie auf die Augen und bat ſie, wie ein kleines Kind, doch luſtig zu ſein.

Was iſt das an der ſo ruhigen, gleichmäßigen Komteſſe? Blanca, ich bin in dieſem Augenblick nicht eitel, aber ich glaube, die Komteſſe liebt mich. Und ich finde ſie auch ſo lieb, aber ſie erregt mir nicht Intereſſe genug, daß ich ſagen könnte, ich liebe ſie. Francisca iſt intereſſant. Ich glaube, wenn ich wüßte, Francisca liebe mich, dann würde ich die Komteſſe lieben. Oder wenn ſie der Prinz noch heirathen wollte.

O, ich bin ein ſehr garſtiger Menſch, weil ich ſo aufrichtig bin. Glaube nur, die meiſten Menſchen lügen alle Tage, darum belügen ſie ſich ſelbſt mit ihren beſten Gefühlen, und darum entſtehen die unnatürlichen Zuſtände und Gedichte und Geſetze und Formen.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich wieder einen Liebesbrief da. Es iſt zum Verzweifeln vor Neugierde und Angſt. Heut' hat ihn ein Mädchen gebracht; eine verſchleierte Dame habe ihn ihr am Brunnen gegeben? Solche Zärtlichkeit wie heute iſt noch nicht dageweſen.

Uebrigens macht jetzt hier eine Dame großes Aufſehn die nie anders als verſchleiert erſcheint. Sie ſoll reizend gewachſen ſein, den liebenswürdigſten Fuß und eine minder ſchöne Hand haben. Mir iſt ſie noch nicht begegnet.

Iſt das meine Briefſtellerin. Ich habe heute an die Baronin geſchrieben, und um ein paar Zeilen Antwort gebeten. Wie plump! Vielleicht beſchleunigte ich aber die Kriſis, wenn ſie ihre Handſchrift nicht verläugneten. Ich ſchrieb deshalb auch an Franciſca und die Komteſſe — wer wußte, ob ſie nicht darauf warteten.

Sie ließen alle mündlich Beſcheid ſagen.

Gegen Mittag ging ich in's Bad. Das Mädchen weiſ't mir die Thür und ſpringt davon. Ein Stück Briefpapier, das an der Erde liegt, nimmt meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ich heb' es auf, und ſehe meinen Namen. Eine angefangene Perſonalbeſchreibung von mir, ſonſt nichts — in Gedanken öffne ich die Badethür, und in Gedanken war ich an die falſche gerathen — Geſchrei, weinerliches Gelächter, neues Geſchrei — Francisca ſitzt vor mir im Waſſer, wirft ſich die Haare über den Buſen, und ſpritzt mit dem andern ſchönen Arme mit aller Macht Waſſer auf mich.

Die Situation war ſo unerwartet, daß ich einen Augenblick völlig unentſchloſſen ſtehen blieb — das Mädchen iſt ſchön wie Diana. Am Ende war ich doch ſo frivol eintreten zu wollen, da hörte ich weiblichen Sukkurs die Treppe herunter kommen, der das Geſchrei vernommen hatte. Ich ſchlüpfte raſch in meine Badekammer. Sie war dicht neben der ihrigen, und nur durch eine Breterwand geſchieden. Meine Unverſchämtheit war ſo groß, daß ich ein Geſpräch anknüpfte; ſie erwiederte kein Wort.

„Ich ſehe Sie durch eine Wandritze, ſchöne Franciſca!“

Kein Wort. Es war übrigens nicht wahr.

Nach einer kleinen Weile hör' ich ſie an die Wand klopfen. „Wenn die Sache herumkommt, und ein Menſch davon ſpricht, Graf, ſo haben Sie das Vergnügen, mich auf der Stelle zu heirathen, oder ich laſſe Sie todt ſchießen.“

„Bravo, ma belle!“

Ich trieb meine Späße noch fort, erzählte ihr, wie wir uns einrichten, wohin wir reiſen wollten. Sie ſchwieg hartnäckig, und bald hörte ich ſie gehn.

Als ich bald darauf auch ging, ſah ich den alten Kavalier vor mir die Treppe hinaufſteigen. Ich blieb beſtürzt einen Augenblick ſtehen, und ließ ihn fort. Wenn der neben mir gebadet hatte, ſo könnte er das Meiſte gehört haben, und der Skandal konnte in der nächſten Stunde fertig ſein.

Ich kam auf die Wieſe. Die Komteſſe ſaß unter den Bäumen, Franciska ſtand vor ihr. Als ſie mich kommen ſah, ging ſie ſchnell davon. Die Komteſſe ſah erſtaunt bald auf die Gehende, bald auf mich, den Kommenden, und es war mir, als knittere ein ängſtlicher Schmerz über ihre Augen hin.

Plötzlich ernſthaft geworden, ſetzte ich mich zu ihr. Aber wir fanden beide eine lange Zeit keine Worte, und doch war die Pauſe nicht ängſtlich, wir ſchienen's beide zu wiſſen, daß wir mit einander beſchäftigt ſeien.

„Die Menſchen ſind doch eigentlich arge Kinder, und die klugen eigentlich die lächerlichſten,“ ſagte ich endlich halb vor mich hin, „ſie meinen alle, ihr Geſchick zu machen, und es wird doch das Meiſte, und wenn ſie durchaus ſelbſt recht viel zuthun wollen, ſo zeugen ſie meiſt das Schlechteſte. Man ſollte nichts ſtudiren als die Neigungen, denn ſie beſtimmen Alles, und wenn man noch ſo fein richtig geht, und es kommt eine Neigung dazwiſchen, da wird der Weg plötzlich anders hinausgewieſen. Die Romane ſind eigentlich die wichtigſten Bücher, und es iſt ein Zeichen, wie ſehr die Welt noch zurück iſt, daß ſie ſo wenig natürliche, einfach richtige Romane hat. O, die wunderlichen Neigungen! Mit jedem Schritte können wir vor einer neuen Welt ſtehen.“

„Man darf aber gar nicht viel von ſolchen Dingen reden, ſonſt legen die Leute all' die Hände in den Schooß, und es iſt alle Illuſſion dahin, das Experiment des Herrgotts mit uns kommt in's Stocken — warum tragen Sie jetzt immer weiße Kleider, Komteſſe?“

Sie lächelte einen Moment, dann wurde ſie wieder ernſthaft, nickte ein paar Mal mit dem Kopfe und ſagte halblaut: „Ja — ja.“

Nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: „Erinnern Sie ſich wol, Alphons, unſers Geſprächs über die Liebe, wir gingen nach dem Frühſtück promeniren; ich habe Gelegenheit und Veranlaſſung gehabt, viel darüber nachzudenken. Sie werden ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, was mir in dieſen Tagen für ein Buch vor die Augen gekommen iſt — Werthers Leiden. Ich hatte gar nicht die Abſicht, ſie zu leſen, und ſah abſichtslos das alte gelb gewordene Titelblatt an, und wendete es um — die alten Lettern und dies ganze Aeußere machten mir den Eindruck, als ſeien die Dinge jenes Buchs nun längſt veraltet. So las ich die erſten Zeilen, und las weiter, und die Erde wurde mir ſo grün und lebendig, es war, als ob mein alter Großvater wieder ſpräche, der ſo klug war, und mir immer erzählte und gute Lehren gab. Ich hatte im Stehen das halbe Buch geleſen, als mich die Mama weckte, und ich hab' es kaum erwarten können, daß ich wieder zu dem Buche käme, es iſt Alles ſo ächt davon — jetzt hab' ich es eben ausgeleſen."

Sie ſeufzte. Ich wußte kein Wort zu ſagen, es paßte nicht einmal, ihr zu erzählen, daß ich Meiſter und Fauſt alle Jahre und Werther alle zwei Jahre einmal läſe. „Und doch hat das Buch etwas Peinigendes" — fuhr ſie nach einer langen Pauſe fort — „aber wahr — wahr. — Ich glaube, in meinem Leben nicht ſolchen Schmerz empfunden zu haben, als heute. — — Wer die Welt ganz kennte! — Adieu, Alphons, meine Mutter iſt unwohl, und hütet das Zimmer." —

Damit reichte ſie mir die Hand, die ich heftig küßte, und ging nach dem Hauſe. Ich blieb neben ihr bis auf den Saal, ohne daß wir ein Wort darüber ſagten. Oben wendete ſie ſich zu mir, gab mir noch einmal die Hand, und ſagte unendlich ſanft: „Gehen Sie." —

Ich drückte mir die Hand in's Antlitz, und ich fühlte einen leiſen Druck ihrer Finger. Sie zog ſie aber bald hinweg, fuhr mit dem Taſchentuche nach ihrem Geſicht, ging nach der Zimmerthür, und winkte mir, ohne ſich umzuwenden, noch einmal mit der Hand zum Fortgehn.

Sie verſchwand in der Thür; ich eilte die Treppe hinunter, und weiß nur noch, daß mir der Sonnenſchein draußen unpaſſend vorkam. —

Laß mich etwas ruhn.

Die Komteſſe hatte mich vorher niemals Alphons genannt.

Das Intereſſe, was wir in einem weichen Charakter vor uns angeregt ſehn, was ſich zurückzieht und im Stillen wirkt, ſcheint mir viel gefährlicher als jene laute Leidenſchaft ſtürmiſcher Naturen. Man behält ſo viel zu dichten dabei, und das iſt es — der Menſch iſt ſich ſelbſt immer am gefährlichſten. Die Eitelkeit ſpielt uns täglich Streiche, und die Eitelkeit iſt ſchlimm, wenn man ihrer nicht gedenkt, und ſchlimm, wenn man ihrer gedenkt. Sie macht alle Rechnungen fehlerhaft.

Es lag wieder ein Liebesbrief auf meinem Tiſche, ſo weich, ſo einſchmeichelnd, als ſpräche ihn die Komteſſe mit ihrer ſanften Stimme.

Aber eben ſo wichtig als all' dieſe Dinge iſt mir folgende Entdeckung geworden. Sie betrifft jenen alten Onkel, deſſen ich wol ſchon einmal gegen Dich erwähnt habe, und ich bin doch ſchon ſo objektiv geartet, daß ich meine perſönlichen Dinge auf eine Zeitlang zu vergeſſen weiß.

Du erinnerſt Dich wol, daß ich eine kleine Schatulle bei mir führe, welche voll alter Familienpapiere iſt; auch das Bild meiner Mutter befindet ſich darin. Ich war heute in einer weichen Stimmung, die mannigfachſten Liebesäußerungen der Welt lagen vor meinem Herzen, und es drängte mich, in das liebe Auge meiner Mutter zu ſehn. Das Bild lag mitten in der Korreſpondenz jenes Onkels, die ich bisher, wunderlich genug, nicht beachtet hatte. Zufällig haftete mein Blick auf dem Anfange eines Briefes, die Sache feſſelte mich, und ich habe ohne Unterbrechung alle dahin gehörigen Briefe durchgeleſen.

Wahrlich, Blanca, Liebesbriefe ſind die ächteſten Quellen der Weltgeſchichte. Darin geben ſich die Menſchen noch am Erſten natürlich.

Die Korreſpondenz des Onkels enthält im Weſentlichen Folgendes — es ſind nämlich, daß ich nicht vergeſſe, Dir den Zugang zu eröffnen, Briefe von zwei Frauen, welche Amalie und Claudia genannt werden.

In der Tanzſtunde hat der Onkel die Bekanntſchaft eines bürgerlichen Mädchens gemacht. Sie hat ſehr ſchön getanzt und iſt voll Geiſt geweſen; zwar einige Jahre älter als der Onkel, aber von ſehr intereſſanter, eindringlicher Geſichtsbildung. Der Onkel iſt näher mit ihr bekannt geworden, ſie hat ihn angezogen, ohne daß er ſich ſelbſt gefragt, ſich ſelbſt Rechenſchaft gegeben hätte, ob und was er für ſie empfinde.

Die Tanzſtunden ſind zu Ende gegangen, der Frühling iſt gekommen, der Onkel hat Amalien Wochen lang nicht geſehen, und ihrer beinahe vergeſſen. Da geht er eines Tages bei einem Spaziergange vor der Stadt an einem Garten vorüber, und hört einen der Kontretänze ſingen, welche in der Tanzſtunde gewöhnlich geſpielt worden waren. Er bleibt ſtehen, ſieht durch den Gartenzaun, und erblickt Amalien. Sie iſt's, welche ſingt. Er begrüßt ſie, Amalie iſt ſehr erfreut, ihn zu ſehen, ſie unterhalten ſich an der Gartenthür auf das Angenehmſte. Amalie invitirt ihn, einzutreten, ſie promeniren durch die ſchattigen Gänge des Gartens, und er wird durch die leichte Lebhaftigkeit des Mädchens auf das Beſte unterhalten. Plötzlich bleibt ſie ſtehen, horcht, und erklärt, daß ſie ihren Vater kommen höre, daß er ſehr ſtreng ſei und es ihr ſehr verargen würde, fände er ſie mit einem jungen fremden Manne allein im Garten. Sie nöthigt den Onkel, ſich in einer dichten Laube zu verbergen.

Dieſe Lage verſetzt ihn plötzlich in eine ganz andere Stimmung zu dem Mädchen, und als ſie zurückkommt und ihn, dankend für ſeine Folgſamkeit, von freien Stücken auf den Mund küßt, iſt er plötzlich in ein Verhältniß zu dem Mädchen hineingehoben, an das er vorher nicht gedacht hat.

Er kommt täglich wieder, und findet Amalien täglich in jener Laube. Die Neigung wächſt durch Küſſe und Verborgenheit, Amalie muß ihm den Gartenſchlüſſel verſchaffen, ſie ſehen ſich des Nachts in jener Laube.

In einer warmen Sommernacht überraſcht ſie ein heftiges Gewitter, der Blitz ſchlägt in das Gartenhaus; ehe ſie flüchten können, iſt der Garten mit Menſchen erfüllt, der Feuerſchein leuchtet bis tief in die Laube, es bleibt ihnen nichts übrig, als auf's Geradewohl durch die Menge zu entweichen. Sie wollen ſich eben im Baumgange trennen, weil ſie Geräuſch hinter ſich hören — es iſt der Bruder Amaliens, welcher nach einer Feuerſtange in den hintern Theil des Gartens geſprungen war. Er erkennt die Schweſter, hat es geſehn, wie ſie dem Onkel die Hand gereicht hat, wie dieſer ſeitwärts über die Beete davon geeilt iſt, ſie wird genöthigt, ihr Verhältniß einzugeſtehen.

Der heftige Bruder hat noch im Garten ſeinen Zorn gegen die Schweſter unzweideutig geäußert, die Menge hat Stoff zu Kombinationen erhalten, und ſchon die andern Tage ſind die ſkandalöſeſten Dinge über Amalien Stadtgeſpräch geweſen.

Der Vater des Onkels hat mit Entrüſtung eine Verbindung unterſagt, welche der Onkel jetzt aus doppelten Gründen, aus geſteigerter Neigung und um Amaliens Ehre herzuſtellen, lebhaft erbitten wollte.

Die Lage der beiden Liebenden wird jetzt auf das Aeußerſte peinlich, ſie hören Wochen lang nichts von einander. Des Onkels Neigung wird unaufhaltſame Leidenſchaft. Amalie macht endlich einen Weg ausfindig, in geheime briefliche Mittheilung mit dem Onkel zu treten. Sie beſchließen zu fliehen und ſich trauen zu laſſen.

Es geſchieht. Der Onkel wird von ſeinem Vater enterbt, und lebt in den kümmerlichſten Umſtänden mit ſeiner jungen Frau. Ein Kindbett zerſtört Amaliens Geſundheit; ohnedies ſchon älter als der Onkel, entbehrt ſie bald jedes körperlichen Reizes für ihn. In Verſuchen, ſeine äußere Stellung zu verbeſſern, macht er eine Reiſe nach der Reſidenz — die blühende Welt, welche ſich dort unter ſeinen Augen herum bewegt, macht ihm ſein fertiges, abgeſchloſſenes und ſo reizloſes Leben noch empfindlicher.

Die Briefe aus der Reſidenz an Amalien ſind höchſt merkwürdig; ſtatt der Zärtlichkeiten, welche man von einem jungen Ehemanne erwarten ſollte, enthalten ſie Spekulationen über die geſellſchaftlichen Zuſtände, namentlich über die Ehe und deren mangelhafte Einrichtung. Amalie antwortet wenig, aber hinter jedem Worte ſieht man die Thräne.

Als er zurückgekehrt, findet er ſtatt ſeiner Frau einen Brief, worin ſie ihre Einwilligung gibt, daß die Ehe zwiſchen dem Onkel und ihr aufgelöſt werde.

Ihre Spur iſt nirgends aufzufinden, der Onkel iſt troſtlos, er klagt ſich auf das Härteſte an, er ſucht überall nach ihr.

Der Zufall führt ihn eines Tages in ein abgelegenes Dorf —

Aber ich muß aufhören, bin todtmüde; es iſt tief in der Nacht.

15.

Ich will heut' nicht zum Brunnen gehen, um an Dich zu ſchreiben.

Was ich mit jenem Dorfe gewollt habe, iſt mir entfallen. Der Vater des Onkels hat dieſem verziehen, als er vernommen, daß dieſer allein lebe, hat ihn ſelbſt abgeholt und dem Wiedergefundenen alles Gute und Liebe angethan.

Des Onkels Weſen iſt aber innerlich zerſtört, Amaliens leidendes Geſicht verläßt ihn nicht mehr, er trifft unter der Hand tauſend Anſtalten, ihren Aufenthalt zu erfahren. Mit Aufopferung und aller Selbſtverläugnung will er ihr von Neuem angehören.

Alles Bemühen iſt umſonſt; es wird nicht die kleinſte Spur von ihr entdeckt.

Es vergehen Wochen, Monde, Jahre — der Trübſinn weicht nicht von ihm. Gleichgültig ſteht er am Sarge des Vaters, gleichgültig tritt er in die Herrenrechte über große Beſitzungen.

Gegen Gewohnheit folgt er eines Tages der Einladung auf ein benachbartes Schloß, wo ſich große Geſellſchaft zuſammenfindet. Eine hochgewachſene, ſchöne Dame iſt die Königin des Feſtes, es iſt eine reiche, junge Wittwe aus der Nachbarſchaft, Namens Claudia. Sie zeichnet ihn aus, ſie intereſſirt ihn. Als man ſcheidet, bittet er um die Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen. Die Bitte macht ſie verlegen, ihre Antwort iſt ungenügend, ja unhöflich, er weiß ſich nicht auszufinden. Das Ablehnen war indeſſen ſo geſchehen, daß der Onkel leicht erſehen konnte, die Gründe lägen nicht in ihr, ja, es geſchähe ſehr ungern von ihrer Seite. Er ſchreibt deshalb an ſie, denn die pikante Lage der Dinge reizt ihn ſehr. Claudia antwortet zurückhaltend, ausweichend, der Onkel ſchreibt wieder, es kommt eine eifrige Korreſpondenz in Gang, und durch halbe Verneinungen, halbes Zugeſtehn, durch kleine Nebenphraſen und dergleichen ſtellt es ſich ihm denn am Ende heraus, mit welch' wunderlichem Weſen, welch' wunderlichen Gründen er zu kämpfen habe. Claudia iſt bürgerſtolz, prüde, furchtſam und beſchränkt: ſie ſcheut auf das Aeußerſte die Verbindung mit einem vornehmen Adligen, alſo auch das Entree zur Möglichkeit einer ſolchen Verbindung, ſie wohnt auf dem Gute allein, und geſtattet es ihrer Anſtändigkeit nicht, einen Mann zu empfangen, ſie fürchtet den Onkel wegen ſeiner frühern Verbindung mit Amalien, über welche ſie die bedenklichſten Gerüchte erfahren, ſie hält ſein Verhältniß zu dieſer ſeiner erſten Frau für keineswegs ſo weit gelöſt, daß er zu einer neuen Heirath berechtigt ſei. —

Es iſt nicht zu verkennen, daß der Onkel, durch die Schwierigkeiten gereizt, förmliche Deklarationen gemacht hatte, Claudia war ihm in Geſellſchaften öfters wieder begegnet; es iſt kein Zweifel, daß von beiden Seiten die entſchiedenſte Neigung da war, ſo ſehr auch die Briefe Claudia's der unzweifelhaften Bezeichnung dieſer Zuſtände ausweichen.

Ueber dieſen Dingen verliert der Onkel das Forſchen nach Amalien eine Zeitlang völlig aus den Augen — da erhält er eines Tages einen Brief, der dieſe Sorge plötzlich lebhafteſt wieder aufweckt. Er iſt von dem Schulzen eines Dorfs in der Nähe jenes Städtchens, wo er mit Amalien gelebt hatte. In jenes Dorf war er einmal auf ſeinen Irrfahrten nach der Verſchwundenen gerathen, und hatte den Schulzen ausgefragt. Dieſer, ein rühriger, anſchlägiger

Mann, hatte ſich erinnert, daß ein kleiner Einſpänner an einem heißen Mittage hinten um's Dorf herum gefahren ſei, er habe beim Brunnen am Hinterthore geſtanden, und ein Eckchen Klee gemäht für die Kühe, weil ſie ſeit ein paar Tagen mit der Milch nachgelaſſen. Vor ſeinem Hinterthore nun habe der Einſpänner gehalten, und eine kränkliche Frau habe die Leimwanddecke des kleinen Korbwagens aufgeſchlagen und ihn um einen Trunk Waſſer gebeten. Den hab' er ihr denn auch gebracht, da gerade kurz vorher ſeine Alte den kleinen Bierkrug für ihn gebracht habe. Und da hätte ſie getrunken und auch der kleine Bube, den ſie bei ſich gehabt, hätte getrunken.

Auf dieſe Nachricht hatte der Onkel ſogleich weiter geforſcht, aber in der nahen Haide war alle weitere Spur verloren gegangen.

Jetzt ſchrieb nun dieſer Schulze, ein durchreiſender Herr, mit dem er über dieſes und jenes geſprochen und dem er ſo diskurſive auch jene Geſchichte erzählt, habe ihm geſagt, das ſei gewiß die Frau geweſen, die jetzt in der nahen Fabrikſtadt wohne, und zwar bei ihrem Bruder und unter ihrem Familiennamen. Es ginge ihr ſehr gut und ſie ſähe ſehr munter aus und der Bruder ſei ſehr reich.

Der Onkel reiſ't auf dieſe Nachricht ſogleich hin, ſteigt im Gaſthofe ab, erkundigt ſich, findet Alles, wie es der Schulze geſchrieben, und ſetzt in Eile ein Billet an Amalien auf, um ſie vorzubereiten. Es iſt ihm, als käme ſeine früheſte Jugend wieder, er hofft einen Sohn zu finden, und das Weib ſeiner erſten Zärtlichkeit, und der Stein iſt von ſeinem Herzen, daß Amalie darbe — ihr Bruder iſt ein reicher Fabrikherr.

Er erkundigt ſich im Gaſthofe auf das Genaueſte — Alles trifft zu, Amalie wohnt ſchrägüber in einem großen Hauſe. Die mannigfaltigſten Gefühle durchſtürmen ihn, er weiß ſich nicht klar zu machen, was er will, was er wünſcht, nur eine Empfindung ſteht in all' dem Wirrwarr deutlich vor ihm: er werde in Kurzem ſein Kind umarmen.

In dieſem Zuſtande ſetzt er ſich an den Tiſch und ſchreibt mit flüchtiger Hand an Amalien, wie er ſie geſucht, wie er ſie endlich gefunden, wie er voll der beſten Glückeshoffnung ſogleich zu ihr eilen werde, wenn dieſe Zeilen erſt alle zu jähe Ueberraſchung verhütet hätten. Haſtig nimmt er ſich kaum die Zeit, das Blatt halb zu verſchließen, adreſſirt es mit dem Namen ſeiner Frau und ſchickt den Kellner damit hinüber.

Warum hab' ich denn eigentlich erſt geſchrieben? fragt er ſich — iſt es nicht Unnatur, daß ich zögere, daß ich nicht ohne Verweilen hinüber fliege, mein Weib und Kind in die Arme zu ſchließen — er greift unſchlüſſig nach dem Hute, der auf dem Fenſterbrete ſteht. Dabei fällt ſein Auge hinüber auf das Haus ſeines Schwagers, er ſieht, daß ſich der Kellner mit ſeinem Briefe eben der Thüre nähert, daß ein großer, ſtarker Mann daraus hervortritt, den Brief an ſich nimmt, Adreſſe und Siegel betrachtet, das Papier aufreißt, eine heftige, zurückweiſende Geberde gegen den Boten macht, und ſchnellen Schrittes in das Haus zurückeilt.

Langſam kommt der Kellner zurück: der Herr Bruder der Dame habe ihm den Brief abgenommen, und mit vieler Heftigkeit geſagt, die nöthige Antwort werde ſogleich da ſein.

Der Onkel iſt in der peinlichſten Lage: er kann ſich jetzt nicht mehr entſchließen, hinüber zu gehen, und das Warten hält ihn auf der Folter; er läuft in den Garten des Hotels hinab, und rennt unruhig in den Gängen hin und her, immer nach fünf Minuten im Hauſe fragend, ob noch keine Antwort da ſei.

So vergeht beinahe eine halbe Stunde, der Angſtſchweiß ſteht dem Onkel auf der Stirn, er kommt ſich wie ein Verbrecher vor, und kann ſich doch nicht beſinnen, was er verbrochen habe; er findet es thöricht, daß er nicht hinübereile, und kann ſich doch nicht entſchließen —

Da tritt ein Mann in den Garten, er hat eine dunkelblaue Schürze umgebunden, kommt auf ihn zu, und übergibt ihm mit den Worten: „Hier iſt die Antwort" einen Brief.

Der Onkel reißt ihn haſtig auf, und bemerkt es kaum, daß der Mann wieder fortgeht. Es iſt Amaliens Hand. Die Worte des Briefes lauten:

> „Ihr Kind iſt längſt todt. Ich habe im ſtillen bürgerlichen Wirken bei meinem Bruder die nöthige Ruhe für's Leben wiedergefunden, die Sie mir genommen hatten. Geſtatten Sie mir ſo viel Theilnahme, mich nicht wieder aufzuſtören.

Mein Bruder haßt Sie; möge Sie das veranlaſſen, dieſen Ort ſobald als möglich zu meiden."

„Amalie."

In den vor mir liegenden Briefen ſagt der Onkel, er erinnere ſich keines einzelnen Gedankens und Zuſtandes aus den Stunden und Tagen, welche dieſem Augenblicke folgten. Es ſei nicht jener dumpfe Schmerz der Verzweiflung geweſen, der einen Menſchen ergreift, wenn er plötzlich Alles verloren ſehe. Ein ſtarker Beiſatz von Zorn möge thätig geweſen ſein, der Mund habe ihn noch lange nachher geſchmerzt vom Aufeinanderpreſſen der Zähne.

Zufällig gerieth er auf der Reiſe in einen wenig beſuchten Badeort, der ſtill und heimlich zwiſchen großen Buchenbäumen liegt. Hier blieb er eine Zeit lang, um ſich auf die Welt und ihre Dinge, und auf das zu beſinnen, was nun zu thun ſei. Es vergingen mehrere Wochen, er ſaß des Morgens vor dem großen Baume an ſeiner Thür, ſah gedankenlos die Spaziergänger an, ging ſelbſt ſpazieren, las Bücher, antwortete, wenn man ihn fragte, und war doch todt für Alles.

An einem trüben Morgen, als ihn ſein Bediente fragt, ob ſie nicht bald wieder nach Hauſe reiſen würden, erwachte er aus ſeinem Zuſtande, ſetzte ſich in den Wagen und fuhr heim. Einen dichten Schleier warf er auf dieſen Theil ſeiner Vergangenheit, ſie war abgemacht, verarbeitet in ſeinem Innern, und das Bedürfniß zu leben weckte wieder allerlei Hoffnung in den Winkeln ſeines Herzens. Die Hoffnung iſt der Blutumlauf des menſchlichen Geiſtes, der bei einiger Geſundheit immer thätig iſt. Es regt ſich bei den meiſten, auch nur halbwohlen Menſchen hie und da eine plötzliche, raſche Empfindung wohliger Behaglichkeit: ſie iſt das ſchönſte Erinnerungszeichen, daß wir leben, und eben ſo fliegen oft plötzlich durch unſern Geiſt die buntbefiederten Vögel der Hoffnung, und ohne daß wir eigentlich wiſſen warum, ſind wir wieder voll Lebensluſt.

Das iſt ein weiſes Geheimniß der Schöpfung, es iſt der Reiz. Ohne dieſe Schwungkraft gäbe es für den Menſchen keine dauernde Exiſtenz.

Das Bild jener Claudia trat dem Onkel vor die Seele, und ſomit war die Elaſticität ſeines Weſens wieder gewonnen. Was ihr ein Hinderniß geweſen, das Verhältniß zu Amalien, war ja nun völlig gelöſt; ſobald er zu Hauſe angekommen war, ſchrieb er an ſie, und ſchüttete ſein ganzes Herz vor ihr aus. In dieſem Briefe erzählt er ihr Alles, was ſich mit ihm zugetragen, das Auf- und Abwogen ſeiner verſchiedenartigen Empfindungen namentlich in den letztvergangenen Situationen; wie er ſein Herz anfänglich beruhigt habe mit den hiſtoriſchen Familienpflichten, welche ſein Leben in Beſchlag nähmen, wie er ſich auf ein karges aber friedliches Familienleben faſt gefreut habe. Nach der Kataſtrophe und nachdem Alles in ihm beendigt geweſen ſei, habe ihn eine ſanfte Beruhigung ergriffen, daß Alles ſo beſſer wäre, daß Amalie ihn nimmer geliebt haben könne, da ſie ihm ſo harte Worte geſchrieben, daß er einem ärmlichen, peinigenden Zuſtande entronnen ſei. Und nun flattre das Bild der theuren Claudia wie die leibhaftige Hoffnung und Freude vor ſeinen Augen, nun ſei er frei und ledig, und ſie dürfe das lebhafteſte Geſtändniß ſeiner Liebe ungeſcheut annehmen.

Claudia antwortet ihm in einem ſanften, weichen Briefe das Traurigſte, was man ſich denken kann. Sie hätte ſo lange aller Nachrichten von ihm entbehrt, die Ihrigen wären immer dringender geworden, einem unbeſcholtnen, vermöglichen Manne, der um ſie geworben, ihre Hand zu geben, ſie hätte ſich endlich dazu entſchloſſen, und den Tag nach Abgang dieſes Briefes würde ihre Hochzeit gefeiert. Sie läugne nicht, daß die Vorſtellungen der Ihrigen viel dazu beigetragen hätten, daß es ihr dadurch immer einleuchtender geworden wäre, wie nur ganz gleiche Stände zur Ehe für einander paßten. Sie ſei von niedrigem, unbedeutendem, der Onkel aber von hohem Adel, das Verhältniß ſei eben auch nur um ein Wenig beſſer als das zu Amalien. Auch möge er nicht einwenden, daß es noch Zeit ſei, da bis jetzt nichts als eine vorläufige Verlobung ſtatt gefunden habe: die Sache ſei vor der Welt bekannt, und dem ehrlichen Manne, ihrem braven Gatten, müſſe ſie Wort halten.

Und doch geht durch den ganzen thörichten Brief eine ſehnſüchtige Liebe zum Onkel.

Hier hören die Briefe eine Zeitlang auf —

das Unglück des Onkels mag man ermeſſen. Nach einigen Monaten folgen aber plötzlich eine Menge der leidenſchaftlichſten Briefe vom Onkel, worin er ſie auf das Stürmiſchſte beſchwört, ihre Ehe zu löſen, ihm anzugehören. Sie ſendet ihm all' die Briefe zurück, und auf einem kleinen Zettel finden ſich nur etwa fünf Zeilen von ihr, in denen ſie ihn flehentlich bittet, ihre Ruhe zu ſchonen, und ſie ihren Pflichten zu überlaſſen.

Seine Leidenſchaft iſt aber einmal im Sturme; nichts hält ihn ab, nach ihrem Wohnſitz zu reiſen. Sie wohnt in einem Landhauſe, an deſſen Garten ein Fluß vorübergeht, der Garten ſelbſt geht von beiden Seiten bis an die Front des Hauſes, die Heerſtraße läuft dicht an Haus und Garten vorüber, eiſerne Gitter vor dem Garten laſſen den Vorüberreiſenden weit hineinſehen.

Der Onkel läßt ſeinen Wagen langſam

fahren, als er an das Gitterwerk kommt — eine weibliche Geſtalt geht unter den Bäumen hinab nach dem Fluſſe zu — es iſt Claudias Geſtalt — er fährt ſchnell vorüber, ſpringt vom Wagen, ſucht und findet einen Kahn, rudert ſich zum Garten hin, ſteht plötzlich vor Claudia unter den dichten Bäumen des Ufers. Sie iſt äußerſt erſchreckt, faßt ſich aber ſchnell, und ſpricht mit dem innigſten Ausdrucke, mit einem Blicke, vor welchem der Onkel in die Kniee ſinkt, er möge ſich die Ehre ſeiner Claudia theurer ſein laſſen. Mit den glühendſten Worten ſchildert er ihr ſeine Liebe; die Thränen fließen ihr über die Wangen — „und wenn Sie mich lieben" — ſagt ſie mit brechender Stimme — „ſo verlaß mich für jetzt und immer." — Der Onkel, in welchem plötzlich eine wunderbare Veränderung vorgeht, ſagt zum erſten Male: „Ja, das will ich," ergreift ihre Hand, um ſie zum letzten Mal an ſeine

Lippen zu drücken, und ſie liegen ſich ſchluchzend in den Armen, ohne daß ſie wiſſen, wie es geſchehen, ſie herzen und küſſen ſich und weinen dabei auf das Süßeſte und Bitterſte.

Wunderlich genug iſt's, der Onkel, welcher ſich zuerſt ermannt legt ihre Hand auf ſeine Augen und ſpricht: „Dein Wille geſchehe, das war der einzige Augenblick unſres Lebens, ich will Dich nicht wiederſehn“ — damit geht er nach dem Ufer, leiſe ruft Claudia noch einmal ſeinen Namen, er wendet ſich, aber ſie winkt ihm mit der Hand, zu gehen.

Und er geht, und hat ſie nicht wieder geſehen.

Es finden ſich noch viel Briefe an Claudia, die wahrſcheinlich alle nicht abgeſchickt worden ſind. In dem erſten von dieſen iſt jene letzte Begebenheit erzählt, in den ſpäteren finden ſich die bitterſten Klagen über das Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft, über das unglückbringende Abſperren durch Ehe und Standesverhältniſſe. Am Ende ſchrumpfen die Briefe zu kleinen Aphorismen zuſammen, welche unſägliche Bitterkeit, ja oft tödtlichen Haß in wenig Worte zuſammendrängen.

Wie der arme Onkel darauf in die weite Welt gegangen iſt, wie er ſeinen Groll auf die wunderlichſte Weiſe am Adel und an der Ehe an den Tag gelegt hat, weißt Du ſchon, ich habe Dir, glaub' ich, in der erſten Zeit meines Hierſeins einmal davon geſchrieben. Ich ſchließe haſtig, die Sache hat mich unglaublich angegriffen.

16.

Könnt' ich Dir doch beſchreiben, Blanca, welch' eine rege Veränderung mit mir vorgegangen iſt. Aber ich kann es nicht. Es geht mir wie Einem, der in eine dunkle Höhle gerathen iſt, er fühlt, daß ihn Näſſe und Kälte ergreifen, aber er weiß nicht, er ſieht nicht, woher beide kommen.

War es nicht doch Leichtſinn, daß ich mich immer ſpottend und lachend über die geſellſchaftlichen Einrichtungen hinwegſetzte, iſt es nicht am Ende Unrecht, ſie Zufälligkeiten zu nennen, ſind ſie vielleicht wirklich natürliche, nothwendige Ergebniſſe der Länder wie Bäume und Kräuter? Muß man nicht prüfen, ob denn unſre Bildung, die zehn verſchiedenen Völkern und Zeitaltern entlehnt iſt, für unſer Volk, für unſer Zeitalter paſſe? Muß man nicht zu Hauſe ſeine Landesſprache reden, um nicht ſich und ſeine Umgebungen ohne Noth zu verwirren? Paßt unſer Liebesjonien nach der Lauſitz? Iſt nicht Humanität der Gegenſatz von allem Egoismus, und iſt es nicht Egoismus, ein Leben zu führen, was mit allen Umgebungen disharmonirt, um uns größere Freiheit zu ſchaffen, ein Leben, deſſen Geſetzloſigkeit eben ein Diebſtahl an der uns umgebenden geſetzlichen Form iſt? Zerſtört es nicht auch die Ruhe und behagliche Sicherheit, die erſten Bedingungen jeder Art am Glück.

Man hat nichts Deutliches und Klares mehr vom Onkel gehört, aber was man hörte war unerſprießlich — es war ſein Geſchäft, die Menſchen zu ſtören. Wie kann es ihm ſelbſt dabei wohl ergehn! Es kann ja in der Welt kein Zuſtand allein exiſtiren; das, was in unſre

Nähe kommt gibt ihm die Farbe. Wir ſind ja in allen Dingen Geſchöpfe, die von außen her Alles werden. Es iſt wie mit der Witterung: wir können nicht im Regen ausgehn, ohne naß zu werden.

Ein Heer ſolcher Gedanken bewegte ſich in mir, es war mir wie einem Seiltänzer zu Muthe, der jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren fürchtete. Gehen wir vielleicht, Blanca, auf einem Seile?

Du kennſt meine Unart, und haſt ſie oft getadelt, wie ich mich einem neuen Intereſſe, das mich feſſelt, ſei's ein Buch oder eine Idee oder ſonſt etwas, ſo ausſchließlich hingebe, bis ich es erſchöpft habe, wie ich Alles Andre darüber vernachläſſige. Du haſt Recht: es iſt ein leidenſchaftliches Unmaaß. So hatte ich denn auch hier zwei Tage lang Karlsbad und meine Bekanntſchaften vernachläſſigt, und war nicht von meinem Zimmer gekommen. Für alle Nachfragen hieß es, ich ſei verreiſt. Der Liebesbrief blieb aber nicht aus, und war, ſonderbar genug, als ob er meine Stimmung kenne, ernſter, ich möchte ſagen höher gehalten, als die früheren, er klang faſt wie eine poetiſche Reſignation. Franciska war die erſte der ich begegnete. „Leben Sie noch, Sie Böſewicht, und wir glaubten, Sie ſeien über alle Berge!“ So rief ſie mit großer Lebhaftigkeit und hing ſich an meinen Arm, und war ſo naiv, ſo lieb und ſchmeichelnd, wie ich ſie lang nicht geſehn. Es war Niemand in der Nähe, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr einen Kuß zu nehmen. Sie gab mir ihn mit Herzlichkeit zurück, machte ſich aber dann von mir los, und ſagte mit einem gar wunderlichen Ausdruck, der mich ſogar einen Augenblick befremdete: „Noch ſind wir keine deklarirten Hochzeitsleute, wir müſſen uns ein wenig geniren, weil das ſo Mode iſt.“ —

Vor dem Hauſe der Komteſſe ſaß eine

Geſellſchaft, Alle riefen erſtaunt: „Und Sie ſind noch da!“ — Alle hatten geglaubt, ich ſei sans adieu wie ein Holländer davon gegangen. Die Komteſſe war haſtig aufgeſtanden, ich ſah’s, wie ſie die Farbe wechſelte, die Augen leuchteten, ſie kam auf mich zu, und gab mir die Hand. Sie ſah dabei ſo lieb, ſo unausſprechlich ſtill glücklich aus, daß ich mein Auge nicht von ihr wenden konnte. Ich erfuhr jetzt, daß namentlich der alte Kavalier überall verſichert hatte, ich ſei plötzlich abgereiſt. Wo iſt er? — Seit vorgeſtern Morgen hat ihn Niemand geſehen.

Wie das zu gehen pflegt, ſo ward meine Unſitte eine kleine Weile mit der größten Lebhaftigkeit beſprochen, dann kam etwas Anderes auf’s Tapet, und nach einer halben Stunde ſchien’s als ob mein Verſchwinden ſchon ein Jahr alt ſei. Und es iſt ein Hauptreiz der höhern Geſellſchaft, und ein Hauptgrund, warum ſie ſchwere Menſchen ſo leer macht, daß nichts tiefe Wurzeln ſchlägt, und der Menſch wie auf ſchnellem Wagen vorüberrollt.

Die Geſellſchaft verlor ſich, es war ſpät geworden, auch die alte Gräſin, deren Kränklichkeit gewachſen zu ſein ſchien, ging in's Haus, mir liebreicher als gewöhnlich Adieu ſagend. Es war mir, als zuckten die Kummerfalten auf ihrer gelben Stirn fragſam, da ſie mir gute Nacht nickte. — Nur die alte unglückſelige Baronin ſaß noch bei der Komteſſe, und wenn mich nicht die Furcht täuſchte, ſo ſprach ſie eben ſo feierlich und erhaben, wie der letzte Liebesbrief. Oh — oh. —

Endlich ging ſie. Die Komteſſe ſah mich liebreich an, und ſeufzte tief auf — „da da, jetzt bin ich das drückende Gefühl mit einem Male los, das mich die beiden Tage gequält hat — Sie müſſen nicht mehr ſo garſtig ſein lieber Alphons.“ So ſprach das gute Kind, und reichte mir die Hand hin. Nicht wahr, ſie iſt lieb und lieber noch als die wilde Franciſca?

Ich wollte ihr eben auf das Herzlichſte erwiedern, als Wilhelm und Franciſca, welche die Wieſe auf und ab gegangan waren, bei uns ſtehen blieben, und unnützes Zeug zu ſprechen anfingen. Es war an keinen ruhigen Augenblick mehr zu denken, und ich ging halb verdrießlich fort.

Es iſt eine milde, ſchöne Nacht draußen. Ich habe Dir das Alles noch eilig niedergeſchrieben, und ich habe noch viel im Kopfe von Betrachtungen über dieſe wunderlichen Zuſtände, es iſt mir aber Alles verworren, es wird mir heiß, wenn ich einzelne klare Gedanken herauswickeln will. Vielleicht morgen; ich will noch hinausſehen in die Nacht, vielleicht kommt mir die Auflöſung des Räthſels, was es mit mir ſoll, in einem kühlen Lüftchen. Es iſt recht thöricht von Dir, Mädchen, daß Du's nicht weißt. —

Am andern Morgen.

Mein Reiſewagen ſteht vor der Thür, ich ſchreibe dies noch ſtehenden Fußes. Geſtern Mitternacht kam ein Expreſſer von der ſächſiſchen Grenze — denke Dir, ein Brief vom Onkel, vom alten Onkel. Ich war verſteinert — er glaubt ſich tödtlich krank, ich ſoll über Hals und Kopf nach Leipzig. Seltſam, ſeltſam; ich reiſe den Augenblick, und nun wirklich **sans-adieu**. Ich ſchreibe Dir gleich aus Leipzig; wenn nicht: der Onkel wohnt im **Hôtel de Bavière**.

17.

Ich habe Dir von Leipzig aus geſchrieben, daß der Onkel nach Berlin vorausgeeilt ſei, und daß Du mir dahin ſchreiben mögeſt. Noch hab' ich keinen Brief von Dir. Wie kommt das? Es ſind ſchon acht Tage, daß ich hier bin. Ach, Blanca, gute Blanca, ſchreibe bald, ich bin ein aufgelöſter Menſch, es ſind die wunderlichſten Dinge vorgegangen. Kaum hab' ich Kraft und Fähigkeit, Dir die Hauptſachen aufzuzeichnen. Ein Schluß, ein Entſchluß iſt noch weit von mir.

Der Onkel iſt — denke Blanka — Niemand anders als der alte Kavalier aus Karlsbad. Er krankt weniger körperlich als geiſtig. „Ein falſches Leben hab' ich geführt," ſpricht er mit ſeinen markdurchdringenden langſamen Worten — „und Du, Neffe, haſt mir die klarſte Einſicht davon gegeben. Wo ſoll es hinaus, dieſes Herumtändeln, Herumliebeln, von intereſſanten Spielen? Weißt Du denn wol, was Du damit anrichteſt? Das Weib iſt halb ſchutzlos in der Welt und trotz aller ſcheinbaren Beſchirmung nur des Mannes Ehre anheim gegeben. Iſt es nicht unwürdig, mit dem Schutzloſen ſein Spiel zu treiben? Und was that'ſt Du anders in Karlsbad? Weißt Du denn, ob das Leben und Glück der Komteſſe oder Francisca's nicht völlig zu Grunde gerichtet ſind durch Dein Verhalten gegen ſie, durch Dein leiſes Anknüpfen, plötzliches Zurückgehn, plötzliches Wiederkehren, kurz durch Dein Kokettiren? Weißt Du es? Kannſt Du es beſtimmen, ob Du nicht namentlich in die zarte Bruſt der Komteſſe den Samen des Todes geworfen? Völlig harmlos war ſie zu Anfang der Saiſon, ſie fügte ſich in alle Launen einer thörichten Mutter, welche ſie gleich einer Waare behandelt, ſie fügte ſich, weil ſie keine Wünſche kannte. Du haſt die Wünſche geweckt — wie wird ſie nun die Forderungen ihrer Mutter anſehn, und weißt Du nun, wie weit das Unglück rennen kann?“ —

„Es iſt ein Frevelmuth der egoiſtiſchen Jugend, die menſchliche Geſellſchaft für eine unbequeme Zufälligkeit anzuſehn, und allen egoiſtiſchen Launen zu folgen ohne Rückſicht, was neben oder hinter ihnen zu Grunde geht. Sie fühlen ſich ſogar noch recht erhaben, wenn ſie dergleichen mit recht eigenthümlichen abſprechenden Räſonnements bekleiden können, ſie dünken ſich ganz beſonders, daß ſie nicht in den Schlendrian paßten, und machen ſich geniale Syſteme. O, dieſer unſelige Egoismus, dieſe bodenloſe Eitelkeit, denn dieſe beide ſind das

Aelternpaar all' der heilloſen Kinder, bringen namenloſes Unglück. Es iſt nicht ſchwer, ſich was Neues zu ſuchen, wenn Einem das Alte nicht gefällt, aber es iſt nicht Recht, ſich einen Zuſtand zu extemporiren, welcher zu allem Uebrigen nicht paßt und ſo alles Uebrige verrückt. Es iſt verdienſtlicher, ſich dem Gewöhnlichen zu fügen, als Ungewöhnliches auszuſtöbern.“

„Ich richte das Alles gegen mich ſelbſt eben ſowohl als gegen Dich, ich bin ſo heftig, weil ich es noch ärger getrieben habe als Du, ich habe abſichtlich zerſtört, wie ein ungezogener Knabe aus Zerſtörungswuth zerſtört. Das iſt ein geſellſchaftliches Unrecht, was nicht zu vergeben iſt. An Deinem Treiben in Karlsbad iſt mir das Verſtändniß aufgegangen; zum erſten Male ſah ich in der Nähe, wohin dies Treiben führe, zum erſten

Male ſah ich die Schlachtopfer hinſiechen. Franciska flatterte noch wie eine Motte um's Licht, die Komteſſe war zerbrochen, man wies mir ein verſchleiertes Mädchen was Dir nachgereiſt war, was Du ebenfalls verlaſſen hatteſt, was mit keinem Menſchen ſprach, was vielleicht eine Beute des Wahnſinns wird.“ —

„Oh, oh über die menſchliche Verblendung, mit Entzücken ſah ich Dir anfänglich zu, wie ein Kind, das die Hände nach dem luſtigen Feuer ſtreckt, und nicht weiß, daß es brennt. Ich half Dir von den bornirten Prinzen, ja ich trieb den Frevel ſo weit, Menſchenleben dabei auf's Spiel zu ſetzen, weil ich kindiſche Duellanten für Kartenfiguren hielt, ach, ich that Alles, was thöricht war.“ —

So ſpricht der Mann den ganzen Tag, Manches verſteh' ich gar nicht, wie die Geſchichte mit dem verſchleierten Mädchen.

Heute hat er mir nun beſtimmt erklärt, ich müſſe die Komteſſe heirathen, und er werde ſogleich deshalb ſchreiben. Bis jetzt hab' ich zu Allem ſtill geſchwiegen. Aber warum ſchweigſt auch Du?"

18.

Iſt es möglich, iſt es möglich, Blanca, Du, Du, Du haſt alle die Liebesbriefe geſchrieben, Du warſt in Karlsbad, Du warſt die verſchleierte Dame, Du ſagſt Dich los von mir, als von einem wankelmüthigen Manne? — da ſteht's, ich hab' es hingeſchrieben, was mich aus allem Sinn und Verſtande heraustreibt. —

Ich kann nichts hinzuſetzen, ich weiß nichts als dieſe Fragen — ſchreibe noch einmal, ob es ſo iſt, dann werde ich's wiſſen, jetzt weiß ich nichts, nichts.

Du biſt hier, und willſt mich nicht erfahren laſſen, wo Du ſeiſt, willſt mich nicht ſehen?

Nun wohl, ich habe abgeſchloſſen mit der Welt, und jetzt bin ich ruhig. Damit ich dem alten Manne wenigſtens eine Freude mache, ſo will ich mich ſeinen Wünſchen fügen. Er glaubt, ſein ganzes Leben wieder gut zu machen durch meine Verbindung mit der Komteſſe. Es iſt ein liebes Mädchen. War Franciska das lebendige, ſchöne Auge, ſo iſt die Komteſſe die Seele des Auges.

Wenn der Onkel ſtill auf dem Sopha liegt und ich auf einem kleinen Stuhle neben ihm ſitze, und hinausſehe durch die Fenſter über die breiten, herzloſen Straßen Berlins, auf welchen jetzt Tag um Tag ein ausdrucksloſer Sonnenſchein liegt, da ſchnürt es mir wol manchmal das Herz zu wie Todesangſt. Ich verſpreche ihm die Heirath, und es iſt mir, als ginge mein Leben zu Ende.

So gehe es denn zu Ende, ich habe es ſelbſt verſcherzt. Meine Neigung zu Dir — ich fühle es jetzt tief — iſt der Kern meines Lebens. Jugendlicher Uebermuth ließ uns mit dem Glücke ſpielen, wir warfen die bunte Kugel in die Luft, und ließen es darauf ankommen, ob ſie uns wieder in den Schooß fallen würde. Gott weiß, wo ſie hingefallen iſt.

Iſt es ein Frevel gegen die Zeit, gegen die Umgebungen, natürliche Zuſtände hervorzurufen, die nicht zur jetzigen Geſellſchaft paſſen, klaſſiſche Liebe ohne Pfaffen und Kontrakt in eine unklaſſiſche Welt zu drängen — iſt es ein Frevel, ich will ihn büßen. Aber bereuen will ich ihn nicht; all' meine alte Stärke iſt mir jetzt wiedergekommen, ich ſterbe heiter auf dem Schlachtfelde.

Lebe wohl, Blanca, o meine ſüße Blanca, lebe wohl. Der Komteſſe will ich Dich ſchildern ſo ſchön, wie Du in mir lebſt, und ſie wird mir geſtatten, Dich zu lieben, auch wenn ich Dich nimmer wiederſehe.

Ihr ſagt mir, ich ſei eitel um und um, und durch und durch, und dieſe Eitelkeit ſei die Mutter all meiner Theorieen und Thorheiten. Ich glaub's Euch, ich glaub's, daß Ihr Recht habt, glaubt mir aber auch, dieſe Eitelkeit ſei nicht ſo ſchlimm, und ſie ſei eigentlich etwas Anderes, wir haben nur kein Wort dafür. Ohne dieſe Eitelkeit mag ich gar nicht weiter leben, ſie iſt die Spannkraft meines Weſens.

Der Onkel treibt mich zur Abreiſe — ich ſchreibe Dir jedenfalls noch in drei Worten Lebewohl. O daß ich Dir dann nicht mehr ſchreiben ſoll, das, das gräbt mir im Herzen umher. Dieſe Briefe waren mein zweites Leben — und unſere hohen Gedanken, wie wir uns Alles ſagen wollten, auch wenn wir nicht treu geblieben wären, ſie waren ja doch wahrlich keine Lügen, Blanca.

In dieſem Augenblicke iſt mir's, als ſei ich Dir immer treu geweſen, als würd' ich Dir's immer ſein. Die Treue iſt ganz gewiß etwas Anderes, als was die Leute ſo nennen. Nicht wahr, Blanca? Bitte, ſchreib' mir noch einen Brief über die Treue! Bitte, bitte!

19.

Was iſt das? Du biſt beim Onkel geweſen, er iſt entzückt von Dir — und in der nächſten Stunde ſoll ich reiſen?

Ich ſitze am Schreibtiſch des Onkels, er geht lächelnd im Zimmer auf und ab, und iſt heiterer als je. Er erzählt mir, wie Du in Karlsbad alle Briefe von mir aufgefangen habeſt, wie die alte Baronin Dir behilflich geweſen — was hör' ich da eben? Sie iſt Deine Tante — ſie iſt Claudia? Und der Onkel hat es ſelbſt nicht gewußt, heftige Krankheiten haben ſie ſo entſtellt. —

Bald hör' ich, bald ſchreib' ich, es wird ein thörichter Brief, aber ſchreiben muß ich, denn der Onkel wiederholt, daß der Wagen bald vorfahren würde. „Du haſt Eile“ — ſagt er — „denn jener junge holſtein’ſche Graf, deſſen Du Dich erinnern wirſt, iſt nach Karlsbad zurückgekommen, und hat der Komteſſe ſeine Hand angetragen, und die blonde Sanftheit gefällt ihr ſehr, Franciska hat ſich mit Wilhelm verlobt — Du kommſt am Ende zu ſpät. Bewähre Deine Eitelkeit und mach’ alle Bewerber zu Schanden.“ —

Was ſind das für Dinge!

„Blanca iſt ein ſo liebenswürdig Kind“ — fährt er fort — „aber mit Deinen thörichten klaſſichen Plänen“ —

Ich konnte nichts weiter ſchreiben, und jetzt fliegt mir die Feder wie im Fieber — böſes, böſes Mädchen, Alles iſt ausgeglichen, und Ihr foltert mich, und zu Dir in die nächſte Straße ſoll ich reiſen, und Du haſt die abſcheuliche

Bedingung geſtellt, und der abſcheuliche Onkel hat ſie zugeſtanden, daß ich eine volle Stunde warten muß, nachdem ich dies Alles erfahren habe, daß ich Dir den letzten Liebesbrief ſchreiben muß. Da iſt er, da iſt er — ich weiß nichts Anderes, Blanca, als daß ich Dich liebe, ſo liebe, daß mir's vor den Augen flimmert, und ich nicht mehr ſchreiben kann — oh, oh, was zögert die Stunde, ich muß aufhören, denn mich überwältigt die Freude.

Noch wenn Du dies Blatt in der Hand hältſt, fliegt in Deine Arme Dein Alphons.

Die

franzöſiſche Revolution.

---

109 A

Die

franzöſiſche Revolution.

Von

1789 bis 1836.

R

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayer.
Staatsbibl.
MÜN

1.

Urſprung und Anfang.

Die Herrſchaft hat in Frankreich wie überall ihre mannigfachen Kreiſe durchlaufen müſſen. Aus den mächtigeren Familien gewinnt eine, die der Capetinger, ſchon gegen das zehnte Jahrhundert eine Obergewalt; aber man möge das ja nicht mit dem Begriffe verwechſeln, den wir uns jetzt ohne Weiteres vom Königthume machen. Die ſtärkeren Geſchlechter, welche ſich in Fürſten und Herren abſtuften, haben ſich über ein halbes Jahrtauſend gewehrt, in allen Beziehungen untergeordnet zu ſein. Ludwig XI. erſt hat mit Glück und entſchloſſen den Kampf gegen die großen Herren, welche wir jetzt Adel und Ariſtokratie nennen, wieder aufgenommen, Ludwig XIV. hat ihn vollendet. Die Parlamente waren das Organ, was dem Könige die Beſchränkungen auferlegte, und man erzählt als einen hiſtoriſchen Wendepunkt, daß Ludwig XIV. mit der Reitpeitſche in daſſelbe getreten ſei und es aufgelöſt habe.

Alſo erſt von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts datirt die Art von Herrſchaft, gegen welche zunächſt die Revolution 1789 ausbrach; in dieſe Zeit gehören die lettres de cachet, geheime Verhaftsbefehle, die lits de justice, Einregiſtrirung abſoluter Befehle, was wir kurzweg Machtſprüche nennen würden; in dieſer Zeit war auf jede andere Weiſe die Revolution vorbereitet worden. Verſchwendung hatte überhand genommen, das große Wort Schulden fing an zu wachſen; eine gewiſſe Bildung, weil ſie Reiz gewährte, war begünſtigt worden, ſie ſuchte ſich andere Bahnen, unterwarf Alles ihrer Prüfung, ihrem Urtheile, und bereitete ſo jene Gewalt des Wiſſens, welche ſpäter keine andere Auktorität mehr achtete; mit ihr und im Vereine mit allgemeinem Tone und beliebter Sitte ward das religiöſe Fundament des Staates zerſtört, die Zeit ward vorbereitet, wo Niemand mehr was glaubte, Niemand Religionsverpflichtungen anerkannte.

Auf Ludwig XIV. folgte die ſogenannte Regentſchaft während der Minderjährigkeit Ludwig's XV.; unter ihr erhob ſich zuerſt ſichtbar und bedeutend der dritte Stand — le tiers-état —, den wir ſpäter allmächtig ſehen. Sobald ſich nun durch unglückliche Kriege, innere Anarchie am Hofe die bedrohte Poſition des Königthums herausſtellte, ergriff der Adel in den Parlamenten die Gelegenheit, ſich wieder geltend zu machen, und in dieſem Kampfe ſchwächten ſich die beiden oberen Mächte, riefen am Ende das Urtheil der Wiſſenſchaft und Schriftſteller zu Hilfe, bevollmächtigten ſomit eine neue Macht, die der öffentlichen Meinung, und beſchleunigten ſomit den allgemeinen Kampfesausbruch.

So ſtand's, als Ludwig XVI. 1774 zur Regierung kam. Umſonſt brachte er den redlichſten Willen, das beſte Herz mit; die großen Fähigkeiten, welche zur Bewältigung ſo mannigfach ſchlimmer Lagen nöthig waren, gingen ihm ab. — Zunächſt und bei allen Fragen fehlte es an Geld — dies iſt das äußerliche Loſungswort, was bis zum Entſetzen durchgeht. Es war zum Theil ein äußerliches, weil eben wegen aller übrigen tieferen Uebelſtände alle Quellen verſtopft waren.

Der alte Maurepas ward Hauptminiſter, ein gebildeter Hofmann, der ohne größere Spekulation Ludwig zum Wechſel in den Maximen, zu halben Maaßregeln gewöhnte und nichts half.

Er brachte zuerſt den tugendhaften Malesherbes, dann den genialen Turgot an's Ruder; ſie kannten die Gebrechen, und namentlich der letztere begann alle die Inſtitute einzurichten, welche ſpäter gewaltſam eingerichtet wurden, Abſchaffung der Frohnden, der Privilegien, Beſteuerung des Adels und der Geiſtlichkeit; aber Adel und Hof ſtürzten ihn.

Ihm folgte Clugny; dieſem ſchon nach einem halben Jahre Necker, ein Genfer und Proteſtant, mehr Verwalter als großer Staatsmann, der aber doch durch gelinde Reformen den Sturm aufhielt — Adel und Hof ſtürzten auch ihn 1781; zu völliger Abhilfe hätte auch freilich ihm das Genie gefehlt, wenn ein ſolch wirkſames Genie überhaupt noch in einem Einzelnen möglich geweſen wäre. Zwei Nachfolger können ſich nicht halten.

Calonne kommt an die Reihe, die Reformen hören auf, und der gewaltſame Lauf der Dinge wird dadurch beſchleunigt; er hält die Dinge mit einem finanziellen Witze hin, und ordnet auf ſo mühſam geſuchte Sparſamkeit die Verſchwendung an. Alles ſieht plötzlich glänzend aus, man hat Geld, weil Necker einigen Kredit vorbereitet hatte, man verſtreut es mit vollen Händen — eben ſo plötzlich iſt man fertig. Niemand leiht mehr; neue Auflagen ſind die einzige Ausflucht, um ſie beſſer zu beglaubigen beruft Calonne 1787 die Notablen. Dies iſt eine miniſterielle Verſammlung aus den höheren Ständen.

Sie wollten nicht bewilligen, daß die Vornehmen auch beiſteuern ſollten, und hörten mit Entſetzen, daß die Staatsſchuld über eine Milliarde und ſieben eine halbe Million angewachſen war, das jährliche Deficit 140 Millionen betrug.

Als dies zu Tage kommt, ſtürzt Calonne; Brienne, Erzbiſchof von Sens, tritt an ſeine Stelle; die zähen Notablen verbreiten in ganz Frankreich die Kenntniß dieſer unglücklichen Zuſtände. Umſonſt verſucht es Brienne mit neuen Steuern und Anleihen, die Parlamente im ganzen Reiche proteſtiren, es bildet ſich eine dreiſte allgemeine Stimme, umſonſt werden alle Parlamente verwieſen, in den Provinzen brechen Unruhen aus, die Staatsrenten können nicht mehr gezahlt werden, Brienne muß abtreten 1788, Necker muß zurückberufen, die Generalſtaaten oder Reichsſtände müſſen verſprochen werden.

Am 5. Mai 1789 treten ſie zuſammen, der dritte Stand hat gegen den Willen des Adels eine doppelte Vertretung, die Necker durch den Staatsrath dekretiren läßt. In feierlicher Ceremonie wird die Verſammlung eröffnet, vorauf die Geiſtlichkeit in ihrer Pracht, in den weiten Gewändern, den violetten Ueberwürfen, alsdann der Adel in goldbordirten Kleidern, mit Federhüten à la Henri IV., am Ende einfach bürgerlich, in Mäntelchen, beſcheidnen Schnallenſchuhen der dritte Stand.

Die Vollmachten ſollen geprüft werden; die privilegirten Stände, wohl einſehend, daß hier eine vollkommne Verſchmelzung der Stände auf dem Spiel ſtehe, verlangen, daß jeder Stand dies Geſchäft einzeln vornehme, der tiers-état verlangt gemeinſchaftliche Prüfung, der Hof befördert den Zwieſpalt, weil ihm das ganze Inſtitut der Generalſtaaten mißfällig, der Kampf beginnt.

Fünf Wochen vergehen in Unterhandlungen, endlich erklärt der Abbé Sieyes, die Prüfung werde in Abweſenheit der privilegirten Stände eben ſo ſtatt finden, als ob ſie da wären, am 17. Juni erklärt ſich der tiers-état auf Sieyes' Antrag zur Nationalverſammlung.

Der Ständeſaal wird geſchloſſen; die Deputirten ziehen in's Ballhaus, und ſchwören dort bis auf einen Einzigen alle, erſt aus einander zu gehn, wenn Frankreich eine Verfaſſung habe. Die nächſten Verſammlungen werden in der Kirche St. Louis gehalten; der größte Theil der Geiſtlichkeit vereinigt ſich mit dem dritten Stande.

Am 23. Juni erſcheint der König in der Sitzung, kündigt der ſchweigenden Verſammlung ſein entſchloſſenes Mißbilligen des Ganges an, befiehlt ihnen, die Seſſion aufzuheben. Er geht, die Deputirten bleiben. Mirabeau tritt auf und bricht die düſtre Stille mit einer leidenſchaftlichen, aufregenden Rede, und als der Ceremonienmeiſter Monſieur de Brézé den Befehl des Königs wiederholt, ruft er dieſem zu: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir durch die Gewalt des Volkes hier ſind, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bayonette wegtreiben wird.“

Hiermit war denn die Revolution unzweifelhaft angekündigt.

9.

Die konſtituirende Verſammlung.

(*Assemblée constituante.*)

Der tiers-parti hatte dreiſt den erſten Sturm ausgehalten, und einem ſchwankenden Könige gegenüber mußte der Charakter hierbei ſiegreich werden. — Einige Tage darauf ſchloß ſich der Herzog von Orléans, längſt bekannt wegen mannigfacher Oppoſition gegen den Hof, ſammt 47 Mitgliedern des Adels der Nationalverſammlung an.

Der Hof wollte ſie nicht leiten, ſondern vernichten, Verſailles ward ein Bivouak von Truppen, Paris ward mit Soldaten umgeben, Necker wird am 11. Juli verbannt — da bricht der Sturm in der Hauptſtadt los. Camille Desmoulins und hundert Andere entflammen das Volk durch Reden, die Truppen ſind lau, halten ſich theils neutral, gehen theils wie die franzöſiſchen Garden über — am 14. Juli wird die Baſtille erſtürmt.

In Verſailles hatte man Alles für eine Emeute gehalten; als ſolche Nachrichten kommen, ruft der König aus: „das iſt eine Revolte!" „Nein, Sire," ſagt der Herzog von Liançourt, „es iſt eine Revolution;" er vermag den König zu milderen Maaßregeln, Ludwig XVI. erſcheint verſöhnlich in der Nationalverſammlung, geht mit 100 Deputirten nach Paris, zeigt ſich mit der dreifarbigen Kokarde, verſöhnt das Volk, und kehrt wie vom Siege nach Verſailles heim.

Necker wird zurückberufen und im Triumph empfangen, Lafayette wird Kommandeur der Bürgergarden, Bailly Maire von Paris; an der Spitze den Herzog von Artois beginnen die Vornehmſten die erſte Emigration, meiſt nach Sardinien und mit der Abſicht eine Koalition gegen Frankreich zu organiſiren.

Es war eine Täuſchung, daß Necker dem Könige oder dem Volke helfen könne oder gar beiden — Tag und Nacht brannten die Schlöſſer in den Provinzen, das ganze Land war in Bewegung und die Herrſchaft ruhte bereits nur in der konſtituirenden Verſammlung, zu welcher ſich jetzt die Nationalverſammlung bildete. In der Nacht des 4. Auguſt wurden alle Privilegien abgeſchafft. Zehnten, Jagdrecht, Patrimonialgerichte, Zünfte, Alles wurde annullirt, eine jahrtauſend alte Organiſation ward verworfen, und alle Franzoſen wurden für gleich berechtigt erklärt. Darum nennen ſie die Freunde der Revolution eine

Bartholomäusnacht der Mißbräuche, und die Feinde derſelben eine Bartholomäusnacht der Eigenthumsrechte.

Frankreich's Geſchick lag nun in den Händen der Aſſemblée und den Häuptern derſelben. Dieſe ſind folgendermaaßen einzutheilen: Necker bildete mit einer kleinen Schaar die engliſche Partei, welche engliſche Verfaſſung wollten, und kurzweg die „Monarchiſten“ genannt waren; hierher gehören die ſehr ehrenwerthen Namen Mounier, Lally Tollendal, Clermont-Tonnère. Sie traten mit ſanften, klugen Worten in einen Sturm hinein und wurden übertäubt und verweht.

Ihnen opponirend ſtand die nationale Partei mit eminenten Talenten ausgerüſtet und im Gegenſatze von jener radikal revolutionair. Duport, Barnave, Lameth waren ihre Helden. Duport, ein im Kampfe geprüfter Geiſt, hatte ſchon die Oppoſition im Parlamente mitgemacht, und errichtete jetzt das ſo äußerſt wichtig gewordene Inſtitut der Klubbs; Barnave war ein feiner, lebhafter Geiſt, Lameth ein viel geprieſener Charakter.

Der Mann, welcher den geiſtigen Formalismus dieſer Verſammlung wie mit Stahlfäden zuſammenhielt, war der magre, ernſthafte Abbé Sieyes, kundig aller Theoreme des Staatsweſens, ohne äußerliche Energie, aber mit rieſenhafter Dreiſtigkeit des Verſtandes ausgerüſtet. Der Mann aber, welcher das

Herz dieſer Aſſemblée genannt werden darf, von welchem aller Impuls, alle Entſcheidung ausging, war Mirabeau, ein verfehmter Marquis mit ungeheuren Fähigkeiten und Leidenſchaften. Durch ein wild bewegtes Leben an einen Kampf auf Leben und Tod gewöhnt, zum Aeußerſten gereizt durch den Despotismus, in Aufregung und Sturm nur lebend, ward er ein furchtbares Werkzeug der Revolution, für welche er ſich erklärte, der wie ein Wirbelwind Ueberzeugungen und Beſchlüſſe mit ſich fortriß durch ſeine überwältigende Beredſamkeit. Er ſchloß ſich den Partien nicht unbedingt an, und war im Grunde viel monarchiſcher, als die äußerſte Oppoſition dieſer Aſſemblée.

Der Herzog von Orléans, der bei der Oppoſition immer genannt wird, war von keiner andern Bedeutung, als daß er eine hohe Stellung und großen Reichthum hatte.

Das Beſtehende, was eben zertrümmert wurde, hatte nur zwei erwähnenswerthe Vertheidiger, den Abbé Maury und Mr. de Cazalès. Jener ſprach ſehr geſchickt aber oberflächlich, dieſer ſehr ſcharf und tüchtig, wenn auch ſchmuckloſer; muthig waren beide einer ſo enormen neuen Gewalt gegenüber, und wie oft Maury auch von dem athletiſchen Mirabeau angedonnert und überwältigt wurde, er begann den Kampf immer von Neuem, ein wahrer Sporn für den oft träg werdenden Tribun.

Die Verſammlung regierte in aller Weiſe, man gehorchte nur ihr — die geſetzgebende Aufgabe begann ſie mit jener berühmten Erklärung der Menſchenrechte, dann entſchied ſie ſich gegen das Zweikammernſyſtem für Einheit der Verſammlung, für das nur aufſchiebende Veto des Königs. Die Berathung über dies vielbeſprochene Veto fiel in eine der unruhigſten Perioden dieſer allgemeinen Unruhen: Alles wollte regieren, die Hungersnoth war groß, und die Straßenweiber ſchrieen gegen das Veto, nannten den König „das alte Veto.“ In dieſem Worte ruht nämlich des Königs Befugniß, einen Beſchluß der Aſſemblée nicht gut zu heißen, und ſomit nicht zum Geſetz werden zu laſſen — das aufſchiebende Veto geſtattete der königlichen Gewalt, zwei Seſſionen ein Geſetz abzuſchlagen, brächte es die dritte wieder, ſo ſei es an ſich Geſetz.

Unterdeſſen dachte der Hof an entſchloſſene Abhilfe; da der König ſich zur Flucht unſchlüſſig zeigte, wurden Truppen herbeigerufen, das bekannte Feſt im Schauſpielhauſe zu Verſailles fand am 1. Oktober ſtatt, wo die Officiere ungeſtüm und unvorſichtig ihre Abſicht ausſprechen, die Revolution mit den Waffen zu unterdrücken, wo das alt-royaliſtiſche Lied: „O Richard, o mon roi“ mit Enthuſiasmus aufgenommen wird, wo der König und die Königin erſcheinen, wo weiße Kokarden vertheilt werden, und die dreifarbige mit Füßen getreten wird.

Die Nachricht davon entzündet in Paris, wo es eben wieder an Brot fehlt, einen wüthenden Aufruhr, fanatiſche Weiber, einen gewiſſen Maillard an der Spitze, ziehen nach Verſailles, Lafayette iſt genöthigt, mit der Nationalgarde eben dahin aufzubrechen, um die wilden Haufen zu zügeln. Am Abende beginnt das erſte Handgemenge mit den Truppen des Schloſſes, wird aber beſchwichtigt, am Morgen beginnt es auf's Neue, die Maſſe dringt in's Schloß, mit Mühe rettet ſich die Königin, Hauptgegenſtand der Erbitterung, aus ihrem Schlafzimmer, bis wohin man gedrungen war, zum Könige, mit Mühe beſchwichtigt Lafayette den Sturm, erſcheint mit dem Könige auf dem Balkon, führt ſelbſt die Königin herbei und küßt ihr Angeſichts der Menge die Hand, umarmt einen Leibgardiſten. Dieſe pantomimiſche Achtungsbezeigung und Verſöhnung wirkt zwar günſtig und beruhigend, aber die Reiſe des Königs nach Paris wird unausgeſetzt verlangt.

Er geht nach Paris, die Aſſemblée folgt ihm und beſorgt zunächſt die neue Eintheilung des Königreichs in 83 Departements; das verſchiedenartig Hiſtoriſche der Provinzen wird zuſammengedrängt in die gleichmäßige Centraliſation; aber Alles das half jenem alten Ausbruchsübel, dem Geldmangel, nicht ab, und man mußte nun zu äußerſten Mitteln ſchreiten. Am 2. Decbr. wurden die Güter der Geiſtlichkeit, mehrere Milliarden an Werth, für Nationalgüter erklärt; Talleyrand, Biſchof von Autun, votirte ſelbſt dafür.

Hiermit war ein neuer, rieſiger Feind geſchaffen, der Klerus. — Ein ſchneller Verkauf war nicht möglich, man ſchuf als Ausgleichmittel ein Papiergeld, die Aſſignate. Von dieſen Aſſignaten hat die Revolution gelebt.

Während Adel und Geiſtlichkeit die Provinzen, ſo viel an ihnen lag, gegen die Revolution aufrieſen, machte die Aſſemblée eine neue Gerichtsverfaſſung, kam der erſte Jahrestag des Baſtillenſturms (14. Juli) herbei, den man als Anfang der Revolution feierte.

Auf dem Marsfelde wurde mitten in unabſehbarer Volksmaſſe vom Könige, von der konſtituirenden Verſammlung, von den Departementsvertretern der Eid auf die neue Verfaſſung geſchworen, Alles war in Freudentaumel und Begeiſterung, wo ſonſt die gefürchtete Baſtille geſtanden hatte, las man jetzt: „Hier wird getanzt“, und tanzte man wirklich, Alles ſchien anzudeuten, die wilde Zeit ſei zu Ende; es war aber nur das Ende eines Anfangs.

Schon am 4. September dieſes Jahrs 1790 dankte Necker ab und reiſte unbeachtet nach Hauſe, der Adel begann um dieſe Zeit die zweite große Emigration, die Truppen, beſonders im Norden unter dem tapfern und klugen General Bouillé, wurden gegen die Revolution angeregt, die Geiſtlichen warben in den Provinzen die niederen Volksklaſſen, als bedenkliches Zeichen ſtellte ſich heraus, daß ſich unter der Volkspartei, die zu Anfange eine ſo kompakte Oppoſition geweſen war, ſtreng abgeſonderte Parteien entwickelten, welche ihre Quelle und Macht in den Klubbs zuſammendrängten. Beſonders der zuerſt geſtiftete Klubb, von welchem die Gründer ſchon ausgeſchieden waren, nahm als Jakobinerklubb — vom Verſammlungsorte, einem Kloſter des h. Jakob, ſo genannt — eine energiſche Poſition. Als ſollten die feindlichen Elemente noch raſcher an einander gerathen, ſtarb auch plötzlich der gewaltige Mann, welcher durch ſein wildes, fortreißendes Genie, was keiner einzelnen Partei ſich hingab, alle beherrſchte, Mirabeau ſtarb am 2. März 1791.

Schon vorher hatten Lally Tollendal und Mounier die ihnen allzu revolutionaire Verſammlung aufgegeben und waren fortgegangen, ſchon er ſelbſt, Mirabeau, hatte die Oppoſition gegen das Geſchichtliche verlaſſen und ſich den weiter Umgeſtaltenden entgegengeworfen, mit ihm ſtarb der letzte Halt des franzöſiſchen Königthums. Einige Monate darauf am 20. Juni unternimmt der König die verhängnißvolle Flucht, da unterdeß die Emigranten Hilfe von den auswärtigen Mächten vorbereitet hatten, die Ludwig XVI. faſt nicht minder fürchtete als die Revolution. Er wollte zu Bouillé's Heere nach dem Norden, ward in Varennes vom Poſtmeiſter Drouet erkannt, ward zurückgebracht, von der Regierung ſuspendirt und mit der Königin unter Wache geſtellt.

Von jetzt an treten extremere Parteien heraus, Republikaner kommen nun offen zum Vorſcheine. Da in der Aſſemblée die konſtitutionellen Anſichten noch im Uebergewichte ſind, den König in Schutz nehmen und die Anklage gegen ihn aufheben, bildet ſich die republikaniſche Oppoſition von den Klubbs aus auf der Straße, Namen wie Briſſot, Robespierre, Danton erſcheinen zum erſten Male, auf dem Marsfelde organiſirt ſich am 17. Juli ein wilder Aufſtand, und Lafayette muß die Nationalgarden unter ihn feuern laſſen, um ihn zu zerſtreuen. Zum erſten Male kämpft ein Theil der Revolution gegen den andern, und vergießt Blut.

Das Geſchäft der konſtituirenden Verſammlung geht nun auch zu Ende, die Konſtitution iſt fertig, der König hat ſie angenommen, ein früher gegebenes Geſetz beſagt, daß die alten Deputirten nicht wieder gewählt werden könnten, und ſo verfiel denn Frankreich am Schluſſe dieſer Verſammlung einer neuen ſtürmiſcheren Generation.

3.

Die geſetzgebende Verſammlung.

(*Assemblée legislative.*)

Sie beginnt den 1. Oktober 1791. Hier ſehen wir keine Vertheidiger des früheren Frankreich mehr, die konſtitutionelle Partei der Duport, Barnave und Lameth, welche bisher die äußerſte Linke geweſen war, rückt jetzt in ihren Nachfolgern auf die Rechte und ſieht ein Wenig vornehm zu; die ſogenannte Gironde nimmt mit weiter greifenden Revolutionsplänen die Linke ein. Der Name kommt daher, daß die Hauptmitglieder aus dem ſüdlichen Frankreich, namentlich von der Gironde her kamen. Vergniaud, Briſſot, Buzot, Condorcet ihr Schriftſteller, Isnard, Valazé, Fonfrede, Genſonné, Louvet, Barbaroux, Guadet, Pétion ſind die glänzendſten Namen, Briſſot war Hauptleiter, Vergniaud, Guadet, Isnard, der Provençale, Barbaroux, der ſchöne und heroiſche Antinous genannt, waren Hauptredner derſelben. Keine Partei der Revolution iſt mit ſo ſtrahlenden Talenten und bedeutenden Menſchen ausgerüſtet geweſen, als die Gironde.

Ueber ihre dreiſten Forderungen hinaus fand ſich in der Aſſemblée noch ein Häuflein, welches die Vorläufer der nächſten Zukunft, der ſchonungsloſen Volkspartei, der Robespierreſchen Richtung enthielt, zu denen Chabot, Bazire, Merlin gehörten. Robespierre ſelbſt, der in der konſtituirenden Verſammlung unbeachtet unter den Konſtitutionellen geſeſſen hatte, war dem oben erwähnten Verbote der Wiederwählung gemäß, nicht in der legislativen Aſſemblée, gründete aber jetzt ſeine ſpätere Allgewalt im Jakobinerklubb, und ſeine Genoſſen Danton und Desmoulins zeitigten neben ihm im Klubb der Cordeliers die wilde Volksoppoſition, welche der Aſſemblée über den Kopf wächſt.

An Veranlaſſungen zum Ausbruch dieſer tollſten Volksgewalt fehlte es nicht, da die Verhältniſſe zu einer immer höheren Spitze gediehen: die Emigration wird immer lebhafter und drohender, die Geiſtlichkeit bringt in Calvados, Gevaudan, in der Vendée die Unzufriedenheit zum Ausbruche, gegen den deutſchen Kaiſer und die Emigration war der Krieg erklärt worden, die erſten Kriegsaffairen liefen auf das Unglücklichſte ab, die Feinde drangen über die franzöſiſchen Grenzen.

Solche ſteigende Aufregung machte die Volkspartei täglich unbändiger und mächtiger, die Konſtitutionellen verloren auch den letzten Einfluß, der thätigſte von ihnen, Lafayette, welcher vom Heere aus erſt einen Brief gegen die drohenden Uebertreibungen gerichtet hatte, dann ſelbſt nach Paris gekommen war, um die Jakobiner zu vernichten, ſah ſich verlaſſen, ſein Fundament, der eigentliche höhere Bürgerſtand, war durch die Volksmaſſen ohnmächtig geworden. Lafayette verlor hierbei den Reſt ſeiner Popularität, wollte entmuthigt nach England gehn, ward von den deutſchen Truppen gefangen und erſt nach Magdeburg, dann nach Ollmütz in's Gefängniß gebracht. Auch die Aſſemblée verfiel mehr und mehr dem Despotismus der ultra=demokratiſchen Richtung, ſie mußte es dulden, daß mit Piken bewaffnete Bittſteller frechen Tones in ihrem Saale erſchienen, daß ſie mit allen Inſignien und Manieren des Ohnehoſenthums durch die Abgeordneten defilirten, mußte es dulden, daß ſie in's Schloß, in die Wohnung des Königs drangen, daß Ludwig XVI. mit ihnen zu trinken, die rothe Mütze aufzuſetzen genöthigt wurde.

Sie ſtand mit ihrer kühnen Bildung, ihrem Verlangen nach einer Republik der Alten und ihren kühnen Talenten allein, ohne Anhalt an eine folgerechte hiſtoriſche, organiſche Entwickelung, ohne Anhalt an einen feſten Theil Frankreichs da, die unglückſelige Gironde — denn ſie repräſentirte die legislative Verſammlung — und trug ſomit von Hauſe aus den Tod im Herzen. Die Konſtitutionellen hatten ihrer Zeit den höheren Bürgerſtand gehabt, als die Lameth und Lafayette noch galten, die jetzigen Ultra's, welche man kurzweg die Jakobiner nennt, hatten die große gewaltige Maſſe des Volks, die Girondiſten hatten hinter ſich gar keine Macht.

So Außerordentliches und Extremes die Aſſemblée auch anordnete: Vergniaud und Briſſot trugen mehr oder weniger offen auf die Abſetzung des Königs an, den 5. Juli ward das elektriſirende Wort proklamirt: „Das Vaterland iſt in Gefahr,“ die Bewaffnung ward mit dem lebhafteſten Eifer betrieben, täglich kamen an 15000 — ſie arbeitete damit nur dem Fanatismus der Jakobiner in die Hände, jener Eindrang in die Gemächer des Königs am 20. Juni blieb nur ein Vorſpiel, und ſo wie ſie jenes nicht hindern konnten, ſo bewieſen ſie ſich bei dem folgenden Schlimmeren ohnmächtig.

Der Herzog von Braunſchweig nämlich, Anführer der deutſchen Truppen, erließ um dieſe Zeit das bekannte Manifeſt, worin den Revolutionairs eine ſchonungsloſe Vernichtung angekündigt wurde, und dies brachte die ärgſte Exaltation hervor. Der König müſſe verſchwinden, hieß es, wenn eine ungehemmte Vertheidigung des Landes möglich ſein ſolle; man bereitet den Aufſtand vor. In der Nacht zum zehnten Auguſt hört man die Sturmglocken, den Generalmarſch, die Loſungen der Volksſektionen, welche zu einander ſtoßen; am Morgen iſt die Revolte vor den Tuilerieen aufgeſtellt, die Kanonen ſind darauf gerichtet, eine Abtheilung nach der andern, die zum Schutze des Königs und Schloſſes aufgeſtellt waren, gehet zum Volke über, es bleibt Ludwig XVI. nichts übrig, als die Vertheidigung aufzugeben, und ſich in den Saal der Aſſemblée zu flüchten. Ohne Noth beginnt nun noch das Gemetzel der Schweizer — in der Aſſemblée, wo der König ſammt ſeiner Familie in einer Loge ſaß, hörte man mit Schrecken die Kanonenſchüſſe. Dieſer 10. Auguſt war der Todestag des franzöſiſchen Königthums.

Die Girondiſten, zur damaligen Zeit nur halb entſchloſſen nach Republik verlangend, hatten durch Pétion, Barbaroux ꝛc. an dem Tage ebenfalls mit halbem Willen Theil genommen und damit, wie das Königthum, den Tod geerbt — die jakobiniſche Partei bemächtigte ſich keck des Erfolges, der Gemeinderath, die wichtigſte ausübende Behörde, ward von ihnen beſetzt, es ward die Berufung eines Nationalkonvents und die Abſetzung des Königs verlangt. Der König wird in den Temple — ein Gebäude, was früher den Tempelherren eigen und jetzt Gefängniß war — abgeführt. Der Gemeinderath wird von dieſer Zeit an allmächtig, die Aſſemblée hört auf, unabhängig zu ſein, Danton, Hauptſchöpfer des 10. Auguſt, erhält um dieſe Zeit den gewaltigſten Einfluß als Haupt der Volkspartei. Er war ein gigantiſcher Revolutionsführer, und man hat ihn mit Recht den Mirabeau des Pöbels genannt; hoch und ſtark gewachſen, von Blattern zerriſſen, afrikaniſchen Antlitzes, mit einer Löwenſtimme begabt, in wilder Lüderlichkeit erfahren, energiſchen, furchtloſen Geiſtes wie jener, hatte er allerdings alle Aehnlichkeit mit Mirabeau, nur daß er in tieferen Kreiſen ſich bewegte und ſeine Natur theils deshalb, theils von Hauſe aus mehr Gewaltſames hatte. Von ihm datirt der ſogenannte Terrorismus, der ſpäter zu einem völligen Syſteme, dem Schreckensſyſteme, ausgebildet worden iſt; Furcht, ſagte er, muß allen Feinden der Revolution eingeflößt werden, das allein rettet uns. Und ſo wurden denn, als die Nachricht vom Vordringen der Preußen bis Verdun eintraf, die entſetzlichen Septembertage begonnen, wo der Pöbel Alles verhaftete und hinrichtete, was ihm mißfiel, oder verdächtig war. Danton ſelbſt leitete das Gemetzel nicht, er hatte nur die Nothwendigkeit deſſelben dargeſtellt und es einleiten helfen, er rettete im Gegentheile, was er retten konnte, z. B. Barnave, Lameth, Duport, ſonſt ſeine Gegner, und viele Andere.

Der Krieg ſelbſt, welcher dieſen Gräueln zum Vorwande diente, nahm übrigens jetzt eine andere Wendung. Preußen und Oeſterreich, welche ſich durch die Coalition von Pillnitz verbunden hatten und zu denen die deutſchen Reichsfürſten und Sardinien getreten waren, rückten unter dem Herzoge von Braunſchweig, 140000 Mann ſtark, auf der Straße über Longwy gegen Paris vor, die Preußen hatten, wie geſagt, bereits Verdun eingenommen. Das franzöſiſche Heer, durch die erſten Kriegsereigniſſe nicht eben ermuthigt, hatte keinen allgemein reſpektirten und mit überwiegendem Talent verſehenen Führer — in dieſem Augenblicke der Noth fand er ſich.

Dumouriez, der ſchon eine Zeitlang auf ſehr geſchickte Weiſe in dem Revolutionsdrama mitgeſpielt hatte, ſtellte ſich an die Spitze. Er war bis jetzt zu den Girondiſten gezählt worden und hatte als überaus geſchmeidiger und gewandter Mann im Miniſterium eine Hauptrolle geſpielt. Politiſche Ueberzeugungen kümmerten ihn nicht, er war ein Abenteurer, die Intrigue war ſein Weg, er hatte Ludwig XVI. vor dem zehnten Auguſt zur Entlaſſung des Gironde-Miniſteriums verleitet, und ſomit den Sturz des Königthums beſchleunigt, war jetzt beim Heere, und ergriff in dieſer kritiſchen Lage mit großem Talente das Oberkommando. Statt ſich nach dem allgemeinen Rathe zurückzuziehen, warf er ſich dem Feinde entgegen in den 15 Meilen breiten Argonner Wald, beſetzte deſſen vier Ausgänge, und hielt ſo das Vordringen auf. In dieſer geſchützten Poſition konnte er ſeine Verſtärkungen an ſich ziehen, und ſpäter von Kellermann die Schlacht bei Valmy am 20. Septbr. annehmen laſſen. Sie beſtand faſt nur in einer heftigen Kanonade (20000 Kanonenſchüſſe) und einem ſtarken Angriffe der Verbündeten — dieſer wurde zurückgeworfen, ſpäte Jahreszeit, Regen, Kreideboden der Champagne thaten das Uebrige, den Rückzug der Deutſchen zu erſchweren und den Feldzug gewonnen zu machen.

So war man für den Augenblick von Außen nicht gefährdet; trotzdem ward der Kampf im Innern täglich ſchlimmer, die Volkspartei wollte um jeden Preis ſiegen.

4.

Der Konvent.

Am Schlachttage von Valmy, den 20. Septbr., trat der National-Konvent zuſammen und kündigte ſogleich ſeinen Charakter damit an, daß er das Königthum abſchaffte und die Republik proklamirte.

Die Girondiſten ſehen wir nun bereits auf der rechten Seite; bis auf die Spitze hinauf von der linken Seite entſtand der ſogenannte Berg, die wilde Partei der Jakobiner, die Pariſer Partei, klein an Zahl im Konvente, aber ungeſtüm, unbändig, und die ganze revolutionaire Gewalt der Hauptſtadt hinter ſich habend: die Volksmaſſen, die Klubbs und den Gemeinderath, die ausübende, und jetzt allmächtige Behörde. Wort und Gedanke, die in der konſtituirenden und noch eine Zeitlang in der legiſlativen Verſammlung geherrſcht hatten, waren verdrängt durch die brutale That. Zwiſchen beiden ſaßen die Schwächeren an Geiſt und Willen, die Furchtſameren, welche man die Ebene, den Bauch, oder den Sumpf nannte. Die Hauptentſcheidungen des Konvents lagen in ihnen, weil ihr zahlreicher Beitritt hier- oder dorthin die Majoritäten ſchuf; ſie neigten ſich auch ganz und gar zu den Girondiſten, aber einmal ward es alle Tage gefährlicher, den wilden Bergmännern zu widerſprechen, und zweitens gingen dieſe ſpäter bei den Todes- und Lebensfragen ſo weit, gar nicht mehr nach Majoritäten zu fragen.

Trotz des traurigen Staatszuſtandes begann denn auch der Parteienkampf im Konvente ſogleich: die Girondiſten verlangten Rechenſchaft wegen der Septembergräuel und klagten Robespierre, klagten Marat an. Aber ſie wußten es nicht mit gehörigem Nachdrucke zu unterſtützen, und hoben dadurch namentlich Robespierre nur um ſo mehr aus der Maſſe heraus zum Parteihaupte und zu ihrem tödtlichen Gegner.

Marat war nun das Aeußerſte der Ultraiſten. Aus Schlamm und Gemeinheit herausgewachſen, hatte ſich dieſer Chirurg durch ein Journal „l'ami du peuple“ eine entſetzliche Celebrität verſchafft, den Mord und jegliche Barbarei predigend. Schon als er unter der Maſſe eine ſo große Popularität erlangt hatte, daß er zum Mitgliede des Konvents gewählt werden konnte, war er den meiſten Deputirten noch ein Gräuel. ja faſt der ganze Saal, die meiſten Mitglieder des Berges eingeſchloſſen, ſchrie in Entrüſtung auf und

„herunter! herunter!“ als das Scheuſal zum erſten Mal auf der Tribune erſchien. Auch ſein Aeußeres, klein, gemein und garſtig, war abſchreckend und der große, vergelbte und verzerrte Kopf mit einer ſchmuzigen, rothen Mütze bedeckt, hatte dieſen allgemeinen Schrei des Unwillens befördert. Er aber grinſ'te ruhig drein, und verwies den Konvent zur Schaam wegen unanſtändigen Geſchreis.

Marat's Einfluß auf die Maſſen iſt von unſäglichem Nachtheile geweſen; ſelbſt ein beſchränkter Kopf, kannte er nur ein Mittel der Abhilfe, wenn Jemand irgendwie im Wege war, nämlich das Kopfabſchlagen, und das predigte er wie eine moraliſche Nothwendigkeit frech und kaltblütig. Ein Menſch der Spelunken, in denen er ſich nur herumbewegt hatte, kannte und ermaß er denn auch keine andere Einwirkung als die grob-thätliche. Er wollte einen Diktator zum Reinigen der Geſellſchaft; der ſollte eine Kugel am Fuße nach ſich ſchleppen, um ſtets in der Gewalt des Volks zu ſein. Alle Ariſtokraten ſollten ſterben, und Ariſtokrat war, der ein gut Kleid oder gar Equipage hatte und in's Theater ging.

Verachtet von den Girondiſten wie die Peſt, blieb er dennoch im Konvente, und als ſpäter eine Anklage gegen ihn durchgeht, befreit ihn die Volkspartei gewaltſamer Weiſe und bringt ihn im Triumphe zurück. Weil an ihm ſelbſt ſo viel Schlamm klebte, ward er der Menge ein willkommnes, verſtändliches und einflußreiches Organ, ſonſt wäre es unerklärlich, wie dieſe Beſtialität in Sitte und Geſinnung zu einer ſo enormen Macht und Popularität kommen konnte, wie er ſie wirklich beſaß.

Der Konvent ſelbſt verließ ſeine geſetzgebende, dem Staate fürſorgende Stellung ganz, eine Partei nöthigte die andere, nur an den gegenſeitigen Kampf zu denken: die Girondiſten fühlten etwas von geſchmückten Todesopfern in ſich und fochten um ihr Leben gegen raſende Uebertreibungen, aber ſie fürchteten wieder zu ſehr, oder wenigſtens „die Ebene“ fürchtete es, ein Durchgreifendes zu wagen, um nicht die ganze Revolution auf's Spiel zu ſetzen; ſo erbitterten ſie nur, ohne etwas zu erreichen. Der Berg dagegen, in ſo günſtigem Vorſprunge bei der Menge, hatte es leicht, die Erbitterung gegen ſie zu zeugen und zu ſteigern: Sie wollen den Norden ſammt Paris Preis geben, weil ſie den Süden vorziehen, hieß es, ſie wollen Bundesſtaaten aus den Provinzen Frankreichs machen, die Republik ſpalten, eine Föderation, wie man es nannte, ſie ſind keine reinen Republikaner, wollen den König ſchützen — ſie hatten ſich aber längſt zu reinen Republikanern umgeſtaltet, obwohl ſie es allerdings von Hauſe aus nicht waren.

Der unglückliche König ſollte nun ihre Klippe werden — die Jakobiner rechneten ſicher und richtig darauf, daß die Girondiſten verſuchen würden, ihn zu retten, die ganze kompakte Maſſe der Ultra-Partei verlangte Gericht des Königs; Petitionen, Adreſſen, bewaffnet oder mit Verwundeten vom 10. Auguſt ausgerüſtet, kamen zu Haufen, und forderten, ſchrieen Rache gegen Louis Capet, wie man ihn nannte.

Umſonſt wehrten ſich die Girondiſten und erklärten, daß ſie nicht Ankläger und Richter ſein könnten, daß die Abſetzung den König zum Privatmanne gemacht habe, daß nur die Miniſter verantwortlich geweſen ſeien — es handelt ſich hier nicht um eine Rechtsfrage, erwiederten St. Juſt und Robespierre, ſondern um eine Maaßregel des öffentlichen Wohls. Ludwig **XVI.** mußte vor den Schranken des Konvents erſcheinen und auf die Anklagen antworten; er that es mit Würde und Stärke, Tronchet und Deſeze vertheidigten ihn, Malesherbes, der greiſe Miniſter, der ſich ſelbſt zum Vertheidiger angeboten hatte, konnte nur ſchluchzen, Paris war in der drohendſten Gährung, die Girondiſten konnten ihn nicht retten, ohne Alles für ſich ſelbſt zu wagen — mit einer Majorität von 26 Stimmen ward Ludwig **XVI.** zum Tode verurtheilt und an einem kalten Wintertage, d. 21. Januar 1793, öffentlich hingerichtet. Schweigend nahm Paris die Exekution auf. Er war 39 Jahr alt, und ſtarb im ſiebzehnten ſeiner Regierung.

Nur wenig Monate überdauerten ihn die Girondiſten; das Rad rollte; wer ſich ihm mit halber

Kraft in den Weg warf, wurde zermalmt; das Ungeheure war geſchehen, Niemand von Bedeutung, der es nicht mit gewollt hatte, durfte übrig bleiben, weil er der natürliche Rächer geweſen wäre. Es beginnt der eigentliche Terrorismus, die Schreckenszeit im Großen.

5.

Die Schreckenszeit.

Es war natürlich, daß Europa das blutige Verfahren gegen den König mit Entrüſtung aufnehmen und ſich noch zahlreicher und entſchloſſener feindlich gegen Frankreich erklären würde. Das geſchah denn auch: England trat zur Coalition und begann ſeinen unerbittlichen Krieg, der erſt mit dem Jahre 1815 endigte; Holland trat hinzu, Neapel ſchloß ſich an den Pabſt, der ebenfalls gegen Frankreich aufgetreten war; Spanien, wo der Friedensfürſt an's Ruder gekommen war, ſchickte 50000 Mann über die Pyrenäen, und der Hauptfeldherr der Revolution, Dumouriez, war überaus verdächtig, ſah die Partei, welcher er am nächſten ſtand, die Gironde, bedroht, hatte ſich gegen die Jakobiner erklärt, ging mit dem Gedanken um, die Monarchie wieder herzuſtellen, ſich wo möglich ſelbſt in Belgien eine Herrſchaft zu begründen. Seinen eignen Plänen folgend, beachtete er die

Nebenarmeen wenig, zog nach Holland, gewann die glänzende Schlacht von Jemappes, ſetzte aber alles Uebrige aus; Nachtheil auf Nachtheil traf ein, er mußte zurück, verlor ſelbſt eine Schlacht, wollte endlich Armee und Feſtungen dem Feinde überliefern, und da dies nicht gelang, ging er ſelbſt zu den Oeſterreichern über.

In Dumouriez ſieht man den übel ablaufenden Verſuch, in ſolcher Zeit der Kämpfe mit bloßer Geſchicklichkeit, ohne wirkliche Ueberzeugung eine Rolle ſpielen zu wollen.

Noch ehe es ſo zum Aergſten mit ihm gekommen war, geriethen die Jakobiner außer ſich, daß der Krieg ſo erfolglos geführt wurde, ſie griffen die Girondiſten von Neuem an, weil Dumouriez ihnen nahe ſtand, weil die Entwickelung aller Gewalt des Staates durch ſie behindert ſei. Ein neuer Aufſtand ward veranſtaltet, der in der Nacht vom 10. März gegen den Konvent marſchiren und ſie vernichten ſollte. Der Konvent nämlich, welcher für den drohenden Kriegszuſtand die Aushebung von 300000 Mann dekretirt hatte, ſaß Tag und Nacht.

Der Aufſtand mißlang, beſonders durch den ſtrömenden Regen, der Pariſer fürchtet ſich am Meiſten vor dem Naßwerden.

Nun brach auch die Inſurrektion in der Vendée aus — dies abgeſchnittene, noch patriarchaliſch lebende Land war unbewegt von den neuen Bildungsfragen, die Prieſter, hier noch in voller Macht, überlieferten ſie ihm, der Adel, ſeit Menſchengedenken unbeſtrittener und wohlbeliebter Herr, rief es zu den Waffen. Die Geiſtlichkeit, welche nur dann fungiren durfte, wenn ſie die Konſtitution beſchwor, und welche das Ende alles Chriſtenthums in Frankreich vor Augen ſah, hatte wie der Adel Leib und Leben zu erfechten, es wurde alſo Alles daran geſetzt, die Vendée zum ergiebigſten Heerde der Gegenrevolution zu machen. Cathélineau, Stofflet, Charette aus niederem Stande, Bonchamps, Lescure, Larochejacquelin, d'Elbée vom Adel ſtellten ſich an die Spitze, über alle Felder von Dorf zu Dorf klang die Sturmglocke und es wurden komplete Armeen organiſirt, die Konventstruppen einmal über das andere geſchlagen.

Alles das ſteigerte die Jakobiner, die Girondiſten bei Seite zu ſchaffen, die Sanskülotten beſetzten die Zugänge des Konvents, die Jakobiner und Robespierre's tricoteuses (Strickerinnen) die Galerien, und ſchrieen in die Verſammlung. Noch wurde den Girondiſten ein halber Sieg: die Einſetzung der Zwölf, eine Kommiſſion, welche den übermächtigen Gemeinderath kontrolliren ſollte; bald aber drangen die Bittſteller ſo ſtürmiſch in den Saal, daß ſie mit abſtimmten, die Zwölfe wurden kaſſirt, und als des andern Tags dieſer Beſchluß von den Girondiſten angefochten und rückgängig gemacht wurde, da brach außen der Sturm los, beſonders Marat brachte den Aufſtand in

Gang; der Pöbel wurde förmlich beſoldet dazu, und Henriot, welcher dieſe Sanskülotten befehligte, harrte nur des Signals. Am Abende des 1. Juni kletterte Marat ſelbſt in den Glockenthurm hinauf und läutete die Sturmglocke, am andern Morgen um Zehn belagerte Henriot den Konvent, in welchem ſich trotz der drohenden Gefahr die meiſten Girondiſten eingefunden hatten, in welchem ſich beſonders Laujuinais mit entſchloſſenem Muthe wehrt, ſo daß ihn die Bergmänner mit den Fäuſten von der Rednerbühne reißen wollen. Auf Danton's Aufforderung, der die Gironde beſeitigen, aber nicht morden wollte, erhebt ſich der ganze Konvent, um hinauszugehen und die Belagerer durch den Anblick der Geſetzgeber zu verſcheuchen, ſie finden aber alle Ausgänge beſetzt, Henriot kommandirt die Kanoniere an ihre Stücke, vernichtet kehrt der Konvent zurück, die erſchreckte Ebene widerſetzt ſich nicht mehr, und Marat diktirt die Namen der geächteten Girondiſten, welche verhaftet werden.

Zum erſten Male vom Maſſenaufſtande direkt bezwungen, erlag der Konvent; nun war ihm auf lange Zeit jeder Reſt von Schaam und Muth gebrochen. Jetzt waren der Schreckenszeit alle Thore geöffnet.

Die Girondiſten, welche geflohen waren, vereinigten ſich zu Caën im Calvados; Buzot, Barbaroux, Guadet, Louvet, Laujuinais, Pétion, beginnen dort die Inſurrektion gegen Paris —

von dert kam auch Charlotte Corday, ein heroiſches Mädchen, die den Marat niederſtach.

Um dieſelbe Zeit empörte ſich Lyon; Marſeille, Bordeaux, ſechzig Departements erhoben ſich gegen Paris, größtentheils durch die Schreckensregierung aufgeregt, größtentheils den Royaliſten und deren Leitung anheim fallend. Dieſe letzte Wendung vernichtete den Reſt der Gironde: Rébecqui ſtürzte ſich bei Marſeille in's Meer; aber Paris mit ſeiner wilden Revolution ſchien rettungslos verloren; die Vendéer ſchritten unaufhaltſam vor und belagerten ſchon Nantes, im Norden ſiegten die Deutſchen, im Süden die Spanier, 20000 Piemonteſer drangen in Frankreich ein, um ſich mit Lyon zu verbinden, ein Feldherr, der Alles zuſammengehalten hätte, war nicht da, die Nordarmee verlor Valenciennes, Condé, war zurückgeworfen bis Arras, der letzten Rückzugsſtellung vor Paris; Mainz mußte kapituliren, England erklärte alle franzöſiſchen Häfen in Blokadezuſtand und alle neutralen Fahrzeuge für gute Priſe — nirgends ein Ausweg, von nirgends Zufuhr, im Innern von Paris Sturm auf Sturm — die verwegenen Revolutionsmänner entwickelten nun rieſenhafte Anſtrengungen. Eine neue Conſtitution ward gegeben, aber ſuspendirt bis zum Frieden, ein revolutionairer Wohlfahrtsausſchuß eingeſetzt als Centrum aller Handlungen, die Aushebung in Maſſe ward beſchloſſen, und Danton begeiſterte Alles mit ſeinen bäumenden Worten: Der Augenblick iſt da, den großen und letzten Eid zu leiſten, daß wir uns Alle dem Tode weihn, oder die Tyrannen vernichten wollen — Barrere rief: Die Republik ſei nur noch eine belagerte Stadt, Frankreich ein einziges großes Lager. Menſchen und Bedürfniſſe wurden Heerdenweis zuſammengerafft, Alles von 18—25 Jahren ergriff die Waffen, in Kurzem hatte man 14 Heere und 1,200,000 Soldaten.

Und wer nicht jakobiniſch war, wurde eingekerkert, man giebt das ſchreckliche Geſetz der Verdächtigen; es iſt hinreichend, ſeines Lebens nicht mehr ſicher zu ſein, wenn man einem Menſchen verdächtig dünkt.

Wie die Ströme werden nun die Kriegszüge ausgeſendet: die Partei von Caën wird überwältigt; Carteaux ſchlägt den Süden, zieht in Marſeille ein und hätte auch Toulon genommen, wäre es nicht von den Royaliſten den Engländern überliefert worden; Lyon ſelbſt, ein Hauptheerd, fällt; Toulon wird den Engländern entriſſen, und wir finden hierbei zum erſten Male Bonaparte, in jener Zeit ein muntrer Jakobinerfreund; die Vendée ſelbſt wird bei Chatillon und Cholet viermal geſchlagen, ihre Führer Bonchamps, Lescure, d'Elbée fallen, die Auswanderung von 80000 nach der Bretagne geräth in's Verderben, wird aufgerieben, auch Larochejaquelin fällt, der Wohlfahrtsausſchuß iſt Sieger. Carrier veranſtaltet ſeine entſetzlichen Noyaden, republikaniſche Hochzeiten, wo er die

Schlachtopfer zuſammenbinden und Schiffsweiſe in die Loire ſchütten läßt. Gegen die Fremden im Norden erficht Houchard die Schlacht bei Hondſcoote, neue Feldherren wachſen wie aus der Erde: Jourdan ſiegt bei Watignies, Hoche und Pichegru ſiegen an der Moſel, Kellermann an den Alpen.

Und nun, aufathmend von ſo koloſſaler Kraftentwickelung und mitten darin ging's an die ſchrecklichen Strafen: zwölf bewegliche Kolonnen, genannt die hölliſchen, durchzogen die Vendée und verheerten ſie bis auf die Wurzel mit Feuer und Schwert; in Lyon wurde Mann und Mauer mit Kartätſchen niedergeſchoſſen, ſogar der Name Lyon vernichtet, Ville affranchie als neuer gegeben; in Paris wurde Marie Antoinette, die unglückliche Königin, am 16. Octbr., Bailly, der Herzog von Orléans, und am 31. Octbr. wurden die 21 Girondiſten hingerichtet. Sie ſangen die Marſeillaiſe auf dem Henkerskarrn und ſtarben mit jenem Heroismus, der in Zeiten, wo das Leben ſo reißend ſchafft und ſchwindet, vorzuherrſchen pflegt. Die geflüchteten Girondiſten kamen ebenfalls um: Salles, Guadet und Barbaroux wurden bei Bordeaux in Höhlen aufgefunden und ebenfalls guillotinirt; Pétion und Buzot ſtreiften verfolgt umher und tödteten ſich am Ende ſelbſt, man fand ſie halb von Wölfen zerfreſſen; Condorcet mußte ſich vergiften; die ſchöne, geiſtreiche Madame Roland, die gefeierte Dame der Gironde, ſtarb mit ihnen auf dem Pariſer Schaffote.

Ein Gírondiſt ſagte in einem der wildeſten Konventsgetümmel zu den Bergdeputirten: Das Volk hat ſeinen Verſtand verloren, ſobald es ihn wieder findet, ſeid Ihr verloren.

Dieſe Worte bezeichnen rundum, wie die Gironde ihre Poſition anſah.

Jetzt war ſie todt; alle Macht war im Wohlfahrtsausſchuſſe koncentrirt. Die Herrſcher Frankreichs ſind: Barrère, ein fügſamer, aus Gefälligkeit grauſamer oder milder Mann, der in jener Zeit zu ſagen pflegte: „Nur die Todten kommen nicht wieder;“ Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, tüchtige Terroriſten; Couthon, ein körperlich lahmer, geiſtig zäher, unbeugſam fanatiſcher Menſch; St. Juſt, ein junger Mann von 26 Jahren, ergraut in Geiſt und Herzen durch eiſerne Prinzipien, ſteinerne Abſtraktion, für die er ſchweigend raſ't und mordet und ſtirbt, wie alle Beſchränktheit, die ſonſt Muth und Charakter beſitzt. Er war ſo ſicher und begeiſtert in ſeinen Verſtandestheorieen, daß er eine abgeriſſene, prophetenartige Sprache dafür hatte, und deshalb der Apokalyptiker genannt wurde. Mit ſeinem ſtarkzügigen ſchweigenden Geſichte, den herabhängenden ſchlichten Haaren, dem einfachen, feſten Blicke erinnerte der bleiche Mann an die engliſchen Puritaner der Stuartzeit, die auch für nüchterne Verſtandesintereſſen in eine Begeiſterung gerathen waren, welche kein Blut ſcheute und in poetiſcher Armuth nur einen einzigen ſchmalen Steg durch die Welt gelten läßt.

Wirklich erinnert Robespierre, der letzte und hauptſächlichſte dieſer Macht, mit ſeinem Schildträger Couthon und ſeinem Vorfechter St. Juſt in vieler Weiſe an jene Klaſſe der engliſchen Geſchichte. Ohne produktives Genie, aber mit einem ſtreng klaſſificirenden Verſtande, mit einer einſeitigen Bildung, welche nur das auf den erſten Anblick nothwendig und nützlich Erſcheinende in der Weltgeſchichte gelten läßt, mit unverrückbarer Konſequenz, wie ſie beim großen Haufen ſtets imponirt, mit jener Eitelkeit, die eine Million Menſchen ohne Bedenken dran ſetzt für ihre Richtung, weil ſie dieſe Richtung für allein recht hält, mit all' dieſem konnte er ſich ſelbſt in eine ſogenannte Tugend hineinmorden, und bei dem bornirten Haufen allmächtig werden. Dies war er denn auch geworden, und wir finden ihn jetzt auf dem Gipfel ſeiner Macht, Allen überlegen, weil er eine moraliſche Macht durch langſames, unerſchütterliches Vorſchreiten ſich erworben hatte. Nichts durfte aber nach ſeinen Theorieen übrig bleiben, was ihn im Geringſten hinderte, was nur in der kleinſten Schattirung anders dachte und lebte als er. Der mächtige Gemeinderath mit den Maratſchen Ueberreſten, mit Hébert, Anacharſis Clootz, Chaumette, Ronſin war auf der einen Seite zu vernichten: er hatte zu große Gewalt erlangt, wollte nur die Vernunft, ſonſt nichts verehrt wiſſen, und beging in dieſem Kultus die berüchtigten ſkandalöſen Feſte, kurz, repräſentirte den äußerſten Materialismus.

Hier ſehen wir alſo zum erſten Male eine Partei jenſeits Robespierre, da er bis jetzt mit ſeinen Jakobinern an der Spitze der weiteſten Forderungen geweſen war, und dieſe Partei ſiegt nicht mehr, ſondern wird bald von Robespierre zertreten, ſtirbt feig und ſchwach, wir ſehen uns alſo an einem Grenzpunkte.

Auf der andern Seite war aber noch eine Partei im Wege, die nicht ſo weit hinausgerückt war als Robespierre, das war die Danton'ſche, und der Wohlfahrtsausſchuß gab ſie ihm in den Kauf für jene Ultra's, Hébert und Conſorten.

Die Danton'ſche Partei hatte die ärgſten Mittel nicht verſchmäht, weil ihr ſchien, daß die Kriſis ſie nöthig mache, aber ſie wollte ſonſt kein Blutſyſtem, ſie wollte Menſchlichkeiten geſtatten und ſich ſelbſt geſtattet wiſſen; ſie war offenbar genialer als die Robespierreſche, aber die ſchonungsloſe Konſequenz iſt in ihrer Zuſammengedrängtheit bei gefährlichen Zeiten immer mächtiger. Dazu war der ausſchweifende Danton durch manche grobe Schwäche befleckt — ihm gegenüber galt z. B. Robespierre keiner Beſtechlichkeit zugänglich, ſo weit man die plumpe Geldbeſtechlichkeit darunter verſteht. Danton war faul und kümmerte ſich nur um die Sachen und die Menſchen, wenn ein großer Moment erſchien, er vernachläſſigte ſeine

Partei; Robespierre war immer voll Aufmerkſamkeit und Berechnung; Danton war jedenfalls ein bedeutenderer, kräftigerer, ächterer Menſch als der gemachte Robespierre, aber er mußte dem Gange nach dieſem eiſernen Begriffshelden erliegen.

Zu Danton's Partei wurden gerechnet: Philipeaux, Camille Desmoulins, ein ſtürmiſch geiſtreicher, feuriger junger Mann, welcher in dieſer Periode durch den „vieux cordélier," ſein Journal, die Robespierreſche Richtung auf das Geiſtreichſte angriff und verhöhnte; Fabre d'Eglantine, Lacroix, Weſtermann.

Man hat ſcharfſinnig die leichteren Lebemänner der Revolution dieſer Art, in welche auch Mirabeau und Barras zu rangiren wären, die Nachkommen Voltaire's, und die Robespierreſche Richtung Nachkommenſchaft Rouſſeau's genannt, die Dogmatiker der Revolution.

Danton wollte dem Kampfe ausweichen, verließ eine Zeitlang Paris und lebte ſtill in ſeiner Vaterſtadt Arcis-ſur-Aube; aber er konnte ſeinem Geſchick nicht entgehn, Revolutionen ſind gleich den Furien, die nicht mehr loslaſſen.

Die Sachen ſtanden noch unentſchieden wie eine ſchwarze Wolke am Himmel, aus der jeden Augenblick der zündende Blitz ſchlagen kann; Danton beſuchte Robespierre, um eine Unterredung mit ihm zu haben — ſie ſchloß damit, daß Robespierre ſagte:

„Ei, wer hat Ihnen denn geſagt, daß man einen Unſchuldigen habe hinrichten laſſen?“ und Danton mit bittrem Lachen ſich zu ſeinem Begleiter wandte: „Was ſagſt Du dazu? nicht ein einziger Unſchuldiger iſt hingerichtet worden!“

Alle Freundſchaft war aus; Robespierre zauderte nicht mehr, „die Unmoraliſchen“ zu opfern. Dantons Freunde beſchworen ihn, Maaßregeln zu ergreifen — „ich will mir lieber den Kopf abſchneiden laſſen,“ ſagte er, „als ſelbſt Kopfabſchneider ſein“ — dann fliehe! — „fliehen! Kann man das Vaterland an den Schuhſohlen mit ſich nehmen?“

Auch tröſtete er ſich im Stillen damit, ſie würden es nicht gegen ihn wagen, gegen ihn, den Herkules der Revolution.

Mitten in der Nacht ward er mit ſeinen Freunden verhaftet — ganz Paris war am andern Morgen wie mit Beſtürzung geſchlagen; Legendre ſprach im Konvente gegen dieſe Maaßregel, Robespierre warf ihn mit wenig Worten nieder.

Kalt, kühn und ſtolz erſchienen Danton und die Dantoniſten vor dem Tribunale; verächtlich antwortete Danton dem Präſidenten, der nach Namen ꝛc. fragte: „Ich bin Danton, wohlbekannt in der Revolution, 36 Jahr alt. Meine Wohnung wird bald das Nichts ſein, nur mein Name im Pantheon der Geſchichte leben.“

Die tief greifende, überlegene Vertheidigung dieſer Partei brachte große Aufregung hervor, man ſchloß deshalb und verurtheilte, ohne ſie weiter zu hören. „Ich reiße Robespierre mit mir fort," ſchrie Danton, „Robespierre folgt mir."

Am Blutgerüſte war gegen Gewohnheit Alles todtenſtill; Desmoulins und Danton gedachten ſchmerzlich ihrer Frauen — aber „Danton, keine Schwäche!" unterbrach er ſich ſelbſt, und ſie ſtarben, als ob ein Sieg errungen würde. Der letzte Reſt von Menſchlichkeit, der noch in der Revolution war, ſtarb mit ihnen. Von jetzt an regnete es abgeſchlagene Menſchenköpfe, man erfand die ſcheußliche Anklage, daß Leute, die bloß auf Verdacht in's Gefängniß geworfen waren, im Gefängniſſe Verſchwörungen anzettelten. Fouquier Thinville, der öffentliche Ankläger, pflegte damals zu ſagen: „Es geht ſehr gut, die Köpfe fallen wie die Ziegeln." Bei den Gefängnißſpionen machte man Beſtellungen auf Opfer.

Es war unterdeſſen eine neue Zeitrechnung eingeführt worden: ſie begann mit dem 22. September 1792, der Gründung einer Republik. Die neuen Monate waren vom 22. Septbr. an für den Herbſt: Vendémiaire, Brumaire, Frimaire; für den Winter: Nivose, Pluviose, Ventose; für den Frühling: Germinal, Floréal, Prairial; für den Sommer: Messidor, Thermidor, Fructidor. Die Wochen hörten auf, jeder Monat hatte drei Dekaden, jede Dekade 10 Tage, und jeder Tag hatte ſeinen Namen vom Platze in der Dekade, nämlich primidi, duodi, tridi etc. Am Ende des Jahres, alſo Mitte Septembers, kamen die übrig bleibenden fünf Ergänzungstage unter dem Namen Sansculotiden, und wurden mit Feſten ausgefüllt. Bald darauf ward denn auch der chriſtliche Gottesdienſt abgeſchafft, der Gemeinderath ſchlägt dafür die Verehrung der Vernunft, Robespierre mit der Mehrzahl des Wohlfahrtsausſchuſſes die Verehrung des höchſten Weſens vor.

Am 3. Prairial 1794 — Danton war im April hingerichtet worden — und am 4. wurden zwei Mordverſuche auf Robespierre von Privatperſonen, Mr. l'Admiral und Cäcilie Rénaud, gemacht; ſie mißlangen — man pries ihn wie einen geretteten Gott; die Feier der neuen Religion wurde nun gehalten, und Robespierre, als Oberprieſter funfzehn Schritt vor all ſeinen Kollegen, in glänzendem Koſtüm, Blumen und Aehren in der Hand haltend, von Zufriedenheit ſtrahlend wie nie, feierte hierbei den gewonnenen Höhepunkt ſeiner Karrière. Alles erwartete nun Milde und Ruhe.

Zwei Tage drauf ſchlägt der Ausſchuß vor, den Angeklagten keine Vertheidiger und Geſchwornengerichte zu geben, ſie en masse zu richten — der Konvent lehnt ſich auf, Robespierre tritt vor und verlangt, bis 8 Uhr Abends den Gegenſtand abzumachen. In 30 Minuten wird das Dekret angenommen. Es beginnen die ſogenannten fournées (ein Schub beim Bäcker, der den Ofen füllt), im Durchſchnitte fallen täglich 50 auf dem Schaffote; das dauert 2 Monate. Vom 2. Meſſidor bis 9. Thermidor, alſo in einem Monate, wurden 1285 hingerichtet, mehr als im ganzen vorhergehenden Jahre.

Robespierre's Macht erregte Eiferſucht; am 20. Prairial bei dem neuen Religionsfeſte hatte er ſie ſchreiend aufgeweckt, man nannte ihn bereits „Tyrann Piſiſtratus,“ da er ſich auch von Jakobinern eskortiren ließ, die mit ſchweren Stöcken bewaffnet waren, viele Mitglieder des Wohlfahrtausſchuſſes waren keineswegs für das höchſte Weſen, ſondern für die Vernunft und deren Religion, Niemand glaubte ſich endlich mehr ſicher, und der Berg glaubte ſich ſchützen zu müſſen; von dieſem waren es beſonders Tallien, Bourdon de l'Oiſe, Légendre, Fréron, Rovere; vom Ausſchuſſe Billaud-Varennes, Collot d'Herbols; daß Barrère dazu treten würde, wenn der Sieg wahrſcheinlich ſei, wußte man.

Robespierre wußte das Alles auch; Couthon und St. Juſt waren ſein, Henriot mit der bewaffneten Macht von Paris, das Volk in Maſſe ſein, ſein das Revolutionstribunal und der neue Gemeinderath, der ausſätzige Ausſchuß mußte geſäubert, oder gar ein Triumvirat errichtet werden, Niemand weiß, ob auch eine äußerliche Diktatur in ſeinen Plänen lag, es iſt aber nicht wahrſcheinlich, denn es war ihm mit ſeiner bornirten Tugend wirklich Ernſt. Mit heftigſtem

Aerger erfüllte ihn der Prozeß gegen ein altes Weib, Catharina Théot, welche die Prophetin geſpielt, und der ſich Robespierre immer gefällig bewieſen hatte; ſie war bemüht geweſen, eine Sekte zu ſtiften und verkündete einen wiederherſtellenden Meſſias. Das Gericht, von der werdenden Oppoſition gegen Robespierre geleitet, machte einen Skandal daraus voll Beziehungen auf ihn, und ſchickte die Alte in's Gefängniß.

Robespierre wollte indeſſen die Sache noch mehr reifen laſſen, zumal St. Juſt beim Heere war und erſt zurückgerufen werden mußte; wie Danton zog er ſich zurück, hielt ſich abwechſelnd in Maiſons-Alfort 3 Stunden von Paris bei einer befreundeten Familie auf, wo er ſich amüſirte, theils in ſeiner ſtillen Wohnung, wo er melancholiſch war; nur zu den Jakobinern ging er, und Henriot beſuchte ihn auf dem Lande mit ſeinen Freunden, fünf Mann breit und Galopp reitend, Alles niederwerfend, was in den Weg kam.

Endlich erſchien er nach 40 Tagen wieder einmal im Ausſchuſſe und begann am 3. Thermidor den erſten verdeckten Angriff im Konvente, denn all ſeine Macht war doch von der Art, daß er den Formen erſt genügt haben mußte, um zum Aeußerſten zu ſchreiten. St. Juſt kommt am 8. an und ſieht den drohenden Zuſtand, daß Alles untergraben iſt, beſonders der Ausſchuß, und daß man vernichten muß, um nicht vernichtet zu werden. Wage, ſpricht er, dies iſt das ganze Geheimniß der Revolutionen. —

Am 8. Thermidor greift Robespierre von der Tribune offen die Ausſchüſſe an in einer geſchickten Rede — kein Laut regt ſich, während er ſpricht, und nachdem er längſt geendet — bald bricht der Angriff los, Bourdon de l'Oiſe eröffnet ihn, Vadier bekämpft Robespierre direkt, Cambon nennt ihn den „einzigen Menſchen, der den Convent hindere," endlich erhebt ſich auch Billaud-Varennes, das Haupt des Ausſchuſſes, und ſagt, man müſſe die letzte Larve abreißen — jetzt iſt der Damm aller Furcht gebrochen, Panis fordert ihn auf, die Deputirten zu nennen, die er anklage, deren Tod man bei den Jakobinern beſchloſſen habe — „nennen Sie die Deputirten!" rufen plötzlich von allen Seiten mehrere Hundert — Robespierre ſpricht unbeſtimmt, ſtockt, wird unterbrochen — „Nennen Sie die Deputirten!" kommt's wie ein Donnerecho von allen Seiten wieder.

Mit dieſer Scene war der moraliſche Schrecken vor ihm zerſtört, man ſah ihn ohnmächtig. Er flüchtete zu den Jakobinern, lieſ't ſeine Rede und ſagt: „dieſe Rede iſt mein Teſtament" — dann wird der Aufſtand für den folgenden Tag vorbereitet. Payan ſchlägt vor, ſogleich die beiden verſammelten Ausſchüſſe aufzuheben — dieſer Handſtreich konnte allerdings Alles enden; denn daß die Ausſchüſſe gegen ihn aufſtanden, vernichtete ihn; das nächſte Schickſal Frankreichs hing vielleicht an einem Funken Muth Robespierre's, er hatte ihn nicht. Er will den nächſten

Tag noch einmal reden; wenn das nicht hilft, dann ſoll die Inſurrektion helfen, das Volk ſein Herrſcherrechte üben.

Vielleicht war's auch ein Zug ſeines pedantiſchen Charakters, erſt noch das Aeußerſte der Form zu verſuchen, der ihn hier ſchneller zu Grunde richtete. Dieſer achte Thermidor war der letzte ſeiner Herrſchaft, die Guillotine arbeitete noch, der Dichter Roucher, der geniale Schriftſteller Chénier fallen unter ihr noch an dieſem Tage. In der Nacht rennt, wirkt und ſchafft Alles, die Ausſchüſſe wagen auch nicht, Henriot und den Maire verhaften zu laſſen, St. Juſt verfaßt einen kürzeren und weit geſchickteren Bericht, als Robespierre abgeſtattet hat — der neunte Thermidor bricht an.

Die Robespierreſchen Behörden ſind auf ihrem Poſten, der Maire Fleuriot, Payan ſind im Gemeinderathe, Henriot durchreitet mit ſeinen Adjutanten die Straßen, die Jakobiner haben eine ununterbrochene Sitzung. Im Konventſaale rennt Alles hin und her und ſpricht lärmend, drei Mal geht der Berg, Dantons Ueberreſte, durch einzelne Sprecher die Hauptmitglieder der Ebene an, ſich mit ihm gegen Robespierre zu verbinden, beim dritten Male kommt man überein; der muthige Tallien ſoll den Kampf beginnen.

Um halb Zwölf erſcheint St. Juſt auf der Rednerbühne — Robespierre hat ihr gegenüber ſich niedergelaſſen. Tallien unterbricht ſtürmiſch St. Juſt; Billaud-Varennes erhebt ſich, greift Robespierre direkt an, ſchonungslos, ihn der Tyrannei beſchuldigend. Blaß vor Zorn ſpringt dieſer auf die Tribune hinter Billaud-Varennes — „nieder mit dem Tyrannen!“ dröhnt der ganze Saal. Tallien ſpringt auch hinauf, erhält das Wort und ruft: „Die Verräther ſind entlarvt, hier iſt der Dolch, womit ich den Tyrann durchbohrt hätte, wäre der Konvent ſo ſchwach geweſen, ihn nicht in Anklageſtand zu ſetzen.“ Dabei ſchwingt er einen Dolch und heiſcht die Verhaftung Henriots; Permanenz des Konventes. Barrère tritt ein, und ſoll in einer Taſche einen Bericht für, in der andern einen Bericht gegen Robespierre gehabt haben. Robespierre bittet um's Wort — „nieder mit dem Tyrannen!“ iſt die Antwort. Barrère trägt ſogleich darauf an, daß der Konvent unter den Schutz der bewaffneten Sektionen geſtellt, eine Proklamation an's Volk gerichtet, daß Henriot abgeſetzt, der Maire Fleuriot und Nationalagent Payan vor die Schranken gefordert werde. Angenommen. Ein Huiſſier eilt mit Lebensgefahr durch die inſurgirten Straßen, um den Befehl zu überbringen. Billaud bewirkt Verhaftung der gefährlichſten Robesperrianer: Dumas, Boulanger, Dufreſe — einer nach dem andern tritt auf, Robespierre anzuklagen, es geht langſam, weitſchweifig, Tallien endlich tritt ungeduldig auf, faßt Robespierre's Leben und Thaten zuſammen, verlangt Anklage. Robespierre, vor Zorn erſtickend, unterbricht ihn mit einem Geſchrei der Wuth, Louchet ruft: „Verhaftung!“ „Ja, ja, Verhaftung!“ ſchreit Alles.

Robespierre, der zwiſchen ſeinem Platze und dem Präſidenten hin und her gelaufen iſt, verlangt nochmals das Wort, Thuriot, der jetzt Präſident iſt, ſchellt mit der Glocke, Robespierre wendet ſich an den Berg und fleht, ihm das Wort zu ſchaffen; umſonſt; er ſieht nach den Galerieen hinauf um Hilfe; umſonſt; er richtet ſich endlich an die Ebene: „An Euch, tugendhafte Männer, nicht an dieſe Räuber wende ich mich, bewilligt mir das Wort!“ Keine Antwort.

Man wird an die letzte Scene im Don Juan erinnert, der Bedrohte eilt nach allen Seiten, auf allen Seiten erſcheinen hölliſche Geiſter, kein Ausweg iſt mehr übrig, und der Teufel holt ihn.

Zum letzten Male geht Robespierre auf den Präſidenten los. „Zum letzten Male, Präſident von einer Mörderbande, verlang' ich das Wort!“ ruft er, ſeine Stimme iſt erſtickt, faſt erloſchen, die nothwendigſten Organe verſagen ihm den Dienſt — der Präſident ſchellt mit der Glocke.

„Danton's Blut erſtickt Dich!“ ruft Garnier — „Abgeſtimmt, abgeſtimmt!“ Die Verſammlung beſchließt unter entſetzlichem Lärmen einhellig die Verhaftung beider Robespierre — ſein jüngerer Bruder hatte ſchreiend verlangt, mit Maximilian verhaftet zu werden — Couthon's, Lebas', St. Juſt's. St. Juſt hatte unerſchüttert in dem wilden Sturme da geſeſſen.

„Es lebe die Freiheit, die Republik! Die Tyrannen ſind nicht mehr!“ dröhnt's durch den Saal. Die Gensd'armes wagen es nicht, die Triumvire an die Schranken zu führen, Alles ſchreit: „an die Schranken!“ Sie werden gebracht, Robespierre ſchäumend vor Wuth, St. Juſt ruhig und verächtlich blickend, die Andern beſtürzt.

„Die Republik iſt verloren, die Räuber ſiegen!“ ruft Robespierre im Abgehn. Es iſt halb Sechs; die Sitzung wird vertagt.

Hiermit war indeſſen die Sache keineswegs abgethan, die thatſächliche Schlacht und Gefahr begann erſt. Dieſe Abendſtunden der Vertagung benutzte die geſchlagene Partei auf das Eifrigſte: ihre Inſurrektion befreite die Verhafteten, Henriot rückte mit ſeinen Schaaren vor den um 8 Uhr wieder zuſammentretenden Konvent, dieſer war gefaßt, auf ſeinem Poſten zu ſterben. Aber die Kanoniere verſagten es, auf den Konvent zu feuern; dies war der Wendepunkt: der Konvent ſchickte nach den Sektionen und fand dieſe willig, gegen die Volksmaſſen aufzutreten, Barras ward zum Befehlshaber ernannt, Henriot und Conſorten wurden außer dem Geſetz erklärt.

Unterdeß berathſchlagte Robespierre mit den Seinen im Gemeinderathe, die Menge harrte ihres Winks unten auf dem Grèveplatze, da kommt die Nachricht, Robespierre's Partei ſei geächtet, einzelne Stimmen finden ſich ein: „Es lebe der Konvent!“ die Menge zerſtreut ſich, die Konventstruppen finden den Platz leer und beſetzen das Haus, die Schreckensmänner ſind verloren. Robespierre ſchießt ſich eine Kugel in den Kopf, zerſchmettert ſich aber nur die Kinnlade, ſein Bruder ſtürzt ſich drei Stock hinab, bleibt aber ebenfalls lebendig, Couthon ſticht ſich ein Meſſer in die Bruſt, auch ohne ſich tödten zu können, Henriot wird aus dem Fenſter geſtürzt und fällt in eine Kloake, nur St. Juſt erwartet ruhig ſein Schickſal.

Auf einer Tragbahre wird der verwundete Robespierre nach dem Sicherheitsausſchuſſe geſchleppt, dort liegt er mit blutigem, entſtelltem Geſichte und muß die Schmähungen und Gratulationen der ſiegreichen Parteien anhören, die ihn verfluchen. Am andern Tage, den 10. Thermidor. Abends um 5 Uhr beſtieg er das geprieſene Schaffot, 22 ſeiner Anhänger waren vor ihm und vor ſeinen Augen hingerichtet worden, unter ihnen war auch ſein treueſter St. Juſt kaltblütig ernſthaft auf die Menge blickend geſtorben, er ſelbſt, von Verwünſchungen der Zuſchauermaſſen überhäuft, ward zwiſchen Couthon und Henriot auf dem Karren herbeigefahren. Ein blutiges Tuch verhüllte einen Theil des dunkel angelaufenen Geſichts, das Auge war todt wie das einer Leiche, Gensd'armes, die ihn noch geſtern nicht zu verhaften wagten, deuten jezt mit den Säbeln auf ihn; als ſein Kopf fällt, erhebt ſich ein lang anhaltendes Beifallgeklatſch. Und er war derſelbe Robespierre, den die Maſſen noch den Tag vorher für den größten und tugendhafteſten Franzoſen hielten — ſo viel Macht liegt im Verluſte der Macht.

6.

Die Reaktion.

Nun verläßt die Revolution ihren wilden Lauf und wird zurückbewegt. Wir finden im Konvent jetzt als alte Hauptpartei die Reſte der Ausſchüſſe, unter ihnen Billaud, Collot, Barrère, Badier, Amar, Carnot, Cambon ꝛc., an welche ſich die übrig bleibenden Robespierrianer, ein Theil des Berges und außerhalb die Jakobiner anſchließen; ihr gegenüber die neue Thermidorpartei, aus den milderen Dantoniſten, den Gemäßigten und der Ebene beſtehend, zu denen ſich der ſanfter gewordene Berg, die Crétois (von crête, Berggipfel) genannt, hinneigt. Die Thermidorianer ſind die Majorität, und ihre Hauptnamen ſind Tallien, Fréron, Legendre, Barras, Bourdon, Rovère, Bentabole, Dumont, Merlin de Thionville und Merlin de Douai von den Dantonſchen Reſten, von den Gemäßigten aber Sieyes, Boiſſy d'Anglas, Cambacérès, Chénier, Thibaudeau. Sie dringen allmählig in die Ausſchüſſe, und haben den ganzen, wieder mächtig werdenden Mittelſtand für ſich, der ihnen in den jungen, wohlhabenderen Leuten eine Art Leibwache bildet, die man jeunesse dorée, vergoldete Jugend, nannte. Die Ausſchußpartei aber hat noch die ganze ärmere Klaſſe, welche man kurzweg die Vorſtädte nennt, weil ſie dort wohnt. Dieſe Partei wollte einige Milderung geſtatten, aber die revolutionairen Maaßregeln und Inſtitute beibehalten wiſſen, jene aber wollte einmal dies nicht, und wurde auch ferner mehr und mehr von den alten, beſonders royaliſtiſchen Klaſſen influenzirt und benutzt. So ging denn der Kampf bald wieder los.

Lecointre begann ſchon einen Monat nach Robespierre's Sturze die Anklage gegen die Ausſchußreſte; das war aber zu früh, ſie gelang erſt im nächſten Frühjahre; unter der Zeit hatte man den Jakobinerklubb geſchloſſen, die noch lebenden Girondiſten, 22 an der Zahl, waren zurückgerufen und wieder in den Konvent aufgenommen worden, auf den Straßen gab es Scharmützel wie zur Zeit der Fronde, aber die eigentliche Herrſchaft der Maſſe ging immer mehr zu Ende, die Mittelklaſſen wurden wieder mächtig.

Am 12. Ventoſe wurden endlich die Ausſchußmänner verhaftet, die Vorſtädte verſuchten zwar am 1. und 2. Prärial einen Aufſtand zu Gunſten derſelben, wurden aber zurückgeſchlagen, und die Angeklagten ſahen ſich mit 17 Crétois, welche ſich zu ihnen geſchlagen hatten, zur Deportation verurtheilt und nach Schloß Ham abgeführt. Sie hatten ſich ausführlich und ſehr geſchickt vertheidigt — dies, und daß ihnen das Leben blieb, bekundet, wie man ſich immer mehr von dem ſummariſchen Revolutions-Verfahren entfernte. Als man nun aber auch an Umgeſtaltung der Verfaſſung von 1793 ging, da machten die Vorſtädte eine letzte, gewaltige Anſtrengung: ſie drangen bewaffnet in den Konvent ein und verwandelten ihn in ein Schlachtfeld, der Deputirte Féraud wurde niedergehauen, und alles Uebrige bis auf die Reſte des Berges verjagt. Der Sieg war aber ein ſehr kurzer; die Sektionen rückten zum Schutze des Konventes an und behielten die Oberhand. Am nächſten Tage begann ein neuer Verſuch; der ward mit Unterhandlungen beſchwichtigt. Das war der erſte und zweite Prairial; am vierten, wo ſich die Vorſtädte gegen die Hinrichtung von Féraud's Mörder auflehnten, wurden ſie entwaffnet, und dieſer Beſtandtheil der Revolution verſchwindet nun völlig. Ihre letzten Führer, die Konventsmitglieder Bourbotte, Duroy, Soubrany, Romme, Goujon, Duquesnoy wurden zum Tode verurtheilt, durchſtachen ſich unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ mit einem und demſelben Meſſer, und ſtarben verwegen, wie ſie geſtrebt. Dies ſind die letzten Männer der republikaniſchen Schreckenszeit.

Jetzt beginnt die Zeit, wo die Mittelklaſſen und mit ihnen die Royaliſten, deren Verbannung zum großen Theile aufgehoben war, wieder in die Kampfesreihen gegen die Revolution treten, und ihrer Seits den Schrecken verbreiten. Dies gelang ihnen namentlich in den ſüdlichen Provinzen, wo ſich die Jeſusvereine und Sonnenvereine bildeten, und ebenfalls grauenvoll mordeten. Ein Sieg des Royalismus war indeſſen noch nicht möglich, der Konvent wollte zwar von der blutigen Revolution ablenken, aber die Revolution ſelbſt wollte er nicht Preis geben; mochte ſich nun auch die jeunesse dorée von ihm abwenden, mochte die Vendée ſich wieder regen, er hatte eine zu ſtarke bewaffnete Stellung gewonnen: die Energie der Schreckensmänner, welche die Deputirten zu den Heeren geſchickt hatten, z. B. St. Juſt und Lébas, um den Angriff zu ſteigern, ließ ihm nach Außen das geſichertſte Vermächtniß, Kriegstalente wie Jourdan, Pichegru, Hoche, Moreau, Weſtermann, Dugommier, Marceau, Joubert, Kleber, Carnot waren aus der Bergpartei gezogen, ein nachdrücklich zuſammengreifendes Wirken war durch Carnot eingeführt, die Schlachten bei Courtray und Hooglede waren von Pichegru, die bei Fleurus von Jourdan erfochten, man war bis über den Rhein gedrungen, Dugommier und Moncey waren über die Pyrenäen nach Spanien eingebrochen. So fand die Reaktion den Zuſtand, und obwohl der neunte Thermidor den Heeren, die an Blut ſich gewöhnt hatten, nicht willkommen war, ſo fügten ſie ſich doch. Holland wurde erobert und in eine bataviſche Republik umgeſchaffen, Preußen ſchloß zu Baſel Frieden und Spanien trat dazu, die Repyblik anerkennend, und einen Theil Domingo's abtretend.

Von außen alſo war keine Gefahr, die Bekämpfer der Revolution mußten ſie im Innern zu ſchaffen ſuchen: England rüſtete die große Expedition von Quiberon im Frühjahre 1795, an welcher alle tüchtigen Emigrés und 6000 republikaniſche Gefangene Theil nahmen. Mit Ausrüſtung für ein Heer verſehen landete ſie, vereinigte ſich mit 1500 Chouans aus der Vendée und rückte vor. Hoche überwältigte und vernichtete ſie, die republikaniſchen Gefangenen gingen über.

Am 22. Auguſt 1795 gab der alſo ſiegreiche Konvent eine neue Verfaſſung, welche die Gewalten vertheilen, mäßigen, die Reaktion vollenden ſollte. Wir nennen ſie gewöhnlich nach ihrer Spitze und exekutiven Gewalt „das Direktorium." Fünf Direktoren regierten, zwei Verſammlungen, der Rath der Alten und der Rath der Fünfhundert, bildeten die Geſetzgebung. Man nannte ſie die Verfaſſung vom Jahre III. Die alte Ebene mit den gemäßigten Reſten der Gironde und des Berges hatte ſie geſchaffen. Ehe ſich indeſſen der Konvent auflöſ'te, hatte er noch ſeinen letzten Kampf mit den Royaliſten zu beſtehen, die unterdeſſen bis zu einem Angriffe erſtarkt waren.

Sie hatten nämlich auf die Wahlen zur neuen Regierung gehofft, und der Konvent hatte, klüger als die konſtituirende Verſammlung, am 5. Fructidor beſchloſſen, daß zwei Drittheile des Konvents wieder wählbar ſeien. Dies und die am 13. vorgeſchriebene Art der Wahl vernichtete die Hoffnung der Royaliſten und ſie verſuchten den Aufſtand; der drohendſte Tag war der 13. Vendémiaire; der Konvent, welcher ſeine Stütze im Heere jetzt benutzte, hatte Truppen nach Paris gezogen, und auf Barras' Empfehlung ſeine Vertheidigung einem jungen Offizier übertragen, Namens Buonaparte. Dieſer verſchanzte den Konventsſitz, die Tuilerieen, tüchtig, ward indeſſen von 40000 ſtürmiſch angegriffen, und der Konvent war Nachmittag gegen halb Fünf ſo beſorgt, daß er die Berathung aufhob, und ſich ſelbſt als Reſervekorps bewaffnete. Aber die Vertheidigung war mörderiſch angelegt, und der Vertheidiger ein entſchloſſener Soldat, verheerende Kartätſchenlagen zerſtiebten den Angriff in einer Stunde, und bis zur Nacht wurden alle Reſte aufgeräumt.

Am 4. Brumaire (25. Octbr.) erließ der Konvent ein Amneſtiegeſetz, verwandelte den Namen place de la révolution in place de la concorde, und erklärte ſeine Seſſion für geſchloſſen.

7.

Das Direktorium.

Hier kommen wir an diejenige Phaſe der Revolution, wo dieſe in mannigfacher Weiſe erſchöpft iſt: die Begeiſterung für Dies oder Jenes iſt verraucht, man hat geſehen, wie entſetzlich die realiſirten Ideale ſich ausgenommen haben, man wird gleichgültig; man ſieht mit Schrecken, wie ſich der Staat nur künſtlich, mit forcirten Mitteln aufrecht erhält, wie es an den allernöthigſten Mitteln gebricht, wie die gewaltſam verſchloſſenen Schäden aufbrechen. Der Konvent hatte Mangel und Hungersnoth lange Zeit durch das ſogenannte Maximum aufgehalten, was darin beſtand, daß für alle nöthigen Bedürfniſſe ein äußerſter Preis feſtgeſetzt war, über den hinaus nicht gefordert werden durfte, Kaufleute und Reiche hatten bis jetzt am Meiſten leiden müſſen, nun, da die Mittelklaſſen und Reicheren wieder an's Ruder kamen, ward das Maximum aufgehoben, und der entſetzlichſte Mangel offenhatte ſich in Kurzem. Die unnatürliche Zurückdrängung aller menſchlichen, aller feineren Civiliſationsbedürfniſſe rächte ſich ebenfalls: das bisher ſo nüchterne republikaniſche Leben ſchlug um in eine Vergnügungsſucht ohne Grenzen, man tanzte, ſchmauſte über die Maaßen. Mit allen Gegenſätzen trat der ſchreiende Uebelſtand hervor, daß man eine wirklich geſchichtliche Entwickelung überboten hatte durch anhaltsloſe Allgemeinheiten und Abſtraktionen — dabei war die Regierung ſelbſt ſo entblößt, daß die in's Luxemburg einziehenden Direktoren ſich einen wackligen Tiſch, ein Paar ſchlechte Rohrſtühle und etwas Briefpapier leihen mußten, um die Verwaltung Frankreichs anzufangen. Die Kouriere konnten nicht ſo viel Geld bekommen, um abzugehen.

Die erſten Direktoren waren: Rewbell, ein tüchtiger, durchgreifender Geſchäftsmann, dem denn auch bald alle Arbeit zufiel; Barras, ein Roué mit Talent und Muth für gefährliche Momente, aber für alle ſolide Thätigkeit unbrauchbar; La Réveillère Lépaux, ein ſanfter Mann, der ſich beſonders und ohne Erfolg darauf richtete, eine Art Religion durch ſeinen Theophilanthropismus einzuführen, in welchem die Anbetung des höchſten Weſens ſpecieller ausgearbeitet war; Carnot, welcher in gewohnter, ausgezeichneter Weiſe die Leitung des Krieges übernahm; und der unbedeutende Letourneur.

Es gelang dieſen Leuten zum Theil, die gröbſten

Uebelſtände zu beſeitigen, beſonders dadurch, daß ſie die Mehrzahl von unnützem politiſchem Treiben ablenkten und den bürgerlichen Geſchäften und Arbeiten wieder zuwendeten. Nach dieſer Seite hin wurden viele neue Inſtitute errichtet, welche Handel, Induſtrie und Gewerbfleiß befeuerten und Wohlſtand vorbereiteten. Die Aſſignaten waren werthlos geworden, und das Direktorium mußte ein neues Finanzmittel auffinden, dazu ſchuf es die Territorial-Mandate, welche zwar ebenfalls die Nationalgüter repräſentirten, aber den Verkauf dieſer dadurch begünſtigten, daß ſie durch bloße Vorzeigung in die Güter umgetauſcht werden konnten.

Auch der Krieg war ſehr zurückgegangen: der Hauptfeldherr Pichegru war in Unterhandlung mit der Emigration, namentlich mit dem Prinzen Condé getreten; das lag vor der Hand nicht offenbar, aber die Nachtheile, welche er abſichtlich herbeiführte, ſtellten ſich bedrohend heraus, und auch die Vendée war unter Charette's und Stofflet's Führung wieder gefährlich worden, in der Bretagne machte der Aufſtand unter Georges Cadoudal bedenkliche Fortſchritte.

Das war die Zeit, wo Carnot den großen concentrirten Marſch nach Wien zu kombinirte, Moreau und Jourdan ſollten durch Deutſchland, Bonaparte, der unterdeſſen General geworden, durch Oberitalien vordringen. Hoche ward nach der Vendée geſchickt. Dieſer Feldherr beendigte denn auch wirklich den Aufſtand der Vendée auf das Geſchickteſte, fing Charette und Stofflet, die muthvoll zu Nantes und Angers ſtarben, vertrieb Cadoudal und zerſtreute deſſen Anhang.

Bis zum nächſten Frühjahre (Jahr IV. der Republik, 1796) hatte aber die zertretene radikale Partei der Republikaner wieder einige Kräfte geſammelt, im Panthéon wieder einen jakobiniſchen Klubb gegründet, und war unter einem neuen Führer Gracchus Baboeuf drohend herausgetreten. Sie ſang offen ihre Klagehymnen auf Robespierre's Tod, brachte all' die äußerſten Meinungen auch materieller Gleichheit durch Vertheilung der Güter, von abſoluter Demokratie an den Tag, und ſuchte ſich mit den Soldaten zu verbinden, welche das Direktorium in der Nähe von Paris bei Grénelle im Lager zuſammengezogen hatte. Am 22. Floréal wollten ſie offenen Kampfes auftreten; die Soldaten blieben indeſſen dem Direktorium treu, die Verſchwornen wurden ergriffen, und als ſie am 23. Fructidor noch einen Angriffsverſuch machten, und ſich Nachts mit den Soldaten im Lager verbinden wollten, wurden ſie großentheils von dieſen niedergehauen. Die Führer Baboeuf und Darthé wurden vom Gerichte zum Tode verurtheilt, die andern zur Deportation. Wie in der fanatiſchen Zeit ſtimmten ſie nach Anhörung des Urtheils die Marſeiller Hymne an, und Baboeuf erſtach ſich. Dieſe vereinzelte Erſcheinung blieb einſam in der andersgewordenen Zeit, es war der letzte Bodenſatz der Ausſchußpartei. Allein die royaliſtiſche wurde immer wichtiger; am 13. Vendémiaire geſchlagen, von den Wahlen verdrängt, hoffte ſie jetzt auf die neuen des Jahres V. (1797) und bereitete vor.

Uebrigens ward das Jahr IV. ganz erfüllt von den Kriegsfortſchritten und der plötzlich aufſchießenden Erſcheinung eines militairiſchen Genies, Bonaparte's.

Er hatte die jämmerlich ausgerüſtete italieniſche Armee übernommen; zum Theil ohne Stiefeln, ſchlecht bewaffnet, zur Erhaltung auf ſich angewieſen, rückte ſie unter dem jungen Führer in die Alpenpäſſe Savoyens. Nur der ganze wilde Eifer der Revolution war noch in ihr, Verwegenheit, Zuverſicht vollauf. 90000 Verbündete unter d'Argenteau, Beaulieu und Colli ſtanden ihm gegenüber, und gegen dieſe beginnt Bonaparte den erſten, ſo berühmt gewordenen italieniſchen Feldzug, die Schlachten bei Montenotte, Milleſimo, Mondovi unterwerfen Sardinien; der brennende Kampf um die Brücke bei Lodi öffnet Mailand — Beaulieu, noch einmal bei Borghetto geworfen, wird durch den alten tapfern Wurmſer, der aus Tyrol herabkommt, im Oberbefehle erſetzt, und es beginnt nun das große Netz der Schlachten, womit Bonaparte den greiſen, tüchtigen Feldherrn zuſammenſchnürt. Seine neue franzöſiſche Kriegsweiſe, das Hauptheer fortwährend für ſtarke Schläge concentrirt zu halten, raſche allgemeine Bewegungen zu machen, der ſchwerfälligeren, in vielen Corps und Abtheilungen wirkenden, alten Weiſe gegenüber tritt in dieſem erſten Kriege überwältigend hervor. An Maſſe und Zahl dem Feinde nie gewachſen, ſchlägt er ihn doch links und rechts im Einzelnen. Mantua ward von ihm belagert, war nahe am Falle, Bonaparte, hiermit unzweifelhaft den großen Feldherrn ankündigend, giebt die Belagerung mit allem ihm ſo nöthigen Belagerungsgeſchütze und Zeuge auf und überläßt dies dem Feinde. „Siegen wir," ſagt er, „ſo bleibt es doch unſer, denn Mantua fällt dann, ſiegen wir nicht, ſo hätten wir's ohnedies verloren." Quasdanowich, den rechten Flügel des öſterreichiſchen Heeres führend, wird abgeſchnitten und bei Lonato geſchlagen, Wurmſer ſelbſt mit dem Centrum unterliegt bei Caſtiglione, wird nach Tyrol zurückgedrängt, Davidovich wird bei Roveredo geworfen, dadurch iſt Wurmſer von Tyrol abgeſchnitten, und bei Baſſano auf's Haupt geſchlagen, muß er ſich mit unſäglichen Schwierigkeiten einen Rückzug nach Mantua ſuchen.

In den Pauſen dieſes Kampfes organiſirt Bonaparte alle Verhältniſſe in Italien neu — Alvinzi zieht mit einem neuen öſterreichiſchen Heere heran, die Franzoſen erhalten nur geringe Verſtärkung, leiden an Epidemieen, und ſehen im November, wo die Feindſeligkeiten wieder beginnen, ſehr bedroht aus. Es kommt zu Treffen an der Brenta, in welchen Maſſena und Augereau zurückgeworfen werden, Bonaparte ſelbſt greift ziemlich glücklich an, hält es aber doch für rathſam, zurückzugehen. Alles ſteht auf der Spitze, da beginnt er in ſumpfigem Terrain die blutige Schlacht bei Arcola auf Dämmen und Brücken; 2 Tage lang, den 15. und 16. November, iſt nicht durchzudringen, die Generale ſtürzen getroffen links und rechts, Muiron, der Adjutant, deckt Bonaparte mit dem eigenen Leibe und wird getödtet, Bonaparte ſelbſt muß durch einen neuen Angriff gerettet werden, erſt am dritten Schlachttage wurden die Oeſterreicher zerbrochen, aber nun auch völlig: am 14. Januar des nächſten Jahres (1797) gewinnt er noch die glänzende Schlacht auf der Ebene bei Rivoli, jagte vom Schlachtfelde nach Mantua, erdrückte dort bei San Giorgio den General Provera, der Wurmſer in Mantua entſetzen wollte, und hatte auf dieſe Weiſe auch das dritte Heer vernichtet; Wurmſer und Mantua waren nun nicht mehr zu retten; hiermit war Italien an Frankreich verfallen, der Pabſt, welcher ſich zu wehren verſucht hatte, wurde ſchnell zu Frieden und Opfern genöthigt, und als ſich der Erzherzog Karl mit ſchwachem Heere umſonſt dem unaufhaltſamen Sieger am Tagliamento entgegenſtellt, und dieſer nach Wien vordringend die Friedenspräliminarien von Leoben abgeſchloſſen hatte, worin Oeſterreich Belgien abtrat, ward die Expedition mit Gründung zweier Republiken, der cisalpiniſchen (Lombardei und Feſtland von Venedig) und der liguriſchen (Genua) geſchloſſen.

Unterdeſſen war mit Anfang dieſes V. Jahres (1797) die Lage des Direktoriums ſehr gefährdet worden. Die gefürchteten Wahlen hatten die Royaliſten vielfach eingeführt, ſie hatten ſich in einem Klubb, dem Clichyklubb, begründet, dem Salmklubb der Republikaner gegenüber, in den Räthen feſtgeſetzt, und die Stellung war ſehr drohend geworden. Carnot und Barthélemy, zwei Direktoren, trennten ſich ebenfalls: dieſer neigte ganz zur royaliſtiſchen Partei, jener wollte vermitteln und mäßigen, was allerdings an ihm, der im Wohlfahrtsausſchuſſe geſeſſen hatte, auffallend war. Unter dieſen Umſtänden entſchloſſen ſich die drei andern Direktoren zu einem Staatsſtreiche, ließen ſich von Bonaparte einen General ſchicken, Augereau, und in der Nacht des 18. Fructidor die Tuilerieen beſetzen, von den Räthen verhaften, was zur entſchloſſenen andern Partei gehörte, um den Staat zu reinigen. Darunter war auch Pichegru, dem man vorwirft, daß er die royaliſtiſche Partei durch Zögerung verhindert habe, den Anfang zu machen. Dieſe Reinigung ward auch auf die Departements ausgedehnt, von Paris allein wurden 64 zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, unter ihnen die Direktoren Barthélemy und Carnot. Dieſer entkam durch die Flucht, die meiſten jener Verurtheilten ſind auch nicht über die Inſel Rhé hinausgebracht worden.

Durch dieſen Streich hatte das Direktorium eine gewaltſame Stellung eingenommen, die ſich immer früh oder ſpät rächt; im Augenblicke ſtand die äußere Lage günſtig, es war kein angreifender Feind mehr da, Oeſterreich ſchloß den Frieden von Campo Formio, und wenn es auch darin beſſer geſtellt wurde, als durch den Präliminar-Frieden zu Leoben, indem es Venedig ſelbſt mit einigen Umgebungen erhielt, ſo überſah dies das Direktorium in eitler und dreiſter Zuverſicht. England pauſirte und that auch Friedensvorſchläge, auf die man wohl einging, mit denen es aber beiden Theilen nicht Ernſt ſein konnte. Das Direktorium, auf eine gewaltſame Poſition geſtellt, konnte vor der Hand keinen Frieden brauchen: was ſollte aus den zerrütteten Finanzen werden, die nur durch Kriegschancen balancirt wurden, was aus den zahlreichen Heeren, die vom Kriege lebten! Es mußte Krieg ſuchen — Bonaparte kam um dieſe Zeit zurück unter dem Jubel des Volkes, zu großer Gène des Direktoriums. Sein eignes Beſtreben, nicht müßig zu bleiben, nicht unter den Parteiungen zu verſchwinden, ſein daher kommender Vorſchlag mit der fabelhaften Eroberung Aegyptens gegen das Intereſſe der Engländer, ſtimmte alſo ganz wohl mit den Wünſchen des Direktoriums. Man erhitzte ſich damit, die Engländer hierdurch aus dem Mittelmeere zu verdrängen, dies in einen franzöſiſchen See zu verwandeln, nach Indien hinüber zu reichen, und er ging alſo am 19. Mai 1798 mit einer Flotte, vielen Truppen und einigen Gelehrten bei Toulon in See, und ganz Europa zerbrach ſich den Kopf, wohin.

In ſeiner Kriegsnothwendigkeit eroberte das Direktorium die Schweiz und nöthigte ihr eine Verfaſſung auf, die nach der franzöſiſchen geſchnitten war; in dieſem Schematismus fuhr es fort, und verwandelte auch Rom in eine ſolche Republik. Im Innern erledigte es ſich durch Aufhebung des geſetzlichen Hergangs aller republikaniſchen Oppoſition, und erklärte am 22. Floréal die Wahlen für ungültig, weil ſie zu Gunſten der Republikaner ausgefallen waren.

Das Republikenmachen konnte natürlich dem übrigen Europa nicht gleichgültig ſein, Pitt in England hatte auch nur, von der engliſchen Oppoſition gedrängt, einen Augenblick ſeine Hand zu den ſcheinbaren Friedensanträgen geboten, er konnte eine revolutionaire Regierung in Frankreich nicht dulden, und ſtiftete die neue Coalition, die zweite, mit Oeſterreich und Rußland. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten verließen bei ſo bewandten Umſtänden den Kongreßort Raſtadt, und hierbei ereignete ſich das unglückliche Faktum, daß die 3 franzöſiſchen Geſandten von öſterreichiſchen Huſaren unterwegs niedergemacht wurden. Bonnier und Roberjot blieben auf dem Platze, Jean de Bry blieb für todt liegen. — Das wurde natürlich von den Franzoſen auf's Ergiebigſte ausgebeutet. Die Feindſeligkeiten begannen. An die Stelle des Aufgebots in Maſſe ward jetzt die Conſcription geſetzt, und man hob 200000 Mann aus. Der König von Sardinien und der von Neapel brachen voreilig los und büßten es hart, Neapel ward in die parthenopeiſche Republik verwandelt; der eigentliche große Krieg aber geſtaltete ſich in Italien, der Schweiz und Holland ſehr bedenklich. Scherer, Moreau, Macdonald werden von Oeſterreichern und Ruſſen (Suwarow und Korſakof) zu wiederholten Malen, Jourdan wird am Rhein vom Erzherzoge Karl geſchlagen, der Herzog von York landet mit 40000 Mann in Holland.

In dieſem Trubel geſchahen die neuen Wahlen des Jahres VII. (1799), und fielen wiederum republikaniſch aus. Trotz war unter ſolchen Umſtänden nicht mehr möglich; das Direktorium, was nach Carnot's und Barthélemy's Verurtheilung durch Treilhard und Merlin de Douai ergänzt worden war, wurde geſprengt, und mehr republikaniſch beſetzt durch: Sieyes, Gohier, Moulins, Roger Ducos; Barras kam wieder hinein. Das Alles geſchah am 30. Prairial, und war ebenfalls ein revolutionaires Verfahren von Seiten der Räthe gegen das Direktorium, was am 18. Fructidor und am 22. Floréal geſetzwidrig ſich gerettet hatte. Bonaparte rechnete ihnen ſpäter dieſe Sünden vor wie eine Litanei.

Sieyes wird jetzt eine kurze Zeit Hauptpunkt: ausgerüſtet mit der formellſten Spekulation im Staatsweſen, hatte er alle Taſchen voll neuer Konſtitutionen, die jetzt noch gültige vom Jahre III. wollte er durch eine neue gemäßigtere erſetzen, und die höheren Republikaner, die im Rathe der Fünfhundert und im Klubb der Reitbahn herrſchten, und ſich mächtig ausbreiteten, gaben ihm den Vorwand, daß eine Aenderung nöthig ſei; daß Aenderungen in der Verfaſſung aber Allem abhelfen könnten, war der kourante Glaube. Roger Ducos ſchloß ſich ihm an, Moulins und Gohier hielten zu den reinen Republikanern, Barras wandte ſich, ſeiner Bergzeit vergeſſend, ſeines adligen Standes gedenkend, an die Emigration und trat mit dem Herzoge der Provence (ſpäteren Ludwig XVIII.) in Unterhandlungen.

Sieyes, wohl einſehend, daß ſeit einiger Zeit alle Entſcheidung beim Heere ruhe, ſah ſich nach einem tauglichen Generale um, und erkor dazu den talentvollen Joubert, von dem man ſehr viel erwartete, und welchem die italieniſche Armee übergeben wurde. Joubert fiel aber in der unglücklichen Schlacht bei Novi, und ſo blieben die Projekte unterdeſſen vertagt.

Während der Zeit war Bonaparte dem auflauernden Nelſon glücklich entgangen, hatte Malta beſetzt, die Landung bei Alexandrien bewerkſtelligt, die Stadt genommen, den Zug nach Kairo angetreten, eine Abtheilung der Mameluckens unter Murad Bey bei Chebreiſſe geſchlagen. Die Mamelucken nämlich waren die eigentlichen Herren des Landes mit Oberhoheit der Pforte. Am 22. Juli begegnete er ihrem glänzenden Reiterheere Angeſichts von Kairo und den

Pyramiden. Ihre unbeweglichen Kanonen vermeidend, ſchlug er die berühmte Pyramidenſchlacht, und vernichtete den Feind faſt vollſtändig. Die Regierung organiſirend, traf ihn die Nachricht vom Unglücke bei Abukir, wo Nelſon am 1. Auguſt die ganze franzöſiſche Flotte vernichtet hatte. Als ob nichts vorgefallen ſei, organiſirte er weiter, Sitten und Religion auf das Vorſichtigſte achtend, unterſuchte die Landenge von Suez wegen des Kanals, der Straße nach Indien werden ſollte, unterdrückte Empörungen. Da kam die Nachricht, ein türkiſches Heer rücke durch Syrien heran; Bonaparte ging ihm entgegen, nahm Jaffa, trotzte der Peſt, belagerte umſonſt den Schlüſſel des Landes St. Jean d'Acre. Die Türken kommen näher, Kleber und Murat, die weiter nach Paläſtina vorgerückt ſind, werden bedroht, Bonaparte eilt ihnen nach, und findet auf der Ebene Esdrelon beim Berge Tabor eine heiße, gefährliche Schlacht vor, ſchreitet ein und erringt einen entſcheidenden Sieg. Trotzdem aber, daß die Türken ihn nicht beunruhigen können, iſt St. Jean d'Acre, was durch Philippeaux und Tromelin, zwei geſchickte franzöſiſche Ingenieurs, und den engliſchen Admiral Sidney Smith vertheidigt wird, nicht zu nehmen, am 21. Mai muß er die Belagerung aufgeben und den drückenden Rückzug durch die Wüſte antreten, wo er mit Officieren und Generalen zu Fuße marſchirt, um den Kranken Pferde zu laſſen. Von dieſem Rückzuge, der Jaffa wieder berührt, erzählt man die bekannte Geſchichte, Bonaparte habe den dortigen peſtkranken Franzoſen, die zurückbleiben mußten, Opium geben laſſen. Sie iſt aber durch neuere Data ſo gut wie widerlegt. In Aegypten findet er ein neues türkiſches Heer, er eilt ihm entgegen und vernichtet es bei Abukir neben der unglücklichen Meeresſtelle, wo ſeine Flotte zu Grunde gegangen war.

Aus engliſchen Zeitungen theilweiſe und durch ſeinen Bruder Lucian über die Zuſtände der Heimath unterrichtet, ernennt er Kleber zum Oberbefehlshaber, ſchifft ſich am 24. ein, entgeht wiederum beſten Glückes den engliſchen Kreuzern, und landete am 8. Oktober 1799 bei Fréjus zu einer Zeit, wo der Krieg durch Maſſena's Siege in der Schweiz uno Brune's gewonnene Schlacht bei Bergen gegen den Herzog von York zwar leidlich, alles Uebrige aber ſehr mißlich geſtellt war.

Frankreich empfing ihn mit Jubel; braun und mager kam er aus mährchenartigen Schlachten und Verhältniſſen, in allen Dingen außergewöhnlich, und jegliche Partei hoffte auf ihn. Er war der Mann, den Sieyes geſucht; ſich vornehm zurückziehend, aber in Blick und Manier Viel verſprechend, verabredet der junge Feldherr mit dem alten Direktor einen Staatsſtreich. Den Rath der Alten, eingeſchüchtert durch die Furcht vor den Republikanern, welche im Rathe der Fünfhundert immer gewaltiger wurden, machte man zum Hebel; am 18. Brumaire des Morgens erklärt er eigenmächtig Bonaparte zum Oberbefehlshaber und den Sitz beider Räthe für nach St. Cloud verlegt. Barras, Moulins und Gohier waren ſomit übergangen, ſie machten Anſtalt zum Widerſtande, aber ihre Garde berief ſich auf den neuen Oberbefehlshaber, Barras hielt es für's Beſte, zu reſigniren.

Bonaparte ließ Proklamationen anſchlagen, worin eine ganz neue Sprache geführt wurde; er redete das Direktorium an: „Was habt Ihr aus dieſem Frankreich gemacht, das ich Euch ſo glänzend hinterließ? Ich hinterließ Euch den Frieden, und fand den Krieg wieder; ich hinterließ Euch Siege, und fand Niederlagen; ich hinterließ Euch die Millionen Italiens, und ich fand überall räuberiſche Geſetze und Elend. Was habt Ihr aus 100000 Franzoſen gemacht, die ich kannte, und die alle Gefährten meines Ruhms waren? Sie ſind todt" — —

Dies Ich — Ich war bis jetzt unerhört in der Revolution, und wenn auch hergebracht aber naiv für Bonaparte ſchließt die Proklamation: „Dieſer Zuſtand der Dinge kann nicht dauern; ehe drei Jahre entſchwänden, würde er uns zum Despotismus führen."

Der Sieg über das Direktorium war ſehr leicht geworden, der über den Rath der Fünfhundert war aber noch zu erkämpfen und zeigte ſich viel ſchwieriger, als Bonaparte erwartet hatte. Dieſer wurde überhaupt von einer militairiſchen Zuverſicht getragen, wies Sieyes' Vorſchlag, 40 Verhaftsnahmen vorausgehen zu laſſen, übermüthig ab, und zeigte ſich doch am andern Tage dieſen parlamentariſch revolutionairen Formen keineswegs gewachſen.

Den 19. begaben ſich Bonaparte, Sieyes und Roger nach St. Cloud, um den Staatsſtreich auf die beſte Weiſe auch bei den Fünfhundert durchzuſetzen. Truppen waren in Fülle da.

Um zwei beginnt die Sitzung der Fünfhundert, die Muſik ſpielt den Marſeiller Marſch, man iſt exaltirt, und unter der wildeſten Gährung dringt der Vorſchlag durch, den Schwur auf die Verfaſſung vom Jahre III. zu erneuern. Er wird rauſchend angenommen. Dieſe Nachricht kommt zu Bonaparte; Alles iſt gefährdet, er eilt in den Rath der Alten, und fordert ſie auf, Maaßregeln zu ergreifen — er wird unterbrochen, man verlangt, er ſolle erſt die Konſtitution vom Jahre III. beſchwören; Linglet, der dieſen verfänglichen Vorſchlag machte, beſtürzte damit den Rath und Bonaparte — dieſer ſtockte. Aber die natürlichſte Hilfe und Wendung kam ihm bald, und die oben angedeutete Litanei erfolgte: „Die Konſtitution vom Jahre III.? Ihr habt keine mehr. Ihr habt ſie gebrochen am 18. Fructidor, habt ſie gebrochen am 22. Floréal, habt ſie gebrochen am 30. Prairial!"

Die Alten applaudirten. Das gab ihm Vertrauen, auch in der andern Verſammlung leicht zu imponiren. Mit einigen Grenadieren, die an der Thür bleiben, entblößten Hauptes tritt er ein; aber hier war noch aller Ungeſtüm der alten Revolution zu finden, Republikaner der Ausſchußzeit waren nicht mehr da, aber Republikaner gab es noch — „Was? Soldaten! Nieder mit dem Diktator! Aechtet ihn!“ ſchrie Alles und ſtürzte auf ihn los, Bigonet faßte ihn an der Schulter und rief: „Hinaus, Verwegener! Sie verletzen das Heiligthum der Geſetze“ — Bonaparte iſt machtlos, weicht, wird von ſeinen Grenadieren hinausgezogen.

Lucian Bonaparte will ſeinen Bruder vertheidigen, wüthendes Geſchrei übertäubt ihn, ſein Bruder ſoll außer dem Geſetz erklärt werden. Der Rath konſtituirt ſich für permanent, ernennt Bernadotte, einen eifrigen Republikaner, zum Obergeneral — Lucian legt ſeine Präſidentſchaft nieder, entkleidet ſich von den Inſignien, verläßt den Saal.

Napoleon Bonaparte, noch erſchüttert von dieſer ihm ungewohnten Scene, wird von Sieyes getrieben, militairiſch einzuſchreiten, Lucian erſcheint, beide Brüder ſteigen zu Pferde, Lucian erzählt den Soldaten, man habe Dolche auf den General gezückt, der General fragt die Soldaten, ob er auf ſie zählen könne — „Ja, ja!“ Nun giebt er Murat den Befehl, den Saal der Fünfhundert zu räumen. Mit gefälltem Bayonet rücken die Grenadiere ein, die Deputirten proteſtiren gegen dieſen Frevel, General Jourdan iſt unter ihnen und tritt vor, ſie an die ungeheure Verantwortlichkeit erinnernd — die Grenadiere ſtutzen — General Leclerc ruft aber: „Im Namen des Generals Bonaparte, der geſetzgebende Körper iſt aufgeloſ't, die guten Bürger mögen ſich entfernen, vorwärts Grenadiere!“ In ganzer Breite des Saals rücken dieſe vor, durch Trommelſchlag den Lärm der Deputirten übertäubend und das Geſchrei: „Vive la republique!“ unter dem ſie weichen, zum Theil durch die Fenſter.

Die Republik lebte aber nicht mehr, ſie unterlag der Waffengewalt.

8.

Das Konſulat.

Mit dem Konſulate iſt eigentlich die Revolution erſten Anlaufs in der That beſchloſſen, wenn ſie es auch dem Namen nach noch nicht war. Das frei gegebene Mitwirken aller Bürger zur Geſtaltung des Staates hörte auf, da aller Entſchluß und alle That in einen einzigen Mann zuſammengedrängt wird. Es beginnt mit dieſem Abſchnitte die Napoleoniſche Revolution, die auch eine ſolche iſt, inſofern lauter neue Zuſtände geſchaffen werden — dieſer Napoleoniſchen Revolution folgt die Reſtauration durch die alte Königsfamilie bis zum Jahre 1830, dann nimmt die Julirevolution das alte ein Wenig bedeckte Thema vom Jahre 1789 wieder auf in verfeinerter Form und wird ebenfalls in verfeinerter Form von Ludwig Philipp in Beſchlag genommen.

Der Staatsſtreich, welchen man den 18. Brumaire nennt, war gelungen; am 19. (11. November)

1799 wurde er vollendet. Eine proviſoriſche Regierung von drei Konſuln, Bonaparte, Sieyes und Roger Ducos, ſetzte eine Commiſſion zur neuen Verfaſſung ein. Sieyes war nun mit den komplicirteſten Vorſchlägen bei der Hand: der Scheitelpunkt ſeiner neuen, ſehr geſchickten Konſtitution ſollte ein Großwähler ſein, unabſetzbar, unverantwortlich, reich repräſentirt, aber als moraliſcher Höhepunkt ohne Handlung, der nur Miniſterien zu ſchaffen, ſonſt nichts zu thun hatte. Das war natürlich nicht nach Bonaparte's Sinn, er nannte ſolchen chineſiſchen Kaiſer ein gemäſtetes Schwein, und ſchlug einen erſten Konſul mit zwei Nebenkonſuln vor. Das ging ſoweit durch, daß der erſte Konſul nur auf zehn Jahre gewählt werde. Am 24. December wurde die neue Verfaſſung proklamirt. Bonaparte war erſter Konſul, und ließ Cambacérès, einen gemäßigten Republikaner aus der Ebene des Konvents, und Lebrun, einen gemäßigten Royaliſten, zu Mitkonſuln machen. Sieyes und Roger Ducos waren zurückgedrängt. Die Konſuln wählten einen Senat von 60, der Senat aber wählte aus der Liſte der vom Volk Vorgeſchlagenen ein Tribunat von 100, und ein geſetzgebendes Corps von 300 Männern.

Das Scheinbild dieſer Verfaſſung war aus dem Sieyes'ſchen Vorſchlage oder richtiger aus den Ruinen deſſelben entſtanden; jener Vorſchlag blieb bis zum Jahre 1814 leitende Norm für Konſtitutionen, wie es in der eigentlichen Revolution Rouſſeau's contrat-social geweſen war.

Die nächſte Loſung Bonaparte's war, alle Parteiunterſchiede zu ignoriren: Talleyrand, der alte Adlige, der lange Zeit geflüchtet und unter dem Direktorium nur zu einer vorübergehenden Poſition gekommen war, wurde Miniſter wie Fouché, ein altes Mitglied des Berges; die Deportirten vom 18. Fructidor wurden mit Ausnahme Pichegru's und Willot's zurückberufen, unter ihnen Carnot, der wieder Kriegsminiſter ward; neun Zehntheilen der Emigration wurde die Rückkehr geſtattet, darunter auch zwei bourboniſchen Prinzeſſinnen. Jene erhielten ſogar Anſtellungen, ein Begriff, der jetzt wieder deutlicher heraustritt, weil ein Herr gebietet, und das ſich abſtufende Abhängigkeitsverhältniß immer ſchärfer gegliedert wird. Die Geiſtlichen wurden mit Nachſicht behandelt und die Verſöhnung mit ihnen ward vorbereitet. Die Royaliſten glaubten größtentheils, Bonaparte wolle die Rolle des General Monk in England ſpielen und die Bourbonen wieder einſetzen; der Herzog von Provence ſchrieb ſogar an ihn. — Die Preßfreiheit wird beſchränkt, einzelne Journale werden unterdrückt.

Bei alle dem wurde das neue Regiment mit rauſchendem Beifalle empfangen.

Die Kriegspolitik wurde gleich eine Hauptfrage: die wieder unruhige Vendée ward beruhigt, Rußland von der Coalition abgelöſt durch eine kluge Großmuth

Bonaparte's, welcher dem Kaiſer Paul ein Quantum Kriegsgefangene wohlgekleidet zurückſchickte und dadurch des Kaiſers Intereſſe am Genie des jungen Konſuls bis zum Enthuſiasmus ſteigerte. Nur England und Oeſterreich wollten keinen Frieden; im letzten Jahre war dies bis Piemont und Savoyen vorgedrungen, und Bonaparte fand die Arbeit ſeines erſten italieniſchen Feldzuges noch einmal vor ſich.

Im Frühlinge 1800 ging er zu dem neuen Kriege ab, führte aller Welt und beſonders dem öſterreichiſchen Feldmarſchall Melas unerwartet, der ſchon bis Nizza vorgedrungen war, ein Heer über die bis dahin unwegſamen Alpen des großen und kleinen Bernhard, des Simplon und Gotthardt. Am 2. Juni iſt er mit dem Heere in Mailand; Melas, durch vorgeſchobene Angriffe bis dahin immer noch getäuſcht, ſieht ſich jetzt von ſeiner Rückzugslinie abgeſchnitten, und eingeengt zwiſchen Suchet, der von Frankreich aus vorrückt, und Bonaparte, der nach Piemont rückt. Die cisalpiniſche Republik wird wieder errichtet; Melas, nun ſeine Lage erkennend, verläßt Savoyen, ſein Arrièrekorps unter Elsnitz wird beim Col di Tenda von Suchet geſchlagen, ſeine Avantgarde, 18000 Mann ſtark, unter Ott von Lannes in dem heftigen Treffen bei Montebello geworfen. Dies war am 9. Juni; Melas koncentrirte nun 40000 Mann in der Ebene von Aleſſandria, um durch eine Schlacht ſeine Verbindungen wieder herzuſtellen. Bonaparte, obwohl viel ſchwächer, nahm ſie an, da er Deſaix mit 12000 Mann bis Mittag erwartete. Die Oeſterreicher gingen am Morgen des 14. Juni über die Bormida und griffen mit großem Nachdrucke an; der linke Flügel und das Centrum der Franzoſen war bis zum Nachmittage zurückgedrängt. Melas ſah den Tag für gewonnen an, und von einem Sturze geſchwächt, übergab er dem General Zach die Beendigung. Es iſt 5 Uhr, da erſcheint Deſaix mit 6000 Mann auf dem Schlachtfelde, Bonaparte reitet unter die zurückgedrängten Maſſen und ſagt, er ſei gewohnt, auf dem Schlachtfelde zu ſchlafen. Es beginnt ein neuer allgemeiner Angriff. Zach, der bereits Dispoſitionen zur Verfolgung getroffen, hat dadurch ſeine Schlachtlinie ſchon geſchwächt, im Sturmmarſch rückt die ganze franzöſiſche Linie vor, Deſaix fällt, um ſo heftiger werden ſeine Leute, Kellermann's Kavallerie wirft den tapfer abwehrenden Zach; im Dorfe Marengo faſſen die Oeſterreicher noch mit aller Hartnäckigkeit Poſto, ſie werden geworfen und bis in die Finſterniß verfolgt.

So gewinnt Bonaparte die berühmte Schlacht von Marengo; Melas, dem der Durchbruch nicht gelungen, muß unterhandeln am andern Morgen, und in dem Waffenſtillſtande von Aleſſandria, der jetzt abgeſchloſſen ward, erhält Frankreich Italien wieder, wie es ihm nach Campo Formio überlaſſen war; alle Siege in Bonaparte's Abweſenheit waren durch dieſen einzigen vernichtet.

Dies iſt der berühmte Feldzug von 40 Tagen; Moreau erfocht im Spätjahre in Deutſchland den großen Sieg bei Hohenlinden, und Oeſterreich war genöthigt, zu Anfang 1801 den Frieden von Luneville zu ſchließen, in welchem der Vertrag von Campo Formio beſtätigt ward.

Im Innern geht Alles mit reißender Schnelligkeit zu Bonaparte's Gunſten vorwärts. Die Chouans aus der Vendée, welche nach England geflüchtet waren, koncentriren ihre Thätigkeit auf das Leben des erſten Konſuls: am 3. Nivoſe, als Bonaparte durch die rue St. Nicaise nach der Oper fährt, brennen ſie ein Pulverfaß, die ſogenannte Höllenmaſchine, los, die Schnelligkeit der Pferde hat aber den Konſul gerettet, der Wagen erhält nur noch einen Ruck von der zerſtörenden Erſchütterung und die Fenſter deſſelben werden zertrümmert — es wird ein Militairgericht eingeſetzt und der Tod über einige entdeckte Verſchwörer ausgeſprochen, ſtrenge Maaßregeln aller Art treten ein, 130 Republikaner werden zur Deportation verurtheilt, dem Konſul werden Specialgerichtshöfe zugewieſen, umſonſt opponirt das Tribunat und in ihm beſonders Laujuinais und Grégoire.

Die Geiſtlichkeit mit vollem katholiſchen Kultus wird reſtituirt durch das Konkordat vom 15. Juli 1801, das Tribunat wird gereinigt und auf 80 Mitglieder beſchränkt, auch das geſetzgebende Corps erfährt eine Sichtung. Der erſte Konſul, in den Tuilerieen wohnend, führt ein Stück nach dem andern von früherer Etikette ein, gründet am 15. Mai 1802 einen militairiſchen Ritterorden, die Ehrenlegion, ſchließt mit England (27. März) den Frieden von Amiens (Aegypten hatte ſchon 1801. 30. Auguſt geräumt werden müſſen), läßt ſich am 2. Auguſt zum lebenslänglichen Konſul machen, erzwingt am 4. Auguſt 1802 eine neue Konſtitution, wodurch die Aemter unbeweglich werden, wie die Regierung, wodurch der Konſul und Senat Recht zu allen beliebigen Aenderungen erhält, das Tribunat auf 50 verringert wird.

Die allgemeine Kriegsruhe benutzt Bonaparte zur durchgreifendſten innern Organiſation, bereiſ't das Land, baut Häfen, Kanäle, Brücken, Denkmäler, ſchafft das berühmte Geſetzbuch Code de Napoléon, vereinigt Elba und Piemont mit Frankreich, beſetzt Parma und die Schweiz.

Dieſe letzten militairiſchen Dreiſtigkeiten nimmt England zum Vorwande eines neuen Kriegs, die dritte Coalition wird gebildet, Bonaparte beſetzt Ende Mai 1803 Hannover. Dieſer neu entbrennende Krieg, und die Verſchwörung Pichegru's und Georges Cadoudal's, die mit engliſchen Schiffen gelandet waren, um Bonaparte auf die Seite zu ſchaffen, hoben ihn als Nothwendigkeit noch höher. Sie wurden von Fouché entdeckt, Pichegru erhenkte ſich im Kerker, Georges ward hingerichtet, Moreau, der Mitwiſſenſchaft verdächtig, wurde verbannt.

Bonaparte hatte auch den Herzog von Enghien als Betheiligten dieſer Verſchwörung gegen alles Völkerrecht zu Ettenheim im Badiſchen verhaften, zu Vincennes erſchießen laſſen, und ſo ſehr Europa mit Recht entrüſtet war, ſo günſtig ward dem Konſul in Frankreich dieſe That für den Augenblick angerechnet, weil es in dieſer ſchreckenden Behandlung eines Bourbons den gewünſchten Haß gegen das alte Königshaus bethätigt ſah — kurz, Alles war vorbereitet, auch den kühnſten Namen für die Alleinherrſchaft und die Erblichkeit derſelben zu begehren. Bonaparte ward am 18. Mai 1804 zum Kaiſer proklamirt und in Notredame den 2. December vom Pabſte geſalbt und gekrönt als Napoleon der Erſte.

9.

Napoleon.

Hatte das franzöſiſche Volk in der ihm eignen excentriſchen Art die erſten zehn Jahre hindurch das Aeußerſte geſucht und gethan für den bloßen, nackten Gedanken, den man abgelöſ't von allen Vorbedingungen der Wirklichkeit hinſtellte, den man durchſetzte mit Zugrunderichtung alles Wirklichen, ſo gab es ihn jetzt eben ſo excentriſch ohne Weiteres Preis für das bloß Wirkliche, was man das Materielle zu nennen pflegt. Einſeitigkeit des Geiſtes bis zu Napoleon, Einſeitigkeit des Fleiſches unter Napoleon. Nun darf aber auch nicht vergeſſen werden, wie machtlos ein zehn Jahre lang durch äußerſte Anſtrengungen erſchöpftes Volk iſt, deſſen ſich ein gewaltiger eingeborner Kriegsheld bemächtigt, wie beſtechend und berauſchend der Ruhm für jede Nation und beſonders für die franzöſiſche iſt; man könnte dieſen Zuſtand mit der Macht ſinnlicher Liebesneigung vergleichen, welche ſelbſt den

Menſchen immer wieder beſiegt, der auf der andern Seite durch eine höhere, bedeutendere Neigung gefeſſelt werden kann, ja gefeſſelt iſt. Endlich muß nie überſehen werden, daß ſolche geiſtige Forderungen, beſonders in ſo ausgedehnter Art, wie ſie in der franzöſiſchen Revolution herrſchten, immer nur durch einen gewiſſen Rauſch der Menge mitgetheilt werden, daß ſie im Grunde immer nur in einer kleinen Minderzahl wirklich die Herrſchaft ausüben, während die große Mehrzahl einer Nation nur Sinn hat für materielle Vortheile. Der Schrecken oder die Verbindung äußerer Vortheile mit dieſen inneren Fragen hält ein Volk dafür lebendig, der Schrecken war vorüber, reich zu machen wußte die Republik nicht, jetzt unter dem mächtigen Kriegsfürſten war Glanz und Reichthum aufgethan, was vermochten da einzelne Reſte der früheren Forderungen, ſein war die große Ueberzahl Frankreichs.

Und nun war der ſiebzigjährige Pabſt über die Alpen geſtiegen, um die Krönung zu ſegnen — ein Volk, was Auktoritäten am Eifrigſten verſpottet, geſtattet ihnen den meiſten Einfluß; die ſo lang vergeſſene kirchliche Weihe war auch für diejenigen eine Weihe, die keine Kirche hatten.

Das Nächſte war, daß Napoleon die Nachbarrepubliken ebenfalls in Monarchieen verwandelte. Am 26. Mai ließ er ſich im Mailänder Dome die eiſerne Krone aufſetzen, wie einſt Karl der Große, und machte ſeinen Schwiegerſohn Eugen Beauharnais zum Vicekönig von Italien, ſeiner Schweſter Eliſa und ihrem Manne Bacciochi, der bisher Fürſt von Piombino geweſen war, gab er Lucca, 1806 Neapel an ſeinen Bruder Joſeph, Holland an Louis, dem Prinzen Borgheſe und ſeiner Gemahlin das Fürſtenthum Guaſtalla, Murat ward Großherzog von Cleve-Berg.

England ſollte zunächſt gedemüthigt werden, dieſer ungebeugte ewige Feind — ein enormes Heer wird bei Boulogne zuſammengezogen, mehrere tauſend Fahrzeuge ſind zum Ueberſetzen bereit, Großbritannien iſt in der größten Bewegung, die Küſten zu decken, da mißlingt eine Bewegung des franzöſiſchen Admirals Villeneuve, welcher die Aufmerkſamkeit des Feindes ablenken ſoll, zu gleicher Zeit bricht die vierte Koalition in drohendem Heereszug Oeſterreichs aus, Napoleon verläßt Boulogne und beginnt den raſchen Feldzug in Deutſchland 1805 — ein Theil des feindlichen Heeres unter Mack wird bei Ulm gefangen, Wien wird beſetzt, drüber hinaus, nach Mähren geht der Krieg, am Jahrestage der Krönung, den 2. December, Schlacht bei Auſterlitz gegen Oeſterreicher und Ruſſen, genannt die Kaiſerſchlacht, weil die Monarchen zugegen waren. Kutuſow, der Napoleon in der Falle zu haben glaubte, breitet ſich aus, ihn zu umzingeln, Napoleon beſtärkt ihn darin, und in der letzten Nacht, wo die Franzoſen plötzlich ihre Bivouaks illuminiren zur Feier des Jahresabends, iſt dem Kriegeskaiſer die Schlacht ſchon entſchieden, fertig wie eine Schachpartie. Der kurze Wintertag darauf war auch gewonnen, als die Nachmittagſonne durchbrach, die Ruſſen und Oeſterreicher hatten eine mörderiſche Niederlage erlitten, 20000 Ruſſen allein waren auf die Eisfläche eines See's getrieben worden, die zuſammenbrach.

Der Friede von Preßburg folgte einige Wochen darauf, Oeſterreich verlor Dalmatien und Albanien, mußte Tyrol an Baiern, Augsburg, Eichſtädt, Paſſau, Breisgau, die Ortenau, ſeine Beſitzungen in Schwaben abtreten, daß als Vormauen dagegen Baiern und Würtemberg als Königreiche ausgeſtattet werden konnten.

Zu Anfange des Jahres 1806 ward nun auch der bereits in Verfall gerathene republikaniſche Kalender abgeſchafft, der Rheinbund, aus 14 Staaten des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands beſtehend, ward unter dem Protektorate Napoleons errichtet, das deutſche Reich war ſomit faktiſch aufgelöſ't und Kaiſer Franz II. nahm den Titel eines Kaiſers von Oeſterreich an als Franz I.

Preußen, das ſeit dem Baſeler Frieden geruht hatte, glaubte nun dieſem Umſichgreifen nicht mehr länger zuſehen zu dürfen. Durch den Miniſter Haugwitz, der gegen den Krieg war, hatte es 1805 den günſtigen Moment verſäumt, ſich Oeſterreich und Rußland anzuſchließen, Hardenberg's Einfluß drang jetzt durch, und die vierte Koalition ſah auch Preußen zu England und Rußland treten. Aber durch unzuſammenhängende, ungeübte, ſich ſelbſt hemmende Führung verlor es am 14. Oktober die Bergſchlacht von Jena und die Nebenſchlacht bei Auerſtädt, die Feſtungen wurden von den Kommandanten leichtſinnig, zum Theil treulos übergeben, am 25. ſchon war Napoleon in Berlin und führte im folgenden Jahre oben in Preußen den Krieg zu Ende. Die blutigen Schlachten bei Friedland und Eylau gegen Ruſſen und Preußen gaben zwar Napoleon nicht ſo leichte, raſche Siege, hielten ihn aber doch nicht weſentlich auf, und brachten am 7. Juli den Tilſiter Frieden, durch welchen Preußen die Hälfte ſeines Gebiets verlor. Als Schutzmauern wurden hier wieder zwei Königreiche errichtet: Sachſen mit dem Großherzogthume Warſchau, und Weſtphalen aus Heſſen-Kaſſel und Fulda, einem Theile Weſtphalens, dem größten Theile Hannovers beſtehend. Caſſel ward Hauptſtadt; der jüngſte Bruder Napoleons, Jerome, König. Rußland räumte die Moldau und Wallachei, blieb aber ſonſt unbetheiligt, und im folgenden Jahre hatte Napoleon mit Alexander eine freundſchaftliche Zuſammenkunft in Erfurt, wo ſie ſich gewiſſermaaßen über die Theilung Europa's verſtändigten. Der Hauptfeind, England, war noch immer übrig, Napoleon erfand gegen ihn 1807 die Continentalſperre, welcher Rußland 1808 beitrat. Sie beſtand darin, daß alle Häfen den engliſchen Schiffen verſchloſſen wurden, und ſie nirgends einen Markt für ihre Waaren behielten. Man erfand ſogar, um dies durchzuſetzen, zu großer Zufriedenheit Napoleons den Runkelrüben=Zucker und Cichorien=Kaffee. Spanien unter dem ſchwachen Karl IV. und dem regierenden leichtſinnigen Friedensfürſten war in ſeiner Herrſchaft vollkommen aufgelöſ't, der Vater und Sohn (Ferdinand) lagen in traurigem Zerwürfniſſe, Napoleon drängte ſich leicht befehlend dazwiſchen, die Sperre ward auch hier durchgeſetzt. Nur Portugal, immer eine engliſche Kolonie, war nicht zu ſchließen, und erhob ſich im Sommer 1808 mit Spanien gegen die einbrechende Tyrannei Napoleons, nachdem es im Jahre 1807 ohne Weiteres vom General Junot beſetzt, und ſeine Dynaſtie, das Haus Braganza, vertrieben worden war.

Der Krieg in Spanien ward ein Kirchhof für Frankreich; nur wenn der Kaiſer ſelbſt kam, gelang es für den Augenblick. Joſeph, deſſen neapolitaniſcher Thron an Murat gegeben war, hatte als König von Spanien, ſeit Karl IV. und Ferdinand VII. zur Abdankung genöthigt und nach Frankreich gebracht worden, die unruhigſte Lage; hier wie nirgends ſprach ſich zuerſt ein unbeſiegbarer Unwille der ganzen Nation aus; die Engländer waren ihnen zu Hilfe gekommen, Junot hatte nach der Convention von Cintra Portugal räumen müſſen, mit ungeheuren Opfern hatte

Napoleon endlich die Inſurrektion zurück und bis auf Cadiz und die Halbinſel Leon zuſammengedrängt — da brach Oeſterreich, dieſer zähe Feind der Revolution, von Neuem los. Es hatte die letzten Kräfte in einer ungeheuren Rüſtung erſchöpft; Tyrol ſtand unter Hofer zu ſeinen Gunſten auf, Jerome ward von ſeinen Völkern aus Caſſel verjagt; Napoleon herrſchte eben in Madrid bei dieſem drohenden Frühjahre.

Mitte Aprils ging er ſchon mit einem Heere über den Rhein, Oudinot wirft den erſten Feind bei Pfaffenhofen, St. Hilaire bei Thann, der Kaiſer erringt mit Lannes, Lefebvre, Vandamme, den Baiern und Würtembergern in einer Stunde die Schlacht bei Abensberg, Beſſières wirft die feindliche Reiterei bei Landshut, Maſſena nimmt Landshut, der Kaiſer beginnt Nachmittags die Schlacht von Eckmühl gegen den Erzherzog Karl, Davouſt, Lannes, Lefebvre operiren mit größtem Geſchick und Ungeſtüm, bis zum Abende iſt die öſterreichiſche Armee in die Flucht geſchlagen, und giebt im Ganzen die Offenſive auf; bei Regensburg, was Lannes mit Sturm nimmt, ſetzt ſich der Erzherzog noch einmal gegen den Uebergang über die Donau, Napoleon wird leicht am Fuße verwundet, ließ ſich aber nicht aufhalten im Marſche gegen Wien. Die Hauptſtadt vertheidigte ſich diesmal unter Erzherzog Maximilian und ward bombardirt; der Erzherzog zog ab, ſie ergab ſich.

Eugen hatte unterdeß in Italien an der Piave geſiegt und das Heer des Erzherzogs Johann ebenfalls nach Oeſterreich gedrängt; ohne die Ankunft dieſes Heeres abzuwarten, verſucht Napoleon den Uebergang über die Donau bei der Inſel Lobau, noch iſt nur ein Theil des Heeres hinüber, da bricht der Erzherzog Karl bei Aspern und Eßling auf die Franzoſen ein, der weitere Uebergang des Heeres wird durch Zerſtörung der Brücken gehindert, 30 Stunden lang wüthet der für Napoleon gefährliche Kampf an dem Ufer des Fluſſes, am Ende muß er die Truppen nach der Inſel zurückziehen, er iſt zum erſten Male geworfen. Lannes, ſein derber, tapferer Freund, iſt gefallen, der Kaiſer weint an ſeinem Sterbelager, 7 Tage ſtirbt der ungeſtüme Marſchall und giebt, bewußtlos fiebernd und Schlachtkommando's ertheilend, ſeinen Geiſt auf.

Endlich kommt die italieniſche Armee unter Eugen heran, nachdem ſie noch an der Raab den Erzherzog Johann geſchlagen, der Kaiſer geht weiter unten über die Donau vom Donner eines Gewitters und ſeinen ungeheuren Batterieen auf der Lobau begleitet; den nächſten Abend, 5. Juli, beginnt der erſte Angriff für die hartnäckige Schlacht bei Wagram, er wird abgeſchlagen; den folgenden Tag donnert und mordet dieſe gewaltige Schlacht unter den Augen Wiens, das von Thürmen und Dächern zuſchaut. Der Erzherzog Karl entwickelt mit einem ſtarken, heldenmüthig fechtenden Heere das größte Talent, die entſchloſſenſte Kraft, erſt nach den größten Anſtrengungen gelingt es Napoleon, das Heer deſſelben zu ſprengen, auf zwei Straßen muß es den Rückzug ſuchen, Napoleon folgt ihm nach Mähren, ſchlägt es noch einmal bei Znaim, und erzwingt ſo den Wiener Frieden, der an dem 14. Oktober unterzeichnet wird und Oeſterreich die ſchmerzlichſten Opfer koſtet. Es muß 85 Millionen Kriegskoſten zahlen, verliert 2000 □ Meilen, vierthalb Millionen Menſchen und den letzten Küſtenpunkt, wird zu einem Binnenſtaate herabgedrängt. Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel, Oeſterreich ob der Enns, alle Beſitzthümer des deutſchen Ritterordens, die in den Rheinbundlanden lagen, Stücke von Böhmen an Sachſen, Krain, den Villacher Kreis von Kärnthen, Trieſt, Görz, Monfalcone, Fiume, den ungariſchen Küſtenſtrich, Kroatien bis an die Sau an Illyrien, Gallizien mit Krakau und dem Zamoscer Kreiſe an's Herzogthum Warſchau, und mußte ſich der Continentalſperre unbedingt unterwerfen.

Um dieſe Zeit, da Napoleon zu Schönbrunn wohnte, machte der Student Friedrich Stabs den mißlingenden Mordverſuch gegen Napoleon, und die Engländer landeten unter Stracham und Chatam auf Walcheren, um Antwerpen mit ſeinen großen Schiffsanlagen zu zerſtören; es gelang ihnen bei ſehr mittelmäßiger, ſchwankender Führung nichts, als Vließingen einzuäſchern und die Werften auf Walcheren zu zertrümmern.

Nach dem Jahre 1809 war Napoleon auf dem Höhepunkte ſeiner Macht; 1810 heurathete er Marie Luiſe, die Tochter des Kaiſers Franz, 1811 ward ihm ein Sohn geboren, den er König von Rom taufen ließ, gekrönte Häupter hielten das Kind über die Taufe, und der Revolutionskaiſer rückte mit aller Form in die feſte Reihe legitimer Regenten ein, kein Menſch wagte es zu denken, daß kurze drei Jahre hinreichen würden, all dieſe Macht zu vernichten. Aller Widerſtand war niedergedrückt, nur der ſpaniſche Krieg ging wie das Fatum unabreißbar, wenn auch im Kleinen und Einzelnen weiter. Ludwig, König von Holland, wurde abgeſetzt, weil er die Kontinentalſperre, welche ſein Land vernichtete, überſchreiten wollte, Holland mit Frankreich vereinigt; Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, ward zum Kronprinzen von Schweden begehrt, wo König Guſtav vertrieben worden war, Napoleon, der ihn nie liebte, ihm nie getraut hatte, willigte ein.

Aber Rußland konnte nicht mehr länger dieſe übergreifende Macht anſehen, es brach die Kontinentalſperre und rüſtete. Napoleon entſchloß ſich zu dieſem ungeheuren, wie er ſagte, letzten Kriege, dem zweiten polniſchen nach ſeinem Ausdrucke. Im Sommer 1812 rückte er mit 350000 Mann Infanterie, 60000 Reitern und 900 Kanonen über den Niemen, das Königreich Polen ward flüchtig und ungenügend hergeſtellt, das ruſſiſche Heer, was fortwährend wich, zum erſten Male bei Smolensk, zum zweiten Male bei Borodino an der Moskwa in einer Mordſchlacht geworfen, Kutuſow ſtatt der Erwartung gemäß weiter öſtlich zurückzugehen, wandte ſich nach dem Süden, Napoleon beſetzte Moskau, die alte Czaarenſtadt, und verweilte dort. Roſtopſchin zündet ſie an, ein frühzeitiger Winter tritt ein, die franzöſiſche Armee beginnt den vielgekannten unheilvollen Rückzug — Ney und Eugen ſind die Haupthelden dieſes Feldzugs — und unter übermenſchlichen Drangſalen kommt das Heer zertrümmert nach Deutſchland. Napoleon iſt mitten aus dem Rückzuge nach Paris geeilt, wo unterdeſſen die abenteuerliche Verſchwörung eines iſolirten Generals Mallet unterdrückt worden war, er organiſirt mit Blitzesſchnelle ein neues Heer aus jungen Leuten, läßt ſie großentheils nach Deutſchland fahren, und iſt im Frühjahre 1813 ſchon wieder in Sachſen auf dem Kriegsſchauplatze. Eugen iſt mit der Rückzugsarmee bis an die Elbe zurückgedrückt, Preußen hat ſich gegen die Franzoſen erklärt und wird durch ſeinen allgemeinen, begeiſterungsvollen Aufſtand, durch die Energie ſeines Eingreifens das Lebensprinzip des neuen Krieges. Bei Lützen meſſen ſich zum erſten Male die jungen Konſkribirten und jungen Freiwilligen, man kämpft mit der wildeſten, tapferſten Erbitterung von der einen Seite, mit jugendlicher Aufopferung für den vergötterten Kriegshelden von der andern, der geübte Führer und die Gardenangriffe, welche den Tags zuvor gefallenen Anführer Beſſieres zu rächen hatten, entſcheiden für Napoleon. Nach Böhmen und Schleſien zu wälzt ſich der Krieg; der Kaiſer wirft die Verbündeten noch einmal in einer ſcharf kombinirten und durch ungeheuren Kanonennachdruck gedrängten Schlacht bei Bautzen und Wurſchen; man ſchließt Waffenſtillſtand. Es handelt ſich darum, ob Napoleons Schwiegervater zu den Verbündeten übertreten ſoll; das wird in Prag betrieben, Oeſterreich tritt über, die Engländer, welche im Jahre vorher in Spanien die Schlacht bei Salamanca gewonnen hatten, ſiegen um dieſe Zeit bei Vittoria — Soult war mit 30000 Mann nach Deutſchland gerufen worden — und überſteigen die Pyrenäen. Blücher ſiegt über Macdonald an der Katzbach, der Kaiſer eilt gegen Schleſien hin, unterdeß drängen Oeſterreicher und Ruſſen über die böhmiſchen Berge gegen Dresden herein, ſchon dringen ſie durch die Thore, da erſcheint der Kaiſer, ſie werden zurückgeworfen, er liefert unter herabſtrömendem Regen eine ſeiner größten Schlachten vor den Thoren Dresdens, die Murats ſtürmiſche Kavallerieangriffe entſcheiden, er will die feindliche Armee in den böhmiſchen Päſſen vernichten, Vandamme iſt voreilig, läßt ſich bei Kulm erdrücken und vernichtet ſo den Erfolg. Die Preußen rücken mit ſtürmiſcher Tapferkeit vor, ſchlagen Oudinot bei Groß-Beeren, Ney bei Dennewitz, Napoleon muß zurück und ſich bei Leipzig koncentriren. Am 16., 18. und 19. Oktober wird die große Schlacht dort geſchlagen, die Napoleon gegen Tapferkeit und

Uebermacht verliert, die deutſchen Verbündeten fallen ab, bei Hanau muß er ſich ſchon durch die Baiern einen Weg bahnen.

Jetzt findet er in Frankreich zum erſten Male Oppoſition, zunächſt beim geſetzgebenden Körper, er löſ't ihn auf — der Krieg rückt nach Frankreich. Napoleon ſchickt Ferdinand als König von Spanien nach Madrid, den Pabſt, der zu Fontainebleau gefangen war, nach Rom — Murat fällt ab, und verbündet ſich mit Oeſterreich, wie es 1812 Bernadotte mit Rußland gethan. Von dieſem ſagte der Kaiſer: „Wenn man eine Frau nimmt, entſagt man deshalb ſeiner Mutter nicht, noch viel weniger iſt man gehalten, ihr den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, noch die Eingeweide zu durchwühlen.“ Murats, ſeines wilden, begünſtigten Reitergenerals Abfall, der in den Wüſten des Orients und in Rußland neben ihm gefochten hatte, ſchmerzte ihn noch tiefer.

Die ſechſte Koalition geht wieder über den Rhein und dringt nach Frankreich, wie einſt die erſte, aber mit andern Mitteln und Kräften.

Das war Napoleons größter Feldzug im Jahre 1814, einen Tag um den andern gewann er eine Schlacht, wie ein Held verwarf er den Frieden um den Preis, Frankreich kleiner zu erhalten, als es ihm übergeben war, „meinen Sohn,“ ſchrieb er an Joſeph, „will ich lieber in der Seine wiſſen, als in den Händen der Feinde Frankreichs.“

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das Land war umſtrickt wie mit einem Garne von eindringenden Armeen: Bernadotte durch Belgien mit 100000 Mann, Blücher durch die Champagne mit 130000, Schwarzenberg durch die Schweiz mit 150000, von Italien her ein zweites öſterreichiſches Heer, das engliſche unter Wellington von Bayonne, die Vornehmen der Hauptſtadt ſchwierig, ſich zurückziehend, mit Talleyrand an der Spitze gegen ihn wirkend, die großen Generale ſchwierig, nichts mehr für ihn als ein Heer, ſein Degen und ſein Genie.

Am 26. Januar ging er nach Chalons zum Heere ab, Maiſon ſollte Bernadotte, Augereau und Eugen die Oeſterreicher, Soult die Engländer abhalten, er nahm Blücher und Schwarzenberg mit ihren 280000 auf ſich. Schon am 27. wird das erſte Treffen bei St. Dizier gewonnen, am 29. Blücher bei Brienne auf's Haupt geſchlagen. Schwarzenberg ſiegt dafür gegen die Generale bei la Rothière — der Kongreß zu Chatillon wird eröffnet, Napoleon verwirft die Bedingungen — das ſchleſiſche Heer wird am 11. Februar durch das Treffen bei Champ-Auber geſpalten, Sacken darauf bei Montmirail, York bei Chateau-Thierry geſchlagen. Blücher ſammelt die zerſprengten Theile, wird am 14. bei Vau-Champs geworfen und weit verfolgt. Aber Schwarzenberg bedroht Paris, Napoleon muß dorthin zurück. Bei Nangis und Montereau wirft er ihn; die Verbündeten bieten Waffenſtillſtand, Eugen hat am Mincio geſiegt, Augereau iſt bis Genf vorgedrungen. Blücher, obwohl ſo oft geſchlagen, voll Ungeſtüm vorwärts drängend, will nichts von Waffenſtillſtand wiſſen, dringt wieder vor, wird bei Craonne, Laon, Rheims geſchlagen; aber da fehlt der Kaiſer wieder bei den Oeſterreichern, ſie drängen nach Paris, er fliegt zurück; voll Grimms, daß alle Siege nicht helfen, geht er bei Arcis ſur Aube wie ein Reiter in den Feind, muß das Schwert ziehen, ſelbſt einhauen, um ſich aus den Kavallerieangriffen zu wickeln, Roß und Mann verſchwindet ſogar ganz unter dem Rauche einer Haubitzenkugel, aber er ſtand unverletzt auf und warf ſich auf ein anderes Pferd. —

Augereau und Soult müſſen im Süden weichen, er faßt nun den kühnen Plan, den Verbündeten in den Rücken zu gehen, ſie abzuſchneiden. Es geſchieht; ſie wagen's aber, ohne Weiteres auf Paris loszugehen; eine kleine Macht nur kann ſich bilden und vertheidigt an der Ebene St. Denis und am Montmartre die Stadt; am Abende des 30. März kapitulirt ſie.

Napoleon kommt eilig zurück, zu Fromenteau, 5 Stunden von Paris, hört er die neuen Nachrichten; der Senat hat ſeine Abſetzung dekretirt, er geht nach Fontainebleau, noch bleibt ihm ein Heer von 70000 Mann; aber die Marſchälle wollen ihn nicht unterſtützen, Marmont verläßt ihn mit 12000 Mann und geht nach der Normandie, er dankt ab zu Gunſten ſeines Sohnes. Talleyrand aber hat bereits den

Kaiſer Alexander zu Gunſten der Bourbonen gewonnen, und wahrſcheinlich gegen alle urſprüngliche Abſicht Oeſterreichs, Napoleon verzichtet für ſich und ſeine Kinder am 11. April völlig.

In der Nacht vom 12. auf den 13. ſoll er, wie Baron Fain meldet, Gift genommen haben; entweder iſt die Nachricht nicht wahr, oder das Gift hat nicht gewirkt, am Morgen des 13. erſcheint er wie gewöhnlich. Mittags den 20. nimmt er Abſchied von ſeinen Garden, küßt die Adler, umarmt die Generale, fährt nach der mittäglichen Küſte, um nach Elba überzuſetzen, was man ihm als Fürſtenthum mit Souverainetät gelaſſen hatte; von den großen Namen jener Krieger, die er ſo ſtattlich gemacht hatte, hörte man keinen in ſeiner Nähe zu Fontainebleau während jener ſchweren Tage.

10.

Die Reſtauration.

Obwohl die jetzt folgende Zeit „Wiederherſtellung" genannt wird, ſo iſt ſie doch von ſo viel zurückbleibenden Elementen der Revolution in Beſchlag und Kampf genommen, daß ſie völlig noch in die Revolutionsgeſchichte eingereiht werden muß. Eine wirkliche Reſtauration deſſen, was vor 1789 in Frankreich geherrſcht hatte, und beherrſcht wurde, das war ſie keineswegs: Ludwig XVIII. fand eine Konſtitution, welche von der proviſoriſchen Regierung herrührte, die ſich unter Talleyrand's Auſpicien konſtituirt hatte; er verwarf dieſe zwar, gab aber eine neue, und trat ſo ebenfalls in die Chancen einer umgeſtaltenden und umgeſtalteten Zeit. Rückſichts der Preſſe, der Verwaltung, des neuen Kriegsadels, der anders vertheilten Nationalgüter und faſt aller Inſtitute fand er eine neue Welt vor, und wenn dieſe auch von ſeinem in der Regierung folgenden Bruder nach den meiſten Seiten hin bekämpft wurde, ſo gab dies doch ſo viel Bewegung, daß man auch dieſe Epoche in die Revolutionszeit einrechnen muß, beſonders da ſie im Jahre 1830 wieder von einem offenen Revolutionsausbruche geſtürzt wurde.

Der Friede zu Paris, den die Verbündeten gewährten, war ſehr milde für Frankreich, es behielt ſeine Grenzen von 1792, ſogar in Savoyen und am Rheine noch Erweiterungen. Selbſt die Kunſtſchätze, die aus Europa zuſammenerobert waren, ließ man ihm. Der Kongreß, welcher ſich zu Wien verſammelt hatte, um über die neuen Gebietsverhältniſſe Europa's ſich zu einigen, kam natürlich zu mancherlei Differenzen, in Frankreich gab es Reſte in großer Zahl, beſonders aus dem zum Theil abgedankten Heere, denen der neue Zuſtand nicht genehm ſchien, Napoleon ward genau davon unterrichtet, ſelbſt durch ſeinen Schwager Murat in Neapel, der ihn zwar verlaſſen hatte, jetzt aber doch wieder nach einer bewegteren Zeit verlangte. Kurz, Napoleon landete am erſten März mit 900 Mann bei Cannes an der Südküſte, und ward mit Enthuſiasmus aufgenommen. Die Abſtufungen des Moniteurs ſchildern ſeine Fortſchritte, zuerſt ſagte dieſer: Der Verräther iſt gelandet; als er bald darauf in Grénoble eingezogen war, wo 6000 Soldaten zu ihm übergingen, hieß es, Bonaparte ſei in Grénoble; bald darauf, der General Bonaparte ſei in Lyon erſchienen. In der Ebene von Fontainebleau erwartete ihn ein Heer von 80000 Mann unter Ney, was ihn vernichten ſollte. Am Morgen erwartete man eine Schlacht, ſtatt der Kolonnen, die über dem Hügel erſcheinen ſollten, ſah man aber eine einfache Kaleſche kommen, daraus wehte ein Mann mit ſeinem weißen Taſchentuche, es war Napoleon, der mitten unter die Armee fuhr. Dieſe warf die Waffen weg und ſchrie: „Vive l'empereur!“ Ney ſtürzte ihm in die Arme. Den 20. März Abends kam er in den Tuilerieen an, des andern Morgens ſagte der Moniteur: der Kaiſer Napoleon iſt in den Tuilerieen eingetroffen.

Proklamationen, außerordentliche Verſammlung der Repräſentanten des Landes, Zuſatzakte zur Konſtitution von republikaniſch Geſinnten entworfen, Verweiſung der 1814 zurückgekehrten Emigranten, Aufhebung des Adels und aller Lehenstitel, Preßfreiheit waren das Nächſte, womit ſich Napoleon Popularität gewinnen wollte.

Ludwig XVIII. war nach Gent geflüchtet; Napoleon verſprach Europa feierlich, den Pariſer Frieden zu achten, die Monarchen erklärten ihn aber in die Acht als Friedensſtörer, ihre Heere waren noch größtentheils in der Nähe, beſonders das preußiſche und engliſche, die in Belgien ſtanden. Bis zum 1. Juni brachte er 400000 Mann zuſammen und ging mit 120000 Mann nach dem Norden. Zunächſt ſollte die Vereinigung Blüchers und Wellingtons gehindert werden. In der Nähe des Schlachtfeldes von Fleurus, bei Ligny warf er am 14. Blücher, Ney ſollte die Niederlage von Quatrebras aus vollenden, kam aber nicht. Grouchy wird den Preußen nachgeſchickt, Napoleon wendet ſich gegen Wellington. Am Forſte von Soignies, unweit der Straße nach Brüſſel ſtand dieſer mit 120000 Mann. Gegen elf Uhr begann dieſe entſcheidende Schlacht von Waterloo auf einem vom Regen durchweichten Terrain. Napoleon richtete die ganze Kraft gegen das Centrum. Die franzöſiſche Artillerie blieb ſtecken, die engliſche feuerte verheerend und die Vertheidigung geſchah mit größtem Nachdrucke, ſelbſt als der Angriff bis an die Reſerven vordrang. Dennoch waren die Engländer beinahe überwältigt — da erſcheinen ſtatt des zurückberufenen und erwarteten Grouchy die Preußen unter Bülow auf einer Waldlehne; Napoleon läßt die junge Garde gegen ſie rücken und einen neuen fürchterlichen Angriff gegen die Engländer machen, gegen 12000 ſollen dabei gefallen ſein, die engliſche Artillerie ſoll nur noch zwei Schüſſe gehabt haben, die Straße nach Brüſſel iſt mit Flüchtigen bedeckt, Wellington verzweifelt, will die unbeugſame Vertheidigung aufgeben, da erſcheint in der Lücke zwiſchen ihm und Bülow Blücher, die Verbündeten ergreifen die Offenſive, die Franzoſen weichen, nur die Garde unter Cambronne ſteht und ſtirbt ſtehend; man hat die Glieder Mann an Mann aufeinander gedrängt, noch aufrecht, aber todt geſehen, und von hier datirt das Wort: „Die Garde ſtirbt, aber ergiebt ſich nicht.“ Der Kaiſer hat ſterben wollen, und iſt vom Schlachtfelde weggeriſſen worden.

Grouchy's Nachläſſigkeit in Verfolgung und Rückkehr iſt die Hauptſchuld dieſer Niederlage beigemeſſen worden. Am 21. war Napoleon wieder in Paris, die Deputirtenkammer widerſetzte ſich ihm, er dankt zu Gunſten ſeines Sohnes ab — hiermit endigen die ſogenannten 100 Tage — ging nach Rochefort mit dem Vorſatze, ſich nach Amerika einzuſchiffen, begab ſich aber am 15. Juli an Bord des Bellerophon und übergab ſich den Engländern. Sie ſchickten ihn nach Helena, wo er ſechs Jahre litt, und am 5. Mai 1821 ſtarb. Unter zwei Trauerweiden und einem einfachen Steine liegt er dort begraben.

Fouché, der diesmal, wie 1814 Talleyrand, gegen ihn gewirkt hatte, übernahm an der Spitze einer proviſoriſchen Regierung die nächſten Geſchäfte. Davouſt ſchloß eine Convention ab und ging hinter die Loire. Die Verbündeten rückten am 7. Juli zum zweiten Male in Paris ein, und diesmal wurde der Friede ſtrenger; die Grenzen werden auf 1790 zurückgebracht, Land und Feſtungen am Rhein, der übrig gebliebene Theil Savoyens werden abgetreten, 100 Millionen Contribution ſind zu zahlen, 17 Feſtungen 150000 Mann der Verbündeten einzuräumen auf 3—5 Jahre, und dieſe Truppen ſind zu unterhalten. Die Kunſtſchätze fremder Städte werden zurückgenommen — was die Franzoſen dagegen geeifert haben, iſt als bornirte Faſelei zurückzuweiſen, wie ſie ihrer Nationaleitelkeit leicht begegnet. Dieſe Schätze waren als Eroberungsbeute nach Paris gekommen, der Sieger nahm natürlich ſein Eigenthum zurück.

Die neue Kammer wird chambre introuvable genannt und begann eine durchgreifende Reaktion: wer der Regierung verdächtig iſt, kann verhaftet werden, auch wenn das Gericht ſeine Schuld nicht erweiſ't; wer für den Tod Ludwig's XVI. geſtimmt, und in den 100 Tagen ein Amt angenommen, wird für immer verbannt; Ney wird hingerichtet. Dies Alles war noch mehr Werk der Kammer als des erſten Miniſteriums Richélieu; die reinen Royaliſten, Polignac, Labourdonnaye ꝛc. hielten konſequenter den Zuſtand Frankreichs vor 1789 nur für den rechtmäßigen. Sie blieben mächtig, und ſetzten die Ausnahmsgeſetze durch, welche die volle Geltung der Charte einſchränkten, unterlagen aber, als die Unruhen im Süden ihnen zur Laſt gelegt wurden und ſie das Wahlgeſetz ändern wollten. Das Deſſolles'ſche Miniſterium, in welchem der beredte Deſerre und der geſchickte Decazes, ſtellte ſich zwiſchen die äußerſten Royaliſten und die Liberalen im December 1818, mehr dieſe als jene begünſtigend, konnte ſich aber kaum ein Jahr halten, und wurde den 19. November 1819 durch das gemäßigt-royaliſtiſche des Decazes verdrängt.

Wir ſind jetzt in den Chancen der Miniſterien und Majoritäten, und die Macht der Preſſe, deren

Freiheit mehr oder minder beſchränkt ward, bildet ſich als ſehr wichtig heraus. Ihre Führer ſind auf royaliſtiſcher Seite Bonald, Fiévé, Chateaubriand, auf liberaler Benjamin Conſtant, Comte, Dunoyer; Verfolgungen, beſonders im Süden, gegen Proteſtanten wurden lange Zeit von der Regierung nicht gehindert oder beſtraft.

Nach außen war jetzt Frankreich mit den Großmächten ganz in Ordnung und Verbindung, und beſchickte die Kongreſſe.

Das Jahr 1820 ward von großer Wichtigkeit. Trotz des gemäßigten Miniſteriums wächſt die Macht des ſtrengen Royalismus: der Deputirte der Oppoſition, Grégoire, wird von der Kammer ausgeſchloſſen, und als am 13. Februar der Herzog von Berri ermordet wird, ſteigern ſich Angriffe und Forderungen des Royalismus dergeſtalt, daß Decazes abdanken muß.

Richélieu und Graf Siméon treten an die Spitze. Ausnahmsgeſetze werden votirt; die ſogenannten Doktrinairs wenden ſich entſchieden zur linken Oppoſitionsſeite; das neue Wahlgeſetz, was die großen Güterbeſitzer begünſtigt, wird votirt; in der neuen Kammer bleiben nur 31 Mitglieder von der liberalen Partei übrig.

Aus der Kammer verdrängt, macht ſich dann, wie dies zu geſchehen pflegt, die Oppoſition auf andere Weiſe Luft, es beginnen die Soldatenverſchwörungen unter Nantil, Berton und Caron.

Ende 1821 tritt der ſtrenge Royalismus ganz in das Miniſterium: Peyronnet — Montmorency — Villèle. Der Letztere, Villèle, erläßt ein Umlaufſchreiben, worin allen wahlberechtigten Beamten zur Pflicht gemacht wird, für das Miniſterium zu ſtimmen. Am 4. September 1822 wird dieſer talentvolle Mann Präſident des Conſeils, und leitet Frankreich mehrere Jahre mit großer Geſchicklichkeit. Wenn auch der royaliſtiſchen Partei angeſchloſſen, geſtattet er ihr doch keine Vorherrſchaft; von Niemand eigentlich gewünſcht, macht er ſich doch als eine Nothwendigkeit geltend. Und zwar nicht bloß durch ſeine geſchickten Finanzoperationen. Der beliebteſte Ausdruck für die Charakteriſirung Villèle's war, daß er eine vernünftige Ariſtokratie befördern wolle.

In Spanien war bekanntlich damals eine Revolution gegen das abſolute Königthum im Gange, die Kortes mit äußerſt demokratiſchen Prinzipien herrſchten, auf dem Kongreſſe zu Verona hatte man beſchloſſen, dagegen einzuſchreiten, und dem Könige von Frankreich war die Exekution aufgetragen. Villèle war nicht für den Krieg, ohne offen herauszutreten; die Kammernoppoſition wurde aber mit größtem Ungeſtüm bekämpft, Manuel, einer ihrer dreiſteſten Sprecher, ward mit Gensd'armes aus der Kammer gebracht, die linke Seite, welche ſchon früher nicht mehr geſtimmt hatte, verließ darauf die Kammer völlig. Als der ſpaniſche Krieg ſo glücklich für die Bourbons beendet war, geſtaltete ſich der Royalismus immer ſtärker: nach dem neuen Wahlgeſetze erſchienen nur 17 Deputirte der liberalen Partei in der Kammer, unter ihnen Benj. Conſtant.

Am 16. Septbr. 1824 ſtarb Ludwig XVIII. Der neue König Karl X. begann unter ganz unerwarteten Auſpicien: die Cenſur ward aufgehoben; indeſſen verließ man dieſe Richtung bald wieder. Das Jahr 1825 war Villèle's mächtigſtes: er ſetzte das Umwandeln der fünfprozentigen in die dreiprozentige Rente durch, und gewann eine Macht in der Pairskammer gegen die über ſeine Anſichten hinausgehenden Royaliſten der Deputirtenkammer. Indeſſen war er in Grundſätzen nicht peinlich, er fügte ſich; zunächſt den Anforderungen der reinen Royaliſten, oder wie man ſie nennt, der Hofpartei, und ſtellte die Cenſur wieder her, hob 1827 die Nationalgarde auf, und half ſo die immer feindlicher werdende öffentliche Meinung ſteigern, welche am Ende ohne irgend ein anderes Mittel des Ausdrucks in einen Volksſturm ausbrach. Villèle, der ſolch ein Extrem wohl für möglich halten mochte, mußte 1828 abtreten, ein gemäßigtes Uebergangsminiſterium unter Martignac trat ein, hielt ſich aber nur anderthalb Jahr, und die Hofpartei mit den entſchloſſenſten Plänen gegen die immer noch mächtigen neuen Beſtandtheile Frankreichs und für den Ultramontanismus in Sachen der Kirche trat am 8. Auguſt 1829 ein. Dies iſt das Miniſterium Polignac.

Die linke Oppoſition hatte das Villèleſche le ministère impossible genannt, Talleyrand nannte das jetzige le ministère déplorable. Mit dem Antritte deſſelben bildeten ſich durch das ganze Land Aſſociationen zur Steuerverweigerung, wenn das Miniſterium die Charte übergehen ſollte. 221 Deputirte erklärten ſich gegen das Miniſterium, die Kammer ward aufgelöſ't; die neuen Wahlen brachten die 221 Deputirten wieder — nun erließ das Miniſterium die Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, durch welche die Freiheit der periodiſchen Preſſe ſuspendirt, eine neue Wahlform angeordnet, und die neu gewählte Kammer wieder aufgelöſ't wurde. Durch die Preſſe, durch längere, nach Napoleon neue Gewohnheit, durch Rede und Gegenrede war die öffentliche Meinung wieder eine ſtarke Macht geworden, ſie hatte wie ſonſt das für Alles entſcheidende Schlachtfeld Paris, die alten Napoleoniſchen Reſte der Geſellſchaft, die reich gewordenen Mittelklaſſen für ſich, welche kein Opfer ſcheuten, um die alte Generation zu verdrängen, die ihr mit ererbten Rechten überall im Wege ſtand — dies Alles erklärt es, daß die Regierung in der Exploſion eines dreitägigen Volksaufſtandes geſtürzt werden konnte.

Eine Seitenlinie der Bourbons, das Haus Orleans, bemächtigte ſich durch Ludwig Philipp, den Sohn jenes Herzogs von Orleans, der im Beginn der Revolution mitagirte und fiel, dieſer ſogenannten Julirevolution mit großer Geſchicklichkeit. Er ward Bürgerkönig wie einſt Napoleon Konſul, und bediente ſich der Diplomatie wie jener des Krieges, ſeine Stellung zu ſichern. Das iſt ihm, da er eine außerordentliche Kapazität beſitzt, ein Mann von großem Muthe und reichſter Erfahrung iſt, bisher vollkommen gelungen: er hat die beiden nächſten Gefahren, welche ſich nach einer ſo gewaltſam und viel umgeſtaltenden Revolution bildeten, überwunden, nämlich die Republik und den Krieg, und hat ſich im Innern eine Stellung gewonnen, wie man ſie bis daher bei dem Fürſten einer Repräſentativregierung für unmöglich hielt. Man nennt ihn deshalb vielfach den Napoleon des Friedens.

Anfänglich ſchloß er ſich der Bewegung ſo weit an, als dies in den erſten Zeiten ſolcher Aufregung nöthig ſein mochte, ernannte am 2. November Lafitte, einen der entſchloſſenſten Oppoſitionsmänner des geſtürzten Gouvernements und Hauptſtifter der Julirevolution, zum Miniſterpräſidenten, ſtieg dann abwärts zu einem ähnlichen aber gemäßigteren Oppoſitionsmanne, Caſimir Périer, deſſen Miniſterium mit dem 13. März 1831 anhub und bis zum Tode dieſes Mannes dauerte. Unter der Zeit waren die royaliſtiſchen Verſuche in der Vendée ziemlich niedergehalten worden, wenn ſie auch erſt durch die Gefangennehmung der perſönlich wirkſamen Herzogin von Berri im November 1832 beendigt wurden; unter der Zeit war die Bezeichnung und das Syſtem der „richtigen Mitte“ aufgekommen, aber auch die republikaniſche Oppoſition entrüſteter und ſtärker geworden. Sie ſah ſich um die Früchte der Revolution gebracht, welche ſie erwartet hatte, und brach am 5. Juni beim Leichenbegängniſſe des Generals Lamarque in einen energiſchen Angriff aus, der namentlich beim Kloſter Méry zu einem blutigen Gemetzel wurde. Paris mußte in Belagerungszuſtand erklärt werden, und der Thron ſchien einen Augenblick ernſtlich gefährdet; die bewaffnete Macht wurde aber des Aufſtandes Herr.

Am 11. Oktober ernannte der König das Miniſterium der Doktrinäre, von den Führern deſſelben, Broglie und Guizot, ſo genannt, welche eine ausgeprägtere wiſſenſchaftliche Doktrine als gewöhnlich in die Politik übertragen. Hiermit war man ſchon bei einer älteren und gemäßigteren Oppoſition aus der eigentlichen Reſtaurationszeit angelangt, und das unverkennbare Beſtreben Ludwig Philipp's, die Revolution durch eine vorſichtige, langſame Behandlungsweiſe zu entfernen, ſchien immer mehr dem Gelingen nahe zu kommen. Durch das Attentat Fieschi's auf das Leben des Königs erhielt man auch Veranlaſſung, die rückſichtsloſe Preſſe mit beſtimmteren Geſetzen ein Wenig einzuengen; dies beſſerte die Stellung zum konſervativen Norden, gegen welchen das Quadrupelbündniß mit den mehr oder weniger in die Klaſſe der Bewegungsſtaaten gehörigen Spanien, Portugal und England immer noch eine geſpannte Poſition erhalten hatte. Die Höfe von Berlin und Wien haben nun im Jahre 1836 Beſuche der Orleansſchen Prinzen aufgenommen, gemäß der allmälig wachſenden Ueberzeugung, Ludwig Philipp werde der Revolution Herr werden. Das neue Attentat Alibaud's vom 25. Juni iſt dieſer Anſicht freilich nicht ganz günſtig; bei Verabſchiedung des doktrinairen Kabinets hat ſich Ludwig Philipp auch mehr an den tiers-parti halten müſſen, der, wenn auch kein raſch weiter zeugendes, doch ein Produkt der Revolution iſt, und es ſteht nun noch immer dahin, wie dieſer 1789 begonnene Kampf zu einem Abſchluß kommen werde, und ob auch ferner plötzliche Erneuerungen, wie die Julirevolution eine war, bevorſtehen. Die Parteien der Republik und des franzöſiſchen Royalismus ſind noch keineswegs verſchwunden, wenn auch niedergehalten; man hat in letzter Zeit ſogar eine monſtröſe Vereinigung zwiſchen ihnen geſehen.

Der ſanguiniſche Charakter der Nation, und daß von vorn herein die organiſche Geſammtentwickelung verlaſſen worden, die Fortbewegung des Staats eine von einzelnen Theorieen abhängige, ſtoßweiſe geworden iſt, hat Frankreich in dieſe fortwährende Fluktuation gewieſen, und verhindert neben der allgemein thätig gewordenen ſpekulativen Thätigkeit den Abſchluß der Revolution.

München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig,
Druck von J. B. Hirſchfeld.

Das Glück.

Novelle

von

Heinrich Laube.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.

1837.

CLASSIS.

Druck von [illegible] & [illegible] in [illegible]

BIBLIOTECA
ROMA
[illegible]

1.

Es war ein bedeckter Frühlingstag, mild und erquickſam wehte die Luft, das neue Gras war duftend aus der Erde geſchoſſen, zwei große Buben wälzten ſich darauf umher, und jubelten und tollten. Als ſie ſich ermüdet hatten, ſaßen ſie ein wenig ſtill, und Athem ſchöpfend und ſich erholend ſahen ſie nach der Stadt hinunter, über welche zuweilen ein breiter üppiger Sonnenſtrahl ſich ausbreitete, wenn die dünnen, ſchleierartigen Wolken eine kleine Strecke wichen und ſich löſten.

Dieſe Stadt war Prag, das vielgethürmte; am Kapuzinerberge ſpielten die Buben.

Vielleicht klingt es Manchem unwahrſcheinlich, Mancher wird es aber ſelbſt erfahren haben, daß wir in einer gewiſſen Knabenzeit unter Ballſpiel und Tändelei oft geneigt ſind, ganz altväteriſch ernſthaft über diejenige Lebenszukunft zu ſprechen, welche für den Knaben exiſtirt. Das heißt über diejenigen Wünſche, welche man aus den nächſten Vergleichen und Beiſpielen ſchöpft, ob man es nicht zum Exempel ſehr ſchön finde, wie jener Nachbar zu leben, der den ganzen Tag Bücher leſen, oder wie jener, der ſich ſtattliche Pferde und geputzte Lakaien halten, oder wie jener, der immerfort Tabak rauchen und neben der geſchmückten, freundlichen Frau vor der Thür oder am Fenſter ſitzen könne. Es giebt Knaben, welche neben einander im Graſe liegen, und ſich ganz detaillirte wirthſchaftliche Pläne mittheilen, wo ſich der eine bloß ſo und ſo viel tauſend Thaler und Gretchen zur Frau wünſcht, weil ſie eine vortreffliche Wirthin und von Herzen gut ſei, der andre freilich größere Dinge, dann geben ſie ſich die Hand mit dem herzhaften Verſprechen, ſich immer zu lieben, wenn auch der eine ein großer Herr werden ſollte und der andere nicht.

Unſere beiden Knaben geriethen an jenem Frühlingstage auch auf ein ähnliches Geſpräch, und bekundeten darin ihre ſehr verſchiedenen Charaktere. Lebhaft waren beide, aber jeder in andrer Art: Victor, ein dunkelgelockter, feuriger Burſch, war voll Ungeſtüm und Wildheit, aber leicht beſchwichtigt, leicht verſöhnt; Guſtav, ein blonder, feiner Knabe, war munter, dreiſt, bei Hinderniſſen und Widerſprüchen leicht eigenſinnig. Jener, eines nur mäßig bemittelten Bürgers Sohn, ſtrebte in's Weite, beſtimmte Verhältniſſe aus der nahen Umgebung lockten ihn nicht, was Reichthum, Glanz und Ueberfluß! ſagte er mit ein wenig andern Worten, die locken mich nicht, aber ein Held will ich werden, die Welt ſoll meinen Namen kennen, verzauberte Prinzeſſinnen will ich befrei'n, rothe Hoſen mit Goldborten will ich tragen.

Es ſchmerzt mich, ſagen zu müſſen, daß dieſer Romantiker nicht der Held unſerer Geſchichte wird, wenn auch Guſtav, für den Augenblick ſein Gefährte, weniger reizt.

Dieſer ſtammte von armen Eltern, war aber zeitig von einem Onkel adoptirt worden, und hatte eine reiche Erbſchaft und glänzende Exiſtenz vor ſich. Der Onkel und die Tante liebten ihn wie den Augapfel, und er war auch wirklich ein ſchöner, in Blüthe ſtrotzender Knabe — „blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn.“

Victor's Lebenswunſch ward von ihm nicht beachtet, und er ſagte ohne weiteres Eingehen darauf: Ich werd' mir ein Billard anſchaffen, ein ordentliches, großes, und im Gartenhauſe werd' ich mir ein Theater bauen, du kannſt aber alle Tage mit mir ausfahren, Victor, und zu Mittage eſſen mußt du auch mit mir.

Ach, erwiederte dieſer, ich werde ganz anderswo herumreiten. —

Du ſollſt aber nicht, rief Guſtav, und ſprang in die Höhe.

Victor beſänftigte ihn, und ſchlug vor, nach Hauſe zu gehn, es habe ſchon zwölf geſchlagen, und wenn er's Mittageſſen verſäumte, ſo ginge es ihm ſchlecht. Guſtav hatte noch keine Luſt, und Victor ließ ſich bereden. Als ſie nun ſpäter nach Hauſe ſprangen, bekam dieſer Prügel, weil er das Mittageſſen verpaßt habe, Guſtav aber ward mit Liebkoſungen empfangen, weil ihm nichts Uebles paſſirt ſei, und die Tante bat nur ſtreichelnd, er ſolle ſich nicht immer ſo erhitzen. —

Nach einigen Jahren hatte ſich Mancherlei verändert. Victor war in die weite Welt gegangen, ſein Vater ließ ſich nicht gern nach ihm fragen, die Leute zuckten die Achſeln, wenn darauf die Rede kam; Guſtav's Onkel war geſtorben, und die kränkelnde Tante, welche das Vermögen zu adminiſtriren hatte, ſchloß ſich mit immer größerer Zärtlichkeit an den ſchön und kräftig gedeihenden Neffen. Guſtav war mit zwanzig Jahren eine ausgezeichnete, glänzende Erſcheinung in Prag. Schön, heiter, gewandt, voll Leben und Bewegung, Erbe eines großen Vermögens war er überall willkommen, gefiel er allerwärts.

2.

Das große Vermögen der Tante beruhte zumeiſt in großen Fabriken, die einige Meilen von Prag entfernt lagen. Sie war eine ſehr einfach gewöhnte Frau, die keine beſonderen Geſellſchaftsfreuden wünſchte und kannte, das Gedeihen der Fabriken machte auch die Anweſenheit der Herrſchaft nöthig, und ſo entſchloß ſie ſich mit leichter Mühe, ihren Wohnſitz in der Stadt mit dem in einem Landſtädtchen zu vertauſchen. Guſtav, der bereits ohne Einſchränkung die Geſchäfte leitete, und über alles verfügte, ohne deſſen Gegenwart die Tante nicht beſtehen konnte, war genöthigt, ebenfalls mit dahin zu ziehen, obwohl dies ſeinem lebensluſtigen Sinne, der in der großen Stadt mehr Anregung und Befriedigung fand, wenig zuſagen mochte. Aber er liebte die Tante ſehr, und wenn dieſe kindliche Zuneigung auch vielfach von jenem jugendlichen Leichtſinne geſtört ward, wie er bei jungen Männern oft zu finden iſt, weil ſie ſich im Grunde nur eines deutlichen Bezuges zu gleicher Jugend und lebendiger Welt bewußt ſind, wenn er alſo auch nicht eben gern in die Stille des kleinen Städtchens folgte, ſo war doch ſo viel Pietät in ihm, daß ſein Mitgehn keiner ernſtlichen Frage unterworfen ward.

Die Tante richtete ſich nun in ihrer ſorgenfreien Zurückgezogenheit auf die Weiſe ein, wie wir ſie gewöhnlich bei Leuten aus den Mittelſtänden finden — ſie haben bei großem Vermögen doch kein Bedürfniß feinerer Luxusſtoffe, und umgeben ſich nur mit Einzelnheiten derſelben, um dadurch auf eine freundliche Weiſe an die ihnen gewährte Wohlhabenheit erinnert zu werden. So ſehen wir denn auch das große Wohnzimmer der Tante, welches Mittelpunkt dieſes kleinſtädtiſchen Lebens wurde. Das Tageslicht ward gedämpft durch ſchwer ſeidne gelbe Gardinen, auf einem marmornen Spiegeltiſch ſtand eine große maſſive Uhr von moderner Faſſung, die Wände waren mit reichen, dunkelfarbigen Tapeten bekleidet, in allem Uebrigen aber war das altbürgerliche Meublement unverändert geblieben. Ein großer eichener Tiſch mit grüner Tuchdecke ſtand mitten im Zimmer, die Stühle waren mit Leder gepolſtert, und hatten noch die hohen Lehnen, an welchen früher die Erziehung junger Mädchen geprüft wurde, die mit geradem Rücken immer in geſetzmäßiger Entfernung von der lockenden Lehne ſitzen mußten, ein Sofa war nicht zu ſehen, ſeine Stelle vertrat ein breiter Großvaterſtuhl mit Ohren, der Ofen war umfangsreich wie ein breiter Thurm und beſtand aus braunen Thonkacheln, der Fußboden, ſtets ſehr ſauber, hatte weiße Dielen von feſtem, hartem Holze, das Ganze ſah ein wenig leer aus, denn es fand ſich von ſonſtigen Mobilien nur noch ein kleiner Tiſch vor, und ein großer, himmelhoher Schreibſekretair. Dieſer Schreibſekretair war aus rothem Kirſchbaumholze gefertigt, und noch von jenem alten Schnitte, wo das eigentliche Schreibepult mit der unten daran gefügten Kommode hervorſtand neben dem zurücktretenden ſchmalen, hohen Aufſatze, welcher durch zwei lange Flügelthüren geſchloſſen ward. In dieſem Sekretair fanden ſich alle Rechnungen, Dokumente und wichtige Familienpapiere. Die Tante führte den Schlüſſel ſtets in der hirſchledernen Taſche, die ſie am Gürtel trug und welche ſie Nachts unter das Kopfkiſſen legte. Sie vergaß dieſe Vorſicht niemals, obwohl ſie nach täglicher Verſicherung einen ſo leiſen Schlaf hatte, daß ſie von einem lauten Holzwurme geweckt ward, ihres Huſtens gar nicht zu gedenken.

Alſo eingerichtet ſitzt ſie des Abends bei zwei Talglichtern, die in blanken meſſingnen Leuchtern ſtehen, auf dem Großvaterſtuhle am großen Tiſche, und ſtrickt wollene Strümpfe für ſich und Guſtav, der ſeit Jahren umſonſt gegen wollene Strümpfe eifert, und wiederholt ſich manchmal, was Pater Lorenz heute geſagt hat. Das zweite Licht, was ſie für unnütz hält, hat der Neffe auch mit Mühe durchgeſetzt — ſie iſt immer ſchneeweiß gekleidet, das heißt ſie trägt über dem weißen Unterkleide von Kambrai ein Jäckchen von feinem Piqué und eine weiße Mütze, unter welcher zierliche graue Löckchen hervorquellen, die ihr Guſtav aus Prag beſorgt. Die große Hornbrille liegt vor ihr, und ſie greift nur darnach, wenn ihr eine Schlinge gefallen iſt, oder wenn ſie nach einem Poſten in den Rechnungen ſehen will, die ihr Guſtav des Abends vorlegt. Es iſt dies immer ein Poſten in der Ausgabe, der ihr zu hoch dünkt.

Man glaube deshalb nicht etwa, die Tante ſei geizig, Gott bewahre, ſie iſt nur genau und ordentlich — in Bezug auf Guſtav verſchwinden alle dieſe Rückſichten, dem ſteht der Schlüſſel zum Schreibſekretair jeden Augenblick zu Dienſten, und der darf herausnehmen was er will, und kann Geld ausgeben, ſo viel er mag. Gegen ihn hat ſie nur eine Ermahnung: er ſoll ſeine Geſundheit ſchonen, nicht erhitzt trinken, und wenn er Abends nach beſeitigten Rechnungen in's Kaſino des kleinen Städtchens geht, ſo bittet ſie ihn nur, ſich niemals als erſte Perſon der Umgegend etwas zu vergeben, und das Tabakrauchen ſich nicht einreden zu laſſen. Das ſchade der Bruſt, ſei unreinlich, und fremd in der Familie: der Onkel hätte auch nicht geraucht.

Soll nun auch ein Bild von Guſtav aus jener Zeit gegeben werden, ſo iſt eine ſehr ſchwierige Aufgabe zu löſen. Es geht doch am Ende mit ſolchen jungen Leuten, wenn ſie nicht ſehr eintönig und pedantiſch angelegt ſind, zumeiſt wie mit den Knospen unbekannter Bäume und Blüthen im Frühjahre. Heut iſt die Knospe grün, morgen blau im Schweiße des Wachsthums, übermorgen braun vom Drange einer fruchtbaren Nacht, wir können nichts beſtimmen, und müſſen mit in den Schooß gelegten Händen auf das Wunder der Bildung harren — blau ſchattirt, denken wir ganz im Stillen, wird doch wohl die Blüthe werden, und in duftiger Frühe finden wir ſie lachend roth aufgegangen.

Guſtav hatte Anlagen zu Allerlei, ohne doch von irgend einem entſchiedenen Drange inkommodirt zu werden. Das Grundbewußtſein ſeines Weſens beſtand in der trockenen Ueberzeugung, daß er mit tüchtigem Vermögen ausgerüſtet ein ganz hübſches Leben führen werde. Was ſich nun etwa an Liebhabereien einſtellen möge, das ſtehe ruhig zu erwarten. Nichts Phantaſtiſches, nichts Enthuſiaſtiſches, nicht einmal etwas Charakteriſtiſches war zu entdecken, will man nicht etwa dieſes fragloſe Hinleben alſo nennen.

Er ging auf die Jagd, ging in's Kaſino, ritt ſpaziren, beſorgte die Geſchäfte des Fabrikweſens, dreſſirte ſich Hunde, und wenn er von der kleinen, ſchönen Wlaska erzählen hörte, ſo lächelte er, und ſagte, ſie ſei ein hübſches Mädchen.

Wlaska war nämlich das Wunder des kleinen Städtchens. Sie hatte alle Bücher geleſen, machte Verſe, und ſollte auf dem nahen Schloſſe des Grafen mehrmals ſehr ſchön Komödie geſpielt haben. Dazu ſchlug ſie eine Partie nach der andern aus, obwohl ihr Vater nur ein mäßig ſalarirter Beamter war. Guſtav nahm noch wenig Intereſſe an den Weibern, und hatte ſich wenig um das Mädchen gekümmert. Wlaska deſto mehr um ihn.

3.

Der ſchöne junge Mann war ihrem phantaſtiſchen Weſen ein reizendes Ideal geworden — das mannigfach Unentſchiedene, Unentwickelte in ſeinen Gewohnheiten, Aeußerungen und Sympathieen hatte ſeine Anziehungskraft ebenfalls beigeſteuert. Wir lieben in einer gewiſſen Jugend durchaus alles Romantiſche, was den Reiz verbergen kann, weil es überhaupt verbirgt; Charakteriſtiſches mag uns ſpäter anſprechen. Die glänzende Stellung, welche Guſtav dort in der kleinen Welt einnahm, mochte redlich geholfen haben an der Illuſion des lebhaften Mädchens, wenn ſie auch nicht das Mindeſte davon wußte, ja mit Entrüſtung jedwedes ſolches Motiv als ein verächtliches zurückgewieſen hätte. Es dünkte ihr juſt überaus entzückend, Guſtav als armen Schäfer an's Herz drücken zu können.

Die äußere Welt, deren wir uns ſo gern überheben, treibt darin ihr verſtecktes Spiel mit uns: der äußere Reichthum, welcher uns entgegentritt, macht uns doppelt empfänglich, inneren zu ſuchen oder zu lieben, auch wenn wir glauben, daß nicht die mindeſte derartige Rückſicht in uns möglich ſei. Denkt Euch zwei Mädchen, die in Liebenswürdigkeit vollkommen gleich mächtig ſind, die eine lebt in unſcheinbaren Verhältniſſen, die andere in glänzenden — wie viel lockender, blendender wird die Illuſion ſein, welche die letztere entzündet! Nur der Gegenſatz andrer Art kann die Wirkung ſolchen Kontraſtes ändern: ein Mann oder ein Weib, die von Jugend auf in begründeten, beſten Verhältniſſen gelebt haben, werden in der Neigung leichter zu den Erben der Unſcheinbarkeit gezogen.

Es iſt aber dies derſelbe Bezug, wenn auch umgekehrt.

Von Guſtav war dies nicht zu ſagen; ſeine Phantaſie war darin unthätig, ſie ging nicht aus dem geordneten Kreiſe hinaus; die Neigung und Leidenſchaft wußte nichts von einem näheren Bezuge zu Wlaska, für ſeine Phantaſie exiſtirte die Möglichkeit ſolch einer Verbindung gar nicht. Er nahm es deshalb auch ganz harmlos auf, als ſie durch kleine unſchuldige Machinationen eine Einladung in ihr Haus an ihn gebracht hatte, und er erſchien.

Das Ungewöhnliche intereſſirt oft, ohne gerade einen beſondern Reiz auszuüben. Wlaska war ganz anders, als die übrige Welt, mit der Guſtav zu verkehren hatte, die Unterhaltung, welche ſie in dem kleinen, etwas wunderlichen Zimmer für den erwünſchten Gaſt verſuchte, war dieſem ſo nen, daß ſie ihm nothwendig eine gewiſſe Spannung bereiten mußte. Er kam öfter zu ihr; der langweilige Papa, welcher ſich Anſtands halber mit der langen Pfeife im Zimmerchen einzufinden pflegte, ließ ſich nicht mehr von ſeinem Kaſino abhalten, als Guſtav's Beſuche nicht mehr ſo neu waren, die Freundinnen Wlaska's, welche zuerſt mitgebeten waren, fanden ſich ſo vernachläſſigt, daß ſie im erſten Trotze auch wegblieben. Sie bereuten es zwar bald, denn Guſtav intereſſirte ſie höchlich, und ſie hatten auch nur ſo trotzig gethan, um zu zeigen, daß ſie größere Berückſichtigung verdienten; aber das Manövre war ihnen verunglückt. Weder Wlaska noch Guſtav nahmen Notiz davon, und ſo finden wir denn dieſe beiden junge Leute manchen Abend allein bei einander, und dürften nach herkömmlicher Vorausſetzung ein Liebesverhältniß erwarten.

Wlaska's Zimmerchen ging auf einen kleinen Garten hinaus, mit welchem es durch eine altmodiſche Glasthüre in Verbindung ſtand Dieß mochte im Winter ſeine großen Uebelſtände haben, das Mädchen ließ ſich aber um keinen Preis etwas davon ändern, und verwahrte im Spätherbſte die mangelhaft ſchützende Thür ſo gut es nur gehen wollte mit grün und braunem Mooſe. Ihre Bekanntſchaft mit Guſtav fiel in's zeitig beginnende Frühjahr, hie und da wurde ſchon ein Sträuchlein grün im Garten, und es war unſerer Kleinen von außerordentlichem Genüge, die Thür größtentheils offen halten und bei den lebhaft ſich geberdenden Empfindungen ihres Temperaments zuweilen hinausagiren zu können. Das Zimmer ſelbſt hatte wenig Möbel, und dieſe wenigen zeichneten ſich mehr durch Wunderlichkeit aus als durch ſchöne Faſſung: der Tiſch hatte arg verſchränkte Beine, auf der eingeſchweiften Kommode war ein kleiner Zaun angebracht, der die obere Fläche zum Schreibtiſch einrahmte, das große, blau gemalte Schreibzeug von Porzellan hatte an den Ecken tolle Köpfe, welche groteske Fratzen ſchnitten. Auf dem Bette, was im Zimmer war, lag eine rothe Decke ausgebreitet mit großen ſchwarzen Figuren, und das alte Klavier, welches zwiſchen Bett und Kommode ſtand, ſah auch ganz abſonderlich aus. Bücher, Putzſachen, Bilder, Noten waren in allen Winkeln zu finden; ſie lagen keineswegs unordentlich herum, ſondern hatten ihre regelmäßige Stelle, aber die ganze Anordnung war von der Art, daß Alles barock ausſah und frappant in die Augen fiel.

Wlaska ſelbſt aber ſchien ganz an dieſen Ort zu gehören; ſie war ein Mädchen unter Mittelgröße, aber in den anmuthigſten Verhältniſſen gewachſen, ſchlank und drall, geſchmeidig, behende wie ein bunter gewandter Eidechs war ſie bald hier bald da, bald tanzend, bald ſitzend, immer in der zierlichſten Stellung, immer mit dem ganzen Körper thätig, immer voll Beredſamkeit, die von den kleinen, ſchön gefärbten Lippen, oder von den ſchwarzen Augen floß. Sie mochte damals achtzehn Jahre alt ſein, oder wurde es doch in Kurzem, und hatte viel von der böhmiſchen Nationalfarbe, welche mitunter an aſiatiſche Völkerſchaft erinnert, viel von jenem Ausſehen, was die Franzoſen **Bohèmienne** heißen, und was mit dem Worte Zigeunerin unvollſtändig überſetzt wird. Die meiſten Franzoſen denken ſich zwar auch weiter nichts darunter, aber in der Ahnung, welche hinter jedem ſprachlichen Ausdrucke verborgen liegt, ruhen noch ganz andere Dinge. Ein fremder Welttheil mit unbekannten Reizen der Furcht und der Leidenſchaft, der Form und Farbe verbirgt ſich unter ſolchen Ausdrücken. Wlaska's Teint war ein wenig dunkel, aber von einem lockenden Glanze, ihre Formen waren mädchenhaft erfüllt, aber von der feſten, ſtraffen Art, in welcher eine Gewähr zu liegen ſcheint, daß ſie niemals feiſt, fleiſchig werden dürften. Der Ausdruck des Geſichtes war nicht nur über alle Trivialität erhaben, ſondern

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02165/025

ging auch mitunter über den Gegenſatz hinaus und konnte phantaſtiſch genannt werden. So unangenehm dies bei älteren Geſichtern werden mag, ſo viel Zauber entwickelt es bei jungen Mädchen. Sie hatte eine wohlklingende, tiefe Stimme, und deklamirte und ſang den ganzen Tag. Es ließ ſich hierbei ſchnell bemerken, daß ihr jenes Element des Maßes, der Ruhe abhing, was ſich bei den verſchiedenen Nationen verſchieden geſtaltet, bei allen aber die Vermittlung bildet zwiſchen dem inneren und äußeren Leben, was bei der Franzöſin Witz und Laune, bei der Deutſchen Behaglichkeit und Humor wird; wo es fehlt, da giebt es nur eine ſtoßweiſe, unruhige Exiſtenz, der wohlthätige Fluß des Daſeins wird vermißt.

Dergleichen beobachtete aber weder Guſtav in ſeiner Unbekümmertheit noch ſonſt Jemand, ein Mädchen zwiſchen ſiebzehn und achtzehn Jahren, das Lieder dichtet und ſingt, und in erſter Jugend fortwährend ſchafft und producirt, fordert nicht zu ſorglichen Gedanken heraus; was unſtät erſcheinen mag, ſchreibt man der Jugend zu, und für die ſpäteren Jahre verhofft man das Beſte.

Dies iſt ein Moment reichen Unglücks unſerer Welt. Die Erde, die Realität verlangt ihre Berückſichtigung, denn ſie iſt nichts Einzelnes, was ſich verläugnen ließe — daß dieſer Moment überſehen wird bei denjenigen Mädchen, deren Naturel nicht von ſelbſt behilflich iſt, das gibt uns die große Klaſſe derer, welche man obenhin überſpannt nennt, und die größtentheils alte Jungfern werden. Für den Mann iſt es weniger bedenklich, ihn greifen die tauſend Konflikte, und was er nicht gutwillig ſuchen will, das wird ihm ſchmerzhaft aufgedrungen; mag er auch den Verluſt des rein Idealen wie einen poetiſchen Schmerz pflegen, denn wir haben noch immer die Tradition einer ſchlechten Erde in unſeren Adern, mag er auch klagen, er gewinnt gegen ſeinen Willen den

Aplomb der Bildung — nicht ſo das Weib, das der Einſeitigkeit überlaſſen bleibt.

Dergleichen hätte nun Wlaska gar nicht verſtanden, und es war im ganzen Städchen Niemand, dem ſolcher Ideengang nothwendig oder begreiflich geſchienen hätte. Das iſt ein tief poetiſcher Reiz der Welt; nichts bleibt verloren in ſeinen Beziehungen, wenn auch die Dinge eines eng geſchloſſenen Kreiſes in dieſem Kreiſe keinen höheren Bezug finden; der Geiſt unſerer Welt und Geſchichte iſt eine Atmoſphäre.

Wem ſolche Fäden zu dünn ſein möchten, der denke ſich einen Vogel, welcher weit, weit hergeflogen kommt aus unbekanntem Lande, das Samenkorn einer uns unbekannten Frucht ruht in ſeinem Schnabel, es fällt auf unſern Boden, und wir wundern uns höchlich, von wannen die Staude kam, welche aufſchießt über Nacht. Die Bildung hat tauſend unbekannte Wege.

4.

Das wunderliche Verhältniß zwiſchen den beiden Leuten hatte ſchon eine Zeit lang gedauert; es war Guſtav unterhaltender, gegen Abend ſtatt auf's Kaſino in Wlaska's Stübchen zu geh'n. Nur ein ſchöner Jagdtag ging ihm darüber; er war neben dem feurigen Mädchen vollkommen harmlos geblieben, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob nur irgend etwas anderes, als das Ungewöhnliche der Unterhaltung ihn anzog, im Ganzen war er völlig gedankenlos dabei. Er hörte auch wohl nur mit halbem Ohre hin, wenn Wlaska Schauſpiele recitirte, und ſpielte unterdeſſen behaglich mit den Ohren ſeines großen Jagdhundes. Fuhr dieſer einmal bei einer überraſchenden Bewegung des Mädchens bellend auf, ſo amuſirte ihn das ſehr. Es ſchlief Alles noch in tiefem Schlafe bei dieſem jungen Manne, auch die Sinnlichkeit, er war gleich einer Nuß mit harter Schale, man wirft ſie dem Kerne unbeſchadet hin und her. Auch die Eitelkeit, ſollte man glauben, war noch nicht aufgewacht, und doch war etwas davon thätig bei ſeinem halben Intereſſe für Wlaska; eitel ſind wir ſchon, wenn wir noch gar nichts ſind, dieſe Eigenſchaft iſt wie ein fettes Fleiſch mit unſern edelſten Theilen verwachſen. Er dachte nicht darüber nach, aber die Behaglichkeit davon empfand er doch, der Gott eines hübſchen, ungewöhnlichen Mädchens zu ſein.

Es war ein warmer Frühlingsabend, als er mit ſeinem Hektor von der Jagd heimkehrend über den Gartenzaun ſprang, und in die offene Thüre von Wlaska's Stübchen trat. Sie ſaß an dem alten Klavier, und ſang eine große Arie, Guſtav nicht bemerkend. Er blieb ſtehen, drohte dem Hunde, der in's Zimmer ſpringen wollte, hörte eine Weile zu, zog dann leiſe den Schuß aus der Büchſe, und ſah, als die Arie noch immer nicht endigen wollte, nach den Wolken, wahrſcheinlich um zu prüfen, ob den andern Tag Jagdwetter ſein werde.

Als ihn Wlaska bemerkte, ſprang ſie jubelnd auf ihn zu, und ſie wäre ihm vielleicht um den Hals gefallen, wenn er nicht kühl die Hand zum Gruße entgegengeſtreckt hätte. Das Verhältniß ſtand ſchon lange auf dem Punkte, daß nur ſeine große Harmloſigkeit den leidenſchaftlichen Ausdruck des Mädchens immer noch zurückhielt.

Sie küßte ihm die Hand, und er ſtrich ihr das wallende, dunkle Lockenhaar aus der Stirn, ſtreichelte ihr die Wange, und verwunderte ſich, wie man ſo heiß werden könne vom bloßen Singen.

Wlaska brachte einen der ſchweren Stühle an die Thür, und als der ermüdete Jäger darauf

Platz genommen, und tief Athem holend die Ermüdung des Frühlingswetters fortgeblaſen hatte, holte ſie ſich eine kleine Fußbank und ſetzte ſich vor ihm nieder. Es war die Zeit der Abenddämmerung, die warme, würzige Frühlingsluft wogte weich aus dem Garten, deſſen grüne Blüthenbäume im Abendſcheine glänzten und flüſterten. Hektor hatte ſeinen Kopf auf Guſtavs Knie gelegt, und es mochte ein artiges Bild ſein, vom Garten aus die Gruppe zu ſehen, welche auf dem Hintergrunde des barocken Zimmerchens ſich noch wunderlicher ausnahm. Der ſchlanke Jäger mit der Büchſe und dem grünen Jagdrocke, Wlaska im leichten dunkelrothen Kleide, den einen glatten Arm auf Hektors Hals legend, mit dem andern auf Guſtavs Knie ſich ſtützend und zu ihm aufſehend. —

Das ſanguiniſche Mädchen ward indeſſen bald von ihrem Temperamente übereilt, der feine Duft und Zauber einer Neigung, welche noch immer das entſcheidende Wort vermieden hat, exiſtirte nicht für ſie, das mädchenhaft Zurückhaltende war in ihr überſprungen durch ſtete Beſchäftigung mit excentriſchen Gebilden und Ausdrücken — ſie fiel am Ende Guſtav wirklich um den Hals, ſchluchzte, weinte und rief dazwiſchen, daß ſie ihn mit unwiderſtehlicher Allgewalt liebe. Hektor bellte, Guſtav nahm es hin, wie man die Liebkoſungen eines Kindes aufnimmt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſolch ein Empfangen von ſeiner Seite nicht Produkt der Reflexion war, er dachte nur eben nichts Weiteres dabei. Eine Liebesneigung war nicht da, die Sinnlichkeit lag noch ohne Augen in ihm, wenn ſie auch bereits exiſtirte — ſo kam's, daß ihm der Zuſtand wohl ein leichtes Behagen weckte, daß er eine harmloſe Tändelei für die Leidenſchaft zurückgab, dem Mädchen Wange und Nacken ſtreichelte, und ihren feurigen Kuß auf die Lippen dulden mochte. —

In dem Augenblicke öffnete ſich die innere Thür des Zimmers, welche nach dem Hauſe führte, Hektor ſprang auf und bellte noch lauter, Wlaska's Papa mit der langen Pfeife erſchien auf der Schwelle. Er blies eine gute Wolke aus dem Munde, hob die Pfeife einen Moment lang völlig aus den Zähnen, und lächelte verſchmitzt über das ganze Geſicht; dann fand die Pfeife wieder den alten Weg, er wandte ſich zum Abgehn, und ſprach: Kinderchen laßt euch nicht ſtören!

5.

Den nächſten Tag gab's Viel zu thun und des Abends ſo viel zu rechnen, daß Guſtav nicht ausgehen konnte. Am folgenden kam ein Geſchäftsbeſuch, welcher bis ſpät in Anſpruch nahm, und als Guſtav endlich am eichenen Tiſche neben der Tante ſaß, den Tagesabſchluß gemacht hatte, und eben aufſtehn wollte, um fortzugehn, da ſagte dieſe: Lieber Guſtav, bleib doch noch einen Augenblick, ich möchte dich gern was fragen — und nun erzählte ſie ihm denn, wie ſeit geſtern das Städtchen davon erfüllt ſei, daß Guſtav eine Liebſchaft mit der kleinen Wlaska habe, daß man das Paar ſehr hübſch finde, und nur über das

Verſchieben der Hochzeit ſein Bedauern äußere. Denn man wollte es auch ſchon wiſſen, was die Tante dazu geſagt, und wie ſie zwei Jahre Brautſtand verlangt habe, auf den Sonntag aber ſei ſchon der erſte Kaffee bei ihr, und die nahen und fernen Verwandten Wlaska's beſchäftigten ſich lebhaft mit der Frage, wer von ihnen eingeladen werden dürfte. Wlaska's Vater rauche ſeit geſtern um zehn Kreuzer auf's Pfund koſtſpieligern Tabak, und habe zum Nachbar Krämer geſagt, nun werde der Cichorien ganz abgeſchafft für ſeinen Kaffee.

Die Tante hatte Mühe, Guſtav all dieſe Dinge begreiflich zu machen; er erzählte ihr Alles, was vorgefallen, wäre aber in ſeiner Argloſigkeit niemals auf ſolche Schlüſſe gerathen. Eine Heirath mit Wlaska? für die Möglichkeit eines ſolchen Gedankens gab's in dem Weſen, das bis jetzt an ihm ausgebildet war, nicht den kleinſten Zugang. Er lachte, und nannte es dummes Zeug. Die Tante aber nahm es ernſthafter, gab ihm den Schlüſſel zum Schreibſekretaire, und hieß ihn ein Papier herauslangen — „ich habe dirs bis jetzt verſchwiegen,“ ſagte ſie, „aber dieſe Geſchichte treibt mich nun ſelbſt. Sie machen uns vom Gubernium Schwierigkeiten, daß du, der die Kaufmannſchaft nicht erlernt habe, unſern Geſchäfte vorſtehen ſolleſt; der Neid iſt immer geſchäftig. Unſer Mandatarius hat mir nun ſchon ſeit mehreren Monaten vorgeſchlagen, Dich nach Prag zu ſchicken, bei einem großen Hauſe einzuſtellen, und auf dieſem Wege nach einiger Zeit möglich zu machen, daß Du als ein gelernter Kaufmann in das Gremium aufgenommen werdeſt. Ich habe in den Nächten hin und her geſonnen, wie das anders anzufangen ſei, denn ich wollte Dich, meinen lieben Sohn, nicht gern von mir laſſen; der liebe Gott ſcheint's aber ſelbſt zu wollen, und ſchickt uns die fatale Mädchengeſchichte, ich will mich einzurichten ſuchen, ſo gut es gehen will, und Du magſt morgen nach Prag reiſen.“

Guſtav wußte nicht, wie er ſich äußern wollte; die große Stadt mit ihren Freuden und Abwechſelungen, mit ihren großen Verhältniſſen lockte ihn gar ſehr, aber er fühlte doch auch recht betrübt, wie er die gute, liebe Tante nicht wohl verlaſſen könne, und er hatte ſo viel Güte des Herzens, dies einen Augenblick ohne Rückhalt auszuſprechen. Die Tante weinte und küßte ihn, und ſagte, er ſollt's nur gut ſein laſſen, er könne ja alle Wochen einmal herauskommen aus der Stadt. Der jugendliche Lebensdrang war auch zu mächtig in ihm, als daß er ſich ernſtlicher geſträubt hätte. Indeſſen meinte er entſchieden — die Geſchäfte waren nämlich bis jetzt das einzige, worin er beſtimmte Gründe, Abſichten und Willensmeinungen hatte — ſie könne nicht mit der ganzen Verwaltung allein bleiben, das beſtritte ſie nicht, und überhaupt müßte ihr doch ein verwandter Menſch zur Hand ſein. Ein Couſin, Namens Louis, der ſchon einige Mal zum Beſuch dageweſen war, und ſich immer ſehr beſcheiden und anſtellig bewieſen hatte, ſollte in's Haus genommen und zur Verwaltung unterer Branchen angeſtellt werden.

Die Tante hatte dazu nicht rechte Luſt, und meinte: laſſen wir uns nicht mit der Familie ein, da laden wir uns gleich eine gar zu große Menge Schmarotzer auf, dieſe Leute beneiden Dir ohnedies das Bischen Erbſchaft, und wenn ſie Dir auch nichts ſchaden können, ſo legen ſie doch hie und da ein ſchlechtes Ei in die Wirthſchaft. Arme Verwandte ſind lauter Gläubiger, und der Louis hat mir niemals ein rechtes Zutrauen eingeflößt, er hat kein treuherziges Auge; laſſen wir nur die Sache vor der Hand; was durchaus Noth thun ſoll, das wird ſich ſchicken." —

Guſtav küßte die Tante, ſie ſprachen noch Allerlei von der Wirthſchaft, gingen mit einander noch einmal das Teſtament durch, was ſchon lange angefertigt war und worin ſich die Verwandten mit mancherlei hübſchen Dingen bedacht finden ſollten: dann legte es die Tante auf den alten verborgenen Fleck im Schreibſekretair, und ſagte, was ſie ſchon hundertmal geſagt hatte, Guſtav ſolle ſich auch ja das Plätzchen merken, wenn etwa der Herr einmal unverſehens ein End' mit ihr machen ſolle, der Huſten ſei gar zu bös. —

Guſtav beſchwichtigte das wie immer mit Beweiſen, die abgelehnt und doch gern gehört werden; ſie trennten ſich, um ſchlafen zu gehn, und frühzeitig am andern Morgen fuhr er gegen Prag. Hektor bellte luſtig neben dem Wagen her.

6.

Er hatte keine Zeit, und um es offen zu geſtehn, freilich auch keinen Drang gehabt, Wlaska etwas ſagen zu laſſen. Im Städtchen ward es bald ruchbar, Guſtav ſei für lange Zeit fort und beginne eine ganz andre Karriere; Wlaska's Vater theilte dies ſehr beſtürzt ſeiner Tochter mit, ſie empfing die Nachricht aber ganz anders, als er erwartet hatte: ihre Augen leuchteten, ſie empfand mit vollem Genüge ihre tragiſche Situation. Es ging in der Woche zweimal ein Bote vom Städtchen nach Prag, dieſer empfing in den erſten Wochen jedesmal zwei dicke Briefe an Guſtav. Dieſer wußte nicht recht, was er mit den überſchwenglichen Dingen anfangen ſollte, zu antworten hatte er darauf gar nichts, und trug in der erſten Zeit dem Boten Grüße auf für Wlaska. Später las er ſie gar nicht mehr, beſtellte auch keine Grüße, und Wlaska war nun der feſten Ueberzeugung, die Briefe würden aufgefangen, man intriguire gegen ihr Glück, das Schickſal ſei gegen ſie, ein großartiges, entſchiedenes Unglück ſei ihr geworden, und das müſſe nun mit aller Würde genoſſen werden. Sie zog ſich von allem Umgange zurück, und kleidete ſich ſchwarz. —

Guſtav lebte in einem großen Kaufmannshauſe, mehr wie ein Gaſt, als wie ein Lernender behandelt. Er ward zu allen Geſellſchaften gezogen, und es war leicht zu erkennen, daß die Frau ſeines Prinzipals eine Verbindung zwiſchen ihm und einer ihrer jungen Töchter ſehr wünſchenswerth gefunden hätte. Dieſe Töchter waren artige Mädchen — Guſtav war auch wirklich ſo einförmig geartet, daß er hier einen ſolchen Heurathsbezug auf der Stelle erkannte, wie er ihm bei Wlaska durchaus fremd geblieben war. Er wußte, daß hier angemeſſene, gleiche Verhältniſſe ſeien, und nur auf ſolchem Niveau war ſeine Phantaſie thätig.

Uebrigens mögen wir doch ja nicht glauben, daß dieſe Erſcheinung ſelten ſei — die gegentheilige iſt ſogar Ausnahme. Die Trivialität derſelben abgerechnet beruht ſie auf ſicheren und ſchweren Gründen: — außerhalb des Gleichartigen und Verwandten bewegt ſich nur der ſchöpferiſche und bildende Menſch mit günſtigem Erfolge, der unbedeutende, welcher in einer Erregtheit, einem Rauſche ſeinen Kreis verläßt, wird unglücklich.

Der Bezug war da in Guſtav, aber die Mädchen hatten ſonſt nichts Feſſelndes für ihn; denn hier in den gleichen Verhältniſſen finden wir ihn ganz klar und unbeſtochen, er kannte ſeine günſtige Stellung zur Geſellſchaft vollkommen, und wollte ruhig abwarten, ob eine Nothwendigkeit, ein Drang des Herzens eintreten werde, wovon er in Büchern geleſen, wovon ja auch die kleine Wlaska geſprochen, wie er ſich lächelnd manchmal erinnerte.

Allwöchentlich beſuchte er die Tante, zog wirklich den Couſin Louis hinzu, um die Laſt des Geſchäftes ihr zu erleichtern, war friſch, fröhlich, und hatte wohl auch hie und da, wenn er an einem ſchönen Sommermorgen mit den prächtigen raſchen Pferden nach Prag zurückbrauste, einen religiöſen Moment, das heißt, er dankte Gott, daß er ihn ſo glücklich gemacht habe.

Seine Prinzipalin machte ein Haus, und ſah mehrere Abende in der Woche Geſellſchaft bei ſich, die Töchter hatten viele Talente ausgebildet, beſonders muſikaliſche, Guſtav hatte eine ſchöne Stimme, hörte gern über Theater und Politik ſprechen, ſprach ſelbſt gern, und ſo fand er ſich denn mannigfach betheiligt, und fehlte nie bei den Soiréen.

Es war oft die Rede von der ſchönen Tochter eines reichen Patriziers, deren Reiz, Talent und Reichthum überall geprieſen, die von einer großen Zahl Bewerber umringt wurde. Guſtav hatte die geprieſene Angélique nie geſehn; vielleicht war ſeine Prinzipalin daran ſchuld, welche eine mögliche Nebenbuhlerſchaft ſo lange als es irgend anging, vermeiden wollte. Diesmal war Guſtav gegen das Herkommen zeitig von der Tante zurückgekehrt, er hörte im Salon, daß Fräulein Angélique erwartet werde.

Ein junger Bekannter flüſterte ihm zu: das wäre eine Parthie für Dich, ſieh, daß Du ſie eroberſt, ſie heurathet nur nach Geſchmack, Du biſt ein ſchöner, ſtattlicher Burſche, verſuch Dein Glück — ſie muß dich ſchon geſehen haben, neulich ſcherzte eine alte Dame zu Angéliques Vater, und meinte, Du wärſt eine Parthie für ſeine Tochter; der Alte lächelte, und Angélique, die ſonſt bei derlei Gelegenheiten ſehr ſchnippiſch iſt, trat ſingend an's Fenſter und tändelte mit ihrem Papagai. —

Der Bediente riß die Thüren auf, Angélique mit ihrer Mutter traten ein. Guſtav war überraſcht von der blendenden Schönheit des hoch gewachſenen, ſtattlichen Mädchens.

Angélique gehörte zu den jungen Damen unſrer jetzigen Geſellſchaft, die nicht bloß durch ihr Aeußeres, nicht durch jenen geheimnißvollen Zug der Weiblichkeit, der uns Herz, Gemüth, Innigkeit verſpricht, die Theilnahme und Neigung wecken, ihr Reiz ging viel mehr aus einem überraſchenden Enſemble friſcher Schönheit und friſchen Geiſtes hervor. Alles in ihr war jung und lockend, und Niemand kam zu der Frage, von wo die Lockung ſtamme, die in dieſem oder jenem Augenblicke den Mann beſing.

Wenn eine Stadt gutes Glück hat, ſo wird ſie in ihrem Damenkreiſe gemeinhin eine ſolche weibliche Erſcheinung haben, welche die unbeſtrittene Herrſchaft führt. Es wäre ſehr falſch, dieſe ohne weiteres die Modedame zu nennen, obwohl ſie nicht wohl denkbar iſt ohne erſte Tonangeberin deſſen, was gefällig iſt. Aber ſie gebietet keineswegs durch die Mode, dieſe iſt ihr im Gegentheil unterthan wie alles Uebrige und nur Mittel und Werkzeug; ſolche weibliche Erſcheinung herrſcht lediglich durch ein Naturel, welches in ſeiner Mannigfaltigkeit und in den kraftvollen Elementen der einzelnen Befähigungen ſtark und überwältigend iſt. Es mag ſogar zugegeben werden, daß der einzelnen mächtigen Eigenſchaften gar nicht ſo viele ſind, trotz dem beſiegt die Inhaberin derſelben das Reichere neben ſich, weil ſie ſtets Alles koncentrirt und ſchlagfertig in Händen trägt. Vielleicht iſt es das, was wir beim Manne Charakter und Energie nennen, und was alſo hier Charakter und Energie des Reizes heißen dürfte.

Oberflächliche, furchtſame und weiche Leute haben für ſolche Erſcheinung ein ſtehendes Bedauern: ſie ſagen nämlich, das Gemüth und die Seele des Weibes komme immer dabei zu kurz, wenn dies in der modernen Welt eine ſolche Herrſchaft ausübe. Oft iſt's auch ein unerkannkannter Neid, der ſich unfähig fühlt, ſolche Genialität zu erreichen. Jener vorgeworfene Mangel mag oft eintreten, aber er iſt durchaus nicht nothwendig neben ſolchen Vorzügen.

Was Angélique betrifft, ſo kann vor der Hand auf das Für oder Wider des letzteren Punktes noch nicht eingegangen werden. Sie war ein fröhlich grünender Baum, der auf der Sonnenſeite des Berges luſtig und gedeihlich emporgewachſen war, ſeine ſpielenden Zweige lockten ſchon von Weitem, und wer in die Nähe kam, der fühlte das Wehen und den Hauch einer erquicklichen, kräftigenden Jugend. Haben doch Bäume und Mädchen ſo viel jungfräulich Verwandtes, die ſchauernde, liſpelnde Birke und die kräftiger rauſchende und doch feine Eiche entſprechen gar oft der Mädchenweiſe. Zum Theil darum war ein ſchöner Hain von Bäumen den alten Völkern geheiligt und Ehrfurcht erweckend in ſeiner keuſchen Schönheit.

Es war auch, als ob ſolch ein munter rauſchender Eichenbaum in den Salon verpflanzt wäre, als Angélique eintrat, die Atmosphäre war friſcher geworden, ſogar die alten Herren am Spieltiſche kuckten auf, woher ihnen der Schirm gegen die eintönige Wärme, das muntre Wehen gekommen ſei.

Da eben geſungen wurde, löste ſie eilig den einförmig begleitenden Klaviermeiſter ab, entledigte ſich raſch der Handſchuhe, ſah links zur ſangsluſtigen Tochter des Hauſes, rechts zu Guſtav auf, die ein Duett vortragen wollten, und gab mit fröhlichem Neigen des Hauptes und der Augenlieder das Signal; mit Feuer und Präciſion leitete ſie das Muſikſtück und applaudirte am Ende ſelbſt mit den Worten: Das haben wir ſehr gut gemacht. Guſtav ward ihr vorgeſtellt, ſie ſagte ihm Artiges über ſeine Stimme, und ermunterte ihn, die Ausbildung derſelben ſich angelegen ſein zu laſſen — in dieſem Ermahnenden lag ſo viel didaktiſche Ueberhebung, daß mancher andere, geprüftere Mann gelächelt hätte. Dieſe zuverſichtliche Manier war dem Mädchen eigen, und Guſtav war ſo berauſcht von der ganzen Erſcheinung, daß ihm ſolche Freiheit des Sandpunktes in dem Augenblicke gar nicht zu Dienſten war.

Das Aeußere Angéliques erinnerte ſehr an die geiſtreichen Frauenbilder aus Ludwigs XIV. Zeit, welche uns kecke Maler hinterlaſſen haben. Freilich täuſcht man ſich darin oft, eine wirklich charakteriſtiſche Erſcheinung hat uns immer den Hintergrund, die Verwandtſchaft eines Hiſtoriſchen; der Ahnentrieb liegt ſo tief in unſrer Seele, daß er uns ſelbſt beim Eindrucke einer Schönheit zu Hülfe kommt.

Dem Leſer ſind wohl jene franzöſiſchen Frauenköpfe begegnet, aus denen ſo viel witzige Anmuth, ſo viel gefälliger, feiner Reiz herausblickt: man kann bis zu François' Diana von Poitiers zurückgehen, aber bei der Maintenon möge man verweilen. Ungefähr wie dieſer braune Locken um Schultern und Nacken flatterten, wie ihre weich und doch ſcharf geſchnittenen Züge den geſchmeidigen Geiſt und den innerlichſt heiteren Sinn ausdrücken, den eine kecke Intrigue wohl auch ſo weit beluſtigen könne, daß ſie zum Genuſſe keiner Mittheilung nöthig hat — beiläufig ein Zeichen der ſtärkſten Geiſter — ungefähr dieſer Art war Angélique's Kopf. Muthwille und Uebermuth ſaßen um den kleinen, ein wenig aufgeworfenen Mund, der Schalk und der ſchnelle Entſchluß blitzten aus den glänzenden braunen Augen, die Naſe war ſchmal und vornehm, der ganze Charakter des Körpers war längliche Schlankheit in Schultern, Taille, Händen und Füßen, aber ſo ſchwellend von feſter Jugendfülle geſtützt und umkleidet, daß ſie den Eindruck eines üppig knospenden Frühlingstages machte. Einen Tag vorher iſt die Natur noch zu ſpröde, einen Tag nachher ſchon zu weit auseinandergehend in Blüthe.

Die Leidenſchaft kam wie ein Sturmwind über Guſtav.

7.

Es war die erſte; man ermeſſe alſo ihre Gewalt. Wir ſagen gewöhnlich, der Menſch liebe nur einmal, weil wir nur dieſen erſten unbeſchreiblichen Eindruck zu rechnen verſtehen, er kann eben ſo ſtark wiederkehren, aber er dünkt uns nicht mehr ſo ſtark, weil er nicht mehr neu iſt; das Erſte und Einzige iſt uns ſtets eine unmittelbare Gotteshand.

Erſte Liebe wirkt auch entſchieden, wenn ſie in Menſchen aufgeht, die ſich im Glücke glauben. Guſtav kannte nun einmal ſonſt keine Beziehungen zur Welt, als daß ſie wohl und ſchön geordnet ſei für ſein Wohlbefinden, er fühlte es nicht ſo weit, daß es zum klaren Begriffe in ihm ausgebildet wäre, aber die Ueberzeugung war doch ſein innres Weſen: Du biſt glücklich, und was Du erſtrebſt und gewinnſt, kann Dein Glück nur erhöhen.

Es war dies darum kein deutlicher Begriff in ihm, weil ſolch Glück eine Sache iſt wie die Unſchuld; man weiß nichts davon, lebt und webt und genießt aber in dieſem Dunſtkreiſe.

Mit allem Aufwande des Jugenddranges bewarb er ſich um Angélique — es iſt nicht von vornherein zu entſcheiden, wie theilnehmend und tief die Geſinnung des Mädchens für ihn war, Guſtav war ein blühend ſchöner Jüngling, die Leidenſchaft erhöhte das Feuer ſeiner Wangen und Augen, ein zweifelloſer Bezug ſteigert jede Perſönlichkeit; ein junges Mädchen wird am Ende doch bei allem Verſtande, welcher ihr übrigens zu Gebote ſtehen mag, von der äußeren Erſcheinung, von der Sinnenmacht gefeſſelt — ſie ließ ihn lächelnd gewähren in ſeinen unverkennbaren Aeußerungen, aber ſie gab ſich auf keine Weiſe hin. Sie tändelte, tadelte, bildete, wie es eben kam. Guſtav war in Allem jung, er ſollte ein Mann werden, ſagte ſie, mit allen Fertigkeiten, Kenntniſſen und gerechten Anſprüchen eines ſolchen. Das wirkte gewaltig und ſpornend auf ihn, er trieb Sprachen, Muſik und dergleichen, und wenn er ſich nun mit dieſem oder jenem Reſultate am Ziele glaubte, ſo lachte ſie ihn aus, und ſprach bald darauf ernſthaft: Aber, lieber Freund, das ſind Alles Spielereien, ein Mann muß die Geſchäfte der Welt kennen, Wiſſenſchaft, Politik muß er beherrſchen, um ſein ſpezielles Geſchäft von allen Seiten zu ſichern und zu fördern. Nun begann eine Reihe neuer Anſtrengungen für unſeren Liebhaber — freilich blieben ſie ſtets auf einer gewiſſen Oberfläche; denn die Berufung mit denſelben ging auf ein leichtſinniges Mädchen, die doch am Ende ſelbſt nichts Rechtes wußte, und im Grunde befriedigt war, ihre Anregungen wirkſam, und ſomit ihrer Eitelkeit gewährt zu ſehen.

Auf dieſe Weiſe verſtrich ein halbes Jahr, es war Herbſt geworden, die Blätter fielen langſam von den Bäumen. An einem ſonnigen Nachmittage ſaß er bei ihr, und bat ſie um Liebe. Angélique malte eine Landſchaft, und war den Tag weniger ſpottluſtig als in der Regel, ſie ſah manchmal ganz ernſthaft und innig von ihrer Arbeit auf, und blickte Guſtav in die Augen, der auf dem Stuhle neben ihr ſaß. Ja, ſie reichte ihm, was in dem bisherigen Verhältniſſe eine Seltenheit geblieben war, die Hand, und er durfte ſie mit Küſſen bedecken.

„Sie ſind ein lieber Narr,“ ſagte Angélique in der öſterreichiſchen Ausdrucksweiſe, „aber zu ſtürmiſch, zu ungemeſſen.“ —

Angélique! rief dieſer, und ſprang vom Seſſel auf. —

In dem Augenblicke ward die Thür geöffnet, der Bediente trat ein, und meldete, daß eine junge Dame Herrn von Dorn zu ſprechen wünſche. —

Eine junge Dame? rief Angélique und Guſtav gleichzeitig. Der Bediente erlaubte ſich ein dreiſtes Lächeln, und ſagte: ſie ſieht etwas wunderlich aus, etwa wie eine aus dem Theater, aber thut ſehr preſſirt. —

Es wird ihnen nicht wünſchenswerth ſein, unterbrach Angélique den Diener, Herr Dorn, die Dame in meiner Gegenwart zu ſprechen — Johann, führe ſie in den Saal —

Der Diener ging.

Ich begreife nicht, ſagte Guſtav —

„Seien Sie galant, mein Herr, und laſſen Sie die Dame nicht warten, wenn's Ihnen auch bei dieſer Situation unbequem iſt — ſchweigen Sie, ſchweigen Sie, ich bin ohne Verſicherung überzeugt, daß Sie nicht den Ort des Rendezvous gewählt haben" —

Angélique ging aus dem Zimmer, Guſtav zur andern Thür nach dem Saale; er wußte in Gottes weiter Welt nicht, wer die Dame ſein könne.

Es war Wlaska. Sie eilte ihm ſtürmiſch entgegen, und es ereignete ſich, was man eine Scene nennt. Guſtav begriff lange nicht, um was es ſich denn eigentlich handle, ihre Briefe hatte er gar nicht mehr geleſen und ſeit langer Zeit waren ſie auch völlig ausgeblieben. Jetzt, durch ſeine Neigung für Angélique, war nun wohl ſeine frühere allzu große Harmloſigkeit einem Mädchen gegenüber verſchwunden, und er begriff mehr als er früher begriffen hatte, die Anſchauungsweiſe des Mädchens aber, welche ſich kund gab und welche ein durch Intriguen und Verhältniſſe bedrohtes Liebesbündniß vor Augen hatte, entriß ihm doch einen Ruf des Unwillens und harter Weiſe, den Wlaska vielleicht nie gehört hätte.

wäre ſie nicht eben zu ſo ungelegener Zeit und an ſo ungelegenem Orte erſchienen. Kaum war er Guſtav entſchlüpft, ſo begab ſich die auffallendſte Verwandlung mit dem armen Mädchen, ſie ward todtenbleich, trat einen Schritt zurück, ſchwieg eine Weile, und war dann plötzlich, während Guſtav ärgerlich an's Fenſter getreten war, aus dem Saale verſchwunden. Er hörte die Thüre ſchallen, ſah beim Umwenden Niemand mehr, und ſtand zerſtreut, unſchlüſſig, verlegen in dem leeren Raume. Dies fühlte er doch, daß er ein Unheil angerichtet hatte, obwohl er ſich nicht zu ſagen wußte, wie und auf welche Weiſe es geſchehn, wie und auf welche Weiſe es zu vermeiden geweſen wäre.

Uebel geſtimmt ging er zurück nach Angéliques Zimmer — der Bediente trat ihm mit den Worten entgegen, das Fräulein ſei ausgegangen.

8.

Das Fräulein war auch in den nächſten Tagen immer ausgegangen, wenn er anfragte, er war in der betrübteſten Lage, in jener Lage der bornirteſten Verliebtheit, wo die ganze Welt nicht die kleinſte Unterhaltung bietet ohne die Dame unſers Herzens. Wir begreifen die Welt nicht, wie ſie Intereſſen haben kann von dieſer oder jener Weiſe, wir vertauſchen ruhelos einen Ort mit dem anderen, wir ſtehen kaum den nothwendigſten Fragen Rede, und ſagen uns verdrießlich: wozu kommen die Leute zuſammen, was haben ſie mit einander zu thun, wenn ſie ſich nicht lieben, warum ſind ſie alle langweilig?

57

Der Zuſtand einer ſchönen Liebe iſt ſehr verſchieden von einem ſolchen, wo wir in geſtörter Leidenſchaft uns bewegen; Liebesverhältniſſe haben überhaupt tauſend Schattirungen nach außen. Wenn die Geliebte verreist, oder wir durch unüberſteigliche Hinderniſſe für den Augenblick von ihr geſchieden ſind, dann ſind wir ruhiger, die Menſchen, wenigſtens die guten, exiſtiren für uns, wir mögen ſogar ſanft und leutſelig ſein — unruhiger geberden wir uns ſchon, wenn zudringliche Geſellſchaft, wenn Störniſſe, die zu überwinden wären, die Trennung herbeiführen, völlig unbrauchbar für alle Welt, wenn wir Mißverſtändniſſe zwiſchen uns und der Geliebten ahnen oder wiſſen, wenn die Geliebte ſelbſt uns fern hält. So wie jedwedes Ding ſein eigener ärgſter Feind ſein kann, ſo auch die Liebe: ſie ſelbſt kann ſich am Unliebenswerthſten machen; Anderes gegen Anderes kann nie ſo gewaltig ſein.

Guſtav wußte nicht, wo er mit Zeit und Beſorgniß hin ſollte; nun kamen wie immer die guten Freunde hinzu, und peinigten ihn mit Theilnahme und mit Gerüchten. Ob es denn wahr ſei, daß ſich ein ſchönes braunes Mädchen in ihn verliebt habe und drüber verrückt geworden ſei, und ſich ein Leides angethan? —

Woher dies Gerücht, was offenbar mit Wlaska im Zuſammenhange ſtand? Ja, woher plötzlich die Regenwolke am Himmel? Gerüchte ſind wie Wolken, plötzlich gebildet aus Dünſten, die Niemand bemerkt hat.

Guſtav's Herz fand ſich denn auch gedrängt, nach Wlaska ſich umzuſehn, er fühlte wohl, daß er ſo etwas von Beruf dazu empfinden müſſe — aber wie? wo? und wenn Angélique erfährt, daß Du ſonſtwo noch mit ihr zuſammengekommen, und das rückſichtsloſe Mädchen macht Dir am Ende im Wirthshauſe, auf der Straße noch eine Scene — das wäre Dein Tod. —

Wer mag es zählen, wie oft kleine Konvenienzſorgen die heiligſten Pflichten uns verſäumen laſſen! Wer mag den erſten Stein aufheben! Im Allgemeinen iſt die Konvenienz ein wirkliches, hohes Civiliſationsgeſetz, und nur die Rohheit widerſtrebt ihm — in einzelnen Fällen, wo die ewigen, über alles Verhältniß erhabenen Forderungen des Menſchen in Rede kommen, wer iſt genügend vorbereitet, geſund poetiſch und tüchtig gebildet, und muthig und ſtark genug, um den Augenblick zu erkennen und zu ergreifen!? Ach, nur dieſer und jener. Iſt es doch ſelbſt Goethe begegnet, daß er dasjenige unglückliche Weib, Mad. Guachet, die angebliche Prinzeſſin Bourbon Conti, die ihm den hohen, ſchönen Schmerz einer Tragödie, der natürlichen Tochter, im Buſen erregt hatte, daß er dies Weib von ſeiner Schwelle wies, weil ſie unpaſſend, ungelegen, unerkannt ihm nahe kam. Giebt's etwas Tragiſcheres, als wenn auf dieſe Weiſe im blinden Schlafe die

Mutter ihren eigenen Schooß ſchlägt? Und täglich ſind wir dieſer Situation feinen geſellſchaftlichen Unglücks ausgeſetzt.

Guſtav hatte nicht den Muth, ſich nach Wlaska umzuſehn.

Der Tag war da, wo er zur Tante hinausfahren mußte, er hatte Angélique nicht geſehen, ſie hatte ihn nicht angenommen; das Herz drängte ihn, ſich auszuſchütten, er ſchrieb einen langen Brief, worin er ihr Alles erzählte, was er wußte. Die Geſchichte mit Wlaska ward freilich ſehr verworren, denn er wußte ſelbſt kaum, was es für eine Geſchichte ſei — den Brief ſchickte er hin, und fuhr über Land.

Im Städtchen fand er Alles in Aufregung über das plötzliche Verſchwinden Wlaska's — ihr Vater war zur Tante gekommen, ob ſie davon wüßte, ob ſie bei Guſtav ſei, und wie ſich denken läßt, war dieſe Anfrage unzart genug erfolgt. Die Tante war äußerſt alterirt, und Guſtav ward mit ungewöhnlich lebhafter Anſprache empfangen.

Er hatte indeſſen keine Ruhe, und reiste früher als ſonſt nach der Stadt zurück: mit Herzklopfen trat er in ſein Zimmer, er hoffte, wenigſtens ein Paar Zeilen Antwort von Angélique vorzufinden, auf das Dringendſte hatte er ſie darum gebeten.

Aber es war nichts angekommen — geraden Weges ging er in das Haus ihrer Eltern, er kann nicht beſtehn in dieſem unſichern Zuſtande; das Kammermädchen war auf dem Saale — „iſt das Fräulein zu Hauſe?“

Aufzuwarten —

„Melden Sie mich“ —

Das Mädchen kam verlegen zurück, und ſagte — „ſie iſt nicht zu Hauſe.“

Ich hab ſie ja am Fenſter geſehn —

„Das kann wohl ſein, ſie iſt aber nicht zu Hauſe.“ —

Guſtav ging raſch an dem Mädchen vorüber ins Zimmer hinein — Angélique ſtand inmitten deſſelben — mein Gott, ſagte ſie, die Arme aufhebend, was ſind Sie zudringlich, — und ging raſch in's Nebengemach.

Das war zu viel; er wollte auch geſehen haben, daß ein leichtes Lächeln dabei um ihren ſcharfen, ſchönen Mund geſpielt habe — obenein verhöhnt zu ſein! das überwältigte ihn, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, ſeit früher Kindheit vielleicht zum erſten Male. Er ſetzte ſich einen Augenblick auf's Sofa, und ſtarrte vor ſich hin — dann ging er heim auf ſein Zimmer, verſchloß es und warf ſich auf's Bett, das Geſicht in die Kiſſen drückend, nichts, nichts wollte er ſehen.

Es war gegen Abend, und er ſchlief wirklich ein.

Tief in der Nacht ward er wieder munter, Mondſchein lag auf Straßen und Dächern mit all jener ſtillen, kühlen Einſamkeit, welche uns die Welt verödet, ausgeſtorben, ohne Blut und Herze erſcheinen läßt. Guſtav glaubte, ſehr unglücklich zu ſein — er ſtieg hinab auf die Straße, ging nach der Moldaubrücke, und ſah in die Fluth hinab.

Alte, hiſtoriſche Städte, wie Prag eine iſt, haben eine eigenthümliche geheimnißvolle Macht in ſolcher Stunde und Beleuchtung, die Fenſter des Hradczin, des alten Königsſchloſſes und all der Palläſte auf der Kleinſeite flimmerten in den Mondesſtrahlen, dem auch ſonſt unaufmerkſamen Menſchen drängt ſich ein Bezug zur Welt, zur Geſchichte, zum alten, großen Weltſchmerze derſelben auf — eine neue, geradlinige Stadt macht einen andern Eindruck: man kommt ſich öder, verwüſteter, von jedem Anhalt verlaſſen vor. Guſtav lehnte ſich an die Nepomuckſtatue und weinte ſanft und leiſe, und dachte bei ſich: Du biſt doch viel unglücklicher als alle die großen Herren, die da oben am Berge gelebt und gelitten haben, wie der Pater Profeſſor erzählt, ach, viel unglücklicher! was nützt Dir nun Alles, was Du haſt und beſitzeſt auf der Welt — Deinen Engel haſt Du doch verloren.

Die Moldau plätſcherte unter der Brücke, ein Nachtwind flog mit breiten, ſchweren Schwingen drüber hin — Guſtav ſchauerte und ging wieder heim.

9.

Der nächſte Tag war ein Sonntag, für einen traurigen Chriſten in einer chriſtlichen Stadt der traurigſte Tag, die Melancholie ſelber; die Straßen ſind rein gefegt und öde, wie Grabſtätten; Geſchäft und menſchlicher Verkehr ſchweigen, die Leute ſind in den Kirchen, die Glocken klingen von nah und fern, ſo wie ſie klingen, wenn ein Verſtorbener hinausgetragen wird, der Sonnenſchein quillt ſtill und weiß über einzelne Häuſergiebel, fällt hie und da wie ein Keuſchheitsſchleier in die Gaſſe, ein Bettelkind ſchleicht nach Kräften geputzt, alſo tragiſcher ausſehend als in ſeiner Amtstracht, vorüber.

Guſtav's Wohnzimmer war zu eb'ner Erde, er ſaß am Fenſter, das mit kraus gewundenen, weit ausgebauſchten Gittern verſehen war. Tief verſenkt in die Melancholie des Moments ſtarrte er auf die fabelhaften Figuren der Fenſterſtäbe, die ihre Fratzen vor ſeinen Sinnen ſpielten, als ob er im Fieber läge — die Glocken, die Glocken! ſagte er leiſe, ſie klingen zum Begräbniſſe meines Herzens. —

Da kam ein Wagen die Straße herauf geraſſelt, ſchnell, ſtürmiſch, es klang wie Frivolität, wie Hohn zur übrigen Umgebung — ein offener Landau war's, Angélique ſaß darin, ſtrahlend, blendend wie eine Göttin, die braunen Locken flatterten im ſpielenden Sonnenwinde unter dem leichten Strohhute hervor. Guſtav ſchrak zuſammen, als ob ein Schuß ſein Herz getroffen hätte — junge Liebe und Verliebtheit erſchrickt ſtets im erſten Momente, wo der geliebte Anblick unvermuthet ſich darſtellt. Der Wagen hielt eben am Hauſe, Guſtav fuhr halb zitternd am Seſſel auf; aber Angélique winkte nach dem erſten Stock hinauf, er hörte oben hin- und herlaufen, Thüren werfen, es kam die Treppe herunter, die Töchter ſeines Prinzipals ſtiegen zu ihr in den Wagen.

Sie hatte nur einmal flüchtig in das Parterrezimmer geſehn, nur mit einem halben Blick, und wie lachte und ſcherzte ſie mit dieſen gleichgültigen Freundinnen, ehe die Sitze arrangirt waren! Er wußte es nicht, daß Frauenzimmer geſelliges Reden und Lachen bei der Hand haben, auch wenn ſie eben bis in die Seele hinein bewegt ſind, es iſt ihnen dies ſo geläufig und ohne Zuſammenhang mit dem innerſten Menſchen wie das Stricken, wenn ſie Tragödien vorleſen hören, und weinen und bewegt ſind.

Der Wagen verſchwand — nun war die Stadt erſt öde, ein bloßer Steinhaufe — die Traurigkeit ward zur Ungeduld, zum weinenden Trotze, er lief ſelbſt in den Stall und ſattelte ſein Pferd und ſchwang ſich darauf. Zu gutem Glück begegnete ihm der Kutſcher im Hausflur, und erinnerte ihn daran, daß er den Hut vergeſſen habe.

Raſch war er durch die Straße geflogen, draußen auf der Höhe ſah er in geringer Entfernung den Wagen Angélique's — wer hatte die Zügel geführt, wer hatte den Weg eingeſchlagen nach dem Landhauſe, was Angélique's Vater gehörte, wann war dieſer ganze Ideengang in ihm thätig geweſen, daß ſie dorthin führe, daß er dorthin reiten müſſe? Er ſchalt ſich ſelbſt; nicht um die Welt mochte er jetzt von ihr geſehen ſein, er ſchalt ſein Pferd; jener Stolz oder Trotz Verliebter war in ihm erwacht, der nicht mehr den erſten Schritt thun, der kein Gefühl, auch nicht das kleinſte eines unbedeutenden Antheils verrathen will, der aber um alle Straßenecken, durch weite Länder dem geliebten Gegenſtande nachſchleicht, und immer höchſtens einen Schritt weit vor ihm verborgen ſein möchte, jener Trotz, der im innerſten Herzen nichts wünſcht, als mit Thränen und Seligkeit die eigne Demüthigung bekennen, das äußere Weſen abbitten zu dürfen.

Guſtav jagte wie toll in ein kleines Gehölz, was ſeitwärts lag — es wäre entſetzlich, wenn ſie dich ſähen? dachte er, und als er unter den Bäumen angekommen war, ſich umgeſchaut und geſehen hatte, daß der Wagen in weiter Ferne neutral fortrollte, da ſtieg ein kindiſcher Grimm in ihm auf — ein andrer Guſtav als der reitende hatte nämlich gedacht: ſie ſollen mich ſehn, ſollen umkehren, über Gräben und Verhaue mir nachfahren, mich zu ſich in den Wagen bitten. —

Höchſt unglücklich ſtieg er vom Pferde und warf ſich in's Gras, und gab ſich, wie er glaubte, der Verzweiflung hin.

Verliebtſein gleicht in ſehr vielen Bewegungen dem Theile unſerer Kindheit, wo wir die erſten Momente verletzten Ehrgefühls, beſtimmt abgeſonderter Theilnahme empfinden, jener Zeit, wo excentriſche Opfer vor unſerer Phantaſie auftauchen, wo wir uns todt im Sarge ſehn möchten, damit die gleichgültigen Unſrigen, damit ein ſüßes Weſen, das uns ignorirt, erkennen und ausſprechen möchten, was ſie an uns verloren. Wäre das erſt geſchehn, weinte Alles erſt gehörig, dann wollten wir aufwachen, liebevoll verzeihn und wieder leben.

So ging's in Guſtav her. Trat ein ruhigerer Moment ein, dann ſtellte ſich die Noth wieder vor Augen, daß er durchaus nicht wußte, was er mit dem Tage, juſt mit dieſem Tage machen ſollte, wo Angélique nicht in Prag, und übrigens Sonntag ſei, wo Angélique hier außen in Gottes grüner Welt den unintereſſanten Leuten zum Vergnügen lebe.

Das iſt ein Hauptſtachel dieſes Zuſtandes: wir würdigen den Werth der Zeit, des Augenblicks, der Gelegenheit nie in ſolchem Maße, als wenn wir im Aerger aufpaſſen, wie glücklich wir bei ſo und ſo bewandten Umſtänden um dieſe und dieſe Zeit ſein könnten. In den Stunden, wo der Sitte, dem Gebrauche nach ein Zuſammenſein mit der Geliebten nicht möglich iſt, leiden wir weniger.

Und jezt lag ein ſo langer, ergiebiger Sonntag vor ihm — ich will hinreiten, rief er plötzlich aus, und ſprang in die Höhe; ſie können mich nicht fortjagen — da entdeckte er, daß ſein Pferd fortgelaufen ſei, der Paroxismus hatte die einfache Handlung des Anbindens überſehen. Das Schickſal wollte alſo nicht, und er konnte von Neuem im Graſe verzweifeln.

Die Natur, herausgefordert durch die größtentheils durchwachte Nacht, erbarmte ſich ſeiner; er ſchlief ein.

Die Mücken und Käfer ſchwirrten über ihn, ein Vogel pfiff auf dem nächſten Baume ſein luſtiges Lied, der Sonnenſchein glitzerte durch die grünen Zweige — wer den blühenden Schäfer ſah, hätte in Ewigkeit nicht an Unglück und Weh gedacht.

10.

Gegen Abend war Guſtav wieder zu Hauſe, fand ſich ein wenig geſtärkt und viel beſonnener, und er hatte doch auch ſchon die Unbefangenheit wieder, daß er an Außendingen ſo weit Intereſſe nehmen konnte, um ſich nach ſeinem Pferde zu erkundigen, und mit Zufriedenheit anzuhören, es ſei glücklich heimgekommen.

Eine leiſe Bewegung erhob ſich zwar von Neuem in ihm, als der Wagen vom Lande heimkehrte, und am Thorwege ſtill hielt, und ſie ward noch lebhafter, als die Frau Prinzipalin die Einladung ſchickte, mit der Familie im Garten den Thee zu trinken, oder wie ſie nach Art gut erzogener Leute ſagen ließ: den Thee zu nehmen, und mit ihnen zu ſouviren.

War Angélique da? Sollte er gehen? Jener männliche Trotz, der ſich bei ſolcher Gelegenheit einſtellt, und den wir gegen uns ſelbſt für Stärke ausgeben, ließ ihn Ja ſagen.

So glaubte er wenigſtens; es war aber im Grund nur die Hoffnung, Angélique zu ſehen, ohne daß es den Anſchein hätte, als ob er ſie aufgeſucht.

Die Frau Prinzipalin hatte auch ihre guten Gründe; es war ihr bekannt, daß Guſtav's Verhältniß zu Angélique, was ſich ſo lebhaft angeſponnen hatte, zerſprengt war, der Moment ſchien ihr günſtig, ſein liebebedürftig Herz anderswie zu verſorgen. Hulda, ihre Aelteſte, ſah juſt ſo angenehm echauffirt aus von der Landpartie, Angélique war im Begriff, nach Hauſe zu gehn, ſie wollte nur raſch eine neue Muſik probiren, welche Hulda bekommen, und ihr ſehr angeprieſen hatte.

Die Frau Prinzipalin empfing Guſtav allein im Garten, erkundigte ſich theilnehmend nach ſeinem Befinden, und verſicherte, ihre Töchter würden ſogleich erſcheinen, man wollte nach langer Zeit wieder einmal den Abend en famille behaglich und gemüthlich zubringen, die Witterung ſei ſchön, bis Neune ginge es ohne Erkältung im Freien, und dann ſoupirte man oben.

Kichern, Lachen, Geſchwätz in der Ferne, die Mädchen kamen, jede hatte einen Arm von Angélique gefaßt, — „wir haben ſie nicht fortgelaſſen, Mama“ riefen beide — Mama lächelte, und ſchlug vor, einen Bedienten an Angélique's Eltern zu ſchicken, damit ſie wüßten. —

Angélique fand das nicht nöthig. Sie war ſo harmlos, als ob zwiſchen ihr und Guſtav gar nichts vorgefallen ſei, die beiden jungen Leute redeten einander zwar nicht an, aber ein Fremder hätte das für Zufall halten können. Im Uebrigen ſprachen beide ſehr viel, und es gab eine äußerſt belebte Unterhaltung. Wenn wir das Beſte in uns zugedeckt zurückzuhalten glauben, dann geben wir alles Andere um ſo freigebiger und bereitwilliger hin, um jenes Verbergen nicht entdecken zu laſſen.

Aber Guſtav litt unſäglich dabei. Dem Manne iſt die Geſelligkeit mit ihren Formen nie ſo wichtig als der Frau, er opfert ihr nur im Nothfalle und dann meiſt ungeſchickt ſeine beſten Wünſche und Neigungen, ein junger Mann, der nicht in ſtrenger Etikette wie in einem Kultus auferzogen iſt, vermag dies noch weniger; ein leidenſchaftlich Verliebter wie Guſtav gar nicht, er begriff es nimmermehr, daß ein Weib mit theilnehmendem Herzen dies der Geſellſchaft wegen Stunde lang verbergen könne; darum peinigt ihn Angélique's Unbefangenheit entſetzlich. Aber es iſt dies Verhältniß ein ganz anderes bei den Frauen: die Geſelligkeit, der Umgang iſt ihre nächſte, wichtigſte Welt, der ſie jedes Opfer ſchuldig zu ſein glauben, der ſie es meiſt ohne Frage bringen. Vielleicht hatte Angélique auch andere Rückgedanken, vielleicht kannte ſie Guſtav's Leidenſchaft, und wußte, daß ſie dadurch nur zu ſteigern ſei, vielleicht hatte ſie nie etwas für ihn empfunden. Bei geiſtreichen, lebhaften Weltdamen liegen die Gegenſätze ſo dicht neben einander, daß man nicht ſo leicht ein Urtheil fällen kann; haben ſolche Damen erſt länger und mannigfache Erfahrungen des Bezugs, der Neigung gemacht, dann ſind ſie ſelbſt keine kompetenten Richter mehr, die eigne Mannigfaltigkeit hat ſie irre oder ſorglos gemacht, die Natur tritt in ihre Rechte des ewigen Sieges. Sehen wir es doch oft genug, daß eine kokette oder blaſirte Dame, die täglich geſpielt hat, plötzlich von einer leidenſchaftlichen, unwiderſtehlichen Neigung übereilt iſt, deren ſie nicht Herrin werden kann, die das Aergſte mit ihr beginnt.

Angélique mußte Guſtav einen Teller reichen, die Finger berührten ſich flüchtig, es flog wie ein elektriſcher Funke durch ihn, Angélique ward roth — war ſie vielleicht durch die Spannung in ein gereiztes Intereſſe hineingerathen, oder hegte ſie wirklich in der Tiefe eine ernſte Neigung für ihn? Ja, wer es dem glatten Waſſerſpiegel anſehen könnte, wie weit es bis zu dem klar heraufſchimmernden Grunde ſei!

Man ging in die Zimmer hinauf; Guſtav war etwas muthiger geworden, Angélique ſtiller; die jüngſte Tochter des Hauſes war jetzt mit Muthwillen und Scherzen Sprecherin, ſie war noch ein junges unbekümmertes Blut, man ließ ſie gewähren, und ihre jugendliche Art machte den beſten Eindruck.

Es ward ſpät, die Mutter verbarg kaum ihre Verdrießlichkeit, und es mochte ihr ſehr ungelegen kommen, als die Kleine bei Angélique bettelte, das Liedchen zu ſingen, was ſie in dieſen Tagen von ihr gehört habe. „Ich verſteh zwar nicht viel davon," ſagte ſie, „aber Angélique ſingt es ſo hübſch, und ſieht ſo hübſch dabei aus." —

Damit hatte ſie raſch das Zimmer verlaſſen, um die Noten zu holen; man ſchwieg bis ſie wiederkam, und Angélique ohne Weiteres zum Flügel führte. Dieſe ſetzte ſich mehr zögernd als gewöhnlich an's Inſtrument, ein Paar muntere Paſſagen ſchienen ſie aber ganz in ihre ſtetige, heitere Stimmung zu bringen, und ſie ſang und ſpielte tändelnd:

Wie ſie flattern, wie ſie ſpringen,
Die Gefühle, durch den Sinn,
Möchten lachen, möchten ſingen,
Wiſſen nicht, woher, wohin.

Und das Herz iſt leicht beweget,
Schaukelt ſich in kleiner Luſt —
Was ſich ſo behaglich reget,
Stammt es, geht's aus meiner Bruſt?

Immerhin; ob es mein eigen,
Ob es kommt wo anders her —
Seinem Reiz will ich mich neigen,
Glück entſteht von ungefähr.

Die Kleine klatſchte, und bat um noch eins, Angélique ſchüttelte aber den Kopf, ſtand auf, und ſagte: Es iſt Zeit, nach Hauß zu gehen, unſer Bediente wird ſich wohl hergefunden haben.

Die Kleine bat noch weiter, und ſetzte hinzu: Euren Johann, der draußen eingeſchlafen war, hab' ich heimgeſchickt, damit er bequemer ſchlafen könne, ach, Schlafen iſt ſo ſüß — Herr Dorn iſt ja da zur Begleitung. —

Das war ein geſelliger Wetterſchlag, der praſſelnd traf — aber was ließ ſich thun? die Kleine hatte es in ihrer Sorgloſigkeit einmal ſo eingerichtet, Guſtav ſah ſich bald auf der Straße neben Angélique. Keines von Beiden ſprach — hätte man ihm vorher die Möglichkeit gezeigt, neben Angélique gehen zu dürfen, was würde er Alles dafür geboten, verſprochen haben, jetzt ſtieg der männliche Trotz auf, da ihm ihre Nähe auf eine Strecke lang ſicher war.

Aber die Strecke war nicht ſo groß; ſchon drohte das Haus in der Ferne — nun kam ihm die Angſt, ſolch ſchöne Gelegenheit unwiederbringlich verloren zu ſehn; er hatte gehofft, ſie würde ſich durch ſein Schweigen nöthigen laſſen, anzufangen. Aber die ſonſt Redeluſtige ſah unbefangen in den Mond, der glänzend herabſchien, ſie ſuchte wohl gar hie und da nach einem lichten Fenſter, als ob es ſie beſonders intereſſire, daß dieſer oder jener noch wach ſei — Guſtav mußte beginnen, ſollte nicht alle Möglichkeit abgeſchnitten werden.

Eben wollte er es wirklich, als ſie ſagte: Nun Sie machen ein gute Unterhaltung, warum ſprechen Sie nicht?

Angélique!

„Was haben Sie?“

Was haben Sie?

Er faßte ihre Hand, die ohne Handſchuh und pulſirend in der ſeinigen blieb. —

Eben wollte er ſie an ſeinen Mund drücken, als Angélique rief: Nun, Jacob, was haſt du mit dem Mondſchein zu ſchaffen!

Sie waren am Hauſe, und der Portier ſaß vor der Thür. —

„Bon soir Monsieur.“

Damit war ſie verſchwunden, die Flügelthür fiel in's Schloß — Guſtav taumelte nach Hauſe.

11.

Guſtav war noch nicht weit gekommen, als es ihm einfiel, daß Angélique nur des Jakobs wegen ſo ſchnell abgebrochen haben könne, er fühlte ſo etwas von den plötzlichen Wendepunkten im weiblichen Weſen, welche oft dem Wetter ſüdlicher Gegenden gleichen, wo die Tornados, Gewitterſtürme, plötzlich in das ſchönſte hereinbrechen und umgekehrt, er fühlte noch die hingebende Hand, die lockende Wärme derſelben. Ohne zu wiſſen, warum, wendete er ſich zurück, und ſtand in Kurzem wieder vor Angéliques Wohnung.

Es war ein graues ſteinernes Haus, was ſelbſt in ſeiner mürriſchen, aber gediegenen Außenſeite die Solidität wohlhäbiger Reichsbürger verrieth, oder die Verarmung eines glänzenden Kavaliers andeutete, von dem es in feſte, harte Hände übergegangen ſei. Das Portal wurde von koloſſalen Karyatiden getragen, und ſtützte einen Balkon des erſten Stockwerks.

Dicht neben dieſem Balkon war Licht — dort wohnte Angélique. Das Haus warf breiten Schatten, und der Mond ward jetzt oft von dichten Wolken bedeckt, Guſtav konnte nicht ſchnell geſehen werden. Dies beſtärkte ihn in abenteuerlichen Plänen, die ſich in ſeinem Kopfe herum tummelten.

Das Licht verſchwand, Angélique mochte ſich in's Schlafzimmer zurückgezogen haben; Guſtav's Hoffnung und Pläne ſtiebten auseinander, es ward ihm wieder traurig zu Muthe. In ſchwermüthige Träumereien verſinkend ſtand er da, zum Gehen faßte er keinen Entſchluß, ihm war, als könne er nicht heim finden.

Da ging eine Gardine von Angéliques Zimmer in die Höhe, das Fenſter ward geöffnet, die Dunkelheit ließ eine weiße Erſcheinung ſehn.

Guſtav ſchlich leiſe unter das Portal, und kletterte an den Vorſprüngen der Karyatiden in die Höhe; ſo kam er bis dicht unter den Balkon ohne Geräuſch, und hier lauſchte er, ob auch Angélique die weiße Geſtalt ſei — mit halber Stimme ſummte dieſe ein Liedchen vor ſich hin, was eine ernſtere Melodie hatte, als Angélique zu ſingen pflegte. So in der Nähe konnte er die Worte verſtehn:

Leichte Wolken, leichte Winde
Fliegen unter'm Mond einher,
Schlägt mein Herz doch ſo geſchwinde,
Iſt mir doch bald ſüß, bald ſchwer. —

Heiß mein Athem, heiß die Wange,
Bleicher Mond, was bringſt Du mir?
Ob ich wohl nach Ihm verlange,
Ob ich wünſche: wär' er hier?

Es war ihre Stimme.

Angélique!

Guſtav! Herr Gott!

Mit einem kräftigen Griffe hatte er einen Anhalt am Balkone gefaßt, und ſich hinaufgeſchwungen.

Um Gottes willen, was thun Sie!

Bei dieſen Worten ſtreckte ſie aber die Hand nach ihm aus, der ſchon ſicher und feſt auf dem Balkon ſtand, gleich als wollte ſie ihn halten — haſtig griff er darnach, und küßte ſie mit Inbrunſt, ohne ein Wort zu ſprechen.

Wenn uns Jemand ſieht!

Es iſt ja dunkle Nacht. —

Das Fenſter, aus welchem Angélique herausſah, reichte juſt bis an den Balkon, ohne auf ihn ſelbſt zu führen. Guſtav betheuerte ihr in den glühendſten Ausdrücken ſeine überſchwengliche Liebe, und bat auf das Rührendſte um Erwiderung des heftigen, reizenden Dranges — Angélique, im weißen Nachtkleide, ſchön und heiß wie die Braut eines Gottes, der in ſchweigender Nacht erwartet wird, ſchwieg; aber die Hand lebte, und ſprach unruhig und bewegt; Guſtav bückte ſich hinüber, legte ſeine Linke auf ihre Schulter, und ſchweigend, ganz ohne ein zugeſtehendes Wort kam ihm das blühende und glühende Antlitz entgegen, der Kuß fand den Kuß brennend und ſchön wie Tag und Morgen ſich in der Morgendämmerung finden.

Erſt die Angſt, daß er ſich zu weit überbeugen könne, brachte ihr Worte, und um die Gefahr für ihn zu verringern, neigte ſie ſich weiter heraus, und dies alſo erzeugte Entgegenkommen fachte ſein Leben noch höher an — all jene Nebel und Wogen, die unſere befangenen Sinne um ſich her glauben, bedeckten die Küſſenden, ſie vergaßen Situation und Welt und Frage.

Nach Erſchöpfung des erſten Sturmes bat Guſtav, ſie möge in das anſtoßende Zimmer kommen, „damit ich Dich näher, inniger habe.“ —

Das war nicht möglich, jenes große Mittelzimmer, deſſen drei Fenſter auf den Balkon führten, war von innen verſchloſſen, ſie mußten ſich begnügen. —

Als Angélique ihn forttrieb war noch kein Wort weiter zwiſchen ihnen geſprochen worden — auch jetzt taumelte er nach Hauſe, aber wie der Sturmwind tobte das Glück in ihm.

Iſt denn das Alles an einem Tage vorgegangen? ſagte er zu ſich, kann man an einem Tage ſo grenzenlos unglücklich, und ſo grenzenlos glücklich ſein?

Wirklich vereinte ſich Alles, um Guſtav's Glauben zu beſtärken, daß ihm das Glück in aller Weiſe und Verkündigung beſchert worden ſei: die letzten Hinderniſſe hatten ihm deutlich gezeigt, welch eine Nothwendigkeit, welch ein Schatz das reizende Mädchen für ihn wäre, und er ſchätzte eingerichtet in die Geſchäfte — hatteſt doch damals Recht, als Du mir ihn aufnöthigteſt — ich kann ſchon eine Zeitlang abkommen, und wenn Du Dich mit dem Schwiegervater in andre Betriebſamkeit wirſſt, ſo machen wir die Kapitale flüſſig, und betreiben die Fabrik nicht mehr als Hauptſache, iſt Dir's ſo zu Willen, Guſtav? Ich hab' kein rechtes Bleiben mehr hier, ſeit der gute Pater Lorenz vorige Woche geſtorben iſt, ich hatte mich ſo ganz an ihn gewöhnt, nun, Gott gebe nur jedem Chriſten einen ſo ſanften ſeligen Tod: er iſt wie ein Licht ausgegangen. Beſorg mir dann einen zuverläſſigen Kutſcher für den Schreibſekretair, den ich doch mit hinein nehmen muß.

So war Alles gelungen, Verlobung war gefeiert, der feſtgeſetzte Hochzeitstag rückte heran, Guſtav ſaß neben Angélique auf dem Sofa, und tändelte. Ein ſchöner Sommertag glänzte draußen, durch die Luft ging jenes üppige Zittern der Strahlen, was einen feſten Sonnenſchein bekundet, zwitſchernd flogen die Schwalben an der offnen Balkonthür vorbei, in deren Nähe die Glücklichen ſaßen, der Papagai hüpfte auf dem gelben Ringe umher und quakte ſein „Glück zu, Glück zu!“

Schweig Pap, rief Guſtav, ich brauche kein Glück mehr dazu, habe genug. —

Glück zu — ſprach Pap ungeſtört. —

Angélique, die eine leichte Nadelarbeit vor ſich hatte, legte ſie in den Schooß, reichte ihm die Hand, und bot ihm den zum Kuſſe geſpitzten Mund hin. Sie ſah wirklich ſelbſt wie die Göttin des Glückes aus: ein einfach weißes Kleid von feinem leichtem Stoffe war Alles, was ſie ſchmückte, die Schultern kühlten ſich unbedeckt in dem hohen Zimmer, die braunen Locken waren in die Höhe geſteckt, frei und behende wie das einer Gazelle ging das ſchöne Haupt hin und her vom Munde des Geliebten zur Bruſt deſſelben, und hinweg, um ihn zu locken. —

Da klopfte es an die Thür — der Bediente nahm auf Liebesleute Rückſicht, und um nicht zu überraſchen, pflegte er anzuklopfen. Lachend rief Angélique „Johann!“ und griff nach ihrer Arbeit.

Johann trat ein, und überreichte Guſtav einen Brief, mit dem Bemerken, der Bote habe ihn lange vergeblich geſucht — vom Couſin Louis war der Brief. Guſtav hatte kaum hineingeſehn, da ſprang er auf — die Tante iſt ſehr krank, ich muß hinaus, lebe wohl Angélique! Flüchtig ſie küſſend eilte er fort.

Die Pferde wurden über die Maaßen gejagt, er kam an — vor der Hausthür war eine kleine Laube, unter ihr ſaß Louis mit zwei alten Verwandten, einem Vetter und einer Muhme, die von der Tante nie wohl gelitten waren, weil ſie im Rufe einer ziemlich ordinairen Geſinnung ſtanden. Er wollte ſchnell an ihnen vorüber, ſie hielten ihn aber auf, bis er ſich nicht mehr durch halbe, klägliche Redensarten aufhalten ließ, ſondern die Treppe hinauf durch's große Wohnzimmer in's Schlafgemach der Tante eilte — als ob der Blitz vor ihm niederſchlüge, taumelte er zurück; das Bett war ganz leer, nur ein Strohſack lag drin, und ſah ihm wie eine Ruine entgegen.

Lieber Guſtav, begann hinter ihm Couſin Louis. —

Wo habt Ihr die Tante? Lieber Guſtav, der Bote iſt im Gedräng' verſpätet worden, und muß Dich auch in der Stadt erſt ſpät gefunden haben, die ſelige Tante —

Die ſelige Tante —?

Ja, die ſelige Tante ruht ſchon in geweihter Erde.

12.

So ſaß er denn einſam des Abends im großen öden Zimmer der Tante, die beiden Talglichter brannten wieder, aber heute mit großen Schneuzen, denn die ſorglich putzende Hand fehlte; mit großer Traurigkeit ſah Guſtav in die Schatten hinein, welche der kümmerliche Strahl im weiten Zimmer entſtehen ließ, ach wie einſam und ſchmerzlich war ihm zu Muthe!

Zum erſten Male traten ernſte Gedanken in ſein Leben, wenn auch in großer Ferne, wie irdiſche Herrlichkeit vergänglich ſei, drängte ſich ihm zum erſten Male auf; gleich Poſſen erſchienen ihm jetzt die kurzen Liebeskümmerniſſe, beſonders da ſie beſeitigt, und nicht mehr zu fürchten waren. Nur was droht, erhält in Spannung. Die Tante, die gute, liebe Tante war fort, ſie ſollte ſeine erfüllte, ſchöne Exiſtenz nicht mehr erleben! Haben wir doch für jeden Abſchnitt unſers Lebens jene gleichgültigen Zeugen unſrer Geſchichte, die uns ſo wichtig und nothwendig ſind — Glück und Unglück, was iſt es für uns allein! Wir brauchen Publikum, was uns vorher geſehen, was für uns erwartet oder gefürchtet hat, ſei's auch nur, weil wir neben ihm lebten. Wenn wir die Heimath verlaſſen haben, ſo iſt uns Alles darum von großer Bedeutung, weil es die Unſrigen, unſere Nachbarn erfahren werden, weil wir denken: was mögen ſie dazu ſagen, wie mögen ſie ſich verwundern. Nichts iſt uns eine Herrlichkeit tief hinten in China oder ſonſtwo — es kommt keine Zeitung, kein Bezug zu unſern Bekannten. Dies Publikum verbleicht, geht unter mit den Jahren, aber ſtets ein neues erſetzt dasſelbe, die letzte Umgebung tritt in die Rechte der vorletzten, das ſtuft ſich ab, und die Schattirungen bilden einen Haupthintergrund unſers Lebens-Intereſſes; häufiger, ſchneller Wechſel, der keine nahen Beziehungen geſtattet, iſt aus dieſem Grunde ſo leer, ſo ermüdend. Und hier war es nun gar die beſte mütterliche Freundin, welche den jungen Mann ſo kräftig, ausſchließlich geliebt, welche auf ſein Gedeihen alle irdiſche Freude geſtellt hatte — und nun war ſie geſchieden für dieſe ganze goldne Welt, ſie ſah nichts mehr von ihm, er nichts mehr von ihr, halbfremde Geſtalten waren bei ihrem Lager geweſen, als die Trennung unerbittlich nahe trat. Thränenfluth auf Thränenfluth ſtürzte ihm aus den Augen, er legte den Kopf auf den alten wohlbekannten Tiſch, und gab ſich ganz dem Schmerze hin — unartig, dreiſt, eigennützig biſt du auch gegen ſie geweſen, dachte er mit Trübſal, haſt ſie verlaſſen, die Gute, um deinem Vergnügen zu dienen, die gute, liebe Tante.

Es war ſpät geworden, ehe ſich ſein Schmerz erſchöpfte; dann ging er noch traurig im wüſten Zimmer umher, bis ihn Schauer des Unglücks und Todes forttrieben — es iſt das Entſetzliche des Todes, daß er Leichen macht, die uns Grauen einflößen, auch wenn uns Geſtalt und Form theuer waren, ſo lange Leben pulſirte, daß er den Körper nicht nur mordet, ſondern auch furchtbar macht. Mit Bangen ſah Guſtav nach der offenen Kammerthür, um keinen Preis hätte er ihre Schwelle überſchreiten mögen, und es erſtarrte ihm der Gedanke das Blut, daß die Tante plötzlich in weißem Anzug dort in der dunkeln Thüröffnung erſcheinen könnte, dieſelbe Tante, deren Verluſt ihn ſo tief beugte.

Oder war es dies nicht allein? Schon als er auf ſeinem Zimmer ſich zum Schlafengehn eingerichtet hatte, blieb die Beklommenheit gewaltig in ſeinem Weſen, als ſei es vorbei mit aller Freude dieſer Welt.

Die Nacht war windig geworden, und klapperte ſtörend mit den Fenſtern. Halb ſchlafend, halb wachend, halb träumend lag er bis zum erſten Morgenſtrahle; da trieb's ihn auf, er mußte einen Gang in's Freie machen, um Luft zu gewinnen.

Zurückkommend fühlte er ſich ſo weit geſtärkt, die Angelegenheiten des Vermächtniſſes zu ordnen, ließ ſich von Couſin Louis die Schlüſſel zum alten Schreibtiſche geben, in welchem das Teſtament lag, und ſtieg hinauf, um das Nöthige anzuordnen. Er wußte genau die Stelle, wo die Tante das Teſtament verwahrt hatte — ſie war leer. Nun, ſie mochte in den kranken Tagen wohl von ihrer ſonſtigen Ordnung nachgelaſſen haben, und das Teſtament konnte unter die andern Papiere gerathen ſein — er durchſuchte Alles, es fand ſich nicht. Louis ward gerufen — wann ihm die Tante das Schlüſſelbund übergeben, ob ſie ſonſt etwas verordnet habe?

THECA
HA
ENSIS

Die Schlüſſel hatte ſie gar nicht übergeben, man hatte ſie unter dem Kopfkiſſen gefunden, ſonſt hatte ſie nichts beſtellt.

Wo das Teſtament ſei? —

Louis zuckte die Achſeln.

Ob er den Schreibtiſch geöffnet habe?

Nein.

Der alte Vetter kam dazu und erklärte in ſeiner ordinairen Weiſe, Guſtav möge ſich beruhigen, die Verwandten, welche ohne Teſtament die Erben waren, würden ihm ſeinen kleinen Antheil nicht ſchmälern, und da er in dem Teſtamente, was die Tante kaſſirt haben müſſe, alleiniger Erbe geweſen ſei, ſo würde es ihnen auch auf ein wenig Entſchädigung nicht ankommen, Guſtav müſſe ſich's übrigens nicht wundern laſſen, warum habe er ſich in letzter Zeit gar nicht um die Tante gekümmert, alte Leute ſeien eigenſinnig.

Bleich vor Zorn und Aerger ſtand Guſtav da — an den wirklichen Verluſt dachte er noch gar nicht, und die Frechheit des Alten empörte ihn. Er befahl ihm mit zitternder Stimme auf der Stelle das Zimmer zu verlaſſen. —

Oho, junger Herr, verſetzte dieſer ruhig, und ſetzte ſich auf einen Stuhl, die Zeiten des Hochmuths ſind vorüber, wenn Sie allein handthieren wollen, da ſuchen Sie ſich draußen auf der Straße Platz.

Guſtav's Aufmerkſamkeit hatte ſich unterdeß wieder auf die Papiere gerichtet — umſonſt durchſuchte er mit fliegender Hand alle, umſonſt wendete er auch das kleinſte Blättchen nach allen Seiten, dem er von Weitem anſah, daß es das Geſuchte nicht ſein könne.

Ruft den Pater Lorenz, rief er hinter ſich. —

Der Alte ſchlug ein rohes Gelächter auf und meinte, vom Kirchhofe ließen ſich die Leute nicht mehr rufen wie die Bediente.

Die Erinnerung an des Paters Tod, den er in der Angſt vergeſſen, traf ihn wie ein Donnerſchlag. Die Gerichtsperſon, welche mit dem Pater das Teſtament als Zeuge unterſchrieben hatte, war längſt geſtorben, bei den Gerichten werden in Oeſterreich die Vermächtniſſe nicht niedergelegt, oder autoriſirt; wenn ſich das Teſtament nicht fand, war Alles verloren, es war kein lebender Zeuge übrig.

Guſtav ſah dem Couſin Louis ſtarr in's Geſicht — dieſer ward todtenbleich und ſchlug die Augen nieder. Schweigend nahm ihn Guſtav bei'm Arme und führte ihn hinaus auf den Saal. —

Menſch, was haſt Du gethan? Wo iſt es hin?

Und nun ſprach er ihm ſo lebhaft und eindringlich in's Gewiſſen, daß Louis die Thränen aus den Augen ſtürzten, und er nach Guſtav's Händen griff — da trat der Alte aus der Thür, und drängte ſich zwiſchen ſie ein; der günſtige Augenblick, wenn überhaupt etwas zu erlangen war, ging vorüber und kehrte nicht mehr zurück.

Guſtav mußte übrigens wohl bald einſehn, daß, wenn Louis zur Unterſchlagung des Teſtaments behilflich geweſen war, nichts mehr vorhanden ſein mochte von dem Aktenſtücke, Louis jedenfalls nicht allein betheiligt und nicht unabhängig ſein konnte. Der Verſuch, ihm eine ſtattliche Summe anzubieten, eine Summe, die jedenfalls ſeinen jetzigen Antheil am verſplitterten Vermögen überſtiege, war deshalb auch unſtatthaft; es blieb Guſtav nichts übrig, als die Einſicht, daß Alles verloren ſei.

Er ließ anſpannen; da kam auch noch Wlaska's Vater, um das Maß vollzumachen, und hielt ihm vor, daß Alles dies geſchehen ſei, weil er hochmüthig ſeine Tochter verſchmäht habe, und er trage die Schuld, daß ſie jetzt Gott weiß wo in der weiten Welt betteln ginge, wenn ſie nicht im Waſſer läge — der alte Vetter trat hinzu, und erbot ſich mit widerwärtiger Vertraulichkeit zu einer kleinen Unterſtützung, bis die Erbſchaftsmaſſe geordnet und unter die zwanzig bis dreißig Verwandten getheilt ſei. Gedemüthigt und entrüſtet eilte Guſtav nach dem Wagen, und fuhr nach Prag.

Unterwegs erſt fiel ihm ſein neuer, ſo ganz andrer Bezug zu Angélique ein, und ein Fieberſchauer überflog ihn — dem Mädchen traute er nicht im Entfernteſten eine gemeine Geſinnung zu, aber der Vater ſtand in ſeiner feiſten, mit Glücksgütern gefeſteten Poſition unverrückbar vor ſeinen Augen, und der alte Stolz des Herzens flüſterte leiſe in des jungen Mannes Innern, in irgend einem Winkel des Innern, den er ſelbſt nicht entdecken konnte oder mochte: du wirſt Angélique nicht heirathen.

Durch's gewölbte Thor raſſelte der Wagen; ſo mag einem Eingefangenen zu Muthe ſein, der in die Feſtung kommt, wo er ſein noch halb junges Leben beſchließen ſoll. Alle die tauſend Anfänge verſprechender Zuſtände, gedeihender Verhältniſſe, alle die blauen Perſpektiven eines rüſtigen Geiſtes und Herzens ſind dahin, ein ſchwarzer drückender Nebel liegt auf der Welt — nur ein einziger dunkler Gang liegt vor ihm, und am Ende desſelben der Tod.

13.

Die Luft war wieder ſanft und warm, es leuchtete und erquickte wieder der Sonnenſchein, die Schwalben flogen wieder um den Balkon wie an dem Tage, da er oben überglücklich im großen Zimmer geſeſſen.

Wie trat er jetzt in's Haus! Der reſpektvolle Gruß des Portiers erſchreckte ihn: auch der wird ſich ändern, wird lachend ſeine befliſſene Dienſtfertigkeit fallen laſſen, wenn er erfährt, daß Du ein Bettler biſt. Es iſt ſchon eine Täuſchung, daß Du ihm nicht ſagſt: Lieber Freund, inkommodiren Sie ſich nicht, die vornehmen Zeiten ſind vorüber.

Auch Angélique ſaß wieder im weißen Gewande da und ſprang ihm jubelnd und leidenſchaftlich entgegen — ach, wie ſchmerzlich war's! Er wehrte ihre Liebkoſungen ab. —

Was haſt Du, Guſtav?

Wenn Du es weißt, Angélique, dann iſt es mit Küſſen und Herrlichkeiten vorbei — ich erinnere mich jetzt einer Geſchichte, die mir die Wlaska einſt erzählte, vom unglücklichen Romeo: die todtgeglaubte Julia, ſeine Heißgeliebte, erwacht geſund, tritt ihm entgegen mit den ſchimmerndſten Anſprüchen und Hoffnungen auf ein reiches Leben; er hat aber ihres Todes wegen ſchon Gift genommen, und die Vernichtung in ſich tragend ſieht er mit ſtarrem Auge allen Glanz des Lebens vor ſich ausgebreitet.

Um Gotteswillen, was iſt geſchehen, Guſtav, ſo warſt Du nie!

Schenke dem alten glücklichen Bräutigam noch einen keuſchen Kuß, Angélique — zu viel, zu viel — nun höre.

Einfach trug er ihr Alles vor.

Angélique indeſſen wollte darin keinen Grund zur Trennung ſehen — was brauch ich Dein Geld, mein Vater iſt reich genug! Und dabei umarmte ſie ihn von Neuem. Die traurige Erzählung hatte Thränen in ihre Augen gedrängt, ſie war aufgelöſ't von Zärtlichkeit und Hingebung. Umſonſt proteſtirte Guſtav, ach, er hatte allen Drang des Innern gegen den gefaßten Entſchluß zu bekämpfen; ſeine hoch gehende Stimmung, juſt darum recht das Opfer zu bringen, weil es ſich ſo würdig für eine freudenloſe Zukunft geſtalte, ſeine Rührung ſchlug über in überſchwengliche Liebe, und ſo vergaß er den Widerſtand. Par aber rief wie damals „Glück zu! Glück zu!“

Spät erſt kam er zu der beſtimmten Erklärung, den Vater aufſuchen und ihm den Stand der Dinge mittheilen zu müſſen.

Der Alte ſaß feſt behaglich in ſeinem Zimmer, was auf den Hof ging, und fütterte ſeine Tauben, die hereingeflogen kamen. Derb und zuthunlich begrüßte er Guſtav — dieſer erzählte.

Während der Erzählung wurden die Tauben fortgejagt, wurde die Pfeife weggeſtellt. Guſtav ſchloß damit, daß er in Frage ſtellte, ob bei ſo veränderten Umſtänden die Heirath Angélique's von ſeiner Seite noch erbeten werden könne? —

Nein, Herr Dorn, nein, ſagte der Papa mit klarer Stimme, und erhob ſich — es iſt ſehr wacker von Ihnen, daß Sie ſo offen ſind, und das Verhältniß nun ſelbſt in Frage ziehn; nein, nun paßt die Sache nicht mehr, und das Mädchen muß ſich finden.

Guſtav empfahl ſich kurz — das Herz hätte ihm zerſpringen mögen vor Zorn und Liebe.

Er ging heim, ſchrieb Angélique, was vorgefallen, ſagte ihr unter ſtrömenden Thränen Lebewohl.

Dann packte er das Nächſte, was ihm in die Hände fiel, von ſeinen Sachen zuſammen und machte ſich reiſefertig.

Unterdeſſen kam ſchon Antwort von Angélique — „Du darfſt nicht fort, ich laſſe Dich nicht, ich widerſpreche meinem Vater. Ja, er hat mir verboten, Dich in ſeinem Hauſe zu empfangen, aber ich komme zu Dir, die Mutter iſt auf meiner Seite, heut Abend um Neun ſuchen wir Dich vor der Kirche des heiligen Wenzel.“ —

Wußte er's, was er thun ſollte? Liebesdrang iſt ſtärker als Alles. Er ging hin. Es war ein bedeckter dunkler Abend, ſelten ging Jemand an der Kirche vorüber, Guſtav war vor den Frauen da, und lehnte ſich an die Mauer. Ein kleiner Schuſterjunge mit klappernden Pantoffeln kam des Weges, und jodelte ſich eine jubelnde Melodie — glücklicher Junge, dachte Guſtav, du haſt nichts zu verlieren.

Uebrigens war er ſelbſt keineswegs auf dem Klaren mit ſeinem Zuſtande; wenn er auch wußte, daß ihm ein großes Vermögen entwendet ſei, ſo blieb ihm doch alle Vorſtellung von eigentlicher

Armuth fremd; ſo weit dachte und detaillirte er gar nicht. Geld und Sorge darum lag ihm gar nicht im Sinne; dafür war er in dieſem Punkte zu ſorglos aufgewachſen; nur wer mit leerem Beutel iſt groß geworden, wer das Nöthige hat erwerben müſſen, denkt daran, daß der eben volle Beutel leer wird, denkt daran, wie neues Material errungen werden kann. Guſtav hatte nur ein Gefühl ſeines Unglücks, aber keine Vorſtellung desſelben.

Sie kamen. Angélique war eitel Leidenſchaft und Ungeſtüm, ſie ſchalt und weinte und küßte, und die Mutter hatte fortwährend zu beſchwichtigen. An Entſchluß, Reſultat war nicht zu denken; wenn Guſtav beſtimmt erklärte, daß er ſie frei gäbe und ginge, da brach ſie in größte Heftigkeit des Schmerzes und der Forderung aus, und auch die Mutter ſagte, er ſolle nichts übereilen.

Du gehſt nicht, Guſtav, ſagte ſie leiſe, als die Mutter zum Aufbruche trieb, morgen Abend um Elf komm auf den Balkon, dort erwarte ich Dich, um Dich zu küſſen und die Pläne mitzutheilen, die ſich mir darbieten werden.

So ſchieden ſie.

Der nächſte Tag war ein entſetzlicher für Guſtav, und er hätte zuverläſſig die Stadt verlaſſen, wäre nicht die Zuſage des **Rendezvous** geweſen. Wahrlich, es iſt ſchnell geſagt, daß man ſich darüber hinwegſetzen müſſe, was die Leute ſagen, aber das Gerede der Leute iſt unſer äußeres Gewiſſen, was eben ſo peinigen kann, wie das innere. Nur die ſtärkſten und die ſchwächſten Menſchen fürchten es nicht. Das Gerücht von Guſtavs Verluſt hatte ſich wie ein Lauffeuer verbreitet. Die Maſſe bewegt ſich in lauter Extremen, ſie iſt am gerechteſten und am grauſamſten, und öftrer das letzte; Hinrichtungen genießt ſie. Keiner hatte dem Andern etwas Angelegentlicheres zu ſagen gehabt, als daß der ſchöne, ſtolze Herr Dorn geſtürzt, der Erbſchaft verluſtig ſei. Man ſagte geradezu „geſtürzt", denn man betrachtet einen Glücklichen ſolcher Art immer wie einen Tyrannen, und bürdet es ihm zur Laſt, daß er ſo oder ſo aus der langſamen, ſchweren Alltäglichkeit erhoben ſei. Nun kam jeder Lump von Bekannten, der einmal Billard mit ihm geſpielt, oder neben ihm im Theater geſeſſen hatte, und plapperte ſein Bedauern und ſetzte gemüthlich hinzu, Angélique's Papa werde ſich doch nicht unanſtändig betragen. Und die näheren Bekannten waren eben ſo läſtig; ſie hatten ein Recht zur Erinnerung und zum Beileid. Für jene lernte Guſtav im Laufe des Tages ein widerwärtiges Lachen, und die Verſicherungen, es ſei eine Kleinigkeit; aber gegen dieſe fand ſich kein Schutz. Einen wirklichen Freund hatte er nicht, dazu waren ſeine Herzensbedürfniſſe viel zu oberflächlich geweſen — Hinderniſſe weiſen immer am erſten in Tiefe und Nachdenken, und dafür ſuchen und erwerben wir uns Begleiter; Hinderniſſe hatte es aber vorher in ſeiner Exiſtenz nicht gegeben, er hatte Niemand gebraucht. So oberflächlich läßt uns ein ungeſtörtes Gelingen; was die Leute ſo ohne Weiteres Glück nennen, das iſt ein einzelner, junger, einſamer Baum — wenn plötzlich der Sturmwind über die Fläche ſtürzt, dann bricht er ihn jäh, nicht links noch rechts ſind Genoſſen, welche einen Theil der Windskraft aufnehmen und alſo ihre Wuth brechen helfen.

Am Abende war es Guſtav unwiderleglich klar, daß er Angélique nicht heirathen könne, auch wenn nichts im Wege ſtünde, als die Meinung der Leute.

Wüſten, traurigen Herzens ging er nach Angélique's Hauſe; voll, ſchwer und warm ging der Nachtwind, und einzelne, große Tropfen fielen aus dem feſtbedeckten Himmel; auch die Natur glich einem ſchwer bedrängten Jünglinge, der nicht zum vollen Schmerzensausbruche kommen mag — die Straßen waren todtenſtill, ſein Tritt hallte wieder.

Angélique erwartete ihn auf dem Balkon und führte ihn raſch in's Zimmer; ſie hatte einen ſchwarzſeidnen Mantel umgeſchlagen und ſchien ſehr ängſtlich. Schnell, ſchnell, Guſtav — flüſterte ſie — damit Dich Niemand ſieht, und ſprich leiſe. —

Wo iſt Deine Kühnheit, Deine Zuverſicht hin, Angélique?

Ach, Guſtav, ſeufzte ſie und lehnte ſich weinend an ſeine Bruſt — der Vater hat heute eine ganze Stunde in mich hinein geſprochen; wir haben gar keine Ausſicht.

Guſtav glaubte Alles zu überſehn. — Den Vortheil gewährt eine reiche Stellung faſt immer, daß ſie ein Zartgefühl für zweifelhafte Beziehungen lebendig erhält, was in der Trivialität des Mangels leicht untergeht, und bei bedrängten Umſtänden nur den beſten, von Kindesbein an noblen Naturen bleibt. Auch der letzte Schatten von Täuſchung, die letzte Illuſion unabhängiger Zuneigung, die für ihn bei Angélique vorausgeſetzt werden durfte, ſchwand.

Ja wohl, ſagte er, wir haben keine Ausſicht, und ſind fertig. Dabei umſchloß er ſie noch einmal krampfhaft, wie ein Schiffbrüchiger, der einen letzten lebhaften Anlauf des Schwimmens verſucht, obwohl er weiß, daß er gleich darauf völlig erſchöpft ſein und untergehn werde. Dies Gefühl ſchien ſich auch Angélique mitzutheilen, ſie hielt ihn feſt in der Umarmung, welche er raſch beenden wollte, ſie drängte ſich mit voller Hingebung an ihn, bedeckte ihn mit Küſſen, ſchluchzte und bebte.

Der Augenblick, das wirkliche Leben iſt ein Rieſe gegen alle Zukunft. Auch Guſtav gab ſich dieſem Liebesgenuſſe der Verzweiflung völlig hin — bei einer Bewegung des Armes ſtieß er an Pap's Käfig, der in der Nähe ſtand; halb ermuntert, halb ſchlafend rief Pap das Einzige, was er wußte, „Glück zu!“

Der Gedanke, daß dies thörichte Weſen Recht gehabt, flog an Guſtav's Seele vorüber wie ein ſchneller Vogel; weiter denken mochte er nicht, weder er noch ſie ſprachen ein Wort, auch als er ſich losriß, und nach dem Balkon eilte —

Falle nicht, Guſtav — leb wohl, leb wohl! flüſterte ſie aus dem Zimmer nach, während er raſch hinabkletterte.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel — noch einen flüchtigen Rückblick warf Guſtav auf das Haus, und murmelte zwiſchen den Zähnen: Auf Nimmerwiederſehn! Hinter der wogenden Neigung, die nichts Feindliches duldet, ſchien tief zuſammengekauert Entrüſtung und Zorn zu lauern.

Er weckte zu Hauſe den Bedienten, ließ einen Poſtwagen holen und fuhr in Nacht und Regen aus der Stadt.

Ade, mein Glück, meine Jugend! ſprach er, als das Steinpflaſter aufhörte, und drückte ſich in die Ecke und hüllte ſich in den Mantel, um den Schlaf heranzulocken, um bewußtlos zu werden.

14.

Als er des Morgens erwachte, ſchien die Sonne, das Land dampfte in Regenerquickung, Lerchen ſtiegen links und rechts in die Höhe, ein Ackerknecht am Wege ſang ein Lied — und ihm war ſo wüſt zu Muthe.

Der Wagen rollte auf der Straße nach Wien — er erinnerte ſich nicht, geſagt zu haben, wohin er wolle, es war ihm gleich viel, nur hinweg von Prag! Zu eigentlichem Denken kam er auch nicht, höchſtens zu Gedanken, und ach, wie quäleriſch waren die! Von Zukunft wußte er nichts, und wollte nichts wiſſen, an Geld dachte er gar nicht, obwohl es juſt das Geld war, welches ihn unglücklich gemacht hatte.

Selten ſtieg die Idee in ihm auf, ob er auch Angélique Unrecht thue, aber tauſend Stimmen riefen dann immer zu gleicher Zeit Nein, und ſo ergab ſich denn in ſo geſtörter Lage, wo Kombination, Urtheil und Sicherheit ſo weit abzuliegen ſchien, die Erkenntniß klar und deutlich, welche ihm früher wildfremd geblieben war, daß Angélique nur den glücklichen Guſtav lieben könne. Ihr Weſen, meinte er, ſei ſo verwebt mit all den bürgerlichen Anſprüchen des Glanzes und der Wohlhäbigkeit, daß ihr jedes Opfer unmöglich geworden, daß ſie einer rückſichtsloſen Neigung gar nicht mehr fähig ſei. Und dieſe moderne Neigung, rief er entrüſtet aus, iſt in alle Ewigkeit keine Liebe, iſt nichts als eben eine Neigung.

So wenig Reflexion und Anwendung ſonſt ſeine Sache war, und nur durch Unglück geweckt wurde, ſo hatte er doch vielleicht einen Theil des Richtigen damit getroffen. Mag es ein richtiger Weg der neuen Welt ſein, das unklare

Idealiſiren zu verlaſſen, ſich an wirkliche Verhältniſſe anzuſchließen, das unerklärt Höhere im Menſchen, dieſe Brücke zur Gottheit, kann ſie leicht darüber ganz verlieren, ihr Weg ſtreift dicht am Abgrunde der Trivialität hin. Möge es ihr gelingen, die ſo viel auf kleine Nüancen gibt, darin den richtigen Punkt zu treffen. Das ſetzt den Anſpruch an eine außerordentliche Bildung voraus, denn ſie hat zu Gunſten und für die Wahrheit des Individuums viele allgemeine Haltpunkte aufgelöſt, und nun muß denn auch das Individuum alle Hülfe in ſich ſelber finden. Sonſt, ja ſonſt fand das Mädchen die Verhaltungsregeln in jedem mittelmäßigen Roman, man war ſchematiſirt, Edelmuth und Laſter lagen ſonnenklar wie nahe Ufer einander gegenüber; anders iſt's mit modernen Mädchen wie Angélique, die ſich keck ihren eigenthümlichen Anforderungen hingeben, und Guſtav konnte wohl Recht haben, daß gerade ſeine Braut das Beſte dabei verloren hatte. Ach, und wie ſchön, wie begehrenswürdig ſtand das reizende Geſchöpf noch immer vor ſeinen Sinnen, noch ſchien es ihm eigentlich ein Frevel, ſie zu ſchelten — ſchnell, ſchnell weiter, Poſtillon, ich habe Eile. Und ſo gab er große Trinkgelder, um nur ſchnell nach Wien zu kommen, obwohl er nicht im Geringſten wußte, was dort zu thun ſei.

Aus jener Zeit des Ueberfluſſes, wo er frei über das große Vermögen verfügte, befanden ſich zufällig in ſeiner Chatulle noch einige tauſend Gulden; augenblicklichen, gemeinen Mangel bemerkte er alſo nicht; daß ſie zu Ende gehen würden, bedachte er noch weniger, mit ſolchem Detail hatte ſein Kummer nichts zu ſchaffen.

In Wien erlebte er einen Zuſtand, der viel Aehnlichkeit mit dem eines Nachtwandlers haben mag; er trieb ſich in der Außenwelt herum, ohne ſie zu ſehen; er verkehrte mit ihr, in ſo weit die angeeigneten, halb Schritt und Tritt gewordenen Formeln der Geſelligkeit: das mit ſich bringen wie man denn wirklich ein ganz höflicher Menſch ſein kann, ohne etwas zu denken und zu empfinden, er ging in's Theater, in's Luſtſpiel, ohne zu lachen, er aß und trank, und paſſirte für einen wohlerzognen, etwas blaſſen und wortkargen, aber recht intereſſanten jungen Mann. Jener nachtwandleriſche Zuſtand prägte ſich aber am Wunderbarſten darin heraus, daß er mehr las, als je in ſeinem Leben, daß er die Bücher zu Ende brachte, ohne ſich dafür zu intereſſiren, und — daß von all dieſen unklaren Eindrücken und dem ſchweigenden Schmerze ſeines Weſens ſich dennoch eine ganz neue Welt in ihm ausbildete, von welcher er keine Ahnung hatte, ſo tief er auch ſchon darin befangen war.

Werden wir nicht oft genug daran erinnert, es gleiche unſer innerer Menſch der fruchtbaren Erde, die alle Stoffe im geheimnißvollen Schooße verarbeite, keimen und wachſen mache, die dann plötzlich mit einer Fruchtbarkeit überraſche, deren

Samen und Zeitigung uns entgangen iſt? Glauben wir nicht oft genug der Spur zu begegnen, neben dem Zuthun unſrer Kräfte walte und ſchaffe eine zeugende Atmoſphäre der Schöpfung, die uns von Zeit zu Zeit mit unerklärlich Gereiftem überraſche?

So trieb es ſich um in Guſtav's Innerem, und er ſelbſt ward deſſen nicht inne. Das rein Aeußerliche und Zufällige ſeiner bisherigen Welt war krachend zuſammengeſtürzt, nicht der kleinſte Stab war zur Haltung übrig geblieben, nicht einmal die Einſicht kam ihm zu Hülfe, es müſſe nun von innen heraus eine neue Welt gebildet werden, um eine Exiſtenz möglich zu machen.

Das Göttliche der Welt, jenes unerforſchte Gewebe nahm ſich ſeiner an, ungewohnte Regungen, Kenntniſſe, Fragen ſpeicherten ſich auf in den verborgenſten Schlupfwinkeln ſeiner Seele, und wenn ſie auch ſein Unglück nicht änderten, ja, wie ſchon erwähnt, nicht einmal die Möglichkeit für ihn andeuteten, daß es geändert werden könne, ſo waren ſie doch von unendlicher Wichtigkeit. Sie ſchufen zunächſt wie den Uebergang in eine andere Luftſchicht, jenen feuchtſchweren Dunſtkreis poetiſchen Lebens, der oft lediglich unſer Daſein, den nothwendigen Reiz unſers Daſeins erhält; denn wo dieſer Reiz, die Spannkraft der Seele ganz ausgeht, da tritt Schwachſinn oder Tod ein. Dieſer Dunſtkreis lagerte ſich ihm um Augen und Schläfe, Schattengeſtalten aller Art gaukelten um ihn herum, und wenn er auch nichts erkennen, wünſchen, geſtalten mochte, ſo kam dies Treiben doch ſeinem geſunden Jugendkörper ſo weit zu Hilfe, daß er fortathmen und vegetiren konnte.

Zunächſt war es das Theater und der Roman, die ſich ein wenig feſter geformt in ſeinen Wünſchen herausſtellten; die Verhältniſſe, der Antheil ſind in ihnen meiſt ſo potenzirt, ſo ſtark und plump in Anſpruch genommen, daß ſie ſelbſt ein wüſtes Herz in einzelnen Punkten berühren. So kam er dahin, daß ihm das entſetzlich Tragiſche allmählig eine kleine Genugthuung verſchaffte.

Aber der Aufenthalt in Wien wurde bald dadurch unangenehm, daß ihm nicht ſelten Bekannte aus Prag aufſtießen, die ſein Schickſal wußten, und ihm wie Feinde erſchienen, ſie mochten es berühren oder nicht. Da ward ihm erzählt, wie Angélique munter ausſähe und lebte, wie ein andrer Freier ſich hervorgewagt und dem Anſcheine nach nicht üble Hoffnung habe — er packte wieder ſeine Sachen ein und reiſ'te von dannen, wüſten Sinnes, ohne Frage nach Ort und Zeit von Station zu Station.

Das iſt Berlin, hörte er eines Tags — alſo Berlin, ſagte er ſich, hier willſt Du ein wenig raſten. Aber Berlin iſt für ſolche Stimmung ganz und gar nicht geeignet: äußere Zerſtreuung, jene Zerſtreuung, wobei es keiner eignen Thätigkeit, keines Zuthuns bedarf, bietet es zu wenig, und ſeine Menſchen ſind nirgends weich und in der Art gefällig, wie ſie ein Unglücklicher wünſchen mag. Sie ſind beſonnen, verſtändig, nüchtern, um und um Produkte und Producenten eines Staates, der aus einer fortwährenden geiſtigen Thätigkeit und Aufmerkſamkeit geſchaffen iſt und erhalten wird, ſie haben und fühlen alle mehr oder minder ihren Bezug zum Staate; wildfremd mußte ein Menſch wie Guſtav bleiben. Freilich war es dieſem nicht wünſchenswerth, von den Leuten bedauert, befragt zu werden, aber im Grunde war es ihm doch zu ſtatten gekommen, ſich in Wien, von der gleichen Art zu ſprechen, das Nächſte zu wünſchen, zu vergleichen, von der gleichen Nationalität getragen zu fühlen. Das hatte er bisher nicht gewußt, jetzt aber empfand er es doch: wenn uns ein Weh in Anſpruch nimmt, da geht es leicht über unſere Kräfte auch noch neue äußere Verpflichtungen auf uns zu nehmen, und dieſe nimmt man auf ſich, wenn man in andre Sitte, Denk- und Ausdrucksweiſe eintritt. Oft dünkt uns in ſolchem Falle der bloße Umgangswechſel unerträglich: die bisherigen Bekannten kennen auch unſer Detail, ſie ſetzen voraus, und erleichtern dadurch, ſie fragen nicht mehr, warum wir ſpät aufſtehen und den Kaffee mit Sahne trinken, warum wir dies oder jenes Wort kürzer ausſprechen als andere Leute; um wie viel ſchlimmer iſt dies bei einem Ortswechſel, der ſo groß iſt wie der Unterſchied zwiſchen den öſterreichiſchen und preußiſchen Hauptſtädten.

Ein alter Wiener Kaufmann, der in ein und demſelben Gaſthofe mit Guſtav wohnte, an ein und derſelben Tafel mit ihm aß, brachte ihn auf die Entdeckung, daß die Exiſtenz in Berlin noch viel ſchwerer werden müſſe: dieſer Alte hatte nichts verloren, er betrieb ein vortrefflich Geſchäft in Berlin, er befand ſich ſehr wohl, und doch fehlte ihm Alles, das Eſſen war ganz anders, die Pfeifen nach Tiſche waren nicht bei der Hand, alle Lebensweiſe war ungewohnt, unbequem. — Du mußt fort von hier, dachte Guſtav, hier wirſt Du zermalmt.

Sein andrer Tiſchnachbar war ein ſanguiniſcher Franzoſe, der ebenfalls lebhaft auf ihn einwirkte, wie wir denn überhaupt juſt dann, wo wir's am wenigſten glauben, wo wir uns lediglich mit unſern Schmerzen beſchäftigt, für alles Andere geſtorben wähnen, die ſtärkſten Eindrücke erfahren. Unſere feinſten, innerlichſten Theile ſind ihrer Hüllen entkleidet, dem Einfluſſe offen; deßhalb bemerkt man ſo oft, daß im exaltirteſten Schmerze über einen Herzensverluſt ein neuer Erſatz viel eher und öfter gefunden wird, als wenn unſere Organe wieder in ſtumpfe Ruhe eingewiegt ſind.

Der Franzoſe war ganz Franzoſe und Politik: den Pariſern war juſt einer der Coups geglückt, woraus in Ermangelung ruhiger, organiſcher Entwickelungen, ſeit langer Zeit ſchon ihre Geſchichte ergänzt wird. Das ganze Faktum mit allem, was Glück, Zufall, Situation, drum und dran gehangen, ward in ſprudelndem Enthuſiasmus dem Verdienſte zugeſchrieben, und er mit ſeinen Landsleuten nahm ſich in dieſer Beleuchtung äußerſt anregend und beneidenswerth aus.

Guſtav, ohne den Begriff Objektivität zu kennen, fühlte eine Art Bedürfniß deſſelben, er ſuchte, oder ſein geſunder Inſtinkt ſuchte außen liegende Intereſſen, er fragte nach Politik. —

Vielleicht hat jeder geſunde Menſch den unwiderſtehlichen Trieb in ſich, in bedrohter Lage ſein Leben zu retten, das Leben nämlich vor allem Uebrigen, jede baare Verzweiflung mag eine Krankheit ſein, das Aufgeben der Exiſtenz ein Mangel an wirklicher Lebenskraft. Guſtav, obgleich wüſt und ohne Gedanken und ohne die mindeſte Ausſicht, jemals noch in einen leidlichen Zuſtand zu kommen, griff doch ſelbſt in ſeiner

Bewußtloſigkeit nach dem, was einem Anhalte ähnlich ſah, wie der Schiffbrüchige einſam auf unabſehbarem Meere nach einem Felſenriffe arbeitet, obwohl er weiß, daß er dort umkommen, verhungern muß, er rettet ſich doch vom nächſten Tode.

Ein Leben in der Politik hatte ſo gar keine Berührung mit Guſtav's zu Grunde gegangenen Intereſſen, daß er gerade deßhalb eine Hilfe, eine Unterſtützung darin zu finden hoffte; in der Noth greifen wir wohl inſtinktmäßig nach dem Nächſten, aber wir hoffen nur vom Aeußerſten.

Er ſetzte ſich auf die Poſt und fuhr nach Paris, ohne die Sprache ordentlich zu kennen, ohne von Frankreich etwas Ordentliches zu wiſſen. Das gab die ſchmerzlichſten Folgen; der alte Wiener hatte ihn gewarnt, aber Erfahrungen können eben nicht gelehrt, ſondern müſſen gemacht werden. Unter dem fremden Volke, den ungewohnten Gebräuchen und Verkehrsarten kam er ſich vor wie in der Wüſte; hatte ihn Berlin wegen ſeiner Verſchiedenartigkeit gequält, ſo glaubte er in Paris ſterben, verderben zu müſſen, ſah ſich wie ausgeſtoßen, von der ganzen Welt verlaſſen an; hatte er vorher geglaubt, es ſei ihm ein Bedürfniß, nicht geſehn, nicht beachtet zu werden, ſo erſchien er ſich hier, wo Niemand die geringſte Notiz von ihm nahm, wie gebrandmarkt, er bildete ſich manchmal ein, die Menſchen hätten alle eine Verſchwörung gegen ihn gebildet, jeder Einzelne kenne ihn wohl, und beſtrebe ſich, ihm völlige Nichtachtung zu bezeigen.

In ſolcher Zeit bricht aller Stolz, alle moraliſche Kraft, einem niedrigen Tagelöhner möchten wir uns rückſichtslos ergeben, damit wir einen Menſchen hätten, das Ueberſehen der kleinſten Theilnahme, welche uns geboten worden iſt, tritt mit Reue ausgerüſtet vor unſer Gedächtniß. Das war doch Einer, ſagen wir uns, welcher die allgemeine Verſchwörung gegen Dich einen Augenblick außer Acht ließ, warum haſt Du den Augenblick nicht benutzt, er kehrt nimmer wieder. Und Angélique! Angélique! rief Guſtav aus, ſie iſt ja doch auch einmal den Menſchen treulos geworden, ach, wenn ſie Dir jetzt nur noch ein Theilchen jener Theilnahme ſchenken, Dich zu dem ſchlechteſten Diener annehmen wollte, der die niedrigſten Geſchäfte zu verrichten hat! Du wollteſt verkümmern, wenn ſie einen Andern umarmte, aber dies Verkümmern wäre ein Glück gegen dieſen grauſam öden Zuſtand!

Brauchen wir ſelbſt bei einer ganz beachtenswerthen Bildung, die im Hintergrunde unſers Weſens ruht, eine gewiſſe Kraft für ſchwierige Lagen, um uns auf dieſen Halt ſtützen zu können, wie rettungslos wanken und ſchwanken wir ohne dieſe Bildung! Jedem Zufall fühlen wir uns preisgegeben, denn wir haben nichts, was uns nicht geraubt werden könnte, auf Diskretion ſind wir den Wogen der Welt überliefert — ſelbſt an

Wlaska konnte Guſtav denken, und ſich vorwerfen, daß er ſie von ſeiner Theilnahme abgewieſen habe.

So ſaß er denn auf ſeinem glatt meublirten Stübchen, Sonne und Regen liefen draußen warm über die Straße, bunte, wirre Menſchenmenge ſtrich unten geräuſchvoll auf und ab, ſchnell geſprochene Worte der ihm halbfremden Sprache waren zuweilen von unten herauf und draußen im Korridor zu hören und erinnerten ihn nur daran, daß er wildfremd und ohne allen Bezug da ſei. Der einzige Troſt dieſer Zeit war ein deutſches Buch, was er im Winkel ſeines Koffers fand, „die Erzählungen deutſcher Ausgewanderten" von Goethe. Wunderte er ſich auch, wie man ſo einfache Dinge beſchreiben, beſprechen könne, war ihm auch Urſache und Mittelpunkt des Buches fremd oder doch unentdeckbar, einer wohlthuenden Wirkung ward er doch inne, und gab ſich ihr zuweilen dergeſtalt hin, daß er ſich von

Thränen in den Augen überraſcht fand, wie in den Armen der Heimath, wie in den ſüßeſten Reizen derſelben glaubte er ſich zu fühlen bei dieſer Lektüre, unter ſanften, wohlgebildeten Menſchen, die eine Theilnahme, ein Mitleid, einen ermuthigenden Troſt auf der Lippe haben für alles große und kleine Weh, auch für ſelbſt verſchuldetes. Denn er fing jetzt an zu glauben, daß er ſchuld ſei an ſeinem Unglück, weil er einzuſehen begann, daß er niemals etwas gethan, gelernt, geübt habe, was ihm Halt und Nachdruck von innen heraus gewähren könne, und weil er doch ſah, wie alles in den einfachen Darſtellungen ſeines deutſchen Buches auf eine Hinterwand des menſchlichen Inneren gelehnt ſei.

Lernen mußt Du, lernen! rief er, wie die Leute denn immer glauben, es ließe ſich Alles wieder gut machen durch eine einzelne gewaltſame Anſtrengung, die eine einzelne bleiben kann, auch wenn ſie Jahre lang dauert.

Aber die Politik, welche ihn hergelockt hatte, und welche wie das zunächſt Nothwendige ausſah, was gelernt werden müſſe, empfing ihn ſehr übel. Da ſollten Journale geleſen werden, deren tauſend kleine hiſtoriſche Bezügniſſe er nicht kannte — es iſt, als wenn ein Fremder in große Familienkreiſe tritt, da hört er eitel Stichworte, auf welche man einfällt, lacht, bewegt wird, ihm aber ſind ſie fremd, er bleibt unberührt, geht wie ein halb Tauber umher, Niemand gibt ſich die Mühe, ihn einzurichten, und wenn er nicht warten kann, bis er ſelbſt ein Quantum Geſchichte miterlebt hat, ſo muß er von dannen gehn. Wie hätte aber Guſtav in ſeinem unruhigen, prickelnden Zuſtande warten können!

Seufzend ging er im Zimmer umher; ſelbſt dafür fehlte ihm die Kraft, ſich ganz und tüchtig in ſeinen Schmerz zu verſenken, ſelbſt für dieſen Troſt in Größe und Tiefe des Schmerzes war er zu oberflächlich — nach außen hin flüchten ſolche Leute in die Theater; das Theater iſt gefällig für Alles, und ſchon darum eine ſo große Befriedigung. Es bringt alle Nüancen der Lebensreize: dem Nachdenklichen Stoff, ſich zu verſenken, dem Leichteren Anhalt und Bewegung, ſich fortzuſchaukeln, dem Zerſtreuten Abwechſelung, Anfänge — Guſtav ging in die italieniſche Oper. Da, in dieſer muſikaliſchen Welt kann man ohne Anſtrengung, ohne Gedankenoperation mitſchwimmen, ſeine Innerlichkeit angeregt fühlen, ohne die Sachen beleidigend bei Namen rufen, deutliche Bekenntniſſe ablegen zu müſſen.

Das glänzende Haus, dieſe Quelle europäiſcher Moden empfing ihn ganz artig: Putz, Glanz, Wohlthätigkeit üben ſtets ihren Zauber, bringen den Duft einer geſchenkten Welt, die auf Glück angewieſen ſein kann. Nur ein aufgelöſter, innerlich vernichteter Menſch kann in der italieniſchen Oper zu Paris dieſem Eindrucke ganz entgehn, nicht aber ein blos geſtörter, wie Guſtav war. Jung, körperlich kräftig, nur von Zufälligkeiten verlaſſen und betrogen, konnte er ſich im Grunde noch nicht ſchlimmer befinden, eine eigentliche Geſchichte, welche die Nothwendigkeit ſeines Lebens in ſich eingeſchloſſen hätte, war in ihm nicht getödtet, denn er hatte noch keine gehabt, er war wie die meiſten Menſchen noch nichts geweſen, als eine Pflanze, die von der Natur geſchaffen und gezeitigt worden. Regen und Sonnenſchein laſſen ſie einmal gegen Gewohnheit im Stiche, ſie neigt ihr Haupt, aber die Bildungskeime ihrer Wurzel, die noch auf keine Weiſe in Anſpruch genommen ſind, ruhen noch unverletzt in ihr, ein warmer Regen, ein kräftiger Sonnentag können alles wieder gut und beſſer machen. Solch ſogenanntes Unglück iſt nur eine Decke, die abgehoben werden kann, die meiſten Menſchen laſſen ſich durch die herkömmliche Meinung, die ſtehenden Formeln der Gedanken — und ſchlußweiſe unglücklich reden; im Grunde haben ſie nur die Gelegenheit zu ſuchen, wie ihnen ein Freimachen gelinge; dieſe Gelegenheit iſt Alles, iſt ein Glück, was ſelten ſo genannt wird — hemmt die unergründlich kräftige Natur nicht, weckt vielmehr die ewig exiſtirende Befähigung, glücklich zu werden, und ihr könnt das Glück alle Tage finden. Das wahre Unglück beſteht darin, daß die Menſchen ſich jämmerlich glauben.

Alle Gedanken liegen in allen Menſchen, auch die gebildetſten in den ungebildeten Leuten; ſie können von dieſen nicht entwickelt, nicht gedacht werden, aber als Hauch werden ſie empfunden mehr oder weniger: Guſtav wußte von dem eben angeführten Ideengange nichts Rechtes, aber er empfand ein tröſtliches Behagen, wie es ſolcher Ideengang hätte erzeugen können, als er ſich während der lockenden Ouverture auf ſeinen Sitz niederließ, mitten unter geputzten ſchönen Leuten, denen es auf der Stirn geſchrieben ſtand, daß ſie jeder Freude, jeder feinen oder kleinen Lockung gewärtig ſeien.

Gegen Ende der Oper ward er auf eine Loge gegenüber aufmerkſam, der Hut verbarg ein junges Damengeſicht, Lebhaftigkeit des Geſprächs und der Bewegung gab nur wechſelnd ein wenig des Profils ſeinen Blicken; aber es war hinreichend, ihn in die lebhafteſte Aufregung zu verſetzen. Die Oper war zu Ende, die Dame erhob ſich, er ſah ihr volles Antlitz, und mit dem Ausrufe: „Angélique!“ ſprang er auf und eilte nach der Thür. Aber ſchon waren die Korridors mit Hinausgehenden angefüllt, er konnte nur langſam vorwärts, auch wußte er die Logennummer nicht; als er an den wahrſcheinlichen Ort kam, war Alles leer. Das weite Paris fiel ihm ein, eine quälende Angſt überkam ihn, er drängte ſich mit leidenſchaftlicher Haſt Treppe auf, Treppe nieder; umſonſt, er eilte an den Ausgang; aber es gab mehr als einen; noch einmal drückte er ſich durch die Menſchen zurück, auf der Treppe kam er nicht weiter, und mußte umkehren — da, da am Ausgange war ſie, und blickt ſie nicht ebenfalls zurück, und winkt ſie nicht? **Monsieur — mais Monsieur!** hieß es von allen Seiten gegen den rückſichtslos durcheilenden Guſtav. —

Angélique! rief er im Portale, als eben der Wagen raſſelnd fortrollte in's weite unendliche Paris hinein — haſtig ſtürzte er wohl nach einem Fiaker, aber der Wagen war nicht mehr zu erkennen, nicht mehr einzuholen, zwecklos, troſtlos fuhr der erregte Guſtav bis nach Mitternacht in den Straßen umher.

In den nächſten Tagen durchirrte er nun ganz Paris, jedes Caffeehaus, alle Theater, öffentliche Orte, Spaziergänge wurden aufgeſucht — Angélique war nirgends zu finden. Das Reſultat war folgendes: Guſtav war in einen lebhafteren Verkehr mit der Pariſer Welt genöthigt, ſeine Aufmerkſamkeit war herausgefordert worden, mancherlei reizende Eindrücke, denen nachzuhängen Zeit und Simmung nicht geſtattete, hatten ſich angeſiedelt und wucherten in der Stille; dies zeitigte den verborgen ruhenden Gedanken, dem Unglück zum Trotz Reize des Lebens aufzuſuchen, Freuden gewaltſam zu erzeugen, welche der herkömmliche Verlauf nicht gewähren wollte. Ferner: eine glühende Scham überſtieg ihn, nochmals leidenſchaftlich um ein Mädchen bemüht geweſen zu ſein, das ihn mit dem Glücke verlaſſen habe. — Menſchen, die niemals über Heiligkeit und ſittliche Nothwendigkeit ſtarker Neigungen nachgedacht haben, bieten oft den unerfreulichen Anblick dar, daß ſie einen ordinairen Stolz mit in Anrechnung bringen beim Bemühen um ihre Liebe. Dieſer triviale Feind beſter Regungen, die an ſich in gar keinen Konflikt mit konventionellen Rückſichten der Art gerathen ſollen, verwüſtet oft die beſten Keime. Guſtav ließ ſich plötzlich dergeſtalt davon überwältigen, daß er jetzt nicht mehr umgeblickt hätte, wenn er Angélique auf der Straße begegnet wäre. Und ihr zum Trotz, ſagte er, willſt Du jetzt Dein Leben genießen. Nur die edelſten und zugleich gebildetſten Naturen widerſtehen der Lockung dieſes Gegenſatzes, beim Verluſt der theuerſten Reize ſich durch die wohlfeilſten zu entſchädigen, ein Gegenſatz, welcher durch Drang, ſich zu äußern, dem Unwillen und Trotze thätlich Raum zu geben auf das Ergiebigſte unterſtützt wird.

Guſtav ſuchte jene flüchtigen Bekanntſchaften großer Städte, welche ſo herausfordernd und Zerſtreuung verſprechend ſind — dazu bedurfte es aber größeren Eingehens in Sprache und Intereſſe der Pariſer, es mußte geredet, und irgend ein Intereſſe, wenn auch ein triviales, angeregt oder doch geheuchelt werden, denn die Pariſer Griſette baſirt ihr Element wie die Salondame auf Converſation. Der Reiz der Franzöſinnen iſt viel weniger ein blos äußerlicher, ſie ſind im Durchſchnitt nicht beſonders ſchön, und bedürfen zur

Eroberung aller Beihilfe, welche Tournüre, Gewandtheit, kurz welche Aeußerungen gewähren, die nicht in das blos Körperliche zu rechnen ſind. Dieſer Anſtrengung wurde Guſtav bald müde, beſonders da ihn nur Gereiztheit zu dieſen Bekanntſchaften getrieben hatte, und da er im Grunde nur einen ſanfteren und gefälligeren Eindruck auf ſein verletztes Herz brauchte, ſo blieb er bei ſeiner Zimmernachbarin, der ſentimentalen Laurette raſten, die ihm mit einer gewiſſen Innigkeit zu begegnen wußte. Es wird übrigens bald zu bemerken ſein, daß hier bei dem Worte ſentimental nicht an den Begriff zu denken iſt, welchen ſich die Deutſchen davon machen.

15.

Laurette ſang des Morgens mit ſanfter Stimme:

Femmes voulez vous éprouver,
Si vous êtes encore sensibles,
Un beau matin venez rêver
A l'ombre d'un bois paisible:
Si le silence et la fraicheur,
Si l'onde, qui fuit et murmure,
Agite encore votre cœur,
Ah, rendez grace à la nature.

Dann klopfte ſie an die dünne Wand, welche ihr Zimmerchen ſchied, wünſchte ihm einen guten Morgen, und wenn ſie Antwort erhielt, verſpottete ſie den langſchlafenden Deutſchen. Ihr habt keinen Sentiments, ihr blonden Leute, pflegte ſie zu ſagen, der Franzoſe ſchlummert nur, um zu träumen, ihr Bären aber ſchlaft, um zu ſchlafen, und Appetit zu bekommen, es iſt ein wahres Unglück, einen Liebhaber aus Deutſchland zu haben. Ihre Chocolade wartet ſchon lange, Monſieur!

Guſtav kam dann, um bei ihr zu frühſtücken — ſie ſaß auf dem Fenſtertritt und nähte Putz und ſah allerliebſt aus. Die Deutſchen nennen es „wie aus dem Ei geſchält.“ Zu ſchwatzen hatte ſie immer ſo viel, daß Guſtav nicht zum Nachdenken über ſeine Lage kam, und das war ihm eben recht. Sie trug ein kleines Häubchen mit offnen, fliegenden Bändern, hatte ſchwarze Augen, eine feine längliche Naſe, die ſchönſten Zähne, einen kleinen wunderſchönen Fuß, der ſeine eigne Geſchichte auf dem Tritt zu ſpielen wußte, in allerhand kleinen zierlichen Bewegungen — nicht ſelten pflegte ſie zu ſagen: mein Fuß iſt heut ſehr republikaniſch geſinnt, iſt voller Emeuten und will keine Feſſeln dulden, Monſieur Guſtave, helfen Sie ihm! Dann mußte er ihr das Stiefelchen aufknöpfen, und wenn er Luſt hatte, den weißen, prallen Strumpf küſſen. Ihre Taille war ganz Taille — die Taille das bin ich, pflegte ſie zu ſagen, ohne Taille gäb's für mich keine Exiſtenz. Nur Barbaren, wie Ihr, können behaupten, wir ſeien zu dünn und zu mager, dicke Weiber haben kein Herz, oder ein unzugängliches, verſteckt, verbaut, verwachſen mit Fleiſch und Maſſe, ach das Herz, weil es ſo offen liegt, erfährt ſo viel Freude und ſo viel Schmerz, oh, mon cher ami, ſo viel Schmerz! Aber dieſer Schmerz iſt das Beſte auf der Welt. Mein ſchöner Maurice, ich weiß es, tobt jetzt lüderlich in Paris umher, weil ich ihm adieu geſagt habe; aber konnt' ich anders? hat es mich nicht auch geſchmerzt wie ein Dolchſtich? enfin, es ging nicht anders, er wurde eigenſinnig, ungezogen, er vernachläſſigte alle Galanterie, auf dem

boulevard des Italiens hab' ich an einem Abende dreimal mein Taſchentuch fallen laſſen und hab' es zweimal ſelbſt aufheben müſſen, das dritte Mal that's ein ſchöner blaſſer Mann, mit einer breiten Schmarre auf der Stirn — 's mag ein tapfrer Mann ſein, oh die Schmare war groß, und in den Augen lag ſo viel Muth, ein ſehr intereſſanter Mann, und ich denke ihn wohl ein mal wieder zu ſehn; Monſieur, Sie könnten mich heut Abend auf den **boulevard des Italiens** führen — ja, denken Sie, Maurice hat's nicht ein einzig Mal aufgehoben, da war es aus. Und eiferſüchtig wollt' er auch ſein, ah, hübſch eiferſüchtig, das iſt was Reizendes, aber unartig muß er nicht werden; man muß ſich lieben, ah, man muß es nicht treiben, wie die Hortenſe da drüben und die Juliette, meine luſtige Freundin, und wie die meiſten meiner Bekannten, nein, mein Herr, das iſt eine Tändelei; von zarter Rührung, von höherem Gefühle wiſſen ſie nichts, ſie haben nie im Boulogner Walde geſchwärmt, ſind nie mit einem empfindſamen Romane auf kurze Zeit unglücklich geweſen — Monſieur Guſtave, Sie glauben's wohl nicht, ich habe viel in meinem Leben ſchon empfunden. Schon von Jugend auf, aus Familienrückſichten; hören Sie — aber wer wird ſo viel zum Frühſtück eſſen, ſo viel! hören Sie! Meine Mutter iſt ſehr ſchön geweſen, ſehr ſchön, alle Leute auf dem Cours in Marſeille nannten ſie die ſchöne Louiſon; ein Gardiſt, mein Herr, von der alten Garde des Kaiſers, er iſt mit in allen Welttheilen geweſen, gegen die Menſchenfreſſer in Afrika und gegen die Fiſchfreſſer an der Oder, hat einen prachtvollen Schnurrbart gehabt, und iſt ſo galant geweſen, wie ſonnenverbrannt und tapfer, alſo der Gardiſt, ich glaube, er hat Charles geheißen, hat meiner Mutter die Cour gemacht und ſie haben ſich heirathen wollen, da iſt eine große Schlacht paſſirt und die Ruſſen haben ihn todtgeſchoſſen, die abſcheulichen — iſt's denn wahr, daß ſie alle nach Leder riechen? Alſo, wie ich denn auf die Welt gekommen bin, hab' ich ſchon keinen Vater gehabt; meine Mutter hat noch viel Glück gemacht und iſt noch lange ſchön geblieben, aber als unſere Leute nach Algier ſchifften, da hat ſie ſich von einem jungen Ingenieur verleiten laſſen, mitzugehen, und iſt nicht wiedergekommen. Ich war damals im fünfzehnten Jahre und ſtudirte bei Madame Marly die Kunſt des Putzes; Madame Marly hatte einen blondgelockten ſechzehnjährigen Sohn, der war ſehr liebenswürdig, ging mit mir ſpazieren, las mir Gedichte und Theaterſtücke vor und lehrte mich höhere Empfindungen; aber wir Frauenzimmer machen darin ſchnellere Fortſchritte, ich hatte den hübſchen Robert bald überholt, und der ſchwarze Armand, der in unſerer Nähe wohnte, ſchien mir unterrichteter und vorzüglicher. O, Monſieur, mein Armand war wirklich ein gefährlicher Mann, wir gingen zuſammen hierher nach Paris, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätten ſie ihn nicht am 6. Juni beim Kloſter St. Mery erſchoſſen, denn er war ein ganzer Republikaner, und ſehr ſtreng und ſchlimm, auch gegen mich — oh, mon pauvre Armand! — wenn ich mir irgend einen hübſchen Burſchen genauer anſah, ſehr ſtreng und ſchlimm; ich fürchtete mich auch manchmal ein wenig vor ihm, aber ich hätte vielleicht nie von ihm laſſen können, nun, er iſt todt, der Arme, laſſen wir ihn; dann kam Maurice, um mich zu tröſten, und Sie heißen Guſtave, Monſieur, nicht wahr?

Und die Leute haſt Du alle geliebt, Laurette?

Vraiment, und warum? Die kleinen Spielereien dazwiſchen hab' ich vergeſſen. —

Und das nennſt Du Liebe?

Mon dieu, wie ſonſt?

Wir nennen das Paſſionen.

Eh bien, iſt das was anders?

Man ſagt's; in Deutſchland ſollen ſie einander mitunter ſo zugethan ſein, daß alle übrige Welt für ſie aufhört, daß ſie alle übrige Welt in einander erblicken.

Ja, aber wie lange?

Immer. —

Oh! wollen Sie eine ſolche Paſſion für mich haben, Monſieur Guſtave?

Nein; ich glaube nicht an die Uneigennützigkeit der Neigung. —

Was iſt das Uneigennützigkeit der Neigung? **A propos**, das iſt recht ſchön, die ganze Welt für eine Perſon aufzugeben, aber iſt es nicht kindiſch, da es ſo viel in der Welt giebt, iſt es nicht wenigſtens in Paris kindiſch?

Guſtav ertrug dieſe Tändelei mit Laurette doch nur eine kurze Zeit; er ſagte ſich vor: es iſt eine Tändelei der Verzweiflung, und Du willſt zur Kurzweil ein wenig damit experimentiren. Als er denn eines Abends nach Hauſe kam, und Laurettes gewöhnliches Feierabendliedchen hörte:

„Eh, que fais tu ici ma Jeanette,
Que fais tu ici à la porte?
J'attends ici ma maitresse,
Qui va entrer au cabaret.“

trat er mit den Worten zu ihr ein: Es muß Abſchied genommen werden, Laurette. —

Eh, warum mon cher?

Ich habe im Spielhauſe meine letzte Baarſchaft verloren, und habe keinen neuen Zufluß zu erwarten.

Eh, das iſt ſchlimm; aber ich habe in der letzten Woche wenig gebraucht, reicht ein Weilchen für uns beide. —

Ja, was hilft ein Weilchen.

Ah, ein Weilchen iſt Alles, jede nächſte Zukunft iſt ein Weilchen, nous verrons.

Dieſe Gutherzigkeit hatte etwas Rührendes für ihn: ſeine wirkliche Liebe hatte er nur des

Geldes willen verloren, eine leichtſinnige Griſette theilte ihre letzten Franks mit ihm! Wie ſchmeichelte das einem Herzen, das ſich aufgegeben hatte, und er glaubte wirklich ein paar beglückte Tage zu genießen, als Laurette lachend und ſcherzend für ihn ſorgte.

Es waren aber nur einige Tage: wiederum kam er gegen Abend nach Hauſe, wiederum hörte er in ihrem Zimmer ſingen, aber es war ein ganz kräftiger Tenor, der die Worte recitirte:

J'attends ici ma maitresse,
Qui va entrer au cabaret. —

Es wurde gelacht und geſchäkert bei Laurette — ſie rief wohl einmal: Monſieur Guſtave, ſind Sie zu Hauſe? Ich habe Beſuch — wie geht es Ihnen? ſie hatte am andern Morgen auch noch Frühſtück bereitet, aber ſie war zerſtreut — kurz, die Herrlichkeit war zu Ende, und Guſtav lachte bitter. Was er im Scherz geſagt, ſah er jetzt im Ernſte herannahn: ſeine Kaſſe ging zur Neige. Bis dieſen Augenblick hatte er nicht daran gedacht — fort nach Deutſchland, fort aus dieſer Wildniß rief er, packte, legte Lauretten eine Entſchädigung für ihre Auslagen in's Nähtiſchchen und fuhr in einem Striche wieder bis Berlin zurück. —

— Dieſer Ausflug nach Paris hatte ihm, wie man ſich auszudrücken pflegt, den Gnadenſtoß gegeben.

13.

Die Kinder erben der Väter Sünden, heißt wohl zunächſt: ſie erben den Glauben der Sünde, wie ihn die Väter gehabt, ſie halten das ebenfalls für Sünde, was jene dafür gehalten haben. Guſtav empfand die Schmerzen, wie ſie ihn die Tante gelehrt hatte — wie wenig Menſchen empfinden individuell, ſo wie der Bezug auf die ſogenannte Moralität gerichtet iſt!

Dieſe Pariſer Zuſtände hatten ihn vernichtet: eine Konſequenz bis in's Kindiſche war ihm von Jugend auf als etwas Nothwendiges, Unverläßliches vorgeſtellt worden, wie hatte er ſie verletzt, als er Angélique in Paris zu ſehen meinte! Sein wilder Verſuch, ſich durch ordinaire Freuden zu entſchädigen, wie war er entſetzlich! Sein Verkehr mit Laurette, wie war er unſittlich! Und was blieb nun übrig auf der Welt? Zuerſt die äußere Welt verloren, dann des Herzens Welt, nun alle innere — Vernichtung, Fortvegetiren ohne Gedanken, wenn es irgend zu bewerkſtelligen war. Schlafen, über Trivialitäten ſprechen um nicht zu ſich zu kommen, das war das Nächſte, mitunter fühlte er's jetzt bei dieſen Geſprächen, daß nur ein dünner Nebel zwiſchen ihm und der Verſtandesloſigkeit hinge, den ein raſches, energiſches Verlangen ſeines Geiſtes und Herzens zerreißen könne; richte, lehne Dich jetzt einmal entſchloſſen auf, flüſterte es in ihm, und Du biſt ſchnell fertig mit dieſer Anſchauungswelt. Solch Bewußtſein, unſere Welt des Gedankens und geiſtigen Verkehrs auf ſolche Weiſe in der offnen Hand zu haben, daß man in jedem Momente ſich ihrer entäußern kann, hat zugleich etwas Entſetzendes und etwas Beruhigendes.

Wie beneidenswerth erſchien Guſtav das Unglück, als er von Prag geflohen war! Damals warſt Du reinen Unglücks, jetzt biſt Du befleckt — fort, weiter! Der Menſch muß immer etwas zu bedauern, zurückzuwünſchen haben.

Er ſetzte ſich auf die Poſt, welche eben abging — ihr Cours war nach Stettin.

Da ſtand er nun mit übereinander geſchlagenen Armen auf dem Damme der hoch und voll gehenden Oder, es war ein friſcher, klarer Herbſttag, der Wind jagte einzelne trockne Blätter vor ſich her, unten am Fluſſe war eifrig Treiben und Geſchäft, man lud Schiffe aus, und befrachtete andre. Kalt und herbſtlich war es in ihm, doch bedünkte es ihm ein Genüge, immer weiter in den Norden hinein zu kommen, den er ſich kahl und ſtill und öde dachte.

Ein Schiffer ſprach ihn an und fragte, ob er einen Platz ſuche auf ſeinem Fahrzeuge, noch heut Abend gehe es ab nach Danzig, und einen ſehr mäßigen Preis nannte er für Fahrt und Koſt. Nach Danzig? Das iſt noch weiter draußen, da hinten, wo es ſtill und einſam wird, dachte Guſtav — ja, ich will mit Euch fahren. Der Schiffer fragte nach der Wohnung des ſchnell gewonnenen Paſſagiers, um das Gepäck abholen zu laſſen — um ſieben Uhr war die Abfahrt feſtgeſtellt. Als ob er eine Art Beruhigung gewonnen hätte, ging Guſtav nach ſeinem Gaſthofe, es war doch ein neues, weiter abliegendes Ziel gefunden; ſo ſehr brauchen wir eine gewiſſe Beſtimmung, um eine üble Exiſtenz zu tragen, es iſt, als wäre unſern aufgelöſten Kräften dann die nothwendige Leitung abgenommen, wir fühlen uns wieder eingefügt in den Verband der Welt. Soll es doch den Unglücklichen ſichrer und ruhiger machen, welchem Tag und Stunde der Hinrichtung angekündigt wird, auch die feſtgeſtellte ärgſte Strafe iſt ihm ein haltender Beweis, daß er wieder in die Rechte und Folgerungen der Geſellſchaft eingeſchloſſen ſei. Der Stärkſte verlangt mit unbändigem Geiſte, allein zu bleiben, aber alle Neigungen in ihm ſuchen und brauchen einen Verband mit der Welt.

Es war Guſtav ganz ungelegen als der Schiffer gegen Abend ſagen ließ, die Reiſe könne erſt den andern Morgen angetreten werden, und als ſie am andern Morgen wieder bis zum Abende hinaus geſchoben wurde, da fühlte er ſich äußerſt ungeduldig und ärgerlich, obwohl er in Danzig nicht mehr zu ſuchen und zu erwarten hatte, als in Stettin. Ein junger Kaufmann, der mitreiſen wollte und Guſtavs Ungeduld ſah, drückte ihm ſein Bedauern aus, er wiſſe wohl, wie ſchmerzlich ſolch unnützer Verzug ſei, wenn man ein dringend Geſchäft habe, auch ihm könne ein Verluſt erwachſen, wenn der Schiffer noch lange zögere.

Wie trifft es uns empfindlich, wenn wir neben uns den Menſchen mit ſolch beſtimmtem Zwecke ſehn, das Leben deſſelben dünkt uns ſo erfüllt, ſo glücklich!

Am nächſten Morgen ſah ſich Guſtav auf offner See, ſo weit das Auge reichte, nichts als Waſſerwüſte, für das Ohr nichts als klappernde Taue, Geſchäftsworte des Schiffers — o, das that ihm wohl! Hier war Alles anders: nichts von den Beziehungen einer Welt, die ihm ſo verleidet war, Alles abgeſchnitten ohne Verbindung! Wie ſehnlich wünſchte er, das Meer möge nirgends Ufer haben, fort, fort in's Graue und Unendliche möge die Fahrt gehn in dieſer Weiſe, wo nichts zu denken, zu beſchließen ſei, wo er hineindämmre ohne weiteres Zuthun in eine Zukunft, in eine Vergeſſenheit.

Daß er Vergeſſenheit unklar wünſchen mochte, war das einzige Zeichen verborgener, bedeckter Jugendkraft in ihm: wenn man vergeſſen will, dann will man eigentlich auch einen neuen Zuſtand. Und einen Bootsmann beneidete er, der nach gethaner Arbeit in den groben, ſtarken Fäuſten ſein ſchwarzes Brot hielt und es mit unverkennbarem Behagen verzehrte. Könnteſt Du doch auch etwas verrichten, dachte er, was Dir ein einfach Mahl als erworbenen Gewinn verſchaffen könnte. Er bat den Schiffer, ihm eine Beſchäftigung anzuweiſen, dieſer lachte ihn aus, und der junge Kaufmann lachte tüchtig mit, Guſtav war nicht ſtark und klar genug, es durchzuſetzen.

So ſaß oder lag er denn auf dem Verdecke und ſah in die Weite; mocht' es ihn auch übrigens quälen, wenn der junge Handelsmann von ſeinen Plänen und Ausſichten für die Zukunft ſprach, weil ihm das die Meeresöde zu rauben drohte, ſo that es doch nicht viel, da des jungen Mannes Bezügniſſe und Wünſche all auf materielle Sachen gingen, die Guſtav nicht kümmerten, auf Beſitz von Gold und Gut und äußere bürgerliche Stellung, und es erlöſte ihn von etwas Anderem. In den erſten Momenten des Meergenuſſes nämlich hatte er gedacht nun allem Denken entrückt zu ſein, er wurde aber bald inne, daß man auch in der anhaltsloſen Wüſte und juſt in der Wüſte Gedanken produciren müſſe; den Gedanken entrinnt man ſo wenig wie der Luft, und ſie ſind dem Geiſte nöthig wie dem Körper das Athmen.

Freilich erinnerte ihn der Gedankengang des Kaufmanns auch an die zuſammengeſchrumpfte Börſe: er zog ſie heraus und fand, daß ſie nur noch wenige Thaler enthielt; er lächelte, die Folgerungen blieben ihm immer noch fremd.

Heftige Seekrankheit, welche die kurzen, raſchen Wellen der Oſtſee zu erzeugen pflegen, machte allem Denken ein Ende; in dieſem Zuſtande gibt es nur ein Fürchten, und es ſoll eine Naturmerkwürdigkeit ſein, daß dies entſetzliche, angſtvolle Uebelbefinden noch Niemand zum Selbſtmorde geführt hat. Todtkrank trat er an's Land in Danzig und ließ ſich nach einem Gaſthofe führen, unbekümmert um Börſe, Herz und Zukunft.

Am nächſten Morgen war alles körperliche Uebel verſchwunden und vergeſſen, er betrachtete die ſtattliche, alte Hanſeſtadt, welcher jener mittelalterliche Hanſeſtempel noch überall aufgedrückt war. Zu ſeinem Erſtaunen fand er vor den Thoren reizende Hügel, von denen über Stadt und Meer eine prachtvolle Ausſicht dargeboten wurde, ſeinem urſprünglichen, unbefangenen Weſen zum größten Genuſſe, ſeinem raffinirenden Geiſte aber zu einer Art von Betrübniß. In einer ſtumpfen, reizloſen Welt wollte dieſer untergehn, wie er ſich vorſagte; aber mit welchen Mitteln konnte er ſich nun weiter bringen? Die paar Thaler waren nach wenig Tagen im Weinhauſe verzehrt, wo er zu frühſtücken pflegte, im Gaſthofe bildete ſich eine Rechnung, kleine, ſtündliche Anforderungen an die Börſe, welche der Tag mit ſich führt, ließen den Mangel nicht mehr ignoriren, die direkteſte klägliche Verlegenheit war da und mahnte ungeſtüm.

Zweitauſend Thaler nicht zu haben iſt viel weniger unangenehm, als zwei Groſchen nicht zu haben, wenn man ſonſt ein anſtändig Kleid trägt und einen Roman geleſen hat. Seit das Geld ſo überaus wichtig und nothwendig geworden iſt, daß ſelbſt der Reiche deſſelben nicht eine Stunde mehr entbehren kann, ohne in Verlegenheit zu gerathen, ſeit der Zeit iſt aller abſtrakte Idealismus unmöglich geworden, und es gibt keine ungeſtörte poetiſche Verzweiflung mehr.

Wer weiß es nicht, daß die kleinen, jämmerlichen Uebelſtände der Geſellſchaft tiefer beugen, als die höchſten menſchlichen Leiden, wer weiß es nicht, wie viel Erziehung und Gewohnheiten dazu beiſteuern! Auch hier iſt das Glück Alles. Ein leichtſinniges, ja lüderliches Leben geführt zu haben, was weiter keine Folgen bringt, als daß wir und die Leute viel von uns zu erzählen haben, das macht intereſſant. Iſt es unglücklich abgelaufen, hat es Krankheiten und große Störungen zu Wege gebracht, dann wird es der ſchneidendſten Beurtheilung und Verurtheilung preisgegeben. Ein Lord, der um ſeinen Herzenskummer tolle Streiche macht, iſt eine poetiſche Figur, ein mittelloſer, unbegüterter Menſch, der innerem Drange rückſichtslos nachgibt, iſt eine Miſere, wird verſpottet, verhöhnt; wenn er die Zeche nicht bezahlen kann, geſchmäht und zu den Vagabunden geworfen. Das Verhältniß iſt Alles in einer Welt, die durch und durch das Produkt einer Kunſt iſt, darum kann Niemand das Glück entbehren, denn das Glück iſt ein günſtiges Verhältniß.

Guſtav, auferzogen in dieſen geläufigen Beziehungen, die Dinge nach ihren Folgen zu beurtheilen, die Exiſtenz darnach zu ſchätzen, wie ſie ſich äußerlich, geſellſchaftlich darſtellt, fühlte ſich ganz und gar vernichtet in ſeinem jetzigen

Zuſtande, der Gemeinheit rettungslos verfallen. Denn der Begriff von Gemeinheit lag ihm nicht in der Geſinnung, ſondern in der Art, wie er gegen die Welt erſchien, wie er, der beſitzloſe junge Mann gegen die Welt erſchien. Im Hintergrunde ſah er fortwährend ſeine Tante, wie ſie ihn ſtarren Auges und händeringend betrachtete.

Dies war der Moment, wo ihm der Tod als einziges Rettungsmittel erſchien; ſo viel gewaltiger wirkt auf ſolche Menſchen das, was ſie Schande, als was ſie Unglück nennen. Wie oft wundern wir uns, vom Selbſtmorde zu hören, den kleinliche Sorgen und Trivialitäten erzeugt haben — es iſt ein Bezeichnendes unſrer Zuſtände, daß uns das Detail über den Kopf gewachſen iſt, — in der alten Zeit hat ſich nicht leicht Jemand um Nahrungsſorgen das Leben genommen, weil die Geſellſchaft einfacher, die Bedürfniſſe geringer und wohlfeiler waren, da war Raum, nur den größten Regungen ſich hinzugeben. Die jetzige Aufgabe iſt darum, die Fähigkeit für größere Regungen zu retten, die Aufmerkſamkeit aber für alles Detail wach zu erhalten, weil es der ihm gewordenen Bedeutung halber kein Detail mehr iſt, ſondern größte Bedeutung gewonnen hat.

Großes Uebel hebt und trägt ſich ſelbſt, weil es ſeinen eigenen Dunſtkreis mit ſich führt, und von einer menſchlichen Ewigkeit durchweht iſt; kleiner Jammer, der immer ohne Verbindung mit den großen Gefühlen des Menſchen bleibt, vereinzelt, wirft in's Haltloſe, darum gehen die Menſchen öfter an ihm zu Grunde.

Der Gedanke an dieſe letzte offen bleibende Rettung ließ Guſtav noch ſo einige Tage hinleben, er fand einige poetiſche Bücher, mit deren kühnen Bezügniſſen er ſich höhniſch über die Jämmerlichkeiten der bürgerlichen Exiſtenz erhob — das war kein Werk der Einſicht, ſondern der Verzweiflung, aber es half doch für den Augenblick. Uebrigens ließ er durch einen Hauſirer, den er in einem entfernten Stadttheile aufgriff, ſeinen Siegelring um den erſten beſten Preis losſchlagen; er ſelbſt hätte ſich geſchämt, damit vor den Goldſchmied zu treten, und wagte es lieber mit dem Hauſirer auf die Gefahr, daß dieſer ihm mit dem Ringe davon laufen könnte.

Der Ertrag des Ringes gab die Mittel, wieder einige Tage in das Weinhaus zu gehn, wohin er ſich auf eine unerklärliche Weiſe gezogen fühlte. Dort ſaß er in einem dunklen Winkel und ſtarrte düſter vor ſich hin, bis im Nebenzimmer die Stimme eines jungen Mannes ſich erhob, welche jedesmal die auffallendſte Wirkung auf ihn ausübte; es war, als ob damit eine leiſe Freude durch ſein Herz flöge, und bei dem übrigens dumpfen, erſtarrten Zuſtande deſſelben war ſelbſt dieſer ſchwache Eindruck ein ſehr angenehmer. Das Angeſicht des jungen Mannes hatte Guſtav niemals ordentlich geſehen, da jener gewöhnlich ſchon im Nebenzimmer ſaß, wenn dieſer eintrat, und entweder länger blieb, oder beim Weggehn raſch vorüberſchritt. Es war eine lange, ſchlanke Figur, und der Unterhaltung nach war er ſehr lebhaft, er ſprach meiſtens von ausgezeichneten Charakteren, wie ſie in unſerm ſchlechten Leben gar nicht mehr zu finden ſeien, von den proſaiſchen Menſchen und Verhältniſſen heutiger Zeit, von der plumpen Uebermacht des Geldes. —

Vielleicht waren es dieſe Richtungen des Geſprächs, welche Guſtav ſo lebhaft an ihm intereſſirten. Vom Beifall, von der Ungerechtigkeit, vom Publikum war auch wohl die Rede, das ging aber als bezuglos an Guſtav vorüber.

Indeſſen war der wohlfeil verſchleuderte Ring auch verzehrt und es mußte an Weiteres gedacht werden; der Zimmerkellner hatte ein ſo gutes, zuthunliches Weſen, daß ſich Guſtav mit der goldenen Uhrkette an ihn wandte; ſie gewährte allerdings wieder Friſtung; aber Guſtav hatte es nicht über ſich vermocht, den Kellner um Stillſchweigen über den Verkauf zu bitten, der Wirth ſandte die Rechnung, erſchien am Ende ſelbſt; Guſtav glaubte in die Erde ſinken zu müſſen, als er nach einer Lüge greifen und dem Gaſtwirthe vorreden mußte, er warte auf Briefe und Wechſel.

Du kannſt das nicht länger ertragen, und den endlichen Ausbruch ſolchen Skandals abzuwarten biſt Du nicht im Stande, ſagte er vor ſich hin, nahm ſeinen Hut und eilte in Verzweiflung fort.

17.

Abſichtslos kam er in die Nähe des Weinhauſes, der lange Mann mit der ihn ſo anſprechenden Stimme ging redend neben einigen andern Männern an ihm vorüber und trat in's Haus. Guſtav hatte nicht dahin gewollt, aber die Stimme zog ihn nach; diesmal begegneten ſie ſich im großen Zimmer und blieben prüfend, ſinnend vor einander ſtehn — Guſtav? — Guſtav? irr' ich mich nicht? rief der Herr — Guſtav kam nicht ſo ſchnell auf den Namen — aus Prag? fuhr jener fort — ich heiße Victor. —

Nun wurde die Erkennung vollſtändig; der Jugendgeſpiele Victor war es, und dieſer beging das Wiederfinden mit einem ſolchen Aufwande von jubelnder Freude, ja mit Entzücken und Emphaſe, daß Guſtav die Empfindung hatte, als würde er aus einer eiſigen Atmoſphäre in ein weiches, warmes Bad gehoben, die natürliche Freude, einer ſolchen Wärme zu begegnen, ganz unverhofft zu begegnen, ließ ihn wirklich Alles vergeſſen. Und doch hatte er Victor ſeit der reiferen Knabenzeit nicht geſehen, nicht in dem geringſten Bezuge zu ihm geſtanden. So mächtig iſt das, was in unſerm Leben ein Stück Geſchichte geworden iſt, ſo erhaltungseifrig und freude- und lebensbedürftig iſt unſre Natur im Innerſten, daß ihr das Kleinſte hinreicht, ſich aufzuraffen.

Kaum ein leichtes Erſchrecken gab ihm die Nachricht, daß Victor Schauſpieler ſei — ſo hatte es ja früher in Prag ſchon geheißen — aber es gehe ihm vortrefflich, hieß es ja gleich dabei, und die ſchnelle Gedankenentwickelung in Guſtav war natürlich; die Leute ſchmähen dieſen

Stand und ſehen ihn verächtlich an, und Victor befindet ſich vortrefflich dabei, und Du? —

Victor kommandirte gleich den beſten Wein und ein glänzendes Frühſtück; der Wirth räumte vorſichtig ab, was auf dem Tiſche ſtand, und ſah dabei ſo gewiß fragend dem Beſtellenden unter die Augen, und als dieſer keine Notiz davon nahm, über Guſtav hin, der noch ſtattlich und ſolid gekleidet ging, dann gab er dem aufwartenden Kellner wie reſignirend einen bejahenden Wink. .

Victor's endliche Fragen, wie Guſtav in dieſe entfernte Gegend komme, waren natürlich, eben ſo natürlich erklärt ſich's aber auch aus Guſtav's Weſen, daß dieſer um keinen Preis den wirklichen Zuſtand der Dinge mittheilen wollte, obgleich er ſich durch Auffindung des Jugendbekannten herzlichſt und erfreulichſt berührt fand. Es iſt viel leichter, ruinirt zu ſein, als es gegen Bekannte einzugeſtehen, die nichts davon ahnen. Guſtav fühlte ſich im Gegentheile angetrieben, den Ueberlegenen zu ſpielen, wie er früher gethan, und das reichliche Frühſtück zu bezahlen; er bemerkte auch in der Aufregung nicht, daß die große Hälfte ſeiner neuen kleinen Baarſchaft davon verſchlungen werde.

Laß uns hinauswandeln in die Freiheit vor Wall und Thor, um unſre Herzen einander auszuſchütten, ſprach der junge Schauſpieler und präſentirte aufſtehend Guſtav den Herren, welche mit ihm gekommen waren, oder in der Nähe ſaßen. Es war leicht zu ſehn, daß ihm die Darlegung ſolcher Bekanntſchaft eine gewiſſe Satisfaktion gewährte: ſo ſehr ſich Schauſpieler über Vorurtheile hinwegſetzen, ſo ſehr ſie in Abrede ſtellen, eine üble Poſition in der Geſellſchaft zu haben, ſo ſehr ſind ſie im geheimſten Innern, oft ohne eigenes Bewußtſein, davon überzeugt, und die leerſte Aeußerlichkeit, welche jenen Anklagen zu widerſprechen ſcheint, iſt ihnen von größtem Werthe.

Sie gingen in's Freie. Victor erzählte ſeine Schickſale; ſie bewegten ſich in der hierbei ganz gewöhnlichen Folge: Schöne, höhere Regungen hatten ihn frühzeitig über das ordinäre Treiben erhoben, er hatte nur voreilig Alles überſprungen, was zu einer tüchtigen Exiſtenz führen kann, Kenntniſſe, Wiſſen, Anhalt übereilt und überlaufen, und auf dieſe Art war ſeinen Händen immer ein feſter Punkt nach dem anderen entwichen, ſo daß am Ende nichts übrig geblieben war, als der Ausdruck, das hohle Wort für große Dinge, das, was die meiſten Menſchen zum Schauſpiele führt. Was hatte er nicht Alles erlebt! Freundſchaften gewonnen von größter Bedeutung, die er nicht zu halten gewußt hatte, Weiber und Liebe, für die ihm keine dauernde Feſſel zu Gebote ſtand — hundert Menſchen können erobern, einer von ihnen kann das Eroberte bewahren. Denn zum Erſtürmen genügen einzelne Eigenſchaften, zum Erhalten braucht's einen rundum gefeſteten Menſchen, einen in Geſinnung bewährten Charakter.

Ich hab's verſchlendert, vertändelt, meinte er, was mir das Glück und glückliche Fähigkeiten gebracht haben; der Wechſel reizt allein, und ich kann's täglich wieder erwerben! Dieſen zuverſichtlichen Ausruf ſtrafte aber im Grunde eine trockne Kummerfalte Lügen, welche ſich vom Naſenflügel nach dem Munde hinab zog. Das von Hauſe aus ſehr glücklich und genial gebildete Antlitz hatte überhaupt ſchon etwas grell Gezogenes an ſich, was wohl davon entſtanden ſein mochte, daß es ſich ganz und rückſichtslos und täglich zur Darlegung übertriebener Leidenſchaften hergegeben hatte; das große Auge ſah ſo gewiß, ſtarr und vereinzelt, ohne jenen Schmelz des Zuſammenhanges mit den nächſten Zügen in die Welt hinein, verdrießlich umſäumt von den kleinen Winkelfältchen; der Teint war trocken und welk geworden, und das krauſe Haar, was hoch hinter der Stirn und den Schläfen begann, vollendete jenen wüſten Eindruck, welchen die Köpfe ſchöner Schauſpieler ſo oft hervorbringen. Die urſprünglich ſchönen Formen werden von Linien und Zügen in nachtheiligen Schatten geſtellt, die übertrieben hervorgequollen ſind und dem Ganzen eine Art gorgoniſchen Ausdrucks verleihen, für welchen das klare, ungalante Tageslicht nicht paſſen will. Eben ſo wenig wollte die Kleidung für jene Zuverſicht paſſen — unſere Seele iſt nun einmal nicht im Stande, eine Aeußerung einzeln, ohne Zuſammenhang nnd Verbindung mit dem, was drum und dran iſt, aufzunehmen. Ein ſchwarzer Frack und ditto Beinkleider von bereits fadenſcheinigem Tuche, an welchem ſich hie und da Schmutzflecke zeigten, zerknitterte, nicht eben friſche Leibwäſche, die von der gebrochenen, mit lockeren Knöpfen verſehenen Weſte ſchlecht bedeckt war, ein buntes à l'enfant umſchlungenes Halstuch, Spitzenmanſchetten, die offenbar nicht zum Hemde paßten, zuſammengedrückte alte Handſchuhe, die nicht angezogen wurden, das gab ein Enſemble, was die Zuverſicht entweder verſpottete, oder ſie doch in eine forcirte Stellung wies.

Wenn ich nur nicht hierher gerathen wäre in dieſen abgelegenen Winkel — fuhr er fort — wo man verſauert und zu keinem allgemeinen Bekanntſein kommt; aber Dein Erſcheinen, Dein unerwartet Erſcheinen, das mir wie die plötzliche Manifeſtation eines Gottes vorkommt, iſt mir ein Zeichen, daß mich die Götter nicht verlaſſen haben, wird mir ein Mittel, mich herauszureißen — wo gehſt Du hin von hier aus? Gleichgültig, ich gehe mit Dir; ſprich!

Dieſer goldne Leichtſinn, dies rückſichtsloſe Anſchließen an ihn, der ſelbſt am Rande des Verderbens ſtand, die ganze Jugendatmoſphäre, welche ihn mit dem Jugendgeſpielen überkam, die ſchnelle Einſicht, daß er hier immer noch, wie einſt auf dem Kapuzinerberge der Herr und

Ueberlegene ſei, verſetzte Guſtav in eine ſo heitere und offene Stimmung, daß er zum erſtenmale lächelnd und leichthin erzählen konnte, er beſitze gar nichts mehr, und ſeine einzige Ausſicht ſei eine heiße Kugel. Wir wittern es unglaublich ſchnell, wo wir uns nicht zu ſchämen brauchen: waren's auch verzerrte, ſo waren's doch lauter ideale Beziehungen, Beziehungen zu einer nicht plump äußerlichen Welt, die Victor trugen, hier konnte es nichts ausmachen, Geld und Gut verloren zu haben.

Und dem war auch ſo. Hatte ihn einen Augenblick vorher der Gedanke enthuſiasmiren helfen, den reichen Jugendfreund wiedergefunden zu haben, welcher dem kümmerlich gewordenen Leben neuen Aufſchwung verleihen könne, ſo ließ doch das bewegte Innere Victor's dieſen Gedankengang ſchleunigſt fahren, ſobald er andere Saiten angeſchlagen fühlte. Jetzt war's eine unerwartete Genoſſenſchaft, die ihn eben ſo ſchnell leidenſchaftlich erregte — das Reiche lockt überaus, das Gleiche verbindet und ſtärkt, auch das Gleiche des Unglücks. Ein Stück Wiſſen lag doch in ſeinem Inneren, daß er an ſeiner ſchlechten Exiſtenz viel Schuld trage, jetzt ſah er den hoch und ſolid geglaubten Guſtav eben ſo in miſerabler Lage, natürlich jauchzte er auch über dieſen Fund, umarmte den Freund lachend und jubelnd und hieß ihn willkommen auf dem intereſſanten Pfade des Nichtshabens.

Gegen zehn verſchiedene Menſchen hat unſere jedesmalige Situation zehn verſchiedene Geſichter — nun ſind wir erſt reich, ſagte Victor, da wir Beide nichts haben; nun laß uns an's Werk gehn, etwas zu ſchaffen.

Leute ohne Beſitz haben die kühnſten Spekulationen; ſie haben Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen.

Zunächſt mußt Du Schauſpieler werden, ſagte Victor, um Zeit und Exiſtenz zu gewinnen —

ich ſehe, Du haſt noch eine goldne Uhr, eine ächte Buſennadel, überall goldne Knöpfchen, das reicht hin, bis wir uns mit dem Director arrangirt haben; widerſprich mir nicht, das verſtehe ich Alles vortrefflich. Jetzt gehen wir in Deinen Gaſthof, ſtärken uns noch einmal an einem brillanten Diner, dann mache ich dem Wirthe die nöthigen Eröffnungen, daß er ſich gedulden muß bis Du Deine Gaſtrollen gegeben — à propos, Du darfſt durchaus nicht als Anfänger auftreten, das brächte gar nichts, biſt ein ſchöner, gewandter Mann; dies feine Tuch Deines Leibrocks bringt wöchentlich zwei Thaler Gage mehr ein, die Handwerksmaintiens erlerne ich Dir in ein paar Tagen, die Gaſtrollen ſtudire ich Dir ein bis auf das Und — keine Einwendungen, komm zu Tiſche.

All' dieſe Dinge und Folgen waren Guſtav's Seele vollkommen fremd, er wußte aber nichts Genügendes zu entgegnen; das Nachtheilige über den Stand ſelbſt, wie es die Erziehung ihm beigebracht, konnte er aus Rückſicht auf Victor nicht äußern, und er mißtraute in dieſem Augenblicke auch all ſeinen Begriffen, und ſo ward er denn, leiſe abwehrend, aber doch nicht entſchieden verneinend von Victors Energie fortgeriſſen. Noch denſelben Nachmittag ging's zum Direktor; in einem flüchtigen Geſpräche — denn ein beſonderes Eingehen war wegen techniſcher Unkenntniß Guſtav's, der für einen Schauſpieler paſſirte, nicht zu wagen — wurden Gaſtrollen beſprochen und zugeſagt; Guſtav's anſtändiges und hübſches Aeußere gefiel augenſcheinlich, nur der böhmiſche Dialekt erregte einige Bedenklichkeiten. Indeſſen, meinte der Herr Director, die Pfeife aus dem Mund nehmend und mit Zufriedenheit lachend, die Damen vergeben das einem friſchen jungen Manne, und die Damen regieren überall das Publikum.

Victor nahm den neuen Kandidaten des Abends mit in's Theater, und der leichte Schreck, daß hier ſchon kein Entree zu zahlen war, ging leicht vorüber. Ziemlich unbefangen ſah ſich Guſtav die Vorſtellung an, denn daß er bald ſelbſt da oben ſtehen ſollte, daran glaubte er noch keinen Augenblick. Uebrigens war er ganz zufrieden, in ſolche Irre, ſolchen Wechſel geworfen zu ſein, möge daraus werden, was da wolle. Victor hatte in den letzten Akten zu thun und ward von Einigen im ziemlich leeren Hauſe beklatſcht — das machte Guſtav einen ſehr unangenehmen Eindruck, es verletzte ſeinen Stolz, den Freund ſolcherweiſe preisgegeben zu ſehen, denn das Zeichen von Beifall ſchien ihm eben ſo verletzend, als Andern das von Mißfallen geweſen wäre.

Lächelnd ſagte er ſich indeſſen: Nun dergleichen Urtheilsweiſe mußt Du Dir freilich abgewöhnen, wenn Du Schauſpieler werden willſt.

18.

Es ſcheint uns oft, als ob unſer Gedächtniß tief verborgene Zellen habe, von denen uns ſelbſt nichts bekannt ſei, bis ſie ſich einmal plötzlich zu unſrer eignen Ueberraſchung öffneten und uns mit Material verſähen. Als Guſtav die Deklamationsverſuche mit Victor begann, fiel ihm das Hinterſtübchen Wlaska's ein und das Deklamiren derſelben mit Geſten und Ausdruck und Bemerkungen, die er eigentlich damals gar nicht geſehen hatte, denn wir ſehen nur das, was wir in uns nachſchaffen. Jetzt erſt trat dieſe Nachſchöpfung bei ihm ein, und was er nach der Prager Kataſtrophe in Wien auf den Theatern geſehen, was er geleſen hatte, was ihm in Paris entgegengetreten war, das ſteuerte jetzt Alles bei, um ihn zu ſeinem eigenen Erſtaunen ein wenig einzurütteln in eine Beſchäftigung, die er ſich wildfremd geglaubt hatte.

Victor war ganz zufrieden und hatte nur am Dialekt zu tadeln. So lange die Sache auf dem Zimmer, blos dem Freunde gegenüber blieb, machte Guſtav das Alles gedankenlos mit; als nun aber der Zettelträger ein geſchriebenes Blatt brachte, worauf die Probe angekündigt und ſein Name als der eines Gaſtes mitgenannt war, da gerieth er in die größte Unruhe und erklärte Victor, das ginge nicht, Ernſt könne daraus nicht werden — dieſer aber lachte laut auf, nahm ihn unter den Arm und zog ihn fort.

Was willſt Du thun? Willſt Du nach Böhmen an Deine Verwandte ſchreiben und etwas Geld verlangen? — „Nimmermehr! Lieber zu Grunde gehn.“

Und warum nicht? Deinen kleinen Erbantheil ſollteſt Du doch reklamiren! Warum ihn den ſchlechten Verwandten ſchenken! Du kannſt allenfalls damit einen kleinen Handel mit Band anfangen — ernſthaft, dem Volke darf nichts geſchenkt werden.

Für Victor hatte bereits das Gold außerordentlichen Werth, ſo ſehr er's läugnete, und die Gegenſätze von Delikateſſe und Gemeinheit waren in ihm bereits verwiſcht; er hätte bei ſchlimmerem Falle ſich ohne weiteres entſchloſſen, um Unterſtützung zu bitten. Guſtav verwarf jede ähnliche Möglichkeit.

Es war ein vorwinterlicher ſonnenheller Vormittag, als ſie in das Schauſpielhaus traten, durch einzelne Lücken fiel weiß und nüchtern das Tageslicht auf die Bühne und erleuchtete das Gerüſt der Illuſion. Nur auf dem Souffleurkaſten brannten ein paar Talglichter, und die Vermiſchung ſolchen verſchiedenen Scheins gab eine eigenthümlich bleiche von breiten dunkeln Stellen unterbrechene Beleuchtung. Das Lattengerüſt der Kuliſſen, mit einer groben Leinwand überzogen, die mit großen weiß, grün und ſchwarzen Kleckſen einen Wald darſtellen ſollten, die Stricke, die ſchwarzgerauchten Lampen, die Inſeltreſte an den blechernen Leuchtern, die herumſtehenden Verſetzſtücke, Alles das fiel einer Novize wie Guſtav doppelt auf, da er ohne Vorliebe und phantaſtiſche Beihülfe in dieſen Tempel trat. Für den erſten Augenblick konnte er nur wenig unterſcheiden, als er hinaustrat auf die Scene, die halb dunkel, halb bleichgelb mit Lichtſtreifen durchſchnitten war; er machte alſo die Verbeugungen in's Ungewiſſe hinein, da Victor ihn der Verſammlung vorſtellte, nur aus dieſem oder jenem Winkel vernahm er durch ein korreſpondirendes Geräuſch, daß ſeine Verbeugung nicht ganz in den leeren Raum hinein gemacht war.

Der Regiſſeur, Herr Müller, trat herzu und nahm ihn mit einem ganz artigen Geſpräche in Beſchlag. Das war ein ganz hübſcher Mann, welcher über die Mängel und Lächerlichkeiten einer kleinen Bühne recht fein zu ironiſiren wußte und bei deſſen näherer Bekanntſchaft man eigentlich fragte: Wie kommt der Mann unter die Komödianten? Er iſt kein Phantaſt, hat Verſtand und ordentliche Manieren, iſt nicht ohne Kenntniſſe, verſteht Handel und Wandel und Rechnenkunſt, lebt ganz ordentlich und geſetzt, ſoll keine Schulden haben, pflegt eine ganz reinliche Häuslichkeit — und dabei war er doch auch ein ſehr gern geſehener Schauſpieler, der namentlich in Converſationsſtücken ſehr verſtändig wirkte und gewiſſermaßen immer als deutlichſter Erklärer der Vorſtellungen angeſehen wurde, der dem Publikum immer zurecht half, wenn es durch wilde oder ſchwierige Scenen in's Unſichere gerathen war. Der natürlichſte Gedanke war, daß der Mann ſeine Schauſpielkunſt wie ein ganz brauchbares Geſchäft betrieb, dem er wohl gewachſen war. Mancherlei Anderes liegt aber bei ſolchen Charakteren noch tief im Winkel: einzelne Leute, die ſehr achtſam geweſen waren, wollten zuverläſſig wiſſen, Müller könne doch mit all ſeinem ſoliden Anſtriche ohne das Theater nicht beſtehen, er habe ein paarmal ſchon recht hübſche kaufmänniſche und ökonomiſche Verhältniſſe gehabt und ſie ganz ohne Noth aufgegeben, um wieder Regiſſeur zu werden, bei all ſeiner friedlich und befriedigt ausſehenden Ehe, in welcher jährlich ein Kindlein producirt werde, treibe er ganz in der Stille Unterſchleif mit den jungen Mädchen aus dem Chore, und ſo harmlos er auch immer ausſähe, ſo kämen doch eigentlich alle Intriguen von ihm, obwohl er äußerlich immer als lächelnder, beſchwichtigender Friedensſtifter erſcheine. Man glaubte ferner, er mache ſich gar nichts aus dem Spielen, eine mäßig günſtige Poſition mit hinreichendem Auskommen ſei ihm vollkommen genügend und doch ſei er eigentlich der rollengeizigſte Menſch und laſſe ſich keine entgehn, die nur im Geringſten was tauge — wozu ſpielte er ſonſt alle Tage, da viele ſeiner Rollen bequem von Andern gegeben werden könnten; kurz man habe es hier mit einem ſtillen Waſſer zu thun, wo hinter unſcheinbarer Oberfläche wer weiß was läge.

Dieſe unerklärten Räthſel, Geheimniſſe und Reize mahnen uns wirklich oft im höheren Staatsleben und beſonders im Theaterleben, wo wir nicht begreifen, wie Lebensart und Perſon zu einander paſſen. Auf Guſtav machte aber gerade Herr Müller mit der beſonnenen, ſeine eignen Intereſſen ein wenig perſifflirenden Manier den beſten Eindruck, wie das immer bei Dingen und Perſonen zu gehen pflegt, die uns in vorgefaßten Meinungen beſtärken. Denn im Grunde kam ſich Guſtav doch immer noch wie ein vornehmer Herr vor, der ſolche Kreiſe eben auch einmal blos beſuche, ohne ſich dazu hinabzulaſſen, und Herrn Müller's Ironie that ihm deßhalb ſo wohl, weil ſie ihn, den bloßen Beſucher, ganz recht zu würdigen ſchien.

Allmählig gewöhnten ſich ſeine Augen an die Beleuchtung und er überſah das Terrain: dort lehnte im grell karirten Mantel eine Dame an der Kuliſſe und klopfte ihre Rolle von einer Hand in die andere, vornehm und überlegen lächelnd auf einen kleinen, etwas verwachſenen Mann herabſehend, der ſehr lebhaft vor ihr herum geſtikulirte; er hatte einen ausdrucksvollen Kopf, der mit großer Naſe und ſehr beweglichen Augen vielleicht zu viel ausdrückte.

Die Dame war die erſte Sängerin, der Kleine der Muſikdirektor; es war aber eine Opernprobe geweſen, und die **Prima donna** verweilte vielleicht noch, um den neuen Liebhaber zu ſehen, der gaſtiren wollte; Guſtav ward ihr vorgeſtellt und ſie begrüßte ihn mit dem etwas magern, aber von üppigen Augen belebten Geſichte zurückhaltend liebreich, vornehm vertraulich; der kleine Muſikdirektor komplimentirte und entrirte ganz wie der feinſte Weltmann, für den man ſich wundert, daß die ſchwarz ſeidnen Eskarpios fehlen.

In einer Seitenlaube ſaß noch eine Dame, die ſehr hübſch zu ſein ſchien und um welche herum viel Leben getrieben wurde — das iſt die reizende Toni, ſagte Victor, komm!

Aber Herr Müller unterbrach ſie und meinte: wenn's beliebt, fangen wir an — Fräulein von Toni, ſetzte er hinzu, ſich nach der Laube wendend, darf ich bitten, dem Heer der Verehrer Stillſchweigen aufzulegen —

Toni ſprang herbei und drohte dem lächelnden Regiſſeur mit dem Finger. Es war eine feine Figur, ein feines belebtes Geſicht mit glänzenden Augen voll ſchalkhafter Bewegung. Herr Müller ſtellte ihr den neuen Ankömmling vor, ſchnitt aber das Einleitungsgeſpräch damit ab, daß er die Probe anfing.

Nach gewöhnlicher übler Manier probirten die Herren mit Hut und Stock, die Damen in Mänteln und Tüchern, ohne Rückſicht auf Bewegung und Geſtikulation, die Worte nur herſagend — dieſe Manier, wodurch alle bequeme Vorübung, den Körper an eine freie Tournüre zu gewöhnen, verloren geht, kam Guſtav ſehr zu ſtatten, auf dieſe Weiſe brauchte er nicht aus der bequemen Beſuchsweiſe herauszutreten, und die Illuſion ward ihm noch immer nicht benommen, daß es mit der Schauſpielerei kein Ernſt ſei.

Als er mit Victor zu Tiſche ging, erzählte dieſer fortwährend von der kleinen Toni, ſie machte den Leuten viel zu ſchaffen. Es iſt ein adliges Fräulein, ſagte er, welche die reichſten und glänzendſten Verhältniſſe aufgegeben haben ſoll, um Komödie zu ſpielen. Ihren rechten Namen wiſſen wir alle nicht, von der ganzen Stadt läßt ſie ſich den Hof machen, und Jeder will ſich ihrer Gunſt erfreun, man weiß aber durchaus nicht, wie viel auf die Redensarten zu geben iſt. Meine Liaiſon mit ihr, welche die erſte war, als ſie ankam, hat mich ganz kopfſcheu gemacht. Sie nahm mich, wenn das Theater zu Ende war, mit nach Hauſe, wir tranken zuſammen Thee, aber ich bin eigentlich nicht vom Stuhle weggekommen, auf den ſie mich neben ihrem Sofa poſtirt hatte. Dem ſchleichenden Böſewicht, dieſem Müller, trau' ich nicht über den Weg, ich habe ſcharfe Augen dafür, und wenn er noch ſo unbefangen thut. Das Mädchen iſt ſehr liebenswürdig, und ich gebe ſie noch nicht auf, obwohl ſie mir jetzt des Abends immer entſchlüpft.

Guſtav war von dem Allen wenig intereſſirt, er exiſtirte ziemlich gedankenlos; aber ein wahrer Todesſchreck kam über ihn, als er des Abends aus dem Parterre in den Korridor trat. Da hing der Theaterzettel für den nächſten Tag, und gedruckt, wirklich gedruckt las er ſeinen ehrlichen, vornehmen Namen — Ottomar — Herr Horn als Gaſt. Es war alſo wirklicher, entſetzlicher Ernſt; vorbei war's mit jeder Täuſchung, er war wirklicher Komödiant — o arme Tante! Und wenn ſie das in Prag erfahren! Wie anders, wie ſtattlicher, wenn ſie erfahren hätten: er hat ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ruhelos eilte er durch die Straßen, ſpät in der Nacht kam er heim.

Aus ſchwerem Schlafe weckte ihn am andern Morgen ein ſtarkes Klopfen, es war der Zettelträger, welcher die Nachricht brachte, daß „die Räuber auf Maria Culm“ wegen Kränklichkeit der erſten Liebhaberin nicht gegeben werden könnten.

O wie tief athmete Guſtav auf, als ob nun Alles gewonnen ſei — und er hatte den erſten vergnügten Tag. Nicht die Sachen ſelbſt bilden unſern Zuſtand, ſondern das Verhältniß derſelben; ein kleiner Moment, der in eine Situation hineintrifft, kann ein viel größeres Glück ſein, als ein großer Cour von Vortheil, der uns geſättigt findet. Das Blatt eines Baumes, was in den Kerker fliegt, iſt ein Glück für den Gefangenen, das Pergamentblatt, was dem Reichen eine neue Erbſchaft bringt, macht kaum einen Eindruck; der Freie ſtreicht gedankenlos durch einen grünen Wald, der hoffnungslos Liebende gewinnt eine ganze Welt durch einen halben, halbgünſtigen Blick, der ſichre Bräutigam überſieht ein Antlitz voll Kuß und Liebe.

Er ging des Abends in's Theater, und zwar auf die Bühne, hinter die Kuliſſen — jetzt war es lichte, und die geputzten Spieler trieben ſich da in den mannigfachſten Gruppen umher. Die groben Kleider, die ſchreienden Farben, was ſich Alles von unten ſo gut ausnahm, überraſchte ihn doch ſehr in der Nähe, die dicke Schminke, das grelle Nackte ſah ihn ſo befremdlich an, daß er gar nicht wieder dran glauben mochte, auch einmal in dieſe Mummerei zu gehören. Und nun dieſe Geſpräche, Tändeleien, Zänkereien der Leute, die eben draußen vor den Zuſchauern ſo ganz andre Geſichter und Empfindungen gezeigt hatten, die bis an die Kuliſſe ein tragiſches Antlitz wieſen, und dort augenblicklich in irgend eine triviale Beziehung traten, die umgekehrt mit dem Stichworte aus einer heterogenen Situation hinter der Kuliſſe mitten in's Stück hinausſprangen — ſo ſtörend es ſein mochte, etwas Imponirendes lag doch darin! Die Leute wiſſen ja mit großer Gewalt die Verhältniſſe wegzuwerfen und zu beherrſchen, dachte er.

Beſonders um Toni war wieder viel Zulauf; ſie war auch wirklich feiner gekleidet, geſchminkt, friſirt, auch die Komödianten haben ihre Ariſtokratie. Guſtav fragte, als ſie einmal allein war, ob ſie Ton und Umgebung nicht in dem Ideale ſtöre, das ſie vielleicht zur Schauſpielkunſt gebracht habe.

Sie erwiderte lachend: Ein ſolch Ideal hat mich gar nicht dazu gebracht: ich habe das Leben der ſtillen geſelligen Welt arm und dürftig gefunden, deßhalb hab' ich's verlaſſen; bunter iſt's doch hier gewiß, mannigfaltiger, und das hab' ich zunächſt ſein und ſehn wollen. Dort in den Beſuchzimmern darf ſich Alles nur bis auf eine gewiſſe Gränze äußern, man ſieht die Menſchen alle gleich, hört ſie mit wenig Abwechſelung dieſelbe Sprache reden, beim Gefallen fragt ſich's nur: Heirathen oder Nichtheiraten, beim Mißfallen geht man ſich blos aus dem Wege, oder ſagt ſich Anzüglichkeiten. Hier tritt der ganze Menſch in Haß und Liebe heraus. —

Das mag der Kurioſität halber ein Weilchen gehn, ſagte Guſtav, aber auf die Länge —

Was frag ich nach der Länge! Darüber verlieren wir eben die Nähe; ich habe keine Vorſätze, ich habe blos Launen; mit den ſogenannten Prinzipien wird das Glück geſtört —

Das Glück; ja was iſt das Glück?

Toni lachte: das kann Ihnen kein Menſch ſagen, Jeder hat eben ſein eignes, oder gar keins.

Da kam ihr Stichwort.

Dies leichtſinnige Mädchen hat gar nicht Unrecht, ſagt ſich Guſtav — Jeder hat eben ſein eignes Glück, oder gar keins; man muß ſich das zurecht legen, was man juſt haben kann, und dazu iſt allerdings etwas leichter Sinn nöthig. — Ich werd' mir leichten Sinn angewöhnen, dann komm' ich wohl noch ein Stück weiter in der Welt. —

19.

Endlich kommt auch einmal der jüngſte Tag, ſagen die Leute, endlich kam auch der Tag, wo Guſtav ſpielen ſollte. Der tägliche Verkehr mit den Schauſpielern, der Ton, welchen die Leute im Wirthshauſe gegen ihn angenommen, wo er bereits für einen Schauſpieler galt, die Scherze und Spöttereien Toni's, welche ihm die ſchwache Seite des Stolzes bald abmerkte, hatte ihn ruhiger und gleichgültiger gemacht. Wir lernen Alles, auch das Verlernen; Toni hatte vielleicht am ſtärkſten eingewirkt. Daß ſie einen glänzenden geſelligen Standpunkt verlaſſen, daß ſie ſich in dem neuen bedenklichen ſo heiter und ſicher bewegte, daß ſie ihn mit den Worten verhöhnte: Bis jetzt iſt er im Leben gar nichts geweſen, und nun ſchämt er ſich, etwas zu ſein — das half auf's beſte.

Er ging getroſt zur Probe, die nun eine vollſtändige ſein ſollte; bei der erſten war die Liebhaberin, Mlle. Phantaſie krank geweſen, heut war ſie geſund, Abends ſollten die Räuber auf Maria Culm gegeben werden, die Zettel an den Straßenecken mit ſeinem Namen erregten ihm wohl noch einen leiſen Schauer, aber nur einen leiſen; gewöhnt ſich doch auch der Furchtſame an den Muth.

Guſtav! Guſtav! rief ſchreiend eine Stimme, als er auf die Bretter trat, und eine Dame hing ihm am Halſe und überſchüttete ihn mit Liebkoſungen. Es war Wlaska, erſte Liebhaberin unter dem Namen Mlle. Phantaſie.

Obwohl man dergleichen Ausbrüche auf dem Theater und namentlich an Mlle. Phantaſie gewohnt war, die ſelbſt unter den Schauſpielern für excentriſch galt, ſo machte dieſe Scene doch einiges Aufſehn, man hatte ſich Guſtav entfernter gedacht, wie ſolcher Bekanntſchaft. Guſtav ſelbſt war, wie immer durch Wlaska, in Verlegenheit, er konnte ſich des Wiederſehns nicht freuen und mußte eine arge Verſtimmung niederkämpfen, als ſie mit offenbarer Uebertreibung athemlos ihre Theaterſchickſale erzählte, die ſie bis Danzig gebracht hatten — aber nun iſt Alles vergeſſen, rief ſie, nun habe ich Dich wieder, Du Stern meines Lebens, und nun laſſe ich Dich nicht mehr.

Herr Müller gratulirte höflich zum Wiederfinden, und bat, ſich für die Probe zu ſammeln. Toni ſagte leiſe: ei, ei, ſo ſchlimm haben Sie Ihren Geſchmack verborgen! Guſtav hatte eine Empfindung, als ſei er tief beſchämt.

Die Probe ging ſehr ſchlecht.

Toni meinte beim Schluſſe: Sie können viel beſſer ſpielen und müſſen ſich nicht durch überſpanntes Zeug ſtören laſſen. Wlaska hing ſich ihm an den Arm, er mußte Krankheit vorſchützen, um von ihr loszukommen. — Der Moment war da, das Haus gefüllt, man guckte durch die kleinen Löcher des Vorhanges — 's iſt ſehr voll, ſprach Toni, ſo viel thut ein hübſcher junger Mann, auch wenn er nicht zu ſpielen verſteht, die Natur überlernt kein Menſch. —

Warum wollen Sie, gnädiges Fräulein, nicht der eben geneſenen Mlle. Phantaſie ihr Theil laſſen am vollen Hauſe? ſie hat drei Wochen nicht geſpielt, ſagte Herr Müller und lächelte wie gewöhnlich.

In drei Wochen mit einer Entbindung fertig zu werden, warf die Prima donna ein, welche ſich unbeſchäftigt auf den Brettern umhertrieb und ſich vom Muſikdirektor unterhalten ließ, das kann auch nur eine Böhmin. —

Guſtav hörte nichts, obwohl er in der Nähe ſtand, das Herannahen des gefürchteten Augenblicks hatte ihn ganz in Beſchlag genommen, die fein geliſpelten Worte des Muſikdirektors, der ſich mit ihnen und einem graziöſen Handkuſſe bei ſeiner Dame empfahl, die Worte: „Wir wollen anfangen,“ ſchlugen ihm wie Poſaunenſchall in die Nerven.

Die Muſik begann, die Bühne ward leer, der Souffleur klingelte, Guſtav ſtand vor dem Meere von Köpfen, er wußte nicht, was ihm die Füße hob, er kam ſich über alle Dinge in die Höhe gehoben vor, es ſprach und handthierte ein ganz Anderer als er — ſo ſchien's ihm wenigſtens.

Der erſte Akt war vorüber — nur der böhmiſche Dialekt, der Dialekt fällt auf, hieß es, ſonſt haben die Leute nichts dawider — Du haſt ja ganz muthig geſpielt, meinte Victor. Muthig? Irgend was Anderes in uns, unklares Gefühl, daß wir eben durch müſſen, Mangel an Muth, Aufſehn zu machen, Alles über den Haufen zu werfen, was uns fremdartig, beängſtigend iſt, ferner, daß wir uns willenlos der Situation hingeben, wie oft gilt das für Muth!

Kurz, es ging nun eben ſo, daß er bald ein mittelmäßiger Schauſpieler mit wenig Talent mehr in der Welt war, der ſo mitlief, weil eben gelaufen werden mußte. Wlaska mit ihrer phantaſtiſchen Ueberſchwenglichkeit machte nach wie vor kein Glück bei ihm, ſie hatte wirklich einen Knaben geboren, und bat Guſtav ganz naiv, ihm ſeinen Namen zu geben, da er doch für die Taufe irgend einen bürgerlichen haben müſſe, ſein Vater aber ein unwürdiger Menſch ſei, der ſie gemein verlaſſen habe. Victor warnte ihn lebhaft davor: Du hängſt Dir da einen Balg auf für's ganze Leben, denn von dieſem zufälligen Namen macht man einſt Gebrauch. — Guſtav ließ es aber geſchehen. Diejenige Verpflichtung, deren er ſich noch immer gegen ſie ſchuldig geglaubt hatte, meinte er nun erledigt zu haben; was wir ſonſt wohl erfahren, eine Pietäts- oder landsmannſchaftliche Theilnahme für das, was ein Stück Geſchichte mit uns erlebt hat, das erfuhr er mit Wlaska juſt im Gegentheile: eben, weil ſie ſo viel Geſchichte mit ihm hatte, war ſie ihm geradehin zuwider, und er wies von Tage zu Tage ihr übertriebenes Zärtlichkeitsweſen ſchonungsloſer und rückſichtsloſer ab. Dagegen intereſſirte ihn Toni immer mehr, man nannte ſie das Converſationsluſtſpiel, neben der Kothurntragödie Wlaska; ſie war auch wirklich im Luſtſpiele eine gute Schauſpielerin, und übrigens ein geiſtreiches Mädchen. Vielleicht war es nicht blos das hübſche Aeußere und der gewandte Geiſt, welche Guſtav zu ihr zogen, ſondern die ihm zuſagende Betrachtungsweiſe, die Auffaſſung des Lebens, welche, ganz verſchieden von der ſeinigen, ihm große Erleichterung gab. Wenn das Gleiche wohl thun und bequem ſein mag, ſo reizt und feſſelt doch am meiſten das Verſchiedene, und jeder Menſch hat eine verborgene Sehnſucht nach Ergänzung. Wie gern hörte er folgende und ähnliche Worte des lebhaften Mädchens: Wir gehören beide nicht zu dieſen

Komödianten, und Sie noch weniger als ich; aber wer findet im Leben das Ausreichende? Aushilfe iſt Alles, was uns nutzloſen Kreaturen zu Gebote ſteht; Sie ſollten ein Prinz ſein, der regieren läßt und ſich wohl befindet, ich eine Prinzeſſin, die Alles zur Mode machen kann, was ihr beliebt, Bewegung anrichten darf, Späſſe veranſtalten. Um das im Großen zu verſuchen, ſind wir zu klein, ich bin zu fahrig, Sie ſind unerfinderiſch; beim Lichte beſehn, lieber Guſtav, werden Sie den Prinz von Gold und Seide ſtreichen müſſen und gelegentlich ein baumwollner Familienprinz werden, der in Beſchränktheit und Liebe mit der Welt auf- und zuſammengeht; denn eigentlich ſind Sie, mit Ihrer Erlaubniß, ein mittelmäßiger Menſch, der leider aus der Bahn geworfen iſt. Doch nein, damit könnte Ihnen Unrecht gethan werden. Sie ſind ein mittelmäßig Talent mit viel edlen, unklaren Anforderungen an die Welt, und deßhalb ſtehts bedenklich um Sie; ich glaube, das Beſte wäre, Sie läſen Bücher; das hat überhaupt viel Gutes, ich hab' nur keine Ruhe dafür. Ja, ſo wollte es denn mit unſrer Prinzlichkeit nicht recht gehn, und da ſind wir unter die Komödianten gegangen: Sie, weil Sie den Leuten gerade begegneten und wahrſcheinlich eben kein Reiſegeld hatten, und — weil Sie eben auch mal ganz fertig waren mit der dürftig gebenden, ordentlichen Welt; ich, weil ich Unband juſt nirgends anders hin paßte. Wenn der Stil, die Manier nur etwas höher wären; lange wird ſich's doch wohl nicht mehr treiben laſſen, und wenn mir nicht eine glückliche Idee kommt, fahr' ich an einem ſchönen Morgen zu meiner alten Gouvernante zurück, die jetzt in ſchwarzem Krepp um mich trauert. A propos, wenn Sie nur nicht ſo ſchläfrig wären, Sie könnten mir jetzt der Mittelpunkt aller Intrigue werden, ach, und Intrigue iſt ſo ergötzlich. Sie gefallen den Weibern, und die Männer ſind eiferſüchtig, bitte, geben Sie der blonden Prima donna, die ſo verliebt in Sie iſt, ein Rendezvous hier unter meinen Fenſtern, ich bitte den Muſikdirektor, die kleine artige Bachſtelze, zu mir, und laß ihn nicht vom Fenſter; ſagen Sie, Guſtav, Sie können wohl gar nicht lieben?

Es war auf ihrem Zimmer, wo ſie das ſprach, ſie ergriff ſeine Hand und ſtreichelte ihm die Wange. Guſtav lächelte und küßte ihr die feine, weiße Hand, aber er benützte das Entgegenkommen nicht; Toni hatte ihn offenbar ſehr gern. —

So ſtanden die Sachen und ſchleppten ſich eine Zeitlang hin, Guſtav hatte zu lernen und zu thun, er kam wenig zu eignen Gedanken, und half ſich weiter ohne beſonders deutliches Bewußtſein. — Schlafen, Eſſen, Trinken, triviale Berührungen erfüllen ja wie eine Pflanzen-Vegetation zwei Drittheile unſers Lebens, und mit Entſetzen gewahren wir in beſſeren Momenten, wie wenig beſſere, kräftiger bewußte Zeit uns werden mag, und daß es am Ende Momente bleiben.

Die Theaterintriguen, welche ihn natürlich nicht verſchonten, beachtete er wenig, man braucht auch zum Aerger und Zorn ein lebhaftes Intereſſe am Leben; Victor, obwohl ſehr abgekühlt und gleichgültig gegen den Freund, dem er ſo lebhaft entgegengekommen war, übernahm es meiſthin, dergleichen zu ſchlichten; ſo rückte man tief in den Winter hinein, da ereignete ſich plötzlich Folgendes:

Wlaska, die ſich fortwährend verſchmäht ſah, zog ſich von Guſtav zurück, ward finſter und ſchweigſam. Eines Tag's auf der Probe — es ſollte ein Luſtſpiel eingeübt werden, und Guſtav mit Toni hatte eine lebhafte Scene — trat ſie raſch zwiſchen beide, ergriff Toni ſo heftig am Arme, daß dieſe aufſchrie, und ſprach langſam mit gepreßter Stimme: „Verrätherin, Du haſt mein Leben vergiftet,“ und raſch, ehe Jemand etwas ahnte, hatte ſie ſich einen Dolch in die Bruſt geſtoßen. Sie fiel Guſtav in die Arme, und ſprach noch: Ich liebe Dich bis über die Ewigkeit hinaus. —

Der Dolch war an die Erde gefallen, und Toni, einen bekannten Theaterdolch erkennend, der ſtumpf und roſtig war, rief entrüſtet: Das geht doch bis zum Tollhauſe. —

Hilfe — lauft nach dem Arzte! ſchrie dagegen Guſtav; Wlaska hatte nach jenen Worten die Augen geſchloſſen, ein warmer Blutsſtrom ſtürzte über ihn, ſchwer wie Blei lag das Mädchen in ſeinen Armen.

Alles ſtürzte hinzu, Herr Müller hatte den Dolch aufgehoben, er war geſchliffen und blutig — Toni ward davon und über ihren frevlen Ausruf, das Unglück verhöhnt zu haben, ſo betroffen und erſchüttert, daß ihr die Sinne vergingen, und Müller ſie aufrecht halten mußte.

Alles ſtürzte durcheinander, ſchrie, klagte, es war nicht gleich ein Arzt zu finden, der Direktor kam, er rannte auf den Brettern umher, und ſchrie einmal über das andre: Das wird uns ruiniren, Kriminaluntersuchung, Suspenſion der Vorſtellungen, Entrüſtung im Publikum. —

Müller verwies ihm ſolch unpaſſendes Betragen, und fügte leiſe hinzu: im Gegentheile, der Skandal bringt Zulauf und volle Häuſer. Die **Prima donna** rief ihren Muſikdirektor und ließ ſich wegführen. — Ich habe, ſagte ſie auf die ohnmächtige Toni blickend, die Ohnmachten nicht ſo zur Hand, aber ich vertrage ſolche Scenen nicht, es iſt mir übel. —

Victor ſtand bleich neben Guſtav und half mit fliegenden Händen Wlaska auf einen alten Thronſeſſel legen, der mit verblichenem, ſchmutzig gewordenen rothen Plüſch überdeckt war — es iſt entſetzlich, ſtotterte er heraus, und nun haſt Du den Balg auf dem Halſe, wie ich Dir voraus geſagt habe.

Der Arzt fand nichts mehr zu thun; das Herz war wirklich getroffen; Guſtav mußte Alles übernehmen, was dabei zu thun war, da der Direktor von nichts wiſſen und Alles der Polizei übergeben wollte.

Dieſer Antheil brachte nun Alles noch zu Wege, was an ſeiner Verzweiflung fehlen konnte: man behandelte ihn als den treuloſen Halbgatten der Verſtorbenen, die Weiber ſchmähten ſeine Abſcheulichkeit, welche ſolch Unheil angerichtet habe, die Polizei brachte ihm das kleine Kind, deſſen Vater er ſei; „Komödiantenſkandal!“ hörte er von allen Seiten. —

20.

Es war ein regneriſcher Tag des Spätwinters, als drei große Packwagen mit Kiſten und Kaſten beladen, mit abenteuerlich gefärbter und verblichener Leinwand zugedeckt durch die ſchlechten Wege zwiſchen Danzig und Elbing fuhren. Hinter der Kelle des Kutſchers war immer eine kleine Lücke offen gelaſſen, in welcher zwei, drei Perſonen ziemlich unbequem placirt waren. Wenn die Wagen aber vor einer Schenke hielten, da krochen allerlei muntre Geſtalten unter den Leinwanddecken hervor und erhoben in den hölzernen Wirthsſtuben einen bunten Spektakel.

Es war ein Theil der Danziger Schauſpielergeſellſchaft, welche nach Elbing zog, um dort einige Monate zu ſpielen. Guſtav war dabei, neben ihm ſaß eine wohlgenährte hübſche Frau, die nahe an den Vierzig ſein mochte, und hielt Wlaska's kleines Mädchen auf dem Schooße. Sie ward allgemein die „hübſche Mutter“ genannt, weil ſie alle Mutterrollen ſpielte und höchſt redſelig, gutmüthig und ein wenig vernagelt war — bête, wie der Herr Direktor zu ſagen pflegte, der in der Jugend zu Straßburg Komödie geſpielt und von da noch mancherlei franzöſiſche Ausdrücke in petto hatte. Beim Theater geht's eben auch wie bei der Gelehrſamkeit, es kommen Leute dazu und lernen die Handgriffe, die nicht Drang, nicht Beruf an ſolche Stelle geführt hat, ſondern der leidige Zufall. Madame Poltmann war recht guter Leute Kind, wie ſie zu ſagen pflegte, aus einer kleinen Stadt im Lande Pommern, ihre Mutter hatte ſich aber den Narren an der Komödie geſehen, die vor zehn Jahren einmal auf ein paar Wochen im Städtchen geweſen war. Dabei hatte es einen dunkellockigen Liebhaber gegeben, welcher ſich ſehr artig und verbindlich aufgeführt, dieſer und die Komödie hatten ihr dann ſo gut gefallen, daß ſie ihr Töchterlein durchaus zur Schauſpielerin erziehen wollte. Ihr Mann ſagte, ſie ſei nicht geſcheidt, und die Verwandten ſchlugen die Hände über'm Kopf zuſammen, ſie ließ aber nicht davon ab, der Gatte ſegnete das Zeitliche und ſie nahm ihre paar Thaler Vermögen und ihr Bischen Habſeligkeit zuſammen und fuhr mit ihrer Tochter zur nächſten Truppe, allwo das ſtramme, geſunde Mädchen eingeſtellt wurde und ſich zunächſt in jungen Mägden, zuweilen auch als robuſtes Landedelfräulein producirte. Obwohl ſie ſich über die Maaßen ſchlecht dabei ausnahm, war die Mutter doch entzückt, und als ſie der Tod übereilte, bedauerte ſie nichts mehr, als ihre ſchöne Tochter die Karriere nicht weiter verfolgen zu ſehen. Es fand ſich bei der Truppe ein ſtarkknochiger Herr Poltmann, welcher die Biedermänner, Vehmrichter und penſionirten Officiere zu allgemeiner Zufriedenheit ſpielte, dem gefiel das feiſte, rothe pommerſche Mädchen ſehr, und er trug der weinenden Waiſe ſeine fleiſchige Hand an; daraus ward eine Hochzeit und aus der Madame Poltmann allmählig die ſogenannte hübſche Mutter, weil als ſolche ihr einfaches Naturell, was ſie doch keinen Augenblick zu verläugnen wußte, am beſten paßte. Dies Ehepaar war der eigentlich bürgerliche Stamm der Geſellſchaft: ohne leichten oder ſonſtigen Sinn für Kunſt trugen ſie Sorge, daß ihre Rollen wirklich gelernt waren, daß ſie ein leidlich Bett, Mittags ein Stück Rindfleiſch und für gewöhnlich hübſche Wäſche hatten — bei wilden Vorfällen und Exzeſſen ſagten ſie: „ei du lieber Gott, ſind das wunderliche Leute!“ und wurden dann meiſthin zur Aushülfe benutzt, wozu ſie ſich mit ihren ſchwachen Kräften ſtets bereitwillig zeigten. Sie galten für dasjenige Depot philiſterhafter Solidität, was jeder Geſellſchaft als Bodenſatz nöthig ſei.

So war Madame Poltmann jetzt auch zu Blaska's Mädchen gekommen, und ſie hätſchelte und pflegte es beſtens. Beſonders that ſie das Guſtav zu Gefallen, da ſie ihn ſehr gern leiden mochte — dieſen Punkt anbetreffend pflegte man zu ſagen: die hübſche Mutter hat auch ihre Faibles, und wenn ſolch ein Faible ſie etwa des Abends beſucht, wo Poltmann, der Biedere, zum Biere gegangen iſt, dann kocht ſie ihm Thee, ſollte er dringend werden, dann ſagt ſie, o, o, das iſt zu viel, Sie ſcherzen, und es ſchickt ſich nicht, und ſie wehrt lächelnd und verſchämt ſo lange ab, bis Poltmann heimkehrt und dem Gaſte die Hand ſchüttelt und von ſeiner Frau hören muß: Du kommſt ja heute ſehr früh, Alter.

Madame Poltmann war nämlich allen Ernſtes noch von jener reifen, fleiſchigen Schönheit, wie ſie mancher junge Mann gerne ſieht.

Dieſe Dame alſo und die Primadonna mit dem kleinen Muſikdirektor ſaßen neben Guſtav in der Spitze des erſten Wagens und ertrugen auf verſchiedene Weiſe die Uebelſtände des ſchlechten Sitzes und Wetters und die Inſinuationen des Wagens, welcher ihnen mit der Vorderaxe alle Löcher des Weges ſchonungslos bemerklich machte. Madame Poltmann hatte nur Sorge für ihren kleinen Pflegbefohlenen, der Muſikdirektor nur Augen für die malkontente Primadonna, welche ſich wahrſcheinlich Guſtav's halber auf dieſem Wagen angeſiedelt hatte, und ihre Verſtimmung, von dieſem ignorirt zu werden, Sitz, Wetter und Weg am kleinen Cicisbeo ausließ. Ihr Thron war eine ziemlich hohe Kiſte, und damit ihre Füße einen Anhalt gewännen, hatte der Kleine unter ihr Platz ſuchen müſſen und bot ſeine Schultern und den etwas unklar und verwickelt ausſehenden Rücken zum allenfallſigen Fußſchemel. Das mochte bei den öfteren lebhaften Rücken, welche der Wagen erlitt, ſein Störendes haben, indeſſen Püffe der Liebenden ſollen ja immer ſüß ſein, es blieb doch eine wenig unterbrochene Verbindung zwiſchen ihm und der Dame ſeines Herzens, und die Donna trug auch die ſeidenen oder doch ſeidenartigen Schuhe, welche ſie als Königin der Nacht zu benutzen pflegte. Aus dieſer Chauſſure entſtand nun vor den Schenken meiſthin einiges Demelée, da ſie kein Verlangen zeigte, die zarte königliche Bekleidung dem groben Straßenkothe anzuvertrauen, und immer verlangte, bis zum trocknen Aſyle der Schwelle getragen zu werden. Der kleine Muſikdirektor konnte das auf keine Weiſe präſtiren, da die Donna von reſpektabler Größe und entſprechender Schwere war; eigentlich mochte es auf Guſtav abgeſehen ſein, der verſtand ſich aber nicht dazu, und ſo mußte im entſcheidenden Momente, wo der echauffirte Muſikdirektor nach ſchleunigem Sukkurs ſchrie, der Kutſcher gewöhnlich in's Mittel treten. Dieſe Intervention hatte ihr Schlimmes, einmal weil der Kerl durchgeregnet und ſchmutzig war, und zweitens weil ein ſehr unſichrer Friedenszuſtand zwiſchen ihm und der Donna ſich fortwährend offenbarte; dieſe hatte bereits ſo viel am Fuhrwerke zu tadeln gefunden, daß ſich der Wagenlenker am Ende bewogen geſehn hatte, ihr ſein naſſes rothes Antlitz zuzukehren und ihr einige Erläuterungen mitzutheilen, die jedes Zartgefühl verletzen mochten. Es mußte indeſſen aus der Noth eine Tugend gemacht werden; ja der Muſikdirektor ertrug lächelnd ein noch viel größeres Mißgeſchick: Seine Poſition nämlich als Fundament der Geliebten erſchwerte es höchlich, das Antlitz derſelben zu erblicken, beſonders da die Kiſte einen überragenden Deckel hatte. Die Beſtrebungen, dieſes Glücks doch je zuweilen theilhaftig zu werden, erforderten alſo immer großen Aufwand, und ihr moraliſches Element wurde ſtets durch die Ausdrucksweiſe der Donna geſtört, welche ihm dergleichen Unbequemlichkeit erſparen wollte und gewöhnlich zurief, ob er nicht ſtillſitzen könne. Ferner brauchte er die rechte Hand unumgänglich, einen Stützpunkt zu halten und dadurch einen feſten Sitz zu ſichern; nun hatte er aber mit vornehmen Leuten die Manier gemein, ſtark zu ſchnupfen, eine Manier, die ſelbſt jeder andern Leidenſchaft überlegen war. Das gab natürlich lebhafte Uebelſtände, denn mit einer Hand in beſchränktem Raume, bei naſſem Wetter die Doſe handhaben und den natürlichen Folgen mit dem Taſchentuche zu Hülfe kommen, welches Taſchentuch des Regens halber ſtets wieder in Sicherheit gebracht werden mußte — das iſt offenbar mehr, als man billigerweiſe verlangen ſollte. Dennoch lächelte er und führte das Geſpräch. Dies ſollte offenbar nebenher lehrreich für die

Geliebte ſein; denn es bewegte ſich um Opern und Singmanieren; größtentheils wurde es zwar von der Donna ſchnöde behandelt, wenn aber juſt eine Lieblingsarie in Rede kam, erhob ſie wohl ihre Stimme und ſang einige Paſſagen, z. B.

O hört den Schwur, ihr Götter,
Seid Schützer, ſeid Erretter!

als welches auf den Stockfiſch Don Juan — Guſtav gehen mochte. Solche Aeußerungen brachten ſie aber wieder mit dem Kutſcher in Kolliſion, der ſich umzuwenden und zu ſagen pflegte: Na, mach Se mir die Pferde nicht ſcheu mit dem Spektakel! Dieſe Loſung erregte natürlich Debatten, der Muſikdirektor ſekundirte mit dem wiederholten Ausdrucke: Er iſt ein Vandale, und ward dadurch in's Vordertreffen geriſſen, weil der Geſchimpfte dieſen Ausdruck nicht verſtand und das Unglaubliche dahinter vermuthete. Er ließ alſo nach Art gemeiner Leute, die das Wort

Pack immer im Munde führen, ſehr Unangenehmes fallen wegen wahrſcheinlich ſchlechter Bezahlung und Kujonirung obenein, und bewegte ſich zweifellos nach dem Liebesſitze des Muſikdirektors zu. Die kleine Wlaska ſchrie, Madame Poltmann rief, man möge doch nicht ſo wunderlich ſein, und Guſtav mußte dazwiſchen greifen, was ſich der Kutſcher gefallen ließ, wahrſcheinlich weil ihm der Ernſt und die Ruhe dieſes Paſſagiers imponirten.

Mit Guſtav ſelbſt war eine große Veränderung vorgegangen: zum zweitenmale war der Tod in ſein Leben getreten, und wie er ihn das erſtemal zuſammenwarf, weil er ihm die äußere Exiſtenz zerſtörte, ſo wirkte er diesmal kräftigend und ſpornend, weil er ihm die ganze Thorheit und Jämmerlichkeit ſeiner Zuſtände zeigte. Als ſie Wlaska ſtill zu Grabe ſchleppten, da drängte es ſich ihm mit Gewalt auf, daß er unmächtig in Verhältniſſen herumgezogen werde, die keinen

Halt und eitel Thörichtes in ſich trügen. Trotz dem Glücke und es wird ſich beugen, ſprach es in ihm, und je größer das Läſtige um ihn wuchs, die Laſt des Kindes, das Gerede und Fingerzeigen der Leute, deſto hartnäckiger rüttelte er ſich in dieſen Trotz. Nebenher empfand er ein lebhaftes Verlangen, Toni zu ſehn, die Kraft und Selbſtſtändigkeit dieſes Mädchens, der Einfluß gedanklicher Bezügniſſe, welche er in ihr wirken fühlte, auch wenn er ſich deſſen nicht klar bewußt machen konnte, der Anſtrich von einer andern ſtolzen Lebenswelt, welcher ſie ſich entäußert hatte, die aber in ihrem Weſen noch exiſtirte und wirkte, das friſche Leben dieſes Geſchöpfes unter all der Hohlheit und larvenartigen Gemachtheit der Uebrigen, wie er es bei der Kataſtrophe erkannte, zog ihn unwiderſtehlich zu Toni. Er eilte, ſie aufzuſuchen. Sie war fort, kein Menſch wußte, wohin. Vorſtellungen waren nicht möglich, da die zwei Hauptdamen fehlten;

man behalf ſich ein paar Tage mit Opern, der traurige Vorfall wirkte aber diesmal nicht mit der gewöhnlichen Neugier auf's Publikum, zumal nichts Betheiligtes in der Oper zu erwarten ſtand, ſondern abſchreckend, wie ein Leichenhaus. Die ſtets exiſtirende Oppoſition der Religioſen gegen das Theater war überaus geſchäftig, dies ganze Inſtitut als ein Werk des Teufels zu verdammen, und verfehlte ihre Wirkung nicht, da ihr der erſchreckende Eindruck zu Hülfe kam — das Haus blieb leer, der Direktor war in Verzweiflung und griff zu der dargebotenen Gelegenheit, einen Theil der Truppe nach Elbing zu ſchicken und ſich in Danzig allmählig wieder zu vervollſtändigen.

Guſtav, vom Schauſpielen angeekelt, wollte es ganz bei Seite werfen, es war aber immer noch das einzige kümmerliche Einkommen, was ihm blieb, nebenbei hoffte er auch, auf der Reiſe etwas von Toni zu erfahren, er ſtieg alſo mit auf den Wagen und ließ ſich ſchweigend fortſchleppen. Nichts dachte er, als wie er das ſchöne Mädchen finden könne und wie das ungünſtige Leben nun herausgefordert werden ſollte auf alle Art.

21.

Dieſe Ermannung that ihm denn auch in Elbing äußerſt noth: die zur Komplettirung fehlenden Schauſpieler kamen nicht, die Vorſtellungen konnten nicht beginnen, von Gage war alſo auch wenig die Rede, und die Noth war groß. Guſtav hatte ſich bei einem Drechsler ein kleines Dachſtübchen gemiethet und ſich für ein überaus Billiges in die Koſt gegeben. In dem kleinen dürftigen Gemache ſaß er denn Tag und Nacht, und las und ſchrieb und darbte. Lernen, lernen! war wieder die Loſung, aber frei und tüchtig lernen, Alles hat ſeinen Nutzen, Kenntniß allein rettet — dies war jetzt der Grundgedanke, um den ſich

Alles gruppirte. Die Welt iſt feindlich, ſagte er zu dem alten Drechslermeiſter, der ihn nach dem Feierabende zuweilen beſuchte, man muß ſich Waffen ſchmieden, ſo viel man irgend vermag.

Meiſter Heinze ſchüttelte dazu den Kopf — bin doch weit draußen im Reiche geweſen auf meiner Wanderſchaft, ſagte er zu ſeiner Tochter, und hab allerlei Menſchen geſehn, aber ſolch ein Schauſpieler iſt mir noch nicht vorgekommen. Seine Tochter war eigentlich noch ein Töchterchen, fünfzehn Jahr alt, und dicht an der Gränze, wo die kindlichen Spiele, Freuden und Beziehungen noch ſchmecken, und Ahnungen ſich einſtellen von einer ernſteren reichen Welt. Das dunkelblonde Haar wurde täglich brauner, die ſchlanken Achſeln und Arme wurden runder, der friſche Geſang ihrer kleinen Lieder, wenn ſie den Kanarienvogel fütterte, ward täglich ſtärker und kräftiger, Meiſter Heinze ſagte: Ich kann jetzt ſchon ein ganz vernünftig Wort mit meinem Aennchen reden, und das iſt mir eine rechte Wohlthat, die ich ſeit meiner ſeligen Katharina Tode mit Schmerzen entbehrt habe. —

Guſtav hatte nur zwei Intereſſen nach außen hin: einmal, Nachrichten von Toni zu gewinnen, und eine Stunde mit ſeinem Freunde Schaller zu verkehren und neue Bücher von ihm zu holen. Schaller war ein Schauſpieler, der von Petersburg kommend in Elbing geblieben war, um eine Zeitlang mitzuſpielen, ſobald das Theater in Gang käme. Niemand kannte ihn, er verkehrte auch nur ſehr oberflächlich mit den übrigen Schauſpielern, nur für Guſtav ſchien er ſich zu intereſſiren, und beſuchte ihn täglich.

Guſtav gefiel er außerordentlich. Im Aeußeren ſchlicht und einfach, hatte er ſo viel Zurückhaltendes, als juſt angenehm für denjenigen iſt, welchem die Menſchen nicht eben erwünſcht kommen. Nach dieſem Eindrucke hin ging auch etwa ſeine Unterhaltung: In ſich ſelbſt müſſe man eine

Heimath zu gründen wiſſen, alles draußen ſei fremd; ſelbſt der Freund, ſelbſt die Geliebte, welche Gewähr für ſie haben wir denn? Dies oder Jenes intereſſirt ſie, feſſelt ſie an uns, etwas was von Außen oder von Innen an uns erſcheint, das lieben ſie — geht das mal über Nacht verloren, wo bleiben ſie, wo bleibt die Liebe? Eine Krankheit kann mich entſtellen, läſtig machen, meinen Geiſt tödten oder auch nur ſchwächen, ich bin nicht mehr derſelbe nach außen hin, fort iſt die Liebe Anderer zu mir, wenn ſie wahrhaft ſich beweiſen, erheuchelt aus Pietät, wenn ſie ſchwach ſind. Dauernd und feſt iſt nur das Verhältniß von uns zu uns ſelbſt, tritt hierin eine grobe Störung ein, nun, ſo können wir einſam mit uns verkümmern, verderben, untergehn, wir treten dann in's Weſen einer bloßen Pflanze, welche verwelkt. Dieſe Selbſtſtändigkeit iſt Alles — jedes Unglück trifft uns am ſchwerſten, weil wir in Verbindung und Beziehung mit Anderen ſind, weil wir uns geniren, ſchämen, weil wir gut zu machen kriegen — für uns allein iſt es unbedeutend, ſähe es noch ſo groß aus — das wirkliche Eheweib ſoll eine Ausnahme machen, ich glaub' es nicht, es iſt doch ein zweites Geſchöpf, was nur in der Exaltation und poetiſchen Täuſchung Ich werden kann.

Aber wie ſind Sie, warf Guſtav ein, bei dieſen Anſichten Schauſpieler geworden?

Ein Lächeln ging über Schallers blaſſes Geſicht: wir wählen ſelten den Stand, der Stand wählt uns, Schauſpielerei iſt zudem auch nichts als ein Spaziergang durch die Menſchen, Sie können nirgends einzelner bleiben als hierbei, gerade das Gemiſch von ſtärkſten und ſchwächſten Menſchen drängt ſich auf die Bretter, jene, weil ſie Freiheit und Herzensrechte ſuchen, dieſe, weil ſie dem Bunten nachlaufen und vor dem Strengen des Lebens ſich fürchten. Jene inkommodiren nicht, das thut der Starke nie, er trachtet höchſtens nach Herrſchaft, und dieſe von ſich abzuhalten paßt ganz und gar in den erwähnten Drang nach Selbſtſtändigkeit. Die Schwachen mit ihren Flittern, ihrer Eitelkeit, ihrem unordentlichen Treiben ſind Niemand gefährlich, und als Zigeuner in der Civiliſation machen ſie nur den alten Weibern zu ſchaffen. Ich wollte nur, daß unter ihnen einmal eine wirklich unabhängige geniale Lüderlichkeit eines begabten Menſchen zu finden wäre, das gäbe doch ein wirklich originelles Exemplar; ſo ſind ſie aber meiſt von Hauſe aus alle mit der allgemeinen Rinde der Geſellſchaft bedeckt und reiben ſie nur ſtellenweiſe ab. Darin liegt's, daß ſie meiſt nur gewöhnlich-unordentliche Leute ſind.

Wie lange ſind Sie Schauſpieler, Herr Schaller?

Wenn man neugierig iſt, mein junger Freund, wird man nie ſelbſtſtändig —

Aennchen brachte das Mittageſſen; es war auf einem Schüſſelchen koncentrirt; Schaller ſagte ihr einige Artigkeiten, die ſie nicht verſtand, worüber ſie aber doch erröthete.

Das wird ein ſchönes und ein liebenswürdig Weib werden, und manchem ſchwächlichen Kauze zu ſchaffen machen — warum eſſen Sie ſo dürftig?

Weil ich kein Geld habe — ſolch offenherzige Antwort hatte er bereits von den Schauſpielern und ſeinem neuen Freunde erlernt.

Ich kann Ihnen welches geben, wenn auch nicht viel —

Thun Sie das nicht, ich habe wenig Ausſicht zum Wiederzahlen, und Sie verlieren Ihre Rolle der Einzelnheit und Abgeſchloſſenheit dadurch.

Oh, wenn wir's noch ſo weit mit Anſicht und Grundſatz bringen, die Ausnahme, die Uebertretung bleibt ewig der größte Reiz, und es intereſſirt mich, Ihnen ein wenig unter die Arme zu greifen. Das Wiederzahlen? Poſſen! Wenn man ein ſchön gewachſener hübſcher Mann iſt wie Sie und noch ſo reich an Schwächen, da hat man das Geld noch haufenweiſe zu erwarten: ich leg's bei Ihnen auf gute Zinſen. —

— Die Tage kamen und gingen, es wurden Wochen daraus, das Theater kam nicht zum Anfange, die Mitglieder ſchimpften, klagten, darbten, der kleine Muſikdirecktor mußte ſich die Seele ausärgern mit Klavier- und Violinſtunden, um ſich und ſeine ſtets unzufriedene Donna zu ernähren, er ſtöhnte bitterlich über die Elbinger Jugend und den Kunſtſinn derſelben. Guſtav, mit Schaller verkehrend, befand ſich beſſer als ſeit langer Zeit, las und lernte fleißig, und fügte ſich dabei gern der Auswahl und Anordnung ſeines wunderlichen Freundes. Das innerlich ſtarke Weſen dieſes Freundes mochte wohl das meiſte beitragen zu Guſtavs Ruhe; Charaktere wie der ſeinige finden eine ſtarke Tröſtung im Verkehr mit Bezügniſſen, die ihnen höher und geiſtiger zu ſein ſcheinen, als ſie der verſchlenderte gewöhnliche Tag bietet. Wie an einer Eiſenſtange hielt ſich Guſtav feſt an Schaller's bewußtem Willen, und nebenher fand er im harmloſen Verkehre mit Meiſter Heinze und deſſen Töchterlein auch ein behagliches Genüge. Er ſaß jetzt oft in der freundlichen Werkſtatt des alten Drechslers, ſchnitzte Holz, lernte nebenher einige Handgriffe, drechſelte am Ende ſelbſt ganz artige Dinge und lächelte dazu, wenn Heinze ihn lobte und Aennchen eine kindiſche Freude darüber bewies.

So hab' ich Sie noch gar nicht lächeln ſehn, ſagte die Kleine, und zu eigner Ueberraſchung erwiderte er: ich glaube ſelber, es iſt ſeit Jahren nicht geſchehn.

Der Sonntagmorgen ward ihm bereits ein erwünſchter, lieber Zeitraum; der Alte rüſtete ſich zum Kirchgange, Aennchen, ſchon fertig geputzt, ſtand neben dem Rade und ſah zu, wie Guſtav arbeitete, rief beſorgt dazwiſchen, wenn ſie glaubte, daß er zu viel Raum wegſchnurren laſſe, klatſchte in die Hände, wenn er ihr zeigte, es ſei nicht zu viel und gebe eine hübſche Bildung. Dazu ſchien die Sonne in's kleine Zimmer, die feinen Späne wirbelten in ihren Strahlen, der Kanarienvogel ſang aus voller Kehle, draußen läuteten die Glocken.

Waren ſie fort zur Kirche und er ſaß allein, dann bedachte er, was den Tag zuvor geleſen und beſprochen worden war, und ließ die Stoffe in ſich hin und herfahren, damit ſie ſich einen Platz, eine Ordnung fänden, drechſelte weiter, ſah mit Vergnügen zu, wie das weiße harte Holz immer neue kraus gewundene Faſern und Ringe herausſtellte, träumte ſich gottſelig in die reich und feſtgegliederte Schöpfung Gottes, welche bis in's kleinſte Stückchen Holz ein ſichres, anmuthiges Geſetz zeige, und ſtimmte endlich zum gleichmäßigen Geſchnurre des Rades ein altes Liedchen an, was ſeit der Knabenzeit von Prag in ihm geſchlummert hatte. Dann überraſchte ihn Freund Schaller, ſetzte ſich lächelnd zu ihm auf die Bank und fragte: wie geht's?

Gut, mein Liebſter, ich heimle mich wieder ein in die Welt —

Jeder ſucht's auf ſeine Weiſe, und beſchwichtigt den Krieg — das Leben iſt ein Krieg mit Allem, wenn's noch ſo friedlich ringsum in dieſer Werkſtatt ausſieht; können Sie dem Manne das Bischen Miethe nicht bezahlen, äußern Sie etwas gegen ſein Chriſtenthum, kurz, gefallen Sie ihm nicht mehr, ſo hat die Herrlichkeit ein Ende. —

Als Meiſter Heinze aus der Kirche kam, ſah er abſonderlich vergnügt aus und eröffnete denn auch bald ſein Herz mit den Worten, er habe einen Vorſchlag; Aennchen nämlich habe ihm mitgetheilt, was ihr Guſtav neulich des Abends in der Dämmerſtunde Alles erzählt habe von ſeiner Jugendzeit, und da ſei auch von der Jagd die Rede geweſen — hören Sie, das iſt auch meine

Paſſion, 's ſind jetzt gerade nicht viel Beſtellungen da, für die Märkte iſt auch vorgearbeitet, ich mach' mir hie und da einen freien Tag, Pulver und Schrot ſparen wir uns vom Munde ab, hier im Wandſchrank hab' ich zwei alte Flinten, machen wir uns morgen früh dran! Hohe Zeit iſt's auch, das Frühjahr kommt; zwei Meilen von hier kenn' ich einen Förſter, der Pulverhörner und ſonſtiges kleines Zeug immer bei mir beſtellt, weil's ihm hier kein Anderer zu Dank machen kann, der hat mich ſchon zehnmal eingeladen, und ich bin den ganzen Winter erſt zweimal bei ihm geweſen, wie wär's mit morgen?

Guſtav fand eine kindiſche Freude daran, lief gleich nach den Gewehren, um eins zu putzen und geſchickt zu machen, Schaller ſagte: Ich freue mich, liebſter Guſtav, daß Sie noch ſo unbefangne, wohlfeile Freude haben können, und wenn's der Meiſter Heinze erlaubt, ſo bin ich auch mit von der Partie, werd' mir ein ordentlich Schießzeug ſchon beſorgen.

Je, mit dem größten Vergnügen, Herr Schaller; das wird ja meinem alten Förſter ein Hauptfeſt, und Aennchen nehmen wir auch mit in's Forſthaus, da kennt ſie die alte Forſtmutter, und läßt ſich was erzählen und wartet auf uns.

Dies beſcheidene Vorhaben regte in dem kleinen Kreiſe, deſſen Wünſche ſo glücklich beſcheiden waren, die heiterſte Lebensthätigkeit auf. Meiſter Heinze hatte den ganzen Tag vorzubereiten und hätte beinah ſeine gewöhnliche Bierſtunde verſäumt, welche er ſonſt mit der Minute einzuhalten pflegte; Aennchen ſprang überglücklich umher, und verſicherte Guſtav, den Gewehrputzenden, ſie ſei ſehr glücklich.

So war es Abend geworden, der Meiſter war nach dem Bierhauſe, Guſtav ſaß ermüdet im Winkel der kleinen Wohnſtube, die durch einen verſchloſſenen grünen Vorhang von der Werkſtatt getrennt wurde; die Aufregung hatte ſich ein wenig gelegt, Aennchen machte das Kaminfeuer zurecht und füllte ein Körbchen mit kleinen Kienſtücken, die auf der Ofendecke zum trocknen lagen, dann ſetzte ſie ſich vor die fett und dunkelroth puſtende Flamme, legte die Hände in den Schooß, und ſah in's Feuer. Das junge Mädchen gewann dadurch ordentlich ein nachdenkliches und gegen ſonſtige Gewohnheit würdiges Anſehn, Guſtav betrachtete das artige Bild mit dem größten Wohlbehagen. Seine Phantaſie war erfüllt mit Toni's Liebreiz, es drängte ihn, davon zu ſprechen, das junge Mädchen ſah ſo Mittheilung weckend drein, er rückte zu ihr, und erzählte ihr ſeine Gedanken, ſchilderte Toni und die Sehnſucht nach der Verſchwundenen. Mit dem wärmſten Antheile hörte Aennchen zu, unterbrach ihn nur zuweilen mit den Worten „ach wie ſchön, wie liebenswürdig muß ſie ſein!" und als Guſtav zu Ende war, rief ſie aus: Wenn ſie doch zu finden wäre!

Gutes Aennchen! ſagte er, und küßte ſie auf die Stirn. Das Mädchen bebte leiſe, auf dem Hausflur ließ ſich der ſtapfende Stock des heimkehrenden Meiſter Heinze hören.

22.

Man konnte ſagen: es war den letzten Tag vor dem Frühlinge, als nächſten Morgens unſere Elbinger Geſellſchaft auf die Jagd zog: über die Erde, zwiſchen den Bäumen hin, durch die Luft zog ſchon ſolch ein leiſer Hauch des neuen Sonnenjahres, aber in der Nacht war noch ein leichter Froſt und ein Schneereif über die Erde gefallen, und die Wanderer ſchritten trocknen Fußes durch die Föhrenholzungen hin. Sie waren guten, fröhlichen Muthes, nur Herr Schaller, den die Richtung des Weges zu überraſchen ſchien, war ernſt und nachdenklich.

Der Morgen dämmerte langſam herauf, und als der erſte Sonnenſtrahl durchbrach, ſahen die rüſtigen Wanderer durch die Bäume hindurch das alte Förſterhaus mit den blanken Fenſterchen ſchimmern. Sie fanden Geſchäft und Bewegung darin, und der alte Förſter wußte nicht recht, ob er Verlegenheit oder Mißmuth unterdrücken ſollte, als er die Gäſte willkommen hieß und an der Jagdrüſtung erkannte, worauf es abgeſehen ſei — der gnädige Herr hatte juſt zu dieſem Morgen eine große Jagd anſagen laſſen, er konnte jeden Augenblick kommen. Schaller lächelte, Guſtav war verdrießlich, Meiſter Heinze betreten; die alte Frau Förſterin trat aber mit ihrer Behäbigkeit dazwiſchen und ſchlichtete, ſie herzte Aennchen, verſicherte, ihre Tage nicht ſo ein hübſches, friſches Kind geſehn zu haben, und indem ſie den Herren die Flinten abnehmen und in eine Nebenkammer ſtellen half, ſagte ſie: Sein Sie nur guten Muths, meine Herrn Stadtherrn, das gnädige Fräulein kommt heute mit, da werd' ich ein gut Wort einlegen, und Sie werden ſchon zum Schießen kommen; jetzt wollen wir aber doch die Büchſen nicht ſehen laſſen.

Da hörte man aus der Ferne Geräuſch, Hundegebell, Hufſchlag und Wagengerüttel auf dem harten Wege, eine Reiterin flog auf einem feurigen Schimmel durch die Bäume und parirte den Galopp des Pferdes erſt dicht an der Hausthür. Toni, rief Guſtav außer ſich und ſtürzte ihr entgegen — die Dame, geröthet vom friſchen Morgen, erhitzt durch den raſchen Ritt, verſchönert durch den ſchwarzen Hut, von dem der Schleier wehte, durch das dunkle, knappe Reitkleid, war es Toni? Sie ſah dem ſie leidenſchaftlich begrüßenden, jungen Mann kalt und vornehm in's Geſicht und ſprach kein Wort; alsbald kam auch ihr Onkel zu Pferde an und ward als gnädiger Herr vom Förſter begrüßt; er fragte nach den Fremden. „Beſuch aus Elbing, gnädigſter Herr, der mir heute unerwartet und“ — ſetzte er leiſer hinzu — „ungeladen kam.“

Wenn die Herren Schützen ſind, kannſt Du ſie mit anſtellen — wie heißt der Herr in der Hausthür, Förſter? fragte er leiſe und haſtig, und nahm ſeine Mütze ab, grüßend nach dem Fremden — es war Herr Schaller, der mit untergeſchlagnen Armen aufmerkſam den Edelmann betrachtet hatte. Der Förſter wußte es nicht.

Die Wagen kamen heran, man ſtieg ab, die Treiber wurden beordert, ein Jäger brachte dem Fräulein eine leichte Jagdfliate, alles wurde in Ordnung geſetzt, man brach auf. Zum öftern ſah der gnädige Herr Graf nach Schaller hin, die Phyſiognomie mußte ihn ſehr beſchäftigen. Mit Lärmen ging die Jagd in den Wald, Wagen und Pferde gingen nach andrer Richtung, um ſpäter die ermüdeten Jäger aufzunehmen.

Im Förſterhauſe war es ganz ſtill geworden. Aennchen ließ ſich von der Alten erzählen, ob das gnädige Fräulein Toni heiße — denn ſie hatte Guſtavs Ausruf wohl vernommen — und ob ſie verreiſt geweſen, und wie ſie ſei —

Toni heiße das Fräulein nicht, aber ähnlich: Antonie, und verreiſt ſei ſie lange geweſen, bei Verwandten an der Oſtſee. —

Ob ſie vielleicht Schauſpielerin geweſen. —

Bewahre der Himmel, das wär' eine ſchöne Geſchichte, wenn man ſo was nachſagen wolle, wie's einmal im Dorfe geheißen hat, daß es der reiche Bauer Friedrich mit vom Getraidemarkt in Danzig gebracht habe, der ſie in der Komödie geſehn haben wollte — der gnädige Herr ſei ſo böſe über dieſe Redensarten geworden, daß er ſeinen Kutſcher habe todtſchießen wollen, der es fraglicher Weiſe dem Friedrich nacherzählt habe. —

Aennchen betrachtete nachdenklich die zinnernen und kupfernen Geſchirre, welche ſpiegelblank auf einem Brettchen ſtanden, das um den Sims der braunen, hölzernen Stube lief; ſie wußte ſich gar nicht zu finden in ihre Gedanken, und es war ihr ganz recht, der Alten mit zur Hand gehn zu können, welche eine ſtattliche Mahlzeit rüſten wollte für die Jäger und Gäſte.

Draußen war die Jagd im beſten Gange. — Guſtav, von ſeiner Jugendzeit in Prag her noch ein trefflicher Schütze, erregte das größte Aufſehn; man bot ihm Wetten an, er gerieth in die größte Verlegenheit; denn ſeine Taſche war ziemlich leer, und auf das mehr als wahrſcheinliche Gewinnen hin die Paraden einzugehn, ließ ein andrer Stolz nicht zu. Stolz gegen Stolz — Herr Schaller ſchlichtete den Streit: er nahm alle Wetten an, die gegen Guſtav's Treffen gemacht wurden. —

Das gute Schießen, was nächſt dem Reiten, hohem Spiel und genauer Kenntniß der Hunde für eine ſpecifiſche Fähigkeit des Kavaliers gehalten wurde; Schallers Benehmen, was unter einer gewiſſen Sicherheit und Ueberlegenheit entgegentrat, hatte im Verlaufe der Jagd die beiden Fremden, welche ſo dürftig eingeführt worden waren, bei weitem günſtiger geſtellt. Man beachtete ſie ſehr, man war neugierig, man fragte im Weitergehen den Meiſter Heinze nach ihnen. — Schaller, dies vorherſehend, hatte aber dem Meiſter ſchon zugeflüſtert, was er zu ſagen habe; dieſe Art von Verläugnung wurde dem ehrlichen Elbinger zwar ſehr ſchwer, aber Schaller's Autorität ſiegte auch hier, der Meiſter wußte nichts, als daß es ein Paar Fremde ſeien.

Guſtav's Bewillkommnung des Fräuleins hatte Niemand von der höheren Jagdgeſellſchaft bemerkt, das Fräulein war auch fortwährend ſo umringt von dienſtbefliſſenen Herrn, und der Jäger, welcher ihr die Flinte lud, wich ebenfalls keinen Augenblick von ihrer Seite, daß Guſtav keinen neuen Verſuch der Annäherung wagen konnte. Er verlor ſie aber keinen Moment aus dem Geſichte, und troß ihrer befremdenden Art, die früher ſo freundlich gehegte Bekanntſchaft aufzunehmen, empfand er bei ihrem Anblicke das größte Entzücken. Daß er ſich wirklich irren, daß ſie eine andre ſein könne, fuhr ihm wohl auch einmal durch den Sinn, fand aber keine Stätte, und wenn er zuweilen, nicht weit von ihrem Schußſtande aufgeſtellt, dem Muthwillen nachgab und ihr auf weite Diſtance die Haſen wegſchoß, welche ihr in den Schuß liefen, dann beantwortete ſie dieſe Herausforderung auf der Stelle damit, daß ſie ohne Weiteres in ſein Terrain hineinſchoß. Es war ihm, als ob er Toni da ſprechen, ſpotten und lachen hörte.

Die Sonne ſchien prächtig — Guſtav hatte all die lange Zeit des Leides vergeſſen.

Die Wetten waren alle gewonnen, die Fremden waren auf's Schloß geladen, das gnädige Fräulein hatte ſogar aus dem Forſthauſe das hübſche Aennchen mit ſich genommen, weil ſie ihr wohlgefiel. Man ſaß zur Tafel, ſogar Meiſter Heinze hatte am unterſten Ende des Tiſches ein Plätzchen gefunden, Herr Schaller erzählte Jagdgeſchichten aus Rußland, Alles war guter Dinge.

Guſtav hatte auf dem Rückwege das Verhältniß zu Toni und ihr Verläugnen deſſelben ſeinem Freunde mitgetheilt. — Ignoriren, mein Lieber, erwiderte er, ignoriren müſſen Sie die Dame, dann wird ſie ſelber kommen.

Guſtav, ſeit längerer Zeit ſchon auf einen dreiſteren Fuß der Welt gegenüber poſtirt, hatte bereits die nöthige Sicherheit dazu, er nahm nicht die geringſte Notiz von dem Fräulein und tändelte zuweilen in luſtigen Scherzreden mit Aennchen, welche Toni neben ſich geſetzt hatte. Das Fräulein ſchien aber ebenfalls nicht das mindeſte zu bemerken.

Unterdeſſen brachte Schaller ein Geſpräch auf's Tapet, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit ſehr in Anſpruch zu nehmen ſchien: er fragte den Hauswirth, ob er nicht einen Verwandten ſeines Namens habe, der vor vielen Jahren auf Reiſen gegangen ſei? —

Nicht daß ich wüßte. —

Einem Manne Ihres Namens bin ich in Moskau begegnet, er war ſtark derangirt von der Reiſe, und ich hatte das Vergnügen, ihm nützlich ſein zu können. Es waren wunderliche Geſchichten, die er mir erzählte: wegen ungewöhnlichen Lebensanſichten war er vom Vater nicht wohl gelitten, und hatte wegen eines Bruders, den er zu hänſeln liebte, täglich neue Mißverhältniſſe; kurz, die Heimath war ihm läſtig worden, und er hatte ſie eines Morgens ohne Abſchied verlaſſen, um in die weite Welt zu gehn. Es ſchien ein gewiſſer Schalk in ihm zu wohnen, denn von beſonderem Genüge war es ihm hinzuzuſetzen, daß er als Aelteſter Majoratsherr ſei, und der Herr Bruder, welcher bei Verſchollenheit des legalen Erben das Majorat angetreten habe, nun in der endloſen Beſorgniß lebe, jener könne einmal plötzlich heimkehren.

Dieſe Mittheilung hatte eine Todtenſtille erzeugt; die Gäſte, welche das Verhältniß der Familie kannten, ſchienen eben ſo betroffen zu ſein. wie der Hausherr. — Schaller ſchwieg aber nur einige Sekunden und ſah lächelnd drein, dann ſetzte er hinzu: Ich glaube indeſſen, es iſt keinerlei Beſorgniß nöthig, der herumſtreifende Majoratsherr kümmerte ſich um viele Dinge, die ihn nichts angingen, und ſprach, wo ihn Niemand gefragt hatte — das war nun in Rußland ſchlecht angebracht, man hat ihn, ſo viel ich weiß, nach Sibirien geſchickt. Ich glaube wenigſtens, mich geirrt zu haben, als ich mir ein Paar Jahre ſpäter einmal in Paris einbildete, in einem vorüberfliegenden Wagen hab' jener herumſtreifende Majoratsherr geſeſſen.

Und nun folgten von dem gewandten Schaller ſo viel intereſſante Geſchichten aus Paris, daß jene Erinnerung bald von der Theilnahme des Zirkels überdrängt wurde, wenigſtens war man wieder geſprächig, und Niemand kam darauf zurück. Der Hausherr nöthigte ſtark zum Trinken, und kündigte für den zweiten Tag darauf eine neue Jagd an. Was von den Gäſten gleich bis dahin bleiben wollte, ward dazu eingeladen, auch Schaller, Guſtav, Meiſter Heinze und Aennchen — Meiſter Heinze ſchlug es rund ab: ſo lange könne er ſeine Kunden nicht umſonſt nachfragen laſſen, aber Aennchen ließ er da, und ging mit ſchwerem Herzen in Fräulein Antoniens Vorſchlag ein, ihr Aennchen überhaupt auf einige Zeit zu überlaſſen, ſie ſollte in mancherlei Fertigkeiten unterrichtet werden. 'S iſt zwar nicht nothwendig für ſie, denn am Ende kriegt ſie doch nur 'nen Bürgersmann, für den Kochen, Stricken und Nähen hinreicht, andre Herrlichkeiten ſogar im Wege ſind, und zu Hauſe wird mir angſt und bange werden ohne das Kind, indeſſen ich will nicht in den Weg treten, über ein Mädchen beſchließt der Herrgott ſelbſt, und ein artig Kind iſt's, wenn ſie nicht eines Drechslers Tochter wäre, möchte das Beſte für ſie paſſen. —

Als Herr Schaller und Herr Dorn waren die beiden Schauſpieler auf's Beſte im Schloſſe einlogirt; wofür man ſie hielt, wußten ſie nicht; ſie ſaßen munter beim Frühſtück und ließen ſich von der Sonne beſcheinen, die im Zimmer umher lag.

Guſtav fragte, was an der Geſchichte geweſen ſei vom Majoratsherrn. —

Nichts, Lieber — wir brauchen Terrain und müſſen uns eine Wichtigkeit geben. Ueber Kurz oder Lang erfahren ſie doch, daß wir Schauſpieler ſind und weiſen uns die Thür. Sie müſſen aber doch einige Zeit und Gelegenheit haben, um mit Toni auf ſichern Fuß zu kommen. — Schauſpielerin iſt ſie geweſen, ich ſeh's am Putz, am Auge, am Teint, am Gange. —

Der Bediente trat ein: Der gnädige Herr laſſe fragen, ob es den Herren gefällig ſei, mit ihm auszureiten. Die Einladung ward angenommen.

Als man im Hofe zu Pferde ſtieg, ward ein Fenſter aufgeriſſen, Fräulein Antonie im fliegenden Negligée rief ihrem Onkel zu, nach welcher Richtung er ritte, ſie wolle nachkommen.

Das Ignoriren wirkt! flüſterte Schaller neben Guſtav.

Sie ritten langſam voraus, und es dauerte denn auch nicht lange, ſo kam Fräulein Antonie vollen Carrières nachgebrauſ't. Sie hatte ſich nicht die Zeit genommen, das Negligée mit einem Reitkleide zu vertauſchen: die Locken flogen, ein Schuh war bereits verloren und der ſchöne Fuß ſaß nur ſtrumpfbekleidet im Bügel, wild, aber verführeriſch ſah die raſche Dame drein, nahm keine Notiz vom Schelten des Onkels, ordnete ununterbrochen und ohne zu ſprechen das widerſpenſtige, für das Reiten zu kurze Gewand und ſah entſchloſſen wie zu einem Feldzuge bald dem Onkel, bald Herrn Schaller, bald Guſtav in's Geſicht.

Mein Taſchentuch, Herr Dorn, ich bitte!

Es flog rückwärts, Guſtav ritt darnach und ſtieg ab; ſie war alsbald bei ihm, die älteren Herren ritten weiter. —

Warum kennen Sie mich nicht, warum wollen Sie mich nicht kennen?

Mein Fräulein —

Sie ſind impertinent; warum affektiren Sie auch unter vier Augen, mich nicht zu kennen — ſagen Sie nichts, unterhalten Sie mich, aber angelegentlich, intereſſant — was iſt aus der Bande geworden? Was ſpielt Herr Schaller? Was kokettirt er ſolch eine Wichtigkeit? wo hat er das Zeug dazu her?

Guſtav lachte und küßte ihr den Fuß — da kam der Onkel ſchnellen Laufes zurückgeritten, um zu ſehen, was es gäbe. —

Paſſen Sie heut Abend nach dem Thee ordentlich auf, damit ich Ihnen ein Billet geben kann. —

Das ſprach ſie im Augenblicke, wo der Onkel im Geräuſch des galoppirenden Pferdes ankam. —

Jetzt war ſie heiter, geſprächig, voll Witz und Muthwillen, und unterhielt Alle vortrefflich.

Des Abends ſah ſie reizend aus, und unter der Taſſe, die ſie Guſtav reichte, berührte ſie ihn mit den Fingern und ſteckte ihm das Briefchen zu.

Sie verlieren da etwas, ſagte Schaller und griff ebenfalls unter die Taſſe, aber Guſtav war bei aller Beſtürzung geſchickt genug, dieſe Dreiſtigkeit unſchädlich zu machen, das Billet zu retten.

23.

Toni beſchied ihn durch das Billet auf ihr Zimmer. Etwa eine Stunde ſpäter, als man ſich aus dem Salon entfernt habe, ſolle er kommen. Es folgte eine genaue Beſchreibung der Lokalität.

Die Schwierigkeit für Guſtav war nur Schaller, der neben ihm wohnte, dem er natürlich nach der Billetattrappe nicht mehr trauen mochte, der des Abends oft noch lange mit ihm zu ſchwatzen pflegte und gerade heut kein Ende finden konnte. Guſtav mußte endlich Todesmüdigkeit vorſchützen, um ihn fortzubringen. Nun war die Aufgabe, nach einer Weile den Stubenſchlüſſel leiſe umzudrehen, welcher die beiderſeitige Verbindungsthür ſchloß.

Guſtav that es; das Schloß, wahrſcheinlich ſelten in die Nothwendigkeit verſetzt, knarrte widerſpenſtig, Schaller hatte es ſicher gehört. Es lagen neun Zimmer in einer Reihe, welche alle auf den Korridor führten und innen durch Thüren alle verbunden waren, die dieſſeitigen äußerſten bewohnten Schaller und Guſtav, die jenſeitigen äußerſten der Gutsherr, die mittleren, dicht am Gutsherren, Toni mit ihrem Kammermädchen, deren Zimmer von Guſtav aus paſſirt werden mußte. Der Salon war eine Treppe tiefer.

Er probirte im nächſten Zimmer, ob die Thür nach dem Korridor auch geſchloſſen war — nein, er that es alſo ſelbſt, eben ſo bei der folgenden, in welcher durch die halbangelehnte Thür ein Lichtſchimmer aus Toni's Gemache drang. Mit Erſchrecken hörte er die Athemzüge eines Schlafenden — es war die Kammerfrau. In Toni's

Zimmer tretend deutete er ſtumm und beſorgt hinter ſich; Toni lachte aber zu ſeiner Beſtürzung laut auf und ſagte: Das Mädchen hat von Hauſe aus den beſten Schlaf in der ganzen Gegend, und ich habe ihr heute ſo viel Bewegung gemacht, daß ſie todt iſt — die Thüren? Natürlich habe ich ſie offen gelaſſen, und Sie hätten ſie nicht ſchließen ſollen; paſſirt etwas, und man bemerkts, ſo iſt man verdächtig, und dies gottloſe Wort, was man wegen des unbedeutendſten Zeuges gebraucht, iſt mir juſt das widerwärtigſte. Sind alle Zimmer offen, ſo kann im Nothfall kommen, wer will, dann trotzt man wirklich den Leuten, nicht wenn man ſich verſteckt.

Warum aber, mein Fräulein, haben Sie mich dann nicht offen beim Abendeſſen eingeladen, ich ſolle Sie gegen Mitternacht noch beſuchen, Sie würden im weißen Nachthabit zu Bett liegen und Silhouetten ſchneiden. —

Ja, ſehen Sie, ich ſchneide da den Herrn Schaller auf allerlei Manieren; der Herr Schaller iſt übrigens zehnmal intereſſanter als Sie, wenn er nur zehn Jahre jünger wäre, dann nützte es Ihnen nichts, immer noch zwanzig Jahre jünger zu ſein als er. Aber, obgleich ich's für ein Vorurtheil und eine üble Gewohnheit halte, junge Leute vorzuziehen, wenn die Männer über Fünfzig ſind und ſo gewiſſe weichliche, welke Hände bekommen, da intereſſiren ſie doch nur, ſobald ein Tiſch dazwiſchen ſteht.

Und den Beſuch anlangend, ja, da haben Sie ganz recht, ich hätte Sie offen einladen ſollen, und das hätte ich auch gethan, wäre ich unabhängig genug und nicht meinem Onkel unterworfen, und — ſehen Sie, ich mache mir nicht ſo viel aus der Welt, als ich hier von der Hand auf Ihren Schnurrbart blaſe, aber es iſt mir fatal, wenn das klägliche Volk ziſchelt, die Köpfe zuſammenſteckt — kurz ich haſſe den guten Ruf bei gewöhnlichen Leuten und kann den ſchlechten nicht ertragen. Wir ſind ja Alle ſo jämmerlich, weil wir halb ſind, was wir ganz ſein wollen, und wenn wir Weiber über dieſe Halbheit hinausgehn, ſo werden wir merkwürdig und hören auf liebenswürdig zu ſein.

Beim Lichte beſehen, was habt Ihr denn an einer Mädchentugend, die immer neben der Mutter geſchlafen hat — aber, Ihr habt auch keine Courage, ohne den Quittungsſchein der Tugendaſſekuranz mögt Ihr ein Mädchen nicht, was?

Sie ſprechen über Mädchen, entgegnete Guſtav, als wenn die Mädchen Männer wären. —

Seien Sie ſtill, Sie ſind eben ſo bornirt in Ihren Mannesvorurtheilen! Die thörichten Weiber, ſie ſind immer die erſten, welche uns anklagen, wenn wir aus der Abhängigkeit herauswollen. Und die Männer! Man ſieht Euch nie anders als eitel oder ſinnlich! Solch eine Zuſammenkunft, eine Viſite, wie jede andere, nennt

Ihr ein Rendezvous, und da glaubt Ihr Euch zu Allem berechtigt; Sie verwundern ſich über meine ganz offene Verſicherung, daß ich nichts will, als eine pikante Unterhaltung. Sie ſelbſt ſind nicht bedeutend genug, um pikant zu ſein, deßhalb will ich mir das durch die Situation verſchaffen.

In dieſer Weiſe ging es fort, und ſie hielt wirklich, was ſie geſagt: Guſtav durfte ihr die Hand küſſen, mehr gewährte ſie nicht; nur darin war ſie inkonſequent, daß ſie mitunter im Reden inne hielt und nach der Seite von ihres Onkels Zimmern hinhorchte, wo nicht verſchloſſen ſei. Ihren Prinzipien war wohl die Kraft noch keineswegs gewachſen.

Plötzlich ſchrack ſie laut auf: ein großer Jagdhund ihres Onkels ſtand zwiſchen Guſtav und ihr und legte ſeine Schnauze auf das Bett, in demſelben Augenblicke fiel ein Schuß vor den Fenſtern. — Fort, fort, Guſtav, und ſchließen Sie die Thüren auf! Der Hund knurrte und bellte und rannte hinter Guſtav her, die Kammerjungfer erhob ſich ſchlaftrunken im Bett; während Guſtav raſch die Thüren aufſchloß, wurde Alles im Schloſſe lebendig; als er in ſein Zimmer trat, hörte er ſchon von Toni's Seite her die Stimme des Gutsherrn, Schaller pochte an der verſchloſſenen Thür.

24.

Es wußte Niemand den andern Morgen, woher dieſer nächtliche Schuß gekommen ſei. Der Gutsherr machte ein ſehr ſchlimmes Geſicht, und da es obenein regnete, ſo wurde die Jagd ſehr unerfreulich. Man ging zu Tiſche; der Herr des Hauſes fand unter ſeiner Serviette einen Brief und erbrach ihn haſtig; der Zorn legte ſich immer ſchwerer auf ſein Antlitz.

Meine Herren, ſprach er, zu den Jagdgäſten ſich wendend, die aus der Umgegend gekommen waren, ich habe Sie ſehr um Entſchuldigung zu bitten, daß Sie ſchon zum zweitenmale auf gleichem geſelligem Fuße mit Leuten behandelt werden, die mir bisher ebenfalls ſo weit unbekannt waren, und von denen ich nichts als die Namen wußte. So eben erfahre ich, daß es Schauſpieler ſind; Monſieur Schaller und Monſieur Dorn, es wird Sie nicht befremden, daß ich keinen Verkehr mit Komödianten zu halten pflege. —

Guſtav war außer ſich vor Zorn und Entrüſtung, Alles war todtenſtill, Schaller lächelte.

Wiſſen Sie vielleicht, wandte er ſich nach dieſer Pauſe zum Hausherrn, wer Ihnen den Brief geſchrieben hat?

„Herr, ich habe keine Luſt, in ſolche Details mit Ihnen einzugehen!“

Ich aber.

„Johann! theile dem Herrn Schaller mit“ —

Ich möchte Sie gern von einer Brutalität abhalten, die Sie bald bereuen würden, und ich bin ſo höflich, weil Sie mein Gaſt ſind — der Brief, den Sie da eben geleſen haben und der Sie in Kenntniß ſetzt, daß wir Komödianten ſeien, iſt von mir geſchrieben, und — ich bitte, unterbrechen Sie mich nur eine Minute lang nicht, Sie werden nach Verlauf derſelben ganz andere Dinge zu ſagen haben, als Sie jetzt beabſichtigen — ich habe Sie nicht umſonſt vorgeſtern auf Ihren Herrn Bruder, den Majoratsherrn dieſes Schloſſes und aller dieſer Beſitzungen aufmerkſam gemacht; er lebt wirklich, und ich bin ſein Abgeſandter und Stellvertreter, dieſe Güter verwalte ich von Rechtswegen und Sie ſind mein Gaſt; nicht Ihnen kommt es zu, mir die Thür zu weiſen, weil ich ein Komödiant bin, und ein ſolcher bin ich nebenher wirklich.

Dieſe Erklärung gab natürlich große Beſtürzung. Schaller hatte ſich ruhig nach dem Bedienten umgewendet und dieſem aufgetragen, die Suppe ungeſtört weiter zu ſerviren.

Der Gutsherr war todtenbleich geworden, raffte ſich indeſſen bald zuſammen und erklärte.

vom Stuhle aufſpringend, daß er dieſe Komödianterei gebührend züchtigen werde.

Nun erhob ſich Schaller ebenfalls vom Seſſel, der unweit der Wand aufgeſtellt war, an welcher das lebensgroße Konterfei des zuletzt verſtorbenen Gutsherrn hing; er ſtrich mit einem Griffe falſches Haar und falſchen Backenbart von Kopf und Antlitz, und in der frappanteſten Aehnlichkeit mit dem Wandgemälde ſah er blitzenden Auges den ſtarr hinblickenden Herrn vom Hauſe an, mit donnernder Stimme ſprechend: Nun, Chriſtoph, bin ich der richtige Stellvertreter?

Karl ſelber! rief dieſer tonlos, und zwei alte Bediente ſtürzten herbei, den jungen Herrn mit Handküſſen und großer Rührung bewillkommend.

Darauf nahm Herr Schaller wieder den vorigen ſanften Ton an, bat die Geſellſchaft, ſolche Störung als nicht da geweſen zu vergeſſen und ſich keinen Augenblick im Diner ſtören zu laſſen.

Er ſetzte ſich, winkte den Bedienten, und das Eſſen ging unter einer Todtenſtille ſeinen Gang.

Schaller unterbrach ſie endlich mit folgenden Worten: Die geehrten Gäſte mögen mir erlauben, daß ich ſie mit einem kurzen Abriß meiner Geſchichte unterhalte. Ich war der älteſte Sohn dieſes Hauſes, aber nicht der geliebteſte; unſer Vater bevorzugte eigentlich den dritten, Antoniens Vater, der früh verſtorben iſt, und nächſt ihm Chriſtoph, der bisher die Güter verwaltet hat und unter uns ſitzt. Unſere Jugend fiel in die Zeit der franzöſiſchen Revolution, alle Gemüther und Geiſter waren mehr als ſonſt darauf geſtellt, Rechtmäßigkeit des Beſitzes zu prüfen. Das geſchah mitunter ſo ſpitzfindig, wie es ſkrupulöſe Mönche ehedem mit ihrer Frömmigkeit getrieben haben. Die Stimmung und das Verhältniß unſers Vaters zu uns brachte mir allerlei beunruhigende Gedanken, die meiſtens darauf hinausliefen, ob man eine Stellung, welche die bloße

Geburt geſchenkt habe, die aber übrigens den Nächſtſtehenden und Nächſtberechtigten gar nicht genehm ſei, ob man dieſe gegen den Willen und Wunſch dieſer doch behaupten ſolle, und ob man ſelbſt unter ſolchen Umſtänden Glück finden und geben könne. Das Glück überhaupt machte mir große Noth: kommt es blos von außen zu uns, oder iſt es nur von innen heraus zu gewinnen? Sie ſahen, ich war frühzeitig ein Komödiant, ich ließ mein Erbtheil im Stiche und ging in die weite Welt. Iſt das Glück wirklich Dein, dachte ich, ſo wird es ſich zeigen, Du willſt eine Glücksprobe verſuchen und Deine Exiſtenz daran ſetzen.

Ich ging zunächſt nach Frankreich, und ſah, wie der natürliche Menſch dem künſtlichen täglich ſeine Streiche ſpielte, wie die Humanitätshelden Menſchen blieben, und um ſo bedenklicher, je gewaltſamer ſie es verläugnen wollten. Ich ging nach Rußland, und ſah, wie bedenklich der Menſch würde, wenn er ſich ganz ungefragt gehen laſſe.

Gegen den Gedanken, wir ſeien nichts und vermöchten nichts, das Glück ſei ein unmittelbares Geſchenk, gegen dieſen Gedanken, der mich am längſten beherrſcht hat, ſträubte ſich mein Stolz. Hätte ich ihm nachgegeben, ſo wäre ich ohne Weiteres nach Hauſe zurückgekehrt und hätte meine Herrſchaft angetreten.

Ich machte einen neuen Verſuch, und probirte alle Stände, in die ich mich eindrängen konnte: ich ward Soldat, Bürger, Bauer, Geſchäftsmann, Künſtler, am Ende Komödiant, weil man da Alles brauchen kann.

Der Soldat war mir zu ſehr auf's unmittelbare Glück angewieſen, er iſt das Inſtrument deſſelben; Bürger, Bauer, Geſchäftsmann, ſind in ſo enge Gränzen gewieſen, daß nur ein kümmerlich Glück den Weg zu ihnen findet, die Anſprüche werden ſo beſchränkt, kataſterartig, daß es ſogar oft nicht erkannt, daß es von der Thür gewieſen wird; der Künſtler braucht's wie der

Soldat zum täglichen Brode, ſeine Exiſtenz iſt nur eine, wenn er Glück hat.

Wo gerieth ich am Ende hin? Dahin: es gibt zweierlei Glück, und wer gutes Glück hat, verbindet ſie beide. Das erſte iſt jenes wunderbare Gelingen, was wie eine ſegensreiche Seele unſer Thun und Laſſen begleitet, was uns von der Geburt, von der Lotterie, von der kapriciöſen Neigung in den Schooß geworfen wird. Das zweite iſt unſere innere Harmonie, dies nie verſtimmte Glockenſpiel, was unſre Exiſtenz tönend begleitet, was die heiteren Geſichter macht, die harmloſe Theilnahme ſchafft an den Freuden der Kinder, am Gelingen des Kleinſten.

Dies zweite läßt ſich zum Theil erwerben und iſt ſomit der menſchliche Triumph über das unerklärte Schickſal; es läßt ſich zum Theil erwerben durch Bildung, aber freilich nur zum Theil; wenn jenes Dämoniſche oder Göttliche oder regelmäßig Zufällige, wie es die verſchieden denkenden Menſchen heißen, wenn jenes geheimnißvolle Etwas fehlt, was man ordinair hin Glück nennt, da wird Alles ein kümmerlich Weſen.

In dieſer Erſcheinung liegt's, daß die ſchwachen Menſchen abergläubiſch oder frömmelnd oder durchaus ungläubig werden und daß ich wieder zu meinem Beſitze heimgekehrt bin, den mir das Glück der Geburt beſchert hat.“

Natürlich kam es auch nach dieſer Rede zu keinem fließenden, bequemen Verkehr unter den Gäſten; ſie kannten Chriſtoph, und wenn ſie ihn auch nicht liebten, ſo waren ſie doch daran gewöhnt, ihn als Beſitzer zu ſehn; wäre er geſtorben, ſo hätten ſie den Wechſel harmlos aufgenommen, aber es iſt uns immer unbequem, den Lebenden neben uns verlieren zu ſehn, weil uns das Mitleid unbequem iſt, zu dem wir dann genöthigt werden, der ſchweigende Anſpruch auf Hilfe, der aus der Lage heraus auch uns mahnend entgegentritt.

So hat auch der Egoismus ſeine Theilnahme.

Die Leute wußten nicht recht, ſollten ſie ſich an Chriſtoph oder an Karl wenden, und das ſtörte ſie; jener war doch eigentlich nichts mehr, und dieſer blieb nebenher ein Komödiant und mit dem Anſtriche eines abenteuernden Vagabunden verſehen. Sie beſtellten in der Stille ihre Pferde; wer nicht wußte was zu thun ſei, erfuhr es dadurch mit und beſtellte auch das Anſpannen. Nach dem Kaffee war Alles fort, Chriſtoph war auf ſein Zimmer gegangen, Toni ſtand in der Fenſtertiefung und ſah nach den Wolken; ſie war ärgerlich; und Aennchen, was neben ihr ſtand, konnte nichts recht machen. Schaller und Guſtav gingen im Saale auf und ab.

Spiele nur Einer, hub jener an, den Weiſen, oder ſolch 'ne Art Schickſal, wie ich eben gethan, dann kommt gewiß dummes Zeug heraus; ich hab' da viel mehr geſagt, als ich ſagen wollte, und die Dinge ſo ſicher und feſt gemacht, wie ſie mir's keineswegs ſind. Wer eine Rede hält und ſyſtematiſch ſprechen will, der macht das Syſtem ſogleich zum Lügner.

Sehn Sie, ich bin wirklich ein Komödiant geworden, mir unter den Händen geworden: da hab' ich eine Scene bereitet wie Einer, und die Gewohnheit ſtraft mich ſchon in dieſem Augenblicke. Ich bin nun einmal wirklich der Herr Schaller geworden, der ich nur einige Zeit zum Scherz ſein wollte. Hier dieſes Gut zu verwalten, iſt gar nichts mehr für mich, ich fühl' es deutlich in dieſem Augenblicke, es iſt mir unbequem nicht mehr Schaller genannt zu werden, was ſoll mit meinem Bruder geſchehen, der nichts anders thun kann, als ſeinen Bauern befehlen? Da haben Sie die Nemeſis des Glücks, was dem auf der Stelle entweicht, der es definiren will; ich werde unruhig, was ich ſeit Jahren nicht geweſen bin, und muß mich beeilen, aus dieſer Lage wieder heraus zu kommen.

Schon geſtern begann es: ich trieb Sie ſelbſt zum Abenteuer mit der geſuchten Toni, ehe ich wußte, wer ſie ſei. Als ich meine Nichte in ihr fand, ein verwandtſchaftliches Weſen, was mir blos durch Tradition und Einbildung darum näher ſtand, die mir nach meinen theoretiſchen Begriffen durchaus fremd ſein mußte, ſehen Sie, als ich das wußte, war ich plötzlich der beſte Familienpedant, ich wollte Eure ordentliche Liebſchaft durchaus zerſtören, ich ſchoß heute Nacht zum Fenſter hinaus, um das Haus aufzuregen, weil ich wußte, daß Sie zu ihr geſchlichen ſeien. —

Sie?

Ja, ich, und ich rathe Ihnen jetzt noch ernſtlich, allen Umgang mit ihr abzubrechen, weil das Mädchen gar nicht für Sie paßt, überhaupt kaum für einen Mann paßt; ich glaube beſtimmt, ſie wird eine alte Jungfer werden.

Blos darum paßt ſie nicht für mich?

Brav gefragt, brav eingeworfen! ich halte mich ſelbſt auf der Jagd, ob ich nicht blos darum gegen Euch bin, weil Sie nicht von Adel ſind? Iſt es nicht die höchſte Ironie meines Lebens, daß mir ſo was paſſiren muß? Ja, wir wachſen im Herkommen auf, und wenn wir Zeit unſres Lebens mit Händen und Füßen dagegen ſtampfen, und das Herkommen hat ein ungeheures Recht, will ſagen, es liegt ein außerordentliches Richtiges in ihm. Der Parvenü, welcher Miniſter wird vom Sohne eines Schuſters, behält bis an ſeinen Tod etwas von Pech in einem Winkel ſeiner Geſinnung. Es iſt ein gräulicher Gedanke zum Vergnügen für bornirte Ariſtokraten, aber ich mag ihn nicht verläugnen; die erſten Erziehungsjahre, in denen das Bewußtſein erwacht — und mit drei bis vier Jahren iſt ſich das Kind bewußt — ſind unvertilgbar.

Aber, lieber Guſtav, dies bizarre Mädchen iſt wirklich nicht zum Heurathen. —

Sehen Sie doch, wie ſchön, wie reizend, wie pikant —

Wer Pikantes heurathet, der läßt eine Roſenknospe länger ungebrochen, um länger eine Roſenknospe zu haben, über Nacht iſt ſie aufgeplatzt und die Knospe iſt todt, das Pikante iſt für das Jeweilige, für den Beſuch, für Alles, was ſich wieder trennen muß, nicht aber für das tägliche Zuſammenſein. Eine pikante Ehefrau muß ein göttliches Weib ſein, oder ſie wird eine Xantippe.

In dieſem Augenblicke ſchlug Toni dem kleinen Aennchen eine Ohrfeige und verließ ſchnell den Saal.

25.

Guſtav ſaß wieder in der Werkſtatt des Meiſter Heinze; der Meiſter drechſelte, Aennchen ging ab und zu. Nach jener brutalen Behandlung, welche ſie von Toni erduldet hatte, war ſie durch Guſtav ſogleich nach Elbing zurückgebracht worden. „Ich hab' auch immerfort neben dem Fräulein weinen müſſen, ſie war alle Augenblick böſe, und wenn ſie gut war, da herzte und küßte ſie mich, daß ich auch weinen mußte, ich weiß nicht, ob vor Freude.“

'S iſt eben ein Edelfräulein, ſprach Meiſter Heinze, was ſeine Launen hat, und nicht zu uns paßt.

Guſtav ſeufzte. Wie ſchön, wie reizend war dieſe Toni in ſeine Sinne geprägt, und wie ſchmerzhaft hatte ſie ihn verletzt durch die Behandlung Aennchens! Es griffen ihm Krallen in die Seele, wenn er davon erzählen hörte, und im Innerſten fühlte er ſich gedrängt, Aennchen durch Sanftheit und Gutthat zu entſchädigen.

Meiſter Heinze fragte nach Herrn Schaller, und ob es denn wirklich wahr ſei, daß er das ſchöne Rittergut dem bisherigen Herrn wieder geben wolle? Das wäre doch eine große Thorheit!

Auch die beſten Leute ſolchen Standes, welche mit ihren Händen das Nothwendige erwerben, ſind in dem Punkte des Beſitzes zu einem Aufſchwunge unfähig. Auf das kärglich zu erreichende Eigenthum iſt ihr ganzes Weſen gerichtet, auch in den edelſten Gefühlen bleibt es der Mittelpunkt ihrer Innerlichkeit. Dieſer Vorzug bleibt den höheren Ständen als unveräußerliches Privilegium und wodurch ſie ewig in den höheren Kreiſen die Weltfortbildung in Händen haben.

Schaller trat ein; er begrüßte in alter Weiſe, und lächelte, Meiſter Heinze zog viel ehrfurchtsvoller ſein Käppchen, als früher.

Laſſen Sie uns einen Gang in's Freie machen, lieber Guſtav, es wird Frühling draußen, und die Zugvögel haben ihre Flügel.

Sie gingen. Ich bin fertig mit der hieſigen Gegend, hub Schaller an, und verlaſſe Sie noch heute. Machen Sie mir keine Einwendung, Sie ſind jung, Ihre Erfahrungen, ſo viel Sie deren auch ſchon gemacht haben, helfen Ihnen noch gar nichts; Erfahrungen brauchen wie der Adel ein gewiſſes Alter, um was zu gelten; nach einigen Jahren können Sie erſt ein geſetzter Mann werden. Ein Entwickelungsroman kann nie in einem Athem abgeſchloſſen werden, er braucht ſeine Zeit, wie der Wein, der gähren und abgähren muß; verſprechen Sie mir's, in den zwei nächſten Jahren nichts zu unternehmen, was über Ihr Leben entſcheide!

Sie glauben jetzt Toni zu lieben; die Zeit wird nicht lange ausbleiben, wo Sie wiſſen, daß Sie nur verliebt in das Mädchen geweſen ſind. Laſſen Sie mir, lieber Guſtav, bei unſerm Abſchiede die alte Offenheit: Sie ſind ein gewöhnlicher Menſch, Guſtav, und dürfen in keiner Weiſe plötzlich verfahren, um nicht unglücklich zu werden; gewöhnliche Menſchen ſind eben ſolche, die nur in den regelmäßigen, herkömmlichen Verhältniſſen ihr Glück machen können; für dieſen Gang können ſie ſogar ausgezeichnetes Einzelne haben, ſie bleiben doch gewöhnliche Menſchen, denn ſie dürfen keine Stufe des vorgeſchriebenen Weges überſpringen, ſie erfinden nichts.

Im jetzigen Verlaufe Ihres Lebens, lieber Guſtav, blüht Ihnen kein Gedeihen, denn Sie ſind außer Stand und Band des Regelmäßigen, ſo lange die Jugend vorhält, finden ſich wohl immer kleine Hilfsmittel, denn Jugend beſticht nicht nur die Weiber, ſondern auch die Männer, weil ſie ein angefangener Roman iſt. Aber ſie vergeht, und Sie enden im Hoſpitale; verzeihen Sie mir, ich bin Ihr Freund; warum ich es bin, liegt vielleicht auch nur im Reize Ihrer Jugend. Sie können mir mein eignes Leben vorhalten, allerdings bin ich auch ein Vagabund, aber ich bin vom Hauſe aus ein anders begabter Menſch, ich bin unternehmend und produktiv. Nennen Sie das nicht Arroganz: die Menſchen wiſſen von ſelbſt nie, ob ſie wirklich begabt ſind oder nicht, ſie erfahren es erſt von anderen oder durch andere, die ſie neben ſich ſehen, und an welchen ſie ſich meſſen. Ich habe mich tauſendfach geprüft, und doch bin ich, wie Sie mich da ſehen in aller angemaßten Ueberlegenheit, die ich gegen Sie behaupte, ein Vagabund geworden, wenn auch in größerem Stile. Ich brauche eine wechſelvolle Exiſtenz um genügenden Lebensreiz zu haben, wenn ich auch vollkommen einſehe, wie ein Geordnetſein und Begnügtſein im Kleinen nöthig iſt, wie ein ſolches für die meiſten Menſchen gar nicht erlaſſen werden kann.

Kurz, lieber Guſtav, verſuchen Sie von morgen an ein regelmäßiges Geſchäftsleben, das fördert ſich allmählig von ſelbſt, und hält feſt ohne unſer weiteres Zuthun. Nach einem Glück von außen, nach einer reichen Heirath, dem großen Looſe in der Lotterie ſuchen, darauf hoffen nur die Thoren; das freie Glück hat Sie in Prag verlaſſen, ein ſolches iſt überhaupt nur wenig Menſchen beſchieden, man muß es für Ausnahme halten, um ſich ſicher zu ſtellen; ſeien Sie nun ein Mann, und erobern Sie ſyſtematiſch, thätig im Kleinen und nach und nach wieder, was Ihnen das Geſchick auf einmal genommen. Ich habe Ihnen eine kleine Anſtellung in einer hieſigen Kanzellei ausgewirkt; lieber Guſtav, treten Sie morgen dort ein, hoffen Sie auf nichts, als auf das, was Sie ſelbſt ſchaffen, dann finden Sie auch ein Glück, das heißt Ihr Glück. Wollen Sie? —

— Des Abends ſaßen ſie in der kleinen Stube beim Drechslermeiſter, der heute ſogar nicht zum Biere gegangen war, um auf Herrn Schaller zu warten, der Abſchied nehmen wollte. Er fand es unverzeihlich von dieſem, das ſchöne Rittergut ſo leichtſinnig aufgegeben zu haben. Sogar Aennchen war ſehr betrübt, daß der Herr Schaller fortreiſen wollte, und Guſtav in tiefer ſchweren Gedanken.

Es ſchlug ſieben, es ſchlug acht Uhr, und Herr Schaller war noch nicht da; die Unruhe der Erwartenden wurde ſehr groß. Da kam ein kleiner Knabe durch die Thür geſchlüpft und brachte ein Paquet an Herrn Dorn; darin lag ein neuer feſt verſiegelter Einſchluß und ein offnes Billet:

Ich nehme nie Abſchied, lieber Guſtav, und wenn Sie das leſen, rennen die Pferde ſchon lange mit mir davon. Grüßen Sie Meiſter Heinze, grüßen Sie Aennchen ſehr; ich beſchwöre Sie, Guſtav, werden Sie morgen Kanzelliſt, und glauben Sie feſt, daß ich Sie liebe. Warum? Sie wiſſen, ich frage überall naſeweis nach dem Warum. Warum ich Sie liebe? Ja, Liebe iſt der geheimnißvolle Mittelpunkt eines Glücks, das wir mit aller Weisheit nicht definiren. Den Beiſchluß öffnen Sie erſt am Tage vor Ihrer Hochzeit; ich weiß, Sie ſind ein Ehrenmann und werden meine Bitte reſpektiren. Alſo höchſtens erſt nach zwei Jahren, und jetzt, lieber Guſtav, werden Sie Kanzelliſt!

Ihr Schaller.

Das will nun ein gebildeter Mann ſein, ſagte Meiſter Heinze verdrießlich, und lauft heimlich fort, wie die Katze vom Taubenſchlage.

'S iſt recht garſtig von ihm, meinte Aennchen.

26.

Es war nicht Schwäche in Guſtav, daß er ſich den Anordnungen Schallers fügte, obwohl ihn dieſe auffallend genug unterordneten: einmal liebte er Schaller wirklich, und räumte ihm mit Hingebung das Uebergewicht ein, was Erfahrung und Tüchtigkeit immer gewinnen; ferner hatten ihn die eigenen Schickſale halb und halb ſelbſt zu der Einſicht gebracht, daß nur in einem regelmäßigen Geſchäfte, ſei's welcher Art es wolle, Heil für ihn zu ſuchen wäre, für ihn, der täglich unverkennbarer nicht zu den dreiſt ſchöpferiſchen, originale Wege findenden Menſchen gehörte. Endlich bewog ihn ſelbſt ein gewiſſes Behagen im jetzigen

Zuſtande, die nächſte Folge ſeines Lebens nicht außerhalb des jetzigen Kreiſes zu ſuchen. Es war ihm ſo heimiſch und lieb in Meiſter Heinze's Hauſe, und Toni, die reizende war in der Nähe. Hatte ſich ihm das wunderliche Mädchen auch mehr als bedenklich gezeigt, hegte er auch eigentlich in einem tiefen Herzenswinkel ſchneidenden Groll gegen ein gewiſſes Etwas ihres Weſens: ein ſtarker, vielleicht größtentheils ſinnlicher Reiz zog ihn noch immer an ſie, und dieſer Reiz mochte juſt durch das Barocke, Unklare ihres Weſens noch gehoben und gedrängt werden.

Kurz, er wurde Kanzelliſt, und begann das kleine Leben, und fand ſich darein auf Beſte. Die Truppe war endlich zum Spielen gekommen, er kümmerte ſich aber nicht mehr darum, und fühlte ſich ganz heiter und ſtill, wenn ihn Tonchen nach vollbrachtem Tagewerk mit dem beſcheidenen Abendeſſen empfing. Der ſchönſte Frühling war indeſſen thätig geworden, Meiſter Heinze hatte ein kleines Gärtchen am Hauſe, Aennchen pflegte und zog eine Laube darin; und wenn er dort herumging, und ſich die Blumen von ihr zeigen und nennen ließ, wenn der Abend weich und lauſchig niederſank, da ward ihm ganz heimathlich, kindlich wohl zu Muthe, er konnte ſich des verrichteten Tagewerkes freuen, und auf eine beſchränkte, aber ſichere Zukunft rechnen. Aennchen hatte eine ſchöne Stimme und ſang luſtig die wehmüthigſten Volkslieder, welche der Norden beſitzt und welche hier durch einzelne Klänge aus dem nahen Polen noch elegiſcher ſchattirt waren. Ward es finſter und gingen ſie in die kleine Stube, dann ſchälte und ſchnitt das immer wirthlicher werdende Mädchen Gemüſe für das nächſte Mittageſſen, und erzählte ihm, was ſie Alles in Herrn Schaller's zurückgelaſſenen Büchern Bemerkenswerthes oder Verwunderliches aufgefunden habe, und fragte und ſtaunte und ſchnitt und ſchälte weiter.

Meiſter Heinze kam zwar noch lange nicht darüber hinweg, daß Herr Schaller ſeinem Freunde Guſtav nicht wenigſtens ein kleines Kapital von der großen Beſitzung ausgemacht habe, und wenn's nur die Förſterei geweſen wäre, die dem jetzigen Förſter, ſeinem alten Freunde, ein reichliches Einkommen ſicherte.

Und wie ſchön war erſt der Sonntag! Der ganze glückliche Eindruck eines ſonnigen Feſttages, an welchem alle Welt ein reines Hemd anziehe, an welchem ein Stück Fleiſch gebraten werde, auch bei den ärmſten Leuten, wo der Rauch aus allen Feuereſſen dringe, wo die Glocken läuteten, dieſe ganze wohlthuende feſtliche Stille ſeiner Knabeneindrücke, ſenkte ſich wie ein kleiner Himmel auf ihn. Auch er hatte jetzt einen wirklichen Sonntag, die Kanzellei war geſchloſſen, er dachte wieder an das kleine böhmiſche Städtchen, an die gute Tante, welche ihn von den kleinen Roſinen naſchen ließ, die zur gelben Suppe herausgegeben wurden. Aennchen erſchien Sonntags im drallen ſeidenen Kleidchen, was aus dem Hochzeitsrocke der verſtorbenen Mutter geſchnitten war; Meiſter Heinze ging müßig in Hemdsärmeln herum und rauchte aus der langen Pfeife, oder er las gar im Buche — Guſtav traten manchmal die Thränen in's Auge, wenn er dabei ſtill im Winkel ſaß.

Und Sonntag Abends legte Aennchen Examen ab, was Sie Alles die Woche über gelernt habe. Und Guſtav lehrte Geographie und Geſchichte und was er wußte. Iſt's für den ſtarken, gebildeten Mann nöthig, ja auf die Länge unerläßlich, bei ſeiner Umgebung Gemeinſchaft mit höheren Intereſſen vorzufinden: bei dem ſchwächeren, im Grunde einfachen Guſtav war es vollkommen ausreichend, unbefangene Natürlichkeit neben ſich zu ſehen. Die wunderbare Naivität eines Naturkindes, wie Aennchen, war ihm vielleicht ein viel größerer Genuß. Sie wußte nichts von der

Welt, er hatte ihr zu erklären, was die Leute Klugheit nennten, was Erfahrung, warum die Menſchen nicht alle einander liebten, weßhalb der Eine ſo viel Geld habe und der Andere gar keins.

Ganz ohne Störung war dieſes Leben freilich noch nicht: Toni war nahe, zuweilen kam ſie nach der Stadt und ließ ihn rufen, oder beſchied ihn in den Wald hinaus zu einem Rendezvous. Da ging ſie mit ihm im dunkelſten Forſte umher, oft bis in den ſpäten Abend hinein, und war guter und ſchlechter Laune, übermüthig und verdrießlich, tändelnd, herausfordernd, lockend, aber nie gewährend.

So ſtand ſie eines Abends im Forſte einige Schritte von ihm an einen Baum gelehnt, knapp und drall gekleidet, wie es ihrem bebenden Weſen angemeſſen war, der Mond ſchien durch die Zweige, Guſtav lehnte ſchmollend an einem andern Stamme, ſie hatte ihn wieder zurückgewieſen, ſie ſpottete mit luſtigen Worten ſeiner, aus der Ferne ſchrieen die Hirſche. —

Guſtav beſchloß eben bei ſich, ſie nie wieder zu ſehn, ein Beſchluß, den jeder Verliebte der ſpröden Schönen gegenüber alle Tage faßt; es gibt keinen Stolz bei der Verliebtheit, wer da glaubt, dieſe Empfindung könne einen wirklich Verliebten kuriren, der iſt nie verliebt geweſen.

Aber heute iſt's gewiß das letztemal, ſagte Guſtav zu ſich, da ſchlüpfte Toni blitzſchnell an ſeine Seite, legte ihm die Hand auf den Mund, und horchte in den Wald hinein.

Was iſt? — Pſt! Still! — Ich habe meines Onkels Stimme durch das Schreien der Hirſche hindurch gehört, ich kenne dieſen Ton, der mich verfolgt, ducken wir uns ſchnell in das Dickigt, wenn wir nicht lüſtern ſind nach einer Kugel.

Kaum war's gethan, da knallte ein Schuß, und die Kugel klappte in den Stamm, an welchem Guſtav geſtanden — drauf ward es wieder todtenſtill, auch die Hirſche ſchwiegen. Toni ſah ſich einige Zeit darauf nach allen Seiten um, und mit einem flüchtig geſprochenen „Adieu“ war ſie plötzlich verſchwunden.

Als Guſtav ſpät am Abende nach Hauſe kam, hörte er Aennchens Stimme noch aus dem Garten, ſie ſang mit halbem Tone:

War's heute ſchön im Sonnenſchein!
Wird morgen noch viel ſchöner ſein. —
Blau weht die Luft,
Warm zieht der Duft —
Daß mir das Herz und die Pulſe ſchlagen,
Kommt von den ſchönen Frühlingstagen.
Ja, ja!

Es ſpringt mir ſo durch Fuß und Hand,
Es iſt mir ſo wie glücksbekannt,
Herauf die Bruſt
Schwillt es wie Luſt —

Kommt Alles von den Frühlingstagen,
Ich weiß es nur nicht recht zu ſagen.
Ja, ja!

Ja, ja! klang es noch lange durch das Haus und durch die Herzen.

27.

Die Zeit hat alle Weisheit — ſie ging und ging, Guſtav avancirte in der Kanzellei, ein großes Handelshaus bewarb ſich um den guten Arbeiter, es bot ein reichlicheres Auskommen, er trat über. Die meiſten Menſchen, welche nicht beſonders ſchöpferiſch ſind, kommen immer wieder nach den mannigfachſten Verſuchen zu dem Geſchäft und der Lebensweiſe zurück, wie ſie von Haus aus angefangen haben zu handthieren und zu leben. Das Lebensverhältniß muß für ſie erfinden, da ſie ſelbſt keine Kraft dazu ſpüren. Guſtav war wieder Kaufmann, und ward im reich verbreiteten, ſtreng geordneten Geſchäfte auf Reiſen geſchickt.

Aennchen lachte aus Freuden über ſein Glück, und die Thränen ſchlugen ihr immer dazwiſchen. Meiſter Heinze wollte auch weinen zum Abſchiede, er konnt' es gar nicht glauben, daß ihn der ſo lieb gewordene Hausgenoſſe verlaſſe auf lange Zeit, wer weiß wie lange!

Er hatte Toni lange nicht geſehen, und in ſeiner innigſten Trauer, welche ihm der Abſchied von Meiſter Heinze's Hauſe bereitet hatte, dachte er doch daran, als er ſeine raſchen Pferde über die Fläche hinjagte, ja er dachte: Wenn Du Glück hätteſt, müßteſt Du ihr noch einmal begegnen — und, wie Tiſchlein deck dich, kam ſie hoch zu Roß über die Felder hergeſprengt, weit hinter ihr zurück der Reitknecht. Sie ſah Guſtav, er hielt ſeine Pferde, ſie galoppirte heran:

Wohin, Guſtav?

Er erzählte.

Ganz fort gehn Sie?

Ja.

Pfui, das iſt ſchlecht! Gewiß?

Ganz gewiß.

O, das iſt langweilig.

Wie?

Im Hui war ſie verſchwunden, der Reitknecht keuchte hinterdrein, Guſtav's Pferde, ſcheu gemacht, gingen im Carrière nach der andern Seite davon. —

So kam er denn unter ganz andern Verhältniſſen in die Welt, und war dadurch ein ganz anderer Mann; der feſte geſchäftliche Anhaltpunkt gab ihm Sicherheit und Eifer, was er an den Menſchen geſehen, von den Liebhabereien und Leidenſchaften kennen gelernt hatte, ohne ſelbſt zu wiſſen, daß er etwas kennen gelernt habe, das kam ihm nun trefflich zu ſtatten. Erfahrungen kommen eben ſo unbewußt wie das Glück, man kann nicht darauf ausgehen, man ſieht's nicht, wenn man ſie macht, wie das Gras ſind ſie über Nacht emporgewachſen. Wie war er jetzt in ſeinem Elemente, wie rief er aus: ich habe mein Glück, denn ich habe meine Beſtimmung! — Neun Zehntheile der Menſchen ſind berufen, im ſtreng Gegebenen, zwiſchen ſtreng vorgeſchriebenen Pfählen zu handeln, zu exiſtiren, neun Zehntheile ſind blos da für das Detail des Lebens, ſind im beſſeren Sinne des Wortes Handlanger; beſchieden ſie ſich darin, dann gäb's viel weniger Unglück; das gewöhnlichſte Unglück iſt eben, daß ſtets der Dritte etwas anders ſein will, als er ſein kann.

Guſtav war nun heraus aus dem Tappen nach einer eigenthümlichen Exiſtenz, wofür er nirgends einen Halt gefunden, nirgends in ſich finden konnte, weil er durchaus nicht zu den ſchöpferiſchen Menſchen gehörte.

In ſeinem vorgezeichneten Kreiſe aber fand er nun auch ſogar die Spekulation ſeines Kreiſes; nach Verlauf eines Jahres hatte er ſeinem Hauſe die trefflichſten Dienſte geleiſtet, hatte bereits auf eigne Hand Geſchäfte betrieben, nach Verlauf des zweiten war er ein vermögender Mann.

Und ein beſtimmtes Verlangen, eine beſtimmte Sehnſucht war auch wieder da, ohne welche immer und ewig das Leben keinen elaſtiſchen Drang, keinen Schwung und deßhalb keinen Reiz hat. War ſie auch dem Außenſtehenden gar ſehr beſcheiden, mochte man auch für den erſten Augenblick nicht einſehen, wie ſolch eine Wunſchesrichtung entſtehen, treiben, beglücken könne; in dem einfachen Gemüthe Guſtav's that ſie's doch: er wollte nach Prag, dort wieder in Wohlthätigkeit das Leben anknüpfen, wo er's gelaſſen hatte, Angélique's Vater, Angélique ſelbſt, die Bekannten und Nachbarn ſollten ſehen, daß er nur verreiſ't geweſen, daß er der alte, wohlausgeſtattete Herr Dorn ſei. Das eigne Genüge ſollte darin beſtehen, daß es ſchiene, als ſei gar nichts vorgefallen.

Sind doch immer nur diejenigen Leute etwas für uns, die einen Theil Geſchichte mit uns erlebt haben, das Fremde iſt uns todt und bezugslos.

So erſchien er denn an einem ſchönen Morgen in Prag wieder und fuhr in glänzender Equipage durch die alten Straßen, ſah den alten Berg wieder, wo er mit Victor im Graſe geſpielt, ſah Angélique's Balkon und ſeines Lehrherrn ſteinern Haus, und ſein Leben ſchien ihm erfüllt, das Glück voller und feſter wieder gewonnen.

Mit welchem Behagen ſetzte er ſich zur Tafel, wo die alten heimathlichen Speiſen und Gebräuche wie mit Kinderaugen ihm entgegen winkten; wie zufrieden empfing er die alten Genoſſen, die ſich reſpektvoll nach ſeinem Befinden erkundigten, da ihnen der Wohlſtand aus jeder Falte der feinen Kleidung entgegen blinkte!

Bald war's bekannt, der Herr Dorn ſei ganz der alte mit ſo und ſo viel Vermögen, und er werde ſich wieder niederlaſſen und ein großes Geſchäft führen. Ueberall ward er hingebeten, und als er eines Abends in eine zahlreiche Geſellſchaft trat, ſah er auch Angélique wieder. Sie hatte eine gute Partie gemacht und ſaß am Boſtontiſche, etwas ſtärker war ſie geworden, und eine leichte kleine Falte ſpielte um den noch ſchönen Mund. Sie ſprang auf und hieß ihn herzlich willkommen, und lud ihn ein, ſie und ihren Mann doch ja zu beſuchen. Er that's am folgenden Tage, fand ſie wohleingerichtet und in Wahrheit herzlich und freundlich, ja ſie berührte mit einem leichten Seufzer und einer feinen Wendung die beiderſeitige Vergangenheit. Ihr Mann erſchien auch, ein formeller, etwas öder Mann, der höflich gegen ſeine Frau und gegen alle Leute war, die zur beſitzenden Welt gehörten. Auch Angélique's Vater ließ ſich ſehen, und bezeigte ſeine Freude, den immer werthgeſchätzten Herrn Dorn wieder zu erblicken.

Guſtav fühlte ſich nicht beſonders erregt durch das Wiederfinden Angélique's; er hatte es eigentlich anders erwartet. Auch Couſin Louis erſchien, ärmlich und kläglich: Fabrik und Geſchäft waren durch die vielen Verwandten zu Grunde gerichtet, der Onkel hatte ſich zu Tode getrunken, Couſin Louis bat Guſtav flehentlich, das ganze Geſchäft zu übernehmen, damit es, wo möglich, arrangirt werde.

So waren einige Wochen vergangen, und Guſtav beſchlich ein gewiſſes Mißbehagen. Die Anknüpfungen mit Genoſſen, Jugendfreunden, Bekannten erwies ſich als veraltet, vergraut, er glaubte einzuſehen, die Leute nähmen nur an ſeiner ökonomiſchen Exiſtenz, nicht aber eigentlich an ſeiner Perſon Intereſſe; es hatte ſich Viel verändert, und es ſchien ihm, als lohnte es ſich kaum der Mühe, wieder eingelebt zu werden. Das Zimmer der guten Tante wollte er nur noch einmal ſehen, und er ritt hinaus.

Ach, das war Alles verwildert, anders geſtellt; Wlaska's Vater, verarmt und gemein, kam ihm über den Hals; mit Geld mußte er ſich triviale Segnungen verſchaffen, übel geſtimmt ritt er wieder heim. Es war ein warmer Abend — ach, ſeufzte er, es iſt wenig mit der Welt, die Zeit mäht, wehe dem, der auf draußen hofft, und ſich nicht einen kleinen, eigenen ſicheren Kreis geſtalten kann. Die Attributen des Glücks laſſen ſich keinem Menſchen ſagen, für jeden Menſchen ſind es andere — iſt mir nicht die Heimath, welche ſo ganz dazu gehören ſollte, eine Wüſte geworden!

Es ward dunkel, der Mond ging auf — ein Lichtſchimmer fiel auch plötzlich in ſein Herz: Wahrlich, rief er aus, wie hab' ich es auch überſehen können, Meiſter Heinze's Haus iſt meine Heimath, dort liegt die Geſchichte meiner jetzigen Exiſtenz, dort harrt meiner die ächte Theilnahme, Aennchen iſt mein Weib.

Und nun jagte er nach Prag, er fühlte ſich wirklich Bräutigam, heut noch ſollte Schaller's Paket geöffnet werden, morgen ſollte es nach Elbing gehn.

28.

Es fanden ſich in Schaller's Paket zwei dicke Bücher, ein Billet und ein beſchriebenes Papier. Das Billet lautete:

„Wenn Sie, lieber Guſtav, dies mein Vermächtniß öffnen, werden Sie wahrſcheinlich in Prag ſein, denn die Menſchen haben einen Heimathstrieb wie die Zugvögel, und die großen Kataſtrophen ſind nichts für ſie, wenn ſie ſelbige nicht mit den Herrn Gevattern und Frau Muhmen beſprechen können. Wem eine ſolche Regung nach der Heimath völlig fremd bleibt, der hat die beſte Anlage zum größten Manne oder zum ſchlimmſten Böſewicht. Sehen Sie, was ich hoffe, in Prag bald ein, daß Sie nur zum Beſuche hingekommen ſind, ſo wird das Gedächtniß Ihres Herzens ängſtlich darnach ſuchen, was Sie in einer ſo bewegten Exiſtenz Dauerndes gerettet haben. Das unbefangene ächte Auge des lieben Aennchens wird Ihnen einfallen, und Sie werden nach Elbing reiſen. Dies gute Kind liebt Sie, Sie allein, das heißt den eigentlichen Kern Ihrer Menſchheit, nicht dieſe oder jene Eigenſchaft an Ihnen, wie es zumeiſt geſchieht. Toni, die blos Abenteuernde, haben Sie lange vergeſſen.

Für dieſen Ihren jetzigen Zuſtand iſt nun das inliegende Vermächtniß beſtimmt — Geld habe ich Ihnen weder damals gelaſſen noch beigelegt. Gewonnenes, gefundenes Geld macht faul, Faulheit iſt Tod. Wer kein Geld erwerben kann, hat noch eine falſche Stellung zur Welt, und ſoll nicht heurathen.

Die beiliegenden Bücher ſind einfach, aber von Wichtigkeit: das eine iſt der Jahrgang einer alten politiſchen Zeitung. Darin werden Sie hunderterlei verſchiedene Anforderungen, Befehle, Grundſätze, Verbote finden, welche alle den Tod, lange Gefangenſchaft, den Stempel des Frevels, den Umſturz der Geſellſchaft hinter ſich herſchleppen, das Heil der Welt von ſich allein abhängig machen. Sie werden bei jedem neuen Tage einen neuen Widerſpruch gegen Vorhergehendes, und doch immer wieder einen neuen Tag mit unfehlbaren Verſicherungen und mit der alten Exiſtenz finden.

Erkennen Sie daraus, daß man nachſichtig, in Meinungen niemals tödtlich ſein muß, um recht zu thun, Recht zu behalten, die Menſchen zu verbinden.

Das zweite Buch iſt ein „gemeinnütziger Rathgeber für Stadt und Land, nebſt angehängtem Hausapotheker.“ Es enthält die nothwendigſten alltäglichen Kenntniſſe. Ich habe es ſelbſt revidirt, und ſchenke es Ihnen mit dem kleinen Sprüchlein: Wenn man immer das Nächſte weiß, ſo weiß man ſehr viel, in vielen Fällen genug.

Das beiliegende Papier iſt ein Heurathskatechismus, der ſich Ihnen von ſelbſt empfehlen wird — leben Sie wohl; geht es Ihnen gut, ſo beſuche ich Sie vielleicht einmal, geht's Ihnen ſchlecht, ſo kann Ihnen kein Menſch helfen, denn Sie haben nach vielem Verfehlten wohl Ihre einfach geſchäftliche Beſtimmung aufgefunden, das erbliche Glück jedes Menſchen; können Sie auch darin nicht gedeihen, dann haben Sie entſchieden Unglück, und müſſen das auf eine Weiſe tragen, welche Ihnen die bequemſte iſt.

Heurathskatechismus.

1.

Die Frau muß den Hochzeitstag beſtimmen.

2.

Noch vor der Hochzeit mußt Du ihr ſagen, daß Du ſehr arm ſeieſt, ſehr verſchwenderiſch, ungezogen, von ſchwacher Geſundheit.

3.

Am Hochzeitstage mußt Du vor Deiner Frau weder eſſen noch trinken.

4.

Niemals in Gegenwart der jungen Frau, ſelbſt wenn ſie's nur aus der Ferne ſehen könnte, mit einem andern Manne geheimnißvoll leiſe ſprechen und hinterher lachen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02166/026

5.

Du mußt niemals Käſe eſſen.

6.

Auch wenn die Frau gar nicht eitel iſt, mußt Du ihr im Theater den Platz ſuchen, wo ſie beſſer geſehen wird als ſieht. Das Letztere dankt ſie Dir, das Erſte aber macht ſie heiter.

7.

Mach nie im Aerger Deiner Frau den Vorwurf: Du liebſt mich nicht ordentlich — vom einmal Geſagten wird immer etwas wahr.

8.

Küſſe nie Deine Frau vor andern Leuten.

9.

Wenn Du ihr aber in Gegenwart Anderer die Hand küſſeſt, wird es Dir von Nutzen ſein.

10.

Schenke Deiner Frau nie etwas, was ſie in die Wirthſchaft braucht, Du wirſt ihr dadurch ordinair.

11.

Geh' niemals früher zu Bett als Deine Frau.

12.

Trag' nie eine weiße Schlafmütze.

13.

Trag' auch keinen Flanell.

14.

Waſche Dir ſelbſt nicht die Hände in Gegenwart Deiner Frau.

15.

Wenn man zum erſten Male liebt, ein junges Mädchen liebt, und dieſe heurathet, ſo begeht man eine Dummheit oder ein Wagſtück.

16.

Wer eine Frau einem Anderen abſpenſtig macht und heurathet, wird nie glücklich.

17.

Deine Frau darf keine intime Freundin haben, ſie iſt Deine Feindin.

18.

Wenn Du keine Arbeit, kein Geſchäft haſt, mußt du einen geheimnißvollen Zweck erfinden, ſonſt verlierſt Du die Liebe Deiner Frau.

19.

Sage nie Deiner Frau, außer der Liebe zu ihr ſei Dir Alles in der Welt Nebenſache; das macht ſie gleichgültig gegen Dich.

20.

Fordre nie das kleinſte Opfer, weiſe ſogar das angebotene ab, dann nur kannſt Du auf's größte rechnen.

21.

Frühere Liebesgeſchichten darfſt Du Deiner Frau nur erzählen, wenn ſie Dich auffordert, nur ſo lange ſie fragt, nie mit Feuer.

22.

Sprich niemals ſchlecht von einer früheren Geliebten.

23.

Auch wenn Dir Deine Frau entgegenkommt, muß Deine Zärtlichkeit oft nur romantiſch bleiben, ſobald ſie Dich für ſinnlich hält, iſt die Liebe in größter Gefahr.

24.

Wenn Du mit Deiner Frau ſtreiteſt, und es tritt ein Andrer Deiner Meinung bei, mußt Du die Meinung fahren laſſen und die Anſicht Deiner Frau vertheidigen.

25.

Der ſchönſte Mann darf Euer Hausfreund ſein, niemals aber ein Dir überlegener Geiſt.

26.

Du kannſt Unrecht haben, darfſt aber nie unbedeutend erſcheinen gegen Andere.

27.

Eine Frau nehmen iſt leichter als eine laſſen.

28.

Wer eine Geliebte verliert, hat Unglück, wer eine Frau verliert, iſt entweder nie geliebt worden, oder er wäſcht ſich nicht, oder er iſt unbedeutend, oder er verliert nichts.

29.

Wenn Du dem vertrauteſten Freunde von Deinen ehelichen Verhältniſſen erzählſt, ſetzeſt Du Deine Frau auf's Spiel.

30.

Vertrauſt Du dergleichen einer Freundin, ſo haſt Du Deine Frau verloren.

31.

Wenn Dir Deine Frau nicht auch mitunter die Hand küſſet, ſo liebt ſie Dich nicht.

32.

Du mußt Deiner Frau immer beweiſen, daß ſie den Pantoffel hat und Dich beherrſcht.

33.

Wer lange im Schlafrocke bleibt, riskirt die Liebe ſeiner Frau.

34.

Ein furchtſamer Mann muß nie heurathen.

35.

Ein Mann, der kein Vermögen hat und nichts erwirbt, iſt immer nur der Günſtling ſeiner reichen Frau, wird nie ihr Mann.

36.

In Gegenwart Deiner Frau mußt Du niemals ſtark eſſen.

37.

Die Frauen ſind alle idealiſtiſch, darnach richte Dich.

38.

Die Frauen werden nur durch die Männer gemein, und vergeben es dem nie, welcher ſie dazu verleitet.

39.

Ueberraſche Deine Frau nie wenn ſie ſich ankleidet.

40.

Auch wenn ſie Dir ſonſt nichts verbirgt, bloße Neugier und Zudringlichkeit hält ſie für Nichtachtung und ſtraft ſie mit gleicher Münze.

41.

Die Ehe iſt nicht blos eine Wiſſenſchaft, wie ſie der geiſtreiche Franzoſe nennt, ſie iſt auch eine Kunſt.

42.

Schlafe niemals ein, wenn Du Dich mit Deiner Frau gezankt haſt, ohne eine Sühnung zu verſuchen.

43.

Wird dieſe entſchieden abgewieſen, dann kannſt Du's ſchweigend abwarten.

44.

Bitte mitunter Deine Frau um Verzeihung, wenn ſie Dich beleidigt hat; das trägt tauſendfache Zinſen.

45.

Zeige bei keiner Veruneinigung Deine ganze Ueberlegenheit, welche Dir Geiſt und Verhältniß zur Welt gewähren; das erbittert bis in's Heiligſte.

46.

Du mußt mitunter Tagelang keine Zeit haben, Deine Frau länger als einen Augenblick zu ſehn.

47.

Achte Deine Frau wie Deinen Augapfel, ſonſt verlierſt Du ſie.

48.

Gefährliche Nebenbuhler mußt Du ſehr liebenswürdig finden, und niemals im Geringſten tadeln.

49.

Vergnügungen muß nie ein Anderer zuerſt anbieten.

50.

Küſſe nie Deine Frau, wenn ſie nicht will, ſie empfindet ſonſt die Laſt der Ehe, und hält Dich für gemein.

51.

Wenn Du oft mit den Dienſtleuten zankſt, wirſt Du Deiner Frau zuwider.

52.

Fordert ſie Dich dazu auf, dann ſei Despot, weiſe den Domeſtiken gleich aus Deinem Hauſe.

53.

Gib Deiner Frau kein Papiergeld, ſondern nur Gold oder Silber.

54.

Widerlege jeden ihrer Gründe wenn ſie ſtreitet und lache nicht dabei — unterläſſeſt Du jenes und thuſt Du dies, ſo hält ſie's für Geringſchätzung.

55.

Wer Viel trinkt, muß gar nicht heurathen.

Aennchen jubelte wie eine Lerche, als ſie Guſtav wieder ſah, und als er ſie um ihre Hand bat, fiel ſie ihrem Vater weinend um den Hals. Meiſter Heinze aber ſagte: Gott ſegne uns dieſes Glück!

Toni war nach Petersburg gereiſt.

Die

Bandomire.

Kuriſche Erzählung

von

Heinrich Laube.

Erſter Theil.

Mitau und Leipzig,
Verlag von G. A. Reyher.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Es war ein Wetter, dem man die Jahreszeit nicht genau hätte anſehen können, wenn man aus einem zeit- und wetterloſen Aufenthalte, zum Beiſpiele einem unterirdiſchen Gefängniſſe, plötzlich hinein verſetzt worden wäre. Zuweilen glitzerte wohl eine Stunde lang die Sonne warm und wohlthuend durch die Kieferbäume, dieſe immergrünen Tröſter magrer nordiſcher Erde. Die Luſt war dann ſtill und behaglich, und man verwunderte ſich über die breiten Schneeſtreiſen, die noch überall zu ſehn waren. Vergelbt und verwittert ſahen ſie allerdings aus, und ein Erd- und Wetterkundiger hätte daran und an einzeln kommenden, lauen Luftſtrömungen die Frühlingsnähe errathen mögen. Bald aber brach ein eiskalter Sturm über die Waldblößen daher, die Sonnenſtrahlen flogen auf Augenblicke mit grellem, weißgelbem Scheine vom

Himmel herab durch die Bäume hin, um alſobald in aſchgraues Dunkel gehüllt zu werden, in Schneewolken, die gar nicht von der Wolkenhöhe, ſondern von den Baumkronen herab zu kommen ſchienen. So ſchnell, ſo ungeſtüm waren ſie da, und entwickelten ein dichtes, erſchreckliches Geſtöber, ein heulendes Lärmen und eine eiſige Kälte.

Zwei Reiter, welche von Süden her durch den Forſt heraufgeritten kamen, ſahen ſich genöthigt, ſtill zu halten, weil man nicht drei Schritte vor ſich ſah, an die Baumſtämme anprallte, und jedenfalls die Richtung verlor. Letzteres ſchien von Wichtigkeit, da die Reiter keiner Straße folgten und die Pferde ermüdet waren. In dieſem Unwetter war nicht leicht zu erſehn, welch' Geiſtes Kinder dieſe Reiter ſeien, der Schneewirbel machte Alles unkenntlich. Ohne ein Wort, ja ohne einen Fluch auszuſprechen, hatten ſie beim Ausbruche des Wetters angehalten, ohne ein Wort zu ſprechen hielten ſie dicht neben einander faſt eine Stunde lang. Bei Beginn des Wetters mochte man ſehn, daß ſie braune Mäntel von einem filzartigen groben Tuche trugen und braune Pelzmützen. Aus dem zuſammengezogenen Halskragen hing dem einen ein langer, kohlſchwarzer, dem andern ein ſchneeweißer

Knebelbart herab. Bald war Alles weißgraue Maſſe, hinter welcher ein Vorübergehender nichts Lebendiges vermuthet hätte, wäre ihm nicht der Dampf aus den Nüſtern der Pferde aufgefallen. Dicht vor den Pferden, vielleicht um von der Wärme dieſes Dampfs Vortheil zu ziehen, ſtand eben ſo unbeweglich ein koloſſaler Wolfshund von der Größe eines vierteljährigen Rindskalbes. Gegen ſeine Bequemlichkeit, aber ſeinem ſichernden und ſpürenden Naturel gemäß, ſtand er mit dem Kopfe gegen den Wind, und als das Stürmen allmählig in ſtrichhaltiges Wehen ausgetobt war, hob er mehrmals die Naſe höher in die Luft und ſog, die ſaffianartigen Naſenflüglein bewegend, die Luft ein. Sie mußte ihm etwas verrathen haben, denn er wendete dann jedesmal das Auge auf den rechts haltenden Reiter, ohne deshalb den Kopf ſelbſt zu wenden.

Der Reiter mit dem ſchwarzen Barte, welcher von hinten aus geſehen auf der rechten Seite hielt, ſchien dies auch bemerkt zu haben; er brach das lange Schweigen und ſagte, ohne daß er deshalb den Kopf gewendet hätte, zu ſeinem Begleiter: Die Pferde müſſen vor dem Wetter doch etwas links getreten ſein und uns aus der Richtung gebracht haben, Urban, Paſcha wittert Jakut's Rauch rechts drüben. — Dabei ſchüttelte er mit zwei kräftigen Handgriffen den Schnee von ſeinem Mantel, blies ihn auch vom Barte, nahm die Zügel an, und ſetzte ſein Pferd nach rechts hin in Bewegung.

„Gnädiger Herr!“ erwidert Urban, augenblicklich folgend — „Paſcha wird einen Wolf in der Naſe haben, Jakut's Haus kann noch nicht ſo nahe ſein, und die Pferde ſind keinen Zoll ſeitwärts gewichen.“

Der gnädige Herr erwiderte nichts, ließ ſich aber in der eingeſchlagenen Richtung nicht ſtören. Erſt als Urban ſeine Behauptung mit andern Worten wiederholte, ſagte jener: „Schwatz nicht ſo unwiſſend! Wenn Du noch einmal ſiebzig Jahr alt würdeſt, ſo bliebſt Du doch ein ſchleſiſcher Bauer, der die geheimen Wahrzeichen in Jagd und Krieg nicht lernte. Reiteſt nun vierzig Jahre mit mir in der ganzen Welt umher durch Feld und Wald und Sumpf, und weißt noch nicht wie Paſcha mit geſträubtem Haare einen Wolf anzeigt.“

Paſcha, der Hund, hatte ſich unterdeß auch den Schnee von ſeinem ſchwarzgeſtriemten, graubraunen, langen Haare geſchüttelt und trabte in ſchnurgerader Linie voraus, zuweilen ſtill ſtehend, um den Schritt reitenden Reitern nicht zu weit vorauszukommen. Er hob dann jedesmal ſeinen langen, wie eine Fuchs- oder Wolfsruthe dicht behaarten Schweif, und wedelte damit ein Wenig, den ſchmalen ſchwarzen Kopf nach ſeinem Herrn zurück wendend. Dieſer ſchien dadurch vergewiſſert zu werden, und da die Luft endlich wieder ganz frei geworden, und ſie aus dem Stangenholze auf eine lichte Haide gekommen waren, rief er munter: „Vorwärts, Paſcha!“ gab ſeinem Pferde die Sporen, und mit fliegenden Mänteln, den ſich lang ſtreckenden Paſcha voraus, flogen ſie durch die graue Luft, über die ſchneeige Haide dahin, bis der Hund plötzlich ſtehen blieb. Die Reiter parirten ihre Pferde und näherten ſich langſam der Stelle, wo der Hund ſtand. Urban griff in die Piſtolenhalfter, um ſich ſchußfertig zu machen, der Herr aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und brummte wiederum etwas von Unkunde Urbans in den Bart.

Als ſie Paſcha erreichten, ſtanden ſie mit ihm an einem gerölligen Abhange, an deſſen Fuße ein kleiner See, halb gefroren, halb offen. Jenſeits des Sees ſtieg eine Berglehne auf, deren Verzäunung Aecker andeutete; weiter aufwärts kam ein dichter Fichtenhag, aus welchem Rauch hervordrang. „Ach, Jakut!“ rief Urban. Sie ſuchten auf einem kleinen Umwege das Thal und die gegenüber liegende Höhe zu gewinnen, und als Paſcha zu wiederholten Malen ſtehen blieb, ſtarr auf den See hinunterſehend, rief ihm der Herr zu: Komm, komm, 's iſt keine Zeit dafür. Von dieſen Worten ging denn auch ſogleich ein Flug wilder Enten vom See in die Höhe, und ſtrich über ihren Häupter hin, „Sie ſtreichen rechter Hand ab, gnädiger Herr!“ rief Urban, „ein ſchlimmes Zeichen! Jakut wird nicht daheim ſein, und unſre hungrigen Pferde und wir werden keine Labung finden!“ Ohne darauf zu achten jagte der Herr in vollem Roſſeslaufe die Berglehne hinauf, in den Fichtenhag hinein, welcher Jakut's Haus verbarg. Drei Hunde ſtürzten ihm wüthend entgegen, ſchwiegen aber ſogleich, als ſie ihn und den zähnefletſchenden Paſcha erblickten oder erkannten.

Dieſe martialiſch ausſehenden Reiter waren ein Paar alte Knaben, wie man trotz des Rauches in Jakut's Behauſung deutlich genug ſehen konnte, nachdem ſie ihre Filzmäntel abgelegt und über den dürftigen Imbiß ſich hergemacht hatten, den Jakut, ein hier angeſiedelter Roskolnike, äußerſt behende und unterwürfig herbeiſchaffte. Der Herr mit dem gebieteriſch dräuenden ſchwarzen Barte war hoch und ſchlank gewachſen, trug ſich auch trotz vorgerückten Alters noch ſehr ſtolz und gerade. Wäre nicht die runzlige Haut des ſonnenbraunen Antlitzes, beſonders um die Schläfe tief eingefaltet, wäre nicht das ganz kurz geſchorene graue Haupthaar zum Verräther geworden, man hätte ihn dem ſcharfen ſchwarzen Auge, dem feſt geſchloſſenen Munde und den beſtimmten energiſchen Bewegungen nach für einen Vierziger gehalten. Dem ſonſt noch jugendlichen Anſehen des wohlgebildeten länglichen Kopfes mochte es in dieſem Augenblicke beſondern Eintrag thun, daß der alte Herr offenbar mehrere Tage hintereinander im Freien ohne alle Hilfsmittel der Toilette verbracht hatte. Die ſchmalen Backen und das ſtarke Kinn waren bedeckt mit grauem Stoppelbarte, der vielleicht ſonſt, unter ſcharfem Meſſer gehalten, ſeinen grellen Kontraſt mit dem ſchwarzen Schnurrbarte nicht geltend machen durfte. Es war aber auch in der That eine anſtrengende Tour, auf welcher ſich der alte Herr und ſein alter Diener befanden. Sie kamen an der kurländiſch-lithauiſchen Grenze herauf von Weſten nach Oſten zu reitend, als wollten ſie gerades Wegs nach den Ufern der Düna, welche gegen Oſten hin Kurland von Livland ſcheidet. Und dieſe Tour an den lithauiſchen Seen her war gefahrvoll, da ſie eine Kundſchaftung halbfeindlicher Einfälle Seitens der Lithauer zum Zweck hatte, und da der Kundſchafter ſelbſt, unſer alter Herr, von den Lithauern ſehr wohl gekannt war als ein kuriſcher Kriegsmann, den man nicht halb, ſondern ganz feindlich, das heißt mit Kugel und Schwert begrüßt hätte, wenn man ihm begegnet wäre. Heute kam er mit ſeinem Urban von dem Flecken Eſoros über Jurka und Kruki bis gegen Braslaw herauf durch den gefährlichſten Grenzſtrich Lithauens, und war nun wieder in's Kuriſche eingeſchwenkt, da wo neben einem großen und mehreren kleineren Seen ein breiter Wald die kuriſche Grenze bildet und ſich bis gegen den Edelhof Schönhaiden hinzieht. Dieſer Wald war eine gewöhnliche Paſſage der lithauiſchen Edelleute, wenn ſie mit ihren Reitern ins kuriſche Oberland einfielen. Eine halbe Stunde, nachdem unſre Reiter in dieſen Wald eingeritten, hatte ſie das obige Wetter aufgehalten, und da es ſchon Nachmittag und der Tag noch nicht lang war, ſo war ihnen große Eile nöthig, wenn mit einbrechender Nacht Schönhaiden erreicht werden ſollte.

Dieſer ſüdweſtliche Zipfel Kurlands, um den es ſich hier handelt, das ſogenannte Oberland Semgallens, iſt vielfach verſchieden von dem übrigen nach der Oſtſee ſich hinausbreitenden Kurland. Wer etwa auf der Heerſtraße von Memel nach Petersburg gereiſ't iſt, und über Mitau kommend das kuriſche Land ſolchergeſtalt durchſchnitten hat, der ſchließe von jenem einförmigen Landſtriche ja nicht auf das ganze Herzogthum Kurland und Semgallen. Dies Oberland iſt mannigfaltiger und intereſſanter, und hat in ſeinem Gemiſch von weich gebogenen Hügeln, breiten Thälern, langen Wäldern und Seen ein ganz anmuthiges Ausſehn. Ja der ſüdliche Theil der Seelburgſchen Oberhauptmannſchaft, die Illurtſche Hauptmannſchaft, unſer Schauplatz, die ſich an der Düna ſtromaufwärts zieht bis an das Gouvernement von Minsk, gegenüber dem Witepsker Lande von Weißrußland, kann die kuriſche Schweiz genannt werden, wenn ſolch ein übertreibender und immer ſchief bezeichnender Ausdruck gebraucht ſein ſollte. Ein langer Höhenzug mit Verzweigungen in's Semgall'ner Land herüber beglei tet die Düna und bildet an dieſem Zipfel Semgallens, wo Kurland einen Keil hineindrängt zwiſchen Livland, Witepsk und Lithauen, das kuriſche Oberland. Und nicht bloß im Aeußeren unterſcheidet ſich dieſer Landſtrich vom übrigen Kurland, er hat auch die gemiſchteſte Bevölkerung. Im übrigen Kurland iſt neben der deutſchen Sprache, welche der Herr, der Eroberer, der Edelmann, kurzweg der Kurländer redet, die lettiſche Sprache die Grundſprache. Die wenigen Worte, mit denen unſer alter Herr den befliſſenen Jakut anredete, waren aber nicht lettiſche, ſondern ruſſiſche. Polniſch, Lithauiſch und hie und da Ruſſiſch gehen ſeit Jahrhunderten im Oberlande zwiſchen und unter dem Deutſchen einher. Jakut war ein roskolnikiſcher, das heißt ein altgläubiger Ruſſe, deren ſich viele im Oberlande angeſiedelt haben. Sie waren von jeher frei, leben größtentheils als Zinsner auf den Gütern, in Geſinden zerſtreut, oder unter derſelben Eigenſchaft in Dörfern beiſammen. Fleißig und nüchtern, betriebſam und anſtellig, ja ſchlau und klug erfreuen ſie ſich alle einer gewiſſen Wohlhabenheit, im Vergleich mit den ſtumpferen Letten ſelbſt eines gewiſſen Reichthums. Aber weil ſie eben nicht gedankenlos wie dieſe ſind, muß man im Verkehr mit ihnen vorſichtig ſein: ſie trachten, ſpekulativ in ihrer Weiſe, Tag und Nacht auf Erwerb und in dem damaligen aufgelöſ'ten Zuſtande von Parteiungen, für welche ſie keinerlei inneren Antheil hegten, ſuchten ſie, gleichgültig über Farbe und Zweck des Einen oder des Anderen, links und rechts ihren Vortheil. Der Lithauer, wenn er ſich ihnen durch Geld oder ſonſtwie mächtig erwies, konnte ihre Dienſte ebenſo haben wie der Kurländer, der ſie zu behandeln verſtand; ſchmiegſam, auf Alles merkend, die Schwächen Anderer leicht erſpähend, muthig und erforderlichen Falles tollkühn und jede Gefahr verachtend, zu alle dem mit einer tüchtigen Geſundheit und ungewöhnlichen Körperkräften ausgeſtattet, waren ſie jener Zeit ein wichtiger, wenn auch kleiner Theil der oberländiſchen Bevölkerung. Insbeſondere verſtanden ſie ſich meiſterhaft auf das hauptſächlichſte Hilfsmittel jener Gegenden, auf das Pferd, denn raſch vom Flecke zu kommen war dort an der Grenze von Reitervölkern, wo der Aermſte nicht gern zu Fuße geht, eine Hauptſache. Um ein gutes, verſuchtes Pferd zu kaufen wendete man ſich am Liebſten an einen Roskolniken, und eins, was man beſaß, zu hüten, ſicherte man am meiſten vor der ſchnellen Hand dieſer Zinsner, welche wie der Bliß damit verſchwunden waren nach den entlegenſten Pferdemärkten Weißrußlands oder Lithauens.

Unter ſolchen Umſtänden war Jakut auf ſeinem einſamen Grenzzinſe ein wichtiger Poſten, und es mußte auffallen, daß ihn der alte Herr kurz und barſch behandelte, ja ihn unſanft anfuhr, als ſich der Roskolnike beim Ausliefern des Hafers an Urban theilnehmend mit dem Grauſchimmel des Herrn zu ſchaffen machte, ihm die Kehle befühlen und nach den Zähnen ſehn wollte. „Er beißt und ſchlägt, Jakut!“ ſetzte indeſſen der alte Herr wie begütigend hinzu, als er ihn gröblich weggeſcheucht hatte. Der Herr General, wie ihn Jakut nannte, ein offenbar erfahrner und gewiegter Lebemann jener Gegenden, kannte doch gewiß ſein Terrain und ſeine Leute, denn es ergab ſich, daß er nur eine kleine Strecke hinter Schönhaiden, alſo in demſelben Grenztheile des Oberlandes auf den Höfen Kummeln und Brüggen zu Hauſe war, und ſchon lange mitten unter dieſer gemiſchten Bevölkerung lebte.

Um von Kurland im Ganzen eine deutliche Vorſtellung zu gewinnen, verbildliche man ſich zuerſt deſſen äußere, ſehr einfache Figur, und theile ſich ſelbige ſodann in drei Abtheilungen, welche durch drei faſt parallel neben einander nach Norden hinabfallende

Flüſſe, Windau, Aa und Düna, äußerſt anſchaulich gebildet werden. Die Figur dieſes an fünfhundert Meilenquadrate umfaſſenden Landes iſt ein Dreieck, deſſen Baſis im Süden auf Lithauen ſteht, deſſen Spitze nach Norden in die Oſtſee hinausläuft. Der linke, weſtliche Schenkel, das Land der Windau, geht von Polangen abwärts an der offenen Oſtſee hinab. An dieſer uns Deutſchen zuliegenden Seite hat es zur Zeit Herzog Jakobs um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts lebhafte Verſuche gemacht, ſich durch die Seeplätze Libau und Windau mit deutſcher und ſkandinaviſcher Welt in unmittelbare Verbindung zu ſetzen. Auf dieſer Seite alſo iſt die meiſte Aehnlichkeit mit unſrer weſtlichen Verkehrsweiſe zu ſuchen. Der rechte, der öſtliche, Schenkel, das Land der Düna, ſteigt von der Nordſpitze, der Leuchtthurmſpitze Domesnes, nach Süden hinauf erſt am Rigaiſchen Meerbuſen, dann die Düna ſelbſt aufwärts bis in die Gegend des weißruſſiſchen Städtchens Driſſa. Wo der Rigaiſche Meerbuſen aufhört, iſt die Düna Landes-Grenze, auf dieſer öſtlichen Seite alſo wiederum lauter Waſſergrenze, aber, weil größtentheils ein leicht überſchreitbarer Fluß, von ganz anderer Einwirkung als die offene See im Weſten.

Der wichtigſte Grenzpunkt auf dieſer Seite war die alte Hanſeſtadt Riga, welche einige Meilen oberhalb der Dünamündung liegt, und nach welcher hin aller Abſatz aus dem innern Kurland gerichtet war, weil die Seeplätze Libau und Windau nur kurze Zeit eine lebensvolle Bedeutung hatten, weil der deutſche Grundſtock Riga's lebhafte Anziehungskraft beſaß für die aus Deutſchland ſtammenden Gutsbeſitzer Kurlands, und weil von Zeiten des deutſchen Ordens her, welcher die deutſchen Kurländer hergeführt und begründet hat, eine tiefere hiſtoriſche Gemeinſchaft beſtand zwiſchen Kurländern und der Hauptſtadt Livlands, da Livland ebenfalls Ordensland war. Die nördliche Hälfte der Dünagrenze entlang gab es alſo für die Kurländer ein verwandtes Gegenüber. Die ſüdliche Hälfte aber hatte jenſeits der Düna die Witepskiſche Landſchaft von Weißrußland zum Gegenüber, ruſſiſche Welt. Und zwar betraf dies unſer ganzes Oberland, welches überall oſtwärts an die Düna ſtößt und jenſeits derſelben in die Witepskiſchen Ebenen ſieht. Eben ſo grenzt daſſelbe und im Verlauf nach Weſten hin das ganze ſüdliche Kurland ſüdwärts mit ſlaviſcher Völkerſchaft, denn die ſüdliche Baſis des kurländiſchen Dreiecks hängt ſeiner ganzen Breite nach mit dem offenen Lithauen zuſammen. War alſo alles übrige Kurland ſeefrei und dadurch für ſich abgeſchloſſen oder aufgethan von Polangen abwärts bis zur Nordſpitze, und bis Dünamünde in den rigaiſchen Meerbuſen hereinwärts, war es ferner an der nördlichen Düna von der verwandten Livländiſchen Herrſchaft begrenzt, ſo wurde dies doch an der obern Düna und im ganzen Süden anders. An dieſer öſtlichen und ſüdlichen Grenze alſo mußte ſich das mannigfaltigſte, weil verſchiedenartigſte Leben entwickeln. Solch Leben iſt nicht immer dem Landesgedeihn das förderlichſte, wohl aber dem Romangedeihn.

Unſer alter Herr in Jakut's räuchricher Stube ohne Schornſtein ſchien das Land auf und nieder zu kennen, von den Leuchthürmen unten an der See bis Polangen, und vom gedrängten Ausfluſſe der Windau bis zu den Moorniederungen der nördlichen Aa, des Fluſſes der Mitte. Jakut ſchwatzte von ſeinem Pferdehandel, der ihn im ganzen Lande umherführte, und der alte Herr berichtigte oft mit einem Worte den ungenauen Erzähler, den er allem Anſcheine nach viel lieber über die lithauiſche Grenze reden gehört hätte. So wie aber hierauf die Rede kam, ſtrich Jakut ſeinen ſchwarzbraunen Bart, welcher breit und ſchön ſein ganzes Untergeſicht bedeckte, drückte die Augenlieder halb über die lichtblauen Augen, und ſprach bloß ſeufzend: Dort ſind ſchlimme Herren, gnädiger Herr General, dorthin ſeh ich nicht!

„Lüge nicht, Jakut! der Braslawſche Oeconomus Chabelsky iſt erſt vorgeſtern mit ſeinem ganzen Aufgebote durch dein Thal gezogen und hat ſicherlich bei Dir gefüttert.“

Vorgeſtern, gnädiger Herr General, war ich blind und taub, denn ich war drüben in Dünaburg und habe die rothe Stute gekauft, die draußen im Stalle nach Eurem Hengſte wiehert, für ſchweres, ſehr ſchweres Geld, meine letzten Silberſtücke.

„Und Du haſt ihn nicht geſehen? Nimm Dich in Acht, Jakut!“

Wie konnt' ich, da ich in Dünaburg!

„Und Du biſt ihm heimkehrend nicht begegnet?“

Nicht mit einem Auge;

„Jakut! In ein Paar Stunden bin ich beim Schönhaidner, von dem Du zu Zins ſitzeſt, er trachtet wie ich dieſen räuberiſchen Einfällen Chabelsky's nach, die Chabelskyſchen haben ihm erſt in voriger Woche eine Heerde Rinder und fünf Leute weggetrieben, wenn Du nicht behilflich biſt, jagt er Dich aus

Deinem Zinſe, wenn Du verhehlſt, kitzelt er Dich unter dem Barte und auf dem Rücken, wenn Du gar mit den Lithauern ſchmuggelſt, macht er Dir den Bart ſtarr und der Rücken ſteif! Beſinne Dich!"

Da fiel Jakut nieder und küßte dem Herrn General den Stiefel, ſich hoch und theuer verſchwörend, er ſei über Alles unkundig, und wollte ja gern helfen, wo er könne.

„So ſattle Deine Stute und führe mich nach Schönhaiden ſo, daß wir den Chabelskyſchen, die noch hüben ſind im Oberlande, nicht begegnen."

Gnädiger Herr General, meine Stute und Euer Grauſchimmel würden immer lüſtern neben einander ſchreien und unſern Ritt verrathen.

„Die Lithauer ſind alſo ſo nahe, daß ſie unſre Pferde ſchreien hören?"

Das weiß ich nicht, aber wenn ſie drüben ſind, ſo iſt's doch möglich, und da es heute Sonnabend iſt, und ſie gerne Sonntags in ihrem Kruge ſitzen, ſo iſt's wahrſcheinlich, daß ſie heute heimkehren. —

„Und durch Deinen Wald nehmen ſie alſo ihren Weg?"

Das weiß ich nicht, gnädiger Herr General; aber da ſie wiſſen, daß Ihr und Andre ihnen ringsum nachſpüren, ſo nehmen ſie am Liebſten den Wald an wie die Elenn und die Füchſe.

„Woher weißt Du denn, daß ſie's wiſſen? Jakut, thu gut, wenn Dir Dein Bart lieb iſt! Dein Kantſchuh wird Deine Stute, mein Schenkel wird meinen Hengſt ſtill machen, mach fort und zäume Dein Pferd, die Sonne geht zu Rande!“

Sie brach in dieſem Augenblicke den Schleier, welcher ſeit dem Schneeſturme den Tag eingehüllt hatte, und drängte ſich durch die Rauchwolken des Jakutſchen Gemaches, mit derſelben goldigen Schönheit die dürftigen Geräthe des Roskolniken ſchmückend, mit der ſie die Spiegelwände und vergoldeten Möbel eines Pallaſtes ſchmückt. Iſt's zu verwundern, daß ſo viele Menſchen ſchon geſagt haben: die Sonne iſt Gott und Gott iſt die Sonne! Findet nicht auch die Liebe im Auge des Anderen den ganzen Menſchen? Urban ſchien ein ſolcher Sonnenanbeter zu ſein: er ſtand mit gefalteten Händen am Rauchloche, welches in's Freie führt, und ſah ohne mit der Wimper zu zucken in die blendende Feuergarbe hinein. Er hatte ein grob geſchnittenes, von tiefen Furchen durchgrabenes Bauerngeſicht, was man zu jeder Zeit altmodiſch nennen konnte, dem aber breite Schmarren einen wohlthuenden Ausdruck von Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit gaben.

Er wendete ſich plötzlich nach ſeinem Herrn, der mit untergeſchlagenen Armen auf der hölzernen Bank ſaß, auch die mit hohen, weichfaltigen Reiterſtiefeln bewehrten Beine übereinandergelegt und das Haupt wie müde an die Balkenwand gelehnt hatte. „Ich wollte, gnädiger Herr“ — ſagte er inbrünſtig — „wir hätten's diesmal überſtanden und Schönhaiden erreicht; Jakut iſt für die Lithauer, und die Chabelskyſchen ſind ganz gewiß in der Nähe. Sie machen auch ſicherlich kein Federleſen mit Euer Gnaden, wenn ſie eine Kugel oder einen Säbelhieb anbringen können, denn ſie halten uns für ihre gefährlichſten Feinde, weil wir den Krieg verſtehen, und ſie glauben gewonnen Spiel mit dem Oberlande zu haben, wenn in Brüggen und Kummeln kein Bandomir mehr Hof und Wache hält.“

Der alte Herr ſah ihn gutmüthig, faſt lächelnd und ſchweigend eine Weile an, und ohne das Haupt von der Balkenlehne zu entfernen, ſagte er dann: „Wenn ſie auch uns beide todtſchlagen, Urban, unſre Jungen wachſen in jeder Nacht; 's wird länger Bandomire geben als Lithauer. Zwiſchen Pultawa und

Bender waren wir noch ſchlimmer dran als hier, und 's iſt gut zu End' gegangen — biſt Du denn mit den Pferden fertig, daß Du zum Schwatzen Zeit haſt, und ſind die Pulverpfannen alle verſehen?"

„Alles zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter!"

Nach dieſen Worten erhob ſich der alte Herr raſch wie ein Jüngling, die niedrige Holzdecke faſt berührend mit ſeinem Scheitel, ſchnallte den Degen feſt um den Pelzrock, und ſchritt hinaus. Den Mantel warf er ſich ſelbſt um, griff auch ſelbſt nach ſeinem Pferde, ganz wie ein Mann, der vom Diener keine Nebenſache verlangt, wo die Zeit koſtbar, und der Diener eben ſo gefährdet iſt, wie der Herr. Schon den Fuß im Bügel ſtutzte er und hielt inne vor einem, dem Anſcheine nach geringfügigſten Dinge, vor einem Häuflein Pferdemiſt. Er ſtieß mit dem Stiefel in den gefrornen Haufen, um etwas abzubröckeln, und ſagte zu Jakut, der ſich eben auf ſeine nach dem Hengſte ausſchlagende und quiekende Stute ſchwingen wollte, mit ſehr herbem Nachdruck Folgendes: „Dein Mund iſt nicht rein Jakut, hier ſehe ich an den Gerſtenhülſen im Dünger, daß die Lithauer bei Dir geweſen ſind, ſie füttern dieſen Winter alle geſammt Gerſte, weil der letzte Hafer mißrathen iſt — führ Dein Pferd zurück in den Stall, und komm zu Fuß mit mir, und ſobald Du in bedenklicher Abſicht ſtrauchelſt, ſchieß ich Dich über den Haufen. Schweig. Marſch!

Die Sonne war eben untergegangen und der letzte Tagesſchein lag roth über den Wäldern, als die beiden Reiter und der zu Fuß nebenher laufende Jakut auf eine Höhe kamen, von welcher man den Wald weithin überſehen konnte, weil er ſich nach Weſten gegen Schönhaiden hin wohl eine halbe Stunde lang abwärts zog und nur aus niedrigem Unterwuchſe beſtand, der, ſchlecht angeſät oder angeflogen, überall breite leere Stellen zwiſchen dem dichten Kiefergebüſche zur Durchſicht bot. Paſcha bildete wie immer den Vortrab, und als er plötzlich hoch geringelten Schwanzes und den Kopf hoch nach dem nordweſtlich herkommenden Luftzuge haltend ſtehen blieb, that der alte Herr ein Gleiches, und winkte in demſelben Sinne ſeinen Begleitern. Urban ſtieg ſogleich ab, und legte ſeinen Kopf an die Erde, nachdem er ein kleines Fleckchen von der ſchwachen Schneelage befreit hatte.

Jakut mochte es für angemeſſen halten, dem ſchweigſamen, ihm mißtrauenden alten Herrn ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, und kletterte eiligſt an einem vereinzelt ſtehenden Kieferbaume in die Höhe, wahrſcheinlich um noch weitere Umſicht zu gewinnen. Aber auch dieſe Dienſtfertigkeit mochte dem alten Herrn unpaſſend dünken, wenigſtens machte er mißbilligende Handbewegungen. Jakut aber ſah ſie nicht und kletterte bis in die Krone des Baumes, ein mündliches Verbot ſchien dem alten Herrn um des Geräuſches halber nicht rathſam, er ließ jenen alſo gewähren und ritt mitten in den nahen Unterwuchsbuſch hinein, der ſein Pferd deckte, und auch ihn, wenn er ſich nach dem Halſe deſſelben vorbeugte, bei dem allmählig hereinbrechenden Zwielichte leidlich barg. So harrten ſie alle regungslos, Jakut in der Baumkrone zuſammengekrümmt, einem Raubvogelneſte nicht unähnlich. Es war nichts zu vernehmen als das Seufzen und Knarren der einzelnen hohen Kiefern, gegen welche der ſcharfe Luftzug ſich ſtemmte. Der Abendſtern fing an, Glanz zu gewinnen, und die Eule erhob einige Male hinter ihnen im hohen Holze ihren wie Unglückskunde hohlklingenden Ruf, die ewige Walduhr, welche die hereinbrechende Nacht ausruft. Dennoch ward Paſcha's Stellung immer feſter und ſtraffer, auch der alte Herr neigte das Ohr nach einer ganz beſtimmten Richtung, als folge er einem Geräuſche, und Urban war aufgeſtanden, und brachte ſein Pferd ebenfalls herein in die Dickung, leiſe zu ſeinem Herrn ſagend: es ſind Hunde dabei und ſie kommen ſcharf geritten. Dieſer nickte mit dem Kopfe. In dieſem Augenblick fletſchte Paſcha die Zähne; und in einer Entfernung von nur hundert Schritten trabten zwei Wölfe in ſcharfem Paß vorüber. Paſcha ſah ihnen indeß nicht nach, und blieb unbeweglich. Nun entwickelte ſich leiſe auch für den Unkundigen ein Geräuſch von Norden her, neue Thiere des Waldes, diesmal in lauter, polternder Flucht, bezeugten, daß Menſchen und zwar zahlreich im Hintergrunde ſeien. Ein Trupp Elennthiere nämlich kam in raſcheſter Gangart über die Lichtung, und prallte mit großem Geräuſche ſeitwärts, als er auf die Fährte der Wölfe gerieth. Man unterſchied nun deutlich Pferdetrab, Menſchenſtimmen, Hundegebell, und mit einem leiſen Pfiff lockte der alte Herr ſeinen Paſcha zu ſich herein in das Gebüſch. — Man unterſchied jetzt einzelne Worte aus dem wüſten Geräuſch, und Urban wendete ſich vergnügt und nicht mehr ganz leiſe zu ſeinem Herrn mit den Worten: Es ſind Kurländer! — St! flüſterte dieſer, aber was für welche! Knorre's und Thorhackens fliegende Jagd iſt's, die's mit Chabelsky halten, und die uns eben ſo haſſen wie die Lithauer. Sie ſchweifen mit der Jagd bis hierher, weil ſie mit jenen unter einer Decke ſpielen.

Unterdeß waren die Heranreitenden, deren Zug hinter unſrer Gruppe vorüber ſeine Richtung zu nehmen ſchien, auf ungefähr zwei hundert Schritte von Jakut's Baume gegenüber angekommen, da fiel ein Schuß, man hörte die Kugel in die Baumkrone Jakuts knackend einſchlagen, Jakut ſelbſt kam wie ein losgeſchnittener Ballen am Stamme heruntergerutſcht, und verſchwand an der Erde, die ſchon mit tieferer Dunkelheit bedeckt war.

Was war's? ſchrien mehrere Stimmen zugleich, und der Trupp, welcher trabend vorübergeritten war, hielt ſtill. Der Schütz, welcher zurückgeblieben, um zu ſchießen, weil er die ſchwarze Maſſe in der Baumkrone gegen den oben noch lichten Abendſchein entdeckt hatte, rief zurück: Ein Raubvogel auf der Kiefer, der aber herunter kam wie ein Luchs!

Hunde und Reiter kamen ſogleich herzu, und da man am Stamme nichts fand, ſchrie ein älterer Herr:

Kreiſ't ein, kreiſ't ein! Aber raſch, daß wir Jakuts Haus noch finden, eh' es ſtockfinſter wird. Der Mond kommt erſt um zehn!

Der Befehl, einzukreiſen, war von größter Gefahr für unſere Reiter, da ihre Dickung in die Nachſuchung mit inbegriffen ſein konnte, und die Entdeckung durch Hunde und Jäger alsdann unvermeidlich war.

Sah dies nun Jakut voraus, und war er wirklich ſorgſam für den alten Herrn, oder hatte ihn ein Hund ausgeſtöbert, der dem auf der Erde Fortkriechenden eiligſt nachgekommen war bis in's nächſte Gebüſch, und der jetzt laut anſchlug, kurz, Alles ſtürzte dahin, Jakut war, wie das durcheinander lärmende Geſchrei kund gab, in den Händen der Jäger, und die unmittelbare Gefahr war von den beiden Reitern abgewendet. Geſchrei und Gelächter waren indeſſen ſo groß und ſo dicht durcheinander, daß ſie nicht unterſcheiden konnten, ob Jakut verwundet ſei, was er vorbringe, und ob er gutwillig oder proteſtirend mit ihnen abziehe. Letzteres freilich, daß nämlich ihr Führer wieder heimwärts nach ſeiner Wohnung ſteure oder geſteuert werde, und daß die Weiterreiſe durch Nacht und Wald ihren Kräften und Kenntniſſen allein obliege, das erkannten ſie deutlich, und ſie machten ſich denn auch ohne Verzug auf den Weg, da ſie ſich vor Jakut's Verrätherei, alſo auch vor einer Rückkehr des lärmend in Ferne und Nacht hinziehenden Trupps nicht ſicher glaubten.

2.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zeigte faſt durchgängig in Europa nur abenteuerliches Beginnen. Das heißt: Alles was im Großen vorging, entſprang nicht aus einem tieferen Bedürfniſſe; man kämpfte nirgends mit Leib und Seele um Lebensprinzipien, man kämpfte nur um ein Mehr oder Minder des Beſitzes. Die beiden Hauptpunkte des beginnenden Jahrhunderts waren zwei Könige: einer, der ſtolz auf das Grab zuſchritt, Ludwig XIV., und der um der Krone Spaniens halber, die er ſeinem Enkelſohne aufgeſetzt hatte und halten wollte, noch in ſeinem Greiſenalter den Krieg mit ganz Europa wagte — der zweite ein noch bartloſer Jüngling, der nicht für Mädchen oder Bücher, ſondern nur für den Krieg eine fortreißende Paſſion empfand, und ungeſtüm, über allen Zweifel hinaus tapfer, ſein kaltes Schwert zog gegen alle Nachbarn, Karl XII. von Schweden. In ſolcher Zeit konnte ein junger Mann, dem die Bruſt nach Idealen ſchwoll, nur unter ganz eigenthümlicher Begabung anderswohin gerathen, als unter die Kriegsheere, anderswohin ſeine Wünſche richten, ſeine Fähigkeiten ausbilden als auf die äußerliche That. Darin geſchickt und tüchtig zu ſein war Aller Wunſch, darin gar erfinderiſch zu ſein war höchſter Ruhm. Von franzöſiſcher Seite her war noch eine Geſchicklichkeit in den Formen des Umgangs und des Ausdrucks verbreitet worden, ſo weit der moderne Ritter mit ſeines Gleichen oder mit Damen in Berührung kam, und dieſe kleine Formenwelt täuſchte vollends über alles tiefere Bedürfniß des geiſtigen Menſchen. Denn Niemand, der ihrer mächtig war, konnte vor der Welt oder vor ſich ſelbſt für roh oder ungebildet gelten, und in dieſer leicht erworbenen Zufriedenheit und Sicherheit verlor mancher begabte Menſch die Eigenſchaft der Mannigfaltigkeit aus den Augen, welche in ihm ſchlummerte.

Ganz dieſer Mode ſeiner Zeit gemäß entwickelte ſich Xaver von Bandomir, ein junger Edelmann, der im kuriſchen Oberlande Güter beſaß. Es beſaß dieſe Güter nur als ſogenannten Pfandbeſitz, nicht als zur Herrenbank gehöriger Kurländer, ein Unterſchied, welcher in Kurland von größter Bedeutung war. Nur wer das Indigenat beſaß, nur wer der eigentlichen Landesariſtokratie einverleibt, nur wer Kurländer war, konnte all jenes Herrenrecht ausüben, welches neben dem vollen Rechte des Mitregierens auf dem Landtage bis zum Rechte über Leben und Tod auf den Edelhöfen hinaufſtieg. Der Indigenatsadel war die einzige politiſche Körperſchaft: er beſtimmte die Auflagen, welche die übrigen Bewohner zu leiſten haben, denn er ſelbſt als Herr iſt ſteuerfrei. Außer Venedig hat es kaum einen ſo rein ariſtokratiſchen Staatsverband gegeben als den kurländiſchen, und auch die ruſſiſche Herrſchaft hat mit vorſichtiger Hand nur einige zu große Unebenheiten beſeitigt, ſie hat ſich Beſtätigung des Budgets vorbehalten, hat die Kronforſten vor den Rückſichtsloſigkeiten der fliegenden Jagd, welche noch jedem Kurländer durch das ganze Land zuſteht, ſicher geſtellt, ſo daß in dieſen Forſten Hegezeit und Saatland berückſichtigt werden muß, ſonſt aber hat ſie dieſe ariſtokratiſche Verfaſſung unberührt gelaſſen, und auch heute noch iſt der ruſſiſche Adel in Kurland nicht beſitzfähig, wenn er nicht in's Indigenat aufgenommen wird. Mit dieſer Aufnahme war man nun im Durchſchnitte nicht eben ausſchließlich und ſchwierig, eine Gewohnheit, die wie in England von unermeßlicher Wichtigkeit iſt, da ſie der Körperſchaft immer friſchen Zuſatz vorbehält. Auch der Adelſtolz nach deutſchem Begriffe war und iſt in Kurland nicht zu ſuchen, eben weil die Ariſtokratie ſo landesgeſchloſſen auch ein Staat, nicht bloß ein Stand war. Man achtete den, der nicht Kurländer, das heißt nicht von anerkannt kuriſchem Adel war, man verkehrte mit ihm, aber man vermiſchte ſich in nichts Weſentlichem mit ihm. Dabei war es gleichgültig, ob er in einem andren Lande von Adel war, adlig oder bürgerlich! er gehörte nicht zu den Herren, welche die kurländiſche Ritterſchaft und die Herrſchaft des Landes bilden, aus deren Mitte allein alle Landesſtellen beſetzt werden. Dem ähnlich, wie man heute noch in Frankreich nicht Deputirter werden kann, wenn man nicht naturaliſirter Franzoſe iſt. Es giebt auch wirklich einige bürgerliche Lehen in Kurland, obgleich das eigentliche Entſtehen der adligen Landesherrſchaft allerdings auf das Prinzip des Ahnenadels gegründet war. Noch im Jahre 1634 wurde ein geſchloſſenes Verzeichniß der 115 kurländiſchen Herren abgefaßt, welche ihren Adel durch Ahnentafeln, durch Siegel und Briefe, durch kaiſerliche und königliche Privilegien probirt hatten.

Ein Blick auf die Geſchichte Kurlands erklärt es, wie das ganze Land **115** Familien gehören konnte zu Beſitz und Herrſchaft. Es iſt ein erobertes und zwar vom deutſchen Adel erobertes Land. Die Geſchichte der Eroberung iſt ſehr dunkel; Preußen und Liefland, die beiden vom Orden eroberten Länder, welche Kurland einſchloſſen, haben ihre damalige Geſchichte aufgeklärt, über der genau damit zuſammenhängenden kuriſchen liegt noch tiefe Finſterniß. Deutſche aus Bremen haben um **1158** die Mündung der Düna gefunden, haben Handel und alsdann Bekehrung angefangen, ſind aber bei den Bewohnern lebhaftem Widerſtande begegnet. Fünf Völkerſchaften ſcheinen unter einer patriarchaliſchen, alſo tauſendfachen Gemeinderegierung das Land bewohnt, von Fiſcherei, Viehzucht, Ackerbau gelebt und am Meth, der aus Honig der Waldbienen gemacht wurde, ſich erquickt zu haben. Man nennt ſie Wenden — zwiſchen der Weſtküſte und der Windau — Lieven — am nördlichen und öſtlichen Seeufer — Kuren — in der Mitte des Landes — Semgaller — ſüdlich über dieſen und nach dem Oberlande zu — Seelen im eigentlichen Oberlande. Alle ſprachen lettiſch, nur die Lieven ſprachen und ſprechen noch jetzt eine finniſche Mundart, und ſind auch wahrſcheinlich darum in die Sand- und Moorgegend verdrängt, weil ſie am Wenigſten mit der Mehrzahl der Landesbevölkerung zuſammengehangen haben.

Als Schutzpunkt für Chriſtenthum und Eroberung wurde frühzeitig Riga angelegt, und der Schwertbrüder-Orden geſtiftet. Aber auch der war nicht mächtig genug, die widerſtrebenden Einwohner zu bezwingen. Nur die Wenden an der Weſtſeite unterwarfen ſich ohne hartnäckigen Widerſtand, und davon ward dieſer Oſtſeeſtrich Friede-Kurland geheißen, gegen die übrigen Völker mußte der Schwertbrüderorden 1237 Hilfe ſuchen bei dem deutſchen Orden, der ſeit elf Jahren in Preußen war, und mit dem ſich jener verſchmolz. Die Eroberung ging nun in Kurland und Liefland raſcher von ſtatten, indeſſen war der Orden doch nicht allein erobernder Herr, ſondern mußte mit der Kirche, durch Riga, deren Hauptſitz, repräſentirt, theilen, und der römiſch deutſche Kaiſer war von dem Allen die im Hintergrunde ruhende Oberhoheit. Am Längſten vertheidigte ſich das Oberland, und Weſthord, ein Führer der Semgallen, galt für den Wittekind dieſer Gegenden. Um 1287 waren die Bewohner überwältigt, und wurden zunächſt Unterthanen, dann Bodenangehörige, dann Leibeigene, während die deutſchen Pilger freie Städte bildeten, die Eroberer, die deutſchen Ritter aber Lehensherrn, deren nachträglich herbeiziehenden Verwandte und Freunde der Ritter Lehensträger, alle aber Leibherrn der Urbewohner wurden. So wurde der deutſche Kriegsadel mit ſeinen Angehörigen Herr des Landes. Die meiſten Adelsfamilien Kurlands ſtammen aus Niederdeutſchland, ſo wie die meiſten in Preußen aus Oberdeutſchland ſtammen. Idealer Oberherr war nun zwar eigentlich der Orden, aber in der That war er nur der mächtigſte Mitſtand dieſer Ariſtokratie, welche im Weſentlichen allein die Ordensherrſchaft bildete und den klerikaliſchen Zuthaten, den theologiſchen Doctoren, nur einen theoretiſchen, abgezahlten Antheil an der Herrſchaft geſtattete. Mit der Reformation verſchwand auch dieſe formelle Theilung: der Herren-Meiſter, Walther von Plettenberg, wurde proteſtantiſch, die gemeinſchaftliche kirchliche Seele, welche bis dahin die Oſtſeeprovinzen zuſammengehalten hatte, zerbrach hiermit, die einzelnen Landestheile ſuchten ſich, da Rußlands aufwachſende Macht andrang, verſchiedene Schutzherrn: Eſthland am ſchwediſchen Könige, Livland am Könige von Polen und Lithauen, Kurland desgleichen, und ſo wurden die

Ritter in Kurland, deſſen nun errichtete Fürſtenſchaft von Polen und Lithauen nur zu Lehen ging, völlig Herren des Landes, die im letzten Ordensmeiſter, Gotthard Kettler, zwar eine herrſchende Herzogsfamilie an die Spitze ſtellten, deren Ritterbank aber damit nichts weiter als einen Erſten unter Gleichen der Regimentsform halber alſo bezeichnete, und nach wie vor herrſchende Seele des Landes blieb.

Der eigentliche Stamm des deutſchen Ordens lebt alſo hier fort, eine Herrſcherkolonie unter überwältigten Völkerſchaften. Der Baum iſt ſchon lange vor uns ſcheinbar abgeſtorben in einem Stamme, deſſen Zweige noch immer neu grünen in Adelsgeſchlechtern. Neun Herzöge haben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts dieſen ariſtokratiſchen Staatsverband repräſentirt. Schon als der ſechste ſtarb war die Macht der polniſchen Lehensherrſchaft hier unten an der Düna erſchöpft und vom ruſſiſchen Kaiſerthume her ward die zweite Herzogsfamilie, die Bironſche, bereits eingeſetzt. Sie endigte im Jahre 1795 mit der Unterwerfung Kurlands an das ruſſiſche Kaiſerthum.

Xaver Bandomir ward unter dem dritten kurländiſchen Herzoge, dem genialſten des Kettlerſchen Hauſes, Jakob, geboren, und erlebte noch drei folgende

Herzöge, die letzten jenes Hauſes, den ſtürmiſchen Uebergang des Landes zu neuer Oberherrſchaft, wenn dieſe auch erſt dem Namen nach ein halbes Jahrhundert ſpäter eintrat. Xavers Jugend fiel zwar noch in die letzten Jahrzehnte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, wurde ſich aber doch erſt mit Ausgang deſſelben und mit Beginn des achtzehnten ihrer größeren Wünſche und Anſprüche bewußt, und deshalb konnte er dem Weſen nach jenem Geſchlechte angehören, welches in That und Krieg und Höflichkeit gegen Seinesgleichen alle Bedeutung des Lebens erſchöpft glaubte.

Dennoch war ihm die gedankenloſe erſte Jugendzeit, die Zeit, ehe er ſich nach außen und nach der großen Welt umſah, an Vorfall und Genuß nicht leer geblieben. Die Liebe gedeiht ja in allen Geſchichtsepochen und ſcheint mit ihrer Stärke und Schwäche unabhängig zu ſein vom Geiſte der Zeit. Iſt der Jüngling aber nicht von ſo feſtem Holze, die Neigung in ſich zu nachhaltiger Flamme entzündet zu ſehn, nun, ſo iſt er doch von ſo entzündbarem, daß es ihm an der Liebſchaft nicht gebricht.

Xavers Frühlingszeit ſchien ihn letzterer Gattung zuzuweiſen: der ſchöne böhmiſche Junker, wie man ihn nannte, war auf allen Edelhöfen zu ſehn, wo es ſchöne Mädchen gab. Seine wohlhabende Familie ſtammte aus Böhmen, und hatte ſich, weil proteſtantiſch, im Verlauf des dreißigjährigen Krieges von dort hinweg und nach Norden gewendet. Nachdem Xavers Vater eine Zeitlang in Dänemark gelebt hatte, wurde er gerade durch die geſchloſſene Adelsverfaſſung der Kurländer, welche ſeinem herrſchaftlichen Sinne zuſagte, nach Kurland gelockt. Er kaufte hier im Oberlande die Güter Brüggen und Kummeln, beide an zwei anmuthigen Seen und nicht weit von einander gelegen, zunächſt natürlich nur als Pfandbeſitz, wie dies denn einmal nur thunlich und herkömmlich war. Solch ein Pfandbeſitzer entſpricht einigermaaßen dem Farmer in England, daß heißt er iſt eigentlich nur Pachter, wenn dieſe Pacht auch auf neun und neunzig Jahre gilt und nach Verlauf dieſer Zeit nicht leicht aufgelöſ't wird. Doch kann dies geſchehen, und der frühere Beſitzer kann vom Rechte des Verkaufs Gebrauch machen, er bezahlt nämlich die Kaufſumme — Pfandſumme genannt — legt die nachweislich auf Verbeſſerung des Gutes angewandten Kapitalien zu, und erzwingt damit den Beſitz des Gutes. Der Pfandbeſitzer, der in allem Uebrigen kein Theilnahmsrecht an der Herrſchaft des Landes, nicht Sitz und

Stimme am Landtage, nicht einmal Theil an der Kirchſpiels-Zuſammenberufung hat, muß in ſolchem Falle ohne Weiteres das Gut räumen, ſei er ein noch ſo ſtolzer fremder Edelmann, wie Xavers Vater einer war. Dieſer kaufte denn auch jene Güter und noch einige nach der Düna hin nur in der feſten Ueberzeugung und unter vielfacher Zuſicherung ihm befreundeter Kurländer, daß ihm nach Verlauf einiger Jahre das Indigenat ohne Weiteres verwilligt ſein würde, wenn er darum anhielte. Man ſehe es gerne, daß der Ankömmling nicht gleich von vornherein die Ritterbank darum angehe, ſondern erſt, nachdem er halb und halb das Anſehen eines Einheimiſchen gewonnen habe. So richtete ſich denn der ſchon bejahrte Herr von Bandomir, Xavers Vater, auf Brüggen ein, lebte allda, ein prachtliebender und ſonſt ganz im Geiſte der Kurländer gaſtfreier Edelmann, einige Jahre, und ſtand eben im Begriffe, ſein Geſuch um's Indigenat bei der Ritterbank einzureichen, als den übervollſaftigen Mann jählings ein Schlagfluß traf.

Xaver, der Haupt-Erbe, überwarf ſich beim Leichenbegängniſſe, das er mit fremdländiſcher Adelspracht ausrüſten wollte, mit einigen Kurländern, die gegen ſolche ungebräuchliche Sitte einſprachen, und ließ, ärgerlich gemacht durch ſolche Einrede, die Frage um's Indigenat zunächſt auf ſich beruhn. Was Kurländer! dachte der jugendliche Uebermuth, bin ich nicht Edelmanns genug? Und brauch ich mehr, nun, ſo hab ich ja noch ein ganzes Leben vor mir. Er lebte in den Tag hinein, und ſchöne Augen intereſſirten ihn viel mehr als ſchöne Buchſtaben eines Indigenatsbriefes.

Bald zog er auch durch ſeinen Liebesleichtſinn die Schlinge des Indigenats, mit welcher er bisher geſpielt hatte, ſo enge zuſammen, daß es bald nicht mehr von ihm allein abzuhängen ſchien, ob ſein kurländiſches Herrenrecht nicht im Entſtehen erdroſſelt werden könne. Er hatte einem Fräulein von Thorhacken lebhaft den Hof gemacht, dieſes Fräulein ſchien ihm leidenſchaftlich entgegen zu kommen, man ſah die beiden jungen Leute überall neben einander, man freute ſich des ſtattlichen Paares, denn Fräulein Anaſtaſia war eine hohe junoniſche Schönheit mit goldblondem Haare, und Herr von Roop, ein Genoſſe des ſchwarzlockigen Xaver, pflegte überall zu ſagen: das wird prächtige Kurländer geben! Mit einem Male verlor ſich der ſchöne Xaver aus dem Kreiſe ſeines bisherigen Verkehrs; erſt hieß es leiſe, dann hieß es laut, er habe die ſtolze Anaſtaſia und das Haus der Thorhacken zum Beſten gehabt, er gehe drüben an der Düna in einem kleinen Edelhofe aus und ein. Plötzlich brachte er wirklich von dort ein anmuthiges, ſtill beſcheidenes Mädchen als Frau von Bandemir nach Brüggen, und lebte nicht nur Flitterwochen, ſondern Flitterjahre in völliger Zurückgezogenheit. Die Thorhacken's und deren Freunde waren außer ſich, und warben durch ganz Kurland, daß dieſem leichtſinnigen Manne niemals das Indigenat ertheilt werden ſolle.

Ach, Xaver dachte nicht an's Indigenat! Seine geliebte Frau gebar ihm den zweiten Knaben, und ſtarb im Wochenbette — er war troſtlos, und ritt in die weite Welt. Wenn Troſt oder gar Erſatz zu finden war, in Kurland durfte er Beides nicht ſuchen, dort hatte er ſich Beides verſcherzt.

Jetzt eigentlich trat Xaver erſt in die Welt, denn jetzt erſt, nachdem der erſte Schmerz ſich gelegt hatte, fing er an, zu reflektiren, und über die Verhältniſſe im Großen und Ganzen nachzudenken. Das hatte er ſelbſt in ſtillſter, häuslicher Liebeszeit niemals gethan: er war von jenen raſchen ſlaviſchen Naturen, die ſich rückſichtslos dem eben vorliegenden Verhältniſſe hingeben. So hatte er herzlichſt geliebt, und war herzlicher, häuslicher Familienvater geworden, indem er unwiderſtehlichen Trieben gedankenlos ſich hingab, und darüber oder gar darüber hinaus keinerlei Gedanken ſuchte und hegte. Jetzt waren dieſe Triebe zerſtört, dieſe Verhältniſſe aufgelöſ't, jetzt mußte er ſich umſchauen nach Bedingungen und Grundſätzen der Welt.

Wenn der Edelmann die Familie aufgeben mußte, ſo dachte er an den Krieg — Europa kämpfte den ſpaniſchen Erbfolgekrieg gegen Ludwig XIV., Prinz Eugen von Savoyen verherrlichte durch geniale Anführung den deutſchen Waffenruf, Xaver ging alſo nach Wien und ſtellte ſich unter die kaiſerlichen Fahnen, und half 1704 den Sieg bei Höchſtedt erringen. Wunderlich genug war es ein Diener, den er in Wien zu ſich genommen, welcher ihn in eine andere Laufbahn richtete. Dieſer Diener Namens Urban, aus dem ſchleſiſchen Gebirge ſtammend, hatte ein höheres Lebensintereſſe als ſein Herr. Er war Proteſtant, und von Jugend auf war all ſein Gedanke darauf gerichtet, die proteſtantiſche Kirche uneingeſchränkt zu ſehen. Dieſer Gedanke war ihm in der ſchleſiſchen Heimath, welche dem katholiſchen Kaiſerhauſe unterthänig, ganz natürlich überliefert worden. Die katholiſche Bevölkerung Schleſiens, wenn auch nicht ſo ſehr an Zahl war doch an Macht überlegen, und das nährte den Oppoſitionsſinn der Proteſtanten. Xaver hatte ſich bisher um ſo etwas nicht gekümmert, es war ihm aber einleuchtend, als ihn Urban darauf aufmerkſam machte, wie ſein Vater um des Glaubens willen ſeine ſchönen Herrſchaften in Böhmen verlaſſen und ſich in die Mißlichkeiten der Fremde begeben habe, wie ferner der junge ſchwediſche König, Karl der Zwölfte, der tapferſte, unternehmendſte Herr und ein proteſtantiſcher Herr ſei, der beiläufig doch auch den proteſtantiſchen Vortheil im Auge und dies ſo eben in Polen deutlich dargethan habe. Von alle dem ſei doch aber hier im kaiſerlichen Heere gar nicht die Rede, man könnte alle Tage das Leben verlieren, aber auch durch den ſchönſten Sieg nicht einen Pfifferling für den lutheriſchen Glauben gewinnen. — Dieſe Bemerkungen führten Xaver nicht zu dem proteſtantiſchen Intereſſe, das ſie empfahlen, aber da er gar kein anderes hatte und doch wie jeder Menſch innerlichſt Verlangen nach einem ſolchen trug, da ihn ferner die abenteuerliche Ritterlichkeit des ſchwediſchen Königs anzog, ſo wollte er's verſuchen, ob er vielleicht im ſchwediſchen Heere einen lebhafteren Aufſchwung für ſein Leben finden könnte. Er gedachte auch dabei ſeiner bürgerlichen Stellung in Kurland; Karl XII. war nach den Siegen bei Narwa und Cliſſow in den Oſtſeeländern mächtig, ſeine Herrſchaft konnte dort dauernd werden, kurz, Xaver nahm ſeinen Abſchied und ritt nach Sachſen, in welches der ſchwediſche König von Polen her eingebrochen war. Urban, der als Schleſier zu den kaiſerlichen Fahnen gehörte, folgte ihm heimlich, und als im Jahr 1707 zu Altranſtädt Friede mit Sachſen geſchloſſen wurde, waren ſie beide ſchon angeſehene Soldaten im ſchwediſchen Heere, Xaver hatte durch kühne Reiterunternehmungen des Königs Lob und den Rang eines Oberſtwachtmeiſters gewonnen, und Urban erlebte die Genugthuung, daß der Kaiſer dem Verlangen König Karl's willfahrte und den Lutheranern in Schleſien volle Gewiſſensfreiheit zugeſtand. Vergnügt ritt er hinter ſeinem Herrn her, der mit der Armee durch Polen hindurch nach Rußland zog. Die Schlacht von Pultava, die erſte, aber völlige Niederlage, welche Peter der Große dem ſchwediſchen Könige beibrachte, zerſtörte wie eine Bombe dieſen Lebensgang. Xaver ward verwundet und gefangen, und ſollte nach dem Innern Rußlands abgeführt werden. — Nachts vor dem Tage der Abführung fand ſich Urban, der ſich durchgeſchlichen hatte, mit zwei tüchtigen Pferden bei ihm ein, ſie unternahmen die verwegenſte Flucht, und Xaver erſchoß bei dieſer Gelegenheit einen angeſehenen Offizier des ruſſiſchen Heeres. Die vortrefflichen Pferde entführten ſie glücklich bis über die türkiſche Grenze und dort ſchloſſen ſie ſich bei Bender an das kleine Gefolge Karls, der ebenfalls mit großer Mühe hierher entkommen war. Als König Karl von hier aus den ungeheuren Ritt von Demotica nach Stralſund unternahm war Xaver einer der zwei Begleiter; Urban folgte langſamer, fand ſich aber glücklich und getreulich in Schweden wieder zu ihm. Im Jahre 1718 ward König Karl im Laufgraben vor Frederikshall erſchoſſen, und Xaver, dem mit dem Könige das Hauptintereſſe untergegangen war, dachte nun zum erſten Male wieder an Kurland, und kehrte mit Urban dahin zurück.

Es war ein langer trauriger Ritt durch Pommern und Preußen gen Kurland hin; denn die kürzere Ueberfahrt zur See verſchmähten die alten Landſoldaten. Urban erhöhte die Traurigkeit ſeines Herrn, weil er gar keine Luſt bezeigte, in ein ihm fremdes Land zu ziehn, und Xaver hoffte auch nichts von der Heimath. Es erwarteten ihn allerdings zwei Söhne und ein Bruder, der ſie erzogen hatte, aber der Bruder, welcher ſich von Jugend auf mit Büchern beſchäftigt, war ihm ſtets gleichgültig geweſen, und die Söhne kannte er nicht. Alle ſanfteren Regungen des Menſchen hatte das zwanzigjährige Kriegsleben niedergehalten: für ihn exiſtirten dieſe Kinder nur wie eine alte Schuldverſchreibung, die einzutreiben man weder Luſt noch Ausſicht hat. Nur wenn die Erinnerung an ſeine ſo früh verlorne Eliſabeth auftauchte, da blitzte es ihm wie eine Liebeshoffnung undeutlich aber wohlthätig durch die übermoos'te Seele, die Jungen könnten ihr ähnlich ſein, und ihm ein angenehmer Troſt für's Alter werden. In rohen Menſchen erhält ſich das Andenken an eine Jugendliebe oft wunderbar mächtig, und es wirkt oft wie ein Zaubermittel, die Roheit zu zügeln und zu lenken; aber — faſt möchte man „leider!“ ſagen — zu dieſer Gattung von Rohen gehörte Xaver nicht: er hatte gerade ſo viel Erziehung genoſſen, um auch dieſes Zaubermittels des Kontraſtes ziemlich ledig zu ſein. Er war außer ſich über den Verluſt ſeiner Eliſabeth geweſen, aber im Getümmel der Fremde hatte er ſie bald, hatte er ſie, wie es ſchien, völlig vergeſſen. Jetzt auf dem Heimwege nach Kurland tauchte ihr Bild ſeit vielen, vielen Jahren, ihm ſelbſt zur Ueberraſchung, wieder auf in ſeinem leeren Innern, und es überraſchte ihn, daraus entſpringend, eine Vorſorge für ſeine Familie. Es geſchah dies, als ſie nach Danzig hineinritten, und Urban erfuhr bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male, daß ſein Herr zwei erwachſene Söhne daheim habe. In Danzig nämlich wohnte der damalige Herzog von Kurland, Herzog Ferdinand, und ihm wollte Xaver von Bandomir ſeine Aufwartung machen in der Abſicht, deſſen Theilnahme zu gewinnen für das Indigenatsgeſuch, welches ihm jetzt als nothwendig vorſchwebte, und für ſeine Söhne überhaupt. Die politiſchen Angelegenheiten ſehr wohl kennend, ermaß er richtig, daß dies Indigenatsgeſucht jetzt viel größere Schwierigkeiten habe als früher. Er hatte ſo viele Jahre mit Eifer und Ruhm dem ſchwediſchen Könige gedient, und der ſchwediſche König war derjenigen Mächte, nach welchen ſich Kurland richten mußte, entſchiedenſter Feind geweſen. Er hatte Polen, den Oberlehnsherrn Kurlands, er hatte Rußland, den mächtigen Nachbar Kurlands auf Tod und Leben bekriegt. Einen berühmten Officier dieſes Königs ohne Weiteres an die kuriſche Ritterbank aufzunehmen, ſchien mehr als mißlich. Das wirre Regierungsweſen Polens, welches allerlei unregelmäßiges Weſen zuließ, mochte zwar allenfalls überſehen werden, wenn der kuriſche Adel Bandomirs Verlangen einhellig gewillfahrt hätte. Aber Letzteres ſtand gar nicht zu erwarten, da Xaver vor zwanzig Jahren wenig zärtliche Theilnahme hinterlaſſen, und die ruſſiſche Macht, welche nach dem Siege über Karl XII. erſtaunlich zugenommen, war bekannt als äußerſt aufmerkſam auf die einzelnen Schritte in Kurland, ſie hatte in Folge der Kriegszeit jetzt noch Truppen in Kurland ſtehn, und es war durchaus nicht wahrſcheinlich, daß in dieſem Augenblicke die Ritterbank Jemand aufnehmen werde, welcher Rußland mit Recht verdächtig ſei.

Für alle das konnte die Stellung Herzog Ferdinands eine Aushilfe bieten. Dieſer lag mit all dieſen Autoritäten in Zerwürfniß. Die Macht des kuriſchen Adels, welche ihm überall lähmend entgegendrang, war ihm verhaßt, er lebte deshalb auch außer Landes, und ſeine Regierung beſtand aus lauter Beſchwerden, die nach Mitau an die Ritterbank abgingen, und die zu Gegenbeſchwerden umgekehrt nach Danzig zu ihm rückkehrten.

Urban, entzückt von der Familienentdeckung ſeines Herrn, putzte mit der Militairbürſte die Kleider auf's Beſte zurecht, und wartete ungeduldig im Hausflur, als ſein Herr vorgelaſſen war. Xaver hatte ſich auch nicht getäuſcht: Herzog Ferdinand hatte ihn wohlwollend aufgenommen, und ihm ſeine beſte Hilfe zugeſagt für das Indigenatsgeſuch. So ritten ſie ziemlich wohlgemuth unweit Polangen nach Kurland hinein und an der ſüdlichen Grenze entlang nach dem Oberlande zu. Es mußte ihnen auffallen, daß ſie ſo gar viel Edelleuten begegneten, die gewaffnet und mit gewaffneten Leuten durch Wald und Feld zogen. Xaver, der ſich nicht mehr gekannt glaubte, und auch in den diesſeitigen Kirchſpielen der Grobinſchen und Mitauſchen Oberhauptmannſchaft immer weniger bekannt geweſen war, redete Niemand an, bemerkte aber immer, daß man ihn aufmerkſam beobachte, daß man auch wohl ein Paar Reiter in einiger Entfernung hinter ihm her ſchicke, als ob er ein Feind ſei, den man rekognoscire. So kam er in die Gegend, welche ſüdlich vom Saucken-See liegt, und ritt nahe an dem Edelhofe Ellern vorüber, der ihm von früher her wohl bekannt war. Herr von Knorre, der Beſitzer deſſelben, hatte zu ſeinen Jugendgenoſſen gehört, und als er auch hier einen Zug Bewaffneter aus dem Hofe kommen ſah, und an der Spitze deſſelben den ebenfalls ergrauten, aber immer noch ſtattlichen Knorre erkannte, brach er ſein Schweigen und redete ihn an, fragend, ob ihn Knorre noch kenne, und was denn dies allgemeine Herumziehen in Waffen zu bedeuten habe. von Knorre, ein ſchmaler, langer Herr mit ſpitzem Geſicht und wegwerfender Miene, betrachtete ihn lange, ehe er antwortete. Dann ſprach er mit auffallender Betonung: Ich erkenne in Euch nicht einen kurländiſchen Bekannten, mein Herr, und wünſche, daß Ihr eine Legitimation bei Euch führt, denn der Kurländer iſt an dieſer Grenze zu Pferde, weil Landſtreicher und Kriegsgeſindel ehrliche Leute beunruhigen.

Ehe noch Xaver etwas erwidern konnte, war Knorre von dannen geritten. Kopfſchüttelnd ſetzte jener ſeine Reiſe fort, und begegnete bald darauf dem Schloßberger. Die Kurländer nennen ſich nämlich ſeltner bei ihren Namen, als nach ihren Beſitzungen, und ſo wie Vandomir der Brüggenſche genannt wurde, ſo hieß der würdige Greis von Sieberg, welcher eben langſam am Lurta Bach heraufgeritten kam, von ſeiner nahe liegenden Beſitzung der Schloßberger. Neben ihm auf unruhigem, kleinem Pferde ritt ein kleiner ſtark unterſetzter Mann mit einem ſehr beweglichen, aufmerkenden Antlitze: es war der Grünwalder, ein Herr von Roop, und er war der erſte, welcher Bandomir ſogleich erkannte und freundlichſt begrüßte. Auch Herr von Sieberg reichte ihm hierauf wohlwollend die Hand, und beide erkundigten ſich lebhaft, wie es ihm ergangen, der ſo lange und in ſo bewegter Fremde geweſen, und wie es jetzt draußen in der politiſchen Welt ausſehe. Zwiſchen den Mittheilungen, die er ihnen machte, erkundigte ſich denn Xaver auch, was es für eine Bewandniß mit den wunderlichen Worten des Ellernſchen haben könne.

Sind Euch die wirklich ſo verwunderlich? fragte Herr von Sieberg.

„Ich wollte wetten,“ kam lachend Herr von Roop Xavers Antwort zuvor, „der Brüggenſche Herr hat damals — mein Gott, es ſind ſchon über zwanzig Jahre her! — in den Flitterwochen gar nicht bemerkt, was um ihn her vorgeht!“

Und ehe Xaver näher zufragen konnte, nahm der Schloßberger das Thema des bewaffneten Umherziehens auf, und erzählte ihm, daß es der gewaltſamen

Art gelte, mit welcher die Lithauer das Recht auf ihre Läuflinge geltend machten. Dies waren nämlich Unterthanen oder Leibeigene, die ihrem Herrn entlaufen und anderswo aufgenommen worden waren. Es war ſehr häufig, daß ſich beſonders aus Lithauen deren nach Kurland herüberretteten. Nun war allerdings auf Beſchwerde und Antrag der lithauiſchen Grenzedelleute ein Landtagsbeſchluß gefaßt, daß alle lithauiſchen Läuflinge, die ſich der lithauiſchen Erbunterthänigkeit entzogen, und auf den Gütern kuriſcher Edelleute Aufenthalt und Duldung gefunden hatten, ohne Weiteres ihren lithauiſchen Erbherrn ausgeliefert werden ſollten. Ein Landtagsbeſchluß war ferner allerdings allgemein geltendes Geſetz, weil das Ganze, nämlich der Adel, ſeine Zuſtimmung gegeben hatte. Aber einmal hielt der Adel nicht eben ſtreng auf die wenigen Geſetze, welche er in ſeltner Vereinbarung ſeines mannigfachen Willens zu Stande gebracht, und dann entſchuldigte im vorliegenden Falle die ungeſetzliche gewaltſame Eintreibung Seitens der Lithauer die Umgehung des Geſetzes Seitens der Kurländer. Dieſer verlor durch die Auslieferung viele landarbeitende Hände, und der Lithauer, ſein Recht erzwingen wollend, machte beſonders in's Oberland bewaffnete Streifzüge, und ſchleppte dabei nicht bloß lithauiſche Läuflinge, ſondern auch kuriſche Leibeigene mit fort. „Es iſt ein völliger Grenzkrieg, Herr von Bandomir,“ ſagte der Schloßberger, „der Braslawer Oekonomus ſtreift mit ſeinen Haufen über Schönhaiden, über Ihr Kummeln und Brunnen ſelbſt bis nach Kalkuhnen und in die Nähe von Dünaburg herab, ſo daß wir hier um Illurt herum uns ſogar nicht mehr ſicher glauben. Leider nimmt der Ellernſche, welcher Sie ſo unfreundlich begrüßt hat, auf ungebührliche Weiſe als Polenfreund die Partie dieſes Chabelsky, und da ſich mancher Kurländer in der alten üblen Sucht, etwas Apartes zu wollen, ebenfalls der gemeinſamen Fürſorge entſchlägt, ſo thät' es gar ſehr Noth, wir ſchaarten uns hier im Oberlande zu einer gemeinſamen Abwehr zuſammen. Ein alter Kriegsmann wie Sie, Herr von Bandomir, iſt uns alſo doppelt willkommen.“

Xaver ging bereitwillig darauf ein, und ſchlug Brüggen zum Generalquartier vor, andeutend, daß er nun für ſeine alten Tagen auch hoffe, unter die Kurländer ganz und gar aufgenommen zu werden. Als die beiden Herren dazu ſchwiegen, bat er ſie um ein freies Ausſprechen ihrer Meinung, da er nicht viel Kurländer kenne, die ihm wohlwollender geſinnt ſeien, als ſie. Darauf ſagten ſie ihm denn, daß ihnen der gegenwärtige Zeitpunkt nicht paſſend ſcheine, um das Indigenat zu verlangen. Alle Welt zähle ihn doch zu den Schweden, und die antiſchwediſche Partei ſei in Folge des letzten Krieges ſehr groß, auch hier treffe er auf Knorre, den Ellernſchen, und in dieſem Punkte hielten gar Viele zu ihm, der auf ſeine Fauſt den kleinen Krieg gegen Karl XII. geführt, und ſeinen von den Schweden verbannten Hof trotzig mit dem Rücken angeſehn habe. Wer auch nicht antiſchwediſch ſei, müſſe doch in dieſem Augenblicke Rückſicht auf Rußland nehmen, welches natürlich übel vermerken müſſe, wenn man einen eben von Karls Leiche herkommenden ſchwediſchen Officier aufnehmen wolle. „Was zu Polen hält,“ ſchloß der Grünwalder, „ſtimmt natürlich jetzt auch gegen Euch, denn Ihr habt mit dem Eiſenkopfe des Königs die Republik unſanft geſchrammt, alſo laßt noch ein Paar Jahre in's Land gehn, das iſt mein Rath.“

Aber, wie viel Jahre werd' ich noch haben, und meine Jungen müſſen flügge ſein. —

— „Das ſind ſie, tüchtige Jungen!“ —

— Zudem hat mir Herzog Ferdinand ſeinen Beiſtand zugeſagt. —

Kind vor ſich hat, wird dieſes Kind einem anderen vorziehn, auch wenn dies andere viel lobens- und liebenswerther iſt; die Nähe ſeines Kindes wird ihm einen wohlthuenden Eindruck machen, wie er niemals von einem anderen, auch nicht von dem geliebteſten ausgehen kann. An die Privilegien der Natur reicht nichts, auch nicht der durchdrungenſte Geiſt.

Und wie ſchürte Urban, um dieſen Eindruck immer feuriger und mächtiger zu machen! Er war außer ſich vor Freude über das Familienleben in Brüggen, er verehrte Herrn von Boleslaus, den Bruder ſeines Herrn Oberſtwachtmeiſter, den Erzieher der beiden Söhne, wie einen Heiligen, er hatte überhaupt einen grenzenloſen Reſpekt vor aller Gelehrſamkeit, und pflegte zu ſagen, ein Buch ſei mehr werth als Haus und Hof. Und Boleslaus von Bandomirs Zimmer, eine breite, niedrige Dachſtube des einſtöckigen Wohnhauſes in Brüggen, war ein verſchanztes Lager von Büchern, er betrat es mit ſchauernder Ehrfurcht, wenn er dem Herrn von Boleslaus meldete, daß die Suppe angerichtet ſei.

Xaver, dem auch ſein Bruder wie alle Welt gleichgültig geweſen war, konnte ſich jetzt beim Anblick der bereits ſo wohlgebildeten Söhne einer gewiſſen

Rührung nicht erwehren, und als die Jungen hinausgegangen und die beiden alten Brüder mit dem Kaffee und der Pfeife beſchäftigt waren, reichte er Jenem die Hand über den Tiſch hinüber, als wollte er ihm danken für zwanzigjährige Mühe. Boleslaus, ein körperlich vertrockneter, frühzeitig ergrauter Mann, der ſeinen langen Leib wie eine gebogene Gerte krumm gewähren ließ, war innerlich von nie ruhender Lebendigkeit, war alſo innerlich und äußerlich von Xaver völlig verſchieden. Trotz der angeſtrengten Lebensweiſe, welche dieſer geführt, erſchien er neben Boleslaus wie der jüngere Bruder; das kurzgeſchorne Haupthaar, welches er wie ſein König Karl ſtreng unter der Scheere hielt, und das luſtrothe Antlitz thaten es nicht allein, daß er neben dem langen weißgrauen Lockenhaare und dem blaſſen eingefallenen Antlitze jünger erſchien. Auch die Sprache, auch die Auffaſſung der Dinge trugen dazu bei. Xaver war in allem Ausdrucke kurz, in aller Meinung, die er äußerte, unbedingt, und ſprach er ja einmal längere Zeit hintereinander, wie dies zu Urbans großer Verwunderung jetzt einige Male gegen die ausfragenden und aufmerkſam zuhorchenden Söhne geſchah, ſo war es Erzählung, baare, nüchterne Erzählung, was in ſelten, alles Auſienweſen klar bezeichnenden Worten von ſeinen Lippen fiel. Boleslaus dagegen, mit einem weichen, wohllautenden Organe begabt, ſprach gern und viel, und wendete Alles, auch das Unſcheinbarſte nach einer höheren Bedeutung. Und was hatte er jetzt Alles mitzutheilen über die ſo verſchiedenen Charaktere ſeiner beiden Neffen, und über die Beſorgniß, welche er für deren Zukunft empfand. Beſonders war es das tief leidenſchaftliche Weſen des älteren, Stanislaus, was ihn für deſſen glücklichen Lebenslauf bekümmerte. Leidenſchaften hätten ihren Namen von Leiden, ſetzte er hinzu, und wenn es nicht gelänge, dieſe ſturmvolle innere Welt des Jünglings durch die mannigfachſte und ernſthafteſte Bildung zu ſänftigen, ferner deſſen äußere Exiſtenz vor jedem feindlichen Zuſammenſtoße mit der Umgebung ſicher zu ſtellen, dann ſtehe das Unglückſeligſte zu erwarten. Zu dem Ende müſſe er noch mehrere Jahre auf hohe Schulen und zu ſtrenger Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften angehalten, es müßte endlich dieſer unſichere Beſitz der Pfandgüter um jeden Preis durch Erwerbung des Indigenats verändert werden. Was Scipio beträfe —

Sage mir nur, unterbrach ihn hier Xaver, wie Du auf dieſen wunderlichen, unchriſtlichen Namen für den

Jungen gekommen biſt? Ich hab ihn gar nicht leſen können, wie Du mir damals nach Wien ſchriebſt, Du habeſt ihn Scipio taufen laſſen — und alles Uebrige, lieber Boleslaus, iſt lauter Aengſtlichkeit, welche Dir das Bücherleſen zu Wege bringt. Ich hab's damals in Demotica bei Adrianopel am Könige geſehn, daß dies den geſundeſten Menſchen verſchrauben und krank machen kann. Der Verkehr mit König Karl war niemals ſo ſchwer, als damals, wie er Wochen lang im Bette lag und ein Buch nach dem andern verſchlang. Und doch waren's noch lauter brauchbare und für Krieg und Leben erbauliche Wiſſenſchaften, wie Mathematik und Mechanik und dergleichen. Kurz was ſollen dem Jungen hohe Schulen! Mit dem Indigenat aber haſt Du Recht, und wir wollen drangehn, mögen der Grünwalder und Schloßberger ſagen was ſie wollen — den Teufel auch! ich habe Leuten hier zu Lande in den letzten Wochen wahrhaftig weſentliche Dienſte geleiſtet, daß ich ihnen eine Landwehr eingerichtet, und das Land von den Lithauern geſäubert habe. Die Lithauer haben mir den Tod geſchworen, daß ich ſie aus Kurland gejagt, Kurland kann mir doch jetzt ein billiges Geſuch nicht abſchlagen, und ſei's wie's ſei, ich kann den Herzog nicht zum

Narren halten! Hab ihm geſagt, daß ich zum nächſten Landtage einkommen, und er hat mir geſagt, daß er für mich wirken werde, und nun käm ich gar nicht ein, was müßte der Herr von mir denken! Nächſte Woche iſt Landtag, ſei ſo gut Boleslaus, und ſetze die Eingabe auf, damit morgen Hemmo der Jäger ſie nach Mitau reitet — was iſt das für eine Reiterei im Hofe?

Dabei ſprang er auf, und ſah, daß eben eine Anzahl Edelleute aus der Umgegend von den Pferden ſtieg. Sie kamen mit der Kunde, daß die Einfälle der Lithauer wieder begännen und zwar gefährlicher als je: ſie trieben die Heerden der Gutsbeſitzer hinweg, brennten ganze Geſinde nieder, und führten kuriſche Leibeigene ſchaarenweiſe unter dem Titel lithauiſcher Läuflinge mit ſich fort. Sämmtlicher Adel des Oberlandes bäte den Obriſtwachtmeiſter, an die Spitze zu treten, um einen entſchloſſenen Feldzug anzuführen.

Der Obriſtwachtmeiſter war ſogleich dazu bereit, und gab alle Maaßregeln an, wie man ſich formiren ſolle, damit man innerhalb acht Tagen nachdrücklich auftreten könne. Er ſelbſt wolle bis dahin eine ſorgfältige Rekognoscirung auf der Grenze entlang vornehmen, um den Angriff wirkſam richten zu können.

Man warnte ihn, wiederholend, daß die Lithauer, namentlich Chabelsky, ihm nach dem Leben trachteten, er aber ſchlug dies in den Wind, und als die Kurländer nach durchzechter Nacht andern Morgens von Brüggen ſchieden, ritt auch er mit Urban am See hinab, um über Lautzenſee, Lowiden, Ellern, Schönberg auf der kurländiſchen Seite bis an den Muhs-Fluß vorzugehn und alsdann auf lithauiſcher Seite bis Braslaw herauf Stellung, Stärke und Bewegung der Feinde auszukundſchaften. Das Wetter ſah wie aufgehender Frühling aus, die Sonne ſchien warm, und die beiden Kriegsleute hofften ihre Aufgabe leichtlichſt zu löſen. Paſcha, der alte Kriegskamerade, der als einjähriger Springinsfeld vor eilf Jahren aus einem Balkanthale rüſtig mitgelaufen war einen Striches bis Stralſund, und der ſeit der Zeit den Krieg eben ſo kennen gelernt hatte, wie er die Jagd von Natur kannte, trabte noch ſo ſtraff voraus, als ob er erſt in ſeinem dritten Felde ſtünde.

Dies war derſelbe Paſcha, waren dieſelben Reiter, welche wir bei einbrechender Nacht im Schönhaidener Walde verlaſſen haben. Xaver war in ſeiner Jugend allerdings wohl bekannt geweſen mit allen Wegen und Stegen im Oberlande, auch mit denen im Schönhaidener Forſte. Das unumſchränkte Jagdrecht, welches jedem Kurländer geſtattet, ohne Rückſicht auf irgend eine Reviergrenze durch das ganze Herzogthum zu jagen, brachte die jungen Jäger überall umher, machte ſie überall bekannt, und obwohl Xaver als bloßer Pfandbeſitzer es nicht auf eigene Hand ausüben konnte, ſo hatte es doch Niemand gehindert, daß er ſich an Kurländer und deren fliegende Jagd anſchloß, und ſo kannte er Wälder und Felder, Berge und Thäler ſo gut wie jeder Kurländer. Aber in zwanzig Jahren verwiſcht ſich mancher Eindruck, verändert ſich jeder Forſt, und zur Nachtzeit irrt ſich leicht der geübteſte Förſter in ſeinem eignen Reviere. Xaver fühlte ſich unſicher auf den kleinen Waldwegen, fand bald eine große Lichtung, wo er hohes Holz erwartete, bald dichtes Stangenholz, wo ſeiner Erinnerung nach nur niedriges Buſchwerk ſein ſollte, und Urban wie Paſcha konnten nicht rathen und helfen, denn ſie waren hier zu Lande noch unbekannt. Es blieb ihm nichts übrig, als dem geſtirnten Himmel nach die ungefähre Richtung einzuhalten, und ſo ging es in gutem Schritt einige Stunden vorwärts, bis eine ſchneidende Kälte immer empfindlicher eintrat und ſie der Erwärmung halber zu etwas raſcherer Gangart nöthigte, wenn ſie zufällig einen Waldweg ihrer Richtung angetroffen hatten. So kamen ſie gegen Mitternacht in eine Niederung, welche mit engem Stangenholze bedeckt war, und wo alles raſche Fortkommen unmöglich, ſogar jegliches Fortkommen äußerſt ſchwierig wurde. Bei dem Thauwetter der vorhergehenden Tage nämlich waren alle Bächlein und Waſſer angeſchwollen, die entſtehende Ueberſchwemmung hatte ſich natürlich beſonders in ſolche Niederung gedrängt, und der darauf plötzlich wieder eintretende Froſt hatte alles mit einer dünnen Eisrinde bedeckt; welche nicht hielt und unter jedem Fußtritt der Pferde einbrach. Unter einem immerwährenden Krachen, welches ſie des Verraths wegen noch mehr fürchteten als den ſchlimmen Weg, rückten ſie nur langſam fort, von Minute zu Minute hoffend, es werde beſſer, und ſie würden nicht genöthigt werden, am Ende doch durch die einmal gebrochne Furth umzukehren. Jeder Tritt drang den ihre Pferde liebenden Reitern in's

Herz, denn obwohl ſie's nicht ſehen konnten, ſo war's ihnen doch einleuchtend, daß die ſcharfe Eisrinde den Thieren die Beine blutig ſchnitt. Paſcha glitt wohl über die Eisdecke hin, aber auch ihm ſchien es peinlich zu werden, wenigſtens blieb er immer ſtehn, bis der durchtretende Huf des Pferdes ihn weiter nöthigte. Am Ende fing er gar an, leiſe zu winſeln, und Xaver glaubte zu bemerken, daß er dem Kopfe des Pferdes die Zähne entgegenfletſche. Es war in dem engen Holze ſo dunkel, daß er es erſt wahrnahm, als ſein Schimmel mehrmals ſcheuend auf die Seite gedrängt hatte. Jetzt kam ihm erſt der Gedanke, Paſcha's Benehmen deute nicht bloß auf den ſchlechten Weg, er hielt augenblicklich ſtill, hob ſeinen Kopf, der zur Erſpähung des Bodens fortwährend niederwärts ſich geneigt hatte, und ward augenblicks das Schrecklichſte inne, was in dieſer mißlichen Lage noch begegnen konnte. Etwa tauſend Schritte vor ſich und links wie rechts in der Runde ſah er einzelne Feuer auflodern, und darum her Pferde und Menſchen! Die Lithauer, wahrſcheinlich unter Chabelsky ſelber, waren vor ihm. Sie waren etwas höher poſtirt als er, alſo offenbar am aufſteigenden Rande der Niederung, wo die Eisdecke für ſie erſt anhub, für unſre Reiter aufhörte. Eben ſo offenbar waren ſie kurz vorher erſt angekommen, denn links und rechts entzündeten ſich jetzt erſt neue Feuer. Auf den Flügeln mochten einige auch, nicht ſo bekannt mit dem Terrain, nicht ſo ſelbſtbeſtimmend über Marſch oder Halt wie das Centrum, ſchon ein Stück hineingeritten ſein in die Eisſchichten, wenigſtens hörte man jetzt an dem ſich entfernenden Geräuſche, daß ſie, die Abſicht des Bivouakirens erkennend, nach dem Niederungenrande zurückkehrten. Dies Geräuſch mochte auch das durch Xaver und Urban erregte Geräuſch bedeckt haben, oder die Lithauer, welche ihnen zunächſt, hatten ſie für vorausreitende Kameraden gehalten. Wirklich hörten unſre Reiter auch jetzt einen ſtarken Ruf zu ſich herüber, der in polniſcher Sprache bedeutete, ſie ſollten am Rande bleiben und füttern. „Das iſt Chabelsky!“ flüſterte Xaver zu Urban — er war vor vierzehn Tagen dem Lithauer auf einem Streifzuge nahe gekommen, hatte ihn in die Flucht geſchlagen und dabei ihn geſehen und kommandiren hören.

Die Lage der beiden Reiter war ſehr ſchlimm. Entweder ſie mußten unbeweglich die ganze Nacht hindurch zwiſchen den Eisſchollen ſtehen bleiben und erwarten, daß die Gegner am Morgen den Rand entlang abziehn würden. Aber am Morgen konnte man ſie mit den Augen entdecken, und wer mochte auch beſtimmen, ob ſie den Umweg am Niederungrande einſchlagen und nicht quer durch's Eis kommen würden! Oder ſie mußten ihren ganzen entſetzlichen Eisweg zurück machen und zwar augenblicks, ehe bei den Gegnern vollkommene Ruhe eintrat. Aber die Pferde waren von der eben beendigten Anſtrengung ganz und gar erſchöpft, die Niederung ferner ſchien nach rechts hin bald aufzuhören, wenigſtens ſah man Feuer faſt nach dem Rücken der beiden Reiter zu auflodern, und da es jetzt auch bei den Gegnern ſtill wurde, ſo konnte Bandomir und Urban wohl, wenn ſie jetzt ein neues fortdauerndes Geräuſch erregten, der Rückausgang ihrer Furth verlegt werden. Sie mußten bleiben. — Bald wurde es ſo todtenſtill, daß ſie nicht wagen mochten, unter die klappernden Eisſchollen abzuſteigen. Wo die Pferde ſtanden war die Eisrinde durchgetreten, aber rings um die Bäume ſtarrte die Verlängerung der Decke wie abgebrochene Glasſcheibe, denn es war ein hohler Raum wohl eine Elle hoch zwiſchen der oberen Eisdecke und dem unteren Eiſe. Und die Kälte wurde immer grimmiger, die beiden Männer gefroren zu Bildſäulen, die Haare der Pferde ſträubten ſich, und Paſcha hatte ſich, um einigen Schutz zu finden, mitten zwiſchen die vier Beine von ſeines Herren Pferd gelegt.

So vergingen mehrere Stunden, die Reiter hatten kein Wort gewechſelt, man konnte ſie für erfroren halten. Bei den Lithauern regte ſich nichts weiter, als daß man hie und da einige Bäume fällen hörte, um das Feuer zu erhalten. Der Himmel hatte ſich verdunkelt, und als es immer finſtrer wurde, erhob ſich der Wind, begann es zu ſchneien. Da gab Urban ein Lebenszeichen, und zog ſeinen Herrn am Mantel. Dieſer blieb aber unbeweglich. Der Wind wurde immer ſtärker, der Schnee fiel immer dichter, es entſtand von Neuem ein Schneeſturm, wie ſie ihn heute morgen ausgehalten hatten. Da flüſterte Urban: Gnädiger Herr, wir müſſen den Augenblick benutzen und durchbrechen, mit dem Morgen iſt das Wetter vorbei, und man entdeckt uns —

Der Herr ſchwieg. Um Gottes willen, gnädiger Herr, ſind Sie erfroren? — „Beinahe!“

Laſſen Sie uns eilen!

„Rückwärts?“

Nein, vorwärts! Es ſind nur tauſend Schritte bis an den Rand, bei dem Wetter hört und ſieht der

Feind nichts und wir fliegen durch das Bivouak hindurch — aber ſäumen dürfen wir nicht, jetzt iſt das Wetter gerade am Aergſten.

„Meinſt Du?“

Urban ſah mit Entſetzen auf ſeinen zögernden Herrn, ſo hatte er ihn ſein Lebtag nicht geſehn; er war aber zu gut geübter Soldat, um die Nothwendigkeit des Handelns irgend eines Eindrucks halber zu verabſäumen, gab alſo ſeinem Pferde die Sporen, nahm zum erſten Male vor ſeinem Herrn die Spitze, und als er Paſcha aufſpringen, und den Grauſchimmel folgen ſah, ritt er muthig vorwärts.

Das Krachen des Eiſes ging unter im Sturme, aber als ob ſich Alles gegen ſie verſchworen hätte, der Sturm pauſirte juſt, als ſie nahe am Rande waren, nur der Schnee wirbelte noch dick. Urban lenkte muthig zwiſchen die Feuer und Pferde und die am Boden liegenden Lithauer, mitten darunter ſich umblickend, ob ſein Herr folge. Er, oder vielmehr der Grauſchimmel mit ihm folgte, aber mit Entſetzen ſah Urban beim Scheine des Feuers, daß ſein Oberſtwachtmeiſter todtenbleich ausſah und zitternd, ſtarren Auges mehr auf die Feinde als auf den Weg ſah. Das beſtürzte auch den tapferen Diener, und machte, daß er ſein Pferd einen Augenblick nicht geſchickt genug durch die vielen Hinderniſſe lenkte, und es anſtoßen ließ an einen Schläfer. Dieſer fuhr mit einem unartikulirten Rufe in die Höhe, und griff, als wollte er abwehren, mit der Hand vor. Urban entfernte mit raſchem Schenkeldruck ſein Thier, und der auftappende Lithauer faßte unwillkührlich in die Zügel des Grauſchimmels, dieſer prallte, trat, von einem Menſchenkörper zum andern ausweichend, einen Schläfer nach dem andern, ſchlug, unruhig dadurch gemacht, in die lithauiſchen Pferde mit den Hinterfüßen hinein, und erregte einen allgemeinen Aufſtand. Urban wandte ſich ſogleich, und führte einen kräftigen Knutenſtreich auf den Arm, welcher in des Grauſchimmels Zügeln lag, gleichzeitig zog wie erwachend der Oberſtwachtmeiſter ſeinen Säbel, der Grauſchimmel befreite ſich mit einem Satze, der Oberſtwachtmeiſter hieb nach der andern Seite gegen einen nach ihm greifenden Lithauer, und hinaus waren ſie aus dem Bivouak, vollen Roſſeslaufes eine offene Hügellehne hinaufjagend, durch Sturm und Schnee und Finſterniß. Da ſtürzte der Grauſchimmel mit dem Oberſtwachtmeiſter, und dieſer rief wie in Verzweiflung: „Urban!“ In demſelben Augenblicke knallten auch Schüſſe vom Bivouak her ihnen nach —

Urban ſprang ab, tappte, fand, dem entgegen kommenden Paſcha rückwärts folgend, ſeinen Herrn am Boden, den Grauſchimmel zitternd, aber aufrecht daneben, half dem erſtarrten Herrn eiligſt wieder hinauf, und da dieſer nichts weiter ſagte als: „Fort, fort, Urban, ich fürchte mich!“ ſo ging's in Galopp durch Nacht und Schnee von dannen.

3.

Man hat lange geglaubt, es komme nur auf den Erdboden an, ob dieſer oder jener Baum bei uns wachſen und gedeihen könne, man hat nicht begriffen, wie im haltloſen Flugſande die Kieſer und Birke eine ihrem Wuchſe zuträglichere Nahrung finden könne als in feiſtem Boden, man iſt von einer beginnenden Wiſſenſchaft überraſcht worden, welche die atmosſphäriſche Einſaugung durch Blatt und Rinde in ganz eigenthümlichen Verhältniſſen lehrt, welche nachweiſ't, daß nicht nur der Erdboden allein das Klima ändre, ſondern daß auch Klima und Boden gemeinſchaftlich eine ganz beſtimmte, manchen Bäumen allein förderliche Luſtnahrung bereite.

So zuſammengeſetzt, ſo ſchwer nachweisbar iſt das Wachsthum des mageren Baums auf öder Sandhaide, ſo Jahrhundert langen Beobachtens hat es bedurft, um nur zu ahnen, daß ſolcher Baum ſich nicht beſſer entwickeln werde in guter Erde, ſondern ſchlechter. Und wir wollen Wachsthum und Charakterausbildung eines Menſchen beſtimmen durch Unterricht und Beiſpiel? Wir wollen einen Charakter beurtheilen nach Symptomen, welche der gewöhnliche Lebensgang entwickelt?

Xaver von Vandomir, welcher ſo eben von der öſtlichen Seite nach dem Brüggenſchen Edelhofe zurückkehrt, und von derſelben ſtrahlenden Morgenſonne beſchienen wird, die ihn vor acht Tagen beim Auszuge ermunterte, iſt durch eine allem Anſcheine nach rein elementariſche Macht in ſeinem Grundweſen ſo total verändert, als ob ihn ein Blitzſtrahl gelähmt habe. Sein Sohn Stanislaus reitet auf der andern Seite des Edelhofes am Kiesufer des langen Sees, der auf der gegenüber liegenden Seite den Edelhof Demmen beſpült, ein wildes junges Pferd, um es durch Gebiß und Schenkel an Regelmäßigkeit und Gehorſam zu gewöhnen. Er iſt ein hoch und kräftig aufgeſchoſſener Jüngling, deſſen ſcharf geſchnittenes Antlitz von dunklen Augen belebt, von ſchwarzem, glattem Haare beſchattet wird. Das blaſſe Antlitz röthet ſich ruckweiſe, wenn das rohe Pferd ſich nicht fügen will, und die Zornesader auf der Stirn quillt dann unſchön ſtark hervor, die ſtarken Brauen ziehen ſich dann ſträubend zuſammen, und zwei ſcharfe Einſchnitte bilden ſich auf der ſonſt noch ſo glatten und prallen Haut über der Naſenwurzel. Wird dieſer tief heftige junge Mann durch Bildungsfürſorge zu ſänftigen, werden ihm durch paſſende Schule und Leitung die verderblichen Ausbrüche der Leidenſchaft abzuwenden ſein, wie ſie dem Pferde unter ihm vielleicht abgewöhnt werden, wenn ein Reiter mit längerer Geduld dies Pferd in Schule nimmt?

„Du bringſt den „Tartar" nicht zu Stande," rief der zuſehende Scipio, „wenn Du ihn eine Viertelſtunde lang mit muſterhafter Ruhe geritten haſt, bringt Dich ein Fehler des Thieres in Zorn, und Du erboßeſt ihn durch übermäßigen, jählings angewendeten Zwang. Man muß ein Pferd hundert Stunden lang Schritt reiten können, wenn es gezogen werden ſoll!"

Kannſt Du's? rief Stanislaus herunter, und zwiſchen den Brauen war zu bemerken, daß ihn dieſer abfällige Widerſpruch des wohlwollenden Bruders ſchon erbittert hatte.

„O nein! Ich kann's auch nicht!" erwiderte dieſer lachend, und warf dem geliebten Bruder eine Kußhand zu. Er ſaß auf einem großen Feldſteine, wie ſie zu Millionen über den Boden Kurlands zerſtreut liegen, Granit- und Gneistrümmer, die mitunter, große Haufen bildend, dem Anbau des Landes ſogar hinderlich ſind, aber treffliches Material bieten für Wohnungen. Scipio, den Einflüſſen des Onkel Boleslaus zugänglicher, hatte ein Buch in der Hand, und las auf ſeinem Steinſitze abwechſelnd eine Zeit lang, ſah über den ſpiegelglatt zugefrornen See, auf deſſen Fläche die Sonne tanzte, gen Demmen hinüber, und beobachtete dann wieder eine Weile das Reiten des Bruders. Er war nicht ganz ſo groß wie der ältere Bruder, war von braunblondem, ſchlichtem Haare, von leiſe gerötheter Geſichtsfarbe, und obwohl er ebenfalls jene in kleinen Zügen zuſammengefeſtete Verſchloſſenheit des Antlitzes zeigte wie Stanislaus, ſo ward ſein Ausdruck doch durch zutrauliche hellblaue Augen ſanfter und einſchmeichelnder. Als die Sonne bis gegen die Mittagsſtunde heraufgerückt, und dem Leſenden beſchwerlich geworden war, wendeten ſich dieſe großen blauen Augen zum erſten Male nach dem Gehöfte zurück, und erblickten die Fahne, welche vom kleinen Dachthurme des Herrenhauſes wehte, eine ſchwarz und rothe Fahne, welche die Farben der Bandomire zum Zeichen, daß der Herr des Hauſes daheim ſei, über See und Felder leuchten ließ. Laut aufrufend ſprang er von ſeinem Steine, zeigte dem ſtill haltenden Stanislaus, was er erblickt, und eilte, den Vater zu begrüßen. Stanislaus flog auf dem Tartar an ihm vorüber in den Hof hinein, daß Schnee und Schmutz hoch in die Luft ſprützten. Die natürlichen Gefühle waren in dieſen Jünglingen überaus ſtark, und die kurze Zeit, ſeit welcher ſie den Vater kannten, hatte hingereicht, eine lebhafte, ja leidenſchaftliche Anhänglichkeit für den ernſten gebieteriſchen Vater auszubilden.

Ach, der gebieteriſche trockne Ernſt dieſes Vaters war für immer dahin. Nicht wie ſonſt feſten, klirrenden Schritts war er den Flur hinüber in ſein Zimmer geſchritten, ſondern zagenden, ſchleppenden Tritts war er ſogleich zum Bruder Boleslaus hinaufgeſtiegen. Urban hatte thränenden Auges ihm nachgeſehn, nachdem er an der Hausthür ihm den Mantel und gegen Gewohnheit den Säbel abgeſchnallt. Es war nur eine Säbelſcheide, und der Herr ſchien das nicht zu wiſſen, und beachtete es nicht, daß ſie Urban eilig in den Mantel wickelte, als ſollte Niemand den Fehl entdecken.

Urban beſtellte auch beim Stallknechte, der die Pferde abnahm, daß ſein Pferd raſch gefüttert, aber nicht abgeſattelt werden ſollte, dann rief er Paſcha, der gleichfalls traurig zu ſein ſchien, und nahm ihn mit ſich auf ſeine Kammer ſammt Mantel und Degenſcheide des Herrn.

Dieſer hatte durch ungewöhnlichen Eintritt und durch ſein verändertes Ausſehen den Bruder erſchreckt, hatte den Lehnſtuhl bereitwillig angenommen, ein ſtärkendes Frühſtück ebenfalls, und war alsdann durch redſelige Mittheilung dem Bruder entgegen gekommen, wie nie in ſeinem Leben. Man konnte von dem früheren Xaver nicht behaupten, daß er ein verſchloſſener Mann ſei, aber er ſprach wenig, weil er nichts von ſich zu ſagen hatte. Jetzt war es anders, er ſprach nur über ſich, die Begebenheiten und Vorfälle wurden nur beiläufig erwähnt, er gedachte ſeiner Jugend, ſeiner Ehe, und trieb den Bruder beinahe haſtig an, einem Seelenleben nachzuſpüren, welches er weder in der Jugend noch bis daher gekannt zu haben ſchien. Er brauchte ein ſolches, und es ſollte nun eiligſt nachgewieſen und beſchafft werden. „Du glaubſt es gar nicht, Boleslaus,“ rief er einmal über das andere aus, „wie troſtlos mir jählings in dieſer Nacht zu

Muthe wurde. Ich zitterte vor Furcht und die Furcht ſchob mir mein ganzes Leben wie über einen Spiegel an mir vorüber, und immer und überall war's nur raſch hingleitende, eilende Begebenheit, nirgends konnte meine Seele haften an einem tröſtlichen Sinne, nirgends ausruhn, und ich fühlte mit Entſetzen, daß ich leer und leicht ſei wie die Bruſtfeder eines Vogels, jedem Windeshauche, jedem Zufalle preisgegeben. Es ſchüttelte mich die Furcht wie einen Schulknaben, und dieſe Furcht lehrte mich, daß doch eine Seele in mir ſei. Haſtig beſchwor ich die Jugend in Kurland noch einmal vor mir herauf, da war doch Drang, da war doch Liebe geweſen, da mußte ich doch eine Anknüpfung finden an einen Sinn, der über die äußeren Vorfälle und Schickſale hinaus reicht — nein, Boleslaus, nein, und das Zittern von innen heraus ward immer furchtbarer! Ich gedachte der Mutter, ich gedachte des Predigers, die in früher Jugend mich beten gelehrt, die mir von Gott geſprochen, von Urſache und Zweck aller Dinge, mein Gedächtniß war leer, die bloßen Worte, welche ſie mir eingeprägt, waren ausgeſogen, waren undeutlich, wie fünfzig Jahre die mit Kreide geſchriebenen Worte an einer ſchwarzen Holztafel bis zur Undeutlichkeit ausſaugen und verwiſchen; ſie waren kein Sinn für mich geworden, waren kein befruchtender Keim geweſen. Ich gedachte meiner erſten Neigung — ach, Boleslaus! Deine Worte, die Du neulich an Stanislaus richteteſt, fielen mir dazwiſchen ein, die Neigung des einen Menſchen zum anderen ſei eine Brücke in den Himmel, die kein Schickſal zerſtören könne, ſelbſt nicht das Ermatten der Neigung in Einem von Beiden. Dieſer Worte gedenkend kam ich mir vor wie allein ausgeſtoßen aus dem wahren Menſchenſegen! Erinnerſt Du Dich noch der hohen Anaſtaſia von Thorhaken, die wie eine Königin da ſtand unter den Mädchen des Oberlandes? Sie war nicht die ſchönſte, aber Alles neigte ſich vor ihr, und Alles ſagte damals, es gehe ein Odem von ihr aus, der Jeglichen erhöbe und veredle. Ihr eindringender, ſchöner Blick brachte mich damals zum Stillſtande in dem leichtſinnigen Liebesgetändel, welches mich hierhin und dorthin trieb nach flüchtigem Genuß, Gott weiß wie es geſchah, denn ich war ein nichtiger Patron, aber es geſchah, ſie liebte mich, ſie geſtand mir's, ſie gab ſich meinen jugendlichen Umarmungen feurig und völlig hin, ſie feſſelte mich eine Zeitlang. Eine Zeitlang! Die Seele alſo, welche aus ihrem Auge auf alle Welt erhebend wirkte, hatte auf mich nur den äußerlichen Sinnenreiz üben können, denn ich erinnere mich jetzt, daß mich ihre aller Welt bedeutende Unterhaltung langweilen und daß ich ſie verlaſſen konnte, ehe mir noch Eliſabeth begegnet war. So leichtſinnig war ich, daß ich noch zwei Jahre hier in Brüggen lebte und nicht ein einziges Mal fragte, was aus ihr geworden ſei; ich weiß heute noch nicht, ob ſie todt iſt oder lebt. Aber Du fandeſt Eliſabeth, könnteſt Du ſagen, und in ihr eine gegenſeitige leidenſchaftliche Neigung und die Mutter Deiner Söhne, deshalb meinſt Du ſei jenes leichtſinnige Vergeſſen Anaſtaſia's wenigſtens erklärlich. Boleslaus! Wie man nach einem Schatze die Erde umgräbt, harte ſteinige Erde, wie man gräbt und gräbt, der Schweiß ſtürzt Einem ſtromweiſe über die Augen, man gräbt raſtlos, denn man iſt verloren, wenn man den Schatz nicht findet — ſo hab ich in mir gewühlt dieſe Nacht, in der heftigen Liebe, die ich doch offenbar zu meinem Weibe gehegt, eine höhere Bedeutung für mein Leben zu finden, und ich habe ſie nicht gefunden. Gott ſtehe mir bei in meiner Armuth! Gedankenlos, völlig, völlig gedankenlos muß ich die zwei Jahre geweſen ſein, während welcher mich doch die Liebe Eliſabeths ſo beglückte, daß ich nichts wußte, nichts von der mich über Brüggen hinaus umgebenden Welt! Erkläre mir's Bruder, hilf mir! Giebt es eine durchaus geiſtloſe Liebe, die doch von ſolcher Macht, und die, einmal durch den natürlichen Tod aufgelöſ't, für den übrig bleibenden Theil auf immer ohne weitere Nachwirkung, auf immer beendigt ſein kann?! Meine war's, und ſie hat in mir nichts zurückgelaſſen! Lebten nicht meine Söhne, ſo könnte ich zweifeln, ob ſie je exiſtirt! Bruder!

Xaver ſchwieg nach dieſem Erguſſe, und ſah den Bruder wie um Hilfe flehend an. Dieſer erwiderte auf die letzte Frage mit einiger Schüchternheit, daß allerdings unter geſcheidten Phyſikern und materialiſtiſchen Philoſophen die Rede gehe von einer Alles überwältigenden Liebe, bei welcher doch der eigentliche Geiſt nicht in Bewegung, nicht in Betracht komme. „Es ſoll dies übrigens, lieber Xaver,“ ſetzte er hinzu, „nichts ſo Untergeordnetes ſein, wie Du es darſtellen möchteſt; die Rangordnung, welche wir in unſre Kräfte und Fähigkeiten bringen möchten, iſt ja überhaupt etwas gar Mißliches, wenn nicht ſelbſt Thörichtes. Sie ſind ja nicht ſo getrennt, unſre Eigenſchaften, wie wir ſie uns auseinanderlegen in Herz, Seele, Geiſt und ſo weiter, um ſie beſprechen zu können, und gerade diejenige Kraft, für welche man neuerdings den Ausdruck magnetiſch angewendet hat, und welche auf Deine Neigung zu Eliſabeth anwendbar ſcheint, gerade dieſe Kraft iſt die wunderbarſte, unnachweislichſte Zuſammenſetzung. Da treten untergeordnete phyſiſche Eigenſchaften zu Eigenſchaften der Seele und des Geiſtes, und geben eine Miſchung, die all unſrer erklärenden Kenntniß ſpottet. Unſre Familie ſcheint mir beſonders dafür geneigt zu ſein, wie ich im ſpeciellen Leben unſrer Vorfahren und in Beobachtung Deiner wie des Stanislaus bemerkt zu haben glaube. Solche Menſchen gewinnen die Gottheit viel unmittelbarer, als andere, von denen ſie mühſam geſucht wird vermittelſt der Gedankenfolge“ —

Mag ſein, rief Xaver, aber dieſe Anderen haben einen Nachweis und Anhalt in dieſer Gedankenfolge, wenn Noth an Mann kommt, während wir verlaſſen ſind, ſobald uns das Selbſtvertrauen verläßt — nicht ſo?

„Deshalb muß der Geiſt geübt, es muß ihm ein Schatz von Formeln und Kenntniſſen aufgehäuft werden, damit man in Zeit der Noth wenigſtens daran, wie an dämmendem Stoffe ſich feſthalten könne“ —

Du haſt Recht, Du haſt Recht! Vergieb mir, daß ich Dir entgegen war, unſre Jungen auf hohe

Schulen zu ſenden, daß ich Dir nicht lebhaft genug gedankt habe für alle die Kenntniß, welche Du ihnen ſchon zugebracht — vergieb mir, und hilf uns jetzt, da es vielleicht noch Zeit iſt! Die Jungen ſollen ſchon in nächſter Woche auf die Univerſität nach Deutſchland, und ich will mich zu Dir in die Lehre begeben, und auf die alten Tage nachzuholen verſuchen, was ich ſo lange verabſäumt. Wird es nicht zu ſpät ſein, Boleslaus? Nicht ganz zu ſpät? Ach — und dabei wies er mit der Hand zum Fenſter hinaus — ſieh nur die Bandomirſche Art! Da kommt Stanislaus áuf dem rohen Pferde einhergeraſ't, als ob er in dieſer wilden Beſchäftigung in ſeinem Elemente ſei, wird uns an dieſem Geſchlechte eine Bildung, wie ich ſie an mir vermiſſe, gelingen?

„Eine ſolche ſchließt ja die fröhliche und tapfere Lebenskunſt nicht aus, lieber Xaver!"

— Die Söhne nahmen es munter auf, daß ſie ſchon in nächſter Woche nach Deutſchland ſollten. Es ſchmerzte ſie wohl, daß ſie ſich auf Jahre von dem kaum gefundenen Vater trennen ſollten, aber Jugend iſt ja auf Unternehmung geſtellt, und rechnet nach phantaſtiſchen Wünſchen, und nicht nach Jahren.

Urban ſoll Euch bis Königsberg begleiten, ſprach der Vater, um Euch für die erſte Einrichtung an die Hand zu gehn — ruft ihn herauf!

Er iſt eben wieder nach Kummeln zu hinweggeritten und hat Paſcha mitgenommen?

Urban? — Und nach einigem Beſinnen ſchien dem alten Herrn eine Erinnerung zu kommen, er ſeufzte und tadelte den alten Diener, daß er ſich ohne Noth in Gefahr begebe. Ehe man nachfragen konnte, verkündete Scipio, der am Fenſter ſtand, daß Hemmo der Jäger ſo eben von Mitau heimkehre.

Wie? fragte Xaver, — haſt Du damals wirklich noch —?

„Ich habe, wie Du wollteſt — erwiderte Boleslaus — die Eingabe um's Indigenat an den Landtag abgeſendet und Hemmo aufgetragen, den Beſcheid abzuwarten."

Mein Gott, mein Gott, Kinder! In ſo unglücklicher Zeit — jetzt hätten wir nichts verſuchen ſollen!

Die Brüder ſahen einander fragend an, nicht begreifend, was der Vater meine, und Stanislaus ging raſch hinab, um dem Jäger die Briefſchaft abzunehmen.

Ich tröſte mich damit, ſprach unterdeſſen Xaver, daß noch keine Entſcheidung gefaßt ſein wird. Die Ritterſchaft müßte ja ihr Weſen von Grund aus geändert haben, wenn ſie innerhalb acht Tagen eine Rechtsanfrage erledigen ſollte. Nur die äußerſte Gunſt oder Ungunſt könnte ſo etwas bei ihr zu Wege bringen — der erſten [illegible] wir uns nicht zu erfreun, und die zweite haben wir doch auch nicht gerade zu fürchten, wenn uns auch ein Theil der Kurländer politiſcher Dinge halber abgeneigt iſt, nicht wahr Boleslaus?

Ehe dieſer noch antworten konnte, trat Stanislaus wieder ein, einen großen Brief in der Hand haltend und dem Vater überreichend. Dieſer wies ihn damit an den Onkel, nachdem er flüchtig auf das Siegel geſehn, und die kurländiſchen Löwen und Hirſche darauf erkannt hatte. Er ſah mit Unruhe auf ſeine Söhne, und ſchien auf einen Vorwand zu ſinnen, welcher die Entfernung derſelben bewerkſtelligen könne, Boleslaus aber ward dieſer Abſicht nicht inne, ſchlug den Brief auseinander und begann ohne Weiteres zu leſen:

> „Demnach des ſo weit uns bewußt Edelgebohrnen Herrn Xaver von Bandomir, königlich ſchwediſchen Obriſtwachtmeiſters Meriten mehr das Aus-

land, welches uns nicht jederzeit wohlgeſinnt verblieben, als die kuriſche Landſchaft betreffen, obenerwähnter Herr Obriſtwachtmeiſter Xaver von Bandomir ſodann erſt vor Kurzem nach zwanzigjähriger Abweſenheit auf die kuriſchen Pfandgüter Brüggen, Kummeln, Brunnen und Born zurückgekehrt iſt, als ſehen wir uns gemüßigt, auf deſſen Petition, in das Gremium unſrer Indigenas aufgenommen zu werden, hiermit vorläufig ablehnend zu beſcheiden."

„Im Namen Einer Wohlgebohrnen Ritterſchaft und Landſchaft

Johan Chriſtopher v. Sacken.

Auf der Brüderlichen Conferenz
zu Mietau d. 3. März 1719."

Eine Todtenſtille folgte dieſer Vorleſung; dann griff Stanislaus haſtig nach dem Briefe, ſah eine Minute lang ſtarr hinein, warf ihn dann auf die Erde und trat mit den Füßen darauf. Sein blaſſes Geſicht war blutroth geworden, und die Stirnader ſtrotzte hochaufgelaufen dräuend hervor. Vater und Onkel verwieſen ihm das Benehmen, aber ſein Zorn brach ungehemmt in die Worte aus: So wahr ich Bandomir heiße, dieſe verworrenen Menſchen ſollen ſich mit Schrecken ihres dritten März erinnern!

Aber Stanislaus! —

So wohlfeil, fuhr dieſer fort, iſt ſonſt dieſes Indigenat, noch vor wenig Wochen iſt es einigen Advokaten zu Theil geworden, und einem berühmten Krieger aus einem tadelloſen Hauſe, einem Manne, der mehr geſehn, erlebt und gethan als die ganze Ritterbank zuſammen, dem tapferſten Manne des Landes, zu dem ſie flüchten, wenn ſie in Noth ſind, meinem Vater verweigern ſie — oh! Und wie? Mit einem hämiſchen Seitenblicke auf unſern Adel, und das könnte ein Bandomir vergeben? Meine eigne Hand würde ihn erwürgen!

Damit ſtürzte er aus dem Zimmer. Scipio folgte ihm, ohne ein Wort zu ſprechen, die alten Herrn ſaßen regungslos und ſchweigend, Kummer und Niedergeſchlagenheit lagen wie ein ſchwerer Regenhimmel auf Xaver's Antlitze, welches ſtarr nach der Thüre gerichtet blieb, als wollte es durch ſeinen troſtloſen Ausdruck die Söhne zurückrufen.

Am andern Tage um die Mittagszeit kam Urban wieder heim. Er ſah traurig aus und Paſcha desgleichen. Die Säbelſcheide, welche er in Leinwand gehüllt mitgenommen, war auch jetzt noch leer, und er trug ſie ebenſo verhüllt, damit Niemand die Schmach gewahren möge, auf das Zimmer ſeines Herrn. Zum erſten Male in ſeinem Leben fand Urban ſeinen Herrn dergeſtalt mit Leſen beſchäftigt, daß der eintretende Diener und der heran wedelnde Paſcha nicht bemerkt wurde, und daß die Pfeife darüber vergeſſen war.

Militairiſch am Eingange ſtehen bleibend, machte Urban ſeinen Bericht, wie er vermittelſt Paſchas Ortsſinn die Stelle ausgefunden habe, wo der Herr Oberſtwachtmeiſter mit dem Schimmel geſtürzt und des Säbels verluſtig gegangen ſei, aber der Säbel —

Ach ja, Urban, Du biſt nach dem Säbel ausgeweſen!

Aber der Säbel ſei verſchwunden, und zwar könne man nur eines einzigen Mannes Fußtritte neben den Pferdehufen ſpüren, er ſei alſo vielleicht nicht einem der Lithauer in die Hände gefallen —

Dann wollen wir nachfragen laſſen, ob ihn ein Oberländer gefunden —

Gnädiger Herr —

Nu warum nicht! König Karl hat mir ihn bei Bender geſchenkt, es iſt ein Andenken, welches der Familie verbleiben ſoll.

Aber — gnädiger Herr — wir alte Soldaten ſagen doch nicht gern — daß wir unſre Waffe verloren haben!

Es iſt vorbei mit dem kriegeriſchen Ehrgeiz, Urban!

Das wolle Gott nicht, Herr Oberſtwachtmeiſter!

Du haſt mich in jener Nacht ſchwach geſehn — ich bin ſchwach geworden für immer.

Gott bewahre! Der Hieb, den Sie, durch die Beiwacht ſprengend, ausgetheilt, iſt noch von gutem, altem Schlage geweſen, und hat mit gutem, altem Kriegsglück juſt den Chabelsky nieder geworfen!

Was ſagſt Du?

Jakut hat's heute Morgen in Schönhaiden erzählt —

Es wäre ein trauriger Spott des Schickſals, wenn ich mit furchtſam zitternder Hand noch einen tapfern Kriegsmann gelähmt hätte, ja es wäre mir peinlich und ſchmerzlich.

Gnädiger Herr —

Urban wurde unterbrochen durch großes Geräuſch auf dem Vorſaale. Er öffnete die Thür, und der

Schloßberger, der Grünwalder und noch einige andre Kurländer zeigten ſich, traten ein, und begrüßten mit vielem Jubel Herrn von Bandomir, den alten Schweden, den Befreier des Landes, wie ſie ſich ausdrückten. Es klingt wie aus der alten Ritterzeit, rief der Grünwalder, daß ein einzelner Kämpe mit ſeinem Knappen ſich mitten unter den Feindeshaufen ſtürzt, den Führer des Haufens mit einem Streiche zu Boden ſtreckt, damit die Fehde endigt und unbeſchädigt von dannen reitet — zieht Euch nicht hinter allzu große Beſcheidenheit zurück, tapfrer Bandomir, wir wiſſen Alles! Ein Läufling, den ſie mir fortgeſchleppt, iſt in dem Getümmel entſprungen, und hat mir Alles erzählt, und ſo eben erfahre ich noch, daß Chabelsky ſchwer verwundet in Braslaw darnieder liegt, und daß aller Einfall von dieſer Seite wie mit einem Zauberſchlage beendigt iſt.

Xaver fühlte ſich ſo beſchämt und verlegen, daß er nichts zu antworten wußte. Der Schloßberger ſchrieb dies anderen Gründen zu, und als eben auch Stanislaus und Scipio eintraten, und auf die froſtigſte, beinahe unhöfliche Weiſe ihre Begrüßung ausdrückten, ward er in dieſem Glauben beſtärkt, und hielt es für angemeſſen, den bedenklichen Fleck ohne

Weiteres zu berühren. Ich begreife es, ſprach er, Herr von Bandomir, daß es Ihnen peinlich iſt, in dieſem Augenblicke Dankſagungen anzuhören von Kurländern, da Ihnen eben die Kurländiſche Ritterbank ein Geſuch abgeſchlagen hat —

Eine Anfrage, Herr von Sieberg, ſchaltete Stanislaus ein.

Erinnern Sie ſich aber, Herr von Bandomir, daß wir ſelbſt Ihnen dringend abgerathen haben, jetzt um das Indigenat nachzuſuchen, daß wir ihnen offen die politiſchen Mißlichkeiten des Augenblicks auseinander geſetzt. Nun wiſſen Sie ferner ſelbſt, wie ſchwer eine Korporation von mehr denn hundert Köpfen, die nichts Gemeinſchaftliches haben als den Trotz auf Eigenmächtigkeit, zu behandeln iſt, wie ſchwer in einem Herren-Regimente, wo Jeder genießen und Keiner opfern will, eine milde Rückſicht Platz finden kann. Es war alſo uns Oberländern, denen Sie ſich gleich nach Ihrer Heimkehr ſo willfährig und gefällig erwieſen, es war uns ſchwer, gegen die Knorre's und Thorhacken's, Ihre Widerſacher, aufzukommen, da die Kurländer des Niederlandes Ihren Werth nicht ſo in Anſchlag brachten als wir hier an der Grenze. Aber dennoch hätten wir vielleicht etwas Beſſeres erreicht, wäre nicht etwas zur Sprache gekommen, was alle andern politiſchen Uebelſtände überbot. Der Kommandeur der ruſſiſchen Truppen nämlich, welche in Mitau ſtehn, ließ der Ritterbank anzeigen, es ſei der Oberſtwachtmeiſter von Bandomir geweſen, welcher, um ſich nach der Niederlage von Pultava aus ruſſiſcher Gefangenſchaft zu befrein, einen ruſſiſchen General getödtet habe. Dieſer General ſei ein Verwandter des Fürſten Menſchikof geweſen. Sie können denken, daß dies ſchon entſcheidend gegen Sie wirken mußte, denn Niemand will jetzt, da noch ruſſiſche Truppen im Lande ſtehn, den Fürſten Menſchikof, ſei es auch noch ſo entfernt, beleidigen. Aber als ob dies Alles noch nicht hingereicht, verbreitete Thorhacken und bewies es im letzten Augenblicke, daß Ihre Aufnahme vom Herzog Ferdinand gewünſcht werde. So wird Ihnen der Ausgang erklärlich ſein, Sie werden ihn uns nicht zurechnen, und Sie werden an der Offenherzigkeit unſers Dankes für Ihre ſo überaus tapfere Anführung gegen die Libauer nicht zweifeln. Laſſen Sie ein Jahr oder zwei in's Land gehn, erlauben Sie uns, die wir die lärmende Stube in Mitau kennen, Ihnen den richtigen Zeitpunkt anzugeben, und ihr Name wird in's Buch der kurländiſchen Ritter kommen, ſo würdig, wie irgend einer.

Er ſteht im böhmiſchen Adelsbuche ſeit längerer Zeit, als es eine kuriſche Ritterbank gegeben, ſprach Stanislaus, der ſich neben ſeinen Vater geſtellt hatte. Xaver, den v. Sieberg's Rede über die peinliche Verlegenheit, welche ihm v. Roop's Zuruf verurſacht, hinausgebracht hatte, hieß ſeinen Sohn ſchweigen, lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Tafel, für welche die Zeit gekommen, und auf die Abreiſe ſeiner Söhne, die in den nächſten Tagen bevorſtände, und brachte ſich damit für den Augenblick und bei Tafel durch Schilderungen des ſeligen König Karl über dieſe Themata und die peinlichen Beziehungen hinweg, welche der Beſuch erweckt hatte. Als die Kurländer mit einbrechendem Abende von dannen geritten waren, erklärte er den Söhnen, daß er ſie ſelbſt nach Königsberg bringen werde, und zwar ſchon den zweitfolgenden Tag. Nachdem er ſie dort eingerichtet, wollten ſie zuſammen nach Danzig. Dort wolle er ſie dem Herzog Ferdinand vorſtellen, denn es ſei ihm einleuchtend, daß dieſer Adelsregierung im Lande eine Veränderung bevorſtehe, und es könne ihnen Nutzen bringen, wenn ſie dem Herrn empfohlen ſeien, der wenigſtens dem Namen nach Herzog von Kurland, und der bei einer eintretenden Kataſtrophe doch ſicherlich eine wichtige Stimme haben werde.

Vierzehn Tage ſpäter finden wir die drei Bandomire, Xaver, Stanislaus und Scipio, in einem mit Waffen dekorirten Saale zu Danzig. Sie harren des Winks, in das Kabinet des Herzogs Ferdinand einzutreten, welcher als königlich polniſcher Generallieutenant in dieſer Weichſelfeſtung ſeinen beſtändigen Sitz hatte, und das Herzogthum, welches der That nach vom kuriſchen Adel regiert wurde, mit keinem Fuße betrat. Sein Zerwürfniß mit dem kuriſchen Adel hatte damals den höchſten Grad erreicht, beſonders in Folge eines Vorfalls, der ſich einige Jahre vorher ereignet und in ſeiner gerichtlichen Konſequenz alle Regierungsverhältniſſe auf die Spitze geſtellt hatte. Ein königlich polniſcher Obriſt, Karl Friedrich von Firks, hatte ſich geweigert, ein Pfandgut herauszugeben, welches von der Kammer als frei von der Pfandſumme erklärt worden war. Der Herzog, immer geneigt, die kuriſchen Formen gewaltſam zu durchbrechen, hatte befohlen, jenen Herrn von Firks durch bewaffnete Reiter aus ſeinem Hauſe zur perſönlichen Haft zu bringen. Kuriſche Rechtsverhältniſſe geſtatteten dies nur auf friſcher That eines Verbrechens oder nach gefälltem rechtskräftigem Urtheil. Von Firks, ſich hierauf berufend, erklärte alſo die auf Befehl des Herzogs abgeſandten Reiter für eine Räuberhorde, die er durch Schuß und Hieb von ſich abhalten werde; während er aber alſo geſprochen, hatte ein Korporal dieſer Reiter auf ihn angeſchlagen, Feuer gegeben und ihn zu Boden geſtreckt. Das erregte den Ausbruch allgemeiner Entrüſtung, und es ward eine Commiſſion errichtet, welche, von dieſem speciellen Falle ausgehend, die Schattenmacht des Herzogs bis zur völligen Nichtigkeit beſchränkte.

Gegen die Kurländer alſo war das Verhältniß des Herzogs ein einfach Feindſeliges, ein Kampf um Sein oder Nichtſein. Seine Lage war aber noch viel verwickelter: er verſchob es trotzig, ſich von Polen belehnen zu laſſen mit dem Herzogthume, und obwohl die Kurländer es ſonſt ganz gern geſehen hätten, der polniſchen Lehensoberheit ledig zu ſein, ſo war ihnen doch hier dem verhaßten Herzoge gegenüber der Vorwand willkommen. Sie verweigerten einem nicht belehnten Herzoge die Huldigung. So blieb der Thron der eigentlichen Form nach halb erledigt. Das war in einer Zeit, da ſämmtliche Nachbarn, Schweden, Rußland, Polen und Preußen, ein Auge auf das verworren regierte Kurland warfen, von unmittelbarer Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes. Denn die Zeit der Oberlehnsherrſchaften war vorüber, wenn alſo ein Nachbar Kurland an ſich brachte, ſo war nicht mehr von einem bloßen Lehnswechſel, ſondern es war dann von einer Einverleibung Kurlands die Rede. Solche Wendung lag um ſo näher, da Herzog Ferdinand ſchon ein alter Mann und unvermählt, außer ihm aber kein Sproß des Kettlerſchen Hauſes mehr übrig war. Starb er alſo, ſo verfiel die Herrſchaft ohne Weiteres der politiſchen Uebermacht der Nachbarn. Wohin ſpekulirten denn nun wohl die Kurländer, indem ſie von einem Herzoge nichts wiſſen wollten, der leichtlich ihr letzter ſein konnte, und doch eine Einverleibung an einen Nachbarſtaat keineswegs wünſchten aus gegründeter Beſorgniß, damit ihre Adelsherrſchaft einzubüßen? Wohin? Ihre Ariſtokratie, wie anmuthig oder ſelbſt freiſinnig bis auf einen gewiſſen Punkt ſie ſich im Einzelnen darſtellen mochte, erhob ſich doch damals als politiſche Körperſchaft nicht über die Gedankenloſigkeit oder den Wirrwarr halber Gedanken, wie Dergleichen einem Haufenregimente eigen zu ſein pflegt. Ob der Haufen etwas größer oder kleiner, das heißt ein demokratiſcher oder ein ariſtokratiſcher ſei, wenn ihm ein zu Opfern bereiter Gemeinſinn und eine in Folge deſſen ſtreng geordnete Verwaltung gebricht, ſo iſt und bleibt er in politiſcher Frage ein Haufen, der keine kompakte Spekulation zu Stande bringt.

Und wohin trachtete der Herzog? Nach einer unumſchränkteren Herzogsmacht, die er am Sicherſten zu erreichen glaubte, wenn Kurland, in ſich aufgelöſ't, einer monarchiſch durchgreifenden Hand am bedürftigſten wäre? Vielleicht. Wenigſtens war ſein Ausſehen und ſein perſönliches Weſen das eines Mannes, welches dem gebieteriſchen Monarchismus ähnlich ſah, wie er ſich Ende des ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in ſtarken Perſönlichkeiten dargeſtellt hatte, in Ludwig XIV., in Peter dem Großen, in Karl XII., im großen Kurfürſten, und ſelbſt auf zweiter Linie in König Auguſt von Polen und Sachſen, in Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Die Vandomire fanden ihn aufrecht ſtehend vor einem Tiſche, auf welchem eine große Landkarte ausgebreitet lag. Hinter ihm an der Wand hing das lebensgroße Bildniß Ludwigs des Vierzehnten; von den Seitenwänden ſahen die Kettler von Gotthard bis auf Friedrich Wilhelm herab, dem Bilde des franzöſiſchen Königs gegenüber ſah den Herzog ſein eignes Portrait in Lebensgröße an. Er war ein Mann von Mittelgröße mit kahlem Vorderhaupte, um deſſen Schläfe ſich weißgraue Locken ringelten. Das Antlitz hatte durch die ſtark hervortretende Naſe, durch die tiefliegenden Augen, deren Blick ungleichmäßig, aber wo er ſich zuſammendrängte dringend und ſtreng war, und durch einen feſt geſchloſſenen Mund etwas Finſtres und Herriſches, dem der ſtarke Knochenbau des Körpers, wohl ausgeprägt durch die knappe ſarmatiſche Uniform, Nachdruck gab. Er begrüßte die Bandomire, deren Namen der einführende roth gekleidete Kammerhuſar laut ausrief, vornehm leutſelig, und begann das Geſpräch ſogleich, unverrückt ſtehen bleibend, mit zornigen Aeußerungen über das abgelehnte Indigenats-Geſuch. „Sie ſollen in Mitau", fuhr er fort, „die mir getreuen Bandomire auf ihrer Ritterbank ſehn, dieſe aufſäſſigen Kurländer, ſo wahr noch nicht aller Tage Abend und Herzog Ferdinand noch lebendig iſt."

Herzogliche Hoheit! nahm ſogleich Stanislaus zum Schrecken ſeines Vaters voreilig das Wort — wir petitioniren fürder nicht bei unſers Gleichen um Gunſt oder Recht, ſondern gedenken uns geltend zu machen ohne ein Kurländerthum, deſſen wir nicht bedürfen. Wir bitten nur um Fortdauer Eures Herzoglichen Wohlwollens, und daß ſelbiges unſrer gedenken möge, wenn der Tag der Rechenſchaft eintritt. Wir ſind vier Männer, denen mancher Oberländer folgt, wenn endlich ein ſcharfes Regiment eingeführt wird.

Der Herzog hatte mit zuſammen gezogenen Augenbrauen zugehört, weil ihm offenbar das raſche Wortnehmen des jungen Mannes nicht gefallen hatte. Der Sinn dieſer Worte gefiel ihm aber, und er fragte mit erheitertem Angeſichte, ob dieſer junge Mann der älteſte Sohn des Obriſtwachtmeiſters ſei. Darauf ließ er ſich gegen dieſen in eine Betrachtung der politiſchen Lage Kurlands ein, und verweilte nur bei dem einen Nachbar, dem Czaren, alle anderen für ungefährlich in Betreff Kurlands haltend. Wenn Oſtermann von dem Friedensgeſchäfte mit Schweden aus Nyſtädt zurückkehrt — ſetzte er hinzu — wird Czar Peter den Titel eines Kaiſers annehmen, und da er alle Hauptanſtrengung ſeines Lebens, Rußland an der Oſtſee mächtig zu machen, mit Ruhm und Erfolg gekrönt, und Schweden, ſeinen Hauptgegner, überwunden ſieht, ſo wird ſein nächſtes Augenmerk auf Abrundung dieſes Oſtſeekreiſes gerichtet ſein, und dafür iſt Kurland erforderlich. Gelingt es uns alſo nicht bald, ein feſtes, ruhiges Regiment, das den Nachbarn keinen Grund zur Einmiſchung giebt, in Mitau zu errichten, dann wird die ruſſiſche Leibwache, welche jetzt meine Nichte, die Frau Großfürſtin umgiebt, anwachſen und anwachſen, daß die Ritterbank wie ein Bach im Meere verſchwinden wird. Gelingt es uns aber — und Gott ſei Dank, der einzig übrige Kettler iſt in mir noch vermögend an Leib und Seele — die Kurländer zur Raiſon und dem Throne eine leibliche Nachfolge zu Wege zu bringen, dann wird der ruſſiſche Kaiſer, der bei allem Unternehmungsgeiſte ein billiger und gerechter Regent, ſich zu freundnachbarlichen Verhältniſſen bereitwillig finden. Thut alſo, Ihr Herren von Bandomir, ſo viel an Euch iſt, Alles dazu, daß der kurländiſche Eigenſinn gebrochen und einem durchaus neuen, frei monarchiſchen Regimente geneigt werde. Es ſind mehrere Familien vorhanden, darunter die Howen, die Brinken, die das bereits einſehn, die Sieberg und Roop vielleicht auch. Eure Widerſacher, die Knorre und Thorhacken ſind auch die meinigen, mit ihnen ſucht keinerlei Vereinigung, Ihr verſchwendetet damit Eure Kräfte und entzögt Euch meine Theilnahme. Solche Widerſacher müſſen gedemüthigt, nicht verſöhnt werden. Habt Ihr wegen Vermählung Eurer Söhne ſchon Engagements getroffen, Oberſtwachtmeiſter?

Nein, Herzogliche Hoheit!

Nun ſo thut bald dazu! Dergleichen iſt im Augenblicke wichtig und vermehrt die Macht, wenn man politiſch zu wählen weiß.

Solcherweiſe und noch näher eingehend unterhielt er ſich noch einige Zeit mit den Bandomiren. Es entwickelten ſich Winke, ja Vorſchriften, wie er entſchloſſen ſei, das kurländiſche Adelsregiment umzuſtoßen, und in welcher Weiſe ſeine Freunde dafür handeln ſollten. Zu dieſem Handeln rechnete er als etwas ſehr Wichtiges die Wahl der Gattin, und äußerte ſich darüber unverholen und deutlich, hinzuſetzend, daß er ſelbſt, obwohl ſchon ſo weit vorgeſchritten an Jahren, aus politiſcher Urſache noch eine Vermählung ſchließen werde. Erſt nachdem Alles genau vorgezeichnet, und die Mittel und Wege für regelmäßige, gegenſeitige Mittheilung beſtimmt waren, entließ er ſie.

Xaver war über die Aufnahme und alle die Einleitungen ſehr erfreut. Die Brüder waren es über den rein politiſchen Theil ebenſalls, und verſprachen ſich eine um ſo größere Genugthuung, je gründlicher das kuriſche Regierungsweſen umzugeſtalten ſei. Nur die [illegible]rathsvorſchriften mißfielen ihnen.

4.

Es waren einige Jahre vergangen. Stanislaus, deſſen Charakter ſich, von Leidenſchaften getrieben, ſo frühreif unternehmend angekündigt, war ruhiger geworden, und Scipio's Beiſpiel und Einwirkung, Geiſt und Weſen in wiſſenſchaftlichen Studien zu erweitern und zu mildern, ſchien von gutem Einfluſſe geweſen zu ſein, wenn auch Stanislaus nicht zu dem Behagen und der Genüge des Studiums gekommen war wie Scipio. Sie hatten anderthalb Jahre in Königsberg verbracht, und der gegen die Kurländer aufgeregte Zorn ſchien ſich in der ſtudentiſchen Duell-Genugthuung erſchöpft zu haben. Manches harmloſen Kurländers Angeſicht mußte die den Bandomiren angethane Beleidigung entgelten und die Schärfe des Schwerts empfinden, denn die körperlich ſo wohl ausgerüſteten Brüder erwarben ſich bald eine überlegene Gewandtheit in Führung der Studentenwaffe. Feindſchaft gegen den kuriſchen Adel und Rechtsſtudium entwickelten in den Brüdern einen ſyſtematiſchen Widerwillen gegen alle Ariſtokratie, obwohl es im Grunde keinen ariſtokratiſcher gearteten Menſchen gab als Stanislaus von Bandomir. Edlere Naturen haben aber das Bedürfniß in ſich, eine Abneigung, welche ſie treibt, zu einem allgemeinen Prinzip zu erheben, und ſo ſtehen ſie denn oft mit philoſophiſcher Begründung ihrem eigenen Weſen feindlich gegenüber.

Nachdem die Brüder noch ein Jahr in Heidelberg ſtudirt, bereiſ'ten ſie Frankreich und verweilten mit beſondrer Vorliebe in der Schweiz, weil Stanislaus hier das Ideal eines freien Bauernſtandes zu finden glaubte, und weil die Reize des Hochgebirgs, damals noch nicht das Modeziel aller Reiſen, große Macht auf die Brüder, beſonders auf Scipio ausübten. Sie ſtrichen Wochen lang allein in den Alpen umher, und was heute alle Tage begegnet, war ihnen damals eine ſeltne Ueberraſchung, als ſie in hochgelegener Sennhütte zwei Damen aus der vornehmen Geſellſchaft antrafen, die unter Leitung eines Führers auf einer Alpenwanderung begriffen waren. Es war Regenwetter eingetreten, man war an die Hütte gebannt, Anknüpfung und Bekanntſchaft gab ſich unter ſolchen Umſtänden raſch und natürlich, und da beide Theile über Namen und Herkunft zu ſprechen vermieden, ſo ſuchte man gefliſſentlich allgemeine Themata, und Stanislaus, mit leichter Mühe eine adlige Dame in der älteren vermuthend, erging ſich mit aller Widerſpruchsluſt der Jugend in ſeinem Lieblingsthema, in der Oppoſition gegen die Vorrechte des Adels. Die Dame ſchien das mit guter Laune aufzunehmen, vielleicht weil ſie in den beiden wohlgebildeten Männern ebenfalls Kavaliere zu erkennen, und in dieſer Oppoſition nur ein Spiel des Verſtandes, jedenfalls keine eigennützige Abſicht zu ſehen glaubte.

Sie werden doch nicht behaupten wollen — ſagte die Dame — daß ein Menſch wie der andre iſt, daß alſo alle dieſelben Anſprüche machen dürfen?

Warum nicht Madame?

Weil das verrückteſte Zeug entſtünde, wenn man dergleichen durchführen wollte! Die Liebe zum Beiſpiele zwiſchen Mann und Frau wäre alsbald etwas ganz Gleichgültiges, denn jeder Mann fände jede Frau, jede Frau fände jeden Mann gleich liebenswürdig oder unliebenswürdig, da ein Menſch wie der andre beſchaffen wäre.

Sie ſcherzen, Madame, ich ſpreche nur von einer Gleichheit vor dem Rechte, nicht vor dem Herzen! . .

Iſt das Herz nicht der genialſte Richter?

Das weiß ich nicht. In meinen Rechtsſtudien habe ich nichts davon gehört oder geleſen. Aber ich ſollte meinen, ein unverdorbenes Herz müßte ſchmerzlich berührt werden von den grellen Unterſchieden, die in der geſellſchaftlichen Welt zwiſchen den Menſchen beſtehn.

Der liebe Gott ſelbſt hat es an das Schauſpiel dieſer Unterſchiede gewöhnt: man ſieht von Jugend auf die verſchiedenartigſten Weſen um ſich her, ſchöne und häßliche, begabte und ungeſchickte, kluge und dumme, und alle heißen Menſchen, alle ſind Menſchen — die Unterſchiede ſind alſo wohl nicht ſo unnatürlich!

Aber Mama — ſprach die jüngere Dame, welche ſich bisher vorzugsweiſe mit Scipio unterhalten, dazwiſchen — der Prediger ſagt, es ſei Gottes Wille, daß die Unterſchiede der Natur durch die Menſchen ausgeglichen würden.

Das ſoll auch unſer Wille ſein, aber ausgleichen heißt nicht aufheben. Hieße es nicht Gottes Gabe gering ſchätzen, wenn man das Geringere auf Koſten des Vorzüglicheren erheben, wenn man den Begabten herunter ſtellen wollte zum Unbegabten?

Aber es liegt wohl im Sinne des Chriſtenthums — nahm Scipio das Wort, — demjenigen, den die Natur ärmlich bedacht hat, vorzugsweiſe zu Hilfe zu kommen. Der Begabte hilft ſich ſchon ſelbſt, dem Verwahrlos'ten eben muß die geſellſchaftliche Einrichtung helfen.

So wäre die Geſellſchaft ein Hospital: ſie bekümmerte ſich nur um Schwache, und die ſchönen Mittel des Aufſchwunges, welche Gott in die Begünſtigten gelegt, würden nicht aufwärts zur Erhebung der Menſchenfähigkeit benützt, ſondern nur niederwärts, der Fittig des Adlers hätte nicht mehr nach der Sonne aufzuſteigen, ſondern nur als abgelöſ'ter Flügel ſchwachathmigen Menſchen Luft zuzuwedeln. Wie können ein Paar ſo glücklich ausgerüſtete junge Männer das Syſtem der Mittelmäßigkeit zu dem ihrigen machen!

Ich glaube, Sie mißverſtehen uns, Madame — antwortete Stanislaus ſchnell — und wir werden uns raſcher klar werden, wenn wir von einem feſten Beiſpiele ausgehn. Madame ſprechen das Deutſche mit jenem reinen, blaſſen Accente, wie man es in den

Oſtſeeprovinzen redet, kennen alſo wahrſcheinlich auch die Staatsverfaſſung jener Gegenden —

Warum nennen Sie mir einen Accent, der etwas Vornehmes in ſeinem beſcheidnen und doch ſtraffen Einhergehen hat, und den Sie offenbar ſelbſt reden, warum nennen Sie ihn blaß?

Ich wüßte nicht, daß ich ihn ſelbſt redete, ich bin aus Böhmen. Blaß nenn' ich ihn, weil ihm eben Farbe und Ton mangelt, weil er die Vokale ſo klanglos wie möglich macht, das laute ei ſogar zum halbtönigen eei dämpft, weil er, korrekt und feſt, nur eine platte, einförmige Redemelodie, keinen Rhythmus und Schwung zeigt.

Das iſt ja abſcheulich, wie Sie unſerm Kurländiſchen mitſpielen.

Dem Kurländiſchen alſo? Nun, von dem dortigen Adelsregimente zum Beiſpiel wollte ich für unſer Geſpräch beſtimmtere Fragen entnehmen.

Dies geſchah denn, und zwar in ſo lebhafter Manier, daß die Dame nach einigen Entgegnungen lachend in die Worte ausbrach: Hätten Sie mir nicht geſagt, daß Sie aus Böhmen ſeien, ſo hätte ich darauf gewettet, es wäre Ihnen in meinem etwas bunt regierten Vaterlande das Indigenatsrecht abgeſchlagen worden! — Als Stanislaus bei dieſer Aeußerung über und über roth wurde, lenkte ſie das Geſpräch mit großer Behendigkeit auf ein anderes Thema, zog ihre Tochter und Scipio hinein, die ſich abgeſondert aber thilnahmsvoll mit einander ſprechend verhielten, und hatte bald das allgemeine Intereſſe nach ganz andern Seiten gewendet.

Dieſe Dame mochte in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein: jene gewiſſe Fülle des Alters hatte zwar die edlen Formen etwas überſchwellt, aber die anmuthigen, vornehmen Züge des Antlitzes beſchützt; das blaue Auge war etwas lichterer Farbe geworden, aber die lichtbraunen Haare waren noch voll, der fein geſchnittene Mund war trotz der kleinen Sorgenfältchen an der Seite noch feſt, und wenn nicht in der Lippenwendung etwas Schmerzliches und in einer Falte zwiſchen den Augenbrauen etwas Kummervolles unwandelbar ſich eingeprägt hätte, ſo wäre der vollen, ſtattlichen Büſte noch ein lockender Ausdruck von Frauenſchönheit verblieben geweſen. Wunderſchöne Hände und Zähne thaten hierzu das Ihrige. Aber jene Zeichen von Schmerz und Kummer beherrſchten doch die Erſcheinung dergeſtalt, daß Stanislaus, den die Dame lebhaft anzog, vorzugsweiſe von dem Gedanken betrofſen und gelockt war, es müſſe hier eine intereſſante Lebensgeſchichte zum Grunde liegen. Der Tochter Hedwig ſah er neugierig in das eben erblühende Mädchenantlitz, neugierig, wie es ſchien, ob wohl die Mutter eben ſo ausgeſehen haben möge. Das ſchwarzblaue Auge des Mädchens, weit geſchlitzt und in einem bläulichen Weiß ruhend, ſchien ihm ebenfalls in jenem romantiſchen Schleier zu leben, der ihn aus der Lebensgeſchichte der Mutter anmuthete, und daß es ſo neugierig oft auf ihm zu ruhen ſchien, obwohl das Ohr dem ſprechenden Scipio zugeneigt war, das verſetzte ihn in die angenehmſte Stimmung des Erwartens, des Geſpanntſeins. Glücklicher Jugendzauber der Romantik, da die Seele noch unbekannten Entzückungen entgegenlauſcht, da jedes unerwartete Geräuſch uns aufregt, als ob das verhüllte Wunder uns plötzlich erſcheinen werde! — Auffallend war es, daß die ältere Dame am nächſten Morgen, da das noch anhaltende Regenwetter ein längeres Verweilen in der Sennhütte nöthig machte, in ihrem Benehmen eine unverkennbare Veränderung zeigte. Sie war einſylbig und zog ſich mit ihrer Tochter, ſo weit es die enge Räumlichkeit nur irgend erlaubte, von den Brüdern zurück, nöthigte auch ihre Tochter, die ſich unbefangen und wie es ſchien mit Vorliebe der gemachten Bekanntſchaft anſchließen wollte, ſtreng an ihre Seite und zu demſelben Benehmen. Im Lauf des Tages verſchwand zwar dieſes Zurückhalten, als ob die lebendige Nähe und das lebendige Wort der Brüder ein in der Nacht entſprungenes Vorurtheil zerſtreute; wiederholte ſich aber am nächſten Morgen, da man bei aufgeheitertem Wetter die Wanderung fortſetzte. Die Dame ſchien geradezu eine Trennung zu wünſchen, und doch ſprach ſie kein entſcheidendes Wort dafür aus, vielleicht weil der Bergweg keine doppelte Richtung geſtattete, vielleicht weil eben das Vorurtheil nicht ſtark genug war, um eine auffallende Aenderung des früher ausgeſprochenen Reiſeplans zu veranlaſſen. So kamen die Wanderer, nachdem an jedem neuen Morgen ihr weiteres Zuſammenbleiben zweifelhaft erſchienen und an jedem Abende enger und vertraulicher geworden war, bis nach Genf. Von hier wollten die Brüder, welche Frankreich ſchon durchreiſ't hatten, nach Italien hinüberſteigen. Die Dame, welche ihrer Geſundheit halber ebenfalls auf einige Zeit den Süden, und zwar ebenfalls Italien aufſuchen wollte, ſprach hier zum erſten Male entſchieden davon, daß ſie ihre Reiſerichtung ändern und zunächſt nach dem ſüdlichen Frankreich gehen wollte. Der offenbar mühſam gefaßte Entſchluß hätte ihr erſpart werden können, denn die Brüder fanden hier einen Brief ihres Oheims, der ihnen alle weitere Reiſe abſchnitt, und ſie unverzüglich nach der Heimath berief. Solchen Ausgangs gar nicht gewärtig, waren ſie vergnügt an die Leſung des langen Briefes gegangen, der mit einer ruhigen Schilderung des Lebens in Brüggen anhub. Ihr Vater, hieß es darin, habe ſich nach und nach von der Erkältung, die er ſich im Schönhaidner Walde vor drei Jahren zugezogen, erholt, wenn auch ſein von jener Nacht her verändertes Weſen nicht mehr ganz von ihm gewichen ſei. „Der raſche Obriſtwachtmeiſter, den Ihr bei ſeiner Heimkunft aus Schweden kennen lerntet, iſt eigentlich nicht mehr zum Vorſchein gekommen. Aber die Uebergänge bildeten ſich mit der Zeit immer milder: er wurde, was er früher nie geweſen, geſprächig, mittheilend, gedankenvollen Austauſches bedürftig, er ſchloß ſich mir inniger an, als er je gethan, verbrachte einen großen Theil des Tages auf meinem Zimmer, erzählte mir ſein Leben, ſchrieb auf meine Veranlaſſung davon nieder, was für ſeine Söhne Bedeutung haben könnte, oder veranlaßte mich, es niederzuſchreiben, und geſtand, von Tage zu Tage heiterer werdend, daß ihm dieſe Lebensart, dieſes innerliche Leben, wie er ſich ausdrückte, nachdem er mit dem äußerlichen abgeſchloſſen, ſehr wohlthue. Die jeweiligen Beſuche des Schloßbergers und des Grünwalders unterrichteten ihn von den Landesangelegenheiten, und belebten ihm die Korreſpondenz, welche er mit dem Herzoge Ferdinand angeknüpft hatte. Erſchreckt nicht, daß ich fortwährend wie von einer beendigten Vergangenheit ſpreche, es handelt ſich allerdings davon, Euch eine Unterbrechung dieſer Lebensweiſe anzuzeigen, aber auch nur eine Unterbrechung. Vor einigen Wochen nämlich kamen der Schloßberger und Grünwalder raſcher als gewöhnlich in den Hof geſprengt, da ich eben dem Vater einen wichtigen Theil ſeines Jugendlebens, den er mir erzählt, vorgeleſen, und ihm durch Anreihung deſſen, was ſich während ſeiner Kriegszeit mit den in Rede ſtehenden Perſonen weiter begeben, auf den natürlichen Urſprung einer Feindſchaft aufmerkſam gemacht hatte, die ihm bei ſeiner Heimkehr entgegen getreten und ihm unerkärlich geweſen war. Es war dies die Feindſchaft des Ellernſchen. Auffallend genug begannen auch der eintretende Schloßberger und Grünwalder mit Klagen über jenen. Sein freundſchaftlicher Verkehr mit den Lithauern ſei unausſtehlich, und im jetzigen Augenblicke ſogar ſträflich, denn — und nun kam die Hauptſache, die auch leider für uns eine Hauptſache geworden iſt — der Chabelsky, von ſeiner damaligen Wunde hergeſtellt, habe die alten Einfälle nach Läuflingen wieder angefangen, und in dieſem Augenblicke durchziehe er mit einer völligen Kriegsmacht das Oberland. Die Kurländer hätten ſich in Schloßberg verſammelt, um über eine gemeinſchaftliche Abhilfe zu berathen; der Ellernſche aber, unlenkſamer als je, da ſeine Frau abweſend, habe mit ſeinem Schwager Thorhacken jeden gemeinſamen Beſchluß hintertrieben. So kämen ſie zum alten Oberſtwachtmeiſter, der ſie vor drei Jahren ſo kräftig geſchützt, und bäten ihn, ſich wieder an die Spitze der Landesvertheidigung zu ſtellen. Da Knorre und Thorhacken, die allein ſeinem Oberbefehl entgegen ſein könnten, doch von aller Theilnahme ausgeſchloſſen wären, ſo fände er überall den bereitwilligſten Gehorſam für ſeine militairiſchen Befehle; nur unter einem allgemein reſpektirten einzigen Anführer ſei ein Erfolg möglich, und nur ihm, dem berühmten Kriegsmanne, ſei ein Unterordnen der Kurländer, von denen jeder zu befehlen, keiner zu gehorchen gewohnt ſei, erreichbar. Ich ſah, wie der Vater innerlich erſchrak, daß er aus ſeiner Ruhe heraus wieder in's wüſte Kriegsgeraſſel hinein treten ſollte. Aber er konnte ſich nicht entziehn: die Landesnoth war zu drängend, es ſchmeichelte auch ſeinem edlen Stolze, die gröbliche Ablehnung des Indigenatsgeſuches mit Rettung des Landes zu vergelten, er dachte an Euch, denen dies Opfer zu Gute kommen werde, er dachte an den Herzog, der in ſeinen Briefen immer wieder darauf zurückkam, er müſſe ſich als verſuchter Kriegsmann allmählig eine Streitmacht vorbereiten, die gewaffnet auftreten könne, wenn der Augenblick des Einſchreitens für den Herzog erſchiene, kurz, der Vater ſtieg ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder zu Pferde, um einen Feldzug zu beginnen. In Schloßberg verſammelten ſich die Kurländer um ihn, und das kleine Heer ritt ſodann unter ſeiner Anführung über Grünwald und Charlottenhof herauf nach dem Lautzenſee zu, wohin ſich Chabelsky mit den Lithauern zurückgezogen hatte. Denn wie ſehr dieſer Chabelsky den Vater haßt, es war doch ein Schrecken in ihn und unter die Lithauer gefahren, als es hieß, der alte Vandomir ſei wieder an die Spitze der Oberländer getreten und ziehe heran. Sie hatten ſich eiligſt in einen Haufen vereinigt und waren von Steinenſee über Frommholdshof eilig nach der Grenze gezogen, um bei Eſoros ihr Land zu erreichen. Der Raub aber, den ſie mit ſich ſchleppten, verzögerte ihre ſonſt ſo raſche Bewegung, und am Lautzenſee holte ſie der Vater ein. Um nicht im eiligen Vorwärtsgehn ſeine Beute zu verlieren, vielleicht auch um nicht geradezu wie ein Dieb vor dem verhaßten Vandomir auszureißen, nahm Chabelsky hier, als er den Feind über Egipten und Willameſt an der öſtlichen Seite des Lautzenſees herauf kommen und ſich auf den Ferſen ſah, eine feſte Stellung. Ihr erinnert Euch, daß eine Viertelſtunde ſüdlich vom Lautzenſee nahe bei dem Flecken Schmelani wieder ein kleiner See ſich breitet, und daß dadurch nur ein Landpaß zwiſchen beiden Waſſern den Durchgang nach Lithauen hinüber bildet. Auf dieſem Paſſe hatte ſich Chabelsky geſtellt, ſich mit ſeinem linken Flügel an den Lautzenſee, mit ſeinem Centrum auf den Flecken Schmelani, der faſt inmitten des Paſſes liegt, und mit ſeinem rechten Flügel an den Wald lehnend, der ſumpfig bis zum kleineren See hinübergeht. Während er die Beute hinter ſich über die Grenze nach Eſoros ſchickte, erwartete er in dieſer günſtigen Stellung auf dem Hügel bei Schmelani die Kurländer, wahrſcheinlich verhoffend, ſie würden ihn in ſolcher Lage nicht angreifen, und er würde in der Nacht ungeſtraft durch den Wald, welcher ſich nach dem großen See von Eſoros hinſtreckt, abziehn können. Aber zu ſeinem, und ach zu unſerem Unglücke hatte er es mit dem alten Obriſtwachtmeiſter zu thun! Als dieſer die Wachtfeuer hinter Schmelani am Grenzwalde in breiter Linie rauchen ſah, erkannte er ſogleich des Lithauers Plan, übergab dem Schloßberger die Anführung des Hauptkorps, beſtimmte ihm die Stunde, Nachmittag fünf Uhr, in welcher er mit allem Nachdruck den Angriff durch Schmelani hindurch gegen Chabelsky's Front auf dem Hügel machen ſollte, nahm unſre Leute, beſonders auf unſre Kummelnſchen Schützen rechnend, und marſchirte mit ihnen rückwärts um den Lautzenſee herum, alsdann über den Lautzenſee-Hof wieder hinauf, um den Chabelsky vom Grenzwalde in den Rücken zu fallen. Und ſo geſchah auch Alles. Als die Unſrigen am Schießen hörten, daß der Schloßberger angriff, waren ſie etwa noch ein Viertelſtündchen von Ort und Stelle; der Vater, ſtatt ſich zu beeilen, kommandirte Halt, hieß die Gewehre ſchußfertig machen, gab ſpecielle Befehle, und ließ dann gemeſſenen Schrittes durch den Wald vorwärts marſchiren. So kam er am Waldesſaume gerade an, als das Getümmel der Schlacht am Lebhafteſten war, und als er nun ſein Feuer im Rücken der Lithauer eröffnete, ward der Schrecken unter dieſen ein paniſcher. Der Bandomir! Der Bandomir! ſchrie ein Trupp zum anderen, Chabelsky konnte ſeine den Kurländern an Zahl überlegenen Truppen nicht mehr zum Stehen bringen, ward von der Flucht mit fortgeriſſen, und da der Vater durch ſeine Rückenſtellung auf dem ſchmalen Landſtriche auch die Flucht in ſo weit hinderte oder doch erſchwerte, als ſeine ſchwache Mannſchaft dies vermochte, ſo geſchah's, daß der Oekonomus gerade in der Nähe des Vaters ſich noch einmal mit einigen ſeiner Reiter zur Gegenwehr ſetzte, um den Seinigen Luft zu machen. Dadurch kam der Vater, der bis dahin nur befehligt hatte, in's Handgemenge, mußte den Säbel gebrauchen, und verwundete wiederum, als ob dies ein unvermeidliches Ziel ſeines Armes ſei, den Oekonomus Chabelsky ſelber. Die Flucht ging indeſſen eilig weiter, die Schlacht war entſchieden, alles, was Lithauer hieß, war vom Plane verſchwunden, man hörte nur noch fern die Schüſſe unſrer Jäger, welche auf Befehl des Vaters die Verfolgung durch den

Grenzwald betrieben, und der Vater, verwundert und ärgerlich, daß von Seiten der Kurländer nicht genug für die Verfolgung geſchehe, war eben den Hügel hinab zu den Kurländern geritten, und hatte dieſe, welche ihn Sieg jubelnd begrüßten, angeredet — da trat für uns die verhängnißvolle, ach, nun darf ich's ſagen, gefährliche Wendung ein! Ein einzelner Reiter kommt hinter dem Vater aus dem Walde, ſprengt bis auf hundert Schritt an die Kurländer heran, und als dieſe jetzt ausrufen: „Jakob Chabelsky!", als ſie ihre Schußwaffen hervor reißen und als der Vater ſich umkehrt, hat Jacob, der Sohn des Oekonomus, ſein Pferd ſchon parirt, ſein Gewehr ſchon angeſchlagen, der Schuß blitzt, Euer Vater, arme Kinder, iſt getroffen, und ſchwankt auf dem Pferde!"

„Nun iſt es geſagt. Faßt Euch, und beeilt Euch! Der Schuß iſt durch den Unterleib gedrungen, der Vater lebt noch, und wird hoffentlich gerettet werden, aber der Transport hierher hat ihm entſetzliche Schmerzen verurſacht, und er liegt ſchwer darnieder, nach ſeinen Söhnen ſehnſüchtigſt verlangend. Eilt!"

Die Brüder waren ſo erſchreckt und ſo nur mit dem einen Gedanken ſchleunigſter Reiſe beſchäftigt, daß ſie ſich vielleicht bei den Damen gar nicht verabſchiedet hätten, wären ſie ihnen nicht auf der Straße begegnet. Als ſie in größter Haſt erzählt, daß ihr Vater gefährlich darniederliege, ſprach ihnen die ältere Dame Troſt und Muth zu, verſichernd, daß ihr eigner Bruder vor zwanzig Jahren eine Schußwunde in den Unterleib erhalten habe, und heute noch in leidlicher Geſundheit lebe. Scipio hatte die Faſſung, ſie beim Scheiden um ihren Namen zu bitten, damit vielleicht eine glücklichere Zeit ihnen einmal eine Nachfrage möglich mache:

„Ich heiße Anaſtaſia von Knorre — und mit wem habe ich das Vergnügen gehabt —?“

Stanislaus war ſchon hinweg, und hatte nichts mehr gehört; Scipio, erbleichend, als jener Name ausgeſprochen wurde, erwiderte kaum hörbar: Wir heißen von Vandomir —

„Gott, meine Ahnung! Aus Kurland?“

Nein, aus Böhmen —

Damit eilte auch er hinweg, und die Dame ſah ihm nach mit einem ſtarren Ausdrucke, halb geöffnetem Munde und jener halb fragenden, halb hoffenden Miene, welche zu ſagen ſcheint: Hab ich mich doch geirrt?

5.

Wir finden die Brüder als ſtille Gutsherrn wieder, Stanislaus auf Brüggen, und außer dieſem Hauptgute Born an der Düna beſitzend, Scipio als Herrn von Kummeln und Brunnen. Es war ein ſtilles Jahr nach ihrer Heimkehr vergangen, denn ach, ſie hatten den Vater ſchon in kühler Erde gefunden! Trauer, Erbitterung gegen ein Land, welches ihnen immer nur Leid bereitete, erfüllte ſie ganz und gar. Ihrem Lebenswandel zuſehend konnte man glauben, ſie rüſteten ſich zu einem Kriege: die zahlreichen Angehörigen ihrer Güter wurden in regelmäßigen Schießübungen, in kriegsmäßig berechneten Jagden auf Bär und Wolf eingeübt, als gälte es einem nahe bevorſtehenden Feldzuge. Selbſt ein günſtiger Zuſchauer konnte an ſolche Abſicht denken, wenn er die in Kurland damals ganz ungewöhnliche Milde und Güte ſah, welche die Brüder ihren Untergebenen und Leibeigenen angedeihen ließen. „Sie verderben ihre Leute und geben ein ſchlechtes Beiſpiel mit dieſen demokratiſchen Neuerungen“ rief wohl auch einer und der andere Nachbar, „dieſe blaſſen Jungen ſind unheimlich und brauen Gott weiß was Schlimmes“ rief ein Dritter. Wer da bemerkt, wie raſch unter der gedrückten Klaſſe jeder Hoffnungsſtrahl auf Verbeſſerung geſehn und empfunden wird, der konnte in der That unruhig werden: in allen Geſinden wurde von den vortrefflichen Brüggenſchen und Kummelnſchen geſprochen, und wo in einem Kruge einige der melancholiſchen Letten zuſammen kamen, da ging von den Bandomiren die Rede, und daß man ihnen helfen müſſe, wenn ſie was vorhätten. Indeſſen, wie in jeder Ariſtokratie, ſo war auch unter den kuriſchen Herrn jener ſorgloſe Leichtſinn, welcher um Prinzip und Zukunft nicht ängſtlich bekümmert iſt, ein Grundelement. Auf die Macht der Gewohnheit, auf Macht und Reiz der praktiſchen Nothwendigkeit und des freudebedürftigen Naturels rechnet der Ariſtokrat, und ſo erwarteten die Oberländer mit Zuverſicht, die Bandomire würden dieſes wunderlichen Treibens wohl ſatt werden, und würden ſich anſchließen, wie es ſeit ſo viel Jahrhunderten doch noch am Ende Jeder gethan. Zu billiger

Beurtheilung hielten ſie ſich auch wirklich verpflichtet durch den Tod des Obriſtwachtmeiſters, ein Tod, der doch eigentlich um das Wohl des Landes erlitten war. Daß die Bandomire, wenn einmal in Brüggen oder Kummeln ein Kurländer zufälliger Weiſe einſprach, das Geſpräch immer auf Herzog Ferdinand brachten, und daß ſie immer Theilnahme für dieſen alten eigenſinnigen Herrn zu erregen ſuchten, das zerſtreute vollends alle Beſorgniß. Für den gab's gar keine Ausſicht auf irgend einen Glücksfall, keine Ausſicht auf einen Aufſtand oder kriegeriſchen Verſuch. Ja, wenn die Bandomire mit der Großfürſtin Anna in Mitau, der Witwe des jung verſtorbenen Herzogs Friedrich Wilhelm, oder mit Menſchikoff, dem ruſſiſchen Miniſter, oder mit der polniſchen Partei, welche Kurland der Republik einverleiben wollte, oder mit einem der vielen Prinzen Verbindungen gehabt hätten, welche die Hand der Großfürſtin und damit den kuriſchen Herzogshut ſuchten, ja dann wäre ihr ungewöhnliches Treiben bedenklich erſchienen.

Die Brüder hatten wirklich die Verbindung mit dem Herzoge Ferdinand zu unterhalten geſucht, und auf ſein Geheiſch entſchloſſen ſie ſich jetzt, mit ihrer Nachbarſchaft in Verkehr zu treten. Denn dem Herzoge war es wohl erwünſcht, daß ſie für ſich und für ihn eine kleine bewaffnete Macht errichteten, aber es lag auch in ſeinem Intereſſe, daß ihm und ihnen unter den Kurländern Anhang geworben wurde, und das konnte nicht geſchehn, wenn die Brüder ihr Einſiedlerleben auf Brüggen und Kummeln fortſetzten. Stanislaus, von einem herausfordernden Stolze getrieben, entſchloß ſich leichter zu dieſem Schritte, weil er für ſeinen Haß gegen den kuriſchen Adel Nahrung und Triumph erwartete in geſelliger Berührung. So lange nichts Größeres zu thun war, reizte es ihn, die Einzelnen zu demüthigen, ſobald nur ein ferner Anlaß geboten würde. Auch verlangte ſein Naturel dringender nach Menſchen und nach Verkehr mit ihnen, als Scipios, der in wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung ein immer größeres Genüge fand, und der auch bei Bruder und Oheim ſo lange gebettelt hatte, bis dieſer ſeine ſtehende Wohnung zu ihm nach Kummeln verlegt. Hier trieb er mit ihm allerlei Studien, und beſchwichtigte den allenfalls ſcheltenden Bruder mit der Bemerkung, daß ein halbſtündiger Trab auf dem Tartar ihn alle Tage herüber brächte, und daß er ja Urban und Paſcha bei ſich behielte. Zu den literariſchen Beſchäftigungen mit dem Oheim gehörte auch die Ausarbeitung der Memoiren über des Vaters Leben, deren Mittheilung Stanislaus erſt in Anſpruch nehmen wollte, wenn Ohm und Bruder mit Redaktion derſelben zu Stande ſeien. Stanislaus hatte etwas von der Abneigung vor Bücherweſen, wie ſie in des Vaters früherer Zeit geherrſcht hatte. Er war ihr nicht in dem Grade unterworfen wie der Vater, das hatte die Erziehung ſchon verhütet, aber trotz der Rechtsſtudien und trotz der aus dem Haß entſprungenen demokratiſchen Gedankenfolge, die er ſich zurecht gelegt, war ihm alle wiſſenſchaftliche Gedankenſache unbequem. — Scipio, hierin die Ergänzung ſeines Bruders, und deshalb dem erſten Anſcheine nach nicht geeignet, bereitwillig aus ſeiner literariſchen Einſamkeit in den geſelligen Verkehr mit verhaßten Menſchen herauszutreten, war von einem andern Drange veranlaßt, dieſem Vorhaben beizuſtimmen. Bekannt mit der Jugendgeſchichte ſeines Vaters empfand er zwar, wie thöricht, ja frevelhaft gerade dieſer Drang ſei in ſeiner erſten Veranlaſſung, aber der Drang war doch ſo ſtark, und die Ueberredung war ſo geſchäftig, es werde die Veranlaſſung bloße Veranlaſſung bleiben und dem Herzen unverfängliches Glück anderswoher bringen, daß er ſelbſt den Bruder zu den Beſuchen in der Umgegend drängte. Hedwig nämlich und deren ſchöne Augen hatten eine Liebesahnung in ihm erweckt, die ſich nicht mehr beſchwichtigen ließ. Hedwig ſelbſt wollte er nicht wieder finden, der Name, den ſie trug, ſchied ſie, wie er vermeinte, auf immer von einem Bandomir. Es iſt ja auch nicht ſie, ſagte er zu ſich, es iſt der jungfräuliche Reiz des Weibes, der Dir die unbeſchreiblich ſüße Sehnſucht weckt, und wer weiß, ob Dir dieſer jungfräuliche Reiz entgegen treten wird. Die Knorre's werden ja uns aus dem Wege gehn, wie wir ihnen!

Dem von Fölkerſahmb in Sallonay, dem Freitag von Loringhoff in Demmen auf der Weſtſeite des Sees, dem Mengden in Kalkuhnen, dem von der Mohl in Sickeln, dem von der Roop in Grünwald, dem von Sieberg in Schloßberg und noch weiter ringsum im Oberlande wurden Beſuche gemacht, und nur weſtwärts hinüber nach dem Grenzeinbuge, wo dicht an Lithauen das Gut Ellern liegt, wandten ſie ihre Roſſe nicht. Stanislaus wußte nicht, daß die auch für ihn anziehenden Schweizerdamen dort wohnten, Scipio hatte es ihm verſchwiegen, und hätte er's auch gewußt, politiſche Feindſchaft war in ihm ſo ſtark ausgeprägt, daß er ihr jedes ſonſtige Wohlgefallen zum Opfer gebracht hätte. Auch von den verborgenen Beziehungen ſeines Hauſes zu dem Ellernſchen, welche Scipio peinigten, wußte er nichts.

Ueberall wurden die Brüder gaſtlich aufgenommen, überall war man bemüht, ihnen den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, und von allen Seiten erwiderte man ihr Entgegenkommen durch Gegenbeſuch. Hatten die Brüder, beſonders Stanislaus, bei erſter Begegnung für manchen Kurländer etwas Ablehnendes und unbehaglich Kaltes gehabt, ſo verſchwand doch dieſer Eindruck in Brüggen ſelbſt. Hier kam ihm die Lebensform, deren er mächtig und als Wirth überaus befliſſen war, zu Statten: er hielt es für ſchicklich, auf das Freigebigſte in die Landesſitte des gaſtfreundlichſten Aufwandes einzugehn, und das gefiel den Kurländern um ſo mehr, je weniger ſie ſich deſſen von dem zurückhaltenden jungen Manne verſehen hatten. Nun wurde die glänzende äußere Erſcheinung, es wurden alle die ritterlichen Eigenſchaften der Brüder, welche unter dem Adel ſo hoch gehalten ſind, erſt recht gewürdigt und geprieſen, die jungen Kurländer ſchloſſen ſich enthuſiaſtiſch an das Brüderpaar, Brüggen und Kummeln wurden nicht leer von Beſuchern, und die militairiſch eingerichteten Jagden auf den weiten Revieren, beſonders nach den Brunnenſchen Wäldern hinüber galten der einmal zur Bewunderung erregten Jugend für ein Ideal. Niemand machte auch vom kuriſchen allgemeinen Jagdrechte auf den Bandomirſchen Revieren Gebrauch. Und vollends die Frauen waren entzückt von der gebieteriſch ſchönen Haltung, von dem intereſſanten Weſen der Sonderlinge, die ſich jetzt zu kuriſcher Weiſe herbeiließen. Halb ſcherzend, halb ernſt ſagte zwar der welterfahrene Roop von Grünwald: „Hütet Euch, Männchen und Weibchen, vor dieſem Brüderpaare! Sie kommen mir vor wie die verrätheriſchen Berge auf Island, welche unter einer kalten und glatten Eisdecke ein verderbliches Feuer bergen!" Aber das lockte nur mehr, ſtatt abzuſchrecken, und eine Frau von Nagel erwiderte, ob denn der Grünwalder das Feuer bei Männern für einen Uebelſtand hielte? — „Betrachtet nur" — fuhr dieſer, ſich ſchelmiſch verbeugend, fort — „die blaſſen Geſichter, das völlig bleiche Geſicht des Aelteren, betrachtet deſſen abſchreckenden Ernſt, und erſchreckt dann nicht vor dem plötzlich aufflammenden, verzehrenden Blicke!" Man erſchrickt manchmal gern, ſagte Frau von Nagel, und einige ältere Kurländer entſchieden ein für allemal die Frage über das Brüderpaar mit dem beſten kuriſchen Lobſpruche, der da hieß: der Brüggenſche und der Kummelnſche ſind fire Jungen!

Wer ſie noch nicht kannte, freute ſich zum Theil ihretwegen auf das Feſt in Schloßberg, welches nächſter Tage Herr von Sieberg einem polniſchen Magnaten zu Ehren geben wollte, und für welches faſt ſämmtlicher oberländiſche Adel, die Bandomire inbegriffen, geladen war.

Der Tag kam und mit ihm aus aller Richtung die Blüthe des Oberlandes. Von Sieberg ſtand im Anſehn eines leutſeligen und wahrhaft vornehmen Kurländers, ſein Schloßberg war berühmt wegen ſeiner Lage im ſchönſten Theile des Landes, nahe am romantiſchen Bergkeſſel von Illurt, wegen ſeiner geſchmackvollen Gärten und ſeiner prächtigen inneren Einrichtung. — Die Bandomire hatten ſich verſpätet, und die ganze Geſellſchaft war ſchon verſammelt, als ſie aus dem Walde von Grünwald vollen Roſſeslaufes daher geſprengt kamen, den alten Paſcha vor ſich, den alten Urban in ein Gemiſch von ſchwediſcher Uniform und Bandomirſcher Livree gekleidet hinter ſich. Ein Theil der Geſellſchaft, darunter der Hausherr und der polniſche Gaſt, ſtand auf der großen Freitreppe, ein andrer Theil ſah aus den Fenſtern des Schloſſes, und als ſich die Nachricht verbreitete, „die ſchönen Bandomire kommen", drängte ſich Alles hinzu, ſie zu ſehen. Der Magnat heftete ſeine Augen auf Urban und fragte erſtaunt, wie denn die ſchwediſchen Farben, die Farben des Landesfeindes nach Kurland kämen. Herr von Sieberg gab eine ausweichende Antwort, und lenkte des Gaſtes Aufmerkſamkeit auf die ſchönen jungen Männer, welche raſch von den Pferden geſprungen waren und jetzt auf die Treppe zu kamen. Aber der Magnat kannte den Namen Bandomir, als Sieberg ihn ausſprach, und wendete ſich zu ſeinem Nachbar, dem finſter zuſehenden von Knorre mit der Frage, ob denn der Oekonomus Chabelsky wiederhergeſtellt und ob die Angelegenheit vergeſſen ſei —

Eben als von Knorre erwiderte: das ſei ſie wohl nicht, weil man dem Ausländer nicht vergebe, was man dem Kurländer längſt vergeben hätte, ſtanden die Brüder dicht neben dem Magnaten, und wurden ihm durch den Hausherrn vorgeſtellt. Stanislaus hatte die vorhergehende Frage und Antwort gehört, der Zorn überlief ihn mit ſeinem Schauer von der Scheitel bis zur Zehe, Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, und die ganze Gewalt des Charakters drang aus ſeinen ſtarr blickenden Augen auf den Magnaten und deſſen Nachbar, dergeſtalt, daß der Magnat betroffen nicht eine Sylbe der Begrüßung dem ihm vorgeſtellten Brüderpaare zu erwidern wußte. Die peinliche Pauſe ward durch Stanislaus unterbrochen, der langſam, aber laut und ſcharf accentuirt ſprach: Wenn ein Grenzräuber mordet, weil ſein Bruder im offnen Kampfe verwundet worden iſt, ſo fragt man unter gebildeten Nationen nicht, ob er vergeſſen will, ſondern ob ihm vergeſſen wird. Und die Söhne des Obriſtwachtmeiſters von Bandomir haben kein ſchwach Gedächtniß!

Als er dies geſprochen, ſchritt er, ſeinen Bruder Scipio an der linken Hand führend, durch die reſpektvoll ausweichende Geſellſchaft in's Schloß hinein, den Magnaten ohne Weiteres ſtehen laſſend.

Der Vorfall verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch alle Zimmer; die Jugend, immer auf Seite der entſchloſſenen Aeußerung, und der polniſchen Partei, welche eine Einverleibung Kurlands mit Polen anſtrebte, großentheils abgeneigt, drängte ſich ſtürmiſch um das Brüderpaar, und geleitete es in ein Zimmer, wo ihre Väter oder Anverwandte, kurz wo die wichtigſten Mitglieder des kuriſchen Adels am zahlreichſten bei einander waren. Der Weg führte durch den Saal, in welchem ſich die meiſten Damen aufhielten, aber der Eifer der jungen Leute gönnte ſich dort keinen Aufenthalt, wie lebhaft auch hier eine Mutter, dort eine Schweſter einen und den andern Begleiter anrief, oder anwinkte, um etwas über die entſtandene Bewegung zu erfahren. Die Bandomire grüßten rechts und links die plötzlich überall ſchweigenden, aufmerkſamen Damen, und folgten ihren Verehrern in das daran ſtoßende Zimmer. Es waren da die wichtigſten Perſonen der Ritterbank verſammelt, weil nicht bloß aus dem Oberlande, ſondern auch weither der Adel nach Schloßberg gekommen war, und weil auch bei einem mit Landesgeſchäften nicht zuſammenhängenden Feſte die ernſten Leute des Landes ſich überall gleich zuſammen finden, beſonders in einem Lande, wo alle Notabilitäten weit auseinander verſtreut auf den Gütern wohnen. — Die Zahl der in das Zimmer nachdrängenden Kurländer wurde immer größer, und auch ältere Damen kamen an die offene Thür, um zu hören oder zu ſehn, was denn eigentlich vorgehe. In der That beabſichtigte Niemand einen officiellen Vorgang, man wollte nur dem Brüderpaare eine freundſchaftliche Theilnahme ausdrücken, weil der Magnat und die polniſche Partei es ungebührlich empfangen habe. Daß der verſtorbene Bandomir in der Vertheidigung Kurlands gefallen, und von Jakob Chabelsky auf eine nicht ſtreng kriegsmäßige Weiſe getödtet worden, das wußte ganz Kurland, und wenn die ſolchergeſtalt des Vaters verluſtigen Söhne dafür auch noch bedroht werden ſollten, ſo erſchien das wie eine Ungebühr und erweckte ihnen die allgemeinſte Theilnahme. Der Kreisadelsmarſchall, in jenem Zimmer anweſend, ſchritt ihnen deshalb entgegen, und machte ihnen, zwar offenbar aus dem Stegreif, aber, weil öffentlich, und ſeiner Würde wegen ſo gut wie officiell, den Antrag, beim nächſten Landtage um's kuriſche Indigenat einzukommen. Ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür — ſetzte er hinzu, als ein leuchtender Blick aus beider Brüder Augen wie ein Blitz auf ihn einfuhr — ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß Ihr Geſuch freudige Anerkennung finden wird!

Eine allgemeine Beiſtimmung der Geſellſchaft beſtätigte dies, und der Adelsmarſchall fuhr fort: Konnte es früher nicht geſchehn, ſo lag dies theils in politiſchen Gründen, die Sie ohne meine weitere Erklärung würdigen werden. Dieſe ſind zum Theil im Augenblicke weniger dringend, da Rußland mit Schweden den Nyſtädter Frieden geſchloſſen hat, und Ihr tapfrer und würdiger Vater leider nicht mehr lebt, zum Theil müſſen ſie in den Hintergrund treten vor der Verpflichtung, die uns ihr Herr Vater durch ſeine Aufopferung auferlegt, vor dem Wunſche, den die Ritterbank hegen muß, zwei ſo ſtattliche Erben eines um unſer Land verdient gewordenen Namens in ihrem Schooße zu beſitzen.

Man konnte über dieſen Punkt nicht verbindlicher ſprechen und die Beifall murmelnden Kurländer erwarteten natürlich und mit Recht den höflichſten Beſcheid von den Brüdern. Aber dieſer Punkt war die ſchmerzhafteſte Wunde derſelben, und wer ſie antaſtete, geſchah's auch in liebevollſter Abſicht, mußte des ſtürmiſchſten Auffahrens der Verwundeten gewärtig ſein. Stolz iſt in feſtgenieteten Gemüthern ein rückſichtsloſes Weſen, und feſt genietet waren dieſe Bandomire. Dem Beifallsgemurmel war eine athemloſe Stille gefolgt; man wollte die dankbare Erwiderung der ſo geehrten jungen Männer hören. Eine Pauſe trat ein, und Scipio, der ſonſt dem älteren Bruder immer die Rede ließ, bei Verlängerung der Pauſe aber glauben mochte, es fehle dem Bruder das richtige Wort, erhob mit den Worten „Herr Marſchall“ ſeine Stimme, um die Antwort auszuſprechen. Stanislaus, der ſeine Hand noch gefaßt hielt, preßte ſie krampfhaft, und ſprach, ſein Wort an die vorausgeſchickte Anrede des Bruders ſchließend, mit demſelben langſamen, tief eindringlichen Nachdruck wie unten auf der Treppe Folgendes:

Der Name Bandomir hat Jahrhunderte lang im Adelsbuche eines Königreichs geſtrahlt, und iſt bis hierzu nicht angefochten worden. Sollte das Letztere wider Erwarten geſchehn, ſo werden wir nicht unterlaſſen, ihn durch Nachſuchung des Indigenatsrechtes oder in Polen für zweihundert Gulden erneuern zu laſſen. Für jetzt alſo haben wir kein Bedürfniß des Indigenatsrechtes und danken höflich für den Antrag!

Nach dieſen Worten gingen die Brüder unter lautloſer Stille in den Saal zurück, nur einen Blick unter einander austauſchend, der Stanislaus verſicherte, Scipio hätte ſich eben ſo äußern wollen.

Ein Gut verſchmäht zu ſehn, welches wir ſelbſt für das höchſte halten, erniedrigt uns vor unſern eignen Augen, und da man ſich eine Erniedrigung nicht ohne Widerſtand gefallen läßt, und da dies Gut hier einer ganzen nationalen Gemeinſchaft gleich hoch ſtand, Niemand alſo an ſich ſelbſt irre werden mochte und konnte, ſo mußte dieſe Rede unter den anweſenden Kurländern Unwillen oder wohl gar Erbitterung aufregen. Die günſtige Stellung der Brüder war hierdurch mit einem Streiche vernichtet: die Jüngeren ſtanden beſchämt, und wagten es nicht, etwas zur Vertheidigung der Bandomire vorzubringen, und die Aelteren machten ſich erſt in einzelnen Ausrufungen Luft, dann in Vorwürfen gegen den Marſchall, welcher durch voreiliges öffentliches Anerbieten die Würde des Indigenats bloß geſtellt habe, dann in vereinigten Ausdrücken des Unwillens.

Während dieſes mehr und mehr anwachſenden Lärmens im Nebenzimmer ſtanden die Bandomire mitten im Saale und ſahen ſich unter den Damen um, ob eine Bekannte darunter zu grüßen und anzureden ſei. Eben als die entgegen ſtehende Thür ſich öffnete, und der Magnat mit von Sieberg und der übrigen Treppengeſellſchaft eintrat, flog eine freudige Ueberraſchung über Stanislaus Geſicht, und er eilte auf eine Dame zu, die allein ſaß und nach der Saalthür und den eben Eintretenden hin blickte. Es war die Bekanntſchaft aus der Schweiz, war Frau von Knorre.

Sie hatte, ehe Stanislaus ſie ſah und begrüßte, lebhafte Theilnahme für ihn und Scipio an den Tag gelegt, obwohl ſie bemüht geweſen war, dieſe Theilnahme zu verbergen. Und doch zeigte ſie ſich jetzt, als Stanislaus mit ſo viel Lebhaftigkeit zu ihr kam, und nach ihrem und ihrer Tochter Wohl ſich erkundigte, mehr verlegen als erfreut. Der alltägliche Beobachter würde geſagt haben: die Frau iſt in Liebe! Seht, wie ihre Farbe wechſelt, wie ſie bald nach ihrem Gatten ſieht, der mit dem Magnaten durch den Saal ſchreitet, und erſtaunt auf ſie hinblickt, wie bald der innigſte Ausdruck auf ihrem Antlitze erſcheint, wenn ſie ſich Aug in Auge mit dem ſchönen Cavaliere findet. Jetzt, ſeht, ſeht! jetzt erbleicht ſie völlig, und ihre Hand will ſich zum Hinwegwinken heben; denn ihre Tochter Hedwig naht ſich ihr. Die ſchön erblühte Jungfrau iſt mit Freundinnen im Garten geweſen, ſie weiß noch nichts von der Ankunft ihrer Bekannten aus der Schweiz, ſie ſteht plötzlich vor Stanislaus, ſich zum lieblichſten Schrecken, dieſem ein plötzliches Wunder. In der That war mit Hedwig ſeit jener Reiſebegegnung das Mädchenwunder vorgegangen, welches ſich immerwährend um uns her begiebt, und welchem nur die Mutter und der davon zur Liebe erwachende

Jüngling die Aufmerkſamkeit zuwendet. Was helfen uns die tauſend Wunder der Welt, uns, die wir nicht hören und ſehen mögen! Stanislaus hörte und ſah mit tauſend Organen. Verbleichende Reſte anziehender Eigenſchaften hatten ihn in der Sennhütte zu Hedwigs Mutter gezogen, und er hatte nicht bemerkt, ja kaum geahnt, daß ſich dieſe Eigenſchaften in der Tochter entfalten wollten! Jetzt waren ſie entfaltet, in weißem Gewande ſtand die Jungfrau vor ihm, und der ernſt ſinnige Mund der Mutter lockte ihn jetzt wie das Gedicht ſeines Herzens, was auf Hedwigs Lippen ſchwebte. Die Miſchung von Schwärmerei und Schalkhaftigkeit in Hedwigs Auge war unwiderſtehlich, denn was im verblichneren Auge der Mutter nur anziehend geweſen, das war hier von der dunklern Jugendfarbe, vom Schmelz der Wangen, der Wimpern, des Haares, vom Schimmer der blendenden Haut zu mächtiger Schönheit erneut!

Und mit der aufblühenden Mädchenſchöne blüht auch im Herzen der Jungfrau das männliche Ideal auf. Wie groß und würdig es werde, darüber entſcheidet das Glück oder das Mißwollen früher Begegnung. In kleinen Acker- oder Fabrikſtädten, welche dem Mädchenauge nur dürftige Jünglinge zeigen, da wächſ't das Ideal nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Die Vandomire waren oben in der Sennhütte zum Idealkeime für Hedwig geworden; aber, hatte ſie ſich getäuſcht? Scipio's Bild und Weſen hatte ſie vorherrſchend in ſich geglaubt, und dieſer prächtige Mann, den ſie jetzt in ſichtbarer Neigungs-Erregtheit vor ſich ſah, von deſſen Nähe ſie ſich lieblich durchſchauert fühlte, deſſen Handberührung ſie wie Himmelsmacht durchzuckte, dem ſie geſchloſſenen Auges an's Herz geſunken wäre, hätte er ſie dahin gezogen, es war Stanislaus! Das dunkle Haar und Auge, das blaſſe Antlitz, die herriſche, mächtige Geſtalt, das entſchiedene Weſen hatte ja doch in ihrem Herzen erſt hinter dem lichteren, ſanfteren Weſen Scipios ſeinen Platz gehabt — wirklich? Sie wußte das doch nicht ſo genau, und gab ſich fraglos ſelig dem Eindruck hin: Du biſt geliebt und liebſt!

Wer das Glück hat, führt die Braut heim! ſagt das Sprichwort, und wer den Muth hat und den Vortritt gewinnt und das erſte Wort, der erhaſcht das Glück, das unſtät ſchweifende! Scipio ſtand wie vernichtet von fern; er ſah Alles, Alles, und ſah die Verwunderung der Geſellſchaft, daß der eben erſt ſo ſtolze Vandomir den Feinden ſeines Hauſes, den Ellernſchen ſo offene Hingebung erwies, und hörte das Flüſtern der Geringſchätzung von Männern, welche Konſequenz heiſchten, auch wenn die Konſequenz ſie ſelbſt beleidigte, von Frauen, welche einen frei geglaubten Freier, dieſen überall wirkſamen Reiz für Frauen, der Freiheit verluſtig ſahen. Ach, und was Scipio von außen ſah und hörte, wie leichten Schmerzes war es gegen das, was er empfand, und für alle Zukunft hin vorausſah. Ihm war das Bild des Herzens, welches jetzt in voller Mädchenpracht, ſchöner als ſeine Träume es ausgemalt, wieder erſchienen war, ihm war es entwendet, und dem geliebten Bruder konnte es auch nur zu Schmerz und Entſagung gekommen ſein, ſobald er erfuhr, daß es dem Knorreſchen Hauſe angehörte.

Jetzt trat auch der Ellernſche ſelbſt, der lange, magre Herr von Knorre zu den Seinigen. Sein ſchmales, ſcharfes Geſicht, deſſen Augen halb niedergedrückt, deſſen Ausdruck halb ſauer, halb lächelnd war, ließ nicht errathen, wie er die vor ihm ſich begebende Scene aufnehmen werde. Frau von Knorre, glühend roth, ſtellte Stanislaus ihrem Manne vor, bei jenem den vollen Namen nennend, und hinzuſetzend, daß ſie das Vergnügen der Bekanntſchaft in der Schweiz gemacht habe, bei dieſem nur ſagend „Mein Mann.“ So hörte Stanislaus noch keinen Namen, es fuhr ihm wohl bei einem flüchtigen Blick auf Knorre durch den Sinn, daß er dies Geſicht neben dem Magnaten geſehn habe, aber er war ſo voll vom erſten Liebeseindrucke, daß nichts Anderes an ihm haften konnte. Er reichte eilig dem Vater Hedwigs die Hand entgegen, empfand nur ein augenblickliches Unbehagen, die Hand des neuen Bekannten eiskalt zu finden, und bemerkte es nicht, daß ihn der alte Herr mit keinem Worte begrüßte, ſondern nur anblickte, forſchend, höhniſch? was wußte er! Der Haushofmeiſter erſchien eben an der Saalthüre und verkündete, daß die Tafel angerichtet ſei, Stanislaus hatte alſo nichts Angelegentlicheres zu thun, als Hedwig ſeinen Arm zu bieten. Er fühlte in ſeligſter Empfindung dies jugendliche warme Leben an ſeinem Arme, und als jetzt auch Julius von Knorre, Hedwigs Bruder, den er kannte, herbeikam, und ein Paar den Bruder verrathende Worte im Vorbeigehn zu Hedwig ſprach, da fragte Stanislaus ohne weitere Bewegung, ob Julius von Knorre ihr Bruder ſei. Die Bejahung machte keinen weiteren Eindruck auf ihn; der zum Sprechen geöffnete Mund ſeines Mädchens ſchien all ſeine Theilnahme in ſich zu ſchließen, und er ſah es nicht, daß Julius, offenbar verwundert über den unerwarteten Tiſchcavalier ſeiner Schweſter, hinter ihnen ſtehen geblieben war, und ihnen, dem für den Augenblick ſo glücklichen Paare, höchſt ernſthaft nachſah. Als der junge Knorre eine Hand auf ſeiner Schulter fühlte und rückwärts blickte, ſah er in das Geſicht ſeines Vaters und hörte die Worte: Was iſt das?

Ein lichtblonder, feiſter Herr Namens Adolph von Puttkammer war an die Knorres herangetreten und ſagte, halb antwortend, halb für ſich: Das iſt eine Pfandherrn-Impertinenz.

6.

Scipio war in der bedauernswürdigſten Stimmung: er wollte den Bruder warnen und zurückhalten, und doch beſchränkte ihn darin ſein Zartgefühl. Gute Menſchen ſitzen für ihre Handlungsweiſe fortwährend über ſich ſelbſt zu Gericht, ihre verborgenſten Neigungen, ja Regungen gelten ihnen für unabweisliche Zeugenausſagen, und die Regungen, welche Scipio Hedwig gegenüber empfand, traten dem offen abrathenden Worte, welches er an Stanislaus richten wollte, in den Weg. Er äußerte alſo nur ſchüchterne Einwendungen gegen den Bruder, als ihm dieſer auf dem Heimritte die Fülle ſeines glücklichen Herzens ausſchüttete. Sein Herz war ſchmerzhaft zuſammengepreßt vom Jubel des glücklich Aufgeregten, und wie weh ihm dieſer Jubel that, weil er ſeinem eignen Herzen alle Hoffnung raubte, weil er ihm ein Frevel war gegen den bürgerlichen Stolz der Bandomire, weil er dem hinterlaſſenen Willen des Vaters ſchnurſtracks entgegenlief, und weil er endlich nur Widerwärtigkeit und Weh für die Zukunft des geliebten Bruders daraus entſprießen ſah, doch brachte er es nicht über ſich, entſchloſſen dawider zu reden. Zunächſt deutete er nur an, daß ja die Knorre entſchiedenſte Feinde der Bandomire ſeien —

„Nun, ſo werden ſie vielleicht von nun an unſre Freunde,“ erwiderte Stanislaus.

Wir wollen die ihrigen werden, nicht ſie die unſrigen. Wird der alte Knorre um eines Schwiegerſohns willen, der ſich ihm anbietet, ſeine politiſchen Grundſätze ändern?

„Gleichgültig! Aendre ich die meinen? Lieb' ich die Knorreſchen Anſichten, weil ich Knorre's Tochter liebe? Sie mögen treiben, was ſie wollen und können, ich will nichts von ihnen als mein Weib, und Hedwig hat nichts zu thun mit der Politik ihres Vaters!“

Aber wird denn dieſer harte Vater nur das Herz ſeiner Tochter befragen? Wird er einem Widerſacher, der nicht zu ihm treten will, ſein Kind geben?

„Das wiſſen wir noch nicht, quälen wir uns alſo nicht mit ſchlimmen Möglichkeiten! Ich reite morgen nach Ellern und übermorgen wieder, und wenn die Sache ſpruchreif iſt, ſo werden wir erfahren, wie ſich der Alte benehmen will, genug, daß ich weiß, wie ich mich in jedem Falle benehmen werde.“

Du willſt nach Ellern?

„Natürlich.“

Hat man Dich eingeladen?

„Nicht, daß ich wüßte — was frag' ich darnach! Ich ritte nach Braslaw, wenn Hedwig beim Oekonomus wohnte, oder gar“ —

Chabelsky's Tochter wäre! Stanislaus, iſt Dir denn das Andenken an unſern Vater gleichgültig geworden?

„Welche Frage, Scipio! Lieb' ich die Feinde unſres Vaters, wenn ich ein Kind oder eine Verwandte dieſer Feinde liebe? Bin ich denn etwa den Grundſätzen alter Stammbäume, alter Adelsthorheiten zugethan, nach denen die Feindſchaft unter Familien für eine heilige Erbſchaft gilt? Sind wir Korſikaner, denen Blutrache Geſetz?“

Aber wir ſind gute Söhne, die nichts thun wollen, was den Vater im Grabe verletzen müßte.

„Wie ſollte das meine Liebe zu Hedwig? So abſonderlich haßte der Vater die Ellernſchen gar nicht, er haßte ja überhaupt nicht mehr in ſeinen letzten Jahren — ich begreife Dich nicht, Scipio" — und hier hielt er ſein Pferd an — „von Deinem liebevollen Herzen hoffte ich die innigſte Theilnahme, Glück erhöhendes Mitgefühl, und Du haſt nichts als Widerſpruch! Was iſt mit Dir vorgegangen?"

Scipio reichte ihm die Hand und verſicherte ihn mit faſt gebrochner Stimme ſeiner unverbrüchlichſten Bruderliebe. Aber Du biſt ſo ungeſtüm — ſetzte er hinzu — die Lage iſt ſo dringend, und meine Pflicht iſt ſo beſtimmt vorgezeichnet, Dich von Ellern abzuhalten —

„Warum nicht gar!"

Ich geſchweige des Herzogs Ferdinand, der uns beim Abſchiede juſt auf den Punkt paſſender Heirath aufmerkſam machte —

„Und mich ſchon damals mit dieſer Zudringlichkeit ärgerte!"

Der ſeine Hand ganz von uns abziehen wird, wenn er unſre Verbindung mit ſeinem ärgſten Feinde, dem Ellernſchen erfährt —

„Seine Hand! Wo haben wir eine Hülfe dieſer Hand geſpürt? Sie iſt ohnmächtig in Kurland, und wäre ſie auch mächtig, werd' ich mein Herz verſchließen um Ausſicht auf eine politiſche Begünſtigung?“

Aber daß Frau von Knorre eine geborne von Thorhacken, daß der Vater entſchieden grade gegen eine Verbindung mit den Ellernſchen war, und uns nachdrücklicher als vor etwas Anderem davor gewarnt hat, das muß ich —

„Bah! Davon weiß ich nichts! Und ich prüfe und richte mein Leben nicht nach eines Anderen Anſicht, und wär' es die meines Vaters — ich reite morgen nach Ellern und ich gewinne mir von dort mein Weib, und verlör' ich darüber Vater und Bruder und Ohm! Gute Nacht!“

Sie waren am Scheidewege, wo es links nach Kummeln, rechts nach Brüggen hineinging. Stanislaus ſprengte bei den letzten Worten auf dem Brüggenſchen Wege von dannen, daß der Huf ſeines Tartars Funken aus den Steinen im Wege ſchlug, die noch weithin durch die ſtockfinſtre Nacht die Richtung des Reiters bezeichneten. Scipio hielt ſtill auf ſeiner Stelle, wohl eine halbe Stunde lang. Thränen brachen aus ſeinen Augen, und ſein Weh war groß, auch darüber, daß er dem Bruder Widerwärtiges und doch das Rechte nicht geſagt hatte.

Es hätte auch nichts geholfen, wie hoch in Wogen jetzt eben ſein gewaltſames Weſen einhergeht! mußte er ſich geſtehn.

Der alte Herr von Knorre war ein ſchlimmer Mann. Obwohl ihm die Bandomire innerlichſt verhaßt waren, ſo hielt er doch an ſich bei dieſem unerwarteten Zudrängen des älteren. Umſonſt hetzte Puttkammer, ein Bewerber gutmüthigen, gewöhnlichen Schlages um Hedwig, umſonſt fragte Julius, der einzige Sohn Knorre's, was denn für eine Stellung einzunehmen ſei? Denn wenn wir nicht raſch eine nehmen, ſetzte er hinzu, ſo giebt's ein Unglück, dieſe Bandomire laſſen nicht mit ſich ſcherzen!

„Ich glaube Junge, Du fürchteſt Dich?" —

Auch Frau von Knorre bat, eine entſchiedne und zwar eine abweiſende Stellung einzunehmen. Wie lieb ihr, allem Augenſcheine nach die Bandomire waren, und vielleicht beſonders Stanislaus, ſo ſehr zitterte ſie vor dem Gedanken, daß er ihre Tochter lieben und gar zur Ehe begehren könne. Sie war krank geworden von den peinlichen Eindrücken auf Schloßberg, und als ſie jetzt nach einigen Tagen ſo weit wieder hergeſtellt war, um der Angelegenheit ruhig in's Auge zu ſehn, eröffnete ſie ihrem Gatten unverhohlen ihre desfallſige Bitte. Von Knorre aber ſchwieg hartnäckig; nicht der Gattin, vor welcher er ſonſt großen Reſpekt zeigte, nicht ſeinem Sohne, nicht Puttkammern gelang es, nur irgend eine bezeichnende Aeußerung von ihm zu gewinnen. „Ihr macht zu viel Weſens," ſagte er ablehnend, „von einer Sache, die noch gar nichts iſt — laßt die Dinge kommen!"

Er war ein heftiger Mann, aber er war politiſcher Parteigänger, und ſpekulirte als ſolcher. Dies Intereſſe hielt ſeine Leidenſchaftlichkeit in Schranken, und jetzt eben war ein politiſcher Moment eingetreten, welcher ihn zu großer Thätigkeit aufforderte, und für welchen ihm der Beiſtand der Bandomire gar wünſchenswerth ſein konnte. Er wußte ſehr wohl, welch eine wohlgeübte bewaffnete Macht, welch ein Anhang unter der oberländiſchen Jugend dem Brüggen'ſchen und Kummeln'ſchen zu Gebote ſtand; dieſe Macht war ihm, der zu Lithauen und Polen hielt, juſt hier im Oberlande an der lithauiſchen Grenze ein Dorn im Auge, und deren Gewinn wäre ihm grade jetzt, wo an dieſer Seite etwas im Werke war, ein außerordentlicher geweſen. Ein intereſſanter Prätendent nämlich für den kuriſchen Herzogshut war eben aufgetreten, und da er das Intereſſe des polniſchen Königs und das Intereſſe der Großfürſtin Anna, die von Rußland geſchützt wurde, in ſich vereinigte, ſo fand er viel Zuſtimmung in Kurland, und Knorre beſonders warb für ihn. Dieſer Prätendent war der natürliche Sohn Königs Auguſt und der ſchönen Gräfin Königsmark, war der als Graf Moritz von der Raute eingeführte, um ſeiner Tapferkeit willen zum Grafen von Sachſen erhobene, viel begabte Mann, welcher als Marſchall von Sachſen in der Geſchichte bekannt iſt. Er erſchien, ein glänzender, genialer Kavalier, damals zum erſten Male in Kurland, ward von der Großfürſtin Anna günſtig angeſehn, und man verhoffte, ſie werde ihn heirathen und er werde Herzog von Kurland werden. Herzog Ferdinand galt dabei immer als das geringſte Hinderniß: er war hohen Alters, war noch immer nicht belehnt, kam nicht nach Kurland, hatte kein Kind, und wohl oder übel, erwartete man, werde der König von Polen zum Beſten ſeines Sohnes eine Ausgleichung mit dem alten, eigenſinnigen Herrn finden, von dem doch ein für alle Mal Kurland nichts wiſſen wollte.

Dieſe Angelegenheit war ganz neu, als die Bandomir'ſche plötzliche Annäherung Herrn von Knorre überraſchte. Das ſind ein Paar Jungen für den Grafen Moritz! dachte er ſogleich, als ſein erſter Zornesunmuth niedergedämpft war — er wird ihnen, ſie werden ihm gefallen, mit ihnen iſt das Oberland an der Grenze uns gewonnen!

So verhaßt, wie ihm der verſtorbene Oberſtwachtmeiſter geweſen, waren ſie ihm doch auch nicht, wenn ſie ihm auch widerwärtig waren, und ob die geduldete Annäherung des Aelteſten bis zu einem Heirathsbegehr kommen, oder dies Heirathsbegehr gar bewilligt, Hedwig von Knorre eine Bandomir werden ſollte, bis dahin war ja noch ein weiter Weg. Alſo „laßt die Dinge kommen!“ war ein ganz wohl überlegter Ausdruck des Ellernſchen.

Sie kamen. Stanislaus ſprengte eben in den Hof zu Ellern, als die Knorre'ſche Familie mit Puttkammer im Wohnzimmer verſammelt und im Geſpräch über dies Thema begriffen war, im Geſpräch, das von Julius und von Puttkammer im Weſentlichen unterhalten wurde, da Herr von Knorre meiſt ſchweigend im Zimmer auf und ab ging, und Frau von Knorre ebenfalls wortkarg am Fenſter ſaß. Hedwig, welche bisher ganz außer Frage geblieben war, trat eben in's Zimmer. Ihr geröthetes Antlitz, ihre leuchtenden Augen verriethen der zitternden Mutter, daß ſie die Ankunft des Reiters bemerkt, und daß hier raſches Einſchreiten Noth thue, wenn das Kind nicht geopfert werden ſolle.

Stanislaus fand alſo einen ſehr froſtigen Empfang, denn auch der alte Herr von Knorre fühlte ſeinen Bandomirhaß unwillkürlich aufgeregt, als er dieſen ſtolzen Jüngling eintreten und, des kalten Empfanges ungeachtet, mit einer Sicherheit und Zuverſicht ſich benehmen ſah, als ſei außer der Liebe Hedwig's und außer der Achtung der Mutter nichts Beachtenswerthes für ihn vorhanden im Ellernſchen Hauſe. Stanislaus Empfindungen waren ſo innig und ſtark, daß ſie ſich von keinerlei Rückſicht und von keinerlei Besorgniß oder Furcht beeinträchtigen ließen. Wo ein Anderer befangen oder gepeinigt worden wäre, von einer ihm ſo deutlich mißwollenden Familie, da hatte er für nichts Augen als für die Augen ſeiner Geliebten, und war ſo frei und heiter, daß er die Unterhaltung lebhaft zu beginnen und bei aller Ungunſt der Erwiderung lebhaft fortzuführen, am Ende auch Frau von Knorre dahinein zu nöthigen wußte. All ſeine

Seelenkräfte waren geweckt und in munterſter Lebendigkeit. Julius von Knorre, ein lebeluſtiger Charakter, ließ ſich auch von einigen ihn anſprechenden Wendungen des Geſprächs allmählig zur Theilnahme verlocken, Puttkammer, der durch Oppoſition ſtören wollte, ward durch überlegne Erwiderung gezwungen, ſeine übel gemeinten Einwürfe zu begründen, und ſolchergeſtalt ebenfalls Theil zu nehmen, und der Hausherr fand ſomit Zeit, ſeinen Widerwillen zu bekämpfen, fand Gelegenheit, dem Geſpräche eine politiſche Wendung zu geben. Damit ſollte Stanislaus ausgehorcht werden.

Obwohl nun Stanislaus keineswegs gemeint war, ſich in dieſem Betracht irgendwie hin zu geben, ſo folgte er doch dem natürlichen Takte ſeiner Lage, und entzog ſich mehr als ſonſt aller entſchiedenen Aeußerung.

Je mehr man ein Waſſer zurückſtaut, deſto mächtiger ſchwillt die Fluth an, deſto ungeſtümer wird ſpäter der Durchbruch. Der alte Herr von Knorre verſuchte es bei nochmaligem Beſuche Stanislaus', deſſen politiſche Theilnahme zu gewinnen, und als dieſer wiederum darauf nicht einging, war die Geduld des alten Edelmanns zu Ende, er verließ das Zimmer mit dem feſten Vorſatze, jetzt nur nach der ſchreiendſten Gelegenheit zu trachten, wie er dieſen zudringlichen Feind aus ſeinem Hauſe weiſen könne. Zu dem Ende ritt er nach Grünewald zu Herrn von Roop, und erſuchte dieſen, doch in den nächſten Tagen, wenn er Bandomir vorüberreiten ſähe gen Ellern, ſich ihm anzuſchließen und mit nach Ellern zu kommen.

„Giebt's Verlobung?“ fragte dieſer erfreut.

Ja! erwiderte Knorre.

„Das freut mich, Knorre, das freut mich. Beſſer kann das Geklatſch, welches umgeht, nicht niedergeſchlagen werden.“

Welches Geklatſch?

„Nun, der Bandomir mache eigentlich Deiner Frau den Hof, und verſpotte durch ſein häufiges furchtloſes Erſcheinen auf Ellern den Haß, welchen Du gegen ſein Haus hegeſt. So hat das Gerücht ein Ende, und auch diejenigen ſind beruhigt, welche an Bandomir Theil nehmen, welche jene Klatſcherei nicht glauben, es aber dem Stanislaus verargen, daß er dem Feinde ſeines Hauſes wie ein Bettler ſich aufdränge.“

Beide Theile ſollen zur Gnüge aufgeklärt werden! erwiderte Herr von Knorre. —

— Schon am folgenden Tage meldete der aufpaſſende Diener Roop's, daß er den Herrn von Bandomir vom Schiskowaer Kruge her nach der Windmühle des Grünwalder Beihofes heraufſprengen ſähe. Roop ſtieg zu Pferde und ſchloß ſich an den Jüngling, dem er wohlwollte, und den er dem Glück entgegen zu begleiten glaubte. Es war fröhliches Sommerwetter und ſie genoſſen in heitrer Stimmung den Duft und das Sonnenglitzern der Waldungen, durch welche in nordweſtlicher Richtung der Weg nach Ellern führt. Bei dem Flecken Okniſt hatten ſie einen ſich herein drängenden Zipfel Lithauens zu paſſiren, und Roop ſagte munter: „Nun, lieber Stanislaus, wird wohl auch das ſchlimme Andenken an dieſes Landes Raubritter auf Brüggen vergeſſen werden —“ . . . .

Ich vergeſſe nichts! erwiderte plötzlich ernſthaft der Angeredete, dem auch in aufwallendſter Stimmung kein Zug von Leichtſinn beikommen konnte. — Jenſeits des kleinen See's, der vor Ellern liegt, ſahen ſie Herrn von Puttkammer nach dem Hofe zu reiten; das erhöhte Stanislaus' Ernſthaftigkeit, welche durch jene

Bemerkung Roops aufgeſcheucht worden war, und eine gewiſſe Feierlichkeit des Empfanges auf Ellern war nicht geeignet, ihm die heitre Stimmung, in welcher er ausgeritten war, zurückzubringen.

Hedwig war nicht zugegen, und als Stanislaus ohne Weiteres nach ihr fragte, hieß es, ſie ſei nach dem Paſtorate gegangen. Nerſt, die nächſte Pfarrei, war ziemlich entfernt, und es war vorauszuſehn, daß Hedwig erſt ſpät wiederkommen werde. Stanislaus wurde unruhig und ungeduldig — wahrſcheinlich hatte der Ellernſche ſolche Stimmung, die ihre Wünſche am Voreiligſten verräth, herbeiführen wollen. Aber daß Stanislaus plötzlich verſchwinden und ſich nach dem Paſtorate auf den Weg machen würde, hatte er wohl nicht erwartet.

Stanislaus eilte in Haſt den ſonnigen Weg dahin. War es blos liebende Ungeduld, war es Vorgefühl unheilbarer Störungen — es trieb ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt der nach Weſten hinabſteigenden Sonne entgegen, von woher ſeine Geliebte kommen ſollte. Die Ausſicht war offen bis zu einem fernen Gehölz, aber es war kein Menſch zu ſehn, die Tagesgluth lag ſchwer auf den blühenden Getreidefeldern, ein Gewitter ſtieg hinter dem Eilenden auf, und immer haſtiger ſtrebte dieſer, das Gehölz zu erreichen und dahinter neue Ausſicht. Er erreichte es, glühend in körperlicher Hitze, noch glühender vor Verlangen, und achtete nicht der wohlthuenden Waldeskühle, ängſtlich umherſpähend und alle Nebenwege zwiſchen den Bäumen aufſuchend, daß er die Erwartete nicht verfehle. Erſchreckt von dem Gedanken, daß dies doch geſchehen könne, rief er laut den Namen „Hedwig“, der Wald hallte ihn wieder, und dieſer einſame, unbeantwortete Wiederhall ſchlug ihm wie ein Furchtſchauer, den er nie gekannt, in's Herz. So aufgeregt erreichte er das Ende des Gehölzes, und — brünſtig und fromm, wie es ihm ſelten begegnete — dankte er Gott. Am Spiegel eines See's hoben ſich zwei Frauengeſtalten von der Landſchaft ab, er unterſchied ein weißes Gewand und fliegende Bänder, es war Hedwig mit ihrem Mädchen. Mit verdoppelter Eile flog er ihr entgegen — das Verhältniß zwiſchen ihnen, ſo jung und neu, war noch ein unausgeſprochnes; jetzt war die erſte Gelegenheit da, vielleicht auch die letzte, ſich durch Wort und Zuſage einander zu verſichern. Hedwig hatte den Hut abgenommen, weil weiße Wolken vor die Sonne getreten waren, ihr dunkles Haar wallte um das vom Gehen leicht geröthete Antlitz. das

Auge leuchtete in Freude über den Anblick des ihr Entgegenkommenden, und eine ſchelmiſche Genugthuung bewegte ſich um die ſchwellenden Lippen, Genugthuung: daß der prächtige Mann ſich ihr ſo ergeben zeige. So empfing ſie ihn denn mit einem muthwilligen Ausrufe, daß er über Gebühr erhitzt und wunderlich ausſähe.

„Ich habe Ihnen raſch etwas mitzutheilen, Fräulein Hedwig! Erlauben Sie, daß ich Ihr Mädchen vorausſchicke, und daß ich Ihnen mein Geleit nach Hauſe anbiete."

Ohne auf die Antwort Hedwig's, welche die Augen niederſchlug, zu warten, winkte er dem Mädchen, und geſellte ſich zu Hedwig. Jene beſchleunigte ihre Schritte, und das Paar ging ſchweigend bis in das Gehölz, weil dem ſtürmiſchen Stanislaus vielleicht die Dienerin noch zu nahe ſchien. Jetzt war ſie hinter den Bäumen verſchwunden, und Stanislaus blieb ſtehen und ergriff Hedwig's beide Hände. Ein leiſes Beben flog über des Mädchens Körper, dann hoben ſich langſam ihre Augenlieder, wie aufwärts gezogen von magnetiſcher Kraft des drängenden, fragenden, liebeheißen Blickes, in welchem Stanislaus' Seele auf ihrem Antlitze ruhte. Als die Blicke voll einander gegenüber waren, zuckte es wie Blitzesſtrahl durch Beide, ſie ſank an ſeine Bruſt, er drückte ſein Antlitz an das ihre, heiße Thränen floſſen ihm über die Wangen, als er ſich wieder zurückbeugte, um ihre Augen zu ſuchen —

Da hörte er durch den ſtill über die Fluren ſich hinbreitenden Sommerabend den Hufſchlag eines Pferdes, hörte Stimmen, als ob der Reiter Hedwig's Dienerin befrage, und zog eilig ſeine Geliebte vom Wege ab hinter ein Gebüſch. Raſch nahte ſich der Reiter: es war Herr von Puttkammer; er hielt in ihrer Nähe, um nach ihnen über das Feld hin auszublicken. — Hedwig hielt den Athem an und ſah, halb ängſtlich, halb lächelnd, zu Stanislaus empor. Eben wollte Puttkammer weiter reiten, da ſchoß ein großer Hund an ihm vorüber, hielt plötzlich wie von einem ſcharfen Zügel angehalten in ſeinem Laufe inne und wandte den Kopf nach dem Buſche, hinter welchem das Liebespaar ſtand. Es war der ſteinalte, immer noch rüſtige Paſcha, der ſeine Anhänglichkeit vom verſtorbenen Vater auf den älteſten Sohn übertragen hatte — ein Luftzug hatte ihm die Nähe ſeines jetzigen Herrn verrathen, und das treue Thier, unter den Oberländern überall als Bandemiriſch bekannt, verrieth vielleicht in dieſem mißlichen Augenblicke den Herrn, welchen es ſchützen wollte. Denn Puttkammer, Paſcha erkennend, hemmte ſogleich wieder ſein Pferd und machte Anſtalt, in der Richtung, welche der Kopf des Hundes andeutete, vom Wege abzubiegen. Paſcha aber richtete jetzt den Kopf nach ihm, fletſchte die Zähne und knurrte — „Vandomir'ſche Beſtie!“ brummte dieſer, und hielt unſchlüſſig. Da hörte man einen neuen Reiter kommen; Puttkammer ſah ſich um und erblickte Urban. Dieſer hatte im Flure des Ellernſchen Hauſes bemerkt, daß man ſeinen Herrn ſuche, und nicht, um ihm Angenehmes zu ſagen; er hatte verſtörte, zornige Worte gehört und Puttkammer zu Pferde ſteigen ſehn. Ihm war dieſer Ellernſche Hof überhaupt unheimlich. Er eilte in den Stall, zäumte die Pferde, nahm den Tartar an den Zügel, ſchwang ſich auf das ſeine und folgte Puttkammer —

„Wo iſt Dein Herr?“ fragte dieſer.

Ich glaube, er iſt eines Geſchäftes wegen nach dem Sauckenſee hinüber —

Das war eine Richtung, welche nördlich abbog von dem Pfarrwege. Puttkammer ſah ihn böſe an und ritt weiter nach dem Paſtorate zu, Urban, der ſtill hielt, hinter ſich laſſend. Als er eine Strecke entfernt war, ſprang Paſcha wedelnd hinter das Gebüſch, und Urban hörte die Stimme ſeines Herrn, der ihm befahl, ruhig wieder zurückzureiten nach Ellern — der Diener gehorchte, ohne zu fragen, ohne ſich umzublicken, und Arm in Arm folgten ihm Stanislaus und Hedwig. —

„Wir werden einen ſchweren Stand haben zu Hauſe,“ ſagte Hedwig, „die Eltern wollen Dir nicht wohl, und Puttkammer, dem ſie mich, fürcht’ ich, beſtimmt haben, iſt nicht in guter Abſicht nach Dir aus —“

Nach uns! Laß uns ſtandhaft und tapfer ſein, Hedwig, dann ſoll uns kein Menſch was anhaben. Wenn Du mich nur zur Hälfte ſo liebſt, wie ich Dich liebe, dann ſiegen wir ob, und wenn ſich Alles gegen uns verſchwört. —

Er fühlte den bekräftigenden Druck ihres Armes und hörte mit Freuden ihre Verſicherung, daß ſie ſchon tapfer ſein wolle. Sie vergaßen, in Liebeswonne dem Hofe zuſchreitend, alles Bedrohliche, was ihrer dort warten möge, und kamen an, beleuchtet vom rothen Abendſcheine, verſunken in Liebesgedanken und Liebeshoffnung. Doch trieb der Mädchentakt Hedwig auf ihr Zimmer, und Stanislaus trat allein in das Geſellſchaftsgemach, wo das Knorre'ſche Ehepaar und Roop noch beiſammen waren.

Er war ſo voll Liebe und Wallung, daß er gar nicht wahrnahm, welch eine Wirkung ſein Verſchwinden gemacht, und wie ſich Alles zu einem furchtbaren Ausbruch gereift hatte. Als Herr von Knorre raſch auf ihn zukam, ließ er ihn gar nicht zu Worte kommen, ſondern erzählte ihm mit dem Freimuth einer edlen Seele, daß er ſo glücklich ſei, ſeine lebhafte Neigung für Hedwig von dieſer getheilt zu ſehn, und daß er nichts auf der Welt lebhafter wünſche, als Herrn von Knorre's Tochter nach Brüggen führen zu dürfen, eine geliebte Gattin und Gebieterin —

Hier ſtieß Frau von Knorre einen ſchmerzlichen Schrei aus und lehnte ſich bleich in ihren Lehnſtuhl zurück. Stanislaus, nur einen Augenblick erſchreckt, fuhr lebhaft fort: Nehmen Sie mich auf in Ihren Familienkreis, ſegnen Sie uns, die Gott mit göttlicher Liebe geſegnet! Sie kennen meine äußeren Verhältniſſe, Sie wiſſen, daß ich reich und mächtig bin, meiner Gattin alle Lebensannehmlichkeiten, alle Bedürfniſſe ihres Standes bieten zu können —

Herr von Knorre hatte ſich mit der Fauſt auf den Tiſch geſtützt, es dunkelte bereits, und da ſein Rücken gegen die Fenſter zu gekehrt war, ſo konnte man den Ausdruck ſeines zuſammengezogenen Geſichtes nicht deutlich ſehen; aber das ſah man, daß die heftigſte Bewegung in ihm arbeitete, und daß er ſich mit einem halb wüthenden, halb triumphirenden Blicke nach dem am Fenſter ſtehenden Herrn von Roop wendete und nach Worten ſuchte. Nach einer Pauſe hörte man ihn ſagen: Nun, wie gefällt Ihnen das, Herr von Roop? Ich hatte Ihnen von einer Verlobung geſprochen, und ich könnte Ihnen, wenn ich eine Kammerjungfer Hedwig, von welcher dieſer Herr zu ſprechen ſcheint, im Hauſe hätte, mit zweien aufwarten. Sie werden mit Einer zufrieden ſein, ſobald Puttkammer zurückkommt, und dieſer Herr muß ſich für Einweihung ſeiner befremdlichen Gelüſte eine andre Stätte ſuchen —

Was iſt das? — Aber, Knorre! riefen Stanislaus und Roop gleichzeitig.

„Was das iſt? Meine Hedwig, Hedwig von Knorre, iſt ein zu koſtbarer Edelſtein, Herr Bandomir, als daß der Erbe eines ſchwediſchen Läuflings ſeine Hand darnach ausſtrecken dürfe. Die Reichthümer, mit denen Sie prahlen, und die in den Raubkriegen des ſchwediſchen Raufbolds zuſammengeplündert ſein mögen, die können Sie mit Ihres Gleichen verzehren, und kurz und gut, eine Knorre an Herrn Bandomir, Pfandbeſitzer in Kurland, zu verehelichen, hieße: ſie Angeſichts der kuriſchen Ritterbank und der erlauchten Republik Polen an den Pranger ſtellen — das iſt's! Wo ſind denn die Adelsbeweiſe der Bandomire? So viel ich weiß, ſtammen dieſe Leute von böhmiſchen Bauern, die wahrſcheinlich rechtswidrig entlaufen und durch glückliches Abenteuern bereichert ſind, wenigſtens hat die Ritterſchaft bis jetzt zu dieſer Stunde noch keine Dokumente geſehen, die eine Standesebenbürtigkeit der Bandomire beweiſen könnten. Gehen Sie alſo, mein Herr, woher Sie gekommen, und vermeiden Sie Ellern und jede Knorre'ſche Geſellſchaft, wenn Sie ſich nicht herberer Zurechtweiſung ausſetzen wollen. Daß man Ihrem zudringlichen Beſuche und Ihrem ſo eben geäußerten überdreiſten Antrage nicht nach Gebühr begegnet iſt, daß ich Ihnen hier perſönlich Gründe der Zurückweiſung mittheile, das haben Sie nur der kuriſchen Gaſtfreundſchaft zu danken —"

Bis zum Tode erbleicht und an allen Gliedern zitternd ſtand Stanislaus vor dem wüthenden Alten.

Solch eine Beleidigung hatte er nie für möglich gehalten, die Faſſungskraft verſagte ihm ihre Dienſte, es drehte und ſchaukelte ſich Alles vor ihm, ſein Blick ſchweifte wie leer im Zimmer herum, da traf er auf das Haupt der Frau von Knorre, die es eben ſtöhnend nach der Fenſterſeite bewegte, das unſichere Licht ließ ihn in dieſem Profil die Formen ſeiner Hedwig erkennen, er kam zu ſich, er holte Athem, und als die Pauſe noch eine Sekunde länger gedauert hatte, war er gefaßt. Das Schrecklichſte befürchtend näherte ſich Roop, als Stanislaus dem alten Knorre noch einen Schritt näher trat, faſt Stirn an Stirn — aber er blieb ſtehn, da Stanislaus zu ſprechen anhub. Die tiefe, wie mit einzelnen Donnerſchlägen entſetzlich betonende Stimme feſſelte und erſchreckte ihn mehr, als ſonſt ein Gewältausbruch, den er befürchtet, vermocht hätte.

„Alter Mann,“ ſagte Bandomir, „nicht Deinem grauen Haare, nicht, daß ich Dein Gaſt bin, nicht, daß Du Gatte jener von mir verehrten Dame biſt, haſt Du's zu danken, daß Du in dieſem Augenblicke noch athmen kannſt, daß Du nicht zerſchmettert unter meinen Füßen ſtirbſt — Deiner Tochter allein, und meiner grenzenloſen Liebe für ſie dankſt Du Dein

Leben. Du haſt ihr das ihrige gegeben, jetzt hat ſie Dir das Deinige erhalten, ihre Verpflichtung gegen Dich iſt aufgehoben — und was mich betrifft, ſo höre, wahnſinniger alter Mann, und präg' Dir's ein in den verworrenen Sinn: Hedwig wird meine Gattin, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt und mir in meiner letzten Stunde helfen wolle!"

Wie das in voller Höhe losbrechende Gewitter hatten die letzten Worte geklungen, und die betäubten Hörer hatten kaum bemerkt, daß Bandomir das Zimmer verlaſſen. Er flog in Hedwig's Gemach. Sie hatte ſchon Licht und fuhr ſchreiend auf, als ſie des Geliebten entſetzlich verſtörtes Antlitz erblickte — „Was iſt geſchehn?"

In kurzen haſtigen Worten erzählte er ihr den Vorgang. Schon hörte man die Thür des Geſellſchaftszimmers aufreißen und zufliegen, hörte des alten Knorre, der ſich von der durch Bandomir's Worte hervorgebrachten Betäubung erholt hatte, faſt brüllenden Ruf über den Vorſaal herüber: Wo iſt er? — Wo iſt er? — Bandomir ſchloß die zitternde Hedwig in ſeine Arme, preßte mit fieberhaften Lippen einen Kuß auf die ihren und ſprach die fliegenden Worte: Hedwig, heiligſt Geliebte! willſt Du mir ſchwören vor

Gott dem Allmächtigen, mein zu ſein, mir zu folgen durch Noth und Tod? —

Bebend, aber entſchieden ſprach Hedwig: „Ich ſchwör's!“

— Um meinetwillen zu verlaſſen Vater und Mutter?

„Vater und — wenn es ſein muß, auch meine Mutter.“

Gott lohne Dir's! Ich fordre es ein, ich hole Dich, meine Liebe zu Dir reicht über Noth und Tod —

Da war der alte Knorre an der Thüre und griff ſchon an's Schloß. Mit einem Sprunge war Bandomir auf der Schwelle, ſtieß die Thüre auf, die ſich nach dem Saale zu öffnete, ſtieß ſolcherweiſe den alten Edelmann ein Stück über den Saal zurück, warf die Thüre hinter ſich in's Schloß, um der Tochter den Anblick einer Scene zu entziehn, wie er ſie erwarten mußte, und wollte wortlos nach der Treppe vorübereilen. Diener kamen mit Lichtern die Treppe heraufgeſtürzt, ſie hatten das Rufen ihres Herrn gehört, und am heiſeren Tone erkannt, in welcher wüthenden Stimmung ihr Herr ſei. Er trat denn auch den eilenden Bandomir mit Worten und Geberden an, welche dieſen zum Stillſtand bewogen. Daß der verhaßte Freier aus dem Zimmer Hedwig's kam, hatte die Wuth des Vaters über alle Grenzen geſteigert — „Augenblicklich, Elender," — ſchrie er oder ſtöhnte er vielmehr — „packe Dich aus meinem Hauſe, aus meinem Gebiete, oder ich laſſe die Hunde auf Dich hetzen, und meinen Jäger Dich niederſchießen wie eine Beſtie!" — Als bei dieſen Worten die Handgeberde des Wüthenden dem Körper Bandomir's nahe kam, ſtieß dieſer, ebenfalls außer ſich, das Wolfsgeſchrei aus, welches er in wilder Jagdluſt, Aug' in Auge mit dem wilden Thiere ſich angewöhnt hatte, faßte, ein rieſenhaft ſtarker Menſch, den langen Edelmann an der Gurgel, preßte ſie zuſammen, wiederum als wenn er einen Wolf zwiſchen der Fauſt hätte, und drückte ihn auf einen Seſſel, der in der Nähe ſtand. Noch entſetzlicher wurde die Scene dadurch, daß Paſcha, der ſeines Herrn Wolfsruf unten an der Hausthür gehört, in polternden Sätzen die Treppe herauf geflogen kam, einen der entſetzten Diener, welche mit Armleuchtern den Schauplatz erhellten, über den Haufen rannte, mit einem Sprunge dem überwältigten und nach Athem ringenden Knorre mit den Tatzen auf Bruſt und Schultern ſprang, und offenen Rachens ſein Mordgeheul demſelben in's Geſicht brüllte. Von dem ſchweren Anprall des Hundes und vom jähen Rückbeugen Knorre's ſchlug der Stuhl hinten über — „Brich den Hals, wie Elias!“ rief Vandomir, pfiff dem Hunde und ſtieg die Treppe hinab.

Urban, der ſo etwas erwartet hatte, ſtand mit den Pferden bereit, ſie ſchwangen ſich auf und jagten durch die Nacht davon. Es that ihnen Noth gut beritten zu ſein, denn ſie waren eben aus dem Gehöfte, da hörten ſie die heiſere Stimme des Ellernſchen durch die ſtille Nachtluft ſchrillen: Hunde los!

Leipzig, Druck von Hirſchfeld.

Die

Bandomire.

Kuriſche Erzählung

von

Heinrich Laube.

Zweiter Theil.

Mitau und Leipzig,
Verlag von G. A. Reyher.
1842.

7.

Menſchen, welche ſich ſtarker Kräfte bewußt ſind, ſcheitern zumeiſt in ihren Unternehmungen — wenn ſie ſcheitern — an zwei Mängeln. Im Grunde iſt es ein und derſelbe Mangel: Sie überſehen alle die Mittelglieder, alle die kleinen Verbindungen, welche ſich zwiſchen Abſicht und Ziel immer zahlreich vorfinden, ſie ſchätzen die Menſchen gering, welche nicht offenbar Hauptperſonen des beabſichtigten Intereſſes ſind, kurz, ſie haben nur das Hauptziel und die Hauptperſonen im Auge, ſie ſetzen ihre Handlungen nicht künſtleriſch zuſammen. So kommen ſie allerdings raſcher und öfterer an's Ziel, als der berechnende und umſichtige Menſch; aber am Ziele angekommen ſind ſie machtlos, es fehlt ihnen der Nachdruck alles deſſen, was um die Dinge und Menſchen her liegt, ſie erliegen Angeſichts des letzten Erfolges.

Stanislaus hatte eine Ahnung davon, daß man Held und Diplomat zugleich ſeyn müſſe, um das unmöglich Ausſehende möglich und dauernd zu machen. Er nahm ſich vor, jetzt, da all ſein Trachten auf den Beſitz Hedwig's gerichtet war, überallhin Verbindungen anzuknüpfen, nicht die geringſten Perſonen mehr für unwichtig zu halten. Als ob wir unſer Naturel austauſchen könnten, je nach dieſer oder jener Verſtandeseinſicht! Nun, aber doch ergänzen können wir's — bis auf einen gewiſſen Punkt; vielleicht wird dieſer Punkt ſo weit abliegen von Bandomirs unwillkührlichem Drange, daß die Ergänzung hinreicht für den Sieg, den er ſich vorgeſteckt. Hedwig müſſe ſein Weib werden, das ſtand ſo feſt in ihm wie der Polarſtern, und wenn ein Heer zwiſchen ihm und ſeiner Geliebten ſchlagfertig gelagert wäre. Die abentheuerlichſten Pläne flogen wie Vögelſchwärme zwitſchernd und purrend durch ſeinen Sinn. Bald wollte er mit ſeinen kriegeriſch eingeübten Leuten Ellern überfallen und Hedwig gewaltſam rauben — denn an eine Landespolizei dachte man in dem herrenloſen, viel herrenüberreichen Kurland zu allerletzt — bald wollte er ſich verkleidet einſchleichen und ſie zur Flucht bewegen, bald wollte er ſich tagelang in den Hinterhalt ſtellen, um ſie von einem ihrer Spaziergänge zu entführen. Jedenfalls brauchte er zu irgend einer ſolchen Unternehmung geſchickte Aufpaſſer, und brauchte, um nach ausgeführtem Streiche ſeine Beute vor ähnlichem Streiche zu ſichern, ein möglichſt befeſtigtes Brüggen. Deshalb, und weil ihm auch das Herz überging, und weil er vor dem erprobten alten Urban nichts zu verheimlichen brauchte, theilte er dieſem in jener Nacht, als ſie in der Gegend von Okniſt den raſchen Lauf ihrer Pferde hemmten, das Geheimniß mit und alle Abſichten, welche er im Sinn herumwälzte. Urban ſeufzete. — „Was ſeufzeſt Du?“ —

Der ſelige Herr Oberſtwachtmeiſter wollte mit den Ellernſchen in keiner Weiſe etwas zu ſchaffen haben! —

„Ich habe auch nichts für ſie, als Flintenſchüſſe und Klingenſtreiche, ich will blos meine Hedwig aus ihren Klauen retten.“ —

Darauf faßte Urban, als wohlgeſchulter Soldat, zuerſt den ſichern Rückzug, die Befeſtigung von Brüggen, in's Auge, die Pläne über Entführung zunächſt mit den Worten ablehnend: Das findet ſich, und das iſt leichter.

Die Befeſtigung eines kuriſchen Hofes iſt aber darum nicht leicht, weil das dazu gehörige ſogenannte

Geſinde, aus Ställen, Vorrathshäuſern und dem Wohnhauſe des Geſindes beſtehend, gewöhnlich breit auseinander geſtreut iſt, da man nirgends auf Bodenerſparung ein Augenmerk richtet. So liegt neben dem Wohngebäude der Leute, aus deſſen glasloſen Schiebefenſtern meiſt ein dicker Rauch qualmt, ein Gebäude, welches „die Kleete“ heißt, das wichtigſte Vorrathshaus, worin das ausgedroſchene Korn, der Flachs und die Lebensmittel verwahrt werden, und wogegen alle Diebseinbrüche gerichtet ſind. Dann folgt das Fahlland, worin das Rindvieh und die Schaafheerde unter Dach und Fach gebracht iſt. Der Pferdeſtall iſt das nächſte Gebäude, und erſt in einiger Entfernung davon ſteht vereinzelt Badeſtube, Riege und Scheuer. In der Riege wird das Korn in einer eignen Kammer, „Hilzriege“ geheißen, abgedörrt und dann gedroſchen und gereinigt. Alle dieſe Häuſer in den Befeſtigungsplan aufzunehmen, war ein allzu ſchwieriges Unternehmen, und da deren Beſetzung bei etwaigem Ueberfall im Grunde gleichgültig heißen konnte, das Brüggenſche Herrenhaus auch in hinreichender Entfernung von dieſem Geſinde lag, um von einer Beſetzung deſſelben durch die Angreifer nicht gefährdet zu ſeyn, ſo beſchränkte Urban ſeinen Feſtungsplan auf dieſes Herrenhaus. Es war ein einſtöckiges hölzernes Gebäude, an dem ein Bach vorüber nach dem See hinabrieſelte. Er wollte einen breiten Graben und hohen Damm um das Haus zu Stande bringen, das Waſſer des Bach's ſolle den Graben füllen, ein Thor von eiſenbeſchlagenen Eichenbohlen ſolle den Zugang von der Brücke ſchließen, und darin angebrachte Schießlöcher ſollten den Sturm darauf vereiteln. Und für den Fall, daß alles dies von überlegener Macht bezwungen würde, hatte er noch vor, einen Fluchtgang unter dem Hauſe auszugraben — „das verſtehn unſre Fuchsjäger, gnädiger Herr, und ſobald wir nach Hauſe kommen, geh' ich an's Werk; nun können wir uns nach dem Angriff von unſrer Seite umthun — da iſt der Hemmo drüben im Geſinde ein guter Spion, und ſein jüngerer Bruder, den damals die Chabelsky'ſchen als einen Läufling mit fortgeſchleppt, das iſt einer der geſchickteſten Letten, nicht ſo träge und ſtumpf wie die andern alle ſind — “

Und Jakut müſſen wir werben, Urban!

„Jakut? — das iſt bedenklich, gnädiger Herr, ich hab' ihn immer noch im Verdachte mit dem Säbel — “

Was iſt das? — Die Reiter waren inmitten des Waldes zwiſchen Kaſimirswahl und Lowiden, und ſahen über eine Kieferdickung empor einzelne Feuer leuchten. Ohne auf Urban's Warnung zu achten, ritt Stanislaus darauf los, und ſah bald über die niedrige Waldung hinweg in ein Zigeunerbivouak hinein, wie es trotz aller Verordnungen des Landtags überall in Kurland zu finden war. Juden und Zigeuner wurden auf allen Landtagen des Landes verwieſen, waren aber immer zahlreich im Lande zu finden, da hier ein Kurländer dem Edikte gemäß ſie verjagte, dort ein anderer des Ediktes lachte und ſie gewähren ließ. — Die bunte ägyptiſche Geſellſchaft ſchlief jetzt großentheils, nur eine Alte ſaß vor einem Keſſel und rührte zuweilen mit einem Löffel darin umher. Ein Mädchen, als Knabe gekleidet, ſchlief mit dem Kopfe auf ihrem Schooße. Stanislaus kannte beide: er hatte der Alten ein Häuschen und Stückchen Landes im Brüggen'ſchen Forſte eingeräumt, weil ſie ihn darum angeſprochen, und weil er den Verſuch machen wollte, dieſe nomadiſchen Menſchen an feſte Wohnſitze zu gewöhnen. Aergerlich, daß er die Alte doch wieder vagabundiren ſah, wollte er von dannen reiten, als die Hunde des Bivouaks laut wurden, im Nu einen Aufſtand zu Wege gebracht und ihn mit Zigeunern umringt hatten. „Seyd demüthig und höflich!“ ſchrie das knabenhafte Mädchen, „es iſt der Brüggenſche Herr, unſer ſchöner Beſchützer!“ Und dabei ſprang ſie heran und küßte ihm den Stiefel, die ſchwarzen ſchönen Augen zu ihm aufſchlagend, als ob ſie ſein Antlitz um und um in ſich aufnehmen wollte. —

„Schämſt Du Dich nicht, Petruſchka, daß Du Dich mit Deiner Mutter wieder im Herumſtreifen betreffen läßt?“

Verzeiht, Herr von Stanislaus, wenn die Vögel immer wieder gern einmal hinausfliegen, ob auch ihr Käfig noch ſo wohnlich ſey. — Wofür haben ſie Flügel? Und ihr fehlt ja ſeit einer Woche auch tagtäglich in Brüggen, und Ihr jagt nicht mehr und ſeyd unſtät, und Maruſſa ſagt: aus Ellern käm' Euch wohl das Liebſte, aber auch das Schlimmſte —

„Hella, ſeyd Ihr Spione?“

Nicht blos das, blanker, gnädigſter Herr — ſagte hierauf die alte Maruſſa — wir wiſſen auch viel Dinge, die wir nicht ſehn —

„Poſſen! Aber wollt Ihr mir Alles ſagen, was Ihr ſeht? — “

Alles, Herr! rief Petruſchka — Alles gehört der Sonne, wendete Maruſſa ein, aber was Euch noth thut, ſollt Ihr erfahren. Wir ſind nicht treu, aber dankbar. So reitet Ihr einen falſchen Weg, Herr, denn Eures Vaters zweiter Sohn iſt nicht in Kummeln, ſondern auf dem Wege nach Mitau, und Ihr ſolltet immer bei einander ſeyn. Wenn Ihr bei einander ſeyd, wird Euch ganz Kurland nicht beſiegen; wenn Ihr Euch aber trennt, ſo unterliegt Ihr!

„Mein Bruder nicht in Kummeln?“

Wir haben ihn von den Bergen bei Illurt hinabreiten ſehn, gen Bevern, immer auf Mitau zu.

„Von da iſt's noch weit nach Mitau, er kann wo anders hin geritten ſeyn!“

Ferber hatte Briefe in der Taſche, die in Mitau auf die Poſt ſollen, und der Kummeln'ſche Herr ſagte, als er an Petruſchka vorüber ritt und ſie nicht ſah, er wolle drei Tage in Mitau bleiben — geht nach Mitau, Herr, der junge Ellernſche iſt auch da, und er liebt Euren Bruder nicht.

Stanislaus beſchloß wirklich, auf der Stelle umzukehren und nach Mitau zu eilen. Er erinnerte ſich, daß Scipio und Ferber, der Kummeln'ſche Verwalter, in Verkaufsgeſchäften nach der Hauptſtadt gewollt hatten, von den Ellernſchen war jetzt überall der feindlichſte Angriff auf einen Bandomir zu gewärtigen, und Scipio mußte von dem ſo entſetzlich ausgebrochenen Zerwürfniß unterrichtet, mußte gewarnt und geſchützt werden. Auch fühlte ſich Stanislaus ſo von Unruhe und Plänen gepeitſcht, daß ihm jetzt der Aufenthalt in Brüggen unmöglich und ein Umherſtreifen erwünſcht ſchien. Er ſchwieg eine Weile, nahm dann ein Goldſtück aus der Taſche und hielt es der alten Maruſſa hin mit den Worten: Halte mir immer Botſchaft in Deiner Hütte bereit, Maruſſa! Nun, was ſteht in meiner Hand geſchrieben, daß Du ſie ſo prüfend betrachteſt?

„Es iſt nicht gut, Alles zu leſen, Herr!“

Ich will's aber wiſſen, Weib, rede! Werd' ich erlangen, wornach ich trachte?

„Ihr werdet's erlangen, aber um hohen Preis —“

— Werd' ich's bewahren?

„Bis zum Tode, — aber Ihr ſterbt nicht langſam — “

Deſto beſſer! Euer Gott ſchütze Euch — und ſeyd mir zur Hand!

Und ſomit wandte er ſeinen Tartar ſo raſch, daß er Petruſchka, die ihm eiligſt den Fuß wieder küſſen wollte, an den Boden warf. Er ſchickte Url an nach Brüggen, und trabte mit Paſcha den Weg zurück, den er gekommen.

Als die Morgenröthe herauf dämmerte, ſah er ſich unweit des Suſſeibaches nahe bei der Ellernſchen Forſtei, und ſpornte haſtig den Tartar, um wieder aus dem Ellernſchen Gebiete hinauszukommen. Ein lettiſcher Hirt kam von Saucken daher geritten mit Pferden und Rindern, und ſang nach einer melancholiſchen Weiſe der aufgehenden Sonne entgegen:

Es kommt die Jagd,
Die Alles plagt:
Die Erde, das Thier und den Bauer.
Der Herr hat's gut,
Wohlfeilen Muth,
Und uns wird Alles ſauer.

Es kommt die Jagd.
Gott ſey's geklagt!
Was hilft nun Sparen und Schonen!
Herr Chriſtus ſpricht:
Verzage nicht,
Droben iſt beſſer Wohnen.

Doch wird die Jagd
Dort angeſagt,
Was will Herr Chriſtus machen!
Sie reiten ihn um,
Chriſt, ſieh dich um,
Sie ſchreien und tödten und lachen.

Der Lette grüßte Stanislaus und rief: „Seht Euch vor, Herr, wenn Ihr kein Ellerniſch Gewiſſen habt, 's iſt ſeit geſtern Abend Alles auf den Beinen da drüben und will ſchießen und ſtechen. Da kommen eben wieder die Jäger nach der Forſtei heim, und reiten uns durchs Getreide, ſo breit und ſorgfältig, als hätten ſie ein Taſchenmeſſer verloren."

Stanislaus konnte nicht antworten, denn eine Stute von den Weidepferden war dem Tartar zu nahe gekommen, dieſer hatte einen unerwarteten Satz und ſeinen Herrn dadurch bügellos gemacht, dann ging er, dem ſtraffſten Zügel trotzend, mit ſauſender Schnelligkeit durch in einen Eichenhag hinein, und an den niedrigen ſtarken Aeſten eines Baumes ſtreifte er ſeinen Reiter ab. Betäubt von dem Stoße an den Kopf, fiel dieſer zu Boden, wirr durch einander ſchwirrten ihm nur die Gedanken, Ellern ſey nahe und Scipio bleibe ohne Kunde und ohne Hülfe; dann ward er bewußtlos.

Als er die Augen wieder aufſchlug, ſtand die Sonne ſchon tief am Nachmittagshimmel, zahlreiche Gruppen von Männern erfüllten den Eichenhag, und lebhafter Wortesaustauſch, beinahe wie Streit klingend, ſchallte hin und wieder. Die Wieſe, über welche hinweg der Blick nach dem von der Sonne beſchienenen Edelhofe Ellern reichte, war belebt von den Knorre'ſchen Jägern zu Pferde und zu Fuß; Herr von Knorre ſelbſt ſtand etwa dreißig Schritte abſeits von Stanislaus, umgeben von einer großen Anzahl Reiter, die zum Theil abgeſtiegen waren, und mit denen er die lebhafteſte Rede und Gegenrede führte. Fünf bis ſechs Männer ſtanden dicht bei Stanislaus, unter ihnen ein fremdartig, prächtig gekleideter Herr, der ſich durch ein offnes ſchönes Antlitz, durch einen blitzenden Federhut vor allen Uebrigen auszeichnete. Man ſchien ihn auch mit einem Reſpekt anzuſehn und zu behandeln, wie dies zwiſchen Kurländern, die ſich Alle als Pairs anſahen, nicht vorzukommen pflegte. — Waren es die eleganten, vornehmen Manieren, war es ſein ſichrer, herrſchgewohnter und doch höflicher Ton, welche dies zu Wege brachten? Und er zeigte ſich theilnehmender für die Wiederbelebung Bandomir's als irgend ein Andrer. Kurz bevor dieſer die

Augen aufgeſchlagen, hatte er ſich mit einem Riechfläſchchen niedergebeugt und es ihm zum Einathmen vorgehalten, jetzt ſprach er lebhaft in franzöſiſcher Sprache zu dem Kavalier, der Vandemir's Haupt emporgerichtet und an ſeine Knie gelehnt hatte, rieth ihm dies und Jenes zur Erleichterung des Kranken, und wiederholte leiſe vor ſich hin, was er beim erſten Anblick Vandemir's ausgerufen hatte: „Ah, c'est un bel homme!“ Er war mit einer großen Suite fremder Edelleute, meiſt polniſcher, dieſen Vormittag auf Ellern angekommen, um dort ein Frühſtück einzunehmen, und dann ſeinen Weg nach Mitau fortzuſetzen. Herr von Knorre hatte ihn mit der größten Auszeichnung aufgenommen und ſich mit all ſeinen Leuten zum Geleit nach Mitau angeſchloſſen. In der Gegend des Forſthauſes die weidenden Pferde erblickend, war der Fremde, weil ihm eines der Pferde auffiel, mit wenigen Kavalieren etwas abſeit vom großen Zuge geritten, hatte den hütenden Letten über Alter und Herkunft des Roſſes befragt, und zur Antwort erhalten, es gehöre einem todten Herrn, der dort unter der Eiche liege. — So hatte er ſelbſt Vandemir entdeckt. Paſcha leckte ſeinem Herrn das Haupt, und blickte, zweifelhaft ob er knurren oder gewähren laſſen ſollte, zu dem Fremden auf. Als Herr von Knorre mit den Uebrigen, worunter von Thorhacken, Knorre's Schwager, und Jakob Chabelsky, der Sohn des Oekonomus, herbeikamen, und jener, frohlockend über den Fund, die zweifelhafte Herkunft, das freche Betragen, die dem Knorre'ſchen Hauſe angethane Beſchimpfung Seitens dieſes Bandomir erzählte, und mit dem Bemerken ſchloß: er werde dieſen Menſchen, den Gott alſo in ſeine Hand gegeben, ausgeſucht züchtigen und für immer unſchädlich machen — da machte der Fremde eine ablehnende Handbewegung und ſprach: Nicht doch, Herr von Knorre, ich habe den Mann gefunden und werde über ihn disponiren —

„Erlauchter Herr,“ fuhr Knorre auf — „dies iſt Ellernſcher Grund und Boden, und“ — ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu — „dieſer Menſch hält zu Herzog Ferdinand.“

So? Das thut nichts! Eine alſo geſtempelte Mannesgeſtalt geht nicht für immer mit dem abſcheidenden Geſchlechte! Sie haben ihn unrichtig behandelt, Herr von Knorre! Wenn er ſich von ſeiner Betäubung erholt hat — Charpentier verſichert, er ſey nur betäubt — werd' ich ihn mit nach Mitau nehmen, und ich hoffe ihn zu bekehren.

Auf dieſe Aeußerung hatte ſich Knorre grollend entfernt, und in der Gruppe, welche ſich um ihn geſammelt, ward die Angelegenheit heftig hin und her beſprochen, als Stanislaus zu ſich kam, und mit Hülfe jenes Charpentier, eines franzöſiſchen Arztes, ſich aufrichtete. Grimmig ſah Herr von Knorre zu, als der Tartar herbeigebracht, und von dem Hirten, welcher ihn eingefangen und ſich ſeiner angenommen, geſattelt wurde; grimmig ſah er zu, als Bandomir, den Paſcha jauchzend umſprang, mit Hülfe Charpentier's, ſein Pferd beſtieg. Die Hand zuckte ihm convulſiviſch, die Schenkel preßten das Roß, und mit ein paar Sätzen war er nahe bei dem Fremden, der eben auch ſein Pferd, ein in hieſiger Gegend ganz ungewöhnliches, hohes andaluſiſches Thier, beſtieg. „Noch einmal, erlauchter Herr! — “ rief er mit gepreßter Stimme — „dies iſt Ellerniſcher Grund und Boden, und jener Menſch mein Gefangener!“

Kurländiſcher Boden, Herr von Knorre! erwiderte dieſer, und der Gruppe rief er heitern Angeſichts zu: Messieurs, en route, s'il vous plait!

Ein breitſchultriger, roth ausſehender Herr mit ſtarrem Blick, Herr von Thorhacken, machte den Fremden mit einigen plumpen Worten darauf aufmerkſam, daß dieſe Behandlung von Knorre's Abfall zu Wege bringen könne, daß er mit Chabelsky und noch Einigen bereits zurückgeblieben ſey und dem Zuge nicht mehr folge. — „Das thut mir leid, Herr von Thorhacken, beſonders, da Sie mir dies wohl mittheilen, weil Sie ſelbſt zurückbleiben wollen; empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Schwager, und drücken Sie ihm mein Bedauern aus, daß ich nicht im Geſchmack roher Haſſesausbrüche erzogen worden ſey!“ —

Man ritt des Kranken halber langſam; dieſer aber hatte ſich nach einer Viertelſtunde völlig erholt und, ſich bedankend, erkundigte er ſich, wem er ſo viel freundliche Theilnahme ſchulde —

„Einer leidlichen Erziehung und einem beweglichen Herzen“ — erwiderte dieſer — „zwei Gaben einer Mutter, für welche der Freund Ihres Vaters, König Karl von Schweden, kein freundliches Wort finden konnte. Pardon! Das iſt ohne Rankune geſagt. Ihr Herr Vater, Herr von Vandomir, bewies ſich meiner Mutter, als König Karl ihr den Rücken wandte, ganz wie es einem höflichen Kavalier zuſteht, und durch meine Mutter, die Gräfin Königsmark, bin ich auf Ihre Familie aufmerkſam geworden. Politiſch Günſtiges konnte ich zwar am Hofe meines

Vaters von Ihrer Familie nicht hören, denn die Bandomire waren immer gegen die polniſche Herrſchaft, aber es intereſſiren mich noch andre Dinge als Krieg und Politik. König Karl iſt auch, meines Erachtens, an ſeiner ſoldatiſchen Einſeitigkeit zu Grunde gegangen, und ich freue mich zu hören, daß Sie, Herr von Bandomir, bereits von anderen Intereſſen belebt ſind. Mars iſt ein roher Geſelle, wenn Amor nicht neben ihm hergeht. Verlaſſen Sie ſich auf meine Bereitwilligkeit, Sie mit Herrn von Knorre auszuſöhnen, Fräulein Hedwig iſt ein ſehr artig Weſen; aber freilich gefällt ſie ebendeshalb auch Vielen, und Sie werden einen harten Stand haben. Chabelsky iſt wohl mehr um der ſchönen Augen, die ihn heut Morgen ſo ſichtbar entzückten, als um Herrn von Knorre's willen zurückgeblieben, wie ich ſehe, und er iſt gefährlicher als der Bräutigam Herr von Puttkammer. Seyen Sie trotz dem munter, Herr von Bandomir, die Liebe iſt nicht ſo ſparſam vertheilt, daß wir auf ein Weſen beſchränkt wären. Hoffentlich werden wir auch dem jungen Herrn von Knorre begegnen, dem der Vater in der erſten Hitze über Ihr geſtriges Rencontre einen Reitenden nach Mitau geſendet, um ihn gegen Sie heim zu berufen; er iſt jung und heiter, und wird zu Ihnen halten, und Grüße und Beſtellungen für die Dame des Herzens mitnehmen, von der wir uns jetzt auf einige Zeit entfernen. Lange wird's nicht dauern, wenn wir auch augenblicklich in Mitau lebhafte Beſchäftigung finden mit den Ruſſen, die jetzt grade nicht gut auf mich zu ſprechen ſind und mich lieber fern von Mitau ſähen. Wir ſind lauter tapfere Leute, dieſe Herrn des polniſchen und deutſchen Adels werden ein Vergnügen darin finden, Sie in luſtigem Gefechte neben ſich zu ſehen. Und ſind wir erſt auf dem Reinen, dann ſind Ihre kuriſchen Mißverhältniſſe raſch in's Reine gebracht. — Aber Meſſieurs, iſt das nicht Alt-Saucken mit dem nahen Kirchthurme? Da müſſen wir einſprechen, um Herrn von Reyer mit uns zu führen.“

Der Fremde war alſo der Graf Moritz von Sachſen. Stanislaus ſah ſich durch dieſe Mittheilungen in die mannichfaltigſte Verlegenheit gebracht: Scipio war dringend gefährdet, und die Reiſe unter immerwährendem Aufenthalte, wie ſie Graf Moritz betrieb, war in dieſem Betracht eine Pein für Vandomir; Hedwig ferner, von der ihn jeder Schritt mehr entfernte, war einem neuen Bewerber ausgeſetzt, und ein neuer Stoff der Beſorgniß erhob ſich hiermit im Hintergrunde; die polniſche Partei endlich, welche den

Sohn des Königs von Polen umgab, mißfiel Stanislaus; die leichtſinnige Darſtellung der Liebe, wie ſie Graf Moritz äußerte, mißfiel dem leidenſchaftlich und wahrhaft Liebenden; eine loyale Hülfe für das Verhältniß zum Knorre'ſchen Hauſe war außerdem eine Chimäre, denn hier handelte es ſich um bereits zu tief gegrabenen Haß, um unheilbar gemachte Wunden — was ſoll, was hilft die Verbindung mit dem Grafen Moritz? war die kopfſchüttelnde Endfrage von alle dem.

Stanislaus ward aber nicht durch Berechnung beſtimmt, ihn leitete Regung, Wallung, Gefühl, und wohlthuende Wallungen zogen ihn zu dem Grafen. Wäre Stanislaus ein Politiker geweſen, ſo hätte ihn die leichtſinnige Art, eine mächtige Partei, wie die Knorre'ſche, aufzugeben, belehrt, daß dieſer alſo ritterliche Kronprätendent keine nachhaltige Parteimacht zuſammenhalten würde! Statt deſſen beſtach ihn eben dieſe ritterliche Weiſe, und ſie hatte juſt ihm ihr Wohlgefallen zugewendet, unverkennbar zugewendet. Dieſelben romantiſchen Regungen, welche ihn innerlichſt beherrſchten, ſchenkten ihm die raſche Theilnahme des Grafen, was Wunder, daß er geſchmeichelt und unwiderſtehlich angezogen war! Sah er in die Zukunft, ſo konnte er unter den jetzigen Verhältniſſen Kurlands nirgends eine erfreuliche Exiſtenz für ſich erblicken. Die Ritterbank hatte er beleidigend zurückgewieſen, und doch gab's ohne ſie kein wohlthuendes Beſtehn in Kurland; Hedwig mußte er rauben, wenn ſie ſein werden ſollte, und doch bedurfte er ungewöhnlichen Schutzes oder der Anſiedelung im Auslande, um des Raubes froh und ſicher zu werden. Alſo ein ganz neues Regiment in Kurland, Umwälzung alles Beſtehenden war für ſeine Zukunft erforderlich, oder ein Anhalt im Auslande. Graf Moritz konnte Beides bieten. Und welchen Zauber übt das Ideal einer Zeitrichtung! Solch ein Ideal war Graf Moritz, welcher ein unter modernem Geleit neubelebtes Mittelalter in ſich darſtellte: perſönlichen abenteuerlichen Muth, Kriegskenntniß, glänzende Erſcheinung, feine Sitte, raſchen, witzigen Geiſt, leichten Sinn —

Vorwärts getrieben, rückwärts gezogen; behielt doch das geſchmeichelte und angezogene Naturel die Oberhand: er blieb beim Grafen, und als ſie am folgenden Abende an der Brücke vor Mitau ankamen, waren ſie ſich gegenſeitig durch Wohlgefallen und Wohlwollen in Vertraulichkeit ſo nahe gerückt, als ob ſie Jahre lang in Freundſchaft mit einander gelebt hätten. — Zu ihrer Ueberraſchung fanden ſie die Aabrücke von einer kleinen Abtheilung ruſſiſcher Truppen beſetzt, und der Offizier näherte ſich, reſpektvoll grüßend, dem Grafen, ihm anzeigend, daß er beordert ſei, Seiner Erlaucht den Eintritt in Mitau zu verweigern. Alle ſolche Strömungen und Gegenſtrömungen von Seiten der Nachbarſtaaten wechſelten damals überraſchend ſchnell. Kurland war ſo unordentlich regiert, daß es den Nachbarn immerwährende Veranlaſſung gab zum Einſpruch, und in Rußland wechſelte durch raſch auf einander folgende Todesfälle die Herrſchaft ſo vielfach, daß das Verhältniß dieſes Reichs zu Kurland ebenfalls immerwährenden Wechſeln unterworfen war. Die Großfürſtin Anna, Wittwe des zuletzt verſtorbenen kuriſchen Herzogs, und in Mitau reſidirend, war natürlich ein unmittelbarer Anhalt für Rußland. Sie war mit einer ruſſiſchen Leibwache verſehn, und ruſſiſche Truppen marſchirten von Riga ab und zu. Es war unzweifelhaft, daß demjenigen, den ſie zum neuen Gatten wählen würde, der Weg zum kuriſchen Herzogshute am Breiteſten gebahnt ſei: in ihrer Perſon vereinigte ſich die Verwandtſchaft mit dem erblichen Herzogsgeſchlechte der Kettler und die Verwandtſchaft mit dem mächtigen Reiche Rußland, von welchem in der That bereits das Schickſal Kurlands allein abhing, wie gebieteriſch auch die Republik Polen ihre Oberlehnsherrſchaft geltend machen, ja gar eine Einverleibung Kurlands beſchließen mochte. König und Adel waren in Polen immer getrennter Meinung über dieſe Frage, in Rußland aber folgte dem Willen des Herrſchers eine unmittelbare Maßregel und That. So wollte der König von Polen ſeinen natürlichen Sohn zum Herzoge machen; aber der polniſche Adel, wenn auch Einzelne dem Grafen Moritz anhingen, war keinesweges dieſer Meinung. Da Graf Moritz indeſſen der Großfürſtin Anna zu gefallen ſchien, und von einer Verehelichung derſelben mit ihm die Rede war, ſo hatte Rußland bisher der Prätendentſchaft des Grafen nichts entgegen geſetzt, obgleich Fürſt Menſchikoff ſelbſt für ſeine Perſon Abſichten auf den kuriſchen Herzogshut hatte. Es mußte alſo etwas vorgegangen ſein, daß dem Grafen jetzt plötzlich der Eintritt in Mitau gewehrt wurde; und da er ſelbſt dies nur einer vorübergehenden Sinnesänderung der Großfürſtin zuſchrieb, welche durch Neider und Feinde ihm veranlaßt worden ſei, ſo bedachte er ſich nicht lange, den Zugang zu erzwingen. Er zog alſo ſeinen Degen, ſein Gefolge that desgleichen, ſalutirte den Offizier, erklärte ihm, daß dies auf einem Mißverſtändniſſe beruhen müſſe, deſſen Aufklärung er jetzt, beeilt, zur Frau Großfürſtin zu kommen, nicht abwarten könne, und daß die Truppen ihre Schuldigkeit thun möchten. Damit ſprengte er, geſchwungenen Degens, in vollem Roſſeslaufe vorwärts, ſeine Suite folgte eben ſo, die geringe Truppenmannſchaft hatte nicht Zeit, einen geregelten Widerſtand zu leiſten, und nur ein vorſpringender Soldat war von dem ungeſtümen Tartar Bandomir's niedergeritten worden. Der ganze Zug ſprengte wie eine donnernde Windsbraut in die Stadt hinein bis zum Hauſe des Bürgers Wilmitz, das Graf Moritz bewohnte. Es ſteht auf derſelben Stelle jetzt das viel größere Haus des Baron von Wolf. Die kleine Streitmacht des Grafen, ſechzig Mann, welche er mit vieler Mühe zuſammengebracht hatte, war davor aufmarſchirt, und Wilmitz ſtürzte den Ankommenden verſtört und mit der Nachricht entgegen: er habe die Truppen herbeirufen müſſen, weil man die Effekten Seiner Erlaucht unter dem Bemerken habe ausräumen wollen, Seine Erlaucht dürfte Mitau nicht mehr betreten. Seine Excellenz, Fürſt Menſchikoff, ſei in Mitau geweſen, habe achtzehnhundert Mann Truppen berufen, einen Landtag ausſchreiben laſſen, welcher die Richtigkeit der Wahl Seiner Erlaucht ausſprechen ſolle, auch aus Danzig von Seiner Hoheit dem Herzoge Ferdinand ſei eine Proteſtation gegen Seine Erlaucht angekommen, von allen Kanzeln zu verkündigen, und ſelbſt die gnädigſte Frau Großfürſtin ſcheine Seine Erlaucht aufzugeben; er ſei dreimal um Audienz und Rath eingekommen, wie er ſich mit Dienerſchaft und Effekten Seiner Erlaucht zu benehmen habe, ſei nie vorgelaſſen, wohl aber bedeutet worden, der Militairbehörde zu gehorchen, da Seine Erlaucht, Graf Moritz von Sachſen nicht wieder nach Mitau kämen.

Dies hatte Wilmitz berichtet, während Graf Moritz vom Pferde ſtieg, in's Haus und in ein weites Empfangzimmer trat. Er lachte zu alle dem, bat die Herrn, welche ihm gefolgt waren, ſich nach Kräften unterzubringen, da er zu eng logirt ſei, um als Wirth ſeine Schuldigkeit thun zu können, und forderte, als ſich alle empfahlen, nur Stanislaus auf, bei ihm zu bleiben. Dieſe auszeichnende Gnade ſetzte dieſen in große Verlegenheit, denn ihn drängte es mit Centnerſchwere, ſich nach Scipio umzuſehn, und er verhehlte dies denn auch dem Grafen nicht. „Eine oder ein Paar Stunden ſpäter,“ erwiderte dieſer, „ſind nun doch von geringem Unterſchiede," und der Moment, auf dem Schloſſe eingeführt zu werden, ſei für Bandomir von Wichtigkeit, für ihn, den Grafen ſelbſt, augenblicklich von Nutzen. Der Eintritt werde allen Anzeichen nach ſchwierig zu erlangen ſein, man kenne aber Bandomir auf dem Schloſſe nicht, man ſei neugierig, der immerwährende, unerwartete Wechſel herrſchender Perſonen habe die Leute ſchüchtern gemacht gegen einen neu auftretenden, ſtattlich ausſehenden, unbekannten Mann, denn in Jedem könne der neue Machthaber verborgen ſein — „kommt uns der kalte Kammerherr nicht in den Weg, ſo gehen wir unangehalten bis in das Spielzimmer der Großfürſtin, wo ſie jetzt ihre Partie macht. Sind wir erſt da, dann wird Alles in's Gleis gebracht, die Großfürſtin iſt eine wohlwollende Dame, welche nicht blos politiſchen, ſondern auch augenblicklichen Eindrücken folgt; kurz, machen wir Toilette! Bedienen Sie ſich dort meiner Garderobe, allons!"

Der Graf hatte dem Kutſcher Befehl gegeben, keiner Wache, keiner Frage Rede zu ſtehn und im Galopp bis an's Portal zu fahren. So geſchah's. Die beiden glänzend ausſehenden Männer waren wie der Blitz aus dem Wagen, durch die Halle, die Treppe hinauf, wie viel auch, wie deutlich auch Diener Einſprache anbringen wollten. Der imponirende Königsſohn ließ nichts aufkommen, und ſchritt mit dem unbekannten, eben ſo in ſchimmernde franzöſiſche Tracht gekleideten Bandomir hindurch. Er drang bis in das letzte Vorzimmer, hier aber trat ihm wirklich jener gefürchtete Kammerherr in den Weg, und zwar ſtellte ſich dieſer ſehr entſchieden, wenn auch ſehr höflich entgegen. Zu Schreck und Entrüſtung Bandomir's ſprach der Graf hier im hochfahrendſten Tone: Gehen Sie mir aus dem Wege, Parvenü, oder ich ſpieße Sie mit meinem Paradedegen an die Wand. — Unterhalten Sie ſich mit dieſem Herrn, der gleiches Schickſal mit Ihnen hat, nicht Indigena von Kurland werden zu können.

So ſchritt er durch die letzte Thüre, man hörte den Aufſchrei einer Dame, und Bandomir ſah ſich dem Kammerherrn allein gegenüber. Zerſtreut in ſeiner Entrüſtung und unſchlüſſig, ob er nicht von dannen gehn ſolle, ſah Bandomir in das wohlausgebildete, feſt und forſchend blickende Antlitz dieſes Mannes, der ein kräftig ausſehender Dreißiger zu ſein ſchien, in der That aber ſchon ein Vierziger war. „Sie wundern ſich noch“ — hub derſelbe nach einer

Pauſe langſam gegen Vandomir an — „über die Rückſichtsloſigkeit des vornehm Geborenen, der wahrſcheinlich plötzlich im Tone umſchlug gegen Sie? Das muß man gewohnt werden, wenn man Viel braucht und Viel erreichen will. Ihr Indigenat betreffend, ſeien Sie übrigens unbeſorgt; es kommt eine andre Ordnung der Dinge: eine Stunde vor Seiner Erlaucht iſt eine königlich-republikaniſche Kommiſſion, den Erzbiſchof Szembek an der Spitze, aus Polen eingetroffen, welche die unwiderrufliche Abſetzung des halb zum Herzog gewählten Grafen gebracht, und um dieſelbe Stunde ſind Boten aus dem Oberlande, wo Seine Erlaucht Ihren zahlreichſten Anhang hatte, angelangt, Vollmacht bringend, daß ſich die Knorre's, die Thorhacken's, und wie ſie weiter heißen, von ihm losſagen. Und wäre dies auch nicht, Fürſt Menſchikoff, der ſelbſt Herzog werden will, ließe ihn nicht aufkommen. Und wäre auch dies nicht, die Frau Großfürſtin, zu welcher er ſich jetzt fruchtlos eindrängt, liebt es nicht, daß man ſich um ihre Hand bewerbe, und gleichzeitig für jedes hübſche Lärvchen galant ſei, nach Art franzöſiſcher Kavaliere. Und wäre das alles nicht, mein Herr, dieſem Lande thut ein andres, feſtes Regiment Noth, und dies ſteht vor der Thür

— ſeyen Sie unbeſorgt, wenn man Ihnen auch jetzt das Indigenat verweigert hat" —

Mein Herr, es hat mir's Niemand verweigert, denn ich habe Niemand um etwas gebeten, was ich als freier adlicher Mann nicht brauche —

„Deſto beſſer, deſto beſſer! Laſſen Sie dieſe ſich abſperrende Kaſte eine Unabhängigkeit empfinden, die ſie in ihrem Dünkel für unmöglich halten. Es iſt mit dieſem Dünkel keine Regierung mehr möglich, denn Jeder thut, was ihm gut dünkt. Da hat ſo eben ein Begleiter Seiner Erlaucht einen kaiſerlichen Soldaten niedergeritten, das ſoll ihm heimkommen! Da hat es erſt heute früh auf offenem Platze eine Ausforderung, ein Duell gegeben Angeſichts der höchſten Behörden des Landes, und einer der Raufbolde iſt auf dem Platze geblieben — das muß anders werden! Und beſonders dieſe Oberländer —"

Waren die Duellanten aus dem Oberlande?

„Ja, ein Knorre und ein Bandomir!"

Wie? Und wer iſt geblieben?

„Intereſſirt Sie das ſo? Ich will den Offizier rufen, der die Truppenabtheilung an der Brücke kommandirt hat, und an welchem der Sieger vorüber geſprengt iſt hinaus in die Wälder" —

Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen —

„Es iſt an dem Leben des Einen ſo viel gelegen, wie an dem Leben des Andern, denn der Eine hält zu den unruhigen Lithauern, der Andere zu dem Erbfeinde all dieſer Länder, zu Schweden" —

Stanislaus erwartete kaum die letzten Worte, verbeugte ſich und eilte hinweg. Erſtaunt ſah ihm der Kammerherr nach, und ging dann in's Vorzimmer, um den wachthabenden Offizier zu ſprechen. Von dieſem erfuhr er, daß der wegeilende Herr derſelbe ſei, welcher an der Brücke den Soldaten niedergeritten, er habe ihn wegen der veränderten Tracht erſt jetzt beim Hinweggehn erkannt —

„So eilen Sie ihm nach und verhaften Sie ihn auf der Stelle!"

Und wenn er, oder andere Kurländer ſich widerſetzen —?

„So verhaften Sie ihn doch! Es muß den Befehlen, die von hier ausgehen, Achtung werden in einem Lande, wo Niemand gehorchen will!" — „Und" — ſetzte er im Zurückgehn für ſich hinzu — „es iſt kein Kurländer!"

Dieſer Mann war Niemand anders als der Kammerherr von Biron, der ſich ohne erbliches Vorrecht durch eignes Verdienſt emporgearbeitet hatte, der ſelbſt nach dem kuriſchen Herzogshute blickte, und wirklich ſechs Jahre ſpäter unter Beihülfe ſeiner Herrin Anna, die unterdeß Kaiſerin von Rußland geworden, Herzog von Kurland wurde, Gründer einer Familie, die bis gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Adelsreich als letzter Herzogsſtamm beherrſchte.

8.

Hedwig war in einer traurigen Lage. Sie war nicht erfahren genug, um ſich charaktervoll den auf ſie eindringenden Anforderungen entgegen zu ſtellen; und ſie war nicht beſchränkt, nicht romanhaft genug, die Wünſche und Weiſungen der Ihrigen völlig zurückzuweiſen. Ach, die Mutter hatte ihr ſo innig zum Herzen geredet, ganz anders als der Vater, viel, viel eindringlicher. Sie hatte Stanislaus nicht geſchmäht, keineswegs, ſie hatte ſogar deſſen glänzende Eigenſchaften mit Vorliebe hervorgehoben, ſie hatte nicht nur in Worten, nein in Blick, Miene und Ton ihre Theilnahme, herzliche Theilnahme für ihn bezeigt, und doch immer damit geſchloſſen, daß er niemals, niemals ihr Schwiegerſohn werden dürfe. Aber warum denn nicht? fragte ſchüchtern der geſunde Sinn Hedwig's, der ſo viel Entſchiedenheit und ſo wenig Gründe heraushörte. — „Weh Dir, meine Tochter, daß Dir meine

Verſicherung nicht gnügt, daß Deine Frage nur zu deutlich auf widerſetzliche Regungen Deines Herzens deutet, daß Dir die Nachricht nicht genügt, wie eine Verbindung mit Bandomir Deine Mutter in Verzweiflung ſtürzen würde!“

Dann fiel die Tochter der Mutter weinend um den Hals, ſie weinten zuſammen, und es blieb wenig Ausſicht für Bandomir's Wünſche übrig. Alles vereinigte ſich auch dagegen. Jakob Chabelsky, der mit dem Vater und Onkel an jenem Morgen nach Ellern zurückgekehrt und ſeit der Zeit in Ellern geblieben war, hatte alle die beſtechenden äußeren Vorzüge eines ſchlanken, lebhaften, ſarmatiſchen Edelmannes, und äußerte ſeine leidenſchaftlich aufſchießende Neigung mit jenem ritterlich-demüthigen Ungeſtüm, welcher einem Mädchen ſo leicht unwiderſtehlich iſt. Und der Vater, dem Puttkammer zu träge und matt ſcheinen mochte, zeigte deutlich, daß er nichts gegen den neuen Bewerber einzuwenden habe. Hört denn aber ein von Liebesunglück bedrängtes Mädchen auf, geſchmeichelt zu ſein von einer Eroberung? — Wenn nur ein Schimmer, nur der kleinſte Schimmer von Möglichkeit für die Verbindung mit Bandomir geblieben wäre! Aber aller Horizont für ihn und mit ihm war eng, war rings vermauert — man hatte Julius, den einzigen Sohn Knorre's, den Bruder Hedwig's nach Ellern gebracht, wie einen Halbtodten. Wiederum ein Vandomir hatte ihn zu Grunde gerichtet mit tiefen entſtellenden Säbelhieben! Sie hegte keine beſondere Zärtlichkeit für Julius: deſſen Leichtſinn hätte ſie wohl mitunter erheitert, wäre er nur frei von Rohheit geweſen. Aber er war doch ihr Bruder, er litt ſchmerzhaft, er war in Gefahr; er war ſo bleich, und ſeine Stimme, ſein Ausdruck waren edler als ſonſt, und er bat ſie mit ſo wenigen, mit ſo ſchweren Worten, des Hauſes Ehre nicht zu beflecken durch fernere Theilnahme an einem Vandomir!

Wie mußte ein Mädchen gepeinigt ſein, welchem der angedrohte Fluch des Vaters von allen Hinderniſſen das geringſte war! Die großen Hinderniſſe erwecken allerdings in der Jugend die ſchwärmeriſche Neigung, aber wo ſie, wie hier, ſo mannigfach in die erſte Kriſis treten, welche der ſich bildende Charakter zu beſtehen hat, da wird in urſprünglich heiteren Gemüthern ſolche ſchwärmeriſche Neigung leicht eine unthätige. Sie entſagt nach außen, um in einem verborgenen Winkel des Herzens freudige Erinnerung zu genießen, eine Erinnerung, die deſto früher unmächtig wird, je geſünder Herz und Sinn des zur Entſagung gezwungenen Mädchens. Und dieſen Weg ſchien das Schickſal mit Hedwig einzuſchlagen, die allerdings ein muthiges, im Nothfalle tapferes, aber doch ein zu natürliches, heiteres Kind war, als daß ſie um chimäriſcher Schwärmerei halber das Leben hätte aufgeben mögen.

Es waren acht Tage vergangen ſeit jenem ſchrecklichen Abende der Kataſtrophe, da trat wiederum im Zwielichte der Vater zu ihr in's Zimmer, und ſchreckte ſie aus ihrer Träumerei, der ſie, aus ihrem Fenſter nach dem Felde und dem fernen Buſche bei der Forſtei blickend, hingegeben war. Herr von Knorre hatte, wie dies bei Vätern häufig eintritt, viel mehr Neigung und Zärtlichkeit für ſeine Tochter als für ſeinen Sohn, ſeine Gattin, oder für ſonſt Jemand. Hedwig war ſein Augapfel, und es ſchnitt ihm in's Herz, daß gerade ſie ſich in Liebe verirrt haben, daß gerade ſie in der wichtigſten Wahl Zwang erleiden ſollte. Doch war er Mann und Krieger genug, um ein raſches Einſchneiden in die Wunde für das Förderſamſte zu halten. Er ſagte ihr alſo mit aller Entſchloſſenheit, daß ſie nach Verlauf von vier Wochen verheirathet ſein müſſe. —

„Mit Puttkammer?“

Ich laſſe Dir die Wahl zwiſchen Puttkammer und Chabelsky. Gieb Dich nicht krankhaften Träumereien hin, ſei Knorre's Tochter, und ſobald Deine Wahl getroffen iſt, ſage mir's. Du weißt, mein Kind, daß ich Dich liebe, daß ich Dein Beſtes will: Folge mir, ſei entſchloſſen, ſtütze Dich auf mich!

Nach dieſen Worten umarmte er ſie und verließ das Zimmer. Hedwig wußte ſehr wohl, wie ſehr ſie ſonſt in Neigung von ihrem Vater bevorzugt war; daß er trotz dem ſo beſtimmt über ſie verfügte, machte ihr alſo den Eindruck unumſtößlicher Nothwendigkeit. Warme Thränen quollen ihr unaufhaltſam aus den Augen: ohne irgend welche Verbindung mit Stanislaus, ohne irgend ein beſtimmendes oder verheißendes Wort von deſſen Seite war ſie, ihrem Charakter gemäß, von dieſem Augenblicke an für ihn verloren. Sie war zu heiter, um ſelbſtſtändig eine Oppoſition durchzuführen. An Bandomir's Seite hätte ſie einer ganzen Welt getrotzt, denn die Uebereinſtimmung mit ihm hätte ihren fröhlichen Drang hinreichend entſchädigt. Aber Alles um ſich her ohne Ausnahme zu erzürnen und zu betrüben, das ging über ihre Kräfte. Als ſie ſpäter unter neuen Thränen ihr Lager ſuchte, ſchob ihr der weibliche Dämon bereits einen um den andern Freier am umſchleierten Horizonte vorüber, und flüſterte ihr zu: „So wähle wenigſtens den Hübſcheſten! Kann es Bandomir nicht ſein, ſo iſt doch Chabelsky viel wünſchenswerther als Puttkammer!“

Beim Erwachen am nächſten Morgen hatte der Dämon allerdings von ſeiner Macht verloren, denn der Sommermorgen iſt den idealiſchen Wünſchen eines geſunden Mädchens die geneigteſte Tageszeit. Ihr Haar flechtend trat ſie an's Fenſter und ſah über die Wieſen und Felder nach der fernen Forſtei hinab. War es doch, als ob ein Reiter wie ein Blitz am Horizonte vorüberglitte! Sie ſtreckte die noch ſchlafeswarmen weißen Mädchenarme in die Morgenluft hinaus, aus dem Herzen flüſterte es: „komm', Stanislaus, hole mich!“ — Ach, es war dieſer Reiter wohl nur ein Spiegelbild ihres innerſten Herzens geweſen, der weite Wieſen- und Felderraum blieb leer und leer, und in melancholiſcher Weiſe klang aus Hedwigs Fenſter ein Geſang:

Einſam breitet ſich Wieſe und Feld
Bis an den Wald hinüber;

Eine Schelle der Rinderheerde ſchellt
Eintönig zu mir herüber.

Du Waldesſaum, Du Wieſenſtreif,
Ihr hebt euch lieblich dunkel,
Und Deine Tropfen, Morgenreif,
Strahlen wie Perlengefunkel!

Auf eurem Troſte ſieht mein Herz
Mit drängendem Blick in's Ferne;
Komm näher, glücklicher, glücklicher Schmerz,
Ich weine, ich weine ſo gerne!

Alltäglich leer mein Horizont;
Mein Reiter will nicht erſcheinen!
Hab' ich's auch nicht genießen gekonnt,
Ich kann das Glück doch beweinen! —

Der in der Morgenfrühe vorüberfliegende Reiter war in der That Stanislaus geweſen. Aus dem Schloſſe der Großfürſtin kommend, hatte er ſich damals eiligſt in die Herberge begeben, wo die Bandomire in Mitau zu wohnen pflegten, und wo er Nachrichten über Scipio erwarten durfte. Kurz vor dem Hauſe begegnete ihm Jakut, der zu Pferde ſaß, und zwei Pferde gekoppelt neben ſich führte. „Jakut!"

rief Stanislaus dem demüthig grüßenden Pferdehändler entgegen, „laß Deine Pferde hier halten und eile in Wilmitzen's Haus, fordre meine Kleider und meinen Tartar, und bringe Beides hierher! Raſch!“

Jakut gehorchte auf der Stelle. Stanislaus trat in die Herberge und fragte nach Scipio. Man wußte ihm nur zu ſagen, daß er erhitzt eingetreten ſei, ſein Pferd verlangt habe und mit Ferber nach der Aabrücke hinausgeſprengt ſei. Der Verwundete war alſo Knorre; aber Stanislaus behielt keine Zeit, ſich zu freuen oder zu überlegen, daß Scipio's Säbelhiebe ja auch Hedwig betroffen hätten — Jakut ſtürzte herbei und berichtete: eine Abtheilung ruſſiſcher Truppen ſei eben vor Wilmitzens Hauſe angekommen, um Herrn von Bandomir zu verhaften, er habe nicht Zeit gehabt, den Tartar oder die Kleider zu fordern. Herr von Stanislaus möge eilen, die Aabrücke zu gewinnen, ehe die Ordre vom Schloſſe bis dahin käme —

„So gieb Dein geſatteltes Pferd her!“ rief Stanislaus. Jakut zögerte. Stanislaus, ihn zornig anblickend, eilte auf die Straße, ſchnallte das geſattelte Thier von den Koppelpferden ab, ſchwang ſich darauf und ſprengte von dannen. Er paſſirte vollen Roſſeslaufes ungehindert die Brücke, und ritt nun wieder dahin, von wo er vor wenigen Stunden gekommen war, verſtörter, ingrimmiger als je. Die Perſönlichkeit des Grafen Moritz hatte ihn zauberhaſt angezogen, die vornehme Geringſchätzung, mit welcher er von ihm behandelt worden war im Vorzimmer der Großfürſtin, hatte ihm einen ſchrecklichen Eindruck gemacht. Aller Gedanke an Ritterlichkeit, an großmüthige Genoſſenſchaft, aller Gedanke, welchen Graf Moritz gerade romantiſch in ihm erweckt hatte, war durch jene wenigen Worte niedergeſchlagen. Angegriffen oder zurückgewieſen von allen Seiten, bäumte ſich Stolz und Kraft der Bandomire in ihm wie ein wildes Roß, und ſein natürlicher Hang zu zügelloſer Gewaltſamkeit ſtellte ſich ihm dar wie ein Recht, wie eine Pflicht der Selbſterhaltung gegen eine zudringliche, feindliche Welt.

Als er raſche Hufſchläge hinter ſich hörte, wendete er ſich, Verfolger erwartend, um, zog ſein Schwerdt, und empfand eine völlige Freude, blutig hineinhauen zu können in ein Menſchenvolk, das ihm überall widerwärtig wurde. Es war aber nur Jakut, der auf blankem Pferderücken ihm nachgejagt kam. Stanislaus fuhr ihm zornig entgegen: warum er gezögert habe ſein Pferd zu leihen? Jakut verſuchte nicht es abzuleugnen, ſondern ſtellte ihm in demüthigen Worten dar, wie er, ein armer Zinsner, mit aller Welt in Frieden leben müſſe und Niemand herausfordern dürfe. Hätte er alſo Herrn von Vandomir offen gegen die Ruſſen beigeſtanden, ſo hätte er ihm nichts weiter genützt, als daß Herr von Vandomir nicht nöthig gehabt hätte, das Pferd ſelber loszuſchnallen, ſich ſelber aber hätte er die Ruſſen und die Knorre's auf den Hals geladen —

„Die Knorre's fürchteſt Du auch? Du wirſt alſo wohl auch einen Auftrag nicht übernehmen, den Du in Ellern ausrichten ſollſt, wenn wir morgen früh daran vorüberkommen?"

Nein, gnädiger Herr! Herr von Knorre iſt mir immer ein gnädiger Herr geweſen, und ich weiß, daß er es für einen Feindesdienſt erklärt hat, wer von Brüggen aus etwas nach Ellern berichte; ich war vorgeſtern in Ellern, als Herr von Vandomir auch da waren und Abends mit Urban und Paſcha von dannen ritten — der gnädige Herr haben doch nicht Paſcha eingebüßt? —

Stanislaus, dem eigentlich die Loyalität Jakut's gefiel, hielt erſchreckt ſein Pferd an; denn er bemerkte erſt jetzt, daß Paſcha fehlte — er war zum Tartar in den Stall gewieſen worden. —

„Da Du ſo gewiſſenhaft biſt, mir nichts zu nützen, Jakut, ſo reite nach Mitau zurück, und hole mir den Tartar und den Paſcha nach Brüggen —“

Paſcha geht nicht mit mir, gnädiger Herr, er beißt mich —

„So trag's in der Herberge auf, daß man die Thiere holen laſſe aus Wilmitzens Stalle; ich werde von Brüggen aus darnach ſchicken! Kehr um!“

Werden der gnädige Herr meine Stute behalten für dreißig holländiſche Dukaten?

Bandomir antwortete nicht und ſetzte ſein Pferd in raſche Bewegung, nicht mehr umblickend nach Jakut, der ſich offenbar ungern entſchloß, nach Mitau umzukehren.

Stanislaus ritt die ganze Nacht hindurch, und war des Morgens wieder nahe bei der Ellernſchen Forſtei, in deren Nähe er den Pferdehirt zu finden und zu gebrauchen hoffte. Der Pferdehirt war allerdings da und zeigte ſich auch bereit, für ein Stück Geld einen Brief an Fräulein Hedwig zu beſorgen, ſobald das Fräulein einen Spaziergang nach der Forſtei mache, wie ſie oft zu thun pflege. Aber Stanislaus bemerkte jetzt erſt zu ſeinem Schrecken, daß er noch die fremden Kleider trage, und ſeine Brieftaſche nicht beſitze, alſo auch nicht Papier und Bleifeder. Dergleichen zu bekommen war in der Nähe ſehr ſchwer. Im Kahſen Kruge, der nicht weit ablag, war kein Schreibmaterial zu erwarten; in Okniſt zu ſchreiben, würde aufgefallen ſein; das Sicherſte, wenn auch Weitläufigſte mußte alſo gewählt werden: der Bote, welcher nach Mitau zu ſchicken war, ſollte am folgenden Tage früh dem Pferdehirten das Billet einhändigen, und nun eilte Stanislaus heimwärts. Tief in der Nacht erreichte er Brüggen, und fand die Nachricht, daß der Onkel Boleslaus plötzlich geſtorben ſei. Die Ellernſchen Nachrichten, welche Urban mitgebracht, hätten ihn beſtürzt und erſchreckt, und als bald darauf das Gerücht angelangt und in Kummeln verbreitet worden ſei, der junge Herr Scipio ſei bei der Ellernſchen Forſtei erſchlagen gefunden worden, da habe den alten Herrn der Schlag gerührt. Herr Scipio habe ihn zwar noch am Leben getroffen, aber dieſe Widerlegung des Gerüchtes ſei doch zu ſpät gekommen, er habe nur noch eine halbe Stunde gelebt, und ſei kaum noch im Stande geweſen, wenige Worte zu ſprechen.

Seit der Heimkehr vom Schloßberger Feſte ſahen ſich die Brüder zum erſten Male wieder — ach, an der Leiche des geliebten Oheims! Scipio, zum Tiefſten betroffen von dem Verluſte, ſprach einen herben Fluch aus über das Knorre'ſche Haus, von wannen alles Leid käme über die Bandomire. — „Und wie es das letzte Wort war zwiſchen uns, Stanislaus, ſo war es des Oheims letztes Wort, mit welchem er aus der Welt ſchied, gleichwie es das letzte Wort unſres Vaters war, vor einer Verbindung mit Knorre's zu warnen, eine Verbindung mit Hedwig zu verbieten" —

Zu verbieten? — Du übertreibſt im Schmerze, Scipio —

„Das thu' ich nicht, aber ich danke Gott, daß das Verhältniß zerſprengt iſt für immerdar!"

Stanislaus war wie ein Felſen: es prallte dies Alles machtlos von ihm ab. Als er nach Brüggen zurückritt, dachte er nur an ſeinen Boten, der durch den Pferdehirt Nachricht an Hedwig gebracht haben, Nachricht zurückbringen ſollte. — Es vergingen mehrere Tage, endlich hörte man Paſcha's Freudengebell, ein Zeichen, daß der Bote zurück ſei. Er brachte die Kunde, der Pferdehirt, welcher den Brief zur Beſtellung übernommen, ſei verſchwunden, ein andrer Lette bringe die Roſſe auf den Weideanger! — Kaum war dies geſprochen, ſo ritt Jakut vor das Haus. Er kam, um ſein Pferd, oder den Preis dafür einzufordern, und er wußte Näheres über das Verſchwinden des Hirten. Man hatte von der Forſtei aus den Verkehr deſſelben mit einem fremdartig gekleideten Herrn, Tags darauf wieder ein Geſpräch deſſelben mit einem Reiter bemerkt; es müſſe jetzt Alles nach dem Ellernſchen Hofe rapportirt werden; der Hirt ſei darauf gefaßt und durchſucht worden, und jetzt liege er im Stocke. Fräulein Hedwig erfahre nichts von einem Boten, von einem Briefe, von einer Strafe; ſie werde bald heirathen, man rüſte alles dazu —

Stanislaus ſchwieg. Sonſt ein Kind des Gelingens, ſah er jetzt Alles ſcheitern, und er zitterte vor Zorn, daß er von all den Hinderniſſen keinem die Stirn bieten konnte zum Kampfe. Jakut wollte nach Eſoros, dem nächſten lithauiſchen Flecken, wo am folgenden Tage der große Markt begann; er führte dies als Grund an, weshalb er Herrn von Bandomir demüthig um Entſcheidung dränge, ob er ſeine Stute für dreißig Dukaten behalten, oder ſie ihm ausliefern wolle. Zu Eſoros werde ſie ſchon ihren Käufer finden: das ganze Oberland komme diesmal hin, und die Landesangelegenheit mit dem Grafen Moritz nehme eine ſo drohende Wendung, daß es Krieg geben, und ein gutes Pferd geſucht werden würde. Aus Mitau ſei der Herr Graf ſchon wieder heraus. Herr von Bandomir thue ganz recht, ſein Haus mit einem Graben zu umziehn, denn es werde in Kurland —

„Schweig davon, Jakut! — Hier haſt Du dreißig Dukaten, zehne mehr als die Stute werth iſt, und ſei mir förderlich, wo Du kannſt — willſt Du?“

Jakut verſprach's, ſich bis zur Erde bückend. Stanislaus ſchritt hinüber an den See, und ſetzte ſich auf einen Stein, mit Schmerzen ſinnend und trachtend, auf welche Weiſe ein entſcheidender Streich zu führen und Hedwig zu erobern ſei. Die Sonne ging jenſeits des See's hinter dem Walde unter, die Wälder, welche rings um den See zuſammenreichten, und nur jenſeits für den Edelhof von Demmen, dieſſeits für den von Brüggen einen offenen Platz ließen, rauſchten und flüſterten im Abendwinde, rothe Streifen zitterten auf dem Waſſer, hie und da ſprang ein Fiſch aus der Fluth, ſonſt war es kirchenſtill. Paſcha lag zu den Füßen ſeines Herrn, und als ob er die Unruhe deſſelben kennte, richtete er manchmal, wie theilnehmend und fragend, ſein großes Auge ſeitwärts nach ihm in die Höhe. Plötzlich ſprang er auf und ſah rückwärts nach dem Walde, aber ſein langer Schweif bewegte ſich hin und her, zum Zeichen, daß es nichts Feindliches ſei, was er gewahre. Stanislaus wendete ſich und ſah Petruſchka, das Zigeunermädchen, neben ſich. Er wußte, daß ihm dies Weſen freundlich zugethan ſei, und ſtreckte ihr die Hand entgegen. Sie kniete ſogleich nieder und küßte ihm den Handſchuh — „Ich komme, gnädigſter Herr," ſprach ſie leiſen Tones nach einer Pauſe, „um Dich zu warnen! Geh morgen nicht auf den Markt nach Eſoros, all' Deine Feinde ſind da, die Knorre's und die Chabelsky's, und ſie meinen es ſchlimmer gegen Dich, als je" —

Und die Knorre'ſchen Frauen bleiben allein auf Ellern?

„Nein, Herr! ſie gehn mit den Männern nach Eſoros — denke nicht an dieſe Frauen, ſie ſind Dein Unglück!"

Stanislaus war aufgeſprungen, hatte dem noch knieenden Mädchen die Hand aufs Haupt gelegt und raſch geſprochen: Petruſchka, immer wenn Du was weißt, komm' des Abends nach Sonnenuntergang an dieſen Stein, und immer von Ellern bring' mir Kunde!

Mit dieſen Worten eilte er hinweg, befahl Urban, für morgen die Grabenarbeiten im Voraus anzuordnen, und mit Sonnenaufgang zum Geleit nach Eſores fertig zu ſein. Was fragte er nach den Feinden und deren Zahl, lag doch die Möglichkeit vor ihm, Hedwig zu ſehn, und die Vorgänge der letzten Woche hatten all' ſeine Leidenſchaften auf's Aeußerſte geſtellt.

Es war ein ſchöner Auguſtmorgen, als er den Hügel bei Schmelani — Smelin damals geheißen — hinabritt, rechts den Lautzenſeeſchen See, links die bewaldeten Hügel erblickte, worauf — „Urban! hier war's!“

Ja, Herr, hier geſchah das Unglück! —

„Sage die Frevelthat!“

Dort hinter der großen Fichte, von deren oberen Zweigen man auf die lubauiſchen Seen hinunterſieht, kam Chabelsky hervor, und hier an dem Wachholderſtrauche ſank der Herr Oberſtwachtmeiſter vom Pferde —

„Der Schurke ſoll auch vom Pferde, ſo wahr mir Gott hilft! —“ Die geradeaus gehenden Empfindungen waren in dieſem jungen Bandomir ſo heftig, daß ſolch ein Verlangen nach Rache eben ſo viel Raum und Macht finden konnte als die Liebe, welche ihn bis an dieſe Stelle allein erfüllt zu haben ſchien. Bis Eſoros hinein dachte er nicht mehr an Hedwig, um derentwillen er ausgeritten war, ſondern nur an Chabelsky; ja es bedurfte für dieſes Rachegefühl gar nicht des Zuſatzes, daß dieſer Jakob Chabelsky auch ein Freier Hedwig's war. Nebenbuhlerſchaft war ihm überhaupt gleichgültig: hinreichender Fülle ſeiner perſönlichen Macht war er ſo gewiß, daß ihm alle Eiferſucht fern blieb.

In dem ſonſt dürftigen Flecken Eſoros — Jeſſeros in jener Zeit genannt — war jetzt ein buntes, wildes Gedränge, ein Stimmenſchwirren und Lärmen, daß es dem Ankommenden wie ein Meeresgebraus entgegendrang. Der benachbarte Adel aus Lithauen und Kurland kam viele Meilen weit auf dieſem Markte zuſammen, theils um ſich im Trubel und in der zahlreichen Zuſammenkunſt zu vergnügen, theils um Luxusgegenſtände einzukaufen, Bauern zu kaufen und zu verkaufen, Pferde zu tauſchen und zu vertauſchen. Fremde Kaufleute mit Luxusartikeln des Auslandes, Landleute mit ihren Bodenerzeugniſſen, Pferdehändler, Bärenführer, Seiltänzer, Induſtrieritter aller Art, Kartenſpieler, Pferde- und Taſchendiebe, Bettler, Zigeuner und Geſindel waren aus naher und ferner Gegend zuſammengeſtrömt; die Hütten der Freiſaſſen und Juden des Oertchens waren vom Adel in Beſchlag genommen, und da ſie für Wohnungen noch lange nicht hinreichten, ſo hatte man Zelte aufgeſchlagen den Abhang hinunter bis zum See. Die obere Seite, von welcher Baudomir und Urban herkamen, war hoher Wald, und hier kampirten die halbnackten, ſchmuzigen Geſtalten der Zigeuner, hier wirbelten Rauchſäulen durch die Kieferkronen empor aus den Boutiken der vagabondiſchen Schenk- und Speiſewirthe. Langſam nur kamen von hier an die beiden Reiter vorwärts, denn ſie waren in die unabſehbare Budenreihe gerathen, zwiſchen welcher das ſtärkſte Gewühl hin und her wogte, ein Gewühl, welches die bunten Trachten der Armenier, Bucharen, Griechen und Ruſſen abwechſelnd belebten. Mitten in dieſer Menge gewahrte Stanislaus vor der Bude eines jüdiſchen Handelsmannes Frau von Knorre und Hedwig. Hedwig erblickte auch ihn, ſchrack ſichtbar zuſammen und verſchwand mit der Mutter, die ihn ebenfalls geſehn hatte, im Gedränge. Es war für den Reiter unmöglich, in dem Gewühl ſo raſch vorwärts zu kommen, wie ein Fußgänger — aber was war's mit Hedwig? Statt aufzujauchzen, war ſie erbleicht! Iſt ſie treulos? Daß ſie dies ſeyn könne, gehörte nicht in Vandomir's Gedankenkreis, und ſo peinigte ihn das räthſelhafte Benehmen doppelt, weil es ſich gar keiner Deutung zubequemte.

Urban hatte für ſchweres Geld ein dürftiges Kämmerlein ergattert zum Abſteigequartier für ſeinen Herrn. Es war nur durch eine ſchnell errichtete Breterwand von einem größeren Raume getrennt, in welchem ein immerwährendes Kommen und Gehen ſtattfand. Da wohnten offenbar viele Gäſte, und man hörte deutſch, polniſch und franzöſiſch ſprechen. Stanislaus hörte plötzlich ſeinen Namen, und wurde nun aufmerkſam. — „Er iſt einpaſſirt," ſagte Einer in polniſcher Sprache — „„Und Ihr müßt's ungeſchickt machen,"" ſprach eine zweite Stimme, „„wenn Ihr ihn wieder aus Lithauen hinauslaßt; über Kurz oder Lang überfällt er Euch doch, wenn Ihr ihn nicht überfallt, er vergißt Euch ſeines Vaters Tod in alle Ewigkeit nicht, und Abraham in Braslaw hat Recht, Euch eine ſo hohe Leibrente zu bieten. So lange Vandomir lebt, hat Euer Leben eine kurze Grenze! —"" „Poſſen! ich werd' mich wohl vor ihm fürchten! Wenn er mir allein begegnet, mach' ich's allein mit ihm aus" — „„Nicht doch! Mann an Mann wird kein Menſch mit dieſem Bandomir fertig; geht bis zum Abende nicht aus, oder nur in's Förſterhaus hinüber zu Knorre's, dorthin kann er am wenigſten kommen, und mit dem Abende ſetzen wir's in Vollzug und heben ihn auf; Biron hat Ordre gegeben, daß er als Parteigänger Herzog Ferdinand's und des Grafen Moritz, und als rechtloſer Pfandbeſitzer, der einen Soldaten niedergeritten, jenſeits der Düna in Empfang genommen werde; wenn wir ihn bringen, da ſeyd Ihr ihn los für dieſe Lebenszeit und könnt morgen Eure Verlobung mit der kleinen Knorre in aller Heiterkeit begehn —""

Es traten neue Gäſte ein und das Geſpräch war abgeriſſen. Stanislaus, alle Gefahr hintanſetzend, gab wie immer nur ſeinen jählings aufkochenden Empfindungen nach, ſchnallte ſeinen Säbel feſt und ging hinüber in das Zimmer ſeiner Feinde, unter denen er Chabelsky nach jenen Aeußerungen erwarten durfte. Als er eintrat, ſprang ein junger, ſchöner Mann erſchreckt vom Seſſel auf —.

„Sie ſind Jakob Chabelsky?"

Ja. —

„Der Mörder des Oberſtwachtmeiſter von Bandomir —"

Mein Herr! —

„Kennen Sie mich?"

Ja —

„So folgen Sie mir, wenn Sie ein Edelmann ſind, um mir Genugthuung zu geben!"

Chabelsky wäre allerdings lieber ausgewichen, und wäre gern den Einwendungen ſeines Nachbars, jener zweiten Stimme, welche Stanislaus gehört, beigetreten — aber die Herren, welche kurz vor Bandomir in's Zimmer gekommen, waren kuriſche Edelleute, und Chabelsky mochte in deren Gegenwart einer ſo beleidigenden Forderung nicht ausweichen. Er folgte alſo dem voranſchreitenden Bandomir und verſtändigte ſich mit ſeinem Nachbar nur durch einen Wink. Dieſer folgte ihnen aus dem Hauſe, aus dem Gewühl, folgte ihnen mit den Augen nordwärts nach dem Walde, auf welchen ſie zuſchritten, rief einen Letten, der in ſeinem beſten Leinwandkittel um den Markt herumlungerte, zu ſich heran, gab ihm, dabei unverwandt den Fortſchreitenden nachblickend, einige Befehle, bezeichnete mit dem Arme die Richtung nach dem Walde und folgte dann raſchen Schrittes Bandomir und Chabelsky. Die Sonne ſtand glühend im Mittage, als dies vorging.

Der alte Herr von Knorre ſetzte ſich um dieſe Zeit in einer Bretterbude zur Farobank, der Lette im Leinwandkittel fand ihn erſt nach einer Stunde, und der alte Herr machte auch keine Miene, das Spiel zu verlaſſen, obwohl ihn die Nachrichten, welche ihm der Lette in's Ohr flüſterte, leidenſchaftlich zu intereſſiren ſchienen. „Meine Leute ſollen alle mit," antwortete er dem Boten leiſe, „und ſie ſollen keine Umſtände machen mit dem Landſtreicher, er iſt vogelfrei!" Nach dieſen Worten wendete er ſich wieder zum Spiele, und der Lette eilte nach dem Förſterhauſe, um die Knorreſchen Leute aufzubieten. Im vordern Zimmer zechte eine luſtige Geſellſchaft, in einem Hinterſtübchen ſaß Frau von Knorre mit Hedwig, und hörte abgeſchieden auf den ſummenden Marktnachmittag. Nachdem ſie Bandomir erblickt, hielt ſie es für rathſam nicht mehr auszugehn, und ſie ängſtigte ſich, daß keiner der befreundeten Männer zufragte: Puttkammer, der nicht ermangelt haben würde, war durch Herrn von Knorre am Spieltiſche feſtgehalten. Chabelsky, der ſonſt ſo lebhafte, galante Freier, ſchlug ſich mit Bandomir, und jener Nachbar, welcher den Streitenden nachgeſetzt, war Herr von Thorhacken, der Frau von Knorre Bruder. Julius lag noch an ſeinen

Wunden auf Ellern — kurz, Stanislaus hätte grade aus dieſem Markttumulte ſeine Geliebte am Bequemſten entführen können.

In der That dachte auch Hedwig daran: ſie hatte ihn wiedergeſehn, ſein Blick hatte ihr volles Liebes- und Zuverſichtsleben wieder erneuert; ach, wenn er doch käme! ſprach ihr Herz, und dich ſeiner Liebe verſicherte, er iſt doch ſchöner und muthiger als alle, und hat auch jenen ſüßen melancholiſchen Zug um die Augen, wie ſein Bruder, heute, als er im vollen Sonnenſcheine hoch zu Pferde neben mir war, hab' ich es deutlich geſehn! Ach, nun ich ihn wieder geſehn habe, nun erſcheint mir der als ſo ſchön geprieſene Chabelsky wie ein Mann aus buntem Papier neben dem mächtigen Stanislaus —

Die Mutter ſprach nicht, Hedwig war ihren Gedanken überlaſſen, und ſo kam der Sonnenuntergang herbei, und es ward dämmrig in dem kleinen Zimmer. Raſche Schritte klangen über den kleinen Hausflur, die Thür ging auf, ein hochgewachſener Mann trat über die Schwelle. Die Thür hinter ſich in's Schloß drückend, blieb er ſtehen, als müſſe er ſich im Dämmerlichte des Zimmers erſt zurechtfinden. Hedwig ſchrie auf, ſie erkannte ihn und flog ihm entgegen.

Es war Stanislaus, der blutig und glühend heiß von dem Kampfplatze herbeigeeilt, und der jetzt ſeine Geliebte feſt in die Arme drückte. Seine tapfere Geſchicklichkeit hatte ihn ſo eben doppelt gerettet: ſie hatte einmal den gewandten Gegner niedergeworfen, und, was im Augenblick noch wichtiger, ſie hatte den Hinterhalt, welchen Thorhacken mit Knorre's und Chabelsky's herbeieilenden Leuten bildete, im gefährlichen Augenblicke entwaffnet. Der ſo brutal ausſehende Thorhacken war doch im Grunde ein ritterlicher Kurländer, dem es in der Seele widerſtand, einen ſo fixen Jungen wie Stanislaus nach einem ſo muſterhaften Kampfe zu überfallen und gefangen zu nehmen. Mit immer ſteigender Vorliebe für Bandomir hatte er hinter einem Gebüſch dem ohne Sekundanten geführten Zweikampfe zugeſehn, und als Chabelsky, aus vielen Wunden blutend, in die Kniee ſank, unfähig zu fernerer Gegenwehr, als Bandomir, ſich nach dem Gebüſche wendend, herausfordernd gerufen hatte: „Herbei, ihr Spießgeſellen im Hinterhalte!" — da hatte er alles Attentat, ſo großer Tapferkeit gegenüber, als ein unwürdiges aufgegeben, und hatte Bandomir hinwegeilen laſſen. Die großmüthige Stimmung verflog aber, er beſann ſich, daß ſeine Schweſter und Nichte dem zurückkehrenden Vandomir ausgeſetzt ſeyn könnten, und beeilte deshalb ſeine Rückkehr. — Der raſche Jüngling hatte einen großen Vorſprung, und er ſchien ihn in der That benutzen zu wollen: Frau von Knorre im dunklen Zimmer nicht erblickend, forderte er Hedwig auf, ihm zu folgen —

„Wohin mein Herr?“ trat jene jetzt hervor, die Hand zwiſchen ihn und Hedwig ſtreckend.

Zum Traualtar, gnädigſte Frau, und hoffentlich bald meine gnädige Mutter! —

„Nimmermehr! Es wäre mein Tod, würde ich durch eine unglückliche Ueberraſchung Ihre Mutter — gehen Sie, gehen Sie, mein Herr! Wie läßt es Ihr Stolz zu, ſich einer Familie aufzudrängen, welche Sie zurückſtößt; einer Familie, in welche Ihr Bruder mit blutigem Schwerdte hineingeſchlagen hat; wie läßt es Ihr Stolz zu, hinter dem Rücken der Männer wehrloſe Weiber zu überfallen —“

— Gnädigſte Frau! Wodurch hab’ ich dieſen unbeſieglichen Widerwillen verſchuldet? Sagen Sie mir — und hier kniete er vor ihr nieder — wodurch kann ich ihn überwinden?

„Dadurch —“ ſie reichte ihm die Hand und Thränen erſtickten ihre Stimme — „dadurch, daß Sie meine Tochter für immer meiden, für immer! Sie haben's nicht verſchuldet, aber ein unabwendbares Schickſal ſteht zwiſchen Ihnen und uns. Laſſen Sie uns ſcheiden, ehe mein Gatte Sie überraſcht, und die entſetzliche Scene von Ellern ſich wiederholt! Eilen Sie hinweg, Sie ſind hier von Feinden umgeben, die ſelbſt Ihr Leben nicht ſchonen —"

Sie ſind mein ſchlimmſter Feind, Frau von Knorre. Was Sie auch beſtimmt haben mag, ich weiche vor keinem Bedenken zurück, denn ich liebe, und ich wiederhole Dir, Hedwig, meinen Schwur —

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thüre, Herr von Thorhacken erſchien auf der Schwelle, hinter ihm Diener mit brennenden Kienſpänen, und andere, welche auf einer Trage von Baumzweigen den blutenden, todesbleichen Chabelsky in den Hausflur brachten; hinten an der Hausthür erſchien der alte Herr von Knorre und Herr von Puttkammer. Stanislaus, mit dem Rücken nach der Thüre gekehrt, ſah und hörte nichts von alle dem in ſeiner Aufregung, und vollendete den begonnenen Schwur: — bei dem Erlöſer, der für uns ſündige Menſchen geſtorben iſt, bei Deinem und meinem Seelenheil, Hedwig, ſchwöre ich's: Du wirſt mein Weib, wirſt Hedwig von Bandomir, und ginge darüber zu Grunde ein ganz Geſchlecht von Menſchen! —

Bei dieſen Worten ſank Frau von Knorre mit einem Schrei in Ohnmacht, Stanislaus ſah um ſich und erblickte den vollen Hausflur — betroffen von dem mit dem Accente überlegteſter Entſchloſſenheit ausgeſprochenen Schwure ſchwieg Alles, und ſtand unbeweglich bis zu dem alten Herrn von Knorre ſelber. Der verwundete Chabelsky hatte die Augen geſchloſſen und ſchien leblos. Stanislaus mußte über ihn hinwegſchreiten, wenn er durch den engen Flur hinauswollte. Er that's, langſamen, feſten Schrittes — Niemand regte ſich, ihn anzuhalten, ſelbſt der alte Knorre nicht, dem der hinausſchreitende gefürchtete Jüngling feſten Blickes in das ſtarre Auge ſah.

Aus dem Forſthauſe tretend und das von hohen Feuern grell erleuchtete Marktreiben erblickend, gewann Stanislaus ſogleich alle nüchterne Beſonnenheit: — Der Bann, welchen er über ſeine Feinde ſo eben ausgeübt, würde raſch gelöſt ſeyn und eiligſte Flucht thäte Noth. Darnach verfuhr er denn auch: Urban und Paſcha waren bereit, und ſie ſahen ſich bald auf dem Rückwege am Waldesſaume zwiſchen den Feuern der Zigeuner. Als ſich Stanislaus hier noch einmal ummwendete und zurückblickte über den fackelnden Jahrmarktsort, über die weißen Zelte hinab nach dem See, welcher die Feuer widerſpiegelte, fühlte er an einer Bewegung des Tartars, daß dieſer am Zügel gefaßt ſey; er wendete ſich, ſah ſich ins dunkle Gebüſch geführt, und glaubte ſich überfallen. Es war aber die überall wachende Petruſchka, welche ihm erzählte, daß Herr von Thorhacken und mehrere Reiter in dieſem Augenblicke den Weg nach Schmelani in den Wald hinauf geritten ſeyen, und zwar in erſchrecklicher Eile — „ſoll ich Dich führen, daß Du ihnen nicht begegneſt?“

Thu' das, Petruſchka!

9.

Von alle den Eindrücken jenes Zuſammentreffens in Eſeros blieb für Vandomir nur einer lebendig: es war der Kuß Hedwig's; es war das warme Leben ihres Hauch's und Leibes, welches er unvertilgbar, ja wie eine über Alles hinaus hebende Lebensſeligkeit in Blut und Nerven und Seele mit ſich herumtrug. Nach etwas Anderem, als nach dem Beſitz ſeines geliebten Mädchens zu trachten, war ihm abgeſchmackt, ja unmöglich. Er bemerkte es kaum, daß der Verkehr mit dem ſonſt ſo geliebten Bruder beinahe aufhörte, weil dieſer ein unwandelbarer Widerſacher dieſes Verhältniſſes blieb; er achtete es nicht, daß vom Herzoge Ferdinand ein ungewöhnlich gnädiges, aber ernſtlichſt abmahnendes Schreiben in Betreff der Knorre'ſchen Verbindung in Brüggen ankam. Der Herzog wußte das Zuſammentreffen und die raſch geſchloſſene Verbindung mit dem Grafen Moritz, und er verzieh ſie wie eine Jugendwallung, die eben ſo wenig Dauer haben werde wie die kurländiſche Rolle des abenteuernden Grafen ſelber. Aber er erklärte es für Thorheit und Untreue aller Art, unverzeihlicher Art, wenn ein Bandomir auf der Freite um eine Knorre beſtehn wolle. Dieſe Familie ſei von jeher den Kettlers entgegen, dem polniſchen Anarchismus ergeben geweſen: gäbe ſie der Werbung nach, ſo habe Bandomir alle politiſche Zukunft verloren, denn Kurland gehe auf dem einen oder dem andern Wege einer feſten monarchiſchen Ordnung der Dinge entgegen, und allem Knorre'ſchen Weſen ſtünde der Untergang bevor. Widerſetzte ſie ſich aber und ließe ſich Bandomir von Leidenſchaftlichkeit zu Gewaltſchritten fortreißen, ſo wäre ihm Leben und Ruhe immerwährend bedroht; denn gegen den Einzelnen ſey der Knorre'ſche Anhang, die Partei des Fauſtrechts, noch übermächtig, und irgend eine geſetzliche bürgerliche Rückſicht ſey von dieſer Partei nimmermehr zu erwarten. Triebe es Bandomir bis zu ſolchem Aeußerſten, ſo habe er bei ihm, dem Herzoge Ferdinand, nicht nur keinerlei Vorſchub, ſondern ſtrengſte geſetzliche Ahndung des Landesherrn, des Vertreters der geſetzlichen Ordnung zu gewärtigen —

Das waren für Stanislaus bedeutungsloſe Worte; denn er war in Liebe, er war im Zauber eines Mädchenkuſſes, und er war im Grunde von demſelben ariſtokratiſchen Stamme, welcher Staat und Recht nur im Kreiſe ſeiner perſönlichen Wünſche und Forderungen anerkennt; er gehörte zu jener Ariſtokratie, welche eine tauſendfache Despotie zu Wege bringt, welche gewaltige Kräfte in abenteuerlicher Einzelnheit zerſplitternd aller Bildung großer Formen feindlich iſt, weil ſie der Gemeinſchaftlichkeit, der Seele des Staates, nichts opfern kann. Nichts beſchäftigte ihn als ein Entführungsplan um den andern, nichts intereſſirte ihn als Urban's Befeſtigung des Brüggenſchen Hauſes, weil dieſe allein für ſeine erwartete nächſte Zukunft Wichtigkeit hatte.

So vergingen einige Wochen, und noch immer war es ihm nicht gelungen, einen brieflichen Verkehr mit Hedwig in's Werk zu ſetzen. Dieſer war aber unerläßlich, wenn eine Entführung zu Stande gebracht werden ſollte. Petruſchka, offenbar am geſchickteſten zur Zwiſchenträgerin, erſchien zwar oft des Abends am See und brachte ihm Nachrichten, weigerte ſich aber ſo entſchieden wie Jakut, Beſtellungen an Hedwig zu unternehmen; ſich mit der ſtrengen Abſperrung des Ellernſchen Hofes und mit der Allgewalt des Herrn von Knorre entſchuldigend, welcher ohne Weiteres ihre ganze Herde vernichten würde, ſobald er ein Glied derſelben in dieſer Angelegenheit thätig vermuthe. „Meidet dieſen Hof, gnädiger Herr!“ — ſetzte ſie jedesmal hinzu — „dort wohnt Euer Unglück; meine Mutter ſagt es auch. Seit dem Cſoros'ſchen Markte hat der Ellernſche all ſeinen Jägern aufgetragen, auf Euch zu ſchießen, wenn Ihr Euch auf Ellernſchem Gebiete ſehen laßt.“

Trotz dem ließ Stanislaus an einem regneriſchen Septembertage ſeinen Tartar ſatteln, um gegen Ellern hinzureiten, und Hedwig auf irgend eine Weiſe zu benachrichtigen und um Nachricht zu bitten. Auf das Pferd wartend, ſah er aus dem Fenſter, und erblickte einen Reiter, der von der Lautzenſchen Seite her auf einem magern Klepper aus dem Walde geritten kam. Stanislaus erkannte ſogleich Herrn von Haudring, einen ſogenannten Krippenreiter, wie man die armen Edelleute nennt, welche im Lande umherziehend von der kuriſchen Gaſtfreiheit der Begüterten leben. Solch ein Mann, überall Zutritt findend, konnte ihm ein trefflicher Bote werden. Er mußte nur nicht grade in Ellern geweſen ſeyn, denn es wäre auffallend geweſen, wenn ein Krippenreiter innerhalb weniger Tage zweimal auf demſelben Hofe eingekehrt wäre. „Woher? Wohin?“ war alſo Bandomir's erſte Frage. Haudring kam heute von Kalkunen, war den Tag vorher in Schloßberg und Grünwald, zwei Tage vorher in Ellern eingekehrt — „In Ellern! Und gerade dahin ſollteſt Du mir was beſtellen!“

Das hieße mein Leben wagen, Bandomir! Dort ſieht's gar verdächtig aus, und was von dir kommt, wär's der Großmogul ſelber, wird mit Flintenkugeln empfangen. Schlag dir das aus dem Sinn, dort iſt Alles vorbei! Das arme Mädchen, welcher die Mutter oder der Bruder nicht von der Seite weichen, iſt wie gefangen und darf nur heraus, wenn Sonntags in militairiſch bedeckten Wagen zur Kirche gefahren wird; ſie iſt ganz blaß geworden. Na, ſie iſt jung, — und die Hochzeit wird ſie wohl ermuntern —

„Was?“

Auf den nächſten Sonntag, alſo übermorgen über acht Tage, hat ſie der alte Knorre angeſetzt. Man ſchlachtet ſchon darauf los, und wie gern ich das ſehe, und was für 'ne ſtattliche Tafel der Ellernſche auch ſerviren wird, ich mocht's nicht abwarten, 's ſieht unheimlich in dem Hauſe aus: der Bräutigam ſchleicht noch blaß, huſtend, verbunden und verpflaſtert umher; die Mutter weint, die Tochter desgleichen; Julius iſt auch noch nicht geſund; der Alte iſt mürriſch —

„Wer iſt der Bräutigam?“

Nun Jakob Chabelsky, den Du ſo fürchterlich zugerichtet haſt, und der in den erſten vier Wochen ein ſchlechter Ehemann ſein wird —

„Und Du willſt nicht einen Auftrag für mich nach Ellern übernehmen, Haudring?“

Nicht, wenn Du mir Brüggen verſchriebſt!

Stanislaus eilte in der höchſten Aufregung an den Schreibtiſch, ſchrieb ein Paar Worte, faltete ſie zuſammen, entſchuldigte ſich bei Haudring, daß er durch ein dringendes Geſchäft fortgetrieben würde, empfahl ihm, ſich in Brüggen zu pflegen, und eilte hinaus. Nach Verlauf von einer Minute flog er auf dem Tartar in den Wald hinein auf der Lautzenſchen Straße; Paſcha mußte ſich ebenfalls in Galopp ſetzen, um zu folgen.

Beßrer Rath kommt mit der That! Stanislaus ſah ein, daß er ſo offen als Stanislaus von Bandomir um Ellern her nichts erreiche als etwa die Flintenkugel eines Jägers: er kehrte um, kleidete ſich in die unſcheinbare Tracht eines Letten, in den Rock aus grauer Leinwand, der hinten in Falten gelegt und von einer ledernen Binde zuſammengehalten iſt. In dieſer Binde ſteckt das Meſſer zur Nothwehr. Der Tartar ward mit Jakuts Stute vertauſcht, Paſcha, überall im Oberlande bekannt, ward zurückgewieſen. So angethan erreichte er mit einbrechender Nacht Ockniſt, brachte ſein Pferd unter und ging nun zu Fuße gen Ellern hin. In der That ſah er ſich in immerwährender Gefahr; denn Knorre's Jäger ſtreiften in Patrouillen rings um die Grenze des Gebiets. Knorre ſchien einen offnen Ueberfall von Seiten der Bandomire zu fürchten. Ward nun Stanislaus in ſeiner Verkleidung auch nicht ſogleich erkannt, ſo ward er doch als Fremder angehalten; und es war nur zu wahrſcheinlich, daß er über Kurz oder Lang auf einen Jäger ſtieß, der ihn ſchon geſehn hatte. Unter dieſen Umſtänden war eine Benachrichtigung Hedwig's nicht möglich; er war genöthigt, ſich von einem Kruge in den andern zu ſchleichen, da er außen in den Gebüſchen von den Hunden der Jäger ausgeſpürt wurde, und doch waren auch die Krüge nur gar zu unſicher, denn die zechluſtigen Patrouillen kehrten da fleißig ein, um ſich zu ſtärken. So verging der Sonnabend. Stanislaus kam ſpät in der Nacht nach dem Baldan-Kruge, den er zu ſeinem Hauptquartier gemacht hatte; vergeblich war er dicht um den Ellernſchen Edelhof herumgeſchlichen, die Fenſter von Hedwig's Zimmer waren und blieben geſchloſſen. Die einzige Hoffnung, die er nun hegte, war auf die morgende Kirchfahrt gerichtet, und doch war auch dieſe Hoffnung nur gar zu gebrechlich: Konnte er ſich denn erblicken laſſen, um die Vorübergehenden zu ſehn und von Hedwig geſehn und erkannt zu werden? Der Haß ſieht ja ſo ſcharf wie die Liebe, und Vater und Mutter würden ihn auch erkennen! Auf die Kirche ſelbſt hoffte er: dort ſollte ſich Gelegenheit finden, ihr den Brief zuzuſtecken.

Am andern Morgen bei guter Zeit machte er ſich hinüber nach Nerft, ſchlich ſich in die Kirche, beſah ſich das herrſchaftliche Geſtühl, und wie da anzukommen ſei. — Hätte er nur wenigſtens gewußt, welches Hedwig's Stuhl zu ſein pflegte! Der Küſter legte die Geſangbücher auf den Platz jedes Herrſchaftsmitgliedes. Sollte er es wagen, den Mann anzureden, auszuforſchen, und ſobald er die Stelle kennte, den Brief in das für Hedwig beſtimmte Buch zu legen? — Er wagte es, und es gelang. Aber es ward ihm bald wieder leid, denn er ſetzte ſeine letzte Hoffnung dadurch auf's Spiel. Der Brief enthielt ganz beſtimmte Vorſchläge zur Entführung; kam er in andre Hände als Hedwig's, oder fiel er heraus, ſobald ſie das Buch öffnete, oder wurde geſehn, ſobald ſie das Buch aufſchlug — dann war auch die letzte Möglichkeit vernichtet! Er eilte in die Kirche zurück, um ihn wieder herauszunehmen. Aber die Kirche füllte ſich ſchon; er konnte nicht mehr ohne Aufſehn in das Geſtühl eindringen, und der Küſter warf ohnedies ſchon forſchende Blicke auf ihn — er mußte das Geſchick walten laſſen. Sich ſo tief als möglich unter die lettiſchen Wandkittel ſtellend, um das Herrengeſtühl zu überſehen, und doch nicht geſehn zu werden, erwartete er den Beginn des Gottesdienſtes und die Ankunft der Ellernſchen. Sie kamen — Hedwig war nicht dabei, und Frau von Knorre ſetzte ſich auf Hedwig's Platz. Sein Blut ſtockte, als ſie jetzt nach dem Geſangbuche griff — ſie ſah ſehr blaß und leidend aus, nahm das Buch nicht vom Platze, ſondern ſchlug es nur auf, wie ihm ſchien, gedankenlos und ohne darauf zu blicken. Sie ſang nicht mit; ſchmerzlichſt wünſchte Bandomir das Ende des Liedes, den Anfang der Predigt herbei — ſo wie der Prediger auf der Kanzel erſchien, ſchmiegte er ſich rückwärts durch die Letten nach der Thür und verließ die Kirche. Er hoffte ſpäter nachforſchen zu können, ob der Brief unentdeckt geblieben ſei; jetzt wollte er die Abweſenheit der Eltern benützen, um bis unter Hedwigs Fenſter zu dringen. Julius und Chabelsky waren zwar nicht in der Kirche, und Beide hielten ſich in Ellern auf, aber in Abweſenheit der Eltern und zur Kirchſtunde, wo Alles ruht auf dem Lande, und Weg, Hof und Garten verödet ſind, hoffte er doch am Erſten eindringen zu können. Weit und breit war Niemand auf dem Felde zu ſehn, er eilte raſch dahin, am Sallatkruge vorüber, am Ellernskruge desgleichen; nichts ſtörte ihn, nichts hielt ihn auf; ſchon ſah er den Kalniſch-Krug am kleinen See, wo er damals Hedwig erblickt hatte — wer iſt das? Vor dem Kalniſch-Kruge ſaß ein Mann. Bandomir's ſcharfes Auge erkannte bald in demſelben einen Juden, wie deren trotz des Verbots Hunderte im Lande umherzogen. Vielleicht iſt der zu gebrauchen! dachte Bandomir, eilte hinzu, und ſetzte ſich neben ihn auf die Bank. Der Hauſirer kam direkt von Ellern, und erzählte, daß er dort einige Seidenwaaren verkauft, leider aber nicht genug von guten Stoffen bei ſich gehabt habe, es werde da eine Hochzeit gerüſtet, und es wäre ein Geſchäft zu machen geweſen, da das Fräulein Braut nicht eben feilſche; „aber meiner Mutter Sohn,“ ſetzte er hinzu, „hat kein Glück, hat in ſeiner Thorheit die beſten Sachen in Dünaburg gelaſſen —“

Bandomir zeigte ihm ein Goldſtück mit der Frage: ob er's raſch verdienen wolle? Sie wurden Handels einig, und Stanislaus, diesmal die Brieftaſche mit ſich führend, ſchrieb mit der Bleifeder ein neues Billet, worin er Hedwig bat, getroſten Muthes zu ſein, und künftigen Sonntag in der Kirche nicht zu fehlen. Sie möge es ſo einrichten, daß ſie im Patronatsgeſtühle dicht am Gange ſäße. — Der Jude übernahm's, auf der Stelle nach Ellern zurückzukehren, unter dem Vorwande, etwas vergeſſen zu haben, unmittelbar in des Fräuleins Zimmer vorzudringen, das Billet abzugeben, und eine Antwort zu erwarten. — „Bringſt Du die Antwort,“ flüſterte Bandomir, „ſo erhältſt Du noch ein Goldſtück —.“ Ich will's wagen! — „Noch eins! Gieb den Zettel noch einmal her!“ —

Der Brief im Geſangbuche ängſtigte ihn über Alles, und er unterrichtete Hedwig davon mit dem Bemerken, daß ſie ſich deſſen, wenn irgend möglich, bemächtigen möge, wäre es nicht eher thunlich, nächſten Sonntag, ſobald ſie ins Geſtühl träte, denn es ſei Alles verloren, wenn er gefunden werde. —

„Nun eile, daß ſie Dir nicht aus der Kirche über den Hals kommen, hier im Kruge erwarte ich Dich!“

Der Jude marſchirte haſtig nach dem Gebüſche zu, wo Bandomir damals ſo glücklich geweſen, und dieſer forſchte um den Krug herum nach einem Verſteck, weil er es nicht wagen durfte im Kruge ſelbſt die Vorüberfahrt der Ellernſchen abzuwarten. Wie leicht hat ſolch ein Jäger Durſt, und tritt in's Wirthshaus!

Der Gedanke an den Brief peinigte ihn ununterbrochen: Sollte er nach der Kirche zurück und am Schluſſe des Gottesdienſtes in das Geſtühl dringen, ihn wegzunehmen? Aber es wurde zu ſpät; eh' er hinkam, war die Kirche aus, und dann begegnete er den Heimfahrenden, und ſein Jude verfehlte ihn im Kruge! — Ach! warum war er ſo voreilig geweſen! Nach der Predigt wurde noch ein Lied geſungen, und wenn auch die Herrſchaft dies nicht mitzuſingen pflegte, ſo war's doch möglich, daß die Ellernſche das zu thun gewohnt war, daß Frau von Knorre nachholen wollte, was ſie vor der Predigt unterlaſſen — da klang die Vaterunſer-Glocke von Nerſt herüber, die Kirche war zu Ende — jetzt war's entſchieden! Nein! Wenn's auch bis jetzt verborgen geblieben war, nun räumte der Küſter auf, und ſolch ein Mann iſt zu ordentlich und zu neugierig, jetzt ſollteſt Du da ſein! — Da kommt der Wagen, und Reiter kommen hinterher, und mein Jude iſt noch nicht zurück! Sie werden ihm begegnen, werden ihn zur Rede ſtellen, unterſuchen —!

Stanislaus hatte ſich in einen Schuppen untergebracht, und überſah durch ein Loch des Fachwerks die Straße. Sie war vom Regen gerade in der Nähe des Kruges ſchadhaft geworden, und der Wagen mußte hier langſam fahren. So konnte er die darin Sitzenden genau beobachten und in ihrem Benehmen leſen, ob ſich was Ungewöhnliches ereignet habe. Frau von Knorre ſaß allein im Wagen, ihr Antlitz ſah leidend, unbewegt aus, wie in der Kirche. Herr von Knorre war mit zwei Jägern dahinter zu Pferde. — Der Zug ging vorüber. Eine peinliche, lange halbe Stunde verging, und der Jude kam noch immer nicht; Stanislaus ertrug's nicht mehr zu warten, und wagte ſich auf die Straße, obwohl ſie von Kirchgängern bedeckt war. Bis an den Buſch nur wollte er gehn! Lieblicher Aberglaube, der ſich immer einſtellt, wenn wir lebhaft wünſchen oder fürchten, flüſterte ihm zu: An dem Buſche haſt Du Glück! Wirklich erſchien da der Jude, bat um's Goldſtück, und griff in die Taſche. Er brachte Antwort von Hedwig! „Gott ſei Dank!“ — ſchrieb ſie — „daß ich ein Lebenszeichen von Dir habe! Allein und ohne Dich kann ich nicht widerſtehn — dem Vater wohl, aber der Mutter nicht. Was ſoll aus mir werden? Ich bin bewacht wie eine Gefangene. Wage ja nichts, es ſind fürchterliche Befehle gegeben, und Dein Leben ſtünde auf dem Spiele. Ich fürchte, daß man am nächſten Sonntag nach dem Gottesdienſte mich plötzlich vor den Altar führen und dem Chabelsky, der bis dahin leidlich hergeſtellt zu ſein denkt, antrauen wird! Stanislaus! wir ſind verloren — ich höre die Glocke von Nerſt und ſchließe.

P. S. Zu dem Geſangbuche kann ich nicht eher als nächſten Sonntag. In die Kirche komme ich beſtimmt, ach, nur zu beſtimmt!“ —

Stanislaus fragte den Juden, ob er ihm aus der Nerſter Kirche was holen könne — „Für keine Million!“ rief der Jude. „Wer mich in der Kirche betrifft, tödtet mich — laßt mich ſein, Herr, und meinen Weg fortgehn!“ — Damit eilte er in's Gebüſch von dannen.

Stanislaus wagte ſich noch ein Mal nach Nerſt hinein, er fand aber die Kirche verſchloſſen. Ja, er war ſo dreiſt, nach dem Küſter zu fragen. Der Herr Pfarrer, hieß es, iſt nach Ellern zu Tiſch geladen, und der Küſter iſt heute mitgegangen.

Der entſcheidende Sonntag war ein ſo milder Septembertag, daß ein Gewitter in großer weißer Wolke leicht blitzend und donnernd ſchon um die neunte Stunde über den Himmel zog, als die Hochzeitsgeſellſchaft in Ellern die Wagen beſtieg, um nach Nerſt zur Kirche und Trauung zu fahren. Der alte Herr von Knorre zeigte große Heiterkeit, daß endlich Alles ohne weitere Störung bis dahin gediehen war, daß

Julius und Chabelsky bereits wiederhergeſtellt erſchienen, und daß ſein innerer Schauer vor Bandomir und deſſen Schwur doch in nichts Uebles ausgegangen ſei. Obwohl ein gehärteter Mann, war er von böſer Ahnung gequält worden, und hatte zu dem Ende ſo ſtrenge Sicherheitsmaßregeln ergriffen, ja bis zu dieſem Morgen hatte er ſich eines bewaffneten Ueberfalls von Seiten der Bandomire verſehn. In der Freude, daß er ſich geirrt, ließ er dem Pferdehirten die Freiheit wieder geben, und begrüßte die eintreffenden Hochzeitsgäſte, unter ihnen den Grünwalder und den Schloßberger, mit einer freudigen Herzlichkeit, wie ſie ihm ſonſt gar nicht eigen war. Den gutmüthigen, zurückgeſetzten Puttkammer, der ſich eingeſtellt hatte, um nicht durch ſeine Abweſenheit aufzufallen, faßte Knorre unter den Arm, und führte ihn mit den Worten zur Seite: Ich danke Euch, Puttkammer, Ihr ſeid ein wahrer Edelmann! Daß Ihr kommt, beweiſt der Welt, wie Ihr unſer wahrer Hausfreund ſeid und bleibt, und meiner Tochter nur als ſolcher den Hof gemacht habt. Wie gern ich ſie Euch gegeben, Puttkammer, wißt Ihr am Beſten; daß ich ſie dem Chabelsky gebe, geſchieht um unſer Beider Wohl und Ruhe willen — warum? Ihr ſeid kein Raufbold, und hättet vom heutigen Tage an die Bandomire auf dem Halſe gehabt, ja, wär't Eures Lebens keine Stunde ſicher geweſen. Chabelsky dagegen führt Hedwig nach Lithauen hinüber, ſie kommt dieſem Abenteurer aus Auge und Sinn und iſt in Braslaw jedenfalls von einer zahlreichen, kriegeriſchen Familie gegen Alles geſchützt —

Der Grünwalder, zu Herrn von Sieberg in den Wagen ſteigend, drückte dieſem ſeine Verwunderung aus, daß von Seiten Bandomir's nichts paſſirt ſei — „ich habe mich doch in ihm geirrt, denn ich habe ihn für unternehmender gehalten, und nach der Scene, welche ich ihn hier erleben ſah, war ich des wildeſten Attentat's gewärtig —"

Es iſt mir dies ein gutes Zeichen, erwiderte darauf der Schloßberger, daß dieſe leidenſchaftlichen jungen Männer doch mehr Erziehung und Maaß beſitzen, als man ihnen gern zutrauen mochte. Man ſagt, Graf Moritz, der vor den ruſſiſchen Truppen flüchtet, ſei bei ihnen in Brüggen verborgen —

Als der Wagen, worin Frau von Knorre und Hedwig ſaßen, an der Kirche ſtill hielt, wurden die Pferde von einem plötzlichen Donnerſchlage ſcheu und prallten auf die Seite. Der Kutſcher wurde ihrer indeſſen Herr, und Hedwig, welche deſſen gar nicht gewahr wurde, hatte dadurch längere Zeit, ſich unter den umherſtehenden Letten nach Bandomir umzuſehn. Sie ſah ihn nirgends! Nirgends war ein Anzeichen, daß ſich was Ungewöhnliches bereite; — wie jener Donnerſchlag überfiel ſie plötzlich die Gewißheit, nach Verlauf von zwei Stunden ihm für immer verloren und einem Andern angetraut zu ſein. Romantiſch, wie Mädchen ſind, welche dem Geliebten alle mögliche Wunderkraft zutraun, hatte ſie ſeit Bandomir's letztem Schreiben zuverſichtlich darauf gerechnet, er werde die Trauung vereiteln, und in dieſer Zuverſicht hatte ſie ſich gleichgültig das weißſeidene Brautgewand anthun, den Myrthenzweig in's Haar flechten laſſen. Jetzt, aufgerichtet im Wagen ſtehend, und umherſuchend mit dem Blicke, überfiel ſie auf einmal völlige Verzweiflung, ſie zitterte und ſchwankte, und die erſchreckte Mutter mußte ſie halten.

Sobald ſich ein junges Mädchen wieder faßt, iſt ſie auch Augenblicks all ihrer kleinen Pläne wieder mächtig. Dies gilt vielleicht nicht nur von einem jungen Mädchen, ſondern von jeder Frau, und iſt vielleicht dadurch erklärlich, daß die Frauen als das ſchwächere Geſchlecht jederzeit mehr als die Männer auf augenblickliche Sicherſtellung bedacht ſind. In einem engeren Kreiſe von Wünſchen und Ideen ſich bewegend, iſt ihnen auch darum das eben Paſſende raſcher gegenwärtig. Als Hedwig an der Mutter Arm in die Kirche und an den Eingang des Patronatgeſtühles trat, war ſie ihres troſtloſen Zuſtandes bereits ſo weit Herrin, daß ſie die Mutter bitten konnte, die Herren vorausgehn zu laſſen in das Geſtühl. Es ſei ihr ſo eng und beklommen zu Muthe, daß es ihr Erleichterung dünke, nicht in das enge Geſtühl hinein zu müſſen, ſondern hier nahe dem freien Gange ſitzen zu dürfen. Die Mutter gewährte das dem offenbar tief erſchütterten Kinde gern, und als Herr von Knorre es unpaſſend finden und verweigern wollte, ſchickte ſie ihn mit ein Paar beſtimmten Worten ſammt den übrigen Herrn in das Innere des Geſtühls.

Auch die Sorge um den Brief hätte Hedwig nicht vergeſſen, ſie ließ ſich nur nicht mit der Wahl ihres Sitzes vereinigen. Als ſie nach ihrem ſonſtigen Kirchenplatz aufblickte, bemerkte ſie, daß Herr von Roop ihn eingenommen, und ſo eben ihr Geſangbuch ergriffen hatte. Nach einer Weile wendete er wirklich den Kopf nach ihr zurück, als wollte er von Weitem ein Zeichen geben oder eine Frage an ſie richten. Hedwig, welche wußte, daß Roop ihrem Stanislaus wohl geſinnt, und welche richtig vermuthete, daß ihm ſo eben deſſen Brief in die Hände gefallen ſei, ſchüttelte kaum merklich das Haupt, und der Grünwalder ſchien das wohl verſtanden zu haben. Aber Puttkammer, der neben ihm ſaß, hatte wohl den Brief ebenfalls bemerkt, und ihm mochte es nicht ungelegen ſein, wenn ſich vermittelſt deſſelben etwas Störendes ereignete. Hedwig ſah, wie er ſich zu Roop hinneigte, und als dieſer eine ablehnende Bewegung machte, zu Julius, und wie Julius zum Vater ſprach, und eine auffallende Unruhe unter den Herrn entſtand. In dieſem Augenblicke erſchien der Prediger auf der Kanzel; Julius, der aufgeſtanden war, ſetzte ſich nieder — zunächſt ſchien der Fund auf ſich beruhn zu dürfen. Aber als die Gemeinde eben die letzte Strophe des letzten Verſes anhub, kam Jakut eiligſt den Gang her an's Geſtühl, und wollte hinein — er war ſo erhitzt, daß der Schweiß dicht über ſein gebräuntes Antlitz herab in den Bart lief, und daß ihm die ſonſt glatt gekämmten langen Haare naß und verwildert über die Backen hingen. Hedwig, die nichts Gutes ahnte bei ſeinem Anblick und bei ſeiner Bitte: zum Herrn von Knorre gelaſſen zu werden, winkte ihm gebieteriſch Stillſchweigen zu, nach dem Prediger auf der Kanzel hinzeigend. Die Männer, den Rücken nach dem Eingange kehrend, ſahen ihn nicht, und ſelber die Mutter wurde den Roskolniken nicht gewahr, welchen der Hinweis auf den heiligen Moment und Ort wirklich gelähmt hatte. Die für Andacht ſo wirkſame Stille, welche am Schluß des Geſanges und unmittelbar vor Beginn der Predigt eintritt, feſſelte magnetiſch den altgläubigen Ruſſen, den offenbar eine wichtige, ſchleunigſt auszurichtende Botſchaft hergeführt hatte, und der nun dicht am Ziele unverrichteter Sache ſtehen bleiben mußte.

Guter Gott! dachte Hedwig, was nützt es noch, Dieſes oder Jenes abzuwenden! Nach einer Stunde iſt Alles gleichgültig! — Dann verſank ſie in ſich, und es mochte weh und ſchmerzlich in ihr ſein, denn große Thränen glitten ihr über die bald erblaſſenden, bald erröthenden Wangen. Leiſes Knarren der Kirchthüre, die während der Predigt geſchloſſen iſt, ein durch den Gang daher kommender leiſer aber raſcher Schritt weckte ſie; ſie blickte ſeitwärts — allmächtiger Gott! Stanislaus kam den Gang herauf bis dicht in ihre Nähe. Ein Freudenruf entglitt ihrem Munde, und während Jakut, wie von einem Spieß getroffen zuſammenfuhr, wendeten ſich ſämmtliche Inhaber des

Geſtühls nach ihr. So erblickten ſie Alle den Bandomir, der ſich gegen Frau und Fräulein von Knorre, Herrn von Sieberg und von Roop höflich verneigte. Er war in prächtiger Kleidung, und glich, wie Hedwig geträumt, dem Bilde eines romanhaften Paladin's. Sein ſonſt ſo bleiches Antlitz war leicht geröthet; von Waffen trug er nichts als ein breites zierlich gearbeitetes Jagdmeſſer, welches an einem goldgeſtickten Bandeliere niederhing. Ruhig blieb er in der Nähe Hedwig's ſtehn, und ſah unverwandt auf den Prediger. Die Knorre's waren entſetzt, und wußten nicht, was thun. Der Feind verrieth zunächſt keine feindliche Abſicht; die Kirche war für Jedermann, und ſollte man ohne weitere Veranlaſſung den Gottesdienſt unterbrechen? Der alte Knorre war zudem bleich wie der Tod und zitterte, ſeiner verſpotteten Ahnung gedenkend, nicht blos vor Wuth. — Daß Bandomir als müßiger Zuſchauer der Trauung gekommen ſei, glaubte Niemand, Jedermann war auf eine Ueberraſchung gefaßt, und doch verhielt ſich alle Aufregung nach außen ruhig, und die Predigt ging, wie ein bannendes unparteiiſches Element über alle dem fort. Und wenn er allein war, er hielt die Hauptperſonen, denen der Widerſtand zugekommen wäre, in Furcht, ſo lähmend war in kurzer Zeit der Bandomirs Ruf von unwiderſtehlicher Tapferkeit geworden, und Julius, wie Chabelsky, die beiden natürlichſten Gegner, wenn etwas vorfiel, fühlten ſich noch kraftlos durch kaum verharſchte Bandomir'ſche Wunden; der alte Herr war wie von einem dämoniſchen Entſetzen ergriffen, von Sieberg, Roop und Puttkammer war keinerlei Einmiſchung zu erwarten; kurz, das mit Männern gefüllte Patronatsgeſtühl fühlte ſich ohnmächtig neben dieſem einzigen regungslos daſtehenden Manne. Er ſchien auch der Einzige zu ſein, welcher den Worten des Predigers volle Aufmerkſamkeit widmete. So wie aber der Prediger Amen geſagt hatte, und die Kanzel verließ, war dieſe ruhige Bandomirgeſtalt verwandelt: wie man eine Hand umkehrt, war er dicht am Geſtühl, hatte Hedwig mit beiden Armen erhoben, und trug ſie, als ob ſie leicht wie ein Blumenſtrauß wäre, dem Ausgange zu. Polternd, Stühle umwerfend, ſprangen die Knorre's auf, ſchrieen: „Räuber! Schurke, ſteh!" und ſtrebten in den Gang zu kommen. Das wirkſamſte Hinderniß für Bandomir, weil das nächſte, ward Jakut, der zuſprang und nach Hedwig griff. Stanislaus, ſie mit einem Arme feſt umſchlingend, griff ihn mit der andern an die Kehle, welche des

Reskolniken blanker Hals bloß ſtellte, und welche Stanislaus mit ſo furchtbarer Gewalt zuſammenpreßte, daß Jakuts Augen weit aus ihren Höhlen traten. Der hierdurch verurſachte Aufenthalt wäre aber doch gefährlich geworden, wenn Stanislaus nicht, nach Jakut greifend, mit lauter Stimme: Urban! gerufen und ſich auf dieſen Ruf die Kirchthür flugs in beiden Flügeln geöffnet und einen furchtbaren Hinterhalt gezeigt hätte. Die Sandomir'ſchen Jäger, zwanzig an der Zahl, ſtanden unter Urban's Anführung aufgepflanzt, und ſtreckten ihre Feuerröhre in den Kirchengang. Jakut, bei dieſer Verwandlung der Scene losgelaſſen, fiel platt auf das Pflaſter; die Knorre's und Chabelsky, aus dem Geſtühl herausgedrungen, ſtanden wie vom Donner gerührt, und Stanislaus, ſich umwendend, ſprach mit ſtarker Stimme: Ich halte meinen Schwur, und Hedwig wird mein Weib — ſeht geduldig zu, wenn Ihr das Leben lieb habt!

Dann ſchritt er durch die Schützen mit ſeiner ſchönen Beute hinaus, zu einem Wagen, welcher des jungen Paares harrte. Bis er mit ihr davon gerollt war, hielten die Jäger den Ausgang beſetzt, dann zogen ſie ſich zu je fünf Mann zurück. So beſtiegen ſie allmählig alle ihre Pferde, ohne daß der Ausgang frei geworden wäre, denn die, welche ſich beritten gemacht, löſten zu Pferde die nächſten Fünf an der Thüre ab, bis alle Zwanzig zu Pferde an der Thür hielten. Dann erſt kommandirte Urban „Kehrt!“ und unter einem jauchzenden Aufſchrei jagte das Piket in geſtrecktem Galopp dem Herrn und der neuen Herrin nach. . .

Die Kirchthüren blieben offen, und man ſah vom Gange aus, daß ein mächtiger Platzregen vom Himmel fiel. —

10.

Alles dies war ohne Vorwiſſen Scipio's geſcheh'n. Stanislaus fuhr auch nicht zuerſt nach Brüggen mit ſeiner eroberten Braut, ſondern geradeswegs nach der Düna hinüber, wo ihm bei dem Gute Born ein befreundeter und ergebner Prediger wohnte, der ihm das Recht eines kuriſchen Edelmannes ungeſchmälert angedeihen ließ, das Recht nämlich, ohne Aufgebot getraut zu werden.

Nachdem die Trauung vollbracht war, ſchrieb Hedwig einen Brief an ihre Mutter, bat darin um Verzeihung und Segen und — ſo praktiſch iſt auch die jüngſte Frau! — um ihre Kleider. Die Predigersfrau half ihr aus der Verlegenheit, nicht auch in Brüggen blos mit dem weißſeidenen Staatskleide ankommen zu müſſen. Uebrigens war Hedwig bei dieſer außerordentlichen Wendung ihres Schickſals ſo unbefangen wie möglich: von dem Augenblicke an, da ſie Stanislaus Arm in der Kirche zu Nerſt umfangen, war ſie nur eine Empfindung, ein Gedanke, Hingebung an ihn, an den mächtigen, geliebten Mann. Wie Meereswogen ſchlugen Wünſche, Gefühle, Freuden über ihr zuſammen: es war etwas von jenem ſlaviſchen Leichtſinn und Feuer in ihr, welche eine geniale Rückſichtsloſigkeit und ein völliges Genießen des Augenblicks erlauben.

Sie fuhren, von Born kommend, an Kummeln vorüber, ohne bei Scipio einzuſprechen; und einige Tage ſpäter erſt, nachdem ſich das Gerücht des Vorfalls im Oberlande verbreitet hatte, kam ein Brief Scipio's an Stanislaus:

„Von fremden Leuten, geliebter Bruder, erfahre ich die wichtige Nachricht. Ich weiß es, daß Du mich übergehſt, weil Du meine entſchiedene Oppoſition gegen eine Verbindung mit Hedwig von Knorre kennſt. Um ſie, koſte es was es wolle, ins Werk zu ſetzen, handelteſt Du allerdings richtig, ganz ohne mein Wiſſen zu verfahren; — ich hätte mich bis zum Aeußerſten widerſetzt. Ob Du wohl gehandelt haſt, das mag Gott wiſſen, Alles mag Gott lenken. Daß es nichts Geringes war, um weß willen ich dagegen, daß meine

Gegenwirkung aus einer tief liegenden Urſache entſprang, kannſt Du, meine Liebe für Dich, meine Wünſche für Dein Glück kennend, ermeſſen. Du haſt niemals näher nachgefragt, Du haſt, wenn ich ſprechen wollte, Dein Ohr immer abgewendet, Du haſt Alles überſprungen, jede Rückkehr unmöglich gemacht, und ſo ſei denn nun Alles begraben. Ich will nun glauben, Gott ſelbſt habe gegen mein Bedenken, gegen das unſers ſeligen Vaters und Oheims entſchieden; ich will nun glauben, es ſei aus einer zu großen Peinlichkeit und Delikateſſe entſprungen. Jeder Menſch, glaubſt Du, handle für ſich am Angemeſſenſten, wenn er nach Maßgabe ſeiner natürlichen Anlage und unverwirrt von äußerem Einſpruch handle. Gott hat Dir ſo gewaltige Mittel gegeben, Du verfährſt muthig und geradeaus gehend damit, mögeſt Du Recht haben gegen mich, der ich, ſchwächeren Kornes denn Du, die Handlung des Menſchen vorſichtiger, Bildungsgeſetzen entſproſſen, Bildungsgeſetzen wenigſtens unterworfen ſehn will. Das Glück ſei mit Dir, der Du größere Anſprüche machſt und zu machen haſt als ich! Verwirf deshalb meine Rathſchläge nicht. Bin ich auch auf ſchwächere Hülfsmittel geſtellt, ſo bin ich doch für Umſicht um ſo geübter.

Und mein Rath geht dahin, daß Du auf der Stelle mit Deiner Frau Kurland verlaſſeſt. Mögen auch einige junge Leute die Entführung aus der Nerfter Kirche einen fixen Streich nennen, die allgemeine Stimmung iſt gegen Dich. Du kennſt den auf ſeine Rechte pochenden Adel dieſes Landes! Wenn ein Pfandbeſitzer gegen den Kurländer ſo etwas ſich erlaubt, ſagen ſie: was bleibt da dem Indigenat übrig? Sogar der Schloßberger, der uns ſonſt wohlwollte, und der mit Recht ein großes moraliſches Anſehn genießt, hat es ein freches Attentat genannt, welches alle Strenge der Geſetze gegen ſich herausfordere. Roop, der Dir ſo günſtig, hat gemeint, es werde Dir ſchlecht bekommen, und es würde Niemand wagen Dir beizuſtehn. Plater, der Kaltenbrunn'ſche, hat geſtern öffentlich in Dünaburg erklärt: Wer im Gotteshauſe ungeſtraft ein Attentat begehn dürfe, von dem müſſe man ſich noch größerer Unbilden verſehn; es erheiſche des Landes Wohl, an Bandomir ein Exempel zu ſtatuiren, und es ſei hier mit aller Strenge durchzufahren, da es glücklicherweiſe einen bloßen Pfandbeſitzer, einen Fremdling betreffe. Hoffe nicht auf die Unordnung alles Rechtsganges, auf das ſchlaffe Regierungsweſen in dieſem Lande! Bei dieſem Falle hat kein Kurländer ein Intereſſe, daß dem Rechte nicht voller Lauf werde; die mächtigen Familien Knorre und Thorhacken werden Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, Chabelsky's werden die moraliſche Unterſtützung der politiſchen Lehnsherrſchaft mit Leichtigkeit beſchaffen, und Herzog Ferdinand, dem Du in's Antlitz getrotzet, wird als legitimer Landesherr auch ſeine volle Stimme gegen Dich in die Wagſchale werfen. Wenn ſie auch ſonſt kein Gewicht hat, hier, wo ſie der Ritterſchaft erwünſcht kommt, wird ſie vollwichtig ſein, und die Gerichte gegen Dich in vollen Eifer ſetzen. Kurz, Du haſt auf ganz rechtlichem Wege das Schlimmſte zu erwarten, denn ſie werden, da unſer Name hier nicht anerkannt iſt, als gegen einen Nichtadligen wider dich verfahren, und die entſetzliche Stelle der kuriſchen Statuten: „si ignobilis nobilem stupraverit, gladio feriatur!“ gegen Dich aufrufen; ſie werden unter dieſem blutrothen Scheine des Rechtes auch über das Recht hinaus Dich anfallen, Du wirſt keine ruhige Stunde haben, Tag und Nacht an Leib und Leben gefährdet ſein, und über Kurz oder Lang ſchmählich unterliegen. Darum folge mir, Stanislaus, folge mir ſogleich, und mache Dich auf unter voller Bedeckung der Deinen bis an die Grenze, gehe über Berlin nach Dresden, und entſcheide Dich dort, wo Du Dich niederlaſſen willſt. Graf Moritz von Sachſen denkt, Dich in Kurzem dort einzuholen, und Dir mit Rath und That an die Hand zu gehn. Auch er iſt flüchtig, ſuchte am Sonnabend Abends Schutz bei Dir in Brüggen, fand Dich nicht, und kam zu mir hierher nach Kummeln. Er verläßt ebenfalls das Land und verſichert Dich ſeiner Wohlgewogenheit.

So wie Du mir ſagen läßt, daß Du aufbrecheſt, komme ich flugs mit meinen Leuten, Dir in einiger Entfernung das Geleit zu geben und Dir den Rücken zu decken. Eile, Stanislaus! Jede Stunde Verzug kann Unheil bringen. Dein

Scipio.“

Ferber brachte dieſen Brief nach Brüggen, aber Stanislaus, in den Freuden der Liebe berauſcht und von tollkühn unerſchrockenem Charakter nahm all die drohenden Verhältniſſe viel leichter als Scipio, und hielt es beinah für eine Schmach, jetzt das Land zu verlaſſen. Nach einiger Zeit — meinte er — werde ich dies vielleicht thun, jetzt aber um keinen Preis. Urban hat die Befeſtigung von Brüggen, ſo weit ſie nöthig ſein dürfte, vollendet. Sie ſollen nur kommen, ich will ſie mit blutigen Köpfen heimſchicken; und kommen ſie in gar zu großer Zahl, nun Ferber, ſo ſchick ich zu Euch nach Kummeln, Ihr fallt den Angreifern in den Rücken, während wir einen Ausfall machen, und es müßte wunderlich zugehn, wenn mir unter ſolchen Umſtänden ganz Kurland und Semgallen was anhaben ſollte. In Summa: Scipio überſtudirt Alles und übertreibt die Dinge. Dieſe kuriſchen Edelleute bringen nichts Gemeinſchaftliches zu Stande; es wird denn auch gegen mich ein Paar Neckereien geben, ſie werden mich citiren laſſen durch den Mannrichter, ich werde mich nicht ſtellen; man wird hin und her ſchicken, es wird Zeit vergehen, man wird der Sache müde werden, und ſie am Ende bei jenem bergehohen Stoße liegen laſſen, der aus unerledigten Gerichtsſachen beſteht — ſo wird es kommen!

Das glaub' ich nicht, Herr von Bandomir! erwiderte Ferber, ein nüchterner, praktiſcher Mann, auf deſſen Meinung Stanislaus viel zu geben pflegte, und der in dieſer Angelegenheit Scipio's Anſichten theilte. Mit überzeugender Rede entwickelte er ſie, Hedwig vereinigte ſich mit ihm, und Stanislaus war im Begriff nachzugeben, da erſchien ein Beſuch, der

Alles änderte. Es war gegen Abend, und man erkannte nicht ſogleich den ſporenklirrend eintretenden Herrn: es war Graf Moritz, der von Kummeln herüberkam, um ſein Aſyl einige Tage bei Stanislaus aufzuſchlagen. „Ich bin ſchon zu lange in Kummeln,“ ſagte er, „und Biron hat mich ausgeſpürt. Auf Brüggen, welches die kuriſchen Edelleute belagern werden, wenn ſie nach einigen Jahren darüber einig geworden ſind, ſucht mich jetzt kein Menſch, denn Brüggen iſt ohne mich von krimineller Unterſuchung bedroht; ich aber habe außerdem dem Brüggenſchen Herrn ein leichtſinnig Wort abzubitten, welches er mir übel genommen hat, und ich weiß dafür keine paſſendere Form, als wenn ich auf einige Tage ſein Haus als Aſyl in Anſpruch nehme.“

Hiermit war's für Stanislaus entſchieden, daß er zunächſt in Brüggen blieb. Graf Moritz wollte noch den Erfolg einiger Schritte abwarten, die er in Petersburg veranlaßt hatte; fielen ſie für ſeine kuriſche Prätendentſchaft nicht günſtig aus, dann wollte er das Land verlaſſen, und für den Fall verabredete er mit Stanislaus einen gemeinſchaftlichen Reiſeplan, deſſen Ziel Frankreich und franzöſiſche Kriegsdienſte ſein ſollten. Gewann die Prätendentſchaft aber wieder Boden, was bei dem damals oft eintretenden Perſonenwechſel in Petersburg möglich, und bei dem prophezeihten Sturze Menſchikoff's wahrſcheinlich war, nun dann war mit Leichtigkeit zu beſeitigen, was ſich von kuriſcher Seite Drohendes gegen Bandomir erheben wollte.

So ward man in Brüggen heitrer Dinge, die jungen Eheleute waren in ſeliger Liebe, der vornehme Gaſt, ein vollendeter Kavalier, erheiterte die junge ſchöne Frau durch eine graziöſe Galanterie, belebte die Unterhaltung durch Schilderungen aus ſeinem bunten und intereſſanten Leben, durch Schilderungen franzöſiſchen Lebens, welches er innerhalb aller hohen und innerhalb aller pikanten Kreiſe genoſſen hatte, ja, nach einiger Zeit trugen die beiden gefährdeten Männer kein Bedenken mehr, ſich auf die Jagd hinauszuwagen, da ſich von außen nichts Bedrohliches gegen ſie regte, und Urban's Sicherheitsmaßregeln das Brüggenſche Haus gegen jeden Ueberfall ſicher zu ſtellen ſchienen.

Aber draußen bewegte ſich Alles ganz anders und viel drohender gegen ſie, als ſie verhofften. Als ſie eines Tages vergnügt an der Tafel ſaßen, erſchien ein einzelner Reiter an dem von Urban angelegten

Brückenthore, welches jetzt den einzigen Eingang zu dem mit Graben und Wall umzogenen Brüggenſchen Herrenhauſe bildete. Urban machte Bedienung bei Tafel, und der Wächter am Thore, eingeſchüchtert durch das Amt und die feierliche Anrede des Reiters öffnete ihm das Thor, zumal er keine Gefahr darin ſah, einen einzelnen Mann einzulaſſen. Dieſer Mann war aber Miniſterial der Seelburg'ſchen Oberhauptmannſchaft, und trat unangemeldet in das Speiſezimmer, mit lauter Stimme Stanislaus Bandomir vor den Richterſtuhl des Seelburg'ſchen Oberhauptmanns und des Mannrichters fordernd. —

Die Knorre's hatten ihre Zeit außerordentlich benutzt, und in der That jene Geſetzesſtelle, deren Scipio gedacht, zur Begründung und ſchleunigen Inswerkſetzung einer Kriminalklage untergelegt. Selbſt die unparteiiſchen Kurländer, ſonſt einer gerichtlichen Procedur nicht eben geneigt, waren in dieſem Falle eifrig zur Hand gegangen, und in ungewöhnlich kurzer Zeit ward die entſchloſſenſte Execution vorbereitet. Vorausſehend, daß Bandomir die Richter perhorresciren und ſich weigern werde, vor dem Richterſtuhle zu erſcheinen, hatten ſie auch für dieſen Fall raſche Maßregeln vorbereitet. Wenn auch in Kurland der Widerſtand Einzelner gegen Beſchlüſſe der Geſammtheit oder gegen Sentenzen eines Gerichts nichts Ungewöhnliches war, ſo blieb dieſer Widerſtand doch ungeſetzlich. Man vergab ihn dem Indigena, aber der Pfandbeſitzer durfte auf keine Nachſicht rechnen, am Wenigſten dann, wenn ſo angeſehene Kurländer, wie hier, Intereſſe nahmen an der Vollziehung des Geſetzes. Bandomir wurde alſo ſogleich, nachdem der Miniſterial deſſen perhorrescirende Antwort überbracht hatte, in contumaciam verurtheilt: mit bewaffneter Hand — armata manu — vor die Richter gebracht zu werden, und eine Anklage auf Leben und Tod zu beſtehn.

Dem Mannrichter, als der dafür kompetenten Perſon, wurde die Vollziehung dieſer Sentenz aufgetragen. Er konnte nicht allein gegen Bandomir ziehn, und eine bewaffnete Macht, die ſeinem richterlichen Anſehn Macht und Nachdruck gegeben hätte, war weder im Oberlande, noch in ganz Kurland vorhanden.

Die im Lande liegenden ruſſiſchen Truppen, welche ſo eben theilweis nach dem Grafen Moritz fahndend umherzogen, dafür in Anſpruch zu nehmen, erſchien gar zu mißlich, weil man grade in jener Zeit mit dem Petersburger Hofe in Unterhandlung darüber begriffen war, dieſe Truppen entfernt zu ſehn. Sie gegen einen kuriſchen Pfandbeſitzer, von dem der heftigſte Widerſtand zu befürchten war, zur bewaffneten Einſchreitung auffordern, hieß die eigne Schwäche darlegen, hieß die Anweſenheit fremder Truppen als nothwendig darſtellen. Die Debatte hierüber ſchloß von Knorre mit dem Erbieten, dem Mannrichter eine bewaffnete Schaar zuzuführen, welche den Pfandherrn Bandomir todt oder lebend vor den Richter bringen und den kuriſchen Geſetzen Achtung verſchaffen werde. Er hatte von den Chabelsky's die Zuſicherung, daß ſie ihm nicht nur einen verwegenen Haufen Lithauer, ſondern auch, wenn es nöthig ſei, eine Anzahl verkleideter polniſcher Soldaten ſtellen würden, ſobald er ſie forderte.

Der Mannrichter konnte und wollte Knorre's Anerbieten nicht von der Hand weiſen, er bedang ſich nur aus, daß der Exekutionstermin auf einen Zeitpunkt verlegt würde, da Scipio Bandomir von

Brüggen und Kummeln abweſend ſey. Gegen beide vereinigte Brüder hielt er den größten Exekutionstrupp für unzureichend, und jedenfalls würden alsdann unverhältnißmäßig viele Menſchenleben auf's Spiel geſetzt. Dieſe Bedenklichkeiten wurden indeß von den Knorre's nicht gebilligt, ſie bewieſen, daß ein kühner, raſcher, unerwarteter Angriff am Leichteſten und Wohlfeilſten zum Ziele führen würde. Der Mannrichter fügte ſich ungern, aber er fügte ſich, und die Knorre's jagten noch in derſelbigen Stunde den ihren dienſtwilligen Jakut zu den Chabelsky's nach [illegible] hinüber, mit allen nöthigen Anweiſungen. — [illegible]

Dies Alles folgte einander mit einer in Kurland unerhörten Schnelligkeit, und obwohl man in Brüggen durch die Erſcheinung des Miniſterials aufgeſchreckt worden war, ſo dachte man doch nicht im Entfernteſten daran, daß ein Ausbruch eines von gerichtlichem Anſehn verſtärkten Sturmes ſo nahe und ſo mächtig ſeyn könne. Graf Moritz, auferzogen in großen Verhältniſſen, und gewohnt, alle geſetzliche Form von oben herab zu betrachten, war nur geeignet, Stanislaus in der Geringſchätzung richterlichen Einſchreitens zu beſtärken. Scipio ließ ſich zu Aller Verwunderung auf Brüggen nicht ſehen. Stanislaus ſchob dies auf die Nichtachtung, welche er gegen alle Rathſchläge Scipio's dargethan hatte, und hoffte ſicherlich, den Bruder auszuſöhnen, ſobald der Graf abgereiſt, und Muße zum Beſuche in Kummeln eingetreten ſey. Damit tröſtete er Hedwig, welche ſich ungewöhnlich bekümmert zeigte um die Zurückhaltung des Schwagers; aber er entbehrte deshalb nicht minder Denjenigen, welcher ihm am Richtigſten rathen und helfen konnte. Unglücklicherweiſe konnte Graf Moritz das Brüggen'ſche Paar auch auf ſeine Vermittelung mit der Ellernſchen Familie vertröſten, eine Ausſicht, die jedenfalls für Hedwig von großer Wichtigkeit war, die aber ebenfalls alle Gedanken in Brüggen von äußerſten Schritten abwendete. Weil der Miniſterial den Grafen im Bandomir'ſchen Hauſe angetroffen hatte, weil alſo deſſen Aufenthalt hierdurch gar zu gewiß verrathen war, und weil ſich, vielleicht in Folge davon, ruſſiſche Truppen um Lautzen gezeigt haben ſollten, ſo wollte der Graf ſeinen Aufenthalt ändern, und auf eine Zeitlang nach Ellern verlegen. von Knorre hatte ja doch früher zu ſeinen eifrigſten Anhängern gehört, es ſtand zu erwarten, daß er den Prätendenten gaſtfreundlich aufnehmen, und ihm auch ein geneigtes Ohr zur Verſöhnung mit den Brüggenſchen leihen würde. „Wenn ich zurückkehre, Frau von Vandomir,“ ſetzte der Graf hinzu, „bring' ich freundliche Wünſche Ihrer Frau Mutter, und auch ein mildes Wort von Vater und Bruder!“

Es war ein nebliger Novembermorgen, als er ſich nach dieſen Worten auf's Pferd ſchwang, und zum Brückenthor hinausritt. Stanislaus gab ihm das Geleit, um ihn durch die Wälder nach dem Swentenſee hinüber zu bringen, damit er die für unſicher geltende Lautzenſche Straße vermiede.

Der Nebel verzog ſich nicht während des kurzen Tages, und als Stanislaus Nachmittags zurückkehrte, konnte er es ſchon nicht mehr erkennen, daß ein menſchliches Weſen hinter dem großen Steine am Seeufer verborgen war. Paſcha entdeckte es zwar, ſchlug aber nicht an, und als ſich die Geſtalt erhob, und vortrat, prallte der Tartar einige Schritt zur Seite.

Es war Petruſchka. Sie brachte ihm Kunde, daß von Lautzen her eine große Anzahl bewaffneter Reiter im Anzuge ſey. — „Das ſind Ruſſen!“ ſagte Vandomir, „und ſie kommen zu ſpät!“

Ruſſen ſind's nicht, gnädiger Herr, und vor einer Viertelſtunde bin ich einem von unſrer Familie begegnet, der von der Lithauiſchen Grenze herkommt. Er hat bei Feldhof eine noch größere Reiterſchaar geſehn, die dort im Walde gelegen, mit den Köpfen nach Norden: die Chabelsky's ſind dabei geweſen, Herr!

„So bleibe wach, Petruſchka, und ſchick' Eure Jungen umher, und bring' mir Nachricht in's Haus, wenn die Reiter wirklich von beiden Seiten auf Brüggen anziehn! Aber erſchreck meine Frau nicht!"

Damit eilte er über die Brücke hinein und unterrichtete Urban, daß er alle Sicherheitsmaßregeln treffe. Eine von gerichtlichem Anſehn unterſtützte Exekution beſorgte er nicht, weil die Nacht hereinbrach, und eine ſolche, ſelbſt mit gewaffneter Hand, nach kuriſchen Geſetzen nur vollzogen werden kann, ſo lange die Sonne am Himmel ſcheint. Einem Ueberfalle von Seiten der Knorre und Chabelsky aber glaubte er ſich gewachſen. Er trat alſo, als es völlig dunkel geworden, ohne weitere Beſorgniß in's Haus, und ging zu ſeiner Frau in's Wohnzimmer, nichts gegen dieſe erwähnend, und mit ihr ſchwatzend und koſend, als ob ſie in völliger Sicherheit wären.

„Was haben denn die Hunde heut Abend?—" unterbrach ſie das Geſpräch — „ſie machen ja einen erſchrecklichen Lärm!"

Es werden Wölfe in der Lautzenſchen Haide ſeyn, und der Wind ſteht von daher —

Da öffnete ſich die Thür, Paſcha ſtürzte herein, und geberdete ſich ſehr unruhig; Petruſchka, als Bube gekleidet, folgte ihm.

„Was willſt Du?"

Meine Mutter, gnädigſter Herr, aus dem Walde ſchickt mich und läßt Euch ſagen: der Adler ſey ausgeflogen nach ſeinen Jungen, er ſitze mit aufgeſpreizten Krallen in Lautzen und hebe die Flügel! —

Um's Himmelswillen, Stanislaus! was heißt das?

„Jagd, liebe Hedwig, Jagd! Dieſe Leute ſprechen immer kauderwelſch. Sage mir, Burſche, ſind die Wölfe zahlreich?"

Viele Tuchte, Herr, hat man ziehen ſehn, und vor allen ſcheinen die böſen lithauiſchen Wölfe, die von Feldhof heraufkommen, ſehr hungrig und mordgierig.

„Da müſſen wir eine große Jagd veranſtalten, um das Ungeziefer zu verſcheuchen. Komm' mit, Kleiner!"

Er beruhigte Hedwig und ging mit Petruſchka auf ſein Zimmer. „Du mußt gleich zu Pferde, nach Kummeln, Petruſchka, zu meinem Bruder —“

Der iſt verreiſt, Herr!

„So? Nun dann zum Verwalter Ferber. Er ſoll mir alle Mannſchaft ſchleunigſt herſenden; warte, ich will Dir zwei Worte zur Beglaubigung ſchreiben! — So! Wenn man Dich kriegt, verſchluck' das Papier —“

Man kriegt mich nicht, es kommt Niemand von der Kummelnſchen Seite.

„Sind's die Knorre's, die von Lautzen kommen?“

Ja, Herr, aber ſie ſind nicht allein, und es iſt auch ein vornehmer Mann dabei, den wir nicht kennen —

„Oho! es wird doch nicht der — Graf Moritz kennſt Du?“

Ja, Herr!

„Es wird doch nicht der Mannrichter ſeyn! Gleichviel, es iſt Nacht; aber eile um ſo mehr nach Kummeln!“

Petruſchka eilte hinweg und während Stanislaus ſeine Gewehre lud, hörte man ſie über die Brücke ſprengen. Es trat ein Jäger zu ihm ein und berichtete, daß ſich auf der Lautzen'ſchen Straße eine verdächtige Bewegung zeige, und daß die Hunde nicht mehr zu beſchwichtigen ſeyen —

„Geh' und paſſe auf! Ich bin ſogleich unten."

Er umgürtete ſich mit dem Säbel, hing die Schießtaſche über, nahm die Gewehre und ſtieg hinab in den Hof. Hier fand er all ſeine Leute verſammelt, gegen dreißig an der Zahl, kühnen Jägermuth's und voll Vertrauen auf den mächtigen, tapferen Herren blickend. „Wenn wir angegriffen werden, Kinder, ſchlagt Euch beſonnen, muthig werdet Ihr's ohnedies thun; verſchießt keine Kugel umſonſt, der Graben iſt breit, der Wall iſt hoch, Ernſt werden ſie des Nachts nicht machen, und am Tage trifft von uns jede Kugel. Bis dahin ſind auch die Kummelnſchen herüber und beider Bandomire Macht vereinigt nimmt es mit ganz Kurland auf!"

Kaum hatte er dieſe Worte beendet, als die Hunde ein furchtbares Gebell und Geheul erhoben, und man aus der Ferne deutlich das Getrampel von Pferden unterſchied. — Sie kommen!

„Auf Eure Poſten! Niemand ſchieße eher, als bis ich's befehle.

Damals reichte noch der Wald von allen Seiten um Brüggen zuſammen, und wo jetzt überall freies

Feld iſt, da war rings nur ein offener Raum von einigen tauſend Schritten. Es war die Zeit des erſten Mondviertels, aber bei dem umwölkten Himmel und der nebligen Atmosphäre ſah man, ſelbſt auf fünfzig Schritt, die Gegenſtände unſicher und ſchattenhaft. Dadurch wurde der Vorfall geſpenſtiſch und unheimlich; man hörte Tumult und Waffengeklirr einer großen Maſſe; man hörte, daß drei raſch auf einander losgefeuerte Schüſſe ebenſo im Süden von Brüggen nach Engelhardsdorf zu beantwortet wurden, und doch ſah man Niemand. Endlich ſchwieg das Stimmengeſchwirr, und ein einzelner Reiter erſchien am Brückenthor. Er klopfte mit dem Piſtol an's Thor, und rief mit lauter Stimme, ſo daß es wunderbar durch die Nacht in den Wald hineinſchallte:

> „Ich, der Miniſterial, fordre Euch auf im Namen des Herzogs und der Obrigkeit, die Pforte zu öffnen dem Mannrichter und ſeinem Gefolge, welche zur Exekution erſchienen ſind vor Brüggen!"

Nur das Echo des Waldes antwortete, ſonſt blieb es todtenſtill auf die Worte des Miniſterials.

Da ſchlug dieſer von Neuem mit ſeinem Piſtol an das Thor, und rief noch einmal ſeine Aufforderung in die ſchweigende Nacht hinaus —

„Du lügſt!“ rief jetzt eine ſtarke Stimme zur Antwort, „Du biſt kein Miniſterial; der, den Du anmeldeſt, iſt kein Mannrichter; der Herzog, auf welchen Du Dich berufſt, hat Dich nicht bevollmächtigt!“

Du irrſt, Bandomir, oder Bandomir's Sprecher: Herzog Ferdinand hat durch ein Schreiben aus Danzig Dich ohne Vorbehalt dem Gerichte überlaſſen, und der Mannrichter iſt hundert Schritte vom Brüggenſchen Thor, und ich bin der Miniſterial! —

„Seit wann begehrt in Kurland der Mannrichter in finſtrer Nacht gerichtlichen Einlaß? — Räuber ſeyd Ihr! Mach', daß Du fortkommſt, ſonſt laß' ich Dich niederſchießen wie einen Wolf! Fort!“

Wenn Ihr nicht gutwillig die Pforte öffnet, ſo müſſen wir ſie uns gewaltſam ſprengen!

Mit dieſen Worten wendete er ſein Pferd und eilte zur Angriffsſchaar zurück. Als er dem Mannrichter die Antwort Bandomir's wiederholt hatte, beſtand dieſer darauf, nach Lautzen zurückzukehren und erſt den folgenden Tag zu geſetzlicher Zeit die Execution zu vollziehn. Aber die Knorre und Chabelsky bekämpften dieſen Entſchluß auf das Lebhafteſte. Um eine geſetzliche Spitzfindigkeit zu erfüllen — ſagten ſie — werdet Ihr das Geſetz und das Gericht als unmächtig an den Pranger ſtellen, und eine große Menge Menſchenleben unnützerweiſe opfern. Denn am Tage fehlt von dieſen Bandomir'ſchen Schützen kein einziger Schuß ſeinen Mann, während jetzt in der Dunkelheit alles Schießen ein unſicher Ding iſt. Bis zum Tage ferner bietet er all' ſeine Leibeigenen auf, und verſchafft ſich Verſtärkung aus Kummeln: ſo wird die Expedition in ein blutiges Schlachten verwandelt, und der Zweck derſelben am Ende doch verfehlt.

Nach langem Hin- und Herreden gab der Mannrichter nach, und der ſofortige Angriff ward beſchloſſen. Er ſollte auf allen Seiten zugleich geſchehn: von dem breiten Graben und hohen Wall, welche Urban angelegt, unterrichtet, hatte man ſich mit Leitern verſehn, die Chabelsky'ſche Schaar, noch viel zahlreicher als die kurländiſche, erſchien ſo eben auch auf dem Schauplatze, man ordnete ſich, und rückte nun raſch bis an den Graben vor, um die Leitern geräuſchlos hinabzulaſſen. Da erſchien Bandomir auf dem gegenüber liegenden Walle und rief mit donnernder Stimme: „Zurück, Ihr Unſinnigen! Glaubt Ihr denn, ich ſtehe ungerüſtet Eurem ungeſetzlichen Ueberfalle gegenüber? Bei der erſten verdächtigen Bewe-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 0216/027

gung gebe ich Befehl zum Feuern, und Ihr füllt mit Euren Leibern dieſen Graben!“

Ergebt Euch, Bandomir! rief darauf eine Stimme; ich, der Mannrichter, verſpreche bei Allem, was mir heilig, Euch ungefährdet an Leib und Ehre nach Mitau zu bringen vor's herzogliche Hofgericht, wenn Ihr Eure Vergehungen nicht durch nutzloſen Widerſtand vergrößert —

Chabelsky, welchem an dem Wege friedlicher Unterhandlung wenig gelegen, und dem Alles darum zu thun war, daß Bandomir vernichtet, Hedwig erobert würde, benützte dieſen Augenblick, da Bandomir in ziemlicher Nähe frei über den Wall herausragte, ſchlug ſein Gewehr auf ihn an und ſchoß. — Bandomir verſchwand ſogleich hinter dem Walle, aber man hörte ſeine Stimme fürchterlicher als je: „Verrätheriſche Schurken, die Ihr Gericht und Unterhandlung vorſchützt, um meuchlings zu morden, wahrt Euch!“

Darauf ſah man einen Säbel in dem nebeligen Dämmerlichte blitzen und hörte von derſelben Stimme das Kommando „Feuer!“ Ein Feuerſtrom ſprühte über den Wall, und Viele der Angreifer ſtürzten getroffen theils zu Boden, theils in den Graben hinab. Aber die Hauptführer ſchienen unverletzt, man hörte

Knorre's und Chabelsky's Stimmen: „Auf! die Leitern angelegt!“

Vandomir's Schützen indeß, kriegsmäßig von Urban eingeübt, hatten keineswegs alle zugleich geſchoſſen, und eine zweite Salve praſſelte jetzt auf den Feind, und ſchlug wiederum mörderiſch ein. Von dieſer Salve verſtummte Knorre's Stimme, und ſämmtliche Angreifer wichen in die Dunkelheit zurück.

Der alte Knorre war verwundet, der Mannrichter war außer ſich über das ungeſetzliche und doch erfolgloſe Gemetzel; Alle waren einig, daß auf dieſe Weiſe nichts auszurichten ſey. Chabelsky ſchlug einen neuen Angriffsplan vor. Nur ein Theil ſollte mit aller Heftigkeit Brücke und Thor beſtürmen, ein andrer Theil aber ſollte von der andern Seite bäuchlings bis an den Graben kriechen, die Leitern ohne Geräuſch hinablaſſen, und während alle Vertheidigung auf Thor und Brücke gelockt werde, den Wall erſteigen. Chabelsky übernahm mit ſeinen Lithauern dieſe letztere Aufgabe, Julius von Knorre wollte mit den verkleideten polniſchen Soldaten Brücke und Thor ſtürmen.

So geſchah's. Der Angriff ward raſch und lebhaft in's Werk geſetzt, das Schießen ward nun auch von den Angreifern gut unterhalten, die Brücke ward wirklich erzwungen, die Aexte donnerten bereits an's Thor, und Bandomir, der einen verdeckten Angriff befürchtet, und die Runde um den Wall gemacht hatte, eilte jetzt, als er die Schläge an's Thor hörte, an dieſe Stelle herbei, dem heranſchleichenden Chabelsky freieres Spiel laſſend. Der für ihn unglücklich entſcheidende Moment trat ein — da drangen plötzlich durch die Schüſſe und die Axtſchläge lang gezogene Hörnertöne. Sie kamen von der Kummelnſchen Seite, von der Seite, auf welcher Chabelsky eben in den Graben hinabgeſtiegen war. Alles, Angriff und Vertheidigung, ſchwieg einen Augenblick, um zu horchen, was dies zu bedeuten habe. Da hörte man deutlich eine ſchwache Stimme im Rücken der Angreifer — Bandomir erkannte der kleinen Petruſchka Stimme — „Zurück, zurück! rettet Euch! Scipio Bandomir kommt mit ſeinen kummelnſchen Schützen und Buſchwächtern über Euch!“ — In der That hörte man auf dem ſchon gefrorenen Erdboden die pochenden Hufſchläge eines heranjagenden Reitergeſchwaders! Chabelsky, ihm zunächſt, war eiligſt aus dem Graben heraus, und rief gellend in polniſcher Sprache: Zurück nach dem Walde! Man fällt uns in den Rücken! — Ein paniſcher Schreck ergriff Polen und

Lithauer, Alles löſte ſich in wilder Flucht und eilte nach dem Walde.

Der Verwalter Ferber aus Kummeln war's, welcher mit ſeiner raſch herbeieilenden Hülfe dieſen Exekutionsſturm vereitelte.

Der ganze drohende Horizont ſchien ſich aber auch mit dieſem Wetter entladen zu haben! Das Oberland ringsum ſchrie über Ungerechtigkeit und Gewaltthat, und nahm jetzt Bandomir in Schutz. Es iſt etwas überaus Liebenswürdiges am Kurländer, etwas ächt Ritterliches, daß er dem Unterdrückten ſeine ganze Theilnahme zuwendet: gelang es dieſer kurländiſchen Ariſtokratie auch ſelten, ſtreng und unparteiiſch das Recht durchzuſetzen, ſo war ſie doch darin faſt immer einig, jede freche Ungerechtigkeit abzuwehren. Die natürliche Folge ſolcher kurländiſchen Eigenſchaft war, daß ein ſelbſtſtändiger Staat nicht fortbeſtehn konnte, während doch alle einzelnen Kurländer in adliger und ritterlicher Geſinnung fortbeſtanden und heute noch fortbeſtehn.

Das Benehmen Bandomir's nach dieſem Ueberfalle war auch vortrefflich geeignet, ihm die Kurländer zu gewinnen: Er hatte mit bewundernswerther Tapferkeit Weib und Hof beſchützt; er lebte mit Hedwig, alle Welt erzählte davon, wie die Engel im Paradieſe leben ſollen, und er verklagte keinen Kurländer, nein den Lithauern ſchob er Alles zu, gegen Chabelsky klagte er über gebrochenen Landfrieden. Die Chabelsky's, Edelleute eines Nachbarſtaates, mit welchem Kurland nicht nur im tiefſten Frieden, ſondern auch im innigſten Verbande ſtehe, hätten es gewagt, mit gewaffneten Leuten, ja, mit verkleideten Soldaten in Kurland einzubrechen und nächtlings mit allen Mitteln des Krieges ein Gehöfte zu überfallen. Ja, die Chabelsky's hätten ſich nicht entblödet, den Namen der Obrigkeit und des Herzogs mißbrauchend, ihren Raubzug eine gerichtliche Exekution zu nennen und die Namen kuriſcher Indigena's hinein zu miſchen. Er weiſe ſolche Inſinuation mit Unwillen zurück: kein kuriſcher Indigena entferne ſich ſo weit vom Pfade der Ehre, daß er gemeinſchaftliche Sache mit Straßenräubern machen könnte, als welche dieſe Chabelsky, von jeher räuberiſch in Kurland einfallend, ſich erwieſen hätten —

Nach dieſer Erklärung, und bei der wohlwollenden Aufnahme, welche ſie überall fand, war es für die Knorre's durchaus nicht mehr räthlich, die gerichtliche Klage weiter gegen Bandomir zu betreiben. — Der Mannrichter, ſeines eigenen Unrechts ſich bewußt, erlangte es jetzt von ihnen, daß ſie völlig ſchwiegen. Der Chabelsky'ſche Ueberfall wurde Gegenſtand einer Landtagsverhandlung, und kein Kurländer mochte Theil an dieſem Ueberfall genommen haben.

Ja, es erſchien bald darauf ein Brief des Grafen Moritz in Brüggen, worin dieſer triumphirend verkündigte, es neige ſich in Ellern Alles zum Beſten für Bandomir, und wenn Hedwig von Neuem ſchreibe, ſo werde man ihren Brief jetzt ſicherlich nicht mehr unbeantwortet laſſen wie früher, da man ihr auf einem Ochſenkarren ihre Habſeligkeiten durch einen ſtummen Leibeigenen überſandt habe.

Hedwig ſchrieb ſogleich, und in wenig Tagen ſchon antwortete ihr Julius, daß er die Stunde ganz nahe glaube, in welcher man ſich ſehen und ſprechen und die Zwiſtigkeiten für immer ſchlichten werde.

So ließ ſich der Winter verſöhnlich an, Stanislaus hatte kein Arg mehr, und ſandte ſeine Jäger nach Born, wo die Wölfe heerdenweiſe eingefallen waren. Er lebte in glücklichſter Gemeinſchaft mit Hedwig, deren Liebenswürdigkeit und Liebe ihm täglich zu wachſen ſchien, und als ſie an einem ſtürmiſchen Winterabende koſend neben einander am flackernden Kaminfeuer ſaßen, und ihr heiter werdendes Schickſal beſprachen, da ſchien es ihnen zunächſt an der Zeit, den noch immer zurückhaltenden Scipio auszuſöhnen. Sie verabredeten auf den nächſten Tag eine Schlittenfahrt nach Kummeln. „Wenn Du ihn ſelbſt“ — meinte Stanislaus — „mit dem Beſuche überraſcheſt, den er uns vorenthält, ſo wird der brave Pedant ſchon nachgeben.“ Es ward für ein gutes Zeichen angeſehn, daß der eintretende Urban einen Brief von Scipio überreichte. Der Brief enthielt ohne weiteren Zuſatz zweierlei Nachrichten: erſtens, daß Ferber den Jakob Chabelsky wieder im Oberlande geſehn habe, und zweitens, daß Graf Moritz von Sachſen, aufs Aeußerſte von den ruſſiſchen Truppen bedrängt, durch die Wälder der Abau auf eine Inſel des Usmaitiſchen See's ſich geflüchtet habe. Die Ufer des See's ſeyen beſetzt, und man ſähe keine Möglichkeit, wie er entkommen könne.

„Und ich ſehe keine Möglichkeit“ — ſetzte Stanislaus hinzu — „ihm beizuſtehn. Wir wollen Urban fragen, er kennt die dortigen Gegenden.“

Während Urban gerufen wurde, meinte Hedwig, es ſey doch gut, daß ſie ihr Schickſal nicht an das dieſes verfolgten Mannes geknüpft hätten.

Die Beſprechung mit Urban dauerte lang, und es war gegen neun Uhr, als der alte Diener das Zimmer verließ. Stanislaus, über eine mögliche Befreiung des Grafen nachdenkend, ſtand mitten im Zimmer, den Rücken nach den Fenſtern gekehrt, und ſah in die verglimmenden Kohlen des Kamins. Hedwig, klagend, daß es kalt im Zimmer werde, trat zu ihm, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, und zog ſeinen Kopf nieder, um ihn zu küſſen — plötzlich machte ſie eine ſchreckhafte Bewegung gegen das Fenſter, und drückte krampfhaft ihres Gatten Hand.

„Was iſt?“

Ich habe Jakob Chabelsky's Geſicht am Fenſter geſehn!

„Der Unverſchämte!“

Während Bandomir nach der Thür eilte, hörte er, wie Paſcha grimmig anſchlug, und gleich darauf in ein klägliches Heulen und Winſeln ausbrach. Ehe er die Thür erreichte, ward ſie aufgeriſſen, und Urban, bleich und verſtört, erſchien mit den Worten auf der Schwelle: „Wir ſind verrathen! Rettet Euch, gnädiger Herr, rettet Euch und die Frau durch den Gang! Der ganze Hof iſt voll Bewaffneter! ach, mit Euch über den Grafen ſprechend, hab' ich mein Wächteramt verabſäumt —“

Da kroch winſelnd Paſcha durch die halb offne Thür, und ſank vor ſeinem Herrn nieder, den ſterbenden Blick mit einem faſt menſchlichen Ausdrucke zu ihm aufrichtend. Ein Säbelhieb hatte ihn zum Tode getroffen! —

„Paſcha, mein Paſcha, armer, getreuer, Dein Blick ſchneidet mir durch's Herz!“

Da verſuchte Paſcha noch zu wedeln, und das Auge brach ihm —

„O mein Gott! Paſcha, nun iſt es aus mit allem Glück!“ klagte Stanislaus mit einem Tone, den man nie von ihm gehört hatte, und eilte zu Hedwig, die, mehr todt als lebendig, unter Thränen auf den ſterbenden Hund blickend, an die Wand gelehnt ſtand. Urban löſchte gleichzeitig die Lichter. Schon hörte man im Vorzimmer Sporen und Säbel — Stanislaus ermannte ſich, führte Hedwig in's Nebenzimmer, öffnete in einem Winkel des Fußbodens eine verborgene Thür, leitete die zitternde Frau einige Stufen zu einem Gange hinab, den Urban für den äußerſten Rothfall angelegt hatte, hieß ſie ruhig bleiben, bis er wieder käme, ſchritt dann in's Wohnzimmer, deſſen Flurthüre Urban verriegelt hatte, zurück, nahm Piſtolen, Flinten, Schießtaſche, Säbel, und gab's zur Hälfte an Urban. —

„Oeffne, Pfandherr! Du biſt verloren!“ ſchrie Chabelsky's Stimme, und während Schläge an die Thür donnerten, klirrten auch die Fenſter, welche man von außen einſtieß. Denn das Zimmer lag, wenn auch etwas hoch, zu ebener Erde.

Bandomir eilte mit Urban in den unterirdiſchen Gang. Sie ſchloſſen ihn hinter ſich, und hörten während dem ſchon den Lärm der in's Zimmer Eindringenden. Urban, am beſten mit ſeinem Werke bekannt, ging nun voraus, ſeinen Herrn hinter ſich an der Hand haltend. Dieſer hielt eben ſo Hedwig, und dergeſtalt ſchritten ſie vor in dem dunklen engen Raume. Das Getümmel im Hauſe wich immer weiter von ihnen zurück, und verhallte am Ende ganz. „Hier kommt eine Wendung nach rechts!“ flüſterte Urban, „und nun ſind wir gleich am Ausgange! Wenn wir den Wald gewonnen haben, wenden wir uns nach Maruſſa's Hütte zu, und dann nach Kummeln!“

Der alte Diener horchte vorſichtig an der ſchweren Fallthür, ob draußen kein verdächtig Geräuſch zu hören ſey, und murmelte unzufrieden vor ſich hin: „Wenn ich mein Handwerk verſtanden hätte, ſo wäre mir doch wahrhaftig die Arbeit durch den naſſen Lehmboden bis an den Wald nicht zu viel geworden, und ich hätte den Ausgang nicht hier in's Freie gelegt — es wird gewiß hier irgendwo ein Piket Wache halten, damit Niemand aus dem Hofe entweiche —“

Vorwärts, Urban! rief Stanislaus, und ſtieß die ſchwere Thür auf, die in ihren verroſteten Angeln knarrte. Vor ſeinen Blicken lag die dunkle Winterlandſchaft, aber das Geräuſch der Thür hatte auch, wie Urban gefürchtet, einen Wachtrupp herbeigezogen, und ehe er die Thür wieder ſchließen konnte, hatte ſich dieſer darauf geworfen. Mit wie ungeheurer Kraft er auch zog, er konnte den Gegendruck ſo vieler Hände nicht überwältigen, und mußte weichen. Er gab nach; die Ziehenden ſtürzten zwar unter der plötzlich frei gewordenen Thür nieder, aber es waren ſogleich andere zur Hand. Da ergriff er, zurücktretend, ein Piſtol, und feuerte es aus der Oeffnung. Es hatte die Wirkung, daß Alle vor dem dunklen Schlunde zurückwichen, und er Zeit gewann, die Thür in's Schloß zu werfen.

Aber verloren ſind wir nun doch! ſprach er faſt athemlos; faſſe Dich, Hedwig! ſey mein tapfres Weib! — Hedwig, in voller Liebe zu ihrem Gatten, ſuchte im Dunklen deſſen Hand, drückte ſie, und faßte den feſten Entſchluß, mit ihm zu kämpfen, mit ihm zu ſterben. — Der Tumult an der Fallthür vergrößerte ſich und donnernde Axtſchläge fielen darauf nieder — „Eile zurück, Urban! Dieſen Schlägen kann die Thür nicht lange widerſtehn, ſieh', horche, ob ſie vielleicht das Haus entblößt haben, um uns hier zu fangen, und ob wir vielleicht beſſer thun, zurückzueilen!“

Urban eilte. Stanislaus und Hedwig hatten ſich bis an die Wendung des Ganges zurückgezogen, weil von da mit völliger Sicherheit die Vertheidigung eine Zeitlang möglich war. Die Situation war entſetzlich: völlige Finſterniß in dem engen feuchten Gange um ſie her, und die dröhnenden Schläge des unvermeidlichen Unterganges vor ihnen. Eine Planke der Thür war ſchon durchbrochen, und ein rother Schimmer von den brennenden Kienſpähnen drang bis zu ihnen. Stanislaus ſah in das bleiche Antlitz ſeiner Frau. „Arme Hedwig! So früh in's Verderben geriſſen durch mich!“ — Klage lieber, daß die Freude ſo kurz war, groß war ſie doch!

„Oh mein Weib!“ ſtammelte er, ſeit ſeiner Knabenzeit zum erſten Mal wieder mit ſchluchzender Stimme, und drückte Hedwig krampfhaft an ſein Herz. — „Aber nein!“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „Dein junges ſchönes Leben ſoll noch nicht untergehn! Du wirſt als Wittwe Dich vor aller Zudringlichkeit zu wahren wiſſen, Du wirſt Brüggen bewohnen, und Scipio wird Dein Schutz ſeyn — wenn ſie eindringen in den Gang, ſo zieh Dich zurück! Man wird Dich ſpäter finden, aber Du wirſt leben —“

Stanislaus!

Da kam Urban mit der Nachricht zurück, daß Julius von Knorre die Zimmer beſetzt halte — in dieſem Augenblick brach auch die Thür: im rothen Kienſchimmer ſah man den bewaffneten Trupp am Eingange ſtehn und zögern. Man hörte Chabelsky's Stimme Freiheit und Geld denjenigen verſprechen, welche ſich zuerſt hineinwagten. So wagte es denn ein Haufe nach dem andern, und dreimal wurde jeder getroffen und zurückgeworfen von den Kugeln Bandomir's und

Urban's. Der Ausgang war faſt verſperrt von Verwundeten und Todten, nun war aber auch die Munition der beiden Männer erſchöpft; dies bemerkend räumten die Angreifenden, welche bisher wegen der Gangwendung immer erfolglos hineingeſchoſſen hatten, den Menſchenhaufen hinweg, und drangen nun tiefer ein. Urban mit einem Jagdſpieß, Bandomir mit ſeinem Säbel, hielten den Zudrang, niederſtoßend, noch eine Weile auf, bis ein neuer Piſtolenſchuß der Angreifer jetzt, da der Winkel des Ganges Kampfplatz geworden, Urban zu Boden warf. Stanislaus riß dem Fallenden den Jagdſpieß aus der Hand, und drang mit einem Ungeſtüm, einer Wuth und einem Muthe vor, daß Alles ſtürzte oder wich, daß er bis an die Thür vordrang, und einen Augenblick daran denken konnte hinauszuſpringen, und ſich bis an den Wald durchzuſchlagen — da ſtrauchelte er über den Körper eines Gefallenen und fiel. Ehe er ſich aufraffen konnte, ſtürzte man über ihn und band ihn mit Säbelgurten. Chabelsky ſtieß ein Freudengeſchrei aus und näherte ſich ihm, den Säbel hebend, zu ihm niederknieend, ihm frech und hohnlachend ins Antlitz blickend. Todtenſtille herrſchte, Chabelsky zögerte wohl eine Minute lang, als wollte er ihn mit aller Todesangſt peinigen — da hörte er einen raſchen Schritt, den Gang heraufkommend, ſchon dicht in ſeiner Nähe, und ſtieß dem gehaßten Bandomir raſch den Degen in die Bruſt. In demſelben Augenblicke aber drang ihm unter dem aufgehobenen Arme ein Schwerdt in den Leib, er fiel rücklings und ſah Hedwig wie einen Racheengel ſtarr, mit entſtellten Zügen über ſich ſtehn. Sie ließ das Schwerdt in ſeiner Bruſt, wie das ſeinige in Bandomir's geblieben war — kein Wort ward geſprochen, kein Menſch regte ſich und die Kienſpähne zitterten in den Händen der rohen Lithauer.

Die Uebelthäter waren entflohn mit der Leiche Chabelsky's, und der ſpät anbrechende Tag, da Urban von der Betäubung ſeines Streifſchuſſes erwachte, fand auf der Stätte nur Leichname. Das Schwerdt ſteckte noch wie ein Maalzeichen in der Bruſt ſeines Herrn; er zog es heraus und erkannte den Säbel des Oberſtwachtmeiſters, welchen dieſer einſt im Schönhaider Walde verloren. Der Leichnam, über welchem Stanislaus lag, war Jakut's.

Die Knorre's, welche die Rache Scipio's fürchteten und vom rollenden Rade des Verbrechens fortgeriſſen wurden, fahndeten an demſelben Morgen auch den letzten Vandomir, der über Demmen nach Kurzum geritten ſein und deſſelbigen Weges zurückkommen ſollte. Sie hatten Hedwig, welche in Wahnſinn verfallen war, einſtweilen in Demmen beim Prediger untergebracht. Seltſam und ſchauerlich war es anzuhören, daß ſie mit herzzerreißender Stimme von Zeit zu Zeit nichts weiter ausrief, als: O Scipio! mein Scipio! Es ſchien dem Prediger beſonders ſchrecklich, daß ſie den Namen ihres Gemahls vergeſſen hatte.

Scipio kam wirklich gegen Mittag des Weges daher, wo am Lautzebache in der Nähe des Demmenſchen Kirchenkruges hinter Kieferngebüſch die Knorreſchen Leute ihm auflauerten. Er hatte keine Ahnung vom Schickſale ſeines Bruders, aber ſeine Seele war traurig, daß Stanislaus ſo wenig Rückſicht genommen auf die Stimme des Vaters, des Oheims und des Bruders, daß er überall ſeinen Neigungen blindlings und jählings folge — Ach! was tadle ich ihn! ſetzte er, ſein Pferd anhaltend, hinzu, iſt er nicht am Ende in beſſerem Rechte als wir? Bin ich nicht vielleicht ſo empfindlich in dieſem Punkte, weil es eben Hedwig iſt, die er trotz aller Warnungen an ſich geriſſen? Was wiſſen wir denn von Recht und Natur? Iſt nicht am Ende die unmittelbare Stimme jedes geſunden Menſchen eine reinere Ausſage der Gottheit, als all' die Kunde, welche wir mühſam zuſammentragen aus Ueberlieferungen, Merkmalen, Folgerungen, reiner als alle das, was wir Bildung nennen? Jahrtauſende lang trachten die Menſchen, und kommen nirgends über einen gewiſſen Punkt einzelner und gemeinſchaftlicher Wohlfahrt hinaus, ja fallen immer wieder zurück, wenn ſie ihn erreicht haben! Dieſer Boden um mich her, mit Felsſteinen einer ganz andern Erde bedeckt, was iſt mit ihm vorgegangen? Hat die Meeresfluth dieſe fremdartigen Steinblöcke herbeigeſpült, hat Erdfeuer den Erdboden verwandelt? Iſt die Wandelung vor fünf oder vor zwanzig Jahrtauſenden geſchehn? Iſt der Menſch von Anbeginn dieſes Planeten da geweſen, oder nicht? Sind es geringere Racen dieſe Letten und Wenden, die im Regiment und im ganzen Weſen den deutſchen Herrn ſo untergeordnet werden konnten? Wird dieſe deutſche Kolonie, die ſich nicht in neue Bedingungen zuſammenzufaſſen verſteht, wird ſie ein Staatsſaamenkorn bilden in der Zukunft, oder wird ſie einverleibt werden einem Ganzen dieſer zahlreichen ſlaviſchen Stämme, wie die Geſchichte ſchon ſo oft ihre Miſchungen erneuert hat mit mäßigen noch unverſuchten Völkerſchaften, die wiederum von Neuem überdeckt werden, wenn ſie ihre eigenthümlichen Eigenſchaften dem großen Ackerboden Menſchheit eingepflanzt haben? Ach, all' die Verhältniſſe, welche der Menſchengeiſt ahnt, ſind ſo groß und weit, daß an ein Wiſſen und Beherrſchen nicht zu denken iſt, und unſer Leben iſt ſo kurz, „ſiebzig Jahre und wenn's hoch kommt achtzig," ſagt die Schrift. Man ſoll doch Niemand ſtören, den ein unzweifelhafter Inſtinkt treibt, man ſoll ihn nicht ſtören mit Einſchränkungen einer Bildung, welche ihrer ſelbſt ſo wenig ſicher iſt. So will auch ich Dich nicht ſtören, Stanislaus, mit Grillen menſchlicher Sitte, welche Dein Glück zerſtören könnten. Ich will zu Dir gehn und Dich lieben nach wie vor und ſchweigen von des Vaters Jugend und über Anaſtaſia; das Schickſal, wie es Dein raſcher Sinn Dir bereitet, ſei mir ein Gottesurtheil: wenn es Dir wohlgelingt, ſo will ich gern die Anſicht der Welt und meine eigne Anſicht Unrecht ſchelten. Wie Viel iſt's denn auch, wenn es Glück iſt! „Und wenn es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen!" mußte ſchon der Pſalmiſt ſagen —

Die hinter den Büſchen Lauernden fürchteten, da Scipio ſo lange ſtill hielt, er habe einen Hinterhalt bemerkt und werde umkehren. Ach! ſeine Seele war auf Pfaden, welchen die Seelen dieſer Mörder nie nahe gekommen waren. Er ritt dann auch harmlos auf ſie zu über den gefrorenen Bach, die Büchſen knallten — lautlos, zum Tode getroffen, ſank er vom Roſſe. Das Roß — es war der Tartar, welchen Ferber nach dem letzten Ueberfalle zu einer Kur mit nach Kummeln genommen hatte — lief, ebenfalls verwundet, wie ein gejagter Hirſch nach Brüggen, und brach dort vor dem Herrenhauſe zuſammen, ein Bote neuen Schreckens für Urban, der von der Bandomir'ſchen Familie allein noch übrig, und eben beſchäftigt war, den Leichnam ſeines Herrn ins Haus zu bringen.

Dieſe Mordthaten brachten eine allgemeine Entrüſtung in Kurland hervor. Beſonders Herr von Sieberg und Herr von Roop erhoben ihre Stimme um Beſtrafung; der Herzog Ferdinand, dem man einſt um den Tod des Herrn von Firks ſo nahe getreten war, wendete nach dieſem Ausgange den Bandomiren wieder ſeine Gnade zu, und verlangte ſtrenges Gericht; Graf Moritz, der wunderbar von ſeiner Inſel entkommen, ſchrieb von Danzig aus an die Großfürſtin in eben dem Sinne, die

Vandomire als die ritterlichſten, artigſten Kavaliere beklagend. So hielten es denn die Knorre für gerathen, auf eine Zeitlang nach Lithauen auszuwandern. Solcherweiſe vertrödelte ſich der Prozeß und verfiel. — Das Schickſal hielt ſtrenger Gericht: der jüngere Knorre ſtarb, ehe er ſich vermählt, der alte Knorre, an der Brüggen'ſchen Schußwunde fortkrankend, folgte bald, und ſo erloſch der Stamm. Frau von Knorre mit ihrer unheilbar zerrütteten Tochter lebte noch ein langes thränenreiches Leben. Sie war nach Ellern zurückgekehrt, und fuhr zuweilen mit Hedwig nach der Demmenſchen Kirche, wo Scipio beigeſetzt war, verhoffend, es werde aus dieſem Grabe Geneſung für ihre Tochter ſteigen. Das Gewölbe dieſer Kirche hat eine wunderbar austrocknende Kraft, ſo daß Scipio's Leib noch nach hundert Jahren mumienartig erhalten war. Vor Kurzem iſt es, weil die hölzerne Kirche einzuſtürzen drohte, verſchüttet worden, und mit ihm das letzte äußere Andenken an den Ausgang des Vandomir'ſchen Geſchlechts und Namens. Das Gut Ellern wurde ſpäter von dem Herzoge gekauft und kam ſonach in die Reihe der Krongüter.

Leipzig, Druck von Hirſchfeld.

Der Prätendent.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Prätendent.

I.

Einleitung.

> Wenn es auf Koſten des Staats geht, ſo iſt es beſſer, daß zehn Menſchen zu viel, als daß einem einzigen zu wenig Recht werde.

Schon vor einer langen Reihe von Jahren iſt ein Mann aufgetreten und hat erklärt, der Sohn Ludwigs XVI., der letzte Dauphin von Frankreich, ſei keineswegs, wie gemeinhin berichtet werde, unter den Mißhandlungen des Bürger Simon im Temple-Gefängniſſe geſtorben, ſondern ſei geflüchtet und gerettet worden.

Er lebe nach Ueberſtehung unſäglicher Drangſale heute noch. Er habe ſich fruchtlos an alle Regierungen Europa's, namentlich zur Zeit der Reſtauration an die älteren Bourbons, und ſeit 1830 an die Dynaſtie Orleans gewendet. Die fremden Regierungen nähmen kein Intereſſe an ihm oder glaubten ihm nicht, die franzöſiſchen glaubten wohl daran, daß er der Dauphin ſein könne, hätten aber alles Intereſſe gehabt, und hätten es noch, ihn nicht aufkommen zu laſſen. Die Brüder ſeines Vaters nämlich, Ludwig XVIII. und Karl X., wären, wenn er lebte, nicht legitime Könige von Frankreich geweſen, und es gäbe dann noch eine ältere Linie der Bourbons als die jetzt ſogenannte ältere Linie. Um ſolche Störung ein für allemal abzuwenden, hätten ſie denn ein für allemal unter ſich ausgemacht, keine Notiz von ihm zu nehmen, und ihn für einen Betrüger zu erklären.

Und dies Alles ſei geſchehen, obwohl er keine Anſprüche mehr auf den Thron, ſondern nur auf ſeinen Namen und ſeine bürgerlichen Rechte gemacht habe.

Die Juliregierung, während welcher er ſich nach Frankreich begeben und vor Gericht Unterſuchung und Urtheilsſpruch geheiſcht, habe ihn ebenfalls mißhandelt, habe ihm Unterſuchung und Urtheilsſpruch, die doch jeder Uebelthäter verlangen könne, gewaltſam verweigert und ihn mit bewaffneter Hand aus Frankreich gebracht.

Es bleibe dieſem unglücklichen Opfer der Politik kein anderer Weg mehr übrig, als ſich an die öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl Europa's zu wenden. Dies habe er von dem gaſtfreien Boden Englands aus gethan, und Fürſten wie Völkern ein Memoire vorgelegt, welches all ſeine Schickſale und vergeblichen Schritte erzähle.

Dies Memoire heißt: „*Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin*, dépuis l'époque où il a été enlévé de la tour du temple, jusqu'au moment de son arrestation par le gouvernement de Louis Philippe et de son expulsion en Angleterre, suivi de quelques documens à l'appui des faits racontés par le prince et des incidens, qui ont si péniblement traversé sa vie; avec son portrait et les fac simile de son écriture, de celle de la reine et de la signature de Louis XVI. Novembre 1836. À Londres, chez C. Armand, imprimeur, Rathbone Place, Oxford Street.“

Der Mann, welcher ſo ſpricht und ſchreibt, führt im gewöhnlichen Leben den Namen „Naundorf oder Nauendorf,“ und hat unter dieſem Namen über zwanzig Jahre in unſerm Vaterlande, in Berlin, Spandau, Brandenburg und Kroſſen gelebt. Man hat ihn großentheils für einen Narren oder für einen Betrüger gehalten, und eine Zeitlang behauptet, er ſei urſprünglich ein polniſcher Jude. Seit er indeſſen einige Jahre nach der Julirevolution nach Frankreich gekommen iſt, und dort von Leuten, welche den Dauphin in der Jugend gekannt, und welche über die damaligen Verhältniſſe unterrichtet ſein können, als Dauphin anerkannt worden iſt, ſeit ferner die franzöſiſche Regierung ihm eine öffentlich gerichtliche Beweisführung ſeiner prätendirten Herkunft verweigert und ihn aus Frankreich verwieſen hat, ſeit der Zeit iſt die Frage über ihn viel wichtiger und ſchwieriger geworden. Die preußiſche Regierung ſelbſt, unter welcher er zwanzig Jahre gelebt, hat ihm auf ſein Verlangen erklärt: ſie habe nie behauptet, daß er ein polniſcher Jude ſei; kurz, die Herkunft dieſes Mannes iſt bis jetzt völlig unbekannt, der Tod des Dauphins im Temple gilt ebenfalls für eine ſehr mangelhaft erwieſene, ja höchſt zweifelhafte Sache, und ſo hat ſich ein Geheimniß aufgebaut, welches aus vielen Gründen der Löſung werth ſcheint. Einmal, weil es wichtige Thatſachen und Perſonen der Geſchichte betrifft, zweitens, weil es ſich um einen Menſchen bewegt, der entweder ein Märtyrer ſeiner Geburt, oder ein merkwürdig irre geleiteter Abenteurer, oder ein durchtriebener Betrüger iſt. Denn dieſer Prätendent iſt entweder ächt, oder er iſt ſelbſt getäuſcht, oder er täuſcht. Auch für die letzteren Fälle iſt eine Aufklärung von Werth: nicht bloß, weil dann den in's Große getriebenen Machinationen und Aufregungen ein ſchnelles Ende gemacht würde, ſondern auch, weil ſich uns dann eine trügeriſche Fähigkeit, ein freches Talent romanhafter Erfindung, eine Konſequenz romanhafter Haltung bis in's Einzelne entwickelte, wie ſich dergleichen im wirklich gehandelten Leben ſelten bietet. Denn es iſt in der That nichts Gewöhnliches, viele Jahre lang vor ganz Europa mit leidlichem Erfolge eine Rolle zu ſpielen, welche erſtaunlich viel Nüancen genauer hiſtoriſcher Kenntniß und täglich, ja ſtündlich, bis in die Augenblicke der Abſpannung eine ſtrenge, künſtliche Haltung erheiſchte. Eine nicht unwichtige Wahrheit alſo, oder Bekanntſchaft mit einem merkwürdigen Weſen ſtand zu gewinnen für eine Unterſuchung dieſes Geheimniſſes.

Ein Paar ehrenwerthe Männer legten mir's an's Herz, ja mutheten mir's als einem Schriftſteller wie eine Pflicht zu, dieſer Unterſuchung Zeit und Schrift zu widmen. Sie hatten kein Intereſſe als das rein menſchliche an dieſer Frage, und waren voll Eifers für dieſelbe, bloß weil ſie überzeugt waren, es ſei ein lang dauerndes Unglück und Unrecht durch Aufklärung derſelben gut zu machen. Sie hatten nämlich Beide den Prätendenten ſelbſt kennen gelernt, waren Jahre lang ſeinem Leben und ſeinen Aeußerungen gefolgt, verehrten ihn wie einen vortrefflichen Menſchen, und waren und ſind heute noch von dem feſten Glauben durchdrungen, er ſei der ächte Sohn Ludwigs XVI., der wirkliche letzte Dauphin von Frankreich.

Von ihnen erhielt ich jenes Memoire, und dicke Hefte mühſam geſammelter Data.

Nachdem ich geleſen, weigerte ich mich, eine Schrift darüber abzufaſſen, weil mir hiernach die Prätenſion nicht erwieſen vorkomme, und ich doch auch durch den Ausdruck dieſes mangelhaften Erweiſes einem Manne nicht Schaden thun wolle, der trotz dieſes mangelhaften Erweiſes ächt und ein Opfer des Unrechts ſein könne.

Dies ereignete ſich im Jahre 1840, und es verging ein Jahr, ehe ich jenen Männern wieder begegnete. Bei der erſten Wiederbegegnung theilten ſie mir mit, daß nun das „Memoire justificatif“ erſchienen ſei, welches die Advokaten und Freunde des Prätendenten zuſammengeſtellt, um gegen den Angriff eines Pariſer Journals die Aechtheit des Prätendenten unumſtößlich zu erweiſen. Die gerichtliche Verhandlung ſei zwar wiederum abgelehnt worden, aber das Memoire justificatif, welches alle nöthigen Zeugniſſe und Nachweiſe enthalte, liege nun gedruckt vor, ſie wollten mir's einhändigen, und ich könnte nun nicht mehr unter dem Vorwande der unzulänglichen Zeugniſſe ausweichen.

Was ich nun aus dieſem kleinen Folianten, ferner aus jenem Abrégé und aus einer früheren Lebensgeſchichte, welche der Prätendent in Kroſſen angefertigt und ebenfalls in Londoner Druck auf Privatwegen verbreitet, entnommen und gefolgert habe, das übergebe ich hiermit dem Publikum.

Waldſchloß bei Muskau, den 6. Sept. 1841.

II.

Geſchichte oder Roman?

— Es giebt kein größeres Unglück, als Dauphin von Frankreich zu ſein, wenn der königliche Vater todt und der Thron vergeben iſt. Jedem Bettler wird Recht geſprochen, einem verſpäteten Dauphin aber nicht. —

Ludwig XVI. hatte zwei Kinder. Die Tochter, ſpäter unter dem Namen der Herzogin von Angoulême bekannt, war das erſtgeborene. Das zweite Kind, der Dauphin, war ſieben Jahr jünger als ſie: er war vier Jahr alt, als die Revolution ausbrach und mit dem Volksſturme auf Verſailles am 6. October 1789 auch den Kindern erkenntlich wurde. Was bis dahin geſchehen war konnte den königlichen Kindern unbemerkt bleiben: die Baſtille, welche im Sommer geſtürmt worden war, lag in Paris, und die inneren Gemächer des Schloſſes in Verſailles hörten weder Schüſſe noch Geſchrei; die Konſtituirung der Nationalverſammlung ferner, obwohl ſie in Verſailles ſelbſt vor ſich ging, war von keinem äußerlichen Lärm begleitet, der vierjährige Dauphin konnte bis zum Herbſte unberührt, unerſchreckt bleiben. Jetzt aber kam Maillard mit dem nach Brot ſchreienden Heere Pariſer Weiber nach

Verſailles, vor das Königsſchloß ſelbſt. Truppen mußten es umringen, man hörte Geſchrei, man hörte Zank, ein Schuß fiel, es entſtand ein Handgemenge, Gewehrſalven knallten, der Regen ſchlug an die Fenſter, mit Einbruch der Nacht vom 5. zum 6. October war das Schloß in erſchreckteſter Bewegung, man berieth die Flucht des Königs, man war in Verzweiflung, als die Nationalgarde die Wagen am Gitter der Orangerie bemerkt und entfernt hatte. Kurz, das Königshaus war zum erſten Male unmittelbar von der Revolution berührt. Die Nacht verging indeſſen ruhig, die Aufrührer, welche zu Fuße von Paris gekommen waren, brauchten einige Stunden Schlaf, und erſt am frühen Morgen begann von Neuem die Unruhe, aber jetzt bedrohlicher als den Tag vorher: ein Gitter war offen geblieben, die Aufrührer drangen in's Schloß, und ſuchten beſonders der Königin Marie Antoinette habhaft zu werden. Halb entkleidet floh ſie durch Seitenthüren zum Könige.

Die tapfer fechtenden Leibgardiſten und Lafayette's Dazwiſchenkunft retteten damals die königliche Familie. Man begnügte ſich mit dem Geſchrei, der König ſolle ſich zeigen und ſolle nach Paris kommen. Der König erſchien auf dem Balkone, und verſprach die Abreiſe. Lafayette bewog auch die Königin ſich zu zeigen, damit eine beſſere Stimmung für ſie einträte; er küßte ihr Angeſichts der Menge reſpektvoll die Hand, er umarmte ſodann einen Leibgardiſten, und hatte ſomit alles Mögliche gethan, das Volk verſöhnlicher zu ſtimmen, und die Reiſe dadurch einigermaaßen zu ſichern. Sie ward angetreten.

Unſer Prätendent erzählt nichts von den Scenen im Schloſſe, beginnt aber die Schilderung deſſen, was ihm aus ſo früher Kindheit erinnerlich ſei, mit dieſer merkwürdigen und furchtbaren Abreiſe. „Zwei Ungeheuer", ſagt er, „trugen auf der Spitze ihrer Piken zwei Menſchenköpfe, und marſchirten ſolchergeſtalt vor unſerem Wagen. Zwiſchen ihnen ging ein Mann ſchrecklichen Ausſehens: er hatte einen großen Bart und trug auf der Schulter ein blutiges Beil. — Vor einer Boutique ließ man halten, die Böſewichter gingen hinein, und als ſie bald darauf wieder heraus kamen, waren die abgeſchlagenen Köpfe gepudert. Einer von ihnen näherte ſich uns, und hielt mir den Kopf unter die Augen. Ich war aufrecht an der Kutſchenthür, und obwohl einer unſrer Freunde ſich an den Kutſchenſchlag gelehnt hatte, um den Pöbel von uns abzuhalten, ſo konnte er doch dies Attentat nicht verhindern. Ich wurde ſo heftig erſchreckt von dieſem entſetzlichen Anblick, daß ich mich in den Schooß meiner Mutter ſtürzte, um mein Geſicht zu verbergen. Von all den Perſonen, die damals mit mir im Wagen waren, iſt nur noch eine am Leben, das iſt meine Schweſter. Hätte ſie den ſträflichen Muth, dieſe Thatſache abzuläugnen, eine Thatſache, die Niemand weiter auf der Welt kennen kann, als ihr Bruder?“

„In Paris angekommen entführte uns das Volk nach dem Stadthauſe. Ich ſtieg die Treppe hinauf zwiſchen meiner Mutter und Madame Eliſabeth: dieſe zärtlichen Freundinnen gaben mir die Hand, um mich in einen weiten Saal zu führen, der ſchon angefüllt war mit Männern und mit betrunkenen Männern. Wir blieben da bis in die Nacht, und als wir endlich vom Stadthauſe nach den Tuilerieen fuhren, war ich trotz des brüllenden Pöbelgeſchreis auf den Knieen meiner guten Mama eingeſchlafen.

Ich wurde aufgeweckt durch ihren Ruf: Mein Sohn! Mein Sohn! Er iſt entführt! — Ich antwortete: „Mama“! Und in der That befand ich mich in den Händen eines Fremden, der mich einem Bruder Cléry's übergab, dem Kammerdiener meiner Schweſter Namens Hannet. Ich erinnere mich des treuen Dieners noch ſo genau, als ob es geſtern geſchehn wäre, wie er uns eine laterna magica des Abends zeigte, um uns zu beluſtigen, mich und meine Schweſter!“

„Ich war damals vier Jahre alt. Hannet gab mich meiner zärtlichen, vortrefflichen Mutter wieder, die mich an ihren Buſen drückte und mich mit Küſſen bedeckte.“

An ſolchen Einzelnheiten müſſe ihn, behauptet er, ſeine Schweſter die Herzogin von Angoulème erkennen. Zum Beiſpiele an Folgendem: „Ich war noch ſehr Kind“ — ſagt er — „als die Varenner Reiſe“ — die Flucht des Königs von Paris, welche in Varennes verunglückte — „beſchloſſen wurde, und doch erinnere ich mich ganz deutlich, daß ich zugegen war, als der Graf von Provence ſich mit meinem Vater und meiner Mutter unterhielt, aber ich dachte nichts. Meine Mutter weckte mich dann mitten in der Nacht auf, und meine Schweſter war dabei, die, wie ich wußte, einen Stock höher ſchlief als ich. Wach geworden durch die Küſſe meiner Mutter ſah ich Frau von Tourzel neben mir. Sie nahm mich auf ihre Arme, und ohne daß ein Wort geſprochen wurde ſtiegen wir in das Zimmer meiner Mutter hinab, wo meine liebe Mutter unter ſteten Liebkoſungen mich ankleidete, und zwar mich als kleines Mädchen verkleidete. — So angethan ward ich in den Fond eines Wagens gelegt, und da ſchlief ich ziemlich lange. Es trat Jemand auf mich beim Einſteigen: das war meine Tante. Ich fürchtete mich und ſagte deßhalb nichts, bis meine gute Mutter zu uns kam. Sie nahm mich auf ihre Kniee bis zu dem Augenblick, da wir den Wagen wechſelten. Unſer Wagen hielt an, mein Vater ſprach mit den Leuten, die mit uns waren, und ſtieg endlich ab, um nach dem andern Wagen zu ſehn, der noch nicht da war. Dann kam er wieder mit dieſem Wagen, und ließ meine Mutter abſteigen. Dieſe ſetzte mich unterdeß auf den Schooß der Frau von Tourzel, welche mit uns war. Darauf kam mein Vater zu mir, und er ſelbſt nahm mich auf ſeine Arme und brachte mich meiner Mutter, die ſchon in den neuen Wagen geſtiegen war. Der Wagen ſetzte ſich in Bewegung, und ich ſchlief auf den Knieen meiner Mutter bis zum andern Tage. Alsdann bemerkte ich, daß mein Vater verkleidet war, und ich fragte meine Mutter, warum ich als Mädchen angezogen ſei. Meine Schweſter unterbrach mich, und ſagte zu meiner Tante, Madame Eliſabeth, welche mit uns in demſelben Wagen, welche aber nicht in dem Zimmer meiner Mutter geweſen war, als man mich verkleidete und als wir die Tuilerieen verließen: „Geſtern dachte er, wir wollten Komödie ſpielen.“ —

„Eine Tragödie!“ ſagte meine Mutter zu mir, „aber ſei klug, mein Sohn, und wenn man Dich fragt, wie Du heißeſt, ſo ſage Aglaé, und Deine Schweſter heißt Amélie!“

„Wir kamen bald in eine Stadt, deren Häuſer alle mit Ziegeln von der Form eines liegenden ∞ gedeckt waren. Ich fragte nach dem Namen dieſer Stadt, und mein Vater ſagte mir, ſie heiße Châlons ſur Marne. Nachher erreichten wir eine kleine

Stadt, wo wir uns angehalten glaubten; ich weiß nicht mehr genau den Namen, aber ich glaube es war Epernay. Ein junger Officier von der Nationalgarde, mit welchem ſich meine Mutter ohne den Wagen zu verlaſſen viel unterhielt, half uns diesmal glücklich fort.“ —

„Es war ſchon Nacht, als wir in Varennes ankamen, wo wir feſtgehalten wurden bei einem Manne Namens Saure. Deſſen Frau bewirthete uns, und war ziemlich freundlich.“

„Unſre traurige Rückkehr iſt bekannt genug, doch will ich eines Umſtandes gedenken: Ein Herr Latour-Maubourg, einer der Kommiſſare, die uns nach Paris führten, folgte uns mit Pétion in einem andern Wagen. Obwohl der Pöbel dieſe Herrn reſpektirte, ſo ließen ſie doch unter unſern Augen einen Freund meines Vaters ermorden, einen Freund, den Herr Latour-Maubourg ſehr wohl kannte. In dem Augenblicke, da der Pöbel dieſen Mann mordete, nahm mich Barnave, der in unſerm Wagen war, auf ſeine Kniee, um mich im Nothfalle zu beſchützen. Während unſrer Reiſe drückte er mir oft die Hände, und gab mir ſolche Zeichen der Theilnahme bis zu unſrer Ankunft in Paris. Im Garten vor den Tuilerieen übergab mich Barnave einem Officier der Nationalgarde und dieſer brachte mich in's Schloß in den Verſammlungsſaal. Dort bemächtigte ſich meiner Herr Hue, um mich in meine Gemächer zu tragen, in denen ich lange Zeit durch Officiere der Nationalgarde bewacht wurde."

Der Prätendent erzählt es nicht in ſeinen Memoiren, hat es aber ſeinen Freunden mitgetheilt, daß er Blumen und Gärtnerei ſehr geliebt und deshalb in den Tuilerieen Verſailles ſchmerzlich vermißt habe. Der Vater habe ihm dafür im Tuilerieengarten an der Seine ein kleines Parterre anweiſen laſſen zur Pflege dieſer Neigung. Dorthin ſei er immer vom Schloſſe durch Nationalgarden begleitet worden. Die royaliſtiſchen hätten ſich eifrig dazu gedrängt, und an der Baluſtrade jenes Gärtchens hätten ſich immer Königsfreunde eingeſtellt, um vom Dauphin Blumen geſchenkt zu bekommen. Deshalb, wenn er Vater und Mutter ſo traurig und beſorgt geſehn, habe er öfter geſagt: O ſeid ruhig, es giebt noch viel brave Leute, die uns lieben.

Die Flucht bis Varennes war am 20. Juni 1791 unternommen worden, der Dauphin war alſo damals 6 Jahr alt. Gerade noch ein Jahr von da an lebte die königliche Familie in den Tuilerieen, Anfangs ſehr beſchränkt und bewacht, da man den König proviſoriſch ſuspendirt, und Kommiſſare ernannt hatte, ihn zu verhören. Aber die republikaniſche Partei, welche ſich jetzt erhob, war noch nicht ſtark genug; der König wurde wieder eingeſetzt, und erſt ein Jahr nach der Flucht, am 20. Juni — es war dieſer 20. Juni auch der Jahrestag des Schwurs im Ballſpielhauſe — brach die republikaniſche Partei in die Tuilerieen, um das Königthum zu beſchimpfen und zu ſtürzen. Die Menge drang in das Zimmer des Königs, und es ereignete ſich die bekannte Scene, daß er eine rothe Mütze aufſetzte, die ihm auf einer Pike gereicht wurde, und daß er, in dem Gedränge vor Hitze und Durſt ſchmachtend, aus einem Glaſe trank, welches ihm ein halbbetrunkener Arbeiter reichte. Ueber dieſen Tag, den Vorläufer des 10. Auguſt, welcher das Königthum aus den Tuilerieen trieb und wirklich ſtürzte, ſagt der Prätendent, es ſei ein Irrthum, wenn man behaupte, daß er im Zimmer ſeines Vaters geweſen, als der Pöbel die Thüren erbrochen habe. „Ich erinnere mich deutlich“, ſetzt er hinzu, „daß wir vorher im Zimmer meines Vaters waren, das iſt richtig, aber ſobald als die Gefahr ſich durch das Geheul der Pöbelmaſſe ankündigte, führte die Mutter mich und meine Schweſter ſogleich in ein andres Zimmer, in welchem wir blieben. Die Prinzeſſin von Lamballe beſtimmte meine Mutter, bei uns zu bleiben, denn ſie wollte durchaus zu meinem Vater, der in Gefahr ſchwebte. Es iſt wichtig, daß ich dieſen Umſtand Madame — Herzogin v. Angoulème — in's Gedächtniß rufe, denn ſie kann nicht vergeſſen haben, daß ſich die Prinzeſſin in die Arme unſerer Mutter warf, als ſie in das Zimmer zurückkehren wollte, in welchem der Vater mit unſrer guten Tante Madame Eliſabeth geblieben war.“ —

— Während dieſes Tages und ſeit dieſem Tage hat meine Mutter nicht aufgehört zu weinen.“

Er übergeht andre Details als zu bekannt, und vom 10. Auguſt ſagt er nur ſeiner Schweſter zum Zeichen, daß er genau unterrichtet ſei, und daß nur er, ihr Bruder, ſo unterrichtet ſein könne: „Wer ſchlief in meinem Zimmer in der Nacht vom 9. zum 10. Auguſt? Meine Mutter! die gekommen war, um einige Ruhe zu finden, und die ſich auf's Bett derjenigen warf, welche dieſe Nacht bei mir wachte.“

„Den folgenden Tag wurden wir Gefangene, denn wir verließen die Tuilerieen, um in die National-Verſammlung zu gehn, wo wir eingeſchloſſen wurden in eine Art von Gefängniß. Ich mußte es dafür halten, denn das Loch war mit Eiſen vergittert. Obwohl Frau von Tourzel und die Prinzeſſin von Lamballe mit uns eingeſperrt waren, ſo hielt mich doch immer meine zärtliche Mutter in ihren Armen oder auf ihrem Schooß. Aber ich hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen als einen Pfirſich und ein Stück Brot, und ich hatte noch ärgeren Durſt, denn es war ſehr heiß. Trotz aller Anſtrengung meiner Mutter war es nicht möglich das Geringſte zu haben. Endlich ließ uns einer unſrer Freunde, es war der Miniſter der Juſtiz, in einen andern kleinen Raum treten, damit wir eine Reisſuppe und ein wenig Geflügel eſſen könnten. Vater, Mutter und die Andern nahmen keinen Theil an unſrem Mahle, ſelbſt meine Schweſter aß nur Suppe: die gute Tante, Madame Eliſabeth war mit uns, aber ſie aß auch nicht. Nach dieſer Mahlzeit ließ man uns wieder in das vergitterte Gefängniß treten, wo ich denn bald auf dem Schooße meiner Mutter einſchlief.“

Er beruft ſich als auf Zeugen, daß dies Alles ſo geweſen, auf die Herzogin v. Angoulême und den damaligen Juſtizminiſter Herrn v. Joly, der noch lebe. Und gegen diejenigen, welche eine ſolche Gedächtnißkraft bezweifeln, ſagt er: „nach 46 Jahren hab ich Herrn v. Joly wiedergefunden. Eines Tages ſtritt er mit mir in Gegenwart meiner Advokaten, und ſagte, das Gitter, von dem ich eben geſprochen, ſei den erſten Tag ſchon weggenommen worden. Ich behauptete: nein! weil es ſchon ſpät war, als man uns weggehen ließ; den andern Tag, als wir wieder eintraten, war es entfernt worden. Dies iſt ganz exakt nach mehreren Zeugen, die exiſtiren.“

„Als wir von da das erſte Mal ſchieden, führte man uns in ein andres Gebäude, und ſchloß uns ein. Ich wußte nicht, wo das wäre."

Es war das Kloſter der Feuillans. „Den andern Tag fand ich mich in einem andern kleinen Gefängniſſe mit Frau v. Tourzel, ich lag auf einer Art Matratze an der Erde. Dringend bat ich ſogleich, zu meiner Mutter geführt zu werden: ſie beruhigte mich, denn meine Mutter war mit meiner Schweſter neben mir in einem Zimmer, deſſen Thür in das meinige ging. Ich habe Madame — Herzogin v. Angoulême — ſchon gefragt, ob ſie ſich des jungen Mannes erinnere, der uns mit ſo ritterlichem Eifer diente während unſers Aufenthalts bei den Feuillans, denn dies ſind Details, die nur meiner Schweſter bekannt ſind."

Von den Feuillans ließ man ſie in einen Fiaker ſteigen „meinen Vater, meine Mutter, Schweſter, Tante und mich, die Prinzeſſin von Lamballe, Frau v. Tourzel und deren Tochter Pauline v. Tourzel. Es war kein Platz mehr, als plötzlich drei Elende ſich herzu ſtürzten, nicht um uns zur Sicherheit zu begleiten, ſondern um uns zu beläſtigen und zu beleidigen. Ich war in dem Augenblicke aufrecht vor Frau von Tourzel, und meine Mutter nahm mich nun ſogleich auf ihre Kniee um Platz zu machen, preßte mich in ihre Arme, um mich vor jeder Gefahr zu ſchützen. Wir ſaßen alle faſt Eins auf dem Andern im Fond des Wagens. Ich rufe zum Zeugen auf, daß dies ſo war Pauline von Tourzel, jetzige Gräfin von Béarn, die im Wagen Angeſichts von meiner Mutter und mir war.“

„Wir kamen im Temple in ein ganz hübſches Appartement, und blieben da, glaube ich, bis Mitternacht — da plötzlich entführten uns die Verräther meinen Vater. Die Frau Herzogin von Angoulême möge mich fragen, was unter uns vorgegangen iſt von dieſem Augenblicke an! Die Prinzeſſin von Lamballe, Frau von Tourzel, deren Tochter Pauline und die Damen Saint-Brice, Navarre und Bazire waren mit uns; Herr von Chamilly und Herr Hue waren mit meinem Vater weggeführt worden. Wir fanden uns den andern Tag alle zuſammen in einem Hauſe, welches einen Thurm von vier Stockwerken bildete.“

„Er hatte auf den zwei Winkeln zwei kleine Thürme: der auf der rechten Seite ging in Thürmchenform bis auf die Erde; der linke, welcher auf die Rotunde ging, begann erſt da, wo das Zimmer war, welches Tante Eliſabeth und meine Schweſter einnahmen. Dieſes Zimmer hatte ein einziges Fenſter, welches auf den Fond des Gartens ging. Gerade unter dieſem Fenſter war die Eingangsthür in einer Allee von hohen, ſtarken Maronenbäumen, welche uns zum Spaziergange diente. Dieſe Allee war linker Hand in dem Garten, welcher mit hohen Mauern umgeben war. — Um in den kleinen Thurm einzutreten, mußte man einige Stufen aufſteigen; inmitten dieſer Stufen war an der Erde ein Luftloch angebracht, welches in's Erdgeſchoß des Gebäudes ging.“

„Die erſte Etage bildete ein einziges Gemach mit einem Kabinet in dem Thürmchen, welches bis zur Erde herabreichte und in den Thurm des Temples ging. Vor dieſem einzigen Gemach war eine Art Vorhaus, und in dieſem befand ſich eine kleine immer verſchloſſene Thür. Durch dieſe Thür kam man zu der Treppe, welche in die zweite Etage führte, wo meine Mutter, ich, meine Tante und Schweſter wohnten. Unten an dieſer Treppe, rechts in einer kleinen Loge hielten ſich jene Geſchöpfe auf, die vom Menſchen nichts als das Antlitz hatten, und deren Namen unwürdig ſind, von meiner Feder aufgeſchrieben zu werden.“

„Jene zweite Etage beſtand aus einem großen Zimmer mit einem Kabinet, welches dem bis zur Erde herabreichenden Thürmchen angehörte. Dies Zimmer hatte wie jenes meiner Tante und Schweſter ein einziges Fenſter, aber ein größeres und mit weißen Vorhängen verſehenes. Dies Fenſter ging auf den Hof des Temples, und darüber hin konnte man leicht alle die ſehen, welche in den Hof und in den Garten traten. Nachdem unſre Freunde uns entriſſen waren wurde dies Zimmer die ganze Zeit hindurch, in welcher wir mit meiner Mutter in dieſem Gebäude blieben, von mir bewohnt. Es war von dem meiner Tante und Schweſter durch eine Art Korridor getrennt, welcher länglich, eng und dunkel war. In dieſem Korridor ſchliefen des Nachts zwei Nationalgardiſten, welche uns den Tag über in unſerm Zimmer ſelbſt bewachten. Trotz dieſer Hinderniſſe korreſpondirte meine Mutter alle Tage mit meiner Tante, und deshalb habe ich die an Madame gerichtete Frage drucken laſſen: Was machte unſre Mutter alle Morgen bevor ſie aufſtand, um unſrer Tante Nachricht von uns zu geben?“

„Nun, meine Mutter ſchrieb des Morgens in ihrem Bett alle ihre Mittheilungen für meine Tante, ſowohl für Draußen, als für andre Freunde, denn ſie ſchrieb Viel. Meine Feinde werden nicht ermangeln zu ſagen: dies ſei nicht möglich, weil die Municipalgardiſten Tag und Nacht da geweſen. Dieſer Einwand iſt richtig, aber meine Mutter beſaß alle Klugheit, welche ihre Lage heiſchte, und ſie öffnete niemals ihre Thür vor Ankunft des treuen Cléry, welche immer erſt um acht Uhr des Morgens ſtatt fand. Ich habe meine Schweſter auch gefragt, wer nun dieſe Nachrichten überbracht habe? Sie hat eben ſo wenig geantwortet, wie oben. Ich will denn antworten:

„Meine gute Mutter verbarg das was ſie des Morgens vor Oeffnung des Zimmers geſchrieben hatte, denn die Municipalgardiſten traten mit Cléry ein, und durchſuchten oft. Eben ſo habe ich meine Schweſter gefragt: Wo verbarg die Mutter, was ſie geſchrieben? Eben ſo wenig Antwort. Ich will's denn offen ſagen:

„An ihrem Sohne, an mir verbarg die Königin, meine Mutter, was ſie geſchrieben. Ich war der Briefträger, wenn der treue Cléry es nicht ſein konnte. Wo? und wie? Es geſchah in dem Kabinet des Halbthürmchens, links, im Winkel des Zimmers, wo die Garderobe war, und wohin mich unſre gute Tante oft ſelbſt führte unter dem Vorwande meiner Nothdurft — dies geſchah, um das zu erhalten, was meine Mutter an mir verborgen hatte."

„Die dritte Etage, von meinem Vater bewohnt, war von derſelben Beſchaffenheit, nur mit dem Unterſchiede, daß das Zimmer einen Alkoven hatte, worin ſein Bett ſtand. Dieſer Alkoven war beim Herausgehen aus dem Zimmer meines Vaters links und gerade dem Fenſter gegenüber, welches wie bei uns auf den Hof des Temples ging. Unſer Zimmer, das heißt das meiner Mutter hatte keinen Alkoven."

„Der kleine Thurm war an den großen gelehnt und von zwei Thürmchen flankirt. Den ich das Halbthürmchen nenne ging auf die Rotunde, und der, welcher im erſten Stock die Bibliothek hatte, ging auf den Winkel des Templehofes, ſo daß die Mitte des kleinen Thurms dem eingeſchloſſenen Raum gegenüber war, welcher den Garten von den verſchiedenen kleinen Gebäuden der Rotunde trennte. In einem dieſer Thürmchen befand ſich eine kleine Treppe. Darf ich Madame fragen, in welchem dieſe kleine Treppe war, oder in welcher Etage ſie anfing? Was ſah man von oben am Ende dieſer Treppe?“

„Wir blieben nicht lange in dieſem Gebäude und mein Vater verließ zuerſt den kleinen Thurm, um mit Cléry in den großen gebracht zu werden. Endlich wurden wir auch dahin verſetzt, und ich wurde zu meinem Vater und Cléry gethan. Von da an ſah ich meine Mutter, Tante und Schweſter nur beim Frühſtück, beim Spaziergange oder beim Mittageſſen.“

„Der große Thurm lag faſt mitten im Garten; er war von vier Thürmchen flankirt, von denen eins, — das, in welchem die Treppe war — dem Temple-Palais gegenüber lag. Wohl zu merken: der kleine Thurm dem Palais gegenüber war links, der große war rechts gelegen. Der große Thurm hatte auch vier Stockwerke, er war aber viel höher als der kleine, und jedes Stockwerk war gewölbt, was im kleinen nicht der Fall war. Im kleinen Thurme hatten meine Mutter, Tante, Schweſter und ich das zweite Stockwerk eingenommen, und mein Vater mit Chamilly und Hue das dritte. Im großen aber war es umgekehrt: Mein Vater, ich und der gute Cléry waren im zweiten eingeſperrt, und meine Mutter, Tante und Schweſter befanden ſich im dritten. Es war jetzt Alles geändert; denn auch die Municipalgardiſten waren nicht bei uns geweſen in den Gefängniſſen des kleinen Thurms, ſondern hatten ſich im Erdgeſchoſſe des großen Thurms aufgehalten.“

„Das erſte gewölbte Stockwerk war in der Mitte durch einen großen viereckigen Pfeiler geſtützt und in den vier Winkeln durch vier kleine runde Pfeiler flankirt. Dieſes Stockwerk bildete einen einzigen viereckigen Raum mit drei Kabinetten in den Thürmchen. Im vierten Thürmchen war die Treppe, welche ganz unten anhub, und welche alle Stockwerke des Thurms verſah. Wenn man hinaufſtieg wendete ſich die Treppe links und bildete im zweiten Stock vor der erſten Thür zu den Gemächern, welche mein Vater, ich und Cléry einnahmen, einen Pfeiler, um die Oeffnung der Thüren zu erleichtern. Denn es gab zwei Thüren: die erſte war von ſtarkem Holz mit breiten Nägeln und eiſernen Riegeln bedeckt. Dieſe ungeheure Thür öffnete ſich von rechts nach links nach dem Inneren des kleinen Thurms. Hatte man dieſe Thür geöffnet, ſo war man einer ganz eiſernen gegenüber. Dieſe öffnete ſich auch von rechts nach links, aber in das Innere des Vorzimmers, welches vor dem Zimmer meines Vaters war, und welches einen der vier Verſchläge bildete, durch welche der zweite Stock des Thurms in vier Partieen getheilt wurde. Die Bretter, welche dies Vorzimmer formirten, waren mit grau und ſchwarzem Papiere bedeckt. Dies Papier, in Form von viereckigen Steinen bemalt, ſtellte ein Gefängniß-Gewölbe vor. Wenn man in dieſen Raum trat, ſo ſah man vor ſich auf der linken Seite eine

Thür mit zwei Flügeln, deren oberer Theil verglas't war. Bei dieſer Thür war ein viereckiges Papier angeheftet, länglich und weiß, worauf die Menſchenrechte in großen ſchwarzen Buchſtaben geſchrieben waren. Dies war eingerahmt und der Rahmen war wieder eingefaßt in Papiere von den drei Farben. Die Glasthür ging in den Eßſaal.“

„Trat man in das Vorzimmer ſo hatte man außer jener Glasthür links eine Thür rechts geradeein vor ſich, und dieſe war die Eintrittsthür zum Zimmer meines Vaters. Dieſe Thür war den Tag über offen, damit die Municipalgardiſten meinen Vater fortwährend vor Augen haben könnten. Oft verließen die ungeſchlachten Leute dies Zimmer gar nicht ſo lange ihre Wachtzeit dauerte. Nur des Nachts war dieſe Thür geſchloſſen, und die Wachen ſetzten dann ihr Bett quer vor, damit wir nicht zu ihnen könnten, denn es gab welche, die Furcht vor uns hatten. Das Zimmer meines Vaters hatte noch zwei Ausgänge: einen in den Speiſeſaal, den andern in Cléry's Zimmer.“

Der Prätendent ſagt bei dieſer Gelegenheit, „das 1814 gedruckte Journal Cléry's, welches das

Temple-Gefängniß der königlichen Familie beſchreibe, ſei durchaus ungenau, und könne nicht von Cléry ſelbſt herrühren. Cléry, fügt er hinzu, ſei oft verhindert geweſen, durch die oben erwähnte unmittelbare Verbindungsthür zum Könige einzutreten, weil Bosheit der Wachen ſie über Nacht verſchloſſen habe. Dann ſei er durch die Glasthür gekommen, und dies ſei das einzige Mittel geweſen, die quer vor der Thür des Königs ſchlafenden Kommiſſaire nicht aufzuwecken."

„Ich habe geſagt", fährt er fort, „das erſte Stockwerk ſei gewölbt geweſen. Das zweite war es auch, aber man ſah das Gewölbe nicht, weil die vier Gemächer eine Decke von grauer Leinwand hatten. Es war nichts von dem Gewölbe ſichtbar als der Pfeiler beim Austritt aus des Vaters Zimmer. Und nur im Eßſaale ſah man ihn, im Zimmer der Wachen aber nicht. Cléry's Zimmer hatte eine Verbindungsthür in den Eßſaal: wenn man durch dieſe Thür eintrat, ſo ſah man vor ſich auf der linken Seite eine andere Thür, welche in einen der kleinen Thürme ging. Dort war die Garderobe. Zwiſchen der Eintrittsthür von Cléry's

Zimmer und dem Eßſaale war ein kleiner verborgener Winkel.“

„Das Fenſter von meines Vaters Zimmer ging auf den Hof des Temple-Palais, und das Fenſter von Cléry's Zimmer ging auf den Hintergrund des Gartens. Es hatte noch eins auf die rue de la corderie. Im zweiten Stock hatte Cléry's Zimmer allein zwei Fenſter: das letzt erwähnte ward verſchloſſen in Folge einer Verrätherei, deren meine Schweſter ſich erinnern wird.“

„Das Bett meines Vaters ſtand links, wenn man vom Vorzimmer aus eintrat und ſtieß an den Verſchlag von Cléry's Zimmer, ſo daß mein Vater, wenn er zu Bett lag, die Füße gegen die Thür zu Cléry's Zimmer, und den Kopf dem Pfeiler gegenüber hatte, welcher im Eßſaale ſichtbar war. Dem Bett gegenüber zwiſchen dem Verſchlage des Vorzimmers und dem Fenſter war ein Kamin in die Mauer eingebrochen. Jedermann kann wiſſen, daß dieſer Kamin vorhanden war: aber wo war er befeſtigt? Das iſt eine andere Frage. Im Vorzimmer der Municipalgarden heizte ein großer Ofen den zweiten Stock des Thurmes, theils durch die

Decke, theils durch die offene Thür. Was hatte der Ofen für eine Form und wo ſtand er?"

„Auf ſolche Fragen halt' ich die Antworten zurück, um ſie den Betrügern entgegen zu ſetzen, die man in meinem Namen aufſtellt."

„In dieſem alſo beſchriebenen Gefängniſſe war ich eingeſperrt mit meinem Vater und dem edlen Cléry bis zu dem Tage, da ich von meinem Vater getrennt, und wieder in die Hände meiner unglücklichen Mutter gegeben wurde. Das Datum dieſes Ereigniſſes weiß ich nicht. Seitdem bewohnte ich mit meiner Mutter, Tante und Schweſter das dritte Stockwerk des Thurmes, welches faſt ebenſo getheilt war wie das zweite, nur mit dem Unterſchiede, daß das Zimmer meiner Mutter keine andere Verbindungsthür zum Zimmer meiner Tante hatte als durch das Zimmer, welches Tiſon und deſſen Frau einnahmen."

„Das Zimmer meiner Tante und meiner Mutter waren durch einen Bretterverſchlag getrennt. Trat man in das Zimmer meiner Mutter, ſo ſah man ihr Bett links an dieſen Verſchlag gelehnt, während das Bett meiner Tante vom Eintritte in deren

Zimmer rechts ſtand, ſo daß alſo zwiſchen dieſen Betten nur jener Verſchlag war. Mein Bett war zu Füßen des Betts meiner zärtlichen Mutter, die bei dem mindeſten Geräuſch, welches des Nachts von mir ausging, aufwachte und fragte, ob ich krank ſei. Das Bett meiner Schweſter im Zimmer der Tante ſtand eben ſo nahe am Fenſter im Winkel rechts. Noch ein kleines Kabinet wie das meines Vaters, in dem Thürmchen angebracht, und unſre ganze Wohnung war zu Ende. Im Zimmer meiner Mutter gab's einen Lehnſtuhl von weißem Holz und grünem Ueberzuge. Ich erwähne dieſes Lehnſtuhls, weil ſich mein Vater deſſelben oft bediente, um nach dem Eſſen einige Augenblicke zu ſchlummern.“

„In dieſem Gefängniſſe bin ich verblieben bis zu dem Momente, da ich den Händen Simon's und deſſen Frau übergeben wurde.“

„Dieſe Trennung koſtete mich einen Strom von Thränen, und nur die Härte meiner Kerkermeiſter konnte ihn unterdrücken.“

Er erzählt nichts Näheres über ſeinen Aufenthalt bei dem Schuhſter Simon, welchem er übergeben worden war, damit er zur Egalité erzogen werde. Nachdem der Konvent König und Königin zum Tode verurtheilt hatte, erhob ſich natürlich die Frage, was mit den Kindern geſchehen ſolle. Barrère rief: man muß alle Sprößlinge ausrotten. Doch geſchah dies nicht in unmittelbar kriminaliſtiſcher Weiſe, ſondern man behielt ſie im Temple und jenem Simon eben, einem fanatiſchen Anhänger Robespierre's, ward der Dauphin zu republikaniſcher Erziehung übergeben. Ob es darauf abgeſehen war, wie es gewöhnlich dargeſtellt wird, ihn körperlich und geiſtig zu vernichten durch ſchlechte Behandlung iſt ſchwer zu ſagen. Es iſt gar wohl möglich, daß der fanatiſche Schuhſter es ganz ehrlich meinte mit ſeiner gröblichen Erziehung. Der unglückliche Knabe, deſſen Nervenſyſtem ſo frühzeitig beſtürmt wurde, entſetzte ſich am Meiſten vor Dunkelheit und Stillſchweigen, und damit peinigte ihn denn Simon am Meiſten. Er weckte ihn oft mitten in der Nacht, und rief ihm zu: „Wach auf kleiner Wolf! — Steh auf! Komm her!“ Und im Hemd, barfuß, vor Furcht und Schreck zitternd mußte das Kind an Simon's Bett kommen. Er wollte nichts weiter von ihm, und herrſchte dem erſchreckten Kinde entgegen: „Nun geh wieder!“

Simon's Frau ſcheint von Hauſe aus dem Knaben freundlicher geweſen zu ſein. Einſt fand ſie der Schuhſter, wie ſie dem Kleinen das Haar kämmte, und gerieth darüber in den größten Zorn: Er ſoll wol denken, Weib, er ſei wieder in Verſailles! ſchalt er ihr entgegen.

Er beſtand darauf, der Knabe ſollte die Marſeillaiſe ſingen. Dieſer verweigerte es aber hartnäckig, weil er ſich des Schreckens erinnerte, den dieſer Geſang ſeiner Mutter und Tante verurſacht hatte. Um dieſer Weigerung willen ſchlug ihn Simon.

Dieſe Einzelnheiten ſind in einem „Extrait d'un manuscrit de Madame royale fait au temple“ erzählt, welcher im Feuilleton des Journal de Francfort vom 31. Juli 1840 erſchien. Der Prätendent ſelbſt ſagt in ſeinem Memoire, es ſei nicht Ort und Zeit, darzuthun, wie viel er von dieſer Tyrannei gelitten habe. Ja nach der Entfernung des Simon'ſchen Ehepaars, das ſchon angefangen habe, ihn weniger roh zu behandeln, ſei er noch viel unglücklicher geworden.

Hier iſt nun der Punkt, wo er aller andern Ueberlieferung und Sage und auch jenem Extrait entgegentritt: die gewöhnliche Ueberlieferung läßt ihn bald nach Simon's Entfernung ſterben. Simon ward in den Sturz Robespierre's geriſſen und ſtarb auf der Guillotine. Der Dauphin, ſagt jener Extrait, ward von da an beſſer behandelt, und drei Kommiſſarien übergeben. Man ſuchte das tief erkrankte Kind herzuſtellen: er ſollte ſich bewegen, ſpaziren gehn, ſpielen — aber er konnte nicht mehr, und ſtarb den 8. Juni 1795.

Im Gegentheile, ſagt der Prätendent, es iſt mir noch viel ſchlimmer ergangen nach Simon's Untergange. „Ich wurde allein eingeſperrt in das Zimmer, welches ſonſt Cléry inne gehabt hatte. Dies Zimmer war ganz und gar in ein Gefängniß umgeſchaffen: die Thür, welche zum Eßſaal führte, war verſchwunden, und man hatte ſie durch eine Art Ofen erſetzt, welcher von dem verborgenen Winkel aus geheizt wurde, deſſen ich ſchon gedacht habe. Die Fenſter waren dergeſtalt verſetzt, daß ſchöpft von dieſen Martern beſchloß ich, mich eher tödten zu laſſen, als wieder zu antworten.“

„Mein Gefängniß enthielt mich, mein Bett, einen Stuhl, einen länglich viereckigen hölzernen Tiſch, einen Waſſerkrug und ein hölzern Bett, deſſen ſich Cléry früher bedient hatte. Niemand dachte daran, mir in dieſem traurigen Zuſtande Wäſche oder andere Kleidungsſtücke zu beſorgen, und bald wurde ich denn auch krank, aufgerieben durch Ungeziefer und Unrath. Meine Wächter kamen nun und zwei Municipalgardiſten und andere Perſonen, die ich nicht kannte, und die ich für Aerzte hielt, weil ſie mich ausfragten und aufforderten, ihnen meine Bedürfniſſe zu ſagen. Ich antwortete ihnen nicht; ich hatte wohl Gründe zum Stillſchweigen, und dieſe Gründe verſchweig ich auch jetzt noch. Wie ſehr ich noch Kind war, ich hatte doch das volle Gefühl meiner Leiden — meine Zunge erlahmte, ſobald ich einen meiner Kerkermeiſter ſah. Man ſchickte mir endlich einen Wärter, der von Municipalgardiſten begleitet bei mir eintrat, und mich ausfragte. Ich behandelte ihn wie die andern und antwortete nicht. Doch ließ er mich durch ein Weib reinigen, und verſchaffte mir dadurch eine große Erleichterung. Man gab mir Wäſche und einen grauen Anzug, überzog mein Bett, reinigte mein Zimmer und vernichtete die Wanzen, welche mich arg gequält hatten, nahm auch endlich, um mir etwas Tag zu verſchaffen, eine der Blenden vom Fenſter.“

„Um dieſe Zeit gingen Freunde mit dem Plane um, mich aus der Henkerſchaft zu befreien — ach, ſie ſahen nur zu bald die Unmöglichkeit davon ein. Ein einziger Weg führte zu mir, und dieſer einzige Zugang war ſo ſorgfältig bewacht, daß nicht eine Maus unbemerkt hinein oder heraus gekonnt hätte.“

„Das Thürmchen, in welchem die Treppe war, hatte nur eine einzige Thür, und bei dieſer wurde Tag und Nacht, außen und innen die ſtrengſte Wacht gehalten. Wer immer in den Thurm wollte wurde vor den Municipalrath im Erdgeſchoſſe geführt, um durchſucht zu werden. Wenn er aus dem Thurm herunter kam, begann dieſelbe Durchſuchung von Neuem, und Niemand konnte unbemerkt an der Thür dieſes Municipalraths vorüber, weil ununterbrochen ein Wachtpoſten daſtand, und weil die

Treppe, welche durch alle Stockwerke ging in dies Erdgeſchoß, welches allein von der Municipalität beſetzt war, mündete. Die Ordre war, Jedermann ohne Ausnahme dahin zu führen. Die Wachtmannſchaft war im erſten Stocke, der ungetheilt ein einziges gewölbtes Gemach bildete wie im Erdgeſchoß. War der Schildwacht im erſten Stock Jemand, der herausging, verdächtig, ſo hatte ſie Ordre — eben ſo wie Jemand, der kam — ihn vor den Rath zu führen. Dieſer ließ Jedermann bis außerhalb des Thurms durch ein oder zwei Municipalgardiſten begleiten. Solche ſtrenge Bewachung war vorgeſchrieben, weil ſich der Plan meiner Befreiung verbreitet hatte. Aber meine Freunde hatten geſchworen, ihr Leben zu wagen, daß ich den Henkern, die meinen Tod beſchloſſen hatten, entriſſen würde."

„Da es denn unmöglich war, mich herauszubringen, ſo beſchloſſen meine Freunde folgerichtig, mich im Thurme ſelbſt zu verbergen, damit meine Verfolger glaubten, ich ſei gerettet. Der Gedanke war kühn, aber es war das einzige Mittel, die Entführung zu erleichtern. Und es war ganz leicht, mich für den Augenblick unſichtbar zu machen. Von mir hinab begleitete Niemand diejenigen bis zum erſten Stocke, welche die Gegenſtände, deren ich mich bedient hatte, wegbrachten. Meine Freunde waren alſo überzeugt, daß man mich ohne Gefahr entdeckt zu werden höher hinauf bringen könne. In der That hatte meine Schweſter, die im dritten Stock gefangen ſaß, um dieſe Zeit weder Wache noch Municipalgardiſten.“

„Eines Tags alſo ließen mich meine Beſchützer eine Doſe Opium verſchlucken, die ich für eine Medizin hielt, und ich befand mich bald in einem halb wachen, halb ſchlafenden Zuſtande. In dieſem Zuſtande ſah ich, daß man ein Kind ſtatt meiner in mein Bett legte, und ich ſelbſt ward auf den Boden eines Korbs gebettet, welcher mit dem Kinde unter meinem Bett verborgen geweſen war. Ich ſah wie in einem Traume, daß dies Kind nur ein Gliedermännchen ſei, deſſen Maske ganz ähnlich mein Geſicht vorſtellte. Dieſer Betrug ging vor ſich im Augenblicke, da die Wache abgelöſ't wurde; die neue begnügte ſich, das Kind zu beſuchen, um ſich meines Daſeins zu verſichern. Es genügte ihr, ein ſchlafendes Weſen mit meinem Antlitze geſehn zu haben:

mein ſtetes Stillſchweigen trug das Seinige bei, die neuen Aufpaſſer in ihrem Irrthume zu beſtärken."

„Ich hatte unterdeſſen ganz die Beſinnung verloren, und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich eingeſchloſſen in einem großen Gemache, welches mir ganz fremd war — es war das vierte Stockwerk des Thurmes."

„Alte Möbel aller Art füllten dies Stockwerk, und mitten unter ihnen hatte man mir ein Lager zurecht gemacht. Dies hing mit einem Thürmchen-Cabinet zuſammen, in welches man mir Nahrungsmittel geſtellt hatte. Jeder andere Zugang war verbarrikadirt. Eh ich in dieſen Verſteck kam, hatte mir einer meiner Freunde, den ich im Laufe der Erzählung nennen werde, auseinander geſetzt, auf welche Art ich gerettet werden ſollte. Bedingung war, ich müßte alle erſinnliche Pein dulden, ohne mich zu beklagen, denn eine einzige unbedachte Bewegung würde mein Verderben und das meiner Wohlthäter nach ſich ziehn. Namentlich beſtand er darauf, daß ich, ſobald ich einmal verſteckt ſei, nicht die mindeſte Hilfleiſtung heiſchen und durchaus die Rolle eines wirklich Stummen ſpielen ſollte."

„Als ich aufwachte, erinnerte ich mich an dieſe Empfehlungen meines Freundes, und ich faßte den herzhaften Entſchluß, lieber zu ſterben als gegen jene Rathſchläge zu fehlen. Ich aß und ſchlief und erwartete meine Freunde mit Geduld. Meinen Hauptretter ſah ich von Zeit zu Zeit des Nachts, wenn er mir meine Nothdurft zutrug. Schon an demſelben Abende war das Gliedermännchen entdeckt worden, aber die damalige Regierung hielt für gut, meine Entweichung, die ſie vollſtändig gelungen glaubte, geheim zu halten. Meine Freunde hatten von ihrer Seite, um die blutdürſtigen Tyrannen beſſer zu täuſchen, ein Kind unter meinem Namen abreiſen laſſen, ich glaube gegen Straßburg zu. Sie hatten den Glauben verbreitet, und ihn auch den Behörden beigebracht, ich ſei es, mit dem man dieſe Richtung eingeſchlagen. Kurz die Behörde, welche durchaus die Wahrheit verbergen wollte, ließ an die Stelle der Puppe ein wirklich ſtummes Kind meines Alters bringen, und verdoppelte die gewöhnliche Wache. Durch Letzteres wollte ſie den Glauben verſtärken, daß ich noch immer da ſei. Dies Uebermaaß von Wacht-Maaßregeln hinderte meine Freunde, ihren

Plan ſo auszuführen, wie ſie beſchloſſen hatten. Ich blieb alſo wie lebendig begraben in meinem heilloſen Loche.“

„Ich war damals etwa neun und ein halbes Jahr alt, war ſchon gewöhnt an die Härte meiner langen Leiden, und machte mir wenig aus der Kälte, die ich litt. Denn es war Winter, während ich in jenem vierten Stock eingeſperrt lag. Meine Freunde hatten ſich die Schlüſſel zu verſchaffen gewußt, um vorzubereiten, was für meinen Aufenthalt unerläßlich wäre. Kein Menſch konnte vermuthen, daß ich dort ſei: dies Gemach wurde nie geöffnet. Auch wenn Jemand hinein gekommen wäre, ſo hätte er mich nicht ſehn können, und ſelbſt der Freund, welcher mich beſuchte, konnte nur auf allen Vieren bis zu mir kommen. Fand er Hinderniſſe, ſo blieb ich ſtill wie ein Unglücklicher im Hintergrunde meines Verließes. Oft wartete ich mehrere Tage auf die Ankunft meiner Ernährer.“

Wer dieſe Freunde geweſen, dieſe „großen Seelen,“ wie er ſie nennt? dies auszuſprechen verbiete ihm, ſagt er, die Klugheit. Vor Gericht werde er ſie nennen; denn ſeine politiſchen Feinde benutzten jeden Fingerzeig, um ihm zu ſchaden. Sie ſtellten Betrüger, falſche Dauphins auf, um jede Möglichkeit, daß der Dauphin noch exiſtire, zu verdächtigen, ſie trennten ihn von ſeiner Schweſter, ja die Diener Gottes, die Prieſter heiligten die Lüge, um ihn nicht aufkommen zu laſſen. Denn es ſei ihnen ungelegen, daß der Sohn Ludwig XVI. noch exiſtire.

Folgendes nur deutet er an, um zu zeigen wie die Verbindung nach außen, die Verbindung mit Freunden ſich im Temple angeſponnen habe:

„Wir waren noch in dem kleinen Thurme, und gingen eines Tages im Garten ſpazieren, da gab uns eine junge Schildwacht, die im Hintergrunde des Gartens, am Ende der Allee aufgeſtellt war, durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie zu unſern Freunden gehöre. Man hatte ſie dahin poſtirt, damit wir unſern Spaziergang nicht weiter ausdehnten. Die Schildwacht ſah noch ſehr jung aus und trotz ihrer acht oder neun und zwanzig Jahre hätte man ihr nicht mehr als achtzehn oder neunzehn zugetraut. Sie war eine verkleidete Frau, deren Mann am zehnten Auguſt ermordet worden. Später werde ich dieſe liebenswürdige und treue Schildwacht mit Namen aufführen, und meine Schweſter wird die Wahrheit erkennen. Während ich im vierten Stock war, ereignete ſich in dieſem Betracht Vielerlei, was ich aus obigen Gründen jetzt noch verſchweige. Ich kann nur erzählen, was mir durch meinen bis zum Tode getreuen Freund Montmorin mitgetheilt worden iſt. Die Frau Herzogin von Angoulême hat ihn unter andern Verhältniſſen ſehr wohl gekannt!"

„Die revolutionaire Regierung hatte ihrer politiſchen Stellung gemäß für gut erachtet, den wirklichen Stand der Dinge nicht verlauten zu laſſen, und hatte, wie geſagt, in dieſem Sinne die Puppe durch ein ſtummes Kind erſetzt. Trotz dieſer Liſt und weil doch viele Leute den wirklichen Dauphin vollkommen gekannt hatten, gab ſie Befehl, Niemand hinein zu laſſen, der von des Dauphins Bekanntſchaft ſein könnte. Um aber das Daſein des vorgeblichen Dauphin zu beſtätigen, ſchickte ſie nur ſolche Leute, die im Geheimniß waren, oder ſolche, die mich nicht kannten."

„Ich kann nicht begreifen, wie ſich trotz alle dem das Gerücht verbreitet hatte, der wirkliche Dauphin ſei nicht mehr im Thurme. Dergleichen erſchreckte denn die Aufrührer, und ſie beſchloſſen, das ſtumme Kind ſterben zu laſſen. Zu dem Ende miſchte man ihm Dinge, die es krank machen mußten, unter die Nahrungsmittel, und um dem Argwohne einer Vergiftung zu ſteuern rief man Herrn Deſſault hinzu; natürlich nicht um das Kind zu retten, ſondern nur um Humanität zu heucheln. Herr Deſſault beſuchte das Kind, und ward bald inne, daß man ihm eine Art Gift beigebracht: er ließ alſo durch ſeinen Freund den Apotheker Choppart ein Gegengift bereiten, und erklärte ihm übrigens, daß dies Kind nicht Ludwigs XVI. Sohn ſei. Dieſen hatte er gekannt." —

„Deſſault's Eröffnungen ſprachen ſich weiter, die Mörder meiner Familie ſahen mit Schrecken, daß ſich das Leben des ſtummen Kindes trotz ihrer Giftmiſcherei verlängerte, und ſo erſetzten ſie es denn durch ein anderes, welches ſie aus einem der Pariſer Hoſpitäler genommen hatten, und welches mit der engliſchen Krankheit behaftet war. Dieſe Maaßregel beruhigte ſie zugleich darüber, daß man etwa auch entdecken könne, das Kind ſei wirklich ſtumm, und um neuen Entdeckungen auszuweichen, ließen ſie Deſſault und Choppart vergiften. Zu dem neu untergeſchobenen Kinde kamen nur Aerzte, welche weder den Dauphin noch das kranke Kind jemals geſehn hatten, und dieſe glaubten natürlich, ich ſei es, den ſie behandelten.“

„Hier ſind die Beweiſe für das was ich da ſage: während ich noch mit meinem Vater und Cléry eingeſchloſſen war, hatten ſich hingebende Freunde verabredet, uns, mich und meinen Vater, des Nachts zu entführen, während treue Leute die Wache bezogen hätten. Die Vorſehung wollte, daß dieſer Plan verrathen wurde, und um der Ausführung zuvorzukommen, ließen unſre Henker einen Riegel im Innern des Vorzimmers anbringen, und zwei Municipalgardiſten wurden des Nachts mit uns eingeſchloſſen. Das war ein ſichres Mittel, jede Ueberraſchung zu vermeiden, weil ſie nun ſelbſt Jedermann, der in das Vorzimmer wollte, öffnen mußten. Um aber den Riegel zu befeſtigen ſandte man eines Tags zwei Arbeiter, welche zwei Löcher in die Mauer machen ſollten. Während des Frühſtückes näherte ſich einer dieſer Arbeiter meinem Vater, welcher mit mir im Vorzimmer war, und machte ihm Zeichen.

Wir drei waren allein, und er übergab uns drei Rollen. Dies war Gold, deſſen wir in dem Augenblicke bedurften. Der Arbeiter wollte noch ſprechen und meinem Vater andere Mittheilungen machen, aber er ward abgerufen: mein Vater, eine Entdeckung fürchtend, ſteckte mir die Rollen ein, und ließ den Arbeiter gehn. Die Furcht war ungegründet. Einige Tage darauf trug mir mein Vater auf, eine dieſer Rollen meiner Tante zu übergeben. Der Mann, welcher ſie gebracht hatte, hieß J. P. Dieſer brave Mann hatte von meinem Vater einen Brief für unſre Freunde draußen erhalten, und hatte ſich durch ſein Betragen volles Vertrauen erworben, er ward denn auch ſpäter beauftragt, meine Entführung zu unternehmen. Hochgeſtellte Leute der revolutionairen Regierung hatten dafür ſtarke Summen erhalten von Seiten einer mächtigen Perſon. J. P. fand ſich ein, und empfing — nicht mich, ſondern ſtatt meiner das ſtumme Kind. Den Vorſchriften gemäß, die man ihm gegeben, brachte er das gerettete Kind in die Hände der Frau Joſephine Beauharnais, welche ſpäter Kaiſerin der Franzoſen wurde. Als ſie das Kind ſah, ſchrie ſie auf: Unglücklicher, was haben Sie gethan! Durch dieſen Mißgriff haben Sie den Sohn Ludwigs XVI. ſeines Vaters Mördern überliefert!"

Joſephine hatte früher den wirklichen Dauphin ſehr wohl gekannt, und eben ſo wohl das ſtumme Kind: denn ſie hatte es Barras verſchafft, als die Puppe erſetzt werden mußte."

„Die Richtigkeit dieſer Dinge wird unwiderleglich vor Gericht erhärtet werden."

„Der unglückliche Stumme war alſo ſtatt meiner aus dem Temple gebracht, und ich ſchmachtete noch im Thurme. Es iſt wohl zu merken, daß man die wichtige Perſon, welche das Geld zu meiner Entführung gegeben, betrogen hatte: die Entführung des Stummen war alſo nicht das Werk meiner Freunde, und dieſer Umſtand erklärt die Worte der Madame Beauharnais: Unglücklicher, was haben Sie gemacht! Sie glaubte im Augenblicke, das Unternehmen ſei verrathen, ich ſei an den Ort zurückgebracht, dem ich entführt worden war, mein Untergang ſei nun gewiß, und Barras habe dieſe Täuſchung angewandt, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen. Sie wußte damals nicht, daß das ſtumme

Kind durch ein andres, ſehr krankes erſetzt worden war.“

„Gebieteriſche Gründe zwangen indeß die Regierung, das Ende dieſes unglücklichen Opfers zu beſchleunigen. Es ſtarb, hat man mir geſagt, den 8. Juni 1795, und nachdem es beſichtigt worden, ward der Leichnam in einen Kaſten gelegt, um beerdigt zu werden. Dieſer Kaſten und der Leichnam wurden in das Zimmer geſtellt, welches früher mein Vater bewohnt hatte.“

„Während dies geſchah, hatte ich eine ſtarke Doſis Opium bekommen. Man legte mich in den Sarg, nachdem man das beſichtigte Kind herausgenommen, und bewerkſtelligte das Alles faſt zu derſelben Stunde, in welcher man den Sarg zu holen kam, um ihn auf den Kirchhof zu ſchaffen. Kaum war das todte Kind im vierten Stocke verſteckt, an meinem Aufenthaltsorte, ſo luden meine Freunde, unterrichtet von allem, was vorging, den Sarg, welcher mich einſchloß, auf einen Wagen.“

„Diejenigen, welche nichts wußten, glaubten, man beerdige mich. Aber der Wagen war vorbereitet. Auf dem Wege zum Kirchhofe legte man mich in den Kaſten im Fond des Wagens, und füllte den Sarg mit altem beſchriebenen Papiere, um ihm daſſelbe Gewicht zu laſſen. Sobald der Sarg vergraben war, kehrten meine Freunde mit mir nach Paris zurück."

„Dort ward ich den Händen anderer Freunde anvertraut, ich kann mich aber in dieſem Betracht auch nicht des Geringſten erinnern. Als ich erwachte, befand ich mich im Bett und in einem ſehr ſaubern Zimmer allein mit meiner Krankenwärterin, welches Madame * war, die junge Schildwacht aus dem Templegarten."

„Glücklicherweiſe war alles das ſehr ſchnell von ſtatten gegangen, denn kaum war ich in Sicherheit, ſo wurde das Geheimniß entſchleiert. Aber trotz aller Anſtrengung meiner Verfolger war ich gerettet und wohl verborgen. Das Publikum ſprach damals ſchon hin und wieder davon, es ſei nicht der Dauphin geweſen, den man beerdigt habe. Dadurch eingeſchüchtert gab die Regierung ihren Agenten Befehl, den Sarg auszugraben, ihn feſt zu vernageln und anderwärts wieder zu beerdigen, damit ihn im Fall der Nachſuchung Niemand finden könne. Außer dieſen Maaßregeln ließ man überall nachſpüren unter verſchiedenartigem Vorwande. Meine Freunde voll Beſorgniß, daß ich entdeckt werden könnte, verkleideten mich, und ſchickten mich in einem Wagen von Paris fort, denn ſie hielten es für beſonders rathſam, mich aus der Hauptſtadt zu entfernen. Gleichzeitig ließen ſie, um unſre Feinde irre zu leiten, ein Kind aus Verſailles mit ſeinen Eltern unter meinem Namen abreiſen.“

„Treue Diener empfingen mich auf der Reiſe mit der ſtrengſten Diskretion und mit der zarteſten Aufmerkſamkeit; ich ſollte mich in die Mitte des Vendéer-Heers begeben. Aber die ſorgſamſte Aufmerkſamkeit konnte mich nicht vor einer Krankheit bewahren, welche die unvermeidliche Folge all der herben Erfahrungen war, und unter deren Wucht meine Geſundheit erliegen mußte. Ich blieb allein mit Madame *, die mich nicht verließ und mit der rührendſten Theilnahme pflegte.“

„Als ich zur Hälfte hergeſtellt war, beſchäftigte ſie ſich damit, mich in der deutſchen Sprache zu unterrichten, auf daß ich leichter für ihren Sohn gelten könnte. Denn ſie war aus der Schweiz gebürtig, und war, wie ich oben geſagt, die Wittwe eines Opfers vom zehnten Auguſt.“

„Während all der Zeit, die ich mit ihr im Schloſſe eines unſrer Freunde verbrachte, ſah ich Niemand. Eines Tags indeſſen kamen drei Perſonen, in Uniform gekleidet, die ich nicht kannte.“

„Sie ſagte mir, dies ſei der General Charette mit zwei ſeiner Freunde.“

„Meine Krankheit dauerte lang und entwickelte ſich unter ſonderbarem Anſehn: Ich war in allen Gelenken geſchwollen und ging nur ſehr mühſam; über meinen ganzen Körper bildeten ſich Geſchwüre, und ich trage heute noch die Narben davon. Dieſe Kriſis vertrieb mir die peinigenden Schmerzen, und nach und nach befeſtigte ſich meine Geneſung.“

„Aber das tiefſte Geheimniß ſchützte uns nicht vor Verrath: zur Nachtzeit drangen Gensdarmen in unſere Behauſung, riſſen mich aus dem Bett, und brachten mich wieder in's Gefängniß.“

„Ich wußte, daß auf dem Schloſſe ein Herr B., den ich ſpäter nennen werde, und bei dem ein Genſer war, mit Madame * korreſpondirte. Er hatte eine andere Freundin, welche früher Palaſtdame meiner guten Mutter geweſen war, und dieſe Leute waren es, die uns damals alles Nöthige verſchafften. Ich habe Herrn B. von Weitem geſehn. Er war immer als alter Bauer verkleidet und war mir damals unbekannt. Er unterhielt einen Briefwechſel mit Madame Beauharnais, und dieſe rettete mich auch aus meinem neuen Gefängniſſe. Ich ward dem Herrn B. übergeben, und fand bei ihm ein junges Mädchen Namens Marie und deſſen Jäger Johann, der in Wahrheit Montmorin heißt. Meine Leſer wie alle alten Franzoſen werden im Lauf meiner Geſchichte dieſe treue Seele bewundern."

„Dieſe beiden Freunde leiteten von nun an meine Angelegenheiten. Man ließ einen Mann mit ſeinem Sohne kommen, welcher letztere mit mir in gleichem Alter war. Der Mann empfing das nöthige Geld, um ſich nach Amerika einzuſchiffen, und als dieſe Maaßregeln in's Werk geſetzt waren, ſchickten wir uns ſelbſt an, nach Venedig zu gehn."

„Dort blieben wir einige Zeit. Dann gingen wir nach Trieſt, dann nach Italien, wo wir verborgener Weiſe vom heiligen Vater Pius dem Sechsten beſchützt wurden. Ich beſitze noch die treue Kopie einer lateiniſch geſchriebenen Piece, die mich betrifft, und die von ihm „Pius Sextus“ unterzeichnet iſt. Ich nannte ihn eben „heiliger Vater“, und er war es in voller Bedeutung des Wortes. Ich habe nie wieder einen edleren und verehrungswürdigeren Greis geſehn, einen König, der keine Nachahmer gehabt hat.“

„In Italien fand ſich Madame * wieder zu mir mit ihrem zweiten Gatten. Einige Zeit nach dieſer glücklichen Wiedervereinigung fanden uns auch der Mann mit ſeinem Sohne wieder, die ſich vor uns eingeſchifft hatten, und die nun kamen, um uns zu dienen.“

„Aber dies Glück war von kurzer Dauer: das Revolutionsheer drang in Italien ein, meine Verfolgungen begannen von Neuem und ich war wieder genöthigt, mich zu verbergen. Wir vergruben heimlich unſre kleinen Reichthümer, und verließen mitten in der Nacht unſern Zufluchtsort. Ach es war ſchon zu ſpät: eine ſchreckliche Verrätherei, deren ich hier nicht weiter gedenken will, ſtürzte mich in neuen Jammer. Der Mann mit ſeinem Sohne war verſchwunden, und das Haus, welches wir bis dahin eingenommen hatten, das Eigenthum eines Freundes vom heiligen Vater, ward verbrannt. Wir flüchteten, und waren in wenig Tagen auf der See, um nach England zu ſteuern.“

„Meine Unfälle waren unerhört! Ich will nicht Mitleid erregen und erzähle nur einen kleinen Theil davon, nur die Umſtände, welche meinem Prozeſſe dienlich ſind. Ich kann alſo die entſetzliche Ermordung des Herrn B. und der jungen Marie nicht mit Stillſchweigen übergehn. In Folge dieſes bejammernswerthen Ereigniſſes ward ich auf dem Meere ergriffen, und nach Frankreich zurückgeführt.“

„Ich hatte keinen Freund mehr als Montmorin, der allein den Verfolgern entging und verſtohlen, ohne daß ich's wußte, meiner Spur folgte.“

„Ich wurde gleich nach meiner Landung in Frankreich eingekerkert. Zwei Fremde, deren Namen ich nicht weiß, kamen zu mir und forderten mich auf, mich zum Mönch machen zu laſſen, dies ſei das einzige Mittel zu meiner Rettung. Ich ſtieß ihr Verlangen zurück, und nach einem langen Verhöre gingen ſie. — Einige Zeit darauf ward ich in der Nacht an Bord eines kleinen Fahrzeugs gebracht, eingeſchifft und in einen Hafen geführt, wo Bewaffnete und ein Wagen mich erwarteten. Nach einer Tour von vier Tagen und vier Nächten ward ich wieder in ein Gefängniß gebracht. Eine Frau, die mir ein verkleideter Mann zu ſein ſchien, war die einzige Perſon, welche ich ſah. Sie beſorgte meine Wartung.“

„In dieſem Gefängniſſe, in welchem ich bis Ende des Jahres 1803 blieb, wurde ich grauſam gemißhandelt. Montmorin brach meine Ketten, und ich bekam noch einmal meine Freiheit durch den Willen der guten Joſephine. Sie hatte ihren Gatten Napoleon mit Hilfe des Miniſter Fouché zu täuſchen gewußt.“

„Während des Winters bis zu Anfang des Jahres 1804 beſchäftigten ſich die Freunde mit meinen Angelegenheiten. Pichegru ward an den Grafen von Provence geſendet, um ſich mit ihm zu verſtändigen. Wird es die Welt glauben, daß dieſer Verwandte, unempfindlich für die Stimme der Natur und nichts hörend als das Verlangen ehrgeiziger Politik, das Zutrauen meiner Freunde verrieth, und daß mein letztes Aſyl angezeigt wurde. Zur Flucht genöthigt richteten wir unſern Marſch gegen Ettenheim in Deutſchland, den Aufenthaltsort des Herzogs v. Enghien, dem man das Geheimniß meiner Exiſtenz mitgetheilt, als er ſich heimlich nach Paris begeben hatte. In der Gegend von Straßburg wurde ich arretirt und heimlich in die Feſtung dieſer Stadt geſetzt, bis die Gensdarmes mich wieder abholten. In einer Poſtkutſche entführt rollte ich drei Tage und Nächte ohne anzuhalten, inmitten der dritten Nacht ſperrte man mich in die Tiefe eines Kerkerlochs, das ich ausführlich beſchreiben will:“

„Ich glaube wir kamen an um Mitternacht: man ließ mich vom Wagen ſteigen und ziemlich weit zu Fuße gehn. Wir hielten vor einer Thür, die in ein großes Gebäude ging, und meine Führer öffneten dieſe Thür, hinter welcher wir einen langen Korridor durchſchritten, der ſich dergeſtalt rechts und links wendete, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war. Man brachte mich in ein Verließ von ſchwarzer Finſterniß, welches keine andere Oeffnung hatte als die Thür. Dort ward ich eingeſchloſſen, und ich hörte bald am dumpfen Ton der Fußtritte, daß meine Begleiter ſich entfernten. Die finſterſte Nacht umgab mich. Ich weiß nicht, wie lang dieſe Situation gedauert hat: die Riegel wurden geſchoben, und ein Mann mit einer Blendlaterne erſchien vor mir. Er brachte mir eine Suppe, in welche Wein gemiſcht ſein mochte, und ließ ſie mich in ſeiner Gegenwart verzehren. Dieſer Mann war mein Kerkermeiſter; er hieß mich zur Ruhe gehn und entfernte ſich. Die Suppe war ſehr heiß geweſen, ſie hatte mich ein wenig hergeſtellt von meinen peinigenden Anſtrengungen, und ich ſchlief bald ein. — Als ich aufwachte, ſuchte ich umſonſt nach Licht. Ich konnte mir nicht einbilden, daß mein Kerkerloch gar kein Fenſter hätte, ich glaubte alſo den Tag über geſchlafen zu haben und erſt während der zweiten Nacht aufgewacht zu ſein. Ich glaubte dies um ſo mehr, als mein Kerkermeiſter wieder mit ſeiner Laterne kam. Dies Mal brachte er mir keine Weinſuppe, ſondern er ſtellte auf meinen groben hölzernen Tiſch einen Waſſerkrug und ein kleines rundes Brot von etwa zwei oder drei Pfund, welches ſonderbar in Schneckenform zerſchnitten, obwohl kein Stück losgetrennt war. Er ging wieder ohne ein Wort zu ſprechen. — Trotz des bittern Grams, der mich verzehrte, ſchlief ich wieder ein, und ich erwachte wieder in vollſtändiger Finſterniß. Ich ſtand auf, denn ich hatte Hunger. Ich taſtete nach dem Tiſche und fand den Krug; das Brot war verſchwunden. Nun bildete ich mir ein, es bewohnten noch andre lebendige Weſen mit mir dieſes Loch, und ſank wieder auf mein Lager. Aber nun kam kein Schlaf mehr auf meine Augen, denn der Hunger marterte mich allzu empfindlich. Aufmerkſam auf Alles, was um mich her vorgehen könnte, hörte ich bald die Schritte meines Kerkermeiſters, hörte die Riegel knarren und die Thür ſich öffnen. Dieſer Mann kam mir vor wie ein Geſpenſt aus den Legenden der Vergangenheit. Er brachte mir Brot und Waſſer. Umſonſt fragte ich ihn, wer das Brot, welches ich nicht gegeſſen, weggenommen hätte, umſonſt bat ich ihn, mir zu ſagen, wo ich wäre: er antwortete nicht eine Sylbe und ging, als ob er ſtumm ſei. — Ich aß ſogleich die Hälfte des Brotes, trank Waſſer und legte mich wieder. Beim Erwachen ſuchte ich die Hälfte meines Mundvorrathes, es war aber wie das erſte Mal nichts mehr vorhanden. Ich mußte mich alſo in Geduld faſſen, bis zur Rückkunft meines Kerkermeiſters. Indeſſen ſchien mir's, als ob meine Augen ſich verändert hätten, ſei's, daß ſie ſich an die Finſterniß gewöhnt, ſei's, daß das Tageslicht ſtärker war. Ich ſah am Gewölbe meines Kerkers eine Art Luftloch, welches einige Lichtſtrahlen in dies Grab, worin ich lebendig begraben war, dringen ließ. Ich konnte wenigſtens meine Hände unterſcheiden, wenn ich ſie an den Augen vorüber zog und eben ſo das Luftloch. Dies waren die einzigen ſichtbaren Gegenſtände. Zu den Füßen hinab konnte ich durchaus nicht ſehn."

„Ich ſchmachtete ſeitdem, ich weiß nicht wie viel Tage, in dieſer entſetzlichen Abgeſchiedenheit, und mein Brot wurde mir oft entwendet, ohne daß ich den Dieb entdecken konnte. Der Hunger, welcher mich quälte, forderte indeſſen Klugheit. Sobald ich alſo wieder neu verſehen war, und nachdem ich die Hälfte des Brotes gegeſſen hatte, wickelte ich den Reſt beim Niederlegen in meine Decke. Dieſe Vorſicht hinderte nicht, daß ich bei meinem Erwachen nichts mehr fand. Allerdings hatte ich bemerkt, daß Geräuſch um mich geweſen war, konnte aber die Urſache davon nicht errathen. Ich beſchloß, dahinter zu kommen: ich wickelte mich wie gewöhnlich in meine Decke mit dem Reſte meines Brots und ſtellte mich ſchlafend. Bald erſchienen denn Gäſte von der Stärke eines Kaninchens, und trippelten um mich her. Ich griff mit der rechten Hand darnach, um einen zu erhaſchen, hatte ihn aber kaum gefaßt, als ich auch einen meiner Finger durchbohrt fühlte. Erſchreckt ließ ich ſogleich los, mein Blut ſtrömte und ich empfand einen lebhaften Schmerz. Die Wunde, welche ich noch am Finger trage, ſpricht für die Wahrheit meines Berichts. Eingeſchüchtert ſah ich mich nun gezwungen, all mein Brot auf einmal zu eſſen, wenn ich nicht mit meinen langſchwänzigen Nachbarn theilen wollte; denn ich vermuthete, daß es große Ratten ſeien, und überzeugte mich bald davon. Ich bin oft durch dieſe Thiere betrogen, und getreten worden. Wenn ich ihnen nichts übrig ließ für ihre Gefräßigkeit, ſo machten ſie viel mehr Lärmen, und wenn ich ihnen Futter zuwarf, ſo grunzten ſie wie kleine Schweine. Beſſer wie manche Menſchen haben ſie mir nie etwas Schlimmeres gethan, als daß ſie mein Brot ſtahlen und dies thaten ſie aus dem Triebe der Selbſterhaltung. Die Menſchen dagegen haben auf mein Leben und meine Ehre gefahndet.“

„Mein Lager beſtand aus einem Haufen Stroh, welches auf der Erde in einem Winkel meines Kerkers ausgebreitet war, und aus einer wollenen Decke. Der Kerker bildete ein viereckig Gewölbe, feucht und kalt. Wäſche oder Kleidung erhielt ich nie; es kam eine Zeit, daß ich kein Hemd mehr hatte. Rock und Hoſe beſtanden nur noch aus Lumpen, und um mich zu bedecken mußte ich meinen Körper in jene Wollendecke wickeln, welche tauſendfach von den Ratzen durchlöchert war. Sie hatten wahrſcheinlich ihre Jungen darin gehabt.“

„Ich war neunzehn Jahr alt, als ich in dieſe unterirdiſche Tieſe gebracht worden war, in dieſen finſtern Aufenthalt, wohin weder Sonne noch Mond drang. Alle Vorſtellung vom Tageslichte war aus meinem Geiſte gewiſcht, eben ſo die Eintheilung der Zeit. Nach der Abgeriſſenheit meiner Kleidungsſtücke bildete ich mir ein, meine Gefangenſchaft habe ſchon ein halbes Jahrhundert gedauert. Ich kannte jeden Schritt meines Kerkers, und meine Ohren entdeckten aus weiter Ferne den Tritt meines Kerkermeiſters. Außer dieſem Geräuſche hörte ich nur das der Trommeln, und dies ſchien mir fernes Rollen des Donners zu ſein. Das Luftloch, durch welches Luft und Sonne reichlicher hätte eindringen können, kam mir vor wie eine lange Röhre, deren Ende auf ſchmutziges, von der Sonne beſchienenes Waſſer mündete, oder welche mit Wachsleinwand verdeckt wäre. — Das Viereck in meinen Mauern hatte etwa zwölf Fuß im Durchmeſſer.“

„Allein in dieſem verborgenen Loche der Erde, verlaſſen von aller Welt philoſophirte ich bitter darüber, daß mir kein Freund übrig geblieben und betrachtete ich mich wie einen, welcher vorzeitig für immer beerdigt ſei. Meine Haare, die ich nicht ſchneiden konnte, waren wieder lang und lockig geworden, mein Bart war dicht gewachſen, und wenn ich mein Geſicht mit der Hand befühlte, ſo konnte ich mich für ein wildes Thier halten. Meine Nägel waren dergeſtalt gewachſen, daß ſie in Stücke brachen, und ich konnte dem Uebel, welches daraus entſtand nicht anders entgehn, als daß ich ſie mit den Zähnen abnagte. Meine Einbildungskraft gab ſich der Verzweiflung hin, nie wieder die Oberfläche des Erdballes zu ſehn — da wurde ich plötzlich mitten in der Nacht geweckt durch zwei Weſen, die meinen Namen riefen. Ich erhob mich mit meiner Decke, im erbärmlichſten unſauberſten Zuſtande, beſtreut mit Strohhalmen, die ſich auf meinem Körper zerrieben hatten, denn das Stroh war nicht erneuert worden. Bei dieſem Anblicke, bei dem Anblicke meines verwilderten Geſichts und des abſchreckenden Elends, welches meine ganze Perſon darſtellte, ſchrieen meine Befreier auf, überwältigt von Ueberraſchung und Rührung. — Mein Kerkermeiſter, welcher mit ſeiner Laterne dabei war, nickte mit dem Kopfe und ſagte: Ja, ja, er iſt es ſelbſt! — Dieſer Mann hatte auf der linken Backe eine lange Schmarre, die wahrſcheinlich von einem Säbelhiebe herrührte. Er nahm mich an der Hand, um einen meiner Finger zu zeigen, welcher eine Narbe trug, deren Urſache meinen Rettern bekannt war. — Die Freunde führten mich nun gleich aus dem Kerker, aber ich ward ohnmächtig, ſobald ich freie Luft athmete. Ich kam zu mir in einem Wagen, der ſo ſchnell fuhr, daß man hätte glauben können, er habe Flügel. Wir kamen noch dieſelbe Nacht an einen neuen Zufluchtsort, und ich ward in einem abgelegenen Zimmer verſteckt. Ich durfte es nicht verlaſſen, um nicht der Gefahr neuer Verhaftung ausgeſetzt zu ſein. Meine Freunde behandelten mich mit der zärtlichſten Sorgfalt, aber ſie konnten damit den Keim einer ſchweren Krankheit nicht zerſtören, welche mit den beunruhigendſten Symptomen ausbrach. Es fehlte nicht viel; ſo hätte ein frühzeitiger Tod meine Leiden geendet, und in einem Tage alle Hoffnungen, ſo viel Eifer und Hingebung, ſo viel Mühe und gefährliches Wagniß um mich vernichtet.

Aber die wachende Vorſehung erhielt mich für eine Zukunft, deren unwandelbare Beſtimmungen ich nicht ergründen kann. Faſt wunderbar ward ich wieder hergeſtellt, und kaum konnte ich auf den Beinen ſchwanken, ſo ward auch mein Aſyl wieder entdeckt. Ich reiſ'te wieder eiligſt von dannen, und hatte nur den treuen Montmorin zur Begleitung."

„Erſchöpft von ſo viel Schlägen erreichten wir Frankfurt am Main, und ruhten dort aus, und vertauſchten unſre Kleider bei einem Juden. Wir waren damals im Frühlinge von 1809. Ich erfuhr hier von Montmorin, daß ich ungefähr vier Jahre in dem Kerker, welchen ich beſchrieben, geweſen war. Wenn ich meine Gefangenzeit zuſammenrechnete von da an, als ich mit meiner Familie in den Temple gebracht wurde, ſo ergaben ſich ſiebenzehn Jahr mehr oder minder ſtrenger Gefangenſchaft. Denn ſelbſt wenn ich bei meinen Freunden war, blieb ich gefangen."

„Da ich wußte, daß Madame Joſephine mich früher beſchützt, ſo fragte ich Montmorin, warum ſie mich diesmal ſo lange im Elend gelaſſen. Ich erfuhr folgendes: Bonaparte hatte entdeckt, daß ſie mich mehrmals gerettet habe, und hatte ihr, um ſie von dieſer Bahn abzubringen, die Ausſicht eröffnet, ihren Sohn Eugen auf den franzöſiſchen Thron zu erheben. Die Eigenliebe einer Frau, die übrigens ſo unzweifelhaft rechtſchaffen, war unter den Reizen eines ſo verführeriſchen Ehrgeizes erlegen. „„Dennoch““ — ſetzte Montmorin hinzu — „„iſt ſie es wiederum, welche Sie dies letzte Mal gerettet hat. Sie hat ihren Freunden den Ort Ihrer Gefangenhaltung, der ohne ſie nicht aufzufinden war, entdeckt. Glauben Sie übrigens nicht,““ — ſagte er noch — „„daß ihr Betragen das Ergebniß der Großmuth ſei, nein, es iſt einfach eine Berechnung für die Zukunft: Bonaparte hat den Plan, ſich nach Ihrem Tode von ihr zu trennen und eine zweite Ehe zu ſchließen. Dieſem Motive verdanken Sie Ihre gegenwärtige Freiheit.““ —

— „Während ich mit meinem Vater und Cléry im Temple gefangen ſaß, dachten zahlreiche Freunde daran, uns zu befrein. Meine gute Mutter theilte dieſe Hoffnungen. Deshalb ſchrieb ſie alle Kennzeichen auf, welche ich an meinem Körper trug, damit ich jedenfalls untrüglich zu erkennen ſei. Dies Papier befand ſich unter andern Papieren in Montmorin's Händen; und er hatte ſie, um ſie ſicher zu ſtellen, in den Kragen meines Rocks genäht. Dringend empfahl er mir, ſie Niemand anzuvertrauen, weil ſie den unwiderleglichſten Beweis meiner Aechtheit vor den Königen und deren Gerechtigkeit enthielten. Daher iſt das Gerücht entſtanden, die Königin von Frankreich habe ihre Kinder gezeichnet, bald durch einen Ring, bald durch Tätowirung, bald durch andere Mittel. Namentlich habe ſie auf die linke Hüfte ihres Sohnes das Bild des heiligen Geiſtes in Geſtalt einer Taube gemacht. Ich bezeuge, daß all dieſe Sagen irrthümlich ſind, und ich berufe mich auf die Frau Herzogin von Angoulème ſelber. Es iſt indeſſen in der That wahr, daß die Natur auf meine linke Hüfte das Bild einer ſliegenden Taube gezeichnet hat. Dieſes durch Adern gebildete Zeichen iſt vollſtändig von meiner Mutter beſchrieben worden, und mein Vater, die Richtigkeit dieſer Beſchreibung beſtätigend, hat es beſiegelt mit ſeiner Unterſchrift und mit dem Siegelabdruck, deſſen er ſich im Templethurm bediente." —

— „Sobald wir von unſern Freunden in Frankreich Nachricht und einen Kreditbrief hatten, verließen wir in Eile Frankfurt, und gingen mit der Poſt auf der Straße nach Böhmen weiter. Wir kamen nach einem langen Kurſe in Deutſchland an, und fanden in einer Stadt, die inmitten eines Thals an der Elbe lag, einen Mann, der uns zum Herzoge von Braunſchweig führte. Dieſer gab uns Empfehlungsbriefe nach Preußen.“

„In einer kleinen Stadt an der öſterreichſchen Grenze Namens Semnicht ruhten wir uns aus, und gingen dann nach Dresden, in welches uns der Eintritt nicht geſtattet wurde. Wir waren zu einem langen Umwege genöthigt, und kamen endlich in's Königreich Preußen. Dort ſtiegen wir in einem Dorfe ab, und kehrten in einem Gaſthofe ein, deſſen Namen ich nicht mehr weiß. Es war des Abends und wir waren außerordentlich müde. Sobald wir alſo zur Nacht gegeſſen hatten, zogen wir uns in eine Art von Zimmer zurück, um uns ſchlafen zu legen. Wir waren eben tief eingeſchlafen, als man uns weckte, uns als Spione, wie man ſich ausdrückte, feſt nahm, und zum

Kommandanten eines bewaffneten Korps führte, welches an demſelben Abende die Umgegend beſetzt hatte.“

„Es war dies der Major Schill. Mein Freund Montmorin übergab ihm den Brief des Herzogs von Braunſchweig, er war vollkommen zufrieden geſtellt, und behielt uns bei ſich bis zu dem Augenblicke, da ſeine kleine Armee von den Weſtphälingern vernichtet wurde. Ich wußte während unſres Marſches nicht viel von dem, was vorging, ich hörte nur immer von einer Vereinigung mit dem Herzoge von Braunſchweig ſprechen. Wir waren jeden Tag von einem ſtarken Truppenkorps verfolgt, und endlich von ihm in einer kleinen Stadt angegriffen. Der brave Befehlshaber ließ uns abreiſen, weil er nicht mehr die Mittel hatte uns zu ſchützen, und gab uns eine Reitereskorte mit, die ein deutſcher Graf, Beptel oder Betel, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht, befehligte. Wir fielen in die Hände des Feindes, der ſich in Maſſe auf uns warf. Wir verſuchten zu entfliehn, aber es galt, uns zu vertheidigen, denn man ſchrie uns zu: Kein Pardon! Der junge Graf, welcher ein gutes

Pferd hatte, konnte allein entkommen. Mein treuer Montmorin fiel neben mir den Säbel in der Hand, ein Elender hatte ihm von hinten den Kopf geſpalten, nachdem er ſchon vorher den Czako verloren hatte. Ich ſelbſt wurde verwundet; man ſchoß auf mich, und mein Pferd ſtürzte todt nieder, der Art, daß mein linker Fuß unter ihm im Steigbügel blieb und daß ich trotz aller Anſtrengung nicht im Stande war, mich frei zu machen. Ein Infanteriſt kam zu mir und ſtieß mich heftig mit ſeinem Flintenkolben auf den Kopf. Es war, als wenn mich der Blitz träfe, ich wurde dergeſtalt ohnmächtig, daß mir die Erde ſich wie eine Kugel um mich zu drehen ſchien. Wie lange Zeit dieſe Lage gedauert hat weiß ich nicht, als ich zu mir kam befand ich mich in einem Hospitale. Meine natürlichen Fähigkeiten waren ſtark erſchüttert, und die Menſchen, die um mich waren kamen mir wie Rieſen vor. Meine Glieder ſelbſt, die Finger zum Beiſpiele erſchienen mir lang wie Fichtenbäume, meine Beine ſchwer und dick wie Tonnen.“

„In dieſem peinlichen Zuſtande gewahrte ich eines Tages, daß man mich in Stroh auf einen

Karren packte; es iſt mir noch heute wie ein Traum, und ich befand mich, als meine Wiederherſtellung faſt vollendet war, in der Feſtung Weſel an der Grenze Frankreichs. Unter den dort gefangenen Leuten von Braunſchweigs oder Schill's Korps wurden mehrere ungerechterweiſe auf Napoleon's Befehl zu den Galeeren bei Toulon verurtheilt. Ich gehörte zu dieſen Opfern des Despotismus ohne zu wiſſen warum. Man brachte uns in das innere Frankreich und ſchleppte uns wie Räuber aus einem Gefängniſſe in das andere. Ich beſaß nicht einen Sou; man hatte mir auf dem Schlachtfelde nichts gelaſſen als meinen Ueberrock, den ich im Hospital zu Weſel auf meinem Bettlager wiederfand. Wir wurden auf dem Marſche ſo roh von den Franzoſen behandelt, daß ſelbſt diejenigen welche ſich mitleidig unſrer annehmen wollten weggeſchreckt wurden durch den Zuruf: Sie ſind von Schill's und Braunſchweigs Banden!“

„Dieſe Behandlung warf mich wieder danieder, denn ich war nicht völlig hergeſtellt geweſen, und die Eskorte war genöthigt, mich mitten in einem Dorfe zu laſſen, wo ich die Beſinnung verloren hatte. Ein feiner Regen, der mich durchnäßte, brachte mich wieder zum Bewußtſein, aber es war mir unmöglich, mich aufrecht zu erhalten. Eine alte Frau, und ich glaube auch deren Tochter traten zu mir und waren mir behilflich. Der Durſt verzehrte mich, mein Blut brannte, mein Kopf war in dem Zuſtande einer völligen Betäubung: alle Gegenſtände drehten ſich vor meinen Augen. Ich verſuchte zu ſprechen, konnte es aber nicht, und bloß die Bewegung meiner Lippen gab zu erkennen, wie ſehr ich außer mir ſei. Die Frau brachte mir Milch und ich trank in langen Zügen, es kam dann ein Karren, und ich wurde in's Hospital der benachbarten Stadt transportirt. Dort begegnete ich einem Schill'ſchen Huſaren Namens Friedrichs, den man Frédéric nannte, und der ſchon in der Geneſung war. Er erkannte mich ſogleich, und meiner Verſchwiegenheit ſicher rieth er mir, mit ihm zu entweichen. Das wurde denn auch bald in's Werk geſetzt. Als meine Geſundheit wiederhergeſtellt war, benutzten wir eine Nacht, die von einem heftigen Gewitter beunruhigt war. Wir ſtiegen in einen Keller, den ich für eine Gruft gehalten hätte, denn er war voll Kaſten, die wie Särge ausſahen, und wir hatten von hier aus nur ein kleines ovales Fenſter zu paſſiren, welches durch ein eiſernes Kreuz geſperrt war. Wir benutzten die Kaſten als Gerüſt und das alte Eiſenkreuz, das der Roſt ſchon zerfreſſen hatte, war bald zerbrochen. Wir kamen hinaus und geriethen in einen Hofraum, der von hohen Mauern eingeſchloſſen und von zwei Schildwachen beſetzt war. Letztere hatten ſich vor dem Sturzregen in ihre Schilderhäuſer zurückgezogen, wir hatten aber doch die größte Vorſicht nöthig, nicht durch das kleinſte Geräuſch ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Friedrichs ſtieg denn an mir in die Höhe auf die Mauer hinauf; er hatte einen Querſack bei ſich, deſſen Inhalt ich vorher nicht kannte. Er ſollte mir aber als Seil dienen, um auch daran hinauf zu klettern. Ich konnte indeſſen trotz dieſer Hilfe und trotz all unſrer Anſtrengungen nicht hinauf kommen — ich machte Geräuſch, und das „Qui vive!“ erſcholl von allen Seiten. War es nun Furcht, wieder ergriffen zu werden, war es unmittelbares Ergebniß von Gottes Willen, ich kam plötzlich wie ein Blitz hinauf, ohne zu wiſſen wie.

Von der andern Seite ſprangen wir nicht hinab, ſondern fielen in einen tiefen Graben, und mein Fall gerieth ſo wenig glücklich, daß ich nicht mehr gehen konnte.“

„Warum man uns nicht verfolgte, begreife ich nicht. Friedrichs nahm mich auf ſeine Schulter, und trotz der Laſt erreichte er mit mir ein Gebüſch, in deſſen Geſträuch er mich niederließ. Dort hob er mir den ausgerenkten Fuß wieder ein, und dies gelang ſo gut, daß ich nach und nach die Schmerzen verlor. — Es regnete ununterbrochen, und war ſo finſter, daß wir nur von Zeit zu Zeit beim Leuchten der Blitze unſern Weg unterſcheiden konnten.“

„Allmählig verzog ſich das Gewitter, und der Tag dämmerte. Wir glaubten uns bereits weit von dem Orte unſrer Entweichung, und ſuchten einen Verſteck. Wie groß war aber unſer Schreck, als wir bemerkten, daß wir in der Dunkelheit uns nur im Kreiſe umhergetrieben hatten, und wieder auf dem Punkte waren, von wo wir des Nachts ausgegangen. Und von Weitem bemerkten wir Bewegung. Es konnten dies Arbeiter ſein, wir glaubten aber, es ſeien unſre Verfolger, und flüchteten in das glücklicherweiſe hohe und dichte Getraide. Großer Gott! welch ein entſetzlicher Tag! Ich werde ihn nie vergeſſen! Der Regen hatte etwa bis gegen zehn Uhr gedauert, und gegen elf Uhr legten wir uns in den Koth. Der Himmel hatte ſich aufgeheitert und eine glühende Sonne peinigte uns dergeſtalt, daß wir abwechſelnd immer die verſengte Hälfte des Körpers in die feuchte Erde herumkehrten, um uns abzukühlen. Am Abende ſahen wir nicht mehr wie Menſchen aus, ſondern wie unreine Geſchöpfe, die ſich im Kothe gewälzt hatten. Den ganzen Tag über hatten wir keine Nahrung gehabt. Wenn wir uns die Zunge benetzen wollten, ſo mußten wir die Getraidehalme käuen. Und dennoch ſchliefen wir ein mitten in dieſer Tortur, als die ſich neigende Sonne uns nicht mehr traf, und es war ſchon Nacht geworden, als Friedrichs mich weckte, um unſern Marſch wieder anzufangen. Hunger und Durſt peinigten uns ſo grauſam, daß wir genöthigt waren, in einen Garten einzubrechen, und die Bäume zu plündern. Ich glaube, er ſtieß an ein kleines Dörfchen. Wir waren in einem Augenblicke über die Hecke hinweg und an den Bäumen. Grüne Birnen und ſaure Aepfel waren unſer Frühſtück, unſer Mittageſſen und Abendbrot: wir füllten unſre Taſchen damit und ſetzten unſre nächtliche Reiſe fort. Bei jedem neuen Tagesanbruch ſteckten wir uns in einen Wald oder in ein Gebüſch oder in's Getraide. Wir konnten nur des Nachts marſchiren, denn keiner von uns hatte einen Paß.“

„Es iſt nicht mein Zweck hier die ungeheure Reihe von Leiden aufzuzählen, welche mit dieſer Reiſe verbunden waren; ich erzähle nur, was für den Lauf meiner Geſchichte und für die Verknüpfung der Thatſachen unerläßlich iſt. Ich übergehe alſo Alles, was dazwiſchen liegt, und verſetze mich unmittelbar nach Deutſchland, wo wir nach tauſend und abertauſend Schickſalen ankamen. Ich hatte das ſchmerzliche Unglück, dort meinen Freund Friedrichs zu verlieren. Dies geſchah folgendermaaßen: Während unſrer anſtrengenden Märſche hatte er es auf ſich genommen, fouragiren zu gehen, wie er's nannte, ſobald er den Augenblick für günſtig erachtete. Ich weiß nicht, durch welche Mittel er immer zu etwas kam. Er ließ mich mit ſeinem Querſack verſteckt zurück, und ſeine Rückkehr verſorgte uns ſtets mit Brot, Käſe, Früchten u. dgl. Wir waren eines Tages auf der Grenze von Weſtphalen angekommen, nachdem wir die ganze Nacht marſchirt und von einem ſtrömenden Regen durchnäßt waren. So wie der Tag kam, flüchteten wir uns in einen Wald. Dort fanden wir einen Baum, deſſen Stamm hohl war und ſtiegen hinein, den Augenblick abwartend, da Friedrichs wieder nach Lebensmitteln ausgehn ſollte. Wir beobachteten immer die Vorſicht, in der Nähe einer Ortſchaft anzuhalten, ſelbſt wenn wir noch weiter gekonnt hätten. Mitunter zwangen uns auch Ermüdung oder andere Hinderniſſe, früher Halt zu machen, als unſre Abſicht geweſen war.“

„Es mochte etwa neun Uhr ſein. Den Querſack Friedrichs an der Seite war ich wie gewöhnlich eingeſchlafen, unbekümmert um das Schickſal meines Freundes, während er ſeinem gewöhnlichen Geſchäfte nachgegangen war. Da entdeckte ein großer ſchwarzer Hund meinen Verſteck, und der Herr deſſelben, welcher ihm gefolgt war, zog mich aus der hohlen Eiche. Es war ein Hirt, der ſeine Schafe in der Umgegend hütete. Er hielt mich für einen weſtphäliſchen Deſerteur, und mein Zuſtand flößte ihm Mitleiden ein, denn er hatte ſelbſt einen Sohn bei der Armee Napoleons in Spanien. Er ſchlug mir vor, bei ihm bis zum Abende zu bleiben, und verſprach mir, mich einige Tage auf ſeinem Heuboden zu verſtecken, damit ich, wie er ſich ausdrückte, wieder ein wenig hergerichtet würde. Ich machte ihm begreiflich, daß ich nicht allein ſei, und daß ich die Rückkunft meines Kameraden, der nach Nahrung in den nächſten Ort gegangen ſei, abwarten müßte. Der Hirt fragte mich nach Friedrichs Ausſehen, und als ich's ihm beſchrieben, rief er aus: Ach, dieſen braven Mann werdet Ihr nicht wieder ſehn, die Ritter vom Strick haben ihn gefaßt! Es iſt nicht lange her, daß ſie ihn hier durchgeführt haben nach der nächſten Stadt. — „Wer ſind die Ritter vom Strick?" — Das ſind die neuen Gensdarmes, die man hier Stric-Bereiter nennt."

„Nun vermochte er mich, ſein wohlwollendes Anerbieten anzunehmen, und redete mir's aus, wie ich mir's in den Kopf geſetzt hatte, meinen Gefährten aufzuſuchen. Er verſicherte mich und machte mir begreiflich, daß Friedrichs vielleicht eher ohne mich entkommen könnte. Während er ſo ſprach, um mich zu beſtimmen; nahm er Friedrichs Querſack, und warf ihn auf ſeinen Rücken. Gegen Abend folgte ich ihm in ſein Haus, er ſtellte mich ſeiner alten Frau vor, die er „Mutter“ nannte, und ſetzte hinzu: Da iſt auch ein unglücklicher Sohn! Thu ihm Gutes, weil der gute Gott vielleicht auch unſer Kind in Spanien beſchützen wird. — Darauf weinten die beiden alten Leute, denn es war ihr einziger Sohn. Ich theilte ihr Abendbrot, und man führte mich dann zum Schlafen auf den Heuboden. Die gute Frau ließ mir alle erſinnliche Sorge angedeihn, und ich genoß dieſe rührende Gaſtfreundſchaft bis zum Morgen des dritten Tages, da der gute Hirt mich weit weg führte von ſeiner Ortſchaft bis auf die Landſtraße. Er ſtellte mir mit Friedrichs Querſacke drei Silberſtücke zu, Brot und eine halbe Wurſt, ſagte mir Adieu und ſetzte hinzu: Behüt Euch Gott! Ihr braucht weder meinen Namen zu wiſſen, noch den meines Orts! — Darauf wendete er ſich um, und entſchwand bald meinen Augen. Er machte es mir unmöglich, ihn ſpäter wieder finden und ihm danken zu können: als ein alter Militair fürchtete er ſich zu kompromittiren durch die Indiskretion eines jungen Menſchen, den er für einen Deſerteur hielt."

„Als der brave Alte das erſte Mal vor mir ſtand bei der hohlen Eiche, hielt ich ihn für ein Weſen aus einer andern Welt, ſo ſehr war ich von der ſonderbaren Weiſe ſeiner Kleidung überraſcht. Er trug einen ſchwarzen Filzhut, der nach hinten ein langes Horn, und der vorn, um gegen die Sonne zu ſchützen, einen breiten Rand in Form eines Dachs hatte. Der übrige Körper war mit einer Art Ueberrock von weißer Leinwand bedeckt, und auf dem Rücken hing ihm ein lederner Sack, mit Franzen verziert. In den Händen hielt er eine lange Stange, an deren Ende ein kleiner Spaten war, womit er Erde nach ſeinen Schafen warf. Seine Stiefeln waren ſo bizarr, daß ſie aus einem andern Jahrhunderte zu ſein ſchienen, und ſeine langen Haare, weiß wie Schnee, fielen auf die Schultern. Die angenehme Erinnerung an dieſen Mann hat immer meine Gedanken beſchäftigt."

„Ich verfolgte indeſſen meine Pilgerſchaft und kam bald nach Sachſen, wo ich nach des Schäfers Ausſage nichts mehr während des Tages von den

Gendarmes zu fürchten hätte. Uebrigens empfahl er mir auch Friedrich's Manier, im Freien zu ſchlafen. So wechſelte ich denn nur die Ruhezeit: marſchirte des Tages, und ſchlief unter freiem Himmel. Friedrich's hatte mich veranlaßt, in der preußiſchen Armee Dienſte zu nehmen, ich ſteuerte alſo gegen Berlin, den einzigen Ort, den ich kannte zur Ausführung meines Vorſatzes. Ich fragte alle Leute, die mir begegneten, nach dem Wege. Verſtanden ſie mich entweder nicht, oder glaubten ſie, ich früge zum Scherz, ſie wieſen mich kreuz und quer, ſo daß ich am Ende auf die entgegen geſetzte Seite zu marſchirte. In Folge dieſes Umherlaufens fand ich mich eines Tages in einem großen Walde, deſſen Ausgang durch die ungeheure Größe verborgen blieb. Der Durſt plagte mich, ich ſuchte quer durch's Holz einige Früchte, um mich zu erfriſchen, fand eine Art wilder Himbeeren, die ſchwarz und auf einem ſehr dornigen Stamme gewachſen waren, und hatte mich, ſo herum ſuchend, völlig verirrt. Da höre ich in meiner Verlegenheit hinter mir ein Poſthorn. Ich wende mich nach der Seite, und ſehe in der Ferne eine Poſtchaiſe. Auf die große Straße zurück gekehrt ſetze ich mich, den Wagen abwartend, auf einen Stein, welcher die Inſchrift trug: Doctor Martin Luther. Der Poſtillon kommt heran, und ich frage ihn, ob ich auf der Straße nach Berlin ſei, und ob er auch dahin fahre. Ein junger Mann, der den Wagen einnahm, rief „halt, Schwager!" — ſo iſt der Landesausdruck — und fragte mich ſogleich aus, entweder aus Neugierde, oder aus Antheil an meinem traurigen Zuſtande. Ohne Zweifel von meinen Antworten gerührt bot er mir einen Platz neben ſich an, und ſagte, er wolle mich bis Wittenberg bringen. Ich nahm es ohne Zögern an, und ſtieg in den Wagen. Unterwegs erkundigte er ſich angelegentlich, was ich denn in dem Querſack hätte. Ich weiß es nicht, gab ich zur Antwort, denn er gehört meinem Kameraden, und ich habe ihn nicht unterſucht. Das iſt ſonderbar, erwiederte er, und griff darnach, um hinein zu ſehen. Da nichts als Lumpen herauskamen, ſo ſchlug mein neuer Beſchützer ein thörichtes Gelächter auf, machte ſchlechte Späße und rieth mir, den Sack wegzuwerfen, weil er mich kompromittiren könnte. Er griff ſelbſt nach den Lumpen, und wollte ſie eben aus dem Wagen werfen, als er plötzlich inne hielt und ausrief: Halt, da iſt noch was Anderes darin! Er ſchnitt mit ſeinem Federmeſſer die Nähte auf, und wir fanden, in verſchiedene Fetzen eingewickelt, mehr als ſechzehn hundert Frank in Golde. Oh, bemerkte der Fremde lebhaft, Ihr Kamerad hatte ein edles Herz, daß er Ihnen ſein Geld überlaſſen, und daß er nicht darnach getrachtet hat, da er wieder in's Elend gerathen war. Er hat es offenbar vorgezogen, Alles zu verlieren, denn Sie zu verrathen, oh, welche großmüthige Seele, rief er noch einmal."

„Wir kamen nach Wittenberg, und ich ſtieg mit dem jungen Reiſenden im Gaſthofe zur Weintraube ab. Die erſte Beſchäftigung war, meinen Anzug zu wechſeln. Er raſirte mich ſelbſt, ordnete mir die Haare, und ich war bald nicht wieder zu erkennen. Jetzt, ſagte mein unbekannter Wohlthäter, wie bring' ich Sie über die preußiſche Grenze? Man iſt da ſehr ſtreng, und Sie haben keinen Paß."

„Er ließ Jemand rufen, lieh deſſen Equipage, und in dieſer wurde ich nach Treuenbrietzen, der erſten Stadt auf der preußiſchen Grenze gebracht. Dort nahm er mich wieder in ſeinen Poſtwagen bis nach Potsdam. In Potsdam beſorgte er mir einen beſondern Wagen nach Berlin, reiſ'te voraus, und logirte mich dort in den ſchwarzen Adler."

„Nach einigen Ruhetagen verſchaffte ich mir Nachrichten über das Regiment, von welchem mir Friedrich's geſprochen hatte, wandte mich an den Befehlshaber und ſtand deſſen Fragen genügend Rede, indem ich den Inſtruktionen meines Freundes darin folgte. Er erklärte mir aber, daß Se. Majeſtät keinen Fremden zuließe. Niedergeſchlagen hiervon, und durch beſondere Umſtände abgehalten, mich an den König zu wenden, wie man mir gerathen hatte, mußte ich auf etwas Anderes denken, da auch mein Geld oder vielmehr das Geld von Friedrichs ſtark abgenommen hatte. Es war gegen das Ende des Jahres 1810. Ich etablirte mich alſo als Uhrmacher, um meinen Lebensunterhalt zu erwerben, Schützenſtraße Nr. 52. in einem Appartement, welches ich miethete. Ich hatte die Bekanntſchaft eines Uhrmachers gemacht Namens Pretz, bei dem ich eine Uhr gekauft, kannte auch noch einen andern Uhrmacher Weiler, der meinen Geſchäftsanfang unterſtützte, ſo daß meine Angelegenheiten in kurzer Zeit eine ziemlich günſtige Wendung nahmen. Der Magiſtrat aber erhob mir Schwierigkeiten, weil ich nicht ermächtigt ſei, mein Gewerbe auszuüben. Ich ward vorgeladen und bat, wie mir Weiller angerathen um das Berliner Bürger-Recht. Man verlangte meinen Paß, meinen Taufſchein und ein Zeugniß guter Aufführung von der Behörde, unter welcher ich mich zuletzt aufgehalten, und befahl mir; dies Alles dem Magiſtrats-Büreau einzureichen."

„Begreiflicherweiſe beſaß ich von alle dem nichts. Mittlerweile hatte Frau Sonnenfeld, die Wittwe eines Uhrmachers dieſes Namens, der aus Rattsweil ſtammte, meine Wirthſchaft übernommen. Sie war eine brave Frau, ich vertraute mich ihr alſo, und erzählte ihr auch dies neue Hinderniß. Sie brachte mich auf die Idee, mich an Herrn Lecoque zu wenden, der ein Franzoſe und damals Präſident der Generalpolizei des Königreichs Preußen war. Ich unterrichtete ihn ſchriftlich von meiner Geburt und von meiner Lage in Berlin."

„Herr Lecoque kam mich beſuchen, hielt mir den Brief vor, und fragte mich, ob ich wirklich der wäre, welcher ihn geſchrieben. Auf meine bejahende Antwort fragte er mich vielfach aus, und verlangte, daß ich ihm Proben meiner Aechtheit mittheilte.“

„Ich hatte meinen Ueberrock von Frankfurt erhalten können, und nachdem ich vor ſeinen Augen den Kragen aufgetrennt zog ich die Papiere heraus, welche man dort verborgen hatte, und zeigte ſie ihm. Er erkannte die Handſchrift meiner Mutter, ſo wie das Petſchaft und die Unterſchrift meines Vaters. Darauf verließ er mich, um die Befehle des Königs in Betreff meiner einzuholen.“

„Den andern Tag bat er mich, ihm meine Papiere anzuvertrauen, damit er ſie Sr. Majeſtät vorlege. — Ich verweigerte es Anfangs, und beſtand darauf, ſelbſt dem Könige vorgeſtellt zu werden. Er bemerkte, daß meinem Verlangen für jetzt nicht gewillfahrt werden könne, aber, ſetzte er hinzu, Sie werden Se. Majeſtät ſehen, ſobald der Miniſterpräſident Fürſt Hardenberg Ihre Dokumente geleſen haben wird.“

„Nachdem ich die Vorſicht gebraucht, den Abdruck von meines Vaters Petſchaft im Zickzack ab-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

zuſchneiden, gab ich Herrn Lecoque all die erhaltenen Papiere.“

„Er nahm nur die Schrift meiner Mutter, und entfernte ſich mit dem Verſprechen, mir behilflich zu ſein. Ich ſollte nicht mehr beläſtigt werden, weil er ſich meiner Angelegenheiten mit den Berliner Behörden annehmen werde.“

„Trotz dieſer Verſicherungen ward ich einige Wochen ſpäter vor den Magiſtrat citirt. Ich begab mich zu Herrn Lecoque, er beſtätigte ſeine Zuſage, und verſicherte mir, ich könnte ohne Sorge ſein, es würde bald über mein Schickſal beſchloſſen werden, und der Aufſchub rühre nur daher, daß der Miniſter noch nichts beſtimmt hätte.“

„Kurze Zeit darauf beſchied mich Herr Lecoque zu ſich, und ſagte: Es iſt unmöglich, Sie in Berlin zu laſſen, Sie und wir laufen zu viel Gefahr dabei. Der Magiſtrat hat nicht das Recht, Ihnen den Vorweis der geheiſchten Zeugniſſe zu erlaſſen. Er fragte mich nun vielfach nach dem Mann, der mir im Walde bei Diebingen begegnet war. Ich konnte ihm weiter nichts ſagen, als daß ſein Familienname Naundorff, und daß er von Weimar gebürtig geweſen. Herr Lecoque ließ ſeinen Paß auf der Polizei holen, und forderte mich auf, um meinen Verfolgern zu entgehn, mich in einer kleinen Stadt nahe bei der Hauptſtadt unter dem Namen meines Freundes zu etabliren. Um es Ihnen zu erleichtern, fuhr er fort, werde ich Ihnen ein Patent ſchicken, ſo ſind Sie frei, den Ort zu wählen, der Ihnen anſteht, und wenn der Magiſtrat Ihres neuen Aufenthalts Ihre Zeugniſſe haben will, ſo antworten Sie ihm nur, Sie hätten dieſelben dem Herrn Lecoque übergeben.“

„Darauf entgegnete ich, mein Geld reiche nicht hin für einen ſolchen Umzug — ja richtig! rief er aus, und öffnete ſeinen Schreibtiſch, und gab mir eine Rolle voll Gold mit den Worten: Nehmen Sie dies für den Augenblick, ich werde für Ihre Zukunft ſorgen.“

„Ich ging nach Hauſe. Nach Verlauf weniger Tage brachte mir ein Mann von der Polizei, den ich nie geſehn hatte, in meine Wohnung ein Patent unter dem Namen von Karl Wilhelm Naundorff. Von da an blieb ich unbehelligt bis zum Jahre 1812, in welchem ich meinen Aufenthalt nach Spandau verlegte. Herr Lecoque hatte mir den Befehl dazu angekündigt, und mir die ſtrengſte Diskretion anempfohlen. Die geringſte Unvorſichtigkeit könnte mich zu Grunde richten, weil der König von Preußen nicht Herr ſei, zu thun was er wolle. Es ſei alſo unerläßlich, daß ich einen falſchen Namen trüge, um nicht in Napoleons Hände zu fallen.“

„Der Präſident prüfte nun mit größerer Aufmerkſamkeit den Naundorff'ſchen Paß, um ſich zu überzeugen, ob das Signalement für mich paſſen könne. „„Schwarze Haare,““ las er laut, „„ſchwarze Augen,““ — nein, ſagte er, das geht nicht. Sagen Sie alſo nur Ihrem Magiſtrat, was ich Ihnen gerathen habe, und ich werde für das Uebrige ſorgen. Er ſchrieb auf ein Stück Papier die Namen Karl Wilhelm und ſteckte es in die Taſche.“

„Ich begab mich alſo nach Spandau, und als der Magiſtrat meine Papiere verlangte, um mir das Bürger-Recht zu ertheilen, beobachtete ich das, was mir Herr Lecoque empfohlen hatte, und bat den Bürgermeiſter, die Papiere zu reklamiren. Der mir zugetheilte Name ward in die Regiſter eingetragen, und man gab mir die Erlaubniß, in der Stadt zu wohnen. Ich weiß nicht, ob der Präſident vergeſſen hatte, was er mit mir verabredet, kurz er hatte dem Bürgermeiſter geſchrieben. Karl Ludwig Naundorff. Trotz dieſer Unachtſamkeit, wenn es anders eine war, erhielt ich das Bürgerrecht, und der Akt wurde feierlich vollzogen vor den Räthen der Stadt.“

„Dies geſchah 1812 wenige Monate vor dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee. Jeden Tag gingen Regimenter durch Spandau. Unter dieſen Umſtänden, ſei's, daß er Furcht hatte, oder daß er durch andre Gefühle bewogen wurde, beſuchte mich Herr Lecoque, und gab mir wieder Geld. Er beſtand mit dem dringendſten Tone darauf, daß ich unverbrüchlich ſchweigen ſollte, und ich hatte einen doppelten Grund, mich ſtreng darnach zu richten; denn ich fürchtete ſelbſt, entdeckt zu werden. Glücklicherweiſe beſtand die Garniſon der Stadt aus Holländern und Polen. Es ward in dem Hauſe, das ich bewohnte, ein Officier einquartirt, der mit dem franzöſiſchen Kommandanten befreundet war, und durch den ich Alles erfuhr, was vorging. Er ſchien den Sturz Napoleons vorauszuſehn. Deshalb ſchrieb ich an Herrn Lecoque und darauf an den Fürſten von Hardenberg. Sie ließen mich aber ohne Antwort.“

„Spandau ward durch Ruſſen und Preußen belagert, und ich fand mich wieder eingeſchloſſen. Die Stadt hatte kurz vorher polniſche Verſtärkung erhalten, unter welcher das gelbe Fieber verheerend eingeriſſen war. Ich dachte alſo auf Mittel, aus der Stadt zu kommen, als ich auch krank wurde, und die Beſinnung verlor. Alle Welt flüchtete ſich vor dem Bombardement in die Keller, und ſelbſt die Kranken wurden hinunter gebracht, nur ich armer Fremder, der Niemand als Gott und die unglückliche Frau Sonnenfeld zum Schutz hatte, ich allein, der Geächtete des Erdkreiſes, blieb den Bomben und den Kugeln von zehn Batterieen ausgeſetzt. Trotz oder vielmehr wegen der Gefahr, von der ich nichts wußte, verließ Frau Sonnenfeld weder mein Zimmer noch mein Bett. Schon waren vier Vorſtädte zerſtört, als die Ruſſen ihr Geſchütz auf das Innere der Stadt richteten, die denn auch denſelben Abend an vier Ecken brannte. Wie durch ein Wunder hörte das Feuer bei dem Hauſe auf, welches ich bewohnte. Ich ſage Wunder, denn die Gebäude, welche an meine Wohnung ſtießen und unter einem Dache mit ihr waren, wurden bis auf den Grund verzehrt. Nur mein Zimmer blieb verſchont und unverſehrt. Dieſe Thatſache iſt ſo bekannt, daß ſie heute noch von 6000 Spandauern beſtätigt werden kann.“

„Nach Wiederherſtellung meiner Geſundheit und nach der Uebergabe Spandau's wendete ich mich abwechſelnd an den König von Preußen, an die Kaiſer von Rußland, von Oeſterreich, an den Fürſten von Hardenberg, und an Herrn Lecoque. Ich erhielt niemals Antwort.“

Bis hierher hat der Prätendent dieſer Darſtellung nach erſchreckliches Unglück gehabt, aber Niemand hat die Aechtheit deſſelben bezweifelt. Von nun an ſpielt die Bezweifelung der königlichen Abkunft eine Hauptrolle in den immer wieder erneuten Mißgeſchicken.

Er ſendet im Jahre 1815 einen Brief vom 3. Auguſt datirt an die Herzogin von Angoulême nach

Paris. Er ſagt darin nicht, daß er ihr ſchon früher geſchrieben, ſagt aber, daß er wiſſe, wie man ihr ſeine Exiſtenz verbergen wolle. Es ſei immer derſelbe Feind, der ſchon damals ſeine Zuſtimmung zur Verhaftnahme der königlichen Familie in Varennes gegeben habe, es ſei der Onkel, der Graf von Provence, Ludwig XVIII. Ein gewiſſer Valery hätte ſie damals auf der Flucht als Courier begleitet, dieſer ſei ein vom Onkel angeſtellter Verräther geweſen, und wenn er noch lebe, ſo könne ſie leicht Beweiſe ſammeln gegen einen gleißneriſchen Verwandten. Es iſt übrigens in dieſem erſten Briefe nirgends ein beſtimmtes Verlangen ausgeſprochen, daß er nach Paris kommen, oder daß ſie ihn holen möge — Klage und Trauer, daß man ſeine Aechtheit bezweifle iſt der Hauptgedanke von Anfang bis zu Ende.

Ein Jahr ſpäter, im März 1816 ſchreibt er wieder an ſie, und diesmal bittet er um eine Zuſammenkunft. Sie ſolle ganz im Geheimen ſtatt finden, er wolle die Ruhe der Familie, die Ruhe Frankreichs nicht im Mindeſten ſtören. Gleichzeitig ſchickt er einen gewiſſen Marſin oder Maraſſin, einen Exofficier der Napoleonſchen Armee, an Ludwig XVIII. Dieſer Mann hatte einige Aehnlichkeit mit dem Dauphin, und der Prätendent rüſtet ihn mit allen Papieren aus, welche die königliche Herkunft beſcheinigen, ja ermächtigt ihn ſogar, die Rolle des Dauphin ſelbſt zu ſpielen.

Dieſer Mann ward verhaftet, und verſchwand, wie es heißt, in den Gefängniſſen von Rouen. Statt ſeiner erſchien ein andrer Namens Mathurin Bruneau, der ſich für den Dauphin ausgab, und der in Rouen als Betrüger verurtheilt wurde. —

So waren denn die wichtigſten Papiere verloren, und der ſchüchtern betriebene Verſuch zur Wiederkehr in das Vaterland, zu den Seinen, zu den Rechten einer Krone war geſcheitert.

Wiederum ein Jahr ſpäter im März 1817 ſchreibt er von Spandau aus zum dritten Male an die Herzogin von Angoulême, und zwar Folgendes:

„Bis zu dieſem Augenblicke habe ich auf all die Briefe, welche ich an Sie und an den König gerichtet, keine Antwort erhalten. Was Sie betrifft, Ihnen vergiebt mein Herz. So iſt's aber nicht in Betreff Ludwig's XVIII.“

„Um Sie von den Abſichten dieſes treuloſen Onkels zu überzeugen," bitte ich Sie, ſich an einen gewiſſen Herrn Lebas zu wenden. Dieſer Mann war der Beauftragte meiner Amme nach meiner Entweichung aus dem Temple. Er ward damals, ich weiß dies ganz genau, zum Grafen von Provence geſendet, konnte aber keine Audienz von ihm erhalten."

„Meine Amme war Witwe eines Mannes, der, wie viele andere, das Leben für uns verloren hat durch die Hände der Aufrührer. Ich weiß den Namen dieſer würdigen Frau nicht, ich weiß nur, daß ihr zweiter Mann ein Schweizer war, und daß ſie ihn durch Herrn Lebas kennen gelernt hatte."

„Die Familie dieſes Mannes und die des Herrn Lebas hatten damals ihren Wohnſitz in Genf. Madame, wenn Sie meine Briefe erhalten haben, und wenn Sie nicht zu den gegen mich verſchworenen Barbaren gehören, ſo haben Sie jetzt Vermögen und Mittel, dieſen Herrn Lebas in Genf aufſuchen zu laſſen. Um dieſe Nachforſchung zu erleichtern, wenden Sie ſich an die Schweſter Robespierre's, die, wenn ſie noch lebt, eine vollſtändige Kenntniß all der Beziehungen zu Herrn Lebas hat, die ganz gut die Dame, welche ich Ihnen bezeichnet habe und meine Amme kennt. — Wollen Sie ſich die Umſtände dieſer Nachforſchung erſparen, ſo laſſen Sie mich heimlich zu ſich kommen: zwei Zeilen von Ihrer Hand genügen mir, ich beſorge alles Uebrige. Glauben Sie mir, laſſen Sie mein Daſein nicht länger ein Gegenſtand des Zweifels für Sie ſein, erheben Sie ſich zu dem moraliſchen Muthe, nicht mehr einer perſönlichen Täuſchung ſich hinzugeben, deren Beſtändigkeit Sie ſchuldig machen würde. In der That, wenn ich im Temple geſtorben wäre, ſo würden ſich meine Verfolger beeilt haben, Ihnen meine ſterblichen Ueberreſte zu zeigen, damit Ihnen kein Zweifel übrig bliebe über mein Ende. Jetzt frage ich Sie: hat man Ihnen jemals einen Leichnam vor Augen gebracht, von dem man geſagt hätte, es ſei der meinige? Erwägen Sie wohl dieſen Umſtand in Ihrem Gewiſſen, und Sie werden dann nicht länger Ihren unglücklichen Bruder zurückſtoßen, der Sie immer zärtlich liebt.

Karl Ludwig,
Herzog der Normandie.

„Die Schweſter Maximilian Robeſpierre's“ — ſetzt er in ſeinem Memoire hinzu — „von welcher in obigem Briefe die Rede, iſt geſtorben während dieſe Briefe gedruckt wurden. Ludwig XVIII. hatte ihr eine Penſion von 6000 Frank zugeſichert, offenbar, um ihr Stillſchweigen zu erkaufen.“

Der Brief ward wie jeder vorhergehende nicht beantwortet, und der Prätendent erzählt, daß er das Jahr darauf, 1818, eine formelle Erklärung an den Herzog von Berry geſendet habe, welche die Zukunft der Kinder Berry's betroffen, alſo wahrſcheinlich eine Entſagung des Prätendenten auf den Thron enthalten habe. Wenigſtens erklärt er ſpäter zu wiederholten Malen, daß er keine Anſprüche an den Thron mache ſondern nur auf Namen, Güter und Vaterland.

Als er jene Erklärung an den Herzog von Berry geſchickt, ſei er auch entſchloſſen geweſen, nach Frankreich zu gehn, aber eine ſchwere Krankheit der Madame Sonnenfeld habe ihn abgehalten. Noch in demſelben Jahre 1818 ſei ſie geſtorben.

„Nach ihrem Ableben und aus beſonderen Gründen“ — fährt er fort — „entſchloß ich mich, nicht mehr auf der Weltbühne zu erſcheinen, und mich in ein ewiges Vergeſſenſein abzuſchließen. In Folge davon verheirathete ich mich den 18. October deſſelben Jahres mit Fräulein Johanna Einers, die ihren Vater verloren hatte, und deren Familie, von altem Adel ſtammend, durch langes Mißgeſchick um die Vortheile ihres Herkommens gebracht worden war."

„Meine Frau war zur Zeit unſerer Heirath funfzehn und ein halbes Jahr alt, und ich bezeuge, daß es mir bis heute nicht einen Augenblick leid geweſen iſt, ſie zur Gattin gewählt zu haben. Wohl aber bedaure ich, daß ich meinem Entſchluſſe nicht treu geblieben bin, mich auf das Glück ſtiller Häuslichkeit zu beſchränken, aber die Gedanken des Menſchen gehören Gott, welcher den Ausgang derſelben lenkt nach ſeinen Plänen. — Den 31. Auguſt 1819 wurde ich Vater, und ſchrieb bei dieſer Gelegenheit wieder an die Herzogin von Angoulême." Er ſagt ihr, daß er dieſe Tochter Amélie genannt wie ſie auf der Flucht bis Varennes geheißen habe.

Bald darauf erfährt ſein Leben die demüthigendſte Wendung; aus der Sphäre politiſcher Verfolgungen, denen Niemand ungeſchmälerte Theilnahme verſagt, geräth es in die Sphäre der Kriminal-Unterſuchung und der Kriminalſtrafen, eine Sphäre, welche die Theilnahme ſelbſt derer erkältet, welche noch immer geneigt ſind, an unverdientes Schickſal, an unglückliche Verkettung der Umſtände und an Unſchuld des Verfolgten zu glauben.

Zwei Briefe ſind noch zu erwähnen, ehe wir den Prätendenten Spandau verlaſſen und in dies neue größte Unglück gerathen ſehn. Sie ſind beide aus dem Jahre 1820. Der eine iſt an den Fürſten Hardenberg: darin verlangt er ſeine Papiere zurück, und die Erlaubniß, ſeinen Namen zu führen, weil er die Verpflichtung habe, ſeinen Kindern den richtigen Namen zu überliefern. Würde dies nicht geſtattet, ſo bäte er um einen Paß nach Paris unter ſeinem legitimen Namen.

Der zweite Brief, deſſen Kopie nicht mitgetheilt wird, ſei an den Herzog von Berry gerichtet geweſen, und in wenig Zeilen erzählt der Prätendent, ohne weiteren Nachdruck darauf zu legen, daß der Herzog von Berry ihm geantwortet habe, wenn er ſich nicht irre vom dritten Februar. Die Antwort ſei tröſtlich geweſen, der Herzog habe ihm erklärt, daß er über ihn getäuſcht worden ſei. „Zehn Tage darauf“ — ſetzt er hinzu — „war der Herzog ermordet!“ —

Des Prätendenten nochmalige Abſicht, nach Frankreich zu gehn, durch Umſtände erweckt, die er noch verſchweigen muß, wurde wiederum vereitelt. Als Vater von zwei Kindern habe er zunächſt die Verpflichtung gehabt, für deren Sicherheit zu ſorgen, und da der bisherige Bürgermeiſter von Spandau nach Brandenburg verſetzt worden ſei, ſo habe er ebenfalls Spandau verlaſſen, und ſich nach Brandenburg übergeſiedelt. Von Spandau aus habe man ihm das Zeugniß eines muſterhaften Bürgers mitgegeben, er habe in Brandenburg ein Haus gekauft, ſei durch dieſen Kauf in gemeine Streitigkeiten verwickelt, durch falſche Zeugenausſagen gequält, ja plötzlich verhaftet worden unter der Anklage, falſche Thaler in Umlauf geſetzt zu haben. Er habe dargethan, daß die Zeugen falſch ausgeſagt. Der wichtigſte von ihnen habe behauptet, Nauendorff hätte am 15. September Abends ſieben Uhr einen Sack, wahrſcheinlich angefüllt mit falſchen Thalern, von der Brücke hinab in die Spree geſchüttet. „Der Himmel hatte es gefügt" — ſagt der Prätendent — daß ich an demſelben Tage verreiſ't war und erſt Abends um neun Uhr zurückkehrte." Ein zweiter Zeuge ſei ebenfalls zum Widerruf genöthigt worden, und dann ſei endlich jener Mann, von dem er das Haus gekauft, mit der Behauptung aufgetreten, es hätten ſich jetzt unter den 600 Thalern, welche ihm Nauendorff vor acht Tagen gezahlt, funfzehn falſche Thaler gefunden. Dieſer Mann, welcher nach Verlauf von acht Tagen dieſe Entdeckung gemacht, ſei ein Kaſſenbeamter geweſen, der alle Tage Geld eingenommen habe! Und den Schwur, den er dieſem Manne, Namens Neumann, zugeſchoben, habe derſelbe verweigert.

Hierauf habe der Gerichtshof entſchieden, die Anzeigen ſeien nicht genügend, ihn zu verurtheilen, es werde aber eine Verurtheilung nöthig, weil er ſich während des Prozeßganges wie ein unverſchämter Lügner aufgeführt, und ſich einen gebornen Prinzen genannt habe, dabei andeutend, er gehöre zur hohen Familie der Bourbons.

So ſei er zum Zuchthauſe verurtheilt worden.

Er führt nicht an, auf wie lange? es iſt aber andersher bekannt, daß es auf drei Jahre geweſen ſei.

Neuman habe ſich am dreizehnten Tage, nachdem der Prätendent in's Strafhaus abgeführt worden, in demſelben Zimmer des Gerichtshauſes, in welchem er alſo gegen ihn ausgeſagt, erhenkt.

Nachträglich erzählt er noch, daß er außer dem Prozeſſe um das von Neumann gekaufte Haus, und dem wegen Falſchmünzerei auch noch die ſchreckliche Anklage der Brandlegung zu beſtehn gehabt habe Das Schauſpielhaus in Brandenburg ſei abgebrannt, und die Regierung von Potsdam habe verordnet, ihn dieſer Feuerlegung anzuklagen. Davon ſei er freigeſprochen worden. In Betreff dieſer Freiſprechung aber habe ſein Inſtruktionsrichter gegen ihn geäußert; dieſe Freiſprechung beweiſe keineswegs ſeine Unſchuld. Darauf ſei es zu heftigen Aeußerungen und Seitens des Prätendenten zur Verhorrescirung dieſes Richters gekommen. Dieſer Richter nun, behauptet der Prätendent, habe dergeſtalt übel über ihn an den höchſten Gerichtshof berichtet, daß die Haft bis zum Jahre 1828 ausgedehnt worden ſei.

Dieſer Darſtellung nach wäre der falſche Name die Haupturſache der Verurtheilung geweſen, und darüber erzählt der Prätendent Folgendes: Er ſei über ſeine Familie und Herkunft durch den Inſtruktionsrichter befragt worden, und habe im Vertrauen auf die durch Herrn Lecoque getroffenen Maaßregeln erwidert, daß er von Weimar gebürtig ſei. „In der That," ſagt er, „widerſtrebte es mir auch ſchmerzlich, meinen wirklichen Urſprung bei einer ſo abgeſchmackten Angelegenheit zu enthüllen. Der Magiſtrat von Weimar hatte aber meine Ausſage falſch genannt, und der Richter, auf der Nachfrage beſtehend, ſagte: Wenn Sie von einer anſtändigen Familie ſind, warum denn die Wahrheit verhehlen?"

„Mein Herr, erwiederte ich, ich bin als Prinz geboren und bin unglücklich ohne es zu verdienen. Aber ich kann Ihnen das Geheimniß nicht enthüllen. Wenn die Juſtiz es ergründen will, ſo möge ſie ſich an Seine Majeſtät den König von Preußen wenden: er iſt durch den Fürſten Hardenberg und durch den Präſidenten Lecoque von meiner hohen bürgerlichen Stellung unterrichtet. — Ach was, entgegnete der Richter, das iſt nicht wahr! Ich ſetzte ruhig hinzu:

Es kommt Ihnen nicht zu, darüber zu richten, ſchreiben Sie an den König, das iſt Ihre Aufgabe. — Nun, ſchloß er, ſo wollen wir dieſe Eröffnungen an den Miniſter von Hardenberg überſenden, um deſſen Befehle einzuholen, — und ſogleich ward ein Protokoll abgefaßt, welches ich, der Richter und Herr von Renné, Referendar zu dieſer Zeit, unterzeichneten. Seit dieſem Augenblicke hat Niemand mehr gefragt, wer ich ſei."

„Ich berufe mich auf die Akten, welche in den Gerichtsarchiven Preußens liegen müſſen, und frage nun auch von meiner Seite: wer hatte bei dieſem Hergange ausgeſagt, daß ich der Bourboniſchen Familie angehörte? Denn ich hatte mich einzig und allein auf die Anzeige beſchränkt, daß ich ein geborner Prinz ſei."

„Im Jahre 1828," fährt er fort, die traurige Strafzeit ganz übergehend, „hatte der vorwurfsfreie Sohn des königlichen Märtyrers die Erniedrigung zu leiden, daß er begnadigt wurde unter der Bedingung, Brandenburg zu verlaſſen und ſich von Berlin zu entfernen.“ Das Wenige, was er noch beſaß, mußte er eiligſt an den Meiſtbietenden verkaufen, was er zu fordern hatte im Stich laſſen, und völlig ruinirt von dannen ziehn. Ein Baron von Seckendorf hatte ihm eine Anſtellung in Schleſien verſchafft, dorthin begab er ſich, einige Uhrmacher-Geräthſchaften und Kinderbetten als Ueberreſt ſeines Beſitzthums mit ſich nehmend. Er kam zu ſpät nach Schleſien, das Amt war vergeben, und er wendete ſich nach Croſſen, einer kleinen Stadt an der Oder, um ſich dort als Uhrmacher zu etabliren. Man nahm ihn auf, er fand reichliche Arbeit und kam wieder in leidliche Umſtände, bis der Magiſtrat von Brandenburg an den von Croſſen ſchrieb, die hundert und einige Thaler Gerichtskoſten bei ihm einzutreiben. Dies vernichtete ſeinen Kredit, und er gerieth wieder in Mangel.

Indeſſen verbreitete ſich nun in Croſſen das Gerücht von ſeiner Herkunft und der Juſtizkommiſſarius Pezold veranlaßte ihn, ſich ihm ausführlich mitzutheilen, und nahm ſich ſeiner auf das Lebhafteſte an. Es ward überall hin geſchrieben: an den König von Preußen, an Karl X., an die Herzogin von Angoulême. Letztere antwortete Herrn Pezold, aber ſo, daß der Prätendent ſagen muß: Ich will mir vorreden, daß meine Schweſter durch ihre Umgebung in Täuſchung erhalten wird!

Herr Pezold nahm ſich auch des Brandenburgiſchen Prozeſſes an, und drang auf eine Reviſion deſſelben. Nachdem ihn das Miniſterium einmal abgewieſen hatte, erhielt er endlich die Akten, wurde aber bald darauf krank, und ſtarb plötzlich, wie der Prätendent ſagt: vergiftet.

Alle Papiere gingen an ſeinen Nachfolger Lauriscus über, der die Sache des Prätendenten ebenfalls zu betreiben anfing, und der vier Wochen ſpäter ebenfalls plötzlich ſtarb. Alle Papiere wurden mit Beſchlag belegt, und der Prätendent erhielt die ſeinigen nicht zurück.

Er ging nun daran, ſein Leben noch einmal ausführlich niederzuſchreiben, und da alle andern Verſuche um Anerkennung ſcheiterten, es durch den Druck bekannt zu machen. Das Manuſcript wurde der Berliner Cenſur vorgelegt, und nach zwei Monaten erhielt er es mit folgendem Schreiben zurück:

„„Das mir vorgelegte Manuſcript „Daſein und Schickſale des Herzogs von der Normandie“ enthält auf keiner Seite an und für ſich etwas Anſtößiges: allein die Schrift iſt im Ganzen von ſolcher Natur, daß ich Anſtand nehmen muß, die Druckerlaubniß zu ertheilen. Es könnte nicht fehlen, daß dieſe Schrift, wenn ſie öffentlich bekannt würde, diplomatiſch Erörterungen herbeiführte, und es ließe ſich erwarten, daß die Frage aufgeworfen würde: wie man dieſſeits den Druck einer Schrift habe geſtatten können, die, wenn ſie auch das Gepräge der Erfindung und Fabel an ſich trüge, doch von einer, jeden Vorwand ergreifenden Partei leicht benutzt werden könnte? Dazu kommt aber, daß dieſe Schrift den Stempel der Unwahrheit wirklich an der Stirn trägt, und daß die Behauptung des Verfaſſers: er ſei der Herzog der Normandie, offenbar eine Anmaßung iſt, die, mag ſie in einer Gemüthsſtörung oder in einer unlautern Abſicht des Verfaſſers ihren Grund haben, vom Staate nicht ignorirt werden darf, was doch wenigſtens der Fall ſein würde, wenn die Cenſurbehörde den Druck geſtatten wollte. Wir haben einmal eine Cenſur und jeder andere Staat, wenn er eine ſolche auch nicht hat, kann ſich darauf berufen. Daß der Uhrmacher Nauendorff mir aus den Kriminalakten des Kammergerichts bekannt iſt, will ich gar nicht in Anſchlag bringen; der Inhalt der Schrift ſelbſt ſpricht die Abſicht einer Täuſchung zu deutlich aus.“ “

„Aus dieſen Gründen muß ich das Imprimatur für das beigehend zurückerfolgende Manuſcript verſagen, und kann Ew. Wohlgeboren nur anheimſtellen, die weiteren Inſtanzen zu verfolgen.“

Berlin, den 19. April 1832. Bardua.

An Herrn Aſſeſſor Fournier, Wohlgb.
für Nauck's Buchhandlung.

Um dieſe Zeit — 1832 — ſchrieb der Prätendent ſelbſt noch einmal an den bereits vertriebenen Karl X., und forderte ihn auf, nach Preußen zu kommen, um ſich mit ihm zu verſöhnen. „Der Brief war an meine Schweſter adreſſirt. Möge meine Familie den Inhalt deſſelben bekannt machen, wenn ſie es wagt! Nun, dieſer Brief blieb unbeantwortet, wie alle übrigen — eine Freundeshand ſchrieb mir von Berlin, daß dort durch den Miniſterrath beſchloſſen worden ſei, mich auf eine preußiſche Feſtung zu ſetzen, und daß ich mich flüchten möchte. Ich verlangte einen Paß in's Ausland, und die Polizei verwies mich an die Regierung, ich verlangte ihn alſo nach Berlin, um ihn dort einzufordern, und erhielt ihn unter den Namen „Karl Ludwig, gebürtig von Verſailles.“

Damit ging er nach Dresden, und dort ſuchte er eine Audienz bei der königlichen Familie. Die Polizei geſtattete ihm indeſſen ſeines mangelhaften Paſſes wegen den Aufenthalt nicht, und er entſchloß ſich, obwohl ohne alle erforderlichen Mittel zur Reiſe nach Frankreich. Ein Mann, der aus Polen kommt, und deſſen Bekanntſchaft er macht, trägt ſeinen inländiſch-preußiſchen Paß zum franzöſiſchen Geſandten, damit ihn dieſer nach Frankreich viſire, und als dieſer es verweigert, zum Sekretair deſſelben. Dieſer viſirt. Unter mancherlei Schickſalen mit den polniſchen Emigranten kommt er nach Frankreich, entgeht an der Grenze durch Zufall der Verhaftnahme, welche ihm der franzöſiſche Geſandte von Dresden aus, der ſeinen Namen und ſeine Prätendentſchaft gekannt, vorbereitet habe, ſchreibt von Frankreich aus an die damals in der Vendée befindliche Herzogin von Berry, desgleichen an die in Prag lebenden Bourbons, kam, wie er andeutet, dadurch wieder in Gefahr und ſieht ſich genöthigt, nach der Schweiz zu flüchten. Von Bern aus ſchreibt er wieder an die Herzogin von Angoulême; und dies zieht ihm dort wieder eine ſechswöchentliche Gefangenſchaft zu, aus welcher ihn der öſterreichſche Geſandte Graf von Bombelles befreit.

Nun nimmt er einen andern Namen an, und erreicht damit am 26. Mai 1833 Paris.

Hier endigt die eigenhändige Darſtellung des Prätendenten, und das Weitere muß durch die Darſtellung derjenigen Anhänger ſeiner Sache ergänzt werden, die ſich ihm und dieſer Sache nach und nach in Frankreich angeſchloſſen haben. Durch dreierlei Dinge zog er die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich: erſtens dadurch, daß er gegen einen Baron Richemont, der ſich für Ludwig XVII. ausgegeben, und den man deshalb vor Gericht gezogen hatte, 1834 öffentlich auftrat, behauptend, Richemont ſei ein Betrüger, und er ſei der Dauphin, welcher gehört zu werden verlange, um die Beweiſe ſeiner Aechtheit darzulegen. Zweitens durch einen Mordanfall, der ihm in den Straßen von Paris widerfuhr, und der ſein Leben auf's Aeußerſte gefährdete. Drittens durch Errichtung von Journalen, die ſeine Schickſale erzählten, ſeine Aechtheit zu beweiſen, ſeine Anſprüche geltend zu machen ſuchten. Alles dies ging darauf hinaus, dieſe Angelegenheit vor einen öffentlichen Gerichtshof zu nöthigen, und durch offne Verhandlung vor aller Welt zu erledigen. Dieſe Tendenz beſonders nahm für ihn ein, und erwarb ihm namentlich in Herrn Gruau de la Barre, früherem königlichen Prokurator, einen ſtandhaften Vertheidiger. „Meine Laufbahn", ſagt dieſer, „war immer die vor den Gerichtsſchranken und in der Magiſtratur geweſen, dabei ſammelt man Erfahrungs-Kenntniſſe über Menſchen und Dinge, es war mir alſo unbegreiflich, daß ein Betrüger ſo unklug ſein könne, die Familie, der er nicht angehören ſollte, vor Gericht zu fordern, obenein eine königliche Familie in der Hoffnung, darzuthun, daß er, ein einfacher Privatmann, Sohn eines Königs und einer Königin ſei. Es war mir der Wahnſinn unbegreiflich, ſich alſo der Strenge des Geſetzes preis zu geben. Alle falſchen Dauphins, welche die Wahrheitsfeinde der Welt vorgeführt, waren immer von der Polizei aufgeſucht, betroffen und vernichtet worden, und dieſer Prätendent ſtellte ſich in Gegenſatze ſelbſt vor Gericht. Dieſer freie und entſchiedene Schritt ſprach für ihn, und ſeine Prätentionen verdienten eine ernſte Prüfung." Dieſe hat er denn der Angelegenheit gewidmet, und iſt von der Aechtheit dieſes Mannes überzeugt worden. Als nun ein Pariſer Journal, das Kapitol, im Jahre 1840 dieſe Prätendentſchaft vor dem Publikum wie eine Betrügerei denunciirte, verklagte es Herr Gruau im Namen des Prätendenten vor dem Pariſer Gerichtshofe, und lieferte zur Unterſtützung dieſer Klage in einem weitläufigen Memoire, ſo weit es ihm möglich war, den Wahrheitsbeweis, daß dieſer Prätendent der wirkliche Dauphin ſei.

Hieraus alſo können wir entnehmen, was ſeit 1833 Weiteres mit dem Prätendenten vorgegangen, und hierauf können wir uns ſpäter beziehen, wenn es ſich um Prüfung der Ausſagen handelt.

Der Prätendent iſt in der traurigſten Lage geweſen, als er Paris wieder betreten hat. Furchtſam und unruhig iſt er an all den Orten umhergelaufen, die er in ſeiner Kindheit gekannt hat, und vorſichtigſt hat er ſich erkundigen müſſen, ob nicht noch einige alte Diener Ludwig's XVI. und der Marie Antoinette übrig ſeien. Auf dieſe Fragen eines ſchlecht gekleideten, ſchlecht franzöſiſch redenden Mannes hat Niemand was Genügendes erwidert. Er hat nichts mehr zu leben gehabt, hat auf den Kirchhöfen unter freiem Himmel ſchlafen müſſen, und iſt nahe daran geweſen, gerade am Zielpunkte ſeines Lebens, in Paris, elendiglich unterzugehn. Da nimmt ſich eine Frau aus niederem Stande ſeiner an, und giebt ihm Lager und Nahrung, ohne zu fragen, ob er werde bezahlen können. Bei ihr und mitten unter Arbeitsleuten lebt er mehrere Monate, bis ein Freund, an den er um Unterſtützung geſchrieben, ſeiner in Paris lebenden Schweſter mitgetheilt hat, daß der todtgeglaubte Dauphin neben ihr in Paris im Elend ſchmachte.

Sie ſchickt zu ihm, er wird abgeholt, und es wird ihm mitgetheilt, daß Madame de Rambaud, Monſieur und Madame de Saint-Hilaire, Monſieur de Joly und noch andre Perſonen lebten, welche untrüglich darthun könnten, ob er der Dauphin ſei.

Und ſie haben ihn als den ächten Dauphin anerkannt.

Unter dieſen Perſonen iſt Madame de Rambaud an der Wiege des Prinzen, und iſt noch in der Nacht zum 10. Auguſt 1792 bei ihm geweſen. Seit jener Nacht hat ſie ihn 1833, alſo nach 41 Jahren, zum erſten Mal wiedergeſehn. Sie wußte noch Alles genau aus den ſieben Jugendjahren des Dauphin, die Zeichen am Körper und eine Menge andrer Kleinigkeiten, ſie hat ihn ausgefragt, ſie hat zuweilen ſelbſt aus Mißtrauen Einzelnes verwechſelt oder falſch angeführt aus jener fernen Zeit; der Prinz hat jedesmal ohne Stocken ſie berichtigt.

Herr Marco de Saint-Hilaire, huissier de la chambre des Königs Ludwig XVI., der vielfach das Innere der königlichen Familie, die Gewohnheiten des Königs und der Kinder beobachtet, hat

Alles, auch das Unwillkührliche in den Manieren verglichen, und hat überall den wirklichen Dauphin in ihm herausgefunden. Er hat ihn gefragt nach Einzelnheiten, und dieſer hat die innere Einrichtung, das Ameublement damaliger Zeit in Verſailles wie in Trianon genau beſchrieben.

Madame de Saint-Hillaire, die ſpäter auch bei der Kaiſerin Joſephine angeſtellt war, wußte von dieſer, daß der Dauphin aus dem Temple entkommen ſei.

Herr von Joly, am 10. Auguſt 1792 Juſtizminiſter, hatte ſich bewaffnet gegen allen Trug, hatte allen Scharfſinn aufgeboten, und wurde von der Aechtheit des Prinzen überzeugt durch die genauſte Auskunft über die kleinſten Umſtände jenes verhängnißvollen Tages, Umſtände die kein andrer Menſch geſehn hatte, die kein andrer beachtet, oder im Gedächtniß behalten hätte. Herr von Joly hat denn auf dem Todtenbette vor vielen Zeugen feierlich erklärt: „Bereit vor Gott zu erſcheinen erkläre ich auf meine Seele, daß Herr Nauendorff die wirkliche Waiſe des Temples iſt, und daß die Mittel, welche ich ihn zu erkennen beſaß, im Weſentlichen untrüglich ſind.

So werden denn noch viele Perſonen angeführt, welche näher oder ferner die Aechtheit beſtätigt hätten: ein Graf de la Roche-Aymon, Pair von Frankreich, welchem Nauendorf auf Fragen geantwortet, die nur der Dauphin beantworten konnte, Fragen, welche der Graf von ſeiner Mutter, einer Ehrendame der Königin, kannte. Ein General Dufailly ferner, welcher 1812 in Preußen beim Präſident Lecoque die elterlichen Zeugniſſe des Dauphins geſehn haben will. Dann ein Blechlampen-Verfertiger Bulot, welcher von 1792 bis zur Freilaſſung der Herzogin von Angoulême im Innern des Temples den Dienſt verrichtet, und der vom Tode des Dauphins überzeugt geweſen ſei. Des Prätendenten Detail-Beſchreibung des Templeaufenthaltes habe ihn endlich zu dem Ausrufe genöthigt: Dies könne nur der Sohn Ludwigs XVI. wiſſen. Der angebliche Maurer ferner, ein Mann Namens Joſeph Paulin, der um die damalige Zeit in Rouen gelebt, iſt aufgeſucht worden, und deſſen Erzählung von den drei Goldrollen, welche er im hohlen Hammerſtiele in den Temple gebracht, nur in Gegenwart des Dauphin übergeben, und welche in die Taſchen des Dauphin verſteckt worden ſind, hat ganz übereingeſtimmt mit den früheren Ausſagen des Dauphin. Dieſer Paulin habe denn auch zur Befreiung des Dauphin beigetragen. Dem Armand v. Polignac ferner habe der Prätendent Spzcialitäten der Abſchiedsviſite, da deſſen Mutter 1789 den Hof verlaſſen, mitgetheilt, ſo daß dieſer eiligſt nach Ham zu ſeinem Bruder Jules gereiſ't ſei, um es dieſem mitzutheilen. Wegen der Konſequenzen aber habe ihm ſein Bruder Jules geantwortet, er ſolle nicht davon ſprechen.

Einem früheren Pagen des Königs ferner, einem Herrn Cazotte aus der Champagne habe bei geſchehener Nachfrage der Prätendent richtig erzählt, daß er in Varennes zu ihnen getreten und einige deutſche Worte an die Königin gerichtet habe. Der Doktor Jeanroi ferner, welcher nicht geglaubt habe, daß das im Temple geſtorbene Kind der Dauphin ſei, habe an Herrn Morel de Saint Didier mitgetheilt, daß der Dauphin an einer von Adern gebildeten Taube an der linken Hüfte zu erkennen ſei. Vom

Vorhandenſein dieſes Zeichens am Leibe des Prätendenten habe ſich Herr Morel de St. Didier ſelbſt überzeugt. Folgende körperliche Zeichen der Aechtheit endlich ſeien für Jedermann am Prätendenten erſichtlich.

1) Seine Geſichtszüge ſeien die Ludwigs XVI. mit einer Miſchung derer der Königin. Seine Körperhaltung, ſein Gang, Alles erinnere an Ludwig XVI., wie er im Schooße ſeiner Familie geweſen ſei.

2) Das oben erwähnte Zeichen, welches der König und ſeine Gemahlin beſchrieben habe, und welches mehreren Perſonen des Hofes bekannt geweſen ſei, finde ſich vor.

3) Die Augen blau, das Haar von Natur lockig und von wenig dunkler Farbe.

4) Der Mund klein, die Stirn gewölbt wie bei der Königin.

5) Die Bruſt gewölbt, der Kopf nach rückwärts, die Taille eingebogen.

6) Die beiden erſten unteren Schneidezähne vorgerückt, was man Haſenzähne nenne.

7) Eine kleine Narbe an der Oberlippe in Form

eines geſpaltenen Sparren, vom Biß eines Kaninchens herrührend.

8) Eine breite Narbe unter dem Kinn, von einer Brutalität Simons herrührend.

9) Die Impfungszeichen, gegen Gewohnheit, aber nach ausdrücklichem Willen der Königin, als Halbmond geſtellt.

10) Die Aehnlichkeit faſt all ſeiner Kinder mit Mitgliedern der königlichen Familie. Fräulein Amalie beſonders ſehe ſprechend der Herzogin von Angoulême ähnlich — und der Königin Marie Antoinette.

In Folge dieſer Zeichen und Zeugniſſe beeilen ſich die alſo aufgefundenen Anhänger und Freunde des Prätendenten, die Frau Herzogin von Angoulême von alle dem zu unterrichten, um eine perſönliche Prüfung von Seiten derſelben einzuleiten. Die Damen ſchreiben, Herr Morel de St. Didier reiſ't zweimal nach Prag, und bittet um eine Viertelſtunde Unterhaltung für den Prätendenten. Dieſe Viertelſtunde werde hinreichen, ſie von der Exiſtenz ihres Bruders zu überzeugen. Auch Frau von Rambaud reiſ't nach Prag. Die Herzogin aber nimmt ſie nicht an, und die bejahrte Dame erhält die polizeiliche Weiſung, binnen 24 Stunden Prag zu verlaſſen.

Während dieſer Beſtrebungen widerfuhr am 28. Januar 1834 dem Prätendenten ſelbſt ein lebensgefährliches Ereigniß. Er geht Abends um acht Uhr durch die rue de Chartres hinter dem palais royal, um über den Carouſſelplatz nach dem Faubourg St. Germain zu kommen, als an einer dunklen Stelle zwei Männer ihn anfallen. Der eine ſtößt ihm einen Dolch in die Bruſt, und als er von dem Prätendenten, welcher ſich tapfer vertheidigt, mit niedergeriſſen wird, führt der zweite Bandit ebenfalls einen Dolchſtoß nach dem Herzen des Schlachtopfers. Es folgen noch mehrere Stöße, aber das Geräuſch eines heran nahenden Wagens ſcheucht die Mörder hinweg, und der Niedergeworfene gewinnt die Kraft, ſich ohne Jemandes Beihilfe nach Hauſe zu ſchleppen. Der Vikomte Soſthène de la Roche Foucault, welcher von der Herzogin von Angoulême beauftragt war, der Angelegenheit dieſes Prätendenten in Frankreich aufmerkſam zu folgen, ſchreibt ſelbſt nach Prag, wie er am 29. Januar von dieſem Attentat erfahren, und ſich ſogleich zu dem Verwundeten begeben habe. „Ich unterſuchte Alles,“ ſchreibt er, „mit der größten Sorgfalt, ich betrachtete die Wunde, die von mehrern Stichen durchlöcherten Kleidungsſtücke, und die blutige Wäſche. Die Wunde iſt nur einige Linien von der Gegend des Herzen. Darunter iſt eine ſehr ſchmerzhafte Kontuſion, hervorgebracht durch den heftigen Druck einer ſilbernen Mutter-Gottes-Medaille, welche zerſpalten iſt, und einen Stoß parirt zu haben ſcheint, der ohne Gnade geweſen wäre. Die Perſon hat die Unklugheit gehabt, nach Paris zu kommen, ſich in das Haus der Madame Rambaud zu begeben, und von da allein ausgehn zu wollen. Er hat ſich tüchtig gegen zwei Menſchen gewehrt, die am Ende bei Annäherung eines Wagens entflohen ſind, und obwohl er niedergeworfen geweſen, hat er doch die Geiſtesgegenwart gehabt, nicht zu rufen, wohl fühlend, daß er nicht arretirt ſein dürfe, ohne Vorſichtsmaaßregeln ergriffen zu haben. „Der Gott des heiligen Ludwig, ſagte er mir, der mich immer beſchützte, hat mich eben wieder wie durch ein Wunder gerettet. Er wird ſein Werk vollenden, und mich anerkennen laſſen für den Sohn des unglücklichen Ludwig XVI. Ja, ich bin die Wahrheit. Eines Tages wird man ſie wiſſen, möchte meine Schweſter ſich nicht noch länger meiner Anerkennung widerſetzen!“

„Ich ſchwieg, bewegt von dem Accent der Wahrheit, mit welchem er ſprach. Dann, die Nothwendigkeit fühlend, daß die Thatſachen feſtgeſtellt würden, habe ich einen geſchickten und diskreten Menſchen hingeſchickt, der durchaus nicht weiß, wer der Verwundete iſt. Die Verhöre ſind mit der größten Genauigkeit vorgenommen worden, man hat ihm zur Ader gelaſſen, und ein Verfahren angeordnet. Der Kranke iſt wohl, aber die Eiterung zeigt eine tiefe Wunde an, welche, einige Linien tiefer, tödtlich wäre. Die Kleidungsſtücke ſind genau verglichen worden, die Richtigkeit iſt erwieſen, und es iſt eben ſo erwieſen, daß die Wunde durch einen heftigen Stoß verurſacht worden iſt.“

Herr Morel de St. Didier, von dieſem Attentat unterrichtet, hofft durch Erzählung deſſelben die Herzogin von Angoulême theilnehmender, zu einer Prüfung bereiter zu finden. Er ſagt ihr, daß man ja doch einen Betrüger nicht ermorde; ſie aber erwidert ihm trocken „pardon, Monsieur.“ Die überall geſchäftige Mythe fehlte denn auch nicht in dieſen verwirrten Schickſalen, und namentlich ein Prieſter von St. Arnould Namens Appert, in deſſen Nähe der Prätendent damals war, ſpricht über dieſe Vorfälle im Stil der Apokalypſe. Da iſt wie in der Jungfrau von Orleans ein Schutzgeiſt Frankreichs, der bald die Geſtalt eines Bauers Martin aus der Beauce annimmt, bald dieſer leibhaftige Bauer ſelber iſt. Er ſpricht von den Leiden des fälſchlich todt geſagten Dauphin, des letzten Dauphin von Frankreich wie von den Leiden des Heilandes, ſchon im Jahre 1816 bringt Martins Stimme zu den Ohren Ludwigs XVIII., und ihre Worte lauten: Ludwig XVII. exiſtirt! Daher ſagen die Gläubigen, daher alle die neuen Leiden des Dauphin, daher die Anklagen auf Betrug und Brandlegung! Denn der Dauphin hatte kurz vorher, ehe er der Brandlegung angeklagt wurde, an Ludwig XVIII. geſchrieben und Hilfe wie Recht gefordert. Erſt im Jahre 1825 ſei Martins Ausſage bekannt geworden; man habe nach der Beauce nach dem Oertchen Gallardon geſchickt und angefragt, und Martin habe erwidert: Ja, ſo iſt es, und es wird im Jahre 1830 ein furchtbares Gericht über Frankreich kommen, wenn der Dauphin nicht gerufen wird. Und als der Dauphin endlich drei Jahre nach dieſem Gerichte in Frankreich erſchien, arm und ſchmerzensreich, da nahmen ſich die armen Leute ſeiner an, und Martin fand ihn, und theilte ihm mit, was der Schutzgeiſt Frankreichs vorher verkündigte, Emeuten und Attentate auf das Leben des regierenden Herrn, und Vorwürfe, daß der Dauphin als Proteſtant gelebt habe und nicht zur Beichte gehe. So war es denn auch das Bild der Mutter Gottes allein, welches den Todesſtoß für ihn auffing.

In der That ſoll der Prätendent, welcher bald nach ſeiner Ankunft in Frankreich officiell als Herzog der Normandie an den König Ludwig Philipp geſchrieben hatte, dieſen mehrmals gewarnt haben vor Emeuten und Attentaten, namentlich vor dem fieſchiſchen, und jedesmal unter genauer Angabe ſeiner Wohnung.

Wie dem nun geweſen ſei, und ob die Berufung an den Volksglauben durch die Dazwiſchenkunſt Martins zur Veranlaſſung des Mordverſuches beigetragen hatte, der Prätendent genas, und König Ludwig Philipp that nichts für, nichts wider ihn, ſelbſt als noch im Laufe deſſelben Jahres in der Perſon eines Baron Richemont ein falſcher Dauphin vor Gericht geſtellt wurde, und als bei dieſer Gelegenheit der Prätendent Naundorf ſich öffentlich vor Gericht als Sohn Ludwigs XVI. ankündigen ließ durch Herrn Morel de St. Didier. Dieſer Richemont war der dritte falſche Dauphin, welcher aufgetreten war. Der erſte hatte Hervagault, der zweite, deſſen ſchon gedacht worden iſt, Mathurin Bruneau geheißen. Richemont wurde im November 1834 als Betrüger zu zwölf Jahr Einſperrung verurtheilt, in Kurzem aber begnadigt. Die vor ganz Frankreich gemachte Selbſtanzeige, einem für betrügeriſch erklärten Dauphin gegenüber gemachte Selbſtanzeige des Prätendenten, daß er der Sohn Ludwig's XVI. ſei, hatte aber keine officielle Folge.

Wie kommt es, ruft der Prätendent aus, daß man den falſchen Dauphin vor Gericht ſtellt, und mich nicht? Ja daß man mich nicht vor Gericht läßt, daß man die öffentliche Unterſuchung nicht zuläßt, ob ich ächt oder falſch ſei?

Bei dieſer Selbſtanzeige verlangte er Unterſuchung und Anerkennung, und in einem gleichzeitigen Briefe an den König Ludwig Philipp ſagt er, was er bei all ſeinen Reklamationen wiederholt hat, er mache keinen Anſpruch auf den Thron, aber er verlange ſeinen Familiennamen und ſeinen Familienbeſitz.

Es blieb dies wiederum ohne Folgen. Das Jahr darauf, am 17. Juli 1835 richtete er einen Brief an die auswärtigen Mächte und an die franzöſiſche Regierung, worin er ſich allein für den legitimen König von Frankreich erklärte, gegen die Legitimität der Reſtauration proteſtirte, und hinzu ſetzte, daß er nichts heiſche als den Genuß ſeines Namens und ſeiner bürgerlichen Rechte.

Unterdeſſen hatte er vermittelſt der Geldhilfe, welche ſeine Anhänger gewährten, durch den Schriftſteller Thomas ein Journal „la justice“ zur Vertheidigung ſeiner Anſprüche begründet, und ſolcherweiſe öfter von ſich reden gemacht. Dieſer Herr Thomas fiel aber im Herbſte 1835, nachdem er eine namhafte Summe verbraucht hatte, von dem Prätendenten ab, erklärte öffentlich, daß er getäuſcht worden ſei, und verklagte den Prätendenten vor Gericht, den eingegangenen Verbindlichkeiten nicht nachgekommen zu ſein, und ihn zu falſchen und trügeriſchen Ausſagen verleitet zu haben.

Der Prätendent nimmt die Anklage dergeſtalt auf, daß er ſie in eine Anklage gegen Thomas verwandelt, und Thomas wird zu Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Bei dieſer Verhandlung war die Lebensfrage des Prätendenten nur nebenher berührt und in keiner Weiſe vom Gericht erörtert worden. Einige Zeit darauf aber, am 13. Juni 1836 legt er officiell beim pariſer Tribunal eine Klage und Forderung nieder gegen die ältere Bourbon-Familie, namentlich die Herzogin von Angoulème, wornach er auf Erſtattung ſeiner bürgerlichen Rechte dringt, und ſelbige durch Beweisführung ſeiner Aechtheit zu begründen verſpricht. In Folge dieſer Klage werden von da an in vier Monaten die betreffenden Perſonen der älteren Bourbon-Familie oder deren Vertreter vor die erſte Kammer des Civil-Tribunals der Seine geladen.

Zwei Tage nach dieſer Vorladung am 15. Juni wird der Prätendent verhaftet, und es werden ſeine Papiere in Beſchlag genommen. Umſonſt proteſtiren die Advokaten deſſelben, umſonſt proteſtirt er ſelbſt in einem Briefe an den König Ludwig Philipp, in einem Briefe, worin er ſeine Prätendentſchaft auf das Nachdrücklichſte behauptet und Unterſuchung vor Gericht verlangt, er wird als Fremder aus Frankreich gewieſen, „damit den Betrügereien und Manövren des Herrn Nauendorf ein Ende gemacht werde.“ Umſonſt erbietet er ſich, den Ausgang einer gerichtlichen Unterſuchung über ſeine Aechtheit oder Nicht-Aechtheit im Gefängniſſe abzuwarten.

Er wird an die Grenze gebracht, und läßt ſich nun in London nieder.

Dort redigirte er den „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin,“ und gab ihn heraus. Er wurde in den Journalen beſprochen, und die Art der Exilirung aus Frankreich, die herbe Verweigerung eines gerichtlichen Verfahrens, welches man doch den früheren falſchen Dauphins hatte angedeihn laſſen, Alles das hatte den Antheil des Publikums mehr und mehr aufgeregt. Indeſſen vergingen zwei Jahre, ohne daß etwas Beſonderes vorgefallen wäre: der Prätendent lebte ruhig in London, ſeine Familie war in der Schweiz. Im September und October 1838 waren ihm auf Umwegen, alſo wahrſcheinlich anonymer Weiſe Geldmittel angeboten worden, damit er nach der Schweiz gehn, und bei ſeiner Familie leben könne. 50000 Franks ſollten ihm vor ſeiner Abreiſe in London, 150000 Fr. ſollten in Bern bei einem Banquier für ihn niedergelegt werden. Obwohl der Geldmittel ſehr bedürftig, ſchien ihm dies Anerbieten doch verdächtig, und er ſchlug es aus. Wir kennen Anerbieten und Ablehnung nur aus dem Berichte ſeiner Freunde, und dieſe bringen denn natürlich den einen Monat ſpäter eintretenden ſchrecklichen Vorfall damit in unmittelbare Verbindung. Im Monat November nämlich führte ſich ein elend gekleideter Menſch bei dem Prätendenten ein, und bat um Unterſtützung. Er nannte ſich Deſiré Rouſſel, und gab ſich für einen royaliſtiſchen Flüchtling aus, der wegen ſeiner Theilnahme am bewaffneten Aufſtande der Herzogin von Berry in der Vendée zum Tode verurtheilt und zur Flucht in's Ausland genöthigt worden ſei. Obwohl mißfällig und verdächtig wird er doch in ſo weit vom Prätendenten aufgenommen, daß er mit den Dienſtleuten eſſen und wiederkommen darf. Er kommt mehrere Tage gegen Abend, und dringt immer vergeblich in die Dienſtleute, ihn im Hauſe übernachten zu laſſen. Am 16. November Abends halb ſieben Uhr geht der Prätendent mit ſeinen Freunden, dem Herrn Gruau und dem Abbé Laprade in ein andres Haus der Vorſtadt, welche er bewohnte, um den Umzug von einem Hauſe in's andere zu beaufſichtigen. Der Diener wird beordert, mitzugehn, und Rouſſel, als er dies hört, bricht mitten im Abendeſſen ab, und entfernt ſich. Der Prätendent, nachdem er in dem andern Hauſe beſorgt hat, was er hat beſorgen wollen, macht Anſtalt wieder heim zu kehren, entfernt ſich aber erſt noch mit einem Lichte in den Garten, um dort einem Bedürfniſſe zu genügen. Er iſt kaum in den Garten getreten, ſo hört er Jemand neben ſich, noch ein Paar Schritte machend fühlt er ſich heftig angeſtoßen. Er hebt den Leuchter, um zu ſehn, wer es ſei, wird aber in dem Augenblicke von einem Schuße niedergeworfen. Er ruft um Hilfe, die Freunde ſtürzen herbei, durchſuchen den Garten, bemerken, daß der Mörder durch eine auf's Feld führende Gartenthür entkommen ſei, daß er eine aus dem Stegreif gemachte Brücke über den Graben, eine Tonne nämlich und einige Bretter hinter ſich auseinander geſtoßen habe, und eilen zur Hilfe des Angefallenen zurück. Aerzte werden geholt, und es ergiebt ſich, daß zwei Piſtolen von ſtarkem Kaliber, jede mit zwei Kugeln geladen auf ihn abgefeuert worden ſind. Eine von beiden war wahrſcheinlich durch das Aufheben des Leuchters mit der rechten Hand ausgeglitten. Zwei Kugeln waren zuſammen in den linken Arm gedrungen in der Höhe des Herzens, und hatten ſich auf dem Knochen platt und ſeitwärts gedrückt, ohne den Knochen zu beſchädigen. Das zweite Piſtol war auf die Bruſt gegangen, und hatte dort die Kleidung verbrannt. Hier mußten die Kugeln tödtlich werden: man fand nur eine, welche todt unter der Kleidung ſitzen geblieben war, nachdem ſie auf der Haut nur eine Kontuſion angedeutet hatte.

Die Polizei wurde ſogleich unterrichtet. Man hatte im Augenblicke des Attentats zwei Raketen außerhalb des Gartens aufſteigen ſehn. Als die Aerzte Abends um zehn Uhr das Haus verließen, wurden ſie von zwei elegant gekleideten Franzoſen mit der Frage angeredet: „Iſt der Herzog von der Normandie todt?“ — Nein, erwiderten die Aerzte, er iſt nur am linken Arme ſchwer verwundet. — „Wird die Wunde gefährlich ſein?“ — Wir hoffen, daß der franzöſiſche Prinz in keiner Gefahr ſei.

Darauf ſollen ſich die beiden Fremden raſch entfernt haben unter unzweifelhaften Zeichen des Mißvergnügens.

Rouſſel fand ſich anderen Tages wieder im Hauſe des Prätendenten ein. Er wurde verhaftet, und läugnete. Man fand bei ihm fünf Päſſe, die auf fünf verſchiedene Namen lauteten. Daraus ergiebt ſich, daß er nach der Schweiz geſchickt worden, und erſt ſeit drei Wochen nach London zurückgekehrt war.

Der Prätendent, welcher ſich bei dem ganzen Vorfall überaus verſöhnlich und nachſichtig gegen ſeine Feinde geäußert hatte, ſchrieb an das Gericht, der Union-Hall, daß er auch dieſem Werkzeuge ſeiner Widerſacher vergeben, und die Anklage nicht betreiben wolle.

Die Gazette de France trieb Scherz über dies Attentat, und ſagte, der Prätendent habe ſelbſt auf ſich geſchoſſen. Advokat Xavier Laprade, welcher den Verzeihungs- und Entlaſtungsbrief des Prätendenten an das Gericht der Union-Hall mittheilt, giebt auch die Antwort dieſes Gerichtes, welche mit den Worten ſchließt: Die Behauptung, daß der Herzog ſelbſt auf ſich geſchoſſen habe, iſt ungereimt, und es betrübt uns, daß ſich Jemand hat finden können, ſo etwas zu ſagen.

Nach dieſem Attentate iſt in dieſer Angelegenheit nichts Merkwürdiges vorgegangen bis zum Jahre 1840. Es hatte ſich nämlich wieder ein periodiſches Blatt „la voix d'un proscrit“ zur Vertheidigung des Prätendenten gebildet, und dieſes Blatt wurde am 29. März 1840 vom Kapitol folgendermaaßen angegriffen:

„Für den Zweck, eine ſchmutzige Intrigue zu begünſtigen und die Zahl der Bethörten, durch deren Namen und Börſen ſie verbreitet wird, zu vergrößern, unterhalten monatliche Veröffentlichungen Paris und die Provinz von den unglaublichen Aventüren des Karl Wilhelm Naundorff. — Dieſer Mann, welcher ſich unverſchämt für den Sohn Ludwigs XVI. ausgiebt, iſt nichts weiter als ein preußiſcher Jude, Uhrmacher und alter Penſionär der preußiſchen Gefängniſſe, der 1833 ohne ein Wort franzöſiſch zu wiſſen zum erſten Male nach Frankreich kam. Man hat nach und nach geſehn, wie er das Judenthum abſchwor und ſich taufen ließ von einem Biſchofe ſeiner Fabrik, und wie er alsdann eine neue Religion gründete, und an alle Biſchöfe und Erzbiſchöfe des Erdkreiſes ein donnerndes Cirkular erließ, worin alle diejenigen, die ſeiner väterlichen und prophetiſchen Stimme das Ohr verſchließen, mit den ärgſten Schickſalen bedroht werden. — Dieſer angebliche Ludwig XVII., welcher, ein neuer Joas, der revolutionären Wuth wunderbar entgangen iſt, hat vor allen Söhnen Frankreichs den unſchätzbaren Vorzug, beſchnitten zu ſein, und dieſer angebliche Ludwig XVII., 1836 aus Frankreich vertrieben, iſt jetzt wieder zurück, und fährt friedlich fort, ſeine honette Induſtrie zu treiben.“

Was hierin von einer Religionsſtiftung geſagt wird, bezieht ſich darauf, daß der Prätendent, mehr und mehr der Frömmigkeits-Richtung zugeneigt, ein Buch herausgegeben hatte, „la doctrine céleste, ou l'évangile de N. S. J. C. dans toute sa pureté primitive,“ welches dem Ausdrucke eines frommen Freundes nach „von einem Engel diktirt“ worden ſei, und welches den Zweck habe, alle chriſtlichen Konfeſſionen zu vereinigen.

Gegen jenen Artikel des Kapitols erhoben ſich nun als Redakteure der voix d'un proscrit die Herren Gozzoli, Morel de St. Didier und Laprade, und ſagten unter Anderem: daß der Prätendent ein preußiſcher Jude ſein ſolle, ſchreibe ſich her von einer Bekanntmachung des Herrn Dejean, Direktor der allgemeinen Polizei. Dieſer habe drucken laſſen, daß er officiell von Seiten Preußens den Nachweis habe, jener Prätendent Naundorff ſei ein polniſcher Jude aus der Provinz Poſen. Deshalb habe denn der Herzog von der Normandie vermittelſt des preußiſchen Geſandten in London nach Berlin geſchrieben, und habe folgende Antwort erhalten:

„Da Sie Nachricht darüber gewünſcht haben, ob es wahr ſei, daß die preußiſche Regierung behauptet habe, Sie ſtammten von jüdiſchen Eltern, ſo nehme ich keinen Anſtand, Ihnen mitzutheilen, daß eine ſolche Behauptung nicht aufgeſtellt worden iſt, und nicht werden konnte, weil kein Umſtand vorhanden iſt, nach welchem auf eine ähnliche Abſtammung zu ſchließen wäre.“

„Berlin, den 27. April 1840.“

„Gez. Rochow.“

Auf dieſes ſtarke Dementi folgte den 23. Juni die erneuerte Behauptung, der Prätendent ſei ein polniſcher Jude, und es wurde Seitens des Miniſteriums des Innern, unterzeichnet von Herrn Dejean, aktenmäßig eine miniſterielle Depeſche im Kapitole mitgetheilt, deren Inhalt von der preußiſchen

Regierung dem Miniſter des Auswärtigen übermacht worden ſei.

Dieſe Depeſche iſt vom 9. Juli 1839, alſo ein Jahr älter als die Auskunft, welche der preußiſche Miniſter von Rochow ſo eben gegeben hatte. In dieſer letzten Auskunft wußte die preußiſche Regierung nichts von einer jüdiſchen Abkunft, in jener franzöſiſch-miniſteriellen Depeſche ſollte ſie aber poſitiv geſagt haben, Naundorff ſtamme von einer jüdiſchen Familie im preußiſchen Polen.

Dies konnte allerdings mißtrauiſch machen gegen den weiteren Gehalt der franzöſiſch-miniſteriellen Depeſche.

Darin hieß es: Naundorff ſei 1810 nach Berlin gekommen, und zwei Jahre dort geblieben. Er habe ſich dadurch ernährt, daß er hölzerne Uhren zum Verkauf umhergetragen habe. Er habe ſich für verheirathet ausgegeben, und dies habe ſich als falſch erwieſen. Eine Chriſtine Hasfert, die Witwe eines Soldaten, hätte ſeine Frau vorgeſtellt. 1812 habe er ſich in Spandau als Uhrmacher etablirt, 1818 mit einer Einers, der Tochter eines Pfeifen-Fabrikanten aus Havelberg verheirathet. Dabei habe er erklärt, er ſei Proteſtant von der Augsburger Konfeſſion, und ſei 43 Jahr alt.

Darnach wäre er 1775 geboren, alſo zehn Jahre vor dem Dauphin.

Erſt 1824, der Falſchmünzerei angeklagt, habe er den Roman begonnen, aus Paris und Sohn eines Prinzen ſein zu wollen.

Nach ſeiner Strafzeit, in Kroſſen habe er ſich für den Sohn Ludwig's XVI. erklärt und ein großes Buch darüber drucken laſſen. Um der gerichtlichen Verfolgung dafür zu entgehn, ſei er nach Dresden geflüchtet, dann nach der Schweiz, dann nach Frankreich.

Dies war zum erſten Male eine officielle Aeußerung über die Herkunft des Prätendenten, und man hätte ſie in dieſem Chaos für ſehr werthvoll halten müſſen, wenn ſie ſich nicht in der wichtigſten Eingangsfrage, in der Frage über die Herkunft das Dementi der Unlauterkeit oder Ungenauigkeit hätte zu Schulden kommen laſſen. Als nun die Freunde des Prätendenten das Kapitol deshalb gerichtlich verklagten, weil es ſie der Theilnahme an einer „ſchmutzigen Intrigue“ beſchuldigt habe, und als nun bei der bevorſtehenden Verhandlung eine zuſammenhängende Prüfung der Prätendentſchaft zu erwarten war, da ſchien dieſe verwickelte Frage endlich einer Löſung nahe gebracht zu ſein, und jeder davon Unterrichtete war äußerſt geſpannt.

Wie dunkel die Sache, wie ſehr ſie der Unterſuchung bedürftig ſei zeigte ein Artikel der preußiſchen Staatszeitung. Dies mit der preußiſchen Regierung in nächſter Verbindung ſtehende Blatt ſagte am 30. Mai über den bevorſtehenden Prozeß, daß man in Berlin äußerſt neugierig ſei auf den Gang und Ausgang dieſes Prozeſſes. Alle Schritte, die Familie und den Geburtsort des Herrn Naundorff zu entdecken, hätten im Allgemeinen zu keinem befriedigenden Reſultate geführt. Man wüßte nur, daß Naundorff 1810 nach Preußen gekommen, daß er zwei (müßte zwölf ſein) Jahre das Spandauer Bürgerrecht genoſſen, daß er ſich 1818 dort verheirathet habe, ohne einen Taufſchein vorgebracht zu haben. „Es iſt ferner“, ſetzt der Artikel hinzu, „ohne Zweifel nichts weniger bewieſen, als das wirkliche Ableben des Dauphin im Temple, und dies verbunden mit der Ungewißheit über Naundorffs Herkommen verſpricht die intereſſanteſten Debatten.“ —

War man alſo da, wo das Geheimniß öffentlich ſeinen Urſprung genommen und Jahre lang ſich herumgeſchleppt hatte, ſo wenig über das Zuläſſige oder Unzuläſſige der Prätendentſchaft unterrichtet, ſo blieb die Wichtigkeit einer möglichſt vollſtändigen Löſung in voller Kraft.

Aber auch der Pariſer Gerichtshof hat wieder und wieder die Löſung von ſich gewieſen, und zwar aus dem Grunde:

Um vor Gericht zu verhandeln müſſe man Namen, Titel und Eigenſchaften, die man ſich beilegt, rechtfertigen. Dies geſchehe nicht bei dem ſogenannten Herzoge von der Normandie, es ſei alſo Alles, was ihn betreffe, abzuweiſen.

Kurz, das Gericht verlangt eine Zweifelloſigkeit da, wo man eben des Zweifels wegen an das Gericht ſich wendete.

Die Sache iſt unaufgelöſ't verblieben, und iſt es heute noch. Der Prätendent lebt noch in London, und hat ſich in neueſter Zeit auf dem Felde der Kriegs- und Zerſtörungswiſſenſchaft bemerklich gemacht, hat alſo wahrſcheinlich nicht ſeine ausſchließliche Aufmerkſamkeit jenem „Engel“ zugewendet, den ihm ſeine franzöſiſchen Widerſacher am Ungernſten vergeben. Er iſt nämlich mit der Erfindung eines Geſchoſſes beſchäftigt, welchem von mehreren Seiten in England nachgetrachtet wird, und welches von einer bisher unerhörten Zerſtörungsfähigkeit ſein ſoll, von einer Zerſtörungsfähigkeit, daß große Kriegsſchiffe in einigen Minuten vernichtet werden könnten. Vorläufige Proben in kleinem Maaßſtabe ſollen den beſagten Erfolg als ſehr wahrſcheinlich dargeſtellt haben, und die Probe im Großen ſtand bevor im Sommer 1841, als der Prätendent wiederum von einem jener auffallenden Unglücksfälle heimgeſucht wurde, welche zu den abenteuerlichſten Vermuthungen Anlaß geben: es brach in ſeinem Laboratorium Feuer aus! Feuer in der Nähe ſolcher Zerſtörungsſtoffe war das Entſetzlichſte. Der Prätendent befand ſich in dieſem Laboratorium, und war beeifert, die gefährlichſten Gegenſtände bei Seite zu ſchaffen, welches denn wiederum nicht ohne Verletzung ſeines Körpers abging. Dieſe Verletzung ſcheint indeſſen nicht allzu ſchwer geweſen zu ſein, aber die Erfindungs-Probe iſt durch Beſchädigung der Werkzeuge und Vorarbeiten hinausgeſchoben.

Es hat dabei wieder nicht an den ärgſten Vermuthungen gefehlt: die Feinde des Prätendenten ſprachen von einem dritten Attentate, welches er ſich ſelbſt zubereitet habe, die Freunde von einem dritten Attentate auf ſein Leben, die Unbefangenen und Ungläubigen von einem Unglücksfalle.

Für die Prätendentſchaftsfrage iſt die Erfindung ſolch eines Zerſtörungsmittels noch außerdem deshalb von Wichtigkeit, weil der Prätendent, nachdem er dieſe Waffe vergeblich Frankreich angeboten, ſie nun England zugedacht und ſich dadurch im Weſentlichen von aller franzöſiſchen Prätendentſchaft gelöſ't hat. Denn ein Dauphin von Frankreich verkauft nicht eine unerhört zerſtörende Kriegswaffe als geheimnißvolles alleiniges Eigenthum an England, an den gefährlichſten und gefürchtetſten Widerſacher Frankreichs, ohne mit dieſem Verkauf alle franzöſiſchen Prätenſionen in's Meer der Vergeſſenheit zu verſenken.

Uebrigens bedarf dieſe Erfindungs-Angelegenheit noch inſofern genauerer Aufklärung, als die engliſchen Journale auch noch einen zweiten und zwar rein engliſchen Namen für den Erfinder haben. Die Erfindung iſt alſo entweder doppelt gemacht, oder der Prätendent und jener Engländer gehören auf irgend eine Art zu einander.

Während es ſich um dieſe Zerſtörungsproben handelte, die, weil ſie für England geſchahn, mehr als irgend etwas die Prätendentſchaft in Gefahr ſetzten, erlitt dieſelbe — im Mai 1841 — einen andern äußerſt empfindlichen Schlag:

Mehrere ſeiner treueſten Anhänger nämlich, darunter Gozzoli, welcher für ihn gegen das Kapitol aufgetreten war, darunter ferner Xavier Laprade, der Advokat, ſeit vielen Jahren der eifrigſte Verfechter dieſer Prätendentſchaft — ſielen von ihm ab, erklärend, daß ſie nicht mehr an die Dauphin-Aechtheit glaubten.

III.

Kritik.

> Eine Prätenſion, die nicht erwieſen wird, gilt für Betrug; eine halb erwieſene desgleichen; eine erwieſene braucht noch zu ihrem Gelingen dasjenige Glück, welches dem fraglos Beſitzenden ſchon von Hauſe aus zubeſchert iſt. Es bleibt alſo ſehr ſchwer, mit gutem Erfolge Prätendent zu ſein.

Lüge nichts vor als das Memoire, worin die Flucht aus dem Temple und die Entſtehung eines Dauphin-Naundorff erzählt wird, dann möchten ſich nicht nur wenig Gläubige, ſondern auch wenig Leute finden, welche die Sache einer beſondern Aufmerkſamkeit werth erachteten. Denn ſo lange dies Memoire eine romantiſche Erfindung ſein kann, ſo lange gilt es für überladen und unwahrſcheinlich.

Je mehr alſo dem unglücklichen Dauphin Schreckliches begegnet wäre, deſto weniger hätte er Ausſicht, Glauben zu finden! So iſt die Welt: ſie hat vor nichts größere Furcht als vor der Lüge und vor der Gefahr, lächerlich zu werden durch Leichtgläubigkeit.

Die Freunde des Prätendenten, welche in dem Memoire justificatif für ihn reden, erzählen aus der Zeit, da er unter dem Direktorium in Frankreich umher flüchtete, einen Vorfall, der noch viel ſchlimmer und der neuromantiſchen Schule Frankreichs noch viel ähnlicher iſt, als der Ratzenkerker oder ſonſt eine Situation des Prätendenten. Eines Tages nämlich laſſen ſie zwei recht kalte Böſewichter zu dem unglücklichen Kinde treten, und daſſelbe zu einer Art Entſagung auf Namen und Rechte drängen. Man begreift die Logik ſolch eines Schrittes, der ſchwerlich von irgend einem Einfluſſe ſein konnte, auch dann nicht, wenn man zu keinerlei Zweifel geneigt iſt: denn entweder blieben die revolutionairen Grundſätze die herrſchenden und dann fragte kein Menſch darnach, ob der zehnjährige Dauphin auf ſeinen Rang und Namen verzichtet habe, oder nicht. Oder die revolutionairen Grundſätze blieben nicht die herrſchenden, und dann war es nicht von der geringſten Wichtigkeit, wenn ſie einen zehnjährigen Knaben zu einer Entſagung gezwungen hatten. Nun, die Böſewichter, welche ſelbſt unter dem mildeſten revolutionairen Regimente, unter dem Direktorium, noch ſo böſe waren, hielten doch eine Entſagung des Dauphins für wünſchenswerth, und eröffneten ihm, wahrſcheinlich um ihn dafür aufzumuntern, daß ſie ihn nach abgelegter Entſagung in ein Kloſter ſtecken würden. Da in Frankreich die Klöſter aufgehoben waren durch die Revolution, ſo mußte das Kloſter, welches ſie ihm beſtimmten, im Auslande liegen, und dafür mochte es allerdings nöthig ſein, dem zehnjährigen Knaben einen andern Namen und eine andre Jugend aufzunöthigen. Giebt es eine unreifere romantiſche Politik? Kurz, die Böſewichter waren ſo romantiſch, und als der Knabe ſich ſtandhaft weigerte, ließen ſie ihn an einen Seſſel feſtbinden, und — es ſind jetzt ihrer drei geworden, ſie ſind ſchwarz gekleidet, und es iſt zweifelhaft, ob die beiden erſten Inquiſitoren jetzt auch unter den Exekutoren ſind, denn es iſt kein Mangel an grauſamen Menſchen — zerſtachen ihm das Geſicht mit kleinen, tauſendfach geſpitzten Inſtrumenten, ſo daß bald das Blut aus unzähligen kleinen Wunden herabrieſelte. Der eine dieſer drei, welcher bloß zuſah, hielt ein Portrait in der Hand, um zu vergleichen, wann das Antlitz hinreichend entſtellt ſein werde. Sobald dies der Fall war, wuſch man es ihm mit einem Schwamm, der in eine ſcharfe Flüſſigkeit getaucht worden, und die ſchwarzen Leute zogen ſich zurück. Sie hatten kein

Wort geſprochen, ſondern nur einige ſataniſche Töne geäußert.

Wäre nicht ſolcher unnütze und thörichte Gräuel ganz geeignet, allen weiteren Antheil an dieſer Prätendentſchafts-Geſchichte ſogleich abzuſchneiden?

Aber eine Prätendentſchaft kann, um Theilnahme zu erregen, in ihren Schickſalen übertreibend dargeſtellt und doch ächt ſein. Ein von Jugend auf verſtoßener Prätendent, der zu ſeiner Rettung an immerwährende Lüge gefeſſelt iſt, kann ſich Lüge und Uebertreibung angewöhnen, und indem wir ſeine ungeſchickte oder unlautre Darſtellung zu ſeinem Nachtheile auslegen, treten wir vielleicht nur auf die Seite ſeiner Verfolger, welche ihn zu Ungeſchicklichkeit und Unlauterkeit getrieben haben, verurtheilen wir ihn alſo gerade um des Unglücks willen, dem wir zu Hilfe kommen möchten!

Sei dem wie ihm wolle: die Regierungen ſelbſt, namentlich die franzöſiſche unter der Reſtauration und unter Ludwig Philipp haben durch ein unregelmäßiges Verfahren gegen dieſen Prätendenten den Anſprüchen deſſelben viel mehr Wahrſcheinlichkeit gegeben, als er und ſeine Freunde all ihren Erzählungen zu verleihn im Stande geweſen ſind.

Sie haben eine offene Unterſuchung verweigert. Nicht um politiſcher Rückſichten halber; denn man hat gegen die falſchen Dauphins Bruneau und Richemont ohne Beſorgniß vor politiſchem Einfluſſe unter beiden Regierungen der gerichtlichen Unterſuchung freien Lauf gelaſſen. Man hat ſie nur dieſem Prätendenten, der ſich am Meiſten geltend gemacht, und der am Lauteſten auf Unterſuchung gedrungen hat, verweigert.

Iſt alſo wol die Ueberführung dieſes Prätendenten durch die verworrenen Zuſtände der Revolutionszeit bedenklich erſchwert?

Dann haben wir bei näherer Betrachtung dieſes inneren Getriebes doch immer eine gewiſſe Kenntniß ſchwieriger Verhältniſſe zu gewinnen, ſollten wir auch nicht vom richtigen Standpunkte daran geführt werden, und zwar ſolcher Verhältniſſe, welche ohne ſolch eine Veranlaſſung nicht zur Sprache kommen. Und öftere Erwähnung unaufgeklärter Dinge trägt zur Aufklärung derſelben bei.

Die franzöſiſche Regierung mag veranlaßt werden, einen Nachweis zu geben, den ſie ſchuldig geblieben iſt, und den ſie eher geben kann als irgend eine Privatperſon. Der Tod des Dauphin im Temple, Begräbniß und ſpätere Ausgrabung deſſelben ſind in der That unaufgeklärte Vorfälle.

Die Vertheidigung des Prätendenten ſtützt ſich alſo natürlich vor allen Dingen auf die Ausſage „der Dauphin iſt nicht im Temple geſtorben", und bringt dafür folgende Zeugniſſe und Sagen:

Officiell ſoll nur nachſtehendes Todesatteſtat vorhanden ſein:

Präfektur des Seine-Departements.

Civilſtand.

Stadt Paris. Municipalität von Paris.

Auszug aus dem Regiſter der Todesakten des 24. Prairial Jahr III. der Republik. (12. Juni 1795.)

„Todesakte des Ludwig Karl Capet vom 20ſten dieſes Monats Nachmittag drei Uhr, alt zehn Jahr zwei Monate, gebürtig von Verſailles, Departement der Seine und Oiſe, wohnhaft in den Temple-Thürmen, Temple-Sektion;

Sohn Ludwig Capet's, letzten Königs der Franzoſen und der Marie-Antoinette-Joſephine-Johanna von Oeſterreich;

Auf die Anzeige an das Gemeindehaus von:

Stephan Lasne, 39 Jahr alt, Temple-Wächter, wohnhaft in Paris Straße und Sektion der Menſchenrechte No. 48;

Der Anzeigende hat ſich als Nachbar angegeben;

Und von:

Remi Bigot, Angeſtellter, wohnhaft in Paris Alte Temple-Straße No. 61;

Der Anzeigende hat ſich als Freund angegeben;

Mit Rückſicht auf die Beſcheinigung Duſſer's, Polizei-Kommiſſarius der genannten Sektion, vom 22. dieſes Monats 10. Juni.

Gez. Lasne, Bigot und Robin
öffentlicher Beamter."

Dies Zeugniß, in Abweſenheit des Sektions-Kommiſſarius, welcher ſpeciell zur Wache des Prinzen geſetzt war, von zwei unbekannten Zeugen, die den Dauphin nicht kannten, unterzeichnet, ſei aus dieſen Gründen ein durchaus mangelhaftes Dokument.

Ob dies nun in der That ſo ſei müßte in Paris von Leuten erledigt werden, welchen die Archive zu Gebote ſtehn, und welchen derlei Formen jener Zeit genau bekannt ſind. Wir vermiſſen hier alſo ſogleich die Erledigung vor Gericht.

Zur Todtenſchau ſind vier Aerzte berufen worden Namens Pelletan, Dumangin, Janroy und Laſſus am 21. Prairial des Jahres 3. (9. Juni 1795.) Sie erklären in ihrem Protokoll:

> Daß ſie in einem Bett den Körper eines Kindes gefunden haben, welches ihnen etwa zehn Jahr alt geſchienen, und daß die Kommiſſaire ihnen geſagt hätten, es ſei dies der Körper des Sohnes von Ludwig Capet. Zwei von ihnen hätten ihn für den Körper des Kindes anerkannt, welches ſie ſeit einigen Tagen behandelt.

Pelletan und Dumangin, den 5. Juni 1795 zu Aerzten des jungen Gefangenen ernannt, hatten ihrer eignen Ausſage nach den Dauphin niemals geſehn. Ihr Zeugniß, auch wenn es deutlicher wäre, bezeugte alſo nur, daß man ihnen geſagt habe, der todte Körper ſei der des Dauphin. Die andern beiden Aerzte, welche ebenfalls nichts weiter ausſagen, waren nicht einmal zum Krankenbette gerufen worden.

Das Zeugniß der Todtenbeſchauer wäre denn hiernach ganz und gar nichtsſagend.

Andere Aerzte ſollen noch poſitivere Zeugen geworden ſein, daß das kranke und ſterbende Kind nicht der Dauphin ſei. Hierbei ſtoßen wir denn auf eine der bedenklichſten Seiten unſrer Memoiren: ſie räumen nämlich Menſchenleben aus dem Wege, wie es die Guillotine damaliger Zeit nicht leichter bewerkſtelligen konnte. Die Zeiten waren allerdings arg, indeſſen ſuchte doch der Mord immer legale Formen, und Vergiftung und Mordthat wie in Italien zur Zeit der Borgia waren nicht an der Tagesordnung. Häufen ſich alſo in einer Erzählung, die allenfalls ein erfundener Roman ſein kann, die ermordeten Leichname, ſo denkt man zunächſt an die Ungeſchicklichkeit der Erfindung, und erſt in zweiter Reihe an die Möglichkeit verwegener Barbarei. Wir wollen die Schlachtopfer unſers

Memoires zählen. Die beiden erſten ſind alſo zwei Mediziner: ein bekannter Arzt Deſſault, und deſſen Freund der Apotheker Chappart. Es ſollte — wie erzählt wurde — ſich das Gerücht verbreitet haben, der Dauphin ſei nicht mehr im Temple, und die revolutionaire Behörde habe, um alle dem ein Ende zu machen, dem ſtummen Kinde Gift in die Speiſe miſchen laſſen, damit es langſam ſterbe und das ganze Thema für immer beſeitigt werde. Dies wäre die erſte Vergiftung, wenn das beliebige Kinder-Verwechſeln aus Hoſpitälern gar nicht in weitre Rechnung gezogen wird. Das Kind ſollte aber in ordentlicher und beglaubigter Form ſterben, und es wird Deſſault gerufen, um ihm die ärztliche Sorge zu widmen, die man dem äußeren Anſtande für angemeſſen und bei einem vergifteten Weſen doch für erfolglos hielt. Deſſault handelte gegen die Abſicht der Behörde und es verbreitete ſich durch ihn außerdem, das Kind im Temple ſei nicht der Dauphin. Die revolutionaire Behörde ließ nun an die Stelle des ſtummen Kindes, das nicht ſterben wollte, ein rachitiſches bringen, deſſen baldiger Tod mit Gewißheit vorauszuſehen war, und —

Deſſault und Choppart ſtarben plötzlich, wie das Memoire ſagt, vergiftet.

Dies wäre der zweite und dritte Mord. Welche Gewähr giebt man für dieſe Beſchuldigung? Außer den Gerüchten, welche dem plötzlichen Todesfalle folgten, wird die Schrift eines Herrn Labréli de Fontaine citirt, welche im Jahre 1831 erſchienen, und worin geſagt ſei:

„Herr Abeillé, Schüler der Medizin unter dem Doktor Deſſault zur Zeit vor Deſſault's gewaltſamen Tode, hat in Frankreich und den vereinigten Staaten, in welche er ſich geflüchtet hatte, Jedem der es hören wollte erklärt, daß die Ermordung dieſes Doktors unmittelbar auf die Erklärung Deſſaults gefolgt ſei, jenes Kind wäre nicht der Dauphin. Ein amerikaniſches Journal „L'abeille americaine" hat dies 1817 gedruckt, eine Frau Delisle aus New York bezeugt dies von Herrn Abeille gehört und jenen Artikel geleſen zu haben."

Man ſieht, wie viel hieran zu einem leiblichen Beweiſe fehlt. Es folgt nun die Ausſage eines Conventsmitgliedes, aber leider wieder aus zweiter Hand, vom Bruder dieſes Conventsmitgliedes, welches am vermeintlichen Todestage die Aufſicht über den Temple hatte. Das Conventsmitglied wurde hinzugerufen, um den Tod zu beſtätigen, kam in der größten Beſtürzung wieder nach Hauſe und ſagte zu ſeinem Bruder: Ich habe der Abfaſſung einer falſchen Todesakte beigewohnt; der Sohn Ludwig's XVI. iſt entkommen. Dies Conventsmitglied hat denn auch nicht unterſchrieben.

Es wäre aber erſt nachzuweiſen, ob es denn in der Regel geweſen, daß ein die Aufſicht führendes Mitglied des Convents die Todtenſcheine der im Temple Geſtorbenen mit unterzeichnete.

Vom Conventsmitgliede Reverchon ſoll eine direkte briefliche Ausſage exiſtiren, daß die Entführung des Dauphin aus dem Temple gelungen ſei. Dieſer Brief wäre an eine Freundin der Joſephine Beauharnais gerichtet, und eine Indiskretion mit dieſer Ausſage ſei ſchuld geweſen, daß dieſe Dame 1816 durch den bekannten Agenten einer politiſchen Partei vergiftet worden ſei. Vierter Mord. Wo iſt der Brief? Wie iſt er beglaubigt, oder welche beglaubigte Ausſage erſetzt ihn? All Dergleichen kann nur durch genaue richterliche

Prozedur erledigt werden, und iſt ohne dieſe nichtig.

Courtois, ebenfalls Conventsmitglied, und deshalb hierbei von Wichtigkeit, weil ihn der Convent beauftragt hatte, über die bei Robespierre gefundenen Papiere Bericht zu erſtatten, ſoll ſich gegen einen Herrn Aubry aus Rembluſin in Lothringen unumwunden über die Entführung des Dauphin aus dem Temple geäußert haben. Herr Aubry hat deſſen Aeußerungen aufgeſchrieben, und es ſoll darin heißen: „Die Papiere, welche ich in Beſitz habe, werden eines Tages für eine hohe Perſon, die aus dem Gefängniſſe entführt wurde, von großem Nutzen ſein. Der Convent hatte die ſtrengſten Nachſuchungen angeordnet, um dieſer Perſon wieder habhaft zu werden, ſie hatten aber keinen Erfolg. Später hat man erklärt, ſie ſei im Gefängniß geſtorben, ohne daß man über das Wiedereinſangen derſelben irgend etwas beigebracht hätte. Es war dies nur ein Beweis mehr, daß die Perſon wirklich auf der Flucht, und daß der vorgegebene Tod nichts als eine Lüge, der Tod eines Untergeſchobenen war.“

Der Marquis de Champagne ſagt ebenfalls aus, daß Courtois zu wiederholten Malen verſichert habe, „der junge König ſei nicht im Temple geſtorben.“

Die Ausſagen Courtois wären von großer Wichtigkeit, wenn ſie ſich vor Gericht als ächt beweiſen ließen. In der obigen Form ſind ſie ebenfalls nichtig.

In Gegenwart mehrerer Perſonen ſoll ferner ein alter Soldat auf dem Todtenbette im Hospital Necker zu Paris beſtätigt haben, „daß er Zeuge geweſen, wie ein andres Kind dem Dauphin im Temple untergeſchoben worden ſei.“

Hier wie überall handelt es ſich um die gerichtliche Probe, ob dergleichen Zeugen ihre Ausſagen hinreichend zu erhärten im Stande ſind.

Eben ſo verhält es ſich mit den Ausſagen über Simon's Frau. Es ſollen noch Nonnen in dem Hospice, rue de Sèvres in Paris vorhanden ſein, welche über die Aeußerungen der Simon Bericht abſtatten können. Sie war nämlich der Darſtellung des Prätendenten nach in naher Verbindung mit der Flucht aus dem Temple, und ſie ſoll während der Reſtauration vergebens getrachtet haben, die Herzogin von Angoulême überzeugend zu unterrichten. Mehrmals abgewieſen von den Tuilerieen trotz der frohen Botſchaft, die ſie verkündigte, ſei ſie endlich in jenem Hoſpice, welches ſie bewohnte, enger eingeſperrt worden.

Der Herzog von Berry wird immer ſo dargeſtellt, als habe er gegen Ludwig XVIII. die Partie des geretteten Dauphin ergriffen, ja ein lebhaftes Zwiegeſpräch dieſer Art habe kurz vor der Ermordung deſſelben ſtatt gefunden, ſo daß dieſer fünfte, allerdings unzweifelhafte Mord auch in den Bereich der Dauphin-Opfer fiele. Dieſe verwegene Behauptung, auf nichts als vages Zuhorchen in den Vorzimmern geſtützt, macht in ſolcher mangelhaften Begründung die Prätendentſchaft viel mehr verdächtig als wahrſcheinlich.

Wunderlich genug aber iſt es, daß ein franzöſiſcher Kutſcher, der früher in den königlichen Ställen gedient, und ſpäter auf die Inſel Laland gerathen war, dort in der Ferne bei der Nachricht von des Herzogs v. Berry Ermordung ausgerufen hat: Ach, das iſt wegen des Herzogs von der Normandie! — Ein Name und eine Ideenverbindung welche damals noch keinem Menſchen geläufig und unerhört war. Erzählt wird dies von Perſonen auf Laland, die mit dem Prätendenten in keinerlei Verhältniß ſtehn.

Als Zeugniß wird ferner das Buch aufgeführt „Geheime Geſchichte des Direktoriums — histoire secrète du Directoire,“ und das, was im Journal du Commerce am 3. December 1832 darüber geſagt worden iſt. Es heißt dort:

„Die erſte wichtige Entdeckung lehrt uns die Exiſtenz eines geheimen Comités im Convente, welches über das Schickſal der in Frankreich verbliebenen Bourbons entſchied, und welches das Aufkommen eines neuen Cromwell zu verhindern hatte, zum Beiſpiele den befremdlichen Plan der Engländer, die Herzogin von Angoulême an Robespierre zu verheurathen.“

„Die zweite dieſer Entdeckungen iſt nicht minder neu, iſt aber unglücklicherweiſe unvollſtändig. Es handelt ſich um den jungen Ludwig XVII; es ſcheint gewiß, daß man das Publikum über die wirkliche Epoche und den Ort ſeines Todes getäuſcht hat. Cambacérès gab dies zu, wollte aber nie entdecken, was er darüber wußte. Es iſt wahrſcheinlich, daß darunter ein tief Geheimniß liegt, und daß dies Conventsmitglied in daſſelbe eingeweiht war, wenn man ſich der ſchonenden Behandlung erinnert, welche die zurückgekehrten Bourbons dieſem Königsmörder angedeihn ließen, und des Eifers, die Papiere deſſelben in Beſchlag zu nehmen, da er geſtorben war. Dieſe ungeſetzliche Beſchlagnahme, welche für den Augenblick die Erben des Erzkanzlers ſogar ihrer Familien-Zeugniſſe beraubte, beabſichtigte eine Ausſonderung derjenigen Papiere, welche dieſe Königs-Geheimniſſe verrathen konnten. Sie wurde auf dem Juſtiz-Miniſterium in tiefſter Stille vorgenommen, und man hat nie erfahren, was die Dynaſtie unter dieſen Papieren, welche ihr ſo viel Schreck zu verurſachen ſchienen, gefunden hat."

Dies ſind ganz merkwürdige Andeutungen, aber nichts weiter als ſolche, und es müßte ſich erſt zeigen, ob man auf deren Spur zu etwas Poſitiverem käme. Auffallend iſt es auch hierbei, daß die Bourbons geduldig den Tod des Cambacérès abgewartet hätten, um Papiere von ſolcher Wichtigkeit und Gefährlichkeit an ſich zu bringen.

Die Flucht des Dauphin ſoll den 4. Juni 1795 ſtatt gefunden haben, wie Joſeph Paulin, der Maurer im Temple, erzählt hat. Er, ein gewiſſer Viard und ein gewiſſer Letelletier ſeien die Retter geweſen. Außer Joſephine Beauharnais, welche mit Barras befreundet und durch dieſen für den Prätendenten wirkſam war, werden Hoche, Pichegru und ein Graf de Frotté mit der Befreiung und Beſchützung des Dauphin in Verbindung gebracht.

Paulin noch 1835 in Rouen lebend ward von Herrn Bourbon-Leblanc, einem Schriftſteller, welcher in dieſer Angelegenheit thätig war, in jenem Jahre aufgeſucht; Viard, ein Wage- und Gewichtmacher lebte ebenfalls noch in Rouen, und Jules Letelletier, ein Officier außer Dienſt war auch noch am Leben und wohnte bei Compiegne. Hier wären alſo drei höchſt wichtige Hauptzeugen noch vorhanden, es wird aber nur Paulin in nähere Rede gezogen.

Ueber Hoche's Theilnahme findet ſich gar nichts Näheres. Ueber Pichegru nur die einfache Ausſage, daß er zur Entweichung beigetragen, und die bösartige Bemerkung, daß er am ſogenannten Selbſtmorde verſtorben ſei 1804 in dem Augenblicke, da man den Dauphin auf's Neue verhaftet. Mit halbem Auge alſo auf den ſechsten Mord gedeutet.

Ueber den Grafen von Frotté hat im Jahre 1838 am 4. December von London aus ein Zeugniß in den Times geſtanden. Ein Baron von Thierry nämlich, deſſen Schweſter den Bruder des Grafen Frotté geheurathet, erklärt, daß er durch dieſe Verwandtſchaft zu genauer Kenntniß über alle Intereſſen des Grafen Frotté gekommen ſei. Frotté ſei allerdings das Hauptwerkzeug der Entweichung des Dauphin aus dem Temple nach der Vendée geweſen. Ueber die Entweichung ſelbſt alſo hegt er nicht den geringſten Zweifel, und erzählt weiter, wie Frotté in Organiſation des Vendéer Krieges ſich hervorgethan, und ſpäter zur Friedensſchließung mit dem erſten Conſul Napoleon in Unterhandlung getreten ſei. Dieſer habe ihm freies Geleit zugeſagt nach dem Orte, den er zu ſeinem Aufenthalte wählen würde. Frotté habe Paris gewählt, ſei aber trotz des freien Geleits unterwegs arretirt und verrätheriſcher Weiſe erſchoſſen worden. Thierry fordert alle Welt heraus, dies in Abrede zu ſtellen, und ſetzt hinzu, dieſer treuloſe Akt ſei nur begangen worden, weil der General Frotté den Ort gekannt habe, an welchem der Dauphin verborgen war, und weil Bonapartes Polizei die geringſte Spur einer für ſeine Pläne ſo gefährlichen Exiſtenz habe vernichten wollen.

Wenn aber weiter keine Spur als ein einzelner Mitwiſſer wie Graf Frotté vernichtet und durch dieſen ſiebenten Mord dem Dauphin ſelbſt um nichts näher gerückt, auch deſſen neue Umgebung, die ihn zahlreichſt durch Frotté kennen konnte, hierdurch gar nicht betroffen wurde, ſo iſt in dieſem gewaltſamen Tode Frottés durchaus keine deutliche Logik in Bezug auf den Dauphin. Die Ausſage des Baron Thierry iſt übrigens eine werthvolle Beiſteuer für die Frage der Entweichung und der Flucht nach der Vendée, und es wäre vor Gericht von Wichtigkeit, die Lauterkeit dieſer Beiſteuer zu ermitteln.

Ohne weiteren Beweis wird ferner beigebracht, Duroc, General-Adjutant Napoleons, habe unter Joſephinens Leitung die verſchiedenen Entweichungen des Prinzen beſchützt. Seine Papiere, dem unglücklichen Fualdès anvertraut, hätten dem Anſcheine nach das tragiſche Ende dieſes Mannes verurſacht, während die Verſchwiegenheit der Madame Manſon in dieſem Falle reichliche Gnadenbezeigungen Ludwig's XVIII. zur Folge gehabt. — Dieſer daher rührende achte Todesfall iſt ſo ohne alle Unterſtützung aufgeſtellt, daß er weiter keine Acht verdient, als dasjenige Mißtrauen welches durch leichtſinnige Behauptungen aufgeregt wird. Natürlich könnte auch von Duroc's Mithilfe nur bei den ſpäteren Entweichungen, nicht bei der aus dem Temple die Rede ſein.

Folgendes aber wäre für ein Unterſuchungsgericht von großem Werthe: Der Herzog von Montesquiou nämlich, Pair von Frankreich, derſelbe welcher von Ludwig XVIII. zu mehrern geheimen Sendungen in Bezug auf die Prätendentſchaft verwendet worden, ſei erbötig, vor Gericht zu erhärten, daß er von dieſem Könige poſitiv wiſſe, der Dauphin ſei entkommen.

Ein Legitimiſt ferner ſagt aus, daß unter der Reſtauration ein Todesſchein des Dauphin nach der Entweichung deſſelben aus dem Temple in die Tuilerieen gebracht worden ſei. Ein ebenfalls nur angedeuteter Mann hat erzählt, daß einige Zeit vor dem

Tode Ludwigs XVI. einige Perſonen in's Hôtel Dieu, das große Hoſpital in Paris gekommen ſeien mit einem Bildniſſe des Dauphin, um ein Kind auszuſuchen, welches dieſem ähnlich ſähe. Nachdem ſie eins gefunden, hätten ſie's mit ſich genommen, und, damit man des Fehlenden nicht inne werde, es durch ein geſundes erſetzt. Daher rühre in der Gazette de médecine jener Zeit der Wunderbericht, nach welchem ein ſehr krankes Kind in 42 Stunden geheilt worden.

Das bemerkbare Herumgehn mit dem Bildniſſe des Dauphin bei Seite gelaſſen, ſind dieſe und die folgenden Proben alle erſt nach gerichtlicher Erhärtung von Wichtigkeit. So die Erwiderung an die Empfindlichkeit Herrn Thuriot's, welcher mit dem Begräbniſſe des im Temple verſtorbenen Kindes beauftragt war. „Ach was! das iſt eine Puppe, ein untergeſchobenes Kind, das Sie da beerdigen ſollen, der Dauphin iſt geflüchtet!“ Welche Aeußerung Herr Thuriot an Fouché berichtet habe. So die Ausſage, daß man ſogar die Schweſter des im Temple geſtorbenen und für den Dauphin ausgegebenen Kindes kenne, und daß ſie in Martinique lebe. Jenes Kind ſei der Sohn einer Gärtnersfrau aus Verſailles geweſen, die Mutter habe ſich, um aller Nachforſchung auszuweichen, ſogleich einſchiffen müſſen, und in Amerika habe ſie ein Herr Cazotte genau gekannt. Nach der Zerſtörung des Temple-Gefängniſſes habe man beim Nachſuchen das todtbeſchaute und beerdigte Kind dort aufgefunden, und zwar eben das, welches die Aerzte in ihrem Protokoll beſchrieben. — Es wäre ſehr leichtſinnig vom Convente geweſen, wenn er ſich nicht wenigſtens ſolch ein Opferkind unter den zahlreich vorhandenen Findelkindern — enfans trouvés — ausgeſucht hätte, um allen Konſequenzen mit Eltern oder Angehörigen für immer auszuweichen.

Wenden wir uns nun zu den Spuren, welche mit Courtois Aeußerung zuſammenhängen, daß man nach dem vermeintlichen Tode des Dauphin noch auf den entflohenen Dauphin gefahndet habe. Sind dieſe Spuren deutlich, ſo beweiſen ſie ſichrer, als alle obigen noch unverbürgten Zeugniſſe, daß der Dauphin nicht im Temple geſtorben ſei.

Man ſoll mehrere Knaben arretirt haben, weil man ſie für den flüchtigen Dauphin gehalten:

Morin de Guérlvière, damals etwa zehn Jahre alt, reiſ't unter Obhut eines Herrn Jenais-Djarbias in einer Poſtchaiſe nach der Auvergne. In Thiers übergiebt ihn Herr Djarbias, der eine Tour nach Lyon machen muß, Herrn Barge-Réal zur Aufſicht. Gensdarmen aber, welche den jungen Ankömmling beobachtet und die Worte Barge-Réal's, er betrachte den Knaben wie ein anvertrautes Heiligthum, gehört haben ſollen, berichten an die Behörde. Dieſe kommt, nimmt zu Protokoll, und Herr Barge-Réal wird verpflichtet, für die Behütung des Knaben einzuſtehn.

Als Djarbias zurückkehrt, klärt ſich der Irrthum auf, und es wird ein Befehl zu Aufhebung des Verfahrens ausgeſtellt, deſſen Aechtheit von Seiten jetziger Legitimiſten ſelbſt beſtätigt wird, und welcher in damaliger Form lautet wie folgt:

„Freiheit.“ „Gerechtigkeit.“
„Gleichheit.“ „Menſchlichkeit.“

Du Puy 22. Meſſidor Jahr 3
(10. Juli 1795).

J. P. Chazal, Volks-Repräſentant, abgeordnet vom National-Convent für die Departements von

Puy-de-Dôme, Obere Loire, Cantal, Aveyron und Lozère an den bevollmächtigten Syndikus des Bezirks Thiers:

Ich habe Ojardias gehört; er hat ſein Betragen gerechtfertigt; die That, die man ihm zur Laſt legte, iſt falſch; ich bevollmächtige Sie, die Befehle aufzuheben, welche das Kind im Hauſe Barge-Réal's zurückhielten, eben ſo diejenigen, welche man gegen die Freiheit des Ojardias hätte geben können.

Gez. J. P. Chazal."

Das Datum der Ankunft des Knaben iſt nicht angegeben, da aber Ojardias Tour nach Lyon wahrſcheinlich nicht über vier Wochen gedauert hat, weil man auch wohl ſonſt anderweitige Auskunft geſucht hätte, ſo ſtimmt die Zeit; denn ſchon am 8. Juni ſollte der Dauphin geſtorben ſein, und vom 10. Juli iſt die Auflöſung dieſes Mißverſtändniſſes. Herr Morin de Guérivière iſt übrigens ſelbſt der Meinung, welche zwar unzweideutig aber nicht poſitiv in dem Dokumente ausgedrückt iſt, daß man ihn für den Dauphin gehalten habe, und Herr Morin iſt ein Gegner unſers Prätendenten, er arbeitet für Herrn Dejean im Miniſterium des Innern, von welchem wir oben die ungenaue Darſtellung der preußiſchen Berichte geſehn haben. Die Quotidienne ferner, das treuſte Blatt der älteren Bourbons, beſtätigte am 6. November 1823, daß man Herrn Morin für den Dauphin gehalten und verhaftet habe, zu der Zeit als das Gerücht von der Entführung Ludwigs XVII. verbreitet geweſen.

Hiergegen wäre nur etwa einzuwenden, daß ein ſolches Gerücht in den Provinzen, namentlich in der abgelegenen Auvergne und eine dortige Verhaftsmaaßregel in Folge ſolches Gerüchtes noch kein Beweis iſt, man ſei auch an Ort und Stelle, das heißt in Paris und unter den Temple-Hütern um jene Zeit nach einem flüchtigen Dauphin aus geweſen.

Eine andere ähnliche Verhaftnahme des Herrn Leon-Louis Maillard, die nicht ſo ausführlich erzählt wird, deutet ebenfalls auf einen fernen Provinzort, auf Angoulême, und die Berichte einzelner Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes, welche im Moniteur ſtehen, und welche über das Feldgeſchrei: „Es lebe Ludwig XVII.,“ über ein Siegel mit „Ludwig XVII.“ und Dergleichen Nachricht geben, zeigen nichts weiter, als daß die Royaliſten den Glauben erhielten, der Dauphin lebe noch. Ob ſie dies aus gegründeter Ueberzeugung oder aus andern Abſichten gethan, wäre erſt zu unterſuchen und ſchwerlich feſtzuſtellen. In dieſe Kategorie gehört des Grafen Puiſaye Aufruf vom 30. Juni 1795, worin er allerdings den Grafen von der Provence nur Monsieur, regent de France nennt, ein Zeichen, daß der Dauphin noch lebe, worin er von dieſem Dauphin ſelbſt wie von einem noch Lebenden ſpricht aber auch wie von einem, der noch befreit werden müſſe. Dies thut er am 30. Juni, alſo 26 Tage nach der angeblichen Befreiung des Dauphin. Und doch wird gleich darauf geſagt, daß die Vendéer alle zwei Tage ſichre Nachricht aus Paris gehabt hätten. Wären dieſe Nachrichten nicht auch flugs in die anſtoßende Bretagne, den Sitz Puiſaye's gedrungen? Von Charette, zu dem er doch geflüchtet ſein ſoll, wird eine unbekannte Proklamation mitgetheilt, die gegen das Ende des Jahrs 1795 verlegt wird, und worin er allerdings auch vom Dauphin wie von einem Lebenden ſpricht und wie von einem in ein Aſyl Geflüchteten.

Nachdem die Aechtheit des Dokuments — auf der Polizeipräfektur in Paris ſoll ein Exemplar ſein — erwieſen wäre, träte immer noch die oben angedeutete Frage ein, ob Charette nicht für den wirklich damals erkaltenden Eifer der Inſurgenten ſolch eine Fahne bedurft hätte.

Die Erzählung einzelner Vendéer, daß ſie ſich erinnerten, wie man da oder dort einen Wagen, worin ein blonder Knabe, der Dauphin, geweſen, mit dem Rufe begrüßt habe: „Vive Louis XVII.!“ iſt von keiner Erheblichkeit, auch wenn ſie ganz beglaubigt würde. Der Vorfall könnte ganz richtig, die Ankündigung in Voraus „der Dauphin kommt“ könnte ebenfalls wahr, und es könnte doch nicht der Dauphin geweſen ſein. Die Verbreitung und Erhaltung des Glaubens in der Vendée, daß er lebe, war gar zu natürlich und nothwendig für eine royaliſtiſche Inſurrektion.

In dem Verfahren gegen Baboeuf ſollen Korreſpondenzen aufgegriffen worden ſein, welche die Flucht aus dem Temple außer Zweifel ſtellen: „Man hätte in Vitry Perſonen ermordet, weil ihnen das Geheimniß dieſer Flucht und der Ort, an den er geflüchtet, bekannt geweſen, ſo wie Deſſault aus denſelben Gründen vergiftet worden ſei.“ An einer andern Stelle heiße es: „Wir haben die Spur von Capet's Sohne verloren.“

In dem Buche „l'Empire ou Dix ans sous Napoleon par un ancien chambellan,“ welches man Herrn von Caniſy zuſchreibt, wird erzählt: Joſephine habe kurz vor ihrer Scheidung dem Kaiſer noch ein Geheimniß enthüllt. Es wird deutlich bezeichnet, daß dies die Exiſtenz Ludwig's XVII. geweſen ſei, und wunderlich genug rühmt ſich Joſephine dieſer Mittheilung wie eines Liebespfands, das ſie dem Kaiſer noch eingehändigt habe.

Unſrer Erzählung nach hätte ſie noch obenein von Anfang bis zu Ende dieſen legitimen König Frankreich erhalten, um alſo bei der Scheidung den Kaiſer mit einer ſolchen Nachricht zu überraſchen!

In den Souvenirs de la reine Marie-Antoinette ſagt die Gräſin Adhemar, die Witwe des Geſandten und welche Palaſtdame der Königin geweſen war, der Dauphin ſei nicht im Kerker geſtorben. „Ich will in keiner Weiſe,“ ſetzt ſie hinzu, „den Betrügern in die Hände arbeiten, aber während ich dies im Monat Mai 1799 ſchreibe, verſichere ich auf meine Seele und mein Gewiſſen, ganz genau unterrichtet zu ſein, daß Se. Majeſtät Ludwig XVII. nicht im Temple-Gefängniſſe umgekommen iſt. Ich wiederhole aber, daß ich mich nicht zu ſagen getraue, was aus ihm geworden iſt: ich weiß es nicht. Der einzige Cambacérès, der Revolutionsmann, könnte darüber Auskunft geben, er weiß davon viel mehr als ich!"

Dies iſt alles Weſentliche was für die Behauptung beigebracht wird, der Dauphin ſei nicht im Temple geſtorben. Man ſieht, es ſind nur Anzeigen, keine Beweiſe, aber allerdings iſt unter dieſen Anzeigen Manches, das, wenn es gründlich bis an den Urſprung verfolgt würde, einem Beweiſe nahe kommen könnte. Auch um deßwillen iſt es ſehr zu beklagen, daß dieſer Prätendentſchafts-Prozeß beharrlich von den franzöſiſchen Gerichtshöfen abgelehnt worden iſt. Denn der Tod des Dauphin im Temple iſt noch immer nicht erwieſen. Die Herzogin von Angoulème, zur Zeit des angeblichen Todes ebenfalls noch im Temple, iſt offenbar damals in ſo ſtrenger Trennung von ihrem Bruder erhalten worden, daß auch ſie nichts Beſtimmtes darüber wiſſen konnte. Wäre dem nicht ſo, ſo würde ſie den auftretenden Prätendenten gegenüber längſt eine öffentliche poſitive Erklärung abgegeben haben, um allen betrügeriſchen Umtrieben ein für allemal ein Ende zu machen. Wenigſtens wäre dies ihre Pflicht geweſen, und da ſie ſonſt in dem Rufe eines frommen, ſtreng loyalen Charakters ſteht, ſo iſt nicht zu zweifeln: ſie würde es gethan haben, wenn ſie im Stande geweſen wäre, es poſitiv zu thun.

In Frankreich wurde der Glaube an Ludwigs XVII. Exiſtenz am Lebhafteſten 1817 erweckt durch jenen Maraſſin, welchen unſer Prätendent für ſeinen Agenten und Vorläufer ausgiebt. Es iſt auch allerdings geheimnißvoll mit ihm in Rouen verfahren worden, Herr Decazes — beiläufig geſagt ein noch lebender Staatsmann, der gewiß wichtigen Aufſchluß über dieſe Fragen geben könnte — ließ durch die Cenſur alle Ausſagen über ihn auf das beſchränken, was das Journal de Rouen darüber veröffentlichte, und man behauptet, außer der Hauptperſon, dieſem Maraſſin ſelbſt, ſeien auch Zeugen geheimnißvoll aus der Welt verſchwunden.

Auch für unſern Prätendenten iſt dieſer verſchleierte Maraſſin von Wichtigkeit: Diejenigen nämlich, welche unſern Prätendenten der Betrügerei zeihen, könnten am Paſſendſten den Beginn derſelben von der Bekanntſchaft mit dieſem Manne in Spandau datiren. Von ihm könnte alles hiſtoriſche Material des Romans ſtammen. Es wäre nur von Berlin aus feſtzuſtellen, ob der Prätendent ſich wirklich ſchon 1810, alſo mehrere Jahre vor der erſt ſpäter angeſetzten Bekanntſchaft mit Maraſſin, gegen den Polizei-Präſidenten Lecoque für den Dauphin ausgegeben habe.

Bourbon Leblanc erzählt, daß er ſich nach Rouen zu dieſem Maraſſin begeben, welcher dem jungen Louis XIV. auffallend ähnlich geſehn habe, daß die damalige Regierung offenbar dahin gewirkt habe, keine aufklärende Gerichtsverhandlung ſtattfinden zu laſſen, und daß man ſtatt Maraſſins, der zuerſt Philippeau dann Bruneau heißen ſollte, einen gutwilligen Mathurin Bruneau untergeſchoben habe, der nichts zu ſagen gewußt und ohne Schwierigkeit verurtheilt worden ſei. Die Preſſe ſei unter ſtrenger Cenſur, er ſelbſt, — Bourbon Leblanc — der eine

Broſchüre im Manuſcript über das Verdächtige dieſer Angelegenheit verbreitet hatte, ſei ſo lange in Haft geweſen, bis aus dem Naraſſin ein verurtheilter Mathurin Bruneau entſtanden und verſchwunden ſei.

Bei Gelegenheit dieſer Verhandlungen — und dies wäre für uns das Wichtigſte — ſolle der Advokat des Königs im Eifer geſagt haben: Was die Entweichung des Dauphin betreffe, ſo hätten ihn die veranſtalteten Nachforſchungen überzeugt, daß ſie gewiß ſei.

Herr Gisquet, früherer Polizeipräfekt von Paris, kommt in ſeinen Memoiren auch an die falſchen Dauphins, und nachdem er die Betrügereien des ſogenannten Baron Richemont ausführlich erzählt hat, über Naundorff aber oberflächlich hingeſchlüpft iſt, glaubt er, all ſolche Prätendentſchaft mit einem Streiche zu vernichten, und erklärt den Tod des Dauphin im Temple für unzweifelhaft. Nach den vorliegenden Beweiſen ſei es kindiſche Thorheit, nur einen Augenblick die mögliche Aechtheit eines ſolchen Prätendenten in Rede zu ziehn.

Und welches ſind nun die ihm vorliegenden Beweiſe?

Den Todtenſchein ſelbſt ſcheint er nicht einmal zu kennen, ſondern er ſtützt ſich wie auf etwas Erſchöpfendes auf die Ausſage Lasnes, welche dieſer in der Verhandlung über Richemont abgelegt hat, und auf den Brief eines Herrn Graud, welcher als Freund und Advokat Barras' durch dieſen ganz genau über den Tod des Dauphin unterrichtet ſein will.

Lasnes alſo, einſt Soldat unter den franzöſiſchen Garden, der jetzt als Greis Häuſer anſtreicht, ſagt aus gegen jenen Richemont, welcher in einem pappenen Pferde aus dem Temple entkommen ſein will:

> „Er, Lasnes, habe den Dauphin vor Gefangennehmung der königlichen Familie vollkommen gekannt, er habe ihn ſehr wohl wieder erkannt, als man ihm die Wache im Temple übertragen, er habe dort alle Tage mit ihm geſprochen, ſei ihm, der eine Geſchwulſt am Knie gehabt, zum Herumgehn behilflich geweſen, und habe dafür dankbare Erkenntlichkeit des Dauphin geerntet. Der unglückliche Dauphin ſei unter ſeinen Augen, faſt in ſeinen Armen geſtorben, er habe der Todtenſchau

beigewohnt, bei allem, was vorgefallen, ſei er zugegen geweſen.“

Daß dieſer Lasnes den Tod beſcheinigt, iſt uns, die wir die Unterſchriften des Todtenſcheins kennen, nicht etwas ſo Neues wie dem Herrn Gisquet. Es iſt nur neu, daß Lasnes den Dauphin in Verſailles oder Paris gekannt und ſpäter im Temple wieder erkannt haben will. Dieſer Punkt müßte im Detail erörtert und auf’s Ausführlichſte unterſucht werden; denn es war der Hauptpunkt. Daß ein franzöſiſcher Gardiſt Gelegenheit gehabt habe, den ganz jungen Dauphin, welcher wie ein Augapfel behütet wurde, genau zu kennen, iſt möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, und dieſe Behauptung bedurfte des detaillirten Erweiſes. Daß er ein Kind, welches vier oder fünf Jahr alt, früher geſehn, daß er dies Kind, welches die wichtigſte Zeit ſeines Wachsthums, vier Jahre lang, im Kerker und theilweis unter entſtellender Krankheit verbracht hatte, welches notoriſch geſchwollen, gelähmt, entſtellt war, ohne Weiteres wiedererkannt habe, obgleich er es jedenfalls früher nur flüchtig als ein geſchmücktes geſundes Kind geſehn hatte, dies iſt uns nicht ſo zweifellos und näheren Erweiſes unbedürftig wie Herrn Gisquet. Herr Gisquet, iſt aber allerdings nicht berufen, den Tod des Dauphin als zweifelhaft darzuſtellen.

Solcher Erkennungs-Berichte, deren Motive unlauter ſein können, deren Zuverläſſigkeit durch dazwiſchen liegende lange Zeiträume beeinträchtigt wird, hat unſer Prätendent zahlreich entgegen zu ſtellen: ſie erweiſen, ſo lange ſie nicht gründlicher erörtert ſind, eben ſo wenig Sicheres für die Aechtheit des Prätendenten wie die Lasnesſchen Ausſagen für den Tod des Dauphin.

Was enthält nun der Graud'ſche Brief? Es heißt darin:

„Barras habe ihm oft vom Tode des Dauphin erzählt. Und was er ihm erzählt, und in die Feder diktirt, ſtimme vollkommen überein mit Lasnes Ausſage.“ —

„Im Jahre III. habe Barras als Conventsmitglied den Auftrag gehabt, den Dauphin im Temple zu beſuchen, und darauf zu ſehn, daß er mit Menſchlichkeit behandelt würde. Sobald er ihn erblickt, habe er ihn vollſtändig für den jungen Dauphin erkannt, den er ſonſt oft in den Tuilerieen geſehn hatte.

Denn Barras, von uraltem Adel, ſei natürlich oft im Schloſſe geweſen. — Alles Uebrige habe Barras ebenſo erzählt wie Lasnes.“

Dieſe Uebereinſtimmung mit Lasnes, auf welche ſo viel Werth gelegt wird, iſt unerläßlich, wenn nicht unmittelbare Unwahrheit zu Tage liegen ſoll. Denn es beſteht weder Frage noch Zweifel darüber, daß ſie das Kind im Temple geſehn haben, welches geſtorben iſt, und welches für den Dauphin galt. Die Hauptfrage iſt auch hier, ob Barras in der Lage geweſen ſei, in den Tuilerieen den Dauphin oft zu ſehn und demzufolge ſpäter zweifellos wieder zu erkennen. Dieſe Frage iſt nicht ſo leicht zu erledigen, wie Herr Graud ſie erledigt. Barras war als Wüſtling und als ein der Revolution Zugeneigter berüchtigt, und die Tuilerieen ſtanden ihm wahrſcheinlich trotz ſeines alten Adels, nicht ſo offen, wie Herr Graud vorausſetzt. Die Schwierigkeiten der Erkennung ferner waren für ihn eben ſo groß, wie für jeden Anderen. Wichtiger aber iſt, was Herr Graud nicht erwähnt, daß Barras thätig geweſen ſein ſoll bei einer Verwechſelung der Knaben, und daß deshalb ſeine Ausſage, welche von einer Verwechſelung gar nichts erwähnt, mittelbar gegen die Darſtellung des Prätendenten ſpricht.

Inſofern wäre der Graudſche Brief, wenn er gerichtlich in nähere Erörterung und Erhärtung gezogen und mit den gegentheiligen Aeußerungen Barras', auf welche ſich der Prätendent beruft, verglichen würde, eine weſentliche Hilfe zu dem Beweiſe, daß der Dauphin wirklich im Temple geſtorben ſei.

Nach alle dem fragt man allerdings mit Recht:

Warum hat man im Temple den Tod des Dauphin nicht unwiderleglich durch die Unterſchrift der Schweſter deſſelben beſtätigen laſſen? Sie war ſo nahe in demſelben Gefängniſſe, ihre Namens-Unterſchrift, wenn ſie ſpäter nicht als eine erzwungene erklärt wurde, hätte den Todesſchein unwiderleglich gemacht.

Warum weigerte ſich Ludwig XVIII., nachdem er auf dem Kirchhofe Ste. Marguérite nach dem Leichnam des Dauphin hatte graben laſſen, warum weigerte er ſich, das Herz jenes todtbeſchauten Kindes anzunehmen, welches der Doktor Pelletan aufgehoben und ihm angeboten hatte?

Warum wurde keine Todtenfeier eingeſetzt zum Gedächtniß des Dauphin, wie ſie doch zum Gedächtniß des Königs, der Königin und der Madame Eliſabeth eingeſetzt wurde?

Wäre der Tod des Dauphin erwieſen, ſo könnte es keinen Prätendenten geben.

Betrachten wir nun die Erzählung unſers Prätendenten näher; denn der Dauphin kann aus dem Temple entkommen, und unſer Prätendent doch ein falſcher Dauphin ſein.

Dieſe Erzählung erweckt Zweifel aller Art: was aus der frühſten Jugend beigebracht wird, erſcheint vielen Leuten darum bedenklich, weil die Erinnerung ſelten bis zum vierten Lebensjahre zurückreicht. Es giebt indeſſen doch Menſchen, denen dies in einem auffallenden Grade möglich iſt, und deshalb kann die Kritik daraus keinen Vorwurf bilden.

Es ſteht nur darum viel ſchlimmer um die Glaubwürdigkeit in Betreff dieſer Jugendſcenen, weil man ſie wiſſen kann, ohne Dauphin zu ſein. Sie werden in den Memoiren der Prinzeſſin von Lamballe erzählt, und dieſe Memoiren, von Madame Guénard herausgegeben, hatten ſchon im Jahre 1815 die vierte Ausgabe erlebt.

Hat ſie der Prätendent ohne dieſe Memoiren gekannt, ſo gehört die Erſcheinung dieſer Memoiren zu ſeinen vielen Unglücksfällen, und wir wollen kein Gewicht darauf legen, bis andere unzweideutige Bedenklichkeiten vorkommen. Sie laſſen nicht auf ſich warten. Soll man die langweilige, detaillirt-architektoniſche Beſchreibung des Temple-Gefängniſſes dazu rechnen? Sieht eine ſolche der Erinnerung eines Knaben ähnlich? Oder gleicht ſie nicht viel mehr einem ſpeciellen Studium?

Nein, aus ſolchen inneren Gründen wollen wir ihm nicht eher zu nahe treten, als bis ſtreng materielle Gründe uns zum Verdacht berechtigt haben. Die Erzählung der Flucht ſelbſt liefert aber ſtreng materielle Gründe des Verdachtes. Der Prätendent beruft ſich nämlich auf jenen

Maurer, den er Anfangs nur mit den Buchſtaben J. P., ſpäter vollſtändig mit dem Namen Joſeph Paulin bezeichnet. Er mit Viard und Letelletier ſollen die Befreier geweſen ſein. Es ſteht alſo zu vermuthen, daß Paulin wiſſe, wie er die Befreiung bewerkſtelligt habe. Nun, Paulin, als Greis in Rouen lebend, ſagt aus, und das Memoire justificatif bringt merkwürdigerweiſe ſelbſt dieſe Ausſage:

> „Den 4. Juni 1795 erwarteten wir die Nacht um unſre gefährliche Unternehmung auszuführen. Zur beſtimmten Stunde hielt ein Wäſchwagen an der Thür des Temples. Ich führte ihn — hum! hum! hum! — Auf dies Signal öffnete ſich die Thür des Gefängniſſes. Man ſtellte mir einen großen Korb zu, worin Wäſche war, aber dieſer Korb hatte einen doppelten Boden, welcher — das Glück Frankreichs in ſich ſchloß!“ —

Dies widerſpricht geradezu und gröblich der Erzählung des Prätendenten. Er will im Sarge anſtatt des todten Kindes herausgebracht worden ſein, und der Befreier, auf den er ſich ſelbſt beruft, will ihn in einem Wäſchkorbe gerettet haben. Ja, der Prätendent und Paulin haben um 1835 eine Zuſammenkunft mit einander gehabt, und Herr Bourbon Leblanc, welcher dieſe Zuſammenkunft veranſtaltet, erzählt, daß ſie gegenſeitig zufriedengeſtellt von einander gegangen ſeien. „Gegenſeitig zufriedengeſtellt“ iſt für ſolche Lage allerdings ein etwas kühler Ausdruck, und von der ſchreiend verſchiedenen Lesart in Betreff der Entweichung aus dem Temple iſt weder hier noch anderwärts die Rede.

Solche Blöße iſt in einem juriſtiſch und übrigens mit großem Scharfſinn abgefaßten Memoire ſo befremdlich, daß man ſeiner eigenen Einſicht mißtraut, daß man irgend eine Berichtigung überſehen zu haben glaubt. Aber der Widerſpruch wird nur um ſo klaffender, je weiter man ſich umſieht: der Prätendent hat nämlich jene in Croſſen abgefaßte Lebensbeſchreibung ebenfalls in London drucken laſſen einige Jahre vor dem Druck des „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin“, und in dieſer erſten auch in's Deutſche überſetzten und in Leipzig gedruckten Lebensbeſchreibung iſt die Befreiung aus dem Temple ungefähr ebenſo erzählt, wie ſie bei Paulin erſcheint. Der Wäſchkorb iſt das Hilfsmittel.

Dieſer Korb hat ſich alſo einige Jahre ſpäter in einen Sarg verwandelt —

Nachläſſigkeit in der Redaktion und Widerſpruch ſind ſo gröblich, daß man einen Augenblick denkt, ſie könnten einem Betrüger nicht begegnen. —

Dieſer Widerſpruch zwiſchen den beiden Darſtellungen bleibt denn auch nicht vereinzelt: die Affaire mit Braunſchweig und Schill wird nicht ganz gleichlautend erzählt, und die Affaire mit Naundorff weicht in einigen Hauptpunkten ab. In der erſten Lebensgeſchichte ſagt der Prätendent zu dieſem, er ſei aus Weimar, und verſpricht ſich noch dabei, Wismar ſtatt Weimar ſagend, ein Verſprechen, das lachend von Naundorff berichtigt wird, obgleich man nicht begreift, woher der ſtockfremde Naundorff ohne Weiteres wiſſen kann, daß Wismar Weimar bedeute. In der zweiten Lebensgeſchichte iſt Naundorff aus Weimar. In der erſten ferner tritt ihm Naundorff ſeinen Paß und Namen ab, in der zweiten erhält er beides durch den Polizeipräſident von Berlin. In der erſten endlich iſt Maraſſin ein Verräther, der ſich auf eigne Rechnung der Mittheilungen des Prätendenten bedient, um in Frankreich den Dauphin zu ſpielen; in der zweiten iſt Maraſſin Agent des Prätendenten, der nur die Wege bahnen und ſich als Folie ausſetzen ſoll.

Hat man einmal dieſe Widerſprüche entdeckt, ſo iſt man nicht mehr geneigt, viel Umſtände in der weitern Kritik zu machen, und man iſt nun auch in der That berechtigt, alle feinere günſtige Rückſicht fallen zu laſſen. Machten nicht ſpäter die Attentate und die gerichtliche Ausſage eines gewiſſen Brémont in der Schweiz das abfällige Urtheil wieder ſtutzig, ſo zählte man nur noch die vielen Unwahrſcheinlichkeiten zuſammen, und zöge die Summe: dieſer Mann iſt ein Betrüger!

Dafür, daß er ſelbſt getäuſcht ſei, findet ſich weder im Charakter noch in der Haltung der Ausſagen irgend ein Fingerzeig, Alles geht auf die Alternative: er iſt ächt, oder er betrügt.

Die Unwahrſcheinlichkeiten beginnen namentlich mit dem Verfahren Napoleon's, ein heimlich grauſames Verfahren, welches demjenigen, der den Herzog von Enghien öffentlich erſchießen ließ, nicht eben ähnlich ſieht. Daß ferner Fouché, wie angedeutet wird, während der Glanzperiode des Kaiſers ſich deſſen furchtbarem Zorne ausgeſetzt, indem er für Joſephine zu wiederholten Malen einen ſolchen Gefangenen befreit hätte, ſieht dieſem klugen Menſchen nicht ähnlich. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt's, daß der endlich bis in's Innere Deutſchlands gerettete Dauphin, ein von Leiden erſchöpfter Jüngling, nichts Anderes zu thun gewußt hätte, als ſich mit dem äußerſt gefährdeten Schill'ſchen Freikorps einzulaſſen, daß er ferner, wirklich bis Berlin gelangt, nichts Dringenderes zu thun gehabt habe, als gemeiner Huſar in einem preußiſchen Regimente zu werden!

Am allerbefremdlichſten endlich, und wenn ſo viel Anderes hinzu kommt entſcheidend befremdlich iſt das Verhalten des Prätendenten in den Jahren 1813, 14, 15. Der Uſurpator ſeiner Krone wird geſtürzt, es handelt ſich um Wiederkehr der Bourbons, ſie kommen wieder, der Thron wird neu beſetzt, und der rechtmäßige Erbe bliebe ſtill und unbekümmert als Uhrmacher in Spandau! Wer glaubt das! Erſt nachdem Alles beendigt iſt, ſchreibt er einen zaghaften Brief an die Herzogin von Angoulême, ein Brief, der auch noch weit entfernt davon iſt, die Rechte eines Dauphin zu fordern.

Wie nahe liegt der Gedanke, daß erſt um dieſe Zeit der Gedanke einer Prätendentſchaft gekommen ſei, zwei Jahre zu ſpät!

Als guter Romantiker mußte er wenigſtens die Jahre 13, 14 und 15 mit Ketten und Gefängniß verſorgen, ſo daß er von der Welt und die Welt nichts von ihm erfahren konnte während dieſer drei Jahre.

Und doch! Verfahren wir nicht eben ſo ungelenk wie ein in beſtimmte Formeln eingeengtes Gericht?

Kann er nicht der ächte Dauphin ſein trotz einer unwahrſcheinlichen, unglaublichen, ja wahrhaft unrichtigen Erzählung? Ja, trotz unzweifelhafter Widerſprüche darin? Kann es nicht eine Folge ſeiner entſetzlichen Schickſale ſein, eine Folge des ſo furchtbar abenteuerlichen Lebens, daß er ſich daran gewöhnt hat, die Dinge kraus und bunt durch einander gemiſcht zu ſehn und ſelbſt zu miſchen? Verlangen wir nicht außerordentlich viel, wenn wir von einem aller Erziehung beraubten Manne heiſchen, er ſolle das verwickeltſte, romanhafteſte Leben in logiſcher Ordnung, ja in wahrſcheinlicher Folge vor uns aufrollen?

In der That, unſer Mißtrauen, wenn es ungerecht iſt, bildete den Gipfel ſeines Unglücks: die Schickſalsſchläge an ſich, ſo hart und ſchmerzhaft, wie ſie ihn getroffen, wären dann nur äußerliche grobe Formen des Unglücks geweſen. Der Kern ſeines Unglücks beſtände erſt darin, daß ihm durch das Ungeheure dieſer Schickſale die Fähigkeit, ſie darzuſtellen und die Wahrſcheinlichkeit und Glaubwürdigkeit derſelben entzogen würde!

Wäre das nicht eine Lage, die wahnſinnig oder ſchlecht oder frömmelnd machen könnte? Alle diejenigen, welche den Prätendenten kennen, rühmen die Güte ſeines Herzens, die Sanftmuth ſeines Weſens, wollen wir ihm eine ſtark gefärbte Frömmigkeit zum Nachtheil anrechnen, weil wir gerade in einer Zeit leben, welche die Frömmigkeit vielfach als Handwerk betreiben ſieht? Soll er nun wieder darunter leiden, daß gerade jetzt die Frömmelei überhand nimmt?

Er erzählt in Croſſen ſeine Entweichung aus dem Temple auf eine andere Weiſe, als er ſie mehrere Jahre ſpäter in London erzählt: wohl, zwiſchen dieſen verſchiedenen Erzählungen liegt aber ſein Aufenthalt in Frankreich, der erſte Aufenthalt in der Heimath, welcher ihm die nöthige Ruhe läßt, ſich über ſeine Vergangenheit an Ort und Stelle zurecht zu finden. Er hat uns ferner beidemale geſagt, daß ihm kurz vor ſeiner Flucht betäubende Mittel beigebracht worden ſeien, können ſie nicht ſeine Vorſtellungen über dieſe Flucht verwirrt haben?

Endlich, iſt es nicht die Ungerechtigkeit ſelbſt, daß wir aus ſeinem Benehmen bei der Ankunft in Berlin, bei Eintritt der politiſchen Kataſtrophen 1813, 14 und 15 Beweiſe gegen ſeine Aechtheit ableiten? Soll ſich ein durch die ſchrecklichſten Erfahrungen eingeſchüchterter Jüngling mit jenem politiſchen Takte benehmen, welcher Muth und Geſchicklichkeit vorausſetzt?

Und daß er auch ſpäter, zum Beiſpiele bei den Kriminalprozeſſen in Brandenburg, beim plötzlichen Tode eines ſo werthvollen Freundes wie Petzold immer nur die Einwirkung boshafter Menſchen ſieht, iſt dies nicht nach einem Leben ſolcher Erfahrungen verzeihlich? Eben ſo konnte auf der andern Seite ſeine fremdartige Erſcheinung in einer kleinen Provinzſtadt von vornherein Verdacht gegen ihn erwecken. Man wußte nichts von ſeiner Vergangenheit, er zog ſich gleich nach ſeiner Ankunft in Brandenburg Feinde zu, die nicht eben gewiſſenhaft ſein mochten, es ereigneten ſich ungewöhnliche Dinge wie die Anzündung des Schauſpielhauſes, die Cirkulation falſcher Münze, war es nicht erklärlich, daß man zunächſt auf einen zweifelhaften Fremdling fahndete? Die Gerichte wie der Fremdling, beide konnten dabei ohne Schuld ſein, ja eine entehrende Verurtheilung konnte zu Wege kommen, ohne daß dem Strafenden und dem Beſtraften Unrecht zur

Laſt gelegt werden könnte. Alle Formen ſind mangelhaft. Ja, der Prätendent konnte ſchuldig, und doch der ächte Dauphin ſein. Zwanzig Jahre Vagabunden-Lebens konnten eine zehnjährige Jugend ausgerottet haben aus Sinn und Betragen.

Dieſen günſtigen Deutungen iſt noch ein merkwürdig Zeugniß beizufügen, welches dem Prätendenten von der Schweiz aus zu Hilfe gekommen iſt von einem 78jährigen Greiſe Jean Baptiſte Jerome Brémond. Dieſer war von 1788 bis zum 10. Auguſt 1792 Geheim-Sekretair Ludwig's XVI. geweſen, und wurde im Jahre 1837 gerichtlich verhört über die Angelegenheit des Prätendenten. Die franzöſiſche Regierung hatte 1837 um ein gerichtliches Verhör dieſes Brémond, welcher im Waadtlande wohnte, erſucht, wie es ſcheint, um ſich nachträglich aufzuklären, denn der Prätendent war ſchon ein Jahr vorher aus Frankreich verwieſen. Und vor dem Tribunal von Vevey ſagte Herr Brémond nach vorhergegangener ſtrenger eidlicher Verpflichtung Folgendes aus:

Ich glaube, daß der Prinz aus dem Temple entkommen iſt, ich lege keine weiteren Beweiſe vor, weil ſich der Prinz dies ſelber vorbehalten hat.

Ich glaube, daß der ſogenannte Naumdorff der ächte Prinz iſt, und habe ihn beſonders daran erkannt, daß er den Verſteck kennt, welchen ſein Vater in den Tuilerieen ſelbſt angelegt hat, und bei deſſen Verſchluß er allein mit ſeinem Vater zugegen geweſen iſt. Auf unſre Vorſtellung, daß der eiſerne Schrank zur Zeit des Unglücks entdeckt werden könne, hatte uns der König geſagt, er habe einen Verſteck für Dokumente und Gelder angelegt, welchen nur ſein Sohn kenne. Er habe auch einen Schlüſſel — bekanntlich war er ein ſehr geſchickter Schloſſer — dazu verfertigt, mit welchem nur ſein Sohn die eiſerne Kiſte öffnen könne. Der Prinz beſitzt den Schlüſſel. Faſt all ſeine übrigen Dokumente ſind verloren gegangen, aber in den Archiven St. Peters zu Rom ſoll ein's liegen, welches die Entweichung des Prinzen aus dem Temple beſtätigt.

Hierzu erzählen die Freunde des Prätendenten, es habe dieſer Ludwig Philipp um Erlaubniß gebeten, jene Kiſte ſuchen, öffnen und den Inhalt derſelben an ſich nehmen zu dürfen. Ludwig Philipp habe ihm die Erlaubniß gegeben, die Kiſte zu ſuchen, zu öffnen, und das darin befindliche Geld an ſich zu nehmen. Es müßten aber Beauftragte des Königs zugegen ſein, und alle Papiere, welche ſich vorfänden, müßten an dieſe ausgeliefert werden.

Unter ſolchen Bedingungen habe der Prätendent darauf verzichtet.

Außerdem ſetzen die Freunde hinzu: Ludwig Philipp habe dem Prätendenten eine Identitätserklärung und eine Rente von einer Million Franks vorgeſchlagen.

Der Prätendent, nicht darauf eingehend, habe erwidert, dies ſei eine Angelegenheit der Nation.

Wenn noch geſagt iſt, daß er von dem Gatten der Schweizerin, welche ihn nach der Flucht aus dem Temple gepflegt und ſpäter nach Italien begleitet, die Uhrmacherkunſt erlernt habe, weil dieſer Gatte ſelbſt Uhrmacher geweſen ſei, und daß er im Croſſener Memoire Madame Sonnenfeld wie die geweſene Freundin Naundorff's bezeichnet, alſo doch auf ein Motiv der Naundorfſchen Bereitwilligkeiten deutet, ſo wären im Weſentlichen alle Data und Wendungen angeführt, deren ſich etwa ein Advokat zur Vertheidigung einer beſonders durch Widerſprüche ſo ſchwer kompromittirten Sache bedienen könnte.

Iſt er durch das frühere Unglück ſo verwirrt worden, daß ſein politiſch fehlerhaftes Betragen 1813, 14 und 15, daß die Widerſprüche in ſeiner Erzählung nur von dieſer Verworrenheit herrühren, ſo iſt dies ein Unglück, welches die jetzige Welt mit den Hilfsmitteln, die bis jetzt vorliegen, nicht von ihm abwenden kann.

Wenn die preußiſche Regierung über ſeine Ankunft, 1810, über ſeine vorgegebene Mittheilung an Herrn Lecoque und an den Fürſten Hardenberg etwas ermitteln kann, ſo könnte erſt von da an wieder ein neuer Weg des Beweiſes geſucht werden. Und ſchwerlich zu ſeinen Gunſten. Der Fürſt Hardenberg war ein äußerſt menſchenfreundlicher, gerechter und ſinniger Mann: ihn hätte das Schickſal dieſes Prätendenten, wäre es ihm unter irgend welcher Begründung nahe gekommen, zum Lebhafteſten intereſſirt. Er hatte früher die Markgrafthümer Ansbach und Baireuth verwaltet, hatte dort Schaaren von Emigranten Jahre lang um ſich gehabt, alle Nüancen über die Bourbon-Familie waren ihm und den Seinen dadurch bekannt und geläufig, er hat aber auch nie mit einer Sylbe gegen die Seinen erwähnt, daß ſich 1810 ein ſolcher Prätendent eingefunden habe. Den Kampf gegen Napoleon vorbereitend hätte er dieſen Dauphin wie eine koſtbare Perle bewahrt, und im Jahre 1813 ohne Verzug den Alliirten als den fraglos legitimen König von Frankreich vorgeſtellt. Man war damals ſogar zweifelhaft, ob man Ludwig XVIII. ernennen ſollte, ſo weit war man davon entfernt, ihn, den notoriſch nächſten Verwandten, irgendwie zu begünſtigen. Man hätte nicht einen Augenblick geſchwankt, den Dauphin, wenn er vorhanden geweſen wäre, vorzuziehn. Und hier kann auch der Prätendent noch von keinen Intriguen der anderen Bourbons gegen ihn reden, ſie wußten noch gar nichts von ihm. Fürſt Hardenberg allein ſollte von ihm wiſſen, und der preußiſche Hof hätte ja eher allen Grund gehabt, einen Prinzen auf den franzöſiſchen Thron erhoben zu ſehn, der ſich zu ihm geflüchtet, der ſich bei ihm vor den Verfolgern geſichert, der ſich alſo zu Dank verpflichtet hätte.

Und hätte man ihn politiſch ignoriren zu müſſen geglaubt, weil er, vagabundiſch aufgewachſen, untauglich geworden ſei zum Throne, irgendwo, in der hardenbergſchen Familie zum Beiſpiele fände ſich eine Marke, daß dies den Staatskanzler einmal beſchäftigt habe. Dieſe Familie aber, das iſt erwieſen, hat in dieſem Betreff nie die leiſeſte Andeutung des Staatskanzlers gehört.

Jene Ausſage des Prätendenten alſo vom Jahre 1810 bis 1812 iſt innerlich haltlos, und ſieht einer Lüge ähnlich wie ein Ei dem andern.

Und ſie iſt die einzige, welche ihn bei uns zu einem Prätendenten ſtempelt — ohne das Myſterium jener zwei Jahre gälte er uns für verrückt.

Und was für wirklich haltbare Stützen hat er in Frankreich? Man weiß nicht, ob noch einige der alten Damen, die vor funfzig Jahren ſchön waren, und eine neue Wichtigkeit wünſchen können, ſeine Aechtheit bekennen. Wer ſonſt zu ihm hält, der iſt ein rationell Ueberzeugter, ein Gläubiger, nicht aber Einer, der Zeugniſſe verlangen und empfangen könnte, wie der Apoſtel Thomas ſie verlangte und empfing. Und unter dieſen Ueberzeugten und Gläubigen haben wir im Frühlinge 1841 die Ueberzeugteſten und Gläubigſten von ihm abfallen ſehn, ſelbſt Laprade, welcher Jahre lang zu den eifrigſten Apoſteln dieſes Prätendentenglaubens gehörte.

Paulin und Brémont allein, — vorausgeſetzt nämlich, daß die Paulinſche Ausſage zu erhärten ſei wie die Brémontſche, denn vor der Hand iſt ſie nur eben ſo hingeſetzt, wie man Alles hinſetzen kann — dürften von Wichtigkeit ſein, wenn ſie poſitiv zu ſagen im Stande wären: Dieſer Mann iſt der Dauphin, welchen wir vor 45 und vor 50 Jahren gekannt haben. Leider iſt eine ſolche Wiedererkennung von größter Mißlichkeit: der Dauphin iſt für Brémont ein Kind geweſen ohne Phyſiognomie, für Paulin ein durch Gefangenſchaft und Mißhandlung entſtellter Knabe, und Brémont wie Paulin ſind indeſſen hochbejahrte Greiſe geworden, deren Sinne abgeſtumpft, deren Gläubigkeit greiſenhaft aufgeregt ſein möchten.

Und welches Zeugniß haben ſie abgelegt? Von dem Paulinſchen ſagt der freundſchaftliche Berichterſtatter: es habe ihm geſchienen, als ob einer von dem andern, Paulin nämlich vom Prätendenten befriedigt worden ſei.

Dieſer Ausdruck wäre wenigſtens ſehr lau für eine ſo wichtige Erkennung.

Das Brémontſche Zeugniß aber ſtützt ſich, wie dieſer Greis ſelbſt ſagt, ganz und gar auf Kenntniß und Beſitz jenes Verſtecks und Schlüſſels. Daß aber unſer Prätendent über manche Details gut unterrichtet iſt, das haben wir öfter geſehn, und das hat ihn doch nicht vor unſerm gerechten Mißtrauen bewahren können. Die wirkliche Probe mit Aufſuchung des Verſtecks, mit Aufweiſung des Schlüſſels, mit Anwendung deſſelben hat er übrigens noch nicht ablegen können, beſchränkt ſich alſo bis jetzt nur darauf, daß er die Kenntniß davon gezeigt habe. Wo wäre denn auch jener Schlüſſel geblieben! Er hat uns zu zwei verſchiedenen Epochen — 1832 und 1836 ſein Leben beſchrieben, und in jeder dieſer Beſchreibungen von den wenig Erkennungsmerkmalen unterrichtet, die er aus den Verfolgungen gerettet, von einem Schlüſſel aber iſt nie die Rede, und — auffallend genug! die Ausſage Brémonts ereignet ſich auch erſt im Jahre 1837, ein Jahr nach der letzten Ausgabe der Biographie.

Alſo auch dies Zeugniß beweiſ't nur Wenig und iſt durch den Prätendenten ſelbſt verdächtig gemacht. Das Anerbieten einer Identitäts-Erklärung, einer Rente von Seiten Ludwig Philipps ferner iſt ſo auf gut Glück hingeworfen, wem dieſe Form Beweiſes genug iſt, der mag es aufheben.

Die Beweiſe in Frankreich alſo ſind ebenfalls äußerſt mißlich. Sie ſind indeſſen mannigfaltiger, ihre innere Richtigkeit iſt nicht ſo einleuchtend wie das Verhältniß zum Fürſten Hardenberg, und wenn es von der preußiſchen Regierung zu wünſchen wäre, daß ſie ſtreng nachſuchen und die Erfolge dieſer Nachſuchung bekannt machen ließe, ſo iſt es von der franzöſiſchen zu verlangen, daß ſie das ganze Gewebe einer vollſtändigen gerichtlichen Prüfung anheim gebe. Ohne eine ſolche kann der vereinzelte Unterſucher nur die Unwahrſcheinlichkeit der Proben und die Wahrſcheinlichkeit des Betruges nachweiſen.

Dies kann er aber allerdings, und es bleiben dem Prätendenten nur zwei große Hilfsmittel übrig: das erſte liegt in der auffallenden perſönlichen Aehnlichkeit mit dem König und der Königin und der noch auffallenderen Aehnlichkeit der Tochter mit Marie Antoinette, ſo wie gleichzeitig mit der Herzogin von Angoulême. Dieſe Aehnlichkeit wirkt noch kräftiger, weil ſie Großmutter und Tante in ſich vereinigte, und weil ſie den Erfahrungsſatz für ſich hat, daß ſich die frappanteſte Familienähnlichkeit zwiſchen Großeltern und Enkelkindern vorzufinden pflege.

Das zweite und letzte Hilfsmittel des Prätendenten liegt in den Attentaten, die auf ihn gemacht worden ſind. Einen falſchen Prätendenten ermordet man nicht.

Aber ein falſcher Prätendent weiß das, und könnte ein gut geleitetes Attentat ſeiner Prätendentſchaft für ſehr vortheilhaft erachten.

Um ſo Frevelhaftes unterzulegen muß man allerdings ſchon ſo grobe Anzeigen der Unlauterkeit vor ſich gehabt haben wie die Flucht aus dem Temple, die einmal im Korbe, das zweite Mal im Sarge veranſtaltet wird. Es iſt außerdem ſchwer, an Attentate zu glauben, die bloß aus der Urſache geſchehn, daß man um des Attentats willen an die Aechtheit des Betroffenen glauben ſolle. Der Menſch achtet und liebt ſeinen Leib, oft mehr als ſeine Seele. Aus Verzweiflung wohl, aber nicht leicht bloßen Spiels halber legt er eine gefährliche Hand daran. Indeſſen laſſen ſich doch die Paroxysmen nicht ausrechnen, man hat die Legende vom Propheten, der ſich durch Hunger tödtete, damit ſein Tod, den er prophezeiht hatte, eintreffe, und ſo außerordentlich viel geſcheidte Leute glauben zum Beiſpiele, daß ſich Caspar Hauſer ſelbſt ermordet habe, weil ſeine Unglücks-Rolle keinen Glauben oder keinen Effekt mehr gefunden habe. Iſt dies unwahrſcheinliche Attentat klugen Männern wahrſcheinlich, ja einleuchtend, dann wird es hier an Wahrſcheinlichkeit der Selbſtthat nicht fehlen, wo das Leben jedesmal ungefährdet blieb, und wo es beide Male nicht an bedenklichen Zeichen fehlte.

Der Getroffene war beide Male ganz allein, es war beide Male finſter, es geſchah beide Male in ſehr großer Stadt.

Nun, man attakkirt immer lieber wenn das Opfer allein und wenn es Nacht iſt, Städte wie Paris und London ſind auch wirklich für dergleichen Angriffe geeigneter, weil der Mörder, wenn er nur für wenige Minuten einen ſtillen Ort gefunden hat, ſich gleich darauf am Sicherſten ſpurlos unter der Menge verliert, während auf dem Lande oder am kleinen Orte allem Ungewöhnlichen leichter nachzuſpüren iſt.

Aber beide Male iſt eine Art Wunder nöthig, um das Leben zu retten, und die nüchterne Prüfung läßt ſich höchſtens einmal ein Wunder gefallen, das zweite Mal wird ihr auch das erſte verdächtig. In Paris treffen die Dolchſtiche auf ein Muttergottesbild und ſonſtige heilige Zeichen. Dadurch wird das Leben gerettet. Der Angegriffene iſt ein in mechaniſcher Handarbeit erfahrener und geſchickter Mann, der Verdacht bietet ſich, daß er wohl mit einem ſpitzen Inſtrumente geſchickt zu treffen und nicht tiefer zu treffen wiſſe, als rathſam ſei.

Die Pariſer Affaire wird im Stillen abgemacht, die Londoner, mit Feuergewehr verſucht, kommt vor Gericht. Der Prätendent hemmt aber ſelbſt die genauere gerichtliche Unterſuchung. Auffallend wäre es allerdings, daß der angeſchuldigte Rouſſel ſechs falſche Päſſe bei ſich behalten hätte, wenn er ſich des Attentats und der darauf drohenden nahen Verhaftung bewußt geweſen wäre. Es wären da ihrer fünf zu viel geweſen für einen Mann, der ſich nicht von vornherein verdächtig machen wollte. Das Wunder beſteht bei dieſem Attentat darin, daß die Schüſſe keine Kraft haben. Und doch werden ſie in unmittelbarſter Nähe abgefeuert, denn der Prätendent erzählt, unvorſichtig genug, daß der Mörder erſt an ihn angeſtoßen ſei. Wird ein wirklicher Mörder nur ein Paar Körnchen Pulver laden? Denn das Wunder beſteht darin, daß ein dicht vor dem Körper abgefeuerter Schuß auf der Bruſt des Geſchoſſenen nur einen ſchwarzen Fleck ſengt, und auf dem ſchwächer bekleideten Arm machtlos am Knochen abprallt! Ein Piſtol, bloß mit einem Pfropfen, aber ordentlich geladen, zerſtört mehr.

Die Beſchäftigung des Prätendenten mit Zerſtörungsmitteln deutet, wenn dies nöthig wäre, daß er mit der Kraft des Pulvers bekannt ſei. Es ſpricht nur für ihn, daß man Fußtapfen nach dem Felde, und die Piſtolen nicht gefunden habe. Aber der mit Verdachtszeugniſſen ſo wohl ausgerüſtete Reuſſel erweckt uns den Verdacht, daß er wohl bei dem unſchädlichen Attentate thätig geweſen, und die mit guter Kenntniß engliſchen Rechtsganges aufgegebene Anklage voraus beredet ſein könne. Dazu kommt, daß gerade Laprade, welcher im Hauſe, und gleich nach den Schüſſen dem Prätendenten zu Hilfe geeilt war, von dem Prätendenten abgefallen iſt.

Das Alles iſt allerdings von unſichrer Beweiſesform, aber alle Beweiſesformen des Prätendenten ſind eben ſo unſicher: wir können alſo einander ganz gerecht trotz der Attentate dahin abſchließen, daß dieſer Prätendent ſeine Anſprüche nicht nur ſehr mangelhaft begründet, ſondern ſich bis jetzt des Betruges ſelbſt verdächtig gemacht hat.

◆

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der belgiſche Graf.

Folgende Schriften von

Heinrich Laube

ſind in demſelben Verlage erſchienen:

Moderne Charakteriſtiken. 2 Theile. 8. 1835.

Reiſe-Novellen. 6 Theile. 1834—1837.

Das junge Europa. 5 Theile. Drei Abtheilungen: Die Poeten 2 Theile. Die Krieger 2 Theile. Die Bürger 1 Theil.

Liebesbriefe. 1836.

Die Schauſpielerin. 1836.

Das Glück. 1837.

Franzöſiſche Luſtſchlöſſer. 3 Theile. 1840.

Der
belgiſche Graf.

Von

Heinrich Laube.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Ich fürchte, er iſt toll! gnädiges Fräulein."

Mein Gott, warum das?

„Seht nur um Gotteswillen, in welche Lage er ſich begiebt, um Euch zu ſehn; mir ſchwindelt's vor den Augen, und doch iſt mir der Menſch vollkommen gleichgültig."

Entſetzlich, entſetzlich! Was ſollen wir thun? Gehen wir hinweg, ſo beſchleunigen wir am Ende ſeinen Fall.

„Da kommt der Kaſtellan! Er muß ihn kennen; er wird Rath wiſſen."

Dieſe Worte wurden geſprochen auf der Teraſſe eines Schloſſes, welches anmuthig und maleriſch zugleich an der Maas gelegen war, in der Provinz Namur. Die Maas drängt ſich dort zwiſchen zwei langen, dichtbewaldeten Bergrücken hervor, und gewinnt eine Thalebene. Nur auf ihrer rechten Seite begleitet ſie weiterhin die eine Bergwand, die andere dacht ſich ab, und an jener ziemlich ſteilen Abdachung war in teraſſenförmigen Abſätzen obiges Schloß erbaut, ſo daß es rückwärts in die Stromſchlucht, vorwärts in ein weites fruchtbares Thal blickte. Es gehörte dem Fürſten von Horn und Overick, einer Familie, die ihre Herkunft von den Grafen von Heriſtal, den Ahnherrn Karls des Großen ableitete, und ausgezeichnet war durch Vornehmheit und Stolz. Der regierende Fürſt des Hauſes Horn, welcher ſeines Bruders, des Grafen Anton halber ſeit einiger Zeit dies Schloß bewohnte, war an jenem Vormittage zur Jagd hinaufgeritten in den Wald, und Graf Anton war allein zurückgeblieben. Ein Fremder konnte nicht leicht entdecken, was es mit dieſem Grafen Anton für eine Bewandniß habe. Sein Bruder, der Fürſt, verkehrte äußerſt liebevoll mit ihm, ließ ihn aber allem Anſcheine nach nur ungern aus den Augen, und nur ungern mit Fremden in Berührung kommen. Das Schloß war auf drei teraſſenartigen Bergesabſätzen erbaut, und Graf Anton bewohnte den höchſten dieſer Schloßabſätze, welcher nur durch eine ſteinerne Treppe mit den beiden tieferen Schloßtheilen in Verbindung ſtand. Auf der Höhe dieſer

Treppe ſchloß ein eiſernes Gitter dieſe Verbindung, und dies Gitter war niemals offen. Es ſchien, als führe nur der Fürſt und der Kaſtellan einen Schlüſſel dazu. Den Grafen Anton ſah man nie herabkommen, und deſſen Dienerſchaft, welche allerdings überflüſſigen Raum in dieſem oberſten Schloßtheile hatte, mußte ſtets durch einen Klingelzug den Kaſtellan herzurufen, wenn Einer oder der Andere derſelben herabſteigen wollte. Dieſe Zurückgezogenheit des Grafen Anton war bei deſſen unzweifelhaft gutem Vernehmen mit dem regierenden Fürſten doppelt befremdlich, da Jedermann wußte, welch ein unternehmender, Jagd und Krieg liebender Herr der junge Graf früher geweſen ſei. Er hatte im Heere des Kaiſers gedient, und war als wilder Reitersmann allgemein bekannt geweſen. Zudem mochte er etwa zweiundzwanzig Jahr alt ſein, er war hoch und kräftig gewachſen, er war bildſchön, und hatte alſo alle Berechtigung auf Lebensgenuß. Nur ſeine Geſichtsfarbe war auffallend bleich.

Der Herr und die Dame, welche ihn jetzt am Rande der mit Steinflieſen belegten Teraſſe erblickten, waren Fremde. Ein raſch hereinbrechendes Wetter hatte ſie mit ihrem Gefolge in das Schloß genöthigt. Der Kaſtellan hatte ſie gaſtfrei aufgenommen, und als die Kraft gewinnende Mittagsſonne das Wetter zerſtreut hatte, wollten ſie eben wieder aufbrechen gen Frankreich, wohin ihre Reiſe gerichtet war. Sie waren im Schloßtheile der mittleren Teraſſe beherbergt worden, und waren jetzt nur vom Sonnenſchein gelockt für einen Augenblick auf die Teraſſe herausgetreten, um die Ausſicht in das Maasthal zu genießen, über welches herab der fliehende Regen hinſprühte, golden gefärbt, und in einen Regenbogen geſammelt durch die hinein ſcheinende Sonne. Bereits wieder zum Eintritt in die Schloßhalle ſich wendend, erblickte die Dame den Grafen Anton über ſich am Abhange der ſteilen Teraſſe. Vielleicht hätte ſie ihn erblickt auch ohne ſeinen Anruf, denn es ſah auffallend und gefährlich genug aus, wie der ſchwarzgekleidete, hochgewachſene Mann dicht an den Rand der Teraſſe trat, und mit der Hand zu ihr hinabwinkte. Die Höhe der ſenkrechten Erdmauer betrug wenigſtens zwei Stockwerk, und wer herabgefallen wäre auf die Steinplatten, der hätte wohl den Tod finden können. Es war alſo natürlich, daß die Fremde wie gebannt ſtehn blieb, als ſie den Grafen über das Geländer ſteigen und bis dicht an den Abgrund treten ſah. Er rief ihr zu, ſie möge bleiben, und möge die Roſſe, welche er im unterſten Schloſſe vorführen ſehe, wieder abzäumen laſſen. Er habe ſein Lebtag keine ſolche Schönheit geſehn, und werde um keinen Preis den glücklichen Zufall, welcher ſie hergeführt, ſo flüchtig entweichen laſſen. Es wurden dieſe Worte mit heitrer Zierlichkeit und ſo eigenthümlicher Beſtimmtheit geſprochen, daß ſie wohl auch in jeder andern Lage beachtet worden wären. Und die Veranlaſſung dazu war gerecht genug: die fremde Dame, welche Hut und Schleier und Uebertuch in der Halle zurückgelaſſen, war von überraſchender Schönheit. Volles Lockenhaar lichtbrauner Farbe fiel einfach geſcheitelt um ein jugendlich friſches Antlitz auf die Schultern, welche bis an die Oberachſel frei, und von breiten Spitzen wie ſchalkhaft in ihrer kräftigen Friſche und Weiße gehoben waren. Starke Augenbraunen, ein kleiner Mund mit ſtarken Lippen, lebendige dunkelblaue Augen, ein volles Kinn, welches in ſtrotzender Fleiſchesfülle in Hals und Bruſt überging, und ein Halsband von großen weißen Perlen, welches kaum Platz zu finden ſchien, gaben ihr etwas Keckes und Unternehmendes. Und als dieſer ihr eigne Ausdruck von der Angſt befangen wurde, den jungen Mann in ſo gefährlicher Stellung zu ſehn, da gewann dies in koſtbares Gewand nach damaliger Mode weit eingehüllte Frauenbild einen gar anziehenden Ausdruck. Sie ſchwieg zu des Grafen Anrede, aber ſah unverwandt zu ihm hinauf, der von der Sonne beſchienen mit glühenden ſchwarzen Augen wie ein königlicher Raubvogel über ihr ſcheinbar in freier Luft verharrte. Wirklich lehnte er ſich auch dergeſtalt mit dem Oberkörper über, daß der Anblick von Minute zu Minute gefährlicher wurde.

Unter ſolchen Umſtänden fand das obige Geſpräch ſtatt, und als die Fremde ſich nach dem herbeieilenden Kaſtellan umwendete, nahm der Graf dies für ein Zeichen des Mißwollens, und trat, als ob er eine Treppe hinabſchritte, auf deren regelmäßige Stufen man den Blick nicht zu werfen brauche, mit dem rechten Fuße auf einen ſchmalen letzten Sims, der eine Stufenhöhe tiefer unter dem Rande der Teraſſe angebracht, und deſſen Geſtein von Luft und Regen verwittert, ja ſtellenweiſe ſchon ausgebröckelt war. Es hatte das entſetzliche Anſehn, als ob er nur eben geradhinab ſchreiten wolle. — Wenn Ihr geht, fremde Schöne, rief er dazu, ſo folge ich Euch auf dieſem geradeſten Wege!

Die Fremde hob wie abwehrend beide Hände in die Höhe, und in der alſo entſtehenden Pauſe gewann der Kaſtellan Zeit herbeizukommen, und hinaufzurufen: Gnädigſter Herr Graf, die edle Dame tritt nur in die Halle, um ein Mahl einzunehmen, und wenn Ihr daran Theil zu nehmen wünſcht, ſo wird ſie dem erlauchten Bruder des Schloßherrn ihre Geſellſchaft ſchwerlich verſagen, und ich eile dann mit Erlaubniß derſelben, Euch den regelmäßigen Weg herabzugeleiten.

„Du lügſt, Kaſtellan,“ rief er, in ſeiner gefährlichen Stellung dergeſtalt verharrend, daß von ſeinem feſt auftretenden rechten Fuße bereits feines Geröll des zerfreſſenen Simſes herabrieſelte zu den gepeinigten drei Perſonen. — „Schwöre mir, daß Du nicht lügeſt!“

Ich ſchwöre es, gnädigſter Herr Graf! „Und die Dame möge mir durch ein gnädig Wort verſichern, daß ſie mich erwarten wolle!“

Die Dame ſchwieg, und ſah vor ſich nieder auf die Steinplatten. Sie ſchien erſchreckt und beleidigt zu ſein durch die Zudringlichkeit.

Sagt Ja, flüſterte ihr Begleiter, der Sims bricht unter ſeinem Fuße, und er verſtümmelt oder tödtet ſich im Fall von dieſer Höhe!

Sagt Ja, flüſterte der Kaſtellan, es iſt ihm fürchterlicher Ernſt!

Iſt er von Sinnen? fragte die Dame.

O nein! erwiderte der Kaſtellan, er iſt nur von ſo heftiger herriſcher Art. Eine plötzlich erwachte Leidenſchaft verblendet ihn über Alles, und Widerſpruch reizt ihn zum Unglaublichen.

„Ich erwarte Euch!“ rief hierauf die Dame entſchloſſen, und winkte ihm mit der Hand. — Sie ſchritt in die Halle zurück, und der raſch wechſelnde Ausdruck ihres ſonſt ſo gleichmäßig kecken und zuverſichtlichen Angeſichtes verrieth, daß ein ungewöhnlicher Kampf in ihrem Innern ausgebrochen ſei. Wer möchte bezweifeln, daß ſie geſchmeichelt war von der ſo plötzlich erregten und der ſo verwegen angekündigten Neigung des ſchönen Grafen! Was unſern Werth verkündigt, das hören wir ſcharfhörig aus dem wirrſten Getümmel heraus! Aber ſie war noch zu jung, noch zu unerfahren in den oft unbeſiegbaren Hinderniſſen einer Neigung, daß ſie über die drohende Zudringlichkeit des Grafen nicht ſtolze Entrüſtung empfunden hätte. Iſt es mehr als eine freche Aufwallung, flüſterte eine Stimme in ihr, ſo wird er Dich zu finden wiſſen! Und daß Du nach Frankreich gehöreſt, wird nicht zweifelhaft bleiben! Iſt ihm Frankreich für die Mühe der Durchforſchung zu groß, ſo iſt auch mein Stolz zu groß für eine flüchtige Neigung!

Sie forderte alſo ihren Begleiter auf, unverweilt mit ihr abzureiſen, und ließ ſich auf keine weitere Unterhandlung ein mit dem beſtürzten Kaſtellan, ſondern ſchritt ohne weiteres die Treppe nach dem unterſten Schloßtheile hinab, ließ ſich den leichten Reiſemantel überwerfen, ließ ſich auf ihr Roß heben, und ſprengte zum Schloßthore hinaus, die Richtung gegen Süden einſchlagend.

Der ihr zu- und nachſehende Kaſtellan war nicht ſowohl über ihre jähe, ſein Verſprechen zerſtörende Abreiſe beſtürzt, als über die gefährliche Stellung, welche ihn nun dem jungen Grafen gegenüber erwartete. Dieſer war ihm vom Fürſten auf die Seele gebunden nicht nur inſofern, daß er nicht entweichen, ſondern auch, daß ihm nicht das geringſte Widerwärtige begegnen ſollte. Letzteres war nun offenbar vorhanden, und bei Graf Anton's jäher Gemüthsart ſtand das Aergſte zu erwarten, ſobald dieſer, der ſchon am Treppengitter harrte, die treuloſe Abreiſe der Fremden erführe. — In großer Noth ſchritt der Kaſtellan die Treppe hinauf, und verſuchte Mittheilung und Unterhaltung einzuleiten, bevor er das Gitter öffnete. Aber Graf Anton verhinderte dies dadurch, daß er in einem Athem und mit immer ſteigender heftiger Haſt die Oeffnung des Gitters verlangte. Um nur einen ſo nahe drohenden Ausbruch zu beſchwichtigen ſchloß der Kaſtellan auf. Die Thür des Gitters öffnete ſich nach ihm zu, und ehe er ſie weit genug aufmachen und auf die Seite treten konnte, hatte der heftig zudringende Anton ihn mit der Thür niedergeworfen, und war die Treppe hinabgeſprungen.

Der Kaſtellan folgte ihm ſo raſch als er konnte, denn er war bejahrt und nicht mehr rüſtig. Spät erſt fand er den im Schloſſe umherſuchenden Grafen, der bereits die Wahrheit argwohnte und ergrimmt den Degen zog. Kaum hatte der Kaſtellan Zeit ihm vorzuſtammeln, wie es zugegangen ſei, daß ſein Schwur eine Täuſchung geworden.

Binnen fünf Minuten iſt das raſcheſte Pferd geſattelt für mich, oder Du biſt des Todes! war Graf Antons Endſcheid auf alle Einrede, und der alte Kaſtellan wußte nur zu gut, daß wie der Blitz dem Donner die That dem Worte unausbleiblich folgen werde, wenn die Willfahrung ausbliebe. Was war zu thun? Sein Herr, der Fürſt werde allerdings außer ſich ſein, wenn der ſo ſorgfältig behütete Bruder hinausgelaſſen ſei in die Welt. Das war aber, da Graf Anton einmal außerhalb ſeines Gitters und einmal in aufgeregtem Zuſtande, doch nicht mehr zu verhindern. Nur das Leben des Kaſtellans war außerdem verloren, ein Mord werde auf die Seele des jungen Herrn geladen, und dieſer gerathe allein und ohne ſchützende Begleitung in die gefürchtete Welt hinaus. Der Kaſtellan entſchloß ſich alſo, zu willfahren und den Grafen ſelbſt zu begleiten. Mit ihm alſo, denn Anton verließ ihn keinen Augenblick mehr, beſtellte er im unterſten Hofe zwei Pferde, und hatte keine andere Hoffnung mehr, als daß der Fürſt unerwartet früh von der Jagd zurückkehren, und die Schlichtung der Sache ſelbſt übernehmen könne. Aber auch dies hoffte der treue Diener nur eine Minute, und als man wirklich von den Waldbergen herab die Jagdhörner vernahm, griff er haſtig neben dem Grafen ſelbſt mit zu, die Pferde fertig zu machen. Er fürchtete mit Recht, daß bei rechtzeitiger Ankunft des Fürſten der Streit zwiſchen dieſem und dem Bruder entbrennen und zu einer die Familie Horn in ihren edelſten Theilen bedrohenden Kataſtrophe führen könne. Es war ihm entſetzlich, daß die Jagdhörner näher und näher kamen, und er trieb ſelbſt dazu, ſich auf die erſt mangelhaft geſattelten Pferde zu werfen.

Wohinaus iſt ſie? fragte Anton, als ſie auf die Landſtraße kamen, welche ſich in zwei Arme, rechts nach Brüſſel, links nach Maubeuge, trennte.

Ich glaube nach Brüſſel!

Der Graf hatte ſein Pferd angehalten und ſah aufmerkſam auf den ſandigen Weg, welcher kurz vorher vom Regen übergoſſen worden war. „Du lügſt wieder," ſprach er darauf, langſam einige Schritte hinreitend, „die friſchen Hufesſpuren führen hierhin, alle hierhin! Nach Frankreich ſind ſie! Vorwärts!"

Und in ſauſendem Roſſeslaufe flog er dahin. Der alte Kaſtellan folgte ihm auf dem Fuße, nichts vor Augen habend, als daß die Brüder jetzt nicht zuſammen treffen dürften. Auf dieſem Wege nämlich konnte es eine Viertelſtunde weit noch geſchehen, die Jagdhörner drangen bergabwärts kommend immer näher an die Straße, und zum Theil um dies zu vermeiden, hatte er vorhin ohne Weiteres die Straße nach Brüſſel vorgeſchlagen.

Ein Zufall aber ſchien eine ganz andere Auflöſung herbeiführen zu wollen; dicht an der Biegung, wo ſich die Straße vom Walde entfernte, machte das Pferd Antons über eine kleine Erhöhung des Weges hinauf, geſpornt von ſeinem Reiter, eine heftige Anſtrengung zu erhöhter Schnelligkeit, und zeigte ſich plötzlich wie im Handumkehren ſeines Reiters ledig. Der mangelhaft umgegürtete Sattel war von dem Ruck aus ſeiner Lage gewichen und Graf Anton, deſſen nicht gewärtig und nicht durch erhöhte Schluſſeskraft dagegen wirkend, hatte ſeinen Sitz verloren, und war an die Erde geflogen. Das flüchtige Roß wendete ſich ſogleich in großem Bogen wieder heimwärts nach dem Schloſſe, und der Kaſtellan, welcher ſein Pferd parirte, ſchöpfte mitten in all' der augenblicklichen Furcht, der Graf könne verletzt ſein, doch eben ſo augenblicklich neue Hoffnung, und war einen Moment Willens, auch ſein Pferd laufen zu laſſen, um ſolchergeſtalt die raſche Verfolgung der Fremden unmöglich zu machen, und durch dieſe Unmöglichkeit den Grafen auf andere Gedanken zu bringen.

Dieſer aber, in welchem der einmal gefaßte energiſche Wille alles Andere hintan ſetzte, erhob ſich raſch vom Boden, und befahl, obwohl am Kopfe blutend, dem Kaſtellan ohne Zögern, abzuſteigen, und zu Fuß nach Maubeuge zu folgen. „Dort in der Herberge zum wilden Manne," ſetzte der Graf hinzu, indem er ſich aufſchwang, „wirſt Du Nachrichten von mir finden, Nachrichten, wohin Du Baarſchaft und Papiere, welche auf meinem Zimmer liegen zu ſenden habeſt. Du wirſt dies ohne Wiſſen meines Bruders thun. Geſchieht es genau ſo wie ich Dir's hier aufgebe, ſo erwirbſt Du Dir meinen Dank und meine ſpätere Fürſorge, Dich in den Augen des Fürſten zu rechtfertigen. Geſchieht es nicht, und handelſt Du im Mindeſten gegen mein Entkommen, ſo biſt Du nicht nur unſerm Hauſe verantwortlich für alles wahrſcheinlich daraus entſtehende Unglück, ſondern wirſt auch unfehlbar von mir ſelbſt an Leib und Leben geſtraft. Lebe wohl!"

Nach dieſen Worten jagte er weiter, und es gelang ihm in der That, gegen Abend in der Gegend von Philippeville den Fremden ſo weit nahe zu kommen, daß ihm ein Bauer ſagen konnte, eine Reiſegeſellſchaft wie er ſie beſchreibe ſei vor einer Viertelſtunde des Weges daher geritten. Mit erneuter Haſt jagte er alſo weiter, in den Wald hinein, der vor ihm lag, und in welchem er ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach einholen mußte, da ſie der einbrechenden Dunkelheit halber langſam reiten würden. In dieſem Walde aber, wo der Tagesſchimmer früher erloſch, wurde ſeine Aufgabe plötzlich ſehr ſchwer; es theilte ſich dort die Hauptſtraße nach Frankreich. Links führte ſie über Marienbourg, Couvin, nach Rocroy, rechts über Philippeville und Beaumont nach Maubeuge. Letztere war die größere, aber längere, und jene auf Rocroy zu war die weniger gangbare aber kürzere. Als er an den Kreuzweg kam, ritt er eine Strecke rechts hin, um über die nächſte Biegung des Wegs hinausſehen zu können, ſo weit es die Dunkelheit geſtattete. Er entdeckte nichts, kehrte um, und verſuchte daſſelbe auf dem linken Wege. Auch hier entdeckte er nichts, und es ward immer dunkler. An den Scheidepunkt zurückkehrend, wollte er, was er in der erſten Haſt vernachläſſigt, an den Hufesſpuren ſich unterrichten, und ſtieg zu dem Ende vom Pferde. Aber theils war der Boden hier harter Kies, dem der Huf ſich nicht ſtark genug eindrückt, theils wurde es zu dunkel, theils waren auf der beſuchten Heerſtraße rechtshin wie linkshin gleich viel und gleich friſche Spuren zu entdecken. Umſonſt verſuchte er nun, durch aufmerkſames Horchen die Richtung eines zahlreichen Reiſezugs zu erfahren, der wirklich gar nicht weit von ihm entfernt war, von dem er ſich aber, wenn er hier den falſchen Weg einſchlug, unnahbar entfernte. Er vernahm nichts; rechts und links war Anfangs Todtenſtille des Waldes, dann ſtörendes eintöniges Geräuſch eines Holzbauers, der bei einbrechender Nacht einen Baum ſtehlen mochte. Er mußte ſich alſo auf gut Glück entſcheiden, und er entſchied ſich für die Straße rechter Hand, vermuthend, die Fremden würden in dem nahen Philippeville übernachten. — Die Thore der Feſtung Philippeville waren indeſſen bereits geſchloſſen, als er ankam, die Wachen waren gewechſelt, er konnte weder hinein, noch konnte er etwas über ſeine Reiſenden erfahren; was er bisher nirgends vermocht hatte, das mußte er hier; ſich in Geduld faſſen, und einer großen, den Einzelnen rieſig anſehenden Unvermeidlichkeit gegenüber bringt auch der heftigſte Menſch die Geduld zu Wege.

Man ſagt ſonſt, und wohl meiſt mit gutem Rechte, das Glück laſſe ſich erobern durch raſche Verwegenheit, durch zweifelloſe Zuverſicht deſſen, der es erobern wolle, denn das Glück ſei unſers eignen Herzens Kern, nicht aber etwas Fremdes und Zufälliges. Graf Anton's Schickſal beſtätigte dies zunächſt nicht; der rechte Weg, den er eingeſchlagen, war nicht der richtige, ſein Stern zog auf dem linken nach Frankreich hinein, und es war nun keine Ausſicht vorhanden, daß ſie ſich je wieder begegnen würden. Die eilige Einkehr auf dem Schloſſe durch Unwetter veranlaßt, der kurze, geſtörte Aufenthalt, die eilige Abreiſe, durch Liebes-Unwetter herbeigeführt, hatten der Fremden und ihrem Begleiter nicht Zeit und Gelegenheit verſchafft, ſich nach dem Namen des Schloſſes und Beſitzers zu erkundigen. So fehlte es alſo beiderſeitig an Merkmalen für ein abſichtliches Wiederauffinden. Und doch erfuhr Jeanne — mit dieſem Vornamen redete ſie zuweilen ihr Begleiter an — von Tagereiſe zu Tagereiſe, daß jene widerwärtige Heftigkeit und Zudringlichkeit des jungen Mannes immer blaſſer wurde in ihrem Herzen neben den feurigen Augen und der prächtigen Geſtalt deſſelben. Konnte es nicht wirklich eine wunderbar erwachte, wunderbar heftige Neigung ſein, die ihn trieb zu ſo greller Aeußerung? Mein Gott, ſolche Neigungen, ſagte ſie mit einem ihr eigenthümlichen Anfluge von Humor, ſolche Neigungen werden alle Tage ſeltener, und Du haſt Dich recht kindiſch und wie ein Püppchen aus der Provinz betragen, und ſiehſt nun am Ende Deinen ächten, Dir vom Schickſal zubeſtimmten Ritter nimmer wieder, und all' die romantiſchen Hoffnungen der Seele ſchrumpfen zuſammen in den Armen eines wohlerzogenen Edelmanns, der Dir nicht mißfällt, und an dem der Vater nichts auszuſetzen hat.

Ihr Begleiter, Namens Renard, erwähnte gegen Erwarten des flüchtigen Abenteuers auf dem belgiſchen Schloſſe plötzlich noch einmal, als ſie ſchon den Montmartre vor ſich ſahen, alſo nahe bei Paris, dem Ziel ihrer Reiſe, waren. Er ſchien einen tiefen innern Abſcheu vor dem jungen Grafen zu empfinden, wie man an Thieren bemerkt, daß ſie in Zittern und Wuth gerathen, wenn ihre Todfeinde, ob auch unſichtbar und mit den bekannten Sinnen nicht wahrnehmbar, in ihrer Nähe ſind. Er nannte den jungen Mann ein wildes Thier, das man in eiſernem Käfige ſtreng bergen müſſe, und Fräulein Jeanne mußte ihm ähnliche Bezeichnungen eines unbegründeten Abſcheu's verweiſen. Dergleichen ſchien übrigens ſeiner gewöhnlichen Aeußerungsweiſe ganz fern zu liegen: er gehörte vielmehr zu jenen vorſichtig und geheimnißvoll auftretenden Weſen, welche damals, in den erſten Jahren der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, in Paris erſchienen und welche an die Stelle der klaſſiſchen Pracht unter dem endlich verſtorbenen Louis XIV. den romantiſchen Reiz einer myſteriöſen Glückswelt zu ſetzen wußten. Der bekannte Law, mit welchem unſre Reiſende in naher Verbindung waren, ſtand an der Spitze dieſer neuen Welt. Dieſer Welt wurde von einem kleinen Theile des ſtolzeſten Adels nachgeſagt, ſie beſtehe entweder aus Juden und Zigeunern, oder aus Teufelsgeſpenſtern. Von manchem ſtrengen Seigneur aber wurde ſie als Nachkommenſchaft einer verſchollenen und in alle Länder verſtreuten arabiſchen Grandezza bezeichnet und reſpektirt.

Es war Abend geworden, ehe unſre Reiſende langſam reitend bis in das Innere der Stadt gekommen waren. Sie lenkten in die Straße Quincampoix, und nach einem Hauſe, welches nach der Straße nur eine unbedeutende niedrige Front mit einem großen Thorwege zeigte. So waren alle größeren Hotels im damaligen Paris beſchaffen, unſcheinbar nach außen, und nur nach innen Hof, Pallaſt, Garten, feudalherrliche, eigenmächtige Welt darſtellend. Indeſſen loderten doch vor dieſem Hotel große Pechpfannen und zeichneten es aus unter den Umgebungen. Die Thorflügel waren offen, und Wagen wie Portechaiſen drängten ſich ein und aus. Jenſeits des Hofes glänzte das eigentliche Wohnhaus der Herrſchaft in voller innerer Beleuchtung, Pechpfannen und Fackeln erhellten flackernd den Hof, in Ponceauroth und Gold gekleidete Diener liefen zahlreich hin und her, und einer derſelben eilte haſtig nach dem Wohnhauſe hinauf, als er der Reiſenden anſichtig wurde. Andere Diener ſprangen herzu, um Fräulein Jeanne ſich dienſtreich zu erweiſen.

Ah, ſagte Renard halblaut zu dieſer, es iſt noch Alles in gutem Gange bei Herrn Law!

Aber warum ſollte es nicht, Renard? Du biſt ein wunderlicher Hypochonder: die verwegenſten Pläne ſtets im Kopfe führend und doch im Herzen ohne das natürlichſte Vertrauen auf einen Hausſtand, auf eine wohlbegründete, bürgerliche Exiſtenz.

Wohlbegründet! Was iſt wohlbegründet in der Welt? Was iſt gar wohlbegründet in dieſem Frankreich ſeit dem Tode des großen Ludwig?!

Ich glaube gar, Du bedauerſt den Untergang der ſteifen, ſtrengen Ludwigswelt?

Daß ich verblendet wäre! Gehaßt habe ich ſie ſtets! Sie verſchloß alle Speculation, aber je weiter ein Kaufmann ſeine Speculationen ausdehnt, deſto ſorgfältiger, deſto furchtſamer ſieht er ſich die Welt an, mit welcher er's zu thun hat. Was iſt ächt, was iſt feſt? Wer weiß es! Wenn der Herr Regent morgen ſtirbt, kriegt die Welt andere Augen, der Verkehr andre Geſetze, und das plumpe Gold wird vielleicht wieder Gold!

Aber der Regent iſt kerngeſund und guter Dinge!

Kann ſein! Wer weiß das?! Der Menſch ſtirbt hundertmal, denn hundertmal ändert er ſeine

Gedanken — da kommt die Frau Mutter! Die Frau Mutter iſt immer zärtlich.

Eine ſtarke Frau in großem Putz kam wirklich in Haſt aus dem Hauſe und die Haustreppe herab, welche Jeanne und Renard eben hinaufſtiegen. Unter lebhaften Ausrufungen, die mehr von gutem Herzen als von gutem Tone eingegeben waren, begrüßte und umarmte ſie ihre Tochter dergeſtalt, daß ſie ſich an deren ſtaubigen Reiſekleidern den prächtigen Anzug beſchmutzte und zerdrückte. Beim eiligen Hinausziehen der Tochter nach der Hausthür trat ſie ſich ſogar auf das Atlaskleid, und riß ein fröhliches Loch in die Spitzengarnirung von großem Werthe. Gleichzeitig kamen von der andern Seite der Freitreppe zwei Gäſte des Hauſes vor der Hausthür an, und wurden Zeugen dieſer Scene, die ſie in verſchiedenem Sinne zu erfreuen ſchien. Sie hatten beide ein leichtſinnig Anſehen, ſchon dadurch, daß ſie ſich Freiheiten in der Haartracht erlaubten, die damals noch nicht gewöhnlich waren. Die Perücken aus Ludwigs XIV. Zeit waren noch in einer Kriſis begriffen, und ſchwankten zwiſchen Sein und Nichtſein. Die beiden Kavaliere aber zeigten ſich in dreiſten Schneckenköpfen, der eine im blonden Krauskopfe, der andere in glattem ſchwarzen Haare. Für den Kenner wäre dies und ihr Hinblick auf die mütterliche Zärtlichkeit wohl ein Zeichen geweſen, daß ſie dieſem Hauſe keinen ſtrengen Stil zutrauten, oder es keines ſtrengen Stils würdigten. Beſonders der Schwarzkopf ſchien die Zärtlichkeit vor der Hausthür frech zu beſpötteln. Er richtete auch ſeine Begrüßung zunächſt an die Mutter, welche ihn indeſſen gedankenlos kurz abfertigte. Der blonde Krauskopf dagegen wendete ſich an Jeanne, und es ſchien, als ob er genau mit ihr bekannt und ihr lebhaft zugethan ſei. Er hieß Chevalier von Milhe, und war ſeinem Begleiter, dem Marquis von Broglio, an Rang und Anſehen bei Weitem untergeordnet. Beider Familien ſtammten indeſſen aus Italien, und vielleicht waren ſie dadurch einander näher gekommen, vielleicht war auch die Kameradſchaft nur ein Ergebniß damaligen Stils: durch den Sinn des Regenten und aus Ueberdruß an der ſo lang herrſchend geweſenen Etikette des Standesunterſchiedes waren in den erſten Jahren der Regentſchaft luſtig alle Standesunterſchiede durcheinander genirrt worden. Es fiel gar nicht mehr auf, daß der Marquis von Broglio Arm in Arm mit einem kleinen Edelmanne in's Haus eines bürgerlichen Parvenü's ging.

Dieſer Parvenü war freilich der abſonderlichſte, den Frankreich, vielleicht Europa damals beſaß. Broglio und Mühe, welche die Damen bis zu deren Zimmern begleitet und ſich dann von ihnen verabſchiedet hatten, fanden dieſen Emporkömmling in den glänzend ſtaffirten Geſellſchaftsräumen; er war umgeben von Herrn und Damen aller Stände, bewundert von aller Welt. Man drängte ſich um ihn, man erzählte ſich feurig, was er geäußert, kurz man betrug ſich, als ob die Welt der Prinzen und Herren und Bürger total umgekehrt worden ſei. In der That war eine Reaction eingetreten: wie man ſich vor Kurzem noch nur dem gefeiertſten Fürſten Europas gegenüber benommen hatte, ſo benahm man ſich jetzt einem Emporkömmlinge gegenüber. Und Prinzen wie Prinzeſſinnen ſtanden an der Spitze dieſer Reaction, nicht eines Prinzips wegen, deſſen ſie ſich bewußt geweſen wären, denn ſie waren im Grunde noch ganz dem Prinzip der herkömmlichen Etikette angehörig, nein, einer Mode wegen, die vielleicht auf tiefer hiſtoriſcher Nothwendigkeit beruhte, die aber zunächſt nur von dem Regenten ausging, und von dem natürlichen Bedürfniſſe geiſtreicher Menſchen unterſtützt wurde, von dem Bedürfniſſe, die Welt einmal aus anderem Standpunkte zu betrachten. Der Herzog von Orleans, damaliger Regent von Frankreich, war ein genialer Mann, und ſeiner eigenen Beſchaffenheit gemäß ließ er auch mancherlei geniale Beſtrebung gewahren. Sein Weſen war überſattigt von der ringsum geſchloſſenen Form, welche bis daher in Frankreich geherrſcht hatte, und er öffnete aller Spekulation die Thür. Deshalb kann man ſagen, die Revolution habe in Frankreich begonnen von dem Augenblicke an, da Ludwig XIV. die Augen ſchloß. Gleich das Teſtament deſſelben, welches die Regentſchaft des Herzogs von Orleans behindern ſollte, ward umgeſtoßen, und als nächſter Schritt gründlicher Umänderung folgte die Einſetzung von Conſeils, welche die Miniſterien in die Rolle bloß folgſam ausführender Behörden zurückdrängten, und welche einen Uebergang bilden konnten zu gemiſchter und mehrfach kontrollirter Regierungsform. Dazu traten die ſogleich ausbrechenden Kämpfe mit der römiſchen Staatskirche, welcher nicht mehr die antinationale Einmiſchung und Herrſchaft geſtattet wurde, und dieſen beiden wichtigen Aenderungen folgte die eben ſo wichtige und in ihren nächſten Folgen am Auffallendſten wirkende Reform des Finanzweſens, welches der verwegenſten Spekulation preisgegeben wurde.

Der Held dieſer Spekulation, der Held aller praktiſchen Genialität war dieſer Emporkömmling Namens Law, deſſen Haus täglich angefüllt war mit vornehmen und mächtigen Leuten. Es war ein großer ſchöner Mann mit ausdrucksvollem Geſicht. Man wollte bemerken, daß dieſer Ausdruck zuweilen entſtellt werde, bald durch ein unverkennbares Lauern, bald durch eine gewiſſe Brutalität. Beides erſcheine jedoch nur zuweilen, und da die meiſten Frauen erklärten, er ſei ſchön und intereſſant, ſo ward jene Bemerkung von keinem weitern Gewicht. Ueber dem linken Auge hatte er eine Narbe, und bei näherem Zuſehen ſchien es, als ob der Blick dieſes Auges matter ſei, als der des rechten, welches in ſeiner Größe und Schwarzbläue eine durchbohrende Gewalt hatte. Dieſer Fehl ſollte von einer Mißhandlung herrühren, welche ihm in Italien widerfahren ſei. Ueberhaupt war man über ſeine Herkunft und ſeine Lebensſchickſale im Streit, und dadurch wurde das Intereſſe an ihm nur erhöht. Unter demjenigen Theile des vornehmen Adels, welcher ſtreng am Stile des verſtorbenen

Königs hielt, hatte er entſchloſſene Feinde. Sie erzählten ſpöttiſch, er ſei der lüderliche Sohn eines Goldſchmiedes in Edinburg, der das kleine Vermögen ſeines Vaters gemein durchgebracht, und dann von Spiel- und Schurkereien gelebt habe. Damals ſchon habe er dem Schottiſchen Parlamente ſein nichtswürdiges Syſtem des Papiergeldes vorgeſchlagen, ſei aber trotz augenblicklicher Geldverlegenheit des Parlamentes abgewieſen worden mit dem Bemerken, eine Anſtalt, die den Kredit gewaltſam auf Erdichtungen gründen wollte, ſei unmoraliſch, geſetzwidrig, und für den Staat gefährlich. Darauf habe er durch einen Sekretair des Marſchalls Turenne an den Controlleur-General Pelletier ſchreiben laſſen: er wiſſe ein Mittel, den König zu bereichern, und ihn vor jeder Empörung der Unterthanen ſicher zu ſtellen. Aber unter dem großen Könige ſei ſolche betrügeriſche Charlatanerie mit Unwillen abgewieſen worden, und es ſei dem leichtſinnigen Regenten vorbehalten geweſen, dergleichen Schwindelei in Anſehen zu bringen! Noch mehr: die Frauensperſon, welche er in Paris als ſeine Frau vorſtelle, und welche ſich durch ſchlechte Manieren zum Ergötzen der Roué's auszeichne, ſei eine gewöhnliche Dirne, die er einem Engländer entführt habe. Und in ſolcher Geſellſchaft — ſetzte ein eisgrauer Herzog hinzu, welcher dies Alles dem Marquis von Broglio und dem Chevalier von Milhe vorgehalten hatte — findet man heutigen Tages die franzöſiſche Nobleſſe!

„Seit wann zahlen Sie ſich nicht mehr zu dieſer Nobleſſe?“ fragte lachelnd Broglio, indem er auf die Gruppe von Herrn und Damen blickte, die zwei Schritte von ihm Law umgab.

„Ich zähle mich nicht dazu — erwiderte mit lauter Stimme der alte Herzog — wenn ich thörichter Neugier halber meinen Fuß über dieſe Schwelle geſetzt habe.“

Law, der dieſe Worte gehört haben konnte, richtete ſeine Augen auf den Herzog von Havré, welcher ſie geſprochen, und es entſtand eine allgemeine Stille. Man machte ſich auf eine Scene gefaßt, beſonders da Law langſamen Schrittes auf den Herzog zuſchritt. Während aber dies geſchah, und noch ehe ſich eine Unterredung entſpinnen konnte, welche den unterhaltungsluſtigen Franzoſen ein pikantes Vergnügen zu werden verſprach, da Law als ſehr klug und ſcharf ſprechend, der Herzog von Havré als ein geiſtvoller Vertreter des ſtolzen Adelthums bekannt war — öffneten ſich die Flügelthüren, und eine neue Erſcheinung nahm alle Aufmerkſamkeit, auch Law's ſelber in Anſpruch. Dieſe Aufmerkſamkeit galt nicht bloß dem höchſt auffallenden Aeußern des Eintretenden, ſondern der Bedeutung dieſes Mannes, und der Bedeutung, welchen ſein Eintritt bei Law in dieſem Augenblicke hatte. Ganz Paris wußte, daß der eintretende, furchtbar ausſehende Mann keinen müſſigen Beſuch machte, und daß alſo ſeine jetzige Erſcheinung wahrſcheinlich einen Entſcheid bringe über eine wichtige Stellung im Staate, welche für Law erwartet, und von der ganzen alten Partei auf Tod und Leben bekämpft wurde.

Ehe alſo der magre, in ſchwarze Farben gekleidete Mann, deſſen abſchreckend häßliches, dunkelfarbiges Geſicht von buſchigen ſchwarzen Augenbrauen und kohlſchwarzer Perücke furchtbar beſchattet wurde, näher bezeichnet werden kann, muß über die politiſche Stellung Law's einiges Nähere mitgetheilt werden. Ob der Urſprung und die frühere Geſchichte dieſes Mannes ſo geweſen ſei, wie der Herzog von Havre geäußert hatte, mag auf ſich beruhen. Eben ſo der weitere Verlauf Law'ſcher Lebensgeſchichte, von der ſeine Feinde ausſagten, ſie habe in Italien unter lauter unwürdigen Verhältniſſen weiter geſpielt. Er ſei aus Venedig und Genua gejagt worden, weil er den jungen Kavalieren durch wunderliche und gewiß betrügeriſche Zahlen-Kombination das Geld abgewonnen habe. Im übrigen Italien ſei er darauf umhergeſchweift und habe ſich durch abenteuerliche Wetten und andre raffinirte Schelmereien ernährt. Endlich ſei er auch nach Turin gekommen, und habe dem Herzog von Savoyen ſein berüchtigtes Finanzſyſtem vorgelegt. Der Herzog aber habe ſogleich daraus erſehen, daß es ſich darin am Ende nur darum handle, nach und nach alles Geld aus dem Lande zu ziehen, und habe ihn geradezu gefragt: wie denn die Unterthanen, wenn ſie alles baaren Geldes beraubt wären, noch ferner welches liefern ſollten in Steuern und Abgaben? Und ob denn ein Fürſt andern Reichthum auf die Dauer haben könne, als den Reichthum ſeiner Unterthanen? Dieſe Frage habe den frechen Menſchen außer Faſſung gebracht, und er habe das Land des Herzogs eiligſt verlaſſen.

Dieſe Vorgeſchichte wurde von Law's Freunden beſtritten und anders erzählt, gewiß war nur, daß er nach Paris gekommen war und noch unter Ludwig XIV. zum zweiten Mal ſeine Finanzpläne vorgelegt hatte, ohne auch bei dieſem zweiten Male

Gehör zu finden. Natürlich! ſchrien ſeine Freunde, das Finanzweſen war bis daher ein plumpes und geiſtloſes, und es bedurfte zu deſſen Reform genialer Einſicht! Dem Regenten iſt dieſe Reform vorbehalten! An den Regenten hatte ſich denn auch Law unverzüglich gewendet. Der Regent hatte Law's Plane dem Herzoge von Noailles, welcher zu Anfange der Regentſchaft der wichtigſte und tüchtigſte Staatsmann war, zur Prüfung vorgelegt, und dieſer hatte ſie allerdings auch, nachdem er ſie mit Sachverſtändigen geprüft, zurückgewieſen. Aber hierbei war ſogleich Law's Geſchicklichkeit in günſtigem Lichte erſchienen: er hatte beſcheiden erwidert, daß er wohl einſähe, man müſſe erſt Vertrauen zu ihm haben, ehe man ſeinen weitreichenden Planen Vertrauen ſchenken könne. Er wolle alſo zunächſt nur ein einfaches und zweifellos ſichres Inſtitut vorſchlagen und ſich ſelbſt dabei mit der anſehnlichen Summe von 300,000 Livres betheiligen. Dieſes Inſtitut war eine Bank, welche für Handel und Wandel den Geldumſatz erleichtern ſolle. Sie ſollte aus ſechs Millionen Livres Fond beſtehn, und dieſer Fond werde durch Zuſammentritt einer Aktiengeſellſchaft gebildet werden. Die Aktie ſollte 1000 Livres hoch ſein, und Jedermann, der Vertrauen habe, könne ſich dabei betheiligen. Jedermann würde Vortheil davon haben mit Ausnahme einiger Banquiers, die ſich jetzt für Wechſel eine hohe Proviſion zahlen ließen, und mit Entſtehung der Bank nicht mehr geſucht werden würden, da ſich die Bank mit einer geringern Proviſion begnügen könne.

Dieſer Vorſchlag fand bei der Regierung Beifall, und es war im Frühjahre 1716 eine Bank errichtet worden mit Privilegien für Law und deſſen Theilnehmer. Um den Kredit der Bank zu heben, denn als ungewöhnliche Einrichtung werde ſie deſſen Anfangs entbehren, ſetzte es Law durch, daß der königliche Schatz mit Bankbillets zahle. Dieſe konnte man unverzüglich bei der Bank in baares Geld umſetzen. So geſchah's, da dieſer Umſatz in baares Geld prompt erfolgte, daß man Vertrauen faßte, und ſich allmälig daran gewöhnte, lieber die leichten Bankbillets als ſchwere Metallmünze bei ſich zu führen.

Von da an war Law's unverkennbares Streben dahin gegangen, die Bank zu erweitern, eine größere Maſſe Papiergeldes durch ſie in Umſatz zu bringen, und ſie endlich zu einer königlichen erhoben zu ſehn, die den ganzen Werth des Reiches in ſich darſtelle. Dazu mußten aber die Leiter des Staats erſt ſolche ſein, welche ſich ſeinen Plänen durchaus geneigt zeigten, und der Herzog von Noailles vor Allem mit denjenigen Miniſtern, die zu ihm hielten, mußte geſtürzt werden. Law's Verbündete waren der Abbé Dubois, ein nicht minder verwegener Abenteurer, der es in rein-politiſcher Sphäre durch Begünſtigung des Regenten zu hoher Stellung und Macht brachte, und Boyer d'Argenſon, der unter dem verſtorbenen Könige Polizeilieutenant von Paris geweſen war, und dieſe Polizeiſtelle zu unerhörter Wichtigkeit erhoben hatte. Dem alten Könige und der Frau von Maintenon alle geheimen Dinge der Hauptſtadt berichten zu können, war er unermüdlich befliſſen geweſen, und um alles dem Könige Feindliche raſch und ganz unterdrücken zu können, hatte er die lettres de cachet aufgebracht. Vermöge dieſer durfte nun Jedermann ohne Weiteres verhaftet und kriminell behandelt werden, während früher ſtets eine Vollmacht vom Parlamente dazu nöthig geweſen war.

Durch dieſe Stellung, welche er mit erſchrecklichem Eifer ausfüllte, war er der Großinquiſitor von Frankreich geworden; man nannte ihn „den Satan,“ man fürchtete ihn wie den Satan. Und dieſer Mann hatte es im Frühjahr 1718 dahin gebracht, daß Noailles und d'Agueſſeau, die ſolid fortſchreitende Regierungspartei geſtürzt, er ſelbſt aber mit ſeinen Genoſſen an die Stelle geſetzt wurde, und dieſer ſelbſt von ſeinen Freunden gefürchtete d'Argenſon, „le damné,“ trat jetzt in Law's Salon in ſeiner ſchwarzen, ſtets ſchrecklichen Erſcheinung.

Law ſelbſt erſchrak vor ihm, obwohl er ſeit langer Zeit in vertraulichem Bunde mit ihm war, und obwohl er günſtige Nachricht von ihm erwarten durfte. Unſicherer als es ſonſt in ſeinem Weſen lag ging er dem ſchwarzen Miniſter nur einige Schritte entgegen; alle Welt wich aus dem Wege, und ſie trafen wie ein Paar Heerführer auf freiem Felde inmitten des freien Saals zuſammen. Das Stillſchweigen der Geſellſchaft war immer feierlicher geworden, ſogar an den Spieltiſchen ruhten die Karten, und an einem derſelben blickte ſogar die Marquiſe von Parabère, eine der luſtigſten, unbeſorgteſten Damen des damaligen Frankreich, mit geſpanntem Auge auf die Scene. Bei dieſer Stille konnte Jedermann die Worte d'Argenſon's obwohl er ſie hofmäßig nur ſehr ſchwach betonte, deutlich verſtehen. Sie lauteten aber: Seine königliche Hoheit der Regent erwarten Herrn Law um neun Uhr im Palais Royal!

Law blickte, wie Jedermann in der Geſellſchaft, augenblicklich nach der in prachtvoller Goldarbeit blitzenden Uhr des Salons — es fehlte nur noch eine Viertelſtunde an Neun Uhr. Er verbeugte ſich alſo vor d'Argenſon, um dieſem anzudeuten, daß er ſogleich aufbrechen wolle, und d'Argenſon ſprach: Ich werde Sie begleiten. Nach dieſen Worten machte er der Geſellſchaft ringsum ein Kompliment, und überlief dabei mit halb geſchloſſenem Auge ſämmtliche Anweſende, als ob er ſie zählen und aufzeichnen wolle. Jedermann empfand, daß dieſer Blick ihn gefunden habe, und während ſo Jedermann einen Augenblick mit ſich und ſeinem Verhältniſſe zu d'Argenſon beſchäftigt war, hatte dieſer mit Law den Salon verlaſſen.

Als ob ein Raubvogel, welcher eine Zeitlang über einer Schaar Geflügel in der Luft geſchwebt und deren Aufmerkſamkeit gebannt hatte, als ob ein ſolcher endlich verſchwunden ſei und nun Alles wieder aufathmen könne, ſo kam nun erſt wieder Leben in die Geſellſchaft. Merkwürdig war's, daß man ohne allen Grund der Beſorgniß für Law doch für ihn fürchtete, weil d'Argenſon ihn zum

Regenten citirt hatte. Alle Sagen über Law's geheimnißvolle Vergangenheit tauchten mit einem Male auf, und man erzählte ſich leiſe, er habe von England aus einen Mord auf dem Gewiſſen, der jetzt bei Law's plötzlichem Emporkommen von England aus zur Sprache gebracht ſei. Dubois, den eine Geſandtſchaft nach England geführt, habe ihn opfern müſſen, um die Allianz Frankreichs mit England, welche dringend betrieben werde, zu erlangen. Man wußte, daß Dubois ſonſt Law's Verbündeter geweſen, aber man wollte jetzt genaue Kunde haben, daß er ihn um ſeiner eignen politiſchen Zukunft halber geopfert habe. Alle Parteien ſprachen einen Augenblick unbefangen mit einander, denn d'Argenſon war der alten Königspartei ebenſo herkömmlich furchtbar wie der modernen Welt. Eine alte Dame neben der Marquiſe v. Parabère am Spieltiſche flüſterte leiſe, ob nicht vielleicht von der Mutter des Regenten, der gröblichen deutſchen Hoheit, ein Streich gegen Law ausgehn könne, ſie habe offenbar ihr Auge auf den ſchönen Fremdling geworfen, und Herr Law — Herr Law iſt nicht der Mann vor einer Zumuthung zurückzuſchrecken! unterbrach die Marquiſe jene alte Dame.

Der Eintritt Jeanne's brachte endlich die Geſellſchaft auf eine andre Bahn. Dieſe Tochter Law's fand ungetheilte Gnade vor aller Herrenwelt, und ihre Mutter, deren Toilette nur nothdürftig wieder in Ordnung gebracht war, diente allen Damen als Blitzableiter des gutmüthig ausgedrückten und ſchlimm gemeinten Spottes. Madame Law war jeder Franzöſin als eine Vertreterin des geſchmackloſen weiblichen Englands unſchätzbar, und wurde mit Zuvorkommenheit überhäuft, eine Zuvorkommenheit, welche nur Jeanne nicht täuſchte, aber ſelbſt den ſonſt ſo ſcharfſichtigen Law irre führte. Er hätte ſonſt ſeine Frau von der Geſellſchaftswelt entfernt; die ſchmerzlich dabei leidende Jeanne konnte aber unter ſolchen Umſtänden nicht einmal mit einem vorlauten Rathe hervortreten.

Der Chevalier von Milhe, welcher ernſtliche Abſichten auf Jeanne's Hand hegte, hatte außerdem die Meinung verbreitet, dieſe Madame Law ſei nur die Amme Jeanne's, und das wichtigſte Ereigniß in Law's früherem Leben ſei ein intimes Liebesverhältniß mit einer engliſchen Herzogin geweſen. Aus dieſem Verhältniß ſei ihm Jeanne und ein mörderiſches Duell entſproſſen, um deßwillen er aus England habe flüchten müſſen. Broglie pflegte dabei zu ſagen: der Roman „Law & Compagnie" ſei die Aktienbank des Chevalier, die Wahrheit ſei gleichgültig, und es komme Alles darauf an, ob das Papier Kredit habe.

Bei der franzöſiſchen Galanterie hatte Jeanne, ein ſchönes, wohlgebildetes, heitres Mädchen, leichtere Stellung als ſelbſt ihr Vater. Sie galt für den zweifellos ächten Edelſtein des Hauſes, ja es bewarben ſich außer Milhe, deſſen Adel von leichteſtem Gewicht war, mehrere ſtattliche Edelleute um ihre Hand, und da ſie meiſt zugegen waren, ſo kam die leichte franzöſiſche Geſellſchaft bald über die geſpannte Stimmung hinaus, welche d'Argenſon's Citation hervorgebracht hatte. Man fragte Jeanne nach ihrer Reiſe, man ſcherzte über die Auskunft, als habe ſie in der Pikardie eine Seigneurie in Augenſchein nehmen und über deren Schönheit oder Nicht-Schönheit ein Urtheil fällen ſollen, und doch flüſterte man ſich zu, daß dieſer Law ein enormes Geld beſitzen müſſe, da er neben der Bank fortwährend auf Käufe ausgehe. So verging eine Stunde, und Law war plötzlich wieder mitten in der Geſellſchaft, ehe man ſich deſſen verſehn hatte. Alles drängte ſich um ihn, und er theilte heitern Angeſichtes die Nachricht mit: die Law'ſche Bank ſei vom morgenden Tage an die königliche Bank von Frankreich, ſtelle alſo den ganzen Werth des Reiches in ſich dar.

Nachdem die Gratulationen ſich Luft gemacht hatten, fuhr er in demſelben Tone fort: Meine Herrſchaften, ich gratulire Ihnen, daß Sie die erſten ſind, welche davon und von dem, was damit zuſammenhängt, und was ich Ihnen als Freunden meines Hauſes ſogleich mittheile, Kunde erhalten. Die Regierung hat nämlich neben meiner Bank eine neue Handlungsgeſellſchaft conceſſionirt, welche den Namen „weſtindiſche Compagnie“ trägt, und welche der ausgebeuteten europäiſchen Welt neue Kräfte und Hilfsmittel zuführen wird. Die Landſtriche am Miſſiſippi, welche von der Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet ſind, ſollen bebaut und in ein einträgliches Paradies verwandelt werden. Dieſes Louiſiana ſoll eine neue blühende Jugend Frankreichs werden. Von morgen an werden Aktien auf dieſes Land ausgegeben werden, die Quadratmeile für den lächerlich geringen Werth von 30,000 Livres. Es iſt Ihnen vorbehalten, dem großen Publikum voraus ſogleich hier Miſſiſippi-Aktien zu zeichnen, und ſich Herzogthümer und Grafſchaften mit Mahagonywäldern zu ſichern.

Ein allgemeiner Jubel folgte dieſer Mittheilung, und Jedermann wollte zuerſt in das Zimmer gewieſen werden, wo Renard bereit ſaß, die Aktienzeichnung formell in Empfang zu nehmen. Man umarmte Law, man nannte ihn das Genie Frankreichs, und ſogar die, welche ihm bis daher abgeneigt geweſen waren, ſchienen geblendet zu ſein. Indeß hätte doch Law trotz der Million, welche im Handumkehren gezeichnet war, durch einige Aeußerungen beſtürzt werden können, wäre er nicht ſeiner Sache in Betreff der ſanguiniſchen Menſchheit allzu ſicher geweſen. Der Marquis von Canillac nämlich, ein Günſtling des Regenten und bekannt als ein nüchterner, ſtrenger Mann, der nur im Schuldenmachen für leichtſinnig galt, ſagte ihm beim Weggehen ſo laut, daß es die ebenfalls Abſchied nehmende Geſellſchaft hören konnte: „Herr Law, Sie haben mir mein Syſtem geſtohlen, um Geld zu verdienen. Ich mache Billets, und bezahle ſie nicht: Sie werden es ebenſo machen. Ich fordre mein Syſtem zurück; es iſt mein Eigenthum.“

Das iſt wenigſtens eine originelle Art, ſich zum Kompagnon anzubieten! erwiderte Law mit lachender Unverſchämtheit, und die Geſellſchaft ſtimmte ein in dieſes Lachen. Aber während dieſes Gelächters ſagte ihm der Marquis von Broglie: Es wäre ein Wunder, Law, wenn Sie nicht gehenkt würden!

Aber, Herr Marquis! rief entrüſtet de Milhe, welche neben ihm ſtand und allein dieſe Bemerkung gehört hatte.

Still, ſtill, Chevalier! ſagte Law, der nur einen Augenblick ernſthaft drein geſehen hatte — der Marquis glaubt ja an keine Wunder!

Broglie achtete nicht darauf und ging. Milhe ſprach noch einige Worte leiſe zu Law, ergriff dabei deſſen Hand, ging noch einmal raſch zu Jeanne, um ſich deren Wohlwollen zu empfehlen, verbeugte ſich reſpektvoll vor Madame Law, und eilte dann raſch der übrigen Geſellſchaft nach.

Was hat Dir der Chevalier geſagt? fragte Jeanne, welche mit ihrem Vater und ihrer Mutter jetzt allein im Salon war, und mit dem Vater auf und nieder ging, während ſich die Mutter auf ein Sopha legte und einzuſchlafen ſchien.

Es betrifft Dich! erwiderte Law; er hat von Neuem um Deine Hand angehalten.

Ach der iſt nicht vornehm genug! ſagte gähnend Madame Law.

Die Gelegenheit iſt unſchicklich, bemerkte Jeanne. Jetzt, da ſich Deine Laufbahn ſo glänzend erwei-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02168/028

tert, mußte er nicht im Augenblicke wieder damit hervortreten.

Er gefällt Dir nicht? Er iſt auch dir nicht vornehm und auch nicht hübſch genug?

Was frag ich darnach! Die hübſchen Männer gefallen aller Welt. Ich möchte keinen Mann, von dem alle Welt ſagen würde: die Wahl zeigt einen Geſchmack, der nicht übel iſt. Milbe ſieht charaktervoll aus, das iſt beim Manne mehr als Schönheit, und von dieſer Seite alſo hatte ich nichts einzuwenden. Ob er vornehm oder nicht vornehm, das iſt mir auch gleichgültig.

Wir wollen ihn auch ſchon vornehm machen, Jeanne!

Das eben iſt mir zuwider! Der Mann muß nicht ſeiner Frau die Stellung in der Welt verdanken. Er kann ſchaffen und erobern, dafür iſt er Mann, wir können das nicht, uns muß der Mann die große Lebensausſicht bringen. Fehlt ihm das, ſo iſt er uns unintereſſant, ſei er auch geiſtreich und gewandt wie Milhe.

Es thäte mir ſehr leid, mein Kind, wenn Du wirklich ſo anſpruchsvoll wäreſt. Laß Dich doch ja nicht dazu verführen durch meine Stellung in der Welt; ein unerwarteter Windſtoß kann ſie zertrümmern. Nich blos um müßiger Spielerei willen trachte ich darnach, auch außerhalb Frankreich Beſitzungen zu erwerben, und nicht blos Deiner Reiſeluſt halber habe ich Dich mit Renard nach Flandern geſendet und Güter und Schlöſſer betrachten laſſen: Renard hat gekauft, und die Götter mögen wiſſen, wie ſchnell wir dort ein Aſyl zu ſuchen haben. Mein Gedeihen dahier hangt von der Gunſt, der Macht und dem Leben des Regenten ab. Die Gunſt kann mir unter den Füßen hinweggleiten, denn Orleans iſt wie alle genialen, gutmüthigen Leute von keiner Standhaftigkeit, von keiner Treue. Er rächt ſich nicht leicht, aber er ſchützt auch nicht leicht, und außerdem kann ſeine Macht wie ſein Leben ein raſches Ende nehmen. Die ausſchweifenden Luſtbarkeiten ſeiner Nächte, das wilde Leben mit dieſen Roués zerſtören nicht nur allmählig ſeinen Körper, ſondern können ihn auch einmal raſch in den Tod ſtürzen. Meine erſte Frage des Morgens iſt immer: lebt der Regent noch? Denn ich weiß, daß er in allerlei Verkleidungen des Nachts umherläuft in dieſer wüſten Stadt, daß er unbeſchützt, unbewacht umherlauft und ſich ſorglos in die wildeſten Geſellſchaften miſcht. Wie raſch, wie wahllos trifft ein Degenſtoß unter Zankern, wenn ich auch an keinen abſichtlichen Degenſtoß der beleidigten, ja ergrimmten Königspartei denken will, an keinen Dolchſtoß eines der zahlreichen Ehemänner, dem die herrſchenden Roués Anſehen und Ehre gekränkt. Darum, Jeanne, weil ich keinen ſichern Boden unter mir fühle, weil ich jeden Tag vom Aeußerſten bedroht ſein kann, will ich Deine Zukunft ſobald wie möglich ſicher geſtellt wiſſen. Der Schlag, welcher mich treffen kann, trifft dann Dich nicht nothwendig mit, Du gehörſt dann durch einen begüterten franzöſiſchen Gemahl der franzöſiſchen Welt an, ja durch Deine geſicherte bürgerliche Stellung kann ich ſelbſt wie durch ein Ankertau mit dieſem Staatsſchiffe Frankreich in Verbindung bleiben. Aber das Letztere iſt Nebenſache: ich liebe nichts auf der Welt als Dich, und es liegt mir nichts ſo am Herzen, als Deine Exiſtenz ſicher zu begründen. Das muß jetzt geſchehen! ich bin jetzt auf dem höchſten Punkte, den ich erreichen kann. Einem der älteren von Deinen Freiern mag ich Dich nicht geben, eben weil ſie vornehmer ſind als Milhe; beträfe mich ein Unfall, ſo würden ſie Dich eben ihrer Vornehmheit willen verſtoßen. Milhe aber hätte Alles was er wäre von Dir, denn Geld kann ich ihm ſo viel geben, als die alten Freier zuſammen beſitzen, und Rang wie Titel verſchaff' ich ihm binnen vier Wochen. Dazu iſt er muthig und ohne Vorurtheil, und würde Dich zu vertheidigen wiſſen, es iſt mir alſo unter allen Geſichtspunkten erwünſcht, wenn Du ihm Deine Hand gibſt, und zwar zwiſchen heut und acht Tagen.

Mein Gott!

Warum erſchrickſt Du? Du haſt ihn gern, Du ziehſt ihn allen Uebrigen vor —

Nein —

Nein? Seit wann nein? Liebſt du einen Andern, ſprich! Es iſt faſt Alles möglich in der Welt! Iſt's nicht ein Prinz von Geblüt, ſo verſchaffe ich Dir auch den Ehebund mit einem Andern. Sprich, wer iſt's?

Wie hätte aber Jeanne ſprechen können! Vor ihrem Herzen ſtand in dieſem Augenblicke nur das Bild jenes Grafen Anton, den ſie nicht kannte, der ſo abenteuerlich zudringlich und ihr deshalb im erſten Augenblicke läſtig geweſen war. Was gaukelte dies Bild vor ihr umher? Was übten die brennenden Augen des ſchwarzen Grafen für eine Verblendung über ſie aus?!

Sprich Jeanne, vertraue Deinem Vater, liebſt Du einen Mann mehr als Milhe?

Nein, das nicht —

Nun, dann zögre nicht! Es iſt noch andere Gefahr im Verzuge. Der Regent hat von Deiner Schönheit gehört, er will Dich ſehen. Das kann ich nicht verhindern, aber das darf nur geſchehen, wenn Du einen andern Beſchützer als mich zur Seite haſt. Im Theater ſucht Dich ſein Auge, wie ſehr Du auch dieſes Gaukelſpiel liebſt, Du darfſt es nicht eher wieder beſuchen, als bis ein Verlobter oder Gatte neben Dir erſcheint. Entſchließe Dich! für die wichtigſten Entſchlüſſe iſt uns die Zeit immer am Kürzeſten zugemeſſen. Drei Tage laſſe ich Dir zur Ueberlegung, ob Du einen andern Mann dem Chevalier vorziehen wolleſt. Weißt Du mir nach Verlauf dieſer Friſt keinen zu nennen, ſo iſt Deine Unentſchloſſenheit die gewöhnliche Mädchenart, welche vor jeder ausſchließlichen Handlung ſtockt, und ich nehme dann keine Rückſicht weiter, und verheirathe Dich mit dem Chevalier. Gute Nacht, mein Kind! Ich muß noch arbeiten; denn Paris wird morgen unſer Haus um Miſſiſippi-Aktien ſtürmen, und wir müſſen bereit ſein, den erſten Enthuſiasmus vollſtändig zu benutzen.

Jeanne blieb wohl noch eine Stunde lang mit ihren Gedanken und der ſchlafenden Mutter allein in dem glänzend erleuchteten Salon. Sie war gepeinigt vom Verlangen des Vaters, und doch konnte ſie vernünftigerweiſe, ja nicht einmal deutlich etwas dagegen ſagen. Ihr ſchwarzer Graf war ja doch nur ein wunderliches Geſpenſt. Aber ſie war ihres Vaters energiſche Tochter; für jeden Fall wollte ſie wiſſen, wie jener Graf geheißen und was es mit ihm für eine Bewandniß habe. So beſchloß ſie denn, mit nächſtem Morgen einen geſchickten Kundſchafter nach jenem Schloſſe an der Maas auszuſenden.

Was ſind wir mit unſerm kleinen Vorſichtsgewebe neben dem großen Netze des Schickſals, welches uns in ſeine Millionen Maſchen einſpannt! Am dritten Tage nach jener Unterredung war Graf Anton in Paris, und eben weil Jeanne mit ihrem Entſchluſſe zögerte und noch einige Zeit vom Vater zu gewinnen ſuchte, eben deshalb erſchien ſie jetzt weder in der Kirche, noch im Luxemburg-Garten, noch im Theater, um vom Regenten nicht geſehn zu werden, und eben deshalb war ſie unentdeckbar für den Grafen Anton, wie gefliſſentlich dieſer alle öffentlichen Gelegenheiten aufſuchte. Paris ſprach in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes von nichts als von den Miſſiſippi-Aktien und von Law, und dadurch hätte er wohl auf das Haus ſeiner Schönen aufmerkſam werden können. Aber theils kümmerte er ſich vor dem Verlangen ſeines Herzens wenig um Finanz-Angelegenheiten, theils gehörte er in

Sinn und Herkunft zur alten royaliſtiſchen Partei Frankreichs, welche mit Verachtung auf dieſe Vorgänge blickte, und eine Theilnahme daran ſcheute wie die Berührung eines Peſtkranken. An dieſe Partei richtete er denn, weil unter ihr ſeine Verwandten waren, ſeine erſte Anſprache, und wurde dadurch an jedem auch noch ſo entfernten Verkehre mit dem Law'ſchen Hauſe gehindert. Uebrigens erregte ſeine Erſcheinung unter dieſen ſeinen Standes- und Meinungsgenoſſen großes Aufſehn. Einmal um ſeiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnißvollen Art ſeines Auftretens. Er brachte an die großen Familien ſeiner Verwandtſchaft nicht das geringſte Zeichen der Empfehlung oder Mittheilung von ſeinem Bruder, dem Haupte ſeiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war ſein Aeußeres und Weſen ſo offenbar das Aeußere und Weſen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einſtimmig erklärten: er müſſe zweifellos als dieſer Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kaſtellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen ſogleich Tags nach ſeiner Ankunft unzweifelhafte Anſprüche auf eine Erbſchaft der

Prinzeſſin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Beſitznahme dieſer Erbſchaft ohne Weiteres geſtattet wurde, inſofern ein großes Hotel auf dem Theatiner-Quai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur, und ward wenigſtens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuſer mit zuvorkommender Aufmerkſamkeit behandelt. In das Innere der Familien ſollte er eingeführt werden, ſobald man Nachrichten, die man erbeten, von ſeinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlaſſung zu dem Glauben gehabt, ſeine Schöne ſei nach Paris gereiſ't, aber als ſtolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine ſo ſtattlich ausgerüſtete Dame gehöre dem erſten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn ſie auch nicht in Paris ſelbſt zu finden ſei, ſo werde doch im Mittelpunkte des Landes am Leichteſten eine Auskunft oder wenigſtens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine ſo ſeltene Schönheit außer Landes reiſe, ſo werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hauſe ſie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur anzuzeigen, und das kam eben daher, daß er ſich mit ſeiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royaliſtiſchen Adels wendete, welche ſich ſtreng außer allem Verkehr mit dem Law'ſchen Hauſe erhielten und deshalb von einer Reiſe Jeanne's keine Kunde hatten. Eben ſo fruchtlos war ſein aufmerkſames Umherſuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erſchienen: Jeanne zeigte ſich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entſchluſſe einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch ſeine auffallende und ſchöne Erſcheinung überall das größte Aufſehn, und alle Welt, beſonders die Damenwelt ſprach mit Antheil und Neugierde von dem geheimnißvollen belgiſchen Grafen Horn, ja dies Beſprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil ſie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieſer Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung ſeien dieſelbe Perſon.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleiſtet worden.

Er haßte dieſe Neuerung, und ſchickte ſogleich nach einem Wechsler. Renard, ein Werkzeug Law's, hatte ſich hinter deſſen Rücken eine einträgliche Kundſchaft dieſer Art angelegt, und zwar beſonders unter den höheren Ständen. Für den ſofortigen Umtauſch in baares Geld ließ er ſich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei ſeiner Rückkehr in Law's Comptoir die eingelöſ'ten Papiere ſogleich in baares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen ſolchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwiſchengeſchäft mit ihm gemacht hatten. So ſicherte er ſich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwerthung der ihm eingehändigten Bankzettel, und hatte den Wechſelgewinn außerdem. Dieſe Kundſchaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und ſo fand eine Wiedererkennung ſtatt, welche zu raſchen Folgen führen konnte. Aber dieſe Wiedererkennung war nur einſeitig: Renard erkannte den Grafen, dieſer aber hatte damals von der Teraſſe nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam alſo nur darauf an, ob dieſer irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht: er hatte, wie ſchon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen dieſen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zahlend dicht neben ihm ſtand, verwandelte ſich dieſer Widerwille in eine abergläubiſche Furcht. Er hätte um Alles in der Welt nichts thun mögen, was den Grafen in's Law'ſche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen dieſen noch auch bei ſeiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Sylbe ſeiner Entdeckung.

Am Abende dieſes Tages ging Graf Anton in's Theater, und machte dort die Bekanntſchaft des Chevalier von Milhe, der ſich ihm vorſtellen ließ, und der ſich ſehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hatte von dieſem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn ſich dieſer nicht ſo überaus gefällig und geiſtreich erwieſen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine ſehr unterhaltende Weiſe alle Damen, welche in den Logen erſchienen, erzählte ihm deren Lebensgeſchichte, und ſchilderte ihm pikant die verſchiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt ſich dazu als ein ſtockernſthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer befliſſener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgiſchen Grafen aufmerkſam in's Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu intereſſiren ſchien als das Stück, welches geſpielt wurde. Milde war in dieſem Punkte der Eitelkeit ſchwach, wie es faſt immer derjenige iſt, welcher nur halb und halb zu einer exkluſiven Geſellſchaft gehört. Wo es ſich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirath Jeanne's, da war er tapfer gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältniſſen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menſchen, die jede beiläufig auf ſie fallende Anerkennung eifrig ſuchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erſchien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von friſcheſter Jugend, aber von verführeriſcher Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier, und ſprach ſo viel und ſo laut, daß es auffallen konnte, als ſie plötzlich ſchwieg und mit ſteigender Aufmerkſamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterſcheiden, daß ſie ihren Begleiter haſtig fragte, ob er dieſen Fremden kenne. Dieſer Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreiſe des Regenten angehörte, mit der royaliſtiſchen Partei, welche übrigens auch ſeinen Savoyarden-Adel gering ſchätzte, ſelten in Verbindung kam, und den belgiſchen Grafen noch nicht kannte.

Wer iſt dieſe Dame? fragte der Graf den Chevalier.

Eine Dame, vor der ich Sie warne, erwiderte dieſer — ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Nicht als ob ſie weniger geiſtreich als ſchön, oder als ob ſie von böſem Herzen wäre! Keineswegs. Sie iſt von größter Liebenswürdigkeit, und ſoll auch ein allerliebſtes Herz haben. Aber ſie iſt bis zum Aeußerſten leichtſinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf ſich, wäre ſie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verluſt durch eine andre erſetzt werden könnte. Aber ſie macht alle Welt unglücklich, weil ſie die heftigſte Leidenſchaft einzuflößen verſteht, und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechſelt. Man nennt ſie, weil ſie eben ſchon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs —

Den Namen, den Namen, Herr Chevalier! unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

Zudem iſt ſie jetzt in erklarter Gunſt des Regenten, den ſie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergeſtalt in Athem erhalten ſoll, daß er gegen all' ſeine ſonſtige Gewohnheit eiferſüchtig wie ein Argus all' ihre Schritte bewacht.

Was Regent! unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu ſein ſchien — ich frage nach dem Namen!

In dieſem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieſer Reden die Dame verlaſſen hatte, in ihre Loge, und bat den Chevalier, dem Fremden vorgeſtellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit roth, und er ſah mit ſeinen erſchreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglie's Namen nannte —

Die Frau Marquiſe von Parabère, ſprach Broglie zum Grafen gewendet —

Iſt jene Dame, neben der Sie eben ſtanden, die Frau Marquiſe von Parabère? unterbrach ihn entſchieden unhöflich der Graf.

Zu Befehl, mein Herr, und ſie hat mir die Frage aufgetragen, ob ſie in Ihnen einen Grafen Horn der belgiſchen Familie Horn und Overik erblicke?

Ich bin Graf Anton von Horn-Overik! erwiderte dieſer, deſſen Antlitz und Stimme von dem

Augenblicke wieder blaß und ſanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

In dieſem Falle, fuhr Broglie fort, bittet die Marquiſe den Herrn Grafen, ſich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn ſtets zu freundſchaftlichem Dienſte verpflichtet geweſen ſei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère ſehr erfreut ſein werde, wenn ſie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgend welche andre Befliſſenheit in der ihm fremden Hauptſtadt ihre Theilnahme darthun könne.

Das franzöſiſche Königthum, erwiderte der Graf, hat jetzt meines Wiſſens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre ſein, der Frau Marquiſe perſönlich für die freundſchaftliche Abſicht zu danken, welche ſie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorſtellen wollen.

Es wird mir anderswo eine Ehre ſein, da ich Ihnen nicht zumuthen kann, mir in die Loge des ſtellvertretenden volljährigen Königthums zu folgen! entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte ſich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquiſe eintreten ſah, ſo zog dieſe Scene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf ſich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegen kommenden Schritte des Regenten auf eine ächt altadlige Weiſe zurückgewieſen, und ſo ſei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgeſprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenſon, welcher auch als Miniſter ſeine alte, weitverbreitete Kundſchaft der Spürer und Horcher für die Polizeilieutenantſchaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn ſein Lebensgeſchäft, ſei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältniſſe mit ſich nimmt, d'Argenſon natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgiſche Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent ſelbſt erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieſer belgiſche Graf von überraſchender Schönheit, daß die Marquiſe von Parabère ihm entgegen gekommen ſei, das erhöhte denn doch auch ſeine Aufmerkſamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach dieſem unſcheinbaren Vorfalle ſcharf in's Auge gefaßt wurde.

Dieſer aber, der in ſeinem vornehmen Stile um keinerlei politiſche Vorſicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage nichts Eifrigeres zu thun, als der Marquiſe ſeine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derſelben einen Augenblick ſeiner Neigung zu Jeanne, dieſer romantiſchen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag gethan habe; o nein, dieſe Neigung blieb die Seele all ſeiner Beſtrebung, ſchloß aber im damaligen Verkehre eines herrſch- und genußſüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüſtete Zimmer der Marquiſe trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquiſe ſelbſt einen Wink über Jeanne's Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieſer Gedankengang war wunderlich genug einer lebensluſtigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie ſtand, die ihn offenbar aus einem raſch gefaßten Intereſſe ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführeriſcher Morgenkleidung entgegen kam. Ein feiner Geſchmack mußte ſie ſchöner finden als Jeanne, denn was dieſe an Jugendreiz voraus hatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geiſt und Geſchmeidigkeit belebte, durch Gefallkunſt ausgebildete Schönheit der Marquiſe.

Der Graf empfand dies wohl, und folgte in ſeinen Wünſchen auch ſoweit ſeinem jungen Blute, daß er an keine entſagende Sprödigkeit von ſeiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, ſein wirkliches Herzensintereſſe dabei unberührt zu glauben, und durch offene Nachfrage und Beſchreibung die ſcharfſinnige Marquiſe mit dem Geheimniſſe ſeines Herzens ſo gut wie bekannt zu machen.

Sie war geiſtreich genug, ſolche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erſcheinung beſtochen iſt, und noch keinen Anſpruch zu machen hat auf die Vergangenheit des Andern! Ja, ſie kam ſogar auf die richtige Spur, und dachte an Jeanne Law! Dieſe war an jenem Abende von einer Reiſe zurückgekehrt, von einer Reiſe nach dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen ſchien die Zeit zu ſtimmen, die perſönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, ſtimmte aber offenbar bis auf die üblichen Uebertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquiſe lächelnd berichtigen zu müſſen glaubte. Durch dieſe Berichtigungen entdeckte ſie dem Grafen, daß ſie ſeine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erſt ſchlug die Flamme des Grafen in ſo lichte Lohe aus, daß die Originalität doch ſelbſt der Marquiſe etwas zu weit getrieben ſchien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und beſchwor ſie, ihm ihre Vermuthung mitzutheilen. Die Marquiſe wäre verdrießlich geworden, hätte ſie nicht wirklich etwas Zauberiſches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte ſie nicht in dem feſten Handdrucke deſſelben, in all' der Blutwärme, die von ihm ausſtrahlte, einen wunderbar feſſelnden Reiz gefunden.

Forſchen Sie nicht weiter, Graf — ſagte ſie lächelnd — denn wenn meine Vermuthung richtig wäre, ſo brächte Ihnen die endliche Entdeckung Ihrer Geliebten widerwärtige Pein.

Warum?

Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft, und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre.

Oh, wie ſchmerzlich! Dann iſt alſo auch Ihre Vermuthung eine unrichtige.

Sie ſind ein prächtiger Ritter! Solch' chevalereske, nur das Würdigſte vorausſetzende Liebe wird alle Tage ſeltener.

Dabei ſtrich ſie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Buſen blickte, über die Stirn, und erweckte dem in Liebesſehnſucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer ſtürmiſchen Umarmung —

Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt! — Und ſich in die Ecke des Sopha's, von welcher ſie aufgeſtanden war, zurückſetzend, rief ſie „Herein!“

Der Diener erſchien, verbeugte ſich gegen den Grafen und gegen die Marquiſe, und ſchritt dann dicht zu dieſer hin, um ihr ganz leiſe eine Meldung zu machen. Sie ſah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zuſtimmende Kopfbewegung, und ſagte zum Grafen, während der Diener hinaus ging: Es thut mir leid, Graf Horn, mich ſo bald von ihnen trennen zu müſſen, es harrt meiner ein unabweislicher Beſuch —

Theilen Sie mir ehe ich ſcheide auf alle Unwahrſcheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermuthung mit über meine Unbekannte

So grauſam bin ich nicht!

Ich beſchwöre Sie!

Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen iſt Opernball; es iſt wahrſcheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermuthung dort erſcheint —

Sie iſt in Paris?!

Gehen Sie hin und ſuchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenſtand der Sehnſucht verbergen.

Tauſend Dank!

Dorthinaus, Herr Graf, ich bitte!

Aber der Graf, welchen dieſe Nachricht alles Andere überhören und überſehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquiſe und verließ das Zimmer durch die Thür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Anſehen, und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächſten Zimmer begegnete und welcher auf das Gemach der Marquiſe zuſchritt. Das unhöfliche haſtige Vorübergehen des Grafen, und deſſen Aeußeres ſchien dieſem Manne aufzufallen; er blieb ſtehen, und ſah dem Forteilenden aufmerkſam nach. Dieſer Mann von mittlerer Größe hatte in ſeiner Haltung alle zwangloſe, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe ſich ſein lebhaft gefärbtes Antlitz ſpannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutſelige feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet geweſen, und jetzt erſt bei Anſpannung der Augen zeigte ſich's, daß dieſe etwas hervortretenden Augen leicht entzündet ſeien. Sein Haar war ſchwarz, und ein ſcharfer Beobachter hatte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollſaftige Ausſehen auf eine ſchwammige Leibesbeſchaffenheit und auf Anlage zum Schlagfluſſe deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieſelbe Zeit war über Jeanne's Schickſal entſchieden worden. Law hatte ſie immer dringender beſchworen, einen Entſchluß zu faſſen, der Chevalier von Milhe hatte ſich auf das Liebenswürdigſte beeifert gezeigt, und ein Wink Renard's hatte das, was ſie Grille nennen zu müſſen glaubte, bei Seite gedrängt. Renard nämlich in ſeiner unbeſtimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeanne's für dieſen gefährlichen Seigneur ahnend, und unterrichtet von dem Heirathsplane Law's hatte nach ſeinem erſchreckenden Zuſammentreffen mit dieſem Grafen in Paris eine Lüge für nöthig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältniß zwiſchen Jeanne und dem Grafen abzuſchneiden. Unſcheinbar wußte er das Geſpräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgiſchen Schloſſe zu bringen, und eben ſo unſcheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: Sie wunderten ſich damals, Fräulein, daß ich mich ſo heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kaſtellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verſchwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Thier abgeſperrt ſei, und warum er ſich bei Ihrem Anblicke ſo ungebärdig betrug. Der unglückliche Mann iſt weibertoll, und muß deshalb ſo ſorgfältig behütet werden.

Solch' eine grauſame Lüge kann die tiefſte Neigung vergiften, denn Mann wie Weib ſind angewidert von dem Gedanken, die Liebe mit einer ſinnlichen Krankhaftigkeit verſetzt zu ſehen. Jeanne erröthete vor ihrem eignen Herzen bei ſolcher Nachricht, und eilte haſtig, eine neue rückzugsloſe Welt aufzuſtellen zwiſchen ſich und einer Vergangenheit, deren ſie ſich ſchämte. In dieſer eiligen Haſt, die um Gottes Willen nicht den ausgeſendeten Boten noch abwarten und das Entſetzliche vor Errichtung ſchützender Schranken noch einmal hören wollte, bat ſie ihren Vater, die Verlobung mit dem Chevalier augenblicks anzuſetzen. Dies geſchah, und am Tage des Opernballes bat die gepeinigte, der Zerſtreuung bedürftige Braut, auf jenen Ball geführt zu ſein.

Law war nun über ein mögliches Zuſammentreffen mit dem Regenten ruhiger, da die Abwehr dem Chevalier zufiel, er hatte alſo nichts gegen den Beſuch des Balles einzuwenden, und bat ſie nur, ſich nicht unvorſichtig zu demaskiren, da der Regent mit der ganzen Schaar ſeiner Roués auf dem Balle erſcheinen werde, und da man mit dieſen ausgelaſſenen Leuten niemals ſicher ſei vor ungebührlichen Auftritten, beſonders da ſie zu dieſen Bällen immer erſt nach einem ſchwelgeriſchen Souper und zu jeder Tollheit aufgelegt erſchienen.

Der Ausdruck „Roué“ war damals erſt entſtanden. Man ſagte, der Regent habe ihn erfunden für die leichtſinnigen Genoſſen luſtiger Streiche, welche ihrer Ausſchweifungen halber gerädert zu werden verdienten. Die Roués ſelbſt erklärten ihren Beinamen damit, daß ſie bereit ſeien, ſich für ihren Herrn und Meiſter, den Regenten, rädern zu laſſen. Broglie und der Graf von Nocé waren die Haupthelden dieſer eigenthümlichen Kamarilla, der es viel mehr um Witz und Genuß als um Macht zu thun war. Der alte Hof hieß bei ihnen nicht anders als „antiquaille,“ denn ſie bildeten die übertreibende Reaction gegen die übertriebene Steifheit der Maintenon-Epoche.

Dieſer Gattung Leute nun war der Opernball ſtets eine erwünſchte Gelegenheit, praktiſche Abwechſelung in die Palais-Royal-Soiréen des Regenten zu bringen, und man durfte gewärtig ſein, daß die leichtſinnigen Machthaber des damaligen Frankreich ſämmtlich an ſolchem Abende unter dem Tanzgewühle zu finden wären. Die Marquiſe von Parabère hatte in Folge der Mittheilungen, welche ihr Graf Anton gemacht, zu dem diesmaligen Balle eine Intrigue vor, theils aus franzöſiſcher Frauenneigung für die Intrigue im Allgemeinen, theils aus einer wirklich erwachenden Neigung für den jungen Grafen. Solch' ein romantiſcher Seigneur war damals ſelten, und gewann außer durch ſeine Schönheit auch durch dieſe Romantik einen ungewöhnlichen Reiz für ſie. War doch auch der Regent, in welchem ſonſt nicht leicht Eiferſucht erregt werden konnte, nach der Begegnung des Grafen verdrießlich geweſen, ein Grund mehr für die kokette Dame, den neuen Gegenſtand ihrer Vorliebe doppelt intereſſant zu finden. Die Marquiſe war an jenem Abende in Law's Hauſe der von der Reiſe heimkehrenden Jeanne auf dem Korridor begegnet. Damals ſchon hatte ſie den etwas idealiſchen Reiſeanzug Jeanne's allerliebſt gefunden, und jetzt ſollte er ihr zu einer anmuthigen Täuſchung dienen. Sie war ungefähr von derſelben Größe und Stärke als Jeanne, und wollte für den Grafen Anton als verlarvte, aber ſtockſtumme Jeanne auf dem Balle erſcheinen. Sie ahnte nicht, daß Jeanne ſelbſt den Ball beſuchen könne, denn junge Mädchen wurden gewöhnlich von dieſen bereits ein wenig verrufenen Luſtbarkeiten zurückgehalten, und Jeanne namentlich hatte ſich bisher niemals bei dergleichen öffentlichen Vergnügungen gezeigt. Zufälligerweiſe führte nun die geſteigerte Stimmung auch Jeanne auf die Idee, in dieſem Reitkoſtüme gleichſam für immer Abſchied zu nehmen von einer romantiſchen, grell abgeſchloſſenen Jugendzeit, beſonders da der Chevalier ihr zu wiederholten Malen geſagt hatte, ſie ſei nie ſo ſchön geweſen als damals bei ihrer Heimkehr. Und ſo erſchienen denn in dem glänzend erleuchteten Saale des Opernhauſes beinahe gleichzeitig zwei gleichgekleidete Damen. Weil ſie nicht gleichzeitig eintraten, ſo glaubten auch die am Eingange des Ballſaales aufgeſtellten prüfenden Beobachter, welche dem ſpäter kommenden Regenten Bericht erſtatten wollten, es ſei ein und dieſelbe Dame, welche nach einer Promenade durch die Nebenzimmer, oder weil ſie etwas vergeſſen, noch einmal durch den Haupteingang gekommen ſei. Da ſie aber die Marquiſe und deren Art ſich zu tragen und zu bewegen genau kannten, da ferner die Marquiſe nicht gerade befliſſen war, eine Verhüllung, welche nur Einen täuſchen ſollte, für alle Welt undurchſichtig zu machen, und da ſie ferner ſpäter als Jeanne eintrat, die Aufmerkſamkeit auf dies Koſtüm alſo ſchon erregt war, ſo erkannten die aufmerkſamen Freunde des Regenten dieſe jetzige Favoritdame deſſelben mit leichter Mühe, und konnten den Regenten, wenn er käme, vom Anzuge derſelben unterrichten.

Es mochte etwa zehn Uhr ſein, als ſich dies Maskenſpiel zwiſchen den uns bekannten Perſonen verbreitete. Graf Anton war ſchon ſeit einer Stunde im Ballſaale, und ſaß auf einem Lehnſtuhle hinter einer Säule. Er war tief in Gedanken verſunken, und hatte wenig Acht auf das bunte Spiel, welches ſich um ihn her bewegte; denn ſein Herz war ganz erfüllt von der Liebe zu Jeanne. Man hat oft geſpottet über ſolche Romeo-Liebe, die nur eines Blicks brauche, um ein ganzes Leben zu entzünden: ſie iſt aber da, man könnte ſagen „Gott ſei Dank, ſie iſt da!“ und bleibt vorhanden wie das Genie, welches nicht erwirbt, ſondern findet. Anton war ausgerüſtet zu den gröbſten Fehlern ſeines Standes, und das innere Verhältniß ſeiner Eigenſchaften brachte es mit ſich, daß dieſe Fehler ſchreiend und beleidigend hervortreten konnten, wenn das Leben juſt an dieſer ſtarken Seite ſeiner Schwäche bei ihm anklopfte. Aber es lag auch eine glänzende Ausſicht vor ihm. Wenn ſeine Neigungen in ein Gleis geriethen, welches ſeinen Vorurtheilen zuſagte, ſo konnte er Glück finden und gewähren wie ein Halbgott; wenn ſeine Eigenſchaften angebracht wurden, um eine Maſſe zu verwenden und fortzureißen, ſo konnte er rieſenhohe Schwierigkeiten beſiegen, übermenſchliche Drangſale beſtehen, eine Welt erobern. Denn er hatte die Zweifelloſigkeit des Heldenthums in ſich: kein Zug moderner Vermittelung, kein Zug moderner Zerſplitterung war in ihm vorhanden. Bis zur völligen Selbſtvergeſſung war er jetzt mitten im Getümmel verführeriſcher Ballreize der Erinnerung an Jeanne hingegeben, ſeine Seele ſchwelgte im Anſchaun des lieblichen, kecken und ſinnigen Antlitzes, der ſchönen, elaſtiſchen Geſtalt; mit ſtarken Armen der Seele hielt er ſie in die Höhe, in die Region unendlichen Glückes hinein, aus welchem ſie ſeinem glücklichen Lächeln ſchalkhaft ſelig zulächelte. Dazu war er als prächtiger Kreuzfahrer in braunen Sammt gekleidet, und das rothe Kreuz vom weißen Seidenmantel verkündete, daß er ausgezogen ſei, den höchſten Schatz ſeines Herzens zu ſuchen. Die Larve verhüllte zwar die Augen und die Mitte des Antlitzes, aber die feſte Stirn, das glatte ſchwarze Haar, der volle weiche Bart über der geſchloſſenen friſchen Lippe, das kräftige Kinn, der kräftige Hals verriethen aller neugierig vorüberſtreichenden Frauenwelt, daß dieſer jugendlich ſchöne Körper, daß dieſe jetzt ſtill brennenden Augen einem vollkommen ſchönen Manne angehören möchten. In dieſem Augenblicke ſtrich auch Jeanne am Arme des Chevaliers der Säule vorüber, hinter welcher Anton träumte. Der Chevalier war der Säule zunächſt, Jeanne war jenſeits, aber ſie blickte doch, vielleicht durch den forſchenden Blick des Chevaliers nach dem Kreuzfahrer aufmerkſam gemacht, zu dieſem hinüber, und hemmte einen Moment lang ihren Schritt, als werde ſie von einem abſonderlichen, das Nachdenken erweckenden Etwas gefeſſelt. Weil ſie an der von Anton abgewendeten Seite des Chevaliers ging, und alſo Anton's Augen zum Theil dadurch verborgen wurde, gewahrte er nicht, wie nahe das Bild ſeines Innern in der Wirklichkeit bei ihm ſtehe. Auch hatten ſeine Augen keinen Blick nach außen. Erſt als ſie vorüber war und ſich mit dem Begleiter mehr nach der Mitte des Saals und der Maskentänze wendete, trat die Rückſeite ihrer Geſtalt voll und frei vor Anton's Augen, und er fühlte zunächſt mehr, als er es wußte, daß da eine ihn nahe betreffende Erſcheinung hinziehe. Das Auge, im innern Verkehr beſchäftigt, war zunächſt nur im Stande, ein ausdrucksloſes Schattenbild aufzufaſſen, und erſt als der Geiſt durch dieſe todte Ueberlieferung anders angeregt und bereit war, das körperliche Hilfsmittel durch ſeine Macht zu beleben, erſt da verkündete das Auge dem erwachenden Anton, es iſt Jeanne, Jeanne leibhaftig! Mit dieſem plötzlichen Gewinn war auch die Thätigkeit des Auges zu Ende; der Chevalier und Jeanne verſchwanden in dieſem Augenblicke im Getümmel. Aber es war auch in Anton hinein wie der Funke in eine Pulvermine gefallen, er war aufgeſprungen, er war nachgeeilt, er wußte es unumſtößlich, dieſer weiße Nacken, dieſer Schulterbau, all' dieſe Linien des Rückens, von den Kleidern gebildet, die er Tag und Nacht vor ſich ſah, ſie waren Jeanne's, Jeanne's! Wie raſch er aber auch hinzueilte und ungebührlich durch die Masken hindurchdrängte, die Muſik begann eben eine neue Quadrille, die antretenden Tänzerpaare hatten die umher wandelnden Maſken aus deren angenommener Richtung gedrängt, Jeanne mit ihrem Begleiter war nirgends zu entdecken. Anton drängte ſich ungeſtüm nach allen Seiten, in alle Nebenzimmer, durch alle Corridore, und der ungebührliche Kreuzfahrer war bald überall verrufen. Aber ohne entdeckt zu haben, was er ſuchte, kam er wieder bis zum großen Tanzſaale zurück, da, da wandelte ſie auf der Säulenſeite hin, und man ſchien ihr auszuweichen, als ob man ihre ganze Schönheit trotz der Larve erkenne. Anton eilte hinzu, er wußte nicht, was er ſagen würde, er wußte nur, daß er ſie ſprechen und ſich nicht mehr entgehen laſſen müſſe. Ehe er ſie erreichte, war ſie mit dem Begleiter, der frei neben ihr ging, umgekehrt, und ſo waren ſie einander plötzlich Aug' in Auge gegenüber. Sie that einen leichten Schrei, als ſie ihre Hand heftig ergriffen und geküßt fühlte. War es Schreck? War es Ueberraſchung ob des prachtvoll ausſehenden Kreuzritters, der in leidenſchaftlichen Ausdrücken ihr ſchilderte, wie er ihr nachgefolgt ſei von jenem Schloſſe an der Maas, wie er um Vergebung bäte für ſeine damalige Heftigkeit, wie er glücklich ſei, ſie endlich entdeckt zu haben. —

Das iſt wohl eine Verwechſelung, Herr Kreuzfahrer, denn dieſe Dame — ſprach der Begleiter derſelben — welche zu ihrer Extaſe ſchweigt, hat die Ufer der Maas niemals geſehen und kennt Sie ſchwerlich!

Sie kennt mich, Herr! rief Anton und zog die Larve vom Geſicht, welches in der freudigen Aufregung ſo überraſchend ſchön ausſah, daß die Umſtehenden nicht blos wegen der ungewöhnlichen Demaskirung erſtaunt auf ihn blickten. Nicht wahr, Sie kennen mich? ſetzte Anton innig hinzu.

Die Dame nickte mit dem Kopfe.

Nun mein Herr, ſagte haſtig der Begleiter, da Sie gekannt ſind, verletzen Sie nicht ferner das Maskenrecht, welches bis eine Stunde nach Mitternacht die Demaskirung verbietet!

Sind Sie ein Tanzaufſeher? fragte raſch und verächtlich Graf Anton, wandte ſich aber, ohne Antwort abzuwarten, ſogleich wieder zu ſeiner Dame, dieſer von Neuem verſichernd, wie glücklich er ſei, daß er ſie endlich aufgefunden. Während er ſo ſprach, hatte ſich ein rother Domino, welcher einen alten Herrn einzuhüllen ſchien — wenigſtens war deſſen Schnurrbart ſilbergrau — dicht zu ihm gedrängt und flüſterte ihm in's Ohr: Ich warne Sie, Graf Horn, dem Begleiter der Dame unhöflich zu begegnen! Sein Rang darf es nicht dulden und ſeine Macht könnte ihn zu unwiderſtehlicher Strafe veranlaſſen.

Was Strafe! — rief Anton — welcher dreiſte Machthaber hätte Strafe für ein perſönliches Zuſammentreffen mit einem Seigneur! Man verläumdet Sie, mein Herr — ſetzte er hinzu, indem er ſich an den Begleiter der Dame, einen Mann im ſchwarzen Domino, wendete — indem man die Beſorgniß ausſpricht, Sie würden unwürdige Schutzmittel in Bewegung ſetzen gegen einen Edelmann, welcher endlich die Dame ſeines Herzens wiederfindet, und welcher allerdings geſonnen iſt, ſie der ganzen Welt ſtreitig zu machen.

Sie ſcheinen in Ihrem Streite überaus zuverſichtlich zu ſein! entgegnete der ſchwarze Domino.

Das kümmert nur den Gegenſtand meiner Liebe und mich! Sind Sie der Vater, oder Vormund, oder Bruder dieſer Dame?

Unterdeß hatte ſich die Dame, welche der lebhafter werdende Streit zu peinigen ſchien, entfernt und Anton wurde jetzt deſſen inne. Ohne eine Antwort des ſchwarzen Dominos abzuwarten, ſtürmte er nun ſogleich an dieſem vorüber, ihn rückſichtslos auf die Seite drängend, und eilte in's Getümmel hinein.

Eure königliche Hoheit würden wohlthun, flüſterte ein grüner Domino dem ſchwarzen zu, den Ball zu verlaſſen.

Des unhöflichen Fremden halber?

Ja, Hoheit! Die Unhöflichkeit dieſes Mannes kann leicht in Brutalität ausarten und eine für Eure Hoheit unziemliche Scene herbeiführen.

Lieber Canillac, ich werde mich doch nicht mitten in Paris von einem belgiſchen Grafen fortjagen laſſen? Und vor Skandal ſchützt ja die Larve. Helfen Sie mir die Marquiſe wieder auffinden! Vorwärts! Nach welcher Seite, Nocé, iſt ſie gegangen?

Dort rechtshin nach dem halbdunklen, kühlen Nebenzimmer, königliche Hoheit!

Erlaßt mir die Hoheit, wenn Ihr mir Aufſehen erlaſſen wollt. Da iſt ja auch der verwirrte Belgier wieder! Der Menſch wird unbequem.

Wirklich war Graf Anton ebenfalls in das halbdunkle Gemach getreten, der Marquiſe folgend ſo raſch, als es das Gedränge erlaubt hatte. Denn es war die Marquiſe von Parabère geweſen, welche er als Jeanne angeſprochen hatte. In dieſes Nebenzimmer aber war ſoeben Jeanne ſelbſt mit dem Chevalier eingetreten, um der Hitze des Saals auf eine Zeitlang zu entgehen. Die Marquiſe ſah zu ihrer Ueberraſchung das Koſtüm vor ſich, welches ſie ſelber trug, und erkannte ſchnell, beſonders da der Chevalier die Larve abgenommen, wen ſie vor ſich hatte. Theils wäre ihr die Erläuterung läſtig geworden, warum ſie einen Anzug Jeanne's nachgeahmt habe, theils erwartete ſie, daß ihr Graf Anton folgen würde, und wollte ihn um keinen Preis ſolchergeſtalt mit ſeinem Ideal in Verkehr ſetzen. Sie ſtand alſo nur einen Augenblick unentſchloſſen ſtill und eilte dann raſch aus dem Gemache in ein anſtoßendes Zimmer, um aus dieſem wieder in den Saal zu treten und Anton aufzuſuchen. Dieſer Augenblick des Verweilens und das raſche Vorübergehen hatten aber hingereicht, den Chevalier auf die befremdlich gleiche Tracht mit der Tracht ſeiner Braut aufmerkſam zu machen. Er ſprang eilig in die Höhe von dem Divan und eilte an die Thür zum Nebengemache, um die Doppelgängerin Jeanne's genauer in's Auge zu faſſen. Jeanne ſelbſt war zerſtreut und achtete nicht auf ſein Weggehen. Sie ſah gedankenvoll vor ſich auf den Teppich des Fußbodens und ward den vom Saale aus eintretenden Anton nicht eher gewahr, als bis er zu ihren Füßen kniete, ihre Hand ergriffen hatte und ſie mit dem innigſten Liebestone fragte, warum ſie ihn denn nicht eines Wortes der Erwiderung würdige?

Sie erzitterte in tiefſter Seele, denn ſie erkannte dieſe Stimme, ſie wußte plötzlich, trotz der verbergenden Larve Anton's, daß er es ſei, der ihre Hand halte und drücke, er, das wunderbare Bild ihrer Träume.

Aber es ward ihr nicht die Zeit gegönnt, die ſtürmiſchen, einander widerſtrebenden Eindrücke, welche ihr Herz bewegten, zu ordnen. Ehe ſie etwas erwidern konnte, war der Chevalier herbeigeeilt, war der ſchwarze Domino mit ſeinen Begleitern an der Eingangsthür erſchienen. Dem Einen, wie dem Andern — denn der Letztere hielt Jeanne für die Marquiſe — war Anton's feurige Liebeserklärung auf den Knien und unter leidenſchaftlichem Küſſen der Damenhand nicht nur befremdlich, ſondern ärgerlich und beleidigend. Dergleichen überſtieg doch den Galanterieſtil eines Maskenballs; der Chevalier war als junger Bräutigam zu keiner Nachſicht aufgelegt und der ſchwarze Domino war in geſteigerter Entrüſtung, da er dieſen Fremden ſoeben erſt in Zudringlichkeit gegen dieſelbe Dame, wie er vermeinte, geſtört hatte. Von links und rechts alſo flogen im nächſten Augenblicke heftige Fragen und Vorwürfe auf den Grafen Anton, und da der Chevalier noch obenein unſanft genug ſeinen Arm faßte, um ihn zur Freigebung der Damenhand zu nöthigen, ſo ſprang Graf Anton, die Hand Jeanne's loslaſſend, in die Höhe und wendete ſich mit heftiger Rede zunächſt an den Chevalier. Dabei riß er wiederum ſeine Larve ab und zeigte ſich dem erſtaunten von Milhe als zornrothen Bekannten, der ſo brutale Begegnung züchtigen wolle. Ein eigenthümlicher Ausruf der Dame, welcher die Entlarvung Anton's begleitete, wurde überhört, der ſchwarze Domino aber bot der aufſtehenden Jeanne den Arm, und bat ſie, ſich ſeinem Schutze anzuvertrauen. Er werde der Ordnungsbehörde des Hauſes Anzeige machen, und für Entfernung ungebührlicher Beſucher ſorgen laſſen. Dieſe Aeußerung war für den jähen Sinn Anton's zu viel: mit einem raſchen und feſten Griffe hatte er dem ſchwarzen Domino die Larve abgeriſſen, und Namen und Genugthuung verlangt für ſo freche Aeußerung. —

Der Regent! riefen mit einem Male Jeanne, der Chevalier und einige Maſken, die der Wortwechſel herbeigezogen hatte. Die Begleiter des Regenten aber traten haſtig zwiſchen ihn und den Grafen Anton, um eine weitere Thätlichkeit des letzteren, den die Erſcheinung des Regenten nicht im Mindeſten erſchreckte, jedenfalls zu verhüten.

Der Chevalier, welcher ſich und ſeine Braut um keinen Preis in die Angelegenheiten dieſer Roué's gemiſcht haben wollte, griff in dem Gedränge nach Jeanne's Hand, aber das beſtürzte Mädchen ward von einem, dem Regenten ganz ähnlichen ſchwarzen Domino unter die Zuſchauer hineingezogen, welche ſich jetzt in Haufen herzudrängten. Denn es war doch pikant genug, daß der Regent des Reiches in handgreiflichen Streit mit einem fremden Seigneur gerathen ſei. Unter den ſich alſo Herzudrängenden war auch die Marquiſe, deren Hauptantheil nur darauf gerichtet war, ob Jeanne ihre Larve abgethan habe. Sie ſah an dem nacheilenden Chevalier, wohinaus die Braut mit dem hohen ſchwarzen Manne geführt werde, ſie ſah, daß Jeanne's Larve unverrückt zu ſein ſchien, ſie ſah, daß ein Begleiter des Regenten dieſem die Larve vor das Antlitz ſteckte, und daß Anton unbekümmert um die drohenden Geberden der Roué's, welche den Regenten umringten, hierhin und dorthin blickte, offenbar ſuchend, wohin ihm ſein Schatz ſchon wieder entrückt ſei, und ſie trat ſchnell auf ihn zu, ihren Arm auf den ſeinigen legend. Als dies geſchah, wendete ſich eben der Regent mit ſeiner Umgebung nach der Seitenthür links, und ihr Anblick war ihm entzogen durch ſeine vorſtehende Begleitung. Anton aber folgte wie der Blitz ihrem Wink, ergriff ihren Arm und führte ſie ſchnell nach der Seitenthür rechter Hand. Von dort gab's einen Ausgang unmittelbar auf den Korridor: die Marquiſe deutete dahin, und ohne daß ein Wort gewechſelt worden wäre, kamen ſie in den Hof und in den Wagen der Marquiſe, welchen ein harrender Diener auf einen Wink ſeiner Herrin herbeirief, öffnete und ſchloß.

Anton war ſelig in dem Irrthume, er habe ſein Ideal gefunden und neben ſich. Die Marquiſe aber wußte, daß ihm die Doppelgängerin unbekannt geblieben ſei, daß er folglich an kein weiteres Nachforſchen denken könne, ſobald er jetzt den Irrthum entdecke. Sie nahm alſo jetzt in dem hell erleuchteten Wagen die Larve ab, und lachte in beſter Laune über die Beſtürzung des Liebhabers.

Aber woher kennen Sie dies Koſtüm? fragte er nach einer langen Pauſe.

Von Ihrem Ideal!

Sie kennen es alſo wirklich?

Gewiß. Sie müſſen doch damals arg von der Sonne geblendet worden ſein, daß Sie mich durchaus nicht wiedererkennen wollen!

Sie haben ja ſchwarzes Haar!

Es hat einen goldnen Schimmer im Sonnenſchein!

Anton drückte ſich die Hand vor die Augen und ſchüttelte das Haupt. Er verfiel in ein tiefſinniges Schweigen, das mehr beunruhigend als beleidigend für die Marquiſe wurde. Er ſchien ganz zu vergeſſen, daß er maſchinenmäßig in ihre Zimmer mit hinauf geſtiegen war, daß die ſchönſte Frau von Paris theilnehmend bei ihm ſaß, und ihn bat, ſein Herz durch Sprechen zu erleichtern. Zuweilen blickte er ihr unverwandt lange in die Augen, ſeine eignen füllten ſich mit Thränen, und er drückte einen heißen Kuß auf ihren Arm.

Sein Weſen war für dieſe Dame eine Miſchung von erſchreckender und von anziehender Melancholie, erſchreckend, weil ihr ein ſtiller, von weitem drohender Wahnſinn darin eingeſchloſſen zu ſein ſchien, anziehend, weil eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit auch auf die leichtſinnigſte Frau einen Zauber ausübt. Ein Franzoſe kann niemals ſo empfinden, kann ſich niemals ſo geberden, und von einem ſolchen Menſchen umarmt und geliebt zu werden, muß ja eine wunderbare Wonne ſein! dachte ſie halblaut, und ließ ihre Augen ungewöhnlich nachdenklich ruhn auf den ſchönen, jetzt ſo viel Traurigkeit ausdrückenden Geſichtszügen Anton's, der ihren ſchönen Arm betrachtete, als ſtünden auf ihm alle Geheimniſſe ſeines Lebens verzeichnet.

Das menſchliche Herz gleicht auch einem Inſtrumente; wird es vollſtändig auf eine neue Tonart geſtimmt, ſo verlieren die alten Melodien ihre Anziehungskraft. Dies ſtand vielleicht in jener Nacht dem Grafen Anton bevor, wenn ſeine Einſamkeit mit der ſchönen Marquiſe nicht geſtört wurde. Aber die Störung bedrohte ihn. Denn auch der Chevalier von Milhe und Jeanne hatten nach jener Scene den Ball verlaſſen, und der Regent hatte weder die eine noch die andre Maske, von denen ihm jede für ſeine kokette Marquiſe galt, wiederfinden können, ja einer der Spione hatte am Ende ſchüchtern mitzutheilen gewagt, die geſuchte Maske habe mit einem Kreuzritter ſchon vor einer

Viertelſtunde das Opernhaus verlaſſen. — Man braucht nicht zur Eiferſucht geneigt zu ſein, um dabei eiferſüchtig zu werden! Dieſer belgiſche Graf konnte auch die Langmuth des Regenten erſchüttern, und mit ungewöhnlicher Haſt eilte dieſer nach dem Hotel Parabère, mit ungewöhnlicher Reizbarkeit nahm er den Bericht der Domeſtiken auf, die Frau Marquiſe empfange Niemand mehr —

Wie billig und liebenswürdig man ſeinem Herzen nach ſein möge, man bleibt nicht unberührt von dem Einfluſſe, an der Spitze einer Staatsgeſellſchaft all' ſeinen Willen ohne Weiteres in That verwandelt zu ſehen. Man gewöhnt ſich an ein Zucken der Augenbrauen, an ein ſchwertſcharfes Zucken der Hand, vor welchen Jedermann weicht, und denen die beſtgeſchulten Diener aus dem Wege gehen. So gelangte der Regent ohne Aufenthalt in das Zimmer der Marquiſe, und ſtand vor ihr und dem über ihren Arm gebeugten Anton wie ein unerwartetes Wetter. —

Die Marquiſe war ſtolz genug, um nicht auffallend zu erſchrecken und um unbeweglich ihren Platz zu behalten; Graf Anton blieb ebenfalls ſitzen, und ſah ruhigen, faſt zerſtreuten Ausdrucks dem Regenten in das zornesrothe Antlitz.

Kennen Sie mich? fragte dieſer.

Ich habe offiziell nicht die Ehre, erwiderte gelaſſen der Graf Anton.

Entfernen Sie ſich!

Entfernen wir uns! wäre die richtigere Ausdrucksweiſe eines alten Edelmanns —

Sie irren ſich, meine Herrn, ſprach die Marquiſe aufſtehend, es iſt an mir, mich zu entfernen, da mein Hausrecht nicht geachtet wird.

Und ſie ſchritt, da ſich Anton nun auch erhoben hatte, zwiſchen beiden Männern hindurch, und verließ das Zimmer. Anton geleitete ſie bis an die Thür, machte ihr eine tiefe Verbeugung, als ſie durch dieſelbe hinaus ſchritt, ging dann nach der entgegengeſetzten Ausgangsthür, machte dem Regenten eine leichte Verbeugung und verließ ebenfalls das Gemach, ruhigen Schrittes durch die Vorzimmer nach dem Hofe des Hotels hinabgehend. Ehe er bis an den Thorweg kam, überholte ihn der raſcher ſchreitende Regent. Dieſer eilte ſtumm an ihm vorüber und ſtieg in die harrende Karoſſe. Es zeigte ſich keine weitere Begleitung, und auch die Livrée des Kutſchers und der Diener war nicht die rothe des Hauſes Orleans. Nur ein einzelner Mann, eng in einen Mantel gehüllt, war neben ihm, als das Thor ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, und Anton wußte nicht, ob dieſer Mann ebenfalls aus dem Hotel gekommen ſei, oder ſich erſt von außen zu ihm gefunden habe. Es war allgemein bekannt, daß der Regent ſeinen nächtlichen Abenteuern oft ganz allein und ohne die geringſte Begleitung nachginge.

Der Wagen Anton's harrte ſeiner am Opernhauſe, und der ſorgloſe Graf ließ ihn, da ſeine Wohnung näher am Hotel Parabère war als das Opernhaus, natürlich warten, und ſchlug zu Fuße den Weg nach ſeiner Wohnung ein. Der Mann im Mantel hielt ſich immer dicht zu ihm, und da Paris damals von abenteuerlichem Geſindel wimmelte, ſo lag der Gedanke nahe, es könne auf einen räuberiſchen Ueberfall abgeſehen ſein. Der Regent war auch ſchon auf dem Balle vom Grafen beleidigt worden — war dieſer hochgewachſene dunkle Begleiter vielleicht ſchon ein ſtrafender Agent des beleidigten Herrſchers, der ihn durch einen guten Degenſtoß am Ufer der Seine züchtigen ſollte. Anton war zuerſt ſorglos, kam aber doch auf ſolche Gedanken, als der Mann im Mantel fortwährend hinter ihm blieb, und auch auf den Quai mit ihm heraustrat. Hier zog denn alſo Anton ſtill ſein

Kreuzritterſchwert aus der Scheide, wendete ſich raſch, hielt es dem Fremden entgegen, und rief ihm zu, ſich einen andern Weg zu ſuchen. — Der Fremde ſchien nicht blöde zu ſein, ſondern trat nur einen Schritt zurück, und zeigte in der Dunkelheit ebenfalls einen entgegen blitzenden Degen. Dazu ſprach er die Worte: Der Weg iſt mein wie Euer, aber ich freue mich, durch Eure Ungeduld eine Bekanntſchaft zu machen.

Dabei ſenkte er ſeinen Degen, und trat zur Seite neben Anton, ſo weit deſſen fortwährend vorgehaltener Degen es geſtattete. Bemüht Euern Arm nicht weiter, ſetzte der Fremde hinzu, ich bin weder Räuber noch Feind, und der Regent läßt nicht leicht Jemand tödten, am Wenigſten aus Eiferſucht.

Graf Anton erkannte dieſen Fremden, der ſo wohl unterrichtet zu ſein ſchien, auch dann nicht, als der volle Schein einer Laterne auf das Antlitz deſſelben fiel, denn der Mann trug eine Larve vor dem Geſicht. Und dem Manne war es wirklich nur darum zu thun, Anton's Bekanntſchaft zu machen. Es war Niemand anders als Law. Tags nach Heimkunft ſeiner Tochter hatte er aus Renard's Reiſebericht erfahren, was Jeanne und ihm auf einem

Schloſſe an der Maas begegnet ſei. Dies hatte der erfahrene und ſein Kind aufmerkſam beobachtende Vater ſogleich zuſammengebracht mit Jeanne's wunderlicher und unklarer Abneigung vor einer Ehe mit dem Chevalier. Obgleich nun Renard kein Wort davon erwähnte, daß er jenem wilden Grafen in Paris begegnet ſei, ſo kam dem aufmerkſamen Law doch bald eine Beſtätigung ſeines Verdachts, daß Jeanne jener ſchwarze Graf im Sinne liege: Er entdeckte nämlich als ein Mann, der ſein Hausweſen ſehr genau zu beaufſichtigen pflegte, Jeanne's Anſtalten zur Abſendung eines Boten nach Niederland. Der Bote ward ausgefragt, und übrigens in ſeinem Abgange nicht gehindert; denn um der geliebten Tochter willen intereſſirte es den Vater, für jeden möglichen Fall genaue Kunde von dem jungen Manne zu haben, welcher für Jeanne eine ſo plötzliche Neigung gezeigt, und für welchen Jeanne ſelbſt eine gewiſſe Theilnahme zu hegen ſchien. Dies Alles hatte indeß vor der Hand nichts Aufregendes in ſich gehabt, und Law hatte ihm keine lebhafte Aufmerkſamkeit zugewendet, da Jeanne ſich zur Verlobung entſchloſſen hatte. — Seine Hauptſorge, die Sorge um und für den Regenten war immer im Vordergrunde geblieben, und hatte ihn denn an dieſem Abende auch auf den Maskenball geführt. Er wollte nicht nur ein Zuſammentreffen ſeiner Tochter mit dem Regenten immer noch verhindern, ſondern er pflegte auch bei ſolcher Gelegenheit die aufmerkſamſte Schutzwache für den Regenten ſelbſt zu ſein, da dieſer nach dem Balle noch in der Stadt umher zu ſchwärmen gewohnt war. Law war denn der lange Mann auf dem Balle, welcher ganz wie der Regent in einen ſchwarzen Domino gehüllt war; er ſtand in der Nähe, als das erſte Zuſammentreffen neben der Marquiſe von Parabère ſtattgefunden hatte, und entdeckte nicht ohne Beſorgniß, daß dieſe wie Jeanne gekleidete Dame nicht ſeine Tochter ſei, entdeckte aber auch in den Aeußerungen Anton's und in dem Titel eines belgiſchen Grafen, den man ihm gab, daß hier ein Zuſammenhang mit Jeanne ſtattfinden könne. Das ward ihm unzweifelhaft, als er Anton im Nebenzimmer zu Füßen Jeanne's erblickte — denn der herbeieilende unverlarvte Chevalier deutete ihm deutlich genug an, hier ſei Jeanne ſelbſt und keine Doppelgängerin. Er alſo war es geweſen, der Jeanne im entſtehenden Tumult fortgezogen hatte. Ehe aber der Chevalier ſich wieder zu ihnen fand, erfuhr Law in dieſer Aufregung ſeiner Tochter ein Geſtändniß derſelben, welches alle bisherige Pläne umſtürzte, und grenzenloſe Verlegenheiten herauf zu beſchwören ſchien. „Er iſt es! Er iſt es!" flüſterte ihm Jeanne zitternd zu, „er iſt es, Vater! Nun kann ich um keinen Preis der Welt den Chevalier heirathen!"

Dies Geſtändniß hatte ihn genöthigt, um nur jeder voreiligen Scene zwiſchen den Verlobten auszubeugen, den herzukommenden Chevalier für dieſen Abend bei Jeanne zu verabſchieden, und ſein Kind ſelbſt nach Hauſe zu bringen. Der Chevalier mußte ſich mit der Nachricht beſcheiden, Jeanne ſei vom Schreck über die heftige Scene mit dem Fremden unwohl, der Vater ließ im vollen Roſſeslaufe fahren, that keine weitere Frage an Jeanne, und kehrte eben ſo ſchnell nach dem Opernhauſe zurück, vor dem er eben ankam, als der Regent, deſſen wappenloſer Wagen und ſchlicht gekleidete Bedienung ihm wohlbekannt waren, in die Karoſſe ſtieg. Er folgte mit der ſeinigen auf der Stelle, erfuhr zu ſeinem Schrecken vom Portier, der ſeinem Golde redſelig war, daß der belgiſche Graf bei der Marquiſe ſei, und wollte eben zum Schutze des Regenten hinaufſtürmen, als dieſer ſchon zurückkam. Law ſtellte ſich in den Schatten einer Wandecke, und folgte dann dem langſam, alſo friedlich hinauswandelnden Grafen, den er jetzt nach vielen Seiten hin auskundſchaften mußte.

Anton war wohl ein wenig überraſcht, den nächtlichen Begleiter ſo unterrichtet zu ſehen über ſein nagelneues Verhältniß zum Regenten, aber er war zu ſtolz, um beſonders neugierig zu ſein, und führte das Geſpräch nicht fort. Law mußte ſich entſchließen, da des Grafen Wohnung bei jedem Schritte erreicht ſein konnte, eine mißliche aber für Anton wahrſcheinlich wohlklingende Seite anzuſchlagen. Er fragte den Grafen alſo unmittelbar, ob er über das täuſchende Spiel ſeiner Damen im Reitkleide aufgeklärt worden ſei?

Der Damen? Ich kenne nur eine.

Nein, Herr Graf. Wenn die Marquiſe von Parabère die falſche war, ſo muß es doch eine richtige geben.

Das wohl, aber nicht in Paris.

Ich meine, nicht nur in Paris, ſondern auf dem Opernballe ſelbſt!

Was ſagſt Du, Freund?

Ich bin nicht Ihr Freund, ſo lange ich Ihren Charakter nicht von einer andern Seite kenne, als ich ihn bisher kennen gelernt habe. Wenn Sie ſo fortfahren gegen das Haupt dieſes Landes, ſo ſehen Sie in Kurzem Paris und Ihr heimathliches Schloß an der Maas nicht wieder!

Sondern, mein kundiger Bürgersmann?

Sondern begnügen ſich für die Lebenszeit des Regenten mit der Baſtille.

Verſchwenden Sie nicht Drohungen des Herzogs von Orleans, der ſich unwürdig beträgt, und den ich verachte. Das ſind Nebenſachen für mich. Unterrichten Sie mich lieber, ob wirklich eine Doppelgängerin der Marquiſe von Parabère auf dem Balle war, und alſo in Paris exiſtirt. Iſt dem ſo, und iſt es die Dame, welche ich ſuche, ſo erweiſen Sie dem Herzoge von Orleans einen weſentlichen Dienſt, denn der Herzog von Orleans hat vollſtändig Ruhe vor mir, wenn ich meine Dame finde.

Was haben Sie vor mit dieſer Dame?

Naive Frage!

Die Dame iſt rein und unbefleckt wie eine Perle!

Wehe dem, der daran zweifelte! Mann, Sie kennen ſie wirklich?

Ich kenne ſie.

Sie iſt in Paris?

Sie war wenigſtens heute Nacht in Paris.

Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite, bis Sie mich zu ihr geführt!

Das geſchieht nicht, bis ich weiß, ob Ihre Abſichten anſtändig und edel ſind.

Schweigen Sie, Thörichter, ich liebe die Dame!

Aber wenn ſie arm iſt?

Was kümmert mich Armuth! Iſt Armuth Schande?

Nein, aber ein Fehler. Und wenn ſie niedrig geboren iſt?

Das iſt ſie nicht. Der ſchönſte Adel ſtrahlt von ihr aus.

Liebesphraſe. Edel ſein heißt nicht von Adel ſein. Wenn ſie nicht von Adel iſt?

So wird ſie durch mich von Adel.

Sie wollen ſie heirathen?

Bei meinem Wappen, das will ich!

Und Ihre Familie?

Ich bin meine Familie.

Sie ſind nicht der älteſte Graf Horn!

Es giebt keinen älteſten Grafen Horn. —

Der Fürſt Horn iſt aber Ihr älteſter Bruder, und Sie ſind abhängig von ihm.

Abhängig bin ich nur von meinem Herzen und meinem Degen. Führen Sie mich, ſtatt mich zu fragen.

Die Familie der Dame iſt abhängig vom Regenten; Ihre feindliche Stellung gegen dieſen iſt ein Hinderniß Ihrer Liebe.

Der Regent kennt meine Dame? Trachtet nach ihr?

Er kennt ſie nicht.

Führen Sie mich! Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite.

Law war durchaus nicht geneigt, dieſem ſtürmiſchen Anſinnen Folge zu leiſten. Obwohl ihm die Aeußerungen einer ernſthaften und anſtändigen Neigung für Jeanne angenehm waren, ſo erledigten ſie doch noch keineswegs all' die Bedenklichkeiten, welche ſeinem Scharfblicke nur zu deutlich vor Augen ſtanden. Und dieſe Bedenklichkeiten entſtanden nicht bloß aus Rückſicht auf den Regenten, der eine Verbindung Law's mit dieſem unehrerbietigen Grafen Horn dem der Gunſt bedürftigen Law ſehr übel nehmen konnte. Law wußte, daß der Regent am Ende doch ein ſehr gutmüthiger Herr ſei, welcher einer jeglichen groben Feindſchaft gern auswich, und wohl auch dieſem wilden Grafen verzeihen könne. Aber dieſer wilde Graf ſelbſt war für Law noch lange nicht aufgeklärt und ſicher genug. Law wußte ſehr gut, wie ſehr er ſelbſt dem hohen Adel verhaßt ſei, und er konnte vorausſehn, daß Graf Anton, auch wenn er zur Ehe mit einem unadligen Mädchen geneigt wäre, doch wahrſcheinlich die Tochter Law's verſchmähen würde. Darüber hätt' er vor allen Dingen gern Aufklärung gehabt! Und doch ſagte ihm ſein guter Verſtand, daß es thöricht ſei, ſolche Aufklärung herauszufordern. Die leidenſchaftliche Liebe des Grafen werde vielleicht auch über dieſen ſchwierigen Punkt hinweg eilen, wenn ihm der Name Law zuerſt von den Lippen Jeanne's entgegen komme, der Graf werde ſich aber wahrſcheinlich entrüſtet und beleidigend äußern und für immer vermeſſen und verſchwören, wenn er von einem Unbekannten im Voraus höre, ſeine Geliebte ſei die Tochter Law's.

Unentſchloſſen darüber, wie er es am Geſchickteſten anzufangen habe, ging Law eine Zeitlang ſchweigend neben dem Grafen an der Seine hin.

Sie erwarten doch nicht, begann er endlich, daß ich Sie mitten in der Nacht zu einer Dame führe, auch wenn dieſe Dame noch in Paris wäre?

Iſt ſie nicht mehr in Paris, ſo rufen wir meinen Wagen, und iſt ſie in Paris, ſo führen Sie mich an die Schwelle ihres Hauſes, damit ich dort harre, bis der Tag ſie weckt!

Mein Herr Graf, die Aeußerungen über Ihre Neigung ſind ſo würdig und tüchtig, daß ſie mir Antheil einflößen. Ich will Ihnen unter gewiſſen Umſtänden behilflich ſein, aber jetzt und heut noch nicht. Vielleicht ſchon heute Abend. Es ſteht heute am zeitigen Vormittage eine wichtige Konferenz im Palais-Royal über Finanz-Angelegenheiten bevor. Ich muß zu dieſem Ende noch vorher eine lange Unterredung mit Law führen — iſt dies Alles beendigt, will ich dem Regenten Ihre Lage und gereizte Stimmung ſchildern, und deſſen Nachſicht für Sie in Anſpruch nehmen. —

Was brauch' ich deſſen Nachſicht!

Er wird ſie nicht verweigern, ſobald er erfährt, daß Sie nicht die Marquiſe von Parabère, ſondern deren Doppelgängerin mit Ihrer Liebeserklärung gemeint haben. Er wird beſonders zur Verſöhnung geneigt ſein, wenn ihn die viel verſprechenden Angelegenheiten Law's in gute Laune verſetzt haben. —

Die viel verſprechenden Schwindeleien dieſes Abenteurers. Was hat meine Herzensangelegenheit mit dieſen gemeinen Verhaltniſſen zu thun?

Mehr als Sie glauben. Dieſe Verhältniſſe, denen nur Ihre Unkenntniß ein ſo unrichtiges und beleidigendes Beiwort geben kann, umſpannen bereits tauſend Familienfragen Frankreichs, und auch Ihre Herzensangelegenheit hängt in feinen Fäden damit zuſammen, ja kann nur zu Ihrem Vortheile erledigt werden, wenn Sie aufhören, dieſer neuen politiſchen Welt feindlich geſinnt zu ſein.

Warum nicht gar! Und der Ausdruck „neue politiſche Welt“ iſt ein viel zu ſchmeichelhafter für dieſe unverſchämte Welt eines kaufmänniſchen Betruges. Ich kann nichts damit zu thun haben, ſo lange ich Edelmann bin, und meine Liebe iſt die eines Edelmanns, welcher keinerlei Beziehungen haben mag mit ſolchen Nichtswürdigkeiten!

Mich dünkt aber, Sie haben ſchon damit zu thun!

Was, Mann?!

Ich habe erſt vorgeſtern das Law'ſche Hauptbuch durchgeſehen, und unter den Renten ſo vieler hohen Familien figuriren auch die Ihrigen darin —

Was?!

Sie ziehen alſo in der Stille den kaufmänniſchen Nutzen von dieſen ſogenannten Nichtswürdigkeiten, und ſpielen öffentlich den Verächter derſelben!

Unverſchämter Lügner! rief der Graf, und zog auf's Neue ſein Schwert, um ihn abzuſtrafen. Aber Law war ein gewandter Fechter, und im richtigen Augenblicke zur Vertheidigung bereit. Die Angelegenheit war auch für ihn ſo hoffnungslos geworden, daß es ihm nicht mehr darauf ankam, den gröblichen Edelmann vom Leben zum Tode zu befördern. Der Kampf begann in einer engen Straße, die nicht viel mehr Licht dazu bot als das Leuchten der blanken Klingen, und der Funken, welche ſie aneinander weckten. Es wäre unter ſolchen Umſtänden wohl ein lebensgefährlicher Ausgang eingetreten, hätte nicht die Nachtrunde der Polizeiſoldaten, welche in der engen Straße heraufkam, ihre Schrittte beſchleunigt und die hitzig Fechtenden überraſcht, getrennt und feſtgehalten.

Law nannte dem Anführer der Runde leiſe ſeinen Namen, und als darauf der Feuerwächter ſeine Blendlaterne enthüllt und Law vor das Antlitz gehalten hatte, erklärte der Anführer, er kenne den Herrn und überlaſſe demſelben die weitere Verantwortung vor dem Polizeilieutenant. Darauf entfernte ſich Law ohne weitere Behinderung, und ohne ſich weiter um den von Bayonetten eingeſchloſſenen Grafen zu kümmern.

Wer iſt der Mann? ſchrie dieſer dem Anführer der Runde entgegen.

Wer ſind Sie ſelbſt? erwiderte dieſer.

Graf von Horn und Overick. Befehlt Euren Leuten, zurückzutreten.

Auch ihn ſchien der Anführer zu kennen, denn Graf Anton war in der That durch d'Argenſon's Zuthun der Polizei bekannt. Der Anführer ſchwankte einen Augenblick, ob er ihn als öffentlichen Ruheſtörer und Duellanten verhaften ſolle, aber das ſtolze Seigneurweſen deſſelben, welches für die Polizei noch lange gebieteriſch war, vermochte ihn zu einer beſchwichtigenden Handbewegung gegen ſeine Leute. Die Bayonette hoben ſich, und ehe der Anführer mit ſeiner Runde weitere Maaßregeln anordnen konnte, war Anton aus dem Kreiſe hinaus und vollen Laufes in der Verfolgung Law's begriffen. Die Runde ſetzte ihm zwar augenblicklich nach, hatte aber ſchon am Ende der Straße ſeine Spur verloren, und ward im Horchen durch das Raſſeln der vom Opernball heimkehrenden Karoſſen gehindert.

Anton ſelbſt war glücklicher in ſeiner Verfolgung.

Es war Alles dies in dem Straßenviertel vorgefallen, welches zwiſchen dem Boulevard St. Denis und der Seine liegt. Sie waren vom Fluſſe nach der rue St. Denis eingebogen, und in der rue des écrivains waren ſie in Kampf gerathen. Am Ausgange dieſer engen Straße hatte ſich Law links in die rue des diamans gewendet, in deren Verlängerung, rue de Quicampoix genannt, ſein Hôtel lag. Auch Anton wandte ſich links, und bei dem weither ſchimmernden Scheine der Pechpfannen vor dem Law'ſchen Hotel ſah er ſeinen Mann nach dieſer Richtung zuſchreiten —

Steh, Mann des Orleans! rief er hinter ihm her.

Law hörte es, und überſah im Nu, wohin dieſe neue Begegnung führen könne. In ſein Hotel durfte er nicht treten, ſonſt verrieth er dem Grafen, wo er und die Spur der Dame zu finden ſei. Mit Jeanne aber wollte er ihn, nachdem er an der unvertilgbaren Feindſchaft dieſes Edelmanns nicht mehr zweifeln durfte, niemals in irgend einen Verkehr treten ſehn. Es that dem Vater weh, des Kindes Neigung mit Füßen treten zu müſſen, aber er war durch ein abenteuerliches Leben an verwegene und durchgreifende Entſchlüſſe gewöhnt, und er entſchloß ſich in dieſem kritiſchen Momente ſchnell und ganz, dieſen heilloſen belgiſchen Grafen aus der Welt zu ſchaffen, wenigſtens aus der europäiſchen Welt. Die Gelegenheit zu dieſem Frevel war dicht neben ihm. Die Straße Quicampoix ward von der Diamantenſtraße durch eine Quergaſſe, Namens rue Aubry le boucher getrennt, und an der Ecke dieſer Quergaſſe ſtand er eben. Das Eckhaus dieſer Gaſſe hatte er gemiethet für den geheimnißvollen Betrieb ſeiner Kolonie am Miſſiſſippi, welche durch Errichtung einer Aktiengeſellſchaft erſt vor Kurzem einen geſetzlichen Anſtrich erhalten hatte. In dieſem Eckhauſe hatte er nach Art der holländiſchen und engliſchen Matroſen-Preſſung eine abſcheuliche Fang-Anſtalt anlegen laſſen.

Es handelte ſich nämlich darum, mit Güte oder Gewalt Koloniſten anzuwerben, die nach Louiſiana geſchickt werden könnten, und da ſich nicht genug Freiwillige meldeten, der Kredit der Miſſiſſippibank aber den Nachweis zahlreich abgeſandter Koloniſten brauchte, ſo fing man ihrer ſeit einigen Tagen in ziemlicher Menge. Dies geſchah folgendermaßen: Ein eiſernes Gitter ſchloß den Eingang zu einem ganz ſchmalen Hofe, welcher zu jenem Hauſe führte.

Außer dem gewöhnlichen Klingelzuge war ein verborgener angebracht; wurde an dieſem dreimal raſch hintereinander gezogen, ſo war dies das Signal, es nahe ein Opfer, und es ſei der Fangapparat vorzubereiten. Dieſer beſtand aus einer Fallthür im Hausflure, welche für gewöhnlich unterhalb durch ſtarke Riegel feſtgehalten, nach ſolchem Signale aber von den Riegeln befreit wurde. Wer nun darauf trat, ſank in ein Kellergeſchoß, wurde von zwei darauf lauernden Kerlen ſogleich gefeſſelt, und mit einem Koloniſtentransport Nachts auf der Seine gen Havre geſchafft.

Dieſem Schickſale trat der heftige Graf Anton entgegen, als er aufs Neue von Law verlangte, zu der Dame ſeines Herzens geführt zu ſein. Ich weiche nicht mehr von Eurer Ferſe, ſetzte er hinzu, bis Ihr mein Verlangen erfüllt habt.

Dann ſchreibt es Euch zu, und nicht meiner Abſicht, wenn Ihr in üble Hände gerathet! erwiderte Law, wendete ſich, und zog dreimal an dem verborgenen Klingelknopfe. Das Gitterthor, welches durch einen Drahtzug mit dem Innern des Hauſes in Verbindung ſtand, öffnete ſich nach einer Weile knarrend, und Law trat in den Vorhof, Anton folgte ihm. Sie ſchritten über den ſchmalen

Hof, und fanden einen Flügel der Hausthür geöffnet. Der Hausflur war von einem Lämpchen ſpärlich und zwar ſo erhellt, daß der Schatten eines breiten Pfeilers die Fallthür bedeckte. Sie beſtand übrigens äußerlich aus eben ſolchen Eichenbohlen, wie der ganze Fußboden des Flurs und konnte auch am Tage keinen Verdacht erregen. Zur Rechten des Flurs an dem Pfeiler befindlich ließ ſie zur linken Seite für einen Mann hinreichenden feſten Boden zum Vorübergehen.

Als ſie eintraten, ſtellte Law ſeinen Degen an die Wand, und forderte Anton auf, desgleichen zu thun, denn die Sitte des Hauſes geſtatte nicht, bewaffnet einzutreten.

Ein Edelmann verläßt niemals ſeine Waffen! entgegnete Anton.

Dann kann der Edelmann dies Haus nicht betreten!

Geht voraus!

Ziemt es einem Edelmann, befehleriſch gegen Jemand aufzutreten, der ſich freiwillig ſeiner Waffe begiebt! — Kehrt um, oder fügt Euch der unerläßlichen Sitte dieſes Hauſes!

Anton empfand die Richtigkeit dieſer Logik, und empfand doch auch eine entſchiedene Scheu, ſich wehrlos dieſem Manne und einem finſtern, geheimnißvollen Hauſe anzuvertrauen. Er war auf dem Punkte umzukehren. Aber die Hoffnung, ſeine Geliebte endlich zu finden, und der Stolz, welcher um möglicher Gefahr willen nicht zurücktreten wollte, drängten ihn vorwärts. Er ſtand nur einen Moment unſchlüſſig, dann ſtellte er haſtig ſein Schwert an die Wand, rief „Vorwärts!“ und ſchritt in den Flur hinein.

Law war gleich beim Eintritte darauf bedacht geweſen, daß er dem Grafen zur Linken bliebe. Das eilige Vorwärtsſchreiten Antons machte aber ſelbſt dieſe Vorſicht überflüſſig; Anton war auf der Fallthür, ehe Law wieder an ſeiner Seite war, und die Fallthür verſchlang den unvorſichtigen jungen Mann lautlos und blitzgeſchwind.

Law blieb vor der Oeffnung ſtehen und horchte aufmerkſam auf das Gepolter, welches unten entſtand. Es dauerte nicht lang, denn die Fallthür war ſo eingerichtet, daß ſie weiter unten ihre horizontale Lage in eine geneigte verwandelte, und daß ſolchergeſtalt das Schlachtopfer ſeinen Henkern entgegen fiel. Es verging keine Minute, ſo war die Thür wieder oben, und als Law gleich darauf die inneren Riegel vorſchieben hörte, ſo ging er getroſt über die trügeriſche Brücke hinweg, um in dem nächtlichen Bureau des Koloniſtentransports Anweiſungen zu ertheilen in Betreff des neuen Ankömmlings.

Dies Bureau war ein gewölbtes langes Zimmer mit einem großen Bogenfenſter, welches nach der Straße Quicampoix hinausführte und eng mit Eiſenſtäben vergittert war. In einem Schreibekäfig, wie er heutiges Tags noch auf alten Rathsſtuben gefunden wird, ſaß ein einzelner Mann, welcher durch das Holzgitterwerk des Käfigs nur deutlich ſichtbar wurde, ſobald er den Kopf bewegte. Dieſer Mann hatte von einem haarloſen Scheitel die Perücke abgehoben, und war tief in Rechnungen verſenkt. Eine Adlernaſe, ſtechende graue Augen, eine gelbe trockne Geſichtshaut, ein mit Grau untermiſchter ſchwarzer Bart, der Mund und Kinn verhüllte, gaben ihm ein ſtrenges Anſehen. Aber eigentlich mochte er nur furchtbar ſein, wo er ſich gefürchtet und ſicher wußte, und er war vielleicht ſelbſt furchtſam. Wenigſtens ſchrack er überaus zuſammen und klappte mit zitternder Hand das Rechnungsbuch zu, als er plötzlich Law's Stimme nahe bei ſich hörte. Es war jener Geſchäftsführer Law's, Renard, welcher Jeanne begleitet hatte. Er hörte mit unverkennbarer Angſt den Bericht, daß der Graf Horn unten eingefangen und für den nächſten Transport beſtimmt ſei, und unterbrach Law mit den Worten: Das kann unſre Köpfe koſten, Miſter Law!

Haſenfuß! Unſre Köpfe hängen nicht an einem einzigen Faden, und wer erzählt denn, wo dieſer tolle Graf geblieben?

Der Mond oder die Sonne, Miſter! Nichts von Bedeutung bleibt verborgen!

Gewöhne Dir den „Miſter“ und die Angſt des Lombarden ab! Iſt Vorrath da für einen Transport zur nächſten Nacht?

Ja; aber morgen beginnt Mondſchein!

Sorge dafür, daß der freche Edelmann morgen mit hinabſchwimme nach dem Havre, und daß weder in Rouen noch im Havre Jemand vom Lande ihn zu ſehen bekomme. Je ängſtlicher Du biſt, deſto vorſichtiger wirſt Du ſein. Mißglückte es doch, und gelänge es ihm, Jemand von ſeinem Stande zu unterrichten, ſo heißt's, er ſei dem Narrenhauſe entſprungen, und wir brauchten am Miſſiſſippi auch einen Tollen zur Unterhandlung mit wilden Nachbarſtämmen, bei denen jeder Geiſteskranke heilig gehalten würde. Baſta.

Damit entfernte ſich Law. — Renard aber war in einer dem Anſcheine nach unbegreiflichen Beſtürzung. Er fürchtete den Grafen wie einen reißenden Löwen, und fürchtete doch nicht bloß, daß dies reißende Geſchöpf jetzt unter ihm ſei und jeden Augenblick die Wächter erwürgen, die Thüren ſprengen und zu ihm heraufdringen könne, ſondern er fürchtete auch, gegen dies Geſchöpf ſo was Entſetzliches wie ſolche Transportation unternehmen zu helfen. Ueber kurz oder lang werde dies unzähmbare Geſchöpf doch wieder da ſein, und werde unbarmherzig all' ſeine Henker zerfleiſchen. Die unſichere Lebensſtellung ſolch' eines Wucherers, der jetzt in großes Spiel verflochten war, und der eingewohnte Reſpekt vor einem Seigneur hoher Stellung konnten wohl eine natürliche Antipathie zu ſolchen Aengſten ſteigern.

Und doch zog's ihn wie mit Krallen hinab in die Keller, um zu ſehen und zu befühlen, ob dies gefährliche Weſen auch feſt verwahrt ſei. Was iſt feſt?! ſprach er klagend vor ſich hin, der gepeinigte Renard, der nach der Klingelſchnur griff, um Bericht zu hören über die Bewältigung des neuen Ankömmlings.

Dieſer Bericht ließ nichts zu wünſchen übrig.

Die beiden Häſcher, welche unter der Fallthür angeſtellt waren, hatten den neuen Ankömmling bei deſſen Herabfallen glücklich gefangen und raſch gefeſſelt. Sie ſetzten aber hinzu, es ſei ihnen angſt und bange bei dieſem vornehmen Herrn — denn ein ſolcher ſei er offenbar. Er habe ſich fürchterlich gewehrt, und liege jetzt bewußtlos und in Zuckungen da, die Augen ſeien ihm weit aus dem Kopfe herausgetreten, und Schaum ſtehe vor ſeinem Munde. Er werde wahrſcheinlich vom Schlage gerührt werden, wenn man ihn nicht losbinde, und losbinden könne man ihn nicht, denn er ſei ſehr ſtark, und würde ſie ſicherlich todt ſchlagen. Dieſer Fang ſei ein Unglück; er tauge nicht zum Transport, und da es ihm Jedermann anſähe, daß er ein vornehmer Herr ſei, ſo würde er der Anſtalt große Gefahr bringen, und ihnen, den beiden Häſchern, die allergrößte. Wie gut Herr Law ſie auch bezahle, und wie mächtig er auch ſei, entſchädigen und ſchützen werde er ſie doch nicht können, wenn dieſer gegen einen Seigneur verübte Frevel herauskäme.

Renard theilte all' dieſe Beſorgniſſe, und war aus lauter Beſorgniß und Furcht geneigt, das anſcheinend Gefährlichſte zu wagen; nämlich den Gragefangene Seigneur noch nicht aus dem Fallkeller herausgekommen, und ſomit deſſen Anweſenheit den übrigen Gefangenen und Wächtern noch unbekannt ſei. Man konnte alſo getroſt Herrn Law erzählen, der Fremde habe nicht überwältigt werden können, ſondern habe die beiden Häſcher halbtodt geſchlagen. Sie ſeien Einer nach dem Andern bewußtlos niedergeſtürzt, und als ſie erſt gegen Morgen wieder zu ſich gekommen, ſei der Fremde verſchwunden geweſen, offenbar auf dem Wege der Fallthür, deren Riegel er zurückgeſchoben und deren Mechanismus er entdeckt habe. Man könne noch von großem Glück ſagen, daß Niemand zu ihnen herabgeſtürzt ſei, denn die Fallthür ſei ſolchergeſtalt bis an den Morgen unverwahrt geblieben. Wie er durch das Hofgitter gekommen ſei, bliebe freilich unbegreiflich, da deſſen Aufzug des Nachts auch nur vom Fallkeller ausgehe — entweder ſei während des Kampfes unverſehens an die Feder geſchlagen worden, oder der fürchterliche Fremde habe auch dieſe Vorrichtung zum Aufzuge entdeckt. Die kleine, in der Blende verſteckte Lampe wenigſtens habe er zweifelsohne zum Herumſuchen benutzt, denn ſie habe ſich des Morgens oben im Hausflure gefunden.

Dies wurde die Uebereinkunft gegen Law. Dieſer konnte auch nicht eben mit leichter Mühe ſtrafen, denn er war Urheber dieſes ſo geſetzloſen Preßſyſtems; ja außer der Unwahrſcheinlichkeit einer ſolchen Flucht konnte er gar keinen Grund des Mißtrauens haben.

Die Fortſaffung des Grafen ſelbſt war einfach und leicht zu bewerkſtelligen. Er war bewußtlos, und die beiden Häſcher fanden nicht den geringſten Widerſtand, als ſie ihn aus dem Hauſe und Hofe hinaus trugen. Es war noch finſter, als dies geſchah, und ſie trugen ihn größerer Sicherheit wegen bis an den pont neuf hinab, löſten ihm dort die Bande, und lehnten ihn an die Mauer. Renard ſetzte voraus, er werde durchaus nicht wiſſen, in welcher Gegend der Stadt, oder wenigſtens nicht in welcher Straße ihm der Unfall begegnet ſei, da er Paris ſo gut wie gar nicht kenne. Wahrſcheinlich werde er ſich nach ſo völliger Bewußtloſigkeit gar nicht genau der Vorgänge erinnern, welche ihm in dieſer Nacht begegnet, und aus ſeiner verworrenen Darſtellung werde kein Menſch einen richtigen Verdacht ſchöpfen können. Daß ihm Law perſönlich unbekannt ſei, wußte Renard, und in dieſer Nacht hatte Law ſeinem Berichte nach ſtets die

Larve getragen. Es ſtand alſo auch von dieſer Seite keine Entdeckung zu beſorgen, da der Graf in keinerlei geſelliger Verbindung mit Law war, niemals und nirgends mit ihm zuſammen traf, alſo auch durch Geſtalt und Stimme nicht auf einen Verdacht geleitet werden konnte.

Dennoch betrachtete Renard den bewußtlos an der Brückenmauer lehnenden Grafen mit Angſt und Schauer. Er that dies aus der Ferne, denn es ſchauerte ihn auch dem halbtodten jungen Manne nahe zu treten. Er war den Häſchern, die ihn getragen, nur von Weitem gefolgt, hatte ſie heim geſendet, und war auch im Begriff geweſen, ſich nach Hauſe zu begeben. Die magiſche Qual, welche für ihn von dieſem Grafen ausging, hatte ihn aber noch einmal zum Umſehen veranlaßt. Bewegte ſich nicht der Graf? Nein. Es wäre ganz gut, wenn er auf dieſe Weiſe in der kalten Nachtluft völlig des Todes würde! Dann wärſt Du ihn los! Faſſe Dir ein Herz, und ſtürze ihn über die Mauerlehne, dann verſchlingt ihn der Fluß, und es kräht kein Hahn darnach!

So ſprach Renard und kehrte um. Aber er fühlte in ſich, daß es ihm unmöglich ſei, dieſen Körper anzufaſſen, und am Ende ſchlüge der Graf eben die Augen auf, wenn er hinzutrete — fort, fort!

Und ſo eilte Renard von dannen, haſtig, als ob ihn der Blick des Grafen wie ein Pfeil verfolge.

Law war in der Nacht mit den Schwertern, die er aus dem Hausflur an ſich genommen, ſorgenlos zu Hauſe angelangt, und hatte einen ſorgenloſen Schlaf gefunden. Er hatte in wildbewegtem Leben die Ruhe homeriſcher Helden ſich angeeignet, Abgethanes ſpurlos, freud- und reuelos hinter ſich zu laſſen. Die Welt war ihm ein Kampf auf Leben und Tod: wo ihm ein großer oder kleiner Feind als unzweifelhafter Feind entgegentrat, da trachtete er nach dem völligen Verderben deſſelben und zwar mit eben der Sicherheit, wie man auf Unterdrückung einer Krankheit ausgeht. Mitleid oder irgend eine Sentimentalität mit dem erliegenden Gegner war ihm eben ſo fremd wie dem Krieger, der die feindlichen Reihen niederwirft, unbekümmert um Wunden und Schmerz derſelben. Er hätte gern dieſen Grafen für ſein Kind gewonnen, weil er in Jeanne's Ausruf mit Schauer erkannt hatte, es kauere hier die Leidenſchaft eines ganzen Lebens auf dem Grunde der Seele. Aber der Graf hatte ihm eben ſo deutlich enthüllt, daß zwiſchen ihm und Law's Kinde eine wohlthätige Gemeinſchaft nicht möglich ſei. So hatte denn Law ſeiner Natur nach den ſicheren Feind auf den Tod bekämpft, und beim Erwachen am nächſten Morgen zögerte er auch keinen Augenblick, ſich einen neuen ſicheren Feind zu erregen. Nicht um einen Feind zu haben, ſondern um aus einem vergifteten Verhältniſſe alles Gift auf eine Perſon zuſammenzudrängen, und Haus und Kind vor Siechthum zu bewahren. Der neue Feind mußte von Milhe werden, es gab da für Law keine Wahl. Er ſchrieb ihm unumwunden, die Verlobung mit Jeanne müſſe als aufgelöſt betrachtet werden. Der Chevalier ſolle nicht nach weiteren Gründen forſchen; — der eine Grund möge ihm genügen, daß dieſe Auflöſung auf Jeanne's ausdrückliches Verlangen ſtattfinde. Er, der Chevalier ſelbſt, habe nicht die geringſte Veranlaſſung zu dieſem Bruche gegeben, und Law bedaure ſchmerzlich, daß er dieſen Bruch durchaus nicht vermeiden könne.

Als dieſer Brief abgeſendet war, ging Law zu

Jeanne, und theilte ihr mit, daß er in Betreff des Chevaliers ihren Wünſchen gewillfahrt habe. In Betreff des Kreuzritters, ſetzte er hinzu, den Du auf dem Balle geſehn —

Des Grafen Horn —

Ah, Dein Bote iſt zurück? — In Betreff des Grafen alſo, den Du wieder geſehn, bitte ich Dich einen herzhaften Entſchluß der Entſagung zu faſſen. Er iſt bis zu kindiſcher Tollheit Grand-Seigneur, und würde nie Dein Gatte werden, auch wenn er noch lebte —

Um Gotteswillen, Vater, er lebt nicht mehr?!

Ich erfahre eben, daß er dieſe Nacht bei einem Streite, zu dem ihn ſein verbranntes Blut getrieben, um's Leben gekommen iſt.

O, mein Gott!

Weine, laß es den Schmerz Deines Lebens ſein. Mit dem großen Schmerze eines Mädchenherzens iſt Lebensglück nicht unvereinbar — aber ſprich nie davon, verrathe nie, daß Du dieſen Mann gekannt, es ſoll unwürdig hergegangen ſein bei dem Untergange dieſes zügelloſen Menſchen, und die Behörden wollen, daß ſein Gedächtniß ſpurlos verſchwinde!

Als dies geſprochen wurde, erwachte Graf

Anton eben aus ſeiner Betäubung und ſah ſich um. Die Marktleute, welche am frühen Morgen über den pont neuf gekommen waren, hatten ihn erſtarrt auf dem Pflaſter gefunden, und eine mitleidige Bäuerin hatte ihn auf ihren Gemüſewagen heben laſſen, um ihn im Vorüberfahren auf einer Wachtſtube oder in einem Hoſpitale in's Trockene zu bringen. Denn es regnete ſeit der Morgendämmerung in Strömen. Die gute Frau fand aber bis zu ihrem Marché des Innocents keine ſchickliche Gelegenheit, und fragte dort die junge Bäckersfrau an der Ecke, was ſie wohl mit dem armen bunten Herrn anfangen ſolle? — Heiliger Euſtachius! rief dieſe, als ſie herangetreten war und auf das Antlitz des Grafen geſchaut hatte, das iſt ja der ſchöne belgiſche Graf! Und der iſt todt! — Nein, ſagte die Bauerfrau, er hat ſich gerüttelt, als der Wagen durch den Rinnſtein dort gepoltert war! Wenn Ihr ihn aber kennt, ſo bringt ihn unter! — Ich kenne ihn weiter nicht, aber da drüben wohnt ein junger Edelmann, der wird ihn kennen, und deſſen Dienerſchaft will ich's melden!

Dies war die Dienerſchaft des Chevaliers von Milhe; ſie kannte den Grafen, und weckte den

Chevalier. Dieſer ließ anſpannen, und ſo war Anton in ſeine Wohnung am Theatiner-Quai gebracht, von einem herbeigerufenen Arzte behandelt und gepflegt worden, und erwachte jetzt mitten unter Bekannten und Standesgenoſſen, denn der Chevalier hatte den Unfall raſch dem Herzog von Havré, dem Herrn von Créquy, und noch Einigen der hohen Ariſtokratie mittheilen laſſen, die er dem Grafen ſehr zugethan wußte. Sie ſaßen jetzt in Anton's Zimmer, und blickten theilnehmend und neugierig auf den Erwachenden.

Die Hauptfrage war, ob er ſich deſſen, was ihm begegnet ſei, erinnere. Er erinnerte ſich des ganzen Hergangs bis zu dem Sturze in die Tiefe, nach welchem er angefallen und niedergeſchlagen worden ſei. Alle fragten, ob er die Gegend wieder finden könne, in welcher das Haus liegen müſſe — er ſelbſt ſei am pont neuf gefunden worden!

Schwerlich; aber in jenem Stadttheile, rechts von der Seine müſſe es geweſen ſein.

Das wird uns nichts helfen, entgegnete der Herzog von Havré, jener Stadttheil iſt der bevölkertſte. Es wäre entſetzlich, wenn es von ihm ausginge!

Von wem!

Und daß man Sie mißhandelt und dann ausgeſetzt, nicht aber beraubt hat, ſpricht nur zu ſehr für dieſe unedelmänniſche Natur, die nicht einmal den Muth blutiger Rache beſitzt. Erinnern Sie ſich Herr Graf des rothen Domino's, der Sie auf dem Balle warnte vor dem ſchwarzen Domino? Ich war's, und Ihr ſpäteres Schickſal wird die Strafe geweſen ſein, welche Ihnen der ſchwarze Domino zugedacht hat —

Der Regent?!

Prüfen wir näher, ehe wir richten, bemerkte Herr von Créquy, und laſſen wir den armen Grafen ſich erſt erholen und ſtärken!

Die Seigneurs gingen, und es blieb nur von Milhe zurück, weil ihm ſein Diener eben Law's Brief übergeben hatte, und weil er dieſen Brief eilig leſen wollte — Law weiß nun Alles, rief er Anton zu, vielleicht ſchreibt er mir ſchon eine Aufklärung Ihres Vorfalls!

Wir wiſſen, welcher Art dieſe Aufklärung war. Sie verſetzte Milhe in leidenſchaftlichen Zorn, und der Zorn iſt ſchwatzhaft, Anton wurde alſo der erſte Mitwiſſer dieſer Abdankung des Bräutigams.

Lieber Chevalier! Wer ſich mit niedrig trachtenden Leuten einläßt, der muß auf niedrigen Ausgang gefaßt ſein!

Einläßt! Einläßt! Die ganze Welt läßt ſich damit ein! Das Staatsoberhaupt wie der Grand-Seigneur verkehrt mit Law, erholt ſich Raths bei ihm, und läßt ſich Zinſen von ihm zahlen! Sie ſelbſt handeln in dieſem Punkte anders als Sie ſprechen! Ihr Name ſteht im Law'ſchen Bankbuche ſo gut und ſo deutlich wie einer!

Anton war mit einem Sprunge von ſeinem Lager neben dem Chevalier. Wie ein Blitz fuhr es durch ſeinen Sinn, daß dieſe Anſchuldigung ihm zum zweiten Male entgegen trete, und daß der nächtliche Fremde ſie mit eben ſolcher Sicherheit ausgeſprochen habe. Er konnte alſo nicht mehr an der Richtigkeit zweifeln, und er brannte vor Verlangen, dieſen Betrug zu ſtrafen.

Sobald Milhe einſah, daß hiebei wirklich eine Täuſchung von Seiten Law's zum Grunde liegen müſſe, und daß hiermit Veranlaſſung geboten ſei zu einer gellenden Rache an dem Banquier, hörte er auf, dem körperlich noch erſchöpften Anton Ruhe anzuempfehlen, und das Ausgehen abzurathen.

Die Diener konnten nicht eilig genug die Kleidung des Grafen und das Vorfahren der Karoſſe beſorgen — „mit der Reitpeitſche will ich den frechen Händler züchtigen für Mißbrauch meines Namens!“ rief Anton, und eilte mit dem Chevalier in den Wagen hinab. Als dieſer von der Diamanten-Straße nach der Straße Quicampoir über die Quergaſſe Aubry le boucher hinwegrollte, dämmerte dem herausblickenden Anton eine dunkle Erinnerung auf an dieſe Oertlichkeit, aber ehe er ſie zu einer Vorſtellung ſammeln konnte, hielten ſie im Hofe des Law'ſchen Hotels an der Haustreppe.

Der Chevalier führte Anton nach dem Bankcomptoir hinauf, und zwar nach dem Zimmer, in welchem Law ſich aufzuhalten pflegte. Der Chevalier ſelbſt fühlte ſich arg gepeinigt: theils durch den Verluſt einer ſchönen Braut, die ihm hier bei jedem Schritte entgegen treten konnte; theils durch den Verluſt eines Vermögens, für welches er auch ſeinen kleinen Adel durch offene Bewerbung bloßgeſtellt hatte; theils durch ein Schamgefühl über eine ſo jäh ergriffene Rache, wie er ſie in dem wilden Grafen unmittelbar nach Empfang des Abſagebriefes in dies Haus führte. Er ſetzte ſich alſo vor — denn wir verſtecken immer eine Schwäche hinter einer andern — ſich gegen Law zu benehmen, als habe er deſſen Brief noch gar nicht erhalten.

Die unbefragten Diener verhinderten den Eintritt der beiden Herren in die ſonſt nicht öffentlichen Zimmer darum nicht, weil ſie dem Bräutigam des Fräuleins vom Hauſe nicht in den Weg treten mochten, obwohl es ihnen befremdlich ausſah, daß zwei Diener des Grafen mit großen Rohrſtöcken hinter ihm herſchritten.

Das Privatarbeitszimmer Law's war leer; aber links und rechts waren die Thüren nur angelehnt. Die Thür links führte zu den Gemächern Jeanne's, und Law war in der That zu ſeiner Tochter gegangen, um dem armen Kinde, dem er die Lebenshoffnung zerſtört hatte, Muth einzuſprechen. Die Thür rechter Hand führte zum heimlichen Arbeitszimmer Renard's. Dieſer ſaß dort hinter den großen Zahlenbüchern, nicht ahnend, daß ihm die Vergeltung der nächtlichen That ſo unerwartet nahe träte. Dorthin nämlich richteten die Seigneurs ihre Schritte, und ſie ſtanden dicht hinter ihm, ehe dieſer den Kopf wendete.

Als er den Grafen Horn, der noch viel bleicher als gewöhnlich ausſah, hinter ſich erblickte, und als deſſen erhobene Reitpeitſche auf das große

Buch wies mit den Worten: „Schlage auf, und zeige die Seite, welche den Namen des Grafen Horn trägt!" — da vergingen ihm die Sinne. Er überſah den natürlichen Zuſammenhang dieſer Nachfrage, und ſeine unnatürliche Furcht flüſterte ihm zu: Jetzt ſpringt der Tod auf Deine Schulter!

Anton war gar nicht geneigt, eine artige Rückſicht auf Körperſchwäche zu nehmen: er riß den Stuhl ſammt dem darauf ſitzenden Renard dergeſtalt zur Seite, daß beide ſchwankten und dem Umſturze nahe waren. Dann trat er vor das aufgeſchlagene Bankbuch, und deutete dem Chevalier mit einer Pantomine an, die behauptete Stelle nachzuweiſen; von Milhe, in dieſem Buche ziemlich bewandert, that es ſogleich, und als dem Grafen wirklich ſein Name entgegentrat, riß er die Folioſeite von oben bis unten heraus, unbekümmert darum, daß auf der Rückſeite ein andrer Name und andrer Poſten vernichtet würden. Renard, obwohl halb todt vor Schreck, zuckte zuſammen bei dieſer Ungebühr, welche ſtarken Geldverluſt mit ſich führen konnte, und zum erſten Male ermannte er ſich zu einer zornigen Wallung. Da ihn alſo ſelbigen Augenblicks Graf Horn fragte, wer den Namen

Horn in dies Schandbuch geſchrieben, erwiderte Renard trotzig: Herr Law!

Wo iſt er?

Dort drüben. — Und er wies nach der Thür, welche links vom Eintritte belegen war. . Anton, das ausgeriſſene Folioblatt in der Hand haltend, ſchritt ſogleich nach dieſer Seite hinüber. Der Chevalier, mit Renard's Handſchrift wohl bekannt, blieb bei dieſem ſtehn, und ſagte mit halblauter Simme zu ihm: dieſe Lüge, Renard, kann Euch das Leben koſten, ſobald der Graf ihrer kundig wird.

Helfen Sie, daß er es nicht erfahre!

Wofür?

Für Ihre Schuldſcheine an Law!

Topp! Her damit! Ich werde ſie zahlen, aber wenn es mir gefällt.

Während Renard die Schuldſcheine mit fliegender Hand ſuchte und dem Chevalier einhändigte, vernahmen ſie aus den anſtoßenden Gemächern den Ruf des Grafen „Law! Law!“ und bald darauf einen heftigen, der Entfernung wegen aber unverſtändlichen Wortwechſel. Als der Chevalier hinzu eilte, und dem halb beſtürzten, halb zürnenden Law als ein höchſt unwillkommener Zeuge erſchien, ſah er, daß Anton ſo eben haſtig ein breites

Schwert ergriff, welches in einem Winkel lehnte, und Law zurief: Mein Herr, wie kommen Sie zu dieſem Schwerte?

Law ſchwieg.

Chevalier, fuhr Anton zu dieſem gewendet fort, dies iſt mein Schwert von heute Nacht! Was ſagen Sie, wenn ich hinzu ſetze, daß Geſtalt und Stimme dieſes Mannes mir aus dieſer Nacht erinnerlich ſind —?

Es iſt dieſem Manne ohne Treu und Glauben wohl zuzutraun, daß er einen Seigneur räuberiſch anfalle!

Die uns ſchon bekannte Röthe ſchoß auf das blaſſe Antlitz des Grafen Anton, die ſchwarzen Augen drängten ſich glühend hervor, er hob das Kreuzritter-Schwert, und Law, der verlegen und unbewaffnet dem heftigen Grafen gegenüber ſtand, war zweifelsohne in Lebensgefahr. Da trat eine Dame zwiſchen die Schwertesſpitze und das Ziel derſelben. — Heiliger Gott, ſie iſt es! ſchrie Anton, ließ das Schwert fallen, daß es ſchmetternd klirrte, und flog in die Arme der Dame, welche ihm halb geöffnet zu ſein ſchienen, und welche ihn wenigſtens bald eben ſo lebhaft umſchloſſen, als er ſie an ſein Herz drückte.

Es war Jeanne, welche ihrem Vater gefolgt war, welche die Stimme des todtgeglaubten Geliebten mit unſäglichem freudigen Schreck erkannt hatte, und welche ohne Rückſicht auf Streit und Schwert zu ihm getreten war.

Law wie Milhe ſahen grimmig einer rettenden Erſcheinung zu, welche den einen nicht minder bedrohte, als das vorher gezückte Schwert, und welche dem andern zeigte, daß er auch ohne Law's Zurückweiſung kein Liebesglück gehabt hätte. Die Liebenden achteten indeß nicht im Geringſten auf ihre Umgebung; es war endlich der Augenblick da, in welchem ſie Herz und Gedanken vor einander eröffnen konnten. Denn auch Jeanne war durch Trennung und Todesnachricht in ihrer Neigung ſo geſteigert worden, daß Renard's Nachricht und alle ſonſtige Beſorgniß untergingen im Schimmer der geliebten Augen. Anton führte ſie in die tiefe Fenſterbrüſtung, um in hellerem Lichte ihres Anblicks genießen zu können, und dort erzählten ſie ſich ihre Eindrücke und Schickſale ſeit der erſten wunderbaren Bekanntſchaft mit all jener reißenden, unerſchöpflichen Schnelligkeit, welche Liebenden eigen iſt, und welche die ganze Welt umher vergeſſen kann.

Law gewann dadurch Zeit zur Faſſung. Eine Ausſöhnung war ihm unter allen Umſtänden das willkommenſte Ergebniß. Dieſe ſchien aber nach den Aeußerungen Anton's über Law unwahrſcheinlich, um ſo unwahrſcheinlicher, je gewaltſamer ſie herbeigeführt würde. Jedenfalls war es wünſchenswerth, daß Jeanne nicht zugegen ſei bei ſolcher entſcheidenden Entwickelung. Der Vater konnte nicht wollen, daß ſie Dinge hörte, welche ihn herabſetzten, und er konnte nicht wollen, daß der heftige Seigneur einen gewaltſamen Entführungsverſuch mache, ſobald er die Herkunft Jeanne's kennen lerne, und der Tochter eine Losſagung von unwürdigen Eltern vorſchlagen könne. Law wollte für all' dieſe Erklärungen allein ſein mit dem Grafen. Er nahm alſo den Chevalier bei der Hand, und flüſterte ihm zu, daß er ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe, und daß der Chevalier ihm zu dem Ende in's Nebenzimmer folgen möge. Der Chevalier hätte kein Ohr dafür gehabt, wenn er nicht geglaubt hätte, Law wolle auf die abgelehnte Heirath ſeiner Tochter mit ihm, dem Chevalier zurückkommen, um ein Verhältniß Jeanne's mit dem Grafen, welches bei den bekannten Geſinnungen dieſes Grafen keine Heirath zum

Ziel haben könne, mit einem raſchen Streiche zu endigen. So ging Milhe mit Law nach der Seite hinaus, von welcher er vor kurzer Zeit mit dem Grafen eingetreten war, und folgte Law bis auf den Vorſaal. Dort ſagte ihm dieſer denn auch wirklich: die Leidenſchaft des Grafen Horn für Jeanne ſei die einzige Urſache geweſen, welche ihn zur Auflöſung der Verlobung zwiſchen Jeanne und ihm, dem Chevalier, veranlaßt habe. Es ſei nur zu hoffen geweſen, daß die Zeit und ſorgfältige Vermeidung eines Zuſammentreffens mit dem Grafen ſie beruhigen werde. Das ſei nun Alles zerſtört, und es ſei wahrſcheinlich ein raſcher Entſchluß in Kurzem nothwendig. Jeanne nämlich müſſe vielleicht in den nächſten vier und zwanzig Stunden verheirathet werden, damit dem Grafen alle Hoffnung, aller Zugang abgeſchnitten werde. Der raſch erwählte Gemahl müſſe ſich indeſſen, wie Jeanne's an den Tag gelegte Neigung nur zu deutlich zeige, zunächſt mit der formellen Heirath begnügen, und ihm, dem Vater, für die nächſte Zeit die junge Gattin inſoweit ganz überlaſſen, daß ſie der Pariſer Geſellſchaft ganz entzogen und in tröſtende Einſamkeit gebracht werde. Der Chevalier möge ſich erklären, ob er für den eintretenden Fall dieſer formelle Gemahl Jeanne's werden wolle.

Das will ich! erwiderte Milhe.

Gut, ſprach Law, ſo laſſen Sie mir jetzt freies Feld, Alles vorzubereiten. In wenig Stunden haben Sie Nachricht, und ich bitte Sie deshalb, ſich daheim zu halten.

Unter dieſem Beſcheid war Milhe hinausgeſchoben, und die erſte Abſicht Law's erreicht. Es konnte wohl ſein, daß Alles was er eben geſprochen in ſolcher oder ähnlicher Weiſe herbeigeführt werden müſſe, aber es konnte der Hergang auch ein ganz andrer ſein — jedenfalls war die Hauptſache, dem Grafen Horn dieſen Verbündeten zu entziehn.

Nun eilte Law zu ſeiner Gattin, und führte dieſe von der inneren Gemächerſeite neben das Zimmer, in welchem Jeanne und Anton waren. Dort ſollte ſie nach Verlauf einer Minute Jeanne's Namen zu wiederholten Malen und dringend rufen, denn Jeanne gerathe in dringende Gefahr, wenn ſie ihr nicht ſogleich in die inneren Gemächer folge. Madame Law wußte durchaus nicht, was das zu bedeuten habe, war aber gewohnt, ihrem Gemahle blindlings zu folgen, und liebte zärtlich ihre Tochter.

Nach dieſen Vorbereitungen trat Law wieder in das Zimmer der Liebenden, und ſchritt nach der Fenſterbrüſtung bis dicht zu ihnen. Hier ſprach er: Graf Horn! Dieſe Dame iſt die Tochter Law's, iſt meine Tochter.

Die Tochter Law's! ſchrie Anton, indem er Jeanne's Hände frei gab —

Jeanne, Jeanne! rief jetzt die Stimme der Madame Law, und Law hatte richtig vorausgeſehen, daß Jeanne dieſer Stimme ſogleich Folge leiſten, und der Graf in erſter Beſtürzung ihr nicht folgen würde. Sobald alſo Jeanne hinaus war, folgte ihr Law bis an die Thür, ſchloß dieſe und nahm den Schlüſſel zu ſich. — Graf Anton bemerkte es kaum: die Nachricht, welche nur ein Liebender ſo leidenſchaftlicher Art wie er nicht vorausſehen konnte, hatte ihn betäubt. Law trat wieder zu ihm, und ſprach weiter:

Wir müſſen uns verſtändigen, Herr Graf. Entſchiedene Feindſchaft liegt hinter uns, entſchiedene Freundſchaft kann vor uns liegen. Sie haben zu wählen, ob die Vergangenheit fortgeſetzt oder vergeſſen ſein ſoll. Ihr Charakter bringt es mit ſich, und meine Stellung in der Welt, meine Stellung Ihrem Charakter gegenüber nöthigt mich ebenfalls dazu, auf Tod und Leben Krieg zu führen, wenn eine Freundſchaft auf Tod und Leben nicht möglich iſt. Die Aeußerungen, welche Sie in vergangener Nacht über Law ausſtießen, und die mir damals ſchon bekannte Liebe zwiſchen Ihnen und meiner Tochter nöthigten mich zu einem Attentate, da Sie unter Verwünſchungen des Vaters zur Tochter desſelben bringen, meiner Tochter alſo ſich bemächtigen wollten außerhalb der kirchlich und bürgerlich geſetzlichen Form. Zu ſolcher Gewaltthätigkeit bleibe ich fortwährend genöthigt, wenn mein Kind nicht Gräſin Horn werden ſoll. Ich habe keinen andern Grund, Sie zum Eidam zu wünſchen als die Liebe meiner Tochter. Wollen Sie alſo nicht das dauernde Glück meines Kindes begründen, ſo hab' ich auch keinen Grund, zu zögern und zu ſchonen. Im Gegentheil! Iſt Ihnen meine Tochter nicht gut genug zur Gattin, ſo iſt doch auch kein Menſch auf der Welt, kein Fürſt und kein Graf gut genug zum bloßen Liebhaber für ſie, denn ich halte auf meine Familienehre ſtrenger, als die vornehmen Häuſer der Mortemar und ähnlicher in letzter Zeit gethan. Im letzteren Falle werden Sie Jeanne nie wieder ſehen, und ſchonungsloſen Widerſtand von mir zu befahren haben.

„Das iſt brav von Ihnen,“ entgegnete Graf

Horn in halber Zerſtreuung. „Sie ſind alſo doch wohl von Adel?!“

Ich bin nicht von Adel; aber ich halte auf Adel meiner Familie. — Uebereilen Sie einen Entſchluß nicht, der für unſer ganzes Leben beſtimmend iſt. Ich erwarte erſt in einigen Tagen Ihren Beſcheid, und muß mich jetzt bei Ihnen beurlauben, da mich Geſchäfte in's Palais royal rufen.

In tiefes Sinnen verſenkt ſchritt Graf Horn hinaus, kaum ſeine eignen Diener bemerkend, die noch drohend im Vorzimmer aufgepflanzt ſtanden, und die ihm nun mechaniſch folgten. Er ſchien im Innerſten verwandelt. Oder war er in einer Wandelung des Innerſten begriffen? Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſtarke, tiefe Wurzeln die ſo jählings erzeugte Neigung für Jeanne in ſeinem Herzen, in dieſem ſtarken, Alles ſo tüchtig wollenden Herzen geſchlagen hatte, nicht zu beſchreiben, wie er jetzt nach endlichem, endlichem Wiederfinden, nach der erſten berauſchenden Umarmung nur in dieſer Liebe lebte! Und doch fühlte er, wie die andere Hälfte ſeines Weſens, die erzogene, zur andern Natur gewordene Hälfte gezückten Schwertes, furchtbar drohend in ihm ſich erhoben hatte, drohend dem leiſeſten Gedanken an eine öffentliche eheliche Gemeinſchaft mit der Tochter des Geldhändlers. Noch war die Liebe in überwiegender Kraft, es ſchaukelten ſich die Gegenſätze noch faſt behaglich in ihm, er fühlte den Hauch der Geliebten noch auf ſeinen halb geſchloſſenen Augenliedern, auf ſeiner leicht gerötheten Wange, da er in ſeine Karoſſe ſteigen wollte. Als er ſeine Diener ſchelten hörte, als er ſich am Kleide gezogen fühlte, ſah er nicht ſtreng, wie er wohl ſonſt gethan, rückwärts nach ſolcher Störniß, ſondern zerſtreut, ſanftmüthig — Renard hatte dies gewagt. Vor einer Stunde noch hätte er ſich um keinen Preis zu ſolch verwegenem Schritte entſchloſſen. Er hätte den Tod vom bloſſen Umblicken des Grafen gefürchtet. Aber auch ein Lebensintereſſe ſtand auf dem Spiele, und ein Inſtinkt, wie ſonſt ſeine Furcht vor dem Grafen, ſagte ihm jetzt, als er vom verſteckten Winkel aus den unglaublich veränderten Anton vorüberſchreiten ſah, in dieſem Augenblicke tödte ihn dieſer junge Mann gewiß nicht. Jenes Lebensintereſſe Renard's war das Geld, und dieſer entſetzliche Beſuch der zwei jungen Edelleute konnte wohl einen Commis Law's ruiniren, wäre er noch reicher geweſen, als Renard. Die Summen, welche er für den Grafen Horn in Gold umgewandelt und ſich in der Bank wieder in

Gold umgeſetzt hatte, waren ſehr bedeutend. Wenn Law ſeiner Erzählung von dem Ueberfalle von dem Eingriffe in's Bankbuch nicht unbedingten Glauben ſchenkte, wenn Law ihn zur Verantwortung zog, ſo konnte ihm dies ein lebensgefährlicher Schlag werden. Und Spießgeſellen trauen einander am wenigſten! Law hatte bei Niemand geringern Credit, als bei Renard, und Renard war überzeugt, es ginge ihm bei Law ebenſo. Nun hatte er aber genau geſehen, denn ſein entſetztes Auge war nicht von dem herausgeriſſenen Blatte gewichen, daß der Graf dies Blatt gräßlich zuſammengeknittert und in die Taſche des Kleides geſteckt hatte. Und dies Blatt Papier mußte er wieder haben, für dies Blatt Papier hätte er Löwenmuth entwickelt. Blieb ihm doch der halbe Diebſtahl Milhe's, das Entwenden der Schuldſcheine, außerdem noch gut zu machen übrig. Aber dies hatte er jetzt eben im Hausflur eiligſt Law mittheilen können, als er dem langſam ſchreitenden Grafen nachgeeilt und dem von der Abſchiedsverbeugung zurückkehrenden Law begegnet war, und Law hatte eine gleichgültige Handbewegung dazu gemacht! Nun galt es, die Hauptſache wieder zu gewinnen. So bündig und ſo höflich zugleich als möglich ſchilderte er dem Graſen, welcher mit einem Fuße ſchon auf dem Wagentritte ſtand, ſeine unverſchuldet üble Lage, und bat flehentlich, der Herr Graf möge gnädigſt in die linke Taſche greifen, als in welche das für den Herrn Grafen wichtige und für ihn armen Mann hochwichtige Blatt Papier geſchoben worden ſei.

Der Graf hörte und hörte nicht. Es ſchien als wollte er mit der Hand nach der Taſche greifen, aber dieſe Hand hielt ſeinen Körper dadurch im Gleichgewichte, daß ſie in die Troddel im Innern der Karoſſe gefaßt hatte. Der Weg nach der Taſche ſchien alſo blos deshalb zu unterbleiben, und der Graf fragte mit ſanfter Stimme: Kennſt Du Fräulein Jeanne?

Zu Befehl, gnädigſter Herr Graf.

Du magſt Dir das Papier bei mir holen!

Bei dieſen Worten ſtieg der Graf in den Wagen, und der den Tritt beſeitigende Diener ſtieß Renard zur Seite und rief dem Kutſcher ſein „Allez!“ zu.

Der arme Renard ſah mit Schmerz die Karoſſe davon eilen. Er wußte nur zu gut, wie mißlich jede Bewilligung, die nicht thatſächlich gleich gewährt wird, einzufordern, und gar von einem Seigneur einzufordern ſei, welcher Diener und

Launen hat. — Zunächſt mußte jedenfalls Law von dem Attentate auf das Bankbuch unterrichtet werden.

Aber Law war nicht zu finden, und der Leibdiener deſſelben verſicherte Renard, Herr Law ſei heute für Niemand zu ſprechen und wenn der Herr Regent ſelber käme.

Anton blieb den übrigen Theil des Tages einſam auf ſeinem Zimmer. Die Diener durften Niemand zu ihm laſſen, es ſchien, als wollte er um jeden Preis allein ſeine Lage ergründen und den nöthigen Entſchluß reiflich aus ſich erzeugen. Aber es dauerte lange, ehe er aus den Träumen heraus zum Sinnen kam, und das Sinnen ging immer wieder unter in Träumen, und wenn er endlich dies Träumen mit Heftigkeit verſcheuchte, ſo ſprang die aufgereizte Ueberlegung in's Grübeln um, und das Grübeln artete aus in Ungeduld und ſtillen Grimm. Auf dieſem Wege liegt Wahnſinn! rief er, wenn auch nicht mit dieſen Worten, ſprang von ſeinem Sitz in die Höhe, bemerkte jetzt erſt, daß es dunkel geworden ſei, und ſchellte dem Diener. Dieſer wollte melden, daß der Herzog von Havré, der Chevalier und ſoeben eine Dame dageweſen ſei, welche ſich Madame Law genannt, und für den Herrn Grafen hinterlaſſen habe, um neun Uhr werde ihre Tochter das Haus der Eltern verlaſſen, um in eine unentdeckbare Verborgenheit gebracht zu werden. Wenn der Herr Graf dieſe Unentdeckbarkeit abwenden wolle, ſo möge er um neun Uhr in der Straße Quicampoix ſich bereit halten, einer ſchmuckloſen Kutſche zu folgen.

Aber Graf Anton unterbrach den Diener bei den erſten Worten der Meldung, er wollte nichts von der Welt hören, er wollte ungeſtört die wichtige Lebensfrage in ſich allein löſen, und er befahl jetzt, ihm ein Pferd zu ſatteln und vorzuführen. Der Diener, ſeines Herrn Antipathie genau kennend, wagte noch weniger, ihm zu melden, daß heute wieder eine Zahlung in Banknoten eingegangen ſei. Er fürchtete, Graf Anton, welcher das Paket in ſeine Taſche ſchiebe, thue dies nicht in Zerſtreutheit, ſondern in der Abſicht, das widerwärtige Geld um jeden Preis ſogleich einzuwechſeln.

So ritt Anton in die Nacht hinaus mit ſeinen ſchmerzlichen Gedanken. Er glaubte, daß die ſchwüle Zimmerluft ihm die freie Entſcheidung erſchwere, ach eine Entſcheidung, welche entweder ſeine geſchichtliche Welt oder ſeine Liebeswelt tödten mußte.

Der ſtärkſte Menſch glaubt ungern daran, daß jede Wahl einen Todſchlag heiſche, und daß ihre Schwierigkeit eben darin beſtehe, ſich für dies oder jenes Todesopfer zu entſcheiden; der ſtärkſte Menſch glaubt lange Zeit, es ließe ſich eine Vermittlung finden zwiſchen Tod und Leben.

Durch den Chevalier kam unterdeſſen dieſe Angelegenheit in den Mund der Leute. Er hatte lange vergeblich darauf gewartet, in Law's Hotel zurückgerufen zu werden, er hatte ſich bald nicht mehr verhehlt, daß er von Law wohl nur trügeriſch fortgeſchickt ſein könne, er hatte endlich ein Billet Law's mit dem lakoniſchen Ausdruck: „Wir müſſen Alles aufgeben!“ erhalten, er hatte bei'm Grafen Horn ſelber ſich erkundigen wollen, und war, als er dort abgewieſen wurde, zu dem Glauben gekommen, dieſer Nebenbuhler trage den Sieg über ihn davon. Mit dieſem Glauben ſtieg die Luſt, zu verderben, die Luſt, ſich im Vernichten zu rächen in ſeiner Seele auf. Denn er war der gemeine Emporkömmling, der nur ein äußerlich ſtattliches Ziel mit energiſcher Abſicht erſtrebte, für ſich ſelbſt aber, für ſeine eigne innere Genugthuung keinen gediegenen Kern in ſich beſaß. Außerdem fühlte er ſich leider in dieſer Angelegenheit gehetzt, denn die Dinge übereilten ihn, und deshalb that er Schlimmeres als er ſonſt gethan hätte. Umſtände machen uns tugendhaft, Umſtände machen uns laſterhaft: In ruhigerer Laune hätte Milhe nimmermehr die Schuldſcheine an ſich geriſſen, wie er es neben Anton that; er that's, weil er durch dieſen in eine Fauſtrechtsſtimmung verſetzt war, und weil er es gethan hatte, fühlte er ſich und ward er weiter getrieben. Wenigſtens glaubte er ſich nun von den Umſtänden ergriffen wie von den raſtlos weiter faſſenden Zähnen einer Maſchine, denen man ein werthvolles Glied ſeines Leibes opfern müſſe, um nicht ganz zermalmt zu werden. Es fehlte ihm, wie den meiſten Emporkömmlingen, die moraliſche Energie, welche zum Eingeſtehn eines unrechten Schrittes drängt, auch wenn dies Eingeſtehn größere Gefahr droht als ein neuer das Unrecht beſchönigender Schritt.

Was ſtand alſo von ſolchem Manne zu erwarten, als er an jenem Abend in die Geſellſchaft der Marquiſe von Parabère trat? Er ſpielte gegen Broglie und Nocé und gegen die Marquiſe ſelbſt den Naiven, welcher nicht das geringſte Hehl daraus machte, daß er einen Korb erhalten habe, und zwar durch den Grafen Horn verdrängt worden ſei. Dies umgab er aber mit ſo mannigfachen geheimnißvollen Andeutungen, daß ſein Aerger allerlei Nahrung finden konnte, daß Law, Jeanne und Graf Horn in befremdliches Licht gerückt wurden, und daß ihm ſelbſt doch einem jedem dieſer Einzelnen gegenüber ein Ausweg übrig blieb. Law anlangend erzählte er beſonders den einzelnen royaliſtiſchen Seigneurs, welche noch in dem Hotel der Marquiſe erſchienen, und unter denen der Herzog von Havré die Hauptfigur war, die Vorfälle der vergangenen Nacht, und ſtellte das Attentat auf den Grafen in ein empörendes Licht.

Es ſei unbegreiflich, ſetzte er hinzu, wie Graf Horn nach ſolchem Vorfalle noch an eine Verbindung mit dieſem banditenartigen Hauſe denken könne! Man müßte an Zaubertränke glauben, und jedenfalls ſei der Graf in größter Gefahr. Law könne nur einer unbedingten Hingebung des Grafen den Angriff deſſelben auf das Bankbuch und die wichtigſten Papiere des Banquiers verzeihen; denn Graf Horn habe in der erſten Wuth jenes wichtige Buch und eine Handvoll wichtiger Schuldverſchreibungen zerriſſen. Jedenfalls werde es ein unberechenbares Ereigniß für den hohen Adel, wenn Graf Horn nach ſolchen Vorgängen die Tochter des Banquiers heirathe.

Der Herzog von Havré entfernte ſich nach dieſen Mittheilungen unverzüglich aus der Geſellſchaft.

Gegen Broglie und Nocé erzählte der Chevalier das nächtliche Attentat Law's auf den Grafen Horn der Thatſache nach ebenſo, ſtellte es aber unter ganz andere Geſichtspunkte und in den Schatten ganz andrer Bemerkungen. Darnach ſah es halb wie ein von den Royaliſten erfundenes Mährchen aus, welches die Regierung in das gehäſſigſte Licht ſetzte, da die Regierung ſolches Banditenweſen offenbar begünſtige.

Gegen die Marquiſe ſprach er nur von jenem Zaubertranke, welcher dem ſonſt ſo ſtolzen Grafen die Sinne berückt habe. Die Marquiſe war aber nicht ihrer ſonſtigen Munterkeit nach geneigt, dieſe Angelegenheit wie eine gewöhnliche intereſſante Neuigkeit aufzufaſſen. Sie ſchwieg dazu, und die ganze Geſellſchaft erſchien verſtimmt, als der Regent eintrat. Broglie und Nocé unterrichteten ihn auf der Stelle, und ſein Antlitz, ſonſt immer heiter und ſorglos, verfinſterte ſich. Daß die Marquiſe zerſtreut und unaufmerkſam war, ſteigerte ſeinen Unmuth. Dieſer belgiſche Graf wurde ihm in der

That unerträglich: jeder Tag brachte neue Unannehmlichkeiten mit ihm, und das Mährchen von der Menſchenpreſſe konnte geradezu politiſch gefährlich werden. d'Argenſon, der eben eintrat, kam dem Regenten alſo ganz erwünſcht, denn dieſer alte Polizeimann werde wohl einen Rath zur Hand haben, wie dieſem läſtigen Unweſen eines Ausländers raſch ein Ende zu machen ſei.

Das Maaß der Ungeduld wurde dem Regenten übervoll, als der kundige Miniſter erwiderte: die Sache iſt ſchwer und wichtig. Die Ausſage des Hauptmanns der nächtlichen Runde — ſetzte er hinzu, indem er langſam ſprach und ſich während des Sprechens die Sache ſelbſt erſt zurechtzulegen ſchien — dieſe Ausſage iſt ſchon ſtadtkundig, da man nicht vorausſehen konnte, es werde unſer Vortheil ſein, das nächtliche Abenteuer des Grafen Horn zu verſchleiern. So iſt nun dem Publikum eine ſehr wahrſcheinliche Einleitung geboten für die darauf folgende Fallthür und Menſchenpreſſe —

„Ich will nicht hoffen, daß Law ſich Dergleichen unterſteht?!“

Jedenfalls wäre es im ſchlimmſten Falle nur ein Abzugskanal für das Geſindel, welches täglich zunimmt in Paris, königliche Hoheit, und für welches die Gefängniſſe nicht mehr zureichen. Könnten wir dieſen Auswurf zur Vorbereitung einer Kolonie an den Miſſiſippi transportiren, ſo wäre dies ein doppelter Gewinn: Urwälder auszurotten koſtet zahlreiche Menſchenleben, und wir erſparten hier die großen Atzungskoſten, welche ſich in den Gefängniſſen aufhäufen. In Betreff des Grafen Horn aber wäre eine dauernde Verſöhnung dieſes heftigen Seigneur mit der Law'ſchen Familie nicht nur die beſte Auskunft, ſondern es wäre dieſelbe, wenn ſie gar in Form einer Verheirathung erſchiene, ein höchſt intereſſanter Sieg gegen die Grandſeigneurs. —

„Dazu wird ſich ja der übermüthige belgiſche Graf, deſſen Ungebührlichkeiten ich Prinzips halber auf die Länge nicht dulden darf, niemals entſchließen!“

Vergebung, königliche Hoheit, er iſt in Anſichten aufgewachſen, welche einem tiefen und ſtarken Gefühle alle Vortheile aufopfern, er iſt überſpannt, und mir iſt eben hinterbracht worden, daß er ganz wie ein Liebesträumer zur Stadt hinaus geritten ſei bei einbrechender Nacht. Entweder er kehrt nicht zurück — und dies iſt allerdings auch ein Ausweg, den ich als einen durch Kürze empfehlenswerthen vorſchlagen könnte — oder er kehrt wie ein Ritter zurück, welcher die Augen zudrückt für die ganze Welt, um nur ſeine Schöne zu ſehn.

„Iſt denn Law's Tochter wirklich ſchön?“

Möcht' ich nicht behaupten. Jugend und Geſundheit beſängt wohl einen unerfahrnen Liebhaber über Mangel an feinen Formen und Reizen.

„Letztere haben wir hier genug, und ſchöne tüchtige Geſundheit wird immer ſeltener — warum ſeh' ich das Mädchen nirgends?“

Law iſt wohl in dieſem Punkte etwas engliſch geblieben. Aber es wäre doch ein Wink königlicher Hoheit wünſchenswerth, ob der belgiſche Graf entfernt werden ſolle, wenn er auf ſeiner nächtlichen Wanderung nicht zu einem Heirathsentſchluſſe käme, denn den Ungebührlichkeiten dieſes Fremden möchte allerdings, wie königliche Hoheit andeuteten, ein Ende gemacht werden.

Allerdings iſt ein Ende nöthig, ein friedliches oder unfriedliches — Baſta!

Damit wendete ſich der Regent zu Broglie und Nocé, welche ſich bei jeder Unterredung des Herrſchers mit d'Argenſon in einige Entfernung zurückzogen, und d'Argenſon ſelbſt verließ die Geſellſchaft, nachdem er einige Worte mit der Frau Marquiſe gewechſelt hatte.

Der Regent fragte die Roué's, ob ſie was vorzuſchlagen wüßten, hier ſei heute kein Reiz, und für das Souper im Palais royal ſei heute nichts Beſonderes angeordnet. Nocé wußte etwas, und gerade dieſe Gattung reizte den Regenten, der ein leichtfertiger, aber doch ſehr unterrichteter und ſinniger Mann war. Alles tiefere geheimnißvolle Wiſſen intereſſirte ihn, und wenn ſeine bairiſche Mutter etwas weniger derb geweſen wäre, ſo hätte man ſagen können, er habe einen deutſch wiſſenſchaftlichen Tiefſinn von ſeiner Mutter geerbt. Ehe die Regentſchaft ſeine Zeit in Anſpruch nahm, hatte er einen großen Theil derſelben auf chemiſche Studien und Experimente verwendet, und dies war einer der vielen Gründe geweſen, daß man ihm Kenntniß der Giftbereitung zugeſchrieben, und die raſchen Todesfälle der Kinder und Kindeskinder Ludwig's XIV., welche kurz vor dem Tode des alten Königs eintraten, ihm, dem nahen Verwandten aufgebürdet hatte. Der Verdacht hatte arge Wahrſcheinlichkeit: wenn auch der letzte kleine Ludwig, nachmals der fünfzehnte genannt, der Krankheit erlag, ſo ward er, der Chemie betreibende Herzog von Orleans, König vou Frankreich. Dennoch hat ſich die beſonnene Geſchichtsforſchung mehr und mehr dem Urtheile Ludwig's XIV. zugewendet, der im größten Schmerze all' ſolchen Verdacht von ſich wies. Aller Schilderung nach war eine wirkliche Gutmüthigkeit und Menſchenfreundlichkeit ein Grundzug des Herzogs von Orleans, eine Menſchenfreundlichkeit, mit welcher ſolche Frevelthat durchaus unvereinbar iſt. Nur vorurtheilsvolle Hiſtoriker haben in des Regenten Verhältniß zum Grafen Horn eine Beſtätigung des frühern Verdachts finden mögen.

Was Nocé an jenem Abende zur Unterhaltung vorſchlug, das war unter allen Umſtänden lockend für den Regenten. Man bezeichnet ihn zwar oft als den Vorgänger der freigeiſtigen und ungläubigen Richtung in Frankreich. Aber wenn er auch freigeiſtig war, ungläubig war er nicht, er trachtete im Gegentheile dilettantiſch eifrig nach ungewöhnlichen Haltpunkten für neuen Glauben. Nun erzählte Nocé von einer weiſen Frau, der Pöbel nenne ſie Hexe, die könne die Zukunft vorausſagen —

Alter Weiber Poſſen! rief Broglie.

„In der Neugier ſind wir ſämmtlich alte Weiber!" ſagte lächelnd der Regent, und fuhr gegen Nocé fort: „wißt Ihr die Wohnung der Frau, Graf Nocé?"

Nicht genau, königliche Hoheit. Im äußerſten

Zipfel des Boulogner Holzes ſoll ſie dergeſtalt verſteckt liegen, daß Sonne und Mond ſich nur hinfinden, wenn ſie ſcheitelrecht am Himmel ſtehn. Aber der kleine Chevalier Milhe kann uns einen Führer verſchaffen. Der alte Agent Law's nämlich, jener Lombarde Renard, ein ſehr wahrſcheinlicher Jud', der Zeit ſeines Lebens für ſein Leben fürchtet, ſoll mit der Hexe in Verkehr ſtehn, um ſich öfter guten Rath bei ihr zu holen.

„So ſchickt nach dem Lombarden! — Iſt d'Argenſon fort? Er kennt die Perſon ſicherlich. Es war, ſo viel ich mich erinnere, ſchon vor dem Tode des Königs von einer ſolchen Frau die Rede, die zu einer Zeit, als noch gar keine Ausſicht dafür vorhanden war, prophezeit haben ſoll, ich würde Frankreich regieren.“

Das ſoll dieſelbe ſein! ſprach Broglie, der allein beim Regenten ſtehn geblieben war.

Der Regent wollte Renard's Ankunft hier erwarten, und ſetzte ſich neben die Marquiſe.

Unterdeſſen waren in Law's Hauſe ſchon entſcheidende Schritte vorbereitet. Law war ein energiſcher Mann, der ſich nicht leicht ſanguiniſchen Täuſchungen hingab: er hielt es für durchaus unwahrſcheinlich, daß Graf Horn ſeinen ariſtokratiſchen

Vorurtheilen ſo weit entſagen würde, um die Tochter eines verhaßten Notäriers zu ehelichen. Geſchähe es dennoch, ſo ſollte es ihm ſehr lieb ſein, aber nicht für dieſen unwahrſcheinlichen, ſondern für den wahrſcheinlichen Fall der Vereinigung von Seiten Anton's hielt er Vorkehrungen für nöthig. Denn ſein Kind ſollte außerhalb der Kämpfe bleiben, welche jedenfalls eintreten würden. Es war nur zu gewiß, daß ein Grandſeigneur, auch wenn er die Ehe zurückwieſe, deshalb doch die Geliebte nicht aufgeben würde. Dagegen ſollte Jeanne um jeden Preis geſichert ſein. Einmal um ihres Rufes und dann um ihrer eignen Ruhe willen. Wenn ſie hört — meinte Law — daß der Graf ihre Hand zurückweiſt, und wenn ihrer Einſamkeit keine perſönliche Verlockung nahe treten kann, ſo wird Stolz und Ungeſtörtheit am Günſtigſten zur Geneſung ihres Herzens wirken.

Er war alſo gleich, nachdem er Anton aus ſeinem Hauſe entfernt hatte, zu ſeiner Tochter geeilt, hatte, wie wir geſehn haben, jedwede Störung abweiſen laſſen, die Thüren geſchloſſen, und ſeiner Tochter die ganze Lage blank und baar vorgeſtellt. Aus dieſer Vorſtellung ergab ſich, warum er ſie bisher über die Nähe und Exiſtenz des Grafen zu täuſchen geſucht habe, und inſofern war die Vorſtellung allerdings geeignet, ihm das Vertrauen der Tochter wieder zu gewinnen. Jeanne war ſtolzer als er, und wie ſehr es ihr das Herz zerriß, ſie zweifelte nicht daran, daß keine weitere Gemeinſchaft zwiſchen ihr und Anton ſtattfinden könne, wenn dieſer ihre Hand ausſchlüge. Das wird er nicht, nein, das wird er nicht! dachte ſie — was ſind denn äußerliche Liebesverhältniſſe neben einer Liebe, die tief und allmächtig alles Aeußere zurückdrängt! ſetzte ſie hinzu.

Sie hörte alſo ziemlich gleichgültig zu, als der Vater nun den Plan des nächſten Verhaltens vorzeichnete. Iſt die Liebe des Grafen ächt und tüchtig — ſagte er — ſo wird er noch heute kommen, und Deine Hand begehren. Siegt die Liebe heute nicht über ſeine Standesvorurtheile, ſo ſiegt ſie ſchwerlich. Denn je länger es dauert, deſto ſichrer verlautet die Angelegenheit durch den ergrimmten Chevalier, und je mehr ſie ruchbar wird, deſto mehr dringen die Standesgenoſſen auf den Grafen ein, ſolche Mißheirath nicht zu ſchließen. Heute alſo nur dürfen wir mit einiger Zuverſicht hoffen, und haben für nichts zu ſorgen, als daß kein gleichgültig ſtörender Beſuch zu uns dringe. Erſcheint der Graf heute nicht, ſo mußt Du das Haus verlaſſen und in unentdeckbare Einſamkeit gebracht werden. Damit iſt nicht geſagt, daß dadurch bereits über Deine Zukunft entſchieden werde, nein, nur jeder zudringlichen Störung wird vorgebeugt. — Ich fahre jetzt aus, Dir einen Zufluchtsort zu ſuchen; verſprichſt Du mir, Jeanne, dieſen meinen Anordnungen gewiſſenhaft nachzukommen?

Ich verſpreche Dir's, Vater! Wann iſt das Heute zu Ende?

So ſpät als möglich: um Mitternacht alſo! Nun ſei gefaßt!

Bei dieſer Unterredung war Madame Law nicht zugegen geweſen, aber als der Abend hereinbrach, und Anton nicht erſchien, ſchüttete die geängſtigte Tochter ihr Herz aus gegen die dringend fragende Mutter.

Madame Law freute ſich ſehr, daß ein vornehmer Graf ihr Schwiegerſohn werden ſolle, und ſprach ihrer Tochter den beſten Troſt ein. Ihrem nicht eben feinen Naturel gemäß hielt ſie es aber doch für paſſend, den Grafen davon zu unterrichten, daß er ſich bis Mitternacht entſchieden haben müſſe. Sie hielt es für eine gute Kriegsliſt, hinzuzuſetzen, daß nach Mitternacht Jeanne für ihn verloren ſei. Im Comtoir nachfragend erfuhr ſie von

Renard die Wohnung des Grafen. Er hätte ſie ihr wohl verſchwiegen, aber ſie erzählte ihm Alles, und ſeiner Furcht ſchien es nach dieſer Erzählung viel rathſamer zu ſein, daß eine freundliche Verbindung befördert werde zwiſchen Law und dem Grafen. Wenn dieſe Verbindung zu Stande käme, ſo würde der wilde Seigneur gezähmt und der Uebelſtand mit dem zerriſſenen Bankbuche ließe ſich unter Blutsverwandten leichter ausgleichen. Aus ſolchen Beweggründen nannte er ihr die Wohnung des Grafen Horn. Wir wiſſen, daß ſie nicht zu ihm bringen konnte und daß Anton's Ausreiten in der Abendzeit wenig Ausſicht darbot für die Mitternachtsſtunde.

Anton war aber bereits ſo umſtrickt und bewacht durch d'Argenſon's Späher, daß er keinen Schritt mehr unbemerkt thun konnte. Er war noch nicht weit über Paris hinaus auf der Straße von St. Cloud, als ihm auch ſchon zwei anſtändig gekleidete Reiter folgten, deren Benehmen von d'Argenſon vorgezeichnet war. d'Argenſon nämlich, wie grimmig er erſchien, war nichts mehr und nichts weniger, als der Prinzipien-Agent des juste milieu in der damaligen Zeit. Er glich die Gegenſätze aus und ſuchte die feindlichen Stände unter einander zu vermiſchen. So faßte er ſeine polizeiliche Aufgabe, jedem ausbrechenden Skandal vorzubeugen. Das war eine ganz brauchbare Art geweſen ſelbſt unter Ludwig XIV., da deſſen Hauptſorge dahin gerichtet war, den Thron thurmhoch über alle Stände zu erhöhen, eine Sorge, welche unter den Ständen eine Miſchung vorbereitete, obwohl der perſönliche Sinn Ludwig's XIV. ſolche Miſchung allerdings nicht liebte. In Eröffnung der Baſtille für Grandſeigneur und Roturier, in gleichmäßiger Gültigkeit der lettres de cachet beſtätigte er aber thatſächlich d'Argenſon's Prinzip. Dies Prinzip kam unter dem Regenten zu vollſtändiger Anerkennung, und d'Argenſon erinnerte ſich nun ſelber, daß er ein Edelmann ſei, und zeigte perſönliche Rückſichten gegen ſeine Standesgenoſſen, welche der Regent ohne Rückſicht behandelte. Sein Prinzip ließ er indeß dabei nicht aus den Augen, und dies war im wohligſten Elemente, als er von Law die Kunde erhielt, was ſich zwiſchen dem Grafen Horn und Fräulein Law vorbereite. Solch eine Heirath war ihm nach allen Seiten willkommen; dieſer belgiſche Graf, dies ſah d'Argenſon als unvermeidlich vor ſich, trieb über kurz oder lang irgend einen Exceß bis zum Skandale, und ſolchen Skandal verabſcheute

Niemand ſo als d'Argenſon, der Zeit ſeines Lebens mit Bekämpfung des Skandals zu thun gehabt hatte. Dieſer belgiſche Graf in ſeinem altmodiſchen Seigneurſtolze war aber ein unſchätzbares Beiſpiel, wenn er zu einer Heirath des Fräuleins Law bewogen, wenn er ſelbſt hierdurch gezähmt und wenn der hohe Adel durch ſo unerwarteten Schritt beſtürzt und in ſeiner Standes-Logik beirrt werden konnte.

Als Law am Nachmittage dem Miniſter den Stand der Dinge vorgeſtellt, hatte dieſer beſonders gefragt, in welcher Stimmung Graf Horn das Lawſche Haus verlaſſen habe? — In tiefſinniger! — Das iſt ein gutes Zeichen!

Gegen Abend erhielt er von ſeinen Spähern die Kunde, Graf Horn laſſe Niemand vor ſich. Bald darauf kam die Nachricht, Graf Horn beſtelle das Satteln ſeines Pferdes und werde allem Anſcheine nach allein ausreiten. Und auf dieſe Nachricht ſchickte d'Argenſon die zwei Reiter hinter ihm her.

Als ſie dem langſam reitenden Grafen etwa eine kleine halbe Stunde über Paris hinaus gefolgt waren, verließ einer von ihnen die Straße und lenkte rechts in den Wald, der ſich zwiſchen Paris und der Seine nach St. Cloud und St. Germain zu damals noch ziemlich wohlerhalten ausdehnte. Viele der jetzigen kleinen Ortſchaften, welche ihn allmählig gelichtet haben, beſtanden damals ſchon, aber waren noch von geringer Ausdehnung, und es gab damals noch wirklich verſchwiegene Waldpartieen in dieſer Gegend, beſonders an den Ufern der Seine, welche ſich an den Höhen von Meudon und Sevres rechts wendet und in zahlreichen Krümmungen bis nach St. Germain hin die Ebene ſchlangenförmig durchzieht. Im tiefſten Verſteck dieſer Waldung lag ein kleines ſteinernes Haus, welches in der Umgegend verrufen war. Dorthin richtete der Reiter d'Argenſon's ſein Pferd, dort wohnte die weiſe Frau, von welcher Nocé zum Regenten geſprochen hatte. d'Argenſon konnte nicht erwarten, daß der Regent an demſelben Abende nach dieſem Häuschen und dieſer Frau trachten könne, ihm war es nur darum zu thun, ſeinen unentſchloſſenen Schwärmer dort bearbeiten zu laſſen, wenn es gelänge, ihn dorthin zu bringen. Für die weiſe Frau nämlich brauchte es ſeiner Meinung nach nur genauer Anweiſungen, damit die Prophezeihung im erwünſchten Sinne ausfiele, denn dieſe Frau ward von ihm nur geduldet, weil ſie ſich dienſtbar erwies. Der Reiter, welcher im Mondesdämmer zwiſchen den Buchen und Eſchen dahinritt, war kein Neuling in dieſem Geſchäfte, und der Genoſſe, welchen er auf der Landſtraße verlaſſen, war ein ſo feiner Menſchenkenner, daß er in d'Argenſon's Cabinet mit vollem Rechte den Beinamen „Autor" führte. Ein ſolches Cabinet geheimer Polizei bedarf erfinderiſcher Talente, und was ſich jetzt als „Faiſeur" und als Erzähler in den Feuilletons zu Paris hervorthut, das war damals im Dienſte d'Argenſon's.

Dieſer „Autor" verſuchte auf der Landſtraße keine Anknüpfung mit dem Grafen Horn. Er hoffte zuverſichtlich darauf, die romantiſche Stimmung werde den Schwärmer bald veranlaſſen, von der Heerſtraße abzulenken in den Wald, beſonders da die Equipagen der Seigneurs, welche mit Vorreitern und Fackeln hier auf dem Wege nach und von Verſailles zahlreich hin und her wechſelten, dem der Einſamkeit bedürftigen Reiter läſtig werden mußten. Denn ein großer Theil des Adels bewohnte noch von der Ludwigzeit her ſeine Hotels in Verſailles. Aber er irrte ſich. Graf Anton blieb trotz der Störung auf der großen Straße, und ſie waren bereits unweit Sèvres. War die Brücke einmal paſſirt, ſo lag die Seine zwiſchen ihnen und dem Hauſe der weiſen Frau, und es war geringere Ausſicht, den Grafen dahin zu bringen. Der Autor ſpornte alſo ſein Pferd, und jagte am Grafen Horn vorüber, ohne eine Anknüpfung zu verſuchen. Nach einigen Minuten aber kehrte er zurück, und rief dem Grafen ſchon von Weitem zu, er ſolle ſich nicht weiter bemühen, die Brücke bei Sèvres ſei ſchadhaft geworden, und man könne nicht hinüber, es wimmle davor von Equipagen, und ſei wie auf dem Jahrmarkte. Dabei ritt der „Autor" langſam, und ſo entfernt wie möglich am Grafen vorüber, als ob er weiter kein Wort mit ihm zu ſprechen wünſche, und als ob es ihm ganz gleichgültig ſei, daß dieſer wirklich umkehre. Bei der nächſten Querſtraße aber lenkte er links in den Wald hinein, und hörte mit Entzücken hinter ſich die Frage des Grafen, wohin dieſer Waldweg führe?

Auf die Straße nach St. Germain rief er gleichgültig zurück, und ritt ohne anzuhalten weiter.

Anton hatte den Zügel angezogen und ſein Pferd wieherte nach dem des Autors, der im Walde verſchwand. Den Grafen kümmerten aber andere Dinge, in welche ſich ſein Geiſt ſogleich wieder vertiefte. Er hatte den Plan vor der Seele, wie er ſich mit Jeanne für ſeine Lebenszeit auf ein

Schloß in den Ardennen zurückziehen wolle, der Welt und deren Unterſchieden für immer den Rücken zu kehren und nur der Neigung ſeines Herzens zu leben. Er bemerkte es nicht, daß ihm ſein Roß den Zügel leiſe durch die Finger zog, und daß es weiten Schrittes dem Pferde des „Autors“ in den Wald hinein folgte. Die träumeriſche Ruhe, welche einem mühſam gefaßten Entſchluſſe zu folgen pflegt wie ein milder günſtiger Wind, machte ihn gleichgültig für die Außenwelt. Die friſche Nachtluft wollte er noch eine Zeit lang genießen, dann wollte er heimkehren und ſicher in ſeinem Lebensplane ſchlummern, um anderen Tags feſt und ſtill ſeine Geliebte in eine leere Kapelle, und von da in die Einſamkeit der Waldberge zu führen. Er ahnte nicht, daß alles dies nur leicht und gut geſchehen könne, wenn er raſch auf ebner Straße nach Paris zurückkehre und vor Mitternacht in der Straße Quicampoix anklopfe.

So ritt er unaufmerkſam auf Weg und Steg wohl eine Viertelſtunde in der Entfernung von etwa zehn Schritten hinter dem „Autor“ her, und war dann plötzlich neben dieſem. Der „Autor“ nämlich hatte ſein Roß angehalten, als er ſein Opfer dergeſtalt in die Irre geführt, daß aus dem Fahrwege erſt ein Raſenweg, aus dem Raſenwege ein unwegſames Dickicht geworden war.

Wir ſind vom Wege abgekommen, Herr — das macht die heilloſe Hexe! Wißt Ihr Rath?

Ich meinte, Ihr wäret hier bekannt! entgegnete Anton.

Das bin ich! Aber man ſoll ſich nur bei Neumond in die Nahe der weiſen Frau wagen, ſie zieht Einen an wie der Magnet das Eiſen, und man verirrt ſich immer zu ihr!

Wer iſt die weiſe Frau?

Wer weiß es! Aus der Berberei ſoll ſie ſein — fürchtet Ihr Euch vor ihr?

Nein.

Nun, dann wollen wir unſern Pferden den Zügel laſſen — dorthin bringen ſie uns zuverläſſig, denn wenn man in dieſer Gegend keinen Weg findet, ſo führen alle Thiere zu ihr.

Ihr glaubt alſo an die übernatürliche Macht dieſer Frau?

Das thu ich, Herr.

Aus welchem Grunde glaubt Ihr, und was kann die Frau?

Aus welchem Grunde? Braucht der Glaube Gründe? Mich dünkt: ſo wenig als die Liebe.

Beide gehen auf andere Dinge hinaus, als auf die blöden Gründe dieſer Welt, beide ſind unabhängige Mächte.

Da mögt Ihr Recht haben!

Und außerdem hab' ich in Betreff dieſer Frau Erfahrung — ſie hat mir vor drei Jahren meine Zukunft vorhergeſagt, und leider iſt meine Zukunft geworden, wie ſie geſagt hat.

Die Zukunft kann ſie vorherſagen?

Das kann ſie zur Zeit des Neumonds wie heute; aber wenn ihr etwa Luſt dazu hättet, ſo laßt Euch von mir abrathen, man erfährt ſelten was Gutes, und 's macht Einen nur irre im Leben.

Sind wir denn ſo ſchwach?

Ja, Herr, wir ſind alle ſchwach! Da, da, ich rieche ſchon das Haus, der Wind ſteht von da, und der Rauch dieſes Schornſteins hat immer etwas wunderbar Kräuterhaftes. Hier weiß ich nun ſchon Beſcheid, uns nach der Straße von St. Germain zu bringen — dorthin wollt Ihr ja wohl auch.

Erſt will ich die Frau ſprechen, wie heißt ſie!

Thut das nicht, Herr, laßt Euch mit der Sochne nicht ein, wenn ihr ſie noch nicht kennt, und wenn Ihr nicht einen entſcheidenden Lebensrath braucht.

Dies war allerdings der geeignete Ton, Anton in ſeinem Vorſatze zu beſtärken, und der Autor hatte kaum noch Zeit, hinzuzufügen, man müſſe eingeführt werden von einem, den die Sochne ſchon kenne.

Damit ſie erfahre, was der Frager hören will — dann lohnt's allerdings nicht der Mühe!

O nein, Herr! Ich habe nicht die Ehre, Euch zu kennen, und frage nicht nach Eurem Namen — erlaubt mir Euren Zügel, hier ſind eiſerne Ringe, die Pferde anzufeſſeln. Nun habt die Güte, wenn Ihr's nicht vorzieht, zurückzutreten, die Thür links zu öffnen, und eine Weile zu warten; ich will Euch melden.

Das Gebäude paßte ganz zu der Vermuthung, es ſei früher eine Kapelle geweſen: es beſtand aus dicken ſteinernen Mauern, war gewölbt und hatte ſchmale Kirchenfenſter, durch welche der ſchwache Mondſchein dämmernd einſtrahlte. Zu der Thür, welche Anton bezeichnet worden war, führten ſteinerne Stufen hinauf. Als er über die Schwelle der Thür geſchritten war, fiel dieſe von ſelbſt dröhnend hinter ihm in's Schloß, und er befand ſich in einem völlig dunkeln Raume. Einige Minuten blieb er regungslos ſtehen, und der Gedanke ſtieg ihm auf, ob er nicht in eine Gefahr renne wie in der vergangenen Nacht zu Paris, und ob es nicht gerathener ſei, umzukehren, und die Vereinigung mit Jeanne, welche er ſeinen Vorurtheilen abgerungen, ſogleich in's Werk zu ſetzen. Da hörte er von fern eine tiefe Frauenſtimme und folgende Worte derſelben:

Wollt Ihr es wagen, einen Blick in Eure Zukunft zu thun, ſo ſchreitet fünf Schritt gerade vor Euch hin, und legt Eure Waffen, und was Ihr an Geld wie Geldeswerth bei Euch tragt, auf den Fußboden, denn die Geiſterwelt verſtummt vor dem rohen Metall und vor dem, was unter den Menſchen Geltung hat. Iſt dies geſchehn, ſo wendet Euer Antlitz rechts.

Es war ein ſtarker Kräutergeruch in dem Raume, und Anton empfand, er wußte nicht, ob es nur von dem berauſchenden Dufte herrührte, eine wohlige Erregung, welche ihm lockende Bilder der Zukunft vorgaukelte. Er that unverweilt, wie ihm die Frauenſtimme geheißen, ſchritt vor, legte Schwert und Börſe auf den ſteinernen Fußboden, und wendete ſich rechts. Da entſtand vor ſeinen Augen eine matte unſichere Helle wie das Grün der Buchenblätter in der Abenddämmerung. Dieſe Helle war aber nicht größer als der offene Bogen eines Alkoven, der durch einen grünen Vorhang verhüllt ſein mochte, und ſie erſtreckte ſich nur etwa einen Schritt in das Gemach herein. Dieſes ſelbſt blieb dunkel. „Folgt mir!“ ſprach die Frauenſtimme plötzlich neben ihm. Und er fühlte ſich an der Hand ergriffen und rechts abwärts von dem Schimmer in die Tiefe des Raumes hinein geleitet. Wahrſcheinlich waren ſie über eine neue Schwelle geſchritten, denn er hörte eine Thür hinter ſich ſchließen, und glaubte zu bemerken, daß es hier noch dunkler ſei. Die Frauenhand ließ hier die ſeine, und als die Führerin einige Schritte von ihm entfernt ſein mochte, hörte er die Worte von ihr: harrt eine Minute! — Gleich darauf ward wiederum vor ihm eine Thür geſchloſſen und darauf ward es ſtill. Er hatte wirklich nur eine Minute zu harren, und kam während derſelben zu keiner beſtimmten Faſſung, denn in einer Entfernung von etwa zehn Schritten hörte er jetzt zu ſeiner Linken dieſelbe Stimme, welche rief: Tretet ein, und ergreift meine Hand! Er wendete ſich nach links, ſah denſelben grünlichen Dämmer in Größe eines offnen Mauerbogens vor ſich, und ſchritt beherzt darauf zu. In die Nähe dieſes Dämmers kommend erkannte er, daß es ein Vorhang von grüner Serge ſei, ſchlug ihn zurück, und trat in einen viereckigen engen Raum, der auf zwei Seiten von grünen Serge-Vorhängen geſchloſſen war und auf der dritten Seite eine Thür hatte. Im Licht einer matten Ampel zeigte ſich an der einzigen feſten Wand des Raumes ein Ruhelager, welches ſtuhlartig an der Kopfſeite ſich erhob, und auf welchem eine weibliche Geſtalt ſitzend lag. Dieſe Geſtalt war in ein rothes, ſehr weites Sammtkleid gehüllt, von deſſen tiefer Farbe ein eingefallnes, bleiches Antlitz, ſchneeweiße magre Hände und Unterarme grell abſtachen. Das ſchwarze Haar dieſer Frau war aufgelöſt, die Augen waren geſchloſſen.

Anton ſchauerte, aber er folgte der Weiſung, und ergriff die herabhängende Hand dieſes Weſens, welches bei dieſer Berührung krampfhaft zuſammenzuckte. — „Du thuſt mir weh!“ ſprach mit ſchmerzlicher Stimme die rothe Frau — „denn Du haſt das Geld nicht von Dir gethan, das falſche Geld, welches ſo viel Menſchen unglücklich macht! Laß mich los! Laß mich los! Wirf es von Dir! Da, da links in Deiner Taſche krümmt es ſich, wie Schlangen ſich krümmen!“

Anton hatte eine plötzliche Erinnerung, daß er daheim ein Paket eingeſteckt: er riß es heraus, und ſah, daß es zuſammengeknitterte Law'ſche Banknoten waren. Haſtig warf er es nach dem Vorhange zu ſeiner Linken, und ſchob, da der Vorhang ſich dem Wurfe nicht öffnete, die zur Erde fallenden Papiere mit dem Fuße unter dem Vorhange hinaus. Dann griff er haſtig wieder nach der Hand der jetzt unbeweglichen rothen Frau. Denn ein gläubiger Taumel hatte ihn ergriffen nach dieſer unbegreiflichen Probe.

„Ah, jetzt biſt Du ſauber“ — ſprach ſie und wurde belebt — „oh, Du haſt heißes Blut, das kocht nur ſo, und wird verderblich überſieden, wenn Du in Verbindung bleibſt oder trittſt mit jener falſchen Geldeswirthſchaft!“

Es ließ ſich ein leiſes Geräuſch hinter der Thür hören, die rothe Frau fuhr aber unbekümmert fort: „Du biſt von einer wunderlichen Art, oh, das iſt eine gefährliche Art, wenn eine linke Hand an dieſe eigenthümliche Säule rührt. So was hab' ich noch nie geſehn! Vom Lebermunde ſteigt eine feine, ganz feine Säule in Dir auf, und ſchlängelt ſich nach dem Hirn in die Höhe — es iſt ſchon einmal daran gedrückt worden, dort,

dort hat ſie eine kleine Falte. Wenn noch einmal daran gedrückt wird, dann weicht Dein Hirn aus den Fugen — nimm Dich in Acht! Dein Herz drängt all' ſein Blut unregelmäßig nach dieſer Seite zu! Wenn Du dem Herzen nachgiebſt, ſo biſt Du verloren!“

In dieſem Augenblicke entſtand von zwei Seiten gleichzeitig Geräuſch und Störung. In den finſtern Vorſaal nämlich, in welchen auch Anton zuerſt getreten, und von welchem er jetzt zu ſeiner Linken nur durch den Serge-Vorhang geſchieden war, traten mit großem Geräuſch mehrere Männer. Die Finſterniß des Saales ſchien ſie erſtaunlich zu überraſchen und zu beluſtigen, denn ſie lärmten und lachten über die Maßen. Und doch war die Störung, welche aus der Thür des Alkovens herein drang, noch ärger für den begierig, ja zitternd horchenden Anton, welchen die Kenntniß der rothen Frau in die gläubigſte Spannung verſetzte. Aus der Thür des Alkovens nämlich drang ſein Gefährte, „der Autor,“ welcher dort gehorcht und mit Unwillen die ſchlechte Wendung der Prophezeihung vernommen hatte, ungeſtüm herein, riß die Hand der rothen Frau heftig aus der Hand Anton's, und rief: Poſſenſpiel, Graf, Ihr ſeid an die Falſche gerathen! Die hinter mir iſt die weiſe Frau!

Ehe er aber die letzten Worte ausſprechen konnte, lag er von einem Fauſtſchlage Anton's am Boden, denn dieſem war mit der Bezeichnung „Herr Graf!“ nicht nur der Verdacht aufgeblitzt, es ſei hier auf ein Experiment mit ihm abgeſehen geweſen, ſondern er war auch auf dem empfindlichſten Punkte ſeiner Gemüthsſtimmung, welche der geringſten Störung unverweilt und blindlings entgegenſchlug, geſtört worden. Er ſah und hörte nur noch undeutlich, ſo war ihm das Blut zu Kopf und Hirn emporgewallt: er ſah die orientaliſch gekleidete braune Frau nicht mehr, welche ihn wahrſcheinlich durch die dunklen Gemächer in den Alkoven geführt hatte und welche jetzt händeringend herbeieilte; er hörte den herzzerſchneidenden Schrei der rothen Frau nur halb, welche aus ihrem Seherzuſtande geriſſen zu ſein ſchien und wimmernd ſich auf ihrem Lager wand; er ſtürzte, den Vorhang durchbrechend, nach der Gegend des finſtern Vorſaales hinaus, von welchem das Gelächter drang. Er war wie ein gereizter Stier, und dies frivole Gelächter wirkte auf ihn, wie das rothe Tuch, welches der ſpaniſche Caçador dem Stier entgegenhält — wehe Dem, der ihm in den Weg trat!

Der Serge-Vorhang war an einer Seite unbefeſtigt geweſen, hatte nachgegeben und war wieder zugefallen, ſo daß Anton, einen Augenblick Lichtſchimmer verbreitend, die Ankömmlinge unklar ſehend und von ihnen geſehen, und doch gleich darauf wieder im Finſtern in den Saal getreten und haſtig auf die Ankömmlinge zugeſchritten war, als müſſe er niederrennen, was ſtörend ihm entgegenſtände, oder ſeinen eigenen Kopf zerſtoßen an der nächſten Wand.

„Eine prächtige Komödie!“ „Der Mann der Pythia!“ „Holla, genug gerannt!“ und ſchallendes Gelächter empfing ihn, und ein kriegeriſcher Fluch und der raſſelnde Fall eines Mannes folgte unmittelbar.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, aber nur eine augenblickliche. An der fluchenden Stimme hatten die Begleiter erkannt, wer betroffen worden ſei, und mit größter Stimmengewalt ſchrien ſie jetzt: „Licht! — Fackeln! Fackeln!“ Der Eine ſtürzte nach dem Vorhange und riß ihn auf, und bei der ſchwachen Helle! die ſich dadurch verbreitete, rannte der Andere nach der Eingangsthür, riß ſie auf und ſchrie hinaus: „Fackeln! Fackeln!“ Der Dritte aber beſchäftigte ſich mit dem Manne, der am Boden lag. — Niemand hatte einen Blick für die rothe und die orientaliſche Frau, welche ebenfalls, ohne auf etwas Anderes zu achten, mit einander beſchäftigt waren. Inmitten dieſes Tumults, der jetzt durch eintretende Fackelträger grell beleuchtet wurde, ſtand nur Anton unbeweglich. Er hatte ſeine Augen mit beiden Händen bedeckt, als ränge er gewaltſam nach Sammlung und Ruhe.

„Wer liegt? Hier! Wer? Die Hoheit! Die Hoheit ſelbſt! Ein Attentat! Ein Attentat! Wer iſt der Frevler? Schließt die Thüren!“

So klang es im erſten Schrecken, als Licht und Fackeln eindrangen, als Nocé ſah, daß Broglie ſich zu Dem niederbeugte, der am Boden lag, als Broglie bei dem Fackelſcheine erkannte, der Chevalier von Milhe ſei an der Thür, der Regent liege am Boden und der wilde Fremde ſtehe noch vor ihnen.

„Ruhig, meine Freunde!“ ſprach der Regent, indem er ſich mühſam aufrichtete, „keine Uebereilung! das kann ein Zufall ſein!“

Ein Zufall? Da liegt das Schwert!

„Und dies Schwert war allerdings Schuld an meinem Falle. Aber es ſteckt in der Scheide. Diable! Das war eine harte Lehre für meinen Kopf, und kann für Frankreich und mich Folgen haben — ſachte, Broglie! Wartet, laßt mich eine Weile ſo ſitzen, damit ich mich ſammle zum Stehen — wer iſt der Mann, der uns ſo ſchädigte?“

Ehe man daran gehen konnte, den Grafen Horn zu veranlaſſen, daß er die Hände vom Antlitz nehme und ſich erkennen laſſe, ſtürzte Renard, welcher die Herrſchaften geführt und an der Hausthür ſich gleich in's Innere gewendet hatte, gerade wie der „Autor“ vorher neben Anton gethan, durch den Alkoven herbei und ſchrie: Rettet Euch, königliche Hoheit, die Sochne ſagt, es ſei ein Teufel im Hauſe, und drinnen an der Schwelle liegt ein Freund des Herrn Miniſters d'Argenſon erſchlagen.—

Erſchlagen?

Der Teufel iſt unter Euch! rief jetzt die Stimme Sochne's hinter dem Vorhange, welcher wieder zugefallen war.

Alle prallten zurück von Anton, nur der Regent blieb auf dem ſteinernen Boden ſitzen, richtete ſeine Blicke auf Anton und rief: Mein Herr, den man den Teufel nennt, wir bitten, uns mit Eurem Angeſichte zu begnadigen, damit wir wiſſen, welcher unſrer Roué's uns die überraſchende Scene hier bereitet hat, oder ob —

Graf Horn! riefen Alle, da Anton die Arme ſinken ließ und die Augen öffnete. Sein Geſicht war verzerrt und er ſchien Niemand zu erkennen. Offenbar war ſein Geiſt nicht mit Dem beſchäftigt, was ſeinen Körper umgab.

Nach einer Pauſe ſprach der Regent, indem er Broglie's Hand ergriff und ſich mühſam aufrichtete, zu dem zitternden Renard: Seht nach, ob der erſchlagene Mann ein Mann des Todes iſt! Dies iſt die Hauptſache.

Warum Renard zitterte? Ein Blick Anton's hatte ihn geſtreift, und er hatte ja das Unglück gehabt, wie ein Ankläger des Grafen zu erſcheinen. Was hätte er darum gegeben, den „Autor" wieder lebendig vorzufinden, und wie eilte er deshalb hinter den grünen Vorhang zurück.

Zwiſchen der Partei des Regenten und Anton herrſchte unterdeß eine Pauſe, die durch Flüſtern etwas Peinliches erhielt. Broglie, der die Impertinenz des Grafen Horn in der Theaterloge nicht vergaß und überhaupt als nicht Altadliger den ſtolzen Anſprüchen des Grafen abgeneigt war, flüſterte dem Regenten zu: es ſei jetzt die Gelegenheit da, dieſen unehrerbietigen Störenfried zu beſeitigen. Man ſchließe die Thüren dieſes feſten Gebäudes und ſchicke nach d'Argenſon; die Nacht ſei noch lang genug, dieſes Seigneur-Ungethüm in die Baſtille zu bringen.

Der Chevalier aber, dem Nocé Verdacht gezeigt hatte, als ob Graf Horn auf ſeine, des Chevaliers, Anſtiftung jetzt in dies Haus der weiſen Frau beſtellt worden ſei, um dem Regenten eine neue Beleidigung anzuthun, der Chevalier zeigte deshalb mehr Antheil am Grafen Horn, als er ohne dieſe erbitternde Anſchuldigung gezeigt haben würde, und flüſterte ihm zu: er möge ſich um Gotwillen auf und davon machen, wenn ihm Freiheit und Leben lieb ſei. — Anton ſah ihn gleichgültig und ſchweigend an bei dieſem Rathe. Er hatte noch kein Wort geſprochen, ſchien aber jetzt einige Einſicht zu gewinnen in das, was ihn umgab. Sein Auge richtete ſich auf den Regenten, und die Forderung der Sitte ſchien ihm klar zu werden, daß er um Entſchuldigung zu bitten habe, wie man um Entſchuldigung bittet, wenn man abſichtslos einem abſichtsloſen Nachbar weh gethan. Er trat einen Schritt auf den Regenten zu — Broglie ſtellte ſich dazwiſchen und rief: Was wollt Ihr, Graf!

Savoyardiſcher Müller, Du faſelſt! entgegnete Anton verächtlich. Nicht der Verſtand, nicht das Herz, ſondern das voreilige adelsſtolze Gedächtniß gab ihm dieſe Beleidigung ein, weil die Broglie's beim hohen Adel für geadelte Müller galten. Und mit dieſer Richtung ſeines Sinns war die gute Abſicht gegen den Regenten ausgelöſcht und er bückte ſich nur, um ſein Schwert aufzuheben. Broglie aber wandte ſich, vor Zorn bebend, nach dem Herzog von Orleans, und bat um die Erlaubniß, dieſen frechen Fremdling abſtrafen zu dürfen.

Der Regent war in der That gut- und langmüthig: er winkte Broglie, bei Seite zu treten, näherte ſich Anton um einen Schritt und ſprach mit ſanfter Stimme: Graf von Horn, Sie ſind jung und heftig, und haben mit uns kein Glück. Abſichtliche und unabſichtliche Verletzung dringt auf uns ein von Ihnen. Wie viel Ueberlegenheit des Sinns müſſen wir zeigen, um mit unſerer Macht dieſen Verletzungen, welche von einem fremden Edelmanne ausgehn, nicht mit einem Streiche ein Ende zu machen! Begreifen Sie doch, daß ein adeliger Sinn ſolche Ueberlegenheit nicht einräumen darf, indem er ſie täglich herausfordert!

Ein adliger Sinn?! Herr Herzog von Orleans und Regent von Frankreich, iſt es ein adeliger Sinn, welcher die nichtswürdigen Spekulationen zur Herrſchaft bringt? welcher die Standesunterſchiede leichtſinnig unter die Füße der Abenteurer wirft? welcher das adligſte Land der Welt, das Land des heiligen Ludwig, der du Guesclin, der Tremouille, der Bayard, der Condé zum Tummelplatze gemeiner Leidenſchaften macht? Iſt es ein adeliger Sinn, in ſeinem Familienleben der Nation ein Vorbild zu bieten, daß dieſe Nation von Blutſchande wie von einem Zeitvertreibe reden darf? Der fremde Edelmann verletzt Euch, weil er von dieſem adeligen Sinn nichts wiſſen will!

Broglie und Nocé hatten ihre Schwerter gezogen, als Graf Horn am Schluß dieſer Worte ſich zum Gehen wendete, der Regent aber verbot ihnen durch eine Handbewegung jede Gewaltthat, und ließ den Grafen ungefährdet das Haus verlaſſen, eben als Renard zurückkehrte, um für ſeinen Schreckensfeind die mildere Nachricht zu bringen, der niedergeſchmetterte Mann athme noch. Broglie und Nocé flehten zum Regenten, er möge ihnen Züchtigung des Frevlers geſtatten, und Renard ſah mit Spannung auf das ungewöhnliche ernſte und nachdenkliche Geſicht des Staatsoberhauptes. „Die Züchtigung iſt ihm ſicher wie der Tod!“ ſprach der Regent halb vor ſich hin nach einer Pauſe — „aber ſie iſt keine, wenn ſie heimlich geſchieht. — Fort, meine Herren, dies iſt ein garſtig Haus!“

Renard eilte vor ihm aus der Thür, als wollte er die Pferde beſtellen, in der That aber, um Anton zu ſagen, daß nur bis Mitternacht Jeanne zu gewinnen ſei. Es war zehn Uhr, alſo noch Zeit, und der Dämon trieb ihn, immer noch gnädiger Stimmung des gefürchteten Grafen nachzulaufen.

Er kam zu ſpät: Anton ſprengte bereits in den Wald hinein. Von den verdrießlichen hohen Herrſchaften war kein Dank, kein Lohn, keine Berückſichtigung zu erwarten, er eilte alſo, als dieſe aus dem Hauſe getreten waren, in den Saal zurück, um das aufzuheben, was ſein mit dem Hergange der Prophezeiungen vertrautes Auge am ſteinernen Boden des Saales entdeckt hatte: die Börſe und die Banknoten Grafen Anton’s.

Sochne verſtand aber auch ihr Handwerk, und war unter dem Serge-Vorhange hervor ſchon thätig geweſen, ehe er eintrat. Die Fackelträger waren mit dem Regenten fort, Renard fand alſo den Saal wieder dunkel, und fand Sochne, welche des

Lombarden leiſen Schritt kannte, mit dem geſchlagenen „Autor" beſchäftigt. Es konnte ihm kein Verdacht aufſteigen, und beim Schein einer kupfernen Handlampe ſuchte er die Banknoten in Geſellſchaft Sochnes zuſammen, zählte ſie unter ihren Augen, legte ſie in ſeine Brieftaſche, zählte die Goldſtücke der Börſe desgleichen, wiederholte dem braunen Weibe die Summe, überreichte ihr ein Goldſtück des Grafen als Lohn für Mühe und Schreck, und verließ das Haus mit der Abſicht, dem Grafen Horn durch Einhändigung dieſer verlornen Summen ein Zeugniß ſeiner Bravheit abzulegen. So brav bin ich in meinem Leben nicht geweſen, lächelte er, aber ſo denke ich den Erbgroll dieſes Edelmanns zu bannen.

Es war in der Ordnung, daß Graf Anton irre ritt. Er war nicht eben bekannt in der Umgegend von Paris, und ſein Inneres war in gewaltiger Gährung. Ach, die Einheit ſeines Wunſches war dahin! Dahin der Wille einer unverweilten Heirath Jeanne's, dem Chaos der widerſprechenden Neigungen und Abſichten war er preis gegeben. Er empfand es nicht, daß der Regen ſtromweis vom Himmel auf ihn nieder ſtürzte, daß ſein Leib vom Froſt geſchüttelt wurde. Aber daß es Mitternacht ſchlug in Paris hörte er, als ob doch eine Ahnung in ihm gelebt hätte von der Wichtigkeit dieſer Stunde. Er hielt dabei ſein Pferd an, und gewahrte, daß es ſich von ſelbſt auf eine Heerſtraße gefunden habe. Dem Glockenſchalle ſich zuwendend fand er ſich nach Paris.

Daheim ankommend erfuhr er von ſeinem Diener, daß der Herzog von Havré ſeit mehreren Stunden oben ſei, und der Rückkehr des Grafen harre. — Beim Umkleiden unterſuchte der ſorgſame Diener die Taſchen der Kleider, da er das Paket mit Banknoten nicht einen Augenblick vergeſſen hatte, und vermißte nicht nur dies, ſondern auch die Börſe ſeines Herrn. Er fragte ſchüchtern, ob der Herr Graf das Geld ausgegeben oder vielleicht verloren habe? Der Graf antwortete nicht; was kümmerte ihn jetzt Geld! Der Diener wagte es, darauf zurückzukommen, als Graf Anton zu dem harrenden Herzoge hinüberſchreiten wollte, und um eine Beachtung der Frage zu erzwingen, nannte der Diener die Summe der Banknoten, welche als ein Nachſchuß der d'Epinoy'ſchen Erbſchaft eingegangen ſeien, und über deren Eingang eine Quittung vom Herrn Grafen geheiſcht werde. Bis jetzt habe er ſelbſt nur in Abweſenheit des Herrn Grafen den Empfang von 50,000 Franks in Banknoten beſcheinigen können.

Fünfzigtauſend —?

Zu Befehl, erlauchter Herr, und da ich ſie nicht mehr in Dero Kleidern vorfinde, meiner Verantwortlichkeit aber doch erledigt ſein möchte. —

Sie werden bei der weiſen Frau hinter dem

Boulogner Holze liegen geblieben ſein. Schicke darnach.

Es blieb dem Diener keine Zeit, nähere Angabe zu erbitten; der Graf trat in das Zimmer, in welchem der Herzog ihn erwartete. Der Herzog las eine Tragödie Corneille's, und war ſehr ruhig. Er begrüßte den Grafen mit väterlicher Freundlichkeit, und ſetzte ihm wohlwollend auseinander, daß ihn perſönliches Intereſſe für Anton und das Intereſſe des adeligen Standes hergeführt habe, damit ein Sprößling des edlen Hauſes Horn freundlich aber nachdrücklich vor einer Mißheirath gewarnt werde, die in dieſem Augenblicke mehr als je vom ſämmtlichen Adel wie ein großes Unglück betrachtet werden müſſe.

Nun erzählte er ihm die Aeußerungen, welche er bei der Marquiſe von Parabère vernommen, ſchilderte ihm die Stellung der Parteien, die Stellung d'Argenſon's, der in dieſer Heirath offenbar einen Triumph ſeiner gemeinen Verſchmelzungs- und Vermiſchungstheorie erblicke, ſchilderte den abenteuerlichen und überaus verdächtigen Charakter Law's, der über kurz oder lang mit einem niederträchtigen Bankerott endigen werde, und beſchwor Anton, von dieſem Verhältniß abzuſtehen.

Aber ich liebe Jeanne! entgegnete Anton mit weicher Stimme.

Ei den Teufel, Graf, das bezweifle ich nicht! Wenn Sie nicht liebten, ſo gäb's ja gar keine Schwierigkeit. Aber wenn wir vornehm ſein wollen, ſo müſſen wir auch größere Kraft haben, ein Opfer zu bringen, denn gemeine Leute. Höherer Rang ſoll ja doch nur ein Symptom höherer Geſinnung ſein, nicht bloß größerer Vermögensmittel. Uebrigens iſt ja Liebe nicht ausgeſchloſſen, wenn Heirath ausgeſchloſſen iſt. Hätten Sie ſich nur vorſichtiger benommen und ſich den Aufenthalt nicht ſo erſchwert durch Ihre zur Schau gelegte Verachtung des Regenten und der Kreaturen deſſelben. Aber Sie hörten nicht, als ich Ihnen auf dem Opernballe zuflüſterte, mit welchem ſchwarzen Domino Sie zu thun hätten. Allerdings freut uns Ihr offenes Weſen, und es iſt uns eine Genugthuung, daß unſern Widerſachern ſo verächtlich die Stirn geboten wird, aber ich nehme um Ihrer Familie und um Ihrer ſelbſt willen innigen Antheil an Ihrer Perſon, und ſage Ihnen, daß ein übelwollender Regent furchtbare Macht in Händen hat auch gegen einen Seigneur, ſeit dieſer d'Argenſon die lettres de cachet ohne Anſehen der Perſon in's

Werk ſetzt. Daß Sie nicht Franzoſe ſind, käme hinzu. Kurz, es wäre kaum Hilfe zu ſchaffen, wenn dieſer Orleans noch ferner von Ihnen gereizt, ſich an Ihrer Perſon vergriffe.

Was alſo? rief Anton, wie aus Zerſtreutheit auffahrend.

Lieben Sie nach Neigung und handeln Sie mit Vorſicht. Jeanne iſt eines Abenteurers Kind —

Sie iſt rein und edel wie mein Wappen!

Keinen Zweifel! Vom Blute ihres Vaters wird ihr einige Verwegenheit eigen ſein. Schildern Sie ihr die Verhältniſſe — die Zukunft braucht dabei nicht verſchloſſen zu werden, wer beherrſcht die Zukunft! — und bewegen Sie das ſchöne Mädchen zu augenblicklicher Flucht mit Ihnen. Eins meiner Waldſchlöſſer in der Bretagne oder im Berry, die noch kein unberufen neugieriges Auge geſehen hat, ſteht Ihnen zu Dienſt. Denn auf einem Ihrer Schlöſſer wären Sie vor dem unverſchämten Banquier nicht ſicher genug. Kommt Zeit, kommt neuer Rath. Der Schwindel dieſes Law wird nicht viel Zeit vor ſich haben, und dann gewinnt Alles ein ander Anſehen. Geſchähe auch nichts, ſo wächſt doch der junge König und die heilloſe Regentſchaft nimmt ein Ende und mit ihr unſere Machtloſigkeit. Was ſagen Sie dazu?

Ich muß Jeanne ſprechen! rief Anton und ſprang vom Sitze auf.

Natürlich! Nur keine Ehe! Das iſt abgemacht — nicht? Und bedienen Sie ſich all meiner Hülfsmittel. Jetzt Adieu! Es iſt ſpät in der Nacht: ſchlafen Sie, um Ruhe zu gewinnen. Leſen Sie, das beſchwichtigt das Blut und bringt auf edle Gedankenwege; dieſer Cid des Corneille iſt unſchätzbar! Adieu, mein Lieber! —

Ach, Anton konnte nicht leſen, konnte nicht ſchlafen! Er war aus dem einfachen Entſchluſſe heraus geſchleudert. Stolz und Liebe waren wieder gleich ſtark in ihm, oder wenigſtens hatte der Stolz alle Wucht des Herkommens und der Gewohnheitspflichten zur Unterſtützung für ſich.

Mit anbrechendem Tage eilte er nach Law's Hotel, während ſein Leibdiener nach Ermittelung der weiſen Frau ausſendete.

Daß Graf Horn erwarten konnte, bei ſo früher Tageszeit eine Dame ſprechen zu können, darf für ein Zeichen der Störniß gelten, welche in ihm vorhanden war, und dieſer Mangel an Ueberlegung trug auch unverweilt ſeine Früchte. Law nämlich kehrte eben erſt zurück von der Unterbringung Jeanne's: das arme Mädchen war ſo betroffen geweſen von dem Wechſel ſeines Schickſals, daß der liebende Vater alle erſinnliche Ueberredungskunſt aufzubieten und nicht den Muth gehabt hatte, vor anbrechendem Tage von ihr zu gehen. Er war alſo ſchwerlich in günſtiger Stimmung für den Urheber dieſes Schickſals, oder wenigſtens mußte dieſer Urheber unzweifelhafte Zeichen der Hingebung bringen, wenn von einem freundlichen Empfange die Rede ſein ſollte. Der todtenbleiche, verſtörte, gegen Gewohnheit zu Fuß in den Hof tretende Graf Horn ſah aber nicht nach einem Bräutigam aus, welcher um Liebe Alles hinter ſich geworfen. Der aus dem Wagen ſteigende Law ſah, daß Graf Anton ihn entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte, und hörte, daß er nach Fräulein Jeanne fragte —

Wollen Sie hier hereintreten, Herr Graf! rief der Banquier, indem er auf ein leeres Domeſtikenzimmer des Erdgeſchoſſes deutete.

Es iſt nicht nöthig, Frage und Antwort dieſer Unterhaltung aufzuzählen: das geſtörte, durchaus nicht reiflich überlegte Weſen Anton's konnte dem klugen Weltmanne nicht verbergen, daß keine Abſicht einer geſetzlichen Ehe vorhanden ſei. Law machte denn auch keine weiteren Umſtände, und ſagte dem Herrn Grafen mit dürren Worten die blanke Wahrheit: Jeanne ſei für ihn nicht mehr zu ſehn, und wenn ſich der Herr Graf auf gewaltſamen Verſuchen betreffen laſſe, ſo werde die Polizei den fremden Ruheſtörer als einen bloßen Ruheſtörer behandeln, denn Herr Voyer d'Argenſon harre nur auf Auskunft, ob Graf Horn legal oder illegal nach Law's Tochter trachte. Darnach richten Sie ſich, Herr Graf — ſchloß Law — mein Kind haben Sie unglücklich gemacht, was kümmert das einen gebornen vornehmen Herrn! ſich ſelbſt machen Sie unglücklich, wenn Sie Ihrer Leidenſchaft eben ſo wenig wie Ihrem Vorurtheil entſagen können. Mein Kind iſt in unnahbarer Sicherheit vor Ihnen, und jeder gewaltſame Verſuch kann nur Sie ſelbſt verderben.

Damit verließ ihn Law, die Thür hinter ſich offen laſſend zum Zeichen, daß Anton nur der Weg aus dem Hauſe offen ſtehe.

Anton war zerknirſcht und unmächtig wie er nie geweſen, denn ſein Herz, wie ſehr es im gewöhnlichen Leben von Vorurtheil befangen ſein mochte, empfand in dieſem Augenblicke doch die gerechte Anſchauungsweiſe eines unglücklichen Vaters. Er taumelte von dannen, und ſank daheim in konvulſiviſchen Fieberſchauern auf's Lager.

Es ward ein ſonniger Vormittag für das übrige Paris, aber außer Anton empfand auch Renard den wohlthätigen Eindruck deſſelben nicht. Ehe er bis in's Geſchäftszimmer gelangen konnte, ward er durch Madame Law aufgehalten, die ſeiner harrte, die in erſtaunlicher Aufregung und Troſtloſigkeit war, und Beiſtand von ihm heiſchte, Beiſtand für ihr unglückliches Kind, welchem Law ein Rabenvater ſei. Ohne Erbarmen habe er ſie fortgeſchleppt in dieſer Nacht — „Wohin?“ in irgend ein Kloſter, Gott weiß in welches! Sie ſtirbt in Verzweiflung, denn ſie liebt den Grafen über Alles. Renard, eilt zu ihm, er muß ſie befrein, ſie ſtirbt mir ſonſt —

„Erfahrt nur erſt, in welches Kloſter ſie gebracht ſei!“

Renard! rief plötzlich Law aus dem Geſchäftszimmer. Madame Law entfloh auf Renard's Wink, und er ſelbſt gehorchte verdrießlich dem Rufe. Verdrießlich, denn er wäre lieber ohne Aufforderung zum erſten Male wieder vor Law erſchienen, den er ſeit geſtern nicht geſehen hatte. Er mußte ihm ja ſo unangenehme Mittheilungen machen über das zerriſſene Bankbuch, über die entwendeten Schuldſcheine Milhe's, und er mußte ſich zu größerer Glaubwürdigkeit darauf berufen, daß Law die augenblickliche Anzeige geſtern Morgen zurückgewieſen und ſich den ganzen geſtrigen Tag auf dem Geſchäftszimmer nicht eingefunden habe. Daß Law jetzt ſchon im Geſchäft, vielleicht gar ſchon unterrichtet ſei über die Entwendungen, das war für Renard widerwärtig und nachtheilig.

Law hatte die Kraft des Charakters, das Familienunglück im Geſchäft vergeſſen zu können: er arbeitete in der That ſeit er Anton verlaſſen angeſtrengt in ſeiner Bankangelegenheit, und er hatte ſo eben entdeckt, daß ein Blatt aus dem Bankbuche geriſſen ſei. Renard war nun nicht mehr der Diener, welcher anzeigte, ſondern welcher ſich entſchuldigte, und Law war ſchonungslos. Geſtern — warf er Renard vor — auf friſcher That konnte der verwegene Edelmann feſtgehalten, von Polizeiwegen zur Verantwortung gezogen werden, heute iſt die Verantwortung Dein. Herr Boyer d'Argenſon will in dieſen Tagen das Bankbuch revidiren, ich habe ſelbſt zur Steigerung meines Kredits darum gebeten — was iſt zu ſagen bei ſolchem Fehl? Du ſchaffſt das ausgeriſſene Blatt, ſo lieb

Dir Dein Eigenthum iſt, an das ich mich halten werde, wenn meinem Kredite das kleinſte Titelchen Nachtheil erwächſt!

Zitternd, halb vor Wuth, halb vor Angſt — denn Law gegenüber war er nicht eben furchtſam — ſtieß Renard auch das Attentat des Chevalier, den Raub der Schuldbriefe heraus, welchen doch Law ſchon kannte, als ob Alles in einem Regenguſſe weggeſchwemmt werden ſolle, oder als ob er dem ungerechten Prinzipal das Unrecht durch größern Aerger vergelten müſſe. Law, durch all' die angreifenden Vorfälle der letzten vier und zwanzig Stunden überreizt, und auf Erwerb um ſo begieriger, je erfolgloſer ſein Zudringen zur höheren Familiengeſellſchaft zu bleiben ſchien, Law faßte Renard bei der Gurgel, und mißhandelte ihn thätlich. Dadurch ward Renard zum Aeußerſten getrieben, und drohte unumwunden, das trügeriſche Treiben des Banquiers aller Welt zu entlarven —

Wurm, der Du biſt! entgegnete Law — was haſt Du zu entlarven?! Sprichſt Du vom Koloniſtenpreſſen, ſo ſorgt d'Argenſon, daß Du ſelbſt nach dem Miſſiſippi gebracht wirſt als erſter und einziger Koloniſt. Du biſt als Jude eine nur geduldete Kreatur, mit der man wenig Umſtände macht, wenn man ſie ziſcht. Und ſonſt haſt Du nichts zu entlarven. Das Bank- und Kreditweſen iſt ein Wagniß der Erfindung, welches aller Welt offen vorliegt, und welches der künſtlich aufgehäuften Staatsgeſellſchaft unerläßlich iſt. Mein künſtlicher Kredit iſt der künſtliche Kredit Aller, vernichten ſie ihn, ſo vernichten ſie ihren eignen und bezahlen meinen Sturz mit ihrem Gelde. Sie haben ſich einmal dem Teufel der Fiktion verſchrieben, und der holt ſie alle, ſobald ſie die Fiktion zerſtören. Was kannſt Du daran ändern!? Jetzt oder ſpäter, aber gewiß wird ganz Europa in dieſem Netz der Fiktion hin und hergehn, handeln und wandeln! Als ob nicht aller Geldwerth Fiktion wäre! Rede doch den Leuten ein, daß ein Diamant oder ein Klümpchen Gold nichts werth ſei im Vergleich mit einer Quadratmeile fruchtbaren Landes, und ſieh zu, ob Du Gläubige findeſt! — Nun geh hin und entlarve, und ſei verſichert, daß mir Dein zuſammengeſcharrtes Beſitzthum, welches Du Dir durch Umſchreibung eingelöſter Bankzettel wie ein Spitzbube im Detail erſchlichen haſt, daß mir Deine Perſon einſtehn werde, wenn Du nicht binnen 24 Stunden das Blatt des Grafen und die Schuldbriefe des Chevalier beigebracht haſt. Marſch!

Erſchreckt und ergrimmt eilte Renard aus dem Hauſe, ſein Heil zu verſuchen bei dem Grafen und dem Chevalier. Es war noch ziemlich früh am Vormittage, aber ſchon hatte er Mühe, ſich durch die zuſtrömende Menge hindurchzudrängen, welche ihr gutes Geld in Aktienſcheine verwandeln wollte, ein Zudrang, der jetzt alle Tage ſtattfand. „Monſieur Renard, Monſieur Renard," ſchrie man von allen Seiten, „werden wir unſer Geld noch anbringen?"

Seid unbekümmert, erwiderte er, Ihr werdet noch all Euer Geld los werden!

Unter der Menge entdeckte er den Diener des Chevaliers, denn beſonders die Dienerſchaft vornehmer Leute war auf Aktienſcheine verſeſſen. Durch dieſen erfuhr er, der Chevalier ſei daheim, und ſei ſehr ſchlechter Laune. Ein Abenteuer mit dem Herrn Regenten in vergangener Nacht müſſe ſchlecht abgelaufen ſein, und die vornehmen Herren müßten dem Chevalier etwas übel genommen haben.

Nocé hatte ihm in der That die Vertraulichkeit mit dem Grafen Horn, und daß er dieſem im entſcheidenden Augenblicke etwas zugeflüſtert übel genommen. Die Roué's waren natürlich in ſchlechteſter Laune geweſen, daß der Regent auf ihre Veranlaſſung in eine ſo mißliche Lage gebracht worden ſei, und der Chevalier, welcher zum erſten Male in ſo hohe Geſellſchaft zugelaſſen worden, mußte ihrem Zorne als Blitzableiter dienen, denn an ſolchen Blitzableitern ſucht jeder heftige Menſch eine Entſchädigung. Sie beſchuldigten den Chevalier, daß er als ein Vertrauter Anton's von deſſen gleichzeitigem Beſuche bei der weiſen Frau unterrichtet geweſen ſei und wohl gar abſichtlich die für den Regenten ſo widerwärtige Scene mit herbeigeführt habe. Seine heftigen Verſicherungen des Gegentheils hatten nur geſteigerte Heftigkeit der Roué's zur Folge gehabt, und in voller Ungnade bei der Regierungspartei war der Chevalier nach Hauſe gekommen. So ſah er denn an dieſem Morgen auf ſeine Laufbahn wie auf eine total verſchüttete: die reiche Heirath und die Ausſicht auf Erhebung im Staate waren zerſtört, und es war natürlich, daß er in verzweifeltſter Stimmung Renard empfing und abfertigte. Hatte er mehr in frechem Leichtſinne als in geradezu betrügeriſcher Abſicht am Tage vorher nach ſeinen Schuldverſchreibungen gegriffen, ſo war er doch jetzt auf dem Punkte, vor keiner Frevelthat zurückzuſchrecken, wenn ſie zu ſeiner Erhaltung nöthig ſei. Sobald alſo Renard, deſſen Vermögen dabei auf dem Spiele ſtand, eine nachdrücklich drohende Sprache ſich erlaubte, zog der Chevalier ſeinen Degen aus der Scheide, legte ihn vor ſich auf den Tiſch, und verſicherte dem erſchreckten Mahner mit einer furchtbaren Beſtimmtheit: er werde ihn auf der Stelle über den Haufen ſtechen, wenn er noch mit einem Worte auf die Schuldſcheine zurückkomme, ja dieſer Degen werde auch dann jedenfalls nähere Bekanntſchaft mit ihm machen, wenn Sieur Renard die Entwendung der Schuldſcheine noch einmal gegen Law oder gegen irgend Jemand behaupte.

Der alſo abgewieſene arme Renard ſah mit Grimm auf den glitzernden Sonnenſchein, welcher die Seine hinab tanzte, und ſtand am Theatiner-Quai einen Augenblick mit dem Gedanken ſtill, ob es nicht gerathener ſei, die Summe, welche Graf Horn verloren, ohne Weiteres zu behalten und im Fall der Nachfrage eben ſo abzuläugnen, wie dieſer noble Chevalier ſeine Betrügereien abläugne. Aber er war ehrlicher und furchtſamer als der junge Abenteurer, furchtſamer beſonders, dieſem entſetzlichen Grafen irgend eine gerechte Veranlaſſung des Zornes zu geben. Im Gegentheil, flüſterte ihm ſein ängſtliches Herz zu, iſt dies eine

Gelegenheit, Dir dieſen gefährlichen Seigneur ein für allemal zu verpflichten.

Mit dieſem Gedanken trat er in des Grafen Hotel. Der Leibdiener wollte ihn abweiſen, und öffnete ihm erſt die Thüren zu ſeinem kranken Herrn, als Renard hoch und theuer verſicherte, er habe dem Herrn Grafen wichtige und lauter angenehme Dinge zu melden.

Anton lag halb bewußtlos auf einer Ottomane, und nahm keinen Antheil an der für Renard ſo äußerſt wichtigen Mittheilung, daß er dem Herrn Grafen die Börſe mit 29 Louisdor und eine Summe Banknoten von 45,000 Frank gerettet habe und überbringe.

Der Leibdiener bat ſtatt des ſchweigenden Grafen, das Geld auf den Tiſch zu legen — Renard blickte zögernd bald auf dieſen Diener, bald auf den Grafen, der mit entſetzlich gläſernem Auge theilnahmslos in's Zimmer ſah, konnte ſich aber nach ſolcher Eröffnung nicht weigern, dem Verlangen des Dieners Folge zu leiſten.

Es waren nur 45,000 Frank? fragte der Diener, und ſeine Frage ſchien ebenſo dem Grafen wie Renard zu gelten. Jener ſchwieg, und dieſer fuhr auf: Wie? Nur?

Der Herr Graf hatten 50,000 Frank bei ſich! fuhr der Diener fort.

Scheu blickte Renard, wie von einem Meſſerſtich getroffen, nach dem Grafen um — daſſelbe gläſerne Auge ſtarrte ihm entgegen. Der Meſſerſtich war die Idee, auch ſeine ehrlichſte und beſte That könne an dieſem Unglückstage in Fluch verkehrt werden durch jene Sochne, die ſeiner behenden Kombination auf der Stelle einfiel.

Dieſer ſcheue Blick, dieſe Pauſe wurden ihm auch wahrhaft gefährlich bei dem aufmerkſamen Leibdiener, deſſen erſt flüchtiger Verdacht dadurch beſtärkt wurde, und der nun auf Renard's haſtige, entrüſtet klingende Verſicherung nur mit halbem Ohre hörte. Als nun Renard mit halblauter Stimme auf das überging, was ihn vor Allem intereſſirte, auf das ausgeriſſene Blatt, und den Diener beſchwor, es in der Taſche des Grafen zu ſuchen, und es ihm, der in größte Noth dadurch geriethe, einzuhändigen, da wurde der Diener entſchieden mißtrauiſch. In der Taſche des gnädigſten Herrn Gräfen, erwiderte er raſch, die ich nach dem Paket Banknoten durchſucht, hat ſich nichts derartiges vorgefunden. —

Um Alles in der Welt, dann wäre ich der unglücklichſte Menſch! Law überliefert mich dem Miniſter, wenn ich das Blatt nicht ſchaffe! Vielleicht haben der Herr Graf das Kleid gewechſelt, als er von Fräulein Jeanne nach Hauſe kam. —

Wo iſt ſie, Lombard! klang auf einmal mit donnernder Beſtimmtheit die Stimme des Grafen dicht am Ohre Renard's, und dieſer fühlte zuſammenzuckend die Hand des ihm ſchrecklichen Mannes auf ſeiner Schulter, eine Hand kalt und eiſern faſſend. Denn Anton war bei dem Namen Jeanne aufgeſprungen, und ſein Auge war plötzlich feurig belebt. —

Ach, gnädigſter Herr Graf, ich weiß es nicht genau. —

Bei Deinem Leben wirſt Du mich flugs zu ihr führen!

Soll mir Gott helfen, ich weiß es nicht genau! Ich weiß nur von Madame Law, daß ſie in einem Kloſter eingeſperrt ſei.

In welchem?

Bei meiner armen Seele, gnädigſter Herr Graf, ich weiß es nicht — ich will aber von Kloſter zu Kloſter ſuchen bis ich ſie finde, wenn Sie's befehlen.

Ich befehl es Dir! — Den Wagen vor, Prokop! — Vorwärts, Lombard! Ich führe Dich von

Kloſter zu Kloſter. Die Summe da auf dem Tiſch iſt Dein, wenn Du mich zum Ziele bringſt. Dein Leben iſt mein, wenn Du mich täuſchen, wenn Du mir entweichen willſt. Ich finde Dich auch unter der Erde, wenn Du entſchlüpfeſt. Heda, Prokop! All' meine Leute ſollen mit, und jedes Kloſter umſtellen, vor welchem die Karoſſe hält, und in welches der Lombarde tritt. Sobald er durch eine Seiten- oder Hinterpforte entſchlüpfen will, wird er erſtochen. Vorwärts!

Die Klöſter in Paris waren damals tief in die Gelüſte und Intriguen der Geſellſchaft verflochten, und bildeten Zufluchtsſtätten der verſchiedenartigſten Dinge. Mademoiſelle von Orleans zum Beiſpiele, diejenige Tochter des Regenten, welche ihm in raſtlos experimirender Genialität am ähnlichſten war, zog ſich damals auf einige Zeit nach dem Kloſter von Challes zurück, und führte dort die auffallendſte Lebensweiſe. Muſikaliſche Aufführungen, Disputationen, Gaſtmähler, ſkurrille Maskeraden gingen bunt durcheinander, und wenn ſich auch einige Klöſter immer frei erhielten von dem frivolen Zudrange der Welt, ſo waren doch auch dieſe durch irgend ein verborgenes Intereſſe mit der Pariſer Welt in Verbindung, und es war deshalb ſehr ſchwer, unter der Maſſe Pariſer Klöſter die richtige Auswahl derer zu treffen, in welchen Law Anknüpfung haben, in welchen man alſo mit einiger Wahrſcheinlichkeit des Erfolges Jeanne Law ſuchen könne.

Der Abend war bereits eingebrochen, Anton hatte ſchon vor fünf Klöſtern gehalten, Renard war fünfmal im Auftrage Law's hineingeſchickt worden, und es war keine Spur Jeanne's zu entdecken geweſen. Nicht Anton, nicht Renard hatten den ganzen Tag über die geringſte Nahrung zu ſich genommen; jenen hielt eine krampfhafte Spannung aufrecht, dieſer, von tauſendfacher Angſt gepeinigt, drohte zuſammenzuknicken, und bat flehentlich, ihm einen Biſſen Brod, einen Schluck Wein reichen zu laſſen. Anton ließ den Wagen halten, ſchickte einen Diener aus, um ein Wirthshaus in der Nähe auszukundſchaften, und ging mit Renard in daſſelbe, damit dieſer zu weiterer Expedition geſtärkt würde. An der Thür des Wirthshauſes beauftragte er den Diener, nach Haus zu eilen in's Hotel auf dem Theatiner-Quai, und beim Leibdiener anzufragen, ob von Madame Law oder ſonſtwoher irgend ein Wink über den Aufenthalt Fräulein Law's eingegangen ſei. Darauf winkte er den übrigen Dienern, beim Wagen zurückzubleiben und trat allein mit Renard in die Gaſtſtube. Nachdem er Speiſe und Trank für Renard beſtellt, ſetzte er ſich ſchweigend in eine Ecke des kellerartigen Raumes — dies furchtbare Schweigen, welches nur von einzelnen raſchen Befehlsworten unterbrochen wurde, erhöhte die Seelenangſt Renard's, der haſtig verſchlang was ihm der einäugige, neugierig drein ſehende Wirth vorſetzte.

Es war eine ſehr untergeordnete Kneipe, in die ſie gerathen waren; an den grob hölzernen Tiſchen hingen Meſſer und Gabel an langen Ketten, damit ſie vor Entwendung ſicher geſtellt ſeien, in der Mitte des Gewölbes ſtand ein dicker ſteinerner Pfeiler, um welchen ein ſteinerner Sitz ſich herumſchlängelte. Ein runder Tiſch machte dieſen Platz zum Mittelpunkte des Raumes, welcher durch eine einzige Oellampe ſpärlich erleuchtet wurde. Der ſteinerne Fußboden war feucht und ſchmutzig.

Um jenen Pfeiler und runden Tiſch ſaßen drei Kerle mit Galgenphyſiognomieen. Sie tranken Wein und unterbrachen jetzt einen Augenblick ihre Unterhaltung, um den edelmänniſch gekleideten Herrn und den ſchüchtern umblickenden Renard anzuſehen. Als der Edelmann aber fortwährend ſchwieg, auch nachdem jener mit ſeiner Mahlzeit zu Ende gekommen war, nahmen ſie ihr Geſpräch wieder auf. Es bewegte ſich auch unter dieſer Klaſſe Menſchen wie damals überall in Paris um Law's Bankactien. Die Arbeiterklaſſe iſt immer beſonders mißtrauiſch gegen Papiergeld, und ſolch Mißtrauen ſchien auch im Grunde dieſen Leuten inzuwohnen, aber ſie legten doch keinen beſondern Nachdruck darauf, und ſchienen in anderer Weiſe lebhaften Antheil an Law zu nehmen. Der Eine ſagte: Gebt Acht, wir erleben's noch, daß Law alle Leute zu vornehmen Leuten, und die vornehmen Herrn zu armen Teufeln macht! — Wie meinſt Du das? entgegnete der Andre nach einigem Beſinnen, — wenn die vornehmen Herrn arme Teufel, und wir vornehme Herrn werden, ſo gibt's ja nichts mehr als lauter arme Teufel?! — Ach was, ſagte der einäugige Wirth, der zu ihnen getreten war, ſo viel iſt gewiß, Handel und Wandel kommt in Flor, denn Jedermann giebt noch einmal ſo leicht einen Louisdor Papiergeld als einen Louisdor Silbergeld aus! — Ja, das muß wahr ſein, ich werde alle Tage ſchneller fertig mit meinem Verdienſte! ſprach derjenige, welcher vor dem Wirth geſprochen hatte, und welcher ein unterſetzter Kerl mit rabenſchwarzem Haare, und ein paar kleinen überaus beweglichen ſchwarzen Augen war. Gott erhalte nur, ſetzte er etwas leiſer hinzu, unſern Satan noch eine Zeit lang in guter Lage. Seit er den Law befördert, und ſeit die Mauſefalle erfunden worden iſt, fehlt's doch keinen Tag an Aufträgen. Wißt Ihr denn noch immer nicht, Meiſter Brouillard — wendete er ſich zum Wirth, wo dieſe Mauſefalle eigentlich ſteckt? — Der Wirth ſagte nicht Nein, er ſagte aber auch nicht Ja, ſondern drückte nur ſeine Verwunderung aus, daß Leute, die ſo viel zu thun hätten, über ſolch eine wichtige Sache nicht beſſer unterrichtet wären. In der Nähe der St. Denisſtraße muß ſie ſein, und wenn wir's dem Satan einmal nicht recht machen, dann erfahren wir's an den eignen Knochen ganz genau. Der Law iſt aber doch ein Hauptkerl! Wie lang iſt's her, ſo war er nicht viel mehr als wir, war ein Spekulant — hatte nur ſo und ſo viel Mittel mehr zum Spekuliren! — Na, ein Paar hundert Livres mehr oder weniger, das ändert doch im Charakter nichts! Denkt Ihr denn, daß die Bankeinlage ſein Geld iſt?! Poſſen! Kredit war's, Kredit iſt's, Kredit iſt Alles, wie ich immer geſagt habe, Kredit iſt ſo viel mehr als baar Geld, wie ein kluger Kopf mehr werth iſt als ein ſchönes Geſicht. Das baare Geld kann mir geſtohlen werden — und den Kredit kannſt Du verlieren! — Ja, aber was koſtet das für eine Arbeit von Unglücksfällen, eh' ich den verliere. Ein einziger geſchickter Spitzbube dagegen kann mich um's baare Geld bringen. Freilich, Leben bleibt Leben, und man iſt darum noch nicht ſicher vor Verdruß. Dem Law ſoll auch was Fatales paſſirt ſein; er ſah garſtig aus, als ich heute das dicke Fräulein zu ihm brachte in die Quicampoix mit dem Wagen voller Goldſäcke, und es kommt mir immer vor, als ob der heutige Auftrag des Satans mit Law's verdrießlichem Geſicht zuſammenhinge. Wißt Ihr wohl — ſetzte er ganz leiſe hinzu, warum ich vorhin den feinen Herrn da ſo aufmerkſam betrachtete? Ich dachte einen Augenblick, es wäre der, dem wir uns anhängen ſollen. Ganz blaß ſoll er ſein. Aber 's war ein dummer Gedanke, denn 's iſt der hochmüthigſte Seigneur in Frankreich, und der tritt ſein Lebtag nicht in Brouillard's Keller, wenn nicht vorher Alles ausgeräuchert iſt mit Orangeneſſenz. — Als ob's hier ſtänke! ſchaltete mißmuthig der Wirth ein. — Als ob! fuhr der Schwarzkopf fort, — hört doch mit Unparteilichkeit! Ich wollt' mich drauf hängen laſſen, oder der alte Eſſer neben ihm iſt Law's Kaſſirer oder ſo was aus dem Law'ſchen Hauſe, zu dem man nur kommt, wenn's um große Summen geht.

Heute freilich war er nicht da. Aber unſer Horn, der dem Law die Tochter hat ſitzen laſſen, lauft in Ewigkeit nicht mit dem Law'ſchen Kaſſirer umher! — Na, unterbrach ihn ein Anderer, die genaueren Inſtruktionen werden wohl heute kommen; der Beſchreibung nach hab' ich kein groß Verlangen, dieſem Grafen auf den Fuß zu treten, es ſoll ein Satan mit kurzem Prozeß ſein, wie unſer Satan einer mit langem Prozeſſe iſt. — Der lange wird den kurzen ſchon unterkriegen, lachte der Schwarzkopf laut, und 's ſchwant mir immer ſo, als ob unſer Alter dabei zwei Hände nach zwei Seiten im Spiele hätte. Das Law'ſche Mädchen ſoll wunderſchön ſein, und wer weiß, ob er ſie nicht im Traisnel-Harem hat! — Sie lachten alle, und einer meinte, dies Harem im Kloſter ſei doch d'Argenſon's ſchönſte Erfindung.

Welches Kloſter iſt dies? fragte unter dem lärmenden Gelächter Anton den betrübten Renard.

Das Kloſter Madelaine de Traisnel, erwiderte dieſer.

Da müſſen wir hin! rief Anton und ſprang auf.

Um Gotteswillen nicht, gnädigſter Herr Graf! Das koſtet uns Allen die Köpfe, d'Argenſon iſt in dieſem Punkte fürchterlich.

Was d'Argenſon! Vorwärts!

Die Trinker am Pfeiler waren hierdurch ſtill und aufmerkſam geworden, und es gab ſogleich noch mehr zu hören und zu ſehen für ſie. Der Chevalier von Milhe nämlich trat ein mit Anton's rückkehrendem Diener. In ſeiner verzweifelten Lage nämlich hatte er ſich entſchloſſen, ſein zerſchelltes Lebensboot dem verwegen ſegelnden Schiffe des Grafen Horn anzuhängen. Gleichviel, was es für ein Ende nehme; auf der andern Seite war doch alle Ausſicht abgeſchnitten und neben dem reichen Grafen gab es doch Hoffnung auf kecke Unternehmungen, auf beiläufige Rache, auf irgend welchen Gewinn. In Anton's Hotel kommend, traf er den Herzog von Havré, welcher in großer Sorge war, den Grafen Horn nicht zu finden und ihn den Aeuſſerungen des Leibdieners nach in unbedachtem Wagniß glauben zu müſſen. Obwohl er dem Chevalier nicht eben hold war, ſo nahm er doch in ſo drängendem Augenblicke das Anerbieten deſſelben an, dem Grafen nachzueilen und die Bitte des Herzogs um ſchleunige Rückkehr zu überbringen. Der Herzog ſchrieb zu größerm Nachdrucke ſogleich ein Billet, welches der Chevalier dem Grafen einhändigen ſollte. Mit dieſem Billet trat er jetzt zu Anton in Brouillard's Keller. Anton, im Fortſtürmen begriffen, riß es auf und trat damit an die Oellampe, halblaut vor ſich hinleſend: „Sie ſind in größter Gefahr, lieber Graf, die Marquiſe von Parabère verſichert mir ſoeben, d'Argenſon ſei bevollmächtigt gegen Sie, und deſſen Leute ſeien beauftragt, Sie in irgend einen Exceß zu verwickeln und zu verhaften. Sie ſetzt hinzu, Ihr Verderben ſei unzweifelhaft beſchloſſen, und ſobald man ſich unter irgend einem Vorwande Ihrer bemächtigt, werde Ihre für verläumderiſch erklärte Ausſage von Law's Menſchenpreſſe und was weiß ich ſonſt noch dergeſtalt zugeſtutzt werden, daß, ſo lange der Regent herrſche, die Baſtille Sie nicht mehr frei gebe. Kehren Sie eiligſt heim, ich habe Alles vorbereitet für Ihre Flucht und Sicherheit — die Marquiſe ſagte, Sie müßten Orleans auf's Empfindlichſte beleidigt haben, Sie habe ihn, der ſonſt ohne Rachedurſt, nie ſo entſchloſſen geſehen zum Verderben eines Edelmannes."

Poſſen! rief der Chevalier, man kann nicht gegen einen Grafen Horn verfahren, wie gegen einen von der Rotüre!

Auf Anton ſchien dieſe Mittheilung gar keinen Eindruck gemacht zu haben; er griff, ohne eine

Miene zu wechſeln, nach einem zweiten Briefe, welchen ihm der Diener auf einen eiligſt dazu verwendeten zinnernen Teller Brouillard's überreichte. Der Brief war vom Leibdiener des Grafen und enthielt die Anzeige: Die Wohnung der weiſen Frau ſei ausgemittelt und dieſe über die Summe Banknoten befragt worden. Sie habe ausgeſagt, die Summe habe volle 50,000 betragen. Darnach müſſe der Lombard 5000 für ſich behalten haben.

Nur ein flüchtiger Blick Anton's ſtreifte Renard, dann ſchob er die Briefe in die Taſche, und mit den Worten: „Fort nach Traisnel,“ verließ er den Keller. Der Chevalier und der Diener drängten Renard hinter ihm hinaus.

Es iſt der belgiſche Graf! rief der Schwarzkopf — ihm nach! ihm nach! und den Satan warnen!

Ja, wenn Ihr ſo gut traben könntet wie flandriſche Roſſe, ſprach Brouillard, als die drei Gäſte hinauseilten — Blitz! ſetzte er hinzu, das Eſſen iſt ja nicht bezahlt. — Als er vor die Thür kam, fand er ſeine Vermuthung, die Edelleute hätten Roſſe in der Nähe, beſtätigt, indem er die Kutſche fortrollen hörte. Es war ſo ſtockfinſter, daß nicht das Mindeſte zu ſehen war. Die Einforderung der Zeche bis auf günſtigere Gelegenheit verſchiebend, ſtellte Brouillard für ſeine Kunden ein Lämpchen über die Hausthür, welches bei der großen Finſterniß weit zu ſehen war und die Spießgeſellen der Nacht anlocken ſollte. Er zweifelte nicht, daß der Schwarzkopf und deſſen zwei Begleiter im Laufe des Abends oder der Nacht wieder einſprechen würden, möge ihnen nun der Vorſprung nach dem Traisnel-Kloſter gelingen oder nicht.

Sie kannten alle Schlüpf- und Richtgaſſen ſehr genau, blieben aber doch zurück hinter dem ſcharfen Trabe der Roſſe. Und dieſe Roſſe führten einen Herrn, dem für Zögerung kein Augenblick Zeit verloren gehen durfte, ſobald ſein Fuß die Schwelle des Kloſters überſchritten. Je mehr Gefahr und Hinderniß dem Grafen Anton entgegentrat, deſto geſteigerter und jacher wurde ſein Weſen, deſto rückſichtsloſer warf er Alles neben und hinter ſich, was nicht auf der geraden, einzigen Linie zu ſeinem Ziele lag. Jeanne, Jeanne herausholen aus dem tiefſten Gewirr, ſie herausholen aus einem einſchließenden Feindesheere, aus der Hölle ſelbſt, um ſie an ſein Herz zu ziehen, dies allein war ſein Augenpunkt, und inſofern war er bereits für die ganze übrige Welt außer ſich. All' ſein Denken und Trachten war im Herzen zuſammengedrängt, im

Herzen, welches Jeanne liebte und welches den Stolz eines Edelmanns zuſammenpreßte, den Stolz, welcher auf Erden keine Macht über ſich anerkannte.

Solch einer Stimmung allein in ſolch' einem Menſchen war es möglich, in das geheimſte Innere eines Hauſes einzudringen, welches halb Kloſter, halb Haus des mächtigſten Miniſters war, ein Schloß d'Argenſon's in urſprünglicher Bedeutung des Wortes Schloß. Es gab nämlich gar keinen offenen Zugang zum Hauſe d'Argenſon's, welches er ſich unmittelbar am Kloſter gebaut hatte, es war ein ſtets verſchloſſenes Haus, deſſen Zugang nur mitten durch die Kloſterhöfe und Gänge erreichbar war. Dieſe Kenntniß der Oertlichkeit wurde unterwegs Renard abgepreßt, denn Renard war in Law'ſchen Aufträgen einige Male in dieſe verſchloſſene Herrlichkeit d'Argenſon's geſendet worden, wenn es ſich um eine unverzügliche Maßregel gehandelt hatte. Von ſpäter Abendſtunde an war nämlich d'Argenſon nie in ſeiner officiellen Wohnung zu finden, und bei dringlichen Angelegenheiten wurde von ſeinen Vertrauten hierher berichtet. Der Pförtner dieſes Frauenkloſters war aber natürlich nicht geneigt, ein Paar zudringliche Edelleute, denen die von d'Argenſon angeordnete Parole unbekannt war, ohne

Weiteres einzulaſſen. Renard verrieth dieſe Parole nicht, weil er von dieſer Zudringlichkeit eine Kataſtrophe befürchtete, in die er durch Verrath der d'Argenſon'ſchen Parole mitverwickelt würde. Ueberhaupt faßte er ſich auf dieſem, wie er meinte, äußerſten Punkte ein Herz, und widerſprach und widerſtrebte mehr als vorher. Anton aber machte keine Umſtände mit dem hartnäckigen Pförtner; er zog ſein Schwert, ſetzte es dem erſchrockenen Laienbruder auf die Kutte und befahl ihm, als Führer vorauszugehen bis in den innerſten Schlupfwinkel d'Argenſon's, wenn er nicht auf der Stelle vom Leben zum Tode befördert ſein wolle. In einer friedlichen, ſonſt vorzugsweiſe reſpektirten Kloſterwelt mußte ſolch ein Attentat von augenblicklicher Wirkung ſein, namentlich da es von einem Manne ausging, der mit ſeinem todtenblaſſen, von Spannung faſt verzerrten Antlitze furchtbar ausſah. Der Laienbruder ließ ſich alſo mit der Spitze des Schwerts über Höfe und Gänge treiben, und Renard, der ſich bei dieſer Gelegenheit gern entfernt hätte, ward vom Chevalier, welcher deſſen Verderben nur zu gern geſehen hätte, hinterher genöthigt. Aus der Kloſterkirche drang ſchwach der Horengeſang in das Ende des Kreuzgewölbes, bis zu welchem ſie in ſolcher kriegeriſcher Weiſe vorgedrungen waren, ohne Jemand zu begegnen. Eine hohe geſchloſſene Thür war am Ende dieſes Kreuzganges und vor dieſer Thür ſtanden ſie. „Hier beginnt das Haus Seiner Excellenz und hier iſt das Ende meines Kloſters und meines Dienſtes,“ ſtotterte der Laienbruder.

Oeffne und führe mich bis zu Fräulein Jeanne Law, welche in vergangener Nacht hierher gebracht worden iſt!

„Gott ſei mir armen Sünder gnädig, gnädigſter Herr, ich kenne dieſe Dame nicht, ich weiß nur, daß der Miniſter hier zur Nacht ſpeiſt mit ſeinen Bekannten und vielleicht mit einigen Koſtgängerinnen des Kloſters. —

Oeffne!

Hinter dieſer Thür entwickelte ſich eine eigenthümliche Hauseinrichtung. Das Gebäude war in der Grundform kloſtermäßig angelegt, aber Fußboden und Wände waren mit oſtindiſchen Teppichen und Kattun-Tapeten bedeckt, prächtige Bilder in goldenen Rahmen lockten von den Wänden des Vorſaals, Diener in Mönchskutten aus feinen Stoffen und mit zierlichen Stutzperücken trugen ſilberne Schüſſeln mit Speiſen ab und zu, große Angorakatzen ſaßen auf Lehnſtühlen, ſchlanke hochbeinige Hunde ſprangen auf und knurrten den Fremdlingen entgegen, und eine nach Myrrhen und Weihrauch duftende Luft ſtrömte den Eintretenden zu. Die mönchiſch angethanen Diener, denen das Weltkind von den feiſten Backen lächelte, blieben erſtaunt ſtehen mit ihren Schüſſeln, als ſie eine ſo unglückliche Gruppe hereindringen und darunter den hohen, blaſſen Grafen mit nacktem Schwerte ſahen. Dieſer aber erkannte, daß er an Ort und Stelle ſei und zunächſt keines Führers mehr bedürfe, er ſchritt alſo allein vorwärts den offenen Thüren nach, welche ihn in einen kleinen runden Saal führten. Dort fand er um einen runden Tiſch fünf oder ſechs junge Damen zum Nachteſſen verſammelt. Sie bemerkten ihn nicht ſogleich, und mit einem raſchen Blicke muſterte er die meiſt jungen, theils novizen-, theils nonnenartig, theils weltlich gekleideten Damen — er ſah Jeanne nicht darunter. Plötzlich ſchrie eine auf, die ihn erblickte, ſchreiend flogen alle übrigen von ihren Seſſeln, als nun auch ſie des fremden, furchtbar dreinſchauenden Mannes anſichtig wurden.

Was giebt's?! rief eine männliche Stimme aus einer Niſche, die durch einen rothſeidenen Vorhang verdeckt wurde.

Nachfrage giebt es, Le Beyer! ſprach Graf

Anton, den Vorhang zurückſchlagend und in die Niſche tretend, welche ein prachtvolles kleines Eizimmer bildete. Die überall runde Mauer war durchaus gepolſtert und mit Seide überzogen, und auf einem Divan ſaß in brokatenem Schlafrocke barhäuptig Boyer d'Argenſon, unter den Armen, hinter dem Nacken von Kiſſen geſtützt wie ein Sultan. Neben ihm je zur Rechten und je zur Linken eine bildſchöne Dame, vor ihm ein lockend angerichteter Eßtiſch. Er ſchrie auf wie von einem Schuß getroffen, als er den Grafen eintreten ſah. Hinter dem Grafen aber fiel der Vorhang wieder zu, und es iſt nie genau ermittelt worden, was zwiſchen dieſen beiden Mannern damals vorgegangen iſt. „Die Le Boyer's ſind entartet!“ wollen noch einige der flüchtenden Damen verſtanden haben, im Uebrigen wird nur mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit behauptet, d'Argenſon habe den Grafen zu beruhigen gewußt, habe ihm überzeugend auseinander geſetzt, daß er niemals gegen das Verhältniß zu Jeanne eingenommen, ja daß er demſelben bisher immer förderlich geweſen ſei. Fräulein Jeanne ferner befinde ſich nicht in dieſem Kloſter, es ſolle aber Sorge getragen werden, den wahrſcheinlichen Verſteck derſelben binnen einer Stunde auszukundſchaften und dem Grafen mitzutheilen. Kurz, d'Argenſon habe mit der Kunſt eines Polizeimeiſters und mit dem Grimme eines überraſchten und rachedurſtigen Schwelgers alles Das vorbereitet, was ſich in der nächſten Stunde über den Grafen zuſammendrängte. Gewiß iſt's, daß die drei Kreaturen d'Argenſon's aus Brouillard's Keller während dieſer geheimen Unterredung ankamen und dem Leibdiener des Miniſters ihre Meldung zukommen ließen, daß der Diener dieſe Meldung auf ein Blatt Papier ſchrieb, und dem Miniſter überreichte, als dieſer mit dem Grafen Anton endlich aus der Niſche hervortrat. Während des Abſchiedskompliments warf d'Argenſon einen Blick auf das Blatt und ſprach: Noch einen Augenblick ſchenken Sie mir, Graf Horn, ich bitte. So eben kommt mir eine Nachricht zu, durch deren Benutzung wir raſcher zum Ziele kommen, als bei den beſchloſſenen Maßregeln möglich wäre. Man meldet mir ſo eben, daß Sie durch den vertrauteſten Agenten Law's, einen gewiſſen Renard, hierhergeführt worden und überhaupt den Rathſchlägen dieſes Mannes geneigt ſeien. Welch' eine Politik, Graf Horn! Dieſer Mann führt Sie ja offenbar im Intereſſe Law's in der Irre umher! Dieſer Menſch weiß ja doch offenbar den Aufenthalt des Fräuleins Jeanne. Allen Andeutungen nach iſt dieſer Aufenthalt ganz in der Nähe eines Wirthshauſes, in welchem Sie ganz vor Kurzem mit dieſem Renard geweſen ſein ſollen, und in welches er Sie offenbar nur geführt hat, um nebenher irgend eine neue Vorkehrung für den ſicheren Verſteck anzuordnen, denn dieſer Menſch iſt der durchtriebenſte Schuft in Paris!

Anton riß den Brief ſeines Dieners aus der Taſche, und es flog ihm dabei durch den Kopf, wie ihn Renard mit dem Wechſelgeſchäfte betrogen, wie er ſich ferner bei der weiſen Frau unerwartet eingeſtellt, und ihn alſo wahrſcheinlich dorthin gelockt und dort verwickelt habe — die Mittheilung des Dieners zeige untrüglich, daß er ſpitzbübiſch mit dem Gelde umgegangen ſei —

Sie werden Recht haben! ſprach der Graf, als er einen Blick in den Brief geworfen hatte. Auch alle Reden in jenem Wirthshauſe beſchäftigten ſich mit Law! ſetzte er hinzu.

Alſo benutzen Sie den Schlüſſel, der ſich Ihnen ſelbſt in die Hände gegeben! Führen Sie ihn in das Wirthshaus zurück, welches dem Aufenthalte Fräulein Jeanne's nahe ſein ſoll, und zwingen Sie ihn dort, Sie an's nahe Ziel zu bringen.

Machen Sie keine Umſtände, es iſt ein Jud! Gold und Eiſen ſind wirkſam gegen ihn.

So ſchieden äußerlich die beiden Herren in Friede und Freundſchaft. d'Argenſon's Freundlichkeit verwandelte ſich freilich, als Graf Horn das Zimmer verlaſſen hatte. Er winkte ſeinem Diener, und griff nach ſeiner ſchwarzen Perücke. Der Diener öffnete eine unſichtbare Tapetenthür, und ſchritt leuchtend voraus. d'Argenſon, der burlesk in ſeiner bunten Tracht erſcheinen konnte, wäre doch jedem Zuſchauer furchtbar erſchienen, ſo grell ſprang die Wuth auf ſeinem vergelbten Antlitze umher. Er folgte nach einer kleinen Weile raſchen Schrittes dem Diener auf jenem Wege, der in ein Gemach des Untergeſchoſſes führte. Hierher gelangte man wahrſcheinlich durch einen verſteckten Eingang unmittelbar von der Straße oder unmittelbar aus einem verſteckten Winkel des Kloſterhofes. Der Mann ſelbſt, der eingeführt war, um eine Mittheilung zu machen, ſtand mit verbundenen Augen bereits mitten im Zimmer. Es war jener „Schwarzkopf“ aus Brouillard's Schenke, deſſen Bericht dem Miniſter ſchon zugefertigt worden war durch den Hauptdiener. Denn jener wohlgeſchulte Diener hatte ſogleich erkannt, daß dieſer Bericht mit dem Ueberfalle des Grafen zuſammenhänge und auf der Stelle mitgetheilt werden müſſe. So hatte denn der Schwarzkopf nicht mehr viel zu erzählen, ſondern nur die Befehle des Miniſters zu empfangen. Sie lauteten dahin, daß er ſtracks mit ſeinen beiden Genoſſen in Brouillard's Keller zurückkehren, den Grafen zum Exceß gegen Renard oder ſonſt Jemand reizen, und zur Verhaftung deſſelben beiwirken ſolle. Soldaten würden binnen einer Viertelſtunde das Wirthshaus beſetzt haben, um die etwa nöthige Unterſtützung und den Ausſchlag zu leiſten.

Wie ſchnell aber auch der Schwarzkopf mit den Seinigen nach der Schenke zurück eilte, er kam ſchon zu ſpät, einen Streit einzuleiten, der bereits durch d'Argenſon's Vorſorge in drohendſter Entwickelung begriffen war. Es ſtand zu beſorgen, daß die erwünſchte Kataſtrophe früher eintreten werde, als die militäriſche Macht zum Ausſchlage herbeigeeilt ſei. Denn ohne eine ſolche Macht den wilden Grafen zu überwältigen, ſchien den drei Schergen ein allzu gefährliches Wagſtück. Und das Schickſal Renard's war in der That einer gefährlichen Wendung ſchon ganz nahe gerückt, als ſie eintraten: Neben dem Tiſche, an welchem der Unglückliche vor einer halben Stunde ſeine Mahlzeit verzehrt, ſtand der Graf, die Hand auf die Tiſchkante ſtützend; vor ihm kniete Renard, und verſchwor ſich hoch und theuer, er wiſſe den Aufenthal Jeanne's nicht, und er habe den Herrn Grafen um keinen Sou betrogen! Fehlten wirklich 5000 Livres an jener Summe, ſo müſſe ſie die Sochne unterſchlagen haben, und er wolle ſie, um nur den Herrn Grafen zu beruhigen, aus ſeiner Taſche erſetzen. — „Hier, gnädigſter Herr Graf" — rief er in gepeinigter Haſt, indem er ſein Taſchenbuch herauszog, — hier ſind 5000 Livres in Bankſcheinen, die ich morgen in Gold einwechſeln will." —

Was ſchiert mich Dein Lumpengeld! ſtieß mit unterdrückter, von furchtbarer innrer Bewegung zitternder Stimme Graf Anton hervor, und ſchlug dem armen Manne die Brieftaſche aus der Hand, daß die Banknoten ringsumher flatterten — nenne den Aufenthaltsort des Fräuleins, oder Du biſt des Todes!

„Ich weiß ihn nicht, gnädigſter Herr, ſoll mir Gott in meiner letzten Stunde helfen." —

So helfe er Dir! ſchrie der Graf, und riß an ſeinem Degen, verwickelte ihn aber in der Wuth, die ſich ſeiner bis zur Sinnloſigkeit zu bemeiſtern ſchien, dergeſtalt im Gehenk, daß er ihn nicht herausziehn konnte, und daß Renard Zeit gewann, einen Verſuch zur Flucht zu machen, indem er, ſich aufraffend wie ein Verzweifelter, dem ſeitwärts die Brieftaſche aufhebenden Chevalier zuſchrie: „Helfen Sie mir, Herr Chevalier, und kein Menſch ſoll etwas von den Schuldſcheinen erfahren!“

Dieſe Erinnerung an die Schuldſcheine war aber das ſchlechteſte Mittel, dieſen, der vor der Welt davon nichts verlautbart ſehn wollte, zum Beiſtande zu bewegen. Er ſtürzte ſich dem Aufſpringenden entgegen, und ſtieß ihn mit ſolcher Gewalt zurück, daß er neben dem Grafen zu Boden ſtürzte. Der Graf aber hatte, da er des Schwertes nicht mächtig werden konnte, nach dem an der Kette hängenden Tiſchmeſſer gegriffen, und ſtieß damit nach Renard. Renard war nicht nahe genug am Tiſche, und das angekettete Meſſer reichte nicht weit genug, der arme Mann ward nur geſtreift, und warf ſich in der Todesangſt wieder rückwärts auf den Chevalier zu, in dieſer Todesangſt nichts weiter vorbringend als „Die Schuldſcheine! Die Schuldſcheine!“

Da ſind ſie! rief dieſer, der ſein Schwert gezogen hatte und es ihm unter dem Nacken tief in den Leib ſtieß. Renard hauchte einen einzigen Seufzer aus, und ſein Leib ſchlug todt auf das feuchte Kellerpflaſter.

Der Augenblick des Entſetzens, welcher dieſem Morde folgte, war der geeignete für den Schwarzkopf und deſſen Genoſſen, den Akt der Verhaftnahme eiligſt in's Werk zu ſetzen, obwohl die militäriſche Hilfe zu ihrem Leidweſen noch immer ausblieb. Der Schwarzkopf faßte ſich denn auch ein Herz, gab den Seinigen ein Zeichen, und ſtürzte mit ihnen auf den Chevalier, welcher ihnen den Rücken zukehrte, und welchem ſie im erſten Anfalle das Schwert aus der Hand wanden. Hiermit war er für ſeine Perſon verloren, denn die beiden Schergen hielten ihn mit eiſernen Fäuſten an den Armen. Aber die Hauptperſon, der Graf, blieb davon unberührt, und es war als ob eine leichte Schaumwelle gegen einen Granitfels ſprützte, da der Schwarzkopf ihn anredete und um Auslieferung des Degens bat. Dabei ſah er ſich obenein nach Brouillard um, der ſich vielleicht zur Hilfe erboten hatte, dem es aber jetzt an Muth gebrach Angeſichts dieſes hohen, mehr und mehr wieder todtenbleich werdenden Grafen, deſſen Augen nur mühſam ihre Stätte in den Augenhöhlen einzunehmen ſchienen, ſo grauenvoll waren ſie vorgedrängt geweſen, deſſen Sinn und Trachten endlich allem Anſcheine nach über den Mord und die Scene in dieſem Keller hinaus gerichtet war. Wäre Graf Horn vollkommen bei ſich geweſen, ſo hätte er dieſen Augenblick noch zu ſeiner Rettung benutzen können. Schweigend trat er über die Leiche hinweg, ſchweigend ſchlenderte er den Schwarzkopf, der ſich entgegen ſtellen wollte, mit einem Fauſtgriffe zur Seite, daß dieſer in den morſchen Pfeilertiſch hinein flog, und ihn mit ſeiner Körperſchwere praſſelnd zuſammenbrach, ſchweigend ſchritt Anton auf den furchtſam ausweichenden Brouillard zu, und folgte dieſem, der ſich verloren glaubte, bis in den äußerſten Winkel des Kellers, wo der einäugige Wicht nicht mehr rück- noch ſeitwärts weichen konnte, und mörderlich den Uebrigen zuſchrie, ihm zu helfen. „Höre!“ ſprach Graf Anton mit halber Stimme, „führe mich zu dem Aufenthaltsorte des Fräuleins, und ich will Dich fürſtlich belohnen — ich zermalme Dich aber, wenn Du Dich weigerſt.“

Wie Sie befehlen — gnädigſter Herr Graf! ſtotterte die Verſchmitztheit Brouillard's die ihm treu blieb in dieſer Noth, und ihm eingab, nur um jeden Preis Zeit zu gewinnen. Sein feines

Ohr hatte nur einen Moment lang den ihm wohlbekannten Takt Eins, zwei! Eins, zwei! heran marſchirender Soldaten aus der Ferne gehört, und er bat den Grafen, ihm nur ſo viel Zeit zu laſſen, daß er die Blendlaterne anzünde, deren ſie bedürften. Als ob es ſich darum handle, wendete er ſich ſogleich nach einem Wandſchrank, der hinter ihm war, und kramte in dem Geräth darin.

„Du weißt? Du kannſt?“ ſchrie jubelnd und am ganzen Körper zitternd Graf Anton.

Ich denke, erwiderte Brouillard, wenn ich nur die Laterne finde. —

Jetzt hörte man das Aufſtoßen der Gewehre im Hauſe, und ein Offizier trat ein. Es war derſelbe, welcher damals zur Nachtzeit das Duell Law's und Anton's geſtört hatte. Nur der Graf bemerkte nichts, ſeine Augen waren leuchtend auf Brouillard's Handthierung gerichtet. Der Schwarzkopf winkte dem Offizier, und hinkte ihm entgegen. Nach kurzer leiſe abgemachter Mittheilung trat der Offizier wieder bis an die Thür zurück, und gab Befehl wegen des Wagens, der unweit der Thüre hielt. Man hörte übrigens jetzt auch das eintönige Geräuſch, welches heranrückende Reiter auf dem Steinpflaſter erregen.

Raſch, Brouillard, rief nun der Offizier, Du brauchſt die Laterne nicht. Seine Excellenz Herr von Argenſon haben mich beauftragt, den Herrn Grafen von Horn an Ort und Stelle zu führen!

Kennt er den Weg? fragte Graf Anton den Wirth, welchen die Zutraulichkeit dieſer Frage wie ein Schauer des Wahnſinns durchrieſelte.

Ja, Herr Graf, er kennt ihn!

Alſo vorwärts, mein Herr! ſprach Anton und ſchritt unter die Soldaten hinaus, deren er weder dort noch außen, wo Cavallerie ſeinen Wagen umgab, achtete. Er war ſo eilig, daß der nicht mehr von ihm weichende Offizier kaum Gelegenheit fand, wegen Abführung des Chevalier Befehl zu ertheilen. Damit jeder Aufenthalt vermieden werde, ſollte dieſer zu Fuß folgen, eine Unanſtändigkeit, die man ſich nur gegen einen kleinen Edelmann zu Schulden kommen ließ.

Des Grafen Karoſſe fuhr im Trabe von dannen und rollte bald inmitten der ſie umgebenden Reiter über eine ſchwanke Zugbrücke, durch ein finſtres Thor. Sie rollte in die Baſtille.

In den Geſellſchaftszimmern der Marquiſe von Parabère, welche ſonſt ſo belebt waren, zeigte ſich die Geſellſchaft jetzt ohne die ſonſtige Munterkeit. Graf Horn's Schickſal hatte die Marquiſe verſtimmt, und den vornehmen Adel der Hauptſtadt in eine peinliche Spannung verſetzt. Broglie hatte als wie von etwas ganz Wahrſcheinlichem von einem peinlichen Prozeſſe gegen den Grafen Horn geſprochen, und hinzugeſetzt, daß er für die Ermordung eines friedlichen Menſchen wohl den Tod durch Henkershand erleiden werde. Das klang entſetzlich für die Standesgenoſſen Anton's! Sie ſahen darin eine bei den Haaren herbeigezogene Gelegenheit, den hohen Adel zu erniedrigen. In der Hitze einen Lombarden über den Haufen geſtoßen zu haben war doch nie und nimmermehr für einen Edelmann erſten Ranges ein Verbrechen geweſen, welches den Tod für den Thäter verwirkt hätte! Und hier war obenein durch die Ausſage von Anton's Diener, welcher vom Flur aus zugeſehn, erwieſen, daß der Chevalier von Milhe der Mörder geweſen ſei, Graf Anton aber den unglücklichen Renard nur leicht verwundet habe.

Das Gericht ſchien aber des Dieners Ausſage mißtrauiſch aufgenommen zu haben, weil der Diener günſtig parteiiſch für ſeinen Herrn ausſagen könne, und man konnte ſich's an jenem Abende bei der Marquiſe von Parabère nicht mehr verhehlen, daß der Urtheilsſpruch des Gerichts dahin zu erwarten ſei: Graf Horn und Chevalier Milhe ſeien gleichmäßig des Mordes ſchuldig. Bei dem Gerichte nämlich war ebenfalls ſcharfe Parteinahme gegen den Adel vorauszuſetzen: es waren über Vertretungsrechte im Parlamente feindſelige Kämpfe im Gange, und eine beißende Schrift gegen den hohen Adel, worin die Herkunft der älteſten Familien bitterlich heruntergeſetzt worden war, hatte das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Ständen, dem Erbadel und dem Adel der Robe, äußerſt ſchwierig gemacht.

Mein armer Horn, ſprach der Herzog von Havré zur Marquiſe, ſoll das Opfer dieſer widerwärtigen Streitigkeiten und Prätenſionen werden, und ich beklage es bitterlich, Frau Marquiſe, daß Sie Ihres Standes nicht lebhafter eingedenk ſind, und ſich nicht lebhafter zu ſeinen Gunſten verwenden!

Sie überſchätzen den Grafen Horn, Herr Herzog, der doch offenbar einen krankhaften Trieb hatte, mit den Rotüriers, die ihn in's Unglück geſtürzt, ſich einzulaſſen, und Sie überſchätzen meinen Einfluß auf den Regenten. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ungewöhnlich ſtreng er mich unterbrach, als ich geſtern die Angelegenheit des Grafen Horn ſeiner Gnade empfehlen wollte. Es muß da ein mir unbegreiflich tief wurzelnder Grimm zum Grunde liegen, denn mit unerhörter Heſtigkeit verbat ſich der Regent, ihn mit dem Namen dieſes belgiſchen Grafen zu behelligen. Soll ich mich einer Scene ausſetzen, Herr Herzog, für dieſen allerdings unglücklichen aber auch allerdings beiſpiellos unbeſonnenen jungen Mann? Ich kenne mein Terrain, und verſichre Ihnen: nur bei den Richtern haben Sie Ausſicht auf Milderung.

Aber mein Gott! Sie wiſſen ja, in welcher unglückſeligen Stellung Grandſeigneurs und Parlamentsräthe einander gegenüberſtehen?!

Die Marquiſe zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Ein Diener trat in dieſem Augenblicke zum Herzoge und meldete ihm, daß von der Dienerſchaft des Herrn Herzogs ein fremder Mann, der ſich Kaſtellan des Fürſten von Horn und Overik nenne, in's Vorzimmer geführt worden, und daß dieſer Mann dringend bitte, den Herrn Herzog ſprechen zu dürfen. Der Herzog folgte dem Diener ſogleich. An der Thüre begegnete ihm der Regent und d'Argenſon, die in eifrigem Geſpräche eintraten. Der Regent war ungewöhnlich ernſthaft, und grüßte die vornehmen Edelleute kalt, welche ſeit Graf Horn's Verhaftung zahlreicher als ſonſt die Geſellſchaftszimmer der Marquiſe beſuchten. Er zog ſich auch in die entfernteſte Ecke des Saales zurück, nachdem er der Marquiſe einige Worte geſchenkt hatte, und ſchien aufmerkſam dem Vortrage d'Argenſon's zuzuhören. Nur Rocé und Broglie waren in ſeiner Nähe, und ſchienen gefliſſentlich die Annäherung der Geſellſchaft zu verhindern. Die Marquiſe blieb auf ihrem Sopha, etwa zehn Schritte von ſeiner Ecke entfernt, und verſuchte es mit geringem Erfolge, eine heitre Unterhaltung mit den herzutretenden Edelleuten anzuknüpfen. Jedermann empfand es, daß eine drohende Gewitterwolke über dem franzöſiſchen Adel ſtehe. Nachdem auf ſolche

Weiſe eine unerſprießliche Viertelſtunde vergangen war, trat der Herzog von Havré wieder ein, und zwar zeigte ſich der alte, durch vornehme Haltung ſonſt ausgezeichnete Herr auffallend erregt. Alle ſahen ihn fragend an. Er ſchritt bis zum Sopha der Marquiſe, blickte einen Augenblick ſtarr auf den Regenten, und ſah ſich dann im Kreiſe um, als winke er mit den Augenliedern alle Anweſenden herbei.

Was iſt, Herr Herzog? Doch kein Unglück? fragte haſtig die Marquiſe, indem ſie einen halben Blick nach dem Regenten warf.

Allerdings ein Unglück, gnädigſte Frau! erwiderte der Herzog mit ſo lauter Stimme, daß der Regent jedes Wort vernehmen konnte. Aber ein Unglück, welches hoffentlich nur erſchienen iſt, um ein größeres zu verhüten. Ein Kaſtellan des Fürſten von Horn und Overick, nach Paris geführt durch die Nachricht von der Anweſenheit des Grafen Anton von Horn, hat mir ſo eben Mittheilungen gemacht, welche die Lage des Grafen Anton in ein neues Licht ſtellen. Es iſt ſeit zwei Generationen eine erbliche Geiſteskrankheit bei einigen Gliedern der Horn'ſchen Familie ſichtbar geworden, die ſich bis zur Wuth ſteigert, wenn ihr ein unbilliger Widerſtand entgegen tritt. Unter den jetzigen Mitgliedern des Hauſes Horn hat der Oberforſtmeiſter von Flandern und Artois ſeine Frau, eine Agnes von Créquy, in einem Anfalle von Wuth getödtet. Der Urſprung ſolcher entſetzlichen Krankheit ſcheint von der Mutter der jetzigen Herren von Horn, einer Prinzeſſin von Ligne, herzuſtammen. Deren Vater iſt toll geweſen, und deren Bruder desgleichen, und unſer unglücklicher Graf Anton hat leider ſchon früher gezeigt, daß er ſolcher traurigen Erbſchaft nicht entgangen ſei. Sehr jung noch iſt er in öſterreichiſche Dienſte getreten, und hat dort ſchon die Eigenſchaft großer Heftigkeit, welche keinerlei Widerſpruch ertragen kann, verrathen: er hat dem Generale der öſterreichiſchen Heere, dem Prinzen von Baden, den ordnungsmäßigen Reſpekt verweigert. Daraus ergiebt ſich, daß es nur ſeinem krankhaften Naturel, nicht aber einer andern Abſicht zuzuſchreiben iſt, wenn er hochgeſtellten Perſonen ungebührlich entgegentritt. Auch ſeinem älteren Bruder, dem Fürſten Maximilian Emanuel, hat er ſich auf eine unſchickliche Weiſe widerſetzt, und dieſer hat ſich genöthigt geſehn, ihn feſtzuſetzen. Leider hat er zu ſolchem Orte der Haft das alte Schloß Wert im Lande Horn auserwählt, welches von einem rohen Manne, einem Enkel des berühmten Johann von Wert, einem Baſtarde der Horn, befehligt ward. Dieſer Wert hat ihn ſo gröblich behandelt, daß die krankhafte Anlage zum Aeußerſten geſteigert wurde, und in völlige Wuth ausbrach. Nach ſechs Monaten gelang es dem jungen Grafen, der eine große Körperkraft beſitzt, zwei ſeiner Kerkermeiſter niederzuſchmettern, und aus dem alten Schloſſe Wert zu entkommen. Wert hatte dem Fürſten Horn von alle dem nichts mitgetheilt, und man kann ſich deſſen Schreck vorſtellen, als ſein Bruder Anton plötzlich wie ein Geſpenſt zu Bouſſigny bei ihm erſchien. Fürſt Horn behandelte ihn mit der zarteſten Fürſorge, er ließ ihn in ſeinem eignen Zimmer wohnen und ſchlafen und bei Tage und bei Nacht von drei Dienern ſorgfältig bewachen und pflegen. Dieſer Sorgfalt gelang es denn auch, den Grafen Anton leidlich wieder herzuſtellen. Namentlich die liebevolle Behandlung ſchien den beſten Einfluß zu üben. Graf Anton fand die Herrſchaft über ſeine Geiſteskräfte wieder, nur vor jeder rauhen Begegnung, vor jedem Widerſpruche mußte er aufmerkſam behütet werden, dieſe weckten immer wieder den ruhenden Sturm ſeines Innern. So ſtanden die Sachen, als der Fürſt eines Morgens von ſeinem Schloſſe an der Maas auf die Jagd ritt. Graf Anton war ſeit mehreren Wochen im Weſentlichen hergeſtellt, und der Fürſt hatte ihn ſchon öfter ohne irgend einen Nachtheil allein gelaſſen; ein treuer Diener, eben jener Kaſtellan, der jetzt angekommen iſt, wußte jede Störung von ihm abzuhalten. Da führt das Unglück eine ſchöne Dame in das Schloß, Graf Anton ſieht ſie, und will ihr um jeden Preis nahen. Die Dame iſt erſchreckt und entflieht. Graf Anton will ihr nach, und der Kaſtellan wagt es nicht, ihn zurück zu halten, weil mit Recht zu beſorgen ſtand, es werde ein nachdrücklicher Widerſpruch die Krankheit wieder erwecken. So dringt Graf Anton ungeſtüm wieder in die Welt heraus, ſo ungeſtüm, daß ihm der Diener nicht folgen kann. Aerzte, welche man um Rath fragt, erklären, man ſolle eine erwachte Liebe nicht im Geringſten behindern, ſie ſei vollkommen geeignet, den Grafen gründlich zu heilen. Deshalb geſchah von Seiten des Fürſten gar nichts mehr um des Bruders wieder habhaft zu werden, im Gegentheile ward der Kaſtellan auf urſre Anfrage in Bouſſigny wegen des Grafen hierhergeſendet damit er Alles fördern helfe, was dem Grafen wünſchenswerth ſei. Zum Beiſpiele die Verſicherung des Fürſten mitzutheilen, daß ihm die Herzensdame Anton's willkommen ſein werde, ſie möge hoch oder niedrig geboren ſein. Hier ankommend erfährt der Kaſtellan das Schickſal ſeines Herrn, und ſucht mich, an den er Briefe vom Fürſten hat. Mich dünkt, er komme mit ſeiner Kunde zur rechten Zeit, die Begnadigung eines unglücklichen Mannes zu erwirken, den man nicht für zurechnungsfähig erklären kann.

Während dieſer Erzählung hatte auch d'Argenſon geſchwiegen, und es herrſchte, nachdem der Herzog geendet hatte, eine Todtenſtille.

Warum unterbrechen Sie Ihren Vortrag? ſprach nach dieſer Pauſe allgemein verſtändlich der Regent zu d'Argenſon, und dies ſchien ein ſicheres Zeichen zu ſein, daß der Regent keine weitere Notiz von dieſen Aufklärungen nehmen wollte.

Die zahlreich verſammelten Edelleute waren entrüſtet über dieſe Gleichgültigkeit, und vereinigten ſich auf der Stelle, alle nur möglichen officiellen Schritte für Befreiung des Grafen Horn zu thun. Der Regent gab ihnen volle Freiheit dafür, indem er nach kurzer Unterhaltung mit der Marquiſe die Geſellſchaft verließ. Die Marquiſe ſelbſt war ſehr verſtimmt: es war ſchwer zu unterſcheiden, ob ihre Eitelkeit durch das frühere Benehmen Anton's verletzt oder ob ſie niedergeſchlagen ſei. Das Letztere war das wahrſcheinlichere, denn ſie wiederholte nach dem Weggange des Regenten gegen den Herzog von Havré, daß ſie kein Vertrauen faſſen könne. Es müſſe da noch eine unbekannte Macht zum Verderben Horn's wirkſam ſein, ſie habe den Regenten niemals ſo abgeſchloſſen und unzugänglich gefunden.

Iſt es Law? — entgegnete der Herzog — oder hat Graf Anton in der Widerrede, welche er einige Male gegen den Regenten erhoben, irgend einen empfindlichen Familienfleck verletzt?

Nicht daß ich wüßte. Aber ich kann das abſcheuliche Bild nicht los werden, welches mir fortwährend den Grève-Platz zeigt mit einem Schaffot und auf dem Schaffot den bleichen ſchönen Grafen, der links einen Henker niederſchlägt, während rechts ein andrer Henker ihm einen Strick um den Hals wirft —

Davor bewahre uns Gott! Das iſt ja nicht möglich! Das wäre ja eine unauslöſchliche Schmach für den Adel!

Man kam denn überein, in den nächſten Tagen ſich zahlreich nach dem Juſtizpalaſte zu begeben, und — mit Verläugnung aller Mißverhältniſſe, die zwiſchen Adel und den Landesrichtern herrſchten — die Richter zu „begrüßen.“ Dies war eine alte Sitte, durch welche ſymboliſch ausgedrückt wurde, man empfehle den Angeklagten dringend der richterlichen Milde. Es wurde eine berathende Zuſammenkunft auf übermorgen beim Herzog von Havré feſtgeſetzt, und eben wollte man ſich trennen, als der Fürſt Claude von Ligne kam, und die beſtürzende Nachricht brachte, das Urtheil des Grafen Horn werde ungewöhnlich beeilt, ein Todesurtheil ſei nur zu wahrſcheinlich, und der Ausſpruch deſſelben ſtehe morgen ſchon, ſpäteſtens übermorgen bevor. Dieſe Nachrichten kämen aus einer nur zu ſichern Quelle, nämlich vom erſten Präſidenten de Mesmes.

Dieſer Bericht, welcher Anfangs die größte Verwirrung erzeugte, führte nach vielen leidenſchaftlichen Aeußerungen zu dem Beſchluſſe, ſich am nächſten Vormittage ſchon in den Juſtizpallaſt zu begeben, und zwar vom Hotel Crequy aus. Das Haus Créquy ſei am nächſten verwandt mit dem Hauſe Horn, und Jedermann, der nur in entfernter verwandtſchaftlicher oder freundſchaftlicher Berührung zum Hauſe Horn ſtehe, habe ſich dieſer „Begrüßung“ anzuſchließen.

Nach dieſer Beſtimmung, die eiligſt allen Familien des hohen Adels mitgetheilt werden ſolle, trennte man ſich.

Um den Chevalier bekümmerte ſich Niemand. Die Marquiſe von Parabere, die ſich bei ſo gefährlicher Wendung des Grafen Anton Lage mehr und mehr zu Herzen nahm, ſchickte eilig einen Diener der ſcheidenden Geſellſchaft nach, um den alten Kaſtellan rufen zu laſſen. Die Aeußerung des Fürſten, daß er in jegliche Vermählung Anton's willigen werde, gab ihr einen neuen Hoffnungsſchimmer, und ſie wollte den alten Diener zu Law führen, damit er dort die Ausſage wiederholen könne. Gewinnen wir Law, der ihn in's Verderben geſtürzt, ſagte ſie zu ſich, ſo haben wir ſichrere Ausſicht auf leidlichen Ausgang, als die Begrüßung der Richter oder ſonſt ein Schritt gewähren mag.

Es war ein rauher Morgen und weißer Reif lag auf den Dächern, als man einen unabſehbaren Zug reichbeſpannter Karoſſen in langſamer Bewegung über den pont neuf rollen und am linken Seineufer vor den Juſtizpallaſt fahren ſah. Aus mancher Karoſſe blickte flüchtig und mit trauriger Miene ein Damenhaupt rechts auf das ſchwarze unregelmäßige Gemäuer, welches zur Conciergerie gehörte, und welches den unglücklichen Grafen Horn barg, ſeit er, um gerichtet zu werden, hierher gebracht worden war. Niemand wußte, wie es ihm perſönlich erginge, denn Niemand wurde zu ihm gelaſſen.

Aus den Karoſſen ſtieg in voller Pracht damaliger Kleidung die Blüthe des franzöſiſchen Adels in erſtaunlicher Anzahl, denn man zählte der Karoſſen gegen ſechzig. Die Thürſteher des Gerichtshauſes geleiteten die hohen Gäſte die beiden Treppen hinauf, nach dem ſogenannten Gemach des heiligen Ludwig, wo die Richter in ihren langen Talaren des Beſuches harrten. Die Scene der Begrüßung, welche ſich nun ereignete, in ihrer ſtummen Förmlichkeit an China erinnernd, hätte etwas Lächerliches haben können, wenn nicht der Grundgedanke, die Bitte um Rettung eines Menſchenlebens, ſchweren Ernſt über die Ceremonie gebreitet hätte. Die Richter nämlich machten ihre Verbeugung nach Art der Frauen, und zwar einzeln vor jedem der ſie Begrüßenden. Dieſe wunderliche Verbeugung war damals noch all' den Ständen eigen, welche lange Gewänder trugen, und Memoiren aus jener Zeit erzählen, daß die Einübung ſolcher Knixe ein Beſtandtheil der Knabenerziehung geweſen ſei.

Das Anſehen der Richter im Gemache des heiligen Ludwig war übrigens ſo erſchreckend ernſt und feierlich, daß es nichts Gutes weiſſagte, und daß die gefügigeren unter den Edelleuten beim Hinweggehen wieder auf den Vorſchlag zurückkamen, auch dem Regenten in corpore die Aufwartung zu machen. Dieſer Vorſchlag war heute ſchon einmal im Hotel Créquy verworfen worden, weil der Adel dem Regenten allzu abgeneigt war, als daß er ohne außerſte Noth zu ſolcher Bittweiſe ſich verſtanden hätte. Die Ligue, Havré und Créquy erklärten ſich auch jetzt auf der Treppe des Juſtizpalaſtes gegen einen ſolchen Schritt, und die Ankunft der Marquiſe von Parabère und die Nachrichten, welche ſie dem Herzoge von Havré mittheilte, ſchienen auch eine beſſere Ausſicht zu eröffnen. Law hatte ſich Anfangs zurückhaltend, ſpäter aber, nachdem die Marquiſe die Stimmung des franzöſiſchen Adels geſchildert, und die Aeußerung des Fürſten Horn erzählt, mild und perſönlich gezeigt. Man thue ihm ſehr Unrecht, habe er erklärt, ihm irgend eine beſondere Einwirkung auf das Schickſal des Grafen Horn zuzuſchreiben, obwohl er allerdings durch dieſen in vielfachen Nachtheil gebracht worden ſei. Denn der Verluſt ſeines Geſchäftsführers Renard und all' der wichtigen Papiere, welche mit ihm abhanden gekommen, ſei kein geringer. Aber er werde ſich ja doch nicht in einer den ganzen Adel ſo nahe betreffenden Sache parteiiſch dem Adel, deſſen er für den Kredit ſeines Inſtituts bedürfe, gegenüber ſtellen! Deshalb habe er ſich bis jetzt ganz paſſiv verhalten, werde aber auf Wunſch der Frau Marquiſe und des hohen Adels heute noch ſich mit Fürſprache an den Herrn Regenten wenden. —

Ich will nicht hoffen, Frau Marquiſe, daß Sie in unſerm Namen dieſen Menſchen um eine Gefälligkeit erſucht haben! unterbrach ſie hierbei der etwas hitzige Fürſt von Ligne.

In meinem Namen, Herr Fürſt, hab' ich's gethan, und der gehört meines Wiſſens zum hohen Adel.

Der Fürſt von Ligne verbeugte ſich, und man begab ſich nach den Karoſſen. Nur dem Herzoge von Havré ſagte die Marquiſe noch, daß ſie bei alle dem in größter Beſorgniß für den Grafen Anton bleibe. Es ſei eine geheimnißvolle Feindſchaft hierbei thätig, und dies habe auch Law angedeutet. Law ſelbſt ſei ſchwer zu beurtheilen, und es ſei nicht zu ermeſſen, wie weit er bei jener Feindſchaft thatſächlich betheiligt ſei. Seine Tochter halte er auch noch immer verborgen, ſelbſt vor der Mutter, deren Verzweiflung ihn ununterbrochen, aber vergeblich beſtürme. Ich habe eine Ahnung, ſetzte ſie beim Scheiden hinzu, daß d'Argenſon den Dolch wetzt.

Und ihre Ahnung war ſehr richtig. Jenſeits des Fluſſes flog ſo eben Law's Wagen vorüber, er trug den Banquier zu d'Argenſon. Der abenteuerliche Charakter dieſes Mannes hatte durch das

Geſpräch mit der Marquiſe einen ſanguiniſchen Aufſchwung gewonnen, wie er ihn mitten in feindlicher Welt nur ſelten noch gewann; die Aeußerung des Fürſten Horn hatte ihm noch einmal die Hoffnung für ſeine Jeanne belebt, und er hatte den Kaſtellan, welchen die Marquiſe zur Beſtätigung ihrer Ausſage bei ſich gehabt, rufen, er hatte ſich von der Verzweiflung ſeiner Gattin rühren laſſen. Dieſer nämlich hatte er den Aufenthalt der Tochter mitgetheilt, und den Kaſtellan nahm er zu ſich in den Wagen, um eine Unterredung mit dem Grafen Anton nachzuſuchen. Dies ſollte bei d'Argenſon geſchehen, und Law zweifelte nicht an Erreichung derſelben. Vor der amtlichen Wohnung des Miniſters anlangend ließ er alſo den Kaſtellan im Wagen zurück, weil er meinte, es werde nur einer kurzen Audienz für ihn bedürfen.

Aber der Kaſtellan hatte eine volle Stunde im kalten Wagen zu warten, und als Law endlich wiederkam, war ſein zuverſichtliches Weſen ſehr verändert. Er ſagte zu dem alten zitternden Manne, es ſähe übler aus, als er vermuthet habe; jetzt ſei der Zutritt zum Grafen durchaus nicht geſtattet. Vielleicht gelinge dies heut Abend; um zehn Uhr alſo erſt möge ſich der Kaſtellan wieder einſtellen in der Straße Quicampoix.

Law ſelbſt war beſtürzt: d'Argenſon hatte mit eiſiger Kälte vom Grafen Anton wie von einem rettungslos verlornen Mann geſprochen, und Law gewarnt vor jeder Verwendung beim Regenten, der in dieſer Angelegenheit einen unerſchütterlichen Beſchluß gefaßt zu haben ſcheine. Auf Law's Mittheilung deſſen, was Fürſt Horn geäußert, was eine Vermählung des Grafen mit einer Nichtadeligen zugebe und was jedenfalls von entſcheidender Wirkung auf des Grafen Lebensplan ſein werde, hatte d'Argenſon, nachdem er das Wort „Lebensplan“ mit einem entſetzlichen Lächeln wiederholt, nach einigem Beſinnen entgegnet: er glaube nicht mehr an ſolche Möglichkeit, er wolle indeſſen ſeine Vermittlung nicht vorenthalten. Man ſolle ihm nicht nachſagen, daß er für den Untergang dieſes Mannes thätig geweſen ſei. Eins nur bedinge er ſich, Law ſolle den Namen d'Argenſon's mit keiner Sylbe gegen den Grafen erwähnen. Wahrſcheinlich werde noch heute in den Abendſtunden das Urtheil deſſelben geſprochen. Erſt nachdem dies geſchehen ſei, könne eine Unterredung mit ihm bewilligt werden.

Vor zehn Uhr alſo dürfe Herr Law keine Zufertigung der Art erwarten.

Law hatte den Miniſter noch niemals ſo geſehen, und da er ſelbſt kein gutes Gewiſſen hatte, ſo trieb es ihn, die Unterhaltung noch auf andre Gegenſtände auszudehnen. Theils wollte er erfahren, ob die Eiſeskälte nur das Verhältniß des Grafen Horn beträfe, theils wollte er den zuſammenſchnürenden Eindruck, welchen der mächtige Miniſter auf ihn ausübte, zerſtreut ſehn. Und d'Argenſon war in andern Punkten allerdings freundlicher, wenn ihm auch eine gewiſſe Feierlichkeit heute vorherrſchend eigen blieb. Law wurde den peinlichen Eindruck nicht los, daß die mächtigen Herren bei einem Gunſtwechſel das ganze Weſen furchtbar wechſeln können, und er fragte bei der Heimkehr haſtiger als ſonſt, ob nichts vorgefallen ſei im Bankgeſchäft. Jedes Sympton einer Kreditabnahme wäre ihm heute doppelt erſchreckend geweſen. Aber es war kein ſolches vorhanden.

Am ſpäten Abende erhielt er auch die Zufertigung d'Argenſon's, welche ihm das Gefängniß des Grafen öffnen ſollte, und er fuhr mit dem alten Kaſtellan nach der Conciergerie. Er hatte eine große Scheu vor Gefängniſſen und ſchritt unter großer

Aufregung durch die feuchten düſtern Gänge. Als der Schließer die Gefängnißthüre öffnete, drang ihm eine Stimme, welche ihm wohl bekannt aber nicht die des Grafen war, mit den Worten entgegen: Könnt Ihr den Tag nicht erwarten! Es wird Euch Niemand ſtören, auch wenn mich am lichten Tage der Henker mißhandelt!

Es war die Stimme des Chevalier, der ebenſo wie Law über die Begegnung erſtaunt war. Law ſah ſich nach dem Grafen um, den er nun in demſelben Gemache vermuthete, und während dieſer Pauſe fuhr der Chevalier mit einem wilden Gelächter fort: Willſt Du noch Schulden eintreiben, Schwiegervater?! Unter dem Rade bezahl' ich Alles in Bauſch und Bogen!

Law entſetzte ſich über den verwilderten jungen Mann, und fuhr den Schließer an, wo der Graf Horn ſei, zu dem er ihn habe führen ſollen. Dadurch klärte ſich's auf, daß er nur durch Mißverſtändniß des Schließers in ein falſches Gefängniß gebracht worden ſei. Als ſie aber zurück treten wollten, ſtürzte der Chevalier auf Law zu, ergriff ihn am Arme, und beſchwor ihn in den wildeſten Ausdrücken um Verwendung und Rettung. „Ich will Euch dienen ſtatt Renard's,“ rief er halblaut und haſtig, ich will die ſchmuzigſten Wege für Euch gehn, nur rettet mir das Leben, Law! Seid billig, Law! Wir gehören zu einander, ich hab's nur ungeſchickter angefangen als Ihr, und wenn Euer Tag der Verantwortung kommt, ſo ſollt Ihr an mir einen tüchtigen Helfer zu Flucht und Rettung finden. Verblendet Euch nicht! Dauerndes giebt es nicht für uns Parvenü's, und wie lange Ihr es treibt, die Wucht des feſten Beſitzes bricht Euer Schwindelgerüſt doch einmal entzwei. Dann helf ich Euch, Gewinn und Leben in Sicherheit bringen. Rettet mich, rettet Euch in mir einen Menſchen, der Euch Alles zu verdanken hat, und der dann Alles für Euch wagt!"

Es ſchien unmöglich, ſich von der krampfhaft haltenden Fauſt des Chevalier loszumachen, und Law erwiderte ihn leiſe: Stellt mich nicht bloß vor dem Schließer, ich bin auch Euretwegen hier. Aber erſt muß ich mit dem Grafen ſprechen. Wenn ich dann wiederkomme, ſo redet nicht eher, als bis der Schließer uns allein gelaſſen. Es wird keine Hexerei ſein, Euch zu retten!

Wirklich? rief Milhe und ließ ihn los, und ehe er ſich anders beſinnen konnte, war Law außerhalb der Thür, und dieſe war wieder geſchloſſen.

Unter heftigen Vorwürfen trieb Law den Schließer den Gang aufwärts vor ſich her, vor dem Eintritte in ein neues Gefängniß fragend, ob es auch wirklich da des Grafen Horn wäre.

Es iſt's, es iſt's! rief der Kaſtellan, der durch die halb geöffnete Thür ſeinen Herrn erblickte und der hinein ſtürzte, ihn ſchluchzend zu begrüßen. Anton ſaß in dem großen gewölbten Raume auf einem hölzernen Lehnſtuhle, und ſchien wenig betroffen zu ſein von der Erſcheinung des alten Dieners, der ſeine Knie umſchlang. Sein bleiches Geſicht, ſchwach vom Schein einer Lampe beleuchtet, hatte einen ruhigen Ausdruck, und zeigte nichts mehr von der Verzerrung, die in den letzten Tagen der Freiheit darauf gelagert geweſen war. Freundlich legte er die Hand auf das graue Haar des Kaſtellans, und ließ ſich dann von der Heimath erzählen. Erſt als der Kaſtellan ſelbſt den Namen Law's nannte, ſah Anton auf nach dieſem und er ſchien ihn erſt jetzt gewahr zu werden, nachdem der Schließer auf Law's Wink das Gemach verlaſſen hatte. Aber nur der Blick Anton's war ein fragender, über ſeine Lippen kam keine Frage.

Law ſchilderte nun ſein Verhältniß zu ihm, und ſprach von dem Schmerze, welchen er über das

Unglück ſeiner Tochter empfinde. Dieſe könne ihm verloren ſein, wenn des Grafen Schickſal einen unglücklichen Ausgang nehme, denn ſie liebe den Grafen ſchwärmeriſch. Nach den Mittheilungen des Kaſtellans nun über die Anſicht des Herrn Fürſten von Horn wäre wohl die Schranke, welche den Grafen früher erſchreckt, ſo gut wie beſeitigt, und wenn der Graf eben ſo dächte, ſo böte er ihm all' ſeine Verwendung an zur Wiedererlangung der Freiheit. —

Freiheit?! — Ich bin verurtheilt!

Verurtheilt?! riefen Law und der Kaſtellan, und letzterer ſprang vom Boden auf.

Zum Tode verurtheilt!

Heilige Mutter Gottes! ſchrie der Kaſtellan mit herzzerreißender Stimme.

Noch mehr! Zum ſchimpflichen Tode durch's Rad! —

Dabei ſtürzte ſich der Kaſtellan über ſeinen Herrn, als wolle er ihn mit ſeinem Leibe decken, und Law fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, als wollte er ſich einen Nebel von den Augen ſtreifen. Man hörte in der eintretenden Pauſe nur das Wimmern des Kaſtellans.

Haben Sie d'Argenſon beleidigt? fragte endlich Law.

O ja! erwiderte Anton.

Daher muß der Streich kommen, und dann iſt die Rettung ſehr ſchwer.

Wo gäbe es Rettung? Kann ich aus dieſen Mauern heraus und mitten durch Frankreich hindurch entfliehn?

Nein. —

Und kann ich das würdig thun, nachdem ich einen Menſchen am Leben beſchädigt, nachdem ich wenigſtens beigetragen habe, daß er getödtet wurde? Wäre es meiner würdig, zu entfliehn, wenn der Unglückliche, welcher neben mir den Todesſtreich geführt, dafür hingerichtet würde!? Wo gäbe es alſo Rettung für mich?!

In der Gnade des Regenten!

Schweigen Sie! Gnade ſuche ich nur bei Gott. Die Geburt hat mich ſo hoch geſtellt, daß ich gelernt habe, von keinem Menſchen Gnade zu erbitten. Ich habe Werth gelegt auf dieſe hohe Stellung, ſo iſt es denn auch meine Schuldigkeit, die ſtrengen Anforderungen derſelben zu achten. Was wäre es für eine Vornehmheit, wenn ſie ſich zum Betteln erniedrigte, weil es um's Leben geht! Nur weil wir als freie Edelleute ſterben können, haben wir das Recht, als freie Edelleute zu leben. Und von dieſem Herzoge von Orleans Gnade erbitten, von dieſem Manne der Unſittlichkeit! O nein, mein Herr. Wir haben uns nicht verſtanden, eh' mir das Unglück begegnete, wir werden uns heut nicht mit einander verſtändigen, obwohl Sie mich ruhiger finden als ich je im Leben geweſen bin. Dieſe Ruhe verdanke ich Gott und Ihrer Tochter, und weil dieſe letztere einen ſchönen Theil daran hat, bin ich nachſichtiger gegen Ihre — alltäglichen Vorſchläge, als ich es ſonſt geweſen wäre und als ich es ſein ſollte.

Ich verſtehe Sie nicht. —

Dann wären wir auch nicht durch einen Abgrund von einander getrennt, wenn Sie mich verſtünden. Aber Sie ſind der Vater Jeanne's, ſcheiden wir in Frieden. O mein Herr, der Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Seele war ſonſt überall leicht zu ſtören in mir, und als ich zur Nachtzeit in der Baſtille mich fand, getäuſcht und gefangen, da ſtand mir der Ausbruch wahnſinniger Raſerei bevor — aber die Augen Ihres Kindes, die in der Stille des Gefängniſſes keinen Augenblick von mir wichen, die wie magnetiſches Licht fortwährend auf meiner

Stirn ruhten, ſie haben mein gährendes Innre beſchwichtigt. Ich habe die Kraft gefunden, alle Gegenſätze unſers Lebens, alle Hinderniſſe zwiſchen mir und Jeanne aufmerkſam zu betrachten. Dieſe Aufmerkſamkeit hat mich gelehrt, daß wir um unſrer Stellung in der Welt, um unſrer Angehörigen in der Welt willen nimmer vereinigt werden könnten, wenn nicht eins von uns beiden die ihm organiſch zugehörige Welt aufgeben wolle. Ich könnte dies nicht, und dieſe Entäußerung, dieſe gewaltſame Verarmung möchte ich meinem Weibe nicht zumuthen. Das Schickſal alſo hatte uns getrennt. —

Die menſchliche Grille, ſagen Sie vielmehr, welcher wir uns jämmerlich unterworfen!

So heißt es Ihnen, der Sie einem andern Lebenskreiſe angehören. Ich kann nicht mit Anderer Gedanken denken. Ach, ich läugne es nicht, es bleibt mir ein Wunſch, es bleibt mir eine Sehnſucht übrig — Jeanne möchte ich vor dem Scheiden aus dieſer Welt noch einmal vor mir ſtehen und auf mich blicken ſehen. Nur ihren Blick, nur die Luft, auf welcher ihr Blick ſchwebt, möchte ich noch einmal küſſen mit meinem Athem — ſonſt nichts!

War es nur der Vater, welcher ſich durch ſolche Liebe zu ſeinem Kinde, oder war es der edlere

Menſchentheil in Law, welcher ſich gehoben fühlte — Law überhörte alle Beleidigung, vergaß alle eigennützige Abſicht, um derentwillen er gekommen. Er fühlte ſich von einem Drange geſchwellt, dieſen überſpannten jungen Mann zu retten, von einem Drange, wie er ihn ſeit ſeiner Jugendzeit in Schottland nicht mehr empfunden hatte. Unwillkührlich griff er nach Anton's Hand, und ſprach: Ich hoffe, Sie ſollen leben, und noch oft in die Augen meiner Jeanne blicken!

Mann! — Iſt Jeanne in Deiner Nähe?

Nein! Was wäre es auch, wenn Ihr Euch nur noch ein einziges Mal ſehen ſolltet. —

Was es wäre? Beſteht denn das Glück in der Zeitausdehnung? Genießt man nicht in einem Momente den Schatzeswerth einer Welt?!

Sie ſind ein Schwärmer, Graf Anton! Aber ich eile, die karg zugemeſſene Zeit zu benutzen, damit nur etwas von den überſchwenglichen Dingen wahr werde. Hoffen Sie!

Mann! Law! Es gäbe Hoffnung? Mein Gott, mein Gott!

Gewiß! Vorwärts, Kaſtellan, wir müſſen die Nacht benutzen.

Anton umarmte den zerknirſchten Diener — Jeder von ihnen war in einer unbeſchreiblichen Aufregung.

Und Law fuhr in der That unmittelbar von der Conciergerie nach dem Palais-Royal, um den Regenten zum erſten Male im Intereſſe Graf Horn's zu ſprechen. Er hegte die nicht unwahrſcheinliche Idee, der Regent treibe nur ein terroriſtiſches Spiel mit dem Schickſale des Grafen, terroriſtiſch für den hohen Adel Frankreichs, und an den Stufen des Schaffots werde der Herzog von Orleans, der vornehmſte Edelmann des Königreichs, dieſem Spiel ein Ende machen. Dies werde um ſo eher geſchehn, wenn er, Law, ein Hauptanſtifter gegen den Grafen, als Fürſprecher des Grafen auftrete.

Als am andern Morgen das Todesurtheil gegen den Grafen Horn bekannt wurde, entſtand eine wahre Revolution unter dem hohen Adel in Paris. Die Begrüßung der Richter war alſo nichtig geblieben, ja — und dies war empörender als Alles, zu unmittelbarer Verhöhnung des Adels hatte man die Todesſtrafe durch's Rad ausgeſprochen! Durch's Rad! Ein Grand-Seigneur gerädert wie der gemeinſte Mörder! Laufer, Reiter und Karoſſen flogen durch die Straßen von Paris an dieſem Morgen, als ob der Erbfeind vor den Thoren der Stadt, und ein Anführer gegen ihn zu wählen, ein Vertheidigungsplan zu entwerfen ſei.

Als der Adel endlich in Maſſe verſammelt war im Hotel Créquy, zeigte ſich auch wirklich eine Stimmung, als ob das Vaterland in Gefahr oder bereits geſchändet wäre. Es bedurfte all' der Formen, welche zur Selbſtbeherrſchung mehr als je ausgebildet waren ſeit Ludwig XIV., um Ausbrüche der Entrüſtung niederzuhalten. Seigneurs von heftiger Gemüthsart, wie der Fürſt von Ligne, ein kleiner Mann mit dunklem Haar und Auge und raſch in Bewegungen, machten ſich in Worten Luft, daß die ebenfalls zahlreich verſammelten, und von dem Urtheile ebenfalls tief empörten Damen vor dieſen Worten zuſammenſchraken wie vor einer neuen Gefahr, der Gefahr der Barbarei. Die Verſammlung hatte übrigens ein ſehr feierliches Anſehn dadurch, daß viele Mitglieder der hohen Geiſtlichkeit im Ornat zugegen waren, und daß der größere Theil der übrigen Anweſenden in Trauerkleidern erſchienen war. Die entfernteſte Verwandtſchaft oder Verbindung mit dem Hauſe Horn war bei ſo entſetzlicher Gelegenheit als ein hinreichender Grund zur Traueranlegung erachtet worden.

Der Herzog von Havré, obwohl am Empfindlichſten betroffen, zeigte die Faſſung, welche nöthig war, um in geordnetem und durch Ordnung doppelt wirkſamem Gange für den Grafen einzuſchreiten. Was man Tags vorher abgelehnt, eine unmittelbare Anſprache des Regenten, das war nun allein übrig, und der Herzog ſchlug vor, eine Requête — das deutſche Wort Bittſchrift klingt zu demüthig, das Wort Vorſtellung klingt zu herb dafür — an den Regenten aufzuſetzen, und mit dieſer Vorſtellung ſich ſtracks in's Palais-Royal zu begeben. Er hatte unter Beiziehung des Kaſtellans, der die Schickſale der Horn'ſchen Familienglieder bis in's Kleinſte genau kannte, bereits ein Schema dafür aufgeſetzt, und legte dies jetzt der Verſammlung zur Redaktion vor. Damit zunächſt noch jede empfindliche Rangfrage außer Spiel bleibe, hatte ſich das Schema auf Herzählung der Gemüthskrankheiten in der Horn'ſchen Familie beſchränkt, um daraus die Unzurechnungsfähigkeit des Grafen Anton von Horn zu folgern. Trotz heftiger, weiter drängender Einſprüche wurde denn auch die Vorſtellung in dieſem Sinne redigirt, und von 57 Edelleuten, den ſtolzeſten Namen Frankreichs unterzeichnet. Es waren außer den Ligne, Havré und Créquy, welche eine leitende Rolle übernahmen, die Montmorency, Haucourt, Guiſe, Tremouille, Rohan, Tour d'Auvergne, Caumont, Luſignan, Noailles und Guesclin darunter vertreten, und mit dieſer Vorſtellung ausgerüſtet, wollte man noch denſelben Abend vor den Regenten treten. Es wurde die vorläufige Anzeige des Vorhabens, welche im

Palais-Royal zu machen ſei, beſprochen, und das Rendezvous für den Abend verabredet. So trennte man ſich. Der Abend kam und war ſtockfinſter. Alle Seigneurs erſchienen alſo mit Fackel tragenden Vorreitern, und es war ein feierlicher Anblick, als der prachtvolle Karoſſenzug mit verhüllten Wappen vor dem Palais-Royal erſchien. Dort ankommend, verfügte ſich die Verſammlung in den Gardenſaal und ließ um Audienz bitten bei Seiner königlichen Hoheit, dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs. Es erfolgte von Seiten der Hofbeamten des Regenten eine kurze und leiſe Beſprechung mit dem Kardinal Rohan, dem Herzoge von Havré, dem Fürſten von Ligne und dem Herrn von Créquy, welche ſich als die Sprecher der Verſammlung darſtellten, und es trat darauf, als die Hofbeamten ſich wieder zurückgezogen hatten, eine lange Pauſe ein. Endlich öffneten ſich die Flügelthüren, die Huiſſiers in der rothen Orleanslivrée verbeugten ſich, und der Ceremonienmeiſter ſchritt der Verſammlung voraus bis in den Rathsſaal, wo die oberſten Hofbeamten die Verſammlung erwarteten und mit allen damals gebräuchlichen Ehren begrüßten. Bei alle dem wurde kein Wort geſprochen und es herrſchte eine lautloſe Stille.

So vergingen an zehn Minuten. Da ging die Thür auf, welche zum Kabinet des Regenten führte, und ein Hofbeamte trat ein, verbeugte ſich und meldete, daß des Regenten königliche Hoheit die Deputirten der Verſammlung erwartete. Sogleich traten die vier erwähnten Sprecher vor und verfügten ſich nach dem Kabinet. Die übrige Verſammlung blieb in demſelben lautloſen Schweigen zurück, und harrte des Ausgangs in geſpannter Erwartung. Das Kabinet des Regenten war noch durch ein Gemach von dem Rathsſaale getrennt, und man konnte hier nichts vernehmen. Nur zuweilen drang der unbeſtimmte Schall einer lauten Stimme durch die Thüren, und man wollte in dieſen Tönen die Stimme des Fürſten von Ligne erkennen. Die zahlreiche Verſammlung ſtand unbeweglich, in den flackernden Kerzen, welche den hohen Saal beleuchteten, ſchien mehr Leben zu ſein als in dieſen geſpannten Menſchen, die kaum zu athmen wagten, und von denen einige wohl mit trauriger Ahnung auf das lebensgroße Bild Gaſton's von Orleans blickten, welches neben der Thür die Wand ſchmückte. Zu wiederholten Malen hatte dieſer Gaſton unter Ludwig XIII. ſeine politiſchen Freunde preisgegeben und unthätig dem Blutgerüſte überlaſſen, war von ſeinem Enkel wärmere Theilnahme für einen politiſchen Feind zu erwarten? Mehrere Damen beteten eifrig ihre Roſenkränze. — Da ging die Thür des Kabinets, man hörte Schritte, die Thür des Saals öffnete ſich — einer der Deputirten kam zurück, nur einer, der Kardinal von Rohan! Was hatte das zu bedeuten? Jedenfalls nicht Gutes! Stand die Frage noch auf ſo blutigen Ausgang, daß ſich ein Mann der Kirche zurückziehen mußte? Die Starrheit der Verſammlung wandelte ſich plötzlich in lebhaftes Gedränge, Jedermann wollte herbei zum Kardinal, Jedermann fragte, und erſt als der Kardinal zu ſprechen begann, ſchwieg Alles.

„Seien Sie gefaßt, meine Freunde,“ begann er. „Seine königliche Hoheit der Regent empfing uns nicht beſonders gnädig, aber ſehr ruhig, und als er unſere Vorſtellung angehört, erwiderte er raſch, wer um die Begnadigung dieſes Verbrechers bitten könne“ —

Verbrechers? riefen gleichzeitig mehrere Stimmen —

„Dieſes Wortes bediente er ſich. Wer alſo um deſſen Begnadigung bitten könne, dem läge mehr am Hauſe Horn als am Dienſte des Königs.

Herr von Créquy bezog ſich nach dieſer Aeußerung auf den Gedankengang unſrer Vorſtellung. Wenn Sie zugeben, entgegnete der Herr Regent darauf, daß dieſer Graf Horn verrückt ſein könne, ſo müſſen Sie auch zugeben, daß ſeine Verrücktheit toll genug iſt, um die Beſeitigung ſolch eines Mannes aus der Geſellſchaft zu heiſchen. Aber mein Herr, rief hierzu der Fürſt von Ligne ziemlich ſtark, es iſt ja möglich, daß ein Prinz Ihres Hauſes verrückt werde, werden Sie ihn rädern laſſen, wenn er Thorheiten begeht?“

Sehr richtig! rief man von allen Seiten.

„Ich fand für nöthig, meine Freunde, dieſen gereizten Ton dadurch zu unterbrechen, daß ich Seine königliche Hoheit inſtändig zu bedenken bat, eine ſo herabwürdigende Strafe entehre ja nicht bloß die Perſon des Verurtheilten ſondern das ganze Haus Horn, und nicht bloß dies, ſondern alle hoben Familien, in deren Wappen ein Feld des Horn'ſchen Hauſes ſei! Und das berühre nicht nur den hohen Adel Frankreichs und des deutſchen Reichs, ſondern erſtrecke ſich noch weiter, und es würde damit den vornehmſten Häuſern Europa's die Ahnenprobe geſtört, deren ſie bedürften zum Antritte fürſtlicher Abteien, ſouveräner Bisthümer bis zu dem Eintritt in geiſtliche Ritterorden, welche alle nach ſolchem Vorgange bis zur vierten Generation ihnen verſchloſſen blieben. Mein Herr, unterbrach mich hier wiederum der Fürſt von Ligne, ich habe in meinem Wappen vier Horn'ſche Schilde! Soll ich ſie auskratzen oder auslöſchen, und ſo klaffende Lücken und Löcher in meine Ahnenprobe bringen?! Es exiſtirt nicht ein ſouveränes Haus, welchem durch ſolche Härte Eurer königlichen Hoheit nicht Beleidigung angethan würde, und Jedermann weiß, daß in den zwei und dreißig Feldern Ihrer Frau Mutter der Hornſche Schild zu finden iſt" —

Das iſt die Wahrheit! rieſen hierzu alle Verſammelte einſtimmig.

„Herr von Créquy übernahm es dießmal, die Heftigkeit des Fürſten von Ligne durch Einſprache zu mildern, aber der Regent erwiderte mit unbeſchreiblicher Kaltblütigkeit: Meine Herren, ich werde die Schande mit Ihnen theilen!"

Entſetzlich! Cyniſch! rief Alles durcheinander — Hier iſt vorgefaßter Haß!

Mit dem Haupte nickend und die Achſeln zuckend ſetzte der Kardinal noch hinzu, daß man nach ſolcher Aeußerung ſich benöthigt geſehn, auf Begnadigung zu verzichten und nur noch auf Verwandlung der Todesart zu denken, und als nun von Enthauptung zu verhandeln geweſen ſei, habe er ſich als Geiſtlicher, der nur um Lebensgnade bitten dürfe, zurückziehn müſſen.

So weit war der Kardinal in ſeiner Mittheilung gekommen, als Herr von Créquy, ebenfalls allein, aus dem Kabinet des Regenten zur Verſammlung zurückkehrte. Er ſah bleich und verſtört aus, brachte aber doch noch keine entſcheidende Nachricht. Er hatte ſich entfernt, weil er von dem Geſuch um lebenslängliche Haft für den Grafen Horn nicht zurücktreten und nicht auf des Fürſten Ligne Geſuch um Hinrichtung durch das Schwert eingehen wollte. Daß es dem Fürſten mehr um das Wappen als um den Grafen Anton zu thun, und daß nichts zu hoffen ſei, ſprach er unumwunden aus, und die Verſammlung war durch ihn und den Kardinal ebenſo in Beſtürzung wie in Zorn verſetzt. Ja, ſie ſchwieg kaum, als endlich die Flügelthür zum dritten Mal geöffnet wurde, und der Regent mit dem Fürſten von Ligne und dem Herzoge von Havré erſchien. Die gegenſeitigen Verbeugungen waren ſehr froſtig, und daß der Regent an einige Damen ein Paar Worte richtete, war nicht geeignet, die Mißſtimmung aufzuheben, unter welcher man den Rathsſaal verließ. — Im Gardenſaale erſt drängte ſich noch einmal Alles um Ligne und Havré, damit man von dieſen das letzte Reſultat erfahre. Es war denn kein andres als das gefürchtete: Graf Anton von Horn ſollte am nächſten Morgen im Hofe der Conciergerie hingerichtet werden. Aber nicht durch das Rad, ſondern durch das Schwert. Darauf hatte der Regent ſein Wort gegeben.

Unter den mannigfachſten Aeußerungen des Unwillens und Zorns ſtieg man die Treppen hinab, um ſich zu trennen. Von größter Traurigkeit war der Herzog von Havré, deſſen Diener lange Zeit unbeachtet am Portale einen Brief präſentirte. Der Herzog war ſo ſchmerzlich in ſich verſunken, daß er weder ſah noch hörte. Endlich erreichte ihn doch der Name „Marquiſe von Parabère,“ welchen der Diener zum dritten Male ausſprach, und welcher wohl dem Gedankengange des Herzogs über noch mögliche Rettungsſchritte nicht ganz abliegen mochte. Der Brief war von ihr. Der Herzog trat zu einer Lampe und las:

„So weit ich den Regenten kenne, iſt Ihr Schritt in Maſſe unnütz. Der Regent hat eine tief vorgefaßte Meinung. Graf Anton ſoll ihn durch ein einzig Wort unauslöſchlich beleidigt haben. Dies vermuth' ich nach den Mittheilungen Law's, der vergangene Nacht für den Grafen beim Regenten gebeten hat. Es iſt nur ein Mittel noch übrig, und zwar ein widerwärtiges. Ich entſchließe mich dazu, weil ich dem Grafen Anton herzlich wohl will, weil ich ſeinen Tod und die Erbitterung, welche daraus dem Regenten erwachſen würde, nicht erleben will. Der Regent iſt feſt, ſo lange nicht eine neue Paſſion in ihm aufflammt. Und eine ſolche iſt im Aufflammen begriffen. Hören Sie! Die wunderliche Madame Law hat endlich geſtern den verborgenen Aufenthalt ihrer Tochter entdeckt, und hat heute die Unvorſichtigkeit gehabt, dem armen Mädchen die Nachricht vom Todesurtheile des Grafen zu verrathen. Fräulein Jeanne hat nun darauf beſtanden, zu mir geführt zu werden, weil nach ihrem Ausdrucke Himmel und Erde in Bewegung geſetzt werden müſſe zur Rettung Horn's. Der Regent und ich, oder ich und der Regent ſind ihr Himmel und Erde. Die ſchwache Mutter hat nachgegeben, und heute Nachmittag war ſie mit dem unglücklichen Kinde bei mir. Dieſes eigenthümliche Mädchen verlangte nichts mehr und nichts minder von mir, als zum Regenten geführt zu werden. Sie verſtand es nicht, als ich ſie auf die Inkonvenienz aufmerkſam machte. Der Zufall will es, daß ſie beim Weggehn aus meinem Hauſe dem eben in mein Haus tretenden Regenten begegnet. Er ſieht ſie, und kommt entzückt von ihrer Schönheit zu mir, unabläſſig fragend, wer dies ſchöne Mädchen ſei. Ich halte den Namen zurück unter der Ausflucht, es ſei dieſem ſchönen Mädchen verboten, von Seiner königlichen Hoheit geſehen zu werden. Dies ſteigert ſein Verlangen. Gut, ſage ich, ſie hat etwas vom Regenten Frankreichs zu bitten. Wenn es ihr im Voraus verſprochen wird, ſo will ich ſie nennen. — Es iſt ihr verſprochen! Wer iſt ſie? heißt die Entgegnung — Es iſt die Geliebte des Grafen Horn! — Nicht möglich! Das iſt pikant! Sie ſoll mir ihre Bitte ſelbſt vortragen! — Und wann? — Sobald als möglich; bei unſerm Masken-Souper heute Nacht, zu welchem Sie, Frau Marquiſe, Ihre maskirte Gegenwart verſprochen haben.

Ich habe dies Verſprechen oft gegeben und nie gehalten, die Wirthſchaft der Roué's bei dieſen Gelegenheiten im Palais ſoll gar zu bunt ſein, ſie ſollen die Trivialität mitunter ſo weit treiben, die Lichter auszulöſchen. Heute will ich's halten, damit der Regent das ſeinige halte, welches er im Voraus dem Fräulein Law gegeben. Ich führe ſie hin, und ſie verlangt natürlich die Begnadigung des Grafen. Morgen in aller Frühe ſollen Sie erfahren, ob es zwei Frauen gelungen iſt, was der ganze hohe Adel nicht zu Stande gebracht hat. Und nun haben Sie allerdings Recht, mich gutmüthig zu nennen. Alſo getroſt!

Ihre

Madeleine de Parabère."

Der alte Herzog, wie innig er die Rettung Anton's wünſchte, konnte ſich über den Brief nicht freuen. Er empfand nur zu tief und zu wahr, daß Anton ſelbſt um ſolchen Preis die Rettung verſchmäht haben würde. Und doch konnte ſich der alte Herr nicht verläugnen, daß er auch kein Recht habe, abwehrend einzuſchreiten. Es handelte ſich ja um ein Menſchenleben! Zudem war ihm unbekannt, ob die Neigung Anton's für Jeanne in ſo wahrhaftiger Kraft und Tiefe beſtehe, wie ſie beſtand. Er hielt es alſo für die ihm zuſtehende Aufgabe, die Dinge geſchehen zu laſſen ohne weiteres Zuthun oder Hindern von ſeiner Seite, und ſo fuhr er, der letzte dieſer auseinander fliegenden, merkwürdigen Adelsverſammlung, nach ſeinem Hotel.

Es war ſchon nach Mitternacht, der Schlaf blieb ihm fern, und er nahm ſeinen Dichter Corneille, um in einer edel getraumten Welt die unedle peinliche Welt, welche ihn umgab, zu vergeſſen. Peinlich war ſie ihm nicht blos um Anton's Geſchick und um alles deſſen willen, was ſich um das Geſchick dieſes jungen Grafen gruppirt hatte. Nein, der alte Herzog, wie ſtolz ſein adliger Sinn auch ſein mochte, war doch keineswegs in Vorurtheilen verblendet, und hatte Geiſt genug, den Verhältniſſen der Geſellſchaft tief in das Herz zu ſehen. Und dadurch war ſein Geiſt ſchon ſeit längerer Zeit beunruhigt. Manche Züge in der Politik des Regenten hatten ihn nicht nur wie den übrigen Adel empört, ſondern auch befremdet und zum Nachdenken genöthigt. Hinter der Frechheit der Neuerung, wie der Adel ſie bezeichnete, hatte er eine verworrene aber weite Ausſicht entdeckt. Desgleichen in den Ideen Law's. Und darum unterhielt er einen gewiſſen Verkehr mit dieſen Spekulanten, und beſuchte zuweilen deſſen Haus. Er ahnte, daß in dieſen frechen Neuerungen doch eine vernünftige Berechtigung ſich entwickeln könne, und daß man Kenntniß davon nehmen müſſe. Nun war das Liebesverhältniß Anton's und Jeanne's erſchienen: er hatte im alten Style unbedenklich den Stab darüber gebrochen, und hatte doch ſchon damals, als er dies gethan, unklar empfunden, daß hier die alte und neue Welt perſönlich aneinander ſtoße und daß er wohl gar unrecht handle, dieſen Anton, welcher den ſchroffſten Ausdruck der alten Adelswelt in ſich ausgebildet trage, zur beleidigenden Aeußerung ſeines Weſens, zur unverſöhnlichen Trennung zu drängen. Jetzt ſah er, daß ſeine Beſorgniß gegründet geweſen ſei. An dieſem Liebesverhältniſſe hatten ſich die Widerſprüche der Zeit ſo fruchtbar entwickelt, waren die Widerſprüche der Stände ſo ergiebig handelnd geworden, daß der Vertreter des ſchroffen Adelthums am Fuße eines unadligen Schaffotes ſtand, daß der Adel von der Regierungsmacht ſchnöde abgewieſen wurde, und daß die letzte Zuflucht in dem verſchmähten bürgerlichen Mädchen beruhte.

Solche Gedanken trieben ihn immer wieder von ſeinem Buche auf, und im Zimmer umher, und in Folge der Gedankenſchlacht, die ſich in ihm entzündete, rief er zu wiederholten Malen laut aus: Anton kann nicht mehr beſtehen in der jetzigen Welt! Nein, und wir alle haben unſre Grundſätze unter neuen Geſichtspunkten aufzufaſſen!

Die Stunden fliegen, wenn die Kämpfe des Innern ſich uns dramatiſch geſtalten, und ſo ward der Herzog durch die Nachricht ſeines Leibdieners, es ſei heller Tag draußen, überraſcht. Er ſtieß ſelbſt einen Fenſterladen auf, und die Morgenſonne fiel blendend auf ihn. Um zu entſchuldigen, daß er ſich die Störung erlaubt, ſetzte der Diener hinzu: er habe dem Herrn Herzoge mittheilen zu müſſen gemeint, daß in der Stadt das Gerücht umherliefe, Graf Horn würde doch noch an dieſem Vormittage geradert. —

Geradert! Freches Volk! Ich glaube, es freut ſich, daß dieſe Schmach nur von fern hat angedeutet werden können! — Iſt keine Nachricht von der Frau Marquiſe von Parabère für mich angekommen?

Nein, gnädigſter Herr! Aber Herr von Créquy hat ein Billet geſendet.

Es enthielt folgende Zeilen: „Meine Diener, die ich ſeit geſtern zu eifrigſter Beobachtung ausgeſendet, melden mir, daß am Schaffot keine Aenderung vorgenommen ſei, ja der Mann hoher Juſtiz, kurz, der Henker, da es doch ausgeſprochen werden muß — beiläufig geſagt: dieſer Menſch hat kein Geld angenommen! — der Henker alſo hat um ſieben Uhr noch nichts gewußt von einer Umwandelung der Todesart. Ich beſchwöre Sie, bemühen Sie ſich zu mir! Es müſſen Schritte geſchehen, im äußerſten Falle gewaltſame, wenn man uns täuſcht. Ach, mein armer Vetter!“

Natürlich war der Herzog von dieſen Nachrichten ſehr beunruhigt, obwohl er vorausſetzen durfte, ſie würden ſich als irrthümlich erweiſen. Aber es war keine Nachricht von der Marquiſe eingegangen und doch hatte ſie ſolche zum frühen Morgen verſprochen. — Er befahl, daß angeſpannt und vorgefahren werde; er wollte zunächſt zur Marquiſe.

Als er dort ankam, war zunächſt natürlich Seitens der Dienerſchaft davon die Rede, daß die Frau Marquiſe noch zu Bett ſei, und des Morgens um 8 Uhr keinen Beſuch annehme. Eh' der Herzog ſich geltend gemacht, eh' es von den männlichen Dienern bis zu den weiblichen gedrungen, und durch dieſe endlich die Kammerfrau, welche erſt einigermaßen Toilette zu machen ſich gemüßigt glaubte, herbeigeführt war, verging eine halbe Stunde Zeit. Die Kammerfrau erzählte denn, die Frau Marquiſe ſei ſehr verſtört nach Hauſe gekommen, wie es geſchienen habe, in Folge eines heftigen Aergers. Ja, ein heftiger Krampfanfall habe ſie niedergeworfen, ehe ſie noch völlig ausgekleidet geweſen ſei. Bis zum Morgen habe ſie außerordentlich gelitten, und kein Auge geſchloſſen, erſt ſeit einer halben Stunde ſchlummre ſie, und deßhalb könne ſie um keinen Preis jetzt ſchon wieder geweckt werden.

Der Herzog mochte ſagen, was er wollte, die Dame verſtand ihren Dienſt. Und doch mußte er um jeden Preis Nachricht haben! Er bot ihr einen koſtbaren Ring zum Andenken an dieſe wichtige Stunde, und vertraute ihr, daß es ſich um ein Menſchenleben handle. Da verſprach ſie, an's Bett der Marquiſe zu ſchleichen, und ſobald die Kranke irgend ein Zeichen von Unruhe mache, ſie aufzuwecken.

Fürchterlich war dem alten Herrn die Viertelſtunde, welche in dieſem Zuwarten wieder ungenützt verſtrich. Zu wiederholten Malen war er im Begriff, von dannen zu gehen, und die üblen Anzeichen als Gewißheit des Mißlingens zu betrachten, — aber, konnte es nicht gelungen, und nur die Marquiſe perſönlich verletzt worden ſein? Und konnte nicht im Augenblicke, da er den Rücken gewendet, die Thür geöffnet werden und völlige Aufklärung bereit ſein? So blieb er, hin und hergehend, und die Uhr betrachtend, die mit ſchrecklicher

Eil der neunten Stunde zurückte. Endlich, endlich wurde er eingeführt.

Man hat niemals ganz genau den Inhalt dieſer Unterredung, welche eine halbe Stunde dauerte, erfahren. Weder der Herzog noch die Marquiſe haben ſich jemals ausführlich darüber geäußert. Nur durch die horchende Kammerfrau iſt eine unſichere Kunde davon verbreitet worden, und dieſer Kunde gemäß habe Jeanne Law im Palais-Royal dem galanten Regenten eine demüthigende Scene bereitet. Das arme Mädchen habe ihn knieend um Begnadigung des Grafen Horn gebeten gehabt, und die Marquiſe, welche mit im Zimmer geweſen, habe den Regenten an ſein in Voraus gegebenes Verſprechen erinnert. Darauf habe der Regent mit vieler Grazie ſeine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, und die Frau Marquiſe erſucht, bei der im anſtoßenden Salon ſoupirenden Geſellſchaft als Wirthin ſo lange die Honneurs zu machen, bis er ſich mit Fräulein Law über den Grafen Horn vereinigt habe. Dieſem Anſinnen ſei auch die Marquiſe gefolgt, und es ſei an der mit Roué's und heiteren Schauſpielerinnen beſetzten Tafel ſehr munter hergegangen, als Fräulein Law die Thür aufgeriſſen und die Frau Marquiſe unter auffallenden

Ausdrücken zum Geleit aus dieſem Hauſe aufgerufen habe.

Es war halb zehn Uhr, als der Herzog von Havré aus dem Schlafgemache der Marquiſe kam, eiligſt nach ſeinem Wagen ſchritt, und dem Kutſcher zurief, in geſtrecktem Galopp nach dem Hotel Créquy zu fahren. Der Kutſcher mußte außen halten, weil der Hof des Hotels von Wagen angefüllt war, und als der Herzog auf der Straße ausſtieg, ſah er über den nahen Platz den Fürſten von Ligne in voller Uniform auf ſeinem Schlachtroſſe verhängten Zügels ſprengen, und hinter ihm in voller Livrée ſämmtliche berittne Dienerſchaft des Ligne'ſchen Hauſes. In dieſem Augenblicke kam auch die Staatskaroſſe des Herrn von Créquy mit ſechs Pferden beſpannt aus dem Thorwege des Hotels. Herr von Créquy ſaß darin, ebenfalls in voller Uniform und mit dem großen Ordensbande. Er ließ halten, als er des Herzogs von Havré anſichtig wurde, und rief dieſem mit ſchmerzlich bewegter Stimme zu: Sie kommen zu ſpät, Herzog, und meine Beſorgniſſe waren nur zu gegründet. Ich fahre nach dem Grève-Platze!

„Nach dem Grève-Platze? Nicht nach der Conciergerie?“

So wiſſen Sie's noch nicht?

„Ich weiß noch nichts, aber ich vermuthe das Schlimmſte, ſeit ich die Marquiſe von Parabère geſprochen, Ihre Worte gehört und den Fürſten von Ligne zu Pferd geſehen habe" —

Er wird nach dem Palais-Royal reiten und Rechenſchaft fordern für gebrochene Zuſage —

„Aber der Herzog von Orleans hat uns ja das Leben des Unglücklichen nicht zugeſagt!" — Und bei dieſen Worten trat der Herzog, deſſen Füße und Arme zitterten, dicht an den Kutſchenſchlag, um ſich zu halten, und die jetzt leiſe geſprochene Rede des Herrn von Créquy zu verſtehen. — Er hat uns aber — lautete dieſe Rede — den Tod durch's Schwert zugeſagt, und —

„Gerechter Gott!"

„Gott ſei gerecht, da es die höchſt geſtellten Menſchen nicht mehr ſind! — Graf Horn iſt heute in der Frühe gefoltert, und dann mit dem Piemonteſen Milhe auf dem Grève-Platze vor aller Welt — Augen geradert worden!"

„Gott ſchütze Frankreich!"

Der Henker hat Gnade geübt, und ihm vor einer Stunde den Gnadenſtoß gegeben, ſonſt fänden wir unſern Vetter jetzt noch ringend zwiſchen

Tod und Leben. Ich fahre hin, um der Welt und dem Regenten von Frankreich zu zeigen, daß ich des Gemißhandelten Vetter bin!

Und ich desgleichen! rief der Herzog, und winkte ſeinen Leuten. Während dieſe die Straße entlang fuhren, um am Ende derſelben den Wagen umzulenken, rollte die Karoſſe des Herrn von Créquy, bedeckt mit Dienerſchaft in großer Livrée an ihm vorüber und rechts nach der Seine hinauf. Dieſer Karoſſe folgte eine zweite Créquy'ſche, ebenfalls mit ſechs Pferden beſpannt, ebenfalls ſo mit Dienerſchaft bedeckt. Nach dieſer kamen die Karoſſen der Rohan, der Crouy, der Ligne, die im Hofe des Hotel Créquy verſammelt waren, und auf dem Wege nach dem Grève-Platze kamen bald aus dieſer bald aus jener Straße neue Karoſſen des hohen Adels zu demſelben Akte der Proteſtation.

Eine blitzende Runde von Musketieren umſchloß das Schaffot auf dem Grève-Platze, ſo daß ein Raum von wenigſtens fünfzehn Schritte Breite frei blieb, und weder das Volk noch die Karoſſen hinan konnten. Herr von Créquy ließ durch den nächſten Poſtenanführer der Sicherheitswache — es war derſelbe Führer nächtlicher Runde, welcher zweimal den Grafen Horn verhaftet hatte — nach dem

Schaffot hinauf ſagen, er wolle mit den Herzögen von Havré und Rohan auf's Schaffot hinauf. Auf dem Schaffot aber ſtand außer dem rothen Henker und deſſen Knechten der Gerichtskommiſſarius in ebenfalls rothem nur milder rothem Talare, und dieſer ließ den Seigneurs antworten, es dürfe Niemand das Schaffot betreten, ſo lange er als Vertreter des peinlichen Gerichtes auf demſelben verweile.

So warteten die Seigneurs Stunde für Stunde in ihren Karoſſen. Die Sonne ſtieg in die Mittagshöhe und beſchien warm den Richtplatz, die rothen Gewänder ſelbſt auf dem Schaffote leuchteten ſanfter in ihrem Scheine. Von den Gerichteten ſah man wenig, nur mitunter warf ein Windzug das ſchwarze Bahrtuch um ſie in die Höhe. — Neben dem Wagen des Herzogs von Havré ſtanden die Kerle aus Brouillard's Keller, und unterhielten ſich über den Vorfall, ohne ihre perſönliche Theilnahme an Herbeiführung deſſelben zu berühren. Ja, ſagte der Eine, Herr d'Argenſon läßt nicht mit ſich ſpaßen!

Ach, entgegnete der Schwarzkopf, das hätte dem jungen Herrn den Hals noch nicht gebrochen, wenn er nicht den Regenten perſönlich beleidigt hätte!

's iſt unbegreiflich! meinte ein dabei ſtehender Bürger — daß auch ein Seigneur gerädert werden kann wie ein einfacher Menſch!

Denkt Ihr, er habe Knochen, die mehr aushalten als unſre? Man weiß jetzt, daß die Herrn von demſelben Zeuge gemacht ſind!

Wenn auch! Es bleibt doch ein unerhörtes Anzeichen, das auf ſchlimme Zeiten deutet, die der guten Stadt Paris drohn!

Warum ſagt Ihr nicht auf beſſere Zeiten, in denen dem Einen Recht iſt, was dem Andern billig iſt? ſagte ein gut gekleideter Mann neben dem Bürger.

Iſt das billig, erwiderte dieſer, wenn das Privilegium des Standes nicht geachtet wird? Steht nicht dem Seigneur das Schwert zu, und nur uns Bürgersleuten das Rad? he? Und wenn ein Privilegium nichts mehr gilt, wer ſteht uns für die Unſrigen, die wir vor den Nichtanſeſſigen voraus haben?

Kein Menſch! lachte der Schwarzkopf. 's iſt auch nicht nöthig! ſagte der gut gekleidete Mann, und nahm eine Priſe.

O, wir ſind leichtſinnig, ſeufzte der Bürger. Habt Ihr wohl das ſchöne Mädchen geſehn, das durchaus zum Schaffot wollte, und ſo laut ſchrie, es herrſche keine Gerechtigkeit in dieſem Lande?

Ob wir ſie geſehn haben!

Sie ſoll eines reichen Mannes einziges Kind ſein. Was nützt ihm nun der Reichthum, wenn ſie nicht wieder zum Leben erwacht, denn ſie war ſo gut wie todt, als man ſie forttrug, und die geputzte Frau neben ihr weinte, daß es einen Stein hätte erweichen mögen.

Ja, ſie iſt hin! ſagte der Schwarzkopf und ſetzte leiſe zu ſeinen Kameraden hinzu, die weiſe Frau ſoll prophezeiht haben, daß Law's Glück an dieſem Mädchen hafte. Wenn ſie traurig würde, ſo ſänke ſein Kredit, und wenn ſie ſtürbe, ſo machte er Bankerott.

Der Herzog von Havré hörte ſtarren Auges dieſen Geſprächen zu, und fuhr hoch auf, als plötzlich ein wirbelnder Trommelſchlag ſich erhob, der Gerichtskommiſſarius das Schaffot verließ, und die Musketiere auf ein Zeichen des Rundeführers, welcher lange mit Herrn von Créquy geſprochen, eine Gaſſe öffneten für die Karoſſen der Seigneurs. Dieſe fuhren nun langſamen Schrittes in den offnen

Raum hinein und reihten ſich um das Schaffot. Es war fünf Uhr, und Nebel waren aufgeſtiegen, es dunkelte bereits. Aber man unterſchied noch deutlich, daß unter den das Schaffot erſteigenden Edelleuten die Herren von Havré und Créquy, umringt von ihren Dienern, die erſten waren, und daß ſie ſelbſt Hand anlegten, die zerſchlagene ſterbliche Hülle des Grafen Horn vom Martergerüſte zu löſen. „In meine Karoſſe! In meine Karoſſe!" riefen dann mehrere zugleich, Herr von Créquy aber erhielt dieſen gewünſchten Vorzug, da ſich darthut, ſeine zweite ſechsſpännige Karoſſe ſei leer und bloß zu dieſem Zwecke auf den Grève-Platz gekommen, auch ſei im Hotel Créquy ſchon ſeit heute Morgen der Trauerſaal zum Empfang der Leiche ausgeſchmückt worden. Gegen den letzteren Theil der Vergünſtigung proteſtirte indeſſen eine hohe weibliche Geſtalt, die aus einer Karoſſe an den Fuß des Schaffots getreten war, und die mit lauter Stimme, ſo daß man es weithin hörte ausrief: Mir gehört der gemißhandelte Körper des Grafen Horn, ich bin die Herzogin von Montmorency-Logny, bin eine geborne Gräfin Horn, und proteſtire hier unter Gottes freiem Himmel und vor ganz Frankreich gegen die Unbill, welche unſerm Hauſe widerfahren iſt!

Es widerſprach Niemand, und es geſchah alſo. Ein greiſer Mann nur drängte ſich zu ihr, und bat ſie um das Herz des Todten. Es war der alte Kaſtellan, der in den letzten vier und zwanzig Stunden nicht mehr im Stande geweſen war, mit der raſchen Folge der Begebenheiten Schritt zu halten, da ihn Law achſelzuckend verabſchiedet und von den großen Herren, die ſelbſt des Ausganges unmächtig waren, immer einer zum andern geſchickt hatte. So war der treuſte Diener ſpät und ohne irgend einen äußerlichen Vorſchub als den, welchen tiefer Schmerz vor gleichgültigen Zuſchauern gewährt, auf den Richtplatz, und jetzt erſt bei hereinbrechendem Abende durch einen Diener Havré's bis in die unmittelbare Nähe des Schaffots gekommen. Es ward ihm geſtattet, die Leiche ſeines geliebten Herrn zu küſſen und im Créquy'ſchen Wagen nach dem Hotel Montmorency zu geleiten. Unter welchen Schmerzen dachte er während dieſer langſamen Fahrt an den beflügelten Austritt Anton's vom Schloſſe an der Maas!

Anderen Tages ritt er mit dem Herzen Anton's in die Heimath, dem Fürſten Horn die traurige

Kunde und das letzte Andenken an den unglücklichen Bruder zu bringen.

Es iſt bekannt, daß Law's Schwindelſyſtem, welches der Anfang modernen Börſenweſens geworden, dadurch zum Bankerott getrieben wurde, daß man bei erwachtem Mißtrauen die Bank um Umwechſelung der Scheine in baares Geld überſtürmte. Noch ehe dies geſchah ſah ſich der Regent durch die allgemeine Stimme, welche Horn's Verbrechen als unerwieſen und die Strafe als übertrieben bezeichnete, zu ausſöhnenden Schritten genöthigt. Er erklärte alſo, daß die eingezogenen Güter des Grafen Anton der Familie Horn zurückerſtattet werden ſollten, und ſchrieb darüber an den Fürſten Horn einen höflichen Brief nach Bouſſignies. Fürſt Emmanuel Horn antwortete dem Regenten von Frankreich folgende Worte:

Monſeigneur,

Es iſt nicht der Zweck dieſes Briefes, Ihnen Vorwürfe zu machen über den Tod meines Bruders, obwohl Ihre königliche Hoheit in der Perſon deſſelben die Rechte meines Ranges und meiner Nation verletzt haben; ſondern der Brief ſoll danken für die Wiedererſtattung der Güter, welche ich zurückweiſe. Es wäre eine andre Art der Nichtswürdigkeit von meiner Seite, wenn ich jemals von Ihnen irgend eine Gnade annähme. Ich hoffe, daß Gott und der König von Frankreich Ihre königliche Hoheit und Ihre Familie eines Tages mit mehr Gerechtigkeit behandeln werden als Sie gegen meinen unglücklichen Bruder an den Tag gelegt haben, und ich bin Ihrer königlichen Hoheit dienſtergebener

Emmanuel Fürſt von Horn.

Bouſſignies, den 3. Juli 1720.

Die äußeren Ehren des Hauſes Horn haben auch in der That keinerlei Beeinträchtigung erlitten vor den Großen des deutſchen Reichs durch jene ſonſt für ſchimpflich erachtete Hinrichtung, und das Horn'ſche Wappen iſt immerdar vor deutſchem und brabantiſchem Adelshofe für unbefleckt erachtet worden.

Heinrich Laube.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In demſelben Verlag iſt ferner erſchienen und durch alle deutſche Buchhandlungen zu beziehen:

Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Ein Denkmal.

Herausgegeben von Guſtav Schleſier.

5 Theile. gr. 8. brochirt. 10 Thl. 17 fl. 30 kr.

Bei dem Ausgeben der ſo überaus intereſſanten beiden neueſten Bände der Schriften von Friedrich von Gentz, welche überall die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich lenken werden, erſcheint es nicht überflüſſig, den ſeit Erſcheinung der erſten Bände laut gewordenen Anfeindungen dieſer Schriften gegenüber den Geſichtspunkt anzugeben, unter welchem ſie bei dem richtigeren Urtheile der Gebildeten deutſcher Nation, die allgemeinſte Anerkennung erlangt haben und täglich mehr erlangen.

Es ſind nämlich ſeine Aufſätze nach längſt feſtgeſtelltem Urtheil, Muſterſtücke klarer allgemein faßlicher Proſa, im allervortrefflichſten Style geſchrieben, die ſich als politiſche Schriften durch die dialektiſche Schärfe der Entwicklung und eine wirklich klaſſiſch ſchöne Form auszeichnen. Gentz iſt unſer erſter politiſcher Schriftſteller und ſoweit man es in Schriften ſein kann, Deutſchlands erſter politiſcher Redner, und als ſolcher wetteifert er mit den Meiſtern engliſcher und franzöſiſcher Beredſamkeit; ſeine theoretiſchen und polemiſchen Schriften gehören zu den wichtigſten Beiträgen unſerer ſtaatswiſſenſchaftlichen Literatur.

Wollte man ſelbſt in Gentz's Schriften der ſpätern Zeit nur Parteianſichten erkennen, ſo darf man doch nicht vergeſſen, wie lehrreich ſie ſelbſt dennoch ſind, ja wie wichtig ſogar, inſofern ſie die Politik eines großen und einflußreichen deutſchen Staats vertreten. — Gentz war nicht ſo verblendet zu meinen, irgend ein Widerſtand könne die Bewegung des Zeitalters erdrücken! Das politiſche Glaubensbekenntniß, das er in dem Schreiben an Amalie von Helwig (Theil V. am Schluß) niederlegt, gibt davon das unumſtößlichſte Zeugniß.

Gewiß aber der jederzeit gleich tüchtige und ſchlagfertige Kämpe war Gentz auf dem Gebiete der äußeren Politik und des Völkerrechts. Da ſprach er ununterbrochen für Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Völker, für Recht und Frieden. Wenn er ſeinen, man kann ſagen europäiſchen Ruhm früher durch einen faſt 25jährigen Kampf gegen franzöſiſche Herrſchaft erwarb, ſo verdiente er ſich ſpäter den Dank Aller, namentlich aber den ſeiner deutſchen Landsleute, als er, mitten in der allgemeinen Verblendung der Zeitgenoſſen, ſchon den ehrgeizigen Plänen einer öſtlichen Macht widerſtrebte. Der Staatsmann an der Donau zeigte ſich gegen die Herrſcher an der Newa wie an der Seine als ein deutſcher Patriot.

Seine Schriften bilden einen fortlaufenden und unentbehrlichen Commentar für die neuere Geſchichte Europa's und namentlich Deutſchland's. Wie wichtig ſie auch für den Geſchichtſchreiber ſind, weiß Jeder, der z. B. nur das Journal aus dem preußiſchen Hauptquartier von 1806, oder den Briefwechſel mit Johannes von Müller auch nur flüchtig durchblättert.

Der Briefwechſel mit Johannes von Müller und Gentz erſcheint hier zum Erſtenmal vollſtändig. Die Briefe von Gentz ſind hier berichtigt und bedeutend vervollſtändigt und mit den bisher ungedruckten Briefen Johannes von Müller's verbunden. In den Stücken 10 und 11 des 5ten Bandes hat Gentz die heilſamſten Winke über Rußlands Ehrgeiz und die orientaliſche Frage gegeben und zwar ſchon zu einer Zeit, wo das verblendete Europa noch über den Fortſchritt der ruſſiſchen Waffen frohlockte. No. 10, 16, 17, 18 und 19 desſelben Bandes zeigen uns die neueſten Bemühungen des öſterreichiſchen Cabinets den Beſtrebungen von Oſten und Weſten gegenüber den Frieden der Welt und die Dynaſtie Orleans aufrecht zu erhalten, und in dem merkwürdigen Schreiben an Amalie von Helwig hat Gentz, wie er ſelbſt ſagt, ſein politiſches Glaubensbekenntniß niedergelegt.

Das unten folgende Inhaltsverzeichniß der fünf Bände wird deren Intereſſe und Reichhaltigkeit am beſten beweiſen.

Einzelne Bände des Werkes werden nicht abgegeben, ſondern nur das ganze zuſammengenommen.

Inhalt der fünf Bände.

Erſter Theil: Briefe und vertraute Blätter.

A. Einleitung zu den Schriften von Gentz.
B. Vorwort zu den Briefen.
C. Briefe: An Eliſabeth — An Rahel. — An Pauline Wieſel. — An Varnhagen von Enſe. — An James Mackintoſh. — An R. v. L. — An Chateaubriand.

Dieſer Theil enthält eine Sammlung der intereſſanteſten, zum größten Theil bisher ungedruckten Briefe von Gentz.

Zweiter Theil: Kleinere Schriften. Erſter Theil.

I. Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III. bei deſſen Thronbeſteigung.
II. Ueber die Preßfreiheit in England.
III. Ueber die Briefe von Junius.
IV. Beitrag zur geheimen Geſchichte des Krieges von 1806.
V. Oeſterreichiſches Manifeſt von 1809.
VI. Oeſterreichiſches Manifeſt von 1813.
VII. Ueber die Deklaration der 8 Mächte gegen Napoleon im Jahr 1815.
VIII. Ueber den zweiten Pariſer Frieden und gegen Görres.

Dritter Theil: Kleinere Schriften. Zweiter Theil.

I. Sendſchreiben des Ritter Prokeſch von Oſten an den Herausgeber.
II. Vorrede.
III. Kleinere Schriften. Zweite Abtheilung.
IV. Anhang zur zweiten Abtheilung.

Vierter Theil: Briefwechſel zwiſchen Gentz und Johannes von Müller. Mit einem Anhang vermiſchter Briefe.

Vorwort.
Briefwechſel zwiſchen Gentz und Johannes von Müller, mit Beilagen. (Dieſer erſcheint hier zum erſten Mal vollſtändig und mit den ungedruckten Briefen Müller's verbunden.)
Anhang vermiſchter Briefe:
1. Gentz an K. A. Böttiger.
2. Nachträge zu den Briefen an Mackintoſh.
3. Guſtav von Brinckmann an Gentz.
4. Gentz an Adam Müller.

Fünfter Theil: Ungedruckte Denkſchriften, Tagebücher und Briefe.

Vorwort.
I. Gentz's Abgang von Berlin und Anſtellung in Oeſterreich. Biographiſches Fragment von dem Herausgeber.

II. Politiſche Denkſchriften und Briefe:
1. Gentz und Dalberg in der ſächſiſchen Frage, 1814.
2. Lord Aberdeen an Gentz, 1813.
3. Clancarty an Gentz, 1814.
4. Papier-Monnoie Autrichien de 1811 à 1816.
5. Zwei Briefe an Adam Müller, 1819, 1824.
6. Konnten die Verbündeten 1815 Italien in ein Reich verſchmelzen? 1822.
7. Nochmals gegen de Pradt.
8. Memoire über die Colonialfrage, 1814.
9. Biographiſche Nachrichten über das Haus Rothſchild.
10. Briefe an Lord Stanhope. Mit Auszügen aus den Briefen von Stanhope an Gentz.
11. Vertrauliche Bemerkungen über den Stand und die nächſte Zukunft der ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheiten, 1829.
12. Beim Friedensſchluß von Adrianopel.
13. Argumente für die Wahrſcheinlichkeit des Friedens. Schreiben von Wien, im Dezember 1830.
14. Bemerkungen über das Interventionsrecht, 1831.
15. Cormenin und ſeine Widerſacher.
16. In der niederländiſch-belgiſchen Frage, 1832.
17. Betrachtungen über die politiſche Lage von Europa. Nach dem Fall Warſchau's.
18. An Herrn von Pilat.
19. An Baron von Cotta, die Allgemeine Zeitung betreffend. Nebſt Antwort von Cotta an Gentz.

III. Journal der Arbeiten und Lektüren. Aus den Jahren 1826 und 1827.

IV. Briefe von und an Gentz.
1. An und von Goethe.
2. Frau von Staël an Gentz.
3. An Alexander von Humboldt.
4. Briefe Wilhelms von Humboldt an Gentz.
5. Heeren an Gentz.
6. Rahel an Gentz.
7. An Amalie von Helwig, geb. Imhoff.

Paris 1847.

Paris 1847.

Von

Heinrich Laube.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Paris, im März 1847.

Es iſt nicht mehr Mode, nach Paris zu reiſen. Glücklicherweiſe. Wir haben endlich ſo viel Intereſſe an der Heimath gewonnen, um uns nicht mehr nach der Fremde zu ſehnen, und dieß Intereſſe findet endlich Form und Geſtalt. Und wem anders als uns verdankt ihr dieß? rufen die etwas verlegen gewordenen Franzoſen in Frankreich und in Deutſchland, wem anders als dem lebhaften Thiers, welcher vor 7 Jahren den Angriff trommeln ließ gegen den Rhein? Kosmopolitiſch alten Styls habt ihr zwar euer eigenes Rheinlied verhöhnt und euer eigenes Schlachtgeſchrei verſpottet, und doch ſtammt von damals her euer nationaler Aufſchwung! — Der letzte Anſtoß zu einer Bewegung iſt indeſſen doch nicht die Seele der Bewegung. Dieſe war von 1830 zu 1840 mannigfach vorbereitet, und wir wollen gar nicht läugnen, daß die Julinsrevolution unſere Gedanken der Freiheitskriege wieder belebt hat, wollen gar nicht läugnen, daß die gegenſeitige Anregung unter den Culturvölkern Europa's dem franzöſiſchen Volke eine für uns beſonders wichtige Rolle zuertheilt hat. Der Franzoſe iſt unſer unmittelbarer Nachbar, und was er beginnt, das beginnt er mit Leidenſchaft, welche fortreißt, und mit einer Fähigkeit raſcher Geſtaltung, welche beſticht und welche uns nicht beſonders eigen iſt. Benützen wir uns einander ohne einander beherrſchen zu wollen, und wir werden beide gewinnen. Alle Anzeichen ſind dafür, daß die Zeit der Fluth nun endlich auch einmal bei uns eintreten könne, und manche Anzeichen ſagten mir: jenſeits der Vogeſen iſt die Zeit der Ebbe gekommen, es kann lehrreich und intereſſant ſein, Paris einmal in ſolchem Zuſtande zu betrachten.

Gerade ſieben Jahre hatte ich es nicht geſehen, gerade alſo während der ganzen Epoche, binnen welcher ſich Deutſchland zu neuem Umſchwunge vorbereitet hat. Als ich wegging von Paris, waren die Miniſterwechſel noch an der Tagesordnung; wie nach einem neuen Theaterſtück, verlangte man immer wieder nach einem neuen Miniſterium. Das hat ſich auffallend verändert. Die Theaterſtücke bleiben aus oder taugen nichts, und das Miniſterium Guizot iſt geblieben und taugt, wie die Majorität ſagt. Ein ſiebenjähriger Friede in Frankreich! Was muß dieſe ſeltene Erſcheinung alles zu Wege gebracht haben! Oder hätten diejenigen wirklich Recht, welche ſagen, der Franzoſe ſei nur ſchöpferiſch, ſo lange er in wechſelnder Bewegung bleibe, und er verdorre in der Stetigkeit? Ich will in keiner Weiſe der Antwort vorgreifen, will gar nicht ſchematiſiren, ſondern ganz unbefangen erzählen und ſchildern, was man jetzt Anno 47 hört und ſieht bei einer Reiſe nach Paris.

Ich ſelbſt wählte die mittlere Eiſenbahn-Linie, alſo die Thüringer Bahn, welche durch die Saalthäler bei Weißenfels, Naumburg, Köſen, Suiza artige Landſchaftsbilder bietet und eine raſche Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten, namentlich ungemein viel Brücken zeigt. Es wäre wünſchenswerth, daß das Direktorium dieſer Bahn ſeinen Wagendienern begreiflich machte, ſie ſeien vorzugsweiſe zum Beſten der Reiſenden und nicht bloß zum abſtracten Beſitz eines Amtes angeſtellt; dieß wäre ein Gewinn für die Reiſenden. Nicht nur, daß unſer Wagendiener wortkarg und verdrießlich als läſtiger Polizeidiener ſich gebärdete, der bald dieß bald das und immer unverfängliches zu verbieten hatte, nicht nur, daß er weder die Stationen ankündigte, noch die Thüren öffnete — eingeſperrt bleibt man trotz ſo viel ſchreiender Unglücksfälle! — er bewerkſtelligte auch das Außerordentliche: zwei Studenten von der Weiterfahrt auszuſchließen ganz ohne Noth, als ſie in Köſen unter dem natürlichen Wirrwarr eines noch neuen Dienſtes auf einer noch nicht ganz fertigen Bahn erſt im letzten Moment einſteigen wollten. Niemand hatte ſie unterrichtet, daß es der letzte Moment ſei, und es war auch noch vollſtändig Zeit, die Thür ſtand ſogar offen, aber der polizeiliche Wagendiener ſchlug ſie ihnen vor der Naſe zu. Wir reichten den armen jungen Leuten Mäntel und Pakete hinaus; zu alledem war noch Zeit genug vorhanden, aber die Thür war verſchloſſen. Als wir in Weimar bei den höhern Beamten Beſchwerde führten, wies man uns mit dürren Worten zur Ruhe und gab dem Wagendiener Recht. So tief ſitzt uns die Amtswürde, welche nicht hören kann. Die eben erſt Geborenen ſind ſchon taub. In dieſem Punkt möge man ſich die belgiſchen Bahnen zum Muſter nehmen; da iſt nirgends eine Amtspedanterie und doch hinreichende Ordnung und bei aller Bequemlichkeit für den Eintritt und Austritt des Reiſenden eine ſchnelle Fahrt. Im äußerſten Nothfall auch ohne Billet in den Wagen treten und an den Wagendiener zahlen oder bei der nächſten Station ſein Billet löſen zu können, das gilt bei uns noch für eine unzuläſſige Ausnahme. Die Ausnahme muß aber möglich ſein, allenfalls mit einer kleinen Erhöhung des Preiſes, wenn man fürchtet, die Ausnahme könne Regel werden.

Die ſonſt ſo eintönigen Landſchaftsbilder der belgiſchen Bahnen haben nun auch durch die Bahn von Köln nach Lüttich eine maleriſche Partie gewonnen. So ſchön freilich wie die Main-Neckarbahn, welche neben der jetzt einſamen Bergſtraße am Fuße des Odenwaldes hinſtreicht, ſo ſchön iſt ſie nicht, wo gäbe es auch eine ſo ſchöne! Hat ſich doch die badiſche Behörde ſelbſt von dieſer Schönheit verführen laſſen, und hat eine unnöthige Zweigbahn nach Mannheim errichtet, um ſich mit der Hauptbahn vom Anblick der Berge nicht zu trennen. Man nennt dieß Malice; es iſt gewiß Naturſinn. Was wäre das für eine Regierung, welche gegen die wichtigſte Stadt des Landes witzige Malice ausübte durch eine ſo wichtige, dauernde und theure Thatſache, wie eine Eiſenbahn! Eine gute Regierung muß ſich den Witz gefallen laſſen, aber darf nicht ſelbſt Witz machen; denn der Witz iſt unter allen Umſtänden ein Feind der Regierung, auch wenn er in ihr ſelber ſitzt.

Aufs kühnſte iſt man bei Anlage der Bahn durch das Wallonenland von Aachen nach Lüttich verfahren. Wie der Bildhauer Thon und Marmor behandelt, ſo behandelt man hier die Natur, als Stoff verarbeitet man ſie und läßt ſich nicht von ihr als von einer theuren Staffage Geſetze vorſchreiben. Man folgt nicht den capriciöſen Windungen der Thäler, man geht quer durch die Berge. Welches Heer von Tunnels, von Brücken, von Viaducten! Wie Theaterdecoration erſcheint dieſer Weg, kling, kling! Da iſt der kleine Fluß, deſſen Uferberg die Weiterfahrt zu verſperren ſcheint: in den Berg hinein! kling, kling! Da iſt der Fluß wieder, deſſen weiten Umweg wir ſpöttiſch abgekürzt, und ſo kling, kling! ſtundenlang durch das eigenthümliche Ländchen, welches dem deutſchen Kaiſerhauſe einſt ſo viel tapfre Krieger geliefert, unter ihnen meines Wiſſens den kleinen Wallonen Tilly ſelbſt, und welches vor einem halben Jahrhundert durch ſeine Waſſer und Spiele von Spaa berühmt war. Spaa iſt nicht mehr Mode, aber das Land iſt rüſtig geblieben, und hat ſich in ſeinem Lüttich eine blühende Hauptſtadt erhalten und geſteigert. Ueber eine geneigte Bergebene wird der Zug der Eiſenſtraße an der Stadt vorübergezogen, welche unter heißer Märzſonne breit da unten liegt um die Maas. Wir Norddeutſchen ſind von nichts ſo überraſcht, als von den großen Städten in dieſen Uebergangsländern, von Maſtricht über Lüttich und Trier hinauf nach den Ardennen, Vogeſen und Alpen bis Straßburg, Schlettſtadt und Colmar. Sie ſind für uns nicht richtig eingerahmt, und erſt, wenn wir ſie mit leiblichen Augen ſehen, werden wir mit Schmerzen inne, daß hier alte Wunden des deutſchen Reichs klaffen, Wunden die 1815 hätte heilen und ſchließen müſſen, und die unſerer Jugend nie aus den Augen ſchwinden dürfen. Warum gab man nicht, wenn man geben mußte, 1815 dieſe Wallonen an Frankreich, und nahm, was uns gebührte, Elſaß und Deutſchlothringen?! Das Naturliche lag ſo nahe! Zum deutſchen Unglück gehört es, daß ſich gerade zwiſchen uns und die deutſchen Flamländer dieſe franzöſiſch gearteten Wallonen gelagert haben. Wie wunderlich ſie uns anmuthen, mit ihrer hitzigen Sprache, die von weitem wie ſchlechtes Franzöſiſch klingt, wie mißtrauiſch wir hinabſehen auf eine ſo kleine Nationalgemeinſchaft, welche ſelbſtſtändig nichts beſtimmen kann in der europäiſchen Welt, dieſe Wallonen ſind doch ein ganz wichtiger Volksſtamm. Dieß ſind ſie theils durch ihre Lage zwiſchen Franzoſen und Deutſchen und halbdeutſchen Vlamingen und ſo nahe an den Holländern, welche zu Deutſchland gehören müßten, wenn unſer altes Reich ein modernes Reich geworden wäre. Und dieß ſind ſie durch ihren Charakter, welcher zäh, halsſtarrig und kühn. Sie haben die belgiſche Revolution gemacht, und ſie werden mit ihrer fanatiſchen Meinungs- und Willenskraft immer ein harter Prellſtein bleiben in ihrem Hügellande, wenn über kurz oder lang ſich was begiebt auf dieſer Wetterſcheide der Hauptvölker, welche den Continent zu beherrſchen haben.

Ich reiſe nie durch dieſes Belgien ohne einen gewiſſen Reſpekt zu empfinden für dieſe energiſche Rüſtigkeit, welche außerhalb der herkömmlichen, bloß militäriſchen Hülfsmittel einen ſcharf geſpannten und ſcharf bewegten Staat zuwege gebracht. Ebenſo vergeſſ' ich nie zu bedenken, welch' eine weiſe Faſſung vorauszuſetzen iſt in dieſem Könige, der niemals jählings hervortritt beim ſteten Kampfe dieſer innern belgiſchen Gegenſätze, ein conſtitutioneller König, wie ihn Montesquieu oder Sieyès oder Dahlmann und Gervinus nur definiren gekonnt, und wie er wahrlich unſrer ſächſiſchen Heimath Ehre macht.

Die rheiniſche Bahn, die belgiſche Oſt- und Südbahn und die franzöſiſche Nordbahn reichen einander die Hände, um den Reiſenden von Köln aus binnen ſtarken 24 Stunden nach Paris zu bringen. Das Gepäck leidet nur ein wenig unter dieſen verſchiedenartigen Händen: in Verviers durchſuchen es die Belgier, in Valenciennes die Franzoſen, in Paris die Pariſer. Des Morgens reiſt man aus Köln, iſt Nachmittags zwiſchen vier und fünf in Brüſſel, wo man Zeit hat die Mittagszeit zu verzehren, iſt Abends um zehn in Valenciennes, und des Morgens gegen acht in Paris.

So gleitet man ſchlafend über das Eiſenbahnſchlachtfeld von Fampoux. Aber auch ohne dieſe mißliche Erinnerung gefällt uns der Dienſt auf dieſer Nordbahn nicht beſonders. Er hat etwas ſteifes und bureaukratiſches, was überhaupt den Franzoſen neuerer Zeit mehr und mehr zu Kopfe zu wachſen ſcheint. Bei Licht beſehen ſind ſie am Ende nächſt den Preußen der beamtenhafteſte Staat, und die immer wiederkehrende Trockenheit und Unfruchtbarkeit ihrer Staatsverfaſſungen mag einen Hauptgrund haben in dieſer bürgerlich-ſoldatiſchen Eigenſchaft. Herr Rothſchild fuhr ſelbſt mit in jener Nacht, und ich hätte ihm mündlich verſichern können, daß unſere Wagen auf Eiſenbahnen neueren Datums in Deutſchland beſſer und bequemer ſeien als die der Nordbahn, und daß der Reiſende bei uns ungenirter ſich verhalten kann, alſo auch in dieſem Betracht beſſer daran iſt. Wagen dritter Claſſe werden zur Nachtfahrt gar nicht verwendet. Soll man ſich nicht erkälten in Wägen, die allerdings offener und ſchlechter ſind als die Wägen dritter Claſſe in Norddeutſchland? Oder ſetzt man voraus, daß die ärmern Leute des Nachts nicht zu reiſen brauchen?

Paris ſchwamm in weißen Nebeln einer warmen Märzſonne als ich ankam und nach den Boulewards eilte, nach dieſen reizendſten Hügelſtraßen der Welt. Eigentlich wollte ich nur einen Krankenbeſuch machen in Paris. Heinrich Heine, ſchon einmal todt geſagt, giebt ſich ſelbſt verloren. „Komm heute,“ hatte er mir geſchrieben, „denn morgen kannſt Du einen ſtillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers ſchreitet zwar nur allmählich vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Lebenshirn berührt und dem Spaß hienieden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen salto mortale ſtehen, und ich möchte gern mit Dir Teſtament machen.“ In dem Hôtel fand ich den jungen Poeten Alfred Meißner, deſſen Ziska hier großen Beifall gefunden, und der in glücklicher Jugend hier umherſchwimmt in den Waſſern geſchichtlicher Erinnerung. George Sand möchte er ſo gern ſehen, und ſie iſt nicht zu ſehen: ſie lebt klöſterlich abgeſondert und einſam in ihrem Hôtel der Rue de Provence, und Heine, welchem ſie ſtets ihre Thür öffnet, iſt gelähmt! Während mich Meißner zu Heine führte, erzählte er mir von Alfred de Muſſet, deſſen Porträt Stenio in der Lelia ſei, und deſſen Gedichte ihn daheim in Böhmen am genialſten angemuthet von allen Gedichten junger franzöſiſcher Poeten. Ich war ganz erſtaunt über dieß Urtheil, aber ich lege dem eine Bedeutung bei, was einem noch ſo jungfräulichen Dichter lebhaft gefallen hat. Wir haben in Deutſchland von dieſem Muſſet nie viel Aufhebens gemacht, und uns nur einmal ärgerlich beluſtigt über ſein phraſenhaftes Rheinland. Jetzt ſoll er verloren gehen, in wüſtem trunkenem Leben, für welches ihm großer Reichthum alle möglichen Mittel an die Hand giebt. Wirkliche Trunkenheit dünkt uns was ſeltenes an den Franzoſen, man verſichert mir aber dießmal, ſie ſei nicht mehr ſo gar ſelten, wenn ſie auch in unſerm rauheren Klima nationaler, und wenn auch die ſinnliche Ausſchweifung mit Weibern nationaler in Frankreich ſei. „Ich dichte am beſten, wenn ich die Feder kaum noch halten kann!“ bleibt hier wie dort eine traurige Herrlichkeit im Mund eines Dichters*). —

---

*) Jezt, ein halbes Jahr ſpäter, höre ich indeſſen, daß er doch Kraft gefunden hat, dieſer verloren gegebene Muſſet, ein beachtenswerthes Stück zu ſchreiben, welches am Theater Français aufgeführt werden ſoll.

2.

Paris, im März.

Heine war ausgegangen. Er kann alſo noch ausgehen! Am Stock und ſehr langſam, beſonders weil er nur mit Mühe ſo viel ſehen kann als nöthig iſt; ein Auge iſt ganz geſchloſſen, und das andere nur noch ein wenig geöffnet. Wir gingen wieder nach den Boulewards hinauf, wo die Frühlingsſonne alle Müßiggänger aus den kalten Steinhäuſern herausgelockt hatte. Dennoch fand ich die Menſchenmaſſe, welche in den ſieben Friedensjahren bedeutend angewachſen iſt, dem Anſchein nach nicht vergrößert, ich fand auch dem Anſchein nach nicht gar viel gebaut, die Phyſiognomie wenigſtens nicht verändert, obwohl ſich zwiſchen den himmelhohen Häuſern manches neue eingeſtellt hatte, mit der hier gebräuchlichen ebenen Façade, mit der weißgelben Farbe des Bauſteins und mit der geſchmackvollen platten Stukkatur-Verzierung, welche dem Ganzen die Aehnlichkeit giebt mit Fronten aus gelbem Zucker, fein und ſorgfältig gezackt und geſchnörkelt wie gefeilte Arbeit, oder noch feiner wirkend durch glatte Flächen und rieſige Fenſterſcheiben.

In das Innere der Stadtviertel dringend, findet man wohlbeſtätigt, daß ungemein viel geſchieht in Durchbrechung neuer Straßen, in Lüftung und praktiſcher Oeffnung für neue Canäle des Verkehrs. Die Läden auf den Boulewards haben ſich wohl noch vermehrt, ſo daß man eine halbe Stunde lang kein Haus mehr findet, deſſen Erdgeſchoß nicht in dem Glanze der verführeriſchen Schaufenſter, Spiegel und Auslagen ſchimmerte.

Hatte mich der Poet neben mir angeſteckt, deſſen friſchen Sinnen noch alles reizend vorkommt, oder hat ſich die Race der ſonſt ſo mageren und bloß graziöſen Pariſer Frauen verbeſſert? Man ſieht jetzt mehr volle Formen des Südens als ſonſt. Aber iſt denn der Winter ſo gar voller Tod geweſen? Die Weiber gehen ja alle kohlſchwarz, ſogar die luſtigen Kinder aus dem Quartier von Notre-Dame de Lorette, ſogar die Loretten! Kohlſchwarz iſt Mode, der Tod iſt Mode. Ja wohl, klingt es im rheiniſchen Accent neben uns aus dem Munde eines blondbärtigen Mannes ſchlanken Wuchſes. Es iſt Jakob Venedey. Ich bin immer erſtaunt, daß dieſer ehrliche und ſolide Deutſche zum Flüchtling verurtheilt bleiben kann. Er iſt ein ſo warmer deutſcher Patriot, er iſt nicht fanatiſch, er iſt jeder gründlichen Beweisführung zugänglich, warum ſoll er dauernd vom Vaterlande getrennt bleiben, weil er in einzelnen politiſchen Anſichten einmal in einen ſcharfen Widerſpruch gerieth mit den Herrſchenden! Wie verſchieden ſind nicht heutiges Tages dieſe Anſichten! Die entſcheidende Frage kann doch nur die ſein: ob man geſetzliche Entwicklung oder gewaltſame Aenderung will? Letztere will Venedey nicht. Was ſteht alſo im Wege? Auf legalem Wege ſeine Gedanken auszudrücken, iſt ja geſtattet, wenn auch dieſe Gedanken nicht immer willkommen ſind. Selbſt das Unwillkommene gehört ja zum nöthigen Sauerteig. Der König von Preußen hat 1840 eine Amneſtie gegeben, ſollte es nicht mit den jetzt begonnenen Reformen innig harmoniren, dieſe Amneſtie zu erneuen und zu erweitern, damit die ausgeſtoßenen Söhne in der jetzigen hoffnungsreichen und verſöhnlichen Stimmung die Heimath wieder gewinnen, äußerlich und innerlich?

Des Fragens iſt kein Ende: was man von der preußiſchen Conſtitution erwarte? Den Franzoſen macht dieſer politiſche Schritt in Berlin ganz unbeſchreiblich zu ſchaffen, und in das Fragen und Antworten miſcht ſich ſtets der Name Friedrichs des Großen, welchen die für das Ausland ſonſt ſo abſprechenden Franzoſen tief reſpectiren. Auf dem Wege von den Boulewards nach dem Palais-Royal kommt man an einem Hauſe vorüber, welches Bild und Namen des großen Friedrich führt; ein Franzoſe, welcher ſich zu uns geſellt, erzählte: das Bild ſolle jetzt neu gemalt und mit einer modernen Perſpective vervollſtändigt werden. Mit welcher Perſpective? „Ah, das wird abhängen von den nächſten Monaten in Berlin!" Wiſſen Sie wohl, unterbrach ich ihn, daß es Euch Franzoſen gar nicht beſonders erfreulich ſein würde, wenn die preußiſchen Geſtaltungen im vollen Sinne des Liberalismus gediehen, und ſomit die volle Theilnahme und Kraft Deutſchlands gewännen? — „Und warum nicht?" — Weil Ihr eitel ſeid und ſehr ungern das liberale Vorzugs- und Aſylrecht theilen möchtet mit den germaniſchen Völkern, und weil Ihr dieſen tiefen und ſicheren Weg preußiſcher Herrſchaft innerlich ungern betreten ſehen wollt, wenn Ihr auch äußerlich Beifall klatſcht! — „Nein,“ ſagte er nach kurzer Ueberlegung und indem er lächelte, „dieſe Politik iſt veraltet; ein modernes Deutſchland und wir in Allianz, und der Continent iſt unſer (à nous), und die Seemacht da drüben wird in Schranken gehalten. Sehen Sie da den kleinen Mann, der ſo raſch geht und links und rechts ſpricht — wir waren eben in den Garten des Palais-Royal getreten — der gehört halb Euch und halb uns, und der hat ſo eben in der Vorrede zu ſeinem „Bauernkrieg“ geſagt: Preußen könne Deutſchland ein Haupt geben wie es die Bauern gewollt und wie es Hutten in Sickingen erblickt, wenn es eine Conſtitution nicht bloß für die Reichen gebe und alle Talente an ſich ziehe, denn die Talente ſeien organiſirend, und nur die Mittelmäßigkeiten ſeien gefährlich.“ Es war Alexander Weill, aus dem Elſaß gebürtig, welcher in der deutſchen Journaliſtik ſeine Schriftſtellerei begann und ſich ſeit einigen Jahren der franzöſiſchen Journaliſtik zugewendet. Dieſer Bauernkrieg iſt eine Umſchreibung des bekannten Zimmermann'ſchen Werkes in kecken Zeitungsartikeln, die es mit den hiſtoriſchen Dingen nicht genau nehmen und nur die bürgerliche Idee jenes Krieges im Sinne der heutigen Auffaſſung hervorzuheben ſuchen. Ob es dabei ein wenig wüſt hergeht, den Franzoſen iſt es intereſſant und neu, daß ihre Revolution ſchon im erſten Viertel des 16. Jahrhunderts in den ſüddeutſchen Thälern geſpielt habe. Ich fürchte, die deutſche Ausgabe des Buches wird einen ſchwereren Stand haben, als die franzöſiſche.

So war der ſpäte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperſon zu ſehen.

Er iſt zu Hauſe! ſagte der Thürwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine ſo zuſammengedrückt ausſprach wie der Franzoſe den „Haß“ bezeichnet. Ich erſchrack wie vor einem garſtigen Vorzeichen, und eilte die Treppe hinauf. Da ſaß er neben einer blühenden, in geſunder Körperfülle fröhlichen Franzöſin, neben ſeiner Frau, die ihm ſeit einem Jahrzehnt treulich zur Seite ſteht. Da ſaß er an der Mittagstafel, die nicht mehr für ihn gedeckt war — wie verändert! Von einem feiſten, aus kleinen ſchalkhaften Augen Funken ſprühenden Lebemann hatte ich vor ſieben Jahren lachend Abſchied genommen, jetzt umarmte ich faſt weinend ein mageres Männchen, in deſſen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kaſtanienbraune Schimmer deſſelben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Geſicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaßt von einem grauen Bart, weil die ſchmerzlich erregten Nerven das Scheermeſſer nicht mehr ertragen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, graugeſprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Naſe war länger und ſpitzer, der anmuthige Mund war ſchmerzlich verzogen geworden. Sonſt neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als ſuche er muthwillig das ſchwache Fundament der wackligen Menſchenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltſam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwiſchen den Augenliedern kommen und ſehen könne! Armer Heine! Und doch dauerte das Klagen nur einige

Minuten! Der Geiſt iſt unberührt, das Naturell iſt unbetroffen, über die ſentimentale Thräne hinweg flogen bald wieder die luſtigen Pfeile, welche er ſo lange gegen Jahn oder Maßmann, oder ſonſt einen ſtereotypiſchen Gegenſtand des Spottes geſchnellt hat. „Es ware ja undankbar von mir,“ ſagte der Böſewicht auf meinen Vorwurf gegen ſolche Stereotypie, „es wäre ja undankbar, wenn ich dieſe armen Leute im Alter verlaſſen ſollte, nachdem ſie mir ſo lange gedient! Wer ſpräche denn noch von ihnen!“ Kurz der verſagende Körper war bald ganz Nebenſache, und Shakſpeare hat Mercutio nicht beſſer ſterben laſſen, als Heine ſich ſelber ſterben läßt. Jede Hoffnung auf Beſſerung weiſ't er lächelnd ab, er hält ſeine Tage für gezählt, und dieſe Zahl für ſehr klein. „Hatte ich nicht Frau und Papagai,“ ſagte er lächelnd, „ich würde (Gott verzeih' mir die Sünde), ich würde wie ein Römer dieſen ſchlechten bruſtgluckſenden Nächten und dieſer ganzen Miſère ein Ende machen. Aber das ſchickt ſich nicht für mich den Hausvater. Laß uns Teſtament machen, ſo lange Du hier biſt!“

Dieß geſchieht. Welch eine ſonderbare Verſchwendung von Geiſt, Spott und Zorn, von vorbauenden und ſicherſtellenden Hülfsmitteln, von Planen, Speculationen und Chimären ſteckt in den Correſpondenzen eines Auswanderers, der wie Heine ſeit ſechzehn Jahren einen geiſtreich poetiſchen Mittelpunkt für die deutſchen Wanderer gebildet hat. Wie viel intereſſante Dinge frißt da das Kaminfeuer in einer Stunde! Der leichtſinnige Heine iſt in allen Fragen über poſitive Lebensverhältniſſe von diplomatiſcher Peinlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit. Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, ſeine großen

Vorzüge hat man gern im Dunkel gelaſſen. Jetzt, da wir am Rande ſeines Grabes ſtehen, erheben ſich die klagenden Stimmen erſt, die uns verrathen, welch eine wohlthätige liebevolle Hand er gehabt für die darbenden Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wiſſen laſſen von dieſer hülfreichen Hand, und unerwartete Zeugen bringen jetzt die Kunde, daß er nicht nur Genie, ſondern auch ein gutes Herz beſeſſen habe — ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Unter den Deutſchen hier in Paris ſind nur noch wenig Widerſacher übrig, welche den nahen Tod Heine's nicht ſchmerzlich beklagen. Viele davon bleiben ihm principielle Widerſacher, und dennoch beklagen ſie aufrichtig den Verluſt eines ſolchen Geiſtes. Hier in Paris iſt dieſe Klage um ſo natürlicher, denn hier hat die Heine'ſche Begabung unſerm deutſchen Geiſt eine Achtung erworben, welche ſelbſt ein tieferer und größerer Mann unſerer claſſiſchen Litteratur unter den ſpöttiſchen und hochmüthigen Franzoſen nicht hätte erwerben können. Heine beſaß und beſitzt in dieſem Augenblick als Halbtodter noch alle die kleinen Waffen dieſer Gallier, welche ſie am meiſten fürchten, in ſeinem Köcher, und das wiſſen ſie, und davor haben ſie einen ganz redlichen, eigennützigen Reſpect. Von ſeiner belebenden Poeſie verſtehen ſie nur die Hälfte, von ſeinem Witz verſtehen ſie die ganze tödtliche Kraft. In dieſem Punkt ſind ſie ſo ſcharf witternd, daß ſie jetzt in der Revue de deux Mondes eine Ueberſetzung in Proſa, welche den Atta Troll nur ſehr unvollſtändig wiedergiebt, mit vollſtändigem Beifall geleſen haben. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegenſten Winkel deutſcher Litteratur hinein können ſie nicht verſieben, und dennoch ſpüren ſie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig was ihnen Reiz und Furcht einflößt. Die Franzoſen und manche von uns haben wohl manchmal geſagt: Heine ſei ein halb franzöſiſcher Autor; jetzt, wo man die Summe zieht, verlaugnet ſich niemand mehr, daß dieß ein Irrthum iſt, daß Heine ganz und gar in deutſcher Poeſie wurzle, halb Page, halb Lanzknecht germaniſcher Romantik, die er ſpaßhaft und närriſch behangt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenſtern der Boulevards, aus den Schaufenſtern der Journale. Ein „braver deutſcher Republikaner," der in einem Athem Heine's Genie pries und Heine's politiſche Maximen verwünſchte, ſagte geſtern Abend zu mir, und erſchrak ſelbſt über das was ſein Mund ſagte: Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine ſei deutſcher geweſen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in franzöſiſchen Maximen aufgegangen!"

Ueberlaſſen wir das der Zukunft. Mich beſchäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage: woher eine ſo ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit, die offenbar in den geheimnißvollſten Verzweigungen zwiſchen Hirn und Nerven ihren Sitz hat als eine tückiſche raſtlos weiterkriechende Lähmung. Erreicht ſie den Lebensmittelpunkt des Gehirns, ſo entſteht der Tod. Giebt es keinen deutſchen Arzt, welcher zu helfen wüßte?! Zorn und Aerger haben die Krankheit erregt durch eine Art von Schlagfluß. Nicht die hundert Kämpfe in Litteratur und Politik haben dieſem furchtbaren Fechter das mindeſte angethan; ein einziger Streich, welcher von ſeiner Familie ausgegangen, hat ihn zerſtört. Es wird dies ſeiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben. Heine war 45 Jahre alt, als ihn vor zwei Jahren dieſer Streich betraf; er hatte noch Jahrzehnde ſchöpferiſcher Thätigkeit vor ſich, und um der alltäglichſten Lappalien willen ward er von mittelmäßigen Menſchen zerſtört. Das Bunteſte und Verwirrteſte iſt darüber geſchwatzt worden, und doch iſt die Wahrheit ſo einfach. Da ſollten ſich Briefe in dem Nachlaß ſeines Oheims Salomon Heine vorgefunden haben, Briefe, durch welche der Univerſalerbe Karl Heine verletzt worden ſei. Thörichtes Gerede. Gerade dieſe beiden Männer ſind die einzigen Glieder der Familie, welchen Heinrich Heine ſonſt und jetzt die unwandelbarſte Liebe und Achtung gewidmet: von dem ehrwürdigen Oheim ſpricht er jetzt wie ſonſt mit innigſter Verehrung, und jede zweifelnde Frage nach dem jetzigen Verhalten ſeines Vetters Karl weiſ't er mit Entſchiedenheit zurück, und weiſ't ſie zurück unter dem Ausdruck herzlicher Achtung und Zuneigung. Ebenſowenig iſt aber auch auf der andern Seite wahr, daß der Dichter die Theilnahme des Millionärs in beſonders hohem Grade in Anſpruch nehme. Er braucht kein Geld mehr; die Lebensgenüſſe und bald das Leben ſind ihm verloren. Er bezieht von Karl Heine nur die Penſion, welche ihm der Oheim ausgeſetzt, und wie ich aus ſeinem eignen Munde gehört, hat er nur für eine Sache den Reichthum ſeines Vetters in Anſpruch genommen: Karl Heine hat ſich verpflichtet, nach dem Tode des Dichters an die Wittwe deſſelben die Hälfte der Penſion lebenslänglich auszuzahlen, und er hat dieſe Verpflichtung, wie Heinrich Heine ſagt, auf eine bloße Anfrage mit ſo liebevoller Zuvorkommenheit übernommen, daß der Dichter hiervon bis zu Thränen gerührt worden iſt. Da iſt nichts Unreines, nichts Uebles; das Gift aber ward gemiſcht und beigebracht vor dem Tode Salomon Heine's. Die guten Bürger und ſchlechten Muſikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben aus kläglicher trockner Scheelſucht. Wenn man von den Goldſäcken und ſonſtigen Herrlichkeiten der Familie nichts mehr wiſſen wird, dann wird man durch dieſen nun vor unſern Augen hinſterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die litteraturgeſchichtliche Mythe wird hinzuſetzen: er ſei wie Byron durch Nadelſtiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod geſtoßen worden.

Auf den Montmartre will er begraben ſein; „dieß iſt mein Quartier," ſagte er auf meine Frage. Und was wird weiter? Was denkſt Du? — „Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran bis die Aſche in die Winde zerſtreut wird." Weill ſetzte hinzu: die ganze Menſchheit iſt nur ein Menſch, in ihr geht alſo keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv, lebt jeder Einzelne fort in der Menſchheit von Adam her bis auf uns und unſre Kindeskinder. Es ſtirbt nichts was lebendig geweſen. „Wohl geſprochen, junger Maulwurf!" ſagte Heine lächelnd, „die Weltgeſchichte iſt die Lebensverſicherung derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen." —

3.

Im Mai.

Der Sonnenſchein lockte uns nach dem Louvre, wo die Bilderausſtellung kürzlich eröffnet worden iſt — der Salon, wie man früher ſagte. Jezt iſt, wie bei uns, die Bezeichnung „exposition" ebenfalls Rede. Fürchten Sie nicht eine Bilderbeſchreibung! Wenn ich auch zuweilen hineingerathe in dieſe drückende Menge von Zuſchauern aller Stände, von Bildern aller Gattungen, ich habe nicht die Kraft zehn Bilder in einem Zuge zu betrachten. Jahrelange Anſtrengungen wirken auf mich verzehrend, die Kraft der Seele und der Technik, welche der Maler ſeinem Werke eingeprägt, nimmt mich ſo in Beſchlag, daß ich nach einer Stunde ſchon meine Fähigkeit der Empfängniß erſchöpft fühle.

Es iſt noch immer nichts geſchehen, dieſen ungeheuern Raum zwiſchen Louvre und Tuilerien auszufüllen in ſeinen angedeuteten Grenzlinien. Welch eine Regierungsform, welch ein Herrſcher wird kommen müſſen, um den koloſſalen Louvre-Gedanken auszumauern! Jezt noch wie ſonſt ragen die ſchmutzigen Fronten und Winkel zudringlicher Häuſer, hölzerner

Buden, alter Tiſche mit alten Büchern in das weite Quadrat hinein zwiſchen dem fertigen Viereck des prachtvollen Louvre und dem leider ebenfalls fertigen Palaſt der „Ziegeleien," welcher von der Katharina Medicis gebauet wurde, aber mit ſeiner überladenen Dächerwelt den medicäiſchen Geſchmack nicht verräth. So eben heißt es wieder einmal in den Journalen: der Platz ſolle nun endlich wenigſtens geräumt und gleichmäßig gepflaſtert werden. Nach Verlauf von neuen ſieben Jahren wird wohl wiederum davon die Rede ſein, denn die Franzoſen ſehen mir jetzt gar nicht darnach aus, etwas gründliches im großen Styl anzufangen. Sie ſind in lauter kleinen Schritten hin und her getreten, bald nach links, bald nach rechts, ſeit dem ich ſie nicht mehr geſehen in ihrer großen Werkſtätte Paris; von einer wirklichen Schöpfung bemerke ich nichts. Da iſt eine — ſagte mein Begleiter, als wir in den eigentlichen Louvre Hof traten, in dieſen Hof ſo edlen Styls — da iſt die Reiterſtatue des Herzogs von Orleans! Sie iſt mißrathen. Das Pferd iſt mißlungen in ſeinen Verhältniſſen, und der Reiter in knapper Uniform nimmt ſich ſo dürftig aus wie ein Strich. Wenn die nöthige Fülle ſo mager geräth, dann verlangt man ungeduldig nach dem übrigens ſo verbrauchten Mantel. Einen Mantel für dieſen ſchlanken Prinzen und ein neues Pferd! Dieſer Verſuch, die arabiſche Race koloſſal zu machen, iſt geſcheitert.

Da hat ſich unten im Erdgeſchoß, wo die Sculpturen aufgeſtellt ſind, ein Bildhauer mit dem deutſchen Namen Kleſinger eine Aufgabe geſtellt, welche viel mehr Theilnahme findet, weil ſie die blanke Natur in Marmor verſinnlicht. Vor der Reiterſtatue bleibt kein Menſch mehr ſtehen, um Kleſingers nacktes Weib iſt Zudrang den ganzen Tag. Dieſe liegende Tochter Eva's, welche den Unterkörper in elaſtiſcher Formkraft vor- und den Oberkörper zurückdrängt, iſt unter dem ſchlechten Titel aufgeführt: „Weib das von einer Schlange geſtochen wird, Studie." Man hat ihr auch unten am Bein ein metallenes Schlänglein angeſchraubt, aber die Pariſer ſagen: dieß iſt nur für den Anſtand, und hier iſt nicht Tod, ſondern äußerſtes Leben; dieſe Glieder ſind nicht in Schmerz, ſondern in Wolluſt geſpannt, auf dieſem leider gar weit zurückgeworfenen Angeſicht zuckt nicht der Stich einer Schlange. Jenes „leider" iſt richtig: der obere Theil des Körpers entzieht ſich durch den zweimaligen Bruch nach rückwärts, in der Taille und im Halſe, der Beſchauung im Ganzen. Man muß ſich die einzelnen Theile zuſammenſuchen für ein Bild, als Ganzes wirkt nur der ſchöne Unterkörper und der ganze Schmelz des Bildwerkes, deſſen Marmor warm und lebendig anmuthet. Die Kühnheit und das Talent des Bildhauers unterſtützen einander zu ſchleuniger Beförderung. Der Glückliche heirathet auch die Tochter George Sands.

Oben im Salon iſt ebenfalls ein wildes, ſinnliches Thema, welches einen Malernamen aus den tauſend Namen hoch emporgehoben hat. Der Name iſt Thomas Couture, das Bild heißt: „Römer aus der Zeit des Verfalls," die römiſche Orgie kurzweg genannt von Jedermann. Ein mächtiges Bild ohne Widerrede, groß an Umfang — es enthält wohl vierzig lebensgroße Figuren — ſtark an Kraft. Der Maler hat vier Jahre darauf verwendet, und wahrſcheinlich einen dauernden Ruhm gewonnen. Der graue Morgen bricht vom offnen Himmel in die Säulenhalle, in welcher die ſchwelgeriſchen Muſen aus Mangel an Sinnendauer die Luſt beſchließen müſſen. Von Speiſe und Trank ſieht man nichts, ſinnliche Liebe aber, dem Franzoſen der ſtärkſte der Sinnenreize, hat noch hinreichende Motive vor ſich in den halb oder ganz nackten Geſtalten. Trunkenheit gewöhnlicher Art füllt hie und da die Lücken. Ein erhöhter Ruheplan — Bett oder Sitz wäre ein zu enger Ausdruck — vereinigt auf röthlich ſeidenen Decken die Hauptgruppen der Mitte. Da liegen, kauern und ſitzen frech durch einander die erſchöpften Heldinnen und Helden des Gelages; ein ſchönes Weib in geſättigter Erſchöpfung im Vordergrunde dieſes Ruheplans ruht an Bruſt und Schenkel eines ſtarken Mannes. Links oben auf dem Sockel einer Römerſtatue ſitzt hängend und mit bleierner Schläfrigkeit übergoſſen ein ſchöner Jüngling, rechts oben bietet in gemachter Stellung ein anderer ſeine Trinkſchale ſpöttiſch der Marmorſtatue des weiſen Vorfahren. Unter ihm im äußerſten Vordergrunde rechts ſtehen zwei nüchterne Philoſophen, die einzig Nüchternen, und ſehen ernſt auf das Getümmel, welches hinter dem Ruheplan in die Ferne verſchwindet, Kopf an Kopf, Gruppe an Gruppe. Sie ſtehen nicht gut, und ſind für mich neben dem Jüngling mit der Trinkſchale die Achillesferſe des Bildes, welchem ich übrigens eine große Auffaſſung und große Ausführung einräumen muß.

Ich glaube nicht, daß wir in unſerer Heimath Maler haben, welche einen ſolchen Stoff ſo ausführen könnten. Der Stoff iſt in ſeinem Herzen ſo ſinnlich, daß zur Behandlung deſſelben ein ſinnlicher Schmelz gehört, der bei uns nicht zu Hauſe iſt und wohl nur romaniſchen Völkern gehört. Die Niederländer, Rubens an der Spitze, haben wohl dergleichen in Folge des Nacheiferns, welches die Italiener in ihnen geweckt. Aber es kommt dann immer ein wäſſriges Blond und Roſenroth hinein, und eine Fleiſchesbauſchung ſtatt des Nervs, welche die innerſte Natur ſolcher Stoffe verderben. Die nackten Menſchen haben dann ihre Hemden ausgezogen, und doch ſollen ſie gar keine Hemden gehabt haben. Wir ſind wohl auf andere Bereiche der Compoſition angewieſen, in denen unſere Gedanken reichlicheren Platz finden. Dafür mehr als künſtleriſch billig Platz zu ſuchen, das mag unſere Gefahr ſein. Die Gefahr der Franzoſen, welche ſich neuerdings ſo gut auf den Effect verſtehen, iſt nicht bloß die lediglich witzige Zuſpitzung des kleinen Gedankens, nicht bloß die lediglich äußerliche Bravour, ihre Gefahr iſt, daß ſie die Schönheit nicht treffen können. Wir ſind wahrlich nicht ſtark darin, aber wir entſchädigen uns durch das Hervorſchimmern der Seelenſchöne. Die Niederländer entſchädigen ſich durch Schönheit der Farbe; die Franzoſen aber, mitten inne zwiſchen der wirklichen Schönheit des Südens und den Auskunftsmitteln des Nordens, haben neuerer Zeit in virtuoſer Technik des breiten Pinſels, in Verachtung der weichen Uebergangstöne eine grimmbärtige Männlichkeit, eine ſchwarzdunkle Charakteriſtik angeſtrebt und vielfach erreicht, welche meinem Geſchmack nach eben nur ein franzöſiſches Ideal, aber kein volles Ideal iſt. Von Paul Veroneſe zu ſprechen bei dieſer „Römiſchen Orgie" liegt ziemlich nahe, und es iſt wirklich Zug dafür vorhanden; auch iſt dieß Bild durchaus nicht à la Delacroix gemalt, alſo nicht in der ultrafranzöſiſchen Manier ſchattigſter Schatten, wüſter Farben und Umriſſe, romantiſcher Fetzenhaftigkeit, welche den Kennern hier immer noch was ſehr beſonderes iſt; aber ohne den Fehl im Leichnamartigen des Schattens iſt es doch nicht, wie ſehr auch der bleiche Morgenſchein und die Uebermächtigkeit der Schwelger zu ſchwarzgrauen Tönen berechtigt, und die eigentliche Schönheit Paul Veroneſe's hat es doch nicht, wenn ſelbſt die ſichtbaren Fehler manierirter Zeichnung im rechten Vordergrunde beſeitigt würden. Der ſonnendurchwärmte Kern des Lombarden iſt eben im regneriſchen Paris nicht zu holen. Dennoch iſt das Bild eine ſehr mächtige Erſcheinung, und der gebrochene Blick des weißen Weibes in der Mitte verläßt mich nicht mehr.

Daneben macht der eigentlich franzöſiſche Maler Horace Vernet dießmal kein Glück. Sie werden ſchon wieder zu ihm zurückkommen nach mancherlei Anarchatiereiſen. Treu bleibt man doch nur dem heimathlich Erwachſenen. Vernet malt nicht mit Tabaksſaft, und was er an Scene und Handlung erfindet, das iſt franzöſiſchen Lebens, es hat eine ächte, wenn auch keine große Welt zur Unterlage. Dieß hat Coutüre's Orgie, um die Wahrheit zu ſagen, nicht; das Bild iſt eine Abſtraction, eine Philoſophie, wie man außerhalb Deutſchlands zu ſagen pflegt. Wenn die franzöſiſchen Maler philoſophiren, ſo ſcheint mir dieß immer eine Lebensgefahr zu ſein. Auf das reale Leben verſtehen ſie ſich ſo gut, warum das verlaſſen?! Dieſe Orgie iſt denn auch keine Orgie, ſondern der Schatten derſelben; nicht ein Trank, ſondern die Hefe des Trankes; nicht eine große Handlung, oder doch Scene wie ein Bild mit ſolchen Anſprüchen ſein will, ſondern ein bloßer Zuſtand. Es iſt kein wahrer

Mittelpunkt vorhanden, ſondern es iſt eine Schilderung, welche in all ihren Punkten gleich berechtigt iſt. Dieſe höhern Anforderungen in Rechnung bringend kann man nicht ſchwanken der Kleſinger'ſchen Statue die Palme des dießjährigen Ruhmes zuzuerkennen. Dieß ſei kein geringer Ruhm! Es vergehen gar viel Jahrzehnde, ehe ein ſo vollſtändiger Sieg über den Stein errungen wird. Wäre der Unterkörper dieſes Weibes irgendwo ausgegraben worden, wir würden, glaube ich, von ihm ſchreiben wie von dem Zeugniß einer wundervollen Kunſtepoche.

Der Heimath wegen hat mich eine bronzene Statue von Hartung intereſſirt, welche für Schloß Stolzenfels beſtimmt iſt und den jungen Siegfried darſtellt. Sie iſt nicht ohne Verdienſt, aber ohne beſonderes. Die flache Bruſt und das reizloſe Antlitz verrathen nichts von der poetiſchen Eigenthümlichkeit des Helden. Wir wünſchen Genialität und finden eine gute Arbeit. Auch unter den Malern findet ſich eine große Anzahl deutſcher Namen, etwas ausgezeichnetes knüpft ſich indeſſen dieſes Jahr an keinen derſelben. Unſer Frankfurter Jakob Becker kann ausgenommen werden. Seine Heimkehr deutſcher Bauern von der Ernte iſt ein liebes Bild, welches uns mit ſeinen blonden Köpfen gar wohl thut, unter dieſen dunkelhaarigen Franzoſen. Unter neuen franzöſiſchen Namen drängt ſich der Gérome's an den Coutüre's; und zwar mit einem mittelgroßen Genrebild: ein junger Grieche und eine junge Griechin laſſen ein paar Hähne kämpfen. Sie haben gewettet, dieſe jungen Hellenen, ſagte ein Engländer neben mir, und ſie ſehen nun mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Der nackte Junge, welcher kauert, ſpornt ſogar ſeinen Hahn mit den Fingern; das großentheils nackte Mädchen lehnt in lebhafter Erwartung am Zaune. In dieſer Genre-Idee iſt durch die Nacktheit, die Nationalitat und die feine graziöſe Behandlung eine ganz eigenthümliche Vermiſchung antiken Weſens und modernen Genre's entſtanden, und dieſe Vermiſchung iſt ſo vollſtändig und erſcheint ſo reif in der tadellos ausgeführten Arbeit, in dem weißgelblichen Ton für ſüdliche Jugend, daß man ein anmuthiges claſſiſches Bild zu ſehen meint.

Von den berühmten franzöſiſchen Malern haben viele nichts ausgeſtellt. Die Ariſtokratie will ſich nicht alle Jahre ausſetzen, und Sie wiſſen außerdem, daß man mit der Jury im höchſten Grade unzufrieden iſt. Sie hat zweitauſend Bilder zugelaſſen, unter denen ſehr viel ſchlechtes und wirklich unzuläſſiges, und ſoll ebenſo viel Bilder zurückgewieſen haben, unter denen einiges ausgezeichnete, zum Beiſpiel ein Chaſſerian von großem Werthe ſein ſoll. Man dringt auf Aenderung, und wird wohl auch ändern, und es wird dann vielleicht zwei bis drei Jahre beſſer gehen. Dann wird man auf neuem Wege wieder bei dem jetzigen Punkt angelangt ſein. Das liegt in der Menſchennatur, wenn ſie wählen und richten, und Wahl und Gericht ſich nicht ergänzen ſoll durch friſch hinzukommendes Blut. Dennoch bleiben die Ausſtellungen eine gute Sache. Die dießmalige wurde mit wildem Tadelgeſchrei empfangen, und jetzt muß man ſich doch geſtehen, daß ſie manche gute Arbeit, ſogar einige ausgezeichnete Werke geboten, und jedenfalls wieder durch ermöglichte Vergleichung und abgenöthigte Urtheile neue Standpunkte gebildet und uns allen klar gemacht hat: wohin geht der Strom? Was iſt Geſchmack der Zeit? Wie ſtark iſt der Strom?

Wo iſt er tief? Wo iſt er ſeicht? Was bleibt zu loben? Was bleibt zu wünſchen? Von Ingres alſo, dieſer ſteifen Miſchung von großem Talent und modern akademiſchem Style, einer Miſchung, die uns gar ſelten erquickt, iſt nichts vorhanden; von Paul Delaroche, deſſen unermüdlich und immer maßvoll trachtendes Talent auch für uns Deutſche ſo anſprechend erſcheint, iſt nichts vorhanden. Eins ſeiner letzten und beſten Bilder, Napoleon in Fontainebleau 1814, iſt bekanntlich zu uns nach Leipzig gekommen in die Galerie des Herrn Schletter. Von A. Scheffer iſt nichts vorhanden, von Decamps ebenfalls nicht. Nur Delacroix und Vernet ſind immer auf der Breſche. Jener, mit den dicken Farben und dicken Strichen und mit all den genialen Fetzen das Ideal der Genialen, iſt von unerſchöpflicher Thätigkeit und wird nur etwa von dieſem, von Vernet, übertroffen.

Es iſt jetzt Mode, geringſchätzig von Vernet zu ſprechen, und ihn den Scribe der Maler zu nennen. Ueberhebt Euch nicht ſo weit, daß ihr am Ende das einfach Lobenswerthe überſeht! Von all eurem Theaterplunder, die ganze komödiantenhafte Herrlichkeit Victor Hugo's eingerechnet, bleibt nichts dauerndanmuthiges übrig als das artige Spiel Scribe's. Und Vernet mit ſeinem raſchen Talente wird immer ein ächter franzöſiſcher Maler bleiben. Die große Erwartung zum Beiſpiel, welche man nach dem „Poiſſy-Concil“ von Robert Fleury hegte, kann ich nicht beſtätigt finden in ſeinem Bilde der dießmaligen Ausſtellung, in dieſem „Galilei“ der vor den Prieſtern ſeine Wiſſenſchaft abſchwören ſoll und am Ende ſagt: Sie bewegt ſich doch! Wie allgemein man es lobe, und dieß geſchieht, ich kann kein beſonderes Intereſſe daran nehmen. Allerdings war ich beim erſten Anblick von ſeinem „Poiſſy-Concil“, welches im Luxembourg hängt, ebenfalls nicht ſehr erbaut, die ſchwarzen Umriſſe der Köpfe widerſtrebten mir: und es bedurfte einer guten Weile und eines weiten Zurücktretens bis ich eingeſtehen mußte: ja dieſe mächtige Ruhe in der Anhäufung ſo vieler, innerlich bewegten Menſchen, dieſe ſtarke, tief natürliche Darſtellung, dieſe ſchmuckloſe tüchtige Färbung iſt ſehr werthvoll; ja, es iſt ein ausgezeichnetes Bild! Aber vor dem „Galilei“ bin ich doch nicht zu dieſem Ausrufe gekommen, ob ich ihn auch lange betrachtet, obwohl ich auch ihm tiefe Natürlichkeit und Tüchtigkeit und ebenfalls die Macht der Ruhe zugeſtehen muß. Vielleicht würde das Bild im einſamen Zimmer günſtiger wirken, vielleicht iſt es aber doch ein mangelhafter Gegenſtand, wenigſtens ſcheint er mir dieß zu ſein in der vorzugsweiſe nur witzigen Auffaſſung, welche ihm Fleury abgewonnen hat. Ich meine natürlich „witzig“ in höchſter Bedeutung des Wortes, als eine Geiſtesäußerung, welche alles auf eine Seite, auf eine Spitze des Inhaltes drängt, und die eigentliche Fülle des Inhaltes hintanläßt. Die Malerei hat es aber doch gewiß mit der Fülle zu thun. Da ſitzen hinten an langer Tafel die hohen geiſtlichen Würdenträger, da ſtehen ſie rechts zur Seite, und vorn im Mittelgrunde ſteht vor einem Pulte mit der Erdkugel Galilei. Er hat ſeine Kunde ſchon abgeſchworen. Er iſt alt und will ſich nicht foltern laſſen. Nicht die tiefe Ueberzeugung, ſondern der Aerger des beſſerwiſſenden Gelehrten überwältigt ihn, und ſo gewiß ärgerlich und ohne alle Größe ſagt er mit ſchief gehaltenem Arme: Nein, ſie bewegt ſich doch! Das iſt gewiß tief natürlich, aber in obiger

Bedeutung nur witzig, und macht das Bild zum Genrebilde. Allerdings zu einem ſehr guten. Der henkerhafte Kriegsknecht links vorn neben dem Galilei iſt meiſterhaft hingeſtellt und ſtempelt das Ganze zum Charakterbilde. Er ſteht am Meiſten im Vordergrund, und weil er doch auch Theil an der Idee hat, ſo wird er, obwohl ein gedankenloſes Werkzeug doch faſt Hauptfigur. Dieß iſt bezeichnend für die Faſſung. Ein anderes Bild Fleury's, „Des Columbus Rückkehr aus Amerika," hat mir gar keinen Eindruck gemacht.

Vernet hat die nämliche Familie der Orleans zu Pferd geſetzt: Ludwig Philipp auf dem Schimmel in der Mitte reiten ſie aus dem Bilde heraus uns gerade entgegen. Alſo jedenfalls ein Bravourſtück der Verkürzung. Zur Rechten des Königs der verſtorbene Herzog von Orleans auf einem hitzigen Fuchſen und dieſem zur Rechten der Seemann Joinville auf einem ſchweren braunen Roſſe, gewichtige Kraft und Ruhe ausdrückend. Hinter beiden der junge Montpenſier. Zur Linken des Königs der blonde weiße Nemours, der wahrſcheinliche Regent, auf einem gar zu ariſtokratiſch gefärbten, das heißt violetten Roſſe. Unter einer Million von Pferden mag wohl auch dieſe Farbe einmal vorkommen, und beſonders in Frankreich ſucht und züchtet der Vornehme gern nach abſonderlicher Farbe. Vor ſieben Jahren z. B. waren die mäuſegrauen Kutſchpferde Mode. Aber dem Maler hat man hierbei dieß abſonderliche Gelüſt übel genommen. Uebel zu nehmen iſt meines Erachtens, daß er uns hinten keine Freiheit giebt, ſondern außer dem Herzog von Aumale links neben Nemours, und außer dem Gefolge hinter der Gruppe uns auch noch das Eiſengitter des Schloßhofes nahe auf die Augen rückt, ja ſogar noch eine Reihe praſentirender Soldaten auf die Seite ſchiebt. Luft, Luft, Freiheit! ſeufzen wir alſo mit den franzöſiſchen Kritikern, welche nicht bloß den Maler tadeln wollen, wenn ſie das Bild tadeln.

Die große Mehrzahl der Franzoſen iſt ganz zufrieden damit, daß die Familie Orleans den Thron einnimmt, und es müßte wunderliches ſich ereignen, wenn dieſe Familie nicht auf lange Zeit den Thron behaupten ſollte. Aber wirkliche Zuneigung läßt ſich den jetzigen Franzoſen ſchwer abgewinnen. Für wie populär und geliebt galt nicht der Herzog von Orleans, nachdem er ſo erſchrecklich verunglückt war! Dazu hatte das Unglück den beſten Theil beigeſteuert. Ich habe ihn 1839 im Herbſte zu Algier landen und die Marineſtraße hinauf reiten ſehen in der Fülle ſeiner Schönheit und Jugend, in der Fülle deſſen, was man jetzt Popularitat nennt, und ich bin damals erſchrocken über die vollſtandige Gleichgültigkeit, welche ihn empfing. Er ſelbſt mußte einzelnen Geſchaftsleuten zurufen, welche innerhalb der von Soldaten gebildeten Gaſſe ihrem Handel und Wandel nachgingen und ihn nicht bemerkten; er mußte ſie eigenſtimmig aufmerkſam machen, daß ein Roß und ein Reiter kamen und daß ſie aus dem Wege gehen möchten. Und wenn man jetzt beim franzöſiſchen Mittelſtande nachfragt, beim Kerne der Nationalgarde, des Juſte-Milieu, beim Partiſanen Ludwig Philipp's, kurz bei demjenigen, welcher die reifſten Früchte franzöſiſcher Revolution und Wiedergeburt genießt, ſo hört man ein billiges Bedauern über ſolches Unglück und hört den Zuſatz: für Frankreich iſt's vielleicht gut geweſen, denn ſeine Neigung war eine kriegeriſche. Andere aber in höhern Kreiſen wollen nichts zu ſagen haben, wenn von höherer

Begabung des Verſtorbenen die Rede iſt. Jedenfalls war er ein geſundes, muthiges und anmuthiges Mannesbild, deſſen Wittwe und deſſen Stamm unſer volles Intereſſe fordern.

Dieſe früh vereinſamte Wittwe in den Tuilerien, unſre Landsmännin, iſt immerdar ein Stolz für Deutſchland! In würdiger Haltung, in gutem Maße und allem Anſcheine nach in feſter Tüchtigkeit verhält ſie ſich bei ſo ſchwerer einſamer Stellung, die Gegenwart ſtill und aufmerkſam betrachtend und der Zukunft gewärtig, einer Zukunft, welche alle Kräfte einer geprüften und erfahrenen Frau in Anſpruch nehmen kann. Ihr Schwager Nemours, der mit jedem neuen Lebensjahre des Königs ein Jahr der Regentſchaft verliert, erwirbt mehr und mehr den Ruf einer gewiſſen Solidität — — einer Solidität, welche mit dem Vorwurfe des Ariſtokratismus gar wohl vereinbar iſt. Gewiſſenhaft und ſtreng zu ſein in den gegebenen Formen und Anſprüchen, iſt dieß nicht ein Zeichen, daß man auch treuer Pflichterfüllung gewärtig ſein darf? In einer vornehmen Geſellſchaft, welche mir eines Abends durch eine zufällige Empfehlung geöffnet wurde, habe ich vielerlei gehört zur Charakteriſtik des königlichen Hauſes. Man nahm weder für noch gegen Partei, und deßhalb ſchien mir die wiederkehrende Bemerkung nicht unwichtig, daß man das Wort „devot“ als charakteriſtiſch hervorhob. In jetziger Parteiſprache heißt es bei uns „fromm“, und ſo wollte man es angewendet wiſſen auf die regierende Familie ſeit dem Tode des Herzogs von Orleans. Dieſer Tod habe einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht, und man finde die Geſchwiſter regelmäßig in den Kirchen, beſonders jetzt zur Oſterzeit. In dieſem Punkte hat denn überhaupt Ruhe und Friede die herkömmliche Wirkung in Paris nicht verfehlt: Paris hat jetzt an Sonntagen ein anderes Anſehen, als vor ſieben Jahren. Damals war ein geſchloſſener Laden eine Ausnahme, jetzt iſt der geöffnete eine Ausnahme. Die extremen Richtungen ſind in allen Bereichen bewundernswerth in den Hintergrund gedrängt.

Frappantes Leben fehlt keineswegs in dieſem Porträtſtück Vernets. Der König ſieht noch immer ganz geſund aus, und ſoll es denn auch ſein. Iſt er doch ſo heiter, erzählte man mir, daß er ſeinen Enkeln zuweilen Schweizer- und Tiroler-Lieder vorſingt. Niemand zweifelt jetzt daran, daß bis zu ſeinem Tode keine weſentliche Aenderung in Frankreich eintreten werde, ja — ſo wiegen ſich die Menſchen in die Gewohnheit! — man will auch nicht mehr zweifeln, daß die Regentſchaft ohne abſonderlichen Wetterwechſel beginnen werde. Es iſt immer ſo, wenn gleichmäßige Witterung Wochen, ja Monde lang die Erde beſcheint! Man ſtellt ſich nicht vor, daß es anders werden könne und daß die ewigen Geſetze des Kreiſens immer vorhanden bleiben mit ihren ſchweren Laſten von Wolken und Stürmen. Der Krieg iſt nicht mehr möglich! ruft jetzt der Glückliche, als ob die Menſchen aufhörten, den Leidenſchaften unterthan zu ſein, den Leidenſchaften, welche die weiſeſten Berechnungen verwirren!

Mich intereſſirt am meiſten das Porträt Joinvilles, das eine ſehr mächtige ruhige Kraft aushaucht. Dieß ſollte doch eigentlich der populärſte Prinz ſein, und die Franzoſen ſagen wohl auch: „o ja!“ wenn ihr dieſe Vorausſetzung ausſpricht, aber ſie ſagen eben nur „o ja!“ weiter nichts. Er hört ein wenig ſchwer! ſetzen ſie allenfalls hinzu.

Auch eine Judith von Vernet findet wenig Gunſt. Sie iſt allerdings durch Geſchmackloſigkeit entſtellt, namentlich durch ein paar unglückliche Beine des Holofernes, welche hinter Judiths Geſtalt vom Bett herunter gleiten. Rechts ſchiebt die alte Begleiterin den Kopf des Holofernes in den Sack, links rutſchen die braunen Beine, und der übrige Leib des Ermordeten fehlt, verdeckt durch die Geſtalten der Weiber — ſolch eine faſt lächerliche Ellipſe hätte freilich einem alten Praktiker nicht begegnen ſollen auf einem Bilde, welches nur drei Figuren enthält. Bei einem figurenreichen Bilde addirt man nicht, hier aber thut man's auf der Stelle. Judith und die Alte mit zwei Fünftheil Holofernes. Außerdem iſt Vernet vom Schlachtenmalen her zu freigebig geweſen mit Blutflecken, und das giebt der ſtarkgliederigen Jüdin etwas fleiſcherartiges. Selbſt wie ihr das Schwerd aus der Hand gleitet, indem ſie zur Beſinnung kommend, ſich der ſchrecklichen That bewußt wird, ſelbſt dieß iſt hart ausgedrückt, und bei alldem iſt doch die Figur der Judith eins der lebenvollſten Bilder des Salons. Das geſundbleiche Colorit, das erſtarrende Auge, die zuckende Lippe, der von ſehnigem Fleiſch ſtrotzende Körper, das ſeidigſchimmernde, grün und weiße Gewand, die meergrüne Schärpe bilden ein meiſterhaft gewähltes Farbenganzes; mitten zwiſchen Geſchmackloſigkeiten winkt der Stempel einer meiſterhaften Malerkraft. Vernet hat eine beſondere Neigung für Judith, er folgt dem Drama immer wieder zu neuer Scene. Vielleicht führt er ſie uns nächſtens nach Bethulia zurück, und das wird beſondere Gelegenheit bieten, einen feineren Seelenzuſtand darzuſtellen. Judith hat dieſes Jahr Unglück in Frankreich: ſie iſt noch zweimal im Salon, und präſentirt unerbittlich den Holoferneskopf, als ob ſolch ein Menſchenkopf nicht mehr und nicht minder wäre als ein Filzhut.

Uebrigens wundre ich mich ſelbſt, daß ich mich gerade bei ein paar Bildern Vernets verweile, welche nicht zu ſeinen beſten gehören, während ich durch den Regen von Feuilletons über den Salon ganz durchdrungen bin von den Vorzüglichkeiten anderer Bilder. Ich gehöre nicht zu dieſem Kirchſpiel! hat bekanntlich Jemand zu ſeiner Entſchuldigung geſagt, als er von der rührenden Predigt des Pfarrers nicht gerührt wurde. Vernet drückt mir unter den dießmaligen Salonmalern immer noch das am nachdrücklichſten aus, was von franzöſiſcher Nationalweiſe uns zugänglich. Ich möchte keineswegs läugnen, daß die ſpaniſchen Schäfer und Bettler der Leleux, wie man ſich ausdrückt, „famos“ gemalt ſind, und daß ich eine zuſammengedrängte Kraft darin zu achten habe, daß die „Hunde im Walde“ von Diaz; daß die „Ceremonie in der Kirche zu Delft“ von Iſabey merkwürdige Bilder ſind, aber — ich gehöre nicht zu dem Kirchſpiel. Ein anſprechendes Leben mit größerem Sinn ſuche ich vergebens. Weiß ich doch nicht einmal mit dem großen Bild unſeres Landsmanns Rudolph Lehmann: „Sixtus der Fünfte ſegnet die pontiniſchen Sümpfe“ etwas anzufangen. Es iſt mir eine Decoration, es trifft nichts Tieferes in mir, und hat mir nur die Bedeutung einer Studie. Solche wird gewiß in Italien am beſten gemacht, aber wenn nun die That neben den offenbar viel größeren Thaten italieniſcher Meiſter ſtehen bleiben will in Stoff und Auffaſſung, was kann ſie mir dann werden? Es iſt ja mit den hiſtoriſchen Bildern wie mit den hiſtoriſchen

Dramen: die alte Convention und der alte Gedanke genügen nicht. Sie müſſen neu geboren ſein in unſerm Blute, in unſern Gedanken. Nicht das Gelernte und Nachgemachte, nur das wirklich Lebendige wirkt. Studirt alte Muſter, aber malt neue Bilder. Was die Franzoſen, die dieß ſehr gut wiſſen, und vollſtändig beherzigen, an Neuem und Lebendigem leiſten, das möchte ich auch keineswegs tadelnd betaſten, ich bekenne vielmehr, daß ihr Trachten nach kräftiger Natürlichkeit, daß ihre bereits erworbene Bravour in der Technik, in der lebensvollen Färbung, in der Ueberwindung alles kleinlich Geleckten großer Ehren werth iſt. Aber auch nachdem ich aus dem Salon in's Luxembourg hinübergeeilt bin, um die ſchöne Sammlung neuer Meiſterwerke zu betrachten, kann ich mir doch nicht verläugnen, daß ihnen die ſchöne Fülle eines großen hiſtoriſchen Bildes noch nicht geworden iſt. Ich denke hierbei keineswegs an eine Vergleichung mit uns! Wie wenig ſind wir aber auch begünſtigt bei dem Mangel an Einheit! Ich denke nur an ein Ideal, welches heut zu Tage gar nicht mehr ſo entfernt zu ſein ſcheint, heut zu Tage, wo die Gedanken ſo reichlich vorhanden, die großen Bildungen ſo lebhaft im Schwunge ſind, und wo die Technik ſo reiflich ausgebildet iſt. Dieſe Scenen von kurzem Athem, welche durch franzöſiſche Hiſtorienmalerei dargeſtellt werden, ſie ſind noch weit entfernt vom Ideale! Dieſe Scenen mit einer äußerlichen Begebenheit oder mit einer ſpitzen Leidenſchaft, ſie ſind und bleiben nur Genrebilder neben dem Begriffe wirklicher Hiſtorienmalerei. Es iſt ein ſchlechtes Wort, dies Wort Hiſtorienmalerei: die Maler überſetzen ſich's in der Regel mit Geſchichtenmalerei ſtatt mit Geſchichtsmalerei. Ich glaube wohl, auch nachdem ich noch die andern Louvreſäle durchwandert bin und die großen Anſtrengungen der Jegrès, Coignets, Deverias ꝛc. in den Fresken betrachtet, ich glaube wohl: die Auffaſſung des hiſtoriſchen Styles liegt uns naher, auch wenn ich den conventionellen Kaiſerſtyl in den mühſam koloſſalen Hohenſtaufen-Actionen ebenfalls nur als Studie anrechne: ich glaube wohl: das volle hiſtoriſche Bild kann ſich bei uns entwickeln — aber wie weit iſt noch der Weg über die Graber unſerer Landkarte! Jedenfalls find' ich jetzt nach ſieben Jahren in Paris keinen der Rede werthen Fortſchritt in dieſem Sinne, wenn auch Fortſchritt der Hülfsmittel. Die franzöſiſche Geſchichtsmalerei hat noch kaum die franzöſiſche Tragödie erreicht, und dieſe iſt bekanntlich immer nur eine ſcharfe Linie, niemals ein voller Körper hiſtoriſchen Lebens geweſen. Das eine kommt aber auch nicht ohne das andere. Ein Volk, das über der Schärfe die Fülle vergeſſen kann, muß auf hiſtoriſche Tragödie und Geſchichtsmalerei verzichten. Und hierin iſt ein wichtiger Schritt nicht abzulaugnen; die tieferen franzöſiſchen Geiſter vergeſſen nicht mehr, daß die glanzende Schärfe zu wünſchen übrig laſſe.

4.

Paris, im April.

Der junge Poet, der noch berauſcht iſt von Paris, kam heute eilig, um mich ins lateiniſche Viertel hinüber zu führen. Sie müſſen Michelet hören! „Iſt er intereſſant?“ Freilich! „Ich nehme aber kein Intereſſe an dem phantaſtiſchen Wirrwarr in ſeinen Büchern. Worüber lieſt er?“ Ueber franzöſiſche Revolution. Das heißt, dieß iſt nur der Titel; er ſpricht über alles mögliche, und mitunter auch über die franzöſiſche Revolution. Der Zudrang der Studenten iſt ungeheuer, beſonders ſeit die beiden andern Apoſtel des unabſehbaren Fortſchritts, Quinet und Mizkiewitſch, vom Katheder entfernt worden ſind durch die Regierung. Auch hier giebt's Verbote — wiewohl auch unnütze. Michelet ſchöpft daraus eins ſeiner ſtolzeſten Bilder. Es gab eine Lyra, ſagt er, mit drei Saiten. Die eine Saite war von Gold; das iſt Mizkiewitſch. Die andere war von Silber; das iſt Quinet. Die dritte iſt von Stahl; das bin ich. Jene beiden hat man zerbrochen, und man wird auch mich zerbrechen. Nein! Nein! ruft ſtürmiſch das Auditorium.

„Aber Poet,“ unterbrach ich ihn, „Ihre ſonſtige Theilnahme an dem ſlaviſchen Myſticismus und all dieſem pythiſchen Rauch der Zukunft ſcheint ja erſchüttert zu ſein? Sie ſprechen ſo gewiß objectiv, geht es ſo ſchnell?“ Man marſchirt ſchnell am Centralpunkt, o ſehen Sie, ſehen Sie; wie ſchön! Wir gingen eben über die Carrouſſelbrücke, und die Mittagsſonne ſchien prächtig auf die grüne Seine und auf die Bergeshauſen von Häuſern, die um Notre-Dame herum aus dem Waſſer ſteigen. Paris iſt hier am ſchönſten, ſowie es auf den Boulevards am intereſſanteſten iſt, dieſer ſchöne Punkt auf den Brücken iſt unverwüſtlich, auch wenn das Pariſer Wetter, der ewige Regen regiert. „Auch wenn es regnet, iſt's ſchön dahier; es riecht nirgends übel, wie in Ihrer nordiſchen Hauptſtadt, wo man zum Schutz dagegen nicht einmal rauchen darf, und die Straßen ſind immer ſauber — „„Poet! Lutetia Pariſiorum!““ — „'s iſt eine Verläumdung mit dem Schmutz, eine althiſtoriſche!“ — „„Glücklicher Poet! Dieſe engen Hügelgaſſen in's Eingeweide des lateiniſchen Viertels hinauf, dieſer ſchmale ſteile Weg nach dem Pantheonberge hinauf iſt nur an großen Feiertagen des Jahres leidlich trocken, und Sue konnte getroſt ſeine feuchteſten, verfaulteſten Geheimniſſe hierher verlegen, und heut finden wir wirklich zur Beſtätigung Ihres Paradoxons ſolch einen Frühlings-Feiertag!““ „Aber was iſt das? Die Thür iſt geſchloſſen?“

Die Thüre, welche zu Michelets Auditorium führt, war wirklich verſchloſſen. Die Regierung hat geſchloſſen! Die Regierung! rief man aus dem Häuflein, welches ſich anſammelte. Auch die dritte Saite, die Saite von Stahl iſt zerbrochen! Man drang zum Concierge, und als dieſer ausſagte: Herr Michelet ſelbſt habe angezeigt, daß er jetzt nicht leſen werde! und als er hinzuſetzte: dieß ſei ja ganz natürlich, weil das Oſterfeſt nahe und Oſterferien einträten, da glaubte man's nicht, und ſchrie wiederum: „Le gouvernement!“ Nicht doch, riefen andere, das hätten wir ja durch den National erfahren!

Man iſt dabei immer ſicher durch die Preßfreiheit, und deßhalb gingen denn auch hier die jungen Leute ohne weiteres auseinander. Damit ich aber doch nicht umſonſt hier herauf geſtiegen war, ſchilderte mir der Poet auf dem Rückwege nach der Seine wie es bei dieſen Vorleſungen herzugehen pflege: „Es iſt ein amphitheatraliſcher Saal, und der iſt gepfropft voll, und es herrſcht ein beträchtlicher Lärm. Man hält Reden, man lieſ't patriotiſche Gedichte vor oder Aufſätze, man ſingt die Marſeillaiſe. Endlich kommt der Herr Profeſſor Michelet. Denken Sie ja nicht an einen deutſchen Profeſſor! Michelet iſt ein kleiner alter Herr, äußerſt elegant gekleidet, mit weißen Glacehandſchuhen.“ Und ich ſollte nicht an einen deutſchen Profeſſor denken, wozu die Warnung! „Er wird rauſchend empfangen mit Händeklatſchen und Jubel-Zuruf; er ſetzt ſich auf den kleinen Katheder. Nur ein ſchmales Blättchen Papier hat er in der Hand, und dieß ſieht er nicht an, ſondern er faltet es bloß mit den Fingern, wie unſer äſthetiſcher Correſpondent Seuffert immer ein ſeidenes Bändchen zur Beſchäftigung ſeiner Finger braucht. Er denkt nach.“ Wer? „Michelet. Es wird ganz ſtill, es ſpannt ſich die Erwartung. Er bewegt die Lippen; er ſpricht leiſe; ſein ganzer Vortrag bleibt leiſe. Eine Stunde vor Sonnenaufgang, ſagt er, bin ich heute aufgeſtanden, und ich habe zuerſt an Sie gedacht,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02169/029

habe daran gedacht, wovon ich Ihnen ſprechen wollte. Von der Armuth will ich Ihnen ſprechen! (Bravo!) Ich ſehe einen Mann über die Straße gehen, das iſt ein braver Mann. Er wird von einem Armen angeſprochen, und er giebt dem Armen all ſein Geld. Einem zweiten Armen giebt er ſeinen Mantel; einem dritten giebt er ein Buch, das er am Herzen getragen. Welches Buch iſt es? Die Bibel. Und was geſchieht? Ein Heiligenſchein verbreitet ſich um den braven Mann, und der Arme erkennt, daß der Heiland bei ihm geſtanden. Der Heiland wandelt immer noch auf Erden zum Troſt der Armen, und das Evangelium wird aufs Neue verkündigt.“ (Rauſchender Beifall.) Aber, unterbrach ich ſchüchtern meinen Poeten, in welcher Gegend der franzöſiſchen Revolution begiebt ſich das? Iſt er beim Convent —? „O, ſo irdiſch geſchichtlich treibt er das nicht. Sie kennen ja ſeine Bücher.“ Dieſe geiſtvolle Faſelei, in der alles durcheinander läuft, wie auf dem Boulevard alle Gattungen von Menſchen durcheinander laufen! „Er iſt ein Seher. Selten, äußerſt ſelten kommt etwas Factiſches vor aus der franzöſiſchen Revolution, es kommt nur vor als Veranlaſſung zu neuen politiſch-hiſtoriſchen Ergüſſen.“

Als wir wieder am rechten Ufer waren, ſtiegen wir in den Omnibus, der uns für 6 Sous und vermittelſt ſeiner Correſpondenz mit andern Linien nach dem Père Lachaiſe hinausfuhr, eine halbe Meile Weges. Ich hatte Börne's Grab noch nicht geſehen, und der Poet wollte mir's zeigen und wollte einen Immortellenkranz auf das Grab legen. Aber das Schickſal wollte, daß wir die Gelegenheit einen ſolchen Kranz zu kaufen verſchwatzten, und der Poet war ganz unglücklich, mit leeren Händen anzukommen.

„Stehlen wir einen von dieſem obſcuren Herrn Dubois oder dieſem Herrn Meunier, welchen nur Geldreichthum ein prachvolles Grabmal verſchafft! „„Nimmermehr. Das wäre ein Frevel an den Todten."" — „Achten Sie das perſönliche Eigenthum ſo über das Grab hinaus, dann iſt Ihr Communismus ein ſehr friedlicher. Ohne perſönliche Unterſcheidung keine Poeſie, nicht wahr?" „„Ach, da ſind friſche Immortellen, es ſind ſchon deutſche Freunde dageweſen!""

Der Grabſtein mit einer ſchwarzen Büſte Börne's und mit ſchwarzen Basreliefs machte mir einen traurigen Eindruck. Der Geſchmack iſt dafür ausgeblieben: Die Basreliefs ſind ganz und gar unglücklich gerathen, und das Bruſtbild, wie ſchwarz gewichst ausſehend, macht in ſeiner Magerkeit durchaus nicht den geiſtvollen feinen Eindruck wie die Lithographie nach Moriz Oppenheim. Ein moderner Mann wie Börne paßte in keiner Weiſe zu antikiſirender Form. Nicht von der claſſiſchen Zeit, ſondern von der Bibel iſt ſein Styl abzuleiten. Das Wort allein war ſeine Welt, nicht die Erſcheinung, nicht die Geſtalt, nicht die zuſammengeſetzte Mannichfaltigkeit, nicht die unberechenbare Welt des Poeten. Sein klares Wort, welches einen ſeiner ſchärfſten Gedanken ausdrückte, mußte auf dieſen Grabſtein geſchrieben werden. Dann entſtand ein harmoniſcher Eindruck, wenn der Deutſche in dankbarer Erinnerung an dieſen ſchriftſtelleriſchen Kriegsmann hier heraufſtieg auf den Kalkberg, welcher die Leiber verzehrt und welcher hinabſieht in den Augen der Beſucher auf die ſo oft ſprudelnde und ſchäumende Hauptſtadt Frankreichs. Wie kurz iſt das Gedächtniß der Politik neben dem Gedächtniß der Poeſie! Da unten wo weißer Nebelhauch eine Meile weit ſchwimmt über der großen Stadt, über der Stadt, welche an den Orient erinnert mit ihren Kuppeln des Pantheons, des Val de Grace und ihren tauſend Schornſtein-Minarets und in dieſer heißen, noch kein Land antreffenden Marzbeleuchtung, da unten herrſcht ſeit ſieben Jahren in unerſchütterlicher Macht derſelbe Guizot, welchem Börne vor fünfzehn Jahren als einem pedantiſchen, unfruchtbaren Profeſſor jede Befähigung abſprach, die Franzoſen zu regieren. Da unten ſind all die Stürme zu Bett gegangen, welche damals dem erregten Schriftſteller und uns mit ihm nur ein Anfang der Wehen zu ſein ſchienen, aus denen ein gründlich neues Europa geboren werden ſollte!

5.

Paris im April.

Ein Sturm im Waſſerglaſe ſchien augenblicklich im Anzug zu ſein: Herr Düvergier de Hauranne fand Theilnahme mit einem kleinen Vorſchlag zur Wahlreform. Traut Frankreich nicht, wie ſtill es zu ruhen ſcheint! ſagte man mir, und ich fuhr unverweilt vom Kirchhof nach der Gegend der Madelaine, um einen miniſteriellen Deputirten zu beſuchen und mir ein Billet zu erbitten für die Nachmittagsſitzung der Deputirten. Es war angekündigt, daß Guizot ſprechen würde gegen dieſen kleinen Reformplan, und vor ſieben Jahren war derſelbe Guizot, deſſen Rede jetzt zauberartig die Kammer beherrſcht, im tiefſten Schatten. Er ſprach damals äußerſt ſelten, und man hörte ihn nur mit jener Achtung, welche nichts zu ſchaffen hat mit wirklicher Aufmerkſamkeit. Ein hoffnungsloſer, puritaniſcher Politiker! dachte man, der mit ſeinem Genfer Styl keine belebende Macht ausüben kann auf die Franzoſen, der in ſeiner kalten Ernſthaftigkeit dem König ebenſo unangenehm iſt wie der Oppoſition, der nirgends eine Ausſicht hat und bald wieder genöthigt ſein wird, Bücher zu ſchreiben. Es war auch wirklich um ſeine Perſon herum etwas ſo erkältend einſames, daß er mir damals mitten in der Kammer allein und verlaſſen vorkam. Er ſaß vorn nahe an der Miniſterbank und der Rednerbühne, und ſprach ſelten mit Jemand, und ſelten ſprach Jemand mit ihm. Die nur mittelgroße Figur ziemlich altmodiſch gekleidet und mit einem langen, ebenfalls altmodiſchen Geſicht blickte ſo gewiß gläſern drein aus kalten Augen, und ſchien ſelbſt ſo wenig Antheil zu nehmen, daß ich ihn in Verdacht hatte: er ſchriebe ein Geſchichtswerk in der Kammer. Denn dieß thun die politiſchen Männer immer, wenn es nichts zu regieren giebt. Sobald man nicht wirklicher Miniſter ſein kann, ſpielt man hiſtoriſchen Viceherrgott, und beweiſ't, daß die Vergangenheit gerade ſo hat kommen müſſen, wie ſie gekommen iſt, und daß die Zukunft ſich gerade ſo geſtalten wird, wie unſer Programm ſie geſtaltet ſehen will. Er ſchrieb indeſſen auch ſelten; er hatte etwas Müßiges und Starrendes. Es herrſchte damals ein gemiſchtes, ausdruckloſes Miniſterium, Guizot mochte ſich langweilen, ſoweit ſich ein Denker, welcher keine Unterhaltung braucht, langweilen kann. Die franzöſiſche Politik war damals faſt ſo unintereſſant wie jetzt; aber ich war im Februar 1840 kaum über den Rhein zurück, da kam Thiers ans Ruder und ließ trommeln, und es begann die declamatoriſche Rheincampagne, in welcher, ſtatt Blutes, Ströme von Verſen floſſen, und welche wirklich mit Verſen ausgefochten wurde zu unſerm Heile. In jenem Frühjahr wurde Guizot als Geſandter nach London geſchickt, und ich finde jetzt einen Brief von Heine vor, welcher damals ſchon die Wichtigkeit des Momentes ganz richtig ankündigte. Man glaube nicht, ſchrieb Heine damals, „daß der König den Guizot gern nach London ſchickt an die Stelle ſeines geliebten Sebaſtiani. Im Gegentheil: er will ihm nur Gelegenheit geben, ſich zu ruiniren. Daß Thiers ihm nicht einen Triumphzug bereiten will, brauche ich wohl nicht erſt zu verſichern. Wenn alſo Guizot als ſolch ein Urias-Botſchafter nicht zappelt und ſich dadurch verpflichtet, ſo iſt er ein Staatsmann erſten Ranges und wird bei ſeiner Rückkehr der Krone und dem Miniſterpräſidenten ſeine Bedingungen vorſchreiben. Herbe Bedingungen, denn er iſt ein herber Charakter." Und ſo geſchah es.

Zufällig ſtieg ich jetzt auf dem Boulevard aus dem Omnibus, um etwas zu kaufen, und kam ſolchergeſtalt zu Fuß an dem Eckhauſe vorüber, welches offizielle Wohnung iſt für den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Es hat dieß Haus ein wüſtes, unbewohntes Anſehen, und während ich mich wunderte, daß es noch immer ſo unbehaglich ausſehe, dieß Haus der feinſten Diplomatie, da rollte ein Wagen langſam aus dem Hofthor, eine jener unpartheiiſchen Staatskutſchen, die keine Eleganz brauchen, weil ſie einen Charakter haben, ein Wagen ganz wie die Theaterkutſche in Berlin, welche unſere erſten Liebhaberinnen, unſere Anſtandsdamen und komiſchen Mütter zur Probe fährt, und in dieſem Wagen wurde das Fenſter niedergelaſſen, und im Rahmen dieſes Fenſters erſchien im blendenden Schimmer der Sonne derſelbe längliche Kopf mit großem Geſicht und kalten Augen, den ich vor ſieben Jahren in der Deputirtenkammer geſehen. Guizot ſelbſt. Die breiten Züge waren noch tiefer eingegraben jetzt, das Alter war ſichtbarer — ich war einen Augenblick lang nur zwei Schritte von ihm entfernt — aber das blaſſe Antlitz war doch geſpannter und belebter als damals. Wahrſcheinlich fuhr er zur Berathung mit ſeinen Collegen: ob man den Sturm im Waſſerglas auch heute noch unbeſchworen laſſen, oder ob er wirklich ſchon heute ſprechen ſolle wegen des bekannten franzöſiſchen Stückes „Kleine Urſachen, große Wirkungen.“ Man kann hier nie dafür ſtehen, ob die kleinſte Flocke loſen Maſſen begegnen und eine Lawine werden könne.

Dieß ſchien auch die Anſicht des miniſteriellen Deputirten zu ſein, welchen ich dabeim fand. Er gehört zu den ſogenannten conſervativen Progreſſiſten, und wiederholte öfters, daß etwas geſchehen müſſe. Guizot werde übrigens wohl heute noch nicht ſprechen, ſondern erſt morgen. Die Sache rege doch mehr auf als man gedacht, und, wie geſagt, es müſſe etwas geſchehen. Billets für heute ſeien nicht mehr vorhanden, für morgen ſolle mir eins zugeſchickt werden.

Welch eine ſchmerzliche Vergleichung drängte ſich mir auf beim Anblick dieſes wohlgenährten Deputirten, der — einige dreißig Jahre alt — jetzt ſchon ein Secretär der franzöſiſchen Kammer und von Guizot auserwählt und bereits vorgeſchlagen iſt zu einem Miniſterportefeuille! Vor ſieben Jahren war er was man bei uns einen Auscultator oder Referendarius nennt. Von der deutſchen Seite her hatte er in Heidelberg ſtudirt, und war mit meinem Schwager befreundet worden. Gleichmäßig ausgerüſtet mit Kenntniſſen und Fähigkeiten verließen ſie gleichzeitig die Univerſität. Der eine geht nach Oſten in ſeinen kleinen deutſchen Heimathſtaat, und arbeitet und trachtet unermüdlich, um es endlich zu einer beſcheidenen Advocatenſtellung zu bringen. Er erwirbt ſich die umfaſſendſte, tüchtigſte Bildung, aber die kleinen Verhältniſſe der Heimath bieten kaum eine größere Laufbahn, und er muß für die unſcheinbare Stellung ſo viel arbeiten, daß die Geſundheit vernachläſſigt, ja ein frühzeitiger Tod eingetauſcht wird. Mit dieſer traurigen Nachricht komme ich jetzt zum andern, zum einſtigen Univerſitätsfreunde. Dieſer hat in ſeiner Heimath den großen mächtigen Staat gefunden, welcher für jede Tüchtigkeit die Laufbahn offen erhält bis an die Stufen des Thrones. Er findet einen Vater, welcher Deputirter iſt „mit gemäßigten Grundſätzen“ — des opinions modérées, wie man zu ſagen pflegt — er geht ruhigen ſichern Schrittes den offenen Weg, und iſt bereits nahe am Ziele, am Ziele der erreichbar größten Macht in Europa, und als ich ihm das Schickſal des Freundes erzähle, beklagt er es und ſagt ſehr einfach: Ja, ihr ſeid wohl im Nachtheil mit Eurer Lebenslaufbahn in Euren ſo ſehr zerſplitterten Landeskräften, die auch im glücklichſten Fall eine ſo kleine Macht und ſo geringes Einkommen bieten. Pauvre Arthur!

6.

Paris, 25. März.

Das Journal meines Hôtels iſt die „Preſſe.“ Vor ſieben Jahren war der Siecle das erſte wohlfeile Blatt, und man fand ihn in all ſolchen Häuſern, welche dem Fremden Wohnung, Bedienung und Frühſtück für einen nicht eben hohen Preis ſtellen. Paris iſt allerdings auch etwas theurer geworden, aber verhältnißmaßig doch nicht in dem Grade wie Wien und Berlin. Jedenfalls bietet es durch ſeine verſchiedenartigen Viertel mehr Gelegenheit für den Reiſenden, ſich nach ſeiner Decke zu ſtrecken, als dieß in unſern Hauptſtädten der Fall iſt, und nach meiner Erfahrung iſt Wien gewiß, vielleicht auch Berlin, jetzt theurer für denjenigen, welcher zu Wien in der innern Stadt, zu Berlin in der Friedrichsſtadt wohnen und nicht auf abſonderliche Einſchränkungen und Sparmittel bedacht ſein will. Darf man wirklich von den hohen Preisſätzen auf einen allgemein geſteigerten Wohlſtand ſchließen, ſo ſind wir daheim in letzter Zeit wohlhabender geworden als die Franzoſen.

Dieß mein Morgenjournal, die „Preſſe," welches durch Girardins Handelskünſte große Verbreitung hat, iſt recht langweilig, und wären ihm nicht jetzt während der „Expoſition" Theophile Gautiers gutgeſchriebenen Kritiken über den Salon zu Hülfe gekommen, ich hätte auf eine Reform meines journaliſtiſchen Frühſtücks angetragen. Für dieſen feindſeligen Gedanken rächte es ſich heute: es brachte die Rede Guizots gegen die Wahlreform. Er hatte alſo doch geſprochen, und damit war der kleine Reformverſuch beſeitigt. Was geſtern noch wie etwas ausſah, was doch die Möglichkeit einer kleinen Lawine in ſich trug, das war heute nichts mehr, das war heute in alle Winde zerſtreut. Der Meiſter und Herr der Kammer hatte Nein geſagt, und dieß war hinreichend. Auch für die Progreſſiſten unter den Conſervativen, welche Guizot hierbei im Vorübergehen ziemlich unſanft anredete, auch für dieſe war es und wieder auf unbeſtimmte Zeit vertagt, „daß etwas geſchehen müſſe." Hiermit war für mich ebenfalls angekündigt, daß ich mich bei meinem dießmaligen Aufenthalt gar nicht in die Kammer zu bemühen hatte. Denn nach ſolch einem abgeſchlagenen Scharmützel folgt immer monatelange Waffenruhe. Man will jetzt keine Politik.

Unſere Landsleute, welche aus Paris Bericht erſtatten für deutſche Zeitungen, hatten mir dieß vorausgeſagt, und verſicherten mir jetzt von neuem, daß Guizots Macht des Anſehens und der Rede unwiderſtehlich ſei für die Kammer. Ich glaube nicht ſowohl an die Macht Guizots als an die Unmacht des politiſchen Intereſſes, welche jetzt über die Franzoſen gekommen iſt. Ein ſiebenjähriger Erfolg Guizots iſt freilich eine Zaubermacht. Sonſt ſprach man von

Glück, heute, wo alles errungen werden muß, ſpricht man von Erfolg. Erfolg, Succeß iſt heutiges Tags die anerkannte Weihe. Die vollbrachte Thatſache, das „Fait accompli" iſt der moderne Stempel, ein Zeichen, daß ſich Niemand auf ſeine Grundſätze verlaſſen zu können meint, und daß man Gott ſucht und fürchtet in einer Weiſe, welche man ſonſt türkiſchen Fatalismus genannt hatte. „Darum iſt dieſer Guizot unſer Todfeind und Frankreichs Unglück!" rief mir ein republikaniſcher Schriftſteller zu; „denn er iſt Calviniſt!" Ihnen wäre ein katholiſcher Conſervator lieber? „Auch ein lutheriſcher. Die Prädeſtinationslehre ſitzt ihm im Herzen und giebt ihm die kalten eiſernen Worte, vor welchen ſich dieſe ſchwächliche Kammer fürchtet. Wo iſt es erhört worden, daß eine Beredſamkeit nüchterner Logik die Franzoſen bezwingt! Wo ſoll es hinaus mit dieſer phantaſieloſen, tief unfruchtbaren Trockenheit, mit dieſem Calvinismus des Staatslebens?! Wir bleiben zurück in allen Dingen, und im geprieſenen Frieden ringt ſich nicht eine einzige größere Maßregel, nicht eine einzige, welche ſpeculativen Kern, welche Schwung und Zukunft hätte, aus dieſen öden Köpfen, durch dieſe von Gedanken verlaſſene Kammer hindurch!"

Deutſche Correſpondenten ſchüttelten dazu den Kopf. Eine große Anzahl von ihnen hegt einen tiefen Reſpect für Guizot. Vielleicht weil er in der ſtrengen Genfer Schule und in dem kahl-einfachen, tiefregelmäßigen Weſen an deutſche Züge erinnert, welche ſich ſeit den Religionskriegen in charaktervollen Gelehrten unter uns ausgebildet und ausgeprägt. Kurz, die Majorität derer, welche außer dem Franzoſen bei mir eingetreten waren an dieſem Morgen, nahm Guizot in Schutz. Auffallend iſt mir die Veränderung, welche ſeit ſieben Jahren mit den deutſchen Correſpondenten hier vorgegangen iſt. Damals war alles noch mehr in Wallung, denn die dreißiger Jahre gingen eben erſt zu Ende, damals waren die extremen Meinungen noch durchweg die herrſchenden, und die ſpeculirende Phantaſie kreiſte noch ungezügelt in dem Cirkel von Revolutionen, Kriegen, Eroberungen. Wie iſt das alles ruhig, wenigſtens anders geworden! Die extremen Meinungen ſind aufs ſocialiſtiſche Feld gerathen, und ihr Loſungswort iſt nicht mehr das Schwert, ſondern die Spindel, nicht mehr der Krieg, ſondern die Organiſation. Die beſſern haben ſich eine faſt religioſe Stimmung angeeignet für ihre Plane, und gemahnen gern an den Verfall Roms — jetzt weiſen ſie denn auch nach Couture's Orgie hinauf — und an die neue Glaubenslehre für die Armen, welche einſt wie jetzt verhöhnt und verfolgt worden ſei. Demgemaß iſt die ſonſtige Vorliebe für die Conventperiode der Revolution faſt ſpurlos verſchwunden. Wie Danton, Robespierre, Marat einſt von den extremen Parteien geprieſen wurden, ſo werden ſie jetzt angeklagt, die Revolution verdorben zu haben. Dieſer Umſchwung iſt tief und bedeutungsvoll, und er entwickelt ſich langſam und ſicher in der jetzigen thatloſen Ruhe Frankreichs. Der nächſte Hahnenruf wird ein ſehr verändertes Geſchlecht, ſehr veränderte Fahneninſchriften finden. Ich denke indeſſen auch, aus der neuen Schule werden Franzoſen hervorgehen mit den Neigungen und Leidenſchaften, welche ſie ſeit Caſar zu galliſchen Franzoſen gemacht haben, und ich denke: wir werden dieß daheim nicht vergeſſen und raſtlos arbeiten, daß wir etwas Ganzes und Tüchtiges ſind, wenn das calviniſtiſche Regiment abgelöst wird von einer unberechenbaren Regentſchaft. Vergeſſen wir auch ja nicht, daß man ein ungeheures Kriegsmaterial vorbereitet hat in Frankreich hinter dieſen verſchwiegenen Forts, welche ſo behende aus der Erde gewachſen ſind. Und der Wind ſpringt um über Nacht und die Wolken ſind da und der Sturm erhebt ſich, man weiß nicht von wannen.

Wir können getroſt ſein, beſonders da wir noch ſo viel zu gewinnen haben. Und auf unſere Zeitungsbotſchafter können wir uns verlaſſen. Was ich von ihnen gelernt, das ſind lauter ehrliche ſolide Leute, die uns der Wahrheit gemäß berichten. Die Leidenſchaft für Parteimeinungen herrſcht nicht mehr. Dieſer Kreis von Deutſchen, welchen man täglich in den Leſecabinetten findet, iſt brav und tüchtig und eine angenehme liebenswürdige Colonie für den Deutſchen, der in der Fremde die Heimath vermißt. Auch die unbedachte Gallomanie, die Franzöſelei, iſt verſchwunden. Die ſich damals hineingeſtürzt in Ermangelung eines heimathlichen Kerns und Charakters, ſind untergegangen im fremden Waſſer. Die eine tiefer begründete Vorliebe gehegt für franzöſiſche Vorzüge, ſind allmählich Eklektiker geworden, welche unſern heimathlichen Richtungen doch immerdar mit offnem Auge und liebevollem Herzen folgen. So beſonders Heinrich Seuffert aus Würzburg, welcher ſich durch ein feines äſthetiſches Urtheil auszeichnet und durch unbeſtechlichen Sinn für wahre Eigenthümlichkeit. Nächſt ihm erhält ſich Duesberg einen durch lange Erfahrung geübten Geſchmack, und ſogar ein philoſophirender Aeſthetiker, Bamberg, bewahrt ſich wie grüngeſchlagenes Eichenholz im Waſſer die Hegel'ſchen Kategorien unter den hieſigen Strömungen, zwei ſo verſchiedene Größen wie deutſche Muſik und Hebbel'ſche Dramen den Franzoſen gleichmäßig anpreiſend in der Revue Nouvelle, einem neuern Organ der Guizot'ſchen Richtung. Unter den politiſchen Correſpondenten nimmt Carpeles eine beſondere Stellung ein durch völlige Neutralität: er mißt und wägt wie ein politiſcher Techniker Form und Umfang, und ein raſcher ſcharfer Verſtand befähigt ihn dazu vortrefflich, eine unbefangene leidenſchaftsloſe Gemüthsart, ein eiſerner Fleiß unterſtützen ihn zu ſolchem Amte. Iſt doch das Correſpondiren, lange Zeit eine Gelegenheitsarbeit, jetzt überall ein vollſtändiges Amt geworden. In Berlin, Wien, Leipzig, Frankfurt, Hamburg, Breslau, München, Dresden, Köln, Königsberg iſt es ſeit ſieben Jahren ſtrauchartig breit in die Blätter gegangen, um ſo breiter je zahlreicher die Motive geworden ſind. In Paris ſind allmählich die untern Zweige abgefallen, und die Correſpondenz iſt ein ſchlankes Bäumchen geworden mit einer kleinen Anzahl von Aeſten. Wir brauchen glücklicherweiſe nicht mehr ſo viel Laubwerk und Reiſig aus fremden Ländern. Mit freier Preſſe werden auch daheim unſere Bedürfniſſe einfacher, aber freilich um ſo ſtrenger werden. Was ſich alſo jetzt in Paris noch vorfindet von dieſen Amtienten, das hat ſeine Kriegsprobe beſtanden, und es hat für mich immer etwas erquickendes, unter dieſen fahrenden Rittern des modernen Schwertes Leuten wie Venedey zu begegnen, welche nach fünfzehnjährigem Exil den vaterländiſchen Standpunkt immer noch von ganzem Herzen feſthalten. Was fällt denn nicht alles von uns ab! Der Genoſſe, ja der Freund, ja die Geliebte! Nur die Mutter nicht. Sie liebt uns um jeden Preis, wenn wir nicht ſchlecht, wenn wir nicht dumm ſind. Die leibliche Mutter ſtirbt; aber das Vaterland erſetzt ſie. Vaterlandsliebe zu hegen iſt das Dankbarſte auf Erden. Glücklich diejenigen, welchen der einfache Sinn dieſe Liebe lebendig erhält: es liegt darin ein Beweis, daß ſie ein geſundes Naturell, eine feſte Kraft des Herzens, alſo auch einen ſichern Troſt haben. Iſt ihnen obenein Talent beſcheert, ſo können ſie großer Wirkung ſicher ſein. Ihre Geburten gehören jedenfalls einer großen Familie, welche die Schwächen zu verzeihen, die Vorzüge nicht nur zu achten, ſondern auch zu lieben weiß.

Die deutſche Burſchenſchaft, ſo vielfach verkannt und verfolgt, vielleicht auch in einzelnen Richtungen ausgeartet, iſt doch ein unverſiegbarer Brunnen für deutſche Vaterlandsliebe geworden! Hier mitten im behaglichen Paris, welches wir damals ſo fanatiſch Babylon ſchalten, kamen unſere Geſpräche ſo oft auf jenen Quell des nationalen Lebens, auf dieſe ſchwarz-roth-golden ungeſaumte Verkörperung unſerer Ideale zurück, und für alle Gedanken, für alle Perſonen, welche die ſchwere Vorbereitungszeit bis zum Jahr 40 belebt haben, für alle zeigte ſich immer unſer Burſchenthum als Ausgangspunkt. Geſchichtsſchreiber mögen dieß ja nicht vergeſſen! Glaube man nur nicht, daß die Idee eines einigen Deutſchland ſo natürlich und reif geweſen ſei, als ſie jetzt glücklicherweiſe erſcheint. Die Kriege um den ſogenannten Himmel, die Kämpfe um ein halbes Hundert provinzieller Unabhängigkeiten und die furchtbar theilenden Franzoſenkriege hatten den Begriff Deutſchland wirklich aufgelöſ't. Es that eine breite und tiefe Hülfe noth. Hat man ſich wohl jemals klar gemacht, wie dieſe

Hülfe entſtanden iſt? Seit einem Vierteljahrhundert ſind alljährlich trotz Verbot und theilweiſer Verfolgung, ja zum Theil wegen Verbots und Verfolgung tauſend junge Leute in alle Landſchaften heimgekehrt von den Univerſitäten, und alljährlich waren dieſe tauſend jungen Leute des Gedankens voll, Deutſchland müſſe einig und durch Einigkeit ein eng föderirtes Ganze werden. Dieſer Gedanke war ihr weltliches Evangelium, für welches ſie warben und predigten. Laſſet nur jeden drei Anhänger gewinnen, die ihre neuen Kreiſe bilden, gebet nur der Hälfte von dieſem jährlichen Tauſend je eine Familie, die in demſelben Gedanken aufwächſt und ſich verzweigt, zählt nur annähernd die von Jahr zu Jahr ſteigende Progreſſion und fragt dann noch verwundert: wie hat im Jahr 40 dieſer brauſende Einklang für Deutſchland entſtehen können? Wie hat dieſer abſtrakte Begriff von Deutſchland neuerdings in hundert Symptomen Fleiſch und Blut zeigen können? Was man ſeltſamerweiſe eine Verſchwörung genannt, iſt im reinen Geiſte der Jugend eine Erziehung geworden. Parteienhafte Ausbrüche hat man niederhalten können, aber den eigentlichen Glaubensartikel hat man nicht ausrotten können, denn dieſer war größer als irgend ein Gedanke deutſcher Politik ſeit Jahrhunderten. So konnte und mußte denn eine unerwartete Entfaltung eintreten, als unter dem voreiligen Kriegsgeſchrei der Franzoſen ein neuer König von Preußen erſchien, der ſeiner eigenen geſchichtlichen Bildung gemäß die ſo lange verbotenen Ideale amneſtirte.

Dieß iſt etwas, was die franzöſiſchen Politiker eigentlich heute noch nicht verſtehen, und noch ſo lange nicht verſtehen werden. Sie können ſich ihrem Naturell nach, welches durchaus mathematiſch, nicht los machen von der äußerlichen Auffaſſung des Dutzends deutſcher Staaten, mit denen ſie es vorkommenden Falles zu thun hatten, des Dutzends, von welchem ſie immer wieder ein Drittheil ohne Schwertſtreich zu gewinnen hoffen. Sie ahnen nicht, daß eine franzöſiſche Armee am Rhein ſofort das Deutſchland verkörpern würde, welches im burſchenſchaftlichen Ideale ſo lange ſchattenhaft geblieben iſt. Doch, doch! das jüngſte Geſchlecht der Socialiſten ahnt es, und iſt ein friedfertiges! Ein friedfertiges Hauflein unter den Galliern. Sie werden Ihre Miſſion bis auf einen gewiſſen Grad erfüllen, aber ſie werden den Charakter einer kriegsluſtigen Nation nicht andern. Was ſagen Sie dazu, Herr Maquez? Wir ſaſſen namlich, wie ſchon öfter, zur gemeinſchaftlichen Mahlzeit vereinigt, eine deutſche Schriftſtellereicolonie im Cabinet particulier eines Reſtaurant — Reſtaurateur und Reſtauration hartnackig genannt in der deutſchen Heimath — und ließen uns fürſtlich bedienen. Wohlfeile franzöſiſche Küche iſt kraftlos und unzureichend für deutſchen Geſchmack. Für den Alltag zieht man deshalb italieniſche oder ſelbſt engliſche Küche vor, die hier bei italieniſchen und engliſchen Speiſewirthen zu finden iſt. Für den Feſttag, das heißt, ſchon für etwa fünf bis acht Francs das Couvert, bewahrt der franzöſiſche Koch ſeinen Ruf als Koch vornehmer Leute, und es zeigt ſich bei ſolcher Gelegenheit, daß ſelbſt die franzoſenfreundlichſten Deutſchen nach längerem Aufenthalt in Paris deutſche Grundzüge entwickeln. Sie wenden ſich ab vom leichtſinnigen Champagner und ſuchen in Burgund Erinnerungen an das alte deutſche Reich. Chambertin war dann immer die Deviſe, und Seuffert meinte, in dieſer dunklen nachhaltigen Traube ruhe ein tief verſöhntes galliſch-fränkiſch- und deutſch-fränkiſches Element.

Maquez iſt jener merkwürdige Franzoſe, welcher deutſch ſchreibt wie ein Deutſcher, und uns durch ſeine eigenthümlichen und geiſtvollen Anſichten über franzöſiſches Theater im Morgenblatt ſo ungemein überraſcht hat. Er ſtammt aus dem Norden Frankreichs, von der flandriſchen Grenze her, und ſpricht deutſch wie ſeine Mutterſprache. Die Tauſchung iſt um ſo größer, da er nicht bloß deutſch, ſondern bairiſch ſpricht. Er hat lange Zeit in München gelebt. Sein Aeußeres aber -- er iſt klein und von dunklem Haar und Teint und Auge — iſt ganz franzöſiſch. Ein Franzoſe ohne franzöſiſche Vorurtheile, deſſen Einwirkung auf die Franzoſen von Wichtigkeit werden kann. Der obigen Anfrage wich er aus. Sehr natürlich. Es muß ihm peinlich ſein, die Kriegsfrage zwiſchen Frankreich und Deutſchland auf die Spitze getrieben zu ſehen. Faſt nicht minder peinlich iſt ſie all den höher gebildeten Deutſchen, welche ſich in Paris eingelebt. Sie würden dem Zuſammenſtoß aus dem Wege geben, ſo weit es möglich. Von der zur Mahlzeit verſammelten Geſellſchaft würden Venedey und Haller unverweilt zu unſern Fahnen treten, und wenn es länger dauerte, kämen wohl die anderen ſämmtlich nach. Heine, wenn er dann noch lebte und noch Kraft beſäße, würde in Verzweiflung gerathen, und auch ihn würden die Hörner aus unſerm Lager, die Hörner mit romantiſchen deutſchen Melodieen locken und locken wie die Lieder der Loreley. Am letzten Ende bleibt man doch ein Kind, und der Dichter erſt recht. Verwickelter iſt die Stellung derjenigen Correſpondenten geworden, welche, wie Savoye und Adler-

Mesnard, Lehramter an den franzöſiſchen Schulen des Staates angenommen haben. Eckſtein nur bliebe mit ſeiner Betrachtungsweiſe wie geſchlechtslos unberührt. Der treffliche geiſtvolle Rochau iſt jetzt ſchon nach Deutſchland zurück. Karl Grün iſt nach Brüſſel. Was ſich früher zu deutſchen Journalen außerſter Richtung hier in Paris vereinigte, iſt nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Marx iſt nicht mehr hier. Ruge iſt nicht mehr. Herwegh nur iſt wieder hier eingekehrt, und ich leſe eben in Pariſer „Horen" — welcher Sprung von Jena! — einer von Maidrer hier herausgegebenen, periodiſchen deutſchen Schrift, ein ingrimmiges politiſches Gedicht von ihm. Heineſche Witzesform, die dem rhetoriſch ſtarken Poeten nicht eben glücklich zu Geſichte ſteht! Soll er denn all ſeine Jugend verlieren in lauter Aerger? Sollte ſein Talent nicht mehr erkennen, daß die Welt noch Reize und Größen hat von anderer Art? Würde er fechten wollen gegen uns? Ich weiß es nicht.

Die Zeit der Kriege iſt vorüber! tröſtet man ſich. Man tröſtet ſich mit dem was man wünſcht! Lange Kriege ſind unter jetzigen Umſtänden allerdings nicht wahrſcheinlich. Aber was hat der bloße Generalmarſch 1840 unſern Landsleuten in Paris für Tumult erregt! Heine ſchildert die Situation mit den intereſſanteſten Farben. Und die achtzigtauſend deutſchen Arbeiter und Handwerker, welche in Paris leben, ſind dieſe nicht von Bedeutung? Von keiner Bedeutung glaube ich. Wie Herr von Eckſtein in abſtracter Betrachtungsweiſe ſind dieſe in materieller Auffaſſung nationalgeſchlechtlos geworden. Mein Schneider und Schuſter hier, beides Deutſche vom Rhein, ſchildern mir wenigſtens dieſe Deutſchen ſolchergeſtalt. In der erſten

Zeit ſind ſie die beſten Arbeiter. Allmahlig aber lernen ſie das franzöſiſche Leben kennen und genießen, und wenn dieſe Kenntniß erſt vollſtandig erreicht iſt, dann ſind ſie wie die Franzoſen. Um nicht beſſer, vielleicht um etwas ſchlechter, da ihnen die Flaſche wohlfeilen Rothweines immer noch reizender zuſetzt, als den Franzoſen, die in der Regel weit enthaltſamer und in der Arbeit unermüdlicher ſind.

7.

Paris, im April.

Ich finde Paris dießmal langweilig. Kommt dieß bloß daher, daß es endlich einmal bei uns daheim intereſſant hergeht? Nicht bloß. Die Politik hier iſt wirklich von einer bleiernen Mattigkeit. Was wollt ihr! rufen die Vertheidiger Frankreichs, ſollen wir denn immer nur auf Koſten unſerer Ruhe und Sicherheit für eure politiſche Unterhaltung ſorgen? Sollen wir nicht auf kurze Zeit ein Recht des Ausruhens auch für uns in Anſpruch nehmen — ein Recht, welches bei euch zur Gewohnheit geworden war? Und was geſchieht denn ſo Abſonderliches bei euch? Stellenweiſe ſucht Ihr endlich die Punkte zu gewinnen, die wir rund und ganz ſeit Jahrzehnden gewonnen haben. Und ſelbſt dabei laßt ihr uns noch einen ſo artigen Vorſprung mit Eurem curioſen Begriff einer ſtändiſchen Monarchie, die recht gründlich hiſtoriſch, und jedenfalls keine repräſentative Monarchie ſein ſoll! Wenn ihr eingeſehen haben werdet, daß ihr dasjenige gründlich hiſtoriſch nennt, was kein Menſch mehr kennt und bedarf, wenn ihr erkannt haben werdet, daß eure „Stände“ gar nicht mehr exiſtiren, ſondern „gemacht“ werden müſſen, dann wird die Zeit unſerer Erholung vorüber ſein, und wir werden uns an dem Punkte unſerer Ruhe in weitere Bewegung geſetzt haben, ehe Ihr dieſen Punkt nur erreicht habt. Gefährdet waren wir nur, wenn ihr Euch auf Formen verſtündet. Aber ihr verſteht Euch nicht darauf, und habt auch noch obenein die falſche Eitelkeit, den Fehler für einen Vorzug auszugeben, aus der Noth eine Tugend zu machen. Längſt gewonnene und erprobte Formen wollt ihr neu erfinden. Auch ſolche, die gar keine nationale Bedeutung haben, die nichts größeres und nichts geringeres bedeuten, als daß zweimalzwei vier iſt. Iſt das eine geſchichtliche Kunſt aus einem ganz und gar moderniſirten Staat — denn all Eure Verwaltung, all Eure Bildung, all Eure Bedürfniſſe ſind ja modern — einen ſtändiſchen Staat machen zu wollen?! Wo ſind denn Eure Stände? Wo leben ſie denn? In der Wirklichkeit können wir wenigſtens aus hieſiger Ferne keine entdecken unter Euch, deren Privilegien, deren Zünfte untergegangen ſind in Gleichheit vor dem Geſetz und in Gewerbfreiheit. Euer ſtändiſcher Staat iſt wie Rolands Roß. Ein ſehr ſchönes Roß, ein vortreffliches Roß, es hat nur einen Fehler: es iſt todt, mauſetodt. Ja, wir gedächtnißſchwachen Franzoſen meinen ſogar, es habe bei Euch niemals gelebt. Mit welchem Recht alſo ſchaltet ihr uns? Sonſt ſchaltet ihr ja immer, daß wir Euch ſtörten. Nun, jetzt ſagt ihr ſelbſt, daß wir ſtill und langweilig ſeien, ſeid Ihr damit auch nicht zufrieden? Unſere Romane ſelbſt gefallen Euch nicht mehr, ihr überſetzt den „Martin“ nur, weil Ihr ihn einmal angefangen habt, und die

Leſer doch das Ende haben wollen. Wir ſind nicht in dem Fall, das mit einer Artigkeit zu erwiedern, denn wir überſetzen Euch gar nicht, und was die Herrn Taillandier, Blaze und wie ſie weiter heißen, über Eure Litteratur in unſern Revuen ſchreiben, das zeugt allerdings für unſere Abſpannung, denn wir leſen es kaum und behalten davon gar nichts. Ihr wollt auch keine Theaterſtücke mehr von uns, Ihr habt ſchon, wie es heißt, einen ganzen Winter von eignen Schöpfungen gelebt! Um ſo beſſer für Euch, wenn Ihr dabei Vergnügen habt, und wenn ihr die Eroberung eines Winters dauernd zu machen wißt, durch vorſorgliche Einrichtungen. Aber wo ſind da die Gründe, uns zu ſchelten?!

Dieß alles flog mir an den Kopf für das unvorſichtige Wort: Paris ſei jetzt langweilig. Und es iſt's doch, und recht beträchtlich. In der Politik war ſogar die Reſtaurationszeit bei weitem intereſſanter. Sie hatte einen Stachel, der immerwährend reizte, und Regierung wie Oppoſition waren darauf bedacht, zu ſchaffen und zu wirken. Das Guizot'ſche Regiment mag unfruchtbarer ſein, als Guizot ſelbſt, wenigſtens entwickelt er gern und zahlreich Pläne und Abſichten, aber das Reſultat iſt doch, daß er und ſein Regiment niederſchlagend unergiebig ſind für irgend welche Schöpfung. Freilich iſt es die Oppoſition nicht minder, aber die Führer derſelben können die Achſeln zucken, und können merken laſſen, daß ſie weisleich nicht geneigt ſeien, ſich und ihre beſten Gedanken abzunützen an einer durch Geld und Mittelmäßigkeit zuſammengeſetzten Kammer, welche in ihrem Kern nichts wolle, als den status quo, den für ſie behaglichen. Sie können hindeuten und ſie deuten hin auf den greiſen König, der ja menſchlichem Schickſal nach nicht mehr ſehr lange leben könne. So lange er wirklich lebe, werde jede höhere Speculation an allen Orten und Enden zerrieben — „il a pulverise tout!“ heißt das Stichwort. Erſt wenn dieſe unermüdliche Klugheit der Beſeitigung verſchwinde, erſt dann könne wieder eine größere Regung möglich werden. Die extremen Parteien endlich, und damit meine ich nicht eben die republikaniſche, welche als bloß formelle Richtung wenig Leben und Bedeutung zu haben ſcheint, die ſpeculirenden Parteien ſocialiſtiſcher Art geben noch zu wenig ſichtbaren Einſchlag in das öffentliche Gewebe, als daß ſie den Eindruck von Paris verändern könnten. Sie haben von Fourier ſo viel wirklich geiſtvolle und fruchtbare Keime erhalten, daß nur Verblendung hoffen kann, es werde dieſe Bewegung ſpurlos vorübergehen, es werde nicht mancher Keim eine wichtige Entfaltung finden in der Geſellſchaft. Denn der Geiſt regiert die Welt und bildet die Geſellſchaft. Ich fand denn auch, was ich vor ſieben Jahren nur in kleinen Zirkeln geſehen hatte, dießmal zu einem Bankett verſammelt, an welchem über ein halbes Tauſend Menſchen Theil nahmen; ich fand die kleinen ſpeculativen Journale zu einem großen zur „Democratie pacifique“ vereinigt, und um deſſen Büreau herum alle geſtaltende Einrichtung merklich vorgeſchritten; ich fand das alles, aber ich mußte es ſuchen. Zur unverkennbaren Geſichtsbildung der franzöſiſchen Hauptſtadt gehört es nicht, wenn auch die Zweiggedanken des Fourier'ſchen Stammes hereinragen in manches Geſpräch, in manchen Gedankenbereich, die ganz anders wo ihre Wurzeln zu haben meinen. Jedenfalls iſt dieſe Richtung, die von einer eigenen organiſchen Vorſtellung ausgeht, unvergleichlich wichtiger als das hüpfende Phraſenweſen der Quinet, Michelet und Genoſſen. Mizkiewitſch nenn' ich dabei nicht wieder, weil er ſeine Offenbarungen an eine noch wüſte, an eine ſlaviſche Welt richtet, deren behauptete oder verkündigte Exiſtenz phantaſtiſch und mythiſch für uns erſcheint. Wir fuhlen keinen Boden unter uns, wenn wir dahin folgen ſollen. Seine Geſchichte glauben wir in den Hauptpunkten nicht, und ſeine Verheißungen beleidigen die uns theuerſten deutſchen Anſprüche. Der Prophet ſelbſt, wie dieſer Dichter genannt wird (etwa ſeiner bahnloſen Sprünge wegen?) trägt übrigens dergeſtalt die Spuren der Uebertreibung und poetiſchen Verwirrung an ſich, daß wir nach keiner Seite hin irgend etwas Verläßliches aus ihm zu folgern wiſſen. Bei all dem hätten wir Urſache, dieſem ſlaviſchen Thema in Frankreich größere Aufmerkſamkeit zu widmen. Ich habe erſt geſtern wieder einen Aufſatz über ſlaviſche Geſchichte in einem hieſigen Blatte gefunden, welcher mit vollſtändiger Neuheit und Sicherheit über unſere Geſchichte und Geſchichtsforſchung verfügt, und den Franzoſen Dinge und Verhältniſſe ſlaviſchen Anſpruchs zweifellos darſtellt, gegen welche wir denn doch als arme Deutſche gar mancherlei einwenden müßten. Dieſe ſlaviſchen Auswanderer in Frankreich, welche predigen und ſchreiben, haben unter dieſem Geſichtspunkte eine Bedeutung für uns, welche recht ſehr der Rede und Gegenrede bedarf. Es kann uns doch wahrlich nicht gleichgültig ſein, ein ſo mächtiges Volk, wie das franzöſiſche, über ſlaviſche Anſprüche an unſern Gränzen oder gar mitten unter uns nur vom Standpunkte der Slaven unterrichtet zu ſehen. Dergleichen bleibt nie ohne gelegentliche Folgerung.

Aber all dergleichen, was man nöthigenfalls durch Lectüre erfahren kann, macht den jetzigen Aufenthalt in Paris nicht kurzweiliger. Frankreich iſt unverkennbar auch in den materiellen Erfindungen des Staatslebens zurückgeblieben, und das rächt ſich ſchnell und ſichtbarlich. Die unermeßliche Veränderung, welche durch Eiſenbahn über unſere Städte gekommen iſt, fehlt in Paris noch gar ſehr. Das Eiſenbahnweſen iſt nur in der Ausdehnung ein vergleichsweiſe noch geringfügiges neben dem unſrigen, es hat auch noch nicht diejenigen Folgen entwickelt, welche bei uns bereits alltäglich werden. So ſteht die Poſt noch unberührt daneben. Die alten Meſſagerieen mit einem Wagen für ihre Linie raſſeln noch ausſchließlich wie ſonſt. Iſt der Wagen voll, ſo erwartet man 24 Stunden, und wenn er am nächſten Tage wieder voll iſt, ſo wartet man wieder. Unſer Wort „Beichaiſe“ iſt halb franzöſiſch, aber der Begriff iſt noch ganz unfranzöſiſch. Die Zeit iſt hier in Frankreich noch immer wohlfeil, und hiermit iſt alles geſagt. Daß der Werth der Zeit erfunden worden, das iſt die Seele moderner Bewegung in Handel und Wandel. Kenntniß iſt Macht, und Zeit iſt Geld! ſind zwei Sprüche, welche in Frankreich noch ſehr der Verbreitung bedürfen. Wenn man z. B. die Einrichtungen im Leipziger Poſthauſe gewohnt iſt, ſo frägt man in der Straße „Jean Jaques Rouſſeau,“ wo die Hauptpoſt von Paris, man fragt erſtaunt: iſt das Paris? Um 5 Uhr des Nachmittags, an Sonn- und Feſttagen noch früher, iſt der Tag ſchon zu Ende für jeden Brief. Man ſpeiſt, und das bloße Diner endigt den Geſchäftstag. Und dabei ſind ſie noch ſehr ſtolz auf die ſpäte Dinerſtunde. Beiläufig geſagt, ſind die Pariſer jetzt mit ihren Eßſtunden bei der alten

Sitte angekommen, welche unverändert ſtehen geblieben iſt, in unſern kleinen Städten: man ißt um zwölf und ſpeiſt zwiſchen ſechs und ſieben Abendbrod, der Pariſer nennt's nur Mittagsbrod. In Leipzig würden wir uns arg wundern, wenn die Eßſtunde den Poſtverkehr ſchließen ſollte, wenn die Beamten nicht im Stande wären, einander abzulöſen, wenn nach den meiſten Richtungen des Landes nur ein einzigesmal des Tages die Poſt abgehen ſollte, wenn ein Abends eingeworfener Brief 24 Stunden ruhen müßte. Wir wundern uns, daß unſere Poſtbeamten ſchlafen wollen, die Pariſer Poſtbeamten wundern ſich, daß von vier oder fünf Uhr an nicht ſechzehn Stunden Pauſe eintreten ſolle von dem 24ſtündigen Tage. Es ſcheint ihnen außerordentlich, daß ſie der Briefannahme ein Drittel des Tages widmen. Wenn ſie erſt dieſe Stunde für Stunde erneuten oder ergänzten Anſchläge in unſerm Poſthauſe ſehen ſollten: welche Bahnzüge angekommen, welche zurückgeblieben ſind, mit welchen Ländern die Verbindung heute um ſo viel Stunden beſchleunigt oder gehemmt worden ſei, wie vielmal heute, wie vielmal morgen aufgegeben werden könne, wenn ſie dieſe immerwährende Fluth und Ebbe bis in die Nacht hinein zu Geſichte kriegten, ſie würden ſchwindeln. Unbegreiflich! So nahe an London, wo dieß doch alles noch unvergleichlich voller ausgebildet iſt, als bei uns, und immer noch dieſes unvergleichlich kleinſtädtiſche Weſen im Hauptpoſtamte von Paris! Immer noch dieſe Mallepoſten, welche Abends um ſechs nach allen Richtungen abgehen, und von denen jede höchſtens drei Perſonen mitnehmen kann, der ganze Stolz franzöſiſcher Poſt! Und auch übrigens iſt die Verwaltung noch ſo ſchwerfällig, ſo ausgezeichnet büreaukratiſch, daß ich drei Tage lang brauchte, um eines Briefes habhaft zu werden, der unter einer alten Adreſſe an mich eingegangen war. Umſonſt ſandte ich alle erſinnlichen Nachweiſe der Identität; wäre ich krank geweſen und hätte nicht ſelbſt darnach gehen können, der Brief wäre nimmer zu mir gekommen, er hätte ungeleſen mich überlebt, wenn ich geſtorben wäre. Man nennt dieß Gewiſſenhaftigkeit. Gewiſſenhafte Leichtigkeit der Circulation iſt ein noch beſſeres Motto für die Poſt.

Kein Menſch hat berechnen können, bis zu welchem Grade ein vollſtändiges und vollſtändig benütztes Eiſenbahnnetz die Verhältniſſe ändern, ja faſt alle Verhältniſſe ändern würde. Wie konnte man einem bloß äußerlichen Verkehre ſo gar viel zutrauen! Noch heute ſind wir nicht im Beſitz aller Erfahrungen, noch heute überraſchen uns täglich neue Conſequenzen, und heute ſchon wiſſen und ſehen wir, daß dieſe ſcheinbar äußerliche Erfindung ganz ſo tief eingreift und den Charakter unſrer Welt verändert, wie einſt die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Das weiß man und ſieht man in Paris noch nicht, und daher kommt uns Beſuchern der Eindruck, Paris ſei zurückgeblieben. Man glaubt es freilich zu wiſſen, man ſagt es freilich! aber es iſt bis jetzt nur Phraſe. Der wirkliche Eindruck hat noch nicht Platz gegriffen. Dieſer Mangel wirkt um ſo empfindlicher, da Paris in allen Dingen auf Centraliſation geſtellt iſt, und das Eiſenbahnſyſtem gerade eine moderne Centraliſation bewirkt, welche an Lebendigkeit, Fülle, Kraft und Schnelligkeit die franzöſiſche altmodiſch macht. Die franzöſiſche iſt jetzt eine papierne neben der modernen von Fleiſch und Blut. Wahrlich, Friedrich Liſt iſt uns ein wahrer Genius geworden, daß er uns zu dieſen Anlagen getrieben. Kein Verſtand der

Verſtändigen konnte uns, der zertheilteſten, getrennteſten Nation, ein genialeres Mittel ausfinden zur Vereinigung und zum Vorſprung gegen unſern übrigens ſo compact geſammelten Nachbar. Und die verſaumte Zeit in dieſem Punkte wird den Beherrſchern Frankreichs am harteſten angerechnet werden von den nächſten Herrſchern.

Im Tagesleben alſo vermißt man jetzt in Paris jenen modernen Sauerteig, welcher ſich ſonſt in Vergleich mit unſrer Heimath bemerklich machte, und die kühnſten Patrioten unter uns flüſtern ſogar ſchon von der verwegenen Hoffnung: auch das Scepter der Modetyrannei könne den Leuten dahier abhanden kommen. Man erfinde hier nichts Intereſſantes mehr. Der einzige materielle Fortſchritt, welchen man der jetzigen Verwaltung aufrichtig danke, ſei in den Tabacksläden zu finden. Nicht etwa an den Cigarren ſelbſt! Ach nein; die für uns rauchbare Cigarre, welche ſonſt vier Sous koſtete, koſtet jetzt fünf Sous, und iſt für den Norddeutſchen, der in naher Verbindung ſteht mit Hamburg und Bremen, eine ſehr mittelmaßige Gabe. Es brennt aber ein ewiges Lämpchen in jedem Cigarrenladen, und alle tauſend Schritte etwa iſt ſolch ein Laden, und jenes Lämpchen iſt Gemeingut; die Ladenhalter ſind verpflichtet, jedermann eintreten und ſich Feuer nehmen zu laſſen. Da nun das Rauchen wirklich ſehr zugenommen hat, ſo iſt dieß eine vielfach geprieſene Annehmlichkeit. Wenn man übrigens von Zunahme des Rauchens hört, ſo darf man noch lange nicht an einen Verbrauch denken, wie in Norddeutſchland oder Oeſterreich. Südweſtdeutſchland ſogar, wo viel weniger geraucht wird, als im Norden, iſt noch eine Rauchkammer neben Paris, und Paris zeigt vielleicht eine ſo große Rauchwolke, als das ganze übrige Frankreich zuſammengenommen. Die Mode des Rauchens wird den Franzoſen immer noch ziemlich ſonder, und wie gering das eigentliche Bedürfniß iſt, ſieht man auf den Eiſenbahnen. Auf der Nordbahn darf nirgends, nicht in den halboffenen Wagen dritter Claſſe, nicht auf den Bahnhöfen geraucht werden, und man beſchwert ſich nicht über eine Einſchränkung, welche bei uns unmöglich wäre, unmöglich auch für unſere Geſetzgeber, die gegen ihre eignen Triebe wüthen müßten. Mit dem öffentlichen und officiellen Lämpchen aber ſind wir im Rückſtande, das muß eingeſtanden werden.

Und Sie ſprechen nicht von den Theatern, da Sie von Kurzweiligkeit reden? fragen Sie, und fragen mit Recht. Ich fürchte mich vor meiner eignen Antwort: ich finde dießmal in Paris nichts ſo langweilig, als die Theater. Dieſen frevelhaften Ausſpruch zu begründen, muß ich aber weiter ausholen.

8.

Paris, im April.

Es war wohl ein übles Vorzeichen für meine Theaterliebhaberei, daß der Tod von Mlle. Mars die erſte Nachricht war, welche mich bei meiner Ankunft in Paris begrüßte. Vor ſieben Jahren ſpielte ſie noch; ich hatte ſie zuletzt Dumas' Mlle. de Belle Isle darſtellen ſehen, eine jugendliche Liebhaberin in vollſtändiger Bedeutung des Wortes, und zwar eine einfache, herzliche liebenswürdige. Daß ſie daneben pikante Mädchen in Molière's Komödien darſtellte, war weniger auffallend für ihre ſechzig Jahre. Das Pikante täuſchte wohl über das Alter, aber die jugendliche Liebhaberin ſoll ja durch das Alter täuſchen. Mlle. Mars täuſchte durch die Stimme. Wie man ſchöne Hände conſervirt, ſo hatte ſie ihr Organ jugendlich erhalten. Auch dem allgemeinen Schickſale franzöſiſcher Frauen, dem Schickſale des Dickwerdens war ſie entgangen: ihre Geſtalt war ſchön geblieben. Wenn man alſo nicht eigenſinnig Kopf und Büſte der Liebhaberin unter ſcharfe Gläſer brachte, ſo brachte man ſich die Täuſchung zu Stande. Das Publikum war dafür behülflich, die Franzoſen ſind darin ſehr artiſtiſch, und verzichten viel leichter als wir auf das Aeußere, wenn die innern Eigenſchaften der Künſtlerin Erſatz bieten. Bei uns hat Tieck umſonſt bewieſen, daß Julie nicht jung zu ſein brauche. Wie ernſtlich unſere äſthetiſche Bildung ſei — wir wollen lieber etwas weniger Bildung und mehr Jugend, als umgekehrt Bildung ohne Reiz. Was ich bei Gelegenheit des Salons über die charakteriſtiſchen herben Farben der franzöſiſchen Maler und über Bravour anſtatt der Schönheit geſagt, das beruht vielleicht auf derſelben Geſchmackrichtung, welche alte Schauſpielerinnen in jungen Rollen verträgt.

Mein eigener Geſchmack war in dieſem Punkte nicht beſonders franzöſiſch, und dennoch war mir Mlle. Mars die Perle der franzöſiſchen Bühne geworden. Wahrſcheinlich, weil ſie das darſtellte, und nur das darſtellte, was unbeſtritten vorzüglich iſt an den Franzoſen: die Grazie des Umgangs, die Komödie. „Vorzüglich“ iſt vielleicht, ſtreng genommen, nicht das richtige Wort. Ich ſollte wohl ſagen: was „anerkannt iſt“ an den Franzoſen. Umgangsgrazie und Komödie iſt ja Sache der Uebereinkunft, und weil dieß franzöſiſche Weſen in ganz Europa gültig geworden iſt, deßhalb haben wir ein vollſtändiges Urtheil über dieſen Bereich ihrer Bühnenkunſt. Es ſtört uns nicht eine nationale Eigenthümlichkeit wie bei der Tragödie. Der Stern Rachel war damals im Aufgehen begriffen, der Stern Mars war im Untergange begriffen; ich gehörte zu den Rittern des untergehenden Geſtirns. Wenige Jahre darauf war der Kriegsmann Mars — ein angenommener Name ihres Vaters, welcher ebenfalls Schauſpieler geweſen — vom Théâtre

Français verſchwunden: ſie war ins Privatleben zurückgetreten, und wirkte nur noch für die Theaterſchule, welche mit dieſem Staatstheater der Nation verbunden iſt. Es iſt bekannt, daß der franzöſiſche Staat in ausgedehnter Weiſe die Verpflichtung ausübt, die dramatiſche Kunſt zu fördern. Außer den großen Opernanſtalten und dieſem officiellen „franzöſiſchen Theater“ unterſtützt man neuerdings auch das Odeon als ein zweites „franzöſiſches Theater.“ Ohne Rückſicht auf Erwerb, ohne Rückſicht auf die lähmenden Bedenklichkeiten einer Hofetikette ſoll an dieſen Anſtalten alles darauf gerichtet ſein, das erworbene nationale Repertoire würdig zu erhalten, und neue Schöpfungen durch alle möglichen Mittel der Aeußerung und der Belohnung zu erzeugen. Dieß officielle franzöſiſche Theaterweſen iſt ein ausgebildeter kleiner Staat für ſich, an welchem die Mars lebendigſten Antheil nahm. Wenn dieſer kleine Staat auch zeitweilig pedantiſch und dürftig wird durch ſeine büreaukratiſche Einrichtung, Publikum und Preſſe ſorgt immer wieder dafür, ihn neu zu beleben, und bei all ſeinen Fehlern iſt er doch die unerſchütterliche Grundlage, welche uns immer noch fehlt.

An einem ſonnenheißen Märzvormittage wurde die Königin des franzöſiſchen Luſtſpiels begraben. Es war mir, der ich für das deutſche Theater ſchreibe, ein Act der Pietät: dieſer claſſiſchen Schauſpielerin die letzte Ehre erweiſen zu helfen, und ich hatte alle Tage gefragt, wann und wie ſie denn begraben würde. Es dauerte nämlich lange, und ich war nicht darauf gefaßt, daß man ſie erſt wie eine wirkliche Königin einbalſamiren werde. Dieß geſchah; man wollte dieſen ſchön geweſenen Leib, welcher an vierzig Jahre vor den Franzoſen erſchienen war, möglichſt erhalten wiſſen. Ihre Wohnung war im Viertel der Madeleine (rue Lavoisier); dieſe antike Magdalenenkirche alſo in ihrer claſſiſchen Schönheit wurde der Mittelpunkt der Grabesfeier. Dorthin, nach den breiten Außentreppen, welche Tauſenden Platz bieten, ſtrömten die Menſchen ſchon um 10 Uhr. Welch ein Publicum hatte ſie auch! Durch drei Regierungen hindurch hatte ſie geherrſcht: der Kaiſer war neben ihr geſtürzt worden, und ſie hatte bitterlich geweint; ſeine Zeit war ihre Jugend. Die älteren Bourbons waren zweimal neben ihr vertrieben worden, und ſie hatte geholfen; als die Feinde ihres Kaiſers waren ſie ihr zuwider. Sie hatte unter der Reſtauration für eine eifrige Napoleoniſtin gegolten, und war als ſolche auch in Ungelegenheiten gerathen. Es war ganz natürlich, daß ich jetzt auf den Treppen der Madeleine zahlreiche alte Schnurbärte fand, welche dieſe letzte Blüthe aus der Kaiſerjugend zu Grab geleiten wollten. Dieſe alten Knaben ſind immer noch kenntlich: altmodiſche, bis auf den Faden abgebürſtete Kleider, ſoldatiſche Haltung, ſtrenge, leere Geſichter ſind ihre Uniform. Sie murrten einander zu, wenn die Stadtſergenten die herbeiſtrömende Menge am Gitter nicht bewältigen konnten, und das Murren bedeutete: unerfahren Geſchlecht! Wir haben andere Maſſen in Ordnung gebracht! Die Sonne brannte gewitterhaft heiß, und erſt gegen Zwölf kam der Leichenwagen durch die breite Rue royale daher geſchwankt durch einen Strom von Menſchen, der immer größer wurde. Es iſt bekannt, wie neugierig die Pariſer ſind, namentlich bei gutem Wetter, und es wäre allerdings ein Irrthum, wenn man dieſen Zudrang nur der Pietät zuſchreiben wollte.

Derartig war auch die Unterhaltung nicht in meiner Nähe. Aber man darf auch nicht vergeſſen, daß die Mars ſchon ſeit fünf Jahren aus dem Geſichtskreiſe der Menge verſchwunden war, und daß nicht eigentlich eine geliebte Perſon, ſondern ein berühmter Begriff jetzt begraben wurde. In Deutſchland hat man großen Werth darauf gelegt, daß ſich nicht nur keinerlei Vorurtheil gezeigt habe bei ſo feierlichem Begräbniß einer Schauſpielerin, ſondern daß auch die vornehmſten Perſonen und Körperſchaften des Landes ſich beeifert, dabei zu erſcheinen und mitzuwirken. Hier an der Magdalenenkirche, in welcher die ſterbliche Hülle der Schauſpielerin feierlich eingeſegnet werden ſollte von geſchmückten Prieſtern, hier dachte Niemand daran, daß ſo etwas zu denken ſei; hier erinnerte ſich Niemand, daß es je ein ſolches Vorurtheil gegeben habe. Als der Leichenwagen unten am Gitter hielt, und der mit ſchwarzem Sammet und Silberſtickerei verhangene Sarg an uns vorüber getragen wurde die Stufen zum Tempel hinauf, da entblößte Jedermann das Haupt, und es entſtand eine lautloſe Stille. Paarweiſe folgte ein endloſer Zug von Schauſpielern und Schriftſtellern. Unter den erſtern von aller Welt bemerkt und durch Flüſterung des Namens ausgezeichnet ein kleiner Mann mit ſcharf geſchnittenem klugem Antlitz. Er trug eine ſchwarzſeidene Zipfelmütze, die bis an die Augenbraunen herabgezogen war, und er gehört zu dem Kleeblatt, welches mit der Rachel und Frédéric Lemaitre jetzt die gefeiertſten Schauſpieler Frankreichs darſtellt. Bouffé war es, einer der wenigen Charakterſpieler, welche Paris beſitzt, und jedenfalls der geſchickteſte unter dieſen. Früher am Gymnaſe, jetzt an den Variétés. Das Gymnaſe, der Schauplatz von Scribe's kleinen Stücken, hat aber neuerdings ein Mitglied ausgebildet, welches man dieſem Kleeblatt beigefügt ſehen will, eine Liebhaberin — jeune première — Roſe Chéri. Die Noth des Augenblicks hat vor einigen Jahren einer Statiſtin eine Rolle anvertraut, und dieſe Statiſtin iſt mit einemmal durch natürliche Einfachheit und Anmuth Roſe Chéri geworden. In der dießmaligen Louvre-Ausſtellung ſieht man ſchon eine wohlgetroffene Büſte von ihr.

Unter den Schriftſtellern ragte einer wie Saul um Kopfeslänge über alles Volk empor, und zog Aller Blicke auf ſich. Schaut! Schaut! „le gaillard là!“ rief leiſe einer dem andern zu. „Er iſt nicht magerer geworden!“ bemerkte ein dritter. Offenbar war dieß ein populärer Schriftſteller, und die Aufmerkſamkeit galt nicht bloß ſeinem Mulattenkopfe mit wolligem Mohrenhaare. Es war Alexander Dumas, der neuerlich durch allerlei tolle Streiche, durch Renomiſtereien und durch ein vollſtändig abgeſchmacktes Benehmen vor Gericht hier wie bei uns an den Pranger gerathen iſt. Ich fragte in Paris einen andern berühmten Romanſchreiber wie es möglich ſei, daß ein Mann mit ſo viel Talent ſo alberner Haltung verfallen könne. Wie ſoll er nicht? erwiederte dieſer „il est fou,“ aber wirklich fou. Närriſch iſt wohl die Ueberſetzung davon. Wer die Phantaſie, und die üppigſte Phantaſie dergeſtalt zum Handwerk macht, der wiſſe am Ende nicht mehr zu unterſcheiden, was nüchterne Wirklichkeit und was bunter Roman ſei. Der Marquistitel, mit welchem er um ſich warf, hat ihm bei den Franzoſen am empfindlichſten geſchadet. Dergleichen iſt den jetzigen Franzoſen geradezu zuwider, und Biennet, den er um Secundantendienſt gebeten, hat ihm wirklich geantwortet: dem Schriftſteller Dumas würde er auf der Stelle zu Dienſten geweſen ſein, dem Herrn Marquis de la Pailleterie aber kenne er nicht. Bekanntlich hat man ihn ſeit lange in Verdacht, daß er die Unmaſſe von Bänden, welche er alljährlich liefert, nicht allein ſchreibe, ſondern daß er unbekannten Autoren die Manuſcripte abkaufe und mit ſeinem Namen taufe. Ein ſolcher Autor, Namens Maquet, iſt offenkundig ſeit Jahren in ſeinem Dienſte. Dagegen hat Dumas bewieſen, daß alles was unter ſeinem Namen gedruckt worden, von Anfang bis zu Ende nach ſeiner Handſchrift gedruckt ſei. Dieß hat zu der Annahme genöthigt, man habe hier die erſte ſocialiſtiſche Einrichtung, eine Organiſation der Arbeit in ſchöner Kunſt vor ſich. Die Hülfsarbeiter lieferten nur roh ausgearbeitetes Material, und Meiſter Dumas lege die letzte Hand daran, indem er die Vorlagen in ſeinem Styl und Geiſt niederſchreibe. Jedenfalls gehört auch dazu, da er durchſchnittlich jeden Tag wenigſtens einen Druckbogen ſchreiben muß, eine herkuliſche Arbeitskraft, und ſein Nervenſyſtem muß dieſem herkuliſchen Körperbau entſprechen. Man denkt unwillkührlich an die Kraft eines Negers, der in ſtetem Sonnenbrande das zuwege bringt, was jeden blaſſen Europäer erdrücken würde. Dieſe fabelhafte Fruchtbarkeit, eine ſorgloſe Gutmüthigkeit und eine ſtudentiſche Neigung für buntes äußerliches Aufſehen erhalten ihn fortwährend in der Gunſt des Pariſer Volkes. Er iſt der „Natzi" der Pariſer, ſagte ein Wiener der neben mir ſtand.

Da der Zug gar nicht endigen wollte, und die Sonne beſchwerlich brannte, ſo verſuchte ich's die Treppen hinab und von dannen zu kommen. Dieß war nichts leichtes bei der Menſchenmaſſe, und als ich bis an's Gitter hinabgedrungen, rief mich ein franzöſiſcher Autor, mit welchem ich perſönlich näher bekannt war, und forderte mich auf, an ſeinem Arm in den Zug zu treten und mit in die Kirche hinaufzuſteigen. „Englander und Italiener haben wir ſchon im Zuge,“ ſagte er lächelnd, „erzeigen Sie auch als Deutſcher unſerer großen „„Comedienne““ dieſen letzten Liebesdienſt!“ — Ihr Artikel für's Journal rundet ſich dann beſſer ab! — „Si!“ — Und ſo ſtieg ich denn bequem als Würdenträger wieder hinauf, wo ich eben als Publikum unbequem herabgequetſcht worden war. Ganz und gar Ceremonie! Denn als wir oben unter dem Portal angekommen waren, hatte unſer Marſch ein Ende. Die Kirche war geſtopft voll. „Man erſtickt! Man erſtickt!“ kam es mit Weihrauchwölkchen und muſikaliſchen Accorden heraus zu uns — eine vortreffliche Gelegenheit zu Witzworten für meine Umgebung: „Kein Sperrſitz mehr, wenn die Mars zum letztenmal ſpielt, heilige Magdalena!“

Die Zeitungen haben Ihnen den endloſen Zug über die Boulevards und die Reden am Grabe mitgetheilt, und die Träger der Leichentuchzipfel beſchrieben. Solch ein Begrabniß koſtet einen halben Tag Zeit, der Marſch allein bis auf den Père la Chaiſe hinaus dauert länger denn eine Seigerſtunde. Man iſt denn auch hier mit Schuhwerk und Kleidung für ſolche Fälle vorſichtig und geſchäftsmäßig eingerichtet. Nicht immer ſcheint die Sonne ſo ſchön, und im Durchſchnitt tödtet ein großes Begräbniß einige Procent leidtragender alter Berühmtheiten.

Die Haupttheater ſpielten an dieſem Tage nicht, und legten alſo außer der Achtung auch ein bedeutendes

Geldopfer auf dieſes Grab. Denn Zudrang giebt es zu allen Theatern alle Abende, wie mittelmäßig auch die Stücke ſein mögen.

Und das ſind ſie jetzt in einem Grade, der mich doch ſehr überraſcht hat. Unſer Theater hat augenblicklich ein bei weitem intereſſanteres Repertoire, und auch ohne den Widerwillen gegen Ueberſetzungen, welcher jetzt unter uns herrſcht, würden all dieſe Stücke des heutigen Paris auf unſern tonangebenden Bühnen rettungslos durchfallen, beſonders da ſie alle zu muſikaliſcher Hülfe flüchten, die ihnen bei uns geſtrichen würde. Es iſt jetzt ein ewiges Geleier in den Pariſer Theatern, und was im eigentlichen Vaudeville, ſelbſt im Melodram allenfalls auch für uns annehmbar iſt, das kommt jetzt überall auch ohne die charakteriſtiſchen Formen des Vaudevilles herbeigedudelt, um uns über die Lücken der inneren Spannung zu täuſchen. Inhaltsloſigkeit und Aermlichkeit in den Wendungen iſt ſo arg, daß ich von neun Zehntheilen der neuen Stücke, die ich geſehen, nicht das mindeſte behalten habe. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich allgemeine Gründe für dieſen Mangel aufſuchen und aufzählen wollte. Die allgemeine Dürre im jetzigen Frankreich iſt ſchon hinreichend erwähnt. Ich will nur einige erklärende Bemerkungen mittheilen. Wohlwollende Vertheidiger walzen ein gut Theil Schuld auf den Verein dramatiſcher Autoren, welcher hier beſteht, welcher für den ökonomiſchen Vortheil dramatiſcher Schriftſteller ſorgfältig bedacht iſt, welchen aber die Anicet-Bourgeois, Dümanoir Lockroy, Mélesville und Genoſſen, die Fabrikanten für die wichtigen Boulevardtheater, die einträglichſten an Tantième, tyranniſch beherrſchen. Was zur engeren Zunft gehöre, werde durch Abſperrung friſcher Elemente im herkömmlichen ausgetretenen Kreiſe erhalten. Was nicht dazu gehöre, werde nicht unterſtützt und was gar außerhalb der Zunft ſei, das erhalte nirgends Zutritt. Ein wichtigſtes Mitglied, wie Scribe, kümmere ſich, in ſtetem Bedacht auf neue Productionen, wenig oder gar nicht um das innere Getriebe des Vereins. Ebenſo halten es Hauptleute wie Dumas und ähnliche, die gar nicht mehr um eine bedeutungsvolle literariſche Schöpfung, ſondern nur um grob ausgebauene Maſſenſtücke beſorgt ſind. Erwerb mit einem begebenheitsvollen Zugſtücke iſt alles was ſie im Auge haben und dazu benützen ſie ihre Romane, welche nur theatraliſch handwerksmäßig zugeſtutzt zu werden brauchen für die ſchauluſtige Menge. Die dramatiſche Kunſt verſinkt dabei ganz vor der platteſten Technik; nicht etwa vor der feinen Technik des Kunſtwerks, nein, vor der alltäglichſten Handwerkerei des Schauſtücks mit wechſelvollen, innerlich unverbundenen ſtarken Effekten. Vierteljahre lang, halbe Jahre lang nehmen ſolche Romanſtücke ein Theater in Beſchlag, wie jetzt die Reine Margot das Théâtre historique, wie ſpater wahrſcheinlich „Monte Christo,“ der jetzt ſchon, ehe er noch erſchienen iſt, als mittelmäßige Poſſe „Monte Fiasco“ parodirt wird, wie die „jeunes pères,“ welche nach Sues „Martin“ für die Porte St. Martin vorbereitet werden. Solchen Weg gehen die ſtarken Talente, wo ſollen die Stücke herkommen! Soulie *) arbeitet immer noch um einen Grad gewiſſenhafter und ſeine „Cloſerie des Genèts“ gehört zu den beſſeren dieſer Zugſtücke, eine

---

*) Iſt jetzt im Herbſte 1847 geſtorben.

Bauerngeſchichte aus der Bretagne. Aber ſeine Eigenthümlichkeit im Roman: durch Anhäufung der Verwickelungen und durch grelle Züge zu intereſſiren, iſt auch die Eigenthümlichkeit ſeiner Stücke und läßt keine Einfachheit und erquickende Wirkung aufkommen. So ſind denn auch ſeine Dramen literariſch nichts werth. Victor Hugo hat ſeit dem verrückten Burggrafen kein Stück mehr gebracht, und es mußte doch auch wunderlich zugehen, wenn er ſich aus ſeinem verzerrten, fratzenhaften Style zu etwas Gutem zurecht finden ſollte. Ich habe jetzt wieder einmal den Ruy Blas angeſehen, und den Carricaturſtyl ſo unangenehm empfunden, daß ich unter demſelben ſelbſt das allgemein geprieſene Talent Lemaitre's, der übrigens zahnlos geworden, nicht herausfinden und das Ende des Stücks nicht abwarten konnte. Dabei bleibt Hugo den Franzoſen immer noch ein erſter Held trotz all ſeiner Niederlagen. Es iſt für die kritiſche Impietät unter uns ganz unbegreiflich, welch eine conſervative Milde die Franzoſen hegen für einmal erworbenen literariſchen Ruhm. Iſt es Kindlichkeit, iſt es tiefe Weisheit? Wie viel Stücke laſſen ſie ſich jetzt auch gefallen von Schriftſtellern, die kein eigentlich dramatiſches Talent, aber einen literariſchen Namen haben durch Schriften anderer Form! So nehmen ſie immer wieder Léon Gozlan hin und gewahren ihm einen Achtungserfolg für erkünſtelte, dramatiſch lebloſe Stücke wie ſo eben wieder „Notre fille est princesse“ am Theâtre français; für Merys bunt zuſammengenähte Waare, die am Odeon ausgebeten wird. Iſt es nicht bloß Pietät, iſt es auch ein Zeichen, daß die dramatiſche Kraft ſelten wird unter ihnen? Sogar der geiſtreiche Felix Pyat, der Verfaſſer des Diogenes, hat doch eigentlich einen gar gebrechlichen, dürftigen Körper des Drama's und muß durch raſtlos verſchwendete „Oeuvrs" von geiſtvollen Beziehungen das zarte Leben ſeiner Stücke aufrecht erhalten. Ein Drama „les chiffoniers" wird von ihm vorbereitet und verſpricht wenigſtens einen literariſchen Charakter. *) Scribe iſt natürlich alt geworden, und einen drangenden literariſchen Stachel hat er wohl nie gehabt. Seine immer noch thatige Erfindungskraft wendet er an Operntexte, welche das meiſte Geld bringen, und was ſonſt noch abfällt, das giebt kleine Stückchen für das Gymnaſe. Sie ſind immer noch beſſer als die meiſten übrigen, aber ſie ſind klein, mitunter recht klein und wollen eben nur mit der Grazie des Scribe'ſchen Verſtandes ein Lächeln und einen mäßigen Beifall erregen. Das jetzige Publikum in den franzöſiſchen Theatern iſt auch ſtumpf und matt im Ausdrucke ſeiner Theilnahme, es läßt ſich das Mittelmaßigſte gefallen und zeichnet das Beſſere nicht beſonders aus. In unſern Haupttheatern iſt jetzt bei weitem lebhafteres Treiben. Nur im Theâtre français, und namentlich wenn die Rachel ſpielt, äußert ſich lebendige Theilnahme im Publikum. Ob aber Scribe dort noch einmal erſcheinen wird mit einer großen Komödie — dort nämlich haben ſeine größeren Stücke ihre Heimath — das ſieht unſicher aus, ja unwahrſcheinlich. Was man auch an dieſen Bertrand und Raton, Cameraderie, Glas Waſſer ꝛc.

---

*) Es hat dies Verſprechen aber grimmig getäuſcht, und iſt ein ganz rohes Product geworden, das keinem Deutſchen in Deutſchland verziehen wurde, als franzöſiſches Stück aber an den Stadttheatern Zutritt und Zulauf findet.

ausſetzen mag und namentlich von unſerm Standpunkte, welcher die Bewegung tiefer von innen heraus verlangt, ausſetzen muß, ſie bleiben in der Comödie das beſte, was die Franzoſen neuerer Zeit zuwege gebracht. Dumas hätte ſie durch leichten Strom wohl noch übertreffen können in ſeiner Belle-Isle, in ſeinen Schülerinnen von St. Cyr, wenn er nicht immer liederlich geweſen wäre. Die verſificirten Comödien, welche der Franzoſe am Théâtre français ungemein liebt — in dieſem Spiel der Verſe und Reime wohnt ſeine Nationalmuſik — haben kein durchgreifendes Talent mehr gefunden. In dieſer Form iſt doch übrigens mehr vorhanden als wir beachten, oder auch nur wiſſen. Dieſe Gattung des Repertoire's am Français iſt und bleibt uns ziemlich fremd; denn die Reize deſſelben beruhen ganz in der Sprache. Hier aber genügt es, eine kleine Comödie in Verſen zu bringen: um das beſte Publikum herbei zu locken und um einen dauernden Namen davon zu tragen, wenn die Aufgabe anmuthig gelöst iſt. Emile Augier, welcher Pigault Lebrün ſeinen Großvater nennt, iſt ein ſolcher Name, der bei uns nicht bekannt wird, und neuerdings in Paris durch eine zweiactige Comödie in Verſen „la ciguë“ faſt berühmt geworden iſt. Sie ſpielt natürlich in Athen und hat ihre Verehrer, welche damit in Schätzung des feinen Talents über Ponſard hinaus wollen. Armer Ponſard! Wie hat man ihn gemißhandelt dafür, daß ſeine Lucretia übermäßiges Glück gefunden! Von mehreren Seiten höre ich verſichern, die Agnes von Meran ſei ſyſtematiſch niedergeſchlagen worden. Die abgeſtandene Romantik, dieſe geſchminkte Perſon, habe ſich dagegen verſchworen gehabt. Victor Hugo hat, wie ſchon geſagt, immer noch einen großmächtigen Einfluß. So ſei denn die erſte Vorſtellung der Agnes unter vollſtändigem Beifall vorübergegangen, aber am andern Tage habe man in allen franzöſiſchen Journalen geleſen: der Beifall ſei kein Beifall, der Erfolg kein Erfolg geweſen, ſondern das Stück ſei durchgefallen. Die Verſchwörung ſei offenbar geworden. Nur alle Artikel und Blätter von Engländern, Italienern und Deutſchen hätten vom Erfolg und hätten lobend berichtet. Das iſt gar wohl möglich, erging es doch Racine's Athalie in ähnlicher Weiſe; ich weiß nicht, ob es völlig wahr iſt. Es iſt möglich bei einer Dramengattung, welche einer conventionellen Form angehört, und welche ihre Wirkung nur bei einer ganz beſonderen Bildung ſuchen muß, beim großen Publikum alſo nicht Hülfe noch Rettung finden kann. Obenein ſei das Stück am Odeon ſehr mittelmäßig geſpielt worden. Ponſard aber iſt tapfer und will dem Gegner das Feld nicht räumen: er hat ſeine Agnes von Meran nur dem Theâtre français übergeben, und wird ſie dort nächſtens in erſter neuer Aufführung und zweiter Inſtanz vor das entſcheidende Gericht bringen. Ich habe ihn leider nicht geſehen: er war wegen eines Krankheits- oder Todesfalls in ſeiner Familie nach der Heimath, Vienne bei Lyon, gereist. Seine Freunde bezeichnen ihn als einen einfachen, tüchtigen Mann.

9.

Paris, im April.

Entſchädigt vielleicht die jetzige Schauſpielkunſt, entſchädigt der Reichthum an darſtellenden Talenten für den Mangel an guten Theaterſtücken in Paris? Man ſagt ja doch gern, die Franzoſen ſeien die beſten Schauſpieler, und nur Heine beſchränkt dieſen Satz durch die Bemerkung: ſie ſind alle geborne Schauſpieler, die beſten gehen aber nicht aufs Theater. Für mich iſt dieſe Beſchränkung noch größer. Mich intereſſiren ſie nur im Converſationsluſtſpiel, alſo nur in Darſtellung deſſen, was ſie auch außer dem Theater ſind und treiben. Das mag allerdings ein ſehr geringes Lob ſein, wenn es ſich um die Kunſt handelt, welche geſtaltende Phantaſie, Verlaugnung der Perſönlichkeit, täuſchende Nachahmung des Fremden entwickeln ſoll. Dieſen ganzen Bereich der Schauſpielkunſt habe ich niemals der Rede werth gefunden in Frankreich. Die größte Kraft des Franzoſen iſt, daß er nur Franzoſe iſt, und daß der Franzoſe nur einen kleinen Kreis von Fahigkeiten und Fertigkeiten in ſich ausblildet, dieſe aber bis zu wirklicher Fertigkeit, bis zur Meiſterſchaft in ſich ausbildet. Daraus folgt, daß der franzöſiſche Schauſpieler eigentlich nur Franzoſen darſtellen kann, und daß er die „couranteſten" Gattungen am beſten darſtellt. Ein Volk, welches die Mode angeben, ſich alſo ſelbſt ganz der Mode unterwerfen will, wie dies doch in Frankreich geſchieht — ein ſolches Volk hat von Hauſe aus verzichtet auf Mannichfaltigkeit in den Individuen, auf Aeußerungen charaktervoller Eigenheit. Ein Volk, welches Staat, Sitte, Tracht, ja die Sprache, und dieſe vollſtändig, centraliſirt, bis zur militäriſchen Einförmigkeit centraliſirt — ein ſolches Volk wird auf dem Theater nur Virtuoſität entwickeln.

Der Spiegel iſt ihm alles, das Unerhörte iſt ihm von ſchlechtem Geſchmack. Darſtellung des Alltags wird man alſo in ſolcher Gewandtheit finden, wie kaum anders wo, Darſtellung all der Wendungen, welche zum Geſellſchaftsleben gehören, ja Darſtellung all der Formen, welche den eben herrſchenden Geiſt verrathen; mehr aber nicht.

Die Pariſer Schauſpieler ſpielen das franzöſiſche Converſationsſtück meiſterhaft, das heißt ſie ſind alle Leute von Welt, und präſentiren ſich auf dem Theater eben ſo ſicher und gut wie im Salon. Ihre Converſationsſtücke reichen ferner außerordentlich weit innerhalb der franzöſiſchen Geſchichte: von der Renaiſſance an, oder doch von Heinrich IV. an, ſicherlich wenigſtens von Ludwig XIV. an laſſen ſich ihre geſchichtlichen Scenen im Styl eines Converſationsſtücks darſtellen, weil all ihre „Faiſeurs" ſeit Jahrhunderten den geſellſchaftlichen Ton für den würdigſten, ja für den höchſten erachteten. Die Pariſer Schauſpieler haben alſo einen großen Raum für ihre Meiſterhaftigkeit in Converſationsſtücken, und als ſie bis ums

Jahr 1840 und noch länger dergeſtalt Louisquatorze- und Louisquinze-Stücke aufführten, daß man jeden Abend und in jedem Theater der Allongenperücke und dem gepuderten Toupet begegnete, da machte ihre Schauſpielkunſt einen viel ſtattlicheren Eindruck als jetzt. Der innerlich gleichmäßige Converſationsſtyl war doch äußerlich bunt, und paßte doch überall. Jetzt ſpielen die Stücke zumeiſt im modernen Leben, oder ſie verirren ſich gar in nichtfranzöſiſche Gegenden, und das giebt Farbloſigkeit dort und falſche Farben hier ohne Ende.

Aus ſolchen Gründen, bilde ich mir wenigſtens ein, ſind die franzöſiſchen Schauſpieler dießmal ſehr bald reizlos für mich geweſen. Die mangelhaften Stücke mögen das ihrige dazu beigetragen haben, denn eines dürftigen Baumes Frucht muß eine dürftige werden. Neue Talente haben ſich auch in dieſen ſieben Jahren gar nicht entwickelt; ich fand alle die mir wohlbekannten Darſteller wieder, mit Ausnahme der Mars, und ſie waren nur ſieben Jahre älter geworden, und höchſtens um ſieben Jahre virtuoſer. Namentlich gilt dieß von der Rachel, deren geſteigerte Virtuoſität in mir einen geſteigerten Widerſpruch entwickelt. Nur Roſe Cheri war neu und konnte als Erſatz für die Mars gelten. Ich will ihre Würdigung nicht gefährden durch ſolchen Vergleich. Sie fordert zu ſolchem Vergleich gar nicht heraus, ſie zeigt nichts von jenem graziöſen Geiſte der Mars, und in Rollen, welche gewandtes Geiſtesleben bedingen, iſt ſie ſogar ungenügend und ſichtbar träg. Fräulein Unzelmann in Leipzig ſpielt z. B. die Kaiſerin Katharina in einem zweiactigen Luſtſpiel bei weitem geiſtvoller als Roſe Cheri. Aber Roſe Cheri iſt wirklich etwas Neues auf dem franzöſiſchen Theater, und daß ſie Glück macht, iſt ein gutes Zeichen für die Franzoſen. Sie iſt eine eigene Perſönlichkeit; ſie erſcheint nicht ſo banal franzöſiſch, wie jede andere Liebhaberin, ſie iſt ſehr einfach und die bloß äußerlichen Formen und Wendungen verdecken noch nicht alle urſprüngliche Seele. Wenn es nicht partheiiſch klänge, ſo würde ich ſagen: ſie hat etwas deutſches. Ich will damit ohne Partheilichkeit in der Kürze nur andeuten, daß ihr Spiel noch nicht ſo ausgerechnet und gleichſam auf Flaſchen gezogen iſt, wie das der meiſten franzöſiſchen Schauſpieler. Sie ſucht noch mit eigenen Kräften, und nicht bloß vermittelſt der Formel, welche die Pariſer Schauſpieltradition an die Hand giebt. Sie iſt ein anmuthiges und liebes Naturell; dadurch erquickt ſie, und gerade Erquickung fehlt jetzt auf dem franzöſiſchen Theater völlig. Ihr Geſicht iſt kräftig, nicht eben ſchön; ihre Geſtalt voll und wohlgebildet, ihr Weſen keuſch.

Auf dem Odeon iſt Dlle. Araldi neu und ziemlich berühmt. Daß Ponſard ihr ſeine Agnes nicht anvertrauen wollte, hat ihren Namen auch bei uns bekannt gemacht. Ich habe ſie in einer von Lucas franzöſiſch componirten Alceſte geſehen, welche kein beſonderes Glück macht. Darin ſind die Franzoſen ganz geſund, daß ſie es zu keinem gemachten Enthuſiasmus bringen für claſſiſche Stücke, deren Motive in unſerm Leben erſtorben ſind. Und das Hauptmotiv der Alceſte, die zum größten Opfer bereite Liebe der Gattin, iſt noch das lebendigſte in den griechiſchen Stücken. Es iſt aber nicht allein. Ein Vater iſt unväterlich egoiſtiſch, und ein Hercules erdrückt den Tod, um die brave Gattin wieder in's Leben zu bringen. Solch ein curioſes Wunder geſchieht, damit die Tragik bürgerlich ausgeglichen und damit der Zuſchauer befriedigt werde durch die anſchauliche Moral: auch Liebestugend erhält eine reelle Prämie! Das alles nun und in Muſik gewickelt, Oper ganz und gar wie Antigone, nur mit dem Unterſchied, daß die Solopartien in ſchlechten Verſen geſprochen ſtatt geſungen werden, ein neuer Beweis, daß dieſe verſuchte Auferweckung der Antike immer nur bei dem Ziel ankommt: einen aparten Operntext zu Stande gebracht zu haben. Der Bravourſtellen, welche applaudirt werden, ſind nur zwei in dieſer Alceſte. „Sterben für das, was man liebt, iſt auch ein Glück!“ lautet die erſte, und die Weisheit des Alterthums ſcheint mir nicht gerade unerläßlich für dieſen Gedanken, welcher unſern Romantikern hinreichend geläufig. Die zweite iſt ſchlimmer. Admet hat Miene gemacht, ſich das Leben zu nehmen, und Alceſte hatte ſich dann umſonſt geopfert. Man macht ihm Vorſtellungen, man fragt ihn, warum er dieß thun wolle. „Ich fürchte ſie zu vergeſſen!“ ruft er leichtſinnig, und Bravo ruft das Publikum. Als ſchwerfälliger Deutſcher fand ich, daß es verteufelt zweideutig klinge, wenn man ſich tödten wolle, um eine Liebe nicht zu vergeſſen. Ueber dieſe Umbildung und Nachbildung alter Stücke iſt übrigens die franzöſiſche Kritik unbefangen: ſie macht ihr keine Complimente, und geſteht unverholen, daß es ein ſchlechtes Zeichen ſei, wenn man zu ſolchen künſtlichen Wiedergeburten flüchte. In Betreff der Dlle. Araldi muß ich mit Admet ſprechen: Ich fürchte ſie zu vergeſſen! Damit verträgt es ſich, daß ſie manche gute Eigenſchaft und keinen grellen Fehler hat. Aber mit der Rachel ſoll man ſie doch nicht vergleichen, wie man mitunter thun möchte. Was man auch an der Rachel ausſetzen mag, eine geniale Kraft kann man ihr nicht abſprechen, und gerade von dieſer Kraft iſt Dlle. Araldi nicht betheiligt. Weicher und weiblicher iſt ſie als die immerdar böſe Rachel, das iſt wahr, und deshalb wird ſie für Frauenrollen außerhalb des Kreiſes von Athalie und Phädra vorzuziehen ſein.

Dlle. Rachel habe ich dießmal in vier Rollen geſehen, und ſie hat mir viel zu ſchaffen gemacht. Einem ſo ſtarken Genius gegenüber kann man nicht ohne Kampf ein vielfach abſprechendes Urtheil vor ſich ſelbſt begründen. Ehe ich dieß erzähle, will ich noch erledigen, welche andern Künſtler erſter Ordnung das Pariſer Theater jetzt beſitzt. Das iſt ſchnell aufgezählt: es ſind nur noch einige Komiker, es iſt der ſchon erwähnte Lemaitre, und es iſt vor allen Bouffé, der beſte Charakterſpieler in Frankreich.

Mit den Komikern iſt es mir komiſch ergangen: ich habe heute wie damals über ſie gelacht, und ihnen doch hinterher vorgeworfen, daß ſie älter und nicht beſſer geworden ſeien. Ein ganz wichtiger Vorwurf. Der eigentliche Komiker, der Komiker von Profeſſion, hat ja nur eine ſpecifiſche Eigenſchaft, wie die rothe Farbe eben nur roth iſt. Wer wird verlangen, daß dieſe einmal grün ſei, wer wird vom Komiker verlangen, daß er einmal anders ſei, als er eben iſt?! Die verſchiedene Charakterfärbung ſoll man vom eigentlichen Komiker gar nicht verlangen, er kann ſie nur in ſoweit gewähren, als der Charakter der Rolle ſich mit ſeinen komiſchen Eigenſchaften verträgt. Das ſind ſeltene Genies, welche auch mit komiſcher Kraft verſchiedenartig wirken können; Ludwig Devrient war ein ſolches, Bouffé gilt bei den Franzoſen für ein ſolches. Das ſind Charakterſpieler und nicht Komiker. Meine alten Freunde Arnal, Vernet, Bardou, Achard, Ravel ꝛc. befanden ſich noch alle wohl, und da ich das Glück habe über die verſchiedenartigſten National-Nüancen von Komik, über die öſterreichiſche wie über die däniſche, die berliniſche wie ſchwediſche, die „frankfurter“ wie holländiſche, über die engliſche wie über die franzöſiſche herzlich lachen zu können, ſo konnt' ich ja vollkommen zufrieden ſein, all die luſtigen Leute geſund wieder zu finden. Geſundheit iſt ja die Munterkeit, welche hierbei gemeint iſt, und Arnal war launig wie ſonſt, Bardou polternd wie ſonſt, Vernet ärgerlich wie ſonſt. Die Leute konnten nicht dafür, daß ſie jetzt ſchlechtere Rollen hatten, und daß ſie mit ihrer Perſon allein alle Unkoſten des Vergnügens tragen mußten für ein nicht beſonders vergnügliches Stück. Die leichte Störung, welche ich empfand, kommt alſo wieder auf dieſelbe Urſache hinaus: es wird nichts Erquickliches mehr producirt im heutigen Paris. Nicht einmal eine luſtige Farce. Aus all den Poſſen iſt mir nur erinnerlich geblieben, daß man äußerſt dreiſt umſpringen darf mit der auswärtigen Diplomatie. Mein cenſurirtes Theatergewiſſen war äußerſt betroffen von der jubelnd aufgenommenen „Niaiſerie“ eines ruſſiſchen Diplomaten, blank heraus ruſſiſch angezogen in carikirtem Styl und ruſſiſch genannt. Ich ſah mich ſchüchtern um, ob das europäiſche Gleichgewicht davon nicht ſchwanke, ſah aber nur luſtige Geſichter, welche dieſe wichtige internationale Frage offenbar gar nicht zu würdigen wußten. Trotz der ruſſiſchen Capitalien, welche ſo eben ganz unerwartet vertrauensvoll in Paris auftreten, fand ich auch an andern Theatern beſonders ruſſiſche Miniſter in den frechſten Händen der Komiker, und fand überall, was doch noch viel ärger iſt, daß niemand ein Arg darin finden wollte. Das feine Schicklichkeitsgefühl unſerer Hoftheater, welches den entfernteſten Schatten fremden Mißbehagens in der Geburt zu beſeitigen weiß — dieſe ganze negative Poeſie von Rückſichten iſt dieſen gedankenloſen Pariſer Theatern geradezu unbekannt. Ja, auf meine beſcheidene Anfrage nach den dießfalſigen Gränzen wurde ich einfach ausgelacht und nach dem Gymnaſe verwieſen, welches vor einigen Tagen ein neues Stückchen „la cour de Biberack“ gebracht habe. Dort würde ich finden, daß man keine fremde Nation bevorzuge, dort würde ich meine Nation ein wenig curios und nach unſern Begriffen unerlaubt dargeſtellt finden. Es mußte das ärgſte ſein, denn am andern Tage las ich im Feuilleton das Journal des Debats, daß es ſelbſt Janin „embarassant“ nannte, den Inhalt dieſes Stückchens zu erzählen, und daß er ihn deßhalb nicht erzählte. Janin ſogar nahm alſo größere Rückſicht als ein Theater! Ich eilte hin! — — Nach den Begriffen unſerer Hoftheater iſt es wirklich ein casus belli. und ich kann ebenfalls den Inhalt nicht ſogleich erzählen. Die Rückſichtsloſigkeit in der Perſiflage iſt beiſpiellos. So viel muß ich ſagen, wenn ich auch als Mann des Friedens das Feuer nicht ſchüren will.

Ich flüchte zu Bouffé. Bouffé ſpielt heute einen hundertjährigen Greis, morgen den Gamin von Paris, heute den gutmüthigſten, luſtigſten Polterer, morgen den herzloſen Geizigen. Er iſt der vielſeitigſte Schauſpieler Frankreichs. Seine Charaktere, und es ſcheint kein menſchlicher übrig zu ſein, den er nicht darſtellte, ſind immer in zehn, zwanzig, hundert Zügen und

Schattirungen richtig, und ſie ſind immer überreich ausgeſtattet an Zügen und Schattirungen. Seine Genauigkeit, ſeine ſorgfältige Ausführung, ſorgfältig, wie in einem Teniers'ſchen Bilde, iſt bewundernswerth. Und dennoch machte er mir nicht den Eindruck eines großen Künſtlers. Er hat mir ihn früher nicht gemacht, er hat mir ihn jetzt nicht gemacht. Woher kommt das? Er gewährt mir keine Illuſion. Ich ſehe die hundertfältige Abſicht und bin verſtimmt. Ich empfinde, daß alles gemacht iſt, allerdings vortrefflich gemacht, aber gemacht. (Nebenher geſagt: die Franzoſen haben auch meines Wiſſens kein eigentliches Wort für „gemacht.") Ich erfahre nur eine Kraft des Verſtandes, fühle aber nicht einen Hauch des zwingenden Geiſtes, welcher ſchöpferiſch zu einem untheilbaren Ganzen vereinigt, fühle nicht den Hauch des aus dem Ganzen ſchaffenden Genius. Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieß Mißverhältniß zwiſchen mir und Bouffé zum Theil in meiner eigenen Unfähigkeit der Auffaſſung, zum Theil in unſern verſchiedenen Nationalitäten liegen mag. Es iſt mir z. B. ganz deutlich, wie ſehr Bouffé durch folgende Umſtände benachtheiligt wird. Erſtens gehört er zu den Boulewardtheatern, welche in ihrem Repertoire niemals über eine gewiſſe Mittelform hinausgehen. Jedermann von einiger Bildung ſoll die Stücke und Charaktere ganz zu würdigen wiſſen. Da iſt nichts Ideales, nichts Abſonderliches, Tiefes zuläſſig, und ſelbſt der beſte Schauſpieler erhält nie eine Aufgabe, welche die Durchſchnittsbildung überſchritte. Das muß den beſten Schauſpieler innerlich mittelmäßig machen, wie ſehr er auch Geiſt und Talent ausbilden mag in Fertigkeit und Sorgfalt. Zweitens muß Bouffé wie jeder andere Pariſer Schauſpieler ſeine Rollen hundertmal wiederholen, und zwar oft dieſelbe Rolle ohne Abwechſelung zwanzig, dreißig, fünfzigmal in einem Strich wiederholen; das tödtet den Geiſt oder belebt doch auf Koſten des Geiſtes das kleine Spiel, die bloß tauſchende Technik. Er gehört endlich in allen übrigen Punkten zu dieſem ausgetriebenen Mechanismus, welcher das Pariſer Theaterſpiel bildet. Das iſt wirklich ein Mechanismus, ein bloßer Mechanismus. Unſer Theater könnte manches davon brauchen, aber ich danke Gott, daß unſere Schauſpieler ſo zähe Fehler haben, welche die völlige Herrſchaft dieſer mechaniſchen Schauſpielerei bei uns unmöglich machen. Es iſt wahr, die Einſtudirung eines Stücks in Paris iſt neben der Einſtudirung bei uns ein Wunder von Sorgfalt. Bei uns kennt der Schauſpieler durch eine ſchlechte Leſeprobe kaum nothdürftig den Zuſammenhang des Stücks, da geht er an's oberflächliche Auswendiglernen und geht an's Probiren des Ganzen. Iſt dieß dreimal in Bauſch und Bogen durchgemacht, ſo findet die Aufführung ſtatt, und es bleibt dem Muſengott überlaſſen, ob das den Lenkern ziemlich unbekannte Räderwerk zu einer leidlichen Fahrt den Weg finden werde. Wer möchte läugnen, daß dieß eine gewiſſenloſe Liederlichkeit iſt, und daß die Vorbereitungszeit wenigſtens verdoppelt werden muß? Unſer Theater iſt aus herumziehenden Truppen und Stegreifrittern entſtanden, und kann dieſen Urſprung nicht los werden. Was an dieſem Urſprung gut iſt, die immer rege erhaltene Schöpfungskraft, das wird an den Pariſer Theatern durch übertriebene Vorbereitung und übertriebene Wiederholung vernichtet. Hier wird das Stück länger „am Tiſche“ probirt als bei uns Zeit nöthig iſt von der Ankunft des Manuſcriptes bis zur erſten Aufführung. Das heißt: man hält ſo lange wirkliche Leſeproben, bis auch nicht das kleinſte Winkelchen von Verſtändniß dunkel verblieben iſt. Dann erſt beginnt man mit Theaterproben. Deren Menge iſt gar nicht vorauszubeſtimmen. Unter zwanzig bis vierzig werden es ſelten, oft aber werden es ihrer noch viel mehr. Man beginnt nie mit dem Ganzen, wie bei uns, ſondern mit Scenen, und dann mit einem Acte. Man kommt erſt zum Probiren des Ganzen, wenn alles Einzelne feſt ſteht wie gemauert. Nun laßt ein ſo eingepfropftes Stück fünfzigmal in zwei Monaten wiederholt ſein, und betrachtet es Euch! Dann ruft Ihr wohl: eine Sicherheit, welch ein Zuſammenſpiel, welch ein vortrefflich Theater! Ich kann nicht einſtimmen. Dieſe Sicherheit, dieß Zuſammenſpiel, welche ich natürlich anerkennen muß, ſind mir dießmal faſt zuwider geworden, weil ſie mich in ihrer bloß mechaniſchen Aeußerlichkeit an ein Puppentheater gemahnten. Es iſt mir, als bekäme ich nur den Schatten des Stücks, ſo ſehr fühle ich heraus, daß dieß eine fertige, ſeelenloſe, bloße Wiederholung iſt, was da oben an meinen Augen und Ohren vorüber geht, daß dieß im ſchlechten Sinne des Wortes bloß Schauſpieler ſind, die etwas zur Schau ſpielen und ſtellen was ihnen ſelbſt äußerſt gleichgültig iſt. Der franzöſiſche Schauſpieler ſchafft nicht mehr, producirt nicht mehr auf dem Theater, er wiederholt nur was er ſich auswendig gelernt hat. Darum intereſſirt er mich nicht. Das jedesmalige neue Werden der Rolle, dieß allein iſt mir künſtleriſches Theaterleben, welchem ich meine Seele hingebe; das bloße Wiederholen berührt mein Inneres nicht. Das mechaniſch gewordene Spiel hat mich dießmal wie ein Geſpenſt aus den Pariſer Theatern gejagt. Und auch aus Bouffe wittere ich dieſe Mechanik heraus, und was an Reichthum des Details, was an Conſequenz der Haltung die Franzoſen und novizenhafte deutſche Landsleute entzückt, das erkältet mich nur um ſo mehr. Je künſtlicher eine Maſchine iſt, deſto unheimlicher macht ſie uns den Eindruck einer Maſchine.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

10.

Paris im April.

Demoiſelle Rachel wird dieſen Sommer nach Deutſchland kommen, und auf unſern Theatern ihre Hauptrollen ſpielen. In Köln will ſie anfangen, in Frankfurt fortfahren, und nach Eroberung des Rheins weiter vordringen ins Innere des Barbarenlandes *) — eines Landes, welches in der Tragödie die drei Einheiten nicht für das höchſte hält, und welches nicht bewundernswerth findet, daß alle Vorgänge und Uebergänge nur erzählt werden. Sie wird Beifall finden, und unſere reichen Leute werden Aeſthetik verhandeln. Glaube man nicht, daß ihr Publicum zu klein ſein werde. Es iſt ja ein deutſches, will ſagen ein kosmopolitiſches, und die Neugierde lockt ſo ſtark wie die Wißbegierde. Wenn Devrient oder Seidelmann in Frankreich als Gäſte erſchienen wären, ſo hätten ſie freilich die Koſten ſelbſt tragen müſſen. Die Franzoſen hätten ihre Namen nicht gekannt, und ſelbſt

---

*) Sie iſt nur bis Frankfurt gekommen, und dort hat ſie am Beſten gefallen.

die wenigen Franzoſen, welche Deutſch verſtanden, hätten im Parterre nicht eine Scene verſtanden. Im Ganzen wird das nie anders werden, wie viel man auch davon ſpreche, daß die Franzoſen jetzt das Ausland ſtudiren, und ſich namentlich mit dem Deutſchen beſchäftigen. Letztere Nachricht iſt nicht ganz übertrieben; unſere Sprache hat bei den Franzoſen wirklich einige kleine Fortſchritte gemacht, und ſie iſt ſo ein klein wenig Mode. Aber iſt es nicht ſchon ein Fortſchritt, wenn man das Alphabet einer Sprache lernt, von welcher man früher keinen Buchſtaben gekannt? Wenn die Franzoſen über das Buchſtabiren der deutſchen Sprache hinauskommen ſollten, ſo müßten ſie aufhören, Franzoſen zu ſein.

Demoiſelle Rachel heißt bekanntlich Felix. Monſieur Felix, ihr Bruder, wird als Impreſario auftreten bei der Triumphreiſe ſeiner Schweſter. Er hat eine Truppe zuſammengeworben, welche alle die Figuren darſtellen ſoll, die als Folie nöthig ſind für die Phädra, Hermione und Athalie. Wer weiß ob die Folie geringer ſein wird, als das Tragödienperſonal des Theâtre Français wäre, wenn es in eigner Perſon ſeine Sultanin auf Reiſen begleitete. Ich habe den berühmten Monſieur Ligier recht manierirt und unerträglich gefunden, wie ſehr er applaudirt wurde, und den ebenfalls berühmten Monſieur Beauvallet recht roh. Er ſchreit ſehr brav mit einem ſchönen Organ und erinnert in ſeinen Kraftſtellen an unſeren Kunſt.

Im Jahr 1839 ſah ich die Rachel zum erſtenmal im Bajazet als Roxane. Damals war ihr Ruhm noch ganz jung, und der Orient im grünen Kleide und weißen Turban und mit der ſtill ſiedenden, böſen Eiferſucht, nahm ſich ſehr intereſſant aus auf dem blaſſen

Antlitz und in den kleinen kräftig ſtechenden Augen dieſer Jüdin. Die ganze Faſſung der Rolle fand ich ſtark von Sehnen, nur etwas mager. Das konnte der Roxane, einer an Bildung armen Orientalin, angemeſſen ſein. Jetzt ſah ich ſie als Phädra zum erſtenmal wieder. Das Publikum empfing ſie mit lebhaftem Klatſchen, und ihr Auftreten, das Anlegen ihrer Rolle, alles was ich Skizze nennen möchte, das iſt außerordentlich. Es hat das Energiſche eines ſtarken Geiſtes, hat das Sehnige und Markige behalten, ja geſteigert durch Sicherheit. Das Weſen der Genialität iſt gebieteriſch um ſie her, und zwingt zu geſpannter Aufmerkſamkeit. Sie übt Autorität aus, wie die Franzoſen ſagen. Dieſer Zwang gelingt immer nur großen Schauſpielern. Daß die Rolle als Ganzes über dieſe geniale Skizzirung nicht hinaus kommen konnte, daß ſie nicht voll werden, nicht plaſtiſch ab- und ausgerundet werden konnte, das durfte ich der Rollengattung zuſchreiben. Phädra iſt freilich eine der ausgeführteſten; aber im allgemeinen zeigen ja dieſe franzöſiſchen Tragödiengeſtalten vorzugsweiſe nur einige Schärfen ihres Charakters, und nicht die Fülle und Breite deſſelben. Was alſo der Rachel fehlt, das fehlt ihr vielleicht nur, weil es in Racine's Stücken nicht vorhanden iſt. So dachte ich, da nach einigen Acten dieſe Phädra-Rachel nicht mehr ſo günſtig auf mich wirkte, als ſie in den erſten Scenen gewirkt hatte. Ich wurde zunächſt unzufrieden mit mir ſelbſt: ich verſtand oft ſtreckenweiſe nicht, was ſie ſprach. Und doch ſpricht ſie vortrefflich franzöſiſch, und der Ausländer verſteht immer diejenigen Redner am leichteſten, welche am beſten ſprechen. Ich hatte ſie vor ſieben Jahren leichter verſtanden, und doch war mir damals die Sprache weniger geläufig als jetzt. Woran lag das? Ihre Virtuoſität iſt gewachſen, und ſie packt jetzt mit einer gefährlichen Lebendigkeit vier, fünf, ſechs Verſe in ein Bündel zuſammen und wirft das Bündel zuſammengeſchnürt hinter ſich, um raſch an eine nachdrucksvolle Stelle zu kommen. Wer nicht, gleich dem gebildeten Franzoſen, die Racine'ſchen Verſe ſämmtlich auswendig weiß, der behält nicht Zeit genug übrig, um zu erkennen, was ſie alles in dieſe wegzuwerfenden Bündel zuſammenpackt. Die gedruckten Stücke werden zwar im Theater verkauft, man hat ſeine Phädra auch ſchwarz und weiß in der Hand; aber wenn man nicht während des Spieles ſelbſt nachleſen will, dann kömmt man nicht dazu. Der Vorhang fällt bekanntlich vor dem Schluß des ganzen Stücks nicht, und der Zwiſchenact dauert gewöhnlich nur eine Minute. Binnen anderthalb Stunden iſt ſolch ein fünfactig Stück zu Ende geſpielt, oder richtiger zu Ende geſprochen. Wollte ich nicht gar zu viel von den Worten der Rachel verlieren, ſo mußte ich thun, was ich hundertmal an unſern unmuſikaliſchen Opernbeſuchern verſpottet, ich mußte die Worte nachleſen, während ſie recitirt wurden. Das machte mich ärgerlich. Ich durfte indeſſen dieſem Aerger kein Anrecht geben auf mein Urtheil, wenn nur die fremde Sprache ſchuld war, und wenn nicht Franzoſen ſelbſt zugeſtanden, daß ihre Rachel in dieſem Dampf-Wagen-Tempo oft unverſtändlich werde. Zunächſt entſchädigte ich mich an den zahlreichen Stellen nachdrücklicher Betonung, pikanter Betonung. Pikant mag etwas kleinlich klingen; ich empfand aber doch ſchon deutlich in dieſer Phräda-Vorſtellung, daß es das richtige Beiwort ſei für viele Stellen, welche das Publikum „ſublim“ vorgetragen fand. Ich entſchädigte mich auch an der intereſſanten, wahrhaft vergeiſtigten Erſcheinung dieſer großen Schauſpielerin. Sie iſt nur von Mittelgröße und ſchlank und fein gebaut — ein arabiſch Roß, wenn dieſer Vergleich nicht unpaſſend genannt werden muß. Das ſchwarze Haar, die wohlbeſchatteten ſchwarzen Augen, die weiße Haut von einer geſunden Mattweiße, die feine Hand — das alles ohne Fülle und doch nicht wirklich mager, bildet ein nerviges Ganze, welchem man Reiz und Schnellkraft zuſprechen muß. Die kleine Unterlippe tritt ein wenig vor und bekräftigt außerordentlich die herben Leidenſchaften von Zorn, Haß und Verachtung, welche ſie am beſten ausdrückt. Der Ausdruck hingebender Liebe iſt ihr vielleicht verſagt, weil ihr die Wärme verſagt ſein mag. Innerhalb der Energie, in welcher ſie ihre Vorzüge ſucht und findet, mag ihr Wärme und Hingebung matt erſcheinen. Sie giebt dafür Feuer, und wird es ſchwerlich verſtehen, daß ohne Wärme und Hingebung ein völlig poetiſches Weib für uns nicht zu ſchaffen iſt.

Zum zweitenmal ſah ich ſie in der Jeanne d'Arc von Soumet. Das iſt ein ganz nichtiges Stück. Man giebt es Sonntags, weil ſchmetternde Phraſen gegen die Engländer vorkommen und den Beifall des Sonntagspublicums ſtacheln. Hinter mir tappten denn auch einige Vertreter dieſes Publikums den Tact der Alexandriner, dieſe Trommelmuſik ihrer Poeſie, mit den Füßen, bis die Jungfrau rief: ſie habe ſich tödten wollen, „pour echapper aux Anglais!“. Welche Wuth, welcher Beifall! Ich hätte Engländer ſein mögen, denn es lag ein vollſtändiger Reſpect in dieſem Zeichen des Haſſes. Die einzige letzte Sylbe des

Wortes Anglais, dieſes á, breit und lang herausgeſtoßen aus weit geöffnetem Munde, wie der blöckende Ton eines Hammels, ſpricht als bloßer Ton den vollſten Ingrimm aus gegen den Begriff Engländer. Nach ſolcher oberflächlichen Rolle ſoll man keine Künſtlerin beurtheilen. Die Rachel war in all den kleinen Gängen des Gedankens ſo geiſtvoll und poetiſch, als es dieſe Wendungen nur irgend vertrugen. Aber ſie packte ſo viele Worte zuſammen, daß ich ſie nachleſend nicht verſtehen konnte. Dieſer Uebelſtand blieb ſich gleich in allen Rollen, die ich von ihr ſah, und es haben mir denn auch wirklich Franzoſen zugeſtanden, daß ihnen Manches entgehe. Mit einer bewundernswürdigen Kunſt der Athmung, welche unſern Schauſpielern zu wünſchen wäre, fliegen die franzöſiſchen Schauſpieler über ſeitenlange Reden hinweg, und man hört kaum Laute, nicht mehr Worte. Quitter z. B. heißt cter. Ja, die Hauptworte der Zwiſchenrede, welche die Gegenrede erſt erzeugen, werden nicht abgewartet, man weiß ſie ja auswendig. „Aber du biſt ja" — Einerlei! ich will nicht beſcheiden ſein! hieß es einmal, und in dieſem glücklichen Fall der wörtlichen Wiederholung erfuhr ich, wie das erſtickte Wort geklungen hätte. Aus folgendem Grunde iſt dies raſſelnde Jagen denn doch ein weſentlicher Uebelſtand: Wenn man ſich nicht ganz feindlich verhält zur franzöſiſchen Sprache und Tragödie, ſo entdeckt man namentlich in den Racine'ſchen eine graciöſe anſprechende Muſik des Gedankens und Wortes. Dieſes muſikaliſche Element, für mich weſentlich in dem Reize Racine's, wird durch die bloß kriegeriſche Manier der Rachel vernichtet. An dem einen Ende hört man nur den tremulirenden Baß des aufziehenden Grolls, an dem andern Ende nur den gellenden Diſcant des Ausbruchs. Alle Noten dazwiſchen, welche die Melodie bilden ſollen, ſind ausgeſtrichen. Die Rachel eilt nur von Fermate zu Fermate.

Nach der dritten Rolle, der Hermione in Andromaque, war der Widerſtand meiner Billigkeit erſchöpft. Der Leſer wird im Vorhergehenden bemerkt haben, daß ich den Tadel gern erdrücken möchte durch das Lob, welches ihren genialen Kräften wirklich gebührt. Das vermocht' ich nun nicht mehr: ich wußte es auswendig, dieſes Darſtellungstalent, ich konnte mir nicht verläugnen, daß ſie mir in ihrer damaligen Theaterjugend als Roxane beſſer gefallen, daß ſie nur an Virtuoſität gewonnen habe. Hier kann noch von einigen Nüancen mehr oder weniger die Rede ſein, ſagte ich mir, aber eine weitere Welt als die enge Tabulatur von drei bis vier Eigenſchaften franzöſiſchen Ausdrucks, eine weitere Welt iſt nicht vorhanden in Demoiſelle Rachel. Die Oppoſition, welche ſchon im zweiten Act der Phädra in mir aufgeſprungen, riß mir nach der dritten Rolle die Zügel aus der Hand. Man ſpielt hier viel feſter und ſicherer als bei uns, das kann nur der Unverſtand verkennen, und die mittelmäßigen Schauſpieler ſind hier tüchtiger in Handhabung aller Hülfsmittel, ſind virtuoſer als ſelbſt unſere guten Schauſpieler; aber ein wirklich guter Schauſpieler bei uns iſt in gewiſſer Beziehung unergründlich viel mehr, als hier der beſte. Immer das Luſtſpiel ausgenommen, ſo weit es die Grazie der Form geltend macht — einer Form, welche nun einmal ganz Europa, mit Ausnahme des Türken, ziemlich gleichmäßig beſitzt. Hier in Paris wiederholt der Schauſpieler immer nur ſeine Lection, er producirt nicht auf der Bühne, er geſtaltet und ſchafft nichts mehr neu, wie es der unſrige thut. Hier iſt er fertig ehe er anfängt, und man muß dem Zuſchauer ſehr viel Flachheit zutrauen, wenn man glauben kann, er werde dieſen Mangel ſchöpferiſcher Hingebung nicht bemerken. Für unſer poetiſches Bedürfniß im Theater iſt ſelbſt dieſe Rachel arm, ach ſo arm! Auch ſie hat, wie ich oben bei den Malern bemerkt, nur den Witz der Leidenſchaften, keineswegs aber den vollen Inhalt. Und ſie leiſtet alles, alles was die Franzoſen von der Tragödie heiſchen! Nie hab ich ſo deutlich empfunden, als beim Spiele dieſes mit Beifall überſchütteten Mädchens, daß wir eine viel breitere und tiefere poetiſche Welt haben, als die Franzoſen. Immer war ich voll Intereſſe, ja voll Bewunderung bei der prächtigen Anlage der Rollen, und immer wurde ich kalt und kälter, wenn die Höhe der Rolle nichts gab als die kalte rhetoriſche und witzige Ausbeute eines Affectes, immer war ich am kälteſten, wenn das Publicum raste. Ich fand, daß dieſe Rachel eine ſehr große Virtuoſin, aber im deutſchen Sinne des Wortes keine große Künſtlerin ſei. Eine große Virtuoſin ſelbſt unter den Franzoſen. Aber lieber Himmel, immer auf der G-Saite ſpielen zu hören, das hat man bald ſatt, wie curios auch dieſer Reichthum der Armuth ſein mag. Sei nun auch ihr Spiel die ganze Violine einer Racine'ſchen Tragödie — und das iſt ſie nicht; ich finde ſie immer noch weit zurück hinter Racine, den ſie theoretiſch ausbeutet, aber dem Herzen und Charakter nach lange nicht erfaßt — ſei ſie aber auch ein volles Inſtrument, für uns iſt der Künſtler ein ganzes Orcheſter, in welchem alle Inſtrumente eingeſchloſſen ſind. Und davon iſt hier kein

Gedanke; das umfaſſende Künſtlerthum iſt germaniſch. Deshalb haben wir freilich ſo ſelten vollſtändige Künſtler; haben wir aber einen, ſo iſt er ein Halbgott neben dieſer mathematiſchen Dürftigkeit. Man ſagt, Bouſſé ſei auf dem Wege einer Allianz mit uns. Der Weg iſt noch weit. Und wäre er ſo außenhin möglich? O nein. Nach hundertjähriger Allianz mag da etwas lebendiges entſtehen, eine Ehe unſers unerſattlichen Gedankens mit dieſer raſch fertigen Form.

Ja, ich habe der Rachel gegenüber auch obenein oft gegen den einzelnen Witz des Pathos proteſtiren müſſen, ohne Rückſicht auf die dürftige Eigenſchaft ſolcher witzig pathetiſchen Wirkung überhaupt. Ich fand den Schlag nicht ſelten am falſchen Orte, und mußte den Geſchmack der Schauſpielerin mit Kopfſchütteln aufnehmen. Sie hat offenbar nur Inſtinct der Bildung, und die eigentliche Cultur ihres Geiſtes iſt vernachlaſſigt. Man hat mir dies beſtätigt, als ich nach ihrer Lebensgeſchichte fragte. Sie ſucht mit raſtloſer und vortrefflicher Spürkraft Schlaglichter in den Verſen, und haftet dann ſehr oft auf kleinen Gedanken, welche das Schlaglicht nicht vertragen, und welche unter ſo greller Beleuchtung Trivialitäten werden. Das Wort „manierirt" wag ich nicht auszuſprechen, weil ich mir zu ſolchem Tadel nicht genug franzöſiſchen Geſchmack zutraue. Aber auf der Zunge hab' ich es hundertmal gehabt. Oder ſoll man ganz nach heimathlichem Geſchmack richten? Die fremde Nation wird doch ohnedies von ſolchem Urtheile eines Fremden nichts gut heißen und aufnehmen, und kann nichts aufnehmen! Ich habe mich immer redlich bemüht, dieſem franzöſiſchen Tragödienſtyl, der uns ſo gänzlich widerſtrebt, die organiſch franzöſiſche Seite abzugewinnen. Eine ſolche hat er ja doch gewiß. Als ich früher ein ganzes Jahr lang in franzöſiſchen Landen mich aufgehalten, da wurde mir auch dieſer Styl erträglicher, und daß die Rachel jenes arge Vibriren und Tremuliren verließ, ſchien mir eine Verheißung zu ſein. Ich meinte es könne mit der Zeit ein europäiſcher Styl gewonnen werden in einer Verbindung des Romaniſchen und Germaniſchen. Dieſe Verheißung iſt mir diesmal ſpurlos untergegangen. Das Beiſpiel der Rachel hat allerdings gewirkt, das Vibriren und Tremuliren iſt im allgemeinen ſchwächer und ſeltner geworden; aber was iſt an die Stelle getreten? Ein Schneppern und Wippen, ein modernromantiſches Schnellen und Werfen der alten in Schleppkleider gehüllten Verſe, ein jähes Wenden und Springen, und — dadurch iſt für mich das Ganze noch ungenießbarer geworden. Ohne die alten Rhythmen wird dieſe alte Poeſie ganz und gar nur wunderlich. Der Reiz jener höflichen Feierlichkeit iſt dahin, denn man turnt in den ſchweren Staatskleidern, und der muſikaliſche Hauch Racine'ſcher Gedankengrazie iſt, wie ſchon erwähnt, ebenfalls dahin: in Haſt und Trockenheit der militäriſchen Pfeife und Trommel poltert der alte gravitätiſche Vers vorüber. Da kann keine Harmonie mehr entſtehen. Wie z. B. Hr. Ligier, ein Held des Parterres, wirthſchaftet in platter Hitzigkeit modernen Vortrags, in kurzen, eckigen Geſticulationen des heutigen Franzoſenthums, das iſt für mich eine blanke Caricatur Racine's, und bei dem nie ausbleibenden Applauſe möchte ich pfeifen. Und doch habe ich als Fremder gar keinen Anſpruch auf richtiges Urtheil, und muß mich wie oben bei den Malern beſcheiden, in einem fremden Kirchſpiele zu ſein.

In dieſer groben Art eines innerlich trockenen Declamators ſündigt nun die Rachel nicht. Der durchſcheinende Gedanke adelt Alles an ihr. Sie beleidigt nicht. Sie ſündigt feiner; ſie ſucht Effecte in der geiſtigen Ueberraſchung. Sie ſucht zu verblüffen, wenn ich das alltägliche, aber vollſtändig bezeichnende Wort brauchen darf. Dies nennt man hier Imponiren, wenn ſie aus einem unſchuldigen Haufen von Verſen plötzlich einen Dolch herausfindet und einen Augenblick lang ſchimmern läßt. Uebrigens hat ſie wirklich einen ſtarken Geiſt und ein ſtarkes Talent für den Ausdruck deſſelben. Aber Geiſt und Talent ſind eng. Wenn ſie manierirt wird oder ſchon geworden iſt, ſo mag die Eigenſchaft ihres Geiſtes Schuld haben, und dieſe franzöſiſchen Tragödien haben gewiß nicht minder Schuld. Sie ſind diejenige dürre Abſtraction der Franzoſen, welche das Ausland unſerm Norden ſo freigebig und richtig vorwirft in unſern Bildungen. Die Charaktere haben keinen Körper, und die Handlung hat keinen Körper. Das paßt allerdings für eine Jüdin ganz beſonders. Von Anbeginn iſt das jüdiſche Weſen ein abſtractes, ein nur gedankenhaftes, von Anbeginn iſt es feindlich dem Bilde ſelbſt, und dem plaſtiſchen Ausdrucke ganz und gar. Feindlich aus geheimnißvollem Gefühle der Unfähigkeit. Der Baalsdienſt, welcher den Gott verkörperte, war dem hebräiſchen Inſtincte zuwider. Das traurige, trockene Land Kanaan hat die Fülle und die Schönheit der Form weniger gebären können, als die Unermüdlichkeit, die wunderbare Ausdauer, die Kraft des Gedankens. Welch ein Reichthum der Einzelnheit in dem alten Teſtament, und zugleich welch eine Formloſigkeit! Und in dem alten Teſtament war das Volk jung und ſchöpferiſch. Folgt ihm in den Talmud, in dies Labyrinth des zerſplitterten Gedankens. Bildende Kunſt zerſplittert eben den Gedanken nicht, ſondern verdichtet ihn. Folgt dieſer Unzahl großer Fähigkeiten und Talente, welche dem jüdiſchen Volk beſchert worden ſind zum Erſatze fürs Vaterland: ein plaſtiſches, ein im ſpeciellen Sinn des Worts ſchönes iſt nicht darunter; vielleicht zum Theil darum nicht, weil ihnen das Vaterland, dieſer irdiſche Kitt für geiſtige Schöpfung, verloren gegangen iſt. Combinationen mögen ſie auch in den Künſten mit großem Erfolge zu Wege bringen, denn ſie ſind außerordentlich begabt, aber wirklich ſchaffen, neue Formen ſchaffen, Bildungen verkörpern zu einem Leben in Leib und Seele — das können ſie nicht *). Die Rachel hat alſo nicht paſſenderes erwählen können für ihre Naturanlage, als die franzöſiſche Tragödie. Wäre dieſe einen Grad mannichfaltiger und voller, ſo würde man den Mangel dieſer Künſtlerin deutlicher ſehen. Am Schluß der „Hermione" lag dieſer Fehler offen vor mir da. Hier hat Racine eine Forderung geſtellt, welche nicht aus bloßer Logik zu veranſchaulichen iſt, ſondern aus dem vollen Weſen eines Weibes, eines inkonſequenten Geſchöpfes, hervorſpringen muß. Sie hat den Mord des Pyrrhus vorbereitet, ſie hat ihn befohlen, und als er geſchehen iſt, verabſcheut ſie ihn und den Mörder Oreſt, weil ſie eigentlich den Pyrrhus liebt, und ſie treibt mit dieſer jähen Wendung den Oreſt in den Wahnſinn. Das durchweg unliebenswürdige Weib

---

*) Der Redacteur der Allgemeinen Zeitung hatte hier beigeſetzt: „Daſſelbe gilt von den Arabern, dem bedeutendſten ſemitiſchen Volke."

hat ſich in dem gleichmaßigen Striche verſtandlich dargeſtellt im Spiel der Rachel bis daher, hier aber iſt pſychologiſch nichts vorbereitet, und die kühne Wendung Racine's wird Fratze. Wo hatte auch der richtige Ausdruck herkommen ſollen! Es iſt nur logiſche Leidenſchaft dargeſtellt worden, nicht aber ein volles Menſchenthum. Wir ſind immerfort geſtreckten Laufes bergauf bergab, versauf versab fünf Acte lang gegangen in einer Linie, wir haben nirgends geruht, nirgends einen Schritt zur Seite gethan, die Rolle iſt eine Linie, nicht aber eine Perſon geworden; jetzt kann die Künſtlerin am Schluß nur jählings die Linie verlaſſen und irrthümlich erſcheinen; aber ſie kann nicht eine neue Seite eines unausgerechneten menſchlichen Weſens zeigen.

Darum war die Rachel in der vierten Rolle, in der Athalie, am beſten. Dieſe Königin iſt einfach ein böſes Weib. Was ſie zu nüanciren hat, ſind Nüancen deſſelben Tones. Hier iſt es angebracht und von ſtarker Wirkung, daß ſie alle ihre Gedankenkraft anhäuft zu einer einzigen Stimmung. Sie hatte ſich graues Haar aufgeſetzt und das Grauen ging vor ihr her. Hatte das Theater ſeine Macht verſtanden, in der Darſtellung dieſes ſo lange verkannten Stücks hätte es den größten Effect erreichen können. Aber wahrend ſonſt in allen Theatern der Leierkaſten unaufhörlich gedreht wird, hatte man hier den Geſang der Chöre, hatte man das Pſalmenthum Racine's geſtrichen. Ja, die Kritik Jules Janins flötete hinterher ein abgeſchmacktes Bedauern, daß die Rachel ihre Jugend verſteckt habe unter einer Perücke des Alters. Wie kann unter ſo ungeſchickter Umgebung und neben einer ſo charakterloſen, ſüßlichen Kritik ein

11.

Paris, im April.

Ich habe noch einige Perſönlichkeiten zu ſchildern, mit denen ich diesmal in nähere Berührung gekommen. Von den Notabilitaten, die ich früher kennen gelernt, habe ich nur wenige wieder aufgeſucht. Und zwar grundſätzlich. Sie haben keine Zeit, oder nehmen doch kein tieferes Intereſſe an dem Fremden, der einmal eine Stunde mit ihnen verbracht hat. Es iſt eine Höflichkeit geweſen, daß ſie uns die Stunde geſchenkt, daß ſie uns Antheil gezeigt haben. In Wahrheit hegt der Franzoſe keine innerliche Aufmerkſamkeit für das, was nicht franzöſiſch iſt, und er hegt ſie am wenigſten in Paris, wo es ihm an nahe liegendem Intereſſe keinen Augenblick fehlt. In der Provinz etwa und auf Reiſen nur iſt er nicht zerſtreut neben einem Fremden. Das literariſche Geſpräch beſonders ſoll man nur mit Vorſicht in Paris ſuchen. Die Form ſteht ihnen feſt, das Handwerk deßgleichen, und eben deßwegen ſchreiben ſie ſo unvergleichlich raſcher als wir, den Inhalt aber geben ſie im beiläufigen Geſpräch nicht preis wie der deutſche Schriftſteller, welcher bei jeder Gelegenheit ſeine Befähigung rechtfertigen zu müſſen glaubt. Sie gewähren ein paar Grundſätze derjenigen Partei, zu der ſie gehören, und gerade ſo viel Variationen darüber, als man täglich in ihrem Journale leſen kann. Die ſogenannte Cauſerie der Franzoſen, dieſes gerühmte Spiel der Unterhaltung, darf man natürlich nicht erwarten, wenn man jemand das erſte oder das zweite Mal beſucht.

Neue Notabilitäten haben ſich in den letzten Jahren nicht entwickelt. Louis Blanc etwa ausgenommen, der oft in unſerm Leſecabinet zu ſehen iſt, unſere deutſchen Zeitungen aber nicht in Anſpruch nimmt. Ein rüſtiger Mann, der vielleicht zu ausführlich ſchreibt. Es fällt mir ein, daß mir nichts beſonderes haften geblieben iſt von ſeinen „zehn Jahren," als der durchgehende Oppoſitionsgedanke, weil er das Vorübergehende eben ſo nachdrücklich behandelt hat, wie das Wichtige. Dieſer künſtleriſche Uebelſtand, welchen Lamartine in den erſten Bänden ſeiner „Girondins" vortrefflich meidet, iſt wohl eine Haupturſache, daß von unſern hiſtoriſchen Büchern ſo ſelten eins ins Volk dringt. Nicht der Inhalt und die populäre Sprache allein ſchaffen Popularität, ſondern die künſtleriſche Faſſung. Hohes und Schwieriges kann ſo gruppirt werden, daß es auch dem Mittelſtande der Leſer annehmbar und reizend wird. Wir Deutſchen beſonders geben immer zu viel; die Hälfte unſerer Bücher könnte, wie die Hälfte neuer Trauerſpiele, geſtrichen werden vor dem Druck. Trotzdem ſehe ich Blancs Revolutionsgeſchichte mit Spannung entgegen. Es wird immer wieder Neues aus dem alten Mantel geſchüttelt, und Lamartine's Buch z. B. hat deſſen vielfach und macht mit Recht ein vollſtändiges Glück. Jedermann lieſt es hier und jedermann lobt es. Der eine natürlich mehr, der andere minder. Es iſt eine reife Frucht, deren Geſchmack man nicht lieben mag, deren Vollſaftigkeit man aber eingeſtehen muß. Es iſt ein gutes und wäre auch ein ſchönes Buch, wenn es — ebenfalls kürzer wäre. Weil er ſich für jeden neuen Helden ganz und gar und ohne Rückſicht auf den Organismus des Ganzen intereſſiren will, gebiert er ſich lauter Hauptperſonen und verdirbt die Gruppirung. Nun ſteht alles im Vordergrunde, und dadurch wird das Bild zu voll, das Buch alſo zu lang. Nebenher will ich erwähnen, daß er einmal von „vices infames“ unſeres großen Friedrich redet, ohne etwas näheres darüber beizubringen. Wir kennen keine „vices“ am großen König, und die Unkunde deutſcher Quellen hat wohl Lamartine, verleitet irgend einer alten feindſeligen Klatſcherei unbedachtſam Gehör zu geben. Das ſorgfältige Buch von Preuß berührt und erledigt alles was vom Klatſche des vorigen Jahrhunderts übrig geblieben und der Rede oder Widerlegung werth iſt. Aber ſelbſt dieſer Klatſch hat auch in ſeinen frechſten Zügen nichts was eine ſo gröbliche Bezeichnung verdiente. Es hätte alſo doch für die eigne Geſchichte der Franzoſen ſein Gutes, wenn ſie wirklich etwas von deutſchen Büchern verſtanden.

Lamartine iſt im Aeußeren ſehr viel älter geworden. Das ſchmale, magere Geſicht iſt noch ſchmaler geworden durch die tiefen Linien, welche ſich in die Züge eingefurcht und die vortretende Naſe noch vorgedrängt haben. Weiße Haare haben ſich eingeſchlichen. In ſeinem Buche gibt er die neue Nachricht, Robespierre's Vater ſei engliſchen Urſprungs geweſen, was die puritaniſche Charakterzähigkeit des vielfach unfranzöſiſchen Jakobiners natürlich erklären hilft. Ich würde ihm ſelbſt, dieſem ſchlankgewachſenen Lamartine mit hektiſchen Backenknochen und mit dem ſtill ruhenden und doch innen glühenden Blicke eine engliſche Verwandſchaft zuſchreiben, wenn ich irgend eine Berechtigung dazu wüßte in ſeiner Familiengeſchichte, die ihn nach dem warmen Burgund zu weiſen ſcheint. In charakterſtrenger Milde hegt er eine einſame Stellung und ſpricht immer gegen den Krieg, wie jener trockene Dialektiker Robespierre eine einzelne Stellung ſuchte in charakteriſtiſcher Härte, und trotz Freund und Feind 1791 allein gegen den Krieg ſich erklärte. Damals ſchon, 1839, als ich dieſen Lamartine das erſte mal ſah, und er mir in ſeiner Aehnlichkeit mit einem proteſtantiſchen Geiſtlichen gar nicht gefiel und mich doch in Verwunderung ſetzte durch hingebendes Geſpräch mit Frau von Girardin und Balzac, zwei Literaten von einer ihm grundſätzlich wildfremden Richtung, damals ſchon, als ich ihn zum erſtenmal reden hörte, ſo volltönend, ſo ſchön, ſo überzeugt, in ſo ſtrömendem Feuer, und zwar über Eiſenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verſtand oder nicht verſtehen durfte, damals ſchon war ich durchdrungen davon: dieſer Mann hat eine große Zukunft, und ich bin heute noch derſelben Meinung. Es iſt etwas Neues des Franzoſenthums in ihm und etwas gründlich Neues. Was die Franzoſen annehmen können von europäiſchem, oder richtiger von kosmopolitiſchem Sinne, das iſt dargeſtellt in Lamartine, welcher nationalfranzöſiſch bleibt, ohne verblendet franzöſiſch zu ſein. Und das iſt gründlich, weil es langſam und nach und nach entſtanden iſt. Es ruht auf dem ſchönſten Grunde, auf dem der Naivetat, welche immerdar aufzunehmen nud zu lernen bereit iſt. Welch eine Entwickelung ſeit dieſer Mann in der Kammer erſchien unter der Ankündigung: es erſcheine ein poetiſcher Legitimiſt, wahrſcheinlich ein junger Chateaubriand, und ſeit er oben auf der äußerſten Rechten ſeinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er ſich ſeit der Zeit lebhaft betheiligt, hat ſich unantaſtbar den Ruf eines unbeſtechlichen, grundehrlich ſtrebenden Mannes erworben, hat ſich dieſen jetzt ſo kläglich ſeltenen Ruf in der Kammer Frankreichs bewahrt, und — ſchließt jetzt ſein Urtheil über die conſtituirende Verſammlung der Revolution dahin, daß er, der einſtige Legitimiſt, ſagt: „Die Nationalverſammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königthum! Sie ſchon mußte die Republik erklaren; denn dieſe Regierungsform iſt vorzuziehen, wenn es ſich von völlig neuer Schöpfung eines geſellſchaftlichen Lebens handelt, ſowie die Monarchie vorzuziehen iſt, wenn die Speculation ihre Ziele gefunden, und ſich das Bedürfniß gemeldet hat, die neu gewonnenen Formen zu feſtigen und zu erhalten.“ Wer von ſelbſt und ohne Falſch, und ohne innerliche Inconſequenz zu ſolchen den einſtigen Legitimiſten ſcheinbar vernichtenden Reſultaten kommt, der iſt von einer bewundernswerthen Naivetät, von einer Ehrlichkeit des Trachtens, welche das größte Vertrauen anſprechen darf.

Man wird es ihm gewahren, ſobald das jetzige Regiment mit dem greiſen Könige in die Gruft getragen wird. Lamartine wird ein Hauptminiſter der

Regentſchaft ſein. Er wird ſeinen Charakter einſetzen für ein neues Regiment; Thiers wird ſein Talent zu Hülfe bringen. Glaube man ja nicht, daß dieſer kleine Mann der unerſchöpflichen Hülfsmittel für immerdar unmöglich ſei. Für das Talent gibt es keine Unmöglichkeit; es umgeht ſie, wenn es ſie nicht überwinden kann; es wartet. Thiers wartet und ſäubert ſich und häutet ſich, um zu der ernſthaften, von poetiſch-politiſchem Enthuſiasmus bewegten Figur Lamartine's zu paſſen. Man ſchreibt hier zu Lande Geſchichte, um den Leuten zu zeigen, daß man Geſchichte machen kann.

Sogar der erſte Geſchichtsſchreiber der Revolution, ſogar Mignet, von welchem die Zeitungen ſo ſelten reden, hat ſeit dem Druck ſeines kurzen Buches nicht einen Augenblick aufgehört die Zahlung der Macht dafür in Anſpruch, und ſeit der Julirevolution auch in Empfang zu nehmen. Er beſitzt die Weisheit der Beſcheidenheit, er weiß, daß die zweiten Stellungen die wirkſamſten ſind, weil ſie dauern und die Verantwortung nicht in erſter Linie zu zahlen haben, und er beſcheidet ſich damit. Wer viel wirken will, der ſtellt ſich nicht an die Spitze; denn auf die Spitze ſind alle Pfeile gerichtet. Er iſt Staatsrath. Die Miniſterhäupter haben wie oft um ihn gewechſelt, er iſt Staatsrath geblieben, er wohnt, ungeſtört von dem Herrenwechſel, nebenan in ſeiner alten Wohnung. Obwohl Junggeſelle hätte doch gerade er ſich familienhaft einrichten können, in ſeinem Staatslogis. Dies gränzt nämlich an das Miniſterium des Auswärtigen und gehört doch wohl als Staatsgebäude zu jenem. Aber jenes macht Ecke und Eckſtein des Boulevards, das ſeinige zieht ſich in die ſtille Straße zurück, es ruht ſtill unter den Archiven, die ſeinem Schutze übergeben ſind. Wenn man in den großen ſtillen Hof eintritt, ſo ſieht man links und rechts Ueberſchriften, welche „Karten“ und ähnliches Material der Staatswiſſenſchaft ankündigen. Auf dieſen Hof herab ſieht das Arbeitszimmer dieſes ſo ſchön ſchreibenden Mannes, dieſes immerwährenden Secretärs der Akademie, der berufen iſt, den akademiſchen Notabilitäten die Grabreden ſo zu halten, daß die Vorzüge vergoldet, die Mängel verſchleiert werden. Letztere ſo zu verſchleiern, daß man ſie doch erkennt, das iſt eine Kunſt, welche Mignet in hohem Grade verſteht. Ich hatte ihn nie geſehen und mir ihn immer unſerm Varnhagen ähnlich gedacht. Sein ruhiges, gleichmäßiges Wirken unter all dem Pariſer Wechſel, ſeine Charakterſchilderungen von harmoniſcher Gedrungenheit, ſeine faſſungsvolle Anſchauung des Lebens und der lebendigen Perſonen hatte mich immer künſtleriſch, ich möchte ſagen göthiſch angeſprochen. Zuletzt in Wien war ich mit ihm beſchäftigt geweſen, wo mir Friedrich Halm die reichhaltige Charakteriſtik des Antonio Perez, dieſes merkwürdigen Sekretärs Philipp II. gegeben hatte, damit ich eine Drama darin fände. Mehr als ein Drama iſt darin, aber für das ſpaniſche Theater.

Als der Diener öffnete und mich in den hohen und weiten Arbeitsſalon des Hiſtorikers eintreten ließ, erwartete ich hinter dem Schreibtiſche, welcher die Mitte des Zimmers einnahm, einen bejahrten Herrn in weißen Haaren aufſtehen zu ſehen. Es war aber ein eleganter Mann in braunem Lockenhaar. Ein feiner, klarer, ſchöner Kopf franzöſiſcher Art. Dunkle Augen, die ſcharf zuſehen, ein bewegliches Antlitz, das nicht leicht mehr als höfliche Eindrücke verräth, ein feiner Mund voll weißer Zähne, welcher ſchalkvolle Sicherheit verräth, eine hohe Stirn, eine Farbe von geſunder Bläſſe. Die Geſtalt groß und ſtattlich, die Bewegung von wohlhabender feſter Haltung. Ich ſagte ihm, daß er mir älter vorgeſchwebt, weil ſeine Revolutionsgeſchichte ſchon ſo lange in der Welt und mir ſchon eine Gymnaſiaſtenlectüre geweſen ſei. „Ah," erwiederte er lächelnd, während wir uns am hohen Kamin zurecht ſetzten, „ich war ſehr jung, als ich ſie ſchrieb!" — Die knappe, gedrungene Faſſung iſt alſo Ihr urſprüngliches Talent. — „Das muß ſie wohl, wenn ſie darin iſt. Denn das Buch iſt äußerſt raſch geſchrieben worden, geradezu dem harrenden Setzer und Drucker in die Hände. Wir brauchten damals ein ſolches Buch augenblicklich. Und ich habe," ſetzte er hinzu, „bei all den ſpäteren Auflagen keine weiteren als unſcheinbare ſtyliſtiſche Aenderungen angebracht.

Ich meinte mich zu erinnern, daß in ſeiner Charakteriſtik Robeſpierre's eine von der Thiers'ſchen Schilderung dieſes wichtigen Mannes abweichende, nicht unweſentliche Verſchiedenheit ſtattfände. Er läugnete es. „Robeſpierre," ſagte er, „war in all ſeinem Rouſſeauthum unmoraliſch; er war feig und war geizig; aber unbeſtechlich. Er vertrat das Bürgerthum, beherrſchte es aber nicht. Seine Obmacht konnte alſo nicht lange dauern."

All dies zugebend, und die Trockenheit des Geiſtes und Herzens als hinreichenden Grund der dauerloſen Macht begreifend, iſt mir doch nie recht klar geworden, daß er mit bloß logiſcher Tugend Begeiſterung hat wecken können. Fanatiſmus erzeugt man wohl damit, aber nicht Begeiſterung, und letztere hat ihn offenbar eine Zeitlang getragen. Dieſen Zweifel hat mir Lamartine's Darſtellung aufgeklärt. Lamartine behandelt Robespierre eben ſo ungünſtig, wie jeder Hiſtoriker, welcher einen ganzen Menſchen zu charakteriſiren weiß, und nicht blos einen kargen Gedanken verherrlichen will, auf Koſten der vollen Wahrheit, aber er ſtellt einen wichtigen Wendepunkt in helles Licht. Dies iſt die Kriegsfrage. Robespierre, ein tüchtiger Rechenmeiſter, ſah voraus, daß der Krieg neue Fähigkeiten und Menſchen emporbringen und die bisherigen Tribunen philoſophiſcher Disciplin ſtürzen müſſe. Er allein widerſetzte ſich alſo dem Kriegsgeſchrei der Girondiſten und ſeiner eignen Partei; er trotzte der Inpopularität, wohl wiſſend, daß dies nur die Inpopularität des Augenblicks ſein könne, und daß ihm dieſer Widerſtand als Symptom tiefſter Selbſtändigkeit und Bürgerlichkeit tauſendfache Procente bringen müſſe in der Meinung des Bürgerthums, wohl wiſſend, daß man binnen wenig Tagen die Wahrheit ſeines Wortes begreifen werde: der Krieg ſei der ärgſte Feind der Freiheit. Und ſo geſchah es, und aus dieſer Probe bürgerlichen Kernes erwuchs die bürgerliche Begeiſterung für ihn. — Mignet hatte nichts dagegen einzuwenden und ſprach überhaupt wohlwollend über das Lamartine'ſche Buch. Natürlich ſo, daß hinter dieſem Wohlwollen mannigfacher Tadel des Buchs unausgeſprochen ruhen konnte. Aber er deutete dieſen Tadel nicht einmal an, viel weniger daß er ihn ausgeſprochen hätte. Die beſſeren Franzoſen halten auch in litterariſchen Fragen, ſo weit ſie nur irgend eine Perſon berühren können, ſtreng an den Geſetzen guter Lebensart, ſobald nicht von einer grundſätzlichen Polemik die Rede iſt. — Ich fragte ihn, ob folgende Scene richtig ſei, die mir Heine geſtern erzählt, und die er von ihm ſelbſt, von Mignet, gehört haben wolle: Der jetzige König der Franzoſen ſei als junger Herzog von Chartres in der Nothwendigkeit geweſen, einen Paß nachzuſuchen, und deshalb einem Miniſter Viſite zu machen. Dieſer Miniſter ſei Danton geweſen, und Danton habe ganz ſentimental geſprochen. Unter andern habe er geſeufzt über die ſchmerzliche Aufgabe ſolcher Schreckensherrſchaft, welche ſie durchführen müßten, und habe hinzugeſetzt: „Dies alles thun wir für Euch — pour vous, vous — Ihr erndet die Früchte davon!“ — Dieſe Aeußerung habe der König vor kurzem wiederholt, und es habe geklungen als ob Danton für Ludwig Philipp perſönlich prophezeit habe. Iſt dies richtig? — Mignet lächelte und ſagte blos: „Ungefähr.“

Natürlich fragte auch er nach Preußen, und als ein Mann von Fach erwähnte er als letzte Geſchichte der alten Zeit die jüngſte Geſchichte mit der berliner Akademie. Dieſe traurige Begebenheit hat als Symptom überall einen gleich üblen Eindruck gemacht, und an den verſchiedenſten Orten habe ich hören müſſen: „Es war für Euch die höchſte Zeit, daß eine allgemeine Aenderung eintrat. Uebrigens,“ ſetzte Mignet hinzu, „halte ich die conſtitutionelle Regierung nur großen Staaten angemeſſen.“ Auf dem Rheinſchiffe hatte mir ein Naſſauer daſſelbe geſagt, indem er ausrief: „Eine Kammer voll abhängiger Beamten und abhängiger kleiner Leute iſt faſt noch weniger werth, als ein abſolutes Regiment!“ „Ja wohl,“ ſagte Mignet und verbreitete ſich über den Preis des großen Friedrich, den man hier zu Land nie anders nennt als „le grand Frédéric,“ wie man bei uns nie anders ſagt als „der alte Fritz.“ Wir ſchämen uns entweder, weil uns das Lob unſeres Helden wie Eigenlob klingt, oder wir ſind auch hierüber nicht einig, weil wir neidiſch ſind, und behelfen uns mit einem vertraulichen Ausdrucke, damit doch ein wenig Herz auch da erſichtlich werde, wo wir uns nicht ganz hingeben wollen. Theilung überall!

Jeder wirklich große Hiſtoriker hat ſeine Zeit beſchrieben. Von dieſem Satze, den ſich Mignet gefallen laſſen konnte, kamen wir auf Thierry, der in ſeinem traurigen Zuſtande der Blindheit und Lähmung des Unterkörpers immer in entlegenen Zeiten und Formen umher taſten muß, kamen auf Thiers, welchem Mignet von Jugend auf ein treuer Freund geblieben iſt, kamen auf Ranke, nach welchem ſich Mignet erkundigte. Ranke's Geſchichte der Päbſte iſt, ſo viel ich weiß, ins Franzöſiſche überſetzt, und die unterrichteten Franzoſen ſtellen ſich, als ob er etwas ſchnell zu Werke gehe, erkennen ihm indeſſen zu, daß er Geiſt und Sinn für hiſtoriſche Form habe. Die Unſrigen werden ungläubig lächeln, wenn Franzoſen Gründlichkeit der Forſchung in Zweifel ziehen und raſche Folgerung bedenklich finden wollen, Franzoſen, welche ſich von Hülfsarbeitern die Quellen geſammelt ins Zimmer leiten laſſen, damit ihnen nicht im Studium des Details Zeit und Ueberblick verloren gehe. Wir ſagen gern: es geht Euch auch in dieſer fabrikartigen Vorbereitung der unüberſetzbare Hauch intimer Eigenthümlichkeiten verloren! Von Mignet iſt dergleichen wohl nicht zu ſagen. Mitten unter die Quellen gebettet, macht er ſeine Studien ſelbſt und perſönlich, und es iſt wohl eine intereſſante Frage, ob er ſeine Geſchichte der Reformation fördern und ob er ſie zu

Ende bringen werde. Jenes bejahte er, dieſes hofft er, und zwar hofft er etwas vollſtändiges zu bringen. Seine außerordentliche Thätigkeit iſt allerdings durch fortwährende Betheiligung am rollenden Staatsleben gar vielfach in Anſpruch genommen, da er ſeine Thür, ſeinen Sinn und ſeine Hand immerfort offen erhält, und die geſchickteſte Oekonomie mit der Zeit durchſetzen muß, um allen Anforderungen zu genügen. Dieſe Oekonomie hatte ihm doch geſtattet, Heine's Atta Troll, der eben in der Revue erſchienen war, ſo aufmerkſam zu leſen, daß er ihn mit genauer Sachkenntniß loben konnte. „Wie ſollen die Franzoſen all die kleinen Eidechſen und Schlangen von deutſchen Anſpielungen verſtehen!" hatte ich zu Heine geſagt, und Heine hatte mir erwidert: Es erräth kein Volk ſo gern und ſo geſchickt, als das franzöſiſche. Beſonders Malicen! — Ich hörte jetzt aus Mignets Lobe, daß Heine Recht gehabt, und hörte beim Abſchied mit noch lebhafterer Freude, daß er die Güte gegen einen Fremden zum Verbindlichſten ſteigern und mich mit Herrn Thiers bekannt machen wolle. „Ich eſſe Sonntags bei ihm," ſagte er freundlich, „laſſen Sie mich um acht Uhr herausrufen; ich werde Sie ihm dann vorſtellen. Um dieſe Zeit nach dem Eſſen empfängt Thiers ſehr gern Beſuch, und da Ihr uns gern nachſagt, wir ſeien über das Ausland nicht gut unterrichtet," fügte er mit ſeinem ſarkaſtiſchen Lächeln bei, „ſo können Sie ja dieſen wichtigen Mann über das jetzt ſo intereſſante Preußen aufklären."

12.

Paris, im April.

Unter den Romanſchreibern hat ſich in den letzten Jahren kein neues Talent hervorgethan, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich hätte ſuchen mögen. Der ruſſiſche Feldzug Sue's hat alles in Schatten geſtellt, und ſeit fünfzehn bis zwanzig Jahren hat Frankreich in der ſchönen Litteratur nichts Hervorragendes mehr aufwachſen ſehen. Alle Notabilitäten ſtammen jetzt aus der Reſtaurationszeit und dem erſten Luſtrum der Juliusepoche. Iſt das jüngere Geſchlecht von ſchwächerem Wuchſe oder iſt ihm nur der zupaſſende Frühling- und Maiwuchs noch nicht gekommen? Die glückliche Wendung hängt freilich oft an einem ſcheinbaren Ungefähr. Vor vier oder fünf Jahren verkündigte z. B. einer Ihrer Correſpondenten den Untergang des franzöſiſchen Romans, der ſich in Geſpräche auflöſe. Dieſe Verkündigung war nicht ohne Fug, und doch erhoben ſich wenige Wochen darauf dieſe Geſpräche unter Sue's Feder zu ſolcher dramatiſcher Kraft, daß ſie ſelbſt in ihren Uebertreibungen Europa intereſſirten. Neben dieſen ſtarken Reizmitteln iſt ſelbſt die edelſte Form, der Gedankenroman George Sands in den Schatten gerathen. Dieſe Prieſterin romantiſcher Speculationen öffnet ihren Tempel zu oft. Nicht zu oft für ihre Verehrer, zu denen ich ſelbſt gehöre; denn dieſen iſt jede Schrift von ihr werthvoll. Aber zu oft für die Macht ihrer Bücher. Dem größten Genie iſt nur ein beſtimmter Kreis von Gedanken und Formen zugemeſſen; wenn es ſich in Macht erhalten will, muß es dem Herzen und Geiſte Sammlung aufnöthigen, wirkliche Sammlung, welche wenigſtens darin beſteht, daß man dem Talente Zeit gewährt, die eignen Erfindungen zu vergeſſen. Sue iſt ein warnendes Beiſpiel mit ſeinen drei Romanen, welche einander auf dem Fuße folgten. Die Fußſtapfen der Genialität in den Myſtères wurden durch den ewigen Juden ſo ausgetreten im aufgeweichten Boden der Landſtraße, daß Martin über die ſelbſt gebildeten Lehmränder fallen mußte. Das Handwerk iſt eine Gefahr auch für die größten Talente, und die begabteſte Phantaſie bleibt ein Acker, welcher Befruchtung durch Ruhe braucht.

Auf meine Nachfrage hieß es, George Sand ſei ſchon abgereiſt nach dem Berry, wo ihr Landgut gelegen. Sie ſei übel geſtimmt gegen eine Leſewelt, welche durch den Roman nur unterhalten ſein wolle, und welche den abgeſchmackten Vergleich Lamartine's, der Roman ſei unſere Opiumpaſtille, eben ſo abgeſchmackt beſtätige. Sue ſei ebenfalls auf dem Lande und komme ſelten nach Paris. Heine wußte keine nähere Auskunft zu geben, obwohl er beide genau kennt und der Sand ſogar intim befreundet iſt. Intime Freundſchaft ſchließt hier in dem großen Heerlager nicht aus, daß man ſich jahrelang nicht ſieht.

Die Enthaltſamkeit, welche den Schriften fehlt, kommt der Freundſchaft zu gute. Nach Balzac fragte ich gar nicht mehr. Der iſt ſchon ſeit zehn Jahren ohne Adreſſe, und man muß ihm begegnen, um ihn zu ſehen. Die Adreſſe iſt ihm abhanden gekommen, ſeit er das Intereſſe an ſeinen eignen Romanen verloren hat. Das Publicum hat dies auf der Stelle gefühlt und hat ihm Recht gegeben, wie großen Reſpect auch jedermann hegt vor ſeinem ſcharfſichtigen Geiſte. Der ſchärfſte Geiſt allein iſt nicht im Stande, einen Roman zu machen. Balzac iſt blaſirt für ſeine eignen Erfindungen und zerſtört ſie dadurch, indem er ſie macht. Wer keine Illuſion mehr hat, erzeugt auch keine, freilich iſt es auch zum Erſchrecken, wenn man dieſe Bibliothek von Bänden zählt, welche dieſer Mann in zwanzig Jahren geſchrieben, und der gute Bürger würde nicht minder erſchrecken, wenn er die Summen erführe, welche im Geleite dieſer Bücher von dieſem unterſetzten, anſcheinend ſo ſoliden Edelmanne in Bizarrerien und Phantaſtereien bis zum verhältnißmäßigen Minus verzettelt worden ſind. Dabei iſt Balzac's eigentliche Fruchtbarkeit keineswegs erſchöpft. Er hat ſich nur verwöhnt, die Körperlichkeit gering zu achten, welche jedem Kunſtwerke, unerlaßlich. Dieſe Verwöhnung iſt ſein Unheil, und ich glaube kaum, daß man, den Fünfzigern nahe, jene Körperlichkeit, das unmittelbare Erbtheil der Jugend, noch einmal gewinnen kann. Mit nicht ungerechtem Spotte gegen die gedankenloſen Dramen rief er einſt: wenn ich erſt nicht mehr Phantaſie genug habe, Romane zu ſchreiben, dann habe ich gerade genug, um Dramen zu componiren. Und doch iſt ihm kein einziges gelungen. Das Drama braucht vor allem einen Körper. „Das iſt falſch!“ rief Weill, „Balzacs neueſter Roman iſt wieder gut, und wir machen es Euch zum Vorwurf, daß Ihr der franzöſiſchen Literatur nicht mehr aufmerkſam folgt!“ — Nicht mehr aufmerkſamer als unſrer eignen; dieſen Vorwurf ſuchen wir zu verdienen.

Eugen Sue iſt ungemein höflich; einer deutſchen Dame, welche der Autographengrippe, dieſer ächten Frauenzimmerkrankheit, nicht entgangen, und welche ſo muthig geweſen iſt, ihn unfrankirt um einen Brief zu erſuchen, hat er umgehend eigenhändig geantwortet, und Weill's Anſuchen um ein Rendezvous entſprach er augenblicklich mit den Worten: er ſei in Paris und beeile ſich, uns um zwei Uhr aufzuſuchen in der Wohnung des Journaliſten. Schon um Mittag war ein neues Billet von ihm da: er könne erſt um halb drei kommen. Einer von uns hatte den Fremden ſeelenruhig eine halbe Stunde warten laſſen. „Das ginge noch,“ entgegnete mir der Journaliſt, wenn Ihr nur wenigſtens die Höflichkeit erlerntet, daß jeder Brief eine Antwort, wenn auch eine ablehnende, zu fordern hat. Das völlige Nichtantworten iſt eine nationale deutſche Unſitte.“ — Gegen Journaliſten ſind übrigens die beliebteſten und geleſenſten Autoren in Frankreich ſtandhaft artig. „Sie ſprechen alle Tage über uns,“ ſagen ſie, „warum uns ohne Noth den Leumund verderben!“ — Wir denken gar nicht, daß auch ein ſo unabhängiger Mann wie Lamartine keine ſolche Artigkeit und Aufmerkſamkeit unterläßt: auf dem Schreibtiſche des Journaliſten lag das Viſitenbrieflein für die Girondins, und es iſt bekannt, daß Lamartine an einem und demſelben Tage Auszüge aus den erſten Bänden an ſämmtliche

Hauptjournale geſendet hat. Jedem Journal einen Abſchnitt, welcher den leitenden Ideen des Jonrnals am nächſten entſprach. So ward an einem Tage das Buch von den verſchiedenartigſten Blättern mit gleicher Warme empfohlen; ſie waren dann freilich erſtaunt über die Gleichzeitigkeit und die verſchiedenartige Gleichheit des Wohlwollens, aber der einleitende und befruchtende Donner für das Buch war fertig. Der franzöſiſche Vater eines literariſchen Kindes weiß genau, daß dies Kind nicht bloß in die Welt geſchickt, ſondern auch geleitet ſein will. Wir dagegen ſetzen unſere Kinder aus wie Findelkinder mit dem guten Glauben: ſie werden ſich ſchon ſelbſt helfen, wenn was an ihnen iſt.

Es kam jemand langſam die Treppe herauf geſtapft mit dem Stocke. Iſt Sue durch ſeine wilden Romane körperlich ſo erſchöpft worden? Nein, es war der arme Heine, welcher von dem Rendezvous unterrichtet worden war. Stöhnend blieb er in der Thür ſtehen und rückte Kopf und Augenlied in die Höhe, um zu ſehen, wen er vorfände. „Ich wollte, ich hätt' ein ſchlechteres Gewiſſen und einen beſſeren Kopf!“ ſagte er auf der Schwelle, und den Kaminſims ſuchend, auf welchen er ſich zu ſtützen pflegt, fragte er mich: „Wo biſt Du geſtern Abend geweſen?“ — Bei Miſtreß Sarah. — Sarah Auſtin, der kosmopolitiſchen Engländerin, die auch liebenswürdig iſt? Ihr Salon wird gerühmt und man ſpricht davon, Guizot ſei zuweilen da zu ſehen.“ — Lord Normanby war wirklich da, ein rieſenhafter Engländer mit gutmüthigem Antlitz und Weſen, beſonders rieſenhaft in den kleinen Zimmern, die von einer ganzen Schiffsladung magerer Britten, Fracht der Ueberlandpoſt aus Indien, angefüllt waren. — „Alfred de Vigny, Gatte einer Engländerin, pflegt auch da zu ſein.“ — Ary Scheffer war da, der Fauſt- und Gretchen-Maler. Ich hatte gedacht er müßte deutſch ausſehen, er iſt aber wie ein eleganter, etwa fünfzigjährige Franzos mit wohlgeſchorenem Backenbart und der allmählich unerläßlichen weißen Halsbinde. — „Sogar Fauſt verliert hier ſein Vaterland; dazu brauchteſt Du nur die Bilder zu ſehen und nicht erſt den Maler.“ — Es war ein uneleganter Franzoſe da mit nachläſſig ſitzender Brille, mit ungepflegtem Barte, ohne Vernisſtiefeln, ſogar zu meinem Troſt mit einem leichtſinnigen ſchwarzen Shlip. Er trug ein durchfurchtes, etwas mißmuthiges Geſicht durch die Gruppen von Engländern, bis ihm einer der magerſten vorgeſtellt wurde, der bei dieſer Gelegenheit mit unnachahmlicher Kunſt die langen Beine durch einander ſchob und ſtemmte. Wenn Platz dazu geweſen wäre, ſo hätte ich gefürchtet, er müſſe umfallen. Er erzählte dem „ſchwarzen Shlip“ von Cairo, dem Mecheln des Orients, wo dieſer offenbar ſehr bekannt war. Ohne vorgeſtellt zu ſein, glitt ich mit in das Geſpräch, und der ſchwarze Shlip fragte mich nach Savigny, nach Gans, deſſen Tod er ſehr beklagte, nach Varnhagen, nach Fräulein S., nach den états généraux de la Prusse und nach den weiteren Notablen von Berlin, wo er genau bekannt war. Auf meine Verwunderung ſagte er lächelnd, er gehöre zur alten Partei des „Globe“ und habe mitwirken geholfen damals, daß man aufmerkſam werde auf Deutſchland. Sie werden finden, daß man dies jetzt in hohem Grade iſt unter uns, ſetzte er hinzu. Ja wohl, erwiederte ich, und ich finde dies bedenklich für Frankreich. Es liegt nicht in franzöſiſcher Natur, und Ihr Staat und Ihr Paris ſcheint mir auch etwas ins Stocken gerathen zu ſein. Er ſtutzte und entgegnete, aber er verneinte nicht geradezu. Es war offenbar ein ſehr geſcheidter Mann. — „Es war Ampère?!“ — Ja. Und dazwiſchen hörte ich mich deutſch angeredet von einem ſehr hübſchen jungen Manne, der einen liebenswürdigen Ausdruck in Miene und Stimme hatte, und der, denke! ein Enkelſohn Herders war. „Ah! Ein Herder in Paris! Wie würde der heut darüber ſchreiben?“ — Und dieſen Thurm von Babel vermittelte die Wirthin Miſtreß Sarah mit ſehr geſchickter Objectivität. — „Das wäre mein Amt.“

Wahrend wir lachten ging die Thür auf, und ein großer Mann mit breitkrempigem Phantaſiehute erſchien — Eugen Sue. Sobald er in dem traurig veränderten Aeußern unſers Poëten Heine erkannt, hatte es mit der Höflichkeit für uns vorläufig ein Ende. Er bekümmerte ſich nur um ihn, der allen franzöſiſchen Notabilitäten das Intereſſanteſte iſt von deutſcher Litteratur, und ich hatte volle Freiheit den berühmten Romanautor zu beobachten. Da iſt aber nicht viel zu beobachten: das geſellige Aeußere iſt bei allen Franzoſen ſo gleichmäßig ſtark, daß von perſönlicher Unterſcheidung nur wenig zu entdecken bleibt. Die Rinde iſt überall glatt an dieſen Bäumen. Gerade an Sue ſollte man eine narbige und knorrige Rinde erwarten, und ſie iſt doch nicht verhanden. Sue iſt hoch und breitſchulterig gewachſen. In einem kurzen kräftigen Nacken möchte man die Energie angedeutet finden, welche all ſeinen Schriften eigen iſt. Der Ausdruck ſeines Geſichts von etwas dunkler Hautfarbe iſt wohlwollend, ſeine Augen ſind ſogar entgegenkommend und freundlich. Der tiefe Ton im Teint, die kräftig gebildeten Naſenflügel, der fein geſchnittene und feſt geſchloſſene Mund mögen vielleicht dem Phyſiognomiker willkommen ſein, welcher Anzeichen eines innerlich leidenſchaftlichen Weſens auffinden will. Die weichen Bewegungen des Mannes von Welt und das wilde Organ können ihn irre machen über jene Anzeichen, wenn er ſich nicht viel Uebung zutraut, hinter der Bildung das Naturell aufzufinden, und unter der untadelhaft eleganten Kleidung einen behaarten Arm, eine behaarte Bruſt zu ſehen. Das kurz gehaltene Haar fängt an zu ergrauen, aber es bleibt dies Merkmal des Alters ohne Bedeutung bei der Kräftigkeit des Ausdrucks und der Haltung, welche einen Vierziger von nerviger Reife darſtellt.

Das Geſpräch wandte ſich zufällig auf kritiſche Zergliederung franzöſiſcher Notabilitäten in der Litteratur. Zufällig? Ach nein, es waren vier deutſche Schriftſteller zugegen. Die Kritik nicht nur, das Kritiſiren iſt uns zur andern Natur geworden. Wir haben Alle wenig Erziehung, oder haben uns grundſätzlich angewöhnt, ſie zu verläugnen. Wir ſind wie Schweißhunde, welche am eifrigſten werden, wenn Blutstropfen, alſo Symptomen einer Wunde, nachzuſpüren iſt. Die Race bringt es mit ſich, daß dabei kräftig gebellt werde. Den Tadel zu finden und vollſtändig auszuſprechen ſtets und überall, das iſt uns ein Hauptberuf. Wir nennen dies Drang nach Wahrheit, damit wir uns loben können. Der Franzoſe unterwirft ſich viel vollſtändiger ſeiner Erziehung. Mit viel Anlage für Formen vergißt er auch nur im Nothfalle das Syſtem oder Schema von Formen, welches Erziehung heißt. Auch alle literariſchen Fragen beſpricht er zunächſt mit voller Rückſicht auf geſelliges Geſetz. Vielleicht deßhalb hat die franzöſiſche Litteratur nicht den zehnten Theil der Kritiker von Profeſſion, welche unſer Lager anfüllen und welche ihre Exiſtenz nur in Urtheilsſprüchen über andere ſuchen. Für das Urtheil, beſonders für das abfällige, meinen die Franzoſen, ſorge ſchon das Publicum; aber das Publikum, ſorge nicht dafür, daß hervorgebracht und geſchaffen werde. So war es nicht möglich Eugen Sue durch all unſere Herausforderungen zu einem harten Worte über Hugo, Dumas, Balzac oder ſonſt einen ſeiner Collegen zu treiben. Wenn er dem Tadel nicht widerſprach, ſo ſtellte er der getadelten Eigenſchaft ſogleich eine lobenswerthe gegenüber. Wer möchte läugnen, daß dies mindeſtens liebenswürdig iſt! Eine andere Abweichung von unſerm litterariſchen Style zeigte ſich darin, daß er meinen leiſen Angriff auf ſeine Tendenzſchriftſtellerei nicht verſtand. Warum er bei ſo großem Talent nur für vorgefaßte bürgerliche Zwecke Romane componire, während ihn ſeine Fähigkeit zu freier und deßhalb größerer Erfindung ausrüſte? Warum er der allgemeineren Wirkung halber grobe Verhältniſſe und Gegenſätze vorziehe, während er im Feineren und Edleren Größeres erreichen könne? — das alles war ihm unklar oder unwichtig. Die Geſchmacksfrage, ob man praktiſche Tendenzen nicht zu ſuchen habe in ſchöner Kunſt, iſt ihm eine Spitzfindigkeit, und die Frage, ob er nicht das größte Publikum ſuchen ſolle, iſt ihm wahrſcheinlich eine Abgeſchmacktheit. Er will ſo ſtark als möglich wirken. Schön zu wirken mag ihm untergeordnet ſcheinen. Principien für das Detail der Form ſind den Franzoſen äußerſt wichtig und ſtets gegenwärtig, Principien allgemeinerer Aeſthetik ſind ihnen keineswegs ſo wichtig wie uns. Dem Bedürfniß des Augenblicks, dem Leben überhaupt geben ſie ſich hin, unbekümmert um Theorien, und jedes Wirkſame ergreifen ſie unbeſehen. Sie experimentiren mit der That, nicht mit dem Lehrſatze, und ſehen lächelnd zu, wenn man einer großen Wirkung dann nachſagt, ſie ſei mit unrichtigen Mitteln zuwegegebracht.

Die ungenügende Wirkung des Martin wird indeſſen von Sue nicht mit Lächeln betrachtet. Sie iſt auch in Frankreich eine ungenügende, und Sue will jetzt eine Zeit lang pauſiren. Indeſſen bejahte er doch, daß er die „ſieben Todſünden," mit deren Ueberſetzung unſere biedern Buchſchacherer ſchon Geſchäfte gemacht, als Romanthema vorhabe. Die Angriffe auf Sue ſind beſonders von der conſervativen Richtung in der Revue nouvelle zu einer Heftigkeit gelangt, wie ſie eigentlich in franzöſiſcher Kritik unerhört iſt. Kein geringeres Wort, als das Wort „infam" ſpielt die Hauptrolle. Auf meine erſtaunte Nachfrage erwiederte man mir, dieſe Uebertreibung in der Kritik, welche den Roman ſelbſt noch überbiete, rühre von keinem Franzoſen her, ſondern von einem Belgier. Slaven und Belgier bilden eine ganz zahlreiche Vorpoſtenkette in der jetzigen franzöſiſchen Journaliſtik, und dieſe Vorpoſten übertreiben am Dreiſteſten. So erzählt eben in der Revue indépendante ein Slave den Franzoſen noch nachträglich das längſt beſeitigte Mährchen von Halms Dramen, an welchen der Benedictiner Enk geholfen haben ſollte. Es iſt keine Abgeſchmacktheit groß genug, um nicht bei Klätſchern und bei Widerſachern einer eigenthümlichen Litteratur Glauben oder wenigſtens plappernde Nachrede zu finden.

Als wir uns von Sue trennten, kam noch in Rede, ob er nicht auch einmal die franzöſiſche Revolution ſchildern ſolle. Seine ungemeine Kraft der Schilderung, ſeine Gewalt pſychologiſchen Blicks und Ausdrucks, dieſer Kernpunkt, welcher die Myſteres über Europa verbreitet hat, müßte ja in den Männern und Scenen der Revolution ein außerordentliches Material finden. Mirabeau, Danton und Marat in abſteigender Linie des Werthes und in aufſteigender Linie des ſinnlichen Geiſtes würden in Sue'ſcher Zeichnung und Färbung frappante Gruppen geben auf dem Tumulte von Volksleidenſchaften, deren Sue ſo vorzugsweiſe mächtig iſt. Er lehnte die Zumuthung ſo höflich ab, indem er Mignet, Thiers, Lamartine, Michelet und Blanc herzählte, daß ich überzeugt wurde, er habe ſich ſchon längſt etwas ähnliches vorgenommen.

Warum haſt Du nicht ſchon lange dies Thema erwählt zu organiſchen Skizzen?! ſagte ich auf dem Heimwege zu Heine, mit welchem ich nach dem Louvre zuwandelte. — „Warum nicht?! Das Leben iſt ſo kurz, wenn man zu ſeinem Vergnügen leben will! Wie oft hab' ich daran gedacht, wie viel hab ich davon zerſtreut! Und jetzt kann ich nicht einmal zu Ende bringen, was ich angefangen und was uns noch näher liegt, memoirenhafte Skizzen unſeres eignen Lebens, die künſtliche Revolution deutſcher Romantik und die praktiſche, welche wir ſeit dreißig Jahren durchmachen. Du wirſt noch mit Detmold Mühe genug haben, die vorhandenen Blätter zu redigiren. Wenn ich nur wenigſtens noch leſen könnte! Sie ſchlagen mir aus Deutſchland die Waſſercur vor! Sie beleidigen mich noch am Rande des Grabes. Als ob ich zwiſchen ſolch einer deutſchen Cur und einem Tode ohne Umſtände ſchwanken könnte in der Wahl! Nicht einmal den Lamartine kann ich leſen, den ich mit geſunden Augen wahrſcheinlich nicht geleſen hätte!" — Du fändeſt manches Poëtiſche! Wir wiſſen doch ſchon lange, daß ein Rouget de Lisle die Marſeillaiſe gedichtet und componirt hat. Dieſe Notiz führt Lamartine aus, daß ſie ſich jetzt wie ein deutſcher Roman ausnimmt. Aus dem Juragebirge iſt de Lisle gebürtig geweſen, und zu Straßburg mitten unter Deutſchen hat er die Revolutionshymne geſchaffen im Winter 1792. Deutſche Mädchen, die Töchter des Maire's Dietrich, haben ihn durch theilnehmende Begeiſterung zu ſolchem Ausbruche getrieben. Die letzte Flaſche Wein — es hat Hungersnoth damals geherrſcht in Straßburg — hat der alte Dietrich mit dem Jünglinge aus dem Jura getheilt, und der Hauch dieſes Weines hat in kalter Winternacht dem jungen de Lisle die Hymne eingegeben. Worte und Muſik haben ſich wie im Tanze gleichzeitig zuſammengefunden vor dem kleinen Clavier, und wie alles, was lebendig wirken ſoll, iſt das Lied gleich als geſungenes Lied entſtanden um — wieder in die Lüfte zu verſchwinden. Scheinbar wenigſtens. De Lisle iſt mit dem Kopfe auf dem Clavier eingeſchlafen ohne ein Wort, ohne eine Note aufgeſchrieben zu haben. Als er aber des Morgens im kalten Stübchen erwacht und ſich beſinnt, erkennt er die Hymne noch, die nicht von dannen geflogen iſt: er ſchreibt ſie auf und eilt mit dem Papier zu Dietrichs. Die Mädchen ſchlafen noch; ſie werden geweckt um die Begleitung zu ſpielen. Am frühen Morgen wird dies furchtbare Lied zum erſtenmal in der deutſchen Familie geſungen, und wirkt dergeſtalt, daß Vater und Mutter und Töchter ſchluchzend dem jungen Manne um den Hals fallen; die Revolutionshymne iſt gefunden! Daher dieſe deutſche Melancholie in der zweiten Hälfte des Liedes, daher dieſe Sympathie, welche es, abgeſehen von allem politiſchen Wunſche, auch in Deutſchland gefunden hat. Eine wunderbare Allianz der ſonſt ſo getrennten Landsmannſchaften! Und wie redlich haben die Schöpfer ihr Werk zahlen müſſen! Man hat es geſungen, als Dietrich zur Guillotine geführt worden iſt, man hat es geſungen unter den Fenſtern von de Lisle's elterlichem Hauſe, und die Mutter, eine fromme Royaliſtin, hat ihm mit zitternder Hand geſchrieben: Was iſt das für ein ſchrecklicher Geſang, welchen die Räuberhorden ſingen und bei welchem ſie deinen Namen nennen, Unglücklicher, Deinen Namen!? — Man hat ſie geſungen hinter ihm her, als er ſelbſt des Royalismus angeklagt, vor den Jacobinern flüchtete in die Alpen hinauf, ſein eigner Geſang iſt ihm ein Schreckensſignal geworden, daß die Würgengel auf ſeinen Ferſen ſeien. Das iſt die Marſeillaiſe! hat ſein Führer trocken bemerkt. Von Stadt zu Stadt war die Hymne durch Frankreich geflogen und in Marſeille wurde ſie zuerſt ſtehender Clubbgeſang, von hier aus wurde ſie durch die bekannten Marſeiller Truppen, welche mit Barbaroux nach Paris zogen, auf dem Lande verbreitet; denn ſie ſangen dieſelbe überall auf dem Marſche, und ſo kam ſie als Kriegsgeſang der Marſeiller über Frankreich und erhielt den Namen Marſeillaiſe. Sie iſt aber nach dieſen Daten zur guten Hälfte deutſchen Urſprungs.

„Dieſer Weg hiſtoriſcher Ableitung kann von Polizei wegen nicht erlaubt werden — was ſteht in dem Billet?“ Es war ein Billet von Mignet, welches wir daheim vorfanden, und welches die Nachricht enthielt, daß Herr Thiers die Anmeldung meines Beſuchs nach dem Diner mit einer Einladung zum Diner erwiedert habe. Man konnte nicht liebenswürdiger ſein. — Aber was kann ich, ein bloßer deutſcher Schriftſteller, dem Manne Intereſſantes ſagen, um meine Dankbarkeit durch die That zu beweiſen? — „Du wirſt hören, das iſt ihm noch intereſſanter!“

13.

Paris, im April.

Um gut zu hören muß man auch paſſend zu ſprechen wiſſen. Ich fragte alſo Heine, welche Liebhabereien Thiers hege. „Er liebt die bildenden Künſte, beſonders die Malerei. Frag' ihn nach ſeinem Aufenthalt in Italien, und er wird Dir mit Hingebung von den Werken der großen Meiſter erzählen, wenn Du ſo beſcheiden biſt aus einem Staatsmanne nur die Geheimniſſe des Hrn. von Rumohr hervorlocken zu wollen. Uebrigens iſt er geizig nach Ehre und Macht, wie jeder Mann von Kraft. Daran halte Dich. Eine ſolche Paſſion ſchließt immer die andern aus. Es giebt alſo nichts einfältigeres, als von ſeiner Geldſucht oder dergleichen zu reden, wie der herkömmliche Klatſch gethan hat. Wer herrſchen will, befaßt ſich nicht mit Plunder." — Du ſprichſt ja wie ein Buch! — „Das thut man immer, wenn man keins mehr ſchreiben kann."

Vom Boulevard nach der Montmartreſeite aufwärts liegt hinter der Kirche Notre Dame de Lorette ein kleiner Platz, der St. Georgenplatz genannt. An der linken Seite deſſelben ſteht mitten in Gartenanlagen ein einfaches Haus von mäßiger Größe und geringer Höhe. Dies gehört Thiers oder, ich weiß es nicht genau, ſeinem Schwiegervater Hrn. Dosne aus Lille, und hier wohnt der einſtige Miniſter. Einſtig ſieht ja rückwärts und vorwärts. Die ſaubere Citadine, ein einſpänniger Miethwagen, in welchem mich Hr. Mignet mitgenommen und in welchem er mich ganz artig und ganz voll franzöſiſcher Tiks examinirt hatte über deutſche Beurtheilung franzöſiſcher Größen, hielt unter einem bedeckten Vorbau, und wir gelangten nach wenigen Schritten durch ein Vorzimmer ebenen Fußes in eine offene Reihe von Geſellſchaftszimmern. Das Erdgeſchoß des Hauſes, viel größer als man von der Straße aus erwartet, ſcheint ganz und gar dem Salonleben beſtimmt zu ſein und macht in reichlicher und geſchmackvoller Ausſtattung großer Räume einen ſehr angenehmen Eindruck. Wir waren die erſten Gäſte und konnten am lodernden Kaminfeuer eines großen Salons unſere Geſpräche aus der Citadine ungeſtört fortſetzen, bis ein krausköpfiger Herr erſchien, der mit ziemlich verdrießlicher Miene neben uns Platz nahm. Es ſchien ihn nicht leicht etwas anderes als das Parteiſpiel in der Kammer zu intereſſiren. Hr. Duvergier de Hauranne war's, meines Wiſſens ein Gascogner und Nachkomme des berühmten Janſeniſten. Ganz im Gegenſatz zeigte der zunächſt Ankommende, ein älterer Herr mit grauen Haaren, lebhaften, ſogar inneren Antheil an allem Möglichen. Dieſer neue Ankömmling war ganz ſo altmodiſch gekleidet wie ein Gelehrter, der keine Zeit hat, nach dem Modewechſel zu fragen, ſondern Frack und Weſte und Pantalon für eine Dauer von wenigſtens fünf Jahren anſchafft, und ſämmtliche Kleidungsſtücke ſo lange trägt, bis ein Diener oder ein guter Freund ſagt: jetzt ſind poſitiv einmal neue nöthig. Unter der alten Buſenkrauſe ſchlug aber offenbar ein junges Herz; die blauen Augen in einem röthlichen Angeſichte hatten etwas Friſches und Treues, und das ganze Weſen etwas Braves. Schnell und deutlich ſprechend, entſchiedene Bewegungen machend mit den etwas mageren, langen Gliedmaßen, verrieth er in Allem einen liebenswürdigen, faſt leidenſchaftlichen Eifer für Ideales, und erquickte dadurch, weil hinter all ſeinen Wendungen eine ausgebreitete Kenntniß ſichtbar wurde, und zwar eine Kenntniß, welche ihrer Sache, ſoweit dieſe Sache bloße Wiſſenſchaft, ganz ſicher iſt. Es war Couſin. Er hatte für mich durchweg etwas Deutſches, etwas von einem wohlwollenden Profeſſor einer deutſchen Univerſität. Eifrigſt fragte er denn auch nach lauter gelehrten Leuten in Berlin, wo er bekanntlich längere Zeit geweſen iſt. Ehe ſich aber dies Geſpräch der Reminiscenzen entwickeln konnte, erſchien Madame Dösne, die Schwiegermutter des Hrn. Thiers, und nahm unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es ſcheint eine Frau von Bedeutung zu ſein, und man ſagt wohl auch, daß ſie an der politiſchen Laufbahn ihres Schwiegerſohns ſtarken Antheil nehme und deſſen beweglichen, dem Künſtlerthum vielfach zugeneigten Sinn gern immer wieder auf politiſche Ziele richte. Ihre Anſprache war für mich ſehr wohlthuend in derjenigen Einfachheit und Klugheit, welche einen Fremden beim Geſpräch betheiligt, ohne ihn zu verpflichten. Will und kann der Fremde ſich lebhafter anſchließen, ſo iſt ihm dies hinreichend erleichtert, will er nicht, ſo werden ihm auch für ſein

Ausweichen alle die Auskunftsmittel geboten, welche einer inhaltsvollen geſelligen Bildung zu Gebote ſtehen. — Als Madame Thiers, eine faſt ſchön und ſehr intereſſant ausſehende junge Frau, eintrat mit ihrer jüngeren Schweſter, gab mir Madame Dösne ihren Arm und wir gingen in den anſtoßenden Eßſaal zu Tiſche. „Mr. Thiers pflegt immer erſt zu kommen, wenn wir bei der Suppe ſind," ſagte ſie mir, indem ſie auf den links neben mir leer bleibenden Seſſel deutete. Ich erkundigte mich nach ſeiner Tagesordnung. Er ſteht ziemlich früh auf und arbeitet in einem Zuge bis Mittag. Dann frühſtückt er und lieſt Journale und geht aus. Zur Zeit der Kammerſeſſion auf Umwegen in die Kammer. Ermüdet kehrt er gegen Abend heim und ſchlummert ein Stündchen vor dem Diner. Nach demſelben gehört er einige Stunden ſeiner Familie, ſeinen Freunden und den Beſuchen, welche nach acht Uhr willkommen ſind.

Ich wollte eben um Auskunft bitten, wer ein junger, ſchwarz gekleideter Tiſchgenoſſe ſei, welcher unbemerkt von mir als man zur Tafel gegangen, angekommen ſein mußte und zwiſchen den jungen Damen uns gegenüber Platz genommen hatte, da entſtand hinter mir unter den aufwartenden Dienern eine Bewegung, und aus einer Seitenthür des Saales erſchien Hr. Thiers. Ein kleiner Mann, ſauber und unſcheinbar gekleidet, kam er raſchen, leichten Schrittes zur Tafel, grüßte ſchnell, kurz, herzlich, machte eben ſo ſchnell, kurz und in den wohlwollendſten Ausdrücken meine Bekanntſchaft ab, und nachdem er durch eine Frage an ſeine politiſchen Freunde ein allgemeines Geſpräch veranlaßt hatte, widmete er ſich ſchweigend und hörend ſeiner Mahlzeit.

Das kurzgeſchorene Haar auf ſeinem runden Kopfe iſt bereits ganz grau, das Geſicht ſelbſt aber und die leichte Beweglichkeit des kleinen Körpers ſind friſch und jugendlich. Die verſtändigen Augen haben etwas ganz und gar Gutmüthiges. Gutmüthig, poetiſch gutmüthig iſt überhaupt ſeine Anſprache und ſein Weſen. Nicht ausſchließende Dogmen, ſondern Freiheit der Bewegung, Geſchicklichkeit der Combination und Gruppirung bilden ſeine Politik. Das meint man der äußern Erſcheinung ſchon abſehen zu können. Eine Künſtlernatur meint man vor ſich zu haben, deren Stoff politiſche Fäden, Provinzen, Länder und Völker; poetiſchen Leichtſinn meint man zu wittern, und die Annäherung iſt dadurch eben ſo ſehr erleichtert, wie das entſcheidende Urtheil über ſolch einen aalglatten Staatsmann erſchwert, wie die Gefahr erhöht wird. Die Gefahr der Untreue im weiteſten Sinne dieſes Wortes Untreue. Die liebenswürdigſten Weiber ſind ja bekanntlich die gefährlichſten Ehefrauen. — Wenn Thiers die Brille nicht trägt, ſo hat er Aehnlichkeit mit einem deutſchen Staatsmanne, mit dem ſächſiſchen Miniſter v. Könneritz, und zwar iſt es eine Aehnlichkeit, die nur die Umriſſe des Kopfes und das anmuthige Verſtandesſpiel der Mienen für ſich hat, in allem aber, was Principielles und Nationales betrifft, fortwährend entweicht, ohne doch zu verſchwinden. Dieſe Aehnlichkeit hat mich anfangs ganz irre gemacht, eben weil man bei ähnlichen äußeren Vorausſetzungen eine ähnliche Innerlichkeit erwartet und nicht eher einen Haltpunkt findet, bis man den Differenzpunkt entdeckt hat, ich möchte ſagen die Waſſerſcheide. Der deutſche Miniſter hat ein edleres vornehmeres Anſehen, und ſein ſchöner Verſtand hat ſich eine engere

Haltung erworben durch juriſtiſche Berufswiſſenſchaft, durch eine blos defenſive, conſervative Aufgabe, durch das Augenmerk auf einen kleinen, zwiſchen große Reiche eingeengten Staat. Unter ſolchen Umſtänden wird derſelbe Verſtand etwas ganz Anderes als bei einem Franzoſen, welcher ſeinen Geiſteskräften den Zügel ſchießen läßt für alle erſinnliche Speculation, und welcher die Beſchränkung nur jeweilig ſucht, um ſeine Verſtandespaſſionen in leidliches Gleichgewicht zu ſetzen mit dem ſogenannten politiſchen Charakter. Letzteren braucht man ja doch, ſo ſagt lächelnd auch der Leichtſinn, um eine Einheit zu gewinnen für ſich ſelbſt und für die Zuſchauer. Ohne Einheit keine Wirkung!

Die erſte Frage nach der Suppe galt natürlich wieder Preußen. „Was wird werden aus dieſer conſtitutionellen Wendung? Was ſagen Sie?“ ſo fragten alle. Das kann kein Menſch wiſſen, erwiderte ich einfältig genug. „Sehr richtig!“ ſagte raſch Thiers, „wir haben die Sicherheit der Vorausſetzungen oft genug und ſchwer genug gebüßt; es wird viel, ſehr viel von Ihrem König abhängen, der ein intereſſanter und ſchwer zu berechnender Herr iſt, und es wird Alles davon abhängen, ob ihre Nation nicht nur entſchloſſene, ſondern auch talentvolle Führer findet in der Kammer. Hat Ihr König etwas vom großen Friedrich. ſo wird er nichts halb thun. Denn wer in der Politik halbe Maßregeln ergreift, ſäet Mißtrauen und erndtet Undank, verliert die alten Freunde und gewinnt keinen einzigen neuen. Hat Ihr König etwas vom großen Friedrich, ſo ſieht er ſeinem improviſirten Parlamente ein Vierteljahr aufmerkſam und ſtill zu, und ſtudirt und prüft, was wirkliche Seele des Zeitgeiſtes iſt. Er kennt ſie bis jetzt kaum, er kann ſie nicht kennen; denn Ihr habt bis jetzt noch keine unverdächtigen Organe gehabt für die Meinung Eurer Nation, und es heißt Außerordentliches verlangen, wenn man dem unumſchrankten, in abgeſchloſſenem Kreiſe lebenden Fürſten abfordern will, daß er die conſtitutionellen und liberalen Verlangniſſe ohne Mißtrauen hören und annehmen ſoll. Findet alſo Ihr Parlament nicht zahlreiche Mitglieder, welche den Liberalismus tüchtig vertreten, dann iſt für die nächſte Zukunft nichts Abſonderliches zu erwarten von der preußiſchen Verfaſſung, die in unſern Augen allerdings eine halbe Maßregel, denn alsdann findet Ihr König nicht hinreichenden Anlaß, ſie in eine ganze Maßregel zu verwandeln, und dadurch wahrhaftiges Haupt von Deutſchland zu werden. Findet Ihr Parlament aber ſolche Mitglieder zahlreich und tüchtig, dann wird Ihr König, der offenbar ein ſehr geiſtvoller, dem wahren Bedürfniß zuſtrebender Herr iſt, Manns genug ſein, dieſe Leute und das wahre Bedürfniß zu erkennen, und dann wird die Frage entſcheidend: ob er etwas vom großen Friedrich hat? Hat er dies, dann hat er auch den Muth ganzer Maßregeln, dann hat er auch die Kraft, ſeinen erſten prüfenden Schritt für nichts weiter als einen prüfenden Schritt auszugeben, und von jenen Männern die Begabteſten unverweilt um ſeinen Thron zu ſtellen, mit der Aufgabe: richtet und ſchlichtet die Formen (definissez et encadrez), wie das wahre Bedürfniß ſie erheiſcht. Und dann iſt nicht nur die Phyſiognomie, ſondern das Weſen des europäiſchen Körpers verändert, und Frankreich hat auf neuer Baſis ſeine Stellung zum Auslande zu ändern."

Allgemeine Zuſtimmung der franzöſiſchen Tafelrunde folgte dieſer Rede; nur der junge Mann im ſchwarzen Anzuge ſchüttelte den Kopf. „Ich kenne Deutſchland,“ ſagte er halblaut, „und ich prophezeie: ſo wird es nicht. Ein ſo gerades logiſches Handeln iſt den Herren dort zu einfach. Sie ſind in ſogenannter Romantik aufgewachſen und können nirgends ganz aus ihr heraus. Der König namentlich verlangt und braucht Beifall.“ — „Deſto beſſer!“ unterbrachen faſt einſtimmig Mignet und Couſin den jungen Schwarzen, „deſto beſſer!“ ſetzte Thiers hinzu, „Könige, welche Beifall brauchen, ſind die beſten Könige! Verwundert hat es uns übrigens,“ ſagte er weiter, indem er ſich zu mir wendete, „einen Brief Ihres Königs geſtern in den Journalen zu finden, welcher an Jules Janin gerichtet iſt. Verkehrt er ſo wohlwollend mit den Poeten in Deutſchland?“ — „„Für ein unſelbſtändiges Buch,““ rief ſchon wieder der Schwarze, „„für eine manierirte Bearbeitung der Clariſſe Harlowe, und an Jules Janin! Kennen Sie Janin? Wiſſen Sie, was wir einen polisson nennen?““ — Das ſcheint mir ziemlich gleichgültig zu ſein, entgegnete ich, und ich bin erſtaunt, daß die höflichſte Nation eine Höflichkeit ſo auffallend findet, welche einem der Ihrigen erwieſen wird. Der nambafte franzöſiſche Autor ſendet mit einigem Geräuſch ein Buch direct an unſern König, und erhält dafür eine, wie mir ſcheint, ziemlich vorſichtig abgewogene Antwort. — „Das iſt richtig!“ ſchaltete Thiers ein. — Wenn dieſer Autor ſolch eine höfliche Antwort in die Journale ſetzen zu dürfen meint, fuhr ich fort, ſo iſt dies meines Erachtens nur charakteriſtiſch für ihn. — „Ganz richtig,“ wiederholte Thiers, „aber ich wiederhole meine Frage: ob Ihr König in ſolcher aufmerkſamen und wohlwollenden Weiſe mit den deutſchen Poeten verkehrt? Wir wiſſen nichts davon, und es ſchiene mir ſolcher Verkehr intereſſant und preiswürdig.“ — „„Mit den alten Romantikern nur!“ “ rief wiederum vorlaut der junge Schwarze dazwiſchen. Ich konnte ihm entgegnen, daß man in gutem Liberalismus am wenigſten für Geſchmacksſachen zudringliche Forderungen mache, und daß der jetzige König von Preußen ſeine Theilnahme auch für poetiſche Richtungen der jüngeren Welt thatſachlich dargethan, für Richtungen, an denen ihm nicht einmal der Inhalt, ſondern nur das Talent des Ausdrucks willkommen geweſen. Wenn er damit wenig Freude erlebt, ſo ſei dies doch wahrlich nicht Schuld ſeines guten Willens. Es iſt Schuld der Verhältniſſe, ſetzte ich hinzu, und dies wird immer ſo ſein, wenn der Fürſt erſt im vorgerückten Alter den Thron beſteigt, und ſeine poetiſchen Sympathien, bei Jedermann Blüthen der Jugend, in einer verſchwundenen Zeit wurzeln. Man hat in ſolchem Falle wohl nur doppelt dankbar zu ſein, wenn ſich der Fürſt quaſi von Amtswegen Aufmerkſamkeit auferlegt für einen poetiſchen Geiſt, welcher ihn fremd anmuthet.

Das Geſpräch wendete ſich nun auf die allgemeine Frage, ob überhaupt und bis zu welchem Grade der Monarch perſönlich das Schriftſtellerthum fördern ſolle. Das erfindende nämlich, das producirende Schriftſtellerthum, denn das journaliſtiſche hat längſt ſeinen abgewogenen Antheil an den Parteiungen des Staats. Ludwig XIV. ward erwähnt — das Beiwort „le grand“ iſt bei der jetzigen Generation nicht mehr Mode — Napoleon ward in Rede gezogen. Thiers natürlich, der täglich an der Lebensgeſchichte des Kaiſers ſchreibt, hat jetzt eine unerſchöpfliche Menge kleiner Züge in Händen. Bei jeder Gelegenheit ſtreut er deren aus, und weil es die Zeit und das Verhältniß eben mit ſich bringt, das heißt, weil Thiers ſo eben wieder ganz und gar der Oppoſition und dem Liberalismus angehört, ſo athmen dieſe Züge ſämmtlich einen innerlich liberalen, ja demokratiſchen Bonaparte. Es hört ſich auch wirklich ſehr gut an, daß Napoleon nur hie und da durch den Widerſtand Europa's verdorben, und daß er auf der entgegengeſetzten Seite nur durch ſeine deſpotiſche Macht verführt worden ſei, die Litteratur nicht ſo zu fördern, wie er ſie eigentlich fördern gewollt. Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat ſicher aus Häckerling Gold ſchon gemacht! Dieſe Worte unſeres Bürger murmelten mir unaufhörlich um die Ohren, während Thiers auseinanderſetzte, welchen großen Styls Napoleon eigentlich fähig geweſen wäre mit den Poeten. „Wenn Corneille jetzt lebte, ich machte ihn zum Herzoge!“ Wer kennt es nicht, dies berühmte Wort! Wer bezweifelt überhaupt, daß die Fähigkeit ſo großen Styls in Napoleons Seele geruht habe. Aber die Unbefangenheit und Unparteilichkeit wird dem Fürſten ſelten erleichtert durch politiſche Epochen, und wenn dies einmal eintritt, wie unter der Prachtruhe Ludwigs XIV., ſo muß der Fürſt immer noch ein unbefangenes und unparteiliches Naturell haben. Darüber war die Geſellſchaft übrigens einig — ſie beſtand ja aus Franzoſen! — daß für den Fürſten oder den Staat die Förderung litterariſcher Talente ſorgfältig organiſirt ſein müſſe, ſorgfältiger als jetzt ſelbſt in Frankreich der Fall, wo doch von Staatswegen unvergleichlich viel mehr geſchieht, als bei uns. Man erkundigte ſich nach unſern

Verhältniſſen, und fragte beſonders nach dem eigenthümlichen Inſtitute der zahlreichen Hoftheater. Das Thema ging aber verloren, weil eine einzelne Notiz mit ſolchem Halloh aufgenommen wurde, daß nichts Weiteres mehr aufkommen konnte. Dieſe Notiz betraf das Verbot: die Ahnherren regierender Häuſer auf die Bühne zu bringen. Es entſtand eine Pauſe, nachdem ich dieſe Notiz ausgeſprochen, Jedermann ſuchte ſich logiſch darüber zurechtzufinden. Keinem ſchien es zu gelingen, und nun ſtürzten Ausrufe und Bemerkungen gleichzeitig von allen Seiten wie Sturzwellen auf mich los. „Aber das klingt ja republikaniſch!“ rief der Eine; „„das erinnert an eine Maßregel des Convents!““ rief der Andere; „das bricht mit der Geſchichte, das depopulariſirt die Dynaſtien!“ rief der Dritte, und ſo ging es eine Minute lang. „Wiſſen Sie,“ ſchloß endlich Thiers, „daß dies eine Notiz iſt, welche in die hohe Politik gehört, eine ſehr lehrreiche und wichtige Notiz?! Und man ſpricht von patriarchaliſchem Verhältniſſe bei Ihnen?!“ — Das thut man auch vielfach noch mit Recht! entgegnete ich. „Aber mein Herr,“ entgegnete er raſch, „ſolch ein Verbot iſt ein Gegenſatz vom Patriarchenthum, es ſtreicht die herrſchenden Familien aus der feierlichſten und populärſten Theilnahme der Nation, es entwöhnt das Publicum von einem Mittelpunkt, den man ſonſt mit aller erſinnlichen Anſtrengung gegenwärtig und lebendig zu erhalten ſuchte, es nöthigt die Autoren Volkshelden zu erwählen, nöthigt ſie das Neueſte, das Modernſte zu geſtalten, alſo das Unerprobte, das Unberechenbare auf dem Theater darzuſtellen, ach, mein Herr, das iſt zum Mindeſten äußerſt eigenthümlich und nach unſern Begriffen keineswegs im Sinn und

Vortheile der alten Monarchie.“ Und ſich zu Mignet und Couſin wendend, zog er allgemeine Folgerungen und Bemerkungen aus dieſem ſcheinbar ſo kleinen Thema, als ob er in der Eigenſchaft eines Geſchichtſchreibers ein wichtiges Capitel zu ſchließen und eine unerwartete Wendung der Begebenheiten pſychologiſch zu erklaren hätte.

Ich folge ihm nicht ſo weit, und bemerke nur, daß ſein Talent der Rede, dies leichte und behende Aufbauen der Vorderſätze, dies anmuthige Abgehen auf Nebenpunkte, welche ſpielend mit hereingezogen und mit verbaut werden, daß dies Talent doch ſehr verführeriſch den Hörer fortzieht bis zu dem Augenblick, da alles Material zuſammengetragen und die Aufgabe gekommen iſt: zu richten, zu decken und zu ſchließen. Man iſt betheiligt worden, man hilft ſelbſt zuſammentragen, man hilft ſchließen, und wenn nun geſchloſſen zu ſein ſcheint, ſo ſpringt der kleine geſchäftige Meiſter plötzlich zur Seite und wächſt vor unſern Augen und winkt gebieteriſch, und nöthigt uns plötzlich ſtreng, ihm auf die neue Stellung zu folgen und das aufgerichtete Gebäude unter einem ganz unerwarteten Geſichtspunkte zu betrachten. Dieſer Geſichtspunkt ändert Alles; wir ſind überraſcht von dem, was wir ſelbſt mit errichtet zu haben meinen, und was doch ganz anders ausſieht, als unſre eigne Gedankenfolge, und was uns den Ausruf abnöthigt: Vortrefflich! Solchergeſtalt entwickelt ſich, von vornherein unſcheinbar, die Thiers'ſche Beredſamkeit vermittelſt eines wirklich kläglichen Stimmorgans, welches dünn und hoch dem Geiſte und Talente nur ſo viel Vorſchub leiſtet, wie dem Guſikow die klangloſen Holzſtäbchen Vorſchub leiſten für Muſik. Die geſchickte

Anordnung, Geiſt und Talent müſſen ganz und gar vergeſſen machen, daß ein phyſiſches Organ zur Vermittelung in Bewegung geſetzt wird, und wenn dies hinreichend geſchehen iſt, wenn wir nicht mehr auf die Stimme ſelbſt achten, dann ſpornt der Redner unmerklich die verborgenſten Kräfte ſeines Talentes, daß ſie bereit und ſprungfertig ſind zum Schluß der Rede. Wenn nun der Zuhörer meint, der Schluß ſei da und er ſei eben gut geworden, dann hat Thiers erſt ſeinen Schluß vorbereitet. Er pauſirt nicht, Ihr habt nicht Zeit zu der Beſorgniß, es werde nur eine Wiederholung kommen, ſondern er ſprengt alle ſeine Kräfte, den ganzen unerwarteten Reſt ſeines Gedankenheeres hervor, und erzwingt mit dieſer überraſchenden und durch Maſſen imponirenden Wendung Euern unwillkührlich ausbrechenden Beifall.

Dabei iſt das freundliche, fleiſchige Geſicht voll tanzender Lichter, die ſich beim letzten Satze der Rede in eine ſtrahlende Fackel zu verſammeln ſcheinen.

14.

Paris, im April.

Da des Theaters erwähnt worden war, und Thiers in ſeinem Rednerguß ſich über die Wichtigkeit dieſes Inſtituts im Staatsleben verbreitet hatte, ſo wurde unter den kleinen Blitzen, welche ſolch einem befruchtenden Gewitter folgen, auch hie und da wieder der Rachel gedacht. Ich hatte dabei die Bemerkung zu machen, daß Niemand ihrer jüdiſchen Herkunft erwähnte. Wo der Jude emancipirt iſt, da wird er auch nationaliſirt. Warum zögert man bei uns mit einer ſo nothwendigen Maßregel, welche durch Humanität und durch Klugheit gleichmäßig geboten wird?! Die Franzoſen ſind übrigens nicht ſo unkundig über die Verſchiedenheit der Menſchenrace, welche zwiſchen einem morgenländiſchen Stamme und abendländiſchen Völkern herrſcht, ſie ſind ſich der Conſequenzen ſolch einer Verſchiedenheit vielfach bewußt, wenn auch in ihren Zeitungen nicht leicht die Rede davon iſt. Mündlich ſprechen ſie ſich wohl darüber aus. Aber ſie ſind in dieſem Betrachte immerdar höflich und humaner als wir. Vielleicht weil eben die Einverleibung ſchon lange bewerkſtelligt iſt, vielleicht weil ſie leichter zu bewerkſtelligen war innerhalb einer ſo feſtgeſchloſſenen Einheit, wie das Franzoſenthum eine iſt. Iſt ſie aber den Franzoſen leichter geworden, ſo kann uns Deutſchen die Emancipation der Juden vielleicht noch nützlicher werden. Wir bedürfen vielleicht noch nöthiger eines ſcharfen Sauerteigs, noch nöthiger als die von Natur ſo rührigen Franzoſen. Der ſcharfe jüdiſche Geiſt iſt ein Sauerteig der Welt geworden, was iſt es für eine Politik, dieſen Sauerteig immer abgeſondert gähren zu laſſen?! Seine gute Wirkung leiſtet er erſt, wenn er mit einem andern Teige vermiſcht wird, und jede Stunde Verzögerung einer endlich doch nöthigen ganzen Maßregeln iſt ein Verluſt. Die Lehre von den Uebergängen iſt hierbei ein Irrthum. Die Uebergänge können erſt eintreten nach der Vereinigung.

Dagegen, ſagte Madam Dösne, ſind Sie uns in Deutſchland voraus in Behandlung fremder Namen und Worte. Sie ſchreiben und ſprechen jeden Namen wie er in ſeiner Heimath geſchrieben und geſprochen wird. Das find' ich viel richtiger als unſere ſtete Franzöſirung des fremden Wortes, welches doch nur eine conſequente Verſtümmelung iſt. Indeſſen fand auch dieſe Bemerkung Widerſpruch. Man wendete ein, daß mit Aufnahme des ſo vielartig fremden Tons doch keine Richtigkeit zu erreichen ſei, und deshalb die Conſequenz in der Ueberſetzung des Namens vorgezogen werden könne. Thiers perſönlich warf mir ein: wir mißhandelten die ſlaviſchen Namen nicht minder als die Franzoſen es thäten. Für ſein jetziges Geſchichtswerk habe er es ſich zur Richtſchnur gemacht, alle Ortsnamen genau ſo zu ſchreiben, wie ſie auf den Karten des Generalſtabs geſchrieben ſtänden und für alle wichtigeren Perſonennamen laſſe er im diplomatiſchen Archive nachſehen, um die eigne Unterſchrift der Perſonen buchſtäblich zu erhalten. Und dennoch, ſetzte er lächelnd hinzu, bleiben die Verſchiedenheiten nicht aus. Kotſchubey z. B., der Name des ruſſiſchen Fürſten, iſt nach ſeiner eignen Unterſchrift Kutſchubey in meinem Buche gedruckt. Neulich aber finde ich eine Viſitenkarte ſeines Sohnes, und da heißt der Sohn Kotſchusbey; wie ſollen wir zur Richtigkeit kommen, wenn Vater und Sohn verſchiedener Orthographie folgen!

Er ſagte mir auf meine Nachfrage, daß der ſiebente Band nächſtens ausgegeben würde, und daß er in zwei Jahren mit dem ganzen Werke fertig zu werden hoffe, wenn er ungeſtört daran fortarbeiten könne. „Ich hoffe, das werden Sie nicht können.“ — Ah, Monſieur, ich ziehe dieſe Ruhe vor, wenn ich als Miniſter nicht meiner politiſchen Anſicht vollſtändig Genüge verſchaffen kann.

Was er weiter hinzuſetzte, geht über den Rahmen hinaus, innerhalb deſſen ein Gaſt die Aeußerungen ſeines Gaſtfreundes veröffentlichen darf. Die Aeußerungen waren ohne Rückhalt, und waren würdig und ſtolz, wie ſie einem verſuchten Staatsmanne wohl anſtehen. Unterdeſſen hatte im Kreiſe gegenüber der junge Schwarze die Spanier beim Kragen. Wer iſt dieſer immerdar angreifende Fechter? Ich wollte meine Nachbarin fragen, ſie miſchte ſich aber eben in das Geſpräch, welches das künſtliche Gerüſt der ſpaniſchen Allianz zuſammenwarf. Ich fühlte die Unhöflichkeit, die politiſch eifrige Schwiegermutter Thiers' in dieſem erquickenden Anblicke zu ſtören. Der Schwarze zauste beſonders Martinez de la Roſa, den er einen alten Schwätzer nannte. Ich glaube gar, „ganache“ war der ſchmeichelhafte Ausdruck. Mignet nahm, wie ſtets, den litterariſchen Staatsmann in Schutz, und berief ſich namentlich darauf, wie tadellos ſich Martinez unter König Ferdinand benommen. — Ah das iſt lange her! — „Iſt aber doch dageweſen, und muß als ehrenvolle Grundlage des Charakters immer anerkannt werden." — Nun denn, aber dieſer Mendizabal, dieſer Schwindler, halb verrückt iſt er gewiß, und wenn er bloß das wäre, er iſt — „Ehrlich!" unterbrach Thiers den Angreifer. — Wie? Ehrlich?! — „Ganz und gar. Ich habe ihm aufmerkſam zugeſehen, ich bin vielleicht nicht im Stande, dieſe Anklage auf halbe Verrücktheit gründlich zu beſtreiten, aber ich habe am Ende eingeſtehen müſſen: Mendizabal iſt ehrlich und br[illegible]

[illegible] kannte man nicht. Zu meiner Verwunderung, denn ich hatte geglaubt, man müſſe hier die Spanier ſehr genau kennen. Ueber dieſem ſpaniſchen Tumulte ward die Tafel aufgehoben und der Kaffee ward herumgereicht. Geſpräche über Kunſt kamen an die Reihe, und Madame Thiers, welche ſich bisher ziemlich ſchweigſam verhalten, betheiligte ſich jetzt. Ich habe ſie auch ſpäter zu wiederholtenmalen im Louvre-Salon geſehen, wo ſie allein und mit völliger Aufmerkſamkeit Gemälde betrachtete. Herr Thiers verſchwand einen Augenblick mit dem „Schwarzen," und kehrte mit einem kleinen Oelgemälde zurück, welches Gaſton von Foix darſtellte, dies kriegsritterliche Ideal Frankreichs vor Eintritt der Renaiſſancezeit. Er war auf dem vortrefflich gemalten Bildchen dargeſtellt mit dem Ausdrucke der kräftigſten Sanftmuth, der wohlwollendſten Männlichkeit, ein ganzer Krieger als ganz liebenswürdiger Menſch. Thiers, Mignet, Couſin ſchwelgten in dem Anblicke dieſes Bildes, und es hatte etwas tief Wohlthuendes, dieſe eben noch ſo ſtreitbaren Politiker glücklich zu ſehen in der Hingebung an ein ſchönes Menſchenbild ihres Vaterlandes. Der Begriff des Vaterlandes erſchien dabei wahrhaft rührend in ſeiner innigſten Familienhaftigkeit, ein wahrſcheinlich unbegreiflicher Vorwurf für unſere abſtracteſten Politiker, welche dieſen mächtigen Familienzug einer großen Gemeinſchaft nicht kennen oder nicht kennen wollen, welche den Menſchenſinn verdünnen wollen auf eine bloße, durchweg gleichmäßige Kopfſtimme. Welch ein Franzoſe! Welch ein franzöſiſcher Mann! Welch ein franzöſiſcher Held! rief einer um den andern. Männer, die ſolchen Entzückens fähig ſind, haben wahrlich die Berechnung, ihren Staat zu vertreten. Und nun entſpann ſich ein Austauſch der Mittheilungen über Kunſtgenüſſe, in welchen der Staatsmann Thiers wie ein lyriſcher Poet erſchien. Fünfmal ſei er in Italien geweſen, und mit immer ſteigendem Genuſſe! Dort lägen die Schätze, welche ihn beglückten! Und in Madrid, in Dresden, in Wien, welche Freuden habe er da genoſſen! Und in München und in Berlin! ergänzte Couſin. In Berlin der Mantegna! Welch ein beneidenswerthes Glück, ihn zu beſitzen! Was haben Sie auch, ſetzte er hinzu, in Hrn. Waagen für einen ausgezeichneten Kenner! A propos, ſchaltete Madame Dösne ein, Ihr Völker Germaniens macht ja gern darauf Anſpruch, einen beſonders poetiſchen Sinn für Natur zu haben. Daneben iſt es doch auffallend, daß die beiden berühmteſten Landſchaftsmaler Franzoſen ſind, Pouſſin und Claude Lorrain! — Ich war ſchwach genug, außer Ruysdael germaniſchen Stammes nicht gleich einen anerkannten Namen zur Hand zu haben, da ich moderne Künſtler nicht in Rede ziehen konnte, und mir Salvator Roſa als tief romaniſchen Blutes natürlich nichts half. Ich ſteifte mich alſo in der Geſchwindigkeit auf Claude Lorrain, der ein Lothringer geweſen, wie ſein angenommener Künſtlername bezeuge, und Lothringen ſei ja ein deutſches Reichsland — „Geweſen!“ wurde hinzugeſetzt — Leider! Jedenfalls deutſches Grenzland, zum großen Theil aus deutſchen Elementen erwachſen. Die Männer ließen in künſtleriſcher Stimmung den politiſchen Punkt vorüber, die Frauen aber, welche den Namen Lorrain nicht als Provinzmann anerkennen wollten, brachten eiligſt ein Dictionaire herbei und verkündigten glücklicherweiſe oberflächlich, daß dies allerdings richtig und der Maler aus Toul gebürtig ſei. Aber Toul iſt doch, fügte die jüngſte Dame hinzu, ein ganz franzöſiſcher Name. — „Gewiß, Mademoiſſelle, aber Ihre Nation macht eben, wie ſchon bei Tiſche erwähnt worden iſt, alle Ortsnamen, die ſie ergreift oder auch nur angreift, franzöſiſch. Ich erinnere mich hiebei z. B. aus der Schulzeit, daß gerade Toul, Metz und Verdün vor etwa zweihundert Jahren erſt unſerm Reiche entriſſen worden ſind; dieſer Maler iſt alſo ein ganz friſchgebackener Franzoſe geweſen.“ Gaſtfreundlich ließ man eine Wendung durch, welche unſern Kennern der Malerei ſehr ungenügend erſcheinen wird, und ich hatte noch von beſonderem Glück zu ſagen, daß die Damen den verzweifelten franzöſiſchen Namen des Malers „Gelee“ nicht entdeckten, welchen mir ein Blick in das Dictionaire verrieth. Ich machte das Buch ſo feſt wie möglich zu, und ein meldender Diener rettete mich vor naherer Unterſuchung. Er meldete Mr. Bancroft, den amerikaniſchen Geſandten in London. Eine lange engliſche Geſtalt erſchien und faßte Poſto am Kamin wie an einer Rednerbühne. Denn er hielt einen weitausſehend fließenden Vortrag über ſeine hiſtoriſchen Forſchungen auf dem Continent, Forſchungen, welche alle Beziehungen Europa's zum amerikaniſchen Freiheitskriege ermitteln wollen, wenn ich anders recht verſtanden habe. Die Form war dergeſtalt speech, daß ſie nicht ſogleich allgemeine Aufmerkſamkeit finden konnte in einer Geſellſchaft, welche ſich eben in bequemſter Converſation ergangen hatte. Thiers überließ offenbar Mignet die Koſten des officiellen Zuhörens, und ich benützte dieſe Gelegenheit ein intimeres politiſches Geſpräch mit dem berühmten Staatsmann anzuknüpfen. Mit anmuthigſter Leichtigkeit nahm er den Spaziergang an, für welchen ein offenes Nebenzimmer den äußerlichen, Frankreich und Deutſchland den innerlichen Boden gewährte. Mancher deutſche Staatsmann wird es ſehr curios finden, daß ein ſimpler Schriftſteller für dergleichen ſich Vollmacht anmaßt und nicht nur Gehör, ſondern auch Erwiederung findet. Das iſt nun einmal in der vorlauten heutigen Welt nicht anders, und in der franzöſiſchen Welt iſt von allen Neuerungen eine vollſtändig durchgedrungen. Das iſt die Gleichheit. Man fragt nicht zuerſt, aus welchem Munde die Worte kommen, ſondern wie die Worte beſchaffen ſind. Thiers hätte vielleicht weniger Intereſſe gezeigt, wenn ich von meiner Seite die leider herkömmliche Sitte beobachtet und wahlloſes Lob des Franzoſenthums an den Tag gelegt hätte, ſchüchterne Unterordnung unſerer Heimath. Unſere geſpaltenen Kräfte mögen uns einer mächtigen Nation gegenüber dazu verleiten, und ſolch ſchmeichelhaftes Entgegenkommen von unſerer Seite mag auch die freundlichere Entgegnung von Seiten der Franzoſen finden. Aber die Schmeichelei umgeht nicht nur die Wahrheit, ſondern verdirbt ſie auch. Einem geiſtvollen Manne wie Thiers glaubte ich alſo gleich zur Einleitung einen Dank anbieten zu dürfen für 1840. — Wie? — Ja, einen Dank für die damalige Kriegserklärung, welche uns mehr genützt als die Freundſchaft vorhergehender Jahrzente. — Er machte gute Miene dazu, und geſtand ein, daß Deutſchland ſich zu entwickeln anfange. — Zu ſammeln, Monſieur; dies iſt unſere nächſte Aufgabe, und dieſe Aufgabe iſt nun Gott ſei Dank begriffen. Je mehr ſie Geſtalt findet — „Und das wird von Preußen abhängen“ — deſto entſchiedenere Form wird unſer Verhältniß zu Frankreich annehmen müſſen. — „Sie wollen Allianz?“ — Allianz oder Krieg. Wie Sie wollen. Krieg wünſcht Niemand, aber wir fürchten ihn nicht. — „Nun, ein ſtarkes deutſches Reich vereinigt ſich ſehr gut mit franzöſiſcher Politik. Es ſichert uns den Continent. Sie kennen ja auch, wie ich aus einzelnen Aeußerungen ſchließe, was ich vom Jahr 1805 über Napoleons Allianz mit Preußen geurtheilt. Ich finde keine Verbindung ſo natürlich, als die zwiſchen Frankreich und der freieſten Macht in Deutſchland.“ — Und Sie würden wieder Hannover damit vereinigt ſehen wollen oder, was ja ganz franzöſiſche Phantaſie, das Jéromſche Königreich Weſtphalen? — „Hab' ich mich ſkrupulös gezeigt mit Hannover?“ erwiederte er lachend, und ging nun ganz wie ein Künſtler, und wie ein Franzos auf eine Theilung der Erde ein, unterließ aber natürlich nicht, damit zu ſchließen, wie mit der Hauptſache:

„Und was gebt Ihr uns?“ — Ich hatte gar keinen Grund, dieſes politiſche Luſtſpiel zu ſtören, erwiederte alſo nach einigem Seufzen: Wir geben Ihnen — „Nun?“ — Sey's! Wir geben Ihnen Savoyen. — „Und?“ — Sie wollen noch mehr? — „Monſieur! Sie verhöhnen Frankreich! Savoyen verſteht ſich von ſelbſt, es iſt ganz franzöſiſch. Alſo: und“ — Nun denn allenfalls auch Belgien. — „Das läßt ſich hören. Aber ein Punkt am Rhein iſt unerläßich.“ — Iſt es Ihnen wirklich verborgen geblieben in den verfloſſenen ſieben Jahren, Mr. Thiers, daß Deutſchland endlich auf dem Punkte iſt, auch nicht ein Dorf mehr von deutſcher Erde abtrennen zu laſſen? Daß die aufgeweckte Kraft der Nationalitätsfrage ſolche Speculationen als ziemlich müßige bezeichnet und ſie nur etwa noch zuläßt mit Zwiſchenlandern gemiſchter Bevölkerung, denen kein nothwendiger Stempel einer großen Familie eingeprägt iſt?! — „Ei, ich verlang' es ja nicht von Ihrem Rheine“ (er behandelte mich conſequent nur als Preußen), „ich denke z. B. an Mainz.“ — Bloß Mainz!? Erſtens kennen wir den Unterſchied nicht mehr von preußiſchem Rhein und deutſchem Rhein, und zweitens verdienten wir gerädert zu werden, und würden auch gerädert von der Nation, wenn wir — „Die Mainzer ſcheinen mir nicht in der Stimmung zu ſein, ſeit ihnen der Code Napoleon genommen wird! Und Mainz“ — Iſt, abgeſehen von aller tieferen Frage, der Schlüſſel zum Rhein und zu Deutſchland. — „Das iſt Straßburg, und das haben wir ja doch!“ — Leider. — „Ah, Sie wollen auch gelegentlich darauf zurückkommen?!“ — Sobald König Friedrich wieder lebendig wird. — „Das würde allerdings die ganze Komödie ändern,“

ſagte er lachend, und fügte, ganz ernſthaft werdend, hinzu: „ich glaube, Ihr wißt's kaum, was ihr an dieſem Manne gehabt!“ — Warum nicht? — „Er war der größte Mann, den Deutſchland beſeſſen.“ — Auch größer als Luther, als — „Viel größer. Groß in Allem, groß als Feldherr (capitaine), groß als Politiker, groß als Mann der Wiſſenſchaft und Kunſt, Ihr habt nie einen größeren gehabt. Unſere politiſche Partie Piket, welche wir da angefangen, wird auf der Stelle etwas Ernſthaftes, wenn ein König von Preußen ganzes und großes Spiel beginnt, wenn die jetzige Berufung der Generalſtaaten nach Berlin nur ein erſter Schritt iſt, und zu ganzen Inſtitutionen führt, welche Deutſchland vorangehen und dadurch Deutſchland wirklich vereinigen, wenn — ah, ich erinnere mich aber,“ unterbrach er ſich lächelnd, „einiger Aeußerungen von Ihnen während der Tafel! Die Doctrin des Liberalismus und der neueſten Nationalitat erklärt jegliche Eroberungspolitik, jegliche neue Vertheilung der Kräfte und Schwerpunkte für Rococo. Aehnlich wars ja wohl? Nun, vielleicht denken Sie einmal ſpäter daran, daß ich dazu geſagt habe: mit dieſen Ideologieen wird es in der äußern Politik ergehen, wie es in der innern mit dem Communismus ergehen wird. Es wird ſich die Ueberſchwemmung oben und unten wieder verlaufen. Nicht ohne Spuren zurückzulaſſen, das glaub ich wohl! Aber die Menſchen werden nicht Geiſter werden, ſondern Menſchen bleiben, Menſchen mit recht perſönlichen Neigungen und beſonders mit der Neigung für recht perſönlichen Beſitz. Als Franzos hätte ich gar keine Urſache, die Deutſchen in alter oder neuer Ideologie zu ſtören. Denn mit Ausnahme von 1813 und 1815 brauchen wir mit der alten Ideologie Deutſchlands nicht unzufrieden zu ſein. Als gewinnluſtiger Franzos hatte ich auch keine Urſache, Sie vor den Ausſchweifungen moderner Ideologie, moderner Allerweltsgerechtigkeit (egards pour tout le monde) und vor peinlicher Nationalitätsbedenklichkeit zu warnen. Je idealer die Auffaſſung bei unſern Nachbarn ſich verſteigt, deſto leichter wird uns der reelle Gewinn. Aber beiläufig und als Hiſtoriker, dem Sie Aufmerkſamkeit ſchenken, bemerke ich Ihnen, daß Politik immer eine Kunſt bleiben wird, die unter allen Formen, auch unter den Rococoformen ſpeculirt. Es wird alſo immer eine intereſſante Beſchäftigung des Geiſtes ſein, ſich den wahrſcheinlichen neuen Formen und Gruppirungen Deutſchlands gegenüber zu denken. Für den Augenblick ſind dieſe Formen Deutſchlands trotz Ihrer Verſicherungen noch immer ziemlich unklar und den größten deutſchen Staat haben wir ja noch gar nicht eingerechnet. Das unerſchöpfliche Donauthal gilt nur für eine Hauptwiege deutſcher Macht." —

Was er nach dieſer Seite hin ausführlich bemerkte, wage ich nicht aus dem Gedächtniß niederzuſchreiben, da eine Menge delikater Punkte berührt wurden, und ich nicht dafür einſtehen könnte, immer den richtigen Ausdruck wiederzugeben. Er ſprach es nicht aus, und doch war es aus dem Ganzen herauszufühlen, daß er unſerer materiellen Entwicklung nach dreißig Friedensjahren alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er aber unſere Feſtigung in politiſcher Einheit und Macht nicht bedrohlich fand für Frankreich bei dem Eintritt einer Kataſtrophe. Daß neue und engere Zweige der Einigung im Aufwachſen begriffen ſeien für das conſtitutionelle Deutſchland, das räumte er bereitwillig ein, aber ob und wie dieſer Strauch je ein Baum werde, das machte er ſtandhaft von der preußiſchen Conſtitutionsfrage abhängig, und meine wiederholte Verſicherung, daß Deutſchland bereits viel ſtärker ſei, als man in Frankreich glaube, nahm er ſchweigend hin. Ebenſo meine wiederholte Verſicherung, daß uns jeder Angriff von Frankreich Heil bringen werde.

Neuer Beſuch rief ihn in den großen Salon zurück, und ich hielt dies für den paſſenden Augenblick, mich zu empfehlen. Erſt als ich auf der Straße war, fiel mir ein, daß der junge Mann im ſchwarzen Anzug nicht mehr zum Vorſchein gekommen war, und daß ich den Namen dieſes biſſigen „Schwarzen" nicht erfahren hatte.

15.

Leipzig, im Mai.

Ich faſſe mir nachträglich ein Herz, Ihnen „la cour de Bieberac“ zu ſchildern. Der März des Jahres 1847 war voreilig geweſen mit ſonnigen, warmen Tagen, und der April kühlte dafür ſein Müthchen recht empfindlich. Wer da geweſen iſt, weiß es, daß Pariſer Regen von ungemein charaktervoller Conſequenz. Er iſt ſo fleißig, ſo unerhört fleißig, und findet in dem kalkigen Erdboden zwiſchen den Pflaſterſteinen eine ſo herzliche Aufnahme, daß es am vollſtändigſten Straßenkothe gar nicht fehlen kann.

So war die Scene beſchaffen, und es blies dazu ein kalter Wind, und es war finſter, als ich mit Alfred Meißner aus dem Kaffeehauſe trat und den Boulevard erreichte, wo der Wind ſo ſchön Platz fand, den garſtigen Regen zu peitſchen. Heute war es alſo nichts mit der beliebten Siëſte-Promenade nach dem Diner-Kaffee, eine Promenade, welche auf den Boulevards gar angenehm und intereſſant zu ſein pflegt. Damals, da er noch geſund war, plätſcherte und blitzte Heine am Schönſten bei dieſem Umherſchlendern, und in die gelbbraunen Gasnebel, welche er reizend fand, zeichnete er ſeine pikanteſten Arabesken. Vorbei! Jetzt hat der luſtige Henry verſchloſſene Augen und neidiſchen Athem und mißgünſtige Beine. Krüppel, die wir ſind für den unſterblichen Geiſt!

Auch mit dem jungen Poeten war heut keine Promenade möglich. Wir mußten zeitiger als gewöhnlich in ein Theater. In welches? Natürlich in ein Boulevard-Theater. Denn in's Theater français geht man nicht ſo beiher, das iſt ſchon mehr ein litterariſcher Act, und es liegt auch nicht ſo zur Hand, wenn's regnet und man in der Gegend der Boulevards gegeſſen hat. Man muß dann die lange enge Rue Richelieu hinab bis zum Palais Royal, von welchem das Theater français eine Ecke bildet. Im Palais Royal ißt man aber nur, wenn man die banale Fremdenkoſt für zwei Franken verſchlingen oder wenn man bei den Freres Provenceaux, bei Vefour ꝛc. ſehr theuer ſpeiſen will. Die Boulevards haben ja überhaupt das Palais Royal überflügelt. Letzteres wäre ſchon völlig aus der Mode, wenn es nicht ſo ganz im Mittelpunkte der Stadt und der Vorſtädte gelegen und wenn es nicht ſo vollſtändig mit allem Möglichem verſehen wäre, daß es eine kleine große Stadt für ſich bildet und dem Fremden wie ein Handbuch von Paris dient. Zur Regenzeit iſt es übrigens am geſuchteſten, weil man innerhalb der Galerieen trocknen Fußes Alles erreichen, auch ſpazieren gehen und zur Noth einen halben Tag zubringen kann, ohne für Leib, Seele und Geiſt irgend etwas zu entbehren von Paris und ohne naß zu werden. Wir waren nun aber jetzt nicht in ſeinem Viertel, und dachten weder an ſein Theater français, noch an ſein kleines, immer beliebtes luſtiges Theater, das Theater des Palais Royal, wo die Dejazet lockte, ehe ſie zum Boulevard überging, und wo jetzt der junge Komiker, das heißt der Liebhaber-Komiker Ravel lockt.

Nach derſelben ſüdlichen Seite hinüber, aber gar jenſeits der Seine tief hinten im Faubourg St. Germain, liegt noch ein Haupt-Theater, das Odéon, das zweite Theater français, welches allen möglichen genialen und nicht genialen Verſuchen dramatiſcher Autoren dienen ſoll, Verſuchen, für welche ſich das eigentliche Theater français zu ſpröde, zu vornehm, zu furchtſam erweiſ't. Dort am Odéon hat denn auch Poeſard mit der Lucretia ſeinen Ruhm und mit der Agnes von Meran ſeinen tarpejiſchen Felſen gefunden, einen gemachten, einen Intriguen-Felſen, wie es jetzt heißt. Dort am Odéon hat Felix Pyat ſeinen Diogenes gebracht, und dort giebt es immerfort neue Stücke aller Gattungen, dort wird experimentirt, dort kann man Studien machen über die junge dramatiſche Litteratur Frankreichs. Aber, wie geſagt, das Odeon iſt für das eigentliche Paris ſehr entlegen, denn das bewegte und bewegende Paris liegt am rechten Seine-Ufer und drängt ſich jetzt um die alten Wälle der innern Stadt zuſammen. Durch die wachſenden Vorſtädte du Xoule, St. Honoré, Montmartre, Poiſſonnière, St. Denis, St. Martin, du Temple, St. Antoine ſind die einſtigen Gränzen der Stadt, die alten Raſenwälle (Boulevards) faſt in die Mitte der Stadt gebracht worden. Das Odéon muß alſo den Stock ſeines Publikums in den Studenten finden, in deren Viertel es liegt, und das eigentliche Paris kommt nur hinüber zu ihm, wenn ein Stück entſchieden Glück gemacht hat, oder wenn über ein neues Stück zum erſten Male Gericht zu halten iſt. In letzterem Punkte iſt Paris ungemein eifrig. Jede erſte Vorſtellung hat lebhaften Zudrang, und wenn ein beſonderes litterariſches Intereſſe mit dem neuen Stücke verbunden iſt, dann findet man auch im fernen Odeon alles verſammelt, was gut und theuer iſt in Paris. Selbſt die Staatsmänner, welche in Paris mehr als irgendwo mit Litteratur zuſammenhängen, fehlen dann nicht, wie es denn ein alter Grundzug der Franzoſen iſt: daß man in der mächtigſten Stellung altmodiſch werden könne und ſich durch Kenntnißnahme alles Neuen ſichern müſſe vor dieſer Gefahr des Veraltens.

Schlechtes Wetter alſo begünſtigt immer die Boulevards-Theater. Unter dieſem ſpeciellen Ausdrucke „Boulevards-Theater" verſteht man aber doch nicht alle Theater, welche am Boulevard liegen. Auch die beiden großen Opernhäuſer liegen hier: das der großen Oper (Academie royale) ſteht nur fünfzig Schritte ſeitwärts vom Boulevard, und das der komiſchen Oper prangt gegenüber unmittelbar am Boulevard. Beide gehören nicht zu dem Begriffe Boulevard-Theater. Noch weniger natürlich die italieniſche Oper, welche in der Salle Ventadour ſtadteinwärts etwa in der Mitte zwiſchen Boulevard und Palais Royal ihren Schauplatz hat. Dagegen rechne ich das Vaudeville-Theater zu dem Begriffe der Boulevard-Theater, obwohl es nicht am Boulevard ſelbſt, ſondern einige hundert Schritte von ihm entfernt ſteht. Dies war unſer nächſtes.

Dorthin zog es uns nicht. Es iſt trotz der Komiker Arnal und Bardou jetzt unintereſſant, und die Darſtellungen ſelbſt ſind mittelmäßige. Nicht ſehr weit davon, vortrefflich gelegen, winkt mit Laternen und Billetunterhändlern das zweite Boulevard-Theater, das Theater des Variétés, ein echtes Boulevard-Theater principiel auf Heiterkeit bedacht und in Beſitz der Dejazet, des alten Komikers Vernet und des berühmteſten Schauſpielers, Bouffe's, welcher vom Gymnaſe zu dieſem Theater übergegangen iſt. Auch hier fanden wir den Anſchlagzettel nicht verführeriſch und zogen weiter. Vorüber an der menſchenvollen Ader, der Rue Montmartre, welche über den Bouleward ſpringt in ihre Vorſtadt Montmartre. Ueber den neuen Hügel hinweg, welcher die Theile der Poiſſonnière-Stadt verbindet, und den nachſten Hügel hinauf, welcher Boulevard bonne nouvelle heißt. Hier liegt links das dritte, das Theater Gymnaſe, das feinſte unter den Boulevard-Theatern, welches durch Scribe's kleine Stücke ſeinen Ruhm erworben hat und ſo ziemlich immer noch erhält. Der alte, reich gewordene Herr gruppirt immer noch intereſſante oder pikante Gedanken zu kleinen Komödien, und ſelbſt das Barockſte, wie den Magnetismus, weiß er durch Roſe Cheri, die Perle des Gymnaſe, den Pariſern ſchmackhaft zu machen. Wir fanden auch wirklich die dritte Vorſtellung eines neuen Stückes von Scribe: „Daranda,“ angekündigt. Es war etwa halb Neun, alſo die richtige Stunde, in welcher das beſte der vier Stückchen eines Boulevard-Theaters zu beginnen pflegt. Das munterſte pflegt um eilf Uhr zu ſchließen. Was iſt heute zuletzt? „La cour de Bieberac.“ Kenne ich nicht! — „Ich auch nicht.“ — Es war ebenfalls eine neue Vorſtellung. Das paßte uns, und wir wollten hier bleiben. Ein Billetunterhändler bot zwei Logenplätze zu ſehr ermäßigtem Preiſe, und obwohl dies ein Zeichen iſt, daß die Stücke nicht eigentliche

„vogue“ machen, wie man jetzt ſagt, ſo bleiben wir doch bei dem Entſchluſſe. Denn weiter hinaus werden die Boulevard-Theater mehr und mehr das, was man auch Vorſtadt-Theater nennt, und dienen als ſolche gröberen Bedürfniſſen. Wir hatten zudem bereits geſehen, was jedes dieſer ferneren Theater ſeit Monaten als ſein Bataillenpferd vorritt. Bekanntlich ſpielen ſie das Stück, welches Glück macht, Monate lang Abend für Abend.

Ich für meine Perſon hatte dieſes Mal weit draußen auf dem Boulevard dasjenige gefunden, was mich von der diesjährigen Theater-Saiſon in Paris noch am lebhafteſten angeſprochen die „Reine Margot“ im Theater hiſtorique und „Die franzöſiſche Revolution“ im Cirque. Beides ſchlechte Stücke, oder richtiger gar keine Stücke, beides aber Vorſtellungen voll energiſchen Franzoſenthums.

Vom Gymnaſe ab iſt es noch ſehr weit bis zum Boulevard du Temple hinaus, wo das Theater hiſtorique und der Cirque gelegen ſind. Erſt geht’s in das Thal hinab, wo die Menſchenſtröme der Straßen von St. Denis und von St. Martin ſich in die gleichnamigen Vorſtädte heraus wälzen, und wo dann der Hügel ſich zuerſt wieder erhebt, da ſteht auf der Vorſtadtſeite das nächſte Boulevard-Theater, das der Porte St. Martin. Dies war zur Zeit der Romantiker-Jugend das amtliche Theater der Neuerer, der Herren Victor Hugo und Dumas. Jetzt iſt es ohne ſolche Feldherren und deßhalb ein wenig in den Hintergrund gerathen. Im Augenblick beſaß es gar kein Zugſtück und probirte die „Chiffoniers.“ Dicht hinter dieſem verfallenden Schloſſe der Romantik hügelaufwärts kommt das Ambigu-Theater und dicht hinter dieſem das Gaité-Theater, lauter echte Boulevard-Theater, wo die Begebenheitsſtücke vier, fünf Stunden lang den Pariſer Arbeitsmann feſſeln, und wo Bouchardy, der Erfinder ſchrecklich verwickelter Stücke, ſeine geſpannten Zuhörer Jahre lang ſättigte. Soulié, welcher einen Grad ſeiner mit großem Talente zu verwickeln weiß, machte jetzt ſeit Monaten „vogue,“ mit ſeiner Clôserie des genêts.

Mit dieſen nahe bei einander liegenden Boulevard-Theatern iſt eigentlich die äußerſte Gränze erreicht, in Bezug auf das wohnliche Paris. Weiter hinaus bis zum Boulevard du Temple wird's ſchon ein Reiſe, und in ſo fern ſchien es gewagt, daß Dumas hier ſein hiſtoriſches Theater errichten wollte. Er hat's errichtet und hat's verkauft, und eine Zeit lang wird es als neu gute Geſchäfte machen, bis er ſich davon abwenden und bis es den Nachtheil ſeiner Abgelegenheit büßen wird. Die Beſchreibungen und Abbildungen dieſes neuen Theaters haben übrigens einen ganz falſchen Begriff davon verbreitet. Das Aeußere iſt ſehr ſchmal und unbedeutend und nimmt ſich in der Wirklichkeit keineswegs ſo aus, wie auf dem Papier. Obenein hat der Boulevard hier auf der Vorſtadtſeite noch kein Asphalt-Pflaſter, und man patſcht beim Pariſer Regenwetter recht betrüblich durch Koth in das noch kalknaſſe Haus und in die franzöſiſche Geſchichte hinein. Die neumodiſche Form des inneren Raumes, größere Breite als Tiefe, dieſe Ellipſenform iſt offenbar nur entſtanden, weil es der flache Raum für das Haus nicht anders geſtattet hat. Man hat aus der Noth eine Schönheit zu machen geſucht. Außerdem iſt neu daran, daß der Logenbau weit in das Parterre hineindringt, und man in einem

Theile des Parterres und in den Parterre-Logen das Vergnügen vollſtändiger Sammlung hat. Das heißt, man ſieht vom ganzen Theater nichts als die Bühne und die Bretter der erſten Galleriedecke. Ich gerieth zuerſt hierher und habe mir faſt den Hals verrenkt, weil ich durchaus auch das neue Theater ſehen wollte. Es war nicht möglich, und ich mußte einen Gallerieplatz ſuchen. Von da ſchimmert es gut entgegen, wie jedes neue Theater, iſt aber von keiner beſonderen oder ſoliden Schönheit. Die „Königin Margot" ſelbſt iſt bekanntlich der in Scenen abgetheilte Roman. Die Franzoſen nennen dies jetzt à la Shakeſpeare, und die eigentliche Kunſt des Drama's hat nichts damit zu ſchaffen: es iſt der kranke Gegenſatz der kranken Einheits-Tragödie, dort Liederlichkeit, wo hier Pedanterie, dort, um mediciniſch zu ſprechen, Dyſſenterie, hier Obſtruction. Auch die Thiere ſind nun im modernſten Sinne emancipirt: der Jagdhund Karl's des Neunten hat mit vollſtändigem Erfolge die Proben durchgemacht und beträgt ſich ganz genau ſo, wie er in Scene geſetzt iſt. Zunächſt noch ſtumm; im Monte Chriſto wird er wohl bellen, das heißt ſprechen gelernt haben. Die Civiliſation hat keine Gränzen. Wie lehrreich ſtirbt der Hund! Karl der Neunte erſieht daraus, daß auch er vergiftet iſt. Außerdem ſind die Decorationen von einer charakteriſtiſchen Kraft und Schönheit, ſo daß man einen völligen Genuß tüchtiger Gemälde mit in den Kauf bekommt. Das Alles aber war's nicht, was mich reizte. Noch weniger natürlich die Folter, welche in ganz ausführlicher Handhabung auf der Scene angewendet wird, und zu deren Kritik Heine ſpöttiſch bemerkte: Shakeſpeare ließ auch foltern! Die Kritiker haben alſo nicht

Unrecht, wenn ſie dieſe Stücke ſhakeſpeareſche nennen. Mich reizte die franzöſiſche Hiſtorie. So frech und in der Frechheit doch ſo vielfach echt, iſt ſie al fresco hingeworfen auf eine naſſe Wand! Lauter Schlechtigkeit, lauter Egoismus, lauter Intrigue. Aber lauter Muth und Handlung. Und Niemandem fällt es ein, vormundſchaftlich für den guten Ruf der Nation darin ein Arg zu ſehen, Niemand von Staat und Publicum greint, und Jedermann von dem gemiſchten Publicum findet doch inſtinktmäßig heraus, was unter all den grellen Leidenſchaften dauernd und wohlthuend franzöſiſch ſei. Kurz, man iſt Nation geworden, man bleibt Nation, weil man ſich nie und nirgends vor ſeiner Geſchichte fürchtet — an die Furchtſamkeiten und Vormundſchaftsbehörden der Heimath denkend, fand ich einen Genuß im Anblicke dieſer fremden Freiheit.

Und welch ein ungeheurer Hebel für die Nation iſt erſt das Theater des Cirque, welches dicht neben dieſem Dumas'ſchen Theater ſteht! Wer die „franzöſiſche Revolution“ dort aufführen ſieht und nicht empfindet, daß ſolche Aufführungen ſiegreichen Feldzügen gleich zu achten ſind, der hat nie einen politiſchen Drang empfunden. Wäre ich König von Preußen geweſen, von meinem Sitze aus hätte ich nach Berlin geſchrieben: „Erbaut ſogleich ein großes Theater vor dem Brandenburger Thore und ſchreibt Preiſe aus für Stücke, welche den ſiebenjährigen Krieg und die Freiheitskriege in großen Zügen behandeln. Solche Stoffe und andere, welche die Epochen deutſcher Geſchichte darſtellen, ſollen dort aufgeführt werden, mit aller erreichbaren Fülle und Gewaltigkeit der Darſtellung. Solchen Styles werden wir Deutſchland nicht nur erobern, ſondern auch ſtark machen.!“ — Es iſt gar merkwürdig, was ſolch eine Maſſendarſtellung, aus einem patriotiſchen Sinne hervorgehend, für eine Macht des Pathos ausübt. Eine Volksverſammlung, eine Deputirten-Verſammlung, eine belagerte Stadt, die lieber untergehen, als ſich ergeben will, eine Schlacht endlich, wie reißen ſie hin! Die zartnervige Aeſthetik iſt dabei freilich nicht am Orte. Es wird dabei ſo viel Pulver verſchoſſen an einem Abende, als die Leipziger Communalgarde in fünf Jahren nicht verſchießt, und manchmal iſt Secunden lang im ganzen Hauſe nichts zu ſehen als Dampf. Die Schlacht im Argonner Walde zum Beiſpiele iſt ein Meiſterſtück von Decoration und Evolution auf dem Theater. Durch gewundene Hohlwege herab kommen alle möglichen Truppengattungen der Oeſterreicher und Preußen, und noch mehr als die Cavallerie, elektriſiren die Kanonen das Publicum. Unten im Vordergrunde liegen die Franzoſen im Hinterhalte und ſpringen plötzlich auf, und die Trommeln raſſeln links, die Trompeten ſchmettern rechts, aus allen Couliſſen unten wird aufmarſchirt und commandirt, die Deutſchen oben machen Halt, richten die Kanonen, geben die Signale ihrerſeits, Feuer! heißt es dort, feu! heißt es hier, hundert Musketen knallen, Kanonen donnern von oben, donnern von unten, der Generalſtab ſprengt hervor, Befehle füllen die Pauſen, es wird Sturm gelaufen, der Sturm wird abgeſchlagen, die Deutſchen dringen herunter, Flucht! da raſſeln die Trommeln plötzlich überall wieder den eintönigen Sturmmarſch, à la charge! à la charge! ſchreien hundert Stimmen gleichzeitig, und mit der furia francese erneuert ſich die Schlacht und wird natürlich unter dröhnendem Siegsgeſchrei gewonnen. Mit allgemeinem vive la France! mit Ruhmesauszeichnungen an die Einzelnen, mit enthuſiasmirenden Phraſen und nochmaligem vive la France! endigt das Tableau.

Kürzlich war die Rede davon, daß der Cirque eingehen ſolle; es wäre dies ein Zeichen geweſen, daß die franzöſiſche Regierung geſtorben ſei. Das iſt ſie nun aber doch nicht, trotz alles Syſtems, die Leidenſchaften abzudämpfen: man hat beſchloſſen, daß dieſes wichtige National-Inſtitut um jeden Preis erhalten werden müſſe. Möchten wir nur ein ſolches um jeden Preis errichten!

Mit dieſem Cirque ſelbſt ſind die Boulevard-Theater noch nicht zu Ende; es gibt noch kleine Kramhäuſer luſtiger Dinge von gar verſchiedener Beſchaffenheit. Aber ich habe nie bemerkt, daß ſie für den Fremden, der nicht gerade die intimſten Volksſtudien machen will, von Bedeutung wären, oder daß ſie von gebildeten Franzoſen beſucht würden, wenn nicht eben ein beſonders charakteriſtiſches Schauſpieler-Talent aus der Dunkelheit dieſer abgelegenen Scenen hervorleuchtet. Meißner wußte auf meine Nachfrage, ob neuerdings eine „Basquine“ oder ein „Duriveau“ aufgetaucht da draußen, keine Auskunft zu geben, und ſo blieben wir denn bei unſerem Vorſatze, ins Gymnaſe einzutreten.

In Norddeutſchland fehlt mit den kleinen abgeſchloſſenen Logen, welche in den franzöſiſchen, italieniſchen und öſterreichiſchen Theatern vorherrſchen, ein beſonderer Reiz des Theater-Beſuches. Bei uns ſitzt Alles auf dem Präſentirteller. Wir fanden einen Herrn und eine Dame in unſerer kleinen Loge. Sie gehörten offenbar zur bürgerlichen Mittelclaſſe und hörten mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Scribiſchen Expoſition zu. Das franzöſiſche Drama lebt davon, daß der Franzoſe vortrefflich zuhört. Es iſt ein ganz artiges Stückchen, dieſer Daranda, und ich erzähle Ihnen nichts davon, weil es ſicherlich auf unſeren Theatern erſcheinen wird, — ein kleiner Troſt für die jetzt verzweiflungsvollen Ueberſetzer. Denn das ganze übrige Repertoire von Neuigkeiten auf den Pariſer Theatern iſt ſeit lange kraft-, ſaft- und reizlos, und die Ueberſetzer arbeiten auf niederſchlagenden Ausverkauf. Thalia-Theater in Hamburg und Königſtädter in Berlin ſind ihnen allein noch nicht gänzlich untreu geworden.

Daranda war aus. Was kommt nun? Unſere Theaterzettel ſind in Paris nicht Mode, ſondern man kauft dafür um drei Sous kleine Theater-Journale, „Entr'actes“ ſummariſch genannt, welche außer dem Perſonen-Verzeichniſſe ſämmtlicher Pariſer Aufführungen noch alle Theater-Neuigkeiten und ſonſtige leichte Feuilleton-Waare mit in den Kauf geben. „Es kommt: la cour de Bieberac.“ — Was kann das ſein? Zu unſerem Erſtaunen, faſt hätte ich geſagt Erſchrecken, entdeckten wir im Perſonen-Verzeichniſſe, daß es ſich um einen kleinen Hof handle, den der franzöſiſche Dichter geradewegs mitten in Deutſchland hineingeſetzt hat. Ehe wir uns darüber gefaßt, ging der Vorhang auf, und der Miniſter des Bieberacker Staates erſchien, beſäet mit Orden, geſpreizt, eine Caricatur. Was hat Mr. Klein (der Schauſpieler) auf dem Kleide, ah, wie drollig! ſagte die Franzöſin. — „Lauter Ehrenlegions-Kreuze!“ erwiederte der Franzoſe. — Gibt's ihrer ſo viel? — „In Deutſchland Legion.“

— Iſt das eine ſo ausgezeichnete Nation, die deutſche? — „Sie beſteht aus ſehr viel Nationen.“ — Ein ſehr edler Fürſt, der von Bieberac. — Der Miniſter hatte nämlich auseinandergeſetzt, daß gar kein Geld mehr vorhanden und eine neue Steuer unerläßlich ſei. Der junge Fürſt aber, im modernſten Civilanzuge, hatte ablehnend philantropiſch entgegnet. Achſelzuckend fragte nun der Miniſter, was denn geſchehen ſoll? Jeden Tag könne der erlauchte zukünftige Schwiegervater, der Fürſt von X — der Leſer muß ſich mit X begnügen! — mit der erlauchten Braut eintreffen; Se. Hoheit habe aber den ganzen Hof von Bieberac aus Gründen der Erſparniß verabſchiedet, wer ſollte denn den hohen Gaſt empfangen, wenn es keinen Hofmarſchall, keine Kammerherren, keine Hofdamen gäbe, und was könnte denn aus ſolchem Scandale Anderes entſtehen, als ein Bruch der ſo hoffnungsvoll und ſo wünſchenswerth eingeleiteten Heirath? — Ich weiß es auch nicht, entgegnete der Fürſt und verabſchiedet den Miniſter, welcher für ſeinen carikirten, ceremoniöſen Abgang vom Publikum belacht und beklaſcht wird. Was wird der arme Fürſt machen? fragte die Franzöſin. — „Eine Anleihe glaube ich,“ erwiederte der Franzoſe. Da trat aber eine dritte Perſon auf, welche Alles änderte. Wer iſt's? — Der Director einer franzöſiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft, welchen der Fürſt in Baden-Baden kennen gelernt. Nicht bloß das, der Fürſt iſt ihm befreundet. Vielleicht hat der Franzos ihm das Leben gerettet, oder ihm ſonſt einen wichtigen Dienſt erwieſen? — O nein. Der franzöſiſche Director einer kleinen Truppe iſt ein Mann von Welt. „Das genügt an kleinen Höfen“ ſagte der Franzoſe zu ſeiner darüber ſehr erbauten Dame, „wenn man übrigens Franzoſe oder Engländer iſt.“ In dieſem Zuge des Stückes liegt alſo eben ſo viel Richtigkeit als Eitelkeit. Dieſem Director wird dann unbefangen mitgetheilt, daß jetzt leider nicht von Engagement der Truppe die Rede ſein könne, es ſei kein Geld vorhanden, und man ſei wegen des Beſuches und in Ermangelung eines Hofſtaates in nicht geringer Verlegenheit. — „Weiter nichts?“ entgegnete der Franzos; „wenn mir Durchlaucht Vollmacht geben und freie Hand laſſen, ſo weiß ich zu helfen!“ — Dafür iſt er Franzos, und deßhalb glaubt ihm der Prinz und macht ihn, was iſt's denn weiter? macht ihn in der Geſchwindigkeit zum Premierminiſter. Den franzöſiſchen Schauſpiel-Director? Ja — „Das iſt aber hübſch in dem Deutſchland,“ ſagte die Franzöſin, „das Regieren muß da ſehr leicht ſein.“ — Sehr leicht, erwiederte ihr Nachbar, man iſt für nichts verantwortlich, und die Preſſe iſt noch unbekannt. — „Man druckt überhaupt noch nicht?“ — Das wohl; man will ſogar die gedruckten Buchſtaben erfunden haben, aber — „Wie die Seidenwürmer. Sie machen die Seide, und wir verkaufen ſie. Nicht?“ — Ungefähr ſo.

Ich will nicht läugnen, daß wir bei den eingefangenen Vögeln aus Deutſchland denn doch etwas unruhig wurden. Mancherlei Verſpottung heimathlicher Dinge kam uns recht heilſam vor und doch verſpottet man dergleichen lieber ſelbſt und überläßt es nicht dem naſeweiſen Nachbar. Wir müſſen Spaß verſtehen lernen! Damit tröſteten wir unſeren aufgrollenden Unwillen.

Es wurde denn auch arg ſpaßhaft: der Schauſpiel-Director als neuer Miniſter ließ eben den alten mit dem ganzen Walde von Ordensbändern einſperren, weil er die Bildung des neuen Hofſtaates ſtören wollte. Dieſer neue Hofſtaat wurde auch wirklich auf eine empörende Weiſe zuſammengeſetzt. Die Schauſpieler-Truppe nämlich trat auf mit all ihren Ausgelaſſenheiten und Dürftigkeiten und vertheilte unter ſich die Hofämter. Wie geſagt, ein revoltirendes Schauſpiel. Der Tenorbuffo, der ausgelaſſene Achard, wurde Marineminiſter, Marineminiſter in Bieberac; der Darſteller rührender Greiſe erhielt das Kriegsminiſterium; der Darſteller drolliger Naturburſchen wurde an die Spitze der Diplomatie geſtellt, und die Frauenzimmer gar vertheilten unter ſich die Stellen der Hof- und Ehrendamen, daß es ein Scandal war mit Bemerkungen und Erklärungen. Beſonders eine Soubrette, welche ſich eine ernſte Rolle bei Hofe zulegte, war impertinent — da blaſen Poſtillone, da knallen Peitſchen, der Beſuch kommt an, der Fürſt von X iſt im Schloßhofe vorgefahren. Die Bande ſtiebt hinaus, um raſch Toillete zu machen.

Der Beſuch tritt auf, ganz und gar bon papa. Ehe wir darüber einig waren, ob wir ohne Weiteres pfeifen und uns dafür hinaus werfen laſſen ſollten, war die heilloſe Komödien-Bande ſchon umgekleidet, das heißt coſtümirt, und zwar ſo unverſchämt unzeitgemäß, daß wir mitlachen mußten. Der Kriegsminiſter ganz Bär aus dem Mittelalter, der Miniſter des Auswärtigen ganz Pompadour. Je poſſenhafter die Perſiflage wurde, deſto mehr verlor ſie für uns an Stachel. Es folgte Präſentation durch den Premier, welcher ſich natürlich mit fabelhaftem Adel und Stammbaume verſehen hatte in der Geſchwindigkeit; es folgte die Frage: was anfangen? Bon papa will amüſirt ſein. Man ſchlägt ein Concert vor. Angenommen. Die impertinente Soubrette ſpielt die Prima Donna und macht, wie ſie vorausgeſagt, dem bon papa die dreiſteſten Avancen. Der Marineminiſter, ihr wirklicher Liebhaber, fällt aus der Rolle, und will ſich nicht dadurch beſchwichtigen laſſen, daß ſie ihm zuflüſtert: „Nur an die linke Hand, nur an die linke!“ Bon papa wird auch wirklich intriguirt und fängt an, die Cour zu machen, wie man vor Olim's Zeiten die Cour machte. Eine echte Hofdame des beſuchenden Hofes ferner, welche ſo eben Werther's Leiden geleſen, bildet das ergänzende Gegenſtück: ſie verliebt ſich auf der Stelle in den Marineminiſter Achard und äußert dieſes Schickſal durch ſo grelle Sentimentalitäten, daß die Franzöſin in unſerer Loge gar nicht mehr zu ſich kommen kann vor Vergnügen über die curioſen deutſchen Edeldamen. Der Spektakel wurde, wie geſagt, ſo ungeberdig, daß wir uns nicht mehr getroffen fühlten von einer übertreibenden Poſſe. Bon papa wurde zum Beiſpiele gefragt, was geſungen werden ſollte, und entwickelte eine für die Franzoſen ſehr beluſtigende Unkenntniß moderner Muſik. Die Herren Franzoſen wiſſen nicht, daß unſere kleinen Hoftheater in der Muſik erfahrener ſind, als die großen Opern ihrer franzöſiſchen Hauptſtadt. Während ſie alſo uns auszulachen meinten, lachten wir über ſie. Dem bon papa wurde nämlich die „Jüdin“ als nagelneu und vortreffliche Oper vorgeſchlagen und er war ſehr erbaut von der Mittheilung dieſer Neuigkeit und bat um eine Arie aus dieſer „Jüdin.“ Die Soubrette rüſtet ſich zum Vortrage! Ihre Cameraden zeigen ſich erſchreckt und flüſtern ihr zu: ſie werde Alles verderben, denn ſie könne ja ſo was nicht ſingen. Seid unbeſorgt! flüſterte ſie zurück, was weiß Er hiervon! Und ſie ſingt heiteren Muthes das Tralalalala des eben beliebten Pariſer Gaſſenhauers, ſingt es mit aller Frechheit einer Griſette und — erreicht ihren Zweck vollkommen. Es folgt allgemeiner Applaus, und bon papa ſagt in vollem Entzücken: dies ſei etwas Feines, quelque chose de sublime, und dieſe Oper „Jüdin“ müſſe „magnifik“ ſein. Kurz, die Farce artet aus und kann am Ende nur Franzoſen befriedigen, welche auch in der Geographie Franzoſen ſind. Für uns war das Ding am Ende abgeſchmackt geworden und wir begegneten uns beim Fallen des Vorhanges in der gleichzeitigen Bemerkung: Dies iſt das Paroli für die diplomatiſchen Rückſichten auf unſeren Hoftheatern!

Wie man bei uns übertreibt im Prohibitiv-Syſteme am Theater, ſo übertreibt man in Frankreich im Freihandels-Syſteme. Wir ſind wir, ſagt man, wir ſind daheim unſere alleinigen Herren, und kein Fremder hat in unſere Hauswirthſchaft zu reden. Wehe dem Miniſter, der uns ein Stück entzöge, weil dieſes Stück einem fremden Lande oder Staate oder Herrn unangenehm ſein könnte. Wir leben und ſchreiben für uns und nicht für Andere.

Es iſt ſehr wohlfeil, kleine Staaten zu beleidigen, welche nicht im Stande ſind, Satisfaction zu erzwingen! ſagten wir im Herausgehen zu einem Franzoſen. Sie irren ſich, entgegnete er, wenn Sie glauben, es werde dieſes Hausrecht nur in Anſpruch genommen, wo es ſich um kleine Staaten handelt, es wird in Anſpruch genommen in vollſtändiger Ausdehnung. Ich erinnere mich, daß vor einiger Zeit einmal Bernadotte, der

König von Schweden, officiell und unter der Hand Alles aufbot, um ein Stück abzuwenden, in welchem er ſelbſt mitſpielte. Alle ſeine Anſtrengungen waren vergeblich. Es wurde ihm entgegnet, daß ſich die Nation ſolche Eingriffe in freie Benutzung jeglichen hiſtoriſchen Stoffes durchaus nicht gefallen laſſe, weil dieſe Freiheit dem nationalen Selbſtändigkeitsgefühle tief angehöre und für Entwickelung der Künſte unerläßlich ſei. Wir ertragen auch alle Beſchränkungen eher als diejenigen, welche eine Abhängigkeit vom Auslande verrathen. Deßhalb werden Sie auch die ſtrengſte Regierung in Frankreich in dieſem Punkte mild finden. Denn jede Regierung weiß, daß dies ein Lebenspunkt.

Auf unſere weiteren Erinnerungen gab er zu, daß Ausnahmsfälle vorkommen und nöthig ſein könnten, wenn lebende Fürſten in mißlichem Lichte auf die Bühne gebracht würden, wenn zum Beiſpiele Kaiſer und Könige europäiſcher Großmächte in ſolchem Lichte dargeſtellt würden. Dann könnte die Unſchicklichkeit wichtig werden, und man habe ein Recht, von der Litteratur und dem Publicum ein diplomatiſches Zugeſtändniß zu verlangen. Der bon sens finde das auch in Ordnung, wenn noch ſo viel darüber raiſonnirt werde. Aber, ſchloß er ſeine Bemerkung, jedes Zugeſtändniß ſolcher Art findet nur Statt, wenn es ſich um ein mächtiges Intereſſe handelt und wenn der ausländiſche Fürſt, der auf der Bühne erſcheinen ſoll, noch lebt, und unter keinen Umſtänden laſſen wir uns eine Einſchränkung gefallen, wenn es ſich um verſtorbene Perſonen handelt. Wir verlangen nicht mehr und nicht minder, als daß die Gegenwart Recht hat, und daß unſere Theater franzöſiſch, nicht aber kosmopolitiſch ſind. Ob das Ausland was übel nehme, das iſt für uns keine Frage von Wichtigkeit.

Das waren die letzten Eindrücke, mit denen ich diesmal ſchied von Babylon. Babylon rächte ſich dafür, daß ich es diesmal nicht verführeriſch gefunden: es nahm mir am letzten Abend und Morgen ſo viel „Münze“ ab, daß ich auf der Eiſenbahn mit Schrecken inne wurde, ich beſäße nicht mehr ſo viel franzöſiſches Geld im Beutel, um heil und ſatt über die Grenze zu kommen. Kleineres Papiergeld iſt nämlich in Frankreich unbekannt, und ſelbſt die Goldſtücke zu 20 Franks ſind nicht ſehr gebräuchlich, weil man ſie nicht ohne kleines Aufgeld einwechſeln kann, ſie aber ohne Agio ausgeben muß, alſo immer etwas an ihnen verliert. So iſt man denn auf die großen Fünffrankſtücke angewieſen, ſo große Silberthaler, daß ſelbſt ein bürgerliches Sümmchen dem Reiſenden ſchon die Taſchen zu ſprengen droht. Eben debattirte man in der Kammer um Einführung von Papiergeld. Die Franzoſen ſcheinen ſeit den weiland Aſſignaten einen heiligen Reſpekt davor zu haben, und ſind überhaupt kein Handelsvolk, welches große Kredite leicht hinnähme. Im gewöhnlichen Leben für kleinere Summen ungemein vertrauensvoll und „gentil“, im Großen aber durchaus nur für baare fühlbare Münze. Man wollte denn auch in der Kammer nur Papiergeld zur Höhe von 200 Franks, alſo nicht Scheine zur Ausgleichung im täglichen Lebensverkehre, und ſelbſt dies wurde ſehr beſtritten. Das las ich eben in dem

Journale, welches ich mir leichtſinnig noch für die Eiſenbahnfahrt gekauft, während ich in der geheimnißvollſten Stille des Gewiſſens berechnete, ob ich den ganzen Tag lang bis Brüſſel wohl eine Mahlzeit beſtreiten könnte. Das wurde ſehr unwahrſcheinlich, oder doch ſehr gewagt, da ich auf den Bahnhöfen Preiſe bezahlen ſah für ein harmloſes Cotelett, Preiſe, welche mich tief erſchreckten, theils durch ihre Höhe, theils durch ihre bahnloſe Ungleichheit. Hier ein Frank, dort drei Frank für daſſelbe Volumen. Auf dieſe unſichre Brücke eines unſoliden Volkes konnte ich durchaus nicht treten. Da nun aber mein Hunger wuchs und ich auf jedem neuen Bahnhofe zum Aerger meiner Nachbarn ausſtieg, um Beobachtungen über die Preiſe anzuſtellen und im günſtigen Augenblick einmal va banque zu ſagen, ſo wurde ich immer rathloſer und unſchlüſſiger, wenn auch immer hungriger. Zweimal war ich auf dem Punkte geweſen, einer Büffetdame mit chriſtlichen Preiſen mein Fünffrankenſtück anheim zu geben, da hatte der rückſichtsloſe Dampfwagen aber gepfiffen, und dem Zurückbleiben konnte ich mich doch unter ſolchen Umſtänden noch weniger ausſetzen. Ich verlor nämlich immer zu viel Zeit mit dem für meine Lage freilich unerläßlichen Beobachten des Courſes, und es kam vor, daß ich den Cours eines Cotelettes, worauf ſich leider all mein Sehnen zuſammendrängte, gar nicht erfuhr, weil Niemand auf dieſer Station ein Cotelett verzehrte. Die Büffetdamen bemerkten wohl meine geſpannte Aufmerkſamkeit auf das Cotelett, aber ihre oberflächliche Ermunterung ohne Preisangabe nützte mir nichts, ſo daß ſicherlich einige auf den Gedanken gekommen ſind, ich wollte etwas ſtehlen. In ſolcher üblen Lage pflegt man in Deutſchland zu rauchen. Das hilft gegen den Appetit. Auf dieſer heilloſen franzöſiſchen Bahn war aber auch dies verboten, und ich ſaß denn geradezu da, wie Einer, der auf Gottes weiter Welt nichts Beſſeres zu thun hat, als zu hungern. Jedenfalls kurios für Einen, der doch quaſi zu ſeinem Vergnügen nach Paris gereiſt war. Der Leſer muß auch nicht ſo gar gering von mir denken, als hätte ich gar kein Geld mehr gehabt, er ſtellte mich damit zu tief herunter. Ich hatte noch deutſche Goldſtücke. Aber die nützen Einem dort ſo viel wie Rechenpfennige: man kennt und nimmt nichts Fremdes. Ich hatte auch noch zwei Fünffrankenſtücke. Aber die konnte ich nicht leichtfertig auf's Spiel ſetzen, weil ich ein nicht ganz feſtes Douanengewiſſen hatte. In meinem Koffer lagen nämlich ein Paar ſeidne Kleider, die ich auf der belgiſchen Grenze nicht verheimlichen, ſondern plombiren laſſen wollte als Durchgangsgut, für welches an der Zollvereinsgrenze mein geliebtes deutſches Geld mit Freuden hingegeben werden ſollte. Plombiren kann zwar ſo gut wie nichts koſten. Aber was heißt nichts? Auf ein Paar Franks mußte ich doch halten. Hätte ich gewußt, was mir bevorſtand an der Grenze, ich hätte in Amiens, wo jeder ehrliche und unehrliche Paſſagier lang und breit zu Mittag aß, ohne Rückſicht auf Cours zu Mittag gegeſſen, ſtatt ſpazieren zu gehn und die vielleicht für jeden geſättigten Reiſenden anmuthige Gegend abſcheulich zu finden. Es war ſo in den Sternen geſchrieben, zur Strafe für Bieberac und Babylon.

Gegen Abend erſt — man denke! des Morgens war ich faſt nüchtern aus Paris gefahren — kamen wir an die belgiſche Grenze, und ich bat um Plombe. Da erfuhr ich, was es heißt, ſich ſelbſt Geſetze und Geld machen zu können. Man hält Plombiren für altmodiſch und läßt ſich auch für den Durchgangsartikel vollen Zoll bezahlen. Ein Donnerſchlag für mich ohnedies geſchwächten Mann. Was nützte ein unklares Völkerrecht, welches ich an dieſe praktiſchen Douaniers verſchwendete! Wir begegneten uns nur in dem einen Punkte, daß wir beiderſeits ſchlecht Franzöſiſch ſprachen, und meine entrüſtete Oppoſition hatte nur die unzweifelhafte Folge, daß ſie des Verdachtes wurden, ich hätte wohl noch mehr Artikel, und daß ſie mich bis auf die Taſchen durchſuchten. Eßwaaren wenigſtens fanden ſie nicht. Und was ſollte ich nun bezahlen? Elf Franks und einige Centimen. Darum Räuber und Mörder! Darum gehungert, um zehn Franks bereit zu halten, die nun doch nicht reichten! Daß ein Frank und mehrere Centimen fehlten war eben ſo ſchlimm, als wenn alle elf gefehlt hätten, denn mein deutſches Gold wieſen ſie unerkenntlich zurück. Beiläufig geſagt, es war hannöverſches Gepräge, wenn ſich ein Theil meines Vaterlandes etwa rächen wollte für dieſe Mißachtung. Draußen pfiff der Dampfwagen, er wollte fort, denn alle übrigen Paſſagiere waren abgefertigt, und hier innen war kein Ende abzuſehn. Der Waggonführer kam herein geſtürzt und ſchrie mir zu. Die Verbindung Europa's wurde gehemmt durch dieſen mangelnden Frank nebſt mehreren Centimen. Was thun? Der Zug muß warten! Warum beträgt man ſich hier ſo völkerunrechtlich! Und dies Belgien haben wir noch dazu immer gelobt! — „Der Zug wartet nicht. Da pfeift er zum zweiten Male. Man läßt Sie hier." —

Dann muß ich hier vor Hunger ſterben, denn was ich habe gilt hier nichts.

Gott verläßt keinen Deutſchen! Der Waggonführer fand meine Haltung Vertrauen einflößend — er lieh mir, der brave Mann! auf mein ehrlich Geſicht, wie man zu ſagen pflegt, und Arm in Arm, Verachtung in den Blicken für die Douane, ſtürzten wir in's Coupé. Ein braver Belgier rettete für mich in der Geſchwindigkeit Belgiens Ruf, welcher durch dieſe ſummariſche Auskunft der Douane nicht gewinnen kann. Die Hungersnoth und Verlegenheit an der Grenze Frankreichs war aber eine ganz gerechte Strafe für die dreiſte Behauptung: Paris ſei im Frühjahre 1847 ziemlich langweilig geweſen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das

erſte deutſche Parlament.

Erſter Band.

Das
erſte deutſche Parlament.

Von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1849.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

I.

Das Vorparlament.

1.

O wir ſind kurzſichtige Maulwürfe, wir Menſchen, wir weiſen Helden der Politik. Da bedrohen ſie endlich den heillos gewordenen Odyſſeus in den Tuilerien, den kaufmänniſchen König, und wir rufen bravo, bravo! Der Guizot ſoll herunter, dieſer kalte, geſcheidte Mann, welcher mit ſo überlegener dürrer Hand conſervirt und reſtaurirt, daß er jeden Fortſchritt vergißt und beleidigt. Herunter! Frankreich wird dumm wenn man ſeine Roſſe ununterbrochen ſtraffen Zügels führt. Dieſer wohlunterrichtete Profeſſor Guizot wird hochmüthig auf ſeinem Kutſcherſitze, und weil dieſer Kutſcherſitz in Frankreich ſteht, ſo wird er wirklich der Entwickelung Europas hinderlich. Wir ſehen ihn mit Vergnügen bedroht, ja geſtürzt. Noch mehr! Wir ſind erfreut daß es weiter geht, daß man die Gelegenheit eines Miniſterwechſels im Augenblick der Straßenrevolution zu benutzen verſteht, und daß man, ehe das neue Miniſterium Fuß faſſen und den Truppen ordentlich befehlen kann, dem Odyſſeus ſelbſt die Wege weiſ't hinaus durch die Barrière du trône. Ein neues Regiment iſt erwünſcht, das alte war bloßer Sauerteig geworden. Wir begrüßen die Regentſchaft mit zuſtimmendem Kopfnicken. Es geſchieht aber noch mehr. Man escamotirt die Regentſchaft und mit ihr die Monarchie; eine kleine Anzahl verwegener Fiescos bemächtigt ſich der Mittelpuncte, der Deputirtenkammer und des Stadthauſes, und verkündigt die Republik. Die Nationalgarden, die eigentlichen Pariſer, ſtehen offenen Mundes dabei, ſie ſind überrumpelt, ſind angeführt. Ihre Seele hat nicht an Republik gedacht, Paris denkt nicht an Republik, Frankreich denkt nicht daran. Und wir? Wir haben noch weniger daran gedacht, und wir ſagen uns ernſthaft: was thut's, daß die Franzoſen wieder einmal was Unwahres für eine Wahrheit ausgeben! Uns wird es zu Gute kommen; neben einer franzöſiſchen Republik können ſich unſere ſchlechten Verfaſſungen Deutſchlands nicht mehr halten, und Metternich an der Spitze iſt endlich verloren, die Zeit iſt endlich gekommen damit gründlich aufzuräumen und Deutſchland auf einiger, breiter Grundlage aufzubauen. Mit Freudenthränen im Auge ſehen wir endlich Metternich ſtürzen, und krack! krack! neben und nach ihm ein altes Gerüſt um das andere. Der erſehnte Moment iſt endlich da; er wird benützt: von Heidelberg aus wird eine Tagung anberaumt für die deutſche Nation. Deutſchland iſt die Looſung. Wir fahren hoffnungsreich zu dem Parlament aus dem Stegreiſe, welches jetzt das Vorparlament genannt wird.

Wir kurzſichtigen, weiſen Helden der Politik!

Drei Punkte ſind mir erinnerlich aus der Frühlingsreiſe nach Frankfurt. Erſtens war Halle, die torfgelbe Schöne, dergeſtalt mit ſchwarz-roth-gelben Fahnen bedeckt, daß man glücklicherweiſe gar nichts weiter von ihr ſah als dieſe Farben. Vor 21 Jahren hatte ich hier auf dieſer „Waage" ſechs Wochen lang im Karzer geſeſſen wegen Liebhaberei für dieſe „verbrecheriſchen" Farben, und vor 14 Jahren hatte die ſo geräumige Hausvogtei kaum Platz für uns ſchwarz-roth-goldene Verbrecher. Heute ging „Preußen auf in Deutſchland", und was damals Verbrechen, das war heute Verdienſt. In Sachſen und anderen kleineren Staaten war man nie ſo grimmig geweſen gegen dieſe Burſchenſchafter wie in Preußen, und jetzt wehte doch noch überall Grünundweiß neben Schwarzrothgelb. Der Uebergang dort war mäßig; hier in der erſten preußiſchen Stadt kündigte er ſich an wie ein Rauſch. Wird er nichts weiter ſein? Was mir zweitens in Naumburg mitgetheilt wurde als Neuigkeit, das klang bedenklich. Ein alter preußiſcher Officier hatte ſich an dieſem Morgen erſchoſſen, weil er es nicht übers Herz bringen konnte: die alte preußiſche Cocarde, die Farben des alten Fritz und der Freiheitskriege, zu verdunkeln durch eine ſchwarzrothgoldene. Mir ſchien's als ob viele Menſchen dies tragiſche Schickſal gar nicht verſtünden. Ich verſtand es vollkommen, und hörte drittens mit Erſtaunen, daß alle Leute in den Wagen dritter Claſſe dieſe Farben niemals die deutſchen Farben, ſondern immer nur die Freiheitsfarben nannten. Dieß war belehrend. Unſere politiſche und nationale Einheit war kein unmittelbarer Gedanke des Volkes, Freiheit war populärer als Einheit, Revolution populärer als Reform. Die Maſſen ſind nie anders, das hätt' ich vom Theater wiſſen können: ſie wollen ſtarke Gegenſätze. Und ſo iſt es geworden. Um dieſe Freiheit allein wurde revolutionirt von den untern Claſſen. Denn dieſe nur revolutionirten ins Ganze und Tiefe, angeleitet von Führern welche ihr Ziel nur ahnten, nicht aber definiren konnten. Die Einheit kam erſt in zweiter Linie des Kampfs; dafür kämpften und kämpfen diejenigen, welche ziemlich genau wiſſen, was ſie wollen, oder die wenigſtens genau wiſſen, was ſie nicht wollen. Freiheit und Gleichheit, wo möglich republikaniſche, ward die revolutionäre Looſung, Freiheit und Einheit, wo möglich monarchiſche, ward die Reformlooſung.

In Eiſenach ſammelten ſich die Patrioten, welche ohne Zuſammenhang bis daher unter den Eiſenbahnpaſſagieren zerſtreut geweſen waren, und welche ſich jetzt im Poſtwagen erkannten an der gemeinſchaftlichen Looſung „Frankfurt und Parlament“! Es war eine gemiſchte Geſellſchaft: ein Profeſſor, ein Gutsbeſitzer aus Sachſen, ein peußiſcher Officier. Letzterer hatte einen ſchlimmen Stand, denn er verſicherte mit beſcheidener Sicherheit: die Garden in Berlin ſeien nicht geſchlagen, ſondern aus Widerwillen gegen ferneres Blutvergießen vom Könige zurückgezogen worden; der Prinz von Preußen ferner habe mit alle dem nichts zu thun gehabt, und die Berliner Verhältniſſe überhaupt würden ſchlimmer gemacht und dargeſtellt als ſie innerlich ſeien. Zu ſolchen Verſicherungen gehörte am Ende des Monats März 1848 ſolchen Vorparlamentern gegenüber Muth, Redekraft und Bildung. Alles das beſaß dieſer Officier in bemerkenswerthem Grade, und ſeine Darſtellung der Berliner Verhältniſſe machte auf mich einen belehrenden Eindruck. Denn ſo geneigt ich war, allenfalls in Frankfurt für ſofortige Errichtung einer proviſoriſchen Regierung zu ſtimmen wenn die endlich angebahnte Einheit und Freiheit Deutſchlands ohne ſolch außerordentliches Mittel wiederum unmöglich erſchiene, ſo nüchtern war doch durch achtzehnjähriges Beobachten politiſcher Dinge mein Verſtand geworden, und dieſer Verſtand begehrte reifliche Rückſichtsnahme auf alles wirklich Mächtige, reifliche Anſchauung der gründlich möglichen Zukunft. Damals ſchon hatte ich die Berauſchten links und rechts neben mir zu beneiden; damals aber zweifelte ich nicht, es könne ſolch ein Rauſch von edelſtem Gedankenſafte edel und liebenswürdig bleiben. Der Profeſſor neben mir, ein langer Mann mit langen Beinen, ſtieg zum Beiſpiel über alle Hinderniſſe ſo unbefangen hinweg, daß es ein Vergnügen war, ſolch einen Contraſt anzuſehen zwiſchen grauem Haar und grüner Einſicht. Der ſächſiſche Gutsbeſitzer endlich, feiſt und behäbig, machte mich irre an all meiner Wiſſenſchaft von politiſchen Dingen. Er war fein gekleidet, trug beſſere Handſchuhe als einer von uns und hatte ein ſo ſauber barbirtes Geſicht, daß er unſern kleinen Edelleuten, unſerer Gentry der Herren

Von, welche wenigſtens auf Halbblut halten, ſprechend ähnlich ſah. Da er nun vorherrſchend ſchlief in einer ſo aufgeregten Zeit eines deutſchen Poſtcoupé's, ſo glaubte ich ſeiner ſicher zu ſein. Mit welchem Erſtaunen vernahm ich nun beim Frühſtück in Schlüchtern, daß er beiläufig mit dem erſten Schluck Kaffee ſämmtliche 34 deutſche Fürſten verſchluckte, und ſich als den wohlerzogenſten Ultraradicalen kundgab. Dieß obenein mit einer hohen Falſettſtimme.

„Wo ein Tritt tauſend Gedanken regt"! Dies Fauſtwort war damals innerlichſt an der Tagesordnung. Wenn dieſer Profeſſor und Gentryman richtige Symptome waren, ſo war ich im Irrthum mit meiner Bildung, und es ſtand nicht ein Reformparlament bevor, ſondern ein Revolutionstribunal. Der Profeſſor war aus Jena, und hieß ſo beſcheiden als richtig Schüler. Des Gutsbeſitzers Gut im Vogtlande hieß „Leichnam"; er ſelbſt von Watzdorf.

Und wahrhaftig! Falls hundert brave Deutſche aus dem Norden zu träg geweſen wären für die weite Reiſe bis Frankfurt, falls zwanzig tüchtige Deutſche aus dem Weſten und Süden weniger tüchtig und muthig geweſen wären an jenen Apriltagen in Frankfurt, ſo wäre die allgemeine Revolution in Deutſchland entzündet worden durch das Vorparlament. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hat tapfer und ausdauernd beigetragen daß der Ausbruch ſolch einer Revolution vermieden wurde. Ihre Looſung war „Parlament"! Die Looſung der revolutionären Partei war „Republik"!

Aus allen Theilen des ſüdweſtlichen Deutſchlands ſtrömten in den letzten Tagen des März die jungen Männer in Frankfurt zuſammen; der Ort wimmelte, die Straßen ſummten von unternehmender Jugend, von kräftigen Menſchen welche handeln wollten, handeln! Es hatte dieß etwas niederſchlagendes für mich, wie ſehr es mir gefiel. Niederſchlagend weil es mich bald belehrte daß ich nicht mehr jung ſei. Ich verſtand ſie wohl die Wallung und Regung und den ganzen ungemeſſenen Drang, aber ich verſtand leider auch die Gefahr welche für das Vaterland ſchlummerte unter dieſen jungen butrothen Roſen, und — dieſe Jugend verſtand mich nicht mehr, wenn ich dieſe Gefahren entwickeln, wenn ich Gränzen ziehen, wenn ich einſchränken wollte mit den unausſtehlichen Warnungen der Bildung und Erfahrung.

Abſchied nehmen von der Jugend iſt faſt ſo ſchmerzlich wie Abſchied nehmen von der erſten Liebe. Wenn man von der erſten Liebe Abſchied nehmen muß, ſo meint man, aller Reiz des Lebens ſei zu Ende; wenn man von ſeiner Jugend Abſchied nimmt, ſo weiß man, daß nur noch dürftige, dürre Reize übrig bleiben im gebrechlichen Leben.

Und doch muß es im entſcheidenden Augenblicke geſchehen, wenn man nicht ein Lügner oder ein gefährlicher Narr werden will.

2.

Dennoch war ich nur für mich traurig, das Vaterland ſelbſt glaubte ich noch nicht gefährdet durch politiſche Uebertreibungen. Die Frage um Republik oder Monarchie, welche uns ſchon am erſten Abend um die Ohren ſchwirrte, ſchien mir ziemlich müßig zu ſein. Des gründlichen Charakters in unſerm Vaterlande verſichert, dachte ich kaum an die Gefahr, daß uns die Nahahmung Frankreichs in zudringlicher Macht nahe treten könnte. Es iſt ja ſo dürftig für einen ſelbſtändigen Menſchen, ſo erniedrigend für eine eigenthümliche Nation — bloße Nachahmung zu treiben! Angeregt zu werden durch Thaten und Begebenheiten und durch verwandte Stimmung — das iſt ja ganz was anderes als Nahahmen. Gleiche Anregung kann und ſoll ja bei drei verſchiedenen Leuten drei verſchiedene Reſultate hervorbringen. Wenn nicht, dann ade Poëſie, der Quell unerſchöpflicher Mannichfaltigkeit, der Quell unendlichen Fortſchritts welcher nur in der Mannichfaltigkeit enthalten iſt! Die Gefahr der Nachahmung achtete ich alſo gering, nicht bloß weil das tyranniſch begonnene Experiment in Frankreich ſich ſo tief verderblich zeigte für das Gedeihen der Franzoſen, ſondern weil ich an unſere eigene Tüchtigkeit glaubte. Ich war innerlichſt überzeugt daß in uns Deutſchen der Sinn für organiſche Umwandlung raſch betrieben werden müſſe; ich war überzeugt daß demgemäß eine

Politik äußerlicher Phraſen und entlehnter Stichwörter keine weitere Macht ausüben werde, als die jetzt ganz erwünſchte: unſere Schwerfälligkeit und Langſamkeit im Geſtalten zu beſchleunigen.

Deshalb ſah ich ziemlich ruhig drein, als ich in den großen Sälen der Frankfurter Gaſthöfe ſchon am erſten Abende die Republik anpreiſen und fordern hörte. Beſonders im „Wolfseck“ war Republik das Feldgeſchrei. Ich hörte wohl aufmerkſam zu, wie dieſe Republik entſtehen und wie ſie beſchaffen ſein ſolle. Denn Name iſt Schall und Rauch, es kommt ja doch nur auf das Weſen an. Aber das Entſtehen und die Beſchaffenheit einer Republik wurden angekündigt und geſchildert in oberflächlichſter Weiſe. Es war eine Zuſchneiderei nach Schablonen, ebenſo gut oder ſo ſchlecht brauchbar für Texaner wie für Deutſche. Unſere Geſchichte, unſere eigenthümlichen Vorzüge und Fehler kamen gar nicht in Frage; im Gegentheil ſollte ausdrücklich mit der Vergangenheit ganz und gar gebrochen werden. Das iſt ſo völlig undeutſch, daß ich ihm keine beſondere Einwirkung auf deutſche Politik zutrauen mochte. Jakob Grimm hat ſpäter in der Paulskirche dieſe Stegreifpolitik mit dem Witz abgefertigt: ein Volk, das keine Vergangenheit haben will, das findet auch keine Zukunft. So undeutſch es aber war und iſt, ſo geläufig war es damals in den Frankfurter Gaſthöfen. Die jungen Ritter waren als die rüſtigſten zuerſt auf dem Platze, und ſtiegen auf die Tiſche und predigten den Kreuzzug gegen jegliche Vergangenheit, gegen alles das, was man geſchichtlichen Charakter einer Nation zu nennen pflegt. Ich ſaß dabei neben einem breitſchultrigen Manne von mittler Größe. Er aß während dieſer Kreuzpredigten mit gutem Appetit ſein Abendbrod, und hob nur zuweilen das mit weißgrauen Haaren dünnbedeckte Haupt in die Höhe, um nach dem eben vorüberſauſenden modernen Kreuzritter zu blicken. Dieſer Blick eines lichtblauen großen Auges, welches eben ſo glänzend, aber nicht ſo bohrend war wie das Auge Friedrichs des Großen, hatte etwas ſo Unbefangenes, und über das lichtrothe Geſicht, um den geöffneten Mund ſpielte etwas ſo Sicheres, daß ich dachte: der Mann weiß das auch beſſer und fürchtet die leichten Reiter nicht. Als ich erfuhr, daß dieſer zur Nacht ſpeiſende Mann Welcker heiße, ward meine Sicherheit noch größer. Der kennt ja doch ſein Baden, dachte ich, wo ſie's am Weiteſten treiben, es wird wohl von keiner größern Bedeutung ſein, da ihm der gebratene Hahn gar nicht verleidet und er nicht einen Augenblick zur geringſten Entgegnung veranlaßt wird. Mittlerweile ward der junge Redner auf dem Tiſche, nachdem man ihm lebhaft Bravo zugerufen, abgelöst durch einen älteren, ſchlank und zierlich gewachſenen Mann, welcher mit vorgeneigtem bärtigen Haupt das Publicum erſt betrachtete, ehe er den Mund öffnete zu heiterer Entgegnung. Er warf das Rößlein des vorigen Redners mit leichtem Schenkeldruck hin und her, und wippte mit den Worten mitunter wie mit einer Reitgerte nach des Vorredners raſcher Republik hinüber. Der muß das Ding auch nicht für gefährlich halten, dachte ich, und erkundigte mich, als mir ſein Spiel ein wenig zu lange dauerte, nach dem Namen des Mannes von dunkler Geſichtsfarbe. Aus dem Dialekt konnte ich nicht errathen, welchem deutſchen Stamme er angehörte. Wurm aus Hamburg, war der Beſcheid; ein geborner Schwabe, der dem Studium und Leben des Nordens ſeit vielen Jahren angehört, die haſtigen Bewegungen des ſüdlichen Naturels aber immer nicht vergeſſen kann.

Republikaniſche Redner folgten, und der Sturm und Drang ward größer, bis ſich die meiſten Gruppen um einen neuen, offenbar ſehr vertrauensvoll erwarteten Redner verſammelten. Der Rheinpreuße! der Kölner! hieß es, welcher die ganze Stadt Köln hinter ſich hat wie der Rattenfänger von Hameln, und mit Köln den Kern des nördlichen Rheinlandes. Das ganze linke Rheinufer iſt für uns, rief mein neueſter Nachbar, denn Rheinland war ſchon franzöſiſch und republikaniſch, und die alten Biſchofsſtädte Köln, Trier und Mainz, die geiſtlichen Reichsſtädte Aachen und Koblenz, die Rheinpfalz mit Landau und den Hambacher Zeugen von Anno 30, ſie ſtehen wie Ein Mann auf für die Republik! Das klang ſehr wahrſcheinlich. Dieſe ſchönen Landſtriche Deutſchlands, angefüllt mit friſchen, großer Unabhängigkeit bedürftigen Menſchen, haben keine andere Geſchichte in ihrer Seele, als die Geſchichte des Wechſels. Der Krummſtab hat heitere Menſchen gebildet, nicht aber Patrioten im größeren Sinne des Wortes. Die Nähe Hollands und Belgiens, die

Nähe Limburgs, Luxemburgs und der Wallonen hat den Sinn für Unabhängigkeit im Kleinen, den Hang nach eigenſinnigem Wechſel nur genährt. Die franzöſiſche Herrſchaft hat manche unpatriotiſche Eitelkeit gepflegt, hat manche praktiſche Form zurückgelaſſen, welche beſſer iſt denn die Form ſchwerfälliger Tiefſinnigkeit bei uns im Innern — es klang ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer eigentlich ſeit Lothar immer getheilte und faſt immer herrenloſe Rheinſtrich leicht in die Lüfte geben werde. Es war mir alſo doppelt wichtig, den Redner von Köln zu hören, welcher als populär angekündigt wurde. Dies war ein langgewachſener Mann blaſſen, etwas ermüdeten Antlitzes, mit kurzem dunklem Haar und dunklem Auge. Die ganze Erſcheinung war nicht die eines Deutſchen, am wenigſten die eines Niederdeutſchen, denen ſtarke Glieder, ſtarke Züge eigen zu ſein pflegen. Hier waren die Züge und Glieder fein und auch der Name war franzöſiſch, Franz Raveaux. Dennoch war in dem dunklen Auge ſanften Blickes, es war in den Zügen, es war in dem belegten Organ etwas Mildes, etwas herzlich Anziehendes, was nicht romaniſch, was aber deutſch zu ſein pflegt. Seiner innern Kraft und ſeines feſten Schwunges ſich bewußt, fing er mehr liebenswürdig als bedeutend an zu ſprechen, ganz einfach und natürlich. Er finde es ganz begreiflich, ſagte er, daß man die Republik wolle, er wolle ſie auch. Aber man dürfe eine ſolche Veränderung nicht jählings betreiben und bezwecken.

Hier ward alſo diejenige Richtung vertreten, welche gründlich die alten Verhältniſſe und mit ihnen die Monarchie beſeitigen wollte. Die Richtung war offenbar ſehr zahlreich und wichtig. Es näherten ſich da mit leidlich beifälligem Kopfnicken Männer, die bis daher theilnahmlos zugehört und zugeſehen hatten, die Rationaliſten in der Politik. So Mancher war mir bekannt mit ſeiner ſonſtigen Denkungsweiſe, welche in Sachen des Glaubens, in Sachen der Kunſt, in Sachen der ganzen menſchlichen Geſellſchaft nüchterne Zweckmäßigkeit wollte, und weiter nichts — die redlichſten Leute, welche beſonders in dem ſächſiſchen Mitteldeutſchland den Kern des gebildeten Mittelſtandes bilden. Was an der Reformation von nüchterner Geſundheit war, aber auch nur das, das hat in jenen Ländern ſeine erſten Vertheidiger gefunden, und das iſt in jenen oberſächſiſchen Volksſtämmen immer klarer, dünner und durchſichtiger geworden. Fleißige Ordnung und Sparſamkeit, Sauberkeit im Häuschen und im Rechnungsbuche, Aufklärung bis zum „Aufkläricht“, ausgebildeter Sinn für Flugſchriftenlectüre, für die Lectüre von kleinen Zeitungen und Zeitſchriften, für wohlfeile Leihbibliotheken iſt da eingebürgert bis zu den ſogenannten „kleinſten“ Leuten. Gleichmäßige Bildung iſt da verbreitet bis in jeden kleinſten Winkel, und jeder romantiſche Beiſatz wird als Aberglaube belächelt. Das hängt wohl zuſammen mit der Geſchichte ſächſiſchen Landes, welches die Eigenſchaft als Großſtaat, zu welcher es berufen ſchien, Schritt für Schritt verloren hat ſeit drei Jahrhunderten. Die Kurfürſten eines gründlich proteſtantiſchen

Landes wurden wieder katholiſch in entſcheidender Zeit, und ſonderten ſich damit von der familienhaften Theilnahme der Bevölkerung, alſo vom eigentlichen Schooße monarchiſchen Sinnes. Sie verloren damit den Vortritt in norddeutſcher Politik, und verletzten für immer den gerechten Ehrgeiz, welcher in den ſächſiſchen Stämmen lebt. Die Herzöge aber zerſplitterten durch immerwährende Theilung in der Erbfolge ein ſchönes Land in lauter Ländchen. Hat das ohne Wirkung bleiben können? Vortreffliche Eigenſchaften dieſes zahlreichen Volksſtammes in der Mitte Deutſchlands verloren am großen Wendepunkte ihres geſchichtlichen Lebens den ſtaatlichen und herzlichen Mittelpunkt, und waren Jahrhunderte darauf angewieſen, ſich nur Entſchädigung zu ſuchen. Das haben ſie gethan mit bewundernswerther Ausdauer; aber nur der Unkundige iſt jetzt erſtaunt, daß heute aus dieſen Ländergebieten lauter Vertheidiger des bloß nützlichen Republikaniſirens hervorgegangen ſind, welche jeden höheren innerlichen Haltpunkt eines großen Staatsweſens wie einen romantiſchen Luxus betrachten. Die redlichſten Leute dieſer Länder traten damals kopfnickend herbei zum Programme Raveaux', und es war vorauszuſehen, daß dies ein Programm werden würde für alle die ernüchterten blank juriſtiſchen Kämpfer kleiner Staaten, denen das Schickſal der Heimath das geſchichtliche Herz gebrochen. Eine gemäßigte Linke Deutſchlands ſkizzirte ſich damals deutlich vor unſern Augen.

3.

So kam der letzte Morgen, welcher die mäßige Anarchie Deutſchlands noch beleuchten ſollte. Anderen Tages wollte das Vorparlament zuſammentreten. Der Name Vorparlament war noch unbekannt, die nächſten Tage der freien Volksverſammlung lagen im Nebel vor uns, der ſich bald wunderlich hellte in augenblicklichem Sonnenſchein, bald ſchwarz zuſammenzog unter plötzlichen Regenſchauern. Es ſchien uns die Sonne, wenn aus den überfüllten, die Zeil heraufraſſelnden Poſtwägen alte treue Geſichter herabnickten, die Weib und Kind an den fernen Marken verlaſſen hatten, um das Ideal deutſcher Jugend verwirklichen zu helfen. Es zog wie warmer Regenſchauer über uns hin, wenn die Schaaren neuer Jugend, wenn die Colonnen von Turnern, die Colonnen von Arbeitern halb luſtig, halb drohend aus den Quergaſſen hervorquollen und neue Lieder ſingend die Zeil entlang zogen trotzigen Schrittes; wenn die Flüchtlinge aus aller Herren Länder auftauchten an den Straßenecken oder in offenen Fiakern, die angehalten wurden vom Zuruf und Andrängen einſtiger Kameraden von Hambach und von der Konſtablerwache. Werden es noch Kameraden ſein, wenn der Firniß des Wiederſehens abgefallen?! Sie kommen aus England, aus Frankreich, aus der Schweiz, ſie ſind unter den verſchiedenartigſten Eindrücken Männer geworden, wird das aber ohne große Noth ein Ganzes werden, was jetzt ſo bunt und hoffnungsvoll auf dem Frankfurter Boulevard, auf der Zeil hin- und wiederwogt?! Die Frühlingsſonne ſchien luſtig darein, es war ein glückſeliger Augenblick um die Mittagsſtunde, denn Alles liebte ſich noch in dem Getümmel, die Looſungsworte waren noch allgemein, alſo gemeinſchaftlich, die Stich- und Scheideworte waren noch nicht entdeckt, wenigſtens noch nicht ausgeſprochen, des Vaterlandes große Zukunft umſchlang noch alle.

Für dieſen letzten Vorabend war im Weidenbuſch große Verſammlung angeſagt. Da ſollte ſich's zeigen wie der Strom heißen werde, da ſollten die Symptome der herrſchenden Mehrheit in Deutſchland ſich offenbaren. Jetzt ward es von großer Wichtigkeit, daß das Rollen der gefüllten Poſtwägen nicht aufhörte bis in den Abend hinein; denn die Männer des Nordens und Oſtens waren noch in geringer Zahl vorhanden, und ihr Beiſatz war doch unerläßlich, wenn die Meinung eines ganzen Deutſchlands zu Tage kommen ſollte.

Man ſpürte es im Saale des Weidenbuſches von Stunde zu Stunde, daß nicht nur die Zahl der Anweſenden, ſondern daß auch die Mannigfaltigkeit der Anweſenden wuchs. Das heißt: die phraſenhafte oder gerad herausgeſagt die franzöſiſche Politik verlor von Stunde zu Stunde an Macht. Mit untergehender Sonne hatte das Redenhalten begonnen von einer improviſirten Rednerbühne, und es dauerte bis gegen Mitternacht. Man probirte ſeine Roſſe, man forſchte nach der

Stärke der Strömung, man forſchte nach Grund und Boden. Die republikaniſch Geſinnten drängten ſich in den Vordergrund, die Nichtrepublikaner hörten. Wenigſtens ſtellten ſie die Frage um ſpecielle Regierungsform nirgends in den Vordergrund, ſondern bezogen alles auf die Vorſorge für das geſammte deutſche Vaterland, welches in ſeiner ſchlechtregierten Vergangenheit an den Abgrund geführt ſei und jetzt durch gemeinſame durchgreifende Maßregeln gerettet werden müſſe.

Unter den Rednern der letzteren Richtung zeichnete ſich ein Mecklenburger aus durch kräftiges Zuſammendrängen auf die Hauptfrage. Er hieß Stever, und der Name iſt ſpäter nicht mehr im Vordergrunde erſchienen; erſt in dem Mecklenburger Getümmel, welches noch im Monat Auguſt nöthig wurde zu einer conſtituirenden Verſammlung, iſt er wieder aufgetaucht. Dies ſind meiſt die bravſten Patrioten, welche nichts wollen als in Gang ſetzen, und die an ihren Heerd zurückkehren, ſobald die Maſchine in Gang geſetzt iſt. Solche Cincinnatus' hat Deutſchland glücklicherweiſe noch zahlreich. Neben ihm half ausdrücklich ein Rheinpreuße graubärtigen lichten Antlitzes ordnen, des Namens Stedmann, welcher als Mitglied der Siebener-Commiſſion diejenigen Linien vorzeichnete innerhalb welcher für den Gang des Vorparlaments eine Tagesordnung gewonnen werden könne. Wie viel haben wir dieſen Männern zu danken, welche in Heidelberg zuſammentraten und von da aus Station für Station den ſchwerfälligen Karren unſeres verrotteten Reiches in Gang brachten bis zu dieſem

Abende! Es war eine brave Geſellſchaft meiſt kreuzbraver deutſcher Patrioten. Kein Geſchichtſchreiber wird ihre Namen vergeſſen. Binding I., Gagern, Itzſtein, Römer, Stedmann, Welcker, Willich hießen die ſieben Männer, welche die Ausführung des Heidelberger Beginnens übernahmen, und welche ſpäter vom rechten Centrum bis zur Linken ſich vertheilten.

Auch hier am Vorabende noch war der durch ſie gebotene Anhalt unſchätzbar — ſie hatten eine Form, einen Widerſtand gegen das beginnende Sturmparlament. Ohne ſie wäre es nur Sturm und kein Parlament geworden. Doppelt ermuthigend vernahmen wir hierbei, daß der verjüngte Bundestag unſerer revolutionären Verſammlung eines Vorparlaments tapfer die Hand bieten werde, um die Vorſchläge und Beſchlüſſe deſſelben raſch zu legaliſiren und zu verwirklichen. Halb aus Tapferkeit, halb aus Furcht geſchehen ja die erſtaunlichſten Dinge in der Welt; und was hat dieſer Fuchsbalg Bundestag, in welchem kein Fuchs mehr ſteckte, doch noch leiden müſſen dafür, daß er mit Anſtand bei Seite geworfen ſein wollte! Die Leidenſchaften brauchen ſtets einen Sündenbock, und es iſt immer ein Glück, wenn ſich zu rechter Zeit der rechte Sündenbock darbietet. Ein ſolcher nur vermittelt die Uebergänge. Deshalb hatten auch die Radikalen ganz Recht, den verjüngten Bundestag der Welcker, Jordan und Genoſſen nicht minder zu haſſen, als den Bundestag Münch-Bellinghauſens. Denn dieſer verjüngte erſparte die Revolution im Ganzen und vermittelte die Reform. In Sachen der Einheit, um welche es ihnen freilich nicht beſonders zu thun war, mochten die Helden jenes letzten Abends vor dem Parlament wohl recht haben: daß Alles, Alles zu raſiren ſei, wenn Deutſchland nicht wieder an den Particularſtaaten ſcheitern ſollte.

Viele von uns wußten das wohl auch. Aber auf Koſten der Wahrheit und weſſen ſonſt noch! eine mechaniſche Einheit erzwingen, was wär' es für ein Gewinn? Ein Gewinn, immer noch trauriger als der Verluſt, welchen wir ſicher zu beklagen haben werden, ſobald das neue Reich fertig ſein wird.

Von der republikaniſchen Partei ſprachen an jenem letzten Abend die beiden Hauptführer Hecker und Struve ausführlich. Die Apoſtel Badens, die Apoſtel der Jugend. Struve ſprach zuerſt. Er und Hecker wurden ſtets von der zudrängenden, die eine Seite des Weidenbuſchſaales überfüllenden Jugend mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt. Es war Turnier, und das Ganze hatte etwas vom germaniſchen Styl auf unſern Univerſitäten, von jenem Styl und Weſen, welche ächt germaniſch „Comment“ genannt werden. Denn eigentlich bedurfte es für die Jugend keiner Waffenprobe, eigentlich wußte ſie längſt, wer der beſſere und was zu wollen ſei, eigentlich waren ihr wir Aelteren nur die „Philiſter“, nur der mißliche Beiſatz, den man eben nur aus „Comment“ nicht ſofort aus dem Tempel jagte.

Struve trat mit der Sicherheit eines Volksredners auf, welcher ſeines Handwerkszeuges ſicher iſt. Im wildeſten Lärmen wartete er ruhig die nothwendig eintretende Pauſe ab, um Hammer und Stemmeiſen hervorzulangen und mit ihnen das alte Staatsweſen auseinander zu keilen. Etwas Leim und ein paar dünne Holzſtäbchen hat er für Leben und Sterben unter das Schurzfell geſteckt, um bei ungeduldiger Nachfrage ſie beiher vorzeigen zu können als Material für den neuen Staat. Aufgepaßt, Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei! Ich konnte mich nicht erwehren, an dieſen Ruf zu denken, wenn ich die Staatsgeſellſchaft ſo ſchlank und fix zuſammenſtellen ſah.

Struve iſt von mittler Größe und hat einen trockenen, mönchiſchen Kopf ſlaviſcher Race. Er iſt auch der Mönch deutſcher Republik, einem der Bettelorden angehörig, welche den Luxus des Geiſtes verachten, welche von den höheren Orden ſpöttiſch angeſehen werden, und welche doch unfehlbar dieſe Mitglieder aller höheren Orden, ohne Leidenſchaft und im einfachen Glauben an die Nothwendigkeit in den Abgrund des Todes ſtoßen, ſobald die Herrſcherſtunde ſchlägt für die modernen Bettelorden. Mit den ruſſiſchen Struve's verwandt, und alſo des unpopulären „von“ theilhaftig, hatte er die ärgerliche Aufgabe, zu wiederholtenmalen die Anrede „Herr von Struve“ abweiſen zu müſſen mit der unrichtigen Bemerkung: „Ich heiße Struve!“ Seine Familie iſt in Baden eingewandert, und dort, wie man erzählt, mit wohlwollender Gaſtfreundſchaft aufgenommen worden vom Fürſtenhauſe. Er hat ſeit Jahren als unermüdlicher Journaliſt in Mannheim gelebt, und ſich durch Mäßigkeit in materiellen Genüſſen für die Aufgabe einer geiſtigen, will ſagen immateriellen Wirkſamkeit vorbereitet. Er ißt nur Gemüſe! ſagten ſeine Freunde, und wenn man ſeinen blut- und knochenloſen Staat betrachtet, ſo findet man das ſehr glaublich. Desgleichen ſcheint er nicht zu rauchen, und der nur mit dünnem Haar ſparſam bedeckte Scheitel, die pergamentne Stirnhaut, die blickloſen, abſtracten kleinen Augen, die Bartſchwäche, die lymphatiſche Geſichtsfarbe, der paletotartige Anzug, welchem Taille und Formen tief gleichgültig ſind — Alles deutet auf Rouſſeau-Robespierreſche Richtung, arm an Gedanken, dürftig an Vorſtellungen der Welt, begnügt mit der Gleichmachung, aber ſtark in genauer Kenntniß und Berechnung ſeines Pfennig-Reichthums. Natürlich ſpricht er in Folge des Gemüſes Tenor, und iſt weithin verſtändlich im Vortrage ſeiner Rechnungen.

Ganz anders iſt Hecker, und dem Volke, dem ſinnlichen, näher. Das iſt ein Fleiſcheſſer und ein vollſaftiger, geſunder Menſch. Hier iſt Unmittelbarkeit, wenn er auftritt und ſein langes braunes Haar aus dem Geſicht ſchüttelt und mit einer kräftigen Baritonſtimme zu reden beginnt. Man ſpürt es ſofort, daß hier Einer redet, der nicht aus der Schreibſtube, nicht vom Studium des Contrat social herkommt, ſondern aus dem Kreiſe rüſtiger Leute, welche eine tüchtige Veränderung wollen im Staatsleben. Dabei ſpürt man doch gleichzeitig, daß dieſer Redner im Zuſammenhange ſteht mit geſchichtlichem Studium, daß er innerlich eine richtige Folge haben möchte in Entwickelung der Dinge. „Es iſt die Zeit der fahrenden

Habe gekommen,“ pflegt er zu ſagen, und nichts ſei mehr unbeweglich, auch nicht das Capital und nicht der Beſitz, der einſt ſtarr wie ein Fels geweſen. Damit deutet er auf weitausſehenden Wechſel, ohne doch in die ſyſtematiſchen Folgerungen des vorigen Rechenmeiſters einzutreten. Er begründet viel mehr im Vorübergehen ſein Bedürfniß nach Bewegung und Wechſel, als daß er ein Syſtem begründen wollte. Sein Angriff iſt poetiſch und nicht eigentlich ſocialiſtiſch; er ſtammt aus der ganzen menſchlichen Regung, nicht aber aus den unabweislichen Bedingungen einer Lehre. Man ſieht voraus, daß dieſer Mann des ungeſtümen Kampfes leicht genöthigt werden könnte, nach errungenem Siege gegen ſeine ſyſtematiſchen Genoſſen aufzutreten, weil er Freiheit und nicht Syſtem will, weil er oberflächlich im Conſtituiren und nachſichtig gegen ſich und Andere im Leben ſein würde. Er erſcheint gutmüthiger, ſorgloſer, mit einem Wort ſtudentiſcher. An den Studenten erinnert er ganz und gar, wie lange er auch ſchon in der badiſchen Kammer ſitzt; und daraus erklärt ſich, abgeſehen von allem Uebrigen, ſeine ermunternde Einwirkung auf die jungen Männer des weſtlichen Deutſchlands. Dieſe bilden eine ganz andere Jugend der Revolution als die jung genannten Revolutionäre des Nordens, namentlich als die Berliner. Dieſe weſt- und ſüddeutſche Jugend will und mag nichts wiſſen von jenen abſtracten Conſequenzmachern. Sie ſpricht ihnen das Herz ab, und jene Kälte in blos formeller Folgerung iſt ihr tief zuwider. Die Revolution der

Hegelianer und Blaſirten geht nur ſo lange mit der ihrigen zuſammen, als ſie einen gemeinſchaftlichen Feind haben. Gelänge den Republikanern der Sieg, ſo würden ſie augenblicks auseinanderplatzen, und die radikalen Philoſophen würden mit verächtlicher Geringſchätzung nachweiſen, daß dieſer Hecker ein gedankenloſer Politiker ſei, ein Vorpoſtenführer ohne Geiſt und Bedeutung, deſſen man nur bedurft habe, um das ſinnliche Volk in die Schlacht zu locken. So ſteht er zwiſchen dem nüchternen Schulmeiſter Struve und den herzlos Abſtracten des Nordens einſam und ohne weiteren Zuſammenhang als den Zuſammenhang, welchen ein gemeinſchaftlicher Feind bildet, ein Vertreter der natürlichen Revolution.

4.

Durch das Gefecht bei Kandern und das Niederſchießen Gagerns iſt ein böſer Schatten auf Hecker gefallen. Das Urtheil derer, welche ihm wohlwollten, auch wenn ſie ihm nicht folgen mochten, iſt beſtürzt worden. Denn wenn ſie ſelbſt auf die Darſtellung der Seinigen hören möchten — und auch das können die Meiſten nicht gegenüber den feſtſtehenden nackten Thatſachen — ſo blieb immer noch ein Verlangen übrig, welches ſie an Hecker ſtellten, an den ſtudentiſchen Führer, ein Verlangen, klar oder unklar empfunden von Jedermann.

Dies Verlangen ging im Ganzen auf einen Act Heckers hinaus, welcher bei dem traurigen Vorfalle von Allen vermißt wurde. Dieſer Act, welchen ſich jeder anders ausmalen mag, mußte darin beſtehen, daß ſich Hecker alſogleich und aller Welt verſtändlich losſagte von dieſem Ereigniß. Daß er dies nicht wollte oder nicht konnte, das iſt der ſchwarze Strich ſeines Schickſals geworden, ſowie der Opfertod des edlen Gagern, welchen die tüchtige Familie als ihren tüchtigſten Bruder betrauert, ſowie dieſer Opfertod das Pfand des Sieges wurde gegen die Aufrührer.

Dreimal wurde in den wichtigſten Kämpfen dieſer Sturmmonate ein ſolches Pfand eingefordert, ein ſolch unſchuldiges Haupt, gleichſam um die moraliſche Entrüſtung aufzuregen und den bezahlten Sieg zu verbürgen. Bei Kandern wurde Gagern niedergeſchoſſen, in Prag wurde die Fürſtin Windiſch-Grätz erſchoſſen, in Paris wurde der Erzbiſchof niedergeſtreckt, und jede dieſer Tödtungen wurde ein Todeszeichen für die angreifende Partei, von welcher die Tödtung ausgegangen. Haben die Ungläubigen wie die Gläubigen daran erinnert ſein ſollen, daß unter allem Wechſel das noch in der Welt herrſche was dieſe Gott nennen und jene nicht zu nennen wiſſen, und deshalb läugnen?

Damals im Weidenbuſch warſt du noch unbefleckt von dieſem Zweifel, Hecker, und ahnteſt nicht daß die Schlacht, welche dir nothwendig ſchien, ein garſtiges Einzeltreffen werden ſollte, ein garſtig Einzeltreffen, verläugnet von der Nation, beſleckt von einem unkriegeriſchen Todesſtreiche. Und doch lagen nur ſechs Wochen zwiſchen dem Aufruf zur Revolution im Weidenbuſch und der Kataſtrophe von Kandern.

Hecker rief damals im Weidenbuſch nicht nur zur Revolution auf, er rief hinzu zur Revolution, denn ſie ſei da, ringsum im ganzen Vaterlande! „Wir ſind mitten in der Revolution“! war dort und während der nächſten Tage in der Paulskirche ſein Schlachtruf, und dieſer Schlachtruf fand ſtets ein betäubendes Echo unter den Seinigen. Die bloßen Reformer ſaßen wie gerichtet unter dieſem donnernden Schlachtrufe, und ihr Schweigen wurde für kläglich und unmächtig erachtet. Wahrſcheinlich hat er noch Manchen mit fortgeriſſen an jenem Abende und an den folgenden Tagen. Ich hörte wenigſtens oft ſagen damals, daß er entſcheidend wirke auf manchen Unentſchloſſenen. Wenn eine ſolche Einwirkung auf mich möglich geweſen wäre ſo hätte er mich zu den Reformern zurückgedrängt. Warum? Es war nichts Tieferes und wahrhaft Mächtiges vorhanden in dieſem Verkündiger der Revolution. Keine ungewöhnliche Kraft oder Wendung des Gedankens, die mich nur ſtutzen gemacht hätte, wie dies ja eine aus gewaltiger Seele hervorſpringende Aeußerung des Talentes oft vermag, auch nach Richtungen hin denen man nicht zugewendet iſt; keine Fülle und Ueberlegenheit des Charakters die mir eine augenblickliche Zuſtimmung abgenöthigt hätte, nichts von alle Dem. Mitteldurchſchnitt in Idee, Talent und Charakter, hinreichend wohl die Jugend zu beſtechen, welche beſtochen ſein wollte, oder keiner Beſtechung mehr bedurfte. Aber mehr nicht. Die Idee über den Staat halbreif, das Talent der Rede ganz reſpectabel aber nicht ohne Roheit und auf tieferes Bedürfniß ohne Hülfsmittel, der Charakter, ſoweit ihn ein ſolches Auftreten enthüllt, brav und tapfer, aber mehr ungeſtüm als kraftvoll, und ohne Hintergrund und Weihe. Ein Mann für den Aufſtand — nicht mehr, nicht minder. In dieſen etwas hervortretenden blauen Augen war guter Wille und Offenheit, aber gar kein geheimnißvolles Leben irgend einer Art; in dieſem wohlgeformten und geſund gefärbten Antlitze mit entgegenkommendem ſinnlichen Munde war der Trotz des entſchloſſenen Duellanten, aber nicht jener unüberſehbare Ernſt eines Kämpfers für Umgeſtaltung einer Welt. Reiches Haar mit lichtbraunem Schein um Haupt und Kinn gibt einen hübſchen Rahmen, nachläſſige Kleidung, welche bequem um die kräftige ſtattliche Figur ſchlottert, große, freie Bewegung der Arme, freie, unbekümmerte Haltung im Ganzen ſind ganz geeignet einen Parteiführer für Genremaler zu empfehlen, und ſo ſah man ihn denn auch bald überall in Süddeutſchland an den Schaufenſtern der Bilderläden. Ein erſchrockener Ariſtokrat bemerkte damals in Frankfurt ſchüchtern gegen mich, daß all dieſe Revolutionsmänner keine Handſchuhe und kaum ein Halstuch brauchten, und erſchrack doppelt als ich erwiderte, daß ſie dadurch den Malern beſonders empfohlen würden für die Unſterblichkeit.

Nie hab' ich die eigentlich geiſtvollen Menſchen ſo unglücklich geſehen als in dem Revolutionsvierteljahr des Frühſommers 1848. Was an Geiſt in der großen Bewegung herrſchte, das war längſt erfunden, das lag vor und war den Handwerkern preisgegeben. Dieſe handhabten es zum Schrecken der Erfinder, wie Kinder und Wilde welche den Spiritus als Waſſer verſchenken und beſoffen lachen über die taumelhafte Wirkung. Diejenigen aber welche zu den Erfindern des herrſchſamen Geiſtes gehörten, ſie wurden gehöhnt und hinweggeſtoßen. Sie waren nur im Wege. Natürlich! Sie kannten den verhältnißmäßigen Werth, ſie kannten die Conſequenzen jenes Geiſtes, ſie hinderten mit dieſer Wiſſenſchaft und Beſchränkung in einem Zeitpunkte wo man Handlung und wieder Handlung, nirgends aber Wiſſenſchaft und Beſchränkung brauchte.

Der Kanzler Oxenſtjerna ſoll zu ſeinem Sohne wie zum Troſt geſagt haben: Du glaubſt gar nicht, mein Sohn, mit wie wenig Geiſt die Welt regiert wird! Hundertmal wurde man in dieſem Frühſommer daran erinnert. Regieren iſt eben handeln, und das Handeln gelingt am beſten je weniger es in ſeinen Triebfedern geſpalten wird durch Strahlen von Gedanken.

Wenn ich mir Alles vergegenwärtige was in dieſen Monaten, und namentlich beim Beginn, an Geiſt zum Vorſchein kam um das Vaterland neu zu geſtalten, ſo muß ich mit Beſchämung eingeſtehen, es war herzlich armſelig und die Geiſtesarmen machten den meiſten Lärm. Freilich! Sie werden ſofort verſtanden von der großen Maſſe, und die große Maſſe handelt nach Stichworten. Wer mit ſolcher Kupfermünze am beſten zu klimpern weiß, der iſt der mächtigſte Mann im Lärmen einer Revolution. Deshalb iſt das Ganze doch groß und wichtig, ſowie das Kuppelgemälde im Ganzen ein Kunſtwerk iſt, wie grob und ausgeweitet die Figuren in der Nähe erſcheinen.

Solch ein Kuppelgemälde war in Frankfurt zu ſehen vor und während des Vorparlaments. Es darf alſo gar nicht befremden, wenn viele Figuren dieſes Gemäldes grob und ausgeweitet erſcheinen ſobald man ſie in der Nähe betrachtet. Damals freilich, ehe man in die richtige Entfernung zurückweichen konnte, da gab es allerdings manchen erſchreckenden Schlag auf die feineren Nerven. An jenem Abende zum Beiſpiel verließ ich auf eine halbe Stunde den glühend heißen Saal, um auf der Straße friſche Luft zu ſchöpfen. Ich meinte auch hinlänglich unterrichtet zu ſein über die Mehrheit derer welche morgenden Tages Sitz und Stimme haben würden in der Paulskirche und welche jetzt ſo aufmerkſam ſchwiegen. Die Republik wird nicht erklärt in der Paulskirche! Und die Jugend wird toben gegen uns, die ſie heut noch als Verbündete begrüßt — dies war das Reſultat meiner Beobachtung, und kaum hatte ich es leiſe vor mich hingeſprochen, ſo ſtürzte wie donnernder Wogenſchwall das Geſchrei des Volks auf mich ein: Hurrah hoch, die Freiheit, die Republik, hurrah hoch! Die Straße am Weidenbuſche war vollgepfropft von Menſchen, und Schüſſe knallten und tauſend Stimmen brauſ'ten, und qualmende Pechfackeln warfen rothe Lichtſtreifen durch die dunkle Nacht über das Meer von Köpfen hin, und neben mir auf dem Parterrefenſter des Weidenbuſches erſchien auf einem Stuhle ein kleiner Mann und geſticulirte mit den Armen. Ruhe! Ruhe! Er will ſprechen! ging es über die Menge hin, und er ſprach, oder richtiger: er ſchrie. Wer iſt's? — „Stille"! erhielt ich unſanft zur Antwort.

Wenn es ſo ſtand mit der Welt, wie dieſer kleine Mann ſchilderte, ſo war die Republik und das tauſendjährige Reich nicht nur vor den Thoren Frankfurts, ſondern innerhalb der Thore, und wenn dies Kopf an Kopf verſammelte Publikum morgen das Publikum der Paulskirche bildete, ſo mochte unſere Weisheit von vierzig Jahren noch ſo weiſe ſein, der Republik oder doch einer republikaniſchen Regierung konnte ſie morgen nicht entgehen. Seht Ihr, ſo denkt das Volk, das wirkliche Volk! rief mir ein Gegner zu, der unweit des Redners ſtand — belügt es nur noch einmal, reizt es nur noch weiter! Und nun begann der kleine Mann eine Anrede, welche in Superlativen nichts zu wünſchen übrig ließ. Jede Herrlichkeit der Welt ſtand bevor; jede Niedertracht war bei dem geſtürzten Herrſchgeſchlechte, jede Tugend bei den Helden des Tages, jeder Lohn war kinderleicht zu haben, man brauchte nur die Hand auszuſtrecken, nur den Mund, nur die Augen zu öffnen.

Warum dachte ich an Chriſtus, der im Sonnenſcheine des Orientes auf dem Berge am See Genezareth geſeſſen und dem Volke Weisheit und Zukunft gepredigt? Warum? Weil der kleine aus dem Fenſter prahlende Mann vor einigen Jahren es mit der Religion verſucht hatte, als es mit der Politik noch nicht ging. Damals hatte ich ihm eine kurze Weile mit Antheil zugehört, denn jede Eröffnung ins Freie und Weite war damals willkommen. Als ich erkannt hatte daß nur eine alltägliche Abſicht und keinerlei Welt dahinter ſei, hatte ich nicht mehr hingehört und den Mann wie ſeine Angelegenheit vergeſſen. Jetzt ſtand dieſer Johannes Ronge neben mir, und ſeine Grundſätze konnten und wollten ſich bethätigen. Was einſt Bergpredigt war erſchien jetzt als Fenſterpredigt. Es fehlte der Berg und es fehlte der See, die Höhe und die Tiefe. Ehrwürdiger Stifter des chriſtlichen Glaubens, nie hab' ich klarer empfunden als an jenem Abende von wannen Deine weltbezwingende Macht ausgegangen ſei über alle Welt. Du verſprachſt nicht, Du forderteſt. Die Entſagung, die Hingebung und das Opfer lehrteſt Du. Das Geben und nicht das Nehmen lehrteſt Du. Dies erhebt den Menſchen, dies veredelt ihn. Dies bringt die tiefſte Macht, die Macht über ſich ſelbſt. Nur wer ſich ſelbſt verliert, gewinnt die Welt — dies Motto des neuen Teſtaments ward mir in jenem Augenblicke deutlich, daß mir das Herz erbebte. Dieſer Fenſterprediger, das empfand ich ganz und gar, iſt ein ohnmächtig Schilfrohr, welches jeder Windſtoß knicken kann.

Dreiſt iſt er, gewiſſenlos, vielleicht nur darum gewiſſenlos weil er zu wenig weiß. Aber wer ein Gotteslehrer ſein will, und an ſo großem Wendepunkte eines Volkes nichts zu ſagen hat als politiſche Phraſen ohne innerliche Forderung an ſich ſelbſt, und an das horchende Volk, der hat keinen Gott für das Volk, ſondern nur einen Götzen, der wird hinweggefegt von demſelben Sturme welchen er mit heraufbeſchworen, und die tauſendfach zurufenden Stimmen dieſes Volkes das ſind hohle und nichtige Stimmen, das ſind Stimmen, aber es iſt nicht die Stimme des Volks. Denn dieſe wohnt nur in der Wahrheit, und die Wahrheit iſt nicht bloß ſüß, ſie iſt auch bitter.

Ich warf kaum einen Blick auf das blaſſe, dürftige Männlein im Fenſterrahmen, welches glücklich in Oberflächlichkeit den Moment ſchlürfte und verlor mit dem Bumbum der großen Haufentrommel, und ich drängte mich ärgerlich durch den Haufen, um ſtille Nacht und Einſamkeit zu gewinnen. Widerwärtig erſchien mir auf einmal die Zukunft des nächſten, ſo wichtigen Tages. Nicht wegen des Kampfes, ſondern wegen des hohlen Geſchreies welches den Kampf begleiten, vielleicht ausmachen werde. Für egoiſtiſches Vielregieren im Vaterlande das nihiliſtiſche Regieren der einen und untheilbaren Mittelmäßigkeit eintauſchen zu ſollen, das wäre ein kläglicher Tauſch geweſen. Unglückliche Kranke pflegen eine Erleichterung darin zu finden daß ſie mit Mühe und Noth einmal auf die andere Seite gelegt worden. Ein trauriger Gedanke.

Die Zeil war ſtill, denn es war um Mitternacht, und in dieſer Stille brachte ſie mir eine tröſtliche Erinnerung. Geſtern und vorgeſtern des Abends hatte es ebenſo redneriſche Einzüge von wichtigen Ankömmlingen gegeben, ebenſo roth glühende Fackeln und krachende Büchſenſchüſſe; Jordan war eingeholt worden und Eiſenmann, zwei Männer des alten Regiments, durch lange Gefangenſchaft ſchwer geprüfte Männer. Sie werden tieferen Inhalt für ein neues Deutſchland geſammelt haben, und ſie wird man hören, wenn auch nur aus Reſpect für langes Leiden, und Dahlmann iſt da und mancher andere Göttinger, und mancher andere dem das Herz nicht nur voll iſt von Wallung ſondern auch von Gedanken.

Freilich — doch wozu alles erzählen was einem Träumer in der letzten Nacht des alten Deutſchland durch den Kopf tanzte! Nicht einmal die tragiſche Stimmung blieb mir treu bis zum Einſchlafen. Da hatten ſie um die Mittagszeit einen eingebracht, einen Berühmten. Ich ſtand gerade neben der Hauptwache als ſie ihn vorüber transportirten in lauter Liebe und Freundſchaft. Mich dünkt ſie hatten ihm einen Kranz umgehängt, jedenfalls nur von Blättern, denn Blumen gabs noch kaum am vorletzten Märzen. Vielleicht irr ich mich auch mit dem ganzen Kranze, er gehört nur zum Erinnerungsbilde meiner Vergleichung. Der Schützenkönig des vorigen Jahres nämlich in meiner Heimath pflegte in ſolcher Form herumgeführt zu werden zum Zeichen, daß man einen neuen brauche und ſich des Princips halber noch auf kurze Zeit ſichtbarlich des alten bediene. Eine kleine Schaar umgab dieſen politiſchen Schützenkönig, welcher rechts und links hin ſo gewiß um Entſchuldigung lächelte und nickte als flüſtre er vor ſich hin: ach, das iſt ja zu viel! Uebrigens ſchwarzer Frack, repräſentable Figur mit vielleicht etwas zu kurzen Beinen und zu ſchwachen Armen im Verhältniß zum ganzen Gebäude, ſo daß man dem Ganzen nicht Feſtigkeit zutraut noch richtiges Verhältniß. Jedenfalls aber ein maleriſcher Kopf durch ſchneeweißes Haupt- und Barthaar. Nur das Lächeln, das unverſiegliche, ſtörte, das Lächeln welches zwiſchen Nein und Ja hindurch lächelt, welches den Zorn zerſtört und die Liebe entwerthet. Wo die Kraft fehlt, da fehlen nicht immer die Worte — dieß waren meine letzten halbklaren Gedanken in der letzten Nacht das deutſchen Bundestages. Ein ärgerlicher Traum verwirrte die Gedanken: ſchwarz und weiß geſcheckt trippelte ein Bock umher auf ſteinernem Eſtrich und glitt rechts und glitt links, und Koboldſtimmen riefen von oben und unten, es ſei kein Bock, er könne nicht zeugen. Alſo beunruhigend für den Schläfer war der letzte März eingetreten. Wie wird er ausſehen wenn ihn die ewige Sonne beſcheint, die unbeſtechliche?!

5.

Die Menſchen behalten ihre Geſpenſter; es wechſeln nur die Namen. Ein abſcheulicher Gedanke am Morgen des letzten März 1848. Ich hatte die erſte feierliche Handlung des neuen Uebergangs verſchlafen; der Präſident für das Uebergangsparlament war gewählt, und geſpenſterhaft trat mir die Nachricht entgegen es gleiche dieſer Präſident auf ein Haar meinem „Schützenkönige", welcher geſtern beim Einſchlafen an meiner Phantaſie vorübergewankt, meinem „Schützenkönige vom vorigen Jahre"! Geſpenſterhaft! Die Phantaſie kleiner Kinder erfindet, die Phantaſie großer Kinder findet. Sollte im neuen Deutſchland nichts weiter zu haben, alſo auch nichts weiter zu finden ſein als was die Fehler des alten Deutſchlands zur Reiſe gebracht, auch in uns zur Reiſe gebracht die wir fortwährend Oppoſition getrieben? Sollte ſich's erweiſen, daß wir eben ſo ſehr ſchuld wären am alten Deutſchland als jene Herrſcher die im Sturze begriffen waren? Das wäre trübſelig. Ja, in's Elend der Wildheit werden wir getrieben werden oder uns mühſam retten auf eine dürftige Station zum Beſſeren.

So dachte ich ziemlich düſterer Stimmung als ich um 10 Uhr zum erſtenmal nach der Paulskirche ging und unterwegs erfuhr was bereits geſchehen ſei. Im Kaiſerſaale des Römers hatte man ſich verſammelt gehabt um die Präſidenten zu wählen. Damit keine Richtung vorzeitig verletzt würde hatte man zum erſten Präſidenten einen Mann oder richtiger einen alten Herrn gewählt der jeder Richtung gefallen wollte und deßhalb keiner genügen konnte, einen Geheimenrath voll liberaler Wiſſenſchaft, einen Heidelberger Profeſſor der Rechte und emeritirten Kammerpräſidenten — Mittermaier. Unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geſchütze war man aus dem Römer hinübergezogen in die Paulskirche. Dort fand ich das erſte deutſche Parlament, umgürtet wie von einem Säbel von einem Publicum welches wohl fünfmal ſo zahlreich war· als das Parlament ſelbſt, und welches mit Scheide und Klinge vernehmlich raſſelte. Ein Publicum kleiner ſüddeutſcher Staaten, welches einem Organismus des großen Ganzen nur ungemeſſene Wünſche und keine Opfer zu bringen hatte. Dieſe Paulskirche welche ſo leicht zu haben war, ſcheint einem ungeſchilderten Gotte der Zukunft gewidmet worden zu ſein. Möge man ihn bald ſchildern können dieſen Gott. Sie iſt ein runder Tempel, deſſen Mittelgrund ringsum durch Säulen abgegrenzt wird. In dieſem Mittelgrunde ſaßen auf Kirchenbänken die erſten deutſchen Volksvertreter, gegen Mittag ſchauend auf eine Rednerbühne in Geſtalt einer Kanzel, auf eine Präſidentſchaftseſtrade hinter dieſer Kanzel, auf rothe Verhänge mit Schwarz und Gold geſäumt und mit dem zweiköpfigen Reichsadler geſchmückt hinter dieſer Eſtrade, und auf ein romantiſches Bild der Germania, hoch, hoch über dem Präſidenten, ein Bild voll ſtrenger

Unſchuld aber geringer Kraft. Hinter dieſem Kern- und Mittelgrunde, alſo hinter jenen Säulen ſteigt amphitheatraliſch noch eine vierfache Reihe von Bänken aufwärts zu den Fenſtern, ein Berg der ſeine Montagnards erwartete und auf der Nord-Weſtſeite ſpäter auch gefunden hat. Jetzt ſtrotzten dieſe Bergbänke von Zuſchauern, welche den dicht unter ihnen ſitzenden Parlamentsgliedern über die Köpfe, in die Karten und Taſchen ſahen und in die Ohren raunten wie Gefangenen des Volks. Wehe den Gefangenen, wenn ſie ſich nicht für frei ausgeben wollten, für ſehr frei! Hoch oben um den Scheitel des Tempels, in gleicher Höhe mit jener Germania, läuft die Hauptgalerie, welche fünfzehnhundert bis zweitauſend Zuſchauer, Zuhörer, Zuſprecher trug. Es war ein gebieteriſcher Anblick der Volksſouveränetät. Sprecht und beſchließt da unten was Ihr wollt, aber fürchtet unſern Zorn wenn es uns nicht gefällt! Wir tyranniſiren Euch ſo weit es irgend angeht, und wenn es nicht mehr angeht, dann iſt die Souveränetät wieder bei Euch allein, bis auch Ihr ſie wieder getheilt und übertragen habt und bis auch Ihr mit den neugeſchaffenen Herren marktet und ringt weil ſie Euch leidlich beſeitigen ſowie Ihr uns beſeitigt. Dies iſt der Lauf der Welt; die Quinteſſenz des jedesmaligen Geiſtes der Zeit kriecht endlich immer in eine Nußſchale, und die Nußſchale wird immer vergoldet, gleichgültig auf welchem Baume ſie gewachſen. Wir freuen uns doch vor der Hand daß auch wir einmal beim ſelbſterwählten Ausgangspunkte ſtehen und zum erſtenmal ſeit Menſchengedenken empfinden: Deutſchland wird conſtituirt von uns Deutſchen.

Aeußerſt merkwürdig in deutſcher Geſchichte war dieſe Verſammlung des Vorparlaments. Revolutionär in ihrem Zuſchnitt und doch auf allen Näthen, in allen Knopflöchern und in ihrem Futter nach Umſtänden und Kräften legaliſirt. Wer jemals Landſtand geweſen, hatte Sitz und Stimme; wer von irgend einer Volksverſammlung erwählt war desgleichen; wer von irgend einer Corporation eine Beglaubigung hatte desgleichen; und wer das Alles nicht aufweiſen konnte, der Siebenercommiſſion aber als Patriot empfohlen ſchien, der konnte von dieſer, die doch ebenfalls eine revolutionäre Macht war, den Zutritt erwirken. Ein Bekannter von mir hatte von einer iſraelitiſchen Gemeinde mehre Vollmachten in der Taſche die er an Freunde vertheilte. Welch' eine poetiſche Ironie! Der Iſraelit welchen der bisherige Staat geächtet, er vertheilt Vollmachten zur Bildung des neuen Staates an gute bevorrechtete Chriſten des alten Staatsweſens. Solch' eine mannigfaltige Miſchung macht das Vorparlament zu einer der intereſſanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte, und daß der Bundestag, der Bundestag! unbeſchreiblich befliſſen war dieſe gemiſchte Geſellſchaft zu begrüßen und anzuerkennen, damit er nur ſelbſt nicht vor der Zeit begraben werde, das machte die Erſcheinung vollſtändig pikant. So alſo geſtaltet ſich eine deutſche Revolution. Ihre erſte Sorge iſt: den Titel einer Revolution abzulehnen und die Hand des alten Feindes-Statusquo ſorgfältig zu waſchen und zu ſäubern, damit eine Trauung mit ihm wenigſtens an die linke Hand möglich wird. Der alte Bundestag wuſch und ſäuberte auch an ſich in jenen Tagen ärgerlicher Hochzeit dergeſtalt daß die Germania ſolch einem reumüthigen Schwiegerſohne unmöglich ihr Kopfnicken verſagen konnte. Man mag darüber ſpotten, aber zugeſtehen muß man, daß in ſolcher familienhaften Revolution etwas tief Liebenswürdiges und Civiliſirtes liegt.

6.

Als der Präſident ſeine Antrittsrede hielt, da ſah es freilich nicht aus als ob Liebenswürdigkeit und Civiliſation hinreichende Kraft haben werde, unter ſolch' einem Präſidium das wogende Meer zu beherrſchen. Das Meer ſchwieg wohl noch, aber man ſpürte bis in die Fingerſpitzen, daß ſolch' ein Steuermann nicht genüge. Es war etwas Süßliches in dem Vortrage an die „deutſchen Männer und lieben Freunde“, es waren große Worte vom „Erwachen des Rieſen“ neben zwerghaften Wendungen vom „Niedergedrücktſein“ darüber daß man ihm die Ehre angethan, kurz es war ein Gewebe von ſcheinbarer Kraft und wirklicher Schwäche, ein Gewebe von ſo langem Faden, daß ich in den erſten fünf Minuten an ſolchem Weber verzweifelte. Dieſe meine Verzweiflung erwies ſich im

Laufe des Vorparlaments nur gar zu begründet. Wer an die Spitze geſtellt wird zum Herrſchen, gegen den richten ſich alle Schüſſe, bis er früher oder ſpäter fällt; dies iſt das Schickſal menſchlicher Herrſcher. Wer aber an die Spitze kommt und nicht herrſchen kann, wem die Tragödie verſagt iſt, den geißelt der Spott, der unbarmherzige. Damals ſchon erhob er ſein freches Geſicht und ſagte mit ſpitzem Finger hinzeigend auf die Eſtrade: dieſer Redner ſucht nun ſo lange ſchon den Punkt, wo Ja und Nein ſich berühren, wir erleben's, daß er ihn findet! Nicht doch, rief ein anderer, dieſer Redner hat die große Eigenſchaft der Weiber, aus Furcht muthig ſein zu können, muthig und verwegen; er ſpricht und ſtimmt für einen europäiſchen Krieg, damit ihm nicht das ſouveräne Volk der Gaſſe die Fenſter einwirft.

Es war für mich ein wohlthuender Gegenſatz, als bald nach dieſer Antrittsrede Struve auf der Rednerbühne erſchien und einen ganz nüchternen, ganz radicalen Antrag entwickelte. Es war doch „Schneid" darin, wie man in Süddeutſchland ſagt. Es war Abſchaffung und Aufhebung und Aufhebung und Abſchaffung in fünfzehn Paragraphen. Wenn man es jetzt überſieht, ſo hat man mit Ausnahme von zwei oder drei Punkten gegen all' dieſe Aufhebungen gar nichts einzuwenden, und wenn wir nicht gründliches Unglück haben, ſo werden die meiſten dieſer Abſchaffungen durchgeſetzt. Aber ſie ſollten durch einen einfachen Ausſpruch des Vorparlaments decretirt werden, und der 15te Paragraph lautete: „Aufhebung der erblichen

Monarchie," und der letzte Satz des Redners beſagte: „Wir werden in Frankfurt vereinigt bleiben, bis ein frei gewähltes Parlament die Geſchicke Deutſchlands leiten kann. Mittlerweile werden wir die erforderlichen Geſetzesvorlagen entwerfen und durch einen freigewählten Vollziehungsausſchuß das große Werk der Wiederherſtellung Deutſchlands vorbereiten."

Alſo proviſoriſche Regierung und Republik.

Hiermit, durch ſofortiges Ausſprechen der Conſequenz, ſpalteten ſich an jenem Morgen officiell die Lager. Das war kein Glück Denn es war eine große Zahl vorhanden, welche zu durchgreifenden Maßregeln entſchloſſen, aber ebenſo entſchloſſen war, nicht in jene Conſequenz einzutreten. Ein Lager lähmte nun das andere auch für Maßregeln, welche beiden gemeinſchaftlich ſein konnten, welche man aber nun, auf der Hut vor Hintergedanken, mißtrauiſch anſah.

Der Blitz war alſo gleich in der erſten Stunde durch die Paulskirche gefahren und die Gewitterſchwüle ward bemerklich. Dieſer badiſchen republikaniſchen Richtung kamen die Sachſen zu Hülfe, und zwar in einer Weiſe, die ganz charakteriſtiſch war. Der warme Inhalt ſteht ihnen nicht ſo zu Gebote wie die kühle Form. Die Geſchäftsordnung, dies wichtige hölzerne Pferd in jedem Parlament, wurde gleich bei dieſem erſten Angriff als Turnierroß beſtiegen. Die Siebener nämlich hatten ein Programm vorgelegt, um welches ſich die Verhandlungen des Vorparlaments bewegen ſollten. Dies Programm war beſeitigt, ſobald man auf den radicalen Antrag Struve's einging. Schaffrath alſo aus Sachſen trat auf und empfahl den „deutſchen Mitbrüdern“ einen Ausſchuß zu ernennen, damit nicht nur das Siebener Programm, ſondern auch jeder andere Antrag geprüft und zur Berichterſtattung vorbereitet würde, denn die Siebener, übrigens ſehr achtbare Männer, ſeien doch nicht die Repräſentanten dieſer nun gegenwärtigen Parlamentsverſammlung. Dieſer ganz logiſche Vorſchlag ward mit eifriger, durchdringender Stimme vorgetragen von einem advokatiſch-ſattelfeſten, kleinen Manne geſunden, gewöhnlichen Ausſehens, deſſen ſtechende Augen und ſteile Haare andeuteten, daß er ſein Formencredo leichtlich mit der rechthaberiſchen Heftigkeit eines Dr. Eck — Luther ſprach's aus ohne Punkt — behaupten könne. Wo der Inhalt fehlt, da wird das erwählte formelle Credo zu allen Zeiten am Grimmigſten vertheidigt. Hier und in dieſem Augenblick war der Schaffrath'ſche Antrag von entſcheidender Bedeutung; wurde er angenommen, ſo war auf dem Wege der Form das erreicht, was Struve durch Enthüllung des Inhalts, allem Anſchein nach, das heißt der erſichtlichen Stimmung nach, bereits verloren hatte: das Struve'ſche Programm kam zur Erörterung, und das Vorparlament war durch Einſetzung eines Ausſchuſſes auf längere, ja auf unabſehbare Dauer eingeleitet. Die Aufgabe bloßer Vorbereitung, mittelbarer Vorbereitung, wie ſie wohl der Mehrzahl vorſchwebte, war dann plötzlich verwandelt in die Aufgabe unmittelbaren Anfangs, die parlamentariſche Evolution ward eine parlamentariſche Revolution.

Das erkannten die Führer der Siebener wohl, und Welcker eilte auf die Rednerbühne, von dieſem Gange dringend abzumahnen. Seiner Heftigkeit war abzuſehen, daß er die Gefahr für ſehr groß hielt, und wer überhaupt Welcker nur beim Vorparlament hat ſprechen hören, der wird ſagen: dies Auftreten, bei welchem er ſeinen ganzen Körper durcheinander ſchüttelt, als wolle er ſich all' ſeiner Gliedmaßen verſichern für das bevorſtehende Handgemenge, dieſe höhere Röthe, welche ihm bis auf die Stirn hinauf ſteigt, dieſer keifende, trotzende, herausfordernde Ton, dieſes ſtoßartige, heftige Beweiſen iſt ſeiner Sache nicht günſtig, ſelbſt bei denen nicht, welche ſeine Anſicht und Meinung theilen. So iſt er aber nicht immer auf der Rednerbühne, ſondern nur dann, wenn es ſich um einſchneidende Fragen handelt. Als Mann, welcher durch lange politiſche und wiſſenſchaftliche Thätigkeit ein weites Feld beherrſcht, iſt er ſtets mit ſo viel Geſichtspunkten ausgerüſtet, und bei allen Fragen ſo vom großen Zuſammenhange durchdrungen, daß er allerdings niemals öffentlich redet, ohne nachdrücklich gefaßte und ausgeſprochene Richtung, daß er allerdings dieſe Richtung ſtets um ſo ſchärfer hervorhebt durch ſtarke Betonung und dreinfahrende Geſticulation, je mehr er eben in ſeiner Fülle von Geſichtspunkten Halbrichtiges und Halbberechtigtes abweiſen muß; aber er thut dies nicht immer ſtoßartig, nicht immer herausfordernd, wenn auch immer bis auf einen gewiſſen Grad unſchön und rechthaberiſch. In der Debatte um Unabhängigkeit der Kirche vom Staate zum Beiſpiel, wo er gegen den Ausſpruch des ganzen Princips redete, da hatte ſeine Rede einen viel ruhigeren Wellenſchlag, und nur einmal, als er vor der Pfortenöffnung für die Jeſuiten warnte, bäumte ſich die Woge ſeines Wortes ſpitz auf. Spricht er ferner in kleinerer Verſammlung, da iſt Alles an ihm ſanfter und milder, und in ganz kleinem Kreiſe oder zu Zweien iſt gar nichts zu ſpüren von jener Heftigkeit, da iſt er bis zur Anmuth weich und eingehend und weiß vortrefflich zu hören, bekanntlich ſonſt das Zeichen eines Staatsmannes. Von leidenſchaftlicher Heftigkeit, in welcher die Leidenſchaft mit Verſtand und Bildung durchgeht gleich einem übel eingefahrenen Geſpann roher Pferde, von Zornesblendung und Verblendung iſt Welcker indeſſen immerhin nicht frei zu ſprechen. Sein Geiſt iſt ſchwächer als ſein Blut, ſein Verſtand iſt ſteif und, fürchte ich, einer feineren Compoſition kaum fähig. „Meine Herren!“ rief er jetzt, „es kommt darauf an, ob Sie die Abſicht haben, dieſe Verſammlung vom erſten Augenblicke an gleich in das Außerordentliche zu verlängern“ — „halten Sie es für deutſch, brav und gut, daß wir unſere öſterreichiſchen und unſere zum großen Theil ſo gering vertretenen norddeutſchen Brüder von der Theilnahme an den Beſchlüſſen über die ganze Verſammlung ausſchließen? Ich glaube nicht, daß dies deutſch, und glaube nicht, daß es brav iſt!“

Dieſen Einſpruch zu unterſtützen im Augenblick der Gefahr folgte ihm eilig ein Mann auf die Rednerbühne, welcher nur dies einzige Mal dort geſehen worden iſt, obwohl er eine nachhaltige Einwirkung auf die deutſche Bewegung von 1848 ausgeübt hat, eine Einwirkung von unvergleichlich größerer Macht, als zehn vortrefflich declamirende Redner zuſammengenommen. Dieſer Mann hat außer den folgenden wenigen Worten kein lautes Wort mehr geſprochen, und hat auch ſpäter in der Nationalverſammlung ganz vorne am rechten Centrum monatelang ſchweigſam geſeſſen, bis er durch innere und nur in der Schrift ausgedrückte Theilnahme erſchöpft, vielleicht auch mit Recht dadurch gekränkt, daß man ihm keine Stelle im Verfaſſungsausſchuß angewieſen, plötzlich auf immer die Paulskirche und auch ſein Amt als Leiter der leitenden Zeitung verließ. Dieſer Mann, dunklen Angeſichts durch Haar und Auge, war Gervinus, welcher jetzt kurz und ſcharf ſagte: der Schaffrath'ſche Antrag wolle das Programm des exiſtirenden Ausſchuſſes erſetzen; der Präſident möge ſofort abſtimmen laſſen, ob dies die Abſicht der Verſammlung ſei! Der Präſident war aber ebenfalls Profeſſor von Heidelberg, der ſeinem jüngeren Collegen nicht ſo raſch zu Willen ſein mochte. Die Gefahr entwickelte ſich alſo und ſtieg. Hr. Blum von Leipzig erhielt das Wort, um in friedlichſt ſingendem Tone die begonnene Schlacht weiter zu führen — ſanfter als Herr Schaffrath, wenn auch nach demſelben Ziele: „Brutus iſt ein ehrenwerther Mann", die Siebener Commiſſion beſteht aus braven Männern, aber — wir hätten ja gar nicht hierher zu kommen gebraucht, wenn wir bei ihrem Programme ſtehen bleiben wollten, wir hätten ja nur annehmen dürfen, was jene Commiſſion beſtimmt! So täuſchſam und ſchließlich lautete die Rede. Als ob das Thema zu einer Debatte, welches von den Siebenern vorgelegt wurde, gleichbedeutend wäre mit dem Reſultate einer Debatte! In ſolcher ſchimmernden Halbwahrheit, vorgetragen mit prieſterlicher Salbung und die große Menge täuſchend durch unerſchütterliche Sicherheit und Gleichförmigkeit der Rede, meldete ſich dieſer wichtige Volksredner dem Publicum der Paulskirche. Eine aufgeputzte Unrichtigkeit war ſein erſtes Wort, und die Form war diejenige, welche durch all' ſeine Reden geht, die Form der Antoniusrede im Julius Cäſar. Nie ſpricht er ohne eine zur Schau gelegte niedliche Herzfalte chriſtlicher Liebe, um die zuhörende Menge ſicher zu machen über Tugend und ehrliche Abſicht des Redners, über Verworfenheit und tiefliegenden Frevel des anzugreifenden Widerſachers. Ich glaube nicht, daß ſich Blum dabei vollkommen ſeiner Abſicht bewußt iſt; ich glaube vielmehr: es iſt der Inſtinct ſeines Talentes. Er hat ſich mit großer Beharrlichkeit und Kraft aus dürftigen Verhältniſſen heraufgebildet. Daher ſtammt ſein Gedankengang, welcher ſich immer eng anſchließt an das nächſte Bedürfniß eines mit der Dürftigkeit ringenden Menſchen, und hierdurch allein ſchon des populären Verſtändniſſes ſicher iſt. Was iſt der ewige Feind des Dürftigen? Der Wohlhabende, der Glückliche. Die Religion will darüber tröſten, will damit verſöhnen, und etwas von dieſem religiöſen Grunde wohnt in Jedermann. Will der Redner nun dieſes religiöſe Etwas zum edelſten Zwecke, das heißt zur wirklichen Tröſtung und Erhebung benützen, ſo erſcheint er als Prieſter im edelſten Sinne des Worts. Will der Redner dies religiöſe Etwas benützen zu politiſchem Zwecke, ſo iſt ein unermeßliches Feld der Wirkung eröffnet, das Demagogenthum in weiteſter Ausdehnung des Worts. Einen Theil dieſes Feldes beackert Blum ſeit Jahren. Er beackert es mit unermüdlichem Fleiße, mit einem ſehr reſpectablen klaren Verſtande und mit einer unvergleichlichen Geſundheit des ſtarkgebauten, gedrungenen Leibes. Wahrſcheinlich liegt in dieſer Geſundheit des Leibes ſeine Schwäche. Dieſe Geſundheit nämlich verleiht ihm zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht die Fähigkeit, jeder augenblicklichen Aufgabe ſeinen Mann zu ſtellen; ſie verleiht ihm die Fähigkeit, immer ſogleich alles aufzuarbeiten was vorliegt. So iſt er immer fertig, fertig in doppelter Bedeutung des Worts. Es bleibt nichts übrig in ihm zu innerem Wachsthum, es entſteht keine tiefer verzweigte Welt, er bleibt ein Tagarbeiter, weil er ſo kräftige und immerdar bereite Arme und Lungen hat. Dieſe Geſundheit ferner verleitet ihn immer nach der nächſten Befriedigung zu greifen; denn die Geſundheit hat klar gezeichnete, nach ſofortiger Erfüllung trachtende Verlangniſſe wie Hunger und Durſt. Wer aber nicht faſten, wer nicht warten, wer nicht entſagen kann, der iſt nicht für hohe Ziele geſchaffen. So kommt es, daß man öfters glaubt, in den Anlagen dieſes Volksführers einen deutſchen O'Connel ſchlummern zu ſehen, und daß man ſich immer wieder getäuſcht ficht, wenn es vom Vorpoſtengefechte zur eigentlichen Schlacht kommt. Dann fehlt die erwartete Steigerung. In Summa: die Halbheiten ſeiner Eigenſchaften halten ihn nieder. Er iſt nur halb aufrichtig, nur halb wahr, nur halb gebildet, nur halb muthig und ſo weiter in den wichtigſten menſchlichen Eigenſchaften. Er wäre ganz, und hätte alsdann mit ſeinen Mitteln eine gewaltige Wirkſamkeit, wenn er, ſeiner Herkunft gemäß, das Evangelium für die Dürftigen rückſichtslos ergriffen hätte, ganz als moderner Bettelmönch. Welch einen vollen Inbegriff eines Berufs hätte er alsdann dargeſtellt innen und außen! Innen brauchte er nur ſeiner Lebensgeſchichte eingedenk zu ſein: wie er im älterlichen Zimmer zu Köln leiden muß in früher Jugend, wie er bald hier bald dort als Lehrburſche oder Kirchenjunge ſein Brod ſuchen muß, wie er, das gründliche Widerſpiel ſchöner Kunſt, dem Theatergeſchäfte, dem frivolen! ſich hingeben und die Vergeudung von Zeit und von edlen menſchlichen Kräften trocken berechnen und ordnen muß als Theaterkaſſier. Welch ein dicker Knäuel von Gegenſätzen, welch eine Fundgrube von Erfahrungen für einen Apoſtel der Armen! Außen brauchte er nur die ohnehin anſtößige moderne Kleidung abzuſtreifen und eine Kutte, wenigſtens eine lange Blouſe anzulegen, und der charakteriſtiſche Mönch unſerer Zeit wie er leibt und lebt ſtand vor dem Volke, der Mönch mit vierſchrötigem, knochigem Körper, mit dem kurzen, fleiſchigen Halſe, mit dem rothbartigen kantigen Haupte und der ſtrotzenden Geſichtsfarbe. Wenn die Widerſacher jetzt ſeine ſchmalgeſchlitzten, fetten Aeuglein, die Stumpfnaſe und den großen Mund zu dem Kopfe eines Fauns machen, ſo geſchieht es nur darum, weil die ſchlagende Aehnlichkeit mit einem Franciscaner verdorben iſt durch einen mißlichen Frack und lichtfarbige Beinkleider. Aber zu ſolcher Ganzheit war eben nöthig, daß er auch etwas Ganzes wollte. Nicht auf den „Bourgeois“, nicht auf den Kleinbürger von Leipzig mußte er ſeine Hoffnung ſetzen und ſeine Zukunft bauen. Was ſich jetzt in Frankreich geſpalten hat, den Riß zwiſchen Bourgeois und Proletarier mußte er vorherſehen; nicht der Halbheit des Kleinbürgers, ſondern der Ganzheit des Armen mußte er ſich widmen; dem mißlichen Frack, dem kleinen Geſchäfte, der Ausſicht auf eine Stadtrathsſtelle, in blauer Ferne wohl auch auf ein Miniſterportefeuille in Sachſen, all dieſen leicht erreichbaren Dingen mußte er entſagen können, dann war er in der Lage, gerade mit ſeinen Mitteln eine hiſtoriſche Rolle auszufüllen. Er hat gerade ſo viel Bildung, um die ſchreienden Gebrechen jeder Culturgeſellſchaft aufzudecken, und er hat gerade nur ſo viel Bildung, um bei dieſer Aufdeckung unbedenklich zu ſein, unbeirrt von den mannigfaltigen Bedingungen zu einer Culturgeſellſchaft.

Er hat nicht die Kraft gehabt, dieſen ganzen Beruf zu wählen, und muß nun ſeine Kräfte zerſplittern in diplomatiſchen Wendungen. Denn es iſt keine Kleinigkeit, die Unruhe zu wollen und die Ruhe zu predigen, keine Kleinigkeit, ein deutſcher O'Connel und ein ſächſiſcher Erzfriedensſtifter Tom

Steele in einer Perſon ſein zu wollen, keine Kleinigkeit, heute die Republik für Deutſchland und die Monarchie für Sachſen, morgen aber die Republik für Sachſen und die Monarchie für Deutſchland zu predigen, keine Kleinigkeit, heute die Centralrepublik und morgen den monarchiſchen Particularismus als den Segen für Deutſchland zu verkündigen, und das Alles zu verkündigen mit der Stirn der Wahrhaftigkeit und Tugend, mit der Salbung biederer deutſcher Ehrlichkeit und Treue. Es iſt gewiß eine ſchwere Rolle, welche Aufmerkſamkeit verdient, und wir werden noch Gelegenheit finden, ihr dieſe Aufmerkſamkeit zu widmen. Jetzt bei der Einführung dieſes Volksmannes drücken wir nur unſer ehrliches Bedauern aus, daß er nicht die einfache Rolle ſtatt der zwiefachen und deshalb ſo ſchweren erwählt hat. Selbſt ſein Freund Schaffrath, der einfachſte Politiker von der Welt, ſchien unſer Bedauern einmal innig zu theilen, als er bei einer ſpäteren etwas zweideutigen Gelegenheit in voller ſittlicher Entrüſtung ausrief: es ſei unwürdig, für die Ausſage eines Volksmannes wie Blum einen Beweis anſprechen zu wollen gegenüber der Ausſage eines bloßen Miniſters. Sogar der Wachtmeiſter der Geſchäftsordnung enthüllte alſo eine Falte religiöſer Schwärmerei, welche leider nicht anerkannt werden konnte, weil eben Blum nicht die Enthaltſamkeit bewieſen hat, nur ein moderner Peter von Amiens zu werden. Hätte er ſich dazu von Haus aus entſchloſſen! Hätte er nie von Talleyrand gehört! Ein Talleyrand des Volks zu ſein iſt indeſſen ein Verſuch großer Anſtrengungen werth. Damals beim Vorparlament fand er die gemüthliche Wendung gegen das Siebener Programm: „Sind Sie im Stande jetzt, unter der Macht des Eindrucks, den das geſchmückte Frankfurt und der Jubel des Volks auf uns übt, Beſchlüſſe zu faſſen?“ Und der zuverſichtliche Ausdruck dieſes gemüthlichen Grundes fiel in die Wagſchale gegen das Siebener Programm, beſonders da der Redner mit der väterlichen Bitte ſchloß: „Im Intereſſe dieſer Verſammlung und des hochwichtigen Gegenſtandes bitte ich Sie, noch eine Prüfung ſtattfinden zu laſſen!“

Das klang ſo brav, ſo einfach — wer kann da widerſtehen?

7.

Auf dieſen Redner, der alſo ebenfalls auf die Verhandlungen ins Weite, Unbegränzte drängen wollte, folgte ein kleiner Mann. Allgemeines Stillſchweigen, Achtung und Aufmerkſamkeit kam ihm entgegen. Es war einer von den Märtyrern der geſtürzten Politik, und zwar einer von denen, welche ſich treu und ehrlich verhalten hatten in ihrem Leiden, conſequent in ihrer Verneinung gegen alle Zumuthung und faule Vergleichung. Ein Märtyrer aus Bayern, Eiſenmann. Er war am Ende heimiſch geworden auf ſeiner Bergfeſte, und dieſe lange, mit tapferem Gleichmuth ertragene Gefangenſchaft, ſeine immerdar gleich klingende kalte Ablehnung alles Deſſen, was wie Uebergang klingen mochte, endlich ſein Name ſelbſt, der Eiſenmann! hatte in uns die Vorſtellung erzeugt, es werde mit dieſem Namen ein magerer, eherner Menſch auftreten kurzen, ſtrengen Wortes, heißer, trockener Ganzheit. Die Phantaſie hatte uns aber ein falſches Bild ausgeführt. In der Wirklichkeit war es ein blaß und kränklich ausſehender, mit weicher Stimme mitteldeutſchen Dialect redender Mann, welcher die Verſöhnlichkeit und die Vermittlung im Herzen und auf der Lippe trug. Zum Ziele zu führen, zur Geſtaltung zu bringen! das waren die redlichen Wünſche, welche auf ſeinen Worten ſchwebten. So ſchloß er ſich denn auch denjenigen an, welche nichts als ſofortige und allgemeine Vorbereitung zu einem Parlament wollten. Aber es zeigte ſich doch auch in dieſer erſten Rede, was ihn ſpäterhin beſonders charakteriſirt, und was ſeine Wirkung, die ſo erwünſchte Wirkung eines fleißigen, braven, grundredlichen Mannes, fortwährend beeinträchtigt, ja am Ende vernichtet hat. Er giebt ſich nicht ſo weit hin, er ſchließt ſich nicht ſo weit an, daß er den möglichen Strom, rückſichtslos für ſich ſelbſt, durch ſeine Perſon verſtärken möchte. Gut deutſch will er durchaus Individuum bleiben, will keine noch ſo kleine Eigenheit opfern. Dieſer urſprünglich ſchöne Zug deutſchen Weſens ſoll um des Himmels willen nicht verloren gehen. Er iſt eine große Gewährniß unſerer wirklich poetiſchen Kraft, unſerer charaktervollen Eigenthümlichkeit. Aber für die Zeit der Kriſis wird er uns leicht verderblich, und weil er den Franzoſen fehlt, kommen die Franzoſen immer raſcher über kritiſche Perioden hinweg. Sie kommen eben oberflächlicher darüber hinweg, wendet man mit Recht ein, aber wir bleiben auch daneben nur zu leicht ganz und gar in der Kriſis befangen, und kommen entweder zu dreißigjährigen Kriegen oder zu halbgaren Zuſtänden. Zu ausführliche Berechtigung des Einzelnen erſchwert am Tiefſten die Schöpfung eines großen Ganzen, und wenn die Schlacht im Gange iſt, muß man ſich um die Schlacht zu fördern Regimentern anſchließen, Oberbefehlen fügen können. Die Maxime des Tell iſt unſere Gefahr: der Starke iſt am mächtigſten allein. Die Maxime an ſich iſt bedenklich in der Politik, und ſie wird unbedenklich falſch nach der Auslegung, welche ſie unter uns findet. Wir verwechſeln nämlich gar zu gern Eigenſinn mit beſonderer Kraft, Eitelkeit mit Würde. Daher ſtammen unſere ſogenannten Originale, eine ſehr werthvolle Gabe für die Kunſt, eine ſehr mißliche Gabe für die Politik. Sie haben oft das Richtige in ungenügender Form und bleiben wirkungslos ſelbſt mit dem Richtigen. Das Geheimniß der Wirkung, welche ein politiſcher Mann ausübt, beruht eben darin, daß er ſeinen Gedanken und ſeinen Willen einzuordnen weiß in die bewegenden Kräfte ſeiner Zeit, daß er ſie auszurüſten weiß mit den Waffen verwandter Gedanken und Willenskräfte. Vermag er das nicht, ſo wird er rechthaberiſch und ſchwach.

Zu ſolcher Originalität, welche in einem Parlament auch für den ſtärkſten Mann gefährlich, für einen mittelmäßigen tödtlich iſt, zeigte Eiſenmann damals ſchon Anlage, und er hat dieſe Anlage ſpäter ſo conſequent gepflegt, daß ſie ihn martervoll ums Leben gebracht hat. Beſonders gefährlich hat ſpäter ſeine Eigenthümlichkeit die auswärtige Politik ſich angeeignet mit unerſchütterlicher Zuverſicht. Durch ſein Leben in kleinen Kreiſen und Verhältniſſen, durch ſeine ſchätzenswerthen Eigenſchaften gemüthlichen Wohlwollens und erfahrungsmäßiger Kenntniß in den kleinbürgerlichen Zuſtänden wäre er angethan, ein kräftiger Anwalt zu ſein für alle Intereſſen des Gemeindelebens und für geſunde Vertheidigung derſelben gegen das krankhafte Verwiſchen nach franzöſiſcher Schablone! Er läßt es auch daran nicht fehlen; aber die auswärtige Politik iſt leider ſein Ideal geworden, oder um richtiger zu ſagen: ſein Steckenpferd. Steckenpferde laſſen ſich bekanntlich reiten ohne Reitkunſt, und je weiter der Tummelplatz, deſto beliebiger und leichter kann das Pferdlein durchgehen. Der Reiter ſelbſt bildet ſich dann wohl ein, er reite, und mancher Zuſchauer glaubt es auch, während der Kundige anfangs ärgerlich und ſpäter lächelnd inne wird: das Rößlein führe den Reiter und das Zuſehen diene nur zur Unterhaltung, zu was Anderem aber nicht. Damals konnte man freilich noch nicht ahnen, es werde Eiſenmann, welcher durchaus Infanteriſt, in die ungariſchen Pußten ſich verirren, er werde den ungariſchen Säbel umſchnallen über den Schnurrock. Aus der Bergfeſte Kronach erwartete man nicht einen Huſaren der auswärtigen

Politik; aber befremdlich war es allerdings, daß er ſich den Siebenern nicht anſchloß, obwohl er im Sinne und Geiſte zu ihnen gehörte, daß er im Augenblick der Noth ganz ohne Noth einen Huſarenſprung machte heraus aus ihrem Programm. Statt die Siebener unumwunden zu unterſtützen, ſuchte er ſich ein Einzelnes heraus aus ihrem Programm und empfahl dies, führte alſo deshalb gleich den erſten Streich, weil er ihn vereinzelte, gefährlich für ſeine eigenen Meinungsgenoſſen. „Laſſen Sie alle Fragen der Siebener-Commiſſion aus dem Spiele,“ rief er, „und beſchäftigen Sie ſich damit, wie das deutſche Parlament am ſchnellſten hergeſtellt werden kann.“

Ach was, ſchrie ein alter Mann, welcher Eiſenmann faſt von der Rednerbühne drängte, wo iſt überhaupt dies Programm! Bis jetzt hab' ich noch nichts davon geſehen. Und nun folgte Vorwurf auf Vorwurf. Der Redner war Mitglied der Heidelberger Verſammlung geweſen, die er den Bund nannte, und war für den engeren Ausſchuß übergangen worden. Jetzt war er ſchlechter Laune gegen das Ganze, eine recht perſönliche Demokraten-Erſcheinung mit lauter, roher Stimme, eine ſchwarze Sammetkappe auf dem knochigen, gelbweißen Haupte, einen langen altmodiſchen Rock um die fleiſchloſen Glieder. Was da Programm und Form und Inhalt, den ihr ohne mich und meinesgleichen einbringen und durchſetzen wollt! Und wenn's vortrefflich wäre, ich klag' es an, ich klage euch an, daß ihr mich und meinesgleichen dabei außer Acht und Macht gelaſſen! Dies war der Eindruck jenes Egoismus, welcher ſich unberechtigt demokratiſch nennt, und welcher Despotismus iſt von unten.

Welcker mußte noch einmal auf die Rednerbühne um zu beſchwichtigen, und zu demſelben Zweck folgte ihm ein älterer Herr mit faſt kahlem, von zigeunerſchwarzem Haar eingerahmtem Haupte und milden Geſichtszügen, Jaup aus Darmſtadt. Recht im Gegenſatz zu jenem despotiſchen Demokratismus entwickelte er in wahrhaft liberalem Sinne, daß er nicht zu der Heidelberger Verſammlung, nicht zu den Siebenern gehört, daß er aber das Programm der Siebener unterſtütze.

Jetzt ſtand die Schlacht auf der Höhe. Wenn jetzt noch ein nachdrücklicher Angriff von Seiten der Siebener durch einen neuen Führer erfolgte, dann konnte der Sieg errungen werden, ein Sieg von unabſehbarer Wichtigkeit für Deutſchland, der Sieg der Reform über die Revolution. Der Führer erſchien, und es zeigte ſich ſogleich daß es der Anführer ſei. Eine hohe kräftige Geſtalt, eine männliche Stimme, eine mächtige Gebärde, ein großes deutſches Auge im ſtrengen und doch wohlthuenden Antlitze, ein Mann, Heinrich von Gagern.

Es iſt nicht möglich und nicht rathſam die Charakteriſtik dieſes Mannes hier ſchon erſchöpfend zu verſuchen. Sie kann nur angelegt werden, denn Gagern begegnet uns ſpäter noch bei allen entſcheidenden Wendungen und entwickelt neue Seiten. Er unterſcheidet ſich gerade darin von ſo vielen daß er nicht bloß eine Anſicht, nicht bloß eine Doctrin, nicht einmal bloß eine Richtung vertritt, die man abſchätzen und eintheilen könnte, nein, er iſt ein politiſches Naturel welches ſich ſelbſt in den Kriſen des Vaterlandes organiſch entwickelt, alſo fortwährend entwickelt, ein voller, geſunder Menſch, der ſich einſchifft auf dem Linienſchiffe Deutſchland, zu allen Opfern und Thaten bereit welche der Sieg dieſes Schiffs erheiſchen kann. Es wird gar nicht ſchwer ſein dem Geiſte Gagerns nachzuweiſen daß er kein beſonders ausgezeichneter ſei. Aber er iſt ſtark. Man wird ferner ohne große Schwierigkeit darthun daß ſeine Rede in ihren Einzelheiten ungleich, alſo von dem äſthetiſchen Standpunkte ſelten correct ſei. Aber ſie iſt mächtig. Und ſo werden alle einzelnen Eigenſchaften dieſes Mannes wohlbegründeter Ausſtellung anheimfallen, aber das Ganze wird aus all ſolcher Bemängelung immer ſiegreich hervorgehen, weil es eben ein Ganzes iſt und weil es wahrhaftig iſt. Der gebildete Menſch in ſeiner vollen Wahrheit iſt eben mehr als jegliche Virtuoſität, dauerhafter als jede noch ſo geſteigerte Specialität, ſegensreicher wirkſam als jede beſondere Kraft. Gott hat die Welt und ihre Entwickelung ins Mannigfaltige gelegt. Der Menſch iſt davon das deutlichſte Sinnbild. Wer unter uns die zahlreichſten Eigenſchaften harmoniſch in ſich verbindet, der iſt ein Führer der Menſchen, mag er in der Stärke einzelner Eigenſchaften noch ſo ſehr von Andern übertroffen werden. Dies iſt der Sieg ächter Menſchlichkeit, ächter Bildung, welche in der Perſon wie im Staate immer nach innerem Gleichgewichte trachtet. Weil Gagerns Weſen auf dieſem innerem Gleichgewichte ruht zwiſchen Geiſt und Seele und Leib, zwiſchen Verſtand und Gemüth, zwiſchen Wollen und Können, darum kommt mit ihm die Sicherheit und das Anſehn, darum kommt ihm das Zutrauen entgegen.

Gagern war außerdem ein officieller Machthaber jener Zeit, er war regierender Miniſter Heſſen-Darmſtadts, und brachte alſo gleichſam einen kleinen Staat mit ſich in die Paulskirche. Das iſt ſelbſt auf die hochmüthigſten Demagogen nicht ohne Einfluß. Macht übt Zauber, wie klein ſie auch ſein möge, wie widerwärtig ſie angeſehen werde.

Gagern trat mit voller Wucht ein für das Siebener-Programm, und er zeigte deutlich genug ohne es vorzugsweiſe zu betonen, welch ein Unterſchied beſtehe zwiſchen dem was Herr Eiſenmann gleichſam wie einen Auszug aus dem Siebener-Programme und dem was er mit den Siebenern wolle. Nicht bloß ein Gefäß wolle er, ſondern auch ſchon die Gewähr des Inhalts für dieſes Gefäß, nicht bloß ein Glas — um es mit einem Beiſpiele zu bezeichnen — ſondern ein Weinglas. „Wir wollen praktiſche Fragen an die Spitze unſers Programms ſtellen“, rief Gagern — „laſſen Sie uns nur deutſch ſprechen und ſagen: daß die große Mehrheit von Deutſchland und ſelbſt von Süddeutſchland hier nicht gehörig vertreten iſt, und daß es ſich von den Vorſchlägen einer Minorität handelt, die nach Problemen haſcht und unerreichbare Dinge erſtrebt. Die Geſammtheit muß uns am Herzen liegen und wir wollen einen Aufruf in dieſem Sinne an

Deutſchland erlaſſen. Es giebt noch Principien der Freiheit um die man ſich ſchaaren und nach denen Freiheit beſtehen kann, ohne daß man ſich auf Probleme einläßt. Sprechen Sie die Anſicht dieſer Verſammlung aus — daß wir an der Monarchie feſthalten; daß wir zwar eine Verſammlung bilden welche die Freiheit will, und um des Volks und der Volksſouveränetät willen beſteht, aber dem Princip der Monarchie im Staate treu bleibt und zugleich der Nothwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldigt.“

Dies war das entſcheidende Wort. Nun war es geſprochen und Gagern mußte es ſprechen als derjenige dem das einfache Handeln Lebensbedingung, der die formellen Hemmniſſe mit breiter Hand bei Seite ſchieben mag, weil er Form und Inhalt zugleich an die Stelle ſetzt. Großer Beifallruf erhob ſich zum erſtenmale in der Verſammlung ſelbſt, zum Zeichen daß auch die Vorſichtigen und Schüchternen hierzu Ja ſagen mochten. Das war freilich mehr als die Wahlbeſtimmung für ein Parlament, das war freilich vorgreifend. Aber wenn man damals ſogleich dieſen Grundſatz an die Spitze ſtellte, dann wurde allerdings den Wühlern der Boden abgegraben, es wurde für den neuen Rechtszuſtand eine feſte Unterlage gewonnen. Wer mag ermeſſen wie viel Störung, Aufſtand und Zerſtörung in weite Ferne hinaus unſerm Vaterlande erſpart worden wäre wenn das Vorparlament in jener Stunde einen entſchloſſenen Präſidenten gehabt, der die weitgreifende Frage Gagerns ſogleich geſtellt und zur Abſtimmung gebracht hätte! Dies geſchah nicht, obwohl Wächter aus Stuttgart, berühmt als feſter Fragſteller, dem Gagernſchen Antrage zu Hülfe eilte. Herr Mittermaier vertrödelte den Augenblick, da die Mehrzahl dringend nach Abſtimmung rief; ein Braunſchweiger bemächtigte ſich in dieſem drängenden Augenblick des Redeplatzes, und zertheilte die Spannung, indem er mit halben Gründen für Vermittelung der Siebener und Eiſenmann ſprach. Somit wurde die Spannung abgeſchwächt, die Zeit preisgegeben bis der Gegner von alle dem, Friedrich Hecker hinter ihm ſtand, und den „Bürgern" heftig ins Gewiſſen ſchob daß ſie im „Galopp" fertig werden wollten, ſtatt — „permanent beiſammen zu bleiben bis zum Eintritt der Nationalverſammlung". Jubel von der Galerie, Bravo von vielen Seiten; umſonſt rufen jetzt die Gemäßigten erneut und erneut und immer wieder nach Abſtimmung, der republikaniſche Führer weicht nicht mehr von der Breſche, und wer ihm dann folgt, der ſpricht nun höchſtens für Eiſenmann's Vorſchlag wie für eine Ausgleichung, bis Baſſermann das Wort gewinnt und in der geſchickteſten Wendung das Programm noch einmal empfiehlt. Mittermaier aber benützt jetzt ſeine Präſidentenſtellung ſich mit einem: „Es kommt mir vor" gegen das Programm und für Eiſenmann zu erklären. Dadurch wächſt nur die Verwirrung und der Lärm, denn eigentlich iſt die Mehrzahl für das Programm. Eiſenmann ſelbſt wird vom Lärmen übertäubt, und nur Welcker macht ſich in Haſt und zornigem Drange noch einmal verſtändlich, ihm folgt aber auf den Ferſen ein dicker junger Mann, Vogt aus Gießen, und dieſer ſagt, indem er Welcker bekämpfen will: „Der Herr Abgeordnete, oder vielmehr der Herr Bundestagsgeſandte Welcker" —

Dies zur Verdächtigung ſcharf betonte Wort wird das Signal zum ärgſten Sturme, der jemals in der Paulskirche ausgebrochen iſt. Die bisher ſo beſcheidene Mehrheit erhebt ſich wie ein Mann, und „Herunter! herunter von der Tribüne"! dröhnt es wie ein Trompetenſtoß ſo lange, bis derjenige welcher zuerſt zu ſo unſauberer Waffe der Denunciation gegriffen, die Rednerbühne verlaſſen muß. Die Jungfräulichkeit der Verſammlung iſt dahin, die Unbefangenheit vernichtet, eine Debatte iſt nicht mehr möglich, die Sitzung muß aufgehoben werden. Aufgeregt, zum Theil voll Verzweiflung drängt man ſich aus der Kirche heraus: man fürchtet die Würde einer freien deutſchen Verſammlung beſudelt zu haben vor dem Vaterlande, vor Europa, man fürchtet, nach dem Symptome ſolcher Beſtandtheile werde eine geſetzgeberiſche Kraft nicht zu erringen ſein für das erſte deutſche Parlament.

8.

Das war eine ſchwere Stunde. Gruppenweiſe, geſticulirend, debattirend, großentheils niedergeſchlagen vertheilte man ſich in die verſchiedenen kleinen Straßen welche vom Paulsplatz in die Stadt führen. Man ſuchte Wirthshäuſer um ſich zu verſtändigen, um ſich zu ſtärken. In großer Bekümmerniß hatte ich mich vereinzelt. Ich war indeß mehr bekümmert über die Roheit und das ſchlechte Regiment als über die Möglichkeit des Fortgangs und über den Fortgang ſelbſt. An dieſem verzweifelte ich nicht, namentlich da ich herausgefühlt hatte, der Sinn der Mehrheit ſelbſt in dieſer ſo willkührlich zuſammengebrachten und mit den verwegenſten Kräften überſchütteten Verſammlung ſei ein billiger Sinn, ein mäßiger, der wahren Freiheit würdig und mächtig. Der Oertlichkeit wegen überwog die Vertretung Süddeutſchlands, welches ſo unvergleichlich leidenſchaftlicher und dreiſten Schritten im Staatsleben bei Weitem ergebener iſt als Norddeutſchland. Sie überwog ſo unverhältnißmäßig Norddeutſchland daß aus dem kleinen Naſſau 26, aus Heſſen-Darmſtadt 84, aus Baden 72, aus Wüktemberg 52 ſich lebhaft geltend machten neben — 9 Hannoveranern; Preußen waren wohl 141 da, aber die ebenſo unverhältnißmäßige Ueberzahl aus Rheinpreußen. Etwa dreißig nur ſtammten aus den öſtlichen preußiſchen Provinzen. Und dennoch war jetzt ſchon herauszufühlen daß die Ultras weit in der Minorität bleiben würden, und dies jetzt im erſten Aufſchwung einer revolutionären Epoche! Beiläufig geſagt erwies es ſich in der Folge, daß dieſer erſte Schwung viel mäßiger und billiger geſinnt war als die Bewegung welche ſich in der Höhe des Sommers herrſchſam geltend zu machen ſuchte. Ein Vorparlament im Julius oder Auguſt, welches ebenſo unbeauftragt zuſammengekommen wäre wie das im März, ein ſolches würde viel weitere und größere Schritte entgegen den Pariſern gemacht haben. Da war die einfache Wahrheit dahin im wilden Lebens- und Staatenwandel.

Dieſem ſüddeutſchen Vorparlament nachdenkend, ſah' ich im engen Gäßchen eine lange Geſtalt im ſchwarzen Frack neben mir. Es war einer der heut erwählten Vicepräſidenten, eine ächte Notabilität neben den vielen plattirten. Wie kummervoll ſah er aus mit ſeinem ohnedies ſauren Geſicht, deſſen breiter aufgeworfener Mund ſich nicht einen Augenblick geöffnet hatte da oben auf der Präſidenten-Eſtrade, wo er doch unſer einziger Troſt war neben dem ſüßlichen Trödel der liberalen Anſtandsdame und neben der guten Lunge von Robert Blum. Dahlmann war's, nicht Saul unter den Propheten, ſondern der Prophet unter aufgeſchoſſenen Männern des Volkes. Wie war er verdüſtert, wie bleiern fielen die ohnedies immer ſparſamen Worte von ſeinem Munde! Er fand ſich nicht zurecht. Auch nicht in der Oertlichkeit Frankfurts, nicht nach dem Hauſe der Seinen, wo er eine Stunde Sammlung ſuchen wollte. Gaſſenjungen wieſen uns die Wege — das iſt prophetiſch geworden.

Daß wir Deutſchen uns ſo leicht zanken, das iſt wohl nicht unſer glückliches Erbtheil um deswillen man uns in der Fremde Schreihälſe nennt. Aber es iſt das Erbtheil des uns eingebornen Adels, es iſt unſer Glück, daß wir uns ſo kindlich und ſo ſchnell unſers Zankes ſchämen.

Als die Kirche wieder voll war, da verhielt man ſich ſtill und beſchämt, und die Ausbrüche wurden zurückgenommen und wie zur Beſſerung eifrige Schüler ging man artig und befliſſen an Fortſetzung der Verhandlungen. Gott verläßt die Deutſchen nicht, wenn ſie ſich ſelbſt nicht verlaſſen! rief mein Nachbar, welcher vor einer Stunde jeglichen Untergang Deutſchlands vor ſich geſehen. Mittermaier ſalbte, Blum ſalbte die Wunde, und was mehr war, Wilhelm Schulz aus Darmſtadt brachte eigentliche Vorſchläge für die Debatte. Derſelbe Wilhelm Schulz, welcher in den dreißiger Jahren tapfer Oppoſition gemacht, tapfer Feſtung geſeſſen und tapfer von der Feſtung ſich befreit hatte. Er entſprach mit dieſen praktiſchen Unterlagen zur Debatte ganz meiner guten Vorſtellung von ihm, die ſelbſt durch ſein Buch aus der Gefangenſchaft — ein Briefwechſel mit ſeiner Frau voll abſtracten haltloſen Geſpinnſtes — nicht ganz erſchüttert worden war. Dennoch iſt er im Verlaufe des Parlaments von Tag zu Tag dieſem Briefwechſel nachgegangen, dieſer ſüddeutſchen Kleinſtaaterei, die was Großes gethan zu haben meint wenn ſie ihre Staatlein in deutſch-franzöſiſche Departements verwandelt hat, und es iſt mir von dem kleinen blaſſen Manne nichts Charakteriſtiſches mehr im Sinne geblieben als eine blaue Brille, durch welche er auf die linkswärts gehenden Anträge und Interpellationen müßig bellender Sommerzeit blickte wie auf etwas der Rede Werthes, weil es ihm blau erſcheinen mochte. Er hat ſeine Hände auch mit eingetaucht in die populäre Indigo-Bütte der Schwarzfärber, die ſo gern Schwarzkünſtler wären mit Geſchichte und Bildung und ähnlichen verbrauchten Lappen. Damals wo es ſich denn nunmehr um nichts weiter handelte als um die Beſchaffung eines Parlaments — damals ſagte er ganz richtig: Es ſind folgende Fragen zu beantworten: 1) Welche Bundesgebiete ſollen in der neuen Bundesverfaſſung vertreten ſein? 2) In welchem Verhältniß ſoll die Zahl der Volksvertreter zu der Bevölkerung ſtehen? 3) Welche Wahlart iſt anzunehmen? 4) Wo? 5) Wann ſoll die conſtituirende Verſammlung ſein? Und endlich 6) Soll ſie nur eine Verſammlung beſtehend aus Abgeordneten des Volkes ſein, oder ſollen auch die Regierungen in einer Verſammlung vertreten werden?

Dies war und wurde, nachdem einmal das Programm der Siebener zerpflückt worden, die richtigleitende Skizze für ein Vorparlament, und ſelbſt Herr Wiesner konnte ſie nicht mehr verderben — Herr Wiesner der „von Prag und Wien (nämlich in Prag bin ich geboren, in Wien lebe ich)" ihm auf die Rednerbühne folgte. War es ein ſtrafender Fingerzeig des Himmels für die nächſte Zukunft, daß dieſer redſelige Mann allein das ſchöne und große Oeſterreich vertrat an der Schwelle eines neuen Deutſchlands? Wie dem ſei, ſelbſt Herr Mittermaier empfand, daß Schulz eine Straße gebahnt habe die zu empfehlen wäre, und die Woge wälzte ſich nun auf die Bundesgebiete des neuen deutſchen Reichs.

Was iſt unſer Bundesgebiet? Was ſoll unſer Bundesgebiet ſein? Hieran mochte ſich flugs wie am härteſten Stein die Geſundheit unſeres politiſchen Sinnes prüfen. Wie denkt er über Eigenthum, wie behandelt er Eigenthum? iſt doch am Ende die Hauptfrage an Jeden, welchem ein Hausſtand, ein Beſitzſtand anvertraut werden kann. Vor dieſer Frage und Sorge ſchrumpft Alles zuſammen, was Phraſe iſt.

Ein Dithmarſe Namens Lempfert erſchien zuerſt. Er wird es bringen das neue Wort, dachte ich, er iſt ja aus Schleswig-Holſtein, und man hat dieſen neuen Kurnamen „Schleswig-Holſtein" bereits mit lautem Zuruf begrüßt als das Schooßkind herrſchender Popularität! Der Dithmarſe brachte es nicht, er war zu gewiſſenhaft, und eilig folgte ihm ein Landsmann welcher beſſer zu beurtheilen verſtand was der rechte Moment bedeute im Menſchen- wie im Völkerleben. Es war ein feiner Kopf mit leichter wohlgefärbter Hautfarbe des Nordens und mit einer jungen Glatze, die glänzend die Stirn hinauftrieb in das Haupthaar, ein junger, erfahrener Reinecke Namens Schleiden, welcher mit recht bewußter Einfachheit ſagte: „Ich bin im Namen der proviſoriſchen Regierung

Schleswig-Holſteins hierher gereiſt"! Allgemeiner jubelnder Zuruf! Nun war die werdende That im Gange. Zunächſt — fuhr er fort — ſei ſein Auftrag dahin gerichtet beim Bundestage ſeinen Antrag anzubringen. Er ſelbſt aber dehne ſein Mandat aus. Wer heutigen Tages zu den Fürſten geſandt werde, der werde zugleich zu den Völkern geſandt, und er nehme an, dieſe Verſammlung ſtehe im gegenwärtigen Augenblicke neben den Fürſten, vielleicht ſogar über den Fürſten, er wende ſich an die Verſammlung mit dem Vertrauen, daß ſie die laute beſtimmte Ueberzeugung ausſprechen werde: Schleswig, als ſtaatsrechtlich und national unzertrennlich mit Holſtein verbunden, iſt unverzüglich in den deutſchen Bund aufzunehmen und in der conſtituirenden deutſchen Verſammlung durch freigewählte Abgeordnete zu vertreten! Allgemeine jauchzende Zuſtimmung! Sofortige Wiederholung der Frage und Abſtimmung, und — die vollbrachte Thatſache liegt vor Europa. Einſtimmig angenommen! hieß es, und ein einziger Mann proteſtirte gegen die Einſtimmigkeit, alſo ein wirkliches Volksurtheil. Wie hätte der ſterbende Bundestag Nein ſagen können neben dieſer donnernden Aeußerung?!

Der erſte Act des Vaterlandes alſo ein kühner und von ſchöner, geſunder Kühnheit. Eine Welt von Streit und Hinderniß heraufbeſchwörend, aber nothwendig. Dergleichen Beſchlüſſe ohne innere Nothwendigkeit, das heißt ohne Wahrheit, haben wenig zu bedeuten, wenn ſie noch ſo donnernd und blitzend erſcheinen. Das Beliebige, was nur die Stimmung des Augenblicks geboren, zerfällt doch! Dem Wahren und Nothwendigen aber giebt ſolcher Vorgang eine unzerſtörbare Kraft und Weihe. Ich möchte den Deutſchen nicht ſehen der jemals Schleswig wieder aufgeben könnte! Um ſo wichtiger iſt es aber, daß doch nicht vergeſſen werde, was ſelbſt damals Schleiden einzugeſtehen ſich für verpflichtet hielt: daß allerdings im Norden Schleswigs ein Theil der Bevölkerung däniſch ſei und zu Dänemark ſtrebe. Was nicht zu uns will an den Gränzen, das gehört uns nicht, und eine in Gerechtigkeit ruhende und dadurch beſchlußfähige Verſammlung hat andere Bedingungen als der Krieg ſie bringen kann.

Unmittelbar auf dieſen Beſchluß folgte der Antrag, Oſt- und Weſtpreußen zum deutſchen Bundesgebiete zu ziehen, ein ſo natürlicher und innerlich reifer Antrag, daß ſofortige allgemeine Zuſtimmung folgte, und daß Raveaux unverweilt die bald ſo verwirrte Frage in richtiger Faſſung daran knüpfen konnte: ob die Deutſchen in Poſen nicht denſelben Anſpruch hätten?

So war die Frage richtig und geſund. Richtig und geſund war es aber nicht, dahinein die ganze polniſche Frage zu ziehen, wie dies ein Naſſauer und ein Sachſe that. Es iſt unſere Krankhaftigkeit, für Fremde bedacht zu ſein, ehe für unſere Landsleute geſorgt iſt. Der Grundſatz der Familie iſt unerläßlich für eine Nation, und wer ihn überſpringen zu können meint mit noch ſo großherzig klingender Verlangniß, der verlangt Widernatürliches und geräth deshalb in's politiſch

Fehlerhaſte. Der Kosmopolitismus verrückte hierin den Standpunkt, und trotz Gagern und ſelbſt Struve, welcher den guten Tact hatte der Deutſchen in Poſen redlich zu gedenken, ward der undeutliche Antrag Blums angenommen: es ſollten die Länder deutſcher Zunge vertreten ſein, ſo lange ſie mit andern Ländern ſtaatlich verbunden wären. Mit dieſer biegſamen Redensart wurde die wichtige Angelegenheit vertuſcht und im charakteriſtiſchen Gefolge ſolcher vertuſchenden Phraſe wurde geradezu beſchloſſen, nicht nur die Frage wegen Aufnahme von Poſen offen zu laſſen, ſondern es für heilige Pflicht des deutſchen Volks zu erklären, daß Polen wieder hergeſtellt werde.

Das war ein Triumph der Phraſe, welcher vorausſichtlich erleben mußte was er erlebt hat: Verläugnung ſeiner Wahrheit. Die Deutſchen mögen wünſchen, daß Polen nicht zerſtört worden wäre, aber ſie überheben ſich wenn ſie als Corporation einen Act der Geſchichte für ungeſchehen erklären wollen. Die Folge davon iſt geweſen daß die abſtracten Linken nach der ſpäter in der Paulskirche verlorenen Polenſchlacht auf dieſe Phraſe treten zu können meinten, und daß die Phraſe unter ihnen zuſammenbrach im Angeſichte der wirklich erwählten Vertretung Deutſchlands. Ihr gefälliger Präſident Dame Mittermaier meinte damals im Vorparlamente Alles thun zu müſſen, daß über die Größe des Beſchluſſes gegen eine halbe Million Landsleute kein Zweifel übrig bliebe, und er liſpelte nach der etwas confuſen Abſtimmung noch Folgendes: „Um möglichen Mißverſtändniſſen vorzubeugen will ich nachträglich erläuternd bemerken: Es iſt in dieſer Abſtimmung nicht gelegen, daß die in Polen wehnenden Deutſchen eingeladen werden ſollen, ſondern es iſt blos die Ueberzeugung ausgeſprochen worden: es ſoll mit aller Kraft dahin gewirkt werden daß die Wiederherſtellung Polens erwirkt werde.“ Recht erfreulich für die Deutſchen im preußiſchen Polen.

Nun kam die zweite Frage an die Reihe: auf wie viel Seelen ſoll ein Vertreter kommen? Während die Debatte hierüber ohne beſonderes Leben geführt und ein ungeſtümer Ausfall Heckers ins Allgemeine hin ohne neue Erregung hingenommen wurde, gelang es plötzlich dem Tacte deſſelben Präſidenten Herrn Mittermaiers die Verſammlung in fruchtbare Aufregung zu ſtürzen. Er meinte nämlich die Nachricht nicht vorenthalten zu dürfen, daß eben ein bewaffneter Zuſammenſtoß auf der Bockenheimer Straße ſtattfinde, und daß ſelbige Maſſe Bewaffneter im Anmarſche gegen die Paulskirche begriffen ſei. Wenn ſo mit Pulver and Feuer geſpielt wird, dann kann ſich nur ein Kind verwundern über Blitz und Krach. Die Verſammlung und die Zuhörerſchaft fuhr auf und ſchrie auf, daß man das Handgemenge ſchon begonnen glaubte. „Da iſt das Volk das Ihr nicht hören wollt! Jetzt werdet Ihr's hören! Jetzt wird es Euch die Wege weiſen!“ ſchrieen die Zuhörer, welche in unermeßlicher Mehrzahl den Führern zur Linken beiſtimmten, und welche jetzt Fäuſte und Stöcke erhoben und in dem untern Raume Anſtalt machten, in die

Verſammlung ſelbſt einzudringen. „„Das iſt Eure parlamentariſche Freiheit!““ riefen die Andern. „„Das iſt von Euch angeſtiftet! Das iſt der Terrorismus, durch welchen Ihr regieren wollt!““

Draußen war übrigens die jüngſte Märzjugend unter Anführung eines modernen Metternich, gebürtig aus Mainz, wirklich auf rüſtigen Beinen. Mit einer Fahne für „Republik“ war ſie eingezogen von der ungemein demokratiſchen Mainzer Seite her, und war auf einen Fahnentrupp Frankfurter geſtoßen, die damals brav geſetzlich in zweifelhafter Geſetzeszeit dem Zeitpunkte nicht vorgreifen ließen, ſondern ſtandhaft nur das Mittel — Parlament! — und nicht das Ziel auf ihre Standarten ſchrieben: „Hier deutſches Parlament!“ — „„Hier deutſche Republik!““ war denn in jener Stunde zum erſtenmal in Deutſchland auf offenem Heerwege gegen einander geprallt, und es hatte Schläge geregnet. Von Seiten der Frankfurter, welche den Burgfrieden ihrer jungfräulichen Parlamentsſtadt gelegentlich und kenntlich wahren wollten, waren dieſe Schläge unzweideutig ausgefallen und hatten die jüngſten Republikaner beſchädigt und zerſprengt. Das war geſchehen in der Gegend des Gaſthauſes „zum deutſchen Hof“, welcher ſpäter Heerlager der linken Seite wurde, und wo derſelbe Metternich ſpäter, von der Pfingſtweide hereinziehend mit ſeiner Freiſchaar, den Parlamentsrednern Thaten abforderte für den folgenden Tag, den achtzehnten September. An dieſem Herbſttage beendigte vorläufig ſelbiger Mainzer Metternich die kriegeriſche Laufbahn, welche er am erſten Tage des Vorparlaments begonnen in Sachen des deutſchen Reichs. So lange dauerte die deutſche Revolte, welche vom erſten Tage des Vorparlaments an durch dieſe jetzt ſo tumultariſch bewegte Paulskirche verhindert wurde, in eigentliche Revolution überzugehen. Dieſe Paulskirche war im Frühlinge und wurde im Herbſte der ärgerliche Eckſtein für wilde Kutſcher.

9.

Als der Präſident nun doch auch mittheilen mußte, daß der bewaffnete Zuſammenſtoß vorüber ſei, legten ſich die zornig aufſteigenden Wogen. Wir waren hinreichend belehrt, was von dieſen Wogen zu erwarten ſtehe. Sanftmüthig einigte man ſich dahin, daß auf 50,000 Wähler ein Abgeordneter komme, und ſchloß hiermit das erſte Tagewerk. Man wird es jetzt kaum glauben, daß damals Moritz Mohl, der ſpätere Held des volkswirthſchaftlichen Ausſchuſſes, für eine Zahl von 100,000 Wählern ſprach, die nöthig ſein ſollte, um einen Vertreter zu ernennen. Alſo im conſervativen Sinne kündigte ſich ſein Schickſal an — das Schickſal: immer allein zu bleiben, immer eine Eigenthümlichkeit zu ſein mit dem künſtlich erwählten gelben Haare, mit der eiſernden braven Seele und dünnen Stimme, mit dem angehäuften Wiſſen ohne Wiſſenſchaft, mit der unerſchütterlichen Zuverſicht des Beſſerwiſſens, immer nur eine Eigenthümlichkeit zu ſein, nie eine Gattung. Warum ſtand denn nicht ein Conſervativer für ihn auf und für den ganz beachtenswerthen und gut begründeten Antrag auf hunderttauſend Seelen? „Nicht durch die Zahl wird das Parlament imponiren," ſagte er, „ſondern durch die Intelligenz" — „je größer die Zahl der Abgeordneten," fuhr er fort, „um ſo mehr Nullen befinden ſich darunter!" Und mit Recht appellirte er an die Erfahrung, daß die größere Zahl von Abgeordneten die Parlamente nur ſchwerfällig und unergiebig mache. Warum ſtand denn auch nicht Einer auf? Unter den Hirſchen gebietet es der Inſtinct, daß der Kranke von allen Geſunden verlaſſen werde. Nicht der leicht Verwundete, ſonderlich der innerlich Kranke erleidet dies Schickſal; der feine Krankheitshauch, welcher von ihm ausgeht, vertreibt alle Genoſſen, und es iſt erſtaunlich, wie viel Gemeinſames jede „Heerde" mit irgend einer andern hat, nicht bloß mit irgend einer andern Thierheerde, auch mit einer Menſchenheerde, heiße ſie Schule, Clubb, Volksverſammlung oder Parlament.

So war der letzte März verlaufen in errungenem Frieden und eigentlich befriedigend. Abends tobte wohl die entſchiedene Richtung im „Wolfseck", und dunkle wie helle Abſichten auf ganze Maßregeln drangen durch den Qualm der Lichter und Cigarren. Aber deutlich geſtaltete ſich nichts, wie am andern Tage das verlorene Terrain wieder erobert werden ſollte. Die Parole wurde ſchon nicht mehr öffentlich, ſondern in engeren Kreiſen vorbereitet. So ſchnell entſteht die Heimlichkeit bei der Revolution wie bei der Regierung! Die Parole lautete: „Permanenz!“ Permanenz der Verſammlung. Das gab offenen und immer bereiten Heerd. Die widerwärtig Gemäßigten haben Haus und Hof, Weib und Kind, Amt und Pflicht und tauſend andere Rückſichten, durch welche ſie bald hinweg gezogen werden von der immerdar tagenden Verſammlung. Die Entſchiedenen aber haben wenig, vielleicht nichts daheim zu verſäumen oder zu verlieren, ſie bleiben am Platze, und eines ſchönen Morgens ſehen ſie ſich in Majorität und beſchließen dem deutſchen Reiche übers Haupt, was ihren Zwecken nöthig und förderlich dünkt. So ſollte eingeleitet werden am 1. April, dem zweiten Tage des Vorparlaments.

Der Wahlmodus ſtand auf der Tagesordnung. Wer darf wählen, wer darf gewählt werden? Wie ſoll die Wahl geſchehen? Direct oder indirect?

Der erſte Antrag ging gleich dahin, daß ſtimmberechtigt und wählbar jeder Deutſche ſei, welcher in einem zu Deutſchland gehörigen Staate Staatsangehöriger und 25 Jahre alt iſt. Alſo allgemeines Stimmrecht, was die altklugen Engländer immer für ein unausführbares Experiment erklärt, die unternehmenden Franzoſen aber ſo eben glänzend beſchloſſen hatten. Die franzöſiſchen Anſtifter haben ja erſt mit Louis Napoleon erfahren, daß dieſe lange Waffe doch unberechenbar wirkt, und auch die Gemäßigten unter uns hielten in der damaligen Wallung es für eine Sache der Gerechtigkeit, das allgemeine Stimmrecht zum erſten Male durch keinerlei Bedingung zu verkürzen. Dies ſollte ſich bethätigen in unmittelbaren Wahlen. „Dann erſt werden wir ſehen," ſagte Herr Schaffrath mit Anſpielung auf Gagerns Worte vom Tage vorher, „ob und was Problem genannt werden kann, ob und wie viele Deutſche wahre oder nicht wahre Monarchiſten oder — Republikaner ſein werden."

Wie geſagt, Louis Napoleon war noch nicht da, und Herr Schaffrath pochte auf die unfehlbar erſcheinende republikaniſche Nationalverſammlung. Schade daß man nicht durchweg unmittelbare Wahlen zur Bedingung machte, ſondern dieſe Frage „ob mittelbar oder unmittelbar?" den Einzelſtaaten überließ. Wie ſtreitig dieſe Frage auch ſelbſt unter den Revolutionärs der neunziger Jahre blieb, ſtreitig ob die mittelbare oder unmittelbare Wahl dem revolutionären Syſtem günſtigere Ergebniſſe liefere, jetzt wird Herr Schaffrath doch ſagen: Eure ſklaviſche, will ſagen monarchiſche Nationalverſammlung beweist nichts gegen meine damalige Zuverſicht, denn ſie iſt ja großentheils aus mittelbaren Wahlen hervorgegangen! Noch mehr: Wenn auch aus unmittelbaren Wahlen die Republik nicht hervorgegangen wäre, wie ſie jetzt in Frankreich verläugnet worden iſt in unmittelbaren Wahlen, ſo würde die handwerksmäßige Sophiſtik auch nicht verlegen geweſen ſein um ein neues Wenn und Aber. Die Partei will nicht Wahrheit, ſondern Erfolg. Herr Vogt aus Gießen ſetzte hinzu, wir dürften doch um alles in der Welt unſere Jugend nicht ausſchließen von der Wahl. Ein und zwanzig Jahre ſei das höchſte Alter, welches er einräumen könne. Mit ſiebzehn oder achtzehn Jahren kämen ja die jungen Leute ſchon auf die Univerſität, und dieſe Jugend habe doch wahrhaftig mehr Befähigung und Beruf mitzuſprechen bei der Verfaſſung des Vaterlandes, als irgend ein Anderer, dem die Verhältniſſe nicht geſtattet hätten, ſich ſo auszubilden. Wozu fünf und zwanzig Jahre! Er ſähe auch als Phyſiologe nicht ein, um wie viel man verſtändiger werde von ein und zwanzig bis zu fünf und zwanzig Jahren!

Ich weiß nicht, wie alt der Redner war, aber man hätte mit ſolcher Phyſiologie einſehen dürfen, daß man bis zu fünf und dreißig Jahren auch nicht verſtändiger zu werden brauche.

Dieſe naturwiſſenſchaftlichen Erörterungen führten bis gegen Mittag dahin, daß der Modus den Einzelregierungen überlaſſen bleibe und die unmittelbare Wahl als Princip anerkannt werde, daß aber übrigens kein Cenſus, kein Glaubensbekenntniß, kein Stand in Rede kommen dürfe, und daß jeder Volljährige wahlberechtigt ſei. Zu der Frage, ob Jeder mit fünf und zwanzig Jahren wählbar ſei, machte der jugendfreundliche Präſident im Augenblick des Abſtimmens folgende anmuthige Wendung: „Damit kein Mißverſtändniß entſteht, weil zur Volljährigkeit in den verſchiedenen Ländern abweichende Altersſtufen da ſind, frage ich: Stimmen Sie dafür, daß jeder Volljährige wählbar iſt?“ Ja!

So waren über den Antrag hinaus durch Gefälligkeit am rechten Orte die 21jährigen Geſetzgeber Deutſchlands gerettet.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht! mochte Herr Mittermaier denken, und nachdem noch die Beſtimmung getroffen war, daß der Abgeordnete nicht dem Einzelſtaate anzugehören brauche, in welchem er gewählt würde, und nachdem Frankfurt als Sitz der conſtituirenden Verſammlung beſtimmt war, wünſchte der Herr Präſident wahrſcheinlich ein Frühſtück nach ſolchen Anſtrengungen und trug auf eine Pauſe an.

Sie ward bewilligt und benützt. Man rüſtete ſich während der Pauſe zum Sturme auf Permanenz. Es war nicht ſo leicht ihn abzuſchlagen, denn er hatte guten Grund. Dem Zufalle durfte die gründliche Reform unſeres Staatsweſens nicht überlaſſen bleiben, und dem alten Geſchlechte in etwas aufgeputzter Form doch auch nicht. Der Bundestag mochte neue Leute und neue Abſichten eigen, er blieb doch der alte Schlauch, in welchen der neue Wein nicht gegoſſen werden durfte. Wenn Grund und Wahrheit in unſerer Reform ſein ſollte, ſo mußte die deutſche Nation in ihrer vollen Vertretung die Reform führen. Es war allerdings Vorſicht nöthig, daß hiervon nichts abgemarktet wurde bis zum wirklichen Zuſammentritt der Nationalverſammlung, nichts abgemarktet auf der einen Seite und nichts verdorben auf der andern Seite. Das überlebte Alter ſollte uns ebenſowenig als die übertreibende Jugend die Zukunft abgraben. Ein permanenter kräftiger Ausſchuß alſo, aus dieſem Vorparlament hervorgehend, war durchaus nöthig. Durch das Organ des erneuten Bundestags ſollte er den Einfluß ausüben auf die Einzelregierungen — den Einfluß, welchen die neue Zeit gebieteriſch und mit gutem Recht des innerſten Bedürfniſſes forderte. Weil dies Organ aber auch in ſeiner Neubelebung immerhin Organ des noch beſtehenden Staatslebens war, ſo ſollte durch ſolche morganatiſche Ehe zwiſchen alter und neuer Zeit die wilde Wirthſchaft einer Revolution vermieden werden. Man war auch darüber ſchon im Klaren, daß ein Ausſchuß von Fünfzehn, wie die Siebener-Commiſſion vorgeſchlagen, zu ſchwach erſcheine. Dreißig bis fünfzig Mitglieder müßte er enthalten zur Erhöhung ſeines Anſehens, zur Beſchickung dringender Aufgaben, die nicht ausbleiben würden. Aber auch mit fünfzig Mitgliedern ſchien es Manchem und mit gutem Fug noch nicht geſichert, daß unſerer gründlichen Reform kein Abbruch geſchehen könne. Dies war das Moment, wo auch die Mäßigen zu weiterem Schritte bereit geweſen wären, wenn ſich nicht die Ultra's ſo rand- und bandlos angekündigt hätten.

Zweierlei beruhigte indeß. Gegen die Seite des alten Syſtems waren denn doch die neuen Vertreter am Bundestage, die Dahlmann, Welcker, Jordan, Albrecht, Uhland und ſo weiter eine tüchtige Gewähr. Daß ſie in den nächſten vier Wochen nicht beſeitigt werden könnten, dafür bürgte der im Aufſteigen begriffene Drang des Volkes in Deutſchland und die ausgeſprochene Republik in Frankreich vollkommen. Nach Seiten des neuen Ultratreibens durften wir aber zweitens vom Kern dieſes Vorparlaments erwarten, daß die Wahl der fünfzig Männer Einfluß und Kraft ſichern konnte. Es war der Verſammlung zuzutrauen, daß ſie nicht nur gemäßigte, ſondern auch ſolche Leute wählen würde, die den Ultras nicht bloß Achtung, ſondern auch ein gewiſſes Zutrauen einflößen mußten, Zutrauen in ehrliche, gründliche Reform.

So ſtanden die Gedanken des damaligen Centrums, als die Debatte begann über die Permanenz, und gleich zu Anfang ein Rheinländer ſagte: „Die Hauptſache iſt die moraliſche Kraft der Erklärung, daß wir permanent bleiben wollen.“ Hierzu erfolgte eine faſt allgemeine, beifällige Zuſtimmung. Wenn die revolutionäre Gefahr nicht gar ſo groß geweſen wäre, man hätte gar gern ſolch eine Erklärung ausgeſprochen und dann erſt die Vollmacht einem Ausſchuſſe übertragen. Es war aber nur zu deutlich, daß alsdann die Ultra's einen Rumpf von Verſammlung zuſammentreiben und Convent ſpielen würden mit dieſem Rumpfe. Wie ſie die Frage auffaßten, zeigte ſich ſehr bald grimmig, als Welcker den Zuſammenhang mit dem Bundestage in offene Rede brachte und das Nothwendige in folgenden Worten ſagte: „Sodann, glaub' ich auch, muß der Ausſchuß durchaus die Inſtruction erhalten, daß er ſich mit dem Bundestage, der nun durch Männer des Vertrauens verſtärkt iſt, ins Vernehmen ſetze. Meine Freunde! wir wollen, daß unſere Beſchlüſſe Kraft und Nachdruck haben. Sie können heute oder morgen da oder dort eine kleine Revolution oder Straßenkrawall anfangen, allein darum gehorcht man Ihnen noch nicht in Sachſen wie in Berlin. Wir leben in einer Zeit der Noth, wo die Geſellſchaft auseinander fallen will, und nach innen und außen Unordnung und Anarchie das Land bedroht. In ſolcher Zeit iſt nothwendig das letzte Band des Zuſammenhaltens heilig zu achten.

Bei dieſen Worten applaudirte ein Theil der Verſammlung, dem andern aber und beſonders den Galerien mißfiel ſolche Rede gründlich, und ſie ſchrieen und lärmten. Von den Gemäßigten riefen Mehrere, ſie wollten ſich ſolchen Terrorismus nicht gefallen laſſen, und es dauerte lange ehe Welcker wieder gehört werden und hinzuſetzen konnte, daß er ja, wie die Verſammlung bezeugen müſſe, nicht entfernt auf irgend eine Perſönlichkeit oder Kategorie hingedeutet. „Wir haben aber oft genug,“ fuhr er fort, „die Möglichkeit von revolutionären Bewegungen gehört. Dieſe wollen Sie nicht und ich will ſie nicht, ſondern wir wollen, ſo weit es Menſchen möglich iſt, durch Ordnung und Einheit zuſammenwirken.“

Bei dieſen Worten brach der Sturm von Neuem aus. Das begreift man heute nicht, wenn man die einfachen Worte, den natürlichen Sinn derſelben betrachtet. Aber die Gegner wollten eben nicht einfach, nicht natürlich zu Werke gehen, ſondern revolutionär. Selbſt wenn man ihnen hätte gewährleiſten können durch Schwur und Bürgſchaft, daß Deutſchland auf dem Wege der Reform einig und frei würde, ſie hätten eben ſo gelärmt, ſie hätten es ebenfalls nicht gemocht. Nicht die Einheit und Freiheit wollten ſie, ſondern ihren Weg dazu und ihre Form dafür. Die Beſſeren und Ernſteren wollten wenigſtens das Letztere, wollten die Form ihres

Idealismus, und die Leichtſinnigen wollten vor allen Dingen den revolutionären Weg, abgeſehen von jedem Ziele. Es giebt jederzeit eine große Schaar Romantiker der Geſellſchaft, denen jede feſte Geſellſchaftsform unerwünſcht iſt. Jede Form beſchränkt und macht beſtimmte Anſprüche. Die Jugend aber und ein jugendlich poetiſcher Drang will keinerlei Beſchränkung, und mit dieſer Jugend vereinigt ſich Alles, was den Boden und Halt verloren hat im Leben: der heitere und der finſtere Vagabund, der Abenteurer guter und ſchlechter Art, der ſchwärmeriſche Hohlkopf, welcher keinen organiſchen Gedanken ausdenken kann, und der ſogenannte ſtarke Geiſt, welcher entweder das bloße Rechenexempel für den Geiſt der Welt ausgiebt, oder welcher die bloß freche Phantaſie für Geiſt hält. Und wie viel andere noch bilden die Pandurengeſchwader der Weltgeſchichte, die Geſchwader derer, welche Wenig oder Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben! In Zeiten der ſtockenden Ruhe mag man Gott danken, daß das Pandurenthum immer wieder unternehmende Führer findet, weil ohne ſie die Entwickelung verſumpfte, der Fortſchritt erſtarrte. In Zeiten des losgebrochenen Tumultes muß man Gott danken, wenn ſie beſiegt werden können. Denn ſie ſelbſt an ſich ſind ſo wenig zu genießen, wie blanke Hefe zu genießen iſt. Die Hefe hat nur den Teig zu treiben und muß im Teige verſchwinden.

All dieſe ſchrieen und tobten jetzt inſtinctmäßig gegen Welcker, denn wozu waren ſie nöthig, wenn das Vaterland ſo einfach gerettet werden konnte, wie Welcker da andeutete?!

Wer durchaus Krieger ſein will, der tobt gegen diejenigen, welche den Frieden möglich machen. Wie tief aber ſolches Bedürfniß nach politiſchem Kriege auf der linken Seite des Vorparlaments war, das bewies ein Ausruf, welcher von der Linken ausgeſtoßen wurde in dieſem Tumulte gegen Welcker. Ein Mitglied des Centrums hatte den unterbrechenden Schreiern zugerufen: „Achten Sie die Redefreiheit!“ und von der Linken erwiderte ein Mitglied in voller ſittlicher Entrüſtung: „Allerdings, aber keine Schimpffreiheit!“

Ein tiefer bezeichnendes Merkmal jener Richtung iſt mir im vergangenen Revolutions-Halbjahre nicht vorgekommen. Das was Welcker geſagt nannte man, und ich glaube man nannte es mit Ueberzeugung „Schimpffreiheit“. Warum? Offenbar aus zwei Gründen, welche einander widerſprachen. Einmal weil er den Weg der Reform als zum Ziele führend dargeſtellt, und zweitens weil er Revolutionsgelüſte als nicht zum Ziele führend bezeichnet hatte. In Letzterem fühlte man ſich getroffen und angeklagt, und fühlte ſich in der offenen Parlamentsſitzung verpflichtet, dies für eine Beſchuldigung zu erklären. Mit demſelben Athem aber wollte man den Weg der Reform brandmarken, und dies einander Widerſprechende faßte man in das Wort zuſammen: Schimpffreiheit.

Dies iſt ein Zuſtand moraliſcher Gährung, welcher zum Aergſten treiben muß, und welcher ſich gewiß befreit haben würde, wenn es zur Permanenzerklärung gekommen wäre. Deshalb eilte auch Hecker, in welchem dieſer Gährungsproceß am Stärkſten vor ſich ging, ſogleich nach Welcker auf die Rednerbühne und warf den Schaum des in ihm kochenden Gebräues umher nach allen Seiten. Er konnte nicht Alles ſagen, weil eben das Gebräu noch kochte; er durfte nicht Alles ſagen, weil die Mehrheit der Verſammlung es nicht hören wollte; und er vermochte es nicht, dieſen Zuſtand der Halbfertigkeit und Halbgarheit wirklich darzuſtellen, weil er zu wenig Bildung, zu wenig Adel der Seele, zu wenig Patriotismus beſaß Er ſprach alſo nur roh für die Permanenz, und ſprach alſo nur für die, welche ſchon dafür entſchieden waren, wirkte aber auf die gar nicht, welche ſich erſt dafür entſcheiden ſollten.

Und ſo ging es weiter. Jenes Merkmal moraliſcher Verworrenheit, welches ſich in dem Aufruhr gegen Welcker und in dem Worte „Schimpffreiheit“ geoffenbart, dieſes Merkmal war der Mehrheit nicht mehr wegzuſprechen. Redner auf Redner ſprach für Permanenz und wirkte immer nur auf dieſelbe Seite. Das ſah man am Deutlichſten an dem Erfolge derjenigen wenigen Redner, welche gegen die Permanenz ſprachen. Es waren nur zwei, beide aus dem Norden, dieſem damals ſo brav geſcholtenen, lebloſen, der Freiheit nicht bedürftigen Norden, wo die Menſchen Fiſchblut haben und keine Begeiſterung. Höchſtens Charakter, pflegte damals der Eine und der Andere aus dem deutſchen Niederlande zu erwidern. Der Unterſchied zwiſchen unſerm Norden und Süden hat wirklich erſchreckend viel Aehnlichkeit zwiſchen Engländern und Franzoſen. Die Niederſaſſen ſind ja die leiblichen Brüder der Engländer und dies Niederſaſſenthum würde mit Leichtigkeit ein Reich bilden von Holland bis Kurland und ſüdlich herein bis an die erſten höheren Berge und bis tief in die Marken hinein. Wer dieſer angelſächſiſchen Gattung und Verwandtſchaft den Sinn für Freiheit abſprechen wollte, der müßte eben unter dieſem großem Worte nichts weiter zu begreifen wiſſen, als flotte franzöſiſche Freiheit. Vom Kerne der Selbſtändigkeit, vom Stolze unabhängiger Perſönlichkeit, von der Kraft eines wohlerwogenen und ſodann unerſchütterlichen Eigenwillens, von dieſem tiefen Grunde und Boden einer charaktervollen Selbſtbeſtimmung wäre ihm nichts zugekommen mit dem oberflächlichen Freiheitsworte. So arg iſt es aber nicht mit unſerm Unterſchiede zwiſchen Nord und Süd in Deutſchland. So arg erſcheint es nur im Weſen der Jugend. Mitteldeutſchland vermittelt nicht nur einen Uebergang, ſondern bei den Männern in Süddeutſchland iſt das fränkiſche Blut ſchon frei von wälſcher Hitze, und nur der willkommene raſche Schwung des Geiſtes und der raſche Schlag des Herzens iſt geblieben. Auch ohne den derben Widerhalt, welchen die Bayern in Süddeutſchland bieten, wären die Männer unſeres Nordens und Südens leicht zu vereinigen, hätte uns nicht ſo lange ein gemeinſamer Mittelpunkt und mit ihm Gelegenheit und Nothwendigkeit zur Ausgleichung gefehlt. Dieſen Mittelpunkt zu ſchaffen nicht etwa bloß in einer Stadt, ſondern in einer geſammelten Macht des deutſchen Weſens, dies war der tiefſte Trieb, welcher die eigentlichen Männer zum Vorparlamente führte. In deutſcher Macht iſt deutſche Einheit und Freiheit inbegriffen. Eins gehört zum Andern, Eins bedingt das Andere, und deshalb muß der Grund tiefer gelegt werden, als es unſern wählbaren Wahlherren von ein und zwanzig Jahren nöthig ſchien.

In ſeiner Heimath, ſagte der erſte norddeutſche Redner gegen die Permanenz, herrſche zwar eine Bewegung der Reform, nicht aber eine Revolution. Dort brauche man einen Mittelpunkt, um ſich für die neue Schöpfung an Beſtehendes anzulehnen, und dieſer Mittelpunkt ſei der durch ganz neue Leute gebildete Bundestag. Dort laſſe ſich nicht Alles machen im Sinne des Herrn Hecker, und die permanente Verſammlung, welche Herr Hecker vorhabe, werde gar bald nur einen kleinen Theil Deutſchlands, keineswegs aber das deutſche Vaterland vertreten. Der alſo unerwünſcht, aber mit großer Einfachheit und Ruhe Sprechende war ein langer Mann mit ſchlichtem, dunkelblondem Haar, mit feſten regelmäßigen Geſichtszügen und mit dem Ausdrucke unbefangener, durch nichts zu beirrender Ehrlichkeit im lichtblauen Auge. Er machte in der ganzen anſpruchsloſen Erſcheinung den Eindruck eines kernfeſten, gewiſſenhaften Patrioten. Alle Leute dieſes Schlages haben ſich bewährt als ächt und treu und gewiſſenhaft, mit einem Worte als tüchtig. Rüder aus Oldenburg iſt ſein Name.

Der zweite norddeutſche Gegner der Permanenz ſprach ebenſo feſt für Anlehnung an den bedrängten Bundestag, ebenſo gegen die unnöthige Proclamirung der Revolution, ebenſo für einen ſtarken Ausſchuß, welcher den Uebergang zur Nationalverſammlung zu bilden habe. Es war ein blaſſer, italieniſch ausſehender Krauskopf mit trockner Baßſtimme und einem ſo in ſich begründeten eigenſinnig logiſchen Weſen, daß ſeine Worte nach Links und Rechts hin jeden Einwand hart und kurz abzuweiſen ſchienen. Dazu iſt ihm ſpäter reichliche Gelegenheit geworden, und im Kampfe gegen den Malmöer Waffenſtillſtand werden wir dieſen Schiffscapitän eines gefährdeten Fahrzeuges wiederfinden in derſelben gröblichen Haltung, die vor keinem Sturme das Antlitz und die Stimme retten will. Es war der künftige Reichsminiſter Heckſcher, der Advokat aus Hamburg.

Doch nein, nicht bloß dieſe zwei ſprachen gegen die Hecker-Permanenz, ein bekannter Name aus Köln, welchem man dieſe Mäßigung nicht zugetraut, Venedey warnte ebenfalls und rieth zu einem Ausſchuſſe. Dieſer blond und rothe, immer jung verbleibende Flüchtling aus der Hambach-Periode machte damals mit ſeiner ehrlichen Tenorſtimme und ſeinem edlen Zorne gegen angedrohtes Revolutionsbuhlen mit dem Auslande einen guten Eindruck. Man hoffte eine erfahrene Mitwirkung an ihm zu finden für den Aufbau der Freiheit und Einheit, da er ſich ja ſo lange lediglich mit Beobachtung politiſcher Dinge beſchäftigt und ein unverdorbenes deutſches Herz mitgebracht hatte. In dieſer Hoffnung hat man ſich getäuſcht, nicht weil man ſich in ſeinem guten Willen, ſondern weil man ſich in ſeiner Fähigkeit getäuſcht. Niemand kann ſich einen Zoll an ſeiner Größe zulegen, wenn es die Natur nicht hergiebt, und man ſollte deshalb nicht ſofort ſpotten mit der „Reichszähre" und dem „Dilettantismus", wenn eine Erwartung nicht erfüllt wird, die man voreilig gehegt. Der Spott trifft dann wenigſtens mit ebenſo gutem Fuge diejenigen, welche ſententiöſe Wallungen ſo bereitwillig als politiſche Kenntniß begrüßt haben. Venedey gehört zum Vorpoſtendienſte des Vaterlandes und wird in dieſem nach wie vor ſeine guten Dienſte thun. Er hat weder Kraft noch Verſtand für den zuſammengeſetzten Plan, welchen man im Kunſtwerke die Compoſition nennt, und welcher im Volksleben den Staat bildet. Sein Blick umfaßt keinen Umkreis, ſondern erſtarrt immer in einer Linie; wie ſoll er zu was Anderem kommen, als zu ſogenannten „Aperçus!" Und wie ſoll er damit anſpruchsloſer und beſcheidener ſein, da er ſeine Linie für die einzig vorhandene hält! Daß er nicht auch äußerlich eitel iſt, das beweiſt im Gegentheil, welch einen ſtarken Widerhalt ſein menſchenfreundliches Herz bietet. Nur dieſem Widerhalte ſeines Herzens iſt es zu danken, daß er ſeinen Gegnern Gründe zutraut, welche der Rede werth ſein könnten; ſein Verſtand würde nichts von dieſen Gründen wiſſen. Damals folgte ihm auf der Rednerbühne ein kleiner magerer Mann, welcher faſt alles das hat, was Venedey fehlt, und welchem alles das fehlt, was Venedey hat. Bleibt! bleibt! geht in einander auf! dachte ich unwillkührlich, als der eine hinauf und der andere herunter ſtieg. In einander aufgegangen würden ſie eine politiſche Potenz bilden. Dieſer kleine, magere Mann mit ſpitzer Naſe und ſpitzem Auge, mit trocknen Schläfen und trocknen Fingern war der bekannte Vier-Fragen Jakoby aus Königsberg, ein trefflich zerſetzender Verſtand, ſonſt aber nichts, wenigſtens nichts empfehlenswerthes. Doch möge man dies nicht mißverſtehen. Solch ein Verſtand ohne Leib und Leben kann doch Viel zuwege bringen, zuwege wenigſtens, wenn auch nicht zu Beſtande. Solche einſeitige ausgezeichnete Fähigkeit treibt bei vorkommender Gelegenheit zu den erſtaunlichſten Combinationen der Handlung. Ein Mitglied des Fünfziger-Ausſchuſſes, in welchen Jakoby zwei Tage ſpäter gewählt wurde, hat mir Beobachtungen mitgetheilt, welche für den Poeten von großem Reize ſind. Wie leicht bezweifelt man die Lebensfähigkeit eines dritten Richard, eines Franz Moor, und verlangt wenigſtens für letzteren mehr kleine Züge der Menſchenleiblichkeit, um aus dem trocknen Verſtandesgas eine wahrſcheinliche, wenigſtens augenſcheinliche Figur bilden zu können. Es giebt ſolche kleine Züge, wenn man bloß einen politiſchen Kalkül in Haut und Knochen ſetzen will. Der menſchlichen Geſellſchaft, dem Staate als einem Organismus würde es freilich übel bekommen, wenn ſolche Haut- und Knochenpolitiker allein geſetzgeberiſch werden dürften, und als ich im Spätherbſte las, daß Jacoby Held und Sprecher der Berliner Conſtituante geworden, da war mir dies ein Merkmal, daß die Kataſtrophe an der Schwelle erſchienen ſei. Kataſtrophe nach links, oder nach rechts, gleichviel. Solche Fähigkeiten der bloßen logiſchen Rechnung führen immer zum Ziele, ihr Ziel iſt nur immer ein Ende. Berliner Pathos und Jakoby'ſches Pathos, das Nichts zum Nichts, welch eine Parodie auf die blutvolle Logik der Neunziger-Jahre! Wie kann das Salz zur Speiſe werden! Am zweiten Tage des Vorparlaments konnte es dies wohl, und es war von Wichtigkeit, daß der kleine Mann mit deutlicher Stimme ſagen konnte: Ich ſtimme für Permanenz ohne Anführung von Gründen. — An ſolcher Stelle nichts anzubringen als eine bekannte witzige Wendung war doch wohl ein Zeichen, daß es dem Redner vor allen Dingen darum zu thun war ſich auszuzeichnen. Dieſer Gattung von Politikern, und wie groß iſt deren Zahl! iſt das Staatsleben ein Komödienſpiel, an welchem ſie wie alle virtuoſen Schauſpieler die Rolle allein intereſſirt welche ſie ſpielen können.

Es war wieder hohe Zeit daß ein voller Menſch eintrat für die Sache des Vaterlandes, und dieſer volle Menſch erſchien wieder zur rechten Zeit auf der Bühne, und war wieder — Heinrich von Gagern.

Er entſchied auch am zweiten Tage und entſchied gegen die Permanenz. Wenigſtens gegen die Permanenz in ſinnlicher Form, mit Fug und Recht dem Ausſchuſſe vorbehaltend, daß er das Vorparlament wieder rufen könne ſobald es wirklich nöthig ſcheine.

Umſonſt lehnte ſich Hecker auf, umſonſt wurde zum erſtenmal namentliche Abſtimmung als Einſchüchterungsmittel verlangt; umſonſt beklagte Blum, daß eine ſofortige Abſtimmung Verzögerung der wichtigſten Arbeiten mit ſich bringe — es war ihm ſo ſehr um Förderung zu thun daß er die Abſtimmung um 24 Stunden verſchoben ſehen wollte! — Alles umſonſt; es ward abgeſtimmt und der Namensruf, von der Linken veranlaßt, führte nur dazu, die Minderheit der Linken zum erſtenmale deutlich zu enthüllen. Es fanden ſich zu ihr nur 148 Stimmen unter 516 Anweſenden, 368 Männer ſtimmten gegen Permanenz. Dies geſchah in einer Verſammlung zu welcher die Linke des ganzen Vaterlandes mit Ausnahme Oeſterreichs alle ihre Truppen hatte in Reih und Glied ſtellen können, geſchah am erſten April unmittelbar unter dem Eindrucke des Märzmondes. Dies Verhältniß war maßgebend und iſt maßgebend geblieben.

10.

Die Hauptſache war durch zwei Sitzungen in Gang gebracht, der Grundriß des Parlamentes entworfen und außerdem war der übergreifende Ungeſtüm zurückgewieſen. Was blieb übrig? Die Wahl des Ausſchuſſes und die Sicherſtellung ſeiner Erfolge beim Bundestage. Dann konnte man nach Hauſe gehen und die Wahlen vorbereiten zum erſten deutſchen Parlamente.

Das wäre doch gar zu einfach geweſen, und was die

Linke nicht durch Angriff erreicht hatte, das wollte ſie nun durch Revolte verſuchen. Ein Antrag ſollte eingebracht werden auf ſofortige Säuberung des Bundestags, und wenn dieſer Antrag, wie zu erwarten ſei, verworfen würde, dann ſollte der Act ins Werk geſetzt werden gegen dieſe unwürdige Verſammlung von verſeſſenen alten Landſtänden und bockſteifen Beamten, welche ſich binnen zwei Tagen unwürdig gezeigt die deutſche Nation zu vertreten. Die wahren Kinder Iſraels, die Stämme Juda und Benjamin, wollten ausziehen aus dem entweihten Tempel, damit die unwürdigen Samaritaner allein zurückblieben in dem entweihten Tempel, damit das Volk ſehe und erkenne, dort in der Paulskirche ſei nicht mehr die wahre Vertretung des Vaterlandes, ſondern da ſei ſie, wohin ſich die Linke wende zur Tagung, wo ſie ſich niederlaſſe zur Beſchlußfaſſung. Nach zwei Tagen alſo die Zwietracht zur Erſchaffung der Einheit, nach zwei Tagen der Beweis, daß man den Beſchluß der anerkannten Mehrheit nur ſo weit achte, als man ihn gefällig finde. Unſer republikaniſches Princip war ſchon in der Wiege bedenklich ungezogen, wenigſtens artig deſpotiſch.

Man verſprach ſich große Wirkung von dieſem Austritte. Die Zurückbleibenden würden ſo erſchreckt, entwerthet und entmuthigt ſein und ſo verhöhnt werden vom „Volk“, daß ſie betroffen und beſchämt von dannen gehen und den wahren Volkshelden Raum geben würden zu der bis jetzt vereitelten proviſoriſchen Regierung.

Unter dieſen wahrſcheinlich Zurückbleibenden waren aber ſehr viele politiſche Kriegsleute, welche den Vorpoſtendienſt nicht vernachläſſigt hatten, und welche ſich ganz wohl vorzuſehen wußten gegen einen Ueberfall.

Der uneingeweihte Patriot wußte von alle dem nichts, folgte am 2. April ſtundenlang der verunglückten Debatte über den guten oder beſten Wahlmodus des Fünfziger-Ausſchuſſes, und ahnte kaum den Ueberfall, als der Volksmann aus Mainz, Herr Zitz, ein großer ſtarker Mann mit kurzem Halſe, mit großen erſtaunten Augen, mit etwas anſtößiger Zunge, und mit unruhig hin- und herfahrender Logik einen Antrag gegen den Bundestag begründete. Wie geſagt, die Begründung war ein wenig confus im Styl der Reden dieſes Volksmannes, aber der Antrag ſelbſt war recht klar. Er lautete wie folgt:

„Die Verſammlung ſoll erklären, bevor die Bundesverſammlung die Angelegenheit der Gründung einer conſtituirenden Verſammlung in die Hand nimmt, möge ſich dieſelbe von den verfaſſungswidrigen Ausnahmsbeſchlüſſen losſagen und die Männer aus ihrem Schooße entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derſelben mitgewirkt haben.“

Nicht mehr als billig! Jedermann in der Paulskirche verurtheilte jene Ausnahmsbeſchlüſſe und wünſchte dem Reſte alter Bundesgeſandten eine glückliche Reiſe über alle Berge. Sah man nicht hinter die Couliſſen, ſo konnte man dieſen Antrag unbeſehen annehmen. Man war alſo faſt erſtaunt als ein Hauptmann der deutſchen Reform und zwar derjenige welcher zuerſt nachdrucksvoll die Vertretung des deutſchen Volks beim Bunde gefordert hatte, dagegen auftrat. Dieſer Mann, welcher auch ſpäter ſo wichtig werden ſollte, erſchien jetzt in ſeinem ſaubern, faſt eleganten Weſen auf der Rednerbühne. Er hat eine ſchwache Tenorſtimme, die leicht umſchlägt wenn er ſtark ſprechen muß, und vielleicht darum hat er ein ſo ſchweigſames Weſen bis er gewiß iſt gehört zu werden, und vielleicht darum faßt er ſeine Worte und Sätze ſo genau, daß ſie ſo rund als ſpitz genau dahin treffen wohin ſie gerichtet ſind, und daß er ſogleich wieder ſchweigſam und ruhig wartet, wenn die Wirkung ſich kundgiebt durch Aufſchreien und Lärmen von der Linken. Höchſtens öffnet ſich dann ſein feiner Mund zum Lächeln, und zwar zu einem ganz harmloſen anmuthigen Lächeln, welches die ſchönſten weißen Zähne zeigt und welches wie ein flüchtiger Sonnenblick vorübergeht um gleich wieder auf dem offnen römiſch geformten Antlitze des kleinen Kopfs dem abgeſchloſſenen Ernſte des feſten ruhig erwägenden Streiters Platz zu machen. Mit jener dürftigen aber zutreffenden Stimme ſprach er jetzt nichts weiter als die Worte: ich erblicke in dem Antrage, nicht eher den Ausſchuß zu wählen als bis der ganze Bundestag regenerirt ſei, nichts Anderes als eine andere Art uns für permanent zu erklären," und dieſe einfach ausgeſprochenen Worte ſetzten die ganze Verſammlung ſofort ins Klare. Aha! ſagte ſich Jeder und horchte ſtill. Dieſer Redner war Baſſermann, welcher nur ein

Wort jenes Antrags geändert ſehen wollte. Das Wort „bevor“ ſollte geändert werden in das Wort „indem“, dann würde Beides erreicht: der Bundestag würde gründlich geſäubert und die Vorbereitungen zur Nationalverſammlung erlitten keinen Aufſchub.

Dies war die gefährlichſte Taktik gegen diejenigen welche durchaus einen Vorwand brauchten zum Aufſtande in der Paulskirche. Hiermit war dem Antrage der giftige Zahn ausgebrochen, und das Gebiß war doch geblieben. Bis an die äußerſte Linke hinan erklärte man ſich einverſtanden mit dieſer Aenderung; woher nun den Grund nehmen zur Entrüſtung, welche doch allein den Aufſtand und Austritt wirkſam machen konnte? Man ſtachelte ſich die Weichen, und ein Hauptſchimpfer unter der äußerſten Oppoſition, Herr Kapp aus Heidelberg, mußte auf die Tribüne um den Widerſpruch und mit dem Widerſpruche die Leidenſchaft aufzureizen. Er that ſeine Schuldigkeit dergeſtalt daß Freiherr von Andlaw ihm zwiſchen die Rede rief „ſchimpfen Sie nicht ſo“! — „„Lernen Sie erſt die deutſche Sprache,““ erwiderte grimmig der bleiche Herr Kapp, „„ehe Sie ſich erdreiſten deutſche Worte zu unterbrechen, und befleißigen Sie ſich der Ihnen gebührenden Beſcheidenheit! und damit ſtill! Kein Wort mehr! Herr Präſident ſchaffen Sie Ordnung und Ruhe in dieſem Saale. Still!““

Präſident (nicht ohne Schüchternheit, da ihm wohl des ſpeciellen Landsmanns parlamentariſche Bildung bekannt iſt): Es hat ja niemand gegen den Antrag geſprochen.

Herr Kapp: Ich dulde aber keinen Schimpf! und der Unterbrechende ſchimpfte, indem es ihm gelüſtete Wahrheiten als Beſchimpfungen auszudeuten und den Glacéhandſchuh mit vor die Füße zu werfen. Man ſprach von Majoritäten und Minoritäten. In dieſer Frage wird es ſich zeigen, wer das Volk vertritt, hier wird ſich zeigen wer es mit dem Lichte hält oder mit der Teufelei!

Die Franzoſen nennen das se battre les flancs, in Deutſchland nannte man's wohl „entſchieden freiſinnig". Unbegreiflich daß der ſogenannte Reinecke der Linken, der erfahrene Herr von Itzſtein, in dieſem kritiſchen Augenblicke dazu beitrug den mühſam erhaltenen Gegenſatz zu untergraben. Er erklärte, daß er ſelbſt mit einigen Freunden den Antrag erſt unterſchrieben habe nachdem man das Wort „hoher" weggeſtrichen, und daß hier beim Drucke ein Verſehen ſtattgefunden haben müſſe. Dadurch enthüllte ſich Zwietracht im linken Lager und die Aeußerſten blickten voll Zorn auf einen ſonſt ſo ſichern Führer. Denn dieſer alte Herr mit dem Widderkopfe und dem ſchneeweißen, ein wenig gelockten Haare galt und gilt für einen der zuverläſſigſten Leiter, für einen der das „Geſchäft" ſorgfältig und exact wie ein Franzoſe führt, keinen Brief, ſei er noch ſo unorthographiſch oder unfrankirt, ohne wohlberechnete Antwort läßt, kurz er galt und gilt für einen Practicus der nicht in müßiger ſchöner Rede, die ihm nicht zu Gebote ſteht, ſondern in der Taktik ſeine Wirkſamkeit entwickelt. Was war zu thun nach ſolcher Verläugnung? Was ſoll mit grünem Holze werden, wenn das dürre ſo den Brennſtoff abweiſt? Struve lief in vollem Aerger hinauf und ſagte rundweg, wie der Aerger zu thun pflegt, dieſes „bevor" ſei der „letzte Verſuch welcher von ihrer Seite gemacht werde, ob ſie noch weiter fort mit dieſer Verſammlung wirken und zuſammenbleiben könnten."

Das war alſo der Trumpf. Als Rochau gleich darauf erklärte daß ſolch ein Trumpf unparlamentariſch und unpatriotiſch ſei, indem auf ſolche Weiſe die Verſammlung, die Hoffnung des Vaterlandes, geſprengt werden könne, oder doch wenigſtens moraliſch geſchwächt werden müſſe, da kam es freilich Herrn Struve nicht darauf an trocken zu verſichern: „weder der Ton noch der Inhalt ſeiner Worte habe eine Drohung enthalten" — baſta! Wir bleiben was wir ſind, die ehrlichſten Leute von der Welt, welche allein berechtigt ſind: mit der Wahrheit und Tugend Handel zu treiben. Solche moraliſche Winkelzüge bleiben nie ungerächt, und dies iſt der göttliche Hauch großer Verſammlungen, der Triumph öffentlichen Verfahrens. Nicht das Wort des Sprechers ſondern der Charakter deſſelben, der Charakter welcher allein dem Worte die Bedeutung giebt, beſtimmt die Wirkung. Sachliche Richtigkeit und Charakter allein bilden die Wirkung des Redners; alles Andere iſt Beiwerk, und deshalb wird ſich das bloß leſende Publicum noch oft wundern, daß die vollendetſte Rede keine Entſcheidung zu Stande bringe oder ändere. Man wählt ja auch nicht denjenigen Arzt welcher am Anmuthigſten über die Krankheit zu reden weiß, ſondern denjenigen welchem man Heilung der Krankheit zutraut.

Es war alſo umſonſt daß die Sachſen noch ins Mittel traten, daß die Herren Schaffrath, Blum und Genoſſen, welche mit ſcheinbarer Artigkeit nach links hinüber nöthigen mochten, dem Wörtchen „bevor“ ihre Hülfeleiſtung angedeihen ließen, es war umſonſt, daß auch Hecker noch einmal ſeine Mähne ſchüttelte und heftig ins Geſchirr ging um die Leidenſchaften in Gang zu bringen — die Abſtimmung erfolgte gegen das Wort „bevor“.

Sofort erhoben ſich diejenigen welche allmählig äußerſte Linke geworden und verließen die Kirche, und die Galerien fingen an zu lärmen, und die Auflöſung des Embryo's von einem freien Deutſchland ſchien vor ſich zu gehen; denn der hartnäckig vermittelnde Präſident empfiehlt auch richtig eine halbſtündige Pauſe, eine Pauſe, eine Waffenruhe da wo die Schlacht auf ihrem Höhepunkte angelangt iſt.

Damals erwies Raveaux der allgemeinen Sache einen guten Dienſt daß er erklärte, die Kirche nicht zu verlaſſen, obwohl er mit der Linken geſtimmt, daß er die Meinungsgenoſſen aufforderte, ſich in dieſem Sinne ebenfalls zu erklären, und daß er dem Herrn Präſidenten zurief, jetzt keine Pauſe zu machen. „Der ſei der freiſinnigſte Mann welcher ſeine individuelle Anſicht der Mehrheit unterwerfe“. Das war ſein beſtes Wort, und das ſoll ihm Niemand vergeſſen. Auch Herr Weſendonck erſchien mit einer Gegenerklärung gegen den Austritt und forderte zu Unterſchriften auf, und ein Theil der Sachſen erklärte ſich ebenfalls mit Raveaux einverſtanden, und Robert Blum hatte wohl bis daher noch keinen ſo ſchwierigen Moment erlebt. Das Beſtehen des Volksmannes forderte plötzlich die gewandteſte diplomatiſche Fähigkeit. Wer ihn damals beobachtet hat wird einräumen, daß ich ihn nicht ohne Grund einen Talleyrand des Volks genannt. Es war doch eigentlich ſeine Partei die da hinwegging; er konnte ſie doch nicht verläugnen ohne ſeine Stützen aufzugeben, er hatte ſogar, wie ſich bald ergab, im Voraus den Proteſt mit unterſchrieben welcher für dieſen „Austritt“ vorbereitet war — aber ein Blick auf die Sitze hinüber mußte ihn doch überzeugen, daß die bleibende Mehrheit bedenklich groß, daß nicht genug Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſei, es werde die Zukunft nun auch wirklich ſeiner Linken angehören; was thun? Sich denen rückſichtslos zugeſellen, welche leichtlich, trotz aller Märzerrungenſchaften, wiederum nur unbedachte Oppoſition bleiben konnten? Wer weiß es ob die Revolution noch Schritte machen werde, die bis zu Hecker und Struve führen könnten, wer weiß es! So ſtand er ſinnend auf der rechten Seite der Eſtrade aufrecht, während drüben an der linken Seite derſelben die Genoſſen Mann für Mann vorüber und auszogen, und während das Unwetter in der Kirche ſich entwickelte. Was thun? Er entſchloß ſich, auf der unparteiiſchen Seite, auf der rechten, ebenfalls hinauszugehen, um draußen mit den Seinen zu unterhandeln. Eine ſchwierige Unterhandlung, denn ſie kannten ihn ja noch wenig und waren mit Recht mißtrauiſch und waren aufgeregt

Als der Hauptſturm des Wetters vorüber war, da war auch Blum wieder auf ſeinem Platze, auf der Eſtrade, und ſprach mit Faſſung von der Erklärung welche ſchon früher eingebracht worden ſei — der Proteſt der Linken — und deren Verleſung von Einigen gefordert, von Anderen verweigert würde. Sie war, „nach meiner und meiner Freunde Anſicht für den Fall abgefaßt daß der Antrag des Herrn Zitz verworfen werden ſollte. Sie haben ihn aber nun mit einer Aenderung angenommen, die das doch enthielt was wir wollen. — Das Beſte wäre wohl bei der gegenwärtigen Stimmung der Verſammlung dieſe Erklärung wenigſtens bis morgen zurückzulegen. Ich bin nicht in dieſem Saale geweſen als meine Freunde aus Sachſen eine Erklärung in dieſer Beziehung gegeben haben, ſchließe mich aber, nachdem ich dieſelbe kennen gelernt, an, und bekenne offen daß wir, abgeſehen von jeder Staatsform, um die es ſich jetzt nicht handelt, mit den Geſchiedenen politiſch gleich ſtehen, und die Pflicht die uns hierher gerufen hat erfüllen, aber auch ferner eine Erklärung gegen unſere Freunde nicht unterſchreiben.“

Machte dieſe Haltung und Erklärung über Erklärungen nicht dem gewiegteſten Diplomaten Ehre? Wie ſorgfältig war das „aber“ vermieden vor den Worten „bekenne offen“, wie ſchlang und wand ſich das um hier und dort Platz zu laſſen!

Leidenſchaftliche Thoren die wir ſind, aus dem kleinen Zirkel der menſchlichen Möglichkeit hinaus zu wollen! Der Inhalt des Beſtrebens heißt dem Eigennutze heute rother Adlerorden, morgen ein Ständchen von der Straßenjugend. Das hat die Kaiſerin Katharina ſchon zuſammengefaßt zum ruſſiſchen Superlativ, indem ſie ſagte: Jeder iſt beſtechlich, der Unterſchied beſteht nur im Preiſe. Für ein Lumpengeld ſind die Meiſten zu haben, für eine Million Goldſtücke der ſcheinbar Beſte.

Nur die Hingebung an ein wirklich lebendiges großes Intereſſe iſt im gemeinen Zirkel nicht zu fangen. Die ruſſiſche Kaiſerin hat wohl Niemand gekannt der ſein Vaterland über Alles liebte. Ein ſolcher beſchränkter Menſch überſieht noch mehr als der eigenſinnigſte Theoretiker, denn er liebt nicht bloß ſeine eigne Erfindung. Und ſolche beſchränkte Menſchen allein, die uns der Himmel erhalten wolle, werden unbefleckt hervorgehen aus dieſer garſtigen Schlacht, aus einer Schlacht die darum nicht blos intereſſant, ſondern auch garſtig iſt, weil ſie außer Tod und Wunden ſo viele Kothwürfe mit ſich bringt.

Die verlaſſene Mehrheit war recht in Noth wie ſie Anſtandshalber noch eine Stunde Sitzung ausfüllen ſollte. Nicht daß es an Zureitern gefehlt hätte für einige Paradepferde der Volksmode, ach nein, „die Volksbewaffnung“ und „das Wohl der arbeitenden Claſſen“ wurden auf Decke und Trenſe vorübergeritten. Aber wer zäumt und ſattelt Dergleichen in der Geſchwindigkeit für den Dienſt! Es hatte etwas geradezu

Schmerzliches, als dieſer Präſident die Verſammlung aufforderte: ihre Sympathie für die Lage der arbeitenden Claſſen durch Aufſtehen zu erkennen zu geben. — Der ewige Jammer der Creatur, zu welchem uns der Sündenfall oder unſer mangelhafter Verſtand verdammt haben ſoll, wie ſpöttiſch wird er offenbar, wenn ſolch ein Parlament in Ermangelung eines fruchtbaren Gedankens theils aus Furcht, theils aus nervöſer Rührung aufſteht und niederſitzt für ſolche ewige Frage.

In der Eſchenheimer Gaſſe im Bundespalais geſchah unterdeſſen worüber man ſich in der Kirche entzweit: die ſeit dem Jahre 1819 erlaſſenen Ausnahmsgeſetze des deutſchen Bundes wurden aufgehoben, und die Helfershelfer dazu, die alten Geſandten, zogen ſich eilig zurück in die jetzt äußerſt wünſchenswerthe Ruhe des Privatlebens.

So endete der dritte Tag, ärgerlich für diejenigen, welche ſich ohne Noth und ohne Wirkung von der Geſammtheit des Vaterlandes getrennt hatten.

11.

„Aergerlich für diejenigen welche ſich ohne Noth und Wirkung von der Geſammtheit des Vaterlandes getrennt". Das zeigte ſich mir recht deutlich am nächſten Morgen, am 3. April, dem letzten Tage des Vorparlaments, als ich nach der Paulskirche gehend an der Katharinenpforte einem Trupp der Separatiſten begegnete. Verſtört ſahen ſie aus und unſicher. Hecker mit einigen Getreuen kam von der andern Seite, und fragte haſtig wie es ſtände. Er hatte ein übernächtiges Anſehen. Die langen Haare hingen ungekämmt in das verſtörte Geſicht und der Kragen des bunten Hemdes von geſtern war zerknittert. „Sie ſind wieder in der Kirche, es iſt wieder Verſammlung!" lautete die unangenehme Nachricht. Das Vorparlament dauert alſo fort, es iſt nicht geſprengt! Das war der unwillkommene Sinn. Was wird, was ſoll geſchehen?

Ich hatte kein Recht länger ſtehen zu bleiben, da ich nicht zu ihnen gehörte. Offenbar lag die Frage im Hintergrunde, ob man das Parlamentiren aufgeben, ob man Weiteres verſuchen, ob man einen ganzen Streich wagen wolle? Das Schickſal des Metternich'ſchen Hauſens am vorgeſtrigen Tage war wohl nicht ermuthigend; dieſe Frankfurter ſchienen doch auch nicht reif genug zu ſein für die deutſche Republik — was ſollte geſchehen?

Wenn man die ſpäteren Schritte Heckers kennt, ſo wundert man ſich daß er damals nichts weiter verſuchte. Man weiß nicht daß damals im Frühjahre die Maſſe noch keineswegs aufgewühlt, daß im Frühjahre ein republikaniſcher Aufſtand viel weniger möglich war als im Herbſte. Hecker ſelbſt war nur unruhig, war durchaus unſicher und noch nicht entſchloſſen; er ſteckte mit ſich ſelbſt in der Kriſis bis an die geſchwollen hervortretenden Augen hinauf. Das Leichteſte und Erfolgreichſte wäre geweſen: ein Gegenparlament zu bilden, um welches ſich die ganze Jugend geſchaart hätte, und dies erwartete und fürchtete ich am 2. April, am Tage des Austritts. Jetzt nachdem ich die Unſicherheit der Führer geſehen und nachdem ich die Beſchlüſſe der Bundesverſammlung erfahren hatte, Beſchlüſſe welche die Gegner entwaffneten, jetzt war ich unbeſorgt, und fand daß man Herrn von Itzſtein viel zu viel Spielraum ließ auf der Rednerbühne. Dort ſtand der alte Unterhändler nämlich als ich in die Kirche trat, und unterhandelte mit der Verſammlung über die Rückkehr der „Mitglieder". Er wolle ſich zu ihnen „verfügen" und ſie um die Rückkehr „bitten", und deshalb möge man die Wahl des Ausſchuſſes bis zum Nachmittage ausſetzen. „Wir laſſen uns nicht von einer Minorität commandiren"! rief man ihm entgegen, aber das erſchütterte den geprüften Diplomaten nicht, und er beharrte auf ſeinem Vorſchlage. Man ſprach hin und her, und endlich wurde ein Mittelweg beliebt. Statt bis um 4 Uhr mit Abſchluß der Wahlliſten zu warten, wie verlangt worden war, ward er bis um 1 Uhr feſtgeſetzt, wenn „die Herren“ bis dahin nicht mit Herrn von Itzſtein zurückgekehrt wären.

Als dies Vorſpiel für einen ſpätern Act hiermit beendigt war, entwickelte ſich das Hauptthema des letzten Tages. Grundſätze, Grundſätze feſtzuſtellen! war Tags vorher die Loſung geworden unter den Leitern. Man könne nicht wiſſen was im Schooße der Zukunft ruhe, man könne nicht wiſſen ob die Selbſtbeſtimmung der Nation nicht dennoch wieder vereitelt werde. Alſo für alle Fälle ſolle man eine deutſche Magna charta ausrufen. Wie viel oder wie wenig ſie Gültigkeit habe bei den Wechſelfällen der Herrſchaft, ſie werde doch immerdar ein Mittelpunkt bleiben für das Rechtsbewußtſein, man werde ſich doch in guten wie in ſchlimmen Tagen darauf beziehen und berufen, und gerade weil das Ultrathum nicht durchgedrungen beim Vorparlamente, gerade darum würde eine Magna charta des Vorparlaments von unauslöſchlicher Bedeutung werden. Man nannte damals Magna charta was ſpäter Grundrechte genannt wurde, und ich erinnere mich daß namentlich auf dem Wege nach der Mainluſt und dort unter den Bäumen Tags zuvor darüber lebhaft verhandelt wurde, bis zu welchen Kategorien die Forderungen der Zeit aufzunehmen wären. Umſonſt beharrten wir darauf daß keine unreifen Forderungen Platz finden dürften, keine Streitfragen des Tags. Durch ſolche Zuſätze würde das Ganze an Kitt und Halt verlieren, denn nur das Entſchiedene habe in der dictatoriſchen Form Anerkennung zu erwarten. Umſonſt. Venedey und ähnliche Lyriker der Politik ließen nicht ab die Frage um „Arbeit und Arbeiter", dieſe kaum in Entwickelung eingetretene Frage, hineinzudrängen. Dadurch wurde nur das Ganze gefährdet, und weil Jeder was Eigenes und was Anderes wollte, iſt damals eine Feſtſtellung verſäumt worden welche der deutſchen Nation ein halbes Jahr Debatte in der Paulskirche erſpart hätte, Debatte über Grundrechte. Ich weiß ſehr wohl daß dieſe Debatte weſentlich beigetragen hat Bildung zu wecken und zu verbreiten über Recht und Pflicht im Staatsleben; aber ob dies halbe Jahr, ob dieſe Zeit der Kriſis nicht noch vortheilhafter angewendet worden wäre zur formellen Geſtaltung Deutſchlands, das iſt eine ſchwer wiegende Frage. Hätte uns damals nicht die Lyrik die Einigung erſchwert, ſo wäre das Bedürfniß nach Grundrechten durch das Vorparlament ſchon befriedigt worden, und die Nationalverſammlung hätte nur Fertiges zu weihen, nicht aber Neues zu erfinden und auszuführen gehabt.

Ein fein ausſehender, in gebildetem Fluſſe klar vortragender Mann, Biedermann von Leipzig, eröffnete am 3. April dies Thema mit Einreichung eines Antrags, welcher eine Erklärung der Rechte des Volks bezweckte.

Er ſtieß auf Widerſpruch, weil man das Thema ſelbſt und die Conſequenz deſſelben nicht überſah, oder vielmehr weil man zu viel Conſequenz darin zu ſehen glaubte und der Nationalverſammlung nichts entziehen wollte, was ihr allein zuſtünde. Das war nicht unrichtig, wenn auch vielleicht unpolitiſch.

Kaum aber hatte man ſich hiervon abgewendet, ſo erſchien ein bewährtes Oppoſitionsmitglied der badiſchen Kammer auf der Rednerbühne, um einen einzigen noch viel wichtigeren Grundſatz zur Beſchließung anzuempfehlen. Dieſer Redner ſprach in ſchmuckloſen, praktiſchen Worten das letzte, will ſagen das wichtigſte Wort aus, welches das Vorparlament ausſprechen konnte. Dieſer Redner, ein Vollmondshaupt von der Glatze bis auf den Mund, und übrigens von der Wolke eines vollen Bartes umſchattet, war Soiron. Und dieſer Grundſatz war — die Volksſouveränetät.

Ihr gemäß ſei die Beſchlußfaſſung über die künftige Verfaſſung Deutſchlands einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalverſammlung zu übertragen oder — zu überlaſſen. Und dies einzige Princip ſei vom Vorparlament auszuſprechen.

Nun begann das Feilſchen theils über dies Princip, theils über den Ausſpruch deſſelben, und ein Hannoveraner rief damals ſchon: für uns paßt nur, was auf freier Vereinbarung zwiſchen Fürſt und Volk beruht! Im Ganzen aber entwickelte ſich eine Doppeldebatte, ungefähr wie in einer muſikaliſchen Compoſition, welche zweierlei Thema neben einander durchführt, etwa die Marſeillâiſe und Rule Britannia in ein und demſelben Muſikſtücke, Volksſouveränetät und namentliche Aufzählung der Volksrechte in ein und demſelben Canon. Es fehlte nur leider der Tactſtock, denn unſer Präſident war kein Maëſtro. So hatte denn kaum der Hannoveraner zum erſtenmale das Wort Vereinbarung ausgeſprochen in Bezug auf den Soiron'ſchen Antrag, da trat der würdige Jaup auf die Bühne und legte in Fortſetzung des Biedermann'ſchen Antrags einen ganzen Bogen Volksrechte vor zur Beſchlußnahme. Er war von 68 Männern unterſchrieben, und enthielt in 12 Artikeln alles Weſentliche. Hätte man doch raſch Ja geſagt! Man machte Anſtalt dazu, aber die Abſtimmung darüber wurde wieder verzögert durch eine Erklärung Venedey's, daß der Schutz der Arbeitenden gegen Noth und Elend ausgeſprochen werden ſolle, und da nun alle ähnlichen Anträge beigezogen wurden, ſo öffneten ſich wieder Seitenpfade links und rechts, und man war plötzlich wieder im Soiron'ſchen Antrage. Daran ward geſpalten wie man Haare ſpaltet, und da Soiron ſelbſt ein ſehr ſcharfer logiſcher Kopf iſt, ſo brachte er endlich durch immer neue Abklärung ſeinen Gedanken zu folgender feſten Geſtalt: „Die künftige conſtituirende Nationalverſammlung ſoll auch wirklich eine conſtituirende Nationalverſammlung ſein. Denn wenn ſie die Sache nicht vor allen Dingen in die Hand nimmt und darüber berathet und beſchließt ohne andere Perſonen darüber zu befragen, ſo iſt ſie keine conſtituirende Nationalverſammlung.“ „Der Nationalverſammlung ferner iſt die Berathung und Beſchlußfaſſung einzig und allein zu überlaſſen.“ „Der Antrag überläßt ihr alſo durchaus, nachdem ſie mit ihrem Geſchäft fertig geworden iſt, darüber Verträge mit den Fürſten abzuſchließen oder nicht.“

Unter dieſer Erläuterung wurde der Soiron'ſche Antrag angenommen, und ich führe dieſe Erläuterung wörtlich an, nicht weil ſtaatsrechtlich durch dieſen Beſchluß des Vorparlaments etwas feſtgeſtellt werden ſolle, ſondern weil der geſunde Blick Soirons ſich intereſſant bewährt hat in dieſer Erläuterung. Gerade das, was er damals ſagte und faſt gerade ſo wie er es ſagte iſt dieſe principielle Lebensfrage ſpäter ins Leben übergegangen, und die Kernfrage der Nationalverſammlung geworden. Daß er vom Uebertragen zum Ueberlaſſen in aller Heftigkeit des Streites den willkommenen Richtweg fand, war ein Zeichen tapferer Geiſtesgegenwart. Die Volksſouveränetät an ſich wäre ſo in Abſtracto beim Vorparlamente nicht durchgegangen. Man mag dies lobens- oder tadelnswerth finden, bezeichnend iſt es in hohem Grade für eine ſolcherweiſe entſtandene Verſammlung von augenblicklicher Allmacht, welche auch in dieſer naheliegenden Frage dem geſetzlichen Parlamente nicht vorgreifen wollte.

Nun zur Erklärung der Volksrechte — nein, das wird wieder unterbrochen durch den „Faiſeur", wie er genannt wurde und durch die luſtige Perſon des Vorparlamens, welche ich bisher in dieſer Darſtellung unverzeiblich vernachläſſigt habe.

Jener, der von Itzſtein, hielt es für nöthig, ſeinen ausgetretenen Schützlingen eine Scene zu bereiten für den Eintritt. Er mußte alſo von der Rednerbühne erklären, daß er ſeine Freunde „gebeten", ſie möchten doch bleiben, und da ſie nun „das erhalten haben, was ſie gefordert“, ſo haben ſich die meiſten auch bereit gezeigt. Es fehlten nur ungefähr ſechs bis acht von ihnen, und ſie wollten vorher noch eine kurze Berathung über die Sache pflegen.

Mit andern Worten: Wenn ſie indeſſen noch etwas Beſſeres zu thun wiſſen, ſo werden ſie das Kommen bleiben laſſen und werden thun, was ihnen gut dünkt, ohne Euch und gegen Euch. Dies ganze Treiben fing bereits an, ärgerlich Blut in der Mehrheit zu machen. Die factiöſe Anmaßung war gar zu deutlich. Sie iſt denn auch aufſteigend und abſteigend je nach Kraft oder Schwäche der revolutionären Woge dieſelbe geblieben bis zum 18. September, und der Begriff von republikaniſcher Achtung der Mehrheit, das heißt von Nichtachtung derſelben, hat ſich damals bei den ſogenannten Republikanern vorbildlich getreu ſo herausgeſtellt, wie er im Laufe des Jahres 1848 ſich entwickelt hat nach allen Einzelheiten. Die respublica, die allgemeine Sache, wurde die gemeine Sache einzelner Perſonen, welche ihre vorgefaßte Meinung durch gewaltſame Mittel aufdrängen wollten. Als ob Octroyiren von unten etwas Beſſeres wäre denn Octroyiren von oben.

In dieſem Augenblicke wurde indeſſen die Aufmerkſamkeit abgelenkt durch einen pantomimiſch erſichtlichen Kampf, welchen der Präſident mit Herrn Pittſchaft aus Mainz focht, und welcher in das tragiſche Geſtändniß des Präſidenten ausbrach: Herr Pittſchaft gebe durchaus keine Ruhe und wolle mit einem

Antrage hervor! Unbeſchreiblicher Lärm. Die Natur will ihr Recht. Je ſtrenger der Menſch lange Zeit ſeine ernſte Aufmerkſamkeit anſpannen muß, deſto unbedachter befreit er ſich auf Augenblicke von der Ernſthaftigkeit, ſobald ſich die geringſte Veranlaſſung zeigt. Dies iſt die Lehre von der Polarität, iſt das Geheimniß des Humors, und jede größere Verſammlung erwählt ſich immer bald einen ſolchen befreienden Liebling. Beim Vorparlamente fiel am zweiten Tage bereits die Wahl auf Herrn Pittſchaft, deſſen Name ſchon dazu behülflich war. „Pittſchaft der Unaufhaltſame" war aus den zwanziger Jahren her der bekannte Name eines curioſen Philiſophen, welcher das damals gar ſtille Deutſchland mit dem Rufe ſeiner Abſonderlichkeiten erfüllt hatte. Man dachte zunächſt, als der Name Pittſchaft auftauchte, jener phantaſtiſch gekleidete Sonderling ſei von einer Wüſte des Hundsrücks oder der Eifel herabgeſtiegen bei den Drommeten einer deutſchen Revolution, und werde nun, mit einem Wolfsfelle bekleidet und mit den natürlichſten Vorſchlägen für die leidende Menſchheit ausgerüſtet, auf der Rednerbühne erſcheinen. Es erſchien aber, ganz unſchuldig an ſolchem Contraſte, ein feiſter Herr mit einem Schmeerbäuchlein und einem ganz gewöhnlichen Fracke. Ah! ging es durch die ganze Verſammlung und als dieſer feiſte Herr in ganz ſchwammiger Weiſe nebenſächlich und redensartlich und ſchönredneriſch ſich erging, und die Volksmänner „Fürſten der Volksfreiheit" nannte, da verdoppelte ſich das

Ah! und als er ſich rettungslos in ſeine Wendungen verſtrickte, da begann das Lachen, und der leichte Widerſpruch erhob ſich und der unſanfte Ruf „zur Sache“ erſchreckte den Redner dermaßen, daß er mit einem Ruck ſich ſelbſt in den Zügel fiel und in der Geſchwindigkeit bilderreichen Geſchmackes Folgendes ſprach: „Ich ſage alſo 25 Jahre zur Wahlfähigkeit — jeder rheinheſſiſche Juriſt weiß auch, daß man ſich vor 25 Jahren noch nicht einmal ohne die ausdrückliche Einwilligung der Eltern vermählen darf, und iſt das nicht eine große politiſche Vermählung, die man mit dem Staate eingeht, wenn man eines ſeiner berathenden Mitglieder iſt?! Was endlich Herr Vogt vor mir geſagt hat, ſo ſtimme ich in der Hinſicht ganz mit ihm überein, daß die Wahl ganz aus dem Marke des Volkes hervorgehen muß, aber ich ſtimme nicht für 21 Jahre, weil da die Blüthe noch zu friſch iſt. Sie werfen ſich auf die Höhe platoniſcher Politik, und Sie wiſſen doch, daß dieſe ſo wenig realiſirt werden kann als die platoniſche Liebe, indem alsdann der Staat ohne Nachkommenſchaft bleiben würde.“

An dieſer Stelle entſchied ſich Pittſchafts Schickſal. Sogar der Stenograph hat ſich bemüßigt gefunden die Situation mit dem Ausdrucke „Ungeheure Heiterkeit“ zu bezeichnen, und ſeitdem hatte man Pittſchaft wohl noch einigemale auf den Stufen der Rednerbühne, ja auf der Rednerbühne ſelbſt geſehen, aber nie wieder gehört. Er war von da an ſo willkommen, daß Jedermann ſprach ſobald er erſchien, ihm ſelbſt aber nichts übrig blieb als die Pantomime. Dieſe pflegte zuerſt Erſtaunen auszudrücken, dann fragende Verwunderung, dann kategoriſche Frage, endlich Entrüſtung.

So kam und verſchwand er auch jetzt am letzten Tage als Jedermann zu einem Entſcheid kommen wollte über Erklärung der Volksrechte. Freilich kam es nicht zu dieſem bündigen Acte einer Magna charta, und nur darum nicht, weil die Phraſe des guten Herzens nicht zum Schweigen zu bringen war. Herr Venedey wollte durchaus einen „Schutz der Arbeiter" ausgedrückt haben, und brachte dafür zwei bis drei längſt bekannte Hausmittel bei, die nicht im Entfernteſten geeignet ſind, das große Wort des „Schutzes" wirklich zu bethätigen. Jedermann war bereit, alles Mögliche zu thun, aber keineswegs bereit, das Unmögliche zu verſprechen. Gerade weil man ſolch eine Magna charta zur politiſchen Religion des Landes erhoben ſehen wollte, gerade darum trat man ſcheu zurück vor einem Glaubensartikel, den man wünſchen aber nicht verbürgen konnte. Biedermann ſagte ganz richtig, es handle ſich hier von einem Minimum der „Rechte", was für ein Recht könne denn nun gemeint ſein mit dem Schutze der Arbeit und der Arbeiter? Eigentlich doch nur das Recht auf Arbeit. Dies allein iſt die Conſequenz des Gedankens, den man nicht auszuſprechen wagte, weil man doch halb und halb einſah, daß mit ſolch einer poſitiven Gewähr der Staat eine allgemeine Gewerbsverſicherungsanſtalt werden und zu dem Ende in all ſeinen Rechtsverhältniſſen umgeſtürzt werden müſſe. So viel aber wollte man ſelbſt von Seiten der Antragſteller nicht ausdrücken; man wollte mit einem Worte menſchenfreundlichen Dilettantismus an einer Stelle ausdrücken, wo nur das Ausgemachte in ein politiſches Vaterunſer vereinigt werden ſollte. Bezeichnen Sie Punkte, ſetzte Biedermann hinzu, welche eine Rechtsbaſis für Arbeiter bilden, zum Beiſpiele in der Vertretung, in der Beſteurung, und Sie werden uns Alle bereitwillig finden. Daß die Steuer nach der Steuerkraft bemeſſen werde, iſt allerdings eine negative Hülfe von poſitivem Werthe, von viel poſitiverem Werthe als eine Phraſe, die keinen organiſchen Theil des Staatslebens ändert. Wer es übrigens damals noch nicht wußte, der hat es doch ſeitdem durch das Beiſpiel Frankreichs hinreichend erfahren, wohin die pomphafte Verkündigung von geſetzlichen Grundſätzen führt, welche noch nichts weiter ſind als Wünſche und Ideen. Wohlberechtigte Wünſche und Ideen allerdings, aber noch tief in der Entwickelung begriffen, noch weit von der Reife zu geſetzlichen Formen.

Mitten in dieſer unfruchtbaren Debatte erſchienen die Separatiſten unter Heckers Anführung und die Galerien begrüßten ſie mit lebhaftem Bravo. Der Führer begab ſich denn auch ſogleich auf die Tribüne, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde, daß ſeine Parteiſtellung die Debatte zu unterbrechen berechtigt ſei, und ſagte der Verſammlung Folgendes naiv ins

Angeſicht: „Es iſt uns heute früh durch Herrn von Itzſtein mitgetheilt worden, daß die hier Verſammelten den Beſchluß gefaßt haben, uns einzuladen, an der Verſammlung wieder Theil zu nehmen.“ —

Es war kein ſolcher Beſchluß gefaßt, es war dem Unterhändler keine ſolche Einladung aufgetragen worden, und dieſe dreiſte Wendung vollendete nur den ärgerlichen Eindruck, welchen ſolcher dictatoriſche Separatismus überhaupt gemacht hatte. Um aber zum Ziele zu kommen, ließ man dies Alles unter dem Hoch der Galerie hingehen, und plagte ſich weiter mit den Einwendungen gegen eine bündige Magna charta, bis man verwirrt und ermüdet war und Alles nur der künftigen Nationalverſammlung zur „Prüfung und geeigneten Berückſichtigung“ empfahl. Es war der Keim gelegt zu einer halbjährigen Discuſſion der Grundrechte.

Die Zeit war über den Mittag hinaus vorgerückt, und man wollte zu Ende. Was alſo auch nach der Pauſe noch vorgebracht wurde, das erledigte man in Eile und Haſt. Darunter den Beſchluß, daß der Fünfziger-Ausſchuß ſelbſt ermächtigt werden ſollte, ſechs Oeſterreicher nach ſeiner Wahl in ſeine Mitte zu berufen, ein Beſchluß, der gegen den Widerſpruch eines ſächſiſchen Demokraten angenommen wurde. Ich erwähne es nebenher, weil derſelbe Demokrat am Schluſſe des Jahres „Kleindeutſchland“ errichtet und vernichtet ſah, wenn die Oeſterreicher nicht in den engern Bundesſtaat einzupreſſen wären. Darunter ferner die Frage um Poſen, welche in richtiger Weiſe nochmals angeregt wurde. Es wurde nur verlangt daß die Deutſchen zur Nationalverſammlung wählen dürften, und namentlich Reauette von Bromberg ſprach mit überzeugender Kraft für ſeine ſpeciellen Landsleute, welche ihn ausdrücklich dazu beauftragt hatten. Der Landſtrich, der ſich an der ganzen Gränze hinzieht, ſagte er nachdrücklich, iſt größtentheils von Deutſchen bewohnt, und dieſe fordern, daß ſie Deutſche bleiben, indem ſie Deutſche ſind. Es kann nicht davon die Rede ſein, daß früher einmal das Land zu Polen gehörte. Der Grund und die Scholle ſind längſt deutſch geworden, denn die Bürger ſind deutſche Bürger und tragen durchaus deutſche Sympathien in ſich. Wir ſind Deutſche und wollen Deutſche bleiben. Die Deutſchen werden nicht die Bruderhand von Deutſchen zurückſtoßen, und werden nicht uns mit blutendem Herzen einem andern Volke hingeben, welches wir zwar als Nachbarn, aber nicht als Brüder lieben. Zwar wollen wir nicht die Sympathien zerſtören, die in Deutſchland für die Polen herrſchen, aber wir ſind einmal keine Polen, ſondern Deutſche, und ſie können und dürfen uns nicht verlaſſen.“ So ſprach er eindringlich und das deutſche Herz zum Bravoruf nöthigend, und dennoch nicht ſiegreich. Der vaterländiſche Sinn war damals noch geknebelt von prunkhaftem Weſen kosmopolitiſcher Freiheit, die Liebe zum Bruder war noch ſchwächer als der vage Drang nach Umarmung der

Wolke, die nur ein Gott befruchten mag. Wir ſpielten Götter ehe wir Bürger waren, und ein wackerer Redner vom Niederrhein Namens Proff arbeitete leider im kritiſchen Augenblicke den Politikern des Schaumes in die Hände, indem er auch die Deutſchen der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen in die Forderungen für Deutſchpoſen hineinziehen wollte. So ward es denen wie Blum und Hecker, welche den Polen mehr Liebe widmeten als den Deutſchen an der Gränze, leicht gemacht, die Verſammlung vor den Conſequenzen zu warnen, vor Elſaß und Lothringen und vor allen denen, welche man ebenfalls rufen müßte, und diejenigen, welche ſpäter den Krieg mit der ganzen Welt wie ein leichtes Spiel behandelten, ſie fragten jetzt, ob man der ganzen Welt den Krieg erklären wolle für die Deutſchen an der Gränze?! So wurde denn nochmals beſchloſſen auf den Antrag der Deutſchpoſener nicht einzugehen.

Dieſer Mißton war nicht zu überwinden. Er wurde indeſſen damals auch von denen nicht tief empfunden, welche nicht läugnen konnten, daß es ein Mißton ſei. Wir waren doch froh und billigerweiſe froh, daß unſere ſo lange und ſo arg niedergehaltene Nation den endlich errungenen freien Raum feſt und mäßig, alſo tüchtig zu benutzen wiſſe. Dreißigfaltig und ungeübt kam frei und formlos mit der Windsbraut ein erſtes deutſches Parlament zuſammen, und bildete ſich und geſtaltete ſich dergeſtalt, daß binnen vier Tagen ſeine Aufgabe gelöſ't war. Wir können ohne Unbeſcheidenheit behaupten:

das war tüchtig und gereicht dem deutſchen Volke zur Ehre. Iſt es denn Jemand verborgen geblieben, daß damals ſchon eine organiſirte, zum Aeußerſten drängende Partei vorhanden war, welche die parlamentariſchen Wege und die Formen der Freiheit überhaupt nur zum Vorwande deſpotiſcher Herrſchaft gebrauchen wollte? Schon wenigſtens ſeit einem Jahre waren die Liberalen Deutſchlands, die Liberalen der Bildung und Vaterlandsliebe innerlich nicht nur, ſondern auch äußerlich geſchieden von den Radicalen, denen Bildung und Vaterland Nebenſache, denen ein abſtracter Begriff, Demokratie, Republik und ſonſtwie geheißen, Hauptſache war. Dieſe Radicalen waren damals ſchon heimlich gegliedert und ſoldatiſch vorbereitet von Mannheim bis Leipzig, ihre Heerführer traten am 3. April aus, und waren voll Zorns gegen Blum und Genoſſen, welche in der entſcheidenden Stunde ſich als Nachzügler und Unentſchloſſene erwieſen hatten; ihre Verlangniſſe gingen damals ſchon auf proviſoriſche Regierung und tabula raſa, und ihr Intereſſe war es ſchon nach der erſten Sitzung nicht mehr, dies gemiſchte Vorparlament zu Macht und Ehren kommen zu laſſen.

Dennoch kam es dazu, und Deutſchland lieferte hierin den Beweis, daß es reif ſei zu wahrer Freiheit und kräftiger Einheit, weil es im verhängnißvollen Augenblicke ſich ſelbſt zu beſiegen wußte durch Mäßigung und Treue. So war es an jenem 3. April eine wahrhaft rührende und erhebende Scene, als paarweiſe die Männer des Vorparlaments aus der Paulskirche heraustraten und unter dem Zurufe der Frankfurter, unter Glockengeläute und Kanonenſchlägen um die Kirche wandelten, des Sieges voll, daß der erſte Schritt für das einige Deutſchland gelungen ſei.

So feſtlich und jungfräulich froh iſt Frankfurt nie wieder geſehen worden als jenen Abend, da der Frühling durch die Lüfte und der Fackelzug, der Geſang aus tauſend Kehlen durch die Straßen ging, vor jedem Zugwinde geſchützt durch die hundert und aber hundert ſchwarzrothgoldenen Fahnen, das wiedergefundene, damals noch unentweihte Sammelzeichen des neuen deutſchen Reiches. Es waren die Tage der Jugend, die Stunden der erſten, ſchwärmeriſchen Liebe. Sie können nicht bei uns bleiben; es ſchreitet die Zeit, und die Mühen und ſauren Stunden werden keinem Lebenden erlaſſen. Bis zum nächſten März ſollte ſich ein Menſchenalter, ein ganzes, entfalten mit all ſeinen Wechſeln, ſeinen Enttäuſchungen und ſeinen Erfahrungen. Der bloße Zuſchauer mag müde werden, aber wer für ſein Vaterland handelt und zu hoffen nicht aufhört, wie hoffnungslos auch die Kräfte ſich manchmal verwirren, der wird ſelbſt die herbſten Erfahrungen als einen Schatz betrachten für die Zukunft des Vaterlandes. Damals freilich war Alles noch Knoſpe und weich, ſelbſt der Dorn an der Roſe. Aber Gott hat der Roſe den Dorn gegeben, er ſei uns recht und werde uns dienſtbar gegen zutappende Hände.

welche die Blume nur brechen, nicht aber pflegen wollen und nicht genießen können. Ja man bilde ihn nach in Stahl und Eiſen dieſen Dorn, wenn es ſein muß, und vertheidige mit ihm bis zum Aeußerſten die Blume des Vaterlandes, die Bildung und Kraft einer deutſchen Nation. Eine Freiheit ohne Bildung iſt die Freiheit des Wildes; eine Einheit ohne Kraft iſt die Einheit der Heerde.

II.

Die Nationalverſammlung.

Univ. Bibl.
München

1.

Das Land war alſo für Land der Nation erklärt worden durch das Vorparlament. Fünfzig Männer, in Folge dieſer Erklärung gewählt, blieben in Frankfurt zurück wie ein Generalſtab des Vorparlamentes, um das allenfallſige Kriegstheater zu überſchauen, zu überwachen und erforderlichen Falles in Kriegsſtand zu erklären bis zum Eintreffen des Nationalheeres, das heißt bis zum Zuſammentritt der Nationalverſammlung.

Dieſer Fünfziger-Ausſchuß, zum guten Drittheile aus Leuten der entſchiedenen Linken beſtehend, iſt unerwarteter Weiſe zu keiner hiſtoriſchen Bedeutung gelangt. Ich glaube nicht, daß man ihm etwas Weſentliches vorzuwerfen oder daß er etwas Weſentliches außer Acht gelaſſen hat. Er hat getrieben und wohl auch gewehrt nach Kräften. Seine Kommiſſarien erſchienen wo etwas Bedenkliches geſchah, und ſeine Anſprache ließ ſich hören wo ſie nur irgend angebracht ſchien. Auch ſaß er offen zu Gericht; und zur Erbauung für Jedermann, welcher die ſtolze Inſchrift kuruliſcher Stühle jeweilig ausgeſprochen hören wollte, verhandelte er offen im Saale des Römers grundſätzlich Politik über Deutſchland und Europa. Es waren auch anſpruchsvolle und einige tüchtige Perſönlichkeiten auf dieſen kuruliſchen Stühlen des Kaiſerſaales. Unter Jenen Führer der Linken wie Itzſtein, Blum, Jakoby, Simon von Breslau, Eiſenmann, Raveaux und Venedey, der ſchwarze und der blonde Naturaliſt deutſcher Politik. Unter dieſen Soiron, Mathy, Stedmann, Zachariä, Biedermann, Hergenhahn, Buhl, Rüder, Briegleb, Paur von Augsburg, Reh aus Darmſtadt. Aber trotz alledem iſt dieſes Sechswochen-Kind einer deutſchen Revolution kein Charakter geworden in unſrer Geſchichte, und man muß ſich jetzt ſchon darauf beſinnen, ob und daß ein Fünfziger-Ausſchuß dageweſen. Daraus ſoll ihm kein Vorwurf, es darf ihm wahrſcheinlich ein Verdienſt hieraus gemacht werden. Er hatte nur die Aufgabe, friedlich und ſicher hinüber zu leiten in die Periode der erſten deutſchen Nationalverſammlung, und dieſe Aufgabe hat er gelöſ't, ſo weit es an ihm liegen konnte.

Was man beſorgte als ein ſolcher Ausſchuß beſchloſſen wurde, das war nicht eingetroffen. Man beſorgte Erſchlaffung des Schwunges in der Nation, man beſorgte eine frühzeitige Reaktion, und meinte, dagegen werde ein Sporn nöthig ſein. Alſo ging aber die Woge keinesweges. Nicht rückwärts, ſondern vorwärts, immer vorwärts ging ſie. Von jenem dritten April an, dem Schluſſe des Vorparlamentes, ſtieg die Erregung in deutſcher Nation von Tage zu Tage, von Woche zu Woche. Zum Theil gewiß auf natürliche Weiſe wie es geſchehen muß bei einem kräftigen Volke, welches ſich ſeit Jahrhunderten einmal im Freiheitskriege gegen Napoleon ſeiner Kraft bewußt und doch um die Früchte ſeiner Anſtrengungen betrogen worden war, welches in Geduld dreiunddreißig Jahre geharrt und Enttäuſchung auf Enttäuſchung hingenommen hatte, und welches nun augenſcheinlich und von ſeinen beſten Männern erfuhr: der Augenblick iſt da zu Deiner Wiedergeburt! Es wäre ein übel Zeichen geweſen für die deutſche Nation, wenn ihre Theilnahme damals nicht erwacht und von Tag zu Tage, von Woche zu Woche nicht geſtiegen wäre. Dennoch begann damals vom dritten April an ſchon diejenige künſtliche Aufregung, welche ſpäter „Wühlerei“ genannt und zu verwirrender, gefährlicher Höhe getrieben und gemißbraucht wurde. In Roſſini's Barbier von Sevilla iſt eine meiſterhaft komponirte Arie, welche das Entſtehen und Wachſen der Verläumdung ſchildert. Dieſe unter dem Titel »la calumnia« berühmte Arie mit ihrem „immer weiter, immer weiter, immer höher, immer höher“ wurde damals in unſerm Vaterlande auf politiſche Noten geſetzt vom holländiſchen Hofe aus am Götheplatze in Frankfurt. Das eherne Standbild des Dichters ſah ſtarr hinein in die Fenſter des Gaſtzimmers, in welchem die geſchlagenen Republikaner ihre Volksrechte zu Papiere brachten, um mit dieſen modernen Xenien das Volk ruhelos zu machen bis die „eine und untheilbare“, Jedermann beglückende Staatsform für Deutſchland errungen ſei. Das Schlagwort „Republik“ wurde ſorgfältig vermieden, und auch ſonſt noch von Struveſcher Forderung einiges Schreiende geſtrichen, damit den ſchwachen Seelen kein Stein des Anſtoßes ſichtbar bleibe. Die Boten ſelbſt nur, welche den neuen Katechismus am Vormittage des vierten April gedruckt empfingen im holländiſchen Hofe und welche ſich nun mit ihren Paketen auf den Weg machten in alle Provinzen des deutſchen Bundes, ſie nur trugen das Looſungswort im Herzen nach allen Richtungen der Windroſe. Junge, regſame Leute übernahmen ſie zum Theil keuſch und fanatiſch dies Amt wie ein Apoſtelamt, um ein bis jetzt leeres Leben auszufüllen mit dem Inhalte ſolcher Propaganda. In wie hohem Grade iſt es doch auch Sache des Glücks, ob man für eine gute oder für eine mißliche Sache die Jugend- und Lebenskraft einſetzt! Wie mag der Jüngling überſehn und beurtheilen, ob das reif und zweifellos gut iſt, was er nachſpricht und verbreitet, und doch ſind es meiſt junge Männer, welche Apoſtel werden! Wie immerdar lehrreich iſt jener Saulus, welcher als feuriger junger Mann Chriſto entgegentrat in grimmiger Schärfe, und welcher erſt langſam inne ward, daß die Wahrheit bei Chriſto ſei und daß er ein Paulus werden müſſe Und Niemand hat das Chriſtenthum geiſtvoller und tiefer aufgefaßt als er. — Ohne Kraft zur Prüfung, ohne Fähigkeit des Urtheils übernehmen immer wieder bei großen Fragen der Menſchheit junge Leute eine Verantwortlichkeit, deren Schwere ſie nicht fühlen weil ihnen entweder die Waage ganz fehlt welche Gewiſſen heißt, oder wenigſtens das Zünglein der Waage fehlt, welches Urtheil genannt wird.

Solch ein junger unbedenklicher Apoſtel fuhr mit mir nach Norden und brachte mir ſolch ein Katechismusblatt bei zur Stiftung eines Vereins auf die Satzungen des Blattes. Im Poſtwagen ſuchte er mich hart geſottenen Sünder in der Geſchwindigkeit zu bekehren. Zuerſt empfahl er mir's als einem Nichtrepublikaner, denn es ſei nichts Republikaniſches darin, und jeder ehrliche Mann könne das unterſchreiben. Als ich ihm nun einige Kenntniß entwickelte über die Konſequenzen dieſer Sätze und als ich ihm beſcheidentlich mein ehrliches Bedauern ausdrückte, daß die Hauptſache doch fehle, da tröſtete er mich als einen Republikaner mit der Verſicherung: es ſtecke die Hauptſache ſchon drinn, und ich ſollte das Recept nur verſuchen, die Wirkung werde nicht ausbleiben. So beruhigt ſchieden wir von einander in Leipzig, und ich benutzte auf der Stelle ſein Angebinde. Was ich für Giftpflänzchen hielt in dieſem Strauße von Grundſätzen, das zog ich ſorgfältig heraus und präſentirte nun das geſäuberte Bouquet als Neueſtes von Frankfurt unſern halben Freunden, welche wohl zu einem „deutſchen Vereine“ treten, doch aber die Looſungsblumen des Tages nicht vermiſſen wollten. Die Welt ſchwört auf Zeichen, denn die Welt iſt zunächſt ſinnlich. Unſer Programm machte vollſtändiges Glück, und die Leipziger Republikaner ſchalten entrüſtet, daß wir „Halbe“ und „Gemäßigte“ ihnen die beſten Sätze entwendet hätten. Dieſe

Feinde des Erbrechtes wollten ein Privilegium anſprechen auf Grundſätze, die wir uns ſeit achtzehn Jahren unter Druck und Verfolgung mühſam ausgebildet und geläutert hatten. Sie wiſſen nämlich heute noch nicht, daß die Auswahl und die Beſchränkung in politiſchen Sätzen viel ſchwerer und der Freiheit förderlicher iſt als die Anhäufung und Ausweitung. Ein ſchlechter Wirth verſchwendet ohne Genuß eine Million, während ein guter Wirth mit einem kleinen Kapitale ſich und Andern ein wohlthätiges Leben bereitet. Ueberall im bürgerlichen Leben iſt es nicht der Lehrſatz allein, ſondern die Anwendung deſſelben, wovon das Wohl und Wehe abhängt.

Damals in der erſten Hälfte des Aprils wurde durch die deutſchen Vereine in Sachſen und durch ähnliche Vereine in vielen Theilen Deutſchlands der Grund gelegt zu einem patriotiſchen Damme gegen die überfluthende Demagogie. Das Wort „patriotiſch“ war und iſt das unterſcheidende und entſcheidende Wort. Deutſchlands nationale Einheit war der Grundſtein dieſer Vereine im Gegenſatze zu den blank demokratiſchen, denen nur die abſtrakte Freiheit zum Grunde lag. Nationalität bei den deutſchen Vereinen, Kosmopolitismus bei den Demokraten. Die Folge wird lehren, daß in dieſen Anfangs faſt unſcheinbaren Unterſcheidungen der Keim verborgen lag zu ganz verſchiedenen Richtungen, zu Richtungen welche einander feindlich gegenüber treten mußten. Die nationale Partei trennt ſich niemals von dem Gegebenen, alſo auch nie von der geſchichtlichen Entwickelung ihres Volkes.

Ihr Anfangspunkt iſt die Familie, ihr Ausgangspunkt das Vaterland. Wie klingt das dürftig und beſchränkt für junge Idealiſten, welche von der „kosmopolitiſchen Idee“ ausgehn und zum idealen Weltreiche kommen wollen! Der Himmel bewahre uns, daß dieſer Idealismus jemals völlig vernichtet werde. Er iſt ein Sauerſtoff für jede Nation, ohne welchen ſie verdumpfen würde zum Paraguay des Doktor Francia, zum chineſiſchen Reiche der Mitte, auf Porzellan gebaut und durch Pedanterie erhalten bis zum Augenblicke der Aufklärung. Der Himmel bewahre uns aber auch vor einer Luft, die nur Sauerſtoff enthielte. Eine ſolche kann nur tödten; und auf ſolche Tödtung ging die blanke Demokratie des Jahres 1848 aus, indem ſie den ganzen Inhalt unſrer deutſchen Welt läugnen und unſern Staat auf eine unwahre, bloß mechaniſche Gleichheit hinabſtürzen wollte. Gleichberechtigung iſt ein edles Ziel, abſolute Gleichheit iſt ein Ziel für Barbaren.

Die demokratiſche Richtung fand ihre Heere in den beiden großen Hauptſtädten, in Wien und Berlin, und in den kleinen deutſchen Staaten. Jene Städte fanden die Maſſen bereit zu Allem, denn die Maſſe iſt wüſt und unorganiſch. Die kleinen Staaten aber waren durch die Nichtigkeit ihres Staatslebens ſo entſeelt von großen patriotiſchen Zwecken, ſo verzweifelt an organiſcher Entwickelung, daß ihnen das Weiteſte und das Formloſeſte am Erwünſchteſten ſchien. Oder wenn dies die demokratiſche Auflöſung in den kleinen Staaten nicht genau erklären ſollte, ſo vergegenwärtige man ſich den wahren Inhalt des allgemeinen Stimmrechtes. Dies allgemeine Stimmrecht giebt den Beſitzloſen die Mehrheit, denn es ſind durchſchnittlich zwei Drittheile Beſitzloſer neben einem Drittheile Beſitzender. Das allgemeine Stimmrecht, noch ehe es formell ausgeübt wird in Wahlen, macht ſich am Erſten und Lauteſten geltend im Kreiſe der kleinen Handwerker, im Kreiſe der dürftigen Ackerbürger. Dieſe ſcheinen zu beſitzen, ringen aber unaufhörlich mit dem bürgerlichen Tode. Sie beſitzen in Wahrheit nur die Erlaubniß, ihrer Dürftigkeit das unerläßliche Steueropfer abzuringen. Sie bilden den Heerd der Demokratie, denn ſie verkehren unmittelbar mit den wirklich Beſitzenden und ihr Neid wird hierdurch auf das Natürlichſte aufgeregt. Der beſte Menſch wird zeitweilig dadurch empört, daß er es durch ſaure Arbeit und ſtete Entſagung nicht dahin bringen kann wohin das bloße Erbglück den mittelmäßigen Nachbar gebracht hat. Dringt ein Revolutionshauch in die kleinen Orte, ſo hält auch wohl der Beſſere das ganze Erbrecht und Beſitzweſen für eine Erfindung der Bevorzugten. Zu ſolcher Folgerung reicht ſein Verſtand aus, er reicht aber nicht dafür aus, daß auf dem Begriffe des Eigenthums unſre ganze Geſellſchaft beruht, und daß auch ſeine kleine Werkſtatt in Staub und Verlaſſenheit fallen müſſe, wenn der Beſitz des Nachbars nicht mehr geſichert bliebe. Dieſer kleine Handwerker ferner hat auf der Bierbank das Kannegießern gelernt und kann leſen und ſchreiben. Er iſt empfänglich für Pläne, er lieſ't die kleinen Zeitungen und Schriften; er verbreitet die neuen Stichworte unter diejenigen welche noch weniger beſitzen als er, und für welche er plötzlich der geiſtig und materiell überlegene Ariſtokrat iſt. Das iſt ihm eine neue ſüße Stellung, die er als Propagandiſt ſchlürfend genießt. So entſtehen die Hauptheere für Wühlerei in den kleinen Ortſchaften, und je kleiner der Staatsverband iſt dem ſie angehören, deſto beſchränkter iſt der Horizont dieſer Leute, deſto geringer iſt ihre Vorſtellung von der herrſchenden Staatsmacht, deſto geringer ihre Achtung und Treue für das monarchiſche Oberhaupt. Denn je niedriger der Baum, deſto öfter wird der Gipfel beſchädigt vom Muthwillen.

Endlich iſt in den kleinen Staaten das Grundeigenthum am Vielfältigſten getheilt. Das „Kantönli" läßt nichts Großes ganz. Theilen wir weiter, weiter! Dies iſt der erſte, natürliche Gedanke bei einer neuen Bewegung, und dieſes Zertheilen in Atome iſt ein Grundgedanke des Radikalismus. Schon deshalb alſo findet er ſeinen Sitz in kleinen Staaten. Die ſächſiſchen und die ſchwäbiſchen Staaten möge man genauer anſehn, und man wird dieſe nur angedeuteten Linien leicht zu einer vollen Zeichnung ausführen können.

Ich ſah es damals kommen, daß namentlich in ſogenannten aufgeklärten, phantaſieloſen, ſparſamen Ländern kleinen Umfangs der Staat eine Waſſerſuppe werden müſſe, in welcher auch nicht ein Fettauge übrig bleiben dürfe für

Großmuth oder Kunſt, und ich trug kein Verlangen, dieſen Abmagerungsprozeß in der Nähe anzuſchauen. Ich wollte die Wahlen zum Parlamente und die ganze Umwandelung im Gefolge der Wahlen in einem der beiden Großſtaaten beobachten, und war nur zweifelhaft ob in Preußen oder in Oeſterreich. Preußen lag mir näher, und ich hatte ſchon einen Fuß auf dem Wagentritte, da ging mir Berlin mit all ſeinen ſpirituoſen Elementen am Auge vorüber, und das ganze, ſteife Staatsweſen, dieſe gläſerne Flaſche für bloßen Spiritus, drückte mir glasblenderiſch die Augen nieder, und ich zog den Fuß zurück. Das wird ein Nagen und Nörgeln geben, dacht' ich, ein Abſtrahiren und Subtrahiren, und die unfruchtbaren Konſequenzmacher werden das große Wort führen, und die künſtliche Stadt wird durch den Wirbelwind die Spreu- und Moosdecke in die Lüfte geführt ſehn von ihren Wurzeln und man wird mit Schrecken inne werden, wie dünn dieſe Wurzeln. Dort iſt ſo große Neigung zur Trockenheit, daß es noch mancher Erſchütterung und namentlich neuer Zuſätze bedürfen wird, um die unläugbar vorhandenen tapfern und geſunden Beſtandtheile mit Saft und zeugendem Leben zu erfüllen.

Damals im April ſchien es übrigens in Berlin nur mäßig zu gähren. Der vereinigte Landtag, wie gering auch augenblicklich angeſchlagen, bildete doch eine formelle Vermittelung von alter zu neuer Zeit, und jede gerettete Form im Schiffbruche des Staates iſt ſo viel werth wie ein

Rettungsboot auf tobender, das Schiff zerſchmetternder See.

Das Wühlen begann damals erſt in Berlin, denn die dortige Märzrevolution war nur eine Kataſtrophe geweſen, nicht aber der Prozeßausgang eines aufgelöſ'ten Staates. Das Bedürfniß hieß: konſtitutionelle Monarchie! und wäre das zu rechter Zeit erfüllt worden, ſo hätte man die Umwandelung bis auf einen gewiſſen Grad, freilich auch nur bis auf einen gewiſſen Grad, in der Hand behalten können. Auf die Wahlen nach Frankfurt richtete man übrigens damamals in Preußen — glücklicherweiſe! — nur geringe Aufmerkſamkeit. Der an ſich ſchon große und mächtige Staat war vollauf beſchäftigt mit ſich ſelbſt, und bildete für Alle zunächſt ein ſtattliches Genüge. Die Freiheit! die Freiheit! war das bewegende Zauberwort. Macht und Größe überhaupt, Macht und Größe des ganzen Vaterlandes lag nur dem edleren, höheren Theile der Bevölkerung auch neben der Freiheit am Herzen. Auf friedlichem Wege Deutſchland in eine Centralmacht zu einigen war in Preußen immer nur für den gebildetſten Theil der Bevölkerung eine Hoffnung und ein lebendiger Gedanke. Die große Mehrzahl der Preußen dachte nur an das Schwert, wenn die Ausführung ſolch eines Planes in Rede kam. Das Beamtenthum und das Soldatenthum, die herrſchenden Elemente in Preußen bis zum Jahre 1840, hegten einen ſteifen Uebermuth des Formalismus, welcher ſich auch in ſeinen beſſeren Beweisgründen nicht verläugnete. Denn auch die Schulbildung, unter welcher ſie alle Bildung überhaupt getroffen zu haben meinten, war ihnen ein formeller Grund für die Uebermacht Preußens. Das reich verzweigte und tief begründete Kulturleben in den nichtpreußiſchen Ländern Deutſchlands war ihnen nicht leicht begreiflich zu machen, weil es ihnen nicht regimenterweiſe darzuſtellen war. Dieſer Trotz auf mechaniſchen Formalismus war nun wohl unter Friedrich Wilhelm IV. vielfach aus den Fugen gekommen, weil dieſer König durch beweglichen und Vieles verſuchenden Geiſt die herkömmliche Geradlinigkeit an hundert Stellen durchbrochen hatte. Aber es war nichts Neues fertig geworden, und wenn es alſo auf Fragen der Reichserweiterung ankam, ſo hielt man ſich inſtinktmäßig doch immer am Liebſten an die alte Schnur. Was Frankfurt! Was deutſches Parlament! Das war ein unklarer Weg. In Berlin galt es zunächſt eine Verfaſſung für's Land zu gewinnen. Wenn dieſe feſtgeſtellt ſei, dann könne man ſich weiter umſehn. Man hatte kein Vorurtheil gegen Frankfurt, nein, und am Wenigſten darum, weil es ſich von einem Parlamente handelte. Alles Parlamentariſche war ja ſehr willkommen, und der Bundestagswirthſchaft den Kopf umzudrehn war ganz und gar beliebt. Man war auch nicht undeutſch. Dieſen Gegenſatz zwiſchen Deutſch und Nichtdeutſch kannte man nicht. Daß man deutſch ſei, verſtand ſich von ſelbſt. Was das für Folgerungen haben könne dies gründliche Einigen zu einer deutſchen Einheit, das unterſuchte man nicht. Ueberhaupt war damals nur die dunkle Vorſtellung von einem Neugeſtalten des deutſchen Bundes, von einem kollegialiſchen Verhältniſſe der Staaten in neuer Form der unausgebildete Gedanke. An einen Bundes- oder gar Centralſtaat, deſſen Spitze Streit erregen könnte, dachte man wenig oder gar nicht.

Glücklicherweiſe! iſt für all dieſe Eigenſchaften zu wiederholen, denn dieſen Eigenſchaften in Bezug auf Frankfurt iſt es zuzuſchreiben, daß ſich in die Vorbereitung zu den Wahlen und in die Wahlen ſelbſt gar keine Leidenſchaft miſchte. Die Wahlen nach Frankfurt blieben ein Akt von zweifelhafter Bedeutung. Nehmen wir dafür Namen und Notabilitäten älteren Datums, dachte man, damit wir anſtändig und verſtändig vertreten ſind. Die friſchen Kräfte, die Mauerbrecher, brauchen wir für Berlin, damit auch gewiß die leidige bureaukratiſche Feſtung gänzlich umgeriſſen werde.

Dieſen Umſtänden iſt es zu danken, daß Preußen ſo viel ruhige, tüchtige Männer in die Nationalverſammlung geſchickt hat, welche das Ihrige beſtens beigetragen haben, die Mäßigung im wild gewordenen Vaterlande aufrecht zu erhalten und die durchgehende Berliner Verſammlung in den Abgrund raſſeln zu laſſen. Man hat ſich oft gewundert über die ſo gar verſchiedenen Wahlen deſſelben Landes; ſie ſind ſo geworden, weil ſie aus ganz verſchiedenen Beweggründen entſtanden ſind.

In den zwei nächſt folgenden Königreichen, in Baiern und Hannover waren andere Bollwerke für den mehr und mehr aufbäumenden Strom vorhanden. Beide ſind nicht übervölkert, beide haben in den alten Provinzen einen ruhigen Stamm von Ackerbauern. Baiern hat noch für den ſüdlichen Theil des Königreichs das Kirchenthum, welches den neuen Ideen den Zugang mehr als wünſchenswerth ſperrte, und der nördliche Theil, Franken und Oberpfalz, liegt nicht am Wege der Aufwiegelung und hat, was ſich bei dieſer Gelegenheit recht deutlich offenbarte, in einer guten Landeszeitung, in der Augsburger Allgemeinen, allmählig eine ſo geſunde politiſche Bildung eingeſogen, daß auch der Mittelſchlag bei der losbrechenden Ueberſtürzung nicht aus dem Wege organiſcher Entwickelung herauszuſprengen war. In Hannover aber iſt der niederſaſſiſche Stamm nicht nur ſeinem Naturel nach von kräftiger Beſonnenheit, es iſt auch eine gründliche, tüchtige, ja oft feine Bildung ſo allgemein verbreitet, daß man nie etwas Windbeutliges von dort befürchten darf.

Ganz anders waren und ſind die Verhältniſſe in den kleinen Königreichen, in Würtemberg und Sachſen und in den meiſten kleineren Staaten. Von den letzteren war nur zu hoffen, daß Meklenburg trotz ſeines ſehr natürlichen Widerwillens gegen den Adel ſeine ſeßhafte, feſten Inhalts bedürftige Natur doch nicht verläugnen, alſo auch nicht lange zu Extremen bereit ſein würde. Daß ferner Kurheſſen trotz gerechten Zorns über ſtete konſtitutionelle Täuſchung ſeinen billigen Sinn, ſeinen vermittelnden, in Formen nicht ungewandten mitteldeutſchen Takt behaupten werde. Ebenſo durfte man aus Heſſen-Darmſtadt und Baden wenigſtens einen Kern geübter Politiker, Männer wie Gagern, Jaup, Wernher, Gervinus, Baſſermann, Mathy, Welcker, Häußer, Buhl erwarten, denen Maaß und Ziel ſchon darum tief eingeprägt ſind, weil ſie ſich einer großen Geſammtheit, eines mächtigen Deutſchlands bedürftig fühlen. Aus den übrigen kleinen Ländern aber war allen Anzeichen nach nur Ueberſchwengliches zu befahren, und Schwaben wie Sachſen verkündeten ſchon damals Grundrechte, nichts als Grundrechte, ohne von Grundpflichten das Mindeſte ahnen zu laſſen.

Jenes Königreich in Schwaben iſt ja die kühnſte Kompoſition Napoleons. Ein Reichsadel rechts, welcher älter ſein will als das regierende Haus und nur einem Kaiſer — nicht gehorchen möchte. Ein Bürger- und Bauernſtand links, welcher den hartnäckigſten Eigenſinn und Egoismus nur ſo weit zum Staatsganzen herbeiläßt als er ihn durchaus herbeilaſſen muß. Jede Gemeinde eine ſelbſtändige Republik, das wäre die geſunde Form in Schwaben, denn die abgemauerten hundert Unabhängigkeiten à la Reutlingen, jene ſelbſtſüchtige Reichsunmittelbarkeit, ſind durchweg das Ideal dieſes Volksſtammes geblieben. Eines Volksſtammes voll knorriger, tüchtiger Perſönlichkeiten, die für ein großes Ganze geniale Gedanken aber wenig Geſtaltungsſinn und gewiß nicht das kleinſte Opfer bringen mögen. Zwiſchen ſolchem

Rechts und Links hat ſich ein Königthum nur erhalten können durch eine tapfere Perſönlichkeit des Herrſchers. Nehmt dieſe Perſönlichkeit hinweg, und man wird ſich zankend theilen in die Kleider und ſonſtigen Habſeligkeiten des Königthums. Was konnte von daher kommen, nach Frankfurt? Vorzugsweiſe doch nur ſolche Art, die auftrennen und theilen, theilen und auftrennen will, linke Art.

Das Königreich in Sachſen hat als ſolches zwar einen feſteren Beſtand. Denn es iſt ein Stolz neben den ſächſiſchen Herzogthümern; es hat nur einen kleinen Adel, der mit dem Königthume verſchwinden würde; es hat einen engen Zuſammenhalt in dem gemeinſchaftlichen hiſtoriſchen Unglücke welches dem ſächſiſchen Kurfürſtenthume den Kitt der Antipathie gegen den Nachbar verliehen, es hat endlich eine Gewähr in dem Sinne für Form überhaupt, welcher dem Sachſen eigenthümlich iſt. Dieſer Sinn findet eine gewiſſe Befriedigung des Geſchmacks in der monarchiſchen Form. Aber dies Alles gilt doch nur eigentlich von dem älteren und von dem gebildeten Theile der Bevölkerung, will ſagen von dem höher gebildeten Theile. Die Durchſchnittsbildung, gleichmäßiger und allgemeiner denn irgendwo verbreitet in Sachſen, iſt durch Nüchternheit erlöſ't von all ſolchen Illuſionen. Rationell, nur rationell wie Landwirthſchaft ſei der Staat. Denn der Staat iſt nur Staatswirthſchaft. Ein Geſchäft im Großen, weiter nichts, und darum die Bilanz die erſte und letzte Frage. Hier konnte es alſo den gedankenärmſten

Demagogen am Sicherſten gelingen, die mittlere und untere Klaſſe ganz einzufangen. Ganz; eben weil auch die untere Klaſſe überall ſo weit gebildet iſt, um die kouranteMünze der Demokratie als wohl berechtigt anzuerkennen und anzunehmen, und weil die mittlere Klaſſe kein tieferes Bedürfniß hat.

Für den Einheimiſchen war es nicht im Mindeſten zweifelhaft, daß hier in großer Ueberzahl Mittelmäßigkeiten von entſchiedener Freiſinnigkeit, das heißt von bloßer Freiſinnigkeit erwählt werden müßten. Mittelmäßigkeiten darum, weil durch volle Theilnahme der unteren, durchweg mäßigen Klaſſen das Alltägliche ſicher war des Erfolgs, und weil die mittleren Klaſſen in leerer Verehrung des Populären eben auch keine höheren Anſprüche machten. Das tönende Mittelmaaß muß unter ſolchen Umſtänden das Maaß der Weiſen werden. Der Einſpruch höherer Bildung konnte bei allgemeinem Stimmrechte wo nur gezählt und nicht gewogen wird von keinem merklichen Einfluſſe ſein. Am Wenigſten in Sachſen, wo zwar die Durchſchnittsbildung verhältnißmäßig zahlreicher vertreten iſt als in irgend einem andern Lande, wo aber außer Dresden und Leipzig die eigentlich charakteriſtiſche Bildung ebenſo verhältnißmäßig weniger Vertreter findet als in irgend einem andern Lande. Immerwährendes Waſchen und Abputzen iſt eine Leidenſchaft der Landesart geworden.

Da kam denn auf der Eiſenbahn die bürgerliche Gattin eines Volksmannes nach Leipzig, nach dem Hauptquartiere

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02170/030

der Demokratie, und verfügte ſich mit ihrem Regenſchirme in das Lokal des Generalſtabes, in das Komptoir einer kleinen Buchhandlung. Ihr Mann ſollte Miniſter werden, und er ließ fragen, ob das wohl rathſam ſei. Er ließ fragen, und zwar durch ſeine praktiſche Ehehälfte. Keine Zeit iſt ohne diplomatiſche Form. Er hörte da bloß, er erfuhr bloß, er brauchte ſich nicht in Antworten einzulaſſen, und hatte doch das Handwerk begrüßt, hatte doch kameradſchaftlich angefragt. Aber die Ehehälfte mit dem baumwollenen Regenſchirme wollte auch wirklich was hören, und als ſie alle die Unbequemlichkeiten und Ausgaben einer Familie entwickelt hatte, einer Familie welche Wohnung und Gewohnheit wechſeln und auf's Ungewiſſe hin ſich in der theuren Hauptſtadt einrichten ſollte, und als auf all dieſe beherzigenswerthen Dinge keine ordentliche Antwort erfolgte von dem feiſten Manne in Hemdsärmeln welcher an einem unangeſtrichenen Schreibpulte ſtand und ein Papier faltete, da wurde ſie ungeduldig, und ſagte: Nun? Herr Blum antworten ſie doch! Und dieſer antwortete, und die praktiſche Frau hörte aufmerkſam zu. Er ſprach davon, daß das jetzige neue Miniſterium doch nur was Halbes werden könne, und wenn Herr Oberländer warten wolle, ſo könne er in ein ganzes, der dauernden Herrſchaft ſicheres Miniſterium eintreten. Uebrigens möge er thun was er nicht laſſen könne.

Die Frau aus Zwickau erwiderte als gute Diplomatin hierauf nichts Beſtimmtes, und verfügte ſich mit ihrem rothen

Regenſchirme wieder nach der Eiſenbahn zurück, offenbar ſinnenden Weſens, löſ'te ſich ein wohlfeiles Billet und nahm die Sorge für ihren Haushalt und für das Königreich Sachſen reſolut mit in den Waggon. Ein Sperling in der Hand iſt beſſer als eine Taube auf dem Dache! war ihr entſchloſſener letzter Grund geweſen, und Herr Oberländer wurde Miniſter des Innern und iſt es noch;*) der weiter ſehende Rathgeber aber iſt in den Tod gerathen. Der Gatte dieſer Frau regierender Miniſter in der Reſidenz Auguſt des Starken! Die karge Dürftigkeit an die Stelle ſchöpferiſcher Verſchwendung — nur ein Jahrhundert zwiſchen dem Einen und dem Anderen. Ohne Geiſt, ohne Begriff vom Staate einen Staat zu regieren, erleuchtet und getrieben allein von geiſtloſen, despotiſchen Klubbs, welch ein modernes Heldenſtück! Welch eine Ausſicht für den ohnedies verwäſſerten Sinn dieſes Landes, welch eine Ausſicht der Zuthat für das deutſche Vaterland!

Traurig fuhr ich durch dieſen ſauber gepflegten Garten, welcher Königreich Sachſen heißt, vorüber an der romantiſch lockenden Hauptſtadt, von einem Ende des Reichs bis zum anderen. Noch gab es verbrecheriſche Haſen auf den Feldern. Man wird Euch gemeinſchädlichen Böſewichtern, welche rückſichtslos über die Saat laufen, wohl gar davon freſſen, man wird Euch den Garaus machen und Euch buhleriſchen Rebhühnern desgleichen! Dieſer ſträfliche Luxus der Natur wird gründlich ausgerottet werden. Der künftige Reiſende ſoll nicht mehr durch Euren Anblick Aerger erleiden. Müßiggänger ihr! Das letzte Exemplar für's Naturalienkabinet, wenn ſolch ein Kabinet, weil es doch zum Unterrichte dient, gelitten werden darf! Und der Herrgott dazu neben den letzten Haſen in's Naturalienkabinet, wenn man endlich einmal dieſes ſogenannten überſinnlichen Weſens habhaft werden kann, das immer wieder ſo viel Unnützes und Ueberflüſſiges entſtehen läßt wie Haſen und Hühner wie Fürſten und Philoſophen und Konſervative.

---

*) Im Winter 1848/49 geſchrieben.

2.

Auch von einem Ende Schleſiens bis zum andern, eine königliche Ausdehnung nach dem Titelſtile der Rheinbundszeit, ſauſ't der Dampfwagen. So jählings wie dieſe moderne Veränderung war auch der politiſche Wechſel über dieſe Provinz gekommen; die Provinz taumelte. In der Liegnitzer Gegend ſtiegen einige Kleinbürger ein und ſtrahlten dergeſtalt von Genugthuung, daß es Niemand neben ihnen aushalten konnte. Sie waren ſo recht in den Flegelmonaten der Freiheit, und rühmten ſich unbefangen ihrer Heldenthaten. Beſonders gegen einen Regierungsrath, der es vielleicht verdient hatte. Früher hatte er überall das große Wort geführt und

Niemand aufkommen laſſen, namentlich in der „Reſſource“, einer geſchloſſenen Geſellſchaft. „Wenn Einer von uns da hätte hinkommen wollen,“ rief der Magerſte von dieſen Kleinbürgern, „wie wär' er 'naus gefenſtert worden, und jetzt will der „„Kerl““ in unſre Volksverſammlung kommen! Das wär' nicht übel!“ — „„Und will noch dazu reden!““ ſagte der Dickſte, „„reden, wo wir zu reden haben! Das wär' die rechte Höhe! Wofür wären wir denn Demokraten, wenn das vornehme Volk noch mitreden dürfte!““ — „Na, er hat's gekriegt!“ ſchrie triumphirend der Magere. Sie hatten ihn „'nausgeſchmiſſen“, und waren ſehr ſtolz über dieſen Akt des freien Volkes.

In Breslau vor Allem duftete es nach Gährung wie in einer Backſtube. Hierher hatte auch mein republikaniſcher Kolporteur und Reiſegefährte von Frankfurt ſeine nächſte Richtung genommen. Man ſpürte den Erfolg. Es iſt ein leicht beweglicher, den Oeſterreichern nahe verwandter Volksſtamm dieſer ſchleſiſche. Slaviſche Elemente ſind hier in vielen Atomen übergegangen in's deutſche Weſen. Sie haben es oberflächlich belebt, aber im Grunde doch nicht verändert. Wie arg und kraus dieſe Schleſier auch anfangen mögen, ſie treiben's nicht lange bös,, der Kern iſt nicht zäh, und die Säfte des Kerns ſind doch ganz und gar von deutſcher Gutmüthigkeit durchdrungen. Damals freilich ſchien ihnen Robespierre nur ein Dilettant geweſen zu ſein, und dieſelben guten Bürger, welche mich vor funfzehn, ja vor zehn Jahren ſcheu angeſehn wie einen des Verbrechens Verdächtigen um des Liberalismus willen, dieſelben guten Bürger ſprachen jetzt über jenen Liberalismus wie über ein unſchuldiges Kinderſpiel. Was Ganzes wollten ſie ſein; ganze Demokraten, wenigſtens wie Schlöffel und Graf Reichenbach. Beide hingen an bedenklichen Zipfeln der Demokratie. Der Graf an einem kurios bunten halbſeidenen Zipfel, der nach einer gewiſſen Romantik ausſehen ſollte, weil er konfus aus widerſprechenden Beſtandtheilen zuſammengewebt war und roth ſchillerte, ein Zipfel, nicht ſtark genug ſich oder den Gegner dran aufzuhängen, ein Zipfel für's Knopfloch, ein Zipfel der Lüderlichkeit, die heute Demokratie morgen ſonſtwie heißt. Unſere widerwärtigſten Ariſtokraten von der „rothen Erde“ ſind neben ſolchen Spreu-Naturen von ganz anderem Schrot und Korn. Ihre ärgſte Verſtocktheit iſt deutſcher Entwickelung förderſamer als ſolche ſlaviſirte Kokefterie, welche jedem Volksgelüſte vortanzt, hohl wie die Querpfeife, die zum Tanze aufſpielt. — Bei Weitem wichtiger war und iſt die ſchleſiſche Sorte „Schlöffel.“ Dieſes Geſicht, aus lauter Haar und ein Paar Katzenaugen beſtehend, hat man ſpäter in Frankfurt Parlamentshyäne genannt, hiermit aber doch nur die ſchlimmſte Konſequenz der Schlöffelſchen Eigenſchaften bezeichnet. Der Urſprung dieſer Sorte iſt wenigſtens eben ſo wichtig als die Konſequenz derſelben. Es iſt der verbildete Bauer als Politikus, der den Bauer nicht mehr verſteht und der Politik nie verſtanden hat. Zorn gegen widerwärtige Regierung iſt die

Urſache Schlöffelſcher Laufbahn, und zu dieſer Urſache hat er wahrſcheinlich Fug und Recht gehabt, und jedenfalls in unmäßiger Verfolgung von Seiten der Regierung Fug und Recht gefunden. Wohin hat ihn das aber geführt? Zu einem Feldzuge gegen den Staat überhaupt, wozu er kein weiteres Mittel hat als eben den Zorn. Truppen und Kriegsmaterial der Bildung ſind ihm verſagt. Mit ein paar kurzen Gedanken, aus ſogenannter bureaukratiſcher Erfahrung abgeleitet und unterſtützt durch das Elend ſchleſiſcher Weber, hat er einen Guerillakrieg, zu dem er berechtigt war, in einen großen Feldzug verwandeln wollen. Das iſt die Ueberhebung, zu welcher der kleine Verſtand immer geneigt iſt, und in welcher die Demokratie heutigen Tages ihr Grab findet. Denn die Einſeitigkeit, welche ſich zum Princip über das Ganze ausdehnen will, tödtet ſich eben ſo ſchnell als ſie Erfolg gewinnt. Als ein Punkt der Oppoſition, der als Punkt ſtreng und ſcharf und unerbittlich Geltung verlangen durfte, war Schlöffel von Wichtigkeit und wäre er Zeitlebens von Wichtigkeit geblieben. In engliſcher Weiſe alſo wie ein Cobden Tag für Tag dasſelbe eine Wort ſagend konnte er wohlthätig wirkſam werden. In franzöſiſcher Weiſe aber ſeinen Punkt zum Princip einer ganzen Staatswelt aufblaſend mußte er gefährlich oder abgeſchmackt werden. Wie bäuriſch er ſich anſtellt, iſt er übrigens doch nicht ganz ohne Schulbildung. Die Elemente zur Bildung haben ſich nur nicht zu einer Bildung vereinigt. Der höhere Ernſt hat immer gefehlt, und vielleicht im Bewußtſein dieſes

Mangels hat er ſich deſto leidenſchaftlicher auf das einſeitige Hämmern einer ernſten Sache geworfen. Dies iſt ſchleſiſch. Man beſchwichtigt ſich ſo gern für die Tugend, die uns entweicht, weil ſie eine gleichmäßige Anſtrengung und Entſagung fordert, man beſchwichtigt ſich ſo gern durch übertriebenen Eifer für eine einzelne, tugendhaft geheißene Sache. Nicht ſchleſiſch aber an Schlöffel iſt der dauernde Grimm, welchen er athmet. Er iſt entweder ein Zeichen, daß die Verkümmerung des Erwerbslebens und des politiſchen Lebens doch auch hier ein ſtark ätzendes Gift entwickelt hat, oder er iſt ein Zeichen, daß der Fanatismus der Parteiung und vorgefaßten Meinung überall gleichmäßig ſein pſychologiſches Rechenexempel darſtellt. Der Volkscharakter mag wie der ſchleſiſche noch ſo ſehr angethan ſein zur Ausgleichung, die vorgeſchobenen Vorpoſten drängen ſich doch im einmal verbitterten Muthe zum hoffnungsloſen Kampfe.

Freilich galt damals der Kampf für ſehr hoffnungsvoll. Wenigſtens in Bezug auf den Untergang des Feindes. Was der Sieger werden ſollte, das brauchte Niemand beſſer zu wiſſen als die allgemeine Redensart es wußte. „Der Demokrat wird Herr!“ — Wer gehorcht? — „Niemand braucht zu gehorchen, Jeder hilft regieren!“ — Wie wollt Ihr dies himmliſche Leben zu Wege bringen? — „Das wird ſich in Berlin ſchon finden!“ — Bloß in Berlin? — „Nun in Frankfurt auch, die Republik ſoll groß werden.“

So war ich im Kreiſe umherfahrend an die Grenze des deutſchen Gebietes gekommen, welches ſeit langer Zeit vorzugsweiſe Deutſchland genannt wird. „Draußen in Deutſchland,“ ſagte man und ſagt man in Oeſterreich. — Aber auch in Oeſterreich ſollte jetzt für das deutſche Parlament gewählt werden. Dieſer Unterſchied zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich ſollte alſo aufhören.

Wird es nicht überhaupt da drüben jenſeits der Sudeten für die nächſten Jahrzehnte wohnlicher und erquicklicher werden als im eigentlichen Deutſchland? So dachte wohl Mancher, dem die Zerſetzung im eigentlichen Deutſchland bedenklich wurde, dem die Freiheit willkommen, aber die Auflöſung aller Machtverhältniſſe im Staatsleben dem Staate wie der Freiheit zuwider ſchien. Nur eine richtige Vertheilung der Macht bildet die Freiheit; nur wenn Jeder ſeinen Kräften und Anſprüchen gemäß betheiligt wird am Staate, nur dann entſteht ein freier Staat. Jeder ſoll dürfen was er kann. Man ſchrie aber ſchon: Jeder ſoll dürfen was er mag! Und das nannte man Demokratie. Das iſt nicht Demokratie, nicht Volksherrſchaft, das iſt Ochlokratie, iſt Haufenherrſchaft. Zum Volke gehört nicht nur Alles, es gehört dazu auch jedes einzelne Glied im Ganzen. Unter Volk verſteht man im Staatsleben nicht bloß eine Heerde von ſo und ſo viel Geſchöpfen, ſondern man verſteht darunter eine Geſammtheit von charakteriſirten Menſchen. Charakteriſirt ſind ſie dadurch, unterſchieden von der Heerde ſind ſie dadurch, daß ſie nach

Bedürfniſſen, nach Fähigkeiten, nach Intereſſen gruppirt ſind. Dieſe Gruppen, das Produkt der Geſchichte und der Bildung, ſollen nicht aufgehoben, das Volk ſoll eben nicht zur Heerde zurückgebracht werden. Das kann und darf nicht Zweck einer Staatsbewegung ſein. Die Gruppen ſollen nur neu geſtaltet, in neue, zeitgemäße Verbindung untereinander geſetzt werden. Was in Ständen und Klaſſen zur Kaſte erſtarrt iſt, *das* ſoll aufgelöſ't werden. Stände und Klaſſen ſelbſt radikal beſeitigen wollen, heißt den Organismus eines Volkes beſeitigen wollen, denn in gewiſſen Unterſchieden wird ſich das immer gliedern müſſen, was über den Haufen, über die Heerde hinaus eine Geſellſchaft bilden will. Die Geſellſchaft demokratiſiren iſt alſo etwas ganz Vernünftiges. Der Ariſtokrat mag es haſſen, aber er kann ihm den vernünftigen Sinn, die organiſche Berechtigung nicht abſprechen. Ganz etwas Anderes verſtanden und verſtehen unſere Demokraten par excellence unter der Aufgabe unſrer Zeit. Sie wollen nicht bloß demokratiſiren, ſie wollen alle Unterſchiede aufheben. Nicht bloß die Unterſchiede der Kaſte, nicht bloß die Vorrechte, ſondern auch die Unterſchiede der Natur, der Fähigkeit, des Intereſſes, der Bildung. Weil ihnen der bisherige Organismus, das heißt der Organismus wie er *geworden* war, nicht gefiel, glauben ſie überhaupt keinen Organismus wollen zu dürfen, und ihr Ideal iſt — der Brei. — In dieſer Ausdehnung wird der Begriff Demokratie immer wie eine Barbarei ſich ankündigen, wenn er in Vollzug geſetzt werden ſoll an geſchichtlich ausgebildeten Staaten. Der Begriff Demokratie in ſolcher Ausdehnung gehört nur in einen entſtehenden Staat. Da entſteht der Staat mit dieſem Begriffe, und der Begriff verwächst ſich, wie die erſte glatte Rinde eines Bäumchens mit dem Wachsthume des Baumes ſich verwächſt in gerippte oder ſchuppige oder knorrige Rinde. Er verwandelt ſich von Jahr zu Jahr. Will man darauf zurückkommen bei einem alten Staate, bei einem alten Baume, will man die Rinde abkratzen bis auf den Splint, dann tödtet man den Baum wie den Staat. Die Franzoſen haben uns dies hinreichend vorgeſpielt, und wir ſollten dies mechaniſche Spiel nachahmen wollen?

In Oeſterreich, dachte man, wird dies am Schwerſten werden. Da ſind die Unterſchiede ſo groß und ſo mannigfaltig, da ſind ſo viel erſt entſtehende Völkerſchaften einverleibt, da iſt ſo viel natürlicher, liebenswürdiger, unverbildeter Sinn in der Bevölkerung, daß man die engliſche Verfaſſung mit ihrer gründlichen Freiheit und ihren ſtarken Gliederungen bereitwillig zum Vorbilde nehmen und einen durch Mannigfaltigkeit überaus intereſſanten freien Organismus ſchaffen wird. Ein lehrreiches, ergiebiges Schauſpiel grandioſer Reform glaubte man erwarten zu dürfen. Manchem ſtieg wohl die Beſorgniß zu Herzen, daß gerade hier eine theilweiſe Wiederkehr franzöſiſcher Revolutionsſcenen eintreten könne, weil der Despotismus zu lange und zu viel niedergehalten habe, weil zu viel grelle Unterſchiede nicht nur im Beſitze, ſondern auch im Rechte Erbitterung aufgehäuft, weil das Gleichgewicht in politiſchen Dingen da am Schwerſten und Langſamſten gefunden werde, wo es am Längſten und Aergſten mißachtet worden ſei, und weil endlich dies Gemiſch von Völkerſchaften, einmal entfeſſelt, in Kometenbahnen gerathen werde. Der Doktrinär ſetzte hinzu: wie können ſo verſchiedenartige Völkerſchaften, die ſich nun ſelbſt Geſetze geben ſollen, die ſich alſo nun Geſetze für ſich und ohne Rückſicht auf den Geſammtſtaat geben werden, wie können unter Conſtitutionen Deutſcher und Kroat, Pole und Italiener, Tſcheche und Magyar in eine Monarchie vereinigt werden?! Wie? Auf keine Weiſe. Dieſe Monarchie wird krachend auseinander fallen.

Der Doktrinär ſchließt unerbittlich nach abgezogenen Grundſätzen. Er tödtet und belebt auf gewiſſe Symptome hin, unbekümmert, ob der zu beurtheilende Zuſtand neue, noch nirgend dageweſene Beſtandtheile enthalte und mit den bekannten Symptomen deshalb nicht erſchöpft werde. In Betreff Oeſterreichs war es jedenfalls ſchon eine gewagte Folgerung, indem man die verſchiedenen Völkerſchaften wie volle Nationen behandelte. Das ſind ſie keineswegs. Sie ſind theils Bruchſtücke, theils Anfänge, deren Lebensfähigkeit noch ſehr in Frage iſt. Denn von einer Völkerſchaft bis zu einer Nation iſt ein ſo weiter Weg wie vom Kinde zum Manne. Nicht alle Kinder werden Männer, ſelbſt die nicht alle, welche das Mannesalter erreichen. Der eigentlich öſterreichiſche Kitt ferner, eine ganz ſpecifiſche Eigenthümlichkeit, iſt dem Doktrinär unbekannt. Dieſes Zuſammenleben durch Geſchichte, durch

Heer, durch millionenfach verzweigten Beſitz in Münze, Schuldbrief und Erwerbsleben iſt eben wieder nur öſterreichiſch und nirgends anders in der Welt als Gattung aufzufinden. Wär's nur der Kaiſer und die Hypothek und die Banknote und der weiße Rock, pflegten Kundige zu rufen, ſie allein hielten Oeſterreich zuſammen!

In der That fand ich in der Mitte Aprils Oeſterreich, dies befreite Jeruſalem, in einer Stimmung, welche meine roſigſten Vorſtellungen übertraf. Man wurde in den Irrthum hineingeführt wie in einer Zauberoper. Muſik und Dekorationen und koſtümirte Menſchen und Beifall in allen Rängen und Beleuchtung von allen Seiten ließen gar nichts aufkommen als Hoffnung und fröhliche Ausſicht. „Das iſt eben Wien,“ ſagte man mir zuverſichtlich lachend, „das iſt eben Wien, wo Eure gelehrten hiſtoriſchen Analogieen nicht zu Hauſe ſind und alſo nicht paſſen. Laßt alle Abſtraktion draußen, die Ihr hier eintretet, denn hier iſt ein irdiſches Paradies von Dante. Obwohl wir ſo lange geknechtet worden, ſind wir doch naiv geblieben, und ſind nicht ſo thöricht verbittert, daß wir uns die endlich errungene Freiheit durch Uebertreibung verderben möchten. Gewiß nicht! Durchaus nicht! Abſolut nicht! Sehen Sie ſich um, ob wir Recht haben!“

Es war wirklich ein reizender Anblick, es war eine immerwährende Chriſtbeſcheerung in der Kaiſerſtadt, und wie die liebenswürdigſten Kinder betheuerten ſie alle, Jung und Alt, Hoch und Niedrig: ſie würden ſich gar werth zeigen dieſer

Chriſtgeſchenke, ſie würden für gute Aufführung ſorgen gegenſeitig, beſonders mit der Preßfreiheit. Wir haben, denken Sie, wir haben, wir in Wien, wir Heloten eines Sedlnitzky, wir haben Preßfreiheit! Wehe dem, der ſie mißbraucht. Wir haben Nationalgarde, wir bekommen eine Conſtitution! Sie ſoll mäßig ſein, und unſere Nationalgarde wird ſie aufrecht erhalten. Glauben Sie das nicht? Sehen Sie doch, wer in die Nationalgarde tritt! Alles, Alles was Bildung und guten Willen hat. Seit vier Wochen probiren ſie an der Uniformirung, daß ſie nur ja einfach und geſchmackvoll werde, daß ſie ein Schmuck werde für jeden Wiener. Und unſre niedre Klaſſe, wie brav benimmt ſie ſich, wie beſcheiden! Wir haben gar kein Proletariat, wir haben Arbeiter und die haben Arbeit. Hier iſt Alles anders, und nichts wie in Paris.

Der verſtockteſte Doktrinär konnte hier roſigen Glaubens werden. Da war zum Beiſpiele ein fremder Politikus, ein norddeutſcher Redner eingewandert, ein Mann Namens Schütte. Der hatte befremdliche Ausdrücke und Wendungen gebraucht in ſeinen Vorträgen auf der Aula, wo das öffentliche Reden über Alles und noch einiges Andre harmlos begonnen hatte; der hatte gar von einer Sturmpetition geſprochen vor einem großen, ſehr gemiſchten Publikum. „Das iſt ein Verführer! Das iſt einer von den Demagogen, die wir nicht haben wollen! Den ſoll der Teufel holen; wenigſtens ſoll er aus Oeſterreich hinaus!“ Und dabei raſſelten die auf Maaß und Ziel bedachten Nationalgardiſten mit ihren Waffen, und drangen bei den Literaten auf Gericht über dieſen Literaten Schütte, und veranlaßten draußen beim Sperl eine öffentliche Unterſuchung ſeines Treibens. Das war eine merkwürdige Erſcheinung! Fünf Wochen nach einer Revolution, nach einer Revolution, die einen Metternich und deſſen ewig gewordenes Syſtem geſtürzt, berathſchlagen Schriftſteller und Nationalgarden öffentlich, ob nicht ein der leiſen Wühlerei verdächtiger Mann wie dieſer Schütte beſeitigt, und wenn's nicht anders ginge, tyranniſch, gewaltſam, durch kurzen Ausweis beſeitigt werden müſſe. Denn Ordnung, ruhige Entwickelung ſei nöthig, und man wolle nicht das unerfahrene Volk verführen und aufrühren laſſen; man wolle die Freiheit in einfacher, geſunder Weiſe aufwachſen und ſich ausbreiten ſehn. Iſt dies nicht ein ſchlagendes Merkmal, wie das Verhängniß in den erſten Akten ausſehen mag? Ein ſchlagendes Zeugniß, daß die Dinge im Staatsleben ſich nicht beſtimmen laſſen von dem guten Willen einiger Einſichtigen! Ja, dies war ein erſter Akt, bei welchem auch ein Theil des Perſonals auftrat, welches ſpäter in die Kataſtrophe verwickelt worden iſt. Neben mir ſtand längere Zeit Meſſenhauſer, der mir aus ſeinen fernen Garniſonsorten Novellen-Manuſcripte nach Leipzig zu ſchicken pflegte, Manuſcripte von bedenklicher Breite und Länge, von blumiger Ueberſchwenglichkeit und von unmotivirten heroiſchen Wendungen. Jetzt ſchon hatte er ſeinen Officiersrock mit dem bürgerlichen Kleide vertauſcht zu meinem Erſtaunen. Oeſterreich iſt eben in ſchweren Krieg verwickelt worden und da nehmen Sie den Abſchied? Wofür denn haben Sie ſo lange im Frieden gedient bis zur Oberleutnants-Stelle? Iſt es nicht Sache der Ehre und des Patriotismus, gerade im Augenblicke der Gefahr nicht auszutreten? — Ich verſtand ſeine Antwort kaum; ich ahnte nur, daß Ueberſpanntheit die Nerven trieb in dieſem ſchmächtigen, ſehnigen Leibe, in dieſem blaßgelben, mit ſtarrem Barte bedeckten Antlitze, in dieſem ſtechenden braunen Auge. Ich dachte an ein Getränk, das nicht ausgegohren und einen Stich hat. Er verſchlang mit gierigem Auge und Ohr Alles, was da oben auf einem kleinen hölzernen Orcheſtre erſchien und ſprach. Da ſaß der Angeklagte und rauchte mit bewunderter Ruhe ſeine Cigarre und ſprach feiner und geſchickter und deshalb verdächtiger denn irgend Einer. Da ſaß neben ihm ein wohlbeleibter Mann mit glattem, wohlgefärbtem Antlitze, der ſich unruhig mitunter über das dunkelblonde Haar fuhr. Das Ganze ſchien ihm nicht zu behagen; er ſchien innerlich dem Angeklagten beiſtehen zu wollen, und wollte doch nicht ganz und gar gegen den Strom ſchwimmen. Es war Schwarzer, der in ſeiner Zeitung die öſterreichiſchen Verhältniſſe ſpekulativ aufzuwühlen begann an allen Gränzen. Der öſterreichiſche Beobachter, Metternichs Organ, war in ſeine Hände gerathen und da weder Redaktion noch Plan ſchon geordnet war, ſo ſah dieſe „Allgemeine öſterreichiſche Zeitung" noch ſehr verworren aus, und ſie war das erſte Blatt, welches aus dem Sonnennebel die allgemeine Verwirrung zuſammenballte. Ein kleines, magres Menſchenkind trippelte öfters von unten aus dem Haufen zu Schwarzer hinauf und flüſterte ihm von hinten etwas ins Ohr. Das war ein Mitarbeiter ſeiner Zeitung, den ich früher in Leipzig geſehn, ein blutjunger Philoſoph, der mit den logiſchen Formeln rechnete, daß der Stil und die geſunde Vernunft bitterlich ſeufzten unter den Mißhandlungen knabenhafter, mit abſtrakter Denkfähigkeit verſehener Unerfahrenheit. Wer hätte gedacht, daß dieſer ſogenannte kleine Jelineck in den Tod fallen würde in dieſer öſterreichiſchen Politik, für welche ſein unreifes, norddeutſches Verſtandeszeug allerdings paßte wie die Fauſt aufs Auge. Er ſtammte zwar aus Mähren, hatte aber ſeine ganze Bildung in Norddeutſchland zuſammengeleſen und war damit in Oeſterreich fremd. Der wirklich Fremde kann Herrſcher werden, wenn er mit großen Gaben eintritt in die revolutionäre Epoche eines Landes. Leiter aber wird er nicht leicht; dazu fehlen ihm die hundert verborgenen Fäden des Herkommens, an denen ſich bis auf einen gewiſſen Grad auch die wildeſten Dinge entwickeln. Wird ſolch ein Fremder aber nicht Herrſcher, ſo fällt er eben auch viel eher als Opfer, denn der Einheimiſche. Welch ein Eindruck alſo, wenn man ſolch einen unreifen jungen Kritikaſter zur Leitung Oeſterreichs vordringen ſah! Wenn man ſeinen damaligen Nachbar im Sperlſaale, eine knochenſchlottrige Figur mit lauter unöſterreichiſchen Ecken, Ja! und Ja! zu des kleinen Kritikaſters ſchneidenden Einwendungen ſagen hörte! Ein gefährliches und gefährdetes Paar. Keiner von Beiden kannte Oeſterreich, Keiner gehörte nach Oeſterreich, wenn Ton und Richtung angegeben werden ſollte. Denn auch dieſer Nachbar, ein kritiſcher Muſiker ohne Muſik, wie jener ein Philoſoph ohne Philoſophie, war aus dem Norden. Ein abgemagertes, dünn behaartes Haupt mit geiſtlos ſtarrendem blauen Auge war dieſer Becher troß langjährigen Aufenthalts immer eine fremde Stange in Wien geblieben, eine Stange ohne Wurzel, ohne irgend einen treibenden Zweig. Was Muſik ſei hatte dieſer innerlichſt unmuſikaliſche Phantaſt den muſikaliſchen Wienern beweiſen wollen, und jetzt wollte er, der unklarſte Politiker unter der Sonne, politiſcher Wegweiſer werden in Wien. Er perorirte an jenem Abende für Schütte, und was er ſagte war abſtrakt richtig, war aber unzweifelhaft falſch in den gegebenen Wiener Verhältniſſen, ganz ſo ein kurioſer Mißton wie das, was er zu komponiren pflegte, richtiger Generalbaß, aber unzweifelhaft ſchlechte Muſik war. Wenn Shakeſpeare dieſen Becher ſähe! dachte ich an jenem Abende zu wiederholten Malen. Neben Falſtaff welch ein ſchulmäßig dummer, welch ein prächtig dummer Dogmatiker, der das Lachen für eine Albernheit erklärt und doch ſo ausgiebig fördert — jetzt erſchreck' ich über mein damaliges Gedankenſpiel, oder vielmehr ich erſchrecke über das furchtbare Glücksſpiel, welches wir Welt und Menſchenleben nennen. Dieſe immer grau gekleidete Figur Becher, die ich ſo gern einem Shakeſpeare überantwortet hätte, um ſie genießbar zu ſehen, dieſer kindlich gutmüthige arme Narr iſt dem Kriegsgerichte in den Schuß gefallen!

Sein kleiner Nachbar desgleichen und mein Nachbar an jenem Abende, Meſſenhauſer, ebenfalls. Auch Meſſenhauſer erklärte ſich damals in zitternder Aufgeregtheit, leiſe vor ſich hinſprechend, für den Angeklagten und gegen die „Fanatiker der Ruhe“, gegen das damalige Wien. Ein vierter Genoſſe aber von ihnen, ein kleiner dickbäuchiger Mann, der ſich durch die Menge vordrängte nach dem Orcheſtre und mit rationell politiſcher Logik für Schütte ſprach, ein ganz klarer, nüchterner Agitator, Tauſenau mit Namen iſt allen Schwertern und Kugeln entgangen. Ein guter Verſtand bleibt eben doch ein recht zuverläſſiger Wanderſtab.

Dies war ein April-Abend, und die Folge davon war, daß die Nationalgarden die Fortweiſung Schütte's in den nächſten Tagen durchſetzten bei der Regierung. So herrſchſam war der Drang gegen jegliche Aufwiegelung. — An einem jener Abende wurden „die Karlsſchüler“ zum erſten Male aufgeführt an der Burg, und zu dieſer Aufführung erſchien der Kaiſer und der Hof zum erſten Male wieder ſeit der Märzrevolution im Theater. Das war doch eine Demonſtration, die Jedermann verſtehen mußte und die Jedermann freudig verſtand: der Kaiſer erklärt ſich unumwunden für die neue Zeit! Mit Jubel wurde er begrüßt und die Volkshymne wurde mit Hingebung und Begeiſterung geſungen. Hinter dem Vorhange ſangen die Karlsſchüler und Schiller und der Herzog Karl im Koſtum vernehmlich mit, und als die ſtürmiſchen Reden Schillers kamen, da ſuchte ſich der Beifall mit feinem Gefühle die Stellen, welche nur den unzweifelhaft gerichteten Dingen galten. Als ein Karlsſchüler rief: „Es lebe die Republik“! ward es ſo ſtill, daß der Schauſpieler ſelbſt zu erſchrecken ſchien, als aber Kaiſer Joſeph's in verdienten Ehren gedacht wurde, da wollte der donnernde Zuruf nicht enden — kurz, der nüchternſte Zweifler mußte eingeſtehn, daß Wien und Oeſterreich auf dem Wege der Reform über die aufgeriſſene Grenzſcheide zwiſchen alter und neuer Regierung hinweg zu kommen ſcheine. Dieſer Irrthum iſt ſo alt! Dieſer Irrthum iſt ſo ewig: daß ein Menſch, daß ein Volk die Erfahrung des andern Menſchen, des andern Volkes ſich aneignen könne! Jedermann weiß aber nur und glaubt nur ganz was er ſelber erfahren, und ein Volk beſonders wird nur durch Erfahrung klug.

Andern Tags erſchien die Konſtitution. Damit war der Ausgangspunkt erreicht, um — auseinander zu gehn. Gerade wie beim Vorparlamente. So lange man ſich im Allgemeinen ergehen konnte, da machte ſich Jeder ſeine Rechnung nach ſeinem Gelüſte, nach ſeinen Wünſchen, nach dem Maaße ſeiner Bildung. Sobald aber die erſten Grenzlinien gezogen werden, da ſondert ſich das Ganze in Theile, in Parteien. Was? riefen Dieſe, darauf nur ſoll es hinaus? Was? riefen Andere, zwei Kammern für uns Demokraten und eine oktroyirte Verfaſſung! Nimmermehr! — Ja, meinten die mäßiger Geſinnten, zwei Kammern allenfalls, aber nicht eine ſolche Pairskammer! — Kurz, nun hatte der Strom ſeine Klippe, an welcher er ſich brechen, welche er peitſchen und beſtürmen, welche er mit ſprützendem Schaume bedecken konnte. Und nun ſchwoll dieſer Strom kaum merklich von Tage zu Tage.

„Und würfſt Du die Krone ſelber hinein“, der Strudel befriedigt ſich nicht, er will ſeine Bewegung. Es hätte damals geboten werden können was immer, es wäre untergegangen in der Bewegung, welche entſtehen wollte und welche — entſtehen mußte, wie wir uns ſpäter, nachdem wir vom Rathhaus herunter gekommen, wohl eingeſtehen mochten. Der Uebergang in Oeſterreich war durch die Verzögerung ſeit Kaiſer Joſeph, alſo ſeit ſiebenzig Jahren verhindert worden, wie konnte das Leben des Reiches, welches ja doch ein Organismus, ihn ohne Fieber beſtehen!

Das erſte Stadium dieſes Fiebers ward gemildert durch die deutſche Frage, durch die Frage um Frankfurt, um die Nationalverſammlung, welche im Vordergrunde erſchien, weil ſofort Abgeordnete zur deutſchen Nationalverſammlung gewählt werden ſollten. Das war inſofern eine Milderung, eine Ablenkung als es wiederum etwas Unklares, Unbegrenztes betraf. Es ging an die Phantaſie und in keiner Weiſe an eine vorgefaßte Meinung, alſo nirgends an die Leidenſchaft. Hinaus nach Deutſchland! Was kann da entſtehen, was kann da für Oeſterreich zu Stande kommen? Und hierbei muß rühmend hervorgehoben werden, daß man in Wien den Kern der Frage ſogleich entdeckte, und daß man im April und Mai ſchon deutlich in Wien enthüllte, was erſt zum Herbſte im eigentlichen Deutſchland zur Streitfrage und Erorterung kam. Staatenbund oder Bundesſtaat? füllte die Wiener Zeitungen Wochen lang, und obwohl vom Stephansthurme und von der Burg die ſchwarzrothgoldnen Fahnen flatterten, ſo unterſuchte man doch ohne Vorurtheil, welche wahrhaftige, nicht blos welche idealiſtiſche Stellung Oeſterreich dabei einnehmen könne. Der Idealismus oder wie es die politiſche Proſa nennt: die Uebertreibung kam erſt nach dem fünfzehnten Mai.

Der fünfzehnte Mai aber war freilich da wie der Sturm, man wußte nicht, oder ich wenigſtens wußte nicht, von wannen er gekommen, wie ich denn überhaupt in dieſem jähen Wechſel der Wiener Witterung die Spürkraft für das Nächſte ganz und gar nicht beſaß. Es war mir unberechenbar, in welchen Progreſſionen die Dinge ſich bildeten, wenn ſie lediglich in die Hände von Studenten gelegt würden. Und das waren ſie. Als die Exploſion kam und ich mit Staunen bemerkte, daß gar kein Mittel der Abwehr vorhanden war, da begriff ich auch erſt, daß hier gar nichts unmöglich ſei. Bis dahin hatte ich alle die demokratiſchen Pläne, will ſagen die fabelhafteſten Pläne mit Lächeln wenn auch mit Theilnahme angehört. Es waren eben Ideale oder Uebertreibungen, die Jedem geläufig ſind der einmal Burſchenſchafter geweſen. Dergleichen Pläne haben aber doch ſo und ſo viel Stationen zu machen durch die Gemeinde, durch die Preſſe, durch die Staatsgewalten hindurch, daß ſie geläutert am Ziel ankommen müſſen. Das hat alſo gute Wege, dachte man, und die

Bäume werden nicht plötzlich gegen Sprichwort und Herkommen in den Himmel wachſen. Das thaten ſie aber, das wollten ſie wenigſtens; denn all jene Stationen, all jene Läuterungsmittel waren wirklich nicht mehr vorhanden. Der alte Staat mit ſeinen Gliederungen war viel ärger geſtürzt als man es wußte: alle Mittelglieder waren vom Schlage gerührt, und es gab ſchon damals nur zwei Gewalten, von denen die eine nur diskretionaire Macht hatte, das Miniſterium und die Studentenaula. Selbſt die Preſſe hatte nur Macht ſoweit ſie auflöſ'te; was ſie brachte für Aufbau und Organiſation das ging verloren, denn es fehlten da für die Leſer oder doch die Hörer. Am Abende des fünfzehnten Mai erſt wurde mir's klar, daß man zu Wien in einem hölzernen Hauſe wohne, deſſen Tragbalken alle, alle ſchon angeglommen waren, und daß es nur eines Luftzuges bedurfte, um das Gebäude von unten bis oben in Flammen zu ſetzen. Bis zu dieſem Abende war ich, obwohl täglich mit allen Kreiſen der Bevölkerung verkehrend, ſo ſchlecht unterrichtet, daß ich die Nachmittags verbreitete Nachricht von einer Sturmpetition hinnahm wie eine gewöhnliche Nachricht. Ich ging durch die Bäckergaſſe hinab nach dem Univerſitätsviertel, und es machte mir keinen beſonderen Eindruck, daß ich alle Gaſſen voll Menſchen, daß ich an der Univerſität die akademiſche Legion in Waffen aufmarſchirt fand. Bewaffnet war ja doch Jedermann, der ſich mit Waffen ſchleppen wollte, zu jeder Zeit; der Säbel hatte längſt den Spazierſtock erſetzt, und da Stadt und Staat ein

Kriegslager geworden, ſo verwunderte man ſich nicht wenn es einmal etwas lärmender und voller herging. Der menſchenfreundliche, tief wohlwollende Charakter des Oeſterreichers war immerdar Bürge, daß nie und nirgend etwas Rohes und Gewaltſames zu befahren ſtehe. Befremdlich war es mir wohl, daß viele von den jungen Leuten ihre Gewehre luden. Ich ſah daß ſie damit nicht umzugehen wußten, und daß ſie losſchießen und verwunden könnten ohne Abſicht. Mit der Schußwaffe iſt's doch eben ein gefährlicher Ding als mit dem Säbel, und ich glaube faſt, daß mir auch dies Bedenken nur gekommen iſt, weil ich mich in den bewaffneten und zum Theil ladenden Reihen ſo verfangen hatte, daß ich mich nicht mehr hinaus fand, alſo vielleicht für mich ſelbſt losgehende Gewehre fürchtete. Um den Staat war ich auch dort am ſpäten Nachmittage nicht beſorgt, und als ich mich endlich in eine freie Gaſſe durchgewunden, ging ich in meiner naiven Unverſtändigkeit nach Hauſe, las Zeitungen und ſpazirte ſorglos gegen ſieben Uhr nach dem Burgtheater, um ein Luſtſpiel anzuſehn. Im kleinſten Stile ärgerlich fand ich das Burgtheater nicht nur verſchloſſen, ſondern alle Zugänge zur Burg vollgeſtopft von Bewaffneten des Volks. Kein Luſtſpiel der Kunſt, ein Drama der Politik begann. Wie weit ſoll denn das gehn? fragte ich Bekannte der Nationalgarde, die ebenfalls aufmarſchirt waren, und die mir ſtets verſichert hatten, es fände jegliche Uebertreibung der akademiſchen Legion in ihren zahlreichen Reihen der Nationalgarde den entſchloſſenſten Widerſtand, denn man wolle ſich die Freiheit nicht verderben laſſen durch bahnloſen Umſturz. „Nicht weit“! erwiderten ſie. Sie waren um nichts beſſer unterrichtet als ich. Eben ſo fälſchlich als ich hatten ſie Katzenmuſiken, welche dieſen fünfzehnten Maiabend angekündigt, zu gering angeſchlagen. Eine ſolche Katzenmuſik hatte den Miniſter des Auswärtigen Ficquelmont geſtürzt, und hatte alſo eigentlich ſchon gezeigt, daß es wirklich nur zwei Gewalten gäbe, und zwar eine ſtarke und eine ſchwache, die Volksgewalt und das Miniſterium. Wir hatten uns nicht klar gemacht, was denn das für eine Miniſterialgewalt ſei, welche nur ſo und ſo viel Miniſter und ſonſt nichts [illegible] Vertheidigung habe. Doch nein, das hatten wir uns wohl klar gemacht. Das Militair hatten wir nicht in Rechnung gebracht, von Soldatengewalt war in jener Zeit nicht die Rede. Aber die Nationalgarde, hieß es, ſteht hinter dem Miniſterium, die Nationalgarde mit Ausnahme einiger Compagnieen aus der Vorſtadt Wieden. Zur Nationalgarde hält die ganze Bürgerſchaft, und dieſer zahlreiche Kern iſt Widerhalt genug gegen die akademiſche Legion, welche doch auch nichts Uebles, ſondern nur eine Befeuerung der trägen Regierungsmaſchine will, und welche jedenfalls die Arbeiter nicht zu revolutionairen Proletariern machen wird. So ſteht's, wiederholte man mir, es wird nur ein Anſtoß für die Regierung werden, daß ſie vorwärts, vorwärts geht, und ſolch ein Anſtoß iſt zu brauchen.

Anders klang es in den Volksmaſſen, welche den Kohlmarkt und Graben ſtopften, und durch welche ich mich hindurchdrängte. „Es geſchiehts nichts! Man will uns betrügen! Wir kriegen keine Freiheit wenn ſie die Studenten nicht machen! Wo bleiben die Kammern?! Kammern wollen wir auch nicht, wir wollen nur eine Kammer!“ Und das ſagte man mir ziemlich unwirſch, indem man mich von oben bis unten mißtrauiſch anſah, denn ich war im Frack und lichten Handſchuhen, dieſen unrevolutionairen Kleidungsſtücken, in eine beginnende Revolution gerathen. Hurrah hoch! brauſte auf einmal Alles umher: die akademiſche Legion kam über den Graben anmarſchirt, die Sturmpetition begann. Die Wortführer gingen nach der Burg. Unter ihnen ein lang aufgeſchoſſener blonder Mann von fröhlichſter Mannesjugend, der nach Frankfurt erwählt war im Lande Mähren. Mit der raſch dahin eilenden Beredſamkeit ſlaviſcher Race begabt, deren Reiterleben ſich in all ihren Talenten wiederſpiegelt, war dieſer Giskra ein Führer des jungen Oeſterreich geworden, und man durfte erwarten, daß er gerade das deutſche Intereſſe vor Augen haben werde bei dieſem kritiſchen Abendbeſuche in der Burg, man durfte es von ihm beſonders erwarten, nicht bloß weil er zur deutſchen Nationalverſammlung nach Frankfurt erwählt war. Nicht bloß darum, ſondern weil er mehr durch Bildung als durch Herkunft zur deutſchen Fahne gelangt war. Solche pflegen die Eifrigſten zu ſein, gleichſam als müßten ſie durch Eifer, wohl auch durch Uebertreibung ſich immer auf's Neue beglaubigen. In der That hat man auch ſpäter in Frankfurt gerade von ſolchen am Oeſterſten gehört, daß ſie Deutſche ſeien durch und durch, und gerade ſie waren immer behend zur Herausforderung aller Konſequenzen, welche in den Fragen um Nationalität entſtehen konnten. Gerade durch Sprünge und Uebergriffe, welche nicht im deutſchen Charakter gelegen ſind, glaubten ſie ihr Deutſchthum bethätigen zu können.

Ich weiß nicht, ob mich ſolch ein Gedankengang erſt darauf brachte, daß dieſe neu aushebende Revolution in Wien von entſcheidender Wichtigkeit werden könne für das deutſche Parlament. Jede neue Wendung in Oeſterreich mußte ja doch wichtig werden dafür. — Ich hatte das Schickſal, mit den rein deutſchen Freunden darin nicht übereinſtimmen zu können, daß Oeſterreich aufgelöſ't werden müſſe zum Vortheile der deutſchen Einheit. Es lag deutlich genug auf der Hand, daß ein auseinander geſprengtes Oeſterreich dem deutſchen Parlamente leichte Arbeit gebe zur Herſtellung einer vollen deutſchen Einheit. Aber das lag ſo nahe, daß man eben nicht weit zu blicken brauchte um es zu ſehen. Weiter blickend hielt ich es für einen barbariſchen Akt, ein europäiſches, von deutſchem Geiſte getragenes Großreich zu zerſtören, damit ein Fetzen davon wieder enger zu Deutſchland komme, und — damit die vielen Millionen halbdeutſcher Völkerſchaften gänzlich aus deutſcher Hand gelaſſen, früh oder ſpät dem Ruſſen überliefert würden. Reich Oeſterreich war und iſt mir die deutſche Zukunft nach dem Oſten. Dieſe unermeßliche deutſche

Vermittelung für durcheinander gewürfelte Volksgruppen abſchneiden zu laſſen um einer formellen Einheit willen ſchien mir ein Wunſch zu ſein von kurzem politiſchem Athem.

3.

Unruhige Beſorgniß trieb mich aus den Volkshaufen hinweg. Aber fern davon wuchs die Unruhe nur durch das Gerücht. „Sie ſtürmen die Burg" — „es wird ein Ende gemacht mit dieſer Regierung, die nicht Wort hält für unſre Freiheit" hieß es hier, hieß es dort, wo übrigens der gewöhnliche Lebensgang durch nichts geſtört und kein Zeichen vorhanden war, daß in Oeſterreich ſo eben eine Revolution erfolge.

Ich eilte wieder nach dem Graben und Kohlmarkte, und fand es dort wie ich's vor einer Stunde verlaſſen hatte. Nur dichter war die Menſchenmaſſe geworden, dieſe „gemüthliche" Begleitung einer Petition, und weiter ausgedehnt hatte ſie ſich in alle Nebenſtraßen, und von der Burg den Kohlmarkt herunter war das Murmeln und ſtoßweiſe Aufſtöhnen der Volksbrandung lauter geworden, und die Aeußerungen klangen überall gereizter, weil es zu lang daure, denn „die Studenten ſeien ſchon lange droben."

Dies anhörend fühlte ich mich an der Schulter berührt und ſah einen Bekannten hinter mir, der mir zuflüſterte, ich ſollte mit ihm zur Seite treten. Wohin? — „Aus der Linie“! — Aus welcher Linie? — Er antwortete nicht und faßte mich am Arme. Erſt als wir aus dem Gedränge waren, ſetzte er, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehn, leiſe hinzu: „aus der Schußlinie von der Burg den Kohlmarkt herab“. — Wer ſoll ſchießen? — „Die Kanoniere! Glauben Sie denn, die Regierung werde ſich ſo weiter regieren laſſen von den jungen Leuten der Aula? Etwa bis ſie nichts mehr nachzugeben hat? In Wehr und Waffen, ja mit geladenen Büchſen ſind dieſe Herren Cabrera-Hüte oben in den Zimmern der Burg, und verlangen Gott weiß was! Eine Revolution haben wir gewollt, und gründliche Reformen im Gefolge derſelben, denn es war Alles verſperrt und verſumpft, ja, aber eine permanente Revolution wollen wir nicht, und jetzt ſind wir auf beſtem Wege zu einer ſolchen. Dieſe Studentenherrſchaft muß ein Ende nehmen, die akademiſche Legion muß aufgelöſ't werden, denn gerade weil dieſe bewaffneten Sturmpetitionaire Studenten ſind, lauter Söhne angeſehener Leute aus dem ganzen Reiche, beſinnt man ſich ſo lange, unter ſie ſchießen zu laſſen. Dennoch werden wir es ſogleich krachen hören.“ —

Das war ein Mann, der ſein Oeſterreich gründlich liebte — ſchwarzgelb im Sommer 48 genannt — und der jetzt zitterte, daß ihm die Glieder flogen, weil das Reich zerſtört und die Freiheit auf ſolchem Wege nicht gewonnen werde. Es dauerte ihm zu lang, daß ſich nichts hören ließ, und die

Ungeduld führte ihn und er führte mich doch wieder nach der „Schußlinie“ zurück. Noch ſtanden die Maſſen da, aber ſie waren beweglicher geworden, und auf ſeine Frage, wie es denn ſtünde erhielt er die ſprichwörtlich gewordene Antwort: „Olles bewülligt“! — Was? — „Olles bewülligt“! — Bewilligt, wieder bewilligt! brachte er nur leiſe hervor, er war wie vernichtet und wankte nach Hauſe.

Alles bewilligt. Was iſt gefordert worden? Niemand wußte es. Revolutionen werden immer von Wenigen redigirt. Eine Kammer, nur eine Kammer war die Formel, welche unter der Menge zu vernehmen. Nur?! Kein Nur! rief der Witz dazwiſchen, keine Beſchränkung!

Die reiſe Bildung gebraucht den Superlativ am Sparſamſten, die Rohheit am Häufigſten. *Welche* Beſchränkung zu wählen ſei, das iſt die Frage eines jeglichen Lebens, des Staatslebens nun gar, welches ſo zahlreichen Intereſſen gerecht werden ſoll, und jetzt waren wir plötzlich ſo paradieſiſch, gar keiner Beſchränkung zu bedürfen! Wenn es aber an mir ſelbſt geweſen wäre, da oben in der Burg eine Forderung zu ſtellen, ich wäre in der größten Verlegenheit geweſen. Die Veränderungen in Oeſterreich, wie gründlich es deren bedurfte, mußten meines Erachtens umſichtiger denn irgendwo geſchehn. Jeder Schritt hatte unabſehbare Conſequenzen, und jeder unbedachte Schritt mußte zu irgend einem Abgrunde führen. So bedenklich zu ſein iſt nicht Sache der Revolutionirenden, und Abgründe wollen ſie. Das Nächſte wird ſein, dachte ich mir in der Stadt umherſchlendernd, daß ſie die Verfaſſung umſtoßen, weil ſie eine verliehene iſt und daß ſie eine konſtituirende Verſammlung erzwingen. Das iſt principiell richtig. Und welch ein babyloniſches Weſen wird entſtehn, wenn dieſe verſchiedenartigen Völkerſchaften, dieſe Völkerſchaften von verſchiedenartigſter Kulturſtufe durch Diskuſſion und Majoritäten ſich in eine gemeinſchaftliche Verfaſſung einigen ſollen! Werden ſie zuſammenhalten bis es dahin kommt? Und Deutſchland, und die deutſche Nationalverſammlung gegenüber einer öſterreichiſchen Conſtituante! In dieſer iſt die Mehrheit nichtdeutſch, was kann, was wird ſolch eine öſterreichiſche Konſtituante für eine Stellung einnehmen zu Frankfurt —?

„Auf den Graben! Auf den Graben! Zu Pillersdorf!“ ſchrie man in meiner Nähe — »appliquons le coup de grace!« rief's in einem zweiten Haufen, der an mir vorüberdrängte. Es war ſpät geworden, die Maſſen hatten ſich längſt verzettelt, nur Haufen fanden ſich noch zuſammen auf dem Wege zum Graben, Haufen, die mir bei näherer Beſichtigung keineswegs aus dem Kerne Wiens zu ſtammen ſchienen. In vielen Gruppen hörte ich franzöſiſch ſprechen, und beſonders franzöſiſch polniſcher Zunge. Mühſelig erfuhr ich durch Fragen hier und dort, daß man ſich mit mündlichen Verſprechungen nicht begnügen, daß man Alles ſchriftlich aufgeſetzt haben wolle, und daß dies da oben bei Miniſter Pillersdorf ſo eben bewerkſtelligt werde. Im dritten Stocke wohnte der Miniſter, und man ſchrie ſo lange hinauf um Nachricht, bis ein Fenſter geöffnet und durch einen der diktirenden Unterhändler herab berichtet wurde in klaren, deutlichen Ausdrücken: wie Satz für Satz der entſtehende Pakt laute. Dabei war, wie geſagt, Wien eigentlich nicht zugegen; die breite platzartige Straße war nur theilweiſe von Gruppen bedeckt, und es war um die elfte Stunde, ſo daß die halb auf der Straße geſchehende Umwandelung eines großen Reiches etwas Schauerliches hatte.

Der Hauptſatz, welcher vom Fenſter herunter geworfen wurde, enthielt denn wirklich was ich erwartet hatte: eine konſtituirende Kammer! — Er machte wenig Eindruck; er ſchien dem umher ſtehenden Publikum noch lange nicht hinreichend. Ebenſo wenig Eindruck machte Pillersdorf ſelbſt, der endlich da hoch oben an's Fenſter trat und eine Rede ſprach wie man ſie bei ſolchen Gelegenheiten zu hören gewohnt iſt. Er war jener populäre Miniſter der immer nachgiebt wo er nachgeben muß, und deshalb geduldet wird, eigentlichen Dank aber von Niemand erntet. Am Wenigſten von der damaligen Geſellſchaft auf dem Graben, einer Geſellſchaft die mir immer verdächtiger vorkam, je länger ich mich in ihr herumbewegte. Nur eine Gruppe zunächſt der Hausthür war öſterreichiſch und ſchien ein ungefähres, dem Reiche wohlwollendes Bewußtſein von dem zu haben was da oben erreicht wurde. Andere Gruppen waren entweder der Frage gar nicht mächtig oder geradezu gedankenlos. Noch andere Gruppen waren dem Reiche unzweifelhaft feindlich und aus allen Aeußerungen war zu entnehmen, daß ſie eine völlige Auflöſung und Zerſtörung deſſelben wünſchten. In dieſen letzteren Gruppen war kein deutſches Wort, ſondern nur Franzöſiſch oder Slaviſch zu hören, und von ihnen erhob ſich Widerſpruch, wenn der andere Theil des Publikums Beifall rufen wollte zu den Bewilligungen und Sentenzen, welche aus der Höhe herabfielen; von ihnen ging das Verlangen aus, daß der Kaiſer dieſe Artikel ſogleich unterſchreiben ſolle. Es war gegen Mitternacht geworden und man entgegnete, der Kaiſer ſchlafe ſchon. Die Artikel würden ſogleich in den Druck gelegt und am andern Morgen bekannt gemacht werden mit der Unterſchrift des Kaiſers. — Dies genügte den Oeſterreichern, welche ihren körperlich leidenden Kaiſer liebten und der Zuſage mit Zutrauen entgegenkamen; es genügte aber den Fremden nicht, die offenbar Fortſetzung, Fortſetzung der Unruhe! wollten. Sie waren aber doch nicht mehr im Stande, eine neue Scene anzuregen und mußten ſich mit vereinzelten Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit begnügen. So ſchloß dieſer wichtige Akt öſterreichiſcher Geſchichte ohne Sang und Klang und nicht ohne neue Zeichen von Mißvergnügen. Die Meiſten gingen befriedigt nach Hauſe, befriedigt in dem Gedanken, daß die Freiheit wieder geltend gemacht worden ſei. In ihrer Seele gab es weder Unruhe noch Zweifel, was eine konſtituirende Kammer für das öſterreichiſche Kaiſerthum mit ſich bringen könne. Die fremden Wühler aber gingen lachend nach einem Kaffeehauſe, um behaglich zu erwägen, wie das

Werk der Zerſtörung nun weiter zu bewegen ſei von dem jetzt eroberten Standpunkte aus.

Schauerlicher noch als dieſe nächtliche Scene auf dem Graben war mir der Eindruck als eine Stunde ſpäter die Stadt wie ausgeſtorben war und ich immer noch aufgeregt in ihr umherſtreifen und vor den ſteinernen Paläſten der Regierung und all der Großen des Landes ſtehen bleiben mußte mit der unwillkührlichen Frage: Wo ſeid Ihr denn alle hin? — Nichts, nichts von jenen großen Gewalten einer alten Staatsmacht, einer mächtigen Ariſtokratie, eines übermäßigen Kriegs- und Beamtenheeres, einer reichen Geldgeſellſchaft, einer wohlhabenden Großbürgerſchaft, nichts, nichts von alledem war zu ſpüren in dieſer Kaiſerſtadt, Alles dies war nicht zu Hauſe, und die Jugend verfügte über den Staat.

Der Zuſage getreu erſchien anderen Tages das Patent vom Kaiſer unterſchrieben. Die Aufnahme deſſelben weiß ich kaum zu ſchildern. Laut war ſie nirgends, und auch brave Freunde der Freiheit ſchienen gedrückt zu ſein von den unabſehbaren Konſequenzen die ſich öffneten theils in dem revolutionairen Wege zu dieſem Ziele, theils in dem Ziele ſelbſt. Nun löſen wir und konſtituiren wir was zu Deutſchland gehört! riefen die Jüngeren — nun habt Ihr die unermeßlichen Schaaren frei und beweglich gemacht, welche die deutſche Herrſchaft abſchütteln wollen! riefen die Aelteren — nun habt Ihr für Frankfurt die eigentlichen Oeſterreicher verloren! riefen die ſtill Betrachtenden. Wie das? Weil dieſe Oeſterreicher nun die Auflöſung des Reichs in Reiche fürchten, und nach Frankfurt die Erblande nicht laſſen dürfen. Einen Staatenbund mit Deutſchland konnten ſie mögen, einen Bundesſtaat aber zu welchem jetzt bei völliger Neukonſtituirung Oeſterreichs die deutſchen Wortführer Oeſterreichs drängen werden, einen Bundesſtaat wollen ſie nicht.' Denn ein ſolcher hätte für den öſterreichiſchen Großſtaater nur dann einen Werth, wenn Wien der Mittelpunkt dieſes Bundesſtaates würde. Iſt dies wahrſcheinlich? Nein. Alſo geriethe Wien, der wirkliche Mittelpunkt Oeſterreichs, Wien an der ungariſchen Grenze geriethe in eine vereinſamte Stellung. Kurz, die eigentlichen Oeſterreicher treten jetzt in Oppoſition gegen Frankfurt.

Unter ſolchen bedenklichen Erwägungen verfloß der 16. Mai; der Liberalſte war beſorgt, weil er keinen Staatsboden mehr unter den Füßen ſpürte, weil ſich am Abend vorher gezeigt hatte, daß der ganze Staat gegen eine bloße Sturmpetition nicht die geringſte Kraft des Widerſtandes beſitze. Warum habt Ihr Euch denn nicht gerührt? fragte man heftig die Nationalgarden. Wir haben uns gerührt, antworteten dieſe, aber in unſern eignen Reihen erklärte man ſich heftig für den revolutionairen Schritt. Revolution heißt den Leuten Freiheit, und wir ſind unſrer Kameraden niemals ſicher, wenn die akademiſche Legion ihr Banner erhebt. Von dort iſt die Freiheit gekommen, von dort her wird ſie allein bewahrt! So klingt die Meinung, welche unter den jetzigen Umſtänden immer wieder öffentliche Meinung wird in Wien. Wir ſind als Konſervative machtlos, auch wenn wir die beſte Verfaſſung zu konſerviren hätten, und eine ſolche war nicht vorhanden und wird noch lange nicht vorhanden ſein.

Wir ſind alſo dem guten Glücke anheimgegeben! Das war die Schlußfolgerung. Man tröſtete ſich damit, daß der menſchliche Sinn der Wiener auch am geſtrigen Abende keinerlei Exceß geduldet habe, und wilden revolutionairen Thaten immer entgegen ſein werde. Eine revolutionaire Sühne nach ſo langer Knechtſchaft ſei nicht zu vermeiden.

Des anderen Morgens flog wie ein Windſtoß die Nachricht durch Wien: der Kaiſer iſt fort! Auf den Straßen ſah es aus, als ob man nach ſolchem Windſtoße einen grimmigen Sturm erwarte. Scheu lief Dieſer und Jener in ſein Haus und zog die Thür hinter ſich zu. Jetzt verſchwand die Jugend von der Gaſſe und das reifere Alter trat auf, zornig und entſchloſſen. Dahin haben ſie's gebracht die Herren Studenten, hieß es jetzt, der gute, kranke Kaiſer iſt mit den Seinigen in leichten Sommerkleidern zur Flucht genöthigt worden! An Schönbrunn vorüber, die Linzer Straße hinaus im Spazirwagen hat er fliehen müſſen aus ſeiner Väter Burg! Eine Schmach für Oeſterreich! Von der Flucht nach Varennes ſprechen die frechen Nachbeter, und alle die frechen Scenen der franzöſiſchen Revolution möchten ſie uns wiederholen. Zum nächſten Samſtag iſt eine zweite Sturmpetition angeſagt geweſen, wo dem Kaiſer die Freigebung Galiziens, die Aufhebung der Staatsſchuld, alſo der allgemeine Bankerott hat abgetrotzt werden ſollen. Die Herren Polen ziehen unſere Knaben am Seile in den Abgrund und uns mit ihnen!

Ich weiß es nicht, von wo jetzt plötzlich das andere Heer kam, das feindliche gegen die Revolution. Aber es war da. Es entſprang aus einer Reaktion des Gemüthes. Einzeln und truppweiſe ſah man ergrimmte Leute durch die Straßen ziehen, Gegenſtände des Angriffs ſuchend. Draußen auf Mariahilf habe der Häfner (ein Journaliſt) die Republik proklamiren wollen. In Wien die Republik! Ein nachgeſchwatzter unreifer Gedanke junger Leute, denen das Staatsweſen eine Lektion des Gymnaſiums iſt. Man habe ihn! Man ſoll ihn beſeitigen! — Hinüber! Hinüber! In der Himmelfahrtsgaſſe haben ſie einen Anderen, der ſchuld iſt an all dem Unglücke. Hinüber! und ein Ende gemacht mit dieſen Buben! — Vollen Laufes ſtürzten die Leute, wohlhabende und arme, nach jener Seite, und ſchoben Einen mißtrauiſch bei Seite, wenn man heute vor Gewaltſamkeiten warnte, wie man vorgeſtern, eben ſo warnend, zur Seite geſtoßen worden war. — Aber es war nur die Sprache des Zorns und der Rache. Man übte ſie nicht die grimme Selbſthilfe; unter Abwehr der Heftigen brachte man die Angeklagten nach den Juſtizhäuſern; auch dieſer Tag ging ohne irgend eine Gewaltſamkeit vorüber.

Jetzt iſt der Augenblick da, meinten die Konſtitutionellen, all der Ausſchweifung in Preſſe und ſonſtigem politiſchen Gebahren ein Ende zu machen, das Geſetz, das liberale Geſetz in Kraft zu bringen und ſomit wieder einzulenken in den Weg der Reform. Aber das Geſetz ſelbſt war noch nicht vorhanden, und es war eine Täuſchung, daß ein Fieberzuſtand durch abkürzende Mittel beendigt werden könne, ein Fieberzuſtand, der ebenſo ſeinen natürlichen Verlauf braucht wie jede Entwickelung. Von Kriſis zu Kriſis glaubte man damals, jetzt ſei der Moment gekommen zum Widerhalt und zur Beſſerung, und irrte ſich immer wieder, und nährte dadurch nur den Stoff gränzenloſen Mißtrauens, der ſich in dem Schreckworte Reaktion ausdrückte. Ein inſtinktartiges Schreckwort, denn allerdings mußte auf eine Reaktion der fieberhaften Wallung gewartet werden, alſo auf eine Reaktion im Weſen der Leute ſelbſt, die jetzt den böſen Feind mit dieſem Worte bezeichneten.

Es ſollte noch lange dauern, ehe dies Gewiſſen, dieſer Drang nach rechtem Maaße erwachen konnte. Ehe dies erwacht, ehe dies Bedürfniß nach geſetzlicher Wendung allgemein empfunden wird, da iſt auch kein wahres Ende einer Revolution möglich. Und die Regierungsmacht war damals ſo betäubt und zerrüttet, daß ſie unvermögend ſchien, die Wendung der Dinge flugs zu benützen. Statt den Heerd des Feuers, die Aula der Studirenden, ſogleich zu erſticken, was mit Erfolg am 17. 18. oder 19. Mai noch geſchehen mochte, zögerte man bis zum 26., und bis dahin war der konſervative Sturmwind völlig verweht. Als es nun geſchehen ſollte, als die Truppen das Univerſitätsviertel einſchloſſen, da ſah man in dieſer Maaßregel wieder nur eine gewaltſame Maaßregel des alten geſtürzten Regimentes, und die Mehrzahl der zum Handeln aufgelegten Bevölkerung war ihrem Inſtinkte gemäß wieder ganz auf Seite der Studirenden, derſelben Studirenden, die wirklich acht Tage vorher in Lebensgefahr geweſen waren vor derſelben Bevölkerung. Starr ſahen diejenigen drein, die nicht bloß nach Inſtinkt, ſondern nach politiſchem Verſtande folgerten, ſtarr ſahen ſie drein, als Niemand den Bau von Barrikaden wehrte, ja als Jedermann ihn zu fördern ſuchte wie ein heiliges Werk. Starr, denn es war Alles anders, als es nach verſtändigem Schluſſe ſein mußte. Wo die Soldaten nicht ſtanden, da bedurfte es nur eines Studenten mit dem obligaten Säbel und Federhute. An der Ecke blieb er ſtehn und winkte mit dem Finger gleichſam in die Luft hinaus, und aus allen Häuſern kamen dienſtbare Geiſter mit Brechſtangen und Hackinſtrumenten und hingen an ſeinem Auge. Wie der Feldherr bezeichnete er kurz die ſtrategiſchen Linien, und wenn das geſchehen, da ging er weiter, des Vollzugs gewiß. Im Nu wurden Balken herbeigeſchleppt und wurde an den bezeichneten Winkeln das Pflaſter der ſauberen Granitwürfel aufgeriſſen und Berg auf Berg wurde errichtet. Niemand, Niemand wagte dagegen zu reden, und auf dem Stephan wurde die Sturmglocke gezogen, die ganze Scenerie einer Revolution, wie ſie Wien noch nicht geſehn, kam in Bewegung, und ehe man ſich beſinnen konnte war die innere Stadt verſchanzt durch Steinberge, welche Schanzen ſein konnten gegen ein großes Kriegsheer. Warum? Da ſind keine Beweisführungen am Platze, da gelten nur Schlagworte:

Die Reaktion iſt da! Man will die Studenten, die Helden unſrer Freiheit, zuſammen ſchießen, der entſcheidende Augenblick iſt gekommen!

Nie hab' ich einen theatraliſch raſcheren, nie einen ſo unwiderſtehlichen, weil ſcheinbar einſtimmigen Revolutionsakt geſehn. Wen ich geſprochen am Tage vorher und am ſelbigen Morgen, der hatte mich verſichert, der ganze, große beſonnene Theil Wiens, der ganze Kern der Bevölkerung ſei einverſtanden damit, daß in mäßige Bahn eingelenkt werden, daß die diktatoriſche Stellung der Studentenſchaft gebrochen werden müſſe, damit die mehr und mehr aufgeregten Arbeiter nicht verwildert, damit die vorbereiteten organiſchen Reformen nicht immer wieder geſtört und aufgehalten würden; — und wen ich jetzt ſprach um die Mittagsſtunde von denſelben Weiſen, der war vernichtet, weil er machtlos und verlaſſen ſtand vor dem unaufhaltſamen allgemeinen Zuge, weil er den Ruin des Reiches oder die Herrſchaft des Säbels hereinbrechen ſah. Officiere der Nationalgarde ſah ich roth vor Entrüſtung oder bleich vor Aerger hinweggehn von ihren Kompagnieen, und in ihrem Hausflure den Degen zerbrechen, weil nicht anzukommen ſei gegen dieſen allgemeinen, ſeines würdigen Berufes tief verſicherten Fanatismus. Ja, die Revolution iſt allmächtig in ihrer Jugend, wenn das unerſchöpfliche Mißtrauen ihr Leitſtern iſt. An den menſchlichen Charakter aber werden die ſchwerſten Anſprüche gemacht in ſolcher Zeit, an denjenigen Charakter nämlich, der ſeine perſönliche, ſelbſtbeſtimmende

Kraft nicht hingeben will an den wechſelnden Schwall der Tagesmeinung. Ein wirklich ſelbſtändiger und ſich ſelbſt beſtimmender Menſch ſteht in ſolchen Zeiten zwiſchen Scylla und Charybdis. Die Scylla iſt der Eigenſinn, welcher ihm das Zugeſtändniß erſchwert, daß ein allgemeiner Strom des Glaubens doch immer eine tiefe Berechtigung hat. Die Charybdis iſt die immerwährende Nachgiebigkeit gegen die ſiegreichen Ereigniſſe. Wer Tag für Tag auch den unerwarteten Wendungen Recht giebt, der verſinkt in den politiſchen Pöbel, welcher zu finden iſt auf der rechten wie auf der linken Seite.

Wie Viele hatten vor dem 26. Mai in Wien ausgerufen: Wo iſt der Mann von Energie, welcher endlich die Aula aufhebt? Wo iſt er? Hat denn Oeſterreich keinen Mann mehr?! Und als am 25. des Abends verlautete, ſolche Männer hätten ſich endlich gefunden und das Nöthige werde mit Ruhe, Milde und Kraft geſchehn, wie Viele riefen da einſtimmig: ah! Endlich! So iſt es recht! — Als es aber mißlungen war, wie Wenige von dieſen Vielen ſind ſich ſelbſt treu geblieben! „Ja," hieß es Anfangs, „man hätte nicht erwartet, daß" — oder „man hätte es freilich vorſichtiger anfangen ſollen" — oder gar „wer ſo was unternimmt, muß allerdings wiſſen, was er wagen kann, ſonſt ſchiebt er, wie Figura zeigt, den Karren nur noch tiefer hinein." —

Dies Schickſal bürgerlicher Tragödie hatten an jenem Tage die Grafen Montekukuli und Breuner und der Profeſſor

Endlicher. Ihnen ſchrieb man den energiſchen Verſuch gegen die Aula zu, und ſie ſuchte man überall, über ſie ſaß das Tagesurtheil zu Gericht. Namentlich von den beiden letzteren, obwohl Breuner das Unglück hatte Graf zu ſein, wußte Jedermann, daß ſie liberale Leute waren: Das half ihnen nichts; jetzt waren ſie ariſtokratiſche Verräther. Gegen oben war ihre Oppoſition eine Tugend geweſen, gegen unten war ſie ein Verbrechen. Dies iſt der Lauf der Welt, und über dieſe trivial gewordene Erſcheinung würde ich kein Wort verlieren, wenn mir nicht damals in Wien die von ihrer eignen Meinung Abtrünnigen einen ſo ſchmerzlichen Eindruck gemacht hätten. Namentlich in Betreff Endlichers, der ſich geopfert hatte, indem er zu ſolcher Widerſtandsmaaßregel ins Miniſterium getreten und jetzt binnen 24 Stunden ſeines wohlerworbenen wiſſenſchaftlichen wie patriotiſchen Rufes verluſtig erklärt und auf der Flucht war. Wie weiſe zuckten jetzt diejenigen die Achſeln über ihn, welche noch vor einigen Stunden ſeine Entſchloſſenheit geprieſen hatten! Armer Endlicher! Der Gram über ſolchen Undank ätzte den Tod in Dein Herz! *).

Es iſt ein lehrreiches, aber gar oft peinliches Geſchäft, dem Gebärungsprozeſſe neuer Staatsformen zuzuſehn. Mich duldete es nicht länger in Wien. Für Oeſterreich wie für Deutſchland ſchien mir dies Reich auf unberechenbare Zeit zer-

---

*) Schon im Frühlinge 1849 ſtarb der tief in die Seele gekränkte Mann dahin.

rüttet. Die jungen Leute, welche jetzt mit ſchwarzrothgoldnen Fahnen auf den Steinhaufen ſtanden, ſchalten zwar ſiegestrunken auf meine ſchwarzen Zweifel, und riefen mir zu: Was willſt Du mehr? Wir machen ja die deutſche Fahne herrſchſam! Der undeutſche öſterreichiſche Kitt iſt nun gelöſ't, und Frankfurt kann verfügen über die Provinzen!

Scheidend mußte ich antworten: Ihr thut, was Eurer Jugend Aufgabe ſein mag, und ich will nicht läugnen, daß die liebenswürdige Tapferkeit des jungen Oeſterreich, die ich hier angekündigt ſehe für die Zukunft, eine Gewähr ſein mag für Freiſinnigkeit und ein Reiz für den Poeten. Aber ich bin kein Jüngling mehr und muß mein ganzes Vaterland im Auge behalten. Unter dieſem Geſichtspunkte iſt der öſterreichiſche Kitt kein undeutſcher, ſondern ein deutſcher; die Auflöſung deſſelben alſo ein Unglück für Deutſchland. Wenn man in Frankfurt auf die Zerſchlagung Oeſterreichs ſpekulirt in der neuen Reichsform, ſo wird man das deutſche Intereſſe beſchädigen und trotz alledem und alledem in die Luft bauen. Denn was ich auch Alles hier erlebt, es kann Euch nicht gelingen, mit undeutlicher Freiheit und undeutlichem Deutſchthume den geſchichtlichen Begriff Oeſterreich auszuſtreichen, und das Reſultat für Frankfurt wird darin beſtehn, daß Ihr ihm öſterreichiſches Papiergeld zu hohem Kurs eingehändigt habt, welches von Tage zu Tage entwerthet und am Ende nicht eingelöſ't wird.

Sie lachten über meine Sorge; ſie waren im Siege.

Das Militair war eiligſt zurückgezogen worden, und das Miniſterium mußte Alles gewähren, was man verlangte. Von Bezwingung der Revolution war gar nicht die Rede; die Arbeiter ſelbſt ſpotteten ſchon der revolutionairen Befehle, welche weitere Aufreißung des Pflaſters verhindern wollten. Die Arbeiter riſſen immer weiter auf, ſie wollten beſchäftigt ſein, und nur ein einziger fahrbarer Weg durch Seitengaſſen war für meinen Fiacker aufzufinden nach dem Kärnthner-Thore hinaus. Ueber die Glacis und auf weitem Umwege nur konnte ich hinüber gelangen an den Bahnhof der Nordbahn, und dort harrten wir eine Stunde lang in peinlicher Ungewißheit, ob der Abgang des Zuges nicht durch einen neuen Ueberfall des Volkshaufens unmöglich gemacht würde. Einmal ſchon war der Ueberfall erfolgt und war beſchwichtigt worden durch die Verſicherung der Direktion, daß ſie keine Truppenbeförderung aus Mähren geſtatten würde. Jeden Augenblick konnte ein neuer Haufe kommen, und zu dreien Malen näherte ſich auch das Geſchrei aus der Leopoldsſtadt dermaaßen, daß die ſchüchternen Paſſagiere ſich leiſe zuflüſterten: Nun iſt's vorbei! — Endlich ſchlug die Abgangsſtunde und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung, die tobende und gründlich aufgewühlte Kaiſerſtadt hinter ſich laſſend. Jenſeits der Taborbrücke ſtanden aber wiederum Arbeiterhaufen, und ſchwangen uns entgegen ihre „Krampen“ und Spitzhauen. Man wußte nicht, ob ſie ſchon aufgeriſſen hatten oder erſt aufreißen wollten. Es war eben doch Bürgerkrieg, wie anmuthig man es benennen mochte. „Ihr ſollt die letzten ſein," ſchrieen ſie uns zu, „dann wollen wir dem Windiſchgrätz den Weg verlegen!" — Auf einer der nächſten Stationen verſicherte ein Eiſenbahnbeamter treuherzig einem mit uns fahrenden Studenten: man könne ganz ruhig ſein wegen der Truppen, die allerdings ſchon in Lundenburg wären. Sobald ihr Transport weiter vorrückte auf der Bahn, ſo werde ſie unverſehens aufgeriſſen ſein, daß Mann und Maus den Hals breche. Jedermann ſchien eben für die Revolution zu ſein, für jede Revolution und mit jedem Mittel. Man fragte gar nicht nach Inhalt und Zweck, man nahm unbeſehen ihre Partie, als ob Metternich noch zu ſtürzen wäre. Er hieß jetzt Reaktion. Erſt als wir weit, weit ab waren von der Hauptſtadt erhob ſich hie und da unter der Reiſegeſellſchaft eine nicht revolutionaire Stimme. Von Station zu Station fand dieſe mehr Unterſtützung, und nahe an der Grenze war dieſelbe Geſellſchaft, welche an der Taborbrücke den Arbeitern freundlichſt zugerufen und zugewinkt hatte, leidlich reaktionair. So wirkt unſcheinbar der Terrorismus. — Ein älterer Herr, der Militair ſein mochte, ſagte endlich unumwunden Folgendes: Es iſt Schade um jede Kompagnie, die jetzt nach Wien hineingeſchickt wird; der Paroxysmus will ſeine Zeit, und weil er von Deutſchthümlern gepflegt wird, ſo hat er ſein Gutes für Oeſterreich. Er kurirt die Wiener von dem Frankfurter Deutſchthume. Die „Troddel" wollen's nicht einſehn, daß ihre Hauptſtadt zu Grunde geht, wenn Frankfurt die Hauptſtadt wird; wenn ſie aber unterdeſſen am ewigen Revolutioniren zu Grunde gegangen ſein werden, dann werden ſie zu Verſtand kommen, und ihr Bißchen Verſtand wird dann dem alten Oeſterreich zu Hilfe kommen. Deshalb wird man keine neuen Truppen hineinwerfen, ſondern man wird mählig, mählig die toll gewordene Hauptſtadt „cerniren“ und wird endlich mit einem großen Schlage die revolutionaire deutſche Wirthſchaft begraben.

So ſprach die öſterreichiſche Rechte an der Grenze. Die Linke in Wien gehörte mindeſtens zur äußerſten Linken der deutſchen Nationalverſammlung, welche unterdeſſen in Frankfurt zuſammengetreten war. Welch eine Vermittelung war da zu hoffen von Oeſterreich für ein neues deutſches Reich?!

4.

Das war ein furchtbarer Monat der ſchöne Junius 1848! Die Saat des Unkrautes wucherte überall empor in entſetzlicher Ueppigkeit. Freiheit wurde ſie genannt und war doch Frechheit, die gefährlichſte Feindin der Freiheit. Nicht bloß dieſe oder jene Staatsform war in Gefahr, nein, jegliches Staatsweſen war tödtlich bedroht, die ganze Civiliſation ſchien auf dem Spiele zu ſtehn.

Recht an der Spitze ſchritt Frankreich mit ſeinen Rothen. Dieſe waren nicht mehr Spekulanten, denen der Geiſt mit Mißtrauen, aber doch mit Intereſſe zuſehn und zuhören konnte.

Sie wandten ſich nicht mehr an den Geiſt, daß er ihre dreiſten Ideen ausbilde; ſie wandten ſich, in eigner Verzweiflung über ihre geſcheiterten praktiſchen Verſuche, an die rohen Leidenſchaften. So wie der Streitſüchtige, welchem die Gründe ausgehn, zu Schimpfworten und Fauſtſchlägen ſchreitet als zu gründlichen Beweismitteln. Jene Pariſer Rothen leuchteten vor wie der rothe Hahn der Barbarei, und ſie fanden ihre Affen in unſerm Vaterlande.

Seit Oeſterreich in den endlos ſcheinenden Wirbel gerathen war, begannn ein wahrer Veitstanz der Begriffe in Deutſchland. In Wien verkündigte ein Miniſterium Dobblhoff: der Weltgeiſt regiere jetzt! Unbeſchreiblich naiv, denn das Miniſterium regierte wahrhaftig nicht, und „eben wo Begriffe fehlen, da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein.“ In Berlin wuchſen Demagogen auf wie Pilze im Walde, und an den Berühmtheiten derſelben konnte man die Unberühmten ſchätzen, ſo wie man an der Münze des Landes ungefähr die Geldeskraft eines Landes abſchätzen kann. Da waren die literariſchen Abenteurer, welche umſonſt in den Leipziger Blätterbuden ihr Glück verſucht hatten, plötzlich Matadore. Sie hatten nichts zu verlieren und hatten Routine im Vabanque-Spielen. An ihrer Spitze der rothbärtige Held, ein nicht unliebenswürdiges Naturel erfinderiſchen und geſchmackloſen Leichtſinns. Da kam die zerſetzende Fähigkeit, die berüchtigte Scheidewaſſerkritik, es kam das blaſirte Nein, die ganze Lappenwirthſchaft der philoſophirenden Kraftgenies auf die Straße, deren Genie darin beſteht, die Philoſophie kraftlos zu machen; da wirbelte jeglicher Wind jeglichen Staub in die Höhe. Man konnte nicht hinſehn ohne alsbald die Augen voll Sand zu haben. Einſtimmig klang Zweierlei von allen Seiten. Erſtens die Ungleichheit des Beſitzes ſoll aufhören, was denn hier ein wenig höflicher und verſteckter, dort ein wenig gröber und offener ausgedrückt wurde. Zweitens: die Ungleichheit der Menſchen ſoll aufhören; denn die bloße Gleichheit vor dem Geſetze, alſo die Abſchaffung aller Vorrechte, das ſei die weiße Salbe des überlebten Liberalismus; damit werde Nichts erreicht!

Fort alſo mit allen Unterſcheidungen! Die Menſchheit fängt von vorne an, und weil ſie in dieſem neuen Anfange Alles läugnet, was nicht jedem Einzelnen ganz und gar bequem iſt, emancipirt ſie auch jeden Einzelnen von allen Banden, welche Geſchichte, Verwandtſchaft, Beſitz, Glaube und Treue gewoben haben zu dem tyranniſchen Begriffe: Geſellſchaft. Die Menſchheit wird unterſchiedlos göttlich oder — thieriſch. Vor dem fatalen Letzteren war man doch nicht ganz ſicher, denn bei Lichte beſehn entſprang dieſe Idee einer radikalen Emancipation aus derjenigen Quelle des Egoismus, welcher zuerſt und zuletzt keinerlei Pflicht anerkennt, und ſich in dieſer Kleinigkeit vom Chriſtenthume unterſcheidet. In den Weiheſtunden nennen die wenigen edleren Schwärmer des neuſten Socialismus wohl allenfalls die erſten Chriſten ihre Brüder. Aber es iſt ein Brüderpaar wie Kain und Abel, und diesmal iſt Kain der jüngere, welcher den älteren Abel todtſchlägt. Die Seele des Chriſtenthums heißt uneigennützige Hingebung, die Seele dieſes Socialiſmus heißt eigennütziger Genuß. Es handelt ſich alſo vielmehr um ein umgekehrtes Chriſtenthum. Das Chriſtenthum will durch die Idee den Menſchen zur Gottheit erheben, und da dies der neuen Welt zu ſpitzfindig und abgeſchmackt geworden iſt, ſo ſtreicht ſie die Idee und verſetzt die Gottheit in das irdiſche Material, vertheilt dieſes Material gleichmäßig unter die Menſchen, und ſagt: nun habt Ihr was Ihr braucht, genießt es und entſchlagt Euch der ſtörenden Gedanken. Wer ſich einbildet was Beſſeres zu ſein denn ſein Nachbar, weil er höhere Bedürfniſſe habe denn dieſer, der iſt ein reaktionairer Narr, welcher auf den Schädel zu ſchlagen iſt. Es wird ſich zeigen, daß ſein Schädel ebenſo entzwei geht wie irgend ein anderer, daß er alſo nichts Beſonderes anzuſprechen gehabt hat.

Man kann und wird ſagen, es ſei ja nicht der Socialiſmus oder gar Communiſmus geweſen, welcher Deutſchland im Sommer 1848 ſo konvulſiviſch bewegt habe, ſondern nur der Demokratiſmus, höchſtens der Republikaniſmus. Aber man täuſcht ſich mit dieſer Unterſcheidung. Allerdings war Demokratie das Schlagwort, was verſtand man denn aber darunter, was verſteht man darunter? Alles das, was die natürlichen Unterſchiede unter den Menſchen nicht nur ausgleicht, nein, was ſie aufhebt. Durch dieſen wüſten Grundgedanken war mit dem Worte Demokratie eben ſo viel entfeſſelt wie mit dem Worte Socialiſmus. Das Wort Republik war und iſt ein eben ſo gemißbrauchtes Wort. Nehmt ihm den nebligen Reiz, daß mit ihm keineswegs die Verſchiedenartigkeit der menſchlichen Anſprüche aufgehoben werde, ja daß die Republik auch nur eine konſtitutionelle Staatsform ſei, ſo wird dies Wort reizlos und entzaubert daſtehn für eine große Anzahl bisheriger Republikaner. Nicht bloß die Staatsform, das Weſen der Geſellſchaft wollte man gründlich umgeändert haben, wollte man ſogleich faktiſch umgeändert haben, ohne doch vom künftigen Zuſtande mehr als verworrene Vorſtellungen, mehr als zerſtreute Einzelngedanken zu beſitzen. Sociale Umgeſtaltungen mögen nöthig ſein, aber welcher Vernünftige mag ſie um jeden Preis durchſetzen wollen, ſo lange er ſelbſt noch nicht weiß wie ſie beſchaffen ſein ſollen. Dahin arbeiteten aber ſelbſt Leute, welche ſich für gemäßigte Demokraten hielten, und aus dieſem Taumel werden wir auch noch lange nicht herauskommen. In den Worten „demokratiſche Grundlage“ war das, wie mir es ſcheint, wahrhaftige Bedürfniß der Zeit ausgedrückt. Was darüber hinaus ging und hinaus geht iſt vom Uebel, weil es den Stamm unſrer tief verzweigten Geſellſchaft antaſtet. Für eine geſchichtlich entſtandene und nicht bis zum Tode entnervte Geſellſchaft gab es und giebt es nie ein abſolut durchgeführtes Syſtem, heiße es Demokratie oder Ariſtokratie oder ſonſtwie. Ein herrſchendes nur giebt es. Dieſe Herrſchaft iſt jetzt 1848 dem demokratiſchen Syſteme in Deutſchland geſichert, wenn es dieſe Herrſchaft nicht bis zum Abſolutismus der Demokratie treiben will. Will es dies fernerhin noch, ſo entgeht es gewiß nicht der Reaktion, denn es verwirrt dann die Geſellſchaft dergeſtalt, daß allgemeines Leiden und allgemeiner Abfall vom herrſchenden Syſteme die unmittelbare Folge iſt. Nicht die Bayonnette nur, die Bürger ſtürzen es dann. Worin lag aber im Sommer 1848 der Drang zum Abſolutismus der Demokratie in Deutſchland, und worin liegt er noch?

Darin, daß man die Gliederung der Staatsgeſellſchaft verläugnet, verhöhnt, zerſchlägt. Man behauptet, es ſei Einer wie der Andere, und das iſt nicht wahr. In Folge jener Behauptung ſagt man, es bedeute Einer ſo viel wie der Andere im Staatsleben, und das iſt nicht richtig. Der Handwerksgeſell bedeutet etwas anderes als der Kaufmann, und der Gutsbeſitzer etwas anderes als der Fabrikant. Das Volk beſteht aus Individuen, der Staat beſteht aus Individuen und Intereſſen. Will man den Staat aber nur aus der Kopfzahl bilden, ſo wird er ein unwahrer Staat, der ſich der inneren Unwahrheit halber ſelbſt beſchädigt und zerſchlägt. Solch einen ſchlechten Staat nennt man einen bloß mechaniſchen und der Deutlichkeit halber kann man ihn einen franzöſiſchen nennen. Denn an dieſem Grundfehler leidet Frankreich, und deshalb beſchädigt und zerſchlägt es ſich fortwährend ſelbſt.

Dahin wollten uns im Juni 1848 auch die Beſſeren unter den abſolut Demokratiſchen führen. Ich erinnere mich, daß ich mit Begierde nach einer Broſchüre griff, welche während der gährenden Junitage in Berlin ausgegeben wurde, und welche von einem politiſch fähigen, klar denkenden Manne herrührte. Da wirſt Du doch endlich einen Anhalt finden in dieſem Wirrwarr! dachte ich. Das Kammerſyſtem war das Thema der Broſchüre. Zwei Kammern waren damals in Ungnade. Obwohl nirgends beſtritten wurde, daß die erſten Kammern unſrer bisherigen kleinen Pairs verſchwinden müßten unter dem Gebote der Demokratie, ſo wollte man doch überhaupt gar keine erſte Kammer. Und wenn denn nur nach der Kopfzahl gewählt werden ſollte, wozu dann die doppelte Zahl in zwei Zimmern! Sie hält nur den Zweikampf auf mit der monarchiſchen Spitze, den Zweikampf auf Leben und Tod, welcher doch beabſichtigt iſt, und welcher den erſehnten demokratiſchen Abſolutismus erringen wird. Von den Helden dieſer Doktrin war keine Gnade zu hoffen. Sagte mir doch einer derſelben, ein kleiner Profeſſor in Leipzig: daß eigentlich die Klubbs die Kammer und den Staat zu bilden hätten. Alles Weitere ſei Künſtelei. Dazu Profeſſor! Dergleichen Trödelwaare hatte ich in jener Broſchüre nicht zu überſchlagen, aber ſelbſt hier war für die erſte Kammer nichts zugeſtanden als ein nichtiger Unterſchied, ſelbſt hier war jede Gliederung im Staatsleben aus Widerwille gegen die alten, freilich verbrauchten Stände geläugnet und abgewieſen, ſelbſt hier wurde das Volk eine unterſchiedsloſe, unorganiſche Maſſe, die eben nur als Quantität zu vertreten ſei! Man fühlte ſich an den Kopf, ob man ihn denn noch habe. Ueberflüſſig war er gewiß für dieſe überſchwemmend eingetretene Einfachheit und

Einerleiheit der menſchlichen Geſellſchaft, und mir wenigſtens ſchien das Vaterland zum Wohnſitze verloren, wenn dieſe armſelige Gleichgültigkeit in tiefſter Bedeutung des Wortes die Herrſchaft bilden ſollte in Deutſchland.

Dazu Revolution auf Revolution in jedem Loche. Und zwar kleinſten Stiles; Ideal der Bierbank; Winkelrevolution von Winkeladvokaten wie in Altenburg und in ähnlichen Turnanſtalten der verzerrten Demokratie, ſo daß der Einfall Heckers in's badiſche Oberland ſechs Wochen früher etwas von der Romantik des Abällino gewann neben dieſer Barrikadenklepperei, ſo daß der Krieg in Schleswig, welchen die Preußen für Deutſchland führten, in diplomatiſcher Vorſicht, der ſchmachtenden Seele vorſchwebte wie ein großes Epos.

Eine einzige Hoffnung, ein einziger Troſt war dem Vaterlande geblieben: die Nationalverſammlung in Frankfurt. Dorthin allein ſchien ſich die politiſche Bildung des Vaterlandes gerettet zu haben, von dort allein ſchien die einbrechende Verwilderung beſiegt werden zu können.

Am 18. Mai war ſie zuſammengetreten. Schon am 19. war Heinrich von Gagern zum Präſidenten erwählt worden und hatte in ſeiner Antrittsrede die „Souverainetät der Nation“ für die Nationalverſammlung in Anſpruch genommen unter ſtürmiſchem Zurufe der Mehrzahl in der Paulskirche. Aber dieſer Führer zur deutſchen Einheit hatte nicht bloß das unerläßliche Wort geſprochen, das Wort deſſen wir wahrhaftig bedürfen um endlich ein deutſcher Staat zu werden, er hatte es nicht geſprochen um die Staatenregierungen in Deutſchland herauszufordern, ſondern um ſie heran zu nöthigen an das Verfaſſungswerk der Einheit. Die „Mitwirkung aller Gliederungen des deutſchen Volkes, die Mitwirkung der Staaten-Regierungen“, hatte er hinzugeſetzt, liege ebenfalls im Berufe des erſten deutſchen Parlamentes.

Hier alſo in der Paulskirche allein war der Sonnenſchein nicht bloß blendend und ſtechend, und in der erſten Woche ſchon kamen zwei große Fragen zur Verhandlung, an deren Beantwortung ſich zeigen mußte, ob Maaß und Weisheit noch zu finden ſei im deutſchen Lande.

Die erſte Frage betraf die konſtituirende Verſammlung, welche ſo eben auch in Berlin zuſammentrat für Preußen, und welche ſich unglücklicherweiſe auch Nationalverſammlung nannte. Giebt es auch eine preußiſche Nation neben der deutſchen? Oder giebt es einen ſouverainen preußiſchen Staat in der deutſchen Nation? Wie iſt dies ſchwierigſte Verhältniß der ganzen deutſchen Aufgabe feſtzuſtellen, alſo feſtzuſtellen, daß nichts übertrieben und nichts vergeben wird in deutſcher Oberherrſchaft? Die Oberherrſchaft ſelbſt muß erlangt werden, ſonſt entſteht kein deutſcher Staat, und doch ſind zwei europäiſche Großmächte vorhanden, über welche dieſe Oberherrſchaft ausgeſprochen werden — das war nicht ſchwer! — auch erlangt werden ſollte. Denn trotz aller Revolution war doch eben dieſe Oberherrſchaft noch immer nur eine Idee. Der Republikaner meinte ſie zu verwirklichen durch Zerſchlagung Preußens und Oeſterreichs; er hatte allerdings den geradeſten Weg. Der Konſtitutionelle hoffte ſie zu verwirklichen durch organiſche Einrichtungen; er hatte den ſchwierigen Weg. War es ein Omen, daß jetzt an der Schwelle zu einem deutſchen Staatshauſe nur von Preußen die Rede war? Oeſterreichs konſtituirende Verſammlung lag noch in dunkler Ferne; erſt vor vierzehn Tagen war ſie durch die Sturmpetition erzwungen worden als Zuſage.

Die zweite Frage betraf die praktiſche Revolution. Vom nahen Mainz her läutete ſie Sturm. Antwort wollen wir, ſchrie die Linke, ob wir hier in der Paulskirche müßige Geſetzgeber ſein oder ob wir, wie das Volk, das Volk! von uns erwartet, die regierenden Führer der kaum begonnenen Umwälzung ſein wollen. Sind wir Konvent, oder ſind wir bloß geſetzgeberiſche Dilettanten? Antwort! Drüben in Mainz morden die „verthierten Söldlinge“ unſre Bürger! Antwort!

Herr Zitz, der anſtößige Redner aus dem Vorparlamente, Kommandant der Mainzer Bürgergarde und Chef der Revolutionspartei jener goldenen Stadt erſchien am 29. Mai auf der Rednerbühne, und ſchilderte eine blutige Rauferei zwiſchen den preußiſchen Feſtungstruppen und den Mainzer Bürgern dergeſtalt, daß wer ein Herz im Leibe hatte aufſchrein mußte gegen die Rohheit der Soldateska und für ſchleunige Maaßnahmen von Seiten der oberſten Autorität im Reiche. — Wer iſt dieſe Autorität, wenn nicht die Nationalverſammlung?! Die Regierungen ſind zerſchmettert, wer ſchützt das

Volk wenn nicht das deutſche Parlament?! Und auf der Stelle muß es geſchehen, ſonſt iſt das Anſehn dahin. Die konſtituirende Verſammlung ſoll alſo beſchließen: daß dies und dies und dies dem Feſtungsgouvernement befohlen werde und daß die dermalige preußiſche Beſatzung ſofort und bis zu ihrer Ablöſung durch andere Truppen außerhalb der Stadt campirt werden müſſe. —

Paſſender und wirkſamer konnte nicht leicht der Verſammlung Anlaß ja Nothwendigkeit zugeſchoben werden, die Zügel der ausführenden Regierung zu ergreifen. Es war nicht unwahr, daß die Regierungen überall gelähmt und faſt unmächtig ſeien, es war nicht unwahr, daß Land und Reich einer höheren, in dieſer Zeit allein geachteten Behörde dringend bedürfe. Sollte man ſich in ſo dringendem Falle, wo wirklich zu helfen und zu retten war, bloß darum zur Unthätigkeit verurtheilen, weil man die Konſequenzmacherei zu fürchten hatte? Weil man, obwohl nur zum Verfaſſunggeben berufen, die ausübende Gewalt ſich angemaßt für ein ſchreiendes Bedürfniß? Erinnerte dies nicht an den ſpaniſchen Hofmann, der ſeinem brennenden Könige nicht beiſpringen wollte, weil die Berührung des Königs nur einem einzigen anderen Hofmanne zuſtünde? Erinnerte es nicht an Hambach, wo man eine Revolution beſchließen wollte, ſich aber nicht entſchließen konnte, die Kompetenz dafür in Anſpruch zu nehmen? — Iſt denn der Weg der Reform ſogleich verloren, wenn man die Revolution einmal anfaßt, die Revolution, welche ja doch vorhanden?! Kann denn nicht über ſolcher Pedanterie Alles, zunächſt das Vertrauen und mit ihm die ſo fein geſonderte Reform ſelbſt zu Grunde gehn?

Man ſieht, wie delikat das Verhältniß war. Findet die Nationalverſammlung hier einen Ausweg zu billiger Vermittelung, ſo wird ſie der Troſt aller Reformer in Deutſchland. Zunächſt muß ſich zeigen, ob ſie überhaupt einen vermittelnden Ausweg ſucht, oder ob ſie nicht in ihrer Mehrzahl den diktatoriſchen Schritt beliebt. Hierbei ſchon wird ſie ihren Charakter enthüllen.

Sie enthüllte ihn. Statt wie verlangt war auf den Zitzſchen Antrag ſogleich zu beſchließen, erwählte ſie einen Ausſchuß, damit er über die gefährliche Frage Bericht erſtatte. Und damit nach dem modiſch gewordenen Ausdrucke „Rechnung getragen“ werde den drängenden Umſtänden, beauftragte ſie den Ausſchuß: eine Commiſſion nach Mainz zu ſenden zur Ermittelung des Thatbeſtandes.

Sie ſuchte alſo die praktiſche Mitte, und war hierdurch ſchon ziemlich klar charakteriſirt für die Parteien. Jetzt wird Alles darauf ankommen, wie die Dinge in Mainz wirklich ſtehen. Hat Herr Zitz die ganze Wahrheit geſagt, ſo iſt es noch immer möglich, daß die Verſammlung, offenbar gegen ihren Wunſch, ſich genöthigt ſieht zu Regierungsmaaßregeln.

So war denn Alles geſpannt auf den Tag des Berichtes. Es war derſelbe Tag, an welchem in Wien die Barrikadenregierung begann, der 26. Mai. In Frankfurt entſchied ſich's ebenfalls, ob revolutionaire Formen eingeführt werden müßten und es entſchied ſich in wildem, parlamentariſchem Sturme.

Niemand konnte vorausſehen, wohin ſich die Mehrheit neigen werde bei einem ſo drohenden Falle. Noch waren keine Parteien gebildet, noch war, was die Entſcheidung zu geben pflegt, kein Centrum geſtaltet. Der Berichterſtatter, welcher auf der Rednerbühne erſchien und welcher mit der Kommiſſion in Mainz geweſen, dieſer ſchlanke Mann mit langem Haar, ein ſtrenger Johanneskopf, würde wahrſcheinlich zum Centrum gehören! ſagte man ſich. Er iſt der Führer der Naſſauer, die ſchon beim Vorparlamente mäßig und gebildet waren, er iſt der Hergenhahn. Er gehört zu den braven Patrioten, welche wiſſen was ſie wollen, und welche mild ſind und kräftig zugleich. Seit dem März regiert er Naſſau; er kennt Mainz, was wird er ſagen, was wird er vorſchlagen?

Der Bericht hatte ſorgfältig geſchöpft an allen erreichbaren Quellen — er widerſprach der Zitzſchen Darſtellung. Er hatte die Ruhe und den Muth, Manches zuzugeſtehn was die Gereiztheit der Bürger begründen mochte, aber je mehr man Billigkeit und Wahrheit heraus empfand aus der leidenſchaftsloſen Schilderung, deſto mißtrauiſcher wurde man gegen das Kolorit des Herrn Zitz. Wie unbeliebt die Preußen überhaupt in Süddeutſchland, das wußte Jedermann. Wie mißlich die Lage jedes Soldaten in dieſem Augenblicke und in einer abſonderlich demokratiſchen Stadt, das wußte man nicht minder. Dazu aber erfuhr man jetzt: daß 25 preußiſche Soldaten verwundet und vier getödet worden, während von den Bürgern drei ſchwer und zwei leicht verwundet waren — daß von dieſen Soldaten einer durch einen Schuß von vorn durch's Herz, die drei andern aber durch Bajonnet-, Dolch- und Stiletſtiche von hinten durch den Rücken getödtet waren. —

Man erfuhr ferner, daß die Commiſſion nicht umhin gekonnt, einen günſtigen Eindruck in ſich aufzunehmen von den Bemühungen des Feſtungs-Gouvernements für Aufrechthaltung der Ordnung. Die Commiſſion bezeugte ſogar, daß von Seiten dieſer Behörde Alles geſchehe, um neue Ausbrüche der nun allerdings höchlichſt erbitterten Soldaten zu verhüten.

In Folge alles deſſen ſchlug der Ausſchuß vor: bei der Bundesverſammlung einen theilweiſen Wechſel der Garniſon zu veranlaſſen, ferner zu veranlaſſen, daß ein Bataillon der großherzoglich heſſiſchen Truppen baldmöglichſt nach Mainz gelegt werde, und drittens daß die aufgelöſ'te Bürgerwehr reorganiſirt werden möge unter Beobachtung der durch das Feſtungs-Reglement vorgeſchriebenen Formen und ſobald ein Bürgerwehrgeſetz mit den Ständen des Großherzogthums Heſſen vereinbart ſei.

Das klingt jetzt zaghaft und ohne beſondern Charakter, aber es war deſſen voll gegenüber einer dräuenden Revolution, die nichts von ſolcher Abwägung wiſſen, die kurzen Prozeß gemacht ſehn wollte mit der Soldateska. Die Gallerieen murrten und harrten auf Ziß. — Es war ferner in Sachen der Befugniß ein ſchonendes, jedenfalls mittelbares

Verfahren, denn es wollte nur ein Billiges „veranlaſſen", ja, eine Minorität des Ausſchuſſes verkündigte durch Hergenhahn ihre Abſicht, auf Tagesordnung anzutragen.

Was ſagte die Nationalverſammlung zu dieſem theils leiſen, theils ſtraffen Widerſtande, gegen die angemuthete Rolle des Convents? Zunächſt warf ſie Antrag um Antrag zum Präſidenten hinauf, und dann begann der Kampf. Zitz vorauf. „Wenn der Bericht zu verſtehen giebt", rief er unter Anderem, „es ſei der turbulente Sinn der Mainzer, welcher dieſe Zwietracht hervorgerufen, warum ſind dieſelben nicht ein einziges Mal mit den öſterreichiſchen Soldaten in Conflikt gerathen? warum beſteht zwiſchen dieſen eine brüderliche Uebereinſtimmung?" — „Alle dieſe Vorwürfe und Verdächtigungen ſind Ausflüchte des Feſtungs-Gouvernements, um die von ihm beſchloſſenen furchtbaren Maaßregeln zu beſchönigen. Die Geſchichte wird aber dieſe Maaßregeln brandmarken als eine Verletzung der Civiliſation, als einen offnen Bruch des Völkerrechtes!" (Aufregung im Saale, Lärm auf der Gallerie.)

Präſident. Ich bitte, dieſe Beifallbezeigungen zu unterlaſſen.

Wigard (von Dresden). Der Verſammlung ſelbſt kann nicht unterſagt werden, ihren Beifall oder ihr Mißfallen auszudrücken.

Herr Zitz fährt fort, daß man die Kugeln glühend gemacht, um Mainz zuſammenzuſchießen. Und ſolche angedrohte

Maaßregeln ſollen formell gerechtfertigt werden können?! Dann müßte alles Menſchliche durch das Formelle vernichtet werden können! — Und wie dem ſei, „Sie ſind berufen, Ihren deutſchen Brüdern Schutz gegen Tod und Vernichtung zu gewähren. Ihre Befugniß dazu iſt erklärt worden aus dem Munde Ihres Vorſitzenden: Sie haben das Recht, Deutſchland zu konſtituiren, und — überall ordnend in den allgemeinen Staats- und Verfaſſungsverhältniſſen Deutſchlands einzuſchreiten." —

In dieſen letzten Worten lag eben das Schießpulver, welchem man nicht gern ohne Noth mit einer Flamme nahe kommen wollte. Auch wäre es eine artige Einleitung geweſen zur deutſchen Einheit, wenn man dem Verlangen des Herrn Zitz genügt, und nur die Preußen von der Garniſon in der Bundesfeſtung ausgeſchloſſen hätte.

Deshalb war es von beſondrer Wichtigkeit, daß dieſem Mainzer Redner ein Oeſterreicher auf der Rednerbühne folgte. Er nahm nüchternen, kalten Tones ſchneidend Partei gegen Herrn Zitz und wies beſonders das Lob der Oeſterreicher auf Koſten der Preußen kalt und entſchieden zurück. Ja, ſetzte er hinzu, er hoffe und ſei überzeugt, daß öſterreichiſche Truppen den Mainzern auf ähnliche Weiſe gedient hätten für Schmähungen ſolcher Art, wenn dieſe Schmähungen dem Kaiſer und Kaiſerſtaate gegolten hätten wie ſie dem Könige und Staate von Preußen gegolten. Es war als ob ein ruhig ſtehender Fechter ſeine Degenklinge einmal um das andre in den Leib des

Gegners ſtoße, ohne daß er dabei die Miene verzieht. Nur das große graue Auge folgt mitunter der Richtung des Armes, um ſich wie zum Ueberfluſſe zu überzeugen, daß der Stoß auch gründlich getroffen habe. Dieſer feſt ſtehende Fechter in eleganter Kleidung war Schmerling.

So ſchonungslos kündigte ſich dieſer Oeſterreicher an, welcher offenbar durch die erneuten Wiener Revolutionen veranlaßt worden war, dem revolutionairen Elemente von nun an jeden Fußbreit Boden ſtreitig zu machen. Er hatte Metternich ſtürzen helfen und als geſchäftskundiger Juriſt war er auf den zuſammenbrechenden Stuhl eines Bundes-Präſidialgeſandten geſchickt worden, damit das abgenützte Möbel mit Kraft und Anſtand preisgegeben werde. Ein jugendlich ausſehender Vierziger mit geſtählten Nerven, mit kaltem Blute und Muthe und mit der ganzen Uebung eines Mannes von Fach und Welt war ihm ein Amt der Thätigkeit ſicher in den neu ſich ſchlingenden Kreiſen deutſchen Staatsweſens. Mit dieſer Rede, die in konſervativer Schärfe ſtarrte, ſchied er ſich charaktervoll ab von den damaligen hin und herſchwimmenden Machthabern des Kaiſerſtaates, entwickelte er zum erſten Male jenen Charakter von herber Tapferkeit, welchen er ſpäter in entſcheidender Stunde bewährt hat. Wie oft haben wir ſpäter dieſe officiermäßige Haltung auf der Rednerbühne geſehn! Der Oberkörper wendet ſich gar nicht, wenn das Auge hinüberſchweifen will verächtlich und ſicher nach der Linken, wo ihn die grimmigſten Feinde unterbrechen. Die gebogene Naſe, das dünne wohlgekämmte Haar, das in ſo wildbärtiger Zeit immer wohl raſirte Antlitz von kräftiger ſüdlicher Bläſſe, wie oft iſt dies Bild noch da oben erſchienen einmal wie das andere, eines zähen Inhalts glatter Einband, auf welchem nichts haften blieb, nichts.

Um keinen Zweifel übrig zu laſſen darüber, daß es mit der Revolution zu Ende ſein und daß jede noch beſtehende geſetzliche Form feſt gewahrt ſein ſolle ſchloß er mit folgenden Worten: „Dieſen Wechſel (der Garniſon) vorzunehmen werden wir, glaube ich, den Verfügungen der Militairbehörden überlaſſen können. — Der Gouverneur von Mainz iſt mit ſeinem Haupte ganz Deutſchland verantwortlich, daß unſre Bundesfeſtung, daß Mainz, welches demnächſt beſtimmt iſt auch uns in Frankfurt gegen feindliche Ueberfälle zu beſchützen*), in voller Vertheidigungsfähigkeit erhalten werde. In dieſe Detailfrage aber, wie dieſe Vertheidigungsfähigkeit erhalten werden kann, darf nach meiner Anſicht dieſe Verſammlung nicht eingehn, wenn ich ihr auch die umfaſſendſte Weisheit in politiſchen Verhandlungen zutraue. Ich würde daher den Antrag ſtellen, ſofort zur Tagesordnung überzugehn.“

So erhalten die Gegenſätze Geſtalt und Fleiſch und Blut, daß ſie ſich wirkſam, ja bis auf Tod und Leben bekämpfen mögen: dieſem Vertreter Oeſterreichs folgte Robert Blum. Es war ganz ſein Thema: Gefahren, unermeßliche Gefahren ſchildern, ins Dunkle malen, den Vorhang der ſchweren Zukunft geheimnißvoll lüften. Er war mit in Mainz geweſen; er mußte dem Kommiſſionsberichte widerſprechen, wenn zu widerſprechen war. Er umging ihn; er fragte, warum man denn die Preſſe nicht zur Verantwortung gezogen hätte, die ſolche Erbitterung geſät! „Warum hat man nicht die, welche das Geſetz übertraten, verurtheilen laſſen?“ ſo fragte er herausfordernd im Monate Mai, wo man ſuchen konnte vom Thurme bis in den Keller nach einem Strafmittel gegen die Preſſe! fragte er, der Herausgeber einer ultraiſtiſchen „Reichstagszeitung“, welcher jede Preßſtrafe als ein Aufleben der alten Tyrannei verdammt haben würde! — Man ſah ſich ſtaunend an ob dieſes ernſthaft gepredigten Hohnes, aber es kam in rhetoriſcher Wendung noch kühner. „Ich glaube nicht,“ fuhr er fort, „daß man mit der Execution anfängt, und mit glühenden Kugeln in eine Stadt ſchießt“ — wo iſt das geſchehen? — Es war nicht geſchehen, aber die Vorbereitung glühender Kugeln, dies ganz neue, ſteigernde Bild der Soldateska konnte auch in bedingter Rede ausgebeutet werden, und nachdem es verwendet war ſetzte der Redner gleichtönig hinzu: er wolle allerdings zugeben, daß es nicht geſchehen ſei; allein wenn die Drohung nicht in der Nacht gekommen wäre da Alles geſchlafen, ſo wäre — die Hälfte der Einwohner aus der Stadt gewandert. So viel gab dieſer merkwürdige Redner auf das Tönen großer Worte, daß er ſie auch für die vertrackteſte Wendung erkaufte. Kurz, ſchloß er, die Stimmung in Mainz iſt der Art, daß die dort einander gegenüberſtehenden Menſchen nicht mehr mit einander leben können. Was da Blutiges geſchehen iſt, das wird ein Kinderſpiel ſein gegen das was bevorſteht. Entweder muß die Bürgerſchaft auswandern, oder das Militair muß fort!

---

*) Prophetiſch! In der Nacht zum 18. September rief er und Peucker die Truppen aus Mainz zum Schutze der Nationalverſammlung.

Weder das Eine noch das Andre! beſchloß die Zukunft, als der Redner unter dem Beifalle der Seinen links herab und rechts ein junger ſchnurrbärtiger Mann hinauf ſtieg. Fürſt Felix Lichnowsky. Niemand von denen, welche der revolutionairen Auflöſung Einhalt gethan ſehen wollten, Niemand von den neuſten Konſervativen hieß dieſen konſervativen Ritter willkommen. Wenn ſolche Parteigänger aus aller Herren Länder zu unſrer Fahne treten, ſo geſchieht dies nur, weil eben keine andre Fahne möglich iſt. Auch wenn ſie gut ſtreiten iſt es ein zweifelhafter Vortheil für unſre Fahne.

Und Lichnowsky ſtritt allerdings gut, er war voll Talent, und war ſo behenden Talentes, daß er ſogar die Augenblicks erſt erhaltenen Waffen mit Nachdruck zu verwenden wußte. Als er auf die Rednerbühne gehen wollte, ward ihm aus dem Kenntniß-Arſenale ſeiner Gegend — Herr von Radowitz pflegte mitten darin zu ſitzen — Dies und Jenes zugeſteckt. Seinen haſtigen Bewegungen gemäß nickte er, roth vor Spannung, dankend für die Spenden über das jakobiniſche Mainz von ehemals und eilte hinauf. Sein Takt ſagte ihm, daß dieſe Mainzer Affaire eine ganz günſtige Gelegenheit für ihn ſei, um ſich in eine Verſammlung einzuführen, welche ſeiner leichtſinnigen Stellung nicht beſonders günſtig entgegenkommen dürfte. Hier konnte um Waffenehre gerechtet werden. Er dankte alſo ſofort mit richtigem Ritterthume Schmerling für das öſterreichiſche Schwertneigen vor den preußiſchen Waffen und ſtürmte dann ſogleich in vollem Roſſeslaufe gegen die Angreifer des preußiſchen Heeres. „Es war nicht nur eine Verdächtigung,“ rief er, „es war eine Aechtung der preußiſchen Armee.“ — Sturm! — „In einem Augenblicke wo es heißt, daß die Stammesunterſchiede verſchwinden ſollen, wo geſagt wird, daß wir Alle ein großes gemeinſames Vaterland vertreten, in dieſem Augenblicke werden hier die Söhne eines Vaterlandes vor dieſe Tribune gezogen, und mit den ſchmählichſten Ausdrücken“ — tumultuariſche Unterbrechung — „in dieſem Augenblicke, wo die Wunden noch nicht vernarbt ſind von der Erſtürmung des Danewirks, wo wir der preußiſchen Armee die Eroberung Schleswigs verdanken, wo wir es der Kraft preußiſcher Bajonnette verdanken, daß Schleswigſche Deputirte hier ſitzen. Iſt denn kein Deputirter für Schleswig hier, der nach mir dieſe Tribune beträte, um dafür einzuſtehn wie ſich, nicht in fremdem Lande wie Herr Zitz es nannte, ſondern in einem nichtpreußiſchen Landestheile preußiſche Truppen zu benehmen wiſſen!“ — Mehrere ſchleswigſche Abgeordnete erheben ſich. — Auf die Mainzer Angelegenheit ſpeciell übergehend zieht er alsbald hervor, was ihm mit auf den Weg gegeben worden und ſagt: Ich will hier nicht von den einzelnen Verdächtigungen der rothen Hoſen ſprechen, obwohl mich die rothen Hoſen unwillkührlich auf die rothen Mützen bringen müſſen — (Größte Aufregung zur Linken und auf der Gallerie. Stürmiſcher Ruf: zur Ordnung!)

Präſident. Ich habe nicht gehört, daß der Redner ein einzelnes Mitglied beleidigt hat, ich weiß nicht, worauf ſich das bezogen, was er geſagt; ich muß ihn bitten, daß er ſich darüber erkläre.

Lichnowsky. Ich werde alſo — (Neue Unterbrechung.) Obwohl mich die rothen Hoſen unwillkührlich auf die rothen Mützen zurückführen müſſen, denen 1792 auf eine für die deutſche Geſchichte ſehr traurige Weiſe in kürzeſter Zeit durch die Mainzer Clubbs die Feſtung von Mainz übergeben worden. — Wenn ich jetzt verdiene zur Ordnung gerufen zu werden, ſo bitte ich den Herrn Präſidenten dies zu thun.

Präſident. Nein, fahren Sie fort! Ich rufe Sie nicht zur Ordnung.

Er ging nun ein auf das Feſtungsreglement, und wendete ſich dann unmittelbar an die genauen Ausſagungen des Herrn Zitz, welche jetzt ins Licht geſtellt ſeien durch die Kommiſſion. „Haben Sie nicht aus dem Munde des Herrn Zitz gehört, daß der Feſtungs-Gouverneur auf das Verweigern der Ablieferung von Waffen die Todesſtrafe angedroht? (Ja!) Daß er die Stadt in Belagerungszuſtand verſetzt? (Ja!) Nun frage ich Sie, hat ſich dies Beides bewahrheitet? (Nein!)" — „Es iſt uns aber berichtet worden," ſchloß der Reiter nun mit erneutem Anlaufe, „daß mit Dolchen und ſpitzigen Inſtrumenten die preußiſchen Soldaten in den Rücken hinein geſtochen und umgebracht worden ſind. Das heißt Meuchelmord — nicht Zufall. (Verſtärkter Zuruf von der Linken: Wir ſind keine Richter!) Sehr richtig, Sie ſind keine Richter!

Präſident. Der Redner fährt fort — er hat Niemanden hier einen Vorwurf gemacht. (Zuruf aus der Linken: Meuchelmord!) Wer ſich bewußt iſt, einen Meuchelmord auf ſich zu haben, kann ſich allein getroffen fühlen; — hier ſitzt Keiner. (Allſeitiges Bravo.)

Lichnowsky. Ich frage, wie wollen wir es in deutſcher Sprache ausdrücken, wenn ein Dolch in den Rücken geſtoßen wird? — Heißt das etwa Zweikampf?" — „Endlich iſt geſagt worden, daß wir keine Richter ſind. Wenn wir nicht Richter ſind, ſo wollen wir nicht richten, ſondern den Fall den Richtern übergeben."

Dieſer Rede folgte große Aufregung und, wie der ſtenographiſche Bericht ſagt, vielfaches Bravo zur Rechten. Es folgten ferner Schleswiger, Franke und Michelſen, welche ſich berufen fühlten, das preußiſche Heer zu rühmen, zwiſchen welche ſich aber wiederum Herr Wigard aus Dresden drängte mit dem Zurufe: die Mainzer Frage, Herr Präſident!

In das Treffen ſelbſt rückte nun, nachdem ein ſchwacher Soldat von der Linken in die Luft gefochten und vorüber gewankt war, Welcker, Heckſcher, Beckerath. Denn wie ſtark auch die an den Mann gehende Rede Lichnowsky's gewirkt hatte, ihm wollte offenbar die Verſammlung nicht folgen in Entſcheidung einer Prinzipfrage. Dafür war Welcker wichtiger, war Heckſcher, ein Mitglied des Fünfziger-Ausſchuſſes, wichtiger, war Beckerath, der verehrte Vorkämpfer aus dem Vereinigten Landtage, vorausſichtlich von größter Wichtigkeit.

„Stellen wir uns nicht," rief Welcker, „ich ſage es geradezu, auf den Boden der Revolution. Dieſer ſtürzt wohl die Regierungen und nur zum Stürzen haben Sie Kraft; aber haben Sie auch Kraft zum Aufbaun? (Stimmen von der Linken: Ja wohl! Ja!) Ich ſage: Nein! (Beifall im Centrum.) Sie können 38 Regierungen ſtürzen, aber nicht eine gründen, denn ſie werden mitgeſtürzt, und zwar zu allererſt." Daher trägt er auf Tagesordnung an.

Ihm folgte Heckſcher, von welchem man erwarten durfte, er werde in ähnlicher Richtung ſprechen. Das geſchah aber nicht, und ſo wurde der Ausgang der Schlacht wieder ganz in Zweifel geſtellt, denn man wußte von Heckſcher, daß er verhältnißmäßig konſervativ war. Wenn er ſich alſo in dieſer Frage nach links wendete, ſo war in dieſer unvorbereiteten, noch ganz ungeſchiedenen Verſammlung eine zahlreiche Nachfolge für ihn zu erwarten. Dieſer Mann iſt auf die ſonderbarſte Weiſe im Kreiſe umhergegangen während unſrer Parlamentszeit, und durchaus keinen Strich geſegelt. Mit ſtarker juriſtiſcher Logik und ſehr viel Eigenſinn hat ihm der Advokat immer wieder den Politiker verdorben, ſo daß er ſtets von Neuem anfangen mußte und zu keiner feſten Stellung kommen konnte. Als verdrießliche Natur ließ er überall ſeine Antipathieen einwirken auf ſeine Folgerungen und zerſetzte dadurch ſeinen Kern. Bei der vorliegenden Frage ſpornte ihn vielleicht ein innrer Widerwille gegen die Preußen und es ſtachelte ihn ein Erfolg aus ſeiner Fünfziger-Herrſchaft. Da war man einmal — gegen ſeine Anſicht über die Kompetenz zu ſolcher Einſchreitung — in Kaſſel eingeſchritten gegen die Gardes du Corps, und das war gut gerathen. Jetzt war er alſo für die Kompetenz der Verſammlung zu ſolchen Regierungsmaaßregeln, und „nahm gar keinen Anſtand," Welcker in der Kompetenzfrage „auf das Allerentſchiedenſte entgegenzutreten."

Es widerſprach ihm bald darauf der kleine Staatsmann von Weimar, Herr von Wydenbrugk, welcher ſeine dünne Tenorſtimme dahin erhob: „Ich bitte Sie, meine Herren, recht ernſt zu erwägen, was mit dem vom Abgeordneten Heckſcher Vorgetragenen ausgeſprochen wird. Wir nehmen, ſei es befehlend, ſei es vermittelnd, die exekutive Gewalt in die Hände, ſoweit es uns in jedem einzelnen Falle beliebt, dies iſt der einfache Sinn der Worte des Abgeordneten Heckſcher." — „Ich glaube, die Verſammlung hat nicht das Recht dazu," ſondern nur das Recht, eine Verfaſſung zu machen.

Und doch gehörten dieſe beiden Redner wirklich zu einander, obwohl der eine ſehr bald ganz auf die rechte, der andre ſehr bald ganz auf die linke Seite des Hauſes gerieth, und

Trotzigen und Protzigen ſind kopfüber geſegelt, der milde und ebenmäßige Beckerath ſteht heute noch da in Kraft des Wohlwollens wie damals, als er rief: „Wir ſollen die deutſche Freiheit gründen; der Weg zur Freiheit aber findet ſich nur auf dem Boden einer feſten Ordnung. Wollen Sie denn, meine Herren, die Ordnung, welche in Deutſchland noch beſteht, vollends erſchüttern? Wollen Sie ſie dadurch erſchüttern, daß Sie eingreifen in das Verfahren der geſetzlichen Behörden, daß Sie die moraliſche Kraft, die ihnen geblieben iſt, völlig lähmen? Ich ſtelle den Antrag, daß zur Tagesordnung übergegangen werde.“

So war Stunde auf Stunde verronnen, die Entſcheidung mußte verſucht werden und man rief nach Abſtimmung. Da drängte ſich noch ein todtenblaſſer bärtiger Streiter von der Linken herzu und verlangte mit dumpfer Grabesſtimme noch gehört zu werden gegen „die verderbliche Schule des alten Militairſyſtems, welches die Soldaten zu Bürgerfeinden herabwürdige und demoraliſire.“ — „Denn es ſei ſkandalös, wenn im Jahre 1848 noch einer deutſchen Stadt von einem deutſchen Gouvernement mit Beſchießung gedroht werde!“

Dieſer Redner, ein Ausbund der Berliner Freiſinnigkeit Namens Nauwerck, entſchied des Tages Schickſal. Es erhob ſich nach dem Eindrucke ſeines Geſtöhns ein ſo ſtürmiſches Verlangen, nicht mehr reden zu hören, daß gegen die Geſchäftsordnung ſelbſt dem Antragſteller ſogar, dem in toſendem Lärmen die Hände hoch haltenden, das Wort begehrenden

Herrn Zitz das Wort grimmig verweigert wurde. War es der Drang des Augenblickes, war es die noch ſchlottrige Form erſter Parlamentszeit, oder war es tiefere Abſicht? in dieſem Strome zum Schluſſe ſtellte Gagern die erſte Frage, ob zur Tagesordnung übergegangen werden ſolle, in folgender Weiſe: zur Tagesordnung überzugehn im Vertrauen, daß die zuſtändigen Behörden thun werden, was ihres Amtes iſt. Dieſer Zuſatz kam aus dem Stegreif, und mußte Alles zu ſich ziehn, was nur irgend gegen das exekutive Regieren der Verſammlung nach einem leidlichen Ausdrucke ſuchte. Die große Mehrzahl der Verſammlung erhob ſich, die Tagesordnung war angenommen, und mit rauſchendem Beifalle belohnte die Mehrheit ſich ſelbſt, oder ſie applaudirte darüber, daß ſie ſich hiermit zum erſten Male und ſo zahlreich gefunden hatte. Sie hatte die Entſagung aller Konventsgelüſte ausgeſprochen, ein Unterpfand, daß der große Zweck einer Verfaſſungsgebung erreicht werden könne durch raſches Zuthun.

In dieſer Ablehnung der Exekutive war ein großes Prinzip erklärt gegenüber einer Linken in der Paulskirche und im Lande, welche die Exekutive in die Hand nehmen wollte. Dieſe Entſcheidung wäre ſchwerlich ſo raſch und ſo ſchneidend erfolgt, wenn die Linke nicht bereits an allen Enden zu deutlich geoffenbart hätte, daß ſie dieſe Exekutive unbedacht zum Zerſtören und unfähig zum Geſtalten mißbrauchen werde. Sie murrte denn auch jetzt in größter Aufregung, und Herr Zitz proteſtirte gegen dieſe Abſtimmung, und Herr Wigard ſagte: Ich halte die Sache für ſo wichtig, daß ich meinen Namen zu Protokoll zu geben wünſche.

5.

Wer iſt Herr Wigard von Dresden, welcher wie ein Kammerbeamter (Huiſſier) den Präſidenten und die Verſammlung zu belehren pflegt? Da er auch in ſolcher vorgeſchobenen Eigenſchaft die ſtenographiſchen Berichte herausgegeben und hiermit eine leider unbekannt gebliebene hiſtoriſche Einwirkung ausgeübt hat, ſo iſt es Pflicht des Hiſtorikers, die Wichtigkeit dieſes Mannes darin anzuerkennen, daß man ihn näher betrachtet und würdigt. Er iſt nicht eine Perſon, er iſt eine Gattung. So weit er etwa Perſon iſt — und man ſagt, als ſolche ſei er ein gutmüthiger, ehrlicher Mann — könnten wir ſeiner entbehren. Aber als Repräſentant einer Gattung, und zwar der ehrlich beſchränkten demokratiſchen Gattung iſt er für die Geſchichte unſrer Zeit unentbehrlich. Der Gang dieſer Geſchichte hat ihn ſogar in den Verfaſſungs-Ausſchuß getragen, und dort hat man ſich aufgeklärt über die Gattung, welche er vertritt. Wovon ſpäter.

Auch ich bin Maler! Er iſt auch ein Profeſſor. Ohne Beleidigung ſei dies geſagt. Zu den eigentlichen Profeſſoren, die ſo viel dummes Zeug machen und den Bundesſtaat erfunden haben, zu denen gehört er nicht; das verbittet er ſich.

und mit gutem Fuge. Er iſt Profeſſor der Stenographie, zu Deutſch: der Schnellſchreibekunſt. Halb Künſtler, halb Gelehrter; aber doch mehr Gelehrter denn Künſtler. Er hat ſeine gelehrten Studien in den Kammern der deutſchen Partikularſtaaten gemacht, in denen man ſeit einigen Jahren die ſtenographiſche Nachſchrift zugelaſſen. Ein Autodidakt alſo, der das Bißchen Staatsweisheit abgeſehen hat, wie Voltaires Kammerdiener aus bloßem Umgange mit ſeinem Herrn das ganze Bißchen Freigeiſterei an ſich gebracht hatte, und lächelnd drein ſah, wenn die Fremden durchaus auch ſeinen Herrn ſprechen wollten. Was wirklich an ihm iſt, meinte er leiſe, das könnt Ihr am Beſten von mir erfahren, denn was er ſo von ſchönen Redensarten zuthut im Geſpräche, das verwirrt Euch nur, oder, um bildlich zu ſprechen, das gießt Euch nur Waſſer unter den Liqueur! Herr Wigard hatte mit ſeinem Herzen, mit dieſem der Gleichheit und Gerechtigkeit bedürftigen Herzen unſrer Tage, den Liberalismus in den Kammern bald heraus gefühlt, und ſich ebenſo bald mit gutem Gedächtniſſe alle die Formeln gemerkt, auf welche er gezogen wurde von den Führern der Oppoſition. Was ſonſt noch drum und dran hing, das ganze übrige Nervengeflecht des Staates, das betrachtete er aus guten Gründen wie Voltaires Kammerdiener als ſchöne Redensarten, die man zuthut im Geſpräche. Neuerdings nennt man all dieſe Zuthat, welche ſonſt Bildung genannt wurde, mit einem kurzen Worte: doktrinaires Zeug, oder gar reaktionaires Netzwerk. Ein entſchieden Freiſinniger hat ſich davor in Acht zu nehmen. In dieſem Punkte hat Herr Wigard nie geſtrauchelt. Ich hege aber die Vermuthung, daß dies nicht ſowohl ſein Verdienſt als ſein Glück iſt. Das wird er zwar übel nehmen, da er das Glück als etwas Zufälliges betrachtet, und zum Beiſpiele die Schönheit, offenbar eine Sache des Glücks, nicht leiden kann. Aber ich muß es doch ſagen, und muß ſogar noch etwas hinzuſetzen, worüber er mitleidig die Achſeln zucken wird. Ich glaube nämlich trotz aller Gleichheitslehre ſo im Stillen für mich immer noch an gewiſſe Racenunterſchiede, und denke dabei an den in Rede ſtehenden Politikus, und meine, daß er ſein Glück ſeiner beſondern Race zu danken hat. Dies Glück iſt etwas Negatives. Sonntagskinder ſehen Wunder und Geſpenſter. Die ſieht er nicht; er iſt kein Sonntagskind, er iſt ein Wochentagskind, und deshalb iſt er ſo feſt und ſicher in der Politik, die er aufſagen kann wie ein Einmaleins. Weckt ihn aus dem tiefſten Schlafe und fragt ihn, wie dieſem oder jenem verworrenen Staate zu helfen ſei, er weiß es auf der Stelle. Wie ein Waſſerdoktor iſt er nie verlegen um das untrügliche Hausmittel. Worin liegt dieſer Vorzug ſeiner Race? Betrachtet ſein Haupt, ich meine dies vorn an der linken Seite der Paulskirche nie fehlende Haupt mit mehr fallendem als wallendem Haare. Schon dies dunkle Haar, welches an den Spitzen in's Todtbraune dahin ſtirbt, iſt eine Eigenthümlichkeit. Man denkt an einen Südſeeinſulaner, welcher europäiſcher Friſur nachſtrebt. Dies iſt nichts Zufälliges. Es bedeckt einen Schädel, welchem wahrſcheinlich etwas fehlt, nämlich eine ganze Portion Hinterkopf. Ueberzeugt Euch nur, daß vom Scheitel abwärts die Form dieſes Hauptes jählings abſchüſſig fällt wie ein Strohdach. Ich bin nicht Phrenologe genug, um zu ſagen, was gerade für Organe durch dieſe ſparſame Form abgeſchnitten werden; als Pſycholog aber, welchem ſich Herr Wigard täglich rückſichtslos enthüllt, darf ich ſchließen, daß es Luxusorgane ſind, mit denen er verſchont worden iſt, Phantaſie, Formſinn, Umſicht und dergleichen Plunder, der bei den Weibern in Anſehn zu ſtehen pflegt. — Die Natur hat auch dieſen einer geſtrichenen Civilliſte entſprechenden Hinterkopf in's Gleichgewicht gebracht mit dem Vorderhaupte. Was könnte ſie nicht! Sie verlängert den Haarwuchs nach der Stirn, ſo daß dieſe nur wenig Raum anſpricht. Die Gedanken ſitzen geordnet eng neben einander und ſind deshalb immer zum Aufſtehn bereit. Dafür wird eine größere Naſe, ein größerer Mund geſtattet, die Witterung aufzunehmen, den Schrei der Rede, den Schrei der unterdrückten Menſchheit voll auszugeben. Kurz, dieſes ganze Haupt, von des politiſchen Gedankens Bläſſe überhaucht, iſt typiſch geworden in deutſcher Politik, und die Paulskirche wird dieſe durchdringenden Naſaltöne nie vergeſſen.

Wäre dieſe Eigenthümlichkeit mit dem fehlenden Hinterkopfe Zufall? Es giebt keinen Zufall! würde Herr Wigard ſelbſt rufen. Nein, die triviale Redensart ſagt nicht umſonſt: es iſt was dahinter, oder es iſt nichts dahinter. Die Gattung

Wigard in der Politik iſt wirklich freier als wir es ſind, und deshalb iſt ſie mit Grund unzufrieden über uns, die wir eingeſtehn müſſen, daß wir nicht ſo viel Freiheit vertragen.

Deshalb war es ein erſtaunlicher Akt des Liberalismus, dieſem ſpecifiſchen Manne gerade die Herausgabe der ſtenographiſchen Berichte zu überlaſſen. Der Kreis ſeiner Schreiber bildet ſich natürlich nach ihm, nach dem Mittelpunkte, denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern; es iſt alſo eine geſchloſſene linke Schaar, welcher die Darſtellung des Parlamentes überantwortet wird. So ſahen wir denn ſchon in den erſten Nummern von einer „Rechten“ geſchrieben, welche Lichnowsky beklatſcht habe, obwohl zu jener Zeit nur eine Linke und von dieſer an nach rechts hinüber noch gar keine Parteibildung vorhanden war. Damit nur ja die äußerlichen Schibolethe, dieſe irre führenden franzöſiſchen Eintheilungen recht zeitig in eine Nation eingeprägt würden, welche wie Wachs jedem Eindrucke offen war. Die Nachahmung eines jeglichen franzöſiſchen Mechanismus iſt ja die Grundwiſſenſchaft unſrer entſchieden Freiſinnigen. So ſahen wir die unendlichen Bravo's in den Berichten entſtehn, welche die Nation nicht in Zweifel laſſen konnten, wo die Wirkung im deutſchen Parlamente ruhe. So ſind die tauſend kleinen Unſcheinbarkeiten herangewachſen, welche einer Redaktion zu Gebote ſtehn, und welche ſie anbringt auch in der ehrlichſten Geſinnung. Für ſolchen höheren geſchichtlichen Zweck gehört eben nicht bloß Ehrlichkeit, ſondern Bildung. Mitunter haben dieſe linken Kennzeichen in den

Berichten geradezu etwas Rührendes. Bei wichtigen Abſtimmungen durch Namensaufruf kann es der Redakteur nicht über's Herz bringen, den bloßen Namen eines gegen die Linke ſtimmenden Abgeordneten hingehn zu laſſen, wenn dieſer Name übrigens ein bekannter, beſonders wenn es ein durch Liberalismus bekannter iſt. Es drängt ihn, dieſem, wie er meint, Abtrünnigen den Vornamen einmal beizuſetzen, in dieſem Beiſatze gleichſam dem Publikum zurufend: Sieh, ſieh, das iſt derſelbe, der auch für freiſinnig galt! — An ſich wäre das ſo harmlos. Verſtändniß und Würdigung erwartet nur der Thor von der Parteiung. Aber der große Einfluß ſolcher Urkunden hätte von vornherein verlangt, daß ſie nicht beſchränkten Parteileuten überlaſſen würden. Beſchränkte ſind in ſolchem Falle eben ſo übel angebracht wie unredliche.

Wie oft ruft man ſich zu: Sei billig gegen die Gegner, ſei gerecht. Ja wohl, wenigſtens gerecht. Aber vor allen Dingen muß man doch nach beſten Kräften Sorge tragen für ſein Vaterland. Wenn ich hinüberſehe auf die Geiſtesgenoſſen Herrn Wigards, auf dieſe erſchreckende Schaar ohne Hinterkopf, ſo denke ich mit Zittern an Deutſchland. Liebt man ſein Vaterland, wenn man die Eigenthümlichkeit deſſelben entweder gar nicht verſteht oder mißachtet? Das kann doch wohl ſein. Es mag ja wohl der Südſeeinſulaner eine deutſche Frau lieben ohne zu wiſſen, warum ſie liebenswürdig iſt. Aber ſoll eine Nation von tiefer Bildung einem Regimente überliefert werden, welches die Bildung dieſer Nation gar nicht zu würdigen weiß?! Denn ſo iſt es: im Ganzen iſt es der Unterſchied der Vaterlandsliebe und Bildung, welcher die Nationalverſammlung in zwei Hauptparteien damals zu trennen begann und immer feiner und ſorgfältiger getrennt hat. In dem was wirklich Princip und Grundſatz iſt war die Verſchiedenheit gar gering, wie ſich dies in der anderen Hauptfrage die gleich nach der Mainzer Debatte zur Verhandlung kam deutlich genug bekundete. Grundſätzliche Freiheit und Einheit war allgemeines Verlangen. Diejenigen aber welche dies oberflächlich und mechaniſch durch bloße Befehle in's Werk richten wollten, dieſe nahmen auch alles Rauſchgold neueſter Verlangniſſe in ihr Programm auf, eben weil ſie das Bedürfniß eines durchgebildeten Weſens nicht kannten.

Nun denn, ſo ſind ſie doch wenigſtens konſequent, und die Konſequenz iſt eine Ehrlichkeit in der Politik, welche als ſolche immer eine gewiſſe Achtung anſprechen darf. Iſt man befugt geweſen, ſie mit dem Titel des „ſouverainen Unverſtandes“ zu belegen, ſo iſt man doch wohl verpflichtet, wenigſtens ihren geraden Weg in Ehren zu halten. — War dieſer Weg gerade? Betrachten wir eine Hauptrichtung, an welche Herr Wigard aus Dresden erinnert.

Am 27. Mai ward die wichtige principielle Debatte geführt, wie ſich die einzelnen Staaten Deutſchlands in ihrer Neugeſtaltung zu verhalten hätten gegenüber der deutſchen Geſammtheit, gegenüber der Nationalverſammlung, welche dieſe Geſammtheit darſtellte. Es handelte ſich alſo um die Seele einer deutſchen Einheit. Kann die Nationalverſammlung nicht maaßgebend ſein für alle Einzelnſtaaten, dann wird die Einheit keine Wahrheit.

Nun, wie ſtellten ſich die Parteien zu dieſer Lebensfrage? Die Führer der Rechten welche hierbei zum erſten Male hervor traten, Vincke, Arnim und auch Welcker wollten ſo wenig als möglich verſprechen von Seiten der Einzelnſouverainetäten an die Centralſouverainetät. Sie wollten aber auch nicht abſprechen. Die Entwickelung ſolle und werde das Geſetz bilden; man ſolle ſie nicht erſchweren durch abſoluten Ausſpruch eines Prinzips. Denn es ſei dies nicht vollkommen rechtlich, ſo lange die Regierungsgewalten in Deutſchland dabei unbefragt blieben.

Dieſer Richtung, damals in ſehr kleiner Zahl vertreten, haben die Ereigniſſe ziemlich Recht gegeben, und der Hauptführer derſelben Freiherr von Vincke hat ſeinen Grundſatz zwar feſtgehalten, iſt in der Anwendung deſſelben aber milder und milder geworden, je näher man der definitiven Schaffung einer Centralgewalt gerückt iſt. Für das Zuſtandekommen eines Ganzen alſo hat dieſe Richtung die Härte ihres Grundſatzes erweicht.

Das Centrum zweitens bekundete ſich hierbei in mannigfaltigen Nuancen von rechts nach links. Die beiden Hauptformeln waren folgende:

1) Die aus dem Geſammtwillen des deutſchen Volkes

hervorgegangene Nationalverſammlung zu Gründung einer die Einheit und politiſche Freiheit Deutſchlands bezweckenden Verfaſſung erklärt, daß alle Beſtimmungen deutſcher Verfaſſungen, welche nach Vollendung des allgemeinen Verfaſſungswerkes mit dieſem nicht übereinſtimmen, abzuändern und mit der deutſchen Verfaſſung in Einklang zu bringen ſind.

Dies war die Formel des Ausſchuſſes, welcher für den Raveauxſchen Antrag erwählt war und welcher die ganz äußerliche Abſicht des Raveauxſchen Antrages: „daß es den Deutſchen und Preußen, welche zur Nationalverſammlung nach Frankfurt und zur Reichsverſammlung nach Berlin gewählt ſind, freiſtehen ſolle, beide Wahlen anzunehmen“ — zur Principienfrage vertieft hatte. Beckerath, Schoder, Pfizer, Herrmann, Lette, Heckſcher, Römer hatten dieſe Formel unterzeichnet, und da ſich bald zeigte, daß eine ſchärfer gefaßte Formel aus dem Centrum hervorging, ſo glaubte man annehmen zu dürfen, obige Faſſung werde das rechte Centrum bezeichnen. So abgeklärt waren aber die feineren Grundſätze noch nicht. Unter obigen Unterzeichnern gehörten Römer, Hermann und Schoder weiter links als viele Vertheidiger der ſchärfer gefaßten Formel des Centrums. Dieſe ſchärfere Formel, welche das unbeſtimmte „Abändern“ beſtimmter faſſen wollte, lautete alſo:

2) Die deutſche Nationalverſammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der ganzen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politiſchen Freiheit

Deutſchlands, erklärt: daß alle Beſtimmungen einzelner deutſchen Verfaſſungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfaſſungswerke nicht übereinſtimmen, nur nach Maaßgabe des letzteren als giltig zu betrachten ſind — ihrer bis dahin beſtandenen Wirkſamkeit unbeſchadet.

Dieſer ſo wichtig gewordene, ſogenannte Wernerſche Antrag ſtammte von Männern aus Rheinpreußen, und ward von lauter Männern des zum Handeln entſchloſſenen Centrums, vorzugsweiſe Preußen, unterſtützt und geführt. Widenmann, der ſpätere Unterſtaatsſekretair, die wohlbekannte koloſſale Juriſtengeſtalt aus Düſſeldorf, ein Mann voll jovialen Sinns und über alle ſinnige Lebensluſt hinaus voll kräftiger, hingebender Liebe zum freien einheitlichen Vaterlande, ein Mann voll Entſchluß und Thatkraft für das Nöthige, der Widenmann hatte dieſen Satz gezimmert. Werner aus Coblenz, Mitglied des Ausſchuſſes, hatte ihn mit einer kleinen Modifikation zu dem ſeinigen gemacht; daher der Name. Compes aus Köln, einer der tüchtigſten Patrioten aus dem Centrum, ein unſcheinbarer, ſchlichter, durch alle liberalen Phraſen geradedurch gehender, zum Ziele ſprechender und dringender Mann, Compes, welcher zu zeitig aus der Paulskirche geſchieden, trat ein für dieſen Satz. Stedmann ſtand bei dieſem Satze, Duncker desgleichen, einfache, zuverläſſige Männer deutſcher Einheit und Freiheit.

Nun, mit dieſem Satze traten die Männer des Centrums auf im Frühjahre 1848; auf dieſen Satz vereinigte ſich am

6. Juni das ganze Centrum, und — auf dieſem Satze ſtand es noch unverrückt im Frühjahre 1849, als ſo erſtaunlich viel Geſichter und Stimmen verändert waren. Wo alſo iſt die Konſequenz in der deutſchen Hauptfrage?

Und diejenigen, denen wir doch wenigſtens die Konſequenz einräumen ſollen, die Freunde des Herrn Wigard, wo ſtanden ſie damals, wo ſtehen ſie jetzt?

Zwei Anträge der Linken aus dieſem großen Prüfungstage mögen antworten.

Herr Weſendonck, welcher mit den hohlen Nüſſen der Rede, mit den Formalien recht talentvoll ernſthaft zu klappern weiß, verlangte damals einen Beſchluß der Nationalverſammlung: daß in den einzelnen Bundesländern gar keine konſtituirenden Verſammlungen ſtattfinden, und daß die Regierungen ihren Kammern nur ſolche Vorlagen machen dürften, welche durch die Dringlichkeit geboten ſind und die Verfaſſung nicht betreffen.

Später war ſeine Partei auf das Eifrigſte thätig, überall in den einzelnen Bundesländern konſtituirende Verſammlungen in Gang zu bringen, durch welche Verfaſſungen, immer neue Verfaſſungen gemacht würden! Später war Herr Weſendonck einer der eifrigſten Fechter für die der deutſchen Nationalverſammlung Trotz bietende Berliner Verſammlung. Wie nennt man das?

Der zweite Antrag der Linken an jenem Prüfungstage wurde von Herrn Schaffrath, Wigards ſächſiſchem Freunde, geführt und verlangte: „I. Die Beſchlußnahme über die Verfaſſung Deutſchlands iſt einzig und allein ihr, der konſtituirenden deutſchen Nationalverſammlung zu überlaſſen. II. Die Verfaſſungen und Geſetze der einzelnen deutſchen Staaten und die Verträge zwiſchen ihnen ſind nur inſoweit giltig als ſie mit dieſer (einzig und allein von der konſtituirenden Nationalverſammlung zu errichtenden) Verfaſſung Deutſchlands übereinſtimmen.“

Damit ja kein Zweifel übrig bleibe ſetzte Herr Schaffrath auf der Rednerbühne hinzu: „Die Meiſten ſind darüber einverſtanden, es handelt ſich hier um Sein oder Nichtſein. Denn ſobald ſie den Grundſatz verläugnen, daß wir ausſchließlich konſtituirend ſind, ſo iſt eine Einheit unmöglich. Sie können nicht mit 38 Regierungen über jeden einzelnen Punkt einzeln verhandeln; ſobald ſie jeder einzelnen Regierung, jeder einzelnen Kammer das Recht des Widerſpruchs und der Zuſtimmung zugeſtehn, ſo heißt das die Einheit Deutſchlands unmöglich machen.“

Und derſelbe Herr Schaffrath verlangte ſchon im Herbſte deſſelben Jahres mit derſelben Stirn für die ſächſiſche Kammer dies Recht des Widerſpruchs und der Zuſtimmung, welches er am 6. Juni als einen Hohn auf die deutſche Einheit bezeichnet hatte.

War dieſer Weg gerade? Iſt dies Conſequenz? Der gerade Weg der Inkonſequenz iſt es allerdings.

Wie geſagt grundſätzlich war über die Einheitsfrage eigentlich kein großer Unterſchied vorhanden in der Paulskirche, wenn wir die äußerſte Rechte der Verſammlung ausnehmen. Der Unterſchied beſtand und beſteht nur darin, daß jeder Grundſatz dann Stab und Stütze wird, wenn er aus geläuterter Ueberzeugung entſtanden iſt, daß er aber ein Schilfrohr bleibt, wenn er nicht in der Bildung wurzelt. Solch ein ſchmählicher Abfall der Linken von der heiligſten Sache des Vaterlandes, ſolch ein frecher Sprung von der radikal verlangten Einheit zum Partikularismus konnte nur darum von einer Tagesgleiche des Jahres bis zur andern entſtehn, weil der Grundſatz ſelbſt auf dem hitzigen Sande der Uebertreibung aufgeſchoſſen, alſo der Charakterloſigkeit anheimgegeben war ſchon bei ſeiner Entſtehung.

Ein aufmerkſamer Beobachter wird dieſen Unterſchied zwiſchen dem Centrum und der Linken auch bei all den übrigen Fragen entdecken, welche nicht zu ſo ſchreiender Folgerung getrieben worden ſind. Es iſt immer derſelbe Unterſchied zwiſchen Maaß und Uebertreibung, alſo zwiſchen charaktervoller Bildung und charakterloſer Rand- und Bandloſigkeit. Denn das Maaß iſt die Bedingung des gebildeten Charakters, und die Maaßloſigkeit iſt die Eigenſchaft der Rohheit.

Wie peinlich uns alſo auch damals das Geſtändniß derer auf der äußerſten Rechten anmuthete und jetzt noch anmuthet, daß ſie die deutſche Einheit nicht als rechtliches Princip anzuerkennen vermöchten, wir mußten und müſſen eingeſtehn, daß ſie charaktervoller verfahren ſind als die „Einzig und

Alleinigen" auf der Linken, wir mußten und müſſen zugeſtehn, daß ſie formell berechtigt ſein mochten auf dem Standpunkte prozeſſualiſcher Staatsrechtsentwickelung, wir mußten und müſſen eingeſtehn, daß es wenigſtens tapfer war, gegen einen ſo großen Strom zu ſteuern. Wer freilich bei großen Wandelungen im Volks- und Staatsleben nicht über den Buchſtaben hinaus kann auch wo es ſich nicht um eine Streitfrage ſondern um ein nationales Bedürfniß handelt, der wird allerdings von einem tiefen Mangel, von einem poetiſchen Mangel nicht frei zu ſprechen ſein. Es iſt Poeſie eines Volkes, ſich mit Opfern zu einer Nation zu erheben. Zu ſolchen Opfern gehören auch wohlbegründete Rechtsanſprüche. Und es iſt eine mittelmäßige Bildung, welche in der Entſcheidungsſtunde einer Nation nicht zu wählen weiß zwiſchen dem Großen und dem buchſtäblich Geſetzlichen, oder welche, zur Wahl gezwungen, das buchſtäblich Richtige für das allein Richtige ausgiebt. Es iſt da weder Größe, noch Schwung, noch Schöpfungskraft; alſo auch nicht höhere Wahrheit.

Aber Widerſtand muß es doch überall geben, ſonſt finden die einherbrauſenden Waſſer nicht Damm noch Bett und bleiben Ueberſchwemmung. Eine Oppoſition gegen die öffentliche Meinung iſt eben ſo nöthig wie gegen jede Regierung, und es darf auch nicht vergeſſen werden, daß die Idee der Einheit von gar Vielen nur als Verflachung jeglicher Höhe im deutſchen Vaterlande angefaßt und ganz ſo ordinär nivellirend betrieben wurde wie die Verflachung und Nivellirung in der

Geſellſchaft. Wer alſo politiſch Oppoſition wollte gegen den demokratiſchen Abſolutismus, der konnte ſich leider auch hier im nationalen Theile der Frage zur Oppoſition berufen fühlen.

Dieſe gedoppelte Oppoſition gegen die öffentliche Meinung ſchien übrigens in der Paulskirche ſehr ſchwach vertreten zu ſein. Sehr ſchwach an Zahl nämlich. An Fähigkeit ſehr bedeutend, wenigſtens in den Führern welche am 27. Mai für dieſe einſame Sache auf der Rednerbühne erſchienen. Es waren zwei Edelleute aus Preußen, welche dies herbe Amt übernahmen, gegen den Sturm zu ſprechen, Graf Arnim von Boitzenburg und Freiherr von Vincke. Preußiſche Torys, der erſte für's Oberhaus, der zweite für's Unterhaus. Zu ihnen ſtand Welcker, der als eigentlicher Profeſſor den Standpunkt des Vertrags durchaus feſtgehalten ſehn wollte.

Graf Arnim, welcher bald wieder aus der Paulskirche verſchwand, iſt nicht zu verwechſeln mit einem Grafen Arnim, der in Paris und Wien Geſandter und eine traurige Zeit lang Mitglied des Miniſteriums Brandenburg-Mannteuffel war. Auch nicht mit dem Freiherrn von Arnim, welcher im erſten preußiſchen Märzminiſterium 1848 Miniſter des Auswärtigen und aus beſter Abſicht Anſtifter jenes viel geſchmähten Rittes in den deutſchen Farben durch die Straßen von Berlin war. Mag dies ein Mißgriff in der Wahl des Zeitpunktes geweſen ſein, die deutſche Abſicht ſelbſt hat Freiherr von Arnim ſtandhaft bewährt durch unwandelbare und gute Thätigkeit für die deutſche Sache. Von dieſer Wärme für unſre allgemeine Sache war der Boitzenburger Graf Arnim, welcher am 27. Mai auf der Rednerbühne erſchien, nicht erfüllt. Indeſſen glaube man nicht, daß dieſe äußerſte Rechte die deutſche Zukunft geradezu verläugnet haben wollte! Nein, ſie wollte nur ſicher gehn für jeden Fall. Sie wollte nicht mehr und nicht minder als das „begründete Vertrauen ausſprechen, daß ſämmtliche Staaten Deutſchlands alle Punkte ihrer beſonderen Verfaſſungen, die nach Vollendung des allgemeinen deutſchen Verfaſſungswerkes mit demſelben in Widerſpruche ſtehn, abändern" würden, ſeien es nun alte oder neue Verfaſſungen, denen dieſe Abänderung widerfahre. Indem man dieſes Vertrauen ausſpreche ſolle man zur Tagesordnung übergehn.

Was an dieſem Antrage vorzugsweiſe diplomatiſch war, das wurde vom Grafen Arnim vertreten, welcher hervorragend ein diplomatiſches Talent der Rednerbühne beſitzt. Ariſtokrat alter Schule mit einem äußerſt ausgiebigen Verſtande, mit einer unerſchütterlichen und ſtets verbindlichen Ruhe weiß er an einem Strohhalme die ſchwierigſte Vermittelung feſtzuhalten. Seit dem Beginn des vereinigten Landtages iſt er Stoß auf Stoß aus ſeinen Stellungen geworfen worden, aber er hat nie unterlaſſen, hoch oben an der Decke der Parlamentsſäle ſeine logiſche Spinne in Thätigkeit zu ſetzen. Dort hat dieſe ihr feines Netz raſtlos geſponnen, unbeirrt von den großen Veränderungen welche unten vorgingen. Das ſei ein gleichgültiger Luxus! meint man. Vielleicht auch nicht, denkt der Urheber. Dies Netz mag ausgekehrt werden von den Bedienten des Tages, deren Stangenbürſten auch alle Decken abfegen. Das iſt eine materielle Auffaſſung ſeines Netzes. Es iſt dies Netz längſt ein Gedankennetz in Graf Arnim's Haupt und Gedächtniß geworden. Alle die groben Stöße der Ereigniſſe ſind in ſolchem Netze zu Gedankenfäden vergeiſtigt und bilden hundert Uebergänge für die Rede, wenn die Rede nöthig iſt. Jeder Uebergang hat aber auch einen Rückzugsfaden für den doch immer möglichen Fall, daß der Rückzug einmal ſtattfinden könnte und wiederum durch die Rede motivirt werden ſollte vor dem Richterſtuhle der Logik. Denn darin iſt Graf Arnim durchaus moderner Ariſtokrat: er ſteift ſich nirgends auf den brutalen Zuſtand der Thatſache, es iſt ihm edles Bedürfniß, daß die Thatſache durchgeiſtigt, logiſch belebt ſei. Deshalb hat er in ſich all ſeine verlornen Stellungen vom vereinigten Landtage an innerlich verbunden, er braucht für ſich ſelbſt einen organiſchen Zuſammenhang, und deshalb wird er auch in der neuen Ordnung der Dinge ein konſervativer Staatsmann von unumgänglicher Wichtigkeit bleiben. Mag auch Großes ſtoßweiſe geſchehen, die Macht des Zuſammenhanges iſt doch die dauernde Macht.

Wie unangenehm alſo uns dieſer Mann auch geweſen, welcher am vereinigten Landtage den herzhaften und nothwendigen Schritt immer wieder durch ſeine Feſſeln zu binden wußte, ſeine Fähigkeit iſt ſo groß und iſt ſo unwiderſtehlich unterſtützt durch ſtaatsmänniſches Talent, daß er als ein Führer preußiſch-deutſcher Torys in unſrer politiſchen Geſchichte immer wieder hervortreten und uns zu ſchaffen geben wird. Und dies iſt ein Glück, ſelbſt für diejenigen, welche ganz und gar nicht ſeiner Anſchauungsweiſe ſind. Der Staat ſoll als Nachbild der Welt aus Mannigfaltigkeit und Gegenſatz entſtehn. Wenn ein und dieſelbe Anſchauungsweiſe allein Gegenwart und Zukunft beſtimmt, ſo iſt der Staat einer Tyrannei verfallen, die Anſchauungsweiſe mag demokratiſch oder ariſtokratiſch, oder hierarchiſch oder ſoldatiſch oder autokratiſch heißen.

Wer ſolchergeſtalt dachte im Rauſche jener Tage, der ſah nicht bloß mit Aerger, er ſah mit Intereſſe auf dieſen hochgewachſenen, blonden Grafen aus der Mark, welcher in ſchmuckloſer, fein durchdachter, klar vorgetragener Rede einen unpopulären Standpunkt mit feſter höflicher Ruhe umzeichnete. Er ſagte Folgendes: Die Frage iſt, wie ſich die deutſche Reichsverfaſſung verhalten ſoll zu den Verfaſſungen, welche aus den konſtituirenden Verſammlungen der Einzelnſtaaten jetzt hervorgehen werden? Ich antworte: geradeſo wie zu den bereits beſtehenden. Ein Zweifel über dies Letztere iſt gar nicht angeregt. — Will man aber wirklich weiter gehn, und beſtimmen, wie ſich die deutſche Reichsverfaſſung überhaupt zu den einzelnen Landesverfaſſungen verhalten ſolle, nun dann hat auch die Majorität der Commiſſion hierauf keine Antwort gegeben, denn ſie erklärt, daß die Landesverfaſſungen nach Vollendung der Reichsverfaſſung letzterer gemäß verändert werden ſollen. Daran zweifelt Niemand. Aber was gehört zur Vollendung der deutſchen Reichsverfaſſung? Daß ſie rechtlich vollendet ſei, und über das was zur rechtlichen Vollendung gehört walten im Schooße dieſer Verſammlung die verſchiedenſten Anſichten. Nicht auf das Titelblatt alſo, ſondern auf das Schlußblatt gehört eine ſolche bindende Erklärung.

Dies war eine faſt witzige Antwort auf eine ernſthafte Anfrage. Aber doch nicht ſo unzweifelhaft witzig um herauszufordern, und außerdem begleitet von dem leiſen Klirren des feinen Kettenpanzers, welchen jeder Vertheidiger des bisherigen Rechtes mit ſich führt. Der Eroberer neuer Zuſtände hat den donnernden Schuß, hat Blitz und Flamme der Hoffnung, der Begeiſterung, hat das ganze berauſchende Element der Zukunft für ſich. Sei ſie klar oder unklar, ſie iſt neu, ſie iſt unermeſſen. Seine Logik braucht nicht geſchloſſen einherzugehn, ſie kann ſpringen. Der Vertheidiger des alten Syſtems hat, eben weil er in einem geſchloſſenen Syſteme wohnt, die wirkliche Logik für ſich, die ganz gemeine, trockne, unlösbar zähe Logik, welche den Zuhörer und Widerſprecher keinen Schritt überſpringen läßt. Und wenn er auch ſpringt, der Zuhörer und Widerſprecher, der alte Logiker wartet bis ſich der Springer umſieht nach ſeinem Erfolge, und bis er ruft: wo bleibſt Du ungelenker Kumpan? — Ich bleibe, antwortet der ſtrenge Logiker, genau in dem Gange, welchen das Geſetz vorſchreibt, nicht bloß das Geſetz des Staates, welchen Du läugnen zu können meinſt, ſondern auch das Geſetz des Denkens. Wie füllſt Du, ſetzt der Alte hinzu, wie füllſt Du die Lücke aus, welche Du da zwiſchen uns leichthin überſprungen? Wer oder was regiert in dieſem leer gelaſſenen Raume? — Gleichgültig! ruft der Junge. — Nein, nicht gleichgültig, ruft der Alte, in dieſem leer gelaſſenen Raume liegt eine Wurzel, und ſie führt rechts ab von Deiner ſprungweiſe eingeſchlagenen Richtung, und dieſe Wurzel führt zu einem Stamme, deſſen Du ſelbſt nothwendig bedarfſt. Oder bedarfſt Du deſſen nicht? — Das wohl, erwidert ärgerlich der Junge, und kehrt ſcheltend und zögernd bis dahin zurück, wo die Wurzel liegen ſoll, und wo unterdeß auch der langſam ſchreitende Alte angekommen iſt. Der Alte iſt unerträglich altklug, wenn er noch hinzuſetzt: Es kommt auf daſſelbe Reſultat hinaus, wenn Du mich nicht gehört und Dein Springen immer weiter fortgeſetzt hätteſt. Um zu geſtalten mußteſt Du doch zu all den Punkten zurückkehren, welche das Material für's Geſtalten andeuten oder hergeben. Es hätte nur dann noch mehr Zeit gekoſtet. „Beim Erſten ſind wir frei" ſagt Mephiſto, und das iſt die Freiheit, durch welche Ihr uns in Bewegung ſetzt, wenn wir roſtig geworden, „beim Zweiten ſind wir Knechte", Du und ich, Knechte des logiſchen Geſetzes.

Dieſes ewige Syſtem iſt der feine Kettenpanzer, mit welchem jeder halbwegs geſcheidte Conſervative zu klirren weiß bis er gehört wird. Iſt der Sturm groß, ſo wird wohl

Mancher mit ſeinem Panzer hingerichtet, denn er deckt nicht den ganzen Leib, und beſonders nicht den Kopf und nicht den Hals. Aber der Panzer iſt nicht hinzurichten. Und iſt der Sturm nicht gar groß, ſo hört man das Klirren zeitig und ſtutzt.. So war's zu Ende Mai's in der Paulskirche und Graf Arnim ſprach nicht ohne Wirkung davon, daß man die Separatiſten nicht beſeitige, wenn man ſie läugne oder verurtheile. „Sie ſchrecken und Sie gewinnen dieſelben nicht durch ein Dekret, welches Sie in die Welt ſenden!“ ſagte er mit artiger und doch ganz klarer Betonung. Es waren doch ſo Manche vorhanden, welche zweifelhaft wurden, ob das Ueberſpringen nicht in der Folge ſehr viel Zeit und Kräfte koſten werde, wenn man auch raſch und — ſcheinbar an's Ziel gelange.

Wunderlich! Dieſe erſte Rede Graf Arnim's wirkte eigentlich im Verhältniſſe günſtiger auf die Verſammlung als die an demſelben Tage gehaltene erſte Rede Vinckes. Warum? Weil man in Arnim einen Feind und in Vincke einen Freund erwartete. Der erwartete Feind trat zwar ausweichend, aber verbindlich auf, unter Anderem mit der Wendung: „Wir Konſervative würden gern und mit Vertrauen die Verfaſſung unſers eignen Landes in die Hände dieſer Verſammlung legen nach der kurzen Bekanntſchaft, die wir mit derſelben gemacht.“ Der erwartete Freund dagegen, der Oppoſitionsmann und Widerſacher Arnim's auf dem vereinigten Landtage, Freiherr von Vincke trat ohne alle diplomatiſche Rückſicht auf, ohne diplomatiſche Rückſicht für ſein neues Publikum. Diplomatie iſt gar nicht ſeine Sache, nicht nach rechts, nicht nach links. Statt alles das geltend zu machen, was ihm als konſtitutionellen Manne gemeinſchaftlich war mit der Paulskirche, zeigte er dieſer Verſammlung zunächſt nur ſeine rauhe Seite, machte er zunächſt nur alles das geltend, was ihn ſcheidet von der Revolution. Er iſt ſo ehrlich und ſo muthwillig und ſo kampfbedürftig, daß er ſtets und zuerſt auf die Scheidepunkte losgeht; die Verbindungspunkte mögen ſich von ſelbſt verſtehn. Er iſt eben jünger als man gedacht, noch in den Dreißigen und von robuſter Geſundheit des vierſchrötigen Leibes, auf welchem der kurze Stiernacken einen runden fleiſchigen Kopf trägt. Solch einen kriegsluſtigen Ritter erſchrecken die revolutionairen Gefahren viel weniger als ſie ihn herausfordern. Es fällt ihm nicht ein, den Gegner beſchwichtigen, ſich mit ihm vertragen zu wollen. Mit nichten! Daß wir Gegner ſind ſei vor allen Dingen unumwunden ausgeſprochen. Der Fehderuf, die Kriegserklärung voraus, und dann beginne der Zweikampf und der Kampf im Ganzen. Auf Tod und Leben gegen die, welche auf ihrer demokratiſchen Grundlage keine Monarchie wollen, aber auch ohne beſondere Schonung für die, welche zwiſchen Monarchie und Republik unklar und ſchielend herum „fiſtuliren“, wie er ſich auszudrücken pflegte und wodurch er ſich gerade ſeine ärgerlichſten Widerſacher aufzog mit der Drachenmilch heitrer Malice. Gleich mit den erſten Worten packte er einen ſolchen Strandläufer, den kleinen Herrn

Eiſenmann, der in ſeiner Würde verſehrt ganz erſtaunt aufſah, ſo nur beim Eingange geſchüttelt und ſich bei Seite geſchnellt zu ſehn als Mitglied für Nürnberg. Vincke nämlich, durchaus engliſch konſtitutionell, hat nie ein Mitglied anders als nach ſeinem Wahlorte benannt, und dadurch oft eine überraſchende Kenntniß in der Paulskirche verbreitet. „Ich ſtimme dem verehrten Mitgliede aus Nürnberg bei," begann er ſeine Rede, „daß es im entſchiedenſten Intereſſe der hohen Verſammlung und in dem hohen Berufe liegt, den wir zu erfüllen haben: daß wir uns möglichſt zu einer Anſicht einigen. Aber dagegen muß ich mich erklären, daß es gerade ſeine Anſicht ſein muß, welcher wir beitreten ſollen." Genug für Eiſenmann, weiter! Auch gegen die ſächſiſche Anſicht, als gäbe es hier nur Reaktionaire oder Revolutionaire, verwahre er ſich. Er ſei weder das Eine noch das Andere. Müßte er ſich durchaus für einen der Anträge entſcheiden, ſo würde er allerdings lieber dem radikalen zuſtimmen, denn wenn die Verſammlung wirklich das einzige Organ wäre für Entwerfung der deutſchen Verfaſſung, dann wäre auch Alles null und nichtig, was mit dieſer Verfaſſung im Widerſpruch ſtehe. Es handle ſich aber leider nicht um das Wünſchenswerthe, ſondern um das, was ſei. Uebrigens laute auch das Mandat gar nicht ſo, daß wir uns für das einzige Organ halten dürften. (Wigard. In Sachſen!) Man berufe ſich nun wohl auf die Volksſouverainetät; indeſſen ſei dies bekanntlich eine ſehr „epinöſe" Frage. Er laſſe ſich nicht darauf ein, weil ſolch eine Frage hier doch nicht entſchieden werde, und weil es ſich eigentlich hier gar nicht um die Volksſouverainetät handle. Das würde nur der Fall ſein, wenn in Frage ſtünde, ob in den einzelnen Staaten auch die Regierungen zuſtimmen müßten, oder dort das ſouveraine Volk die Entſcheidung zu fällen hätte. Hier handle ſich's aber um das Verhältniß Deutſchlands zu einzelnen deutſchen Staaten, und er behaupte nun, das preußiſche, das öſterreichiſche, das bairiſche Volk ſei ebenſo ſouverain wie die übrigen fünfunddreißig Völker, die jetzt noch in Deutſchland exiſtiren. „Ich bedaure lebhaft, daß jetzt noch achtunddreißig verſchiedene Nationen in Deutſchland vorhanden ſind“ — (Nein! Nein!) „Ich bitte mich nicht zu unterbrechen; ich denke, wir einigen uns ein für allemal. Ich werde wohl noch öfter in die Lage kommen, mit den verehrten Herren auf dieſer Seite nicht übereinſtimmen zu können, und erlaube mir daher dieſelben zu bitten, ihre Mißfallsbezeigungen immer bis an's Ende zu verſchieben, und dann ihr Mißfallen in einem kräftigen, einſtimmigen Ausrufe zu erklären“ — Er wiederhole alſo, daß er es beklage, daß 38 Völker in Deutſchland exiſtirten, daß er es aber für beſſer halte, unerfreuliche Thatſachen bei ihrem Namen zu nennen. Die einzelnen deutſchen Staaten hätten nur einen gewiſſen Theil ihrer Souverainetät auf Grund der Bundesakte aufgegeben, und ſich darin zu einem Staatenbunde, keineswegs zu einem Bundesſtaate vereinigt. Aus dieſem desperaten Zuſtande herauszukommen ſei man hier. Man könne aber nicht beim Schwanze anfangen.

Was das Ende und Ziel ſein ſoll könne man nicht als ſchon vorhanden vorausſetzen. Der Miſère ſolle ein Ende gemacht werden, aber das bloße Sagen mache kein Ende. Dies Alles und Aehnliches, was damals ungläubige Ketzerei war und was ſich ein halbes Jahr ſpäter ſo ſchmerzlich für uns beſtätigen ſollte, dies Alles ſtürzte hervor wie ein Waſſerfall aus dem Munde des Redners. Wenn man eine Beſorgniß haben kann bei Vinckes Reden, ſo iſt es nur die, daß der Athem nicht zureichen werde für die immer neu herbeiquellenden und ſtrömenden Sätze. Er jagt dahin — um ein andres Bild zu brauchen — über das Blachfeld, gleichgültig, ob links oder rechts ein Pferd ſtürzt. Was Pferde, was Worte! ſie ſind nichts als wohlfeile Hilfsmittel. Oder will man ſich die Virtuoſität ſeiner Rede noch deutlicher verſinnlichen, ſo denke man ſich einen Klavierſpieler, welchem die Noten und Taſten ſo in den Augen und Fingern liegen, daß er ganz mechaniſch ihrer Herr wird ohne eines Gedankens Ueberlegung dafür zu bedürfen. Satz und Wort ſind ihm Note und Taſte; ſie ſind ihm ſo geläufig, daß nur die untergeordneten Schulkräfte dazu in Thätigkeit geſetzt werden und daß ſein Geiſt, vor Allem ſein Gedächtniß ganz frei bleibt, um die Richtung und Führung, um den Inhalt zu beſorgen. Wieland ſchildert in einem ſeiner leichtſinnigen Mährchen den Palaſt eines Rieſen, vor deſſen Thore zwei Kerle mit eiſernen Dreſchflegeln dermaaßen ununterbrochen dreſchen, daß kein Sonnenſtrahl hindurch kann zwiſchen ihren Flegeln. So kann keine Einwendung hinein zwiſchen die Sätze des Herrn von Vincke; wenn der eine Flegel kaum unten iſt, ſo iſt der andre ſchon in der Mitte. Hundertmal verſuchte es die Linke, dazwiſchen zu ſpringen, aber theils flog ſie immer beſchädigt zurück, theils blieb es beim Anſatze zum Sprunge, weil die Lücke gar nicht kommen wollte, theils war ſie doch auch intereſſirt den Inhalt zu verſtehen, theils machte auch der Inhalt dem Kopfe vollauf zu ſchaffen. Ohne dies Zuſammentreffen von Umſtänden wäre wohl kein Redner öfter unterbrochen worden als Vincke; bei dieſem Zuſammentreffen von Umſtänden aber iſt ſelten eine Unterbrechung gegen ihn völlig zu Stande gekommen. Wie er dergleichen zurückweiſ't iſt oben an einem Beiſpiele zu erkennen: ungeduldig, geringſchätzig. Sein rundes, feiſtes, wohlgeröthetes Antlitz, welchem das graugeſprenkelte, kurzgeſchorene Haar um Kinn, Wange und Haupt einen buſchigen Rahmen giebt, verzieht ſich dann in ſo verdrießlichen Fleiſchfalten, daß die ſonſt gutmüthigen blauen Augen klein, und der ſonſt feine Mund an den Winkeln garſtig aufgezogen wird.

Durch welche Eigenſchaft beſonders wird er ein ſo mächtiger Redner? Er hat einen ſcharfen Verſtand, er hat eine gute, hinreichend mannigfaltige Bildung und er hat praktiſche Erfahrung im Staatsleben. Aber das Alles beſitzen Viele. Er beſitzt dazu Muth und Entſchloſſenheit des Charakters, welche ſeinem Verſtande die Wurfkraft verleihn auf die entſcheidenden Punkte, und er beſitzt etwas in ganzer Jugendfülle, was ihn zum mächtigen Redner ſtempelt: ein Gedächtniß von unerſchütterlicher Kraft und Treue. Auf das Breiteſte kann er ſeinen Plan anlegen, wenn er hinaufgeht auf die Rednerbühne, und ob er auch zehn Angriffspunkte gegen Vorredner auf einen Papierfetzen verzeichnet mit ſich nimmt, um ja keinen großen oder kleinen Gegner ohne zwiſchendurch geführten Lungenhieb entſchlüpfen zu laſſen, dieſe Lungenhiebe wird er zur Letzung ſeiner Schadenfreude alle anbringen, ohne in der Ueberſicht ſeines Planes geſtört zu werden, ohne ſeinen Endpunkt aus dem Auge zu verlieren, ohne für den Schluß das kräftige, zuſammenfaſſende Kernwort zu vergeſſen. In ſeinem Gedächtniſſe iſt Ruhe und Ordnung, wie ſehr auch ſein Kopf eben hin und her ſpringend operiren mag, und dieſe Gedächtnißkammer iſt immer offen, wenn er plötzlich zu ihr flüchtet und etwas braucht. Sie hat noch keine Nerven, welche ſympathiſch in Bewegung geriethen, weil in andern Theilen der Perſon etwas Aufregendes vorgeht. Dieſe ſympathiſche Bewegung iſt ſo viel Rednern gefährlich, weil ſie in der Gedächtnißkammer Alles durcheinander, ja am Ende die Thür in's Schloß wirft. Herr von Vincke iſt noch ſo kerngeſund, daß er von dieſen Nerven nichts weiß, und mitleidig hinblicken mag auf ſolche Hyſterie gebärender Geiſter.

Freilich hat er dies nicht umſonſt. Er bezahlt es und weiß faſt nicht, daß er's bezahlt. Er ſcheidet nur, er richtet nur, er ordnet nur; er ſchafft nicht. Jene Fähigkeit des Gedankens und der Rede, welche Herzen und Nieren umwendet, und welche immer und ewig aus jenem wunderbaren Fluidum der Nerven ſtammt, er hat ſie nicht. Im Weſentlichen iſt er nur formell, daher ſein Steifen auf den Rechtsboden; daher die Enttäuſchung in Frankfurt als er mit obiger Rede zum erſten Male aufgetreten war, Enttäuſchung auch für diejenigen, welche eigentlich mit ſeiner Oppoſition gegen die Linke einverſtanden waren, Enttäuſchung beſonders für die Süddeutſchen, welche mehr lebensvollen, fortzeugenden Inhalt brauchen, welchen der nordiſche Formalismus erkältend entgegen weht.

Sah man ihn nun im perſönlichen Umgange — und die Paulskirche war ja bald Geſellſchaftszimmer — ſo fand man dies Vorurtheil, welches die erſte Rede eingeflößt, völlig beſtätigt. Das Berliniſche Haſchen nach Witz, dies immerwährende jongleurartige Tändeln mit der Rede war dem behäbigen Weſtphalen aus der Grafſchaft Mark ganz und gar angeflogen, und beſtürzte geradezu diejenigen, welche den unerbittlichen Oppoſitionsmann des Vereinigten Landtages aufgeſucht hatten. Aber man wurde doch auch entſchädigt. Man ſah, daß es aus einem behaglichen, der Heiterkeit bedürftigen Weſen entſprang, daß es ganz äußerlich verblieb und den ſchönen Kern eines wohlwollenden, kräftigen Gemüthes gar nicht angriff, daß es endlich doch nur umher flatterte um einen tüchtigen, für ſein Vaterland und deſſen geſunde Entwickelung ernſt entſchloſſenen Charakter. Wahrlich, wenn Einer Schritt für Schritt vorwärts gegangen iſt in der Paulskirche, vorwärts von der Peripherie zum Mittelpunkte, von der Verneinung zur Geſtaltung, ſo iſt es Vincke. Er hat den Weg gemacht, welchen damals die Nationalverſammlung innerhalb einer bewegten Debatte machte: ſie vereinigte ſich unter donnerndem Jubel auf den Werneriſchen Antrag, und höchſtens zehn harte Köpfe ließen den Leib nicht aufſtehn als Gagern fragte: wer iſt dafür?

So ward am 27. Mai mit impoſanter Mehrheit die Nationalſouverainetät ausgeſprochen in einer Form, welche ebenſo milde war als feſt.

6.

Das Princip war feſtgeſtellt; nun drängte Alles nach Schaffung einer regierenden Gewalt, einer Centralgewalt. Die Gemäßigten wollten ſich der täglichen Anforderungen überhoben ſehn: daß die Nationalverſammlung regieren ſolle, und ſie wollten auf der andern Seite eine Gewalt gegen die hereinbrechende Anarchie, ſie wollten einen geſammelten Machtausdruck der Nation. Die Extremen dagegen wollten eine vollſtreckende Hand für die Nationalverſammlung. Ihr Prinzip war das republikaniſche; ſie verlangten einen Vollziehungsausſchuß, der gewechſelt werden könne je nach der Stimmung des Parlaments.

Der Convent auf dieſer Seite war einfach, und vertrug den Namen Centralgewalt ganz gut. Aber das konſtitutionelle Regiment der andern Seite war ſchwer zu ermitteln; denn hier ſollten ſich die verſchiedenſten Anſchauungen und Abſtufungen zu einer Formel vereinigen. Das erſchien überaus ſchwierig.

Folgende Verſchiedenheiten lagen deutlich vor: Die Rechteſten ſchrieben der Verſammlung keine andre Befugniß zu als die, eine Verfaſſung zu entwerfen, über welche man ſich mit den Regierungen zu vereinbaren habe. Die ausübende Macht ſei jetzt wie ſonſt bei den Regierungen, die vielleicht erſchüttert aber nicht geſtürzt wären. Ihnen alſo, den Regierungen, ſtehe die Bildung einer Centralgewalt zu.

Die ihnen zunächſt Stehenden ſagten: Regierungen und Nationalverſammlung gemeinſchaftlich haben die Centralgewalt zu ſchaffen. Werden die Regierungen nicht unmittelbar betheiligt, ſo wird die Centralgewalt keine Macht haben. Deshalb — um nämlich alle Machtkräfte zuſammenzufaſſen — ſchlug dieſe Partei, welche ein rechtes Centrum bilden konnte, eine Centralgewalt von Dreien vor, obwohl Hauptleute dieſer entſtehenden Partei ſelbſt ſtreng monarchiſtiſch und ſchon damals mit dem Gedanken eines deutſchen Kaiſerthumes erfüllt waren. Das Proviſorium, meinten ſie, iſt in dieſem Punkte nicht maaßgebend für die Definitiv-Verfaſſung, und man muß jetzt vor Allem die Zweckmäßigkeit vor Augen haben. Die Zweckmäßigkeit aber beſteht darin, daß drei Vertreter der größeren Staaten in der Centralgewalt auch alle Regierungskräfte der größeren Staaten unſerer proviſoriſchen Centralgewalt zuführen.

Die nun folgende Richtung, welche das linke Centrum bilden konnte, war dagegen der Meinung: Wir, die Nationalverſammlung, müſſen die Centralgewalt ſchaffen, wir vertreten die Souverainetät der Nation, in welcher auch die Regierungen vertreten ſind. Letztere müſſen und werden anerkennen was wir geſchaffen. — In dieſer entſtehenden Partei war man mehr oder minder gegen die Dreiheit; man war für die Einheit der Perſon. Koncentriren, wenn auch nicht Centraliſiren war hier ein Grundgedanke.

Dies Alles gährte in dem Ausſchuſſe, welcher in der erſten Hälfte des Juni ſeine Entſchlüſſe und ſeinen Bericht vorbereitete. Am 19. Juni kam dieſer von Dahlmann abgefaßte Bericht zur Verhandlung und Beſchlußfaſſung in die Paulskirche.

Ehe dies wichtige Ereigniß näher geſchildert wird, ſei aus den kleinen Tagesdebatten jener Zeit ein Genrebild in Erinnerung gebracht, welches ſprechender denn irgend eine andre Ausführung die damaligen Verhältniſſe ſchildert, das Seelenleben der erſehnten republikaniſch proviſoriſchen Regierung.

Herr Blum hatte von der Rednerbühne herab mit dem biederſinnigſten Tone eine jener Klatſchereien eingerührt, welche man im Privatleben Verläumdung, im öffentlichen Leben Denunciation zu nennen pflegt. Ein Miniſter habe ihm geſagt, daß die preußiſche Regierung zwar nicht darauf eingegangen ſei, zur Untergrabung der Nationalverſammlung das ganze Plenum des alten Bundes zuſammen zu berufen, daß ſie aber einen anderen Rath für dieſes Ziel ertheilt. Man ſolle überall — habe ſie gerathen — konſtituirende Verſammlungen einberufen in den Einzelnſtaaten, und daraus ſich ein Gegengewicht bilden gegen Frankfurt. — Preußiſche Abgeordnete, beſonders Auerswald, forderten nun Nachricht hierüber vom preußiſchen Miniſterium, und in den ſächſiſchen Kammern ergingen Interpellationen an die ſächſiſche Regierung, an welche das preußiſche Anſinnen gerichtet worden ſei. Das ſächſiſche Miniſterium erklärte, daß es von einer derartigen Note der preußiſchen Regierung durchaus keine Kenntniß beſitze, und der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Freiherr von Arnim überſandte an Auerswald eine Erklärung, welche die ganze Nachricht als unwahr und verläumderiſch bezeichnete. Auerswald theilte dieſe Erklärung mit, und Blum war nun in dem Falle, ſeine Anklage zu erhärten, zu beweiſen — ſollte man glauben. Er läugnete dieſe Pflicht, und that dies mit einer dialektiſchen Geſchicklichkeit, welche einem gewiegten Diplomaten Ehre machen konnte. Ganz wie ein „Talleyrand des Volkes.“ Wie gewandt er aber auch die Falten zu legen wußte, es war doch eine ſehr mißliche Aufgabe, und jeder Augenblick konnte einen Fehlgriff bringen. In dieſer peinlichen Stunde ſtürzte Herr Schaffrath auf die Rednerbühne, um Blum zu unterſtützen. Es war derſelbe Herr Schaffrath, welcher jetzt dieſen angedichteten Rath — ſich der konſtituirenden Verſammlungen in den Einzelnſtaaten zu bedienen gegen die Nationalverſammlung — in den Abgrund der Hölle verdammte, derſelbe Herr Schaffrath, welcher einige Monate ſpäter dieſen Rath in Vollzug ſetzte. Am achten Juli geberdete er ſich heiligſt entrüſtet über ſo etwas, und drückte auch ſeinen „Unwillen“ darüber aus, daß Freund Blum „auf ſolch einen Angriff auf die Redefreiheit in dieſem Saale eingegangen und gewiſſermaaßen, wenn auch ſcheinbar, ſich zu vertheidigen begonnen. Ich hätte“ — fuhr er mit erhobener Stimme fort — „einem ſolchen Angriffe den Stolz des Schweigens entgegengeſetzt.“ (Ungeſtümes Bravo auf der einen, Gelächter auf der andern Seite.) „Ich hätte ruhig gewartet, was das Volk davon halten werde; ich hätte ruhig an das Volk appellirt, (Rauſchender Beifall in der Verſammlung*) und auf den Gallerieen) und hätte erwartet, ob es, ob das Volk dem Robert Blum mehr glaubt oder dem Herrn von Auerswald. Ich hätte ferner ganz ruhig in meinem Gewiſſen, in meinem Bewußtſein, daß ich nur die Wahrheit geſagt habe es der Geſchichte, der Erinnerung an die früheren Lügen der Diplomaten überlaſſen, (rauſchendes Beifallsrufen auf der einen Seite) ich hätte es in dieſem ruhigen Bewußtſein abgewartet, ob man einem bloßen Privatbriefe eines Miniſters mehr Glauben ſchenkt als dem Ehrenworte eines Volksmannes. Alſo deshalb, da die Redefreiheit eine unbeſchränkte iſt in dieſem Saale, da Niemand in dieſem Saal zur Rechenſchaft gezogen werden kann wegen ſeiner Aeußerung als bis er überführt worden iſt, daß er eine Unwahrheit geſagt hat, deßwegen weil dieſe Redefreiheit ein unentbehrliches Recht dieſer Verſammlung iſt, muß jeder Angriff auf dieſelbe mit Indignation zurückgewieſen werden. (Bravo!) Die Feinde der Redefreiheit ſcheinen mir dieſelben zu ſein, welche die Feinde der Preßfreiheit ſind. (Murren auf einigen Seiten.) Hier in dieſem Saale muß wenigſtens die Redefreiheit herrſchen, auch wenn draußen wieder die Cenſur beginnt. *) (Ruf auf einigen Seiten: Oho!) Es iſt Cenſur, meine Herren, wenn man ein Mißfallen über eine Aeußerung, die einem eben nicht gefällt, hier zu erkennen giebt. Am beſten iſt es wenn man widerlegt, einfach widerlegt. Am allermeiſten aber wundert es mich, daß die, die auch jetzt noch immer auf dem hiſtoriſchen Rechte herumreiten, ſagen, Blum habe etwas zu beweiſen. Er hat nichts zu beweiſen. (Bravorufen auf der einen, Gelächter auf der andern Seite.) Nur die, die nicht ſo ſicher des Volksvertrauens ſind, die, welchen gegenüber man jedes Gerücht glaubt, die haben ſich zu rechtfertigen. (Bravorufen von der einen, Ziſchen von der andern

---

*) Der ſtenographiſche Bericht ſagt der Einfachheit wegen „Verſammlung.“

---

*) Im Juni 1848! Nichts auf Erden war zu erfinden das nicht gedruckt worden wäre ohne daß ein officieller Hahn vor oder nach dem Druck darüber krähen durfte.

Seite.) Man kann nicht ſagen, daß Herr Robert Blum eine Anklage erhoben habe. Er hat nur vom Hörenſagen, von der Verſicherung eines zuverläſſigen Mannes Mittheilung gemacht, und nur daß dieſe Mittheilung gemacht worden ſei, das hat er zu vertreten und dieß beſtätigen zwei Zeugen, ehrenwerthe Mitglieder dieſer Verſammlung. (Wer ſind ſie?) Deren Namen zu nennen iſt Robert Blums Sache, allein dies zu fordern haben Sie kein Recht. Mögen Sie von dieſem Falle denken wie Sie wollen, Robert Blum hat gezeigt, daß er ſich vor Niemandem fürchtet, am wenigſten vor denen, die ihn dieſerhalb angriffen. Ich berufe mich auf weiter nichts als darauf, Blum iſt ein Volksmann, das iſt genug."

Und unter ſtürmiſchem Bravo ſtieg der Redner herab. Der hatte es ihnen geſagt! — Für einen modernen Ariſtophanes wird dieſer Akt einen dauernden Werth behalten.

Neben und mit ſolchem politiſchen Geſchmack ſollte eine Centralgewalt errichtet werden. Auch für die gewöhnliche Republik braucht's doch Geſetz und Ehre, Treu und Glauben und gleiches Maaß für Sünde oder Tugend; und Herr Schaffrath gehörte nur zur gewöhnlichen republikaniſchen Partei. Es ging noch eine ungewöhnliche über ihn hinaus, die allerdings auch mehr Phantaſie und philoſophiſche Methode und ſtatt der alltäglichen Rabuliſterei wenigſtens intereſſante Bodenloſigkeit des Denkprozeſſes hatte.

Wem das Gehör verſtopft wird in einem Ohre, der hört vermittelſt des anderen Ohres Alles wie der unbeſchädigte

Doppelöhrige. Es tritt nur ein kleiner Uebelſtand ein: er weiß nicht, von wo der Schall ausgeht. Für den Jäger im Walde iſt das ein ſchwerer Uebelſtand: er läuft oder ſchleicht eifrig nach rechtshin während der Hirſch von linksher ſchreit. Solche halböhrige, kurioſe Jäger ſind unſre radikal philoſophiſchen Politiker, welche den Standpunkt Hegels überwunden haben. Sie laufen wie toll im Walde der politiſchen Ideen umher, und wenn ihnen denn doch endlich, weil ſie eben immerfort laufen, ein Wild vor Augen kommt, ſo beweiſen ſie uns, daß dies ſo hätte kommen müſſen, denn ſie hätten's ja ſchreien hören und ſeien deshalb ſchon lange immer dicht hinter ihm her geweſen. Daraus folge denn nun dies und das und das und dies.

Wie lange läuft Arnold Ruge, und was beweiſ't er Alles! Und mit welcher Schärfe beweiſ't er! Natürlich! Das ganze Bißchen Welt und Weltgeſchichte rückwärts und vorwärts iſt mit der Reguladetri zu erledigen. Was Republik! wie ſie die Linke damals noch wollte und bei der Frage um Centralgewalt durch ein Amendement von Blum und Trützſchler forderte, was Republik ſolcher Sorte! Gemeines geſetzliches Volksthum, welches ſich am Ende doch immer wieder einer Schranke, wenn auch einer niedrigen fügt. Sind wir da Schranken zu errichten?! Die Herren ſind wir los geworden und neue Herren ſollen wir uns gleich wieder einſetzen?! Pfui! Alles was geformt wird iſt ſo leicht aufzulöſen durch eine geſchulte Kritik! Und weil es die Nation formt, iſt's deshalb mehr? Iſt die Nation nicht auch etwas Bornirtes? Etwas ganz Bornirtes! Weiter! Weiter! Die Unterſchiede zwiſchen Nationen ſind alberne Vorurtheile; unter die Füße damit! Einer iſt der Geiſt in allen Welttheilen; ſo bethätige er ſich ohne Rückſicht auf die alte Rumpelkammer welche man Geſchichte nennt. Nur der abgezogene Gedanke iſt der Rede werth; ſobald er ſich formt oder färbt nach Erfahrung oder Landesart, ſo zieht er auch eine Livree an und verliert die Freiheit. Denn die Freiheit iſt viel mehr als der gemeine Verſtand darunter verſteht, die Freiheit iſt die abſolute „Herrenloſigkeit.“ Auch der Verſtand darf keinen Herrn haben; er muß ſich beweglich erhalten durch das unendliche Fluidum der Dialektik, um das leitende Denkprinzip täglich neu und dergeſtalt ſtellen zu können, daß die geſtrige Herrſchaft deſſelben heute für Uſurpation erklärt und abgeſetzt werden kann.

Seit Jahren kannten wir ja dies Scheidewaſſer Namens Ruge, welches Alles womit es in Berührung kam zerſetzte. Wie wird ſich das ausnehmen auf der Rednerbühne? Am 23. Juni in dieſer Debatte entwickelte es ſich zum erſten Male und noch ſehr viel mäßiger als ſeiner eigentlichen Natur angemeſſen iſt. Der fahlblonde Pommer mit hohen Schultern und nach vorn geneigtem Kopfe fing an ſeine immer abreißenden Fäden zu ſpinnen. Einen ganzen Faden kann er nicht ſpinnen, dazu fehlt ihm der poſitive Inhalt und die Hingebung an irgend eine Form. Er redet alſo nicht, er ſtopft eine Verneinung neben die andere, und damit dies zuſammenzugehen ſcheine wiederholt er immer wieder die Hauptverneinung. Weil er viel Schule hat in Formalismus der Begriffe, ſo erhält der Vortrag wenigſtens die lückenloſe Folge eines Wulſtes, und weil er nichts achtet, am Wenigſten die Schönheit — dieſe Convenienz! — ſo unterhält er die Gleichgültigen durch cyniſche Zwiſchenbemerkungen. Letztere ſind ihm ſtets erreichbar, weil ihm Scham und Sittlichkeit ebenſo wie die Schönheit nur untergeordnete Kategorieen der Convenienz ſind, und weil ihm deshalb jeder am Wege liegende Kontraſt willkommen iſt, ſei er noch ſo kothig. Witz iſt eigentlich doch ſein ganzes Weſen, wenn er auch ſelten komiſch iſt. Er hält das für Wiſſenſchaft was nur der Witz der Wiſſenſchaft iſt, und wie man ſagt „Witze reißen," ſo reißt er in allen Gebieten, denen er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt, witzig aus einander. Er ſchenkt aber dieſe Aufmerkſamkeit allen erſinnlichen Gebieten, denn ſein Bewußtſein iſt die Frechheit.

Bei dieſem ſeinem erſten Auftritte machte er Zugeſtändniſſe, um wirkſam ſein zu können. Er ſprach vom Nationalgefühle — eine widerwärtige Lüge in ſeinem Munde, — und von der deutſchen Nation; die ſich als Nation konſtituiren müſſe. Die Nationalverſammlung ſei ſchon die Republik, wenn auch wider ihren Willen. — „Es handelt ſich darum, ob wir ohne Herrn ſein wollen, das heißt freie Männer. Der edle Mann, der hier in meiner Nähe ſitzt" (der alte Ernſt

Moritz Arndt, der Weißkopf, wie er ſich ſelber nennt, ſaß immer auf der zweiten Bank des rechten Centrums, ganz nahe an der Rednerbühne.) Arndt hat geſagt, es wäre ein Unglück herrenlos zu ſein. Ich ehre meinen Freund und Landsmann, glaube aber, daß er hier eine große Unrichtigkeit ausgeſprochen hat. Denn die Nordamerikaner, die keinen Herrn haben, die Schweizer, die keinen Herrn haben wollen und die Franzoſen, die ihren Herrn davongejagt haben, ſind herrenlos. Mein Freund Arndt hat geſagt, die Franzoſen wären übel daran, aber er wird nicht ſagen, die Schweizer wären übel dran.“

„Arndt (vom Platze aus.) Aber Arndt wird ſagen: die Franzoſen werden bald wieder einen Herrn bekommen.“ (Heiterkeit.)

„Ruge. Wollen Sie ſich beruhigen, meine Herren, und mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ich das nicht glaube.“ — Aus dem „großen Rathe“, nämlich der Nationalverſammlung, dürfe alſo nur ein „kleiner Rath“ hervorgehn, der das ausführt, was dieſe Verſammlung beſchließt. Uebrigens ſei die größte Frage noch gar nicht angeregt, und dieſe müſſe er daher in die Verſammlung „hineinwerfen.“ Dieſe große Frage iſt: „daß die Majorität in der Verſammlung nicht Alles thun kann was ſie will, nicht Alles beſchließen kann was ſie will. Sie hat keine willkührliche Gewalt. Nur auf der republikaniſchen Baſis die ſie ſelbſt iſt, hat ſie das Recht zu beſchließen. Sie hat nicht das Recht aus ſich hinauszugreifen;

ſie hat nicht das Recht, die Verfaſſung, die ſchon exiſtirt, und die durch den Zuſammentritt dieſer Verſammlung bereits beſchloſſen iſt — denn hier ſitzt die deutſche Republik — wieder aufzugeben.“

Es folgte nun ein Citat aus Junius' Briefen, welcher behauptet, auch die drei Gewalten in England hätten nicht die abſolute Befugniß, die Verfaſſung umzuſtoßen, und da Ruge nun weislich durch einen ſeiner dreiſten Witze vorausgeſetzt hatte, die deutſche Verfaſſung und Republik ſei ſchon da, ſo ſchloß er zu großer Befriedigung der Sophiſten: die Majorität in der Paulskirche habe nur das Recht, die Republik zu erklären, und er warnte ſie, wenn ſie nicht ſeiner Meinung ſein ſollte. Als die Verſammlung ſich nun erlaubte, unruhig zu werden, ſo rief er: „Hier iſt die deutſche Nation. Wenn wir hinausgreifen, ſo wird aus der deutſchen Nation hinausgegriffen.“ (Gelächter.) „Das iſt durchaus nicht lächerlich, und dem der darüber lacht ſehe ich die facies Hippocratis an, die Zukunft wird über ihn richten. Es iſt ein Hohngelächter, aber auch ein Gelächter des Todeskampfes.“

„**Präſident.** Ich glaube nicht, daß Sie das Recht haben, die Verſammlung auf dieſe Weiſe zu apoſtrophiren. (Unruhe.)

„**Kapp** von Heidelberg (vom Platze.) Ebenſo hat die Verſammlung nicht das Recht zu lachen.“

„**Präſident.** Sie haben nicht das Recht zu reden.“

In ſolcher Weiſe hobelte Ruge noch eine Viertelſtunde fort. Es iſt in ſeinen Vorträgen nirgends die Nothwendigkeit eines Schluſſes, da ſie ſich niemals um einen Stamm gipfeln und ausbreiten. Er hat keinen Stamm und deßhalb auch keine Zweige. Er hat keine Idee, aus welcher ſich Gedanken entwickeln ließen, ſondern er hat nur einen Gedanken-Notenſchlüſſel, aus welchem er wie ein Virtuos auf hölzernem Inſtrumente Folgerungen vorſpielt. Stundenlang, Tagelang. Wehe dem der zuhören muß. Der Schwachköpfige geräth in Verzweiflung über dieſe zuverſichtliche Verzweiflung an Gott und der Welt, und der geſunde Kopf wird mit Ekel und Zorn erfüllt, daß der fähige menſchliche Geiſt die Verwirrung für Weisheit ausgeben kann, weil man Frechheit als Syſtem verkaufen darf. Im Rückenmarke des Menſchen iſt bekanntlich ein Nerv, welcher die Bewegung der Glieder regulirt nach dem Eindrucke, der aus dem Hirne kommt. Wird dieſer Nerv beſchädigt, ſo dauert wohl die Bewegung fort, aber das regulirende Hirn hat keinen beſtimmten Einfluß mehr darauf, und Arm und Fuß lenken und ſchwenken ſich ohne entſprechende Abſicht, ohne entſprechendes Ziel. Um ſo haſtiger trachten ſie nach Bewegung, damit ſie ſich ſelbſt und die Anderen täuſchen über den Verdacht der Unfähigkeit. Vorwärts! Vorwärts! Bewegung! Bewegung! ſchreit der Beſchädigte lauter als irgend ein Geſunder.

Der baare Gegenſatz zu Ruge ſprach in derſelben Stunde von der Rednerbühne in der Paulskirche, ein ſtarkgebauter bleichgelber Mann, der die Bewegung und die Gedanken und die Worte ſtreng wie ein Schachſpiel zu regeln trachtet. Immer wo Ruge ruft: Es iſt zu Wenig! da ſagt Herr von Radowitz ſtill und feſt: Es iſt zu Viel!

Ruge nennt Alles das was irgendwie vom geheimnißvollen Zauber der Poeſie angehaucht iſt — Romantik. Mit dieſem Worte beſticht er alle Waſſerköpfe, die mit dem Worte Romantik das Lehensweſen und allenfalls das ganze Mittelalter verbinden zu müſſen glauben. Er beſticht oder betäubt wohl auch ſich ſelbſt — wenn dies nöthig wäre! Wahrſcheinlich iſt dies nicht nöthig, denn er verſteht nicht im Mindeſten die Herzensſtimme der Kunſt, welche zu allen Zeiten ein Geheimniß der Gottheit in ſich geſchloſſen und nicht nur unter dem Namen Romantik ihre Zauber ausgeübt hat. Es iſt dies ein religiöſes Etwas aller Zeiten und Völker, ein Etwas, welches aus Demuth und Schwung, alſo aus Gegenſätzen zuſammengeſetzt, und nur dem nüchternſten Naturel verſagt iſt. Nur die Unverſchämtheit läugnet es, und macht dies ewig Menſchliche zu einer Parteifrage.

Auf der andern Seite macht nur die Manier oder die Viertelsbildung oder die moraliſche Lüderlichkeit ein Handwerk und Geſchäft aus der Romantik.

In ſolchen Verdacht kommen beſonders Leute, welche offenbar mit klarem Verſtande ausgerüſtet ſind, und welchen man deshalb nicht zutraut, daß ſie von der Romantik unterjocht werden könnten. Wie weit ſind ſie wirklich unterjocht? Wie weit ſtellen ſie ſich unterjocht? Wie groß iſt überhaupt die Kraft ihrer Fähigkeiten? Dies ſind die Fragen, deren Beantwortung den entſcheidenden Aufſchluß giebt bei der Charakteriſtik ſolcher Perſonen, zu denen Herr von Radowitz gerechnet wird.

Wer hat nicht unwillkührlich den Namen „Caglioſtro"! ausgerufen, wenn dieſer Mann mit den ſtechenden dunkelbraunen Augen auf der Rednerbühne der Paulskirche erſchien und durch ſein bloßes Erſcheinen die lärmende Unruhe des Hauſes urplötzlich verwandelte in lautloſe Stille, in allgemeine Spannung! Die frivolſten Menſchen ſogar auf der Linken wurde ſofort ſtill und ernſthaft, als ob ein Zauberer, wenn auch ein widerwärtiger, einen magnetiſchen Strahl über ſie hin ſchnellte unter den ſchwarzen Augenbrauen hervor.

Mir iſt immer der Graf von St. Germain eingefallen, der bekanntlich mehrere Jahrhunderte lang gelebt hat oder — lebt. Die große Kenntniß von geſchichtlichen Einzelnheiten, welche man dem Herrn von Radowitz nachrühmt, erinnert unwillkührlich an jenen Grafen, welcher beiläufig erzählt was für einen Rock Ludwig XIV. am erſten Maimorgen 1670 getragen und was für ein Roß die Königin Mathilde von Dänemark an einem Jagdtage des Jahres 1770 geritten. Ich kam eines Tages aus einer Theaterprobe ärgerlich in's Parlament, ärgerlich darüber, daß ich mit den Schauſpielern und Koſtumbüchern nicht genau hatte ausfinden können, wie viel Zopf, wie viel Puder im Jahre 1740 in der preußiſchen Armee und am preußiſchen Hofe getragen worden ſei. Fragen

Sie Herrn von Radowitz! ſagte mein Nachbar. Und ich ging hinüber zur äußerſten Rechten, wo er einen Tag wie den andern, ſcheinbar unbekümmert um das Geſchwätz von der Tribune, ernſthaft ſaß und Briefe ſchrieb. Ein Mann von Welt iſt er immer bereit ſich ſtören zu laſſen, legte die Feder hin und hörte meine Koſtumſeufzer mit aufmerkſamem Schweigen an. Als ich mit der Frage ſchloß, ob er mir Auskunft ertheilen könne, ſagte er: O Ja! und ſchilderte mir auf der Stelle, wie der gemeine Soldat, wie der Stabsofficier, wie der König, wie die Königin, wie die Hofdame gekleidet geweſen ſeien vom Fuß bis zum Kopfe in jenem Jahre; und als dies Schubfach ohne Anſtoß gründlich geleert war, ging er ein auf die Charaktere, auf die Politik, auf den Geiſt jener Zeit und verbreitete ſich darüber mit tiefſter Kenntniß, während Herr Zimmermann von Spandów mit tiefſter Unkenntniß vor Deutſchland ſprach von den Grundlagen des Staatslebens.

Wenn man vom Grafen St. Germain lieſ't: dies war ſein Vater, dies war ſeine Mutter, ſo lächelt man. Jeder Menſch muß einen Vater und eine Mutter haben, aber wie ſie beide heißen weiß ja oft Vater und Mutter nicht mit Gewißheit. Die Mythe beginnt immer mit Vater und Mutter, und beim Vater haftet ſie. Ein ungariſcher Weinhändler wird zum Vater des Herrn von Radowitz gemacht. Gott weiß mit welchem Rechte! Warum nicht ein Ban? Der kleine runde Kopf, die dunkle Hautfarbe, die feine Naſe, die guten Zähne ſprechen allerdings für einen ſüdlichen Urſprung. Eine Sachfin, des Namens von Einſiedel, hat ihn geboren, und zwar in Braunſchweig. Dort ſoll er 1810 in der Burgkirche proteſtantiſch konfirmirt worden ſein. Bekanntlich gilt er für einen Ultramontanen, Niemand aber weiß wo er übergetreten oder, um allgemeiner zu ſprechen, gläubig geworden ſei. — Braunſchweig gehörte damals zum Napoleonſchen Reiche Weſtphalen, und in ſolcher franzöſirten Soldatenſchule ward der junge Radowitz erzogen. Er ſelbſt deutet zuweilen auch auf die Kriegsſchule von Brienne, in welcher er einige Zeit verbracht. Dies iſt ganz St. Germain, denn ſeine peinlichſten Chronologen wiſſen den Zeitraum nicht auszumitteln, binnen deſſen er auf jener klaſſiſchen Schule Napoleons geweſen ſein könne, wenn er nicht eben in doppelter Geſtalt zu Braunſchweig und zu Brienne exiſtirt habe.

Ich muß hinzuſetzen, daß ich ſelbſt an ſeine Jugend in Braunſchweig nicht glauben kann. Bis zur Konfirmationszeit prägt ſich der Landesaccent unverlöſchlich in das Organ jedes Menſchen. Man kann ihn bilden und hochdeutſch machen bis zur größten Vollendung und Unparteilichkeit, den Charakterzug der Jugend verliert er nie, ſo wie der noch ſo ſchön friſirte Blonde oder Braune doch blond bleibt oder braun. Der Charakter in der Ausſprache des Herrn von Radowitz iſt nicht braunſchweigiſch, iſt gar nicht niederdeutſch, iſt kaum norddeutſch. Die Oeffnung ſeiner Vokale iſt nicht nur nicht breit, ſondern ſogar eng. Man hört, daß nicht die erſte Gewohnheit, ſondern die Bildung ihn ziemlich fehlerlos gemacht hat.

Noch vor den Freiheitskriegen iſt er in den kurheſſiſchen Kriegsdienſt getreten, und dort findet man ihn ſpäter im Amte. Mit dem Amte, oder nach neuerem Deutſch mit der Büreaukratie hört die Mythe auf; von jetzt an alſo verſchwindet er nie mehr völlig hinter Wolken, ſondern nur noch zuweilen hinter verſchloſſenen Thüren. Als Officier des Generalſtabs lehrt er in Kaſſel am Kadettenhauſe, und wir ſehen jetzt einmal menſchlich klar, wie er ſich ſeine reichen Kenntniſſe angeeignet, ſeinen ſchönen Vortrag ausgebildet habe. Dieſer Vortrag iſt ein weſentlicher Beſtandtheil ſeines Einfluſſes; er iſt das Ergebniß klaren Verſtandes und künſtleriſchen Geſchmacks. Princip, Thatſache und Folgerung ſind in den Reden des Herrn von Radowitz immer ſo gruppirt, daß der Eindruck einer feinen Kompoſition niemals ausbleiben kann. Bewundernswerth war es während der dreivierteljährigen Parlamentszeit, wie geſchickt er damit abwechſelte, je nach der Stimmung des Tages die Betonung zu wechſeln, indem er heute die Folgerung, morgen die Thatſache, übermorgen das Princip als ſtarke Note hervorhob. Damals im Frühſommer wo das demokratiſche Princip despotiſch laſtete, berührte er das Princip nur leiſe und höflich, und zwar mehr indirekt als direkt. Den Polizeiſtaat, dieſen ſchwarzen Peter jener Tage, ſchalt er wacker mit und die Reaktion desgleichen. Das ſind elaſtiſche Worte, und je loyaler er hinzuſetzte, daß er freilich nicht für Revolution ſondern nur für Evolution ſei, daß er freilich für die Monarchie aber nicht für die ſchreiend gewordenen Mängel derſelben, ſondern für den Rechtsſtaat kämpfe — deſto ſichrer durfte er erwarten aufmerkſame Achtung zu finden. Dies Alles war in damaliger Stimmung nur zu berühren, die Thatſache war anzuerkennen, die Folgerung hervorzuheben. Er wollte durchſetzen daß die Fürſten die Centralgewalt zu ernennen hätten. Das verſuchte er keineswegs principiell, ſondern er bewies durch Thatſache und Folgerung, daß nur ſolcherweiſe eine allgemein populäre und wirkliche Macht entſtehen könne. Wer ſind jetzt die Fürſten? fragte er. Die Regierungen ſind's. Und welche Regierungen haben wir? Nur konſtitutionelle. Sie werden und müſſen alſo „mit ängſtlicher Sorgfalt den populärſten Namen aufſuchen“, und der alſo gefundene Name wird die wirkliche Macht aller Regierungen in ſich vereinigen. Ein Bundesdirektorium ſei allerdings ſeine „urſprüngliche Idee geweſen,‘ aber — und hier machte er eine meiſterhafte Wendung, um den unſchätzbaren Vorgang zu monarchiſcher Endform wie ein Opfer von ſeiner Seite zu verwerthen — „aber ich habe mich überzeugt, daß die Executivgewalt in einer Perſon die Mehrheit der Stimmen in dieſer Verſammlung und zwar ohne Unterſchied der Parteien für ſich hat. Ich gebe meine urſprüngliche Anſicht bereitwillig auf.“ (Bravo!)

Es wird die Zeit kommen, wo er anders gruppiren und das Princip betonen kann. Die Mehrzahl der Verſammlung hat ihm nie getraut, und die künſtleriſche Macht ſeines Vortrags iſt doch nie unwirkſam geblieben.

Dieſe künſtleriſche Macht bleibt aber doch unter allen Umſtänden ein großer Stolz des Menſchen, und die Vorträge des Herrn von Radowitz — denn es ſind immer mehr Vorträge als Reden — haben uns ſtets eine wohlthuende Genugthuung gewährt, auch wenn wir das Ziel derſelben nicht wünſchen mochten. Die Einſeitigkeit und Kurzſichtigkeit einer Revolutionsepoche tödtet nicht nur die Geſellſchaft, ſie betäubt auch den menſchlichen Geiſt bis zur Dummheit. Das Mannigfaltige zu wiſſen und verhältnißmäßig zu beherrſchen iſt ja doch das Weſen des Geiſtes; — wie muß er leiden, wenn die Mannigfaltigkeit nicht nur geläugnet, ſondern gar nicht mehr gekannt wird! Gegen dieſe Barbarei war Radowitz ein Troſt. Aus ſeinen Worten ging hervor, daß er über die Armſeligkeit der herrſchenden Begriffe gar nicht im Zweifel war, und daß er nur das Gelegentliche ſagte. Er verbarg eine tiefere Welt mit durchſichtigen Schleiern, wie das ſchöne Weib ihre Reize verbirgt um ſie errathen zu laſſen. Gleichgültig, ob wir die ganze Compoſition ſeiner tieferen Welt gebilligt hätten, wenn alle Schleier hinweggenommen wären, gleichgültig! Wir waren doch froh, daß ſich in dieſer furchtbaren Eintönigkeit ein ferner andrer Ton vernehmen ließ zum Zeichen: es gäbe jenſeits der täglichen Fläche noch einen Wald und einen Berg.

Seine Reden waren offenbar aufgeſchrieben und ſorgfältig redigirt. Dadurch wurden ſie zu Vorträgen. Durch ſeine Geſchloſſenheit wie durch vorſichtige Offenheit reizten ſie und durch den Vortrag ſelbſt gewannen ſie den Charakter von Lapidarſtil, welcher in ſo aufgelöſ'ter Zeit doppelt wirkt. Der ſehr ernſthaft ausſehende General mit breitem, überwiegendem Oberkörper pflegt gleich einer Bildſäule auf der Rednerbühne zu ſtehen, die Arme übereinanderſchlagend wie ein Ordensmann, welcher in dieſer Haltung ein Ceremoniell ſeines Ordens erfüllt. Die Worte und Sätze kommen klar wie eine Perlenſchnur aus ſeinem Munde. Nie ſtockt er, nie hat er nöthig, eine Verbeſſerung anzubringen, nie übereilt er ſich. Die Rede iſt wie der Marſch eines Regimentes, Tritt bei Tritt. Schwung wird nicht geſucht, Tüchtigkeit iſt die Looſung. Damit aber die Belebung nicht fehle raſſeln mitunter ſtreng im Takte des Schrittes die Trommler dazwiſchen, ja die Regimentsmuſik fällt ein an entſcheidender Stelle, ſie fällt ein mit der erſten Strophe eines bekannten Kriegsmarſches, und ſchweigt ſogleich wieder. Es ſoll nicht theatraliſch werden, aber die Hilfsmittel der Kunſt, welche die Seele auf große Zielpunkte drängen, ſie ſollen nicht vernachläſſigt ſein. Der Ruhm und die Größe des Vaterlandes ſollen die diplomatiſche Haltung eben ſo erwärmen, wie der gedankenvolle Stil die diplomatiſche Rückſicht überragen ſoll.

Das iſt die Macht der Hiſtoriſchen, ſeien ſie profan oder kirchlich, daß ſie die Nerven der Erinnerung zu berühren wiſſen. In dieſen Nerven ruht der ſtärkſte poetiſche Reiz, und dieſen Reiz mißbrauchen die Ultramontanen. Ich wüßte nicht, daß Herr von Radowitz ſich irgendwo dieſes Mißbrauchs ſchuldig gemacht. Daß er es in der Paulskirche nicht gethan wäre freilich nur ein Verdienſt der Klugheit, denn auf nichts lauerte man da ſo aufmerkſam und mißtrauiſch als auf einen ultramontanen Zug.

Das Wort „ultramontan" iſt ein ſchlimmes Wort geworden, ſogar das Wort „fromm" verdächtigt heut zu Tage. Ultramontan iſt doch noch etwas anderes, es deutet „über die Berge" des Vaterlandes nach einem kirchlichen Staatsweſen, welches die eigenthümliche Entwickelung der Völkerſchaften nicht nur leiten ſondern feſſeln will. Geheime Zwecke, geheimes Ordensweſen, das ganze tauſendmaſchige Flechtwerk einer Herrſchaft, die Niemand überſehen kann, iſt damit verbunden. Das Pfaffenthum, das Jeſuitenthum wird als unzertrennlich davon betrachtet, wie kann es verwundern, daß dagegen eine Zeit eingenommen iſt, welche ein nationales Vaterland und eine Jedermann erſichtliche Freiheit haben will. Der Ultramontan hat grundſätzlich kein Vaterland. Wenigſtens geht ihm das Reich ſeiner Kirche darüber. Er hat kaum eine Familie; denn die Eheloſigkeit der Geiſtlichen iſt keine zufällige, ſie iſt eine ganz konſequente Einrichtung des kirchlichen Staates, und in dieſen Endpunkten kann die ultraradikale Richtung, die abſtrakte Welt eines Ruge ſtellenweiſe ganz wohl zuſammentreffen mit den Richtungen hierarchiſcher Parteien. Sie begegnen ſich auf der kahlen Haide der kategoriſchen Begriffe. Der Ultramontan hat nur voraus, daß ſeine Begriffe alle die Weihe der Geſchichte und den Reiz farbigen Schimmers tragen, er hat die Verſinnlichung voraus, den Kultus. Geht es an's Aeußerſte, ſo weiß er dies auch abzuſtreiſen, und man ſieht in kritiſchen Epochen den geiſtlichen Ordensmann ebenſo logiſch mit dem Demos gehen, wie man ihn zu andrer Zeit mit dem Adel und Fürſtenthume gehen ſieht.

Aus ſolchen Gründen wird der Ultramontan immer doppelt mißtrauiſch angeſehn, wenn eine politiſche und beſonders wenn eine nationale Bewegung ausbricht. Jeder Patriot fühlt inſtinktmäßig, daß der Parteimann der Kirche in letzter Inſtanz immer noch ganz andere Zwecke verfolge. Die Bezeichnung „ultramontan“ hatte in der Paulskirche von Anfang bis zu Ende etwas ganz Beſonderes, und die verſchiedenſten Parteien waren in dieſem Mißtrauen ſtets auf der Stelle einig. Wenn ein Laſſaulx oder Philipps auftrat, dann ſtimmte der von der Rechten unbedacht mit dem von der Linken zuſammen in dem leiſen Rufe: „ultramontan“! Ganz wie die feindlichen Gemeinden ſofort zuſammentreten, wenn es heißt: der Wolf iſt da!

Wer möchte bezweifeln, daß manchem kirchlich Geſinnten damit Unrecht geſchieht! Wer möchte bezweifeln, daß es in dieſer Partei der Abſtufungen außerordentlich viele giebt. Aber das Wort „fromm“ ſelbſt, welches doch eine ſo große und ſchöne Eigenſchaft bezeichnet, ſelbſt dies Wort iſt neuerer Zeit in politiſcher Welt verrufen worden. In der Paulskirche iſt der Grund hierfür deutlich genug geworden. Keiner der „Frommen“ hat ſich im Streite als fromm erwieſen. Die Täuſchung, der leiſe und laute Trug mit Principien, der

Schacher mit dieſen Principien wo es den parteiiſchen Vortheil galt, wurden ſie etwa verſchmäht, wie es doch einer bloß ehrlichen wie vielmehr einer frommen Geſinnung zugekommen wäre?! An ihren Werken ſollt Ihr ſie erkennen. Und wo war die Liebe, das unerſchütterliche Wohlwollen, welche die Seele ſind jeglicher wahren Frömmigkeit? Wer hat ſie entdeckt? Kurz, es ſind eben nicht die Frommen, denen man mißtraut, es ſind Geſchäftsführer der Frömmigkeit.

Dies Alles ſei übrigens nicht in Bezug auf Herrn von Radowitz geſagt. Seine Haltung hat nie in ſolcher Weiſe Blößen gezeigt; ſie war durchaus feſt und milde zugleich. Von dem Ultramontanismus, welchen man ihm nachſagt, hat die Paulskirche nichts gehört was nicht jedem tieferer Dinge bedürftigen Menſchen angemeſſen wäre. Aber auf die Fragen am Eingange ſeiner Charakteriſtik müſſen wir allerdings zurückkommen, um uns einem Urtheile über ihn zu nähern, auf die Fragen: Wie weit ſind dieſe verſtändigen Romantiker wirklich unterjocht? Wie weit ſtellen ſie ſich unterjocht? Wie groß iſt überhaupt die Kraft ihrer Fähigkeiten?

Für innerlich unterjocht von irgendwelchen Satzungen halte ich Herrn von Radowitz nicht. Dafür erſcheint mir das Zellengewebe ſeiner Seele zu nachgiebig. Ein ſolches empfängt leicht, aber es läßt auch leicht. Zum Fanatismus in Satzungen gehört eine ſtrengere Struktur. Herr von Radowitz mag durch ſtraffe Haltung, durch abgeſchloſſenes Weſen, durch feſte wie in Stein gemeißelte Rede dem Zuſchauer ſtreng vorkommen. Wenn man ihn ein halbes Jahr lang beobachtet hat, ſo ſagt man: er iſt es nicht. Für einen Kammerdiener, heißt das Sprichwort, giebt es keine Größe. Wir haben ſo lang neben einander geſeſſen, daß in dieſem Sinne Einer des Anderen Kammerdiener wurde. Herr von Radowitz hat alle Neigungen eines künſtleriſchen Naturels, und wer ſo geartet iſt und doch in keinem Fache ſchöpferiſcher Künſtler wird, der bleibt ſein Lebtag Eklektiker und der hat nie Fanatismus, oder ſein Fanatismus iſt nur eine aus Vorderſätzen abgezogene Erhitzung ohne Dauer. Wer ſo geartet iſt, der beſchäftigt ſich mit allen Kreiſen des menſchlichen Schaffens, welche eine abſonderliche Ausbeute verſprechen, und er geht in dieſen Kreiſen bis an den Punkt, wo man ſich hingeben, wo man wagen muß, um des Letzten theilhaftig zu werden. Vor dieſer Hingebung, vor dieſem Wagniſſe wird er ſtill ſtehn, und wird ſtudiren, wie man ohne Hingebung und Wagniß das Letzte wenigſtens ſehen, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad haben könne. Herkules am Scheidewege, welcher nicht glaubt, daß die Scheidung durchaus nöthig, welcher glaubt, daß doch noch ein Mittelweg auszufinden ſei. — Iſt dieſe Anſchauung richtig, ſo möchte ich dieſen General wohl im Generalſtabe, aber höchſtens bei Rückzügen am Kommando ſehn. Das ſchaffende Handeln iſt nach dieſer Anſchauung nicht ſeine Sache, ſondern nur das Verbeſſern.

Solche Naturen bringen doch ſehr viel zu Wege, wenn ſie ſo viel geſtaltenden Verſtand beſitzen wie Herr von Radowitz.

Aber immer nur in zweiter Linie. Sie ſind zu gebildet, ſie ſehen die Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu gut, als daß ſie eine große Unternehmung offen und von vorne anfaſſen möchten. Vor Allem wollen ſie ſtets ſich und die Sache nicht kompromittiren. Man nennt ja gern das „die Sache“, was im Grunde nur unſer Antheil an der Sache iſt.

Betrachten wir die Laufbahn des Herrn von Radowitz näher, wie ſie ſich vom Kadettenhauſe in Kaſſel entwickelt hat bis in die Paulskirche, und wir werden einräumen, daß ſich faſt Alles auf einen dilettirenden Künſtlerſinn zurückführen läßt. Auch die diplomatiſirende Intrigue, welche man ihm ſo gern vorwirft, ſie widerſpricht dieſer Grundeigenſchaft gar nicht, beſtätigt ſie im Gegentheile. Die Liebhaberei an Intriguenführung iſt ganz und gar ein Künſtlerthum des trocknen Verſtandes, und wer obenein Alles, auch das Harmloſe mit Wichtigkeit und feiner Verwickelung behandelt, wie man dies dem hundertfach korreſpondirenden Herrn von Radowitz nachſagt, der iſt offenbar ſpieleriſchem Künſtlerdrange unterworfen und zur Diplomatie beſtimmt, nicht aber zum offnen, Bahn brechenden Handeln.

In Kaſſel bildete er um ſich und den Kurprinzen einen Kreis, welcher neben dem barſchen Kurfürſten, wohl auch gegen dieſen nüchternen Herrn das Staatsleben tiefer begründen, die Lebensbeziehungen überhaupt weiter verzweigen wollte. Dem dürren Rationalismus in Staat und Kirche ſollte für die Zukunft reicherer Inhalt vorbereitet werden. Der ſoldatiſche Kurfürſt machte aber bald dieſem Vorſpiel ein Ende und verſprengte den Kreis — zu welchem auch der ſpäter bekannt gewordene Haſſenpflug gehörte — in alle Winde. Er hatte räthſelhafte Drohbriefe, ein beliebtes dramatiſches Hilfsmittel, erhalten, und da er keine Künſtlernatur war, ſo ließ er einfach ausfegen.

Von dem Kurprinzen und der Kurfürſtin, einer preußiſchen Prinzeſſin, empfohlen ging Herr von Radowitz nach Berlin — 1826 — und fand ſich auch hier zu einem ähnlichen, nur wahrſcheinlich höher gehaltenen Kreiſe, welcher unter dem Namen „Cirkel der Wilhelmsſtraße“ myſtiſch bekannt geworden iſt. Eine geheime Korreſpondenz mit beſtimmten Namen kann auch hier nicht fehlen, und man iſt nur erſtaunt, in dieſer Nachahmung Rheinsberger Sitte ſo bürgerlichen Geſchmack zu entdecken, daß eine hohe Perſon als „Lehmann“ figurirt. Der junge alte Fritz in Rheinsberg wählte doch wenigſtens römiſche Maskennamen.

Ich bin weit entfernt, in alle dem etwas Tadelnswerthes zu finden. Bei trockner ſtockender Zeit und unter proteſtantiſch bürgerlichem Regimente ſucht der geſtaltungsbedürftige Geiſt ein Gebiet im Dunkeln. Ich führe es nur an, weil es charakteriſtiſch iſt, und was ein pietiſtiſches oder katholiſirendes Element darin betrifft, ſo möchte ich das keineswegs ſo ſtark betonen, als die Welt es zu betonen pflegt. Gerade um des ganzen Radowitzſchen Weſens willen bin ich der Meinung, es ſei dies Treiben, ſo weit es religiös angethan war, nie über den Dilettantismus hinausgekommen. Auch was man „ultramontan“ daran heißen mag iſt bei Herrn von Radowitz gewiß nichts weiter als Dilettantismus. Der wirkliche Ultramontan dilettirt keineswegs. Ueberhaupt muß man ſorgfältig diejenigen abzweigen, welche durch Reflektion zu den Kirchlichen gekommen ſind. Großentheils bleiben ſie bis auf einen gewiſſen Grad immer zweifelvoll, und ihr eigentliches Theilnehmen iſt Nippen und Naſchen, beſonders wenn ſie viel Verſtand haben, und wenn ihre Lebensſtellung in proteſtantiſchen Staaten begründet iſt. Ich werde nie vergeſſen, daß Herr von Radowitz einmal mitten in einem politiſchen Geſpräche vor der reformirten Kirche auf eine Sammlung von Predigten überſprang gegen einen hinzutretenden geiſtlich Geſinnten, und dieſe Predigten lobte ganz wie ein äſthetiſcher Feinſchmecker zu loben pflegt. Das thut und ſo thut’s kein eigentlicher Kriegsmann der Kirche; das war der etwas ſüßliche Zug eines Freiwilligen. Er hat auch ein Büchlein geſchrieben über die Symbolik der Heiligen, und zwar als Anhaltspunkt — zur Erklärung von Gemälden! Alſo auch hier ein äſthetiſcher Zweck, der nur im Vordergrunde zu ſtehen ſcheint, der aber wirklich Hintergrund, alſo Seele des Autors iſt. Er iſt ein Epigone, welcher durch Breite der Abſichten das zu erſetzen ſucht, was ihnen an Stärke fehlt. Wo hat man auch je gehört, daß ein ſtarker politiſcher Mann auf Vielwiſſerei bedacht geweſen! Wer handeln will iſt auf das Nöthige bedacht, auf das Zweckmäßige, nimmer aber auf das Beiläufige; wer zum Ziele kommen will unterſucht nimmermehr den ganzen Umkreis ſeines Weges, und wenn er dies thut, ſo thut er es nur, um ſich vor Feinden ſicher zu ſtellen, nicht aber um Merkwürdigkeiten zu notiren und ein Album anzulegen. Handſchriftenſammler — und ein ſolcher iſt auch Herr von Radowitz — ſind nie Männer der Handlung, ſondern beſchauliche Naturen. Es iſt begreiflich, daß man in der Sieſte-Zeit des Bundestages, bei welchem er als militairiſcher Bevollmächtigter Preußens angeſtellt war, die Stunden ausfüllen mochte mit Studien, aber es iſt eben auch bezeichnend, daß der preußiſche Bundesgeneral Vorleſungen hielt über Generalbaß und alte Muſik und daß ſein Zuhörerkreis aus Damen beſtand.

Es liegt nahe, daß man ihm nicht bloß Ehrgeiz nachſagt, ſondern auch Eitelkeit. Zum Ehrgeize iſt er berechtigt; wenn er aber wirklich eitel iſt, dann ſind meine Vorausſetzungen über die Kraft ſeines Weſens noch zu günſtig.

Allerdings iſt der Vielwiſſer an ſich ſchon der Eitelkeit verdächtig. Das Unzuſammenhängende maſſenhaft im Kopfe und in Schubfächern bereit zu haben, das hat durchſchnittlich nur den Zweck des Scheins. Man denke an Mezzofanti, der in müßiger Zeit berühmt wurde wegen ſeiner Sprachkenntniſſe und in thätiger Zeit ſelbſt müßig erſchien und ruhmlos verſchied. Das menſchliche Vermögen beruht eben doch in einem Gleichgewichts-Verhältniſſe der Kräfte. Belaſtet man das Gedächtniß unverhältnißmäßig, ſo leidet darunter die Bündigkeit der Folgerung und es leidet gewiß die Energie des Wollens. Herr von Radowitz weiß das beſſer als irgend Jemand, denn er hat einen vortrefflichen Verſtand. Hat er alſo dennoch ſeine Tragkräfte dergeſtalt überlaſtet, daß ſie ihm die Kräfte zum Wollen und Handeln beeinträchtigen, ſo iſt er des kleinen Lobes bedürftig, ſo iſt er der Eitelkeit unterworfen geweſen. — Sein Caglioſtro-Schimmer ſpielt ferner ebenfalls mit vielen Lichtern in's Gebiet der Eitelkeit hinüber. Durch Geheimniß reizt man, durch das gebrochene Licht halbdunkler Möglichkeiten erhöht man ſeinen Anſchein. Ich muß geſtehn, daß mich eine ganz kleine Frankfurter Erfahrung bedenklicher gemacht hat als dieſe und jene grelle Geſchichte, welche der Eitelkeit des Herrn von Radowitz nacherzählt wird. Ein ſo bedeutender Mann hat um ſo mehr Feinde, je näher er den Mächtigen der Erde ſteht. Die Welt beneidet jegliches Vermögen, und das künſtlich erworbene und geſchickt erhaltene haßt ſie beſonders. Solchen nacherzählten Geſchichten alſo mißtraue ich grundſätzlich. Unter dieſen war eine freilich ſo fein, daß ſie ſelbſt meinen Mißtrauenspanzer durchſtach. Sie lautete dahin, daß Profeſſor Klenze einſt im Salon des Prinzen Auguſt zu Berlin eine gelehrte Auseinanderſetzung vorgetragen über ein eben erſchienenes juriſtiſches Buch. Herr von Radowitz, der ſeine Kenntniß altdeutſchen Rechtes gern betont ſieht, ſei unter den Zuhörern geweſen, und Herr von Radowitz habe eine Viertelſtunde ſpäter in einem entfernten Zimmer vor einem andern Zuhörerkreiſe dieſe Auseinanderſetzung als juriſtiſcher Kritiker gründlich wiederholt und nichts dabei vergeſſen als den Profeſſor Klenze.

Dies kann indeß nur den Gelehrten betreffen, der als ſolcher ſich oft abzuſondern weiß von ſeinen übrigen Charaktertheilen. Wie viel Gelehrte ſind in ihrem Fache deſpotiſch geſinnt und übrigens doch unbefangene, billige Leute. Die kleine Frankfurter Erfahrung aber betrifft den ganzen Menſchen, und zwar den modernen, auffallend unvorſichtigen Caglioſtro. Er unterhält ſich mit einem Abgeordneten über ſeine Lebensweiſe in Frankfurt, und verſichert ganz unnöthiger Weiſe in ſeinem lapidariſchen Ausdrucke: daß er nie Wein trinke und nie an einem öffentlichen Orte ſpeiſe. Derſelbe Abgeordnete findet aber einige Tage ſpäter Herrn von Radowitz in einem öffentlichen Speiſehauſe, und ſieht ihn nicht nur ſpeiſen, ſondern auch eine Flaſche Wein trinken. Wozu hat er etwas ſo Gleichgültiges unwahr behauptet? Und noch dazu etwas, was dem Gegenbeweiſe ſo arg ausgeſetzt war? Der Gegenbeweis war ſchon vorhanden als er die Behauptung ausſprach: ich ſelbſt war ihm ſchon früher im Speiſehauſe begegnet. Zu welchem Brunnen von Schwäche führt dieſer Kanal? Zu einem ſo flauen Waſſer gemachten Weſens, daß ſelbſt derjenige betroffen ſtill ſteht, welcher nur nach Beiſpielen einer feinen Eitelkeit geſucht hat, und welcher einen Mann von ſo großer Bildung niemals hinter einer ſo nichtigen Charlatanerie ſuchen möchte.

Kurz, der Mann iſt kein Caſſius; er iſt dick. Er iſt kein

Herrſcher, denn er iſt angekränkelt von künſtlicher Bildung. Er iſt kein furchtbarer Böſewicht, denn er iſt nicht ohne Wohlwollen und iſt nicht ohne kleine Schwächen, welche für große Uebelthaten den Muth verderben. Aber er iſt ein ſehr mannigfaltig ausgeſtattetes Talent für das Schauſpiel unſrer Welt. In dieſem Schauſpiele die Rollen ſogenannter „Faiſeurs" zu ſpielen, welche geheimnißvoll lächelnd oder achſelzuckend die Entwickelung leiten und wenn nicht nicht wirklich leiten, doch wenigſtens zu leiten ſcheinen, das iſt ſein Beruf geworden. Wenn die große Reformbewegung des Jahres 1848 wiederum ſcheitert in Sachen des deutſchen Staates, und zwar ſcheitert durch die rohe Uebertreibung revolutionairer Phantaſten, gegen welche die Reform in freiſter Zeit die beſten Kräfte verſchwenden mußte, dann erwartet Mancher, Herr von Radowitz werde ein anderes, in der Reaktion ſcharf hervortretendes Rollenfach übernehmen. Ich erwarte das nicht, und halte ihn für verloren, wenn er das verſuchen ſollte. Meines Erachtens iſt ihm das Helldunkel und der leidliche Schein zum Bedürfniß geworden und ſeine Organe, zum Schaffen verkünſtelt, ſind nur geeignet zur Abwehr, zu geſchicktem Widerſtande und zur Ausbeſſerung.

Darum war er im erſten deutſchen Parlamente ganz an ſeinem Platze. Durch ſeine Haltung, durch ſein Schweigen, durch ſein Sprechen erfüllte er in der Paulskirche eine Aufgabe, welche nur von ihm zu erfüllen war. Er vertrat die romantiſche Tradition des Staatslebens, welche von den

Ultra's ſchreiend gehaßt, von den Mäßigen leiſe gefürchtet, von den Sentimentalen als Vermittelung erhofft wurde. Letztere beriefen ſich namentlich auf eine Broſchure des Herrn von Radowitz, welche in ſein gebildeter, edler Darſtellung nachwies, daß der König von Preußen lange vor der Märzrevolution eine Reform des Bundestages angeſtrebt und betrieben habe, und nur an dem hartnäckigen Widerſtande Metternichs geſcheitert ſei. Dieſe Sentimentalen überſahen, daß man nicht bloß darum ſcheitert, weil es gefährliche Klippen giebt, ſondern weil man nicht die Kraft hat, ſelbſtändig ein Schiff zu lenken. Der Nerv zur That gebricht.

Wenn es für mich noch eines Beweiſes bedurfte in dieſer Hauptſache, ſo lieferte ihn mir die Verhandlung über Oeſterreichs Antheil am deutſchen Staate, eine Verhandlung, welche das Alpha und Omega der Reichsverſammlung wurde als die eigentliche Verfaſſung an die Reihe kam. Hierbei hätte Herr von Radowitz ſeine Broſchüre ausführen können. Wir werden ſpäter ſehn, wie er ſich dabei verhielt, ob die Furcht vor neuen Principien ihn nicht zum Flickwerke der alten Formen getrieben, ob er nicht, eben weil er an tauſend Rückſichten eines Dilettantenlebens gekettet iſt, die Seele des neuen deutſchen Lebens gelähmt habe, um ſich ſelbſt am Leben zu erhalten. Seine Aufgabe iſt ſchon oben als die eines Schachſpielers bezeichnet worden, und dieſe hat er allerdings mit ſeltnem Talente gelöſ't.

Bei Gelegenheit der öſterreichiſchen Debatten bin ich ihm auch in ſeinen Klubb — damals das Café Milani — nachgegangen, und habe dabei erfahren, daß er nicht aus Mangel an Fähigkeit nur mit vorbereiteten Reden in der Paulskirche aufgetreten iſt. Das hat er der größeren Sicherheit wegen gethan; denn auch in der eigentlichen Debatte, welche leider in der Paulskirche durch die franzöſiſch eingerichtete Geſchäftsordnung abgeſchnitten war, iſt er ein fertiger Redner. Klarer Fluß, logiſche Anordnung, bündiger Schluß ſteht ihm zu Gebote auch für die freie Erwiderung, und in der Frage um das Talent geht er ſiegreich und unbeſchädigt aus den Kämpfen des Parlaments hervor.

Wer die Revolution nicht für eine gründlich nothwendige hielt, wer deshalb der Revolution auch nicht einen gründlichen Verlauf zutraute, der mochte auch damals ſchon am 19. und 23. Juni — Herr von Radowitz ſprach am 19. für ſich, am 23. im Namen ſeiner Partei — ſtill vor ſich hin ſagen: Ja wohl, es wird dahin kommen, daß die Einzelnregierungen das überwiegende Geſammtrecht der Nationalverſammlung läugnen oder doch beſtreiten und ſich unter dem Titel der Vereinbarung das Recht des Zuſtimmens oder Ablehnens zuſprechen werden. Dies wird das erſte und letzte und alſo auch das ſchwerſte Hinderniß ſein für deutſche Einheit. Es iſt das geſchichtliche Hinderniß, alſo ein tief berechtigtes. Für die Einheit eben ſo gefährlich wie der bodenloſe Radikalismus des Herrn Ruge und Conſorten gefährlich iſt für die Freiheit. Gelingt es nicht, eine deutſche Nationalſouverainetät zu begründen, und zwar ſo zu begründen, daß die edelſten deutſchen Kräfte mit der Art dieſer Gründung einverſtanden ſind, dann iſt das Schiff Deutſchland zwiſchen dieſer Scylla Frechheit und der Charybdis Beſchränktheit *nicht* hindurch zu bringen in die freie See, nach welcher wir ſchmachten.*)

7.

Die äußerſte Linke und die äußerſte Rechte waren übrigens allein ziemlich in Klarem, was ſie für eine Art Centralgewalt wollten. Und auch dieſe waren es nicht! Die Linkeſten mit der völligen „Herrenloſigkeit“ hatten eben wie immer die leere Fläche vor ſich, auf welcher man Uebungen anſtellen werde. Was für Uebungen, das ſollte ihnen ſelbſt eine anmuthige Ueberraſchung werden. Die Rechteſten aber wollten ſo viel als möglich vom Princip retten, alſo vom Schießbedarfe; die Büchſe ſelbſt aber warfen ſie doch eigentlich in's Korn. Mit Staunen hörte man, daß Radowitz blank und trocken ſagte: Allerdings werde die proviſoriſche Gewalt nur *einem* geſetzgebenden Körper, der Nationalverſammlung, gegenüber ſtehen, und die Nationalverſammlung ſei doch nur Vertreterin der Geſammtintereſſen. Derjenige Körper, welcher die Einzelnſtaaten darzuſtellen habe, fehle alſo. Das wiſſe er wohl. Aber er wiſſe auch, „daß dieſer jetzt nicht zu beſchaffen, nicht zu improviſiren ſei. Die Bundesverſammlung ſei dazu nicht fähig.“

---

*) Dieſe Betrachtung des Herrn von Radowitz iſt im Februar 1849 geſchrieben; der Leſer iſt jetzt ſchon im Stande, ſie zu ergänzen oder zu verbeſſern, ehe der letzte Band dieſes Buches ihm zu Geſichte kommt.

So flog die Büchſe in's Korn. Für den praktiſchen Staatsmann war das eben die Hauptfrage: ob und wie dieſer Körper, welcher die materielle Macht der Einzelnſtaaten in die Hand der Centralgewalt gebe, zu errichten ſei. Die wirklichen Bauleute des zukünftigen deutſchen Staates, Leute wie Baſſermann und Welcker waren um nichts ſo beſorgt, als um dieſe Handhabe für materielle Mittel.

Späterhin kam man wohl auf den Gedanken, ob Leute wie Radowitz nicht abſichtlich die Lücke haben entſtehn laſſen, um die Einzelnſtaaten nicht wirklich zu verflechten in den neuen Organismus, und ſie im Gegentheile frei zu erhalten für den Zeitpunkt, an welchem ſie ſagen könnten: Jetzt iſt der moraliſche Rauſch vorüber, und wir, im Beſitze aller materiellen Mittel, wir verweigern die weitere Folge.

Der Gedanke iſt ſo grob und ſo fein, daß er alle Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Ich halte ihn aber für falſch. Die Lage war gar nicht angethan für die ſtrengen Monarchiſten, um peſſimiſtiſch zu berechnen. Sie war ſchon lange ſchlimm genug für ſie, und die Nationalverſammlung gerade war für den Konſervativen die einzige ſichre Stütze. — Man wagte ſich nicht hervor mit einer Staatenvertretung von Seiten der eigentlichen Rechten, und die Centren waren noch nicht gebildet, von denen allein der Vorſchlag einer derartigen praktiſchen Organiſation ausgehn konnte. Wie immer hatten ſich zuerſt nur die beiden äußerſten Seiten unter ſich vereinigt zu Parteien, die eigentliche Linke und die eigentliche Rechte. Letztere hieß nach ihrem Verſammlungsorte ſo bezeichnend wie möglich „Das ſteinerne Haus“.

Was zwiſchen dieſen äußerſten Enden lag, das wogte noch in hundert Schattirungen durcheinander, und juſt dieſe mehrtägige Debatte über Centralgewalt bildete erſt den Scheideproceß, aus welchem die Centren überhaupt und rechtes wie linkes Centrum insbeſondere hervorgingen. — Bis jetzt waren noch Leute in gemeinſchaftliche Vorbeſprechung zuſammengetreten, welche man einige Monate ſpäter nicht mit vier Pferden auf einen gemeinſchaftlichen Punkt gezogen hätte. An den beſtimmten Fragen erkannte man erſt die verſchiedenartige Anſchauung. — Und jetzt erſt, als die Frage um Centralgewalt in ihrer unüberſehbaren Ausdehnung und Wichtigkeit den Leuten über den Kopf wuchs, jetzt erſt nachdem man ſchon tief in die Debatte hinein gerathen war, fanden ſich diejenigen zuſammen, welche nicht ganz zur Linken und nicht ganz zur Rechten gehören mochten. Ueber dreihundert an der Zahl. Sie ſahen an dieſer Zahl, daß ihnen die Entſcheidung anheim gegeben ſei. Aber um zu entſcheiden mußten ſie ſich einigen. Das war nicht möglich in ſo kurzer Zeit, und ſo entſtand die große Spannung, entſtand das ſeltne dramatiſche Schauſpiel, daß in der wichtigſten Frage gar nichts vorauszuſehen war, ja daß der eine Tag die große Majorität für die Einheit, der andre Tag für die Dreiheit, der dritte Tag wieder für die Einheit zu haben ſchien. Die Hauptfrage wurde gleichzeitig mit allen Nebenfragen debattirt. man war noch ſehr unerfahren in den techniſchen Anordnungen, und ſo ſtürmte in haushohem Wogenſchwalle das ganze Material fortwährend ganz auf die unſchlüſſigen und der Frage noch nirgends mächtigen Abgeordneten hinein.

Um geſchichtlich treu zu ſchildern darf ich alſo eigentlich nicht weiter vorgreifen in Zuſammenſtellung von Parteikämpfern als ich dies gethan mit den Kämpfern der äußerſten Linken und äußerſten Rechten. Alle übrigen Hauptleute ſoll der Leſer ebenſo verwirrend durcheinander auftreten ſehn wie ſie aufgetreten ſind bis zum 23. Juni, dem entſcheidenden Sonnabende. Dann erlebt er ſelbſt die Schwierigkeit einer Entſchließung und einer Wahl.

Gehen wir alſo zurück zum Morgen des 19. Juni, an welchem der Bericht und die Anträge des Ausſchuſſes vorgeleſen werden. Der Berichterſtatter ſelbſt lieſ't ihn nicht; man erkennt aber bald an dem ruhigen, ſinnigen, zuverſichtlichen und einfachen Stile den Verfaſſer der engliſchen und franzöſiſchen Revolution, Dahlmann, einen der ſiebzehn Vertrauensmänner am neuen Bundestage, von welchen der Verfaſſungsvorſchlag eines neuen deutſchen Kaiſerthumes ausgegangen war.. Das berauſchte Frühjahr hatte dieſen Vorſchlag mit

Kopfſchütteln und Staunen aufgenommen, mit Mißmuth, ja an vielen Orten mit Hohn und Verachtung zurückgewieſen. Die jungen Spatzen beſonders, welche allein den Vogelgeſang bildeten ehe die eigentlichen Singvögel angekommen und vor der ſtürmiſchen Saiſon zum Singen gekommen waren, die jungen Spatzen an allen Ecken fertigten das Kaiſerthum ab wie eine veraltete Vogelſcheuche, welche jeder gebildete Sperling lange kenne, und von der er ſich nicht im Mindeſten mehr einſchüchtern laſſe. So wenig, pfiff dieſer und jener, ſo wenig, daß ich mich darauf ſetze und ſie ſtolz beſudle. Seht Ihr, wie ſie ſich's gefallen laſſen muß! Sie iſt ein Schrecken für den Aberglauben, aber nicht für die aufgeklärte Welt unſrer Sängerſchaar.

Ob es wohl nur eine Vogelſcheuche geweſen iſt? Sie ſcheint doch Wurzel geſchlagen und binnen einem Jahre Stamm und Zweige und viele Triebe entwickelt zu haben, was doch ſonſt nicht Sache der Vogelſcheuchen iſt. Die Spatzen aber ſind Spatzen geblieben.

Unter ſolchen Umſtänden war es für den aufgeklärten Theil der Verſammlung ganz und gar nicht empfehlend, daß der Bericht von dieſem offenbar überlebten und doktrinairen Profeſſor herrühre. Ueberhaupt Profeſſoren, unpraktiſche Leute, was wiſſen die von Politik, und alle die vormärzlichen Größen, wie ſchrumpfen ſie zuſammen vor dem hellen Tagesſcheine des eroberten Lichtes!

[illegible]

Dieſer Bericht ſchlug nun vor: „ein Bundesdirektorium aus drei Männern beſtehend (immerhin drei! hatte Dahlmann geſagt), welche von den deutſchen Regierungen bezeichnet und, nachdem die Nationalverſammlung ihre Zuſtimmung durch eine einfache Abſtimmung ohne Diskuſſion abgegeben haben wird, von denſelben ernannt werden "

„Das Bundesdirectorium hat proviſoriſch die vollziehende Gewalt in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutſchen Bundesſtaats betreffen," die Oberleitung des Heers und Ernennung des Oberfeldherrn, und die völkerrechtliche Vertretung Deutſchlands auszuüben. „Ueber Krieg, Frieden und Verträge mit auswärtigen Mächten beſchließt es im Einverſtändniſſe mit der Nationalverſammlung. Die Errichtung des Verfaſſungswerkes bleibt von ſeiner Wirkſamkeit ausgeſchloſſen. Es übt ſeine Gewalt durch ein verantwortliches Miniſterium. Die Miniſter haben Sitz und Wert in der Verſammlung, aber ſtimmen nur mit, wenn ſie Abgeordnete ſind. Kein Bundesdirektor kann Abgeordneter ſein. „Sobald das Verfaſſungswerk vollendet und in Ausführung gebracht iſt, hört die Thätigkeit des Direktoriums und ſeiner Miniſter auf."

„Der Plan wie er Ihnen vorliegt," ſchließt der Dahlmannſche Bericht, „macht keinen Anſpruch auf Idealität; es bilden ſich vielmehr in ihm die konkreten Verhältniſſe Deutſchlands getreulich ab. Die Aufſtellung eines einzigen Bundesdirektors oder Reichsverweſers würde den Anſprüchen der Theorie mehr genügt, ſchwerlich aber den Anforderungen der

Gegenwart beſſer entſprochen haben. Wie es bis dahin ſteht, theilen nun einmal die ſtreitenden Intereſſen unſer Deutſchland in drei große politiſche Maſſen, die wir als Oeſterreich, Preußen und die minder mächtigen Staaten bezeichnen.“ — „Ohne Zweifel wird durch den vorliegenden Plan die deutſche Bundesverſammlung in ihrem bisherigen bedeutſamſten Verhältniß, vielleicht ſogar in ihrem Namen bedroht, und es gehörte nicht nothwendig in unſern Plan, den Platz für ihre künftige Wirkſamkeit zu ermitteln. Nichtsdeſtoweniger iſt es unverkennbar, daß das Bundesdirectorium einer ſteten lebendigen Mittheilung mit den einzelnen Bundesſtaaten bedarf, und vermuthlich wird daſſelbe in den Abgeordneten der einzelnen Staaten einen für die fortlaufende Kenntniß der innern Angelegenheiten unſers deutſchen Bundesſtaats unentbehrlichen Staatsrath erblicken, deſſen Gutachten einzuziehn, mit Ausnahme beſonders eiliger Fälle, ihm von Wichtigkeit ſein muß.“

Das Meiſte hievon iſt Geſetz geworden, und wir fragen uns heute, wo die proviſoriſche Centralgewalt ihrem faktiſchen Ende nahe iſt, wir fragen uns ſorgenvoll: ob es nicht beſſer gegangen wäre, wenn man damals noch mehr von dieſem Antrage zum Geſetz erhoben hätte? Ob es nicht richtig war, die Einzelnſtaaten, welche ſich ſpäter ſo arg entzogen, durch ein Triumvirat eng hinein zu flechten in die proviſoriſche Centralregierung? Damaliger Zeit legten wir in Sorge um den Monarchismus wohl zu viel Gewicht auf die monarchiſche Spitze, und ſetzten die Erſcheinung über die Macht.

Aber die Einzelnſtaaten hätten freilich ihre Vertreter im Triumvirate wahrſcheinlich um nichts weniger verläugnet, als Oeſterreich ſeinen Erzherzog verläugnet hat.

Als Dahlmann auf der Rednerbühne erſchien, um dieſen Antrag zu bevorworten, war es unruhig im Hauſe. Man hatte ihn nie reden hören, man wußte nicht ob dieſer ſchweigſame; nur orakelhaft hie und da ſich äußernde Profeſſor mit verdrießlichem langem Geſicht und ſtruppigem grauem Haar ein freies Wort zu Stande bringe. Auch die Stimme, mit der er anhob „meine Herren!“, war ſo klanglos, daß der kurze Eingang verloren ging, und der Präſident bitten mußte, auf den Plätzen zu bleiben. Noch dazu ſagte er bald, daß er nicht vortragen werde was er vortragen gewollt. Er habe Vorverſammlungen beigewohnt und in dieſen die in Rede kommenden Syſteme ſo erſchöpfend behandeln hören, daß es ihm von Ueberfluß erſcheine, noch darauf einzugehn. Aber wie dürr das Alles war, es wehte eine Feſtigkeit und Ueberzeugungstreue von dieſer herben Lippe herab, daß man dieſe Kürze und das wahrſcheinliche Unvermögen längerer Rede zu bedauern anfing. Die langſam aber eiſenfeſt hervortretenden Worte nahmen beſonders gegen den ſchnell herankommenden Schluß hin einen ſo nachdrücklichen Tritt, daß man geweckt wurde von der inneren Kraft eines Charakters, als er ſagte: „Meine Herren! Ich fürchte den auswärtigen Feind keineswegs für das große Unternehmen welches uns vorliegt. Was ich fürchte iſt der innere Feind, die mit jedem Tage mehr und mehr um ſich greifende Anarchie auf deutſchem Boden. (Unruhe in der Verſammlung. Ziſchen.*) Ihre Beſchlüſſe, die Weisheit und Kraft Ihrer Beſchlüſſe werden ein Hoffnungsanker ſein für die edlen Freunde der Freiheit, ſie werden ein Todesſtoß ſein für die Freunde der Anarchie. (Bravo auf der Rechten. Ziſchen auf der Linken.)"

Den Reigen eröffnete Herr Heckſcher, welcher erklärte, daß er auf dem Boden der Volksſouverainetät ſtehe, und daß es ihm ſehr gleichgültig ſei, wie viel oder wie wenig von den alten Inſtitutionen beibehalten werde. Er achte nur darauf, ob ſie gut ſeien; er gehe nur darauf aus, inſoweit etwas Neues zu ſchaffen, als es zweckmäßig ſei. Dabei aber gehe er ſchrankenlos zu Werke, ohne Rückſicht darauf, ob er auf dem Rechtsboden ſtehe oder nicht.

Die trockne advokatiſche Logik dieſes Mannes, unterſtützt von einer faſt biſſigen perſönlichen Hartnäckigkeit, erwarben ihm in den erſten Parlamentsmonaten ein gewiſſes Vertrauen in der Paulskirche. Man glaubte einen wünſchenswerthen Bürgerkapitain in ihm zu haben, welcher das Nothwendige und Praktiſche mit bündigem, etwas grimmigem Raiſonnement durchſetzen könne ohne den Degen wirklich zu ziehn. Erſt ſpäter wurde man inne, daß es ihm an jeder Sorte höheren Stils gebreche, ohne welchen man in der Politik überall in

---

*) Euphemismus der ſtenographiſchen Berichte, welche den Zuſatz „von der Linken" nicht paſſend gefunden.

Winkel geräth und in den Winkeln ſich verrennt bis zum Einſtoßen des Schädels. Man wurde ferner inne, daß es ihm daneben an keiner Sorte perſönlichſten Ehrgeizes gebreche, und daß er ſeiner Rechthaberei Land und Leute, Vergangenheit und Zukunft zu opfern im Stande ſei, kurz daß er die Konſtituirung des Vaterlandes wie einen gemeinen Prozeß behandle, in welchem der Advokat ſich bald dieſes bald jenes ſchimmernden Rechtsmittels bedient, um ſich und ſeine Geſchicklichkeit geltend zu machen, gleichgültig darüber, ob dies in's Endloſe und Unentwirrbare hinausführe.

Dieſe ſeine Entwickelung lag noch in der Ferne, und es war von Eindruck, daß er ſich in den meiſten Punkten dem Ausſchußantrage anſchloß. Nur verlangte er, daß die Nationalverſammlung ernenne, daß dagegen ihr „Einverſtändniß" zu Krieg und Frieden und daß die Beſtimmung eines Oberfeldherrn wegfalle. Die Vermittelungsbehörde zwiſchen Centralgewalt und Einzelnſtaaten, das alſo was damals noch Bundestag hieß, behandelte er wegwerfend. Er nannte das „zwei Exekutivgewalten," und wollte nichts davon wiſſen. Das Schickſal hat gewollt, daß gerade er als Miniſter ein Vierteljahr ſpäter an dieſem Mangel einer klar organiſirten Vermittelung zur Exekutive durch die Einzelnſtaaten zu Grunde ging.

Es folgten kleinere Götter. Unter ihnen von der Linken jener Wohlthäter leidender Menſchheit, welcher ſeine Eigenſchaft als „Wiener Tränkchen" zu kochen begann, und welcher ſein „maaßloſes Erſtaunen“ nicht zurückhalten konnte über dieſe Anträge des Ausſchuſſes. Es folgte Radowitz, es folgten Linke, welche zum erſten Male offen ſagten, daß ihnen die republikaniſche Regierungsform an der Spitze Deutſchlands nothwendig ſcheine. Dies machte viel weniger Aufſehn als die wohlwollende Verſicherung, daß ſich hiermit die Monarchie in den Einzelnſtaaten ſehr wohl vertrüge.

Es folgte Baſſermann, der hierbei zum erſten Male ſein großes Talent praktiſch eingreifender, praktiſch zwingender Rede entwickelte. Vergleicht man dieſe erſte Rede mit ſeinen ſpäteren, dann ſieht man förmlich den Baum wachſen, Zweige, Blüthen, Früchte treiben, ſo naturgemäß ſtellt ſich die Entwickelung dieſes Talentes dar. Es war dieſe erſte Rede noch ein ſchlankes Bäumchen mit einer kleinen Anzahl magerer Aeſtchen, und die Knoſpen meldeten ſich nur hie und da. Aber das Bäumchen ſtand feſtgewurzelt in gutem, ein wenig ſandigen Boden; man ſah, daß es dem ſtärkſten Winde gewachſen war.

Zum Zweck ſprechen ohne irgend einen geſuchten Schmuck, ohne irgend einen künſtlichen Umweg — dies war von vornherein der Charakter Baſſermannſcher Rede. Je mehr ſich dieſer Charakter ausbildete, deſto ruhiger und umſichtiger wurde der Weg nach dem Ziele zurückgelegt, und dieſe Ruhe, dieſe Umſicht brachten es mit ſich, daß die Hinderniſſe am Wege links und rechts ſcharf in's Auge gefaßt und mit natürlichem Ausdruck bezeichnet wurden. Das Ziel unverrückt im

Auge bezeichnete Baſſermann dieſe Hinderniſſe immer in Bezug auf das Ziel, und ſo entſtand ſeine Polemik, eine Polemik die empfindlicher ward als irgend eine Form, weil ſie eben immer und nur zweckmäßig auftrat. Sie räumte auf links und rechts am Wege, und räumte auf öfters durch die Gegner ſelbſt, indem ſie einfach ausſprach: wie das Hinderniß rechts dem Hinderniſſe links direkt widerſpräche, wie alſo eins das andere aufhöbe. Nicht der geſuchte, aber der gefundene Witz, der ſachliche Witz entſteht ſolchergeſtalt, und er beſeitigt unmittelbar.

Dieſer Zweckmäßigkeit entſprechend ein einfacher, natürlicher Vortrag. Nirgends ein künſtlicher Anlauf, nirgends eine andre Abſicht, als die Abſicht auf das Ziel: das deutſche Vaterland feſt auf die Füße zu ſtellen durch eine paſſende Verfaſſung. So redet Mann zu Mann, und von Mann zu Mann will man treffen und trifft. Man macht keine Umſtände, dies oder jenes verborgen zu halten, man will nichts verborgen halten, man will auf's Reine kommen, man nennt das Kind beim Namen. Auch den Bundestag. Baſſermann, der nicht in der Gelehrſamkeit, der im Geſchäftsleben aufgewachſen iſt, fragt nach Mitteln und Wegen. Womit wollen Sie regieren? Mit Dekreten? Wer vollzieht ſie? Sie brauchen die Einzelnregierungen, die Ihnen jetzt gehorchen und vielleicht morgen ſchon nicht mehr. Sie brauchen den Bundestag als das Organ der Einzelnregierungen; denn Sie ſelbſt können nicht „über einen Kreuzer Geld, nicht über einen Soldaten verfügen!“ — „Ich kann es nicht über mich gewinnen, mich bloß an Namen zu ketten“ — ſagte er zu großem Kopfſchütteln der Linken — „weil die Bundesverſammlung dieſen Namen trägt, weil ſiebzehn Männer dreißig Jahre hindurch das Gegentheil von dem gethan was die jetzigen thun, was nun die Siebzehn ſeit drei Monaten anders thun, deßwegen ſoll ich kein Vertrauen haben?!“ Und ſo warnte er vor dem „abſchüſſigen Gange“ eines Vollziehungsausſchuſſes. „Mag man dann auch ſagen, wir vertheidigten die Freiheit des Volkes nicht, wir wiſſen was wir wollen. Aber ich glaube auch, in Zeiten wie die jetzigen ſind, gilt es nicht die Freiheit für den Augenblick, es gilt eine längere Dauer“ — „es hat ſich immer gezeigt, daß, wenn man die Freiheit mißbrauchte, wenn das Maaß verlaſſen wurde, daß dann in den Gemüthern eine ſtille Reaktion ſich bildete und daß Hunderttauſende, ja Millionen Bürger, wenn auch nicht laut, doch einſtweilen im Stillen ſagten: lieber Ordnung ohne große Freiheit, als eine ſolche Freiheit ohne Ordnung.“ — „Aus dieſem Grunde erklärt es ſich, daß unſere deutſchen Spießbürger ſo lange mit dem Worte Freiheit den Begriff Guillotine verbanden, aus dieſem Grunde folgte ſobald auf das Hambacher Feſt, von dem Metternich ſagte: es kann auch noch ein Feſt der Guten werden! die Reaktion in den dreißiger Jahren bis 1848. Und diejenigen, die vor einem ſolchen Ueberſchlag der Wellen warnen, thun vielleicht mehr noch für die wahre Freiheit, als diejenigen, welche, das Wort Volksſouverainetät im Munde, Jene anklagen die ſich entgegenſtemmen dem Ueberſtürzen, das da kein Heil bringt.“ (Vielſtimmiger Beifall.)

Das klingt allerdings nicht ideal, ſondern faſt nüchtern, aber es iſt wahr, und ſchiebt die Redensarten zur Seite. So war ſeine Einwendung in Betreff Kriegs und Friedens faſt naiv gefaßt. „Es ſpricht Niemanden an,“ ſagte er, „daß eine Verſammlung von 600 Männern beurtheilen ſoll über Ankündigung eines Krieges,“ und in dieſem „es ſpricht Niemanden an“ war ein ſo geſunder Bürgerſinn verſinnlicht ohne weitere Gründe, daß es mehr Eindruck machte als die formellſte Beweisführung.

Aber Baſſermann erklärte ſich an dieſem erſten Tage der Debatte noch nicht beſtimmt für Dies oder Jenes; er wollte die Debatte abwarten, und Leue aus Köln der ihm folgte mag ein guter Juriſt ſein, das politiſche Raiſonnement welches er führt und hier für die einheitliche Centralgewalt führte, hat nicht Boden und Feſtigkeit genug, um Jemand zu verlocken oder zu überzeugen. Der parlamentariſche Tag neigte ſich zu Ende, und von der Rednerbühne herab war nichts Entſcheidendes in die Wagſchale gefallen. Duncker von Halle ſchloß den Tag, und ſprach am Unumwundenſten für den Ausſchußantrag. Er nannte es unpolitiſch und unpraktiſch, wenn die Nationalverſammlung ganz allein die Centralgewalt ſchaffen und bilden wolle, er ſagte — leider richtig! — voraus, daß die Reaktion in Form des Partikularismus um ſo ſicherer entſtehen werde, je mehr ſich die Nationalverſammlung in ihrer Centralgewalt theoretiſch und praktiſch zugleich abſondere. Und er ſchloß mit folgenden Worten, die jetzt eindringlicher erſcheinen als ſie damals waren: „Halten wir uns beſonnen an die Verhältniſſe wie ſie liegen; täuſchen wir uns nicht über die Kräfte des Neuen, nicht über die Gewalt des Alten; nehmen wir die augenblickliche Agitation nicht für den großen Strom der öffentlichen Meinung! Faſſen wir unſre Entſcheidung weiſe, umſichtig, ſtaatsmänniſch; gerathen wir nicht auf die Wege des Convents. Wir wiſſen, was auf dieſer Bahn kommen muß, wir haben es uns an den Kinderſchuhen abgelaufen. Es wäre ein Kinderſpiel, das alte Stück noch einmal aufzuführen“

So ſchloß der Montag. — Nie iſt ein größeres Schwanken und Wogen der Unſicherheit geſehn worden. Wer die Wahl hat die Qual! beſtätigte ſich peinlich eine Woche lang zu Frankfurt. Worin lag die Qual? Die ganze deutſche Ungeſchichte lag zur Entſcheidung vor. Eine Nation, deren Theile auch Nationen ſein wollen, wie iſt ſie endlich und wirklich zu einigen! Der Principienritter iſt freilich ſchnell damit fertig. Ein abſtrakter Schluß iſt leicht zu bilden, wie macht man ihn aber zu einem wirklichen? Darüber war man alſo leicht einig, daß die Verſammlung an ihrer entſcheidenden Kompetenz von Anfang bis zu Ende halten müſſe, denn hierin lag die einzige neue Bürgſchaft der Einheit; aber wie ſchroff oder wie ſanft dies durchzuführen ſei mitten unter 34 beſtehenden Regierungen, das war die Frage der Qual. Keiner von denen welche die Dreiheit vorgeſchlagen war darüber zweifelhaft, daß die Einheit in der Perſon beſſer ſei, aber woher die Macht nehmen für dieſen einen Regenten?

Wie ſehr man ſich täuſchte über die „Macht des Alten“ zeigte die Eröffnung der Diskuſſion am folgenden Tage. Braun von Cöslin begann ſie mit einem Vorſchlage, deſſen damaliges Schickſal immerdar denkwürdig bleiben wird. Er wollte die proviſoriſche Regierungsgewalt für Deutſchland an die Krone Preußen übertragen ſehn, und — die linke Seite des Hauſes erhob ein ſchallendes Gelächter, ja der Druck der oberflächlichen Stimmung, die Gewalt der Tagesmeinung war ſo groß, daß auf des Präſidenten Aufforderung Niemand, ſage Niemand ſich erhob zur Unterſtützung dieſes Antrags. Es ſei wohl hier nicht zu fürchten, daß Jemand ſolchen Antrag unterſtütze, rief eine vorlaute Stimme von der Linken. Ja, einer der liebenswürdigſten und tüchtigſten Männer der gemäßigten Linken, ein wahrhaft patriotiſch geſinnter Mann, Reh von Darmſtadt, ſonſt die Milde und Gerechtigkeit ſelbſt, welcher Braun von Cöslin auf der Rednerbühne folgte, ließ ſich verleiten, ſeine Rede mit folgenden Worten zu beginnen: Ich will auf die Rede des Abgeordneten aus Hinterpommern nichts erwidern. — Mit ſolcher heiteren Geringſchätzung beſeitigte dieſen Antrag ſelbſt ein Mann, welcher drei Vierteljahre ſpäter mit der Kaiſerdeputation nach Berlin reiſ'te, um der Krone Preußen die Definitiv-Gewalt zu überbringen. Iſt es eine Laune des ſpöttiſchen Schickſals,

Dienstag

[illegible]

daß Reh unterwegs erkrankte und in Magdeburg zurückbleiben mußte?

An dieſem zweiten Tage ſchickten die Linken ihre ſchlagfertigſten Truppen auf die Schanze, die ſchwere Infanterie in Robert Blum und den jungen feurigen Feuerwerker Ludwig Simon von Trier. Sie hatten mit ihrem Vollziehungsausſchuſſe keine Ausſicht auf Erfolg, das wußte man wohl, aber auch die äußerſte Meinung iſt doch aus Theilen zuſammengeſetzt, welche auf die abweichende Meinung wirken können und wirken ſollen.

Es war die Zeit der Gleichniſſe; die Rhetorik blühte noch, und Blum begann immer mit einem gewaltigen Bilde und ſchloß mit einem. Dies gehörte zu ſeiner inneren Schwäche vor der Paulskirche. Denn ſtolze Bilder vom Prometheus gehörten nicht zu ſeiner Bildung und wirkten, eben weil ſie außer ächtem Zuſammenhange mit dem übrigen Gedankenkreiſe des Redners lagen, auf ein ſo gebildetes Publikum ganz anders als auf ein Publikum der Mittelklaſſe. Vor letzterem mochten ſie allerdings die unzweifelhafte Blumſche Beredſamkeit erhöhen.

Jetzt verglich er die Verſammlung mit dem Prometheus; „ſeine Rieſenkraft war angeſchloſſen an einen Felſen und er konnte ſie nicht brauchen — die Rieſenkraft der Verſammlung ſcheint mir zuweilen angeſchloſſen zu ſein an den Felſen des Zweifels, den ſie ſich ſelbſt aufbaut.“ Der Zweifel beſtand natürlich darin, daß man zögerte, einen Vollziehungsausſchuß zu ernennen. Er aber bezweifelte nicht und ſetzte dies den Ungläubigen auseinander, daß mit einem Bundesdirektorium die Despotie, die ſchrankenloſeſte Diktatur errichtet werde. Jetzt da wir dieſe ſchrankenloſe Diktatur der proviſoriſchen Centralgewalt hinter uns ſehen, nimmt ſich dieſe „ſchrankenloſe Diktatur" doppelt kurios aus. Damit wirkte er natürlich nicht, und der pathetiſche Schluß „wollen Sie das Himmelsauge der Freiheit brechen ſehen, ſo ſchaffen Sie Ihre Diktatur!" verfehlte zwar ſeine Wirkung auf die Gallerie nicht, wurde aber übrigens ein ſpöttiſches Parteiwort für ſchwülſtige Rhetorik.

Viel geiſtvoller und intereſſanter erſchien der Feuerwerker Ludwig Simon, ein ganz junger Mann aus Trier. Bis daher ſichtlich ein revolutionairer Gamin in der krawallſüchtigen Biſchofsſtadt an der Moſel hat er ſich in der Paulskirche und dem Donnersberge eine Methode der Beweisführung angeeignet, welche ihn für das große Publikum ganz gewiß mächtig macht. Das große Publikum läßt ſich Alles beweiſen, ſo lange nicht ſein ökonomiſches Intereſſe unmittelbar in Frage kommt, und Ludwig Simon, der in juriſtiſcher Schule gebildet worden, beweiſ't Alles. Das thut er mit Vehemenz. Man ſieht, er zittert auf den Beweis los, und ſeine Seele jauchzt in dem Beweiſe, welcher den Gegner zerlegt und langſam tödtet. Solch eine fieberhafte Theilnahme des ganzen Menſchen an dem was er redet, die entzündet, auch Theilnahme. Kopf und Herz dampfen zuſammen in Feindſchaft gegen die „niederträchtige" alte Welt, und ſo muß, nach Schillers Lieblingsausdrucke, eine pathologiſche Figur, eine pathologiſche Rede entſtehn, ein Mortimer des Haſſes gegen die gottloſe, tyranniſche Königin. Und Königin iſt Alles für Ludwig Simon was nicht demokratiſche Republik.

Er beweiſ't alſo nicht nur mit Vehemenz, er beweiſ't aus eigner Ueberzeugung. Er iſt zu jung, er hat zu wenig Erfahrung, um irgend einen Zweifel zu ſetzen in ſeine Kenntniß, er ſchwelgt alſo in der Konſequenz ſeiner Bemerkungen, er iſt fanatiſch für ſeine Logik. Fiat respublica, pereat mundus!

Wer ihn ſpäter gehört hat wird es kaum glaublich finden, daß man ihm am 20. Juni zurufen mußte: lauter! lauter! Später ſprach ja kaum ein Anderer ſo laut, ſo durchdringend, ſo ſchneidend laut wie Ludwig Simon. Der zart gebaute junge Mann pflegte nach erlangter größerer Uebung den blaſſen runden Kopf ſo weit als möglich hinüber zu ſtrecken in die Verſammlung, um ſeinen Wortlanzen nachzudrücken und nachzuſehen in allen Winkeln der Kirche. Dabei zogen ſich die Augenbrauen in die Höhe, und das braune Auge ſtarrte darunter ſtier wie das gemalte Auge einer Larve. Es hatte etwas vom Wahnſinn logiſcher Wuth. In der That zittert auch ſtets, ſelbſt wenn er beim nüchternen Dominoſpiele ſitzt, eine Unruhe peinlicher Art durch ſeinen Körper, und eine Gliedmaaße, ſei's ein Arm, ſei's ein Fuß, iſt ſtets in Bewegung. Das hört nur auf, wenn er den Mund zur Rede öffnet; dann drängt ſich die ganze wilde Unruhe in's Haupt, auf die Lippe, und es iſt bewundernswürdig wie ihm dann Alles zu Gebote ſteht, Gedächtniß, Wort und Wendung, wie dann Alles zuſammenſchießt zum großen Talente, wie ſich dann Alles ballt zur — Rache. Denn ſeine Reden ſind immer die perſonifizirte Rache. „Eintränken", ſagt man in Schleſien, will ich's dem Gegner, eintränken all das gallige Gift, welches er in mir aufgeregt, und ſolche Abſicht des Eintränkens athmet Ludwig Simons Rede von Anfang bis zu Ende. Er überſchüttet nicht etwa, denn er iſt nicht roh, er iſt voll Methode und ſtrotzt von Fähigkeit, er „tränkt ein", indem er in hundert Gattungen des Beweiſes ſeine höhniſchen Widerlegungen den Gegnern in's Blut nöthigt.

An jenem Dienſtage begann er mit ſeinem Glaubensbekenntniſſe. „Demokratiſche Republik", ſagte er, „iſt diejenige Form, die nach meiner Ueberzeugung dem Volkswillen am Beſten Ausdruck und Verwirklichung verſchafft. Aber auch damit iſt die Volksſouverainetät noch nicht vollkommen gewahrt. Es kommen für die Geſammtheit Vertreter, welche für die Andern ſprechen, aber es iſt nicht ein Menſch wie der andere. Die Volksſouverainetät iſt vollſtändig bloß dann gewahrt, wenn ſich Jeder ſelbſt vertritt. (Geräuſch und Gelächter auf der Rechten; auf der Gallerie: Bravo!) Das iſt Volksſouverainetät. Dieſe Volksſouverainetät iſt nicht formulirt, ſie läßt ſich auch nicht formuliren. Sie iſt die Formloſigkeit, ſie wäre gegenwärtig die unerquickliche Anarchie, für die Zukunft erachte ich ſie als höchſte Blüthe menſchlicher Bildung."

Als faſt ein Jahr ſpäter Barbès in der Schlußſitzung des Prozeſſes zu Bourges ſein neuſtes Syſtem, oder richtiger ſein neuſtes Verhältniß zu ſeinem Syſteme entwickelte, da mußte es doch auch dem Befangenſten klar werden, daß dieſe immer weiter und weiter in perſönliche Willkühr ausartende theoretiſche Freiheit am Ende beim Jeſuitismus werde ankommen müſſen. Die Wucht der wirklichen Geſellſchaft kann auf ſo ſpinngewebten Sätzen nicht ruhen; ſie ſprengt ſie alſo, und der abſtrakte Dogmatiker giebt nicht ſich, ſondern er giebt der Geſellſchaft Unrecht, und macht noch einen Schritt weiter in ſeiner Verfeinerung. Er ſagt am Ende, wenn er auch in der rothen Republik an dem Volke verzweifeln muß. Was da Volk! Was da Volksſouverainetät! Beide werden fortwährend mißverſtanden. Die Idee von Beiden nur iſt ſouverain, und ich nur weiß, was dieſe Idee zu bedeuten hat. Barbès ſchloß alſo ganz naiv mit dem Ausſpruche: der Zweck iſt ſouverain.

Damit iſt doch eigentlich der Kreislauf vollendet! Vom Kampfe gegen den Abſolutismus ging man aus, und es hat noch Niemand dem Abſolutismus wehren können, daß er ſich auf Güte oder Größe ſeines Zwecks beruft. Den Jeſuitismus in allen Geſtalten hat man vernichten wollen, und der gefürchtetſte Grundſatz hieß doch ſtets: Der Zweck heiligt die Mittel — mit andern Worten: der Zweck iſt ſouverain.

Ich vermag nicht vorauszuſagen, ob in Ludwig Simon der logiſche Fanatismus, welcher wahnſinnähnlich aus ſeinem

Blicke ſtiert und in ſeinen Nerven bebt, ſich ebenſo ſtark entwickeln werde wie ſein geſunder Menſchenverſtand. Er iſt mit letzterem wohlbegabt, und da ſein Geiſt voller Energie und ſein Talent der Faſſung beträchtlich iſt, ſo wird die gemein geſunde, die praktiſche Anſchauung vielleicht doch Herr ſeines Weſens. Im Ganzen hat er ſich auch ſeit jenem erſten Auftreten nach dieſer praktiſchen Seite hin entwickelt, indem er ſich als rheiniſcher Juriſt immer nüchtern für Abſchlagszahlungen erklärt hat wo nicht mehr zu erhalten war. Unter allen Umſtänden aber iſt er der begabteſte und ehrlichſte Fechter von der äußerſten Linken, der die Konſequenzen ſeiner Logik auch ſeinem Gegner zugeſtand.

Jedenfalls hatte man die Empfindung, man gerathe von einem kräftigen Saatacker, der gute Frucht und Unkraut üppig durcheinander treibe, auf eine unfruchtbare Lehde, als der dritte Ultraradikale, von Trützſchler aus Sachſen, bald nach ihm auftrat, und ſein Glaubensbekenntniß dahin erklärte, daß „jeder Menſch als Souverain auf die Welt komme“. Welches denn freilich ſo viel beſagt, daß es Nichts bedeutet.

Dieſe oberſächſiſche Freiheit iſt allerdings der unfruchtbarſte Boden. Von der ganzen Gedankentiefe einer ſechzigjährigen politiſchen Spekulation haben die Wortführer dieſer Landſchaft nichts ſich aneignen können als die trocknen Spitzen der Folgerungen. Dieſe trocknen Spitzen haben ſie von den Halmen und Stengeln abgeſchnitten, und mit dieſen trocknen Spitzen treiben ſie ein Handelsgeſchäft. Sie ſetzen alſo durchaus nur in Umlauf, und haben mit der Erzeugung des menſchlichen Gedankens gar nichts zu ſchaffen. Wo ſie ſich darauf anſtellen, da ſchaffen ſie Unrath, wie der Scherz mit dem Namen Schaffrath richtig andeutete.

Sie berufen ſich natürlich gern auf die kirchliche Reformation, welche bei ihnen ausgebildet worden ſei, und ſie haben ganz Recht mit dieſer Berufung. Es iſt ihnen gelungen, die erſten Folgerungen der Reformation trocken zu legen und die tieferen Keime derſelben vergeſſen zu machen. Was oberſächſiſch an Luther war, der bei Weitem geringere und unwichtigere Theil Luthers, die vorläufige, formelle Fertigmacherei, das haben ſie ſich raſch angeeignet und haben's verbreitet auf Koſten des niederſächſiſchen, viel tieferen und gewaltigeren Luther's. Man braucht nur die kernige ganze Natur Luthers hineinzuſtellen in die eigentlich ſächſiſche Pfarrei, welche am Aufgeklärteſten zu ſein glaubt, je weniger ſie braucht — und man wird inne werden, daß Niemand fremder iſt in dieſer Pfarrei als Luther ſelbſt.

Wäre die deutſche Bewegung einzupferchen geweſen in dieſe oberſächſiſche Oberflächlichkeit, ſo wäre eine politiſche Reformation ohne politiſchen Luther, es wäre ein Phraſenſtaat entſtanden, den Sonne und Wind binnen vier Wochen unter allgemeiner Hungersnoth in die Lüfte geſtäubt hätten. Und ſo ſaßen denn vier Fünftheile der oberſächſiſchen Volksvertreter wie die Orgelpfeifen neben einander auf der Linken, und pfiffen alle dieſelbige nüchterne Bettelmannsmelodie, nicht einmal durch Terz und Quinte abſchattirt in öder Eintönigkeit, ſtolz aber und beneidenswerth ſicher in ihrem Bewußtſein: die deutſche Freiheit zu vertreten gegen nichtswürdige Tyrannei, namentlich gegen die Tyrannei der Bildung.

Herr von Trützſchler, einer ihrer Führer, kam denn natürlich mit ſeinen dürren Halmen, welche er Volk nennt, darauf hinaus, daß die Volksſouverainetät durchaus nicht übertragen werden dürfe. Natürlich! Seine Halme haben keine Wurzel unter ſich und ſind ein fertiger Kaufartikel. Wenn man aber die Centralgewalt ſonſtwohin als an einen Ausſchuß der Verſammlung übertrage, ſo begehe man einen „Hochverrath“. Das Volk werde dann „die Leute, welche ſeiner Freiheit, ſeiner Souverainetät Schranken ziehn wollen, ſelbſt vor die Schranken ziehn, und Alle verurtheilen.“

Alſo die linke Seite am zweiten Tage. Die rechte Seite wurde durch Welcker und Beckerath vertreten. Beckerath in ſeiner milden, aber tief verzweigten, feſt gewurzelten Bildung antwortete auf dieſen „Hochverrath“ Folgendes:

„Der vorige Redner ſieht in der Uebertragung eines Regierungsrechtes einen Hochverrath Ich will darauf mit einem geſchichtlichen Beiſpiele antworten. Der belgiſche Congreß vom Jahre 1830 übertrug die erbliche königliche Gewalt der Dynaſtie Coburg, der belgiſche Congreß beging alſo nach den Anſichten des vorigen Redners einen Hochverrath. (Gelächter.) Es iſt ſeltſam, daß während der 18 Jahre, die das Königreich Belgien bereits blühend beſtanden hat, Niemand auf den

Gedanken gekommen iſt, den ganzen Kongreß oder auch nur einzelne Mitglieder deſſelben des Hochverraths anzuklagen. Ich theile die Anſicht des Redners nicht, und geſtehe, daß wenn es dieſer Verſammlung gelingt, durch das Werk womit ſie ſich jetzt beſchäftigt, und das ebenfalls die Uebertragung eines Regierungsrechtes bezweckt, das Wohl Deutſchlands ſo feſt zu begründen wie damals jener Kongreß das Wohl Belgiens begründete, ſo erkläre ich mich zur Theilnahme an dieſem Hochverrathe bereit."

Er wie Welcker ſprachen für die dreifache Verkörperung in der Centralgewalt. Welcker beſonders konnte gar nicht tief genug das Bedürfniß ausdrücken, daß man die annoch beſtehenden Regierungen ſo weit als irgend thunlich an der Centralgewalt betheiligen müſſe.

Nach dieſem Inhalte des zweiten Tages ſchien die Schwerkraft der Verſammlung dem Dreiheitsſyſteme zuzuneigen, denn Alles was für einen Vollziehungsausſchuß geſagt worden war hatte nicht die geringſte Wirkung gemacht.

Dennoch war tief unter dem ſcheinbaren Erfolge jetzt ſchon ein geheimnißvoller Drang zu ſpüren nach einheitlicher Centralgewalt. Er ballte ſich zuſammen aus dem Wunſche nach Energie, nach Monarchie, und — nach Präſidentſchaft. Präſidentſchaft ohne Vorurtheil! Sie ſollte nicht offenbar die Republik anzeigen, aber ſie auch nicht abſchneiden. Ein Mann von oben, der immer mehr nach unten geblickt hätte, der oben gefürchtet und unten beliebt wäre, ein ſolcher Mann erſchien mehr und

[illegible]

mehr als Ideal, welches bei dieſer Gelegenheit verwirklicht werden ſollte. Den Uebergang wollte man verkörpern. Die ererbte Stellung wollte man begrüßen, um nicht ganz mit der Geſchichte zu brechen, und die Konſequenzen der Erblichkeit wollte man doch höflich verläugnen, indem man frei und ſelbſtändig wähle.

Dieſe Neigung entwickelte ſich deutlicher am dritten Tage, am Mittwoch. In weiten Umkreiſen geſtaltete ſich während dieſer Debatte eine Partei zwiſchen der Linken und der Rechten, eine Uebergangspartei, welche linkes Centrum werden wollte. Gar Verſchiedenartiges ſchoß dafür zuſammen: Solche die für eine mögliche Republik und ſolche die für die wahrſcheinliche demokratiſche Monarchie die Zukunft ſichern wollten. In dieſer Frage um proviſoriſche Centralgewalt begegneten ſich und vertrugen ſich ihre Forderungen, und ſie ſchaarten ſich um einen Verbeſſerungsantrag, deſſen Unterſchriften wiederum wie beim Raveaux-Wernerſchen Antrage die Führer eines Centrums in Voraus anzeigten: Widenmann, Compes, Wernher von Nierſtein, Hans von Raumer — die rechte Seite dieſes Centrums; Robert Mohl, Fallati, Biedermann, Rieſſer — das Centrum dieſes Centrums; Schoder, Zell, Wurm, Raveaux — die linke Seite dieſes Centrums.

Schoder aus Stuttgart, ein gelber Schwabe mit reichlicher Galle und mit ſcharfer Betonung einer recht gründlichen und recht ausſchließlichen Demokratie, entfaltete am Mittwoch die Fahne dieſer Richtung. Darauf ſtand ein „Präſident" —

allenfalls ſollte er auch Reichsſtatthalter heißen; Namen ſind gleichgültige Dinge! — und dieſer Präſident wird „binnen kürzeſter Friſt von den deutſchen Regierungen der Nationalverſammlung zur Genehmigung bezeichnet.“

Man ſieht jetzt hieraus mit Erſtaunen, daß ſelbſt dieſe der Linken ſo nahe rückende Partei nicht die alleinige Ernennung in Anſpruch nahm, ſondern ſich mit der endgültigen Ernennung begnügte. Hierdurch war eine völlige Hoffnungsloſigkeit für die Forderungen der Linken ausgedrückt, und es war eine große Majorität möglich gemacht für die einheitliche Spitze.

Letztere erhielt ganz unerwartet einen Fürſprecher in Vincke, welcher „nach dem alten Grundſatze Homer's“ gegen die Vielherrſchaft für Einen ſich erklärte. Er ging ſo weit, das „erhabene Haus Oeſterreich, welches Jahrhunderte lang an der Spitze des deutſchen Reiches geſtanden,“ und aus dieſem, wenn auch ohne Nennung des Namens, den Erzherzog Johann direkt vorzuſchlagen. Vincke wollte übrigens, daß der „Bundesdirektor“ von den deutſchen Regierungen ernannt werde. Hierin ging er noch weiter rechts als ein bairiſcher Miniſter, ein harter Graukopf mit dem Wittelsbacher Kinnbarte, welcher an jenem Tage zum erſten Male das ſo wichtig gewordene Kriegswort, das Wort „Vereinbarung“ ausſprach. „Wir ſind hierher geſandt auf Aufforderung des Bundestages,“ ſagte Herr von Beisler mit ſo ruhiger Tenorſtimme, als ob er mit dieſer Verläugnung des Vorparlamentes das gleichgültigſte Wort von der Welt ausſpräche, und trotz des ſofort ſich erhebenden Widerſpruches fuhr er fort: „Wir ſind hier, um mit den Regierungen und Fürſten das Werk der Conſtitution von ganz Deutſchland zu vereinbaren . . (Nein! Nein! Wir proteſtiren! Das iſt nicht wahr!)“

Seine Beweisführung war gar nicht geeignet, Proſelyten zu machen für die drei-perſonenhafte Centralgewalt. Der Mittwoch ſchloß alſo ungünſtig für die Dreiherrſchaft.

Die Debatte in der Paulskirche ſchien erſchöpft, und doch waren eigentlich noch mehr denn hundert Redner zu hören. Jedermann ſpürte, daß man den Individualismus, die eigentlichſte deutſche Eigenſchaft, opfern, daß man ſich zuſammenſchaaren müſſe. Die Vor- und Nachverſammlungen außerhalb der Kirche ſtiegen an Bedeutung und überragten an Wichtigkeit die Verhandlungen in der Kirche. Unter dieſem Eindrucke ſchienen die Reden des Donnerſtages nur ſickernde Tropfen zu werden. Der dreiſteſte von den Ultramontanen, der aus Koblenz ſtammende Münchner Profeſſor Laſſaulx eröffnete dieſen müden Tag. Ein über und über rothes Geſicht, von dickem, langem Haar wie von einer Stutzperücke eingehegt, und mit Augen, die wie Dolchſpitzen funkelten, ſprach er vom Standpunkte der rechten Seite für einen einzigen Reichsſtatthalter, der eine Vertretung der Einzelnſtaaten zur Seite habe, vertiefte ſich aber bald in raiſonnirende Ergüſſe über „das menſchliche Herz, dies wilde, verzagte und trotzige Ding.“ Zu theologiſcher oder belletriſtiſcher Weisheit war nun aber der vierte Tag einer Debatte nicht angethan, die Unruhe des Hauſes ſchwächte alſo gleich beim erſten Auftreten dieſen ſtets willkührlich umher fechtenden Streiter der Kirche, und ich erwähne ſeiner hier nur, weil er bei dieſer Gelegenheit ſeine Sehnſucht nach Kaiſer und Reich zu erkennen gab. Als nämlich ſpäter Kaiſer und Reich votirt wurden, da war er mit Hand und Fuß gegen den unwillkommnen Kaiſer. Uebrigens erſchien die kirchliche Truppe überhaupt keineswegs ſo geeinigt zu einem Plane und Wunſche wie man ihr zutrauen durfte. Es focht jeder Einzelne auf ſeine eigene Fauſt. Bundesgenoſſe Phillips zum Beiſpiele, der zweite Preuße im Münchner Dienſte, ſprach Tags darauf für eine proviſoriſche Trias Habsburg, Hohenzollern und Wittelsbach.

Die meiſte Aufmerkſamkeit fand noch an dieſem müden Donnerſtage der ſogenannte kleine Wydenbrugk, der kleine Staatsmann von Weimar, ein mit recht gewandtem Verſtande, leichter Zunge und hinreichendem Ehrgeize begabter Thüringer, welcher die Oppoſition in Weimar geführt hatte bis zum März, und nun in der Lage war, Weimar und Deutſchland poſitiv regieren zu helfen. Die Frage war nur, ob eine Fähigkeit, die für Weimar hinreichen mag, für Deutſchland groß genug ſei.

Er verſprach in dieſer Centralgewalts-Rede mehr als er gehalten hat. Es war verſtändig, mäßig und praktiſch was er vorbrachte, und er war damals noch ſo vorſichtig, daß er ſich dem Schoder-Widenmannſchen Verbeſſerungsantrage nur bedingungsweiſe anſchloß. Später iſt das ganz anders geworden. Als ſich die Reichsregierung zufälligerweiſe ohne ihn gebildet hatte, drängte ihn das gewiſſe Bedürfniß in jenen Winkel zwiſchen der Linken und dem linken Centrum, welches der Winkel lüſterner und verzweifelter Kandidaten wurde. Kein Miniſterium hatte in dieſem Winkel eine Stütze, wohl aber Nachfolger zu ſuchen, welche den beſten Willen und die geringſten Mittel zur Nachfolge hatten. Man hat alſo ſeit jenem Donnerſtage dieſe ganz kleine Geſtalt mit hohem Rücken, welche kaum über das Pult der Rednerbühne hinweg ſehen konnte, nur immer dann wieder auf der Rednerbühne erblickt, wenn unſre Reichsregierung in Noth war, und wenn unter Beifall der unruhigen Elemente dieſe Noth als recht verwickelt und recht verdient dargeſtellt werden konnte. Durch ſolche Geläufigkeit einer Kritik, welche Umſtände und Perſonen geſchickt mit einander verwechſelte, iſt uns der kleine Staatsmann von Weimar gerade da unangenehm und läſtig geworden, wo er ohne perſönlichen Ehrgeiz und mit einiger patriotiſchen Hingebung willkommen und förderlich werden konnte. Das verlebte Geſicht mit fahlblondem Langhaare und die hohe ſingende Stimme wurden uns ein Symbol ſchwerer Zeit, ein Symbol ſchwarzer Wäſche, welche der kleine Staatsmann keineswegs waſchen, ſondern nur in ſein unvermeidliches, durchaus mißliches Taſchentuch einwickeln wollte.

Von beſonderem Einfluſſe war indeſſen auch an jenem Donnerſtage ſein Vortrag nicht, und alle Welt ſehnte ſich nach einer Entſcheidung. Man kam alſo nun überein, daß man nur noch ſchaarenweiſe weiter erörtern wolle. Und das begann am Freitage. Jede Partei, die ſich unter dem Banner eines Antrages vereinigt hatte, ſtellte für ſich einen Redner.

So ſprachen denn für die beiden äußerſten Flügel die ſchon oben geſchilderten Herren Radowitz und Ruge, und neben dem letzteren für entſchieden republikaniſche Richtung auch Herr Zitz, welcher niemals auf einen günſtigen Erfolg, ſelbſt nicht auf einen nur verhältnißmäßig günſtigen Erfolg rechnen durfte. Solch ein advokatiſches, immer nur halb wahres Durcheinanderwirren der äußerlichen Kennzeichen gewinnt höchſtens gedankenloſe Zuhörer, wenn es von rhetoriſchen Redemitteln unterſtützt wird wie bei Blum. Dieſe Mittel des populären Gewitters fehlen dem Mainzer Zitz, und ſeine Wahrhaftigkeit hatte in der Mainzer Angelegenheit einen ſo ſchweren Stoß erlitten, daß er dreifacher Gewitter bedurft hätte, um Jemand für ſeine Meinung zu gewinnen. Der Bannerträger ſeiner Partei, welcher ihm an jenem Freitage zur Unterſtützung geſendet wurde, war auch ſehr unglücklich gewählt. Es war Herr Zimmermann von Stuttgart, auch ein Maler, auch ein Profeſſor der Geſchichte, welcher mit ſehr wenig Geiſt ſehr viel Salbung zu verbinden ſucht und der deutſchen Nation wenigſtens ſehr viel Zeit ſchuldig geworden iſt. Gott gebe, daß er in ſeiner, wie ich glaube recht braven, Geſinnung nicht darauf bedacht iſt, dieſe Schuld öffentlich abzutragen.

Dieſe Demokratie des Dorfſchulmeiſters, welcher Staatsweisheit und Diplomatie lehrt, hatte für ein- oder zweimal darin einen gewiſſen Reiz, daß Herr Zimmermann die feineren Waffen des Geiſtes durch Studium kennen gelernt und dieſen ſtudirten Geiſt hie und da zeigen zu müſſen glaubte. Er nahm alſo zuweilen mit den langſamen, ſchweren Gliedern die gewiſſen grazioſen Fechterſtellungen an, und verſuchte mit breiter Zunge die ſpitzen, raſchen Fechtworte nachzuahmen, und um deswillen war er nicht immer ohne Werth für den pſychologiſchen Beobachter. Ja, ich möchte für alle diejenigen, welche dieſen ſogenannten Mohren von Stuttgart während der langen Parlamentszeit ſpielen geſehn und genoſſen haben, ich möchte trotz einſtimmigen Aufſchreis dieſer Zuſchauer die gewagte Behauptung aufſtellen: Profeſſor Zimmermann hat innerlich die tiefſte Sehnſucht, geiſtreich zu ſein; er wäre ſogar im Stande, die republikaniſche Tugendhaftigkeit auf's Spiel zu ſetzen für den Ruf eines witzigen und mitunter lüderlichen Genies. Er fühlt, daß die Tugendhaftigkeit von ſelbſt kommt, wenn man keine Gelegenheit hat zum Sündigen, und da er dieſen Zuſtand gewohnt geworden iſt, ſo ſehnt er ſich, wie fromm beſchränkt er ſich anſtelle, nach verbotenem Genuſſe. — Das iſt nicht ſo ſpaßhaft gemeint als es ausſieht. Herr Zimmermann hat ja doch die gelehrte Laufbahn gemacht, und dies iſt im Verhältniſſe zu ſeinen Anlagen der Stolz ſeines Lebens. In die Nähe des Geiſtes alſo, welchen ihm ſein geheimſtes Gewiſſen abſprechen möchte, iſt er gekommen. Nach dieſer Richtung liegt deshalb das Eldorado ſeiner Seele. Wie ſehr dies der Fall, hat von den vielen Reden eine Rede des Herrn Zimmermann an den Tag gelegt. Dieſe Rede, in Sachen der freien Wiſſenſchaft und Kirche gehalten mitten unter den Grundrechten, war überraſchend gut. Ihr Zielpunkt war, ein wiſſenſchaftlicher, war ein wirklicher Geiſt. Es war derjenige Zipfel des Ideals, welchen Herr Zimmermann auf der Univerſität erobert hatte. Wir waren faſt beſtürzt, denn dieſe Rede paßte gar nicht zu unſerm bis daher ſo reichlich begründeten Urtheile über den Redner, und erſt als er zu wiederholten Malen hinterher und immer ſchlagend dieſe ſeine Rede widerlegt und verläugnet hatte, fanden wir den Schlüſſel zu dieſer ſcheinbar unorganiſchen Erſcheinung. Sie war nicht unorganiſch, ſondern der Drang nach feingeſtaltetem Geiſte iſt wirklich der ſtärkſte Drang in dieſer ſchwerfälligen Schwabennatur. Leider hat die Schwerfälligkeit ihn nur jenen einen Zipfel an der Brotwiſſenſchaft erobern laſſen und hat ihm alle anderen Zipfel verſagt. Die Sehnſucht aber iſt geblieben; er empfindet was ihm fehlt, und da die Sträucher unſrer Eitelkeit immer auf dem Boden unſrer Schwächen wachſen, ſo möchte er für's Leben gern geiſtvoll ausſehen, und nicht bloß geſinnungsvoll. Geſinnungsvoll ja, denn das Sichre kann man nicht ausſetzen für das Unſichre, das Handwerk nicht dranſetzen für eine zweifelhafte freie Kunſt, aber — „wenn's nur gehen wollte mit Geiſt und Witz," denkt der innerlichſte Zimmermann, „es wäre Dir doch das Liebſte!"

An jenem Tage in Empfehlung einer republikaniſchen Centralgewalt wollte es nun abſolut nicht gehn, und die „Fraktion der linken Partei,“ welche ihn zum Sprecher erwählt, litt eine halbe Stunde lang bittre Reue. Das verhängnißvolle Wort „Schluß!“ kam ihm ſchon mitten in der Rede entgegen, und er hatte die unglückliche Geiſtesgegenwart zu verſichern, daß er „nicht ſo unendlich langweilig ſei“ als man glaube.

Ueberhaupt war dieſe Juniwoche der Verhandlung über Centralgewalt der entſcheidende Schlag gegen die eigentlich republikaniſche Partei. Durch dieſe Partei ſelbſt, nicht bloß in Frankreich, ſondern auch in der Paulskirche wurde dieſer Schlag ſo entſcheidend. Sie zeigte ſich unfähig. Wo die bloße Spekulation in ihr vertreten war, da enthüllte ſich Bodenloſigkeit wie bei Ruge, oder geradezu Albernheit in den äußerlichſten Schlagworten. Daneben war denn der eben erlebte Pariſer Junikampf der Rothen ein Kommentar, welcher mit furchtbarer Lehrerſtimme ſprach.

Wo die Konſequenz in dieſer Partei auftrat wie bei Zitz und Ludwig Simon, da entfaltete ſich bei dem Einen Unzuverläſſigkeit, bei dem Andern grüne Jugend. Wer überliefert ſein Vaterland an die Folgerungen der Studentenweisheit?!

Wo aber die ſächſiſche Vermittelung zur Republik ſich entwickelte, wie bei Blum und Trützſchler, da gähnte eine geiſtige Leere entgegen, daß mancher halb und halb ſchon Entſchloſſene ſich abwendete und Hülſe ſuchend für den Augenblick zu dem entſtehenden linken Centrum trat.

Kurz, nach fünftägiger Debatte war kein Zweifel mehr über den Sieg des Centrums, und es fragte ſich am Freitage nur, für welche Nüancen ſich eine große Majorität vereinigen laſſe. Man war ſich ſehr nahe gerückt. Redner für den Ausſchuß wie Saucken-Tarputſchen gaben offen die Dreiherrſchaft auf, und von den Führern des linken Centrums wurde keine neue Forderung geſtellt. Widenmann, welcher am Freitage für das Syſtem des linken Centrums ſprach, brachte nicht, wie man doch eigentlich erwarten mußte, die Forderung: daß die Schaffung und Erwählung der Centralgewalt von der Nationalverſammlung ausgehn müſſe. Er begnügte ſich in dieſem Punkte mit den Vorſchlägen des Ausſchuſſes. Die linke Ader in ihm richtete ſich auf einen anderen Punkt, gegen das mögliche Veto, welches ohne ausdrückliche Beſtimmung im Geſetz der Centralgewalt eingeräumt ſein könne. Er wollte poſitiv ausgeſprochen ſehn, daß von der Centralgewalt die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung vollzogen werden müßten.

Ueber all ſolche feineren Punkte ging die Meinung in den verſchiedenartigen Centren ziemlich wirr durch einander, weil es ſich eben nur um eine proviſoriſche Regierungsgewalt gegenüber einem konſtituirenden Parlamente handelte. Edel von Würzburg zum Beiſpiele, welcher ausführlich und nachdrücklich für das Syſtem eines rechten Centrums ſprach, verlangte ziemlich ſchüchtern nur ein Suspenſiv-Veto für Verwaltungsmaaßregeln, welche das Verfaſſungswerk nicht berührten. Ein dritter Redner des Centrums aber, Wippermann von Caſſel wandelte hin und wieder von dem Begriffe des einen Centrums zum Begriffe des anderen, ein Beiſpiel für die Haltung der Miniſter kleiner Staaten, der Herren Römer, Wydenbrugk zum Beiſpiele, welche im Laufe des Parlamentes ſo intereſſante Janusköpfe wurden. Der mürriſche, ältere Kopf blickte nach dem kleinen Heimathsſtaate, wo ſie regieren, wo ſie Maaß und Ordnung aufrecht erhalten mußten. Der fröhliche Jünglingskopf aber blickte in's Parlament, in die Zukunft des deutſchen Staates. Hier mochte man nicht gern die demokratiſche Popularität auf's Spiel ſetzen, hier mochte man ſich ſo weit als möglich links halten, denn in den kleinen Staaten gehen alle Forderungen weiter links, hier — war's ja überall noch weithin bis zur Anwendung! Warum für Theorie ſich preisgeben! 's iſt ja nur eine Stimme! Man darf auch nicht verſchweigen, daß hinter jedem ſolchen Miniſter der Kandidat lauerte, und daß jede Abſtimmung flugs in der Landeszeitung ausgebeutet wurde. Daß Römer's Kandidat Schoder hieß, mußte Jedermann errathen, wenn er Römer's aufgeregte Haltung beobachtete ſolange Schoder für eine ſtreitige Principlinie nach weiter links hinüber ſprach. Wozu um eine ſtreitige Linie ſich ausſetzen bei der Abſtimmung?!

Dieſe Andeutung mag den Leſer aufmerkſam machen auf alle die unterirdiſchen oder vielmehr ſehr irdiſchen Beweggründe, welche ſich bei einem achtunddreißigfachen Staatsweſen von vornherein meldeten, und welche endlich beim Abſchluß der Verfaſſung ſcheinbar plötzlich erwachſen hervorbrachen. Es war ein chroniſcher deutſcher Schaden des Parlamentes, daß namentlich die Vertreter kleiner Staaten ſo vielfach irgendwo mit einem Zwirnsfaden angebunden waren.

Abgeſehen nun von allen Schattirungen nach einem linken oder rechten Centrum, der Freitag prägte die Ueberzeugung aus, daß dieſen Männern des Centrums das Vaterland vertrauen könne in Sachen der Freiheit und Einheit, daß ihnen die Herrſchaft gebühre, alſo auch die Beſtimmung über die Form der Herrſchaft.

War nicht dieſer graugeſprenkelte Kopf mit gutmüthigen Augen und ſo wohlwollendem Stimmklange, war es nicht derſelbe Saucken, welcher uns mit ſeinen freiſinnigen Worten im weißen Saale die durſtige Seele erquickt hatte? Er ſprach heute wie damals mit beſonnener Mäßigung und nur noch wärmer. „Von der fernſten Grenze deutſcher Gauen, wo der Koſack auf der Wacht ſteht,“ ſagte er, „bringe ich Ihnen ein um ſo wärmeres Herz für die deutſche Sache entgegen.“ — Das Herz geht ihm leicht über zu ſchwankender Wortfülle, aber er wußte es bis gegen den Schluß ſeiner Rede in Schranken zu halten, und er ſetzte klar auseinander, warum der Ausſchuß die Trias gewollt, und ſie jetzt aufzugeben bereit ſei, warum über Krieg und Frieden die Nationalverſammlung mitſprechen ſolle, warum die Regierungen betheiligt werden müßten.

War ferner dieſer einfach ſprechende und das Vertrauen ſo feſt feſſelnde Widenmann, war es nicht derſelbe, von welchem der Kernpunkt des Raveaux-Wernerſchen Antrages ausgegangen? Er ging jetzt viel weiter links als Saucken, indem er der Centralgewalt kein Veto zugeſtehn wollte. Aber mit welch einer moraliſchen Kraft wies er den Begriff eines „Conventes“ zurück. „In Frankreich“ rief er, „ſtand ja ein König an der Spitze; wenn neben dieſem Könige ein Organ ſich bildete, das die Zügel der Regierung ſelbſtändig in die Hand nahm, ſo war der König entſetzt, und die Republik war da; aber ich kenne keinen König, keinen Fürſten an der Spitze von Deutſchland; ich kenne Könige und Fürſten nur in den einzelnen Staaten Deutſchlands. Für Deutſchland als Ganzes ſollen wir ja erſt die Einheit und eine Centralgewalt ſchaffen; es iſt da keine beſtehende Gewalt geſtürzt worden. Es beruht alſo auf einer unrichtigen Anſchauung der Verhältniſſe, wenn man hier an den franzöſiſchen Convent denkt.“

Waitz endlich, ein noch junger, kaum an die Vierzig reichender Mann, einer von den ſo freigebig geſcholtenen Profeſſoren, faßte hierbei, gar nicht nach Profeſſoren-Art, den Stier bei den Hörnern. Unumwunden ſagte er: „Ich bin kein Republikaner, ich will die Republik nicht, weder für jetzt noch in Zukunft, und erkläre offen und entſchieden: ich halte ſie nicht für einen Fortſchritt, nicht für ein Symptom der Geſundheit und Kraft, ſondern für ein Zeichen der Kriſis und Krankheit. (Zeichen des Widerſpruchs auf der Linken.) Widerlegen Sie mich, wenn Sie können, nur die Zukunft, die Geſchichte könnte mich widerlegen. Die Geſchichte der Vergangenheit legt es vor, daß die republikaniſche Verfaſſung größeren Staaten und Völkern Europa's nimmer zum Heile gereicht, bei ihnen niemals Dauer gehabt hat.“

Edel endlich, wiederum ein Profeſſor und zwar ein bairiſcher, welchem man ultramontane Neigung nachſagen und aus dem ſüdlich gefärbten Haupte herausleſen wollte, ſchloß dieſen Tag zu vollem Siege der Ausſchuß- das heißt der rechten Centrums-Partei. Nach ungefährem Ueberſchlage und nach ſolcher ſiegreichen Wucht in der Diskuſſion durfte man für dieſe Partei die Majorität erwarten.

Ein Tag des Wortgefechtes war noch übrig, der Sonnabend. Dann ſollte geſchloſſen und abgeſtimmt werden. An dieſem letzten Tage, hieß es, wolle Gagern ſprechen, welcher als Präſident keiner Partei offen angehören konnte, der aber durch ſeine perſönliche Bedeutung für dieſe oder jene Partei den Ausſchlag geben konnte. Man hatte keinen Grund zu zweifeln, daß er für das rechte Centrum ſprechen werde. Hierher gehörten all ſeine näheren Freunde.

In dieſer Spannung begann die Sitzung des Sonnabends, des 24. Juni. Wirklich nahm Soiron den Präſidentenſtuhl ein zum Zeichen, daß Gagern Partei ergreifen wolle.

Die Stimmung wurde bald gereizt, wie immer, wenn die Entſcheidung nahe rückt. Weil man die Debatte zuſammengedrängt hette auf die Führer, ſo entſtand Streit, ob ſie nicht hierdurch als geſchloſſen zu betrachten ſei für jeden neuen Antrag, auch für einen ſolchen, welcher nur einen bereits vorhandenen verbeſſern wolle. Mit andern Worten, ob das zu findende Weſen den aufgeſtellten Formen zu opfern ſei. Wozu überhaupt Debatte, wenn nichts Neues mehr gefunden werden darf!

Der beginnende Zank hierüber war das Vorſpiel eines wüſten Tumultes, der in den nächſten Tagen ausbrechen ſollte, und es entſtand erſt einige Aufmerkſamkeit, als zwei neue Sprecher auftraten für die einander die Waage haltenden Parteien, Raveaux für das linke, Mathy für das rechte Centrum.

Raveaux, der Bannerträger Cölns, war indeſſen bald in Gefahr, die Aufmerkſamkeit zu verlieren. Ganz als linker Rheinländer verſtieg er ſich in den Preis der Franzoſen, welcher uns von dieſen Rheinländern kommend leicht einen unangenehmen Beigeſchmack hat. Bei aller Anerkennung für das freie, geſunde Weſen dieſer Rheindeutſchen, welche durch Landesart und öffentliches-Gerichtsverfahren das franke Wort und den friſchen Sinn dreiſt herausgebildet haben, bei aller Anerkennung dieſer im übrigen Deutſchland leider vielfach vermißten Eigenſchaften, erkältet uns doch leicht etwas an dieſen Sprechern des Niederrheins. Nicht bloß eine gewiſſe Koketterie mit dem Franzoſenthume. Die Beſſeren haben ſich in neuerer Zeit, wo der Code Napoleon nicht mehr das Ein und Alles politiſcher Welt geblieben iſt, mehr und mehr davon frei gemacht. Aber es iſt ein Etwas immer noch ſchwach widerlegt worden, was wir ihnen im Stillen nachſagen. Das iſt ein fränkiſcher Formalismus, das iſt ein Mangel an Tiefe. Sie erſcheinen zuſammengeſetzt aus einer gewiſſen Anzahl von Eigenſchaften. Dies ſind ſehr achtungswerthe Eigenſchaften, und die Zuſammenſetzung als Ganzes bildet zuverläſſige und tapfere Charaktere. Die Zahl dieſer Eigenſchaften iſt aber gering; wir überſehen ſie ſchnell, wir wiſſen auswendig, zu welchen Gruppen ſich dieſe Eigenſchaften leicht geſtalten. Der praktiſche Sinn für Handlung, die bündige oder juriſtiſche Beredſamkeit ſteht dabei in erſter Linie. Was weiter? fragen wir uns. Iſt damit das Menſchenweſen erſchöpft? Verzweigen ſich die Wurzeln nicht auch nach anderen Seiten? Arbeitet nichts unſichtbar, was neben dem verſtändigen Beweiſe, neben dem rhetoriſchen Verſe auf eigentliche Poeſie, auf Schöpfung aus dem Unbekannten deuten könnte? Auf ſolche Fragen fällt die Antwort dürftig aus. Ich glaube, der grelle Gegenſatz am Niederrhein, der Ultrakatholizismus hat die wünſchenswerthen Uebergänge einſeitig verſchluckt. Das tiefere Bedürfniß verirrt ſich und verfällt in die ultramontane Partei und katholiſche Romantik; eine gemachte Poeſie auf der einen Seite, bürgerliche Proſa auf der andern Seite klaffen weit aus einander.

[illegible] über [illegible]
der Centralgewalt

An den Perſönlichkeiten in der Paulskirche waren dieſe Fragen lehrreich zu ſtudiren. Ein Mann wie Reichensperger entwickelte Sinn und Bildung über jenen kleinen Kreis von Eigenſchaften hinaus, man mußte aber bald entdecken, daß er dem großen Netze Roms nicht entgangen und dadurch für unſre nationale, freie Eigenthümlichkeit verloren gegangen war. Raveaux daneben mit ſtarken Anlagen war durch mangelhafte Bildung, durch ſtete Oppoſition gegen das Beſtandene und das Beſtehende nicht hinweg gekommen über die rheiniſche Proſa. Nur ſein begabtes Naturel verſchaffte dieſer Proſa hie und da eine reizende Wendung. Seinem Inhalte gehörte dieſer Reiz niemals, er gehörte nur ſeinem Mutterwitze, und eben weil es Mutterwitz, mußte man bedauern, daß in ſeiner Heimath die Gegenſätze Romantik und Proſa ſo unvermittelt exiſtirten. — Stedmann dagegen, welcher an dieſem Morgen für den Welckerſchen Zuſatz ſprach, und welcher bei Koblenz, alſo im ultramontanſten Theile hauſ't, iſt einer der Wenigen, welcher die rheiniſchen Parteigegenſätze in ſich verarbeitet hat zu wohlthuendem, inhaltsvollem deutſchen Charakter. Weiter aufwärts ferner in Rheinheſſen, wo auch Heinrich Gagern auf ſeiner Hufe ſitzt, wenn nicht Parlament und Reich ihn fordern, da lebt ein zweiter Rheinländer, welcher uns Bürge iſt, daß germaniſche Tiefe am linken Rheine ſich wieder ausbilden wird, ſobald dies Grenzland wieder einem großen deutſchen Staate angehören und der deutſchen Mannigfaltigkeit unmittelbar theilhaftig ſein wird im nationalen Parlamente, Wernher von Nierſtein. Ja ſelbſt noch weiter aufwärts, in der Rheinpfalz, welche noch mehr angefüllt iſt mit franzöſiſchem Gas als der linke Niederrhein, finden ſich neuerdings Anſiedler wie Buhl, welche die tieferen deutſchen Wurzeln pflegen. Bei alledem iſt aber gar nicht zu läugnen, daß das linke Rheinland immerdar noch in ſeinen Sprechern den franzöſiſchen Formalismus an der Stirn trägt, und daß beſonders am Niederrheine am rechten Ufer, wo der Katholizismus aufhört, eine viel gründlichere deutſche Miſchung zu Gebote ſteht für eine mannigfaltige deutſche Nation. Ein Gang aus dem Kölner Lande herüber in's Bergiſche wird Jedermann ſogleich überzeugen von dieſem wurzelhaften Unterſchiede.

Trotzdem gelang es an jenem Morgen Herrn Raveaux die Ungunſt des Hauſes für franzöſiſche Sympathieen auf eine denkwürdige und in der Paulskirche unerhörte Weiſe zu überwinden. Nachdem er wiederholt verſichert, daß er nicht für das „Proklamiren“ der Republik ſei, verlangte er, daß man eine in der Geburt begriffene Republik wie Frankreich nicht verdächtigend beurtheile. Am 24. Mai ſei in der franzöſiſchen Nationalverſammlung der Antrag geſtellt worden, unſrer Nationalverſammlung eine Deputation zu ſchicken, um uns brüderlich zu begrüßen — „Es iſt bloß darum nicht geſchehn, weil man die Delikateſſe, die einzelnen Regierungen zu beleidigen, gefühlt hat. Leſen Sie, meine Herren, die Verhandlungen in den Zeitungen darüber. Eine proviſoriſche

Regierung, eine Republik, welche ſolche Rückſichten hat, welche ſogar auf die Gefahr hin geſprengt zu werden kräftig dem Arbeiterhaufen entgegentritt, welcher von ihr eine Art Kriegserklärung erzwingen wollte, die ſie mit Deutſchland hätte verwickeln können, ich ſage eine ſolche Regierung, welche ſolchen Trotz bietet, um die freundſchaftlichen Verbindungen mit Deutſchland nicht zu brechen, eine proviſoriſche Regierung, welche immer bewieſen hat, daß ſie es ehrlich mit Deutſchland meint, dieſe ſollen wir nicht achten, nicht ſchätzen? Den brüderlichen Gruß, welcher einſtimmig votirt worden iſt, ſollten wir nicht erwidern? Meine Herren! Erheben Sie ſich, zeigen Sie, daß Sie eine Nation ſind! (Mit ſtürmiſchem Beifallsruf erhebt ſich die ganze Verſammlung zum Zeichen der Acclamation)."

Zu ſolchen genialen Epiſoden iſt dieſer demokratiſch-romantiſche Kölner, welchen der dortige Klüngel gern den Cigarren-Verkäufer nannte, vortreflich ausgerüſtet. Sein mit Heiſerkeit angeflogenes Bruſtorgan holt dann doppelten Athem aus einer ſichtbar leidenden Bruſt, und die ſcharfe Lungenröthe entzündet ſich plötzlich auf dem gelbblaſſen Antlitze. Eine gewiſſe Genialität und ein gewiſſes Epiſodenthum iſt überhaupt das, was Raveaux bezeichnet und auszeichnet. Er trifft oft das einzeln Richtige mit überraſchender Geſchicklichkeit, denn es iſt eben Genie in ihm vorhanden, aber er iſt nie und nirgends gediegen, denn er iſt ohne Durchbildung. Wenn er alſo über zuſammengeſetzte Fragen raiſonnirt wie hier über Centralgewalt, ſo iſt es eben nur ein buntes Quodlibet der überall umherlaufenden Tagesmeinungen ohne inneren Halt, ohne höheren Zuſammenhang. Gegen die Linke vertheidigt er ſich darum, weil ſie ihm Halbheit vorwirft, und die Rechte greift er an, weil ſie ſeiner Halbheit nicht dankbar entgegenkomme. „Wir wollen nichts von der Vergangenheit wiſſen, wir wollen mit der Vergangenheit gänzlich brechen!“ ruft er jetzt, und mit demſelben Athem fügt er hinzu: die Republik iſt nicht reif in den Zuſtänden, in den Gewohnheiten der Deutſchen, wir müſſen warten bis ſie herangereift iſt. In dieſer praktiſchen Folgerung giebt er alſo zu, daß die Vergangenheit, daß das Gewordene nicht geläugnet werden könne, daß alſo ſeine erſte Behauptung, es müſſe mit der Vergangenheit gänzlich gebrochen werden, nichts geweſen iſt als eine inhaltsloſe Bravade. Er hat zu viel praktiſchen Verſtand um ganz mit der Linken zu gehn und hat zu wenig Bildung, um der Rechten anzugehören. Darum erregte Vincke einen ſo aufbrauſenden Zorn als er gegen dieſe Fraktion des Uebergangs vom linken Centrum zur Linken, als er gegen dieſe Partei welche ſpäter die „Weſtendhalle“ bildete das ſpöttiſche Wort ausſprach: ſie fiſtulirten um die Republik herum, und hätten nicht den Muth hierhin oder dorthin zu gehören.

Er hatte hiermit den wunden Fleck getroffen. Die Sympathieen dieſer Richtung ſind ganz für die Republik, weil ſie in dieſem Namen einer Form alle Ideale eines juriſtiſchen

Gleichheitsſtaates erfüllt denken. Alle trocknen Ideale des Verſtandes. Sie haben nun wohl eine Ahnung davon, daß erſtens die Republik eine ſehr verſchiedenartige ſein kann, und daß zweitens der völlige Bruch mit der Vergangenheit eines Landes, mit der Geſchichte eines Volkes ein Akt der Barbarei ſein könne. Der Menſch wird ja doch ein Thier, wenn er ſich außer Zuſammenhang ſetzen will mit der Menſchheit, und die Menſchheit iſt der Bildungsbegriff, alſo auch die Bildungsgeſchichte des Menſchen. Ein Robinſon werden zu wollen ohne Schiffbruch, alſo ohne Noth, das iſt doch eine Albernheit. Dergleichen ahnen nun wohl dieſe halben Girondiſten der Paulskirche, aber ſie wiſſen es nicht. Sie gleichen nur in dem Verhältniſſe zum Königthume den Girondiſten; neben den Girondiſten ſelbſt, neben dieſen glänzend begabten Männern kühner Spekulation ſind ſie geiſtlos und armſelig. Auf Schulbegriffe ſteifen ſie ſich, und Lebensbegriffe ihres eignen Kreiſes erkennen ſie nicht. Ein Lebensbegriff für ſie in Schaffung der Centralgewalt mußte ſein: wir, die Nationalverſammlung, die erſte, alleinige und volle Darſtellung deutſcher Nation, wir ſchaffen die Centralgewalt. In allen andern Bedingungen konnten ſie ausgleichend verfahren, in dieſer Frage mußten ſie ihren Anforderungen nach das Princip rein verlangen. In allen andern Bedingungen aber waren ſie verlangſam, und in dieſer Capitalfrage waren ſie nachgiebig. Raveaux noch ſagte: „Laſſen Sie doch die leichte Brücke, die wir den Regierungen gebaut haben (in Bezeichnung der Perſon) beſtehen, und tragen Sie dieſelbe nicht ab. Wir geben ja doch nicht die Macht aus der Hand."

Mit dieſer Kapitulation in Sachen des Prinzips ſchloß er. Allerdings hatte er den löblichen Beweggrund dafür, daß ſolcherweiſe eine große Majorität gewonnen werden könne, und daß eine große Majorität in ſolcher Hauptfrage nöthig ſei. Er ſchloß, nachdem er ſich vorher in Abſchweifungen verirrt, und den Ruf „zur Sache!" ſich zugezogen hatte. Dem iſt er immer ausgeſetzt, wenn er einen größeren Vortrag halten will. Er hat kein zuſammengefügtes Sparrwerk eines Geſellſchaftslebens in ſich, er kann alſo nicht aus einem geſchloſſenen Zuſammenhange heraus ſprechen. Er ſucht, indem er ſpricht, und da er eine liebenswürdige Naivetät beſitzt, ſo hat er die wohlwollende Meinung der Zuhörer für ſich, und da er ferner ein glückliches, offnes Auge hat für Alles was ihm begegnet, ſo findet er gewöhnlich einen intereſſanten Punkt, welchen er raſch mit ſeinem Stegreif-Talente zu verwerthen weiß. Gelingt auch das nicht, ſo ſchlägt er ohne Komödianterei an ſeine Bruſt, um eine herzliche liberale Folgerung zu Gemüth zu führen, und das iſt neben dem Phraſenthume der abſtrakten Linken immer eine willkommene Erregung, für welche man dankbar iſt. Ihm folgte Mathy mit lauter entgegengeſetzten Eigenſchaften. Nicht das Herz und die Wallung mit praktiſchen Aphorismen tritt hier entgegen, ſondern ein praktiſcher Organismus, welcher ein patriotiſches Herz vorausſetzt wie etwas was ſich von ſelbſt verſteht. Wenn Jener unter allen populären Vortheilen ſprach, ſo hatte dieſer alle populären Kennzeichen gegen ſich. Warum? Weil er den Kern höher gehalten als die Schale, weil er im entſcheidenden Augenblicke ſeine perſönliche Popularität dem Wohle des Vaterlandes geopfert hatte. Als nämlich in Baden die aufſtändiſche Wühlerei für Republik einen ſo gefährlichen Höhepunkt erreicht hatte, daß die Entwickelung Deutſchlands zu einer einheitlichen Nation tief bedroht erſchien, da entſchloß ſich Mathy zu folgender ungewöhnlichen Handlung. Er wußte, daß ein gewiſſer Fickler ein Hauptagent war für den Aufſtand, und daß dieſer Mann nicht nur die Verbindungsfäden nach allen Seiten in der Hand hatte, ſondern auch durch Hin- und Herreiſen im Lande dieſe Fäden immer enger und enger zu einem Netze zuſammenzog. Mathy war als Mitglied der zweiten badiſchen Kammer nicht mit einer Regierungsbefugniß ausgerüſtet, um unmittelbar handelnd einſchreiten zu können, und doch erblickt er in ſo gefährlicher Kriſis jenen fahrenden Agenten auf dem Karlsruher Bahnhofe. Es iſt keine Zeit zu verlieren; in der nächſten Minute kann der Dampfzug den Agenten wieder entführen, der Regierungsmacht wieder entziehn. Und der Agent iſt auf dem Wege, im Oberlande den Aufſtand zu entzünden. Was thun? In einer ſo polizeifeindlichen Zeit ſelbſt den Poliziſten ſpielen? Ja wohl! ſagt ſich Mathy mit einer Hochherzigkeit, welche den phraſenhaften Freiſinn tief beſchämt, und er geht hin, und ſtreckt die Hand aus gegen

Fickler, indem er den herzugerufenen Polizeidiener auffordert, dieſen dem Vaterlande gefährlichen Mann auf der Stelle zu verhaften.

Man bedenke nur, daß dies in einer Zeit geſchah, wo überall die Maſſen Partei nahmen für die Agenten des Aufſtandes, und wo man namentlich in Baden ſein Leben ausſetzte mit ſolcher herausfordernden Verhaftung! So geſtaltete ſich's auch auf der Stelle. An demſelben Tage kam Mathy nach Mannheim und mit ihm die Nachricht ſolcher That. Die Stadt gerieth in Tumult, Straßen und Plätze füllten ſich mit bewaffnetem Volke, Mathy war vom Aeußerſten bedroht, und mußte vor die Menge treten, und ihr die Billigung eines Schrittes abringen, welchen ſie verwünſchte. Es gelang ihm nur, weil er auf Ficklers Zuſammenhang mit den Franzoſen hinweiſen konnte.

Seit dieſer muthigen That, welche den Aufſtand wirklich lähmte, war Mathy ein Gegenſtand grimmigen Haſſes für alle Anhänger weiter zu treibender Revolution. Umſonſt war der Hinweis auf ſein unwandelbares Wirken im Dienſte der Freiheit ſeit ſo vielen Jahren in der badiſchen Kammer. Was Freiheit! Wer nicht weitere Revolution, wer nicht Republik will, was weiß der von Freiheit! Seht ihn nur an, hieß es als er auf der Rednerbühne erſchien, ob nicht aus dieſem langen, ſchattenloſen Geſichte die gleißende Diplomatie und Polizei Euch entgegen ſieht! Wo iſt ein Haltpunkt in dieſen verſchwimmenden Zügen, in dieſem glatt raſirten, überall

Univ. Bibl.
München

lächelnden Antlitze, in dieſem ſpiegelig hervortretenden lichten Auge? Wo man hinblickt gleitet man ab, und ſelbſt dieſe weiche, zu keiner Anſtrengung ſich erhebende Stimme, iſt ſie nicht ebenfalls ein Zeichen unſicheren Gewiſſens?

So ſchließt die Phyſiognomik der Parteileidenſchaft, welche hinter der allerdings weich und leiſe begrenzten Außenſeite Mathy's ein wenig begrenztes Gewiſſen finden wollte. Es iſt feſter begrenzt und tüchtiger als mancher Ankläger zu ahnen vermag. Mathy gehört zu unſern ſtärkſten politiſchen Verſtandeskräften. Er gehört zu denen, die genau wiſſen was ſie wollen, und die Tag und Nacht erwägen, wie das Gewollte am Sicherſten und Beſten erzielt werden kann. Sein Verſtand iſt nicht nur ſtark, er iſt auch fein — und davor beſonders erſchrecken die Feinde. Mathy weiß immer, wo der Lebensnerv der jedesmaligen Lage verborgen liegt, und weil er will, was er als nöthig weiß, weil er eine ſtille aber feſt zugreifende und feſthaltende Charakterkraft beſitzt, weil er ausgerüſtet iſt mit Kenntniſſen, auch mit den Kenntniſſen der Geſchäfte, weil er überhaupt eine wohlbegründete, ungemein umſichtige politiſche Fähigkeit iſt, deshalb erſcheint er den Gegnern ſo unheimlich und gefährlich.

Er iſt in der inneren Geſchichte des erſten Parlamentes außerordentlich thätig geweſen. Neben Herrn von Vahlkampf, welcher die Oberleitung, und neben Baſſermann, welcher die täglich nöthigen Angriffe mit ſeiner ſcharfen Schlußfolge führte, war Mathy eine Hauptſtütze der Oberpoſtamts-

Zeitung. Dies Blatt wurde, noch früher als die Deutſche Zeitung, ſchon vom Spätſommer 1848 an Mittelpunkt und wirkſamſtes Organ der Majorität in der Paulskirche. Mathy wie Baſſermann gaben ihm die Farbe. Beide ſchrieben faſt täglich, beide ſchreiben gut. Baſſermann ſcharf, zum Ziele drängend, Mathy in weiter gezogenen Kreiſen.

Mathy hat ein tief eingeprägtes Bedürfniß: daß etwas entſtehe, daß etwas werde. Deshalb richtet ſich ſein Blick nach allen Seiten, und deshalb ſtellt er ſeine Forderungen ungemein vorſichtig.

So übernahm er an jenem Sonnabende zu ſeiner Fickler'ſchen Laſt auch noch die Laſt der Bundesverſammlung. Dieſer Unpopularität gingen die Meiſten vorſichtig aus dem Wege. Mathy ging vorſichtig auf ſie zu, weil er vorausſah, daß eine Centralgewalt ohne Handhabe in den Einzelnſtaaten ohnmächtig ſein werde, und weil ihm der zu ſchaffende Staat wichtiger war als ſeine Perſon. „Ich bin der Meinung,“ ſagte er, „daß während der kurzen Dauer des Proviſoriums das Beſtehen der Bundesverſammlung, doch mit weſentlich neuen Funktionen, nothwendig iſt, um als Staatenkammer zu dienen. Der Weg dazu iſt angebahnt, wenn die Bundesverſammlung ohne beſondere Weiſungen nach einfacher Mehrheit beſchließen kann.“

Ihm folgte nun endlich als letzter Redner derjenige, von welchem man die Entſcheidung erwartete, obwohl man ſich eigentlich ſchon entſchieden zu haben glaubte, obwohl man die

Debatte für geſchloſſen und keinen Antrag mehr für zuläſſig erachtete. Dennoch war Alles geſpannt auf Gagern. Wie ſehr man ſich den Formen unterordnet, man traut doch der intenſiven Natur, dem politiſchen Inſtinkte Gewalt zu über Alles, ſelbſt über die Formen, die man ſelber für unverletzlich erklärt. Und dieſe Erwartung wurde getheilt von der Rechten wie von der Linken, weil Gagern, wie ſehr er Parteimann zu ſein vermag, doch den geſunden Sinn der unparteiiſchen Natur niemals verliert, und den höheren Sinn edler Bildung immer beſitzt. Er hatte tief liegende Berührungspunkte mit der Rechten, und er hatte tief liegende Berührungspunkte mit der Linken. So war's wohl mit Anderen auch, aber er hat vor allen Anderen eine Eigenſchaft voraus: das iſt die Fröhlichkeit des Herzens. Wie unſcheinbar dies Wort ausſehen mag in ſolchem Zuſammenhange, es birgt eine große Macht. Dieſe Fröhlichkeit des Herzens, ſobald ſie nicht aus Leichtſinn entſpringt, iſt ein für alle Welt unwiderſtehliches Merkmal reinen Gewiſſens, iſt eine für alle Welt ſichre Bürgſchaft des Sieges. Sie gewinnt deshalb nicht nur eine Verſammlung, ſie gewinnt ein Volk. Denn mit guten Mitteln ſiegen zu können: dies lockt jedes Volk, dies iſt die Kriegsreligion für jede Nation.

Dieſe Fröhlichkeit des Herzens brachte ferner etwas mit auf die Rednerbühne, was von unermeßlichem Vortheile iſt in ſo tief gehendem Streite. Sie betrachtete die ſtreitenden Parteien nicht als feindliche Verſchiedenheiten, ſondern als verſchiedenartige Freunde. Ihr war es innerlichſt fremd, im Parlamente zu polemiſiren. Sie glaubte an ſich und an Deutſchland, ſie war eben ihrer Natur nach die Zuverſicht ſelbſt, ſie war alſo poſitiv, was die Natur immer iſt gegenüber den talentvollſten Verſuchen des Geiſtes. Das Wort Goethe's „dieſer Mann iſt eine Natur!“ erſchien mit Gagern und leuchtete um ſein Haupt, als er gegen zwei Uhr mit ſeinen langen Schritten hinaufſtieg, und den vollen Eintritt des Schweigens abwartete, welches ſich über die Verſammlung lagerte. Und nun begann er mit ſeinen tiefen Gaumentönen und mit der ihm eigenthümlichen Art, welche darin beſteht, daß der ganze ſittliche Menſch ſich auszudrücken ſucht in Worten. Wobei die Worte und die ſich darbietenden Wendungen immer nur als Hilfsmittel erſcheinen zur Enthüllung der Seele. Die heitre Zuverſicht erſcheint nicht auf der Lippe, ſie ruht auf dem Grunde des Weſens. Die Erſcheinung dieſes Weſens iſt ernſt, wie die Erſcheinung jeder Kraft.

Er hatte eigentlich nur ein Neues zu ſagen, und dies Neue gehörte in den Gedankenkreis der Linken. Er aber ſagte es im Zuſammenhange mit der Rechten, und dadurch erhielt es die Gewalt des ganzen Parlamentes. Dies Neue ſprach er folgendermaaßen aus: „Wer ſoll die Centralgewalt ſchaffen? Meine Herren, ich habe dieſe Frage von dem Standpunkte des Rechts und von dem Standpunkte der Zweckmäßigkeit vielfach beurtheilen hören. Ich würde es bedauern, wenn es als ein Princip gälte, daß die Regierungen in dieſer Sache gar nichts ſollten zu ſagen haben; aber vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit iſt meine Anſicht bei weiterer Ueberlegung weſentlich eine andere als die der Majorität im Ausſchuſſe, ſelbſt eine andere als die im Schoderſchen Amendement entwickelte. Meine Herren! Ich thue einen kühnen Griff, und ich ſage Ihnen: wir müſſen die Centralgewalt ſelbſt ſchaffen. (Lang anhaltender, ſtürmiſcher Jubelruf.)“

Mit Ausnahme der eigentlichen Rechten kam der Jubel von allen Parteien. Was man links in übertreibender Weiſe gewollt, was man im linken Centrum nur halb ausdrücken, im rechten Centrum nur andeuten gewollt, das war nun mit vollem Bruſttone ausgeſprochen, die Souverainetät der Nation. In dieſem Zuſammenhange und in Deutſchland, wo achtunddreißig Souverainetäten, ſei's des Volks, ſei's der Regierungen, Geltung verlangten, in dieſem Deutſchland und in dieſem Momente war dieſe Souverainetät der Nation noch ein ganz andrer Begriff als der von der Linken ſo ſehr gemißbrauchte Begriff einer Souverainetät des Volkes. Deshalb wirkte er auch elektriſch auf die Verſammlung. Auch die Vorſichtigen in ihr empfanden, daß der Inſtinkt des wahren Muthes das unumgängliche Wort geſprochen, daß ohne dies Wort ein Vollenden des unermeßlich ſchweren Werkes am letzten Ende doch nicht möglich ſein werde, und daß man der Begründung dieſes Wortes beitreten könne und beitreten müſſe.

Die Begründung vermied jeglichen Streit über das

Princip. Sie hielt ſich feſt auf praktiſchem Boden, ſie rechnete ſogar auf nachträgliche Einſtimmung der Regierungen, ſie ſtützte ſich auf die Zweckmäßigkeit.

Wie leicht iſt es, mit ſtaatsrechtlicher Logik von Seiten der Linken wie von Seiten der Rechten nachzuweiſen, daß die Begründung dem Schluſſe und der Schluß der Begründung widerſtrebe! Dadurch wurde und wird dem damaligen und dem dauernden Erfolge kein Eintrag gethan. Denn das Wort wurzelt in der deutſchen Seele. Es iſt eben hier kein müßiges Schulprincip, ſondern es iſt die nothwendige Vorbedingung für deutſche Einheit. Wenn man das Wort überſetzt, ſo heißt es: Deutſchland, und wenn man das Wort verliert, ſo verliert man den Begriff Deutſchland.

Nachdem es von ſolchem Manne und unter ſolchen Umſtänden ausgeſprochen war, hatte die Diskuſſionswoche ihr Ende erreicht, neue Wellen gingen über alle bereits trocken gelegten Punkte und brauſend erregt wogte die in ihren Grundfeſten bewegte Verſammlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Das
erſte deutſche Parlament.

Zweiter Band.

Das
erſte deutſche Parlament.

Von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1849.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

8.

Ein Mann ſchien ganz unberührt zu bleiben von der Aufregung, welche die Gagern'ſche Rede hervorgebracht. Er ſchritt auf die Rednerbühne zu als ob nichts geſchehen ſei. Die Mehrzahl erwartete, es werde die Sitzung geſchloſſen, es werde der Ausſchuß neu zuſammenberufen werden — da ſtand der Berichterſtatter des Ausſchuſſes mitten im brauſenden Lärm ſchon oben, und begann zu ſprechen. Er ſprach in das Meerestoſen hinein mit gewöhnlicher Stimme, als ſei es gleichgültig ob er gehört werde, oder als wirkten ſeine Gedanken doch, wie wenig man ihnen Aufmerkſamkeit ſchenken möge. Ich habe nie einen Mann geſehn, der ſo unerſchütterlich auf den Sieg deſſen gebaut hätte, was er für wahr und vernünftig hielt. Alles mochte ſchrein, ja mochte ſpotten gegen ſeinen Gedankenkreis, er lächelte nicht einmal, um dadurch die Ueberlegenheit ſeiner Wiſſenſchaft anzudeuten. Er nahm Alles hin wie etwas Elementariſches, das ſeine Periode durchzumachen hat. Ein kundiger Reiſender geht durch Regen und Sturm und macht nicht viel Aufhebens davon, weil er weiß:

das geht vorüber. Höchſtens ſieht er einmal flüchtig nach der Himmelsgegend, aus welcher der Sturm kommt, um ſich zu unterrichten, ob der Sitz des Orkans noch Verrath zeige.

Solch einen flüchtigen Blick warf jetzt der Berichterſtatter Dahlmann auf die linke Seite des Hauſes, weil ihm Vicepräſident Soiron zurief: er werde nicht gehört, er möge warten.

Die ſchwarzen und rothen Vögel waren auch längſt darüber einig, daß es mit dieſem doktrinairen Profeſſor, von welchem ſo viel erhofft worden, gar nichts wäre, ſeitdem das große Wetter losgegangen. Sie pfiffen und kreiſchten höhniſch von allen Seiten: Wo iſt er geblieben mit ſeinen Trieben geſetzlicher Freiheit! Ein deutſcher Kaiſer! Wie heiſer, wie heiſer klingt das im Sturm und wie lächerlich! War das ein Stern?! Ein Stern ohne Kern! Verſchwunden iſt er vom Firmament!

Verſchwunden ſchien er allerdings. Drohende Wolken verdeckten ihn völlig, und alle Kinder waren einig darüber, er ſei dahin. Aber die Wolken ſchütten ſich aus, die Wolken ziehn, und der Stern ſteht feſt. Ueber kurz oder lang entdecken die ſtaunenden Kinder, daß ſie ſich geirrt haben.

Auch jetzt ſelbſt erzwang ſich allmählig ſein feſt geprägtes, ruhig hingelegtes Wort die nöthige Ruhe. Sobald nur ein Satz von ihm verſtanden wird, iſt die Aufmerkſamkeit errungen, ſelbſt beim widerwilligſten Feinde. Die innere Kraft ſeiner Gedankenfeſtigkeit feſſelt auch ſeinen grollenden Widerſacher.

So ward unmittelbar nach ſo großer Erregtheit das Herbſte von ihm hingenommen, was er herb hinlegte zu beliebigem Gebrauch.

Er ſchilderte den Kampf der vergangenen Woche, er ſchilderte die verſchiedenen Lager.

„Die Einen — die in dem einen Lager — ſie verehren in dem Gange der Geſchichte den hohen, den tiefſinnigen Plan einer Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Sie verblenden keineswegeſ ihr Auge über unſre vaterländiſche Schmach, aber ſie erblicken darin nicht die Schmach allein, ſie erblicken darin zu gleicher Zeit die durchaus nothwendige Entwickelung der ſchlummernden Volkskraft; ſie erblicken darin die Prüfung mancher edlen Männer im Mißgeſchick. Und wenn ſie dann nachfragen den beweinenswerthen Mißgriffen der deutſchen Fürſten, wenn ſie dieſen nachfragen, gewiß, ſie ſind weit entfernt ſie beſchönigen zu wollen. Allein ſie entnehmen daraus keineswegs einen Tadel gegen die monarchiſche Ordnung überhaupt“ —

— „Die in dem andern Lager dagegen, ſie ihrestheils, ſie haben gebrochen mit der Geſchichte. Wenn ihr Wille geſchehen ſoll, ſo muß die geſammte Geſchichte umgeſchrieben werden, und fortan handeln von den Tyrannen, welche geherrſcht haben, und etwa von den wenigen freien Völkern daneben. — Die einzige Verfaſſung, die des Menſchen würdig iſt, iſt nach ihren Reden die Republik. Und womit führen ſie ihre Beweiſe? Sie führen ihre Beweiſe durch ein einziges

Zauberwort — dieſes Zauberwort heißt: Volks-Souverainetät. Es iſt vorgekommen, daß man mich ſelbſt hat ſchildern wollen als einen leidenſchaftlichen Verehrer der Volksſouverainetät. Der Herr Abgeordnete Zitz hat mich ſo zu ſagen geprieſen, daß ich in meiner Geſchichte der engliſchen Revolution die Volksſouverainetät als das erſte Kleinod der Menſchheit gefeiert habe. Ich verlange von Niemand, meine Herren, daß er meine Bücher leſe. Das wäre ein höchſt unbilliges Begehren, das wäre unbeſcheiden. Aber ich hege den beſcheidenen Wunſch, daß derjenige welcher ſie citirt, ſie geleſen haben möge. (Gelächter auf der Rechten.) In dieſem eben genannten Buche und in der angezogenen Stelle iſt durchaus nichts von der Art enthalten. (Gelächter auf der Rechten.) Das Wort Volksſouverainetät ſteht gar nicht an der Stelle; es iſt da die Rede von der politiſchen Freiheit der Menſchen. Wenn ich nicht die höchſte Glaubwürdigkeit der Mainzer Nachrichten des Herrn Abgeordneten Zitz kennte, ſo würde ich von dieſer Citation eine entgegengeſetzte Anſicht hernehmen müſſen, allein — (eine Stimme auf der Linken: Herr Zitz iſt abweſend!) Mir nicht bekannt! — Allein um zur Sache zurückzukehren, woher entnehmen denn die Inſaſſen dieſes Lagers den Zauber des Wortes Volksſouverainetät? Ich will, da es jetzt einmal die Woche des politiſchen Glaubensbekenntniſſes iſt, auch meine Meinung über die Volksſouverainetät ſagen. Ich bin keineswegs ein Verächter der Volksſouverainetät, wofür mich Viele halten wollen; ich ehre den Grundgedanken, der in dieſem Worte liegt, wenn ich auch dieſes Wort ſelbſt nicht leidenſchaftlich liebe. Ich erkenne dieſen Grundgedanken in dem alten Satze: salus populi suprema lex esto, das Heil des Volkes ſei das erſte, das Grundgeſetz. Denn das Heil des Volkes finde ich nicht bloß in einer materiellen Pflege und ebenſo wenig und noch weniger in ſeiner geiſtigen Entwickelung, ſondern in der Entwickelung ſeiner Freiheit. Darum, weil der Spruch mißverſtanden und leichthin gedeutet werden könnte, gehe ich gern einen Schritt weiter und füge hinzu: es ſoll die Kraft der Selbſtbeſtimmung eines Volkes auf das Aeußerſte befördert werden. Das iſt der erſte Grundſatz des gemeinen Wohls. Wenn Sie mich aber weiter fragen, ſo muß ich allerdings die Bemerkung machen: ich wünſchte gar ſehr, daß die Begeiſterung der Herren für die Volksſouverainetät einmal überginge auf den Staat und in die Begeiſterung für den, welcher das Heil des Volkes und der Regierungen gemeinſam in ſich begreift. Was mich betrifft, ich liebe überhaupt nicht jene allgemeinen, ſo viel ſagenden und daher häufig in der Anwendung ſich widerſprechenden Ausdrücke.“ —

Nun wendete er ſich mit ſeinem verdrießlichen Geſichte gegen die Republikaner, und der aufgeworfene breite Mund erhob ſich geringſchätzig, das lichte Auge ſah ohne Blick ſo obenhin über die linke Seite des Hauſes hinweg, indem die Namen Blum und Trützſchler wie etwas Wildfremdes von ihm ausgeſprochen wurden. Sie finden, ſagte er, „in dem

Ausſchußberichte eine unerträgliche Tyrannei. Das iſt ganz natürlich, denn ſie ſehen eben eine Regierung, welche die Nationalverſammlung nicht zu führen hat; ſie finden eine Dictatur darin, denn es iſt eine ſtarke Regierung. Die Herren dieſes Syſtems, meine ich, wollen gar keine Regierung; denn jede Regierung über den Menſchen welcher ſouverain iſt, iſt ein Unrecht. (Heiterkeit.) Sie finden endlich eine ſtarke Doſis Hochverrath in dem Ausſchußantrage. Meine Herren, zu Zeiten fürchte ich, daß die Lehre vom Hochverrathe noch zu weniger Entwickelung gediehen iſt, ich fürchte zu Zeiten, es giebt auch einen Hochverrath gegen den geſunden Menſchenverſtand. (Heiterkeit.) Doch genug von dieſem Syſteme, welches ſo gewiß fallen mußte, als die Würde Ihrer Verſammlung ſtets erhalten bleiben wird."

Uebrigens ging er auf manche Verbeſſerungen des Ausſchußantrages ein, welche ſich durch die Diskuſſion herausgeſtellt, namentlich auf den einen „Reichsverweſer," wies einige Punkte des Schoderſchen Antrages zurück, zum Beiſpiele ein Beſchränken der „Unverantwortlichkeit", welches ſich auf ihm „ganz unbekannte Theorieen" ſtützen möchte; wies einem zweiten Satze im Schoderſchen Antrage (der Reichsverweſer hat insbeſondere die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu verkündigen und zu vollziehen,) ſpöttiſch nach, daß er die zur Treppe hinuntergeworfene Republik zum Fenſter wieder hinein laſſe, und — erwähnte der großen Gagernſchen Evolution mit keinem Worte.

Nie hat in einer ſtürmiſch wechſelvollen Zeit, nie hat in einem langen Parlamente Jemand ſtandhafter von einem Jahre bis zum andern daſſelbe behauptet und vertreten, als Dahlmann im deutſchen Parlamente die rein konſtitutionelle Monarchie. Wie man nebenher und oft nur mit Kopfſchütteln zudringliche Fliegen abwehrt, ſo verhielt ſich dieſer Mann gegen alle die raſch entſtandenen Staatsweisheiten von Links und Rechts. Er war den Linken ſo zuwider, daß ſie ihm, dem Berichterſtatter! „Schluß“ zuriefen, wie ſie ein halbes Jahr ſpäter Rieſſers größte Rede vor der Abſtimmung über den Welckerſchen Antrag durch Schlußrufen abzuſchwächen und zu ſtören ſuchten. Er aber ſagte bloß leichthin gegen dieſe Unterbrechung: „es mag recht geiſtreich ſein!“ und ſchloß darauf wirklich folgenderweiſe:

„Meine Herren! Es iſt mit Deutſchland dahin gekommen, daß man im Auslande ſchon anfängt, die Friſt zu beſtimmen, da es gänzlich die Beute der Parteien ſein werde. — Man erwartet ſchon von uns alle die Aufzüge von Lächerlichkeiten und Freveln, welche die franzöſiſche Revolution der Jugendblüthe ihrer Freiheit beraubt haben. — In Rußland ſtellt man uns drei Wochen Friſt, die ſtaatsmänniſche Weisheit von England geſtattet uns eine etwas weitere Friſt, man iſt in England mit ſechs Monaten zufrieden geweſen. Täuſchen wir, meine Herren, dieſe Beſorgniſſe! Gründen Sie eine feſte Centralgewalt, und treten Sie dann muthig den Beſorgniſſen, den Drohungen des Auslandes gegenüber. Faſſen Sie Ihre weiſen Beſchlüſſe: ſie werden durch den Welttheil widerhallend dieſen überzeugen, daß Deutſchland aufgehört hat, ſeine beſten Kräfte zu vergeuden im Dienſte der Despotie, möge dieſe von oben oder von unten drohen.“ (Stürmiſches Bravo.)

Hiermit ſchloß denn alſo formell das Turnier einer Woche. Es war Sonnabend Nachmittag. Montag ſollte die Abſtimmung beginnen, aber der Streit über die Fragſtellung wurde zum unerträglichen Wirrwarr, in welchem jedes gute und ſchöne Wort zerpflückt zu werden ſchien. Es ſah am Montag Nachmittag aus, als ſei alle die Anſtrengung einer ſo ausführlichen Debatte umſonſt geweſen. Was Inhalt! Was Zweck und Ziel! Was Mehrheit! Die Geſchäftsordnung iſt wichtiger denn alles das! Durch Gagerns Rede, durch Dahlmanns neue Redaktion der Ausſchußanträge war das Material für die Fragſtellung weſentlich geändert, die Linke aber behauptete, es dürfe nichts mehr an der Formulirung der Anträge geändert werden. Wenn die Mehrheit dies zulaſſe, ſo ſei dieſe Mehrheit tyranniſch gegen die Minderheit, ja tyranniſch, und die Minderheit werde dann auch noch Anträge einbringen, daß den loyalen Herren der Mehrheit die Haare zu Berge ſtehn ſollten. Hurrah die Geſchäftsordnung! Sie lebe! Alles Andere mag zu Grunde gehn!

Wie der Menſch nach Ketten ſchreit, ſelbſt indem er ſie zerbricht: Gegen eine alte Welt von Formen hat man den Fluch eben ausgeſprochen und für eine neue Welt von hießen, noch ganz grünen Formeln hat man den Bannfluch ſchon wieder auf der Lippe, und Niemand iſt für die neue Formel orthodoxer als der, welcher eben noch Ultra-Ketzer gegen die alte und gegen jede Form geweſen iſt. Welch ein Ameiſenhauſe dies Menſchenpack, und wie kleinlich mag es von oben ausſehn unſer Streiten um des Kaiſers Bart!

Man kam nicht zu Rande, und die Sitzung mußte unterbrochen werden. Die Anträge mit denen man gedroht, hatten ſich bereits eingeleitet. Der erſte lautete: „Bei der Wahl eines Oberhauptes ſollen alle fürſtlichen Perſonen ausgeſchloſſen werden“, und die Gallerie hatte ihr donnerndes Bravo geſpendet zu dieſer Einleitung. Was war zu thun? Sollte man, um ſolchem ſpektakelhaften Treiben auszuweichen, das aufgeben was man für gut und nöthig hielt? Das wäre doch eine klägliche Schwäche geweſen.

Um fünf Uhr wurde die Sitzung wieder eröffnet, aber ſie hatte kaum eine Viertelſtunde gedauert, ſo erregte der immer ſtreitſüchtige Heckſcher einen Aufruhr, der nicht zu ſtillen war. „Es wird“, ſagte er, „bei den neuen Amendements, die man uns in ſo ſchöner Fülle ankündigt, und die ſchon im voraus noch ehe man ſie kennt den Beifall der Gallerie erhalten haben“ — (Große Unruhe auf der Linken. „Das iſt Verdächtigung!“ — „Wir legen unſre Amendements nicht erſt der Gallerie vor“. Zur Ordnung! Zur Ordnung!)

Der Vicepräſident Soiron verweigerte den Ordnungsruf, und der Lärm wurde ſo groß daß die Sitzung aufgehoben werden mußte.

Dienſtag erſt kam es zu einer halben Ausgleichung, und in Folge derſelben zur Abſtimmung. Mittwoch erſt konnte ſie vollendet werden und von dieſem Tage, dem 28. Juni, iſt das Geſetz datirt, welches eine proviſoriſche Centralgewalt über Deutſchland eingeſetzt hat in folgenden Worten:

1) Bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutſchland ſoll eine proviſoriſche Centralgewalt für alle gemeinſamen Angelegenheiten der deutſchen Nation beſtellt werden.

2) Dieſelbe hat
   a) die vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutſchen Bundesſtaates betreffen;
   b) die Oberleitung der geſammten bewaffneten Macht zu übernehmen, und namentlich die Oberbefehlshaber derſelben zu ernennen;
   c) die völkerrechtliche und handelspolitiſche Vertretung Deutſchlands auszuüben und zu dieſem Ende Geſandte und Conſuln zu ernennen.

3) Die Errichtung des Verfaſſungswerks bleibt von der Wirkſamkeit der Centralgewalt ausgeſchloſſen.

4) Ueber Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten beſchließt die Centralgewalt in Uebereinſtimmung mit der Nationalverſammlung.

5) Die proviſoriſche Centralgewalt wird einem Reichsverweſer übertragen, welcher von der Nationalverſammlung frei gewählt wird.

6) Der Reichsverweſer übt ſeine Gewalt durch von ihm ernannte, der Nationalverſammlung verantwortliche Miniſter aus. Alle Anordnungen deſſelben bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung wenigſtens eines verantwortlichen Miniſters.

7) Der Reichsverweſer iſt unverantwortlich.

8) Ueber die Verantwortlichkeit der Miniſter wird die Nationalverſammlung ein beſonderes Geſetz erlaſſen.

9) Die Miniſter haben das Recht, den Berathungen der Nationalverſammlung beizuwohnen, und von derſelben gehört zu werden.

10) Die Miniſter haben die Verpflichtung, auf Verlangen der Nationalverſammlung zu erſcheinen und Auskunft zu ertheilen.

11) Die Miniſter haben das Stimmrecht in der Verſammlung nur dann, wenn ſie als deren Mitglieder gewählt ſind.

12) Die Stellung des Reichsverweſers iſt mit der eines Abgeordneten der Nationalverſammlung unvereinbar.

13) Mit dem Eintritt der Wirkſamkeit der proviſoriſchen Centralgewalt hört das Beſtehen des Bundestages auf.

14) Die Centralgewalt hat ſich in Beziehung auf die Vollziehungsmaaßregeln, ſo weit thunlich, mit den Bevoll-

mächtigten der Landesregierungen in's Einvernehmen zu ſetzen.

15) Sobald das Verfaſſungswerk für Deutſchland vollendet und in Ausführung gebracht iſt, hört die Thätigkeit der proviſoriſchen Centralgewalt auf.

So war denn Deutſchland nach einer vierteljährigen Bewegung proviſoriſch zuſammengefügt. Proviſoriſch. Donnerstag den 29. Juni in den Mittagsſtunden erfolgte die Wahl in der Paulskirche. Jeder Abgeordnete nannte den Namen deſſen, welchen er zum Reichsverweſer erhoben ſehen wollte. Es waren 548 Abgeordnete zugegen, und von dieſen ſtimmten 27 nicht, republikaniſch Geſinnte, welche ihren principiellen Widerwillen damit auszudrücken pflegten, daß ſie ſtatt des Wahlnamens riefen: „Ich wähle keinen Unverantwortlichen". 32 anders republikaniſch Geſinnte gaben ihre Stimme dem Herrn von Itzſtein, ein Zeichen daß es unter dieſer vorgerückten republikaniſchen Fraktion doch verzweifelt fehlte an einer anſehnlichen Perſönlichkeit. Außer den jungen Exaltados, für welche der Wagen auch ohne Roſſe läuft, und außer einer Anzahl verwitterter und verbitterter Badenſer, wer hätte denn wohl in Deutſchland dem Herrn Adam von Itzſtein Zutrauen geſchenkt! Das Winkelrepublikchen dürftigſter Art war durch dieſe 32 Stimmen an die Wand geſchrieben.

Einen größeren und beachtenswertheren Kreis republikaniſch Geſinnter bezeichneten die 52 Stimmen, welche Heinrich von Gagern nannten. Er war nicht gerade der Mann ihres Herzens, wenigſtens war er dies nicht für alle welche ſeinen Namen riefen, aber er war ein willkommenes, anſtändiges Symbol für diejenigen, welche durchaus vom hiſtoriſchen Fürſtenthume nichts mehr wiſſen wollten. Sie nannten den Namen doch auch nur um eine Demonſtration auszudrücken; denn es war für Niemand zweifelhaft, daß ſich die große Mehrheit für den Erzherzog Johann erklären würde. 436 Stimmen vereinigten ſich auf ihn, und Gagern ſchloß den Wahlakt mit den Worten: „Ich proklamire hiermit Johann, Erzherzog von Oeſterreich, zum Reichsverweſer über Deutſchland. (Es erſchallt ein dreimaliges Hoch in der Verſammlung und von der Gallerie, ſowie das Läuten aller Glocken und Kanonenſalven.) Er bewahre ſeine allezeit bewieſene Liebe zu unſerm großen Vaterlande, er ſei der Gründer unſrer Einheit, der Bewahrer unſrer Volksfreiheit, der Wiederherſteller von Ordnung und Vertrauen. Nochmals Erzherzog Johann der Reichsverweſer lebe hoch! (Die Verſammlung ſowie die Gallerie ſtimmen in dieſen Lebehochruf ein.)“

Sieben Deputirte ſollten mit der Botſchaft und Einladung abgehn an den Erwählten, welcher kürzlich aus Tyrol nach Wien gekommen war, um dort als ein Vertrauensmann an's ſchwankende Steuer Oeſterreichs zu treten. Das Bureau erwählte dazu die Herren von Andrian aus Oeſterreich, Jucho aus Frankfurt, Raveaux aus Rheinpreußen, Francke aus Schleswig, von Saucken aus Oſtpreußen, von Rotenhan aus

Baiern, Heckſcher aus Hamburg. Andrian, der Verfaſſer von „Oeſterreich und ſeine Zukunft", welches ſchon einige Jahre vor der Märzbewegung eine geſunde freiſinnige Politik für den Kaiſerſtaat verlangte, hat das Verdienſt ſeines Buches einfach, redlich und beſonnen aufrecht erhalten durch ſeine perſönliche Haltung im Parlamente. Weder als Redner noch als Parteimann hat er ſich hervorgethan, aber durch milden, wirklich liberalen Sinn hat er fortwährend, namentlich als die Stammesleidenſchaften Alles auf's Spiel ſetzten, einſichtsvollen Takt und den ruhigen Muth der Ueberzeugung bewährt. Er iſt ſpäter eine Zeitlang Vertreter der Centralgewalt am engliſchen Hofe geweſen, und das ſchöne Aeußere dieſes öſterreichiſchen Kavaliers, deſſen Haus von den ſüdlichen Abhängen der Alpen nach dem adriatiſchen Meere hinabſchaut, wurde deshalb eine ſeltne Erſcheinung in der Paulskirche. Aehnlichen Weſens war Rotenhan aus Oberfranken, ein milder, wohlwollender Mann vom Südabhange des Thüringer Waldes. In vornehmer Haltung ſchloß ſich an dieſe beiden der blonde Schleswiger Francke, eine ſcharfe bürgerliche Natur, welche ſich weder von oben noch von unten etwas Unbilliges gefallen läßt und an die Landsmannſchafts-Senioren auf der Univerſität erinnert, denen geharniſchte Durchführung des „Comments" höher ſteht als Popularität. Als Mann regelmäßig geordneter Stärke war er früher nicht frei von dem Verdachte däniſcher Anhänglichkeit. Dieſer Verdacht mochte wohl daher rühren, daß er die Schwierigkeiten gänzlicher Auseinanderſetzung mit Dänemark, ſelbſt auf dem Wege des Krieges, vorausſah, und er mochte daher rühren, daß Francke kurzangebunden und ſchneidend den bloß ſentimentalen Politikern oft mit nüchternen Einwendungen entgegentrat. Der That nach iſt er, wie es ſolchen Naturen eigen iſt, immer entſchloſſener ſchleswig-holſteiniſch geworden, je ſchwieriger die ſchleswig-holſteinſche Löſung wurde. Sein Vortrag iſt ſo entblößt von jeder Phraſe, daß er faſt trocken zu nennen wäre, wenn er nicht durch ſachliche Begründung und durch praktiſche Klarheit das Intereſſe feſſelte. Iſt dies geſchehen — und ſein bündiges Raiſonnement hat es immer erreicht — dann erinnert er ſich wohl auch, daß die ſententiöſe Faſſung eines Gedankens auf der Rednerbühne doppelte Wirkung thut, und dann ſteht ſie ihm ſofort zu Gebote. Vorzugsweiſe verſtändig iſt er mehr zur Malice als zum Schwunge des Ausdruckes geneigt, aber der Ernſt und die Größe des Zweckes dämpfen ihm den Spott und er ſpricht immer zum Ziele.

Für eine ſolche Popularitätsreiſe bedurfte es aber auch weicher, redſeliger, ausgiebiger Naturen, denn es war vorauszuſehn, daß auf allen Poſtſtationen geſprochen werden müſſe. Verſtändigen Praktikern ſowohl wie gewiſſenhaften Denkern und wahrhaft ſchöpferiſchen Naturen iſt die tägliche Rede in's Blaue hinaus leicht eine Trivialität. Man muß naiv oder in dieſem Punkte ehrgeizig, oder doch ganz beſonders flüſſig ſein, um denſelben Vorrath von Gedanken täglich mehrmals in derſelben kleinen Münze auszugeben. Für dieſen Theil der Aufgabe zu ſorgen waren Saucken und Raveaux die geeigneten Talente.

Während ſie durch's alte „Reich" hinabfuhren nach dem Erwählten, ward ein innerlicher Hauptpunkt ihrer Botſchaft von neuem Gegenſtand der Debatte in der Paulskirche. Die Linke verlangte Auskunft wegen des Glückwünſchungsſchreibens, welches der Bundestag an den Reichsverweſer erlaſſen, und war ganz im Rechte, dieſe Auskunft zu verlangen. Bei dieſem Punkte wäre zu wünſchen geweſen, daß ſie mit größerem Nachdrucke auftreten gekonnt. Hier zeigte ſich's leider, daß die überall nöthige Oppoſition den nöthigen Einfluß verloren hatte durch unbemeſſene Forderung. Man verkannte nun auch den begründeten Einſpruch, ganz wie es die Fabel lehrt von dem Schäferbuben, welcher ſein Dorf zu wiederholten Malen unwahr alarmirt hatte mit dem Geſchrei „der Wolf iſt da!" Als nun der Wolf wirklich kam, glaubte man dem Geſchrei des Buben nicht mehr, und ließ den Feind ungeſtört in die Heerde fallen.

In jenem Schreiben lautete eine Stelle, „daß der Bundestag ſchon vor dem Schluſſe der Verhandlungen über die Centralgewalt von den Regierungen ermächtigt geweſen, ſich für dieſe Wahl zu erklären."

Hatte nun einmal die Nationalverſammlung aus eigner Machtvollkommenheit die Centralgewalt geſchaffen, ſo lag hierin, wie Blum richtig ſagte, eine unverkennbare Andeutung, daß man den Reichsverweſer auch ohne die Nationalverſammlung ernannt haben könnte. Es war alſo ganz in der Ordnung, daß die Linke eine „amtliche nähere Erklärung“ von der Bundesverſammlung forderte. Was Herr von Schmerling zur Aufklärung über dieſen Vorgang ſagte, indem er den Bundestag für todt und jene verfänglichen Worte wie eine Stimme aus dem Grabe bezeichnete, das war ſowohl ſeinem Inhalte als ſeiner Form nach ungenügend. Die Form behandelte den Vorgang frivol wie eine Privatſcene, und der Inhalt blieb jedenfalls, wenn er auch die Exiſtenz und Kompetenz der Bundesverſammlung in Abrede ſtellte, ohne ausreichende Bedeutung, denn er ging von einem einzelnen Mitgliede der Bundesverſammlung aus, und dies einzelne Mitglied war nicht bevollmächtigt zu einer Erklärung. — Man ging zur Tagesordnung über.

Die Wahl des Reichsverweſers indeſſen und der Reichsverweſer ſelbſt, welcher durch Schleſien, Sachſen, Thüringen und Heſſen nach der Parlamentsſtadt kam, wurde überall mit großem Jubel aufgenommen. Er war ein mit gutem Fuge populärer Mann. Zunächſt weil er ein Habsburger. Wie viel man auch an öſterreichiſcher Politik und an einem Hauptträger derſelben, dem Kaiſer Franz, zu tadeln, ja zu haſſen gefunden, die Kaiſer-Tradition mit ihren Erinnerungen an ein geſammtes deutſches Reich, mit ihrer Romantik einer großen Monarchie, mit ihrer Treue für ein altgeſchichtliches Haupt — ſie war nicht ſo verſchwunden wie die Verſtandespolitiker immer lächelnd verſichert hatten. Das Familienweſen einer Nation gipfelt ſich immer zu patriarchaliſcher Spitze, und behält eine natürliche Kraft zu allen Zeiten. Können wir's doch in Frankreich erleben, daß man zur erblichen Königsfamilie zurückneigt, weil dies Princip familienhafter Dauer ſtandhafte Verfechter behalten hat in allen denen, welche am Boden Frankreichs wirklichen Antheil haben, und weil jedes andre Princip, wie fein es ausgerechnet war, den Vortheil regelmäßiger Sicherheit nicht aufzuwiegen vermochte. War es nicht alſo natürlich, daß man in Deutſchland einen Habsburger doppelt freudig begrüßte? Waren ja doch die Habsburger ſo gut wie erblich geworden in der deutſchen Kaiſerwürde. Und haben ja doch die Habsburger in der ſüddeutſchen Natürlichkeit, an welche ſie ſich trotz aller Hofetikette mehr denn irgend ein Fürſtenhaus hingegeben, die gute Meinung voraus, welche dem behaglichen ſüddeutſchen Naturel überall entgegenkommt. Wie groß die Macht ſolchen unbefangenen Umgangsweſens — man nennt es ſogar ohne Weiteres populär — davon iſt Kaiſer Franz das ſchlagendſte Beiſpiel. Alle neueren Aufklärungen, alle neuen Geſchichtsſchreiber, ja alle Folgen in ſeinem Reiche haben ſich gegen ihn erklärt; alle die guten Eigenſchaften, um deren willen man ihm zugethan war, ſind gründlich beſtritten, ja ſind in's Gegentheil verkehrt worden, und dennoch iſt er ein Jahrzehnt nach ſeinem Tode nur im Munde der Kundigen nicht mehr der „gute" Kaiſer Franz, im Munde der weitaus größeren Volksmaſſen iſt er es noch und bleibt er der gute Kaiſer Franz. Solch eine tiefe Macht übt das populäre Naturel. Von ſeinen Brüdern, ſelbſt den großen Kriegsherrn Erzherzog Karl nicht ausgenommen, beſaß neben ihm keiner dieſe Macht des Naturels in ſo hohem Grade als der jüngſte Bruder Johann. Und ſein ganzes Leben war geeignet, dieſe Macht noch zu erhöhen. Als junger Mann ſchon gerieth er in's Kriegslager, wo die natürliche Fähigkeit Alles gilt, gerieth er in die Kreiſe der geſündeſten Bergvölker, mit denen er das Vaterland, das natürlichſte Bedürfniß des Menſchen, vertheidigte, mit denen er hauſ'te. Kaiſer Franz war eiferſüchtig auf jeden ſeiner Brüder, welcher ſich ungewöhnlich hervorthat. Er hielt Dergleichen nieder, und nöthigte dadurch gleichſam den Begabten, ſich auf beſtimmte engere Kreiſe zu beſchränken. Gerade in ſolcher Beſchränkung wächſ't aber der perſönliche Kern, und das Volk, welches ſolche Geheimniſſe immer ahnt, wendet ſich mit doppelter Aufmerkſamkeit und Neigung auf ſolche Einſiedler wie Johann einer geworden war in den Alpen. Abſonderlich lehrſam in dieſem Betrachte iſt mir immer folgender Vorfall oder wenn man will folgende Sage erſchienen aus dem Leben des Erzherzogs. Bekanntlich ſtand er im Jahre 1809 als ſein Bruder Karl die Schlacht bei Wagram ſchlug,, mit einem Heerestheile in dem angrenzenden ungariſchen Komitate. Ein rechtzeitiger raſcher Marſch konnte dem von Napoleon bedrängten Bruder die entſcheidende Hilfe bringen, konnte die Niederlage in einen Sieg verwandeln. Die Hilfe blieb aus, Napoleon errang den Sieg und zornig und tadelnd hat man gefragt: warum fehlte der

Heerhauſe des Erzherzogs Johann auf dem Schlachtfelde von Wagram? Aus folgendem Grunde, erzählt man: Ueberangeſtrengt vom Dienſte kommt der General, welcher zunächſt an der öſterreichiſchen Grenze befehligt, mit einbrechender Nacht in ſein Quartier. Er iſt von Müdigkeit überwältigt, und ſinkt auf's Lager, eine Depeſche nicht mehr eröffnend, welche ſo eben für ihn eintrifft. Als ihn nach mehrſtündigem bleiernen Schlafe der Geiſt, der nie ruhende, aufweckt, und als nun die Depeſche aufgeriſſen wird, findet er den Befehl: ſchleunigſt dem Erzherzoge Johann die Mittheilung zu machen, daß der Heerhaufe augenblicklich nach der öſterreichiſchen Grenze aufbrechen ſoll, um nöthigenfalls in die Schlachtlinie einzurücken! — Jetzt ſind die koſtbaren Stunden verſäumt, es iſt zu ſpät. Außer ſich ſtürzt der General zum Erzherzoge, bringt ihm die Depeſche, geſteht ſeinen Fehl, legt ihm Ruf und Leben, welche verwirkt ſind, zu Füßen. Erzherzog Johann tröſtet den verzweifelten Mann, und — nimmt den Fehl auf ſich.

Iſt es eine Sage, welch einem Zutrauen in die liebevolle Natur, in das Herz des Erzherzogs Johann iſt ſie entſprungen!

Nach ſolch einem menſchlichen Herzen auf der Höhe des Staates lechzte Deutſchland, nach einem hochgeſtellten Manne, welcher in fürſtenfeindlicher Zeit auch die Vorwürfe des aufgeregten Demokraten entwaffnete durch ſeine Vergangenheit, durch die Zeugniſſe ſeines Charakters, durch die Leutſeligkeit ſeines Weſens. Die Stimmung war ſo gereizt, daß ſelbſt

Monarchiſten ſagen mußten: wählt ihn, obgleich er ein Fürſt, daß ſie gerade in ſeiner Perſönlichkeit die einzig mögliche Erhaltung geſchichtlicher Monarchie erblickten. Alles an ihm war wie vorher beſtimmt zu dieſer Rolle. Er hatte die Tochter eines Poſtmeiſters geheirathet, und was dem Erzherzoge einſt ſchwere Sorgen mit dem Erzhauſe verurſacht haben mochte, das war jetzt eine tiefe Empfehlung für das Volk. Das Erzhaus hatte ja das Princip der Ehe höher geachtet als das Princip des Standesvorrechtes, er ſelbſt hatte ja dem menſchlichen Gefühle, er hatte dem ehrenhaften Familienſinne, welcher für Fürſt wie Bettler gleich ſein ſoll, geſetzliche Folge gegeben; ſein Sohn, ſein geliebter Graf von Meran war ein Kind aus dem Volke; ein religiöſer Sinn für Gleichberechtigung aller Menſchen ſtieg mit ihm auf den Stuhl des deutſchen Reichsverweſers, und alle Parteien mit Ausnahme der abſtrakten Republikaner empfingen ihn mit jubelndem Willkommen. Für den Beſitzenden kehrte das Vertrauen mit ihm zurück, für den Patrioten kam der alte, in den Bergen geſund verbliebene Kriegsmann und derjenige, welcher ſchon vor Jahren den Trinkſpruch ausgebracht: Kein Oeſterreich, kein Preußen, ein einiges Deutſchland ſoll es ſein!

Und dennoch, fragt ſpöttiſch der Gegner, was hat er ausgerichtet?! — Fragt lieber: was hat er ausrichten können, was hat er ausrichten ſollen? Das mit Auflöſung bedrohte Vaterland zuſammenhalten ohne perſönliche Nebenabſicht. Das hat er ausgerichtet, und das iſt großer Ehren werth.

Wenn eine Nation zum erſten Male parlamentariſch ſich geſtalten will, da iſt überhaupt nie und nirgends der Augenblick geweſen für die energiſche Entwickelung eines monarchiſchen Herrſchers. Sie will ſich finden, ſie will ſich der Summe ihrer Macht bewußt werden, und jeder Einzelne, welcher da vorgreifen will mit ſeiner Fähigkeit, wird wie ein Uſurpator erſcheinen, wird beſeitigt werden. Seine Fähigkeit ſei noch ſo groß, ſie wird gering geſchätzt werden neben der noch unerforſchten und in der Erforſchung begriffenen Fähigkeit und Macht des Ganzen. Zu ſolcher Zeit iſt demjenigen, welcher formell an die Spitze geſtellt wird, nichts erreichbar, ja nichts dienlich als die leiſeſte Handhabung der Form, in welcher ſeine Stellung begrenzt iſt. Je weniger er zu thun ſcheint, deſto beſſer wird er ſeine Aufgabe erfüllen. Erſt wenn der parlamentariſche Proceß ſein Reſultat zeigt, und wenn dies nicht genügt oder bedroht wird, erſt dann kommen die nicht redenden ſondern handelnden Führer an die Reihe, erſt dann geſteht man zu, daß Führung erwünſcht iſt, und daß Geſetze der Praktik gelten dürfen, erſt dann können Cromwells und Bonapartes auftreten.

Wer wie Erzherzog Johann einer erſten Periode in der Nationalbewegung ſich hingiebt als formelles Haupt, der opfert ſich, wie die Blüthe ſich opfert für die entſtehende Frucht.

Ob er dies gewußt hat iſt gleichgültig. Ich möchte nicht glauben, daß er unkundig in dieſe Bewegung getreten ſei.

Er iſt ein alter Herr, der Viel geſehn, und ſich manche goldne Lebensregel abgezogen hat aus den Gährungen. Vor Allem Ruhe im Sturme und die Kunſt des Erwartens. Er hat ſich nie anders gezeigt in ſeiner Reichsverweſerſchaft als durchaus mäßig und beſcheiden. Kein konſtitutioneller Regent kann geringere Anſprüche machen als er gemacht hat, und die Nation iſt ihm gerade für dieſe hoch oben ſeltenſte Tugend der Beſcheidenheit zu dem tiefſten Danke verpflichtet.

Daß man alles Erſtaunliche vorausſehen wollte als er kam, getragen vom Jubel einer tieferregten Nation, das war nicht verwunderlich. Es kreuzten ſich gerade um ſein Haupt die erſtaunlichſten Möglichkeiten. Der Habsburger ſtellte ſich in ihm dar, ganz ſo wie er im Gedächtniſſe der Völkerſchaften als ein beliebter Herrſcher trotz langer kaiſerloſer Zeit bekannt war. Eine ſchmale Mittelfigur, die ganz anſpruchslos und am Liebſten im bürgerlichen Kleide einherſchreitet. Ohne Prunk bleibt er ſtehen, wo er Jemand was ſagen, wo ihm Jemand was ſagen will. Und was er ſagt iſt der natürlichſte Ausdruck deſſen, was die Umgebung, was der Augenblick darbietet. Er iſt anſpruchslos, iſt geſund. Auch wenn er öffentlich ſprechen muß, er nimmt keinen Anlauf, er ſucht keine künſtlichen Wege, er ſagt kurz und bündig was er ſagen will, und es iſt immer etwas Kernhaftes, worauf er ſich richtet. Der kleine Kopf mit dünnem Greiſenhaare hat etwas Kräftiges in der breiten und hohen Stirnrundung, in dem lichtblauen, feſt ſchauenden Auge, in der marmornen, ganz und gar habsburgiſchen Strengheit der Züge, auf deren Strenge jedes Lächeln doppelt wirkſam. Seht ihn zu Pferde in der weißen öſterreichiſchen Uniform und mit dem Federhute, der tief in die Stirn gedrückt iſt, ſeht ihn hinabreiten an der Truppenfront, da greift das Auge wie Stahl von Grenadier zu Grenadier, da iſt der Kriegsmann aus dem Anfange unſers Jahrhunderts ganz und gar wieder vor uns, und die rothen Hoſen werfen einen Jugendſchein über das ſchmale, eng zuſammengefaßte, blaßgelbe Antlitz. Der kennt den Krieg, der weiß zu befehlen, der hat etwas vom Cäſar! ſagt man unwillkührlich.

Wie hätten bei dieſer Erſcheinung in ſo brauſendem Zeitlaufe die Leute nicht kannegießern ſollen! Da hieß es: Er bringt zum neuen Reiche das ganze, große Oeſterreich, denn er wird der Orleans jener Bourbonen. Nicht mit einem Alpenkönigreich wird er ſich begnügen, nein, Kaiſer Ferdinand wird abtreten, und dieſer geübten, ſichern Hand Johanns wird das Oſtreich anvertraut werden, und jetzt kommt er, um das Weſtreich zu bilden und hinzuzufügen. O, er iſt klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben, Ihr werdet's erleben! — Und was dergleichen mehr erfunden wurde in der Ueppigkeit einer aufgeſtörten Phantaſie. Daß ſolche Phantaſieen nun Phantaſieen verblieben ſind, ſoll am Ende auch noch derſelbe Erzherzog verantworten, welchem man im anderen Falle den Vorwurf der ärgſten Uſurpation nicht erlaſſen hätte.

Das Einfache einfach zu beurtheilen wird den Menſchen ſo ſchwer. Wer den Erzherzog in Frankfurt geſehn in all der Einfachheit und Anſpruchloſigkeit, welche er niemals verläugnet hat, der iſt fern geblieben von all den verworrenen Anſprüchen. Wer die erſten Monate von 1849 in Frankfurt erlebt hat, in welchen Oeſterreichs Ablöſung vom deutſchen Bundesſtaate ſo krampfhaft vor ſich ging, der hat Gelegenheit gehabt, den entſagenden Konſtitutionalismus des öſterreichiſchen Erzherzog-Reichsverweſers dankbar anzuerkennen.

Auf der andern Seite haben die ſogenannten Großdeutſchen im März und April 1849 immer wieder ſpöttiſch an den Jubel des Julimondes 1848 erinnert, im Vergleich zu dem geringen Schwunge, welchen das mühſam entſtehende und raſch wieder vergehende Kaiſerthum der Hohenzollern mit ſich gebracht. Wie anders, riefen ſie, war es damals, als mit Ausſchluß der Republikaner Alle für Johann von Oeſterreich ſtimmten, die Preußen auch, wie anders als der Habsburger kam!

Ach, welcher Vaterlandsfreund iſt denn darüber im Zweifel, daß eine wiederholte große Stimmenmehrheit unſer größtes Glück geweſen wäre. Wer iſt denn aber auch im Zweifel, daß gerade in der Unmöglichkeit einer großen Majorität für das definitive Oberhaupt das ſchwere Schickſal Deutſchlands eingehüllt liegt ſeit der Reformation, ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden, ſeit dem Wiener Kongreſſe! Wer kennt denn nicht die täuſchende Leichtigkeit eines Proviſoriums!

Es vergleicht ſich die Stimmung Deutſchlands vom Frühſommer 1848 und die Stimmung Deutſchlands vom Frühjahre 1849 ganz und gar einem Kranken, welcher den Geſundbrunnen aufſucht zur Heilung. Betrachtet ihn während der erſten Tage ſeiner Kur. Da erregt ihm die Heilquelle alle die ſtockend gewordenen Säfte, das Blut fließt wieder raſcher, und Röthe wie Wärme belebt ſeine Haut. Dies iſt das Proviſorium. Allmählig aber dringt das nagende Waſſer damit es heilen könne, tiefer ein in die inneren Theile, und ergreift die kranken Punkte mit Schmerzen, und das Uebelbefinden ſteigt von Tage zu Tage, weil Alles ergriffen ſein muß um verwandelt zu werden, und je ſtärker das Waſſer, je tiefer die Krankheit, deſto mehr ſteigt das Weh gegen Ende der Kur. Troſtlos, weil um die letzte Hoffnung ſich betrogen glaubend, verläßt der Kranke den Heilort; die Kur ſoll vollendet ſein, und doch fühlt er ſich geſchwächter denn je, und mißtrauiſch ſcheidet er vom Arzte und deſſen ſteter Verſicherung, daß die Geneſung nun erſt langſam aber ſicher eintreten werde.

Langſam und ſicher tritt ſie auch ein, wenn kein organiſcher Fehler vorhanden geweſen iſt.

Von einem ſolchen iſt hoffentlich auch unſer Vaterland frei, und deshalb nach ſo ſchmerzlicher Kur der Geneſung näher als wir zu hoffen wagen.

9.

3. 7.

Am dritten Juli, alſo ſofort nach Schaffung der Centralgewalt, brachte der Verfaſſungsausſchuß den Entwurf der Grundrechte in die Paulskirche.

Nach Grundrechten verlangte man ſtürmiſch. Nicht weil es augenblicklich in der Praxis daran gefehlt, denn man nahm ſich im Grunde das Recht heraus zu Allem; aber weil man ein Fundament der immerdar beſtrittenen und vergällten Volksrechte gelegt und geweiht ſehn wollte ein für allemal. Das Verlangen war richtig, ächt und wohlbegründet.

Ueber die Ausführung dieſes Fundamentes nur konnte man verſchiedener Meinung ſein. Zunächſt konnte man ſagen und ſagte man: Haltet Euch dabei nicht zu lange auf, denn ihr könnt durch Verzögerung und durch zu ſpecielle Ausarbeitung die Freiheit und die Einigung Deutſchlands gefährden. Die Verzögerung giebt den Einzelnſtaaten Zeit wieder Kräfte zu ſammeln, und mit dieſen Kräften werden ſie ſich der Verſchmelzung in ein Ganzes widerſetzen. Die ſpecielle Ausarbeitung grundrechtlicher Sätze ferner wird bei den verſchiedenartigen Staaten und Stämmen Anſtoß finden, weil ſie auch im Untergeordneten eine Gleichheit verlangt, welche für die Einheit Deutſchlands nicht abſolut nothwendig iſt. Wenigſtens wird auch dies den Einzelnregierungen zum Vorwande dienen, ſich der Centralregierung zu widerſetzen.

Faßt Euch alſo kurz mit den Grundrechten. Je größer die Quaderſteine, deſto feſter die Grundlage; ein Dutzend Grundrechte raſch geſchaffen iſt beſſer als drei Dutzend, die ſorgfältig auf alle Möglichkeiten hin ausgearbeitet werden. Durch das Gebäude ſelbſt erſt erhalten ſie Werth. Eilt, dies Gebäude ſelbſt, die Verfaſſung, aufzuführen! Sie allein iſt ſchwer, denn ſie ſoll einen Staat bilden für einige dreißig Staaten. Nicht Grundrechte machen Euch zu einem nationalen Staate, ſondern Grundformen.

Es ſchien denn auch, als ob die Parteien ſich darüber einigen könnten. Die Rechte wie die Linke drangen auf Beſchleunigung. Aber freilich die Linke verſtand die Beſchleunigung anders als die Rechte. Sie wollte raſch ſo viel wie möglich und ſo ſpeciell wie möglich beſchließen, und wollte keine nochmalige Prüfung des Beſchloſſenen. Die Rechte dagegen wollte das Specielle ſo viel als möglich vermieden, und wollte eine zweite Leſung angeordnet ſehn.

Wenn man indeſſen hierbei nur von Rechter und Linker ſpricht, ſo iſt das irre führend. Im Laufe der Debatte über Centralgewalt hatten ſich nun zwar Parteien gruppirt. Es hatte ſich namentlich ein linkes Centrum ausdrücklich gebildet, indem eine Anzahl von etwa hundert Abgeordneten im Gaſthofe zum Würtemberger Hofe um ein Progamm zuſammengetreten war. Durch dieſe Abzweigung war thatſächlich auch ein rechtes Centrum von ungefähr 150 Abgeordneten entſtanden, inſofern dieſe Anzahl, welche ſich eng an die Ausſchußanträge in der Centralgewaltsfrage angeſchloſſen, ebenſo von der kleinen Rechten wie von dem linken Centrum abgeſondert worden war. Im Kampfe ſelbſt alſo waren dieſe zu einander gekommen, und nachträglich erſt vereinigten ſie ſich auf dem „Hirſchgraben“ zu einem Programme. Als größte Partei ſuchten ſie ſich bald ein größeres Lokal und wählten das „Caſino“ am Roßmarkte. Die Bildung dieſer Central-Parteien war aber nicht vorzugsweiſe aus den verſchiedenen Anſichten über Freiheitsprinzipien entſtanden, ſondern ſie war entſtanden in Folge der eigentlichen deutſchen Verfaſſungsfrage. Das Verhältniß der Einzelnſtaaten zum deutſchen Ganzen war der Geſichtspunkt, unter welchem ſie ſich unterſchieden. „Einzig und allein“ von der Nationalverſammlung wird die deutſche Verfaſſung geſchaffen! war die Looſung der Linken. — Nicht gerade einzig und allein, ſagte das linke Centrum im Würtemberger Hofe, denn die Regierungen ſollen gehört und in billigen Vorſchlägen beachtet werden. — Durchaus nicht einzig und allein, ſagte das rechte Centrum, ſondern ſoweit als möglich im Einklang mit den Regierungen, aber endgültig von der Nationalverſammlung ſoll die Verfaſſung feſtgeſtellt werden. Fünf Sechstheile der Verſammlung alſo, denn die eigentliche Rechte betrug kaum ein Sechstheil, wieſen die formelle Vereinbarung zurück, und unterſchieden ſich nur im Grade deſſen was praktiſch und was nicht praktiſch ſei. Die Linke wollte einzig und allein das Wort führen; das linke Centrum wollte auch allein das Wort führen, aber doch dazwiſchen hören; das rechte Centrum wollte nur das letzte Wort haben.

Daß man ſich hiernach gruppirt hatte war den Grundrechten gegenüber, war überhaupt den Freiheitsprinzipien gegenüber nicht überall zupaſſend. Es war vorauszuſehn, daß für ſolche Principienfragen noch mannigfache Wandelung der Parteiſtellung werde eintreten müſſen. Und nicht bloß deshalb irrt man leicht, wenn man die Parteieintheilung in der Paulskirche ohne Weiteres anwendet auf die gleichlautende Parteiſtellung in den Kammern der Einzelnſtaaten. Das linke und rechte Centrum der Paulskirche entſpricht auch übrigens keinesweges den gleichbenannten Parteien in Berlin oder Wien. Die Paulskirche hatte weitere Geſichtspunkte. Bei ſo eng und ſcharf geſtellten Verhältniſſen wie zum Beiſpiele in der zweiten preußiſchen Konſtituante, würden die Frankfurter Centren im Frühjahre 1849 der großen Mehrzahl nach Oppoſition gegen ein Miniſterium Brandenburg-Manteuffel geweſen ſein, alſo zur Berliner Linken gehört haben, während ſie in der erſten preußiſchen Konſtituante nur in der Minderzahl zur Berliner Linken gehört hätten. Die Unterſchiede ſind in Deutſchland nicht ſo groß und ſo feſt als die einmal angenommenen Unterſcheidungsnamen zu beſagen ſcheinen. Nur in Betreff der eigentlichen Linken, welche franzöſiſche Politik, welche einen franzöſiſchen Begriff darſtellt, iſt der Unterſchied feſt; denn unter dieſer „Linken“ verſteht man diejenigen, welchen das Staatsleben eine mechaniſche Aufgabe iſt, und welche nach auswendig gelernten abſtrakten Formeln urtheilen und handeln.

So wie nun aber einmal die Gruppirung vor ſich gegangen war mit Rückſicht auf die ſtreng deutſche Aufgabe, alſo mit Rückſicht auf die Frage der Einheit, ſo wurde ſie trotz ſpäterer Wandelungen maaßgebend, und ſo beurtheilte man den wichtigſten Ausſchuß, welcher jetzt bei Einbringung der Grundrechte zum erſten Male ſchöpferiſch auftrat. Dies war der Verfaſſungsausſchuß.

Er beſtand aus dreißig Mitgliedern. Die Hälfte deſſelben war aus dem rechten Centrum gewählt, und — was noch wichtiger — der Einfluß dieſer Mitglieder des rechten Centrums war ſo mächtig, daß er durchſchnittlich eine große Mehrheit für ſeine Anſichten vereinigte. Dies Centrum repräſentirte erſichtlich die größere Bildung. Ihr widerſteht man nicht in der intimen Verhandlung, und eine ſolche intime Verhandlung iſt ja doch die Debatte im Ausſchuſſe.

Indem man alſo dieſen Vertretern des rechten Centrums im Verfaſſungsausſchuſſe näher in die Augen ſieht, tritt man in Verkehr mit der ſchöpferiſchen Kraft, aus welcher die erſte deutſche Verfaſſung entſtanden iſt.

Den Kern bildet hier das vielfach angegriffene Profeſſorenthum, vertreten durch Dahlmann, Beſeler, Droyſen, Waitz. Welcker, ebenfalls Profeſſor und ebenfalls an dieſem Poſten, ſonderte ſich doch öfters ab vermöge eines lebhafteren Naturels, welches in der Praxis geübt und nicht ohne energiſchen

Eigenſinn iſt. Deiters, Profeſſor aus Bonn, verſuchte auch mitunter eigene Pfade katholiſchen Sinns, fand ſich aber auf kleinen Umwegen immer wieder zur Mehrheit. Pfarrer Jürgens endlich aus dem Braunſchweigiſchen gehörte zu derſelben geſchulten Bildung und vereinzelte ſich erſt ſpäter in der Oberhauptsfrage.

Der eigentliche Mittelpunkt und der unerſchütterliche Mittelpunkt war von Anfang bis zu Ende Dahlmann. In ihm war die Verfaſſung mit der Kaiſerſpitze lange ſchon verkörpert, ehe ſie berathen, ehe ſie beſchloſſen wurde. Mit dem Entwurfe der Siebzehner ſchon, alſo ſchon zwiſchen Vorparlament und Nationalverſammlung begann ſein herrſchſamer Eindruck. Wie Viele hat er gewonnen durch überzeugende Kraft! Der allgemeine Aufſchrei im Maimonate als der Siebzehner-Entwurf bekannt wurde legt Zeugniß dafür ab, wie himmelweit entfernt die öffentliche Meinung war vom Gedanken eines Kaiſerthums. Es war aber immer Dahlmann's Art, gar nicht viel Weſens zu machen von den Meinungen und Wünſchen des Tages. Das innerlich Erprobte und Folgerichtige war und iſt ihm alleiniger Leitſtern. Sogar unter den Siebzehnern fand er zuerſt mit ſeinem Kaiſerthume faſt nur Staunen. Leute wie Albrecht, wie Baſſermann wurden erſt durch Dahlmann dafür geweckt und erregt. Im Bundespalaſte hat er in einer Sitzung durch ſeine langſame, eindringliche Rede den ſo praktiſchen Baſſermann in Zweifel geſtürzt, zum Vergleichen und Erwägen gedrängt. Die von ihm ausgehende Kraft hat aber faſt etwas Magiſches. Wir pflegten zu ſagen, wenn ein hartnäckig Widerſprechender gar nicht zu erweichen war: Dahlmann muß ihn anhauchen! Weil das Wiſſen in ihm ſo feſt zuſammengedrängt, weil es ſo durchdrungen war vom Glauben an ſich ſelbſt, weil es ſo ſchweigſam und wenn es redete ſo einfach, klar und körnig war, weil es endlich bei ſo lauterem Charakter des Mannes immer wahrhaftig erſchien, darum wirkte es wie mit magiſchem Hauche. Der Viel-Redende mag gewinnen und fortreißen durch den Reichthum der Gründe und Geſichtspunkte, der Wenig-Redende überzeugt durch die Stärke ſeiner Gründe. Jenem mag man zuſtimmen bis auf Weiteres, dieſem ſtimmt man zu ein für alle mal; denn dieſem glaubt man. Mit dem Glauben einſtimmen iſt eben noch ganz was Anderes als mit dem Urtheile zuſtimmen.

Nächſt Dahlmann war der wichtigſte und jedenfalls der thätigſte Georg Beſeler, Profeſſor in Greifswald, der jüngere Bruder des ſchleswigſchen Statthalters Wilhelm Beſeler, welcher erſt ſpäter in die Verſammlung trat. Georg Beſeler iſt ein ſchöner Mann nahe den Vierzigen. Schön in der engliſchen Weiſe, vor welcher er wohlgeformte Hände und Füße und fleiſchige Fülle voraus hat. Auch der rothe engliſche Schnitt iſt ſeinem kurz gehaltenen dunkeln Haare noch erlaſſen, und findet ſich nirgends in dem geſund blaſſen edlen Antlitze. Nur am ſtreng begrenzten Backenbarte meldet ſich leiſe und fern jener färbende Schimmer der Seeluft. Das ſchöne blaue Auge dagegen hat ehrliche deutſche Kraft und der kleine Mund mit wohl geſtellten Zähnen entfernt ſich ganz und gar von dem unſchönen, leichenartig vorſtehenden Oberkiefer der Race Albions. Im Gegentheile verleiht das ſtets raſirte, blaubärtig ſchimmernde runde Kinn und die fein-griechiſche Naſe dem ganzen Kopfe etwas Klaſſiſches. Hiermit übereinſtimmend iſt ſein Vortrag, welcher einen feinen, ſtets auf Maaß bedachten Gedankengang zu Gehör bringt in dem ſauberſten norddeutſchen Accente. Hätte dies gentlemanartige Auftreten, welches äußerlich den Profeſſor überwunden hat, Fülle und Schwung, ſo würde die Wirkung ſeiner Rede außerordentlich ſein. Das iſt ſie indeſſen nicht, denn Fülle und Schwung fehlen. Beſeler erörtert nur, und obwohl er im Laufe einer Jahresübung und im Drange des Intereſſes lebhafter und wärmer geworden, ja in heißen Fragen dem Schwunge nahe gekommen iſt, die gründliche Eigenſchaft ſeiner Rede war doch immer nur die der Erörterung. Sie wirkte alſo niemals fortreißend, immer aber vortheilhaft für den Standpunkt welchen er vertrat. Darum vortheilhaft, weil ſie die Rede eines anerkannten patriotiſchen Ehrenmanns, weil ſie klar und auf gediegene Kenntniß geſtützt war, und weil ſie endlich im Ganzen wie im Einzelnen vollſtändige Bildung athmete. Nur mit dem ganz Verwerflichen machte er kurzen Prozeß; mit alle dem was unter Umſtänden eine Berechtigung anſprechen kann ſetzte er ſich ſchonend und billig auseinander, und aus dieſem Grunde erhielt er ſich mit dem edleren Theile der Linken immer die Möglichkeit eines Verſtändniſſes, obwohl er niemals mit der Linken ſtimmte.

In dieſer Beziehung leiſtete Droyſen noch mehr. Dieſer kleine dunkelhaarige Pommer, welcher mit den Fahnen der Linken gar nichts gemein hatte, war faſt täglich im Lager derſelben zu ſehn, und bewies hier, ſpottete dort, ſchalt hier und beredete da, um eine Uebereinſtimmung zu bewirken. Ein ſolches parlamentariſches Talent ohne Rednerbühne, ein Talent im Parlamentiren, iſt ſelten verbunden mit einer ſo feſten Anſicht wie Droyſen ſie hat und geltend macht. Auf die Rednerbühne der Paulskirche ſelbſt iſt er gar nicht gegangen, obwohl er mit großer Leichtigkeit und mit ſchlagender dialektiſcher Kraft zu ſprechen weiß. Nicht das Redenhalten ſondern die Debatte intereſſirt ihn, und in der Debatte iſt er ein ſiegreicher Fechter, ein zäher Gegner von unerſchöpflichen Hilfsmitteln. Mit dem behendeſten, geübteſten Geiſte umkreiſ't er, ſprengt er, oder überſpringt er eine ganze Schaar von Gegnern. Er iſt ſo geiſtvoll und nach allen Seiten ſo gefaßt, daß er auch da den Eindruck der Ueberlegenheit macht, wo er nicht wirklich überlegen iſt. Solche Anlage zum Matador wird bedenklich, wo Inhalt und herzliche Theilnahme an dieſem Inhalte fehlen. Beides fehlt ihm aber keinesweges. Mit voller Seele waren dieſe beiden Männer, Beſeler und Droyſen, welche man faſt immer neben einander ſah, bei dem ſchweren Werke für unſer Vaterland; das Gelingen des Werkes war ihnen das Gelingen ihres Lebens, und man kann wohl ſagen, daß vom Mai 48 bis zum Mai 49 nur die kurzen Stunden ihres Schlafes leer blieben vom Dichten und Trachten, vom Reden und Treiben, vom Verſöhnen und Verbinden für das Zuſtandekommen eines deutſchen Reiches. Sie waren Triebfedern immerwährenden Handelns vom Verfaſſungsausſchuſſe heraus nach allen Sitzen der Paulskirche. Welche Bären haben ſie geleckt, um ihnen Menſchengeſtalt beizubringen! Welche Entſagung des Humors hat Droyſen in dieſem und jenem Winkel dieſem und jenem ſchlechten Muſikanten zugewendet, um die gar zu unharmoniſche Stimme wenigſtens unhörbar zu machen in der Melodie! Unverdroſſen wanderte er mit ſeinem Stocke und der großen Brille zwiſchen den Bänken umher, ein terminirender Muſikant, und nur im Vorübergehn an einzelnen ſicheren Bundesgenoſſen entſchädigte er ſich durch eine ſarkaſtiſche Bemerkung, von welcher das ernſthafte, kleine Geſicht nicht das Mindeſte verrieth. — Wer dieſen Kieler Profeſſor ſich nach dem Geſchichtswerke „Die deutſchen Freiheitskriege“ vorſtellen wollte, der würde ein ganz falſches Bild haben. Nichts von der weitmaſchigen, philoſophiſchen Darſtellungsweiſe war an dem Abgeordneten Droyſen zu entdecken, nichts als die geiſtige Stärke. Natürlich, wenn auch nicht einfach, ungezwungen, wenn auch nicht ohne Schule behandelte der Abgeordnete jedes Thema der Staatsfragen friſch, raſch und präcis. Im Verfaſſungsausſchuſſe hat er nicht nur für die Akten, ſondern auch für ſeinen eignen literariſchen Vorrath Protokoll geführt, und aus dieſem letzteren Material wird wohl ein Buch entſtehn.

Politiſcher Charakter und politiſche Fähigkeit iſt dieſen drei Profeſſoren in hohem Grade eigen. Wer dies läugnet unter dem geläufigen Vorwurfe gegen doktrinaire Beſchränktheit, der läugnet es, weil ihm die Politik dieſer Leute nicht gefällt oder weil er ſie nicht verſteht. Es iſt allerdings keine Politik von heut auf morgen; aber ſie hat Geſchichte, hat Freiheit und hat mächtige Geſtalt.

Der Vorwurf des Doktrinarismus trifft am Richtigſten den vierten Profeſſor. Waitz folgert unter dem Joche von Doktrinen; das heißt ſeine Doktrin iſt ſtärker als ſeine Urtheilskraft. Wer in der politiſchen Welt es nicht verſteht den verſchiedenartigen Kräften eines Staatslebens verhältnißmäßig Rechnung zu tragen, wer die Kräfte nur zählt nach dem Tarif der Wiſſenſchaft und ſie nicht täglich neu zu wägen weiß, wer überhaupt nur nach erlernten Faktoren rechnen will in der Politik, der iſt nicht zum Handeln beſtimmt in der Politik. Politik iſt nicht nur Wiſſenſchaft, ſie iſt Kunſt, und geſtattet deshalb nicht unbedingte, ſondern erheiſcht bedingte Anwendung Deſſen was man weiß.

Die erlernte oder angelernte Politik fand ihren ſchärfſten Probierſtein an der großen öſterreichiſchen Frage, der Lebensfrage für deutſche Macht und für deutſchen Staat. Erſchreckend einfach und leicht war dieſe Frage für die Linke wie für die Doktrinaire; denn unſre eigentlichen Linken ſind im letzten Grunde ebenfalls Doktrinairs, nur rohe. Ihre Schablone iſt nur gröber als die des doktrinairen Profeſſors, und ihre Anwendung derſelben iſt gewaltſamer.

Waitz fuhr denn auch ſtreng nach der Doktrin mit Oeſterreich ab wie der Teufel mit einer armen Seele. Verſchiedene Nationalitäten, ſagt die Doktrin, ſind nur durch Abſolutismus des Regimentes zuſammenzuhalten in einen Staat, alſo iſt Oeſterreich unter konſtitutioneller Form nicht mehr möglich, und die Nationalitäten haben über die verſchiedenen Fetzen zu verfügen.

Dagegen zeichnet ſich Waitz aus durch großes Talent der Faſſung und der Darſtellung. Er war der vollendetſte Redner unter den Profeſſoren der Paulskirche. Ein mittelgroßer, fleiſchiger Mann mit rundem Haupte blaſſer Färbung fand er auf der Rednerbühne immer aufmerkſame Hörer, und er verdankte dieſe Aufmerkſamkeit immer der geſchloſſenen Form ſeines Vortrages. In ſolcher Geſchloſſenheit und Abrundung liegt eine zwingende Kraft. Der Zuſtimmende freut ſich, daß Alles wohl verbunden, wohl vernietet erſcheint und folgt mit Behagen der klaren Entwickelung deſſen was er ſelber denkt, und was ihm in ſo feiner Entwickelung und Ordnung doppelt gefällt. Der Gegner aber folgt mit Spannung, weil er die Lücken entdecken will, an welchen zugreifend er das Bauwerk auseinander reißen könne. Zur Unterbrechung des Vortrags findet der Gegner bei Waitz ſelten Gelegenheit, weil dieſer Redner nichts vereinzelt und deshalb gefährdet hinſtellt, ſondern weil er mit klaſſiſchem Geſchmack, das heißt im Geſchmack der alten Schriftſteller, die Behauptung ſtets gedeckt durch weit-verzweigten Satz, ſtets geſchützt durch ſchlußmäßige Bedingungen einführt. Da dies nun obenein glatt und ohne Anſtoß geſchieht, und da es gehoben wird durch Ebenmaaß und ſogenannte Concinnität des Ausdruckes, ſo iſt der Gegner genöthigt, ſich dem Ganzen anzuſchließen um das Ganze umzuſtürzen. Denn die „Concinnität“ erzeugt durch die ihr inwohnende Macht der ſtrengen Schönheit auch bei dem widerwilligſten Gegner einen gewiſſen Reſpekt. Waitz war deshalb auf der Rednerbühne nicht von Wichtigkeit, wenn Schlachtgetümmel entſtand und ſcharfe Schlagfertigkeit gefordert wurde, wohl aber wenn über große Fragen die eigentlichen Redeſitzungen eröffnet waren. Dann ergoß er ſeine wohlgefügten Worte in lyriſchem Tenor nie ohne eine läuternde Wirkung auf das Ganze. Er ſelbſt ſchließt dabei die Augen, um ſich ganz in den Kreis ſeiner Gedanken abzuſondern, und ein regelmäßiges leiſes Wackeln des ganzen Oberkörpers ohne irgend einen Geſtus mit den Händen ſcheint ihm nöthig zu ſein für das eintönige, wohlklingende Organ der ununterbrochen fließenden Sprache.

Dieſes Profeſſorencentrum im Verfaſſungsausſchuſſe — Dahlmann, Beſeler, Droyſen, Waitz, Welcker, Deiters, Jürgens — ward geſtützt durch eine Anzahl beſonnener, gründlich gebildeter und braver Männer, durch Hergenhahn aus Naſſau, durch Briegleb aus Coburg, durch Beckerath, Baſſermann und Max von Gagern, welche drei zeitig austraten um das Reichsminiſterium bilden zu helfen, durch Scheller, einen kleinen, kahlen, ſteinernen, ehrenfeſten Juriſten aus Preußen, Markus Tullius Cicero genannt von den heiteren Kritikern, weil er zuweilen mit dem „quo usque tandem, Catilina" gegen die Catilina's der Linken auftrat in unerſchütterlicher, trockner Rhetorik; durch Wippermann ferner aus Kaſſel bis auf gewiſſe Punkte, in denen der Staatsmann eines kleinen Kurfürſtenthums den demokratiſchen Stichworten ſeiner Heimath nicht widerſtehen konnte; durch Soiron endlich, welcher den Vorſitz führte im Verfaſſungsausſchuſſe. Letzteres war von außerordentlichem Vortheile. Ein Praktikus in juriſtiſchen wie politiſchen Dingen, ein in geſunder Oppoſition aufgewachſener politiſcher Kriegsmann, ein Wallone von Abſtammung und ſo unbekümmert kaltblütig zum Streite wie die walloniſchen Reiter von jeher geweſen, war Soiron ganz geeignet zur Leitung dieſes wichtigen und ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Körpers, genannt Verfaſſungsausſchuß. Wenn die Profeſſoren manchmal klagten, daß er zu oberflächlich und kurzab verfahre, ſo war uns dies ein Zeichen, daß Soiron ſehr nützlich ſei. Er iſt des juriſtiſchen Formalismus, der juriſtiſchen Logik in dem Maaße Herr, daß er die fraglichen Punkte klar zu gruppiren, daß er das Zuſammengeſetzte ſcharf zu ſpalten weiß. Er weiß übrigens aus Inſtinkt und Erfahrung, was gehen und ſtehen mag, und führt das Unlebendige und bloß Theoretiſche, komme es von rechts oder von links, auf den ſeinen Punkt zurück, in welchem es Geltung anſprechen kann; er iſt leutſelig, bequem und bei aller Derbheit verbindlich und verſöhnlich; er iſt feſt und ruhig und, was unſchätzbar in ſo kritiſchen Zeiten, er iſt immer voll guten Muthes, voll heiterer Zuverſicht. Ob Alles auseinander zu krachen drohte, Soiron blieb behaglich und muthig, Soiron lächelte und glaubte an das Gelingen. Was hatte er zu leiden von der Linken! Sie hatte ihn zu den Ihrigen gerechnet, weil er in vorderſter Linie bis zum Vorparlamente gegangen war, ſie wüthete gegen ihn, als er bei der Konſtituirung nicht nach Redensarten, ſondern darnach fragte: was haben dieſe Redensarten für einen praktiſchen Sinn und in welcher Ausdehnung ſind ſie verträglich mit der Regierung eines großen Staatsganzen? Lächelnd und leidenſchaftslos ſah und hörte er auf die Ausbrüche des Haſſes, welche ihm bis zuletzt von der Linken nicht erlaſſen wurden, unbekümmert darum ging er ſeines Weges, und behielt doch auch im Verfaſſungsausſchuſſe, ja ſelbſt auf der Rednerbühne immerdar eine gewiſſe Kraft der Vermittelung zwiſchen dem rechten Centrum und dem wahrhaftigeren Theile der Linken. Wie er die Streitfragen darſtellte, ſo hatten ſie doch ſtets die Eigenſchaft der Lebensfähigkeit oder Lebensunfähigkeit, und der Frage um dieſe Eigenſchaft konnte ſich nur der ganz Verſtockte entziehen.

Dieſer Kreis von Männern bildete den Stamm des Verfaſſungsausſchuſſes. Was ſich von ihm nach rechts abzweigte, war ein kurzer Aſt mit wenig Zweigen. Dieſe Zweige hießen

Mühlfeld, Detmold, Rotenhahn, Laſſaulx. Andrian und Lichnowsky, welche ebenfalls zur rechten Seite gehörten, waren nur kurze Zeit und ſpurlos Mitglieder des Ausſchuſſes.

Mühlfeld aus Wien, Detmold aus Hannover ſtimmten als zwei feſte Juriſten, denen keinerlei Aufſchwung den Geſichtspunkt verrückte. Dieſe beiden kleinen Geſtalten hielten unerſchütterlich Stand in dem ſtrengen Formenkreiſe konſtitutioneller Monarchie. Mühlfeld mit einem Napoleonskopfe that dies in unerbittlicher juriſtiſcher Logik, und wenn er's von der Rednerbühne that, ſo ging ſeine eintönige, geradeaus und raſch fließende Rede wie ein Bach einher, welcher über Stock und Stein nach der Ebene eilt, unbekümmert um Tageszeit, Landſchaft oder ſonſtige Umgebung. Als man ſpäter an die eigentliche Verfaſſung kam, war dieſe muthig nüchterne Einſicht eines Oeſterreichers unter ſo vielen überſchwenglichen oder unklaren Landsleuten von beſtimmtem Werthe.

Detmold machte ſeine Oppoſition von rechts aus ohne Rede. Er machte Bemerkungen, welche nicht nur bemerkt, ſondern auch empfunden ſein wollten. Sie waren witzig zugeſpitzt und in Laune getränkt. Er hatte die Ruhe des Spottes über eine trunken gewordene Politik, und da er eine winzige Gnomengeſtalt iſt mit hohen Schultern, ſo trippelte er umher unter den lärmenden Abgeordneten wie ein moderner Aeſop. Der breite, lippenſchmale, an den Enden abwärts geneigte Mund war ſelten ohne ein ſpöttiſches Lächeln über die angeſtochenen Eiferer, und dies ſarkaſtiſche Lächeln verlor ſich ſelbſt dann nicht von dem weißen Geſichtlein, wenn er ſich aus dem Taſchentuche ein Kopfkiſſen gemacht hatte und in dem Winkel ſeiner Bank die wilden Freiheitsreden der Linken ſchlafend über ſich ergehen ließ. Schafft dieſes ſchmale Häuflein Glieder, welches in ſolchem Winkelchen vollen Raum hat und welches von Euren überſichtigen Augen ſo leicht überſehen wird, ſchafft es aus der Welt, wenn die „Reinigungen" beginnen, dies Lächeln eines ungeſchreckten Charakters vergeßt Ihr doch nimmer! Es iſt doch ein Menſch dies ſchmale Gliederhäuflein, deſſen Andenken Euch immer unbequem bleibt, weil es Euch nicht gefürchtet und nicht geachtet hat. Wurde er aufgeweckt zum Abſtimmen, ſo ſah er mit zwei wunderſchönen blauen Augen drein in das Getümmel wie das altkluge Kind einer Marketenderin, welches an Raſſeln und Schreien gewöhnt iſt. — Bekanntlich war Detmold im hannöverſchen Verfaſſungsſtreite von der ſchärfſten Oppoſition, aber als ächter Norddeutſcher und als ſatiriſches Talent, welches „Anleitung zur Kunſtkennerſchaft" und „Randzeichnungen" geſchrieben, hatte er jetzt viel mehr Acht darauf, ſich nicht überſtürzen zu laſſen, als darauf, etwas zu verſäumen. Der Menge überlegen zu ſein, geſchähe dies auch nur durch Verneinung und Beobachtung im Sturme, dies iſt dem ſatiriſchen Naturel dergeſtalt Bedürfniß, daß es aus Eigenſinn und Widerſpruchsgeiſt ſelbſt die unerwartete Fülle und Größe abweiſ't, bloß weil ſie unerwartet gekommen und zu haben iſt. In gar Vielem hatte Detmold Recht mit ſpöttiſchem Achſelzucken und in komiſchem Anblaſen der Perücken, welche ſich für eignes langes Haar ausgeben wollten, im Grunde aber war er ſelbſt armſelig. Selig in der Armuth ſeiner Vorſtellungskraft. Der Ruck der Welt war nicht ſo groß, als die Linke ihn darſtellen wollte, er war aber größer als Detmold' ihn gelten laſſen wollte, und gegenüber einem ſo künſtlich verzwickten Staatenweſen wie dem deutſchen war es Mangel an deutſcher Energie: von dieſer verzwickten Künſtlichkeit im günſtigen und entſcheidenden Augenblicke ſo wenig als möglich aufgeben zu wollen. Es war die kärgliche Vorſtellungskraft: ein Staatenweſen könne und dürfe ſich immer nur im prozeſſualiſchen Wegs entwickeln. Es war im letzten Grunde Mangel an ſchöpferiſcher Fähigkeit und Ueberfluß an Schadenfreude.

In viel höherem Grade noch gilt beides Letztere von Laſſaulx, einem Doktrinair ſchlimmſter Sorte, einem Peſſimiſten, welcher mit liebloſer Zuverſicht auf katholiſchen Glauben ſich ſteift, ohne eine geſunde Ader von Chriſtenthum in den zerfreſſenen Eingeweiden, von biſſiger Kritik zerfreſſenen Eingeweiden ſeines inneren Lebens zu beſitzen. Da iſt auch nicht ein Schimmer von möglicher Geſtaltung. Da hetzen ſich die Analogieen der Weltgeſchichte auf einem wüſten Blachfelde, auf einem endloſen Todtenacker umher. Weil es mit Griechenland und Rom ſo gekommen wie es gekommen, weil es mit Byzanz geworden wie es geworden, ſo müſſe es auch jetzt ſo und ſo an die Auflöſung gehen, denn dieſe und dieſe Vorbedingungen ſeien ebenſo — o, dieſe überſtändigen Schlußfolgerungen der Schulweisheit ſind ein peinlich Ding im gewöhnlichen Leben, und ſind eine arge Fratze in einer konſtituirenden Verſammlung. Ihrem Weſen nach haben ſie keine, gar keine Zukunft, und doch wollen dieſe Todtenvögel mitthun in einer geſtaltenden Verſammlung, und wollen doch nicht immerfort „Grab! Grab!" ſchrein, weil die Verſammlung ſich dies nicht gefallen läßt; da geht es denn an ein Schauſpielern nach dieſer oder jener Seite, ein Schauſpielern ohne weiteren Zweck als daß der Hiſtrio mit perſönlicher Dreiſtigkeit ſeine Lappen durcheinander ſchüttelt vor den Augen der Nation, auf Koſten der Nation. Schade um jede Minute Aufmerkſamkeit, welche dieſer übrigens ganz talentvolle Herr Laſſaulx in Anſpruch genommen, denn er hat in ſeiner Ungläubigkeit an deutſche Nation nicht ein Zipfelchen bieten können und bieten wollen zu deutſcher Geſtaltung. Es iſt ein Zufall, daß er auf die rechte Seite hin geſprochen und geſtimmt, ſeiner hoffnungsloſen Natur nach hätte er ebenſo gut nach der linken Seite hin ſprechen und ſtimmen können.

Mit der rechten Seite des Verfaſſungsausſchuſſes ging endlich noch als vierter der Freiherr von Rotenhan, ein fränkiſcher Edelmann vom ſüdlichen Abhange des Thüringer Waldes, ein ſtattlich ausſehender, liebenswürdig-freiſinniger, ſanfter Kavalier, welcher wohlwollend und billig überall gern geſehen wurde. Er behauptete ſeine Stellung nicht dogmatiſch und hartnäckig, und war immer zur Ausgleichung geneigt, wenn das Wohl des Ganzen, des deutſchen Vaterlandes eine

Vermittelung der Anſichten zu erheiſchen ſchien. In ähnlicher Weiſe verhielt ſich ſein ſpecieller Landsmann und Standesgenoſſe Graf Giech, welcher ſpäter erſt in die Nationalverſammlung trat, und dieſe beiden Vertreter eines aufgeklärten und patriotiſch geſinnten fränkiſchen Adels haben bei allen Unbefangenen einen wohlthuenden Eindruck gemacht. Somaruga aus Oeſterreich kam erſt ganz zuletzt in den Ausſchuß, als die öſterreichſche Frage ſchon im letzten Stadium war.

Nach der linken Seite des Verfaſſungsausſchuſſes uns wendend müſſen wir eine Lücke eingeſtehn. Der Uebergang zur eigentlichen Linken war ſchwach oder gar nicht vertreten. Die rechte Seite des linken Centrums, welche ſpäter im Augsburger Hofe das eigentliche Centrum darſtellte, hatte nur kurze Zeit Robert Mohl, der bald an die Spitze des Juſtizminiſteriums trat, und Compes aus Cöln im Verfaſſungsausſchuſſe. Letzterer trat frühzeitig aus der Verſammlung, und Rieſſer, ein Mitglied des Augsburger Hofes, trat erſt während des Winters in den Verfaſſungsausſchuß Gülich ferner aus Schleswig-Holſtein, ſpäter Mitglied des „Landsberges“ und als ſolches dem Augsburger Hofe und dem eigentlichen Centrum nahe ſtehend, war von keiner Bedeutung, und Schreiner endlich aus der Steiermark gehörte zwar zum Augsburger Hofe, ſtimmte jedoch im Verfaſſungsausſchuſſe durchſchnittlich mit den linken Parteien. Derjenige aber, welcher abſonderlich dazu berufen geweſen wäre, dieſe Vermittelung zu bilden, unſer geliebter Paul Pfizer, wurde gleich von vornherein durch Krankheit dergeſtalt gelähmt, daß er Frankfurt verlaſſen mußte und ſeiner Erwählung in den Verfaſſungsausſchuß nicht Folge geben konnte.

Jenſeits dieſer Lücke ſtand die erſte linke Gruppe, beſtehend aus Mittermaier, Römer, Tellkampf, Ahrens. Den Uebergang von ihr zur eigentlichen Linken, die eigentliche linke Abſtraktion bildete Heinrich Simon aus Breslau, und an ihn ſchloß ſich als wirklicher linker Flügel Schüler, Blum und Wigard. Die Linke war alſo ſchwach vertreten, denn von all dieſen Männern war keiner geeignet, einen überzeugenden oder auch nur bedeutenden Einfluß auszuüben in der Debatte. Eine gewiſſe moraliſche Kraft wäre wohl dem knochigen, bündig ſchließenden Römer zuzutrauen geweſen, welcher als Würtembergiſcher Miniſter eine tapfere und ſcharfe, großer Ehren würdige Haltung gezeigt hat in außerordentlich ſchwieriger Lage. Aber der Unterſchied zwiſchen dem regierenden Miniſter und dem konſtituirenden Mitgliede des Parlamentes war ein ſehr auffallender. In Stuttgart wo er handeln mußte, war ſeine rechte Hand thätig, und war ſtark und ſtraff; in Frankfurt hatte er nur eine linke Hand, und ſie war ſchlotternd und mittelmäßig geleitet. Vergeſſen darf man freilich nicht, daß dieſe Herren kleiner Staaten, namentlich ſüddeutſcher Staaten, auf eine Heimath ſich ſtützen mußten, welche in ihrer großen Majorität das linke Programm wie ein Glaubensbekenntniß Tag und Nacht aufſagte, und vergeſſen darf man nicht, daß ihnen der Stil großer Staaten fremd und ungewohnt war. Nach dem kleinen politiſchen Katechismus eine Staats- und Regierungsmacht zu zerſplittern war ihnen nur gar zu natürlich geworden, und ihr einziges Hilfsmittel gegen die hierdurch herauf beſchworene Auflöſung hieß und heißt Centraliſation. Franzöſiſch iſt ihr Magen geworden, und ſo haben denn die Dünſte auch ihr gutes deutſches Hirn franzöſiſch durchhaucht. Die faſt alle links ſitzenden Schwaben hatten als Grundvorſtellung vom neuen deutſchen Reiche: eine unendliche Theilbarkeit im Einzelnen, und eine vollſtändige Centraliſation im Ganzen. Ihr kleines heimathliches Gebiet an Berg und Thal iſt bereits ſo getheilt, daß oft Kartoffelbeete und einzelne Nußbäume mehrere Beſitzer haben; den Weg zu dieſer Brüderlichkeit wollten ſie bewußt oder unbewußt die deutſche Nation führen.

Trotzdem war immerhin Römer noch der ſicherſte Halt auf dieſer Seite des Verfaſſungsausſchuſſes. Er kannte doch die Praxis, er wußte was Beſtand haben kann, und verläugnete dies nicht geradezu. Zur äußerſten Ungeduld dagegen konnte und mußte Mittermaier treiben. Berühmte Wiſſenſchaftlichkeit, die den Ruhm nicht verdiente und kaum die Wiſſenſchaft beſaß, gewiß aber den geiſtigen Charakter derſelben nicht hatte. Vom perſönlichen Charakter zu ſchweigen, der allerdings wohl unzertrennbar ſein mag vom Charakter der Wiſſenſchaft. So enthüllte denn dieſer berufene Rechtslehrer durchweg nur eine Gallert, eine Molluskenwelt der Begriffe. Alles war in dieſer Welt vorhanden, aber Alles quabbelte durch einander. Wo man zugreifen, wo man ſich feſthalten wollte, da quoll die Gallert durch die Finger und ſchob ſich raſch wieder in neue Unförmlichkeit oder doch nur ſcheinbare Förmlichkeit zuſammen.

Solche Leute ſind ein großes Unglück für konſtituirende Verſammlungen. Sie verwirren die öffentliche Meinung am Gefährlichſten, denn in ihnen als Männern der Wiſſenſchaft und der Erfahrung glaubt man eine Stütze zu haben für alle zweifelhaften Wege, und von ihnen alſo wird gerade der vorſichtige Bürger verführt. Sie ſtützen nichts, ſolche Leute, als ihre eigene Schwäche oder Eitelkeit, und ſtützen ſie dadurch, daß ſie immer, immer fort ſchreiten. Der Gang ſelbſt, die Bewegung verbirgt wie bei Halbtrunkenen, daß ſie nicht ſtehn können. Solche Leute werden alſo wenn es die Umſtände mit ſich bringen bis zum Robespierreſchen Regimente geführt, und Herr Mittermaier wäre ganz geeignet, unter Umſtänden ein Barrère zu werden, wenn er die geiſtige Kraft dazu hätte. Barrère hatte bekanntlich bei drohenden Kriſen in der linken und in der rechten Taſche eine Rede ſtecken, wenn er in die Conventsverſammlung ging, und hielt die linke Rede, ſobald er ſah, daß der Sieg auf die linke Seite fiel, und hielt die rechte, als er ſah, daß Robespierre verloren war. Zu ſolcher Schärfe der Parteigängerei hat Herr Mittermaier, wie geſagt, nicht die dialektiſche Kraft des Geiſtes. Es braucht auch großer Anlagen, daß man ein großer Sünder werden könne. Herr Mittermaier läßt es alſo beim Taſten bewenden, und ſo lange die Bewegung nach links im Aufſteigen begriſſen ſchien, neigte er das umfängliche weißhaarige Haupt immer nickend nach links, denn den „Forrderungen des Volks,“ ſagte er — das immer geſchnarrte r doppelt ſchnarrend — „müſſe man gerrecht werden. Gerrecht, meine Herrrn, ſonſt würrde es uns nicht wohl bekommen!“ — Um dieſe Zeit war er im Würtemberger Hofe ein Schrecken für die Mehrzahl dieſes Klubbs, denn es verging kein Abend, an welchem er nicht mehrmals lange geredet, und in ſeiner zuſammengeneſtelten, halb kläglich pathetiſchen, halb hochweiſe warnenden Art gänzlich gelangweilt hätte. Es verging kein Abend, an welchem er nicht ſeinen letzten Trumpf ausgeſpielt hätte mit der ſprichwörtlich gewordenen Ankündigung: „ich habe Brriefe, meine Frreunde! ich habe Brriefe, welche keinen Zweifel übrig laſſen über die drohende Keſtalt der Rrevolution“ — Brriefe nicht bloß vom Kontinente und aus Baden, ſondern auch aus Amerika. Er ſchien doch zu wiſſen, wie ſehr man dieſe Briefe fürchtete, denn ſeinen ſchwachen Gründen für dieſe oder jene Erweiterung der Grundrechte verſagte er nie ſolche terroriſtiſche Unterſtützung. Kurz, dieſer Rechtslehrer hätte unter Umſtänden die Grundrechte durch lauter ſpezialiſirte Freiheiten ſo lange erweitert, bis jede Regierung, auch die freiſinnigſte von der Welt, nur noch mit immerwährendem Belagerungszuſtande hätte regieren können.

Es liegt auf der Hand, welchen Einfluß ſolch ein Mann im Verfaſſungsausſchuſſe gewinnen konnte gegenüber den oben geſchilderten Männern eines feſten Centrums. Gar keinen. Die encyklopädiſchen Kenntniſſe ſolch eines alten Lehrers hoffte man wenigſtens benützen zu können. Aber auch gegen deren Zuverläſſigkeit erhob ſich bald Mißtrauen. Wer nicht ordentlich weiß was er will, weiß auch am Ende nicht ordentlich was er weiß. Denn auch unſre Wiſſenſchaft iſt unſerm Willen unterthan. Sogar auf der Rednerbühne nöthigte uns Herr Mittermaier öfters zu ſolchen Zweifeln. Das abſolute Veto zum Beiſpiele griff er mit der Beweisführung an, daß Ludwig XVI. um deßwillen hingerichtet worden. Was iſt das für eine Wiſſenſchaft! Als Ludwig verurtheilt wurde, war das abſolute Veto längſt geſprengt, und als es in früherer Zeit Gegenſtand des Streites war, da war es eben nur ſtreitig als Symptom der Monarchie, welche man beſeitigen wollte. Unſer Profeſſor hätte alſo ebenſo gut ſagen können: der franzöſiſche Monarch wurde hingerichtet, weil er vor einigen Jahren noch die Monarchie gewollt. Hätte Mittermaier gewußt, ob er die Monarchie oder die Republik wollte, ſo hätte er auch eingeſehn, daß ſolche Beweisführung ſchielend und unwahr ſei. In dem Munde eines entſchloſſenen Mannes von der Linken war die Berufung auf das Veto Ludwigs ganz in der Ordnung, denn ein ſolcher hätte das Veto von vorn als Prinzip angegriffen, als Kennzeichen einer Staatsform, welche man nicht gewollt und nicht wolle. In dem Munde Mittermaiers, der gelegentlich ſeufzend für die konſtitutionelle Monarchie ſo leiſe wie möglich Ja ſagte, war die Beweisführung wiſſenſchaftlich unrichtig, und das Faktum als ſolches war falſch. An ſolchem Zuge iſt aber deutlich zu erkennen, wie man einem ſolchen Manne gegenüber mißtrauiſch werden mußte auch da, wo nur hiſtoriſche Begriffe oder Thatſachen, kurz nackte Kenntniſſe in Rede kamen. Iſt es nicht alſo natürlich, daß gerade ſolch eine anſpruchsvolle Parlamentsfigur ein Mittelpunkt der Satire werden konnte? Sie wurde es, und zwar aus dem Verfaſſungsausſchuſſe ſelbſt. Der kleine Satyr Detmold ſah nicht umſonſt täglich dieſe gewundenen Bewegungen zwiſchen dem Anſtande, welchen die juriſtiſche Profeſſur auferlegte, und der lockenden Popularität, welche nur links zu holen war. Ach, der ſüßliche Liebhaberton, dies flötende Schmachten eines alten Herrn nach der Volksliebe war ſo tief unangenehm, daß nur der luſtige Künſtler es genußreich verwenden konnte. Aus dem Suchen nach der Mitte zwiſchen Links und Halblinks, aus dem Suchen nach Mitteln der Beliebtheit verwandelte ſich der Mittermaier zunächſt in den Mittelmaier, und aus dieſer erſten Verwandlung des freiſinnigen Brahma's entwickelte ſich während des Spätſommers die zweite — der Piepmeyer, eine Charaktermaske, von der bei den Grundrechten ſpäter noch die Rede ſein wird, deren mythiſcher Urſprung aber an dieſer Stelle im Verfaſſungsausſchuſſe zu finden iſt.

In dieſer linken Gegend des Ausſchuſſes bewegten ſich auch die Herren Tellkampf und Ahrens, Tanz- und Fechterſtellungen verſuchend, welche keine Aufmerkſamkeit zu Wege bringen konnten. Herr Tellkampf liſpelte immer von Amerika, wo er eine Zeit lang geweſen war. Nichts iſt mißlicher als erlernte oder von der Fremde abgeſchriebene Politik. Wenn ſie geiſtvoll übertragen werden will, ſo beleidigt ſie, und wenn ſie geiſtlos empfohlen wird, ſo langweilt ſie. Herr Tellkampf und die Nationalverſammlung waren in dem letzteren Falle. Ja, Herr Ahrens, ein deutſcher Profeſſor in Belgien und alſo mit den Materialien eines Landes ausgerüſtet, welches in dem beſten Kredite ſtand, Herr Ahrens brachte es nicht einmal zu einem ſolchen Verhältniſſe mit den Zuhörern. Er gewann gar keine Phyſiognomie, und es blieb immer abſolut gleichgültig, wofür er ſich erklärte. Sobald man einigemale öffentlich verrathen, daß man nichts Lebensfähiges zuſammenzuſtellen wiſſe, dann iſt die Oeffentlichkeit taub für unſre Worte. Ein entſchloſſener und kräftiger Mann des linken Centrums zunächſt der Linken, Zell aus Trier, trat erſt 1849 nahe vor dem Ende in den Ausſchuß.

Dagegen galt Heinrich Simon, ein preußiſcher Oppoſitionsjuriſt, für den Führer der beginnenden Linken im Ausſchuſſe. Durch ſeine Schrift „Annehmen oder Ablehnen?“ in der Literatur des vereinigten Landtages hatte er die Aufmerkſamkeit aller preußiſchen Liberalen für ſich gewonnen, und es hat ihn viel Mühe gekoſtet, die gute Meinung der bloß Konſtitutionellen wieder los zu werden. Er verachtet den gemeinen Konſtitutionalismus, welcher von einem wohl abgewogenen Gleichgewichte der Staatsgewalten faſele. Es gebe bloß eine Staatsgewalt, die demokratiſche. Und ſo weiter. Wir müſſen erwarten, ob dieſer moderne Zwitter zwiſchen Republik und Monarchie, welcher die mühſam erworbene Geltung des Mannigfaltigen wie einen Pappenſtiel behandelt, welcher die organiſche Betheiligung alles Deſſen, was die geſchichtliche, geiſtige oder materielle Kraft beſitzt im Staate, welcher dieſe, immerwährender Ausbildung fähige, Bildung verächtlich mit dem Fuße zur Seite ſtößt, wir müſſen erwarten, ob dieſer Zwitter zeugendes Leben entwickeln wird. Was Heinrich Simon im Verfaſſungsausſchuſſe und der Paulskirche zu Gunſten dieſer Richtung producirt hat, das erhob ſich nirgends über die dürren Ränder abſtracter Kreiſe, welche man erlernen kann wie das Schachſpiel. Da braucht's keiner Kenntniß der Menſchen und der inkommenſurabeln Bedürfniſſe — mit einem Worte, es war banal, war äußerlich juriſtiſch. Auch der Vortrag ſelbſt drang nirgends über das Gewöhnliche hinaus, und erſchöpfte ſich ſtets in den geläufigen, oft begründeten Vorwürfen gegen ein überlebtes nichtkonſtitutionelles Regierungsweſen. Von Intereſſe daran war höchſtens der trockne Haß, welcher aus dem dunklen, leidenſchaftlich gefurchten Antlitze, welcher aus den ſtechenden Augen hinter einer Brille hervor blitzte, und welcher im Widerſpruche ſtand zu einer weichen, angenehmen Stimme. Hoffen wir, daß nur die immerhin nothwendige

Oppoſitionsſtellung dieſen Mann und dieſe Richtung verhindert hat, über einen inhaltsleeren Formalismus hinweg zu kommen. Nicht ſowohl bei den Grundrechten als ſpäter bei der wirklichen Verfaſſung hat ſich dieſer Formalismus in Handhabung ſtreng deutſcher Verhältniſſe als undeutſch weil abſtrakt und als verderblich weil undeutſch erwieſen. Durch dieſe Richtung nämlich ſind diejenigen Beſtimmungen in die Verfaſſung geſchmuggelt worden, welche gegen den Sinn des eigentlichen Centrums waren, und welche den traurigen Vorwand für die Regierungen boten, die mühſam den Stammesunterſchieden abgerungene Verfaſſung abzulehnen. Gerade weil dieſe Beſtimmungen auch dem Gewiſſen der Majorität aus der Paulskirche peinlich waren, gerade darum wurden ſie als Vorwürfe der Regierungen mächtig, gerade darum waren ſie verderblich. Und darum iſt uns auch die Erinnerung an die feilſchenden Urheber derſelben ſo tief unangenehm. Am Liebſten wendet man ſein Antlitz ab von dieſer garſtigen Quelle der Trübſal.

Der Egoismus und der Ehrgeiz in politiſchen Dingen niſtet am Tiefſten in der Eigenliebe für ſeine Behauptungen. Solche Leute wollen ſich in Nichts geirrt haben, ſie wollen ſelbſt keiner Belehrung, keiner Verbeſſerung bedürftig ſein, obgleich ſie täglich ihren Gegnern mit aufgeblaſener moraliſcher Genugthuung vorwerfen: daß ſie nichts gelernt und nichts vergeſſen. Die Rettung ihrer perſönlichen Geſchichte, ihres perſönlichen Eigenthums an Ideen und Folgerungen iſt ihnen wichtiger als die Rettung des Vaterlandes. Und das geſchieht am Meiſten Denjenigen, welche übrigens die Geſchichte zum Fenſter hinauswerfen, welche allenfalls das Eigenthum als einen ſehr fraglichen Begriff des Uebereinkommens betrachtet ſehn möchten.

Ja, wir müſſen noch froh ſein, wenn die Parteiführer nur für ihre verhätſchelten Anſichten intriguiren, wenn ſie, ſichtlich verzehrt von Ehrgeiz, wirklich nur vom Geiz für ihre Paragraphen verzehrt werden. Es giebt noch viel rohere Fehler. Eine andere Frage iſt's freilich, ob der rohere Fehler nicht am Ende weniger gefährlich iſt. Jedermann ſieht ihn, und kann ihn bekämpfen. Jener feinere Fehler beſchränkter Eitelkeit aber deckt ſich das hohle Haupt mit der ledernen Tarnkappe einer gleißenden, theoretiſchen Konſequenz, und die mittelmäßigen Zuſchauer ſehen den Fehler nicht und klatſchen Beifall für eine perſönliche Konſequenz, welche beiläufig oder frech das Vaterland zu Grunde richtet.

Wehe denen, die an ſo entſcheidender Stelle ſprechen und handeln und nicht die Kraft haben — an ſich zu zweifeln.

Theodor Reh aus Darmſtadt, welcher wie Zell erſt ganz ſpät in den Ausſchuß kam, iſt ein ſprechender Beweis, daß man zu dieſer beginnenden Linken gehören, und doch täglich die Angemeſſenheit ſeiner Anſichten prüfen konnte. In ihm war keine Eitelkeit und deshalb die ſchönſte Vaterlandsliebe. Solch einem Manne ſchüttelte man von Herzen die Hand, auch wenn man nicht mit ihm ſtimmte.

Am wirklichen linken Flügel des Verfaſſungsausſchuſſes, zu dem wir endlich kommen, und der aus Schüler, Blum und Wigard beſtand, hatte am Erſten noch Robert Blum jene Kraft des Zweifelns, welche die Kraft der Selbſtprüfung bedeutet. Er hatte theils wirklich das gute Herz dazu, wenn ihm begreiflich gemacht werden konnte, daß dieſer oder jener Weg nicht zum Gedeihen des deutſchen Volkes ausſchlagen könne. Theils war er theoretiſch unbefangen, weil er ohne theoretiſche Bildung, weil er in praktiſcher Spekulation aufgewachſen, weil er wirklich praktiſch war. Er lernte noch, er lernte fortwährend — wie Viel hat er in Frankfurt gelernt! — er war wie man in Leipzig vom Geſchäftsmanne ſagt „koulant“. Das heißt ohne Starrheit; vielmehr geſchmeidig, wenn man ihm den Zweck beifällig machen konnte. Die Zweckmäßigkeit war ſein Princip.

Wäre eine reale Regierungsmacht vorhanden geweſen ſtatt der idealen Centralgewalt, deren Feſtigkeit und Dauer, deren Hypothekunfähigkeit mit einem Worte Niemand beſſer zu ſchätzen wußte als Robert Blum — dieſer Mann vom linken Flügel des Verfaſſungsausſchuſſes wäre für die konſtitutionelle Fahne erreichbar geweſen. Aber feſten Grund mußte er unter ſich fühlen. Er war zu weit und zu lange nach links hin in's Waſſer gegangen, als daß er ohne Garantie laviren konnte, als daß er nicht, wenn's noch lange dauerte, am linken Ufer allein die Wohnung ſeiner Zukunft ertrachten mußte. Denn uneigennützig im höheren Sinne des Wortes war er freilich nicht.

Und es dauerte zu lange, und es fehlte an Vermittelung. Der Graben zur Linken hinüber wurde täglich tiefer und breiter; es beſtand bald gar kein Umgang und Verkehr mit ihr, und nie vielleicht hat es eine Parlamentsverſammlung gegeben, die ſo unbekannt geblieben wäre mit irgendwelchen materiellen Beſtechungsmitteln als die erſte deutſche Nationalverſammlung. Darin herrſchte eine Keuſchheit, wie ſie vielleicht nur in germaniſchem Lande gefunden werden mag, eine jungfräuliche Keuſchheit, welche keuſch iſt ohne zu wiſſen daß Keuſchheit ein Verdienſt ſei. Dies gilt auch von der ſpäteren Zeit, wo einzelne Staaten ein poſitives Intereſſe haben konnten, Stimmen für ſich zu gewinnen, und wo augenblicklicher Zorn gegen eine unerwartete Abſtimmung vielleicht Einzelne zu der Beſchuldigung veranlaßte: es ſei Dieſem oder Jenem eine Anſtellung zugeſagt. Auch ſolche zornige Beſchuldigungen fielen immer bald beſchämt zu Boden.

Blum hat dieſe Zeit gar nicht erlebt. Im Herbſte ſchon fühlte er mit richtigem Inſtinkte, daß ſeiner Partei der Boden unter den Füßen ſchwinde, und daß ein großer Entſchluß für ihn nöthig ſei, wenn er die Konſequenz ſeiner Stellung erreichen wolle. Er faßte ihn und ging nach Wien, die offne Fahne des kriegeriſchen Aufruhrs ergreifend. Dies war in ſeinem Charakter ein Entſchluß der Verzweiflung. Auf ſolch ein Vabanque war ſein Weſen, war ſeine Entwickelung gar nicht geſtellt. Sie gerieth nur dahin, weil in dem idealen Frankfurt gar keine praktiſche Vermittelung erſichtlich war. Unter ſolcher Vermittelung braucht durchaus nichts Unehrenhaftes verſtanden zu werden. Zu einer ſolchen hätte ſich Blum wohl nicht hingegeben, wohl nicht hingeben können. Man bewegt ſich nicht fortwährend in den Grundſätzen moraliſcher Entrüſtung, ohne ſelbſt einer gewiſſen moraliſchen Gewalt unterthan zu werden. Dieſer Unterthänigkeit entzieht ſich doch nur der Böſewicht, und Blum handhabte zwar als Redner mit großer Kaltblütigkeit die moraliſchen Kategorieen und Kontraſte, er war aber durchaus nicht ohne Gemüth, ja nicht ohne Gutmüthigkeit. Er übertrieb wohl im Preiſen und Verdammen, aber er hatte dafür doch immer einen Zipfel moraliſcher Wahrhaftigkeit; er ſpielte wohl ein diplomatiſches Spiel mit den beweglichen und deutungsvollen Sätzen politiſcher Lehre, aber ein gewiſſer Grund davon war ihm doch auch Bedürfniß Auf dieſem Grunde, welcher mit ſehr wenig Ausnahmen der ganzen Paulskirche gemeinſchaftlich war, war auch eine Vermittelung zwiſchen ihm und dem Centrum möglich, wenn das Centrum einen reellen Staat gehabt hätte, einen Staat, über deſſen ganzes Getriebe es verfügen gekonnt. In dieſem Falle war Blum viel zu ſehr Praktiker, als daß er ſich nicht ein praktiſches Feld offen erhalten hätte durch ſeine Haltung.

Sein Benehmen im Verfaſſungsausſchuſſe ließ ganz wohl einen ſolchen Gedankengang vorausſetzen. Blum war eigentlich flau im Verfaſſungsausſchuſſe. Offenbar nicht bloß der theoretiſchen Dinge wegen, die dort verhandelt wurden, und in denen er den geſchulten Leuten des Centrums nicht gewachſen war. Er ließ es an ſich kommen. Den Minoritätserachten ſeiner Genoſſen Wigard und Schüler trat er wohl bei, aber ein lebhafteres Intereſſe offenbarte er hierbei nicht. Später erſchien er ſogar ſelten in den Zuſammenkünften des Verfaſſungsausſchuſſes. Es hatte faſt den Anſchein, als wolle er dies ganze Feld formeller Beſtimmungen ſo lange auf ſich beruhen laſſen, bis die deutſche Entwickelung deutlich zeigen würde, was denn am letzten Ende ihr Körper und ihr Geſicht ſein werde.

Ganz anders verhielten ſich ſeine beiden Genoſſen. Herr Schüler glaubte eine Wiſſenſchaft zu haben und Herr Wigard hatte einen Glauben. Schüler, ein lang gewachſener Profeſſor aus Jena, war ein ſanfter Mann und vertrat einen ſanften Republikanismus nach Heften. Nach Heften und nach Kräften. Von Zeit zu Zeit mußte die Paulskirche ſolch ein Heft anhören, und die Linke war immer ſehr unwillig, daß man ihren Profeſſor nicht ſtörte, aber auch nicht hörte. Ich weiß nicht, ob ſich noch Jemand des Profeſſor Krug erinnert, welcher der Philoſophie und der Politik verdächtig war. Mit Unrecht verdächtig. Er erklärte in der vorhandenen Philoſophie und Politik, was keiner Erklärung bedurfte, und erklärte das für falſch was er nicht verſtand. Das Letztere machen wir ziemlich Alle ſo; kein Menſch kann über ſeine

Größe hinaus, und kein Menſch giebt ohne Noth gerne zu, daß er dümmer iſt als ein Anderer. Profeſſor Schüler nun erinnert an Profeſſor Krug; er iſt ihm aber darin an Bildung überlegen, daß er nicht alle Trivialitäten drucken läßt. Den Verfaſſungsausſchuß ſchonte er freilich nicht, und nie erſchien er ohne die verhängnißvolle mit Heften angefüllte Mappe, welche dem zukünftigen deutſchen Reiche manche gute Stunde vertrieben hat. „Das iſt der Strohkaſten“, hieß es, „der getreue Knecht geht Häckſel ſchneiden. In Ermangelung des Hafers haben die gutmüthigen Bauernpferde doch die Täuſchung, als bekämen ſie Futter.“

Bei alledem war er wohlgelitten, denn er iſt ein wohlwollender Mann. Ja, dies iſt auch Wigard, der am Hinterkopf Mangelhafte, welcher im Verfaſſungsausſchuſſe der ſchneidigſte Verwalter des linken Inventariums war. Dies Inventarium von gemein-republikaniſchen Vorſtellungen und Formen verwaltete er getreulich wie ein Auktionskommiſſarius. Zum Erſten! Zum Zweiten! Zum Dritten! rief er unbarmherzig, wenn auch Niemand etwas bieten wollte auf das unwandelbare Amendement. Er erſtand es ſelbſt, und Schüler und Blum unterſchrieben es dann aus Pflichtgefühl. Glücklich iſt doch ſolche Sicherheit! Nie, aber nie beſchleicht ſie der Zweifel, ob ſie auf dem rechten Wege. Sie kennt nur einen Weg, und deshalb geſtattet ſie nur einen Weg. Der Staat iſt eine Geſchäftsanſtalt auf Kündigung. Am Liebſten auf vierwöchentliche Kündigung. Wigard iſt ſo dogmatiſch feſt hierin, daß er den Witz gar nicht verſteht, wenn er ihm noch ſo poſſenhaft entgegentritt. Der Gläubige hält eben den Witz nicht für möglich. Bei irgend einem wichtigen Amte hat er durchaus ſo etwas wie kurzen Kündigungstermin angeſetzt haben wollen, und der Schalk im Verfaſſungsausſchuſſe unterbietet ihn, indem er ſagt: Vier Wochen ſeien zu lang; man könne ja ein Dienſtmädchen in vier Wochen kündigen, und dies ſei doch ein viel nützlicheres und verdienſtlicheres Weſen als ſolch ein Bureaukrat — und das hat Wigard ganz in der Ordnung gefunden. Ein Kaiſer auf vierteljährige Kündigung, das wäre eigentlich ſein Ideal, wenn der Titel „Kaiſer" in das beſcheidenere Wort „Vorſitzender" oder „Obmann" verwandelt würde.

Wozu iſt ein ſo rechtſchaffener Mann im Verfaſſungsausſchuſſe! hat eines Tages Jemand gefragt. Und der Schalk, diesmal Beſeler, hat darauf erwidert: Damit man doch auch erfährt, wie der gemeine Mann über eine Verfaſſung denkt.

Der Leſer möge übrigens aus ſolchen Anführungen nicht folgern, daß ein ſolcher Mann ſchwachköpfig ſei. Keineswegs. Was er im Kopf hat, das iſt ganz tüchtig. Er iſt ſogar in dem Kreiſe welcher ihm zu Gebote ſteht ſcharf und klar. Er iſt nur beſchränkt, weil ihm zum politiſchen Kopfe ein Stück fehlt.

Dies war der Letzte, der Aeußerſte. Hier ſchloß auf der Linken der Verfaſſungsausſchuß ab, und die philoſophiſche Spekulation der äußerſten Linken, der Ruge, Fröbel und Genoſſen, war nicht darin vertreten.

10.

„Die erſte Frage, mit welcher der Verfaſſungsausſchuß ſich zu beſchäftigen hatte, war die: welcher Theil des Verfaſſungswerkes von ihm zuerſt in Angriff zu nehmen ſei. — Innere und äußere Gründe, auch in zahlreichen Anträgen von Abgeordneten hervorgehoben, führten zu dem bald gefaßten Beſchluſſe, mit der Feſtſtellung der allgemeinen Rechte, welche die Geſammtverfaſſung dem deutſchen Volke gewährleiſten ſolle, den Anfang zu machen.“

„Im Allgemeinen erkannte der Ausſchuß es als ſeine Aufgabe, diejenigen Grundrechte klar und beſtimmt aufzuſtellen, deren verfaſſungsmäßige Anerkennung das deutſche Volk zu erwarten befugt iſt. Auf leere Theorieen und willkührlich erſonnene Syſteme durfte aber dabei freilich keine Rückſicht genommen werden; es kam darauf an, nur das wirklich Erprobte zur Geltung zu bringen, und aus dem reichen Stoffe des Möglichen und Wünſchenswerthen Dasjenige heraus zu finden, welches unſrer Volksthümlichkeit, unſern gegenwärtigen Bedürfniſſen entſpricht, und unſrer nationalen Entwickelung die beſte Förderung und Sicherung verheißt.“

Dies ſind Sätze aus der Begründung des Entwurfes. Beſeler war Berichterſtatter für dieſen Entwurf der Grundrechte, und er trat ſomit von dieſem dritten Juli an in eine Arbeit, in einen Kampf, kurz in eine Kampfesarbeit, welche

3.7.

länger denn ein Vierteljahr angehalten hat, und ganz geeignet war, auch einen kräftigen Mann zu zerreiben. Er hat mit deutſcher Nachhaltigkeit und Zähigkeit den Kampf beſtanden wie ihn nur ein Mann beſtehen kann, welcher mit gründlichen und mannigfaltigen Kräften der Bildung und mit ſeltner Ruhe des Gemüthes ausgerüſtet iſt. Er hat geſiegt. Die Grundrechte ſind trotz alledem was ihnen Ueberbietendes zugeſetzt werden ſollte und ihnen an wenig Endpunkten zugeſetzt worden iſt, die Grundrechte des Centrums geblieben. Die Centralpartei war ſpäter zur Zeit gegenſeitiger Vorwürfe ganz berechtigt zu ſagen: die Grundrechte ſtammen vom Centrum der National-Verſammlung.

Während dieſer endloſen Verhandlungen riefen die Linken fortwährend: Ihr verrathet die Freiheit, Ihr widerwärtigen Menſchen der Mitte, die Ihr uns verhaßter ſeid als die Reaktionaire der Rechten, Ihr verrathet die große Zeit, welche jeden Reſt von Bevormundung und Sklaverei beſeitigen ließe. Pfui über Euch!

Und auf der andern Seite lächelte Aeſop über die Männer der Mitte, welche die Freiheit durchaus ſo weit ausgedehnt wiſſen wollten als Ordnung damit verträglich ſei. Warum lächeln Sie? — „Weil ich den Ernſt für eine nichtige Sache ſpaßhaft finde“. — Sie halten die Grundrechte für eine nichtige Sache? — „Die Grundrechte werden nie eingeführt“. — Deſſen ſind Sie gewiß? — „Gewiß. Soll die deutſche Einheit darin beſtehn, daß wir unſern wohlhabenden Bauernſtand in Hannover zum Proletarierthum herunterbringen, weil ſie's in Schwaben bereits dahin gebracht? Sollen wir das? Heißt Einheit ſo viel als gemeinſchaftliche Armuth? Wird man nur alsdann deutſch, wenn man ſeinen Verſtand opfert und anerkennt, daß Herr Moritz Mohl und Herr-Lette von Berlin mit ihrer franzöſiſch-ſchwäbiſch-preußiſchen Theilbarkeit des Grundeigenthums empfehlenswerthe Nationalökonomen ſind? Das wäre doch ein unbilliges Opfer. Die Paulskirche mag's bringen, Deutſchland bringt's nicht.“

Zwiſchen dieſen Gegenſätzen, zwiſchen einem ſchreienden und einem ſchweigenden, zwiſchen einem unbeſonnen ſchreienden und einem ſpöttiſch ſchweigenden kam und ſtieg die Fluth von Verbeſſerungsanträgen, kam und ſtieg die Fluth von Rednern — das deutſche Parlament ſchien unterzugehn in Redensarten, in Schulweisheit, in Zeitverſchwendung ohne Ende. Eine Bürgerkrone für den, welcher ſchweigen kann in dieſer krankhaften unpraktiſchen Redewuth! hieß es unter allen Beſſeren.

Gleich zum Beginn dieſer Ueberſchwemmung kam die Deputation von Wien zurück, welche die Einwilligung des Erzherzogs nachzuſuchen gegangen war und gefunden hatte, und die geſchmackloſen Beſchreibungsreden Herrn Heckſchers ergoſſen ſich auch noch in die ſchon vorhandene Fluth — es kam der Erzherzog ſelbſt. Am elften Juli Abends ſechs Uhr zog er ein in Frankfurt, begrüßt von unermeßlichem Jubel. Am zwölften Juli wurde er in der Paulskirche erwartet, um das Geſetz über Einführung einer proviſoriſchen Centralgewalt anzunehmen und hiermit ſein Amt anzutreten. Vicepräſident von Soiron ging mit der Deputation von funfzig Abgeordneten nach dem ruſſiſchen Hofe an der Zeil, wo der Erzherzog wohnte, um ihn feierlich in die Nationalverſammlung einzuführen. Glockengeläut und Geſchützſalven verkündigten den Aufbruch von der Zeil. Der demokratiſchen Stimmung gemäß kam der um ſeiner Bürgerlichkeit beliebte Fürſt in bürgerlicher Kleidung und zu Fuß daher, geführt von Soiron, deutſche Fahnen und die Deputation voraus, die Frankfurter Bürgerwehr Spalier bildend von der Zeil bis zur Kirche. Es war in der zwölften Stunde als er eintrat, und der Präſident Heinrich von Gagern ihn auf der Eſtrade empfing, und zum Seſſel geleitete.

Nachdem Schriftführer Biedermann das Geſetz verleſen fügte Gagern ſeiner Begrüßungsrede folgende Worte zu: Im Namen der Nationalverſammlung erbitte ich von Eurer kaiſerlichen Hoheit die wiederholte Erklärung in den Schooß der Nationalverſammlung, daß Sie dieſes Geſetz wollen halten und halten laſſen zum Ruhme und der Wohlfahrt des Vaterlandes. — Und der Erzherzog begann unter lautloſer Stille zu ſprechen in ſeiner natürlichen, die Herzen gewinnenden Weiſe wie folgt:

„Meine Herren! Die Eile mit welcher ich hergekommen, um in Ihrer Mitte zu erſcheinen, mag Ihnen der deutlichſte Beweis ſein von dem hohen Werthe, welchen ich auf die mir übertragene Würde eines Reichsverweſers und auf das mir bei dieſem Anlaß von den Vertretern des deutſchen Volkes an den Tag gelegte Vertrauen lege. Indem ich hiermit das Amt eines Reichsverweſers antrete, wiederhole ich die Erklärung, daß ich das Geſetz über die Gründung der proviſoriſchen Centralgewalt, welches mir ſo eben vorgeleſen worden, halten und halten laſſen will zum Ruhme und zur Wohlfahrt des deutſchen Vaterlandes. Ich erkläre zugleich, daß ich mich dieſem Amte ungetheilt widmen und ungeſäumt Seine Majeſtät den Kaiſer erſuchen werde, mich nach der von mir bereits zugeſicherten Eröffnung des Reichstags von der weiteren Stellvertretung in Wien zu entheben. (Lang anhaltendes donnerndes Bravo und Lebehoch von Seiten der Verſammlung und der Gallerie.) Auf der Welt (zum Präſidenten gewendet und ihm die Hand reichend) darf man nichts halb thun; hat man einen Entſchluß gefaßt, ſo muß man ſich dem ganz widmen, wozu man berufen iſt, nämlich der deutſchen Nation." (Anhaltendes und ſtürmiſches Bravo.)

Der Reichsverweſer verließ hierauf die Kirche, geleitet vom Präſidium und der Deputation, welcher ſich die meiſten Mitglieder der Nationalverſammlung anſchloſſen.

Deutſchland hatte ein gemeinſchaftliches Haupt! Dieſer Gedanke übte ſein Entzücken auf Alt und Jung. Nur der Körper ſei nachzuholen. Nein, er ſei ja nicht minder da, er ſei nur mit ſeinen erſtarrten Gliedmaaßen in natürliche Bewegung zu ſetzen. Beſonders einige der größten und wichtigſten Gliedmaaßen, genannt Oeſterreich und Preußen, ſeien endlich wieder zur Verfügung. Preußen in ſeiner abſonderlich preußiſchen Kraft ſei gebrochen durch die Revolution und ſei wieder dienſtbar deutſcher Nation, und Oeſterreich überſende ſich durch ſeinen populärſten Erzherzog.

Der Sommer 1848 ſah uns alſo auf dem Gipfel unſers Idealismus. Dieſer Idealismus war ſo beſeligend, daß man ſich nicht enſchließen kann Vorwürfe daraus zu bilden; er war ſo berauſchend, daß er auch billige Leute mit ihren Anforderungen an die Zukunft überſpannen, daß er den Aufbau einer wirklich haltbaren Zukunft tief erſchweren mußte. Denn wer eine Million beſeſſen zu haben meint, der hält ſich für beſtohlen und verkürzt, wenn er nur eine halbe Million wirklich beſitzen ſoll.

In Wahrheit bildeten Haupt und Glieder nur auf Diskretion hin einen Körper. Der Erzherzog-Reichsverweſer brachte nicht Oeſterreich, er brachte nur ſich, einen öſterreichiſchen Erzherzog, einen Johann ohne Land. Selbſt das ſchwache Wiener Miniſterium Pillersdorf ſagte ſchon damals: für Oeſterreich ſeien Beſchlüſſe aus Frankfurt nur gültig, wenn ſie in Wien beſtätigt würden. Und Preußen ſchwieg nur, weil die eigentlichen Preußen noch ſchweigen mußten vor dem Lärmen eines permanent drohenden Aufſtandes. Schon bei der erſten runden Forderung eines Reichskriegsminiſters, obwohl dieſer ein preußiſcher General war, erhob ſich die eigentlich preußiſche Stimme ſo ſtark, daß Niemand ſie überhören konnte, und ſie ſagte Nein! zu der geforderten Huldigung, welche die Truppen dem Reichsverweſer leiſten ſollten.

Dem Nüchternen blieb es nicht verborgen, daß man beſonders in den kleinen Staaten ſich verblendete über die ſchon vorhandene deutſche Macht, daß die Schaffung einer proviſoriſchen Centralgewalt nur eine proviſoriſche und überhaupt nur der gedachte Anfang einer Centralgewalt war, daß dieſer Gedanke ſo raſch wie möglich ausgebildet und geſtaltet werden müſſe, wenn er überhaupt Ausſicht auf wirkliche Geſtaltung haben wolle, und daß endlich redſeliges Berathen über Grundrechte und anmaaßendes Interpelliren der Miniſter, welche nur eine ſehr diskretionaire Macht hatten — die mißlichſte Beſchäftigung der Paulskirche ſei in ſo kritiſcher Zeit. Grundſätze ſind wichtig, wenn man ein Reich aufbauen will mit raſcher, feſter Hand, Grundlagen aber ſind unerläßlich.

Das Reichsminiſterium ſelbſt ward gebildet aus folgenden Männern:

Anton von Schmerling übernahm Anfangs das Innere und das Auswärtige, und behielt das Innere. Er arbeitet leicht, gewandt, unermüdlich, und hat in dieſem erſten Miniſterium eine durch Energie ausgezeichnete Stellung eingenommen. Einen öſterreichiſchen Landsmann, Joſeph von Würth, ſtellte er neben ſich gleichſam als Galopin, welchem er das Intimſte vertrauen könne, und er hielt dieſen Unterſtaatsſekretair, einen rüſtigen Arbeiter und muthvollen Redner, an ſeiner Seite, ſo lange er ſelbſt im Amte war. Der Austritt dieſer beiden Männer wurde im Winter 49 das Signal zur letzten verhängnißvollen Wendung mit Oeſterreich.

Eduard von Peucker, ein kleiner, ſchmaler, dunkelhaariger Schleſier, übernahm das Kriegsminiſterium und hat es faſt ein Jahr lang, alſo ſo lange als die proviſoriſche Centralgewalt des Reichsverweſers Johann in ihrem verhältnißmäßigen Anſehn ungeſchwächt beſtand, vortrefflich verwaltet, oder vielmehr geſchaffen. So lange die Nationalverſammlung wirklich vorhanden war, ſo lange verfügte Peucker zum Ruhme Deutſchlands über deutſche Kriegsmacht. Ein unermüdlicher Arbeiter, ein kenntnißvoller Mann der Kriegswiſſenſchaften, ein beharrlicher, ſtandhafter und gewiſſenhafter Inhaber des ihm anvertrauten hochwichtigen Poſtens hat dieſer General von ſchwächlichem, kränklichem Körper nie und nirgends eine Lücke entſtehen laſſen in der Waffenmacht des Vaterlandes. Wo der deutſche Soldat erforderlich war, da erſchien er durch Peuckers unermüdliche Vorſorge immer und immer wohlgerüſtet und immer ſiegreich. Wie loſe und unſicher der deutſche Zuſammenhang ſcheinen und ſein mochte, der waffenmäßige Zuſammenhang ward durch Peuckers kluge und ſtraffe Hand überall unzweifelhaft aufrecht erhalten, ja im bedrohlichſten Augenblicke, im Frühjahre 1849 als Dänemark mit Kündigung des Waffenſtillſtandes zu überraſchen glaubte, als Preußen in ſeiner trägen Betheiligung an dieſem Reichskriege der deutſchen Kriegsmacht ganz zu entſtehen, als Hannover ſeine Dienſte zu verſagen und eine ſchmähliche Enthüllung von Schwäche uns zu bedrohen ſchien, da hatte Peucker in energiſcher Herbeiſchaffung aller kleinen Kontingente auch dieſem ſchlimmſten Momente ſo kräftig vorgebeugt, daß er nach außen kaum ſichtbar und daß nach innen dieſe Kraft wahrſcheinlich Veranlaſſung wurde, den halben Willen des Abfalls zu verſchweigen und zu unterdrücken. Ehre dieſem Manne, durch welchen deutſcher Einheit die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet worden ſind an wichtigſter Stelle. Die deutſchen Kriegsleute wenigſtens hat er ſo eifrig und klug durcheinander gemiſcht, daß die vielfach theoretiſch verbleibende deutſche Einheit unter ihnen doch eine Wahrheit wurde.

Er war nicht Abgeordneter, und erſchien in der Paulskirche gewöhnlich nur um auf Interpellationen zu antworten. Jedem ſolchen Anrufe, mochte er auch noch ſo unbillig und übertreibend links geformt ſein, ſtand er Rede auf eine zweckmäßige und belebende Art. War direkt nichts Zuſtimmendes oder Ermunterndes zu antworten, ſo verließ er in geſchickter Wendung den vorgezeichneten Weg, und ſuchte ſich als kundiger Strateg einen unerwarteten Pfad, auf welchem ſich eine friſche Ausſicht eröffnen und dabei etwas Zuverſichtliches ſagen ließ. Der Vortrag ſelbſt hatte dabei immer etwas abgerundet Signalmäßiges wie ein Trompetenſatz oder ein Trommelwirbel, der überraſchend kommt und wirkt und geht, ſo daß der kleine Kriegsminiſter auf der Rednerbühne oft und gern und immer wohlwollend „der kleine Rataplan“ genannt wurde.

Johann Guſtav Heckſcher, Anfangs Juſtizminiſter, bald aber Miniſter des Auswärtigen, hatte ſich niemals dieſes wohlwollenden Entgegenkommens zu erfreun. Mürriſch in Weſen und Haltung, was wohl durch arge Kurzſichtigkeit erhöht ſein mochte, war er nicht geeignet durch rechthaberiſchen Inhalt ſeiner immer herben Worte die Zuſtimmung zu erleichtern. An und für ſich war ein Miniſterium des Auswärtigen ſchon ein herber Poſten. Nur in England fand es leidliche Anerkennung, anderswo wollten die europäiſchen Mächte nichts Deutliches ſagen zu einer Centralgewalt, die ihnen phantaſtiſch vorkam. Namentlich die franzöſiſche Republik mit Cavaignac und Miniſter Baſtide betrug ſich nicht einmal zweideutig. Der Geſchichtſchreiber Friedrich von Raumer, welcher von Frankfurt hingeſendet war, kam zu keiner Geltung neben Herrn von Williſen, welchen Preußen wie einen mächtigen Volontair hingeſchickt hatte. Die Franzoſen intereſſirten ſich offenbar mehr für das unofficielle Organ einer realen Macht als für das officielle Organ einer idealen Macht. Dazu war Raumer ſelbſt ein Preuße, und ſie gaben ſich keine beſondere Mühe, den feinen Unterſchied zwiſchen einem preußiſchen Deutſchen und einem deutſchen Preußen zu ermitteln. Heckſcher ſelbſt aber hatte das Schickſal, gerade Preußen am Wenigſten leiden zu können, mit derjenigen Macht in Deutſchland alſo am Brüskeſten umzugehn, welche neben dem ganz theilnahmloſen Oeſterreich allein im Stande war, der idealen Centralgewalt eine reelle Unterlage zu bieten. Was konnte er unter dieſen Umſtänden für ein Verhältniß gewinnen zu der Paulskirche, welche in ihrer linken Seite ein Gebahren verlangte, als ob der deutſche Miniſter des Auswärtigen einen wirklichen Staat von 45 Millionen regiere? Ein Verhältniß ſo mürriſch wie er ſelber war. Es mußte zerſpringen bei dem erſten faktiſchen Zuſammenſtoße mit Preußen, welcher aus Schleswig-Holſtein drohend herangeſchritten kam. Zum Zerwürfniſſe Heckſchers mit der Nationalverſammlung bedurfte es alſo gar nicht all der Sticheleien von Seiten der Diplomaten auch der neuſten Schule, von Seiten aller formellen Staatsmänner, denen er täglich Blößen gab. Trotz dieſer unwichtigen Blößen hätte er beſtehen können, wenn er irgendwo feſten Fuß gehabt hätte. Den hatte er aber nirgends. Ganz wie ein zauſender Advokat hat er ſeine politiſche Aufgabe behandelt als Miniſter und als Abgeordneter. Solch ein Advokat erlaubt ſich alle Beweisrichtungen, die ſeine logiſche Fähigkeit nur irgend auffinden mag. Er braucht nur ſcheinbar Recht zu haben, er braucht nur den nächſten Erfolg. Es beſteht ja doch ein objektives Geſetz, ein feſter Kodex, auf den man ſich immer wieder ſtützen kann, wenn Alles noch ſo unſicher gemacht worden iſt durch dialektiſches Miniren. Herr Heckſcher politiſirte nun advokatiſch eben ſo dreiſt, als ob in unſrer Politik ein eben ſolcher Kodex beſtände. Er ſprach heute für die Volksſouverainetät und morgen für die Hingebung an Oeſterreich, welches die Volksſouverainetät nicht anerkannte. Er ſetzte heute auseinander, daß man den Regierungen möglichſt zu

Willen ſein müſſe, weil man die thatſächliche Macht nur von ihnen haben könne, und er handelte morgen ſo unbekümmert um dieſe thatſächliche Macht, daß die Linke ſeine Verfügung über das Königreich Preußen beifällig anerkennen mußte Er hatte die Einſicht in politiſche Nothwendigkeiten, aber er hatte dabei das Gewiſſen und die Gewohnheiten eines Advokaten, welcher ſich unbewußt darauf verläßt, daß am letzten Ende doch immer der Kodex übrig bleibe um zu richten und zu ſchlichten. Da nun dieſer Kodex fehlt für eine Welt, die ſich eben neu konſtituiren will, ſo geräth man im Heckſcherſchen Gange unrettbar in die Verwirrung und in's Haltloſe, und ſieht ſich ſchließlich ohne politiſche Bedeutung. „Treibe die Natur mit dem Spieße hinaus, ſie kehrt doch immer wieder" — wir werden den Reichsminiſter endlich da ankommen ſehn, von wo er ausgegangen iſt, beim advokatiſchen Amte. Ohne innere Nothwendigkeit und im Widerſpruche mit hundert Dingen, die er früher vertreten, wird der Hamburger zu der ihm wildfremden öſterreichiſchen Partei treten, um an dem Materiale derſelben ſein advokatiſches Talent zu verwerthen.

Sein landsmänniſcher Rival — denn Hamburg und Bremen ſind Schweſterſtädte voll des fruchtbarſten Familienneides — der Bremer Senator Arnold Duckwitz hatte nicht einen Zug vom Hamburger Advokaten. Deshalb war Duckwitz ein ſehr guter deutſcher Handelsminiſter. Die Sache, der Zweck war ihm Alles. Er war ſo vertieft, ſo redlich und gründlich vertieft in die Aufgabe einer Einigung Deutſchlands in Handelsangelegenheiten, daß er den Ausdruck ſogar für ſeine Gedanken und Vorbereitungen vergaß. Recht im Gegenſatze zum Advokaten! In einer Vorverſammlung bei Gagern zum Beiſpiele richteten ſich einmal alle Blicke auf den kleinen, magern, in ſich verſunkenen Mann, deſſen kluges Auge ſinnend auf den glatten Fußboden blickte. Er ward um Auskunft gebeten, ob und wie und wann die öſterreichiſchen Staaten in eine deutſche Zollvereinigung zu ziehen ſeien, und nachdem er mit dem ſchmalen, gelbblaſſen Haupte ſeine Bereitwilligkeit genickt, und die übereinander geſchlagenen Arme gelöſ't und auf die Kniee geſtützt hatte, begann er mit anſpruchsloſer Stimme eine Auseinanderſetzung dieſer Verhältniſſe, welche durch Klarheit, Umfänglichkeit und Gründlichkeit das aufmerkſame Ohr aller Zuhörer in Anſpruch nahm. Es herrſchte die tiefſte Stille, und plötzlich ſchwieg auch Duckwitz, obwohl er erſt ſeine Vorderſätze entwickelt hatte, und man der Folgerungen erſt gewärtig war. Man ſah auf. Warum ſchweigt er? Er ſchwieg noch länger, und dabei zog ein Lächeln um ſeinen Mund. Endlich ſagte er lächelnd: er habe den Faden verloren, weil ſeine Gedanken, unbekümmert um die begonnene Rede, einem Seitenpfade nachgegangen, welcher ſpäter von wichtigem Einfluſſe werden müſſe — wo war ich doch in der Rede? ſagte er halblaut, ja! ſetzte er dann raſch hinzu, dort! Und nun fuhr er fort, und entwickelte zu allgemeiner Befriedigung die Folgerungen aller vorausgeſchickten Sätze. — Die Rede war ihm Nebenſache; der Beweis durch Worte ſtand ihm gar nicht in erſter Linie. Auch auf der Rednerbühne in der Paulskirche verhielt er ſich eigentlich nicht anders, die Freihandelsmänner und die Schutzzöllner mochten drängen wie ſie wollten. Er gab nur Andeutungen. Aus jedem karg zugemeſſenen Worte ſprach aber die Ueberzeugung: „Das Gelingen iſt ſchwer, und wird nur erſchwert durch Eingehn auf Parteireden. Die deutſche Einigung iſt nur möglich durch Vereinigung der Parteien. Zwingt mich alſo nicht zu voreiligen Beſtimmungen. Es will Alles abgewogen ſein, und es iſt nun bald Alles abgewogen. Mit der Summe, mit abgemeſſenen feſten Poſten, mit einem Ganzen trete ich dann vor Euch, ſobald die politiſche Grundlage den feſten Boden gewonnen hat; vertraut mir bis dahin, verlangt nicht redneriſche Künſte, durch welche der große, ſchwere Zweck nur gefährdet wird.“

Und man vertraute ihm. Die große Mehrzahl der Nationalverſammlung empfand, daß dies ein braver, tüchtiger, patriotiſcher Handelsminiſter, ja daß er vielleicht geradeſo wie er iſt der einzige Mann in Deutſchland ſei, die ſchwierige Vereinigung möglich zu machen. Auch die ſtets Widerbelligen bellten nicht recht, wenn er wiederum nur abgelehnt und hinausgeſchoben hatte. Das Kläffen erſtickte in ihrem Gaumen vor der Atmoſphäre der Wahrhaftigkeit, der Zweckmäßigkeit und der Tüchtigkeit, welche von dieſem Bremiſchen Senator ausging.

Hermann von Beckerath übernahm das Finanzminiſterium, und hat dies Fach ſo zweifelhaften Inhaltes getreulich verwaltet bis zum Frühjahre 1849, bis zum Austritte des zweiten Reichsminiſteriums, des Miniſteriums Gagern, an deſſen Beſtehen der Halt eines neuen, populär-nationalen Reiches geknüpft war, mit deſſen Zurücktreten die Hoffnung einer populär-nationalen Geſtaltung Deutſchlands in den Hintergrund trat. Beckerath nahm nicht ſowohl als Finanzminiſter einer in den Finanzen zwar dürftig beſtellten Macht, er nahm als Mitglied des Miniſterrathes eine wichtige Stelle ein. Und doch wußte er auch als vortragender Finanzmann einen ſittlichen Eindruck hervorzubringen, den kein Zuhörer vergeſſen wird: Baiern und Sachſen, beſonders das mit Forderungen ſtets anſpruchsvolle Baiern hatten ſelbſt zur Zeit des deutſchen Aufſchwunges die ſchuldigen Beiträge zu den Reichskaſſen nicht geleiſtet. Wenn das am grünen Holze iſt, was ſoll am dürren werden! Wie Beckerath dies vortrug, ſo war es eine moraliſche Züchtigung für jene Staaten. Daß Radowitz ſie anhören, und einige Monate ſpäter im Berliner Reichsentwurfe ſein Reich doch wiederum auf bloße Matrikularbeiträge ſtellen konnte, das gehört zur Charakteriſtik jenes Mannes, welcher Widerſprüche als Zuſtimmung zu kleiden weiß. — Beckeraths Charakter iſt hochgeachtet, ſeine humane Milde und patriotiſche Treue iſt geliebt, ſeine politiſche Einſicht klar und kräftig. Wer ſeinen kräftigen Willen bezweifeln mag, der thut es eben nur von dem Geſichtspunkte einer Partei aus, zu welcher Beckerath niemals gehört hat.

Zur principiellen Revolution hat er nie geſtanden. Er iſt ein ſtreng gewiſſenhafter, überall eines gewiſſen Rechtstitels bedürftiger Mann, und in dem Kreiſe, welchen er ſich rechtlich zuerkennt, iſt er auch nachdrücklich und entſchloſſen. Im Rathe alſo war er wie auf der Tribune von Wichtigkeit; denn er iſt erfinderiſch in Hilfsmitteln, erfinderiſch in Wendungen und überhaupt von ſtarkem Talente der Faſſung.

Robert Mohl hat neben ihm, neben Peucker und Duckwitz und neben den Unterſtaatsſekretairen Baſſermann, Mathy, Widenmann, Fallati, Max von Gagern und von Biegeleben den Miniſterialkern gebildet, welcher vom Juli 48 bis zum Mai 49 nicht gewechſelt hat. Robert Mohl, Miniſter der Juſtiz, hat mit ſeinem eifrigen Bruder Moritz Manches gemein. Den ſchwäbiſchen Liberalismus, die ſchwäbiſche ſehr ausgebreitete literariſche Bildung, welche ſo umfänglich und nicht ſo encyklopädiſch wäſſerig iſt wie die ſächſiſche, endlich den ſchwäbiſchen harten Schädel, welcher den Eindrücken von außen nicht leicht ein Merkmal einräumt. Und doch unterſcheidet er ſich gerade in den Eigenſchaften des harten Kopfes von ſeinem Bruder. Er hat einen beſſeren Verſtand in dieſem Kopfe. Was er weiß das hat er unbefangener geprüft und feiner geſichtet, und was er vertritt, das vertritt er vorſichtiger. Seine Neigung zum Eigenſinne iſt nicht minder groß, aber ſeine politiſche Fähigkeit iſt größer. Die ſüddeutſche Wallung liberaliſtiſcher Gedanken überläuft ihn oft, und iſt ihm eigentlich Naturel; deshalb hatte er eine innere Verwandtſchaft mit der Linken und wirkte auf dieſe immer am Günſtigſten, wenn irgend ein verdächtiger miniſterieller Akt zu vertheidigen war. Seine Vertheidigung war dann auch niemals doktrinell, bewahre! er ſetzte voraus, daß er in der Doktrin einig ſei mit den linken Gegnern, ſeine Vertheidigung betraf nur Auslegung und Zweckmäßigkeit. Er bewies dann immer ſo, als ob die Linken regierten, und von Ueberlinken angegriffen würden. „Hieße dies nicht" pflegte er ungefähr zu ſagen, „unſre gemeinſchaftlichen liberalen Anſichten als unpraktiſch und dem Gemeinwohl verderblich darſtellen? Glauben Sie denn, ich würde zugeſtimmt haben, wenn irgend ein freiſinniger Grundſatz dadurch im Mindeſten angetaſtet würde?" — Nein, nein das nicht! war gewöhnlich die unmittelbare, halblaute Antwort darauf, und die Schneide der drohenden Anfrage war abgeſtumpft.

O, der Schwabe iſt ſo klug! Die Verbreitung des Sprichwortes, daß er erſt mit vierzig Jahren klug werde, gehört zu ſeinen klügſten Schwabenſtreichen. Dies Sprichwort führt Niemand ſo gerne im Munde als der Schwabe ſelbſt. Es macht die Nachbarn ſo ſicher, und geſtattet dem ungeſchickt ausſehenden Allemannen ein ſo harmloſes, ſchweigſames Zuſehn bis der rechte Augenblick gekommen iſt, das Zweckmäßige zu bemerken und zu veranlaſſen. Man möchte faſt glauben, daß Zimmermann aus Stuttgart und Moritz Mohl recht abſichtlich in's Parlament geſchickt worden ſeien, um die alte Sage aufrecht zu erhalten.

Johannes Fallati, Unterſtaatsſekretair im Handelsminiſterium, war Mohls ſchwäbiſcher Landsmann im Miniſterrathe, und beide gingen denn auch in den allgemeinen Rathſchlägen für politiſches Handeln durchſchnittlich zuſammen. Sie und Widenmann waren der Theil aus dem linken Centrum, welcher dem Miniſterium auf dieſer Seite des Hauſes Stimmen erhielt. Chriſtian Widenmann, der lebensfriſche Rheinländer, entfernte ſich am Frühſten und Offenſten von der linken Auslegung und Führung der Dinge. Geſund wie er iſt, beharrte er auf dem Verlangen nach Freiheit, aber geſund müſſe ſie ſein. Um Gotteswillen nicht ſchwindſüchtig! Gegen alle die bekannten hektiſchen Uebertreibungen trat er am Früheſten und Konſequenteſten auf. Und zwar energiſch wie dies ſeiner kräftigen Natur entſpricht. Solcher Energie zeigte ſich auch Robert Mohl fähig, wenn er einmal die liberaliſtiſchen Jugenderinnerungen überwunden und ſich von der Nothwendigkeit einer Widerſtandsmaaßregel oder einer Beſchränkung überzeugt hatte. Dann war er kurz angebunden und ſtieß in wenig Worten ärgerlich hervor — er ſpricht überhaupt kurz und nur zur Sache und redet nicht —: es ſei Alfanzerei, in ſolchen Mißbräuchen des Eigenwillens die Freiheit des Staates gefährden zu laſſen. Der durchgearbeitete Kopf mit leichtem Blondhaar und ſeinen blauen Augen zeigt dann all ſeine Kanten, und die begleitende Geſte iſt entſchieden und wegwerfend. Dann hat ſein Landsmann Fallati, ein dunkler, voller, romaniſcher Kopf, gar keine

Aehnlichkeit mit ihm. Mohl widerſpricht barſch aus wohlerwogenen Gründen, Fallati, eine künſtleriſche Natur und ein jüngerer Mann, ſucht ſeinen Widerſpruch durch Schwung zu heben. Es iſt Alles weicher in ihm und nachgiebiger. Mit zugemachten Augen würde man in dieſem ſonor hochdeutſch Redenden die gemiſchte Abſtammung erkennen. — Sein Kollege im Handelsminiſterium war damals Guſtav von Meviſſen, bekannt als Oppoſitionsredner des vereinigten Landtages. Er hat in der Paulskirche gar nicht geſprochen, bei Vorverſammlungen aber immer eine feine und ſcharfe Auffaſſung der Verhältniſſe entwickelt. Eine Mittelfigur mit hochblondem, horchend vorgeneigtem Haupte und mit ſehr klugen dunkelblauen Augen, hat er mit ſeinem unzerſtörbaren heiteren Lächeln etwas von einem Fuchſe, der das politiſche Jagdleben ſchon hinreichend kennt, um während deſſelben nicht niedergeſchlagen und auch nicht ungebührlich vertrauensvoll zu werden. Einen ganz ähnlichen Eindruck machte der Unterſtaatsſekretair im auswärtigen Amte Ludwig von Biegeleben, ein fein gebildeter Mann, welcher nicht Abgeordneter war, und durch eine ſehr gewandte Feder regieren half. Er wie ſein Kollege Max von Gagern repräſentirten eine moderne Diplomatie, welche in ſo mißlichen Lagen nicht obenhin nach dem Erfolge, ſondern nach ihrem ſehr achtungswerthen Geiſte und Charakter zu würdigen iſt. Kenntniß, Umſicht, vorſichtige und gewandte Formen haben ſie als unerläßliche Eigenſchaften mit den beſſeren Diplomaten ſonſtiger Zeit gemeinſchaftlich;

ihre allgemeine Bildung aber iſt umfaſſender und doch eigenthümlicher. Eigenthümlich, weil deutſch. Nicht bloß die Umriſſe der Aufgaben, auch die Seele derſelben liegt ihnen am Herzen. Nicht bloß als ſeinen Bruder, ſondern als ſolchen tief ausgebildeten Charakter liebt Heinrich von Gagern dieſen lang aufgeſchoſſenen Max von Gagern ſo ungemein. Der bei Kandern erſchoſſene älteſte Bruder Karl gilt unter den Brüdern für den begabteſten und mächtigſten, mit welchem die ſtolzeſten Hoffnungen zerſchmettert worden. Dieſer jüngſte Bruder Max, ein altfränkiſches blaſſes Geſicht, ſcheint der geliebteſte zu ſein. Nur einmal nothgedrungen iſt er auf der Tribune erſchienen, da der redneriſche Vortrag nicht zu ſeinen Talenten gehört. Es war die Malmöer Waffenſtillſtandsfrage, bei welcher er geſchäftlich betheiligt geweſen; es war die ſchwierigſte Aufgabe welche einem öffentlichen Redner geſtellt werden kann: eine Entwickelung zu entſchuldigen, die gründlich unpopulär iſt, die er ſelbſt nicht nur beklagt ſondern mißbilligt, und die er nur entſchuldigen zu müſſen glaubt, damit der bedrohten Einheit durch Preisgeben Preußens nicht eine noch tiefere Wunde verſetzt werde. Obwohl kein Redner löſ'te er doch dieſe Aufgabe mit edlem Takte, und es hatte etwas Rührendes, wie ſein Bruder hinter ihm als Präſident aufſtand, und gleichſam mit ausgeſtreckter Hand die Windſtöße einer ungeſtümen Verſammlung links und rechts von ihm zu zertheilen ſuchte, damit die mit ſchwacher Stimme des Redners geſprochenen Worte verſtanden und gewürdigt werden könnten. — Dieſer Max von Gagern war ein freiwillig diplomatiſcher Hauptagent, als das Vorparlament zuſammengerufen wurde, und er entwickelte fünf Vierteljahre ſpäter dieſelbe unſcheinbare Thätigkeit, als das Nachparlament für Gotha bewerkſtelligt werden mußte.

Solch ein intereſſanter Perſonenkreis eines erſten Reichsminiſteriums wurde geſchloſſen durch zwei erfahrene Führer aus Baden, durch Baſſermann und Mathy. Jener neben Schmerling im Miniſterium des Innern, dieſer neben Beckerath. Und an die Spitze wurde der Fürſt Karl Leiningen berufen, ein wohlwollender ſüddeutſcher Kavalier von jungem Mannesalter, welcher ſich durch einen Aufſatz „Entweder — Oder“ dafür erklärt hatte, daß die ſouveraine Herrlichkeit einer deutſchen Centralmacht offen und völlig durchgeſetzt werden ſolle.

Was konnte einem ſolchen Miniſterium mit ſolcher Aufgabe Gefährlicheres begegnen als dieſe theoretiſche, dieſe unabſehbare Richtung auf Grundrechte, in welche die Nationalverſammlung ſich zerſtreute wie ſich ein Heer zerſtreut in einen unabſehbaren Wald? Jede Geſchloſſenheit der Glieder löſ't ſich, der Feldzug wird ein allgemeiner Tirailleurzug, Niemand weiß mehr was man hat, was man kann, wohin man gerathen und ob man nicht einem Ueberfalle ausgeſetzt wird, welcher die ganze Macht zerſprengen kann.

Wußte man, ſah man dies nicht? Man wußte es ſehr gut, man ſah es ſehr klar. Die Führer des Centrums waren ſehr bald außer Zweifel, daß dieſe Art des Vorrückens lebensgefährlich werden könne für das Parlament, weil lebensgefährlich für die Löſung der Aufgabe, für die Errichtung einer deutſchen Verfaſſung. Der Sinn des Volkes ward verwildert durch bloßes Sprechen um Freiheit und Freiheit, wobei Derjenige der Willkommenſte werden mußte, welcher unbedacht den Mund am Weiteſten öffnete; und was nicht minder wichtig: eine ſo gewaltig eingreifende und verändernde Form wie eine deutſche Verfaſſung mit Parlament konnte nur entſtehen, ſo lange das Wachs der Einzelnſtaaten noch flüſſig war in der allgemeinen Auflöſung der Einzelnautoritäten.

Dieſe Führer verſuchten denn auch bald die Zügel ſchärfer anzuziehn, damit die Debatte über Grundrechte vereinfacht, damit ſie abgekürzt würde. Namentlich Baſſermann trat für dieſen Zweck unaufhörlich in die Schranken.

Aber die Zerſtreuung im Walde war bald zu groß geworden, als daß die dringendſten Nothſignale hinreichend gewirkt hätten. Zwei Gründe kamen hinzu. Der eigentlichen Linken war es nur um den abſtrakten Begriff Freiheit zu thun; die Einheit ſtand ihr in zweiter, ferner Linie, und ganz gewiß trug ſie gar kein Verlangen nach einer Einheit wie ſie der Majorität in der Paulskirche zuzutrauen war. Eine republikaniſche, eine nivellirende Form war von dieſer Majorität nicht zu erwarten; der Inſtinkt trieb alſo die Linken, jegliche Formulirung durch ſolche Majorität ſo weit und ſo lange wie möglich abzuhalten.

Der zweite Grund der Verzögerung betrifft das Centrum ſelbſt, wenn auch nur für die Monate des Hochſommers. Man fand es zu ſchwer, und man war nicht reſolut genug, ſich in der Kürze und Schnelligkeit zu entſcheiden für einen Verfaſſungsplan. Es war allerdings ſehr ſchwer, wenn man nicht einen radikal republikaniſchen Plan durchführen und die deutſche Geſchichte in den Abgrund werfen wollte. Wer wußte denn zu ſagen, über wie Viel man eigentlich zu verfügen, wie Viel man wirklich haben würde, ſobald ein ganzer Plan eingeführt ſein ſollte! Sah nicht Jedermann fragend nach Oeſterreich hinüber? Es bricht auseinander! riefen die Einen. Nein! riefen die Anderen. Es iſt ein wunderliches Wagſtück, eine Verfaſſung zu beſchließen, wenn man nicht weiß, ob und wie ein europäiſcher Großſtaat ein integrirender Theil derſelben ſein werde. Schließt man den Großſtaat ein in die Verfaſſung, und er erhält ſich dennoch in ſeiner großmächtigen Unabhängigkeit, ſo iſt die Hälfte des Verfaſſungsfundaments dem Baue entriſſen, und der ganze Bau, das ganze Werk ſtürzt zuſammen. Man hat alsdann ein Kartenhaus gebaut, und die Zeit noch gefährlicher verloren als man ſie durch Zögerung verlieren konnte. Die Zuverſicht auf ſolch ein Kartenhaus theilte man eben nicht mit der Linken. Man war in der Mehrheit des denkenden Centrums überzeugt, daß die Großmacht Oeſterreich, ſie möge als ſolche beſtehen oder nicht beſtehen bleiben, in keinem Falle die Grundmacht eines deutſchen Staates werden könne. Bliebe ſie beſtehn, ſo hätte ſie als ein aus verſchiedenen Nationalitäten zuſammengeſetzter Staat einen anderen Beruf, als den Beruf national deutſcher Führung. Bliebe ſie aber nicht beſtehen, ſo hätten die abgelöſten deutſchen Provinzen nicht mehr die Macht, die Führung Deutſchlands wirklich auszuüben. Für beide Fälle trat auch noch der Vorwurf in Kraft, welchen beſonders die Norddeutſchen erhoben: daß die Entwickelung deutſchen Geiſtes und deutſchen Kulturlebens am Wenigſten in Oeſterreich gefördert werden, daß es in politiſcher Entwickelung am Weiteſten zurückgehalten ſei durch das alte Syſtem, daß es alſo bei den übrigens zweifelhaften Umſtänden nach keiner Seite hin als maaßgebend betrachtet werden könne für den Plan einer Verfaſſung.

Wenn nun mit einiger Sicherheit ſpekulirt werden ſoll, ſagte man weiter, ſo muß der norddeutſche Großſtaat Mittelpunkt werden. Was? Preußen? Auf dieſes Ziel hin wollt Ihr einen Verfaſſungsplan errichten?! Erinnert Ihr Euch nicht mehr, es iſt ja kaum einige Wochen her, daß Braun von Köslin mit allgemeinem Hohngelächter empfangen wurde, als er die proviſoriſche Centralgewalt für Preußen zu hoffen wagte?

Dies war vollkommen wahr. Zu jener Sommerzeit wäre es ganz unmöglich geweſen, eine Verfaſſung zu entwerfen, in welcher Preußen erſichtlich eine wichtige Rolle zugetheilt erhalten hätte. Und doch waren die denkenden Führer des Verfaſſungsausſchuſſes damals und immer der Meinung, es ſei ohne vorzugsweiſe Betheiligung Preußens ein deutſcher Staat nicht dauernd zu geſtalten. Was ſollten ſie thun gegenüber ſolch einer Stimmung? Ihre Pläne raſch ausarbeiten, vorlegen und — verſpotten, ja zerreißen laſſen? Oder warten? — Im Ganzen und Großen war der deutſche Idealismus der Meinung, die Einzelnſtaaten alle, auch Preußen ſeien überlebt, und auch Preußen werde und müſſe ſich zum Gedeihen eines deutſchen Staates auflöſen. Hatte doch der König von Preußen ſelbſt in der Noth des Augenblickes das Wort geſprochen: Preußen geht fortan in Deutſchland auf! Was ein ſtürzender König ſpricht um ſich zu retten, ſagte man, das iſt ein Geheimniß der Zukunft. Er ſpricht es nothgedrungen aus, um an der Zukunft Theil zu haben. Aufgehn im Ganzen und Großen! Dies iſt die Beſtimmung auch Preußens — darnach muß unſre Verfaſſung eingerichtet werden.

Letzteres war der Athem des linken Centrums und auch viele Mitglieder aus kleinen Staaten im rechten Centrum hatten ſolch ein Bild vor Augen, und hierzu ſprach im Nothfalle auch der gemäßigte Theil der Linken Ja und Amen — kurz, höchſtens für ſolch eine Gattung Einheitsſtaat war im Sommer ein Verfaſſungsplan nicht ganz hoffnungslos.

War das aber eine Hoffnung für Männer, welche unberauſcht geſchichtlicher Entwickelung zugeſehn, welche gelernt hatten in einem aufmerkſamen Leben, daß ein Staatsweſen mehr ſei denn der geile Halm einer Sommerpflanze? Konnten ſie daran glauben, daß der zweihundertjährige Stamm des großen Kurfürſten, des großen Friedrich und der Befreiungskriege wirklich entwurzelt ſei durch einen mehr lärmenden als greifenden Sturm? Sollten ſie die weitläufige Maſchine des Verfaſſungsausſchuſſes jach in Bewegung ſetzen zu einer Fertigkeit ohne Ziel?

Wenn ſie es ſelbſt gekonnt hätten — und nach Verlauf des Sommers wäre wohl zu wünſchen geweſen, die Maſchine hätte raſcher gearbeitet — wenn ſie's ſelbſt gekonnt hätten, ein reifes und dauerhaftes Muſter deutſcher Verfaſſung war vor Ende des Sommers nicht erreichbar. Daß es aber alsdann nicht raſcher zur Hand war, das war ein Uebelſtand, welchen wiederum die weitſchweifige und doch kleinliche Behandlung der Grundrechte verſchuldete. Die Leiter des Verfaſſungsausſchuſſes mußten wirklich ihre geſpannte Aufmerkſamkeit ſolch einer Aufſtellung von Grundrechten zuwenden. Die Oppoſition ging des Weges: die Grundrechte bis zur Unmöglichkeit jeglicher Regierung zu erweitern. Man mußte auf Schritt und Tritt folgen, mußte jeden vorgeſchlagenen Zuſatz unter allen erſinnlichen Geſichtspunkten prüfen, ob er nicht eine verdeckte Wolfsgrube berge. Noch mehr. Weil man eine zweite Leſung der Grundrechte durchgeſetzt hatte, um ſich eine nochmalige allgemeine Prüfung der ungleichartig veränderten Paragraphen vorzubehalten, deshalb ſtürzte nun die Oppoſition all ihre Waſſer auf dieſe zweite Leſung. Sie ſollte ſogleich folgen, weil die Grundrechte jeglichem Verfaſſungsſätze voraus verkündigt werden ſollten. Das war gegen Erwartung, war gegen den organiſchen Sinn der Leiter im Verfaſſungsausſchuſſe. Einen Theil der Verfaſſung einſeitig einzuführen iſt an ſich ſchon ein mißliches Unternehmen. Es war doppelt mißlich in Deutſchland, wo verſchiedenartige Staaten geeinigt werden ſollten, wo vorauszuſehen war, daß Oeſterreich beſonders, dann Baiern und Hannover, endlich auch Preußen ſolche voraus eilende, alſo abſtrakt gleich machende Geſetzgebung ablehnen, daß alſo ſolch ein Verfaſſungsweg die Ausführung der Einheit nur bitterlich erſchweren müſſe. Um den Preis eines großen Ganzen, welches die eigentlichen Verfaſſungsformen bringen ſollten, um ſolchen Preis konnte man Opfer und Hingebung fordern. Jetzt aber verlangte man die Hingebung der Eigenthümlichkeiten, jetzt verlangte man die Opfer für eine Idee, ohne noch die geringſte Form für dieſe Idee zu bieten. Ackerbauſtaaten wie Hannover und Baiern ſollten in den Grundrechten grenzenloſe Theilbarkeit des Grundeigenthums über ſich ergehen laſſen, ſollten Gewerbeverhältniſſe ſofort einführen, welche ihre bisherigen auf den Kopf ſtellten, und ſollten Dies und Aehnliches ohne ſichre Ausſicht auf den Bundesſtaat, durch welchen allein ſolche Opfer eine Ausgleichung finden konnten! Nichts konnte das Zuſtandekommen der Einheit mehr gefährden als ſolch ein einſeitiges Verfahren und Einführen. Und doch ſuchte hierin die Linke ihren Schwerpunkt, und ſie ſetzte es durch, weil ſie unabläſſig auf dieſelbe Stelle ſchlug, weil ſie unabläſſig ſchrie: das Volk werde um die Freiheit betrogen, wenn die Grundrechte nicht ſofort Geſetz würden. Ein grollender Schwabe namentlich, Schoder aus Stuttgart, damals von der Linken des linken Centrums, machte es ſich zur Wochenaufgabe, zu einem „Caeterum censeo“: daß die „Grondrechte“, wie ſeine Ausſprache klang, ſo ſpeciell-frei wie möglich fertig und noch raſcher als möglich eingeführt würden.

Er hat's erreicht, und damit dem Gelingen einer deutſchen Verfaſſung tief geſchadet. Denn dieſes unerwartete Eindrängen der Grundrechte zu ſofortiger doppelter Leſung und Einführung weckte nicht nur den erſten begründeten Widerſtand der Einzelnregierungen, es nahm auch die Kräfte des Verfaſſungsausſchuſſes vorzugsweiſe bis in den Herbſt hinein in Anſpruch, und verhinderte ihn, ſeine geſammelte Thätigkeit dem eigentlichen Verfaſſungswerke zuzuwenden.

Der Verfaſſungsausſchuß brachte im Herbſte den erſten Abſchnitt der Verfaſſung, und in dieſem Abſchnitte iſt der Plan des Ganzen deutlich abzuſehn. Die Leiter des Verfaſſungsausſchuſſes waren alſo gegen das Ende des Sommers über das Weſentliche der Verfaſſung einverſtanden, laut oder leiſe gleichviel! die ſchaffenden Geiſter verſtanden ſich. — Ohne den fortwährend gepeitſchten Strudel, Grundrechte geheißen, wären wir mehrere Monate früher zum Berathen der Verfaſſung ſelbſt gelangt, und die deutſche Verfaſſung wäre am Schluſſe des Jahres 1848 zum Abſchluſſe in der Paulskirche gebracht werden.

Man vergleiche die Lage Preußens im December 1848 mit der Lage Preußens im April 1849, und ermeſſe ob dieſer Unterſchied von einigen Monaten auf das Verhalten Preußens gegen eine Deputation von Frankfurt einen weſentlichen Einfluß äußern konnte.

Im December rang ſich Preußen noch mühſam hervor aus der furchtbaren Kriſis, in welche es getreten war mit Auflöſung ſeiner erſten konſtituirenden Verſammlung. Es gab die oktroyirte Verfaſſung. Daß es die Kriſis überſtand, dafür war es der deutſchen Nationalverſammlung tiefen Dank ſchuldig. Denn die Centren der Paulskirche hatten die extreme Seite des preußiſchen Parlamentes nicht unterſtützt, hatten die Steuerverweigerung für null und nichtig erklärt, hatten einer mißtrauiſch angeſehenen preußiſchen Regierung eine zwar bedingte aber in ſolchem Augenblicke unermeßliche Hilfe gewährt. —

Im April 1849 hatte Preußen die Kriſis hinter ſich, und die Regierung war in der Kraft, eine zweite, nur unbequeme Kammer ohne Weiteres nochmals aufzulöſen.

Wäre die Frankfurter Deputation zum erſten Januar nach Berlin gekommen, fand nicht alsdann die deutſche Verfaſſungsfrage viel ebenere Bahn vor ſich? — Und ſind nicht gerade die Ausbreitungen der Grundrechte, welche der Paulskirche ein Vierteljahr Zeit gekoſtet, ſind nicht gerade ſie von Berlin aus wieder geſtrichen worden? „Du haſt's gewollt, George Dandin!“ iſt hier allerdings zu rufen, und es iſt hinzuzuſetzen: Wie oft iſt es Euch geſagt worden, daß einzelne politiſche Rechte nichts zu bedeuten und keine Kraft des Beſtandes haben, wenn ſie nicht durch den ganzen Organismus, durch die ganze Verfaſſung eines Staatsweſens gehalten und genährt werden.

Dennoch, dennoch müſſen wir hinzuſetzen im Ueberblicke des Ganzen, im Ueberblicke der innerlich ſo ſchwierigen Aufgabe, wir müſſen ſeufzend hinzuſetzen: es war wohl nicht aus einer Sommerſaat zu gewinnen was ſo tiefer Wurzeln bedarf! Es bedurfte wohl der Boden noch ſo mannigfacher Erſchütterungen, um einer ſtarken Frucht fähig zu werden.

Iſt aber der Boden beſtellt, dann werden nicht die Kindiſchen hier, nicht die Neidiſchen dort die Ernte verzögern können.

11.

Das Gewitter zog ſich indeſſen zuſammen. In leiſem, fernem Donnergrollen aus Norden her ſchien es bei der Paulskirche anzufragen: Glaubt Ihr das Wetter beſtehen zu können, wenn Ihr das bloße Wort aufblaſ't zum täuſchenden Scheine der Mächtigkeit? Glaubt Ihr das Wetter beſtehen zu können, wenn Ihr auf leerem Felde deklamirt, und nichts, nichts zu Eurem Schutze aufbaut, nicht einmal Hütten?!

Es kam das erſte Wetterleuchten aus Schleswig-Holſtein, daß Preußen nach *ſeinem* Bedürfniſſe, nicht nach dem Bedürfniſſe Deutſchlands verfahren könnte. Dann würden die Fragen um wirkliche Macht krachend auf einander platzen — werden die langen Reden über Grundrechte eine wirkliche Macht gebildet haben?

Eilt! Eilt! Schließt! rief man aus dem Centrum. — „Nur der Verräther des Volkes kann die ewigen Rechte des Volkes verkürzen wollen!“ antwortete man von der Linken.

Man redete weiter.

Das Schickſal bot damals, es war in der erſten Hälfte des Auguſt, noch eine Gelegenheit zur Probe. Man konnte äußerlich abmeſſen, ob die Partikulargewalt wirklich todt, ob die Macht des großen Einzelnſtaates wirklich zerbrochen, ob die Centralgewalt wirklich Alles ſei. Die Domfeier in Köln meldete ſich; der König von Preußen wollte ihr beiwohnen; der Reichsverweſer desgleichen, und die Nationalverſammlung wurde ebenfalls eingeladen. Da konnten alſo am Rheinufer alle wichtigſten Gewalten — denn Oeſterreich war fortwährend in romanhafter Ferne — da konnten ſie dicht neben einander treten und ſich meſſen. Wind und Sonne waren hierzu noch beſonders günſtig für Frankfurt, denn in der Rheinprovinz ſoll der „Prüß“ immer noch wie ein Fremder ohne Gunſt angeſehn werden, und der Glaube iſt katholiſch, das Reichsleben iſt zu Hauſe, ein Habsburger, ein Reichsverweſer konnte beim katholiſchen Feſte Alles überſtrahlen. Benützt wenigſtens dieſe praktiſche und ſo verführeriſch gebotene

Probe mit Aufmerkſamkeit, und laßt den Schluß, welchen Ihr ziehen dürft, auf Eure Entſchließungen einwirken.

Ach, es war ja ſogar die Vorfrage tief im Zweifel! Sollte und konnte man denn von einer Domfeier Notiz, nur Notiz nehmen? Von einer Domfeier, welche mit nichts als ſogenanntem altem Krame zu ſchaffen hatte! Hierarchie, alte, verſchollene, verderbliche Traditionen ſind ja das Seelenleben ſolcher Kirchenbauten. Was ſoll uns das?! Iſt nicht die Aufmerkſamkeit des Volkes ſchon arg genug zertheilt worden dadurch, daß man vor den Märztagen für ſolche Reſtauration — denn was iſt es denn weiter?! — geworben hat? Suchte nicht der Fürſt, welchen die Märztage erſt belehren mußten, in dieſen koſtſpieligen, mit Kunſt und Geſchichte liebäugelnden Spielereien einen Ruhm, der die Kleider des Vaterlandes flicken, Leib und Seele deſſelben aber verſchmachten ließ? Mittelalter iſt's und weiter nichts! Und damit ſoll man uns jetzt ſogar kommen, jetzt bei der endlichen Geburt einer neuen Zeit? Fort damit! Es iſt verkappte Reaktion. Wer daran einen Antheil verräth, der verräth die dunklen Falten reaktionärer Wünſche.

Das war ganz konſequent im Munde derjenigen, welchen deutſche Geſchichte ein läſtiges Ammenmährchen, denen nationaldeutſche Größe ein untergeordnetes Ding war, ja ein Vorurtheil neben dem demokratiſchen Weltgedanken, denen nationale Kunſt und Wiſſenſchaft ein bedenklicher Luxus, eine überſtändige Pedanterie — debattiren wir! Debattiren wir darüber, daß nicht bloß geſagt werde: „die Preßfreiheit darf nicht wieder aufgehoben werden“, denn dies iſt matt und ſichert nicht genug. Es muß hinzugeſetzt werden: „unter keinen Umſtänden“; dann erſt haben wir die Zukunft gerettet.

Und ſo geſchah's. Die Fahrt nach Köln blieb eine Zeitlang ein verdächtiger Wunſch, welcher ſich nicht hervorwagen ſollte. Lernen? Zu lernen ſollen wir dort finden?! Schlechtes nur könnte man dort lernen unter Pfaffen und Höflingen. Wir haben Zeit genug gehabt um zu lernen. Handeln wir, indem wir für die Grundrechte keinen Schlupfwinkel ungefegt laſſen.

So ging denn die Redeübung weiter. Die Karrikatur meldete ſich zwar ſchon an den Fenſtern der Bilderläden. Aber man erkannte nicht, was ſie als Symptom bedeute; man wiegte ſich immer noch in dem Spiegelbilde franzöſiſcher Revolution von 1789. Während dem eigentlichen Drange jener Revolution war es keinem Adligen beigekommen, die Redner des Berges durch Zeichnungen populär zu machen, wie Herr von Boddien, ein hoch gewachſener und tapfrer preußiſcher Reiterofficier, zu thun begann an ſeinen Kollegen in der Paulskirche. Er ſaß auf der Rechten, und hielt die Herren auf der Linken ſelbſt damals ſchon für ſo wenig gefährlich, daß er einen ihrer grimmigſten Adelstödter, welcher mit Abſchaffung aller Standesvorrechte noch lange nicht zufrieden war, daß er Herrn Rösler, einen Schullehrer aus Oels, als Kanarienvogel herausgab. Kurzgeſchoren rothbärig,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE;H. FN. 0217/031

ſchnabelnaſig und ganz in gelben Nanking gekleidet erregte er als „Reichskanarienvogel (Singt wenig, ſpricht viel, lebt von Diäten)“ mit der Brille vor den Augen ohne ſein Verdienſt allgemeine Heiterkeit. Solcher Reichsämter wurden nun täglich vergeben, und die Karrikaturen ſchwollen an wie der Nilſtrom. Schlöſſel als Parlamentshyäne; Blum als Sir Robert, welcher die dargereichte Bruderhand des franzöſiſchen Generals ergreift, in Folge deſſen ſich ſofort die ganze franzöſiſche Armee auflöſ't; Eiſenmann, mit Fernrohr auf Fernrohr bewaffnet, welcher die Reaktion nicht entdecken kann und endlich entdeckt; Moritz Mohl, welcher einen Antrag ſtellen will gegen Emancipation der Juden, und welchem der ſchwer wiegende Iſraelit Rieſſer ſo ruhig auf der Schulter ſitzt, daß der übelberathene Moritz tief gedrückt von der Tribüne herabſtöhnt: „Er wird mir gemüthlich ſchwer — dieſer Antrag.“

Beſonders intereſſant waren die Spottbilder, welche ein beredſames und wirklich geiſtreiches Mitglied der Linken, den Naturforſcher Vogt aus Gießen betrafen. Ein fetter Leib mit fetten, frechen Augen behandelte dieſer unendlich dreiſte Redner Gott und die Welt wie ein Kartenſpiel, welches man miſchen kann nach Belieben, und mit welchem man je nach Witterung oder Laune Whiſt oder Lhombre, am Paſſendſten aber Faro ſpielen mag. Nie iſt eine leichtſinnigere Miſchung revolutionairer Beſtandtheile geſehn worden, als in dieſem politiſchen Abenteurer. Etwas von Baron Holbach, etwas von Camille Desmoulin, etwas vom landsmannſchaftlichen

Studenten deutſcher Bierbank etwas vom vergeſſenen Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn, welcher die Wunder ſkandalös aufklärte, und etwas vom lüſternen Feinſchmecker, welchem die Trüffel und der Chambertin und die üppige Neigung aus den Augen leuchtet. Dies Alles auf den Demokraten von 1848 gepfropft und mit unbeſchreiblicher Sicherheit auf der Rednerbühne aufgepflanzt, welch ein Reis, welch ein Früchtlein!

Hier ſind allerdings Kenntniſſe und Geiſt und Witz und Talent, und es kann nicht die Rede ſein vom mangelnden Hinterkopfe ſeiner Nachbarn. Aber dieſe armen Nachbarn hatten neben ihm faſt etwas Ehrwürdiges. Sie liebten doch wohl ihr unklares Ideal; Viele von ihnen waren dafür zum Opfer bereit; ſie waren beſchränkt, aber hatten ein Herz für ihre Sache. Vogt dagegen war Klopffechter, war Komödiant. Nichts Widerwärtigeres als wenn er den ſittlichen Zorn abſpielte. Offenbar war er ſelbſt Schwamm durch und durch und ohne irgend einen haltbaren Nerv ſittlicher Dauer. Nichts Empörenderes als wenn er vom deutſchen Vaterlande ſprach, welches ihm eigentlich ſo gleichgültig iſt wie Mexiko oder Vandiemensland. Es iſt nur zufällig das Schlachtfeld für ſeine Kriegszüge, und es mag ihm allenfalls das liebſte ſein weil er unſre Sprache redet und unſer Terrain kennt. Wäre ihm Frankreich ebenſo geläufig, ſo würde er mit eben ſolchem Genüge in Frankreich ſeine Rolle ſpielen; denn er und ſeines Gleichen ſind eben die modernen Landsknechte.

Das politiſche Kriegshandwerk, das revolutionaire Handwerk intereſſirt ſie als Mittel zu freigeiſtigem, bunt bewegtem Treiben; für den letzten Zweck der Menſchen und Dinge ſind ſie gedankenlos und unbekümmert.

Deshalb war die Karrikatur Vogt's mit der Ueberſchrift „Gar kein Standpunkt“ ſo ſchlagend. Als Bummler mit dem Knotenſtocke und ohne Hut wandert er durch die Luft, ein Paar ſtrangulirte Konſervative als Ränzel an den Schultern, eine zuſammenſtürzende und brennende Stadt unter den Füßen. Vorzüglich die Kirchthürme fallen links und rechts und alle großen Gebäude dazu. Er hatte in der grundrechtlichen Kirchenfrage ganz naiv geäußert: „Hier kann ich ſagen ſtehe ich wirklich erhaben über allen Parteien, auf einem ſo vollkommen neutralen Standpunkte, daß ich faſt ſagen möchte, es wäre gar kein Standpunkt.“ Die allgemeine Heiterkeit für dieſe Offenherzigkeit nahm er wie immer heiter hin; jeder Erfolg iſt ihm willkommen. Der Cynismus iſt niemals wähleriſch, und jede Wirkung iſt ihm genügende Probe der Geiſteskraft. Er vertiefte ſich denn auch gelegentlich in Skizzen miniſterieller Zukunft, um anzudeuten, daß man auch ohne Vorurtheile Geſchäfte übernehmen könne, und der Zeichner folgte ihm behende, und machte ihn zum Gras freſſenden Nebukadnezar. Dieſer „Nabuchodonoſor, der Miniſter der Zukunft“ liegt nackt und platt auf Gottes Erde und vertilgt mit Zähnen und Krallen das Bißchen Grün des Erdbodens. Der untere Leib, in dieſer Stellung der hintere Leib, geht in Schlangengeſtalt aus, und die ſtechenden Augen erläutern dieſen Uebergang zum Thiere. Denn wohin führt der Geiſt des Menſchen, wenn er den Charakter verſpottet, weil er ihn nicht erwerben kann! — Es wurde ebenſo eine nachfolgende Karrikatur als eine Verherrlichung dieſes fleiſchlichen Ruge und Genoſſen angeſehn, eine Karrikatur mit der Ueberſchrift „Neue Errungenſchaft.“ Zwei beſtialiſche Kerle, die phrygiſche Mütze bis über die Augen herabgezogen, tragen auf ihren Schultern eine verdorrte grundgarſtige Weibsperſon, und jeder hält auf einem Stocke ſein Motto hoch in die Luft. Das eine Motto heißt: „Kein Jenſeits mehr!“ Das andere Motto heißt: „Der Himmel nur auf Erden!“ Zwei ältere Zuſchauer aber, deren Hund den Aufzug anbellt, ſagen dazu Folgendes: „Wen bringen denn die da? Die Phyſiognomie kommt mir bekannt vor — iſt das nicht die alte Pariſer Göttin der Vernunft?“ — „‚I Herr Je! die iſt recht alt geworden! und findet doch noch ihre Liebhaber!‘“ —

Unter dieſen „Liebhabern“ gab es denn glücklicherweiſe auch harmloſe, deren Reden über Grundrechte und europäiſche Politik im Intereſſe der Speiſewirthe gehalten wurden. Frühſtücksredner. Die Herren Wiesner, Rauwerck und Compagnie wurden durch gemeinſchaftliches Uebereinkommen immer nach Kräften in die zwölfte Stunde verlegt. „Fortlaufender Beifall“ hieß ein für allemal das Genrebild welches für ſie erfunden wurde, und welches die allgemeine Flucht der Zuhörer darſtellte, ſobald mit „maaßloſem Erſtaunen“ und mit dem obligaten Taſchentuche Herr Wiesner, oder ſobald der bleiche, ſtiere, bärtige Kopf Herrn Rauwercks mit der unkenhaften Beſchwörungsſtimme auf der Rednerbühne erſchien. Des Reiches Todtengräber, hu! und Alles entwich was nicht ungeſtört ſchreiben oder gelegentlich lachen wollte über die Zornesworte eines redlichen, ziemlich tauben Polterers, welcher vor Jahren ſeine Lektion eingelernt hatte und immer gleichmäßig über die Gräber der Freiheit dahin ſtöhnte oder heulte, immer gleichmäßig, weil er eben ſchwer hörte und nicht viel erfuhr von den Veränderungen des politiſchen Ausdrucks. Und ſolch einen Maximilian, regierenden Grafen von Moor, deſſen Sohn „gejagt in Noth und Tod, gefallen in Verzweiflung,“ ſolch einen „unvermeidlichen Alten“ auf kleinen Theatern hatte das moderne Berlin geſendet! Welch einen Widerſchein warf das auf die Wahlkraft der anſpruchsvollen Hauptſtadt! Wien hatte doch Wiesner mit gutem Glücke vermieden, obwohl er ein öſterreichiſcher Atlas im Vorparlamente die ganze Monarchie auf ſeine Schultern genommen, obwohl er im Fünfziger Ausſchuſſe, der nie in ſeinen Reden fehlte, unerſchrocken regiert hatte, obwohl die gemeine Nachrede ihn geradezu „Wiener Tränkchen“ (Aqua Viennensis laxativa) nannte, und obwohl die frivole Zeichnung ihn darſtellte als Inhalt des kleinen verhängnißvollen Fläſchchens. Damit Niemand ſich irren konnte, bildete ſein feiſtes, mit ſich einiges und zufriedenes Antlitz den Stöpſel des von allen Kindern gefürchteten Fläſchchens. Ja, und hiermit war der Neid auf flüſſige Rednergabe noch nicht geſättigt: Schwetſchke, der Vertreter von Halle, machte ihn ſpäter zum Helden einer Geſchichte, welche ſich nur in Küchenlatein vor anſtändigen Leuten erzählen ließ. Dieſe „epistolae obscurorum virorum“ ſind das Aergſte von verdächtiger Nachrede was aus den Reden über Grundrechte empfangen, was ſpeciell über die Wirkungen Wiesnerſcher (Adolphus Pratensis) Vorträge erzählt werden konnte. Rothſchild, bei dem die öſterreichiſchen Diäten ausgezahlt wurden, iſt da unzart mit dem Abgeordneten in Berührung gebracht. Rothſchild leidet an einer Obstructio dura oder tenax, ich weiß nicht mehr wie der verfängliche Ausdruck lautet, und deſſen Arzt weiß abſolut nicht zu helfen. Er ſpricht beiläufig dem Bankier von Wiesner's Reden über Finanzpläne, und entnimmt aus dem Eindrucke, welchen dieſe Mittheilung hervorbringt, daß hiervon etwas zu hoffen ſtehe. Er läßt den berühmten Redner einladen, er veranlaßt ihn vor dem leidenden Bankier ſein Talent zu entwickeln. Wiesner zögert nicht, und der Arzt erhält die Genugthuung, daß ſeine Diagnoſe die richtige geweſen. Die günſtigen Symptome häufen ſich — Schwetſchke iſt darüber ſehr ausführlich — Wiesner, obwohl es mitten in der Nacht iſt, läßt ſeinem Talente, angeſpornt von den ganz überflüſſigen Ermunterungen des Bankiers, freien Lauf, und — beſiegt die Hartnäckigkeit des Uebels.

Die Linke rächte ſich natürlich nach Kräften. Radowitz und Vincke von der Rechten, die Profeſſoren vom Centrum waren das beliebteſte Stichblatt. Radowitz, immer mehr oder minder als Mephiſtopheles oder ſonſtiger Diavolo, erſchien dabei ſtets zu mächtig als daß eine Lächerlichkeit erreicht werden konnte. Die Macht, ſei ſie nun wirklich oder ſei ſie nur vorausgeſetzt, iſt nie lächerlich. Es mußte alſo immer ein katholiſcher Herr von Bally aus Oberſchleſien, Trabant des Herrn von Radowitz, als „Reichspudel Aly“ oder in ähnlicher Livrée die Koſten tragen. Von Vincke, ſelbſt witzig und immer herausfordernd, bot ſchon mehr Anlaß, weil er jeden Tag und auf jedes Scharmützel einging aus natürlicher Luſt am Kampfe, und weil er auch mit vierſchrötiger weſtphäliſcher Geſtalt derbe Linien bot für den Zeichner. Etwas ganz und witzig Treffendes iſt indeſſen auch gegen ihn nicht vorgebracht worden. Die Scene mit Brentano war wohl noch das Beſte. In einer läſtigen Debatte um Heckers Zulaſſung nämlich machte es ſich jener badiſche Advokat zum Geſchäfte, ſo aufreizend und beleidigend als möglich zu ſprechen gegen die ſklaviſch monarchiſche Majorität. Er iſt eine dürre Figur mit einem fleiſchloſen, dünn behaarten Kopfe und einer trocknen, ſchrillen Stimme. Juriſtiſch abgeſchloſſen in republikaniſche Vorſtellung des Staatslebens ſuchte er und brauchte er nicht den geringſten Verkehr mit dieſer unklaren, romantiſchen Paulskirche. Verächtlich und malitiös ſah er auf ſie hinab und ſuchte nach Begriffen und Worten, welche beleidigen könnten ohne juriſtiſch beleidigend zu heißen. Dieſen Begriff und dieſe Werte fand er endlich darin, daß er die Theilnehmer am Hecker-Aufſtande in gleiche Linie ſtellte mit dem Prinzen von Preußen, und daß er für jene Amneſtie verlangte, wie dieſer ſie gefunden. „Wollen Sie die, die in Baden die Waffen ergriffen haben" — alſo drängte er in dürre Worte ſeine Galle zuſammen — „zurückſetzen gegen einen Prinzen von Preußen?"

Nach dieſen Worten fuhr die Rechte und das Centrum wie ein Mann in die Höhe, und mit dem Geſchrei „zur Ordnung! Herunter von der Tribüne!" drängte ſich der Knäuel an die Rednerbühne, mit Worten und Geſten den Redner dergeſtalt anfahrend, daß des präſidirenden Soiron Klingel und Rufen untergingen wie ein Piſtolenſchuß untergeht im Sturme. Der hagere Brentano, welchem dieſer Ausbruch ganz erwünſcht kommen mochte, kreuzte die Arme und wich nicht. Es giebt nichts Rathſameres bei ſolcher Gelegenheit, als ſchweigend Stand zu halten. Die Situation ſieht ſehr gefährlich aus, iſt es aber nicht im Geringſten. Wie heftig auch die Andrängenden ſich geberden, es ſind lauter gebildete, geſetzliche Leute, unter denen auch die Leidenſchaftlichſten von dem ihnen inwohnenden Geſetze gezügelt werden. Was denn da auch erzählt worden iſt, Brentano ſei hier körperlich angefaßt worden, es iſt nicht wahr. Schreiber dieſes eroberte im dichteſten Gedränge einen Stuhl fünf Schritte von der Rednerbühne, und nicht das Mindeſte konnte ſeiner Beobachtung entgehn. Die Hand auf Brentano's Schulter gehörte einem von Brentano's Freunden, welcher ihn veranlaſſen wollte ſich nach der andern Seite zu wenden, um das Zurathen ſeiner Genoſſen anzuhören, da der Beſtürmte unverwandt nach rechts auf die Apoſtrophe Plathner's, Kerſt's, Stavenhagens ſah und hörte. Dies waren gewöhnlich die Vorderſten des rechten Centrums, wenn eine Revolte ausbrach, und Droyſen pflegte bei entſtehenden Stürmen von dem äußerſt handfeſten, tapfern und ingrimmig ausbrechenden Kerſt zu ſagen: man müſſe ihn anbinden, da er ſich ſelbſt nicht halten könne. Aber wie geſagt, kein Gegner hat in dieſem wildeſten Ausbruche die Hand an Brentano gelegt, und Soiron ſchlichtete endlich die Scene dadurch, daß er, auf Gehör verzichtend, durch das Aufſetzen ſeines Hutes die Sitzung aufhob. Komiſch genug führte er einen gelben Strohhut, welcher allerdings weithin leuchtete.

Dieſe Scene gab zu einer Karrikatur Vinckes Veranlaſſung, welche etwa der Rede werth ſein mag. Auf dem Corpus juris ſtehend — dem Rechtsboden welcher ſo Viel zu ſchaffen gab — und den Hut in die Stirn gedrückt hält Vincke dem auf der Tribune verharrenden barhäuptigen Brentano die geballten Fäuſte unter die Naſe, und ruft: Ich bewege mich, wie Sie ſehen, rein auf dem hiſtoriſchen Rechtsboden.

Lichnowsky bot viel pikantere Angriffspunkte, und wurde bald als Lola Montez auf der Tribune bald als Fürſt Schnatteratowski dargeſtellt, „welcher ſeine politiſche Toilette zwiſchen dem rechten und linken Spiegel macht,“ bald als

Hahn mit einigen Pfauenfedern, welcher nach Heineſchem Titel als Schnapp-Hahnsky ein ſchüchternes, auf Emancipation neugieriges Gänschen über das hiſtoriſche Eherecht beruhigt. Mit der Schulgrammatik lebte er auf etwas geſpanntem Fuße, und hatte einſt auf der Rednerbühne mit Hartnäckigkeit wiederholt: „Das hiſtoriſche Recht hat keinen Datum nicht.“ Das wiederholte er hier denn zur Beruhigung des Gänschens. — Man ſieht, der Wille des Spottes war gut, aber das Fleiſch war ſchwach. Noch weniger gelang es, wie oft es auch verſucht wurde, den alten Jahn witzig zu verſpotten. Dieſer war an und für ſich ſchon als Greis mit langem Silberbarte und ſtandhaft eigenthümlicher Art ſchwer zu verwerthen für den witzigen Spott. Er verbarg nicht nur keine kurioſe Eigenſchaft, ſondern er betonte ſie ſelbſt nachdrücklich. Dadurch verdarb er den Gegenſatz für den Witzbold. Nun war er bei all ſeinem demokratiſchen Sinne ein offner, unerbittlicher Feind der modernen demokratiſchen Wühlerei und Gottloſigkeit, und hatte alſo in den meiſten ſeiner Kraftäußerungen den geſunden Sinn der Unbefangenen für ſich. Verwunderlich war's, daß die Karrikatur auch dem lebensluſtigen Soiron nicht beikommen konnte wie oft ſie es auch verſuchte gegen dieſen verhaßten Abtrünnling der Linken. Immer balgte ſie ſich nur mit der Geſchäftsordnung herum, welche nun doch ein für allemal nicht als etwas Lebendiges anerkannt wird. Da putzte Gagern den als Zwerg dargeſtellten Vicepräſidenten bald ſo bald anders herunter. Das Beſte brachte endlich wiederum Boddien, indem er das Verhältniß Soirons zu einem Theile des Hauſes als bildliche Folge darſtellte. Gagern nämlich, der ſo majeſtätiſche, durch moraliſches Anſehn zuſammenhaltende und herrſchende Präſident, war in der Frageſtellung und in ſolcher formellen Technik Soiron keineswegs überlegen. Im Gegentheile! Aber Soiron hatte die moraliſche Stimmung eines Theiles der Paulskirche unwandelbar gegen ſich, und deshalb brachen unter ſeiner Leitung immer die Tumulte aus. Boddien ſetzte ihn alſo als grünen Froſch, und zwar als „umgekehrten Laubfroſch“ auf den Präſidententiſch, und ſchrieb darunter: „Wenn Der heraufklettert, giebt's Unwetter.“

Die Profeſſoren endlich, immer in Schlafröcken mit langen Pfeifen und Zipfelmützen, „entwerfen immer den Entwurf eines Entwurfs für die Verfaſſung.“ Solche Profeſſoren alten Stils waren es aber gar nicht, und was an dem Vorwurfe richtig war, das wurde verdorben durch unrichtiges, abgedroſchenes Koſtüm. Kurz, dieſe ganze Karrikatur-Epoche im Sommer war nicht eben wichtig als Zeichen witziger Schöpfungen, ſie war aber leider wichtig als Zeichen einer müßigen Situation.

Einen dauernden Kunſtwerth durch Zeichnung und Ausführung werden unter dieſem luſtigen Ungeziefer der Hiſtorie die Aetzbilder von Friedrich Pecht behalten. Da iſt ein Genrebild von „Drei Souverainen“, welche volksthümlich im Negligée am Wege lungern und einem „Volksverräther auf der Rechten“

brutal nachſehen, ein Genrebild für eine geſchichtliche Gallerie. Das „Miniſterium der Gegenwart“ ferner, von Gagern beſchützt, während Dahlmann und Hermann im Graſe kauern und ſich über das unmögliche neue Waffenſtillſtandsminiſterium zerſinnen, karrikirt vortrefflich die Führer des rechten Centrums; das „Miniſterium der Zukunft“ endlich, in welchem Vogt den Kultus, Ruge das Aeußerſte, Schlöffel die Gerechtigkeit, Itzſtein den wirklichen Geheimen Rath, einen Blaſebalg unter dem Arme, Wigard die Stimme des Volks übernommen, wird wohl nur ſolchergeſtalt ſinnig in die Zukunft übergehn. Rauſchendes und allgemeines Glück machte der Frankfurter Theaterzettel, welchen Pecht und Robert Heller, Verfaſſer der Bruſtbilder aus der Paulskirche, komponirt hatten: Gagern Direktor und Dramaturg, Radowitz edle Väter, heroiſche Greiſe, Moritz Hartmann keine Helden aber zweite Liebhaber, Welcker polternde Alte, Vogt Naturburſchen, Blum und Itzſtein Intriguanten in Pfaffenkoſtüm, Mittermaier zärtliche Mütter, Ruge gelehrte Hanswürſte mit einem großen Zopfe, Biedermann Anſtandsdamen, Schlöffel Hausknechte, Wurm Balletmeiſter, und am Schluß die tröſtliche Verſicherung, daß Herr von Soiron das Buffet übernommen.

Alles das wurde übertroffen durch die wahrhaftige Zuſammenſetzung einer neuen Kategorie. Eine Karrikatur war eine wirkliche Charakter-Schöpfung und wurde dadurch klaſſiſch. Das war der Piepmeyer. In ihm wurde eine neue Gattung dargeſtellt. Die modernen Schwächen politiſcher

Männer waren in ihm zu einer Figur vereinigt; dieſe Figur kann deshalb in ihren Hauptzügen vom Geſchichtſchreiber nicht mehr umgangen werden. Gerade unſere Zeit, in welcher eine große Reform Bedürfniß war und in welcher, durch den Zufall begünſtigt, eine große Revolution erkünſtelt wurde, konnte und mußte den Piepmeyer erzeugen, den geſinnungsloſen Geſinnungshelden, den Sklaven der Freiheit, den Wicht der Popularität, den Lump der ſtolzen Phraſe.

Der berühmte Genremaler Schrödter, Verfaſſer des todten Eſels und Sir John Fallſtaffs, kam von Düſſeldorf nach Frankfurt und vereinigte ſich zu dieſen Skizzen mit Detmold.

Piepmeyer hat vor der Wahl einen Theil ſeiner Wähler von der Stärke ſeiner konſtitutionell monarchiſchen Geſinnung, und in der andern Ecke einen andern Theil ſeiner Wähler von der Reinheit und Kraft ſeiner republikaniſchen Geſinnung überzeugt. Er wird einſtimmig gewählt. Zum erſtenmale in der Paulskirche iſt er ungewiß, ob er auf der Rechten oder Linken Platz nehmen ſoll. In dieſer Lage macht er die Bekanntſchaft eines Journaliſten, der ihn über Manches in's Klare bringt. Die Neigung nach Links ſtellt ſich als zeitgemäß dar und befeſtigt ſich. Er kauft ſich einen Parlamentshut, und giebt demſelben durch Fußtritte die nöthige parlamentariſche Form. Zur Erklärung diene, daß die Mode der Hüte genau den herrſchenden Grundſätzen in Sachen der Politik entſprach während der Jahre 1848 und 49. Der ſteife, unbiegſame Cylinderhut verſchwand mit der Märzrevolution und machte Platz dem weichen, jedem Eindrucke nachgiebigen Filze. Je höher die Revolution ſtieg, deſto verbogener der Hut, je tiefer ſie ſank Anno 49, deſto feſter wurde auch wieder der Hutſtoff. Hand in Hand ging damit der Bart, deſſen Ueppigkeit ein Symptom der üppigen Freiheit wurde. Piepmeyer, kein ganz junger Knabe mehr, beſchließt der Natur freien Lauf zu laſſen auch in dieſem Betrachte, und erreicht bald das Anſehn eines verwogenen Mannes. Inzwiſchen überreicht er Robert Blum ſein Stammbuch, und dieſer ſchreibt ihm den Vers hinein: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit.“ Sein Freund der Journaliſt ferner macht ihn darauf aufmerkſam, daß es noch ſtets an einem eigentlichen ausſchließlichen National-Getränke für Deutſchland fehle, und ſtürzt ihn damit in die Wehen einer großen politiſchen Idee. „Die Aufgabe iſt, ein Getränk herzuſtellen, das die richtige Mitte zwiſchen Wein, Bier und Branntwein hält, und dadurch ſowohl einerſeits den Neigungen und Richtungen der verſchiedenen deutſchen Stämme“ Rechnung trägt, „als andrerſeits auch der Idee der deutſchen Einheit entſpricht.“ Er macht koſtſpielige, nicht gerade unangenehme Verſuche. Zu ſeinem Schrecken hört er, daß der „volkswirthſchaftliche Ausſchuß“ auch mit dieſer Angelegenheit ſich beſchäftige, ihm alſo leichtlich mit der Erfindung zuvorkommen könne. Moritz Mohl, Philipp Schwarzenberg, Lette, Eiſenſtuck führen ein großes Wort in dieſem gefürchteten Ausſchuſſe; der brennende Wunſch entſteht in Piepmeyer, Mitglied eines Ausſchuſſes zu werden, für welchen er ſich durchaus geſchaffen fühlt. Er weiß ſich wenigſtens in die Regiſtratur Eintritt zu verſchaffen. Einſam arbeitet dort ein Mann im grauen Paletot und blondem Lockenhaupte. Auch von hinten erkennt er den unerbittlichen Volkswirthſchaftslehrer Moritz, und tritt leiſe auf, um des Archimedes Zirkel nicht zu ſtören; er will nur die Etiketten der Regiſtratur leſen und genießen. Er lieſ't: „Ueber Heerweſen.“ — „Ueber die Vexationen der Schiffsjungen durch die Matroſen.“ — „Ueber die Unſterblichkeit der Seele.“ — „Ueber verſchiedene Mittel gegen Ungeziefer. NB. vertraulich zu behandeln.“ — „Ueber den Umgang mit Menſchen.“ — „Ueber eine Verbeſſerung an Papierſcheeren. Berichterſtatter Freiherr von Reden.“ — „Zur deutſchen Reichsverfaſſung.“ — „Ueber die Mittel zur Pacifikation Mexiko's“ — „Ueber Verbeſſerungen an Hoſenträgern.“ — „Desgleichen an ſchwerem Geſchütz.“ — „Ueber das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche.“ — „Ueber die Erziehung der Kinder beiderlei Geſchlechts.“ — Bewundernd hat er Dies durchmuſtert, ſelig und neidiſch entfernt er ſich leiſe wie er gekommen. Die unerläßliche Zeitungslekture iſt ſo ſtörſam! Heute nöthigt ſie ihn zur Ueberlegung, „ob es in Anbetracht der neueſten Zeitereigniſſe nicht zweckmäßiger ſei, mit ſeiner politiſchen Ueberzeugung etwas weiter rechts zu rücken, morgen, ob es nicht zweckmäßiger ſei, etwas weiter links zu rücken. Inzwiſchen hat er ſich wiederholt zum Worte gemeldet, immer aber erſt nachdem die Diskuſſion geſchloſſen und der grimmige Gagern berechtigt iſt ihn abzuweiſen.

Pflichtſchuldigſt meldet er es jedesmal ſeinen Wählern. Endlich aber gelangt er zum erſten Male auf die Tribüne, und — nimmt einen zurückgenommenen Antrag wieder auf. Dies meldet er ſeinen Wählern und ſeiner Frau. Bei nächtlicher Weile und im Hemde übt er nichtsdeſtoweniger vor dem Spiegel eine Rede ein nebſt den dazu gehörigen Redensarten und Geſten. Namentlich folgende Ausdrücke mit den entſprechenden Stellungen empfehlen ſich ſelbſt: Ich interpellire das Reichsminiſterium! — Wir wollen den Wünſchen des Volkes Rechnung tragen. — Von meinem Standpunkte aus. — Der Convent, meine Herren, der Convent! — Reaktion, die offenbare Reaktion! — Eine verrätheriſche Camarilla, eine brutale Soldateska! — Kein Fuß breit deutſchen Bodens! — Das brechende Himmelsauge der Freiheit!

Folgen Scenen im Klubb und Berathung über unerläßliche Interpellationen. Auf dieſe wirft ſich denn auch Piepmeyer mit Vorliebe, nachdem er mit zweifelhaftem Erfolge eine Rede gehalten und dafür bei Herrn Wigard um eine angemeſſene Anzahl „Bravo's" und „allgemeinen Beifall" in den ſtenographiſchen Berichten nachgeſucht hat. Interpellationen ſind das Intereſſanteſte. Der demokratiſche Verein ſeines Wohnorts, welcher ihn überhaupt veranlaßt weiter links zu rücken, hält grundſätzlich auf Interpellationen. Er tritt alſo auf mit einer ſehr ausführlich motivirten, nach welcher der Bürger und Schuhmachermeiſter Jakob Friedrich Götze zu Rederkoſa, zweiter Vorſtand und aushelfender Schriftführer des demokratiſchen Vereins daſelbſt, zwiſchen 10 und 11 Uhr Nachts bei der Heimkehr aus einer Sitzung mit dem Hunde des Nachtwächters Pittſchaft in ſtörenden Konflikt und in Folge Deſſen mit beſagtem Nachtwächter in einen Wortwechſel gerathen, welcher Wortwechſel von Seiten des Nachtwächters mit dem unziemlichen Ausdrucke „Er demokratiſcher Lump!“ geſchloſſen worden ſei. (Unruhe auf der Linken. Hört! Pfui! Pfui!)

„In Erwägung nun dieſer Thatſachen,“ fährt Piepmeyer mit ſtrengerer Stimme fort, „in Erwägung, daß bureaukratiſche Uebergriffe ſolcher Art, die an die ſchlimmſten Zeiten des Metternichſchen Polizeiſtaates erinnern, freien deutſchen Staatsbürgern gegenüber unwürdig und unzuläſſig ſind, daß ſie eine Verkümmerung der März-Errungenſchaften des deutſchen Volkes enthalten — (auf der Linken: bravo! bravo!) in Erwägung ferner, daß namentlich darin, daß jene Mißhandlung eines deutſchen Staatsbürgers gerade in einem Augenblicke geſchah, als dieſer aus einer Sitzung des demokratiſchen Vereins heimkehrte, offenbar eine Verkümmerung des freien Vereinsrechtes und ein Eingriff in dieſes Recht enthalten iſt — (auf der Linken: hört! hört!) in Erwägung endlich, daß der gebrauchte Ausdruck „demokratiſcher Lump“ ein offenbar tendenziöſer, daß namentlich die Verbindung der Worte „demokratiſch“ und „Lump“ ein klarer Beweis einer gar nicht zu läugnenden Reaktion ſind — (hört! hört!) in Erwägung aller dieſer Thatſachen frage ich das Reichsminiſterium:

was daſſelbe dieſen Thatſachen gegenüber zu thun gedenke um die März-Errungenſchaften des deutſchen Volks zu wahren und deutſche Staatsbürger, welche in der Ausübung ihrer Grundrechte geſtört werden, zu ſchützen? — Ich bemerke noch, daß, falls der Reichsminiſter" (natürlich ſitzt der immer malitiös lächelnde Schmerling vorn auf der Miniſterbank) „auf dieſe meine Frage die gewöhnliche Antwort geben ſollte, „„daß das Reichsminiſterium das Nöthige bereits vorgekehrt habe,"" ich mich damit nicht begnügen werde, ſondern mir weitere Anträge vorbehalte." (Bravo!)

Später erhob ſich dieſe denkwürdige Beſchäftigung der Linken in ſo theurer Zeit, es verſtieg ſich die Interpellation Piepmeyers aus Nederkoſa nicht nur in die europäiſche Frage, ſondern in die Weltfrage. Er war daheim bei den Seinen geweſen, und wollte ihnen nicht nur durch einen der alltäglichen Anträge auf namentliche Abſtimmung, er wollte ihnen noch pikanter durch die Zeitung ankündigen, daß er wohl und links eingetroffen ſei zu Frankfurt, er „rief alſo an" in Erwägung Californiens: „Was hat das Reichsminiſterium gethan, um der Entwerthung des Goldes in den Reichskaſſen vorzubeugen?"

In dieſer und ähnlicher Richtung züchtigte die Karrikatur verdientermaaßen jenes aufgeblaſene, nichtsnutzige Treiben, welches unſer Vaterland überfiel, wie der Heuſchreckenſchwarm gerade zur Zeit der Ernte ein Land überfällt und bedeckt und um die längſt erſehnte Ernte betrügt. Der demokratiſche Heuſchreckenſchwarm des Jahres 1848 wird als ein merkwürdiges Unglück in unſerer Geſchichte figuriren und Piepmeyer wird leider unvergeßlich bleiben. Alle Fehler und Schwächen werden ſich zuſammendrängen in dieſen Namen.

Anders geſchah es damals in der Paulskirche. Da verfeinerte ſich der Name durch die Auffaſſung, welche er fand. Alles Gröbliche überließ man billig der eigentlichen Linken, geſtand ſich aber bald, daß ein tief liegender feiner Fehler auch im Centrum, beſonders im linken Centrum gefunden werde. Piepmeyerei wurde bald eine Eigenſchaft genannt, welche freilich zu allen Zeiten als Schwäche des Charakters vorhanden, aber beſonders nur zu den Zeiten eines gelinden Terrorismus ſichtbar iſt. Wer nicht die Kraft hatte, unpopulär zu werden, der piepmeyerte. Bei den Debatten über Grundrechte entwickelte ſich dies hundertfältig. Ein Freiheitsbegriff, ein werthvoller, jedem Menſchenfreunde theurer Begriff wird aufgeſtellt an falſcher Stelle oder in frecher Ausweitung, wie das täglich bei jenen Debatten geſchah; er wird aufgezündet mit unſauber qualmenden Feuerſtoffen, mit Schwefel und Pech und ſtinkenden Harzen — wer hat den Muth ihn abzuweiſen unter Ziſchen und Pfui der Heuſchreckenwolke? Der Poltron im linken Centrum nicht; auch der Kurzſichtige nicht und der Leichtſinnige nicht, der es nicht ſieht oder nicht wiſſen will: wie weit und tief die Folgen eines grundgeſetzlichen Wortes greifen — ſie piepmeyern Alle. Die Linke terroriſirt das linke Centrum, und das linke Centrum terroriſirt manchen Schwachen im rechten Centrum. Piepmeyer hier, Piepmeyer da! Ganz ſo geſchieht es umgekehrt von rechts her, wenn die herkömmliche Gewalt die Schreckensfäden in der Hand hält. Piepmeyer iſt eben der Gegenſatz zum wahrhaft ſelbſtändigen, zum wahrhaft freien Manne, zu Demjenigen der ſich in ſeinem Votum nicht durch Lob und nicht durch Tadel, nicht durch Lohn und nicht durch Strafe beirren läßt.

Gewiß war es alſo ein Vortheil, daß die Satire ſo zeitig eine Figur und einen Namen fand für ſolche Schwäche. Wo der ausführliche Beweis nicht fruchtete, da fruchtete bald der leicht hingeworfene Name „Piepmeyer! Auch Du Piepmeyer!?“ Die Beſſeren unterzogen ſich dann wohl noch lieber den Ausbrüchen des Haſſes und Hohnes von Seiten der Linken und der Galerie, als dem mitleidigen Lächeln ihrer Umgebung und dem abſcheulichen, wenn auch noch ſo leiſe geflüſterten Worte „Piepmeyer.“

Solch einem leiſen Widerſtande gegen demokratiſchen Terrorismus entſprang es, daß die nochmalige Anfrage Gagerns „ob man denn nicht der Einladung nach Köln folgen wolle“, daß dieſe bisher ſtumm aufgenommene Anfrage auf einmal eine vielfältig bejahende Antwort fand. Einer erkräftigte ſich am Andern, man emancipirte ſich. Die Linke ſpottete wirkungslos und ging zum Spott und Trotz ſüdwärts nach der Rheinpfalz zu demokratiſchen Uebungen. Selbſt von ihr ſchloſſen ſich einige patriotiſch Geſinnte den plötzlich wachſenden Kölner Pilgern an.

Zwei Dampfſchiffe faßten nun in Biberich die Menge kaum, die ſorglos gewordene Menge. Es war gegen Mitte Auguſt. Die Schiffe ſchwammen nach Norden, aber Niemand ſah hinab nach dem ſkandinaviſchen Norden, wo ſich das Gewitter zuſammenzog, welches binnen Monatsfriſt die Paulskirche in ihren Grundveſten erſchüttern ſollte.

12.

Ueber den Rhein war ſonnenhelles Sommerwetter ausgebreitet. Wer dachte an die Nebel des Nordens?! Die Ufer links und rechts, ja ſelbſt die Inſeln des Stromes waren beſät mit Bürgerwehren, mit deutſchen Fahnen, mit Zuſchauern. Nicht das kleinſte Kind, nicht das älteſte Mütterchen ſchien zurückgeblieben zu ſein, Jedermann wollte die neu erſtandene deutſche Herrlichkeit, den kaiſerlichen Reichsverweſer und die deutſche Nationalverſammlung begrüßen. Die ganze Bevölkerung ſchien an den ſchönen Ufern des ſtolzeſten deutſchen Stromes aufgeſtellt zu ſein, und das Wehen der Flaggen, Fahnen und Tücher bildete oft ein lang, lang hinflatterndes einziges Band; der Knall aus Flinten, Büchſen und Mörſern war oft Minuten lang ein ununterbrochenes Getöſe, und hatte bei Koblenz und Ehrenbreitſtein, durch die Feſtungskanonen verſtärkt, eine ſo erſchütternde Kraft und Stärke, daß man mitten im Viktoriaſchießen nach gewonnener

Schlacht zu ſein glaubte. Ein Viktoriaſchießen des neuen deutſchen Reiches leider vor der Schlacht! Die Täuſchung wurde dort erhöht durch die langen Reihen preußiſcher Truppen welche an den Uferhöhen von Koblenz, an den Terraſſen des Ehrenbreitſtein aufgeſtellt waren, immer eine Reihe über der andern, bis hoch hinauf zu den Gipfeln der ſteinernen Veſte. Ein prachtvoller Anblick, für welchen die immer friſch hervorquellenden grauen Pulverwolken den feinen Schatten bildeten. Die zur Parade aufgeſtellten Preußen waren ja ein wichtiges Merkzeichen; der nördliche Großſtaat Deutſchlands ſalutirte ja hierdurch das neue Regiment, welches auf den Dampfern „Schiller" und „der König" daher ſchwamm. Der Reichsverweſer auf dem „Schiller". Der ideale Dichter war zur erſehnten Wirklichkeit geworden. Noch am Abende dieſes Triumphtages ſollten ſich der Reichsverweſer und der König von Preußen in Köln begegnen. Rheinländer konnten nicht genug ſagen, wie gründlich deutſch man am Niederrhein, wie unbeliebt der „Prüß" wäre, wie deutlich man dort die bisherige Staatenmacht verläugnen würde. Den Meiſten von uns war es gar nicht darum zu thun, eine geſammelte deutſche Staatsmacht abgeſchwächt zu ſehn für ein Tagesſpiel wüſter Oppoſition. Sie wünſchten ſtarke Glieder für ein ſtarkes Ganze; nur ſollten die Einzelnglieder nicht ſtärker ſein als das Ganze. Sie waren zudem für konſtitutionelle Monarchie, eine Erniedrigung des Fürſten widerſprach ganz und gar ihrem Sinne. Ein edel gehaltenes Zeichen, daß man eines deutſchen Reiches tief bedürftig, das allein war's, was die Mehrzahl auf den Dampfſchiffen wünſchte. „Ja", ſagte man uns vom Ufer herüber, „ſo nüancirt macht ſich das nicht bei einem kräftigen Volksſtamme. Wir ſagen Ja oder Nein einfach und derb. Und hierbei werden die Kölner, die gröbſten von uns, ſagen: „Ja, deutſches Reich, nein, preußiſches Reich!" Dies klang ſo beſtimmt, daß auch gut deutſch geſinnte Preußen ihre Beſorgniß nicht verhehlten, es könnten die Rheinländer dieſe Gelegenheit benützen zu einer Demüthigung des Königs. Man war auf dem Höhepunkte des Idealismus, und Niemand dachte, daß man an dem Wendepunkte des Schwunges angekommen ſein könne, eben weil man auf dem höchſten Punkte angekommen war.

Auf den Schiffen war man ſo guter Dinge! Die Linkſten waren nicht da, welche den Widerſpruch zornig zu machen pflegten; man fühlte ſich in Ferienfreiheit und jeglicher Widerſpruch wurde launig. Der Humor waltete durchweg. Des Traumartigen und der verhüllten Gegenſätze waren ſich die Klügeren wohl bewußt, aber eben ſo iſt ſich mancher ältere Knabe des Phantaſtiſchen im Studentenleben bewußt und iſt doch herzlich mit Student, lebt ſie doch mit die romantiſche Kunſt, welche nur in Deutſchland ſich erhalten hat. Man fühlte ſich in Ferien nach Vorleſungen über Grundrechte und erwartete am Ausgange der Ferien wieder Vorleſungen über Grundrechte. Da befing keine Sorge um irgend eine unmittelbar nöthige Thätigkeit den Geiſt oder das Gemüth und man hatte die Ruhe zum Humor. Die komiſchen Züge der phantaſtiſchen Reichslage wurden belächelt, die komiſchen Züge einzelner Abgeordneten wurden ausgebeutet. Da war der berühmte Abgeordnete aus Stad, welcher von Natur klein und breit Alles mit großartigem Ernſte behandelte und den leichtſinnigen Haſen auf dem Stoppelfelde mit demſelben Pathos citirte wie der Tyrann und die Volksſouverainetät citirt wurde. Offenbar verläumderiſch ſagte man ihm nach, daß er die wilde Rede über Jagdfrevel ſchon in verſchiedenen Ständekammern wörtlich ſo deklamirt habe wie er kürzlich in der Paulskirche gethan, und daß der verbrecheriſche „Haſe im Kohl“ von ihm [illegible] ſtehenden Maske erhoben worden ſei wie Pierrot von den Italienern. Zu läugnen iſt nicht, daß die Hannoveraner auf dieſe und ähnliche feſte Ausdrücke geſpannt warteten als Freudentheil über das feudale Jagdunweſen ſich erzürnte, und daß ſie unbemeſſen dankbare Heiterkeit an den Tag legten, als ihnen der Redner dieſe Erinnerung an die Klänge der Heimath nicht vorenthielt. Zuverläſſig war es wohl auch nicht, wenn ſie immer behaupteten, er trage noch tagtäglich denſelben ſchwarzen Frack, in welchem er Anno 34 den Mangel an Liberalismus im Staatsgrundgeſetze nachgewieſen. Von der dicken Uhrkette war dies eher glaublich, allenfalls auch von dem aufrühreriſch ſich ſträubenden Kaſterhute aus Haſenfell. Dies Alles dahin geſtellt, zugeſtehen mußte man, daß Freudentheil wie der immer in Grau gehüllte Grävell an dem aktiven Humor der Schiffsmannſchaft keinen

Antheil nahm. Freudentheil gab nie die würdevoll ernſthafte Haltung eines Abgeordneten auf, und betrachtete auch in ſolcher Haltung eines gewiſſenhaften Staatsmannes die Naturſchönheit der Rheinufer. In ſolchem Momente wurde er damals gezeichnet, und es war wohl ein Mißgriff, ihn im Koſtum der Loreley darzuſtellen. Sein Phyſiſches, kurz, unterſetzt und röthlich, entſpricht nicht ganz den Vorſtellungen, welche man ſich von einem grauſam ſchönen Waſſerweibe zu machen pflegt. Auch ſind ſeine Haare nicht blond, ſondern bereits grau gewittert und Niemand hat je geſehn, daß er ſie kämmte oder „ſtrählte“. Natürlicher war's was Grävell begegnete auf dem Schiffe. Dieſer alte Herr lebte in Scheidung von Tiſch und Bett mit der Paulskirche und dem Präſidenten derſelben. Er ſtammt aus ergrauter eigenſinniger juriſtiſcher Schule des preußiſchen Landrechtes und er hielt es für ſeine Schuldigkeit, jeden zur Abſtimmung vorkommenden Paragraphen nach ſeiner Erfahrung und nach ſeinem ſorgfältigen aber etwas ſchwierigen Stile umzuarbeiten. Dagegen hätte man vielleicht nichts eingewendet, aber er brachte jeden ſeiner eigenthümlichen Paragraphen als Antrag ein und verlangte das Wort und die Abſtimmung darüber. Da er nun leiſe und ohne irgend eine Rückſicht auf den Gang und Stil der Zeitverhältniſſe ſprach, und dem äußeren Anſcheine nach rückſichtslos Zeit und Geduld in Anſpruch nahm, ſo entſtand eine gereizte Stimmung zwiſchen ihm und der Verſammlung, wie zwiſchen ihm und dem Präſidenten. Letzterer vergaß zuweilen einen Antrag aus der unerſchöpflichen Quelle und die unartige Verſammlung pflegte Schluß! Schluß! Schluß! zu rufen, ſobald nur der in Sommergrau gehüllte alte Juriſt auf der Rednerbühne erſchien und ehe er noch ſeine Auseinanderſetzung beginnen konnte. Auf dieſen Mangel an Logik machte Grävell deutlich genug aufmerkſam, indem er ſeine Reden die man nicht angehört als Broſchüre herausgab unter dem Titel „Schluß! Schluß! Schluß!“ Er glaubte trotz aller Revolution „den Menſchen“ zu kennen, er hatte ihn ſchon vor dreißig Jahren konſtruirt und herausgegeben; er hatte ſeine feſt gefaßte Meinung über ſich und die Verſammlung, und trippelte jetzt auf dem unruhigen Schiffe allerdings etwas mürriſch umher im weißgrauen Staubmantel. Dabei ſtieß er an die langen Beine eines der Schläfer, welche ſich in augenblicklicher Ermüdung auf dem Verdecke ausgeſtreckt hatten. Dieſe Beine gehörten Heinrich von Gagern, und als dieſer, von dem Anſtoße erwachend und den bekannten grauen Mann vor ſich ſehend, ſofort in die geläufige Präſidialfrage ausbrach: „Herr Grävell, wollen Sie einen Antrag ſtellen?“ ſo erweckte dies nicht nur einen allgemeinen Ausbruch der ſchon vorherrſchenden humoriſtiſchen Stimmung, ſondern erhöhte auch die Spannung auf bedenkliche Weiſe. Denn Grävell, mit Humor nicht begabt, nahm die Frage ſehr ernſthaft auf.*)

---

*) Wer hätte gedacht, daß er ſie nie vergeſſen und dereinſt mit der Anzeige beantworten werde: das Miniſterium Gagern iſt zurück-

Es regnete als wir Abends nach Köln kamen, und das Wetter war auch den nächſten Tag unſicher. Ein abergläubiſcher Römer würde dies nicht überſehn haben an dieſer ſtets gefährlichen Colonia. Ein Landeskundiger unter uns ſagte auch an jenem Abende zum erſten Male nachdrücklich: Stützt Euch in Euren Hoffnungen nicht allzufeſt auf Rheinland. Es hat keine Staatskraft, und wird ſtets auseinander fahren. Glaubt auch nicht, daß in Rheinpreußen die deutſche Burg in Preußen ſei. Die iſt viel eher noch in Weſtphalen. Dieſe Rheinprovinz war ſtets unſicher und iſt und bleibt es für alle das, was ſie erwarten läßt in politiſchen Dingen. Sie thut gern ſehr unwirſch und äußerſt unabhängig und leicht etwas großſprecheriſch. Wenn es aber dann zur Sache kommt, ſo geht nichts recht zuſammen, ſondern Alles zerſplittert ſich, und das Reſultat iſt Ohnmacht. Sie kann die getheilten Kirchenregimenter, ſie kann die vielen Einzelnherrſchaften, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, nicht verwinden. Der Einzelne iſt immer ſogleich ſchlagfertig, wenn's aber zum ganzen Schlagen kommen ſoll, dann überlegt er ſich doch recht praktiſch, was dabei herauskommen könne. Und die vielen Einzelnen ſind nicht leicht für irgend einen Zweck in ein wirklich Ganzes zu vereinigen. Daher die täuſchende Erwartung, welche ſo leicht aus der Rheinprovinz erregt wird: es iſt eine ſehr große Zahl tüchtiger Leute dort zu Hauſe, aber

---

getreten vor dem Miniſterium Grävell! Wer hätte gedacht, daß ſich der Humor ſo grell in geſchichtliche Thatſache verkörpern werde!

Univ. Bibl.
München

zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen und Städten und Landſchaften fehlt der gemeinſame Kitt. Zu einer gemeinſchaftlichen Verneinung und Oppoſition ſind ſie allenfalls zu verſammeln, zu einem gemeinſchaftlichen Opfer aber für etwas Poſitives bringt man ſie ſchwerlich zuſammen. Und unter allen Umſtänden ſind ſie nicht leicht zu berechnen; denn ſie ſind launiſch, und unterſcheiden ſich darin ganz und gar von ihren Nachbarn am rechten Rheinufer, welche langſamer und einfacher aber zuverläſſiger ſind.

Der König von Preußen, welchem man ungünſtigen Empfang vorausſagte, war übrigens noch nicht da. Erſt am nächſten Abende kam er auf dem Bahnhofe in Deutz an, und es hieß, er werde nicht über die Brücke, ſondern zu Dampfſchiff über den Rhein herüber kommen. So geſchah es, und zwar unter einem ringsum rollenden Kanonendonner. Die Fenſter erzitterten von den Geſchützesſchlägen, und im Vergleich zu dem geſtrigen Empfange des Reichsverweſers mußte Jedermann inne werden, daß der jetzt Ankommende noch der Kriegsherr ſei in dieſen Landen. Man weiß wie ſehr die maſſenhaft gelöſ'te Schußwaffe das Gemüth ſteigert, man konnte alſo keinen Schluß ziehn aus dem Empfange der Zuſchauer. Auf der Straße begegneten ſich Reichsverweſer und König und umarmten ſich wie zwei Männer, denen herzliche Wallung und Aeußerung natürlich iſt. Man mußte warten bis ſie getrennt ſeien, um die Stimmung für den König beurtheilen zu können. Eine Stunde ſpäter konnte man das.

Der König und das ſtrenge Preußenthum war im Regierungsgebäude; er empfing die Behörden und wollte auch die Mitglieder der Nationalverſammlung empfangen. Als dieſe ankamen fanden ſie die Straße vollgepfropft von Zuſchauern, und es war offenbar nicht Oppoſitionsſinn welcher dieſe Zuſchauer erfüllte; es war äußerliche oder wirkliche Theilnahme an der Ankunft des Landesfürſten. Das Regierungsgebäude ſelbſt ſtrotzte von Uniformen, und was man hier ſah und hörte, paßte nicht im Geringſten zu den Aeußerungen des demokratiſchen Berliner Parlaments, zu den demokratiſchen Aeußerungen Berlins und Breslau's, die man ſeit Monaten täglich in den Zeitungen zu leſen fand. Hier waren die Formen und waren die Empfindungen welche man äußern hörte monarchiſch wie ehedem. Die Abgeordneten fanden kaum Platz zum Eintritt, und mußten ſich drei bis vier Mann tief hintereinander aufſtellen in einem Zimmer, wo der König ſie empfangen wollte und alſo als phyſiognomieloſe Maſſe empfangen mußte. Mit dem Helme in der Hand trat er ein, und Heinrich von Gagern begrüßte ihn mit würdigen, der damaligen ſtolzen Stellung des Parlamentes entſprechenden Worten. Sein männliches, edles und bis auf einen gewiſſen Grad auch immer verbindliches Weſen wußte hier wie anderswo das Stolze und allenfalls Herausfordernde der Stellung ſo zu mildern, daß ſeine Ausdrücke auch hier nicht eigentlich dogmatiſch ſondern vor Allem patriotiſch klangen. Der König unterbrach ihn, um dem Reichsverweſer Adieu zu ſagen, welcher aus einem rückwärts gelegenen Raume gerade jetzt durch dies Empfangszimmer paſſirte. Die Unterbrechung war kurz und wahrſcheinlich zufällig, verſtimmte aber Manchen. Gagern ſelbſt, in geſelliger Haltung ſicher und würdig, fuhr dann unbeirrt fort in ſeiner Anrede und brachte ſie zu Ende. Das bloße Zuhören ſchien dem Könige ſchwer zu ſein, er hatte ein Paar Mal Bemerkungen eingeſtreut, ſchwieg aber jetzt als Gagern geendigt hatte, und ließ ſich von ihm die Abgeordneten vorſtellen, indem er dicht an dem Halbkreiſe derſelben herumging. Es war die äußerlichſte Förmlichkeit, da die Schichten zu tief waren und Gagern nur die Namen der Vorderſten nennen konnte. Dann ſtellte der König ſeinen Helm auf einen nahe ſtehenden Tiſch, machte mit der Hand, in welcher er ſein Taſchentuch hielt, eine gleichſam einleitende oder auffordernde Bewegung, und ſprach dann fließend und raſch mit geſchmeidiger Tenorſtimme ein Paar Worte über die „Bekanntſchaft von Auge zu Auge“ und daß er mit Aufmerkſamkeit den Verhandlungen in der Paulskirche folge. Unerwartet erhob er nun plötzlich die Stimme und in offenbarer Beziehung auf Gagerns Anrede, auf den „kühnen Griff“ und auf die Nationalſouverainetät welche die Paulskirche in Anſpruch nahm, ſetzte er artikulirten Tones hinzu: „Vergeſſen Sie nicht, daß es noch Fürſten in Deutſchland giebt und daß ich einer von ihnen bin.“

Damit wendete er ſich zum Abgehn, und einer der preußiſchen Officiere welcher Abgeordneter war brachte ein Hoch aus.

in welches die zahlreichen Anweſenden aus allen Räumen lebhaft einſtimmten.

Dieſe Erinnerung an die Vereinbarungstheorie zu Köln im Monate Auguſt war wichtig und merkwürdig. Die Nationalverſammlung war unter all den verſammelten Parlamenten die mäßigſte, man kann ſagen ſie war die am Meiſten monarchiſche Verſammlung, und nur gerade dieſe Vereinbarungstheorie war kaum bemerklich in ihr vertreten; das preußiſche Parlament war unverhältnißmäßig anſpruchsvoller und demokratiſcher; die preußiſche Regierungsgewalt war ſehr ſchwach, und man ſtand auf dem Boden des Rheinlandes, welches unabläſſig als unpreußiſch und als oppoſitionell gegen den König bezeichnet wurde. Unter ſolchen Umſtänden erfolgte ſo jählings eine Mahnung an die Fürſtenmacht und an das Fürſtenprincip in der deutſchen Verfaſſungsfrage. Niemand wird dieſer Mahnung in ſolchem Augenblicke eine rückſichtsloſe Offenheit abſprechen. Wohin deutete ſie ferner? Wenigſtens dahin, daß man nicht zeitig genung an die Verfaſſung gehen könne in der Paulskirche.

Die Domfeier ſelbſt trat für die zahlreichen Politiker in den Hintergrund. Sie war auch für die geladenen Gäſte nicht eben verführeriſch angeordnet und erregte die alten Vorwürfe gegen Kölniſche Höflichkeit. Man war am Meiſten darauf geſpannt: wie ſich nach ſolchen Vorgängen die rheiniſche Stimmung der mittleren und höheren Klaſſen im Gürzenich äußern werde, wo am folgenden Tage offnes Gaſtmahl ſtattfinden und Reichsverweſer, König und Nationalverſammlung vor dem tonangebenden Ausſchuſſe des Rheinlandes auftreten ſollte.

In der Nähe des großen Gürzenichſaales iſt eine kleine Abtei, dem heiligen Albans gewidmet. Dort in den kleinen Zimmern des Erdgeſchoſſes, welche mit einem kleinen Garten in Verbindung ſtehn, ſollte ſich die Ariſtokratie des Gürzenichfeſtes verſammeln: die beiden Fürſten mit ihrem Geleite, die Deputation der Nationalverſammlung mit ihren Präſidenten, die hohe Geiſtlichkeit und der Vorſtand des Dombauvereines. Von dort ſollte ſie ſich durch einen frei gehaltenen Eingang nach der Eſtrade im Gürzenich-Saale, nach der erhöhten Tafel begeben.

Zuerſt an dieſem Stelldichein erſchienen die Männer der Nationalverſammlung, und der dort wohnende Pfarrer beeilte ſich, ihnen das Album des Dombau's vorzulegen, damit ſie nach den beiden Fürſten an erſter Stelle ihre Namen einſchrieben in dies Kunſt- und Prachtwerk eines Gedenkbuches. Eine ſpätere Zeit wird in dieſer Reihenfolge die Stimmung des Sommers 1848 bezeichnet finden. Allmählig fanden ſich hohe Geiſtliche ein in ihrer ſeidenen Tracht, und endlich kamen die Fürſten mit ihrem Gefolge, der Reichsverweſer in preußiſcher Generalsuniform, welche ihn ganz unkenntlich und überhaupt viel zu reden machte. Der höfliche Gruß welcher in dieſem Kleide ausgedrückt war, und welcher doch auch das Zuſammengehn zu deutſcher Einheit andeutete, wurde in der damaligen Stimmung nicht gewürdigt. Man wollte den Reichsverweſer in bürgerlicher Tracht ſehn und nicht in Uniform; man war eigenſinnig und vorherrſchend antipreußiſch. Die Oeſterreicher ſpielten ſogar darauf an, es müſſe etwas vorgegangen ſein mit den Kleidungsſtücken des Erzherzogs: ſie ſeien alle hinausgeſchickt nach Schloß Brühl, und nur dieſe Uniform ſei noch vorhanden geweſen. Die klugen Oeſterreicher! All dieſe Kleinigkeiten bezeichnen aber, welche Wichtigkeit man damals noch auf die öſterreichiſche Grundlage eines deutſchen Reichs legte, oder richtiger wie ſtark man noch war im Idealismus.

Dem Könige von Preußen ſah man aufmerkſam zu in dem kleinen Salon der Sankt-Albans Abtei. Der Raum war ſo eng, daß man gegenſeitig mit den Kleidern an einander ſtreifte und daß man Alles hören mußte. Regneriſches Wetter erlaubte nur ſelten Jemand, in das Gärtchen hinaus zu treten. Man fand das Antlitz des Königs ſehr ermüdet; das ungemein kurzſichtige blaue Auge deſſelben, welches man jetzt in ſolcher Nähe ſah, mochte wohl beitragen zu dieſem Eindrucke. Im Ganzen war er auch gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit paſſiv und ſtill. Ein Biſchof, dem er die Hand reichte, drückte ihm in halblauter inniger Rede aus, wie ſehr man mit ihm gelitten habe unter den argen Forderungen und Ausſchweifungen der letzten Monate. Dieſe Innigkeit der Rede wurde ſo lebhaft, daß der König ſelbſt den bewegten Prälaten beſchwichtigen mußte.

Endlich kam das Signal zum Aufbruche. Die Deputation der Nationalverſammlung, Gagern an der Spitze, hatte ſich an der Ausgangsthür aufgeſtellt, um ſich unmittelbar an die beiden Fürſten anzuſchließen. So geſchah es denn auch in dem Zuge über die Straße hinüber, und erſt am Eingange zum Gürzenich ſah man zwei Prinzen des preußiſchen Hauſes haſtig herzuſchreiten um ihren Platz hinter dem Könige in Anſpruch zu nehmen. Daß auch in ſolcher Zeit Etikette in Frage kommen könne hatte man kaum vorher bedacht, und Gagern, ſchon auf der Treppe zum Saale, machte eine ſeiner unnachahmlichen, gleichzeitig würde- und liebevollen Bewegungen gegen dieſen Oheim und Bruder des Königs, um ihnen den Platz einzuräumen, welchen ſie anſprachen. Beim Eintritte ſelbſt zeigte ſich übrigens, daß die ungeheure Tiſchgeſellſchaft im Saale ihren Willkomm und Beifall genau vertheilen wollte an die verkörperten Principien, welche da oben auf der Eſtrade wie auf einem Theater vor ihr auftraten, und daß der Reichsverweſer, der König und der Präſident der Nationalverſammlung gleichſam ein Turnier um Popularität beſtehen ſollten.

Das Ganze machte einen mährchenhaften Eindruck. Der gewaltige Gürzenichſaal war mit bunten Teppichen auch an den Fenſtern bekleidet, ſo daß das Tageslicht nur gelb hereinquoll und von den brennenden Kronleuchtern überſtrahlt wurde. Dadurch entſtand ein eigenthümliches weißgelbes Kolorit, welches an die Bilder des Orients gemahnte. Auch ein Springbrunnen mit ſeinem Brüſeln und Plätſchern fehlte nicht. Sicherlich hat er kölniſches Waſſer geſprüht. Muſikchöre und allgemeiner Geſang erhöhten die Stimmung, und in aller Aufregung ſchien ſich doch Jedermann bewußt zu ſein, daß große Fragen hier vor die öffentliche Meinung träten. Nie iſt ein materieller Aufwand für alle Leckereien der Welt und für die kapitalſten Weine, welchen die Stadt Köln den Tafeln der Eſtrade hatte angedeihn laſſen, nie iſt dieſer ſonſt dankenswerthe Aufwand ſo zur Nebenſache geworden wie bei jenem Gaſtmahle im Gürzenich. Man ſpannte die Aufmerkſamkeit nur auf die Reden und Trinkſprüche und auf den größeren oder geringeren Beifall, welchen ſie finden würden. Man glaubte, es würde hiermit entſcheidend abgeſtimmt über die herrſchende Macht in Deutſchland.

Der König erhob ſich zuerſt und trat an das Geländer welches die in dreifacher Teraſſe aufſteigende Eſtrade von dem wogenden Saale ſchied. Welches Hoch wird er wählen? Wie wird ſich die Stimmung erweiſen? Er ſpricht mit großer Leichtigkeit, raſch und wohllautend. Feine Wendungen und populärer Ausdruck edelſten Stils ſind ihm ſo leicht zu Gebote, daß ſie von ſelbſt hervorzuquellen ſcheinen. Er pries den Reichsverweſer und trank auf deſſen Wohl, und ſomit war das erwartete Turnier zu einer allgemein gefälligen Galanterie gewendet. Der Erfolg wurde alſo kein maaßgebender.

Es folgte der Reichsverweſer in ſeiner ſchlichten kurzen Ausdrucksweiſe, welche mehr das Herz und die Tüchtigkeit als den Schwung offenbaren will. Sein Hoch war durch den Vorgang des Königs vorgezeichnet: es galt dem Könige, welcher für deutſche Einheit das Seinige beizutragen nirgends anſtehe. In ſolchem Zuſammenhange gab auch hier der Erfolg keine Auskunft, und da bald hierauf in einem Tiſchliede das Zuſammenwirken beider Fürſten zum Preiſe kam, und beide einander umarmten, ſo ſchienen die erwarteten Unterſcheidungslinien aufzugehn in dieſen zur Hälfte perſönlichen, und zur Hälfte nur politiſchen Beziehungen allgemeinſter Art.

Da erhob ſich Gagern, und ſein Empfang bekundete ſchon, daß ein unmittelbar lebendiges, durch alle Schichten der Geſellſchaft ſtrömendes Element mit größter Spannung in ihm begrüßt wurde. Er ſchloß auf die „Einheit, welche die Nation nicht mehr entbehren kann," und fand hierfür allerdings nicht nur Beifall ſondern jauchzenden und donnernden Zuruf. Es war nicht zu verkennen: hier war die Seele berührt.

Kaum hatte die große Aufregung ſich einigermaaßen beſchwichtigt, ſo ſtand nun auch der König von Neuem zur Rede bereit, das volle Römerglas in der Hand. Nach der Scene vom vorhergehenden Abende waren wir nicht gefaßt auf das was erfolgte: er brachte ſein Hoch der deutſchen Nationalverſammlung! und erweckte damit unendlichen Jubel.

Allen Sanguinikern ſchienen alle Gegenſätze ausgeglichen, als er in populärſter Weiſe mit ſeinem gründlich geleerten Römerglaſe die Nagelprobe machte vor aller Welt, und als von allen Seiten die Männer herbeiſtürzten, um ſein Glas neu zu füllen und anzuſtoßen und zu danken. Dies war der Höhepunkt; dem Turniere war glücklich ausgewichen worden, und in dieſem Augenblicke ſtörte nur Lichnowsky, welcher ganz unpaſſend ſich befliſſen zeigte, die herzueilenden Männer dem Könige vorzuſtellen. Die Fülle deutſcher Hoffnung welche überſchwillt, das nach Größe des Vaterlands ſchmachtende Herz hatte ſie herbeigezogen um Freude und Dankbarkeit auszudrücken; Annäherung als ſo oder ſo benannte Perſonen ſuchten ſie nicht in dieſem Momente, und dieſe unpoetiſche Zwiſchendringlichkeit des fahrenden Ritters verſcheuchte die Nachfolgenden.

Eine halbe Stunde ſpäter geleitete ich Gagern über eine mühſam entdeckte kleine Stiege hinab nach einem abgelegenen Seitenausgange. Die Repräſentation beim Feſte war vorüber, und nur der zechende Deutſche war noch im Zuge. Welch eine Deutung hatte das Feſt geboten? Einer fragte den Andern; Keiner wollte zu viel ſchließen. Das Bedürfniß der Einheit ſei unzweifelhaft; aber das hatten wir nie bezweifelt. Ueber den Weg war ein drohender Fingerzeig geworden. Die Vereinbarung wurde verlangt. Vereinbarung hieß ſo viel als Unmöglichkeit, und zum Theil deshalb fanden ſich in der Paulskirche ſo wenig Stimmen dafür. Mit dreyßig Anſprüchen, die einander direkt widerſprachen in den Lebenspunkten, ſoll ſich ein Parlament vereinbaren! Ein Parlament, welches mit jenen dreißig Einzelnheiten innig verwachſen iſt, welches ſich am Ende alſo doch all der Partikularfäden erinnern muß, an die es in der Heimath geknüpft iſt. Was müßte die Folge ſein einer formell voraus geſagten Vereinbarung? Auflöſung des Parlaments in atomiſtiſche Landsmannſchaften, Unmöglichkeit eines Majoritätsbeſchluſſes.

So ſtellte ſich praktiſch die Vereinbarungslehre dar. Es war die Uebertragung der größten diplomatiſchen Schwierigkeiten auf die ungeeignetſten Unterhändler, auf eine Verſammlung von ſechshundert Männern der mannigfaltigſten Anſicht einerſeits und auf einen Diplomatenverein andrerſeits, welcher in nichts Weſentlichem vereinigt war. Der weſtphäliſche Friede 1648 zu Osnabrück und Münſter, welcher die Erſchöpfung und Verzweiflung von dreißig Kriegsjahren zur Hilfe, welcher dennoch mehrere Jahre gebraucht und das ungenügendſte Reſultat zu Wege gebracht hatte, dieſer weſtphäliſche Friede war gleichbedeutend mit einer formellen Vereinbarung Anno 1848.

Nicht um eines Prinzips willen, oder wenigſtens nicht bloß um eines Prinzips willen, ſondern um der Zweckmäßigkeit willen war ein großer Theil des rechten Centrums gegen Vereinbarung, und beharrte darauf: daß der Nationalverſammlung das letzte Wort, die endgültige Entſcheidung gebühre. Seit dem „kühnen Griff“ bei Schaffung der Centralgewalt wurde Gagern in dieſer Frage weiter links gedacht als das rechte Centrnm, und die älteren Herren des rechten Centrums grollten lange wegen dieſes kühnen Griffs. Man würde aber trotzdem ſehr irren, wenn man Gagern in dieſer Lebensfrage principiellen Eigenſinn beimeſſen wollte. Daß er dieſem nicht unterworfen ſein wolle hatte er ſchon damals gezeigt, als er das vielfach gemißbrauchte Wort „Volksſouverainetät“ abſichtlich nicht gebrauchte. Dem tieferen Begriffe deſſelben war er keineswegs fremd, aber zur Zeit einer nach Abſolutismus trachtenden Demokratie vermied er darum das Wort, um der Uebertreibung eines Prinzips nicht neuen Vorſchub zu leiſten. Der Staatsmann hat ja nicht bloß einen wiſſenſchaftlichen ſondern einen künſtleriſchen Beruf: das Gleichgewicht der Anſichten und Kräfte will er erhalten oder herſtellen. Deshalb hatte Gagern mit ſtarker Betonung damals und ſpäter von Souverainetät der Nation geſprochen. Die Nation war zu ſchaffen, und dies Prinzip war deshalb an die Spitze zu ſtellen. Er ließ es dabei nie an Zuſätzen und Erläuterungen fehlen, welche die billige Betheiligung der Einzelnregierungen, dieſer wichtigen Faktoren der Nation, bei Feſtſtellung des nationalen Grundgeſetzes als gerecht und nothwendig bezeichneten. Die Verſtändigung war ihm ſtets Geſichtspunkt.

Die Sorge um ein Prinzip alſo war es nicht, was ihn ſeit jener Aeußerung des Königs von Preußen im Regierungsgebäude zu Köln bekümmerte. Er hatte nie außer Acht laſſen wollen, daß es Fürſten in Deutſchland gäbe. Ihm war darum zu thun, daß ein Reich deutſcher Nation zu Stande komme. Dafür war er zu jedem Opfer bereit. Es fragte ſich nur, welches Opfer zum Ziele führe. Hätte ſich der trennende Abgrund mit einem Male aufgeriſſen wie damals zu Rom, hätte das Orakel wie damals klar genug ausgeſprochen: ſpring hinein in voller Rüſtung Deiner Prinzipien und Deiner Vaterlandsliebe, und dann wird ſich die Trennung Deutſchlands für immer ſchließen! — o dann hätte es uns an einem Curtius nicht gefehlt. Heinrich von Gagern würde keinen Augenblick gezögert haben.

Unſer Unglück beſtand und beſteht aber darin, daß unſre Zerriſſenheit niemals die Kraft entwickelt, ſich als ein einziger Abgrund, ſei er noch ſo breit und ſo tief, aufzuſpalten. Ihn auszufüllen würde es der Nation nicht an Opfermuth fehlen. Wir würden den Augenblick ſegnen, wo die Aufgabe, wäre es auch eine Herkulesaufgabe! nur einmal klar und einfach vor uns läge.

Das war etwa der damalige Gedankengang, als zur Zeit ſo tiefer Schwäche das Fürſtenthum doch für die deutſche Zukunft gedroht hatte mit ſeinem Einſpruche. Welcher Beſonnene mochte verkennen, daß dieſe Drohung nichts Vereinzeltes ſein würde — der Krieg in Schleswig leuchtete ſogleich wie Wetterſchein über unſern Gedankenhorizont. Eine fertige Form! Die Verfaſſung! Die Verfaſſung! rief Jeder, und Jeder mußte hinzuſetzen, daß gar keine Ausſicht vorhanden ſei zu raſchem Angriffe der Hauptſache. Der Verfaſſungsausſchuß rücke langſam, langſam! und die linke Seite der Paulskirche laſſe nicht ab von Interpellationen und unendlicher Fadenſpinnung der Grundrechte, laſſe nicht ab von jener Luftſpiegelung, welche zuerſt ſie, die Linke ſelbſt, und uns Alle hinterher in die Wüſte, in's Verderben ziehen werde. Dieſe Luftſpiegelung, dieſe bunte Fata Morgana der verblendeten Linken war nichts anders als folgender Gedankenkreis: Freiheiten beſchließen, Freiheiten ohne Grenze, und mit ihnen dann die ohnedies immer zu früh kommenden Paragraphen eines doktrinairen Verfaſſungsausſchuſſes vollblaſen oder umblaſen, je nachdem es die Gelegenheit hergiebt. Je länger es dauert, deſto mächtiger ſchwillt die demokratiſche Woge an im Volke, und die Deklamationen über Grundrechte treiben ſie höher und höher, bis die läſtige Majorität in der Paulskirche gebeſſert oder entwerthet iſt, bis wir dann von innen oder von außen unſere einfache franzöſiſche Verfaſſung diktiren.

„Sie wiſſen nicht was ſie thun!“ ſeufzte Gagern bitter vor ſich hin, und wie groß ſein moraliſcher Einfluß war als Präſident der Verſammlung, in dieſem Gange konnte er nichts ändern. Wenn er auch den Beſſeren die Zukunft, die bedrohte, in unſerm Lichte darſtellen mochte, er fand bei Dieſen lächelnden Unglauben; die Andern aber begannen damals ſchon das Mißtrauen auch gegen ihn zu ſchüren, gegen ihn, welcher im erſten Vierteljahre die Achtung auch tief in die Linke hinein gefunden und ſpäter immer noch erzwungen hatte durch moraliſche und perſönliche Ueberlegenheit.

Er ſah dies voraus. Er machte ſich überhaupt trotz ſeines vertrauensvollen, innerlich heiteren Naturels keine Illuſionen, er war nie verblendet über die Kräfte eines immer noch idealen deutſchen Reiches. Die Kräfte wären unüberwindlich geweſen, wenn die Linke ſie nicht zerſpalten hätte. Seit der Kern des Liberalismus alle Anſtrengungen gegen links hin richten mußte, war das Gelingen tief bedroht. Das wußte er ſehr wohl, und das verdüſterte täglich mehr ſeine Stirn. Er widerſprach nicht, als ſich andre Flüchtlinge aus dem Gürzenich zu uns geſellten, und aus den Beobachtungen der Rheinländer folgerten: daß man von dieſen im entſcheidenden Augenblicke nichts Entſcheidendes erwarten dürfe, wie deutſch ſie ſich auch äußerten, wie viel kräftige, dem freien Deutſchland tief ergebene Leute auch unter ihnen zu Hauſe ſeien. — „Wie ſo?“ — Sie ſägen nur weiches Holz, nicht aber hartes! rief ein Weſtphale, und um keinen Zweifel über ſeine Meinung zu laſſen ſetzte er hinzu: Wenn ſie morgen wählen ſollen zwiſchen Frankfurt und Berlin — „So wählen ſie Frankfurt“ — Ja wohl. Wenn ſie aber die Wahl ſtandhaft und mit Opfern vertreten, wenn ſie dieſelbe im äußerſten Nothfalle geharniſcht wie ein Mann vertreten ſollen — „Was der Himmel verhüte!“ — Amen; dann werden wir ſehn, daß ihnen dies Holz zu hart iſt. Und der Fingerzeig im Regierungsgebäude hat uns doch wohl belehrt, daß wir bei harter Vertretung der Wahl angekommen ſein können, wenn wir am Ende unſrer Aufgabe angekommen ſein werden. —

Gagern verkannte nicht einen Augenblick die Wichtigkeit der Erfahrung, welche man in Köln gemacht. Es war auch damals ſchon unter Vertrauten davon die Rede: ob er nicht jetzt ſchon an die Spitze treten ſolle. Handelnd, nicht bloß präſidirend. Es galt für unthunlich; es war unthunlich mit einer Linken, welche, von franzöſiſchem Weine berauſcht, eine dauerhafte deutſche Verfaſſung nicht fördern wollte.

Nachdenklich fuhr man bei regneriſchem Wetter den Rhein wieder aufwärts, ermuthigt durch Gagern, welcher einen unerſchöpflichen Born von Hoffnung und Zuverſicht in ſich trägt. Er glaubt an den Genius unſers Vaterlandes. Von der geheimnißvollen germaniſchen Inſel Rügen, der Heimath des alten Arndt, von wo die Gagernſche Familie ſtammt, ſcheint ein unzerſtörbarer Hauch vaterländiſcher Religion vererbt zu werden. Er hofft und vertraut, wenn Niemand mehr zu hoffen wagt. Manchmal erſcheint an ihm eine ſolche Zuverſicht faſt nur ſtudentiſch; ſie hat aber in der That einen tieferen Halt, eine tiefere Bedeutung. Der Halt iſt ein ſittlicher Kern, der in ſich empfindet, daß keinerlei bloße Geſchicklichkeit eine ehrliche Nation um ihr Recht betrügen kann, um ihr Recht des ſtaatlichen Charakters und der bürgerlichen Freiheit, welche durch ſtaatlichen Charakter verbürgt wird. Die Bedeutung Gagerns aber ruht in dem Stile ſeines Geiſtes. Dieſer Geiſt iſt nicht reich, er hat aber ein geſundes, weittragendes Auge. In der Nähe mag er Manches überſehn und deshalb unberührt bleiben, wenn der Andere mit Recht ſchon mißtrauiſch wird und beſorgt. Das Ganze und Große überſieht er aber gut, oft ſogar bis in's Feine, und das verleiht ihm den Stil eines Staatsmannes, welcher die Gemüther erhebt ſo lange er ſelbſt Vertrauen äußert.

Daß damals ſchon binnen wenig Wochen ein harter Schlag bevorſtehen könne, das konnte auch er nicht vorausſehn. Er ſtand nicht in den eigentlichen Geſchäften, und Herr Heckſcher, damaliger Miniſter des Auswärtigen, iſt gerade in dem Maaße kurzſichtig, in welchem Gagern weitſichtig iſt.

13.

Der Schlag drohte zunächſt dem auswärtigen Miniſterium, und traf in demſelben den Hauptnerven der neuen Centralgewalt.

An drei Punkten der deutſchen Grenze war unmittelbare Gefahr: im Norden, im Süden und im Oſten. An der däniſchen Grenze führte die Centralgewalt ſelbſt einen Krieg gegen die Dänen; im Süden führte Oeſterreich Krieg gegen die Italiener; im Oſten hatte Preußen vor Kurzem noch einen Krieg geführt gegen blutigen Aufſtand der Polen im Großherzogthum Poſen.

Dieſe drei Fragen unterbrachen während des Spätſommers die Verhandlungen über Grundrechte. Sogar die Vorleſungen über Staat und Kirche, ein unbeſchreiblich anziehendes Thema für Deutſche,· mußten davor in den Hintergrund treten. Es mußte ein Zweikampf wie zwiſchen Döllinger und von Beisler, zwiſchen zwei ganz verſchiedenen Baiern, auf einige Zeit vergeſſen werden. Das war nicht leicht! Der Leopard gegen den Stier iſt nicht nur in Spanien, iſt nicht bloß in gemeiner Wirklichkeit ein reizendes Schauſpiel. Man konnte auch nicht leicht zwei vollere Vertreter feindlicher Prinzipien ſehn, welche zugleich eine fein ſchattirte Geſchichte hinter ſich hatten in ihrer Heimath. Der Ultramontan entſprach in Döllinger allen Anforderungen der Phantaſie; er wurde nach dieſer einen Rede Matador ſeiner Partei; all ſeinen Genoſſen an Feinheit, Kälte, Hilfsmitteln der Kenntniß und der Wendung überlegen, wenn man Radowitz nicht unmittelbar zu dieſen Genoſſen zählt. Und dazu hat man doch kein Recht. Dieſer folgte dem Gegner auch nie in das eigentliche Getümmel; Döllinger aber that dies in gerechtem Vertrauen auf ſeinen ſpitzen Degen und auf ſeine behende ſchmale Geſtalt, welche in geſchmeidigem Sprunge überall einen Ausweg findet aus dem Gedränge. Sogar ſein Haupt iſt ſchmal und ſpitz und vollkommen geeignet, überall durchzuſchlüpfen, in jede Ritze der gegneriſchen Behauptung ſich einzubohren. Von den kurzen dünnen Haaren wird er nicht viel laſſen, wie eng auch der Durchgang ſei, und das ſpitze braune Auge bohrt voraus, desgleichen die ſpitze Naſe und der kleine ſcharfe Mund mit ſcharfen Zähnen. Was thut's der gelben Haut! Sie iſt ſo trocken wie Pergament, und die ſchwarzbraune Kleidung iſt knapp und unſcheinbar — durch! hindurch durch die engſten Spalten, damit der kirchliche Gedanke dieſen unkirchlichen bureaukratiſchen Kultminiſter Beisler an ſo wichtiger Stelle, in ſo wichtigem Augenblicke beſchädige und zerreiße an allen Ecken und Enden, damit auch die norddeutſchen Theoretiker feſt gemacht werden in ihrem principiellen Widerwillen gegen ein juste milieu. Unabhängigkeit der Kirche vom Staate war ja zufällig der liberale Gedanke, welcher auch den Wünſchen der Ultramontanen entſpricht. Sie bewieſen alſo lächelnd mit unſern Beweiſen, und Beisler wie Welcker, welche darzuthun hatten: wie die praktiſchen Folgen dieſes Liberalismus zur Macht der illiberalen Pfaffen und Jeſuiten führten, ſie mußten das Princip knicken. Alle Parteiſtellung verwirrte ſich, und auch die Linke ging mit dem juste milieu; ſie wollte der Freiheit nur ſo weit vertrauen als ſie ſich berechnen und mit den poſitiven Zwecken der Linken vereinbaren ließ. Nur im Centrum war eine große Schaar, welche das Princip der Freiheit auch da ausgeſprochen ſehn wollte, wo vorausſichtlich die nächſten Folgen unwillkommen ſein würden. Das Pfaffenthum war hier nicht minder verhaßt, aber man glaubte es nicht verantworten zu können, wenn der ächt germaniſche große Gedanke kirchlicher Freiheit verunſtaltet würde. Man glaubte es nicht verantworten zu können, wenn die freie Entwickelung eines ſo großen und tiefen Momentes dem deutſchen Volke beeinträchtigt werden ſollte. Die augenblickliche Lage des Vaterlandes mochte außerdem Manchen drängen, ſeinem Widerwillen gegen mögliche kirchliche Umtriebe Gehör zu verſagen. Alles wird ja aufgelöſ't in der Seele des Volkes, ſagte Mancher, und keiner tieferen Beziehung wird mehr irgend ein Werth zugeſtanden! Wo bleibt denn da noch für die Zukunft ein Quell innerlicher Befruchtung, wenn auch die Religion den geſetzgeberiſchen Tagesmeinungen überliefert wird?! Wo bleibt denn die Vielfaltigkeit, deren ein Staatsleben bedürftig iſt, wenn es nicht in bloßem Schematiſmus und wirklich in Beamten-Schematiſmus vertrocknen ſoll? Die Religionsentwickelung einengen heißt den ſtärkſten Born deutſcher Eigenthümlichkeit abſperren. Thun wir dies nicht, obwohl Döllinger und Laſſaulx und Philipps und wie ſie weiter heißen für uns ſprechen zu Zwecken, welche nicht die unſrigen ſind. Wir müſſen heute mit ihnen ſtimmen und morgen gegen ſie wirken — das Ziel iſt weiter, der Zweck iſt größer als Ziel und Zweck dieſer Parteimänner!

Bei ſolcher Stimmung fand der kanoniſche Logiker Döllinger eine Aufmerkſamkeit, welche ſeinen gewaffneten Geiſtesgaben galt, keineswegs aber dem Endziele, welches man ihm zutraute. Und der vierkantige Beisler mit dem grauen Knebelbarte fand die Unterſtützung bei denen nicht welche in nächſter Linie ganz zu ihm hielten in Bekämpfung hierarchiſcher Anſprüche. Man mochte bedauern, daß er da auf der Rednerbühne ſein Kultminiſterium verſpielte gegen die Ultramontanen, denn er ſtand uns herzlich viel näher als die kirchliche Parteiung, aber er ſtand auf dem dürftigen büreaukratiſchen Standpunkte. Dieſen wollte man nicht gutheißen in ſo großer Frage. Das Prinzip, wie gefährlich es auch erſchien durch ſeine Vertheidiger, ſiegte in der Paulskirche; aber ſelbſt dieſer Kampf und Sieg erregte nur geringe Aufregung neben den praktiſchen Debatten über Auswärtiges. Es war den Deutſchen doch ein ganz neuer Reiz, in europäiſche Fragen handelnd einzugreifen, ja Krieg und Frieden zu vertheilen.

Am Wenigſten galt dies von einer Frage im Weſten. Denn damit man nach allen Himmelsgegenden ſehen müſſe gab's auch im Weſten eine auswärtige Frage. Die Limburger. Sie war raſch abgemacht worden. Ein Abgeordneter Limburgs, von Scherpenzeel, hatte ſie frühzeitig auf die Tagesordnung genöthigt, weil er ſeinen Eintritt in die Verſammlung abhängig machte von einem Votum der Verſammlung. Es iſt dieſe Limburger Frage ein unausſtehliches Gewirr von kleinen Fragen, in denen ſich großer Streit und Hader für die Zukunft verbergen. Was dort in den Niederungen des Rheins, der Maas und der Schelde verloren gegangen iſt für Deutſchland durch Saumſeligkeit deutſcher Herrſchaft, das iſt geradezu beſchämend für uns. Die Politik der Binnenlande hat Deutſchland am Herzen beſchädigt; mögen unſre ſüddeutſchen Binnenlande, die heute noch ſehr geneigt ſind zu unbedachten Anſprüchen, mögen ſie doch zuweilen erwägen, daß dieſe Binnenpolitik zwar nicht allein, doch gar ſehr unter Anderem das deutſche Reich entkräftet und unſre Strommündungen wie unſre Geſtade alle den kleinen Herrſchaften oder gar den fremden Herren in die Arme getrieben hat von der Elbe bis an die Schelde.

Unſer jetziges Geſchlecht weiß kaum noch, daß es dort in den Niederungen zwiſchen Maas und Schelde einen deutſchen Reichskreis, den burgundiſchen, gegeben!

Das Limburg, ſo wie es jetzt dem Namen nach mit zu Deutſchland, der That nach ganz zu Holland gehört, iſt unter den erkünſtelten Schöpfungen der Diplomatie eine der heilloſeſten, eine ſtaats- und völkerrechtliche Zwittergeſtalt, und für ſich ſelbſt eine lebensunfähige zerſchnittene Gliedmaaße. Es iſt ſo raffinirt gelähmt, daß ſeine Grenze immer einige Büchſenſchüſſe von der Maas abgedrängt iſt, ſo wie man einen zudringlichen Liebhaber vom Gegenſtande ſeiner Neigung abdrängt.

Dies Stück Limburg, denn es iſt nur noch ein Stück vom alten Limburg, iſt eine Entſchädigung an den deutſchen Bund für den abgetretenen walloniſchen Theil von Luxemburg, welchen in den dreißiger Jahren die Diplomaten brauchten, um die Gantmaſſe zwiſchen Belgien und Holland in einem Frieden auszugleichen. Man griff dabei harmlos nach einem deutſchen Bundestheile, um einen paſſenden Fetzen abzuſchneiden. Das iſt ja Bund und deutſch, zwei vage Dinge, die nicht ſo empfindlich ſind! Der deutſche Bund hat ſich auch hierbei generös und ohne ſtrenge Sorge für deutſche Anſprüche verhalten. Er ließ ſich dies mangelhaft begrenzte Limburg dafür zutheilen, und er ließ es unter ſchwachem Vorbehalte unter eine Verfaſſung und Verwaltung mit Niederland vereinigen. Er nannte dies eine „Unzukömmlichkeit“, und gab ſich der Hoffnung hin, daß die Erklärung des Königs der Niederlande „die unbedingte Anwendung der Bundesgeſetze in Limburg ſichern werde“

Unſre Herrſchaften deutſcher Ströme und deutſcher Geſtade ſind ſämmtlich Kaufleute, die ſich auf den Vortheil viel beſſer verſtehn als unſre Seigneurs welche die Diplomatie verſehn. Das gilt nicht nur von den Dänen und deren Nachbarn, es gilt im höchſten Grade von den Holländern. Holland gegenüber war jene ſanfte Verwahrung in Betreff der Bundesgeſetze nicht ſicher ſtellend genug, und 1848 mußte das zur Sprache kommen, als es ſich um Beſchickung der deutſchen Nationalverſammlung von Seiten Limburgs und um Gültigkeit der deutſchen Parlamentsbeſchlüſſe auch in Limburg handelte.

In dieſer fatalen modernen Situation hatte denn Holland zwar nach Frankfurt wählen laſſen, aber es hatte keinen Anſtand genommen, Limburg eine „niederländiſche Provinz“ zu nennen welche nur in moraliſchem Verbande zu Deutſchland ſtehe, und es hatte hinzugeſetzt, daß die deutſchen Beſchlüſſe in Limburg nur gelten könnten, wenn ſie den niederländiſchen Geſetzen nicht zuwider und von der niederländiſchen Regierung ratificirt wären. Hätten alſo zum Beiſpiele die deutſchen Staaten Religionsfreiheit und das Königreich Holland nicht, ſo könnte Limburg, dieſe moraliſche Provinz des deutſchen Reiches, der Religionsfreiheit nicht theilhaftig werden.

Dazu kam noch die von holländiſcher Gemeinſchaft unzertrennliche Frage um Theilnahme an der unbequem großen Staatsſchuld. Holland wünſcht Limburg daran zu betheiligen, obwohl Limburg für einen Theil Luxemburgs an Holland gekommen, und Luxemburg ganz frei geweſen iſt an irgend einer Schuldverpflichtung für Holland.

Ueber dieſes Thema lag ein ſehr gründlicher Ausſchußbericht vor, welcher darauf antrug: — „Daß die bisherige Vereinigung Limburgs mit dem Königreiche der Niederlande unter einer Verfaſſung und Verwaltung als unvereinbar mit der deutſchen Bundesverfaſſung betrachtet werde“ und

„daß der Beſchluß der Nationalverſammlung vom 27. Mai*) auch für das Herzogthum Limburg verpflichtend ſei“, endlich

„daß die Frage über Verpflichtung Limburgs zur Theilnahme an der holländiſchen Staatsſchuld überwieſen werde an die Centralgewalt zur Vermittelung und einer die Rechte Limburgs wahrenden deſinitiven Regulirung, deren Ratiſication der Nationalverſammlung vorbehalten bleibe."

---

*) Alle Beſtimmungen einzelner deutſchen Verfaſſungen, welche mit dem allgemeinen Verfaſſungswerke nicht übereinſtimmen, ſind nur nach Maaßgabe des letzteren (ihrer bis dahin beſtandenen Wirkſamkeit unbeſchadet) als gültig zu betrachten.

Es wäre befremdlich für Deutſchland geweſen, wenn ſich bei dieſer Debatte nicht Deutſche gefunden hätten, welche vom Standpunkte feinſter Unparteilichkeit die Anſprüche Hollands in Schutz genommen hätten. Es geſchah dies auch, geſchah indeſſen mäßig und nur auf einen formellen Punkt hin. Dahin nämlich, daß es ſich hierbei um einen Vertrag handle, und man deshalb nicht kurzer Hand darüber abſprechen könne. Zwei Redner traten dafür auf. Der eine, Herr von Linde, hatte frühzeitig die Verſammlung taub gemacht für ſeinen weſtphäliſchen Accent, welcher unbeirrt von der Ungeduld der Zuhörer immer Alles das weitläufig abliſpelte, was in altminiſteriellem Staatsrechte ganz wohl geordnet und begründet ſein mochte, was aber einer im Großen konſtituirenden Verſammlung gegenüber wie ein zweifelhaft gewordenes ABC erſchien. Man betrachtete dieſen früheren heſſiſchen Miniſter von unſtörbarer Gleichmäßigkeit wie einen Grävell mit Eichenlaub, und behandelte ihn nur um einen ſolchen Ordensgrad artiger. ‚Das heißt, man lachte ihn nicht aus, aber man kümmerte ſich nicht um ſeine nirgends ausbleibenden Reden. — Der andere war Profeſſor Michelſen von Jena, ein ſtark geprägter Glatzkopf, den man reſpektirte. Kaltblütig und unerſchrocken, feſt und ſtreng in ſeinem wiſſenſchaftlichen Gewiſſen hatte er ſich oft dem

Strome populärer Meinung entgegengeworfen, und hatte ſchneidend zu beweiſen geſucht, daß dieſer große Strom nur eine Ueberſchwemmung ſei. Der Staatsrechtskundige dürfe nicht unterlaſſen, mit hartem Finger nachzuweiſen: wo unter dem Waſſerſchwall die rechtlichen Ufer verborgen ſeien. Dies meinte er auch hierbei thun zu müſſen mit ſeinem ſpitzen nordalbingiſchen ſt und ſp, indem er behauptete: der rechtliche Kern der Sache ſei weſentlich ein Vertrag zwiſchen Holland und Deutſchland.

Profeſſor gegen Profeſſor! Der ſchwarzlockige Zachariä aus Göttingen, ein ſehr zäher, niemals um pragmatiſche Wendungen verlegener Gegner, nahm als Berichterſtatter dieſen Vorwurf auf und erwiderte: gerade dies, daß ein vertragsmäßiges Verhältniß vorliege zwiſchen Deutſchland und Holland, ſei poſitiv in Abrede zu ſtellen. Allerdings ſeien der Feſtſtellung des Verhältniſſes von Limburg durch den Bundesbeſchluß Traktate und Verhandlungen vorhergegangen, und das ganze Bundesverhältniß beruhe ja auf Verträgen. Allein wenn über die Verpflichtungen eines Bundesgliedes, die hier nicht in Abrede geſtellt werden konnten und auch nicht in Abrede geſtellt worden ſind, durch einen Bundesbeſchluß unter eignem Zuſtimmen des betheiligten Bundesgliedes das Verhältniß regulirt werde, ſo ſei das kein Vertrag, ſondern ein Akt der Bundesgeſetzgebung.

Man war faſt einſtimmig dieſer Anſicht, und die Anträge des Ausſchuſſes wurden faſt einſtimmig angenommen mit dem

Zuſatze: daß die Centralgewalt dieſen Beſchlüſſen eine, der Dringlichkeit der Umſtände entſprechende, möglichſt ſchleunige und wirkſame Folge geben möge.

Man verhehlte ſich nicht, daß hiermit in ein tiefes Wespenneſt geſtochen werde — der ſteife holländiſche Stachel iſt bekannt! — daß es aber nicht zu umgehen geweſen ſei. In nächſter Zukunft ſchien doch auch das Austragen dieſer Frage nicht bevorzuſtehn; man rechnete ſie alſo nicht zu den auswärtigen Kriegsfragen. Dieſe begannen erſt mit der italieniſchen Frage.

Aber auch dieſe hielt man für ziemlich fern ſtehend. Nur die Linke mochte ernſthaft daran glauben, daß ein Votum der Paulskirche auf das Kriegstheater am Mincio Einfluß üben werde. Wie ſchwach auch damals die Macht Oeſterreichs ſein mochte, die Mehrzahl in der Paulskirche hatte doch die Ueberzeugung, daß die Politik großen Stiles, daß die Politik der Kaiſerburg ſich thatſächlich in Nichts ändern werde vor einem Ja oder Nein des noch nicht gefeſtigten deutſchen Parlamentes. Wie viele Oeſterreicher ferner auch mit dem kosmopolitiſchen Strome ſchwammen, und öſterreichiſche Lebensbedingungen als Nebenſache behandelten, es gab doch ihrer noch in der Paulskirche, die von irgend einem Aufgeben öſterreichiſcher Beſitzung nichts wiſſen wollten. Von Meyern zum Beiſpiele, ein öſterreichiſcher Oberſt mit fein und ſchlau drein blickendem Antlitze, hörte die ſtolzen Grundſätze um Nationalität ruhig an, und hatte nicht gar Viel dagegen einzuwenden; als man aber vom Aufgeben der Lombardei ſprach, da fuhr er zornig auf ſelbſt während der übelſten Zeit des Kriegszuges. Man kann weichen müſſen, aber man muß nicht aufgeben! dieſe öſterreichiſche Deviſe blitzte dann aus ſeinen entzündeten Augen. Viele von dieſer Gattung räumten bereitwillig ein, daß für freiheitliche und nationale Inſtitutionen der Norditaliener Weſentliches geſchehen müſſe, aber daraus folge nicht, daß Oeſterreich ſeinen Beſitz aufzugeben habe. Die einzig verbliebene Aeußerung des öſterreichiſchen Miniſters Weſſenberg aus jener Zeit, eine Aeußerung welche das Aufgeben der Lombardei in Ausſicht ſtellte — auch dieſe halbofficielle Aeußerung fand ſelbſt in der damaligen Zeit Kopfſchütteln unter dem ſtolzeren Theile der konſervativen Oeſterreicher. Das andre Extrem aber, von Ruge angeführt, kam dieſen Konſervativen geradezu zu Hilfe. Von der Rednerbühne deutſchen Parlamentes hören zu müſſen, daß eine Niederlage Radetzky's erwünſcht ſei, das empörte auch die Zweifelhaften, und ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung folgte dieſen Worten Ruge's. Zur Ordnung! ſchrie man aus den Centren wie von der Rechten, und Gagern ſagte hierauf in all ſeinem Stolze: er könne den Redner nicht zur Ordnung rufen, weil er ihm die eigenthümliche Weltanſchauung nicht wehren könne, aber ein halber Landesverrath liege allerdings in dieſen Worten.

Unter ſolcher Stimmung erfolgte die Debatte über die italieniſche Angelegenheit. Sie betraf zwei Fragen. Erſtens hatten fünf welſchtiroler Abgeordnete, die in der Paulskirche ſaßen, ihren Sitz zu dem Antrage verwendet: daß die Kreisbezirke Trient und Roveredo aus dem deutſchen Bundesverbande entlaſſen werden ſollten. Und für dieſen naiven Antrag fanden ſie Unterſtützung im deutſchen Parlamente. Sie war freilich darnach. Herr Wiesner, Herr Rauwerck und Herr Vogt traten dafür in die Schranken. Letzterer bewies, daß es ja eben Welſchtirol heiße weil es nicht von Deutſchen bewohnt ſei, und daß in Mailand und Rom mehr deutſches Element ſei als in Trient und Roveredo, daß man alſo auch Mailand und Rom in den deutſchen Bund aufnehmen müſſe. Ueberhaupt werde es zu arg mit dieſer „Länderfreſſerei“ Deutſchlands, und dies verderbe ſich daran den Magen. Einer der Antragſteller, a Prato, führte ſeinen Antrag gegen Deutſchland von der Tribune, und zwar Anfangs in ſehr gebrochenem Deutſch. Es wurde zwar fließend, ſobald er an eine Beweisſtelle kam die ihn erwärmte, und alle Welt verſicherte: er ſpreche ſonſt ganz geläufig öſterreichiſch-deutſch, wenn er nicht gerade beweiſen wolle, daß er mit ſeiner Heimath wildfremd in Deutſchland ſei. Aber allerdings hatte auch ſein Aeußeres das Anſehn eines jungen italieniſchen Geiſtlichen, welcher vorſichtig den Beweis führt: der Zweck heiligt die Mittel. Die Haltung des Parlamentes während dieſer Rede war charakteriſtiſch deutſch. Man empfand das Unpaſſende des Antrags ärgerlich, beſonders da er mit unpatriotiſcher und abſtrakter Uebertreibung von unzweifelhaft deutſch Geborenen unterſtützt wurde, man war auch ſehr unangenehm berührt von dem erſichtlichen Jeſuitismus dieſes Welſchtirolers — aber das Gefühl der in Anſpruch genommenen Gaſtfreundſchaft und die Pietät welche dadurch auferlegt wurde, beherrſchte doch die ganze Kirche. Man hörte aufmerkſam und ſchweigend zu.

Ueber den Sachverhalt war man bereits aufgeklärt durch die Tiroler Flir aus Landeck und Schuler aus Innsbruck. Dieſe hatten ſchlagend nachgewieſen, daß weder die Landesgeſchichte, noch das materielle Intereſſe, noch auch der Sinn der Bevölkerung für eine ſolche Trennung Welſchtirols ſpreche. Es ſei dies Parteiung einer italieniſch aufgeregten kleinen Anzahl von Signori's und Nobili's Der feiſte Prediger aus Landeck, Flir, hatte das ganze Thema in einer bündigen, vortrefflichen Rede unter allgemeinem Beifalle vollſtändig erſchöpft. Darin war nachgewieſen, daß Welſchtirol ſeit Kaiſer Otto I., ſeit 950 deutſches Reichsfürſtenthum geweſen, daß Trient im 16. Jahrhunderte zum Sitze des Concils gewählt worden gerade darum weil es noch eine deutſche Stadt ſei, daß deutſche Kolonieen zahlreich vorhanden in Welſchtirol, und daß ſelbſt in denen welche durch Betrieb der Biſchöfe in der Sprache verwelſcht worden das deutſche Weſen heute noch das allein herrſchende ſei; daß zum Beweiſe dafür jetzt in ſo aufgeregter Stimmung die Welſchtiroler Bauern bewaffnet den Italienern entgegen getreten und die vortrefflichſten Kaiſerjäger ſeien, ja daß man ſich überhaupt vor unbedingter Durchführung des Nationalitätsprinzipes doch weislich hüten möge, wenigſtens ſo lange als Elſaß und Lothringen, Kurland und Liefland noch nicht zum deutſchen Reiche gehörten.

Von der Paulskirche war nun bereits ein Beſchluß feſtgeſtellt worden: „den nicht deutſch redenden Volksſtämmen Deutſchlands iſt ihre volksthümliche Entwickelung gewährleiſtet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen ſo weit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenweſen, dem Unterrichte, der Literatur, der inneren Verwaltung und Rechtspflege.“ Darauf ſich beziehend wies die große Mehrheit dieſe welſchtiroler Anſprüche zurück.

Die zweite Frage wendete ſich unmittelbar an den öſterreichiſch-italieniſchen Krieg. Zahlreiche Anträge lagen vor, daß für oder gegen dieſen Krieg von Seiten Deutſchlands etwas geſchehen möge. Der völkerrechtliche Ausſchuß trug am Schluſſe ſeines Berichtes über all dieſe Verlangniſſe darauf an: daß man das ganze Material an die Centralgewalt verweiſen und von dieſer eine Erklärung fordern möge: „ob es nach den vorliegenden Verhältniſſen zweckmäßig ſei, den kriegführenden Mächten eine Vermittelung Deutſchlands anzubieten.“ Die ausführlichſte Politik der Rednerbühne war zu erwarten, obwohl Niemand glaubte, daß von uns etwas geſchehen könne, obwohl Niemand innerlich bezweifelte, daß trotz der öſterreichiſchen Abgeordneten in der Paulskirche eine praktiſche Vereinigung Deutſchlands mit Oeſterreich hierbei am Wenigſten zu beginnen ſei. Nauwerck hatte ſich ſchon völlig geäußert über die Schmach, daß man fremde Völker unterdrücke, über die Schmach, daß wir noch nicht dabei ſeien und dem öſterreichiſch-italieniſchen Kriege Einhalt geböten — da machte eine einzige Rede der ganzen Debatte ein Ende. Sie war erſchöpfend und doch kurz, ſie war ſchlagend und doch ſanft. Radowitz hielt ſie. Er pries die Kriegsthaten des öſterreichiſchen Heeres, und andauernder Beifall aus dem Centrum und der Rechten begleitete dieſen Preis. Er ſetzte militairiſch aus einander, daß das adriatiſche Meer nicht zu halten ſei für Deutſchland, ſobald die Oeſterreicher aus Italien weichen müßten, daß die Rheinlinie nicht zu halten ſei, wenn Oeſterreich die Minciolinie verlöre. Er beſchränkte ſich auf die Minciolinie, die Lombardei aufgebend, weil die Stimmung der Zeit ein Opfer verlangte und es nur beiläufig geſagt werden konnte: daß ſie doch nicht unabhängig bleiben und die öſterreichiſche Hoheit nur mit der franzöſiſchen Hoheit vertauſchen werde. Er deutete an, wie Oeſterreich dem italieniſchen Verlangen nach Nationalität Rechnung tragen müſſe und könne, und allerdings ſei die proviſoriſche Centralgewalt berufen, die Vermittelung nicht ferner den Engländern und Franzoſen allein zu überlaſſen. „Sie wird kaum einen größeren und gedeihlicheren Anfang für ihre politiſche Thätigkeit finden können.“ Stürmiſches Bravo. Man wünſchte und brauchte nichts Weiteres zu hören, man wußte nichts Beſtimmteres zu verlangen, man ſchloß und beſchloß alſo wie der Ausſchuß vorgeſchlagen.

Ganz anders verhielt es ſich mit der Frage im Oſten, mit der polniſchen Frage. Hier wußte man, daß jedes Wort eines Beſchluſſes von unmittelbarer Geltung war. Hier ſtand unmittelbare, große Gefahr an der Pforte, und — der Erfolg dieſer verhängnißvollen Debatte war keineswegs vorherzuſehn. Man erinnere ſich des Vorparlamentes! Unfreundlich gegen die Deutſchen im Großherzogthum Poſen, freundlich für die Polen hatte es ſich erwieſen. Was war darauf erfolgt? Die Polen waren in hellen Aufſtand, in grimmen Krieg ausgebrochen gegen die Deutſchen; noch vor Kurzem war dort blutig gekämpft worden, und nicht nur die Widerſacher der deutſchen Bewegung, ſondern auch die gemäßigten Theilnehmer derſelben behaupteten anklagend oder zugeſtehend, daß die Polen überall den Zunder für die Exploſionen in Deutſchland gebildet, namentlich in Berlin und Wien. Nicht ohne Nachdruck wurde hinzugeſetzt, daß es ihnen dabei ja gar nicht um einen neuen liberalen Rechtszuſtand in Deutſchland, noch weniger um deutſche Einheit zu thun ſei. Nein, die immerwährende Feuersbrunſt, die permanent revolutionaire Zerſtörung Deutſchlands ſei ihnen das Mittel: Polen wiederherzuſtellen. Sturmvögel hießen ſie bereits überall, und man ſah ſie jetzt nach der Paulskirche fliegen. Wenn die polniſche Frage dort nochmals zu ihren Gunſten entſchieden wurde, ſo durfte man einen neuen Ausbruch unabſehbarer Revolution erwarten.

Die Frage knüpfte ſich an die Wahlen, welche gegen die

Abſicht des Vorparlamentes in Deutſchpoſen dennoch vorgenommen worden waren für die deutſche Nationalverſammlung. Deutſchpoſener ſaßen in der Paulskirche. Preußen hatte die verſprochene Reorganiſation des Polenthums dahin in's Werk geſetzt: daß es dies Großherzogthum in einen polniſchen und einen deutſchen Theil geſondert, und den deutſchen Theil zu Deutſchland geſchlagen hatte. Beides, dieſe „Demarkation“ und jene Wahl für die Paulskirche, wurde angegriffen von den Polen und von der Linken des deutſchen Parlamentes. Die deutſchen Abgeordneten des Großherzogthums, bis jetzt interimiſtiſch zugelaſſen, ſollten hinaus aus der Paulskirche, die Demarkationslinie ſollte nicht beſtätigt werden. Auf dieſen Linien bewegte ſich ein Kampf, deſſen Ausgang wie geſagt durchaus nicht vorherzubeſtimmen war. Denn eine urſprünglich edle und wahrhaft tragiſche Sache Europa's kam in Frage vor einer deutſchen Nation, die noch gar nicht darin geübt war: die Selbſterhaltung höher zu ſtellen als den poetiſchen Schimmer. Piepmeyerei in großem und wirklich verführeriſchem Stile ſtand zu befahren.

Der ergraute Hiſtoriker Stenzel aus Breslau, ein liberaler, ſanfter Mann, innerlich voll Wohlwollen für die Polen, leitete als Berichterſtatter mit hiſtoriſcher Ueberſicht ein in den grollenden Streit, und ſchloß damit, daß er die Demarkation empfahl. Seine Schlußworte lauteten alſo: „Darum, meine Herren, ſage ich Ihnen mit voller Aufrichtigkeit: gehen Sie ab von dem Gedanken, irgendwie etwas Altes wieder herzuſtellen — reichen Sie vielmehr den armen Bauern die Hände, damit dieſe nach und nach in die Höhe kommen, damit es ihnen vielleicht gelinge, ein freies Polen herzuſtellen, aber nicht nur herzuſtellen, ſondern auch möglicherweiſe einmal zu erhalten. Das iſt die Hauptſache.“

Von den zwölf poſenſchen Abgeordneten, um deren Fahne geſtritten werden ſollte und die ſich alle in's Treffen drängten, begannen Göden und Senff den Reigen. „Ueben Sie erſt Gerechtigkeit gegen Ihre gemißhandelten deutſchen Brüder, ehe Sie dieſelbe einem fremden Volke zu Theil werden laſſen!“ waren Gödens Einleitungsworte, mit denen er auf eine geſchichtliche Darſtellung des wirklichen Verhältniſſes überging. Daß man einmal die Wirklichkeit ſchildern und nicht bloß Raiſonnements hörte, das war überhaupt der große Vortheil, welchen die Anweſenheit und Theilnahme der Deutſchpoſener gewährte. Dieſe Deutſchpoſener — Eckert, Göden, Graf Goltz, Kerſt, Löw, Nerreter, Senff, von Sänger, von Schlotheim, Viebig, von Treskow — waren ſämmtlich beſonnene, mäßige, in der politiſchen Geſchichte erfahrene Männer, welche der Debatte ein unſchätzbares Material zubrachten. Der zwölfte nur, Janiszewski, war ein Pole, ein Wahlergebniß, welches die deutſche Stimmung des Landestheils ſchlagend darthat. Durch die Theilnahme dieſer Deutſch-Poſener wurde zum Beiſpiele auch für das allgemeine Verſtändniß aufgeklärt, daß es ſich hier bei Poſen nicht völkerrechtlich bloß von der Theilung Polens handle, ſondern von einem Landestheile der im ehrlichſten, nothwendigſten Kriege gegen Napoleon, deſſen treuſte Bundesgenoſſen die Polen waren, erobert worden iſt, von einem Landestheile, der von Preußen ſelbſt der provinziellen Abrundung wegen aus polniſchen und deutſchen Gebieten zuſammengeſetzt iſt. So daß die Abforderung deſſelben zu einem Polenreiche ſo viel heißt als: deutſche Gebiete wegſchenken gegen den Willen der deutſchen Bewohner in dieſen Gebieten. Ja, ſetzte Göden hinzu, wäre auch das Alles nicht der Fall, der letzte polniſche Aufſtand, die Revolution in Poſen, hätte den letzten Schleier der Phraſe zerriſſen, und man könnte ſich ganz auf den Standpunkt der Gegner ſtellen und ſagen: Revolutionen verändern nicht allein die inneren Lebensprozeſſe eines Volkes, ſie bilden nicht nur Zeitabſchnitte in ſeiner Geſchichte, ſie trennen auch und binden die Völker. Die letzte Revolution in Poſen habe das dortige Verhältniß zwiſchen Deutſchen und Polen faktiſch und rechtlich verändert. Nach der Märzkataſtrophe in Berlin hätten ſich Deutſcher und Pole jubelnd in den Armen gelegen, der deutſchen wie der polniſchen Freiheit entgegen jauchzend. „Vergeſſen hatte der Deutſche, daß Haß gegen ihn das Evangelium der Polen, vergeſſen, daß in der Verſchwörung von 1846 ſeine Vertilgung durch jegliches Mittel vom Polen berathen und beſchloſſen worden war. Wir wurden dennoch Brüder, wir ſteckten ihre Kokarden an, wir hingen ihre Adler neben den unſern auf, und gingen in Eintracht und Frieden einer großen Zukunft entgegen. Mußten wir doch glauben, der Pole erkenne es endlich an, daß die Wiederherſtellung ſeines Vaterlandes allein durch die Sympathie ermöglicht werde, daß bei dem Zuſammenfaſſen der Nationen fortan der vernünftige Wille, der Drang nach Einheit allein das entſcheidende Moment ſei, und nicht mehr die bloße Scholle, an welche wir uns übrigens feſte Rechte erworben“ — So geſchah es aber nicht. „Der Pole geſtattete ſich ſogleich Uebergriffe, die für jegliches Volk, das nicht in Knechtſchaft verdumpft iſt, verletzend ſein mußten. Wir wurden behandelt wie die Beſiegten, auf deren Nacken der Sieger ſeinen Fuß ſetzt Dieſe Phaſe der Revolution, die hie und da mit empörenden Scenen von Raub und Gewaltthätigkeiten gegen Deutſche verbunden war, währte bis in die erſten Wochen des April. Viele Deutſche flüchteten, und ſelbſt Polen, die mit dieſem Treiben nicht zufrieden waren, verließen das Land.“ Lange habe der Deutſche mit gewöhnlicher Geduld gezögert, ſpät erſt traten „die Deutſchen endlich zuſammen, wieſen die Uebergriffe zurück und bildeten Vereine, deren gemeinſames Ziel bei dem immer wilder ſich geſtaltenden Drama die vollſtändige Trennung beider Völker nothwendig ſein mußte.“ Aus dem Vernichtungskampfe gegen die Deutſchen, in welchen ſich dieſer Aufſtand für polniſche Freiheit verwandelt, ſei nun ein für allemal ein neues Rechtsverhältniß hervorgegangen zwiſchen Deutſchen und Polen. Die Deutſchen wollten zu Deutſchland gehören, und nun und nimmer mehr in einem gemeinſchaftlichen Verbande mit den Polen bleiben.

Senff ſetzte hinzu, um der Linken keinen Zweifel übrig zu laſſen: daß von der Paulskirche, vom Vorparlamente aus das Unglück über die deutſchen Brüder in Poſen gekommen ſei. Daß man ſich da in der Paulskirche ohne Einſchränkung für die Polen erklärt, das habe die gefährlichſte Wirkung hervorgebracht. „Die deutſchen Bewohner wurden die Opfer!“ Höhniſch hätten die Polen gerufen: ſie ſeien ja von den Deutſchen ſelbſt aufgefordert, gegen die Deutſchen aufzutreten.

Robert Blum, welcher dieſem Redner folgte, fand es nicht gerathen, auf dieſe Wendung zu antworten, obwohl er beim Vorparlamente ein Hauptſprecher in dieſer polniſchen Richtung geweſen war. Er verhielt ſich wie immer in den allgemeinen Wendungen des Pathos, welches ja in der Polenfrage zu unſer Aller Herzen geht. Wer träte nicht mit Schmerz an dieſen Kirchhof eines Volkes! Wird aber mit ſolchem Mitgefühle welches der Jugend ſo wohl anſteht eine Aufgabe gelöſ't, welche nun ſeit beinahe hundert Jahren, ja eigentlich ſeit Jahrhunderten tief verwachſen iſt mit der Exiſtenz andrer Völker? Ich ſage ſeit Jahrhunderten, denn eine Wiederherſtellung Polens würde auf altpolniſche Grenzen zurückgehn, würde zum Beiſpiele das ganze Weichſelgebiet bis in's Meer anſprechen müſſen. Heutiges Tages kann ja nicht mehr von der ſelbſtändigen Exiſtenz eines Binnenvolkes die Rede ſein, und ein bloßer Reiterſtaat iſt jetzt nichts weiter als eine romantiſche Phantaſie. Die Poſener Frage mit unſern deutſchen

Landsleuten würde ſich alſo verzehnfacht wiederholen und Danzig wie Königsberg würde dem Netzdiſtrikte nachfolgen ſollen. Was konnte es alſo in einer politiſchen Verſammlung deutſcher Nation für Eindruck machen, wenn Blum eine „Sühne“ verlangte, eine Sühne! Wenn das einen praktiſchen Sinn haben ſollte — und eines ſolchen bedarf es in einem Parlamente, wo man nicht bloß ſeine lyriſchen Wünſche zu vertreten hat — dann bedeutete es eine gründliche Umgeſtaltung des nordöſtlichen Europa, eine Umgeſtaltung, wenn nicht Auflöſung Preußens, Rußlands und Oeſterreichs, und es bedeutete, da dieſe Staaten doch nicht ohne Zuſammenhang ſind mit dem Weſten, einen europäiſchen Krieg. Wofür! für eine romantiſche Idee der Jugend. Für ein Volk, das keinen Staat zu Stande gebracht, das von Jahrhundert zu Jahrhundert zuſammengeſchrumpft war, weil es keinen Staatsnerv auszubilden im Stande geweſen war. Dafür ein europäiſcher Krieg?! Nicht einmal für eine Idee, ſondern nur für die lyriſche Saite einer Idee. O nein, lächelten die Ruge und alle ſpekulativen Verwüſter, für den neuen Staat, für den Weltſtaat.

Wir ſtanden alſo hier der bodenloſen Verwüſtung gerade ſo gegenüber wie bei irgend einer der radikalſten Principfragen. Die armen Polen waren nur der Anknüpfungspunkt dafür, und ſie waren den Ultra's der erwünſchteſte Anknüpfungspunkt, weil in ihrer Sache wirklich ein menſchliches Pathos, alſo eine Wirkung auf die Herzen der Menſchen enthalten iſt. Die Polen wurden theils als Thränendrüſe, theils als Gallenſack benützt. Auch von Blum, der übrigens nicht zu den verwegen Spekulativen gehörte, der zunächſt immer nur die Aufregung, immer nur die Auflöſung bis zu einem gewiſſen Punkte wollte, bis zu dem Punkte, wo er dann als Beſchwichtiger herrſchſam eintreten, und ſich die Pfeifen ſchneiden könnte aus dem geil aufgeſchoſſenen Rohre. Er verlangte alſo auch nur Aufſchub der Demarkationsfrage. Das war zunächſt genug für die Sturmvögel, welche lautloſen Flügelſchlages um die Paulskirche flogen. Solch ein Aufſchub wäre der gährenden Revolution hinreichender Sauerteig geweſen. Seht Ihr, hätten ſie gerufen, ſelbſt die flaue und faſt reaktionaire deutſche Nationalverſammlung nimmt Anſtand, die deutſche Anmaaßung gegen polniſches Land gut zu heißen, auf zum Kampfe gegen die deutſchen Grenzer!

Stürmiſches Bravo von der Linken und von der Galerie — ehrliche Deutſche die für Polen klatſchten — begleitete die politiſche Haltung Blums, und ihm entgegen, auch von der Linken, kam ſein Nachfolger für die Rednerbühne. Ein hochgewachſener Mann mit kleinem Haupte. Das blaſſe Antlitz von kurzem dunklem Haare und dünnem Barte umſäumt ſah wunderlich lächelnd auf die Linke hinüber. Verſpricht er ihr einen ungewöhnlichen Triumph? Es liegt eine herausfordernde kalte Sicherheit in dieſem jungen Manne, deſſen muskulöſe Arme ſich übereinander ſchlagen. Und doch herrſcht eine ſchwirrende Unruhe auf der Linken, die er lächelnd abzuwarten ſcheint. In der That, er will gegen ſeine Partei ſprechen, und ſeine Rede ſoll der Mittelpunkt des ganzen Treffens werden. Es iſt Wilhelm Jordan, aus Berlin geheißen, weil er in der Mark gewählt iſt. Er ſtammt aus Königsberg, und gehörte zu den ſogenannten Literaten, welche in den zwei letzten Jahrzehnten ſo viel zu ſchaffen gemacht. Was ſich aus dieſer freiwilligen unbeſoldeten Legion durcharbeitete zu einer Specialität, will ſagen zu einer Schöpfungskraft in abgeſchloſſener Form, das wurde Schriftſteller geheißen und reihte ſich mehr oder minder in die beſtehende Geſellſchaft ein, die Intereſſen derſelben vertheidigend auch in ſo ſtürmiſcher Zeit, welche ſolche Vertheidigung mit Widerwillen aufnahm und mit Unpopularität ſtrafte. Was ſich nicht ſo weit brachte, ſei es aus Unfähigkeit, ſei es aus eingewurzeltem Vorurtheile gegen jede Beſchränkung in Form und Grenze, das gehörte jetzt erſt recht als freier Literat zum großen Revolutionsheere. Von Wilhelm Jordan mußte man das Letztere glauben. Er gehörte zu den Nachzüglern eines norddeutſchen, insbeſondere Berliner Philoſophenthums, welche aus dem Syſteme der Meiſter nur die Seitenwege lieblich gefunden hatten. Die Hilfsmittel der Schlußfolge hatten ſie mehr angeſprochen als die Schlußfolge ſelbſt. Die Dialektik wurde ihnen lieb und werth als Sophiſtik. Sie hatten keinen Inhalt und wollten keinen, ſie hatten nur Intereſſe an dem unendlichen Spiele ihres Geiſtes, und waren alſo als ächte Sophiſten zu Allem fähig. Ob das heutige Ziel Atheismus, das morgige Ziel Hochverrath am Vaterlande hieß, das galt gleich. Eins wie das Andere mag nur den Vernirten ſchrecken, vor der ewigen Freiheit des Geiſtes ſind Gott und Vaterland wandelbare Begriffe. Die Herren Bauer in Berlin, Ruge und wie ſie weiter heißen, die ſich natürlich ihrem unendlich freien Principe gemäß auch gegenſeitig verhöhnten und verurtheilten, bildeten die Spitze dieſes lüderlichen Epigonenthums in der philoſophiſchen Literatenwelt. Wilhelm Jordan hatte öfters Verwandtſchaft an den Tag gelegt mit dieſen Epigonen. In Leipzig hatte er ſich durch Verherrlichung des Atheismus Verfolger zugezogen, in der Paulskirche hatte er ſich ſchon hervorgethan durch jene geiſtesübermüthigen Folgerungen, welche ſelbſt über den politiſchen Radikalismus hinaus Purzelbäume ſchlagen in cyniſcher Behaglichkeit. Was war bei der Polenfrage von ihm zu erwarten? Sie gerade öffnet ja politiſcher Dialektik alle Thore und Thüren. Die Unvernunft des Gemachten und ſelbſt des Gewordenen iſt ja gerade an ihr auch dem gemeinen Menſchenverſtande plauſibel nachzuweiſen. Aber Jordan hatte ſich doch auch mit realer Wiſſenſchaft, namentlich mit Phyſik beſchäftigt. Das drängt doch zu einigem Reſpekt vor gewiſſen Geſetzen. Er hatte ferner Gedichte gemacht. Nicht bloß ſo beiher dilettantiſch, ſondern mit dem Anſpruche auf etwas Ganzes, wenigſtens auf eine Sammlung, die auch erſchienen war. Das ſetzte doch Sinn für Form voraus. Endlich aber war er immer kapriciös, eines eigenthümlichen Lobes bedürftig, widerſpruchsluſtig — ſollte es ihn nicht gerade reizen, dem gäng und gäbe gewordenen Polenſchlechthin polniſches Land geweſen. Der Netzdiſtrikt habe urſprünglich zu Pommern gehört, und ſei erſt durch den Vertrag von Thorn als eine Eroberung an Polen gekommen. Durch Eroberung ſei er im Vertrage von Warſchau an Preußen gelangt. Preußen habe in Folge des Berliner Aufſtandes eine polniſche Reorganiſation verſprochen, aber die Deutſchen im Großherzogthume, nicht die preußiſche Regierung, hätten für ſolch eine Reorganiſation eine Abgrenzung der deutſchen Diſtrikte verlangt. Daraus ſei die Demarkationslinie entſtanden, und wenn ſie einen Sinn haben ſolle, ſo müſſe ſie auch ſo ausfallen, daß die deutſche Abgrenzung eine wirkliche Grenze, alſo ein Schutz für die Deutſchen werde. Dazu ſei die mit ungeheurem Geldaufwande gebaute Feſtung Poſen mit ihrer Vertheidigungslinie unerläßlich. Berufe man ſich hierbei auf die Sympathie für Polen, ſo berufe man ſich auf einen hergebrachten politiſchen Glaubensartikel, welcher gar ſehr eine genauere Unterſuchung verdiene. Er ſei fern davon, dieſer Sympathie einen edlen menſchlichen Grund abzuſprechen. Ein tapferes Volksthum, das nicht mehr ſtark genug ſei, ſich unter ebenbürtigen Nationen zu erhalten, verdiene dieſe Sympathie. Ein Andres ſei es aber, ergriffen zu ſein von einem Trauerſpiele, und ein Anderes, dies Trauerſpiel gleichſam rückgängig machen zu wollen. „Polen bloß deswegen herſtellen zu wollen," ſetzte er hinzu, „weil ſein Untergang uns mit gerechter Trauer erfüllt, das nenne ich eine ſchwachſinnige Sentimentalität. (Bravo von der Rechten, Ziſchen von der Linken.) Es iſt eine heitere Abwechſelung für mich, dieſen Ton einmal von dieſer Seite zu hören. (Gelächter.)“

Er ſetzte hinzu, daß er gegen Herſtellung Polens ſpreche nicht obgleich, ſondern weil er ein Demokrat. Und nun ging er darauf über, daß Klugheit, Gerechtigkeit und Humanität die Herſtellung Polens fordern ſolle. Da werde Polen die Vormauer gegen Rußland und die aſiatiſche Barbarei genannt, eine Vormauer die Deutſchland brauche. Wenn es aber auch, was er läugne, ſo trübſelig um uns ſtünde, was in der Welt berechtige uns denn, einen Bundesgenoſſen in einer Nation zu erwarten, welche immer unſer Todfeind geweſen? Und Bundesgenoſſe gegen ein Volk, mit welchem ſie ſtammverwandt, und mit welchem ſie vom Augenblicke ihrer Selbſtändigkeit an verbündet ſein werde gegen uns! „Polen reicht bis an die grüne Brücke in Königsberg!“ ſei heute ein noch lebendiges Wort in Polen, werde man das überhören, ſobald man ſelbſtändig ſei in Polen? Was alſo habe man denn bei alle dem vernünftigerweiſe für ein Ziel in Deutſchland? „Es iſt hohe Zeit für uns,“ rief er, „endlich einmal zu erwachen aus jener träumeriſchen Selbſtvergeſſenheit in der wir ſchwärmten für alle möglichen Nationalitäten, während wir ſelbſt in ſchmachvoller Unfreiheit darniederlagen und von aller Welt mit Füßen getreten wurden, zu erwachen zu einem geſunden Volksegoismus, um das Wort einmal gerade heraus zu ſagen, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes in allen Fragen voranſtellt. Ihn gerade, ohne den ein Volk niemals eine Nation werden kann, verdammen die Polenfreunde, ſie verlangen von uns Gerechtigkeit für die Polen. Gerechtigkeit, weil wir — und dies ſei der Fall bei Poſen — ein Land erobert? Denn im Weſten ſeien wir erobert worden, im Oſten aber hätten wir das Unglück gehabt zu erobern, und ganze Schwärme unſrer Poeten benützten dies zu Jeremiaden über die verſchiedenen Nationalitäten, welche der Wucht des deutſchen Stammes erliegen müßten. Aber dann, wenn die Gerechtigkeit fordre, daß alle Eroberungen herausgegeben würden, dann müßten wir halb Deutſchland herausgeben, denn bis an die Saale erſtreckte ſich ſonſt die Slavenwelt, die wir erobert. Solche Eroberung datire ſchon vom 12. Jahrhunderte her, und auch nach Poſen ſeien ſchon ſeit Jahrhunderten die deutſchen Koloniſten von den polniſchen Edelleuten gezogen worden; an der Warthe wie an der Saale ſei es nicht nur eine Eroberung des Schwertes, ſondern der Pflugſchaar. Wer ein deutſches Landgut mit einem polniſchen vergleichen könne, dem erſt werde das Räthſel dieſer Eroberung vollſtändig gelöſ't. „Das Recht der Geſchichte kennt nur Naturgeſetze, und eins derſelben ſagt, daß ein bloßes Volksthum noch kein Recht hat auf politiſche Selbſtändigkeit, ſondern erſt durch durch die Kraft, ſich als Staat unter andern zu behaupten.“ Und dieſe Kraft habe eben Polen nicht gehabt; in einer vorſchreitenden Zeit habe es aus Edelleuten, Juden und Leibeigenen beſtanden. Sogar Rouſſeau habe 1772 geſagt: es ſei ihm das größte Wunder, daß ein Staat wie der polniſche noch einen Augenblick länger exiſtiren könne. In demſelben Jahre habe auch das Wunder ein Ende genommen. Die verſchrieene Theilung ſei nicht ein Mord, ſondern die Proklamation eines längſt erfolgten Todes geweſen, „die Beſtattung einer längſt in der Auflöſung begriffenen Leiche, die nicht mehr geduldet werden konnte unter den Lebendigen.“ Die ſehr ſchwache Reformpartei damals in Polen ſei ohnmächtig geweſen bei der völligen Stumpfheit leibeigener Maſſen, und die ſehr zahlreiche *polniſche* Partei habe ſich ja ſelbſt den Ruſſen in die Arme geworfen. Hätten Preußen und Oeſterreich Krieg anfangen ſollen für die Fortdauer eines ſo verrotteten Staates, oder Rußland die Beute allein überlaſſen ſollen zur Gefährdung der Weichſel, vielleicht gar der Oder? „Ja, meine Herren,“ ſetzte er hinzu mit ſeiner malitiös betonenden, ruhigen Baritonſtimme gegen die Linke, welche wiederum ziſchte, „ja, Sie werden mich gleich noch mehr ausziſchen, denn ich habe den Muth, einem Gemeinplatze entgegenzutreten, und die Handlung einer Kabinetspolitik in Schutz zu nehmen in einer Zeit, wo es noch keine andere Politik gab, weil das politiſche und nationale Bewußtſein in der That noch nirgends erwacht war als im Gehirne des Abſolutismus, ja, ich habe den Muth, Diejenigen der Unwiſſenheit oder der Fälſchung der Geſchichte zu zeihen, welche die Theilung Polens in einem ſo fürchterlich ſchwarzen Lichte erblicken, daß ſie keine andre Bezeichnung für dieſelbe haben als die einer nichtswürdigen Schandthat“ —

Hier ziſchte Linke und linkes Centrum gemeinſchaftlich, Jordan aber unbeirrt davon führte ſeinen Beweis zu folgender Wendung gegen den Abſolutismus: Es ſei eine tragiſche Ironie geweſen, daß der Abſolutismus ſo gewaltſam eine Ariſtokratie habe brechen müſſen, während er ſonſt die Ariſtokratie als Verbündeten gehätſchelt. Denn die Theilung Polens habe ja eine revolutionaire humaniſtiſche Bedeutung. Sie erſt habe ja die Leibeigenſchaft in den von Deutſchland eroberten Theilen beſeitigt und überhaupt das Land kultivirt. Was man denn mit Anrufung der Humanität wolle? Man ſolle doch den nun freien Bauernſtand, man ſolle doch außer den Edelleuten das Volk auch im polniſchen Theile Poſens fragen, ob es polniſch oder deutſch regiert werden wolle. Die Leute drängen ſich herbei, um doch ja in die weſtliche Seite der Demarkationslinie aufgenommen zu werden. Dies ſei der wahre Zuſtand.

Nun ging er noch auf das Treiben eines Theiles der polniſchen Geiſtlichkeit ein, welche ſich den Edelleuten anſchließe, und verlas eine Proklamation „an das römiſch-katholiſche Volk des Großherzogthums Poſen.“ Sie benützte den polniſchen Sprachgebrauch, nach welchem polniſch ſo viel bedeutet als katholiſch und deutſch ſo viel als proteſtantiſch, und ſtellte die deutſche Herrſchaft dar als eine Proſelytenmacherei zum Proteſtantismus. Er hielt auch dies für machtlos, denn jetzt ſei der Bauer aus Poſen auch hierüber aufgeklärt, und ſei in Erinnerung ſeines früheren Schickſales und verbittert durch ſolche

Wühlereien bereits nahe daran, ebenſo grauſam feindlich gegen den polniſchen Edelmann aufzutreten wie der Bauer in Galizien. „Es iſt alſo eine ſeltſame Humanität,“ fuhr er zum Schluſſe eilend fort, „welche uns die Herſtellung Polens gebietet. Das Deutſchthum hat einen größeren Inhalt an Humanität als das Polenthum Wie kann denn von einer ſolchen Herſtellung überhaupt früher die Rede ſein, als bis ein polniſches Volk geſchaffen iſt? Und hierzu hat Preußen wirkſamere Anfänge gemacht als jene Ariſtokraten, die in der Welt herumziehn und ſich nicht um das Volk kümmern, für deſſen Emporbildung ſie ſehr wohl und ſehr wirkſam hätten ſorgen können, wenn ſie die ihnen bereitwillig offen gehaltene Staatscarrière minder übermüthig verſchmäht hätten. Preußen erſt hat einen freien polniſchen Bauernſtand geſchaffen, und es wäre doch wahrlich eine eigenthümliche Humanität, dieſen freien Bauernſtand unter die Knute ſeiner Edelleute zurückzugeben! — Da kommen aber die Polenfreunde und halten uns mit ſiegesleuchtendem Angeſicht den demokratiſch-communiſtiſchen Katechismus entgegen, der bei dem Aufſtande im Jahre 1846 zu Krakau als Programm des Aufſtandes proklamirt wurde. Steht es hier nicht deutlich geſchrieben, die neue polniſche Republik werde fortan volle Freiheit und Gleichheit Aller, Wohlleben den Armen und Freude den Unglücklichen gewährleiſten — welcher Staat hat bisher Solches geboten? Soll ich hierauf noch antworten?“ (Robert Blum: Ja wohl!) „Gut, ſo will ich es thun. Ich meine, es iſt eben keine große

Kunſt, franzöſiſche Phraſen in's Polniſche zu überſetzen, (Bravo! Sehr gut! Gelächter.) und ſie nun als ein neues Evangelium der Menſchheit in alle Welt hinaus zu poſaunen. Es iſt nur Schade, daß die moderne Staatskunſt es ſich geſtehen muß, daß ſie noch immer ſo blind iſt, die Pfade zu jenem irdiſchen Paradieſe nicht finden zu können, und daß der letzte Verſuch, den man gemacht, dieſelben zu entdecken, zu nichts Anderem hinführte als zu einem gräßlichen Blutvergießen. Es iſt nur Schade, daß man mit einem ſolchen demokratiſch-ſocialiſtiſchen Katechismus nicht auf einmal die Erinnerung von Jahrhunderten aus dem Gedächtniß der Völker, das ſehr treu iſt, auszulöſchen vermag durch noch ſo freiſinnige Verheißungen, wenn ſie ausgehn von den Nachkommen einer Kaſte, die ſo lange nur im entgegengeſetzten Sinne gelebt und gewirkt hat. Ich will gern annehmen, daß die Verkünder dieſer Verheißungen es mit der erwähnten Proklamation ganz ehrlich gemeint haben. Allein wie ſehr ich auch bereit bin, die Sympathie für diejenigen Polen, die ſich befreit haben von den Vorurtheilen ihrer Vorfahren und denen es Ernſt iſt mit der Wiedergeburt ihres Volkes im Sinne des 19. Jahrhunderts, als eine vollkommen gerechte anzuerkennen; wie gern ich auch geſtehe, daß ihr Schickſal uns mit ſeiner ganzen tragiſchen Gewalt ergreift, ſo bleibt es doch auch gegen ſie unerſchütterlich wahr, daß man ein Volk keineswegs aus dem Nichts hervorrufen kann mit irgend einem politiſchen Katechismus und keine noch ſo vortreffliche Verfaſſung im

Stande iſt, ohne alle Grundlage plötzlich ein lebendiges und dauerfähiges Staatsgebäude zu errichten.“ Nachdem er endlich noch verſichert, er ſpreche durchaus nicht gegen eine Wiederherſtellung Polens, er ſpreche vielmehr für dieſelbe in der Weiſe wie ſie allein möglich und wie ſie von den Deutſchen angefangen und verſucht iſt, ſchloß er mit den Worten: Freiheit für Alle, aber des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über Alles!

Der Eindruck dieſer energiſch vorgetragenen und von Inhalt ſtrotzenden zweiſtündigen Rede war ſo überwältigend, daß am Schluſſe nichts dagegen aufkommen konnte, und ſelbſt der ſtenographiſche Bericht „andauernden ſtürmiſchen Beifall“ vermerken muß.

Die Rede hatte wohl gerade darum, weil ſie von ſolcher Seite kam, Manchen erſchüttert in ſeiner vorgefaßten Meinung. Glaube man aber ja nicht, daß damit ein Sieg für deutſchnationale Abſtimmung geſichert war. Die Scheu vor der herrſchenden Meinung iſt ſehr tief, der Eindruck kosmopolitiſcher Phraſe iſt auf den Deutſchen ſehr groß. Unſre Natur iſt kosmopolitiſch, wir müſſen uns zwingen national zu ſein. Es iſt bei uns geradezu umgekehrt als bei andern Nationen. Vogt ſogar mit ſeinen frivolen Wendungen und Beweisführungen fand unmittelbar auf Jordan ſeine Bravo's, und am nächſten Tage ſtand eine ſchwere Prüfung bevor. Ein nationaler Pole Namens Janiczewski trat für die polniſche Sache auf. Er ſprach klug und verhalten, und appellirte in Entſagung an die

Gerechtigkeitsliebe und Gewiſſenhaftigkeit deutſcher Nation. Da widerſteht Keiner von uns. Gut und edel zu ſein iſt uns viel mehr Bedürfniß als politiſch- und national-geſcheidt zu ſein. Selbſt das Fremdartige, das prieſterhaft Berechnete in dieſem talentvollen Polen — und die feine Berechnung erkannten wir wohl — trat für uns zurück vor der Scham, einem Fremden und Leidenden an Großmuth nachzuſtehn. Der derbe Kerſt von Birnbaum, eine eichenartige deutſche Natur, mußte lange an uns rütteln, um unſre mitleidige Stimmung auf die Bahn zu lenken für die deutſchen Brüder in Poſen, und ein ſchmächtiger Ultramontan, Herr Clemens aus Bonn, mußte für Polen ſprechen mit all dem ſchleichenden Grimme gegen proteſtantiſche Herrſchaft, mit dem Grimme welcher Vaterland und Alles drein giebt für konfeſſionelle Genugthuung, und ein unreifer dreiſter Jüngling aus Löwenberg in Schleſien Rongeſchen Wuchſes mußte ebenfalls für die Polen ſprechen, um uns Janicszewski vergeſſen zu machen, und die Gefahren der Abſtimmung in dieſer Frage wieder in unſer Gedächtniß zu rufen. Dennoch ſchloß der zweite Tag ſehr unſicher, obwohl Lichnowsky zum Schluſſe deſſelben mit gewöhnlicher beifälliger Wirkung ſeinen Ritt gemacht und ſeine Lanze eingelegt hatte für die deutſche Sache. Lichnowsky's Wirkungen verflogen immer ſo raſch wie die Staubwolken, welche ein Reiter aufſtampft. Am dritten Tage freilich brachte es das polniſche Unglück mit ſich, daß Ruge eine Stunden lange Staatsrede hielt. Deſſen Fähigkeit, Alles zu beweiſen und abſolut zu beweiſen, ruinirte immer die Sache, welche er beweiſen wollte. Er brauchte nicht zu verſichern, daß „die ganze ruſſiſche Armee von den Ideen der Neuzeit inficirt“ ſei, er nur gerade brauchte zu verſichern, daß die Ehre Deutſchlands hierbei verpfändet ſei, er nur brauchte die Wiener Verträge anzurufen gegen eine Einverleibung Deutſch-Poſens in den deutſchen Bund, er nur gerade brauchte bei dieſer Gelegenheit die Niederlage Radetzky's, des modernen Tilly's, als einen deutſchen Wunſch auszuſprechen — um auch alle Schwankenden ungläubig zu machen und wie einen Mann gegen das zu vereinigen, was er zu vertheidigen wähnte. Selbſt wenn er was Gutes gerathen hätte, man würde es abgewieſen haben, weil man eine inſtinktartige Abneigung vor ihm hatte als vor einem ſophiſtiſchen Konfuſionarius. Er alſo hatte für Löw von Poſen vorgearbeitet, welcher die deutſchen Landsleute mit genaueſter Sachkenntniß ausführlich vertheidigte. Ja, das deutſche Glück ging an dem Tage ſo weit, nach Löw Herrn Wiesner auf die Rednerbühne zu ſchicken. „Mit tiefſter Wehmuth, mit niedergeſchlagenem Geiſte“ und ſeinem langen Schnupftuche ſtellte er, „der die ganze große Bewegung unſrer Revolution von Anfang an durchgemacht,“ ſtellte er die unerbittlichen Vergleiche an mit dem Vorparlamente und dem Fünfziger-Ausſchuſſe. Ach! — von Sänger aus Grabow konnte keinen günſtigeren Moment finden als nach ihm, fließend, klar und gründlich für unſer deutſches Intereſſe zu ſprechen, und auch ihm folgte wieder ein Ultramontan. Alles ſchien an dieſem Tage gut zu gehn. Die Ultramontanen hatten indeß unter Anführung Döllingers einen ihrer Verbeſſerungsanträge eingereicht, die immer fein und durch artigen Schein oder durch Unſcheinbarkeit gefährlich waren. Hierbei gingen ſie deutſch noch über den Antrag des Ausſchuſſes hinaus, und verlangten, daß das ganze Großherzogthum einverleibt würde, das ganze!

Hierdurch konnte die Majorität geſpalten werden. Was lag dahinter? Es war direkt von „Realunion“ mit Preußen die Rede. Wollte man unter Anderm hiermit vorſorgen, daß ſpäter Preußen wie Oeſterreich ein nichtdeutſches Land unlösbar in ſeinem Organismus habe?

Kurz, wie günſtig ſich Alles zu ordnen ſchien, es war eine Schwüle vorhanden und man traute dieſem weichen Wetter nicht. Jedermann wußte doch: es iſt dieſe polniſche Frage an jedem Zipfel ein zunderhaftes, verhängnißvolles Ding, es iſt ja nicht möglich, daß ſie keine bedeutendere Vertheidigung findet, es muß ein Streich für ſie im Hintergrunde kauern! Auch Giskra, der ſelbſt leibhaftig ausſieht wie ein Pole, der alle die raſchen, glänzenden Eigenſchaften eines ſlaviſchen Naturels entwickelt auf der Rednerbühne, das praſſelnde Feuer, die jähe Wendung, das galoppirende Wort, auch der Mähre Giskra ſprach ungebunden für die Deutſchen. Die Deutſch-Oeſterreicher kennen allerdings die Gefahr beſſer als irgend andere Deutſche, und was aus Böhmen und Mähren kam, das konnte die ganz analoge Tſchechengefahr keinen Augenblick vergeſſen. Von der Linken des linken Centrums alſo ſogar trat man gegen Polen in die Schranke! War man ſeit dem Vorparlamente ſo tief aufgeklärt worden? Man rief nach Schluß, Schluß, Schluß, und um das Maaß zu füllen erſchien Veneden noch mit einem großen Papierhaufen, eine ſpecialiſirende Rede gegen den Antrag des Ausſchuſſes ankündigend. Das konnte entſcheidend wirken. Veneden durfte immer nur eine kurze Wirkung anſprechen durch kurze Bemerkungen. Seine Politik beſteht aus aphoriſtiſchen Wallungen eines guten Herzens und einer manierirten Erfahrung. Er hat ſeine Erfahrungen nur dazu benützt, ſich vorgefaßte Sentenzen beſtätigen zu laſſen, nicht aber dazu, etwas wirklich zu lernen. Deshalb ſetzte er ſtets die wichtigſten Punkte voraus, die täglich neu bewieſen ſein wollen, und wunderte ſich immer höchlich wenn man ihm zurief: er ſolle doch nicht immer drohen. Er hatte ſo und ſo viel Axiome, auf die er ſich pochend berief, und da es eben nur ſeine Axiome waren, ſo konnte er gar nicht begreifen, daß man ſeine wohlweiſen warnenden Worte immer wie Drohworte auffaßte. In dieſer Ausrüſtung, die an und für ſich dem Gemeinplätzigen Viel entlehnt hatte, was konnte er am dritten Tage in dieſer ohnehin gemeinkundigen polniſchen Angelegenheit für eine große Rede halten? Davon ſchien er eine Ahnung gehabt zu haben, und dafür hatte er ſich einen Ausweg geſucht. Den unglücklichſten von der Welt. Er brachte den ganzen Wuſt von Miniſterial- und Regierungsedikten zur

Sprache und zur Verleſung, welcher ſich angeſammelt hatte in Preußen und Poſen ſeit der Märzverkündigung bis zum Tage der Demarkation. Da widerſpräche Dies Jenem und Jenes widerſpräche Dieſem, und das Ganze ſei nicht einfach und lauter. Als ob es bei Löſung einer ſo tiefen Frage darauf ankäme, wie ſich ein Miniſter oder ein Gouverneur zu helfen geſucht im wechſelnden Drange der Umſtände! Damit mußte er bitter langweilen, und bei immer ſteigender Unruhe flogen ſeine Papiere und ſeine Worte in den Wind; man hörte nichts mehr als Schluß! Schluß! Hätte er ſich innerhalb ſeiner Kräfte verhalten, und ſich mit den Paar Bemerkungen ſeines Eingangs begnügt, dann wäre ihm der allgemeine Beifall ſicher geblieben und er hätte geleiſtet was in ſeinem Berufe war. So unerſchütterlich iſt die Wahrheit, daß man nur ſich und ſeiner Sache ſchadet, wenn man ſich größer machen will als man iſt. Er hatte zum Eingange geſagt: Wenn Deutſchland in dem Zuſtande wäre in welchem Polen iſt, ſo würde ich auf jeder Barrikade ſtehn, hinter der ein Schimmer der Hoffnung für Deutſchland hervorleuchtete! — Und er hatte gleich darauf geſagt: „Das erſte Wort, welches das freie Deutſchland geſprochen, hieß: Polen ſoll frei ſein, und das Erſte, was Polen that, erſchien als ein Angriff auf Deutſchland, und es hieß eine Weile ſogar, daß die Polen die deutſchen Preußen beſiegt hätten. Das war für mich ein Umſchwung, denn ich denke nicht ſo, daß wo Deutſche kämpfend auftreten ich ihnen eine Niederlage wünſche, im

Gegentheile! von dem Augenblicke an wo der Kampf ausgebrochen iſt, giebt es keine andre Sache für mich als die des kämpfenden Deutſchlands." — Eins wie das Andre entſprang aus dem patriotiſchen Gefühle, welches uns Venedey unter allen Umſtänden werth macht; für den polniſchen und den deutſchen Patriotismus aber einen gemeinſchaftlichen Weg zu finden, das ohnedies kaum Mögliche löſen zu wollen, das mußte er mit ſeinen Kräften nicht verſuchen.

In ſolche Stellung aber hatte ſich die ganze Oppoſition gegen den Ausſchußantrag gebracht. In ihrer Konſequenz mußte ſie eine „neue Politik" für ganz Europa beantragen. War das die angemeſſene Aufgabe für die erſte deutſche Nationalverſammlung? Zwei ungeheure Aufgaben lagen ſchon vor: Deutſchland in einen freien Rechtsſtaat und in einen nicht nur vereinigten, ſondern bundesmäßig einheitlichen Rechtsſtaat zu verwandeln, die Freiheit und die Einheit Deutſchlands. Frankreich kämpft ſeit ſechzig Jahren ohne günſtigen Erfolg für die eine Aufgabe, für die Geſtaltung der Freiheit, denn die Einheit hatte es ſchon 1789, und Frankreich iſt ausgezeichnet durch Talent der Geſtaltung. Sollen wir, denen die unermeßlich ſchwere Aufgabe der Einheit zu gleicher Zeit obliegt, wir, die wir ſchwerfällig ſind für formelle Geſtaltung, ſollen wir gleichzeitig auch noch das Dritte, einen neuen Grundriß für Europa herausfordern? Während zudem jedem Verſtändigen ſonnenklar vor Augen liegt, daß Europa's Großmächte gar kein Intereſſe haben, Deutſchland als Großmacht hervorgehn zu ſehn aus ſeinen Bewegungen, ſollen wir die europäiſchen Großmächte officiell herbeirufen? Und darauf gingen thatſächlich die Verlangniſſe einer „neuen Politik", gingen die Anträge der Oppoſition hinaus. War das, was mit der Zeit von ſelbſt kommen mußte und was uns als einheitliches Deutſchland dann ſtark und mächtig finden konnte, war das vorzeitig herauf zu beſchwören durch die erſte deutſche Nationalverſammlung? Gewiß nicht.

Dahin ging aber auch unſre ſchwüle Beſorgniß nicht vor der Abſtimmung über dieſe Frage. Wir fürchteten nicht — und die Diskuſſion beſtärkte uns in unſrer Zuverſicht — daß ein Antrag der Linken die Mehrheit erhalten könne. Wir fürchteten daß auch die deutſch-nationale Politik einer Demarkation als eine „neue Politik" überwiegende Beſorgniß erregen würde, und daß alſo auch der Ausſchußantrag in der Minderheit bleiben, oder wenigſtens durch Abſchwächung entſtellt werden könne. Darum waren wir ſo geſpannt, als nach Venedey Viebig von Poſen noch praktiſch für die Deutſch-Poſener geſprochen, und dabei Janiszewski herausgefordert hatte, welcher vom Slavenkongreſſe in Prag nach der Paulskirche gekommen ſei, wir waren geſpannt, ob nun endlich der Schluß oder ob nicht irgend ein unvorhergeſehener Streich eintreffen und den wohlerwogenen Ausſchußantrag beſchädigen werde. Solch einen Streich herbeizuführen iſt ja ganz im Talente der polniſch Geſinnten, und die Sturmvögel hatten ſich wohl nicht umſonſt Tag für Tag vermehrt während der langen Debatte. Ein Strohhalm Anerkennung für polniſche Zwecke hätte ihnen genügt in ſo glimmender Zeit, die Flammen überall wieder emporzublaſen.

Wirklich verlangte auch Janiszewski als der Schluß ausgeſprochen werden ſollte noch einmal das Wort und erhielt es. Sentimentalen Deutſchen gegenüber war er bei Weitem der gefährlichſte Gegner.

Er ſagte, ſeine Perſon ſei angegriffen worden, man habe ihn Lügen geſtraft und dagegen müſſe er ſich rechtfertigen. Er hatte auch einen Proteſt ſeiner Wähler mitzutheilen. Er habe nicht behauptet, wie ihm nachgeſagt worden, daß ſeine „ſämmtlichen“ Wähler — er hatte geſagt „insgeſammt“ — proteſtirten, ſondern nur „ſeine Wähler“. Dann verlas er dieſen Proteſt, welcher ganz ſo ſchloß, wie er ſelbſt zu ſchließen pflegte: „Wir Unterſchriebenen erklären hiermit, daß wir geborene Polen unſrer Nationalität bis zum Tode treu bleiben wollen; zugleich bitten wir ein hohes Parlament, uns zur Aufrechthaltung unſrer Nationalität behilflich ſein zu wollen“ — an Großmuth und Mitleid ſich richtend, was am Stärkſten wirkt auf den Deutſchen. Wie ungenügend und verdächtig er nun auch ſeine Theilnahme am Slavenkongreſſe zu beſeitigen ſuchte, er fand auch aus dieſen Irrgängen den richtigen Weg zu unſern Herzen, indem er fragte, warum er denn auch nicht dahin gehen ſolle, wo es ſich um Hilfe für ſein Vaterland handle? „Wer mir das zum Vorwurfe zu machen im Stande iſt, der weiß noch nicht was Vaterlandsliebe iſt. Damit ſchließe ich und zwar mit dem tiefſten Schmerze über ſolche unerwartete Ausfälle auf meine Perſon."

Die letzte ganz unrichtige, aber wohlberechnete Wendung verzieh man, und ein lebhaftes, lang anhaltendes Bravo erfolgte. War es nur Ritterlichkeit des Parlaments für den einzelnen Fremden? Oder bedeutete es mehr? Die Debatte wurde hiermit geſchloſſen, die Abſtimmung auf den nächſten Tag ausgeſetzt.

Sie erfolgte endlich, und — wir hatten uns geirrt. Die Paulskirche war völlig geändert ſeit dem Vorparlamente, das deutſche Intereſſe hatte große Majorität. War durch Zuſammentritt und Zuſammenſein des Parlamentes ſelbſt deutſches Nationalgefühl ſo raſch geſtärkt? Ja. Hatten die Polen durch ihre Barrikadenpropaganda in ganz Europa die Sympathieen verloren? Ja. Ihre tragiſche Angelegenheit war Parteiſache geworden und lebte und ſtarb von jetzt an mit der Partei. Von der äußerſten Linken geführt zu einer Zeit, welche die Revolution permanent zu wollen ſchien, galt eine Erklärung für Polen ſo viel wie eine Erklärung für Permanenz der Revolution — der Rugeſche Antrag (Kongreß mit England und Frankreich zur Wiederherſtellung Polens) fiel gegen eine ſchwache Minderheit. Ja, der Blumſche Antrag, welcher nur eine neue Unterſuchung des Sachverhalts wollte, fand nur 139 Stimmen für ſich. 333 ſtimmten dagegen. Auch die ultramontane Wendung fand nur eine ganz karge Anzahl Kreuzritter. Radowitz hatte von der Rednerbühne dieſe Wendung poſitiv verläugnet. „Wenn es ſich in der Poſenſchen Frage um die Vertheidigung der katholiſchen Kirche handelte", hatte er unumwunden geſagt, „ſo würde ich und Viele mit mir über unſre Stellung hierzu nicht einen Augenblick in Zweifel ſein; jede andre Rückſicht, politiſche wie nationale müßte ſchwinden." So viel hatte er nie geſagt, ſo direkt hatte er ſich nie als „kriegeriſcher Mönch" ausgeſprochen. Er mußte alſo die Gefahr für nicht gering erachtet haben. „Jener Fall", ſetzte er in ſeiner kategoriſchen Weiſe hinzu, „liegt nach meiner gewiſſenhaften Ueberzeugung nicht vor."

Der Ausſchußantrag endlich wurde mit großer Majorität angenommen. Was an ihm geändert wurde ward keine Abſchwächung, und das Reſultat war folgendes:

Die Nationalverſammlung anerkennt wiederholt die Aufnahme derjenigen Theile des Großherzogthums Poſen, welche auf den Antrag der königlich preußiſchen Regierung durch einſtimmige Beſchlüſſe des Bundestages vom 22. April und 2. Mai in den deutſchen Bund aufgenommen worden ſind, und erklärt die zwölf Poſenſchen Abgeordneten für endgültig zugelaſſen. Die vorläufige Demarkationslinie ferner wird ebenfalls vorläufig anerkannt, es wird aber die letzte Entſcheidung darüber der Centralgewalt vorbehalten nach dem Ergebniſſe von Erhebungen, welche ſie veranſtaltet. Die beſtimmte Erwartung wird endlich ausgeſprochen, daß die preußiſche Regierung den im polniſchen Theile des Großherzogthums Poſen wohnenden Deutſchen den Schutz ihrer Nationalität unter allen Umſtänden ſichern werde.

Hiermit war dieſe gefährliche Frage im deutſchen Sinne entſchieden — die neuen Erhebungen durch die Centralgewalt ſind ſpäter auch endgültig feſtgeſtellt worden — und die Oppoſition verſuchte einen Verzweiflungsſtreich. Sie erzwang die Abſtimmung über folgende Sätze:

Die Nationalverſammlung erklärt die Theilungen Polens für ein ſchmachvolles Unrecht. Sie erkennt die heilige Pflicht des deutſchen Volkes, zur Wiederherſtellung eines ſelbſtändigen Polens mitzuwirken.

War das nicht ganz Schaffrath? Er ſtand denn auch an der Spitze dieſes advokatiſch frivolen Antrags, durch welchen alle bisherigen Entſcheidungen in die Luft geſprengt würden. Auf Piepmeyer war darin gerechnet. Wie kann er Nein ſagen, daß die Theilungen Polens ein ſchmachvolles Unrecht ſeien?! Und die Kleinigkeit muß er mit in den Kauf nehmen, daß das gute Deutſchland ſich heilig verpflichtet, Polen wiederherzuſtellen!

Die Spitze war aber doch zu ſpitz. In ſolcher Form und ſolchem Zuſammenhange ſagten Hunderte Nein, welche allerdings die Theilung Polens für Unrecht hielten. 331 ſagten Nein gegen 101, und die Hälfte jener 331 gaben für befangene Zuhörer und Leſer die Erklärung ab: „Da es nicht in der Aufgabe der konſtituirenden Verſammlung liegt, ein Urtheil über vergangene geſchichtliche Ereigniſſe auszuſprechen, und für die Zukunft unbeſtimmte Verheißungen zu geben, haben die Unterzeichneten gegen den Antrag von Schaffrath und Conſorten geſtimmt."

So hatte man eine tragiſche Sache auf die letzte Nothbrücke gedrängt, und trotz des Vorparlaments war dieſe Brücke gebrochen.

Auch vom Oſten her alſo war es nicht gelungen, die Wolken über der Paulskirche zu entladen. Das geſchah vom Norden her, von wo man ſich am Sicherſten dünkte. Und als man die Wetterwolke endlich erkannte, da hatte ſie ſich auch ſchon entladen, und Guß und Sturm und Blitz und Schlag ſtürzten wie ein Orkan herein von Schleswig-Holſtein.

14.

Wer ſich einigermaaßen auf die politiſchen Dinge Europas verſtand, dem war es von Anbeginn der ſchleswig-holſteinſchen Löſung nicht zweifelhaft geblieben: hier iſt ein unſer Deutſchland ganz zufriedenſtellender Friede ſehr ſchwer, und nur mit voller Anſtrengung, mit vollem Wagniß einer ganzen Nation möglich. Denn er verändert gründlich die Exiſtenz eines kleinen Staates, welcher kaum noch etwas zu verlieren hat, wenn von ſeiner Exiſtenz die Rede ſein ſoll. Und nichts iſt ja ſchwerer in der Welt als das Eintreiben einer Schuld, deren Bezahlung den Schuldner zu Grunde richtet. Wenn Dänemark noch im Beſitze von Norwegen wäre, dann hätten wir viel weniger zu leſen gehabt über Dänemarks unveräußerliche Anſprüche auf Schleswig.

Trat man alſo kriegsmäßig ein in die Löſung dieſer Frage, ſo mußte man auch zum Kriege und zu allen Anforderungen deſſelben entſchloſſen ſein. Man durfte nicht mit der dilettantenhaften Hoffnung tändeln, als würden hierbei kriegeriſche Neckereien genügen.

Und man trat ein. Alle moraliſchen und formellen Gewalten hatten ſich dazu verpflichtet. Die öffentliche Meinung, das Vorparlament, die Bundesverſammlung. Der König von Preußen ſelbſt ſchrieb einen Brief an den Herzog von Auguſtenburg, in welchem das gute Recht dieſer deutſchen Sache dargeſtellt wurde.

Der Krieg war entzündet, und wenn deutſches Wort und die neu ſich ſammelnde deutſche Nation eine Wahrheit werden ſollte, ſo durfte er nur enden mit der Behauptung Schleswigs, ſoweit Schleswig deutſch iſt. Das kann erſtaunlich Viel koſten, ſobald Dänemark Verbündete findet; aber das wußte man voraus, darauf mußte man gefaßt ſein. Man konſtituirt ſich nicht als neue Großmacht, ohne ſeine heldenmäßige Berechtigung dafür an den Tag zu legen. Man hatte die Würde verpfändet an dieſe Frage und mit gutem Fug, man kann die Frage nicht ungelöſ't laſſen ohne dieſe Würde zu beeinträchtigen. Wie ruhig man Fanfaronaden unſrer unbedachten jungen Welt abweiſen darf, damit Wohlſtand und Leben deutſcher Bürger nicht muthwillig in Gefahr geſtürzt werde, ſo feſt muß man auch darauf beharren, daß die deutſche Seele nicht beſchädigt werde aus Beſorgniß vor Verluſten an Wohlſtand und Leben. Einer geſchwächten Seele — um recht merkantiliſch zu reden — bleibt auch Wohlſtand und Leben nicht treu. Dieſe Seele war einmal eingeſetzt. Wich man hier, ſo brach man das Herz, um welches eine wieder erſtehende Nation das Blut all ihrer Adern verſammelt hatte.

Als die Sache ſchon Monate lang auf den Spitzen der Schwerter geſchwebt, war ſie am 9. Juni zum erſten Male in der Nationalverſammlung zur Sprache gekommen. Die deutſchen Truppen waren zum erſten Male unerwartet und ohne ſichtbare Veranlaſſung von der Grenze Jütlands, ja aus dem Norden Schleswigs zurückgezogen worden. Ueble Gerüchte von Waffenſtillſtands- und Friedensunterhandlungen flogen wie Möven von der Seeküſte herauf ins Land mit ihrem beängſtigenden Geſchrei. Damals gab es noch keine Centralgewalt, es war unerläßlich, daß die Nationalverſammlung das öffentliche Wort aufnahm in dieſer deutſchen Herzensangelegenheit. Dahlmann, der treue Anwalt derſelben, erſchien zum erſten Male dafür auf der Rednerbühne, und nachdem Waitz und Heckſcher ſich vorzugsweiſe an der Debatte betheiligt hatten — und zwar Heckſcher beſonders in einem vorſichtig unſre Anſprüche begrenzenden Sinn — faßte die Nationalverſammlung zum erſten Male Beſchluß in dieſer Sache und verpfändete nun auch ihr Wort für dieſelbe in folgender Faſſung:

„Die Nationalverſammlung erklärt, daß die Schleswigſche Sache als eine Angelegenheit der deutſchen Nation zu dem Bereich ihrer Wirkſamkeit gehört, und verlangt, daß energiſche Maaßregeln getroffen werden um den Krieg zu Ende zu führen; daß aber bei dem Abſchluſſe des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holſtein und die Ehre Deutſchlands gewahrt werde.“

Darauf waren die deutſchen Truppen wieder vorgerückt, und die deutſche Centralgewalt war ſeitdem geſchaffen und anerkannt. Ihr war die Befugniß beigelegt, über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten im Einverſtändniſſe mit der Nationalverſammlung zu beſchließen. Jetzt war alſo nicht der geringſte Zweifel mehr über die entſcheidende Behörde in der Schleswigſchen Frage, und als im Juli wiederum Gerüchte ſich verbreiteten über einen ungünſtigen Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen und Dänemark, ſo waren die Interpellationen an's Miniſterium ganz angemeſſen. Francke ſtellte ſie, und das Miniſterium war im Stande, die beruhigendſten Nachrichten und Verſicherungen mitzutheilen. General Wrangel hatte gemeldet, daß er jedenfalls nur einen ſolchen Waffenſtillſtand eingehen werde, welcher der Ehre Deutſchlands angemeſſen und ſo beſchaffen ſei, daß er von Seiten der Centralgewalt genehmigt werden könne. Das Reichsminiſterium ſelbſt berichtete acht Tage ſpäter durch Schmerling und Peucker über energiſche Maaßregeln welche ergriffen ſeien, um Dänemark zu einem ehrenvollen Frieden zu zwingen, und ihm die bisher verweigerte Anerkennung der Centralgewalt abzunöthigen. Nur ein durch die Centralgewalt ratificirter Waffenſtillſtand oder Friede — was Dänemark bisher abgelehnt — ſei gültig. Das Reichsminiſterium ſelbſt alſo hatte die ſtolzen Erwartungen nicht im Mindeſten herabzuſtimmen geſucht, und da es mitten aus den praktiſchen Schwierigkeiten heraus ſo zuverſichtlich aufgetreten war, ſo war man in Sicherheit gewiegt, und beachtete nicht mehr ſo argwöhniſch während des Auguſtmondes die immer wieder erregten Gerüchte. Hatten ſie ſich doch ſchon zu wiederholten Malen als unwahr erwieſen.

Welch ein furchtbarer Donnerſchlag alſo, als am vierten September plötzlich gleich beim Beginn der Sitzung der damalige Miniſter des Auswärtigen, Heckſcher, bleich und ſichtlich angegriffen, auf der Rednerbühne erſchien, um die Eröffnung zu machen: daß am 26. Auguſt der Waffenſtillſtand zu Malmoe abgeſchloſſen worden, und daß er allerdings nicht unweſentliche Abweichungen enthalte von dem Inhalte derjenigen Bedingungen, welche die Centralgewalt bei der Ertheilung ihrer Autoriſation zum Abſchluſſe deſſelben aufgeſtellt. —

„Es folgt daraus,“ fuhr er fort, „zunächſt die Berechtigung der Centralgewalt, die definitive Genehmigung dieſes Waffenſtillſtandes zu ertheilen oder vorzuenthalten." Ebenſo, weil er kein rein militairiſcher und weil er auf ſo lange Zeit abgeſchloſſen ſei, folge: daß die Centralgewalt im Einverſtändniſſe mit der Nationalverſammlung vorgehn müſſe. Und nun las er den Waffenſtillſtand und die letzte Zuſchrift Camphauſens, des preußiſchen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt. Eine peinliche Stunde. In kurzen Stößen nur machte ſich der Eindruck Luft.

Die Akten ſeien zum Druck bereits abgegeben. Sobald ſie gedruckt und vertheilt wären, möge ein Tag der Erörterung anberaumt werden. „Die Vollmacht! Die Vollmacht!" ſchrie man. Man wollte vor allen Dingen hören, wie weit Preußen bevollmächtigt worden. — Sie ſei in der Druckerei.

Ehe ſich aus der aufwallenden Unruhe etwas entwickelte, erſchien wie ein alter Prieſter für vaterländiſche Gerechtigkeit, wie ein Obmann für Rache, Dahlmann auf der Tribune. Ein kleines Blatt Papier zitterte in ſeiner Hand. Es wurde todtenſtill. „Am geſtrigen Tage," ſagte er mit ſeiner ohnedies kargen und jetzt ſorgenſchwer wankenden Stimme, „am geſtrigen Tage, mithin bevor ich auf officiellem Wege die Bedingungen des Waffenſtillſtandes kennen konnte, habe ich eine Interpellation an unſern Herrn Präſidenten ſchriftlich eingereicht. Ich bitte um die Erlaubniß, dieſe Interpellation vorleſen zu dürfen."

Er hob das zitternde Blatt Papier, ſtützte es auch mit der zweiten Hand und las:

„Da der erfolgte Abſchluß eines Waffenſtillſtands mit Dänemark gegenwärtig außer Zweifel ſteht, die Bedingungen deſſelben aber ſehr verſchiedenartig angegeben werden, ſo ſtellt der Unterzeichnete an den Herrn Reichsminiſter des Auswärtigen folgende Fragen:

1) Iſt es gegründet, daß vermöge dieſer Bedingungen die proviſoriſche Regierung von Schleswig-Holſtein nicht allein aufgelöſ't wird, ſondern auch die von derſelben erlaſſenen Geſetze und Verfügungen ſämmtlich aufgehoben ſein ſollen? wodurch jener von der deutſchen Bundesverſammlung, von der Krone Preußen, und endlich von der deutſchen Centralgewalt förmlich anerkannten proviſoriſchen Regierung, deren Bevollmächtigter in Frankfurt reſidirt, kraft deren Anordnung die Abgeordneten von Schleswig-Holſtein in der deutſchen Nationalverſammlung ſitzen, plötzlich der Charakter einer ungeſetzlichen Gewalt beigelegt wäre.

2) Iſt es gegründet, daß eben dieſe Stillſtandsbedingungen den Grafen Karl von Moltke, alſo den Mann auf dem ganz hauptſächlich die Anklage der Schleswig-Holſteiner laſtet: daß er die Beſchwerden der Herzogthümer gegen Dänemark auf die äußerſte Spitze getrieben habe — an die Spitze der neuen interimiſtiſchen Regierung über die Herzogthümer ſtellen? was nichts Anderes hieße als die innere Ruhe und Ordnung dort der höchſten Gefahr ausſetzen.

3) Iſt es gegründet, daß bei der Ausführung des Waffenſtillſtands die ſchleswigiſchen Truppen von den holſteinſchen

getrennt werden ſollen? wodurch außer der Störung der militairiſchen Organiſation eine Trennung beider Herzogthümer angebahnt würde.

4) Iſt es endlich gegründet, daß dieſer Waffenſtillſtand auf volle ſieben Monate geſchloſſen iſt? wodurch den deutſchen Waffen gerade die gelegenſte Jahreszeit, um von der däniſchen Regierung einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen, entzogen wäre.

Würden dieſe vier Fragen bejaht, ſo würde ſich

5) Die Frage daran knüpfen: Sind jene vier Zugeſtändniſſe unter Genehmigung des Reichsminiſteriums des Auswärtigen erfolgt, oder beabſichtigt das Miniſterium ſeine Genehmigung zu verſagen?“

Das Papier ſank; es trat eine kurze ſchmerzliche Pauſe ein — jene vier traurigen Fragen waren ſchon bejaht. Dahlmann ſetzte nur Folgendes hinzu:

„Meine Herren! Sie haben inzwiſchen die Bedingungen des Waffenſtillſtandes auf officiellem Wege vernommen. Ich darf Sie nur an Eins erinnern: Am 9. Junius, vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beſchloſſen, daß in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache die Ehre Deutſchlands gewahrt werden ſolle — die Ehre Deutſchlands!“

Dies war der Blitzſtrahl, in welchem ſich das über der Kirche ſtehende Gewitter dermaaßen entlud, daß nicht ein Herz unbetroffen blieb in dem weiten Raume, und daß Alles auffuhr von den Bänken in ſtürmiſchem Zurufe, als der alte Prieſter und Obmann ohne ein Wort weiter zuzuſetzen herabſtieg unter die tief aufgeregte Verſammlung.

Das ſchon ſo oft gemißbrauchte Wort „die Ehre Deutſchlands!“ hier war es ächt.

Ein zweiter Basler Friede! ſagte knirſchend Einer zum Andern, ſelbſt der Rechteſte vom rechten Centrum ſagte es. Man wollte auf der Stelle Beſchluß faſſen, die Acht ausſprechen über ſolche That. Mühſam brachten es die Ruhigeren dahin, daß volle Aufklärung durch den Druck der Aktenſtücke abgewartet, und bis dahin die Verhandlung über das Ganze ausgeſetzt werde. Aber den Rückmarſch unſrer Truppen können und müſſen wir ſogleich verhindern, damit die volle Ausführung nicht begonnen, damit der Deutſche in Schleswig nicht unterdeß preisgegeben ſei!

Dieſer dringende Theil der Frage wurde wirklich abgegrenzt von der ganzen Frage. Die vereinten Ausſchüſſe für internationale Verhältniſſe und für Centralgewalt ſollten ſofort zuſammentreten, ſollten alle Mittheilungen die bereits zu machen wären entgegennehmen, und binnen vierundzwanzig Stunden Bericht erſtatten. Dies ward beſchloſſen.

Den Tag darauf alſo ſchon, am 5. September um die Mittagsſtunde, ſtand Dahlmann wieder als Berichterſtatter jener Ausſchüſſe auf der Rednerbühne. Wird er vorſchlagen, daß zunächſt und ſofort die Ausführung des Waffenſtillſtandes im Rückzuge der Truppen „ſiſtirt“ werde?

Allerdings, ſagte er, habe es noch an den Aktenſtücken gefehlt, aber Reichsminiſter Heckſcher habe mündlich ausführlichen Bericht erſtattet. Folgender hiſtoriſche Hergang ſei ihnen dabei in's Gedächtniß zurückgerufen worden:

Anfangs Juli zuerſt ſei von der Krone Preußen ein Waffenſtillſtand zu Malmoe geſchloſſen worden, doch nicht definitiv. Preußen ſei dazu von der Bundesverſammlung beauftragt geweſen, doch ſei es ein beſchränkter Auftrag geweſen, indem die Bundesverſammlung ſich die Genehmigung vorbehalten. — Nachgehends ſeien auf dem Schloſſe Bellevue bei Kolding die Verhandlungen am 19. Juli zur Stipulation von Bellevue gediehen. Auch in dieſer ſei die Ratifikation, diesmal des Erzherzog-Reichsverweſers, vorbehalten geweſen. In dieſer Stipulation ſei zwar auch eine gemeinſame Regierung (gemeinſam einzuſetzen von den kriegführenden Theilen) eingeſetzt worden, aber eine ſolche gemeinſame Regierung welche die Herzogthümer nach den beſtehenden Geſetzen und Verordnungen — nach den beſtehenden Geſetzen und Verordnungen! wiederholte Dahlmann — verwalten ſollte. Dieſe Stipulation ſei damals nach Wien zum Reichsverweſer gebracht worden mit dem Begehren, er möge volle Autoriſation zum Abſchluſſe ertheilen. Man möge ſich erinnern, wie ungünſtig damals jene Stipulation angeſehn worden ſei in Deutſchland. Die Centralgewalt habe auch die Autoriſation zum Abſchluſſe nicht ertheilt. Nun beginne das neueſte Verhältniß. Miniſter Camphauſen habe am 5. Auguſt unbeſchränkte Vollmacht zum Abſchluſſe für Preußen begehrt. Darauf ſei das Reichsminiſterium nicht eingegangen. Vielmehr ſei unter'm 7. Auguſt Preußen zum Abſchluſſe zwar ermächtigt worden, aber mit dem Vorbehalte, daß der Abſchluß im Namen der Centralgewalt, und auf Grundlage der Bellevuer Stipulation und mit folgenden Modifikationen geſchehen müſſe:

1) Die Perſonen einer neuen gemeinſamen Regierung müßten vor dem Abſchluſſe ausdrücklich und namentlich unter den kontrahirenden Theilen in ſolcher Art vereinbart werden, daß hierdurch der Beſtand und die gedeihliche Wirkſamkeit der neuen Regierung verbürgt erſcheine.

2) Unter den „beſtehenden Geſetzen und Verordnungen“ müßten ausdrücklich alle bis zum Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes in den Herzogthümern erlaſſene mit inbegriffen ſein.

3) Die in den Herzogthümern zurückbleibenden Truppen müßten ſämmtlich unter den Befehlen des deutſchen Oberbefehlshabers bleiben.

Von dieſer Vollmacht ſei niemals, verſichert der Reichsminiſter, etwas zurückgenommen worden. Preußen aber ſei weſentlich davon abgewichen.

Nun habe Unterſtaatsſekretair von Würth, ein Mitglied des Ausſchuſſes, bemerkt: die Centralgewalt habe immer vorausgeſetzt, daß es einer Ratifikation von Seiten der Nationalverſammlung bedürfe. Worauf er ſelbſt, Dahlmann, zu bedenken gegeben, ob auch das preußiſche Kabinet dieſelbe Verausſetzung möge aufgefaßt haben. Das Ausſchußmitglied Herr Wurm habe hinzugefügt: dieſer Vorbehalt möge nöthig geweſen ſein, er liege aber ſchon in dem Geſetze über die Centralgewalt, und die Hauptſache ſei, daß das preußiſche Kabinet die Bedingungen nicht eingehalten. „Dies iſt der Fall,“ habe Miniſter Heckſcher geſchloſſen, und deshalb wiege die andre Frage gar nichts. Derſelbe habe ein Schreiben des Kriegsminiſters Peucker an General Wrangel vom 26. Auguſt mitgetheilt, aus welchem allerdings klar hervorgehe, daß das Reichsminiſterium noch damals geglaubt habe, es ſei nur von einem dreimonatlichen Waffenſtillſtande die Rede.

Nach alle dem, ſagte Dahlmann, iſt denn keine der Befürchtungen aus meiner geſtrigen Interpellation unbeſtätigt geblieben, und obwohl Reichsminiſter Heckſcher bemerkt habe: jene Ueberſchreitung von Seiten Preußens ſei zwar eingetreten, vieles Traurige ſei zwar in den eigenmächtig hinzugefügten Bedingungen enthalten, aber doch wohl, wie ihm ſcheine, nichts eigentlich Entehrendes; — obwohl er dringend abgerathen habe, ſich durch Verwerfung in die drohende Gefahr eines europäiſchen Krieges zu ſtürzen; — obwohl er an die Verſammlung berichtet haben wolle, daß die abgezweigte Frage um Siſtirung des Rückzuges den ganzen Vertrag als eine geſchloſſene Einheit angreife und umſtoße, ja daß es auch mit dieſer Siſtirung nicht ſolcher Eile bedürfe — ſo ſei der Ausſchuß in ſeiner Mehrheit nichtsdeſtoweniger eines anderen Weges gegangen, und er beantrage:

die hohe Verſammlung möge die Siſtirung der zur Ausführung des Waffenſtillſtandes ergriffenen militairiſchen und ſonſtigen Maaßregeln beſchließen.

Warum nun Ihr Ausſchuß, fügte Dahlmann hinzu, jene erſte folgenſchwere Entſcheidung getroffen? Gewiß nicht, weil er jene großen Folgen überſah oder gering anſchlug. Aber er ward durch folgende Erwägungen gelenkt. Und nun führte er, allerdings mit grellen Farben, alle innerlichen Punkte Schleswig-Holſteins noch einmal auf, welche alle gefährlich betroffen würden, und ſchloß alſo:

„Iſt denn nicht die ſchleswig-holſteiniſche Sache eine deutſche? Und ſo laſſen Sie mich denn ſagen, was noch ungleich mehr, noch ungleich ſchwerer in dem verſammelten Ausſchuſſe gewogen hat als Schleswig-Holſtein: Es war der Hinblick auf unſer geſammtes deutſches Vaterland. Dürfen wir unſre neue Laufbahn mit dem Bruche der heiligſten Zuſagen beginnen? Dürfen wir unſre Landsleute, unſer eignes deutſches Fleiſch und Blut dem ſichern Verderben überliefern —? Das iſt es, wozu ich den Muth nicht beſitze, und darum eben bin ich ſo muthig! (Anhaltender Beifall.) Meine Herren! Was iſt es, das den Engländer ſo groß gemacht hat? Nicht wahrlich ſeine weltbeherrſchende Flotte, wahrlich nicht ſeine glänzenden und reichen Eroberungen in allen Welttheilen! Eines, ein ganz Einfaches hat ihn groß gemacht: Jeder einzelne Engländer wiegt für England ſo ſchwer wie das ganze England; jeder einzelne Engländer wiegt für England das ganze Vaterland — und hier gilt es viele Hunderttauſende! Meine Herren! Verahnend hab' ich ſchon am 9. Juni zu Ihnen geſprochen: Es ſei das keineswegs dieſe iſolirte ſchleswigſche Frage, welche ſo viele Strebungen, ſo vieles Ankämpfen gegen uns veranlaßt, ſondern es ſei die Einheit Deutſchlands. (Von allen Seiten lebhaftes Bravo.) Dieſe neue deutſche Macht, welche, ſo lange Deutſchland beſteht, noch nie erblickt ward, welche ihren Mittelpunkt hier in der Paulskirche hat und über welche das Vertrauen des geſammten deutſchen Volkes wacht, ſie ſoll von Anfang her in ihrem Aufkeimen beſchnitten, ſie ſoll, wenn es möglich wäre, nach allen Seiten hin zerſetzt und endlich zerbrochen werden. (Vielſeitiges Bravo.) Unterwerfen wir uns bei der erſten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmüthig beim Anfange dem erſten Anblicke der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals ſtolzes Haupt nie wieder erheben. (Lebhaftes Bravo.) Denken Sie an dieſe meine Worte: Nie! (Wiederholter Beifall.) Zwar gewiß nicht die Despotie, davor bin ich ſicher, aber die Anarchie wird in dieſen Räumen herrſchen und darüber hinaus, und Die werden fallen, welche jetzt in' ihrem Wahne glauben, ſie triumphirten über uns. (Lebhafter Beifall. Bewegung.) Ich habe geſprochen. Möge die Hand Deſſen walten, der die Beſchlüſſe der Menſchen zu gerechten Entſcheidungen zu lenken weiß. (Außerordentlicher, anhaltender Beifall.)"

Ihm folgte der Berichterſtatter für die Minderheit der vereinigten Ausſchüſſe, Schubert aus Königsberg. Er hatte ein ſchweres Amt und die Natur hat ihm nichts Beſtechendes verliehn für ſo unwillkommene Aufgabe. Dahlmann iſt keine Schönheit, Schubert noch weniger. Sein Mund iſt noch übler geſtaltet, ſein Kopf mit widerſpenſtigem Haare iſt noch eckiger und dabei doch zuſammengequetſcht, ſeine Augen ſind noch kleiner und haben einen fettigen Strahl, ſein Organ iſt ebenfalls ſchwach, wenn auch in der Zähigkeit etwas ausgiebiger als Dahlmanns. Er war zudem ein Preuße, was in dieſer Frage nicht empfahl. Zu ſtatten kam ihm nur, daß er als ein billiger, liebreicher, gerechter Mann gekannt und beliebt, als ein kenntnißvoller Mann geachtet war. Weich und verſöhnend wußte er immer vorzutragen, wenn es auch Dinge waren, die man anders gewünſcht hätte. Er verlangte jetzt auch für die acht Mitglieder der Minderheit gegen die elf Mitglieder der Mehrheit nichts mehr als: über die Siſtirung des Waffenſtillſtandes erſt dann abzuſtimmen, wenn über den Waffenſtillſtand ſelbſt Beſchluß gefaßt werde.

Die Siſtirung, wiederholte er, iſt ein Bruch des Waffenſtillſtandes, und dieſer iſt ratificirt. Preußen hat ihn am 2. September zu Lübeck ratificirt. Beſchließen Sie die Siſtirung, ſo beſchließen Sie den Bruch mit Preußen, denn Preußen kann nicht mehr zurück. Dann haben Sie, um einige Hunderttauſend Deutſche in die Einheit zu ziehen, vielleicht ſechszehn Millionen verloren. Zweierlei ferner möge man doch hierbei nicht vergeſſen: von einer Peinigung der Schleswiger durch die Dänen könne ja nach dieſen Bedingungen nicht die Rede ſein, und nicht nur mehrere Millionen Preußen, ſondern auch Hannoveraner, Meklenburger und Hanſeaten begrüßten dankbar einen Waffenſtillſtand.

Es war nicht zu verkennen: dieſe Minderheit war nicht nur für Aufſchub der Entſcheidung, ſie war für Anerkennung des Waffenſtillſtandes.

Kriegsminiſter Peucker kam ihnen zu Hilfe. Er ſetzte auseinander, daß ſofortige Siſtirung der Truppenmärſche keine Bedeutung habe. Solch ein Rückzug in Etappenmärſchen gehe ſehr langſam, und deshalb brauche man ſich nicht zu übereilen mit der Entſcheidung.

Gewicht an Gewicht! Schmerling trat auf und verkündigte, daß das Miniſterium ſeinen Entſchluß gefaßt in dieſer Frage: — „aus unabweislichen Gründen der Nothwendigkeit werde es nicht auf Verwerfung des Waffenſtillſtandes antragen.“ Und einſtimmig habe es dieſen Entſchluß gefaßt. Alſo auch ſeine Mitglieder aus dem linken Centrum, auch die Robert Mohl, Widenmann, Fallati, von denen man ein Behaupten idealer Forderung am Sicherſten erwarten durfte, auch ſie hatten für ſolche Nachgiebigkeit geſtimmt. (Fallati entwickelte noch an demſelben Abende im Würtemberger Hofe die Gründe dafür. Nie hat er ſo warm, ſo innig, ſo hinreißend geſprochen. Man ſah, daß das ganze Herz dieſer Männer zerriſſen war ob dieſes Entſchluſſes, aber das Wohl des Vaterlandes fordre dieſen Entſchluß, und ſie könnten einen anderen nicht verantworten.)

Solche Erklärung des Miniſteriums machte natürlich einen ſtarken Eindruck. Man wußte, daß dieſe Männer Tag und Nacht in Berathung geweſen, in Abwägung aller Vortheile und Nachtheile, und — einſtimmig hatten ſie ſich dahin entſchieden, daß ſie das Reichsregiment nicht fortführen könnten, wenn der Waffenſtillſtand verworfen würde!

Ach, der weitere Gang der Debatte zeigte das nur zu deutlich! Wie nun bei eröffneter Debatte der Waffenſtillſtand angegriffen wurde von Heinrich Simon, Zimmermann von Stuttgart, Weſendonck, Blum, Ludwig Simon, das war freilich troſtlos. Das war freilich tief erſchreckend auch für diejenigen, die ihn verwerfen wollten aus den Gründen, welche Dahlmann vertrat. O da flog die deutſche Ehre einmal um das andere durch die Luft wie ein Lappen. Beſchämt ſchloß man die Augen und geſtand ſich, daß man ganz Verſchiedenes begreifen könne und begreife unter demſelben Worte. Hohl! hohl! hohl! ſauſte es Einem um die Ohren wie trockner Wind. Ja man geſtand ſich, daß Einem die beſte Sache verleidet, vergällt, vernichtet werden könne durch oberflächliche oder unwahre Vertheidiger derſelben.

Das war ein trübſeliger Eindruck, eine zerſchmetternde Erfahrung. Man fing an zu ahnen, daß die große vaterländiſche Sache bereits kraftlos ſei, weil ihr Inhalt verfälſcht werden durch Uebertreibung, durch Parteiung, durch Herzloſigkeit, durch Unvernunſt. War denn das unſer Glaubensbekenntniß für welches jetzt gegen Preußen und für Schleswig-Holſtein deklamirt wurde? War es unſre Meinung, daß dieſe Gelegenheit nun doch dahin führen könne, ſämmtliche Einzelnregierungen zu beſeitigen? Kurz, war es unſre Meinung, die Verwerfung des Waffenſtillſtandes ſei willkommen, weil durch ſie die Revolution in Deutſchland erneut und vollſtändig gemacht werden könne? Zu welchem Ende vollſtändig? Wer wußte es nicht bereits! Was dieſen Rednern das nationale Moment bedeute, das hatten wir ja eben erſt in Bezug auf die Deutſchen in Poſen geſehn. Sie waren ihnen nichts geweſen neben den polniſchen Freiheitshelden. Was konnte denn alſo jetzt ihre nationale Sympathie für die Schleswiger bedeuten! Was iſt dem Schauſpieler Hekuba?! Was waren unſern Schauſpielern die deutſchen Schleswiger! Hatten wir nicht bereits Andeutungen genug, daß ſie allenfalls für Eroberung ihrer abſtrakten Freiheit mit dem Auslande ſich verbinden würden gegen die „ſklaviſchen“ Deutſchen, um dieſen zähen Thoren franzöſiſche Freiheit zu oktroyiren? Kurz, ward es nicht offenbar, daß es ihnen keineswegs um den Inhalt der ſchleswigſchen Frage, ſondern um die ſich darbietende Gelegenheit zu neuer Auflöſung zu thun war? Ja wohl, um die Gelegenheit! Wir hatten nichts mit ihnen gemein in dieſer ſchmerzlichen Frage als die Aufrechthaltung der Einheitsautorität, als die Sicherſtellung der Centralgewalt. Alles Uebrige, Mittel wie Zweck, hatten wir nicht mit ihnen gemein.

Was enthüllte ſich alſo damals ſchon? Ohnmacht der Nationalverſammlung, ſobald thatſächlich etwas durchgeſetzt werden ſollte gegen den Partikularismus. Denn die Majorität konnte ſich nicht mehr verhehlen, daß ſie mit irgendwelchem kräftigen Beſchluſſe gegen den Partikularismus die Sache des Vaterlandes einer im letzten Grunde unvaterländiſchen, bloß revolutionairen Partei überantwortete.

Dies waren offenbar die letzten Gründe der Erwägung, welche das Miniſterium zur Einſtimmigkeit gebracht hatten.

Die Gründe konnten bis auf einen gewiſſen Grad entkräftet werden, wenn das rechte Centrum geneigt war, in Maſſe gegen den Waffenſtillſtand aufzutreten. Dann konnte die jetzige Majorität dennoch auch draußen in der Nation die Führung in Händen behalten und den Ultraismus zügeln. Dann konnte man vielleicht wagen, was gewagt werden mußte.

Aber das rechte Centrum beſtand zumeiſt aus Norddeutſchen, deren Heimath unter dem däniſchen Kriege litt und für den Waffenſtillſtand geſinnt war, und dieſe Norddeutſchen konnten nicht mehr vergeſſen, wie träg und widerwillig Vertreter des Binnenlandes ſich gezeigt hatten, als von Entſchädigung der Küſten für deren Einbuße, als von gleichmäßiger Vertheilung der Schadenbeträge auf ganz Deutſchland die Rede geweſen war. Viele von ihnen, voll Zorn über ſolchen partikularen Abſchluß eines durchweg mittelmäßigen und ſchwachen Waffenſtillſtandes, ſchwankten wohl noch, ja waren innerlichſt geneigt Nein zu ſagen, da kam der Entſchluß des

Miniſteriums, da kam der Eindruck dieſer Debatte. Was ſoll werden, ſagten ſie zu einander, wenn wir dieſen ſeichten oder uns widerſprechenden Motiven der Simon und Weſendonck beiſtimmen? Warum tritt denn außer Dahlmann Niemand auf, der unſre Sache moraliſch und geiſtig ſtützt in dieſer Frage! Iſt dies nicht ein Zeichen, daß wir einen ſolchen Bruch mit Preußen und dem ganzen Norden nicht wagen können, ohne das Werk der Einheit hoffnungslos auf's Spiel zu ſetzen?!

Statt eines ſolchen Redners kam Baſſermann, welcher im rechten Centrum großes Vertrauen genoß in Bezug auf klare Auffaſſung praktiſcher Politik. Er war immer derjenige vom Miniſterium, welcher Breſche ſchießen mußte von der Rednerbühne, und welcher immer Breſche ſchoß. Denn er ſchoß immer nachdrücklich auf einen Fleck, und ſchonte ſich und ſeine Leute nicht. Es kam ihm nicht ſonderlich darauf an, beſchädigt oder verwundet zu werden, wenn er die Breſche nur legen und gangbar machen konnte.

So that er auch hier, und vielleicht that er's, was ſtets ſeine Gefahr geweſen, vielleicht that er's zu früh.

Er nannte in dieſer Rede den Kampf gegen Dänemark den Kampf der Dogge gegen den Fiſch, und er ſtützte all ſeine Beweisführung auf die Gefahr, daß ein Bruch mit Preußen die Einigung zu einem deutſchen Staate unmöglich machen werde. Dagegen werde Preußen, welches jetzt vor aller Welt ſo ſehr im Unrechte, ſich hieraus die Lehre entnehmen, für die noch bevorſtehenden Fragen nachgiebig zu ſein.

Es iſt recht menſchlich ſpekulirt, auf moraliſche Beſchämung zu rechnen. Politiſch iſt es kaum.

Ebenſo war es ganz gut, daß er von dieſem Unglück folgerte: es werde uns zu raſcherem Betreiben der Verfaſſung drängen. Hätte er nur der logiſchen Folgerung eine praktiſche Folge verſchaffen können.

Auch Radowitz, welcher natürlich für den Waffenſtillſtand in die Schranken trat, konnte für uns nichts Genügendes beibringen. Der Kernpunkt für uns, die Umgebung der Centralgewalt, war nicht ſein Intereſſe. Dieſer Punkt war zwar auch für ihn durch ſein eignes Votum und durch die Anerkennung Preußens ein unzweifelhafter hiſtoriſcher Rechtspunkt. Aber bei aller ſonſtigen Doktrin für hiſtoriſches Recht geſtattete er ſich hierbei, den Rechtspunkt unberührt zu laſſen. Alles zu ſeiner Zeit! Er warf ſich abſichtlich nur auf die Frage, ob ein beſſerer Waffenſtillſtand möglich ſei, und ob man den Krieg kräftiger führen könne unter der Drohung eines europäiſchen Krieges. Da war denn aus den ſprichwörtlich gewordenen „ſtrategiſchen Gründen“ die Beſetzung Jütlands ein tollkühnes Wagniß, und für die Nationalverſammlung ſei in dieſem mißlichen Falle nichts zu thun als — eine Commiſſion einzuſetzen. Dieſe ſolle vertraulich Einſicht erhalten in alle Verhandlungen, auch in diejenigen welche in London und Petersburg gepflogen worden, und die alſo eingeweihte Commiſſion von fünf Mitgliedern habe alsdann wie eine politiſche Jury ihren Schluß in dieſer Verſammlung zu verkünden.

Iſt dies nicht ungemein charakteriſtiſch für den Erfindungsgeiſt des Mannes, welcher gleich einem Romanſchreiber um formelle Wendung und um Hilfsmittel nie verlegen iſt? Das hat einen gewiſſen Schein, das iſt ein beachtungswerthes Kompromiß! In Sachen der Erfindung iſt es nichts Gewagtes, nichts eigentlich Neues. Das Vorliegende nur iſt geſchickt verwendet, und — über den gefährlichen Lebenspunkt der Sache iſt man hinweg, und hat Zeit, hat neue Geſichtspunkte gewonnen. Man nennt dies Talent, und dieſer talentvolle Vorſchlag eines Auswegs fand auf der rechten Seite großen Beifall.

Für Leben und Sterben iſt es aber doch gut, aus dieſer Radowitz'ſchen Rede Folgendes feſtzuhalten:

„Holſtein hat ein unzweifelhaftes Recht darauf, in ſeiner ſteten Verbindung mit Schleswig geſchützt zu werden. Als die übelberathene däniſche Regierung dieſe Verbindung durch einſeitige Gewaltſchritte zu zerreißen drohte, mußte Deutſchland das ihm angehörige Bundesglied Holſtein ſelbſt mit Waffengewalt ſchützen. Ein hiervon ganz verſchiedener Act war die Einverleibung Schleswigs in den deutſchen Bund; hierbei ſtand uns nicht das poſitive Recht zur Seite. Ich weiß vollkommen, daß es politiſche Nothwendigkeiten giebt, die einen ſolchen Schritt gebieten; aber wir dürfen nicht erwarten, daß andre unabhängige Regierungen denſelben mit gleichem Auge anſehn" — „Soll dieſer Streit durch einen für die Intereſſen der Herzogthümer und alſo auch für die unſrigen, für die deutſchen, gedeihlichen Frieden geſchlichtet werden, ſo wird derſelbe folgende Punkte ſicher ſtellen müſſen: Daß Holſtein in ſeiner unzertrennbaren Realverbindung mit Schleswig geſichert werde, und in Folge deſſen eine in allen Theilen getrennte Verwaltung von Dänemark erhalte; — daß die Perſonal-Union beider Herzogthümer mit der däniſchen Krone klargeſtellt werde, damit es bei der einſtigen Anwendung der verſchiedenen Erbfolgegeſetze keinem Zweifel unterliege, daß Schleswig bei Holſtein verbleibe — und daß endlich Dänemark die Einverleibung Schleswigs in den deutſchen Bund anerkenne.“

Man konnte es der Betonung abhören, daß der letzte Punkt ihm zweifelhaft ſcheine, und daß ſich auf ihn der Zuſatz bezog: „Dies ſind die höchſten Ziele, welche einem ſolchen Frieden von uns geſteckt werden können; wir wollen von ganzem Herzen wünſchen, daß es gelinge ſie zu erreichen.“

Zum Schluſſe ſprach noch Wurm für die Mehrheit des Ausſchuſſes. Er ſprach ganz gut und gehaltener als er ſonſt in ſeiner Ausführlichkeit zu ſprechen pflegte. Er ſprach auch mild über Preußen und verläugnete nicht, daß ein deutſcher Geſammtſtaat allerdings ſeinen Hauptſtützpunkt in Preußen ſuchen müſſe. Aber es war nicht zu erwarten, daß er auf den entſcheidenden Theil der Verſammlung, daß er auf das rechte Centrum einen Eindruck machen werde. Er pflegte gern von etwas Ueberſchwenglichem zu ſagen: „das geht über die Bäume!“ Das rechte Centrum aber wendete dieſen Ausdruck auf ihn ſelbſt an, fand ihn ſelbſt charakteriſirt mit dieſem Ausdrucke. Es geſtand ihm Reichthum an Kenntniſſen und ausgiebige Gewandtheit der Rede zu, aber es hatte kein Vertrauen in ſein politiſches Urtheil, kein Vertrauen in ſeine praktiſche Schlußfolge. Es wollte immer etwas vom Gaskonier in ihm wittern. Solch ein Gegenſatz von Dahlmann war alſo nicht geeignet Proſelyten zu machen.

Die Debatte ging zu Ende. Ungenügend, verhängnißvoll! Der entſcheidende Theil des Hauſes war nicht überzeugt und war nicht entſchloſſen. Er klammerte ſich an formelle Ausflüchte, um den Entſchluß von ſich abzuhalten. Er ſprach von der „unſtaatsmänniſchen“ Uebereilung und Unziemlichkeit, ſo jach den Theil eines Vertrages zu verneinen, während der ganze Vertrag unbeurtheilt bleibe. Das ſei im völkerrechtlichen Verkehr eine Unförmlichkeit. — Als ob das der Rede werth geweſen wäre bei einer Frage um Leben und Tod! Als ob man dem Ertrinkenden nicht zu Hilfe in's Waſſer ſpringen dürfe, weil man auf dem Wege zu einem angekündigten Beſuche und nicht berechtigt ſei zu ſpät zu kommen. Man ſucht Handſchuhe und findet Vorwände, wenn man nicht anfaſſen will!

Ach, das Verzweifelnde lag darin, daß dieſe Unentſchloſſenheit nur zu ſehr motivirt war durch die Stellung der Dinge. Wenn man nicht durchdrungen war wie von einem Glaubensartikel, daß um der deutſchen Seele willen hier gehandelt werden müſſe, es koſte was es wolle, wenn man nicht zu einer poetiſchen wie politiſchen Ganzheit in dieſem Falle entſchloſſen war — dann war die Unſicherheit unvermeidlich. Denn alle nahe liegenden Nützlichkeitsgründe ſprachen gegen das Ausſprechen eines „Schuldig!“ Das Miniſterium hatte dieſe Frage ganz und gar vorweg entſchieden, und man mag darüber ſtreiten, ob es wohl gethan.

Am Eifrigſten zu ſolcher Entſcheidung war Schmerling geweſen im Miniſterrathe, und das iſt merkwürdig für die Charakteriſtik dieſes Mannes. Er war damals ein unbefangener deutſcher Reichsminiſter. Als partikulariſtiſch geſinnter Oeſterreicher hätte es ihm nahe gelegen, den Bruch mit Preußen eintreten zu laſſen. So faßte er es nicht auf, ſondern als praktiſcher Miniſter des Innern kam er am 4. September im Miniſterrathe Vormittags und Nachmittags darauf zurück, daß Alles gefährdet ſei, wenn man den Waffenſtillſtand verwerfe. Ein merkwürdiger Brief eines Oeſterreichers noch aus der Sommerzeit 48, von welchem ſpäter die Rede ſein wird, nannte ihn, den Schmerling! einen Dupe Preußens. Immer wieder fragte er damals im Miniſterrathe, womit man denn den Krieg weiter führen wolle, wenn ſich Preußen, wie unzweifelhaft geſchehen würde, zurückzöge? Womit man denn die lauernde Revolution, welche jeden Tag im inneren Deutſchland ausbrechen könne, bekämpfen wolle, wenn nicht nur die preußiſchen Truppen abgingen, ſondern wenn man auch noch mühſam aus den kleineren Staaten Truppen für Schleswig-Holſtein zuſammengerafft und fortgeſchickt hätte? Die Vermehrung des Heeres war damals noch im Entſtehn, und man war wohl nicht im Stande, wie Peucker im Frühjahr 49 es zu Stande bringen konnte, auch ohne Preußen zahlreiche Kontingente über die Elbe zu fördern. — Meviſſen ſchloß ſich ihm am Lebhafteſten an. Er glaubte doch den preußiſchen Boden zu kennen, und er rieth dringend ab, ſich auf die deutſche Thatkräftigkeit der Preußen zu ſteifen, ſobald ſie gegen den Willen der preußiſchen Regierung in Anſpruch genommen würde. Herr Heinrich Simon verſicherte zwar in der Paulskirche gerade das Gegentheil, indem er vollſtändige Umwälzung des preußiſchen Staates in Ausſicht ſtellte, wenn die Preußen wählen müßten zwiſchen Preußenthum und Deutſchthum. Aber Meviſſen mit geſünderem politiſchem Verſtande verdiente mehr Glaubwürdigkeit. Ebenſo urtheilte im Miniſterrathe Beckerath. Und doch waren beide Rheinpreußen! Widenmann, ebenfalls Rheinpreuße, wollte in dieſem Punkte nichts Beſtimmtes vorausſagen, aber er wie Robert Mohl und Fallati waren am Vormittage des 4. September hartnäckig gegen Annahme des Waffenſtillſtandes verblieben. Letztere beide aus Schwaben hatten natürlich ihren heimathlichen Eindrücken gemäß die Oppoſition viel leichter. Aber ſelbſt dieſe Drei — ſie fuhren nach dem Miniſterrathe in den Mittagſtunden hinaus in's Freie, um friſch und ungeſtört das Für und Wider gründlich noch einmal zu erwägen — ſelbſt dieſe Drei kamen kleinlaut wieder in die Stadt. Es gehe nicht weiter, wenn der Waffenſtillſtand verworfen würde! war das Ergebniß ihrer erneuten Berathung, und Nachmittags im Miniſterrathe hatten ſie zugeſtimmt für die Annahme.

Das Alles wußte man im rechten Centrum. Sind ſogar aus dem linken Centrum die Miniſter zu ſolchem Reſultate gekommen, was war da noch anzuführen?! Das Miniſterium war ja gar nicht genöthigt geweſen, einen vorgreifenden Beſchluß zu faſſen! Wenn es ſich ohne Vorurtheil der Nationalverſammlung anſchmiegte, ſo war es ja gar nicht gefährdet, ſo that es ja zur Noth Alles, was man von ihm verlangen durfte! Hatte es mehr gethan, hatte es die Frage voraus entſchieden und ſeine Exiſtenz eingeſetzt, ſo mußte dies freiwillig übernommene Wagniß doch aus der klarſten Ueberzeugung ſtammen: es ſei die Verwerfung nicht durchzuführen.

Hier liegt die ſchwer zu löſende Frage. That das Miniſterium nicht beſſer, die Verſammlung nicht zu befangen durch voraus eilenden Beſchluß? Wer in den Geſchäften ſteht, ſieht allerdings die Schwierigkeiten beſſer. Er ſieht ſie aber auch ſo nahe, daß ſie ihm größer erſcheinen als ſie bei großen Lebensfragen einer Nation erſcheinen dürfen. Es giebt Lagen, wo für die Exiſtenz des Ganzen das Außerordentliche gewagt werden muß. Dies Außerordentliche iſt nicht Sache eines Miniſteriums. Es kann ſich dazu bereit erklären, aber es wird nicht leicht, ſeiner verwaltenden Natur gemäß, aus freien Stücken dazu auffordern.

Wie dem ſei, es war geſchehn, und nun hing ſich die

Sorge für das Miniſterium noch außerdem an dieſe ohnehin ſchwere Frage, und unter ſolchen Umſtänden kam es zur erſten Abſtimmung unter einer unſichern, gedrückten, zerriſſenen Stimmung.

Die Zahl entſchied für Siſtirung, gegen den Waffenſtillſtand, aber mit einem dürftigen Mehr von 17 Stimmen (238 gegen 221).

Die Linke und die Gallerie jauchzte in Beifall. Das Centrum ſah ſorgenſchwer darein. Siebzehn Stimmen in ſolcher Frage, deren Beantwortung in der ganzen Nation Echo finden mußte, wenn ſie richtig ſein und wahr werden ſollte! Die Frage war hiermit ſchon verloren; denn ſie war nur zu löſen, wenn ſich die Nationalverſammlung mit großer Wucht auf einen geſchloſſenen Gang und Marſch vereinigte.

Wer ſollte ſie nach ſolchem Ergebniß löſen? Das Miniſterium war hiermit geſtürzt. Wer trat an ſeine Stelle, und worauf mußte er ſich ſtützen? Auf die Linke, auf die lärmenden Kräfte einer harrenden Revolution.

15.

Noch an demſelben Tage verlangte das Miniſterium Leiningen ſeine Entlaſſung vom Reichsverweſer und erhielt ſie. Noch an demſelben Tage ward Dahlmann zu ihm berufen und mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt.

Der Verkehr mit dem Reichsverweſer galt auch in ſolchen formellen Staatsgeſchäften für ſehr einfach und bequem. Der Erzherzog beſitzt durchaus die Haltung, die objektive Reife eines konſtitutionellen Regenten. Er geht in das Materielle der Streitfragen nicht weiter ein als die geſetzliche Form darüber feſtgeſtellt hat. Seine eigne Meinung drängt ſich nirgends vor, und doch erſcheint er nicht zurückhaltend. Wenn alſo die Bildung eines neuen Miniſteriums Schwierigkeiten fand, ſo lagen ſie nicht an ihm, ſondern an den Verhältniſſen.

Man hat Dahlmann heftig angegriffen, daß er in ſo folgenſchwerer Frage ein Miniſterium geſtürzt und doch nicht nur kein neues gebildet, ſondern nicht einmal die Abſicht gehabt habe, ein neues zu bilden. Dahlmann hatte allerdings wohl keine Neigung zu einem Miniſterpoſten. Seine Lebensgewohnheiten ſtimmen nicht dazu. Vielleicht mißt er ſich auch nicht beſondere Fähigkeiten bei für das unmittelbare Handeln. Ganz gewiß hilft ihm ein gewöhnlicher Stachel nicht über die Schwierigkeiten hinweg, welche an der Schwelle jedes öffentlichen Amtes liegen: der Stachel des Ehrgeizes.

Dennoch iſt es eine irrthümliche Behauptung, daß er ſeine Schuldigkeit nicht gethan. Seine Schuldigkeit beſtand darin, daß er den Auftrag übernahm, daß er ein Miniſterium zu bilden verſuchte. Das that er.

Nach dem Ausfalle der Abſtimmung war es kaum möglich, daß er eins zu Stande brachte. Auch wenn er ſein Miniſterium zu nichts weiter als zur Beſeitigung des Waffenſtillſtandes, alſo vielleicht nur für die kürzeſte Zeit bilden wollte. Denn ſein Verfahren auch für dieſen Zweck würde der Linken nicht vierundzwanzig Stunden lang genügt haben. Die Beſeitigung des Waffenſtillſtandes allein war ſein Zweck; dieſe Beſeitigung war aber für die Linke nur der erſte Schritt, ſie war ihr überhaupt nur Mittel. Das Mittel mußte alſo auch ſo angewendet werden wie es ihr dienlich ſchien und nicht anders. Herr Weſendonck ſprach ſchon Tags darauf von einem „Vollziehungs-Ausſchuſſe“ für den Siſtirungs-Beſchluß der Nationalverſammlung, wenn die Bildung eines neuen Miniſteriums noch länger verzögert würde.

Es blieb nur eine Ausſicht übrig für ein Miniſterium Dahlmann. Sie beſtand darin, daß das rechte Centrum wirklich nur den eiligen, den „voreilig“ benannten Ausſpruch der Siſtirung verneint habe, daß es aber doch geneigt ſei, nach reiflicher Prüfung den Waffenſtillſtand ſelbſt abzulehnen. — Dieſe Ausſicht wurde von Stunde zu Stunde unwahrſcheinlicher. Die ſchreienden Punkte des Waffenſtillſtandes einerſeits nämlich wurden von Stunde zu Stunde milder durch Nachrichten und Vermittelungsſchritte Camphauſens. Graf Moltke zum Beiſpiele galt ſchon für beſeitigt. Andrerſeits aber breitete ſich die Gefahr für das Zuſtandekommen einer deutſchen Einheit von Stunde zu Stunde immer deutlicher und drohender aus vor den Blicken der bisherigen Majorität, wenn ſo unumwunden mit Preußen gebrochen würde, noch dazu in einer Frage gebrochen würde, in welcher die materiellen Intereſſen des ganzen Nordens für Preußen ſprachen. Es traten für die bisherige Majorität von Stunde zu Stunde die einander widerſprechenden, alſo im Grunde nur auflöſenden Elemente der Waffenſtillſtandsgegner hervor: perſönliche Feindſchaften gegen die bisherigen Miniſter, miniſterielle Gelüſte einzelner Perſonen welche einen Anhang mit ſich zogen, ſüddeutſche Gleichgültigkeit gegen ein Kriegsloos welches nur den Norden betraf, Antipathie gegen Preußen. Vereinſamt und machtlos ſtehen in dieſem Gewirr, ſetzten die Männer des rechten Centrums hinzu, die aufrichtigen Theilnehmer am Schickſale Schleswigs, die aufrichtigen Theilnehmer an Deutſchlands Ehre. Vereinſamt und machtlos ſtehen ſie ſogar unter einer großen Schaar deutſcher Enthuſiaſten, welche Alles nur idealiſtiſch und ohne praktiſchen Verſtand anſehen, und welche den Konventspredigern der Linken verfallen müſſen. Seht Euch doch um, ſetzten ſie hinzu, wohin die Agitation geht auf den Straßen und in den Wirthshäuſern, ſeit der Waffenſtillſtand in Rede gekommen! Wohin? Auf neue Revolution in demokratiſchem Sinne, für welche Schleswig eine Nebenſache, ein bloßer Fahnenſtreif, ein bloßer Vorwand iſt! Können wir das Vaterland dieſem Chaos überantworten, indem wir den Waffenſtillſtand verwerfen?

Es wurde unzweifelhaft, daß die 221 vom 5. September nicht bloß gegen die „Siſtirung" geſtimmt, ſondern daß ſie jetzt auch gegen die ganze Verwerfung des Waffenſtillſtandes ſtimmen würden.

Damit fiel jede Ausſicht für ein Miniſterium Dahlmann. Es war nur möglich, wenn er ſeinen ganzen politiſchen Charakter umwandeln wollte, um für den einen Zweck eine ganz neue Bahn mit bisherigen Widerſachern zu wandeln. Und das war für Dahlmann eine Unmöglichkeit. Oder: wenn Männer des rechten Centrums zu ihm traten. Und das geſchah nicht. Er gab alſo ſeine Vollmacht in die Hände des Reichsverweſers zurück.

Wen ſollte dieſer nun berufen! Darin iſt er immer auffallend unglücklich geweſen, ſobald er aus dem herrſchenden Kreiſe in der Nationalverſammlung hinaus ging. Er muß wunderlich berathen geweſen ſein über die Charakteriſtik der Perſonen. Diesmal berief er einen ältlichen Mann mit ganz altmodiſchen Formen und Geſichtszügen. Dieſer hatte es durch accentuirtes Stimmen mit der Linken dahin gebracht, daß er als zweiter Vicepräſident oben auf der Eſtrade zur Linken Gagerns ſaß. Für dieſe Würde pflegten die Parteien ein Zugeſtändniß zu machen, damit das Präſidium nicht ganz einer Seite des Hauſes angehöre. Dort oben hatte dieſer Profeſſor aus München ſeit einiger Zeit ſeinen Sitz gefunden, und der große Kopf mit großer Naſe, ganz wie aus Sandſtein gegraben, hatte immer mit böſem Ausdruck auf die Verſammlung herabgeblickt. Die Mehrheit des Hauſes ſah mit tiefem Mißtrauen auf ihn. Es war dieſer Herr von Hermann als Lehrer der Nationalökonomie für Manchen von Bedeutung als ein nachdrücklicher Verſtand, der in plauſibler Wendung ſeine Wiſſenſchaft zu verwerthen wiſſe. Wie er, welcher der bairiſchen Regierung nie eine trübe Stunde gemacht, jetzt plötzlich dahin komme, ſich in principiellen Abſtimmungen gefliſſentlich der Linken zu nähern, das wußte man geſchichtlich und organiſch nicht zu erklären. Die böſe Zunge ſagte alſo: er ſpekulirt auf Links, ſowie der Börſenſpieler auf die Hauſſe oder die Baiſſe ſpekulirt, jenachdem er Dies oder Jenes in nächſter Zukunft erwartet.

Wie dieſer Mann in den nächſten Tagen ſich benahm, das gemahnte uns nur zu ſehr an eine politiſche Komödie kurioſeſter Art. Wie betroffen wir auch waren von der kritiſchen Lage des Vaterlandes, wir konnten uns der Satire nicht entſchlagen über die miniſteriellen Wendungen und Werbungen des Herrn von Hermann. Er war Mitglied des Würtemberger Hofes, welcher damals im Weſentlichen das linke Centrum bildete, obwohl ſchon gegen dreißig Mitglieder von ihm — die Weſtindier — nach links ausgeſchieden waren und die Partei in „Weſtendhall,“ den Uebergang zur eigentlichen Linken, gebildet hatten. Der Würtemberger Hof war trotzdem noch eine Partei von achtzig bis neunzig Mitgliedern, und Herr von Hermann gehörte zum linken Flügel derſelben. Hier mußte man alſo doch die neuen Miniſter ſuchen. Herr Mittermaier, von demſelben Flügel, lächelte auch noch ſüßer als gewöhnlich und ſprach noch viel tarier. Man wollte auch Wurm, von demſelben Flügel, große innere Bewegung abmerken, und als man eines Abends die Rückkunft Hermanns von einem entſcheidenden Zwiegeſpräche mit Camphauſen erwartete, ſagte ein trockner Schwabe zu ſeinem Nachbar, indem er auf den tiefſinnig umher ſchreitenden Wurm deutete: Wiſſe Sie noch wie's im erſten Akt von Schillers Räubern ausſchaut? Moritz Spiegelberg geht ſchwanger mit dem Gedanken umher, daß man ſich in die böhmiſchen Wälder werfen und einen Hauptmann erwählen ſolle. —

Endlich kam Herr von Hermann. Alles drängte ſich herzu. Er nahm die große Brille ab und ſäuberte die Gläſer derſelben. Die Auskunft war aphoriſtiſch, dunkel. Man konnte nicht entdecken, wohin der Mann eigentlich wollte. Er hatte ſich wie ein zum Zerreißen geborener Löwe gegen den Waffenſtillſtand ausgeſprochen, er hatte ſich vorzugsweiſe nach links geneigt — er mußte in der Linken des linken Centrums ſeinen Schwerpunkt ſuchen, er mußte ein Bewegungsminiſterium bilden. Dahin deuteten aber ſeine dunkeln Ausdrücke nicht, ja er trieb's endlich ſelbſt zu einer Beichtformel, um zu erproben, wie viel Stimmen des Würtemberger Hofes ſich um dieſe Formel ſchaaren würden. Die Formel klang nach Vermittelung. Man wußte ſich gar nicht auszufinden, man fand nur, daß dies Alles konfus war. Die Abſtimmung wollte auch gar nicht gelingen, und man mußte endlich nach zwei Seiten des Saales gehn um die Böcke von den Schafen zu ſondern. Die Zahl war ziemlich gleich, und Eins war nun deutlich: der Miniſter in Hoffnung ſtand nicht mehr bei der linken Seite des Würtemberger Hofes. Alſo noch viel weniger bei der wirklichen Linken. Aber was wollte er? Woher ſollte ihm in ſolcher Stellung die Mehrheit der Paulskirche kommen? Das rechte Centrum hielt ihn für einen höchſt verdächtigen Politikus, und hätte ihm nicht eine Stimme gegeben, wenn er ſelbſt mit einem plauſiblen Vorſchlage aufgetreten wäre. Und der Würtemberger Hof ſelbſt in ſeiner Rechten wie in ſeiner Linken war nun durchaus mißtrauiſch gegen ihn. Es tauchte die Vorſtellung auf und gewann täglich mehr Raum: dieſer alte Herr bildet ſich ein, es laſſe ſich mit einem Hokuspokus die Sache abmachen und ein Miniſterium einrichten! Die dreiſte Intrigue in kleinen Kreiſen laſſe ſich auch bei ſo großen Intereſſen und vor ſo viel Augen durchführen.

Das iſt doch nicht möglich! ſagten Andere. Nun, morgen beginnt die Debatte über den ganzen Waffenſtillſtand, da muß ſich das Räthſel ja löſen. Da muß der Miniſteriums-Kandidat ein Programm entwickeln; Müller aus Damm bei Aſchaffenburg ſoll ſein Genoſſe ſein. Wer iſt Müller aus Damm!?

Es gehört zu den wunderlichſten Vorkommniſſen in der Geſchichte des deutſchen Parlamentes, daß man in dieſer unlösbar ſcheinenden Aufgabe nicht nur neun Tage in der Miniſterkriſe befangen bleiben, ſondern auch am neunten Tage die geheimnißvollen Vorbereitungen zu einem neuen Miniſterium zerplatzen ſehen ſollte wie Seifenblaſen ohne Inhalt.

Am vierzehnten September begann die entſcheidende Debatte. Die vereinigten Ausſchüſſe hatten ſich in gleich große Lager geſpalten. Elf auf jeder Seite. Der alte Arndt war Anfangs neben Dahlmann geblieben, und trat bei Beginn der Diskuſſion zurück von dieſer Seite des Ausſchuſſes, welche heut wie damals auf Verwerfung des Waffenſtillſtandes beharrte. Neben Dahlmann blieben ſtehn: Hans von Raumer, Esmarch, Stenzel, Wippermann, Wurm, Cucumus, Höfken, Clauſſen, Blum, Trützſchler. Man ſieht aus dieſer Namensfolge, welche ungefähr von rechts nach links geordnet iſt, daß nur Männer aus dem linken Centrum und der Linken Dahlmann unterſtützten.

Auf der andern Seite des Ausſchuſſes ſtanden Stedmann, der auch zum linken Centrum gehörte, Zachariä, Duncker, Max von Gagern, Schubert, Zenetti, von Würth, von Mayern, von Flottwell, Gombart — und Arndt. Ihr Antrag lautete folgendermaaßen:

I. Die deutſche Nationalverſammlung beſchließt:

In Hinblick auf eine durch die k. preußiſche Regierung vermittelte Erklärung der däniſchen Regierung, daß ſie auf das Eintreten des Grafen Carl von Moltke-Nütſchau in die interimiſtiſche Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holſtein verzichte, und auf Modifikationen und Conceſſionen, welche für die Ruhe der

Herzogthümer wünſchenswerth erſcheinen, bereitwillig eingehe;

In der Vorausſetzung, daß die Erklärung der däniſchen Regierung auch für das Herzogthum Lauenburg zu verſtehen ſei;

In der Vorausſetzung, daß die erwähnten Zuſagen ſofort durch Vermittelung der Centralgewalt in Erfüllung gehen werden,

1) daß der Waffenſtillſtand vom 26. Auguſt l. J. ihrerſeits nicht weiter beanſtandet werde;

2) daß die Friedensverhandlungen mit Dänemark durch die Centralgewalt direkt und unverzüglich zu eröffnen ſeien.

II. Die Nationalverſammlung beſchließt:

Daß ſie nach Einſicht der Verhandlungen über die Verhältniſſe Deutſchlands zu Schleswig, vom 2. April bis zum 26. Auguſt l. J., den Ausſchuß für Centralgewalt beauftrage, über das von der preußiſchen Regierung der proviſoriſchen Centralgewalt gegenüber eingehaltene Verfahren der Nationalverſammlung zu berichten.

Der einſtige ſächſiſche Miniſter von Lindenau, ein ſauberer Greis, eröffnete die verhängnißvolle Debatte, für welche weder nach rechts noch nach links ein günſtiger Ausgang abzuſehen war. Man hatte nur die Wahl zwiſchen den Todesarten: Blutſturz oder Schwindſucht.

Es war gleichgültig was er ſprach und daß er zum Frieden, zur Vermeidung eines Bruches mit Preußen rieth: man verſtand ihn nicht, er ſprach zu leiſe. Spannende Aufmerkſamkeit auf ſeine Meinung aber hatte er ſich in der Paulskirche nicht mehr erwerben können. Seine Meinung hatte nicht mehr die Energie, welche man jetzt brauchte, und ganz als wohlwollender Greis der nicht mehr ſchaffen kann glaubte er vermitteln zu müſſen, was ſich nicht vermitteln ließ, Aufbau und Zerſtörung. Mit Schrecken ſah er faſt all ſeine ſächſiſchen Landsleute unter den Fahnen der Zerſtörung, aber an dieſen Fahnen hingen die alten geliebten Bänder „Aufklärung, Freiſinn, Fortſchritt,“ die Bänder ſeiner eignen miniſteriellen Popularität, die wollte er doch nicht verläugnen! So ſuchte er ſich wenigſtens durch Arbeit außerhalb der ſcheidenden Grundſätze nützlich zu machen aus unverlöſchlichem Triebe nützlicher Thätigkeit und verſah die Geſchäfte des Legitimirens für alle neu eintretenden Mitglieder der Paulskirche, bis er erſchöpft war, und ſein Mandat niederlegte. Ein neuer Radikaler nahm es auf. Für zu welkes Alter zu grüne Jugend! Dies war unſer Loos.

Ihm folgte Heckſcher, der in zu langer, mehrſtündiger Rede den ganzen Operationsplan und all ſeine Vertheidigungsmittel entwickelte und — erſchöpfte. Bleich und angegriffen glaubte er doch jeden einzelnen Punkt einer halbjährigen Geſchichte noch einmal genau in's Licht ſtellen zu müſſen, glaubte er nicht ſchließen zu dürfen, ſo lange noch ein pragmatiſches Wort der Vertheidigung aus irgend einem Winkel der Akten hervorzuziehen war. Te morituri salutant! war der poetiſche Gruß der Gladiatoren an Prätor oder Kaiſer, wenn ſie in die Arena traten. Zum Sterben beſtimmt auch im Siege drückten ſie dies mit einer Reſignation und Kürze aus, welche Poeſie über ſie warf. Solch ein zum Sterben beſtimmter Gladiator, ſolch ein moriturus war Heckſcher, das fühlten alle, auch diejenigen für welche er ſprach. Nur er ſelbſt geſtand es ſeiner Eitelkeit nicht zu, und ſuchte nicht in Reſignation und Kürze die Kraft, durch welche auch der Tod imponirt.

Und warum denn mehr als jedes andre Mitglied des Miniſteriums war Heckſcher gerade zum Sterben beſtimmt? Weil er das zunächſt betroffene Miniſterium des Auswärtigen zu vertreten hatte? — Nein. Weil er Heckſcher war In allen Tonarten der politiſchen Sätze war er aufgetreten und immer eigenſinnig; immer lieblos für die links oder rechts geſammelten Wünſche. Lieblos hatte er ſich gegen Alles und gegen Jedermann verhalten; egoiſtiſch für ſeine Meinung, oder auch gar für ſeine Rechthaberei. So wurzelte er denn auch nirgends, und es ereilte ihn nun die Nemeſis ſeines eignen Weſens, als er ſich jetzt auf das Wohl des Ganzen berief. „Das Ganze wünſchen wir zu retten, aber Dich nicht!“ murmelten ſie rechts — „„Das Ganze iſt immer Heckſcher, wenn Heckſcher ſpricht, nieder mit ihm!““ riefen ſie links.

Und bei alle dem war es intereſſant anzuſehn wie er ſich wehrte jetzt am Eingange und nach dreitägiger Qual am Schluſſe. Keine Faſer wollte er fahren laſſen zur Vertheidigung, zur Rettung. Als advokatiſcher Juriſt meinte er, in den einzelnen Faſern und in Verknüpfung derſelben liege der Sieg. Er meinte, es ſei ein Prozeß vor Richtern, die nach Beweisſtücken Recht ſprächen; er ſtand aber vor einem Gericht von Geſchwornen, welche die ganze moraliſche Welt hineinzogen in ihren Schluß. Sie konnten ſagen: die Sache iſt, damit noch größeres Unheil verhütet werde, hinzunehmen, das ganze Miniſterium iſt frei zu ſprechen, auch das Miniſterium des Auswärtigen iſt frei zu geben, aber Heckſcher iſt nicht länger möglich in dieſem Miniſterium. Und ſo thaten ſie. Heckſcher weiß ſich auch heute noch nicht zu erklären, welch eine Logik das ſei, und er hat nie vergeben und vergeſſen, was er von ſeinem abgeſonderten Standpunkte aus Ungerechtigkeit nennen durfte.

Die Palme des erſten Tages errang der Schleswiger Francke durch eine ſtaatsmänniſche und durchweg einleuchtende Rede. Er hatte ſich mit den Schleswig-Holſteinern Droyſen, Michelſen und Neergard zu einem wirklich vermittelnden Antrage geeinigt, und entwickelte dieſen auf eine wirklich überzeugende Art in ſeinem ſchlichten, recht an die engliſche Debatte gemahnenden Vortrage. Freilich im Lebenspunkte gab er nach, das heißt er wich dem Waffenſtillſtande, und das verletzte Verhältniß zwiſchen Preußen und der Centralgewalt überließ er, wie der oben wörtlich angeführte Antrag von Stedmann, Duncker und Genoſſen, einer beſonderen Verhandlung. In der Sache ſelbſt, ſoweit ſie ausführbar erſchien, war er praktiſcher als irgend ein anderer.

Er ſchlug vor: die Vollziehung des Waffenſtillſtandes nicht länger zu hindern, ſoweit er nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar ſei —

Von Seiten der Centralgewalt die geeigneten Schritte zu thun, damit über die nothwendigen Modifikationen des Vertrags baldigſt eine Verſtändigung eintrete auf Grund der däniſcher Seits hierzu amtlich erklärten Bereitwilligkeit, und

Die Centralgewalt aufzufordern, wegen ſchleuniger Einleitung von Friedensverhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen.

Er unterſchied ſich im erſten Satze in dem „ſoweit er noch ausführbar“ von jenem zweiten Ausſchußantrage Stedmanns, und die Rede Francke's ergänzte Alles, was zu ſagen war, wenn man die Lebensfrage zwiſchen der Centralgewalt und Preußen nicht auf die Spitze treiben wollte. Das konnte nicht ohne großen Eindruck bleiben, da es von Schleswig-Holſteinern ſelbſt ausging. Das entſcheidende rechte Centrum mußte hiervon tief berührt werden, und man durfte vermuthen, daß zwiſchen dieſem Antrage und dem von Dahlmann geführten das Zünglein der Wage ſchwanken werde. — wenn nicht der geheimnißvolle, in Weben begriffene Miniſterpräſident der Zukunft, wenn nicht der auf das Wort harrende Herr von Hermann ganz neue Grundlagen zu bieten hatte.

Francke's Rede war da natürlich am Wirkſamſten, wo ſie die Punkte erörterte, in denen der Vertrag durch Dänemarks eigne Schuld nicht mehr ausführbar ſei. Nicht nur Moltke ſei ſchon als unmöglich erwieſen, auch von den andern vorgeſchlagenen Kandidaten laſſe ſich kein Einziger beſtimmen, dies unmögliche Regierungsamt anzutreten. Die Schleswig-Holſteinſche Verfaſſung aber — ſei jetzt fertig, und von der proviſoriſchen Regierung bereits genehmigt; es ſei gar nicht mehr möglich, ohne Einwilligung derſelben oder ohne Befehl der Centralgewalt die kommiſſariſche Regierung dort einzuführen, wenn nicht Preußen mit Waffengewalt ſie einführen wolle. Man brauche alſo nur von Frankfurt aus die proviſoriſche Regierung von Schleswig-Holſtein in alle Dem zu unterſtützen, was gegen die Einführung der Waffenſtillſtandsbedingungen an Widerſtandsmitteln legal bereits vorhanden ſei. Ohne gewaltſames Einſchreiten ſei die Einführung des Waffenſtillſtandes nicht mehr möglich, und es würden alſo die übelſten Bedingungen des Vertrages hinfällig. Darunter namentlich die Zweifel über die Gültigkeit der bisherigen Geſetze und über die Fortdauer der Geſetzgebung. Beides würde von einer verfaſſungsmäßigen Regierung aufrecht erhalten, man brauche nur dieſe Regierung zu halten. Ja, Dänemark ſelbſt werde nicht das Aeußerſte gegen eine Verfaſſung unternehmen wollen, in welcher die Perſonal-Union mit Dänemark ausgeſprochen ſei. Auch die Trennung der Truppen ſei nicht mehr durchzuſetzen, ſobald die beſtehende Verfaſſung und die beſtehende Geſetzlichkeit von Frankfurt aus geſchützt, und ſobald nicht von Preußen Gewalt angewendet werde. General Bonin ſei bereits Oberbefehlshaber der vereinigten ſchleswig-holſteiniſchen Truppen.

Das Alles — Annahme der Verfaſſung und Uebertragung ſolch eines Oberbefehls — war in Schleswig mit ſtaatsmänniſcher Raſchheit und Feinheit in's Werk geſetzt worden während des Lärmens um einen Waffenſtillſtand, und es wurden jetzt vom Diplomaten der Herzogthümer dieſe Punkte auf der Rednerbühne ganz fein geltend gemacht als geſetzliche faits accomplis, denen der Waffenſtillſtand nicht mehr beikommen könne außer durch neue Waffengewalt.

Die Oppoſition gegen den Waffenſtillſtand innerhalb der eigentlichen Linken bemerkte ſo wenig, was ſich in dieſen feinen Wendungen Francke's plötzlich ereignete für die innerlichſte Sachlage, daß ſie Francke zurief: Schluß! Schluß! Oder hatte ſie's bemerkt, und rief deshalb Schluß?

Das Centrum wurde dieſer Wendungen genau inne, und deshalb wurde die Rede ſo einflußreich — wenn nicht der myſteriöſe Miniſterpräſident ein Radikalmittel brachte.

Jetzt trat er auf; in Feierkleidung. Er räusperte das etwas blecherne Baßorgan und begann mit der überraſchenden Verſicherung: es ſeien unbedeutende Urſachen ſchuld an der Verwickelung, in welche die ſchleswig-holſteiniſche Sache gerathen ſei. Der Tauſend, das iſt ein Glück! dachte man. Der weiß alſo zu helfen, und ſchlägt ſein Verdienſt der Hilfe nicht einmal hoch an. Vortrefflich! — Jedermann horchte geſpannt.

Die erſte Urſache ſei die ausgeſtellte Vollmacht an Preußen geweſen. Darin ſei der Vorbehalt der Genehmigung vergeſſen. Preußen habe ja nicht zu wiſſen gebraucht, daß geſetzlich eine ſolche Genehmigung hinterher nöthig ſei. — Ah!

Warum man nicht zuvor die harmloſen Punkte, um welche es ſich bei dieſem Vertrage handelt, dieſer Verſammlung vorgelegt! Sie würde die Vollmacht nicht verweigert haben. — Ah!

Hätte man überhaupt gleich, weil Reich und Reichsverweſer als Paciscenten in dem Vertrage nicht genannt ſind, den Vertrag zurückgegeben, ſo wäre die gegenwärtige Verwirrung gar nicht entſtanden.

Mit wiederholtem Ah! Ah! ſah man ſich an; man wußte noch nicht, ob Humor oder Naivetät aufgetreten ſei. Der Kuckuk mochte das auch wiſſen, als der Redner mit allerliebſter Gemüthlichkeit hinzuſetzte: Das Miniſterium habe die leichte Aufgabe gar nicht begriffen! Hätte es zu rechter Zeit die vertraulichen Schritte gemacht, er ſei überzeugt: die preußiſchen Staatsmänner würden dann auch ſogleich die nöthige Modifikation mit der däniſchen Regierung abgemacht haben. — War das albern oder war es ironiſch? Es herrſchte eine reizende, ganz theatraliſche Spannung in der Paulskirche. Und nun ſetzte der neue Akteur hinzu: es handle ſich bei dieſem Malmöer Vertrage überhaupt um nichts als um die Eitelkeit einiger Miniſter — ab! — Ja! Wozu ſei denn das konſtitutionelle Syſtem erfunden? Etwa dazu, damit die Monarchen verantwortlich ſeien? — Nein! hauchte man vor ſich hin, aber ein von der Krone ratificirter Vertrag — Alſo, kann der König von Preußen angefochten werden, weil ungeſchickte Unterhändler einen Vertrag abgeſchloſſen haben? Nein! Wir ratificiren nicht, und damit iſt nicht ratificirt.

Welch eine himmliſche Anſchauung der konſtitutionellen Monarchie für die Komödie! und nur ſo leiſe und fein im Vorderſatze angedeutet: daß wenn man einen Vertrag abgeſchloſſen, welcher Einem hinterher nicht gefiele, dann ſetzte man die Miniſter ab, und beſeitige damit auch den Vertrag, denn man ſei konſtitutionelle Monarchie. Himmliſche Erfindung ſolch eine Regierungsform, abſonderlich in Betreff auswärtiger Politik — wir wurden all unſrer Sorgen ledig, und es kam ein ſo gewiß gaunerhaftes Behagen über all die beruhigten Gewiſſen. Dies Behagen theilte ſich dem Redner mit, und er ließ ſich des Näheren aus über ſein perſönliches Verhältniß zu den europäiſchen Fragen und zu dem Miniſterium, welches er bilden ſolle. Der Reichsverweſer habe ihn beauftragt mit der Bildung eines Miniſteriums, „weil gerade kein beſſerer Mann ſich dargeboten,“ — kurz, von jetzt an wurde die Stimmung des Hauſes eine ausgeſprochene Heiterkeit. Die Beſſeren auf der Linken wußten wohl auch, was dieſe Heiterkeit zu bedeuten habe, und die Beſchränkteren lachten befriedigt in der Erfahrung: daß Staatsgeſchäfte und Diplomatie, wie Figura zeige, ganz gut in populärem Tone abgemacht werden könnten. Centrum und Rechte rüttelten ſich zum Vollgenuß dieſer Scene zurecht, und ſpendeten hie und da ein „Sehr gut!" um es an der einträglichen Ermunterung nicht fehlen zu laſſen. Die unglücklichen Miniſter aber verhehlten mühſam, daß ſie eine ſelige Stunde genöſſen, ja Schmerling konnte es nicht erwarten, daß der Präſident ſein pantomimiſches Anſuchen um's Wort nach dieſem Akteur bemerkte. Auf ſeinen Backen- und Mundrinnen tanzte ein ganzes Corps de Ballet von Mephiſto's Schalken und Schelmen.

Der luſtige Miniſterkandidat entwickelte nun ſeine Unterredungen mit Camphauſen, nachdem er verſichert: er hänge nicht ſo ſehr an ſeiner eignen Anſicht, daß er geglaubt hätte, es müſſe abſolut die Nichtgenehmigung ausgeſprochen werden, nein, er hätte wohl einen Mittelweg angenommen, und Herr Camphauſen habe ſich auch recht willfährig gezeigt. Nur die Fraktionen dieſes Hauſes hätten ihm bei näherer Zufrage weniger willfährig erſchienen, und ſo kehre er denn zu ſeinem früheren Standpunkte der Nichtgenehmigung zurück, der einfachen Nichtgenehmigung. Man ſolle ſich nicht bange machen laſſen. Dieſe ſei einfach und leicht, ſie habe „im Gegentheil Vorzüge, und auch die preußiſche Regierung befinde ſich beſſer dabei, wenn geradezu die Genehmigung verweigert werde, denn in dieſem Falle ſei das Ganze bloß Sache der Miniſter, es ſei eine Miniſterfrage, oder, wie man es auch nenne, eine Miniſterkriſis. (Große Heiterkeit und Beifall.) Darin, meine Herren, iſt keine Gefahr für Preußen als Staat. Laſſen Sie die Miniſter fallen — ich glaube, ſie ſind ſchon gefallen. (Heiterkeit.) Wenn einfach ausgeſprochen wird: Wir genehmigen nicht, ſo hat die ganze Sache ein Ende. (Beifall.)“

Die Wirkung war nun auf ihrem Höhepunkte und alle anmuthigen Wendungen wurden mit Beifall überſchüttet. Zum Beiſpiele die vertrauliche Frage: „haben wir denn ſolche Feindſchaft gegen einander im Leibe?“ Der Genuß war um ſo pikanter, als man ſah, daß ein Theil der Linken und die Galerie ganz ehrlich und wirklich dankbar applaudirte.

Schmerling ſchwelgte darin, daß er das Wort erhielt, und dieſe auswärtige Politik der „freundſchaftlichen Geſpräche von Frankfurt nach Sachſenhauſen und von Sachſenhauſen nach Frankfurt“ auch ſeinerſeits empfehlen konnte, und ſo ſchloß der erſte Tag einer hochwichtigen Verhandlung mit einer Farce. Die miniſteriellen Wehen waren mit einem Male und völlig erledigt, kein Menſch machte ernſthafte Anſprüche an Herrn von Hermann. Es war ein pſychologiſcher, nicht aber ein politiſcher Vorgang. Daß man mit ſolchen Begriffen, Anſchauungen und Formen der politiſchen Dinge ſorglos einen Tag um den andern links hinein ſtimmen konnte, das war zu begreifen. Daß man aber auch in ſolcher Ausrüſtung das Heft in die Hand nehmen konnte während einer Kriſis, welche Wohl und Wehe des ganzen Vaterlandes im Schooße trug, das war eine Dreiſtigkeit, vor welcher man betroffen zurücktreten mußte nachdem man gelacht hatte. Von dieſer pſychologiſchen Frage ſprach man in den nächſten Stunden mehr als von der Waffenſtillſtandsfrage. Wollen Sie's ſo? Gut, ſo verwerfen wir. Wollen Sie's anders? Auch gut, ſo genehmigen wir; bloße Geſchwindigkeit, keine Hexerei, meine Herren!

Wenn alle Aerzte einen Kranken aufgegeben haben — hieß es unter Anderm — dann ruft man den Bader von der Hintergaſſe. Man glaubt nicht, daß er helfen könne, aber man will das Letzte nicht unverſucht laſſen. Vater und Mutter dürfen nichts davon wiſſen. Wenn ſie den alten Wurmdoktor und abgehärteten Praktikus ſähen und hörten mit ſeinem „Kleinigkeit, das woll'n wir ſchon machen!" ſo würden ſie einſtimmig rufen: Um Gotteswillen nicht unſer Kind in die Hände ſolcher Quackſalberei! Und die Mutter würde hinzuſetzen: Nimmermehr! Dies verwitterte, ſteinerne, böſe Geſicht iſt Unheil, nichts als Unheil. Der ſoll mein Kind nicht anrühren, wär' es ſelbſt ſchon Leiche! —

Aber wie ſollte unſerm gefährdeten Kinde geholfen werden? Sollte man es lieber dem Tode ausſetzen als es augenblicklich am Leben erhalten um den Preis einer vergifteten Geſundheit?

So lag die Frage. Sie wurde am zweiten Tage ſo wenig gelöſ't als am erſten. Die wichtigſte Rede an dieſem Tage war die von Waitz, ein ſtaatsmänniſches Moſaik von großer Feinheit, aber ohne Schluß, ja ohne Forderung. Sie vernichtete durch hiſtoriſche Kritik den ganzen Waffenſtillſtand, ſie vernichtete auch den geringſten Werth derjenigen preußiſchen

Diplomatie, welche ihn abgeſchloſſen. Nicht bloß dadurch, daß ſie, Preußen als Grundpfeiler für deutſche Verfaſſung bezeichnend, den viel größeren Standpunkt übergangener preußiſcher Staatsmänner wie Bunſen und Freiherr von Arnim*) nachwies, ſondern auch dadurch, daß ſie die Ungeſchicklichkeit der voreilig abſchließenden Unterhändler in's Licht ſtellte. Denn dieſe hatten in der Haſt ſogar Dinge aufgegeben, welche Dänemark nachzulaſſen bereit geweſen, und welche hinterher ſogar Dänemark nachließ. Die ganze Rede war Gift für alle Poren des Waffenſtillſtandes, aber zunächſt keine Hilfe gegen ihn. Waren wir in der Lage, die Wirkung eines langſamen Giftes abzuwarten? Schleswig-Holſtein war vielleicht in der Lage, das entſtehende Deutſchland aber nicht.

Und für den Herzpunkt der Frage, für das Ignoriren der Centralgewalt überhaupt und von Seiten Dänemarks insbeſondere, auch dafür brachte Waitz eine feine Bemerkung: Iſt denn nicht, rief er, der König von Dänemark Herzog von Holſtein? Alſo Herzog eines unzweifelhaft zu Deutſchland gehörigen Landes, der als ſolcher doch wenigſtens die Centralgewalt anerkennen mußte! — Aber er zog auch hier die Folgerung nicht für eine Centralgewalt, die ſich ignoriren läßt, er wendete ſich zu einem anderen wohlgeſchliffenen Steine ſeiner Moſaik, welcher für Herrn von Radowitz eingeſetzt wurde und für die ſtrategiſchen Beweiſe in preußiſchen Zeitungen: daß Dänemark nur auf den Inſeln, nicht aber auf der jütiſchen Halbinſel zu beſiegen ſei. Gegen dieſe ſogenannten ſtrategiſchen Beweiſe citirte er die einfache hiſtoriſche Thatſache, daß Dänemark faſt immer auf der Halbinſel beſiegt worden ſei, und hier niemals einem Feinde nachhaltig habe Widerſtand leiſten können. Was aber die auswärtigen, Dänemark begünſtigenden Mächte betreffe, ſo ſolle man ſich doch klar machen, was dieſe im Sinne hätten: „die Einheit Deutſchlands wollen ſie hindern, und Schleswig-Holſtein iſt nur der Vorwand, der äußerliche Anlaß. Geben wir in dieſem Punkte nach, ſo werden wir den Drohungen auf andern Punkten begegnen.“ —

---

*) Gegen dieſen beſonders herrſchte unter den Preußen, welche dieſen ganzen Krieg verwünſchten und am Liebſten ohne Opfer Deutſchland befehligt hätten, eine gallige Animoſität. Die Gefahren des Märzen waren ja vorüber, und hinterher konnten diejenigen recht weiſe und anſpruchsvoll ſein, welche zur Zeit der Gefahr, zur Zeit des erſten, Arnim in ſich begreifenden Märzminiſteriums ohnmächtig geweſen waren. Sie pflegten ihm nachzuſagen, daß er eine Wegnahme deutſcher Schiffe für unverträglich gehalten habe mit der Civiliſation des 19. Jahrhunderts.

Endlich ſchien Waitz, von ſeinen eignen Argumenten getrieben, doch einen Entſchluß zu finden. Er faßte den Fall in's Auge, daß Preußen für ſich allein den Waffenſtillſtand halten wolle, wenn er von der Nationalverſammlung verworfen würde. „Ich glaube, wir müßten es zugeſtehn“, ſagte er zögernd, „daß Preußen den Vertrag für ſich hielte; (Nein!) nicht nach dem ſtrengen Rechte, denn ſelbſt die frühere Bundesverfaſſung verbot den Einzelnſtaaten den Abſchluß von

Verträgen, von Friedens- und Waffenſtillſtandsverträgen. Aber wir mußten es zugeſtehn, weil die auswärtigen Mächte Preußen dieſes Recht des Sondervertrags zugeſtanden zu haben ſcheinen, weil ſie zugeſtanden, daß ein Vertrag, den ſie vermittelten, oder deſſen Garantie zu übernehmen ſie gebeten wurden, in ſeinem und des deutſchen Bundes Namen abgeſchloſſen wurde. Meine Herren! Es wäre dann unſre Lage eine ſchmerzhafte, traurige, unglückliche; aber ſie wäre wenigſtens eine klare und offene, und ich meine, es wäre beſſer: wir legten die Sachen klar hin ohne zu vertuſchen, ohne zu verhehlen was geſchehen iſt, und dann die Mittel zu berathen, wie wir über dieſes Unglück hinaus und zu einem beſſeren gedeihlicheren Zuſtande kommen. Meine Herren! Es wäre das ein Bruch, aber wie ich meine ein ſolcher, der nicht zur Trennung führen dürfte, ſondern welcher uns und Preußen gemeinſchaftlich auffordern müßte, nun da wir ſehen, wohin eine ſolche abwartende, mißtrauiſche Politik geführt hat, zu ſehen: wie wir aus dieſem Zuſtande hinauskommen, um zur Einigung, zur vertrauensvollen Einheit zu gelangen. Wir müſſen die Wunde bloß legen, um ſie heilen zu können." — (Stimmen: Sehr gut!)

Nun, wenn Waitz hiermit ſchloß, ſo war ein Entſchluß für das Ganze geboten, es war ein Eindruck des Nothwendigen hervorgebracht, welchem ſich vielleicht jetzt noch eine ſtattliche Anzahl des rechten Centrums hingab — aber Waitz verwiſchte ſelbſt und abſichtlich dieſen Eindruck wieder, indem er vom deutſchen Geſichtspunkte noch einmal abging und zum ſchleswig-holſteinſchen hinüber ſchweifte, und wie Francke darthat, daß dort der Waffenſtillſtand in ſeinen üblen Punkten bereits unmöglich geworden, daß es alſo nicht mehr nöthig ſei ihn zu verwerfen.

So verſank die Rede in's Willenloſe. Vielleicht um nicht zudringlich zu erſcheinen in Forderungen an Deutſchland beſtanden dieſe Schleswig-Holſteiner nicht auf ſtrenger Forderung an das deutſche Prinzip. Beſcheidenheit in politiſchen Fragen iſt nur zu oft gleichbedeutend mit Selbſtmord. Ein Redner wie Waitz, der nicht zur Linken gehörte, konnte in dieſer Frage die Majorität feſſeln, als er aber ſelbſt die Ankerkette wieder hob, da ſchwankte das ganze Schiff der Verſammlung wieder in's Ungewiſſe hinaus.

Was an dieſem Tage noch folgte, das übte nicht die Kraft, das Hin- und Herſchwanken des Schiffes zu endigen. Blömer aus Rheinpreußen ſprach aus Beſorgniß vor Zerſpaltung Deutſchlands fein verſtändig für Genehmigung, indem er die Rechtsfrage wendete und — verwendete, daß ſie am Ende ganz zu Gunſten Preußens erſcheinen konnte; Schoder vom ſüddeutſchen Zorne aus für Verwerfung. Gerade dieſer Zorn aber wurde in dieſer Frage mißtrauiſch angeſehn. Mühlfeld aus Wien für Francke's Antrag, Giskra aus Mähren mit hinreißendem Feuer für Verwerfung. Er riß für den Augenblick hin durch außerordentlichen Zauber des Redeſchwungs, aber mit dem Augenblicke verflog ſeine

Macht. Er überzeugte keinen Zweifler, denn er gründete ſeine Beweiſe auf gemüthliche Vorausſetzungen, er unterſtützte ſie durch Verheißungen revolutionairen Inhalts, er verkündigte ſogar mit unglaublicher Zuverſicht Oeſterreichs Hilfe für Schleswig-Holſtein. Man freute ſich und applaudirte, aber man glaubte nicht.

Eine intereſſante Wendung nahm wieder Wilhelm Jordan. Nachdem er Giskra lächelnd gedankt für die Zuſicherung öſterreichiſcher Bundespflicht, in Folge deren alſo auch künftig der Geſandte Oeſterreichs nicht mehr freundlich bei einer mit Deutſchland im Kriege ſtehenden Macht reſidiren werde, wie doch bis dato in Kopenhagen geſchehn, warf er ſeine ganze Beweisführung auf Preußen. Der Waffenſtillſtand ſei unbefriedigend, aber auch die Erhebung Schleswig-Holſteins ſei unbefriedigend geweſen: ſie habe die Perſonal-Union mit Dänemark beſtehn laſſen. Jetzt ſeien die Herzogthümer immerhin rein von däniſchen Soldaten, und es ſei Niemand verpflichtet, den Waffenſtillſtand mit bewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Der erſte däniſche Soldat der über die Grenze komme, breche den Waffenſtillſtand und gebe uns das Recht zu neuem Einſchreiten. Jetzt ſollen die Schleswig-Holſteiner zeigen was ſie eigentlich wollen. Das Verhältniß zu ihnen ſei nicht ſo drängend für uns als das Verhältniß zu Preußen. Damit ſolle man ſich beſchäftigen und nicht mit dem Waffenſtillſtande. Dieſen ſolle man weder genehmigen noch verwerfen, ſondern darüber ſolle man, unter Aufhebung des Siſtirungsbeſchluſſes, zur Tagesordnung übergehn.

Was nun aber mit Preußen? Gegen die preußiſche Regierung eine Mißbilligung ausſprechen! —

Eine wunderliche Folge für ein übrigens ganz richtiges Raiſonnement, welches er folgen ließ, und in welchem er darthat, daß das preußiſche Miniſterium in dieſer Waffenſtillſtands-Angelegenheit den größten Theil des preußiſchen Volkes hinter ſich habe, und daß das preußiſche Volk gar nicht geneigt ſei, ſich für eine deutſche Centralgewalt zu opfern und ſich von ſeiner Regierung zu trennen.

Die Ausführung dieſes letzten Satzes war für die Idealiſten in der Paulskirche ſehr beherzigenswerth, und wäre für die hochmüthigen Verächter Preußens ſehr heilſam geweſen, wenn ſich dem Redner nur eine beſſere Schlußfolge dargeboten hätte, als die obige abſtrakte „Mißbilligung“. Dieſe würde negativ keine andre Folge gehabt haben als der poſitive Befehl einer Huldigung vom 6. Auguſt, welchen der Redner bitterlich tadelte. Dennoch war es gut, daß es einmal geſagt wurde, was Jordan hierbei ſagte, als er den Partikularismus par excellence, den preußiſchen Partikularismus in Rede zog, als er ihn gar nicht läugnete, und — bis auf einen gewiſſen Grad — für berechtigt erklärte. Denn was wäre denn ein Bundesſtaat, ein aus Theilen zuſammengeſetztes Ganze, deſſen Theile ſich nicht fühlten, deſſen Theile nichts wären. Aus ſolchen Theilen braucht man nicht einen Bundesſtaat zu bilden, ſolche Theile gehören zu einem Einheitsſtaate, und ſind für dieſen von keinem beſonderen Werthe.

„Ein ſolches preußiſches Selbſtgefühl“, ſagte Jordan alſo mit Recht, „exiſtirt, und Sie werden es dem Volke nimmer aus dem Herzen reißen. Wenn Sie Preußen in ganz gleiche Kategorie bezüglich ſeines Partikularismus mit den kleineren Staaten ſtellen, ſo thun Sie ihm ein großes Unrecht. Es würde dies an jenen armen Mann erinnern, welcher mit einem Millionair über eine Brücke ging und zu ihm ſagte: Du vermagſt doch nicht zu thun, was ich jetzt thun will! Du kannſt nicht Dein ganzes Vermögen in's Waſſer werfen! und dabei zog er ein Viergroſchenſtück aus der Taſche, und warf es in den Fluß. (Gelächter.) Das iſt die Ungleichheit, meine Herren, zwiſchen dem preußiſchen und dem anderweitigen Partikularismus. (Bravo auf der Rechten.) In demſelben Maaße ſchwer iſt es für Preußen, denſelben los zu werden. (Unruhe auf der Linken.) Ich werde meiner vorigen Behauptung jetzt widerſprechen; aber nur ſcheinbar. Ich ſage, das preußiſche Volk iſt deutſch, aber, meine Herren, es weiß es nicht — (Große Heiterkeit auf der Linken. Auf der Rechten lauter Beifall. Stimmen: Ganz richtig! Sehr gut bemerkt!) aber es weiß es nicht, und das iſt eben ſein Partikularismus.“ — „Sie ſollten ſich bemühen, Preußen das Bewußtſein beizubringen, daß es als ein Glied des großen Ganzen am Beſten berathen iſt.“ — „Es weiß nichts mehr von der deutſchen Geſchichte“; aber für die preußiſche Geſchichte ſei es begeiſtert. „Und ich geſtehe es offen ein, wer dieſen Partikularismus ganz und gar aus ſeinem Herzen zu reißen vermag, von dem hege ich deßwegen wahrlich nicht eine beſſere Meinung. (Im rechten Centrum: Ja, das iſt wahr! Bravo! Unruhe auf der Linken und Gallerie. Der Präſident klingelt.) Ich ſage, gehen Sie in das (preußiſche) Volk, und Sie werden dort ein ſtarkes, gewaltiges Nationalbewußtſein finden. Noch Niemand in Preußen, auch der Geringſte nicht, hat es vergeſſen, daß Preußen, als es noch viel kleiner war, ganz allein einer ganzen Welt in Waffen ſiegreich gegenüber zu ſtehn vermochte. Und können Sie ſich wundern, daß es ſich eine gleiche Kraft noch heute zutraut?“

Es war Alles dies richtig und an gutem Orte, auch der Zuſatz, daß Eitelkeit und Eigenſinn der Preußen nicht vertheidigt ſein ſollten, daß Preußen nimmermehr das Schwert ziehn könne brudermörderiſch gegen Deutſchland, daß Preußen es aber zuerſt aus der Scheide reißen würde, wenn ein Feind von außen Deutſchland anzutaſten wagte, und daß man ſolchen Partikularismus nicht herausfordern, ſondern verſöhnen ſolle. Aber die Schlußfolge einer „Mißbilligung“ in dieſer obſchwebenden Frage, was war ſie? Wahrlich nichts weiter als die Kehrſeite jener Huldigung.

Bei ſolcher klaren Einſicht in die wirkliche Sachlage und bei entſchloſſenem Sinn für das Zuſtandekommen eines deutſchen Staates, wäre es da nicht richtiger geweſen zu ſchließen: Verwerfen Sie den Waffenſtillſtand! Zeigen Sie Preußen, daß ein feſter deutſcher Wille vorhanden iſt. Der Starke reſpektirt nur den Starken, ſei dieſer auch nur moraliſch ſtark.

Laſſen Sie Preußen ſchmollend zurücktreten und allein an ſeinem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande halten. Laſſen Sie es zur Einſicht kommen was es iſt ohne Deutſchland in einer Zeit, deren Aufregung nur vom deutſchen Mittelpunkte aus beſchwichtigt werden kann, was es iſt mit abgeſonderten großen Provinzen, die mit Leib und Seele zu Deutſchland halten wollen. Wagen Sie den Bruch eben darum, weil Sie's mit einem gründlich deutſchen, mannhaften Staate zu thun haben, der durch ſolchen ſtolzen Bruch zum deutſchen Bewußtſein kommen wird, wagen Sie den Bruch. indem Sie die Nothwendigkeit deſſelben maaßvoll und würdig ausſprechen. Nur wer ſich ſelbſt achtet wird geachtet — — Wäre dieſer Schluß nicht ſo preußiſch-deutſch geweſen, wie Jordan das Preußenthum geſchildert hatte?

Ohne ſolchen oder ähnlichen Schluß war ſeine Rede eine Epiſode. — Zuletzt ſprach noch mit gewöhnlichem Behagen Herr Vogt, und empfahl die Entfeſſelung der Leidenſchaften, empfahl einen Konvent, that alſo ſeinem Charakter getreu Alles, was die Löſung der Aufgabe im deutſchen Sinne erſchweren konnte. Hätten nicht Leute wie Herr Vogt die linke Seite der Paulskirche vertreten, ſo wäre dieſe unſelige Waffenſtillſtandsfrage in einem Tage und mit ungeheurer Mehrheit entſchieden geweſen, denn man hätte ſich auf Maaß und deutſchen Sinn der entfeſſelten Nationalſache verlaſſen können.

So ſchloß der zweite Tag. Die Situation blieb troſtlos, und es wurde nun gleichgültig, was noch geredet wurde.

Wo es noch nicht geſchehen war, da geſchah es an dieſem Abende: die Parteien ſchloſſen in voraus ab über die Abſtimmung. Sie machten das Votum der Ihrigen zur Parteifrage, das heißt Derjenige, welcher nicht dem Parteivotum gemäß ſtimmte, war dadurch für die Zukunft von der Partei ausgeſchloſſen. Da mußte denn alſo ein Redner wunderkräftig ſprechen, wenn er auch nur Einige dazu veranlaſſen ſollte, daß ſie ſich ihrem bisherigen Kreiſe und ihrem Verſprechen gewaltſam entreißen mochten. Es liegt auf der Hand, wie illuſoriſch dadurch das öffentliche Redenhalten gemacht wurde. Man ſprach für das Publikum, für die Preſſe und vielleicht für einige Abgeordnete die keiner Partei angehörten. Deren Zahl war gering.

Das Caſino, das rechte Centrum alſo, hatte ſich für Genehmigung oder höchſtens Nichtbeanſtandung des Waffenſtillſtandes, der Würtemberger Hof, das linke Centrum, hatte ſich für Verwerfung entſchieden. Das burleske Scheitern des Miniſterkandidaten hatte irgend ein mögliches Zuſammengehn ſcheitern gemacht und zwar in der zwölften Stunde. In heilloſer Verblendung hatte dieſer Mann bis zu den entſcheidenden Tagen eine Aufgabe in verſchloſſenen knöchernen Händen gehalten, eine Aufgabe allerdings von großer Schwierigkeit, aber auch von unermeßlichem Segen wenn ſie in glücklichen Händen gelöſ't wurde. Jetzt war es zu ſpät für jede Löſung und es ſtand ein Reſultat bevor welches troſtlos blieb, mochte es den Waffenſtillſtand annehmen, mochte es ihn verwerfen.

Um ein Dutzend Stimmen etwa mußte ſich's handeln, das ſah man am Abende des 15. September nach den gefaßten Parteibeſchlüſſen, um ein Dutzend Stimmen in einer Frage von ſolcher Bedeutung, von ſolchem Anſpruche an die Thätigkeit der Nation. Man kann einen Diktator wählen mit einer Stimme Majorität. Dieſe eine Stimme iſt hinreichend, um die Geſetzlichkeit der Wahl feſtzuſtellen. Aber um eine Politik zu beſchließen die nur lebendig werden kann wenn ſich die Nation durch Opfer und Thaten dafür betheiligt, um einen Waffenſtillſtand zu verwerfen, für welchen Preußen einſtand, um eine ſolche Kriſis, eine über Tod und Leben deutſcher Bewegung entſcheidende Kriſis heraufzubeſchwören — dazu gehörte nicht bloß der Punkt über dem i, dazu gehörte nicht bloß der juriſtiſche Begriff von Majorität, dazu gehörte eine impoſante, den Zweifel unterjochende Mehrheit. Nur eine ſolche erzeugt den Umſchwung; eine Dutzend-Mehrheit konnte den Bürgerkrieg erzeugen.

Deshalb wünſchte mancher unverſöhnliche Feind des Waffenſtillſtandes am dritten zur Abſtimmung beſtimmten Tage ſeinen Gegnern den Sieg.

Von Vincke begann dieſen Tag der Entſcheidung. In der erſten Hälfte ſeiner Rede ſchwächer als ich ihn je geſehn. Nicht als ob es ihm an witzigen und ſchlagfertigen Mitteln der Polemik gefehlt hätte! Denn mit der Polemik pflegt er einzuleiten. Die Schlachtopfer von Perſonen und Begriffen, welche er ſich auf einem abgeriſſenen Zettel flüchtigſt notirt hat, erledigt er gern zu Anfange, um damit gleichfalls Material aufzuhäufen, ſich in Wärme zu ſetzen, und dann voller und gereizter auf das Centrum der Stellung einzudringen. O nein, an den Waffen der Polemik fehlte es ihm auch heute nicht. Aber ſein beſſeres Selbſt fehlte, ſeine moraliſche Perſon fehlte. Nicht bloß durch ſein Talent, nein, durch ſeine Geſinnung, durch ſein ſtrenges, oft ſogar eigenſinniges Rechtsgefühl iſt er ein wichtiger politiſcher Redner. Und was that er an dieſem Tage? Den rechtlichen Nerven der ganzen Frage mißhandelte er und verdrehte er, indem er leichtfertig polemiſch mit ihm verfuhr. Das Verhältniß des Reichsminiſteriums zu Preußen behandelte er ſophiſtiſch. Der Thatbeſtand war, daß Preußen die Vollmacht des Reichsminiſteriums überſchritten hatte. Das mußte dem Vinckeſchen Rechtsgewiſſen die Capitalfrage ſein, nimmermehr aber die Veranlaſſung zu Halbwahrheiten und Unterſtellungen, mit denen er ſpielte. Preußen hatte ſie doppelt überſchritten: in Auslaſſung von bedingenden Punkten, und in Ausdehnung des Inhalts über den Begriff eines militairiſchen Waffenſtillſtandes hinaus. Aus letzterem Grunde hatte es dem Reichsminiſterium vor der Nationalverſammlung eine Verantwortlichkeit zugewälzt, welche das Reichsminiſterium nicht übernommen hatte, indem es Preußen die Vollmacht zu einem bloßen Waffenſtillſtande unter beſtimmten Bedingungen ertheilte und nun einen Vertrag zugeſchoben erhielt, der in ſeiner Ausdehnung den Begriff eines Waffenſtillſtandes überſchritt, und der die vorgezeichneten beſtimmten Bedingungen nicht enthielt. Nur wie er jetzt war, der Waffenſtillſtand, wie er durch Preußen geworden war, gehörte er zur Ratiſikation der Nationalverſammlung und hatte er kaum Ausſicht ſie zu erhalten, nicht aber wie das Reichsminiſterium ihn an Preußen überlaſſen hatte. Was war es alſo anders als Sophiſtik wenn Vincke jetzt folgerte, daß „der Vertrag von Preußen ohne Vorbehalt abgeſchloſſen werden konnte“, und daß die Verantwortung dem Reichsminiſterium zukomme, eine Sophiſtik welche dem gewandten Parteigänger anſtehen mag, Vincke aber nicht.

Der zweite Theil ſeiner Rede, Schleswig-Holſtein ſelbſt und Preußen ſchildernd, enthielt manches eindringliche Wort. Mit großer Wärme pries er die Schleswig-Holſteiner, weil ſie nicht eine offene Revolution gemacht, ſondern den Weg des legalen Widerſtandes betreten, den Rechtsboden behauptet. „Ich weiß es wohl,“ ſetzte er hinzu, „daß es leichter und bequemer iſt, eine Revolution zu machen; denn dazu gehört nur die Benutzung des günſtigen Augenblickes und in dieſem Augenblicke ein ſtarker Arm. Soweit ich aber nach meinen geringen Fähigkeiten urtheilen kann, gehört mehr Seelenſtärke dazu, lange Jahre auf dem Boden des legalen Widerſtandes ſich zu bewegen. Ein ſolches Verfahren beginnt für den Einzelnen gewöhnlich damit, daß er von oben Demüthigung und von unten übertriebene Lobhudeleien einerntet; im weiteren Verlaufe der Dinge aber von oben Gunſtbezeigungen und von unten Schmähungen zu gewärtigen hat. Um dieſen Wechſel der Empfindungen mit Gleichmuth zu tragen, ohne von dem ſchmalen Pfade des Rechtes abzuweichen, dazu gehört doch wohl etwas mehr, als gerade im Augenblicke das zu thun was in dieſem Augenblicke faktiſch ausführbar iſt.“ Er erinnerte an die Geuſen und an ihre Deviſe „dem Könige treu bis zum Bettelſack“, welche die politiſche Freiheit der Niederlande entwickelt; er erinnerte an John Hampden, der nur die Steuer von einigen Schillingen verweigerte ohne jedes revolutionaire Beginnen und damit die Entwickelung engliſcher Freiheiten begann, die feſter gegründet ſeien als die eines andern Staates von Europa. Und in ſolchen Analogieen die ſich bloß wehrenden Schleswig-Holſteiner feiernd verlangte er in demſelben Athem, daß man ihnen das entziehe was ihnen vom ſtaatsrechtlichen Standpunkte legale Hilfe gewähren konnte! Nie iſt mir die Sehkraft ſeines politiſchen Blickes zweifelhafter geworden. Die augenblicklich unbequeme Lage Preußens und das Hinwegbringen darüber war ihm Alles. Ganz wie die principiell getadelte Revolution ergriff er ſelbſt mit Kraft und Geſchicklichkeit des Wortes nur den Augenblick. Er wußte es nicht, daß man dem Gedeihen Preußens den übelſten Dienſt erweiſ't, wenn man es in ſeinen gewöhnlich mittelmäßigen diplomatiſchen Wendungen unterſtützt, ſtatt es auf ſeinen Beruf der tapfern Durchfechtung zu drängen; er ahnte es nicht, daß dieſer Waffenſtillſtand von Malmoe nur der erſte Schritt abwärts ſein müſſe — er ſah nicht weit.

Recht wie zum Spotte — denn es konnte nichts mehr ändern — wurde an dieſem dritten Tage von allen Seiten beſſer geſprochen als früher; auch von Seiten der Linken. Löwe von Kalbe, ein wohlredneriſcher, reinlicher Führer der mäßigen Linken machte ſich an den künſtlichen Beweis, daß ein ſo geſtellter Waffenſtillſtand den materiellen Intereſſen mehr ſchade als nütze, und auch Blum hatte in langer, Manches entſtellenden, Vieles übertreibenden Rede wirklich kräftige Partieen. Seine Ruhe und Nachdrücklichkeit in Anordnung und Betonung des Stoffs hatte lange nicht einen ſo günſtigen Stoff zur Ausbeute gehabt. Es that ihm Noth. Sein Anſehn war in's Sinken gekommen. Links war er durch Forderungen überflügelt, rechts durch Bildung; er mußte eine Rede bringen, welche für den bevorſtehenden Miniſterwechſel ihn als Führer einer ſtreng parlamentariſchen Oppoſition zeigte, einer Oppoſition, die gelegentlich auch regieren könnte. Das empfand er, das verſuchte er. Freilich mit bedenklichen Rückfällen in die franzöſiſche Deklamation, aber doch auch mit bemerkenswerthen Zugeſtändniſſen. Er ſagte zu großer Ueberraſchung Folgendes: „Offen und ehrlich, meine Herren! Man ſagt, ein Theil dieſes Hauſes ſtrebe darnach die Revolution für permanent zu erklären; er ſtrebe darnach, die Ruhe nicht wiederkehren zu laſſen; er trachte nach nichts Anderem, als die Bewegung zu erhalten und zu ſteigern — Meine Herren! Wenn dies der Fall wäre, ſo würde ich Ihnen mit aller Kraft die mir zu Gebote ſteht rathen: Ratificiren Sie den Waffenſtillſtand! Es iſt aber nicht wahr, und ich will Ihnen ehrlich ſagen weßhalb — weil wir die ernſte Beſorgniß hegen, daß die Bewegung, wenn wir ſie nicht behalten, in Hände übergeht die weit von uns nach dieſer oder jener Seite liegen, und die vielleicht ohne Schuld die geſammten Errungenſchaften unſers geiſtigen Daſeins bis dieſen Augenblick in Frage ſtellen. (Bravo auf der Linken und dem linken Centrum.) Deshalb wollen wir es nicht, und deshalb bitten wir Sie: Wagen Sie es nicht darauf, daß es dahin komme, daß die Bewegung ſich ſteigere!"

Zu ſpät! Für ihn und für die Sache zu ſpät. Es iſt möglich, daß dieſe Aeußerung am erſten Tage der Debatte Einfluß und Folge gehabt hätte — jetzt nicht mehr. Für ihn und für die Sache war der tragiſche Ausgang zu tief eingeleitet. Es war Blums letzte größere Rede, und ihm folgte Lichnowsky, der ebenfalls zum letzten Male ſprechen ſollte. Für dieſen noch zwei Tage, für jenen noch zwei Monate Leben — mehr hatte das Schickſal nicht für ſie vorbehalten.

Zwei Tage nur noch! Wie hätte der lebensluſtige Lichnowsky daran gedacht! Und doch ging auch er ſeit Kurzem einer Vermittelung nach, die nicht zu ſeinen Lebenselementen paßte: er ſonderte ſich ſtrenger ab von ſeinen Freunden auf der Rechten, er kam in's Caſino — nicht eben zur Erbauung der Führer im rechten Centrum. Sie wollten die Färbung nicht, welche ſein Eintritt mit ſich brachte. Er ſprach heute, als triebe ihn eine traurige Ahnung, nur zur Verſöhnung und Vermittelung für den Franckeſchen Antrag.

Alles neigte zum Ende; Niemand war zuverſichtlich. Sogar Simon von Trier, der ſonſt immer energiſch ſchwimmende Fiſch der Revolution, ein ſchlanker Hecht, der ſeiner Natur gemäß links und rechts ſchnappt zu ſeiner Nahrung, ſogar er lähmte ſeinen Strich indem er ſich in einen ſtatiſtiſchen Beweis einließ: daß ganz Preußen für die Verwerfung des Waffenſtillſtandes ſtimmen werde. Man glaubte zwar nicht an dieſe äußerlichen Kennzeichen einer gemachten öffentlichen Meinung, aber er fand doch mitten in dieſem Gewirr eine Wendung, welcher man die Schönheit und Tiefe nicht abſprechen konnte und welche ihren Eindruck auch auf die preußiſchen Partikulariſten nicht verſagte. Auf den großen Kurfürſten, auf Friedrich den Großen hatte man ſich berufen, und mit Recht berufen, um auf ein preußiſches Nationalbewußtſein hinzuweiſen. „Auch wir,“ rief plötzlich Ludwig Simon, „die wir die Verdienſte großer Männer zu achten wiſſen, verweilen mit Wohlgefallen auf den Bildniſſen des großen Kurfürſten und Friedrichs des Großen. Aber, meine Herren, der große Kurfürſt und Friedrich der Große würden ſich im Grabe herumdrehn, wenn ſie es vernehmen könnten, wie ihr Andenken mißbraucht wird, um Deutſchland vor Dänemark in den Staub zu treten!“

Dieſe frappante Wendung wirkte wie ein Erdſtoß, und es folgte ihr ſtürmiſcher Beifall.

Alles umſonſt. Man ſchloß, nachdem man noch den ebenfalls zur Vermittelung ſprechenden Max von Gagern gehört, und nachdem ſich Heckſcher noch einmal das Wort erſtritten hatte. Max von Gagern, obwohl kein Redner, hatte einen günſtigen Eindruck gemacht durch die unverkennbare Loyalität ſeines Weſens, und durch die feinen Züge gründlich politiſcher Bildung und ächter Vaterlandsliebe, welche ſich darſtellten aus ſeiner bloßen Zeichnung der Dinge. Denn wie in bloßer Bleiſtiftzeichnung ſchilderte er gleichſam beiher die Verhältniſſe des Waffenſtillſtands-Abſchluſſes, welchem er in Rendsburg nahe gekommen war. Nur ſo nahe, daß ein Dampfboot ſeinen Brief an General Below noch hinüber bringen konnte in das ſchwediſche Städtchen Malmoe. Nicht näher. Als Abgeſandter der Centralgewalt hatte er nicht hindern können und doch auch nichts vergeben wollen. Wenigſtens als unberührte Sache, als res integra für die Reichsbehörde hatte er mit gutem Takte die verlorene Sache erhalten wollen, und war deshalb ſpornſtreichs nach Frankfurt zurückgekehrt. Ihm erwies man von allen Seiten Achtung und Zuſtimmung. Heckſcher dagegen ward von der Hälfte des Hauſes mit Grollen empfangen. Wie er dieſem grellenden und bald auch ausbrechenden Sturme die Stirn bot, das war an ſich, abgeſehn von aller politiſchen Frage, ein intereſſanter Anblick. Sein Eigenſinn ruhte allerdings auf unbeugſamem Muthe. Er forderte den Sturm heraus wie Einer der ſich feſten Standpunktes gewiß iſt. Er verhöhnte die Debatte, welche von allem Möglichen mehr als vom Waffenſtillſtande in Rede gebracht, und welche ſich ohne Sinn gegen das Miniſterium geworfen. „Hat denn das Miniſterium einen Waffenſtillſtand abzuſchließen gehabt? Es hat Preußen beauftragt. Und ich habe noch Keinen gehört der geſagt hätte, man hätte Preußen nicht beauftragen, man hätte als Miniſter Preußen das Vertrauen abſchlagen ſollen" — „Ich weiß es aber, warum man alles Mögliche in dieſe Debatte hineinmiſchte. Es ſind diejenigen dabei, denen die Einheit Deutſchlands auf die Art wie die Majorität ſie bisher verſtanden ein Dorn im Auge iſt (Unruhe auf der Linken.) Es ſind diejenigen — (Fortdauernde Unruhe auf der Linken.) O, ich werde mich nicht irre machen laſſen, ich rede hier und bleibe bis ich ausgeredet habe. (Bravo auf der Rechten. Ziſchen auf der Linken.) Es ſind diejenigen welche planmäßig darauf ausgehn, die Fackel der Zwietracht in unſer Volk zu werfen. (Lärm auf der Linken und im linken Centrum. Stimmen auf der Linken: Zur Ordnung! Das iſt Verdächtigung! Steigende Unruhe.)

Präſident. Herr Heckſcher! ich muß Sie bitten, mit Ruhe, die gewiß in Ihrer Sache die beſte Stimmung iſt, zu ſprechen.

Heckſcher. Meine Sache hat nichts zu ſcheuen. Ich trotze allen Anklagen. Es ſind diejenigen darunter, die planmäßig darauf ausgehn, die Fackel der Zwietracht in unſer Vaterland zu werfen. (Heftiger anhaltender Lärm. Viele Stimmen auf der Linken: Zur Ordnung!)

Präſident. Herr Heckſcher, ich muß Sie bitten, ſich zu mäßigen. (Stimmen auf der Linken: Weiter nichts? Er muß zur Ordnung gerufen werden!) Ich frage Herrn Heckſcher, ob er eine Partei dieſes Hauſes unter denen gemeint hat, die beabſichtigen Zwietracht in das Vaterland zu werfen? Wenn das wäre, ſo müßte ich Sie zur Ordnung rufen.

Heckſcher. Ja, das muß ich ſagen, das habe ich allerdings gemeint. (Großer Lärm in der Verſammlung.)

Präſident. Herr Heckſcher! Ich rufe Sie hiermit zur Ordnung. . Sie müſſen von jeder Partei und von Jedem annehmen, daß er gewiſſenhaft handle, und Sie haben nicht das Recht zu ſagen: daß er beabſichtige, die Fackel der Zwietracht in das Vaterland zu werfen. Das iſt mit der Ordnung nicht verträglich.

Heckſcher. Es ſind ferner — ich muß mir dieſen Ordnungsruf gefallen laſſen — (Stimmen auf der Linken: Allerdings! Natürlich!) Es ſind ferner diejenigen darunter, welchen eine Entzweiung mit Preußen nicht unwillkommen wäre. (Wiederholter Lärm. Mehrere Stimmen: Nochmals zur Ordnung! Von der Tribune herunter!)

Präſident. Sie werden ſelbſt einſehn, Herr Heckſcher, daß es nicht ſo fortgehn kann. Ich muß Sie bitten, Ihre Worte auf die Wagſchale zu legen.

Wigard von Dresden (vom Platze.): Ich trage darauf an, ihm das Wort zu entziehn.

Präſident. Meine Herren! Ich bin überzeugt, Herr Heckſcher wird nicht mehr in der früheren Stimmung fortfahren. Ich erſuche Sie, ihn jetzt zu hören.

Heckſcher. Es ſind mannigfaltige Gründe, warum man dieſe Debatte von ihrem wahren und ausſchließlichen Gegenſtande abzulenken geſucht hat. Ich könnte hier noch manche aufzählen. Aber da man von einer Seite des Hauſes nicht alle Anklagen die auf mich geworfen wurden beantwortet wiſſen will, ſo muß ich darüber hinweggehn. Ich wende mich unmittelbar zu dem Gegenſtande, der uns beſchäftigt, aber das will ich noch hinzufügen, ich hätte nicht geglaubt, daß ſo wenig Gerechtigkeit und Billigkeit in dieſem Hauſe wäre!"

Damit begann denn der Tumult ärger als vorher, und Herr Wigard ſetzte die Abſtimmung darüber durch, daß Heckſcher das Wort entzogen werde. Dieſer beharrte bleich und feſt auf der Tribune, und als die Abſtimmung für ihn ausgefallen war ging er auf den Waffenſtillſtand ein, nicht ohne geſagt zu haben: daß er genöthigt ſei ſeinen Gefühlen Gewalt anzuthun.

Das Wichtigſte war, daß er auf die von Blömer und Vincke verwendete Rechtsfrage einging und darauf erwiderte:

Erſter Satz. Das Reichsminiſterium hat die Krone

Preußen beauftragt, dieſen Waffenſtillſtand abzuſchließen im Namen und aus Auftrag der Centralgewalt.

Zweiter Satz. Das Reichsminiſterium hat die Krone Preußen beauftragt, dieſen Vertrag abzuſchließen, ohne daß es ſich eine Ratifikation vorbehalten hätte.

Dritter Satz. Das Reichsminiſterium hat in der Vollmacht für die Krone Preußen ausdrücklich geſchrieben, daß man ſich an die Stipulationen von Bellevue und die Zuſätze welche das Reichsminiſterium gemacht zu halten habe.

Was folge nun daraus? Erſtens daß Auftrag und Vorſchrift dahin ging, im Namen und aus Auftrag der Centralgewalt abzuſchließen. Das ſei nicht geſchehen. — Zweitens daß ſich das Reichsminiſterium allerdings keine Ratifikation vorbehalten. Drittens aber ſei dies unter Vorbehalt und Bedingungen geſchehen, und dieſer Vorbehalt und dieſe Bedingungen ſeien nicht gehalten worden. „Da wir nun aber,“ ſetzte Heckſcher ſchlagend gegen Vincke's Beweisführung hinzu, „die Verantwortlichkeit nur in dem Falle übernehmen wollten, wenn nach unſern Bedingungen abgeſchloſſen wäre, ſo konnten wir bei ganz veränderten Bedingungen die Verantwortung nicht übernehmen, ſondern mußten die ganze Sache an die Nationalverſammlung bringen.“

Dies war wirklich der Grundriß des Ganzen.

Nun kam's zur Entſcheidung, nachdem noch Wurm für den verwerfenden Theil des Ausſchuſſes, Stedmann für den annehmenden Theil des Ausſchuſſes und noch mehr für den

Franckeſchen Antrag der Schleswig-Holſteiner geſprochen hatte. Letzterer mit erſichtlicher innerer Bewegung. Er huſtete ſtark als er die Rednerbühne betrat, und darüber lachte die Linke. „Es iſt nicht der Augenblick zu lachen!“ rief er ihr zu mit ſeiner tiefen Stimme — „es iſt der Augenblick ernſten Nachdenkens.“ Jedermann wußte, daß dieſer brave Patriot nur nach innerſter, lauteſter Ueberzeugung ſich für ſein Votum entſchied. Noch eine Stunde vorher hatte er mich, der ich bei Anerkennung aller Gründe dagegen die Verwerfung für eine politiſche Nothwendigkeit hielt, er hatte mich mit ſchmerzlichſtem Tone und mit Anrufung der alten Zauberformel „Auch Du, mein Sohn?!“ gefragt, und hatte mir die Frage tief in's Gewiſſen geſchoben: ob ich ſolch ein Wagniß für das Vaterland verantworten könne? — Und dabei ſah ſein lichtblaues Auge auf die Linke hinüber, auf die Gallerie hinauf —

Es mochte gegen ſechs Uhr ſein, als die Abſtimmung begann. Der Herbſttag leuchtete nur noch matt zu den Kirchenfenſtern herein von der linken Seite, hinter welcher die Sonne unterging. Man mußte Anſtalt treffen zu einiger Beleuchtung der Präſidentſchafts-Eſtrade; denn ſolche Abendſitzung war eine Ausnahme und es fehlte noch an den Anſtalten zur Beleuchtung des ganzen Raumes. Schon deshalb, weil man das Haus nicht mehr deutlich überſehen konnte, hätte namentlich abgeſtimmt werden müſſen. Natürlich wurde es aber auch von allen Seiten verlangt. Durch ſeich düſteres Kolorit wurde die peinliche Spannung nur noch erhöht.

Niemand wußte zu ſagen, wohin die Waage ſinken würde. Man wußte nur, daß eine kleine Anzahl Stimmen, die ſich nicht in Voraus ermitteln ließ, die Entſcheidung bringen werde. Die eigentlichen Männer des Centrums wußten nur, daß das Eine wie das Andre große Gefahr ſei. Welches iſt die größere?

Selten geſchah es, daß man noch einmal alles Für und Wider abwägen mußte, während der Schriftführer ſchon die Namen von der Tribune aufruft zu Ja oder Nein. Heute geſchah es bei mehr denn einem Manne des Centrums. Sie hatten zudem die Trennung der beiden Sätze des Antrags auf Verwerfung verlangt, ſie hatten verlangt, daß zuerſt nur über die Verwerfung des Waffenſtillſtandes, und zu Zweit beſonders darüber abgeſtimmt werde: ob das Reichsminiſterium „die zur Fortſetzung des Kriegs erforderlichen Maaßregeln ergreifen ſolle ſofern die däniſche Regierung ſich nicht bereitwillig ſinden ſollte, die Friedensunterhandlungen mit der Centralgewalt des deutſchen Bundesſtaates ſogleich zu eröffnen.“ Dieſe Trennung war verworfen worden. Sie lag weder im Intereſſe der Rechten noch der Linken. Die Linken wollten die ganze Konſequenz, auch die des Kriegs; die Rechten erwarteten, daß mancher Schwankende deshalb noch mit ihnen ſtimmen werde, weil er nicht ſofort und rund den Krieg votiren wolle.

Sie hatten ganz richtig ſpekulirt. Weil die Trennung der Anträge verworfen wurde, entſchloſſen ſich Einige, gegen dieſe dergeſtalt unumwundenen Anträge zu ſtimmen. Ob dadurch die Mehrheit entſtehen würde, konnte man nicht überſehn. Die Pein der Männer des Centrums erhöhte ſich aber dadurch außerordentlich in demſelben Momente, welcher auch ſchon ihre Stimmen einforderte. Es war eine Aufregung ohne Gleichen, obwohl kein beſonderes äußerliches Geräuſch ſie kund gab. Die zweifelhaft Gewordenen kämpften in ſich den ſchmerzlichen Kampf. Ein ſonſt ſtreng gefaßter, feſter Mann, Compes aus Köln, ein voller Feind des Waffenſtillſtandes, ſtand ſchweigend neben mir im Mittelgange als ſein Name gerufen wurde — eine Sekunde nur ließ er warten — man war ſeines Ja's gewärtig — dann ſagte er nachdrücklich Nein zu dieſen verbundenen Verwerfungsanträgen. Wie Viel hatte es ihn gekoſtet! Wie lebhaft und einleuchtend ſtanden mir alle die Gründe vor Augen, welche ihn endlich dennoch bewogen hatten! Wie mißtrauiſch machte es mich, ſo Viele aus den Binnenländern, ſo Viele aus Oeſterreich ſchlankweg Ja ſagen zu hören — und dennoch ſchwieg mir die Stimme im geheimnißvollſten Innern nicht, ſie ſchwieg nicht vor allen nahe liegenden Gründen, ſie ſprach unaufhörlich, ſie ſprach ſtark wie die Stimme vom Berge, wie die Stimme vom Maſtbaume, ſie ſprach: „Verwirf! Denn die Seele iſt dahin, wenn hier gewichen wird! Nicht nur das Ideal, die Idee eines deutſchen Reiches iſt verſchachert aus Furcht, wenn hier gewichen wird. Aus Furcht erwächſ't kein Reich, und wer den Seinigen nicht Wort hält bis zum letzten Athemzuge, der gewinnt und verdient kein Vaterland. Die Opfer werden doch nicht erſpart, und dann fallen ſie den mittelmäßigen Gedanken, hier ſind ſie noch darzubringen dem großen Gedanken einer deutſchen Ganzheit. Verwirf! Es iſt der erſte Schritt. Wird er abwärts gethan, ſo geht es weiter, immer weiter abwärts, und das Kind unſers Herzens, der erſehnte deutſche Staat iſt der Diskretion überliefert, der Diskretion guter, oder ſchwacher, oder ſchlechter Freunde. Verwirf! Es iſt auch das erſte Gebot in der Verſchleuderung Schleswig-Holſteins, das nächſte Gebot wird noch mehr verſchleudern, wenn nicht ſogleich, wenn nicht energiſch Einſpruch erfolgt nach innen und nach außen. Verwirf! Wer ſich nichts zutraut, dem wird nichts zugetraut, und hier geht's nicht um eine Parteifrage, es geht um eine nationale Frage! Ihrer muß ſich annehmen was eine Nation werden will, und dadurch werden wir auch der Ultra's Herr werden, welche die Frage nur ausbeuten wollen, und all unſre jetzt zaghaften Freunde werden, zwiſchen Leben und Sterben geſtellt, ſie werden genöthigt ſein, die ganze Maaßregel gut zu heißen und das Heft wieder in die Hand zu nehmen zur Durchführung in unſerm Sinne. Verwirf! Preußen mag zurücktreten. Für einige Zeit mögen ſich die Schleswig-Holſteiner des däniſchen Feindes allein nach Kräften erwehren, bis Rath und Hilfe geſchafft wird aus dem Inneren Deutſchlands. Sie iſt zu ſchaffen, wenn ſie als Bedürfniß für unſre nationale Entſtehung, für unſre Nation verlangt wird. Und dann wird auch Preußen erkennen, daß es immer am Uebelſten berathen worden iſt von ſeiner Diplomatie, daß es immer am Beſten berathen worden iſt von ſeinem tapferen Herzen, ja daß es entſtanden und gewachſen iſt nur durch dies tapfere Herz und nur beſtehen wird durch dieſe Tapferkeit des Herzens. Es wird erkennen, daß es nicht laſſen kann von Deutſchland, ſowie wir wiſſen, daß wir nicht laſſen können von ihm. Verwirf! Begeh' nicht die Thorheit, flicken zu wollen was noch kein Kleid geweſen iſt! Habe nicht den Muth der Beſorgniß! Habe den Muth der Unternehmung, welche Dir auferlegt iſt, wenn Du nicht als ein Sterbender hierher gekommen ſein willſt! Verwirf!"

Einzelne Lichter waren indeſſen angezündet worden auf der Eſtrade und der Tribune. Ihr ſchwaches Licht zeigte erſt recht, wie dunkel es im Hauſe ſei, aus welchem die letzten Ja und Nein aufſtiegen. Die Abſtimmung war zu Ende; das Bureau rechnete die Ja und Nein zuſammen. Diejenigen Abgeordneten, welche mit Bleiſtift oder Feder mitgezählt, ſtritten ſich leiſe über das Reſultat. Der Eine hatte, wie es zu geſchehen pflegte, einige Stimmen mehr, der Andere einige Stimmen weniger für die Mehrheit — darüber waren ſie einig, die Anträge des Dahlmannſchen Ausſchußtheils ſeien verworfen.

Soiron verkündete das Reſultat: 237 hatten die unumwundenen Anträge auf Verwerfung des Waffenſtillſtandes bejaht, 258 hatten ſie verneint. Sie waren alſo mit 21 Stimmen verworfen.

Es war kein Bruch herausgefordert, es war kein Krieg beſchloſſen. Auf den ſtrotzend vollen Gallerien erhob ſich jenes unheimliche Geräuſch, welches droht.

Im Hauſe ſelbſt kam ohne Zwiſchenakt und Aufſchub der Francke'ſche Antrag zur Abſtimmung: 257 ſtimmten dafür, 236 dagegen. Mit derſelben Mehrheit von 21 Stimmen war er angenommen.

Blieb übrig der zweite Hauptſatz des Ausſchußtheils, welchen Stedmann vertreten hatte: „über das von der preußiſchen Regierung der proviſoriſchen Centralgewalt gegenüber eingehaltene Verfahren" noch beſonderen Bericht einzufordern vom Ausſchuſſe für Centralgewalt.

In anderem Zuſammenhange würde faſt die ganze Verſammlung hierfür ſich erklärt haben. Jetzt nach dieſen Abſtimmungen hielt ein großer Theil der Oppoſition ſolch eine Berathung für müßige Förmlichkeit ohne Lebenskraft und verließ das Haus oder ſtimmte unwillig dagegen. Der Antrag fiel.

Die neunte Stunde war herangekommen. Unter düſterem Schweigen leerte ſich die Kirche. Die Mehrheit mochte ſich auch eines Sieges nicht freuen, welcher ihr, das wußte ſie vorher, eine ſo tiefe Wunde ſchlug.

Es war ein Tag des Verhängniſſes, dieſer ſechzehnte September, ein Sonnabend.

16.

Schon am Sonnabende Abends hatten Volkstumulte begonnen. Man hatte einzelne Abgeordnete geſucht, namentlich Heckſcher; man war vor den „engliſchen Hof", wo viele Abgeordnete des Centrums und der Rechten zu ſpeiſen pflegten, in drohender Maſſe gezogen, und hatte mit den Fäuſten auf Einzelne geſchlagen; man war in ein andres Lokal vor der Stadt eingedrungen und hatte alle Geräthe zertrümmert. Es hieß, Heckſcher habe flüchten müſſen und die Maſſen fahndeten auf ihn. Auch Jahn ſei gemißhandelt worden. Am Tage darauf, am Sonntage ſtrömten die demokratiſchen Maſſen durch die Frankfurter Vorſtädte. Der Signalſchuß ſchien abgefeuert zu ſein. Blum's Wort „Ratificiren Sie den Waffenſtillſtand, wenn Sie die Bewegung ſteigern wollen!" ſchien in Erfüllung zu gehn.

Nordöſtlich am Ausgange einer Vorſtadt auf der Bornheimer Seite iſt ein großer Anger, genannt die Pfingſtweide. Dorthin ſtrömten die Maſſen. Dorthin war bei guter Zeit eine Volksverſammlung ausgeſchrieben worden. Man hatte längſt gewittert, daß die Waffenſtillſtandsfrage ein fruchtbarer Stoff für Gährung und Bewegung ſein werde, und wer gern tanzt, dem iſt leicht aufgeſpielt: man lechzte nach einem Tanze.

Die Nationalverſammlung war den ſüddeutſchen Demokraten ein Gräuel. Süddeutſche Demokraten ſchien es aber zu geben wie Sand am Meere; alle die kleinen Städte, an denen Süddeutſchland ſo überreich. ſtrotzten von Demokraten. Frankfurt ſelbſt war umſponnen wie von einem Netz: Mainz und Hanau voran bildeten nur ein Paar Hauptpunkte in dem großen Netze, und wenn dieſe beiden Centralſtädte der Demokratie die Signalfahne erhoben, ſo ſtrömte aus dem ganzen Rheingau herauf, von der ganzen Taunuslinie herab der moderne Bauernkrieg mit dem Bundſchuh vorauf gegen die Mainſtadt der Geldſäcke, gegen die Paulskirche der Volksverräther. Bockenheim und Bornheim, mit denen die Vorſtädte von Frankfurt in unmittelbarer Verbindung ſtehn, waren die natürlichſten Sammelplätze für das Volksheer.

Nur das linke Mainufer, die Darmſtädter Seite, ſchien weniger aufgeregt zu ſein. Offenbach freilich war nicht minder bereit zum endlichen Streiche, und ſogar die derben Sachſenhäuſer, welche ſonſt nicht gerade ſanguiniſch in dieſer Richtung ſich hervorgethan, ſogar dieſe niederſächſiſchen Kolonen mitten unter Franken, ſollten aufgewühlt und verdreht worden ſein. Wer Frankfurt ſelbſt genau beobachtet hatte, der wußte ferner deutlich genug, was es mit den ſogenannten Geldſäcken für eine Bewandniß haben konnte, inſoweit dieſe zur Nationalverſammlung halten ſollten. Die Reichen bilden auch in einer wohlhabenden Stadt die unverhältnißmäßige Minderzahl, und ſie ſind wie nicht vorhanden wenn die

Straße in Bewegung kommt zu einer Revolution. Die Wohlhabenden in Frankfurt, allerdings eine ſehr große Zahl, und der Kern der dortigen Bürgerwehr ſind eine aufgeweckte, wohlgebildete Klaſſe mit geſundem Sinn und verſtändigem Naturel. Sie gehörten nicht zu den Faſeleien der Demokratie, aber ſie waren keinesweges frei davon; ſie wünſchten durchaus nicht eine eigentliche Revolution in Frankfurt, durchaus nicht eine wirkliche Sprengung der Paulskirche; aber eine beſondere Anſtrengung dagegen, das war vorauszuſehn, würden ſie nicht machen. Diejenigen die ſelbſt zu einer ſolchen beſonderen Anſtrengung dagegen bereit waren bildeten eine ſehr kleine Truppe der vornehmeren Bürgerſöhne und des gründlicher gebildeten Theiles der Bevölkerung, welcher in dem großen geſelligen Klubb „Bürgerverein“ ſpäter vorurtheilsfrei und kräftig die einzig mögliche Form eines Bundesſtaates bei jeder ſchwierigen Gelegenheit unterſtützte unter dem Vorgange patriotiſcher Männer wie Varrentrapp, Heinrich Hoffmann, Spieß und Genoſſen. Die große Mehrzahl Frankfurts war geneigt, es an ſich kommen zu laſſen. Der politiſche Standpunkt des Frankfurter Journals, welches ſo leicht und ſo leichtſinnig als möglich auf der Woge ſchwimmt, das war auch ihr Standpunkt. Von lauter ohnmächtiger Kleinſtaaterei umgeben, getrieben vom raſchen fränkiſchen Blute waren ſie großentheils verblendet über die Schwierigkeiten einer ſtaatlichen Umgeſtaltung Deutſchlands, und nicht ohne Aerger und Ueberhebung ſahen ſie auf die vorſichtigen oder gar zaghaften Schritte der Nationalverſammlung. Etwas mehr Dekretiren und Proklamiren hätten ſie ganz richtig gefunden.

Kurz, die Paulskirche war in Wahrheit ganz ohne Schutz gegen eine heranbrauſende Sturmfluth. Auf Schutz durch Truppen rechnete man damals ſo gut wie gar nicht: er war durchweg aus der Mode, und zeigte ſich überall nicht bloß unzureichend ſondern ſogar gefährlich. Es war auch nur ein ganz kleines Häuflein Truppen in Frankfurt vorhanden, namentlich aus Kurheſſen, aus ſehr hübſchen Leuten beſtehend, und gerade dieſen traute man nicht über den Weg. Sie würden, hieß es, ſogleich gemeinſchaftliche Sache machen mit den Demokraten, und ſich ihren Heimathsgenoſſen aus Bockenheim und Hanau wenn auch nicht anſchließen, doch gewiß nicht widerſetzen.

Unter ſolchen Umſtänden war dieſer Sonntag und war dieſe Aktien auf der Pfingſtweide wie ein drohendes Vorſpiel zu betrachten. Man hörte zugleich: in Soden haben ſie Heckſcher erkannt und verjagt, in Höchſt haben ſie ihn lebensgefährlich gemißhandelt. Draußen am Taunus ferner rufen die Sendlinge Alles herbei aus den kleinen Ortſchaften was eine Fauſt führen kann, und die ankommenden Eiſenbahnzüge bringen immer neue Schaaren nach Frankfurt!

Die Zeit war denn auch ſo weit vorgerückt, daß die ruheloſe Oppoſition nun die Volksvertretung ſelbſt angreifen mußte. Man hatte ſie zwar ſelbſt gewählt, ſie war ja aus allgemeinem Stimmrechte hervorgegangen, aber die Demokraten ſagten ſchon lange: ſie hat unſer Vertrauen, alſo auch das Vertrauen des Volks nicht mehr, ſie muß abtreten, und wenn ſie nicht abtreten will, ſo „wird ſie abgetreten," wie Blum vom Bundestage geſagt hatte.

Das war im Werke. Wie weit die Linke der Paulskirche damit einverſtanden war, iſt ſchwer zu ermitteln. Man kann da ſehr viel Einzelnen poſitiv Unrecht thun, wenn man es bejahen wollte, und wenn man's im Ganzen verneinen wollte, ſo würde man unrichtig Geſchichte ſchreiben. Einverſtanden iſt ja auch ein weites Wort. Einzelne wohl von der äußerſten Partei mochten mit den Führern der Maſſen in Verabredung ſein. Man hat natürlich nicht darüber abgeſtimmt, man hat nicht als Corporation gehandelt, wie lebhaft auch der Verkehr war zwiſchen den Führern auf der Pfingſtweide und den Führern des „Deutſchen Hofes" und des „Donnersberges", dieſen beiden Gaſthöfen der Linken und der äußerſten Linken. Der Klubbort der Linken, der deutſche Hof, lag zu paſſend am breiten Heerwege in der Bockenheimer Straße, und daher zum Theil mochte es kommen, daß ſich die Führer der Volksverſammlung, Germain Metternich an der Spitze, eſſen und mit Maſſen dorthin verfügten von der Pfingſtweide um zu unterhandeln, um aufzufordern, um vorzuſchreiben, um zu drohen. Letzteres war dort wohl noch nöthig, wo doch Mancher war, welcher den offenen Aufruhr nicht gutheißen mochte in der Parlamentsſtadt und wo Robert Blum das Wort führte. Dieſer war kaum dafür geſtimmt, den Aufruhr ganz zu entfeſſeln. Dieſes „ganz" war nie ſeine Sache. Er wußte übrigens, daß es wahr ſei was er eben in der Paulskirche geſagt: Wir hegen die ernſte Beſorgniß, daß die Bewegung über uns hinaus geht! Er konnte auch jetzt nicht aus ſeiner Rolle hinaus, aus der Rolle: halb zu reizen, halb zu beſchwichtigen.

Die Leute vom Donnersberge waren ganz anderer Art. Sie gingen ſelbſt hinaus auf die Pfingſtweide, und Zitz, Schlöffel, Ludwig Simon ſprachen. Zitz und Schlöffel ſo gerade wie möglich zum Zwecke. Zitz hatte das Glück, einen bildlichen Ausdruck zu brauchen, und er war ſpäter ſehr erfreut, daß es auch auf der Pfingſtweide dieſe Art von Kunſt noch gegeben hatte, in deren Falte man die nackte Abſicht hüllen könne. Er hatte geſagt: man müſſe jetzt „Frakturſchrift ſchreiben“. Auf der Pfingſtweide war es unzweideutig geweſen, einige Wochen ſpäter in der Paulskirche ließ es ſich deuten.

Der abgeſchmackten, doch einmal hergebrachten Form wegen wurde auf der Pfingſtweide eine Petition — pfui doch! — eine Eingabe an die Nationalverſammlung angenommen, welche dahin lautete:

„Die Volksverſammlung zu Frankfurt am Main am 17. September, beſtehend aus mindeſtens 20000 Bürgern aller Städte und Dörfer der Umgegend, beſchließt: 1) Daß die Majorität von 258, welche in der Nationalverſammlung am 16. d. M. den ſchmählichen Waffenſtillſtand angenommen hat, von dieſer Volksverſammlung hiermit für Verräther des deutſchen Volks, der deutſchen Freiheit und Ehre erklärt;

2) daß dieſer Beſchluß der deutſchen Nation auf das Schnellſte bekannt gemacht werde; 3) daß eine Deputation obigen Beſchluß morgen der Nationalverſammlung mittheile."

Der letzte Satz, gegen alles Herkommen in der Paulskirche, zeigte das Samenkorn, welches bis zum andern Tage aufgehen ſollte. Die Pariſer Beſuche vor der Barre des Hauſes und über die Barre hinweg ſtanden in Ausſicht. Man war am Vorabende einer Revolution, und es war Jedermann klar, daß ſie wie ein Waldbrand über ganz Süddeutſchland laufen und Alles in Rauch und Flammen hüllen werde. Nirgends war eine Ausſicht auf Widerſtand. Sogar in den großen deutſchen Militairſtaaten hatte, mit Ausnahme Prags, bis jetzt jede, aber jede revolutionaire Bewegung geſiegt, und hier in Süddeutſchland konnte ſie noch viel leichter ſich entfalten.

Der erſte und allerdings entſcheidende Schritt dazu ſollte ſein: Erſtürmung der Paulskirche, Sprengung der Nationalverſammlung. Sie allein, ſie aber auch mit ganzer Schwere eines deutſchen, urſprünglich nicht revolutionairen Volkes lag im Wege. War ſie hinweggeräumt, dann ſprang und ſauſ'te der Brand über Alles hinweg.

Montag am 18. September ſollte es geſchehn. Die Mehrzahl der Abgeordneten hatte wohl von der Größe, nicht aber von der Nähe der Gefahr eine Vorſtellung. Das Miniſterium hatte ſie. Dies interimiſtiſche Miniſterium, welches geſtern durch 21 Stimmen wenigſtens in interimiſtiſcher

Macht geblieben war, hatte für Alles zu ſorgen. Wäre es ſchon völlig abgetreten geweſen, das heißt: hätte Herr von Hermann nur einen Grad mehr Geſtaltungskraft beſeſſen, und ſich mit zwei bis drei Genoſſen vorläufig in Beſitz des Taxisſchen Pallaſtes geſetzt gehabt — dann wäre aller Wahrſcheinlichkeit nach der große Handſtreich der Demokraten vollſtändig gelungen. Denn die Koketterie mit der Linken hätte nicht in der Nacht vom 17. zum 18. Lokomotiven heizen und nach Truppen ſauſen laſſen hinüber in die Mainzer Feſtung.

Dies that das Miniſterium, welches nach der Abſtimmung vom Sonnabende wenn auch zerſetzt, doch in Bruchſtücken einſtweilen hatte bleiben können.

Als wir Montag Morgens zur Sitzung kamen, fanden wir die Zugänge zur Paulskirche in weitem Kreiſe eingehegt durch weiße Röcke und ſchimmernde Pickelhauben — durch öſterreichiſche und preußiſche Truppen, welche des Morgens aus Mainz gekommen waren.

Ihre Anzahl aber war klein, und wie ſich bald zeigte fehlte der einheitliche Wille, ſie für genügenden Schutz zu verwenden. Jetzt ſchon am frühen Morgen hatten ſich Volkshaufen dicht an der Kirche verhalten, und ſtanden zwiſchen den Eingängen der Kirche und den Truppen. Angeſichts der Truppen, drei Schritte von ihnen hielten ſie uns Fäuſte und Stöcke unter die Augen und ſprachen dazu: Ihr müßt alle gehenkt werden! Dies ſpielte am nördlichen Eingange zur Kirche, wo man unmittelbar von der Gaſſe nur fünf Schritte zu machen hat, um im Innern der Nationalverſammlung zu ſtehn gerade im Angeſichte der Rednerbühne und des Präſidenten. Zwei unbewachte Thüren nur, eine ſtarke äußere und eine ſchwache innere, trennten hier die Gaſſe vom Parlamente.

Auf dieſer Nordſeite ſtanden früh öſterreichiſche Truppen, tſchechiſche Böhmen, welche die Drohworte des Volkshaufens gar nicht verſtanden.

Gagern präſidirte. Natürlich begannen ſofort Anrufungen von der Linken gegen die Heranziehung von Truppen, deren „Dringlichkeit man nicht einſehe, und welche die Freiheit der Berathungen hindere.“ Schmerling rechtfertigte ſie ſofort durch ein Geſuch des Frankfurter Senates, welches um Mitternacht eingegangen ſei. Sie ſeien zum Schutze der Nationalverſammlung da, und das Miniſterium übernehme die volle Verantwortlichkeit. Er machte ſchließlich diejenigen außerhalb der Verſammlung, die allenfalls einen gewaltſamen Angriff gegen die Verſammlung zu machen beabſichtigten, darauf aufmerkſam, daß ein ſolcher Angriff Hochverrath ſei.

Unmittelbar darauf folgte ein „höchſt dringlicher“ Antrag der Linken: „da Zweifel erhoben worden ſind, ob die Nationalverſammlung in ihrer jetzigen Zuſammenſetzung noch das Vertrauen der Mehrheit des deutſchen Volks beſitze, ſo ſeien ſofort neue Wahlen anzuordnen in der vom Vorparlamente feſtgeſetzten Weiſe.“

Der Präſident fragt, ob Herrn Rühl von Hanau das Wort gegeben werden ſolle zur Begründung der Dringlichkeit dieſes Antrags? — Es wird verweigert.

Ein zweiter „höchſt dringlicher“ Antrag folgt dem erſten auf dem Fuße. Er geht gegen die „Maſſe von Soldaten um die Paulskirche“, gegen eine „Maaßregel, die ganz geeignet erſcheine, die Freiheit der Berathung des deutſchen Parlamentes zu beſchränken, und das Vertrauen des deutſchen Volkes in die Nationalverſammlung und die Centralgewalt zu ſchwächen.“

Das Wort zur Begründung der Dringlichkeit wird verweigert.

Nun verzettelt man ſich in eine äußerliche Frage der Geſchäftsordnung, recht als wollte man ſich zerſtreuen über den Drang des Augenblicks.

Mitten in dieſem Geſpräche erfolgte der Ueberfall von außen. Die Volksmaſſen drängten plötzlich durch die nördlichen Eingangsthüren, geradeein vom Redner und vom Präſidenten, in die Kirche herein —

Um dies zu verſtehn muß man nachträglich in's Auge faſſen, was draußen vorgegangen war. Die öſterreichiſchen Truppen, welche noch vor einer Stunde hier geſtanden, waren weggezogen worden. Niemand weiß warum! Wohl möglich, daß von irgend einer Autorität in der Paulskirche ſelbſt ein Wink erfolgt war: nicht ſo nahe, nicht ſo ſchutzeifrig zu erſcheinen. Solche Faſelei des Herzens in politiſchen Dingen war damals an der Tagesordnung. Es wäre ein Ereigniß von unabſehbarer Wichtigkeit geweſen, wenn an jenem Morgen die Nationalverſammlung auseinander geſprengt werden wäre, und dennoch war man eigentlich ſorglos. „Das kann doch nur auf eine Stunde, auf ein Paar Stunden, allenfalls auf einen Tag gelingen!“ ſagte man wohl. Als ob man in ſolcher Lavinenzeit die nächſte Minute, die nächſte Stunde in der Hand hätte, ſobald die erſte Flocke einmal gelöſ't iſt. Der Sturz Ludwig Philipps iſt dafür eine ſchreiende dramatiſche Lehre: Im Beſitze aller, aller Widerſtandsmittel, von denen noch dazu eigentlich keins völlig verſagt, geht er doch verloren, weil die Widerſtandsmittel unordentlich und nicht in genauer Folge in's Werk geſetzt werden, weil nicht einheitlich befohlen wird, weil man halb Strenge, halb Milde will, weil man hierdurch die eigne Atmosſphäre des Widerſtandes verdirbt, den Glauben daran auflöſ't und den Glauben daran am Ende ſelbſt verliert. Man geht unter im Beſitz aller Waffen, weil man keine Kraft und keinen Platz mehr hat ſie zu führen.

Ganz Frankfurt war auf der Stelle geändert, die ganze moraliſche Atmosſphäre ſchlug um, wenn die Nationalverſammlung einmal aus der Paulskirche gejagt wurde. Nur wenn es zum Handgemenge darin kam war ſie ſchwer beſchädigt, und das Handgemenge begann doch eigentlich ſchon. Die Abgeordneten ſelbſt mußten bald die Eindringenden hinaus drücken. Von den blutigen Folgen eines vollſtändigen Fauſtkampfes in der Kirche ganz zu ſchweigen! Einige hundert Männer weichen doch nicht ohne Widerſtand, und

Kampf erzeugt Wuth. Welche Rohheit in der Menge zu entwickeln war, zeigten doch die Nachrichten über brutale Mißhandlung Heckſchers, zeigten doch an demſelben Tage noch die gräßlichen Scenen mit Auerswald und Lichnowsky.

Alſo, dieſer nördliche Eingang zur Kirche, gerade der durch welchen man am Kürzeſten mitten in die Verſammlung dringen konnte, war frei gegeben worden. Die öſterreichiſchen Truppen hatten ſich weſtlich davon bis an die Ecke der Kirche zurückgezogen, die preußiſchen Truppen öſtlich davon. Und zwar die letzteren in ziemlich weite Entfernung bis an die Mündung des Paulsplatzes in die „neue Kräm" hinüber. Gerade aber dieſem nördlichen Eingange gegenüber öffnet ſich eine kleine Gaſſe in die innere Stadt. In dieſe Gaſſe flutheten die Volksmaſſen, und von hier drängten ſie hervor, eine Zeitlang ungewiß, ob ſie den ſchmalen Zwiſchenraum bis zum Eingange in die Kirche überſchreiten ſollten. Die tſchechiſchen Oeſterreicher zu ihrer Rechten waren ihnen am Nächſten, und konnten ihnen mit dem Bajonnet in die Flanke fallen. Aber der Raum iſt dort ſehr eng, die Kirche ſtößt nahe an einen Häuſerwinkel. Es waren alſo ſehr wenig Soldaten zu ſehen und dieſe nicht deutſch verſtehenden Soldaten hatten nicht den Anſchein als verſtänden ſie die Bedeutung der Lage. Der Officier derſelben war drüben vor der weſtlichen Front der Kirche; er ſah nicht was auf der Nordſeite vorging.

Als es nun ſo zweifelhaft ſtand, kamen einige verſpätete Abgeordnete von der Nordſeite, unter ihnen Rieſſer, und gingen auf den Eingang zu. Dies benützten die Maſſen als Gelegenheit und drängten nach. Umſonſt wendete ſich Rieſſer um ſie abzuhalten; die Maſſe ſchob, und drang mit ihm durch die erſte, und durch die nur zwei Schritt davon entfernte zweite Thür. Hinter dieſer zweiten Thür iſt noch ein ganz kleiner, etwa zwei Schritt breiter Raum durch eine unverſchließbare Glasthür abgeſondert vom Innern der Kirche. Bis in dieſen Raum drang ſchon die Fluth, als einige Parlamentsdiener es bemerkten und herzueilten, um den abwehrenden Rieſſer zu unterſtützen Einige Abgeordnete die links und rechts unmittelbar neben der Glasthür ſaßen thaten desgleichen, und ſo wurde die plötzlich todtenſtill werdende Verſammlung des Ueberfalls inne.

Es war etwa zehn Uhr Gagern erhob ſich in der ganzen Kraft und Schönheit ſeines gebieteriſchen Anſehens — mit ſeinem weitſichtigen Auge konnte er den Tumult hinter der Glasthüre genau erkennen — und verlangte, daß die Verſammlung ohne irgend ein Zeichen von Unruhe ihren Platz behalten ſollte, er erwartete, daß ſie würdigen Schweigens dem drohenden Angriffe entgegenſehn werde. Die moraliſche Wucht dieſer Worte wirkte augenblicklich. Wer ſich erhoben hatte ſetzte ſich wieder, nur die Damen auf den untern Zuſchauerplätzen an der Mittagſeite der Kirche fingen an zu flüchten.

Das Getümmel an der Glasthüre dauerte nur kurze Zeit. Es gelang den Dienern und einigen Abgeordneten, die zunächſt hereingedrungenen Angreifer — es waren Proletariergeſtalten — hinter die mittlere Thür zurückzuſtoßen, und dieſe Thür durch einen glücklicherweiſe vorhandenen kleinen Riegel zu ſchließen. Nun begann der Sturm auf dieſe mittlere Thür, welche man ſprengen oder einſchlagen wollte. Sie war viel ſchwächer als die erſte Thür welche auf die Straße geht, und eine Holztafel ſprang von den Stößen und Schlägen. Dieſer Sprung erweiterte ſich von der Wucht des Andrangs dergeſtalt, daß man hindurch ſehn konnte, und es war nicht wahrſcheinlich, daß der ſchwache Riegel der Gegenwucht lange widerſtehn würde. Wir da oben Sitzenden waren jeden Augenblick auf den hereinbrechenden Strom gefaßt. Die koloſſale Figur des ebenfalls in dortiger Gegend ſitzenden Geſchichtſchreibers Gfrörer hat ſich in der Paulskirche nie ſo gut ausgenommen als in dieſem Momente. Er ſtand mit ſeinem Stocke bewaffnet dicht an der Glasthüre, unzweideutig an den Tag legend, daß jeder Eindringling einen bemerklichen Widerſtand an ihm finden werde. —

Jetzt weicht die Thür, hieß es — trotzdem daß man ſich mit aller Schwere von unſrer Seite dagegen ſtemmte — jetzt kracht ſie! — da ſchwieg auf einmal das Schlagen und Lärmen draußen, der Druck hörte auf, und man ſah daß auf der Diplomatengallerie, etwas weiter weſtlich an dieſer Seite, Alles zu den Fenſtern drängte. Es mußte draußen etwas Neues vorgehn.

Gagern rief: Meine Herren, verlaſſen Sie die Fenſter!

Keine Komödie hier! rief eine Stimme aus der Linken, ich glaube Blums.

Keine Komödie draußen! entgegnete eine Stimme von der Rechten.

Uebrigens war es ſtill, und da Gagern ſeinen Redner über Geſchäftsordnung ſtandhaft auf der Tribune erhalten hatte während dieſes geheimnißvollen Zwiſchenſpiels hinter den Mauern, ſo fuhr er als Präſident ungeſtört fort: „Es ſind drei Anträge geſtellt, die ich zur Abſtimmung bringen werde" —

Die Hilfe draußen war von den preußiſchen Truppen gekommen. Obwohl entfernt vom Orte des Einbruchs hatte doch der Officier bemerkt was vorging, hatte ſeine Leute antreten und heran marſchiren laſſen. Die Maſſe war trotzdem nicht gewichen. Jeden Augenblick glaubte ſie, die Thür ſpringen zu ſehn; dann ging's hinein trotz der Soldaten! Die hätten ſich dann im wirren Getümmel herausſuchen mögen, wer Abgeordneter, wer Volk ſei. Der Officier hatte die Maſſe aufgefordert, ſich zu entfernen. Sie wich nicht. Er hatte ſeine Leute laden laſſen. Sie wich nicht — die Thür konnte jeden Augenblick ſpringen. — Fällt's Bajonnet! hatte er endlich kommandirt, und der Bajonnetangriff hatte die Maſſe geſprengt, und auch die an der Thür Stürmenden zum Rückzuge genöthigt.

Bei dieſer Vertreibung hat ſich die erſte Verwundung durch einen Bajonnetſtich ereignet, und dieſe gab nun das nächſte Loſungswort zum Aufruf gegen die „Soldateska", oder vielmehr gegen die „Preußen". In Folge Deſſen begann man in den engen Straßen der alten Stadt mit dem Aufbau von Barrikaden.

In der Paulskirche wußte man davon nichts. Man wollte nicht ſchließen um den Schein der Sicherheit nicht zu verläugnen, und ging über zur ewigen Grundrecht-Debatte, welche keine ſtrenge Aufmerkſamkeit erheiſchte. „Die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt frei," und Eiſenmann und Tellkampf und Linke und Ultramontane hielten Reden.

Man eilte hinaus auf den Platz, um Erkundigung einzuziehn über den Stand der Dinge. Trotz des erfolgten Bajonnetangriffs war immer noch eigentlich Friedenszuſtand. Die Soldaten ſperrten den Platz nicht förmlich ab, und die „Bummler" ſtanden truppweiſe auf demſelben umher. Namentlich am Fuße der großen Treppe auf der Mittagſeite. Die Sonne ſchien warm; man ſonnte ſich und Niemand ſchien eigentlich zu wiſſen, ob es vorbei ſei, oder ob es erſt angehn ſolle.

Wir ſtanden auf der Treppe und rauchten, und Einer ſagte ganz richtig: Man macht heutiges Tages Alles nur halb, ſobald es ſich um Widerſtand handelt; es wäre ja ein Wunder, wenn nicht jeder Angriff gelänge, denn jeder Angriff wächſt zum Siege, ſobald er ſpürt daß ihm der Sieg nicht herzhaft beſtritten wird.

Dieſer Sprecher war Auerswald, der älteſte von drei

Brüdern aus Oſtpreußen, ein magrer Mann mittler Größe mit einem tief gefurchten blaſſen Antlitze, welches ohne eine blonde Haartour den bejahrten Fünfziger noch viel älter und ſorgenvoller angekündigt hätte. In Köln beim Dombaufeſte war ich näher mit ihm bekannt geworden, und ich hatte immer gefunden, daß er über politiſche Streitfragen mild und ausgleichend ſich äußerte. Realen Grund und Boden wollte er für Alles ſehn, und er machte ſtets leiſe aufmerkſam auf die Schwierigkeiten und Hinderniſſe, welche der Idealismus überſehen mochte. Vorgreifend und abmachend zeigte er ſich bei ſolchen Streitpunkten niemals, und man hatte deshalb wohl auch den Eindruck von ihm, als ob er manches von Bedeutung zugeknöpft behalte. Immer aber war die wohlwollend menſchliche Rückſichtnahme vorherrſchend in ſeiner Anſchauungs- und Redeweiſe. Er war zum Geſandten des Reiches nach Petersburg beſtimmt, und ich erinnere mich namentlich eines langen Geſpräches mit ihm über dieſe Aufgabe. Er vertiefte ſich dabei in den Schmuggelkrieg an der preußiſch-ruſſiſchen Grenze und in die Verwilderung des menſchlichen Gemüthes, welche durch ſolche Grenzſperren genährt werde. Einzelne Züge aus den Freiheitskriegen, welche er tapfer mitgefochten, floſſen mit ein, und die Unterhaltung mit ihm war ſtets lehrreich, ſtets auf praktiſche Zwecke hinaus gehend. Jetzt machte er mich aufmerkſam auf einen dicht am Fuß der Treppe ſtehenden jungen Mann, welcher dem Ausſehn nach ein Handwerker ſein mochte und einen ſtarken Knüttel dergeſtalt gehoben in der

Hand hielt, daß es nur eines Schwunges bedurft hätte zum Dreinſchlagen. Irgend ein Abgeordneter auf der Treppe ſchien beſondrer Gegenſtand ſeines Grimms zu ſein, wahrſcheinlich Soiron, wenigſtens blickte er ſtarr nach der Stelle herauf, wo dieſer ſtand, und ſprach heftig, für uns unverſtändlich, zu einer Gruppe von Gefährten, die neben und hinter ihm ſtanden. Auerswald bemerkte: was mag nun wohl ſolch ein Handwerksmann für Vorſtellungen haben von den Abgeordneten und nach welchem Maaßſtabe mag er einen Vertreter Deutſchlands bemeſſen! Während er in ähnlichem Sinne weiter ſprach, bemerkte ich, daß man in dem engen Gäßchen, welches vom Römerberge nach dem Paulsplatze führt, Budenbretter zuſammenſchleppte, um eine Barrikade zu errichten. Die preußiſchen Truppen auf dem Paulsplatze ſahen zu, und ich fragte Auerswald, ob er nicht veranlaſſen könne, daß dies im Entſtehen verhindert werde. Ich will's ſogleich verſuchen! erwiderte er und ſtieg hinab, um einen Officier dazu aufzufordern. Langſam folgte ich ihm, und erfuhr, daß keine Ordre vorläge, über den Paulsplatz hinaus etwas zu unternehmen. Aus weiterem Geſpräche ging hervor, daß die Truppenmacht gering ſei, und das Wichtigſte, den Schutz der Paulskirche, nicht aus dem Auge laſſen dürfe, ſo lange die Nationalverſammlung Sitzung halte. Erſt wenn dieſe geſchloſſen, könne an ein Wegräumen von Barrikaden gedacht werden. Zu dieſem Geſpräche geſellte ſich auch Lichnowsky, der in ſeiner gewöhnlichen Stellung, das heißt die Hände in den Hoſentaſchen, mit den Soldaten ſich unterhielt. „Es ſind meine ſpeciellen Landsleute,“ ſagte er mit der ihm eignen ſchiefen Kopfwendung — Schleſier? — „Nein, Oberſchleſier! und ich will unſre Waſſerpolacken nach mir ſelber fragen.“ — Er ſprach dann einige polniſche Worte zu ihnen, welche bedeuteten, daß ihre Väter und Brüder ihm eine Mißtrauensadreſſe votirt hätten, und damit hätten ſie ihm Unrecht gethan. Das ſind nicht unſre Väter oder Brüder, antwortete ein Soldat, das ſind Lumpazi! Dieſe Antwort ſetzte natürlich Lichnowsky in die lebhafteſte und beſte Laune, und er bewies mir, den er mit Recht immer als einen politiſch Andersgeſinnten behandelte, triumphirend: wie ganz anders das eigentliche Volk ſeiner Heimath geſinnt wäre, als man in Zeitungen und von Rednerbühnen verkündige. Bei alle dem gab er ſehr viel auf Zeitungen und kümmerte ſich aktiv und paſſiv um jedes gedruckte Blatt. Es war ſogar in letzter Zeit eine ſeiner halb ſcherzhaften Drohungen: ich werde Dem oder Jenem einen Zeitungsartikel auf den Hals bringen! Uebrigens hat ſich nach ſeinem Tode erwieſen, daß jene Adreſſe von Seiten ſeiner Wähler eine Vertrauens- und nicht eine Mißtrauensadreſſe war, daß er alſo in Betreff ſeines Wahlbezirks allerdings Recht hatte mit ſeiner Schilderung des Volkes. Zufälligerweiſe — ich ſage mit Abſicht zufälligerweiſe, denn eine tiefere Bedeutung und Wahrheit lag nicht darin — hatte er ſich auch, wie ſchon erwähnt, ſeit einigen Wochen von der rechten Seite ein wenig abgewendet und an das Caſino angeſchloſſen; er hatte alſo im

Augenblicke wirklich keine herausfordernde Parteiſtellung und er hatte, wie wir wiſſen, in der Waffenſtillſtandsdebatte zur Vermittelung und Verſöhnung der Parteien geſprochen, hatte ſanfter und matter geſprochen als man es von ihm gewohnt war. In ſeiner Heimath iſt bei ſolchen ungewöhnlichen Erſcheinungen an einer ſcharf gezeichneten Perſönlichkeit der Ausdruck Sitte: Es muß nahe vor ſeinem Ende ſein! Er war unwohl. Das iſt der Schlüſſel zu ſeinem nicht hinreichend raſchen und entſchloſſenen Benehmen am Nachmittage. Hätte er gehandelt wie es ſonſt wohl ſeine Art war, er hätte ſein Leben hindurch gebracht durch die Fährlichkeit. In dieſem ſchlank gewachſenen eleganten Körper floß überhaupt ein gut Theil ſlaviſchen Blutes, welches ungleiche Stimmung und raſcheren Wechſel in gutem und ſchlechtem Muthe mit ſich zu bringen pflegt. Er war ein Sanguiniker, der ebenſo zu Uebermuth geneigt war, wie er unerwartet zu nachgiebiger Ausgleichung ſelbſt da Gelegenheit fand, wo ein eng und ſtreng gefügter Deutſcher nur auf Biegen oder Brechen bedacht geweſen wäre. Zum Schwunge geneigt und befähigt nach allen Richtungen beſtand ſein Vorzug in der ausgiebigſten Schmiegſamkeit und Anmuth nach jeder plötzlich ergriffenen Richtung. Er war ganz und gar Talent. Dreiſt, zuverſichtlich und graziös ergriff er Alles, was er ergriff, mit allen Hilfsmitteln zugleich, welche ihm zu Gebote ſtanden, und erreichte deshalb überall Erfolge. Ganz ſo als Sache des Talentes betrachtete er auch Alles, als ein Turnier, als einen

Kampf, bei welchem Zweck und Inhalt gleichgültig, ein Augenblicks ſiegreich erſcheinender Ausgang die Hauptſache. Ich glaube, es war ſeine vorletzte Rede im Parlamente, da ging er an mir vorüber zur Rednerbühne und ſagte halblaut: Halten Sie mir den Daumen, ich will eben ſprechen! — Den Kukkuk auch, erwiderte ich, ich ſtimme für das, was Sie bekämpfen wollen! — Das iſt ja einerlei! entgegnete er, und ſtieg hinauf. So wenig kümmerte ihn der Inhalt, welcher jenſeits des augenblicklichen Erfolges, jenſeits der That des Talentes liegen mochte.

Er wurde mit Intereſſe gehört und zwar von allen Parteien. Trotz ſeiner ſchlechten Stimme, wie Porzia ſagt im Kaufmann von Venedig. Die Stimme war dünn und hatte einen Beiſatz von Heiſerkeit, über welche der Tenorton mit einiger Anſtrengung hinweg ſetzen mußte. An dieſer Anſtrengung ließ er es nie fehlen, ſo daß er überall verſtanden wurde. Aber trotz dieſer erhöhten Kraft, die er anwenden mußte, verließ er die Form des Salonvortrages nicht und gerieth niemals in's Deklamiren, in dieſes Symptom von Unwahrheit oder doch Halbwahrheit, welches jeden ſtärkeren Eindruck aufhebt. Er begann immer mit Aufräumung des Zimmers, welches er vorfand. Da hatte Jener Dies und Dieſer Jenes geſagt, und Dies und Jenes mußte er erſt in den Winkel ſchieben, ehe er an ſeine Bemerkungen kam, die zu einer Rede gruppirt werden ſollten. Das geſchah immer mit Raſchheit und Lebhaftigkeit, und je mehr Zwiſchenfälle oder Zwiſchenbemerkungen ihm widerfuhren, deſto beſſer gelang es. Denn wie alle Leute pikanter Konverſation hatte er eigentlich keinen tiefen und langen Athem des Vortrages, hatte aber volle Geiſtesgegenwart, und jede Unterbrechung war ihm deshalb nicht nur nicht ſtörſam, ſondern hilfreich. So hat er nie eine beſſere Wirkung gemacht als da er in einer Rede wegen Räumung der Gallerie von der Gallerie herunter ausgepfiffen wurde, und flugs dieſes Pfeifen willkommen hieß als ein Argument für ſeine Sache, als einen thatſächlichen Beweis, wie nöthig die einſchränkenden Maaßregeln ſeien gegen die Gallerie. Er konnte natürlich mit dieſen Gaben nie den Anſpruch eines wirklichen Parteiführers, eines nachdrücklichen Verfechters von Principien machen, er war nur ein gewandter, wohl ausgeſtatteter und mitunter ganz empfindlich einhauender Reiter ſeiner Partei, der ſich denn auch am Beſten ausnahm, wenn es ſich um Aufgebung oder Vertheidigung eines Standesvorzugs handelte. Da hatte er alle Waffen, nämlich auch die poetiſchen Gedankenwaffen einer beſonderen Erziehung für ſich. Die Waffen eines ganzen Standes ſind ja unter allen Umſtänden von einer eigenthümlichen Wirkſamkeit, denn es haben Jahrhunderte daran geſchmiedet. Er hat mir nie beſſer gefallen, als wenn er den Muth zeigte, unpopulär zu ſprechen. In der Frage um Aufhebung des Adels hatte er ein Paar Wendungen, welche den demokratiſchen Zeitgeiſt geradezu verletzten und welche als Zeichen einer ganzen Anſchauungsweiſe beſſeren Gehaltes waren als zehn Wendungen verſuchter Ausgleichung, mit denen er ſich in andern Reden herum quälte. Seine perſönliche Haltung auf der Rednerbühne war frei und gewandt: er hielt ſich nicht an, er lehnte ſich nicht an, und der kleine dunkelhaarige Kopf mit blitzenden Augen, die nicht ohne Falſchheit waren, warf ſich dabei gern auf den Nacken zurück. Von größerer Bedeutung war weder ſeine Rede noch ſein Geſicht, welches durch einen Säbelhieb und Schnurrbart an das ſenſualiſtiſche Antlitz eines Reiterofficiers erinnerte. Ob er gefallen oder nicht gefallen? war denn auch immer ſeine dringende Frage nachdem er geſprochen, und in dieſer dringenden Nachfrage zeigte er oft ſo viel Naivetät, daß die Eitelkeit liebenswürdig wurde, wenn man ſich einmal darein ergeben hatte, ſo wichtige Fragen und Formen auf perſönliches Genüge herunter gebracht zu ſehn.

Die Truppen hinderten die Cirkulation auf keine Weiſe, und ich ging mit andern Bekannten nach der neuen Kräm hinüber. Dort, hieß es, habe man den Eingang in die enge Schnurgaſſe hoch verbarrikadirt. Es war ſo. Niemand war aber hinter der Barrikade, und man beſah ſie wie man eine Jahrmarktsbude anſieht, die noch keine Waaren enthält, weil der Jahrmarkt noch nicht begonnen. Wird er denn beginnen? Man wußte es nicht. Wir wenigſtens wußten es nicht. Vielleicht auch Blum nicht, der hier neben uns ſtand, und ſeine Cigarre rauchend, halb lächelnd dieſe für ihn ehrwürdige moderne Erfindung betrachtete.

Es war die Stille vor dem Gewitter. Ich wüßte aber nicht, daß es uns beſonders ſchwül vorgekommen wäre. Wenn man nicht zur Revolutionspartei gehört, ſo iſt man ganz ohne Inſtinkt dafür, ob etwas bevorſtehe oder nicht. Die ewigen Deklamationen hatten uns gleichgültig gemacht, und von den praktiſchen Vorbereitungen wußten wir nichts. Daß es wirklich losgehn werde gerade heut oder morgen, wiſſen auch von den Revolutionirenden immer nur wenige.

Um ein Viertel vor Zwei ward die Sitzung geſchloſſen, nachdem noch die Eingabe von der Pfingſtweide vorgeleſen worden war. „Ihres beſonderen Inhalts wegen verdiene ſie das“ hatte Gagern geſagt. Sie wurde gleichgültig hingenommen; es war ſchon zu Viel vorgefallen. Man ging zu Tiſche. In Wahrheit beſorgten wir nach dem verunglückten Streiche des Ueberfalls eine größere Revolte nicht mehr.

Ein Militair unter uns ſagte freilich als wir in den „engliſchen Hof“ traten: die Lage ſei gefährlich wenn ein Ausbruch erfolge; denn die Truppenmacht ſei viel zu gering, die enge innere Stadt zwiſchen Zeil und Main ſei vortrefflich geeignet zur Barrikadenfeſte, und wenn ſie ſich bis zur Nacht halte, ſo ſtröme das Demokratenthum von halb Süddeutſchland herzu, und das Parlament müſſe flüchten, wenn zur Flucht noch irgend eine Straße übrig bleibe; welches Letztere nicht wahrſcheinlich. — Alſo? — Alſo müſſen wir auf eine Kataſtrophe gefaßt ſein! ſetzte er hinzu, und nahm ſeinen Platz neben Lichnowsky, welcher einer der erſten an der Tafel ſich niedergelaſſen, und vom Kellner Suppe und Wein gefordert hatte. Er zeigte ſo wenig als einer von uns ungewöhnliche Theilnahme oder Aufregung, er war etwas gedrückt durch ſein Unwohlſein. Beifällig nickte er mit dem Kopfe, als ein neuer Ankömmling erzählte, Peucker habe ſchon eine Lokomotive nach Darmſtadt geſchickt, um Artillerie von dort zu holen. —

Erſt gegen Ende der Mahlzeit erfuhren wir, daß die Barrikaden vertheidigt würden und daß es zum Schießen gekommen ſei. Oeſterreichiſche Truppen hatten den Kampf beginnen müſſen. Auf dieſe Nachrichten nahm Lichnowsky ſeinen Hut, und ging über den Roßmarkt hinüber, um nähere Erkundigung einzuziehn. Wer hätte gedacht, daß man ihn da zum letzten Male hinſchreiten ſähe! — Perſönliche Bekannte von ihm, preußiſche Mitglieder der Nationalverſammlung, von Boddien und von Deetz, welche beide dem Reichsminiſterium des Krieges zugetheilt waren, wollte er aufſuchen, um näher über den Stand der Dinge unterrichtet zu werden. Man erwartete, hieß es nun beſtimmt, von der Weſtſeite Zuzug von neuen Truppen, und befürchtete von der Oſtſeite, von Hanau her, Zuzug neuer Inſurgentenſchaaren. Zu einem vollſtändig ſich organiſirenden Barrikadenkampfe hatte man keineswegs Truppen genug, wenn man vor neuem Andrange von außen her nicht ſicher ſein, alſo die vorhandene Truppenmacht nicht ganz verwenden durfte. Das unruhige Blut hat Lichnowsky getrieben, ſich durch eine Rekognoscirung zu vergewiſſern, was zu erwarten ſtünde. In dieſer Abſicht hat er ſich bald nach drei Uhr bei einem öſterreichiſchen Abgeordneten, dem Oberſten von Mayern, ein Pferd geliehen, und iſt nach dem Eſchenheimer Thore zu geritten. Dort ſieht er General Auerswald gehn und fordert ihn zur Begleitung auf. Auerswald hat keine Luſt gehabt; es war aber Lichnowsky's Art, bei ſolchen Einladungen lebhafter und dringender zu ſein als man es ſonſt bei ſo gelegentlichen Dingen zu ſein pflegt. Alle Einwendungen und Hinderniſſe wußte er dann durch unerſchöpfliche Auskunftsmittel zu beſeitigen. So wußte er denn auch Rath dafür, daß Auerswald kein Pferd habe. Kriegsminiſter Peucker wohnte am Eſchenheimer Thore und aus deſſen Stalle wurde ein Pferd geholt. So waren gegen vier Uhr beide Schlachtopfer zu Roſſe, und ritten unter dem alterthümlichen Eſchenheimer Thorthurme hinaus in die Vorſtadt. Anfangs ſcheint Lichnowsky die Richtung nach links hin, nach der Weſtſeite vorgehabt zu haben. Dort außen in der Vorſtadt wohnte der Reichsverweſer, und Lichnowsky hat dieſem eine Mittheilung, eine Meinung ausdrücken wollen über die Art und Weiſe wie ſeiner Anſicht nach der Kampf nachdrücklich zu Ende gebracht werden müſſe. Davon iſt er aber abgehalten worden durch eine Warnung. Dort außen auf der Seite von Bockenheim, hat man ihm geſagt, ſeien zahlreiche Haufen, denen man keine freundliche Abſicht zutraun dürfe. Der Reichsverweſer ſei auch ſchon zu Fuß über die Promenade nach der Stadt gegangen. Nun hat Lichnowsky wahrſcheinlich nach der Hanauer Seite hin ſich umſchaun wollen, um in Betreff des gefürchteten Zuzugs von Demokraten eine ſichere Kunde mitzubringen. Kurz, die beiden Reiter hatten ihre Pferde nach rechts gewendet, und waren auf der Promenadenchauſſée nach dem Friedberger Thore zu geritten.

Man dachte nicht weiter an ſie; man war in der Stadt hinreichend beſchäftigt, man lief ſoweit es ohne augenſcheinliche Gefahr geſchehen konnte den Orten zu wo der Kampf begonnen hatte. Auf dem Liebfrauenberge ſchoſſen die Oeſterreicher, unten an der Zeil beim Türkenſchuſſe ſchoſſen die Preußen, Barrikaden angreifend. Oben in der Bleichſtraße, hieß es, alſo weit nördlich außerhalb des vermutheten Barrikadenviertels werden auch Barrikaden von den Preußen angegriffen, und die ganze öſtliche Stadt nach der Hanauer Seite zu iſt verrammelt und in den Händen des Aufſtands. Das Friedberger Viertel nicht minder. Nur die obere Zeil und der Roßmarkt, das Eſchenheimer-, Bockenheimer- und Gallus-Viertel, die weſtliche Stadt war frei bis an die Thore. Außerhalb der Thore ſei man nirgends ſicher. Die Musketenſchüſſe knatterten fortwährend, und ein elegant gekleideter junger Mann trat zu uns auf der Zeil mit dem Bemerken, wir möchten die Biegung der Straße nicht überſchreiten, denn auch außerhalb der vermuthlichen Richtung irrten gedankenloſe Kugeln umher. Zum Beweiſe zeigte er ſeine angerauchte Cigarre vor, welche ihm ſo eben durch eine ſolche Kugel aus dem Munde gerückt worden und verdorben ſei. Sie hatte, wie man zu ſagen pflegt, zu viel Luſt bekommen, und der junge Mann war bei dieſer heitern Wendung doch ziemlich erregt. Man ſah Verwundete vorübertragen, man ſah Adjutanten ſprengen, namentlich einen jungen ſchlanken Oeſterreicher, welcher wie zum Tanze geputzt ſchien mit dem engen weißen Leibrocke, mit der ſchwarzgelben Schärpe darüber, mit dem Federhute und mit weißen Glacehandſchuhen in den Zügeln des Pferdes. Auch Peucker hoch zu Roſſe flog einmal vorüber die Zeil hinunter mitten in's Kugelfeuer hinein, und man hörte, daß er auf dieſer Seite den Angriff leiten helfe. Man rücke langſam vor, entweder weil man ſchonen wolle, oder weil man zu wenig Truppen habe.

So ging es eine ziemliche Zeit lang, ohne daß man etwas Entſcheidendes vernahm. Plötzlich hieß es: es tritt eine Waffenruhe ein! Abgeordnete von der Linken ſind beim Miniſterium geweſen und ſind von Peucker über die Barrikaden zu den Aufſtändiſchen geleitet worden, um mit dieſen zu unterhandeln.

Dies mochte gegen ſechs Uhr ſein, und der Tag neigte ſich. Solche Nachricht wirkte niederſchlagend auf viele Abgeordnete von der Rechten und vom Centrum. Dies ewige Vermitteln, riefen ſie, wo nichts zu vermitteln iſt, richtet Alles zu Grunde; denn jeder Beſtand, jedes Geſetz wird unſicher. Wir wollen reines Waſſer, ſetzten die Entſchloſſenſten hinzu, Sieg oder Untergang! Denn wenn nun auch in der Stadt der neuen Centralgewalt und Nationalverſammlung das Putſchen und Revoltiren nur beſchwichtigt werden kann wie in Berlin und Wien, dann iſt auch die neue Geſetzgebung unmächtig und haltlos.

Der Reichsverweſer, hieß es, ſei zur Ausgleichung geneigt, das Miniſterium aber nicht. Beſonders Peucker und Schmerling widerſetzten ſich ſtandhaft, unterſtützt durch Deetz und Beddien.

Geduld! flüſterte Einer, der aus der Eſchenheimer Gaſſe kam, der Waffenſtillſtand iſt für uns. Wir haben zu wenig Mannſchaft und Deetz hat eben wieder eine Abtheilung nach dem Hanauer Bahnhofe hinaus ſenden müſſen, wo Kurheſſen ſtehn ſollten und wo, wie es heißt, nur ihre Gewehre noch ſtehn, wir ſind zu ſchwach, wir warten ſehnlichſt auf die Geſchütze von Darmſtadt — hurrah! hurrah! hörten wir plötzlich von der Bockenheimer Seite her, und ſchweren Hufſchlag und ſchweres Raſſeln. Die Darmſtädter Geſchütze kamen an, und fuhren auf am Roßmarkte und an der Hauptwache; Darmſtädter Truppen, aufgeweckte, intelligent ausſehende, fixe Leute, kamen aus einer andern Straße an und begrüßten ihre Geſchütze mit brauſendem Hurrah.

Die Geſchütze machten ſich fertig, die Zeil hinunter zu raſſeln. Es entſtand eine ängſtliche Pauſe, der Tag ſank immer mehr, unſer Berichterſtatter war wieder in die Eſchenheimer Gaſſe hinüber geeilt, ob er was erfahre über die Waffenruhe. Alles harrte geſpannt, ob ſie wirklich länger dauern und die Entſcheidung knicken ſolle. Um dieſe Zeit hörte man zum erſten Male von einigen Vorübergehenden, daß Lichnowsky verunglückt ſei. Ach, nicht doch! berichtigte

Einer, er iſt gar nicht in der Stadt, wo allein gefochten wird. Man ſchlug's aus dem Sinn, man war darauf geſpannt, ob die Waffenruhe verlängert oder beendigt würde. Die Artilleriſten ſaßen zu Pferd vor und neben den Kanonen und harrten ebenfalls, da hörte man auf einmal das Kommando „Vorwärts!“ und weiter hin ebenfalls „Vorwärts!“ und noch einmal „Vorwärts!“ und in vollem Trabe ging's mit den Kanonen und mit der Bedeckung die Zeil hinab. Der Eindruck nach ſolcher Spannung war ſo groß, daß die zahlreichen Zuſchauer, allerdings wohl zumeiſt Feinde des Aufſtandes, in ein allgemeines Bravoſchrein ausbrachen. Man hörte, daß die Kanonen ſtill hielten unten an der Zeil, man erwartete, ob der donnernde Schuß folgen werde. Gleichzeitig glaubte man auch weit drüben ſüdlich, etwa nach der alten Brücke zu, neues Musketenfeuer zu hören. „Das ſind die Darmſtädter Schützen“, rief unſer von der Eſchenheimer Gaſſe zurückkehrender Kundſchafter, „ſie arbeiten ſich mit bewundernswerther Bravour und Geſchicklichkeit durch die Barrikaden der Fahrgaſſe herauf, um den Unſrigen die Hand zu bieten!“ — Alſo die Waffenruhe iſt aus? — „Aus! Die Linken drohten mit Himmel und Hölle, wenn neues Bürgerblut vergoſſen würde, und ſchoben Schmerling die ganze Verantwortung zu, „„ich werd's verantworten,““ erwiderte er trocken öſterreichiſch hinter dem Tiſche hervor, und Boddien und Deetz ſind auf dem Platze und —“

Da donnerte der erſte Schuß des heſſiſchen Geſchützes —

Es war die wunderlichſte Lage einer Revolutionsſchlacht, die man ſich denken kann. Die Aufſtändiſchen fochten gegen Behörden, welche eben erſt aus allgemeinem Stimmrechte der Nation hervorgegangen waren; es fehlte ihnen alſo ganz und gar der Schimmer und Duft eines gekränkten, zur Gewaltſamkeit gezwungenen Rechtsgefühls. Die Angegriffenen aber vertheidigten ſich mit Truppen, deren urſprüngliche Befehlshaber kurz vorher noch Widerſacher der jetzt Angegriffenen waren, und — wahrſcheinlich in Kurzem wieder ſein würden.

Dabei wandelten dieſe Angegriffenen ohne Waffen umher auf der oberen Zeil und dem Roßmarkte, als ob ſie unparteiiſche Zuſchauer wären. Zum Theil hatten ſie ihre Frauen am Arme, welche Anfangs vor den nahen Gewehrſalven zurückſchreckten, ſich aber bald mit der phyſikaliſchen Notiz beruhigten: daß Kugeln nicht um die Ecke flögen. Eine wunderliche und bald auch maleriſche Promenade, als der Abend hereingebrochen war. Die neu ankommenden Truppen lagerten ſich auf dem Roßmarkte, ehe ſie in's Gefecht geführt wurden, und zündeten Wachtfeuer an. Es iſt ganz was anders um Soldaten, die nach der nächſten Viertelſtunde in's tückiſche Kugelfeuer, in Noth und Tod ſchreiten müſſen nach der angrenzenden Straße. Sie entzünden die natürlichſte Theilnahme. Man ſammelte Geld, um Wein und Nahrungsmittel ankaufen und unter ſie austheilen zu können. Die eleganteſten Frauen gingen umher unter ihnen und vertheilten, was aus dem engliſchen Hofe herausgebracht wurde, und beſonders die Truppen aus Mainz äußerten ſich gerührt und dankbar, denn es ſei ihnen dort ergangen, als ob ſie gar nicht mehr Menſchen wären.

Der engliſche Hof war eine Art zweiten Hauptquartiers. Wichtige Befehlshaber traten oft dort ein, um ſich zu erfriſchen, und es gab immerwährend neue Nachrichten. Ein junger preußiſcher Officier, hieß es, ſei auf einen Wagen geſprungen, um beſſer kommandiren zu können. Umſonſt hatte man ihm zugerufen, ſich nicht dergeſtalt auszuſetzen, er war geblieben in voller Bedeutung des Wortes: eine Büchſenkugel hatte ihn umgeworfen. Dies ſehend ſpringt ſofort ſein Bruder, ebenfalls Officier, auf dieſelbe Stelle hinauf, und wird in der nächſten Minute, ebenfalls in die Bruſt getroffen, niedergeworfen. Dieſer lebt aber, wurde hinzugeſetzt, er hat zufällig ſeine Epauletten in die Bruſttaſche geſteckt, und auf dieſen iſt die Kugel, keine Spitzkugel! ſitzen geblieben — die Truppen machen Fortſchritt auf Fortſchritt, der Aufſtand wird Niederlage! Die traurige Nachricht von Lichnowsky freilich beſtätigt ſich. Man hat ihn ſo eben in Bethmann's Gartenhaus gebracht. Er lebt noch; Auerswald aber iſt todt. „Auerswald auch?!" — Ja wohl, der alte Soldat aus den Freiheitskriegen iſt von den heutigen Freiheitsmännern gräßlich ermordet worden in der Vorſtadt der freien Stadt Frankfurt! — —

Gegen Mitternacht konnten wir durch die Barrikaden der Allerheiligen-Straße hinaus nach unſrer Wohnung in der Hanauer Vorſtadt. Officiere ließen höflich Platz machen für die

Damen. Rechts unten nach Sachſenhauſen zu war der Kampf noch nicht beendigt, aber er ging zu Ende. Links drüben im Friedberger Viertel, wo Germain Metternich Anführer geweſen und Abends verſchwunden war, ſchwieg Alles — am dortigen Thore ſollten Auerswald und Lichnowsky zuerſt angegriffen worden ſein.

Am andern Tage, wo Beide als unzweifelhafte Leichen vor uns lagen, wurde ihr Schickſal aufgeklärt bis auf dieſen erſten Angriff am Friedberger Thore, den ich trotz aller Nachforſchungen nicht genau habe ermitteln können.

Vor dieſem Thore ſteht ein Denkmal, welches der verſtorbene König von Preußen tapferen, im Kampfe gegen Franzoſen gefallenen Heſſen hat errichten laſſen, und nahe bei dieſem Denkmale ſind die beiden preußiſchen Abgeordneten, vom Eſchenheimer Thore her kommend, zuerſt mit Schüſſen angegriffen worden von heſſiſchen Inſurgenten. Allen Anzeichen nach ſind die Haufen, welche Lichnowsky erkannten — er war ja überall, auf der Rednerbühne, in den Straßen und Bilderläden zu ſehn — vorzugsweiſe Bewohner aus heſſiſchen Ortſchaften, namentlich aus Bockenheim geweſen. Es iſt mir nicht wahrſcheinlich, daß ſie eine perſönlich vorgefaßte Abſicht dabei gehabt. Der Anfall iſt wohl der augenblicklich entzündeten Wuth gegen die beiden zu Pferde daher kommenden, ſicherlich der aufſtändiſchen Sache abgeneigten Männer zuzuſchreiben. Das Erkennen Lichnowsky's von der verhaßten preußiſchen und ariſtokratiſchen Rechten mag dieſe

Wuth zu Schuß und Wurf geſteigert haben. Man ſagt, Lichnowsky habe beim Eſchenheimer Thore, wo er Anfangs nach links wenden wollte, laut davon geſprochen, daß er rekognoſciren wolle, und es wäre allerdings möglich, daß zuhörende Inſurgenten vorausgeeilt wären, um ihren Genoſſen die Reiter zu ſignaliſiren. Wahrſcheinlich iſt dies nicht. Sie wurden ja auch weiter draußen an der Friedberg-Homburger Straße von einem andern Trupp ohne Weiteres mit Schuß und Wurf angefallen. Die bloße Erſcheinung von zwei ſolchen Reitern hat alſo wohl genügt, die aufgeregte Leidenſchaft zu mörderiſchem Anfalle zu treiben. Freilich iſt ein vorbedachter Zuſammenhang auch mit dem Trupp draußen auf der Friedberger Chauſſée möglich, wenn einmal der ganze Urſprung der That von dem Eſchenheimer Thor her abgeleitet werden ſoll. Dieſer zweite Trupp iſt allerdings auch weiter außen von der Eſchenheimer Seite durch Gartenſtraßen dahinüber gekommen nach der Friedberg-Homburger Straße, wo er den beiden Reitern den Weg kreuzte, und er konnte alſo allerdings vom Eſchenheimer Thore her das Signal erhalten haben zu dieſer Kreuzung des Weges.

Das Alles ſcheint mir indeſſen doch eine ziemlich künſtliche Deutung zu ſein. Die Unterſuchung hat darüber nichts Zuverläſſiges ergeben, und die eigentlichen Thäter ſind bekanntlich zu den Franzoſen geflüchtet, und dieſe haben ſie neuerdings von Verdun entſchlüpfen laſſen. Ich glaube immer noch, die ganze empörende Jagd und Mordthat iſt der augenblicklichen Rohheit zuzuſchreiben, welche, zum Kampfe aufgeſtachelt, beſtialiſch ſich auslaſſen mochte an jedem Gegenſtande, der halbwegs zum Haſſe berechtigte.

Ob Auerswald dort am Heſſen-Denkmale ſchon getroffen worden iſt, das weiß man nicht. Ebenſo wenig iſt genau zu ermitteln, ob ſie erſt noch eine Strecke gerade fort an der Promenade gegen die Hanauer Seite hin geſprengt, dort wiederum angefallen worden und nun erſt umgekehrt ſind, um die Friedberger Chauſſée nach Homburg hinaus zu gewinnen. Es ſcheint ſo, obwohl ſie dann nochmals zu ihren Feinden unweit des Heſſen-Denkmals zurück und an der andern Seite des Denkmals vorüber mußten. Man weiß nur gewiß, daß ſie die Häuſerſtraße, welche nach Homburg hinaus führt, Beide nebeneinander noch hoch zu Roſſe gewannen.

Dieſe Friedberger Chauſſée wurde die Straße zu ihrem Tode.

Der äſthetiſche Grundgedanke einer Tragödie, welcher ſeit ſo vielen Jahrhunderten alle möglichen Schwankungen religiöſer Satzung überlebt, dieſer Grundgedanke trat, ja ſprang wie ein Rieſe vor meinen Geiſt, als ich zum erſten Male poſitiv erfuhr: Lichnowsky und Auerswald ſind draußen vor dem Friedberger Thore ermordet worden.

Der äſthetiſche Grundgedanke einer Tragödie, ja jedes Kunſtwerkes lautet ja doch: Innerhalb der Anlagen eines Menſchen entwickelt ſich Wille und That dieſes Menſchen und innerhalb Anlagen, Wille und That entwickelt ſich für Jeden ſein perſönlicher Zauberkreis, welchem er nicht entrinnen kann und welchen man ſein Schickſal nennt. Der leichtſinnige Lichnowsky flog an meinem Geiſte vorüber in all den Wandelungen, welche ich an ihm geſehn ſeit einem Jahrzehnt: wie der übermüthige Edelmann die Kämpfe um Nationalität, Volksrechte und Freiheitsformen von Hauſe aus betrachtet hatte als die beliebige Aktion eines Theaterſtücks, an welchem man ſich betheiligen könne beiläufig und um ſeiner eignen Perſon willen, nicht eigentlich aus tieferem Bedürfniſſe für eine Sache; um der Perſon willen, die ſich auszeichnen wolle auf irgend einem Theater. So war's im abenteuerlichen Ritterthume. Die That wurde geſucht, gleichgültig welchen Sinnes ſie ſei. Von dieſem Ritterthume haben wir noch einzelne Partiſane. Sie gingen dahin, wo gefochten wurde und ſuchten ſich wohl diejenige Partei, die ihnen etwas näher ſtand als die andere. Aber es brauchte nur eines ſolchen „etwas näher“ und mehr nicht. Der dogmatiſche Vorwand war eben Vorwand. Sie wollten ſich perſönlich auszeichnen, das war die Hauptſache. So ritt Lichnowsky damals über die Pyrenäen zu den Schaaren des Don Carlos. Es hätte nur kleiner Zufälligkeiten bedurft, und er hätte auch für Chriſtinen gefochten, wenn zum Beiſpiele Chriſtine eine ſchöne Dame und zu erobern geweſen wäre. Der ritterliche Abenteurer täuſcht nur die Menge mit dem Schilde von Principien. Er hat deren wohl, aber es ſind vielmehr Bedürfniſſe, Gewohnheiten, Neigungen. Deshalb weiß er ſich zur Noth abzufinden, wenn

Gewohnheiten und Neigungen ein Abkommen möglich machen, und wenn der Strom von Zeit und Dingen zu groß wird. Er weiß ſich abzufinden, denn er braucht auch Beifall. Und wenn ſelbſt diejenigen verſchwinden, welche einer abgeſonderten Sache Beifall rufen wollen, dann iſt die Mode entſchieden und er wirft ſein Roß lachend herum und nach einer anderen Seite. Mit dem unmöglichen Siege iſt ſeine fernere offene Parteinahme unmöglich. So ging Lichnowsky über zum Vereinigten Landtage in Berlin und ſuchte ſich dort einen beſonderen Pfad zwiſchen dem alten und dem neuen Heerlager. So erſchien er ferner auf den Kampfplätzen in den Berliner Märztagen und fragte hier, fragte dort: wo iſt ein ausgezeichneter Poſten zum Handeln? Will mich der König hinſtellen, um quos ego! rufen zu laſſen, will er mich hinſtellen um zu vermitteln? So erſchien er endlich bei der Nationalverſammlung. Wie war er verändert ſeit dem Karliſtenkriege! Was hatte er innerlich für Zugeſtändniſſe machen müſſen, um in der Paulskirche wirkſam auftreten zu können! Welche ſteilen Uebergänge waren dazu nöthig geweſen! — Ach nein. Sie hatten ſich von ſelbſt gemacht, eben weil ihm das Dogmatiſche ganz unwichtig war, das Perſönliche Alles. Ein allgemeiner Umſchwung war eingetreten; der Beifall, der Erfolg war nur erreichbar, wenn man ſich ſelbſt bis auf einen gewiſſen Punkt einrichtete in die Fugen dieſes Umſchwunges. Dies iſt eine Sache des Talentes und desjenigen Taktes, welcher im Talente wohnt. Da iſt nicht Verſtellung, nicht ausgebildete, feine Abſicht nöthig. Das macht ſich von ſelbſt, wenn man eben kein hartnäckig dogmatiſches Gewiſſen hat, wenn man mit den Herrſchern der Welt gehen will und über ein bewegliches, gewandtes Weſen gebietet. Nicht gerade mit dem Strome, aber auch nicht gerade gegen den Strom ſchwimmt man. Es wird ſich finden, wohin man kommt; nur den Kopf luſtig oben halten über dem Waſſer!

Geräth ſolch ein Mann in das grobe Treffen, welches Dogmatiker, hier alſo in Frankfurt am 18. September fanatiſche Demokraten liefern, da iſt er an ſeine wahrhaften Todfeinde gerathen und er iſt ſeinem Schickſale verfallen. Den tiefen Gegenſatz hat er immerdar umgehen wollen, weil ihn ſeine Gewohnheiten, Bedürfniſſe und Anlagen trieben und rüſteten zur Umgehung dieſes Gegenſatzes. Sobald er aber wirklich durch einen falſchen Schritt in die wahren Strudel dieſes Gegenſatzes geräth, dann geht er unter, denn er taumelt über die Grenze ſeines Weſens, in den Abgrund ſeiner Perſon, er verfällt ſeinem Schickſale, ſeiner Nemeſis. Die äſthetiſche Bedingung ſeines Weſens erfüllt ſich krachend zur Tragödie.

Und Auerswald? Ein ſanfter, wohlwollender Mann! Er iſt ein Altpreuße, der dem Vorurtheile zum Sühnopfer fällt. Zum Sühnopfer. Die blutigen Schatten Friedrich von Gagerns, der Fürſtin Windiſchgrätz, des Erzbiſchofs von Paris erhoben ſich vor meiner Seele, ſie reichten dem zerſchmetterten preußiſchen Generale die Hände und verſchwanden mit ihm nach der Höhe, Pfänder der Sühne und des Sieges.

Die Friedberger Chauſſée wurde die Straße zu ihrem Tode. Unter dieſen Chauſſéen vor den Thoren Frankfurts verſteht man nicht bloß Landſtraßen, ſondern auch Vorſtädte. Zwiſchen den verſchiedenen Vorſtädten liegen Gärten und Gartenhäuſer, welche durch breite, vielfache Wege mit einander verbunden ſind. Dieſe Friedberger Chauſſée, welche vom Heſſen-Denkmale aus nach Bornheim, nach Friedberg, nach Homburg führt, iſt eine mit zierlichen Häuſern beſetzte Straße. Sie geht vom Denkmale etwa tauſend Schritt gerade hinaus, dann biegt ſie jählings rechts. Gerade in dieſe Biegung mündet von linksher, alſo von der Eſchenheimer Vorſtadt her, eine Gaſſe. Und durch dieſe Gaſſe kam eben ein bewaffneter Trupp daher, als unſre Reiter in die Friedberger Chauſſée hineinſprengten. Er mochte den Hufſchlag hören, und ſtürmt herzu, um noch vor den Reitern an der Biegung zu ſein. Er trifft auch richtig mit den Reitern in der Biegung zuſammen, und macht ſofort einen Angriff auf ſie mit Schuß und Wurf. Hier ſind die Reiter von einander getrennt worden. Lichnowsky iſt der Landſtraße vorwärts gefolgt. Aber nur etwa fünfzig Schritte. Da kommt eine zweite Biegung der Straße; man ſchaut in's Freie, auf die Bornheimer Haide, einen von Alleen durchkreuzten Angerplatz hinaus, und hier ſieht Lichnowsky, daß dort wiederum Haufen kommen. Er wirft alſo ſein Pferd in einen gerad' vor ſeiner rechten Hand ſich öffnenden Gartenweg hinein. Dieſer Pfad verläuft in einen Garten und eine Wieſe. Wenn der verfolgte Reiter links nach der Wieſe zu ſeine Richtung nahm, ſo kam er endlich an eine Hecke, über welche ein gutes Pferd wohl hinüber zu bringen war. Aber eben weil die Hecke nicht hoch war, überſah Lichnowsky auch einen großen Theil der Bornheimer Haide und ſah, daß an vielen Punkten derſelben Leute waren, wahrſcheinlich feindliche Leute. Die Verfolger, denen er eben entronnen, brauchten auch nur zum Theil — denn ein Theil kam wahrſcheinlich unmittelbar hinter ihm — der Landſtraße gefolgt zu ſein, dann ſahen ſie ihn wieder über die Hecke herauskommen, und feuerten entweder ſelbſt auf ihn, oder bezeichneten ihn den weiter außen Stehenden als Wild, auf welches ein Schuß nicht zu ſparen ſei. Dies Alles mochte ihn wohl beſtimmen, nicht dahinaus zu trachten, ſondern quer über die Gartenbeete auf einen Plankenzaun zu, hinter welchem ein Haus gebaut wurde, ſein Pferd zu treiben. Dort angelangt ſpringt er zur Erde und reißt in haſtiger, ſtarker Kraftanſtrengung eine Pfoſte dieſes Plankenzaunes und mit dieſer Pfoſte ein ganzes Fachwerk nieder, ſo daß er und das Roß hinüber können auf den Bauplatz. Neben dieſem Bauplatze führt ein anderer breiter Gartenweg vorüber, und nachdem er ſein Pferd einem Bauarbeiter zum Halten gegeben und zu Fuß aus der Baueinfriedigung getreten iſt, ſicherlich ſchon geneigt, lieber zu Fuße die weitere Rettung durch die Gärten und in einem Verſteck zu verſuchen, kommt auf dieſem neuen Gartenwege Auerswald herzu gejagt. Sie finden ſich zuſammen in dieſem Winkel, um zuſammen unterzugehn. Auerswald war vor dem

Anfalle drüben umgekehrt und wieder nach der Stadt zu geritten, wo er allerdings die erſten Feinde zu erwarten hatte. Wer weiß, ob er es vorhin geſehn hatte im Vorübereilen, daß ein Gartenweg von der Friedberger Chauſſée abführte, oder ob er ihn jetzt erſt auf dem Rückwege entdeckte! Dieſer Gartenweg führte ohne Hinderniß ebendahin, wohin Lichnowsky durch den Zaun gedrungen war. Eins nur wiſſen wir beſtimmt, daß Auerswald hier ankam mit ſchwer verletztem rechtem Arme. Ein Steinwurf hatte ihn getroffen, ob ſchon am Denkmale, oder erſt oben an der Chauſſéebiegung, wer kann es ſagen? Wahrſcheinlich iſt's, daß durch dieſe Wunde ihm die Sicherheit auf dem Pferde erſchwert, ſeine moraliſche Kraft beeinträchtigt und auch er ſehr geneigt war, von einer weiteren Flucht zu Roſſe abzuſtehn. Zunächſt blieb er indeß noch im Sattel und wendete ſich im Vereine mit Lichnowsky an den Bewohner eines Gartenhauſes, welches ſchrägüber von jener Baueinfriedigung ſteht. „Retten Sie uns! Verbergen Sie uns!" rufen Beide dringend. — Wer ſind Sie? — „Fragen Sie um Gotteswillen nicht, ſondern helfen Sie uns!" — Der Mann iſt dazu bereit, empfiehlt ihnen aber, beritten zu bleiben, weil ſie dann raſcher von dannen kämen. Deshalb eilt Lichnowsky zurück in die Einfriedigung der Bauſtelle, um ſein Pferd zu holen. Man hört übrigens bereits von mehreren Seiten das Rufen der Verfolger Als Lichnowsky mit dem Pferde auf den Pfad herauskommt, iſt Auerswald verſchwunden. Wahrſcheinlich ſeiner Wunde wegen iſt er von weiterer Flucht zu Pferde abgeſtanden und hat ſich in das Haus geflüchtet. Sein Pferd wird ſo eben in den Kuhſtall geführt. Dennoch ruft jener Mann Lichnowsky zu, ſich auf's Pferd zu ſchwingen: er wolle ihn zu einem Ausgange hinten an ſeinem Gärtchen führen, durch welchen er nach der Stadt hinüber zu Pferde weiter könne. Mit einigem Rechte entgegnet nun aber Lichnowsky, er möge ſich nicht von ſeinem Kameraden trennen — wäre er dem Manne gefolgt, ſo waren ſie wahrſcheinlich beide gerettet! — und ſo folgt er denn Auerswald in's Haus, während allerdings die ſchreienden Stimmen der Verfolger immer näher heran kommen. Er bedenkt leider nicht, daß die Spuren der Hufe über das Gartenland und die Sandwege den Verfolgern zur Richtſchnur dienen, ganz wie den Jägern die Spur des angeſchoſſenen Hirſches, welchen ſie ſuchen. Er bedenkt auch nicht, daß er Auerswald ebenfalls rette, wenn er durch Weiterreiten die Aufmerkſamkeit von dieſem Häuschen ablenke. Aber raſch freilich mußte der Entſchluß gefaßt ſein, und es iſt nicht zu verkennen, daß beide Männer in ihrer Kraft zu Entſchluß und That ſehr gedrückt und beeinträchtigt erſcheinen. Offenbar hat das Unwürdige und Gemeine des Angriffs und der Verfolgung das Meiſte dazu beigetragen, zwei als tapfer bekannte Männer ſo zu verwirren und zu beſtürzen. Einer Lebensgefahr, einem mörderiſchen Kampfe begegnet man viel getroſter als einer Mißhandlung und Schlägerei, gegen welche man ohne irgendwelche Waffen. Dazu kommt noch Zweierlei. Eins habe ich ſchon oben erwähnt; Lichnowsky war unwohl und dadurch in ſeiner moraliſchen Thatkraft geſchwächt. Er war ferner, was bei einem ſolchen Partiſan unerwartet iſt, kein feſter und guter Reiter, der als ſolcher ſein Roß als ſichres Hilfsmittel betrachtet. Und dies Roß war endlich ein fremdes, mit deſſen Führung er nicht vertraut war —

Ich verweile an dieſer Stelle ſo lange, viel länger als der Hergang ſelbſt gedauert, weil in dieſen Momenten durch falſchen Entſchluß der Untergang dieſer beiden Männer entſchieden wurde. Wären ſie herzhaft über die kleine Brücke vor dem Gartenhäuschen hinaus auf die Bornheimer Haide und weiter oben auf dieſer fort gegen die zum Theil doch wohl friedfertigen Leute geſprengt, ſie wären wahrſcheinlich entkommen.

Kaum waren nun zum zweiten Male Roß und Reiter in dem Gartenhäuschen verſchwunden, ſo waren auch die Feinde da, wie Schweißhunde den Pferdehufen folgend. „Hier ſind die Pferde hinein! hier müſſen ſie ſein!“ — Und nun ward der Garten umſtellt, das Haus durchſucht. In dem Hauſe ſelbſt war man den Verfolgten auf das Bereitwilligſte zu Hilfe gekommen: Auerswald hatte man einen Schlafrock gegeben, damit er wie ein Bewohner des Hauſes erſcheinen möchte; Lichnowsky hatte man den Keller und dort einen Lattenverſchlag geöffnet zum Verſtecke. Umſonſt! Auerswald, deſſen Geſicht wahrſcheinlich von Niemand erkannt worden wäre und den ſie denn auch wirklich todtgeſchlagen haben ohne daß ſie gewußt, wen ſie todtſchlugen, blieb in ſeinem Schlafrocke nicht wie ein Hausbewohner im offnen Zimmer, ſondern flüchtete auf den Boden und ward dort gefunden. Man ſchleppte ihn die Treppen hinab und ſchlug nach ihm. Ohne weiteres Parlamentiren riß man den Betäubten bis vor das Häuschen, aus derſelben Gartenthür hinaus durch welche er eingetreten war, und an jenem erwähnten Brückchen dicht an der Gartenthür wurde er wie ein wildes Thier erſchlagen. Der ſterbende Leib rollte in den trocknen Graben hinab. Ein durch Politik entmenſchtes Weib, welche man Schriftſtellerin nennt, hat mit dem Regenſchirme nach ihm gehauen und die verwilderten Männer angefeuert zum Todtſchlage.

Wahrſcheinlich hat Lichnowsky das Alles gehört. Der Keller iſt ſo ſeicht, daß nur ein Paar Stufen hinabführen, und an der Kellerthür vorüber hat man Auerswald hinaus geſchleift. Nun kam man auch in den Keller. Dort ſind drei Brettverſchläge neben einander. In dem mittleren war Lichnowsky und hatte ſich auf ein ſogenanntes Obſtbett im Hintergrunde geworfen. Dies Obſtbett war gebrochen und er war deshalb wirklich verſteckt, dadurch daß das Brett dem Zuſchauer entgegen ſtand und den nach der Mauer hinab Geglittenen deckte. Aber das Schickſal ſpielte tückiſch mit ihm: ein Zipfel ſeines Rockes war oben am Brette hängen und ſoweit ſichtbar geblieben. Der Hausbewohner, welcher den Mordluſtigen öffnen mußte, verſuchte es, ſie über das Vorhandenſein des mittleren Verſchlages zu täuſchen: er öffnet den zur rechten und den zur linken Hand, und die Täuſchung gelingt. Sie verlaſſen fluchend den Keller, und der Gefangene kann aufathmen. Aber die zwei Pferde, welche man im Kuhſtalle entdeckt, ſprechen zu ſtark dafür, daß auch der zweite Flüchtling vorhanden ſein müſſe. Das Haus wird nochmals von oben bis unten durchſucht und ſo kommt man zum zweiten Male in den Keller, und — entdeckt die mittlere Thür. Der Gartenbub, welcher leuchten muß, will verhindern daß man ohne Weiteres die Thür einſchlage und wird dabei verwundet. Unter dem Klaggeſchrei des jungen Burſchen wird die Thür erbrochen, und man tritt ein. Nichts! — Man ſieht Niemand — halt! Da! — Man ſieht den Rockzipfel; das Schlachtopfer iſt gefunden. — Der hervortretende unglückliche Mann hat in dieſem entſetzlichen Augenblicke herzliche Worte an ſeine Verfolger gerichtet, welche ausgedrückt haben, daß er nach ſeinen beſten Kräften dem Volke zu helfen bereit ſei. Erfolglos. Man iſt deſſelben Weges mit ihm gegangen wie mit Auerswald, und nur einem aus dem nahen Bornheim herzukommenden Manne von Bildung Namens Dr. Hoddes iſt es gelungen, den Gedanken aufzubringen, daß Lichnowsky nicht ſofort getödtet, ſondern nach Bornheim gebracht werden ſolle. Dort hat er, wie die augenblickliche Wendung gelautet, als Geiſel dienen ſollen, ein gefangener „Preuß" für irgend einen Aufſtändiſchen, der in der Stadt von den Preußen gefangen würde. Unter dieſer Form der Verſchiebung, welche eigentlich wohl keinem der Uebelthäter gefallen hat, und ihnen nur durch eindringliches Reden jenes Dr. Hoddes abgezwungen war, hat ihn der grimmige Haufe über das Brückchen, vorüber an Auerswald's Leiche transportirt. Von dort führt eine ſchmale Pappelallee, ein breiter Fußweg, über den Anger hinüber nach Bornheim. In dieſer Allee war man etwa dreihundert Schritt unter wildem Toben und Drohen gekommen, da reißt einem der Henker die Geduld und er greift nach dem Kleide Lichnowsky's. Dieſer wendet ſich zur Abwehr und faßt einen Gewehrlauf, welcher auf ihn gerichtet iſt, das Handgemenge wird vollſtändig, die Waffen fallen und fliegen auf ihn, er wird zuſammengehaun. Weg da vorn! ſchreien Einige; man macht vorne Platz und die Schüſſe knallen auf den zuſammenbrechenden Redner der Paulskirche, auf den Abgeordneten zur deutſchen Nationalverſammlung, welcher den Souverainen aus einem Städtchen mißfällig war.

Dort auf jenem Anger, welcher hoch gelegen iſt, ſieht man den Taunus rechts und Frankfurt mit ſeinem alten Dome links; dort lag der ſo lange glückliche Mann ſchmerzvoll in ſeinem Blute, im Angeſichte die ſchöne Welt, an welcher er ſo lebhaft hing, und konnte nicht leben, nicht ſterben — Unter wildem Hohne gingen die Mörder von dannen.

Den langſam Sterbenden, denn ſeine Lebensgeiſter ſchieden mit eben ſolcher Zähigkeit und Widerſtrebung aus dem Körper wie ſeine Seele von dieſer Erde, den ſchmerzhaft Sterbenden hat man in das Gartenhäuschen des Unglücks zurückgebracht. Dort hat er ſein Teſtament diktirt. Mein Erbe iſt mein Bruder Karl — nein, ich widerrufe, hat er mit brechender Stimme geſagt, und dies iſt das Liebenswürdigſte was ich aus ſeinem Leben kenne — ich widerrufe! Mein Erbe iſt die Herzogin von Sagan. — Sie iſt, die frühere Herzogin von Dino-Talleyrand, eine der reichſten Frauen des Landes, und er war wohl von ihr geliebt.

Spät Abends noch unter dem knatternden Gewehrfeuer iſt er in's Hoſpital nach der Stadt gebracht worden, und dort erſt gegen Mitternacht verſchieden, ein Opfer politiſchen Haſſes. Noch heute glaub ich nicht daran, daß er nicht mehr lebe, obwohl ich ihn ſelbſt habe begraben ſehn. Er gehörte eben zu den Menſchen, denen Alles für dies Leben und nur dies Leben geſchenkt ſchien.

So verlief der achtzehnte September, eine doppelte Niederlage für die Aufſtändiſchen. Doppelt durch die Niederlage ſelbſt, und durch dieſe Ermordungen, welche Entſetzen und Abſcheu weckten überall.

So wurde zum erſten Male 1848 an entſcheidendem Orte die bewaffnete Revolution beſiegt in Deutſchland. Das junge Reichsminiſterium ſchloß mit Energie dieſe erſte Epoche der Bewegung, welche ein halbes Jahr angedauert hatte.

Daß dies nöthig war nach Verlauf eines halben Jahres, dies war das Unglück des deutſchen Parlamentes. Denn was ſetzte es voraus? Ein vereiteltes, ein vertrödeltes halbes Jahr, die erſte, die beſte Zeit für das erſte deutſche Parlament. Vereitelt und vertrödelt wurde dies koſtbare erſte Halbjahr durch dies revolutionaire Uebertreiben aller Forderungen, durch dies unabläſſige Steifen auf revolutionaire Forderungen. Statt die mögliche Geſtaltung zu fördern hemmte man ſie durch unbändige Anſprüche.

Daher der tiefe Widerwille gegen die Ultra's linker Hand, welcher damals Tag um Tag in unſre Seele ſickerte. Das Volk ward verwildert durch ſie, der günſtige Zeitpunkt verloren. „Sie wiſſen nicht was ſie thun!“ — Beim Waffenſtillſtande fühlte ſchon Jedermann, daß die Kraft dahin ſei, weil ſie geſpalten war durch die Ultra's, denen man mit gutem Gewiſſen keinerlei Durchführung mehr anvertrauen konnte.

Wir fühlten wohl auch, daß mit dem ſiegreichen achtzehnten September dieſe Epoche beendigt ſei, und daß wir nun unſre Augen auf andre Gegner richten könnten. Aber wie war nun unſre Zahl geſchwächt, da wir den eigentlichen Bewegungsmännern, die mehr oder minder offen in blutigen Kampf mit uns getreten waren, nichts, nichts mehr anvertrauen konnten. Das mußten ja unſre andern Gegner, die partikulariſtiſchen, ſehr bald entdecken!

Und ſie kamen jetzt an die Reihe. Mit der eigentlichen Verfaſſung mußte der Kampf beginnen gegen den Partikularismus. Das Maaß der allgemeinen Rechte mußte den

Linken, die geſammelte Form eines deutſchen Staates mußte den Einzelnſtaaten abgerungen werden.

Brachten wir es in dieſem zweiten Kampfe nicht auch zum Siege, oder brachten wir es wiederum erſt nach ſo viel Zeitverluſte und wiederum ſo geſchwächt zum Siege — dann war am Schluſſe der zweiten Periode der dritte Feind uns ſicher: die Reaktion. Die Reaktion zu überlebten Grundſätzen und Formen. Aus ihnen war der Partikularismus wie aus ſeiner Wohnung verdrängt und dadurch war er ſchwach geworden. Konnte er die Wohnung wieder erringen, ſo griff er auch wieder nach ſeinen früheren Grundſätzen und Formen, weil er in ihnen ſeine Stärke fand. Mochten wir uns auch ſagen: dieſer letzte Feind kann Siege, aber keine Dauer mehr erringen, denn er muß ein gewecktes Bedürfniß wieder erſticken, welches nicht eine Parteifrage, ſondern das Bedürfniß eines Volkes iſt, er muß die endlich gefundene deutſche Nation wieder erſticken; mochten wir uns auch tröſten damit, daß ein Volk mit dem Dichter ſpricht:

„Ich beſaß es doch einmal
Was ſo köſtlich iſt“

und daß es „auch zu ſeiner Qual“ dies „nimmermehr vergißt“ — es war doch dies Alles nur ein Troſt für die Zukunft, nur poetiſcher Troſt. Das wahrhaft Poetiſche iſt oder wird Wahrheit, aber wann? Nach der Kürze eines Menſchenlebens fragt es nicht.

Die Reaktion lebt wie der Krieg von den Fehlern ihrer

Gegner. Konnte es ihr an Nahrung fehlen nach alle dem, was wir ſehen und hören mußten? Wahrlich nicht! Die Ultra's der Paulskirche füllten die Magazine der Reaktion.

Das Alles wußten wir ſchon im Herbſte 1848. Im eigentlichen Centrum war niemals Ueberſpanntheit, niemals Täuſchung über die eigentliche Lage der Dinge. Dieſe eigentliche Lage der Dinge iſt nicht zu erkennen an den Stoß- und Sturzwellen der Tagesſtimme. Man täuſcht ſich und Andere, wenn man in der Tagesſtimme nur die öffentliche Meinung ſuchen will. Dieſe iſt wie das Klima eines Landes nicht nach einzelnen Wintertagen, nicht nach einzelnen Sommertagen zu beſtimmen. Der Durchſchnitt im Wechſel, die Stätigkeit im Wechſel charakteriſirt das Klima des Landes, beſtimmt die öffentliche Meinung eines Volkes. Auf gleichheitlichem Grunde — demokratiſche Grundlage geheißen — wollte man geſetzliche Freiheit, ſoweit Ordnung und Entwickelungsfähigkeit damit beſtehen konnte. Nicht mehr, nicht minder. Wenn man vom Hauche des nur demokratiſirenden Sommers in etwas betäubt war, ſo betraf dies den Begriff der Gleichheit. Auch mancher Mäßige verwechſelte wohl Gleichheit vor dem Geſetz mit abſoluter Gleichheit, welche die belebende Gliederung im Staatsleben ausſchließen will und damit auf franzöſiſche Weiſe das Staatsleben verflacht, es alſo jedem Sturme, jeder Ueberſchwemmung ſchutzlos preisgiebt. Aber auch die Schwäche in dieſem Punkte — an einzelnen Strichen in den Grundrechten mag man ſie erkennen — war nicht erheblich, und wurde gemildert durch ganz feſte Vorſtellungen über die Form, innerhalb welcher die ſtaatliche Freiheit ſich bewegen müſſe. Das eigentliche Centrum hat nie geſchwankt zwiſchen Monarchie und Republik. Es war ſtets und ganz konſtitutionelle Monarchie. So war es und ſo blieb es als die linke Seite des linken Centrums in dieſem Punkte mehr und mehr der ſogenannten öffentlichen Meinung wich, und die monarchiſche Form nur höchſtens darum noch gewähren mochte, weil ſie in Deutſchland die hergebrachte ſei. Das eigentliche Centrum geſtand nicht zu daß dies die wahre öffentliche Meinung in Deutſchland wäre. Es geſtand etwas nicht zu, was ihm für die Capitalfrage willkommen ſein mußte. Für die Frage um deutſche Einheit Dieſe vor allen lag dem Centrum am Herzen, und dieſe war ja allerdings am Leichteſten zu löſen, wenn Deutſchland eine Republik werden konnte. Dann war man ja mit einem Sprunge über die Hinderniſſe des dynaſtiſchen Partikularismus hinweg.

Aber um welchen Preis? Das Centrum ſagte: Um den Preis der Wahrheit. Auf welche Dauer alſo? Auf franzöſiſche Dauer.

Die Verſchiedenheiten, ſetzte man hinzu, ſind ſogar ein Glück, wenn ſie kernige Eigenſchaften haben, und wenn ſie die Einheit nicht hindern. Und was mehr als Alles ſagen will, ſchloß man, ſie ſind deutſch, und können nicht geläugnet werden, wenn von einem wahrhaftigen deutſchen Staate die

Rede ſein ſoll. Sie können und ſollen in ihrem Eigenſinn, in dem was wirklich Partikularismus iſt, gebrochen werden, aber wenn die jetzige öffentliche Meinung uns zuruft: Beſchließt centraliſirend! Die Einzelnſtaaten ſind todt! Der Monarchismus iſt todt! Deutſchland will die Republik! — ſo behaupten wir, daß dies nicht die wahre öffentliche Meinung iſt.

Jetzt wo die Sommerhitze von 48 einer ganz anderen Jahreszeit Platz gemacht hat, jetzt wird man ſehr deutlich ermeſſen können, ob die Mehrheit des Parlamentes in dieſem Urtheile über Deutſchlands öffentliche Meinung Recht gehabt. Jetzt im Sommer 49 kommen ſchon alle die Stimmen zu Gehör, welche ein Jahr lang mit abſoluter Heiſerkeit behaftet waren. Die Heiſerkeit iſt plötzlich gehoben. Und was ſo ſchweigſam war als der Kampf gegen Links ſo hoch und ſo gefährlich ging, das iſt nun beredt, da der Kampf ausgefochten ſcheint. Scheint! Jetzt wird das Centrum von der rechten Seite angegriffen werden, jetzt werden die Stoß- und Sturzwellen der Tagesmeinung wieder ganz anders ausſehen, und man wird auf der andern Seite herausfordernd rufen: dies iſt die öffentliche Meinung! — Ja wohl, alle die gehorſamen Diener der augenblicklichen Macht, alle die ſchwachen Seelen, welche für das deutſche Vaterland kein Herz haben, welche es knabenhaft aufblaſen zur Zeit der Fluth und welche es erbärmlich verläugnen zur Zeit der Ebbe, ſie alle, alle, die ſämmtlichen Legionen der Mittelmäßigkeit werden jetzt den

Ultra's von der rechten Seite dienen. So läuft die Welt in allen Zonen.

Was folgt daraus? Iſt's Gottes Wort, ſo wird's beſtehn; wo nicht, ſo wird's zu Grunde gehn. Iſt's unſers deutſchen Volkes Wort, daß ein freies deutſches Reich entſtehen ſolle, ſo wird's entſtehn. Die Wahrheit ſiegt immer, wenn auch zuweilen ſpät.

Von den Uebertreibungen unſrer linken Ultra's werden ſich die rechten Ultra's eine Zeitlang ſättigen. Aber das iſt keine Speiſe, die einem hungernden und dürſtenden Volke Nahrung gewähren könnte. Das iſt Wind, und die Blähung iſt ſeine Folge.

Wer da zu gebieten hat, der ſehe genau zu, was wahr geweſen iſt in den Forderungen von 48! Auch die tollſten Linken forderten wahrhaftig Manches, was uns Allen wahrhaftiges Bedürfniß iſt. Er täuſche ſich darüber nicht, weil die Sprache übertrieben geweſen, in der es gefordert wurde. Er ſehe genau zu! Ein Volk gleicht jenem kurioſen Spielzeuge Nürnberger Waare, welches man „Stehaufmännchen" nennt: Ihr könnt es links, Ihr könnt es rechts, Ihr könnt es auf den Kopf werfen, es kommt immer wieder auf ſeine breite-Grundlage zu ſtehn; ſie iſt ſein Schwerpunkt. Dieſe breite Grundlage iſt nicht nur eine geſunde Freiheit. Nicht nur. Denn dieſe geſunde Freiheit iſt nur um einen Preis zu haben, und dieſer Preis heißt: ein deutſches Reich.

Dem hochmüthigen Partikularismus in Deutſchland ergeht es unfehlbar, wie es dem hochmüthigen Tarquinius in Rom ergangen iſt mit den neun Büchern der Sibylle. Er wies ſie zurück als er alle neun haben konnte um allerdings hohen Preis.

So geſchah's in Deutſchland Anno 15.

Er wies ſie zurück als er noch ſechs haben konnte, allerdings um denſelben hohen Preis.

So geſchah's in Deutſchland Anno 49.

Das dritte Mal wies er ſie nicht zurück, als er nur noch drei Bücher haben konnte für denſelben hohen Preis, und dennoch — was wurde aus Tarquinius?

Der Monarchismus iſt ein tiefes, weiſes Geſetz der Menſchenregierung. Die übelſten Monarchen können darüber nicht täuſchen. Aber wenn geſchehen iſt was geſchehen iſt in Deutſchland, wenn geſehn, gehört und erlebt worden iſt was geſehn, gehört und erlebt worden iſt in Deutſchland ſeit ein erſtes Parlament faſt ein Jahr lang getagt, eine deutſche Nation vor Europa verkündigt, ein deutſches Reich und ein monarchiſches Oberhaupt beſchloſſen hat, wenn und ſeit das Alles in drei lebende Generationen eingedrungen iſt — da iſt es ein unglaubliches und verderben-ſchwangeres Beginnen: auf eine Reaktion der Partikularmonarchieen hoffen zu wollen. Da iſt es ja nicht mehr eine Reaktion für Monarchie, ſondern im Gegentheile für Vielherrſchaft. Die Einherrſchaft, die Monarchie iſt ja bei den Satzungen des Parlamentes. Der nächſte ſich erhebende, wenn auch nur leiſe Wind wird zum Schrecken der Verblendeten klar ſtellen: daß die Lager ganz anders ſtehn als man geglaubt, daß nicht um die vielen einzelnen Throne, ſondern um den deutſchen Thron die Monarchiſten ſich ſchaaren würden, kurz, daß der Bundesſtaat verloren ſei mit den letzten Büchern der Sibylle und der Einheitsſtaat unvermeidlich.

Es iſt nicht wahr, daß auch das Centrum des Parlamentes den Einheitsſtaat gewollt. Es iſt ſo wenig wahr, daß die Mehrzahl einen Bundesſtaat nicht nur nicht für ein pis-aller, ſondern daß es ihn für das Beſſere in Deutſchland hielt. Das Centrum des Parlamentes wird geſchlagen wie der Einzelnfürſt, wenn man die Entwickelung in Deutſchland zum Einheitsſtaate hin forcirt. Gerade der gefährliche Hintergedanke des Partikularismus, gerade der Gedanke welcher das monarchiſche Prinzip gefährdet, er hat den Vorwurf zu Wege gebracht: das Parlament habe den Einheitsſtaat gewollt. Hinter dieſen Vorwurf ſchlüpfte das Beſtreben, die Vielherrſchaft obenauf zu erhalten in Deutſchland.

Hier ruht der Schwerpunkt für die zweite Hälfte des Parlamentes. In der erſten Hälfte ſtürmten die unreifen Republikaner, mit denen auch keine Republik möglich wäre; in der zweiten Hälfte minirten die überreifen Monarchiſten, mit denen keine Monarchie möglich wäre. Sie minirten und ſie waren überreif, weil ſie von den dreißig Einzelnherrſchaften eigentlich Nichts opfern wollten für die deutſche Geſammtherrſchaft.

Im nächſten Bande wird man bei allen Einzelnpunkten ſehn, daß das Centrum der Paulskirche die lebensfähigen Einzelnſtaaten Deutſchlands wirklich erhalten wollte, auch in ihrer monarchiſchen Regierungsform erhalten ſehn wollte. Kein eigenthümlicher Lebenskreis des durch Mannigfaltigkeit reichen Vaterlandes ſollte zerſtört, er ſollte nur dem Ganzen eingeordnet werden.

Wenn es nicht gelungen iſt, ſo bedenke man ſich zweimal, ehe man es dem Parlamente zur Laſt legt. Man betrachte ſorgfältig die großen und kleinen Schritte, die großen und kleinen Gedanken der Führer in den Einzelnſtaaten! Man hat Gelegenheit dazu gefunden ſeit dem Frühjahre 49.

Erinnern wir uns doch, mit welcher Zuverſicht verkündigt wurde: die Einigung werde nur durch die Anmaaßung des Parlamentes gefährdet! Nicht nur um des Prinzips willen, nein, auch um der Zweckmäßigkeit willen wurde bitterlich angeklagt und angegriffen, daß das Parlament endgültig entſcheiden wolle. Solches ſtünde nur den Kronen zu, und werde zweckmäßig von ihnen entſchieden werden. Betrachten wir unſer armes Vaterland im Sommer 49! Das Parlament iſt längſt zu Ende. Alles iſt in den Händen der Kronen — und nie war Deutſchland weiter vom Ziele.

Die Schwierigkeit liegt in den geſchichtlichen Verhältniſſen Deutſchlands, von denen auch die nicht überlebt ſein wollen, welche längſt überlebt ſind. Es iſt verkehrt, die Einzelnen anzuklagen, und es iſt ebenſo verkehrt, durch die Einzelnen es ſchlichten zu wollen. Nur offener Krieg ſchlichtet das. Der Krieg mit Worten oder der Krieg mit Schwertern — das Parlament oder der Eroberer.

Möge jeder Gebietende ſich wohl überlegen was er verantworten, was er erwarten kann, und in weſſen Intereſſe es liegt, daß ein deutſches Parlament vorhanden bleibe.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Literariſche Anzeige.

In der **Weidmann'ſchen Buchhandlung** in Leipzig ſind erſchienen:

Arndt, E. M., Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen. Zum erſtenmal geſammelt und durch Neues vermehrt. 3 Thle. 8. 1845. 3 Thlr. 20 Ngr.

—— nothgedrungener Bericht aus ſeinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe. 2 Thle. 8. 1847. 3 Thlr.

—— Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 3. durchgängig verbeſſerte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. gr. 12. 1842. 1 Thlr. 7½ Ngr.

—— Reden und Gloſſen. gr. 8. 1848. 10 Ngr.

Beſeler, Dr. G., Volksrecht und Juriſtenrecht. gr. 8. 1843. 2 Thlr.

Dahlmann, F. C., Geſchichte der engliſchen Revolution. 5. verb. Auflage. Mit Hampdens Portrait. 8. Geb. 1848. 2 Thlr.

—— Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. 2. Auflage. Mit Mirabeau's Portrait. 8. Geb. 1847. 2 Thlr. 7½ Ngr.

—— die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zuſtände zurückgeführt. 1. Bd. 3. Auflage. gr. 8. 1847. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Geib, Dr. G., die Reform des deutſchen Rechtslebens. gr. 8. 1848. 1 Thlr.

Iſt Oeſterreich deutſch? Eine ſtatiſtiſche und gloſſirte Beantwortung dieſer Frage. (Von Fr. Schuſelka.) 8. 1843. 10 Ngr.

Kaiſer Franz und Metternich. Ein nachgelaſſenes Fragment (von Joſeph Freiherr v. Hormayr). gr. 8. 1848. 24 Ngr.

Oeſterreich und Ungarn. (Von Fr. Schuſelka.) gr. 12. 1843. 10 Ngr.

Schuſelka, Dr. Fr., der Jeſuitenkrieg gegen Oeſterreich und Deutſchland. 8. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das
erſte deutſche Parlament.

Dritter Band.

Das
erſte deutſche Parlament.

Von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1849.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

III.

Die Reichsverſammlung.

1.

Nachdem die erſten Abſchnitte der Verfaſſung, „Das Reich“ und „Die Reichsgewalt“, angenommen waren in der Paulskirche, veränderte man den bisherigen officiellen Namen des deutſchen Parlamentes. Die „deutſche konſtituirende Nationalverſammlung“ hieß nun: „verfaſſunggebende deutſche Reichsverſammlung“.

Dieſe erſten Abſchnitte der Verfaſſung erſchienen am 19. Oktober 1848 in der Paulskirche; alſo ungefähr ein halbes Jahr nach Eröffnung der Nationalverſammlung. Die Debatte darüber begann ominös genug mit dem Streite über Schleswig. Die Mehrheit im Verfaſſungsausſchuſſe und ebenſo die meiſten und wichtigſten Abgeordneten aus Schleswig-Holſtein ſelbſt wollten, „daß die Verhältniſſe Schleswigs definitiver Anordnung vorbehalten blieben“. Die Linken aber wollten, daß Schleswig ohne Weiteres zum deutſchen Reiche gerechnet, und nur die Grenzbeſtimmung wie bei Poſen vorbehalten werde.

Gleich bei dieſem erſten Paragraphen erhielt die Mehrheit des Verfaſſungsausſchuſſes auch die Mehrheit in der Paulskirche, und dies iſt faſt durchgehends eingetreten bei allen wichtigen Voten über die Verfaſſung. Der erſte Paragraph wurde noch am 19. Oktober angenommen wie er vorgeſchlagen war, dahin lautend:

> „Das deutſche Reich beſteht aus dem Gebiete des bisherigen deutſchen Bundes. — Die Verhältniſſe des Herzogthums Schleswig und die Grenzbeſtimmungen im Großherzogthume Poſen bleiben der definitiven Anordnung vorbehalten."

Der nächſte Paragraph aber ſchon brauchte eine Woche, nachdem er mehrere Wochen lang in Vorverſammlungen und Klubbs debattirt worden war. Er enthielt den Schlüſſel zur ganzen Stellung eines deutſchen Reiches: das Verhältniß zu Oeſterreich. Paragraph Zwei und ſein Nachbar Paragraph Drei ſind berufen und beſchrieen worden vom Aufgange bis zum Niedergange. Mit Recht, wenn man keinen Bundesſtaat mit Volksvertretung wollte; mit Unrecht, wenn man dieſe Form wollte. Alle Welt aber wollte ſie, ja wollte ſie wenigſtens!

Ehe wir eintreten in dieſe Frage, an welche ſich die Löſung der ganzen deutſchen Verfaſſung knüpfte, muß dargeſtellt werden: wie ſich auf der Wetterſcheide vom September zum Oktober die Gruppirung der Parteien geändert, und wie ſich alte und neue Führer entwickelt hatten.

Zeit und Veranlaſſung war dazu dageweſen. Das Benehmen der linken Seite nach den blutigen Scenen des 18. Septembers war ein Beſchönigen, ja faſt ein Gutheißen des blutigen Aufſtandes geweſen; die Haltung der Centren hatte ſich von einer ſo herzſchwachen Mattigkeit gezeigt, daß ſelbſt eine Anſprache an die Nation in Betreff des eben erfolgten grimmigen Attentates keine hinreichende Unterſtützung gefunden hatte. So ging es nicht weiter, und es war nun doch endlich im weiten Centrum das Bedürfniß aufgewacht: man müſſe ſich ſchärfer ſondern, man müſſe ſich gleichartiger und geſchloſſener zuſammenſchaaren. Dies Bedürfniß äußerte ſich am Lebhafteſten im linken Centrum. Der Würtemberger Hof, welcher es faſt allein bildete, war ſich ſeiner gar ſo verſchiedenartigen, durchaus nicht zuſammen verträglichen Beſtandtheile bewußt geworden. Die Ausſcheidung nach links, welche er ſchon im Spätſommer erfahren, hatte durchaus nicht genügt, ihn auf gleichartige Theile zurückzuführen. Was ſich damals als Uebergang zur Linken, als Fraktion in der „Weſtendhalle“ abgeſondert hatte unter Führung von Schoder, Heinrich Simon, Raveaux und Reh, das hatte noch zahlreiche nahe verwandte Elemente im Würtemberger Hofe zurückgelaſſen, wie Giskra, von Hermann, Mittermaier, mit welchen die rechte Seite dieſes Klubbs, Wernher von Nierſtein, Widenmann, Rümelin, Stedmann, Hans von Raumer, von Breuning und Genoſſen, durchaus nicht mehr gehen konnten.

Blieb ſo Verſchiedenartiges zuſammengewürfelt, ſo wurde der Gang der Nationalverſammlung unſicher und ſchwankend. Denn ſchon ſeit längerer Zeit wurden dadurch die Abſtimmungen verwirrt. Namentlich die unvorbereitet eintretenden. Und daß es an denen nicht fehlte, dafür ſorgten die immer ärger werdenden Interpellationen und „dringlichen Anträge“. Beiſpielsweiſe ſei aus der wüſten Zwiſchenzeit von Mitte September bis Mitte Oktober ein Tag hervorgehoben, um dem Leſer einen vielleicht vergeſſenen Eindruck wieder zu erwecken. Es war der 16. Oktober, an welchem zuerſt Herr Förſter aus Hünfeld mit provinziellem Pathos langen Athems „anrief“ über Ungarn, die Moldau und Walachei zur Beunruhigung des kleinen Mannes auf abgeſondertem Polſterſeſſel unter der Damengalerie links. Dort ſaß geſcheitelten Hauptes und im Attilarocke magyariſcher Phantaſie Herr Eiſenmann, welcher Ungarn als Interpellations-Domaine behandelte, und jeden vorſprengenden Anrufer zu unterbrechen pflegte, damit ſeine Zeitungslektüre zur Kenntniß und damit noch mehr Zeit in Verluſt käme. Umſonſt murmelte ſein Nachbar, der nichts als die bairiſche Heimath mit ihm gemein und dort neben ihm wie in partibus infidelium ſeinen Platz hatte, umſonſt murmelte Herr von Beisler abmahnend; das heiße Blut ließ den zappelnden Eiſenmann nicht ſitzen, und wohl nur dieſer äußerlichen Nachbarſchaft und der Namensklänge halber nannte man dieſe Gruppe „Eiſele und Beiſele“, denn Herr von Beisler iſt ein geſetzter, feſter Mann, welcher ſich in dieſe Interpellationen „fliegender Blätter“ niemals miſchte. Kaum aber ſaß der unterbrechende Eiſenmann wieder, ſo kam ausnahmsweiſe an jenem Tage auch einmal einer von der Rechten, um „anzurufen". Er iſt nur dies einzige Mal auf der Rednerbühne geſehn worden, oder vielmehr nicht geſehn worden. Denn die Kürze ſeines Leibes reichte nicht über das Pult hervor; man ſah nur ſein großes Blatt Papier. Es enthielt einen malitiöſen Trumpf gegen die laufenden Interpellationen, nämlich eine Anfrage: ob das Reichsminiſterium noch nichts angeordnet habe gegen die Mörder Latour's?! Der kleine Anrufer war natürlich Detmold, welcher dieſe ſtörende Bemerkung in die täglichen Aufforderungen der Linken, „die glorreiche Revolution in Wien zu unterſtützen", werfen wollte. Er war kaum verſchwunden, ſo ſtand ſchon der glorreiche Schmidt von Löwenberg da und wollte die Namen derjenigen Beamten wiſſen, welche die „Flugblätter" von Jürgens, eine Zeitſchrift der Rechten welche damals erſchien, unter Reichsſiegel verſchickt haben ſollten. Ehe ihm Schmerling noch mit der Abfertigung dienen konnte, daß er, gerade ſo wie eine unanſtändige Interpellation Vogt's, ſolche Frage nicht beantworten werde, weil ſie einem Polizeidirector unter Metternich zukomme — ſtand ſchon hoch wie ein weißlicher Espenſtamm Freiherr von Reden oben und verlangte ausführliche Auskunft über Umgeſtaltung des Zollverein-Tarifs. Dann antwortete eine Viertelſtunde lang Schmerling auf ältere müßige Interpellationen. Dann ſtürmte der dicke Vogt hinauf in moraliſcher Entrüſtung über „ſolche Streiche" und ſolche Cenſur, welche ſich der Reichsminiſter anmaaße, und entwickelte dann, hiermit nicht begnügt, einen „dringlichen Antrag“ wegen der Oberpoſtamtszeitung. Dieſe hatte eine Note an die Schweiz mitgetheilt. Wie ſie ſich das unterſtehen könne?! Und einen dringlichen Antrag gegen die badiſche Regierung, welche ernſtlich vermahnt werden ſolle, künftig nicht wieder unrichtige Berichte über die Flüchtlinge in der Schweiz zu geben. Und einen dringlichen Antrag in Betreff der Schweiz, gegen deren „heiliges Aſylrecht“ das Reichsminiſterium ſich ſchicklicher benehmen ſolle. Wahrſcheinlich ungefähr wie Raveaux, welcher ſich vom Miniſterium als Beamter nach Bern hatte ſchicken laſſen und dabei that oder ließ, blieb oder ging, wie es ihm als Oppoſitionsmann des Miniſteriums gut dünkte. — Auf Vogt wartete ſchon Venedey mit einem ähnlichen „dringlichen Antrage“. „Nur zwei Worte! Sie ſehen darin, daß ich —“ (Von der Rechten: Keine Motivirung!) Kaum war aber auch dieſe Dringlichkeit abgelehnt, ſo erſchien „aus derſelben Veranlaſſung“, das heißt wegen angemeſſener Beantwortung von Interpellationen, Herr Weſendonck mit einem neuen dringlichen Antrage. Dann noch einmal Herr Schmidt von Löwenberg, dann auch noch Herr Schaffrath mit einem unerläßlichen, äußerſt dringlichen Antrage. — Herr Schneer aus Breslau konnte das nicht länger mit anſehn. Es war Mittag geworden, und er hatte ſich's zur amtlichen Aufgabe gemacht im Parlamente, die Abkürzung in ein Syſtem zu bringen. Wohlgenährt und auf jede Beleidigung gefaßt trat er ſolchen Ausſchweifungen entgegen, und wie er bei den Grundrechten ſich verewigt hatte durch eine ſyſtematiſche Abbreviatur, „Schneerſcher Antrag" geheißen, ſo beharrte er in dieſem Berufe und ſuchte nur ſich ſelbſt zu übertreffen, nichts weiter.

Dieſer eine Vormittag, wie oft hat er ſich wiederholt zur Verzweiflung aller ſoliden Mitglieder, ja der Zuhörer und Zuſchauer im Vaterlande! Mitunter gelang es denn doch, ſolch einen dringlichen Antrag bis zu ſofortiger Debatte durchzuſprengen und eine unerwartete Abſtimmung zu erzwingen. Dabei war denn der Würtemberger Hof als entſcheidendes linkes Centrum unberechenbar. Er hatte keinen Halt und ſegelte keinen Strich. Er unterſtützte das Voreilige und ſtimmte verworren wie Kraut und Rüben durcheinander. Einer veranlaßte den Andern bei überraſchenden Fragen, weil ja doch alle Anderen ſich dafür erhoben hätten, und ſo entſtanden öfters Mehrheiten, von denen auch diejenigen nichts wiſſen wollten, deren Fraktion dafür geſtimmt.

Die rechte Seite des Würtemberger Hofes empfand, daß dies nicht ſo fortgehen könne, namentlich nicht bei der bevorſtehenden Debatte über die Verfaſſung ſelbſt, und daß ſie ſich ſelbſtändig abſondern müſſe.

Dies geſchah jetzt und dadurch entſtand der „Augsburger Hof", recht eigentlich ein Centrum der Verſammlung. Denn er behielt doch einige Verbindung mit dem Würtemberger Hofe und trat in feſte Verbindung mit dem Caſino, der Hauptfraktion des rechten Centrums, und mit dem „Landsberge“, einer Abzweigung des Caſino's. Dieſe drei Klubbs — Caſino, Landsberg, Augsburger Hof — bildeten von nun an die vereinigte Partei des Centrums, und ſie feſſelten die Majorität an ſich, theils durch ihre eigene Anzahl — über zweihundert — theils durch Heranziehung der Rechten im Café Milani, theils durch Feſthaltung einer Anzahl von Stimmen im Würtemberger Hofe.

Um ſo geſchloſſen wie möglich einherzugehn, organiſirten dieſe drei Klubbs des Centrums einen ſtehenden Ausſchuß unter ſich, einen Ausſchuß der Centren, welcher alle wichtigen Fragen zuerſt unter ſich erörterte. Von ihm aus brachten dann die Ausſchußmitglieder je einzeln die Frage in ihren beſonderen Klubb, indem ſie die Geſichtspunkte mittheilten, unter welchen ſie von den Deputirten der andern beiden Klubbs aufgefaßt worden wäre, und in dieſem Zuſammenhange eröffnete ſich in jedem beſonderen Klubb die Debatte. Vor der Abſtimmung innerhalb der einzelnen Verſammlungen pflegte man ſich dann durch Abgeſandte zu beſchicken, welche Stimmung und Motive ihres Klubbs vor dem verſammelten andern Klubb entwickelten und eine Vereinigung vorzubereiten ſuchten, wenn ſich dieſe nicht von ſelbſt ergab. Gewöhnlich einigte man ſich in der Hauptſache und ſtellte dann das Reſultat feſt durch Abſtimmung in den einzelnen Fraktionen. Solcherweiſe erſchien man denn von nun an als eine feſt geſchloſſene Phalanx in der Paulskirche.

Es war von großer Wichtigkeit, daß dieſes Bündniß zu

Stande gekommen war vor dem Eintritte in die ſo ſchwierige Verfaſſungsdebatte.

Wer dem Labyrinthe von Motiven genau nachforſchen wollte, welche der erſten Reichsverfaſſung zum Grunde liegen, der mußte Abends in der zehnten Stunde am Liebfrauenberge in Frankfurt ſich aufſtellen. Dort kreuzten ſich bei naſſem Herbſt- und Winterwetter oft jeden Abend die Abgeſandten der drei Klubbs. Wenn er ihnen nachging, ſo erfuhr er im Voraus die wichtigſten Beſchlüſſe der Paulskirche. Beſonders den Abgeſandten vom Augsburger Hofe mußte er nachgehn in's Caſino. Der Augsburger Hof, zumeiſt raſch entſchloſſen und bündig, hatte faſt immer zuerſt ſeine Meinung feſtgeſtellt, und ſchickte zuerſt zwei ſeiner Mitglieder in's Caſino, um dieſe Meinung zu empfehlen, zu vertreten, zu verfechten. Der Caſinoklubb, an ſich faſt ein kleines Parlament, denn ſeine Zahl ſchwankte zwiſchen hundert und anderthalb hundert Mitgliedern, gab natürlich ſchon wegen ſeiner numeriſchen Stärke das ſchwerſte Gewicht ab. Er war aber auch zuſammengeſetzt aus einer überwiegend großen Anzahl kenntnißreicher, durchgebildeter, beredter Männer. Ihn vorzugsweiſe nannte man die Profeſſorenpartei, und wenn die „Augsburger“ dort am Roßmarkte in einem Saale des Caſino's ihre zuerſt gefaßte Meinung vortrugen, ſo entſpann ſich oft ſogleich die intereſſanteſte Diskuſſion. Die Meinung der „Augsburger“ galt durchſchnittlich für die energiſche, die Haltung des Caſino's aber zeichnete ſich aus durch Maaß und Umſicht. Der „Landsberg“, vom Caſino abſtammend, wäre eigentlich zur Vermittelung berufen geweſen, leiſtete dieſen Dienſt aber ſelten und mußte ſich vielfältig Eigenſinn nachſagen laſſen. Das entſprang aus ſeiner Zuſammenſetzung, Er wurde größtentheils aus Norddeutſchen gebildet; zahlreich waren darunter die Hannoveraner. Braunſchweiger und Oldenburger fehlten nicht. In Freiheitsprincipien hatten dieſe niederdeutſchen, meiſt Ackerbau und Seehandel treibenden Provinzen wenig oder gar keine Rückſicht zu nehmen auf ein zahlreiches Proletariat. Ihre Vertreter waren alſo z. B. beim Wahlgeſetze keiner einſchränkenden Vorſicht bedürftig, ſie kamen zu Stande mit dem allgemeinen Wahlrechte und hielten ſich nicht für berufen, auf das übrige Deutſchland eine Rückſicht zu nehmen, welche ihnen ſelbſt nicht behagte und bei ihnen daheim nicht erwartet wurde. An Oſtfrieſen und Hannoveranern dieſes Klubbs ſcheiterte ſpäter wirklich die Beſchränkung des allgemeinen Wahlrechtes. Sie gaben den dringenden Zureden des Caſino's und Augsburger Hofes nicht nach. Dadurch wurde hierbei das Centrum zerſplittert und ein ſo wichtiges Grundgeſetz den Linken überliefert. Daß dies unabſehbare Folgen haben müſſe für das Ganze, auch für die Annahme der Verfaſſung, wurde umſonſt von den Abgeſandten des Augsburger Hofes und des Caſino's an jenen Winterabenden entwickelt in dem Parterrezimmer, welches dieſer Klubb in dem Gaſthofe zum „Landsberge“ inne hatte.

Im Allgemeinen warf man dieſem Klubb vor, daß er kleinem Stile anheimfalle, und daß es ihn mehr intereſſirte, etwas Beſonderes zu ſein und Recht zu behalten, als ſich dem Ganzen förderlich zu erweiſen.

Es beſtätigte ſich hier die merkwürdige Erfahrung, daß der Charakter eines Vereins etwas ganz anderes ſein könne als der Charakter der einzelnen Perſonen, welche den Verein bilden. Tüchtige und werthvolle Männer fand man in dieſem Klubb. Dahin gehörten von den wenigen Süddeutſchen, welche hier zu finden waren, drei Baiern: Bauer aus Bamberg, Krafft aus Nürnberg, Graf Hegnenberg-Dux aus Altbaiern, welcher leider frühzeitig aus dem Parlamente ſchied. Aus dem Hannöverſchen: Wachsmuth, Merkel, Lang, Lüntzel, Groß; ferner der an ſeinen Krücken und mit dem weißen Haupte immer heitre Quintus Icilius, deſſen franzöſiſchen Verfahren der alte Fritz lateiniſch eingebürgert in Deutſchland; ferner der liebenswürdige und fein verſtändige Dammers und ſein Nachfolger Behncke, ein fein gebildeter, feſter, ruhiger Mann. Aus demſelben Lande endlich ein alter Freund Stüve's, der herzhafte Breuſing, und der rauhe, junge Oſtfrieſe Röben. Aus Braunſchweig Hollandt, aus Oldenburg von Buttel. Aus den preußiſchen Provinzen mehrere Poſener, Sellmer aus Landsberg an der Warthe, aus Magdeburg Löw, aus Pommern der aller Welt wohlwollende, brave Graf Wartensleben, aus Stendal Wichmann, aus Küſtrin von Maltzahn, aus Breslau Fuchs, aus Sorau Sturm, aus Neiße Scholz und alle drei Jordan der Verſammlung, drei zuverläſſige Stimmen des Centrums beim Namensaufrufe: der erſte aus Gollnow in Pommern, der zweite unſer Redner, der dritte unſer alter Sylveſter, der gepeinigte Märtyrer, ſchwer huſtend, tief gekränkt von dem linken Ultrathume, welches Anfangs zu glauben gewagt, daß er zu ihm gehören könne.

Einige vierzig Stimmen brachte dieſer Klubb. Ungefähr ebenſo viel der Augsburger Hof. Höchſtens zehn bis fünfzehn wurden bei feierlicher Gelegenheit aus dem zerklüfteten Würtemberger Hofe erobert. Alle dieſe Stimmen vereinigt, wogen alſo die Stimmenwucht des Caſino's noch nicht auf. Auch dann noch nicht, als ſich ſpäter in der Oberhauptsfrage dreißig bis vierzig Oeſterreich zugeneigte Stimmen vom Caſino trennten unter Welcker, Reichensperger, Edel, Jürgens und Genoſſen.

Dies Caſino war in ſeiner Centrum-Macht durch alle Abfälle nicht zu erſchüttern. Es hatte in ſeinen großen Fähigkeiten und ausgebildeten Charakteren eine nachhaltige Kraft des Zuſammenhalts. Hierher gehörten, außer den drei Mitgliedern des Miniſteriums aus dem Augsburger Hofe — Robert Mohl, Widenmann, Fallati, — alle Miniſter und erſte Präſidenten. Heinrich von Gagern nur gehörte ſeiner Stellung wegen nie unmittelbar zu einem Klubb, hatte aber auch faſt all ſeine perſönlichen Anknüpfungen im Caſino, und erſt in zweiter Linie im Augsburger Hofe. Beckerath, Baſſermann, Mathy, Max von Gagern, Meviſſen, Schmerling, Eduard

Simſon waren Mitglieder des Caſino's und erſchienen bei wichtigen Fragen. Beſeler, Waitz, Droyſen waren hier zu Hauſe. Auch Dahlmann, der indeſſen am Klubbleben wenig Antheil nahm. Sehr thätig waren dort: Duncker, Profeſſor aus Halle, ein unermüdlicher, grundtüchtiger Arbeiter für die allgemeine Sache, deſſen milder und doch feſter Charakter immer günſtig wirkte für Vereinigung und Durchſetzung, ein noch junger Mann mit ergrautem Haupt- und Barthaar, mit durchgearbeitetem, ſtreng geprägtem Antlitze. Ferner: Langerfeldt aus Wolfenbüttel, ein blonder, liebenswürdiger Niederſachſe, mit unwandelbarer, innerlich heitrer Ausdauer, von ſtattlicher Erſcheinung, deſſen Hingebung für den großen Zweck jede Probe des Willens und der Fähigkeit beſtanden hat. Desgleichen Rüder aus Oldenburg, Bernhardi aus Caſſel, Briegleb aus Coburg, deſſen maaßvolle, geſunde Bildung nirgends verſagte. Ebenſo Hergenhahn aus Wiesbaden, von Saucken, Schubert aus Königsberg. Immer bereit zu jeder förderſamen Thätigkeit waren Haym aus Halle, Schrader aus Brandenburg, Veit aus Berlin, welche von dieſem Klubb die Verfaſſer zur ſtenographiſchen Korreſpondenz der Centren ſtellten. Dieſe ſogenannte Parlamentskorreſpondenz, erſt im Winter errichtet, wurde ſchnell eine große Waffe.

Uebrigens fanden ſich im Caſino, eben weil die Fraktion ſo ungemein zahlreich war, Perſönlichkeiten und Richtungen zuſammen, welche nur gegenüber einer revolutionären Linken zuſammenzuhalten waren. Da gab es katholiſche Männer, welche den Ultramontanen nahe ſtehen ſollten, da gab es Oeſterreicher, welche bei der Verfaſſungsfrage am letzten Ende ſchwerlich mit den an Zahl überwiegenden Preußen gehen mochten. Gar ſtreng alſo konnte dieſer Klubb nicht immer und überall ſeine Parteiforderung anſpannen, und je näher die Hauptentwickelung kam, deſto mehr mußte er durch Abtrennungen geſchwächt werden. Die Gruppen in ſeinem Kreiſe waren gar zu mannigfaltig. Unbefangene proteſtantiſche Vertreter aus kleinen Staaten, wie Becker aus Gotha, Fiſcher aus Jena, Zittel, der wahrhaft milde und humane Prediger aus Baden, zeigten ein ganz anderes Kolorit als Reichenſperger, Knoodt, Oſterrath, oder der gemachte Herr Müller, ein „würzburgiſch" gemachter Norddeutſcher, oder gar der kleine, römiſch faſelhafte Herr Sepp, deſſen unerwachſener, mit katholiſch-poetiſchen Reichsgedanken überfütterter Fanatismus frühzeitig ausgelacht wurde. — Zwiſchen ſolchen zwei Gruppen ſtanden denn Baiern, wie Neumayr und Haubenſchmied, die weder mit der Signatur der Katholiſchen behaftet ſein wollten, noch mit den nördlichen Proteſtanten gehen konnten in den Reichsoberhauptsgedanken. Es war für ſolche Leute, die doch ſo gern ein Ganzes herbeigeführt hätten, gar ſchwer! Haubenſchmied brachte ſich über manche Sorge hinweg durch den Humor ſeiner Zeichenfeder. Er zeichnete in der Paulskirche die reizendſten Karrikaturſcenen, von denen leider außerhalb der Kirche nichts erſchienen iſt. Er war ein Partikulariſt für die Freunde des Centrums und für ſeine Mappe. — Solche Baiern im

Caſino hatten wiederum nur wenig Gemeinſchaft mit neben ihnen ſitzenden Oeſterreichern gleich Sommaruga, Mayern, Würth, Graf Deym. An landsmannſchaftlichem Sinn und Wunſche ſtanden ſie ihnen wohl näher als den zahlreichen preußiſchen Führern des Caſino's, aber ihr politiſcher Verſtand zwang ihnen doch die Ueberzeugung auf, daß ein deutſcher Bundesſtaat nicht zu erwarten ſtehe von der untern Donau, wohl aber eher von dem untern Laufe aller übrigen deutſchen Ströme.

Von den Preußen ſelbſt waren außer den ſchon angeführten noch viel rüſtige Leute in dieſem Klubb: Plathner mit der Trompetenſtimme, welcher ſeine juriſtiſche Logik in jedem Getümmel unerſchrocken durch den Lärm hindurch ſchmetterte, Bürgers aus Köln, Hagenow aus Vorpommern, Martens aus Danzig, von Salzwedell aus Gumbinnen, Pagenſtecher aus Elberfeld (jetzt ſchon ausgetreten), Lette aus Berlin, Graf Keller aus Erfurt, Schulze aus Liebau, Schwarz aus Halle, von Stavenhagen und Teichert aus Berlin, Ebmaier aus Paderborn, Bock aus Minden, welcher ſpäter im traurigen Badiſchen Kampfe durch kundige Tapferkeit ſich hervorgethan. Wie denn überhaupt die verſchiedenartigſten Fähigkeiten hier vereinigt wurden auf politiſchem Plane. Der Eine war über öffentliches Recht zu beachten wie Bürgers, der Andere über den Oſtſeehandel wie der wohlwollende Martens; von Salzwedell lieferte einen ſcharf erwogenen, gründlichen Bericht; Graf Keller, der längſte Mann im Parlamente, war als erfahrener Mann der Verwaltung überall hinzuſtellen, wo Ruhe, Billigkeit und abgemeſſene Handlung erfordert wurde. Er erſchien denn auch als Reichskommiſſar beim zweiten Struveſchen Einfalle in Baden während des Septembers, dem zweiten Aufſtande, welchem der Waffenſtillſtand ein erwünſchter Vorwand wurde. Schwarz war in formeller höherer Wiſſenſchaftlichkeit ein Rathgeber ohne Pedanterie, Schulze in Erfahrungswiſſenſchaften ein kundiger Arbeiter, von Stavenhagen und Teichert in den wiſſenſchaftlichen Fragen des Krieges.

Kurz, es war eine ſtattliche, an Kräften ungemein reiche Geſellſchaft, dieſes Caſino. Für die politiſche Handlung aber eben ſeines Umfangs und ſeiner Mannigfaltigkeit wegen eine ſchwer zu handhabende und nur ſchwerfällig in Bewegung zu ſetzende Geſellſchaft.

In dieſem Betracht war und blieb der Augsburger Hof der wirkſamſte Mittelpunkt im Centrum. Er war auch geſchichtlich ein Sammelpunkt derer aus dem Centrum geworden, welche mehr Maaß als links und mehr Entſchloſſenheit als rechts durchſetzen wollten. Denn auch von rechts traten ſolche zu ihm, welche dem Caſino ſelbſt angehört hatten, wie Francke aus Schleswig und Dröge aus Bremen, oder welche ihre nächſten Freunde ſämmtlich im Caſino hatten, wie Wilhelm Beſeler, der ältere Bruder, der Statthalter Schleswig-Holſteins.

Es gab kaum einen Klubb, welcher dergeſtalt alle Stämme des deutſchen Vaterlandes ſo gleichmäßig in ſich vertreten geſehen hätte als der Augsburger Hof, ein vereinigtes Deutſchland im Auszuge. So daß man ſagen konnte: auf den Anſichten und Abgrenzungen dieſes Vereins iſt der Durchſchnitt gefunden. Die Oeſterreicher, die Preußen, die Baiern, die Schwaben, die Sachſen, die Niederſachſen, wie ſie hier waren, vereinigten ſich in allen wichtigen Fragen bis zur Einſtimmigkeit. Nicht ohne Opfer, aber ſie brachten alle dies Opfer, wenn ſich herausſtellte, daß nur vermittelſt eines Opfers die Vereinigung möglich ſei. Erſt als es zur Oberhauptsfrage kam, konnten auch hier die Oeſterreicher nicht mehr alle beim Vereine erhalten werden, und auch einer der liebenswürdigſten von ihnen, der ſchlanke und wahrhaft „gentile“ Arneth aus Wien, ein geſunder Kopf und geſundes Herz, mußte ausſcheiden. Von der ganz kleinen Zahl aber unter den Oeſterreichern, welche Alles, auch die wahrſcheinliche Rückkehr in die Heimath, opferten für den vollen Begriff eines deutſchen Staates, gehörte Rößler dem Augsburger Hofe an. Er und Makowiczka, welcher dem Würtemberger Hofe verblieb, zum Theil auch Groß von Prag — ſämmtlich aus dem nördlichen Böhmen abſtammend — führten ihre ideale Aufgabe mit voller Konſequenz durch, ohne deshalb den Uebertreibungen der Linken zuzuſtimmen.

Im Augsburger Hofe waren auch diejenigen Baiern, welche bei übrigens gemäßigten Geſinnungen dem ſtarken deutſchen Bundesſtaate ſelbſt in letzter Forderung ihre Stimme, ja ihre eifrige Thätigkeit nicht verſagten, welche die ſüddeutſche Empfindlichkeit und jegliche Neigung des Partikularismus völlig überwanden. Dies waren Hans von Raumer aus Dinkelsbühl, Stahl aus Erlangen, Barth aus Kaufbeuern, von Zerzog aus Regensburg. Sie und die drei fränkiſchen Baiern im Landsberge, Bauer, Krafft und Lammers, hielten zum Credo des Centrum's bis zum letzten Worte. Sie waren Kernmänner im Augsburger Hofe. Zerzog, eine bärtige große Geſtalt, war ein rechtes Urbild des ſüddeutſchen Bergbewohners, in deſſen ſteyeriſchem Rocke er einherging. Voll Fröhlichkeit und Mutterwitz haben ſich dort im Oberlande auch die gründlich Gebildeten den einfachen natürlichen Ausdruck, den deutſchen Ausdruck bewahrt. Unſcheinbar, aber ſchlagend iſt ihre Rede, ungeſucht und doch ſo wohl erwogen offenbart ſich ihr Gedankengang. Anſpruchslos, aber feſt. Oft beſchämend für unſern Flitterkram der Schule und der Mode, für den Flitterkram der franzöſiſchen Phraſe im Weſten, der gelehrten Phraſe im Norden. Was dieſe Leute in ihre heimathlichen Blätter ſchrieben von Frankfurt aus, das war immer von eigenthümlicher Einfachheit und Kraft, und die Aufſätze Zerzog's namentlich hatten immer das Gepräge einer vortrefflichen, in unſrer Schriftſtellerei nur zu ſelten gewordenen Volksthümlichkeit, hatten immer die Laune der Geſundheit, den Treffer eines gebildeten, unverbildeten Sinns. „Die ganze Welt iſt toll geworden“, ſchrieb er 1848 an ſeinen Sohn, „und daß die Jugend allein geſcheidt bleibt, iſt nicht wohl zu verlangen — aber Jugend ſoll ſie doch bleiben und nicht ausſehn wie eine ekelhaft abgelebte Affen-Frühgeburt, die nach der Pfeife eines ſchmutzigen Schurken tanzt, der behauptet: „es wäre der Zeitgeiſt." Man ſollte glauben, es gehörte blutwenig Grütze dazu, um einzuſehn, daß einer, der etwas gelernt hat, es beſſer wiſſen muß als der, der's erſt lernen will. Man ſollte meinen, das wäre ein ausgezeichneter Hohlkopf, der behauptet: „was man nicht erfahren und probirt, verſtehe man beſſer, als was man erfahren und probirt." Ich glaube auch ſteif und feſt, daß dies große Eſel ſind — aber ſie glauben's ſelber nicht, und Du kannſt alle Tage ſehn und hören, wie ein ſo unbärtiger Fuchs, der Dir gern zugeben wird, daß er den Geſchäften eines Oberſchreibers bei weitem nicht gewachſen iſt — das deutſche Reich einrichten, regieren und retten will, daß es eine Art hat!" — „Die Alten ſollen tagen und die Jungen ſich ſchlagen, aber nicht umgekehrt!" — „Um's Wohl und Weh des Vaterlands ſoll ſich der Junge kümmern, das muß ſein und ſoll recht ſein; aber nicht wie ein naſeweiſer Gelbſchnabel, ſondern herzlich und natürlich". — „Dem Vaterlande gehört Ihr Jungen, aber nicht das Vaterland Euch! Wenn man Euch braucht, wird man es Euch ſagen" — „es giebt kein Blut, was dann zu koſtbar iſt."

Und 1849, als man zu einem Nachparlamente heruntergekommen war, welchem nichts übrig blieb als ein trauriger guter Rath, da ſchrieb Zerzog nach Gotha:

„Was die Stimmung (in Baiern) noch ſchlechter gemacht hat, iſt die abſurde, heuchleriſche und verrätheriſche Erhebung

Badens und der Pfalz. Der ehrliche Altbaier, der den ſuperklugen, ſpöttelnden und hochfahrenden Pfälzer nie leiden mochte, iſt über dieſe bübiſche Lüge, die deutſche Reichsverfaſſung mit Hülfe franzöſiſchen Galeerengeſindels und polniſcher Abenteurer durchführen zu wollen, ſo empört, daß er es mit wahrhaftem Jubel begrüßte, wenn plötzlich bekannt gemacht würde, die Pfalz ſei weggeſchenkt worden — ganz gleichviel an wen. Sogar die gebildeten Leute wünſchen endlich ihrer los zu ſein, da ſie herausgebracht haben, daß alle Pfälzer vollkommen unbrauchbare und unleidliche Elemente in Volksvertretungen ſind. — Oppoſition! auch die übelangebrachteſte, ſinnloſeſte, hirnverbrannteſte; nur Oppoſition! dies iſt die ganze politiſche Weisheit eines Pfälzers! „In der Minorität bleiben“ aber iſt ſeine ewige heimliche Hoffnung, der ſtille Wunſch ſeines Herzens, ſeinen Strohrenommagen unentbehrlich! — Die Majorität iſt ſein Verderben! Alle angebliche Courage geht dabei zum Teufel. Er iſt wie ein Kettenhund, der durch ſeine gezügelte Wuth ſehr zu imponiren weiß; ſpringt aber die Kette — dann iſt er erſchrockner als der Angebellte, zieht verlegen den Schwanz ein und kriecht verſchämt in die Hütte. — So ſieht man ſie hier vom politiſchen Standpunkte an, und es iſt, abgeſehn von ihren ſonſtigen guten Eigenſchaften und geſelligen, vorzüglich kneipalen Tugenden, leider etwas viel Wahres daran.“

„Wenn man in die Zeitungen von Unzufriedenheit ſogar im Gebirge ſchreibt, ſo iſt das dummes Zeug und geht die deutſche Frage nichts an.“ — „Die Demokraten haben der guten Sache ſehr viel geſchadet. Das Volk iſt leicht ſo zu verwirren, daß es die ganze Frankfurter Verſammlung mit dieſem Gelichter verwechſelt.“ — „Was nun dem Faſſe vollends den Boden hinausſchlägt, iſt die preußiſche Politik von Gottes Gnaden und Teufels und Manteuffels Ungnaden! Der beinahe gänzlich erloſchne Haß gegen Preußen iſt wieder aufgewacht, und es braucht nur noch die Ausführung eines Streiches in Holſtein, um ihn auf die größtmögliche Höhe zu bringen! Und Oeſterreich wird dieſe preußiſche Politik ſehr klüglich zu benutzen wiſſen! — Das iſt nun Alles ſehr ſchlimm, aber doch noch Troſt genug übrig, um nicht zu verzweifeln, wenn der liebe Gott nur ein klein wenig Verſtand an Die ſpendiren wollte, die er nach ihrer eignen Ausſage zum Nutzen und Frommen von uns andern Menſchenkindern eingeſetzt haben ſoll! — Und ich hoffe, er thut's am Ende doch! Das wenigſtens iſt unſrer Regierung klar und ſehen Alle, auf die überhaupt etwas ankommt, deutlich und herzlich ein — daß in der deutſchen Frage etwas geſchehen muß, und wär' es am Ende der herzhafte Biß in einen ſauren Apfel.“ — „Und wenn wir die Pfälzer und Badenſer Mann für Mann todtſchlagen und ſtellen die Einheit Deutſchland's nicht unter irgend einer haltbaren Form her, ſo ſind wir über's Jahr auf einem viel ſchlechteren Fleck als heute, die meiſten Throne aber wahrſcheinlich auf keinem mehr. Nur das einige, befriedigte Deutſchland kann dieſer Hydra, die ihre blutigen Ringe von Paris bis Peſth um uns legt, widerſtehn."

So ſchrieb er und ſo ſprach er. Aber er ſprach nur in kleinem Kreiſe. Nicht einmal bei voller Verſammlung des Augsburger Hofes. Da fuhr er höchſtens mit einer humoriſtiſchen Bemerkung, mit einem körnigen Spruche unter eine ganze Diskuſſion, gleichſam wie der Wirth, welcher den Kreideſtrich zieht unter alle die angeführten Poſten. Er und die Baiern waren auch eigentlich die Wirthe im Augsburger Hofe. Sie hatten dieſes kleine Gaſthaus ausgeſucht mitten in den verſteckteſten Gaſſenwinkeln des innerſten Frankfurt. Gute Beköſtigung geht ihnen über den geſtochenen Speiſezettel; der Inhalt der Schüſſel und des Glaſes iſt ihnen wichtiger als die Form des Seſſels und des Spiegels. Der gerade Gegenſatz zu den Sachſen. So hatte dieſer Klubb das anſpruchloſeſte und beſcheidenſte Anſehn erhalten, ganz wie es dem Süddeutſchen erwünſcht iſt. Nicht ganz ſo erwünſcht wie in der „Himmelsleiter" zu Nürnberg, aber nicht viel üppiger in der Lokalität. Ein moderner Luxus war indeſſen auch hier vorhanden: die Gasflamme.

Zerzog's nächſter Gefährte war Hans von Raumer, der Liebling des ganzen Klubbs und der halben Paulskirche. Der junge, grundehrliche, wohlgebildete Sohn eines edlen, natürlichen Vaterlandes, wie wir's in unſerm Herzen tragen ſeit den Weihejahren der Burſchenſchaft. Der blonde Knebelbart, der umgeſchlagene Halskragen, die einfache Anrede, Alles iſt noch ſo, wie wir's vor zwanzig Jahren verlaſſen auf der Univerſität, und doch iſt die Erfahrung und Bildung dieſer zwanzig langen Jahre erlebt und verarbeitet. Unter den einfachſten Formen gründliche Kenntniß, reifes Urtheil, ſeine Unterſcheidung. Kein Zug von Uebertreibung und Prahlerei, und doch tiefer Muth zum Ganzen und Großen. Die Sanftmuth welche ſanft ſpricht und muthig handelt.

Kaum hat Jemand inniger und herzlicher gelitten unter den traurigen Wendungen unſeres Vaterlandes abwärts von einem deutſchen Reiche, als Hans von Raumer. Tag und Nacht! Und als der Frühling 49 einen ſo kümmerlichen Verlauf nahm, da gab er Amt und Heimath hin und ging nach Schleswig, um wenigſtens die Büchſe des Jägers in die Hand zu nehmen für die Sache des Vaterlandes, um Blut und Leben einzuſetzen für die Hoffnung des Herzens! Nicht vom Aufſtande im Süden erwartete er Heil, nicht vom Bürgerkriege. Ach, und auch dort, gegen den auswärtigen Feind, fand er nicht die herzhafte Führung, nach welcher er ſich geſehnt hatte, auch dort fand er die Mittelmäßigkeit und Schwachherzigkeit, an welcher die Reichsverfaſſung hingeſiecht war, auch dort fand er ein Fridericia, wo die edelſten Kräfte, das reinſte Blut an einen Rückzug verſchwendet werden mußten wie anderswo — ohne Noth, ohne Zweck, ohne Sinn und ganz gewiß ohne deutſchen Geiſt. Armer Hans! An Dir ſpiegelt ſich unſer Aller trauriges Schickſal. Ein Mann! Ein

Mann! Das Reich iſt zu haben noch immerfort, nur der Mann fehlt, welcher es ergreifen könnte.

Die beiden andern Baiern von dieſem vierblättrigen Kleeblatte, Stahl und Barth, waren nicht minder tüchtige Leute. Barth, tief aus dem ſüdlichen Baiern, geſtand mit überlegner Ruhe, daß ſeine Heimathgenoſſen ihn leicht verleugnen könnten. Denn es gäbe der verwirrenden Blendungen für die Kurzſichtigen gar zu viele, und derer gäbe es gar zu Wenige noch, welche den nächſten Vortheil gering zu achten wüßten neben dem großen Segen der Zukunft. Aber die Verblendung ſei äußerlich, das Volk ſei geſund, und wo es nur an der Erkenntniß des richtigen Weges fehle, da bleibe man zu aller Hoffnung berechtigt, da bleibe man verpflichtet, allenfalls auch allein, immer ſtracks vorauszuwandeln mäßigen Schrittes, aber feſt. — Stahl daneben, ein friſches, zum Handeln drängendes Naturel, war ein ſpitzer Stachel für die bairiſchen Landsleute. Als kundiger Nationalökonom zergliederte er ſcharf die ſüddeutſchen Vorurtheile und Uebertreibungen, und da er Alles in großem, pragmatiſchem Zuſammenhange lebhaft, eindringlich, praktiſch darzuſtellen wußte auch auf der Rednerbühne, ſo war dieſer kleine ſchwarzhaarige Mann den Partikulariſten eine gefürchtete Erſcheinung. Er riß alle die kleinen Schlingen beſorgter oder ſtörriger Landsleute entzwei, und that dies nicht zornig, nicht heftig, ſondern lächelnd und mit ſchneidendem Verſtande. Erſt wenn er für Jedermann einleuchtend dargethan hatte, daß der Knoten der Schlinge ein künſtlich gemachter, ein durchaus nicht nothwendiger ſei, erſt nachdem er ihn, wie verworren er ausſehen mochte, mit leichten Fingern geöffnet hatte, erſt nachdem er gefragt hatte: wollen Sie ihn gelöſt ſehn? erſt dann ſchnellte er ihn auseinander. Dieſe Vorträge Stahl's, raſch und ohne Deklamation einherſchreitend, waren ſtets eindrucksvoll. Wie ſehr er auf ganze Maaßregeln drang, ſo ſehr beharrte er darauf, daß für gewiſſe Punkte der materiellen Einigung Uebergangsſtufen betreten werden müßten, und gerade dadurch entwaffnete er die Partikulariſten.

Die zweite Linie von Baiern bildeten die lang gewachſenen Männer: Paur von Augsburg, Pözl von München, Reitmayer von Regensburg, Schlör aus der Oberpfalz, Burckart aus Bamberg, ſämmtlich Juriſten. Sie gingen mit zu einem einheitlichen Bundesſtaate, ſo weit es ſich nur irgend vereinigen ließ mit den Antipathieen der Heimath. Offenbar nur die Furcht vor ſolchen Antipathieen, nicht aber ein politiſcher Grundſatz ließ ſie zögern vor der letzten Konſequenz, vor dem erblichen Kaiſerthume der Hohenzollern. Es ging bei ihnen daheim gar zu ſehr wider den Strich, das Reich für immer dem unbeliebten Preußenthume zu überantworten. Wenn nur ein kleiner, allenfalls nur ein ſcheinbarer Aufſchub möglich geweſen wäre! In der Sache ſelbſt wollten ſie ja, wie geſagt, nichts dagegen einwenden, nur nicht ſo jäh, nur nicht ſo mit einem Male ſollte es geſchehn! Und einige Bürgſchaft von preußiſcher Seite wäre doch ſehr zu wünſchen, aber wie?

Dieſe zweite bairiſche Linie im Augsburger Hofe wurde erſt ſpät, erſt bei der Oberhauptsfrage eine zweite Linie. Bis dahin ſchritten auch dieſe Baiern gleichen Schrittes mit der großen Majorität des Klubbs. Ja, zwei von ihnen, Paur und Pötzl, waren vielleicht mit gutem Bedacht vom Miniſterium auserwählt worden zu Reichskommiſſarien für Oeſterreich nach der Erſchießung Blum's. Die Neigung Baierns zu Oeſterreich ſollte durch bairiſche Männer, durch gewiſſenhafte Männer belehrt werden über den Thatbeſtand Paur wie Pötzl kamen gleichmäßig aufgeklärt von Kremſier zurück nach Frankfurt. Es war ihnen ſonnenklar, daß ein deutſcher Bundesſtaat mit einem Volkshauſe in Oeſterreich keinen Genoſſen, keinen auch nur halben Genoſſen finden könne. Sie hatten darüber nicht nur Stadion und Bach hinreichend vernommen, ſie hatten in allen maaßgebenden Kreiſen des Kaiſerthums Erfahrungen geſammelt, welche gar keinen Zweifel übrig ließen. Es war alſo auch nicht die Hoffnung auf Oeſterreich, welche ſie ſpäter vor dem letzten Worte zurücktreten ließ, es war die Sorge für Baiern.

Die andern ſüddeutſchen Gruppen im Augsburger Hofe, die Schwaben und die Rheinheſſen, gingen ſtandhaft hindurch bis an das vorgeſteckte Ziel. Es iſt das einzig Mögliche, es iſt alſo das Nothwendige, ſagten ſie, zur Herſtellung eines deutſchen Staates, was hilft nun das Seufzen, was hilft nun das Zögern! An der Halbheit haben wir immerdar geſiecht, ſie nehme jetzt ein Ende! Mag man daheim in „Stuckert“

und in „Nürtingen“ und gar droben im katholiſchen Oberſchwaben Schwefel und Pech und Kreuzigung gegen uns brüllen, wir ſtimmen für das Nothwendige, und ganz und gar.

Neben Robert Mohl und Fallati ſtand ſolcherweiſe nur Rümelin von Nürtingen, ein Kernſchwabe von der edelſten Sorte. Ruhig und mild, geläutert durch jegliche Bildung, feſt im Wiſſen und Wollen war er eine der feſteſten Stützen des Augsburger Hofes und des abwägenden Centrums. Da war nie der leiſeſte Zug von perſönlicher Abſicht, von irgend einer Nebenabſicht, da war Alles lauteres Metall eines deutſchen Abgeordneten. Er ſuchte die Wahrheit aufmerkſam und kundig wenn er ſprach, er ſtimmte für ſie wenn er ſie erkannt zu haben glaubte, ſie mochte noch ſo ungünſtig für ihn erſcheinen in der aufgewühlten Heimath am Neckar. So ſind die Genoſſen Paul Pfizers, zu deſſen näheren Freunden Rümelin gehörte, ſie ſind die ſchwäbiſchen Triarier für die Erkämpfung eines deutſchen Staates. Vielleicht nirgends ſo wie im Augsburger Hofe iſt auch David Strauß damals mit Zuruf begrüßt und gefeiert worden, als er im demokratiſchen Toben der Würtemberger Kammer ſeine Stimme erhob gegen das wüſte gedankenloſe Weſen des Tagesgeiſtes, der Geiſt gegen den Aftergeiſt, der Menſch gegen den Homunkulus. Rümelin verſagte uns nie die Vorleſung aus dem „ſchwäbiſchen Merkur“ wenn Strauß geſprochen hatte, und jene einſame Stimme in der ſchwäbiſchen Wüſte war uns immer eine Herzſtärkung für die Aufgabe in der Paulskirche.

Leichter hatten es die ſüdlichen Heſſen, vertreten im Augsburger Hofe durch Oreſt und Pylades, durch Wernher von Nierſtein und Emmerling. In der Regierung ihres Landes blieb unter einem aufmerkſamen Fürſten, unter einem wirklichen Reform-Miniſterium Jaup und mit einer, der Mehrzahl nach, nicht bethörten Bevölkerung das Maaß immer aufrecht erhalten. Jaups weiſe Maaßregeln ließen wenigſtens den Taumel nie ſchrankenlos werden. An Leuten wie Wernher hatte er eine feſte Stütze. Dieſer an das Nibelungenlied, an Volker den Spielmann erinnernde ſtattliche Recke mit dem ſchönen blauen Auge, mit dem hoch getragenen ſchönen Kopfe, mit dem geradeaus weiſenden Geſtus war immer auch zu Darmſtadt auf der Breſche in der Kammer um ſich tapfer den Mainzer Wühlern entgegen zu werfen, wenn er Abends von wichtiger Tagesordnung drüben geleſen hatte, und zum andern Abende war er wieder im Augsburger Hofe und ſprach gedankenvoll und ſinnig, ſtets eigenthümlich, über das zunächſt vorliegende Thema der Paulskirche, und war am folgenden Tage in der Paulskirche treu auf ſeinem Poſten wie ein Soldat der alten Garde. Welch ein wohlthuendes Bild eines ächten Deutſchen iſt unſerm Gedächtniß für immer eingeprägt worden durch Wernher von Nierſtein! So ſanft und ſinnig und die Poeſie ſuchend, das Aechte und Bleibende ſuchend im Wechſel war er außerhalb der Kampfesreihen, und ſo zornig und kühn angreifend, ſo hartnäckig ſeinen Stand behauptend war er im Gefechte! Ein Bauer bin ich! pflegte er mit Stolz zu ſagen, wenn er auf ſein Gütchen jenſeits des Rheines hinwies. In dortiger Gegend hat auch Heinrich von Gagern, ſein geprüfter Freund, das ſeinige, Monsheim geheißen, der Siegfried neben dem Volker. Es iſt als ob der alte Schauplatz der Nibelungenrecken, als ob das Wormſer Land immer noch ſeiner ſtarken Ahnherrn eingedenk bleiben ſollte.

Die Preußengruppe war gar nicht beſonders zahlreich im Augsburger Hofe, obwohl man hier einhelliger als in irgend einem andern Klubb das neue Reich auf Preußen ſtützte. Neben Widenmann war von Breuning ein thätiges Mitglied aus Rheinpreußen. Compes war fort, Stedmann war lange abweſend als Reichskommiſſar in Schleswig-Holſtein. Und aus den alten Provinzen gehörten hierher nur Göden, Stenzel und Falk. Letzterer, ein ächter Schleſier in lebhafter Ergreifung des Augenblicks, war Anfangs nach links hinüber in die Weſtendhalle verſchlagen worden, und kam ſo geheilt von den Illuſionen in den Augsburger Hof, daß er hier zur Rechten hielt.

Die Gruppe der Schleswig-Holſteiner bildeten Esmarch, Francke, Wilhelm Beſeler, welcher erſt zu Anfange des Winters auf einige Monate in die Verſammlung trat, und vor Ablauf des Winters ſchon wieder hinab berufen wurde nach Schleswig. Er iſt eine große nordiſche Figur mit rundem, kurzhaarigem Haupte; weniger fein als ſein jüngerer Bruder, auch mit etwas ſchwererer Zunge. Ziemlich zugeknöpft hört er aufmerkſam und ſpricht nur wo es ſich um Wichtiges handelt. Alsdann pragmatiſch, in ebner Linie, ausführlich, alle Seiten beleuchtend, abſchließend, wie Einer der im Handeln geübt worden iſt. Er nahm als erfahrener, auf energiſches Handeln bedachter Mann bald eine einflußreiche Stellung ein im Augsburger Hofe, und wurde zum erſten Vicepräſidenten in der Reichsverſammlung vorgeſchlagen und erwählt, ehe er noch ein Wort in der Paulskirche geſprochen hatte, und ehe er näher bekannt geworden war. Im Ganzen hat er dies Vertrauen gerechtfertigt durch einfache, feſte Leitung. Die Strenge ſeines Charakters hielt bei tumultuariſchen Auftritten auch diejenigen in Schranken, welche ihm nicht abſonderlich zugethan waren, welche aber ſeinen Zorn reſpektirten. Im Spätwinter erſchien er in erſter Linie, als hinter den Kuliſſen der Kampf entbrannte gegen die perſönliche öſterreichiſche Betheiligung am Reichsregimente, als Schmerling aus dem Miniſterium ſcheiden ſollte. Da führte Wilhelm Beſeler im Augsburger Hofe, wo einige dieſen Schritt für unpolitiſch hielten, die Sturmfahne.

Neben den Schleswig-Holſteinern im Augsburger Hofe ſtanden die Meklenburger, Sprengel, Thöl, Böcler, Mann, zuverläſſige, kräftige Leute, von denen der lange Sprengel aus dem Parteikriege im Würtemberger Hofe erprobt, Thöl aber als feiner Rechtskundiger in den Klubbdebatten ſo förderlich wie willkommen war durch beſcheidene, gründliche Bemerkungen.

Endlich die Hanſeaten Wurm, Godefroy, Dröge, Rieſſer. Wurm aus Hamburg vertrat einen ſchwäbiſchen Bezirk und nahm wohl Rückſicht darauf. Vielleicht zum Theil aus dieſem Grunde hatte er eine ganz vereinzelte Stellung im Augsburger Hofe, und gab oft zu der Frage Veranlaſſung: ob er nicht im Würtemberger Hofe richtiger an ſeinem Platze wäre? Indeß iſt jede gut raiſonnirende Oppoſition von Vortheil, wenn man genau weiß was man will. Das wußte man in dieſem Klubb, und die von Wurm vertretene linke Seite ward angehört, ohne für irgend einen wichtigen Punkt Proſelyten zu finden. Bei den Reden für die linke Richtung war zunächſt immer Rieſſer geneigt, halb und halb Ja zu ſagen. Es war der Ton jenes Alpenhorns, welchem er von Jugend auf gefolgt war. Nur die täglich wachſende Erfahrung, nur die täglich wachſende Bildung des politiſchen Geiſtes warnte ihn und die beiden Sachſen des Klubbs, Biedermann und Koch, ja hielt ſie allmählig völlig ab, dieſem Tone nachzugehn.

Alle drei gehörten urſprünglich tief in's linke Centrum hinein. Biedermann, durch Vorparlament und Fünfziger Ausſchuß eingeführt, war ein Führer geweſen im linken Centrum, und man hatte faſt nicht erwartet, daß er bei der Trennung vom Würtemberger Hofe mit ausſcheiden könne Aber ſo wie ihn das nüchterne Sachſenthum dorthin gebracht, ſo befreiten ihn von dort andre gute Eigenſchaften des Sachſenthums. Die ſächſiſche Sauberkeit und Reinlichkeit und

Ordnungsliebe verleideten ihm jene konfuſe Wirthſchaft im Würtemberger Hofe. Aeußerlich fein und zierlich und vernehm ſcheint er zum Diplomaten geſchaffen zu ſein. Innerlich hat er eigentlich gar keinen Zug davon. Er iſt gewiſſenhaft ehrlich und brav. So hing er an jenem Würtemberger Hofe ſo lange, bis er es vor ſeinem Gewiſſen nicht mehr verantworten konnte. Das Gelingen des Ganzen lag ihm am Herzen, und ſein klarer Verſtand konnte ſich nicht länger verhehlen, daß das Ganze gefährdet ſei durch die unberechenbare Schwankung im Centrum, ja daß ſein demokratiſches Staatsideal tiefe Brüche erlitten habe durch gemeine Deutung und Auffaſſung von Seiten der Linken. Er wußte zu lernen und zu vergeſſen, weil er ſchaffen helfen wollte. Nicht die hämiſche Polemik der Linken, welche ihn ſchon im linken Centrum unabläſſig verfolgt hatte, wohl aber die Konfuſion und Ausſchweifung auf der Linken trieb ihn in's eigentliche Centrum. Das reinſte Motiv alſo leitete ihn und das ſchwerſte Opfer, welches ein ſolcher theoretiſch aufgewachſener Mann bringen kann, eine Umbildung ſeiner Theorie brachte er, als er zu dem verhältnißmäßig konſervativen Augsburger Hofe trat. Im Grunde blieb er auch hier noch lange Zeit weiter links als der Kern des Klubbs, und die ſächſiſche Heimaths-Quelle mußte dies nähren. Mit Ausnahme von zwei phyſiognomielos verbliebenen Abgeordneten war er und ſein Schwager Koch allein aus dem ganzen Königreiche Sachſen ſo weit entfernt von der linken Seite. Koch, welcher ſeines

Leipziger Bürgermeiſteramtes halber ab- und zuging zwiſchen Leipzig und Frankfurt, konnte ihm nicht verhehlen und andre Beſucher beſtätigten es fortwährend: daß man überall in Sachſen dem Parlamente vorwerfe, es neige zu weit rechts, daß ſie beide alſo eine vereinſamte, heftig beſchoſſene Stellung einnähmen. Biedermann hat einen ſtolzen, faſt ſtoiſchen Unabhängigkeitsſinn; die heimathlichen Nachtheile der Stellung beſtimmten ihn alſo nicht im Mindeſten. Aber das Opfer, zu welchem er ſich einmal entſchloſſen hatte, wurde dadurch allerdings nur noch erſchwert. Er hielt ſtandhaft die Linie ein, welche ihm ſeine Theorie vorzeichnete, und ſo blieb er beſonders im „Centraliſiren“ des deutſchen Staates oft allein im Augsburger Hofe, wo man nur „concentriren“, wo man ſtreng nur den Bundesſtaat wollte.

Dennoch waren ſeine Vorzüge einer ſcharfen Auffaſſung, eines klaren logiſchen Vortrags, einer prompten Geſchäftstüchtigkeit, einer uneigennützigen Hingebung an den großen Zweck ſo anerkannt und geachtet, daß er auch im Augsburger Hofe ſtets vorſitzender Leiter der Debatte blieb. Dies Amt hat er nach innen und außen — nach außen in den Komité-Verhandlungen mit den andern Fraktionen des Centrums — vortrefflich geführt.

Das lebensvolle Element des Klubbs ergriff dann auch dieſe beiden vereinſamten Sachſen allmählig ſo ganz und gar, daß ſie bald zu den eifrigſten und ſtandhafteſten Vertretern des Augsburger Hofes gehörten. Für Koch wurde kein

Opfer zu groß, um für jede wichtige Abſtimmung von Leipzig herbeizueilen, und ſein unbefangenes offenes Weſen, ſein im Geſchäftsleben erprobtes Geſchick eines praktiſch juriſtiſchen Verſtandes, ſein warmer patriotiſcher Eifer hat dem Kreiſe des Centrums manchen Schwankenden zugeführt, hat dem Centrum manchen Schwankenden erhalten. Im entfremdeten abgewandten Lande war der Bürgermeiſter von Leipzig ein getreuer Anhaltspunkt für's erſte deutſche Parlament.

Das Verhältniß und die Entwickelung Rieſſer's war ähnlich; es war in hohem Grade intereſſant, weil ſich in ſeiner Parteiſtellung gleichzeitig ein großes Talent entwickelte, vielleicht das größte Rednertalent der Paulskirche.

Dies hätte ſich nicht entwickelt, wenn Rieſſer nicht in's Centrum gezogen worden wäre, denn die Seele dieſes Talentes iſt der Drang nach Vermittelung, nach ſchöpferiſcher Vermittelung. Was die Rede eines Anderen abſchwächt, das hob die Rede Rieſſer's, Von Humanität quillt ſein Inneres über, und von da quillt ſeine Begeiſterung. Nicht alſo Kampf, nicht irgend eine Reizung, nicht ein Aufruf an die Leidenſchaften entwickelt in ſeinen Worten die Beredſamkeit, nein, aus einem gleichſam religiöſen Grunde arbeitet ſich die Kraft und Macht ſeiner Rede hervor. Vermitteln, verſöhnen, in Liebe und Frieden ſchaffen will er. Liberale Grundſätze in einem zur Macht geſammelten einigen Deutſchland erſchienen in ihm wie eine Religion. Er iſt Iſraelit, und das unzerſtörbar Prieſterliche dieſes ſeines Volkes, jene altbibliſche Reigung Alles und Jedes nach Jehova und ſeinem Tempel hinzuleiten, dies durch Unglück verewigte lyriſche Duo zwiſchen Gott und dem Juden — es war der Grundton Rieſſer'ſcher Beredſamkeit.

Und nicht der alte Jehova zürnte aus ſeinen Worten. „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ war niemals von ihm zu hören. Der Jehova einer neuen, milderen Zeit ſprach aus ihm. Daher die wunderbare Erſcheinung, daß Rieſſer Alles, daß er die härteſten Vorwürfe ſagen konnte ohne zu verletzen, ohne herauszufordern. Er ſagte ſie in einem großen religiöſen Zuſammenhange, in einem liberal- oder vaterländiſch-religiöſen Zuſammenhange, und ſo erzürnte er die Getroffenen nicht, er beſchämte ſie. Er erhob die nicht geradezu Verſtockten zu edlen Vorſätzen. Er durchdrang immer die ganze Kirche mit einer höheren Weihe, er wurde der geliebte Prieſter des Parlamentes.

Die Starrſten auf der Linken knirſchten unter dieſem Zügel, aber ſie konnten ſich ihm nicht entziehen. Rieſſer unter ſie hineinſprechend hat mich, wie oft! erinnert an Daniel in der Löwengrube: die gierigſten Raubthiere vergaßen ihres Hungers und duckten ſich verlegen in die Winkel der Grube.

Rieſſer war auch für die Linke ein zerſchmetternder Vorwurf. In Wahrheit gehörte er von Hauſe aus zu ihr. Jeder Tag aber hatte ihn weiter entfernt von ihr. Von dem gemeinſchaftlichen Glaubensartikel eines einzigen Gottes waren ſie zuſammen ausgegangen, und Rieſſer war zum drittlichen Gotte der Liebe gelangt, jene aber waren die fanatiſchen Krieger Allah's geworden, welche mit Feuer und Schwert die Einzelnſätze ihres Propheten verbreiten wollten. Wenn Rieſſer nun die gemeinſchaftliche Idee ihres Urſprungs berührte und entwickelte, ſo ſtellte ſich von ſelbſt dar, wie roh ſie dieſelbe ausgebildet hätten. Er ſchalt ſie nun deshalb nicht, aber er enthüllte die Rohheit ſolcher Entwickelung, und traf deshalb um ſo tiefer.

Rieſſer iſt von dicker, ſchwerer Leibesbeſchaffenheit, und die hängenden Arme ſcheinen zu kurz und zu ſchwach als Ruder für die ſchwimmende Maſſe. Er fährt auch oft damit in eigenthümlicher Bewegung über das Haupt hinweg als ob er Hilfe brauche. Desgleichen ſcheint ſein Athem kurz zu ſein. Er iſt es aber nicht, und liefert der weichen, angenehmen Tenorſtimme unerſchöpflich ſcheinende Hilfe, wenn die Gedankenfülle des großen, runden Kopfes in volle Bewegung geräth und ſteigt und ſich ausdehnt nach allen Seiten. Dies tritt gewöhnlich langſam ein. Einfach, mit Bemerkungen beginnt er ſeine Reden, und der kleine, ſchöne Mund lächelt wohlwollend wie das gute blaue Auge. Die Stirn iſt noch trocken unter dem krauſen, unglaublich dichten Buſche des dunkelblonden Haares, welches einem gemachten Toupet gleicht aus dem vorigen Jahrhunderte. Es iſt aber ſo ächt bis an den kurzen, breiten Nacken hinab wie die Locke Simſon's es war, und ſcheint wie jene die zähe Kraft des Redners zu bergen. Gedanke entwickelt ſich aus dem Gedanken und der immerdar edle Stil derſelben ſteigert ſich zur Höhe, und breitet ſeine Schwingen wie der Vogel wenn er in höhere Regionen kommt.

Rießer iſt dabei ſo unbefangen und frei und iſt ſo reich an Gedanken, ſo ſicher in Ergreifung der edlen Ausdrücke, die überreich zu Gebote ſtehn, daß er ſtundenlang ſprechen kann ohne ſich zu erſchöpfen, ohne die Zuhörer zu ermüden. Er gleicht dem begabteſten Pianoſpieler, welcher phantaſirt und Zeit und Raum vergeſſen läßt über dem quellenden Reichthume ſeiner Motive. Es geht nicht auf Schlußeffekt, es geht überhaupt nicht auf plötzliche Wirkungen — ein weiter, geſegneter Raum der menſchlichen Seele ſoll durchzogen und geſchildert werden für den Fließenden ſelbſt und für den ſinnigen Zuhörer. Gedankenvoll trocknet er ſich die perlende Stirn, wenn er einen Ruhepunkt erreicht hat und für diesmal ſchließen will.

Ein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Worts iſt er gar nicht. Er iſt arglos und naiv wie ein Kind. Nach ſich ſcheint er auch die Menſchen zu berechnen, welche die Handlungen im Staate veranlaſſen und leiten. Da weiß er denn weder Eigennutz noch Nebenzwecke, noch ſonſtige Hintergedanken oder Verſtellung einzurechnen. Ah! pflegt er zu ſagen, als ob von etwas Erſtaunlichem die Rede ſei, wenn man ihm davon ſpricht, und Vorſicht wie Folgerung davon abhängig macht. Zum Führer einer politiſchen Partei taugt er alſo nicht im Mindeſten. Er taugte auch nicht zum Vierpräſidenten, wozu er einmal gemacht wurde. Die formellen Geiſteseigenſchaften hat er alle dafür, aber die Beurtheilung und Behandlung der Menſchen und ihrer Leidenſchaften verſagt ihm gänzlich. Er iſt ein Denker. Durch Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft vorgebildet, wurde er alſo erſt mächtig als er gegen den Winter in den Verfaſſungsausſchuß kam und hier das reiche Material verarbeiten konnte. Darin wurde er denn bald von außerordentlicher Ausgiebigkeit, beſonders für ſeinen Klubb, den Augsburger Hof. Die feinſten und weiteſten Beziehungen jedes einzelnen Punktes in der Verfaſſung entwickelte er hier mit wahrer Meiſterſchaft. Wenn er um Auskunft befragt wurde, ſo begann er immer mit einem leichten Ja! und ſetzte noch ein Ja! hinzu, als ob er nur eine dürftige Notiz mittheilen werde; aus dieſen leichten Ja's entſpann ſich aber immer ein weiter Kreis von den wichtigſten Fäden des Verfaſſungsnetzes.

Er war geliebt von Jedermann, und in der That auch liebenswerth in hohem Grade. Ich habe nie einen Mann geſehn, der alle guten Eigenſchaften des Juden und nur die guten Eigenſchaften ſo beſeſſen wie Rieſſer. Er allein wäre eine ſchlagend beredte Entgegnung geweſen für die beſſeren Gegner der Emancipation. Deshalb war er auch unwiderſtehlich als er das erſte Mal hervortrat auf der Rednerbühne gegen Moritz Mohl, welcher auf eine beſchränkte Emancipation der Juden angetragen hatte, ganz ſo unglücklich, ungeſchickt, halbwahr, und ganz ſo mit der Tapferkeit der Selbſtverblendung darauf angetragen hatte wie es dem „Er mengt ſich in Alles“ Moriz Plumper entſprach.

Dies waren die drei Klubbs, dies waren die wichtigeren Perſonen derſelben, welche beim Eintritte in die Verfaſſungsdebatte das Centrum bildeten. Die Anzahl ihrer Stimmen — über zweihundert — hätte bei gewöhnlicher Ebbe in der Verſammlung hingereicht, die Mehrheit zu bilden. Denn die Verſammlung, obwohl auf ſechshundert angelegt, ſtieg nicht hoch über vierhundert ſo lange nicht eine ungewöhnlich wichtige Entſcheidung zu treffen war. Aus Oeſterreich fehlten ja auch ſtandhaft ein halbes hundert Abgeordnete, weil die ſlaviſchen Bezirke, namentlich in Böhmen, das deutſche Reich perhorrescirten und nicht gewählt hatten. Eine gewiſſe Anzahl ſogenannter „Strandläufer“ oder „Wilder“ ferner, die zu keiner beſtimmten Partei gehörten, war trotz all den Fraktionen übrig geblieben. Frei geblieben, wie ſie ſelbſt poetiſch zu ſagen pflegten, damit im Farbenfächer der Freiheit auch das Weiß, die Nichtfarbe, vorhanden ſei. Dieſe Eklektiker ſtimmten durchſchnittlich mit dem Centrum. Endlich muß man ja doch für jede Abſtimmung eine Anzahl Stimmen von weiter rechts oder von weiter links als unvermeidlich hinzurechnen. Denn entweder nach rechts oder nach links neigte ja doch der Entſchluß des Centrums, und ſo entſtand von ſelbſt mit einem ſo kompakten Centrum eine ſtarke Majorität.

Sie wurde bald dadurch noch ſicherer, daß die eigentliche Rechte unter Führung Vincke's den Fraktionen des Centrums, wenn auch nicht die Hand, doch einige Finger bot. Während des Winters ſelbſt näherte ſie ſich oder näherte man ſich ihr dergeſtalt, daß auch ſie bis auf einen gewiſſen Grad Theil nahm an den Vorbeſprechungen der vereinigten Centren. Das heißt die Abgeſandten der Klubbs erſchienen am Spätabend auch im Klubb der Rechten um Mittheilung zu machen und Ausgleichung zu verſuchen, oder Abgeſandte vom Klubb der Rechten erſchienen im Caſino und Augsburger Hofe. Mit Ausnahme des Vereinbarungs-Princips hatte man ja doch ſehr Vieles gemeinſchaftlich, namentlich den weiten konſtitutionellen Boden, und es hatten ſich auf der Rechten allmählig mehrere Männer hervorgethan, denen ein Zuſammengehn mit den Centren ſo weit als möglich wünſchenswerth ſchien. Zu dieſen gehörte Naumann aus dem Oder-Frankfurt, von Selchow, von Wegnern, von Rotenhan und Vincke ſelbſt.

Letzterer war eine Zeitlang Willens geweſen, ganz und gar von dannen zu gehn. Er hatte die Parteibildung auf der Rechten nicht ſo gefunden wie er ſie wünſchte. In dem „ſteinernen Hauſe“ waren die katholiſirenden Elemente ſeiner Natur zuwider, wie er denn auch zu Herrn von Radowitz gar nicht paßt und zu deſſen diplomatiſcher leiſer Gangart keineswegs Vertrauen hegt. Er iſt zu derb, zu unvorſichtig, zu offen neben den Staatsmännern des ewigen Geheimniſſes, ſo offen und redſelig, daß er nur in einem frei ausgebildeten Konſtitutionalismus ein Miniſterium führen könnte.

Das „ſteinerne Haus“ war nun übrigens ohnedies zerfallen, und es war ein Bedürfniß, die Rechte neu zu organiſiren bei dem Eintritte in die Reichsverſammlungs-Epoche. Man forderte ihn alſo dringend auf zu bleiben und gruppirte ſich um ihn. So entſtand die rechte Fraktion „Café Milani“, alſo benannt von einem Kaffeehauſe am Roßmarkte, wo ſie zuerſt einige Wochen lang zuſammenkam. Sie ſiedelte bald über in den engliſchen Hof, und war während des Winters dort in einem Hinterzimmer des Erdgeſchoſſes zu finden, in demſelben Zimmer wo die Konſtituirung des Augsburger Hofes im Herbſte ſtattgefunden hatte.

Die Exiſtenz dort war trotz der ariſtokratiſchen Inſaſſen und alten Schneeſieber, welche hier berathſchlagten, nicht eben komfortable. Wie dies überhaupt nicht erreicht wurde in dem drangvollen Parlamentstreiben zu Frankfurt. Die alten Räthe und Edelleute, die magern öſterreichiſchen Herren von höheren Aemtern, die Großkaufleute aus Hamburg, die kantigen Baiern ſaßen hier eng geſchichtet bei einander. Der kleine Detmold, welcher auch hier nur auf Papierſchnitzeln ſprach, mußte mit der Lupe herausgeſucht werden, der feiſte Graf Schwerin pflegte aufzuſtehn ſo weit dies anging, um ſeine ordnungsmäßige Rede zu halten, Grävell in einer Sofaecke ſchlief leider nicht immer, von Bothmer ſtotterte öfters, von Wedemeyer äußerte ſich über Abzugsgräben nach Ungarn, es war eine dicke ſchwere Atmoſphäre und Vincke mit dem Scepter in der Hand litt nicht bloß dadurch, daß er hören mußte. An Geiſt und ſchöpferiſchem Leben war Mangel wie an friſcher Luft. Indeſſen fehlte es nicht an klar geprägten Charakteren, die unbeirrt blieben vom Wirbelwinde der Zeit.

Unter ſolcher Gruppirung begann die Verfaſſungsdebatte. Die Gruppen waren noch keineswegs ächt und homogen in ihrem Verhältniſſe zu den Waſſerſcheiden in der Verfaſſung ſelbſt. Man kannte dieſe noch nicht, man überſah ſie wenigſtens noch nicht. Man behandelte die erſte Leſung wie eine große Rekognoscirung. Die partikulariſtiſchen Heerhaufen ſollten ſich erſt auf dem Schlachtfelde ſelbſt, dem Feinde gegenüber ſondern. Wer weiter ſah wußte jetzt ſchon, daß dieſe Rechte nicht beiſammen bleiben würde, und daß im Caſino eine itio in partes, eine Abſonderung in Theile eintreten werde, ſobald die Verfaſſung auf dem Bergrücken anlange, von wo ſeit alter Zeit die Waſſer nach Norden und die Waſſer nach Süden abfließen.

2.

Die Vorſtellungen über die Form einer deutſchen Einheit waren auch im Oktober 48 noch unklar und ſchwankend. Kaum die, welche es am Leichteſten und Seichteſten nahmen, kaum die republikaniſch Geſinnten waren im Stande, eine runde fertige Geſtalt vorzuzeichnen. Denn es herrſchte ein großer Unterſchied zwiſchen republikaniſch Geſinnten und Republikanern, und es herrſchte unter den Republikanern ſelbſt wieder die verſchiedenartigſte Vorſtellung von der nächſten Form einer deutſchen Republik. Die Einen wollten die Republik nur im Ganzen, die Andern wollten eine Unionsrepublik nach nordamerikaniſchem Vorbilde, die Dritten wollten eine Einheitsrepublik, la république une et indivisible.

Die Nichtrepublikaniſchen, alſo die Mehrzahl unter den vierzig Millionen, die Mehrzahl in der Paulskirche hatte nur zwei beſtimmte Verlangniſſe, welche in der neuen Form gegründet ſein müßten: ein deutſches Volkshaus, ein deutſcher Bundesſtaat.

Nur in Oeſterreich waren dieſe beiden Verlangniſſe nicht ſo ſcharf ausgeprägt. Der Leſer möge ſich aus dem erſten Bande erinnern, daß man in Wien ſchon im April 48 den Bundesſtaat für Oeſterreich nicht rathen zu dürfen meinte, daß man im Gegentheile damals ſchon in der Wiener Preſſe Beibehaltung des Staatenbundes forderte.

Aber auch die Mehrzahl, welche Bundesſtaat und Volkshaus als Grundbedingung forderte, hatte weder über die innere Struktur des Bundesſtaates, noch über die Spitze desſelben eine ausgeführte Vorſtellung.

In den kleineren Staaten erwartete man eine weit gehende Centraliſation. Die Phantaſie des Hungrigen richtet ſich auf ſtarke Speiſen. In den größeren Staaten beſchäftigte man ſich mit Vorſtellungen über die Spitze des Bundesſtaates. Ein Direktorium oder auch ein Turnus, ein unter den großen Staaten wechſelndes Oberhaupt, war die bequemſte vorläufige Idee. Ob die aufgeſtellten Grundbedingungen dazu paßten, das erörterte man noch nicht gründlich. Man erwartete die Vorlage des Verfaſſungsausſchuſſes.

Als dieſe nun im Oktober erſchien, und wenigſtens einen Theil des neuen Organismus überſehen ließ, da zeigte ſich im eigentlichen Deutſchland nirgends ein abſonderliches Bedenken. Scharfe Vorlinien zu einem Bundesſtaate hatte man erwartet, alſo befremdeten auch die Paragraphen Zwei und Drei nicht. Sie betrafen mit ihrer Forderung einer Perſonalunion außer Schleswig, Holſtein und Limburg mit ganzer Schwere nur Oeſterreich. Dies war tiefer denn je in der Kriſis. In Wien tagte ein Reichstag, zu welchem auch galiziſche Bauern gehörten, und von dem man nicht recht abſehn konnte, wohin er wolle. Es duftete dort Alles nach proviſoriſchen Zuſtänden und die Studentenmania herrſchte. Gerade in dieſem Monate noch kam es zu blutigem Aufſtande, zur Ermordung Latour's, zu dauernder Inſurrektion. Während man Paragraph Zwei und Drei in Frankfurt berieth, zog Windiſchgrätz ein Heer zuſammen, zogen einige Abgeordnete der Linken, Blum an der Spitze, nach Wien hinab, um dort eine Revolution führen zu helfen, deren Ziel unentdeckbar war in einer Allianz mit den heranziehenden Ungarn, in einer Allianz mit ſchwarzrothgoldnen Ultra's, mit Polen und Italienern. Zerſprengung Oeſterreichs in national abgeſonderte Theile ſchien das Ziel zu ſein, und doch widerſprach auch Dem wieder Mancherlei, namentlich der öſterreichiſche Reichstag ſelbſt. Gewiß war nur, daß die Mehrheit der Paulskirche kein Heil erwartete für die deutſche Sache von dem wüſten Gebahren in Wien. Gewiß war ferner, daß die Aeußerungen aus Oeſterreich über Paragraph Zwei und Drei unter ſolchen Umſtänden ſpärlich und unſicher erſcheinen mußten.

Einige Zeit vor Beginn der öffentlichen Debatte verſammelte Gagern in ſeiner Wohnung an drei Abenden hintereinander etwa dreißig Abgeordnete. Er lud diejenigen ein, welche er für die wichtigſten hielt, und diejenigen von denen theils unbefangene, genaue Auskunft über die thatſächlichen Verhältniſſe theils ein reifes politiſches Urtheil zu erwarten ſtand. Solch ein freier Ausſchuß iſt von jetzt an immer vor öffentlicher Verhandlung wichtiger Fragen bei ihm zuſammengetreten. Er zog dazu von der Rechten nur die freier Geſinnten und ging auf der linken Seite nur bis an den Würtemberger Hof hinan, von dieſem gewöhnlich nur Zell einladend. Was darüber hinaus lag nach links, das galt für völlig unvereinbar mit den Anſchauungen und Abſichten der Parlaments-Mehrheit.

Gagern wohnte damals an der Promenade zwiſchen dem Bockenheimer Thore und der Mainzer Chauſſée in einem ſchön eingerichteten Landhauſe, welches einen kleinen Saal darbot zu ſolchen Verſammlungen. Dort iſt das Entſcheidende vorbereitet worden. Ringsum an den Wänden ſaßen auf rothen Sammetſeſſeln dieſe Ausſchußmänner aus allen Theilen des Vaterlandes, und die nicht ſprechenden blickten ſinnend auf einen ſpiegelblanken getäfelten Fußboden. So eben und glatt wie dieſer Fußboden ſchien noch Alles zu ſein auf dem deutſchen Verfaſſungsboden, und Jeder von dieſen Dreißig mußte ſich doch eingeſtehn, daß dies nur ein täuſchender Schein ſei.

Dennoch ging man auch hier, wo in kleinem Kreiſe die offenbar maaßgebende Vorentſcheidung geſucht wurde, dennoch ging man auch hier nicht vollkommen offenherzig mit der Sprache heraus in Betreff Oeſterreichs. Dennoch wagte Niemand, ſeinen eigentlichen Gedanken oder wenigſtens ſeine Vermuthung naiv zu äußern Gagern ſelbſt mußte am zweiten Abende damit den Anfang machen, daß er plötzlich mit ganzer Schwere auf das Eis der konventionell gewordnen Vorſtellungen trat, indem er ausrief: Sie werden ſehn, daß es bricht!

Allerdings waren Schmerling, Würth, Schrott, Somaruga und noch andre Oeſterreicher zugegen, vor denen man nicht geradezu ausſprechen wollte, was man fürchtete, wenn ſie nicht ſelbſt den Anfang machten. Und das thaten ſie nicht. Allerdings war man aber auch durchaus nicht ſo abſichtlich, ſo voraus bedacht in Bezug auf Oeſterreich, wie man's geweſen ſein ſoll nach den Anklagen der ſogenannten Großdeutſchen. Man war es nicht. Soll durchaus auf dem Grunde des Verfaſſungsentwurfs die klare Abſicht geſucht werden, daß Oeſterreich ausgeſchloſſen ſein müſſe aus dem deutſchen Bundesſtaate, ſo wird man ſehr tief hinabſteigen müſſen in die Arbeitsgemächer, in die Laboratorien einzelner Männer. Und auch da wird man ſich zurückgeführt ſehn auf zwei oder drei Männer, und ſelbſt bei dieſen wird man nicht eine Animoſität gegen Oeſterreich, wird man nicht den Wunſch nach Ausſchließung Oeſterreichs finden, man wird höchſtens den ſchwer gefaßten Entſchluß finden: ein deutſcher Staat ſoll entſtehn, ein Staat mit deutſcher Politik, und wenn Oeſterreich nicht dahinein zu bringen iſt, ſo ſoll ſich dieſer deutſche Staat auf Koſten des öſterreichiſchen Ganzen oder neben und ohne Oeſterreich errichten.

Das wird der Kern des Pudels ſein, welchen man ſpäter zu einer Kreatur Mephiſto's, zu einem Pudel preußiſcher Race hat machen wollen.

Nicht im Ausdrucke, wohl aber dem Eindrucke nach war jene Vorverſammlung bei Gagern naiv. Sie ſuchte. Sie ſuchte die Löſung des Räthſels. Niemand hatte ſie. Und wer ſie in der Theorie etwa am feſteſten haben mochte, wie Dahlmann, wer wie dieſer, auch damals bei Gagern ſchon ſteinern, gleich einem ſteinernen Manne ſprach für die unerſchütterliche Nothwendigkeit dieſer Paragraphen, ſelbſt der enthüllte nicht einen Zug von Animoſität gegen Oeſterreich. Auch Waitz nicht, welcher an ſeine Doktrin glaubte wie an ſein Evangelium und vermöge dieſer Doktrin felſenfeſt überzeugt war, Oeſterreich müſſe von nun an unter konſtitutionellem Regimente ſo weit auseinandergehn in ſeinen Fugen, daß die beiden Paragraphen durchgeſetzt werden könnten. Auch Georg Beſeler nicht, Droyſen nicht, obwohl dieſe am völligſten nordiſch waren und für den ganzen neuen Organismus keinen anderen Mittelpunkt und Entwickelungspunkt für möglich hielten als einen nordiſchen. Von Luther an, über den alten Fritz hinweg, durch die deutſche Literatur, durch die Freiheitskriege hindurch ging ihr Meridian unverrückt nordwärts in Deutſchland. Sie erwarteten nicht ſo große Wirkung von den Revolutionen und dem Konſtitutionalismus in Oeſterreich wie Waitz, ſie waren alſo wohl am meiſten darauf gefaßt: daß Oeſterreich nicht unmittelbar in den deutſchen Bundesſtaat kommen werde.

Aber ſelbſt Männer wie Mathy und Baſſermann, ſpäter ſo eifrige Vertreter des alſo definirten Bundesſtaates, ſie waren damals noch ganz fern von der Konſequenz des Gedankens, von der Ausſcheidung Oeſterreichs aus dem eigentlichen Bundesſtaate. Namentlich Baſſermann. Er war ungemein gedrückt und gepeinigt an jenen Abenden bei Gagern. Sein guter Verſtand ſah zu deutlich, wohin dieſe Paragraphen, wohin eine Abſonderung Oeſterreichs führen müſſe, und doch wußte er keinen poſitiven Erſatz für ſolche Grundpfeiler des Bundesſtaates.

Wir werden mit Staunen ſehn, daß eigentlich Niemand die Grundzüge der alſo angelegten Verfaſſung angriff in der öffentlichen Debatte, was doch hätte geſchehen müſſen, wenn die ſpätere Oppoſition der „Großdeutſchen" einen organiſchen Sinn haben ſollte. Nur Reichenſperger, ein recht feiner, aber ultramontan angekränkelter und eigentlich unfruchtbarer Kopf, tippte in der Paulskirche mit einem Amendement und mit ſeiner Rede darauf hin. Aber er tippte auch nur. Er verrieth, daß er hier ein Bedürfniß errathe, aber daß er poſitiv nichts dafür wiſſe. — Wenn Einer mit dem Gedanken umging, es müſſe eine breitere Grundlage für den ganzen Bundesſtaat geſucht werden, ſo war es Baſſermann. Aber er fand ſie nicht, oder er fand immer, daß ſie noch gefährlicher werden könne für das Ganze, als die Herausforderung und wahrſcheinlich erfolgende Abſonderung Oeſterreichs. In dieſer Pein verbrachte er jene Abende, viel mehr hörend als ſprechend.

Es lohnte zu hören. Ungläubig, von der Seite hinüberſchauend, hörte er und hörte die Mehrzahl Schmerling's gewundener Auseinanderſetzung zu: daß Oeſterreich doch auch in einen eng gefaßten Bundesſtaat paſſe, wenn man nicht rigoros ſein, wenn man bei der diplomatiſchen Vertretung und beim Heerweſen „Modifikationen" geſtatten wolle. Modifikationen! Dies unvermeidliche Wort, wenn man Flöhe vertreiben will und ſie nicht fangen kann. Man ſchüttelte dazu den Kopf, und ſchüttelte ihn nicht minder zu den ſchwülſtigen Verſicherungen Würth's und Somaruga's. Der Schwulſt lag nicht im Talent dieſer Männer, er lag in den Schwierigkeiten der Sache. Sie wollten beweiſen, das Waſſer mache nicht naß und das Feuer brenne nicht. Oeſterreich könne freilich nicht geſetzlich in alle Forderungen eines Bundesſtaates willigen, aber praktiſch könne es ſie alle erfüllen.

Jedermann fühlte, der gute Wille diktire dieſe Worte, aber auf dieſen guten Willen hin' könne man kein Reich errichten.

Durchweg hatten die Oeſterreicher nicht mehr beizubringen, als daß ſie in den einzelnen Punkten Modifikationen für Oeſterreich wollten. Sie gingen zunächſt nicht einmal über dieſe beiden Paragraphen hinaus, und es mußte ihnen zugebracht werden, daß ſie dann doch lieber gleich für Alles eine Ausnahmsſtellung und in Folge derſelben eine ſpätere definitive Anordnung verlangen ſollten. Denn faſt bei jedem einzelnen Paragraphen würde ſich ja ihr jetziges Bedürfniß wiederholen, da ſie mit ihrem mannigfach zuſammengeſetzten und bedingten Staate nicht in die Folgerung des ſtrengen Bundesſtaats-Princips eintreten könnten. Beſonders Vincke nahm ſich eines ſolchen vorgeſchlagenen Zuſatzes an, daß für dieſe „und die folgenden Paragraphen eine definitive Anordnung in Betreff Oeſterreichs vorbehalten bleibe.“ Zu etwas Weiterem, zu irgend einem poſitiven Vorſchlage erhoben ſie ſich nicht — es begann alſo hiermit die traurige Negative und Verſchiebung, zu welcher ſie durch die Lage ihres Heimathsſtaates gezwungen ſein mochten.

Dieſe Negative hat es denn auch im Laufe des nächſten Halbjahres zu keiner andern poſitiven Satzung gebracht als zu dem chimäriſchen, lebensunfähigen Vorſchlage eines „europäiſchen Mittelreiches“ mit 70 Millionen, Deutſchland und den ganzen öſterreichiſchen Staatenkomplex umſchließend.

Wir bringen es in einem kleinen Hausſtande nicht zu einer Ordnung und zu einem familienhaften Charakter, wie wir Beides wünſchen, vergrößern wir alſo dieſen Hausſtand um das Doppelte und ziehen wir eben ſo viel Fremde herein als wir jetzt Familienglieder ſind, dann werden wir unſern Wunſch erfüllt ſehn!

Dies war der Sinn jenes Vorſchlags, ein unbedachter Hohn auf das deutſche Verlangen nach einem nationalen Staate.

Damals im Oktober bei Gagern unternahm indeſſen die Phantaſie noch nicht dieſen Ikarus-Flug, und man ſprach, wie geſagt, von nichts als Modifikationen und Modifikationen und von Aufſchub und Ausnahmen. Da nahm Gagern das Wort und erklärte ſich gegen alles das. Er entwickelte die erſten Züge ſeines ſpäteren Programmes. Das geſchah nicht in großer vorbedachter Rede; es geſchah faſt unſcheinbar. Man ſah, der Gedanke war nicht alt, wenigſtens war er nicht gepflegt, nicht ausgebildet. Er meldete ſich auch vorzugsweiſe als Entgegnung auf alle die halben Vorſchläge. „Es iſt unſrer großen Aufgabe nicht angemeſſen“, ſagte Gagern, „der Hauptſchwierigkeit einer deutſchen Verfaſſung unſchlüſſig aus dem Wege zu gehn. Wir wollen und ſollen nicht eine verſchiebende und ausweichende Diplomaten-Verſammlung ſein.

wir wollen und ſollen eine konſtituirende Verſammlung ſein. Konſtituiren wir alſo!“ — Und nun zeichnete er mit wenig Strichen die zwei Nothwendigkeiten für Deutſchland, welche vorlägen. Der Bundesſtaat ſei für Deutſchland eine Nothwendigkeit, und — die Erhaltung Oeſterreichs ſei ebenfalls eine Nothwendigkeit für Deutſchland. Es ſei falſch, falſch unter allen Geſichtspunkten: auf die Zertrümmerung Oeſterreichs zu ſpekuliren. Aus alle dem folge denn: Oeſterreich könne nicht in den deutſchen Bundesſtaat gezogen werden, und es müſſe ein weiterer Bund mit Oeſterreich gegründet werden.

So war das Ei des Kolumbus hingeſtellt, und es war eben beſchädigt, wie ein Ei beſchädigt werden muß, wenn es ſtehen ſoll.

Der Eindruck jener Gagernſchen Worte ſchien nicht gar groß zu ſein. Ein Theil der Verſammelten, und zwar der doktrinäre Theil, meinte doch immer, Oeſterreich könne nicht zuſammenhalten. Wozu ſich ſträuben gegen ſolchen Naturprozeß? Wozu jetzt ein weiteres Band ſchürzen, während das engere Band wahrſcheinlich binnen Kurzem gar keine Schwierigkeit haben werde? — Ein anderer Theil fand die Gedankenfolge Gagerns ganz richtig, denn es war ihre eigne Gedankenfolge; aber ſie hielten es nicht für politiſch, dies jetzt ſchon poſitiv auszuſprechen, dies poſitiv zu machen durch die erſten Paragraphen der Verfaſſung, durch die erſte Leſung der Verfaſſung. Sie wollten dasjenige werden laſſen, entſteh laſſen, was doch werden und entſtehn müſſe, ſie wollten es nicht machen. Wenn wir es machen, ſagten ſie, ſo gewinnt es als Vorwurf Süddeutſchlands eine gefährliche Kraft gegen uns. Wenn es von ſelbſt entſteht, wie ja doch nicht ausbleiben kann, ſo wird es wie ein Schickſal hingenommen. — Ein dritter Theil hatte ſich die Folgerungen der Dinge nie in ſolcher Schärfe vor Augen gehalten; er erſchrak vor dieſer Abſonderung in zwei große Theile; er hielt es auch jetzt nicht für nöthig, ſo weit vorzugreifen, und ſcheuchte ſich dieſen Gedanken vor den Augen hinweg, wie man eine Fliege wegſcheucht. Er konnte glauben, daß es nur eine Fliege ſei, denn Niemand ging näher ein auf ſolch eine entſcheidende Wendung. — Die Oeſterreicher endlich waren tief davon betroffen. Sie empfanden am beſten die Stärke der Folgerung, weil ſie ſelbſt am beſten wußten, in welcher haltloſen Halbheit ſie ſich befänden gegenüber ſolchen tief greifenden bundesſtaatlichen Grundſätzen einer deutſchen Verfaſſung. Sie ſchwiegen und horchten ängſtlich, ob dies unterirdiſche Feuer fangen und den Boden aufſprengen werde. Dies ſchien nicht zu geſchehn und ſie athmeten tief auf, beim Nachhauſegehn dieſe Gagernſche Idee als eine radikale Chimäre bezeichnend.

Aber ein wahrer Gedanke lebt, wie eifrig wir ſeine Lebenskraft leugnen, weil er uns nicht gefällt; er lebt und wächſt auch in uns, die wir ihn todt nennen. Und ſo war denn zum erſten Male, wenn auch ohne Nachdruck, die tragiſche Situation der Oeſterreicher im deutſchen Parlamente bezeichnet.

Tragiſch in allen Beziehungen. Tragiſch für die ächt deutſchen Oeſterreicher ſelbſt, welche die volle Betheiligung an deutſcher Nation, an deutſchem Staate wollten und doch die Macht ihres Heimathsſtaates nicht verleugnen mochten, nicht verleugnen durften oder nicht verleugnen konnten. Tragiſch für jeden Deutſchen, welcher die edlen ſchönen Brüderſtämme an der Donau und an den Alpen von Herzen liebt, welcher im deutſchen Staate eng beieinander haben wollte Alles was mit deutſcher Zunge redet, und welcher ſich doch nun eingeſtehn mußte, daß die bittre Wahl wirklich ſo vorliege, wie Gagern geſagt hatte: Entweder das endliche Erringen eines Bundesſtaates, nach welchem das innerſte Bedürfniß deutſcher Nation hindrängt, in welchen die ganze nationale Bewegung von 48 mündet, und dann Abſonderung Oeſterreichs — oder Einſchließung Oeſterreichs in derſelben Weiſe wie aller übrigen deutſchen Staaten, und dann kein Bundesſtaat, kein deutſcher Staat.

Wenn man nun von Gagern erwartet hatte, die laue Aufnahme ſeines Gedankenganges werde ihn veranlaſſen, demſelben keine weitere Folge zu geben, ſo hatte man ſich ſehr in ihm geirrt. Was er für recht und nothwendig erkennt, das betreibt er, mag es gefallen oder mißfallen, mag es Ausſicht auf Erfolg haben oder nicht. Gerade er ſägt und bohrt das Holz da, wo es am härteſten und dickſten iſt; dies iſt ſein Charakter eines Anführers, welcher einen ganzen Erfolg erſtrebt, mag auch er und ſeine ganze Genoſſenſchaft darüber zu Grunde gehn. Er verhielt ſich am zweiten Abende der Vorverſammlung ziemlich paſſiv, und ließ nur durchblicken, daß er all dieſe halben Dinge, all dieſe Palliative und Aufſchubsmaaßregeln bei ſo großer, entſcheidender Gelegenheit für unpaſſend, ja den großen moraliſchen Anforderungen einer Nation gegenüber für fehlerhaft halte. Am dritten Abende brachte er zu großer Beunruhigung der Verſammlung ein förmliches Amendement im Sinne ſeines engern und weitern Bundes und erklärte, daß er es vor der Reichsverſammlung führen werde.

Faſt all ſeine Freunde riethen ihm ab. Sein Bruder Max in erſter Linie. Später auch ſein alter Vater, welchem er eine Skizze nach Hornau hinaus geſchickt hatte. Dieſer achtzigjährige Staatsmann kam zuweilen herein, und ich erinnere mich, daß er in dem gaſtfreien, allen Notabilitäten der Centren jeden Abend offnen Salon des Konſul Koch ausführlich über dieſe Idee ſeines Sohnes Heinrich ſprach. Auch er theilte ſie nicht und behandelte ſie ganz unbefangen tadelnd wie die eines Fremden. Sie war natürlich damals noch unvollſtändig entwickelt. Dieſer Sohn Heinrich aber, das energiſche Element in der Familie, hörte Dies und Andres ruhig an und — blieb bei ſeiner Meinung. Am wenigſten Eindruck machte es auf ihn, daß er ſeine ganze Popularität auf's Spiel ſetze mit dieſem Vorſchlage, Oeſterreich von Deutſchland zu ſondern. — „Wofür hab' ich denn dieſe Popularität, wenn ich ſie habe", rief er ſtolz, „als um ſie hinzugeben für unſer Volk. Gerade darum iſt es meine Pflicht, das Undankbare auf mich zu nehmen. Ich halte das, was ich vorſchlage, für nöthig, und alſo iſt es gar nicht meine Wahl, es iſt meine Pflicht, den Undank herauszufordern und auf mich zu nehmen.“

Es war die Lage eines Arztes, der ein dauerndes Siechthum mit einem bittern, entſcheidenden Mittel heben will. Der Kranke ſchreit und die Angehörigen ſchreien, und es iſt auch Gefahr dabei, das Siechthum in tödtliche Kriſis zu verwandeln. Der Arzt ſieht und hört und weiß das Alles; er folgt aber ſchweigend ſeinem Gewiſſen und handelt. Solcher Aerzte bedarf eine Nation, welche ſich konſtituiren will. Die Mittelmäßigkeiten erregen zwar kein beſorgliches Geſchrei, aber ſie helfen niemals und ſchaden oft. In den Zeiten der Kriſis verderben ſie aber die Heilung immer.

Der Klubb des Café Milani hatte die ſchwerſte Stellung zu dieſen Paragraphen und verhandelte am ſpäteſten, kurz vor der Entſcheidung in der Paulskirche, noch darüber. Er hoffte auf einen Ausweg durch Herrn von Radowitz, welcher über dieſe Frage noch ſprechen wollte. Er ſprach und zwar zu wiederholten Malen an einem Abende. Es war ein äußerſt künſtlicher Organismus, welcher Oeſterreich mit dem ſogenannten deutſchen Bundesſtaate verbinden ſollte, eine Kette mit zwei bis drei Scharnieren. Der eigentliche deutſche Bundesſtaat, eine Gruppe von Ringen, die erſte Gruppe. Deutſch-Oeſterreich die zweite Gruppe, durch ein Scharnier mit der erſten Gruppe verbunden. Das nichtdeutſche Oeſterreich die dritte Gruppe, durch ein Scharnier mit der zweiten Gruppe verbunden. Das ganze Oeſterreich die vierte Gruppe, auch nicht ohne ein kleines Scharnier zur Verbindung mit der erſten Gruppe. Es wirbelte dem Zuhörer vor dieſem vielfach verſchlungenen Gliederwerke, welches der Meiſter behende um die Finger ſchlang, und man hatte einen zwiefachen Eindruck. Erſtens, ob man nicht nach Regensburg und in's vorige Jahrhundert verſetzt ſei, wo über das heilig-römiſch-deutſche Reich, das ſchwerſte Staatsrechts-Gehäuſe, ein geſchickter Vortrag gehalten werde. Zweitens, ob nicht wirklich der Begriff des Einfachen untrennbar ſei von dem Begriffe der Dauer und Größe.

Dieſe Eindrücke ſchienen auch bei den Wortführern des rechten Klubbs vorhanden zu ſein. Vincke raſſelte unter dieſen verketteten Gruppen umher wie ein ungeduldiger Gefangner und packte hier ein Scharnier und dort eins und drückte es auf und ſprang heraus und ſchob die Ketten hinter ſich. Und auch Schwerin, ſonſt rückſichtsvoll und milde gegen den General, erklärte unumwunden, daß er einen ſo künſtlich vernieteten Staatenzuſammenhang nicht für brauchbar und nicht für haltbar erachtete. Radowitz hätte es ſeinen Freunden wohl leichter machen können, wenn er nicht hundert Rückſichten zu decken gehabt hätte. Mit all dieſen Rückſichten war größere Einfachheit nicht möglich, und für die harrenden konſervativen Baiern und Oeſterreicher war denn unter ſolchen

Umſtänden auch von dieſer erfinderiſchen Seite kein repräſentables Amendement herzuſtellen. Man mußte auch nicht das Unmögliche verlangen! In Berlin ſollte es ſich ſehen laſſen können, was er vorſchlug, und vor den katholiſchen Mächten auch! Ueberhaupt mußte ja doch mit dieſem ſtrengen Bundesſtaate und einer Volksvertretung erſt abgewartet werden, wie ſich das ausnehmen wird auf dem Spiegel alt beſtehender Mächte. Dieſer Spiegel iſt jetzt getrübt; er wird wieder rein werden. Dann wird man ernſthaft an dieſe Aufgabe gehn und wird ſie auf dem Wege löſen, welcher allein dafür geeignet iſt, auf einem diplomatiſchen Wege oder Kongreſſe. Wer wird ſich vor den Fünfhundert der Paulskirche unnöthig dafür in Unkoſten ſetzen! Wer wird hier eine abſolute Löſung verſuchen! Eine Beſchäftigung mag man hinwerfen, eine Einſchachtelung ihnen zur Probe vorlegen, damit was gethan ſcheine

So mochte er denken und ging hinweg. Herr von Radowitz war „mit Entſchuldigung" abweſend, als die Debatte und Abſtimmung über dieſe Paragraphen erfolgte.

Iſt dieſe verſchiedne Haltung Gagern's und des Herrn von Radowitz nicht überaus bezeichnend bei dieſer Lebensfrage deutſcher Verfaſſung? Denn die öſterreichiſche Betheiligung am deutſchen Reiche war die Lebensfrage geworden und iſt die Frage um Leben oder Tod geblieben. Vergeſſen wir nicht, daß ſie nicht im Plane der Patrioten gelegen war, welche einer deutſchen Staatswendung bis zum Februar und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02172/032

März 1848 entgegen harrten. Noch in den vorbereitenden Schritten zu Eppenheim, Heidelberg, Darmſtadt ſpielte ſie keine Rolle. Die Hoffnungsrede Gagern's, welche er als heſſiſcher Miniſter in Darmſtadt hielt vor Ausbruch der allgemeinen Bewegung im März, ſie richtete ſich auf die Großmacht im Norden Deutſchlands, ſie ſagte nichts von Oeſterreich. Daß Oeſterreich ſo weit mit hineingezogen wurde, daß es Abgeordnete nach Frankfurt ſandte, daß man alſo mit den beiden Großmächten des deutſchen Bundes zu thun bekam bei Errichtung des herbeigeſehnten Bundesſtaates, das war unerwartet gekommen, und daran drohte für den Kundigen die Errichtung des Bundesſtaates um ſo mehr zu ſcheitern, je enthuſiaſtiſcher, je anſpruchsvoller, je unklarer dieſer außerordentliche Zuſatz von der öffentlichen Stimme aufgenommen wurde. Wäre es nicht natürlich geweſen, daß die Männer des Vormärzen jetzt im entſcheidenden Momente auf ihren ausgebildeten Plan zurückgegangen wären, um ſicher zu gehn, um das Werk ihrer Vorbereitung durchzuführen? Das thaten ſie nicht. Sie nahmen ſie an dieſe große gefährliche Zugabe, und Gagern ſelbſt, der hierbei am vorſichtigſten erſchien, war unvergleichlich viel ſorgſamer für Oeſterreich, wollte viel mehr eine organiſche Betheiligung Oeſterreichs am deutſchen Reiche als die Mehrzahl derer, welche jetzt unbeſehn Oeſterreich einordneten in das Ganze und welche ſpäter Oeſterreich völlig abſonderten. Gagern trat eben deshalb jetzt ſchon mit Vorſchlägen zu einer organiſchen Sonderung hervor, weil er die

Verbindung erhalten wollte, und weil er vorausſah, daß das bloße Dekretiren ſolcher Paragraphen die Verbindung zerſchneiden werde. Kurz, er wollte binden und ſchaffen, indem er für den oberflächlichen Zuſchauer zu löſen und zu ſcheiden ſchien.

Von Radowitz aber hatte im Vormärzen durch jene Broſchüre den vollen Anſchein genommen, als wolle er und wolle man auf dem organiſchen Wege der Reform die deutſchen Mächte zu einer engeren Staatsform führen. Gerade Oeſterreich hatte er als bedrohlichen Eckſtein bezeichnet. Wäre es nicht natürlich geweſen, daß gerade er nun im entſcheidenden Momente mit Rath und That eingetreten wäre? Er aber ging hinweg, und Gagern ſetzte ſeinen ganzen Einfluß ein und auf's Spiel.

An ſolchen Früchten mag man erkennen und unterſcheiden lernen. Der Eine, obwohl ein Gläubiger, glaubt doch nicht recht an den höhren Drang im Volksleben und verſucht es immer wieder mit der Handarbeit des alten Flick- und Stückwerkes. Der Andere, obwohl kein Gläubiger, glaubt doch an den Genius ſeiner Nation und arbeitet mit Lebensgefahr für ſich ſelbſt aus dem Ganzen.

Jener Eine wird vielleicht, wie man hochdeutſch zu ſagen pflegt, „reuſſiren“ für heut und morgen. Jener Andere aber wird unterliegen für heut und morgen, und der ſüße Pöbel oben und unten wird ſeiner ſpotten. Und doch hat der Eine nur geflickt und der Andre hat geſchaffen. Er hat geſchaffen! Das Nothwendige, einmal gewollt und ausgeſprochen, wird von ſelbſt zur That und der es zuerſt gewollt und ausgeſprochen bleibt in der Geſchichte einer Nation.

In der Paulskirche blieben die weiteren Geſichtspunkte in dieſer Frage zunächſt ohne Einfluß. Den Paragraphen war die Mehrheit ſicher, da für dieſelben die ganze Linke mitſtimmte. Dieſe Paragraphen centraliſirten, und waren ihr deshalb willkommen. Den Centren galten ſie für einen unerläßlichen Grundſatz des Bundesſtaates, und übrigens hatte jede Fraktion ihre eigenthümlichen Hintergedanken dabei. Sie würden Oeſterreich, meinten Viele, endlich zu einer runden Erklärung nöthigen, wie es ſich in Wahrheit zum neuen Reiche verhalten wolle. Denn der That nach war Oeſterreich bis jetzt ſtumm und taub verblieben bei allen Anfragen und Verlangniſſen von Frankfurt. So viel es äußern konnte in ſeiner geſtörten Beſchaffenheit hatte es ablehnend geäußert. Nur die phantaſtiſche Linke konnte es zur Botmäßigkeit der Centralgewalt rechnen; jeder Unbefangene ſah voraus, daß es zu allen weſentlichen Dingen des neuen Reiches Nein ſagen würde, ſobald es zum Sprechen ermächtigt ſei. So ſage es denn Nein! dachten eben Viele, und wollten auch deshalb dieſe entſcheidenden Paragraphen votiren. Erhält es aber die Kraft hierzu nicht mehr vor der fortſchreitenden Auflöſung in ſeinem Innern, ſetzten Andere hinzu, nun dann ſind dieſe Paragraphen erſt recht am Orte. Sie bringen dann Deutſch-Oeſterreich grundſätzlich zum deutſchen Reiche.

Unter ſolchen Umſtänden begann am 20. Oktober die Debatte. Die Oeſterreicher waren rathlos, und im Hôtel Schröder an der Bockenheimer Straße wo ſie ſich verſammelten jagte immer ein Amendement das andere. Jedes ging auf Ausnahme oder Aufſchub. Ihre Lage war auch unbeſchreiblich ſchwer. Sie wußten nicht wie das Staatsweſen ihrer Heimath ſich geſtalten werde, und wenn ſie ſelbſt ein ſchöpferiſches Staatsmanns-Talent unter ſich gehabt hätten im Sinne des Centrums oder der Rechten, ſie hätten nicht die Energie gehabt ſich ihm anzuvertrauen. Das ſah man aus ihrem Verhältniſſe zu Gagern. Die weitere Ausführung der Gagernſchen Idee verhieß eine ſchöpferiſche Stellung für Oeſterreich im weiteren Bunde. Mit ihm hätten die liberal konſervativen Oeſterreicher ſich in Verbindung ſetzen müſſen, wenn ihnen um eine mögliche Geſtaltung zu thun war. Ihn ſcheuten ſie aber völlig. Sie wollten nur aufſchieben. Die zahlreiche Partei der Linken endlich unter den Oeſterreichern war kurzweg darüber einig, daß die Scheidung der kaiſerlichen Monarchie durch Perſonalunion nicht nur wünſchenswerth, ſondern auch leicht ausführbar ſei. Sie widerſprachen zuverſichtlich, wenn man ihnen entgegnete, daß die Mehrzahl der Deutſch-Oeſterreicher nicht um dieſen Preis in ein deutſches Reich eintreten wollte. Im Gegentheile, riefen ſie, dieſer Preis ſcheint den Deutſch-Oeſterreichern gering!

Am erſten Tage der Debatte ſprachen zahlreiche Oeſterreicher; unter ihnen ein Schooßkind der Paulskirche, Arneth von Wien. Ihm perſonlich hätte man gern die verlangten Modifikationen gewährt. Ferner von Würth aus Wien. Ausführlicher, leidenſchaftlicher, drohender, da man ja nur ein Paar Modifikationen in Betreff des Heeres und der Vertretung nach außen geſtatten ſolle. Die weiter Sehenden wußten nur zu gut, daß die Vertretung nach außen verzweifelt viel bedeute, und daß es mit ihr und mit der Modifikation im Heerweſen nicht abgethan ſei. Endlich Giskra der Mähre, mit dem ganzen Aufgebot ſeiner Suada und ſeiner Scheingründe dieſe Vorgänger ſtürmiſch bekämpfend, die pragmatiſche Sanktion, das morſche, „vergilbte Pergament“, welches längſt zerfallen ſei, in die Lüfte ſtreuend. Umſonſt verſicherten nun ſelbſt ſeine Landsleute, daß er nicht nur ein übertreibender Parteimann, ſondern auch als Parteimann bedenklich wandelbar und unzuverläſſig ſei, in dieſer Frage hatte er alle Wünſche eines großen Germanien, hatte er das ganze Farbenſpiel verführeriſcher Hoffnungen für ſich und rauſchender Beifall begleitete ihn.

Als dieſelben Paragraphen, an deren Annahme das Glück Oeſterreichs hängen ſollte, ein halbes Jahr ſpäter zur Abſtimmung kamen, da hatte ſich die Parteiſtellung ſo geändert, daß auch das Glück Oeſterreichs wo anders hing, und daß der fanatiſche Fürſprecher nun eigentlich dagegen ſtimmen mußte gemäß ſeiner neuen Parteiſtellung. Giebt es eine empfindlichere Satyre auf die Parteiung und auf die „echauffirte“ politiſche Weisheit. Er ging hinweg vom Kohlenfeuer, um nicht wie Petrus ausdrucklich Nein ſagen und ſeine Rede vom 20. Oktober in's Angeſicht verleugnen zu müſſen. Er ſtimmte nicht, und weinte auch nicht. Der leichte Sinn hilft über Alles hinweg, und unſre rührigſten Apoſtel von dieſem Jahre waren leichtſinnig. Leichtſinniger als ihre Jünger, welche für ſie zahlten, litten und bluteten.

Dies war der erſte Tag. Der nächſte Sitzungstag ſchon mußte der öſterreichiſchen Wirklichkeit geopfert werden. Was Zukunft! ſchrie man, was Verfaſſungsparagraphen! Der Windiſchgrätz iſt mit Kroaten vor Wien! Wollt Ihr ein deutſches Parlament ſein, ſo helft vor allen Dingen gegen dieſen Dränger, welcher mit ausländiſchen Horden die Freiheit der Aula erwürgen will! (Hier waren die nicht revolutionären Ausländer plötzlich einmal Horden). Laßt ein Reichsheer marſchiren, ruft das Volk zu den Waffen, ſprecht die Acht und Aberacht aus, wenn der Kaiſer nicht ſofort nach Wien geht unter die Demokraten, wenn er nicht ſofort ſeine Truppen zurückzieht!

Wieder und wieder war es dieſelbe Lage unvereinbarer Elemente in der Paulskirche. Der eine Theil beſtand darauf, es herrſche eine allgemeine Revolution, oder es ſolle wenigſtens von Rechts wegen eine herrſchen. Höchſtens die Centralgewalt, ſoweit man ſie beeinfluſſen könne, ſei eine Behörde. Sie habe zu gebieten überall, diktatoriſch, einheitsſtaatlich, über das Kleinſte alſo wie über das Größte.

Der andre Theil ſagte: ſo iſt es nicht. Durch eine Verfaſſung haben wir revolutionäre Zuſtände zu endigen, wir ſind nicht berufen um ſie zu nähren. Die Einzelngewalten des deutſchen Bundes ſind erſchüttert, ſind in ihren Formen geändert worden, aber ſie ſind nicht geſtürzt. Unſer eignes Geſetz über proviſoriſche Centralgewalt giebt ja darüber Auskunft und bildet ja auch für uns eine Grenze. Es mag ſein, daß unſre Aufgabe leichter zu löſen iſt, wenn die Einzelngewalten geſtürzt wären. Aber ſie ſind es nicht, und Eure Aufforderung iſt nur eine Aufforderung zu nachträglicher Revolution. Abgeſehen davon, ob nicht dadurch der ganze erworbene Boden für einen deutſchen Bundesſtaat auf's Spiel geſetzt würde, abgeſehen davon, daß Revolutionen nicht dekretirt werden nachträglich, ſondern daß ſie entſtehn müſſen aus hundert zuſammentreffenden inneren Nothwendigkeiten, wenn ſie wahr und fruchtbar ſein ſollen, abgeſehn von Berechtigung oder Nichtberechtigung, Eure Stimme dafür iſt für uns am wenigſten verführeriſch. Ihr, gerade Ihr habt ſo viel Oberflächlichkeit und Irrthümer über Staatsleben verbreitet, ſo ſchlimme Leidenſchaften erregt, ſo verderbliche Zielpunkte einer Staatszukunft enthüllt, daß wir doppelt vorſichtig ſein müſſen, die noch beſtehenden, wenn auch wankenden Autoritäten antaſten zu helfen. Und nun gar nach Wien hin können wir nimmermehr zu Euren Dekreten und Aufgeboten Ja ſagen. An und für ſich iſt unſre Centralgewalt dort am ſchwächſten, ſie hat nur eine künſtliche, nur eine in Eurer Aufgeblaſenheit wirkſame Geltung. Wir ſetzen ſie aus durch Dekrete, kompromittiren ſie, ſchwächen ſie alſo auch für das übrige Deutſchland im Anſehn. Greifen wir aber, wie Ihr mit Forderung eines Reichsheers wollt, thatſächlich zu Aufgeboten, ſo verſagt uns wahrſcheinlich in erſter Linie ſchon dies Reichsheer. Wird es uns aber auch geſtellt, was erregen wir damit in zweiter Linie? Wir erregen volle Revolution in einem Staate, deſſen revolutionäres Schickſal unberechenbar iſt für Deutſchland, ja äußerſt gefährlich ſein kann für Deutſchlands Integrität und Macht. Denn gerade dadurch können wir den deutſchen Staat in Oeſterreich den undeutſchen Beſtandtheilen Oeſterreichs überliefern, können ſlaviſche und magyariſche Staaten hervorrufen, welche Deutſchlands Macht beſchädigen und welche doch nur den Herrn wechſeln, den ruſſiſchen Herrn für den deutſchen Herrn eintauſchen würden. —

Ach was da! rief ein magrer junger Oeſterreicher, ein cyniſcher trockner Logiker, ein logiſcher Fanatiker nach der Art von St. Juſt, was da! rief Berger von Wien, „wenn ich die Gewißheit hätte, daß die Slawa mir als Inhalt die Demokratie bietet, ſo würde ich mich für den ſlaviſchen Geſammtſtaat erklären, wenn Deutſchland mir keinen demokratiſchen Inhalt bietet. (Auf der Linken: hört! Beifall.)“

Brauchte man mehr zu wiſſen? War dieſe Offenherzigkeit, war dieſer Beifall nicht völlige Aufklärung für eine deutſche National- und Reichsverſammlung? War es da verwunderlich, daß die Centren wie ein Mann gegen jedes Anſinnen wirklicher Einſchreitung für die revolutionäre Partei in Wien ſtimmten, 250 Stimmen hoch? Gewiß nicht.

Aus dieſer Zahl 250 ſieht man aber auch, wie nöthig die endlich gefeſtigte Organiſation der Centren war. Die Mehrheit war gering unter 416 Stimmenden für eine ſo wichtige Sache. In welchen verworrenen Zuſtand von Intervention, die doch keine Wirkſamkeit entwickelt hätte, wäre man gerathen, wenn die unklare Wirthſchaft des Würtemberger Hofes auch hierbei noch zwanzig bis dreißig Stimmen abgewendet hätte!

Am 24. erſt wurde die Debatte über Paragraph Zwei und Drei wieder aufgenommen, und an dieſem Tage ſprach der einzige Oeſterreicher, welcher eine klare, feſte Stellung einnahm zu dieſen Paragraphen, Mühlfeldt von Wien. Er hatte mit Detmold, Rotenhan und Laſſaulx folgenden Zuſatz-Antrag zu Paragraph Zwei unterſchrieben:

„Inſofern die eigenthümlichen Verhältniſſe Oeſterreichs die Ausführung dieſes §. 2. und der daraus abgeleiteten Paragraphen hinſichtlich deſſelben nicht zulaſſen, ſoll die angeſtrebte Einheit und Macht Deutſchlands im größtmöglichen Maaße durch den innigſten Anſchluß Oeſterreichs an Deutſchland im Wege des völkerrechtlichen Bündniſſes zwiſchen der Reichsgewalt und der öſterreichiſchen Regierung erzielt werden.“

Im Wege des „völkerrechtlichen“ Bündniſſes! Welch ein Verrath an der deutſchen Einheit und Oeſterreich! rief man dieſen vier Männern entgegen, unter denen beiläufig auch

Herr von Laſſaulx war, welcher ſpäterhin Oeſterreich als Ein und Alles, als Mittel- und Ausgangspunkt deutſchen Reiches hingeſtellt ſehen wollte. Hingeſtellt!

Mühlfeldt ließ ſich durch kein Geſchrei erſchüttern. Er antwortete kühl: das Wort „völkerrechtlich" iſt das einzig richtige, wenn Oeſterreich nicht in den Bundesſtaat eingereiht werden kann. Ein Verhältniß im Staatenbunde iſt ein völkerrechtliches. So lautet die Technik, und wenn man etwas präcis ausdrücken will, muß man ſich an dieſe Technik halten. Es nützen die ſchmeichelnden Worte nichts. „Ein völkerrechtliches Bündniß kann eine Fülle haben, die das Verhältniß des Staatenbundes dem des Bundesſtaates ſehr nahe bringt. Wir ſind ſehr weit entfernt davon zu glauben, daß nur ein Schutz- und Trutzbündniß, nur militäriſche und politiſche Zwecke, nicht vielmehr auch ökonomiſche, commercielle und nationale Zwecke erreicht werden ſollen. Wir würden nicht bloß Sicherheit und Unabhängigkeit, nicht bloß innere Sicherheit des Staates, ſondern auch die allgemeine Wohlfahrt durch Freizügigkeit, Gleichheit in Zoll- und Handelsverhältniſſen, Einheit in den Verkehrsmitteln und Anſtalten durch ein ſolches Bündniß erreicht wünſchen." Er wies ruhig ab, daß man ihn undeutſch nenne, weil er das allein Mögliche nüchtern hervorhebe. Er, Schilling und Endlicher ſeien die erſten geweſen, welche in Wien eine Beſchickung deutſchen Parlamentes bei der Wiener Univerſität in Anregung gebracht und erſt dieſem Beiſpiele ſeien der Wiener Bürger-Ausſchuß und die Stände Nieder-Oeſterreichs gefolgt. Das Minoritätserachten ſei ja auch durchaus mit Rückſicht auf Deutſchland und deſſen Intereſſen, oder wenigſtens mit gleicher Rückſicht auf dieſe wie auf die Oeſterreichs entſtanden. Denn „vor Allem erkläre ich, daß ich mit den übrigen Herren Antragſtellern das Minoritätserachten zu den §§. 2 und 3 dieſe für eine ſo nothwendige Folgerung aus der Form des Bundesſtaates anſehe, daß eine Ausnahme davon nicht gemacht werden dürfe. Ich erkläre weiter, daß wir die §§. 2 und 3 dergeſtalt im Intereſſe Deutſchlands gelegen, und ſo weſentlich für die Erreichung der Einheit deſſelben erachten, daß nie und niemals abgewichen werden dürfe. Wenn aber auf der andern Seite ich die mir bekannte Lage, die mir bekannten Verhältniſſe Oeſterreichs betrachte, konnten ich und jene Herren, die in meine Anſicht eingegangen ſind, nicht verkennen, daß die §§. 2 u. 3 für Oeſterreich Schwierigkeiten nach ſich ziehen können. Wir wollen nicht darüber entſcheiden, ob es möglich ſei ſie in Oeſterreich auszuführen oder nicht, mußten uns aber den Fall denken, es ſei nicht möglich, und dafür Vorſorge treffen, daß auch unter dieſer Vorausſetzung die Zwecke die wir hier anſtreben ſo weit als möglich erreicht würden. Als Zweck erkannten wir die Einheit und Macht Deutſchlands; ſie können verfolgt werden in Form eines Bundesſtaates, und wir glaubten, Oeſterreich könne nicht verlangen, daß die nothwendigen Beſtimmungen dieſer Form in ſeinem Intereſſe aufgegeben werden, denn auch Oeſterreich iſt nur ein Theil und der Theil kann nicht verlangen, daß das Ganze leide. Wenn aber die Formen des Bundesſtaates mit einer ſolchen Beſtimmung wie ſie die §§. 2 u. 3 enthalten in Beziehung auf Oeſterreich nicht möglich ſind, wenn darum die Zwecke nicht zu verfolgen möglich ſind in der Form des Bundesſtaates, ſo muß man die Form ſuchen, in der es möglich iſt." — „Und dieſe Form finden wir in der des Staatenbundes, bei dem die Verfolgung der Zwecke die erreicht werden ſollen allerdings möglich iſt. Denn wenn Sie die trocknen Worte „im Wege völkerrechtlichen Bündniſſes" in dem Minoritätserachten leſen, ſo bitte ich Sie der früheren Worte nicht zu vergeſſen: „die angeſtrebte Einheit und Macht Deutſchlands im größtmöglichen Maaße durch den innigſten Anſchluß Oeſterreichs an Deutſchland."

Das war eine ſo offenherzige, folgerichtige Darſtellung von Seiten eines Oeſterreichers bei den erſten Paragraphen deutſcher Verfaſſung, daß ſie immerdar von großer Wichtigkeit bleiben wird in der Geſchichte deutſchen Parlamentes. Weder von öſterreichiſchen noch von deutſchen Lieblingsgedanken ließ ſich damals Mühlfeldt beſtechen. Auch nicht von Hintergedanken einer politiſchen Hegemonie. Ehrlich und unbefangen hatte er das Ganze vor Augen und die Möglichkeit eines verhältnißmäßigen Ganzen. Damals wurde auch ſeine Rede in Oeſterreich von allen Konſervativen gelobt, denn im zweiten Theile derſelben führte er aus, daß die Perſonal-Union von größter Gefahr ſei für Oeſterreich, und nicht bloß für Oeſterreich, auch für Deutſchland. Die ſüdlichen Alpenabhänge und die Küſten mit Trieſt zum Beiſpiele würden nicht nur für Oeſterreich, auch für Deutſchland verloren gehn im Wege des Ablöſungs-Prozeſſes, welcher unzertrennbar ſei von Einführung der Perſonal-Union. Damals! Man war noch tief in den Gefahren der Zerklüftung. Man dachte zunächſt nur an Sicherſtellung der Integrität; man hatte noch nicht die Freiheit, weiter zu ſpekuliren. Als man dieſe Freiheit wieder gewann, da genügte es nicht mehr ſicher geſtellt zu werden vor den Einheits-Anſprüchen Deutſchlands, da kam in Rede: wie man den überwiegenden politiſchen Einfluß auf Deutſchland wieder gewinnen könne, und da wurde dieſe ehrliche Rede Mühlfeldt's unpolitiſch. Jetzt mißfiel ſie den öſterreichiſchen Linken, ſpäter mißfiel ſie den öſterreichiſchen Rechten, und Mühlfeldt ſelbſt ging ein halbes Jahr ſpäter nicht mehr dieſen ſeinen eigenen Weg. Er verließ ihn nicht geradezu, er ging im März 49 nur dann mit hinein in die Hohlwege ſeiner Landsleute, wenn er's durch einen juriſtiſchen Schluß leidlich oder wenigſtens ſcheinbar rechtfertigen konnte; aber der offene Mühlfeldt vom 24. Oktober erſchien doch nicht wieder. Nachdem er einen Theil des Winters in Wien zugebracht, kam er ſtill und ſchweigſam zurück und ſtimmte nicht mehr ſo klar und charaktervoll wie früher. Andrian allein hat ſich dieſen Ruhm der offenſten Unbefangenheit bewahrt. Auch zur Zeit der leidenſchaftlichſten Parteiung ſagte er offen was er früher geſagt: In den Bundesſtaat mit Volksvertretung kann Oeſterreich nicht eintreten. Hindern aber ſoll es ihn nicht, ſondern die nächſtmögliche Verbindung mit ihm zu ſeinem und Deutſchlands Vortheile fördern.

Auch am dritten Tage der Debatte, am 26. Oktober ſprachen vorzugsweiſe Oeſterreicher. Keiner ſchloß ſich an Mühlfeldt, wenn auch einige eventuell für das von ihm geführte Minoritätserachten ſtimmen wollten. Die Ausnahmeſtellung für Oeſterreich wollten ſie wohl, nicht aber einen ſo geſchloſſenen deutſchen Bundesſtaat. Beda Weber aus Meran, ein ſtark gebauter gelber Geiſtlicher, ganz mit der ſüdlichen Phyſiognomie eines katholiſchen Weltgeiſtlichen, ſprach im Stile von Abraham a Santa Clara gegen die revolutionären Widerſacher Oeſterreichs, und erregte ſchallendes Gelächter namentlich durch folgende Worte: „Was Herr Eiſenmann in Bezug auf Ungarn geſagt hat iſt eine rührende und romantiſche Liebe. Sie iſt mir höchſt ehrwürdig, denn wie jede uneigennützige Liebe, ſo iſt auch dieſe nur um ſo inniger und beſſer, je weniger Urſachen hierzu vorhanden ſind.“ — Ueber die Hauptfrage brachte er zweierlei zum erſten Male auf die Tribune. Erſtens daß Oeſterreich keine föderative, ſondern auch jetzt eine einheitliche Verfaſſung erhalten ſolle und werde, und zweitens daß das ganze Oeſterreich „dem Reiche deutſcher Nation beitreten könne.“

Man nahm keine Notiz von dieſen Aeußerungen. Der Redner ſelbſt aber hat ſeine ſtreng öſterreichiſchen Anſprüche konſequent, hartnäckig, oft giftig geführt und verfochten bis zum Letzten als einer der entſchloſſenſten Parteimänner. Er hat Gedichte herausgegeben, und da er das „Deutſche“ mit großem und oft willkommenem Nachdruck zu betonen pflegte, ſo nahm ſich Uhland, der an dieſem Tage gerade unmittelbar vor ihm geſprochen hatte, gar eigenthümlich aus. Der Dichter neben dem Dichter, der Deutſche neben dem Deutſchen, der Süddeutſche neben dem Süddeutſchen, der Eine rechts, der andre links. Beide auf Oeſterreich pochend; der Eine dergeſtalt, daß Deutſchland ſich nach Oeſterreich richten müſſe, der Andere dergeſtalt, daß Deutſchland über Oeſterreich zu verfügen habe.

In der Paulskirche hörte man oft die Klage, daß Uhland durch ſeine öffentliche Erſcheinung beim Parlamente die ſchöne Illuſion zerſtört habe, welche man vom Dichter Uhland gehegt. Für mich hat er ſie eher erhöht. Daß er ein röthliches, unbehagliches Antlitz hat was thut denn das einer Illuſion, die den Poeten doch nicht zum Frauenzimmer machen will. Daß er ſtandhaft links geſtimmt, das iſt ja einem Lyriker angemeſſen. Der Lyriker hat ſeine Kraft darin, daß er die Stärke der Dinge empfindet und den Umkreis derſelben dahingeſtellt ſein läßt. Unbeirrt von den Einwendungen und Beſchränkungen der Proſa geht er ſeinen Fußpfad und ſieht und hört nur was in den ſchmalen Rahmen eines lyriſchen Gedichtes paßt. Ein guter Politiker wird er freilich nicht ſein, aber in einer Nationalverſammlung mag es auch ſchlechte Politiker geben, wenn ihre lyriſche Bahn von patriotiſchem Drange vorgezeichnet und ſo ſtreng wie einfach innegehalten wird. Das war bei Uhland der Fall. Er ſtimmte konſequent mit der Linken, ſoweit ſie nicht unpatriotiſch war und nicht parteiiſche Exceſſe beging. Er ging eines feſten, einfachen Schrittes. Erwäge man doch, daß ein Dichter ſeiner Art aus einem kleinen ſüddeutſchen Staate ein Deutſchland vor ſich hat, welches von den faktiſchen Verhältniſſen deutſcher Mächte nichts weiß, nichts wiſſen mag, nichts wiſſen kann. Wenn er ſich die Wiſſenſchaft von einem großen Oeſterreich und Preußen und einem kleinen Deutſchland einprägen ſollte, ſo müßte er ſich ſeinen poetiſchen Inhalt zerſetzen und zerſtören. Das Gefühl ſeiner Kraft beruht eben darin, daß er ſich nicht irre machen läßt in ſeiner Vorſtellung von einem einſtigen Deutſchland, einſtig in Bezug auf die Vergangenheit und in Bezug auf die Zukunft. Man erzählte von ſeiner Frau, einer ſtattlichen, ſchön geweſenen Schwäbin, daß ſie bekümmert geäußert habe: ſie habe ſich's wohl gedacht, daß ihr Mann ſo ſein würde! — Dies will eben ſagen: Uhland's lyriſche Kraft der Abſonderung iſt immer ſtark und ſtreng geweſen; ſeine nächſte Umgebung ſogar hat nichts vermocht über ihn und ſeinen Beruf, ſeine nächſte Umgebung hat ſich eingeſtehen müſſen, er werde unter allen Umſtänden den einen Ton ſeines Weſens, und dies iſt der lyriſche Ton, feſthalten. Ja wohl! Der harte ſchwäbiſche Schädel iſt lehrreich an Uhland zu ſtudiren. Einſam und ſchweigſam, wie auf ſeinem Tübinger Garten war er auch in Frankfurt, ſaß er hier wie ein unnahbares Weſen unter den Linken, mit deren Parteiverſammlungen er nichts gemein hatte. „Wohl präparirt, Paragraphos wohl einſtudirt“, ein gewiſſenhafter Abgeordneter erſchien er täglich an ſeinem Platze und auch einige Male auf der Rednerbühne. Das ganz lichte Auge unter lichter Braue ſieht über die Menge hinweg in's Leere, es haftet an keines Menſchen Blicke, es erwidert keinen, und wie ein Einſiedler ſpricht der Mann mit herber, ſchwäbiſch accentuirter Stimme da oben als ob ihn Niemand hörte. Keine Spur von Dramatik! Langſam, in kleinen Pauſen, aber ſicher klimmt ein Satz nach dem andern hervor, und die Paulskirche gewöhnt ſich bald daran, die politiſche Anſicht ſeiner Rede zu überſehen, einige ſchöne Bilder aber und Vergleiche, die nie in ſeiner Rede fehlen, mit Beifall auszuzeichnen. „Man ſagt, die alten Mauerwerke ſeien darum ſo unzerſtörbar“ — ſprach er heute — „weil der Kalk mit Blut gelöſcht ſei. Oeſterreich hat ſein Herzblut gemiſcht in den Mörtel zum Neubau der deutſchen Freiheit.“ Aber ganz im Gegenſatze zu Beda Weber will er nichts von Ausnahme, nichts von Aufſchub, nichts von Abwarten der Gährung in Oeſterreich; „diejenigen Beſchlüſſe,“ ſagt er, „ſind immer die beſten, die an der brennenden Sachlage angezündet ſind. — Eben weil es gährt müſſen wir die Form bereit halten, in die das ſiedende Metall ſich ergießen kann, damit die blanke, unverſtümmelte hochwüchſige Germania aus der Grube ſteige.“

Dieſer ſüddeutſche Dichter ſchnurſtraks gegen den tiroler Dichter will nichts nach einer Dynaſtie fragen in Oeſterreich, er will nichts Geringeres als *ſofortige* Einführung der beiden Paragraphen. Im grellſten Gegenſatze zum konſervativen Oeſterreicher bringt er einen Antrag ein, welcher lautet: „Die Nationalverſammlung möge die §§. 2 u. 3 des Entwurfs von der zweiten Berathung ausnehmen und dieſelben, unbeſchadet der Aufnahme in die Reichsverfaſſung, ſogleich zum definitiven Beſchluß erheben."

Der böhmiſche Graf, welcher dieſen ſo verſchiedenartigen Poeten auf der Rednerbühne folgte, hätte ſich die Ohren zuhalten müſſen, um in ſeinen Planen für's deutſche Rieſenreich nicht geſtört zu werden durch eine wichtige Bemerkung Uhlands. Aber auch mit offnen Ohren hörte er nicht. So wie der Poet auf dem Fußpfade unbeirrt von irgend Jemand, ſo ſauſte dieſer Graf auf ungarſcher Heerſtraße, die bekanntlich meilenbreit, alſo nur ſo genannt iſt, er ſauſ'te auf einem zottigen, in der Bukowina eben erſt eingefangenen Rößlein von Bremen bis Varna, von Krakau bis Salonichi. „Bundesſtaat?! Dummes Zeug!" hätte er gemurmelt, wenn er's gehört hätte, und weiter wäre es gegangen.

Uhland hatte nämlich daran erinnert, daß der „Bundesſtaat" gar nicht ſo in Zweifel zu ziehen ſei wie in dieſer öſterreichiſchen Frage geſchehen wolle. Er ſei bereits geſetzlich, er ſei bereits anerkannt, auch von Oeſterreich. Das Geſetz vom 28. Juni über Einführung einer proviſoriſchen Centralgewalt für Deutſchland ſage im zweiten Artikel wörtlich: die neue Centralbehörde habe die Vollziehungsgewalt zu üben „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutſchen Bundesſtaats betreffen.“ Im Gegenſatz dazu ſage der 13. Artikel „Mit dem Eintritte der Wirkſamkeit der proviſoriſchen Centralgewalt hört das Beſtehen des Bundestages auf.“ Der Staatenbund ſei alſo hinabgeſunken mit ſeinem Organe, dem Bundestage, und der Bundesſtaat ſei heraufgeſtiegen. Dieſes Geſetz ſei von allen deutſchen Regierungen anerkannt und verkündigt, und in Folge deſſen ein Mitglied des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes zum Reichsverweſer gewählt — „hiernach beſteht“, hatte Uhland geſchloſſen, „der Bundesſtaat anerkannt und geſetzlich. Der Verfaſſungsentwurf iſt beſtimmt, dieſen politiſchen Grundſatz des Bundesſtaates in's Leben zu führen, ihn durchzuführen in der Gliederung und Ordnung des neuen Staates. Mag die durch das Geſetz vom 28. Juni geſchaffene Centralgewalt auch nur eine proviſoriſche ſein, der Grundſatz auf welchem ſie beruht iſt ein definitiver, er iſt eben ſo endgültig als die Beſtimmung jenes Geſetzes, daß der Bundestag aufgehoben ſei, denn dieſer iſt definitiv, nicht proviſoriſch aufgehoben.“

Graf Deym iſt ein alter politiſcher Praktikus, oder richtiger Spekulant. Er iſt unerſchöpflich in Projekten, und dieſe Projekte ſind niemals äußerlich oder oberflächlich. Sie ſind organiſch durchdacht, und bis auf einen gewiſſen Grad auch geordnet. Sie erſcheinen verworren weil ſie ganz eigenthümlich ſind und von den laufenden Vorſtellungen wenig oder gar keine Notiz nehmen. In Wahrheit ſind ſie's nicht. Sie ſind nur zur Hälfte in Phantaſtik empfangen, wie dies bei vielen Oeſterreichern der Fall iſt. Die lange Stockung in ihrem Staatsleben hat ſie über die nächſten Stufen hinweggetrieben und in's Luftige hinausgenöthigt. Die bunte, an's Fabelhafte ſtreifende Völkermiſchung ihres Staates hat das Ihrige beigetragen, ſie an phantaſtiſche Vorſtellung zu gewöhnen. Es war daher eigentlich kein Wunder, daß ihnen die ſofortige Herſtellung eines europäiſchen Mittel- und Rieſenreiches ſo natürlich vorkam und ſo behende von den Lippen ging, es war kein Wunder daß ſie uns für kleinlich hielten, die wir gegen ſolche Zukunft nichts einzuwenden hatten, die ſofortige Geburt aber für einen monſtröſen Verſuch, im Falle des Gelingens für eine Mißgeburt hielten.

Deym hatte auch den Kopf voll davon. Die eigentlichen Gedanken über ſein „Rieſenreich" wurden indeſſen nicht bemerkt, weil er ſeine Rede geradeſo anfing wie er ſie ſchon im Caſino und bei Gagern gehalten, und weil man dieſem zerhackten, nach zehn verſchiedenen Seiten ſich ausbreitenden Vortrage nicht noch einmal folgen wollte. In der That hatte Form, Kolorit und Inhalt ſolcher öſterreichiſchen Reden etwas Fremdartiges in der Paulskirche, auch wenn ſie von den bedeutenderen Mitgliedern — und zu dieſen gehörte Deym — vorgetragen wurden. Was die Linken brachten hielt man für Phraſe, und vielen Rechten hörte man an, daß eine wirklich deutſche Bundesſtaatswelt ihnen gar nicht natürlich ſei. Die Grundanſchauungen, die Grundbedingungen ſind ſeit zu langer Zeit gar zu verſchieden geworden bei ihnen und bei uns, als daß eine völlige Vereinigung ſo raſch möglich wäre. Ohne alles Weitere, aus dieſen Reden allein mußte man zu dem Schluſſe kommen: hier ſind Uebergänge und Abgliederungen nöthig, ehe von einem vollſtändigen Zuſammengehn die Rede ſein kann. Gelingen dieſe Uebergänge, dann giebt es von dieſem Süden und Südoſten her eine große Bereicherung deutſchen Weſens; werden ſie aber überſprungen, ſo entſteht ein ungegliedertes, konfuſes Weſen, nimmermehr ein Reich. Deym begann mit der Verſicherung, ſein Standpunkt ſei ein reindeutſcher, und doch ſetzte er ſogleich hinzu, die Miſſion des zu gründenden neuen Deutſchlands ſei die Gründung eines „mitteleuropäiſchen Rieſenſtaates" „eines Rieſenreichs von 70 und wo möglich von 80 oder 100 Millionen." Man ſchüttelte den Kopf, und ſagte leiſe: damit wollen wir nicht anfangen. Ein Mann wollen wir ſein, denn wir waren bisher ein Kind; aber ein Rieſe wollen wir nicht gleich werden. — Und in dieſem Verhältniſſe zwiſchen dem Redner und dem Zuhörer ging es fort. Dieſer knochige Mann mit ſtachelbuſchigen Augenbrauen und darunter hervorſchießendem ſchiefen böhmiſchen Blicke hatte offenbar etwas ganz Anderes im Sinne als die eigentliche deutſche Nation. Man fand es ganz begreiflich, daß er gegen die Paragraphen ſprach, man fand es einleuchtend, daß durch die ganze öſterreichiſche Monarchie mit Ausnahme Italiens jeder Gebildete deutſch ſpreche, daß alſo dort durchaus deutſche Zukunft ſei, ſo gewiß als die Bildung in ihrem Schooße die Zukunft trägt, aber wenn er hinzuſetzte, daß er lieber gar keine deutſche Verfaſſung zu Stande gebracht ſehn wollte als eine, die nicht all dieſe Beſtandtheile deutſcher Zukunft in ſich ſchließe, da rief man unwillig: warum nicht gar! Man erkannte, daß dieſer ſpekulative böhmiſche Graf von ganz wo anders her, nur nicht von deutſcher Stätte in die Abſichten deutſcher Nation eintrete. Das waren Spekulationen auf ein Völkerreich geiſtvoll gedacht und recht ſehr der Rede werth als Perſpektive, aber ohne Zuſammenhang mit allen Vorbedingungen, aus denen die Paulskirche entſtanden war.

Dadurch wurde man zerſtreut und beachtete nicht mehr was er wirklich Bedeutendes ſagte. Denn er ſagte Deſſen, weil er wirklich ein im großen Stile organiſirender Kopf iſt. Wäre er nicht gründlich ein Fremder geweſen innerhalb der deutſchen Pläne, ſo hätte ſich eine nahe Beziehung zwiſchen ihm und Gagern errichten müſſen. Folgende Sätze werden dies dem Leſer klar machen wenn er ſie vergleicht mit dem was Gagern noch eine Stunde ſpäter andeutete. Denn ſagte:

„Wir können es unmöglich wünſchen und es iſt nicht ausführbar, daß alle dieſe 70 Millionen Abgeordnete hierher ſchicken; wir bekämen eine Verſammlung von mehr als tauſend Gliedern, Abgeordnete mit den verſchiedenſten Sprachen, eine babyloniſche Verwirrung — der Körper iſt zu groß, darum ſind zwei Parlamente erforderlich und ein Generalparlament, um beide zu verbinden.“

„Es iſt auch mein Wunſch“, ſagte er ferner, „daß wir hier zu einem definitiven Beſchluß kommen“. „Nun“, ſetzte er hinzu, „es iſt ein definitiver Beſchluß, daß Oeſterreich *nicht* als Bundesſtaat, ſondern als *Staatenbund* im Verhältniſſe zu uns ſtehn ſoll. Dadurch iſt die Sache ſicher auf einmal entſchieden“. — „Sollte irgend ein Amendement vorkommen, welches die Frage definitiv entſcheidet und Oeſterreich aus dem engern Staatenbunde ausſchließt, ſo werde ich mich dem unbedingt anſchließen.“

Das vereinigte ſich ja alſo mit Mühlfeldt und ganz gewiß mit Gagern's „engerem und weiterm Bunde“, welcher bald darauf in Rede kam. Hier iſt alſo wieder ein kundiger Oeſterreicher, mit welchem ſich aus der Negative herauskommen und auf ein poſitives Verhältniß hin anknüpfen läßt. Wirklich? Die Wolke kommt, die Wolke geht! Als es einige Monate ſpäter zur Abſtimmung kam über denſelben Gedankengang, welchen Deym ſo eben für den ſeinigen erklärte, da ſtimmte Graf Deym tapfer dagegen. Man feſſelt die Wolke nicht.

In ſolcher Vorausſicht waren denn auch ſo viele Führer des Centrums gegen Gagern's poſitive Vorſchläge in Bezug auf Oeſterreich. Sie beharrten dabei: es nütze in Oeſterreich gewiß nichts, und ſchade gewiß in Deutſchland. „Entweder“, ſagten ſie, „es entſchuldigen ſich die Oeſterreicher nach wie vor mit der Unſicherheit ihrer Zuſtände, welche ihnen jede poſitive Zuſage unmöglich machten, oder ſie ſagen vorläufig Ja wie hier auf der Tribüne, und thun am Ende doch was die Zeit und wiederkehrende Macht ihnen erlaubt. Sie ſind ein europäiſcher Großſtaat, der von Deutſchland ausgegangen und allerdings auf Deutſchland geſtützt iſt, der aber nun und nimmer officiell zugiebt, daß er von Deutſchland irgendwie abhängig ſei. Um letzteres nicht einmal zu ſcheinen, geht er auf keine definitive Anordnung ein, welche einen geſchloſſenen deutſchen Bundesſtaat feſtſtellt. Natürlich unter Preußen feſtſtellt. Aus der banalen Vorſtellung: daß dadurch ſein Anſehn und ſeine Macht geſchwächt ſei, iſt er nicht herauszubringen. Er verbündet ſich eher mit Rußland als mit einem von Preußen geführten Deutſchland. Das iſt ſo wie unter Verwandten, die ſich lieber Fremden in die Arme werfen, als ſich gegenſeitig zeitweilige Schwäche eingeſtehn. Gagern's ehrliche Vorſchläge zu einem engern und weitern Bunde beruhen alſo in Betreff Oeſterreich's auf politiſcher Illuſion. Dergleichen macht ſich nicht auf dem Wege der Geſetzgebung, ſondern nur auf dem Wege der Eroberung, wenigſtens der Quaſi-Eroberung. Gehen wir voran mit Feſtſtellung unſers Bundesſtaates. Wenn es zum Abſchluſſe kommt, wird ſich's zeigen, was Oeſterreich kann. Nur das, was es kann, oder was es nicht kann, wird entſcheiden. Was es will, iſt keinem Politiker verborgen, und kein Politiker wird ſich deshalb an ſeinen Willen wenden, von ſeinem Willen etwas für einen deutſchen Bundesſtaat erwarten.“

So ſprachen unter ſich nicht gerade Viele, und es waren nicht Viele aus ſo beſtimmten Gründen gegen Gagern's Vorhaben. Aber ſehr Viele waren inſtinktmäßig gegen Gagern's Auftreten mit neuen Vorſchlägen in Betreff Oeſterreichs. Man hoffte immer noch, er werde nicht ſprechen, er werde wenigſtens kein Amendement einbringen. Beſorgt ſah man hinauf, als er ſchon vor Uhland's Auftreten das Präſidium Simſon überlaſſen und ſich auf deſſen Platz geſetzt hatte.

Die Gruppirung in Betreff Oeſterreichs bildete ſich damals unter der Oberfläche. Sie iſt aber auch dann nicht richtig gewürdigt worden, als ſie an der Oberfläche erſchienen war und als ſo gern von einer Dahlmann-Gagernſchen Partei geredet wurde. Gagern und Dahlmann gingen in der Frage um Oeſterreich nicht zuſammen. Die Gruppirung iſt immer falſch geſchildert worden, inſofern das Parteigeſchrei Gagern die Abſchiedsfahne für Oeſterreich in die Hand drückte. Die einzig mögliche Verbindungsfahne hat Gagern aufgepflanzt. Denn das volle Eingehn Oeſterreichs in einen deutſchen Bundesſtaat mit Volksvertretung war und iſt eine Unmöglichkeit, ſo lange der öſterreichiſche Kaiſerſtaat beſtand und beſteht. Um dieſes völlige Eingehn durchzuſetzen, mußte man ſich den Linken anſchließen, welche denn auch ganz konſequent die Zerſchlagung des Kaiſerſtaates erſtrebten.

Jene, welche mit beſtimmten Gründen das erwartete Auftreten Gagern's nicht wollten, ſie waren antiöſterreichiſch. Sie fürchteten einen Gagernſchen weiteren Bund mit Oeſterreich als einen organiſchen Bund, welcher den Einfluß, reſpektive Druck öſterreichiſcher Politik auf Deutſchland erneuern und verewigen würde. Zwiſchen ihnen und den Oeſterreichern in der Mitte ſtand Gagern, ein wirklicher Centralpunkt, ein wahrhafter Einheitsmann. Denn die Einheit aller deutſchen Stämme und der verlangte Bundesſtaat war nur möglich unter der Form, welche er vorſchlug, oder wenigſtens innerhalb der Grundlinien, welche er vorzeichnete. Was ſich von ihm trennte unter dem prahlenden Namen Großdeutſchland und dabei doch den Bundesſtaat mit Volksvertretung verſprach, das täuſchte und log, oder täuſchte wenigſtens ſich ſelbſt.

In jenen Tagen freilich waren die Konſequenzen dieſer Kapitalfrage erſt Wenigen klar. Von den Oeſterreichern wußten nur die Linken, was ſie wollten; die andern wußten nur, was ſie nicht wollten. Wer von ihnen mehr wußte, der ſagte es nicht, weil es zu grell gegen die herrſchenden Anſichten verſtieß, oder er ſagte es halb, um ſich den Rückweg offen zu halten. Die öſterreichiſchen Abgeordneten ſteckten in einer unlösbaren Aufgabe. Sie konnten nicht wiſſen, über was ſie zu verfügen hätten, und doch ſollten ſie täglich verfügen.

Das konnte Gagern's wahrhafte und ehrliche Natur nicht länger mit anſehn. Er hielt es für religiöſe Schuldigkeit, dem

Vaterlande offen darzulegen, was möglich ſei und was nicht. „Sie mögen ſchreien, ſie mögen mich verketzern“, ſagte er zu allen Abmahnenden, „ich muß das Meinige beitragen, die herrſchend gewordne Täuſchung zu zerſtreun. Die Wirkung wollen wir abwarten.“

Und ſo ſtand er plötzlich auf der Rednerbühne, und Jeder ſtürzte nach ſeinem Platze, das ganze Haus empfand: jetzt beginnt eine große Entſcheidung!

„Das deutſche Volk war in Erniedrigung geſunken, und wir ſuchen nach den Mitteln, es wieder zu erheben. Um es vor abermaligem Falle zu ſichern, wollen wir dieſe Mittel zu Grundſätzen der künftigen Verfaſſung formuliren. Es war natürlich, daß man zuerſt ſich fragte: welches waren denn in den bisherigen Zuſtänden hauptſächlich die Gründe jener Erniedrigung? Welches waren die Hinderniſſe, die es verſchuldeten, daß unſer Volk nicht zu der Macht aufſteigen konnte, die ihm gebührt? Unter dieſen Gründen obenan ſtand das Verhältniß der gemiſchten Staaten.“ —

Alſo begann er mit jenen tiefen Tönen, welche aus der Seele die Wahrheit ſelbſt heraufzutragen ſcheinen, und welche auch diesmal die Stimmung der Weihe über die Paulskirche verbreiteten.

Unter den gemiſchten Staaten, fuhr er fort, müſſe man zunächſt die in's Auge faſſen, deren Hauptland nichtdeutſch. „Dieſes Verhältniß, das von Luxemburg und Limburg zu Holland, von Holſtein zu Dänemark, hindre eine nationale

Politik und ſetze uns Dem aus, ſelbſt von minder-mächtigen Nationen mißachtet und in unſern Intereſſen gekränkt zu werden. Mit ſolchen Miſchverhältniſſen könne kein nationales Leben beſtehn; ſie müßten gelöſt werden. Die Paragraphen Zwei und Drei würden allerdings auch hier nicht ſofortige Löſung bringen, da internationale Rechtsverhältniſſe erſt geordnet werden müßten.

Preußen habe das Seinige gethan zu ſolcher nationalen Löſung, Oſt- und Weſtpreußen und Poſen betreffend, und hier könne man ſagen: wir ſind ineinander aufgegangen. (Lebhaftes Bravo auf der Rechten und in den Centren.)

Ein Andres ſei es mit Oeſterreich. Hier könne es zweifelhaft ſcheinen, was der nationale Hauptbeſtandtheil ſei. Aber wenn auch das deutſche Element der Zahl nach in der Minorität, ſo ſei doch nicht zweifelhaft, daß es das einflußreichſte in dieſer Monarchie ſei und mehr noch werden müſſe. Darum dürfe eine ſolche Abtrennung Deutſch-Oeſterreichs nicht verlangt werden. Sie würde eine Auflöſung der Monarchie nach ſich ziehn, wie man dies auch bemänteln möge. (Bewegung.)

Dies führte er aus und ſetzte dann die wichtigen Worte hinzu: „Wir haben zwar den Beruf, der Nation eine Verfaſſung zu geben, dem geſammten deutſchen Volke; aber wir haben auch die Verpflichtung mit dieſem Berufe übernommen, den Verhältniſſen, den Thatſachen diejenige Rechnung zu tragen, welche getragen werden muß, wenn wir die Verfaſſung lebensfähig ſchaffen wollen.“

Im deutſchen Bundesſinne ſei die öſterreichiſche Geſammtmonarchie nicht zu zerſtören, ſondern ſo zu ſichern, daß ſie „ein mächtiges Reich bleibe, eng verbunden mit Deutſchland zu der großen nationalen Aufgabe". „Andre Nationen würden für ihre erſte Pflicht halten, durch das Verfaſſungswerk den Beſitz nicht eines Dorfes in Frage zu ſtellen, und wir ſollten leichtſinnig eine ganze Saat der Zukunft, eine reiche Anwartſchaft künftiger nationaler Entwickelung dem bisherigen Zuſammenhange entfremden, dem Zufalle preisgeben wollen?"

„Ich habe den Beruf des deutſchen Volkes als einen großen, weltgebietenden aufgefaßt. Man mag darüber ſpötteln, mit Cynismus wegwerfend einen ſolchen Völkerberuf leugnen. Ich glaube daran und würde den Stolz verlieren, meinem Volke anzugehören, wenn ich den Glauben an ſolche höhere Beſtimmung aufgeben müßte. Das enthält nicht den Umfang unſrer Aufgabe, daß wir eine Verfaſſung ſchaffen, die nur auf die engen Schranken unſrer jetzigen Staatsverhältniſſe beſchränkt iſt; daß wir ein Einheitsprinzip in die Verfaſſung aufnehmen, welches uns von Demjenigen, was die einheitliche Macht bedingt, losſcheidet, das uns, während andre Nationen an Macht und Einfluß ſich ausdehnen, verurtheilt, ſo lange unſre Nachbarn uns dazu Ruhe und Freiheit laſſen, in ſtiller Zurückgezogenheit uns am Ofen zu wärmen. (Bravo.) Welche Einheit haben wir zu erſtreben? Daß wir der Beſtimmung nachleben können, die uns nach dem Oriente zu geſteckt iſt! Daß wir diejenigen Völker, die längs der Donau zur Selbſtändigkeit weder Beruf noch Anſpruch haben, wie Trabanten in unſer Planetenſyſtem einfaſſen.“

„Ich glaube alſo, daß wir ein Verhältniß ſuchen müſſen, wobei Oeſterreich nicht genöthigt wird, ſeine deutſchen von ſeinen nichtdeutſchen Provinzen abzulöſen, dennoch aber im innigſten Verbande mit Deutſchland erhalten wird. Die Frage ſteht alſo ſo: Iſt es mehr im Intereſſe Deutſchlands, daß das geſammte Deutſchland ſich nur ſo geſtalte, eine ſo laxe Einheit eingehe, daß Oeſterreich, ohne zur Trennung der Staatseinheit ſeiner deutſchen und nichtdeutſchen Provinzen genöthigt zu werden, unter gleichen Verhältniſſen wie die übrigen deutſchen Staaten dem Reiche angehören kann. Oder iſt es nicht im Geſammtintereſſe der Nation, ſowohl Oeſterreichs als des übrigen Deutſchlands, daß wenigſtens das übrige Deutſchland ſich feſter aneinander anſchließe, auch wenn Oeſterreich wegen ſeiner außerdeutſchen Provinzen unter gleichen Bedingungen in dieſen engſten Bund nicht eintreten kann; dabei aber nichtsdeſtoweniger ein enges Bundesverhältniß zwiſchen Oeſterreich und dem übrigen Deutſchland aufrecht erhalten werde? Die Begriffe von Bundesſtaat für das eine, Staatenbund für das andre“ (Verhältniß) „ſind unbeſtimmte; es können auch Bundesverhältniſſe gedacht werden, die zwiſchen beiden in der Mitte liegen und die Uebergänge bilden.“

Hiermit trat er unmittelbar an die Andeutungen deſſen, was er unter ſeinem „weitern Bunde“ verſtanden wiſſen wollte. Er ſprach von den gemeinſchaftlichen Intereſſen, von materieller Einigung nach dem Vorbilde des Zollvereins. Alles das lag damals noch neu und roh in ſeiner Seele. Von jetzt an erſt beſchäftigte er ſich mit Ausarbeitung einer Akte des „weitern Bundes“, und er that dies mit der ihm eignen Standhaftigkeit immerdar, auch als Miniſterpräſident mitten unter den aufgethürmten Anforderungen des Tages, ſobald nur eine freie Stunde zu gewinnen war, ſobald das Geſpräch mit Freunden nur einen Augenblick von den Erforderniſſen der Tagesordnung abgehen konnte.

Jetzt ſchloß er zum Schrecken ſeiner Freunde dennoch mit einem förmlichen Antrage und mit einigen Umriſſen der Architektur ſeines „weitern Bundes“, Umriſſe, welche die Antiöſterreicher in Beſtürzung ſetzten, weil die organiſche Verbindung eines großen Oeſterreich mit dem deutſchen Bundesſtaate darin vorgezeichnet war. „Ein neues römiſches deutſches Reich! Verewigung öſterreichiſcher Politik in Deutſchland!“ murmelten ſie unwillig Einer zum Andern.

Der Antrag lautete: „Oeſterreich bleibt in Berückſichtigung ſeiner ſtaatsrechtlichen Verbindung mit nichtdeutſchen Ländern und Provinzen mit dem übrigen Deutſchland in dem beſtändigen und unauflöslichen Bunde.“

„Die organiſchen Beſtimmungen für dieſes Bundesverhältniß, welche die veränderten Umſtände nöthig machen, werden Inhalt einer beſondern Bundesacte.“

Dieſen Satz wollte er eingeſchoben ſehn zwiſchen dem erſten und zweiten Paragraphen des Abſchnitts „vom Reiche“.

Ueber die Umriſſe ſagte er Folgendes, indem er gegen alle politiſche Klugheit, aber ganz im Weſen ſeiner treuherzigen Ehrlichkeit, die empfindliche Oberhauptsfrage unmittelbar berührte:

„Man hat die Frage von der künftigen Stellung Oeſterreichs in und zu Deutſchland in Verbindung geſetzt mit derjenigen von dem zukünftigen Oberhaupte, von dem Inhaber der künftigen Reichsgewalt. Wie ich über dieſe Frage denke, das habe ich öffentlich vor Monaten ausgeſprochen.“ (Als Miniſter in der Darmſtädter Kammer hatte er Preußen als den Stützpunkt des Bundesſtaates bezeichnet.) „Ich würde es aber für vorgreifend und nicht paſſend halten, wenn ich vorleſen wollte, was ich im Beginn unſrer Revolution darüber geäußert habe. Ich habe der Entſcheidung dieſer Frage durch mein Amendement keineswegs präjudiciren wollen. Ich bin allerdings der Meinung, daß an die Spitze des Bundes*ſtaats* ein einheitliches Oberhaupt gehört, was ſchon den Begriff einer Hegemonie Preußens ausſchließt. Für die Geſammtleitung Deutſchlands aber, Oeſterreich einbegriffen, wird eine weitere Einrichtung geſchaffen werden müſſen, und es würde dies allerdings eine ſehr wichtige und ſchwierige Frage ſein, die ihre Löſung von der Zukunft erwartet. Wir würden einen Organismus ſchaffen müſſen, wornach eine *centrale Leitung* der gemeinſamen Intereſſen des ganzen

Deutſchlands unter Mitwirkung ſeiner vereinigten Vertreter ſtatt hätte. — Ich habe mich in meinem Antrage auch nicht darüber ausgeſprochen, ob die organiſchen Beſtimmungen für das weitere Bundesverhältniß, welche neu zu treffen ſein werden, in die Verfaſſung aufzunehmen ſeien. Ich wünſche, daß ſie Beſtandtheile der Verfaſſung würden. Da aber ein ſolches Verhältniß bisher außer dem Geſichtskreiſe des Ausſchuſſes lag, ſo wollte ich durch meinen Antrag, für den Fall auch, daß er Anklang fände, der Anſicht des Ausſchuſſes in dieſer Hinſicht nicht vergreifen." — „Hüten wir uns, daß wir zu enge Formeln wählen, die nationalen Intereſſen in eine Zwangsjacke drängen gegen ihre Natur; thun wir vielmehr das Thor weit auf, daß der Eintritt nicht erſchwert ſei in die deutſche Familie und in ihr großes gaſtliches Haus."

Wie überraſchend auch für Viele, wie beſtürzend für Manche dieſe Rede Gagern's geworden, der herabſteigende Redner wurde doch von anhaltendem Beifalle begleitet. Jedermann fühlte, daß große Auffaſſung und Wahrhaftigkeit zum Grunde lag, und Hunderte rieſen nach dem Schluſſe der Sitzung, um dieſen Eindruck verarbeiten zu können. Die Sitzung, es war die 104te, wurde geſchloſſen. 103.

Brauſend in lebhaftem Geſpräche ging die Verſammlung auseinander. Es ſei unpolitiſch! hieß es hier; es ſei unzeitig! hieß es dort; es gehe nicht! hieß es da; es ſei ſtaatsmänniſch! ſagten Wenige; es ſei ehrlich und allein möglich! ſagten Andere, wenn von ſtaatlicher Einheit die Rede ſein ſolle; es ſei Verrath an der Einheit! ſagten zahlreiche Südländer.

Den Süddeutſchen und Oeſterreichern hatte Gagern in Vorausſicht des Vorwurfes zugerufen: „Man hat geſagt, es ſei gegen unſer Mandat, ein doppeltes Bundesverhältniß zu begründen und zuzulaſſen. Wir ſind berufen, die Einheit zu ſchaffen, ſo weit ſie unter den gegebenen Verhältniſſen nützlich iſt; weiter kann unſer Beruf nicht gehn. Wenn wir aber Paragraphen annehmen, von denen wir vorausſehn, daß ſie Oeſterreich nicht befriedigen, daß Oeſterreich dadurch gezwungen würde, ſich von Deutſchland zu trennen, gar nicht mehr zum deutſchen Reiche zu gehören — dann, meine Herren, haben wir nicht die Einheit geſchaffen, ſondern zerriſſen, und dieſem Zerreißen der Einheit tret' ich entgegen!“

Die Süddeutſchen und Oeſterreicher mußten ihre Augen nicht verſchließen vor der Wahrheit, daß Oeſterreich wirklich nicht in einen Bundesſtaat mit Volkshaus eingeordnet werden könne. Statt jetzt bloß Nein! zu rufen und von Verrath an der Einheit zu ſprechen mußten ſie an der Schwelle der Verfaſſung eintreten in eine praktiſch mögliche Definition des Begriffes Einheit. Sie mußten poſitiv werden. Gagern bot ihnen dazu die Hand. Statt deſſen verhielten ſie ſich immer bloß abwehrend. Wie mochten ſie ſich am Ende wundern, daß die Natur der Dinge nicht verändert werde durch bloße Abwehr, daß die Natur der Dinge am Ende nichts übrig ließ als den Bundesſtaat ohne Oeſterreich oder ein Verlorengeben der ganzen Aufgabe. Dem Einſichtigen war es damals ſchon klar, daß ſolches Verhalten auf die Fabel hinaus kommen werde, in welcher der Hund mit dem Stück Fleiſch im Rachen über den Waſſerſteg läuft. Dies eine Stück kann er feſthalten, wenn er ſich nicht einer Täuſchung anvertrauen will. Er ſieht aber den Schatten des Stückes im Waſſerſpiegel, er giebt ſich der Täuſchung hin, er ſchnappt auch nach dem Schatten, und verliert dadurch auch das was er ſchon hatte.

Die Einheit im Doppel-Bunde war zu erringen, wenn man ſich darauf hin zuſammenhielt. Man war damit nicht zufrieden, und nöthigte denn auch Gagern, ſich zunächſt auf das Sichere, auf den Bundesſtaat ohne Oeſterreich zu beſchränken.

Am folgenden Tage am 27. Oktober kam es zur Abſtimmung. Mit Gagern's Amendement mußte begonnen werden. Umſonſt eilte Freund auf Freund hinauf zu ihm, um ihn zur Rücknahme deſſelben zu veranlaſſen. Man überſah die Stimmung und wußte, daß nur ſeine entſchloſſenſten Freunde und nur ſeinetwegen dafür ſtimmen würden, daß es alſo in greller Minorität bleiben müſſe. Die Anſichten und der Entſchluß waren nicht hinlänglich gereift. Wozu einen ſo wichtigen Mann eine äußerliche Niederlage erleiden laſſen?! Er verweigerte hartnäckig die Zurücknahme. „Und wenn nur Zehn mit mir gehn“, ſagte er ärgerlich, „es ſoll heraus.“

Da beantragte ein Linker namentliche Abſtimmung über alle Punkte. Es lagen wohl ein Dutzend Amendements vor. Und nun ſtieg Gagern zu allgemeiner Erleichterung herab von der Eſtrade und ging auf die Rednerbühne, unter dem tiefſten Schweigen der Verſammlung Folgendes ſagend:

„Ich weiß, daß mein Antrag die Mehrheit des Hauſes nicht erhalten wird. Die Löſung der Frage wie ich ſie von der Zukunft erwarte, habe ich nach meiner Ueberzeugung darſtellen zu müſſen geglaubt. Bis zur zweiten Abſtimmung über die Verfaſſung wird die Nationalverſammlung Gelegenheit haben, aus den Ereigniſſen und den entwickelten Anſichten ein Reſultat zu ziehen. Die Zeit dieſer Verſammlung will ich mit einer namentlichen Abſtimmung über meinen Antrag nicht verſchwenden laſſen, und ziehe ihn deshalb bis zur zweiten Abſtimmung (über die Verfaſſung) zurück. (Vielſtimmiges Bravo.)“

Binnen wenig Monaten wird man ihn über dieſelbe Frage wieder auftreten und an die Mehrheit des Hauſes appelliren ſehn. Dann wird die Frage ſchärfer und unmittelbar praktiſch auftreten, und die Mehrheit des Hauſes wird ſich dafür erklären müſſen.

Jetzt wurde der Paragraph Zwei mit 340 gegen 76, der Paragraph Drei mit 316 gegen 90 Stimmen ohne irgend einen beſchränkenden Zuſatz angenommen. Das Mühlfeldt'ſche Amendement fand nur 38 Stimmen. Oeſterreich, wenn es nicht auseinanderfiel, war für jeden Kundigen hiermit abgeſondert, der ſcharf geſchloſſene Bundesſtaat war theoretiſch vorgezeichnet in Schloß und Riegel. — Die Paragraphen lauteten damals:

§. 2. „Kein Theil des deutſchen Reiches darf mit nichtdeutſchen Ländern zu einem Staate vereinigt ſein."

§. 3. Hat ein deutſches Land mit einem nichtdeutſchen Lande daſſelbe Staatsoberhaupt, ſo iſt das Verhältniß zwiſchen beiden Ländern nach den Grundſätzen der reinen Perſonalunion zu ordnen."

3.

„Die Freiheit, nach deren goldenen Früchten tauſend lüſterne Hände greifen, ſo oft nur ein neckender Wind einige Zweige niederbeugt, iſt kein Zuſtand des Genuſſes. Sie iſt ein Werk der Arbeit, die, mit der Sonne jedes Tages neu geweckt, ſich in der Richtung klar erkannter Zwecke bewegt. Von dem guten oder edlen Inhalt dieſer Zwecke hängt dann ihr Werth und größtentheils auch ihre Dauer ab."

Dieſe Worte Dahlmanns hatten ſich uns im erſten Halbjahre des Parlamentes bitter genug bewährt. Daß der Dienſt für die Freiheit ein ſaurer Dienſt ſei, daß er mit der Sonne jedes neuen Tages neue Anſtrengung, neue Entſagung, neue Selbſtverleugnung fordere, wie peinlich hatten wir's erfahren! Glaubt man denn, es ſei den Männern des Centrums leicht geworden, fortwährend gegen die Mißdeutung ihrer eignen Grundſätze auf die Schanzen zu eilen? Wahrlich nein. Mit Schmerzen waren ſie inne geworden, daß es ein herbes, das Herz austrocknendes Geſchäft ſei: den eignen Kindern gegenüber immer und immer nur abwehrend erziehen zu müſſen. Sie waren der Schanzarbeit, ſie waren der Schulmeiſterrolle herzlich müde, und hatten ſich lange damit getröſtet: mit der eigentlichen Verfaſſung, mit den Paragraphen für die Einheit wird uns Erholung kommen!

Und nun zeigte ſich's gleich bei den erſten Paragraphen fürchterlich, daß die Arbeit nicht leichter, ja daß ſie noch ſchwerer werden ſollte. Es zeigte ſich, daß die Schöpfung der Einheit tief abhängig davon ſei wie man die Freiheit verſtehe, daß die Verwirrung der Begriffe nur noch größer, die Ausſicht auf Erfolg nur noch geringer werde, wenn die Sympathieen und Antipathieen der Volksſtämme, die Anſprüche der dynaſtiſchen und Territorialrechte noch hinzu träten. Es zeigte ſich, daß nun erſt recht organiſche Vorſtellungen vom Staatsleben unerläßlich ſeien, und daß die Gleichmacherei nun erſt recht in's Nichts hinabführen werde.

Welch eine Reife politiſcher Erkenntniß forderte die öſterreichiſche Frage bei ihrem erſten Auftreten heraus! Hatten die abgelegten Proben Ausſicht auf dieſe Reife enthüllt? Schien nicht die oberflächliche Gleichmacherei auch hier das herrſchende Princip abgeben zu ſollen!

Wien war unterdeß genommen worden von Windiſchgrätz, und nun ſtürzte man auf unſere armen, machtloſen

Reichskommiſſarien los, als ob ſie im Stande geweſen wären irgend etwas zu ändern. Welcker und Oberſt Mosle aus Oldenburg waren hingeſchickt worden, und Welcker mußte nun auf der Rednerbühne vertheidigen, warum er nicht ſiegreicher Prokonſul oder Proprätor geweſen ſei gegen die Sereſchaner und Grenzer. Welcker ſchalt die Unvernunft der Anforderung, die Linke ſchmähte die Unmacht der Centralgewalt. Da war keine Begegnung möglich zu einem irgendwie ergiebigen Verhältniſſe Nur Eins ſah man deutlich: daß jene Anforderungen, die an Oeſterreich ebenſo geſtellt würden wie an Naſſau, zur grimmigſten Enttäuſchung führen müßten.

Andere Staaten regten ſich nun auch gegen die Oberherrlichkeit der parlamentariſchen Centralgewalt. Während die Abſchnitte von „Reich und Reichsgewalt“ in der Paulskirche diskutirt und durchgehends nach den Vorſchlägen des Verfaſſungsausſchuſſes beſchloſſen wurden, erhob in Dresden vorſichtig, in Berlin ungeſtüm der Partikularſtaat ſein Haupt. In Dresden unter Zuſtimmung, in Berlin unter Anführung der Linken. Die Linke ordnete ſich ſolidariſch in ganz Deutſchland gegen die Centren in Frankfurt. „Wir kommen gegen dieſe Mehrheit der Centren nicht auf“, hatte die Linke der Paulskirche ihren Genoſſen in Dresden und Berlin zugerufen, „ergreift Ihr alſo in den Kammern der Einzelnſtaaten das Schwert des Partikularismus gegen die Paulskirche, um die Paulskirche zu ſtürzen.“ Des Partikularismus? Gegen die Paulskirche? Ja wohl. An dieſem Punkte im Herbſte

1848 ſetzte ſich der vollſtändige Verrath deutſcher Einheit in's Werk von Seiten derſelben Linken in der Paulskirche, welche bis daher die Souveränetät der Einheit nicht groß genug haben konnte, ja, welche noch in demſelben Augenblicke gegen Oeſterreich eine diktatoriſche Souveränetät derſelben Paulskirche in Anſpruch nahm. Man ſchämt ſich faſt, dieſe Data eines Verrathes gegen das Unterpfand deutſcher Zukunft niederzuſchreiben. Sind ſie niedergeſchrieben, dann wird man ſich nicht mehr wundern, daß die alſo verrathene Paulskirche von den partikulariſtiſchen Gegnern der rechten Seite erſtickt werden konnte.

Die Linke ſpekulirte folgendermaaßen: Es wird uns von der Paulskirche die Freiheit nicht in dem Maaße gewährt, in welchem wir ſie wollen. Die weiſen Centren nennen dies ein Unmaaß. In den Kammern zu Dresden aber und zu Berlin haben unſre Leute die Mehrheit oder ſind nahe daran ſie zu erlangen. Von dort iſt alſo mehr Freiheit zu erhalten als von Frankfurt. Damit die dort errungene Freiheit nun volle Gültigkeit erlangt, müſſen wir Frankfurt ſtürzen. Die „volle Gültigkeit“ und der Sturz Frankfurts wird erreicht, wenn der oberherrliche Grundſatz Frankfurts, der Raveaux-Werner'ſche Antragsbeſchluß, in Sachſen und in Preußen gründlich beſchädigt, ja wenn er beſeitigt wird. Darum ſei von nun an die Partikularſouveränetät unſre Looſung.

Und ſo geſchah es. In Dresden wurde der Anfang gemacht. Ein Dekret, wornach das deutſche Verfaſſungswerk der Begutachtung und Genehmhaltung der ſächſiſchen verfaſſungsmäßigen Gewalten unterſtellt werden müſſe — erhielt die Zuſtimmung der ſächſiſchen Kammer. Derſelben Kammer, welche um ihrer bodenloſen linken Tendenz willen den Taufnamen „ſouveräner Unverſtand“ erhalten hat. Herr Schaffrath und Genoſſen leiteten dieſe Kammer, und als Biedermann dieſe Angelegenheit im deutſchen Parlamente nachdrücklich zur Sprache brachte, hatte Herr Schaffrath die Stirn, dies zu beſtätigen und ganz in der Ordnung zu finden. Derſelbe Herr Schaffrath, welcher gleichzeitig, ja in der nämlichen Sitzung in welcher Biedermann dagegen auftrat dergeſtalt für diktatoriſche Gewalt des Parlamentes ſich geberdete, daß er zur Ordnung gerufen werden mußte.

Als Zeichen bis zu welchem Grade des Cynismus ſolche Oppoſition gediehen war ſei beiläufig dieſe Scene des Ordnungsrufes aus der Sitzung vom 6. November erwähnt:

Um Beleuchtung und Heizung herzurichten in der Paulskirche war das Parlament ſo eben auf einige Zeit in die reformirte Kirche verlegt worden. Dieſe iſt viel kleiner als die Paulskirche, man ſaß ſich alſo ſehr nahe und jeder Tumult erhielt viel mehr den Charakter einer perſönlichen Zänkerei. Die ſächſiſche Frage war zuerſt angeregt und durch Beſchluß der Verſammlung war dem Biedermannſchen Antrage die Dringlichkeit zuerkannt worden. Es folgte nun den hundertfach dageweſenen öſterreichiſchen Anträgen ein neuer öſterreichiſcher Antrag, und Gagern verkündigte das Reſultat der Abſtimmung dahin, daß dieſem Antrage die Dringlichkeit nicht zuerkannt ſei.

Schaffrath (vom Platze). Alſo die ſächſiſche Frage war dringlich, aber die öſterreichiſche iſt nicht dringlich?! (Bewegung; Stimmen von der Rechten: Ruhe! Einige Stimmen von der Linken: Pfui!!)

Präſident. Meine Herren! Ich muß dieſen Zuruf, dieſen unſchicklichen Tadel eines Beſchluſſes der Nationalverſammlung zurückweiſen und Denjenigen, der das Pfui gerufen, rufe ich zur Ordnung.

Schaffrath (vom Platze): Ich bin es geweſen!

Präſident. Sie alſo (zu Schaffrath gewendet) rufe ich zur Ordnung!

Eine Stimme (von der Linken): Ich bitte auch darum! (Viele Stimmen daſelbſt: Ich auch! Ich auch! Große Unruhe.)

Präſident. Alle die rufe ich zur Ordnung die dieſem Rufe zuſtimmen.

Schaffrath (vom Platze). Nochmals ſage ich: Pfui! (Lärm. Stimmen von der Linken: Wir Alle!)

Präſident. Meine Herren! die Nationalverſammlung wird darüber entſcheiden müſſen in der nächſten Zeit, wie es zu halten iſt, wenn der Ordnungsruf, das letzte Mittel des Vorſitzenden, auf dieſe Weiſe verhöhnt wird von einer ganzen Partei. (Stimmen von der Rechten: Ja wohl! Disciplinargeſetz!)"

Wenn man ſolch Betragen ſieht und ſolchen Ton hört, ſo drängt ſich die Frage auf: Fühlte ſich denn die Ultrapartei auch nach der Niederlage in Frankfurt noch immer zuverſichtlich und mächtig? Ja, ſo fühlte ſie ſich. Was ſie am Centralpunkte verloren, das hoffte ſie reichlich in den Einzelnſtaaten zu erſetzen. Nicht der deutſchen Frage wegen, ſondern der ultra-demokratiſchen Freiheit wegen tobte ſie ſo gegen die Bezwingung Wiens. Aber Sachſen gehörte ihr noch ganz und zwar auf unabſehbare Zeit hinaus. Preußen, das große Preußen, ſchien ihr ganz zu gehören. Berlin war ein Spielball der Demokratie. Die dortige Kammer, ominös genug auch Nationalverſammlung geheißen, war ihr wichtigſter Stützpunkt. Wenn dort in einem großen Reiche die Partikularſouveränetät durch die Linke durchgeſetzt werden konnte gegen das deutſche Parlament, ſo war ein furchtbares Gegenparlament fertig, ein Gegenparlament, welches mit viel größerer realer Macht ausgerüſtet war an der Spitze eines realen Staates als das deutſche Parlament mit ſeiner nur idealen Macht aufbringen konnte. Kürzlich noch hatte ſich ein Demokraten-Kongreß im „engliſchen Hauſe“ zu Berlin verſammelt, in welchem die Linke der Paulskirche noch bei Weitem überboten worden war, und obwohl er ſich unmächtig gezeigt hatte, ſo war doch durch ihn der Durchſchnitt demokratiſcher Begriffe immerhin geſteigert worden, und Ultra's in der Berliner Kammer gewannen immer mehr Boden, je deutlicher ſich durch das Gebahren des Demokraten-Kongreſſes herausgeſtellt hatte, daß ſie ja gar noch nicht Ultra's genannt werden könnten neben den Demokraten, welche im engliſchen Hauſe getagt hatten. Man kletterte dort immer weiter hinauf in die dünnſte Luft wie Münchhauſen an der Bohnenranke, die über Nacht bis an den Mond hinauf aufgeſchoſſen war. Bald hoffte man den Mond und die unirdiſche Mondesmacht erreicht zu haben. Der tödtliche Angriff gegen die Paulskirche war denn auch in der Berliner Kammer bereits verſucht worden. Und zwar in Wiederaufnahme der Poſener Frage. Mit einer zweifelhaften Stimme hatte man bereits die Mehrheit dahin erlangt, daß den „Bewohnern des Großherzogthums Poſen die ihnen bei der Verbindung des Großherzogthums mit dem preußiſchen Staate eingeräumten beſonderen Rechte gewährleiſtet würden, und daß ein gleichzeitig mit dieſer Verfaſſungsurkunde zu erlaſſendes Geſetz dieſe Rechte näher feſtſetzen werde“ —

Hiernach war, ganz abweichend von dem Beſchluſſe der Paulskirche über Einverleibung Deutſch-Poſens in's deutſche Reich, Poſen im Ganzen als eine ſelbſtändige Provinz bezeichnet, und ihr als einem ungeſonderten Ganzen eine ſelbſtändige eigne Verfaſſung und Verwaltung in Ausſicht geſtellt worden. Die Konſequenz hiervon mußte ſein, daß entweder ganz Poſen, der deutſche und der polniſche Theil, zu Deutſchland käme, oder, daß weder der deutſche noch der polniſche Theil an Deutſchland fiele. Auf dieſem verdeckten Wege, angeführt von den Polen, hatte ſich die Berliner

Kammer gegen einen Hauptbeſchluß des deutſchen Parlamentes erklärt. Die Kompetenz gegenüber der Paulskirche ward gar nicht erwähnt und verſtand ſich alſo im Sinne der Berliner Kammer von ſelbſt. Hiermit war denn die Oberherrlichkeit der Paulskirche ganz fein beſeitigt, und es war gleichgültig, daß in dieſer Frage die preußiſche Regierung ſelbſt auf Seiten der Paulskirche ſtand.

An dieſen Punkt knüpften ſich die preußiſchen Debatten im deutſchen Parlamente, welche am 7. November mit einem dringlichen Antrage Wilhelm Jordan's begannen, und welche ſich ſo ereignißreich über den Schluß des Jahres 48 ausbreiten ſollten, der Wendepunkt für die ultrademokratiſche Herrſchaft in Norddeutſchland. Wie hier am Anfangspunkte, ſo war die Mehrheit des Parlamentes im Ganzen und Großen fortwährend auf Seiten der preußiſchen Regierung, da dieſe in der deutſchen Einheitsfrage dem deutſchen Parlamente willfährig war.

Jordan faßte ſeinem Naturel gemäß dieſen demokratiſch-partikulariſtiſchen Stier von Berlin bei den Hörnern. Gerade weil er es that, einſt ſelbſt ein Linker, und weil er es an ihrem jetzt hoffnungsvollſten Verbündeten that, tobte und ſchäumte die Linke ingrimmig während dieſer Rede. Er hätte ſie nicht zu Ende bringen können in dieſem engen Raume, wo das Unterbrechen ſo grell tönte, wo jede Auflehnung betäubender Aufſtand wurde, wenn ihn nicht Gagern nachdrücklich geſchützt hätte. Dieſer deckte ihn gleichſam vorgelegten Leibes mit Schild und Schwert des Präſidiums.

„Wir haben uns diesmal nicht zu wenden!“ rief Jordan, „gegen Unten oder Oben, ſondern gegen die Mitte, gegen einen Theil der geſetzlichen Vertretung des Volkes ſelbſt, welche ihren Beruf überſchätzt und die Grenzen desſelben verkennt — (Von der Linken: Es iſt unparlamentariſch, ein ſolches Urtheil gegen eine andre Verſammlung auszuſprechen!)“

Gagern wies die Erinnerung zurück. Jordan fuhr fort: „Nachdem es mißlungen iſt, dieſe Verſammlung mit Gewalt zu ſprengen, oder ihrem Willen Gewalt anzuthun, verſucht man jetzt, daſſelbe Ziel auf anderem Wege zu erreichen. Man verſucht ſie ohnmächtig zu machen durch Vernachläſſigung und Umſtoßung ihrer Beſchlüſſe“ — und welche Partei thue das? Dieſelbe, welche für die aus ihrem Schooße hervorgegangene Centralgewalt die allerweiteſte Machtvollkommenheit verlangt habe! Dieſelbe, welche dem Partikularismus bei jeder Gelegenheit das fulminanteſte quos ego! zugeherrſcht. Dieſelbe, welche dem deutſchen Parlamente gerade deswegen am Meiſten gegrollt, weil das Parlament nicht immer gleich ihrem Begehren genügt: Alles was ſich nicht gleich fügen wollte zu zermalmen. Dieſelbe Partei, welche mit der ausſchließlichſten Eiferſucht nur ſich die demokratiſche nenne, und dieſen Namen Niemand außer ſich zugeſtehen wolle. „Das Blatt hat ſich mit einem Male ſeltſam gewendet. Wenn wir nicht ſchon vielfach Gelegenheit gehabt hätten, uns alle Verwunderung abzugewöhnen, ſo hätten wir alle Urſache zu glauben — (Von der Linken: bravo, da capo!) in die Zeit der Wunder zurückverſetzt zu ſein. Aber wir wiſſen es ſchon, daß dieſe Partei“ — (Unterbrechung von der Linken) „Ich ſpreche ja nicht von Ihnen!“ Und nachdem er ſich hierdurch das Weiterſprechen ermöglicht, zeigte er, wie dieſe Partei mit jedem Winde ſegle, jetzt auch mit dem partikulariſtiſchen, weil ſie nicht wiſſe wohin. „Ja, eine ſchlimmere Vermuthung muß jetzt gerechtfertigt erſcheinen. Sie haben vielleicht nur deshalb beigedreht, weil es ihnen nicht gelungen iſt, durch Meuterei die Herrſchaft über das Schiff in ihre Gewalt zu bringen.“ —

Unterbrechung und Zuruf: das iſt freche Verläumdung! Der Präſident muß wieder einſchreiten — Jordan aber wiederholt ſein Bild und führt es aus dahin, daß ſie nun das Schiff auf den Strand zutreiben wollten, um beim Schiffbruche an ſich zu reißen, wornach ſie bisher vergebens getrachtet. „Hat es nicht das ganze deutſche Volk vernommen aus dem Munde eines vielgenannten deutſchen Volksmannes, die Anarchie ſei das einzige Rettungsmittel, die einzige Hoffnung, auf die ſich das deutſche Volk noch ſtützen könne? Das ſind Thatſachen. Meine Herren! Als ſich Preußen am 6. Auguſt nicht in unbedingter Proskyneſis niederwerfen wollte vor der Centralgewalt, da verdammte man es in den Abgrund, da wollte man es in den Staub treten. Jetzt thut man das Gegentheil. Damals predigten die Berliner Volksmänner

(Von der Linken: Zur Sache!) auf die ich hier nothwendig kommen muß, weil der in Rede ſtehende Beſchluß mit ihrem Treiben zuſammenhängt, die deutſche Geſinnung mit ſolchem Erfolge in Berlin, daß das Volk ſich ſchnell begeiſterte und der Viktoria auf dem Brandenburger Thor, ſowie den Marmorbildern der Generale Seydlitz, Ziethen und Schwerin die ſchwarzweiße Fahne entriß, um ihnen die deutſche in die Hand zu geben, und Jeden der ſich mit einer preußiſchen Kokarde ſehen ließ auf das Wüthendſte verfolgte. Das arme ſouveraine Volk! Es weiß kaum mehr, wohin es ſich wenden ſoll. Jetzt muß es ſeine Souverainetät wieder nach einer andern Seite hin gebrauchen laſſen." Jetzt ſei Frankfurt in tiefſte Verachtung geſunken, weil die „ſouverainen Ideen jener Demokraten par excellence" hier nicht durchgedrungen, jetzt ſei es ein elendes Dorf und Berlin wieder die Kapitale. „Auch hat es allen Anſchein, daß die Berliner Verſammlung mehr geneigt und befähigt ſei, der beliebten Frakturſchrift in ihre Herzen Eingang zu gewähren als wir". — Stürmiſche Unterbrechung! Herr Venedey muß bitten zur Ordnung — Herr Rösler von Oels muß proteſtiren als Preuße — Herr Ziegert muß beſtätigen — Gagern ſchützt den Redner ſtandhaft und dieſer fährt fort: „Ich bin nämlich der Meinung, daß in Berlin an der einſamen Pappel, unter den Zelten und an der Lindenecke der zweite Akt der Pfingſtweiden-Tragödie zu ſpielen beginnt, und ich bin der Meinung, daß die Berliner Verſammlung — und das nur habe ich mit jenen Worten ſagen wollen — dieſem Treiben nicht mit derſelben Energie entgegen treten will oder kann, mit der es hier von unſrer Seite geſchehen iſt. Wir haben, nach dem Urtheil Einiger die Schwäche gehabt, uns nicht zu begnügen mit dem Schutze des Volkes, ſondern wir haben berathen, ja wir haben ſogar abgeſtimmt unter dem Schutze der Bajonette, als das Volk, oder doch ein Theil deſſelben, etwas ungeſtüm an unſre Pforte um Einlaß pochte, vermuthlich in der Abſicht unſre Abſtimmung zu ſichern. (Heiterkeit.) Die Berliner Verſammlung hat es bis jetzt auf das Entſchiedenſte verſchmäht, unſerm Beiſpiele nachzuahmen. Es ſind Abgeordnete der Berliner Verſammlung auf das Gröblichſte mißhandelt worden. (Von der Linken: Gehört das zur Sache?!) Es wird ſich ſogleich zeigen, wie ſehr es zur Sache gehört. Wenn ich den Beſchluß einer Verſammlung beſprechen will, ſo habe ich auch die Quellen anzudeuten, aus welchen derſelbe meiner Meinung nach zuſammengefloſſen iſt. Jene mißhandelten Abgeordneten „haben Sicherheit ihrer Perſon verlangt; aber man hat ihnen geantwortet: wir ſtehen unter dem Schutze des Volkes. Beinahe täglich läßt man die mißliebigen Mitglieder der Verſammlung, um mich eines Berliner Ausdrucks zu bedienen, Spießruthen laufen, und überſchüttet ſie mit Hohn und ſchmählichen Drohungen, und wenden ſie ſich deswegen an die Verſammlung, ſo werden ſie an den Schutz des Volkes verwieſen. (Aus dem Centrum: Sehr wahr!) Man hat einen Seilerladen ausgeleert, Schlingen in die Stricke geknüpft, und ſie den heraustretenden Abgeordneten in's Geſicht gehalten. (Auf der Linken wird gelacht.) Sie lachen? Ich gratulire Ihnen dazu, hierüber lachen zu können. Man hat dieſe Schlingen mit gräßlichem Witze bezeichnet als Wiener Würſtel und Hanfkravatten. Aber auch dieſe Vorkommniſſe haben noch keinen Beſchluß zur Folge gehabt, um die perſönliche Sicherheit der Verſammlung herzuſtellen.“ (Tumultuariſche Unterbrechung von der Linken: das gehöre nicht zur Sache.) Der Präſident erklärt, es gehöre zur Motivirung des Redners.

Jordan fährt fort: „Mit beiſpielloſer Nichtachtung der ſelbſtgewählten Vertretung, mit einer Nichtachtung, welche denjenigen nur zu viel Vorſchub leiſten wird, die nur zu bald in reaktionairem Sinne das verbrauchte Stichwort des Abſolutismus wiederholen werden: das Volk ſei noch nicht reif zur vollen Freiheit; mit frecher Schamloſigkeit hat das Berliner Volk, oder vielmehr eine Fraction deſſelben, denn ich ſcheue mich, dieſes ehrenvolle Wort zu gebrauchen, von Leuten die ſolches thun — hat ein Theil des Berliner Geſindels es gewagt, der Verſammlung die Thüren zu vernageln und ſie gezwungen, bei vernagelten Thüren ſtundenlang zu berathen, damit die Verſammlung wo möglich einen Beſchluß faſſe, der im Sinne der draußen Wachehaltenden ausfiele. Ich aber ſage, wenn die Verſammlung noch unter dem Schutze des Volkes ſtehen bleibt, dann — denken Sie an mein Wort — dann werden unſre beiden gemordeten Collegen vielleicht bald wo anders Nachfolger finden. Ich halte dieſen ſcheinbar heroiſchen Muth, der einem Theile der Berliner Verſammlung ſehr leicht wird, bei einem ſehr großen Theil derſelben für nichts anderes, als für die aufgequälte Maske der inneren Verzagniß an den dortigen Zuſtänden, und behaupte geradezu, dieſe Verſammlung, deren Majorität ſchon ſeit Wochen umherſchwankt wie ein Rohr im Winde, abhängig von irgend einer einzelnen Stimme, die im Laufe einer Viertelſtunde dreimal ihre Meinung ändert, dieſe Verſammlung iſt nicht mehr frei in ihren Berathungen. (Beifall auf der Rechten.) Sonſt würde ein ſolcher Beſchluß, wie der über Poſen, der dem unſrigen geradezu entgegentritt, von ihr nicht gefaßt worden ſein,“ ſonſt würde ein Antrag wie der von Waldeck und d'Eſter, der etwa den Sinn habe: „Jetzt müſſen wir preußiſch bleiben, und uns die Beſchlüſſe von Frankfurt erſt anſehn, ob ſie uns gefallen, ob wir ſie einführen oder nicht“ — mit Entrüſtung und impoſanter Majorität zurückgewieſen worden ſein, als ein Verrath an der deutſchen Einheit. (Beifall auf der Rechten.) „Sollen wir ruhig dieſem Treiben zuſehn? Sollen wir ruhig zuſehn dieſen Krämpfen, die jeden Augenblick ausarten können in Todeszuckungen, unter denen der preußiſche Staat zu Grunde geht? und nicht nur Preußen, denn ſiegt in Berlin jene Partei, dann — davon bin ich überzeugt — dann lodert der Brand in wenig Wochen weithin über unſer ganzes deutſches Vaterland. Eine Regierung iſt in Berlin bei den jetzigen Zuſtänden ſchlechterdings nicht mehr möglich, wenigſtens keine konſtitutionelle“ — „die Anarchie ſteht dort nicht mehr vor der Thür, nein, ſie iſt bereits über die Schwelle getreten, ſie ſchüttelt ihr blutiges Meduſenhaupt mit furchtbarem Dräuen.“ (Vielfache Zuſtimmung.)

Bei ſolchem Abgrunde waren in der That die Zuſtände Berlins und dadurch die Zuſtände Preußens angekommen. Eine Kataſtrophe ſtand ſichtlich bevor. Man war gewärtig, daß ſie zu Gunſten der Ultrademokraten eintreten, und daß dadurch eine weitere Revolution über Deutſchland hereinbrechen werde, eine Revolution, ebenſo gegen Centralgewalt und Nationalverſammlung, wie gegen die Monarchie gerichtet. Der Partikularismus in Preußen war alſo bis zum entgegengeſetzten Pole vorgedrungen. Nicht Abſperrung des Einzelnſtaates war ſein Zweck, ſondern nur ſein Mittel. Die Einzelnſtaaten und die bisher gewonnene Form des Geſammtſtaates wollte er dann überſchwemmen mit den Freiheiten und Gewaltſamkeiten der Demokratie.

Dies war gewiß nicht klare Abſicht der entſtehenden Mehrheit in der Berliner Verſammlung, ja wahrſcheinlich auch nicht klarer Zweck der großen Minderheit in jener Verſammlung, ſondern nur Zielpunkt einer kleinen Minorität im Concertſaale des Berliner Schauſpielhauſes, wo die dortige Nationalverſammlung ihre Sitzungen hielt. Aber es war vorauszuſehn, daß nach eingetretener Kataſtrophe die jetzige Verſammlung im Concertſaale das Heft nicht in der Hand behalten, daß vielmehr dies Heft unmittelbar an die Ultra's jener Verſammlung übergehn werde. Es war vorauszuſehn, daß Berlin alsdann ein nordiſches Paris werden könne mit all den Fehlern und all den centraliſirenden Nachtheilen, welche dem franzöſiſchen Paris eigen ſind. Ein Paris ohne irgend einen weiteren Vorzug als den des gewaltſamen Tonangebens. Das wäre vielleicht trotz all der ihm inwohnenden Uebelſtände Manchem willkommen geweſen vor einem halben Jahre, damit die deutſche Bewegung einen nachhaltigen, weil auf einen großen Staat geſtützten Mittelpunkt gehabt hätte. Das wäre wohl auch in dieſem Augenblicke noch für Manchen annehmbar geweſen, weil die deutſche Märzbewegung zu oberflächlich verfahren ſei und zu viel Hinderniſſe eines gemeinſamen deutſchen Staates ſtehen gelaſſen habe. Solch ein Nachholen verſäumter Beſeitigung hätte wohl auch jetzt noch für Manchen etwas Verführeriſches gehabt — wenn es nicht von einer gewiſſenloſen, innerlich haltloſen Partei hätte ausgehn müſſen.

Dies halbe Wollen und halbe Wünſchen aber führt ſtets zum Verderben. Nur ein unwiderſtehlicher Zwang von der einen, ein unwiderſtehlicher Drang von der andern Seite. bringt es zu Revolutionen, die ſich durch Unerläßlichkeit rechtfertigen und die eben deshalb auch die nothwendige neue Form ſchon in ihrem Schooße tragen. Das Raffiniren auf Revolution, das nachbeſſernde Wiederholen von Revolutionen iſt ein krankhafter Zuſtand, welcher immer mit irgend einem Despotismus endigt. Ein Volk will leben oder ſterben, nicht aber ſiechen.

In der deutſchen Nationalverſammlung war auch manches Mitglied des Centrums, welches den ganzen Zuſchnitt von der Märzbewegung her anders gewünſcht, welches die Territorialgewalt der Einzelnſtaaten lieber ganz anders begründet geſehen hätte gegenüber einer Reichsgewalt; aber dennoch war jetzt im eigentlichen Centrum kein Mitglied, welches bei dieſen Berliner Anſichten und Revolutionserneuerungen geſchwankt hätte. Nichts, abſolut nichts hoffte man von da; alles Mögliche aber glaubte man befürchten zu müſſen für die Entwickelung des Vaterlandes, wenn von dort aus und von den Ultra's eine erneuerte und ſogenannte verbeſſerte Umwälzung ausgehen ſollte. Nur Anarchie und Despotismus ſah man in ihrem Gefolge.

Das Miniſterium ſandte ſogleich Baſſermann nach Berlin. Die Regierung ſollte — dies war der Grundgedanke — ermuthigt werden, ſolcher anarchiſchen Entwickelung kräftig entgegen zu treten.

Während man dies in Frankfurt beſchloß, hatte man in Berlin von Regierungs wegen ebenfalls beſchloſſen und zwar eine ganze Maaßregel. Es ſei dahingeſtellt, ob die Einnahme Wiens durch Windiſchgrätz die Ganzheit der Maaßregel beſtimmt hatte. Ohne Einfluß darauf iſt ſie natürlich nicht geblieben.

Am ſiebenten November hielt Jordan obige Rede, und beſchloß die Reichsverſammlung: die Berliner Aenderung der Poſenſchen Frage als nichtig zu betrachten und in Bezug auf die Beſchlüſſe der Paulskirche vom 27. Mai (Raveaux-Wernerſcher Antrag) ſowie vom 27. Juli (Einverleibung des deutſchen Poſens) zur Tagesordnung überzugehn. Am achten November beauftragte das Reichsminiſterium Baſſermann mit der Miſſion nach Berlin, und in Berlin ward an dieſem Tage im Kabinet des Königs eine königliche Botſchaft beſchloſſen, welche — die Einſetzung des Miniſteriums Brandenburg-Manteuffel und die Verlegung der Kammer nach Brandenburg ankündigen ſollte.

Am neunten verkündigte Graf Brandenburg dieſe Botſchaft im Concertſaale. Einige Stunden vorher an demſelben Tage wurde Robert Blum in der Brigittenau bei Wien ſtandrechtlich erſchoſſen.

Dieſe Nachrichten folgten einander in Frankfurt auf dem Fuße. Eben trat man am 14. November in Berathung über den ſogenannten Staatsſtreich von Berlin, ſo wurde die Erſchießung Blum's gemeldet in der reformirten Kirche.

Unter ſolchem Eindrucke ging es an die Erörterung deſſen, was „Reaktion“ heißen mußte, während man eben noch auf Maaßregeln gegen die neu drohende Revolution bedacht geweſen war. Der April kann die Atmosſphäre nicht haſtiger verändern.

Binnen 24 Stunden hatte der Ausſchuß über die preußiſche Angelegenheit berichten und vorſchlagen müſſen. Die Lage der Reichsverſammlung war von unerhörter Schwierigkeit. Zwiſchen zwei Feinde war ſie geſtellt, zwiſchen Reaktion und

Revolution, und ihre Kompetenz ſelbſt: ob und bis auf welchen Grad ſie einzuſchreiten habe, war fraglich. „Es iſt lediglich eine innere Angelegenheit Preußens!“ rief man rechts, „und was Ihr jetzt gegen die neue Regierung thut“, ſetzte man hinzu, „das thut Ihr für eine neue Revolution!“ — Links aber rief man: „Brandenburg-Manteuffel vertritt den vormärzlichen Standpunkt, der noch lange nicht einmal konſtitutionell iſt. Manteuffel ſaß auf der Rechten des vereinigten Landtages, wo Vincke, der Führer unſrer Rechten, auf der Linken ſaß. Darnach iſt Manteuffel's Glaubensbekenntniß zu bemeſſen. Es iſt die Reaktion weit über den März zurück, welche alſo auch die ganze Reichsverſammlung beſeitigen wird. Die Verlegung der Berliner Nationalverſammlung ferner, einer konſtituirenden Verſammlung, iſt die Beſeitigung aller Errungenſchaften in Preußen, iſt die Revolution von oben. Wozu ſind wir da? Wenn wir hier nicht handelnd auftreten, ſo verrathen wir die ganze, mühſam errungene Freiheit des deutſchen Volkes. Das iſt Euer verheißener Konſtitutionalismus: die Berliner Nationalverſammlung empfängt das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel mit einem Mißtrauensvotum, und das Miniſterium ſteckt dies in die Taſche, wie einen Wiſch Papier! Jetzt endlich zeigt, daß Euer ewiger Trumpf „keine Revolution, aber auch keine Reaktion!“ Stich hält!

Es hatte wieder eine Vorverſammlung bei Gagern ſtatt gefunden. Die Mehrzahl dort war darüber außer Zweifel geweſen, daß das Einſchreiten der preußiſchen Regierung gegen den anarchiſchen Zuſtand nicht geſchwächt werden dürfe. Dieſer ſichre Feind, die Ultrademokratie, dürfe in Nichts unterſtützt werden. Der wahrſcheinliche Feind, die über den März zurückgehende Drohung einer Reaktion, zunächſt doch nur angedeutet in dem politiſch-geſchichtlichen Namen Manteuffel's, ſei erſt in zweiter Linie in's Auge zu faſſen. Daß dieſer Feind vormärzlich werden könne, glaubte man nicht. Wie er ſich in der deutſchen Frage verhalten werde, wußte man nicht. Man hatte aber auch keinen Grund, ihm darin geradezu Mißtrauen entgegen zu bringen. Dieſe Mehrzahl bei Gagern glaubte ja in Preußen den Hauptſtützpunkt ſuchen zu müſſen für den deutſchen Bundesſtaat, ſollte und konnte ſie gegen ein preußiſches Miniſterium, welches ſich dem gefährlichſten Kampfe ausſetzte, welches in dieſem Kampfe zunächſt auch für die Mehrheit der Reichsverſammlung focht, die Fauſt zeigen?

Indeſſen waren doch auch welche zugegen, welche der aufwogenden öffentlichen Stimme gegen Reaktion und der wahrlich nicht unbegründeten Beſorgniß vor derſelben ein feſtes Wort des Zugeſtändniſſes gewährt ſehn wollten.

Das ließ ſich nicht abweiſen, obwohl man ſich unumwunden eingeſtand, daß man ſich in ſolcher Poſition gegen die Zukunft des Miniſteriums einerſeits und gegen die gefährliche Verſammlung im Concertſaale andrerſeits zwiſchen zwei Stühle ſetze.

Das war nicht zu ändern. Es war dies in der unglückſeligen Lage der Dinge begründet. Ein Reichsminiſterium ohne reale Macht konnte dem größten reindeutſchen Einzelnſtaate gegenüber nur vermittelnd auftreten, wenn es ſich nicht auf die Revolution ſtützen wollte. Die Vermittlerrolle erntet ſtets von beiden Seiten Undank.“

Dieſer Gedankengang ungefähr war auch maaßgebend für den Ausſchuß. Auch er war in ſeiner Majorität für Unterſtützung der preußiſchen Regierung und wollte dies nur vorſichtig und unter ſicherſtellenden Ausdrücken beantragen. Die Nachrichten aus Preußen klangen zwar einſtimmig dahin: daß ſich das ganze Land erhebe gegen dieſen Staatsſtreich, daß ſich alſo die Reichsverſammlung völlig vereinſamen werde, wenn ſie nicht uneingeſchränkt dagegen auftrete. Aber das beirrte und beſtimmte die Centren und ihren Ausſchuß nicht. Sie waren darüber im Klaren, daß die erneuerte, unabſehbare Revolution beginne, wenn die preußiſche Krone in dieſem Kampfe unterliege. Sie beklagten es ſchmerzlich, daß ein Name in dieſem Miniſterium ſei, welcher poſitiv auf reaktionäre Tendenzen deute und unwiderleglich den Argwohn unterſtütze, aber ſie konnten ſich dadurch doch nicht zu dem politiſchen Fehler beſtimmen laſſen: eines Namens wegen alle weitren Geſichtspunkte zu verleugnen. Der Name in ſolchem Zuſammenhange und in ſeiner Bedeutung ſollte gerügt werden, aber die Maaßregel nicht.

Zachariä aus Göttingen war Berichterſtatter. Er war nicht der Mann, ſich von anſtürmenden Anforderungen auf ein Extrem werfen zu laſſen. Mit einer objektiven Ruhe, welche die extremen Parteien in Verzweiflung ſetzte, berichtete er auch über dieſen Fall, als ob es ſich um einen feinen Streitpunkt im Detail der Verfaſſung handle.

Nachdem er die Thatſachen nochmals vorgelegt und hinzugeſetzt hatte, daß die Berliner Verſammlung gegen die königliche Botſchaft Proteſt eingelegt und nur der Gewalt weichen zu wollen erklärt habe, trat er mit ſeinem Berichte in die zwei Fragen ein: iſt die Vertagung und Verlegung der Berliner Verſammlung im Rechte der Krone begriffen? und iſt die Bildung und Behauptung des Miniſteriums im formellen Rechte?

Die Vertagung und Verlegung betreffend ſei zu erwägen, daß die Berliner Verſammlung allerdings zur Vereinbarung einer Verfaſſung mit dem Könige berufen und in's Leben getreten ſei, daß ſie daneben aber auch die Eigenſchaft eines das Volk vertretenden Organs angenommen habe bei der Ausübung der Staatsgewalt.

Solch einer Verſammlung gegenüber habe die Krone nicht das abſolute Recht einer Verlegung von einem Orte zum andern. Gewiß aber ſei nicht in Abrede zu ſtellen, daß die Krone, kraft ihres Berufs, die Verſammlung gegen Angriffe und Einſchüchterung zu ſchützen, unter außerordentlichen Umſtänden berechtigt, ja verpflichtet erſcheinen könne, eine ſolche Verlegung zu beſchließen.

Dieſe außerordentlichen Umſtände ſeien zweifelsohne in

Berlin eingetreten. Die Verſammlung müſſe für unfrei gelten und deshalb könne auch ihr jetziger Proteſt, eben weil er in dieſem vorausgeſetzten Zuſtande der Unfreiheit erfolge, nicht die rechtliche Kraft eines Proteſtes haben.

Die Verſammlung werde es in Händen haben, durch Votirung von Schutzmaaßregeln für fernere Freiheit ihrer Berathungen die Beweggründe der Verlegung aufzuheben.

Die Bildung des Miniſteriums betreffend, ſei die Krone formell im Rechte. Ein alſo vorauseilendes Mißtrauensvotum der Verſammlung widerſpräche der unzweifelhaften konſtitutionellen Befugniß der Krone: ein Miniſterium zu bilden.

Thatſächlich ſtehe freilich feſt, daß das öffentliche Vertrauen dieſem Miniſterium gänzlich fehle und daß eine friedliche Löſung des Konfliktes nicht zu erwarten ſtehe, wenn ſich die Krone nicht mit Räthen umgebe, welche in der frei berathenden und beſchließenden Verſammlung eine Majorität fänden.

Dies müſſe die Reichsverſammlung ebenfalls ausdrücken, um dem öffentlichen Frieden zu dienen und ein beſtimmtes Zeugniß abzulegen, daß ſie ebenſo der Reaktion wie der Anarchie in Deutſchland entgegentreten werde. Aus ſolchen Erwägungen ſolle die Reichsverſammlung, in Uebereinſtimmung mit den beſchloßnen Maaßregeln des Reichsminiſteriums, beſchließen, daß ſie es für nöthig erachte:

1) Die königlich preußiſche Regierung dahin zu beſtimmen, daß ſie die angeordnete Verlegung der Nationalverſamm-

lung' nach Brandenburg zurücknehme — ſobald ſolche Maaßregeln getroffen ſind, welche ausreichend ſcheinen, um die Würde und Freiheit ihrer Berathungen in Berlin ſicher zu ſtellen;

2) Daß die preußiſche Krone ſich alsbald mit einem Miniſterium umgebe, welches das Vertrauen des Landes beſitzt und die Beſorgniſſe vor reaktionären Beſtrebungen und Beeinträchtigung der Volksfreiheiten zu beſeitigen geeignet iſt.

In dieſer ganzen Angelegenheit vereinigten ſich ſo viele Streitfragen der feinſten Art, daß ſie immerdar eine der merkwürdigſten bleiben wird in der politiſchen Geſchichte unſers Vaterlandes. Sie werden ſich am deutlichſten anreihn an die Rede Vincke's, welcher ganz konſequent auf Uebergang zur Tagesordnung antrug, weil die Reichsverſammlung das Königreich Preußen nicht zu regieren habe. Dies klingt vielleicht jetzt ganz einfach und richtig, jetzt, wo man den aufbäumenden Erdboden von damals nicht mehr unter ſeinen Füßen fühlt. Und doch war es nicht einmal formell richtig ſeit Einführung der Centralgewalt, welche in dieſer Frage direkt an die Reichsverſammlung appellirte; politiſch aber war es grundfalſch, auch im Intereſſe der preußiſchen Krone falſch. Man hilft ſeinen Verbündeten nicht immer am beſten, wenn man einfach billigt, was ſie gethan.

Heinrich Simon, gegen den Ausſchuß-Antrag und für die Linke ſprechend, begann die Debatte. Soweit ſein innerlich trocknes und durchweg angelerntes Weſen wirken konnte, ſoweit wirkte er heute. Das heißt mehr denn irgendwann. Es war nur zu richtig, was von einer ſiegenden Reaktion zu beſorgen ſtünde, und wenn er einen Artikel der „Neuen Preußiſchen Zeitung", des muthvollſten Reaktionsorganes, verlas, in welchem damals, damals ſchon! ſchlankweg die Wiedereinführung des abſoluten Königthums verheißen wurde mit Einführung des Miniſteriums Brandenburg-Manteuffel — ſo mußte dies Eindruck machen. Simon ſelbſt nur konnte den Eindruck dadurch wieder knicken, daß er die Vertheidigung der Berliner Verſammlung hiermit verband, ja Lob und Preis derſelben verſuchte.

Ihm folgte Welcker, und er ſprach ſchnurſtracks gegen dieſe Beweisführung. Er ſei neulich durch Berlin gekommen, und was habe er geſehn und gehört? Berlin gleiche einem Dorfe. Alles Vertrauen, alles Leben ſei zerſtört. „Ich ſah wohl auch Leben und Bewegung!" rief er, „aber es waren Jungen, welche die Freiheitshelden machten, von Volksbeglückern aufgeregt, welche die Unruhe vor Allem einzuführen ſuchten, und es fiel mir da ein, was ein Landsmann von mir in Baden ſagte, ein achtbarer Bürger, der neulich zu ſeinen Mitbürgern ſprach. Er ſagte: Woher iſt all das Unglück gekommen über unſer ſchönes Land, woher iſt es gekommen, daß wir nicht wiſſen, ob die Freiheit gut für uns iſt? Daher iſt es gekommen, weil die Männer bisher die Hände in den Taſchen hatten, und deshalb regieren die Buben!"

Welcker ſetzte richtig hinzu, daß es vielleicht beſſer wäre,

Univ. Bibl.
München

den zweiten Satz des Ausſchußantrags dahin zu faſſen, „daß die konſtitutionelle preußiſche Regierung nicht Miniſter in ihrer Wirkſamkeit laſſen werde, welche in den Verhandlungen mit den Ständen das Vertrauen nicht erhalten könnten." Denn die einzige Handlung, welche von jenem Miniſterium vorliege, die Verlegung nach Brandenburg, billige man ja. Indeß wolle er der Einſtimmigkeit all ſeiner preußiſchen Freunde nachgeben. Alle ſagten ihm, daß der eine Name jegliches Mißtrauen aufrege, und daß es zur Aufklärung des Königs von Wichtigkeit ſein möge, dies ſo poſitiv als möglich auszuſprechen. „Es iſt keine Frage", ſagte Welcker, „wir befinden uns auf einem andern Standpunkte, als die Vertretung in Berlin. Wir ſtehn nicht hier als Repräſentanten deſſelben Volkes dem Könige von Preußen gegenüber; wir ſtehn als höhre Autorität, als Autorität von ganz Deutſchland vermittelnd und ſchiedsrichterlich da. Wir ſagen, was dem Frieden in Preußen nothwendig iſt; wir ſagen, weil wir die Beſorgniſſe vor der unſeligen Reaktion verbannen wollen, daß wir der Reaktion wirklich entgegentreten wollen."

Welcker war, wie wir wiſſen, immer am hartnäckigſten dagegen geweſen, wenn es ſich um Einmiſchung des Parlaments in die Regierungshandlungen des Einzelnſtaats gefragt hatte. Hier war er gar nicht in Zweifel, daß das Parlament auftreten müſſe; hier handelte ſich's um Wohl und Wehe des Ganzen. Er fand es auch gar nicht für nöthig, an das anerkannte Geſetz für die Centralgewalt und an den Paſſus zu erinnern, welcher ihr die Befugniß zum Handeln überträgt „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutſchen Bundesſtaats betreffen.“ —

Dieſer Vorgänger und jene Geſetzesſtelle mochten Vincke die Beweisführung etwas erſchweren. Es war nicht abzuleugnen, daß die Reichsminiſter geradezu die Reichsverſammlung aufgefordert hatten, in dieſer preußiſchen Angelegenheit eine Willensmeinung auszuſprechen zur Richtſchnur für die vollziehende Centralgewalt. Deshalb ſchlug Vincke heftiger als je auf ein Miniſterium hinein, welches im voraus eine Richtſchnur verlangt habe, ſtatt die Kritik abzuwarten. „Das ſei in der Geſchichte der konſtitutionellen Monarchie ganz unerhört und nicht mit der Stellung eines konſtitutionellen Miniſteriums zu vereinigen“. — Es war nicht nur erhört, ſondern es iſt auch ganz wohl mit dem konſtitutionellen Begriffe zu vereinigen, daß das Miniſterium im einzelnen Falle eine Initiative des Parlaments ſelbſt in Anregung bringt, welche das Parlament ohnedies beſitzt und ohne Anregung geltend machen kann. Was in die Kategorie des konſtitutionellen Stolzes gehört, das brachte der ergrimmte Redner unter dem mißlichen Beifalle der Linken in die Kategorie des konſtitutionellen Rechts.

Er ſprach an jenem Tage mit der ganzen ſprudelnden Kraft ſeines Talents und mit der ganzen bedenklichen Kraft eines Parteimannes, welcher zu Viel beweiſt, um Viel zu beweiſen.

Er ſprach zuerſt darüber, daß auch eine konſtituirende Verſammlung kein eignes Recht in Anſpruch nehmen könne, das heißt kein andres, als einer Volksvertretung überhaupt in einer konſtitutionellen Monarchie zuſtehe. Die Berliner Verſammlung ſei aber nicht eine konſtituirende, ſie ſei nur eine vereinbarende.

Der Redner fuhr alſo ſehr kurz ab mit einer ſehr langen Frage. Das Recht konſtituirender Verſammlungen iſt ſo wenig zu ſchematiſiren als das Recht und der Gang der Geſchichte. Durchſchnittlich erſcheinen konſtituirende Verſammlungen als Machthaber ganz neuer Rechtsverhältniſſe und ſie leugnen die alten ſo weit ſie eben die Macht haben zu ſolcher Leugnung. Sie führen alſo gerade ein eignes Recht mit ſich wie die Gewitter ihren eigenen Wind mit ſich führen.

Was nun aber den Begriff der Vereinbarung betrifft, ſo müßte ihm ein Mann wie Vincke recht gefliſſentlich aus dem Wege gehn. Es iſt der allerzweifelhafteſte Rechtsbegriff, es iſt ein gezwungenes Diskretionsverhältniß. Zwei Streitende ſollen ſich über einen Punkt vereinigen, ohne daß über dieſen Punkt ein objektives Rechtsverhältniß für beide Theile feſtſtünde, und ohne daß ein Obmann, ein Schiedsrichter zugelaſſen würde. Es iſt dies ſo wenig ein Rechtsgang, als ein Meſſer ein Meſſer iſt, welches keine Klinge hat und welchem der Stiel fehlt. Es iſt der maskirte Krieg, und der Stärkere diktirt die Verfaſſung, *wenn* man ſich über eine Verfaſſung vereinbart. — Kein Menſch beſtritt es, daß die Berliner Verſammlung nur eine vereinbarende ſei, aber man empfand daß mit all dieſen juriſtiſchen Deduktionen dem Kern der Dinge nicht beizukommen ſei innerhalb neuer politiſcher Konſtituirung. Herr von Vincke hat drei Viertel Jahre ſpäter eine Erfahrung machen müſſen gegenüber demſelben preußiſchen Miniſterium, welches er damals als ein rettendes mit gutem Fuge unterſtützte, eine Erfahrung die ganz geeignet iſt ſein Nachdenken zu wecken über den abſoluten Werth ſolcher ſtaatsjuriſtiſchen Folgerungen. *Gegen* die preußiſche Verfaſſung wird ein Wahlgeſetz oktroyirt und er kann die auf ihn fallende Wahl deshalb nicht annehmen, weil er die in Folge ſolchen verfaſſungswidrigen Wahlgeſetzes zuſammentretende Kammer nicht für ein geſetzliches Ergebniß anſehen kann. Dieſe alſo entſtandene Kammer wird aber ihren Einfluß ausüben auf die preußiſche Verfaſſung, einen nach ſeiner Beweisführung verfälſchten Einfluß, welcher denn auch die Verfaſſung verfälſchen muß. Jegliches Verfaſſungs- und daraus fließende Rechtsverhältniß iſt ſomit in die ganze Zukunft hinaus für ſeinen ſtaatsjuriſtiſchen Standpunkt verfälſcht, ſo lange das jetzige Preußen ſich regelmäßig in dieſem jetzt begonnenen Gange entwickelt. Eigentlich müßte er auswandern. Wir wollen aber hoffen, daß er ſeine ſtattliche Kraft nicht einmal einer ſpäteren Kammer entzieht, und wir wünſchen ſelbſt, daß ihm eine Rechtsfiktion zu Hilfe komme. Es ſei dies nur angeführt, um ein Beiſpiel mehr anzuführen, daß er auch im beſten Rechtsſinne, auch da, wo er für das rechtliche Motiv ſeiner Handlung die allgemeine Zuſtimmung erzwingt — die unfruchtbare Seite des Rechtes zu erwählen liebt, die bloß rechthaberiſche.

Leider hängt dieſes Spitzen und Schneiden eng zuſammen mit ſeinem Naturel. Er hat ſich eine Neigung zum immerwährenden und deshalb kleinen Witze angewöhnt als ob er nur unter den leerſten Berlinern aufgewachſen wäre. Dieſe Neigung zeigte ſich im geſelligen Verkehre Anfangs ſo ſtark, daß man erſchrocken davor zurücktrat. Sie verminderte ſich, je länger Vincke in Frankfurt war. Aber bei delikaten Fragen rumort ſie ſtets in ihm und treibt ihn zu Spitzfindigkeiten und Sophismen. Denn dieſe ſind eben auch nichts weiter als kleiner Witz. Wiſſenſchaft und Talent werden alsdann dazu verwendet; über den Inhalt der Dinge zu täuſchen dadurch, daß täuſchende Aehnlichkeiten aufgeſucht und mit Hilfe derſelben überraſchende Folgerungen gefunden werden. Dergeſtalt überraſchende Folgerungen, daß die Lächerlichkeit entſteht. Mit der errungenen Lächerlichkeit iſt man über den Inhalt der Dinge hinweg und der ſcheinbare Sieger ergeht ſich in beliebigen Nebenwegen.

Vincke iſt glücklicherweiſe erſt ein Mann von 36 Jahren, und es ſteht zu hoffen, daß er mit den ſteigenden Mannesjahren ſich ſelbſt befreit von den üblen Conſequenzen ſolcher Neigung. Sie hätten ihn längſt zum Formaliſten gemacht, wenn nicht ſeine robuſte weſtphäliſche Natur mit ihren zahlreichen inhaltsvollen Eigenſchaften ſtandhaft reagirt hätte gegen die angewohnte Neigung. Er ſollte nur zuweilen die ſehr empfehlenswerthe Rechnungsprobe anſtellen: wohin das Vaterland gekommen wäre, wenn ſich immer die Majorität um ſeine formaliſtiſchen Wendungen geſchaart hätte? In haltloſe feinſte Verwirrung, in eine ſolche Inhaltsloſigkeit durch Proteſte auf Proteſte, daß man den Ausweg ſeiner Gegner, die vollſtändige Revolution, als das einzig übrig bleibende Rettungsmittel hätte annehmen müſſen. Darum, weil er ſophiſtiſch motivirt und weil er egoiſtiſch rechthaberiſch ſich verhält auch gegenüber den großen Nothwendigkeiten im Vaterlande die er ſelbſt nicht leugnet. Er bringt nicht das geringſte Opfer ſeines Kredo's — das ſoll nicht angegriffen werden! — aber auch nicht ſeiner Formel; er bringt nicht das Opfer eines augenblicklichen Schweigens, einer unterlaſſenen Abſtimmung wenn er ſelbſt zugeſtehn muß, daß unabſehbare Zerſtörung entſtehen könne, ſobald ſeine Abſtimmung die Mehrheit bildete. Fiat justitia, pereat mundus! — Dies mag der Wahlſpruch eines Richters ſein, der eines Staatsmannes iſt es nimmermehr. Die Staatswelt zu erhalten mit der Juſtiz, ja im Nothfalle trotz der Juſtiz iſt des Staatsmannes Aufgabe, und ſo eben vertheidigte er ſelbſt nichts anderes als dies, indem er das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel vertheidigte. Die politiſchen Fragen immer nur auf die Spitze der Formel, auf die Schneide des Rechtsſatzes treiben, das iſt ein zweifelhaftes Verdienſt des gewandten Kopfes und iſt ein unzweifelhafter Fehler des politiſchen Kopfes. In Zeinung in der konſtitutionellen Geſchichte, und es iſt noch Niemand eingefallen, ihn als einen Beweis für reinen Konſtitutionalismus anzuführen. Dies war Vincke vorbehalten, welcher wirklich und ehrlich einen ſtreng konſtitutionellen Staat will. Der ſophiſtiſche Trieb jagte ihn zu einer Beweisführung gegen ſeine eigenen Wünſche, gegen ſeine eigne Ueberzeugung: daß unmöglich in einem werdenden Konſtitutionalismus die verfänglichſten Ausnahmen als maaßgebend angeführt werden dürften. — Daß ein Oberhaus neben Pitt geſtanden, konnte nicht erwähnt werden um Pitt und Temple mit Manteuffel und Brandenburg zu vergleichen.

Viel richtiger nach außen aber auch wieder nur nach außen, war die Erinnerung Vincke's, warum man denn gegen Oeſterreich nicht ſo poſitiv aufgetreten wäre, wo doch viel mehr vorgelegen, wo ja der Zuſammenſtoß blutig erfolgt, der Reichstag verlegt wäre?! Man ſei ja zur Tagesordnung übergegangen über einen Antrag, welcher die Verlegung des Wiener Reichstags hindern gewollt. „Wenn Sie nicht eingeſchritten ſind in Oeſterreich, wie kommen Sie denn dazu, Preußen ſchlechter zu behandeln als Oeſterreich?“

Er wußte innerlich ſehr gut, daß dieſe ſogenannte „ſchlechtere“ Behandlung eben nur die nähere Verbindung an den Tag legte, in welcher ſich das Parlament mit Preußen fühlte oder wußte. Fühlte oder wußte! Er ſelbſt war in dieſer Lage, und er hätte lachen können zu ſeiner zornigen Frage, wenn er nicht die Frage gerade zornig gebraucht hätte. Er konnte ſich auch nur an ſeinen Vorgänger Welcker wenden. Dieſer war ſo eben aus Oeſterreich gekommen, dieſer hatte ſich ſo eben als angegriffener Reichskommiſſär heftig dahin vertheidigt, daß man in die öſterreichiſchen Angelegenheiten nicht ſo eingreifen könne wie — ja, das hatte er freilich nicht ausgeführt. Aber er hatte ſo eben thatſächlich darüber aufgeklärt, indem er für ein viel weiteres Einſchreiten in die preußiſchen Verhältniſſe geſprochen.

In dieſem Betrachte war die preußiſche Debatte äußerſt lehrreich. Sie enthüllte ein Verhältniß, welches man immer wieder verhüllen zu müſſen glaubte, vor ſich ſelbſt verhüllen zu müſſen glaubte. Welcker ging auch nach ſolcher Erfahrung in Oeſterreich, nach ſolchem eignen Vorſchlage eines verſchiedenen Maaßes für Oeſterreich und Preußen, er ging plötzlich ein ganzes Vierteljahr lang dafür in den Kampf, daß Oeſterreich und Preußen ganz gleich betheiligt ſein müßten im deutſchen Bundesſtaate, und er ſprach in dieſem Kampfe für eine ganze Schaar, welche doch jetzt ausdrücklich Preußen mit ganz anderem Maaße richtete als Oeſterreich.

In ſolchen feinen Zügen befreit ſich am Deutlichſten, weil ganz objektiv, die Wahrheit von den Parteiungen.

Wie dem aber auch ſein mochte, die überwiegend und unzweifelhaft guten Eigenſchaften Vincke's blieben im Vordergrunde und die wie immer raſch und unwiderſtehlich heran brauſende Rede ließ keine Zeit und keine Ueberlegung frei für die täuſchſamen Vorderſätze. Er trat ab unter großem Beifalle nicht nur der Rechten, ſondern auch des Centrums. Es ſchien fraglich zu werden nach dieſem Eindrucke, ob es diesmal ein Centrum der Majorität geben werde für den Ausſchußantrag, wenn die ganze Rechte mit Vincke für Uebergehn zur Tagesordnung ſtimmte. Die Anſicht der Linken umgriff diesmal den ganzen Würtemberger Hof. Ein Redner deſſelben, Herr von Wydenbrugk, trat auf und ſprach gegen den Ausſchußantrag, ſprach für ſtärkeres Einſchreiten gegen das preußiſche Miniſterium zu Gunſten der Berliner Nationalverſammlung. Hielt alſo der Augsburger Hof nicht feſt, und gingen einige Stimmen des Caſino an den Vinckeſchen Einfluß über, ſo wurde in ſo unmittelbar eingreifender Frage die bisherige Mehrheit des Hauſes geſprengt. „Um bloß zu vermitteln ſind wir nicht da!“ rief die durchdringende hohe Stimme des kleinen, immer klug räſonnirenden Weimarſchen Staatsmannes hinter dem Taſchentuche und Pulte hervor, und es that noth, daß Beckerath nach ihm und Vincke die Rednerbühne beſtieg. Als gemäßigter Mann des rechten Centrums mußte Beckerath entſcheidend wirken können auf diejenigen, welche durch Vincke unſicher geworden waren. Und Beckerath ſagte: „Es iſt in Zweifel gezogen worden, ob von hier aus eine ſolche Einwirkung ausgeübt werden könne. Meine Herren. Wenn wir nur irgend ein Verhältniß vorausſetzen wollen zwiſchen der Centralgewalt und der Nationalverſammlung einerſeits, und den Staaten mit ihren Regierungen andrerſeits, ſo müſſen wir anerkennen, daß hier allerdings die Berechtigung zu einem ſolchen Schritte vorhanden iſt. Sollte diejenige Autorität, der die ganze deutſche Heeresmacht zur Verfügung geſtellt iſt, die über Krieg und Frieden zu entſcheiden und die Wohlfahrt des ganzen Vaterlandes zu überwachen hat, nicht das Recht haben, da wo die größte Gefahr beſteht für die theuerſten Güter der Nation einzuſchreiten?“ —

Auf ihn folgte ein Mitglied des Augsburger Hofes, in welchem die Entſcheidung der Mehrheit lag, Biedermann. Er wies die bloß juriſtiſchen Definitionen Vinckes ebenſo zurück wie die revolutionairen Folgerungen der Linken. Politiſche Verhältniſſe müßten politiſch bemeſſen werden und könnten ſelten auf unbedingte Sätze Anſpruch machen zur Zeit neuer Konſtituirung. Er könne der preußiſchen Regierung kein unbedingtes Recht zuſprechen, aber ſo wie die Lage ſei, müſſe er ihr ein Nothrecht einräumen zur Rettung des Ganzen. Zu großem Aerger der Linken machte er noch darauf aufmerkſam, daß das Reichsminiſterium im Sinne des Ausſchußantrages auftrete, daß alſo auch für den Beſtand deſſelben die Abſtimmung maaßgebend ſei.

Dieſe erfolgte ſogleich. Nur 45 Stimmen gingen mit Vincke und ſtimmten für motivirte Tagesordnung. Die linken Anträge von Heinrich Simon wurden mit einem Mehr von Hundert abgelehnt. Der Minoritätsantrag des Ausſchuſſes dagegen, vom Würtemberger Hofe unterſtützt, nur mit 13 Stimmen. Eine Anzahl Mitglieder des Landsberge waren hierbei dem Centrum untreu geworden. Der eigentliche Ausſchuß-Antrag kam nun an die Reihe. Wenn die Rechte nach Vincke's Vorgange mit der Linken dagegen ſtimmte, ſo war das Reſultat ſehr zweifelhaft. Vincke ſtimmte denn auch dagegen. Ein Theil der Rechten aber würdigte die Gefahr, daß kein Beſchluß zu Stande kommen, alsdann aber wahrſcheinlich eine Fuſion der Parteien zu Gunſten der linken Verlangniſſe eintreten werde — und ging hinaus, um nicht ſtimmen zu müſſen. So erhielt der Ausſchußantrag eine Mehrheit von 40 Stimmen.

Dies war indeſſen nur die erſte Inſtanz in dieſer brennenden Frage, welche täglich höher aufloderte. Die Berliner Nationalverſammlung leiſtete einen Widerſtand, welcher zum Aeußerſten entſchloſſen ſchien, und das ganze Land ſchien ihr beizutreten. Wie ſehr ſie durch wüſtes Weſen die Theilnahme des Landes verwirkt hatte, in dieſer entſcheidenden Kriſis traten auch ihre zahlreichen Gegner zu ihr, weil ihre Angreifer für Reaktionaire über den März zurück gehalten wurden.

Schon vier Tage ſpäter war Baſſermann von Berlin heimgekehrt, und die Debatte erneuerte ſich. Die Linke ſchrie ihm entgegen, er ſei einſeitig in Berlin verfahren, er habe nicht vermittelt, er ſei lediglich zur Regierung übergetreten. Mit ſchwacher Stimme, denn er war ungewöhnlich angegriffen, aber mit ſtarkem Willen antwortete Baſſermann von der

Tribune und gab unter zuckender Unruhe der Linken jene Darſtellung der Berliner Zuſtände, welche von da an ſprichwörtlich geworden iſt, die Schilderung jener „Geſtalten“, jenes „Traum's eines Republikaners“, welcher auf rothem Papier an den Straßenecken Berlins geklebt geweſen und dem ſchlafenden Republikaner die „Laternenpfähle voller Leichen“ gezeigt habe. Er gab ferner Data und ſeine Meinung dahin ab: daß an eine konſtitutionelle Ausgleichung mit der Berliner Verſammlung nicht zu denken ſei, ſondern daß dieſe nach den Eigenſchaften eines Konventes trachte, und daß mit ihrem Siege das freie Walten einer Schreckensherrſchaft unfehlbar eintreten werde. Weder im Intereſſe der Freiheit, noch im Intereſſe der Einheit ſei von ihr das Mindeſte zu hoffen.

Dieſer Vortrag, ohne irgend welche Leidenſchaftlichkeit gehalten, machte den tiefſten Eindruck. Die Linke gerieth in den heftigſten Zorn, denſelben gefürchteten Staatsſekretair, welcher auch gegen das Einſchreiten in Wien und für Entwerthung der dortigen Revolution am Wirkſamſten geſprochen, wieder am Wege zu finden, am Wege der jetzt ſo kurz und ſicher zu voller Revolution in Berlin führen konnte. Gerade im entſcheidenden Augenblicke war er wieder da, und die verhaßte dürftige Stimme erhob ſich wieder ſo weit tragend und tief treffend gegen ſie. Ja, dieſer Unterſtaatsſekretair, welcher immer und immer gegen jedes halbe Vergleichen mit revolutionairen Forderungen ſprach, er handelte auch in dieſem Augenblicke ebenſo gefährlich gegen ſie als er ſprach:

er bot dem Reichsverweſer ſeine Entlaſſung, wenn auch nur in dem Sinne des obigen mit 10 Stimmen Mehrheit gefaßten Beſchluſſes eine Vermittelung erſtrebt werden ſolle, welche der preußiſchen Verſammlung noch zu Viel, der preußiſchen Regierung zu Wenig einräume.

Die Verhandlung ſteigerte ſich alſo zu noch größerer Leidenſchaftlichkeit. Nichts mehr von einem Ausſchuſſe wollte man wiſſen, nichts mehr von einem auch nur 24 Stunden andauernden Verzuge! Raveaux, der aus der Schweiz heimgekehrt, eilte auf die Rednerbühne und verlangte unter donnerndem Beifalle ſofortigen Beſchluß: „Berlin ſteht auf einem Vulkane! Der Funfzigerausſchuß befahl, befahl einem Fürſten, befahl einem Miniſterium! Und jetzt ſchleppen wir uns mit halben Maaßregeln! Oeſterreich haben wir ſchon verloren; wenn wir heute abermals die Sache an einen Ausſchuß verweiſen, geht vielleicht auch Preußen verloren!" Es flogen Anträge wie Schloßen zum Präſidenten hin, einer immer ſtärker als der andere gegen die preußiſche Regierung. Die ſogenannte „Gründlichkeit" der Ausſchüſſe ward verhöhnt. Venedey ſprach wieder von ſeinen „18 Jahren im Auslande", während welcher er mit Stolz auf Deutſchland geſehn, und ſeit er zurück ſei weiche dieſer Stolz alle Tage mehr, und es ſei ein Mangel an Courage, wenn man bis Montag warte — es war Sonnabend — ſo daß ſelbſt der ſanftmüthige Rieſſer entrüſtet hinter ihm auf die Tribune hinauf ſtürzte und rief: Es darf ſich Niemand, wer es auch ſei, erdreiſten, in den

Abſtimmungen ſeiner Gegner einen Mangel an Muth zu ſuchen" — „die Gegenwart zeigt ſchon und die Zukunft wird es noch deutlicher lehren, auf welcher Seite der politiſchen Ueberzeugungen die größere Gefahr vorhanden, der größere Muth erforderlich iſt."

Trotzdem rief Rauwerk: Sie morden ſich ſelbſt, wenn Sie nicht ſogleich beſchließen, und trotzdem wurde beſchloſſen: der Ausſchuß ſolle alle vorhandenen Zeugen über die Berliner Zuſtände vernehmen, und ſolle Montag Bericht erſtatten.

Es waren auch Mitglieder der Berliner Verſammlung angekommen, und deren Auskunft beſtätigte in den neuen Vorverſammlungen Sonnabends und Sonntags bei Gagern die Baſſermannſche Anſicht. Das Centrum war entſchloſſen, ſo weit es die zum Mißtrauen berechtigte öffentliche Stimme nur irgend geſtattete, der preußiſchen Regierung beizuſtehn.

Da kam das Aeußerſte hinzu: die Steuerverweigerung der Berliner Abgeordneten! Ein Akt, zu welchem ſie gar nicht berechtigt waren. Die direkte Erklärung einer allgemeinen Revolution in Preußen.

Hiermit war der Würfel geworfen auch für manchen Zweifelvollen. Die entſcheidende Sitzung am 20. November mußte nun, wie drohend auch der Widerſtand auftreten mochte, rund und ganz gegen die Berliner Nationalverſammlung ausfallen, oder das Parlament verlor ſeinen bisherigen Charakter, gab ſich und das Vaterland hin an eine vollſtändige Revolution.

Die Dinge ſtanden auf der äußerſten Spitze. Die leiſeſte Bewegung nach links von Seiten des Parlaments, und der ganze preußiſche Staat ſtürzte in dieſer Richtung. Nachricht auf Nachricht kam aus allen preußiſchen Provinzen, aus allen preußiſchen Städten, daß Alles, Alles zu der verzweifelten, von Rathhaus zu Wirthshaus, von Saal zu Saal ziehenden Berliner Verſammlung träte — ein leiſer Hauch der Legaliſirung von dem konſervativ geſcholtenen deutſchen Parlamente und — krachend ging der Umſturz des Ganzen in's Werk.

Jetzt, weit davon entfernt, wird man gern leugnen wollen, daß es ſo gefährlich geweſen ſei. Es war aber ſo. Man täuſchte ſich im Centrum darüber nicht. Man täuſchte ſich auch darüber nicht, daß man auf immer breche mit den Bewegungsmännern, wenn man ſie in ſolchem Momente verleugne; — daß man andererſeits auch nur Undank zu erwarten habe von einer erretteten Regierung. Die Gefahr wird ſchnell vergeſſen, und der tägliche Vortheil verlangt täglich ſeine Speiſe. Man wußte, daß in der Politik die ſentimentalen Anſprüche Albernheiten ſind.

Was hoffte, was wollte man denn alſo? Man hoffte Wenig; aber man vertraute auf die Macht der Wahrheit, welche ihre Entwickelung im Vaterlande finden werde. Man wollte ſich von ihr nicht trennen durch Verleugnung des Charakters. Und man hätte ſeinen Charakter verleugnet, wenn man den Helden oder Schreiern hohler Grundſätze das Vaterland überliefert hätte in der Hoffnung, daß aus ihrem Siege, daß aus dem Sturze Preußens Gewinn entſtehen könne für deutſche Freiheit und Einheit.

Letzteres wäre ſo wenig geſchehn, als in Frankreich eine demokratiſche Republik entſtehen wird, weil hohle Politiker immer geſchickt und mechaniſch den Moment ausbeuten zu einer Staatsumwälzung und Umwandelung. Ein Staat wird nur was er werden **kann**. Eben ſo hohl war der Gedanke, die deutſchen Großſtaaten zu beſeitigen durch die klug benützten Augenblicke von Revolutionen. Wenn ſie beſeitigt wären, ſolcherweiſe zu Gunſten eines deutſchen Reiches, ſo meinte man oberflächlich ein deutſches Reich gewonnen zu haben! — Man hätte ein ſolches nicht gewonnen, auch wenn man die Linke patriotiſch hätte machen können, auch wenn man die monarchiſchen und republikaniſchen und ultra-republikaniſchen oder kurios-republikaniſchen Parteien unter einen Hut hätte bringen können. Man hätte für die Zerſetzung, man hätte für das Verſtorbene in Deutſchland gekämpft troß alles Geſchrei's, daß man für das Lebensvolle und Neue kämpfe. Die kleinen Staaten ſind die Zerſetzungen, ſind das Verſtorbene in Deutſchland. Indem man die großen zerbricht und ihnen gleich macht, um ein altes deutſches Reich in neuer Form zu errichten, bringt man Zerſetzung und Tod in das mechaniſch errichtete Ganze. Neu und lebensvoll ſind nur die deutſchen Großſtaaten, die Ergebniſſe der neuen deutſchen Geſchichte. Wer das leugnet, der iſt der ärgſte und ſinnloſeſte Reaktionair, denn er will reagiren auf zwei Jahrhunderte zurück.

Die kleinen Staaten und abſtrakten Revolutionsideen überſchätzten ſich ſchreiend, und täuſchten ſich und Andere, und werden die friedliche deutſche Einigung noch lange hin unmöglich machen, wenn ſie nicht zu der Einſicht kommen, daß zwei europäiſche Großſtaaten nicht zufällig und nicht über Nacht wie Pilze aus dem früheren deutſchen Reiche hervor gewachſen ſein können; wenn ſie nicht zu der Einſicht kommen, daß ſolche Großſtaaten ein ſtärkeres Wurzelgeflecht errungen haben müſſen als kleine Staaten, die in neuer und neueſter Theilung und Entſtehung aus alten Reſten zuſammengeſetzt ſind.

Begreiflich war der Glaube, daß der ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzte Staat Oeſterreich nicht halten werde. Und doch ſah man jetzt ſchon, daß er unerwartete Lebenskraft entwickelte. Ungehindert, ungeſtört hatte ſich ein halbes Jahr lang die Revolution in ihm zu geſtalten verſucht, und ſo eben war ſie doch durch den Feldherrn erſchlagen worden. Das Wort Grillparzers an Radetzky: „In Deinem Lager iſt Oeſterreich“, hatte ſich bewährt. Was half der Spott, daß ein Heer nicht ein Staat ſein, daß ein Heer den Staat vielleicht retten aber nicht erhalten könne! Zunächſt erwies ſich das Heer doch mächtiger als die Revolution, es war doch ein ſo ſtarkes Mittel des Großſtaats, wie die zertheilende Revolution keins hatte entwickeln können. Zunächſt hatte ſich doch ſchon gezeigt, daß Oeſterreich nicht ſo verſchwinden werde, wie man ſich vorgeſpiegelt.

Ganz unbegreiflich war der Glaube, daß Preußen durch eine bloße Revolution zu raſiren ſei. Sein immer aufſteigendes Wachsthum ſeit zwei Jahrhunderten liegt ſo vor Jedermanns Augen! Man hat geſehn, daß ſein Kern von robuſter Geſundheit iſt und ſich Alles anzueignen weiß zum wirklichen Eigenthume, nicht bloß zur Zugabe, die morgen wieder abfallen kann. Der Kurzſichtigſte muß eingeſtehn, daß ein ſolcher Bandwurm von auseinandergezogenen Landestheilen die zäheſte Haltkraft beſitzen müſſe, da er dieſe äußerlichen Hinderniſſe und die noch größeren innerlichen, das Aneignen widerwilliger Stämme, fortwährend und zweifellos überwunden hatte. Preußen hatte in keiner Kriſis dauernd eingebüßt, es hatte in jeder Kriſis dauernd gewonnen, es hatte auch das Widerwillige, das urſprünglich Unpreußiſche zu einer unverkennbaren preußiſchen Nationalität erſtarkt — und das Alles, was unverkennbar immer noch im Aufſteigen begriffen war, das Alles ſollte durch eine konfuſe Revolution beſeitigt werden können? Konfus, weil Ziel und Inhalt des neu zu Erſtrebenden zehnfach verſchieden angegeben wurde. Das hätte man glauben und in dieſem Glauben Ja ſagen ſollen zu einer Revolution die Preußen raſiren würde zu Gunſten eines deutſchen Reiches?

Wer nicht im Glauben der Tagesmeinung verdummt war, der ſah jetzt ſchon ziemlich deutlich, daß Oeſterreich ſeinen deutſchen Großſtaatsberuf auch ferner, und ferner nachdrücklich dahin erhalten würde: das deutſche Leben über die angrenzenden gemiſchten Nationalitäten auszubreiten. Er ſah deutlich, daß Preußen Wurzel und Stamm werden müſſe für den engeren deutſchen Staat. Er ſah, daß die neue preußiſche Revolution nichts, nichts bringen könne, als geſteigerte Verwirrung, geſteigerte Verluſte an Deutſchlands Kräften, geſteigerte Täuſchung, als ob ein deutſches Reich herzuſtellen ſei im Sinne der kleinſtaatlichen Ueberſchätzung. Stürzt jetzt das Königthum in Preußen, ſagten die meiſten Mitglieder des Centrums, und Ihr habt mehr verloren als gewonnen für Eure eigne deutſche Sache. Das geſund aufgewachſene und noch in vollem Wachsthum begriffene Preußen iſt monarchiſch. Es will eine wahrhaftige Konſtitution, aber einen preußiſchen König an der Spitze derſelben. Heute könnt Ihr das Königthum dort ſtürzen, und morgen ballt es ſich in den alten Kernprovinzen unter einem Walde von Waffen zuſammen und kehrt zurück als ſoldatiſche Diktatur — was dann für Euch, für ein deutſches Parlament? Eroberung gegen Euch; Theilung Deutſchlands zwiſchen Preußen und Oeſterreich! Nichts anderes bringt Eure phantaſtiſche Politik, wenn ſie ſiegen ſollte, am letzten Ende zu Wege. Sie mag ſich reindeutſch, ſie mag ſich großdeutſch, ſie mag ſich radikal oder ſonſtwie nennen, ſie iſt haltlos, weil ſie das geſchichtlich Gewordene, die zu Großſtaaten angewachſene Kraft leugnen, überſpringen zu können meint.

Die Stimmführer im Zirkel bei Gagern waren entſchloſſen, jetzt das unwillkommene und mit Recht verdächtige Miniſterium in Berlin ganz zu ſchützen gegen die erklärte Revolution. Sie wollten den Satz in Betreff des Miniſteriums nicht wiederholen. Er ſei im erſten Beſchluſſe ausgedrückt, das genüge. Jetzt ſei vor allen Dingen die Steuerverweigerung für null und nichtig zu erklären

Nur Biedermann und noch mehr Rieſſer und Wurm beſtanden auf Wiederholung des Satzes. Andere Sprecher, auch des Augsburger Hofes, beſtanden nicht darauf.

Am 20. November kam dieſe lodernde Frage zum letzten Male und zur entſcheidenden Verhandlung und Abſtimmung. Der frühere Ausſchuß brachte diesmal, von Wilhelm Jordan vorgetragen, einen ſo unumwundenen Bericht gegen die Berliner Verſammlung, daß ihn Baſſermann abgefaßt haben konnte.

Vincke begann wieder. Solch einer Steuerverweigerung und ſolch einer Gefahr gegenüber fand er nicht mehr, daß die Reichsverſammlung in die preußiſchen Regierungsangelegenheiten nichts einzureden habe! Nun hatte auf einmal eine Nullundnichtigkeits-Erklärung von Seiten des Reichsparlamentes große Bedeutung für Preußen.

Ihm antwortete der radikalſte Gegner, Ludwig Simon von Trier. Mit außerordentlichem Talente, meiſterhaft. Staatsjuriſtik gegen Staatsjuriſtik, ſo daß man an die zwei Löwen erinnert wurde, die einander auffraßen bis auf die Schwänze. Satz für Satz in dieſer bloß juriſtiſchen Führung der Staatsfragen folgte er vom entgegengeſetzten Standpunkte dem Vinckeſchen Nachweiſe, welcher die ganze preußiſche Staatsfrage auf die Beſchlüſſe des vereinigten Landtages zurückzuführen ſuchte, und ſchlug dieſe Nachweiſe Satz für Satz durch den Beweis, daß wirklich ein faktiſcher Bruch ſtattgefunden. Er überſpitzte nach links, wie jener nach rechts überſpitzt hatte, und nie hatte man ſo deutlich erſehn können als hier an zwei großen Talenten: daß ſolche Juriſtik bei großen Staatskriſen nur einen Beitrag, nimmermehr aber eine Erledigung bringt.

Es wäre beklagenswerth, wenn uns ein ſo begabter junger Mann wie Ludwig Simon verloren gehn ſollte in dem Getümmel einer verworrnen Neugeſtaltung. Diejenigen ſind nicht Patrioten, welche in ſolchen Zeiten auch nach hergeſtellter Ordnung einer ſogenannten Rache-Verfolgung das Wort reden und die Fähigkeiten des Landes decimiren. Im politiſchen Streite kämpfe man bis zur Niederlage des Gegners, aber man laſſe ſich nirgends zur Rache hinreißen. Sie allein ſchon iſt ein Zeichen mangelhafter Berechtigung. Herzhaftigkeit im Kampfe, Herzhaftigkeit in Benutzung des Sieges, das iſt nöthig, um nicht im Schlamme ſentimentaler Schwäche die nothwendigen Entſcheidungen ſtecken zu laſſen. Aber in der Herzhaftigkeit ſteckt ein Herz, und zwar ein Herz für's Vaterland. Dies unterſcheidet den geſunden und tüchtigen Gegner vom Wichte. Ein geſunder, tüchtiger Gegner iſt dem Vaterlande eben ſo viel werth als der Sieger. Und ein ſolcher Gegner war Ludwig Simon mit ſeinen großen Gaben.

Wer ſo jung wie er, ungeſtüm und doch logiſch, ohne Phraſe und doch mit Fülle des Worts, revolutionair und doch voll ſcharfen Rechtsgefühls, ein Parlament wie das deutſche zur Bewunderung hingeriſſen hat, der muß dem Vaterlande erhalten werden unter allen Umſtänden.

Ihm folgte damals wie der ſegnende, ſchließende Prieſter in dieſer preußiſchen Frage Gabriel Rieſſer. Ach, wenn man jetzt ſeine Reden eines edlen Herzens nachlieſt, ſo empfindet man noch ſtärker als man es damals beim erſten Hören empfand, daß Rieſſer von der Ahnung erfüllt war: es ſei nur der Entwurf einer Verfaſſung, welcher dem erſten deutſchen Parlamente beſchieden werde. Die Verheerung werde hinwegſchreiten über dieſen Entwurf, und er werde wie ein Saatfeld nur dann nicht ganz zu Grunde gehn, wenn er tief und feſt wurzle in edlen Abſichten.

Er ſprach für Unparteilichkeit auch hier, und er hatte wohl im vorliegenden Falle die falſche Vorſtellung: Unparteilichkeit beſtehe darin, daß man jedem Theile der Streitenden gleich viel Recht zuſpreche. Er war kein entſchloſſener Politiker, aus Milde der Seele unterhandelte er nachſichtig auch mit dem Todfeinde. Aber wie er es that, ſo war es doch immer eine Läuterung auch für diejenigen, die nicht mit ihm ſtimmen konnten.

Das poſitive Recht, ſagte er, reiche in dieſer gewaltigen Frage nicht aus. „Da wo ein neues Recht unter Schmerzen geboren wird, wo eine neue Staatsordnung ſich erſt entwickeln ſoll, da wird es nicht möglich ſein, nach alten beſtehenden Rechtsnormen jede Frage zu entſcheiden." — Er ſei beklommen über die Schritte der neuen preußiſchen Regierung, er ſei aber auch im Klaren, daß es in Berlin nicht ſo bleiben konnte wie es war, und daß die dortige Nationalverſammlung nicht gehandelt habe wie ſie hätte handeln ſollen.

Seine Erwägungen führten ihn auf die Frage der Macht, welche dem erſten deutſchen Parlamente beiwohne. „Ich halte dieſe Macht", ſagte er, „für eine große und gewaltige in Bezug auf die künftige Verfaſſung Deutſchlands. Gelingt es uns, eine Form derſelben zu finden, welche der alten heißen Sehnſucht des Volks nach Einheit und Größe entſpricht, ſo wird unſre Kraft in dieſer Richtung unwiderſtehlich ſein, ſie wird den Widerſtand jeder Einzelgewalt zu brechen im Stande ſein. Auch im Fall einer von Außen drohenden Gefahr würde ſich, deſſen bin ich gewiß, das geſammte deutſche Volk einig um uns ſchaaren. Die Macht der Verſammlung aber, meine Herren, bei innern Konflikten — ich ſpreche es offen aus auf die Gefahr hin, Vielen zu mißfallen — dieſe Macht halte ich nur für eine moraliſche, nicht für eine materielle. Ich glaube, es liegt dies in der Natur der Sache. Wir wollen einen Bundesſtaat bilden, das heißt, wir wollen die Kräfte der einzelnen Staaten in einen gemeinſamen Mittelpunkt nach freier Uebereinkunft, nach dem freien Willen des deutſchen Volkes zuſammenfaſſen. Wenn aber jene Kräfte, die erſt nach beendigter Verfaſſung und auch dann nur allmälig der Geſammtheit angehören werden, jetzt, während wir am Werke ſind, in furchtbarem Hader feindlich zuſammenſtoßen, mit welcher materiellen Macht wollen wir ſie bändigen und den Frieden gebieten, da unſre werdende Kraft doch eben ihnen ſelber erſt entwachſen ſoll?“

So wie er das Verlangen nach geharniſchtem Einſchreiten in Oeſterreich für einen „wahnſinnigen Verſuch“ gehalten hätte, ſo wiederhole er hier, das Parlament habe nur eine auf Freiheit, Gerechtigkeit und Mäßigung gegründete moraliſche Macht.

Ueber die Anwendung derſelben ſei man verſchiedener Meinung. Ein Theil des Hauſes habe fortwährend verlangt, man ſolle ſich auf die auflöſenden Elemente der Einzelnſtaaten ſtützen, um das Werk der Einheit auszuführen. „Wir haben dieſen Weg nicht eingeſchlagen, und ich glaube, wir haben recht gehandelt im Sinne dieſes Werkes. Ich bezweifle ſehr, daß alle diejenigen, welche den Geſetzen der Einzelnſtaaten den Krieg erklärt hatten, bereit geweſen wären, dem Geſetze der Geſammtheit ſich willig unterzuordnen. Ich meine, wir ſollen für das Werk der Einigung Deutſchlands alle Kräfte, nicht bloß die des raſchen Fortſchritts und der heftigen Bewegung, ſondern auch die der Ordnung und des Friedens zu gewinnen ſtreben. Bei den Konflikten zwiſchen Freiheit und Ordnung iſt man freilich noch immer daran gewöhnt, die Ordnung als Sache der Regierungen, die Freiheit als die des Volkes aufzufaſſen. Ich glaube, dieſe Auffaſſung iſt eben nichts als die Frucht der alten knechtiſchen Zuſtände, wo die

Ordnung eine uns von oben abgedrungene, nicht eine aus dem Volke ſelbſt durch das Organ des freien Geſetzes entſproſſene war. Diejenigen, welche jenen Standpunkt noch immer nicht aufgeben wollen, ſcheinen die neue Zeit nicht zu begreifen und in den alten Vorſtellungen befangen zu ſein.“

„Ein andrer Grund des Zwieſpaltes in dieſem Hauſe liegt in der verſchiednen Art, wie wir die im März dieſes Jahres errungene Freiheit auffaſſen. Ich zähle mich zu denen, die in den Entwickelungen dieſes Jahres die Erfüllung langjähriger, innig gehegter Hoffnungen des deutſchen Volkes, die in ihnen den Preis der heißen Kämpfe eines Menſchenalters erblicken, in denen die Beſten und Edelſten unſers Volks uns vorangegangen ſind, die aber nicht glauben, daß mit dem März dieſes Jahres eine ganz neue Art von Freiheit, ganz neue Bedingungen der geſellſchaftlichen Ordnung zur Welt gekommen ſind.“ Er halte die dreißigjährigen Kämpfe nicht, wie im Nachbarlande geſagt worden, für eine dreißigjährige Komödie, und halte die Errungenſchaften für das, was ſie ſein ſollten: für Mittel und Gewähr, die Freiheit auf friedlichem und geſetzlichem Wege zu feſtigen. „Diejenigen aber“, ruft er zürnend, „die eben im Augenblicke nach der Erringung dieſer Freiheiten, anſtatt ſie zu benutzen, einen gewaltſamen Weg einſchlugen, die haben die errungnen Freiheiten gefährdet und befleckt!“

„Eines freilich kann man uns mit Recht entgegenſtellen, und das iſt das Mißliche unſrer Lage. Die alte Ordnung iſt in vielen Dingen gebrochen, und wir wollen ſie nicht wieder herſtellen; die neue Ordnung, die aus dem Bewußtſein des Volkes geboren werden ſoll, iſt noch nicht in allen Theilen vorhanden. Darin liegt eine nicht zu verkennende Gefahr. Aber ſollen wir etwa in dieſem Uebergangszuſtande der Unordnung geopfert werden? Nein. — Ob die Fahne der rechtlichen, der geſetzlichen, der gemäßigten Freiheit, die wir erheben, in dieſem Augenblicke ſchon ſiegen wird, ob wir unter dieſer Fahne ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehn werden, oder ob erſt nach langen, blutigen Kämpfen unſer Vaterland zu den Grundſätzen, die wir vertreten, zurückkehren wird, ich weiß es nicht, meine Herren; aber das weiß ich, daß, wenn wir auch unterliegen ſollten, unſre glücklicheren Nachfolger einſt daſſelbe Panier auf unſern Gräbern aufpflanzen und unter ihm ſiegen werden. Denn es giebt kein andres, unter dem das Wohl unſers Vaterlandes dauernd gedeihen kann.“ (Lebhafter Beifall auf der Rechten und im Centrum.)

Dieſe Rede trug weſentlich dazu bei, daß man es aufgab, nicht mehr auf die miniſterielle Frage in Preußen zurückzukommen. Es war ſo innig, es war ſo deutſch durch Rieſſer bevorwortet, daß auch jetzt noch gegen beide Seiten ein Wort geſagt ſein müſſe! Haym und Schwarz nahmen ein Amendement zurück, welches den erneuten Paſſus über das preußiſche Miniſterium geſtrichen hatte. Sie wollten in ſo wichtiger Sache das Reſultat nicht zweifelhaft machen. Und ſo wurde denn der neue Ausſchußantrag angenommen in folgender Faſſung:

„Die Reichsverſammlung in Verfolg ihrer Beſchlüſſe vom 14. l. M. und in Berückſichtigung der inzwiſchen eingetretenen Ereigniſſe fordert die Centralgewalt auf: durch die in Berlin anweſenden Reichskommiſſarien hinzuwirken auf Ernennung eines Miniſteriums, welches das Vertrauen des Landes beſitzt.

Sie erklärt den auf Suspenſion der Steuererhebung gerichteten, offenbar rechtswidrigen, die Staatsgeſellſchaft gefährdenden Beſchluß der in Berlin zurückgebliebenen Verſammlung ausdrücklich für null und nichtig.

Sie erklärt endlich, daß ſie die dem preußiſchen Volke gewährten und verheißenen Rechte und Freiheiten gegen jeden Verſuch einer Beeinträchtigung ſchützen werde.“ —

Der Satz in Betreff der Steuerverweigerung hatte nur die ganze Linke mit Einſchluß einer Anzahl Stimmen aus dem Würtemberger Hofe — 150 Stimmen im Ganzen — gegen ſich. Er wurde trotz allen Pfui's! auf der Linken mit 125 Stimmen Mehrheit angenommen.

In Preußen begegnete er einer ungeheuren Woge, die hoch aufgerichtet ſtand wie eine Mauer, und die jeden Augenblick auf den ganzen preußiſchen Staat zu ſtürzen drohte. Dieſe Mauerwoge ſtürzte nun nicht. Die Waſſer zertheilten ſich. Wie viel davon dem Beſchluſſe des Parlaments zuzuſchreiben ſei, mag unerörtert bleiben. Der Gerettete pflegt gern ſeiner eignen Kraft die Rettung zuzuſchreiben. Von großem Einfluſſe auf die Rettung war dieſer Beſchluß ſicherlich, und von furchtbar zerſtörender Gewalt wäre es ohne allen Zweifel geweſen, wenn dieſes „null und nichtig“ verworfen worden wäre vom deutſchen Parlamente.

Hiermit war zunächſt für die Reichsverſammlung die preußiſche Frage erledigt, die letzte große Hoffnung der Linken verneint und die tiefſte Feindſchaft gegen Centrum und Rechte erregt, von nun an eine unverſöhnliche Feindſchaft. Wie man denn immer dann unverſöhnlich haßt, wenn man gegen den Widerſacher keine genügende Waffe mehr in den Händen hat.

4.

Sowie die Nachricht von Blum's Erſchießung in das erſte Gewehrfeuer der preußiſchen Debatte fiel, ſo erſchien auch Fröbel, Blum's Gefährte in der Wiener Gefangenſchaft, plötzlich in der Reichsverſammlung, während dieſe eben nach Baſſermann's Rückkunft zum zweiten preußiſchen Treffen ſchritt. Man hatte den Kopf und die Hände voll, und ſollte auf einmal wieder die Gedanken nach Wien richten. Dennoch erhob ſich der größte Theil des Hauſes, als Gagern am 18. November fragte, ob dem geſtern Abend von Wien zurückgekehrten Herrn Fröbel das Wort gegeben ſein ſolle.

Er kam wie Roller in Schiller's Räubern „recta vom

Galgen“. Der ſchwarzharige ſchöne Kopf ſah auch ganz ſo durchwühlt aus, wie man erwarten mußte. Noth und Tod war da angeſiedelt geweſen. Die Linke und das linke Centrum begrüßten den Erretteten mit lautem Beifall.

Fröbel hatte eine Ausnahmsſtellung im Parlamente. Obwohl er zur äußerſten Linken gehörte, trat ihm weder Centrum noch Rechte mit irgend welcher Ungunſt entgegen. Man hielt ihn für einen ehrlichen, vielfach begabten Schwärmer, für welchen man ſich intereſſirte, wenigſtens inſofern intereſſirte, als man neugierig war, den innern Zuſammenhang ſeiner Gedanken und Abſichten kennen zu lernen. Parteiſtreiche oder irgend eine Gewaltſamkeit für die Verwirklichung ſeiner Ideen glaubte man ganz fern von ihm, und gleichzeitig wußte man, daß er die neuſten ſocialen und republikaniſchen Ideale gewiſſenhaft in ſich gepflegt, talentvoll in Wort und Schrift vertreten hatte. Die Schrift betreffend, erinnerte man ſich namentlich ſeiner Schilderungen aus der Schweiz, welche die Kräfte und Ausſichten der Parteigruppen klar und unbefangen und mit nüchterner Schärfe bezeichnet hatten, und erinnerte ſich eines Schauſpiels, „die Republikaner“, welches er hatte aufführen laſſen. Letzteres war nicht ohne ſchöne Gedanken, aber es war völlig leblos geweſen. Iſt es nicht ein Spiegel, fragte man ſich, all der Figuren, Scenen und Akte aus jener politiſchen Welt, welche in ſeinem Hirne arbeitet? Auch in ſeinem Herzen! ſetzte ein Vertheidiger hinzu. Man bezweifelte das nicht, aber man bezweifelte, daß eine geſunde organiſche Verbindung ſtatt finde zwiſchen ſeinem Hirne und ſeinem Herzen.

Nähere Bekannte von ihm läugneten denn auch nicht, daß dieſer Zweifel berechtigt ſei, und daß er ſie manchmal anmuthe wie einer, deſſen Seelenkräfte nur durch den dünnſten Faden zuſammengehalten ſeien, ja, daß dieſer Faden wohl einmal plötzlich reißen könne. Aller Zuſammenhang in ihm, und zwiſchen ihm und der wirklichen Welt, und zwiſchen ihm und der Linken ſei erſchreckend abſtrakt und apart. Anfänge und Velleitäten ohne Endfolgerungen. Andere machten dieſe Endfolgerungen für ihn, und ſie würden ſein Herz, ſeinen Geiſt, vielleicht auch ſeinen Körper tödten, wenn es jemals zur Verwirklichung ſeiner eigenen Schwärmereien käme. Er ſei auch ſelbſt überzeugt, daß er in dieſer ſeiner jetzigen Partei ganz vereinſamt ſtehe und bei irgend einem Ausbruche von Niemand ſo gefährdet ſei als von ſeiner Partei.

Er neben Blum im Stabsſtockhauſe zu Wien! welch ein witziges Genrebild unſrer Geſchichte. Der weſenloſe Geiſt neben der klugen Materie. Und gegen alles Herkommen war der kluge Materialiſt zu Fall gekommen, der unkluge Spiritualiſt aber war entſchlüpft, und erzählte uns da eben in ſchlichter, anſpruchsloſer, allgemein anſprechender Weiſe den Hergang.

Die Reiſe zur Revolutionsſchlacht nach Wien war nicht Blum's Wahl geweſen. Solches Aeußerſte war ſeinem Weſen nicht angemeſſen. Der heroiſche Entſchluß alſo, in Wien endlich entweder zu ſiegen oder unterzugehn, war weder bei der Abreiſe von Frankfurt, noch bei der Ankunft in Wien, Blum's Gedanke und Beweggrund geweſen. Eine fulminante Rede, auf der Hinreiſe in Breslau gehalten, hatte darnach gelautet und hatte die allgemeine Vorſtellung in dieſem Glauben befeſtigt. Dies war aber Phraſe geweſen, tönende Schelle wie ſo Vieles. Der „deutſche Hof“ hatte ihn, der „Donnersberg“ hatte Fröbel gewählt, damit ſie als Deputation der Frankfurter Linken eine Adreſſe nach Wien bringen und den dortigen Leitern die Sympathie ausdrücken möchten für die Wiener Revolution. Blum war ſchwerlich erbaut von dieſer Aufgabe. Sie abzulehnen war kaum möglich. Wenigſtens war die Gefahr einer Ablehnung ſo groß und faſt noch ſichrer als die Gefahr in Wien. Sie reiſ'ten, und reiſ'ten in der Abſicht, nach Ueberreichung der Adreſſe zurückzukehren, nicht aber in der Abſicht, ſich thätig an der Revolution in Wien zu betheiligen. Darüber laſſen Fröbels dürre Worte nicht den geringſten Zweifel übrig. Nachdem ſie am 17. Oktober in Wien angekommen geweſen und ihre Adreſſe dem permanenten Ausſchuſſe des Reichstags, dem Oberkommando, dem Gemeinderathe und dem Studentenausſchuſſe mitgetheilt hatten, nachdem am ſelbigen Tage der Reichstag dieſe Adreſſe unter allgemeiner Akklamation entgegengenommen, „waren wir am 20ſten“, ſagte Fröbel, „bereit, Wien wieder zu verlaſſen.“

Blum hat ſich zu dieſem Zweck beim ſächſiſchen Geſandten einen Paß geben laſſen. Fröbel iſt ein ſolcher verweigert worden, weil er kein Sachſe ſei. Dadurch iſt die Abreiſe in Verzögerung gerathen. Mit jedem ſpäteren Tage iſt das glückliche Hindurchkommen durch die Cernirungstruppen ſchwieriger erſchienen. „Die Tage vom 20ſten bis zum 26ſten vergingen auf dieſe Weiſe in der Ungewißheit ob es möglich ſei abzureiſen.“

Erſt nachdem ſie ſich von der Unmöglichkeit überzeugt, dann erſt haben ſie ſich entſchloſſen, am Kampfe Theil zu nehmen.

Dieſe offene Aeußerung Fröbels leitete ein und gab den Standpunkt für die Beurtheilung. Hiermit war der Heroismus abgelehnt.

Aus Wien ſelbſt wiſſen wir, daß Blum in öffentlichen Reden ſeine früheren Antoniusreden zum erſten Male aufgegeben und ganz und offen kriegeriſche Revolution gepredigt hat. Zum erſten und auch zum letzten Male. Die abgebrochene Rückzugsbrücke nöthigte ihn, aus ſeinem eigentlichen Weſen hinauszutreten. Damit verließ er ſeinen eignen Zauberkreis, und der Zauber verließ ihn — er ging verloren. Dies Schickſal iſt nicht ohne Aehnlichkeit mit dem Schickſale Lichnowsky's. Jeder gerieth unmittelbar an ſeine Todfeinde: Lichnowsky an die handelnde Demokratie, Blum an die handelnde, nicht mehr bloß nippende und verſuchende Revolution. Entſprechend iſt auch die Erfahrung, daß ſein großes Redetalent in Wien kein beſonderes Glück gemacht hat.

Er war eben in fremder Welt, und alle Stützen, welche vom Untergang retten können, verließen ihn. Sein norddeutſcher Predigerton paßte weder zu den heißeren Menſchen, deren Beredſamkeit raſch auflodert und um ſich greift wie die Flamme, noch paßte er zu der Lage der Dinge. Mit dem Aufregen, mit dem „möchte“ und „ſollte,“ mit den Verſchränkungen, auf welche ſeine Beredſamkeit eingerichtet war, mit alle dem war es vorbei. Er empfand das auch, und verſuchte den Sprung, und nun ging der Sprung zu weit weil er ihm nicht natürlich war, und er ſprach von „Latouriſiren“, was ihm ſo wenig wie den Wienern ächt und erwünſcht ſein konnte.

Fröbel erzählte weiter, in welcher Art ſie am Kampfe betheiligt worden, und wie dieſer Kampf durch Zweideutigkeit in der Leitung ihnen ſogleich verleidet worden ſei. Am 26. habe ihre Thätigkeit begonnen, am 28. ſchon ſeien ſie zurückgetreten. Es ſei eine Unwahrheit, daß Blum nach der Kapitulation noch Theil genommen. Ganz zurückgezogen hätten ſie bis zum 4. November die Zeit in ihrem Gaſthauſe verlebt. Während der Zeit war die Stadt genommen worden und ſie hatten an die Militärbehörde geſchrieben, daß ſie durch die Ereigniſſe allein gegen ihre Abſicht zurückgehalten worden ſeien und jetzt um einen Geleitſchein bäten. Am vierten des Morgens ſind ſie verhaftet worden trotz eines mündlichen Proteſtes, der ſich auf ihre Eigenſchaft als Abgeordnete der deutſchen Nationalverſammlung berief. Am 8. haben ſie dieſen Proteſt ſchriftlich eingereicht. „Blum's Tod“, ſagte

Fröbel, „iſt die augenblickliche Antwort auf dieſen Proteſt. Der Proteſt wurde geſchrieben um 4 Uhr, um 6 Uhr wurde Blum zum Verhör gerufen, um 8 Uhr war das Verhör aus, am andern Morgen um 6 Uhr früh wurde ihm das Urtheil verkündigt, und er um 7 Uhr erſchoſſen.“

In Betreff des Proteſtes ſetzte Fröbel hinzu, daß er nicht für die energiſche Faſſung deſſelben geweſen, zu welcher Blum augenſcheinlich durch einen am 8. November erſt zu ihnen gebrachten zweideutigen Gefangenen verhetzt worden ſei. Er ſelbſt, Fröbel, habe bei der Abſchrift noch eine Drohung am Schluſſe dieſes Proteſtes weggelaſſen Blum ſelbſt habe er nach jener Abführung zum Verhöre nur eine halbe Minute wiedergeſehn. Sie ſeien getrennt worden, und auch er habe die Folgen des Proteſtes empfinden müſſen. Bis dahin ſei die Behandlung ganz mild geweſen, jetzt ſei ſie ſtreng geworden. „Sie werden in der Art, wie ich behandelt wurde“, ſagte Fröbel, „eine gewiſſe Raffinerie bemerken, die ich ſo auslege, daß man mit einem Opfer ſchon genug zu haben glaubte, daß man aber mich wenigſtens ſo empfindlich als möglich zu ſtrafen ſuchte. Ich ſehe ſonſt nicht ein, warum Robert Blum mild behandelt wurde bis zum letzten Augenblicke, während ich in die härteſte Gefangenſchaft kam, und vier Tage abſichtlich in der Meinung gelaſſen wurde, daß ich den Tod durch den Strick zu erwarten habe.“ (Bewegung.)

Fröbels Meinung nach war der Proteſt nach Hetzendorf hinaus zum Fürſten Windiſchgrätz geſchickt worden; die Zeit von zwei Stunden — 4 bis 6 — ſei ungefähr das was nothwendig, um den Proteſt hinaus und einen Befehl herein zu bringen.

Ueber das Ende ſelbſt, welches Blum ſo jählings ereilte, hatte Fröbel nichts mitzutheilen. Was in öffentlichen Blättern darüber geſagt worden iſt, das widerſpricht ſich vielfach. Schreiber dieſes Buches hat ſich bald nach der Kataſtrophe an einen über den Parteien ſtehenden Mann in Wien gewendet, mit der Bitte um genaue Nachforſchung und um Auskunft. Dieſer Mann war in der Lage, den Hergang wenigſtens ſo genau erforſchen zu können als dies einem unbefangenen, mit Hoch und Niedrig bekannten Privatmanne überhaupt möglich iſt. Seine Mittheilung lautete folgendermaaßen:

„Man hört hier“ (in Wien) „in den verſchiedenſten Schichten die mißliebigſten Aeußerungen über Deutſchland, welches ſeine Deputirten als Prediger der Anarchie und der Blutherrſchaft in Wien wirken ließ ohne ein Wort des Tadels officiell gegen ſie auszuſprechen, und jetzt als einen derſelben das ganz verdiente Schickſal auf geſetzlichem Wege ereilt hat, maaßlos über Oeſterreich ſchimpft und Todtenfeiern für denſelben veranlaßt, wie deren weder Lichnowsky noch Auerswald zu Theil geworden. Daß dieſe Meinung hier nicht bloß einſeitig jene der Schwarzgelben, ſondern in allen Schichten verbreitet iſt, dafür finden ſie den Beweis in dem Nothrufe, welchen die Allgemeine Zeitung, ungeachtet ihrer hinlänglich deutſchen Geſinnung, an Deutſchland ergehen ließ, daß man mit der Blumſchen „„Entrüſtung““ vis à vis von Oeſterreich einhalten möge. Ihre hieſigen Correſpondenten mögen ihr wohl geſchrieben haben, wie dies in Oeſterreich böſes Blut mache. — Die Nationalverſammlung in Frankfurt hat in Oeſterreich viele Sympathieen verloren als ſie die Blumſche Todtenfeier mit großer Mehrheit angenommen. Die beſchränkte politiſche Bildung, welche hier von einer Bekanntmachung der Reichsgeſetze nie etwas vernommen, wird durch dieſe Ovation auf die Ueberzeugung geführt, daß die Nationalverſammlung ſich dadurch mit dem Treiben des Deputirten identificiren wolle.“

„Die Fröbelſche Darſtellung hat nicht minder verletzt, und über ſeine zuverſichtliche Behauptung, daß man zu ihm und Blum einen Spion in's Gefängniß geſteckt, hat ſich das, Gott ſei Dank! in der Armee vorhandene ehrenhafte Gefühl revoltirt. Alles verlangte nach Unterſuchung, welche denn alsbald herausſtellte, daß der Mitgefangene ein bekannter und allen Anzeichen nach bezahlter italieniſcher Wühler Matteo Padovani war, welcher ſeither zu 12 Jahren Feſtung verurtheilt worden. Wie dieſer ſelbſt ſich bei Fröbel bedankt, mögen Sie aus der beiliegenden Wiener Zeitung erſehen. Es mag nicht ohne Abſicht geſchehen ſein, daß Fröbel in ſeinem Berichte nichts davon erwähnt, daß der Mitgefangene nur gebrochen deutſch geredet; natürlich! die Fabel von dem öſterreichiſchen Spion wäre dadurch unwahrſcheinlich geworden.“

„Da ich von Blum ſpreche habe ich Ihre Anfragen zu beantworten. Zunächſt ob ſich das „Latouriſiren“ beſtätige. Wie die hieſigen Blätter während des Terrorismus über Blum's Rede ſich ausgeſprochen, wollen Sie aus der beiliegenden „Preſſe“ entnehmen. Nach Einnahme der Stadt wurde das Wort Latouriſiren alsbald zur Sprache gebracht, und daß es wirklich in der Aula von Blum gebraucht worden, dafür ſpricht außer den Wiener Blättern noch das ſicherlich unverdächtige Zeugniß des Studenten Köcher aus Budweis in ſeinem bekannten Briefe, welcher zuerſt in den hieſigen Blättern, dann auch in der Allgemeinen Zeitung, Hauptblatt vom 28. November No. 333. erſchien.“

„Was die Haltung Blums betrifft, ſo habe ich, da Sie Näheres zu erfahren gewünſcht, an der beſten Quelle Erkundigungen eingezogen. Als er aus dem Arreſthauſe — dem ſogenannten Stabsſtockhauſe nächſt dem Neuthore — in den vierſitzigen Fiacre gebracht war, in welchem ein Officier und ein Unterofficier ihm gegenüber ſaßen, fragte er, ob die den Wagen umgebende Jäger-Truppe zur Begleitung beſtimmt ſei? Der Officier bejahte es. Der Wagen war nur wenige Schritte gefahren, als Blum die Frage ſtellte, ob dies denn wirklich der Weg in die Brigittenau ſei? Dieſe Frage hat er während des nicht langen Weges noch zwei Mal wiederholt. Der Officier will aus der Frage wegen der Begleitung der Truppe entnehmen, daß Blum zuerſt geglaubt, in einen andern Verwahrungsort oder an die Grenze gebracht zu werden, und daß ihn die Infanterie-Truppe als Begleitung betroffen gemacht habe. Das dreimalige Fragen über die Richtung des Weges will der Officier als Fortſetzung jener Hoffnung gelten laſſen, und bemerkt hierzu, daß die Haltung Blum's bei jeder erfolgten Bejahung merklich ungewiſſer geworden. Als der Wagen, am letzten Hauſe vorbei, nach kurzem Raume auf die Wieſe ausbog, mochte die Hoffnung geſchwunden ſein, denn Blum fuhr mit der Hand über die Augen und murmelte halblaut von „Frau und Kindern.“ Daß er nach dem abermals verleſenen Urtheile zu reden verlangt, iſt nicht wahr, hätte auch keinen Zweck gehabt, da nur einzelne Leute, und dieſe ganz entfernt zugegen waren. Der Officier ſprach gegen mich ſubjektiv die Meinung aus, daß er Blum in jenem Augenblicke nicht hinlängliche Faſſung zu einer Anrede zugetraut hätte. Mit einem Worte: Blum iſt nicht feige, er iſt aber auch nicht als Held geſtorben; er hatte nicht geglaubt, daß der Urtheilsſpruch vollzogen werde, hatte ſich daher mit der Idee des Todes nicht vertraut gemacht und war auch nicht mehr an der Zeit ſich zu faſſen. — Sie haben in der Vorausſetzung ganz Recht, daß Meſſenhauſer durch die Art wie er geſtorben auch bei dem Militär Mitgefühl gefunden habe; er allein und kein Anderer!“ —

Dies der Bericht eines Oeſterreichers, welcher allerdings nicht zur Linken gehörte, aber an der deutſchen Frage ein lebhaftes Intereſſe nahm. Seine Aeußerungen am Eingange des Briefes mögen deshalb auch als Zeugniß der damaligen Stimmung in den höheren Kreiſen Wiens dienen.

Ein bekannt gewordener Abſchiedsbrief Blum's an die Seinigen ſcheint der Angabe zu widerſprechen, daß er die Vollziehung der Todesſtrafe nicht erwartet habe. Er ſcheint es wohl nur. So weit war Blum doch gewohnt, auf Vorausſetzungen und Möglichkeiten hin ein kurzes Schreiben aufzuſetzen. Und es ſind nur einige Zeilen, die er des Morgens nach ſechs Uhr, alſo ſogleich nach Anhörung des Urtheils geſchrieben haben kann, erſchüttert von dem Eindrucke der Verurtheilung. Bald darauf kann doch wieder die zuverſichtliche Hoffnung, es werde das Urtheil nicht vollzogen werden, vorherrſchend geworden ſein. Seine ganze politiſche Laufbahn berechtigte ihn ja zu ſolcher ſchmeichleriſchen Hoffnung; immer und überall hatte er am Staate gezerrt und gerüttelt, und niemals hatte ihm der Staat das Antlitz ſtrenger Geſetze, unumſtößlicher Formen entgegen gehalten. Nicht einmal ein zum Nachdenken zwingendes Gefängnißleben war ihm widerfahren. Und nun ſollte ihm jetzt plötzlich, jetzt zur Zeit allgemein revolutionairen Schwunges und aus dem Staate, welcher offenbar am tiefſten erſchüttert war, in welchem ſeit einem halben Jahre alles Abenteuerliche, ja Fabelhafte ſtraflos aufgetreten war, aus dem übrigens ſo lebensluſtigen, menſchenfreundlichen Oeſterreich ſollte ihm das Aeußerſte angethan werden? Eine Hinrichtung! Ihm, einem ſo namhaften Redner des deutſchen Parlaments, welcher nach einem

Reichsgeſetze unverletzlich war bis das Parlament die Erlaubniß zum Verfahren gegen ihn gegeben! Eine Hinrichtung, welche Alles, Alles herausfordern würde?! Nein, nein, ganz gewiß nicht!

So mochte er wohl auch zwiſchen ſechs und ſieben Uhr noch, in ſeiner letzten Lebensſtunde, denken. Auf ſeine parlamentariſche Eigenſchaft hat er ſich erſichtlich ganz beſonders verlaſſen.

Ein Geiſtlicher aus Oeſterreich hat mir übrigens erzählt, daß der Prieſter von den „Schotten“, welcher zu ihm in's Gefängniß geſchickt werden, ſich ſehr günſtig über Blum geäußert habe. Blum war Deutſchkatholik. Er war in Leipzig einer der dreiſteſten und wirkſamſten Stifter dieſer Dilettanten-Sekte geweſen, welche eingeſtandenermaaßen den Titel einer Religion nur als Titel einer politiſchen Wendung verwerthen gewollt. Wenigſtens hat einer ihrer Prieſter Namens Dowiat dies öffentlich ausgeſprochen mit einer erſchreckenden Gottverlaſſenheit. Gewiß hat er damit mehr ausgeſprochen, als die meiſten Mitglieder dieſer nüchternen Sekte ſich ſelbſt oder der Welt eingeſtehen möchten. Wie vorherrſchend auch das Nichtbedürfniß einer Gottesverehrung oder gar eines Gottesdienſtes unter ihnen geweſen ſein mag, ſo bewußt und abſichtlich wie Herr Dowiat waren ſicherlich nur Wenige unter ihnen. Blum ſelbſt eigentlich nicht, obwohl er mit einem luſtſpielartigen Leichtſinn an die Errichtung dieſer ſogenannten Kirche gegangen war. Ueber die erſte vorbereitende Verſammlung zum Beiſpiele, welche in der Buchhändlerbörſe zu Leipzig gleichſam als Vorſpiel einer modernſten Kirchenverſammlung ſtattfand, exiſtiren Data, welche einer Komödie entnommen ſein könnten. Von den ſtiftenden Veranlaſſern durften doch nur geborne Katholiken auftreten und unter dieſen war Blum der Hauptredner. Er war aber ohne irgendwelche kirchen- und dogmengeſchichtliche Kenntniß, und doch war vorauszuſehn, daß auf dieſem Felde eine Polemik ſich erheben werde. Wie war da zu helfen? Ein kleiner Profeſſor, der überall zur Hand iſt wo eine dauernde Unruhe in Gang zu bringen iſt, derſelbe, welcher im erſten Bande dieſes Buchs die Klubbs als den natürlichen und ausreichenden Organismus des Staates empfahl, hatte ſich über Nacht hingeſetzt und alle kanoniſchen Hauptpunkte aus einem Lehrbuche ausgezogen und auf numerirte Papierſtreifen geordnet. Dieſe Papierſtreifen wurden Blum eingehändigt, und der kleine Profeſſor wurde als unſichtbarer Souffleur beim Concilium angebracht. Sobald nun von den Gegnern ein wichtiger Punkt in Rede gebracht wurde ſoufflirte der Profeſſor die Nummer des Papierſtreifens, auf welchem darüber Auskunft zu finden. Blum ſuchte, fand, las, ſtudirte, während ein Phraſeur das „allgemeine Wort“ ergriff und eine Zeitlang redensartlich führte gegen den Angreifer. Unterdeß hatte ſich Blum, der eine ſehr tüchtige Auffaſſungsgabe beſaß, aus dem Papierſtreifen unterrichtet, und bat um's Wort, und erhob ſich und leitete ein über den mißverſtandenen, dem

Volke fremd gebliebenen gelehrten Kram der Pfaffen, der ſo und ſo und ſo und ſo geweſen ſei, und zerſchmetterte die Gegner, erhob die Anhänger zu bewunderungsvollem Beifall.

Trotz alle dem war Blum nicht herzlos, alſo auch nicht ohne Empfänglichkeit für Gott und göttliche Dinge, und ich möchte es an ſich nicht bezweifeln, daß jener Schotten-Geiſtliche Zugang zu ſeinem Inneren gefunden. Es möge dahin geſtellt bleiben, ob Blum ſich wirklich und förmlich — wie der öſterreichiſche Geiſtliche mir verſicherte — zur katholiſchen Kirche wieder bekannt und die entſprechenden Tröſtungen und Befreiungen hingenommen habe. In dieſem förmlichen Punkte ergänzt die prieſterliche Erzählung gar leicht. Aber ich bezweifle gar nicht, daß Blum ſich weich und hingebend erwieſen. Auch dann, wenn er die Vollſtreckung des Todesurtheils nicht erwartet hat. Die ganze Lage brachte denn doch eine ſehr bewegte Stimmung mit ſich; hartnäckig, oder gar dogmeneigenſinnig war Blum in dieſem Punkte gewiß nicht, ja es konnte ſich ſeinem ſpähenden Verſtande in ſolcher Situation gar wohl der Gedanke aufdringen: „iſt nicht vielleicht dieſer Geiſtliche entſcheidend über Leben und Tod für Dich? Denn der Deutſch-Katholiziſmus gilt ja eigentlich in Oeſterreich für gefährlicher als irgend eine politiſche Ketzerei —!“

Ueber Alles das ſind die Vermuthungen, welche eine Stunde, die letzte Lebensſtunde eines begabten und wichtig gewordenen Menſchen ausfüllen, ſo frei gegeben wie unſicher. Es iſt die Kataſtrophe faſt unter unſern Augen erfolgt, und doch kann ſie ſchon von uns nicht mit zuverläſſiger Genauigkeit der Geſchichte überliefert werden. Die verſchiedenartigſten Darſtellungen drangen ſogleich von allen Seiten herbei, der Parteidrang ſchmückte aus, die Mythe bildete ſich vor uns, unbekümmert um die thatbeſtändliche Einſprache, und die Bilderläden ſteigerten die romanhafte Verſinnlichung. Deshalb ſcheint der obige, von Augenzeugen ausgehende Bericht von doppeltem Werthe.

Fröbel ſelbſt konnte darüber nichts beibringen. Er war noch in der Nacht, welche auf Blums Verhör folgte, aus dem Stabsſtockhauſe abgeführt und in ein anderes, ſtrengeres Gefängniß gebracht worden. Dort war er alſo abgeſperrt, während Blums letzte Stunden verrannen. Am 10. erſt des Abends kam er in's Verhör. Der Hauptgeſichtspunkt iſt geweſen: ob er nach dem 23. Oktober, das heißt nachdem Fürſt Windiſchgrätz Wien in Belagerungsſtand erklärt, die Waffen noch geführt. Das hatte er. Er hatte ſich nur darauf berufen können, daß der Reichstag die Erklärung des Belagerungszuſtandes für ungeſetzlich erklärt habe. Hierauf war ihm geantwortet worden, mit Erklärung des Belagerungszuſtandes hörten alle Civilautoritäten, auch die des Reichstages auf. Unter ſolcher Erwiderung habe er auf weitere Vertheidigung verzichten wollen, ſei aber human aufgefordert worden, Alles beizubringen, was zu ſeinen Gunſten ſprechen könne. Das hatte er, wie es ſcheint, auf eine geſchickte und milde Weiſe gethan, während Blum, anderen Berichten nach, entſprechend ſeinem Auftreten im Proteſte, herausfordernd ſich geäußert zu haben ſcheint im Verhöre. Fröbel war in ſeiner Vertheidigung auch an eine Broſchüre gekommen, „Wien, Deutſchland und Europa“, welche er herausgegeben und welche den Gedanken durchgeführt, daß die öſterreichiſch-deutſche Frage nicht durch eine Theilung Oeſterreichs, ſondern durch eine Verbindung des ganzen öſterreichiſchen Länderkomplexes gelöſ't werden müſſe. Der Oberſtlieutenant hatte dies ſehr wichtig befunden, und den ganzen Ideengang der Broſchüre zu Protokoll geben laſſen. Glücklicherweiſe war die Broſchüre auch unter den Papieren, und Fröbel ſetzte hinzu, daß Fürſt Windiſchgrätz mit mehreren Generälen ſie aufmerkſam geleſen, und hierauf die Begnadigung unterſchrieben habe.

Fröbel hatte ſeine ganze Darſtellung raſch, natürlich und mit ſorgfältiger Vermeidung jeder Parteimeinung geſprochen. Lautlos und mit vollem Intereſſe hörte die Verſammlung zu, und Jedermann, auch die Rechte, applaudirte, als er abtrat. Die Angelegenheit war in dieſer Form eine rein menſchliche, und obwohl die Verſammlung in ihrer großen Mehrheit ſolche Betheiligung an der Wiener Revolution gemißbilligt hätte, wenn ſie aufgefordert worden wäre, ſich über die Rechtsfrage zu äußern, ſo unterſchied ſie doch fein und ſtreng zwiſchen Perſon und Sache. Ein anderes Mitglied der Linken wäre nicht im Stande geweſen, den Thatbeſtand ſo objektiv darzuſtellen, und hätte alſo auch mit dieſem Berichte nicht ſolche Aufnahme gefunden.

Dies zur Erklärung über die obige Aeußerung des öſterreichiſchen Berichterſtatters. Die Frage um Blum lag für die Reichsverſammlung ganz anders als für den öſterreichiſchen Zuſchauer, der mit Fug und Recht darüber empört ſein mochte, daß Parlamentsmitglieder die für das Parlament legitim beſtehende öſterreichiſche Regierung mit den Waffen in der Hand bekämpften. Ein Reichsgeſetz vom 29. September lag vor, des Inhalts, „daß ein Abgeordneter der Reichsverſammlung während der Dauer der Sitzungen weder verhaftet noch in ſtrafrechtliche Unterſuchung gezogen werden dürfe, mit Ausnahme der Ergreifung auf friſcher That. In dieſem letzteren Falle iſt der Reichsverſammlung von der getroffenen Maaßregel ſogleich Kenntniß zu geben, und es ſteht ihr zu, die Aufhebung der Haft oder Unterſuchung bis zum Schluſſe der Sitzungen zu verlangen.“

Alles Uebrige, Lob oder Tadel, Sympathie oder Antipathie für Blum oder die öſterreichiſche Behörde mußte zunächſt vor dieſem formellen Geſetze zurücktreten, als Ludwig Simon am 14. November in Folge der Todesnachricht einen dringlichen Antrag einbrachte. Die ganze Verſammlung mußte dafür aufſtehn, denn es galt ihr eignes Geſetz. Zwei Tage darauf kam der Antrag zur Verhandlung. Der aufregende Eindruck jener Erſchießung war in Deutſchland außerordentlich, der Sinn, welcher darunter lag, abgeſehen von jeglicher Formfrage, wurde von Freund und Feind empfunden, und die Reichsverſammlung ging in gutem Takte ohne Diskuſſion zur Abſtimmung über. Faſt einſtimmig wurde Folgendes angenommen: daß die Nationalverſammlung gegen die mit Außerachtlaſſung des Reichsgeſetzes vollzogene Verhaftung und Tödtung Blums feierlich Verwahrung einlege und das Reichsminiſterium zu Maaßregeln auffordere, die Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehn.

Soweit zeichneten die beſtehenden Rechtsformen Alles vor. Wenn die öſterreichiſchen Behörden ein Reichsgeſetz ignoriren zu dürfen glaubten in einer ſolchen Frage um Leben und Tod, ſo war es doch wenigſtens nicht Sache der Reichsverſammlung, dies in der Ordnung zu finden. So wie dieſe Reichsverſammlung beſchaffen war und ſich zu Blum und deſſen Handlungsweiſe einerſeits, und zu den Rechtsanſprüchen eines legitim beſtehenden Staates andererſeits verhielt, ſo war es keinem Zweifel unterworfen, daß die Unterſuchung gegen den nach Frankfurt gehörigen und in Wien aufſtändiſch auf friſcher That ergriffenen Abgeordneten von der Reichsverſammlung bewilligt worden wäre. Es war aber nicht Sache des Parlaments, in erſter Linie zu erwägen und zu entſchuldigen, warum das Geſetz unbeachtet gelaſſen ſei.

Acht Tage ſpäter trugen Raveaux und Venedey, Blums kölniſche Landsleute, auf eine Todtenfeier an für Robert Blum. Daß dies auch mit großer Mehrheit an eine Commiſſion gewieſen wurde giebt dem legalen Oeſterreicher eine ſcheinbar größere Berechtigung des Vorwurfs. Das Parlament reklamirt alſo nicht nur für den Inſurgenten gegen uns, konnte er rufen, es feiert ihn auch! Die Berechtigung iſt aber auch nur ſcheinbar größer. Es ſei nicht von der Stimmung geredet, welche damals Alle, auch die Gegner Blums trieb; es ſei nicht auf den Drang und Zwang hingewieſen, welchem ſich in den erſten Tagen kaum Jemand entziehen konnte. Die deutſche Nationalverſammlung war dem Terrorismus gegenüber nicht ſchwach; ſie würde den bloß demokratiſch-revolutionairen Preis Robert Blums trotz allen Lärmens verneint haben, wenn bloß dieſer in Rede geweſen wäre. Das war aber nicht der Fall. Es war bei dieſer jähen Wendung Alles in Rede, was einem deutſchen Parlamente Lebensbedingung war. Glaubt man denn es ſei verborgen geblieben, was dies kurz angebundene „Feuer“ des öſterreichiſchen Feldherrn zu bedeuten hatte? Glaubt man denn es ſei nicht bemerkt worden, daß dieſe Schüſſe unmittelbar in die Paulskirche gefeuert wurden gegen den revolutionairen Unfug einer deutſchen Einheit, und daß der im Wege ſtehende Blum, ein notoriſcher Aufwiegler und Demagog, nur beiläufig und als gelegentliche Warnung von jenen Schüſſen mitbeſeitigt wurde? Man kann ſich verſichert halten: Fürſt Windiſchgrätz und ſeine Umgebung hat nicht ſo viel Motive gehabt als man ihm unterlegte; ſeine feinſten wie ſeine gröbſten ſind gewürdigt worden. Und deswegen hatten auch Viele von denen nichts einzuwenden gegen die Ankündigung einer Todtenfeier, auch Viele von denen nicht, welchen die Eroberung Wiens willkommen war, welche Oeſterreichs ſtarkes Beſtehen, welche keine nivellirte deutſche Einheit wollten. Auch ſie erklärten, daß feine und edle Beziehungen verletzt ſeien, und daß einer Demonſtration des Soldatenthums die Demonſtration eines Parlamentes immerhin entgegengeſtellt werden möge unbekümmert um den Namen des Opfers. Das wußte man ja, daß alles Weitere keine Folge haben werde! Man wußte, daß der Feldherr ſagen werde: was weiß ich von Euren Geſetzen! Mich kümmern in ſolchen Ausnahms-Zeitläufen höchſtens die von meiner Regierung erlaſſenen Geſetze. Was Ihr da von einem Reichsgeſetze ſprecht, das hat nicht in der Wiener Zeitung geſtanden, ich kenn' es nicht!

Man wußte, daß der öſterreichiſche Miniſter die Achſeln zucken und ſagen würde: Ja, am 29. September haben Sie ſolch ein Geſetz beſchloſſen in Frankfurt; das iſt im Laufe des Oktobers erſt nach Wien gekommen; erinnern Sie ſich, wie es im Laufe des Oktobers in Wien ausgeſehn, und ob die Regierung in der Lage geweſen iſt, Parlamentsgeſetze zu publiciren, während die tief ſchwierige Kompetenzfrage in dieſem Betreff noch unentſchieden und durch den permanenten Aufſtand im Lande niedergehalten war.

Kurz, man wußte, daß die Abſendung der Herren Paur und Pötzl ein formeller, reſultatloſer Schritt ſein und bleiben werde. Man wußte aber eben ſo gut, daß den gebietenden Kriegsleuten ſolche formelle Ausnahmsſtellung eines Parlamentsabgeordneten auch ohne Zeitung und Geſetzblatt bekannt geweſen, und daß es von ihnen abſichtlich und mit gutem Bedacht ignorirt worden ſei. Wohlan denn, ſagte man, Schein gegen Schein, Mangel an Kenntniß gegen Mangel an Kenntniß, Form gegen Form. Oeſterreich hat uns nicht angezeigt, was unſer Abgeordneter verbrochen haben ſoll, wir wiſſen officiell nichts davon, es iſt alſo kein officieller Grund vorhanden der uns abhalten könnte, das Andenken eines plötzlich getödteten, wichtigen Parlamentsmitgliedes zu feiern.

So weit, aber nicht weiter wollte man gehn. Es ſei gern zugegeben, daß ein Anſchmiegen an das ſchreiende Verlangen für Manchen politiſch richtig erſchien, daß gemüthliche, ſentimentale Auffaſſung bei Manchem vorherrſchend war. Das Alles fand bald ſeine Grenze. Die Linke verſäumte es, die Ausführung raſch zu betreiben; ſie vergaß, daß die Zeit im Galopp einher ging, nicht bloß mit ihr, nein, auch gegen ſie. Fünf Tage ließ ſie verſtreichen ehe der Bericht der Kommiſſion über die Art der Feier zur Sprache kam, und als dies nun geſchah, war die Mehrheit des Hauſes bereits gefaßt und wußte genau, was ſie nicht wollte. Sie erklärte zunächſt, daß die Kommiſſion nur Vorſchläge zu machen, nicht aber die Feier ohne neues Votum der Reichsverſammlung anzuordnen habe. Ja, von der Rechten wurde nun auf Uebergang zur Tagesordnung über ſolche Todtenfeier angetragen. Dies wurde zwar noch verworfen, aber das Verlangen der linken Mitglieder in der Kommiſſion: in feierlichem Zuge als Nationalverſammlung und unter Zuziehung der ſtädtiſchen Behörden und

Corporationen nach der Katharinenkirche zu gehn — dies wurde ebenfalls rundweg abgelehnt.

Die linken Mitglieder waren hierüber ergrimmt und ließen ſich zum Trotze dahin verleiten: ihren Austritt aus der Kommiſſion anzukündigen. Man nahm den Austritt ruhig an, und — ließ die ganze Angelegenheit verſinken.

So kam es, daß überall Todtenfeierlichkeiten für Blum ſtatt fanden, daß aber in der Parlamentsſtadt keine erfolgte.

Zweierlei ergab ſich aus alle dem. Zunächſt veränderte es die Stellung ſehr vieler Leute zu Oeſterreich. Gemüthliche und kurzſichtige Politiker glaubten ſich nun aufgeklärt darüber, daß Oeſterreich nicht ſo deutſch geſinnt ſei wie irgend ein anderer Staat.

Zweitens erhöhte dieſe Blumſche Angelegenheit die gereizte Stimmung [illegible] Mehrheit des Parlamentes. Nicht bloß weil ſie mit [illegible] populären Entſcheidungen in der preußiſchen Frage zuſammenfiel, an und für ſich erbitterte ſie bis zu tödtlichem Grimme gegen ſolch ein Parlament, welches nicht einmal den gewaltſamen Tod eines populären Mitgliedes feiern ließ. Blum war ſo recht der pathetiſche Vertreter des Kleinbürgers, welcher in dieſem politiſchen Kanzelredner ſeine politiſche Religion vertreten ſah. Die ſpekulativen Revolutionsmänner legten ſchon lange keinen Werth mehr auf ihn, auf dieſen Halben, Vorſichtigen, Gedankenarmen, wie ſie ihn nannten; aber ſie fanden es natürlich ſehr gelegen, die Veranlaſſung auszubeuten, welche er jetzt darbot als todter, auch vom Parlament gemißhandelter Mann, die Veranlaſſung zu Haß und Rache. Es wurde verhetzt Tag und Nacht. Das Ende des Jahres 48, der Anfang des Jahres 49 ſind der Höhepunkt perſönlichen Grolls, durſtiger, ingrimmiger Feindſchaft in Frankfurt von Seiten der Demokratie gegen das Parlament. Bald hier, bald dort erhoben ſich verdächtige Anzeichen, daß Ueberfälle, daß einzelne Attentate beabſichtigt würden, kurz daß der gemeine Mord plötzlich irgendwo hervorbrechen könne. Man trug „Wipper-Stöcke“, ſogenannte Lebensretter, um eine unſcheinbare Waffe bei ſich zu führen gegen einen brutalen Anfall, und die ſorglichſten Freunde zwangen zu wiederholten Malen den immerdar unbeſorgten Gagern, nicht hinauszugehn in ſeine Vorſtadt-Wohnung. Unzweideutige Erſcheinungen berechtigten und zwangen zu ſolcher Vorſicht, auf welche freilich Gagern in ſeiner muthigen Zuverſicht immer nicht hören wollte, einmal aber doch hören mußte, als man nächtlings einen bewaffneten Trupp in der Nähe ſeiner Wohnung überraſcht hatte. Gegen ſeinen Willen wurde er in die Stadt hineinquartirt.

Der blinde Parteigrimm braucht auch ein feindliches Haupt, auf welches er zielen könne. Und Gagern wurde immer wieder dazu auserwählt; auch wenn er zur Zeit nicht ungewöhnlich hervortrat. Ging doch die rohe Preſſe ſo weit, ihm gerade die Rächer Blum's auf den Hals zu hetzen.

Man iſt immer ſchlimm daran, wenn man bloß auf Rache angewieſen iſt! ſagt der Praktiker, und es iſt nicht wahr, ſetzte er damals hinzu, daß der todte Blum ſeiner Partei nützlicher werde als der lebende, es iſt nicht wahr! wie vielfach und lebhaft man es jetzt auch behauptet und wie ſehr auch die Aufregung, ja die Wuth geſtiegen iſt in den unteren Klaſſen durch die Erſchießung Blum's. Das wird verpuffen, und der Todte wird todt ſein, wenn geſchickte Führung der demokratiſchen Geſchäfte am Nöthigſten ſein wird. Nicht zum Märtyrertode war Blum geeignet; dafür war er nicht gläubig, nicht ganz genug. Die Geſchichtſchreiber werden den Charakter herabziehn, und werden nachweiſen daß es kein Opfertod geweſen ſei, ſondern ein verunglückter Streich. Umſonſt wird man ihn darſtellen, wie er in vollſtändiger Proletariertracht gegen die Kroaten kommandirt. Die Gegner werden nachweiſen, daß dies ja doch nur in Ermangelung eines unzweifelhaft gültigen Paſſirſcheins geſchehen ſei. Das Reſultat iſt und bleibt: die demokratiſche Partei hat einen populären, begabten und äußerſt gewandten Führer weniger, und zwar gerade den weniger, welcher praktiſch war, welcher den Kleinbürger wirklich feſſelte, welcher mit ungeheuerlichen ſocialiſtiſchen Plänen nichts zu ſchaffen hatte und deshalb auf den beſſeren Theil der unteren Klaſſen einen dauernden Einfluß behielt.

So ſagten damals ſchon in der Stille die nüchternen Radikalen. Und ſie hatten nicht Unrecht. „Wenn man todt iſt, ſo iſt's für lange Zeit!“ heißt es bei den Franzoſen. Blum ſelbſt verſchwand ja ſchon im widerlichen Streite um ſeine Todtenfeier. Sie galt ja ſchon nicht ihm, ſondern dem Parteiausdrucke. Er ſelbſt war nicht dazu gelangt worauf er ſeine diplomatiſche Richtung eines Volksmannes angelegt hatte; von ſeinem Thun blieb alſo nichts übrig, und er ging unter im Getümmel herzudrängender größerer Verhältniſſe. Später ſind nun obenein nach dem Badiſchen Aufſtande neue Erſchießungen der ſeinigen zahlreich nachgefolgt; er hat auch die Einſamkeit ſeines blutigen Platzes verloren.

Wer ſein Leben verliert für eine allgemeine Sache, der gewinnt nur dann einen unbeſtrittenen Nachruhm, wenn er ohne perſönlichen Zweck dieſer Sache gedient und ohne Rückhalt ſein Leben eingeſetzt hat für dieſelbe. Der Nachruhm läßt nicht mit ſich feilſchen.

Solch ein Nachruhm iſt Blum nur geſichert beim ſächſiſchen Handwerker, welcher das feinere Geflecht der Charakterfrage überſieht und welcher in Blum den Apoſtel der „kleinen Leute“ verehrte. Es war mitten unter dem Geſchrei der Parteiwuth, welche in Leipzig ausbrach bei der Nachricht ſeines Todes, welche in der Nacht die Kirchthüren ſprengte und an prieſterlicher Stelle Rache predigte für dieſes vergoſſene Blut, es war mitten darunter mancher brave Handwerker, welcher in Blum ſeinen Schutzpatron verloren zu haben meinte. In der Werkſtatt dieſes Handwerkers wird ſein Bild hängen bleiben, wenn die Geſchichte auch beweiſen mag, daß ſein Verdienſt um Freiheit und Einheit des Vaterlandes ein ſehr zweifelhaftes geweſen.

5.

Die Zeit kam nun übrigens gegen Ende des Jahres herbei, daß Gagern das Heft in die Hand nehmen mußte, wenn das Werk der Reichsverſammlung That werden ſollte.

Wie ſehr man ſich geſcheut hatte vor ſeinem entſchloſſenen Gedankengange in Betreff Oeſterreichs, von Woche zu Woche überzeugte man ſich deutlicher, daß eine andere Entwickelung nicht möglich ſei, falls man nicht die erſehnte Form eines Bundesſtaates mit Volks- und Staatenhaus und mit einheitlicher deutſcher Politik nach außen aufgeben wolle. Das Programm von Kremſier erſchien endlich, und überzeugte auch die Schwankenden, daß die öſterreichiſche Regierung eine Centraliſirung der öſterreichiſchen Länder vorhabe, eine Centraliſirung, welche die Einordnung Deutſchöſterreichs in einen deutſchen Bundesſtaat unmöglich machte. Der Reichstag ſelbſt zu Kremſier ging auf dieſe Bildung eines eng geſchloſſenen Oeſterreich ein, und Volksvertretung alſo wie Regierung des Kaiſerſtaates entfernten ſich gleichmäßig von dem beabſichtigten deutſchen Bundesreiche. Fürſt Schwarzenberg und Graf Stadion, die neuen Leiter des Kaiſerſtaates, entwickelten einen Organiſationsplan für das wieder erſtehende Oeſterreich wie er allerdings gebilligt werden konnte von denjenigen, welche ein ſtarkes Oeſterreich hervorgehn ſehen wollten aus der unklaren Kriſis, wie er aber unvereinbar war mit den

Formen eines deutſchen Bundesſtaates. Im Reichstage wie in der Preſſe Oeſterreichs war gleichzeitig von irgend einer Rückſichtnahme auf die entſtehende Konſtitution Deutſchlands nicht die Rede.

Kummervoll ſahen diejenigen drein im deutſchen Parlamente, welchen die gleiche Betheiligung Oeſterreichs am deutſchen Staate unerläßlich ſchien. Kummervoll, aber ohne irgend einen vorbauenden ſchöpferiſchen Gedanken. Abſchnitt auf Abſchnitt der deutſchen Verfaſſung wurde in den Monaten Oktober, November und December debattirt und votirt; auf „Reich und Reichsgewalt" folgte das „Reichsgericht", folgte der „Reichstag", folgte die angekündigte zweite Leſung der Grundrechte und die bedrohliche ſofortige Einführung derſelben durch ein Einführungsgeſetz. Man rückte mit dem letzten Monate des Jahres unmittelbar vor zum entſcheidenden Abſchnitte, zum Abſchnitte über das „Reichsoberhaupt." Hier wollte man ſich zwar aus allen Kräften dem heran nahenden monarchiſchen Oberhaupte, dem drohenden Kaiſerthume widerſetzen, welches unter den vorliegenden Umſtänden an die preußiſchen Hohenzollern fallen und vorausſichtlich Oeſterreich dauernd aus dem engeren Staatskreiſe Deutſchlands ausſchließen werde. Aber man hatte nichts vorbereitet als den Widerſpruch. Ein wirklicher Erſatz hätte auf die ganze Verfaſſung zurückgehen, hätte die ganze Verfaſſung ändern müſſen. Nur ein ganz andrer Verfaſſungsplan konnte organiſch den Abſchnitt vom Reichsoberhaupte anders und erſetzend geſtalten.

Davon verlautete nichts. Abſchnitt auf Abſchnitt wurde ohne weſentliche Aenderung votirt.

Eine unſcheinbare Gelegenheit zu tief greifender Aenderung des ganzen Plans oder wenigſtens der Grundlage desſelben bot ſich bei den erſten Paragraphen des Abſchnittes vom „Reichstage.“ Hier drängte ſich die Mediatiſirungsfrage auf, und es iſt der Verſammlung von vielen Seiten der gewichtige Vorwurf gemacht worden, in dieſe Frage nicht energiſch eingetreten zu ſein. Der Vorwurf wäre ſehr berechtigt, wenn man gleichzeitig die Verfaſſung und etwas ganz Anderes hätte wollen können. Eins hob das Andere auf. Gelang die Verfaſſung, ſo bedurfte es nicht einer weiteren Mediatiſirung als bereits in der Militairordnung vorgeſchrieben war. Darnach wurden die Gebiete bis zur Einwohnerzahl von einer halben Million zuſammengelegt, und man konnte verſichert ſein, daß ſie von ſelbſt zuſammenwachſen und die lebensunfähigen Beſonderheiten abſtoßen würden. Unorganiſch, bloß dekretirend konnte man ohnedies nicht verfahren, ohne den Grundſatz der annoch zu Recht beſtehenden Einzelnſtaaten, der kleinen wie der großen, umzuſtoßen, einen Grundſatz, den man überall anerkannt hatte und nur verleugnen konnte indem man der Linken ein ſchrankenloſes Recht der Revolution einräumte. Wollte man dies plötzlich mitten in der Verfaſſung einräumen, ſo gab man all ſeinen

Boden auf, und gewann in dieſem Zuſammenhange ſicherlich auch nicht die geringſte Frucht für die Einheit. In ſolchem Sinne ging am 5. December nur ein Antrag des Augsburger Hofes durch, welcher dahin lautete:

„Es iſt die Centralgewalt aufzufordern, daß ſie die Vereinigung kleinerer Staaten unter ſich oder mit größeren Staaten, da wo die Wünſche der Bevölkerung ſich deutlich dafür ausſprechen, auf dem Wege der Uebereinkunft zwiſchen den betreffenden Regierungen und Volksvertretungen vermittle.“

Die ſtrengen Anhänger des Bundesſtaates hatten, da man einmal bis auf dieſen Punkt der Konſtituirung gelangt war, keine Befugniß und keinen Grund, die Mediatiſirung energiſcher zu betreiben. Die kleinen Staaten zeigten ſich nirgends hinderlich für das Zuſtandekommen der Einheit, wohl aber die größeren und die großen. Die Widerſacher alſo des Bundesſtaates wie er nahe am Abſchluſſe war, diejenigen alſo, welche eine gründliche Aenderung des ganzen Planes wünſchten, ſie hätten ſich auf dieſen Punkt ſtürzen können. Sie thaten es nicht. Sie tappten durchaus im Dämmer; ſie wußten nicht wohinaus. Später, viel ſpäter als die Verfaſſung längſt in zweiter Leſung beendigt war, da iſt aus Oeſterreich der ganz richtige ſpekulative Wink gekommen, die deutſchen Staaten auf fünf bis ſieben Staaten zuſammenzuziehn. Wäre das vollbracht, ſo wäre man vom Bundesſtaate mit einem Volkshauſe auf immer entfernt, und die ſtete Dauer des bloßen Staatenbundes wäre unvermeidlich.

Es wäre alſo eine ganz falſche Politik der Bundesſtaatsmänner geweſen, die Mediatiſirungsfrage ſolchergeſtalt zu betonen. Die Gegner einer ſtaatlichen Einheit Deutſchlands werden nicht ermangeln, auf ſolche Siebenherrſchaft in Deutſchland zurückzukommen, und das Ausland wird ſie darin unterſtützen, denn das Intereſſe des Auslandes geht hierin Hand in Hand mit den dynaſtiſchen Intereſſen der deutſchen Mittelſtaaten. Verſtärken ſich dieſe letzteren, dann iſt dem Auslande ja der ſpaltende Einfluß auf Deutſchland wieder geſichert.

Die Bundesſtaatsmänner dagegen drangen darauf: jetzt nach dem Programme von Kremſier, jetzt beim Eintritte in die Oberhauptsfrage, dem letzten Hauptabſchnitte der Verfaſſung, jetzt beim Abſchluſſe der Verfaſſung müſſe entſcheidend gehandelt, Gagern an die Spitze des Reichsminiſteriums gehoben werden.

Gagern ſtellte ſich und ſeine Kraft zur Verfügung Ihn gelüſtete es nicht nach einer ſo ſchwierigen Gewalt, aber er war bereit ſich der ſchwierigen Aufgabe zu unterziehn. „Ueberlegt es reiflich, ob es an der Zeit iſt, ob ich der richtige Mann bin!“ ſagte er. „An der Zeit iſt es nach meiner Meinung durchgreifend aufzutreten, entſcheidet Ihr, ob es durch mich geſchehen ſoll, oder durch einen Andern; ich werde mich Eurer Willensmeinung fügen.“

Man war außer Zweifel, daß es Gagern ſein müſſe.

Dazu war er aufgeſpart worden. Seine edle Ehrlichkeit, ſeine grunddeutſche liebevolle Tüchtigkeit, ſein erhebender, lebensmuthiger, heiterer Ernſt, ſeine religiöſe Hingebung an die Schaffung eines nationalen deutſchen Staates hatte ihm das Vertrauen aller deutſchen Patrioten unerſchüttert erhalten, wie ſehr auch Parteitrieb und Verleumdung daran gerüttelt und genagt hatte.

Zu dem Ende mußte Raum gemacht werden in dem bisherigen Miniſterium. Natürlich fiel der Blick auf Schmerling als den Oeſterreicher. Wenn Oeſterreich nicht in den Bundesſtaat eintreten kann, ſagte man, ſo iſt es ja doch verkehrt, öſterreichiſche Staatsmänner in einem Miniſterium zu behalten, welches dieſe Auseinanderſetzung zu Wege bringen ſoll. Das hieße ja, fügte man hinzu, den Bock zum Gärtner ſetzen.

Dieſen Angriff gegen Schmerling führten namentlich die beiden Beſeler. Der jüngere im Caſino, der ältere im Augsburger Hofe. Sie fanden gegen Erwartung zähen Widerſtand, und zwar nicht blos von öſterreichiſch Geſinnten. Der ganze Kern konſervativer Geſinnung im Centrum erklärte ſich bei Beginn dieſes Angriffes für Schmerling. Es miſchten ſich natürlich Freiheitsmotive in den Angriff und man ſprach von der Unpopularität Schmerlings. Dies war aber nicht der Boden, auf welchem er verurtheilt werden konnte vor dem Caſino und dem Augsburger Hofe. Die Mehrzahl nannte dies Undankbarkeit, und eine Geſandtſchaft des Augsburger

Hofes erklärte eines Abends im Caſinoſaale: Dieſe Unpopularität Herrn von Schmerlings iſt unſre eigene! — Schmerling war ſelbſt zugegen und hörte, nachläſſig an die Wand gelehnt, dieſen Parteiverhandlungen über ſeine Abſetzung zu.

Dieſer erſte Angriff führte zu keinem Reſultate. Gegen den Sinn der Leiter war er auf das Feld der Freiheitsgedanken getrieben worden durch einige Mitglieder des Landsberges. Man ließ die Sache fallen, um ſie eine Woche ſpäter mit erhöhter Kraft wieder aufzunehmen. Das Bedürfniß nach energiſchem Verfahren wuchs von Tage zu Tage, und an Anzeichen fehlte es allerdings nicht, daß Schmerling jenes öſterreichiſche Syſtem in der deutſchen Verfaſſungsfrage, das Syſtem des Hinhaltens, unterſtütze, den Schritt und Gang des Reichsminiſteriums alſo innerlichſt aufhalte.

Das iſt nicht der Fall! entgegneten nun ſelbſt Mitglieder des Reichsminiſteriums, deren völlige Hingebung an das Intereſſe des Bundesſtaates gar nicht in Zweifel zu ziehen war. Baſſermann ſchüttelte ſinnend den Kopf zu dieſer Austreibung Schmerlings und war zweifelhaft, ob der Zeitpunkt dafür ſchon gekommen ſei. Mathy war ganz und gar dagegen. Als weit ſehender Politiker ging er überhaupt ſehr ſchwer und ſehr vorſichtig an die ſcharfe Abſonderung Oeſterreichs. In Süddeutſchland zu Hauſe wußte er nur zu gut, wie viel das zu bedeuten habe, welche endloſen Schwierigkeiten das bereiten werde. Seinen Fähigkeiten gemäß hätte er dies lieber fein und unſcheinbar in's Werk ſetzen mögen, und im verliegenden Falle nannte er es abſolut unpolitiſch: offenen Krieg zu beginnen und den Gegnern einen gewiegten Anführer gefliſſentlich zuzutreiben. In unſerm Lager, meinte er, wird Schmerling wenig oder gar nicht ſchaden, ganz gewiß nicht halb ſo viel ſchaden können, als wenn er zu unſern Gegnern hinüber geſprengt, von uns ſelbſt zu unſerm Feinde erklärt wird.

Dieſer Meinung iſt Mathy hartnäckig verblieben. Beckerath neigte zur entgegengeſetzten; Gagern verhielt ſich neutral.

Die Beſeler mit norddeutſchen Schaaren wiederholten aber nun den Angriff mit allem Nachdruck und aller Nachhaltigkeit frieſiſcher Naturen. Wilhelm Beſeler, ſonſt wohl ſchweigſam, ſprach jetzt im Augsburger Hofe halbe Stunden lang unerſchöpflich in großen und kleinen Gründen für ganze Maaßregeln, füe energiſche Schritte; und auch in der reformirten Kirche ſprach er nun einmal von der Tribüne als wieder erwählter Vicepräſident in derſelben Richtung für ganze Maaßregeln, für energiſche Schritte.

Es wurde durchgeſetzt. Schmerling trat zurück. Mit ihm ſein Unterſtaatsſekretair von Würth; es war kein Oeſterreicher mehr im Reichsminiſterium.

Es iſt dies wahrſcheinlich ein Fehler geweſen. Schmerling konnte nicht viel ſchaden in einem Miniſterium Gagern, und hätte wohl auch nicht ſchaden gewollt, wenn er im Amte geblieben wäre. Wie man auch von ihm denken mag — und ſeine eigentlich deutſche Laufbahn in Frankfurt iſt für unſern Ariſtophanes ein Thema, welches nur einfach kopirt zu werden braucht für die ſchlagendſte politiſche Komödie — einen ſtarken Esprit de Corps hatte er immer, und den würde er nicht verleugnet haben für ſeine Collegen, wenn er im Miniſterium geblieben wäre. In einem Miniſterium mit ſo ausgeſprochner Tendenz und mit ſo klaren Männern wie Gagern, Beckerath, Mathy, Baſſermann, Robert Mohl, Widenmann war ſein Verbleiben keine andre Gefahr als eine theoretiſche, will ſagen eine eingebildete. Der gefährlichſte Feind wurde durch Freundſchaft, wenn auch nicht entwaffnet, doch gelähmt. Vor allen Dingen wurde er genöthigt, den einmal ſeit faſt einem Jahre geſegelten deutſchen Strich leidlich weiter zu ſegeln. Man mußte aber verſichert ſein, denn man kannte Schmerling's ſchneidige Natur, daß er ſchaden können und ganz und gar wollen werde, ſobald er verdrängt würde. — Das Alles würde nicht zutreffen, wenn es ſich um ein Miniſterium in einem regelrechten Staate handelte. Aber ein ſolcher war gar nicht vorhanden, und nur in einer die Verwaltung kaum berührenden Frage, nur in der öſterreichiſch-deutſchen Verfaſſungsfrage war Schmerling gegenüber Mißtrauen geboten. Was hatte ſie mit der ſpeciellen Verwaltung ſeines Miniſteriums zu thun? Was hatte ſie unter einem ohnedies vollkommen aufrichtigen, vor den Augen aller Welt regierenden Miniſter wie Gagern zu befahren? Nichts. — Noch mehr! Es hat ſich als Täuſchung erwieſen, daß man durch Führung von Unterhandlungen mit Oeſterreich etwas erreichen konne. Was hat man denn erreicht? Das was durch das eigne Programm zu erreichen war: klaren Ausdruck des Möglichen und des Unmöglichen. Sonſt nicht das Mindeſte. Jenen Ausdruck konnte aber doch Schmerling nicht verhindern. — Dadurch, daß man ihn aus dem Miniſterium ſprengte, machte man ihn zum entſchloſſenen Feinde, gab man das Signal zur Bildung einer verfaſſungsfeindlichen Parteiung, gab man dieſer Parteiung den erfahrnen Führer. Principiell die Oeſterreicher aus dem Miniſterium weiſen hatte nur einen politiſchen Sinn, wenn man gleichzeitig die Oeſterreicher aus der Paulskirche weiſen konnte. Da man dies kaum wollte und jedenfalls nicht konnte, ſo mußte man auch Jenes zu vermeiden ſuchen und gewiß nicht auffallend in's Werk ſetzen.

Es iſt müßig, von Wahrſcheinlichkeiten zu ſprechen, aber es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß eine Koaliſirung von Parteien die entgegengeſetzter Principien waren und die ſich um das Oeſterreicherthum vereinigten — nie in ſolchem Maaße eingetreten wäre, wenn man die Oeſterreicher nicht aus dem Miniſterium ausgeſchieden hätte.

Am 16. December verkündigte Gagern von der Rednerbühne in der reformirten Kirche, daß er das Präſidium der Verſammlung, welches er beinahe acht Monate geführt, niederlegen müſſe, daß er die Leitung des Reichsminiſteriums übernommen habe.

Obwohl dies mit ſtürmiſchem Beifalle aufgenommen wurde, fühlte man doch, daß jetzt die letzte große und die gefährlichſte

Scheidung eintrete innerhalb dieſer Verſammlung, welche im Frühlinge deſſelben Jahres faſt einſtimmig hatte erſcheinen können.

Je beſtimmter man wirken will, deſto kleiner wird die Zahl der Genoſſen um uns. Zu unbeſtimmtem Ziele geht Alles zu Hauf und jubelnd; zu feſt vorgezeichnetem Ziele vereinigt ſich ſtets nur eine geringe Anzahl, und ſie ſchreitet um ſo ſchweigſamer darauf zu, je deutlicher ſie den Weg, und alſo auch die Schwierigkeiten des Weges vor ſich ſieht. Der Jubel und die Fülle verliert ſich, wenn der Zug ſich dem Gipfel des Berges nähert, und der Ernſt wie die Einſamkeit wächſt.

Um dieſe Zeit im Winter hatte der Reichsverweſer regelmäßig an einem Tage der Woche ſeine gaſtlichen Räume des Abends geöffnet für die Mitglieder des Parlaments und für die Notabilitäten der Diplomatie, der Stadt und der fremden Beſucher. Dieſe großen Geſellſchaften hatten nun eine eigne Färbung dadurch, daß ſie gerade inmitten des letzten großen Scheideprozeſſes und doch gleichſam auf öſterreichiſchem Boden ſtattfanden. Die Heerlager, welche ſich draußen in zwei großen Maſſen ſammelten zu Welfen und Ghibellinen, hier miſchten ſie ſich wie unter einem Waffenſtillſtande und verſuchten geſellig über Dinge zu ſprechen, welche ſie gar nicht intereſſirten. Es kamen wohl auch Einige hin von der eigentlichen Linken, und die kriegeriſche Tracht der Revolution war hier verſchwunden, der Frack war wieder hervorgeſucht, der verſtaubte, mitunter ſelbſt die weiße Halsbinde, und doch war der gefährlichſte Krieg, der eigentlich deutſche, ſchlimmer heraufbeſchworen als jemals. Leute gingen ſich grollend aus dem Wege, die in ſo wilder Zeit über ein halbes Jahr lang Hand in Hand miteinander gegangen waren. — Die Gemahlin des Erzherzogs ließ ſich Abgeordnete aus allen Theilen des großen Vaterlandes vorſtellen, und man ſprach über das Leben in den Alpen, nach denen ſich die Familie des Erzherzogs herzlich zurückſehnte. Der Erzherzog ſelbſt ging langſam durch die Säle und ſprach mit den verſchiedenartigſten Parteileuten, überall einen neutralen Punkt herausſuchend und findend. Das kocht und gährt, das wird ſich auch wieder legen! meinte er. Mit großer Kunſt einer geläuterten Regentenbildung vermied er jedes abſprechende, jedes entſcheidende Wort. — Damals fehlte es übrigens noch nicht an Oeſterreichern in wichtiger Stellung, welche dort in den Zimmern des Reichsverweſers offen erklärten, daß Gagern's Vorſchlag der richtige ſei, daß ein großes deutſches Reich zweifach gegliedert werden müſſe in einen Bundesſtaat mit Preußen an der Spitze und in einen Staatenbund mit Oeſterreich an der Spitze. Sie billigten nicht, daß man dagegen wirke. Oeſterreich hatte noch ſo ungeheure Aufgaben zu löſen, daß es ihnen unpolitiſch erſchien, wenn man ſich auch noch den Ausweg aus den deutſchen Schwierigkeiten verſchließen wolle. Indem man ſich ihn verſchließe, verſage man ſich auch den natürlichen Bundesgenoſſen, deſſen man bald bedürfen könne, wenn auch nicht gegen Italien, ſo doch wahrſcheinlich gegen Ungarn.

Hätten ſolche Aeußerungen Einfluß gewonnen und Stich gehalten, dann wäre freilich die Löſung des Knotens einfacher und leichter geworden.

Damals wurden dieſe Worte mit Freuden angehört. Man hielt ſie für ein Symptom und durfte ſie dafür halten, denn die Noten des Wiener Miniſteriums lauteten immer noch einfach und logiſch im Sinne des Kremſierer Programms, welches die Konſtituirung des deutſchen Staates ebenſo unbehindert laſſen wollte, wie es unbehindert die Konſtituirung Oeſterreichs in's Werk ſetzen wolle.

Nur wenige Wochen hielten jene Worte Stich. Schmerling reiſte nach Wien, und die nächſte Wiener Note verließ jene Logik von Kremſier, begann eine ganz andre Sprache.

Im Parlamente ſelbſt enthüllte ſich die neu ausgebrochne Gährung der Parteien in der Wahl eines Präſidenten. Die immer große Mehrheit für Gagern war nun nicht mehr vorhanden für ſeinen Nachfolger. In der neuen Wahl zählten ſich die neuen Heerlager. Das öſterreichiſche vereinigte ſich mit dem linken im — Nein. 461 Stimmen wurden abgegeben, Simſon erhielt 233 Stimmen, alſo nur zwei Stimmen über die abſolute Majorität.

Dies Widerſtreben galt durchaus nicht der Fähigkeit und Tüchtigkeit Simſon's, welche er bereits als Vicepräſident an den Tag gelegt, es galt dem Preußen. Man wußte bereits hinlänglich, daß er vortrefflich präſidire, ja daß er an logiſcher Schärfe in Fragſtellungen und in all den feinen Senderungen, welche von einem Vorſitzenden ſtündlich gefordert werden, Gagern überlegen ſei.

Eduard Simſon von Königsberg iſt ein feiner Mann in all ſeinen Eigenſchaften, ein feiner Kunde, wie der Volksausdruck vielſinnig zu ſagen pflegt. Fein an Verſtand, fein an Bildung, fein in der Erſcheinung und Aeußerung. Man ſollte glauben, dies ſei nicht eben angemeſſen für eine ſo große ſtürmiſche Verſammlung. Er war es aber doch; denn es kommt nicht auf die Dicke des Taues an, welches ein gepeitſchtes Schiff am Anker erhalten ſoll, es kommt auf die Zähigkeit und Haltbarkeit des Fadens an. Der Simſonſche Faden beſtand jede Probe, die ihn zu zerreißen ſuchte. Das war freilich nur in einer ſolchen Verſammlung möglich, welche trotz allen lärmenden Streites doch eine ſo ungemeine Fülle von Bildung in ſich vereinigte. Wie arg getobt werden mochte, die zarteſten Nerven von Kultur waren doch außerordentlich zahlreich in ihr vorhanden, und wer dieſe Nerven leiſe zu berühren verſtand, dem fiel die Herrſchaft anheim durch ſolche leiſe Berührung. Simſon verſtand das. Er iſt nicht nur dialektiſch durch und durch gebildet, er hat auch dieſe und andre Hilfsmittel der Bildung zu jener Harmonie und Grazie in ſich verbunden, welche man nach dem römiſchen Ausdrucke „Urbanität“ zu nennen pflegt, weil ein umfaſſender deutſcher Ausdruck in unſrer Sprache fehlt. Klaſſiſche Kenntniß wird durch dieſen Ausdruck vorausgeſetzt im Gegenſatze zu blos moderner, mehr oder minder äußerlich angelernter Wiſſenſchaftlichkeit und Uebung. Daher kam es, daß Simſon ohne die moraliſche Gewalt Gagern's, ohne den unterjochenden Einfluß einer großen ſittlichen Natur dennoch eine tief aufgeregte, mehr und mehr zu grimmigen Ausbrüchen der Parteiung geneigte Verſammlung leiten, ſänftigen, zuſammenhalten konnte. Den klaſſiſch geformten Geiſt hielt er ihr ſcharf entgegen, wenn nichts verfangen wollte, und weil dieſe Form ein zwar betäubtes, aber doch völlig verſtandenes Anerkenntniß fand in der Verſammlung, ſo ſiegte er immer über den rohen Drang zum Streite.

Zum Erſatz der etwa nicht hinreichenden moraliſchen Gewalt that er ein Uebriges. Er verfuhr ſyſtematiſch nach einem Princip, welches in weniger geſchickten Händen lebensgefährlich werden konnte: er war nicht bloß auf ſtrenge Unparteilichkeit bedacht, er war darauf bedacht, dieſe täglich und ſtündlich zu zeigen und — auf Koſten der Seinigen zu zeigen. Er behandelte die Seinigen, wie man ſie in guter Geſellſchaft zu behandeln pflegt: er ſtellte ſie in zweite Linie, ſo lange es ſich nicht geradezu um Lebensfragen handelte. Dadurch gewann er beſonders bei den Linken ein verhältnißmäßiges Zutrauen, und da er ſich in das Materielle der Fragen gar nicht miſchte, ſo erwarb er ſich wirklich bald die ganze Kraft einer neutralen Stellung, die Kraft eines ſcheinbar gänzlich unintereſſirten Obmanns.

Dazu alle äußeren Mittel eines Achtung gebietenden „Gentlemans“. Ein immer ſchwarz gekleidetes ſauberes Aeußere, ein ſehr ernſthaftes, dunkel beſchattetes, blaſſes Antlitz mit großem, klarem, treffendem Auge, ein ſehr einfaches, in der Form weiches, im Inhalte feſtes Benehmen und ein wohlthuendes, mildes, überall hin deutlich verſtandnes Organ, welches accentlos das reinſte Schrift-Deutſch redete, kurz Alles was zu „nobler Repräſentation“ für nöthig erachtet wird. Nicht die geringſte, nicht die wichtigſte Veranlaſſung fand ihn unvorbereitet, fand ihn unzulänglich. Des fließenden Wortes und doch vorſichtigen Ausdrucks war er allezeit mächtig, und die treffende Erwiderung verſagte ihm niemals. Immer ruhig parirte er wie der geſchickteſte Fechter die von entgegengeſetzten Seiten hageldicht fallenden Streiche, und galt bald für unnahbar, ja bald für ein gefährliches „Rühr' mich nicht an!“ Denn inmitten geſchloßner, ruhiger Abwehr wußte er ſcharfe, augenblicklich kaum ſichtbare Stöße beizubringen, deren man ſich erſt erinnerte, wenn er ſchon längſt Stellung gewechſelt und mit überlegner Geſchäftsführung auf unbeſtrittnen Boden der Tagesordnung übergegangen war.

Kann es verwundern, daß ein Mann mit ſolchen Eigenſchaften die Parteianſchauung bald von ſich abdrängen konnte? Es kam nie wieder vor, daß er nur als Mann des preußiſch-deutſchen Bundesſtaats bei der Präſidentenwahl angeſehn und nur mit zwei Stimmen Mehrheit erwählt wurde.

Simſon gehörte zum Caſino und hatte nur einmal, noch in der Sommerzeit und bei nicht erheblicher Veranlaſſung, geſprochen. Man hatte es kaum bemerkt, daß er meiſterhaft, daß er mit klaſſiſcher Grazie ſprach. Der Reichthum des Parlaments war damals noch ungezählt, und wie viele ſeiner Geldſtücke ſind auch ſpäter, ſind auch bis an's Ende nicht in Umlauf gekommen. — Simſon blieb ſchweigſam im Hintergrunde. Er hielt die Aufgabe des Parlaments für ſehr ſchwer, ja für kaum lösbar. Man nannte dies damals „ſchwarz ſehn“. Nur zu gut wußte er, als noch die große Mehrzahl mit vollen Hoffnungsſegeln dahin ſtrich, nur zu gut wußte er dies Mißtrauen mit ſeinem klaren Verſtande zu begründen im Privatgeſpräche! Den Principien nach gehörte er zur ſtrengſten Doktrin des rechten Centrums. Maaß und Form verlangte er überall, politiſche Umſicht wollte er nirgends verleugnet ſehn. Aus dem Stegreife dichte ſich nichts Haltbares, das politiſche Wagniß ſei das gefährlichſte, und vom guten Genius oder gutem Glücke dürfe man nichts erwarten. —

Derjenige alſo, welcher im letzten Drittheile des Parlaments den Sitz Gagern's einnahm, hatte ſie nicht, die unerſchütterliche Zuverſicht Gagern's; aber er legte bei jeder Gelegenheit ungemeſſene Achtung für Gagern an den Tag. Ungemeſſene. Wie er denn durchgehends da, wo er Lob ausdrückte, ſeine ſtreng abgegrenzten Bahnen des Urtheils verließ, und die Uebertreibung nicht fürchtete. Vielleicht weil er ſehr wenig Hoffnung hegte für das Gelingen des Ganzen, vielleicht weil er für ſeinen eng gezogenen formellen Kreis Entſchädigung bieten zu müſſen glaubte, legte er einen überſchwenglichen Ausdruck in das, was er anempfehlen und loben konnte. Er ſchmeichelte. Dieſer Zug in ihm, ein Zug ſeiner Lebenskunſt, verbreitete ſich weithin, und iſt durchgehends in ihm ausgebildet. Alſo auch zu diplomatiſchen Aufgaben wäre Simſon ſicherlich eines unſrer größten parlamentariſchen Talente, vortrefflich ausgerüſtet. Als Profeſſor und einem Gerichtshofe in Königsberg beigegeben lebt er in ganz unabhängiger wohlhabender Stellung, und hat nur über Kränklichkeit des Körpers zu klagen. Sie überfiel ihn auch gegen Ende des Parlaments und hat ihn über die peinliche Ankündigung ſeines Austrittes hinweggebracht. Selbſt jetzt bei dieſer beſtrittenen erſten Wahl am 18. December war er nicht zugegen und erſchien erſt mit dem neuen Jahre in ſeinem neuen Amte.

Heinrich von Gagern dagegen beeilte ſich, an dieſem 18. December ſein Miniſterprogramm ſo ausführlich, offenherzig und vorgreifend der Verſammlung hinzubreiten, als ſei die Diplomatie noch gar nicht erfunden, oder als befinde er ſich unter lauter herzensguten Freunden, welche auch das Unwillkommne mit einem Händedrucke aufnehmen würden. In der That gehörte es zu Gagern's Eigenthümlichkeit, daß er die deutſche Reichsfrage auch darin wie eine Sache des Herzens behandelte: daß niemals und Niemandem vom Stande dieſer Frage etwas verſchwiegen werden dürfe. Jedes Familjenglied ſollte immer genau wiſſen was bevorſtünde, und ſollte nur in Vorkenntniß aller möglichen Konſequenzen ſeine Stimme abgeben. So ſprach er denn an dieſem 18. December das gefährlichſte Wort „man müſſe jetzt auf *geſandtſchaftlichem* Wege mit Oeſterreich unterhandeln" nackt und ehrlich aus, und ohne eigentliche Noth. Was ſeinem Sinne gemäß zu thun war das konnte geſchehn, ſo weit es überhaupt damals möglich war, ohne ſo ſpecifiſche Ankündigung der Form. Sein empfindliches deutſches Gewiſſen geſtattete ihm aber in deutſcher Verfaſſungsfrage auch nicht einmal *den* Hinterhalt, welcher nur von den Gegnern als Hinterhalt hätte bezeichnet werden können.

So wiederholt er denn das Programm des öſterreichiſchen Miniſteriums von 27. November, das Programm von Kremſier:

1) Alle öſterreichiſchen Lande ſollen in ſtaatlicher Einheit verbunden bleiben;

2) Die Beziehungen Oeſterreichs zu Deutſchland können dann erſt ſtaatlich geordnet werden, wenn beide Staatenkomplexe zu neuen und feſten Formen gelangt ſein, das heißt ihre innere Geſtaltung vollendet haben werden; —

und ſetzt hinzu, daß dies Programm vom Reichstage in Kremſier beifällig aufgenommen worden ſei und auch den Wünſchen und Anſichten der großen Mehrheit in den deutſch-öſterreichiſchen Landen zu entſprechen ſcheine. Dies alſo ſei die Antwort auf die Frage, welche in den Paragraphen Zwei und Drei ausgeſprochen worden. Das Reichsminiſterium glaube nun in Beurtheilung der Stellung der Centralgewalt zu Oeſterreich von folgenden Sätzen ausgehn zu müſſen:

1) „Bei der Natur der Verbindung Oeſterreichs mit unſern deutſchen Ländern beſchränkt ſich für jetzt und während des Proviſoriums die Pflicht der Reichsgewalt darauf, das beſtehende Bundesverhältniß Oeſterreichs zu Deutſchland im Allgemeinen zu erhalten Es iſt aber das Sonderverhältniß Oeſterreichs anzuerkennen, wornach es anſpricht in den zu errichtenden deutſchen Bundesſtaat unter Bedingungen, welche die ſtaatliche Verbindung der deutſchen mit den nichtdeutſchen öſterreichiſchen Landestheilen alteriren, nicht einzutreten.“ (Bewegung in der Verſammlung.)

2) „Oeſterreich wird alſo nach den bis jetzt durch die Nationalverſammlung gefaßten Beſchlüſſen, wodurch die Natur des Bundesſtaates beſtimmt worden iſt, als in den zu errichtenden deutſchen Bundesſtaat nicht eintretend zu betrachten ſein.“

3) „Oeſterreichs Unionsverhältniß zu Deutſchland mittelſt einer Unionsakte zu ordnen, und darin alle die verwandtſchaftlichen, geiſtigen, politiſchen und materiellen Bedürfniſſe nach Möglichkeit zu befriedigen, welche Deutſchland und Oeſterreich von jeher verbunden haben und in geſteigertem Maaße verbinden können, bleibt der nächſten Zukunft vorbehalten.“ (Bewegung; Aeußerungen der Mißbilligung auf der Linken.)

4) „Da Oeſterreich zu dem von der proviſoriſchen Centralgewalt repräſentirten Deutſchland zwar in einem unauflöslichen Bunde ſteht, in den Bundesſtaat aber nicht eintritt, ſo iſt die Verſtändigung über alle gegenſeitigen, ſowohl bereits

beſtehenden als künftigen Bundespflichten und Rechte auf geſandtſchaftlichem Wege einzuleiten und zu unterhalten."

5) „Die Verfaſſung des deutſchen Bundesſtaates, deren ſchleunige Beendigung zwar in beiderſeitigem Intereſſe liegt, kann jedoch nicht Gegenſtand der Unterhandlungen mit Oeſterreich ſein."

Nachdem er das Programm verleſen, ſuchte er noch ausdrücklich um Ermächtigung nach für den mißlichſten Punkt, für die „geſandtſchaftliche" Verbindung mit Oeſterreich, und bat, die Vorlage zu ſchleuniger Begutachtung an einen Ausſchuß zu verweiſen.

Hieran erprobte ſich auf der Stelle der Wirrwarr, in welchen die Reichsverſammlung gerathen war mit dieſer Frage: es konnte ſich keine Mehrheit bilden für einen der beſtehenden Ausſchüſſe. Die Abtheilungen mußten alſo zuſammentreten, um einen neuen Ausſchuß zu wählen.

Sie wählten vorzugsweis Linke. Recht ein Zeichen, daß man Oppoſition gegen das Programm wollte ohne doch einen poſitiven Inhalt zu wiſſen für dieſe Oppoſition.

Ueber den unfruchtbaren Berathungen dieſes Ausſchuſſes verſtrichen die letzten Tage des Jahres 1848. Am 11. Januar 1849 kehrte die Verſammlung wieder in die Paulskirche zurück, und an demſelbem Tage begann auch die große Debatte, ob dem Miniſterium Gagern das geforderte Vertrauensvotum zu einer ſogenannten „Trennung" Deutſchlands gegeben werden ſolle. Jedem andern Miniſterium wäre es für einen ſolchen, immer noch die größere Anzahl beunruhigenden Zweck nicht gegeben werden. Nur das war Manchem zweifelhaft, ob man ein Miniſterium Gagern im Entſtehen beſeitigen dürfe, ein Miniſterium desjenigen Mannes, auf welchen das Vaterland wirklich ſeine ſicherſten Hoffnungen geſetzt.

Es war nicht abzuſehn, was für eine Mehrheit, was für ein Zuſtand aus dieſer Debatte hervorgehn werde. Der große Haltpunkt bisheriger Majorität, das Caſino, ſchien in Auflöſung begriffen zu ſein, ſo abweichend, ſo widerſprechend erklärten ſich dort zahlreiche Mitglieder, und nicht bloß Oeſterreicher.

Das Majoritätsgutachten des Ausſchuſſes, welches zwei Redner der Linken, Venedey aus Weſtendhall, Giskra aus dem Würtemberger Hofe, vertreten ſollten, ſchlug folgende Beſchlüſſe vor:

1) Die vom Reichsminiſterium in deſſen Erklärung vom 5. Januar c. ausgeſprochene Zurückweiſung eines Vereinbarungsprincips für die deutſche Reichsverfaſſung im vollſten Maaße anzuerkennen.

2) Die Centralgewalt zu beauftragen, über das Verhältniß der zum früheren deutſchen Bunde nicht gehörigen Länder Oeſterreichs zu dem deutſchen Bundesſtaate zur geeigneten Zeit und in geeigneter Weiſe mit der öſterreichiſchen Regierung in Unterhandlung zu treten.

Dieſer zweite Punkt rührte wahrſcheinlich von Somaruga, Giskra und einem oder dem anderen Oeſterreicher im Ausſchuſſe her. Er ging völlig ab von dem bisherigen Organismus, inſofern er das ganze Oeſterreich herbeizog. Man wußte ſich keinen Rath mit Deutſch-Oeſterreich, und ſtatt dafür einen Rath vorzuſchlagen, brachte man in unbeſtimmteſter Weiſe ganz Oeſterreich in Rede, deſſen Beſchaffenheit wahrſcheinlich den deutſchen Bundesſtaat mit Volksvertretung dadurch erleichtern ſollte, daß es eine nichtdeutſche Mehrheit herzubeſchwor. Deshalb kurſirte auch damals nach Verleſung dieſes Vorſchlags die ſpaßhafte Bezeichnung ſolchen Gutachtens in der Paulskirche: Sprechen Sie franzöſiſch? — Nein, aber mein Bruder bläſ't die Flöte.

Was war nun mit einem ſolchen unbeſtimmten Vorſchlage gegenüber der eingeleiteten Frage anzufangen? Gar nichts. Das Gagernſche Miniſterium konnte damit nicht beſtehn, irgend ein andres aber auch nicht. Denn die Verleugnung des deutſchen Bundesſtaates hatte unter allen Umſtänden eine Majorität in der Paulskirche nicht zu erwarten. Wenn dieſer zweite Punkt aber eine Bedeutung haben ſollte, ſo hatte er die, daß er einen deutſchen Bundesſtaat mit Volksvertretung in's Reich der Fabel verwies.

Der erſte Punkt, die Vereinbarungsfrage anlangend, bezog ſich auf eine Mittheilung, welche das Reichsminiſterium am 5. Januar dem Ausſchuſſe hatte zugehn laſſen. Dieſer Mittheilung waren zwei einander widerſprechende öſterreichiſche Aktenſtücke beigefügt geweſen. Zuerſt die Anzeige des bisherigen öſterreichiſchen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt, des Freiherrn von Menßhengen, daß er vom 11. December ein Schreiben des kaiſerlichen Miniſters im auswärtigen Amte zu Wien erhalten habe, welches alle amtlichen Beziehungen zwiſchen Wien und Frankfurt auf den diplomatiſchen Weg von einem auswärtigen Amte zum anderen verweiſe. Alſo ein direktes Eingehn auf den vorgeſchlagenen Weg Gagerns, auf den Weg geſandtſchaftlicher Unterhandlung. — Zweitens aber ein Schreiben des auswärtigen Amtes in Wien vom 28. December, welches ganz entgegengeſetzt lautete. Herr von Schmerling, welcher unterdeß in Wien geweſen und welcher an Baron Menßhengens Stelle als öſterreichiſcher Bevollmächtigter nach Frankfurt zurückgekehrt war, hatte dies zweite Schreiben mitgebracht und unter'm 4. Januar dem Reichsminiſterium zugeſendet. Mit dieſem Schreiben verließ das öſterreichiſche Kabinet ſeine Stellung, welche es mit dem Programm von Kremſier Deutſchland gegenüber eingenommen hatte. Es beſagte dieſes Schreiben, daß Oeſterreich durchaus nicht ausgeſprochen habe, nicht in den zu errichtenden deutſchen Bundesſtaat einzutreten. Oeſterreich werde in dem neuen deutſchen Staatskörper, wenn ein ſolcher zu Stande käme, ſeine Stelle zu behaupten wiſſen, und die „geſandtſchaftliche und diplomatiſche Verbindung“ weiſe es zurück. Eine gedeihliche Löſung der Frage werde nur auf dem Wege der Verſtändigung mit den Regierungen, unter welchen die kaiſerliche den erſten Platz einnehme, zu erreichen ſein.

In Bezug hierauf hatte denn Gagern in der Mittheilung an den Ausſchuß ſein Programm noch einmal in neuer Faſſung folgendermaaßen dargeſtellt:

„Es iſt vom Reichsminiſterium nicht in Zweifel gezogen worden, daß Oeſterreich eine deutſche Bundesmacht und berechtigt ſei, im Bundesverhältniſſe zu verbleiben.

„Das deutſche Volk in ſeiner Mehrheit will unbeſtreitbar die frühere Bundesverfaſſung ſo umgeſtaltet wiſſen, daß die Geſammtintereſſen der Nation durch eine Geſammtregierung mit Volksvertretung, unter Aufrechthaltung der Selbſtändigkeit der Einzelnſtaaten, inſoweit ſie damit verträglich iſt, ſouverain verwaltet werden.

„Der Charakter dieſes Bundesſtaates iſt deutlich in den bisher angenommenen Abſchnitten der Verfaſſung vorgezeichnet, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die zweite Leſung dieſen Charakter weſentlich ändern werde.

„Kein *rein deutſcher* Staat wird dieſem Bundesſtaate beizutreten verweigern können. Oeſterreich wird bei der Natur ſeiner Zuſammenſetzung mit außerdeutſchen Ländern eine Sonderſtellung einnehmen, es wird ſie einnehmen müſſen.

„Das Verhalten Oeſterreichs gegenüber den Anordnungen der Centralgewalt und Nationalverſammlung, ſowie das Programm von Kremſier haben dies auch unzweideutig ausgedrückt. Dieſes Programm ſagte ja: Oeſterreichs Fortbeſtand in ſtaatlicher Einheit iſt ein deutſches wie ein europäiſches Bedürfniß.

„Die Fortdauer einer ſtaatlichen Einheit der öſterreichiſchen Monarchie iſt unvereinbar mit der Unterordnung *eines*

Theils *) unter einen, von der Geſammtmonarchie unabhängigen, ſtarken, einheitlich regierten, kurz, dem Willen der Nation entſprechenden deutſchen Bundesſtaat.

„Was die Verſtändigung mit den Regierungen anlangt, ſo wird ſie nicht zu vernachläſſigen ſein, wo ſie zum Ziele führen kann. Das allgemeine Vereinbarungsprincip aber wird von der Nationalverſammlung zurückgewieſen.

„Die Hoffnung, den ſtarken Bundesſtaat mit einheitlicher oberſter Gewalt in der Geburt zu erſticken und durch ein Surrogat zu erſetzen, welches dem alten Bundestage mehr oder weniger ähnelt, dieſe Hoffnung wird zu Schanden werden.

„Aber auch abgeſehen von dem Verfaſſungswerke, der Note vom 28. December, und den Erläuterungen des neuen öſterreichiſchen Bevollmächtigten bleibt eine Verhandlung mit der öſterreichiſchen Regierung nöthig. Sowohl um das Inslebenführen der deutſchen Verfaſſung dadurch zu beſchleunigen, daß eine gegenſeitige Erklärung über das Verhältniß des nichtdeutſchen Oeſterreichs zu dem Geſammtdeutſchlande oder eventuell eine Union des Geſammtöſterreichs zu dem übrigen Deutſchland vorbereitet werde; als auch zur Erreichung der unmittelbaren Regierungszwecke der Centralgewalt und zur Erfüllung ihrer Pflicht, welche einen Bevollmächtigten an dem Orte nothwendig macht, wo die Neugeſtaltung eines Reiches ſich entſcheidet, welches zu einem großen Theile zu

---

*) Deshalb ſchlugen die Linken ſchnell ganz Oeſterreich vor mit Italienern, Polen, Ungarn und Kroaten.

Deutſchland gehört, und wo große europäiſche Intereſſen ihren Mittelpunkt finden.

„In welcher Form die Verhandlung geführt wird iſt an ſich Nebenſache. Indem das Reichsminiſterium die Ermächtigung nachſuchte, die geſandtſchaftliche Verbindung mit dem öſterreichiſchen Kaiſerthume anknüpfen zu dürfen, geſchah dies aus dem Grunde, weil die Sendung von Reichskommiſſarien von Seiten der Centralgewalt den Anſpruch auf eine exekutive Gewalt begründet, welche ihr in Oeſterreich geradezu abgeſprochen worden iſt.

„Das Reichsminiſterium wiederholt daher ſeinen in der Propoſition vom 18. v. M. begründeten Antrag dahin: daß es autoriſirt werde, zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weiſe mit der Regierung des öſterreichiſchen Kaiſerreichs Namens der Centralgewalt über das Verhältniß Oeſterreichs zu Deutſchland in Verhandlung zu treten."

Solcherweiſe neu begründet und gemildert lag die Frage vor am 11. Januar, und die Minorität des Ausſchuſſes, für welche Rüder Bericht erſtattete, trug darauf an: die erbetene Ermächtigung dem Reichsminiſterium zu ertheilen.

Venedey begann die Verhandlung mit ſentimentalen Phraſen, welche zur Löſung der ſchwierigen und allerdings ſchmerzlichen Frage nicht das Mindeſte beitragen konnten. Ihm folgte ſofort Heinrich von Gagern. Er ſprach gleich zu Anfange den Grundgedanken der Centren aus, welches eben nicht der Grundgedanke der Linken war: das Bedürfniß einer ſtarken

Einheit habe die deutſche Revolution zu einer Nationalverſammlung in der Paulskirche geführt. Das niederdrückende Gefühl, dem deutſchen Volke die ihm gebührende Rolle in Europa vorenthalten zu ſehn, habe die Revolution hervorgebracht. Die Aufgabe der Paulskirche alſo, welche das wahre Bedürfniß Deutſchlands erfüllen ſolle, gehe dahin: eine Verfaſſung zu finden, welche der Nation die gebührende Stelle in der europäiſchen Völkerfamilie ſichert.

Dies Bedürfniß ſei in Oeſterreich, welches bereits ein Großſtaat, am Schwächſten empfunden.

Man habe den beabſichtigten Bundesſtaat einen Schulbegriff genannt. „Nenne man die künftige Verfaſſung Deutſchlands wie man wolle, das Bedürfniß von Deutſchland iſt: daß eine Geſammtregierung, welche durch die Vertretung der Nation berathen und überwacht iſt, die Geſchicke der Nation leite und die nationalen, nothwendig einheitlichen Intereſſen verwalte." Eine ſolche Verfaſſung zu ſchaffen ſei und bleibe deutſches Bedürfniß.

Die zu bringenden Opfer würden nicht mit einem Male gebracht werden, darüber mache er ſich keine Illuſionen.

Oeſterreich habe eine erkennbare Aufgabe für ſein Sonderleben. Es habe am Wiener Kongreſſe abgewieſen, die große Rolle in Deutſchland, welche früher ſeinem Herrſcherhauſe beſchieden geweſen, wieder aufzunehmen. — Es habe ſeine deutſchen Vorlande aufgegeben; es habe nur ſeinen Einfluß in Deutſchland zu erhalten geſucht, ſeine Zwecke und

Beſtrebungen aber nach dem Oſten und weſentlich nach Italien gerichtet, wo es Erſatz geſucht. (Bewegung.) Das ſei die neuere Geſchichte Oeſterreichs. Preußen dagegen ſei ſtreng auf Deutſchland, Deutſchland auf Preußen angewieſen. Auch die große Mehrheit einſichtsvoller Preußen ſehe ein, wie Preußen nur im innigſten Zuſammenhange mit und in Deutſchland beſtehn und darin ſeine Zukunft ſuchen müſſe. (Beifall.)

Wiſſe man einen andern zum Ziele eines deutſchen Bundesſtaates führenden Weg vorzuſchlagen, ſo ſei er auf der Stelle bereit den ſeinigen zu verlaſſen. Er ſei himmelweit entfernt von der Behauptung: Oeſterreich dürfe nicht eintreten; er behaupte nur: Oeſterreich könne nicht, werde nicht eintreten. Und gerade, weil Dem ſo ſei und weil er eine Trennung nicht wolle dringe er darauf, den allein möglichen Zuſammenhang mit Oeſterreich, den Zuſammenhang im Staatenbunde bei Zeiten feſtzuhalten, bei Zeiten darin weiter auszubilden, worin er ausbildungsfähig ſei.

In Betreff der Vereinbarungstheorie ſagte er bei dieſer Gelegenheit folgende wichtige Worte:

„Ich habe es ſtets als die Bedingung der Macht und des Einfluſſes der Nationalverſammlung erachtet, daß nicht Machtſprüche rückſichtslos erlaſſen werden, ſondern daß die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ſolche ſeien, die der unzweifelhaften Unterſtützung der öffentlichen Meinung ſich zu erfreuen haben. Haben die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ſich dieſer Zuſtimmung der öffentlichen Meinung zu erfreuen, dann zweifeln Sie nicht, die Nation beſitzt die Energie, dieſen Beſchlüſſen ihre Wirkſamkeit zu ſichern. Es iſt keine Drehung, was ich ausſpreche, es iſt meine Anſicht vom natürlichen Verlauf der Dinge in der Zeit und unter den Verhältniſſen, in denen wir leben. Wenn auch Hinderniſſe beſtehn die wir nicht gerade zur Seite ſtoßen können, ſondern mit Schonung und Ueberlegung würdigen müſſen, um das größere Uebel durch das kleinere zu vermeiden, ſo iſt das ein Weg der Vereinbarung, den ich mir gefallen laſſe. Dabei nehme ich nichts zurück von dem, was ich über den Beruf dieſer Verſammlung und über die Macht der Nation geſagt habe.“ (Beifall aus dem Centrum.) „Was wir Souverainetät nennen iſt für mich nicht bloß ein Rechtsbegriff, ſondern auch ein Machtbegriff; und gerade weil häufig die Macht bei dem Rechtsbegriffe fehlte, hat dann die Souverainetät den Inhaber gewechſelt, und iſt übergegangen an die Macht der Nation, die unwiderſtehlich in dem Bewußtſein des Rechts gerechtem Wollen Geltung ſchließlich verſchaffen wird.“ (Beifall.) „Aber wenn das der wahre Sinn der Souverainetät iſt, ſo heißt das nicht, daß wir hier rückſichtslos beſchließen dürfen, ſondern daß wir denjenigen Anforderungen Rechnung tragen müſſen, die den Zweck nicht vereiteln, ſondern die Erfüllung leichtern und ſichern. Es giebt Schwierigkeiten die man freilich zu löſen ſuchen muß, ſo lange irgend Hoffnung zur Löſung bleibt und ehe man zum Aeußerſten greift. Bürgerkrieg wollen wir nicht. Haben wir uns mit den mächtigſten aller deutſchen Staaten verſtändigt, dann werden die minder mächtigen geneigter ſein ſich zu fügen. Oeſterreich muß alſo gefragt werden über das Verhältniß, in welches es zu Deutſchland treten will. Ich kann nicht vorausſetzen, daß es Jemand in den Sinn kommen könnte, Oeſterreich müſſe gegen ſeinen Willen in ein beſtimmtes Verhältniß zu Deutſchland gezwungen werden!“

Dies war aber der Sinn der Linken, welche jetzt mit den Oeſterreichern gegen ein „weiteres“ Bundesverhältniß Oeſterreichs ſtimmten. Die verſchiedenartigſte Meinung vereinigte ſich immer in der öſterreichiſchen Frage zu gleichem Votum gegen die Bundesſtaatlichen, und dies war von vornherein jener lügenhafte Keim, welcher die Konſtituirung Deutſchlands vergiftete.

Unmittelbar nach Gagern ſprachen zwei Oeſterreicher von entgegengeſetzten Standpunkten gegen Gagern. Arneth, welcher die Verfaſſung ſo erweitert ſehn wollte, daß Oeſterreich darin Platz habe; Camillo Wagner aus Steyr in Oberöſterreich, der auch jetzt noch die Paragraphen Zwei und Drei für anwendbar hielt auf Oeſterreich, der die Theorie unbekümmert um den nächſten Erfolg durchgeführt ſehen wollte. Er gehörte zu den gebildetſten und talentvollſten Oeſterreichern, und empfahl ſeinen Stamm durch alle die liebenswürdigen Eigenſchaften der Beſcheidenheit, Innigkeit und Herzlichkeit, an welchen man in der Parteiwuth ſo leicht irre werden konnte. Ach, es war ein tragiſches Schauſpiel, ſolche gründlich deutſch geſinnte Männer hoffnungslos ringen zu ſehn gegen das Unvermeidliche! Volksſtämme wie in Tirol, Salzburg, Ober- wie Nieder-Oeſterreich und Deutſchböhmen aus der engen Gemeinſchaft gewieſen zu ſehn, weil ihr Staat ein Großſtaat geworden und ſo große Anſprüche zu erheben, ſo viel weitere Aufgaben zu erfüllen hatte. All dieſe öſterreichiſchen Debatten waren eine endloſe Pein.

An dieſem Tage und an dieſem Thema kam auch ein Redner zu Falle, welcher die Hinderniſſe hart, faſt grauſam anzufaſſen pflegte, Wilhelm Jordan. Er hatte ſeinen Vortrag zu weit angelegt in Bildlichkeit und begegnete in dieſer Schwäche einer längſt angelegten ſtarken Unſitte der Linken, welche unwillkommene Redner durch ſyſtematiſche Unruhe zu vernichten ſuchte. Dies gelang ihr heute gegen den gefürchteten Renegaten vollſtändig, weil in ſeiner breiten Rede dem Centrum keine Gelegenheit geboten war, Aufmerkſamkeit für dieſelbe zu erzwingen. Schmerling dagegen erzwang ſie für ſich ſchon dadurch allein, daß er in ſolchem Augenblicke ſeiner Rückkehr und ſolcher Rückkehr auf der Rednerbühne erſchien. Nie hatte es dazu einer dreiſteren Stirn bedurft, nie war die öffentliche Meinung aufgeregter gegen ihn. Denn auch das Centrum und ein großer Theil der Rechten, ja ſelbſt die Ariſtokratie von Frankfurt, eigentlich Oeſterreich zugeneigt, war jetzt entrüſtet gegen ihn. Er hatte vor ſeinen Wählern in Wien eine Rede gehalten, in welcher er nach dem damaligen Eindrucke ſtocköſterreichiſch geſprochen und den ganzen deutſchen Standpunkte, welchen er ſogar officiell drei Vierteljahre vertreten, wie ein Spiel verleugnet hatte. Das war auch den öſterreichiſchen Frankfurtern zu Viel! Abſeit von ihm waren ſie getreten in den Geſellſchaften, und gereizt von der allgemeinen Mißhandlung, welche ihm widerfuhr, hatte er, der ſo eben noch Reichsminiſter im vollen Sinne des Bundesſtaates geweſen, er hatte ingrimmig geäußert: Euer Bundesſtaat kommt ja doch nicht zu Stande.

Dies in den erſten Januartagen des Jahres 1849 war eine unerhörte Ketzerei, und war von ſolchem Manne ausgehend, welchem man die jähe Wendung des öſterreichiſchen Kabinets abſeit vom Kremſierer Programme lediglich zuſchrieb, eine perſonliche Herausforderung ohne Gleichen. Gerächt hat er ſich, ſchrie man, gegen die Vertreibung aus dem Miniſterium, gerächt hat er ſich perſönlich — an der deutſchen Zukunft. Es gehörte das ganze kalte Blut dieſes politiſchen Kriegsmannes dazu, um ſolcher Stimmung auf der Tribune entgegen zu treten. Er leiſtete noch mehr. Er trat ihr auch mit der Abſicht entgegen, in nichts nachzugeben, nichts zuzugeben und — doch nichts zu ſagen. Und das brachte er wirklich zu Wege. Er ſprach, ſprach viel länger als gewöhnlich, beſprach alle die wunden Stellen, verletzte ſie ſogar auf's Neue, indem er ſagte „es giebt gar keine deutſche Geſchichte!“ und — ſagte doch nichts. Indem er „unumwunden“ und „umfaſſend“ Alles zu erledigen verſprach umwand und umwickelte er Alles ſo lange bis man von der urſprünglichen

Frage nichts mehr ſah; ja er „faßte“ die urſprüngliche Frage ſo lange „um“, daß ſie am Ende gar nicht mehr zu erkennen war. Und nach dieſer bemerkenswerthen diplomatiſchen Leiſtung im Vortrage ging er wie ein weichmüthiger, edelſinniger Sieger ſogar an ſuperlative Verſprechungen, pries ſeinen „hochachtbaren“ Freund Gagern, welchem er den Weg „anbahnen“ helfen wolle mit allen Kräften, und ſtieg unter lebhaftem Beifalle lächelnd herunter.

Woher der Beifall? Die Bedürftigen hatten den neuen Führer erkannt. Unter ſolcher klugen, jetzt von miniſteriellen Banden freien Leitung konnten all die verſchiedenartigſten Oppoſitionselemente gegen den beabſichtigten Bundesſtaat „coaliſirt“ werden. Der Inſtinkt einer „Coalition“ äußerte ſich zum erſten Male in dieſem Beifall. Von dieſem Inſtinkte geleitet ziſchten diesmal die Linken nicht, und aus dem Centrum, wo man gern objektiv äſthetiſch war, applaudirte Mancher mit, um die Kunſtfertigkeit Schmerlings anzuerkennen.

So ſchloß der erſte Tag dieſer Programm-Debatte mit einem furchtbaren Fingerzeige für die Zukunft. Um die Fahne „Oeſterreich“ wird ſich das bunteſte Kriegsvolk wie im dreißigjährigen Kriege, wird ſich Alles ſammeln, was den Bundesſtaat des Centrums nicht aufkommen laſſen will.

Unter ſolchen Umſtänden war es innerlich ganz unwirkſam, daß Ludwig Simon am folgenden Tage alle ſeine Streiche gegen Schmerling richtete. Ja, es machte nur einen geringen Eindruck als Beckerath in ſeiner Wendung, welche moraliſch verpflichten ſollte, der Verſammlung mittheilte: daß Herr von Schmerling als Miniſter noch kurz vor dem Eintritte Gagerns demſelben Programm beigeſtimmt habe, daß es alſo gar nicht überraſchend ſei, wenn er jetzt feierlich erkläre, die Verfaſſung des Bundesſtaates nicht nur nicht hemmen, ſondern fördern zu wollen. Für ſolche Feinheit der Moral waren die Herzen ſchon viel zu ſehr verhärtet. Was Moral! den Vortheil gilt's. Ultraiſtiſch mit dem Ideale hatte man begonnen Anno 48, ultraiſtiſch für die hausbackene Realität ſchloſſen Anno 49 alle diejenigen, denen die deutſche Sache ein aufzublaſender Schlauch geweſen war mit eigennützigem Athem und weiter nichts.

Die bedeutendſte Rede am zweiten Tage ging vom Herrn von Wydenbrugk aus. Er übertraf darin weit den „kleinen Staatsmann“, welchen er bis dahin ſtets in unerfreulicher Oppoſition gezeigt hatte. Auch heute war er Oppoſition, aber in größerem Stile und mit ſo viel gutem Verſtande, daß man darauf achten und ſeine klugen Folgerungen anerkennen mußte. Darin beſtand der nicht geringe Werth ſeines Vortrags, daß er die wahrſcheinlichen gefährlichen Folgen ſolch einer Abſonderung Oeſterreichs überzeugend auseinanderſetzte. Er hatte darin ganz Recht, auch für Viele Recht, welche den großen Schritt mit Gagern zu thun entſchloſſen waren. Hätte er nur auch ſo gut vorzuſchlagen gewußt, wie er zu kritiſiren wußte! In dem aber was er vorſchlug war nicht die mindeſte Hilfe. Was war denn, abgeſehen von Oberhauptsfrage und Volkshaus, in welchen beiden Punkten die öſterreichiſche Schwierigkeit ſich verpuppte, was war denn das Kapital-Hinderniß? Ein Theil Oeſterreichs ſollte von Wien und Frankfurt regiert werden, ſollte zwei gleichberechtigten Herren angehören, ſollte zweien Herren dienen und zwar zweien gleichberechtigten. „Jeder organiſche Körperbau kann nur einen Schwerpunkt haben; es iſt nicht denkbar, daß die deutſch-öſterreichiſchen Länder zugleich nach dem Centralpunkte der deutſchen Regierung gravitiren.“ So hatte es Beckerath bezeichnet. „Eine Geſammtregierung ſoll über den Bundesſtaat herrſchen“ hatte bündig Gagern den Grundgedanken ausgedrückt. Wie ſollte denn das möglich ſein, wenn Oeſterreich ſeine deutſchen Provinzen nicht abzweigen ließ?! Dieſe Provinzen konnten doch nimmermehr zugleich zwei Souverainetäten unterworfen ſein! Es war ja eben mit ihnen ganz anders als mit den Provinzen andrer Staaten. Alle andern Staaten ſollten ſich ganz einordnen unter die deutſche Souverainetät. Sie hatten zu ihrer Einzelnregierung ein klares, einfaches Verhältniß, welches abgemeſſen war nach den Souverainetätsrechten des deutſchen Reichs. Die deutſch-öſterreichiſchen Provinzen aber, ſtaatlich ganz und gar verbunden bleibend mit dem ſouverainen öſterreichiſchen Kaiſerthume, bekamen wirklich zwei Souveraine, den Kaiſer von Oeſterreich und das deutſche Reichsoberhaupt, und zwar den Kaiſer von Oeſterreich als Herrn außerdeutſcher und deutſcher länder völlig unabhängig vom deutſchen Reichsoberhaupte. Das war doch in alle Wege ein Doppelleben, welches nicht nur die Verwirrung und den ewigen Streit, ſondern den Tod in ſich trug. Entweder der öſterreichiſche Befehl oder der deutſche Befehl mußte gelten, und damit dies möglich wäre mußte man von der naiven Vorausſetzung ausgehn, ſie würden einander immer gleich lauten.

Ueber dieß Kapitalhinderniß, durch welches eben Alles bedingt wurde, war Herr von Wydenbrugk hinweggeſchlüpft. Was half alſo alle Weisheit der Oppoſition? Sie entwickelte uns die großen Schwierigkeiten des von Gagern vorgeſchlagenen Auswegs, aber ſie täuſchte über die Möglichkeit eines andern Auswegos entweder gefliſſentlich oder leichtſinnig. In Wahrheit hatte ſie keinen.

Dieſes Nippen und Naſchen, Tadeln und Kritteln, dieſes Halbwiſſen und Halbwollen, welches in jeder geſetzgeberiſchen Verſammlung vom Uebel, in einer konſtituirenden aber von dreifachem Uebel iſt, dies ſchlimmdeutſche Möchte und Könnte nahm Vincke am dritten Tage der Debatte vor und ſchüttelte es unbarmherzig. Von Wydenbrugk erlebte dabei eine ſchlimme Stunde. Er hatte ſie verdient, um ſo mehr verdient, je deutlicher er in dieſer öſterreichiſchen Frage an den Tag gelegt, daß er ein ſcharfer politiſcher Verſtand und ganz wohl ausgerüſtet ſei, den Lebensnerv der Dinge herauszufinden, daß er aber den Parteiwendungen die Wahrheit unterordne.

Vincke's Stellung war in dieſer Frage eine ſehr vortheilhafte. Er hatte die konſervativen Oeſterreicher bei allen kritiſchen Fragen unterſtützt, und konnte nun mit gutem Fuge ſagen: jetzt bleibt bei der Stange! Ich habe, ſagte er, dagegen geſprochen und ich und meine Freunde haben dagegen geſtimmt, daß Oeſterreich zu einer entſcheidenden Antwort genöthigt werde „zu einer Zeit als Oeſterreich ſelbſt kaum wußte, wo ſeine Regierung ſich befand. Wir haben es gethan, um der Regierung in Wien“ (der revolutionairen im Oktober) „welche gern eine teutoniſche Maske anlegen wollte keinen Vorſchub zu leiſten, wir haben es gethan um Oeſterreich das geeignete Wort zu laſſen wenn es an der Zeit wäre, endlich auch entſchieden aus dem deutſchen Geſichtspunkte um für den Fall, daß in Folge der Bewegung in Wien denn doch ein Auseinanderfallen Oeſterreichs ſtatthaben möchte, die deutſchen Provinzen für den Bundesſtaat retten zu können. Darum haben wir früher ſo geſtimmt. Wodurch ſind wir nun genöthigt, in entſchiedenerem Sinne uns auszuſprechen, wodurch anders als durch Oeſterreich ſelbſt? Das verehrte Mitglied für Weimar hat uns geſagt: wir wenigſtens ſollten den Schnitt nicht thun. So ſagte uns auch damals der Referent des Ausſchuſſes: Wir ſollten nur eine Frage richten an Oeſterreich. Nun wohl. Wer hat die Antwort gegeben, wer anders als das Programm von Kremſier? Wenn Angeſichts von Europa uns eine ſolche Antwort in's Geſicht geſchleudert wird, was ſollen wir thun? Sollen wir dazu in die Hände klatſchen, oder dabei weinen wie die Kinder, oder ſollen wir uns einfach fragen wie es beſonnenen Männern ziemt: welche Bedeutung hat das Programm für Deutſchland?"

„Wir ſind berufen, eine Verfaſſung Deutſchlands zu machen, nicht eine einförmige, ſondern eine ſolche, welche dem Intereſſe des Geſammtvaterlandes entſpricht, und wenn wir der Anſicht ſind, daß Oeſterreich nicht in den Bundesſtaat eintreten kann, ſondern in einem andern Verhältniſſe mit uns innig und feſt verbunden ſein wird, wollen Sie dann die öſterreichiſchen Deputirten ausſchließen, an dieſem gemeinſamen Werke mitzuarbeiten? Wollen Sie den Inſinuationen des verehrten Mitgliedes für Gießen" (Vogt) „denn Stoff geben, daß die ganze Frage nichts weiter heiße als die Oberhauptsfrage, die öſterreichiſchen Deputirten hinauszuärgern im Intereſſe von Preußen? Die Meinung iſt von mir fern und wie ich überzeugt bin von allen meinen Landsleuten." (Stimmen auf der Linken: Ja, ſo iſt es! Bravo auf der Rechten und im Centrum.)

Uebrigens hatte er, wie vor ihm Georg Beſeler in ſeiner kräftigſten Rede, geſagt, daß *einen Theil* des *Centralſtaates* Oeſterreichs in den Bundesſtaat aufnehmen, das Unmögliche unternehmen; und daß die Aufnahme des *ganzen* Oeſterreich eine monſtröſe Mißgeburt verſuchen heiße. Einen *deutſchen* Staat wenigſtens könne man dies niemals nennen, und einen *deutſchen* Staat zu ſchaffen ſei ja doch die Nationalverſammlung berufen. Kurz, er erklärte ſich mit ſeiner ganzen Kraft und Entſchiedenheit für das Gagernſche Programm, für den engeren und weiteren Bund.

Trotz dem war nicht abzuſehen, wohin ſich die Waagſchale ſenken werde. Von der Rechten gingen in ſolcher Frage keinesweges Alle mit Vincke. Aus dem rechten Centrum trennten ſich viele von ihren bisherigen Genoſſen. Auf dem linken Centrum hatte man durch Wydenbrugk eine Oppoſition aus dem Würtemberger Hofe ankündigen hören. So nahe am eigentlichen Centrum alſo ſchon begann die Oppoſition. Weiter links war gar nichts zu erwarten. Und dazu kam die jetzt immer deutlicher hervorbrechende Stammeseiferſucht, welche während der Debatte mancherlei giftige Nahrung erhalten hatte. Würth aus Wien, nächſt Somaruga und Beda Weber zu den leidenſchaftlichſten Parteigängern Oeſterreichs gehörig, hatte ſich verleiten laſſen, von ſeinen beſonderen Kenntniſſen aus dem Unterſtaatsſekretariat Gebrauch zu machen auf der Rednerbühne, um zu belegen, daß Preußen ebenſo wenig wie Oeſterreich der Centralgewalt zu Willen geweſen, und hatte damit eine garſtige Scene herbeigeführt. Vincke hatte mit Leichtigkeit nachgewieſen, welch ein Unterſchied darin zu Gunſten Preußens vorliege vor Aller Augen, er hatte ſich aber ſeinem Naturel gemäß mit dem faktiſchen Nachweiſe nicht begnügt, ſondern die Abwehr ausgedehnt auf den perſönlichen Unterſtaatsſekretair, welcher, eben aus dem Amte geſchieden, ſeine Amtskenntniß zu ſolchen Verdächtigungen auf der Tribune benütze. Das ſei gegen alle deutſche Anſicht von Amtstreue, und jetzt fände er es auch begreiflich, warum man keinen Oeſterreicher mehr im Miniſterium wolle. Dieſe Verallgemeinerung eines allerdings bedenklichen Schrittes, welchen ſich der Einzelne erlaubt hatte, erregte nicht nur Tumult, ſondern war freilich geeignet, die gegenſeitig gereizte Stimmung zu erhöhen. Vogt, welcher ſchadenfroh mit der Linken jubelte, daß man ohne gründliche Revolution nichts zu Stande bringen könne, warf mit gutem Bedacht dieſe öſterreichiſche Debatte auf die Oberhauptsfrage, und ſtachelte Manchen auf, welcher bis dahin unbefangen geblieben war. Wenn Oeſterreich aus dem engeren Bunde hinaus iſt, rief er, dann iſt die Oberhauptsfrage für Preußen entſchieden, und dies iſt der Kern unter der miniſteriellen Schale!

Unter ſolchem Eindrucke tief aufgeregter Eiferſucht ſchloß man am dritten Tage gegen zwei Uhr ohne das Ende erreicht zu haben, ohne des Ausganges nach der einen oder der andern Seite ſicher ſein zu können. Eine Nachmittags- und Abendſitzung ſollte nach Verlauf einer Stunde folgen. Gagern wollte noch einmal ſprechen vor den Berichterſtattern.

Die Gasflammen waren angezündet, als er zu dieſem Ende auf der Rednerbühne erſchien, groß und ernſt, weich und mild, eine Zeitlang auch gegen die Linke, bis dieſe ihr zum Stil gewordenes Dreinſprechen und Schreien auch gegen ihn verſuchte, und mit einigen zornigen Zurechtweiſungen von ſeiner Seite büßte. Er war nie gewaltiger als im Zorne, weil auch der Feind nie einen Augenblick bezweifeln konnte, daß Alles was er wollte, ſagte und that auf ſittlicher Grundlage ruhte, auf ehrlicher patriotiſcher Abſicht. Wie der Jupiter wendete ſich dann ſeine mächtige Geſtalt in voller Bewegung gegen den Feind, und unter den ſtarken zuſammengezogenen Brauen hervor warf das Auge ſeine Blitze.

Wer hätte einſt geglaubt, daß ein Miniſterium Gagern jeden Fußbreit Bodens werde erkämpfen müſſen zu ſeinem Eintritte! Es war aber jetzt ſo, weil Gagern erſt eintrat, als die gefährlichſte Arbeit zu thun übrig war.

Er begann gegen dieſe heraufbeſchworenen Dämonen der Stammes-Eiferſucht. Er wollte den Standpunkt feſtzuhalten ſuchen, der ihm „während ſeines ganzen Lebens der natürliche“ geweſen, „nicht irgend einem deutſchen Volksſtamme zu Liebe oder zu Leide“ wollte er reden, „das ganze Volk, das Vaterland wollte er im Auge behalten.“

„Wir ſind noch weit von der Einheit“, rief er, „wenn ſolche Stimmungen ſich wiederholen ſollten. Sympathieen und Antipathieen müſſen niedergekämpft werden, ſonſt iſt die Löſung der Frage die uns vorliegt unmöglich.“

Dann zeichnete er deutlich die zwei Wege, welche vorgelegen für das Errichten einer deutſchen Einheit: die tabula rasa der Linken, welche er nicht gewollt und nicht wolle, und die Verſtändigung auf dem Boden der Thatſachen, welche allerdings ſchwer ſei. „Ich mache nicht Anſpruch darauf Prophet zu ſein“, fuhr er fort, „und weiß nicht, wie dieſe Frage endlich gelöſ't werden wird. Das aber halte ich für meine und unſere Pflicht, und dieſe Pflicht werde ich erfüllen; daß ich vor der Nation ausſpreche, was ich als die Bedingungen erachte, unter denen bei den gegebenen Verhältniſſen die Einheit, der ſtarke Bundesſtaat hergeſtellt werden kann. Wird er ſo nicht hergeſtellt, nun denn, ſo ſind wir für die Verwirklichung noch nicht reif; die allein praktiſche Idee wird ſich in der öffentlichen Meinung weiter Bahn brechen, und nach uns, vielleicht nach abermaligen ſtarken Erſchütterungen wird es dann Andere geben, welche die Aufgabe zu löſen nochmals verſuchen werden."

„Kann Oeſterreich in den Bundesſtaat treten"? fragte er mit vollem Nachdruck. „Das iſt die Frage die zunächſt gelöſ't werden muß. Ich habe mich verpflichtet — und dies war die Erweiterung, für Viele die Abſchwächung ſeines Programmes — „dem Beweiſe der Möglichkeit mich nicht zu verſchließen. Wenn der offene und entſchiedene Wille Oeſterreichs dargethan wird, mit ſeinen deutſchen Provinzen in den Verfaſſungsſtaat einzutreten, den wir mit den Eigenſchaften des Bundesſtaates zu bilden im Begriff ſtehn, dann würde ich eben ſo offen dazu die Hand bieten, und ich würde es für die beſte That meines Lebens betrachten, wenn ich auch nur ein Geringes dazu beizutragen vermocht?" (Lebhaftes Bravo im Centrum und auf der Rechten. Unruhe auf der Linken.) „Was mir aber", ſetzte er mit ſchwächerer Stimme hinzu, „die Schwierigkeit, die Unwahrſcheinlichkeit recht verdeutlicht, welche dem Eintreten Oeſterreichs in den Bundesſtaat ſich entgegen ſtellen, das iſt auch der Umſtand, daß ſelbſt unter den Mitgliedern dieſer Verſammlung, die ſich über dieſe Frage nicht etwa ſeit Tagen, ſondern ſeit Monaten zu verſtändigen ſuchen, daß dennoch ſelbſt in dieſer Verſammlung nicht drei Oeſterreicher ſind, die übereinſtimmend darüber denken: wie es ermöglicht werden ſoll.“ (Hört!)

Und nun unterſuchte er nochmals die beiden Formen ſogenannter Möglichkeit. Entweder Oeſterreich mit den deutſchen Provinzen, oder Oeſterreich als Ganzes. Jenes, „die früher viel verbreitete Idee, haben wohl die Meiſten aufgegeben. Wenige beharren noch dabei. Ich glaube nicht daran.“ Es handle ſich nicht bloß um Paragraph Zwei und Drei, zwanzig andere ſtünden entgegen. Dieſes, der Eintritt ganz Oeſterreichs, werde doch nur von Wenigen geglaubt und noch Wenigere wünſchten es. „Ich achte alle Meinungen, auch die, welche ſich in kriegeriſchem Ruhme gefällt, der an die Idee einer großen weltgebietenden Macht ſich anſchließt. Dem Ehrgeiz, einer ſo großen Nation anzugehören, bin ich nicht verſchloſſen. Aber die vorwaltende Idee unſrer Zeit, von der wir uns ungeſtraft nicht entfernen dürfen, iſt die Entwickelung der Freiheit auf nationaler Grundlage. Mit dieſer Bedingung unſerer Entwickelung iſt die Bildung eines ſolchen Geſammtſtaates nicht vereinbar. Mit den Forderungen der Nationalität iſt es nicht vereinbar, daß wir ein Dutzend fremder Nationen hier mit uns tagen laſſen, deren Stimmenverhältniß wir kaum kennen. Mit den Bedingungen der Freiheit iſt es aber noch weit weniger vereinbar, und das ſcheinen doch diejenigen, welche jener Anſicht das Wort reden als eine nothwendige Folge derſelben zugeben zu müſſen, daß dann gar keine wahre Volksvertretung beſtehe, indem Deutſchland alsdann ſich als Föderativſtaat im weiteren Sinne konſtituiren und darauf ſich beſchränken müßte, etwa durch Deputirte der Provinzialſtände der verſchiedenen föderirten Nationen die gemeinſchaftlichen Intereſſen vertreten zu laſſen. Das, meine Herren, bietet nicht die Erfüllung der Aufgabe, für deren Löſung wir hier zuſammengetreten ſind, die Freiheit auf der Grundlage nationaler Einheit zu begründen.“ (Bravo im Centrum und auf der Rechten. Unruhe auf der Linken.) „Wenn aber Oeſterreich nicht mit ſeiner Geſammtmonarchie eintreten könnte, wenn es auch nicht bloß mit ſeinen deutſchen Provinzen eintreten kann ohne, was es nicht will, die Geſammtmonarchie zu zerreißen — wie dann? Dann ſehe ich keine andere Löſung, als daß es Oeſterreichs Beſtreben ſein müßte, die Bildung des Bundesſtaates zu verhindern zu ſuchen, oder nur unter ſo laxen Formen zuzulaſſen, daß er keinem Intereſſe genügt, und die Hoffnung unſrer nationalen Entwickelung vereitelt wird.“

Bis daher gingen nun wohl Manche noch mit ihm, die ſich vor der Entſcheidung all dieſer Fragen fürchteten, und die eigentlich der Meinung waren, Waſſer und Feuer ließen ſich vorſichtig an einander gebracht doch verſöhnen: in warmem Waſſer. Gegen Gagern zu ſtimmen wurde ihnen doch gar zu ſchwer. Aber wie erſchracken ſie, als er ihnen den ſchützenden Nebel der Zukunft ſchonungslos hinwegriß, als er die Oberhauptsfrage, dies ſtachliche Ungethüm, reſolut in die Hand nahm und blankhin ſagte: er ſei und bleibe für ein einheitliches, ja, wenn man es denn jetzt ſchon wiſſen wolle, für ein erbliches Oberhaupt. Stürmiſcher Jubel des Centrums und der Rechten überſchüttete dieſe, wie Manche ſeufzten, unnöthige Aufrichtigkeit, aber dieſer Jubel bedeckte nicht die Wunde, welche nun auf einmal wieder weit aufgeriſſen war. Ein klein wenig Balſam träufelte nur Gagerns Verſicherung, daß er hiermit nicht die Miniſter-Meinung, ſondern daß er nur ſeine perſönliche Meinung ausſpreche.

Er ſetzte hinzu, daß er nie anders gedacht; daß er es für einen inneren Widerſpruch halte, die Monarchie in den Zweigen und die Republik im Gipfel haben zu wollen, „wo es gerade erſt recht der einheitlichen Führung bedürfe". Wolle man dem republikaniſchen Gipfel leidlich ausweichen, ſo komme man auf nichts anderes als den alten Bundestag. „Von der Vernichtung dieſes Zuſtandes aber ſind wir ausgegangen, etwas Beſſeres an die Stelle treten zu laſſen, ein Princip der einheitlichen Regierung, das betrachteten wir als die Aufgabe. Als zuerſt die Idee der Vertretung der Nation am Bundestage angeregt wurde von meinem verehrten Freunde Baſſermann" — (Gelächter auf der Linken, welche dieſem verhaßteſten weil gefährlichſten Gegner ſolch einen Titel verleiden wollte) „Ja wohl, meine Herren", rief Gagern, indem er ſich mit lang vorgeſtrecktem Arme und furchtbar anſchwellender Stimme gegen die Linke wendete, „ja wohl, von meinem verehrten Freunde Baſſermann“ (Stürmiſcher Beifall des Centrums und der Rechten) „und es iſt Keiner zu gut, der nicht durch ſeine Freundſchaft geehrt würde“. — „Als zuerſt die Frage“ (daß Welcker ſie früher, Behr, Görres ſie am Früheſten angeregt gab er verbindlich zu) „mir entgegentrat, da kam ich zu dem Reſultate, daß eine Vertretung der Nation am Bundestage — da hier eine einheitliche, verantwortliche Regierung nicht beſtehe, noch ſeiner Natur nach beſtehen könne — nicht thunlich ſei. So ſehr ich von der Idee ergriffen war, ſo ſetzte ich doch die größten Zweifel in die Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Es mußte das Vaterland in neue Phaſen eintreten, um dieſe Idee in praktiſcher Weiſe zu verwirklichen; man mußte eine Regierung ſchaffen, die ſelbſtändig durch verantwortliche Miniſter der Volksvertretung gegenüberſteht. Eine ſolche Regierung iſt nicht möglich bei der republikaniſchen Spitze, welche von dem Auftrage der Staaten abhängt; ſie iſt zum Heile der Nation nur möglich, wenn ein einheitliches Oberhaupt an der Spitze ſteht.“

Alle Schwierigkeiten gab er bereitwillig zu, darauf zurückkommend, daß ſie zu löſen ſeien, wenn man ſich mit Oeſterreich verſtändigen könne. „Glaubt man denn übrigens“ ſetzte er noch hinzu, „die Schwierigkeiten würden geringer ſein, und es würden dann nicht die Mächte einander gegenüberſtehn, wenn nicht aus der preußiſchen, ſondern aus der öſterreichiſchen Familie das Oberhaupt erwählt würde?! O nein! rief das Centrum.

Nachdem er noch das Direktorium als die Verewigung des Opfers, des Streites und der Intrigue bezeichnet hatte, ging er denn ſchließlich auf den „weiteren Bund“ ein, welchen mit Oeſterreich vorzubereiten er bevollmächtigt ſein wolle.

Die Anhaltspunkte für eine ſolche Union böten ſich ſehr natürlich dar, und er müſſe geradezu in Abrede ſtellen, daß nur von einem völkerrechtlichen Bündniſſe wie mit jeder andern Macht die Rede ſein könne. Iſt das, fragte er, „ein bloß völkerrechtliches Bündniß, wenn wir eine gemeinſchaftliche Handelspolitik und Zollgeſetzgebung, wenn wir eine Schiffahrtsakte gemeinſam haben? Wäre das bloß ein völkerrechtliches Verhältniß, wenn in der Weiſe wie bisher zwiſchen den Zollvereinsſtaaten die Kaſſen gemeinſchaftlich ſind? Iſt das nicht ein Verhältniß, wobei die volle Selbſtändigkeit des betheiligten Einzelnſtaates für die Wahl ſeiner politiſchen Richtung zum Voraus aufgegeben und ein Unterpfand geleiſtet iſt, für ein Zuſammenhalten bei politiſchen Eventualitäten? Es gibt eine Reihe von Intereſſen, ſowohl materielle als politiſche, welche bei einer Union als gemeinſchaftliche erklärt und geregelt werden können und welche geeignet ſind, die nationalen Unionsbande zwiſchen den beiden Staatenkomplexen enger zu verknüpfen.“

Er ſah voraus, daß man nach der neuſten Note Oeſterreichs vom 28. December, welche Herr von Schmerling gebracht, kein Eingehn Oeſterreichs auf ſolche Unionsverhältniſſe, oder doch wenigſtens große Schwierigkeiten in den Einzelnpunkten vorausſetzen müſſe. Er zog alſo ein Aktenſtück des öſterreichiſchen Handelsminiſteriums hervor, welches klar und überzeugend darthat, daß eine gleichmäßige Theilung der Konſulargeſchäfte zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland leicht und förderſam ſei. Oeſterreich werde gegen Oſten und Süden als Verfechter des deutſchen Handels, Deutſchland ſolle gegen Weſten als Beſchützer des öſterreichiſchen Verkehrs auftreten. Beides werde in ſolcher Solidarität mit mehr Nachdruck und Wirkung geſchehen können als den beiden Mächten jeder für ſich erreichbar ſein würde.

Dies mit lebhaftem Beifalle vom Centrum und der Rechten aufgenommene Aktenſtück war vom — 26. Decbr. datirt.

Hiermit ſchloß Gagern, nachdem er noch in wenig Worten begründet hatte, warum eine ſolche Lebensfrage deutſcher Verfaſſung, deren ſofortige Betreibung dem Miniſterium unerläßlich ſcheine, zur Kabinetsfrage gemacht worden ſei und gemacht werden müſſe. Unter anhaltendem ſtürmiſchen Beifalle trat er ab.

Der Berichterſtatter der Minorität, Rüder, verzichtete nach ſolcher erſchöpfenden Rede auf das Wort, und nur der Berichterſtatter der Majorität, Giskra, ſprach noch eine Stunde lang mit all der Behendigkeit ſeines Talentes, welche Richtiges und Mißliches zu Steigerungen aufzuhäufen und den Beifall des Augenblicks zu erringen weiß. Irgend eine

Stimme konnte ſolch ein Parteigänger nicht ab- und nicht zuwenden.

Es war Abend geworden und die Abſtimmung erfolgte. Das Miniſterium und die Minorität des Ausſchuſſes hatten ſich auf ein Amendement vereinigt, welches von der Rechten und namentlich von den Baiern Wulffen, Gombart und Genoſſen eingebracht worden war. Sie klammerten ſich an die Zuſage, daß die Unterhandlung mit Oeſterreich nicht den möglichen Zutritt Oeſterreichs ausſchließen ſolle, ſie klammerten ſich als vermittelnde Männer daran, um nicht gegen Gagern ſtimmen zu müſſen. Das Amendement lautete:

„Die Nationalverſammlung wolle dem Reichsminiſterium die in der Vorlage vom 18. December 1848 — modificirt durch das Schreiben vom 5. Januar 1849 und erläutert durch die Erklärung des Miniſterpräſidenten in der Sitzung vom 11. deſſelben Monats — erbetene Ermächtigung ertheilen.“

Kurz vor der Abſtimmung ſchloß ſich noch Reh von Darmſtadt mit einigen Freunden an dieſes Amendement, und ſomit waren doch einige Stimmen aus Weſtendhall geſichert. Die Ausſicht ſtieg, daß eine kleine Mehrheit, eine kleine! für das Miniſterium Gagern entſtehn könne. Die Abſtimmung war maaßgebend für den ganzen noch übrigen Haupttheil der Verfaſſung, und wenn hier ſchon, wo noch Manches in der Schwebe blieb und wo es ſich perſönlich für oder gegen den Hauptmann der Paulskirche handelte, wenn hier ſchon eine kleine Mehrheit zweifelhaft war, wie ſollte es werden in der Oberhauptsfrage?!

Mit Spannung folgte man jedem Namen. Der Buchſtabe A brachte ebenſoviel Nein als Ja, und als der alte Arndt ſein Ja mit tapferer Stimme rief, da machte ſich die künſtliche Erbitterung Luft, und von der Linken ſchrie man dem alten Sänger ſpöttiſch den Endreim ſeines Liedes entgegen: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“

Die Zeitungen verfehlten nicht zu erzählen, der Greis ſei erſchöpft und erſchrocken über dieſe Verleugnung, dies Opfer und dieſe herbe Erinnerung hinten über geſunken. Es iſt kein Wort davon wahr. Ernſt Moritz Arndt iſt ein ſo geſunder alter Knabe, daß er ſich von Stichworten nicht beſtechen und nicht einſchüchtern läßt. Der engere und weitere Bund, ſagte er Jedem der es hören wollte, iſt die einzige Möglichkeit: Deutſchland aus ſeiner politiſchen Nichtigkeit zum politiſchen Staatsweſen zu erheben. Dieſer engere Bund allein, ſetzte er hinzu, ſchafft aus dem literariſchen Deutſchland den Anfang eines politiſchen Deutſchlands. Der engere und weitere Bund trenne Oeſterreich nicht nur nicht, ſondern er ziehe es näher heran als es je geweſen, während die Gegner des engeren und weiteren Bundes mit unklarer Phantaſie nichts weiter zu Wege bringen würden in ihrer Feindſchaft gegen organiſchen Anfang, nichts weiter als Verewigung des bisherigen deutſchen Breies, welcher ſtets durch die Finger gleite, ſobald man dies Deutſchland zu anderem Zwecke als zu dem eines Liedes anfaſſen wolle.

Mit ſolcher Geſinnung war er weit entfernt davon, von jenem höhnenden Zurufe peinlich berührt zu werden. Im Gegentheil machte das weiße Haupt und der immer noch rüſtige Körper im blauen deutſchen Rocke eine halb abſchmeckende, halb zornige Bewegung gegen die Schreier, als wollte er ſagen: Ihr verſteht's nicht beſſer, und Ihr am wenigſten werdet mir mein Lied deuten! Bald darauf aber lachte er in ſeiner gutmüthigen Weiſe, welche die Meinungsverſchiedenheit als zum Menſchenweſen gehörig hinnimmt. Dieſe Milde hat ihn während der Parlamentszeit nie gehindert, ſehr feſte Meinungen zu haben und ſehr feſt zu vertreten. Er ging bei den verfänglichſten Fragen unbekümmert um Unpopularität auf die Tribüne und redete gegen den franzöſiſchen Nivellirungskram hinein, daß die Fetzen flogen. Es war überall ein ſicherer Verlaß auf ihn wie auf einen viel erprobten Wanders- und Kriegsmann, der Alles wohl erwogen hat und weder nach links noch nach rechts ein Blatt vor den Mund nimmt. Ein Kernmann! Der Splint mag von den Jahren ſchadhaft werden, und auch dieſer bleibt ihm, dem täglichen Fußgeher, welchem man immer auf den Spazierwegen Frankfurts begegnete, auch dieſer Splint des Leibes bleibt dem ſiebzigjährigen Greiſe wunderbar feſt; der Kern aber iſt nur ſtärker geworden ſeit der Oppoſition gegen Napoleon und gegen polizeiliche Reſtauration. Er war mit ſeiner lauten Stimme in den Geſellſchaften ein Schrecken für alle zarten Gewebe, die nichts brauchen konnten von einem durchgreifenden Entſchluſſe; er war bis zum letzten Athemzuge des Parlaments einer der Entſchloſſenſten für den parlamentariſchen deutſchen Bundesſtaat in erſter, die Union mit Oeſterreich in zweiter Linie.

Ueberhaupt erwieſen ſich die alten Herren der Märtyrerzeit tapfer und feſt. Sylveſter Jordan, der Tiroler, ſtimmte auch an dieſem Tage wie immer mit dem Centrum, ſtimmte trotz des Tiroler Herzens für Gagern. Er wußte zu gut, daß ſeine geliebte Heimath dadurch nicht von Deutſchland getrennt, daß ſie aber Deutſchland gefährlich würde, wenn ſie zur Verneinung des Bundesſtaates beitrage.

Jakob Grimm war nicht mehr da. Der ſchöne alte Kopf mit krauſem ergrautem Haare und den ſchönſten blauen Augen war verſchwunden vorn aus dem Mittelgange, dicht an der Rednerbühne, wo er ſo beredt zuzuhören wußte, beredt durch Aufmerkſamkeit auch für den mittelmäßigſten Redner. Ganz wie ein Literarhiſtoriker, welchem jedes Buch von Wichtigkeit. Mochte er ſich auch in der Periode der Grundrechte, wo er zuweilen über allgemeine Freiheitsfragen liebevoll phantaſirend ſprach, mochte er ſich da auch mitunter gar zu hingebend an abſtrakte Wünſche erwieſen haben, in den letzten Fragen um deutſche Eintheilung erwies er ſich doch ſehr bündig. „Wo drei Deutſche über Deutſchland ſprechen, da gibt es vier verſchiedene Meinungen!“ Das vergaß er nicht, und in

Gotha erſchien Jakob Grimm wieder auf der Bühne als ein zum Gagernſchen Programm gehöriger Mann.

Das überhaupt kann man nicht leugnen, daß zu dieſer Fahne die große Mehrzahl jener Notablen in Deutſchland getreten iſt, welche im öffentlichen Leben Uebung, Ruf und Achtung voraus hatten. In wie hohem Grade dies der Fall war, dafür ſprach das Aufſehn, welches die Abweſenheit Welcker's erregte. Welcker faſt allein ſtand von den Männern ſtaatskundigen und patriotiſchen Rufes nicht bei dieſer Fahne. Er ſtimmte auch heute gegen ſie. Noch ſechs Wochen lang focht er gegen den engeren Bundesſtaat, dann erſt ergriff er die Gelegenheit der öſterreichiſchen Verfaſſung, welche ein Centralreich verkündete, und wurde aus dem Saulus gegen den Bundesſtaat ein Paulus für denſelben.

Gegen acht Uhr des Abends am 13. Januar ergab die Abſtimmung für das eben erwähnte Amendement, alſo für das Miniſterium Gagern, 261 Stimmen. Dagegen 224.

Mit einer Mehrheit alſo von 37 Stimmen nur — und unter dieſen 37 war wiederum die Mehrheit damals noch nur dem Charakter Gagern's anhängig, nicht aber ſeiner Politik in der öſterreichiſchen Frage — wurde dem Miniſterium Gagern die beſtrittene wie gefürchtete Aufgabe anvertraut.

Man konnte ahnen, daß unter ſolchen Umſtänden das Werk ſchwerlich vom erſten Parlamente vollendet werden könne. Dieſe Frage, die größte deutſche Frage, war erſichtlich noch nicht reif. Man ſchritt aus der Kirche in die Dunkelheit des

Abends hinaus, und behielt von all den Gedanken nur einen vor der Seele. Dieſer eine wich und wankte nicht und hat uns nicht mehr verlaſſen: Es mußte endlich, wenn je ein deutſcher Staat entſtehen ſoll, in den romantiſchen Wirrwarr politiſcher Vorſtellungen Deutſchlands ſcharf eingeſchnitten ſein, damit ein organiſcher Gedankengang geweckt werde. Auf ſolchem Gange allein kann ein Volk zur Nation werden. In dem alten unorganiſchen Reichthume fortträumend verzettelt es ſeinen Reichthum immer mehr zu Reichthümern, welche wie Schweiz, Elſaß, Lothringen, Burgund, Schleswig, Kurland im Säckel fremder Herren liegen. Nie hat ſich das deutſche Reich ſcharf abgliedern mögen, und darum iſt es ſtets vermindert worden. Jetzt iſt's bereits ſo weit, daß eigentliches Deutſchland nur noch der geringere Theil genannt wird. Die abgegrenzten Staaten Oeſterreich und Preußen haben es bereits überholt. Entſchließt es ſich auch jetzt noch nicht zu klarer, feſter Form, indem es ſich mit einem ſeiner Großſtaaten völlig vereinigt, ſo geht ſein Name und urſprünglicher Charakter rettungslos zur Neige. Diejenigen, die Alles halten wollen in einem ſchlotternden Bande — verlieren Alles. — Was aber in ſolchem öffentlichen Ringen der Geiſter einmal als Reſultat herausgebildet worden iſt vor einem zuhörenden Volke, das iſt nicht mehr zu verlieren. Dies Parlament kann untergehn wegen dieſer Löſung des Räthſels; die Löſung wird nie wieder vergeſſen. Die Mutter ſtirbt, das Kind wird aufwachſen.

Schmerzlich genug für uns, die wir in den Vollgenuß eines nationalen Staates und Lebens mit beiden Füßen einzutreten dachten, und die wir uns auf die langſame, vielleicht unſer perſönliches Leben überdauernde Erziehung eines Kindes angewieſen ſeyn.

6.

Nun ſchritt man ſchon in der nächſten Sitzung, am 15. Januar, zur Oberhauptsfrage.

Jetzt galt es zum letzten Male, ſich klar zu machen: was ſein könne, was man wollen könne. Ungefähr in folgender Weiſe argumentirte die immer enger zuſammenſchmelzende Mehrheit des Parlaments, die aber doch immer noch Mehrheit war:

Es ſind zwei Großmächte in Deutſchland vorhanden, eine Mittelmacht Baiern, eine mittlere Macht Hannover, zwei Königreiche, zwei Großherzogthümer und ein Kurfürſtenthum, welche geſchichtlich und faktiſch den Anſpruch mittlerer Mächte erheben. Außerdem kleinere, kleine und kleinſte Staaten. Allen zu genügen ſcheint nur dadurch möglich, daß ein Kollegium an die Spitze geſtellt werde, ein Direktorium.

Wer Allen genügen, Allen gefallen will, der pflegt charakterlos werden zu müſſen und gefällt dann Niemand recht oder höchſtens denjenigen, welche die geringſten Anſprüche zu machen haben.

Ein Kollegium an der Spitze wird eine neue Auflage des Bundestags, man mag ſich anſtellen wie man will. Eine verbeſſerte Auflage vielleicht dadurch, daß man das Kollegium an Zahl verringert und auf ſieben, oder fünf, oder drei vereinfacht. In der Sache ſelbſt wird nichts verbeſſert: es wird wie beim Bundestage nach Inſtruktionen regiert, man mag die Inſtruktionen ausſchließen oder nicht. Die Direktoren haben und üben ein von den Kronen übertragenes Recht und müſſen und werden zuſehn, daß ſie dies übertragene Recht im Sinne ihrer Verleiher ausüben. Dies wird alſo nun und nimmer eine ſelbſtändige Bundesregierung; es wird eine vielfach und dauernd abhängige, welche ſchon deshalb Mangel an Energie, ſchleppendes Weſen, Raum zu Intriguen mit ſich bringt. Der Partikularismus iſt dadurch ſanktionirt und zur Intrigue herausgefordert. Des parlamentariſchen Regimentes gar nicht zu gedenken, welches mit ſeinen verantwortlichen Miniſtern einer ſolchen zuſammengeſetzten, unſelbſtändigen Spitze gegenüber entweder gelähmt oder zu republikaniſch-deſpotiſchen Uebergriffen genöthigt würde. Solch ein Direktorium iſt mit einem Worte eine republikaniſche Form ohne republikaniſche Konſequenz, ein Zwitter.

Wäre dies aber auch beſſer als es ſein kann, was wird es denn im deutſchen Bundesſtaate für einen Erfolg haben müſſen? Den Tod des parlamentariſchen Bundesſtaates. Iſt man wirklich ſo naiv zu glauben, es werde ſich die Großmacht Oeſterreich, es werde ſich die Großmacht Preußen von einem deutſchen Parlamente die Politik vorſchreiben laſſen, wenn jede dieſer Großmächte keinen weitern Einfluß, keinen weitern Vortheil als das Mitſtimmen ſeiner übrigens unabhängigen Abgeordneten, als das Mitſtimmen ſeines Direktors hätte?! Auf Diskretion will man einen ſo künſtlich zuſammengeſetzten Staat bauen! — Laſſen wir einmal bei Seite, daß die eiferſüchtigen Spaltungen zwiſchen Oeſterreichern und Preußen, um welche ſich der Norden und Süden gruppirte, permanent würden, wie wir ſie in der erſten Reichsverſammlung geſehn haben. Dieſer nur zu tief begründete Streit würde nie ruhn, denn er iſt nicht nur auf Stammesunterſchiede, er iſt auf Mächte gegründet, welche hiſtoriſch gegen einander Mächte geworden ſind. Er kann nie zum Aufgehn des einen Ganzen in das andre Ganze, er kann nur zur Zerſtörung des einen oder andern Ganzen führen. Laſſen wir dieſen Streit, welcher das Zuſammenſein Oeſterreichs und Preußens in einem geſetzgeberiſchen Staatsorganismus unmöglich macht, bei Seite. Es iſt nur zu viel Anderes übrig, welches die Abhängigkeit Oeſterreichs und Preußens von einem geſetzgeberiſchen deutſchen Parlamente zur Chimäre macht. Jede dieſer Großmächte für ſich iſt ſtärker als das übrige Deutſchland. Jede würde ausdrücklich oder thatſächlich Nein ſagen, wenn ein Beſchluß des Parlaments ihr unerwünſcht wäre. Denn im täglichen politiſchen Leben iſt das ſchöne großdeutſche Wort ein leerer Schall; der Vortheil und das Machtverhältniß entſcheidet. Was dann? Dann ſoll wohl das vielberufene Gleichgewicht zur Wirkſamkeit kommen und die eine Großmacht mit dem übrigen Deutſchland ſoll die rebelliſche andre Großmacht zum Gehorſam zwingen? Dieſes Mittel zur Herſtellung des Gleichgewichtes iſt eine andere Chimäre. Es hilft nur allenfalls, um ein unwillkommnes Drittes abzutödten durch gegenſeitiges Zögern und Hinhalten, es hilft nur zum Gleichgewichte des Bundestages, das heißt dahin: daß nichts geſchehe. Es hilft aber nimmermehr dazu, daß ein unwillkommnes Drittes, ein Beſchluß des deutſchen Parlaments lebendig gemacht werde. Oder glaubt man, Oeſterreich werde gegen Preußen, Preußen werde gegen Oeſterreich die Exekution des Parlamentsbeſchluſſes übernehmen und nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand durchführen? Aber Oeſterreich, welches heute dieſe Exekution übernähme gegen Preußen, weiß ſehr gut, daß es morgen in dem Falle ſein kann, einen andern Parlamentsbeſchluß bei ſich nicht einzuführen, und daß alſo morgen Preußen das Exekutionsheer gegen Oeſterreich marſchiren ließe. Glaubt man wirklich, die beiden Großmächte würden in einen ſolchen immerwährenden Kriegsſtand eintreten zum Beſten eines ſchwächeren Dritten?

Summa: das deutſche Parlament geht zu Grunde oder wird ein verächtliches Schattenbild unter einem ſolchen Direktorium. Denn keine Großmacht hat ein Intereſſe, es zu reſpektiren.

Oeſterreich hatte damals noch nicht ausgeſprochen, daß es kein Volkshaus wolle. Jedem Unbefangenen war es aber längſt klar, daß es keine wollen könne. Wenn es den Worten nach etwas zulaſſe, was es der That nach nicht zulaſſen kann, ſo heiße dies nur: den Kindern ihren Willen thun, um langſam abzutödten was man nicht ſchnell beſeitigen will.

Wie verhielt ſich denn nun aber das Direktorium, wenn Oeſterreich nicht in den engeren Bundesſtaat gehörte, und die Großmacht Preußen allein darin blieb? Nicht viel beſſer. Der Mangel einer ſelbſtändigen Regierung bleibt derſelbe, und die Unterwerfung Preußens unter die Parlamentsbeſchlüſſe bleibt eben auch für Preußen eine Sache der Diskretion. Als europäiſche Großmacht, die allein ſtärker iſt als das aus dreißig Theilen zuſammengezogene übrige Deutſchland, ſoll es ſich dieſem Konglomerate von kleinen Staaten ganz gleich ſtellen laſſen? Das iſt eine ideale Forderung, welcher die Praxis eben nicht entſprechen wird. Seine auswärtige Vertretung als preußiſcher Großſtaat wird es eben nicht aufgeben ohne Entſchädigung, und wenn man ihm dieſe Entſchädigung in der deutſchen Oberhauptsfrage nicht gewährt, ſo wird es ſein großſtaatliches Preußenthum eben nicht aufgeben, das deutſche Parlament mag ſagen was es will. Den Schaden wird wieder nur das deutſche Parlament haben, deſſen Beſchlüſſe von Preußen nicht befolgt werden, ſobald ſie ihm nicht gefallen. Wenn die gegenſeitigen Intereſſen nicht ausgeglichen werden, ſo kommt keine Wahrheit in ſolch einen Bundesſtaat. Abgeſehen von allen Uebelſtänden welche eine übertragene vielköpfige Exekutivgewalt an ſich hat iſt ein

Direktorium überhaupt nur lebensfähig unter vereinigten Staaten, wenn dieſe Staaten keinen ſo unverhältnißmäßigen Unterſchied an Macht beſitzen. Sobald ein Staat, welcher alle anderen beſiegen kann, hineingezogen werden ſoll, dann iſt die abſolute Gleichheit der Anſprüche und Befugniſſe eine thörichte, weil unhaltbare Forderung.

Dies ſahen nun wohl diejenigen ein, welche von der Praxis der Dinge etwas verſtanden, und ihr Studium trachtete nach einem anderen Auswege. Die fatale Perſpektive auf einen neuen Bundestag, welche mit dem Direktorium ſo deutlich eröffnet war, wollten ſie gern vermeiden. Beſonders Welcker flüchtete alſo zum ſogenannten Turnus. Nach dieſem Auskunftsmittel ſollten Oeſterreich und Preußen abwechſelnd auf eine Reihe von Jahren, am Liebſten auf ſechs Jahre, an die Spitze geſtellt werden. So ſei eine ſelbſtändige Bundesregierung gewonnen, und das Unvermeidliche ſei gewährt: es ſei den beiden Großmächten Rechnung getragen. Dies Auskunftsmittel konnte ſich aber noch weniger Gunſt erwerben, ſelbſt nicht bei den Gegnern des eng geſchloſſenen Bundesſtaates. Von den Bundesſtaatlichen wurde es geradezu verſpottet. Dies wäre, riefen dieſe, das immerwährende Proviſorium, das „fortgeſetzte Reichsvikariat", innerhalb deſſen nie ein Reich, viel weniger ein Staat entſtehen kann. Dies heißt Deutſchland den Großmächten wie eine Domaine überliefern ohne irgend einen organiſchen Keim der Geſtaltung. Die beſte Ausſicht dieſes Auskunftsmittels iſt noch die üble

Ausſicht, daß Deutſchland mit der Zeit wirklich getheilt werde zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Wie wird ſich denn zunächſt Oeſterreich verhalten während der ſechs Jahre preußiſcher Herrſchaft? Um nichts beſſer, wahrſcheinlich um etwas ſchlechter als unter der proviſoriſchen Centralgewalt, welche nicht den geringſten Einfluß ausübte in Oeſterreich, obwohl ihr Inhaber ein öſterreichiſcher Erzherzog war. Nun ſoll gar der König von Preußen die Beſchlüſſe eines deutſchen Parlamentes in Wien durchſetzen! Wer glaubt daran! Und während der ſechs Jahre öſterreichiſcher Herrſchaft ſoll Preußen aufhören, ein europäiſcher Staat zu ſein und vom Kaiſer von Oeſterreich befehligt werden! Wer hält das für möglich?!

Soll eine deutſche Regierung entſtehn, fuhr man fort, ſo muß eine Großmacht allein an die Spitze geſtellt werden, und ſie muß ihr Intereſſe darin finden, im deutſchen Staate aufzugehn. Oeſterreich iſt an ſich ein großes Reich, welches nur in zweiter Linie Deutſchlands bedarf. Es braucht alſo auch nur im weiteren Bunde mit Deutſchland vereinigt zu ſein. Preußen aber iſt auf Deutſchland angewieſen; es ſteht und fällt mit Deutſchland. Preußen nur kann, nachdem der kleine polniſche Antheil abgezweigt iſt, in Deutſchland aufgehn, denn es iſt nur deutſch und hat nur deutſche Intereſſen.

Nun wohl, ſagten Diejenigen, welche nicht chimäriſch großdeutſch ſein wollten, ſtellt Preußen auf ſechs Jahre, auf zwölf Jahre oder auf die Lebenszeit des jetzt regierenden Königs an die Spitze. Dann wollen wir zuſtimmen, weil wir Eure Gründe richtig finden, und weil wir durch eine ſolche Oberherrſchaft auf Zeit nicht die Zukunft vergeben für Oeſterreich!

Das können wir nicht, riefen die Bundesſtaatlichen, weil mit einer Oberherrſchaft auf Zeit der Dualismus wie ein Schwert über Deutſchland hängen bleibt, weil unter dieſer Drohung kein Beſtand gewonnen wird, weil mit ſo bedrohter Oberherrſchaft Preußen ſich nicht hingeben kann an Deutſchland. Letzteres muß geſchehen, weil ein deutſcher Staat entſtehen ſoll, und es kann nur geſchehen wenn Preußen ſeine ganze Zukunft rückhaltlos mit der deutſchen vereinigen kann. Bei einer Oberherrſchaft auf Zeit wird Preußen ſeine Aufgabe wie eine Pachtung behandeln. Es wird Deutſchland auszubeuten ſuchen, und wird ſich für das Ende ſeiner Herrſchaft ſicher ſtellen. Auch darin ſicher ſtellen, daß es ſein preußiſches Parlament in leidlicher Kraft zu erhalten trachtet neben dem deutſchen Parlamente, um gegen Ablauf des Termins einen Widerpart zu haben gegen dies deutſche Parlament. Es wird wie zur Wahlzeit der deutſchen Kaiſer naturgemäß ſeine Hausmacht pflegen und im Auge behalten, und der deutſche Staat wird zu keiner Wahrheit gedeihen. Um dies zu vermeiden ſoll es erblich an die Spitze gebracht werden. Dann erſt kann es naturgemäß und nicht redensartlich in Deutſchland aufgehn; denn alsdann iſt wie durch Eigenthum und Familie ſein Intereſſe ein deutſches.

So nur, ſetzten ſie hinzu, durch engeren, preußiſch erbkaiſerlich abgeſchloſſenen Bund einerſeits, und durch weiteren, in organiſchen Formen ſich entwickelnden weiteren Bund mit Oeſterreich werden die Großmächte, auf welche am letzten Ende doch Alles ankommt, der Art zu Deutſchland geſtellt, daß ein deutſcher Staat und ein deutſcher Bund möglich wird.

In Betreff des weiteren Bundes mit Oeſterreich war übrigens unter den Erbkaiſerlichen eine Verſchiedenheit vorhanden, die nicht laut zur Sprache gekommen iſt, weil in erſter Leſung die Oppoſition gegen das Erbkaiſerthum ſiegte. Dieſes Sieges wegen ließen die näher um Gagern Gruppirten zunächſt die Rückſichten für Oeſterreich fallen, welche aus dem entworfenen „weiteren Bunde“ entnommen werden ſollten. Beim dritten Paragraphen des Abſchnittes vom „Reichsoberhaupte“ wird dieſe unbekannt gebliebene Schattirung in Rede kommen.

Die Debatte über den erſten Paragraphen „die Würde des Reichs-Oberhauptes wird einem der regierenden deutſchen Fürſten übertragen“ dauerte vier Tage, den 15. 16. 18. und 19. Januar. Sie wurde eröffnet durch den republikaniſch geſinnten Profeſſor Schüler aus Jena, von deſſen Beweisführung zwei Sätze einen Eindruck machten. Er meinte, die Einführung der republikaniſchen Spitze leide „höchſtens an einer äußeren Unmöglichkeit“, und da ihm dies geringfügig erſchien, und da er Preußen gerade darum nicht an die

Spitze wollte, „weil ihm eine große materielle Macht zur Seite ſtehe", ſo empfahl er ein „leichtes, bewegliches Laubdach." Jeder Deutſche ſollte wählbar ſein, und der Erwählte ſollte ſechs Jahre lang das bewegliche Laubdach vorſtellen. Dies wurde ein gefährliches Stichwort, beſonders da ja in unſerm Klima die Hälfte des Jahres hindurch das Laub fehlt.

Von dieſer Seite, von dem Standpunkte deſſen was „höchſtens" unmöglich ſei ſprachen die Linken in ihrer Oppoſition gegen den Paragraphen. Noch dazu Schwätzer auf Schwätzer in dieſer für ſie hoffnungsloſen Frage. Nur Eiſenſtuck aus Chemnitz fand hie und da im Centrum Gehör, weil er von allem Erſinnlichen und noch einigem Anderen zu ſprechen pflegte. Man war nicht ohne Wohlwollen für ihn, weil er ſelbſt in den Ausſchüſſen für wohlwollend und für ſo gewiß „koulant" gehalten wurde, auf der Rednerbühne auch eine nicht geringe Flüſſigkeit und Wortfülle hatte, welche Manchen über die Schwammigkeit des Inhalts täuſchte. Seine politiſche Wiſſenſchaft ging aus von Kattun und Schutzzöllen und Radikalismus, und kam hinaus auf konfuſe Radikalveränderung, auf höchſte Schutzzölle und theuren Kattun. Davon mußte er denn auch bei Gelegenheit des entſtehenden Kaiſers ein Langes und Breites ſprechen, weil der Kaiſer nicht hinlänglich eingenommen ſein würde für Kattun. Immerhin war aber dieſer Chemnitzer Induſtrielle beobachtenswerth mit den Talenten und der beneidenswerthen Sicherheit einer halben Bildung, mit dem warmen und ehrlichen

Ausdrucke der Bürgerliebe und mit dem hitzigen Haſſe gegen Tyrannei. Er iſt ein Typus für eine lehrreiche und belehrungsfähige Mittelgattung des induſtriellen Radikalismus. Sein Zorn gegen das alte Regiment war ſo ächt, daß ſein rothes Geſicht beim Vorparlamente blau geworden und man in Beſorgniß vor einem Schlagfluſſe geweſen war, als er durch innerlichſten Ausdruck ſeiner Wuth die vielen Vorredner überbieten zu müſſen geglaubt hatte. Das vergaß man nicht, wie unangenehm auch der Eindruck geweſen. Zorn und Wuth eines ſonſt milden Bürgers nimmt man gern hin für ein Zeugniß redlichen Glaubens. Der ehrliche Ausdruck und der redliche Glaube hielt ihn aber doch nicht ab, ſpäter eine Miſſion Gagerns nach der aufſtändiſchen Pfalz anzunehmen, welche ſeinen Anſichten nicht entſprach und welche er denn auch ſeinen Anſichten gemäß, nicht aber ſeinem Auftrage gemäß ausführte. Dieſer moraliſche Widerſpruch, oder um es deutlicher zu ſagen dies unmoraliſche Facit guter Einzelnpoſten iſt nicht unwichtig in einer Zeit, welche der talentvollen, aber halben Bildung ſo viel Einfluß gewährt hat.

Bei allem Schreien und Pochen fehlt dieſer Gattung des induſtriellen Radikalismus denn doch auch die ächte Energie. Als Herr Eiſenſtuck jetzt bei der letzten Frage der Verfaſſung wiederum Stunden lang in den Vermuthungen hoher Schutzzölle herumfuhr, gerieth man im müßigen Spiel der Gedanken auf die Frage: ob mit dieſer ſtreng materiellen Richtung nicht dennoch etwas Großes anzufangen geweſen wäre für die deutſche Einheit? So wie ſie verfuhren dieſe Zollkämpen, dieſe Herren Eiſenſtuck, Moritz Mohl, und oft auch von Reden und Genoſſen, ſo ſchöpften ſie in ein Sieb wenn ſie mitten in den Verfaſſungsfragen immer und immer wieder die beiläufige Erledigung der Handelsfragen verſuchten. Das ging nun doch einmal nicht ſo beiher und ehe man die Form eines Reiches hatte. Wie aber, fragte man ſich, um die Zeit der müßigen Rede auszufüllen, wenn ſie gleich zu Anfange des Parlamentes die Frage der Zolleinigung als eine präjudicielle erhoben und die Beantwortung derſelben durchgeſetzt hätten? Wäre das nicht eine ächte, wäre das vielleicht eine fruchtbare Energie geweſen? Der Beginn des ganzen Werkes mit einer ſolchen ganzen Maaßregel hatte wohl etwas Scheinbares. Wenn man bei Eröffnung des erſten Parlamentes die Zolleinheit über alles deutſche Land ausgeſprochen, ſo war dies allerdings eine ganze, eine ungeheure Maaßregel für die Einheit Deutſchlands. Ein Jahr lang wären die Deutſchen materiell verbunden geweſen bis es zur Entſcheidung über die Einheits-Verfaſſung kam, und es wäre nicht ſo leicht geweſen ſie wieder zu trennen! Während ohne ſolch ein Band, ohne ſolch ein materielles, für Jedermann fühlbares Band die Rückkehr zum Alten unſern Landsleuten nur vorkommen mag wie das Ende eines Traumes!

Aber welch ein Wagniß! Man hätte ſich nur darauf einlaſſen können, wenn man der redlichſten Vaterlandsliebe und der gewiegteſten Bildung ſicher ſein durfte. Zunächſt hätte die Einigung über das Princip der Zolleinheit nicht viel weniger Zeit in Anſpruch genommen als die Debatte über Grundrechte, und dieſe Debatte über Grundrechte wäre nicht erſpart, wäre nur noch radikaler geworden. Wie ſehr ferner wäre Wildheit, Wüſtheit, Rand- und Bandloſigkeit geſteigert, wie ſehr wären die auflöſenden Elemente gefördert worden bei einer ſo plötzlichen allgemeinen Entfeſſelung auf einem Gebiete, wo Beſitz und Vermögen von Millionen in die Lüfte geſchleudert wurden wie man eine Hand umkehrt!

Es war ein mittelbarer, aber ein unfehlbarer Weg zu voller Revolution, und zu welch einer Revolution! da die Lenkſeile des Volks in den Händen von Demokraten unbedachteſter Art, von ſocialiſtiſchen Träumern und wohl gar von Kommuniſten waren.

So ſtößt man bei jeder Spekulation um ganze Maaßregeln für die Einheit Deutſchlands immer wieder auf daſſelbe Hinderniß, auf dieſelbe Gefahr: auf die unreife Uebertreibung der Linken, welcher nichts anvertraut, nichts überlaſſen werden konnte.

Nebenher zur Charakteriſtik ſei hierbei erwähnt, daß jener ſächſiſche Redner im Vorparlamente, welcher ſich ſo abſchmeckend gegen die Oeſterreicher verhielt und ihre zahlreichere Zuziehung in den Funfziger Ausſchuß aus den nichtigſten Formgründen abwies, derſelbe Herr Eiſenſtuck war, der jetzt äußerſt großdeutſch gar nicht begreifen konnte, wie es einen deutſchen Staat ohne Oeſterreich geben könne. Wie iſt der

Begriff Oeſterreich zu unvereinbaren Parteizwecken und Vorwänden ausgebeutet worden! Heute für die nivellirenden Linken, morgen für die partikulariſtiſchen Rechten, übermorgen für jeden gedankenloſen, zukunftloſen Stammesneid, der die großdeutſche Maske vornimmt um ſein neidiſches Antlitz zu verbergen und unerkannt gegen jede mögliche Einheit des Vaterlandes ſtimmen zu können. Kuranda hatte ganz Recht, als er um jene Zeit zu Wien ſelbſt in ſeiner Oſtdeutſchen Poſt rief: Es iſt wahr, Oeſterreich iſt der böſe Genius deutſcher Einheit.

Niemand konnte Welcker ſolcher parteiiſchen Schwenkungen zeihn. Er wurde alſo der moraliſche Mittelpunkt einer öſterreichiſchen Oppoſition in der Oberhauptsfrage, als er gegen den erſten Paragraphen in einer Stunden langen leidenſchaftlichen Rede auftrat. Man mußte ſich erinnern, daß er ſtets den Vorverſammlungen bei Gagern fern geblieben, man mußte ſich eingeſtehn, daß er guten Glaubens, redlichen Willens und mit manchem guten Grunde eiferte gegen dies ganze Syſtem eines engeren und weiteren Bundes. Er eiferte heftiger, ausgiebiger denn je. Aus allen Winkeln politiſcher Geſchichte Deutſchlands holte er in ſeiner unerſchöpflichen Improviſation Beweisſtücke gegen ſeine Gegner. Aber dennoch wirkte dieſe wichtigſte Oppoſitionsrede auf ſeine Gegner gar nicht. Er beging den Fehler, zu Viel beweiſen zu wollen. Wenn er geſagt hätte: Ja, es iſt wahr, der Bundesſtaat iſt kaum in Ganz zu ſetzen mit Einordnung Oeſterreichs, welches ſich nicht einordnen laſſen kann, aber dieſer Uebelſtand iſt geringer als der Ausſchluß Oeſterreichs — wenn er ſo geſprochen hätte, ſo wäre das Nachdenken von Neuem geweckt, ſo wäre ein Eingehn auf ſeine tieferen Gründe möglich geweſen. So ſprach er aber nicht, ſondern er bewies tobend, daß Oeſterreich eigentlich in gar keiner andern Lage ſei als irgend ein anderer Staat, daß es ſich überall einordnen könne in den Bundesſtaat, daß nur ein gemachtes, abſichtlich aufgebautes Vorurtheil behaupte, Oeſterreich könne in ſolche Formen eines Bundesſtaates nicht eintreten.

Das war nicht wahr, und die Verſammlung war nicht von der Beſchaffenheit, ſich etwas Unrichtiges einreden zu laſſen. Er machte den Eindruck eines Streitenden, der ſeine Beweiſe dadurch zu verſtärken ſucht, daß er ſie ſchreit und daß er dem Gegner die Ohren betäubt. Der Verſtand eines Unſicheren oder Furchtſamen mag dadurch mit betäubt werden, der Verſtand einer großen politiſchen Partei, welche dieſe Sachen zehnmal reiflich erwogen hatte, blieb davon unberührt. Gerade weil er Unrichtiges beweiſen wollte gewann er auch diejenigen nicht, welche immer noch geneigt waren, einem Auskunftsmittel für Oeſterreich zuzuſtimmen. Und, wunderlich genug! weil er ganz ehrlich und patriotiſch und nur über die Richtigkeit des Weges andrer Meinung war, blieb er in dieſer hochwichtigen Frage trotz ſeiner mächtigen Perſönlichkeit, trotz ſeiner aufregenden Reden jetzt und ſpäter ganz allein. Jetzt wie ſpäter als er zu den Erbkaiſerlichen überging. Einſam und allein blieb er hier wie dort ohne Proſelyten, weil es nur ein Prozeß ſeines Kopfes und weil es nicht der Prozeß einer größeren organiſchen Vorſtellung war. Jetzt rief er unter ſtürmiſchem Zujauchzen, er werde eventuell jedem Amendement zuſtimmen, welches nur den preußiſchen Erbkaiſer abwenden könne, und er ſetzte in demſelben Athem hinzu: „Wenn aber Oeſterreich ausſcheidet oder zuſtimmt, dann ſage ich mit vollem Herzen: Es lebe der preußiſche Kaiſer hoch!“ Dieſe Wendung fand nicht ein Bravo, ſie machte nur Senſation. Sie verrieth, daß er zu keiner Partei gehöre, und daß ihm Niemand nachgehe, ſie verrieth, daß er patriotiſcher Partiſan, aber kein Führer ſei. Für ſeinen Charakter, welcher beim ſpäteren jähen Uebertritt zu den Erbkaiſerlichen in Frage kam, für ſeine perſönliche Berechtigung zu ſolchem Uebertritt iſt dieſe Aeußerung allerdings wichtig. So wie ſie ihn jetzt wirkungslos machte und ein Symptom ſeiner Wirkungsloſigkeit war, ſo bewies ſie ſpäter, daß er zur totalen Aenderung ſeines Rathes innerlich berechtigt war.

Es war freilich auch noch ein andres Symptom, daß dieſe Aeußerung kein Echo fand. Wie Viele ſagten nicht, daß ſie bloß wegen Oeſterreichs kein Kaiſerthum wollten, und jetzt ſchwiegen ſie doch, als Welcker rief: Es lebe der preußiſche Kaiſer, wenn Oeſterreich zuſtimmt! Durften ſie ſchweigen, wenn Oeſterreich ihr wahrer Grund war? Nein. Ihr Schweigen verrieth alſo, daß Oeſterreich ihnen zum Vorwand diente.

Reichensperger, ebenfalls Oppoſition gegen ein einheitliches Oberhaupt, ſagte denn auch mit eigenthümlicher Offenherzigkeit, daß ein proteſtantiſcher Kaiſer nicht zu wünſchen ſei, und daß man der öſterreichiſchen Katholiken nicht entbehren könne zur Erhaltung des Gleichgewichts zwiſchen den Konfeſſionen. Es wurde dies Heraufbeſchwören traurigen Angedenkens, dieſe Geringſchätzung der eben erſt beſchloſſenen Grundrechte, in welchen alſo ohne Dank dem katholiſchen Prieſterthume die bedenkliche Unabhängigkeit vom Staate uneingeſchränkt gewahrt worden war, es wurde dies merkwürdige Wort wenig bemerkt, weil Reichenspergers fein geſädelter Vortrag leicht für langweilig gehalten wurde und keine beſondere Aufmerkſamkeit fand. Auf diejenigen aber, welche dieſer Rede folgten machte es einen tief niederſchlagenden Eindruck. Weiter alſo waren wir in Deutſchland noch nicht! Jetzt noch konnte von einem fein gebildeten Manne der Religionsunterſchied auf der erſten Rednerbühne des Vaterlandes ſo betont werden, daß er ein Hinderniß ſei für ein einheitliches Oberhaupt!

Von Seite der Erbkaiſerlichen war man bedacht geweſen, nichtpreußiſche Redner aufzuſtellen. Der Augsburger Hof alſo ſchickte die zahlreichſten Redner in's Treffen. Biedermann, Stahl, Barth, Falck, Wernher und im gleich darauf folgenden Erblichkeitsparagraphen Rümelin den Schwaben. Unter ihnen war nur Falck ein Preuße. Von ihm, der einſt zu Weſtendhall gehört, die Empfehlung des Erbkaiſerthums einleiten zu hören ſchien den Linken unerträglich zu ſein. Sie verſuchten es, ihn durch Unruhe zu „dämpfen", wie ſie's kürzlich mit gutem Erfolge an Wilhelm Jordan gethan. Falck aber holte nicht weit aus mit ſeinen Reden, und konnte deshalb raſcher abtrumpfen. Das Reden war überhaupt unter ſolchen Umſtänden ein Kunſtſtück geworden. Wie bei verwirrtem Treibjagen man Schuß und Treffer geſchickt anbringen muß, ſo in der Paulskirche eine Rede, falls man nicht zur Linken gehörte. Die Linken wurden höflicher behandelt und wurden von einem unübertrefflichen Korpsgeiſte geſtützt. Alles was aus ihrer Mitte kam wurde applaudirt und auf jede erſinnliche Weiſe gefördert. Selbſt der albernſte Antrag blieb, des Korpsgeiſtes wegen, nie ohne Unterſtützung.

Mit beſondrer Theilnahme hörte man in dieſer wichtigſten Frage die Baiern Stahl und Barth. Es war männiglich bekannt, daß ein deutſches Kaiſerthum dem ſtärkſten Widerwillen begegnen werde an der Iſar. Nicht bloß ein Kaiſerthum der Hohenzollern, wenn man auch ſo betonte. Ein Kaiſerthum der Habsburger nicht minder, wenn man auch zunächſt nicht ſo ſagt, weil es nicht in Rede ſteht. Eine ſolche Mittelmacht iſt übel daran. Uebel für ſich, übel für das Ganze. Jenes ſogenannte Gleichgewichthalten beſteht darin, daß auseinander gehalten, nicht aber darin, daß unter abwägender Vermittelung zuſammengebracht wird. Zertheilen wohl, nicht aber vereinigen. Solche negative Aufgabe mitten in einer Nation iſt ein herbes Loos. Das konnte man recht erkennen, wenn man die Aeußerungen über Baiern anhörte.. Nicht bloß im Centrum, nein links und rechts. Ueberall wurde das Bitterſte über Baiern geäußert, weil Baiern jeder gedeihlichen Kombination im Wege zu ſtehen ſchien. Heftig entrollte man die deutſche Geſchichte und wies nach, daß es ſtets ein Zuſammengehn Deutſchlands gehindert und vorzugsweiſe den Reichsfeind herbeigerufen habe, um ſeine ſchwache, auf's Zertheilen angewieſene Stellung zu ſtärken. Solche heftige Gegner ſchalten denn auch lebhaft, daß man, offenbar nur Baierns halber, einen Reichsrath an die Oberhauptsfrage geklebt, ein fünftes Rad an den Wagen. „Baiern wollt Ihr dadurch verſöhnen mit dem Kaiſerthume", riefen ſie, „und täuſcht Euch völlig. Es thut nur was es muß. Jede Ausgleichung iſt ihm zuwider, denn jede iſt ihm zu gering. Es ſucht ſeinen Vortheil lediglich darin, daß nichts Mächtiges entſtehe, damit es ſelbſt verhältnißmäßig mächtig erſcheine. Das iſt Tradition, das iſt ſeine Lage. Wie mögt Ihr ihm beikommen wollen dadurch, daß Ihr guten Willen zeigt, daß Ihr einem Rechenexempel gegenüber ſentimental werdet!"

So ſteht's in unſerm Vaterlande. An dem einen Staate haßt man die Macht, an dem andern den Neid, an dem dritten die Schwäche. Die Leute hatten wohl Recht, welche von vornherein behaupteten, es müſſe ein Wunder geſchehn, wenn Deutſchland mit einem Male einig werden ſollte. Nun, ſagte man im Centrum darauf, deshalb verſuchen wir's auch nicht ſogleich in ein und derſelben Form mit vierzig Millionen, ſondern zunächſt nur mit dreißig.

Stahl ſprach ſich überraſchend dahin aus, daß auch das Volkshaus ſtets partikulariſtiſch ſein werde. Die nächſten Wochen, welche aus partikulariſtiſchen Entſtehungsgründen eine Coalition in der Paulskirche zeigten, gaben ihm überraſchend ſchnell Recht. Da nun das Staatenhaus principiell den Partikularismus darſtelle, ſo müſſe ein ſtrenges Einheitsorgan an die Spitze geſtellt werden. Wenn auch Oeſterreich fehle, der Süden Deutſchlands ſei deshalb nicht zu ſchwach gegen den Norden. Baiern, Würtemberg und Baden zuſammen hätten allein ſchon nach dem neuen Vorſchlage des Verfaſſungsausſchuſſes ſo viel Stimmen im Staatenhauſe als Preußen. — Er glaubt nicht nur nicht daß Baiern unterdrückt werden könne in dieſer neuen Stellung, er glaubt vielmehr, daß es eine Stelle einnehmen werde, die es noch nicht gehabt. Baiern ſei bisher nichts geweſen in deutſcher Politik; es habe Oeſterreich und Preußen nachgehn müſſen. Jetzt werde es der Sammelpunkt für alle kleineren Staaten werden, die unter ſeiner Führung oppoſitionell gegen Preußen politiſchen Einfluß ausüben würden.

Die immer vorgehaltenen materiellen Intereſſen, welche in Süddeutſchland bedroht ſein ſollten durch einen preußiſchen Kaiſer, brächten ihn dahin, eine Erbmonarchie zu wünſchen. Nichts ſei Nordamerika ſo nachtheilig als der alle vier Jahr drohende Wechſel im Handelsprincip. Damit laſſe ſich nichts Gründliches erfahren, darauf laſſe ſich kein ſolides Geſchäftsleben gründen. Man möge die Schutzzölle ſo hoch nehmen wie man wolle, damit ſchaffe man in einem wandelbaren Reiche keine Induſtrie. Und das ſüddeutſche Schutzzollgeſchrei gegen Preußen ſei ein ganz unklares. In Preußen ſei ja das Fabrikleben größer als in Süddeutſchland, und ſei überwiegend. Bei dem Kongreſſe in Berlin 1845 haben ſich die dort verſammelten Preußen entſchieden für das Schutzzollſyſtem erklärt. Man ſolle doch abwarten, wie ſich das geſtalte im nun erſt begonnenen parlamentariſchen Wege. Ein Gegenſatz zwiſchen Preußen und Süddeutſchland beſtehe darin gar nicht. Sogar in Sachen der „Gewerbfreiheit", womit man in Baiern ſo gefliſſentlich die Unvereinbarkeit mit dem Bundesſtaate und Preußen zu beweiſen ſuche, übertreibe man ohne Kenntniß der Dinge. Gerade in Preußen gehe die neu entworfene proviſoriſche Gewerbeordnung jetzt von engerem Principe aus als in Baiern, und was die Ausſicht auf materielle Verbindung mit Oeſterreich betreffe, von der man neuerdings rede, ſo wies er nach, daß dies eine Fata morgana ſei „Baiern war nächſt Würtemberg", ſchloß er, „der Staat, welcher ſich zuletzt dem deutſchen Bunde mit Widerſtreben anſchloß." Und doch ſei dadurch allein ſeine Exiſtenz geſichert worden. Es werde eben ſo zum Bundesſtaate treten müſſen.

Barth von Kaufbeuern erinnerte an Eliſabeth, welche den ihr unangenehmen Stuart zu ihrem Nachfolger eingeſetzt, damit das Reich zuſammengehalten werde, und ſetzte hinzu: der Mächtigſte ſei Kaiſer! „Um der Nation die Freiheit zu ſichern, müſſen wir ſie umgeben mit Macht." Macht ſei aber nicht jene ideale Einheit, welche ſich als loſes Band um eine große Ländermaſſe ſchlinge, ſondern eine organiſche, eine wahre, eine praktiſche Einheit allein ſei Macht.

Nichts war den Gegnern des Kaiſerthums läſtiger als dieſe erbkaiſerlichen Baiern, deren lautere Geſinnung und gute Einſicht nicht anzuzweifeln war. Es fehlte zum Leidweſen nur noch, daß ein künſtlicher Baier gegen das Kaiſerthum ſprach, und das that Herr Phillips, ein aus Preußen in München eingewanderter ultramontaner Politikus.

Den Paragraphen des Verfaſſungsausſchuſſes vertraten im Allgemeinen und ohne näheren Bezug auf Landsmannſchaften ausführlich Biedermann und wie immer eindringlich Baſſermann. Ob ſich aber wirklich eine Mehrheit dafür ergeben werde, wußte man nicht mit Sicherheit vorher, wenigſtens durfte man nur auf eine geringe Mehrheit hoffen. Die Anhänger des Direktoriums und des Turnus namentlich waren nicht genau zu berechnen. Darüber war kein Zweifel, daß jedes kollegiale Oberhaupt in ſehr tiefem Mißkredit ſtand und den Anforderungen deutſcher Nation an einen parlamentariſchen Staat nicht entſpreche da es den Charakter deſſelben untergrabe und gefährde. Aber trotzdem mußte man gewärtigen, es werde aus partikulariſtiſchen Gründen oder aus Beſorgniß vor aufreizender Hegemonie Preußens Mancher für ein Direktorium ſtimmen, welcher dieſe Oberhauptsform für ſchlecht halte.

Die Spannung war alſo groß, als dieſe Form bei der Abſtimmung zuerſt an die Reihe kam. In Geſtalt eines Amendements des Herrn von Rotenhan kam das Directorium zur namentlichen Abſtimmung, und es fand — nur 98 Stimmen. 360 ſtimmten dagegen. Unter jenen 98 Stimmen waren 90 nur aus Baiern, Oeſterreichern und Ultramontanen zuſammengeſetzt.

Darauf folgte Welckers Turnus. Nur des Anſtandes halber, damit er nicht mit einer lächerlichen Minorität abfalle, ſtimmten Manche dafür, da er doch nicht die geringſte Ausſicht auf Annahme hatte. So ſammelten ſich 80 Stimmen für ihn von 457.

„Wählbar iſt jeder Deutſche“, dies republikaniſche Minoritätserachten des „Laubdaches“, erhielt 122 Stimmen von 461.

Der Antrag des Verfaſſungsausſchuſſes: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutſchen Fürſten übertragen“ kam zuletzt daran, und wurde mit 258 gegen 221 Stimmen angenommen. (Stürmiſcher, anhaltender Beifall auf der Rechten und im Centrum. Ziſchen auf der Linken.) In der nächſten Sitzung gab es von den Gegnern dieſes Beſchluſſes Zahleneinwendungen gegen das Protokoll, und es wurde behauptet, der Paragraph ſei nur mit 252 gegen 214 angenommen. Item er war angenommen und die monarchiſche Form hiermit feſtgeſtellt.

Alles drängte nun zur näheren Bezeichnung dieſer monarchiſchen Oberhauptswürde. Erblich oder nicht? Dieſe Frage war ſo beſtritten, daß ſelbſt im Verfaſſungsausſchuſſe keine Mehrheit zu erreichen geweſen war für einen Vorſchlag.

Waitz zum Beiſpiele war gegen alles Erwarten für einen zwölfjährigen Kaiſer. Mittermaier war für einen lebenslänglichen, und der ſechsjährige hatte zahlreiche Gnade gefunden, als Auskunftsmittel ſogar bei Herrn Detmold und Wigard, welche ſich hiefür zum erſten und letzten Male die Hand reichten. Solche Allianz war wohl geeignet, die Ragout-Qualität eines ſechsjährigen Kaiſers zu empfehlen. Der Vorſchlag der Erblichkeit mußte als Minoritätserachten §. 1a eingebracht werden. Später für die zweite Leſung fand er auch im Verfaſſungsausſchuſſe die Majorität. Jetzt war er von zehn Männern unterſchrieben: von Dahlmann, Beſeler, von Soiron, Droyſen, Briegleb, Deiters, Max von Gagern, Hergenhahn, Tellkampf, Scheller.

Montag den 22. Januar kam die Erblichkeitsfrage, welche ſchon ſeit Monaten allen Wendungen zum Grunde gelegen, direkt zur Debatte. Man widmete ihr zwei Tage, und unter den Gegnern that ſich hervor Edel von Würzburg, Uhland, Beda Weber und Fröbel. Unter den Vertheidigern, Dahlmann, Vincke, Grumbrecht, Rümelin, machte dieſer letztere durch einfachen und wahrhaftigen Vortrag den tiefſten Eindruck.

Daß ein Schwabe ſo ſprach für das erbliche Kaiſerthum und erſichtlich ſeinem innerſten Gewiſſen nach ſo ſprechen zu müſſen glaubte, das war von unabweisbarer Gewalt.

Rümelin ſagte: „Ich bekenne mich offen zu denjenigen, welche den Eintritt Oeſterreichs in den deutſchen Bundesſtaat wie wir ihn nöthig haben für unmöglich, welche die Löſung unſrer Aufgabe nur in der Gründung von zwei ſelbſtändig neben einander ſtehenden, durch Sympathieen, Intereſſen und unauflösliche Verträge an einander gebundenen Bundesſtaaten für erreichbar halten. Ich will in dem engeren deutſchen Bundesſtaate den wir hier zu gründen berufen ſind den König von Preußen als erblichen König der Deutſchen.“ — „Ich habe in dieſer Frage nur das Wort erbeten, weil ich einer der wenigen Süddeutſchen bin, welche entſchieden auf dieſer Seite ſtehn, und weil ich wünſche, daß auch aus meinem engeren Vaterlande ein Zeugniß dafür abgelegt würde, daß es auch dort an ſolchen nicht fehlt, die ſich in das Unvermeidliche fügen, die bereit ſind mancherlei Sympathieen und Intereſſen um den Preis eines großen Vaterlandes hinzugeben. (Bravo.) Ich bedaure, daß es einem andern Manne aus meinem Vaterlande nicht gegönnt iſt dieſes Zeugniß hier abzulegen, daß Paul Pfizer verhindert iſt, in dieſen Tagen auf dieſer Tribüne zu ſtehen (Hört! hört!) und für eine Idee zu ſprechen, welche er ein Recht hat ſein Eigenthum zu nennen, und worin er ſchon vor Jahren mit ſtaatsmänniſcher Vorausſicht die künftige Form der deutſchen Einigung gefunden hat. (Bravo.) Allein ſo ſehr wir ihn alle hier vermiſſen, ſo wünſchte ich doch nicht, daß gar keine Stimme aus meiner Heimath in dieſem Sinne ſich vernehmen ließe.“

„Es iſt gegenüber einer beſtimmten, ſo ſchwierigen Frage wie die über das Oberhaupt ſchwer von einer öffentlichen

Meinung zu ſprechen, zumal in einem Lande wo das politiſche Urtheil ſich ſelbſt noch erſt aus einer trüben und verworrenen Gährung herauszuarbeiten hat. Ich weiß ſehr wohl, daß auch bei uns die demokratiſchen Vereine gegen jede monarchiſche Spitze ſind. Ich weiß und begreife es vollkommen, daß diejenigen Theile von Würtemberg, welche in den letzten Kriegsjahren mit uns verbunden wurden und bis heute noch nicht zu einem rechten Ganzen zuſammengewachſen ſind, theils im Hinblick auf geſchichtliche Erinnerungen, theils aus konfeſſionellen Rückſichten nicht für ein preußiſches Kaiſerthum ſein können, ich muthe es ihnen auch nicht im allermindeſten zu. Ich gebe ferner zu, daß, wenn es uns gelingen ſollte dieſen Plan durchzuführen, er bei uns nicht mit Jubel begrüßt werden dürfte, daß das Volk lange Zeit dazu brauchen würde, ehe es ſich hineinfinden könnte. Ich muß aber auch die Ueberzeugung ausſprechen, daß dieſe Idee in unſerm Lande bei ihrer Ausführung wenigſtens nicht auf weſentliche und unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoßen, und daß das Urtheil des Volks vorzüglich von der Stellung abhängen wird, welche die Regierung gegenüber dieſer Frage einnehmen wird."

„Meine Herren! Wir Bewohner des ſüdweſtlichen Deutſchland befinden uns dieſer Oberhauptsfrage gegenüber in einer eigenthümlichen und peinlichen Stellung. Es hat Niemand, kein deutſcher Stamm ein größeres Intereſſe an der deutſchen Einheit als wir, aber keiner hat auch das ſo ſchwer zu empfinden wenn Deutſchland entweder nicht einig oder kein

Ganzes werden wird. Wir Schwaben haben den Fluch der Zerſtückelung und Schwäche Deutſchlands ſchwerer getragen als irgend ein anderes Volk —" „Das können Sie alſo glauben, uns iſt es Ernſt damit, daß es ein ſtarkes Deutſchland gebe. Wir ſind zu jedem Opfer bereit. Wir treten nicht mit Anſprüchen auf eine ſelbſtändige Stellung wie unſre öſtlichen Nachbarn auf; wir ſtehen zurück; wir ſind die Flehenden, die Hilfe Heiſchenden bei den mächtigen Freunden. Allein es iſt wahr, wenn man nun den Süddeutſchen ſagt, die deutſche Einheit ſei ein preußiſches Erbkaiſerthum, ſo iſt das eine harte Lehre. Wer mag ſie hören!"

Was alſo die Sympathieen betreffe, ſo laſſe ſich nicht leugnen, daß dieſe nicht dafür ſeien. Was die materiellen Intereſſen betreffe, ſo werde übertrieben. Er ſtehe ganz auf ſüddeutſchem Standpunkte und wünſche eine „kurze, vorübergehende, mäßige Nachhilfe, damit dem verarmenden Volke neue Erwerbszweige geſchaffen werden", allein darin liege kein Hinderniß für die Gründung eines ſtarken Deutſchlands. Er glaubt mit Stahl, daß hierin Süddeutſchland gar nicht in der Minorität ſein werde, und daß es ſich überhaupt hierbei nicht um einen Gegenſatz zwiſchen Norden und Süden handle. Er verlange auch nicht, daß zwiſchen Schutzzöllen und Freihandel ein Extrem ſiege. Eine Verſtändigung ſolle und werde erreicht werden, ſobald einmal alle Intereſſen ſich hören laſſen können. Die Frage über Zoll und Handelseinigung mit Oeſterreich, die er ſehnlich wünſche, bleibe doch jedenfalls eine Sache für ſich, und hänge von Unterhandlungen ab, es möge mit der deutſchen Verfaſſung werden wie es wolle. Nicht die heutige Abſtimmung, ſondern was die Intereſſen beider Länder gebieten ſei hierin beſtimmend. Denn dieſe Intereſſen ſeien mächtiger als alle politiſchen Rückſichten des Augenblicks. Werde denn auch eine Zollunion verzögert durch die Entſcheidung in der Oberhauptsfrage, ſo könne man von einer ſolchen Verzögerung doch niemals die „Auferſtehung eines ſtarken Deutſchlands abhängig machen.“

Dann berührte er in beſcheidner Aeußerung den militairiſchen Geſichtspunkt. Er will nicht daran erinnern, wie denn in der Kriegsgeſchichte Süddeutſchland immer beſchützt werden ſei durch Oeſterreich. So, daß es immer der Tummelplatz der Feinde geworden. Auch nicht, wie neuerdings durch die Anlage von Ulm, welches ja *hinter* Würtemberg liege, und eine bairiſche oder öſterreichiſche Feſtung ſei. Würtemberg ſei dadurch wiederum zum Voraus dem Feinde als Beute bezeichnet und überlaſſen. „Wir können“, fuhr er fort, „nur recht geſchützt werden dadurch, daß wir mit einem ſtarken Norddeutſchland verbunden ſind, daß am mittleren Rheine Norddeutſchland eine eben ſo ſtarke und drohende Stellung an der ſchwachen Seite Frankreichs hat, wie Frankreich am Oberrheine gegen die ſchwachen Seiten Deutſchlands. Der Schutz Oeſterreichs bleibe ja ſicher, da dies nicht einen neuen Rheinbund an ſeinen Grenzen entſtehen laſſen könne, und wenn der Kriegsſchauplatz zwiſchen dem mittleren Rheine und der Maas ſei, dann werde „ein Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich entweder in Deutſchland gar nicht geführt werden können, oder es wird zugleich ein Krieg gegen Deutſchland ſein. Dieſer Bund macht nicht nur uns ſicher, ſondern er ſchützt und ſtärkt zugleich Oeſterreich. Oeſterreich iſt um Vieles ſtärker, wenn es dieſe Vorlande nicht mehr zu ſchützen hat, wenn ein ſtarkes Deutſchland zwiſchen ihm und Frankreich ſteht. Es kann dann um ſo viel ſtärker nach andern Richtungen hin wirken, in welchen es ſeine geſchichtliche Aufgabe hat, und in denen es bisher ſo wenig gethan hat."

Wäre aber auch dies Alles falſch, er wolle lieber auf einem verlaſſenen, preisgegebenen Vorpoſten eines deutſchen Reiches ſtehn, er und die Seinen wollten „lieber die Stiefſöhne eines deutſchen Vaterlandes ſein, als gar kein Vaterland haben." (Bravo.)

So werde es aber mit allen anderen Anträgen in der Oberhauptsfrage. Sie ſeien, wie Dahlmann einmal geſagt, alle gleich viel werth, ſie ſeien alle gar nichts werth.

„Es handelt ſich bei Allem darum, ob Sie einen Bundesſtaat mit zwei Großmächten haben wollen, von denen die eine noch eine Stellung außerhalb Deutſchlands hat. Wenn Sie zwei Großmächte haben, ſo haben Sie auch 30 kleine Staaten, das hängt auf's Innigſte zuſammen. (Sehr gut!) Die beiden Großmächte werden entweder mit einander gehn und auf die Kleinen drücken, und ſie werden dies beſonders dann thun, wenn es ſich darum handelt, die politiſche Entwickelung zu retardiren, oder ſie werden nicht zuſammengehn — und das wird in allen großen politiſchen Fragen ſein — dann werden ſie ſich gegenſeitig neutraliſiren und gegeneinander intriguiren, und die Folge wird ſein, daß es weder vor unſerm Volke noch in den Augen des Auslandes ein großes Deutſchland geben wird.“ (Lebhafter Beifall vom Centrum und der Rechten.) „Dem können Sie nicht entgehn, mag Herr Welcker ſagen was er will — es ſind alle die großen Gebrechen des alten Bundestages!“ (Sehr richtig.)

Einleuchtend wies er nach, daß kein Parlament dabei helfen oder beſtehen könne, daß es ein Spielball Preußens und Oeſterreichs werden müſſe. Was Welcker in Bezug auf abgeſonderte auswärtige Vertretung Oeſterreichs, auf öſterreichiſches Heer und dergleichen „Kinderei“ genannt, das ſei „das Weſen der Sache!“ (Sehr gut!) „Wenn in Petersburg, London und Paris neben dem deutſchen Geſandten ein Geſandter für Ungarn iſt, ſo wird man wohl wiſſen, daß hinter dieſem Geſandten die 600000 öſterreichiſche Bajonette ſtehn. Die Folge würde dann ſein, daß Preußen ſeine europäiſche Stellung aufgiebt, nur eine Stellung in Deutſchland hat und hier ſeinen geſetzmäßigen Drittelseinfluß ausübt, während Oeſterreich innerhalb Deutſchland ganz dieſelbe Berechtigung mit Preußen, daneben aber ſeine europäiſche Stellung beibehält.“ Dies ſei das Direktorium, und wer möge denn glauben, daß ſich Preußen dies jemals zumuthen ließe!

„Die Gegner unſrer Anſicht“ fuhr er fort mit ſeiner ruhigen Stimme, welche im Folgenden wahre Rührung athmete, „Die Gegner ſind in Einem ſehr ſtark, nämlich darin, uns die Mängel unſers Planes vorzuführen. Sie können das, und machen auch redlichen Gebrauch davon. Sie können Alles das was uns das Herz ſchwer gemacht hat bis wir zu dieſem Entſchluß kamen wieder an uns vorüberführen, ſie können die Wunde jeden Tag wieder aufreißen, und ich meinerſeits geſtehe Ihnen, daß ſo oft ſie mir die Worte zurufen: das ganze Deutſchland ſoll es ſein! wenn ich auch Alles weiß was ſich gegen dieſen Vorwurf einer Theilung ſagen läßt, es mich doch jedesmal wieder trifft. Sie können unſre Sache ſchlecht machen, Eins aber können ſie nicht: ſie ſind nicht im Stande, ihr etwas Größeres, etwas gleich Großes, ja ſie ſind nicht im Stande, ihr nur irgend Etwas entgegenzuſtellen, was dem Auslande und dem Volke gegenüber einen kleinen Grad von Verſtändlichkeit, von Lebensfähigkeit hat.“ (Lebhaftes Bravo vom Centrum und der Rechten.) „Unſer Gedanke iſt offen und klar, ſeine Mängel liegen zu Tage, Niemand kann ſie verdecken. Aber es iſt ein klarer durchſchneidender Gedanke der Einheit und der Macht, und er iſt allem dem Halben und Verworrenen das Sie ihm gegenüberſtellen weit überlegen. Ich gebe nicht zu, daß man das eine Zerſtückelung, eine Theilung von Deutſchland nennen darf, was gegenüber den früheren Zuſtänden nur eine noch unvollkommene, nicht für Alle gleichmäßige, aber jedenfalls weit größere Einigung von Deutſchland iſt. Allein ſelbſt wenn Sie

Recht hätten, wenn es eine Verſtümmelung von Deutſchland wäre, ſo ſage ich Ihnen: ich würde mir lieber einen Arm abhauen laſſen und einarmig durch die Welt gehn, als zwei geſunde Arme haben, wovon der eine auch noch einer zweiten Perſon angewachſen iſt, welche das gleiche Recht hätte ſich deſſelben zu bedienen wie ich." Es ſei keine Theilung, keine Trennung. Es ſei zunächſt wie mit den griechiſchen Kolonieen, welche dem Mutterlande eng verbunden blieben. Und hier liege kein Meer dazwiſchen, und es ſeien alle Bedingungen vorhanden, die eine innige, dauernde Verbindung möglich machen. (Bravo.) Die Namen Groß- und Kleindeutſchland betreffend wüßte er nicht, daß man das kleine Griechenland mit Athen, Sparta, Corinth und Argos jemals herabgeſetzt hätte gegen Großgriechenland in Italien. (Bravo.) „Sie reizen nur mit Ihrem großen Deutſchland und ſpiegeln uns einen Traum von einem einheitlichen unermeßlichen Koloß von 70 Millionen vor, der zu gründen ſei. Ich muß gegenüber von ſolchen Unmöglichkeiten ſagen, mir iſt dies Kleindeutſchland von dem Sie ſo verächtlich reden immer noch lieber als gar keins." (Sehr gut.)

Auf die angezweifelte Union mit Oeſterreich übergehend erinnerte er, daß gerade die acht Millionen Süddeutſcher im Bundesſtaate eine Bürgſchaft für Oeſterreich ſeien, daß keine preußiſche, antiöſterreichiſche Politik im neuen Deutſchland gelten werde. „Schon in Preußen ſelbſt hat das eigentliche Preußenthum kaum eine Mehrheit; wie ſoll es ſie haben im übrigen Deutſchland, wo das Gewicht aller kleinen Staaten dazu kommt, welche zuſammen größer ſind als Preußen! Wenn man ferner ſagt, Oeſterreich werde dann auf Deutſchland keinen Einfluß mehr haben, ſo muß ich Ihnen geſtehn: ich fürchte eher, daß der Einfluß Oeſterreichs zu groß als zu klein ſein wird."

„Was zum Schluß die Erblichkeit betrifft, ſo möchte ich dafür nur einen Grund anführen, der für mich ein entſcheidender iſt. Wir wollen uns ganz hingeben, aber wir verlangen das Gleiche auch von Preußen. Wir verlangen, daß es ſeinen ſtaatlichen Organismus als ein fügſames Glied in die deutſche Verfaſſung einreihe, daß es uns in Berlin nicht ein Parlament als den Doppelgänger eines Reichstags hinſtelle, daß es nicht die Stellung und Gliederung einer Großmacht fortbehalte, daß der Unterſchied unter den deutſchen Staaten kein andrer werde als der zwiſchen mittelbaren und unmittelbaren Reichslanden. Dieſe Forderung können wir aber nur dann ſtellen, wenn die Verbindung keine zeitliche, ſondern eine unauflösliche iſt. Wir können nicht erwarten, daß Preußen, wenn es nach ſechs Jahren wieder abzutreten hat, ſeine geſammte Staatsverfaſſung ſo lange ſuspendire. Es muß bleiben was es iſt, und wir kommen aus dem Gegenſatz von großen und kleinen Staaten nie heraus, denn wenn Preußen ſeine ſelbſtändige Stellung behält, ſo werden es die Andern auch thun. Ein vollkommenes Zuſammenwachſen iſt nur unter dieſer einen Bedingung möglich."

Rümelin ſtieg unter dem lebhafteſten Beifalle des Centrums und der Rechten von der Rednerbühne herab. Er hatte ſchlicht und tüchtig Alles geſagt, was zu ſagen war, und weil er ein Schwabe, ſo wurde dies aus ſeinem Munde das Herzblatt der ganzen Verhandlung. Kein Norddeutſcher, auch nicht Dahlmann, nicht Vincke konnten in dieſer Frage ſo überzeugend ſprechen, wenn auch Vincke die Gegenanträge ſchlagender züchtigen, das „bewegliche Laubdach" und „den Pickenick" (Turnus), „die Anarchie nacheinander" ſchärfer geißeln, das Direktorium aber, „die Anarchie nebeneinander" witziger bekämpfen konnte. Das erbliche Kaiſerthum blieb am ergreifendſten empfohlen durch den ruhigen Lehrer aus Nürtingen, welcher offen geſtand, daß ihm der Entſchluß ſchwer und ſchmerzlich gereift ſei.

Neben dieſem rührenden, tief erwogenen, gründlich patriotiſchen Ernſte Rümelin's nahm ſich Inhalt und Form Beda Weber's übel aus. Er hielt einen luſtigen Ton für angemeſſen ſolcher Frage und eine luſtige Verleugnung all ſeiner Grundſätze. Er, der zur ſtrengen Rechten gehörte, empfahl heute die Volksſouverainetät, Urwahlen für den Kaiſer, und wenn das nicht möglich, einen Präſidenten. Dahlmann ſelbſt, welcher ſich ſonſt ſo wenig um die Reden andrer Leute bekümmerte, bemerkte zum Eingange, daß ein ſo tief ernſter Gegenſtand nicht mit mannigfaltigen Späßen zu überſchütten ſei. Die Späße mögen dahingeſtellt bleiben, aber derlei unlautere Wendungen entſchlüpfen nie dem öffentlichen Gewiſſen und fallen wie Mehlthau auf die Sache, welcher ſie dienen ſollen. Sie hätten hier doch gute Dienſte geleiſtet, meint man? Dieſe Berufung auf Volksſouverainetät und einen Präſidenten hätte ja die glückliche Coalition mit der Linken ſo fruchtbar eingeleitet? Ach ja, die Lüge hilft wohl von einem Tage zum andern.

Auch Frater Laſſaulx wollte hierbei nicht zurückbleiben und ließ ſich ſehn mit ſeinen hölzernen Figuren, ließ ſich ſpüren mit dem Moſchusgeruche ſeiner Ingredienzien. Seine Weisheit hat ſo etwas von abgeſtandner Brühe, die vom Abhub aller möglichen Tafeln zuſammengegoſſen worden. Von Epikurs, von des Horazius Flaccus, von des heiligen Auguſtins, von König Ludwigs Tafel. Der Neuling nennt dieſen Brodem pikant, der alte Kunde gebraucht das grobe Wort „ranzig“ dafür. Frater Laſſaulx ſervirt heute mit der bekannten Beſcheidenheit eines Kellners, der nicht auf Trinkgelder, ſondern auf feſten Gehalt angewieſen iſt. Morgen putzt er ſeine hölzernen Figuren auf und läßt ſie mit den Sprüchen des Gymnaſiums aufmarſchiren. Rhetoriſche Heerſchau; Sentenz auf Sentenz von der Lebensdauer der Staaten, von Rom und Byzanz, das ganze hundertfach zerknickte, alſo unter hundertfachem Geſichtspunkte darzuſtellende Schema der ſchöngeiſtigen Aphorismen kam daher und producirte ſeine Kunſtſtückchen an der deutſchen Oberhauptsfrage. Das Herz leitet die Wahl, pflegt man zu ſagen. Da dieſer Frater ſententioſus nun aber für unſre vaterländiſche Sache kein Herz hat, ſo widerfuhr ihm das Unglück, daß er in ein falſches Fach ſeines Figuren- und Sentenzenkaſtens gegriffen und alle Beweiſe für die mächtige Einherrſchaft eines Großreichs hervorgelangt hatte, um — ſchließlich ein Direktorium zu empfehlen.

Wenn man auf nichts weiter geſtellt iſt als auf Klugheit, ſo muß man doch wenigſtens klug ſein. Wie mag man erwarten, daß durch ſolche erſichtliche Spiegelfechterei Jemand getäuſcht werde. Noch klang uns das Mühlfeldtſche Minoritätserachten zu den Paragraphen Zwei und Drei in den Ohren, welches bündig erklärte, daß Oeſterreich nicht in einen deutſchen Bundesſtaat eintreten, ſondern nur ein völkerrechtliches Bündniß mit Deutſchland ſchließen könne. Dies hatte auch Herr von Laſſaulx unterſchrieben, und jetzt empfahl er uns die Direktorialregierung des deutſchen Bundesſtaats und in dieſem Direktorium Oeſterreich. Vor wenig Monaten alſo, als die Meiſten noch im Rauſche auf ein bundesſtaatliches Zuſammengehn mit Oeſterreich hofften, waren ſolche Leute nüchtern genug, die Unmöglichkeit des deutſchen Bundesſtaats mit Oeſterreich einzuſehn, und jetzt ſpielten ſie die Trunkenen, welche den Ernüchterten ſententiös vorwarfen, daß ſie Oeſterreich nicht einreihen wollten in den engen Kreis! — In einer Herzensangelegenheit, wie die Konſtituirung des Vaterlandes iſt, erfüllt uns doch nichts mit größerem Ekel als die Frechheit egoiſtiſcher Willkühr, als das Komödiantenweſen, welches mit unſern theuerſten Intereſſen ernſthaftes Poſſenſpiel treibt. Frater Laſſaulx hier, Bruder Vogt dort.

Darum war es eine rechte Herzſtärkung, Dahlmann in dieſer Frage auftreten zu ſehn und mit ihm wieder ſittliche Zuverſicht zu gewinnen.

Die Erblichkeit zu vertheidigen komme ihm vor, ſagte er unter Oh! Oh! der Linken, als ſolle er eine Lobrede auf das Einmaleins halten. Dem laſſe ſich nichts Scharfſinniges oder gar Liebenswürdiges nachſagen, es ſei nur einfach richtig und es laſſe ſich ohne daſſelbe nicht auskommen in Haus und Hof. Dennoch habe das Syſtem der Erbherrſchaft neben ſeinen Herbigkeiten auch ſeine zarte und in das innere Weſen der Menſchheit dringende Seite. Nachdem es vor allen Dingen den Staat feſtgeſtellt, „denn der Staat muß in alle Wege die Hauptſache bleiben“, führe es in das Staatsweſen die Wärme der Familie ein, indem es die Herrſchaft an ein regierendes Haupt knüpfe.

„Ja, meine Herren, nehmen Sie den Völkern, nehmen Sie dem Volksleben ſeine tieferen Anhänglichkeiten, die ſich wohl beobachten aber keineswegs modeln laſſen, ich gehe weiter: nehmen Sie ſelbſt den Einzelnen ihre edleren Täuſchungen, ſo nehmen Sie das Leben ſelbſt, Sie tödten das Leben ab. Sie verwandeln damit in eine Wahrheit den melancholiſchen Ausſpruch eines großen Dichters, der in der Wiege des Menſchen nur den umgekehrten Sarg erblickt, und ſelbſt Ihr Freiheitsjubel, von ſolchen Täuſchungen — nennen Sie es immer ſo — nicht getragen, verwandelt ſich in eine leere Chimäre.“

Nun pries er, daß man ein Haupt beſchloſſen; denn in der Einheit Deutſchlands ſei die Zukunft Deutſchlands enthalten, und ging darauf ein, daß er als Unitarier verſchrieen ſei. Er ſei dies nicht aus Theorieen der Schule geworden, ſondern durch eine Kette bitterer vaterländiſcher Erfahrungen in einem langen Leben. Hierbei ſchilderte er die Hauptzüge ſeines Lebens. In Wismar ſei er geboren und aufgewachſen, als dieſe gute deutſche Stadt ſchwediſch geweſen. Dann ſei er in Kiel Profeſſor geweſen und habe nicht in den Krieg gegen Napoleon gedurft, denn Kiel war däniſch und Dänemark war Napoleon's Verbündeter. Solle er noch Hannovers gedenken? Man möge ja glauben, daß er erfahren, was uns fehle, man möge die rechte Zeit der Heilung ja nicht vorüber laſſen! „Einer einheitlichen Gewalt bedürfen wir, einer Einheit, welcher das Ganze des Vaterlandes Eins und Alles iſt. Alles was ich früher in Deutſchland erblickte, alle jene ſogenannten kleinen Ganzen, die waren nur da, um das große deutſche Ganze gründlich todtzuſchlagen. Uns thut ein Herrſcherhaus noth, welches gänzlich ſich unſerm Deutſchland widmet, gänzlich in Deutſchland lebt und in nichts Anderem. Ein ſolches Herrſcherhaus kann uns Oeſterreich nicht ſein, es kann es nicht, denn es hängen dieſem Oeſterreich, bei all ſeinem verdienten Ruhme, zu viele außerdeutſche Sorgen an. Oeſterreich krankt an ſeiner Stärke ebenſo ſehr wie andere Staaten an ihrer Schwäche. Die ſchwerſten Sorgen Oeſterreichs werden erſt dann beginnen, wenn es den langen Lauf ſeiner Siege vollendet hat."

Er bezweifelt, daß die Unterhandlung mit Oeſterreich zu einem praktiſchen Ziele führen werde „in einer langen Dauer der Zeiten". — „An den Hohenzollern Preußens können wir ein ſolches Herrſcherhaus nicht nur haben, ſondern mit dem ſchlechteſten und dem beſten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht hätten. Es iſt gar keine Zukunft für Deutſchland möglich ohne Preußen. Hier kommt es alſo durchaus nicht darauf an, eine Wahl zu treffen, ſondern uns dieſes Hauſes von Anfang an dergeſtalt zu verſichern (Gelächter auf der Linken. Von der Rechten: Ruhe!) daß wir die Gewißheit haben, es widme ſich gänzlich dem deutſchen Vaterlande, alle ſeine Kraft und Sorge, nicht bloß als Nebengeſchäft. Das iſt aber keineswegs ſo leicht, wie Viele unter uns glauben wollen!"

Folgte eine Schilderung des ſpecifiſchen Preußenthums, welches nicht begreife, daß ſeine Stellung mit dem Ende des abſoluten Königthums eine ganz andre geworden. Die Anarchie werde nie mehr gedämpft, wenn nicht durch die Einheit der deutſchen Volkskraft eine Bahn eröffnet ſei, die zur Macht führe. „Denn es iſt nicht bloß die Freiheit, es iſt zur größern Hälfte die Macht, die ihm bisher verſagte, nach welcher es den Deutſchen gelüſtet. Deutſchland muß als ſolches endlich eintreten in die Reihe der politiſchen Großmächte des Welttheils. Das kann nur durch Preußen geſchehn und weder

Preußen kann ohne Deutſchland noch Deutſchland ohne Preußen geneſen. Und ſo komme ich denn doch am Ende wieder auf das zurück, was ich das Einmaleins nannte. Denn das iſt denn doch wohl ein ganz Einfaches, daß eine Macht wie Preußen nicht auf die Probe berufen werden kann. Man kann einen Theil ſeines Weſens allenfalls hingeben an ein anderes, man kann allenfalls mithelfen zur Herrſchaft, man kann das politiſche Pfuſcherwerk einer Trias oder eines Turnus mit aufputzen helfen; allein ſein ganzes Weſen das gibt man nicht für drei, ſechs oder zwölf Jahre hin, ſein ganzes Weſen gibt man nur hin, um in ein höheres Weſen für alle Dauer der Zeiten überzugehn. (Bravo!) Meine Herren! Ich verdamme Niemands Abſtimmung (Bravo!), allein was mich perſönlich angeht, ich würde glauben gebrochen zu haben mit Allem, was mir vaterländiſch theuer und heilig iſt, gebrochen zu haben mit meinem Vaterlande, wenn ich anders meine Stimme abgäbe als für die Einheit Deutſchlands (Bravo!), für die erbliche Krone meines deutſchen Vaterlandes (Bravo! Ziſchen auf der Linken.). So bin ich geſonnen und werde ſo geſonnen bleiben und bis an mein Ende den Glauben feſthalten, daß eine unbegreifliche Barmherzigkeit des Himmels uns vielgeprüften Deutſchen endlich die Rettungsbahn eröffnet hat, die wir einſchlagen müſſen, wenn wir das Heil des Vaterlandes finden wollen." (Lebhafter Beifall im Centrum und der Rechten. Ziſchen von der Linken.)

Neben dieſem klaren Einſehn und klarem Wollen wie ſtaubig und trübe nahm ſich Fröbel's Wollen aus! Er meinte es ehrlich und gut und ſanft, er war wirklich ein Demokrat. Aber welche Träumerei! Mückenſchwarm auf Mückenſchwarm, wo Alles ſich begatten und doch Alles ruhelos weiter will. Nicht einmal Zeit und Kraft zur neuen Mückenzeugung. Jeglicher Glaube an irgend eine Autorität ſei dahin und der abſolute Unglaube herrſche. Dies ſei die Hauptbedingung der Demokratie. Die freie Selbſtbeſtimmung müſſe alſo in allen Dingen eintreten, und auch nicht das aus allgemeinem Wahlrechte hervorgegangene Parlament, ſondern das ganze Volk habe das Reichsoberhaupt und zwar auf die kürzeſte Zeit zu wählen. Eine ſolche Oberhaupts-Autorität wie vorgeſchlagen, ſei übrigens auch gegen Paragraph Sieben der Grundrechte, wornach jedes Amt für jeden dazu Befähigten zugänglich und jeder bevorrechtete Stand abgeſchafft ſei. War jetzt Zeit zum Mückenſeihen im deutſchen Vaterlande! Vincke nahm ſich die Mühe darauf zu erwidern, daß nach ſolcher „Gleichheit vor dem Geſetz“ Niemand ein Amt annehmen dürfe, weil der Beamte eine andre Stellung habe als derjenige, welcher ihm untergeordnet iſt. Die Gleichheit vor dem Geſetze, die doch nur eine ideale, ſei nur ſo zu verſtehn, daß Jeder Anſpruch auf gleiche Behandlung vor dem Richter, nicht daß er auch dieſelbe Lebensſtellung haben ſolle. Uebrigens benützte er die günſtige Stellung Preußens zu dieſer Frage dahin, daß er ebenfalls idealiſirte, und der Konſequenz wegen noch einmal wie früher verſicherte: er würde für das Haus Oeſterreich ſprechen, wenn Oeſterreich nicht noch andere Intereſſen zu vertreten hätte als rein deutſche. Das war nicht ohne Künſtlichkeit und Gemachtheit und gewiß nicht von ſo reinem Quellwaſſer wie Dahlmann's Wort. Keinen Zweifel, daß Vincke ſich ſelbſt beim Worte gehalten hätte, wenn über Nacht Oeſterreich ſich aller nicht deutſchen Lande entäußert hätte. Und wie dann? Um ſein Wort zu halten, wäre er gegen ſeinen ganzen politiſchen Kreis von Gedanken und Wünſchen, wäre er gegen ſeine ganze eigene Welt in die Schranken getreten. Die Spitzfindigkeit iſt unter allen Umſtänden eine Gefahr in der Politik. Allerdings verſchaffte ihm ſeine Konſequenz in dieſer Frage glänzende Vortheile auf der Rednerbühne. Nachdem er links und rechts die Gegner niedergeworfen hatte wie ein Herkules, der mit der Fauſt Stiere erſchlägt und dabei noch nebenher mit einem Finger giftige Schlangen erdrückt, welche die Peterskirche in die Paulskirche einſchleppten, konnte er allerdings rufen: Wer iſt denn damals verlacht worden mit den 34 deutſchen Nationen? Ich war's, der unſre Miſere ſo bezeichnete als eine Miſere, welcher ein Ende gemacht werden müſſe. „Jetzt, wo wir nach acht Monaten faſt am Ende unſerer Aufgabe uns befinden, bin ich mir bewußt, treu geblieben zu ſein; ich höre aber jetzt viele Stimmen in dieſem Hauſe, die eben nichts Anderes wollen als die 34 Nationen! (Großer Beifall.) Ich habe hier kein anderes Intereſſe als die Zukunft Deutſchlands. (Allſeitiger lebhafter Beifall.) Wenn die Geſchichte unſre Namen aufzeichnet, woran man uns hier ſo oft erinnert hat, ſo wird man hoffentlich unſere Namen alle auf die Seite Derjenigen ſtellen, welche ein einiges Deutſchland wollten. (Lebhafter Beifall.) Die Namen der Gegner aber wird man in allen Winkeln Deutſchlands ſuchen müſſen: da wo man die Republik will und nur jetzt noch nicht ausführen kann, da wo man die katholiſche Kirche gefährdet glaubt und man für einen erblichen Kaiſer nicht ſtimmt, weil unſer König einmal das Unglück hat Proteſtant zu ſein, und da wo man nur deshalb nicht für den Erbkaiſer iſt, weil es nicht der öſterreichiſche iſt; zu einer ſolchen Anſicht werden wir Preußen uns niemals herablaſſen.“ (Stürmiſches Bravo und anhaltendes Händeklatſchen in der ganzen Verſammlung — ſagt ſogar der ſtenographiſche Bericht.)

Das heißt die günſtige Stellung ausbeuten. Der nächſte Redner, Edel von Würzburg, ſuchte die ungünſtige auszubeuten. Er behandelte Nord- und Süddeutſchland wie berechtigte ſtaatliche Gegenſätze, und diejenige Einheit war ihm ein Unrecht, in welcher Süddeutſchland ſchwächer vertreten ſei als Norddeutſchland. Er pochte geradezu auf den Partikularismus als ſo und ſo großen Komplex, und erklärte dieſe Oberhauptsfrage für eine Exiſtenzfrage Süddeutſchlands. Da war im Drange gar kein idealer Schleier mehr übrig geblieben, und er verlangte ganz zuverſichtlich diejenige Form, welche unſer Vaterland ruinirt hat, das Wahlkaiſerthum! „Damit kein deutſcher Stamm“, wollte ſagen damit nicht Baiern, bleibend „vom Reichsregimente ausgeſchloſſen“ werde.

Ein nordiſcher ſchwarzer Bart folgte dem ſüdlichen ſchwarzen Barte, ein Hannoveraner dem Baier, und Grumbrecht erklärte nach ſolchem Vorgange denn doch auch jetzt am Ende des Werkes noch feierlich, daß er nicht wie Edel im Namen Baierns im Namen Hannovers ſprechen wolle, ſondern als Deutſcher, obwohl den Hannoveranern das partikulare Gefühl ebenſo nahe gelegt ſei wie den Baiern. Ihm und den Seinigen ſei wahrlich das preußiſche Kaiſerthum etwas ſehr Unerwünſchtes, und auch in den materiellen Intereſſen ſtünden ihnen nur Opfer, große Opfer bevor. „Er perſönlich habe gehofft, es würden die Großſtaaten zu Grunde gehn in einer deutſchen Bewegung, und er habe deshalb mit der Linken geſtimmt — aber er könne ſich nicht mehr verhehlen, daß die Mehrheit dieſes Hauſes Deutſchland richtiger beurtheilt habe, und ſo müßten denn, um das Ziel zu erreichen, auch die ſchwerſten Opfer gebracht werden. Er ſtimme mit ſchwerem Herzen, aber er ſtimme für ein erbliches Oberhaupt. Dies nur könne, wie die Lage der Dinge in Deutſchland ſei, Macht nach außen, Freiheit im Innern verbürgen.

Dieſer ehrliche Sinn Grumbrechts mußte nach Herrn Edels Rede einen erhebenden Eindruck machen. Denn die nackte Berufung auf ein ſelbſtändiges Süddeutſchland oder Baiern, dieſe Berufung nach achtmonatlicher principieller Einheit wirkte damals noch empörend. Süddeutſchland hatte ja vorzugsweiſe nach deutſcher Einheit gerufen; Preußen hatte dies nicht gethan. Nun war man am Abſchluſſe, und weil dieſer Abſchluß Preußens Königshaus an die Spitze brachte nun ſollte auf einmal Süddeutſchland Dies und Das und Das und Dies mit beſonderem Rechte zu fordern haben, nun ſollte am Ende des Turniers Einſatz und Bedingung rundweg geleugnet werden! Und nicht einmal ein Staat mit gewiſſen nachdrucksvollen geſchichtlichen Rechten, nein, eine Gegend die ganz verſchiedenartig begrenzt werden konnte, ſollte Alles für ungültig erklären können. Ein andres Mal rechnete das Rheinland, welches großentheils preußiſch, zu Süddeutſchland, heute war Preußen nur ein Gegenſatz zu Süddeutſchland und Trier unter gleichem Breitengrade wie Darmſtadt, Saarbrück unter gleichem Grade wie Heidelberg waren nicht mehr preußiſche Städte.

Dies war ein übler Ton, den Herr Edel ſo zuverſichtlich anſchlug. Er ſagte nichts weiter als: wir wollen nur eine deutſche Einheit, wenn wir perſönlich dabei unſre Rechnung finden, wenn wir die Rechnung ſo finden wie wir ſie uns gemacht. Daß die Süddeutſchen in ihren Sympathieen betroffen ſein mochten bei ſolchem Ausgange, wer begriff das nicht, wer beklagte das nicht! Wer war nicht bereit auszugleichen, wo es ohne Gefährdung des ganzen Zwecks irgend geſchehen konnte! Aber dieſe grelle Verleugnung des Princips am Schluſſe einer auf ſolches Princip begründeten, begeiſterungsvoll geprieſenen Parlamentsſeſſion, ſie war das Signal zur Zerſtörung des Werkes. Bisher hatten nur die Linken, wie ſie meinten im Intereſſe der Freiheit, den Partikularismus aufgepflanzt. Jetzt erhob er ſich nicht nur auf der Rechten, nein im rechten Centrum, zu welchem Herr Edel und Genoſſen bisher gehört hatten, im rechten Centrum, wo man ſich zur Einheit ſtreng wie zu einem Dogma bekannte.

Dies erſte Anzeichen eines offenen Abfalls vom Grundprincipe des Parlaments hat ſich in den nächſten Wochen entſetzlich bewährt. Von hier aus hat ſich eine principloſe Oppoſition entwickelt und geſtaltet gegen das Zuſtandekommen eines parlamentariſchen deutſchen Staates, eine Oppoſition welche zuerſt das Parlament in die Nichtigkeit zu ziehen ſuchte, und welche ſpäter alle Trennungsgründe in Deutſchland eifrig wieder belebt hat. Dieſer Signalgeber Edel war nun immer voran, wenn Verzögerung erſtritten werden ſollte, und wie er im Großen das Princip deutſcher Einheit verleugnet hatte, ſo verleugnete er im Kleinen was er bei Gelegenheit eines verlangten Aufſchubs ſo eben zugeſagt hatte. Die vorgeſpiegelte oder thörichte Erwartung, Oeſterreich werde über Nacht ſich zum Eintritte melden, gab in den nächſten Wochen den Vorwand zum Hinhalten, und wenn Herr Edel ſo eben von der Tribüne verſichert hatte: er wünſche nur noch acht Tage Aufſchub, und werde nach Verlauf derſelben mit ſeinen Freunden bereit ſein, dem Beginn der zweiten Leſung zuzuſtimmen — ſo ſtand er in der nächſten Stunde arglos wie ein unkundig Kind für eine Forderung der Linken auf, welche Erledigung des Wahlgeſetzes, eine Aufgabe von Wochen, vor der zweiten Leſung eingeſchoben ſehen wollte. Nichts, nichts hat das Verhältniß in der Paulskirche, hat Treu und Glauben ſo ſehr vergiftet als ſolch Betragen.

Mit Freude und Zuneigung hörte man daneben einen Süddeutſchen wie Uhland an, obwohl er nichts Beſſeres wollte als ein Wahlreich. Aber er war ächt im Princip, treu in ſeinem Worte. Die Wurzel des neuen deutſchen Staates ſei eine demokratiſche; der Gipfel ſchieße nicht von den Zweigen empor, ſondern von der Wurzel: „Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu entſtehenden deutſchen Eiche nicht gemäß, wenn wir in ihrem Gipfel ein Brutneſt erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten“. Ja als er damit ſchloß: es werde kein Haupt über Deutſchland leuchten, welches nicht mit einem vollen Tropfen demokratiſchen Oels geſalbt ſei, da rief Mancher dem Dichter Beifall zu, Mancher, der gar nicht einverſtanden war mit dem luſtigen Gedankenzuge des Schwaben. Es war aber eine deutſche und poetiſche Ganzheit. —

Der Worte ſind genug gewechſelt! hieß es denn am zweiten Tage, am 23. Januar, bekehrt wird Niemand mehr durch Reden, ſtimmen wir ab!

Man durfte nicht ſicher auf einen Sieg der Erblichkeit rechnen. Das Centrum ſelbſt hatte ſtarken Abfall zu erwarten, wie ſich ſchon bei Edel und Genoſſen an den Tag gelegt hatte. Die Rechte ging vorausſichtlich nur in geringer Zahl mit Vincke, denn alle Baiern und Oeſterreicher dort wollten keine Erblichkeit — für den Hohenzollern. Vom Würtemberger Hofe waren wohl, wie Grumbrechts Rede verheißen, einige Stimmen zu erwarten. Aber Grumbrecht ſelbſt gehörte zur rechten Seite des Würtemberger Hofes und war nur darum nicht zum Augsburger übergegangen, weil er in zweifelhaften Fragen die Meinung des Centrums im Würtemberger Hofe vertreten wollte.

Ein Sieg der Erblichkeit war unwahrſcheinlich, war jedenfalls nur dann möglich, wenn die Frage um Erblichkeit zuletzt an die Reihe kam. Leute wie Waitz, Zachariä und Aehnliche, welche ſich hierin vom Centrum abſonderten, mochten wohl zum Votum für Erblichkeit ſich entſchließen, wenn alle anderen Beſtimmungen keine Majorität erlangten, und mancher Andere war ebenſo entſchloſſen, damit ein Beſchluß zu Stande käme. Aber in erſter Linie wollten Viele nicht für Erblichkeit ſtimmen, die ſich allenfalls dazu entſchließen wollten, wenn keine andre Wahl mehr übrig bliebe.

Das Schickſal der Erblichkeit hing alſo von der Fragſtellung ab, und die Abſtimmung über die Folge der Fragen fiel nicht zu Gunſten der Erblichkeit aus. Vierundzwanzig Stimmen Mehrheit beſtimmten, daß zuerſt über Erblichkeit votirt werden ſolle.

Zu dieſer Mehrheit hatte ſich ziemlich Alles vereinigt, was nicht durchaus für Erblichkeit geſinnt war. Auch diejenigen, welche der partikulariſtiſchen und demokratiſchen Oppoſition keinen Vorwand laſſen, und die Zeit bis zur zweiten Leſung für Oeſterreich frei laſſen wollten, welche alſo deshalb erſt bei der zweiten Leſung ihr letztes Wort abgeben wollten.

Das erbkaiſerliche Centrum verzichtete alſo nach dieſem Ergebniſſe auf einen abſoluten Sieg. Es ſpannte ſeine Aufmerkſamkeit nur dahin, ob die Erblichkeit einen relativen Sieg erringen werde, das heißt, ob ſie heute die zahlreichſte Minderzahl aufweiſen könne. Auf alle andern Formen, das wußte man, vereinigen ſich die verſchiedenartigſten Elemente, für den ſechsjährigen Kaiſer namentlich ſogar der gemäßigte Theil der Linken; um die Erblichkeit aber ſchaart ſich nur ein geſchloſſenes Princip.

211 Stimmen vereinigten ſich für die Erblichkeit gegen 263. Die Minderheit betrug alſo nur 52 Stimmen. Von zwanzig Stimmen ungefähr wußte man jetzt ſchon, daß ſie in zweiter Inſtanz für Erblichkeit ſtimmen wollten. Es blieb alſo ein Minus von 12 Stimmen zu gewinnen für die endliche Entſcheidung:

Die Wahl des Kaiſers auf Lebenszeit erhielt nur 39 Stimmen von 452.

Die Wahl des Kaiſers auf zwölf Jahre erhielt gar nur 14 Stimmen von 456.

Nun ging es an das ſechsjährige Reichsoberhaupt, wofür ſich Republikaner, die einen ſolchen Präſidenten hofften, Süddeutſche, Oeſterreicher, Rechte und faſt alle Feinde des Erbkaiſers vereinigten. Herr von Bothmer neben Vogt, Römer neben Giskra ſtimmten dafür. Dennoch brachten ſie's nur auf 196 Stimmen gegen 264.

Das Reichsoberhaupt auf drei Jahre erhielt 120, faſt nur linke Stimmen.

So war denn keine Beſtimmung über die Dauer des Reichsoberhauptes durchgegangen. Die Erblichkeit hatte aber eine relative und zwar principiell einige Mehrheit. Die definitive Entſcheidung blieb der zweiten Leſung überlaſſen.

7.

Hiermit war der Gedankenkreis einer neuen deutſchen Verfaſſung erſchöpft. Es blieben in der Oberhauptsfrage nur die gewöhnlichen Konſequenzen der konſtitutionellen Monarchie übrig. Dann war der „Reichsrath“, ſicher geſtellt durch das Zugeſtändniß des Centrums, es war ein Abſchnitt „Gewähr der Verfaſſung“ zu votiren, und es war endlich ein Wahlgeſetz feſtzuſtellen. Letzteres ſollte nicht integrirender Theil der Verfaſſung werden, und man wollte erſt nach zweiter Leſung der Verfaſſung an die dornige Löſung ſolch einer Aufgabe ſchreiten, welche doch gewiß nur dann paſſend gelöſ't werden konnte, wenn man vollſtändig überſah, für welchen Staat, alſo für welche Vorbedingungen die Wahlen anzuordnen wären.

Dies hoffte man und dies war im Laufe eines Monats, alſo bis gegen die Mitte des Februar, zu erledigen. Unterdeß konnten die Bemerkungen und Einwendungen der Staaten über und gegen die Verfaſſung eingegangen und vom Verfaſſungsausſchuſſe für die Vorlage zur zweiten Leſung berückſichtigt ſein. Auf dieſem Wege ſollte die „Verſtändigung“ zwiſchen Reichsverſammlung und Einzelnſtaaten ſtattfinden. Preußen ſelbſt hatte dies mildere Wort „Verſtändigung“ vorgeſchlagen und hatte den techniſchen Ausdruck „Vereinbarung“, welcher ſo viel Widerſtreben fand, abſichtlich vermieden. Darauf einzugehn war die Mehrheit der Paulskirche bereit. Die endgültige Entſcheidung nur ſollte in ihr als der Vertreterin eines deutſchen Ganzen gegenüber den deutſchen Beſtandtheilen beruhn und ſich bethätigen.

Die Entwickelung ſchien alſo nun doch endlich ihrem Ziele glücklich zu nahen. Bis zur Wiederkehr des Märzes konnte die Konſtituirung des Vaterlandes vollendet ſein. Ach, „zwiſchen Lippe und Bechersrand“ findet noch alles mögliche Verderben Raum. Bis zur zweiten Leſung ſollten diejenigen deutſchen Elemente, welche ſich über Gebühr benachtheiligt glaubten, den Boden dergeſtalt aufwühlen, daß kaum ein endlicher Beſchluß entſtehen, dieſer endliche Beſchluß aber vergiftet werden könne.

Innerhalb dieſes Monats vor dem wiederkehrenden März bildete ſich eine Coalition aus, welche nichts weiter gemeinſchaftlich hatte als: Hinderung und Zerſtörung der deutſchen Reichsverfaſſung.

Ehe dies näher dargeſtellt wird iſt aus dem Abſchnitte der

Oberhauptsfrage noch dasjenige zu erwähnen, was früher ſchon angedeutet worden iſt als etwas, was nicht zur Verhandlung gekommen ſei. Es betraf etwas ſcheinbar Aeußerliches, den Titel des Reichsoberhauptes. Der Verfaſſungsausſchuß hatte den Kaiſertitel vorgeſchlagen. Dagegen war von einigen Mitgliedern des Centrums ein Amendement vorbereitet worden, welches den Titel „König der Deutſchen" vorſchlug. Es ſtützte ſich auf folgende Erwägung:

Der Kaiſertitel erweckt Gedanken, Erinnerungen und Anſprüche, welche gar nicht beabſichtigt werden. Er war der Ausdruck eines ganz andern Reichsverhältniſſes, als das heutige ſein kann und ſein ſoll. Er betraf den Zuſammenhang mit Rom, er war aus dem Süden geholt für ein heilig-römiſch-deutſches Reich. An ſolch einen Zuſammenhang des modernen deutſchen Reiches denkt Niemand. Wozu alſo etwas Lebloſes mit einem Namen heraufbeſchwören, welcher nur Anlaß giebt zu Mißdeutungen? König der Deutſchen war der heimathliche deutſche Titel, für welchen es keines Römerzuges, keiner päbſtlichen Weihe bedurfte. Im eigentlichen Sinne des Wortes war er der nationale Titel.

Oeſterreich ferner wird ſchon um des bloßen Kaiſertitels willen doppelte Schwierigkeiten erheben. Wir Menſchen ſind nun einmal ſo, daß wir an Unweſentlichem mit beſonderer Hartnäckigkeit haften.

Ja, auch eine große Anzahl katholiſcher oder ſüddeutſcher Stimmen, für welche die Tradition des Kaiſerthums noch eine ganz beſtimmte religiöſe oder poetiſche Bedeutung hat, werden eher mit ihrer Oppoſition verſtummen, wenn der für ſie bedeutungsvolle Titel vermieden wird. Das Neue mit neutralem Namen wird eher eine neutrale Stimmung gewinnen bei ſeinen Widerſachern.

Für den engeren und weiteren Bund endlich iſt ein zwiefacher Titel angemeſſen. Soll und kann eine Architektonik erſtrebt werden, innerhalb welcher der öſterreichiſche Kaiſer dem weiteren Bunde präſidire als mächtiger Herr all ſeiner Lande, dann möge ihm auch allein der Kaiſertitel verbleiben. Jedenfalls wird durch den „König der Deutſchen“ der organiſche Verband mit Oeſterreich im weiteren Bunde erleichtert.

Dagegen ſprach nur, daß ſich das Volk bereits des großen faßlichen Kaiſertitels bemächtigt habe, und daß er beſonders in Norddeutſchland, wenn auch nicht unter dem demokratiſchen Parteibegriffe „Volk“, doch unter Bürgern und Bauern bereits populär ſei. Es ſei nicht gut daran wieder zu rütteln. Das war ein gegründeter Einwand. Er hätte aber doch untergeordnet werden müſſen, wenn wirklich für die Befriedigung des Ganzen durch ſolchen Wechſel des Titels etwas zu erreichen war. Daß Norddeutſchland übrigens, wo ja die Eiferſucht gegen Preußen noch größer iſt als in Süddeutſchland, ſeinen Widerwillen gegen ein preußiſches Kaiſerthum ſo heroiſch niederkämpfte, das hing allerdings zuſammen mit religiöſer und poetiſcher Tradition wie ſie hier zu Hauſe. Man mag ſich noch ſo ſehr hüten es auszuſprechen, verleugnen kann man nirgends ganz, daß der proteſtantiſche Sinn, wenn auch den Meiſten unbewußt, in all dieſen Fragen ſeinen Einfluß übte. Möchten nun auch hier die norddeutſchen Proteſtanten ihr Opfer bringen zum Gedeihen des Ganzen, indem ſie auf einen ſtolzen Titel verzichteten!

Sie wendeten ein, es werde ja dieſer deutſche Königstitel gar ſo unbequem und verwirrend werden, weil man noch vier kleine Könige behalte. — Die verwirrenden Titel, welche über die Macht täuſchen ſollen — wurde darauf erwidert — haben diejenigen nicht zu kümmern, welche für entſprechende Macht den Namen zu wählen haben. Es iſt von ihnen dafür zu ſorgen, daß ein deutſches Königthum entſteht, und daß andrerſeits die Einzelnſtaaten nicht weiter in ihren Herrlichkeiten verkürzt werden als zum Beſtehn eines mächtigen Ganzen nöthig iſt. Wie weit den Einzelnſtaaten eines vereinigten Reiches der königliche Name und Prunk, zumeiſt eine Errungenſchaft Napoleons in Deutſchland, unerläßlich ſei, das werde die Sitte von ſelbſt verfügen.

Dieſer letztere Geſichtspunkt galt indeſſen für Nebenſache. Die Erleichterung für Oeſterreich, die Verſinnlichung eines ſich abzweigenden engeren und weiteren Bundes war der Grund dieſer Titelfrage.

Um den Königstitel gruppirten ſich zunächſt diejenigen, welche zwar den Bundesſtaat in ganzer Konſequenz aber auch die organiſche Betheiligung Oeſterreichs wollten. Die Folge wird lehren, daß in dieſer engeren Gruppe, welche ſich um

Gagern gebildet hatte, nicht nur warme Theilnahme für Oeſterreich, ſondern auch klare Erkenntniß der auf friedlichem Wege erreichbaren Formen lebendig war. Heinrich von Gagern erklärte ſich für dieſes Amendement des Königstitels, und die Mehrzahl des Centrums ſchien einzuwilligen. Es begann eben die Runde zu machen für Unterſchriften — da kam jene Entſcheidung gegen die Erblichkeit. Jetzt war es nicht mehr an der Zeit, das Oberhaupt noch weiter abzuſchwächen. Man legte das Amendement zurück für die zweite Leſung. Es war nicht vorauszuſehn, daß dieſe zweite Leſung ſo ſturm- und drangvoll vor ſich gehn, und daß ſie keinen Raum geſtatten werde für eine ſolche feine Abſtufung.

Der Kaiſertitel ſelbſt war nur mit einer Mehrheit von 9 Stimmen durchgegangen. Viele die ſo eben für einen ſechsjährigen Kaiſer geſtimmt, ja Manche die ſpäter für einen erblichen Kaiſer ſtimmten, hatten jetzt gegen den Titel votirt mit den Linken, den Ultramontanen, den Baiern und den Oeſterreichern, welche letzten drei Kategorieen ein römiſch-deutſches Kaiſerthum votirt hätten, wenn Ausſicht vorhanden geweſen wäre, einen Habsburger erwählt zu ſehn.

Solche Parteiung gegen dieſelben Staatsformen, welche man ſelber wollte, welche man aber des unwillkommenen Eigenthümers wegen jetzt verleugnete, führte nun nach der erſten Leſung zur berüchtigten Coalition. Nachdem auch die „Gewähr der Verfaſſung“ und die verſchobenen Paragraphen der Grundrechte votirt, nachdem die Einwendungen der

Staaten eingegangen waren und als man nur noch den letzten Berg, die entſcheidende zweite Leſung vor ſich hatte, da vereinigten ſich zu bloß negativem Zwecke Parteien, welche über Form und Inhalt entgegengeſetzter Anſicht waren. Was da Princip! Was da deutſcher Staat und deutſche Einheit klein oder groß! Es ſollte Nichts zu Stande kommen, weil Das nicht zu Stande kam was — ſie wollten? O nein. Wenn ſie noch gewußt hätten was ſie wollten! Wenn ſie nur eine Form hätten bezeichnen können! Sie wußten nur was ſie nicht wollten. Sie konnten alſo nur zerſtören, und deshalb war unter ihnen eine lügenhafte und unmoraliſche Coalition möglich. Lügenhaft und unmoraliſch dadurch, daß ſie einander zu Gefallen, namentlich die Rechten den Linken zu Gefallen, für Sätze ſtimmten, welche ihrem Princip und ſonſtigen Wunſche direkt widerſprachen. Sie wollten dieſe Sätze nicht, ſie ſtimmten nur dafür als für Zerſtörungsmittel.

Dies wurde ſchreiend offenbar beim Wahlgeſetze, welches ſie nun vor der zweiten Leſung herauszutreiben ſuchten. Die Beſſeren thaten dies um noch einige Zeit zu gewinnen bis zu der gefürchteten abſchließenden zweiten Leſung. Die Schlimmeren drängten das Wahlgeſetz dazwiſchen, weil ſie wohl wußten, wie nackt hierbei nochmals die Gegenſätze zwiſchen Rechts und Links hervorſpringen, die Leidenſchaft reizen, die Einigung zu einer Verfaſſung erſchweren müßten. Es war dies vorzeitige Heranbringen des Wahlgeſetzes ſelbſt das erſte Zugeſtändniß, welches ſie den Linken machten. Dieſen lag nicht das Mindeſte am Fertigwerden ſolcher konſtitutionell-monarchiſchen Verfaſſung; „im Gegentheile!“ hatte der ſchwatzhafte Herr Vogt geſagt; es lag ihnen in dem ganzen, durch Mäßigung einmal doch verpfuſchten Parlamente nur an den Grundrechten und an einem Wahlgeſetze mit unbeſchränktem Wahlrechte. Dieſen Hebel noch wünſchten ſie zu erlangen, dann wollten ſie in Zukunft das Verfaſſungswerk ſchon in die Lüfte ſprengen. Iſt aber erſt die Verfaſſung auch in zweiter Leſung beſchloſſen — berechnete man — dann tritt ein Genügen ein, welches einem weit greifenden Wahlgeſetze ungünſtig iſt, dann will man das Fertiggewordene konſerviren, dann wird alſo auch das Wahlgeſetz konſervativ. Jetzt aber, riefen die Linken, jetzt wo die Ungewißheit noch ſo vortrefflich gährt, jetzt an das Wahlgeſetz! Wollt Ihr Unzufriedenen mit uns zuſammengehn, ſo gebt ein Pfand, und helft uns zum und beim Wahlgeſetze!

Dies geſchah. Es erſchienen ſüdliche Figuren auf der Rednerbühne die man nie geſehn. Lange dunkle Röcke mit hohen Glanzſtiefeln! Singend fanden ſie 's unbegreiflich, daß man mit dem wichtigſten Geſetze zögern könne. Das Volk, das Volk! das ganze Volk lag ihnen, die bisher im Hintergrunde der Rechten ganz verborgen geweſen waren, ſo ſehr am Herzen, das ganze Volk ſei zur Wahl berufen. Wie Herr Beda Weber angekündigt: die Volksſouverainetät war plötzlich unter ſie gefahren.

Ein nicht unwichtiger Bundesgenoſſe für die Malkontenten war ſeit Kurzem in Frankfurt wieder eingekehrt. Heckſcher, welcher zur Vertretung der Centralgewalt nach Italien, nach Turin, geſandt worden war, da er als Mitglied des Miniſteriums fernerhin für unmöglich gegolten und man ihm doch eine Aufmerkſamkeit erweiſen gewollt hatte. Schwer verdrießlich ſah dieſer ehrgeizige Mann jetzt drein, daß die Entwickelung tiefe, feſte Bahnen gewonnen hatte, und ſeiner nicht bedurfte. Er war der advokatiſche Mann, dem Gagernſchen Weſen nicht bloß die ewige Verneinung, ſondern wenigſtens ſcheinbar poſitive Punkte entgegenzuſtellen. Anonym ward eine Einladung erlaſſen zu einer Zuſammenkunft in Schröders Hôtel. Er ſelbſt, die beiden Oeſterreicher von Würth und Somaruga, Welcker und der weiland Miniſterkandidat kurioſen Angedenkens, von Hermann, traten zuſammen, und griffen es am richtigen Ende an: es ſollte eine andere Verfaſſung der bisher beſchloſſenen entgegengeſtellt werden. Dagegen war gewiß nichts einzuwenden. Wenn es möglich war, die unerläßlichen Grundbedingungen: Volkshaus und Bundesſtaat, auf anderem, Oeſterreich einſchließenden Wege zu erreichen, ſo konnte dieſe Gegenverfaſſung ſicher darauf rechnen, die Mehrheit in der Paulskirche, ſelbſt ohne die Linke, zu gewinnen. Denn die jetzigen Bundesſtaatlichen, die Kaiſerlichen genannt, würden in großer Anzahl bereit geweſen ſein ſich eines Beſſeren belehren zu laſſen. Es war ihnen gar nicht um den Ausſchluß Oeſterreichs zu thun, wenn mit Oeſterreich das Ziel erreicht werden konnte.

Für dieſes großdeutſche Verfaſſungsprojekt wurde im Hötel Schröder eine Commiſſion von neun Mitgliedern ernannt, und während ſie innerlich an's Werk ging, ſchritt man äußerlich zur Anknüpfung mit der Linken.

Es wurde eine Coalition ſogar offen und geräuſchvoll in's Werk geſetzt. Auf der Mainluſt war eine Verſammlung verſucht worden, in welcher man ſich öffentlich über Allianz-Bedingungen einigen wollte. Das war aber doch nicht ohne ſkandalöſen Anſtrich abgegangen. Die Frivolität der Linken hatte es nicht laſſen können, ihre Späße zu machen über die großdeutſchen Phariſäer, und man mußte verſuchen, die Looſungsworte in kleineren Zirkeln vorzubereiten. Selbſt manchem gewiſſenhaften Manne von der Linken war der Schacher zuwider, war die Aeußerung Vogts, „er ſei allerdings käuflich für vermehrte Volksrechte" ein Gräuel, und der beſſere Mann von der Linken hielt ſich fern. Poſitiven Vortheil konnten dabei übrigens unter allen Umſtänden nur die Linken haben, da eigentlich von ihnen gar kein artikulirtes Zugeſtändniß gefordert, ſondern nur ein Beharren auf jeweilig vorkommenden, völlig vagen großdeutſchen Sätzen verlangt wurde. Das war ein Verlangen, welches den Linken von ſelbſt entſprach: vage Redensarten mit dem Paukentone eines ganzen großen Deutſchland, damit konnten ſie aufwarten. Und übrigens Oppoſition gegen die verhaßten Bundesſtaats-Centren, Oppoſition in alle Wege, Verzögerung, Vernichtung, heidi! was konnte Leuten wie Vogt Erwünſchteres kommen?!

Die Stifter der Liga mochten wohl wiſſen, daß Dem ſo ſei, und daß für ſie keinerlei poſitives Reſultat dabei erzielt werden könne. Wie vorſichtig und täuſchſam auch die Verfaſſer einer Gegenverfaſſung unter Heckſchers Leitung die Sätze drehen und verdrehen mochten, ſie blieben doch aus Mangel an Schöpfungskraft am Zuſchnitt der bisherigen Verfaſſung haften, und ſchnitten nur hie und da Löcher, welche den Linken gerade nichts weniger als erwünſcht ſein konnten. Die Abſicht einer neuen Verfaſſung alſo, welche ſich langſam und flickweiſe zu bethätigen ſuchte, konnte auch nicht über den lügenhaften Begriff einer aus feindlichen Elementen zuſammen getriebenen Coalition hinaus bringen. Ein poſitives Ergebniß mit den Linken noch weniger. Man wollte nur eine Zeitlang zuſammen marſchiren, um ſtärker auszuſehn. Es drängt ſich alſo die Frage auf: warum dann nicht lieber das Aufſehn vermeiden, welches ihnen in der ſittlichen Meinung ſo unauslöſchlichen Schaden brachte? Warum dann nicht einfach geſchehen laſſen was von ſelbſt geſchah wenn man mit den Linken ſtimmte?

Einmal hatte man doch wohl nicht vorausgeſehn, daß die Linken ſo gar prahleriſch und hochmüthig ſein würden, und zweitens bedurfte es doch immerhin einer genauen Verſtändigung, um gegenüber dem kompakten Centrum die Fragen über Tagesordnung und Abſtimmung genau ſo zu ſtellen und zu vereinbaren, daß ein Erfolg möglich war. Wenn irgend möglich, mußten dieſe Fragen doch einen Schimmer von Entſchuldigung und Berechtigung mit ſich führen, ſonſt ſchämten ſich doch Manche, die gern mitgegangen wären. Und um die Mehrheit zu erlangen, die auch im günſtigſten Falle nur eine ganz geringe werden konnte, mußte die Verabredung ſehr fein gefädelt ſein. Das Wahlgeſetz war dafür unſchätzbar. Da mußte Piepmeyer hie und da erwachen, da war Unerfahrenheit auszubeuten, da war Vereinigung auf beſchränkende Punkte ſo ungemein ſchwer in dem zwanzigfach verſchiedenartigen Deutſchland, und da konnten die zwei oder drei ſoufflirenden Coalitionsführer unbekümmert in's Ungemeſſene laufen laſſen oder auch treiben. Es war ja doch nicht daran zu denken, daß Oeſterreich jemals zu einem ſolchen geſetzgeberiſchen Volkshauſe wählen ließ, am Wenigſten daß es nach einem ſo nivellirenden Geſetze wählen ließ, mochte dies nun ein Quentchen mehr oder ein Quentchen weniger laxativ ſein.

Hierbei wurde es zum erſten Male deutlich und wurde es bitter ausgeſprochen: daß eine ſo große Anzahl Stimmen über Form und Weſen eines Bundesſtaates entſcheiden ſollten, dem ſie doch ſicherlich nicht zugehören würden. Alle übrigen Regierungen hatten zur ſogenannten „Verſtändigung“ ihre Noten eingereicht, in welchen das bezeichnet war was ſie in der zweiten Leſung geändert ſehn wollten an der Verfaſſung. Oeſterreich allein hatte vom 4. Februar eine wiederum ganz allgemein gehaltene Note geſendet, in welcher es ſich gegen das Gagernſche Programm erklärte, und übrigens nur hinzuſetzte: daß ihm ein einiges, mächtiges, Deutſchland „vorſchwebe."

Dies Wort an ſolcher Stelle ſagte Alles. Selbſt Diejenigen, welche noch allenfalls einen beſtimmten Fingerzeig erwartet, geſtanden jetzt, daß gar nichts von dort zu erwarten ſei für einen deutſchen Bundesſtaat, und zum erſten Male mußte man die bitterſten Ausdrücke hören: daß in dieſer Note immer das dritte Wort Oeſterreich die „erſte deutſche Macht" nenne, daß es aber die erſte fremde Macht in Deutſchland ſei. Der Aerger und die Animoſität gegen Oeſterreich ſtieg jetzt nach dieſer „hochfahrend" genannten Note und bei Abſtimmung über das Wahlgeſetz zu beunruhigender Höhe. Als ein übrigens unbekannter Schwarzrock am 13. Februar mit unverkennbarem Dialekte plötzlich zum erſten Male auf der Tribüne erſchien und in gezogenen, ſchleimigen Wendungen zu beweiſen ſuchte, daß die Vornahme des Wahlgeſetzes jetzt, und gerade jetzt an der Zeit und dem Ganzen höchſt förderlich ſei, da erhob ſich eine ſo eigenthümliche Unruhe im Hauſe, daß man einen bisher noch niemals verlauteten Widerwillen erkennen mußte. Die Verſammlung gerieth in ein letztes Stadium der Gereiztheit, welches die ärgſten Ausbrüche befürchten ließ.

An demſelben Tage wurde übrigens, nachdem auch Herr von Hermann aus miniſteriellen Gründen — ſo hartnäckig intereſſirte er ſich für's Miniſterium! — die Vornahme des Wahlgeſetzes bevorwortet hatte, es wurde trotz wirklich miniſteriellen Widerſpruches von Seiten Beckeraths die Diskuſſion des Wahlgeſetzes auf die nächſte Tagesordnung geſetzt. Man wußte nicht, woher die Mehrheit kam; aber hierbei fand man auch rechts hinreichenden „Schimmer von Entſchuldigung und Berechtigung." Es war unſcheinbar Verzögerung und ein Zankapfel zu gewinnen.

Die Vorberathungen des Wahlgeſetzes in den Klubbs des Centrums verhießen kein günſtiges Reſultat für diejenigen, welche das unbeſchränkte Wahlrecht für unverträglich hielten mit einem geordneten Staatsleben. Theils war ein Klubb, der Landsberg, nicht dahin zu bringen, daß er ſich ganz oder auch nur in großer Mehrzahl dem Principe einer nothwendigen Beſchränkung angeſchloſſen hätte Es war einer Anzahl dieſer Abgeordneten nicht glaublich zu machen, daß weder eine monarchiſche noch eine republikaniſche Staatsordnung zu irgend einer Stätigkeit gelangen könne, wenn die Entſcheidung aller politiſchen Fragen in die Hände der unberechenbaren, links und rechts verführbaren Maſſe gelegt werde. Theils erkannte man mit Schrecken, wie groß die Verſchiedenheit der Lebensverhältniſſe, der Steuerverhältniſſe, ja der Gemeindeverbände in Deutſchland ſei. Letztere, auf die man ſich ſtützen wollte, fehlen in vielen Landſchaften noch ganz, und erſtere ruhen auf ſo verſchiedenartigen Kriterien, daß es unmöglich ſchien: ſich auf gewiſſe Punkte der Beſchränkung im weiten deutſchen Reiche zu einigen. Kaum hatte man endlich einen Punkt aufgefunden, welchem eine große Anzahl Landſchaften zuſtimmen konnten, ſo erhob ſich ein Mecklenburger und ſagte: bei uns iſt dieſer Punkt ganz unbekannt! Und ging man davon ab, ſo erhob ſich ein Rheinheſſe, oder ein Baier gegen den neuen Vereinigungspunkt. Der Vorſchlag des Verfaſſungsausſchuſſes bot keine Hilfe. Er wollte Kategorieen ausgeſchloſſen ſehn: Dienſtboten, Handwerksgehilfen, Fabrikarbeiter, Tagelöhner. Das gefiel nicht. Man wollte nicht einen Ausſchuß nach Klaſſen. Man wollte ein allgemeines Kriterium finden.

Gegen das unbeſchränkte Wahlrecht war man einig im Augsburger Hofe, im Caſino, im Café Milani. Im Augsburger Hofe, welcher doch am Weiteſten links ſtand von dieſen Fraktionen war nur etwa ein Mitglied für daſſelbe. Ein anderes ſagte geradezu: das unbeſchränkte allgemeine Wahlrecht iſt im Vergleich zu den galoppirenden kommuniſtiſchen Schriftſtellern der Kommunismus im Schritt. Die große Mehrzahl der Einwohner iſt beſitzlos. Giebt man ihnen den Staat preis, ſo bringt es die Konſequenz und die Natur des Menſchen mit ſich, daß ſie über das ihnen fehlende Eigenthum zu ihren Gunſten verfügen, wenn auch nicht in plötzlichen Maaßregeln.

Hier im Augsburger Hofe vereinigte man ſich allmählig zu der geringen Beſchränkung, daß nur derjenige ausgeſchloſſen ſei, „welcher nicht einen eigenen Hausſtand und nicht ein volles Jahr lang unmittelbar vor der Wahl zu Gemeindelaſten beigetragen oder wo es noch keine Gemeindeverbände gebe irgend eine direkte Steuer entrichtet habe, oder endlich der, welcher nicht ein Einkommen von 350 Gulden (200 Thaler) nachzuweiſen vermöge." Dies Amendement trug Biedermanns Namen.

Im Caſino vereinigte Georg Beſeler eine Anzahl um einen niedrigen Cenſus: Wer nicht mindeſtens entweder 5 Gulden 15 Kreuzer Rheiniſch (3 Thaler pr.) direkte Steuern jährlich an den Staat entrichte oder ein jährliches Einkommen von 350 Gulden (200 Thaler) nachweiſen könne, ſolle nicht wählen dürfen.

Daneben ſchaarte ſich eine Anzahl um einen Vorſchlag von Veit, Plathner, Graf Keller und Genoſſen, welcher den Höchſtbeſteuerten die Hälfte der Wahlſtimmen beilegte.

Dieſer Vorſchlag entzog dem Beſelerſchen Stimmen, wie dieſer jenem, wenn Mancher auch eventuell für dieſen und jenen ſtimmen wollte. Der einfache Cenſus im Beſelerſchen ſchreckte durch ſeinen nackten Namen manchen Piepmeyer ab, und trieb ihn zu dieſem anderen Vorſchlage, welcher Reich und Arm zuließ, aber den ganz Reichen grell bevorzugte vor dem Bemittelten, indem letzterer der großen Maſſe zugeſchoben wurde.

Nun war aber auch das Caſino ſchon außerdem geſchwächt durch den Austritt der öſterreichiſch Geſinnten, welche im „Pariſer Hofe" einen eigenen Klubb gebildet hatten unter Welcker, Jürgens, Reichensperger, Edel. Hier gab es wohl manchen ehrenhaften Mann, von dem man nicht fürchten durfte, daß er auf mögliche Zerſtörung des Ganzen hin, oder den Linken zu Gefallen ein hochwichtiges Geſetz verſtümmeln helfen werde. Aber es war nicht zu hoffen, daß dieſer Klubb ſich als ſolcher einer vorgeſchlagenen Beſchränkung anſchließen werde, es war im Gegentheil zu fürchten, daß er die Zerſplitterung vermehren, ja daß Dieſer und Jener aus ihm dem Coalitionsſtile des „Nein und Nein" ſich anſchließen werde.

Vom Café Milani endlich brachte von Wulffen einen Vorſchlag, nach welchem „Jeder auf eignem Heerd oder durch Grundbeſitz, Gewerbe oder öffentliches Amt anſäſſige, unbeſcholtene" 25jährige Deutſche wahlberechtigt ſei. Dies war ſehr zerfließend und unbeſtimmt; einen Sammelpunkt konnte man auch darin nicht vermuthen.

Kurz, man ging ziemlich hoffnungslos in die Debatte eines ſo tief greifenden Geſetzes. Und doch ahnte man noch nicht, daß die Coalition ſich hier am Wohlfeilſten und Sicherſten bethätigen könne dadurch, daß der Einzelne eben immer Nein ſage zu jeder Beſchränkung. Gerade dieſe oder jene Beſchränkung gefiel ihm nun eben nicht. Die ihm zuſagende iſt ausgeblieben! und daß auf ſolchem Wege eben gar keine Beſchränkung, ſondern das allgemeine Wahlrecht der Linken beſchloſſen werde, ja, das ſei ein Schickſal! Deshalb könne Niemand angeklagt werden!

Die Debatte ſelbſt, welche am 15. Februar begann, war an Kraft des Vortrags und Kraft der Gründe eine der mächtigſten, welche das Centrum je geführt hat. Die Reden Baſſermanns, Beckeraths, Wernhers von Niernſtein, Friedrichs von Raumer, Mathys, Gagerns beweiſen dem In- und Auslande, daß man in Deutſchland von keiner Blendung bethört ſei über Volk und Staat, und daß eine gediegene, reife politiſche Bildung in Deutſchland zu finden ſei. Jene Männer und ihnen zunächſt Scheller als Berichterſtatter, Matthies von Greifswald und Plathner ſprachen ſämmtlich für die unpopuläre Beſchränkung.

Welcher Menſchenfreund hätte nicht für allgemeines Stimmrecht geſchwärmt und nur mit Widerſtreben ſolch ein Ideal aufgegeben! Es war alſo diesmal ein hiſtoriſcher Vortrag über dieſes Thema auch in einer politiſchen Verſammlung von Intereſſe, und Friedrich von Raumer, welcher ſich mit geſchichtlicher Erforſchung politiſcher Formen anhaltend beſchäftigt hat, wurde mit Aufmerkſamkeit angehört. Der politiſche Profeſſor alſo, gerade als ſolcher war einmal allen Parteien willkommen, denn Jedermann mochte eine raſche Ueberſicht der menſchlichen Beſtrebungen in dieſer Grundfrage des Staates hinnehmen von Solon bis Schlöffel.

Der Gedanke Solons ſei geweſen: daß allerdings die Perſon frei werden ſolle, daß aber zu der Perſon ein Beſitz gehöre. „Er theilte ſeine Athener, mit ihrer Zuſtimmung, in vier Klaſſen, und gab den höheren Klaſſen größere Rechte, aber, wohlgemerkt! auch größere Pflichten. Und zwar namentlich in Bezug auf Steuer und Kriegsdienſt.

Nach den Perſerkriegen ließen ſich die niederen Klaſſen dies Syſtem nicht mehr gefallen, und es wurde durch Ariſtides allgemeine gleiche politiſche Berechtigung eingeführt.

Perikles nach Art eines konſtitutionellen Monarchen ſei noch in großem Stile damit zurecht gekommen, bald aber „reihte ſich der Verfall Athens zur Zeit des Gerbers Kleon“ und anderer Demagogen „an dieſes allgemeine Stimmrecht und dieſe unbedingte Gleichſtellung.“ —

Servius Tullius, der wichtigſte politiſche Geſetzgeber in Rom, ſtufte die politiſchen Rechte nach dem Eigenthume ab, nicht nach den Einnahmen. Er verband mit der Eintheilung in Klaſſen noch die Eintheilung in Centurien, „das heißt, er gab den Reicheren außerordentlich viel größere Rechte, und gründete dadurch eine lang dauernde Ariſtokratie, welche die niedrigſte Klaſſe wie von den Rechten ſo auch von den Laſten ausſchloß.“

Dies Bevorzugungsſyſtem brach man durch Einführung der Tribus. „In den Tribus fragte kein Menſch nach dem Gelde; aber es fand deſſenungeachtet keineswegs ein allgemeines Stimmrecht ſtatt, ſo wie es in unſern Tagen verſtanden wird. Jede Tribus — durchſchnittlich 35 — bildete nämlich eine Corporation mit einer Stimme. Es waren aber nicht gleich viel Perſonen in einer Tribus, ſondern der zahlreiche Stadtpöbel Roms ward zuſammengenommen in wenige ſtädtiſche Tribus, und minder viel Perſonen bildeten eine ländliche Tribus.“

Man ſage in Amerika ſei kein Cenſus. Das iſt falſch. In einigen Staaten muß Vermögen nachgewieſen werden, in faſt allen Staaten muß der Wählende Steuern bezahlt haben; und in allen Staaten muß er anſäſſig ſein, womit immer die Pflicht des Steuerzahlens verbunden iſt. „Sie iſt die Bedingung, ohne welche Niemand zur Wahl kommt.“

Jefferſon, der berühmte demokratiſche Präſident in Amerika ſage poſitiv: für die bevölkerten, eingeengten Länder Europas paſſe durchaus nur eine ganz andere Regierung als in den amerikaniſchen Staaten. In dieſen ſei Jeder durch ſein Eigenthum für Aufrechthaltung von Geſetz und Ordnung weſentlich intereſſirt. Solchen Männern ſei Aufſicht über die öffentlichen Angelegenheiten anzuvertrauen, eine Aufſicht und Kontrole, „welche in den Händen des Geſindels der europäiſchen Staaten ſogleich gemißbraucht werden würde zum Niederreißen und Zerſtören aller öffentlichen bürgerlichen Rechte und Güter.“

Robespierre ſogar habe geſagt, es ſei eine Ehre Steuer zu zahlen. In Amerika aber würde man ſich ſchämen zu wählen, wenn man nicht zum allgemeinen Beſten ſeinen Steuerbeitrag entrichtet hätte.

Dies Alles ſprach alſo doch für den Cenſus, oder für die Eintheilungen in Tribus.

Die Uebereinkunft für eine Beſchränkung wurde aber den Centren noch dadurch erſchwert, daß die große Mehrzahl für direkte Wahlen und öffentliche Stimmgebung eingenommen war. Wollte man ſich zu indirekten Wahlen entſchließen, ſagte Mathy, dann bedürfe es nur geringer oder gar keiner Beſchränkung. Das wollte man aber nicht, und die Erfahrung in Sachſen und Preußen ſprach nicht ſo ſehr für mäßigende Sicherheit in indirekten Wahlen. — Geiſtvoll hatte Gagern als heſſiſcher Miniſter die indirekte Wahl darum vorgezogen, weil ſie freie Erörterung und Verſtändigung möglich mache. Darin beſtehe weſentlich die Freiheit. Er hielt jetzt noch das Syſtem für das verderblichſte, welches unmöglich macht, den wahrhaften Ausdruck der Volksgeſinnung kennen zu lernen. Und das herrſche bei direkten Wahlen, „wobei in einem großen Wahlbezirke, ohne Verſammlung und Verſtändigung der Wähler, in jeder Gemeinde des Wahlbezirkes, ohne daß die eine weiß was die andere thut oder beabſichtigt, von den dort ſtimmfähigen Bürgern ein Abgeordneter gewählt würde.“

Bei indirekter Wahl können ſich die Urwähler, die einen Wahlmann zu wählen haben, verſtändigen, weil ſie eben in mäßiger Zahl und in verwandten Kreiſen zuſammentreten. Die erwählten Wahlmänner können dies ebenfalls unter ſich und mit den Kandidaten. Da kann ſich ein freies Urtheil bilden.

Er will auf die indirekte Wahl verzichten, wenn das Stimmrecht kein allgemeines iſt. Er will einen mäßigen Cenſus. Die Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechtes, welche doch ſcheinbar die Mehrheit für ſich hatten, kamen ſelbſt in ihren beſſeren Rednern wie Löwe von Kalbe und Simon von

Trier nicht über die allgemeinen Behauptungen zweifelhaften Werthes hinaus, und machten keinen beſtimmenden Eindruck. Was ſie von den Anſprüchen der „Arbeiter“ und Arbeit überhaupt ſagten wurde in ſeiner grellen Einſeitigkeit von Baſſermann aufgedeckt und vernichtet. „Was Sie Arbeit nennen“ ſagte Baſſermann, „das iſt ja immer nur das gehäſſige Gegenüberſtellen von der rohen Handarbeit der Tagelöhner und Handwerksgehilfen gegen alle edlere geiſtige Arbeit des Kaufmanns, Fabrikherrn, der Profeſſoren und Staatsbeamten, der ſogenannten Bourgeoiſie, wie Sie dieſe Klaſſen nennen. Das hängt damit zuſammen, daß man die Sache nach der unterſten Stufe benennt, auf welcher ſie erſt recht beginnt, und nicht nach der, auf welcher ſie ſich veredelt hat. Es erinnert mich dies an den widerlichen Gegenſatz, welchen die Socialiſten unſrer Tage gleicherweiſe zwiſchen Volk und Bourgeoiſie aufſtellen“ (Heiterkeit auf der Linken.) „Sonſt ſuchte man den Begriff des Volkes in deſſen Kern, gerade in dem Bürgerthume, im Mittelſtande, den man jetzt nachäffend Bourgeoiſie nennt“ — „aber jetzt iſt es für dieſe Herren zweifelhaft, ob ſie den Bürger, welcher durch Talent, Fleiß und Mäßigkeit ſich ein Beſitzthum erworben, deſſen Beſtreben dahin geht ſein Errungenes für ſeine Kinder, für ſeine Familie zu erhalten, ob ſie einen ſolchen Bürger zum Volke rechnen ſollen. Daß aber Derjenige, welcher ſich nicht anſtrengt, welcher verſchuldet oder unverſchuldet in Ungebildetheit verblieben iſt, welcher ſeine ganze Weisheit aus irgend welcher Phraſe, oder irgend einem Lokalblättchen ſchöpft, zum Volke gerechnet werden müſſe.“ (Auf der Rechten: Bravo! Sehr gut! Auf der Linken Heiterkeit.) „Ich glaube, ſowie wir dieſen herabziehenden Begriff von der Arbeit verwerfen müſſen, wenn wir nicht die niedrigſte Stufe für das eigentliche Weſen halten wollen, ſo müſſen wir auch dieſen Begriff des Volkes verwerfen. Denn was hat der deutſchen Nation von je ihre Zierde und ihren Stolz gegeben? Sind es nicht jene Männer, die nach Ihren Begriffen nicht zu den Arbeitern, die nach Ihren Begriffen nicht zum Volke gehören?“ (Von der Linken: Das iſt nicht wahr!) „Es war doch Herder ein Geiſtlicher, es war doch Goethe ein Miniſter und es war doch Schiller einer der geſchmähten Profeſſoren!“ (Gelächter auf der Linken. Bravo auf der Rechten. Unruhe.)

Und nun fragte Baſſermann mit ſeiner ſo gefürchteten Beweisführung auf den Mann: wer denn die Freiheitskriege gemacht? Ob ſie nicht von den Univerſitäten, von den Profeſſoren, von der gebildeten Klaſſe ausgegangen? Wer denn Fichte geweſen ſei? Wer denn neuerdings ſo lange Breſche geſchoſſen ohne allgemeines Stimmrecht, bis ein Umſchwung von 1848 möglich geworden? Etwa die Arbeiter im Sinne der Linken? „Nein, meine Herren, die Weltordnung wird nicht anders, es wird doch immer verſchiedene Schichten in der menſchlichen Geſellſchaft geben. Und Solche wird es geben müſſen, welche das Banner der Intelligenz vorantragen müſſen und die Führung haben; und es wird immer eine Maſſe bleiben, welche ſtatt ſelbſt zu führen den Führern zu folgen hat.“ Und deshalb ſei es der größte Frevel an der Zukunft des Vaterlandes, den niederen Ständen zuzurufen, daß die intelligenteren, die höheren ihre natürlichen Feinde ſeien, die ſie auf Tod und Leben bekämpfen müßten ſtatt ihnen zu folgen.

Jeder dieſer Stöße traf und erregte Schrei und Unruhe. Die Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechtes hatten nur *ein* wirkſames Wort für das Centrum, und für das *eine* war man empfindlich: daß ja die Nationalverſammlung kraft allgemeinen Stimmrechtes entſtanden ſei, und daß ſie jetzt ihren Urſprung verleugnen wolle. Dies veranlaßte auch den gewiſſenhaften Rieſſer zu folgender Aeußerung:

„Ich nehme keinen Anſtand das Bekenntniß abzulegen, daß ich mit Vielen, die ſich für jenen einſtimmigen Beſchluß des Vorparlamentes, welcher jeden Cenſus ausſchloß, erhoben haben, mir *darüber* nicht klar geweſen bin, daß durch die flüchtige Debatte die jenem Beſchluſſe voranging die Frage über das abſolute allgemeine Wahlrecht für *alle Zeiten* entſchieden ſei. Vielmehr ſchien es uns ein ſehr verſchiedener Fall zu ſein, ob die politiſche Geſellſchaft in einem Momente des regſten politiſchen Bewußtſeins, um ſich in ihrer Grundlage neu zu konſtituiren, auf den Urquell aller Macht im Staate, auf die Geſammtheit des Volkes zurückkomme, oder ob es ſich darum handle, die bleibende, regelmäßige Gewalt für alle Zeiten zu organiſiren, alſo auch für ſolche Zeiten, in welchen nach der Anſicht Vieler das völlig ſchrankenloſe direkte

Wahlrecht der Freiheit mehr noch als der Ordnung gefährlich werden konnte. Ich nehme keinen Anſtand, dieſes Bekenntniß vor Ihnen, vor dem Vaterlande und vor meinen Wählern abzulegen."

Es half bei Manchem nicht, daß man ihn aufmerkſam machte: nach ſeiner Theorie wäre es ja nimmer möglich, ein Wahlgeſetz zu ändern. Denn diejenigen, welche ändern, müßten ja immer die Form ihres Urſprungs durch ſolche Aenderung verleugnen. Es war dies bei Furchtſamen und Beſchränkten ein förmlicher Ehrenpunkt geworden, und gerade ſie litten am tiefſten unter Baſſermann's Rede, welche die Gefahren des Vaterlandes ſolch einer pedantiſchen, perſönlichen Befriedigung dergeſtalt gegenüber ſtellte, daß man hinſehn mußte. Dieſe unmittelbare Sprache, dies Freiſein von jeglicher, aber jeglicher! Phraſe, dies wundärztliche Anfaſſen der geſunden und kranken Glieder verlieh Baſſermann die bewunderte und gehaßte Macht des Vortrages. Kein Verſteck, kein Ausweg blieb übrig ihm gegenüber. Man mußte Rede ſtehn und ſich entſcheiden.

Hoffen Sie wirklich, fragte er ſchneidend, daß allgemeines Stimmrecht die politiſchen Probleme löſe? Unbedachtſame nur konnten Ja ſagen, während er ſie an Frankreich erinnerte, während er auseinanderſetzte, daß vor Allem Dauer einem Staatsweſen noththue, am allermeiſten einem Staatsweſen, auf welches die armen arbeitenden, gerade in Frankreich durch Experimente der Art erſt recht unglücklich gemachten Klaſſen hoffen ſollten. Wo ſolle Dauer herkommen, wenn man den Staat an die ungebildeten Maſſen überantworte. Abſolutismus höchſtens als Hilfe in der Noth komme dann. Auf Napoleon ſchelte man mit Recht als auf den Vernichter der Freiheit, wer habe denn Napoleon zum erblichen Kaiſer geſtempelt? Das allgemeine Stimmrecht. Jetzt habe es den jungen Napoleon berufen als Präſidenten, und wer wiſſe denn, ob es nicht das nächſte Mal Monarchiſten und durch ſie einen Monarchen bringe! „Dann werde ich Sie wieder fragen, ob das Ihr vernünftiger Volkswille iſt.“ (Vogt: Nein, dann iſt er es nicht!) „Sie ſagen, dann iſt er es nicht! Damit geben Sie zu, daß es mit dem Subtrahiren und Addiren der Stimmen noch nicht gethan iſt. Das iſt der einzige Beweispunkt, den ich haben will, und womit ich Ihre ganze Theorie aus den Angeln hebe.“ (Bravo.) „Aber wenn es nun kein Zweifel mehr iſt, daß es zweierlei Volkswillen giebt, und daß man ſich auf den vernünftigen allein ſtützen muß und darf, ſo iſt zu fragen: wie findet man dieſen?“ Und nun berief er ſich auf die freien Länder, auf England, das 10 Pfund Cenſus habe, auf Nordamerika mit ſeinen Wahlſchranken, auf das glückliche Belgien, welches ebenfalls Cenſus habe. (Auf der Linken: Aber in Norwegen?!) Darnach gerade hatte er die Angel geworfen, und da der Fiſch anbiß, ſo war er zur Hand und zog. „In der Norwegiſchen Verfaſſung“, ſagte er lächelnd, „heißt es ſo: Stimmberechtigt ſind nur norwegiſche Bürger, welche 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande fünf

Jahre wohnhaft geweſen ſind, ſich daſelbſt aufhalten und entweder 1) Beamte ſind oder geweſen ſind. 2) Landbeſitz haben oder länger als fünf Jahre matrikulirtes Land gebaut haben. 3) Bürger in Handelsſtädten ſind oder in einer Kauf- oder Landſtadt einen Grundbeſitz haben, deſſen Werth wenigſtens 300 Rthlr. beträgt; und dies ſind nicht Wähler, ſondern erſt Urwähler, welche erſt Wahlmänner zu wählen haben.“

Dieſe prompten Data waren äußerſt unangenehm für die idealiſtiſche Unwiſſenheit. Noch mehr! Gerade weil man das, wofür er ſtimme, ein konſervatives Wahlgeſetz nenne, gerade darum ſei es empfehlenswerth. Wolle man denn die ſo eben unter dem Odem der größten Freiheit beſchloſſene Verfaſſung nicht konſerviren? Die Linken freilich hätten kein Intereſſe daran, daß die Verfaſſung erhalten werde (Unterbrechung), „„Im Gegentheile““, ſagte ja damals Herr Vogt! Sie ſind ganz konſequent, aber alle übrigen Fraktionen ſollten daraus die Lehre nehmen, daß ſie gerade nicht das allgemeine Wahlrecht adoptiren dürfen.“

„Hätte ich den populärſten Namen in Deutſchland“, ſchloß er unter ſtürmiſchem Beifall, „und wüßte ich, daß ich durch das Votum gegen allgemeines Stimmrecht ihn in Fluch verwandelte, ich würde dennoch ſo ſtimmen, um nicht die Zukunft meines Vaterlandes preiszugeben.“

„Ich bin ein Bauer“, ſagte Wernher von Nierſtein, „ich ehre das Volk, ich liebe alle Klaſſen deſſelben, ich habe mein Leben zum größten Theile mit den unterſten Klaſſen zugebracht und an deren Seite mit Hand angelegt. Ich habe, als ich hierher kam, die Schwielen noch mitgebracht von der Arbeit, und ich habe in dem Volke eine Maſſe häuslicher Tugenden kennen gelernt — aber zwiſchen der häuslichen Tugend und der politiſchen Einſicht iſt noch ein großer Unterſchied. — Ich behaupte nach meiner getreuen Erfahrung, daß zur Beurtheilung der Bedürfniſſe eines großen Staates die unterſten Klaſſen nicht geeignet ſind.“

„Das allgemeine Wahlrecht iſt nur ein Rahmen und noch kein Wahlgeſetz. Es hat keinen Inhalt. Es paßt für den Naturzuſtand der Völker, oder es iſt der Vorbote und Weg zu ihrem politiſchen Tode.“ — Bei Romulus und Remus in der Kindheit des römiſchen Staates ſei es geweſen und — kurz ehe die Cäſaren mit ihren Prätorianern Herren von Rom geworden.

In Italien ſei es immer Vorbote der Tyrannei geweſen, und als dort in den Republiken das allgemeine Wahlrecht eingeführt worden, da ſeien die Condottieri's gekommen, die de la Scala, die Bentivoglio's, Visconti, Sforza und ſogar die Medizis. So und dort ſei auch der Polizeiſtaat entſtanden.

Es gebe und werde immer geben ein phyſiſches Volk, wozu Alles bis auf den Säugling gehöre, und ein politiſches Volk. Dies hätten früher die Waffenfähigen gebildet, jetzt bilden es die Beſitzenden.

Weil er das Volk liebe, wolle er es nicht gemißbraucht ſehn. Es würde nur gemißbraucht durch Zutheilung eines

Rechtes, das es nicht üben könne. Er wolle es nicht beſtochen und verführt ſeyn von Ariſtokraten und Demokraten. Letztere werden dem Volke noch den letzten Glauben an die Treue nehmen.

„Laſſen wir dies allgemeine Wahlrecht gelten, ſo handeln wir wie ein Arzt, der bei einem hitzigen Fieber ſtatt beſänftigender Mittel noch Spirituoſa giebt. Ich mag nicht zu dieſen Aerzten gehören, und wenn der Kranke in ſeinem Delirium ſelbſt nach Spirituoſen ſchreit.“ (Bravo.)

Alles dies ward in den Wind geſprochen! Wir brauchen keine Weisheit! hatte man in der klaſſiſchen Demokratenkammer zu Dresden geſagt.

Die Abſtimmung über den Beſelerſchen Vorſchlag eines niedrigen Cenſus fand nur 117 Stimmen für ſich unter 449. Unter dieſen 117 Stimmen war ein einziger Oeſterreicher, ein alter, etwas ſchwerhöriger Juriſt aus Kärnthen.

Alſo ein Cenſus von etwa vier Gulden Conventionsmünze war zu viel für die tief ausgebildeten konſtitutionellen Verhältniſſe im Staate Oeſterreich! Wer zahlt denn nicht vier Gulden Steuern! Oder wer hat denn nicht 300 Gulden Einnahme, deſſen Ausſchluß vom Wählen wirklich zu beklagen wäre in Oeſterreich?

Nicht doch! ſagt man vielleicht, den vierzig bis funfzig konſervativen Oeſterreichern war der Satz zu niedrig! — Ei, es konnte ja Jeder von ihnen einen höheren vorſchlagen, warum thaten ſie dies nicht, wenn ihnen an einem brauchbaren Wahlgeſetze gelegen war?

Es war ihnen ſo wenig um das Eine wie um das Andere zu thun, ſo wenig, daß ſich für den nächſten Vorſchlag, den Biedermannſchen, welcher für noch etwas billiger galt als der Beſelerſche, doch etwa ein Dutzend entſchloß. Unter 204 Stimmen doch eine kleine Anzahl öſterreichiſcher.

Auch dieſer Antrag fiel gegen 248. Ein dritter, von Hofmann aus Friedberg, der noch etwas billiger war, und nur im Allgemeinſten Grundbeſitz oder eignen Haushalt oder Gemeindebürgerrecht verlangte, ja der zur Wahl zuließ, wenn man Staats-, Kirchen- oder Gemeindediener ſei, der alſo, und mit Recht, den Nachtwächter nicht ausſchloß, gewann wenigſtens einige zwanzig Oeſterreicher. Ein Zeichen, daß ſie höchſtens abwärts mitzugehn geneigt waren. Konſervativſte Mitglieder unter ihnen ſtimmten konſequent Nein gegen jede Beſchränkung des allgemeinen Wahlrechts.

Auch dieſer Hofmannſche Antrag fiel mit 239 gegen 209. Nur 24 Stimmen mehr für den Biedermannſchen, nur 20 mehr für den Hofmannſchen und das Wahlgeſetz war begrenzt. Dieſe karge Zahl wurde von konſervativen Abgeordneten verſagt. Mußte dies nicht aufregen und zu garſtigem Nachdenken reizen?

Der Veit-Plathner-Kellerſche wich bei ſolcher Ausſicht auf Nichterfolg einem ähnlichen Antrage von Lette, welcher den Cenſuszahlenden im Beſelerſchen Satze unmittelbare Wahl, allen Uebrigen aber mittelbare Wahl beilegte. Je zehn ſolcher Urwähler ſollten einen Wahlmann wählen.

Auch dieſer Antrag fiel gegen eine noch viel größere Majorität, welche Nein ſagte. Vier Oeſterreicher hatten ſich dafür entſchloſſen.

Kurz, das ganze Wahlgeſetz wurde durch dies Zuſammenſtimmen verſchiedenartigſter Töne, durch ſolche vollſtändige Katzenmuſik der Prinzipien im Sinne der Linken entſchieden. Alle Schranken wurden beſeitigt und die direkten Wahlen blieben, die geheime Abſtimmung blieb. Die Abſtimmung über dies Ganze gab noch eine Mehrheit von 62 Stimmen. Unter dieſen Leute des rechten Centrums und der Rechten, wie Edel, Reichensperger und Beda Weber. Auch Herr von Wydenbrugk bekannte ſich zu ſolchem Wahlgeſetze, wenn auch nicht zu ſolchem Machwerke.

Die Beſtürzung in der Bundesſtaatspartei war ſehr groß. Es beſteht kein geſellſchaftliches Leben ohne Treu und Glauben, es beſteht keine politiſche Verſammlung ohne feſten Boden von Principien. Weicht und wankt dieſer dergeſtalt, ſo erſchreckt dies wie ein Erdbeben. Nichts iſt mehr ſicher, am wenigſten irgend eine Bildung. Man flieht in's freie Feld, man flieht dahin, wo Nichts iſt. Auf das Nichts wurden die Blicke hingezwungen.

In jenen Tagen mußte die erneute Mittheilung eines Briefes, welchen man früher kaum verſtanden hatte, einen krampfhaften Eindruck machen. Der Leſer möge ſich erinnern, daß eines Briefes gedacht worden iſt, in welchem Schmerling der Dupe Preußens genannt wurde. Das konnte ſich auf den Kaiſerentwurf der Siebzehner beziehen, welchen Schmerling im damaligen noch ſo unklaren Werden mit angenommen hatte. Jetzt aber trat eine ganz andre Partie dieſes Briefes in gelbes Licht. Man glaubte ſich in eine Schickſalstragödie verſetzt, deren verhängnißvolles Wort „Coalition“ heißt, und jetzt ſei dieſes Wort jählings zur That geworden.

Jener Brief eines öſterreichiſchen Abgeordneten, welcher durch ein unaufgeklärtes Verſehn des Briefſtellers unter die Akten des Reichsminiſteriums gerathen war, datirte vom Sommer 1848, und berechnete die Reichsverſammlung in denjenigen Kategorieen, welche jenſeits aller ſonſtigen Parteiunterſchiede um Oeſterreich zu ſammeln und für Oeſterreich zu verwenden ſeien gegen Preußen. Solche Berechnung war zu einer Zeit angeſtellt, da Niemand in deutſchen Landen an ſolch eine Partikular-Taxirung großen Stiles dachte, weil Alles noch im idealen Rauſche eines einigen deutſchen Ganzen wandelte. Und ſolche Berechnung — zeigte dieſelben Gruppen, welche jetzt coalitionsmäßig ſtimmten.

Das war eine ſo bemerkenswerthe Strategik, daß man von ihr die Unbefangenheit eines deutſchen Einheitsſtrebens gar nicht erwarten konnte. Daneben waren die Bundesſtaatlichen bis zum letzten Augenblicke gedankenloſe Freiwillige.

Man ſchrieb ſelbſt jetzt dieſe Führung der Coalition nicht eigentlich den Oeſterreichern zu, wenn man auch einige von ihnen tief betheiligt glaubte. Man würdigte immer die peinliche Lage ſo vieler gut und deutſch Geſinnten unter ihnen, die keinen Rath mehr ſahen für volle Betheiligung ihres Heimathsſtaates am neuen deutſchen Staate, und die nun in halber Verzweiflung mitſtimmten zu Verzögerung und ſcheinbarer Aenderung, wie einzelne Landsleute den Ton angaben. Man hatte auch immer noch außer den Zwei oder Drei zu Gagern haltenden einzelne Oeſterreicher vor ſich, wie Andrian, Arneth, Heyden, welche ſich nie zu einem zweideutigen Votum bewegen ließen.

Allerdings aber wurde gegen das Daſein der Oeſterreicher die Stimmung von nun an immer entſchiedener. Ihre Exiſtenz in der Paulskirche wurde verwünſcht, und man war wiederholt auf dem Punkte darauf anzutragen, daß ſie ausſcheiden ſollten. „Nimmermehr“, hieß es, „tritt Oeſterreich in den Bundesſtaat, wie können ſeine Abgeordneten einen Bundesſtaat beſtimmen helfen, an welchem ſie nicht Theil nehmen werden!“ Und wenn dieſer Ausſchluß nicht durchzuſetzen iſt, ſetzte man hinzu, ſo ſolle man dieſer nur durch Verneinung zuſammenhängenden Coalition die Paulskirche überlaſſen, und ſolle nach Kaſſel gehn, um ein Bundesſtaatsparlament zu bilden. Es würde ſich bald zeigen, daß eine ſolche Paulskirche das blanke Nichts ſei, welches binnen acht Tagen als ſolches erkannt und der eignen Auflöſung verfallen ſei.

Die Führer widerſprachen ſtandhaft ſolch einer äußerſten, die Zerſpaltung Deutſchlands faktiſch beginnenden Maaßregel. Werde dennoch, ſagten ſie — und man müſſe die Hoffnung nicht aufgeben — eine Verfaſſung fertig, werde ſie ſelbſt nur mit Mehrheit einer Stimme fertig unter Mitwirkung der Oeſterreicher, dann ſei ſie durch Vertretung aller Staaten des deutſchen Bundes zu Stande gekommen und habe hierdurch einen rechtlichen und moraliſchen Boden, den nichts erſetzen könne, den irgend eine reaktionaire oder kriegeriſche Wendung vielleicht erſchüttern könne, der aber in der zukünftigen deutſchen Geſchichte ein immer wiederkehrender Angelpunkt bleiben werde. Solch eines Angelpunktes, ſolch einer fertigen Form habe Deutſchland bisher immer entbehrt, und deshalb ſeien alle Beſtrebungen ſtaatlicher Reform immer in's Vielfache wirkungslos auseinandergegangen. Nach dieſer fertigen Form müſſe gerungen werden unter Betheiligung aller deutſchen Staaten bis zum letzten Odemzuge. Was jetzt dem Partikulariſten vortheilhaft erſcheine für Zerſtörung eines deutſchen Staates, die Hilfe der verneinenden Oeſterreicher, das werde einſt, wenn dennoch eine Verfaſſung beſchloſſen werde, ein Rechtsboden von unzerſtörbarer Kraft. Darum ſei denn auch der zerſtörende Gedanke einer Coalition ein ſo furchtbarer. Gegen ihn müſſe Stand halten bis auf den letzten Mann, wer ein wirkliches Deutſchland, wer einen deutſchen Staat wolle, und die Oeſterreicher ſelbſt, ſetzte beſonders Gagern in unerſchütterlicher Billigkeit hinzu, ſolle man am Wenigſten im Zorn die lebensgefährliche Lage des Vaterlandes entgelten laſſen.

Aber die Hetzer, die Geſchäftsträger zur Zerſtörung wurden mit einem nicht verhehlten Haſſe angeſehn. Für ſolche galten die Ultramontanen. Man ſah ihnen zu wie den Leitern eines Intriguenſpiels, und glaubte bewundern zu dürfen, wie geſchickt ſie ſich vertheilten, und nur in Hauptſachen wie die „geheime Abſtimmung“ bei den Wahlen zuſammen trafen. Da erſchienen ſie von Döllinger in allen Abſtufungen herab wie ein Mann, und nur der Widerlichſte von ihnen wollte auch hier über die Solidarität ihrer Anſichten beruhigen und ſonderte ſich ab. Dieſer Herr Buß aus Freiburg, ein Knabengeſicht mit grauen Haaren, genoß von allen Seiten einer Geringſchätzung, welche nur er zu beſtehen wußte mit einem vollſtändigen Sanskulottenthum der Geſinnung. Mancher ehrliche Mann fluchte bei ſeinem Anblicke: er werde an die Dirne erinnert, welche ſich zu Allem herbeilaſſe und dabei doch in gute Geſellſchaft ſich dränge. Hier laſſe ſie wiederum Alles über ſich ergehn, und lächle auch zum Unangenehmſten, aber ſie weiche nicht. Sie wiſſe, daß man in guter Geſellſchaft nicht leicht Jemand aus der Thüre hinauswirft.

Die Stimmung nach dem dritten März wurde von Tage zu Tage ingrimmiger. Es waren die meiſten Erklärungen der Einzelnſtaaten über die vorliegende Verfaſſung eingegangen, es gingen in den nächſten Tagen die noch rückſtändigen ein, man wollte, wollte zum Abſchluſſe, wollte an die zweite Leſung. Und täglich erhoben die coalitionsmäßig Geſinnten neue Gründe und Mittel zum neuen Aufſchube. Als ſich gar nichts mehr auftreiben ließ zu dieſem Zwecke, da ſollte nun gar dies ſaubere Wahlgeſetz unter ſo günſtigem Winde für daſſelbe in zweiter Leſung durchgetrieben werden, ehe man an zweite Leſung der Verfaſſung ginge. Die Bundesſtaatlichen waren empört über dieſe Zumuthung, welche von Herrn Vogt ausging, und welche Herr Eiſenſtuck wiederholte, aber ſie mußten jeden Tag gewärtig ſein, daß die verfälſchte Majorität ſich dafür erkläre. Mußte man ſich nicht Deſſen verſehn, wenn ein Mann wie Edel ſo eben in ganz achtungswerther Weiſe für einen noch kurzen Aufſchub Oeſterreichs halber geſprochen hatte, und eine Viertelſtunde ſpäter für vorhergehende zweite Leſung des Wahlgeſetzes ſtimmte? Er wollte nur noch „acht oder zehn Tage“ Aufſchub und ſchlug ſelbſt zur Ausfüllung dieſer Zeit die zweite Leſung der noch nicht publicirten Grundrechte vor. Dies wurde, weil er es ſo loyal motivirte, angenommen, und dennoch ſtimmte er augenblicklich nach Eroberung des verlangten Aufſchubs für darauf folgende zweite Leſung des Wahlgeſetzes, welche vorausſichtlich bei dem Stande der Parteien nicht nur verzweiflungsvolle Kämpfe bringen, ſondern auch eben deswegen ſehr viel Zeit in Anſpruch nehmen mußte.

Wie er übrigens damals in Betreff Oeſterreichs ſprach, das verdient zur Erinnerung vermerkt zu werden.

„Ich habe mit vielen meiner Geſinnungsgenoſſen“, ſagte er, „bisher offen und redlich dafür gekämpft, Deutſchland ganz und Oeſterreich bei Deutſchland zu erhalten. In dieſem Sinne werden wir ausharren, ſo lange noch eine Hoffnung des Erfolges möglich iſt. Allein, meine Herren, wir wollen nicht Oeſterreich um jeden Preis, ſondern wir wollen Oeſterreich um den Preis, daß es ſich dem deutſchen Bundesſtaate einordne, und ſich jene Beſtimmungen gefallen läßt, die für das Weſen eines Bundesſtaates unerläßlich ſind.“ (Hört! Hört! Vielſeitiges Bravo.) — „Iſt das äußerſte Maaß von Nachſicht, von billigem Entgegenkommen gegen Oeſterreich erſchöpft, und hat Oeſterreich ſeine Schuldigkeit nicht gethan, dann werden wir dieſelbe Entſchiedenheit auf das kleine Deutſchland koncentriren. (Sehr gut!) Denn wir wollen lieber ein kleines Deutſchland, als keines. (Lebhafte Zuſtimmung von vielen Seiten.)

Er ſagte alſo den Welckerſchen Antrag voraus. Hat er ihm ſpäter zugeſtimmt? O Nein. Oder hat er doch etwas Aehnliches befördert, was obigen Worten irgend entſpräche! O nein! Hat Baiern, für welches er ſich ſo recht mit Nachdruck als wohlbefugter Sprecher erklärte, ihm zugeſtimmt? O nein.

Die tiefer Sehenden ſagten dies wörtlich voraus, ſie nannten dies unwahre Baiern- und Oeſterreicherthum nach Soiron's Worte die „Metternichſche Rechte.“ Es iſt Alles Lug und Trug, riefen ſie in Entrüſtung, was dieſe Leute vorſpiegeln vom deutſchen Bundesſtaate; ſobald es angeht acceptiren ſie auch einen erneuten Bundestag! Betrachten wir doch genauer, was es mit dieſem verbeſſerten Verfaſſungsplane für eine Bewandtniß hat, welcher jetzt nach Ollmütz gebracht wird!

In der That war dieſer Plan unter der beſcheidenen Form „vorläufige Verbeſſerungsanträge“ in der Paulskirche vertheilt worden, und Heckſcher, Somaruga, von Hermann waren nach Ollmütz abgegangen, um für ſolche Verbeſſerungen Oeſterreichs Zuſtimmung einzuholen.

Für die Linke war darin zunächſt die Verſicherung, daß es keine Civilliſte geben ſolle. Welch ein armſeliger Punkt, da jeder halbwegs Kundige doch nur zu gut wußte, daß die „Wohlfeilheit der deutſchen Kaiſer dem deutſchen Reiche ſehr theuer zu ſtehen gekommen“ war. Ferner die Verſicherung, daß es beim ſuspenſiven Veto bleiben ſolle. Man glaubte ſich dieſes Punktes, welcher bei der erſten Leſung durchgegangen war, nicht ſo recht ſicher auf der Linken. Unter den Kaiſerlichen glaubte man die Zahl derer die ein abſolutes Veto wollten ſehr groß, und in dem Abſchnitte „Gewähr der Verfaſſung“ war denn auch, was ſich von ſelbſt verſtand, für das abſolute Veto in Verfaſſungsfragen eine große Mehrheit erreicht worden.

So viel für die Linke. Für Oeſterreich aber war das Zugeſtändniß eines ſiebenköpfigen Direktoriums, dem ein Reichsſtatthalter vorſitzen ſolle. Ferner ſtatt der verlangten

Perſonalunion der unbeſtimmte Ausdruck: es ſolle die „politiſche Verbindung eines außerdeutſchen mit einem deutſchen Lande“ keinen Eintrag thun in Durchführung der Reichsgeſetzgebung. In Betreff des Heerweſens und der Vertretung nach außen ferner waren die Sätze ſo geſchmeidig als möglich um Oeſterreich Spielraum zu verſchaffen, und es wurde darüber ſtandhaft auf ſpätere Geſetzgebung verwieſen, auf eine Geſetzgebung unter ſiebenköpfigem Direktorium, welche ein aufſchiebendes Veto im partikulariſtiſchen Sinne ſo leicht zu Stande bringen konnte. Dies war das Weſentliche des Flickwerks, welches als etwas Poſitives, als Gegenverfaſſung angekündigt war. Daß damit kein geſchloſſener Bundesſtaat, daß damit ſicherlich kein geſetzgebendes Parlament beſtehen könne nach konſtitutionellem Sinne Deutſchlands, das war ſchon ſo hundertfach dargethan worden! „Noch mehr!“ riefen die Führer der Kaiſerlichen, „auch Oeſterreich kann ſelbſt auf dieſe Form nicht eingehn*). Es ſchweigt ſchon jetzt vom Volkshauſe, es wird damit endigen, daß es ein Volkshaus nicht zugeben kann, und es hat in ſeinem Sinne und Intereſſe ganz Recht darin: es kann nicht einem deutſchen Volkshauſe geſetzgeberiſche Rechte auf Oeſterreich einräumen. Dies ganze neue Flickwerk geht alſo auf nichts hinaus als auf neue Täuſchung und Hinhaltung, und wir werden innen und außen durch alle dieſe Schritte nur der Vernichtung eines deutſchen Bundesſtaates immer näher gebracht.“

---

*) Dies hat ſich bald beſtätigt. Die Deputation fand kein Gehör und kehrte kleinlaut zurück.

Dies Alles und namentlich die Gefahr in Sachen des Wahlgeſetzes hatte nicht nur den Zorn zur äußerſten Höhe geſteigert, es hatte nun auch die Klubbs der Centren zu einer noch kompakteren Parteibildung getrieben. Als bundesſtaatliche, als kaiſerliche Partei vereinigte ſich nun Alles im Saale des Weidenbuſches, was von der Rechten bis hart an die eigentliche Linke in der Hauptfrage zuſammenging. Die Einheitsfrage in Form des Bundesſtaates mit erblichem Kaiſer war das Panier, welches im Weidenbuſche aufgepflanzt wurde. „Insbeſondere betrachten wir,“ hieß es im Programm, „die Beſtimmungen der Paragraphen Zwei und Drei vom Reiche, des Paragraphen Eins vom Reichstage“ (Staatenhaus und Volkshaus) „und des Paragraphen Eins vom Reichsoberhaupte“ (ein regierender deutſcher Fürſt an der Spitze) als ſolche, welche für den deutſchen Bundesſtaat nicht aufgegeben werden dürfen.“

Dieſe 221 Männer im Weidenbuſche ſtanden zuſammen von Vincke aus dem Café Milani bis zu Reh aus Weſtendhall. Letzterer ſagte geradezu: Alles was unſere Fraktionen bisher auseinander gegliedert hat, beruht ſeinem Princip nach auf einem ſekundairen Intereſſe. Ueber die Abſtufungen in der Freiheit haben wir uns geſondert, während wir die Freiheit alle wollen. Jetzt kommen wir an die Einheitsfrage, welche an Bedeutung die Freiheitsfrage weit überwiegt. Die

Hauptaufgabe der Nationalverſammlung liegt noch vor uns und ſie ſei es denn, welche fortan die patriotiſch Geſinnten aus den engen Kreiſen bisheriger Parteigeſellung zu einer neuen großen Gemeinde zuſammen führt. — Vincke desgleichen läßt ſeine ſchweren Fußgänger auf der äußerſten Rechten hinter ſich, und mit ihm kommen die noch rüſtigen Männer des Café Milani nach dem Weidenbuſche. Er ſelbſt freilich iſt im Begriffe nach Berlin in die dortige neue Kammer abzugehn, und kann nur ſeinen Beitritt zum Weidenbuſche erklären. Sein tüchtiges Herz für Deutſchland fühlt, daß es jetzt gilt die Unterſcheidungen aufzugeben ſoweit ſie nicht unmittelbar und ſchreiend zur Sprache kommen: er läßt das Vereinbarungsprincip auf ſich beruhn. Vielleicht iſt es ja auch durch Entgegenkommen der Regierungen, vielleicht iſt es durch bloße Verſtändigung zu umgehn. In der preußiſchen Kammer will er deshalb für das deutſche Princip ſprechen. — Er hat es gethan; er hat ſich dem deutſchen Staate oft eigenſinnig und deshalb ſtörſam, oft herbe, aber treu bewährt, treu wie Gold. Dank und Ehre dieſem Ajax von Hagen, Dank und Ehre vom deutſchen Parlamente!

Mit tiefer Wehmuth ſah man ihn ſcheiden. Ein ſo tapferer Führer weniger in ſo bedrängter Lage, ein ſo ehrlicher Mann. Und gegenüber — o, es iſt nicht zu beſchreiben, wie dieſe Stimmung war! Je mehr man ſich zuſammenſchloß mit Aufopferung von trennenden Nüancen, je deutlicher man ſich bewußt wurde, daß man zuſammengehöre, je klarer man einſah, daß jetzt das ganze Schickſal von Deutſchlands Neugeſtaltung auf der Spitze ſchwebte, deſto grimmiger wurde dieſe Stimmung gegen Widerſacher, welche nichts Gemeinſchaftliches aufzuweiſen hatten — Alles nahm Partei wie zur wildeſten Zeit der Welfen und Ghibellinen; man mußte jeden Tag einer Kataſtrophe in der Paulskirche gewärtig ſein.

8.

Dieſe Kataſtrophe erfolgte. Aber ganz anders als man ſie erwartet hatte.

Eben ſo unerwartet kam der Anſtoß dazu von außen.

Nicht durch die Preſſe, nicht durch die Erklärungen der Staaten, welche damals noch im Zuge waren.

Die Preſſe war bei kritiſchen Perioden zurückgeblieben hinter der Haltung des Parlamentes, oder war hitzig voraus geſprengt, oder war ſonſtwie anderen Weges gegangen. Namentlich während der gefährlichen preußiſchen Kriſis war ſie großentheils mit fortgeriſſen worden in die ſtrudelnde Bewegung, und das Parlament war eine Zeit lang verlaſſen geweſen. Immer indeſſen hatte ſich dieſe Reiterei wieder eingefunden beim großen Heerkörper, und im Ganzen durfte man anerkennen, daß die deutſche Preſſe außerhalb der profeſſionsmäßigen Linken ſtattliche Kraft, Bildung und Haltung entwickelte. Jetzt hielt ſie ſich eng und nachdrücklich zum Parlamente, und je näher die Aufgabe ihrem Ende zugerückt wurde, deſto nachdrücklicher vertrat die Preſſe das Bedürfniß einer geſchloſſenen Form. Die wichtigſten Blätter gingen mit dem Centrum, und nur wenige ſprangen ab, als Coalition und Weidenbuſch einander gegenüber traten. Dasjenige wichtige Blatt freilich, auf welches Deutſchland immer ſtolz zu ſein Urſache hatte auch zur Zeit politiſcher Erniedrigung, dasjenige, welches unſre Nation im weiteſten Umkreiſe vertritt, die Allgemeine Zeitung in Augsburg, wurde ſchwankend von dem Augenblicke an wo das Gagernſche Programm in den Vordergrund trat. Von ſeinen drei Redaktoren hielten Mebold und Altenhöfer feſt an der Bundesſtaatspartei, der dritte aber, welcher ſpeciell den deutſchen Theil des Blattes mit feiner Bildung leitet, Guſtav Kolb, war mit all ſeinen Sympathieen eines Schwaben bei Süddeutſchland und Oeſterreich, und das geforderte Opfer für einen Bundesſtaat ſchien ihm zu groß. Er ging wohl einen Schritt weiter als die Gegner in der Paulskirche, die eben nur wußten was ſie nicht wollten. Er bezeichnete richtig den Punkt, auf welchen es für Seinesgleichen ankam: die verfaſſungsmäßige Union mit Oeſterreich, den Organismus eines weiteren Bundes. Umſonſt wurde ihm entgegnet, daß nur Eins nach dem Anderen entſtehen könne, daß beſonders unter der zehnfach ſich durchkreuzenden Anſicht in der Paulskirche und bei der hartnäckig unpraktiſchen Haltung der meiſten Oeſtrreicher abſolut nur Eins nach dem Anderen, und nicht Eins neben dem Anderen entſtehen könne. Umſonſt wurde ihm entgegnet, daß

Gagern mit einem reiflich erwogenen Plane hervortreten werde, ſobald das Eine, der Bundesſtaat feſtgeſtellt ſei. Als erfahrener Politiker beurtheilte er ganz richtig, daß der entſcheidende Punkt, die Vertretung nach außen, kaum zu löſen ſein werde, und die haſtige Löſung, welche ſpäter eine preußiſche Note nach Wien durch einfache Geſammtvertretung improviſirt hat, iſt ganz geeignet geweſen ihn zu beſtärken in ſeinem ungläubigen Bedenken. Solch eine unbedingt gemeinſame Vertretung des engeren und weiteren Bundes, welche merkwürdigerweiſe von Oeſterreich nicht der Erwägung werth erachtet worden iſt, würde von den ſtreng Bundesſtaatlichen, würde von denen nicht hingenommen werden, welche zuerſt und zuletzt einen nach außen eigenen deutſchen Staat wollen. Die Gagernſche Löſung war nicht ſo rund. Aber die Verwirrung hat gar nicht geſtattet, ſie officiell in Rede zu bringen, und der Bundesſtaat, welchen Kolb mit aufrichtiger Seele wollte und will, hat ſolcherweiſe die einhellige Unterſtützung eines ſo wichtigen Blattes in den Tagen, Wochen und Monaten der Kriſis nicht gefunden. Möge dem patriotiſchen Herzen Kolb's die traurige Erfahrung erſpart werden, daß ein Bundesſtaat überhaupt nur auf dem eingeſchlagenen Wege des Parlamentes zu erringen war.

Auch im weiteren Süden waren die größeren und älteren Blätter dem geſchloſſenen Bundesſtaate nicht feindlich. In den Großherzogthümern Heſſen und Baden zum Theil entſchieden günſtig. Auch im bairiſchen Franken hielt die Zehnſucht nach einem deutſchen Staate der Abneigung gegen einen Erbkaiſer faſt die Wage. Der Nürnberger Korreſpondent brachte Manches zur Unterſtützung gegen die Coalition, und der Schwäbiſche Merkur desgleichen aus Stuttgart. Wie denn dieſe ſchwäbiſche Zeitung überhaupt eine ſehr achtungswerthe Fülle von politiſcher Kraft und von politiſchem Takte entwickelte in verworrener Zeit.

Nordwärts von Frankfurt waren alle größeren Organe für den Weidenbuſch, die einflußreiche Kölner Zeitung an der Spitze. Die Weſerzeitung in Bremen, wirkſam neben ihr an der Nordküſte und in Hannover. Die deutſche Reichszeitung in Braunſchweig war heiß und dringend von Andree geführt für den kaiſerlichen Bundesſtaat, und von Wochenſchriften zeichneten ſich die „Grenzboten", von Freitag und Julian Schmidt geleitet, in der langen wirren Zeit des Interims auf das Rühmlichſte aus durch beſonnene, kräftige, tapfere Haltung gegen all den brauſenden Unverſtand, durch verſtändig begründeten Anſchluß an Centrum und Weidenbuſch bis zur äußerſten Konſequenz.

Die Preſſe der großen Städte, namentlich auch Hamburgs und Berlins, that ſich nicht hervor durch ſichtbaren Einfluß. Es ſchlug da zu Vielerlei gegen einander; ein größeres Prinzip mit vollem Athem für die deutſche Sache kam da nicht zu Einfluß, und wo es in Berlin einmal der Entwicklung nahe ſchien, da wurde es durch irgend eine heimathliche Wendung der zu nahe liegenden Staatspolitik Preußens immer wieder unterbrochen. Auch eben darum, weil es aus der preußiſchen Hauptſtadt kam, geſtattete man ihm nicht unbefangen den Einfluß den es verdienen mochte. Aehnlich war es mit Wien, deſſen Organe in Deutſchland wenig geſehn blieben, und wohl in der Paulskirche ſelbſt, wo täglich alle Blätter des großen Vaterlandes bei den Abgeordneten zu finden waren, noch am Vollſtändigſten geleſen wurden. Sie waren alle gegen den Bundesſtaat des Centrums, und zum Theil mit ſo fremdartigen, in Deutſchland unerhörten Motiven, daß ſie vorzugsweiſe zur Polemik gegen öſterreichiſche Redner benützt wurden. Dieſe vermieden natürlich gern Geſichtspunkte, welche zum Bilde eines einigen Deutſchland nicht paßten; die Blätter aber in Wien, im Mittelpunkte eines Großſtaates geſchrieben, der noch viel dringendere Intereſſen hatte als die deutſchen, ſie nahmen ſolche Rückſicht nicht auf das Ideal. Sie zeichneten Schatten, welche in der frei komponirenden Paulskirche äußerſt befremden mußten.

In dieſe Zeit fällt aber der ungemeine Einfluß, welcher die nach Frankfurt ſelbſt verlegte „Deutſche Zeitung“ an ſich riß. Sie vertrat den erbkaiſerlichen engſten Bundesſtaat mit der größten Energie. Tag für Tag wurde in ihr dafür gefochten, daß Funken und Fetzen ſtoben. So unmittelbar in den Kampfesreihen einer Entſcheidungsſchlacht, ſo jäh im Gebrauche der Waffen, ſo begabt in Führung derſelben, ſo ungeſtüm und reich an Wendungen die alle nach ein und demſelben Ziele führten, war nie ein deutſches Blatt geſehen worden ſeit dem Rheiniſchen Merkur von Görres. Und dieſer blieb weit hinter ihr zurück in enger und einſeitiger Anſchauung. Hier in der Deutſchen Zeitung wurde der deutſche Staat gefordert mit all ſeinen Konſequenzen und mit vollem Bewußtſein all dieſer Konſequenzen. In brennender Sprache, ſchonungslos nach links und rechts. Beſonders ſchonungslos gegen Oeſterreich. Gervinus welcher nicht mehr Redakteur aber Hauptmitarbeiter war von Heidelberg aus, focht hier in täglichen Artikeln „vom Rhein“ wie ein Percy Heißſporn, alle Bildung, allen Muth, alle Thatkraft aushauchend. Nie iſt der Gegenſatz deutſchen Bedürfniſſes zu Oeſterreichs Geſchichte und Oeſterreichs Aufgaben furchtbarer dargeſtellt worden, nie iſt eindringlicher, ja wie mit Peitſchenhieben empfindlich getrieben worden: rückſichtslos den Bundesſtaat, den ſtrengſten Bundesſtaat und nur den Bundesſtaat ohne Oeſterreich durchzuſetzen, wenn jemals noch von einer politiſchen Exiſtenz Deutſchlands die Rede ſein ſolle.

Dies Blatt entflammte denn auch zu Thatkraft auf der einen, zu Haß auf der andern Seite. In jenen erſten Märztagen 1849 konnte man wohl glauben, es werde einen Ausbruch der Feindſchaft unter den Abgeordneten zur Folge haben, wenn des Morgens das Hauptblatt der Deutſchen Zeitung in die Paulskirche kam, und darin täglich die fortdauernde Anweſenheit der Oeſterreicher, deren Regierung eigentlich ein deutſches Parlament gar nicht kenne, mit den ſtärkſten Ausdrücken bezeichnet wurde.

Von dieſer Seite kam indeß die Kataſtrophe nicht, wenn auch dies nie ruhende Drängen und Treiben ſie herbeiführen half. In jedem andern Lande wäre ſie hierdurch ſchon unmittelbar entſtanden. Nur Deutſche konnten eine ſolche Spannung ertragen, konnten einen Ausbruch niederhalten unter Berufung auf geſetzliche Formen. Die Ungeſtümſten im Weidenbuſche ließen ſich beſchwichtigen durch den Hinweis auf den deutſchen Bund, welcher die Oeſterreicher immerhin formell berechtige zur Theilnahme. Sie redeten dagegen, ſie behaupteten, der Bund ſei eine Fiktion geworden, ſei in die Centralgewalt übergegangen, und dieſe werde mißachtet von Oeſterreich, Oeſterreich weiſe alle Verpflichtungen die in der Form lägen weit von ſich ab, und nehme doch alle Vortheile derſelben willkührlich in Anſpruch, Oeſterreich verleugne gar nicht mehr, daß es dieſe Verfaſſung niemals beachten werde, und doch hetze es jetzt förmlich die Seinigen, ſie machen und verderben zu helfen — Das müſſe ein Ende nehmen. Dem müſſe, da der moraliſche Trieb nicht verfange, gewaltſam ein Ende gemacht werden. —

So hörte man ſie täglich reden, und Einzelne, wie Kerſt, warfen bereits Bruchſtücke ſolchen Raiſonnements von der Rednerbühne. Das kann nicht mehr länger zuſammenhalten! ſagte in der zweiten Märzwoche ſelbſt der unbefangene Zuſchauer, wenn es noch einen ſolchen gab.

Jetzt wurden auch nach und nach alle die Einwendungen kund, welche von den Staaten ankamen gegen die Verfaſſung.

An jedem Punkte war gerüttelt; — es bleibt kaum etwas Verfaſſungsähnliches übrig, hieß es, wenn jede dieſer Forderungen der 38 Staaten bedacht ſein ſoll!

Man durfte glauben, daß hierbei die Ungeduld, ja die Verzweiflung zum Ausbruch kommen würde.

Gagern war dabei unermüdlich beſliſſen, die Vermittelung mit den Einzelnregierungen in weiche Formen zu bringen. Er verſammelte, was ſonſt nie geſchehen war, die Bevollmächtigten kollegialiſch im Taxiſchen Palais auf der Eſchenheimer Gaſſe, dem einſtigen Bundestagshauſe, welches jetzt das Haus des Reichsminiſteriums war. Dort berichtete jeder einzelne Staat über die Anſicht ſeiner Regierung, und ſchon dadurch, daß die Einwendungen ſo unmittelbar, ſo perſönlich neben einander und vor die Oeffentlichkeit traten, wurde unter damaliger Atmoſphäre die Störſamkeit der Einzelnſtaaterei bis auf einen gewiſſen Grad gedrückt, wenn nicht beſchämt. Es mochte auch nicht außer Berechnung geblieben ſein, daß ſich Schmerling charakteriſtiſch ausnahm, wenn er allein unter allen für ſeinen Staat — gar nichts einzuwenden hatte, weil eben Oeſterreich gar nicht auf die Verfaſſung einging.

Preußen hingegen zeigte, daß es ihm voller Ernſt ſei mit der Verſtändigung, und ſammelte die meiſten der kleineren Staaten um ſich, für ſie und ſich ſelbſt gleichzeitig eine Collectiv-Erklärung abgebend. Die Königreiche kamen ebenfalls herzu. Baiern und Hannover zögernd. Natürlich widerſprachen ſich die Forderungen ganz direkt. Die einen wollten ein Direktorium, die andern wollten ein erbliches Oberhaupt. Den günſtigſten Eindruck hatte Baden gemacht, deſſen Fürſt ſich zu jedem Opfer bereit erklärte, und deſſen Bevollmächtigter Welcker ſchnurſtracks gegen ſeine Anſicht als Abgeordneter zur Ueberreichung der zuſtimmendſten Erklärung genöthigt wurde.

Die Einen waren vollkommen zufrieden mit dem auf drei Seſſionen ſich erſtreckenden Suspenſiv-Veto nach Vorbild des Norwegiſchen, wie es in erſter Leſung angenommen war. Dem Bundesſtaate, hieß es damals von vielen Seiten und nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung, entſpricht das Suspenſiv-Veto. Das abſolute Veto gebührt dem monarchiſchen Einheitsſtaate. Mit größerem Rechte hatten die Vertheidiger des abſoluten Veto in lebhafter Diskuſſion geltend gemacht, daß ein abſolutes Veto unzertrennlich ſei von jeder monarchiſchen Form, ſei dieſe Einheits- oder Bundesſtaat. Jede konſtitutionelle Monarchie verliere den moraliſchen Halt, verliere die ideale Grundlage eines Gleichgewichtes unter den Staatsgewalten, wenn der Exekutive das abſolute Veto genommen werde. Gerade damit es Jahrhunderte lang ruhen könne, müſſe es abſolut ſein. Wie wunderlich nahm es ſich nun aus, wenn Sachſen und Baiern den bequemſten, weil allgemeinſten Vorwurf Oeſterreichs aufnahmen, und erklärten: das Parlament habe nicht einen Bundesſtaat, ſondern einen Einheitsſtaat votirt, und doch in derſelben Erklärung hinzuſetzten: aber das abſolute Veto fehle! Sie müßten für den neuen deutſchen Staat durchaus das abſolute Veto verlangen! Für den Bundesſtaat, welchen ſie übrigens ſo locker als möglich wollten!? Ach nein. Beſonders in der bairiſchen Erklärung ſah man recht deutlich, wofür ſie das abſolute Veto wollten. Für Sicherſtellung des abſoluten Veto im bairiſchen Staate. Es hieß alſo eigentlich: Euer Einheitsſtaat iſt nicht Einheitsſtaat genug, um unſerm Partikularſtaate volle Souverainetät zu ſichern; wir können aber nicht zutreten, weil er ein Einheitsſtaat iſt.

Eins hob das Andere auf. Einzugehn in dieſe Vorwürfe und Forderungen war nur im Abſchnitte von der „Reichsgewalt.“ Hier waren viele Punkte, über welche ſich mit gutem Fuge vom Partikularſtandpunkte ſtreiten ließ auch bei gutem Willen für das Zuſtandekommen eines Bundesſtaats. Hier war auch die feine Linie, welche immer zickzack durch's Centrum gegangen war, und hier konnte der Verfaſſungsausſchuß an den Punkten nachgeben, welche nicht die Exekutivkraft des Bundesſtaates gefährlich auf's Spiel ſetzten, welche alſo nicht leicht dahin führten, daß man wiederum ein ſchlotterndes, verſchiedenartigem Einzelnwillen ausgeſetztes deutſches Staatsweſen ſchaffe.

Das that auch der Verfaſſungsausſchuß mit redlichem gutem Willen. Er war immer froh, wenn er bei der Redaktion zur zweiten Leſung der Forderung eines Einzelnſtaates nachgeben konnte ohne das Ganze zu gefährden. Der ſchwierigſte Punkt war und wird immer bleiben: die Geldkraft des Bundesſtaates ſicher zu ſtellen. Sie auf bloße Matrikularbeiträge anzuweiſen iſt der ſchreienden Erfahrung gemäß lebensgefährlich. Dies wünſchten aber die kleineren Königreiche. Einwand und Sorge von ihrer Seite drängte ſich am Engſten darum zuſammen: daß die Reichsgewalt ſich nicht im voraus durch die Zolleinnahmen ihr Bedürfniß decken dürfe, ſo wie um die Paragraphen 35 bis 37 der „Reichsgewalt." Hierbei ſchloß ſich auch Baden aus ſüddeutſcher Zollbeſorgniß an Baiern und Würtemberg. Daß die Reichsgewalt ausſchließlich die Geſetzgebung über das geſammte Zollweſen, ſowie über die gemeinſchaftlichen Produktions- und Verbrauchſteuern haben, daß ſie beſtimmen ſolle, welche Produktions- und Verbrauchsſteuern gemeinſchaftlich ſein ſollten; daß ſie beſtimmen ſolle: auf welche Gegenſtände die einzelnen Staaten ſolche Steuern für Rechnung des Staates oder einzelner Gemeinden legen dürfen und unter welchen Bedingungen und Beſchränkungen — dies wurde als ein zu tiefer Eingriff in die Rechte und in den finanziellen Haushalt der Einzelnſtaaten bezeichnet.

Nach reiflichſter Ueberlegung beharrte der Ausſchuß auf den Paragraphen, und begründete dies wie folgt:

„Bisher erfolgte die Ausgleichung der verſchiedenen Intereſſen der Zollvereinsſtaaten durch Verträge; in Zukunft muß die Geſetzgebung die Ausgleichung bewirken. Eine ſolche Geſetzgebung kann nur auf die ſorgfältige Prüfung der Sachverſtändigen der verſchiedenen Länder gebaut werden. Unverkennbar wirken die Produktionsſteuern ſo tief auf den ganzen Wohlſtand einer Gegend und die Induſtrie ein, daß eine unvorſichtige Behandlung und Centraliſirung des Steuerſyſtems empfindliche Folgen für einzelne Staaten haben und den nothwendigen Schutz der Arbeit empfindlich gefährden könnten. Es läßt ſich aber nicht in Abrede ſtellen, daß eine Ausgleichung der Intereſſen von Norden und Süden bei der Zolleinigung nothwendig iſt, und dann eine Zollgemeinſchaft auch eine gewiſſe Gemeinſchaft der Produktionsſteuern erfordert. Die Mehrheit des Ausſchuſſes, der nicht unbeachtet laſſen darf, daß manche über das Verhältniß des Nordens und Südens geltend gemachten Anſichten auf Mißverſtändniſſen beruhn, fand es aber nicht für nothwendig einen Zuſatz deswegen in §. 35 aufzunehmen, weil wir vorausſetzen, daß die Geſetzgebung, welche in geeigneten Uebergängen vermittelnd einwirken muß, durch die Vertreter der verſchiedenen Staaten genöthigt werden wird, allen Intereſſen, vorzüglich auch denen des Südens, Rechnung zu tragen" — „und weil ein Zuſatz wegen ſeiner Allgemeinheit und Unbeſtimmtheit doch keinen erheblichen Werth haben könnte."

„Wenn der Ertrag der Zölle und der gemeinſchaftlichen Produktionsſteuern folgerichtig nach dem Grundſatze der Zolleinheit als Gegenſtand zu betrachten iſt, aus welchem die Ausgaben des Reichs beſtritten werden ſollen, ſo rechtfertigt es ſich auch, wenn die Reichsgewalt ſogleich und zunächſt an dieſen Gegenſtand ſich hält, das Zahlungsmittel benützt, und nur den Reſt an die Einzelnſtaaten vertheilt. Wir ſchlagen jetzt aber vor, das ordentliche Budget, alſo das auf dem

Reichstag in Beziehung auf die ſtändigen Ausgaben feſtgeſtellte Budget als Grundlage anzunehmen, wobei eine annähernd angenommene Summe in das Budget eingetragen wird, und die Einzelnſtaaten nach dem Theilungsmaaßſtab ebenſo annähernd auf die ſie treffenden Summen rechnen können.“

Aber nicht nur ein ſolches Verhältniß wurde beſtritten. Auch die Münzeinheit wurde angegriffen, Eiſenbahn und Poſt, welche in eine Hand kommen ſollten. Baiern wünſchte ſelbſt „die Verpflichtung deutſcher Truppen ſpecieller Vereinbarung“ vorbehalten, ja ſogar die Ertheilung von Patenten, wofür eine Geſammtbehörde von Jedermann als Segen erachtet wird, den Einzelnſtaaten belaſſen zu ſehn. Beſondere Vertretungen nach Außen, dieſer ſchlimmſte Feind der Einheit, wurden unter verſchiedenen Vorwänden und Formen angeſtrebt, und auch die Rechtseinheit, meinte Sachſen, müſſe im Civilrechte Partikularformen zulaſſen.

Nochmals, was wäre wohl übrig geblieben für die Einheit, wenn der Ausſchuß — wie er es that bei der zahlreichern Vertretung der ſüddeutſchen Staaten im Staatenhauſe — an allen Ecken und Enden hätte nachgeben wollen?! Er ſchloß ganz richtig gegen den Vorwurf eines Einheitsſtaates mit folgenden Worten:

„Der Bundesſtaat erfordert eine Geſammtregierung, eine einheitliche Vertretung gegen Außen, eine einheitliche Vertretung im Innern in allen Geſammtangelegenheiten der Nation.

Er beſchränkt deshalb die Bundesglieder und muß ſie beſchränken, inſofern dieſe den verfaſſungsmäßigen Beſchlüſſen der Bundesgewalt Gehorſam zu leiſten verpflichtet ſind. So ſahen ſchon die vereinigten Fürſten und freien Städte im Jahre 1815 die Sache an, als ſie auf dem Congreſſe zu Wien erklärten:

> „Die deutſche Verfaſſung würde ihren feſteſten Beſtand erſt alsdann behaupten können, wenn ein gemeinſames Oberhaupt an der Spitze der deutſchen Verbindung dem von den Ständen des Bundes gemeinſam Beſchloſſenen die unverbrüchliche Vollziehung ſichere, die Säumigen und Weigernden ohne Unterſchied mit Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrages anhalte, der Bundesjuſtiz ſchnelle und vollkommene Folge verſchaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite und ſo im Innern und gegen Außen allen Staaten deſſelben, auch dem mächtigſten, als Beſchützer, erſter Repräſentant der deutſchen Nation, der Verfaſſung als kräftigſter Garant, als deutſcher Freiheit Aegide ſich darſtelle.“

„Man wird nicht behaupten können, daß die Fürſten damals, ſo wenig wie jetzt die meiſten Regierungen, einen unitariſchen Staat angeſtrebt hätten.“

„Unter Zugrundlage unſers Verfaſſungsentwurfes bleibt den Einzelnſtaaten noch ſelbſtändiges Leben genug, um ſehr bald zu erkennen, daß ſich die Verfaſſung unſers Bundesſtaates ſehr weit von der Verfaſſung eines Einheitsſtaates unterſcheidet. Daß ſie aber einen Theil ihrer Hoheitsrechte opfern müſſen, das müſſen die Regierungen anerkennen, wenn es ihnen um die Einheit, Macht und Größe Deutſchlands Ernſt iſt."

Dieſe geſunde Haltung des Verfaſſungsausſchuſſes mochte den Ausbruch des Grimmes zurückdämmen in der Paulskirche. Man tröſtete ſich: ſolche Vernunft müſſe doch ſiegen. Desgleichen tröſtete und hielt vom Aeußerſten ab die immer deutlicher hervortretende Haltung der Nation. Was hatte die wortführende Demokratie im Frühjahre 48 geſpottet über das Kaiſerthum des Siebzehner-Entwurfs! Wie hatte ſie es als etwas der Nation Wildfremdes nachgewieſen mit Zeugniſſen, die Manches für ſich zu haben ſchienen! Jetzt konnte kaum noch Jemand leugnen, daß ein ſolches Kaiſerthum trotz allen demokratiſchen und partikulariſtiſchen Tobens Boden und Stätte gefunden. Jetzt kam Zeugniß auf Zeugniß, daß ſich das Volk dafür erwärme, daß man's aller Orten im Norden wünſche, ja daß man ſich auch im Süden dafür erkläre. Wer dies bezweifelt, der ſehe das Verzeichniß der Petitionen und Adreſſen an, welches vom Abgeordneten Tafel zuſammengeſtellt iſt und zu großer Ueberraſchung aus Baiern die verhältnißmäßig größte Anzahl Unterſchriften nachweiſt für die endlich beſchloſſene Reichsverfaſſung*). Man ſpürte an Luſt und

---

*) 426 Eingaben aus Baiern neben 369 aus Preußen. 14014 Unterſchriften aus Berlin, 12000 aus München.

Boden, daß die Zeit erfüllt, daß ein Abſchluß allgemeines Bedürfniß, daß ſolchem Drange nicht mehr zu widerſtehn ſei. Das Wort wollte Fleiſch werden. Aber wie? Wann? Wo? In der Paulskirche?

In der Paulskirche, wo ſich die Parteiſchaaren in faſt gleicher Anzahl mit gezückten Schwertern gegenüber ſtanden? Wo die uralte Eiferſucht der deutſchen Stämme gegeneinander ärger denn je, ja bis zum brutalen Drange nach gegenſeitiger Vernichtung aufgewühlt war? Wo der Freund den Freund nicht mehr kannte, wo eine Majorität nicht mehr zu finden war für etwas Poſitives? In dieſer als Tempel des einigen Vaterlandes vor einem Jahre begrüßten und jetzt zum geöffneten Janustempel verwandelten, mit Zorn und Fluch erfüllten Paulskirche konnte doch das Wort nicht mehr Fleiſch werden! Hier war ja jedes einſt theure Wort in Hader und Streit verkehrt. Und wenn nicht hier, wo ſonſt?

Hier in derſelben Paulskirche, wo keine Majorität mehr zu finden war, ereignete ſich am Morgen des 12. März die unvermeidliche Kataſtrophe dahin: daß für die Dringlichkeit eines Antrags über drei Viertheile des Parlamentes ſich erhoben, eines Antrags, welcher nicht mehr und nicht weniger wollte als: — Annahme der Verfaſſung in Bauſch und Bogen und Uebertragung der erblichen Kaiſerwürde an den regierenden König von Preußen.

Schreiber Dieſes kam an jenem Tage gegen 10 Uhr in die Kirche, ſah Welcker auf der Tribüne, ſah, daß eine ungewöhnlich gewordne Aufmerkſamkeit und Spannung im ganzen Hauſe herrſchte, und fragte den Nächſten, an dem er vorüber kam: was iſt? — Welcker ſpricht für den preußiſchen Kaiſer! erwiderte dieſer unter erzwungenem Lachen. Ich war an einen Ultramontanen gerathen.

So war es. Unter dieſen eigenthümlichen Umſtänden erſchien der Welckerſche Antrag, welcher durch ganz Deutſchland eine beiſpielloſe Aufregung und Spannung und — Theilnahme hervorrief. Er betäubte; auch die Gegner.

Am Tage zuvor, am 11. März, war die Kunde nach Frankfurt gekommen: der Reichstag zu Kremſier iſt aufgelöſt und eine Verfaſſung oktroyirt für die öſterreichiſche Geſammtmonarchie! Für die Geſammtmonarchie, für einen centraliſirten Staat Oeſterreich, für eine „freie, ſelbſtändige, untheilbare und unauflösbare konſtitutionelle öſterreichiſche Erbmonarchie!“

Da war alſo das Programm von Kremſier in vollem Maaße erfüllt, die Hoffnung der deutſch-öſterreichiſch Geſinnten auf einen Föderativſtaat, welcher ſeine deutſchen Bundeslande in irgend einer beſondern Verbindung mit Deutſchland erhalten könne, war mit einem Streiche zu Boden geſchlagen, ja ſogar eine Grundbedingung der Bundesakte, auf welche man ſich eben noch berufen hatte, verletzt durch ſolche unterſchiedsloſe Vereinigung der deutſchen Erblande mit den übrigen Provinzen.

Der Schlag traf dergeſtalt in Frankfurt, daß ſelbſt

Schmerling, der kaltblütige Diplomat, an demſelben Tage ſeine Entlaſſung einreichte als öſterreichiſcher Bevollmächtigter. Man erwartete den Austritt der öſterreichiſchen Abgeordneten. Im „Pariſer Hofe“ war die Beſtürzung ſo groß, daß man ſich nun erſt recht verſtecken zu müſſen behauptete und jeden dringlichen Antrag abweiſen wollte, wie Vogel Strauß den Feind nicht ſehn will und deshalb erwartet, der Feind werde auch ihn nicht ſehn. Welcker allein in dieſer Geſellſchaft, wo nur Prediger Jürgens, ein Braunſchweiger von edler Bildung und hypochondriſcher Furcht vor jedem energiſchen Plane, ihm nicht eigentlich fremd war, Welcker allein war tief und aufrichtig betroffen. Es iſt nichts, rief er ſich zu, es iſt blinder Zeitungslärm, und ich will gegen die Kaiſerlichen ſprechen morgen, wenn ſie dies Ereigniß benützen ſollten.

Die Verfaſſung ſelbſt aber ſtand in den Zeitungen; ſo viel pflegen ſie doch nicht zu erfinden. Auf dem Heimwege vom Klubb ſoll Welcker darauf aufmerkſam gemacht worden und dann mit tiefem Athemzuge in die Worte ausgebrochen ſein: Dann iſt Oeſterreichs Ausſchluß fertig, dann muß jeder Patriot in der Uebertragung der erblichen Kaiſerwürde an die Krone Preußen die Rettung des Vaterlandes ſuchen.

Daheim habe er Zeitungen mit dem öſterreichiſchen Verfaſſungstexte gefunden und in der Nacht ſeinen Antrag aufgeſetzt. Er lautete ganz ſo wie Welcker's ſtoßweiſe erfolgende Rede. Simſon las ihn:

„Die deutſche verfaſſunggebende Nationalverſammlung, in Erwägung der dringlichen Lage der vaterländiſchen Verhältniſſe, beſchließt:

1) Angeſichts der wiederholten öffentlichen Nachrichten von fremder Einſprache gegen die von der deutſchen Nation zu beſchließende Verfaſſung, gegen ſolche Eingriffe Auswärtiger*) in das heiligſte Urrecht freier Völker ihre Entrüſtung, gegen jeden Deutſchen aber, ſei er Fürſt oder Bürger, welcher landesverrätheriſch ſolche Eingriffe hervorrufen möchte, den tiefſten Abſcheu und zugleich die feſte Erwartung auszuſprechen, daß die deutſche Nation wie ein Mann ihre Ehre vertheidigen und deren Verletzung zurückweiſen werde.

2) Die geſammte deutſche Reichsverfaſſung, ſowie ſie jetzt nach der erſten Leſung mit Berückſichtigung der Wünſche der Regierungen von dem Verfaſſungsausſchuſſe redigirt vorliegt, wird durch einen einzigen Geſammtbeſchluß der Nationalverſammlung angenommen und jede etwa heilſame Verbeſſerung den nächſten verfaſſungsmäßigen Reichstagen vorbehalten.

3) Die in der Verfaſſung feſtgeſtellte erbliche**) Kaiſerwürde wird Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen übertragen.

4) Die ſämmtlichen deutſchen Fürſten werden eingeladen,

---

*) Sie lagen, außer dem herkömmlichen Gerüchte über eine ruſſiſche Note, gar nicht vor; es war nur der gewaltſame Verſuch zu einem einleitenden Uebergange.

**) Sie hatte jetzt, wie ſchon erwähnt, die Mehrheit erhalten im Verfaſſungsausſchuſſe.

großherzig und patriotiſch mit dieſem Beſchluſſe übereinzuſtimmen und ſeine Verwirklichung nach Kräften zu fördern.

5) Es wird eine große Deputation der Nationalverſammlung abgeſendet, um Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen die Wahl zum deutſchen Erbkaiſer anzuzeigen.

6) Se. Majeſtät der Kaiſer von Oeſterreich als Fürſt der deutſch-öſterreichiſchen Lande und die ſämmtlichen Bruderſtämme in dieſen Landen, einzeln und vereint, ſind zum Eintritt in den deutſchen Bundesſtaat und ſeiner Verfaſſung jetzt und zu aller Zeit eingeladen und aufgefordert.

7) Die deutſche Nationalverſammlung legt gegen ein etwa von der Regierung der deutſch-öſterreichiſchen Lande oder von dieſem Lande ſelbſt beanſpruchtes Recht, von dem deutſchen Vaterlande und aus der von ſeinem Geſammtwillen beſchloſſenen Verfaſſung auszuſcheiden, für alle Zeiten feierlichen Proteſt ein.

8) Sie iſt aber bereit, ſo lange einer definitiven Verwirklichung des völligen Eintritts der deutſch-öſterreichiſchen Lande in die deutſche Reichsverfaſſung noch Schwierigkeiten im Wege ſtehn ſollten, die beſtehenden nationalen brüderlichen Verhältniſſe, jedoch unbeſchadet der Selbſtändigkeit der deutſchen Reichsverfaſſung, zu erhalten.“

Dies zu vertheidigen war der kleine gedrungene Mann auf der Rednerbühne erſchienen. Sein geröthetes Antlitz mit dem kurzen grauen Haar ſah aus dem lichtblauen Auge auf die unbeſchreiblich erſtaunte Verſammlung herab, ohne von der eigentlichen Seelenſtimmung etwas zu verrathen. Dafür ſind ihm in ewigen Kämpfen die Züge erſtarrt, und der leicht geöffnete Mund mit engliſcher Kiefer- und Zahnbildung verkündigt Nichts, bis er die Worte, auf einen harten Satz zuſammengekeilt, hervorgeſtoßen hat.

„Meine Abneigung gegen das Erbkaiſerthum“, rief er jetzt — denn er „rief“ Dergleichen immer — „ging weder von einer Abneigung gegen Preußen, noch von einer Vorliebe für Oeſterreich aus“. — „Ich habe entſchieden abwarten wollen, bis ich nicht nach ſubjektiven Wahrſcheinlichkeitsgründen, ſondern nach objektiven Gründen die Ueberzeugung hätte, deß Oeſterreich jetzt nicht eintreten wolle in den Bundesſtaat“. — „Jetzt glaube ich, die Mittel ſind erſchöpft“ — „jetzt glaube ich, daß die Zeit drängt, das übrige Deutſchland deſto feſter, deſto ſtärker, deſto inniger zu vereinigen“. (Lebhaftes Bravo im Centrum und der Rechten.)

„Wenn ich hier hinblicke auf meine alten Freunde, ſo werde ich vielleicht einem kleinen Triumphe in ihrem Herzen, wenn auch nicht in ihren Mienen begegnen, daß ſie ſchon vor Wochen und Monaten und ich erſt ſo ſpät das Richtige erkannt hätte. Seien Sie ſtolz darauf, wenn Sie wollen, aber vergeben Sie mir, auch ich bin — obwohl jetzt mit traurigem Herzen — ſtolz darauf, daß ich, ſoviel wie möglich war, nach allen Kräften eine Verzögerung der Trennung bewirkte.“ Die Schuld treffe nun allein das öſterreichiſche Kabinet. — Nun denn, jetzt gelte es, als ein einziger gemeinſchaftlicher, wohlgerüſteter Körper dazuſtehn. „Die Gelüſte in den Kabinetten wachſen, die Einheit wird täglich mehr gefährdet“. — „Laſſen Sie keine Verfaſſung oktroyiren; wir wollen die Verfaſſung ſelbſt machen mit Anerkennung der Rechte von Jedermann. Ich ſage Ihnen, das Vaterland iſt in Gefahr. Wir können nicht mehr mit Oeſterreich unterhandeln. Es wird die Aufgabe des Königs von Preußen ſein, durch ein Ultimatum ſeinen Beſchluß zu bedingen. — Iſt es möglich, daß Oeſterreich eintritt, ſo iſt dann nichts verloren. Iſt es nicht möglich, ſo wollen wir gerüſtet ſein gegen die Gefahren, welche dieſer Bruch herbeiführen wird.“ „Ich ſage nichts weiter als: das Vaterland iſt in Gefahr! Retten Sie das Vaterland!“ (Stürmiſcher Beifall vom Centrum und der Rechten.)

Die Aufregung war ungeheuer. Welcker ſelbſt hatte keine ungewöhnliche Eile verlangt für die Erledigung ſeines Antrags, er hatte von acht Tagen geſprochen. Mehrere der Bundesſtaatlichen meinten, es müſſe ſofort, wenigſtens ſo ſchnell als irgend möglich daran gegangen werden, ſonſt verrauche das endlich entzündete Feuer wieder, oder werde erſtickt durch die Partikulariſten. Sie eilten nach den vorderſten Bänken zu Baſſermann, zu Mathy, zu Gagern und forderten dieſe auf, irgend ein beſchleunigtes Verfahren von der Rednerbühne vorzuſchlagen. Aber es gab keine Form dafür. Solch ein Antrag, welcher die ganze Verfaſſung betraf, mußte an den Verfaſſungsausſchuß, und was nicht heute, ſpäteſtens binnen vierundzwanzig Stunden geſchah, verfiel eben der Zeit. Es war kein verwegner Feldherr vorhanden. Die Führer alle waren ſo gewiſſenhaft, daß ſie keine Ueberrumpelung der Nation wollten mit dem Grundgeſetze der Nation.

So viel iſt wahrſcheinlich: konnte am 12. März über den Welckerſchen Antrag abgeſtimmt werden, ſo wurde er angenommen.

Die Ungeduld war ſo groß, daß man ſich nicht mit der Tagesordnung, Verhandlung über das Reichsgericht, beſchäftigen konnte, ſondern daß man ſchon vor elf Uhr die Sitzung ſchloß.

Die beſtürzten Parteiungen fanden Zeit, ſich wieder zu faſſen und zu ſchaaren. Nur etwa dieſen Tag lang war die Meinung allgemein, das Parlament ſei am Ziele. Dieſe Meinung ging hinaus in alle Lande und erregte die Nation von einem Ende bis zum andern. Ueberall ſtieg die Zuſtimmung ſiegreich auf, der Widerſpruch ſchwieg. Von allen Gegenden ſtrömten Patrioten nach Frankfurt, um dieſem großen Abſchluſſe beizuwohnen.

An jenem Abende erſchien auch Radowitz zum erſten Male im Weidenbuſche. Auch er also hielt das nun für reif, was er bisher immer nur ſehr bedingungsweiſe anerkannt hatte. Er war jetzt für den vorgeſchlagenen Abſchluß und wollte nur die definitive Ernennung des Königs von Preußen nicht eingeſchloſſen ſehn.

Die natürlich vorliegende Frage war das Wahlgeſetz. Welcker hatte es nicht erwähnt, und doch war es nöthig, wenn die ganze Verfaſſungsfrage mit einer Abſtimmung erledigt ſein ſollte. Wenn es auch kein integrirender Theil der Verfaſſung war, ſo war es doch die unmittelbare Zukunft derſelben, der Schlüſſel zum nächſten Reichstage.

Die Hinnehmung dieſes Wahlgeſetzes und des ſuspenſiven Veto's in der Geſetzgebung von Seiten der Weidenbuſchpartei hat man gern in Parallele bringen wollen mit der Kuppelei entgegengeſetzter Principien innerhalb der Coalition. Sehr mit Unrecht. Dies Wahlgeſetz und jenes Veto waren ja nicht nur vorliegende Beſchlüſſe der Reichsverſammlung, die als ſolche gegründeten Anſpruch auf erneute Annahme hatten, wenn die Annahme der Vorlage in Bauſch und Bogen einen einfachen Sinn haben, wenn ſie nicht zum Kriegsmittel für eine Minorität in dieſen Fragen gemacht werden ſollte. Dies Wahlgeſetz und jenes Veto hatten ja auch zahlreiche Stimmen im Weidenbuſche ſelbſt. Sie bildeten ja einen integrirenden Theil der Anſichten, welche ſich zur Kaiſerpartei vereinigt hatten. Das Wahlgeſetz hatte aus dem Landsberge zahlreiche Stimmen erhalten, und wenn nun ein Theil des Würtemberger Hofes, ja einige Mitglieder der Weſtendhalle (Neuweſtendhalle) zum Weidenbuſche getreten waren im Intereſſe der Einheit, ſo erklärten ſich dieſelben doch nicht bereit, dieſe Fragen der Freiheit ohne Noth opfern zu wollen. Sie ſelbſt, Zell an der Spitze, verlangten jetzt zuerſt innerhalb des Weidenbuſches, daß bei einer Abſtimmung in Bauſch und Bogen dieſen einmal angenommenen Freiheitsbeſtimmungen Rechnung getragen werde. Der erſte Andrang darnach kam nicht von außen, und am Wenigſten von einer principiell entgegenſtehenden Partei, ſondern aus dem Schooße des Weidenbuſches. Dabei iſt alſo eine verſuchte Parallele mit dem Treiben der Coalition unberechtigt und unwahr. Denn auch die Veto-Frage in der Geſetzgebung — nicht zu verwechſeln mit der in Verfaſſungsfragen, welche ſpäter wirklich der Coalition verſiel — war ja auf einen Antrag des Centrums, war auf den Fallatiſchen Antrag im Sinne des Norwegiſchen Veto's beſchloſſen worden.

Zell verlangte ſchon am Abende des zwölften März, daß man ſich für Hinzunahme des Wahlgeſetzes erklären ſolle. Dies fand ſtrengen Widerſpruch namentlich von Seiten Baſſermann's und Soiron's, und die Mehrheit des Weidenbuſches ſchien dagegen zu ſein. Am nächſten Tage erſt errang dies Verlangen eine ſehr wichtige und wie immer entſcheidende Zuſtimmung; der Verfaſſungsausſchuß erklärte ſich dafür. Er beſtand nur auf der „öffentlichen“ Abſtimmung bei den Wahlen. Mit vierzehn Stimmen gegen ſechs hatte ſich dieſer konſervative Körper dafür erklärt. Paris lohnt eine Meſſe! hatte Heincich der Vierte gerufen. Das Zuſtandekommen des Ganzen lohnt ein Opfer! hatten konſervative Männer gerufen, denn die Verfaſſung und das Vaterland ſei wirklich in Gefahr.

An dieſem dreizehnten März war wirklich eine öſterreichiſche Note vom neunten eingetroffen, in welcher zum erſten Male das längſt Befürchtete klar ausgeſprochen war: Oeſterreich wolle kein Volkshaus, ſondern nur ein Staatenhaus. Zu dieſem Ende wolle es mit ſeiner Geſammtmonarchie eintreten.

Einer der verunglückten Miſſionaire, welche mit Heckſcher nach Ollmütz gegangen waren, ergänzte dieſen Antrag dahin, daß auf jede Million eine Stimme, für Oeſterreich alſo 38 Stimmen gefordert würden neben den 31 Stimmen des übrigen Deutſchland.

Dies erhöhte den Drang für den Welckerſchen Antrag. Man nannte dies einen Hohn auf deutſche Einheit, in welcher Deutſchland gegen nichtdeutſche Völkerſchaften in der Minderheit und öſterreichiſch wäre. Wäre noch in der Nacht vom Dreizehnten zum Vierzehnten abgeſtimmt worden, ſo wäre an einer Majorität für den Welckerſchen Antrag nicht zu zweifeln geweſen. Aber erſt am Siebzehnten begann die Diskuſſion, und den 21. März erſt erfolgte die Abſtimmung, alſo am neunten Tage erſt, am entſcheidenden erſt in allen Krankheitskriſen, erfolgte die Abſtimmung.

Welcker begann auch die Diskuſſion. Ob er ſelbſt geſtiegen oder gefallen ſei im Anſehn durch die jähe Wendung? Weder das Eine noch das Andere. An ſeinem uneigennützigen, redlichen Willen hatten auch ſeine Gegner nie gezweifelt. Steif, ſchwerfällig, eigenſinnig hatte man ihn genannt. Man nannte es auch jetzt wohl faſelhaft, daß er ſich über die Natur der Dinge ſo habe verblenden können, daß er ein ſeit dem Programme von Kremſier ſo deutlich angekündigtes Edikt habe erleben und wirklich betaſten müſſen, um daran zu glauben. Ein ſtaatsmänniſcher Kopf, ſagte man, kann nicht dergeſtalt vom Faktiſchen überraſcht werden, wenn die tiefere Nothwendigkeit längſt, ja immer erſichtlich geweſen. Daher auch der Unterſchied, daß die alten Bundesſtaatlichen nie ſo ſcheltſam und heftig gegen Oeſterreich aufgetreten ſind, als Welcker jetzt in ſeiner Rede auftrat. Sie hatten eben nie verkannt und daher ſtammten ihre Folgerungen: daß Oeſterreich noch ganz andere Intereſſen habe als der deutſche Bundesſtaat und den deutſchen Bundesſtaat. Sie beklagten und tadelten wohl auch, daß die öſterreichiſchen Staatsmänner ſich nicht zu der Anſchauung erheben konnten: es diene ihnen wie Deutſchland, im deutſchen Bundesſtaate den natürlichen Bundesgenoſſen anzuerkennen, und ſich ihn um ſo ſtärker zu verpflichten und zu verbinden, je aufrichtiger man ihn fördere, je aufrichtiger man die möglichen Verbindungspunkte hervorhebe ſtatt der täuſchenden Redensarten über unmögliche, welche nur hinhalten ſollten. Sie bezweifelten niemals, daß Letzteres nur geſchehe um bei günſtigeren Zeitumſtänden den hegemoniſchen Einfluß Oeſterreichs über Deutſchland wieder zu gewinnen; ſie bezweifelten aber daß dies politiſche Trachten, welches Deutſchlands Verfaſſung zerſtöre und Deutſchlands Feindſchaft herausfordere, im höheren Sinne politiſch ſei. Oeſterreichs Entwickelung hänge eng zuſammen mit der deutſchen. Dieſe letztere neuen Stürmen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02173/033

ausſetzen, heiße Oeſterreich ausſetzen, und verweiſe Oeſterreich im Falle der Noth auf Allianzen, welche größere politiſche Opfer koſten würden als das Opfer einer Hegemonie in Deutſchland. Soweit dieſe Hegemonie ſchöpferiſch ſein könne, werde ſie nie und nirgends durch einen „weiteren Bund“ behindert werden. Man hindere nicht eine Macht von 38 Millionen durch aufgeſchriebene Sätze. Eine ſolche Macht wirke ſchon durch ihre Schwere allein. Soweit jene Hegemonie aber auch fernerhin nur durch Hemmen und Verneinen ſich bethätigen wolle, werde ſie Oeſterreich nicht minder ſchaden als Deutſchland, denn ſie werde Oeſterreich ſchwächen in ungetheilter Entwickelung ſeiner Kräfte. Die Freiheitsgefahren würden nur durch Deutſchland ſelbſt beſeitigt, indem man ſeinen Einheitstrieb befriedige. Aus dieſer Befriedigung nur wüchſe konſervativer Sinn, und dieſer ſei in Deutſchland viel reichlicher vorhanden als in Oeſterreich, wo es erſt aller ungetheilten Kräfte für Entfaltung der Vortheile im Geſammtſtaate bedürfen werde, um ſo viel einleuchtende Vortheile eines Geſammtſtaates darzuſtellen, daß ein konſervativer Sinn allgemein entſtehen könne.

Man ſieht, dies Raiſonnement war ſo bedingt, daß ein ſo greller Angriff auf Oeſterreich, wie er jetzt von Welcker ausging gar nicht damit verträglich war. Welcker aber ſchalt ſie, weil er ſich für getäuſcht ausgab oder auch wirklich getäuſcht war, wenigſtens ſich ſelbſt wirklich getäuſcht hatte.

Ja, rief er um dieſes Oeſterreichs willen habe ich bisher meinen eigenen Lieblingsgedanken verleugnet. Anno 1814 ſchon habe ich den Staatsmännern eine Rede übergeben, welche eine nationale Repräſentation, welche einen deutſchen Kaiſer wollte, welche damit ſchloß:

„Es ende nach langem verderblichen Streit
Die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit!“

„Ich habe dieſen Gedanken als den herrlichſten für die deutſche Verfaſſung nie aufgegeben.“ Nur um Oeſterreichs willen habe ich „für die ſchlechteſte Form, ich geſtehe es, für das Direktorium geſtimmt.“

Jetzt höre das auf, denn es ſei nunmehr klar und entſchieden, daß Oeſterreich nicht zu gewinnen ſei für den Bundesſtaat. „Sind wir Männer oder ſind wir Träumer? Iſt für Männer deutlich geſchrieben die öſterreichiſche Verfaſſung und die damit übereinſtimmende letzte Note Oeſterreichs und, ich ſetze hinzu, der damit übereinſtimmende Bericht unſrer Abgeſandten nach Wien? Klar und entſchieden wie der Tag liegt vor, daß Oeſterreich nicht eintreten will in den Bundesſtaat, nein, daß es gar nicht mehr kann! Des Kaiſers Wort ſteht im Wege, eine von ihm feierlich verkündete, großentheils angenommene Verfaſſung ſteht im Wege. Meine Herren! Spielen die Kaiſer und die Regierungen Vexierſpiele wie man uns zumuthet zu glauben? Dürfen wir glauben, daß in einigen Tagen ſie das zurücknehmen werden und andre neue Erklärungen geben werden als das neue kaiſerliche Wort, vor ſeinem Volke und in Europa verkündet?“

Kein Bundesſtaat, kein Volkshaus mit Oeſterreich mehr, aber Kroaten, Magyaren, Italiener, Galizier — „wo finde ich denn nun den Mann in dieſen Räumen der unſre Verſammlung und die deutſche Nation bankbrüchig erklären will? Wie, Sie wollen das heilige Mandat des Volkes ein deutſches Parlament zu ſchaffen wegwerfen? Sie wollen es zu Füßen legen dieſen Kabinetsbeſchlüſſen, wenn Sie noch daran denken, mit Oeſterreich in Verbindung zu ſein im Bundesſtaat?!"

Und nun donnerte er gegen dieſe Anerbietung des ganzen Oeſterreich, welches „Schamröthe und Empörung" errege. Achtunddreißig Millionen Oeſterreicher, die zu fünf Sechstheilen aus Feinden der Deutſchen zuſammengeſetzt ſeien, ſollten Deutſchland regieren! Ja, „uns übrigen Deutſchen ſoll es verwehrt ſein uns ebenſo zu einigen wie die 38 Millionen Oeſterreicher geeinigt ſind? (Hört! Hört!) Sie ſind einig durch einen Erbkaiſer, und uns will man ihn nicht gönnen? Sie ſind geeinigt durch ein Volkshaus und wir ſollen es nicht haben?" Dort verſchiedenartige Völker geeinigt, hier lauter Deutſche, die ſich ſoweit nicht einigen dürften! „Iſt das ein ehrenwerther Antrag an eine ehrenwerthe Nation oder iſt es nicht vielmehr eine Löwengeſellſchaft?" (Große Bewegung in der Verſammlung.)

Nein, darauf ſei nicht einzugehn. In Oeſterreich ſeien nicht Knaben, ſondern Männer am Ruder und ein Fürſt, die ihr Wort halten. Jetzt müſſe man auch hier ſeines eigenen Weges gehn.

Oeſterreich, indem es unſer Recht zum Bundesſtaat ohne Oeſterreich beſtreitet, berufe ſich auf die Bundesgeſetzgebung. Wie? „Wer iſt es denn, der dieſen alten Bund völlig gebrochen? Oeſterreich durch ſeine definitive Verfaſſung. Die deutſchen Länder in der großen Minderheit den andern außerdeutſchen Nationen untergeordnet im Reichsparlamente“, wie könne da von den deutſchen Bundesbeſchlüſſen noch die Rede ſein? „Die öſterreichiſche Verfaſſung ſteht mit dürren Buchſtaben entgegen. Mit keinem Sterbensworte iſt der deutſchen Bundesgrundgeſetze gedacht; der Bund iſt ganz aufgelöſ't! Ich will nicht mehr davon ſprechen, ich könnte Verletzungen auf Verletzungen häufen. — Aber noch Eines! Ein Geſammtbeſchluß war nöthig, um in den deutſchen Bund neue Glieder aufzunehmen. Oeſterreich mit ſeiner Verſchmelzung ladet uns zugleich die Gemeinſchaft mit ſeinen außerdeutſchen Ländern, die Garantie für Ungarn und Italien und ihre mit den deutſchen Provinzen gemeinſchaftlichen Kriegsbeſchlüſſe auf. Und dann ruft es die europäiſchen Mächte für dieſe von ihm verletzten Verträge von 1815 auf! So alſo iſt das Verhalten von Oeſterreich! Verlaſſen Sie die Paulskirche, werfen Sie ihre Verfaſſung zu Boden, geben Sie Ihr Mandat in die Hände des betrogenen Volkes zurück, oder ſagen Sie ſich los von dem unſeligen Gedanken in ein Bundesſtaatsverhältniß mit Oeſterreich trotz ſeiner neuen Verfaſſung einzutreten."

Dann wendete er ſich, nachdem er die Nothwendigkeit der Eile dargethan, an die Republikaner. Er bewies ihnen, daß ſie dafür ſorgen helfen müßten, aus der Paulskirche eine Verfaſſung hervorgehn zu ſehn. Gelänge dies nicht, dann wären alle Parlamente, auch die, welche einſt Republik wollen könnten, entwerthet und unmöglich. Es könne eine Zeit kommen, wo er und Seinesgleichen die Republik wollen könne, wenn man des Vaterlandes ehren- und kraftvolle Geſtaltung ferner verhindere. Keiner Form und keinem Fürſten auf Erden habe er ſeine Ueberzeugung verſchrieben. Der ſtarken Form des Vaterlandes werde er, wenn es nicht mehr anders ginge, jede Form unterordnen. Jetzt hätten die Republikaner auf die Zuſtimmung der Nation nicht zu rechnen. Die Nation ſtehe zum Königthum. Trotz dem aber könne es zur Republik kommen, wenn das Königthum ſich in der deutſchen Frage vernichte, wenn die Zeiten wiederkehrten von denen Hinkmar von Rheims geſchrieben „„die Oberen des Reichs fangen an ſich um die Ehren zu zanken"" — „wenn die deutſchen Fürſten ſelbſt das Vaterland Preis geben, wenn ſie nicht zuſammenſtimmen in dem was dem Vaterlande Noth thut, wenn kein Glaube mehr iſt an die deutſchen Fürſten, wenn auf dieſe Weiſe Männer, die bisher nicht auf der linken Seite ſaßen, ſagen werden: „„Es iſt keine Rettung mehr als durch die Republik!“ dann wird ſie ſiegen in Deutſchland“ —

Endlich richtete er ſich an die Oeſterreicher, und berief ſich darauf, wie treu er zu ihnen gehalten, ſo lange noch Ausſicht vorhanden geweſen. „Sie ſind in der fürchterlichſten Lage, in welche Menſchen geſetzt werden können. Sie wünſchen mit Deutſchland zuſammen zu ſein, und vielleicht beſtimmt ſie dieſer Wunſch zu thun was Sie vor Gott und dem Vaterlande nicht verantworten können. (Linke: Oho!) Sie ſind jetzt in Oeſterreich geeinigt, 38 Millionen unter einem einzigen fürſtlichen Hauſe. Sie haben ein Volkshaus, und uns will man es verſagen?! Wollen Sie uns verderben?! Wollen Sie uns entgegentreten und uns hindern das zu erringen was Sie haben?! Wollen Sie uns tröſten mit armſeligen, jämmerlichen Hoffnungen, die nur Kinder täuſchen können?! Wollen Sie uns entgegentreten in einem Augenblicke, wo wir das Vaterland retten wollen, daſſelbe Vaterland das noch Ihr Vaterland iſt und es, will es Gott, bleiben ſoll bei einer neuen Entwickelung der Verhältniſſe?! Wollen Sie dieſem Vaterlande verwehren ſich zu retten auf dem einzigen Wege, auf dem die jetzige Mehrheit, wenn Sie abgeſondert ſind, überzeugt iſt, daß ſie die Rettung des Vaterlandes finden wird? Stehen Sie gegen uns?! — Aber Das ſage ich Ihnen: Sie knüpfen damit kein Band zwiſchen dieſen Ländern! — Das innerſte Gefühl der Entrüſtung über dieſe Miſſethat wird in Deutſchland herrſchen und regieren" — „wir ſtehen vor Gott, dem Vaterlande und der Geſchichte; ſie wird die Namen aufzeichnen, die Namen derer, welche das Vaterland retteten, und derer, welche es verdarben!" (Stürmiſcher, anhaltender Beifall bis in die Linke hinein. Ziſchen von mehreren Seiten auf der Linken.)

Zwei Oeſterreicher zeigten am folgenden Tage in Berufung auf die öſterreichiſche Reichsverfaſſung ihren Austritt an; von Würth und Arneth. „Meine Hoffnung und mein Wunſch", hieß es in der Austrittserklärung, „liegt darin, daß die künftigen Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und dem übrigen Deutſchland ſo innig als irgend möglich geregelt werden mögen. Dafür in Oeſterreich zu wirken ſoll mir ſtets eine heilige Pflicht ſein."

Dies wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Man erwartete zuverſichtlich, daß dieſer Schritt zahlreiche Nachfolge finden werde. Er fand ſie nicht. So wie man bei Welckers Uebertritt geſagt hatte: es iſt nur eine Stimme weniger! ſo ſagte man jetzt: nun ſind drei Stimmen weniger. Keine Rede verfing mehr.

Auf Welcker folgte von Radowitz. Er rieth zur Annahme des Welckerſchen Antrages. Das verjüngte Oeſterreich ſtehe da; man ſolle ihm ein verjüngtes Deutſchland an die Seite ſtellen. Sogar für Einſchluß des Wahlgeſetzes nach Vorſchlag des Verfaſſungsausſchuſſes hatte ſich dieſe Rechte des Weidenbuſches mit Radowitz an der Spitze entſchloſſen. Das war außerordentlich und machte großen Eindruck. Nur die namentliche Beſtimmung des Kaiſers wollte dieſe Partei nicht eingeſchloſſen haben. „Nach eingegangener Erklärung“, beſagte ihr Amendement, „ſämmtlicher Regierungen über ihren Beitritt wird die Wahl des Reichsoberhauptes erfolgen.“

„Wir müſſen erſt zu größerer Uebereinſtimmnng unter uns ſelbſt gelangen“, ſagte er in Bezug hierauf, „ehe wir auf eine zweifelhafte Ziffer geſtützt einen Namen hinausgeben in das deutſche Volk, und dieſen Namen jetzt in die verderblichſte und peinlichſte Alternative drängen. Ich glaube, daß, wenn nicht Alles täuſcht, eine ſolche Friſt die Wege nicht erſchweren, ſondern ebnen wird, was man auch dagegen ſagen möge. Wenn die öſterreichiſche Monarchie dem engeren Bunde nicht beizutreten vermag, ſo werden deren Abgeordnete aus dieſer Verſammlung ſcheiden wollen, wenn auch zum unvergänglichen Schmerze aller Theile.“ (Bewegung. Beiſtimmung.) „Die mittlern Staaten, wenn ſie die Grundlage des Bundesſtaates angenommen haben, werden ihre Anſichten über die Mittel, welche zum vorgeſteckten Ziele führen, ändern müſſen. Während Preußen jetzt daſteht, gerufen von den Einen und zurückgewieſen von den Anderen, welches das Eine nicht geſucht, das Andere nicht verdient hat, (Beifall) ſo wird es dann ſeine natürliche Stellung da finden, wohin es durch eine ſchwankende Majorität dieſes Hauſes allein nicht gewieſen werden kann.“

Solcher Vorſchlag konnte dem Könige von Preußen die Stellung weſentlich erleichtern, und wäre deshalb Manchem auch im Centrum erwünſcht geweſen. Für die Reichsverſammlung war er nicht mehr annehmbar. Ganz abgeſehn von der einmal angenommenen und ſtandhaft behaupteten Poſition in Sachen der deutſchen Souverainetät, eine Poſition, die in der zwölften Stunde nicht ohne Lebensgefahr von der Verſammlung gewechſelt werden konnte, worauf ſtützte ſich die Ausſicht auf Erfolg in dem Radowitzſchen Vorſchlage? Auf den Austritt der Oeſterreicher, auf die Zuſtimmung Oeſterreichs zum Bundesſtaate. Jenes erwies ſich nachgerade als ſehr unwahrſcheinlich; dieſes ſtand nach allen Vorgängen nicht zu erwarten. Traten aber die Oeſterreicher nicht aus, ſo änderte ſich das Stimmenverhältniß nicht, und das Parlament laſtete ſich die unlösbare Verwickelung auf: mit einer unentſchiedenen Mehrheit durch unabſehbare diplomatiſche Verhandlungen noch wer weiß wie lange zu laviren, und in vereinzelten Schiffbrüchen ſich jämmerlich ohne irgend einen abſchließenden Akt zu Grunde zu richten. Während es jetzt wenigſtens einen abſchließenden Akt gewinnen konnte. Was iſt er werth?! rufen ſpöttiſch die Gegner. Unermeßlich Viel! heißt hierauf die Antwort. Dieſe Gegner haben ihn noch lange nicht ermeſſen, wenn ſie ihn auch Jahre lang mit faktiſchem Erfolge leugnen können.

Uebrigens muß Radowitz zur Ehre nachgeſagt werden, daß er ſich nicht nur mit fein abgemeſſenen logiſchen Schritten dieſem der Majorität ſo nahen Ausgangspunkte genähert, und ſich alſo in die Lage gebracht hatte ein Mögliches zu unterſtützen, ſondern daß er auch, einmal auf dieſen Punkt gelangt, dies Mögliche von nun an ſtandhaft, fein, ruhig vertreten, und in den gefährlichſten Augenblicken gerettet hat — bis jetzt *). Die Zukunft wird lehren, ob der deutſche Bundesſtaat ihm großen Dank ſchuldig iſt.

Ich muß das Zeugniß ablegen, daß er früher ſchon, ehe noch die allein mögliche Form ſo klar herausgearbeitet war, dieſen abweichenden Punkt, auf welchem er jetzt beim Welckerſchen Antrage beharrte, im Privatgeſpräche unerſchütterlich betonte. Während einer der erwähnten Soiréen beim Reichsverweſer, wo er in ordensfeindlicher Zeit ſtolz mit ſeinem ſtrahlenden Ordensſterne zu erſcheinen pflegte, gab er ſich die Mühe, mir mit einer an ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit auseinander zu ſetzen: daß der König von Preußen niemals auf einen ſolchen einfachen Beſchluß der Paulskirche eintreten könne und werde. „Das würde ich Verwegenheit von Seiten der Paulskirche nennen“, ſagte er damals wie heute, und er ſetzte ſogar heute öffentlich hinzu: „um kein anderes Wort zu gebrauchen.“

Was er außerdem in jener letzten Rede — es waren die letzten beachteten Reden! — ausſprach, das verdient feſtgehalten zu werden: „Der Verfaſſungsentwurf iſt auf geſetzlichem Wege zu Stande gekommen, er hat in den weſentlichſten Theilen vielſeitige Zuſtimmung gefunden, er kann nie

---

*) Herbſt 1849.

direkt oder indirekt beſeitigt, oder durch Machtſprüche erſetzt werden. Wer für den Ausgang unſrer Wirren einen ſolchen Gedanken hegte, deſſen Vermeſſenheit könnte nicht tief genug beklagt werden." —

Was war denn nun ſolchen Rednern, an die ſich Waitz, Beſeler von Schleswig, jetzt in letzter Stunde auch Herr von Wydenbrugk und von noch weiter links Reh von Darmſtadt anſchloſſen, an die ſich ferner Bauer von Bamberg in wohlthuender Einfachheit, Zittel aus Baden mit dem körnigen, tief wahrhaftigen Ausdrucke der Ueberzeugung und Nothwendigkeit anreihten, für welche zuletzt noch Gagern und Rieſſer mit der ganzen Hingebung ihrer edlen Naturen eintraten, was war ihnen denn entgegen zu halten? So wenig, daß man ſich immer und immer verwundern muß, wie auf ſolche Motivirung hin Jemand Nein ſagen konnte, Die Motivirung that es eben nicht mehr. Es war gleichgültig was Herr Vogt, Eiſenmann, Raveaux, Moritz Mohl ſchwatzten. Sie ſchwatzten Alle nach allen Richtungen, da die ſcharf geſtellte Frage ihnen unbequem war. Sogar Ludwig Simon erging ſich nur in Rekriminationen, die zu gar nichts helfen konnten, und Herr Berger verſicherte zum hundertſten Male: es ſei ja abſolut gleichgültig was die öſterreichiſche Regierung ſage oder thue. Er und die Seinigen ſeien Oeſterreich. Herr von Hermann nur, welcher ſo eben glorreich von Wien zurückgekommen war, blieb konſequent im Unglaublichen und behauptete wie bei Malmoe: ei, es geht auch ſo! Und nun entwickelte er zum Troſt derer, welche frühſtücken gehn wollten, die Zolleinheit mit Oeſterreich. Damit nichts fehle ſprach auch Herr Buß gegen den Welckerſchen Antrag.

Die Unwirkſamkeit dieſer Reden, die durchgreifende, fortreißende, um und um ſiegreiche Wirkung dagegen aller derer, welche für den Welckerſchen Antrag ſprachen, war ſchlagend. Ich glaube, ſie wurde auch von den Gegnern des Welckerſchen Antrags nicht bezweifelt. Natürlich war es alſo, daß man ſich mit der Sage trug: die von Gagern oft angekündigte allgemeine Erhebung der Verſammlung zu einem der Einmüthigkeit nahe kommenden Entſchluſſe werde hierbei noch zu Stande kommen, wie es einſt annähernd bei der Abſtimmung über die proviſoriſche Centralgewalt geſchehen; die Linke namentlich werde ſich in ihren beſſeren Elementen dazu ermannen, und ein großer Theil der Oeſterreicher werde ſich der Abſtimmung enthalten. Das war eine Illuſion. Die Sorge für das Ganze war in den Parteileidenſchaften zu tief untergegangen. Die Bundesſtaatlichen waren in ſolchen Erwartungen zu ſanguiniſch, weil in ihnen der Drang nach einer geſchloſſenen Einheit am Stärkſten, ihnen alſo auch der Gedanke am Nächſten lag: daß man für irgend eine geſchloſſene Einheit die größten Opfer, auch das Opfer des Lieblingsgedankens bringen könne. In dieſem Sinne wurde unter ihnen im kleineren Kreiſe mehrmals während gefährlicher Zeitpunkte, während der Zeitpunkte, wo für Nichts eine Mehrheit erreichbar ſchien, ſorgenvoll erörtert: ob es nicht Pflicht ſei, die Gegner nur zu irgend einem feſten Vorſchlage zu veranlaſſen und dann dieſem Vorſchlage beizutreten. In ſolcher Folgerung blieb der Gedanke immer ein müßiger, weil er ein bloß ſentimentaler war, weil er ein Verrath an Dem war, was man für richtig hielt, und was ja eben ein ganz poſitiver Plan war, nicht bloß eine Verneinung. Ganz gewiß wäre es ein Verrath geweſen ſo lange eben nicht der Fall eintrat, daß der poſitive Plan zur abſoluten Unmöglichkeit geworden. Das Sentimentale hierin aber iſt ein Fingerzeig: daß der Drang nach Einheit in dieſer Partei über Alles ſtark, edel und uneigennützig war, und daß die Mehrheit dieſer Partei ſich unzweifelhaft für Oeſterreich erklärt hätte, wenn Oeſterreich in der Lage Preußens geweſen wäre eine geſchloſſene Einheit für Deutſchland zu ermöglichen, und wenn ein Welckerſcher Antrag unter den vorliegenden Umſtänden für die Berufung Oeſterreichs zur deutſchen Kaiſerkrone eingebracht worden wäre.

Himmelweit entfernt von dieſem Standpunkte waren die zuſammen gewürfelten Gegner. Der Weidenbuſch hoffte zum Beiſpiele, es werde ein Führer der Weſtendhalle, Heinrich Simon, in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſich der einzigen Möglichkeit eines Abſchluſſes anſchließen mit ſeinen Genoſſen. Nicht weil er ein Preuße war, nein, das war man gewohnt, daß eine Anzahl Preußen hartnäckig gegen das preußiſche Kaiſerthum ſtand. Aber weil er doch von Hauſe aus zu dem liberalen Gedankenkreiſe der Bundesſtaatlichen gehört hatte, und nur im Parlamente, wahrſcheinlich um eine Führerſchaft im kleineren Zirkel zu gewinnen, weiter links gegangen war. Er ſtürzte auch eiligſt herbei von Berlin, wo er bei Einbringung des Welckerſchen Antrags geweſen, er ſtürzte herbei — um ſich wichtig zu machen, um zu feilſchen und zu ſchachern bei ſolcher Gelegenheit, welche er wie einen Ausverkauf anſah. Eiligſt und vollſtändig ſetzte er zu, was er etwa noch zuzuſetzen hatte an Reputation eines beachtenswerthen politiſchen Charakters. Mit Ekel wird die Geſchichte des erſten deutſchen Parlamentes hinweiſen auf ſolches Schacherweſen in großartig mahnender Stunde des Vaterlandes. Er hatte die Dreiſtigkeit, mit zehn Stimmen hinter ſich, der Weidenbuſchpartei am 19. März des Abends ſchriftlich folgende Transaktion anzuſinnen: 150 Mitglieder des Weidenbuſches ſollten ſchriftlich erklären, das Anerbieten der deutſchen Krone an Preußen ſei als ein definitives zu betrachten, als ein unabänderliches. Wenigſtens dürfte von Modifikationen oder Zugeſtändniſſen, die etwa ſpäter noch verlangt würden, ohne ſie, das heißt ohne Zuſtimmung dieſer Simoniſchen Zehnmänner, nicht die Rede ſein. Paragraph Eins ferner ſollte hergeſtellt werden, wie er in erſter Leſung beſtimmt worden, ſo daß Deutſchlands Recht auf die deutſch-öſterreichiſchen Provinzen ausgeſprochen bleibe. Das abſolute Veto ferner, welches der Verfaſſungsausſchuß für dieſe zweite Leſung wiederum vorgeſchlagen hatte, ſollte wiederum wie bei der erſten Leſung in's ſuspenſive verwandelt werden. — Statt der öffentlichen Abſtimmung endlich bei den Wahlen ſollte die geheime Stimmabgebung, wie in erſter Leſung des Wahlgeſetzes beſtimmt worden ſei, wiederhergeſtellt werden (Hierfür hatte ſich auch Welcker auf der Tribune erklärt.)

Es brach nach dieſer Mittheilung im Weidenbuſchſaale lebhafte Entrüſtung aus, und man ging über dieſe Vorſchläge einer Transaktion ohne Diskuſſion zur Tagesordnung über.

Die Stimmen dieſer venetianiſchen Zehnmänner verblieben ſomit den zehnerlei Fraktionen der Verneinung. Es ſollte ihnen der Ruhm bleiben, auch nicht die dürrſte Abſtraktion der ſo unerhört ſchweren Lebendigwerdung eines deutſchen Bundesſtaates geopfert zu haben.

Stand es ſo mit dem dürren Holze der Linken, was durfte vom grünen erwartet werden! Man hat es beklagt, daß Gagern gerade bei dieſer letzten großen Rede ſo grimmige Keulenſchläge gegen die Linke gerichtet, und dadurch vielleicht Stimmen abgewendet habe. Das iſt ſchwächlich gedacht und irrig vorausgeſetzt. Wenn auch die Freieren unter den Linken wie Löwe von Kalbe ſich lebhaft beklagten nach der Gagernſchen Rede, ſie hätten auch nach einer ſanften Rede nicht anders geſtimmt. Sie waren völlig unzugängliche Doktrinairs geworden mit rieſengroßen Scheuledern an beiden Augen. Das Vaterland lag gar nicht mehr in ihrem Geſichtskreiſe. Gagern hatte gar keinen weiteren Einfluß mehr auf ſie als den der Züchtigung. Dieſe verdienten ſie überhaupt, denn ſie hatten in erſter Linie das erwartete Werk des Parlamentes untergraben. Dieſe verdienten ſie in dieſem Augenblicke durch freches Betragen, welches auch die Feierlichkeit des wichtigſten vaterländiſchen Momentes nicht mehr verſchonen konnte. Es war von größerer ſittlicher Wirkung, daß dieſer rohe Unpatriotismus im feierlichen letzten Augenblicke noch mit Schlägen der Entrüſtung zur Seite und in den Winkel geworfen wurde wohin er gehörte, als daß ihm geſchmeichelt worden wäre. Das ſtärkt die Seele, auch in der Niederlage.

Gagern rechnete ab mit den Linken und mit den Partikulariſten, indem er auf die Zeiten vor dem Vorparlamente zurückging. Wie habe es denn da gelautet in Süddeutſchland, als die „Wühlereien“ noch nicht eingetreten waren? Wie habe es gelautet zu Heppenheim und zu Heidelberg? Es hätten ſich allerdings abweichende Anſichten geltend gemacht. „Es waren darunter Solche, die ſich damals ſchon zur Staatsform der Republik offen bekannten. Andere, welche die Monarchie und zwar das Erbkaiſerthum wollten, und damals ſchon das Bedürfniß der Löſung“ (Preußen an der Spitze) vorausſahen, wie es jetzt vorliegt. Man vereinigte ſich; und Diejenigen, die ihrer Ueberzeugung nach die republikaniſche Form für die vorzüglichere hielten, in jener Verſammlung kamen ſie damals mit den Anderen überein: daß ſie dieſe ihre Ueberzeugung dem von ihnen als überwiegend anerkannten entgegenſtehenden Willen der Mehrheit des Volkes unterzuordnen hätten“ — „Jenes Wort iſt nicht gehalten worden!“ (Unruhe auf der

Linken: Von wem nicht?) „Von allen denen nicht, die ſeitdem offen für die Republik wirken!“

Die Linke gerieth außer ſich, und wollte Namen hören. Der Name Heckers wurde ihr ſogleich gewährt.

Damals, fuhr Gagern fort, habe die ſpäter erſt gemachte Antipathie gegen ein preußiſches Kaiſerthum nicht beſtanden, und wenn man ſich immer auf die Märzbewegung berufe, ſo ſolle man ſich fein hieran erinnern laſſen. Er las nun das Programm vor, welches damals ſein Bruder Max den ſüddeutſchen Regierungen vorgelegt, und welches deren Zuſtimmung erhalten. Auch die der würtembergiſchen und des Königs von Würtemberg. Auch der König von Würtemberg habe dem Könige von Preußen die oberſte Leitung zu übergeben ſich entſchloſſen, vorausgeſetzt, daß Preußen eine konſtitutionelle Verfaſſung wie die ſüddeutſchen Staaten erhalte.

Warum es jetzt ſo anders klinge? Er wies alle vorgeſchützten Erklärungsgründe in ihrer Blöße nach, und in Betreff der konfeſſionellen ſagte er unter donnerndem Beifalle des Hauſes: „Ich achte den religiöſen Sinn in jedem Volke; ich bin aber durchdrungen davon, daß die große Maſſe des Volkes in Deutſchland, deſſen vorzügliche Tugend in Toleranz beſteht, von keinerlei religiöſer Antipathie beſeelt iſt, und daß, wenn ſolche Antipathieen aufgeſtachelt werden, es gewiß mehr das Produkt der Thätigkeit Gebildeter iſt, welche ſich damit abgeben und abmühen“. Aus dem rauſchenden Beifall drang der Ruf hervor: Wo iſt denn Herr Buß?

Nein, ſagte Gagern, es iſt der Partikularismus, welcher ſich jetzt auflehne gegen den Bundesſtaat mit erblichem Oberhaupte. Wie ſei es denn auf dem Wiener Kongreſſe geweſen? Alle kleineren Staaten hätten wie jetzt das erbliche Kaiſerthum gefordert. Die Mittelreiche und Oeſterreich, obwohl es ſelbſt damals zur Oberhauptswürde berufen worden, hätten widerſtrebt und abgelehnt. Diejenigen Mittelreiche — nicht Preußen! — haben widerſtrebt, welche auch heute widerſtreben unter Vorſchützung aller möglichen Gründe, die mittleren Reiche, deren heutige Größe und Bedeutung aus der Auflöſung des deutſchen Kaiſerreichs hervorgegangen iſt.

Ach, was half der Nachweis, was halfen Beweiſe auf Beweiſe, wo man überführt werden konnte und doch nicht nachgeben wollte. Wie ſprach Rieſſer zum Schluß als Berichterſtatter des Ausſchuſſes! Unerſchöpflich, ſtundenlang, jeden Widerſpruch erörternd und auflöſend, jeden Widerſpruch verſöhnend: So war gar noch nicht geſprochen worden als in dieſer Rede, welche denn auch die letzte Rede des Parlamentes ſein ſollte. Die Thränen ſtürzten uns aus den Augen, als er an den Schluß kam zu ſeiner urchriſtlichen, hinreißenden Entſagung, welche den Barbaren beſchämen mußte, als er mit ſeiner rührenden Stimme zu den Oeſterreichern ſprach: ſie möchten uns den deutſchen Staat nicht zerſtören, unſertwegen und ihretwegen nicht zerſtören! als er fragte: was denn zu thun ſei, wenn wiederum das Nein ſiege, wenn wiederum dem deutſchen Patrioten die letzte Hoffnung verneint würde? Was zu thun ſei? Und als er ſich faſſend ruhig antwortete: Nicht verzweifeln! „Die Behaglichkeit mit der jetzt manchmal Buben am Geſchicke des Vaterlandes verzweifeln gehört zu den widrigſten Erſcheinungen der Gegenwart. — Nein, wir wollen nicht ermüden, wie ſehr auch unſere Hoffnungen geſunken ſein mögen, Paragraph für Paragraph mit treuer Arbeit wie Sandkorn auf Sandkorn nach dem Worte des Dichters zu dem Bau der Ewigkeiten zu tragen. Wir werden, wenn der Stein, den wir dem Gipfel nahe glaubten, ſich abermals herabwälzt, und mit „Donnergepolter" zu unſern Füßen niederfällt, wir werden ihn immer von Neuem heben und emporzuwälzen ſuchen und in duldender Arbeit beharren bis der erwachende Genius des Vaterlandes die Feſſel bricht, und uns von der Qual vergeblicher Arbeit erlöſ't". Es war ein Sturm von Beifall, der unter Thränen hervorbrach. Wie Viele weinten heiße Thränen! Wie Viele und darunter die beſten Männer eilten dem herabſteigenden Rieſſer entgegen und ſtürzten ihm in die Arme, und herzten und drückten ihn.

Alles wirkungslos auf die Gegner. Auf der Linken war man ſo roh, ſo herzlos für die Sache, daß man auch dieſe Rede, dieſe Rede Rieſſers durch Schlußrufen unterbrach und zu ſchwächen ſuchte. Es war keine Gemeinſchaftlichkeit, kein gemeinſchaftliches Ziel möglich mit dieſer entſeelten Parteiung.

Dennoch herrſchte der allgemeine Glaube, auch bei den Gegnern, die Abſtimmung müſſe für den Welckerſchen Antrag ausfallen. So groß war der moraliſche Eindruck, daß

Niemand mehr an dem Siege des Bundesſtaates zu zweifeln wagte. Auch Radowitz erklärte, daß er auf ſein Amendement verzichten und für den Ausſchußantrag ſtimmen werde.

Welch ein Schlag, als der Antrag der Gegner auf Uebergang zur Tagesordnung nur mit fünf Stimmen abgelehnt wurde. Dies Reſultat brachte die überfüllte, bis dahin todtenſtille Kirche in fiebernde Bewegung auf welche wieder plötzliche Stille folgte. Dieſe fünf Stimmen waren ein furchtbares Anzeichen. Fünfhundertneununddreißig Abgeordnete! Welch eine Zahl! Wie viel Vergeſſene waren da aus vergeſſenen Winkeln herzugekommen! Und wenn ſo viele für das Aergſte, für Uebergang zur Tagesordnung bei einem ſolchen Antrage ſtimmen konnten, da mußte alle Hoffnung ſinken.

Eine Stunde ſpäter war jede Hoffnung vernichtet. 252 hatten für den Antrag, 283 gegen ihn geſtimmt. Er war mit 31 Stimmen Mehrheit verworfen.

Dies geſchah in der dritten Stunde Nachmittags Mittwoch den 21. März.

9.

Jener große Saal im Weidenbuſche, welcher die Bundesſtaatlichen zu verſammeln pflegte, wie er zur Zeit des Vorparlamentes die erſte allgemeine Zuſammenkunft und dann vorzugsweiſe die Zuſammenkunft der Nichtrepublikaniſchen geſehen hatte, er ſah an jenem Mittwoch-Abende die traurigſte Geſellſchaft. Sie glich einem geſchlagenen Heere, welches eine Niederlage nicht erwartet hat und nicht dulden will. Ohnedies war dieſer weite leere Raum, ungenügend beleuchtet und nur mit den dürftigſten Mitteln für eine parlamentariſche Geſellſchaft verſehen, ziemlich wüſt und unbehaglich.

An jenem Abende gruppirte man ſich im verſchiedenartigſten Sinne, wie es bei drohendem Eintritte einer Auflöſung zu geſchehen pflegt. Die Verzweiflung wollten zwar nur Wenige eingeſtehn und doch ſaß ſie am Herzen einer Partei, welche nur das Verlangen eines ſtarken Bundesſtaates gemeinſchaftlich hatte, über die Mittel zur Herbeiführung aber und über die Beſtandtheile deſſelben von verſchiedenartiger Anſchauung geleitet war. Das gemeinſchaftliche Ziel ſchien der Coalition gegenüber unmöglich, was ſollte, was konnte nun geſchehn? Wozu die Verhandlung fortſetzen in einem Parlamente, riefen Einige, welches kein poſitives Ergebniß haben kann! Von mehr denn hundert Oeſterreichern wird doch zur Lüge gemacht, es mag beſchloſſen werden was da will. Denn wem darüber noch ein Zweifel beſtanden hat, ob Oeſterreich ſich unſern Verfaſſungsparagraphen bequemen könne, dem iſt er ja doch jetzt ſeit Verleihung der öſterreichiſchen Centralverfaſſung benommen worden. Wozu alſo ſolch eine auf Nichts hinauslaufende Votirung fortſetzen!

Beſonders Henkel von Kaſſel drang darauf, jetzt müſſe die Trennung durchgeſetzt werden. Er hatte ſchon in der Kammer des Kurfürſtenthums Heſſen auf Entfernung der Oeſterreicher aus der deutſchen Reichsverſammlung gedrungen. Jetzt wies er unter vielfacher Zuſtimmung nach, wie Recht er gehabt und wie unerläßlich dieſer Schritt geworden.

Unterdeß war auch die Nachricht gekommen, daß das Miniſterium Gagern ſeine Entlaſſung eingereicht habe, und man ſetzte hinzu, der Erzherzog Reichsverweſer werde ſie als öſterreichiſcher Prinz bereitwillig annehmen und ein dem deutſch-kaiſerlichen Bundesſtaate feindliches Miniſterium einſetzen. Wozu, rief der kleine, ſtrenge Scheller, das Mitglied des Verfaſſungsausſchuſſes, wozu weiter berathen, weiter verhandeln!? Die, welche ein Poſitives wollen, werden immer und immer wieder überſtimmt werden, und wir werden obenein auf der Miniſterbank ein öſterreichiſches Miniſterium haben. Machen wir ein Ende! Ich ſehe nur noch Heil in der Gründung eines norddeutſchen Bundesſtaates unter Preußens Aegide.

Bravo! Bravo! riefen Einige; Nein! Nein! riefen Andere.

Ich weiß ja, fuhr Scheller fort, was ſich dagegen ſagen läßt! Mir ſelbſt blutet das Herz, wenn ich an die Nothwendigkeit ſolch einer Trennung denke Aber für jetzt und unter ſolchen Umſtänden müſſen wir die Süddeutſchen gehen laſſen. Sie werden ſich, ſo Gott will, wieder zu uns finden. Jetzt und zuerſt muß das Sichere und das Mögliche ergriffen werden. Ein ganzes einiges Deutſchland iſt jetzt unmöglich. So möge denn ſtatt deſſen ein ſtarkes Preußen den Kern eines norddeutſchen Bundesſtaates bilden!

Da war alſo das gefürchtete Wort zum erſten Male von erhöhtem Orte bei voller Verſammlung ausgeſprochen in grimmiger Stunde der Noth, als das Ideal der That nach längſt ſchon beſudelt und zerriſſen war.

Die Aufregung ſchlug nun ein Wort gegen das andere, wie die Welle gegen die Welle, als ob Ebbe und Fluth gleichzeitig eingetreten wäre. Rede auf Rede zerſchellte gegen ſolchen Vorſchlag, welcher die ſofortige Möglichkeit eines deutſchen Staates allerdings für ſich hatte. Da erſchien Gagern auf dem erhöhten Rednerplatze und ſprach dagegen.

Allerdings habe das Miniſterium ſeine Entlaſſung eingereicht. Es ſei nöthig geweſen, da ſich bei dem partikulariſtiſchen Egoismus der meiſten mittleren Staaten die Centralgewalt faſt ausſchließlich auf Preußen habe ſtützen müſſen, Preußen aber nach dem heutigen Beſchluſſe ſchwerlich geneigt bleiben werde, die Centralgewalt fernerhin zu halten. Ein neues Miniſterium möge zuſehn, ob es etwa mit öſterreichiſcher oder bairiſcher Hilſe regieren könne. Das bisherige Miniſterium könne nach dem heutigen Beſchluſſe ſein Programm nicht innehalten, und habe auch deswegen zurücktreten müſſen.

Das Wichtigſte von alle dem aber iſt, fuhr er fort, daß wir unſer Werk, die Einheit Deutſchlands zu ſchaffen, dennoch nicht aufgeben. Dies wäre ein unermeßliches Unglück für die Nation. Man irre ſich auch in der Vorausſetzung: es könne Preußen in Zukunft für ſich und ohne Deutſchland fortbeſtehn. Wir Alle ſind ſchwach, wenn wir nicht zuſammenhalten. Ich beſchwöre Sie, wenden Sie Ihren ganzen Einfluß auf, daß Keiner ſeinen Platz verlaſſe. Laſſen Sie uns zuſammenhalten bis unwiderleglich die Ueberzeugung eintritt, daß nichts mehr zu erreichen iſt.

Noch ſei es nicht ſo weit, und die Nation werde jetzt treiben. Man ſolle auch dem unwillkommenen Miniſterium den Gehorſam nicht verſagen, man ſolle es unterſtützen, ſo weit es die Regierung im wahren Intereſſe des Vaterlandes führen könne und wolle. Man muß nicht verzweifeln, ſchloß er, bei augenblicklichen Unglücksfällen! Das wäre nicht politiſch, nicht patriotiſch. Halten wir feſt, halten wir geſchloſſener zuſammen als je!

Ebenſo mahnte Welcker, ebenſo Beſeler, der eine vorgeſchlagene Anſprache an die Nation bekämpfte. Dieſe weiß, rief er, was vorgeht. Nicht Worte erwartet ſie, ſondern Handlung. Bleiben wir, handeln wir nach Kräften.

So faßte man ſich, und kam auf Rieſſers Wort zurück, unverdroſſen Paragraph auf Paragraph, Sandkorn auf Sandkorn wiederum zum Bau der Ewigkeiten zu tragen. Unter den Gegenanträgen zum Welckerſchen Antrage, welche noch zur Abſtimmung vorlagen, waren in der jetzigen Lage zwei von Bedeutung.

Einer von Heckſcher mit dem ſiebenköpfigen Direktorium bildete während dieſer Scenen im Weidenbuſche bei der Coalitionspartei die Ausſicht auf morgen. Auf dieſen Vorſchlag ſuchte man ſich dort zu einigen. Man machte alſo in derſelben Bahn wie vor einigen Wochen den Verſuch ein Poſitives zu gewinnen, obwohl man bereits genau wußte, daß auch Dies von Oeſterreich abgelehnt würde. Natürlich riß ſogleich das Coalitionsband, und einige Mitglieder der Linken traten ſofort zurück. Es war aber doch nicht unmöglich, daß man eine Majorität zuſammenbrächte, um nur endlich einmal den ſchweren Vorwurf bloßer Verneinungsfähigkeit los zu werden.

Dieſen Plan erfuhr man im Weidenbuſche, und hier vereinigte man ſich auf einen ganz formellen Gegenantrag, welchen die Linke unter dem Namen Eiſenſtucks dem Welckeriſchen Antrage entgegen geſtellt hatte. Er enthielt nur ein ſehr wirkſames Abkürzungsverfahren für die zweite Leſung. Eigentlich mußte ja doch die Linke morgen für ihn ſtimmen, und wenn der ganze Weidenbuſch dazu trat mit ſeinen 250 Stimmen, ſo war ihm die Mehrheit ſicher, und es war alsdann wenigſtens die ſo lange beſtrittene zweite Leſung und zwar in abgekürzteſter Form errungen trotz der Niederlage des Welckerſchen Antrages. Das Ganze war nicht gewonnen, aber ein kurzer Weg zum Ganzen. Man wäre alsdann doch im Verhältniß zur Lage vor dem Welckeriſchen Antrage ungemein vorwärts gekommen.

So ſtanden die Dinge, als die Sitzung am 22. März begann. Die Stimmung wird am Deutlichſten bezeichnet durch eine Erklärung, welche an dieſem Tage der Abgeordnete Wiethaus einreichte. Sie lautete folgendermaaßen:

„Abgeſehn von allen ausdrücklich gegebenen, wie ſtillſchweigends mit Pulver und Blei vollzogenen, die Neugeſtaltung Deutſchlands gänzlich desavouirenden früheren Erklarungen der öſterreichiſchen Regierung, hat dieſelbe den geſammten öſterreichiſchen Landen nunmehr eine einheitliche Verfaſſung in der Art gegeben, daß dadurch die deutſch-öſterreichiſchen Lande von aller Theilnahme an der Neugeſtaltung Deutſchlands ausgeſchloſſen ſind. — So lange dieſe Verfaſſung beſteht, ſo lange ſie namentlich von dem Volke der deutſch-öſterreichiſchen Lande ausdrücklich oder ſtillſchweigends anerkannt bleibt, ſo lange iſt und bleibt auch das von dem Volke der deutſch-öſterreichiſchen Lande zur deutſchen Reichsverſammlung unter andern Umſtänden und unter andern Verausſetzungen ertheilte Mandat ſtillſchweigends erloſchen.

„In Erwägung nun, daß die öſterreichiſche Verfaſſung von dem öſterreichiſchen Volke bis jetzt ſtillſchweigends anerkannt iſt, die Oeſterreicher, Herr von Schmerling und deſſen Conſorten aber bei ebenſo ſtillſchweigend als ſelbſtredend erloſchenem Mandate des Volks dennoch und wider Erwarten an der Abſtimmung über den Welckerſchen Antrag Theil genommen haben;

„In Erwägung, daß dieß unlegitimirt rechtswidrig geſchehen iſt;

„In Erwägung, daß nach Abzug der rechtswidrig abgegebenen 102 öſterreichiſchen Stimmen dem Hauſe Hohenzollern die deutſche Kaiſerwürde mit 252 gegen 181 Stimmen, alſo mit einer abſoluten Majorität von 71 Stimmen erblich bereits wirklich übertragen iſt;

„In Erwägung, daß dieſer Beſchluß alle und jede weitere Abſtimmung über eventuelle Anträge ausſchließt;

„In Erwägung, daß die hohe Verſammlung aber dennoch zu ſolcher überzugehn beſchloſſen und dadurch die Abänderung jenes Beſchluſſes in die Hände der mit von Schmerling und deſſen Conſorten verbundenen Minorität gelegt hat:

„proteſtirt der Unterzeichnete ſeinerſeits gegen alle weitere Abſtimmung über die gedachten eventuellen Anträge, und erklärt, daß er ſich aller und jeder Theilnahme an denjenigen Verhandlungen enthalten wird, die nicht auf die Ausführung des Beſchluſſes gerichtet ſind, der dem Hauſe Hohenzollern die erbliche Kaiſerwürde übertragen hat, und daß er endlich zu dieſem Behufe und ſo lange ſein Mandat niederlegt.“

Andere, zum Beiſpiele Kerſt, waren mit ähnlichen Erklärungen unterwegs und nahmen ſie nur in Folge des geſtrigen Beſchluſſes im Weidenbuſche zurück. Die Ironie der Verhältniſſe wurde hierbei dadurch recht offenbar, daß die Bundesſtaatlichen ſolchergeſtalt noch eine Stimme verloren, weil Wiethaus für die nun eintretende weitere Verhandlung ſein Mandat niedergelegt.

Damit denn auch über die ſtillſchweigende und ſelbſtredende Anerkennung der öſterreichiſchen Verfaſſung kein Zweiſei übrig bleibe wurde in dieſer Sitzung noch eine Abſtimmung vollzogen, ob dieſe Verfaſſung unverbindlich ſei für die deutſch-öſterreichiſchen Lande und deren Verhältniß zum deutſchen Reiche. An funfzig Oeſterreicher ſtimmten mit Nein, erklärten alſo: die öſterreichiſche Verfaſſung iſt verbindlich für uns — und dennoch wollt Ihr, rief man jetzt mit erneuter Heftigkeit, über einen deutſchen Bundesſtaat beſtimmen, von welchem Ihr Euch ſelbſt hiermit für ausgeſchloſſen erklärt?! Wollt beſtimmen, ſetzten die Heftigſten hinzu, über Neugeſtaltung deutſcher Bundesverhältniſſe überhaupt, während Ihr einräumt, daß ſelbſt die alte Bundesakte keine Bedeutung für Euch habe. Denn dieſe alte Bundesakte ſogar iſt ja aufgelöſ't durch Eure neue heimathliche Verfaſſung, welche Ihr ſo eben anerkannt habt. Aber in welcher nicht bloß moraliſchen, in welcher rechtlichen Stellung ſeid denn wenigſtens Ihr Fünfzig noch hier?!

All das war erſchöpft; die Nerven dafür waren abgeſtumpft, da doch ein Beſchluß in dieſer Frage nicht herausgefordert werden konnte. Die coaliſirten Parteien würden hierbei die Mehrheit behauptet und die Oeſterreicher gehalten haben, weil ſie ſelbſt ohne dieſelben in grelle Minderheit geſunken wären

Die lebendige Frage des Augenblicks war der Heckſcherſche Antrag und der Eiſenſtuckſche. — Letzteren ließ der Antragſteller fallen, um jenem behilflich zu ſein. Heckſcher ſelbſt, der ſo lang Verſchollene, verſuchte wieder einmal von der

Rednerbühne unter advokatiſchen Quergängen ſeinen Antrag an die Reihe zu bringen, fand aber in der viel größeren dialektiſchen Kraft Simſons einen furchtbaren Gegner, der ihn ſo ſchneidend und ſchlagend beſeitigte, daß kein weiterer Widerſpruch aufzutauchen wagte. Der verdrießliche Exminiſter war nur von Neuem aufgetreten, um Augenblicks von Neuem unter einem kläglichen Fiasko zu verſchwinden. Der, von der Weidenbuſchpartei wieder aufgenommene, Abkürzungsantrag des Herrn Eiſenſtuck erhielt eine Majorität von 36 Stimmen, und ſo war man über Leichen und Trümmer hinweg dennoch ſo weit gelangt, daß auf die Tagesordnung geſetzt wurde: Zweite Leſung der Verfaſſung!

Man hatte dafür Sitzung an jedem Tage, doppelte Sitzung an jedem Tage, und ein ſo ſummariſches Abkürzungsverfahren gewonnen, daß man binnen einer Woche am letzten Paragraphen anlangen zu können hoffen durfte. Im Vergleich zu früher hatte man alſo dennoch außerordentlich gewonnen durch den Welckerſchen Antrag, denn nur in deſſen drängendem Gefolge waren all ſolche Zugeſtändniſſe auf beſchleunigten Abſchluß erobert worden.

Noch mehr war gewonnen. Die Nation war aufgeweckt worden von Neuem für die Paulskirche. Die endlich nahe gebrachte Vollendung des langen, ermüdenden Werkes hatte tauſend ſchweigſam Gewordene wieder zum Reden gebracht. Von allerwärts her kam Zuruf und Ermunterung. Die Niederlage war nun plötzlich wieder ein gemeinſchaftliches Unglück. Die Standhaftigkeit des Weidenbuſches flößte erneutes Vertrauen ein auf dieſe ſo feſt geſchloſſene Phalanx für einen deutſchen Staat, ja in Frankfurt ſelbſt, in der ſüddeutſchen Stadt, wo doch die ſüddeutſchen Gäſte immer in Mehrzahl einkehrten, ging die öffentliche Stimme ganz mit den Bundesſtaatlichen, und die Zuhörerräume waren jetzt vorzugsweiſe von Solchen eingenommen, welche zu den Neu-Kaiſerlichen hielten. Das große Kontingent der Linken auch der oberen Galerie war gelichtet und unſicher, und die verneinende Coalition als ſolche fand nirgends Sympathie.

Im Einzelnen wieder gewinnen was im Ganzen nicht hat erreicht werden können! wurde die Looſung. Zu 252 ſicheren Stimmen iſt die Partei angewachſen. Langſam aber ſicher iſt ſie fortwährend gewachſen. Nur ſechzehn Stimmen fehlen ihr noch zur Mehrheit, und die Reſte von Weſtendhalle, welche ihren Genoſſen bis jetzt nicht hatten folgen mögen in den Weidenbuſch, ſie ſtanden ja doch principiell in der Einheitsfrage auf demſelben Boden wie der Weidenbuſch. Sie wollten ebenfalls kein Fürſtendirektorium, wollten ebenfalls ein poſitives Reſultat der Reichsverſammlung. Sie konnten ja die Mehrheit ſchaffen! Mehrere von der vereinigten Linken waren bei jener momentanen Vereinigung auf Heckſchers Direktorium ganz zurückgetreten von der Coalition, und waren jetzt in den „Braunfels“ gekommen, wo ſich die Reſte der Weſtendhalle verſammelten. Dieſe neuſte kleine Fraktion hatte den Ausſchlag in Händen, und ſie bekundete jetzt den beſten Willen, in der Hauptſache mit dem Weidenbuſche zu gehn. Der Weidenbuſch ſelbſt war nur in der Einheitsfrage eine geſchloſſene Partei. Das war ja doch klar genug geworden, als ſelbſt die ſtarren Rechten unter herzlichem Beifall erklärt hatten, das Wahlgeſetz bei dem Welckerſchen Antrage mit in den Kauf zu nehmen; das machte man endlich zum Programme, welches nur ein erbliches, einheitliches Oberhaupt als unerſchütterliche Parteifrage feſtſtellte, welches aber in allem Uebrigen freie Bahn ließ. Für dieſe Partei war es ja doch eigentlich leicht, die fehlenden Stimmen zu erlangen. Wenn man ihr von der Gegnerſchaft zuletzt auch „Transaktion“ nachgeſagt, um in dieſem Vorwurfe eine kleine Entſchädigung zu haben für den Vorwurf unmoraliſcher Coalition, ſo iſt dieſe Nachrede doch gar ſehr auf das richtige Maaß zurückzudrängen. Uebergang unter verwandten Parteien, Ausgleichung unter denen, welche ein gemeinſchaftliches Ziel haben iſt ja der unerläßliche Hergang in allen Parlamenten, welche durchſchnittlich ohne ſolche Ausgleichung zu gar keinen poſitiven Mehrheitsbeſchlüſſen kämen. Hier im vorliegenden Falle war es aber nicht einmal eine Ausgleichung unter Parteien. Als Einheits-Partei durfte der Weidenbuſch die Leute im Braunfels zu ſich rechnen; ſie gehörten in der Einheitsfrage zu ſeinem Programm. Nur in Freiheitsfragen, namentlich das Veto und Wahlgeſetz betreffend, ſtimmten ſie mit vielen Männern des Weidenbuſches nicht überein. Mit vielen andern Männern des Weidenbuſches ſtimmten ſie aber gerade in der Veto- und Wahlgeſetzfrage überein, und dieſe letzteren waren durch nichts verpflichtet, mit den Konſervativen des Weidenbuſches zu votiren. Sie waren ungebunden. Bei dieſer Lage der Dinge — nicht bloß nach dem Vorgange der Rechten, mit Annahme des Wahlgeſetzes zum Welckerſchen Antrage — war es nie zweifelhaft: daß ſuspenſives Veto in der Geſetzgebung und daß das vorliegende Wahlgeſetz die Mehrheit bei der zweiten Leſung finden werde, und es iſt eine Tücke der Gegner, dies Reſultat Transaktionen des Weidenbuſches zuzuſchreiben. Dies Reſultat entſtand von ſelbſt, weil beide Fragen von Hauſe aus zahlreiche Stimmen im Weidenbuſche hatten. Hätte der Weidenbuſch darin konſervativere Beſtimmungen vorſchreiben wollen, ſo hätte er ſich ſelbſt ſprengen müſſen.

So ging es denn erneuten Muthes am 23. März an die zweite Leſung. Das Gagernſche Miniſterium mußte interimiſtiſch beſtehen bleiben, da ſich für den endlich und mühſam verſuchten poſitiven Satz, für das Heckſcherſche Amendement, keine Mehrheit hatte bilden laſſen, ſich alſo auch kein Miniſterium bilden ließ.

Gleich an dieſem erſten Vormittage aber erleiden die Bundesſtaatlichen eine ſolche Niederlage, daß ſie beſtürzt vor der Frage ſtehn: iſt es denn überhaupt unter ſolchen Umſtänden, iſt es bei einer gründlich verſtümmelten Verfaſſung noch ein Vortheil, eine Verfaſſung votirt zu ſehn? In den erſten Paragraphen wollten ſie nach dem Hauptſatze: „Das deutſche

Reich beſteht aus dem Gebiete des bisherigen deutſchen Bundes" die Worte aufgenommen haben: „Die Theilnahme der öſterreichiſchen Bundeslande an den verfaſſungsmäßigen Rechten und Pflichten bleibt vorbehalten", und — wurden mit funfzig Stimmen überſtimmt. Dies der Eingang. Sie konnten die Lücke allenfalls verſchmerzen. Nun kam aber mit Paragraph Zwei und Drei die Grundlage ihres ganzen Bundesſtaatsſyſtems. Man erinnert ſich, mit welcher außerordentlichen Majorität dieſe Paragraphen als unerläßliche Grundſteine bei der erſten Leſung votirt worden waren. Damals gab es nur 76 Stimmen gegen die Paragraphen, und unter dieſen noch ſolche, welche wie Mühlfeld unumwunden zugeſtanden, die Paragraphen ſeien einem Bundesſtaate unentbehrlich. Heute wuchſen dieſe 76 zu 266. Für Paragraph Zwei gab es nur noch 265. Alſo eine Stimme Mehrheit *gegen* dieſen Paragraphen!

Dieſe winzige Mehrheit ward gebildet durch drei Abgeordnete aus Welſch-Tirol, welche eine Stunde vorher öffentlich und feierlich erklärt hatten, daß Welſch-Tirol nicht zum deutſchen Reiche gehöre und daß ſie die Rechte Welſch-Tirols verwahren müßten gegen Paragraph Eins. Nichts deſtoweniger hatten ſie tapfer gegen Paragraph Zwei geſtimmt, der ſie doch eher noch um einen Schritt entfernte von der Verpflichtung an's neue deutſche Reich.

Solchen Stimmen erliegen zu ſollen, welche ſich eben feierlich vom Reiche losgeſagt, das ging über menſchliche Geduld, und Reh eilte auf die Tribüne, um gegen die Gültigkeit des ganzen Votums Proteſt einzulegen, da dieſe drei Abgeordneten nicht mehr befugt ſeien ihre Stimmen abzugeben. Dieſer Proteſt erfolgte unter donnerndem Zurufe der Bundesſtaatlichen, unter heftiger Oppoſition der Oeſterreicher, Linken, Ultramontanen und Partikulariſten. Die Aufregung war ſo furchtbar, daß Simſon die Mittagsſtunde zum Vorwande nahm, die Sitzung auf der Stelle zu ſchließen. Simſon ſelbſt, ſonſt ſo kühl und gefaßt in Entſcheidung formell rechtlicher Fragen, war von dem Eindrucke des moraliſchen Unrechts in ſolch einer Abſtimmung dergeſtalt betroffen, daß er Reh's Proteſt nicht zurückwies, und das Reſultat der Abſtimmung von dem Entſcheide abhängig erklärte, welchen die Verſammlung über dieſe Präjudicialfrage fällen werde.

Unter tobendem Lärmen trennte man ſich, und hier auf dem Heimwege ſetzte Simſon bereits ſeinen Begleitern auseinander, daß, ſowie dieſe formellen Rechtsfragen einmal lägen in der Paulskirche, der Reh'ſche Proteſt keinen Einfluß üben könne, die Verwerfung des Paragraphen für gültig erklärt werden müſſe.

Die Bundesſtaatlichen eilen in den Weidenbuſch, um dieſelbe Frage zu erörtern. Auch hier beweiſen die Führer unter ſichtlichem Schmerze, aber mit voller Ueberwindung ihrer Wünſche, daß formellen Rechtes die Abſtimmung jener Welſch-Tiroler nicht umzuſtoßen, der wichtige Paragraph alſo gültig beſeitigt ſei.

Unter ſolcher Entſagung von Seiten des Weidenbuſches beginnt um vier Uhr die Nachmittagsſitzung. Reh erklärt von der Tribüne, daß er eingeſtehen müſſe, die Welſch-Tiroler wären eben in derſelben Lage wie alle Oeſterreicher. Der Widerſtreit ihrer Pflichten, welche ſie für ihr ſpecielles Vaterland hätten, mit der Pflicht gegen das gemeinſame deutſche Vaterland müſſe ihrem Gewiſſen überlaſſen bleiben. Er erkennt an, daß ſein Proteſt auf einem Irrthum beruhe; „aber“, ſetzt er hinzu, „ich ſchäme mich des Gefühls nicht, das ihn hervorgerufen. Es war das Gefühl tiefſten Schmerzes um mein Vaterland.“

Man ging an Paragraph Drei. Auch dieſer fiel gegen eine Mehrheit von 18 Stimmen.

Ich erinnere mich nicht, eine ſo herzzerſchneidende Trauer unter den Patrioten in der Paulskirche geſehen zu haben. Die bravſten Männer ſprachen mit Niemand mehr. Sie hatten entweder den Kopf in die Hände auf dem Pulte gedrückt, oder waren hinten hinauf gegangen auf die dünn beſetzten Bänke des Berges am rechten Centrum. Mancher bekämpfte mühſam die hervorquellende Thräne. Dort hinten hinauf war auch Gagern gegangen. Die Qual duldete ihn nicht mehr vorn auf der Miniſterbank. Den Kopf tief rückwärts an eine Säule lehnend ſtarrte ſein Auge ohne Blick in's Leere. „O es iſt zum Sterben!“ ſagte ein langſam vorüberſchleichender Freund. „„Ich bin ſchon geſtorben,““ erwiderte

Gagern mit tiefer tonloſer Stimme, ohne das troſtlos irrende Auge zu wenden.

Man ſah dieſen Anfang der zweiten Leſung an, und man mußte ihn anſehn: für die hereinbrechende Vernichtung des ganzen Werkes. Auf irgend ein Princip konnte man bei dieſen willkührlich gemiſchten Gegnern nirgends rechnen. Die ganze Verfaſſung würde alſo, das ſah man vor ſich, ein unlogiſcher Haufe von Paragraphen, eine verſtümmelte Lebensunfähigkeit werden.

Inmitten dieſer Pein begann, faſt unbeachtet, die Abſtimmung über ein Minoritätserachten zu den verworfenen Paragraphen, welches die Perſonal-Union in deutſcher Umſchreibung gab. Es konnte nach ſolchem Vorgange keine Ausſicht auf Annahme haben, und dennoch hörte man hier und dort von unerwarteter Stelle Ja! und Ja!

Man wachte auf aus der Erſtarrung. Man fragte wieder; es kam wieder Leben in dies gebeugte Centrum, und ehe man ſich zurecht gefunden, verkündigte der Präſident, daß dies Minoritätserachten mit 50 Stimmen Mehrheit angenommen ſei.

So war mit einem Schlage Alles geändert; das bereits verlorene Verfaſſungsprincip war gerettet.

Unter ſolchen drohenden Wechſelfällen ging nun Tag für Tag, immer ſieben bis acht Stunden lang die Abſtimmung weiter, dem Ende immer näher. Raſtlos, oft lautlos, mochte hier ein erwünſchter Paragraph fallen, dort gegen Erwarten ſtehen bleiben. Man war wie auf gefährlicher Reiſe und durfte es nicht genau nehmen, wenn auf der oder jener Station ein kleines Eigenthum vermißt wurde.

So ging es bis zum 27. März, einem Dienſtage, welcher die Oberhauptsfrage, die gefürchtete, an die Reihe bringen ſollte. Man war im bundesſtaatlichen Lager guten Muthes geblieben, denn es waren bis daher faſt alle Punkte wie in der erſten Leſung errungen worden. Zwar auch die Vetofrage nach der Norwegiſchen Faſſung als aufſchiebend durch drei Seſſionen. Aber das war nicht anders erwartet worden. Die halben Freunde aus dem Braunfels, mit denen ja doch eine große Anzahl im Weidenbuſche hierüber gleicher Anſicht waren, hatten nun auch für die Erblichkeit zu ſtimmen verſprochen. Man war guten Muthes, denn auch von außen kamen ermunternde Zuſchriften. Sogar aus Schwaben, aus Stuttgart ſelbſt kam eine ſolche in den Weidenbuſch. Getroſt ging man Dienſtag Vormittags an die letzten Paragraphen, welche noch der Oberhauptsfrage in dem Abſchnitte „Gewähr der Verfaſſung" vorausgehen ſollten. Da brach unerwartet eine principielle Niederlage tief in die Verfaſſung ein. Das Veto in Verfaſſungs-Fragen kam zur namentlichen Abſtimmung. Niemand im Weidenbuſche hatte je dies Veto, welches eine Aenderung in der Verfaſſung abzuwehren hat, mit dem Veto in der Geſetzgebung verwechſelt, Niemand im Weidenbuſche war je zweifelhaft geweſen, daß daran nicht gerüttelt werden dürfe, denn man wollte ja doch die Verfaſſung nicht mit unſichrer, bedrohter Lebensdauer der Nation überliefern. Niemand hatte geahnt, daß konſervative Männer aus Oeſterreich, Baiern, ja aus Hannover den unſaubern Streich im Schilde führen könnten, in ſolcher kapitalen Principfrage gemeinſchaftliche Sache mit den Republikanern zu machen. Die Republikaner mochten wünſchen, die monarchiſche Form mit dem Krankheitsſtoffe zu behaften, daß ſie durch ein dreimaliges Veto des Reichstages todt gemacht werden könne, aber was konnte konſervative Monarchiſten von der Rechten zu ſolchem Verrath an ihrem Principe treiben?! Der gemeinſte Neid, die unwürdigſte Mißgunſt. Sie ſahen mit ſteigendem Aerger, daß trotz allen Intriguirens dagegen doch eine Verfaſſung zu Stande kam, jetzt wollten ſie, recht ſtaatsmänniſch! ihr hinterrücks eine eiternde Wunde verſetzen, daß ſie vielleicht um dieſer Eiterſtelle wegen nicht angenommen werden könne von dem verhaßten Kaiſer. Sie wollten, wie der Franzoſe ſagt, den Widerſachern wenigſtens in die Suppe ſpucken, um ſie den Eſſenden zu verderben.

Dieſe Handlungsweiſe iſt ein ewiger Schandfleck in unſrer Geſchichte. Jede Oppoſition mag ihre Berechtigung haben, nur die nicht, welche ſich in ihrer Schwäche am Vaterlande zu rächen ſucht.

Zu allgemeinem Erſtaunen vernahm man bei der namentlichen Abſtimmung, daß der Bevollmächtigte des Königreichs

Hannover Herr von Bothmer in dieſer Handlungsweiſe den Baiern und Oeſterreichern von der Rechten vorausging. Er that, was er nicht laſſen konnte. Ich vermag nicht zu beſchreiben, welch einen peinlichen Eindruck der Unſittlichkeit dies machte, in welchen Abgrund unſers Vaterlandes voll giftigen Stammes- und Staatenneides dies den Blick nöthigte. Ihm folgten einige Baiern von der Rechten, unter ihnen Herr Edel; bei Herrn von Laſſaulx verſtand ſich's wohl von ſelbſt. Die Ultramontanen mochten bei ſo was nicht fehlen; ſogar Herr Reichensperger konnte ſich's nicht verſagen. Mit Freude indeſſen nahm man wahr, daß die Baiern in geringer Zahl ſich dazu herbeiließen. Heckſcher freilich durfte nicht ausbleiben, er hatte eine ſyſtematiſch klingende Formel dafür zugeſtutzt, und von Schmerling mit faſt allen Oeſterreichern warf die Entſcheidung in die Wagſchale. Was da Princip! Princip iſt ein Ding wie ein andres. Man kann's nicht alle Tage brauchen. Wir ſagen Nein, weil dieſe uns mißfällige Verfaſſung vergiftet werden ſoll. Das iſt auch ein Princip, wenigſtens eine Waffe. Wir wären Narren, ſie nicht zu brauchen.

Während und nach dieſer Abſtimmung — ſie warf mit 29 Stimmen das abſolute Veto zu Boden — ſtieg die Erbitterung in der Paulskirche zur äußerſten Höhe. Nicht der Art, daß ein allgemeiner Zornesausbruch zu fürchten geweſen wäre, nein, über den Zorn war man weit hinaus. Es war viel ſchlimmer. Zahlreiche, mit gewöhnlicher Stimme mitten unter den Gegnern hingeworfene Aeußerungen bekundeten, daß die nothwendigſte perſönliche Achtung nicht mehr eingeräumt wurde.

Deshalb auch nur, um ſolchen inneren moraliſchen Grundes willen nur, war nach dieſer Vormittagsſitzung die Troſtloſigkeit im Weidenbuſche ſo erſchreckend und verzweiflungsvoll, wie man ſie nie geſehn. In der That war die Niederlage mit dieſem Veto, wenn auch ein Schandfleck für die Verfaſſung, doch nicht von ſo unmittelbarer Bedeutung, daß man deshalb hätte verzweifeln müſſen. Der nächſte Reichstag brauchte nur halbwegs beſonnen zu ſein, ſo brachte er nicht nur die nöthige Zweidrittel-Majorität, um dieſen Makel auszulöſchen, welcher ja doch nur ein theoretiſcher war, er brachte eine Dreiviertheil-Majorität. Denn welches geſunde Volk wird ſich denn in ſeiner Verfaſſung bloß für heut und morgen einrichten wie ein lüderlicher Miethsmann! Es war alſo eigentlich nicht die Sache, welche zur Verzweiflung ſtimmte, es war das Kennzeichen, welches ſo grenzenlos beſtürzte. Man glaubte ſich jeder Tücke und Unehrlichkeit ausgeſetzt, man hielt es jetzt eigentlich dicht am Ziele zum erſten Male für ganz unmöglich, mit dieſer Verſammlung an ein gedeihliches Ende zu kommen. Noch für dieſen Nachmittag ſtand die Oberhauptsfrage an der Tagesordnung, und man meinte, ſie ſei nun nicht mehr zu löſen. Das Unerhörteſte glaubte man befahren zu müſſen. Es waren dieſe Mittagſtunden im Weidenbuſchſaale unwiderſprechlich die traurigſten Stunden, welche von dieſen dritthalbhundert Mitgliedern des Parlaments während des verfloſſenen Jahres erlebt worden waren. Die Ehre iſt dahin, Alles dahin! rief der Eine. Ich reiſe ab, hier duldet's mich nicht mehr! rief der Zweite. Wir ſtimmen nicht mehr mit einer Partei, die ſich ſolche Felonie gefallen läßt! rief ein Dritter, Vierter und Fünfter. Wirklich ſchien die Partei auseinanderzugehn. Man ſammelte ſich in Trupps und beredete Einzeln-Maaßregeln, Austrittserklärungen, Proteſte. Proteſt! Um dies Wort ſammelten ſich allmählig größere und größere Gruppen. Der Proteſt gegen die Oeſterreicher gewann die Oberhand. Er wurde aufgeſetzt, er wurde verleſen, es wurde zur allgemeinen Unterſchrift aufgefordert. Dies allein ſei noch übrig! Die Paulskirche befreien oder ſelber gehn.

In dieſem Augenblicke einer entſetzlich drohenden Auflöſung erſcheint Georg Beſeler auf dem Rednerplatze und bittet um Gehör. — Man ſchwieg; man hörte ihn.

Er leugnete nicht, daß Grund vorhanden ſei zu tiefſter Trauer um das Vaterland. Aber — muthlos ſolle nie eine Schaar von dritthalbhundert deutſchen Männern ſein! Der endliche Sieg ſei nicht unmöglich. Der Flecken von heute Morgen werde auch Manchen außerhalb des Weidenbuſches dahin bringen, daß er nun für die Erblichkeit ſtimme. Durch einen Proteſt, der doch nicht formell begründet werden könne, ſei nichts zu erreichen. Er brächte nichts zu Wege als den

Austritt des Weidenbuſches und Alles laſſe man in den Händen der Gegner. Nein, ſchloß er, wenn die Erblichkeit fällt, ſo laſſen Sie uns für Lebenslänglichkeit, ja für Zwölfjährigkeit ſtimmen, damit die Nation ſieht: nicht wir ſind Schuld an Vereitlung jeder Hoffnung! “

Dies wirkte günſtig. Man hörte, Gagern ſei da und habe ſich zum Wort gemeldet. Gagern! Gagern! rief man von allen Seiten. Er trat hinauf und ſchloß ſich an die Worte Beſeler's an. Proteſt und Austritt ſei nur der Ausdruck einer freilich gerechten Indignation über ſolch Verhalten — hier brauchte auch er zum erſten und letzten Male ein bittres und ſchweres Wort gegen das Verhalten der Oeſterreicher, denn auch ſein Herz floß über von ſittlicher Entrüſtung — eine rechtliche Folge würde weder Proteſt noch Austritt haben. Letzterer könne aber die deutſche Nationalverſammlung zerſtören und eine zweite werde ſchwerlich ſo bald wieder zuſammenkommen. „Der Austritt iſt eine neue Revolution, und wir ſind doch berufen, die Revolution zu ſchließen. Wir ſind berufen, bis zur letzten Möglichkeit feſtzuhalten an der Verſammlung, von welcher die deutſche Nation ihre Einigung erwartet. Wir dürfen uns auch nicht ſelbſt untreu werden!“

Auch der immer wieder erregten Hoffnung auf ein von Preußen allein ſelbſtändig ausgehendes Staatsleben, welchem man ſich anſchließen könne, gedachte er nochmals, und nochmals in warnendem Sinne. Man möge ſich und Preußen darüber nicht verblenden. Dieſes dort verjüngte Staatsleben könne nur in inniger Verſchmelzung mit Deutſchland gedeihn.

Durch dieſe Männer und dieſe Reden wurde dicht vor der letzten Schanze eine Auflöſung abgewendet, die ſchlimmer geweſen wäre denn Alles. Nur wenig Hände erhoben ſich noch für den Proteſt von Seiten derjenigen, welche nicht mit Unrecht ſagten: Was iſt dann ein Proteſt und was ſind wir dann, nachdem wir in den nächſten Stunden in der Oberhauptsfrage überſtimmt ſind?! — Dieſe blieben vereinzelt, und auch ſie fügten ſich dem Beſchluſſe der Mehrheit. Es ſchlug Vier Uhr, und in langem Zuge ging die ganze bundesſtaatliche Schaar zur letzten entſcheidenden Sitzung nach der Katharinenpforte zu in die Paulskirche.

Dicht vor der letzten Schanze hatten Einige den Rücken wenden wollen. Dieſe Nachmittagſitzung überlieferte ihnen die Feſtung.

Die Uebertragung der Oberhauptswürde an einen deutſchen Fürſten erhielt die Mehrheit, und das Direktorium, auf welches ſich die Gegner zu vereinigen drohten, war ſomit erdrückt. Allerdings war es nur eine Mehrheit von 24 Stimmen — auf die Hälfte alſo zuſammengeſchmolzen ſeit der erſten Leſung — und es war anzunehmen, daß hierbei noch Mancher ſein dürfte, der einen lebenslänglichen, einen zwölfjährigen oder ſechsjährigen Kaiſer wollte. Zwölf ſolcher brauchten in dieſer Mehrheit zu ſein, und die nun zur Entſcheidung kommende Erblichkeit war nicht erreichbar! Was wurde damals gerechnet Tag für Tag von den ſtatiſtiſchen Talenten? Und nie war mit Gewißheit etwas vorauszuſagen, weil man immer nicht unerwartete Ankömmlinge einrechnen konnte und der Anweſenheitsſtand täglich wechſelte. Um zwölf Stimmen im glücklichſten Falle ſchätzte man die Kaiſerlichen vermehrt ſeit dem Votum über den Welckerſchen Antrag, alſo 264 Stimmen hoch. Die Gegner, und bei dieſer Frage war Jeder Gegner, der nicht entſchloſſener Freund war, mußte man ungefähr ebenſo ſchätzen. Ein oder zwei Stimmen alſo mußten den Ausſchlag geben, mit ihrem Plus oder Minus hierhin oder dorthin eine Mehrheit von zwei oder vier Stimmen bildend. Kein Menſch konnte es vorausſagen. Nach Alba's Worten griff man wie in einen Loostopf unter dem tiefſten Schweigen der überfüllten Kirche.

Simſom verkündigte endlich, daß 263 gegen, 267 für den erblichen Kaiſer geſtimmt. Das Ziel der Bundesſtaatlichen war erreicht, und eine ungeheure Bewegung wie eine haushohe Meereswelle wogte durch die Verſammlung.

Zwei Deutſche aus dem nördlichen Böhmen, Makowiczka und Rößler, ſagte man, hatten durch ihr Ja die Mehrheit erzielt. So einfach war es nun wohl nicht. Neun von der gemäßigten Linken, welche alle principmäßig Nein geſagt haben würden, hatten ſich der Abſtimmung enthalten, um nicht dennoch am letzten Ende die Oberhauptsfrage dem Fürſtendirektorium überliefert zu ſehn. Dies war ja doch eigentlich allen Linken noch viel mehr zuwider als ein erblicher Kaiſer, und es war demnach geradezu unbegreiflich, daß ſie den Direktorialen ſo lange zu Willen geweſen waren. Sie waren auch ſichtbar wie von einem Alpdruck befreit nach dieſem Votum, und alle Beſſern und Gemäßigten ſtrömten in's Centrum zu den Kaiſerlichen herüber, um dieſen auszudrücken, daß ihnen der Sieg des Centrums denn doch noch lieber ſei als ein Sieg ihrer unnatürlichen Bundesgenoſſen.

Sie hatten nun aber auch Unterſtützung zu ſuchen bei den Centren für die noch bevorſtehende Durchſetzung ihres Wahlgeſetzes. Hier im linken Centrum ſaßen ja diejenigen, welche principiell immer mit ihnen gegangen waren in dieſer Frage, und auf welche ſie doch im Grunde viel mehr Vertrauen ſetzten als auf ihre coaliſirten Baiern, Ultramontanen und Oeſterreicher von der Rechten.

Bei den Kaiſerlichen war dies offene Frage, und in der Freude über den großen Sieg machte hier Niemand Schwierigkeit, daß auch das Wahlgeſetz noch an dieſem Abende erledigt werden ſolle. Alle weitern Beſtimmungen des Oberhaupts, Kaiſertitel zum Beiſpiel und Civilliſte, wurden ohne Aufenthalt durch Aufſtehn und Sitzenbleiben votirt. Nur der „Reichsrath“ ſtieß plötzlich auf das Verlangen namentlicher Abſtimmung und — blieb gleich in ſeiner erſten Beſtimmung in der Minorität. Unerwartet, wie des Morgens für das ſuspenſive

Veto in Verfaſſungsfragen, hatten hier die ärgſten Partikulariſten, wiederum Herr von Bothmer und Herr Edel voraus, *gegen* ein Inſtitut geſtimmt, welches gerade eine tröſtliche Ausgleichung für den Partikularſinn ſein ſollte. Wiederum um das Ganze unannehmlich zu machen für die mittlern Staaten — eine wahrlich nicht beneidenswerthe Rolle im Streben nach deutſcher Einheit.

Eine Mehrheit von 24 Stimmen beſeitigte den ganzen Reichsrath, und wie über eine Leiche ſchritt man unverweilt zur Abſtimmung über das Wahlgeſetz, ſo wie es aus erſter Leſung hervorgegangen war. Die große Mehrzahl der Verſammlung erhob ſich dafür; es war angenommen, und nur die Kaiſerwahl und die Bekanntmachung der Verfaſſung blieben übrig.

Es wurde dem Verfaſſungsausſchuſſe aufgetragen, darüber morgenden Tages Vorlage zu machen. Hiermit ſchloß die folgenſchwere Sitzung des 27. März Abends gegen acht Uhr.

Gagern hatte einen Augenblick Bedenken gezeigt, ob nicht die Verfaſſung durch die Centralgewalt bekannt gemacht werden müſſe. Er beharrte aber nicht darauf, und auch der Verfaſſungsausſchuß ſchlug am folgenden Morgen, Mittwoch den 28. März, einfach vor:

„Die Verfaſſung wird von dem Bureau und den Mitgliedern unterzeichnet. — Sie wird von der Nationalverſammlung verkündigt und zwar in folgender Form: Die deutſche verfaſſunggebende Nationalverſammlung hat beſchloſſen und verkündigt als Reichsverfaſſung: Verfaſſung des deutſchen Reichs u. ſ. w. Der Schluß ſoll lauten: Zur Beurkundung. (Ort.) (Zeit.)

Dies wurde mit großer Mehrheit angenommen. Eine kleine Anzahl Stimmen nur von der Rechten, darunter Radowitz, Naumann, von Selchow, von Rotenhan, verlangte, daß die Verfaſſungsurkunde den Regierungsbevollmächtigten zugeſtellt werde mit dem Erſuchen, dieſelbe ihren Regierungen behufs deren Zuſtimmung vorzulegen.

Die Wahl des Kaiſers betreffend, ſchlug der Verfaſſungsausſchuß vor, ſie ſofort zu vollziehn und zwar durch abſolute Stimmenmehrheit. Jeder namentlich aufgerufene Abgeordnete habe den Fürſten zu nennen, welchen er zum Kaiſer erklärt ſehn wolle. Die erfolgte Wahl ſolle ſofort Namens der Nationalverſammlung durch den Präſidenten derſelben öffentlich verkündet werden. Der erwählte Kaiſer ſolle durch eine Deputation der Nationalverſammlung eingeladen werden, die auf ihn gefallene Wahl auf Grundlage der Reichsverfaſſung anzunehmen. Endlich ſchloß die Vorlage mit dem Satze aus dem Welckerſchen Antrage:

„Die Nationalverſammlung ſpricht das feſte Vertrauen aus, daß die Fürſten und Volksſtämme Deutſchlands großherzig und patriotiſch in Uebereinſtimmung mit der Nationalverſammlung die Verwirklichung der von ihr gefaßten Beſchlüſſe fördern werden."

Dies Alles wurde ohne Einwand rund beſchloſſen, und der Namensaufruf zur Wahl begann. 248 Abgeordnete, Oeſterreicher, Baiern, Ultramontane, Linke, riefen: Ich wähle nicht! Oder auch: Ich wähle keinen Fürſten; ich wähle keinen erblichen Kaiſer; oder auch wie Trützſchler: Ich wähle kein Oberhaupt; oder auch wie ein anderer Linker zu noch lauterer Heiterkeit der Verſammlung ſtecken bleibend nur zu Gehör brachte: Ich wähle kein Erbliches —. Einige Wenige ſagten: Ich enthalte mich der Wahl. Einer rief: Ich habe kein Mandat, einen erblichen Kaiſer zu wählen. Ein ſchwäbiſcher Fürſt, welcher, Orleans-Egalité widrigen Andenkens kopirend, abſolut zur äußerſten Linken gehören wollte, that ſich durch den Witz hervor: Ich bin kein Kurfürſt! was man freilich auch ohne ſeine Verſicherung wußte.

290 antworteten: Friedrich Wilhelm, König von Preußen, oder nur König von Preußen, oder auch „den regierenden König von Preußen".

Der Akt wurde in würdiger Haltung vollzogen, und Präſident Simſon ſchloß ihn mit folgenden Worten:

„Die 290 abgegebenen Stimmen haben ſich ſämmtlich auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., vereinigt. 248 Mitglieder haben ſich der Wahl enthalten. — Die verfaſſunggebende deutſche Reichsverſammlung hat alſo in ihrer 196ſten öffentlichen Sitzung, Mittwoch den 28. März des Jahres 1849, auf den Grund der von ihr beſchloſſenen, angenommenen und verkündigten Reichsverfaſſung die in derſelben begründete erbliche Kaiſerwürde auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., übertragen. — Möge der deutſche Fürſt, der wiederholt und öffentlich in unvergeſſenen Worten den warmen Herzſchlag für die deutſche Sache ſein koſtbares mütterliches Erbe genannt hat, ſich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unſeres Vaterlandes bewähren, nachdem eine Verſammlung, aus dem Geſammtwillen der Nation hervorgegangen, wie keine, die je auf deutſchem Boden tagte, ihn an deren Spitze gerufen hat."

„An unſerm edlen Volke aber möge, wenn es auf die Erhebung des Jahres 1848 und auf ihr nun erreichtes Ziel zurückblickt, der Ausſpruch des Dichters zur Wahrheit werden, deſſen Wiege vor jetzt faſt einem Jahrhundert in dieſer alten Kaiſerſtadt geſtanden hat:

„Nicht den Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Zielles fortzuleiten, zu ſchwanken hierhin und dorthin.
Dies iſt unſer; ſo laßt uns ſprechen und feſt es behalten."

Gott ſei mit Deutſchland und ſeinem neugewählten Kaiſer!"

In der Paulskirche erhob ſich nach dieſen Worten ein dreimaliges ſtürmiſches Hoch; auf ihrem Thurme und nach ihm von allen übrigen Thürmen Frankfurt's läuteten die Glocken, und die Kanonen donnerten in den Glockenklang.

So war denn der deutſche Staat, es war eine großartige geſchichtliche Aufgabe in die Hand des Königs von Preußen gelegt. Wird er dieſer Aufgabe entſprechen?

IV.

Das Reſt- und Rumpfparlament.

Das deutſche Parlament war jetzt am Ziele Deſſen was es vermochte. Verſagte das Ziel den Haltpunkt, welchen man von ihm erwarten durfte und mußte, dann war das erſte deutſche Parlament faktiſch am Ende ſeiner Wirkſamkeit. So wie es zuſammengeſetzt war mit Einſchluß der öſterreichiſchen Abgeordneten, ſo wie es ſich — nur zu herkömmlich und natürlich unter Deutſchen! — in Parteien gruppirt hatte, ſo war es unfähig noch einen wirkſamen Schritt zu thun, ſobald der König von Preußen nicht mit der Kraft ſeines Reiches eintrat in die Aufgabe, welche ihm dargeboten wurde.

Das wußten die Führer der Kaiſerlichen, das wußten alle Kaiſerlichen, das mußte man in Preußen wiſſen.

In dieſem Betracht hat man lebhafte Vorwürfe dagegen erhoben, daß am 26., alſo am Tage vor der entſcheidenden Abſtimmung, die Weidenbuſchpartei der Fraktion im Braunfels das ſchriftliche Verſprechen ausgeſtellt habe: „für irgend weſentliche Abänderungen der Verfaſſung nicht ſtimmen zu wollen“ nach Annahme der Verfaſſung von Seiten der Reichsverſammlung. Dies Verſprechen iſt zunächſt nicht von der Weidenbuſchpartei ausgeſtellt worden. Dieſe iſt als ſolche ein für allemal über die Transaktions-Anträge der Herren Heinrich Simon und Genoſſen zur Tagesordnung übergegangen. Den einzelnen Mitgliedern war hierin aber dem Programm gemäß volle Freiheit gelaſſen, und ſo hatten achtzig Mitglieder, unter ihnen Gagern, für ihre Perſon eine Zuſage geleiſtet, welche ihrer Anſicht vom allein möglichen Zuſtandekommen einer Verfaſſung entſprach. Sie wußten eben, daß mit der Paulskirche, wie ſie einmal war jeder Verſuch einer Vereinbarung ſcheitern müſſe, und zwar in gefährlichſter Art ſcheitern müſſe. Sie verſprachen alſo nur etwas, was ſich für ſie von ſelbſt verſtand. Gagern ſagte öffentlich darüber: er habe es nicht gethan, weil alle Beſtimmungen der Verfaſſung ſeiner politiſchen Ueberzeugung zuſagten, ſondern weil in der damaligen Lage des Verfaſſungswerkes Jeder Opfer ſeiner Ueberzeugung bringen gemußt, wenn etwas von dieſer Nationalverſammlung geſchaffen werden ſollte. Mit ſolcher Zuſage die letzten nöthigen Stimmen für das monarchiſche erbliche Oberhaupt zu gewinnen ſei überwiegend wichtig geweſen, und übrigens bleibe er nach wie vor der Ueberzeugung, daß in der verkündigten Reichsverfaſſung nichts Weſentliches anders verändert werden könne als auf dem Wege, welchen die Verfaſſung ſelbſt zeige.

Man kann den Vorgang mit ungünſtigem Auge anſehn, man kann es patriotiſch aber unpolitiſch finden, wenn für das

Zuſtandekommen einer Verfaſſung die nächſte Zukunft ganz verpfändet wird, man kann daneben jenen immer wiederkehrenden Schachertrieb der Herren Simon und Genoſſen widerwärtig, garſtig und unwürdig finden — in der Lage der Dinge machte jene Zuſage nach verkündigter Verfaſſung keinen Unterſchied. Auch nicht die Weidenbuſchpartei, welche ja in höchſter Steigerung um einige Stimmen unter der Mehrheit in der Verſammlung blieb, auch ſie hielt nicht 24 Stunden zuſammen, ſobald eine Vereinbarung mit den Regierungen verſucht worden, ſobald von weſentlicher Aenderung der Verfaſſung die Frage geweſen wäre. Die Verſammlung mußte alsdann in unzuſammenhängende Fraktionen zerſtieben, denen kein Mehrheitsbeſchluß erreichbar geweſen wäre; oder ſie mußte den Alles verneinenden Elementen verfallen. Dieſe konnten vielleicht Alles wieder auftrennen und auflöſen und das erſte deutſche Parlament dem Spott und Hohne von Mit- und Nachwelt überliefern. Das allein war noch möglich, wenn man jetzt noch, nachdem die letzte Stunde wirklich geſchlagen, zur Vereinbarung übergehn wollte.

Betrachte man doch auch die Regierungen, die ſich Anno 49 zu vereinbaren Anſtalt zu treffen ſchienen! Zeigen ſie ſich geeignet, ſoll nur heißen geeinigt zur Vereinbarung? Sind ſie nicht um einen ſtarken Grad geſpaltener als die Paulskirche war? Von welch himmliſcher Geduld und Richtigkeit müßte das Parlament ſein, welches mit ſolchem Gegenüber eine deutſche Verfaſſung zu Stande brächte! Und dieſe Geduld und Richtigkeit hätte man von jener National- und Reichsverſammlung, welche wir als erſtes deutſches Parlament kennen gelernt, erwarten dürfen, auch nur annähernd erwarten dürfen?!

Nein, unter allen Umſtänden war dies Parlament mit Ende März 1849 am Ziele Deſſen was es vermochte. Die Krone Preußen mußte vollenden. Hatte ſie nicht den Willen oder nicht die Einſicht oder nicht die Energie dazu, dann war das Werk nicht zu vollenden.

Unter ſolchen Gedanken ſah man die vom Bureau erwählte Kaiſerdeputation am 30. März von Frankfurt abreiſen. Den Rhein hinab, durch Weſtphalen, Hannover, Braunſchweig ging ihr Weg nach Berlin. Sie beſtand außer ihrem Führer, dem Präſidenten Simſon, aus 33 Abgeordneten, welche allen Stämmen und Zweigen Deutſchlands entnommen waren. Für den Süden namentlich Rümelin, Barth, Bauer, Krafft, Federer (ein ſehr geſchätzter milder Mann aus Stuttgart), Reh, Soiron. Unter den aus dem Norden Erwählten war der alte Arndt, Dahlmann, Rieſſer, Biedermann, Briegleb, Löwe von Calbe, Rüder, Zell, Zachariä.

Es iſt Mode geworden zu fragen: ob man ſich denn des Erfolgs einigermaaßen verſichert gehabt habe. Die Leute können nicht los von dem Herkommen, daß Alles in politiſcher Welt diplomatiſch „gemacht“ ſein müſſe. Auch das was von innerer Nothwendigkeit gefordert wird. Dieſe Nothwendigkeit war ſo ſtark, daß der König von Preußen an die Spitze des deutſchen Bundesſtaates mit Volkshaus und einheitlicher Geſammtregierung gerufen werden mußte, auch wenn man gewußt hätte, daß er perſönlich dieſe Berufung abweiſen wolle. Nicht dem eben regierenden, dem Könige von Preußen überhaupt galt es. Wie die Concilien von einem Nein ſagenden Pabſte ſich auf den „beſſer zu unterrichtenden“ Pabſt berieſen, ſo mußte man ſich hier auf das Königthum in Preußen berufen.

Das Verhältniß zu dem preußiſchen Bevollmächtigten in Frankfurt war immer ein kühles geweſen. Vielleicht nicht bloß weil der Niederrheinländer Camphauſen ein kühles, an den Holländer gemahnendes Weſen hatte. Der Hauch der Zeit brachte ja überhaupt keine Innigkeit mit ſich für die Vertreter der Einzelnſtaaten. Idealismus und Uneigennützigkeit trieben auch noch dazu, ſelbſt den Schein einer Annäherung zu vermeiden. Geſchmeidigkeit und Entgegenkommen ſind auf der andern Seite wohl nicht vorherrſchende Eigenſchaften preußiſcher Staatsmänner. Es ging ſo weit, daß die Zeitungen in Frankfurt, welche für die ſogenannte preußiſche Partei Tag für Tag arbeiteten, auch nicht die dürftigſten officiellen Nachrichten oder Notizen von den preußiſchen Beamten in Frankfurt erhalten konnten. Die Redaktoren waren oft außer ſich über ſolche Steifheit.

Trotz alle dem war man in der letzten Zeit ziemlich ſicher geſtellt, daß Preußen in den Beruf, welcher ihm zufallen mußte, eintreten werde. Nur die letzte Woche, welche durch die coaliſirten Gegner garſtige Makel in die Verfaſſung gebracht, wirkte ganz ſo ſtörend wie die Coalition beabſichtigt hatte. Camphauſen zeigte ſich ſehr verdrießlich, und wollte für nichts mehr ſtehn. Was den König perſönlich betraf, ſo meinte Jedermann zu wiſſen, daß darüber gar nichts vorauszuſagen ſei.

Natürlich wurde in jenen Tagen zu Frankfurt, deſſen Paulskirche auf acht Tage geſchloſſen war, nur dies Thema „Annehmen oder Ablehnen“ erörtert. Die große Mehrzahl der Kaiſerlichen erwartete weder eine unbedingte Annahme, noch eine unbedingte Ablehnung. So durchdrungen ſie von der Nothwendigkeit war, daß, wenn je eine volle Verfaſſung für Deutſchland gewonnen werden ſolle, dies nur durch endgültigen Beſchluß der Nationalverſammlung geſchehen könne, ſo überzeugt war ſie auch, daß die Partikularſouverainetät eine formelle Genugthuung beanſpruchen werde, und inſoweit erhalten könne als das Zuſtandekommen des Ganzen davon ungefährdet bleibe. Man erwartete alſo eigentlich in der Antwort des Königs eine ſolche formelle Wendung, welche den Vereinbarungs-Grundſatz berühren werde ohne das faktiſche Gelingen des Bundesſtaates Preis zu geben. Man erwartete den von Preußen bereits glücklich gefundenen Ausdruck „Verſtändigung“ wiederholt, und nun auch mit den Regierungen praktiſch in Anwendung gebracht zu ſehn. Solch ein Satz wurde wohl zehnfach damals in Frankfurt redigirt, und es war für den Bedürftigen die intereſſanteſte Auswahl vorhanden.

Wenig Glauben ſanden Diejenigen, welche Ablehnung gerade darum fürchteten: weil die Verfaſſung vom ſogenannten Volke komme, und weil ſie Suspenſiv-Veto's und ein ſolches Wahlgeſetz mit ſich bringe.

Sie deshalb abzulehnen, weil ſie vom ganzen Volke komme, das wäre ja doch — ſagte man — eine klägliche Manierirtheit. Man könne darüber ſtreiten, wie der abſtrakte Machtbegriff eines Staates ſchulmäßig zu beſtimmen und einzutheilen ſei. Wer aber, der nicht krankhaft verbildet, könne leugnen, daß das Ganze denn doch immer und ewig mehr ſei als ein Theil, wenn auch dieſer Theil nach irgend einem Schulbegriffe das Ganze darſtellen ſolle. Weil das Ganze nicht immer ſprechen könne, ſo verleihe es allerdings in dieſer und jener Form ſeinen Machtbegriff. So der Prieſter im alten Teſtamente, welcher einen König wählen laſſe. Das Verhältniß alſo zwiſchen dem urſprünglichen und dem übertragenen Machtbegriffe werde immer, je nach dem Geiſte der Zeit, wechſelvoll und ſtreitig ſein. Die Volksſouverainetät werde der Maſſe empfohlen werden durch rohe Deutung, und der Monarchismus im Gegenſatze davon habe die Erſchlaffung der Volks- und Staatsorgane zum heilig geſprochenen Abſolutismus benützt. Aber was ſei all dieſer Dogmenſtreit in dem Augenblicke, wo ein Volk bei großer Kriſis wirklich in ſeiner Ganzheit, wirklich durch Urwahlen aller erwachſenen Bewohner einen Ausdruck von ſich als Ganzem neu geſchaffen habe; wo man über alle bisherigen Dogmen hinweg einmal zum Urſprunge aller Herrſchberechtigung zurückgegangen ſei?! Was bedeute es, den Beſchluß einer ganzen Nationalvertretung gerade darum abzuweiſen, weil er Beſchluß der ganzen Vertretung ſei? Einen erkünſtelten Sektengeiſt bedeute es.

Davor ſind wir nicht ſicher! rief man. Nun denn, antwortete man, vor Krankheit iſt kein Menſch ſicher. Es werde ſich wohl ein Arzt finden. Die intereſſanteſte Berufung jenes Sektengeiſtes beſtehe in der Berufung auf göttliches Recht. Dies benütze der Tyrann und dies verwirre den Frommen. Letzterer werde doch dem Votum einer ganzen Nation gegenüber den Quell aller Offenbarung prüfen. Die Berufung auf göttliches Recht könne gerade dadurch irreligiös gemacht werden, daß ſie ſich unter allen Umſtänden für religiös ausgebe. Sie nehme eine unmittelbare Offenbarung in Anſpruch. Was ſei denn eine unmittelbare Offenbarung, wenn ſie nicht geglaubt werde? Sie ſei keine Offenbarung. Sie habe wiederum nur den Werth eines Sektengeiſtes. Bedürfe es einer Frage, ob der Geiſt jetziger deutſcher Nation für ſolches Dogma unmittelbar geoffenbarten göttlichen Königsrechtes ſei? Oder ob er als Geiſt für konſtitutionelles Königthum ſpreche? Nun alſo! Sei denn nicht der Geiſt einer Nation der zunächſt erkennbare Gottestrieb einer Nation? Was heiße es denn alſo, dieſen Geiſt leugnen? Heiße dies nicht Sektiren? Heiße es nicht dem erkennbaren religiöſen Momente eines Volkes Gewalt anthun, indem man ihm ein überlebtes, nicht mehr geglaubtes Dogma aufdrängen wolle? Das gelingt entweder, und dann entſtehe ſtatt Religion Heuchelei, oder es gelingt nicht, und dann gerathe die nothwendige höchſte Auctorität des Staates in immerwährenden Streit mit allen übrigen Organen des Staates, ſich und den Staat und den wahrhaftigen Zuſammenhang zwiſchen beiden unaufhörlich beſchädigend. Manierirtheit ſei alſo das gelindeſte Wort dafür, wenn eine Verfaſſung darum abgelehnt würde, weil ſie aus dem ganzen Volke entſprungen ſei.

Wird die Verfaſſung, ſetzte man hinzu, aus ſolchem Grunde abgelehnt, dann iſt die fernere Verfaſſungsloſigkeit Deutſchlands vielleicht noch ein geringeres Unglück, als wenn der erſte Kaiſer ſie unter ſolchen Gründen der Ablehnung annehmen wollte. Zweierlei Sinn in Haupt und Gliedern bringt unfehlbar Verderben. Furchtbar verhängnißvoll wäre es freilich, verhängnißvoll für Deutſchland wie für den monarchiſchen Gedanken, wenn die endlich errungene Bildung eines deutſchen Staates daran ſcheitern ſollte, daß der einzig mögliche Monarch nicht möglich wäre.

Nie iſt Friedrich der Große eifriger heraufbeſchworen worden! Wo gab's einen Zweifel, wenn die Kaiſerdeputation zu ihm nach Sansſouci gekommen wäre! Welch eine heitere Scene, wenn ihm ein Schriftgelehrter zugeflüſtert: Majeſtät, es geht doch wohl nicht, weil — !

Was die Suspenſiv-Veto's und das Wahlgeſetz betraf, ſo war die konſervative Partei der Kaiſerlichen keineswegs erbaut von dieſer „Knochenzulage zum Fleiſche", aber ſie hätte es für unbeſchreiblich kleinlich und verzagt gehalten, deshalb eine deutſche Verfaſſung und Krone abzuweiſen. Ueber das Schickſal der Wahlen hatte man ſo deutliche Lehren vor ſich! Am letzten Ende giebt bei Wahlen immer die vorherrſchende Stimmung den Ausſchlag. Ein unzufriedenes Volk wird Oppoſitionsmänner wählen, man mag noch ſo viel Beſchränkungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit häufen. Ein befriedigtes Volk wird mäßige Leute wählen, wenn auch alle Welt mitſtimmt bei der Wahl. Von Tag zu Tag breitete ſich die Befriedigung weiter aus in Deutſchland, daß man endlich eine große feſte Form für das Vaterland errungen; es gab bald nichts Populäreres als die deutſche Reichsverfaſſung, und ſogar die Linken mußten gute Miene machen zum unerwünſchten Ausgange. Sie verloren ſonſt allen Boden. Die Reichsverfaſſung hatte ihnen nie gefallen, ſie gefiel ihnen auch jetzt nicht, und ſie wären bei den neuen Wahlen gefährlich bedroht geweſen. Die Verfaſſung war ja gegen ſie zu Stande gekommen, der nächſte und natürlichſte Gedanke der befriedigten Nation wäre ja geweſen, die Verfaſſer des Grundgeſetzes, die große Centrumpartei wieder zu erwählen. Das Ausmerzen jenes Veto's, die Feſtſtellung eines dauerhaften Wahlgeſetzes wäre von einem unter ſolcher Stimmung erwählten Reichstage mit Leichtigkeit bewerkſtelligt worden. Man verwechſ'le nur nicht, daß der Ruf für die Reichsverfaſſung einen ganz andern Sinn erſt dann erhielt, als ſie nicht angenommen werden ſollte. Dann erſt, als die Fürſten ſich gegen ſie erklärten, wurde ſie Schlachtpanier für die verſchiedenartigſten Parteien, und in Ermangelung eines anderen auch für die ultrademokratiſche Partei. Dieſe Partei haßte die Verfaſſung trotz Wahlgeſetz und Veto, haßte ſie ſo lange als ſie der Einführung nahe war. Sie jubelte, als von Köln die Nachricht kam: der Pöbel, oder nach ihrem Ausdrucke das Volk, habe die Deputation mit einer Katzenmuſik verſehn. Sie ſpottete, als aus Weſtphalen, aus Hannover, aus Braunſchweig Botſchaft an Botſchaft ſich drängte: die Deputation werde mit Enthuſiasmus aufgenommen. Sie erhob ſich erſt für die Verfaſſung, und dann auch ſogleich nicht mehr für die ganze Verfaſſung, als die Deputation in Berlin die für alle Anhänger der Verfaſſung erſchreckende Antwort des Königs erhalten hatte. Dies war die Theilnahme der Demokraten für die Verfaſſung! Und dieſe Theilnahme erſchreckte die in Preußen bis zur Krankhaftigkeit geſtiegene Furcht vor Demokratie!

Die Deputation war am 2. April des Abends nach Berlin gekommen. An demſelben Tage hatte der preußiſche Miniſterpräſident Graf Brandenburg in der erſten Kammer erklärt; „die Regierung erkennt in dieſem Beſchluſſe“ (welchen die Deputation zu überbringen hatte) „einen weſentlichen Fortſchritt auf der Bahn der Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe. Sie wird Alles aufbieten, daß das erſtrebte, jetzt nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde. Aber ſie hat deſhalb ihren früheren Standpunkt nicht aufgegeben. (Dies war der einer Verſtändigung.) Sie hält alſo dafür, daß dieſer Beſchluß nur für diejenigen deutſchen Regierungen gültig und verbindlich iſt, welche demſelben aus freier Entſchließung beiſtimmen, und die Regierung wird ihrerſeits nichts unverſucht laſſen, ein Einverſtändniß darüber zu fördern.“

Das war für Jeden der hören konnte im Weſentlichen: Annahme. Solchen Sinnes äußerte ſich Graf Brandenburg gegen die Deputationsmitglieder Beſeler und Rieſſer, welche ihn noch am Abende ihrer Ankunft officiell ſprachen, und ſolchen Sinnes verhieß er die Antwort des Königs. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Antwort des Königs am folgenden Tage weſentlich anders lautete als das Miniſterium erwarten mußte. Hierbei wird nebenher auch die vielfach erhobene Meinung berichtigt: der König ſei immer entſchloſſen geweſen, abzulehnen. Er iſt nach allen officiellen Zeugniſſen bis zum Tage vor der Entſcheidung Willens geweſen, unter obiger Form anzunehmen.

Was ihn zuletzt noch umgeſtimmt hat das haben verſchiedenartige Sagen zu erklären verſucht. Unter ihnen auch die: daß die ſpecifiſch-preußiſche und fromme Partei noch am zweiten April dem öſterreichiſchen Geſandten Prokeſch von Oſten eine Unterredung mit dem Könige bewerkſtelligt habe. Dies ſind eben Sagen, die durch Einfluß von außen etwas zu erklären ſuchen, was ſeinen hauptſächlichen Grund doch nur in dem Charakter des Königs ſelber hat. In Bezug auf die hier in Rede kommenden Fragen iſt dieſer Charakter immer dogmatiſch geweſen. Nicht wie die Dinge ſind, fragen zuerſt dogmatiſche Charaktere, ſondern wie ſie ihrer Anſicht nach ſein ſollen.

Den dritten April Mittags um zwölf Uhr fand der Empfang der Deputation ſtatt im Ritterſaale des königlichen Schloſſes. Präſident Simſon ſprach Folgendes:

„Die verfaſſunggebende deutſche Reichsverſammlung, im Frühling des vergangenen Jahres durch den übereinſtimmenden Willen der Fürſten und Volksſtämme Deutſchlands berufen, das Werk der deutſchen Verfaſſung zu Stande zu bringen, hat am Mittwoch den 28 März 1849, nach Verkündigung der in zweimaliger Leſung beſchloſſenen deutſchen Reichsverfaſſung, die in derſelben begründete erbliche Kaiſerwürde auf Seine königliche Majeſtät von Preußen übertragen. — Sie hat dabei das feſte Vertrauen ausgeſprochen, daß die Fürſten und Volksſtämme Deutſchlands großherzig und patriotiſch in Uebereinſtimmung mit der Nationalverſammlung die Verwirklichung dieſer von ihr gefaßten Beſchlüſſe mit aller Kraft fördern werden. Sie hat endlich den Beſchluß gefaßt, den erwählten Kaiſer durch eine Deputation aus ihrer Mitte ehrfurchtsvoll einzuladen, die auf ihn gefallene Wahl auf Grundlage der Verfaſſung anzunehmen. — In der Vollziehung dieſes Auftrags ſtehen vor Eurer königlichen Majeſtät der Präſident der Reichsverſammlung und zwei und dreißig ihrer Mitglieder in der ehrfurchtsvollen Zuverſicht, daß Eure

Majeſtät geruhen werden, die begeiſterten Erwartungen des Vaterlandes, welches Eure Majeſtät als den Schirm und Schutz ſeiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupte des Reichs erkoren hat, durch einen geſegneten Entſchluß zu glücklicher Erfüllung zu führen.“.

Der König antwortete:

„Meine Herren! Die Botſchaft, als deren Träger Sie zu mir gekommen ſind, hat mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantaſtbaren Pflichten, welche mir als dem Könige meines Volks und als einem der mächtigſten deutſchen Fürſten obliegen. Solch ein Blick, meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß.“

„In dem Beſchluß der deutſchen Nationalverſammlung, welchen Sie, meine Herren, mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutſchen Volks. Dieſer Ruf giebt mir ein Anrecht, deſſen Werth ich zu ſchätzen weiß; er fordert wenn ich ihm folge unermeßliche Opfer von mir; er legt mir die ſchwerſten Pflichten auf.

„Die deutſche Nationalverſammlung hat auf mich vor Allen gezählt wo es gilt Deutſchlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, ſprechen Sie ihr meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit durch die That zu beweiſen, daß die Männer ſich nicht geirrt haben, welche ihre Zuverſicht auf meine Hingebung, auf meine Treue, auf meine Liebe zum gemeinſamen deutſchen Vaterlande ſtützen.“

So ſchroff war in dieſe Antwort die Vereinbarung hineingetragen, daß die Reichsverfaſſung nur noch ein Entwurf blieb. Die Hoffnung deutſcher Patrioten, daß der in deutſcher Geſchichte endlich einmal vorhandene Moment bei der fliegenden Locke ergriffen werde — ſie war dahin.

Als dieſe Antwort in der zweiten preußiſchen Kammer verleſen wurde — beide Kammern hatten ſich bereits für Annahme erklärt — da fuhr Vincke jählings von ſeinem Sitze auf, als ob ihn ein Schuß getroffen. Sie war nicht die Antwort des Miniſteriums.

Trat dies nun ab? Nein. Es hat vom Könige, wird verſichert, ſeine Entlaſſung verlangt als der Zwieſpalt zu Tage getreten iſt. Der König hat ſie verweigert, und hinzugeſetzt, daß er abdanken wolle, wenn er ſeinen Weg nicht gehen könne. Ein Abgeordneter hat ſpäter Herrn von Manteuffel gefragt: warum er dieſem patriotiſchen Opfer in den Weg getreten ſei? Es war allerdings die Meinung verbreitet: der Prinz von Preußen werde den Beruf erhalten, die neue, große Aufgabe Preußens mit Entſchloſſenheit durchzuführen. Dieſe Sage ſtützte ſich auch auf die Erblichkeit der dargebrachten Kaiſerkrone. Weil ſie erblich, betreffe ſie das ganze Haus der Hohenzollern. Man erinnerte ſich an das bekannt gewordene Wort, welches ausgerufen worden war als der König die drohende Märzbewegung nicht verhindern gewollt durch Proklamirung einer konſtitutionellen Verfaſſung. „Er hat ja keine Kinder!“ hatte das Wort gelautet. Nun denn, ſagten die Sanguiniſchen, jetzt kommen ja die Erben des preußiſchen Thrones unmittelbar in Rede: es wird ja auch für *ſie* die deutſche Krone angenommen oder abgelehnt. Dieſe Sanguiniker vergaßen, oder wußten nicht: daß im Hauſe Hohenzollern der regierende Herr traditionell unbeſtritten über Alles verfügt, und daß die Familie in ſich ſelbſt einen ſtrengen Monarchismus immer dargeſtellt hatte, und auch jetzt widerſpruchslos und in voller Familieneinheit darſtellte. — Die Deputation, die verzweiflungsvolle Sorge um das Vaterland im Herzen, hatte jetzt noch einer Einladung zur Tafel nach Charlottenburg zu folgen. Auch was hier in einzelner Unterredung ſich entwickelte war nicht geeignet, den ſchmerzlichen Eindruck himmelweit verſchiedener Anſchauungsweiſe zu verwiſchen. Selbſt Männer aus der Umgebung des Throns, welche ſichtlich voll Wohlwollen waren für die Botſchaft und die Boten, legten durch ihre Auffaſſung der königlichen Antwort an den Tag: daß ſie von den Schwierigkeiten und Gefahren, daß ſie von den feinen Fäden und Nerven des deutſchen Organismus keine Vorſtellung hatten. Sie wunderten ſich naiv, daß die Deputation nicht zufrieden ſchiene mit der Antwort.

Dienſtag Abends und Mittwoch Morgens vereinigte ſich die Deputation über die Erklärung, welche ſolche Antwort von ihrer Seite erforderte. Dahlmann, Rieſſer und Biedermann hatten daran gedacht, durch eine vorſichtige Aeußerung Zeit zu gewinnen und zu geben für eine günſtigere Wendung.

Nur Wenige traten ihnen bei. Die große Mehrzahl war für ſofortige kategoriſche Erklärung von Seiten der Deputation. Es war natürlich, daß dieſe Erklärung einer Verwahrung gleichkommen mußte. Der ſonſt ſo vorſichtige und diplomatiſche Simſon ging rein juriſtiſchen Schrittes noch weiter als manchem Mitgliede der Deputation angemeſſen ſchien: er trat ausführlich in den Inhalt der Frage ein und ſetzte auseinander, wie nicht von einem Theile der Verfaſſung die Rede ſein könne, wenn die ganze Verfaſſung als bloßer Entwurf bezeichnet werde; er erklärte, daß der König abgelehnt habe. Solcherweiſe fiel die Erklärung aus.

Dies war mehr als der Deputation zuſtand, und dies hätte ſchaden können, wenn hierbei überhaupt noch auf weitere Auseinanderſetzung zu hoffen war. In der Paulskirche wurde auch dieſer Gang nur von der Linken und dem linken Centrum mit Beifall aufgenommen Die große Mehrheit der Kaiſerlichen billigte ihn nicht, und verſagte auch ſpäter einer ausdrücklichen Gutheißung dieſes Schrittes ihre Stimmen, ſo daß eine ſolche ausdrückliche Gutheißung bei förmlicher Abſtimmung darüber die Mehrheit in der Paulskirche nicht fand.

Ohne Zögern hatte übrigens die Deputation Berlin verlaſſen und war nach Frankfurt zurückgekehrt. Das einzig Tröſtliche was ſie zu erzählen wußte, betraf das Haus des Prinzen von Preußen. Dort war Sinn und Wärme für den deutſchen Bundesſtaat der Reichsverſammlung zu finden geweſen. Der einfache, offene Ton des Prinzen, hatte Jedermann wohl gethan, und die Prinzeſſin hatte Aller Herzen eingenommen durch geiſtvolle und wahrhaftige Theilnahme für die Sache des Vaterlandes.

Uebrigens herrſchte von nun an in Frankfurt unſägliche Traurigkeit. Zweierlei wußte man nur zu gewiß. Erſtens, daß auch mit den Regierungen kein voller Bundesſtaat Deutſchlands von Berlin aus vereinbart werden könne. Man wußte, daß die Hoffnung hierauf nichts weiter ſei als die irrige Vorausſetzung des irrigen Dogmas; man wußte daß Preußen ſeinen diplomatiſchen Einfluß ebenſo überſchätzte wie es ſeinen kriegeriſchen Einfluß, ſeine wirkliche Macht in Deutſchland unterſchätzt.

Zweitens wußte man, daß dem Parlamente jetzt nur noch eine ſchmerzliche Agonie bevorſtehe, wenn es nicht die Nation aufrufen wolle zur Revolution gegen die Einzelnſtaaten.

Letzteres lag nicht im Charakter der bundesſtaatlichen Partei. Nicht auf dem Wege der Gewalt und des Bürgerkrieges erhoffte ſie den deutſchen Staat. Sie mußte alſo ohne Vertheidigung ſterben wie Cäſar, welcher ſich ſchweigend in ſeine Toga hüllte.

Unmittelbar nach Abſchluß der Verfaſſung hatte die öſterreichiſche Regierung am 5. April die Deputirten Oeſterreichs abgerufen aus der Paulskirche. Eiliger als ihr ſelbſt ſpäter erwünſcht ſein mochte. Dieſer Abberufung leiſtete am 13.

April eine große Anzahl Oeſterreicher Folge, und dieſe Anzahl wuchs von Tage zu Tage. Nur ein Theil der öſterreichiſchen Linken erklärte durch Giſkra: „vom öſterreichiſchen Miniſterium ſei ihnen das Mandat zur Nationalverſammlung nicht gegeben worden, ſondern von ihren Wählern — das Miniſterium könne ihnen daher auch rechtlich das Mandat nicht nehmen.“

Jetzt alſo vielleicht, nachdem eine ſo große Zahl Widerſacher des engeren Bundesſtaates ausgeſchieden, jetzt vielleicht, mögen Manche meinen, ſei die Gagernſche Zuſage doch zum wirklichen Unheil geworden, denn jetzt ſei doch wohl eine Mehrheit erreichbar geweſen für weſentliche Zugeſtändniſſe an die Regierungen. — Keineswegs. Zahlreiche Mitglieder des Weidenbuſches waren ohne alle Rückſicht auf irgend eine Zuſage gegen jedes weſentliche Zugeſtändniß, und ſelbſt die große Mehrzahl Derer, welche von Herzen gern eine Verſtändigung ermöglicht hätten, mußten zugeſtehn: daß die Schritte Preußens jegliche Verſtändigung unmöglich machten. Preußen hatte nicht nur in Folge des Widerſpruchs in der deutſchen Frage ſeine vereinbarende Kammer zum zweiten Male aufgelöſ't, es erklärte auch am 28. April in einem Schreiben an Camphauſen: daß der König wirklich abgelehnt habe und ablehne. Daſſelbe Miniſterium, welches die „Verſtändigung“ vorgeſchlagen und welches noch am 2. April darin die Erreichung des Zieles geſehn, behauptete jetzt, ſtets die Vereinbarung gefordert zu haben, und forderte ſie jetzt in ausgedehnter ſtrenger Form.

Abgeſehn alſo von aller Parteiung, welche irgend ein weſentliches Zugeſtändniß möglich oder unmöglich mache in der Paulskirche, erklärten nun auch konſervative, durch keinerlei Zuſage gebundene Mitglieder: daß auf dieſem Wege die deutſche Einheit im Bundesſtaate nicht zu erreichen ſei. Beſonders Welcker, der immer ſtandhaft an der Vertragstheorie gehalten, erhob ſich mit ſtärkſten Worten gegen ſolche Anwendung des Vertragsrechtes. „Die große Mehrheit der deutſchen Regierungen und alle Ständeverſammlungen, ſo weit ſie ſprechen konnten, haben ſich für dieſe Verfaſſung erklärt," rief er, die Mehrheit der Einzelnſtaaten ſei ermittelt wie die Mehrheit der Nationalvertretung. Was verlange man nun? Die Einſtimmigkeit aller einzelnen deutſchen Fürſten, die Zuſtimmung auch des letzten, ſelbſt zur Oberhauptsfrage. Der Geſammtwille einer ganzen geſitteten, freien Nation ſolle ſich beugen dem Veto eines einzigen Fürſten — das ſei Anarchie, ſei das anarchiſche liberum veto des polniſchen Reichstages. Und wie betreibe man ſolche unmögliche Vereinbarung? Man ſchicke die Stände nach Hauſe; die fürſtlichen Regierungen allein wollten ſprechen. Das ſei ein Rückfall in das ſogenannte göttliche Staatsrecht, das ſei hier, wo es ſich um einen Vertrag zwiſchen Stämmen und Staaten und nicht bloß zwiſchen Fürſten handle, der Bruch jedes möglichen Vertrags.

So ſprachen diejenigen, welche Recht und Nothwendigkeit einer Vereinbarung nie geleugnet hatten, wie war da an irgend eine Ausgleichung noch zu denken?!

Der Verſammlung, welche nur eine ideale Centralgewalt für ſich hatte, blieb nichts übrig, als zu appelliren an die Nation. Dies iſt ein weiter, vieldeutiger Ausdruck. Das ehemalige Centrum verſtand darunter: einhellige und maaßvolle Anwendung aller geſetzlichen Mittel zur Durchführung der Reichsverfaſſung. Die Linke verſtand darunter: Aufruf zur Revolution. Es war vorauszuſehn, daß das gröbere Mittel das feinere beſeitigen werde. War das deutſche Volk etwa geübt und geſchult, die geſetzlichen Mittel taktvoll abzuwägen? Nein. Vor der Erhebung des Jahres 48 war ihm der Antheil an der Regierung verſagt oder doch verkümmert worden. Nach der Erhebung war dieſer Antheil ausgeweitet worden zu abſoluter Maſſenherrſchaft. Der geſetzliche Sinn war entſetzlich verwirrt. Alle Wahrſcheinlichkeit war vorhanden, daß jetzt die Demagogen die Aufgabe der Nation an ſich reißen und verderben würden. In der Paulskirche konnte man die Zukunft verkündigt ſehn in dem Wiederaufwachen der Linken, welche nun zum zweiten Male ihre Zeit gekommen glaubte. Die Raveaux, Vogt, Ludwig Simon wurden die Verſprecher des Tages. Im Frühjahre 48 war dieſe Sorte unreifer Moſt geweſen, im Frühjahre 49 war ſie verdorbener Eſſig. Von ſolcher Nahrung konnte nimmermehr Lebenskraft für eine Nation kommen, welche eine Verfaſſung vermittelſt geſetzlichen Widerſtandes durchſetzen ſollte. Deſſen

Univ. B
Mün

lachten ſie auch, die Linken! Einmal in Bewegung geſetzt, wollten ſie ſchon mit dieſer Verfaſſung abfahren wie der Sturmwind mit dürren Blättern. Erſt Bürgerkrieg und dann findet ſich das Weitere! Als Gagern gegen dieſe frechen Gedanken ausrief: wenn die Waffen gezogen würden zwiſchen Bruderſtämmen, ſo würde er ſich im letzten Augenblicke noch dazwiſchen werfen — da lachten ſie auf der Linken hell auf. „Buben lachen darüber!“ ſchrie Gagern außer ſich über ſolche Frechheit des Unpatriotismus, und ließ den Ordnungsruf über ſich ergehen. Er bat den Präſidenten und das Haus um Verzeihung für den Ausdruck, aber es ſei doch gar zu empfindlich: „wenn man ſich bewußt iſt ſein Vaterland zu lieben, und für dieſe Liebe und Hingebung noch verhöhnt wird.“

Die Einſichtigen wußten alle, daß mit ſolchen Elementen ein Gelingen kaum möglich ſei. Mancher von ihnen ſchied jetzt ſchon aus, um nicht das unvermeidliche Todesringen des Parlamentes in all ſeinen peinlichen Stadien perſönlich erleben zu müſſen. Man hatte daran gedacht eine Vertagung des Parlamentes durchzuſetzen, um in dem bevorſtehenden Gewirr dieſen nationalen Körper unbeſchädigt zu erhalten. Das ſchien nicht erreichbar. Ein Dreißiger-Ausſchuß war eingeſetzt worden, um den Wolkenbruch von dringlichen Anträgen zur Durchführung der Verfaſſung zu zertheilen und zu bewältigen, und dieſer Ausſchuß brachte denn folgenden wichtigen Punkt zur Annahme:

„Die Nationalverſammlung fordert die Regierungen, die geſetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelnſtaaten, das geſammte deutſche Volk auf, die Verfaſſung des deutſchen Reiches vom 28. März d. J. zur Anerkennung und Geltung zu bringen.“

Sie beſtimmt den 15. Juli zum Beginn der Wahlen, den 22. Auguſt zum Beginn des erſten Reichstages.

Mit zwei Stimmen Mehrheit war dieſer kritiſche Beſchluß am 4. Mai gefaßt worden gegen die der Reichsverfaſſung widerſtrebenden Autoritäten. Das unerſetzliche und deshalb immer noch beſtehende Miniſterium Gagerns wollte es auch jetzt noch verſuchen, die ſchmale Linie ſolcher Durchführung zu finden und einzuhalten. Beckerath war der Erſte, welcher ſich eingeſtand, daß auf ſolcher ſchmalen Linie nicht zu gehen, die Revolution nicht zu vermeidem ſei. Er war der erſte wichtige Mann, welcher austrat. Die Linken beſtritten dem Miniſterium die Möglichkeit ſolcher Durchführung, und — der Reichsverweſer ebenfalls. Nach Abſchluß der Verfaſſung hatte dieſer ſchon zurücktreten wollen, und es war kaum zu erwarten, daß er ſolch ein neues Programm des Miniſteriums zur Durchführung einer ihm unerwünſchten Verfaſſung billigen werde.

Unterdeß hatten ſich die Thatſachen drohend angehäuft. Die Rheinpfalz hatte ſich erhoben für die Verfaſſung, der Aufſtand in Dresden war ausgebrochen und hatte ebenfalls die Fahne der Reichsverfaſſung ausgeſteckt, obwohl es den

Führern dort um ganz andere Dinge als die Reichsverfaſſung zu thun war. Nach der Pfalz hatte Gagern auf dringendes Verlangen der Pfälzer einen Abgeordneten der Linken, Eiſenſtuck, als Reichskommiſſarius geſendet, und dieſer hatte denn auch richtig das Gegentheil von dem gethan, was ihm ſeine Inſtruktion vorſchrieb. Statt den geſetzlichen Weg der Erhebung herzuſtellen, hatte er den revolutionairen legaliſirt; ja die Truppen, welche der Reichskriegsminiſter der ſchwer bedrängten Reichsfeſtung Landau, einer Grenzfeſtung! zugeſchickt, waren vom Reichskommiſſar mit kurzer, volksthümlicher Hand zurückgeſchickt worden. So nahe am Ausfluſſe der Reichsgewalt, war der geſetzliche Weg nicht inne zu halten geweſen, und durch den Aufſtand in Dresden wurde die Verwirrung der Begriffe noch ärger geſteigert. Dort entwickelte ſich's gleich nach den erſten Tagen des Ausbruchs ſchreiend, daß die Reichsverfaſſung nur äußerlicher Vorwand war für völlige Revolution, bei welcher Ausländer äußerſter Gattung wie Bakunin das Wort und den Befehl führten. Dort brachte das Einrücken der Preußen ein neues gefährliches Moment in die Rechtsfrage der Paulskirche. Ganz unabhängig von der Centralgewalt, unter Berufung auf einen Satz der Bundesakte waren die Preußen eingerückt. Das Miniſterium mußte erklären, daß hierdurch die rechtliche Befugniß der Centralgewalt verletzt ſei.

Ehe noch die Paulskirche hierüber einen Beſchluß faſſen konnte, kam die amtliche Anzeige, daß der Reichsverweſer das Programm des Miniſteriums nicht gebilligt, und das Miniſterium Gagern entlaſſen habe. Eine Stunde ſpäter, am 11. Mai, ging ein dringlicher Antrag durch, welcher das Einrücken der Preußen in Sachſen für einen „ſchweren Bruch des Reichsfriedens“ erklärte. 188 hatten für, 147 gegen dieſen Antrag geſtimmt. Das bisherige Centrum, oder auch die ſpätere Weidenbuſchpartei war geſpalten. Diejenigen, welche immer noch auf geſetzlichem Wege eine Durchführung der Verfaſſung möglich glaubten und von der Paulskirche aus leiten wollten, zweigten ſich ab von den früheren Genoſſen, und ſuchten im „Nürnberger Hofe“ eine Vermittelungspartei darzuſtellen zwiſchen der überdrängenden Linken und der zurückhaltenden alten Centrumspartei. Rieſſer und Biedermann waren die Leiter dieſer neuen Fraktion, und ſie hatten auch für obigen Antrag gegen Preußen geſtimmt. Diejenigen aber, welche dagegen votirt, waren überhaupt mehr oder minder zweifelhaft, ob dem Parlamente jetzt noch etwas Gedeibliches gelingen könne, und ſie hielten es jedenfalls für einen Fehler, durch eilige Entſcheidung dieſer Frage Preußen noch weiter zu treiben in der Oppoſition gegen Frankfurt.

Das Unvermeidliche rückte näher und näher. Ohne Preußen war Parlament und Verfaſſung nicht zu halten. Nach obigem Beſchluſſe traten konſervative preußiſche Abgeordnete immer zahlreicher aus, und die Hoffnung Anderer auf das preußiſche Rheinland und beſonders auf Weſtphalen, wo ſich eine Erhebung für die Reichsverfaſſung entwickelte, dieſe Hoffnung war nicht ſtark genug. Sie beruhte überhaupt nur darin, daß die preußiſche Regierung zu anderer Bahn ſich entſchließen werde, wenn ſie namentlich Weſtphalen, ein ſonſt ſo ruhiges und konſervatives Land, aufſtehen ſähe. Aber, ſagte man ſich ſelbſt, muß nicht Preußen jetzt durchſchreiten es koſte was es wolle, um ſeine Autorität aufrecht zu erhalten?! Und wird es das nicht? Freilich! ſeufzten ſie, wir ſelbſt müſſen es ja übrigens wünſchen, um nicht Geſetz und Ordnung auch im Hauptſtaate dem unberechenbaren revolutionairen Treiben überliefert zu ſehn.

In dieſem Zwieſpalt der eigenen Wünſche enthüllt ſich nackt die ganze Unmöglichkeit, welche das Parlament noch durchſetzen ſollte. Alle die Leute, welche ſo ſprachen und ſeufzten, wünſchten von Herzen die Durchführung der Reichsverfaſſung, aber ſie mußten ſich eingeſtehn, daß man nicht laufen könne ohne Beine. Entweder Revolution oder Reſignation. Ein Drittes war nicht mehr möglich ſowie die Dinge einmal lagen.

Damit kein Zweifel übrig bliebe, kamen von rechts und von links die deutlichſten Ereigniſſe. Von rechts die Einſetzung eines unparlamentariſchen und geradezu lächerlichen Reichsminiſteriums, welches nicht über drei Stimmen in der Paulskirche zu verfügen hatte. Es klang wie ein übel angebrachter Scherz, als der alte Grävell, der einſiedleriſche Antragſteller und Redner der Paulskirche, zum Miniſterpräſidenten, und der Kobold des Hauſes, Detmold, zum Juſtizminiſter ernannt ſein ſollten. Als es ernſthaft angezeigt wurde, und Grävell naiv erklärt hatte, „er empfehle ſich dem Wohlwollen der Verſammlung", da erklärte dieſe ganze Verſammlung gegen nur zwölf, meiſt ultramontane Stimmen, daß ſolch ein Miniſterium als Hohn und Beleidigung für das Parlament angeſehn werden müſſe. — Es war auch die Aufforderung von Rechts zur Revolution. Die Centralgewalt verſpottete das Geſetz, durch welches ſie ſelbſt eingeſetzt und an die Zuſtimmung der Nationalverſammlung gebunden war. Das ſogenannte „kleine Laſter", wie Herr Detmold in leichtſinnigen Kreiſen Hannovers genannt wird, war nun nicht mehr der konſervativ armſelige aber witzige Satirikus, es war ärger revolutionair als ein Mitglied des Donnersberges und wurde unverhohlen boshaft geheißen. Nicht ohne Intereſſe hatte bisher Mancher ſeinen Kapricen zugeſehn; jetzt wurde er Allen verhaßt.

Dieſe ganze miniſterielle Wendung, welche die Stirn hatte, gegen die Verachtung des faſt einſtimmigen Parlaments Miniſterium zu bleiben, iſt nackter Verrath an der deutſchen Entwickelung genannt worden. Das ſatiriſche Miniſterium ſelbſt hat ſich zu ſeiner Entſchuldigung darauf berufen, daß es die Einheit Deutſchlands habe darſtellen müſſen zur Zeit, da Alles auseinandergefallen ſei. Man wird ihm dieſe Entſchuldigung ſchwerlich zugeſtehn. Nicht nur weil ſein Auftreten das Auseinanderfallen erſt recht bewerkſtelligte, ſondern auch darum, weil eine Gewalt, die auch nicht einmal formell als ſolche anerkannt wird, doch unmöglich die Einheit Deutſchlands auch nur formell darſtellen könne. Die ſogenannten großdeutſchen Staaten, und auch die nicht alle, ſtellten ſich anerkennend, um mit ſolcher Puppe Demonſtrationen zu machen, und Preußen verweigerte die Anerkennung einer proviſoriſchen Centralgewalt, welche nur als einſtweilige Exekutivbehörde eines deutſchen Parlaments belehnt worden, mit dem Verluſte des Parlamentes aber ſeiner Grundbedingung verluſtig gegangen ſei. Hierin kann doch nur die Satire eine Darſtellung deutſcher Einheit finden

Die deutliche Erklärung von links, daß der deutſchen Sache keine geſetzliche Entwickelung mehr übrig bleibe, kam aus Baden. Dort war die deutſche Reichsverfaſſung anerkannt, und dort brach unter dem frechen Vorwande, die Anerkennung deutſcher Reichsverfaſſung durchſetzen zu wollen, die frivolſte und vollſtändigſte Revolution aus unter Meuterei des Heeres und unter Herbeiziehung ausländiſcher Elemente.

In ſolche drangvolle Enge eingekeilt, bedurften die Männer des Centrums kaum noch neuer Veranlaſſungen zu ihrem Austritte. Schon war ihre Zahl ſo geſchwächt, daß gegen ſie der Antrag durchgegangen war: die bewaffnete deutſche Macht auf die Reichsverfaſſung zu verpflichten.

Sie waren zum großen Theile nur darum noch geblieben, weil die Abberufung der preußiſchen Abgeordneten von Seiten der preußiſchen Regierung drohte und am 14. Mai auch von Charlottenburg ausging. Solche Maaßregel erklärten ſie noch für unverbindlich, und nur zwei Preußen ſchloſſen ſich am 17. Mai dieſem Proteſte nicht an. — Am 19. Mai ging mit zehn Stimmen Mehrheit ein Antrag Biedermann's, Welcker's, Kierulf's, Wurm's und Eckert's durch, einen Reichsſtatthalter als proviſoriſches Oberhaupt — man dachte damals an Baiern — einzuſetzen, und am 20. Mai unterſchrieben die Führer des rechten Centrums ihre Austrittserklärung. Am 21. wurde ſie verleſen. Es waren 65 Namen, unter ihnen Heinrich von Gagern, Dahlmann, Mathy, Simſon (der früher ſchon Unwohlſeins halber vom Präſidium, welches an Reh überging, abgetreten war), Beſeler, Arndt, Waitz, Duncker, Stedtmann. Hiermit war die moraliſche Kraft des Parlaments gebrochen; es war nur noch ein Reſtparlament vorhanden. Die Austrittserklärung war von Dahlmann. Wilhelm Jordan hatte einige Tage vorher in wenig Worten das Pathos der Lage zuſammengefaßt: „Erleidung des Unrechts berechtigt nicht zu Gegenunrecht; und es iſt kein unehrenhafter Tod, an getäuſchtem Vertrauen zu ſterben.“

Wenige Tage noch wehrten ſich die alten Mitglieder des Augsburger Hofes. Sie verſuchten es jetzt noch, eine Vertagung durchzuſetzen, um die Continuität der Verſammlung zu retten. Sie drangen nicht durch, und als am 24. die beſchlußfähige Anzahl auf Hundert herabgeſetzt war, ſchieden auch ſie, Widenmann, Fallati, Rümelin, Hans von Raumer, Wernher, Zerzog, Barth, Stahl, Francke an der Spitze. Es blieben nur noch Rieſſer, Biedermann und Genoſſen, und Welcker that alles Mögliche, um den Schatten von Parlament zu erhalten. Er hatte auch am ſtärkſten gegen jenes Miniſterium des Spottes und Hohnes geſprochen, „welches die Angelegenheiten Deutſchlands nach ſeinem Ermeſſen und ohne Rückſicht auf die Nationalverſammlung“ leiten, welches „ein ſchmachvoller Abſolutismus, eine ſchmachvollere Rechtsunterdrückung“ ſei „als die, gegen welche die Revolution entſtand, für deren Organ wir die Centralgewalt erſchufen.“

Aber auch ſie erkannten binnen wenig Tagen, daß jede fernere Ausſicht eine Täuſchung ſei, daß die Linken einen Konvent, und zwar einen unpatriotiſchen erſtrebten. Zu einer Proklamation, würdig abgefaßt von Uhland, verlangten jene Männer einen Zuſatz, welcher „Treue gegen die Reichsverfaſſung“ und eine Verwahrung enthielt: daß den Fremden irgend eine Einmiſchung in deutſche Angelegenheit geſtattet werde. Dieſer Zuſatz, dem auch Uhland ſich anſchloß, wurde von den Linken verworfen, und nun traten auch jene Männer aus.

Die Verſammlung war jetzt auf 130 Mitglieder geſchmolzen. Das Verhängniß ließ ſie nicht ruhen; ſie wollten durchaus ihr Conventſchickſal erfüllen. Sie wollten weiter nach Süden verlegt ſein, um die dort in's Werk geſetzte Revolution unmittelbar in die Hand nehmen zu können. Keine Warnung half, ſie hielten nun endlich ihre Zeit für gekommen, und beſchloſſen am vorletzten Mai die Ueberſiedlung des Parlaments nach Stuttgart. Dieſe letzte Sitzung in der Paulskirche ſchloß damit, daß der letzte Präſident der Paulskirche, Reh von Darmſtadt, auf die fernere Ehre verzichtete und ebenfalls austrat. Der zeitige Vicepräſident Löwe von Calbe übernahm die Leitung eines Parlaments, welches von nun an allerwärts Rumpfparlament genannt wurde.

Mit Schmerz und Trauer ward bis daher eine Entwickelung hingenommen, welche nach der Ablehnung von Seiten Preußens unabwendbar ſchien. Nicht ſelten hörte man von Neukaiſerlichen den Ausruf: „O wäre Oeſterreich zu Deutſchland geſtellt wie Preußen und hätte man ihm die Krone anbieten können, nie wäre ſo was erlebt worden! Denn dort iſt noch große Politik vorhanden und großer Muth, dort werden politiſche Fragen nicht nach dem Katechismus entſchieden!“ — Vorwurfsvoll wurde damals und ſpäter, beſonders von Süddeutſchland, darauf beharrt: man hätte durchaus nicht austreten ſollen. Die Bedingungen der Exiſtenz waren verloren, man verlangte aber doch die Fortdauer der Exiſtenz. Dies hat was von der Rede der Kinder, welche erzählen: ihr Vater ſei heute geſtorben und werde erſt morgen mit ihnen weiter ſpielen. — Bei alle dem war Schmerz und Trauer allgemein; die Hoffnung der Patrioten war entſetzlich zertrümmert; der Eindruck war ein tragiſcher.

Aber nicht alſo betrachtete man das Gebahren eines Rumpfparlaments. Dies galt für eine Farce, und man brachte es kaum in Zuſammenhang mit dem deutſchen Parlamente.

Trotzdem daß die oft verkündigte neue Revolution in vollem Gange war, hatte doch kein beſonnener Menſch den Eindruck, es könnten jene Konventſpieler in Stuttgart Deutſchland bedeuten. Man dachte an Shakeſpeare's Heinrich IV., und erinnerte ſich nur der Scenen, in welchen Falſtaff mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen Würde und Macht, Tugend und Anſtand ſpielt. „Zum Henker alle feigen Memmen“ — „Land iſt nun ſo wohlfeil zu kaufen wie ſtinkende Makrelen“ — „Gebt mir ein Glas Sekt, damit meine Augen roth ausſehn; man muß denken, daß ich geweint habe, denn ich muß es mit bewegtem Gemüthe ſprechen, und ich will es in des Königs Kambyſes Weiſe thun — und ſo halte ich meine Rede! Tretet beiſeit, ihr Großen!“

„Ich finde keinen Anſtand“, ſprach mit Würde Reichsregent Vogt zu Stuttgart, „Namens der Regentſchaft dieſe dringliche Interpellation ſogleich zu beantworten“, obwohl es noch an „officiellen Mittheilungen“ von Seiten der Würtembergiſchen Regierung fehle. Und mit eben ſo heitrer Sicherheit ſetzte er im Fritzeſchen Reithauſe hinzu, daß er nun, nachdem das eine große Mittel politiſcher Wirkſamkeit beſchafft ſei, das Kriegsheer, daß, er nun das zweite in Vorſchlag bringe. „Ich will die Finanzfrage nur kurz anzeigen“. Ein Kredit von lumpigen fünf Millionen für die ſchönen Sommermonate Juni und Juli. Wie Prinz Heinz, nur etwas verdrießlicher, hörte Miniſter Römer zu, und beſchloß: auch die beſten Grundſätze müſſen bei ſolcher Gelegenheit eine Grenze finden.

Glaubten die Mitglieder des Rumpfparlamentes denn wirklich an ihre oft gebrauchte Phraſe, daß das deutſche Volk hinter ihnen ſtehe und nun kommen werde auf unzweideutigen Ruf? Schwerlich. Nur die kindlichſten Politiker unter ihnen mochten ſich Dergleichen zutrauen. Die Kundigeren waren theils von den Folgerungen ihrer eignen Worte gehetzt und meinten der Logik Wort halten zu müſſen; theils war die Gelegenheit für ſie doch des Verſuches werth. Rheinpfalz und Baden brannte ſchon. Würtemberg ſchien hinreichend erhitzt, um nur noch des Kommando's „Feuer!“ zu bedürfen. In wirklich impoſanter Demonſtration war der König genöthigt worden, die Reichsverfaſſung wenigſtens anzuerkennen. Der weitere Schritt, meinten ſie, werde hier nicht ſchwer fallen, und der Brand ſich dann fortwälzen laſſen durch ſchwäbiſch und fränkiſch Baiern nach Thüringen.

Ganz wohl war freilich ſo Manchem bei alle dem nicht zu Muthe. Mancher hatte in Frankfurt eingeſtanden, es ſei keine nachhaltige Einwirkung von ihnen zu erwarten, wenn das Centrum nicht mitgehe. Mancher war unter Klage und Herzeleid von Frankfurt geſchieden und war nur mitgegangen, um der Partei treu zu bleiben. Mancher unter den 103 im Saale des Reithauſes war abſolut unbegreiflich. Wahrſcheinlich auch für ſich ſelbſt unbegreiflich, ein Opfer des erſten Schrittes und des Eigenſinnes. So Fallmerayer, der Fragmentiſt, welcher ſchon in der Paulskirche durch Dick und Dünn mit der Linken geſtimmt hatte, und denn auch hier in ſeiner kleinen ſaubern Figur und den friſcheſten Vatermördern mitten unter denen ſaß, welche Reichsregentſchaft und Aufbietung des deutſchen Kriegsheeres votirten. Vor Kurzem noch hatte er in ſeiner Vorrede zu den „Fragmenten des Orients“ drucken laſſen: „Wir können uns für die hohlen Träume unpraktiſcher Schwärmer und Glückſeligkeits-Demiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder iſt denn nicht alles Extreme ſeiner Natur nach hoffnungslos, und iſt Sichſelbſtmaaßgeben nicht das große Geſetz, die unerläßliche Bedingung für jeden Beſtand?“ — Das reimt ſich kurios mit ſeinen Abſtimmungen. Keinen Zweifel, daß er Gründe der erforderlichen Genialität zuſammenſuchen wird, „Gründe ſo viel wie Heidelbeeren, nur mit Gewalt keinen einzigen!“ Für dergleichen erkünſtelte Größe war aber doch die deutſche Sache zu groß und für das Apartthun war Fallmerayer nicht groß genug. — Der Rechtfertigung ſolcher Männer vor der Nation konnten allerdings nur die Regierungen zu Hilfe kommen, indem ſie ſpäter wegen der Theilnahme am Rumpfparlamente Kriminalunterſuchungen einleiteten. Nachdem ſie durch Zugeſtändniß und Zurücknahme, durch Seitenwege nach vorwärts und Seitenwege nach rückwärts die Rechtsbegriffe in deutſcher Nation ſo verwirrt hatten, wie es kaum in einem civiliſirten Reiche der Welt vorgekommen ſein mag, ſetzten ſie ſich zu Gericht darüber: daß nur in Frankfurt, nicht aber in Stuttgart zu tagen erlaubt geweſen ſei. Wir haben im Vorparlamente geſehn, von wannen dieſe beiläufige Ortsbeſtimmung ſtammte. Die feinſte Rechtsfiktion könnte hierbei höchſtens bei der Centralgewalt ankommen, bei einer Centralgewalt, welche ſo eben ihre eigene geſetzliche Lebensbedingung gebrochen hatte, welche ſo eben in ihrer Rechtsbeſtändigkeit von deutſchen Regierungen geleugnet worden war — und nach alle dem und trotz alle dem ſollten wir erleben, daß wegen Ortsverlegung des Parlaments Hochverrath begangen worden ſei! Wahrlich, die Regierungen haben Urſache mehr als gut iſt: Rekriminationen nie und nirgends zu erwecken. Sie motiviren dadurch nur das Stuttgarter Rumpfparlament in deutſcher Geſchichte. Sie motiviren es ſchlagender als die Worte jener zu großem Theile leichtſinnigen Führer nach Stuttgart es zu motiviren vermocht haben.

Selbſt Herr Römer erwarte von uns, die wir entſchiedene Gegner des Rumpfparlaments ſind, keine Bewunderung ſeiner Grundſätze. Heute am 6. Juni wird von dieſem Parlamente eine Regentſchaft ernannt — Raveaux, Vogt, Heinrich Simon, Schüler von Zweibrücken, Becher (ein ultrademokratiſches Mitglied der würtembergiſchen Kammer) — und Herr Römer ſtimmt mit. Er ſtimmt dagegen, aber er ſtimmt mit. Die Verſammlung iſt ihm das deutſche Parlament, welchem er, als ſolchem! ſouveraine Gewalt über Deutſchland zuerkannt hat. Nun erſt tritt er aus. Alſo nicht, weil es nicht mehr die ſouveraine Verſammlung wäre, ſondern weil ihm der Beſchluß nicht gefällt. Ganz mit Recht gefallen ihm auch die weiteren Beſchlüſſe nicht, Abſetzung der in Frankfurt verbliebenen Centralgewalt, Aufbietung des Heeres, Vorlage wegen der Finanzen, und am 18. Juni Nachmittags läßt er Truppen vor dem Reithauſe aufſtellen, um die Zuſammenkunft des Parlaments zu verhindern. Sie wird verhindert; das Rumpfparlament iſt geſprengt. Er alſo endigt ein gefährliches Spiel mit den heiligſten Dingen des Vaterlandes, und das iſt ihm von vielen guten Patrioten herzlich gedankt worden. Wie er aber mit ſeinen eignen Grundſätzen hierbei und in der ganzen Parlamentsgeſchichte beſtanden, das iſt eine andere Frage. — Er hat uns in ſeiner Zeitung zu Anfange Septembers 1849 Material dazu an die Hand gegeben. Er enthält ſich, ſagt er, des Urtheils über die — Kühnheit, die Verfaſſung als Geſetz zu promulgiren. Wie? Derſelbe Römer links am linken Centrum, welcher im Prinzip immer ſolcher Meinung geweſen? Ja. „Denn", ſetzt er hinzu, „was im September 48 geſchehen konnte, das konnte im März 49 nicht mehr geſchehn!" So, ſo! Er und ſein Miniſterium hätten die Nationalverſammlung für ſouverain anerkannt, weil — das Würtembergiſche Volk ſo war wie es war, (alſo Nationalſouverainetät aus partikulariſtiſchen Gründen!) weil ferner die Haltung der Nationalverſammlung war wie ſie war, das heißt ſo, daß keine extravaganten Beſchlüſſe von ihr zu befahren waren. So, ſo! Unglücklicherweiſe gehörte er ſelbſt nicht einmal zu dieſer Nationalverſammlung wie ſie war, das heißt wie ſie beſchloß, er gehörte zur Oppoſition — dann freilich war's recht hübſch von ihm, doch Oppoſition zu machen, Mediatiſirung in großem Stile zu fordern, munter, immer munter mit der Linken zu ſtimmen!

Was iſt das? Dieſer Prinz Heinz iſt ein gelegentlicher Schalk in Sachen des Prinzips. Ein Partiſan, weiter nichts, ein recht tapferer Partiſan, aber — kann man jedes ſtaatsmänniſche Prinzip naiver verleugnen? Wenn er nicht zufällig Miniſter geweſen wäre, ſo hätte er wohl allenfalls zum Rumpfparlamente gepaßt.

Iſt dies nicht die volle Ironie, daß von ſolch einem eigentlichen Geſinnungsgenoſſen dem linken Rumpfe ein Ende gemacht wurde? — Iſt es nicht auch ein nachträglicher Beweis, daß die zwiſchen der Linken und dem linken Centrum umher „Fiſtulirenden“ nur angethan waren, den Bankerott der Linken einzuregiſtriren in's große Schuldbuch?

Armes Vaterland, aus wie viel Gründen konnte Deine Errungenſchaft von Anno 48 kein deutſcher Staat ſein? Pedanterie hier und Faſelei dort, ſie konnten Deinen ſchönen Kern beſeitigen. Beſchädigen konnten ſie ihn nicht. Das galt uns damals für die Moral des erſten deutſchen Parlamentes, welches nun bis auf das letzte Blatt in alle vier Winde verweht war. Wie groß das Unglück ſei, das unausbleibliche zweite Parlament — meinten wir — werde der Welt beweiſen: daß der deutſche Kern doch nicht beſchädigt worden und doch fähig ſei: zwiſchen den Ultra's partikulariſtiſchen Eigennutzes und den Ultra's franzöſiſcher Demokratie hindurch die neue deutſche Frucht emporzutreiben.

Wir überſahn den Umfang deutſchen Unglückes noch nicht.

V.

Das Nachparlament.

Die kleineren Staaten alle hatten die Reichsverfaſſung anerkannt gehabt. Drei Königreiche nur hatten zuerſt Nein geſagt, und am Ende das erwählte Preußen mit ihnen. Durch dieſen Widerſpruch war die Rechtsverwirrung im Vaterlande chaotiſch geworden. Hier galt für Hochverrath, was dort Geſetz ſein ſollte, und der revolutionaire Zuſtand war in ſchlimmſter Weiſe erneuert. Durch Waffengewalt — und hierin bewährte ſich Preußens ungeſchwächte Kraft — konnten die akuten Ausbrüche niedergehalten werden, die chroniſche Krankheit konnte dadurch nicht gehoben werden, und ſie hatte auch die edelſten Theile ergriffen. Sie iſt nimmermehr zu bannen, ſo lange eine bundesſtaatliche Reichsverfaſſung fehlt.

Dieſe Noth und Gefahr trieb dazu, daß ſich wenigſtens drei Staaten über eine Reichsverfaſſung vereinigten. Das Dreikönigsbündniß bildete ſich unter ſchöpferiſcher Führung Preußens. Ehe noch die Linken in Stuttgart ihr Grab gruben, hackte und grub Herr von Radowitz in Berlin Tag und Nacht, um einen neuen Verfaſſungsbaum pflanzen zu können.

Es war der Frankfurter Baum; nur die wilden Schößlinge ſchnitt er ab; nur in der Krone des Baumes verkürzte er den Hauptzweig, den Kaiſerzweig zum „Reichsvorſtande". Die Nachbarzweige aber verflocht er zu einem „Fürſtenkollegium", und die Zuflüſſe zur Wurzel verringerte er, indem er ſie bloß auf „Matrikularbeiträge" anwies. Noch ſaßen die eigentlichen Todtengräber des Parlamentes in der Paulskirche, da erſchien vom 26. Mai die Ankündigung des Dreikönigsbündniſſes. Gleich darauf vom 28. Mai die Verfaſſung zu freier Vereinbarung zwiſchen den Fürſten und einem neuen Reichstage.

Jetzt zeigt, daß Ihr Patrioten ſeid! erging von Mund zu Mund der Ruf an die Abgeordneten der Paulskirche. Verleugnet Eure Autoreneitelkeit! Da iſt eine Verfaſſung, zu welcher bereits an die 20 Millionen Deutſche und Euer auserwählter Großſtaat gehören. Empfehlt ſie, verſchafft ſie der Nation. Oft genug habt Ihr Euch gerühmt, es ſei Euch in letzter Inſtanz nur darum zu thun, daß etwas zu Stande komme, daß eine Einheit entſtehe, daß nur irgend eine bundesſtaatliche Verfaſſung eingeführt werde. Bewährt es jetzt. Verſchmerzt die Aenderungen um den Preis des Ganzen! Bürgerkrieg habt Ihr nicht gewollt um Durchführung des Werks aus der Paulskirche, Revolution habt Ihr verſchmäht, worauf hofft Ihr? Auf das Manna vom Himmel? Der Verſtand muß Euch lehren, daß die unveränderte Verfaſſung der Paulskirche unmöglich geworden. Ihr habt die Reſignation damals erwählt, ſo bewährt ſie jetzt. Erweiſ't Euch denn als das, was Ihr vor Allem ſein wollt, als Patrioten!

Pfui über Euch! riefen die Demokraten, wenn Ihr Euer eignes Werk verlaßt!

Das alte Centrum war nicht im Zweifel über ſeine Pflicht. Schwer und ſchmerzlich war der Entſchluß, aber raſch wurde er gefaßt Die verwirrte Nation brauchte einen Wegweiſer. Daß dieſer immer gefehlt in dem deutſchen Labyrinthe von Anſprüchen war ſtets der ſchwerſte deutſche Mangel geweſen, und war es jetzt erſt recht, wo die verſchiedenartigſten Stimmen zum Schreien aufgeſtachelt waren. Dieſer Wegweiſer zu ſein war das Centrum verpflichtet, wie ſchwer es ihm ankommen mochte. Es war doch wahrlich leicht daheim zu bleiben; der Ruhm der Konſequenz war ſo wohlfeil! Man brauchte nur zu ſchweigen. Aus dem Vaterlande, aus der Einheit, aus dem Bundesſtaate mochte werden, was da wollte, man hatte ja das Seinige gethan als Abgeordneter. Jetzt war man nicht mehr Abgeordneter, war Privatperſon. Die Regierungen, welche unſre Verfaſſung zerſtört, mögen doch zuſehn, was ſie zu Stande bringen. Sie haben ſich ja als unſre Feinde erwieſen. Jetzt mögen ſie baſteln und leimen und kitten ein haltloſes Blockhaus. Der Tag der Vergeltung wird kommen von ſelbſt. Sie haben das Herz der Nation verrathen, am Tage des nächſten Gerichtes ſtößt es ſie alle aus. Diejenigen ſind in's Antlitz geſchlagen worden, welche für ſie in die Schranken getreten ſind gegen die Revolution, nun denn, rief man, Rache iſt ſüß! Weiſ't den Kompromiß mit Verachtung zurück!

Und das Vaterland?! antwortete man. Rache und Peſſimismus mag ein perſönliches Genüge ſein, unſre Perſonen aber müſſen zurücktreten vor dem Bedürfniſſe des Vaterlandes.

Max von Gagern veranlaßte eine öffentliche Zuſammenkunft der Bundesſtaatlichen. Sein Bruder Heinrich, Dahlmann, Mathy, Hergenhahn, Soiron und andere Führer ſtimmten bei. Es wurde eine Einladung erlaſſen nach Gotha an die Genoſſen, welche jetzt zerſtreut waren über ganz Deutſchland von der Schweizer bis an die kuriſche Grenze. Nur öſterreichiſche Abgeordnete wurden nicht geladen.

Von allen Seiten kamen die Bundesſtaatlichen bereitwillig zum 26. Juni nach Gotha, über 130 an der Zahl. Sie machten keinen Anſpruch darauf, ein officielles Nachparlament zu ſein. Ihr Votum ſollte nur ſo viel gelten als es wiege.

Ein kühler Sommer wehte durch die hochgelegene freundliche Stadt, welche nordwärts in die thüringiſche Ebene, südwärts auf das nahe Gebirg, den Thüringer Wald blickt. An freier Promenade ſteht ein ſchönes Schauſpielhaus, und deſſen Rotunde mit einem lichten Saale war der Sammelpunkt, wo man ſich wiederſah nach ſo ſchwerem Leide, inmitten ſo ſchweren Leides. Draußen am Bahnhofe erwartete man die von fern Kommenden und ſchloß ſich in die Arme. Keins der geachteten oder geliebten Häupter fehlte, ja längſt Ausgeſchiedene hatten ſich wieder eingefunden, wie Compes, wie Jakob Grimm. Becker aus Gotha, einer unſrer beſten Männer, hatte Alles trefflich vorbereitet in der wohlwollenden, herzlich entgegen kommenden Stadt. Er übernahm auch zunächſt den Vorſitz, und die Debatte blühte auf, ſchöner denn je. Die Kräfte und Talente waren alle friſch erhalten trotz der Kümmerniß, und da es keine grelle Meinungsverſchiedenheit gab unter Männern die alle ein beſtimmtes Ziel hatten, ſo floß die Rede feiner und reizender als man es je in der Paulskirche gehört hatte. Nie war ein Tag von ſolchem parlamentariſchen Glanze erlebt worden als da am 27. Juni in jener Rotunde zu Gotha Gagern, Beckerath, Simſon, Waitz, Stahl, Vincke, Baſſermann, Soiron hintereinander ſprachen. Um nicht officiell zu erſcheinen hatte man keine Zuhörer-Galerie geöffnet, kein Redner war alſo auf breite oder grobe Wirkung bedacht, jeder konnte ſich in den feinſten Beziehungen ergehn, und der Witz, die Satire wie die ſtechendſte Klage hatten das freieſte Feld, fanden volles Verſtändniß.

Man einigte ſich leicht. Das Wahlgeſetz nur machte Schwierigkeiten, und eine Anzahl von Hannoveranern hielt das für wichtig genug, um das Ganze dafür auf's Spiel zu ſetzen. Dennoch fanden ſich 130 und durch ſpäteren Zutritt von ſolchen, welche nicht nach Gotha reiſen gekonnt, eine noch größere Anzahl Unterſchriften für folgende Erklärung:

„Die ſchweren Bedrängniſſe des Vaterlandes, die Gefahren eines Zuſtandes, welcher keine Bürgſchaften des Friedens im Innern, der Stärke nach Außen bietet, haben es den Unterzeichneten zum Bedürfniß gemacht, ihr Urtheil über die gegenwärtige Lage der Dinge gemeinſam feſtzuſtellen und ſich über den Weg zu verſtändigen, auf welchem jeder Einzelne von ihnen in Erfüllung ſeiner Pflichten gegen das Vaterland dazu mitwirken kann, daß ein der Nation Einheit und Freiheit gewährender Rechtszuſtand hergeſtellt werde. — Das Ergebniß der darüber in Gotha vom 26. 27. und 28. Juni d. J. gehaltenen Beſprechungen faſſen ſie in folgenden Sätzen zuſammen:

I. Innig überzeugt, daß die deutſche Nationalverſammlung, als ſie am 28. März d. J. die deutſche Reichsverfaſſung verkündigte, derjenigen Stellung gemäß gehandelt hat, welche die Lage der deutſchen Dinge ihr anwies *), dürfen die Unterzeichneten doch die Augen vor der Thatſache nicht verſchließen, daß die Durchführung der Reichsverfaſſung ohne Abänderung zur Unmöglichkeit geworden iſt. Da hingegen iſt in der Verfaſſungsaufſtellung, welche die Berliner Conferenz bietet, neuerdings ein Weg eröffnet, auf welchem ſich der verlorene Einigungspunkt möglicherweiſe wieder finden läßt. Das Betreten dieſes Weges nicht zu verſchmähen mahnt uns

---

*) Um dieſes Satzes willen nur, welcher ſeinem Vereinbarungsprinzipe widerſprach, unterzeichnete Vincke nicht, obwohl er ſich zu allen übrigen Sätzen bekannte.

das von innern und äußern Feinden ſchwer bedrohte und vom Bürgerkriege zerfleiſchte Vaterland, eben ſo dringend aber der Inhalt jenes Entwurfs, der, wie entſchieden man auch einzelne ſeiner Beſtimmungen verwerfen möge, dennoch die unerläßlichen Grundlagen des deutſchen Bundesſtaates, namentlich ein erbliches Reichsoberhaupt in der Perſon des mächtigſten rein deutſchen Staates, ein Staatenhaus und ein Volkshaus — und ſomit den Kern der Reichsverfaſſung in ſich aufgenommen hat.

II. Den Unterzeichneten ſtehen die Zwecke, welche durch die Reichsverfaſſung vom 28. März erreicht werden ſollten, höher als das ſtarre Feſthalten an der Form, unter der man dieſes Ziel anſtrebte. Sie betrachten die von den drei Königreichen dargebotene Verfaſſung als eine der Nation ertheilte unverbrüchliche Zuſage, und erkennen an, daß der von denſelben eingeſchlagene Weg zum Ziele führen kann, unter der Vorausſetzung:

> daß alle deutſche Regierungen, welche zur Berufung eines Reichstages auf obiger Grundlage mitwirken, dem Reichstage in einer jede einzelne Regierung bindenden Form gegenübertreten, und
>
> daß die dem Reichstage vorbehaltene Reviſionen ſich nur auf ſolche Verfaſſungsbeſtimmungen erſtreckt, welche in der Reichsverfaſſung vom 18. März und dem Entwurfe vom 28. Mai nicht wörtlich oder weſentlich übereinſtimmen.

III. Erſcheint es daher als politiſch nothwendig, daß die andern deutſchen Staaten — abgeſehn von dem den deutſchen Bundesſtaat verneinenden Oeſterreich — ſich an jene Verfaſſungsvorlage in bindender Weiſe baldigſt anſchließen und die ſchleunige Berufung eines Reichstags möglichſt befördern, ſo erwächſ't auch für die Einzelnen die Verpflichtung, in ihren Kreiſen und nach ihren Kräften zur Vollendung des großen vaterländiſchen Werkes beizutragen.

IV. In dieſem Sinne wird es von den Unterzeichneten als die hauptſächlichſte Aufgabe betrachtet, für das Zuſtandekommen eines Reichstages, alſo auch für die Betheiligung bei den Wahlen zu wirken. Was die Wahlen zum Volkshauſe betrifft, ſo ſind dem in Frankfurt beſchloſſenen, die unmittelbare Durchführung vorausſetzenden Wahlgeſetze nicht zu beſeitigende Hinderniſſe entgegen getreten, und daher erfordert es das Wohl des Vaterlandes, daß für die Wahlen eine andre geſetzliche Norm maaßgebend werde. In dieſer Rückſicht erkennen die Unterzeichneten es als das Angemeſſenſte an, wenn in jedem einzelnen Staate auf landesverfaſſungsmäßigem Wege das Wahlgeſetz für den nächſten Reichstag feſtgeſtellt wird. Wenn dies aber unter den obwaltenden Umſtänden nicht erreichbar ſein ſollte, ſo würde doch (wie dies ſchon in der Berliner Denkſchrift in Ausſicht geſtellt iſt) den Einzelnſtaaten überlaſſen bleiben müſſen, bei Ausführung des mit dem Verfaſſungsentwurfe vorgelegten Wahlgeſetzes die durch ihre abweichenden Verhältniſſe gebotenen Modifikationen anzuordnen, und jedenfalls glauben die Unterzeichneten nicht verantworten zu können, wenn ſie durch ihre Haltung dazu beitragen ſollten, das Zuſtandekommen des ganzen Werkes an den Bedenken gegen ein Wahlgeſetz ſcheitern zu laſſen.

Demnach halten die Unterzeichneten, in Erwägung der ſchwer bedrohten Lage des Vaterlandes, deſſen Exiſtenz ohne Betreten dieſes Weges gegenwärtig auf's Höchſte gefährdet iſt, ſich für verpflichtet, unter den angeführten Vorausſetzungen:

I. ſo viel an ihnen iſt, auf den Anſchluß der noch nicht beigetretenen Staaten an den von der Berliner Conferenz vorgelegten Entwurf hinzuwirken, und

II. an den Wahlen zum nächſten Reichstage ſich zu betheiligen.

Gotha den 28. Juni 1849.

Albert aus Quedlinburg. Anz aus Marienwerder. Bandelow aus Kranz. Barth, Dr., aus Kaufbeuern. Baſſermann aus Mannheim. Becker aus Gotha. von Beckerath aus Crefeld. Behncke aus Hannover. Bernhardi aus Caſſel. Beſeler aus Greifswald. Bonardy aus Greiz. Biedermann aus Leipzig. Böcking aus Trarbach. Böcler aus Schwerin. Brackebuſch aus Hannover. von Breuning aus Aachen. Breuſing aus Osnabrück. Briegleb aus Coburg. Brons aus Emden. Bürgers aus Cöln. von Buttel aus Oldenburg. Cetto aus Trier. Compes aus Cöln. Dahlmann aus Bonn. Dammers aus Nienburg. Deeke aus Lübeck. Degenkolb aus Eilenburg. Dröge aus Bremen. Duckwitz aus Bremen. Dunker aus Halle. Ebmeier aus Paderborn. Eckert aus Bromberg. Emmerling aus Darmſtadt. Esmarch aus Schleswig. Falk aus Ottolangendorf in Schleſien. Fallati aus Tübingen. Fiſcher aus Jena. Franke aus Schleswig. H. von Gagern aus Darmſtadt. M. von Gagern aus Wiesbaden. Gevekoht aus Bremen. Giech, Graf, aus Thurnau. Gier aus Mühlhauſen. Göden aus Krotoszyn. Jakob Grimm aus Berlin. Groß aus Leer. Hallbauer aus Meißen. Hausmann aus Brandenburg. Haym aus Halle. Henkel aus Caſſel. Hergenhahn aus Wiesbaden. Höfken aus Hattingen. Hofmann aus Friedberg. Jakobi aus Hersfeld. Jahn aus Freiburg an der Unſtrutt. Johannes aus Meiningen. Jordan (Wilhelm) aus Berlin. Jordan aus Gollnow. Jucho aus Frankfurt a. M. Keller, Graf, aus Erfurt. Kerſt aus Meſeritz. Kierulff aus Roſtock. Koch aus Leipzig. Krafft aus Nürnberg. Kratz aus Wintershagen. Lang aus Verden. Laube, Dr., aus Leipzig*). Leverkus aus Oldenburg. Liebmann aus Meiningen. Loew aus Magdeburg. Loew aus Poſen. Mann aus Roſtock. Marcus aus Bartenſtein. Martens aus Danzig. Mathy aus Carlsruhe. Matthies aus Greifswald. Maukiſch aus Dippoldiswalde. H. H. Meier aus Bremen. Meviſſen aus Cöln. Michelſen aus Jena. Robert Mohl aus Heidelberg. von Mylius aus Jülich. Nerreter aus Frauſtadt. Oberg aus Hildesheim. Oſtendorf aus Soeſt. Overweg aus Haus Ruhr. Pinder aus Woinowitz. Plaß aus Stade. Plathner aus Halberſtadt. Rahm aus Stettin. Rättig aus Potsdam. Friedrich von Raumer aus Berlin. Hans von Raumer aus Dinkelsbühl. Reh aus Darmſtadt. Rieſſer, Dr., aus Hamburg. Röben aus Dornum. Rümelin aus Nürtingen. von Sänger aus Grabow. Schick aus Weißenſee. Schierenberg aus Detmold. Schneer aus Breslau. Scholten, Dr., aus Wardt. Scholtz aus Neiße. Schrader aus Brandenburg. Schreiber aus Bielefeld. Schwarz aus Halle. Siemens aus Hannover. Simſon aus Königsberg. von Soiron aus Mannheim. Sprengel, Dr., aus Waren in Mecklenburg. Stahl aus Erlangen. von Stavenhagen aus Berlin. Stedmann aus Haus Beſſelich. Steindorf aus Schleswig. von Thielau aus Braunſchweig. Veit aus Berlin. Verſen aus Nieheim. Wachsmuth aus Hannover. Waitz aus Göttingen. Wichmann aus Stendal. Widenmann aus Düſſeldorf. Wiethaus aus Wipperfürth. Wurm aus Hamburg. von Wydenbrugk aus Weimar. Zachariä aus Bernburg. Zachariä aus Göttingen. Ziegert aus Pr. Minden. Zöllner aus Chemnitz.

---

*) Nicht als Abgeordneter für einen öſterreichiſchen Bezirk, ſondern als Erſatzmann des ausgetretenen Grävell für einen preußiſchen Bezirk.

Durch Zuſchrift aus der Heimath erklärten noch ihren Beitritt: E. M. Arndt aus Bonn. Braun aus Cöslin.

J. G. Droyſen aus Kiel. O. von Keudell aus Berlin. Lette aus Berlin. Marcks aus Duisburg. Nizze aus Stralſund. Fr. Röder aus Neuſtettin. von Selaſinsky aus Berlin. Thöl aus Roſtock. Wagner aus Jaſtrow.

So war das Opfer gebracht.“ Man verſtändigte ſich über ferneren Zuſammenhang als Partei, welche in Frankfurt ihren Mittelpunkt, in der „Deutſchen Zeitung“ ihr Organ haben ſollte. Dieſer Zuſammenhang wurde ſehr loſe angelegt; Parteitreiben war vielleicht zu wenig im Geſchmack dieſer Männer. Man reichte ſich die Hand, und ſchied. Unter ſchwacher Hoffnung, unter kummervoller Sorge. Selbſt Heinrich von Gagern glaubte kaum noch an nahe Erfüllung, wenn er auch an der endlichen Erfüllung nicht zweifelte. Sein eignes Leben belehrte ihn nur zu klar, wie langſam Stamm und Zweige eines Reiches wachſen. Bei Belleallianee ſchon hatte der ſechzehnjährige *) Heinrich eine Naſſauſche Compagnie in's Feuer geführt für Deutſchlands Befreiung, und — der Wiener Kongreß, der Bundestag war gefolgt. Burſchenſchaften hatte er ſtiften geholfen in Heidelberg, Jena und Göttingen zur Erringung deutſcher Einheit, und — die Karlsbader Beſchlüſſe waren gefolgt. Für konſtitutionelle Regierung hatte er ſo viele Jahre lang in Heſſen-Darmſtadt gerungen, und — immer hatte der Bundestag den Gegnern zum Siege geholfen

---

*) 1799 am 20. Auguſt iſt er im Schloſſe zu Baireuth geboren. Zum Soldaten ward er in München erzogen.

ſen. Immer wieder, immer wieder hatte ihn das Volk gewählt, und als es endlich zur Erfüllung gekommen war, Anno 48, da ſtimmten die neuen Volksfreunde gegen ihn, und warfen das nahezu fertige Werk wiederum in die Hände der Gegner, wieder in's Chaos zurück.

Und doch ſind wir vorwärts gekommen, ſagte er in ſeinem heiteren Muthe auch beim Scheiden von Gotha, doch ſind wir dem Ziele nahe, doch werden wir das Ziel erreichen! Der großen moraliſchen Kraft unſrer Nation dürfen wir vertrauen. Thue Jeder von uns das Seine, mag es auch ausſehn, als ob wir wieder von vorn beginnen müßten. Der Genius unſrer Nation wird uns zum Siege führen.

An dieſen Genius glaubte er noch unerſchütterlich. Was auch geſchehen war um den Unglauben in die Höhe zu bringen, Gagern war deutſch-gläubig geblieben. Wer ihn nicht wiedergeſehn ſeit dem Vorparlamente, der geſtand wohl bekümmert ein beim erſten Anblicke: daß der hohe, ſtattliche Führer gealtert ſei in der drangvollen Noth verzehrender Kämpfe. Das kurze Haar zeigte jetzt grauen Anflug, um das große blaue Auge hatten ſich feine Furchen eingenagt, um den Mund war ein ſchmerzlicher Zug gelagert ſo lange er ſchwieg. Ja die Seele war ihm ſchwer gepeinigt worden, aber geſund war ſie verblieben fort und fort. Die Kunſt des Hoffens, die Spannkraft des Muthes war unverletzt. So wird er ſein bis zum letzten Athemzuge. Er iſt das, was Goethe „eine Natur“ nennt, eine Natur für unſer Vaterland. Nirgends an den

Augenblick und auch nicht an ein Syſtem gebunden überdauert er jeglichen Wechſel; ſein Leben kommt nicht von irgend einem Syſteme, es iſt ein eigenes Leben. Vielleicht nur von Deutſchland abhängig, und eben deshalb vielleicht dann in den Tod verſinkend, wenn die letzte Hoffnung für den deutſchen Staat am Horizonte verſänke, wenn ſie wirklich verſänke ein verdunkelter Sonnenball unter den grauen Nebeln des Neides und Eigennutzes deutſcher Stämme und Staaten. Dann müßte Gagern ſterben; keine künſtliche Kur diplomatiſcher Aerzte könnte ihn am Leben erhalten. Aber auch dann noch, wenn ich den gewaltigen Leib dieſes unſers Siegfrieds ſtarr im Graſe liegen ſähe, ſtarr und entſeelt, auch dann noch würde ich glauben: die Seele ſchwebe noch über ihm nahe an der Erde, irgend eines Lichtblitzes gewärtig, und mit ſolchem Lichtblitze werde ſie wieder abwärts ſchießen in dieſe breite Bruſt, und werde den langen Körper wieder aufrichten. Iſt's nicht die Sonne, ſo thut's der Mond. Es giebt eine Sage, daß der Mondesſtrahl einen Gefeiten wieder zum Leben erweckt. Und wär's dann nur für eine Nacht, und wär's dann nur für ein Bankett jenes poetiſchen Deutſchlands unter all den Burſchenſchaften vom Reformationsfeſte 1817 bis zum Märzen 1848, dieſe eine Nacht, erfüllt von unſern alten Liedern „Wir woll'n das Wort nicht brechen, Und Buben werden gleich, Woll'n predigen und ſprechen, Vom Kaiſer und vom Reich!“, dieſes einzige Geiſterbankett, welchem Heinrich von Gagern präſidirte, ſie wären im Stande die

Räuber und Mörder Deutſchlands in Verzweiflung und Wahnſinn zu treiben, ſie wären im Stande eine verwilderte Jugend wiederum um die eine, einzig geweihte Fahne zu ſammeln, um die ſchwarzrothgoldne Kaiſerfahne unſers Vaterlandes.

Mögen ſie lächeln unſre Gegner, daß an nichts weiter zu appelliren wäre als an Poeſie. Eines noch nicht verſtorbenen Volkes Poeſie iſt am letzten Ende doch unwiderſtehlich. Sie iſt die Familienreligion eines Volkes. Einunddreißig Jahre, vom Jahre 1817 an habt Ihr gelächelt über die Poeſie der Burſchenſchaft bis Euch plötzlich das Lächeln unter Entſetzen erſtarrte, als die deutſche Fahne von allen Zinnen wehte, man wußte nicht woher ſie kam, und es war keine andre Verſchwörung vorhanden geweſen, als die Verſchwörung deutſcher Poeſie. Ihr ſchöpftet wieder Athem als man uns die vaterländiſche Fahne entweihte durch freche Unbill die für Freiheit ausgegeben wurde. Das ſtärkte Euch allerdings, denn wir konnten für unſre eignen Farben nicht ſtreiten, wir konnten nicht einen hohlen franzöſiſchen Staat wollen in Deutſchland, wir mußten in erſter Linie einſtehn für ein organiſch gegliedertes Staatsleben, welches in deutſcher Sitte und deutſchem Geſetz beruht. So konntet ihr uns die Verfaſſung entwenden. Uns! Nun wird ſie Poeſie des Volkes. Sehet fein zu, daß Ihr Wirklichkeit und Bedürfniß nicht einander gegenüber laßt als Todfeinde, ſonſt kommt einſt mit dem nächſten Märzen unausbleiblich wie das Schickſal die ganze Verfaſſung des erſten deutſchen Parlamentes über Euch unter Gottes Donner. Denn alſo geſchieht's mit der ſpöttiſch angeſehenen Poeſie eines Volkes. Daß jene Frankfurter Verfaſſung fertig geworden mit vier Stimmen Mehrheit, das habt Ihr belächelt, und darin ſeid Ihr kurzſichtig geweſen. Das Fertiggewordene iſt ewig. Nach Euren dogmatiſchen Proteſten fragt der Augenblick, nicht aber die Geſchichte. Wo ſind die Stuarts mit ihrem Dogma? In den Archiven und Grüften.

Ja, wir geben es gern zu, es iſt etwas von Romantik, es iſt etwas von Poeſie was in der Politik nicht gelten ſoll, um Heinrich von Gagern. Gerade das macht ihn uns theuer, gerade das macht ihn mächtig. Er vertrat für uns und vertritt für uns gegen die Feinde innen und außen die deutſche Seele.

Die Diplomaten des Partikularismus ſahen mit Genugthuung im Herzen zu, als der geſchlagene Reichsminiſter von Gotha zu Fuß auf den Thüringer Wald hinaufſtieg, und uns auf die Zukunft verweiſen mußte. Auf der Wartburg und im Hörſelberge ſollte er getroſt das verloren gegangene Reich deutſcher Phantaſie ſuchen. Habe er es ja doch eben ſelbſt in Gotha aufgegeben. Gerade daß er kein Phantaſt iſt bei allem Glauben an das Höhere in einem Volke, gerade daß er das zunächſt Mögliche mit feſter Hand ergreift, das macht den Gegnern ſo viel zu ſchaffen. Bei Philippi ſehen wir uns wieder, rief des ermordeten Cäſars Geiſt ſeinen Mördern zu. Die Gegner werden Gagern wiederſehn.

Und die da auf der andern Seite hinausfuhren aus Gotha, und die für die nächſte Zukunft des deutſchen Bundesſtaates redlich geſorgt zu haben glaubten, ſind ſie etwa nur Poeten? Der eherne Bürger des konſequenten Gedankens, der Cato des Parlamentes, Dahlmann? Oder der unerbittliche Held des Rechtsbodens Vincke, welcher ſeine eigenen Wünſche erſchlägt, wenn ſie nur poetiſch ſein wollen? Oder jener magere, peinlich gewiſſenhafte Beckerath, welcher zuerſt das herbe Wort: „Wir müſſen ſcheiden!“ in die Paulskirche warf, als die Poeſie ſich nicht entſchließen konnte den Bürgerkrieg Bürgerkrieg, die Revolution Revolution zu nennen! Oder Mathy, der fein erwägende und abwägende? Oder Baſſermann der gefürchtete Praktiker, welcher die Leichen zu wittern pflegt, auch wenn ſie noch in prahlender Lebenskraft wandeln? Oder Simſon, der diplomatiſche Juriſt, Beſeler, welcher die Staatsfugen erforſcht bis in die unſcheinbarſten Spalten? Oder Duckwitz, der Kaufherrn-Senator? Oder Soiron, der Lebemann mit kerngeſundem Blick? Oder Stedmann, Compes, Widenmann die kräftigen Rechtsmänner vom Rheine? Sollen dieſe Führer und Stützen der Bundesſtaatlichen etwa nur für Poeten und Profeſſoren gelten? Ach nein, dieſe Schelt- und Stichworte haben wenig oder nichts zu bedeuten. Die Ungeduld oder der Aerger finden überall ein Scheltwort und müßte es aus dem beſten

Beſtandtheile des Gegners herausgeſchnitten werden. Der Janhagel ſpricht es gelehrig nach, und das Geſchwätz von Profeſſoren-Politik und Profeſſoren-Verfaſſung wird abgegriffene Münze des Tages, mit welcher die Gedankenloſigkeit ihre kleinen Ausgaben der Unterhaltung beſtreitet. Im Jahre 1813 war es ebenfalls in hohen Kreiſen, ſelbſt in Preußen, gangbare Münze, daß das allgemeine Aufgebot gegen den Reichsfeind Napoleon Poetentreiben und Profeſſorentreiben genannt wurde — es iſt dieſe kleine Münze abhanden gekommen in den Freiheitskriegen. Sie wird jetzt abhanden kommen in Erkämpfung des Bundesſtaates. Albern genug iſt es, noch im Herbſte 49 damit zu klimpern, nachdem ſich praktiſch erwieſen hat, daß alle politiſche und diplomatiſche Praktik nicht eine Spanne weit von den grundſätzlichen Bedingungen jenes Profeſſoren-Parlamentes hat abkommen können, ohne in's Leere wirkungslos verloren zu gehn. Eiligſt und fluchend hat all dieſe Praktik immer wieder zurück gemußt zu den trennenden oder verbindenden Felswänden, welche die Paulskirche aufgeführt wie aus Granit. Hier iſt der Fels, hier ſpringe! heißt es in allen ſpäteren Staatskonferenzen, und wird es heißen bis man ſich entſchloſſen hat. Nein, da hilft kein Fluchen und kein Beten! das Nothwendige iſt richtig vorgezeichnet worden vom erſten deutſchen Parlamente; das Geſetz iſt gefunden, und die Männer vom Centrum, vom Weidenbuſche und von Gotha haben konſequent gethan, was die Einführung dieſes Geſetzes in friedlicher Verſtändigung möglich machen konnte. Auch das Opfer haben ſie nicht geſcheut, um ſtatt des Beſten wenigſtens das Gute zu ermöglichen.

Aber nicht nur die natürlichen Gegner, nicht nur die Partikulariſten von Amt und Beſitz, auch die natürlichen Freunde haben das Unglück geſteigert. Nicht das erſte Scheitern der Verfaſſung — auf welches man gefaßt ſein konnte, denn ſo Großes wird ohne Gewaltſamkeit mit einem Schritte nicht erreicht — nicht das Frühjahr 49 war unſer eigentliches Unglück. Im Herbſte 49 erſt war's offenbar, daß uns die Augen ſchmerzten wie das Herz. Da ward es in den Staaten und Stämmen offenbar das wirkliche Unglück: wie weit wir noch entfernt ſind von politiſchem Verſtande und vom Lebensdrange einer Nation. Die Miſere der kleinen Nationen in Deutſchland ſchoß noch einmal auf in geile, giftige Blüthe.

Was den Souverainetäten von Napoleons Gnaden in Deutſchland zuzutrauen war für Deutſchlands wirkliche Einheit, das wußten wir vorher. Sie haben genau Wort gehalten und haben gründlich motivirt: warum das erſte deutſche Parlament die formelle Vereinbarung abgewieſen. Der bairiſche Premier hat ſo lange gearbeitet, durch Auseinanderdrängen die deutſche Einheit in Geſtalt bairiſcher Souverainetät herzuſtellen, bis dieſer kleine Stil auch Oeſterreich zu lange dauerte, bis ſelbſt dicke Schädel in Baiern inne wurden: dies ſei wohl nicht der rechte Weg.

Dies hat kaum Einen überraſcht, der dem Gange des Parlamentes unbefangene Aufmerkſamkeit zugewendet.

Ueberraſchender war ſchon die Offenbarung Hannovers und Sachſens, der Mitbegründer des Dreikönigsbündniſſes, welche in Geſtalt eines Vorbehaltes zu Tage kam. Im Augenblicke äußerſter Gefahr und Noth waren ſie mit einem Bündniſſe hervorgetreten, welches die Aufregung beſchwichtigen konnte, weil es den geraden Weg einſchlug zu dieſer Befriedigung. Und der Vorbehalt, welcher erſt ſpäter bekannt wurde? Der Vorbehalt knüpfte das Zuſtandekommen dieſes in voller Verfaſſung vorgelegten Bundesſtaates an Bedingungen, nun, an welche Bedingungen? An diejenigen Bedingungen, welche wir eben erlebt hatten, welche — das Zuſtandekommen eines Bundesſtaates unmöglich machten. Die Befriedigung Oeſterreichs müſſe ſtatt gefunden haben, und alle, alle übrigen Staaten müßten dem Bündniſſe beigetreten ſein, ehe von der Vereinbarung der Verfaſſung mit einem zweiten Parlamente die Rede ſein könne. Wenn ein Staat, ſei es Homburg! nein ſage, ſo ſei man ſeiner Zuſage entbunden. Die römiſchen Patrizier haben bekanntlich unter ganz ähnlicher Form das Volkstribunat einſt zugelaſſen. Das einzige Veto eines einzigen Tribuns konnte Alles rückgängig machen, und die Patrizier hätten ſich geſchämt, ſelbſt gegen einen Vorſchlag der Gracchen einen Volkstribun und deſſen Veto für ſich nicht gewinnen zu können.

Dies iſt geſchehn zur Befriedigung deutſchen Einheitsdranges Ausgang Mai's 1849. Dies iſt geſchehn von Miniſtern, welche einige Wochen vorher durch Preußen von einer badiſchen Kataſtrophe errettet worden waren; iſt geſchehn von einem Manne wie Stüve, deſſen eigenſinnige Anſicht von juriſtiſcher Partikularberechtigung wir beklagen, aber immerhin bis auf einen gewiſſen Grad reſpektiren konnten. Kein Diplomat des alten Bundestages zur Zeit der Karlsbader Beſchlüſſe kann ihm und dieſem Vorbehalte die Anerkennung eines advokatenmäßigen Auskunftsmittel verſagen.

Aber ſelbſt dies war noch nicht das Ueberraſchendſte. Selbſt hierbei überſahen wir noch nicht den Umfang deutſchen Unglücks. In unſerm Volke ſelbſt ſollte er ſich enthüllen.

Nun jenes Land Sachſen war ja in Frankfurt und daheim ultraiſtiſch für Nationalſouverainetät und wenigſtens für die Reichsverfaſſung; dieſes Land Hannover hatte ſich beſonnen aber energiſch in [illegible] Mehrzahl ſeiner Abgeordneten, und offenbar auch [illegible] Mehrzahl ſeiner Bewohner für die Reichsverfaſſung erklärt. Solche Länder werden ja ſolchen Vorbehalt überfluthen mit dem entrüſteten Ausbruche der öffentlichen Meinung, wenn nicht Alles, was ſie kurz zuvor noch geſagt, gewollt und vertreten, eitel Hohlheit und Phraſe geweſen ſein ſoll! Werden ſie? — Sie haben es nicht gethan. Sie haben ſich nicht bloß verwirren laſſen, ſie haben ſich recht abſichtlich ſelbſt verwirrt, um den Grundgedanken, den Gedanken deutſcher Einheit, den Gedanken eines deutſchen Staates zu Grunde zu richten. Der Hergang in Hannover war zu entſchuldigen. Dort war die eigentlich partikulariſtiſche Tendenz geringer. Dort ſteifte ſich die unpolitiſche Unluſt gegen den allein noch möglichen Weg in einen Bundesſtaat, gegen das Dreikönigsbündniß, ſie ſteifte ſich auf die Verfaſſung des Parlamentes. Mañ war nur unpolitiſch, nicht unehrlich gegen den deutſchen Gedanken. So wie die Entwickelung einmal gegangen iſt, konnte im Jahre 49 die Verfaſſung des Parlamentes in ihrer Urſprünglichkeit nicht mehr organiſch durchgeführt werden. Sie war in den Bereich des Ideals verwieſen. Sie wird aus dieſem Bereiche erſt dann wieder in der Wirklichkeit erſcheinen, dann aber gewiß! wenn das Bedürfniß eines deutſchen Staates auch nicht annähernd befriedigt wird. So lange dieſe Befriedigung auf verfaſſungsmäßigem Wege von den Regierungen gefördert wird, ſo lange iſt das ausſchließliche Fordern der Parlamentsverfaſſung ein eben ſo unfruchtbarer Dogmatismus wie der Dogmatismus des göttlichen Rechtes auf Seiten des Monarchismus, ſo lange iſt dies ausſchließliche Fordern nur angethan, die deutſchen Patrioten zu ſpalten und dadurch die Gegner zu ſtärken. Es ſündigt dies ausſchließliche Fordern gegen den Geiſt und Wunſch des Gelingens, es iſt rechthaberiſch aber nicht politiſch. Die Lage Süddeutſchlands mit ſolcher unpolitiſchen Rechthaberei, mit dem Steifen auf Oeſterreich iſt zeitig genug beim Bankerott ſolcher Politik angekommen, um den Norden zu belehren. Dort in Süddeutſchland ſchlagen nun im Herbſte 49 ſelbſt die Wortführer ihre Hände über dem Kopfe zuſammen und rufen: So lange haben wir dem engeren Bundesſtaate widerſtrebt, bis wir vom Bundesſtaate überhaupt ausgeſchloſſen, und der Hegemonie Oeſterreichs überantwortet bleiben! Oeſterreichs, eines Staates, der ja ſeiner Zuſammenſetzung nach nun und nimmer die Ausbildung unſrer demokratiſchen Ideale dulden kann! — Einem ähnlichen Bankerotte gehen diejenigen Norddeutſchen entgegen, welche ſich vom neuen Sammelpunkte abſondern, auch wenn ſie dies aus den ehrenwertheſten Gründen thun. Das Gelingen einer politiſchen Entwickelung verlangt eben auch politiſchen Verſtand.

Und doch, was will dieſer Vorwurf beſagen gegen die Haltung, welche wir während der Uebergangsperiode zur Dreikönigsverfaſſung in der ſächſiſchen Preſſe, ja in Sachſen überhaupt erlebt haben! Jener Vorbehalt der Regierung, welcher die Unmöglichkeit einer deutſchen Einigung in ſich ſchloß, wurde acceptirt, und die deutſche Frage, *die deutſche Frage!* wurde als unzeitgemäß zurückgeſtellt, wurde der Zukunft, irgend einer Zukunft anheim gegeben! Bei den Wahlen zum Landtage ſchämte man ſich nicht, die deutſche Frage als eine offene Frage zu behandeln. Nur wer ſie als eine ſolche, jeder neuen Wendung preisgegebene Frage anſähe ſollte gewählt werden! In dieſem Punkte verneinender Ablehnung war Demokrat und Partikulariſt ideell coaliſirt wie in Frankfurt, und ſie ſtellten die Mehrheit des Landes dar. Daſſelbe Land alſo, welches faſt nur Linke nach Frankfurt geſendet und dort ein gedeihliches Reſultat ſo erſchwert, welches in ſeinem Maiaufſtande die Bewegung für die Verfaſſung ſo ſchwer kompromittirt hatte, daſſelbe Land ließ jetzt den ganzen deutſchen Gedanken wie etwas Läſtiges fallen! — Und zwar ein Land mitten in Deutſchland, abhängiger denn irgend eins vom Zuſtandekommen einer deutſchen Ganzheit! Es iſt kaum je ein ſo trauriger Anblick erlebt worden in deutſcher Geſchichte. Erſt wird das Bedürfniß der Freiheit und des Vaterlandes übertrieben bis zum Thörichten, und dann wird das Bedürfniß des Vaterlandes verleugnet wie eine überlebte Laune.

Dieſe Erfahrung iſt ganz entſetzlich. Ueber Freiheit, wenigſtens über das Maaß von Freiheit läßt ſich ſtreiten. Soll man auch über das Bedürfniß des Vaterlandes ſtreiten und feilſchen müſſen, dann muß der Patriot freilich verzweifeln. Und doch iſt aus dieſer niederſchlagenden Erfahrung nicht wegzuleugnen: daß in vielen Theilen Deutſchlands weit mehr das Bedürfniß nach Freiheit und zwar nach unklarer, den Staat auflöſender Freiheit unſre Landsleute in den Enthuſiasmus getrieben hat Anno 48, weit mehr als das Bedürfniß nach einem einheitlichen Vaterlande, nach einem deutſchen Staate. Dies größte ſittliche Moment eines Volkes, ſich als ein Ganzes, ſich als ein ſolidariſches, zu Freud und Leid geeintes Ganzes darzuſtellen, ſich darzuſtellen und zu bethätigen als eine Geſammtheit die bis zur Perſönlichkeit ausgebildet, die zur Nation erwachſen iſt — dies Moment hat die

Beſſeren und Edleren getrieben und begeiſtert zur Idee des deutſchen Parlaments, zur Durchführung, nicht nur eines erſten, ſondern eines immer wiederkehrenden deutſchen Parlamentes. Wer das vergeſſen und verleugnen kann, der hat keinen vollen Antheil an deutſcher Erhebung, der iſt unſer Feind und iſt zu züchtigen, er ſtehe hoch oder niedrig. Ja, jene bittre Erfahrung vom Sommer und Herbſte 49 hat uns belehrt, daß wir nicht nur im Egoismus der Einzelnfürſten die Widerſacher deutſcher Einheit zu ſuchen haben. Kaum wich der Zauberbann der Aufregung, ſo wich auch die Spannkraft des deutſchen Gedankens aus Staaten und Stämmen, welche ſich gerade gefliſſentlich hervorgethan hatten durch große Worte, es wich der patriotiſche Gedanke des Opfers, ohne welches nun und nimmer eine deutſche Einheit entſtehen kann. — Iſt dieſer Gedanke des Opfers nicht lebendig zu erhalten, dann ſind wir der Einheit nicht werth, und werden ſie niemals auf dem Wege friedlicher Vereinbarung erreichen. So iſt es und ſo war es: in erſter Linie fehlte der mächtige Monarch im mächtigen Einzelnſtaate um das Werk des Parlamentes in's Leben zu führen, wenn's Noth that in's Leben zu fechten; in zweiter Linie fehlte das durchgebildete, zur Reife der Einheit durchgebildete Volk. Natürlich ſchalt man hinterher auf's Parlament! Das hätte nicht nur eine Verfaſſung, ſondern auch ein perſönlich mächtiges Oberhaupt und ein politiſch kundiges, ein patriotiſch hingebendes Volk machen ſollen.

Ihr werdet, Gott wird es uns gewähren, noch manches Parlament ſehn, Ihr werdet nie etwas damit ausrichten, ſo lange Ihr ſelbſt nicht beſſer werdet.

Jene Wendung im Sommer und Herbſte 49, dieſer furchtbare Rückfall in den kläglichſten Partikularismus innerhalb der mittlern Staaten, führt von ſelbſt unſre Gedanken zurück auf Anfang, Mitte und Ende des erſten Parlaments und auf die Grundübel ſeiner Hinderniſſe. Die Schlange hat erſichtlich ihr dürftiges Ziel erreicht, ſie beißt ſich in den eignen Schwanz. Ihr habt nicht hören wollen, daß ein Dualismus beſtehe von zwei Großſtaaten in Deutſchland, und daß ihm zuerſt und zuletzt Rechnung getragen werden müſſe, wenn aus Deutſchland etwas werden ſolle. Die wirklichen Machtverhältniſſe meintet Ihr verſpotten zu können, und die Abgeordneten aus den kleinen Staaten waren die ärgſten Schreier, die Abgeordneten aus den mittlern Staaten waren die zäheſten und treuloſeſten Gegner des engern und weitern Bundes, des einzig möglichen, einzig hoffnungsvollen Planes. Um dieſer Schreier und Gegner willen kam der Plan mit Noth und nicht ohne Beſchädigung zum Abſchluſſe im Parlamente. Was zu weiterer Beſchädigung ſpäter noch geſchehen konnte, hat der kurzſichtige Eigennutz partikulariſtiſcher Miniſter und Beamten, kurzſichtiger Konſervativen, überſichtiger ſogenannter Volksmänner in den mittlern Staaten eifrigſt ausgeführt in der böſen Hoffnung, der dauernde Widerſpruch zwiſchen den beiden Großmächten werde die Mittelſtaaten in dauernder Macht der Verhinderung erhalten.

Da kam zu Anfang Oktobers das Interim und mit ihm die erſte Andeutung, die beiden Großmächte könnten ſich verſtändigen und in höchſter Inſtanz die mittlern Staaten mediatiſiren. Da war der ſo trotzig geleugnete oder ungetreu gegen Deutſchland ausgebeutete Dualismus in Form gefaßt, und zwar ſtand er plötzlich in gebietender Form vor Aller Augen. Geht es in dieſer Richtung organiſch weiter, ſo wird auf einem kurzen Umwege der Grundgedanke des erſten deutſchen Parlaments erfüllt, und es entſtehn dennoch die „Vereinigten Staaten von Deutſchland und Oeſterreich“, der engere und der weitere Bund.

Es fragt ſich nur, ob Oeſterreich konſequent auf ſolche poſitive deutſche Politik eingehn will. Der Freund Oeſterreichs wie der Freund Deutſchlands muß dies von Herzen wünſchen. Oeſterreich hat mit rieſenhafter Anſtrengung die furchtbarſte Kriſis überwunden, es hat eine unermeßliche Zukunft vor ſich — wenn es ſich mit voller Sicherheit und mit ganzem Nachdrucke auf Deutſchland ſtützen kann. Dies kann es nur, dies kann es aber ganz, wenn es Deutſchland konſtituiren, wenn es den deutſchen Bundesſtaat errichten hilft. Als deutſcher Bundesſtaat wird das jetzt tief untergrabene Deutſchland ein konſervativer, zuverläſſiger Staat, ſeinen unirten Stammesbrüdern in Oeſterreich zu Schutz und Trutz bereit gegen die ganze Welt.

Kann Oeſterreich von der wirklich veralteten Traditionspolitik, in Deutſchland hemmen und hindern zu müſſen, nicht loskommen, dann iſt Deutſchland, und Oeſterreich nicht minder, unabſehbar gefährdet. Beider Vortheil und Nachtheil iſt ſolidariſch. Neben einem revolutionairen Deutſchland kann Oeſterreich nicht beſtehn, und Deutſchland bleibt revolutionair bis es zu einem Staate geeinigt iſt. Wird dies nicht der Bundesſtaat, wie jeder Einſichtige wünſchen muß in Kenntniß der tiefen Quellen und Vorzüge unſrer Mannigfaltigkeit — dann wird es der Einheitsſtaat. Unter Krampf und Kampf furchtbarer Uebergänge hofft man auf dieſen Fall im Süden deutſche Eroberungen für Oeſterreich, und zögert man deshalb von überlebter Politik zu laſſen, ſo könnte man ſich bitter verrechnen. Die für Freiheitsformen bereits überſchäumenden ſüddeutſchen Länder können nur mit einem reindeutſchen Staate „befriedigt“ werden in voller Bedeutung dieſes Wortes. Für Oeſterreich, welches ein ganz anderes Durchſchnittsmaaß für Freiheit braucht, wären ſie ein Pfahl im Fleiſche. Jene Hoffnung auf ſüddeutſche Eroberung für Oeſterreich iſt aber deshalb doppelt thöricht, weil jener Krampf und Kampf für einen deutſchen Einheitsſtaat unfehlbar den eben geſtillten Krampf und Kampf im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate erneuen und alle Kräfte Oeſterreichs zur Selbſterhaltung in

Anſpruch nehmen würde. Das iſt nicht mehr zu hindern, daß jeder Pulsſchlag Deutſchlands in Oeſterreich mitempfunden wird und zu ähnlichem Gebahren treibt. Darum muß es Oeſterreichs erſte und letzte Sorge ſein, Deutſchland zu befriedigen, Deutſchland konſervativ zu machen. Das iſt möglich, das iſt leicht jetzt, da ein erſtes deutſches Parlament die richtigen Grundlinien vorgezeichnet. Kein Menſch kann wiſſen, welche Wendung bevorſteht, wenn dieſe Grundlinien verachtet werden, kein Menſch kann's wiſſen, ſo lange in Frankreich noch eine Republik beſteht, deren Entwickelung oder Aenderung unter dichten Schleiern ruht, wie genau auch der dreiſte Blick durch dieſe Schleier hindurchzuſehn meint. Oeſterreichs Eroberungen ſind naturgemäß vorgezeichnet: das Donauland bis in's ſchwarze Meer muß und wird ſein Land werden.

Als vereinigte Staaten im engern und weitern Bunde beherrſchen wir den Kontinent, als einander hindernde Staaten gehen wir beide zu Grunde.

Dieſe Löſung des Wirrwarrs in der deutſchen Frage war mit vollem Fuge das Alpha und Omega in der Paulskirche, dieſe Löſung hat das erſte deutſche Parlament herausgearbeitet aus dem Wuſte der Phantaſterei und der Intrigue. Leugnet die Richtigkeit ſo viel Ihr wollt, macht ſie zur Unrichtigkeit durch Euer Zuthun ſo lange Ihr könnt, das Nothwendige wird doch hindurchbrechen durch alle künſtlichen Dämme und

Deiche, und weder wahre Ruhe, noch Recht, noch Sicherheit wird entſtehn von Bremen bis Wien, von Memel bis Botzen, bis Ihr dieſen Spruch Eures Parlaments vollzogen.

Wir ſtreiten nicht um Souverainetät, wir ſtreiten um Wahrheit. Die Geſchichte ſoll und wird ſagen: Das erſte deutſche Parlament hat unter unerhörten Hinderniſſen und Schwierigkeiten die politiſche Wahrheit für Deutſchland geſucht und gefunden. Ihr werdet niemals ſeines Gleichen ſehn.

Regiſter über das ganze Werk.

A.

Abberufung der öſterreich. Deputirten. III. 419.
— — preußiſchen. III. 429.
Ahrens II. 53.
Andlaw, Freiherr v., I. 95.
v. Andrian II. 14. III. 73.
Angriff auf die Paulskirche II. 270 ff.
Arndt I. 250. III. 227 ff.
Arneth III. 19. 64. 207. 355.
Arnim, Graf, v. Boitzenburg I. 226.
Arnim, Freiherr v., I. 226. II. 233.
Auerswald I. 243. II. 276. Ermordung 299 ff.
Austritt des Centrums III. 430.

B.

v. Bally II. 102.
Barth III. 26. 252.
Baſſermann I. 94. 284 ff. II. 204. III. 50. 51. 114. 134 ff. 302. 305.
Becher in Wien I. 156.
Becker in Gotha III. 445.
Beckerath I. 209. 297. II. 76. III. 132. 211.
v. Beisler I. 300. II. 140. III. 6.
Berger aus Wien III. 68.
Berlin, Stimmung im April 1848 I. 133.
Beſeler, Georg, II. 33. 63. III. 389.
Beſeler, Wilhelm, III. 31. 184.
Biedermann I. 106. 113. III. 33. 133.
v. Biegeleben II. 81.
Blömer II. 236.
Blum I. 46. 99. 202. 242. 290. II. 57. 96. 160. 247. Seine Erſchießung III. 151 ff.
Bock aus Minden III. 17.
v. Boddien II. 95.
v. Bothmer III. 387. 394.
Brandenburg-Manteuffel'ſches Miniſterium III. 115 ff.
Braun von Cöslin I. 289.
Brentano II. 102.
Buhl I. 316.
Bundestag. Beſchluß des Vorparlaments I. 93 ff. Aufhebung der Ausnahmsbeſchlüſſe 102.
Bürgerverein in Frankf. II. 263.
Buß aus Freiburg III. 315.

C.

Camphauſen III. 405 ff.
Cenſus beim Wahlgeſetz III. 309.
Centralgewalt I. 240. Geſetz darüber II. 10.

Clemens II. 174.
Compes I. 221. II. 257.

D.

Dahlmann I. 64. 277 ff. II. 1 ff. 32. 190 ff. 212. III. 49. 265. 268.
v. Deetz II. 285. 289.
Detmold II. 42 ff. 64. III. 7. Miniſter III. 427.
Deutſche Vereine I. 127.
Deym, Graf, III. 78 ff.
Directorium III. 254.
Döllinger II. 140.
Dreikönigsbündniß III. 441.
Droyſen II. 35.
Duckwitz II. 74.
Duncker I. 287. III. 15.

E.

Edel I. 308. 312. III. 274. 316. 394.
Eiſenmann I. 52. II. 96. III. 6.
Eiſenſtuck III. 241.
Endlicher in Wien I. 180.
Epistol. obscuror. vir. II. 101.
Erblichkeit des Reichsoberhauptes III. 255. 392.

F.

Falk III. 31. 248.
Fallati II. 80. 200.
Fallmerayer III. 434 ff.
Federer III. 404.
Flir II. 152.
Förſter aus Hünfeld III. 6.
Francke aus Schleswig II. 14. 224.
Freudentheil II. 119.
Fröbel III. 151 ff. 272.
Funfziger-Ausſchuß I. 91. 123.

G.

Gagern, Heinr. v., I. 57 ff. 90. Präſident der Nat.-Verſ. 191. 325 ff. III. 33 ff. 87 ff. 181. Miniſterpräſident III. 186. 194. 203. 217. 363. 371. 390. 423. 452 ff.
Gagern, Max v., II. 81. 250. III. 444.
Gagern, der Vater, III. 57.
Gervinus im Vorparlam. I. 46.
Gfrörer II. 274.
Giskra in Wien I. 164. II. 176. 236. III. 65.
Göden aus Poſen II. 157.
Gothaer Verſammlung III. 444.
Grävell II. 120. Miniſter III. 427.
Grimm, J., I. 11. III. 229.
Großdeutſches Projekt III. 290.
Grumbrecht III. 275.
Grundrechte. Im Vorparlament I. 105 ff. In der Nationalverſ. II. 27 ff. 63 ff.

H.

Haubenſchmied III. 16.
Hecker I. 23 ff. 83. 103. 114.
Heckſcher I. 87. 207. 282. II. 9. 72. 222. 250 ff. III. 289. 376. 387.
Held in Berlin I. 185.
Henkel III. 369.
Hergenhahn I. 196.
v. Hermann aus München. II. 216 ff. 227. 359.
Hofmann aus Friedberg III. 310.

J.

Jakoby aus Königsberg I. 89.
Janiszewski II. 157. 173. 181.
Jaup I. 57. 108.

Jelineck I. 155.
Johann, Erzherzog Reichsverweſer, II. 17 ff. 213. III. 167.
Jordan aus Berlin II. 163. 237. III. 105. 208.
Jordan, Sylveſter, III. 14. 229.
Italieniſche Frage II. 149.
Itzſtein I. 96. 104.
Jürgens III. 339.

K.

Kaiſerdeputation III. 404. In Berlin 411 ff.
Kaiſertitel III. 283.
Kaiſerwahl III. 395 ff. Ablehnung III. 414 ff.
Kapp aus Heidelberg I. 93.
Karrikaturen II. 95 ff.
Keller, Graf, III. 17.
Kerſt II. 104. 174.
Klubbs III. 9 ff. 320.
Koch III. 34 ff.
Kölner Domfeier II. 93. 116.

L.

Langerfeldt III. 15.
Laſſaulx I. 301. II. 44. 266. III. 387.
Leiningen, Fürſt, II. 83.
Lempferdt aus Dithmarſchen I. 67.
Lichnowsky I. 203. II. 104. 248. 278. Ermordung 299 ff.
Limburger Frage II. 143.
v. Linde II. 147.
v. Lindenau II. 221.
Löw aus Poſen II. 175.
Löwe von Kalbe II. 247. 432.

M.

Makowiczka III. 19.
Malmöer Waffenſtillſt. II. 189.
Mathy I. 320 ff. III. 183.
v. Meyern II. 149.
Meſſenhauſer I. 153.
Metternich, Germain, I. 72.
Metternichſche Rechte III. 317.
Meviſſen II. 81. 210.
Michelſen II. 147.
Mittermaier I. 37. 40. 77. II. 48.
Mohl, Moritz, I. 73. II. 96.
— Robert, II. 78.
Mühlfeld II. 42. III. 69 ff.

N.

Nationalverſammlung I. 120. 191. Debatte über die Rauferei in Mainz 193 ff. Nationalſouverainetät 240. Debatte über ein proviſor. Bundesdirectorium 277 ff. Schaffung der Centralgewalt II. 10. Debatte über die Grundrechte II. 27 ff.
Nauwerck I. 210. II. 99.
Nürnberger Hof III. 426.

O.

Oberhauptsfrage III. 232 ff. 385 ff.
Oberländer I. 140.
Oeſterreichiſche Frage III. 46 ff. 64. 194 ff.

P.

Partikularismus der Linken in Preußen und Sachſen. III. 99 ff.
Paur III. 26.
Pecht's Aetzbilder II. 106.
Peucker II. 70.
v. d. Pfordten III. 459.
Philipps I. 302.
Piepmeyer. Sein Urſprung II. 52. 107.

Pittſchaft I. 110.
Plathner III. 17.
Polniſche Frage. Im Vorparlament I. 70. In der Nationalverſ. II. 133.
Pözl III. 26.
a Prato II. 131.
Proff I. 117.

R.

Radowitz I. 253 ff. II. 77. 134. 205. III. 58. 344. 355.
Raumer, Friedrich v., II. 72. III. 298.
Raumer, Hans v., III. 24.
Raveaux I. 14. 98. Sein Antrag 220. 313. III. 136.
v. Reden III. 7.
Regentſchaft in Stuttgart III. 436.
Reh von Darmſtadt I. 289. II. 56. III. 382. 432.
Reichenbach, Graf, I. 144.
Reichenſperger I. 315. III. 51. 247. 387.
Reichsminiſterium II. 69.
Reichsverſammlung III. 1 ff.
Reichsverweſer. Ernennung deſſelben II. 13. Eintritt in die Nat.-Verſ. 66.
Reſt- und Rumpfparlament III. 399 ff.
Rieſſer III. 36 ff. 136. 145 ff. 304. 366 ff.
Rochau I. 97.
Römer II. 47. III. 436 ff.
Ronge I. 31 ff.
Roquette aus Bromberg I. 116.
Rösler aus Oels II. 95.
Rößler aus Oeſterreich III. 19.
Rotenhan II. 14. 42.
Ruder aus Oldenburg I. 86.
Ruge I. 247 ff. II. 150. 175.
Rümelin III. 29. 255.

S.

Sächſ. Particularism. III. 463.
v. Sänger II. 173.
v. Saucken-Tarputſchen I. 310.
Schaffrath I. 43. 222. 243. III. 101 ff.
Scheller II. 60. III. 370.
Schleiden aus Schleswig-Holſtein I. 67.
Schleſien I. 142 ff.
Schleswig-Holſtein im Vorparlament I. 68. In der Nationalverſ. II. 185 ff. Reichsverſamml. III. 1 ff.
Schlöffel I. 144. II. 96.
Schmerling I. 199. II. 17. 69. 209. 230. III. 51. 182 ff. Oeſterr. Bevollmächtigt. 200. 208. 339. 387.
Schmidt v. Löwenberg II. 174.
Schneer aus Breslau III. 8.
Schoder, ſein Antrag I. 299. II. 90.
Schubert aus Königsb. II. 199.
Schüler aus Jena I. 7. II. 60. III. 240.
Schulz aus Darmſtadt I. 65.
Schütte in Wien I. 132.
Schwarzer in Wien I. 154.
Schwerin, Graf, III. 59.
Schwetſchke II. 101.
Senff aus Poſen II. 160.
Sepp III. 16.
September-Unruhen in Frankf. II. 275 ff.
Siebner-Commiſſion v. Heidelberg I. 20. Debatte über ihr Programm 42 ff.
Simon, Heinrich, II. 53. III. 121. 361.
Simon, Ludwig, v. Trier, I. 291 ff. II. 249. III. 143.
Simſon III. 189 ff. 413 ff.
Soiron I. 107. II. 40. 106.

Stahl III. 26. 251.
Stedmann I. 19. 315. II. 220. 255.
Stenzel aus Breslau II. 156.
Stever aus Mecklenburg I. 19.
Struve I. 21. 41. 97.
Stüve III. 461.

T.

Tauſenau in Wien I. 157.
Tellkampf II. 53.
Thöl III. 32.
Transaction, angebl., III. 379. 402.
v. Trützſchler I. 295 ff.
Turnus im Reichsoberhaupt III. 254.

U.

Uhland III. 75 ff. 278.

V.

Venedey I. 87. II. 177. III. 136.
Verfaſſungsausſchuß II. 31 ff.
Viebig aus Poſen II. 180.
v. Vincke I. 219. 232 ff. 300. II. 104. 243. III. 42. 52. 121. 124 ff. 143. 213 ff. 273. 321.
Vogt aus Gießen I. 62. 76. II. 96. 151. 241. III. 7. 8. 217. Reichsregent 433.
Volksverſamml. auf d. Pfingſtweide II. 261 ff.
Vorparlament I. 1 ff. 36 ff. Schluß 119.

W.

Wächter aus Stuttgart I. 61.
Wagner aus Steyr III. 207.
Wahlgeſetz III. 294 ff.
Wahlmodus zum Parlamente I. 75 ff.
Waitz I. 311. II. 37. 232.
Waldburg-Zeil, Fürſt, III. 396.
Watzdorf aus Sachſen I. 8.
Weber, Beda, III. 74. 265.
Weidenbuſch-Partei III. 320 ff. 368. 401.
Welcker I. 12. 44. 80. 207. 298. III. 99. 122. 230. 245. 330. 337. Sein Antrag 339. 421.
Werner aus Coblenz, ſ. Antrag I. 221.
Wernher von Nierſtein I. 316. III. 30. 307.
Weſendonck I. 98. 222. II. 214.
Widenmann I. 221. 308. II. 80.
Wien im April 1848 I. 151. Sturmpetition 161. Revolution 166 ff.
Wiesner von Prag und Wien I. 66. 283. II. 99. 175.
Wiethaus III. 374.
Wigard I. 198. 212 ff. II. 61.
Wippermann I. 309.
Wurm I. 13. II. 207. III. 33.
Würth, Joſeph von, II. 69. III. 65. 216. 355.
Wydenbrugk I. 208. 302. III. 132. 211.

Z.

Zachariä aus Göttingen II. 148. III. 118.
Zeitungen. Ihre Stellung zur Verfaſſungsfrage III. 322 ff.
Zell III. 345 ff.
Zerzog III. 20.
Zimmermann von Stuttgart I. 304.
Zitz I. 93. 193. 304.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Das Burgtheater.

Ein Beitrag zur deutſchen Theatergeſchichte.

Von

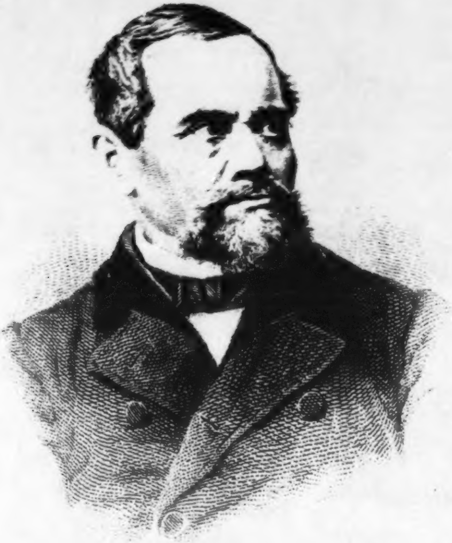
Heinrich Laube.

Mit dem Porträt des Verfaſſers in Stahlſtich.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1869

45

Das Burgtheater.



Laube.

Das Burgtheater.

Ein Beitrag

zur

Deutſchen Theater-Geſchichte.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1868.

[illegible]

Das Burgtheater.

I.

Bis zum Jahre 1780 ſind viele Punkte unklar und widerſpruchsvoll über die Stätte und über das Haus, welches unter dem Namen „Burgtheater" eine ſo große Rolle ſpielen ſollte in der Geſchichte des deutſchen Theaters.

Der verſtorbene Graf Moritz Dietrichſtein, zu wiederholten Malen und immer längere Zeit Chef dieſes Theaters, hat Alles geſammelt, was auf die Geſchichte des Burgtheaters eine Beziehung hatte, und hat mir Alles mitgetheilt. Aber auch aus ſeiner Mittheilung wurde nicht Alles klar über die Benutzung und allmälige Erweiterung des jetzigen Hauſes.

Im Jahre 1740 — ſchreibt er — war an demſelbigen Orte noch ein Ballhaus. Ballhaus im damaligen Sinne, nicht im jetzigen. Aus Frankreich ſtammte die Sitte, in gedecktem Raume Ball zu ſchlagen, und dadurch zu jeder Zeit eine ſtarke Leibesübung haben zu können.

Im Jahre 1756 — ſchreibt er weiter — wurde das Theater gegen den Michaelsplatz um ſechs Logen vorgerückt durch den Architekten Michel, von welchem er nicht weiß, ob er ein Franzoſe oder ein Belgier geweſen.

Man ſieht jetzt immer noch am Plafond des Burgtheaters eiſerne Klammern. Sie ſollen den Punkt bezeichnen, von welchem aus das Theater erweitert worden iſt. Da die Erweiterung ſich auf Logen bezieht und gegen den Michaelsplatz ſtattgefunden hat, ſo ſcheint daraus hervorzugehen, daß die Bühne damals auf der inneren Seite der Burg geweſen iſt, nicht wie jetzt auf der Seite des Michaelsplatzes.

Im Jahre 1780 — ſchreibt er endlich — iſt es (ohne Vergrößerung) zu einem Theater umgeſtaltet worden mit acht Logen auf jeder Seite, die Kammerherrnloge in der Mitte und im Proſcenium zwei Logen übereinander.

Theater aber war es doch ſchon lange. Soll damit nur eine Veränderung in der öffentlichen Benennung gemeint ſein?

Fragen wir alſo eine zweite Quelle. Ein alter Schauſpieler, Dr. Weidmann, hat in der „Wiener Theaterzeitung" 1860 „Beiträge zur Geſchichte des k. k. Hofburgtheaters" veröffentlicht, und da wird abweichend Folgendes berichtet:

„Im Jahre 1741 ward das heutige Hofburgtheater nach einem von Weiskorn entworfenen Plane mit Gutheißung des Hofes für die „„deutſchen Komödianten"" erbaut." Dies ſei — fährt er fort — einmal vom Director Sellier, und nochmals im Jahre 1751 vom Baron Lopreſti vergrößert worden. „Im Jahre 1760" ſchließt er — „erhielt das Theater an der Burg durch den Grafen Durazzo ſeine gegenwärtige äußere Geſtalt mit dem Fronton gegen den Michaelsplatz."

Wir ſehen alſo: die Mythe hüllt die Entſtehung des Kunſttempels in ihre Wolken, was ja bei wichtigen Gebäuden in der Ordnung iſt.

So viel iſt indeß gewiß: die erſte äußerliche Wiege des deutſchen Schauſpieles in Wien war das Burgtheater nicht. Dieſe Wiege ſtand auf dem Mehlmarkte und war eine Bretterbude. Dort wurden die deutſchen Hanswurſtſpiele aufgeführt, welche zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das deutſche Theater bedeuteten, und welche in Wien dieſe Bedeutung ein halbes Jahrhundert feſtgehalten haben, ja noch länger.

Der Kampf gegen die Burleske begann allerdings ſchon in den vierziger Jahren, aber dieſer Kampf führte noch zu wiederholten Niederlagen des ſogenannten regelmäßigen Schauſpiels und zu wiederholten Auferſtehungs-Triumphen der Burleske. Erſt zwiſchen 1770 und 1780 ſtellte ſich der Begriff feſt, welchen wir noch heutigen Tages mit dem Wort: „Burgtheater“ bezeichnen.

Die Theaterereigniſſe ſelbſt, welche dahin führten, verliefen in folgender Geſtalt:

Für die Italiener hatte der Wiener Magiſtrat ein Theater am Kärnthnerthore erbaut. Dies erhielten die deutſchen Komödianten zum Schauplatze eines deutſchen Theaters, und 1708 ſiedelte Stranitzky mit ſeinen Collegen vom Mehlmarkte in dies Theater über. Das Kärnthnerthor-Theater war alſo das erſte ſtehende deutſche Theater in Wien.

Bis zu ſeinem Tode — 1728 — ſchwang hier der ſehr begabte Stranitzky ſeine Pritſche und beherrſchte den Wiener Geſchmack. Er ſorgte auch noch vor ſeinem Tode für die Zukunft der Burleske: er ſtellte dem Publicum ſeinen Nachfolger vor in der Perſon Gottfried Prehauſer's, der aus den „drei Laufern“ am Kohlmarkt ſtammte. Der junge Hanswurſt kniete nieder und bat die Anweſenden um Gotteswillen! ſie möchten doch über ihn lachen! Die Anweſenden thaten es, und die Zukunft der Burleske war geſichert. Andreas Schröter trat ein als Großſprecher — eine ſchon bei den Römern erſcheinende Theaterfigur, — Leinhaaß als Pantalon, Maria Anna Nuthin als Colombine, und dem alſo innerlich wohlverſehenen Poſſentheater ward unter Boroſini und Sellier auf zwanzig Jahre das Privilegium des deutſchen Theaters verliehen, es ward alſo bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das Poſſenſpiel feſt eingebürgert.

Dies gerade war der Zeitraum — 1730—50, — in welchem Deutſchland die erſte große Anſtrengung machte, ein gebildetes Schauſpiel zu gewinnen, eine Anſtrengung, welche im Weſentlichen gelang. Der Anſtoß zu dieſer ſchöpferiſchen Reform ging von den

Mittelſtaaten aus und von den Mittelſtädten. Wien und Berlin ſpielten keine Rolle dabei. Berlin am wenigſten: es verhielt ſich beſonders träg. Es bekam eben 1740 ſchon einen König, welcher ſich für die deutſche Literatur gar nicht intereſſirte, und die ſchleſiſchen Kriege, welche er entzündete, nahmen es ſo übel wie Wien in Anſpruch. Kleine Fürſten, wie die von Braunſchweig, von Mecklenburg und beſonders von Holſtein nahmen ſich zuerſt des Findelkindes „deutſches Theater" an, und Städte wie Leipzig, Gotha, Hamburg traten an die Spitze der Reform. Jene kleinen Fürſtenthümer, Gotha eingeſchloſſen, errichteten die erſten Hoftheater, und Leipzig begann unter der Direction der Frau Neuberin principiell die Gründung eines gebildeten Schauſpiels. Die Namen „Neuberin", „Eckhof", „Leſſing" bezeichnen die Stufen der aufſtrebenden deutſchen Bühne.

Vom Jahre 1730 etwa datirt der Begriff des gebildeten deutſchen Theaters. Da blühte die Direction der Neuberin auf in Leipzig unter der Aegide Gottſcheds. 1737 wurde der Hanswurſt verbrannt. Man hat Gottſched mit Recht „gottſchädlich" genannt, weil er ein Pedant war und den Gott der Kunſt wirklich nicht kannte. Aber der ſtreng beginnenden Form war er förderlich. Die Entwickelungen gehen ſtufenweiſe, und die erſte nöthige Stufe war: eine enge, knappe Form hinein zu bauen in die wüſte Wirthſchaft des extemporirenden Bandenſpieles, welches herrſchte. Aber auch dies Bandenſpiel war ſchon dem deutſchen Theater in Wien voraus. Staatsactiones, engliſche Komödie, plumpe Poſſe bildeten das Repertoire. Jedes war ſchätzbar als fruchtbares Korn, und jedes iſt auch ſpäter entwickelt worden: die Staatsaction zum hiſtoriſchen Schauſpiele, die engliſche Komödie zum bürgerlichen Schauſpiele und die Poſſe zum Luſtſpiele. So wie dies Repertoire damals wucherte, war es Unkraut, welches ſchonungslos gejätet werden mußte. Es war ungethümer Stoff: eine Form that noth, auch wenn dieſe Form zunächſt verarmen ſollte.

Dieſe Grundaufgabe löſte die Neuberin mit bewundernswerther Energie. Sie iſt die Mutter des deutſchen Schauſpiels; viel mehr, als Gottſched Vater war. Sie beſaß den Inſtinct der Schöpfung, welcher etwas ganz Anderes war und wurde, als der blos formaliſtiſche Sinn Gottſched's ahnte. Sie war productiv und hatte den Kern und Saft der bis dahin wüſten Komödie ganz und gar in ſich, während Gottſched davon Nichts beſaß. Er war vom Humor verlaſſen, ſie war reich daran. Sie erfand, ſie extemporirte ſogar ebenfalls, wenn's augenblicklich nöthig war, kurz, ſie war eine lebensvolle Natur und ein künſtleriſcher Charakter. Daß ſie dabei auch ein ſtarker bürgerlicher Charakter war, welcher Ordnung hielt, welcher ſtreng einen Strich ſegelte, welcher Opfer brachte mit Bewußtſein und Tapferkeit, das war entſcheidend. Man reſpectirte das, und dies moraliſche Anſehen war dem verachteten Komödiantenleben unſchätzbar. Das moraliſche Moment ſtützte das literariſche.

Sie konnte aber natürlich mit aller Kraft der Ausführung nur einen Anfang bereiten. Sie konnte nicht auch die Stücke ſchaffen, ſie mußte froh ſein, wenn ſie verſchafft wurden. Dieſe Verſchaffung geſchah mit Hülfe des franzöſiſchen Theaters. Die dramatiſche Literatur aus der Epoche Ludwig's XIV. bildete die Grundlage zu dem entſtehenden regelmäßigen Schauſpiel in Deutſchland. Von Seiten Gottſched's in pedantiſcher Ueberſchätzung der entlehnten Form, von Seiten der Neuberin in deutlicher Einſicht, daß dies nicht genüge und daß Kräfte erwachſen müßten in Deutſchland, welche mit eigener Schöpfungskraft den Inhalt brächten für die Reform.

In der That wuchs auch der wahre Führer neben ihr auf in Leipzig, und der junge Leſſing fing neben ihr an, es mit kleinen Stücken zu verſuchen.

Aber ein paar Jahrzehnte vergingen, ehe Anfang und Uebergang ſich ſo weit entwickelten, daß von einem echten Neuen die Rede ſein konnte. Die Ueberzeugung war bald da, daß die enge franzöſiſche Tragödie dem deutſchen Bedürfniſſe nicht genüge, und mannigfaltige Beſtrebungen machten ſich geltend, die enge Form zu erweitern, die fremden Stoffe durch näherliegende zu erſetzen. Elias von Schlegel, Weiße und Gellert waren in dieſer Richtung thätig; Gellert beſonders in der wahrhaftigen einfachen Form des bürgerlichen Vaterlandes, und die Popularität ſeiner harmloſen Scherzſpiele wurde ein deutlicher Fingerzeig, daß anſprechendes Leben des Theaters im ſchlichten Heimathsleben zu ſuchen und zu finden ſei.

Einige tüchtige Schauſpieler halfen mit Talent und Charakterkraft, daß dieſe Uebergangszeit überſtanden wurde und kein Rückfall eintrat in das überwundene rohe Weſen. Eckhof iſt unter ihnen die Hauptfigur; die Ackermann'ſche Geſellſchaft, bei welcher Schröder aufwuchs, die wichtigſte Corporation in jener Uebergangszeit.

Der wahre Führer entwickelte ſich in Gotthold Ephraim Leſſing. Die Grundſätze, welche er in ſich ausbildete und durch ſeine Stücke bethätigte, wurden das Geſetzbuch des deutſchen Theaters, ein Geſetzbuch, welches noch heute in Kraft und Wahrheit beſteht.

1755 erſchien ſein erſtes größeres Stück „Miß Sara Sampſon" und wurde in Hamburg gegeben. Es machte die Runde über alle beſſeren Bühnen und außerordentlichen Eindruck. 1767 erſt folgte „Minna von Barnhelm", 1772 „Emilia Galotti".

1775 reiſte Leſſing auf dem Wege nach Italien durch Wien und ward zur Berathung gezogen über das deutſche Schauſpiel in Wien. Ja, es war die Rede davon, ihn für das Burgtheater zu gewinnen.

Wie war nun in Wien die Entwickelung des deutſchen Theaters vorwärtsgegangen neben den Reformen in Deutſchland? Langſam, unter immerwährender Störung, unter häufigem Rückfall.

Bis zum Jahre 1747 herrſchte die Burleske im Kärnthnerthor-Theater ungeſtört und unumſchränkt. Sie hatte ſich im Perſonal fortwährend und glücklich verſtärkt; Weißkern, Kurz und Kurzin, Mayberg und Huber hatten das Contingent vermehrt, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſie alle ſehr begabte Leute waren für fröhliche, poſſenhafte Komödie. Sie ſchufen ſich immer neue Narrencharaktere und waren darin geradezu ſchöpferiſch: Kurz erweiterte die ſtehenden Masken mit einem ungezogenen, liederlichen Buben, welcher Bernardon genannt wurde, Weißkern war Odoardo, Schröter Bramarbas, Huber Leander. Letzterer erwies ſich ſogar von bedeutungsvoller Originalität, er ſchuf eine heimathliche ſtehende Figur: den Leopoldl, welchem ſpäter der „Salzburger Bauer" zur Seite trat. Es entwickelte ſich aus den italieniſchen Masken allmälig eine wirklich lebendige Localpoſſe, welche nie und nirgend ihre Anziehungskraft verſagt, und die Unmittelbarkeit voraus hat vor dem gebildeten Schauſpiele. Der ſpätere Staberl und der neueſte Neſtroy ſind Enkel und Urenkel dieſer Richtung. Wenn die eigene Erfindung nicht zureichte, ſo nahm man ſpaniſche, wälſche und franzöſiſche Stücke vor, um einen neuen Leitfaden für den Stoff zu haben. Aus der Handlung dieſer fremden Stücke verfertigte man ein Scenarium, und füllte dies aus mit extemporirten Späßen. „Dieſe Leute" — ſagt ein alter Bericht — „hatten es ſo weit gebracht, daß ihnen im Extemporiren keine Truppe gleichkam; man beobachtete keine langweilige Scene, ſelbſt die ohne den Narren wurden lebhaft."

Ein Schauſpieler Namens Weidner brachte Anno 1747 eine Unterbrechung in dies talentvolle, aber wüſte Theatertreiben. Er ſetzte es durch, daß ein regelmäßiges Stück „von draußen" gegeben wurde. Es war ein Trauerſpiel in Verſen „Die Allemanniſchen Brüder" von Krüger aus Danzig. Der Contraſt war grell, aber er machte Glück. Das Stück gefiel und konnte oft wiederholt werden. Man fragte nun nach den Theaterzuſtänden „draußen", und als es allgemeiner bekannt wurde, daß die Neuber'ſche und Schönemann'ſche Geſellſchaft ſchon ſeit Jahren regelmäßige Stücke aufführten, da verlangte man nun auch nach ſolchen Stücken. Obiger

Herr Sellier nahm ſich der Sache an und verſchrieb von der Neuber'ſchen Geſellſchaft mehrere Mitglieder: Koch und Kochin, Heydrich und Mademoiſelle Lorenzin mit der ausdrücklichen Klauſel: zu ſtudirten Stücken.

Dieſe Nachricht fiel wie eine Bombe unter die Führer der Burleske, und nachdem ſie ſich geſammelt, riefen Weißkern, Prehauſer und Kurz: Das können wir auch! Und das werden wir beweiſen!

Und wirklich, wie geſchickte Feldherren beuteten ſie die drohende Lage aus: ſie ſetzten ſelbſt ſolche regelmäßige Stücke auf's Repertoire und ſpielten ſie. Nur erlaubten ſie ſich Freiheiten in der Beſetzung und ließen die beſten Scenen aus. Die erſte Liebhaberin ward einer corpulenten Fünfzigerin gegeben und der Liebhaber wurde dem Leopoldl-Huber anvertraut. Der nichtswürdige Erfolg blieb nicht aus, und ſie ſagten achſelzuckend: Das ſind eure regelmäßigen Stücke!

Dennoch ſetzte Sellier mit den Seinen durch, daß die ſächſiſchen Schauſpieler auftraten, und zwar im Trauerſpiele „Eſſex". Stück und Darſtellung gefielen. „Oedip" und „Zayre" folgten, und es hatte eine kurze Zeit das Anſehen, als könnte nun auch in Wien die Reform durchgeſetzt werden. Aber nur kurze Zeit. Die Weißkern und Conſorten verleideten den Fremden das Theater in hundertfacher Weiſe, und das Koch'ſche Ehepaar ging wieder fort. Kaum war es zum Thore hinaus, ſo wurde „Eſſex" von den luſtigen Perſonen aufgeführt und in ausgelaſſener Weiſe verſpottet — die Reform war geſcheitert und die Burleske triumphirte wieder mehrere Jahre.

Indeſſen war doch das tiefere Bedürfniß geweckt, und Frhr. v. Lopreſti, bis dahin Unternehmer der wälſchen Oper, übernahm auch das deutſche Theater, und ſetzte es durch, daß in jeder Woche ein Mal ein regelmäßiges Schauſpiel aufgeführt wurde, an jedem Donnerſtag. Dieſe Donnerſtage bildeten den Beginn eines Repertoires.

Das erſte Jahr brachte „Cinna", „Polieuct", „Cornelia, Mutter der Gracchen", „Panthia" von Madame Gottſchedin, „Merope" von Maffei, überſetzt von Molter. Man ſieht, der Gegenſatz zur luſtigen Komödie war ſehr grell, und man ſollte meinen, dieſe römiſchen und griechiſchen Actiones hätten nicht gar verführeriſch ſein können für das Publicum, welches an die luſtige Komödie gewöhnt war. Sie waren es aber doch: ſo tief liegt das Bedürfniß im Menſchen, mitunter dem Alltäglichen enthoben zu werden. Die Donnerstagsvorſtellungen machten immer volle Häuſer, und man glaubte nun, einen Schritt weiter gehen zu können, um der Burleske an die Wurzel zu greifen. Man dachte an die Cenſur. Man meinte, die Burleske würde eine Cenſur, die auf Anſtand und Sitte drängte, nicht beſtehen können. So meinte man. Aber man irrte ſich. Was konnte Baron Reichmann, welcher die Cenſur übernommen, mit den Stücken machen, die Weißkern jetzt vorlegen mußte? Es waren keine Stücke, es waren nur Umriſſe, nur ſogenannte Scenarien, die ganz unverfänglich erſchienen. Der Dialog fehlte, der wurde eben extemporirt. Es blieb ihm Nichts übrig, als anzuordnen, daß ſie ſich „aller Unanſtändigkeiten und widerſinnigen Ausdrücke zu enthalten hätten. Im Uebertretungsfalle ſollten ſie das erſte Mal mit einem empfindlichen Verweis, das zweite Mal mit vierzehntägigem Verhaft und das dritte Mal mit lebenslänglichem Feſtungsarreſt beſtraft werden". Das nutzte nicht viel. Man mochte ſich doch nicht entſchließen, ſolch einen „ſpaßigen Patron" lebenslänglich auf die Feſtung zu ſchicken.

Endlich im Jahre 1752 griff die Kaiſerin Maria Thereſia nachdrücklich ein: ſie widerrief alle bisherigen Privilegien, hielt die bisherigen Unternehmer auf's Großmüthigſte ſchadlos, und befahl: die Schaubühne auf einen geſitteten Fuß zu ſetzen. Dem Magiſtrat wurde die Aufſicht übergeben und erlaubt, eigene Commiſſarien zu ernennen. Er ernannte die Grafen Franz v. Eſterházy und Jacob v. Durazzo. Dem Hrn. Leopold v. Ghelen wurde die Verwaltung übergeben, und die Kaiſerin bewilligte eine anſehnliche Summe als Zuſchuß für die Koſten.

Nun begann alſo das deutſche Schauſpiel in Wien endlich unter günſtigen Ausſichten. Es begann, um ſogleich wieder verdrängt zu werden. Und wunderlich genug! durch das Burgtheater. Dieſer kleine Saal wurde in demſelben Jahre 1751 einer franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft eingeräumt, welche aus dem Haag kam. Sie begann auch mit „Eſſex“ — von Corneille — und — der ganze Adel ging zu ihr über.

Hiedurch war wieder auf längere Zeit das aufſtrebende deutſche Schauſpiel geſchlagen. Die Franzoſen drüben im kleinen Saale am Burgthore brachten das ganze ausgebildete Repertoire des siècle de Louis quatorze, welches der damaligen Bildung der höheren Stände vollſtändig entſprach — das deutſche Theater am Kärnthnerthore zeigte nur dürftige Anfänge, und Anfänge, welche nicht eben verführeriſch waren. Das Neueſte war eine „Baniſe von Grimm aus Regensburg“, eine „Octavia von Cammerer aus Hamburg“, eine „Araxane vom Baron Trenk“. Man machte wohl Anſtrengungen im Perſonal, man verſchrieb die Neuberin in Perſon. Sie trat auf in „Sanco und Senilde“ und — ſie gefiel nicht. Was Wunder, daß die Burlesken wieder volles Oberwaſſer gewannen! Sie wurden bei dieſen geringen Erfolgen der Reform geradezu ſtolz und nannten die regelmäßigen Schauſpieler verächtlich Gregoriusſpieler. Am Gregoriustage nämlich lernten die Schulknaben einige Dialoge auswendig und recitirten ſie in öffentlichem Umzuge auf den Straßen. „So viel gehört dazu“ — ſpotteten die Extemporirer, — „um ein regelmäßiger Schauſpieler zu ſein: Auswendiglernen! Talent braucht man nicht; Talent brauchen wir!“

Das dauerte bis zum Jahre 1760. Da — mitten im ſiebenjährigen Kriege! — drang die Kaiſerin Maria Thereſia wiederum auf erneute Anſtrengung für ein beſſeres deutſches Theater, und es wurden neue Schauſpieler verſchrieben: Stephanie der ältere, Kirchhof und Frau aus Riga, Jaquet und Frau aus Gratz. Sie gefielen, und man hoffte wieder.

Da brannte das Theater ab — im November 1761 — und die deutſchen Schauſpieler mußten, mit den franzöſiſchen abwechſelnd, im Burgtheater ſpielen, und zwar als Aſchenbrödel. Die Franzoſen erhielten alle Mittel zu glänzender Ausſtattung ihrer Stücke; die deutſchen erſchienen ärmlich und roh daneben und machten einen unvortheilhaften Eindruck.

Glücklicherweiſe wurde der Wiederaufbau des abgebrannten Theaters raſch betrieben und beendigt, und die deutſchen Vorſtellungen konnten wieder im eigenen Hauſe am Kärnthnerthore eröffnet werden. Der Drang nach eigener Entwickelung war verſtärkt worden durch den Aerger, welchen das Uebergewicht der Franzoſen erregt hatte, und es entwickelten ſich nun — was bisher empfindlich gefehlt hatte — einheimiſche Talente im Fache der Schriftſteller, welche nicht blos griechiſch und römiſch producirten, ſondern modern bürgerlich. Das war ein ſehr wirkſamer Uebergang von der Extemporepoſſe zum regelmäßigen Luſtſpiele. Philipp Hafner und Franz Heufeld waren dieſe Schriftſteller. Hafner's „Bürgerliche Dame“ und „Der Furchtſame“ ſprachen auch das große Publicum an, und Heufeld's „Haushaltung nach der Mode“ machte Aufſehen. „Man lernte einſehen“ — heißt es in der Chronik, — „daß man über Localthorheiten lachen könne, ohne die plumpen Ausdrücke eines Hanswurſtes oder Jakerle's nöthig zu haben.“ Jakerle war die neueſte Poſſenfigur.

Um dieſe Zeit ſtarb — 1765 — Kaiſer Franz I., und in Folge dieſes Todesfalles wurde die franzöſiſche Komödie abgedankt. Das deutſche Theater gewann dadurch größeren Raum im Publicum und die Freunde des regelmäßigen Schauſpiels wurden zahlreicher. 1768 ſtarb Prehauſer, der wichtigſte unter den Zugführern der Burleske, ein ſehr ſtarkes komiſches Talent, der ſich auch in letzter Zeit ſchon mitunter herbeigelaſſen hatte, im regelmäßigen

Stücke eine Rolle zu übernehmen, zum Beiſpiel den Norton in „Miß Sara Sampſon“. Außerdem traten Reformer im weiteren Sinne des Wortes, Reformer in politiſcher Welt öffentlich auch für die Reform des Theaters hervor. Der wichtigſte war Sonnenfels, welcher eine Zeitſchrift herausgab unter dem Titel: „Der Mann ohne Vorurtheil“. Er war ein Mann von Energie und von großem moraliſchen Nachdruck. Es war ein außerordentlicher Gewinn für das höhere deutſche Schauſpiel, daß er mit voller Kraft in die Schranken trat für das höhere Schauſpiel. Ein Baron v. Bender, ein reicher und tüchtiger Mann, übernahm die Direction des Theaters, und neue talentvolle Schauſpieler wurden für daſſelbe gewonnen: Müller, Gottlieb, der jüngere Stephanie, Steigenteſch, Mademoiſelle Teutſcherin. Es fanden ſich auch neue Schriftſteller — Brahm, Jeſtern und jener jüngere Stephanie —, welche neue Luſtſpiele ſchrieben. Das erſte von Stephanie, genannt „Die Werber“, hatte ſogar einen durchſchlagenden Erfolg. Kurz, es vereinigte ſich im Jahre 1769 Alles, was den Sieg des regelmäßigen Schauſpiels in Wien zu ſichern ſchien. In den Contracten der neuen Schauſpieler kam ſchon die Klauſel vor: „iſt nicht gehalten, in extemporirten Stücken zu ſpielen“, und endlich erſchien eine Verordnung vom Hofe, welche die extemporirten Stücke verbot. Sonnenfels wurde officiell eingeſetzt als Cenſor; das Jahr 1770 ſchien der Untergang der Burleske zu ſein.

Dennoch erfolgte ein neuer Rückſchlag. Baron Bender gab ſchon nach ſechs Monaten die Direction auf, und ſie kam an einen Italiener Affliggio, welcher nicht die geringſte Neigung hatte, ein deutſches Nationaltheater zu fördern. Im Gegentheil! die alltägliche Unterhaltungskoſt, welche am leichteſten Geldgewinn verſprach, kam mit ihm an die Reihe, und als er vielfachen Widerſtand auch unter den Schauſpielern fand, die ſich zum Extemporiren nicht mehr hergeben wollten, da ergrimmte er und griff zu heftigen Maßregeln. Den jüngeren Stephanie und Steigenteſch ließ er ſogar eines Tages verhaften. Ueberhaupt brachte er eine ſo grimmige Reaction gegen die Männer der Theaterreform in Gang, daß ſelbſt Sonnenfels als unruhiger Kopf in den höheren Kreiſen verdächtigt und ſeines Cenſoramtes entſetzt wurde, weil er es zu freiſinnig verwalte. Kurz-Bernardon, der zäheſte von den Helden des „grünen Hutes", wie man die freien Komiker nannte, wurde wieder in's Kärnthnerthor-Theater berufen, und die Burleske erhob noch einmal all' ihre flatternden Fahnen. Sie reichte ſogar ihren Dialog ein, damit er cenſirt werde.

Aber beſonders dies Letztere führte doch zu ihrem Grabe. Die Zweideutigkeiten und Unanſtändigkeiten, ein Hauptreiz der Hanswurſtkomödie, konnten nicht beſtehen vor der Cenſur, und ſomit ging für das große Publicum das wirkſamſte Salz der Burleske verloren. Das beſſere Publicum hatte wohl auch durch öfteres Anſchauen und Anhören der regelmäßigen Stücke den Geſchmack verloren am lüderlichen Weſen der Burleske — ſie zog nicht mehr. Und gleichzeitig erhob ſich in der Burg ein beredter Anwalt für die Reform: der Staatsrath Freiherr v. Gebler, „ſelbſt Dichter, Kenner und Liebhaber der Bühne", bewies durch ſeine gründlichen Vorſtellungen, wie viel dem Staate an der Erhaltung des kaum entſtandenen, gereinigten Theaters gelegen ſein müſſe, was für Nachtheile das Treiben Affliggio's der Ehre der Nation bringen würde, ſo einleuchtend, daß beide Majeſtäten überzeugt wurden, und nun nachdrücklich dem Poſſenweſen ein Ende machten. Der junge Kaiſer Joſeph wird hier zum erſten Male erſichtlich in der Theaterfrage, und die Burleske kommt von nun an nicht mehr in die Höhe.

Das Theater wird dem Grafen v. Kohary übertragen, und die Reform geht nun mit vollen Segeln an's Werk.

Es iſt recht lehrreich zu leſen, welch ein Einladungsprogramm an das hochverehrliche Publicum erlaſſen wurde, um ihm Vertrauen einzuflößen für die nun ſcheinbar ganz geſicherte Herrlichkeit. Sonnenfels hatte es verfaßt.

„Der feinere Theil der Nation“ — heißt es darin — „fängt an, an dem Nationalſchauſpiele mit einiger Wärme Theil zu nehmen, und patriotiſch die Vervollkommnung deſſelben als einen Theil des Nationalruhms ſelbſt zu betrachten. Die Weisheit des Monarchen hält dieſen Theil der allgemeinen Ergötzungen nicht unter Ihrer Sorgfalt, und von Ihrem Throne ſelbſt würdigen Sie ſich, keimende Genies durch Beifall und Freigebigkeit zu ermuntern, und — wenn es erlaubt iſt, ſich alſo auszudrücken — durch Ihre erwärmende Huld zur Reife zu bringen.“

Alsdann verſichert die „neue Direction“, daß ſie ſich's ſtets zum Geſetze machen werde, „die Neigungen der Zuſchauer auszuforſchen, und ihrer Erwartung, wo es möglich ſein wird, vorzueilen“. Nun legt ſie den Plan vor, und fordert jedermann auf, „ihr zu ſeiner Verbeſſerung und Vollkommenheit ſeine Einſicht freymüthig mitzutheilen“.

„Wir ſind in Wien“ — fährt ſie fort, — „dem glücklichen Sitze deutſcher Monarchen, eines Adels, der ſich der uralten deutſchen Abkunft mit Rechte rühmt, einer Nation, die darauf ſtolz iſt, daß ſie eine deutſche Nation iſt. Dieſe Betrachtungen fordern unſere vorzügliche Aufmerkſamkeit für das Deutſche, das iſt, für das Schauſpiel der Nation. Man folgt hierin nur dem Beiſpiele von Frankreich, von England, und ſelbſt von dem, im dramatiſchen Theile Deutſchland nicht übertreffenden Italien. Dieſe Länder haben nie das fremde Schauſpiel zum Nachtheil der Nationalbühne erhoben.“ Außerdem ſei man ſeinen deutſchen Mitbürgern auch in ihren kleinſten Gliedern zu dieſem Beweiſe der Achtung verbunden, ihr „Vergnügen zu beſorgen. So macht man ſich auch einen hohen, ſehr reitzenden Begriff von dem Ruhme, wenn man die deutſche Bühne in Wien emporheben und dem Thereſianiſchen Jahrhunderte auch dieſen Vorzug verſichern könnte —“

Nun folgt ein Paſſus über die Schauſpieler, welche man ſorgfältig aufſuchen wolle. Das ſei ſehr ſchwer, und es liegen warnende

Beiſpiele vor, „wie wenig in dieſem Stücke ſelbſt dem Rufe gelehrter Anzeigen zu trauen ſei“. Gute Schauſpieler ſeien ſelbſt in Frankreich ſelten, noch ſeltner in Deutſchland. Und auf dem Theater einer Hauptſtadt genüge der „Anſtand“ nicht, welcher in Leipzig, Hamburg, Hannover zureiche. Es fehlten ihnen dort die Muſter einer Hauptſtadt, „wo ſich der gute Ton und eine ungezwungene Lebensart einigermaßen bis in die gemeineren bürgerlichen Häuſer verbreitet“. Es wird alſo in Ausſicht geſtellt, daß man ſich die Talente ſelbſt ausbilden werde, indem man ſie nicht wie „Tagmiethlinge“, ſondern wie Leute von Talent behandeln wolle. Dann hoffe man auch, daß ſie in der guten Geſellſchaft Wiens Zutritt finden würden, um ihre Studien machen zu können „in freyem, edlem Anſtande, in der Leichtigkeit des Umgangs, in der Ungezwungenheit, in der Höflichkeit.“ — „Die Schauſpielerin wird an der Dame, der Schauſpieler im Kreiſe der Cavaliere die nöthige Ausbildung ſuchen“. — „Wir haben von der Güte des hieſigen Adels zu erwarten, er werde ſich um das Nationalſchauſpiel nicht durch Schutz allein verdient machen, er werde auch an der Bildung des Schauſpielers näheren Antheil nehmen wollen: die Schaubühne wird Seiner Gewogenheit ihre endliche Vervollkommnung ſchuldig werden.“

Im Repertoire wird „beſtändige Abwechſelung“ verſprochen. Man werde dem Zuſchauer keineswegs den „ewigen Ernſt einförmiger, rührender Stücke aufdringen. Die Stunden, welche vor der Schaubühne hingebracht werden, ſind der Erholung von Geſchäften gewidmet; man fordert Etwas, wodurch die Sehnen der Seele, ſo zu ſagen, nachgelaſſen, nicht noch mehr aufgeſpannt werden. Das ſcherzhafte Luſtſpiel wird das Herrſchende unſerer Schaubühne ſein; Trauerſpiele, rührende Stücke wollen wir gleich der Würze ſparſam mit untermengen, um dadurch das Vergnügen des Lachens gleichſam ſchmackhafter zu machen“.

So Wenig hat ſich ſeit beinahe hundert Jahren im eigentlichen

Geſchmacke Wiens verändert! Die Localluſtigkeit der Stranitzky und Prehauſer hat Wien in die Localſtücke der Vorſtadt gerettet, und die gelinde Scheu vor Trauerſpielen hat es getreulich bewahrt. — Auch das Ballet, welches Noverre damals zu großem Genüge des Publicums leitete, wurde in dieſem Programm von Sonnenfels verſprochen. Man werde es „eines Nationalſchauſpiels würdig machen“.

In der That ließ ſich nun Alles vortrefflich an. Auch die darſtellenden Talente erhielten in den Gebrüdern Lange einen werthvollen Zuwachs. Namentlich galt der ältere, Michael Lange, für ein außerordentliches Talent. Der Drang nach Höherem machte ſich überall geltend. Hochgeſtellte Leute verſuchten ſich, Originalſtücke zu ſchreiben, und der oben genannte Herr v. Gebler erhielt mit ſeinem „Prädicat“ und ſeinem „Miniſter“ den Beifall aller Gebildeten. Für die artiſtiſche Führung wurden alle Kräfte in Bewegung geſetzt: alle vier Wochen war eine Verſammlung der Mitglieder unter dem Vorſitze des Grafen Kohary. Die erſten Mitglieder ſchickten acht Tage vor dieſer Generalverſammlung ihre Meinungen ſchriftlich ein, und ſchlugen die Stücke vor, welche im nächſten Monate gegeben werden ſollten; man arbeitete Geſetze und Verordnungen aus, welche an Vorſicht und Bildung Nichts zu wünſchen übrigließen — der Zuſchauer hätte glauben ſollen, es ſei nun eine gediegene Zukunft für das regelmäßige deutſche Schauſpiel völlig geſichert.

Und doch gelang es nicht. Warum nicht? Aeußerliche Unglücksfälle erklären das Mißlingen wohl nicht allein. Allerdings hatte Graf Kohary einen ſehr verſchuldeten Status übernommen und die Koſten einer opera seria, opera buffa, eines franzöſiſchen Schauſpiels, eines deutſchen Schauſpiels und der Ballets waren groß. Das Deficit war größer und größer geworden, Kohary mußte einen ökonomiſchen Director einſetzen, und der vertrug ſich nicht mit allen Schauſpielern. Spaltungen und Reibungen entſtanden, der gemeinſame Gang gerieth in's Stocken, ja die Wege kreuzten und beſchädigten einander von Tag zu Tag empfindlicher. Todesfälle kamen hinzu: Michael Lange ſtarb, die ältere Mademoiſelle Jaquet ſtarb, Müller ging ab, und die allmälig eintretenden Erſatzmänner Weidmann und beſonders Bergopzoomer erhöhten die einreißenden Intriguen. Mit Letzterem begann das Herausrufen am Ende des Stücks, und Clique und Claque ſcheint hereingebrochen zu ſein. Der Adel proteſtirte gegen ökonomiſche Einſchränkungen und verlangte eine franzöſiſche Operette, das Ganze krachte in allen Fugen, und der Beſuch wurde ſchwächer und ſchwächer. Das deutſche Schauſpiel namentlich verlor an Theilnahme trotz guter Schauſpieler, und gegen Ende des Jahres 1775 war allgemeine Wehklage über ſeinen Verfall.

Der Gedanke drängt ſich auf, daß das unermüdliche Unglück einen tieferen inneren Grund gehabt haben muß. Neuere Hiſtoriker bezeichnen als ſolchen das complicirte Regierungsſyſtem, welchem das Theater habe erliegen müſſen. Intendanten und Directoren mit höchſten und hohen Befugniſſen hätten ſich gegenſeitig gelähmt, Protectionen erzeugt, Parteiungen geradezu erſchaffen, und der Mittelpunkt, der eigentliche Regent, habe gefehlt.

Wie dem auch geweſen ſein mag, es war glücklicherweiſe an höchſter Stelle ein Mann vorhanden, welcher dem Treiben aufmerkſam zugeſehen hatte und welcher den Willen wie die Kraft beſaß, eine feſte Organiſation zu ſchaffen für das deutſche Schauſpiel in Wien. Dieſer Mann war Kaiſer Joſeph. Am 17. Februar 1776 ließ er den deutſchen Schauſpielern durch den Fürſten Khevenhiller, ſeinen Oberhofmeiſter, erklären: „Daß er das Theater nächſt der Burg zum Hof- und Nationaltheater erhebe, und daß von nun an Nichts als gute regelmäßige Originale und wohlgerathene Ueberſetzungen aus anderen Sprachen darin aufgeführt werden ſollten".

Dieſer 17. Februar 1776 iſt der Geburtstag des Burgtheaters. In dieſen kleineren Raum ſiedelte nun das deutſche Schauſpiel über, einem geſchloſſenen Style des recitirenden deutſchen Schauſpieles nachſtrebend, während der bisherige Tummelplatz, das Kärthnerthor-Theater, Pächtern überlaſſen wurde, welche das einfache deutſche Schauſpiel nie wieder in ihr Programm aufzunehmen hatten.

Wir haben eine Selbſtbiographie vom Schauſpieler Joſeph Lange. In dieſer findet ſich folgende Stelle, welche die Bedeutung dieſes Actes ſo bezeichnet, wie ſie in jener Zeit angeſehen und aufgefaßt wurde:

„Der unſterbliche Kaiſer ſah die Bühne als ein Mittel zur Bildung ſeiner Nation an, und darum hieß er ſie deutſches Nationaltheater. Deutſche Sprache, deutſche Sitten, deutſcher Geſchmack, deutſche Kunſt ſollten ſich an ihrer Darſtellung erheben. So betrachtet, ſchien ihm die Bühne ſeiner Aufmerkſamkeit werth bis an ſeinen Tod. Darum gehörte ihr Fortgang unter ſeine Lebensfreuden, darum wies er ſie ſogar jedem ſeiner Gäſte mit einem edlen Stolze, und war vergnügt, wenn auf ſeine immer bereite Frage: „„Nun, was ſagen Sie von meinem Theater?““ ihm recht viel Gutes darüber geſagt wurde. — Die erſten Schritte des Monarchen bezeichneten ſogleich, wie ſehr es ihm darum zu thun war, die deutſche Bühne beſucht und alſo auch wirkſamer zu machen. Großmüthig ſetzte er die Eintrittspreiſe herab, um alle Stände an dem Vergnügen des Schauſpiels theilnehmen zu laſſen. Weiſe hob er die Ballets und italieniſche Oper auf, um den Adel zum Beſuche deutſcher Stücke zu zwingen und ihm allmälig für daſſelbe Intereſſe einzuflößen. Ausdrücklig befahl er, bei der Wahl der Stücke nur auf ihre innere Güte, nicht auf den damaligen Geſchmack zu achten. Als ſodann Anfangs die Logen unverpachtet, das Theater unbeſucht blieb, ſagte der große Menſchenkenner: „„Nur ſo zu, ſie werden ſchon kommen.““ — Und, ſiehe da, ſie kamen.“

II.

Um einen Einblick in das Innere des entſtehenden Burgtheaters zu gewähren, ſei das Repertoire des Jahres 1776 — des eigentlichen Entſtehungsjahres — ausführlich erwähnt.

Sitte, Gebrauch und Perſonal ſtellen ſich dadurch ſelbſtredend dar.

Der Zettel vom 8. April 1776 lautet:

Neues Luſtſpiel.
Im Nationaltheater nächſt der Burg
wird Montags den 8. April (1776) aufgeführt:
Zum Erſtenmale
Ein neues Luſtſpiel in drey Aufzügen,
genannt
Die Schwiegermutter.
Perſonen:

Baron	Herr Jaquet.
Baronin	Md. Weidnerin, geweſte Huberin.
Louiſe, ihre Tochter	Mll. Jaquet die ältere.
Ein Obriſter, Bruder der Baronin	Herr Stephanie der jüngere.
Baron Lindenreich, Vater . .	„ Bergopzoom.
Baron Lindenreich, Sohn . .	„ Lange.
Baronin von Löwenthal, eine junge Witwe	Mll. Jaquet die jüngere.

Herr von Rittersheim, ein Landedelmann	Herr Müller.
Ein Advocat	„ Heydrich.
Julchen, ein Kammermädchen	Mll. Defraine.
Fritze, ein Bedienter	Herr Weidmann.

Nach dieſem das Luſtſpiel in einem Aufzuge:

Die indianiſche Wittwe, oder der Scheiterhaufen.

Beyde Stücke ſind beim Logenmeiſter gedruckt zu haben, jedes für 17 kr.

Die Eintrittspreiſe ſind dermalen folgendermaßen herabgeſetzet:

Im erſten Parterre	1 fl.	— kr.
Im zweyten „		20 „
Im dritten Stocke auf beiden Seiten		30 „
Im vierten Stock		7 „

Die Logen am Parterre, im erſten und zweyten Stock bezahlen 3 fl.

Der Anfang iſt um 7 Uhr.

Hier finden wir alſo einen Gebrauch, welcher noch heute in Paris beſteht: daß die Stücke gedruckt verkauft werden neben der Aufführung. Und das dreiactige koſtet nicht mehr als das einactige.

Den folgenden Tag, 9. April, wurde „Die Schwiegermutter“ wiederholt. Dazu „Die abgenöthigte Einwilligung“.

Mittwoch 10. April. Ein Schauſpiel aus dem Franzöſiſchen des Herrn Diderot, vom Herrn Juſtizrath Leſſing überſetzt, genannt:

„Der Hausvater“.

Donnerſtag den 11. April. Ein luſtiges Charakterſtück in fünf Aufzügen, genannt:

„Der lächerlich poetiſche Landedelmann, oder
Weiberliſt über alle Liſt“.

Mad. Ungar, eine neuangelangte Schauſpielerin, wird heute zum erſtenmal bey uns in der Rolle der Baroneſſe von Altholz erſcheinen.

Samſtag 13. April. Ein Original-Luſtſpiel in fünf Aufzügen vom Herrn Juſtizrath Leſſing, genannt: „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück“. Anfang um halb Sieben Uhr.

Folgen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen: „Der Schubkarren des Eſſighändlers des Herrn Mercier“, „Die falſchen Vertraulichkeiten“. Dann ein Original-Drama in fünf Aufzügen nach der neuen durchaus veränderten Auflage, genannt: „Der Miniſter“ (wie ſchon erwähnt von Gebler). Dann ein Original-Luſtſpiel in fünf Aufzügen vom Herrn Stephanie dem jüngeren, genannt: „Die Wölfe in der Heerde, oder die beängſtigten Liebhaber“.

Schon am 20. April „ein neues fünfactiges Trauerſpiel vom Herrn Brandes, Verfaſſer des Graf Olsbach, guten Ehemanns und mehrerer guten Stücke, genannt: „Olivie“. Nur vier Tage ſpäter, am 24., ein neues Luſtſpiel „Der Neugierige“, ſonſt genannt: „Die beſtrafte Neugier“. — Elf Tage darauf (4. Mai) wieder ein neues Luſtſpiel, Beaumarchais' „Der Barbier von Sevilien, oder die unnütze Vorſicht“. Sieben Tage ſpäter (11. Mai) ſchon wieder ein neues Schauſpiel von Brandes in fünf Aufzügen — man ſieht an dieſer unglaublich klingenden eiligſten Hervorbringung neuer Vorſtellungen, wie nahe man auch damals noch der extemporirten Komödie ſtand, denn es iſt abſolut unmöglich, in ſo kurzen Zwiſchenräumen mit demſelben Perſonal neue Stücke nur einigermaßen reiflich einzuſtudiren.

Dieſes neue Schauſpiel von Brandes hieß „Die Mediceer, oder eine Verſchwörung“, und der Theaterzettel brachte folgende Nachricht: „Den Stoff zu dieſem Schauſpiele hat ſein Verfaſſer von einer Verſchwörung genommen, welche gegen die ruhmvolle Familie Medicis im fünfzehnten Jahrhunderte zu Florenz von dem Hauſe Pazzi war aus Neid angeſponnen, zum Glück aber nicht ausgeführt worden. Der Dichter hat die wahre Geſchichte mit völliger Freyheit behandelt, vornemlich ſcheint er zur Abſicht gehabt zu haben, herzerſchütternde Situationen darzuſtellen, und durch eine glückliche Rettung der Unſchuld empfindſamen Herzen angenehmes Gefühl mitzutheilen. L. v. Medicis, der zärtlichſte Vater und ſtrengſte Richter, muß einem würdigen Jüngling, ſeinem einzigen Sohne, das Todesurtheil ſprechen. Camilla, die wahre Mutter, wird von peinigenden Leidenſchaften beſtürmt. Um nicht zu viel im voraus zu verrathen, ſey nur noch dieſes geſagt: die Karaktere ſind vielfach, doch alle mit Kraft entworfen, und mit Wärme vollendet".

Unter den Neuigkeiten, welche ſich auch in der zweiten Hälfte des Jahres raſtlos folgen und welche außer zahlreichen franzöſiſchen und engliſchen Ueberſetzungen auch „Erwin und Elmire vom Herrn Goethe" bringen, zeichnet ſich aus: „Der Graf von Waltron, oder die Subordination von H. F. Müller". Dieſes Original-Trauerſpiel hat ſich bekanntlich bis in die erſten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts auf dem deutſchen Repertoire behauptet. Bergopzoom ſpielte den Grafen Waltron; Madame Sacco, eine neu engagirte Schauſpielerin von großem Talente, die Schweſter deſſelben. Sie war die beſte Minna von Barnhelm und Emilia Galotti jener Zeit. In einem neuen Luſtſpiele „Die junge Wittwe" nach einer „poetiſchen Erzählung von Gellert" finden wir ſie auf dem Theaterzettel angegeben als: „Emilia, eine junge Wittwe in tiefer Trauerkleidung mit einem Schleyer über den Kopf".

Das damalige Perſonal des beginnenden Burgtheaters war ſehr anſehnlich und beſtand aus folgenden Hauptperſonen:

Herr Jaquet, Mademoiſelle Jaquet die ältere und die jüngere, Madame Weidnerin, geweſene Huberin, die Herren Stephanie der ältere und der jüngere, Bergopzoom, Lange, Müller, Heydrich, Weidmann, Mlle. Defraine, Mlle. Teutſcherin, Madame Stephanie, Madame Ungerin, Madame Brockmann, Herr Steigenteſch, Herr Gottlieb, Madame Gottlieb und neu engagirt Madame Sacco.

Dennoch war man ſogleich auf Ergänzung und Erweiterung bedacht, von der richtigen Meinung ausgehend, daß ein Theaterperſonal in ſtetem Wachsthum erhalten werden muß, wenn es nicht in Erſtarrung, Manierirtheit, Cliquenweſen und Unzulänglichkeit gerathen ſoll. Offenbar gingen alle Schritte zur Erweiterung des Inſtitutes vom Kaiſer Joſeph ſelber aus; ſie tragen ſämmtlich den Stempel eines Geiſtes, welcher nie und nirgend blos für den Augenblick bedacht war, ſondern ein organiſches Wachsthum vor Augen hatte.

Am 11. September ließ der Hofrath Baron v. Kienmayer den Schauſpieler J. H. F. Müller zu ſich rufen und zeigte dieſem ein Schreiben, welches ſoeben mit Staffette aus Königgrätz von Sr. Majeſtät dem Kaiſer angelangt war. Dort in Böhmen, mitten in einem kriegeriſchen Uebungslager, hatte der Kaiſer ſeines jungen Burgtheaters gedacht, ſo wie 36 Jahre ſpäter Napoleon in Moskau des Théâtre français gedachte und eine dauernde Organiſation dieſes Kunſtinſtitutes aus der Czaren-Hauptſtadt nach Paris ſendete. Das Schreiben Kaiſer Joſeph's war an des „Obriſt Kämmerers Grafen von Roſenberg's Excellenz“ gerichtet und trug die Bezeichnung: „In deſſen Abweſenheit vom Herrn Hofrath Baron v. Kienmayer zu eröffnen“. Es war alſo dem Kaiſer um eilige Ausführung des Inhaltes zu thun. Der Inhalt aber enthielt den Befehl: den Schauſpieler Müller ſogleich auf Reiſen, und zwar ohne Verzögerung nach Hamburg zu ſchicken, um Brockmann ſpielen zu ſehen und für das Nationaltheater zu engagiren, wenn er das wäre, was der gute Ruf von ihm ſagte. In der Folge ſollte Müller mehrere Theater beſuchen und von jedem eine getreue Charakteriſtik einſenden. Auch eine gute Soubrette ſollte er „aufnehmen“.

Auf Müller's Frage: wann er abreiſen ſolle? lautete die Antwort: morgen! Denn der Kaiſer wolle ſofortige Ausführung ſeines Befehls.

Müller, ein aus Norddeutſchland ſtammender Schauſpieler von einiger Bildung, welcher Chevaliers ſpielte, erhielt ſogleich Geld und Wechſel und Empfehlungen an die kaiſerlichen Geſandtſchaften in

Dresden, Hamburg, Berlin, Mainz, Mannheim, München, und machte ſich auch ſogleich fertig. Denſelben Abend hatte er noch zu ſpielen im „Kriegsgefangenen" und wurde im Zwiſchenacte in die Loge des Fürſten Kaunitz berufen. Dieſer inſtruirte ihn des Breiteren über ſeine Aufgabe und machte ihm namentlich deutlich, wie der aufzufindende Liebhaber, welchen er „aufnehmen" ſollte, beſchaffen ſein müßte. „Sehen Sie nur bei der Wahl deſſelben", ſagte der Fürſt, „vorzüglich auf Jugend, Wuchs, leichten, edlen Anſtand und reine Mundart. Er muß nicht gar zu groß ſein, keinen hervorragenden Bauch haben, ſeine Augen müſſen ſprechen, groß, rund und nicht geſpalten, ſein Gang feſt und nicht ſchleppend ſein. Er muß durch die Anmuth ſeiner Jugend den Schimmer hervorbringen, den man im Schauſpiele ſucht. Auch zu der Rolle einer Kammerjungfer wählen Sie keine zu große Perſon. Finden Sie eine, die ſich unſerer ehemaligen Suzette" (dies war die Soubrette bei der letzten franzöſiſchen Geſellſchaft) „nur in etwas nähert und eine angenehme Lebhaftigkeit beſitzt, ſo ſchließen Sie mit ihr ab. Benehmen Sie ſich klug und mit Verſtand bei dieſem Geſchäfte und vergelten Sie dadurch das Vertrauen, das der Kaiſer in Sie ſetzt. Ich habe den Soulée" (einen der vorzüglichſten franzöſiſchen Schauſpieler unter Kaiſer Franz I.) „auch auf Reiſen ſchicken müſſen; von ſeiner vernünftigen Auswahl zogen wir einen zehnjährigen Nutzen."

Am folgenden Tage hatte Müller noch eine Audienz beim Fürſten, und in dieſer legte Letzterer beſonderen Nachdruck auf die Charakteriſtik von allen „beſſeren Subjecten jeder Bühne", welche Müller einſchicken ſollte, denn Leute wie Heyrich würden alt und faſt unbrauchbar, es ſei mehrfacher Erſatz nöthig. Müller fragte, ob er nicht auswärtigen rühmlich bekannten Theaterdichtern anſtändigere Belohnungen antragen dürfte, als ſie bisher von Wien bezogen? Was wollen Sie damit ſagen? Erklären Sie ſich deutlicher! entgegnete der Fürſt. — Hamburg — antwortete Müller — giebt für jedes neue Stück, es ſei nun ein Original, oder ein aus dem

Engliſchen und Franzöſiſchen auf deutſche Sitten bearbeitetes Luſtſpiel hundertſechszig Gulden. Wäre es mir wohl erlaubt, den Verfaſſern ein etwas größeres Honorar anzutragen, um dadurch Dichter zu ermuntern, ihre Geiſteswerke unſerer Nationalbühne zuerſt zu überſenden? — Nach einiger Ueberlegung erwiederte der Fürſt: Darüber muß ich erſt mit dem Kaiſer ſprechen. Ich werde Ihnen deſſen Befehl bekannt machen laſſen.

„Ich erhielt noch die väterlichſten Ermahnungen und Vorſchriften" — fährt Müller fort, — „wie ich mich, beſonders in Berlin, zu benehmen hätte, und die Verſicherung, daß der Fürſt Alles zur Verbeſſerung der Nationalbühne beitragen würde. Er ſprach Verſchiedenes von meinen Kameraden. Führte Gründe an, warum man dem größten Theile den Zutritt in großen Häuſern nicht verſtatten könnte, lobte Madame Sacco, und entließ mich mit huldvoller Wärme, mit einem Gefühle, welches mir Thränen in die Augen trieb und den Ausruf hervorbrachte: Gott erhalte Sie, durchlauchtigſter Fürſt! Sie ſind der hohe Protector der bildenden Künſte! Sie finden auch die Nationalbühne Ihres Schutzes nicht unwürdig, nun wird ſie bald aus ihrer Kindheit emporſteigen! — Er legte ſeine Hand auf meine Stirn und ſagte: Reiſen Sie glücklich und bleiben Sie geſund!"

Deſſelben Nachmittags um vier Uhr fuhr Müller mit Extrapoſt nach dem Norden. Er hat dieſe Reiſe in ſeinem „Abſchied von der kaiſerlichen Hof- und Nationalſchaubühne" ausführlich beſchrieben, und dieſe Beſchreibung iſt eine werthvolle Quelle für die Geſchichte des damaligen Theaters. Da ſie fortwährend Bezug nimmt auf das Burgtheater, ſo iſt ſie auch für die geſchichtliche Entwickelung des Burgtheaters von beſonderer Wichtigkeit.

In Dresden fand Johann Heinrich Friedrich Müller die Seiler'ſche Geſellſchaft nicht mehr, bei welcher jener Phönix von Liebhaber, wie ihn Fürſt Kaunitz wünſchte, zunächſt geſucht werden ſollte. Die Geſellſchaft war nach Leipzig. Müller eilte ihr nach, und der bekannte Kreisſteuereinnehmer Weiße, welcher neben ſeinem „Kinderfreunde“ auch fleißig für das Theater ſchrieb, nahm ſich ſeiner an. Er wie die Mehrzahl der ſchönen Geiſter hatte es mit Begeiſterung aufgenommen, daß der Kaiſer ſelbſt in Wien eine Nationalbühne ſchaffen wollte. „Wir haben wohl den guten Willen dazu“ — rief er, — „ihr aber in Wien allein in eurem trefflichen Kaiſer habt auch die Mittel und die Macht dazu!“

Wirklich fand Müller in Leipzig ſogleich einen Liebhaber, welcher ſich dem Ideal näherte, Namens Borchers. In einem Stücke von Großmann „Henriette, oder: Sie iſt ſchon verheirathet“ ſah er ihn als Sieur Blainville. „Dieſer junge Mann“, ſchreibt er ſogleich an den Freiherrn v. Kienmayer, „iſt ein Beobachter und Nachahmer des großen Eckhof's. Studium der Natur ſchien ſein Leitfaden zu ſein. Er ſpielte vortrefflich. Er iſt ungefähr ſo groß wie unſer Lange. Seine Geſichtszüge ſind mit einer Musculatur begabt, welche ſehr Wenige beſitzen. Er war ganz der feine, durch moraliſche Grundſätze gebildete, edle Mann, und blieb bis ans Ende ſeinem vorgezeichneten Charakter in den kleinſten Nuancen treu. Er machte in dieſem Stücke, welches bei uns noch nicht bekannt iſt, einen Franzoſen, der die deutſche Sprache nach der Grammatik erlernt hat. Anfangs glaubte ich, er dehnte den Dialog. Doch in der richtigen Ausführung dieſes, dem Verfaſſer am beſten gerathenen Charakters fand ich, daß er ihn richtig und vollkommen analyſirt hatte. Ich werde ihn bei meiner Rückkehr in verſchiedenen Rollen zu ſehen trachten, und fände ich Brockmann nicht ſo, als Se. Durchlaucht der Fürſt Kaunitz mir die Erforderniſſe eines Subjects zu Liebhaberrollen vorzeichneten, ſo werde ich Borchers Anträge machen.“

Weiße fragt ihn nach der Vorſtellung, ob denn das Hof- und Nationaltheater auch eine Theaterbibliothek beſäße? Müller muß mit Nein! darauf antworten. Die iſt doch ſehr nöthig — entgegnet Weiße, — beſonders für angehende Dichter. „Man findet oft in ſchlechten Producten Stoff, welchen ein glückliches Genie vortheilhafter bearbeiten kann.“ Müller ſpricht achſelzuckend von der Cenſur, welche verſchiedene neue Stücke nicht einmal zu leſen erlaube. „Da müſſen Sie ſich“, ruft Weiße, „an Ihren großen Kaiſer wenden! Ein Exemplar, aufbewahrt in der Theaterbibliothek, kann kein Gift verbreiten, wenn feſtgeſetzt wird, daß es nicht ausgeliehen, ſondern nur in der Bibliothek geleſen werden darf.“

Müller unterläßt nicht, auch dieſe freie Bemerkung in ſeinem Briefe an Baron v. Kienmayer mitzutheilen, und macht ſich ſodann auf den Weg nach Hamburg. Hier ſieht er Brockmann als Hamlet, und findet ihn vortrefflich. Allein Brockmann iſt leider nicht ſo „gebaut“, wie nach der Vorſchrift des Fürſten v. Kaunitz der Liebhaber gebaut ſein ſoll, den man in Wien braucht, und er zögert deshalb mit Anknüpfung von Unterhandlungen. Auch darum, weil Brockmann erſichtlich nicht ein eigentlicher Liebhaber iſt. Er iſt ein „denkender Künſtler, welcher mit edlem Anſtande auftritt. Seine Sprache iſt rein, rund und kraftvoll, und hat nicht das mindeſte mehr von der weichen, öſterreichiſchen, zuſammengezogenen Mundart. Der Mann hat ſeit den eilf Jahren, da er bei uns war, unglaubliche Fortſchritte in der Kunſt gemacht“. (Brockmann war aus der Steiermark.) „Er iſt ein Mann von ungefähr 34 Jahren, in der Größe und im Körperbaue beynahe wie unſer Jaquet, und daher dem Ideale nicht ähnlich, welches mir Se. Durchlaucht zu wählen vorſchrieb. Zu jungen Ehemännern, geſetzten Helden- und Charakterrollen würde er ein Schatz für unſere Bühne ſein.“ — „Auch Reinecke und Schröder haben große Verdienſte. Der letzte, ein langer hagerer Mann, ſpielte die untergeordnete Rolle des Geiſtes mit einer Täuſchung, die Schaudern erregte. Er ging nicht — er ſchien zu ſchweben. Ein dumpfer hektiſcher Ton, den er angenommen hatte und bis an's Ende beibehielt, brachte eine ungemein gute Wirkung hervor. Das Coſtum war ſehr gut und den Zeiten angemeſſen; nur hatte die Direction Reinecken, welcher den König vorſtellte, einen roſenfarbenen, reich geſtickten türkiſchen Talar angezogen; das war wohl nicht ſchicklich."

Uebrigens iſt er von dem Hamburger Theater ſehr erbaut, und findet, daß vortrefflich geſpielt werde. Beſonders Reinecke und Schröder befriedigen ihn ſehr. Von Reinecke, den er in den „Nebenbuhlern" den Baron Abslut ſpielen ſieht, ſagt er: „Ich kann mir dieſen Charakter nicht beſſer denken, als ihn dieſer große Künſtler ausmalte. Sein trockener, polternder und ſo natürlich wahrer Ton in den Auftritten mit ſeinem Sohne, ſein Mienenſpiel, ſeine Geſticulationen, alles war ſchön und meiſterhaft. Er hat die Gabe, gewiſſe Reden gleichſam nur hinzuwerfen, als wären ſie des Heraushebens gar nicht werth, und machte ſie eben dadurch äußerſt intereſſant". Brockmann als Sohn ſei vortrefflich geweſen, und eben ſo Schröder als Junker Ackerland. Schröder iſt „unſtreitig einer der größten Komiker. Nichts wurde übertrieben. Er ſpielte mit ſo wahrer, ſchöner Natur, daß er ſich die Bewunderung aller Kenner erwarb. Nie nahm er Zuflucht zur Grimaſſe. In Scenen, wo er nichts zu reden hatte, unterbrach er niemals das Spiel ſeiner Kameraden. Noch habe ich keinen ſo feinen komiſchen Schauſpieler geſehen. Wäre er nicht der Sohn der hieſigen Unternehmerin, und könnten wir ihn in Wien beſitzen, er würde bei uns große Senſation erregen". Auch Madame Reinecke findet er ſehr empfehlenswerth. „Sie hat ungefähr die Größe unſerer älteren Jaquet, ein lebhaftes Auge und viel Theaterfeſtigkeit. Ich halte ſie für die Beſte bei dieſer Bühne. Ihre Sprache iſt rein, gut, wohlklingend und ſehr verſtändlich. Sie brachte bei einer Stelle eine ſehr treffende, feine Parodie auf den hieſigen Kanzelton an, die allgemein beklatſcht wurde. Zu munteren Liebhaberinnen hat ſie meines Erachtens ein herrliches Talent. Sie und ihr braver Mann würden bei uns gewiß allen Beifall erhalten."

„Meiner Vorſchrift gemäß", ſchließt Müller über Hamburg, „habe ich auch von der Moralität dieſer Geſellſchaft Nachrichten zu erhalten geſucht. Ganz Hamburg giebt ihr das Zeugniß eines liebenswürdigen Wohlverhaltens. Die Mitglieder derſelben haben Zutritt in den angeſehenſten Familien. Brockmann ſpeiſt beinahe täglich bei dem hieſigen engliſchen Miniſter, deſſen Liebling er iſt. Faſt alle ſind Liebhaber der Literatur. Sie zeichnen ſich durch eine freundſchaftliche Harmonie unter ſich ſelbſt vorzüglich aus. Sie cabaliren nicht, um ſich in Rollen zu bringen, und haben — ſo ſagten mir Schauſpiel-Liebhaber — die Klugheit, ihre kleinen Zänkereien nicht unter die Leute zu bringen.“

Müller geht nun gegen Ende Septembers nach Berlin, wo die Döblin'ſche Geſellſchaft in der „Bärenſtraße“ ſpielte. Er findet Mitglieder und Spiel ungenügend, und es intereſſirt ihn vorzugsweiſe nur Profeſſor Engel, welcher als Dramaturg damals eine geſchätzte Perſönlichkeit in Berlin war. Engel ſchrieb auch Stücke, und ſein „Dankbarer Sohn“ wie ſein „Edelknabe“ waren auf dem Repertoire in Wien. Es war Müller darum zu thun, von Engel zu erfahren, wie Leſſing eigentlich über das deutſche Theater in Wien geurtheilt habe. Leſſing war ein Jahr früher — 1775 — durch Wien gereiſt und hatte alſo das Theater geſehen, ehe es in die Burg überſiedelte. Müller ſelbſt erzählt zwar, daß dies kurz vor ſeiner Abreiſe im Sommer 1776 geſchehen ſei; er irrt ſich aber offenbar; denn Leſſing's Lebensgeſchichte erweiſt das Jahr 1775. Müller hat ſein Memoire erſt 1802 herausgegeben, es iſt alſo leicht möglich, daß er nach 26 Jahren die Jahresdaten verwechſelt habe. Wäre Leſſing erſt 1776 in Wien geweſen, gerade um die Zeit alſo, da Kaiſer Joſeph das Theater in ſeine perſönliche Obhut nahm, ſo wäre er gewiß zum Kaiſer berufen worden. Denn Leſſing's Anſehen als des größten Dramaturgen deutſcher Nation war außerordentlich. Seine Stücke, denen nur noch der „Nathan“ fehlte, ſtanden in hoher Achtung, und die Recenſionen, welche er in Hamburg geſchrieben, hatten ihm die vollgültigſte Autorität erworben.

Engel war auch ungemein für ihn eingenommen und erzählte

Müller, „daß Leſſing ſeinen „Doctor Fauſt" ſicher herausgeben würde, ſobald G** mit ſeinem erſcheine, und daß er geſagt habe: meinen „Fauſt" holt der Teufel, und ich will G** ſeinen holen". Engel verſicherte, daß, was er davon gehört hätte, „Fauſt" Leſſing's Meiſterſtück ſein würde, und um Müller etwas Angenehmes zu ſagen, ſetzte er hinzu: Leſſing habe auch das Wiener Theater gelobt. Müller bezweifelte das. Nun denn — erwiederte Engel, — damit Sie ſehen, daß ich Nichts verheimliche: eine Erinnerung hat Leſſing doch gemacht. Er hat geſagt, es herrſchte keine Harmonie in Ihrem Spiele. Einer hätte dieſen, der Andere jenen Dialekt, und ein Jeder ſeine beſondere Spielart, wodurch das Ganze litte.

Müller gab die verſchiedenen Mundarten zu, nahm aber das Enſemble in Schutz. Er habe bis jetzt noch an keiner Bühne ein beſſeres gefunden. „Wir ſind Leute", ſchloß er, „welche zehn, zwölf und einige über zwanzig Jahre mit einander arbeiten, folglich nicht ſo widrig geſtimmt, als auswärtige Bühnen, die alle Augenblicke mit ihren Individuen wechſeln."

Dennoch war Müller darauf bedacht, Leſſing ſelbſt in Wolfenbüttel aufzuſuchen. Man hatte ihm einige Liebhaber gerühmt, welche in Hildesheim zu finden wären. Dort ſorgte der Biſchof, welcher „die Güte ſelbſt und ein aufgeklärter Mann" war, für theatraliſche Unterhaltung und hatte die Stöffler'ſche Schauſpielergeſellſchaft aus Hannover an ſeinen Biſchofſitz berufen. Auf dem Wege dorthin über Braunſchweig machte Müller einen Abſtecher nach Wolfenbüttel, wo Leſſing damals die kurze glücklichſte Periode ſeines Lebens genoß an der Seite einer geliebten Gattin. Er empfing Müller ſehr freundſchaftlich und pries den Zweck ſeiner Reiſe. „Schön", rief er aus, „ich verehre Ihren Kaiſer, er iſt ein großer Mann. Unſtreitig kann Er vor allen anderen Höfen uns Deutſchen am erſten eine Nationalbühne geben, da der König in Berlin das vaterländiſche Theater nur duldet, und nicht in Schutz nimmt, wie Ihr Regent; wozu wohl die Briefe des hypochondriſchen Rouſſeau an den Genfer

Magiſtrat über Schauſpiel und Schauſpielweſen viel beigetragen haben mögen. Ich bekenne, ich war gegen die Wiener Bühne eingenommen, da ich in verſchiedenen Flugſchriften nicht die beſten Beſchreibungen davon las. Ich bin, da ich ſie nun ſelbſt geſehen habe, von meiner vorgefaßten Meinung zurückgekommen. Noch fehlt Vieles, doch iſt ſie beſſer als alle, die ich kenne. Vorzüglich fiel mir der verſchiedene Dialekt unter Ihnen auf, er macht das Ganze ſo disharmoniſch.“ Müller fragt, wie dem abzuhelfen ſei? „Durch eine Schule!“ erwiedert Leſſing. „Machen Sie Ihrem Kaiſer Vorſtellungen, ein Theater-Philanthropin zu errichten, ſo wie der Churfürſt von der Pfalz gegenwärtig eine Singſchule geſtiftet hat, die viel Gutes verſpricht. Jede Kunſt muß eine Schule haben, in der früheſten Jugend durch gute Grundſätze vorbereitet und geleitet werden. Nur dadurch, durch eifriges Studium und mühſamen Schweiß, erwirbt ſich der darin gebildete Schauſpieler das Recht auf die Achtung und Ehre ſeiner Zeitgenoſſen. Durch Jahrtauſende hat es die Erfahrung bewieſen, daß die erſte Grundlage der Erziehung den Charakter des Menſchen für die Zukunft beſtimme. Dieſe Eindrücke ſind unvertilgbar, und ihr Einfluß wirkt durch das ganze Leben. Alle Empfindungen, Leidenſchaften, Neigungen und Fähigkeiten müſſen in ihrem erſten Keime geleitet werden, wo das weiche, unbefangene Herz noch jeder Biegung gehorcht. So zweifellos dieſer Satz in Anſehung der moraliſchen Bildung iſt, eben ſo iſt er es auch in Rückſicht auf die Bildung eines jeden Künſtlers; und da durch eine zweckmäßig eingerichtete Theater-Pflanzſchule beide Arten erzielt werden können, ſo iſt der unſchätzbare Nutzen eines ſolchen Inſtituts offenbar und einleuchtend bewieſen. Wäre der Endzweck des Schauſpiels auch nur blos das Vergnügen des Volkes, ſo iſt es ſchon aus dieſem Grunde wichtig, dem Volke ſeine Unterhaltungen nicht durch Idioten und ſittenloſe Menſchen vortragen zu laſſen, für welche es außer den Stunden der Geiſteserholung keine beſondere Achtung haben kann.“

„Allein die Schaubühne iſt etwas mehr, kann und ſoll etwas mehr ſein, und ihr edler Zweck wird durch unedle, nicht durch Grundſätze dazu erzogene Mitglieder eben ſo vereitelt, als die Wirkung der beſten Kanzelrede durch die tadelhaften Sitten des Redners. Beide gleichen einer Uhr, die gut ſchlägt, aber unrichtig zeigt. — Ein gutes Theater kann ungemein viel bewirken. Es kann Liebe für den Landesvater und ächten Patriotismus in die Herzen der Bürger pflanzen; der Regent kann es zum Vehikel der Geſetzgebung erheben, und ſein Volk dadurch in eine Stimmung ſetzen, Verordnungen mit Dank und Beifall aufzunehmen; es bildet und reinigt Sitten und Sprache, veredelt den Darſteller und die Zuſchauer u. ſ. w.“

Müller erzählte darauf Leſſing, daß in Berlin die Sage ginge, zu Mannheim würde auch ein Nationaltheater neu erbaut, deſſen Direction der Churfürſt ihm hätte antragen laſſen. „Nein!“ — entgegnete Leſſing — „man hat mich bloß zu Rathe gezogen, ich habe darauf geantwortet, was ich Ihnen ſoeben ſagte. Dort läßt ſich jedoch das nicht ſo ausführen, als in Wien.“ — Man behauptet — fuhr Müller fort, — Sie bezögen bereits einen Gehalt vom pfälziſchen Hofe. — „Auch nicht, lieber Müller! ſondern eine Art von Honorar, welches aber keine Beziehung auf das Theater hat. Jedes auswärtige Mitglied der dortigen Akademie empfängt jährlich einen Gehalt von fünfhundert Thalern; dafür iſt es verbunden, ſich wenigſtens zweimal des Jahres daſelbſt einzufinden, und den Sitzungen beizuwohnen. Mit dem Theater gebe ich mich nicht ab.“ — Wenn Sie aber einen Beruf zu uns erhielten? fragte Müller. — „Er proteſtirte, doch ſo, daß ich glauben konnte, er würde ihn annehmen. Seine Gattin, welche zehn Jahre lang bei uns in Wien ſeßhaft geweſen war, ſchien dieſen Beruf zu wünſchen. O! ſagte ſie, ich liebe die guten Wiener herzlich, nie werde ich ihre Güte gegen mich vergeſſen.“ — „In München“ — fuhr Leſſing fort, — „wohin Sie vermuthlich auch kommen werden, habe ich eine brave, wohlgeſtaltete Frau für die hohen komiſchen Rollen angetroffen, und mit Vergnügen ſpielen ſehen; ſie nennt ſich Neuſeul; dieſe ſollten Sie nach Wien zu ziehen ſuchen. Auch zwey junge Mädchen werden Sie dort finden; beyde geben große Hoffnung, ich weiß ſie aber nicht zu nennen.“

Müller fand die beiden Liebhaber in Hildesheim unbrauchbar und ſprach auf dem Rückwege wiederum ein bei Leſſing. Leſſing ſpricht von neuem über die Pflanzſchule, und daß die wenig bevölkerte Stadt Mannheim nicht der Ort dafür ſei. Auch gegen die Ballets eifert er, und preiſt den Kaiſer, daß er dieſen „Flitterputz“ abgeſchafft, welcher den Eindruck eines gut dargeſtellten Stückes auslöſche. Auch gegen die Singſpiele ſprach er ſich aus. „Sie ſind das Verderben unſerer Bühne“, ſagte er. „Ein ſolches Werk iſt leicht geſchrieben. Jede Komödie giebt dem Verfaſſer Stoff dazu; er ſchaltet Geſänge ein, ſo iſt das Stück fertig. Unſere neu entſtehenden Theaterdichter finden dieſe kleine Mühe freylich leichter, als ein gutes Charakterſtück zu ſchreiben. Nur angemeſſene Belohnungen für durchdachte Arbeiten können dieſem einſchleichenden Unheile einen Damm entgegenſetzen, und Genies erwecken, beſſere Wege zu betreten.“ Müller fragt, wie dieſe Ermunterung geſtaltet werden könne? „Ihr Kaiſer“ — antwortet Leſſing — „kann die Preiſe beſtimmen, auch Vorſchriften beſtimmen, wie die Stücke beſchaffen ſein müſſen, welche dem hohen Ziele ſeiner Wünſche angemeſſen ſind. Eine angetragene Einnahme der fünften, ſiebenten und neunten Vorſtellung würde Dichter anfeuern, mit Kopf zu arbeiten. Ach Gott! Ihr Kaiſer hat tauſend Mittel, der ſinkenden Bühne aufzuhelfen!“ —

Müller hegte ſicherlich in der Stille den Wunſch: ſo bedeutende Reiſeberichte möchte doch nicht der etwas trockene Baron Kienmayer allein leſen! Es möchte Graf Roſenberg und Fürſt Kaunitz davon Notiz nehmen, und ſie dem Kaiſer ſelber vorlegen!

Das nächſte Reiſeziel Müller's war Gotha, einer der beſten Stammſitze deutſchen Theaters, wo der alte Eckhof jetzt noch in voller

Thätigkeit war. Müller nennt ihn auch jetzt noch den beſten deutſchen Schauſpieler. „Sein ſonoriſcher Vortrag, die Wahrheit, die verſchönerte Natur, das Geiſtvolle, was dieſer würdige Mann in ſein Spiel bringt, reißt jeden hin, der ihn zum erſten Mal ſieht.“ Früher der „größte deutſche Artiſt in den erſten jungen Helden- und Liebhaberrollen“, ſpielt er jetzt „ſowohl in tragiſchen als in hohen und niedrig-komiſchen Stücken die edlen und launigen Väter mit gleicher Kunſt“, und habe mit Recht Anſpruch auf den Namen des Garrick der deutſchen Bühne. Neben ihm ſieht er einen trefflichen Komiker Namens Friſchmuth, welchen er für Heydrich empfiehlt.

Müller verkehrt in Gotha mit Gotter, der als Ueberſetzer und Bearbeiter ſehr thätig war für's Theater. Seine „Medea“ hat bis in unſere Zeit herein auf dem Repertoire gedauert. Müller nennt ihn einen ſoliden, rechtſchaffenen Mann, welcher Leſſing's Abneigung gegen Singſpiele und Ballets nicht theile, ſondern Abwechſelung die Würze des Vergnügens nenne, über eine Theaterpflanzſchule aber Leſſing ganz beiſtimme. Uebrigens erregt es Müller Bedenken, daß auf den norddeutſchen Bühnen eine gewiſſe Kälte und ein Kanzelton im Vortrage herrſche, und er meint, daß „der jetzt in Mode kommende Converſationston doch wohl gar zu natürlich ſei“. Wir werden ſpäter bei Schröder's Gaſtſpiel im Burgtheater erkennen, daß dieſe Bemerkung von Bedeutung war.

Die bürgerliche Stellung der Schauſpieler war in Gotha die günſtigſte. Sie hatten zwar, wie es die kleine Stadt im kleinen Staate mit ſich bringen mochte, nur kleine Gagen, aber ſie wurden durch bürgerliche Vortheile entſchädigt. Wenn das Getreide hoch im Preiſe ſtand, durften ſie es „für ein geringes Geld“ aus den herzoglichen Magazinen beziehen, und ſie beſaßen auch wie andere Bürger die Braugerechtigkeit. Daneben bezogen Wittwen und Kinder verſtorbener Schauſpieler Penſionen aus der Landeswittwencaſſe. Dieſe Mittheilung Müller's kann wohl die e[illegible] Veranlaſſung geweſen ſein zur Einführung der Penſionsdecrete im Burgtheater.

Zum Engagement am Nationaltheater empfiehlt er von hier Madame Böck, welche für Mütterrollen eine brave, ja eine große Künſtlerin ſei. Nach der Hamburger Bühne nennt er überhaupt die Gotha'ſche „im Ganzen genommen als die beſte", welche er bisher geſehen.

Von Gotha geht er nach Mainz, und hier am erzbiſchöflichen Sitze findet er endlich die Soubrette, welche den Anforderungen des Fürſten Kaunitz entſprechen dürfte, eine Madame Stierle, deren Engagement er betreibt.

Seine nächſte Station iſt Mannheim, wo Alles in Bewegung iſt, die Gründung einer Nationalbühne vorzunehmen, wie Kaiſer Joſeph ſie für Wien angekündigt. Ein Haus hatte man eben gebaut, welches blos für das vaterländiſche Schauſpiel und gute Bearbeitungen beſtimmt war. Die Oper ſollte der Hofſchaubühne verbleiben. Man erwartete Alles von Leſſing, welchem man Vollmacht gegeben zu allen Engagements. Für „Dichter und Acteurs wollte man Belohnungen feſtſetzen, die theils im Golde, theils in der Ehre beſtehen ſollten, daß ihre Bruſtbilder öffentlich aufgeſtellt würden". Eckhof endlich hoffte man zu gewinnen, „der nicht mehr agiren, ſondern blos unterrichten und eine lebenslängliche Verſorgung erhalten ſollte". Ueberhaupt „ſollte den Schauſpielern, die ſich beſonders auszeichneten, eine lebenslängliche Verſorgung verſichert werden".

Zum zweiten Male alſo konnte Müller dieſen Penſionsgedanken zur Beherzigung nach Wien berichten, und dieſe Wirkung der kaiſerlichen Gründung eines Nationaltheaters wurde mit Eifer gemeldet. Uebrigens ſtand in Mannheim damals Alles noch auf Hoffnung. Müller hatte nur Schauſpielhäuſer zu betrachten, die Schauſpieler ſelbſt waren ſo gering wie die Hildesheimer.

Er eilte alſo nach München. Hier findet er Alles ſehr gering im Schauſpielweſen, aber Madame Nouſeul beſtätigt ihm Leſſing's Empfehlung. Er begiebt ſich eilig auf die Heimreiſe nach Wien.

Hier wird er vom Oberſtkämmerer zum Kaiſer geführt und ſieht ſeinen höchſten Wunſch verwirklicht: der Kaiſer hat all' ſeine Berichte geleſen, und genau geleſen. Er drückt ihm huldvoll ſeine Befriedigung darüber aus. Brockmann wird engagirt, die Nouſeul und Stierle desgleichen, auch für Borchers folgt die Genehmigung, falls deſſen Contract ein baldiges Engagement möglich macht. Das Wichtigſte aber iſt: Müller erhält Auftrag, an Engel zu ſchreiben und Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Der Kaiſer ließ ihm viel Schönes ſagen, und daß ein Mann wie er, welcher „die wahre Naturſprache ſo warm und ſo veredelt in ſeinem „„Dankbaren Sohne““ völlig in ſeiner Gewalt hätte“ und außerdem ein „ſolider Gelehrter“ wäre, ein beſſeres Schickſal verdiente, als er jetzt nach Müller's Schilderung genöſſe. Kurz, es iſt Engel eine leitende Stellung am Burgtheater angetragen worden. Den Wortlaut der kaiſerlichen Ausdrücke hat Müller durch fünf leer gelaſſene Zeilen nur errathen laſſen. Vielleicht iſt eine herbe Aeußerung des Kaiſers über Berlin im Jahre 1802 der Cenſur verfallen. „Es wäre mir lieb“ — hat der Kaiſer geſagt, — „wenn Engel zu uns käme. Was uns drückt und noch immer drücken wird, iſt der Mangel an guten Dichtern und beſonders an ſolchen, welche wir unſere eigenen nennen können. Ich möchte wohl die erſten und beſten Köpfe in ganz Deutſchland hieher ziehen, worunter in Rückſicht auf das Theater Leſſing und Engel uns hier vorzüglich nützlich werden könnten.“

Ferner befahl der Kaiſer, daß ihm Müller den Plan zu einer Theater-Pflanzſchule vorlege. Das geſchah. Müller theilt den ſorgfältig ausgearbeiteten Plan mit und erzählt, daß der Kaiſer mit den Einzelheiten einverſtanden geweſen wäre. Nur habe er verworfen, daß die Schule nach Laxenburg verlegt werde; in Wien müſſe ſie ſein, damit die jungen Leute im Verkehr mit der Welt bleiben und Theatervorſtellungen ſehen könnten. Der Kaiſer befahl, daß Abſchriften des Planes an Engel, Leſſing und Weiße geſendet und dieſe Herren um ihr Gutachten gebeten würden.

Endlich billigte der Kaiſer auch die Gründung einer Theaterbibliothek und verordnete im Sinne Leſſing's, daß jeder Dichter die ganze dritte Einnahme ſeines Stückes, welches im Hof- und Nationaltheater aufgeführt würde, zu beziehen habe.

Alle Erfahrungen der Müller'ſchen Reiſe wurden alſo durch den Kaiſer zur Geltung gebracht und die Ausſichten für das Theater waren im Jahre 1777 die allerbeſten. Leider wurde nicht Alles ausgeführt, wie es angelegt war. Ein Kaiſer kann eben nicht auch im Detail Theaterdirector ſein, und in Kaiſer Joſeph's nächſter Umgebung hat augenſcheinlich der Mann gefehlt, welcher die Ausführung der kaiſerlichen Gedanken nachdrücklich betrieben hätte. Außerdem erwachte gerade damals in Kaiſer Joſeph eine beſondere Liebhaberei für das deutſche Singſpiel und er nahm plötzlich Müller's ganze Thätigkeit für die Gründung und Ausbildung deſſelben in Anſpruch. Daß Leſſing ſich ſo abſolut dagegen ausgeſprochen hatte, war ihm unangenehm, und vielleicht deshalb wurde Engel in erſte Linie geſtellt. Es iſt nicht zu verkennen, daß die nächſten Jahre des Nationaltheaters das Schauſpiel nicht ſo kräftig entwickelten, wie man nach den einleitenden Schritten zu hoffen berechtigt geweſen, und daß die Pflege des Singſpieles dem recitirenden Schauſpiele einigen Abbruch that.

Dazu kam, daß die Schauſpieler ſich nicht gleichgültig verhielten zu einer Reform, an welcher einer ihrer Collegen ſo maßgebend betheiligt war und welche ſo viel neue Perſonen in ihre Reihen brachte, und zwar an die Spitze dieſer Reihen. Sie fanden und finden dies niemals behaglich und unterlaſſen es ſelten, Schwierigkeiten dagegen zu erheben. Es wurde ihnen auch recht leicht, ſolche Schwierigkeiten zu erheben, denn die Geſellſchaft dirigirte ſich eigentlich ſelbſt. „Die älteſten Männer und Frauen, wie auch diejenigen, welche erſte Rollen ſpielten, traten gewöhnlich einmal wöchentlich zuſammen, laſen, wählten und beſetzten nach Mehrheit der Stimmen die Rollen in den neuen Stücken und vertheilten die abgehenden in den alten. Alle Beſchlüſſe, Meinungen, Separat-Vota wurden protocollirt und durch den älteſten Mann unter ihnen, welcher den Titel Regiſſeur führte, der Entſcheidung der Oberſten Hofdirection vorgelegt. Dies Zuſammentreten hieß die Verſammlung. Darin gab es nun freilich oft Debatten, beſonders unter dem ſchönen Geſchlechte, wovon Einige mit den unerheblichſten Kleinigkeiten zum Kaiſer gingen und deſſen Langmuth, Gnade und Huld zu oft in Anſpruch nahmen."

Dies beſchloß denn der Kaiſer abzuändern und er ließ Geſetze für die Geſellſchaft entwerfen, für welche die Vorſchriften der Pariſer Schaubühne zum Grunde gelegt wurden.

III.

Kaiſer Joſeph ließ alſo plötzlich nach in der ausſchließlichen Theilnahme für das deutſche Schauſpiel. Das will nicht ſagen: ſein Intereſſe an demſelben habe nachgelaſſen. Nein. Aber ſein Intereſſe theilte ſich; es wendete ſich eine Zeitlang dem Singſpiele zu. Sein Schöpfungstrieb, einige Jahre zuſammengedrängt auf das recitirende Schauſpiel, ſchien eine Abwechslung zu brauchen.

Damit iſt nicht geſagt, daß er das damals „Nationaltheater" genannte Burgtheater aus den Augen gelaſſen hätte. Keineswegs. Er ſorgte ferner für gründliche Organiſation desſelben und für Erwerbung ausgezeichneter Kräfte. Er gab dem Theater ein ſehr ausführliches Statut unter dem Titel „Vorſchrift und Geſetze, nach welchen ſich die Mitglieder des k. k. Nationaltheaters zu halten haben", und befahl — Friedrich Ludwig Schröder für das Nationaltheater zu engagiren.

Beide Maßregeln waren vortrefflich. Strenge Ordnung war dem Theaterweſen, welches aus wüſtem Treiben ſich empor arbeitete, äußerſt nothwendig, und die Erwerbung eines Mannes wie Schröder erſchien wie ein großer Segen. Als Schauſpieler, als Directionsführer, als dramatiſcher Schriftſteller hatte ſich Schröder während der ſiebziger Jahre, vorzugsweiſe in Hamburg, ungemein hervorgethan. Wenn Einer das Nationaltheater zum Gipfel führen konnte, ſo war er dieſer Eine.

Es iſt ein wunderliches Schickſal geweſen, daß gerade jenes Statut das Hinderniß wurde für das dauernde Verbleiben Schröder's in Wien.

Entſtanden iſt dies Statut erſichtlich nach dem Vorbilde der Comédie française. Man war in Wien zur damaligen Zeit in viel lebhafterem Verkehre mit dem franzöſiſchen Schauſpiele als jetzt, und franzöſiſche Theatergeſellſchaften waren im Kärnthnerthor- wie im Burgtheater heimiſch.

Der Mittelpunkt dieſes Statuts war der ſogenannte „Ausſchuß", welcher aus fünf Schauſpielern, ſogenannten Inſpicienten, beſtand und das Theater regierte. Stephanie der ältere, Müller, Steigenteſch, Stephanie der jüngere und Brockmann waren die erſten Inſpicienten. Sie ſollten am Eingang eines jeden „Theatraljahres" von den ſämmtlichen wirklichen gagirten Mitgliedern gewählt oder neu beſtätigt werden. Sie hatten „die allgemeine Führung der Schaubühne" zu beſorgen, über Annahme neuer Stücke zu urtheilen und die Beſetzung derſelben zu beſtimmen.

„Bei Annahme neuer Stücke" — lautete es — „müſſen ſie die Ehre und den Nutzen des Theaters vor Augen haben und wohl darauf ſehen, daß die angenommenen Stücke den Regeln des gereinigten Theaters entſprechen und auf dem Repertoire ſtehen bleiben können. Daher ſei das Trauerſpiel reich an Handlung, an erhabenen Geſinnungen, falle nicht in's Gräßliche und Uebernatürliche; es errege Mitleid und Furcht, aber nicht Abſcheu und Entſetzen; es führe eine edle, hohe Sprache, aber keinen voll Phantaſien verwebten Wortkram. Das rührende Luſtſpiel, deſſen Handlung zwiſchen dem Täglichen und Seltenen inneſteht, zeige beſondere Charaktere, möglichere rührende Handlung als das Trauerſpiel, ohne in's Romanhafte zu fallen; die Bewegungen, die es erregt, ſeien angenehm, ohne zu erſchüttern; jeder Charakter deſſelben ſei belehrend, das Ganze zwecke zur Sittenlehre ab, ohne abgeſchmackt zu werden; die Sprache darin ſei erhabener als im Luſtſpiele, ohne den Schwung der tragiſchen zu nehmen. Um dieſe Gattung nun in größerem Anſehen und Werth zu erhalten, iſt zu beobachten: daß nicht gleichförmige Charaktere, Situationen oder Intereſſen in anderen Wendungen als neu erſcheinen, und daher das Neue dem Alten, oder das Alte dem Neuen ſchade; dialogirte Romane, bei welchen der Autor weder Verdienſt noch Genie verräth, der Schauſpieler alltäglich werden muß, dürfen keine Aufnahme finden, weil ſie den Zuſchauer ermüden und abſchrecken. Das Luſtſpiel hingegen enthalte Charaktere aus dem gemeinen Leben, doch mit Intereſſe, Satyre, ohne in's Pasquill auszuarten; errege durch Witz und anſtändige Natur Lachen, nicht durch Poſſen, Unanſtändigkeit oder unnatürliche Begebenheiten; es zwecke zur Beſſerung ab durch Schilderung ſeiner lächerlichen Charaktere, ohne den Anſchein eines Lehrgebäudes zu haben; die Sprache ſei von der Natur, aber nicht vom Pöbel genommen.“

„Bei Ueberſetzungen haben ſie unter obigen Erforderniſſen noch darauf zu ſehen, daß der Sinn des Originals nicht verſtümmelt und geſchwächt werde, eine dem Sujet angemeſſene, gute deutſche Schreibart darin vorhanden ſei, daß keine Aenderungen im Ganzen vorgenommen werden, ſo dem Stück eine andere Richtung geben; ausgenommen ein deutſcher Dichter nützte nur die Anlage der Charaktere, Situationen und des Intereſſes, formte ein ganz neues Original und nützte Deutſchland dadurch mehr, als durch eine getreue Ueberſetzung.“

Nach dieſen bemerkenswerthen Grundſätzen ſollte jedes eingeſchickte Stück binnen vier Wochen „abgefertigt werden“. Zwei Inſpicienten erhielten es zur Prüfung: „ob es der öffentlichen Verleſung werth ſei“. Keiner durfte es länger als acht Tage behalten, und mußte dann ſchriftlich auseinanderſetzen, aus welchen Gründen er es zum Vorleſen verſchlüge oder verwerfe. „Nach Verleſung eines Stückes giebt jedes Mitglied des Ausſchuſſes ein kurzgefaßtes Votum ad protocollum und die majora entſcheiden.“

Alsdann entſcheidet der Ausſchuß wiederum „per majora“

über die Beſetzung. „Jene, ſo Hauptrollen zu ſpielen pflegen, ſollen in den ihnen zugehörigen Fächern gebraucht und ihnen nur alsdann mindere Rollen zugetheilt werden, wenn eben im Stück keine Rolle aus ihrem Fache vorhanden wäre und das Stück durch eine andere Beſetzung litte." — Auch ſollen Rollen mehrfach beſetzt werden (alterniren), wenn es ohne Nachtheil der übrigen Beſetzung geſchehen kann. „Jeder Dichter hat zwar die Freiheit, eine Beſetzung ſeines Stückes vorzuſchlagen, doch muß der Ausſchuß ſolche prüfen und, falls ſie zum Nutzen des Theaters oder zur Zufriedenheit der Schauſpieler beſſer entworfen werden könnte, ſolche nach Pflicht abändern."

„Zur Zufriedenheit der Schauſpieler", dieſer charakteriſtiſche Grund beleuchtet deutlich dies republikaniſche Selbſtregiment der Schauſpieler, welches ſich im théâtre français bis heute erhalten hat. Man darf nicht außer Acht laſſen, daß damals und daß überhaupt in Deutſchland die Schauſpieler ſelbſt die Mehrzahl der Stücke ſchrieben und dadurch ihre Alleinherrſchaft weſentlich ſtützten. Unterhaltungsſtücke waren das Hauptbedürfniß.

Stephanie der jüngere war ein fruchtbarer Verfaſſer neuer Stücke im Ausſchuſſe des Nationaltheaters. Für ihn erſchien mit Schröder ein gefährlicher Rivale, denn Schröder's Stücke waren bedeutender.

Schröder hatte ſchon eine außerordentliche Lebensſchule durchgemacht, als er ſechsunddreißig Jahre alt damals nach Wien kam. Sein Stiefvater Ackermann hatte im Norden Deutſchlands, in Mecklenburg, in Oſt- und Weſtpreußen, in Hamburg, im Holſtein'ſchen, Schleswig'ſchen und im Hannover'ſchen, ja auch in Rußland und Polen ununterbrochen Theaterdirectionen geführt und hatte ſich mit gewiſſenhafter Strenge des kleinen Stiefſohnes angenommen. Aber dieſer kleine Schröder war ein wilder, excentriſcher Burſch, und Stiefvater Ackermann war ein genialer Schauſpieler geweſen. Da hatte es denn nicht an heftigen Scenen gefehlt. In Warſchau zum Beiſpiel hatte ſich einmal der junge Fritz im Jeſuitenkloſter verſteckt, hatte zum Katholicismus übertreten, ja Jeſuit werden wollen, um der elterlichen Obhut für immer zu entweichen. In Königsberg war er als Zögling einer Schule allein zurückgelaſſen worden, und das Koſtgeld war ausgeblieben; er war dem Verhungern und jeglichem Verderben ausgeſetzt geweſen, da ihn die Schule erbarmungslos ausgeſtoßen hatte. Mit einem verſoffenen Schuſter hatte er lange Zeit auf das Kläglichſte ſein Leben friſten müſſen, und die gemeinſten Lebensgewohnheiten hatten ihn umgarnt. Schnapstrinken und kleine Entwendungen, welche dem Diebſtahl nahekamen, bedrohten ſeine körperliche wie ſeine moraliſche Geſundheit.

Er überſtand das Alles. Endlich kam Geldhülfe von den Eltern, welche ſeiner keineswegs vergaßen, aber ſelbſt nicht immer in der Lage waren, Geldſummen zu erübrigen. Er machte ſich auf, in einem dürftigen Fahrzeuge durch die Oſtſee nach Lübeck zu ſchiffen, erlitt Schiffbruch, rettete und friſtete ſich wie Robinſon Cruſoe und ſtieg halbnackt bei Travemünde an's Land. Ausnahmsweiſe waren gerade jetzt einmal ſeine Eltern mit ihrer Geſellſchaft in Süddeutſchland, und der junge Mann mußte ſich durch die ganze Länge des deutſchen Vaterlandes hindurch fechten. Auch das gelang ihm, und der früh erfahrene Jüngling ſtand endlich wieder ſeiner Mutter und ſeinem höchſt eigenthümlichen Stiefvater gegenüber.

Dies ſein häusliches Verhältniß, unerſchöpflich an Conflicten, iſt offenbar ſehr fruchtbringend geweſen für Schröder's Charakterſtudien. Die Mutter, aus Berlin ſtammend, war in erſter Ehe mit dem Organiſten Schröder verheirathet geweſen. Dieſer Vater Fritz Schröder's, ein geſchickter Tonkünſtler, war in Nahrungsloſigkeit und Liederlichkeit verſunken und hatte es der begabten Frau überlaſſen müſſen, ſich ſelbſt zu ernähren. Sie war nach Schwerin, war nach Hamburg gegangen, um durch ihre Geſchicklichkeit in Stickerei ihr Brod zu erwerben. In Hamburg hatte Eckhof ſie kennen gelernt und ihr gerathen, die Vorzüge ihres Geiſtes und ihrer Geſtalt auf der Bühne zu verwerthen. Dieſem

Rathe war ſie gefolgt, und er hatte ſich als richtig erwieſen. Sie gefiel und war ſchon vier Jahre lang Schauſpielerin, als ihr Mann ſie 1744 zum letzten Male in Hamburg beſuchte. Die Frucht dieſes letzten Beſuches war Friedrich Schröder. Der Vater Schröder ſtarb bald darauf und ſie heirathete fünf Jahre ſpäter Ackermann. Dieſer alſo, welcher den vierjährigen Fritz als Stiefſohn bekam, wurde Schröder's eigentlicher Vater.

Eine Aeußerung Schröder's weiſt darauf hin, daß die erſten Eindrücke ſeiner Jugend, daß ſeine Jugenderziehung überhaupt maßgebend geworden ſind für ſein ganzes Leben. Dieſe Aeußerung lautet: daß er ſeine Anſicht über die Vorzüge und Fehler der theatraliſchen Darſtellung ſeit ſeinem zehnten Jahre nicht geändert und keine Urſache gefunden habe, ſein Urtheil darüber in der Folge zurückzunehmen.

Dies erklärt ſich vielleicht, wenn man einen Blick wirſt in den Ackermann-Schröder'ſchen Hausſtand. Unter den mannigfachſten Sorgen ſpinnt ſich die Directionsführung eines Theaters in dieſem Hausſtande ab, und der Knabe ſieht alle Kunſtproducte entſtehen, werden und vergehen oder dauern. Die Mutter iſt überall die geiſtige Förderin, ſie ſchreibt Prologe, ſie bearbeitet Stücke, ſie ſtudirt den ſchwächeren Mitgliedern vom Kinde bis zum erſten Liebhaber die Rollen ein. Der Vater weicht in den Geſprächen den theoretiſchen Betrachtungen aus, oder erledigt ſie durch ein entſcheidendes Wort ſeines ſtarken Naturells. Er iſt das Talent und vertritt durch die That die ſiegreichen Rechte des Talents. Schröder hielt ihn, nachdem Ackermann längſt geſtorben, für den einzigen komiſchen Schauſpieler, den man „vollendet" nennen könnte; der nie aus der Wahrheit herausgetreten ſei, der nie übertrieben habe. „Ich kann mich leider nicht rühmen", ſetzt er beſcheiden hinzu, „meinem Muſter hierin treu geblieben zu ſein." Und doch wiſſen wir, daß es ein Hauptvorzug des großen Schauſpielers Schröder geweſen iſt, ſtreng in der Wahrheit, fern von jeder Uebertreibung zu bleiben. Die

Anklage gegen ſich ſelbſt gilt alſo wohl den Jugendſünden auf der Bühne.

Dieſen Eltern gegenüber begann nun der vierzehnjährige Burſche ſeine eigentliche theatraliſche Laufbahn. Zunächſt als Tänzer, denn in der Tanzkunſt entwickelte er große Fertigkeit und war er dem Director-Vater am einträglichſten.

Leider meinte der Vater die Gage an ihm ſparen zu können, und der naſeweiſe, ſchon viel verſuchte Sohn fand dies unerträglich. „Schröder war der einzige Menſch, den Ackermann ſtrenge behandelte“, eben wohl, weil er ihn gewiſſenhaft erziehen zu müſſen meinte. „Schröder war aber auch der einzige Menſch, der ſich ihm widerſetzte, wenn er Recht zu haben glaubte. Und leider glaubte er dies zu oft.“

So entſtanden denn bald wieder die peinlichſten Streitigkeiten zwiſchen Vater und Sohn, welche mehrmals mit Flucht und Entweichung des Letzteren endeten. Die Mutter weinte und hielt es für ihre Schuldigkeit, dem Vater Recht zu geben.

Fritz Schröder wurde durch all das nicht zahm. Er war frühreif und machte auf volle Geltung Anſpruch. Hohes Billardſpiel mußte Geld verſchaffen, und Duelle mit Franzoſen, welche damals bei Ausgang des ſiebenjährigen Krieges in Süddeutſchland herrſchten, brachten aufregenden Zeitvertreib. Kleine Aufgaben im Luſtſpiele, die ihm allmälig zufielen, behandelte er von oben herab. Er unterrichtete ſich nur über den Inhalt des Stückes und der Rolle. Das mußte genügen. Die Rolle ſelbſt lernte er nicht.

Da trat ein Wendepunkt ein. Die Wieland'ſche Ueberſetzung Shakeſpeare's erſchien. Sie kam dem achtzehnjährigen Schröder in die Hände. „Er verſchlang ſie und machte ſie zu ſeinem Handbuch.“

Die Wirkung der Shakeſpeare-Lectüre ging bei Schröder zunächſt nur nach der komiſchen Richtung. Der britiſche Humor begeiſterte den jungen Deutſchen, und wir ſehen in der nächſten Zeit keinen anderen Wechſel in ſeinem Dichten und Trachten, als daß er noch ausgelaſſener mit ſeinem ſchauſpieleriſchen Talente verfuhr. In Frankfurt zum Beiſpiel, wo der Wiener Kurz die Stegreifkomödie betrieb und dem ſo wirkſamen Komiker Schröder die alte Phraſe entgegenhielt: daß ein begabter Künſtler ſich ja erniedrige, wenn er nur Auswendiggelerntes vortrage, ſtatt frei und ſchöpferiſch zu improviſiren — in Frankfurt lieferte er dreiſt, ja frech den Beweis, daß er eben ſo gut und beſſer improviſiren könne. Er ſpielte dergeſtalt aus dem Stegreif, daß das Publicum des Lachens nicht müde wurde, obwohl die Komödie eine Stunde länger dauerte, als ſie dauern ſollte. Unwillkürlich wohl lieferte er damit den Beweis, daß Inhalt und Form aus Rand und Band getrieben werde durch das ſogenannte freie Spiel.

Auch im Verhältniſſe zu ſeinem Stiefvater trat noch immer kein günſtiger Wechſel ein. Der junge vorlaute Menſch, wie hoch er das Talent und die Herzensgüte Ackermann's ehren mußte, pochte unabläſſig auf ſeine größere Geiſtesſchärfe, unterließ ſein altkluges Kritiſiren nicht und fügte ſich in keinem Streite. So kam es denn einmal in Kaſſel zum Aeußerſten: Ackermann ließ ſich vom Zorne fortreißen, nach ſeinem Stiefſohne zu ſchlagen, und dieſer zog den Degen gegen ſeinen Stiefvater. Verhaftung Schröder's war die Folge, ja er wurde in Ketten gelegt und ein paar Wochen in Ketten gefangen gehalten.

Es fehlte denn faſt Nichts mehr an großen Lebensſchickſalen, was er bis in ſein zwanzigſtes Jahr nicht durchgemacht hätte. Sein ſittlicher Kern mußte ſehr ſtark ſein, um durch ſo wildes Jugendleben nicht beſchädigt zu werden.

Er war ſehr ſtark. Denn gerade in ſittlicher Richtung wurde dieſer leichtſinnige Fritz ſpäter ein Muſter von Strenge und Feinheit.

Eben ſo erging es mit dem Kerne ſeines Talentes. Es entwickelte ſich im Laufe ſeiner zwanziger Jahre allmälig zu gediegenem Ernſte.

Es iſt ziemlich deutlich, daß Leſſing einen ſtarken Einfluß auf ihn ausgeübt. Die unabweisliche Verſtandesſchärfe dieſes großen Schriftſtellers hatte eine große Macht auf Schröder, und als „Emilia Galotti" erſchien, welche er ſeinen Schweſtern Eliſabeth und Charlotte zu wiederholten Malen mit Begeiſterung vorlas, entſchloß er ſich zur Darſtellung der Marinelli-Rolle. Er hatte allerdings ſchon vorher in Hannover — die Ackermann'ſche Geſellſchaft kehrte damals für immer nach dem Norden zurück und nahm ihren Hauptſitz in Hamburg — die erſten Schritte aus dem komiſchen Fache heraus gethan und hatte als ein noch recht junger Mann einige ernſte Väterrollen geſpielt. Aber aus dem Durcheinander von Fächern, welches ein Directorsſohn, zu Zeiten ein Mitdirector, ergreift, um die Beſetzung eines Stückes zu decken, entwickelte ſich doch erſt jetzt mit dieſer gelungenen Darſtellung eines Marinelli die klare Anſicht in ihm, daß Charakterrollen jeglicher Art, auch in der Tragödie, ſeinem Talente angemeſſen wären.

Dieſer klar gewordenen Anſicht entſprechend nahm auch ſein Privatleben einen ſoliden Charakter an. Er wird innerhalb ſeiner Familie milder und rückſichtsvoller, er unterſtützt den Stiefvater hingebend in der Directionsführung, und die gegenſeitige Liebe zwiſchen Vater und Sohn, die immer ächt vorhanden geweſen, quillt nun ungetrübt hervor. Er beſchäftigt ſich eifrig mit Studien, er widmet den neu auftauchenden Dichtern Goethe, Lenz, Klinger volle Aufmerkſamkeit, ſchöne Werke auch von Lenz erwartend, wenn dieſer ſich zügeln und in engere Form finden könne; er ſetzt ſogar mit größter Sorgfalt den zuſammengeſtrichenen „Götz von Berlichingen" in Scene und ſpielt den Bruder Martin, obwohl er nicht verleugnet, daß dieſe epiſch-dramatiſche Form ſich niemals zu einem dankbaren Theaterſtücke eignen werde; er macht die perſönliche Bekanntſchaft Leſſing's; er lieſt, ja ſtudirt das Theater der Griechen und gewinnt einen Zugang zum Pathos dieſer Form; er verſenkt ſich auf's Neue in die Shakeſpeare'ſchen Stücke, und jetzt gehen ihm auch ihre großen, ernſten Linien mächtig auf; er fängt ſeine Bearbeitungen an, er ſchreibt eigene Compoſitionen nieder; kurz, der Schröder entwickelt ſich nach allen Seiten, welcher für das deutſche Theater ſo einflußreich geworden iſt.

Wie war dies möglich nach ſo wüſtem Jugendtreiben? „In ſeinem Leben war ein Funken Ehre", läßt Shakeſpeare den Brutus ſagen von einem gemeinen Krieger. Ein reizbares Ehrgefühl ſpringt von frühauf hervor in dem liederlichen Knaben Fritz; ja, das ſogenannte point d'honneur war der ſtete Grund ſeines Streites mit Vater Ackermann. Solch ein ſittlicher Mittelpunkt in jungen Menſchen wirkt wie ein Talisman. Er ſchützt vor dauernder Gemeinheit, er ſpornt zu Aneignungen, damit man Anſprüche begründen könne. Verſtand und Talent, welche Fritz Schröder in hohem Grade von der Natur verliehen waren, wiſſen dieſe Aneignungen trefflich zu erringen und mit den ungewöhnlich reichen Erfahrungen zu verſchmelzen, und ſo entſteht eine Perſönlichkeit, welche zu ſchöpferiſcher Thätigkeit ganz beſonders geeignet und welche vor allen Dingen ein Charakter iſt. Charakter-Eigenthümlichkeit iſt ja aber doch für den Künſtler das erſte und letzte Erforderniß. Denn ſeine Aufgabe beſteht darin: mit eigenthümlicher Kraft zu ſchaffen.

Dieſe Kraft bewährte nun Schröder während der letzten ſiebziger Jahre in Hamburg als Hülfsdirector zu großem Segen des deutſchen Theaters. Das deutſche Theater hatte damals in ihm ſeinen neuen Schöpfer. Eckhof war alt und hatte nie die Eigenſchaft gehabt, in dieſem weiteren Sinne zu dirigiren und zu ſchaffen. Seine körperlichen Mittel waren nicht beſonders günſtig, nur ſein ſchönes Organ und ſein ſeelenvoller Vortrag ſicherten ihm künſtleriſche Macht und Herrſchaft in einem begrenzten Fache. Das Luſtſpiel war ihm eigentlich ganz verſagt. Ganz an richtige Stelle war er um dieſe Zeit nach Gotha gerathen in die ſtillere Sphäre eines kleinen Hoftheaters, wo man ſichten und wählen konnte und nicht genöthigt war, das harte Holz der neuen Verſuche zu ſpalten. Er ſtarb, als Schröder ſich hinlänglich gereift fand, von Hamburg aufzubrechen und ſein Repertoire und ſeine Schule auszubreiten im deutſchen Reiche.

Während dieſer letzten ſiebziger Jahre in Hamburg bildete ſich unter Schröder eine gute Schaar Schauſpieler und ein für damalige Zeit reiches Repertoire. Von dieſen Schauſpielern kam der tüchtige Reinecke nach Berlin, der begabte Brockmann und Madame Sacco nach Wien. Borchers blieb lange bei ihm, und Schröder ſelbſt mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Schweſtern Dorothea und Charlotte waren der Mittelpunkt. Charlotte ſtarb früh, und Dorothea ward durch Verheirathung der Bühne entzogen. Die Kaufmannsſtadt Hamburg, welche er übrigens liebte, verſagte ihm, wie er meinte, doch gar zu oft die Theilnahme für höhere Stücke. Shakeſpeare's „Richard der Zweite“ „beliebte dem Publicum nicht“; Shakeſpeare's „Heinrich der Vierte“ — beide Theile in einen Abend von ihm zuſammengezogen — verſagte trotz ſeines trefflichen Falſtaff dergeſtalt, daß er am Schluſſe mit der ihm eigenen ruhigen Hartnäckigkeit dem Publicum ankündigte: „In der Hoffnung, daß dieſes Meiſterwerk Shakeſpeare's, welches Sitten ſchildert, die von den unſrigen abweichen, immer beſſer wird verſtanden werden, wird es morgen wiederholt“. Er erhielt das Stück mit Opfern auf dem Repertoire, gewann aber niemals die volle Theilnahme des Publicums für daſſelbe. Auch ſpäter in Wien nicht. Wohl aber in Berlin, obwohl er dort ein ſchlechteres Enſemble fand als in Hamburg und in Wien. Dieſe literarhiſtoriſche Theilnahme, um ſo zu ſagen, hat er den Berlinern nie vergeſſen.

Großen Beifall aber fand er in Hamburg für die anderen Shakeſpeare'ſchen Stücke, welche er in den letzten Jahren für die Bühne bearbeitete und aufführte, namentlich für „König Lear“, „Hamlet“ und „Macbeth“.

Der Drang, Hamburg zu verlaſſen und vor einem größeren, mannigfaltigeren Publicum zu ſpielen, wurde jetzt unwiderſtehlich in ihm. Berlin bot ſich ihm zu einem erſten Verſuche: im December 1778 trat er dort auf, und zwar in den großen tragiſchen Rollen, welche man dem komiſchen Fritz Schröder außer Hamburg noch nirgend zutrauen wollte. Er ſpielte den Lear, er ſpielte ſechsmal den Hamlet mit unermeßlichem Beifall. Der Eindruck ſeines Lear war ſo groß, daß Moſes Mendelsſohn, welcher Schröder als Menſchen wie als Künſtler liebte und an ſchwachen Nerven litt, die Vorſtellung ſchon im vierten Acte verlaſſen mußte, weil die Wirkung ihn übermannte.

Geſtärkt in dem Vertrauen auf ſeine Kraft kehrte er 1779 nach Hamburg zurück, um ſeinen Abſchied vorzubereiten. Um dieſe Zeit erſchien Leſſing's „Nathan". „Er war — ſagt Schröder's ſorgfältiger und ſeiner Biograph F. L. W. Meyer — aus Schröder's Seele geſchrieben, und blieb lange in mannigfachen künſtleriſchen und philoſophiſchen Beziehungen der Gegenſtand ſeiner Unterhaltung. Damals wäre wohl nicht die Zeit geweſen, ihn auf die Bühne zu bringen; aber ſie kam. Dennoch hat ſich Schröder deſſen wie ſeines geliebten Shakeſpeare'ſchen „Julius Cäſar" und einiger anderen Meiſterwerke aus der Vorzeit immer enthalten, weil er ſich nie getraut, ihm die vollkommene Beſetzung zu gewähren, die er für das Heiligthum ſeines Herzens begehrte. Auch trat er der Meinung Lichtenberg's und, wenn ich nicht irre, Engel's bei, das Stück werde für die Menge keinen Reiz haben. Dies Vorurtheil einſichtsvoller Richter iſt durch die That widerlegt. Geleſen hat er es jedoch vor einem auserwählten Kreiſe, und durch Mitleſer unterſtützt, wie ſie ſchwerlich eine öffentliche Bühne aufzubieten vermag. Seinen Nathan bewunderten die Zuhörer, aber ſie waren auf ihn gefaßt. Den Patriarchen, den er gleichfalls übernahm, bewunderten ſie nicht weniger und wurden durch ihn überraſcht. So rein von Ziererei und Auffahren, ſo vornehm ſanft und mit ruhiger Salbung floſſen die Aeußerungen der Unduldſamkeit von ſeinen Lippen, als hätte Lainez ſich mit dem Cardinal von Lothringen vor den Augen des franzöſiſchen Hofes unterredet. Ihm entging kein Zug, den Hogarth zu ſchwach, den Mengs zu ſtark finden müſſen. Daß er wahr ſei, mußte jedem einleuchten, nur würde dieſe Wahrheit nicht jedem geahndet haben.“

Dieſer Fingerzeig auf die leiſen Mittel, denen Schröder ſo früh ſchon zugewendet war, erhält eine weitere Ausführung in der Rede Schröder's, welche Meyer aufbewahrt hat. Schröder hat ſie kurz vor ſeinem Scheiden aus Hamburg in vertrautem Freundeskreiſe geſprochen, als von Leſſing's Vers die Rede geweſen:

„Daß Beifall dich nicht ſtolz, nicht Tadel furchtſam mache!
Des Künſtlers Schätzung iſt nicht jedes Fühlers Sache.
Denn auch dem Blinden brennt das Licht,
Und wer dich fühlte, Freund, verſtand dich darum nicht.“

„Ich muß erfahren“ — ſagte Schröder — „woran ich mit der Kunſt bin. Was ich geſehen und kennen gelernt, hat mich in meinen Grundſätzen beſtärkt. Es mag ſein, daß jede meiner einzelnen Rollen von einem Schauſpieler übertroffen wird, den ſeine Perſönlichkeit oder ſeine nähere Bekanntſchaft mit dem geſchilderten Verhältniſſe mehr als mich für ſie begünſtigen. Aber es iſt keine eigentliche Kunſt, ſich ſelbſt zu ſpielen. Das wird jedem verſtändigen Nichtſchauſpieler gelingen, der gut zu ſprechen und ſich anſtändig zu benehmen weiß. Der allein ſcheint mir eine wirkliche Kunſtſtufe erſtiegen zu haben, der jeden Charakter ſo auffaßt, daß ſich ihm nichts Fremdes beimiſcht; daß er nicht blos an eine allgemeine Gattung mahnt, ſondern ſich auch von ſeinen Verwandten durch eigenthümliche Züge unterſcheidet, die er aus ſeiner Kunde hernimmt, um den Winken des Dichters zu entſprechen. Das unterſcheidet den Schauſpieler von dem guten Vorleſer und Declamator. Der Letzte kann den Zuſchauer, ſo lange er ihn mit dem Erſten noch nicht verglichen hat, ſehr befriedigen. Aber ſobald er dieſen ſieht, muß er begreifen, daß er vorher nur an die Perſon erinnert werden, die er jetzt ſelbſt erblickt. Dahin meine ich es gebracht zu haben. Ich glaube Alles ausdrücken zu können, was der Dichter, wenn er der Natur treu geblieben iſt, durch die Worte oder Handlungen ſeiner Perſonen ausdrücken wollen; und ich hoffe in keinem Stücke hinter den billigen Forderungen des Menſchenkenners zurückzubleiben, ohne einen anderen Spiegel zu Rathe zu ziehen als den der Wahrheit. Die Kunſt kann nicht mehr aufzufaſſen begehren, wenn ſie nicht Künſtelei werden will. Sie ſehen, warum mir der Naturſohn Shakeſpeare Alles ſo leicht und Alles ſo zu Dank macht; warum mir manche ſehr bewunderte und dichteriſch glänzende Stelle Kampf und Anſtrengung koſtet, um ſie mit der Natur auszugleichen; warum ich ſie gleichſam verwiſchen muß, damit ſie dem Charakter nicht widerſpreche. Es kommt mir gar nicht darauf an, ſo zu ſchimmern und hervorzuſtechen, ſondern auszufüllen und zu ſein. Ich will jeder Rolle geben, was ihr gehört, nicht mehr und nicht weniger. Dadurch muß jede werden, was keine andere ſein kann. Die Richtigkeit dieſes Beſtrebens wird man meinem Verſtande nicht verdächtig machen. Darauf kommt es an, zu erproben, ob es mir gelungen iſt. Und das verbürgt mir weder das Urtheil meiner Freunde, noch der Kenner allein. Jene ſind an mich gewöhnt, und dieſe können beſtechlich werden, weil ſie einer großen Wahrheit huldigen. Sie mögen nicht rechten, wo die bloße Abſicht ihren Wünſchen zuſagt. Wirkliches Verdienſt bewährt ſich dadurch, daß es die Vorurtheile vernichtet. Bin ich, was ich zu ſein nicht verzweifle, ſo muß aller herkömmliche Irrthum, Alles, was Kunſt zu ſein glaubt, ohnerachtet es der Natur widerſpricht, der Erſcheinung der kunſtgebildeten Natur weichen; ſo muß ich auf den unwiſſendſten Zuſchauer wirken, wie auf den gelehrteſten; ſo muß jeder Blick in ſein eigenes Herz den Anweſenden überzeugen, er ſehe von mir, was er ſehen ſolle.“

Meyer ſetzt hinzu, daß Schröder, obwohl er „an Feinheit und anſtändiger Zurückhaltung“ keinem anderen Schauſpieler wich, entſchiedenſter Liebling der Galerie geweſen und geblieben ſei, und daß das große Publicum vorzugsweiſe ihn „ſeinen Schröder“ genannt und eben ſo mit ihm geweint wie gelacht habe.

So beſchaffen und ausgerüſtet begab ſich Schröder im März 1780 auf die Reiſe nach Wien, um dort im Nationaltheater zu gaſtiren. Am 13. April ſollte er als König Lear auftreten. In den Theaterkreiſen Wiens wurde die Ankündigung dieſer Rolle mit Mißtrauen aufgenommen. Mitglieder wie Brockmann und Madame Sacco, welche Schröder in Hamburg gekannt, verſicherten: die Tragödie ſei Schröder's Sache nicht. Der Sinn für Tragödie lag übrigens auch dem Publicum nicht beſonders nahe. In dem „Freundſchaftlichen Briefwechſel zwiſchen Gotthold Ephraim Leſſing und ſeiner Frau“ beſchreibt Letztere die erſte Aufführung der „Emilia Galotti“ im Burgtheater und ſagt: der Kaiſer habe es zweimal geſehen und ſehr gelobt. „Das muß ich aber geſtehen“ — habe er hinzugeſetzt, — „daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel gelacht habe.“ Und Frau von König (Leſſing's ſpätere Frau) verſichert, daß ſie in ihrem Leben in keiner Tragödie ſo viel habe lachen hören, und zwar zuweilen bei Stellen, wo eher hätte ſollen geweint als gelacht werden. Die Vorſtellung ſei ſehr mittelmäßig ausgefallen. Nur die „Hubertin“, die Darſtellerin der Mutter Claudia, habe gut geſpielt. „Den Prinzen machte Stephanie der ältere, ich möchte faſt ſagen: ſo ſchlecht wie möglich. Stephanie wird täglich affectirter und unerträglicher. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt ſein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, ſtreckt die Zunge langmächtig aus dem Halſe und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erſtochen iſt. Was mag er damit wollen? Ekel erregen? Wenn das iſt, ſo hat er ſeinen Endzweck erreicht.“

Wie ſollte Schröder's Geſchmack, damals offenbar der abgeklärteſte und reinſte auf dem deutſchen Theater, wie ſollte er dazu paſſen?! Und Stephanie der ältere war ein Mitglied des Ausſchuſſes, von welchem die Leitung des Inſtitutes ausging. Allerdings hatte jene erſte Aufführung der „Emilia Galotti" acht Jahre vor Schröder's Ankunft ſtattgefunden, und gerade in den letzten Jahren war durch Kaiſer Joſeph's Bemühung Viel geſchehen zur Beſſerung des Theaters, zur Reinigung des Geſchmacks. Aber auch jetzt noch wurden grelle Traditionen durch Männer wie der ältere Stephanie krampfhaft aufrecht erhalten, und der hohle Declamationsſtyl franzöſiſcher Schule, welcher durch die ſo lange eingebürgerten franzöſiſchen Geſellſchaften auch dem Publicum geläufig war, mußte ſchneidend abſtechen von der natürlichen Vortragsweiſe Schröder's.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man eine Revolution ahnte und verkündete in Theaterangelegenheiten. Die Sturmvögel erhoben ſich und ſchrieen. Die alte Schule fühlte ſich bedroht, und alle erſinnlichen Verleumdungen gegen Schröder wurden in Bewegung geſetzt, ehe er auftrat. Ein ſolcher Kleinſtädter — hieß es — hat die Unverſchämtheit, die großen Künſtler einer Hauptſtadt herauszufordern! Ein norddeutſcher Komiker mit bürgerlichen Manieren will den König Lear ſpielen, die Meiſterleiſtung unſeres Brockmann! Und über den Geſchmack Wiens wagt er geringſchätzig zu ſprechen! Unbildung wagt er uns nachzuſagen! Der ſoll was erleben! Graf Roſenberg hat ihm ein Engagement angeboten; darauf hat er erwiedert: er paſſe wohl nicht nach Wien, und Wien könne ſeine Verdienſte nicht bezahlen! Wir werden ihn bezahlen, den hochmüthigen Hamburger!

Die gereizte Stimmung wurde ſo laut, daß der alte Fürſt Kaunitz Schröder rufen ließ und ihn warnte, im „Lear" aufzutreten. „Ich weiß" — ſagte er, — „welche Männer für Sie gezeugt haben, ich weiß, daß ich denken werde wie dieſe Männer. Aber wer kann gegen das Vorurtheil?! Und in dieſem Falle werden Sie unglücklicherweiſe mit Ihren eigenen Waffen bekämpft: Brockmann iſt Ihr Schüler" — — „„O, Ihre Durchlaucht"" — antwortete Schröder — „„der Meiſter behält ſich immer Etwas vor."" —

Der Abend des 13. April kam. Schröder trat auf und wurde mit eiſiger Kälte empfangen. Die erſte große Scene mit Generil veranlaßte Einige, unter ihnen Kaiſer Joſeph, zu applaudiren, furchtbares Ziſchen unterdrückte den Applaus. Ebenſo ging es im zweiten Acte. Aber im dritten Acte, wo die Sinne Lear's all' den losgelaſſenen Stürmen unterliegen, da unterlag auch jedes Vorurtheil und das ganze Haus vereinigte ſich in einen Sturm von Applaus, und „von nun an ging kein Zug ohne lauten Beifall vorüber". Wenn im vierten Aufzuge der wahnſinnige Lear Gloſtern predigen will, hatte Brockmann den Stamm eines abgehauenen Baumes beſtiegen, und das war als gelungenes Theaterſpiel gelobt. Schröder verſuchte ihn zu beſteigen, und die Kräfte verſagten ihm. Ein Geſchrei des Jubels durchdrang das Haus. Nach der Vorſtellung ward er einſtimmig herausgerufen, und erſchien nicht, weil ein kaiſerlicher Befehl die zu leicht gemißbrauchte Sitte mit Recht unterſagt hatte. Doch konnte ſelbſt Fürſt Kaunitz, der ihn am folgenden Tage zu ſich kommen ließ und mit verbindlichem Lobe überhäufte, ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen: „Man denkt nicht immer an Alles. Es hat mir für die Zuſchauer weh gethan, daß Sie ſich dem Bedürfniſſe ihrer Bewunderung entziehen müſſen. Auch ich habe dabei verloren. Sie hätten dem kaiſerlichen Befehl gehorchen und unſerem Wohlwollen genügen, Sie hätten nicht die Bühne, aber meine Loge betreten und ſich von ihr noch einmal zeigen können. Das iſt nicht im Geſetz verboten".

Alle folgenden Rollen — unter ihnen Hamlet, der Geizige, Odoardo in der „Galotti", Diderot's Hausvater — wurden mit verſelben Gunſt aufgenommen. Aller Widerſpruch war verſtummt, jedermann wünſchte das Engagement Schröder's, Kaiſer Joſeph an der Spitze. „Er ſprach eine ganze Stunde mit mir" — erzählt Schröder — „und mit ſolcher Güte, mit ſolcher Kenntniß, daß ich erſtaunte" — nur Schröder ſelbſt wünſchte nicht engagirt zu ſein. „Furcht vor wandelbarem Hofglück und vielleicht Vorurtheile hielten den eigenthümlichen, freiheitliebenden Mann zurück von der Annahme vortheilhafter Bedingungen." Er hatte ſchon die Poſtpferde beſtellt, da ließ ihm Maria Thereſia ſagen, ſie wünſche ihrer Tochter, der Erzherzogin Maria Chriſtina, welche aus Preßburg erwartet werde, das Vergnügen zu machen, eine Rolle von ihm zu ſehen. Einem ſolchen Wunſche ließ ſich Nichts abſchlagen, er ſagte zu, und wurde nun zur Audienz bei Maria Thereſia beſchieden, Sonntags am 7. Mai vor der Meſſe. „Sie empfing ihn in Gegenwart ihres Hofſtaats. Ihre Freundlichkeit und Milde übertraf alle Beſchreibung. Ihre Geſundheit und Stimmung, ſagte ſie, hätten ihr ſeit langer Zeit unterſagt, das Schauſpiel zu beſuchen, folglich ſie auch abgehalten, Schrödern zu ſehen. Die Genugthuung könne ſie ſich nicht rauben laſſen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen und ihm für das Vergnügen zu danken, das er ihren Kindern und ihren guten Wienern gemacht, die nicht genug von ihm zu erzählen wüßten, und das er ihrer lieben Tochter noch machen wolle. Sie ſetzte des Verbindlichen mehr hinzu, das nur das Herz, nicht die Zunge des Begnadigten wiederholte, und beſchenkte ihn mit einem koſtbaren Ringe, deſſen er zum Andenken dieſer unvergeßlichen Stunde nicht bedurfte. Wer hat ſich Marien Thereſien genaht und in ihr der höchſten und ſchönſten Würde der Menſchheit, der Regentin und Mutter nicht gehuldigt?!"

„Kein Beſonnener" — ſchließt Meyer — „möchte den Mann ſeinen Freund nennen, welchen eine ſo wohlthätige Gewalt nicht hingeriſſen hätte. Schröder mußte ſeine ganze Faſſung zuſammenhalten, um die tiefe Regung des erſchütterten Gemüths nicht laut werden zu laſſen — er nahm nun, was man ihm bot, ohne zu begehren, was man ihm nicht abgeſchlagen haben würde, und verpflichtete ſich, auf Oſtern des folgenden Jahres in Wien einzutreffen" — als engagirtes Mitglied des Hof- und Nationaltheaters in der Burg.

Wie kann und wird Schröder mit dem Ausſchuſſe der Herren Stephanie und Conſorten beſtehen?

IV.

Schröder ging vom Wiener Gaſtſpiele nach Paris und beobachtete dort eine Zeit lang das franzöſiſche Theater. Dann kehrte er nach Hamburg zurück, ſpielte noch eine Zeit lang und verließ es ſammt ſeiner Frau am 17. Februar 1781. Seine Frau, eine feine, eigenthümliche Natur, war mit ihm engagirt für das Hof- und Nationaltheater. Am 16. April traten ſie beide in der „Agnes Bernauerin“ auf und wurden mit einem „Beifall aufgenommen, der ſich während ihres ganzen dortigen Aufenthaltes nicht verringert hat“.

Die Oberdirection beſtand damals aus dem Reichsgrafen von Orſin und Roſenberg, welcher Präſident hieß, und dem Frhr. v. Kienmayer, welcher Oberdirector hieß.

Es findet ſich kein Anzeichen, daß dieſe oberſten Directoren eine beſondere Einwirkung ausgeübt hätten, aber auch kein Anzeichen, daß ſie ſtörend eingegriffen hätten. In den Mißhelligkeiten, welche zwiſchen dem Ausſchuſſe und Schröder entſtanden, wirkten ſie immer beſchwichtigend und ausgleichend.

Der Perſonalbeſtand war folgender:

Jacquet ſeit 1760 (mit 1000 fl. Gage). Stephanie der ältere ſeit 1760 (1600 fl. Gage, 130 fl. Regiegeld). Müller ſeit 1763 (1600 fl.). Gottlieb ſeit 1763 (648 fl.). Stephanie der jüngere ſeit 1769 (1400 fl.). Lange ſeit 1770 (1400 fl.). Jauz ſeit 1772 (800 fl.). Weidmann ſeit 1773 (1200 fl.).

Kopſmüller ſeit 1773 (400 fl.). Bergopzoomer ſeit 1774 (1400 fl.). Stierle ſeit 1777 (300 fl.). Brockmann ſeit 1778 (1400 fl.). Dauer ſeit 1770 (1200 fl.). Schütz ſeit 1780 (1200 fl.). Schröder ſeit 1781 (2550 fl.). Borchers ſeit 1781, Lambrecht, Diſtler, v. Kronſtein, und von 1783 an Ziegler, welcher zahlreiche Stücke geſchrieben.

Madame Weidner ſeit 1748 (1660 fl.). Gottlieb ſeit 1765 (600 fl.). Adamberger ſeit 1768 (1600 fl.). Brockmann ſeit 1769 (900 fl.). Stephanie die jüngere ſeit 1771, Defraine, nachher Schütz, ſeit 1772 (500 fl.). Kathi Jacquet ſeit 1773 (1200 fl.). Sacco ſeit 1776 (1600 fl.). Stierle ſeit 1777 (1500 fl.). Nouſeul ſeit 1780 (1600 fl.). Günther ſeit 1780 (1000 fl.). Schröder ſeit 1781 (1450 fl.). Patſch, Müller, nachherige Füger.

Außerdem ein ſtattliches Perſonal von Sängern und Sängerinnen bis zum Jahre 1783, in welchem ein wälſches Singſpiel das deutſche ablöſte. Der ganze Gagenetat betrug über 80,000 Gulden.

Es war das am ſtärkſten dotirte und beſte deutſche Theater in jener Zeit.

Für eine Beurtheilung dieſer Schauſpieler benutze ich drei Quellen. Erſtens Meyer, den Biographen Schröder's, zweitens eine 1786 erſchienene Schrift „Bemerkungen über das Londoner, Pariſer und Wiener Theater", welche recht theaterkundig erſcheint, und drittens die traditionellen Stimmen, welche ſich in Wien erhalten haben über den Werth der damaligen Künſtler.

„Brockmann" — heißt es vor Schröder's Eintritt — „hat im Tragiſchen hier nicht ſeines Gleichen, wird ſie überhaupt in Deutſchland ſuchen; auch iſt in Paris keiner, der ihm in den heftig wüthenden Rollen beikommt; aber den Würgengel muß er machen, ſonſt iſt er nicht an ſeiner Stelle." Den ſpiele er „herzerſchütternd". Leider ſelten, weil man wenig Trauerſpiele gebe. „Für etwas minder heftige Charaktere iſt ſchon ſein Spiel zu ſtark, zu übertrieben.

Im mittelmäßigen Affect rollt ſein Auge wild, fürchterlich umher.“ Zu beklagen ſei, daß er fett werde und ihm der leichte Converſationston durchaus fehle. „In denjenigen Stücken, wo er gute, edle Charaktere vorzuſtellen hat, glückt es ihm, auch ſelbſt im Luſtſpiele; nur iſt alsdann ſein Gang zu theatermäßig und ſeine Stellungen ſind nicht abwechſelnd genug.“ Er ſtellt ſich — il pose — ſagt ihm der Verfaſſer nach.

Meyer ſpricht günſtig über ſeine Naturgaben und ſein Talent, nur ſtellt er ſeine geiſtigen Kräfte nicht eben hoch.

Bei den Wienern war er ſehr beliebt.

Ueber beide Stephanie lauten ſämmtliche Urtheile ungünſtig. Der ältere „hat ſich gerade in denen Zeiten gebildet, wo von Frankreich aus die weißen Schnupftücherkomödien — wie Leſſing ſagt — die Dramen, Deutſchland überſchütteten. Nun heult er jetzt noch d'rauf los, und ſieht dabei aus wie ein alter Corporal“. Meyer rühmt ihm nach, daß er Einſicht, Beleſenheit, Fleiß und Kenntniſſe beſeſſen habe, nennt ihn aber auch einen „ſchlechten Schauſpieler“ mit unnatürlicher Rhetorik und ſchreiend erkünſteltem Vortrage. Der jüngere Stephanie, nur für's Luſtſpiel brauchbar, war natürlicher, aber von ganz geringem Talente. „Er konnte poltern, aber er konnte Nichts als das.“ Seine Rollen wußte er nie auswendig und kleidete ſich entſetzlich. „Uebrigens hielt er feſten Fuß mit ſeiner Zeit, unterlag keiner Art von Eitelkeit, wußte Nichts von Rollengeiz, und ließ ſich von dem Glück, welches ſeine Stücke machten und verdienten, nie verleiten, ſie über den Werth des ergriffenen Augenblicks zu ſchätzen.“

„Müller war ein feinkomiſcher Schauſpieler voller Einſicht und treffender Darſtellungsgabe, nur ſprach er, theils aus Gewöhnung, theils aus Gedächtnißmangel, zu langſam und gedehnt. Sonſt hätten Glücksritter und Gecken vornehmen Standes und reifer Jahre ſchwerlich vollkommener dargeſtellt werden können.“

„Langens Spiel ließ Wenig zu wünſchen übrig. Er war

Maler, und maleriſch ſein Gang, ſeine Haltung, ſein Anzug, ſein ganzes Benehmen, ohne je in das Gezierte zu verfallen. So lange er kalt und mit nicht ſehr erſchütterter Empfindung zu ſprechen hatte, befriedigte auch ſein Vortrag. Sobald er leidenſchaftlich werden mußte, ſchien manches Triebwerk und Schule. Indeſſen erſetzte der Körper, was das Ohr vermißte. Man ſah ihn ſo gern, daß man ungern mit dem rechtete, was man hörte. Unter allen Liebhabern, die ich auf der Bühne erblickt, ſtand und bewegte ſich keiner ſo gefällig. Er gab jeder Rolle Etwas, das nur er ihr zu geben fähig war, und was er ihr nicht gab, verſagten ihm nicht ſowohl Anlagen und Kräfte, als frühere Leitung und Bildung, die meiner Anſicht irrig ſchienen. Ich halte ihn für einen durchaus rechtſchaffenen Mann und habe ihn immer geehrt und geliebt.“

So Meyer. Der Verfaſſer der „Bemerkungen“ iſt auffallend abſprechend über ihn, nennt ihn einen „höchſt gleichgültigen, froſtigen Komödianten, der ſich ſchon bläht, als wenn er Wunder was wäre, und darum nie Etwas werden wird. Dabei hat er ein unbeſchreiblich fades Milch- und Blutgeſicht und eine ekelhaft deutliche Declamation, die ganz converſationswidrig einem jedes Wort vorkaut“. Wahrſcheinlich hat er ihn früher geſehen, als Meyer. Uebrigens muß auch er zugeſtehen, daß er ein Liebling der Wiener geweſen.

Schütz, vorzugsweiſe für Böſewichter und Windbeutel geeignet, wird der Uebertreibung beſchuldigt. Lebhaftigkeit und Gewandtheit werden ihm zugeſtanden.

Weidmann, der komiſche „Abgott der Galerie“, wird von Meyer als ein vollkommenes komiſches Genie bezeichnet. Er hat ſeinem Naturell und ſeinem wieneriſchen Accente ganz den Zügel ſchießen laſſen, und iſt auch von Schröder ſtets gelobt worden. „In niederen tölpiſchen Geſellen durfte Gottlieb ſelbſt neben dieſem Muſter auftreten und die gefährliche Nachbarſchaft nicht ſcheuen. Der bejahrte Jacquet war unverbeſſerlich in komiſchen und ernſten Alten.“ Paul Werner in Leſſing's „Minna“ war eine ſeiner beſten

Rollen. Bergopzoom war durch ein ungünſtiges Organ auf's Luſtſpiel beſchränkt. Er trug ſtark auf und hatte die Galerie für ſich. Die Schröder'ſche Partei, zu welcher er hielt, beurtheilte ihn freundlich. „Ziegler bewies Leben und Kraft", begnügte ſich aber mit der Außenſeite der Charaktere.

Unter den Damen war Madame Weidner die Stammhalterin. Meyer ſagt von ihr: „Ihre Geſtalt, ihr Anſtand entſprachen dem Bilde einer würdigen Mutter. Ausdruck und Sprache ungekünſtelter Empfindung hab' ich nie an ihr bemerkt". Er ſetzt aber hinzu, daß ſie dem Publicum gefallen habe. Von Madame Sacco iſt der Verfaſſer der „Bemerkungen" ſehr entzückt. Vorzugsweiſe von ihren Heroinen. Heiteres und Zärtliches ſei ihr nicht angemeſſen. Eine Medea aber — die Gotter'ſche war damals auf dem Repertoire — ſpiele ſie vortrefflich. „Von der Natur hat ſie eine ſchöne, beinahe große Figur, ein einnehmendes Geſicht und eine nicht ſtarke, aber höchſt intereſſante Stimme, mit der ſie machen kann, was ſie will." — „Ihre Action iſt durchaus Ideal einer edlen Wahrheit. Ich habe nie ſo etwas Vollkommenes geſehen, und glauben Sie mir, daß ich Nichts übertreibe, wenn mir, verglichen mit einer Sacco, eine Sainval oder Veſtris nur Marionetten erſcheinen." — „Ihr Beifall hier fängt an zu fallen, weil man ſo ungerecht iſt, ſie wegen ihrer unausſtehlichen Caprizen, die ſie mit allen Virtuoſen gemein hat, auch von Seiten der Kunſt minder zu ſchätzen."

„Mademoiſelle Nanny Jacquet die ältere (bald Madame Adamberger), iſt im Naiven des Luſtſpiels eben ſo unnachahmlich wie Madame Sacco im Tragiſchen. Es iſt nicht möglich, eine verſchmitzte Bäuerin oder ein unerzogenes Stadtmädchen wahrer und liebenswürdiger vorzuſtellen. Aber ſie hat nur dieſen Ton, den ſie auch dann nicht ablegt, wenn ſie als eine Frau von Stande auftreten muß. Ihre Perſon iſt ſehr reizend. Sie hat einen ungemein zierlich gebauten Körper und ein eben ſo angenehmes Geſicht. Ihr Mienenſpiel entſpricht vollkommen, und wenn ſie ein Bekenntniß ablegen muß, das ihr mißfällt, beißt ſie ſich auf die Lippen, indem ſie eine Grimaſſe dabei macht, die ganz der Natur abgeborgt iſt. Mit einem Worte, in ihrem Fach hab' ich nie ihres Gleichen geſehen und zweifle auch ſehr, ob ſich eine findet." — Auch Meyer ſagt von ihr: „Sie war ein Schooßkind der Natur und ließ, ohne ſich der Kunſt bewußt zu ſein, keine Forderung der Kunſt unbefriedigt. Sie gehörte freilich nur dem Luſtſpiel, ſchien nur in Wien und ſeiner Umgebung zu Hauſe; aber wer ſie ſah, vergaß, daß es außerhalb des Luſtſpiels und Wiens irgend Etwas geben könne, das den Geiſt zu unterhalten, das Herz zu rühren und zu erfreuen vermöge. Ton, Blick, Gang, Geſtalt, Ausdruck, Anzug, Alles war einzig, eigenthümlich, unnachahmlich und reizend. So Etwas lernt ſich nicht und kann nicht angewieſen werden: es muß angeboren ſein". — „Ihre Schweſter Catty (Kathi) Jacquet war die tragiſche Muſe. Kunſtbewußter, gehaltener, erzogener, nicht minder wahr, nicht weniger liebenswürdig." Eine ſehr große Figur und ein declamirender Vortrag machten ſie unpaſſend für's Converſationsfach. Zärtlich ſanfte Rollen im Trauerſpiele waren ihre beſten. Sie ſtarb früh.

Ueber die von Leſſing empfohlene Madame Rouſeul ſind die Meinungen getheilt. Der Verfaſſer der „Bemerkungen" ſpricht kühl über ſie und das Wiener Publicum hat ſich eben ſo gegen ſie verhalten. „Zärtliche Mütter und diejenigen Charaktere, wozu kein ſtarkes, heſtiges Spiel gehört", ſchreibt er ihr zu, und man ſehe ſie auch nur „in ältlichen Rollen, die ihrer Figur anpaſſend ſind und die ſie auch fein herausbringt". Meyer ſtellt ſie höher und ſagt von ihr: „Was Wien an Madame Rouſeul beſaß, hat die Menge nie völlig erkannt. Geiſt und Gefühl vereinigten ſich mit ihrer junoniſchen Geſtalt, um ſie im Trauerſpiel der Siddons gleichzuſetzen, deren Unarten ſie ſich nicht erlaubte, im Luſtſpiel über ſie zu heben. Es bleibt ein unerſetzlicher Verluſt für die Kunſt, daß ſie Berlin verlaſſen, deſſen gerechte Bewunderung ſie, die von keiner tragiſchen

Mutter Deutſchlands übertroffen worden, hingeriſſen haben würde, ſich ſelbſt zu übertreffen. Theilnahme und Entzückung können das Talent nicht erſchaffen, ſind ihm aber unentbehrlich, wenn es jede Kraft in ſich entwickeln und ungeahnte Höhen erreichen ſoll.“

Madame Nouſeul ſcheint eben dem norddeutſchen Geſchmacke mehr entſprochen zu haben als dem ſüddeutſchen.

Endlich hatte das Theater in Madame Stierle eine vortreffliche Zofe, in Madame Stephanie der jüngeren und Madame Günther ſtattliche Vertreterinnen zweiter Fächer, und ein junges nachwachſendes Geſchlecht für kleinere Rollen. Nennen wir noch am Schluſſe Schröder's Gattin, eine junge, liebliche Frau von Anmuth, Feinheit und charakteriſtiſcher Zeichnung in den Liebhaberinnen, welche ſie ſpielte, und nennen wir noch Schröder ſelbſt, deſſen Talent eine ganze Reihe von Fächern in ſich vereinigte, ſo haben wir uns das reiche Perſonal des damaligen Hof- und Nationaltheaters vergegenwärtigt. Es war ein Reichthum, an welchen kein anderes Theater auch nur von fern hinanreichte, ein Reichthum, welchen das Burgtheater noch in ſpäterer Zeit kaum je wieder eingeholt hat.

„Das höhere Luſtſpiel konnte für ſehr gut, das niedere und örtliche für vollkommen gelten. Daher erklärt ſich, warum in Wien Manches gefallen und ſich erhalten, was dem auswärtigen Leſer werthlos erſcheint. Im Trauerſpiel und rührenden Schauſpiel gelangen einzelne Rollen häufiger als das Ganze. Etwas Gedehntheit ließ ſich auch den beſten Vorſtellungen nachreden. Aber an das raſche Spiel der Schröder'ſchen Bühne gewöhnt“ — ſchließt Meyer, — „war ich freilich empfindlicher dagegen als Zuſchauer anderer Stimmung.“

Dazu kam eine große Abwechſelung des Repertoires. Neuigkeiten folgten einander zwar nicht mehr ſo raſch wie zehn Jahre früher, aber doch immer noch in auffallend ſchneller Abwechſelung. Schröder allein hat in ſeiner vierjährigen Anweſenheit gegen dreißig neue Stücke, vorzugsweiſe Bearbeitungen, zur Aufführung gebracht.

Wenn man fragt, woher die große Anzahl von Stücken gekommen ſei, ſo lautet die Antwort wohl dahin: man war nicht allzu wähleriſch, man geſtattete namentlich dem Luſtſpiel eine ſehr freie Ausdehnung auch in's Gebiet der Poſſe und des Localſtückes, und leichte Luſtſpiel-Talente, wie der Leipziger Jünger, fingen an fleißig zu ſchreiben; man nahm vom Auslande Alles, und man führte Trauerſpiele auf, welche von dichteriſcher Lebenskraft gar arg verlaſſen waren. Die von Ayrenhoff, einem einheimiſchen höheren Officier, welchem die franzöſiſche Tragödie das höchſte Ideal, Leſſing's bürgerliches Trauerſpiel höchſt bedenklich, und Shakeſpeare ein Caricaturenzeichner war, gehörten noch zu den beſſeren, und es erſcheint uns jetzt recht natürlich, daß eine „Kleopatra“, ein „Tumelicus“ und ähnliche fern liegende Stoffe in ſo trockener Behandlung das Publicum nicht übermäßig reizten für dieſe erhabene Gattung dramatiſcher Form.

Das Publicum ſelbſt war ſchon damals ſehr empfänglich und von der hingebendſten Aufmerkſamkeit für alles irgendwie Bedeutende. Da wurde „kein Laut überhört, kein Zug überſehen, jede Feinheit aufgefaßt, jeder Wink errathen. Dieſe Erwartung des Lieblings, dieſe Freude bei ſeiner Erſcheinung, dieſe Spannung, dieſes Aufmerken, dieſes Begleiten, dieſes Stillegebieten vor einer bedeutenden Rede, dieſes mühſam zurückgehaltene, jede Störung des Bevorſtehenden ängſtlich vermeidende Entzücken, dieſen lauten, langen, wiederholten, unerſättlichen Ausbruch des Jubels, wenn endlich das Erſehnte vollendet war“, habe man nur in den Schauſpielſälen Londons, nur bei Erzeugniſſen Shakeſpeare's wieder gefunden. „Ein dankbareres Publicum giebt es nicht, ein ſtrengeres, kälteres glaub' ich zu kennen“, — ſagt Meyer, wohl in Bezug auf Hamburg. Nur ſetzt er hinzu, daß der Wiener Geſchmack ſich auch leicht habe verleiten laſſen. „Falſche Anwendung gefälliger Naturgaben, glänzender Mißbrauch der Kunſt mögen freilich in Wien Glück machen und ſelbſt die Wahrheit verdunkeln, wenn ihnen dieſe an innerem Leben, Kraft und Schönheit nachſteht."

So wurden die erſten achtziger Jahre eine glänzende Theaterepoche für das Hof- und Nationaltheater Kaiſer Joſeph's. Denn er wird auch in dieſer Zeit noch als die Seele des Inſtitutes angeſehen, obwohl ihn herbe Enttäuſchungen im Staatsleben viel mehr bekümmerten als früher. Immer, wenn eine Stockung eintritt, wenn ein Mißbrauch überhandnimmt, erfolgt von ihm, vom Kaiſer ſelbſt, eine energiſche Weiſung, welche belebt oder ausgleicht. Unerſchütterlich hält er daran feſt, das höhere Schauſpiel und Trauerſpiel aufgeführt zu ſehen. „Schauſpiele in gereimten Alexandrinern waren um dieſe Zeit den Bühnen Deutſchlands fremd geworden. Joſeph rief ſie zurück. Schlegel's „Trojanerinnen" und ſein trefflicher „Canut", Cronegk's „Codrus" erſchienen von neuem. Gotter gab ſeine „Alzire", v. Ayrenhoff ſeine „Kleopatra". Die Schauſpieler beeiferten ſich, dem Geſchmack ihres Beſchützers Ehre zu machen. Das Publicum theilte dieſe Vorliebe nicht."

Eben ſo befahl der Kaiſer — des Schröder'ſchen Ehepaares wegen, — daß Hauptrollen von den erſten Schauſpielern abwechſelnd geſpielt werden ſollten. Dies „Alterniren" war zwar ſchon in den Geſetzen vorgeſchrieben, aber der „Ausſchuß" bedurfte doch dieſer erneuten Anordnung. Nicht ohne Geſchicklichkeit wußte er ſie unwirkſam zu machen: man ließ von jetzt an die Namen der Schauſpieler von dem Anſchlagzettel weg. Das Publicum erfuhr alſo erſt während der Vorſtellung, wer dieſe oder jene Rolle ſpielte. Das wurde namentlich bei neuen Stücken gefährlich. Anton Wall's „Expedition" zum Beiſpiel, eine Bearbeitung des feinen Collé'ſchen „Dupuis et Desronais", hatte eine wichtige Vaterrolle, in welcher Schröder und der ältere Stephanie alterniren ſollten. Man ließ Stephanie den erſten Abend ſpielen und — es gab keinen zweiten Abend. Stephanie hatte das Stück „durch ſeine mißlungene Darſtellung zu Grabe getragen, und Schröder kam nicht dazu, dieſer von ihm mit beſonderem Fleiß einſtudirten ſchweren Rolle wieder aufzuhelfen".

Kurz, der Inhalt des Theaterweſens im Hof- und Nationaltheater beſtand während vier Jahre darin, daß ein geheimer Krieg des Ausſchuſſes gegen Schröder geführt wurde. Gegen den Schauſpieler wie gegen den Schriftſteller Schröder. Der Ausſchuß verweigerte die Annahme faſt jedes Stückes, welches Schröder einreichte, oder begehrte Aenderungen, welche der Ueberzeugung Schröder's widerſprachen. Da Schröder nun aber, wie ſchon erwähnt, ungemein fruchtbar war, ſo wirthſchaftete dies Kriegstreiben immerwährend. Als wirkſamſte Stücke von den Schröder'ſchen Arbeiten erwieſen ſich: „Das Teſtament" nach dem „Londoner Verſchwender", welches Luſtſpiel man Shakeſpeare zuſchrieb, ferner „Der Fähnrich", deſſen Abweiſung von dem Ausſchuſſe damit motivirt worden war, daß kein Schauſpieler nach Schröder den Harrwitz ſpielen könnte, wenn Schröder Wien verließe. Ferner „Der Ring". Er iſt Farquhar's „Constant couple" nachgebildet, „hat aber ſo viele und bedeutende Aenderungen erfahren, daß er für eigenthümlich gelten kann". Schröder ſpielte den alten Holm; ſpäter war der Graf Klingsberg eine ſeiner beſten Rollen. Ferner „Adelheid von Salisbury" nach einer Novelle von d'Arnauld. Es machte dies Stück in Wien kein beſonderes Glück. „Die Unſchuld ſtirbt" — ſchreibt Schröder darüber, — „und das iſt den Wienern nicht recht." Er hat es ſpäter von neuem überarbeitet. Ferner „Stille Waſſer ſind tief" nach Beaumont und Fletcher's „Have a wife and rule a wife". Schröder ſpielte in Wien den Wiburg, in Hamburg den Wallen. „Beide Rollen gehörten zu ſeinen ausgezeichneten." — Ferner „Der Vetter von Liſſabon", ein Originalſtück Schröder's, welches ſehr gefiel. Meyer erzählt die Entſtehung des Stückes und ſagt bei dieſer Gelegenheit mit Nachdruck, daß Schröder auch in ſeinen Bearbeitungen immer ſeine Originalität habe walten laſſen. „Zufällige, oft ſehr auffallende Aehnlichkeit einzelner Auftritte, Charaktere oder Verwickelungen" — ſetzt er hinzu — „wird bei dem unüberſehlichen Schauſpielvorrath der Vorzeit kein ſpäterer Schriftſteller vermeiden, wenn er ſich nicht der Unnatur oder Ungereimtheit hingeben will; und wer weiß, ob ſelbſt alsdann! Was ſich in einem menſchlichen Gehirn abſpiegelt, iſt ſchwerlich allen übrigen verſagt." Er erwähnt dabei einer „Maria Stuart" von Spieß, welche damals im Nationaltheater mit verdientem Glück gegeben worden ſei, und bedauert, daß dies Stück wahrſcheinlich unbekannt geblieben. Den Zug der Mutterliebe in der Königin Maria, welchen Spieß benutzt, hätte ſich ſonſt Schiller ſchwerlich entgehen laſſen. „Die Zuneigung Mariens gegen Leiceſter würde dadurch ſchwerer zu behandeln geweſen ſein. Aber ohne zu erwähnen, daß auf der anderen Seite auch Leiceſter's Bedenklichkeit, für die Heldin des Stücks mehr zu wagen, um ein großes Theil erklärlicher wäre, ſcheint mir der Dichter ein gefährliches Spiel zu ſpielen, der nur ſeine Augen einem Verhältniſſe verſchließt, das der Mehrheit nicht entgeht, deren Urtheil er in Anſpruch nimmt. So leicht hat ſich Shakeſpeare die Behandlung des Bekannten nicht gemacht. Und ich würde mich an dem erſten ſeiner Nebenbuhler zu verſündigen glauben, wenn ich einen Augenblick zweifeln wollte, daß es auch ihm gelingen müſſe, dieſe Schwierigkeit zu beſiegen und ſie ſogar zur Quelle neuer Schönheiten zu machen. Er läßt ſonſt ſo gern das Schickſal vorwalten. Was verhinderte ihn, hier deſſen Rathſchluß zu offenbaren, der mit Strenge zerſchmettert, was des Sohnes Erbtheil gefährden kann? Es bleibt ein ewiger Stoff für die Dichtung. Kein Einzelner wird ihn erſchöpfen. Kein wirklich Berufener darf ſich ſcheuen, ihn auf's neue zu bearbeiten."

Die letzten neuen Stücke Schröder's waren „Victorine", ein Luſtſpiel, welches „dem beliebten Romane der Tochter Burney's, Eveline, nachgebildet war", und „Das Blatt hat ſich gewendet" nach den „Brüdern" von Cumberland. Der Ehemann dieſes

Stückes, der unter dem Pantoffel ſteht und ſich ihm entzieht, war Schröder's letzte komiſche Meiſterrolle in einem neuen Stücke auf dem Hof- und Nationaltheater.

Er war erſchöpft von dem immerwährenden Kampfe gegen den Ausſchuß und machte nun nachdrücklichen Ernſt mit dem Entlaſſungsgeſuche, welches er ſchon zu wiederholten Malen eingereicht hatte. Am 9. Februar verließ er Wien.

War es nun wirklich blos der Ausſchuß, welcher ihm die Exiſtenz unmöglich machte? Dem äußeren Anſcheine nach — ja. „Immer ward er in die unangenehme Lage verſetzt, ſich an die Oberdirection wenden und mit ſeinen untergeordneten Richtern Schriften wechſeln zu müſſen. Polizeicenſur ward gegen ihn geltend gemacht, wo die des Proceſſes nicht hinreichte. War dieſer Kampf geendet, ſo hatte er über die abſichtlich verkehrte Rollenbeſetzung einen neuen zu beſtehen, in welchem er nie vollſtändig ſiegte, weil es eben ſo unthunlich war, einem Mitgliede des Ausſchuſſes die Rolle ſeines Faches zu verbieten, welche Schröder nicht ſelbſt übernahm, als ihn anzuhalten, ſie in Schröder's Sinne zu ſpielen. Die ungünſtige Nachbarſchaft, in welche durch angeordnete Folge der Vorſtellungen Schröder's Stücke verſetzt werden durften, ließ ſich vollends nicht abwenden, oft nicht einmal rügen. Eine durchgreifende Verfügung, ganz in Joſeph's Geiſte, hätte freilich dem größten Theile dieſer Unzuträglichkeiten abzuhelfen vermocht: „Schröder's Stücke ſollen keiner Cenſur erliegen, als der des Staates, ſollen nach ſeiner Angabe beſetzt und nicht bezahlt werden, wenn ſie mißfallen". Aber was das unbegreifliche Schickſal an dem Regenten verſchwendete — das verſagte es den Behörden. Oder richtiger, einer regierenden Theaterkörperſchaft iſt mit keiner Verfügung dauernd beizukommen, wenn dieſe Verfügung ihren Lebensnerv berührt. Und dies war hier der Fall. Der Ausſchuß konnte in ſeiner Machtvollkommenheit nicht beſtehen neben einer ſo überwiegenden Potenz wie Schröder. Schröder war der natürliche Director.

Dies natürliche Verhältniß nicht aufkommen zu laſſen, wehrte ſich der Ausſchuß mit allen erſinnlichen Waffen. Kaiſer Joſeph hat dies ohne Zweifel ſehr wohl eingeſehen. Aber er war ſelbſt in zahlreiche Zerwürfniſſe gerathen durch ſein energiſches Eingreifen in beſtehende ſchadhafte Verhältniſſe: ſollte er nun auch das Theaterſtatut umſtürzen, welches er ſelbſt gegeben? Er glaubte nicht daran, daß Schröder wirklich fortgehen könnte. Selbſt der Ausſchuß glaubte nicht daran. Dieſer letztere hatte nicht ſo viel dagegen, daß Schröder mitregierte. Er ſchlug Schröder vor, in den Ausſchuß einzutreten, und Schröder hatte ſich am Ende auch dazu entſchloſſen und war eingetreten. Aber dadurch hatte ſich Schröder ſeine Stellung nur verſchlechtert: die Majorität überſtimmte ihn, und er hatte alle falſchen Schritte und Maßregeln mit zu verantworten. Ein Weg nur war ihm übrig, und die einzelnen Mitglieder des Ausſchuſſes legten es ihm deutlich genug nahe, daß er dieſen Weg einſchlagen ſollte. Dieſer Weg beſtand darin, gemeinſchaftliche Sache zu machen mit dem Ausſchuſſe, das heißt: die perſönlichen Intereſſen der Ausſchußmitglieder zu unterſtützen. Sie waren dann bereit, auch ſeinen perſönlichen Intereſſen möglichſt Vorſchub zu leiſten.

Das wollte und konnte Schröder nicht. Theils aus Eigenſinn, theils aus Grundſatz nicht. Er war aufgewachſen in einer Director-Familie, er war ſelbſt Director geweſen. Es widerſtand ihm das vielköpfige Regiment eines Theaters. So weit war er gewiß eigenſinnig. Er hatte aber auch wirklich durch längere ſchöpferiſche Thätigkeit höhere Grundſätze eingeſogen, und billigte es im Princip nicht, die Intereſſen einer ihm hochwerthen Kunſt den perſönlichen Intereſſen der Schauſpieler anheim zu geben.

Dieſe ganze Frage um die Regierungsform eines Theaters iſt eben ungefähr ſo ſchwierig, wie die Frage um die Regierungsform eines Staates. Der Urſprung eines Regierungsweſens, die Gewohnheiten der Menſchen, welche davon berührt werden, die

Beſſerungsmittel, welche gegen Tyrannei zu Gebote ſtehen, und der Geiſt des Zeitalters ſind entſcheidend für dieſe oder jene Form. Das théâtre français hat ſich ſeine geſellſchaftliche Regierungsform faſt immer leidlich bewahrt. Faſt immer, nicht immer. Es hat auch ſchwere Zeiten des Zurückbleibens gehabt, wenn es Mitglieder beſaß, denen der Geiſt fehlte und denen die cameradſchaftliche Protection höher ſtand als der Aufſchwung des Inſtituts. Aber dem théâtre français iſt Paris immer eine unverſiegbare Hülfsquelle geweſen, Paris als Centralſitz einer einheitlichen großen Bewegung der Geiſter. Von ſolcher Macht war Wien ſelbſt unter Kaiſer Joſeph noch weit entfernt, wie ſehr er den einheitlichen Geiſt zu fördern ſuchte durch grundſätzliche Einführung deutſchen Culturlebens. Und unter ſeinen nächſten Nachfolgern trat dies weiter und weiter in den Hintergrund. Das geſellſchaftliche Regiment im Hof- und Nationaltheater, wie im ſpäteren Burgtheater entbehrte alſo jener unverſieglichen Hülfsquelle von Paris, und die Regierung des Theaters durch Schauſpieler blieb auf den Zufall angewieſen, ob unter den talentvollen Darſtellern auch geiſtig ſchöpferiſche Männer einkehrten oder nicht, und ob ſolche Männer auch zugleich mit der Energie ausgerüſtet wären, der eigennützigen Cameraderie die Spitze zu bieten.

Damals neben Schröder waren ſie nicht vorhanden, das geht aus allen Merkmalen, die übrig geblieben ſind, deutlich genug hervor. Damals wäre es ein Segen für das Nationaltheater geweſen, wenn Schröder als Director an die Spitze geſtellt worden wäre. Er war nicht nur das größte Talent, er war auch der tüchtigſte Geiſt, welcher aufmerkſam an ſeiner Bildung arbeitete, und welcher die nothwendige Energie eines Directors beſaß. Sein bloßes Engagement als Schauſpieler hat das Nationaltheater außerordentlich gefördert, und hat ihm namentlich einen Styl zugeführt, den es nie wieder ganz verloren hat. Er hat die geſpreizte franzöſiſche Declamation geſtürzt und das natürliche Sprechen im höheren Drama eingeführt, das einfache, maßvolle Charakteriſiren, den ehrlichen Ausdruck für Ernſt und Scherz.

Uebrigens hat gewiß auch Schröder ſelbſt ſeinen Theil Schuld daran, daß er ſich nicht dauernd einrichten konnte. Wir wiſſen aus ſeiner Jugendlaufbahn, daß er nicht eben verträglicher Natur war. Es war ein ſpecifiſch norddeutſches Etwas in ihm, welches man noch heutigen Tages auf der Hauptuniverſität des deutſchen Nordens, in Göttingen nämlich, beobachten kann. Es iſt dies eine abſonderliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit im Punkte der Würde und Ehre, man möchte ſagen eine „Kitzlichkeit“. Da wird jedes Wort, jede Miene auf die Waagſchale gelegt: ob ſie beleidigen gewollt und einer Genugthuung bedürfen? Behagliche Argloſigkeit kann da nur im engſten Kreiſe aufkommen, und in weiteren Kreiſen möchte man ſich immer gerüſtet fühlen. Das iſt nun gar nicht wieneriſch, gar nicht öſterreichiſch, und Schröder hatte offenbar eine ſtarke Doſis von dieſer niederdeutſchen „Kitzlichkeit“. Die harmloſeſte Aeußerung rief ihn unter die Waffen. Dadurch erſchien er wieder den Umgebungen unbehaglich und bedenklich. Ja, aus mündlicher Tradition geht hervor, daß er unter den damaligen Mitgliedern des Nationaltheaters geradezu für einen „böſen“ Menſchen gehalten wurde. Zum Beweiſe erzählt man, daß er, neben Kathi Jacquet auf der Bühne ſtehend, mehrmals leiſe geſagt habe „Schön! Sehr ſchön!“ als das Publicum dieſe Schauſpielerin durch lebhaften Beifall ausgezeichnet. Kathi Jacquet hat dies für Ironie und Hohn genommen — ſo ſtand Schröder angeſchrieben — und für ein Mittel, ihr die gehobene Stimmung zu vernichten.

Nun wiſſen wir aus hundert Anzeichen, daß Schröder eine edle Natur, ein feinfühlender Menſch war, wir wiſſen auch zufällig, daß gerade im Schröderſchen Kreiſe das Talent der Geſchwiſter Jacquet hochgehalten wurde, daß alſo jene Aeußerung „Schön, ſehr ſchön!“ wahrſcheinlich ein ganz ehrlich gemeintes Lob geweſen iſt — wir erſehen aber aus dieſem Beiſpiele mit ſchreiender Deutlichkeit, daß der gegenſeitige Mißverſtand und die gegenſeitige Verkennung einen erſchreckenden Grad erreicht hatten.

Dazu kam, daß Schröder's Frau nicht genug Beſchäftigung fand. Dieſen Uebelſtand reihte er in das Regiſter ſeiner Unzufriedenheiten, und ihm mochte er ein ſtarkes Gewicht beilegen, wenn er in häuslicher Stille die Summe zog: Wir verſauern hier beide! Du, für welche man es an Aufgaben fehlen läßt, ich, welchen man Tag für Tag ärgert und welchem man Luſt und Freiheit verdirbt am Schaffen und Geſtalten. Machen wir uns frei! Errichten wir uns in Hamburg ſelbſt wieder eine Bühne, deren Thätigkeit Niemand einengen kann!

Und ſo ſehen wir ihn im Januar 1785 ſammt ſeiner Frau vor Kaiſer Joſeph ſtehen, welcher ihnen, ſehr gegen ſeinen Wunſch, die Abſchieds-Audienz ertheilt. „Ich kann Ihnen mein Erſtaunen nicht verbergen, lieber Schröder" — ſagte der Kaiſer, — „daß ein Künſtler wie Sie es über ſich gewinnen kann, das empfänglichſte Publicum mit dem zu vertauſchen, welches als das kälteſte verrufen iſt. Dagegen ſollten doch Familienrückſichten nicht aufkommen! Sie ſind Hamburg zwei Mal ſatt geworden, ich ſage Ihnen vorher, Sie werden es auch zum dritten Mal aufgeben. Dann wenden Sie ſich an Niemand als an mich!"

V.

Das erſte Theater einer Hauptſtadt iſt immer ein Symptom der Regierung. Es kann ſich den herrſchenden Grundſätzen der Regierung nie ganz entziehen, und es bekundet dieſe Grundſätze auch da, wo es ſich ihnen entziehen will. Die Umwege, welche es ſucht, die Schleier, welche es ausbreitet, verrathen die Abſicht, und hinter der Abſicht entdeckt man den maßgebenden Widerſacher.

Dies iſt in der Entwickelung des Burgtheaters nur zu deutlich erkennbar.

Kaiſer Joſeph hat es gegründet. Als ſein Niedergang eintrat, gerieth auch der Fortſchritt des Theaters in's Stocken, und als er in heller Verzweiflung abgeſchieden war von einer Welt, welche großen Reformen kurzſichtigen Widerſtand und weitſichtige Verleumdung entgegengeſetzt, da ſchlotterte das Theater eine Zeitlang principienlos einher. Es wurde dann zunächſt unbedeutender, ohne daß man recht wußte, warum, und nach einigen Jahren wurde dies Warum den führenden Kräften klar. Der erfinderiſche Geiſt, der freie Geiſt, der Geiſt überhaupt erſchien in bedenklichem Lichte. Anfangs hatte man ihn Joſephiniſch genannt; nun kamen die wilden Ausſchreitungen der franzöſiſchen Revolution dazu, und nun hieß er revolutionär. Bei großen Parteikämpfen in der Welt iſt die Kunſt immer übel daran, am übelſten da, wo ſich die Extreme der feindlichen Grundſätze ablagern und zum Syſtem ausbilden.

Bis zum Jahre 1790 etwa finden wir im Repertoire des

„Nationaltheaters“ keine weſentliche Veränderung. Kaiſer Joſeph lebte noch, und wenn auch unter quälenden Regierungsſorgen ſein Antheil an dramatiſcher Kunſt ermattet war, er beſuchte doch das Theater noch, und ſein geiſtiges Bedürfniß machte ſich doch immer noch geltend, ſelbſt durch ſeine bloße Anweſenheit. Einem ſo gedankenvollen Herrn mußte doch auch in der Unterhaltung ein inhaltsvoller Stoff geboten werden. In der Darſtellung wirkte das fort, was Schröder angeregt hatte, und es fehlt nicht an Zeichen, daß das Theater in lebensvoller Verbindung blieb mit dem ſchaffenden deutſchen Geiſte, welcher gerade damals in neue literariſche Bewegung gerathen war. Der junge Goethe war in ſeine dreißiger Jahre getreten, der zehn Jahre jüngere Schiller war als dramatiſcher Dichter aufgetaucht unter großem Geräuſche des Publicums. Von Goethe wurde außer den kleinen Stücken — „Die Geſchwiſter“ waren natürlich das beliebteſte — auch der „Clavigo“ 1786 aufgeführt. Lange ſpielte den Clavigo, Brockmann den Beaumarchais, Madame Sacco die Marie, der jüngere Stephanie den Carlos; Letzterer wohl unzureichend. Auch die Werther-Epoche fand auf der Scene ihre Würdigung: man gab ein Schauſpiel „Das Werther-Fieber“. „Julius von Tarent“, deſſen Verfaſſer Leiſewitz man in jener Zeit eine große Zukunft zutraute, wurde gegeben, und Schiller's „Fiesco“ wurde aufgeführt. Dabei iſt bemerkenswerth, daß der Titel getreulich „Die Verſchwörung des Fiesco“ lautete. Später hat man die „Verſchwörung“ anſtößig gefunden, und das Stück nur „Fiesco“ genannt. Bemerkenswerth iſt ferner, daß man „Die Räuber“ nicht brachte, und auch „Cabale und Liebe“ nicht, welches bürgerliche Trauerſpiel ja dem „Fiesco“ auf dem Fuße folgte und in Deutſchland eine viel größere Theaterwirkung fand, als das republikaniſche Trauerſpiel. Die Scene des Kammerdieners, welcher den heſſiſchen Menſchenverkauf nach Amerika brandmarkt, verleidete dies Stück den Hoftheatern. Aber die Scene iſt allenfalls zu entbehren. Sie iſt zwar nicht eigentlich von epiſodiſcher Natur, denn ſie verſtärkt die

Gewichte der Lady, ſich loszuſagen von ihrem Herzoge; aber man hat ſie doch ſpäter weglaſſen können, ohne die Wirkung des Stückes zu beeinträchtigen. Warum brachte man es damals nicht? Der Kaiſer war wohl in ſeinen letzten Lebensjahren ſchon mürriſch, und man erſparte ihm die Anfrage über herausfordernde Stücke. Daß ihm „Die Räuber“ nicht gefielen, iſt an und für ſich begreiflich. Die übergreifende Phantaſie, welche eine Räuberbande zuläßt, um Familienunrecht zu rächen, mußte einem ſtreng rationellen Politiker mißbehagen. „Cabale und Liebe“ iſt erſt 1808 in's Repertoire des Burgtheaters aufgenommen worden, „Die Räuber“ haben bis 1851 warten müſſen.

Unter den neuen Stücken findet ſich im April 1785 ein „Rudolph von Habsburg“, Originalſchauſpiel in fünf Aufzügen von Werthers. Es bewegt ſich um den entſcheidenden Kampf mit König Ottokar und zeigt alle die hiſtoriſchen Figuren — Rudolph, Ottokar, Liechtenſtein, Füllenſtein, Mährenberg, Zawiſch, Milota, Kunigunde und Eliſabeth —, welche Grillparzer vierzig Jahre ſpäter mit ſeiner ſelbſtändigen poetiſchen Kraft ſo eigenthümlich geſtaltete. Nur dem Kronprinzen Albert hat Werthers noch eine hervortretende Rolle zugedacht, welche einen Schauſpieler wie Lange in Anſpruch nahm. Der ältere Stephanie ſpielte den Rudolph, Brockmann den Ottokar, Madame Neuſeul die Kunigunde von Maſovien, Madame Sacco die Eliſabeth von Oeſterreich. Der wichtige Grundſatz alſo, die hiſtoriſchen Figuren des regierenden Hauſes dem Hoftheater nicht zu entziehen, reicht ebenfalls in Kaiſer Joſeph's Zeit zurück. Man iſt ihm ſtets treu geblieben. Auch in der Epoche beengendſter Cenſur hat man ihn nicht verleugnet. Kaiſer Franz ließ in den zwanziger Jahren Grillparzer's „Ottokar“ aufführen, und die Schwierigkeiten, welche das Stück vor wie nach ſeiner erſten Aufführung fand, bezogen ſich nicht auf die Frage, ob die Vorfahren des regierenden Hauſes zuläſſig wären. Ueber dieſen richtigen monarchiſchen Grundſatz, daß die Fürſten des Landes auch in der populärſten hiſtoriſchen Kunſt, im hiſtoriſchen Schauſpiel, auf der Bühne den Nachkommen des Landes und Reiches zu eigen gehören, ſcheint nie ein Zweifel gewaltet zu haben. Wunderlicher Weiſe verſtopft man dieſe tiefſte Quelle der monarchiſchen Popularität in anderen deutſchen Ländern. Im Berliner Hoftheater z. B. iſt ein entſprechender Hohenzoller nicht zuläſſig. Das mag wohl aus übertreibender Nachahmung franzöſiſcher Hofetiquette entſtanden ſein, wie ſie ſeit Ludwig XIV. in die deutſchen Particularſtaaten eingedrungen war. Frankreich ſelbſt hat dieſe Ausſchließung nie eingeführt. Die franzöſiſchen Herrſcher wußten immer zu gut, daß die Herrſcher überall an der Spitze ſichtbar ſein müßten.

Auch die Geißelung religiöſer Scheinheiligkeit fand in den letzten achtziger Jahren freien Spielraum auf der Hofbühne; man gab Molière's „Tartuffe" auf heimathliche Verhältniſſe angewendet, will ſagen ein Stück „Der Heuchler" nach Molière.

Uebrigens zeigen ſich in dieſer zweiten Hälfte der achtziger Jahre zahlreiche Verſuche neuer dramatiſcher Production. Von Dalberg wird aufgeführt „Der Mönch vom Carmel" und ein „Montesquieu"; Babo beginnt ſeine Theaterſtücke mit den „Strelitzen", mit dem „Bürgerglück"; Bretzner erſcheint neben Jünger mit ſeinen behaglichen Luſtſpielen, von denen ſich „Das Räuſchchen" bis in die Mitte unſeres Jahrhunderts auf dem Burgtheater erhalten hat; Ziegler, das Mitglied des Nationaltheaters, eröffnet mit „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon" ſeine große Fruchtbarkeit; Iffland macht ſich geltend und auch bereits Kotzebue. Letzterer nicht als Luſtſpiel-, ſondern als Schauſpieldichter. „Menſchenhaß und Reue", „Die Indianer in England", „Die Sonnenjungfrau" waren ſeine erſten größeren Stücke im Nationaltheater. Seine Bewerbung um das Theater blieb auch noch mehrere Jahre ſehr ernſt. Er brachte einen „Guſtav Waſa" in Jamben, welche Versbezeichnung der Theaterzettel verkündete. Der Höhepunkt dieſer ſeiner Richtung aber war eine „Octavia", ebenfalls in Jamben, welche zu Anfang des Jahrhunderts bei den Schauſpielern und dem Theaterpublicum in ſehr würdigem Anſehen ſtand, trotz des „Don Carlos" und des kürzlich erſchienenen „Wallenſtein". „Don Carlos" blieb dem Nationaltheater über ein Decennium nach ſeinem Erſcheinen fremd. Bekanntlich kam zuerſt die Ausgabe in Proſa auf die deutſche Bühne, und es wurde viel darüber geſtritten, ob die nachfolgende Ausgabe in Verſen nicht beſſer der Leſewelt zu überlaſſen wäre. Das Ergebniß dieſer Debatte wollte man vielleicht abwarten am Michaelerplatze. Wir wiſſen wenigſtens Nichts davon, ob dem bereits kranken Kaiſer das Stück vorgelegt worden ſei. Ein ſpaniſches Stück voll Liberalismus. Die Vergangenheit ſeines Hauſes, ausgeſtattet mit den Grundſätzen ſeines eigenen Syſtems. Nur ſechs Jahre früher, und er hätte ſich gewiß eingehend damit beſchäftigt. Jetzt kam das Drama für ihn zu ſpät, und nach ſeinem Tode blieb es dem Nationaltheater fern. Das Franzoſenjahr 1809 brachte es in Wien zum Vorſchein. Der damals erlaubte Nachdruck benutzte die Franzoſenherrſchaft in Wien, eine Menge Schriften zu drucken, welche bis dahin nicht zugelaſſen waren. Namentlich die Schiller'ſchen Stücke, welche auf dieſe Weiſe wohlfeil und ſchon darum zahlreich in Circulation kamen innerhalb des öſterreichiſchen Kaiſerthums. Das hat wohl frühzeitig beigetragen zu der unermeßlichen Popularität, welche Schiller in öſterreichiſchen Landen genießt. „Don Carlos" wurde 1809 im Sommer und Frühherbſte ſechs Mal in raſcher Folge auf dem Kärnthnerthortheater dargeſtellt. Am 6. November erſt überſiedelte er in's Burgtheater. Hiermit ſcheint ein Anſtoß zu Weiterem erfolgt zu ſein: 1810 wurde auch „Egmont" zum erſten Mal gegeben und „Die Braut von Meſſina", welche nicht aus Cenſurrückſichten zurückgehalten ſein konnte, ſondern wahrſcheinlich um ihrer ungewöhnlichen Form willen.

Nur „Die Jungfrau von Orleans" fand 1802 gleich nach ihrem Erſcheinen Zutritt. Ihr Inhalt, Vertheidigung des Vaterlandes unter wunderbarer Beihülfe, konnte auch vor einer ſtrengen Cenſur kein Hinderniß finden.

Sonſt macht ſich der Hintritt Kaiſer Joſeph's im Repertoire ſehr bald bemerklich. Die ferner liegenden, ſchwereren Stücke verſchwinden allmälig und die leichte Sorte nimmt überhand. Sie hatte nie gefehlt; man liebte immer leichte Unterhaltung, man lachte gern. Außer der heimiſchen Hausmannskoſt luſtiger Schwänke hatte man nicht nur die franzöſiſchen Komödien, ſondern auch die italieniſchen reichlich herbeigezogen. Man war aber doch immer auf ein Gegengewicht bedacht geweſen. Das unterließ man nun. Das Repertoire wird in den neunziger Jahren erſichtlich trivialer. Die Ritterſchauſpiele, welche Spieß mit „Clara von Hoheneichen" einführt, erſcheinen wie Höhepunkte. Iffland's und Kotzebue's Stücke ſind die inhaltsvollſten.

Es ſtammen übrigens Iffland's kernhafteſte Stücke aus ſehr früher Zeit. „Die Jäger", „Die Mündel" wurden ſchon 1786 gegeben, und er war ſo fruchtbar, daß die Titel mancher Stücke von ihm gar nicht zu uns gekommen ſind. Wer weiß davon, daß eine Fortſetzung der „Jäger" unter dem Titel „Das Vaterhaus" im Burgtheater gegeben worden! Die ganze Familie lebt noch, auch der Paſtor und der Schulze. Wer weiß davon, daß der bürgerliche Sittenmaler Iffland ſich einmal unter die Türken verirrt hat? „Achmed und Zenide" von ihm iſt am Michaelerplatze aufgeführt worden! Wer hat von einem Iffland'ſchen Stücke „Die Höhen" gehört! Von ſeinen Schauſpielen „Frauenſtand", „Die Künſtler", „Der Vormund", „Alte und neue Welt", „Rückerinnerung"! Selbſt Titel wie „Albert von Thurneiſen" ſind nur noch im Gedächtniſſe älterer Schauſpieler. Er gab nur eine „Auswahl" ſeiner Stücke in Druck und ließ diejenigen verſinken, welche keine große Zugkraft dargethan. Faſt alle ſeine wichtigen Stücke fallen in die achtziger und neunziger Jahre. Außer den ſchon genannten: „Die Hageſtolzen", „Die Reiſe nach der Stadt", „Eliſe von Valberg", „Dienſtpflicht", „Der Hausfriede", „Der Spieler", und die früher vergangenen: „Der Herbſttag", „Allzu ſcharf macht ſchartig", „Leichter Sinn", „Der Mann von Wort", „Selbſtbeherrſchung", „Der Fremde".

Er wie Kotzebue brachten jedes Jahr wenigſtens ein neues Stück; gewöhnlich mehrere. Desgleichen Schröder, desgleichen Ziegler und Jünger. Dazu Bretzner, Hagemann, Gotter, Soden, Babo, Spieß und zahlreiche Bearbeiter fremder Stoffe. An ſogenannten Theaterſtücken war alſo Ueberfluß, beſonders darum, weil das Publicum noch ſehr leutſelig war in ſeiner Kritik, und eine „rechtſchaffene Unterhaltung" hoch ſtellte. Dies lang andauernde harmloſe Verhältniß zwiſchen Verfaſſern, Publicum und Kritik iſt dem Beſtehen des deutſchen Theaters ſehr zu ſtatten gekommen. Das Mittelmäßige iſt von ſelbſt verſchwunden. Merkwürdig bleibt es, daß eine ſich überhebende Schärfe der Kritik da begann, als die höhere Gattung dramatiſcher Dichtkunſt in den Vordergrund trat. Nicht in Wien. Von Berlin ging das aus, und Schiller vorzugsweiſe war der Gegenſtand ſpöttiſcher und höhniſcher Angriffe. Mit Erſtaunen lieſt man jetzt die damaligen Berliner Blätter, z. B. den angeſehenen „Freimüthigen". Die Schiller'ſchen Stücke werden da in einem Tone abgekanzelt und weggeworfen, als ob es ſich um Frevelthaten handelte. Man hat wohl auch Iffland eingereiht unter die Gegner Schiller's, über welche die Zeit ſo unbarmherzig hingeſchritten iſt. Mit Unrecht. Seine tadelnde Aeußerung über den Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans", welcher durch äußeren Prunk die einfacheren Mittel des Schauſpiels in Gefahr bringe, war ja berechtigt. Wir ſehen aber aus den Briefen, die er als Berliner Theaterdirector mit Schiller gewechſelt, daß er die Größe der Schiller'ſchen Compoſitionen ſehr wohl zu würdigen wußte, und das Intereſſe Schiller's nach Kräften und mit guter Einſicht förderte.

Ueberhaupt hat die Theatergeſchichte Iffland viel milder und anerkennender zu behandeln, als unſere Literargeſchichte es gethan hat und in manchem Betracht — aber auch nur in manchem! — es hat thun müſſen. Um das deutſche Theater hat er unbeſtreitbar große Verdienſte. Um das Burgtheater insbeſondere. Seine Stücke ſind demſelben zum Ausgange des vorigen Jahrhunderts und zum Anfange des jetzigen ein ſchätzbarer Kern geweſen. Die Schröder'ſche Schule der unpathetiſchen, einfachen Charakteriſtik iſt durch ſeine Stücke im Burgtheater fortgeführt worden. Allerdings in engeren Formen, mitunter wohl auch auf etwas niedrigerer Stufe. Aber doch zum Segen. Was wäre ohne dieſen kernigen Halt für Schauſpieler und Publicum aus einem Theater geworden, welches Jahrzehnte lang abgeſperrt wurde von jeder freieren Schöpfung, ſobald dieſe Schöpfung die Gedankenkreiſe der Zeit berührte! Verflacht wäre es gänzlich. In erſter Linie wären die Schauſpieler haltlos geworden und nichtig. Das haben die Iffland'ſchen Aufgaben verhütet. Es iſt wahr, ſie reichen ſelten über den beſcheidenen bürgerlichen Horizont hinaus, eine gewiſſe Moral iſt ihr höchſter Flug, und ein poetiſcher Schwung, welcher Herz und Geiſt des Menſchen ausdehnt, fehlt ihnen gänzlich. Aber in ihrem engen Kreiſe entwickeln ſie tüchtige Kräfte. Sie können wie eine Vorſchule angeſehen werden, ſo wie ſich aus einer guten Gemeindeleitung Fähigkeiten zu hoher Politik entwickeln. Iffland's Geſtalten haben wirkliches Leben. Dadurch wurden ſie für unſere Schauſpieler bildende Aufgaben. Die ſchließliche Entwickelung ſeiner Stücke iſt faſt durchgehends ſchwächlich, und fordert die Kritik gegen ſich heraus, aber der Weg zu dieſer Entwickelung iſt tüchtig. Er iſt genau organiſch, und dadurch bildet er die Schauſpieler, bildet er das Publicum. Ihm alſo iſt es zu verdanken, daß trotz der Ungunſt politiſcher Verhältniſſe die eigentliche Schauſpielkunſt im Burgtheater gepflegt und gefördert worden iſt auch in den Jahrzehnten, welche das Burgtheater abſchloſſen von den Bewegungen der Zeit.

Dies gilt durchaus nicht von Kotzebue. So lange er ernſt ſchrieb, war er äußerlich, und griff oft nach krankhaften Reizen. Als er mehr und mehr in's Luſtſpiel übertrat und ſeine nicht abzuleugnende gute Laune in leichter, witziger Sprache entwickelte, da entwickelte er auch ſeinen ganzen Leichtſinn in der Zeichnung von Figuren und Situationen. Das Abſonderliche und Poſſenhafte trat in den Vordergrund, und wo er ein beſſeres, ein wahreres Thema behandelte, da wußte er ſeinen Geſtalten keine innere Wahrheit zu verleihen. Solche Luſtſpiele braucht ein Repertoire auch, und der augenblickliche Erfolg dankt dem Verfaſſer. Aber der Schauſpieler kommt ſelten dazu, einen Typus zu geſtalten, welcher außerhalb der Caricatur läge, und das Publicum erheitert ſich an Oberflächlichkeiten, welche nichts Dauerndes zurücklaſſen.

Kotzebue alſo war einträglich für die Unterhaltung im Burgtheater, Iffland war ſegensvoll für die künſtleriſche Bildung des Burgtheaters.

Man hat ſich in Wien daran gewöhnt, dieſe beiden Theaterträger als dem jetzigen Jahrhundert angehörig zu betrachten. Sehr natürlich! Ihre Stücke, obwohl man ſie nicht claſſiſch und nicht modern nennen konnte, erſchienen zahlreich im Repertoire des Burgtheaters bis gegen die Mitte unſeres Jahrhunderts. Und doch gehört auch Kotzebue mit ſeinen wichtigſten Stücken dem vorigen Jahrhundert an. 1789 am 14. November debutirte er im Nationaltheater mit „Menſchenhaß und Reue", nur vier Monate ſpäter folgte ſeine berühmte Gurli in den „Indianern in England", acht Monate ſpäter „Die Sonnenjungfrau", vier Monate ſpäter der verlorengegangene „Straßenräuber aus kindlicher Liebe"; dann „Armuth und Edelſinn", „Der Graf von Burgund", „Falſche Scham", „Der Bruderzwiſt", „Die ſilberne Hochzeit", drei Wochen nach ihr „Das Dorf im Gebirge", fünf Monate ſpäter „Das Epigramm", vier Wochen nach dieſem „Das Schreibepult", eine Woche ſpäter „Der Gefangene", vierzehn Tage ſpäter „Die Unglücklichen", drei Monate päter „Johanna von Montfaucon", vier Wochen ſpäter „Die beiden Klingsberg", drei Monate ſpäter „Die kluge Frau im Walde". Mit ſolcher Schwindel erregenden Fruchtbarkeit — 1797 brachte er vom März bis Auguſt, alſo in fünf Monaten, drei Stücke: „Die Verwandtſchaften", „Der Opfertod", „Ueble Laune" — ſchloß er das vorige Jahrhundert, um das neue ſogleich mit einem Feſtſpiele, mit „Octavia" und „Guſtav Waſa" zu beginnen. Heutigen Tages verzeiht man dem dramatiſchen Dichter zwei Stücke in einem Jahre nur ungern.

Die Theaterverhältniſſe waren noch durchweg naiv. Man vergleiche folgende Notiz. Am 7. Januar 1800 wurde zur glücklichen Ankunft des Erzherzogs Palatinus „Freiſpectakel" gegeben in der Burg und am Kärnthnerthor. Im Nationaltheater „Iphigenie auf Tauris" — vermuthlich die Goethe'ſche; ſie erſcheint tief vereinſamt inmitten eines leichtfertigen Repertoires und verſchwindet wieder auf viele Jahre. Als Gegengewicht im Kärthnerthortheater: „Der Marktſchreier", und der Theaterzettel für dieſen feſtlichen Tag trägt die Notiz: „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Cavaliere denen Damen die Sitze überlaſſen, und keine Lichter ausgelöſcht werden dürfen".

In dieſem fünfzehnjährigen Zeitabſchnitte bis in's neue Jahrhundert herein ereignet ſich beim Perſonal des Nationaltheaters keine weſentliche Veränderung. Die Mitglieder, welche Schröder umgeben hatten, dauern unbeſchädigt aus. Ein Liebhaber, Klingmann, wird beigeſellt, und zwei neue Ehepaare werden bemerklich: Herr und Madame Koch, Herr und Madame Rooſe. Sie gelten für tüchtige Schauſpieler und ſchließen ſich den Matadoren Brockmann, Lange, Stephanie auch darin ebenbürtig an, daß ſie mehrere Jahrzehnte lang wie granitene Säulen dauern und das Repertoire tragen. Von der jetzigen Generation hat die ältere Schichte noch Koch und Rooſe geſehen, und namentlich Koch, welchem Anſchütz die Hand gereicht, ſteht noch in deutlicher Erinnerung.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Lebenskraft eines Schauſpielers ſich länger erhalte, als die anderer Leute, und daß man deshalb verhältnißmäßig mehr alte Schauſpieler finde, als Greiſe in anderen Ständen. Ihre Kunſt nöthigt ſie, alle Thätigkeiten des Geiſtes und Körpers fortwährend in Uebung zu erhalten und zwar in gleichmäßiger Uebung. Die Wirkung der Leidenſchaften überraſche andere Menſchen und zerſtöre ſie deshalb; dem Schauſpieler werde ſie geläufig und diene gleichſam zur erfriſchenden Bewegung. Er habe ja den außerordentlichen Vortheil des Bewußtſeins, daß ſeine Leidenſchaft, auch die tobendſte, nur ein Spiel ſein und bleiben müſſe; die größte Rolle gleiche alſo nur einem Reinigungsproceſſe, wie die Tragödie ſelbſt ein ſolcher iſt, im äſthetiſchen Sinne.

In der That hat das Burgtheater von ſeinem Entſtehen an bis jetzt immer ein zahlreiches Contingent bejahrter Künſtler aufzuweiſen gehabt, welche ſich Kraft und Friſche bis in's hohe Greiſenalter zu bewahren wußten.

VI.

Zu Anfang des Jahrhunderts wiederholte man den Verſuch, von außen her dem Nationaltheater eine leitende und befruchtende Kraft anzueignen. Obwohl dies mit Schröder nicht gelungen war, weil das Herrſchbedürfniß des „Ausſchuſſes“ ſich ſtandhaft widerſetzt hatte, ſo tauchte doch nach etwa fünfzehn Jahren der Gedanke wieder auf. Unbefangene Cavaliere und feinere Zuſchauer machten höheren Ortes die Bemerkung geltend: Die Schröder'ſche Erbſchaft an Grundſätzen und Stücken iſt doch ſehr wohlthätig geweſen; ſie hat ſich nun vielfach abgenutzt — wäre nicht eine neue Aneignung an der Zeit? Und da es mit einem Schauſpieler auf die Dauer nicht möglich geweſen, ſollte es nicht möglich ſein mit einem dramatiſchen Schriftſteller? Ein ſolcher ſei ja neuerdings aufgetreten in voller Kraft der Jugend und Productivität und mit ganz beſonderer theatraliſcher Befähigung, denn ſeine Stücke gefielen überall. Dieſer Schriftſteller mit reſpectabler wiſſenſchaftlicher Bildung ſei — Auguſt von Kotzebue.

An maßgebender Stelle fand man dies einleuchtend. Kotzebue wurde berufen und angeſtellt als Theaterſecretär. Dieſer Titel blieb Jahrzehnte lang beliebt für die zweifelhafte Stellung eines Dramaturgen, welcher die geiſtige Aufgabe der Leitung zu erfüllen hatte, ohne eine wirkliche Macht in Anſpruch zu nehmen.

Kotzebue war ein Mann von Energie und wollte ſeine Kraft geltend machen. Da ſtieß er denn natürlich wieder an den „Ausſchuß", an das ſchauſpieleriſche Familienregiment, welches ſich immer bedroht fühlte, wenn von außen her eine ſchöpferiſche Potenz eindrang in das cameradſchaftliche Getriebe. Die Intriguen begannen und der Kampf brach endlich aus in heller Lohe. Die oberſte Direction ſchützte wohl Kotzebue. Aber der Schutz war mäßig, war vorſichtig. Es kam zu einer Art gerichtlichen Verfahrens, in welchem die Mitglieder des Ausſchuſſes auf recht geſchickte Weiſe verhört wurden. Sie gaben ſich auch arge Blößen, ſie beſtanden nicht. Aber die oberſte Direction gab dieſem Reſultate keine conſequente Folge, und Kotzebue wurde wohl deswegen der Sache überdrüſſig. Er legte — nicht ohne Vornehmheit — ſeine Stelle nieder und ging von dannen. Der Verſuch mit einem neuen geiſtigen Regimente war wieder geſcheitert, und zwar in ganz ähnlicher Weiſe wie der Verſuch mit Schröder.

Bald darauf — 1802 — wurde ein junger Mann, ein geborener Wiener, halb und halb in dieſe Stelle eines Theaterſecretärs geſetzt. Halb und halb, denn ſeine Befugniß war offenbar noch geringer. Er hatte den äſthetiſchen Ruf für ſich, daß er einige Jahre in Jena ſtudirt, wo damals Schiller lebte und wo ein Mittelpunkt ſchönwiſſenſchaftlicher Lehre zu finden war. Dieſer junge Mann hieß Schreyvogel. Er ſcheint die Gelegenheit für gedeihliche Einwirkung ungünſtig gefunden zu haben, und trat nach zwei Jahren wieder aus, um ein Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Wien zu errichten. Erſt nach zehn Jahren kehrte er zurück an die Stätte neben dem Burgthore.

Während dieſer zehn Jahre bildet die Franzoſenzeit einen Haupmoment dadurch, daß ſie — wie ſchon erwähnt — die verbotenen Stücke, namentlich die Schiller'ſchen, zuläßt. Der Tod Schiller's — 1805 — zeigt erſt ſpät einen Eindruck. Drei Jahre nach demſelben, am 17. December 1808, bringt das Nationaltheater eine Schillerfeier zum Vortheil von Wittwe und Kindern des „großen Dichters". Sie fand im Kärnthnerthortheater ſtatt und beſtand, wunderlich genug, im Kernſtücke aus einer Ueberſetzung Schiller's, welcher ja nicht einmal beſondere Sorgfalt nachzurühmen iſt, aus der Racine'ſchen „Phädra". Auf die „Phädra" folgte laut Theaterzettel: „Schiller's Feyer. Aus Stellen des unſterblichen Dichters in ſeinen Werken zuſammengeſetzt vom Hrn. Grafen von Benzel. Perſonen: Zwei Prieſter, der Genius, die Schauſpielkunſt, die Poeſie, die Muſik, die Zeit. — Erſcheinungen: Karl Moor, Fiesco, Ferdinand von Walter, Don Carlos, Wallenſtein, Maria Stuart, Macbeth (!), Jungfrau von Orleans, Beatrice, Braut von Meſſina, Wilhelm Tell". —

Das Theater beſaß auch in der damaligen Zeit keine genügende Darſtellerin der Phädra. Madame Weiſſenthurn, wie der Zettel ſie nennt, ſpielte ſie. Sie iſt als Schauſpielerin nie von Bedeutung geweſen. Als Theaterſchriftſtellerin war Frau von Weiſſenthurn immerhin um einen Grad wichtiger, denn als darſtellende Künſtlerin, obwohl auch ihre Stücke ohne Kern und Styl waren. Ihr „Wald bei Hermannſtadt", „Johann von Finnland" aber und ähnliche Stoffe aus fernen Grenzprovinzen brachten eine neue Nüance von Theaterromantik, und behaupteten ſich, wie alle Stücke von Schauſpielern, durch gute Rollen lange auf der Bühne. Eigentlich werthvoller von ihr waren Schau- und Luſtſpiele von mittlerer Ausdehnung, wie „Welche iſt die Braut" und „Das letzte Mittel", welche ſie in ihrer zweiten Epoche — etwa von 1813 an — erfand, und welche nicht ohne ſelbſtändige Erfindung waren. Sie hat ſehr lange gelebt, und noch inmitten der vierziger Jahre habe ich ein neues Stück von ihr und ſie ſelbſt auf dem Burgtheater geſehen.

Die im Jahre 1808 erwachende Pietät für Schiller hatte das Nationaltheater in demſelben Jahre nicht abgehalten, „Cabale und Liebe" in jener Verunſtaltung des Perſonals zu geben, welche bis zum heutigen Tage in übler Nachrede lebendig geblieben iſt. Der Präſident von Walter hieß Vicedom von Walter, der Hofmarſchall von Kalb hieß Obergarderobemeiſter. „War kein Obergarderobemeiſter da?!" hatte Ferdinand zu rufen, und was die Umgeſtaltung zu ſo dauernder Kenntnißnahme verurtheilt hat: — Ferdinand war nicht der Sohn des Vicedoms, ſondern nur deſſen Neffe. „Es giebt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Onkel noch nie gehört worden iſt!" — Dies ſtempelt es zur Parodie, und man begreift heute nicht, welch eine verſchrobene Scheu vor natürlichem Conflicte ſolche Thorheit zu Wege gebracht. Viel eher begreift man, daß 1809 im „Don Carlos" der Beichtvater Domingo als Don Antonio Perez, Höfling, erſcheinen mußte. Hier handelt ſich's um ein Princip; ein Mann der Kirche ſoll nicht als böſer Intrigant vor dem Publicum erſcheinen. Welches Princip aber verwandelt den Sohn in den Neffen, wenn man überhaupt Schauſpiele aufführen läßt?! Glaubte man auf dem Theater jeglichen Conflict vermeiden zu können, welcher augenblicklich einen unbequemen moraliſchen Eindruck verurſacht? Ja, das glaubte man, und dies wurde unter der langen Regierung des Kaiſers Franz ein förmliches Syſtem in der Cenſur der Stücke. Es entſtanden Kategorien von merkwürdiger, oft feiner Ausdehnung. Ein natürliches Kind z. B. wurde nicht zugelaſſen, weil die Ehe dadurch bloßgeſtellt würde, und ähnliche Verhältniſſe in großer Anzahl mußten vermieden oder wenigſtens vertuſcht werden. Es kam nicht in Frage, ob durch ſolche ſogenannte moraliſche Reinigung des Dramas nicht Wahrheit und Leben literariſcher Kunſt tief beſchädigt würde. Feinere Cenſoren behaupteten: manches Grelle in menſchlichen Verhältniſſen muß ja doch immer ausgeſchloſſen werden, denn jede Staatsgeſellſchaft bewegt ſich innerhalb gewiſſer moraliſcher Grenzen, oder mindeſtens innerhalb gewiſſer Convenienzen. Was werft ihr uns vor, daß unſere Grenzen und Convenienzen enger ſind! Unſer Publicum hat eben glücklicherweiſe noch zartere ſittliche Nerven, warum ſollen wir unſer ſittliches Gefühl beleidigen und durch öftere Beleidigung abſtumpfen laſſen?! Ihr draußen in Deutſchland vertragt ja auch noch nicht alle ſittlichen Unflätereien der franzöſiſchen

Stücke; mit welchem Rechte werft ihr uns vor, daß wir nicht alle Natürlichkeiten ſchmecken wollen, welche bei euch bereits eingebürgert ſind? Wir befinden uns wohl dabei, daß wir unſere Einfachheit länger bewahren.

Dies Raiſonnement wäre vielleicht bis auf einen gewiſſen Grad berechtigt geweſen, wenn Gebräuche, Sitten und Geſinnung Wiens dieſer noch kindlichen Einfachheit entſprochen hätten, wenn der Staat wie das Paraguay des Dr. Francia hermetiſch abgeſchloſſen geweſen wäre von der Entwickelung in Deutſchland. Das war aber trotz aller Mauthſchranken nicht möglich. Die Wiener blieben trotz aller Schranken in geiſtiger Verbindung mit Deutſchland, die Allgemeine Zeitung brachte täglich das ganze europäiſche Leben in den öſterreichiſchen Staat, das Burgtheater ſelbſt bedurfte fortwährend der zuſtrömenden Production aus Deutſchland und Frankreich; dieſe Abſperrung durch minutiöſe Cenſur auch in nichtpolitiſchen Fragen bildete ein gläſernes Haus, aus welchem man in die ganz andere Welt hinausſchaute, und jedermann empfand, daß dies ein künſtliches Weſen ſei ohne inneren Halt. In einem Beinamen drückte man's kurzweg aus; man nannte das Burgtheater das „Comteſſentheater", in welchem nur das gegeben werden dürfe, was ein junges, unerfahrenes Mädchen anſehen könne, ohne zu bedenklicher Nachfrage veranlaßt zu werden. Kann und darf dies der Geſichtspunkt eines öffentlichen Theaters ſein?

Uebrigens erfolgte in dieſem Zeitabſchnitte die wichtige Einrichtung, daß die bedeutenderen Mitglieder des Nationaltheaters auf Lebenszeit angeſtellt und für penſionsfähig erklärt wurden. Dies bewilligte Kaiſer Leopold. Kaiſer Franz erweiterte die Bewilligung dahin, daß auch die hinterlaſſenen Wittwen eine Penſion zugeſichert erhielten.

Unter den neu engagirten Mitgliedern zeichneten ſich Hr. Korn und Demoiſelle Adamberger aus. Letztere, eine Tochter der ſo begabten Frau Jaquet, hat eine ähnliche Stellung wie ſpäter Frl.

Neumann eingenommen; ähnlich in der allgemeinen bürgerlichen Achtung, welche ihrem decenten Weſen entgegen kam, und ähnlich in der zierlichen wie correcten Weiſe ihres Spiels. Nur im Umfange des Faches reichte Frl. Adamberger weiter; ſie reichte in die Tragödie hinein und ſpielte die Beatrice in der „Braut von Meſſina" und das Clärchen in „Egmont". Auch dem auswärtigen Publicum wurde ſie dadurch intereſſant, daß Theodor Körner ihr ſeine Liebe widmete und ſie als Braut zurückließ, da er in den Freiheitskrieg gegen Napoleon zog. Er war um 1812 als Theaterdichter am Burgtheater angeſtellt worden und ſeine kleinen Dramen „Toni", „Hedwig", „Der Vetter aus Bremen" finden ſich 1812 und 1813 im Repertoire. Demoiſelle Adamberger ſpielte Toni und Hedwig. Einen beſonderen Einfluß auf Leitung oder Repertoire des Theaters hatte er nicht.

Unter den neuen Stücken dieſes Jahrzehnts findet ſich nichts Hervorragendes. Eine Fortſetzung des Kotzebue'ſchen „Menſchenhaß und Reue" von Julius Graf von Soden unter dem Titel „Verſöhnung und Ruhe" beweiſt, daß dies auch in's Franzöſiſche übertragene Schauſpiel Kotzebue's den Zeitgeſchmack höchlich intereſſirte. Collin trat auf mit ſeinem „Regulus" und erwarb ſich mit ſeinen hiſtoriſchen Stücken, welche auch vaterländiſche Stoffe und patriotiſche Zwecke verherrlichten, eine ungemeine Achtung. Ernſthafte Stücke möchte man ſie nennen, bei denen der Mangel an voller poetiſcher Kraft und fließender Sprache verdeckt wurde durch die würdige Abſicht, welche überall hervorſtrahlte. Collin ſtand in ſolcher Geltung, daß ihm nach ſeinem Ableben eine dramatiſche Todtenfeier veranſtaltet wurde.

In einer Anwandlung von hoher dramatiſcher Intention ſetzte man damals auch einen Theil der „Söhne des Thals" von Zacharias Werner in Scene: unter dem Titel „Die Templer auf Cypern. Ordensgemälde in ſechs Aufzügen". Die undramatiſche, ſchwer genießbare Dichtung Werner's war natürlich nicht geeignet, Fuß zu faſſen auf der Bühne. Eben ſo wenig eine „Polyxena" — eine Tochter Hekuba's — und eine „Vitellina" — eine Tochter des Kaiſers Vitellius. — Solche einzelne Opfer an altclaſſiſche Stoffe ſind wohl durch Collin zu Wege gebracht worden, welcher ſelbſt mehrfach in die Römer- und Griechenzeit zurückgriff. Die heroiſche Schauſpielerin für die Polyxenen, Vitellinen, Zenobien (Trauerſpiel „Mäon") war mittlerweile Madame Rooſe geworden. Auch für die „Johanna d'Arc", welche im Januar 1802 aufgeführt wurde. Im Verlauf deſſelben Jahres erſchien Schiller's „Jungfrau von Orleans", und die Frage drängt ſich auf: Hat das Burgtheater von Schiller's Abſicht und Plan Kenntniß gehabt, oder hat Schiller eine ältere „Johanna d'Arc" gekannt? Letzteres wäre wohl wahrſcheinlich. Es kommen neben den hiſtoriſchen Hauptfiguren nicht nur dieſelben Namen hiſtoriſch ſein könnender Nebenfiguren vor, wie Chatillon, Raoul, Thibaut d'Arc und die beiden Schweſtern der Jungfrau, Louiſon und Margot, nein, auch Raymond, der Liebhaber Johanna's, heißt Raimund, und auch der Landmann Bertrand heißt Bertram, auch der engliſche Herold hat den engliſchen Soldaten neben ſich. Schiller machte bekanntlich wenig Umſtände, auch einen Stoff zu nehmen, welcher ſchon theatraliſch bearbeitet vorlag; die „Maria Stuart" von Spieß, welche auf den Bühnen war, hielt ihn nicht ab, auch eine „Maria Stuart" für die Bühne zu ſchreiben. Aber auffallend wäre es, daß er in den Nebenfiguren ſo treu einem vorliegenden Stücke gefolgt wäre. Unterſcheidend iſt Folgendes: Dunois und der Erzbiſchof fehlen ganz, Agnes Sorel desgleichen. Dafür hat der König Karl eine Gemahlin Marie, und Iſabeau iſt nicht ſeine Mutter, ſondern ſeine Schweſter. Dies könnte wieder auf Cenſurrückſichten deuten, welche eine Maitreſſe und eine unnatürliche Mutter zu verändern gewünſcht. Und ein Prinz Louis, ein Vetter des Königs, welchen ein ſo wichtiger Schauſpieler wie Lange geſpielt, iſt eine bei Schiller ganz fehlende Figur. Sollte dieſer Prinz für Dunois eingetreten ſein, weil man den unangenehmen Ausdruck „Baſtard“ vermeiden wollte? Der Name des Verfaſſers iſt auf dem Zettel nicht genannt — wer löſt dies Räthſel?

Es fehlt ein eigentliches Burgtheater-Archiv völlig. Was in alten Schränken in einem dunklen Gange, nahe bei der Caſſa, an vergilbten Schriften aufbewahrt und unter Aufſicht eines ganz unliterariſchen Oekonomen ſtand, als ich in die Direction eintrat, das erwies ſich als ein ganz regelloſes, werthloſes Durcheinander von Papieren und Büchern. Ich habe aus dieſem Durcheinander hervorſuchen laſſen, was für die Theaterbibliothek einigen Werth haben konnte, und dieſe Bibliothek iſt durch meinen Repertoire-Inſpicienten ſo viel als möglich vervollſtändigt und geordnet worden. Eine recht ſorgfältige Sammlung der Theaterzettel und ein genaues Repertoirebuch mit allen Beſetzungen, eine treffliche Arbeit, welche in's vorige Jahrhundert zurückreicht und von obigem Inſpicienten ganz exact fortgeſetzt worden, dies ſind die einzigen authentiſchen Quellen, welche für die Geſchichte des Burgtheaters vorliegen.

In dieſen Quellen ließ ich nun forſchen, um jenes Räthſel zu löſen. Da ergab denn das Repertoirebuch, daß die Anzeige des Zettels „Am 27. Januar 1802 zum erſten Male Johanna d'Arc“ eingetragen war als „Jungfrau von Orleans von Schiller“. Dabei die Nummer des erſten Buches. Das Buch ward aufgefunden in der Bibliothek, ein kleiner gedruckter Sedezband, und hieß „Die Jungfrau von Orleans. Eine romantiſche Tragödie von Schiller. Mit einem Kupfer. Frankfurt und Leipzig. 1802“. Der Titel war verändert in „Johanna d'Arc“, der Name Schiller's ausgeſtrichen, das Perſonal umgewandelt, wie oben mitgetheilt iſt. Die Frage war alſo aufgeklärt. Das Buch mochte ſchon in den letzten Monaten des Jahres 1801 erſchienen ſein, und wie Buchhändler zu thun pflegen, um ihre Producte länger jung zu erhalten und die Abrechnung über dieſelben auf die zweitnächſte Oſtermeſſe zu vertagen, war es mit der vorzeitigen Jahreszahl 1802 ausgegeben worden. Das Nationaltheater konnte alſo das Schiller'ſche Stück im erſten Monate 1802 ſchon geben, obwohl es in der literariſchen Chronologie erſt im Jahre 1802 erſcheint.

Man hatte alſo damals ſchon bei einem ſo royaliſtiſchen Stücke weitgehende Cenſurbedenken, ja weiter gehende, als ſpäter in der Metternich'ſchen Epoche. Denn in letzterer Epoche findet ſich ſehr Vieles hergeſtellt, was Anno 2 geſtrichen oder verſtümmelt worden war. Zum Beiſpiel die Fahne der Jungfrau, welche nur einen rothen Saum, aber keine Himmelskönigin zeigen durfte, und die ächten Perſonen Iſabeau, Agnes Sorel und Dunois. Charakteriſtiſch iſt jene erſte Verſtümmelung auch dadurch, daß neben religiöſen Wendungen auch alle romantiſchen Ausſchweifungen, wie die Erſcheinung des ſchwarzen Ritters, beſeitigt waren. Es iſt, als ob die nüchterne Joſephiniſche Anſchauung Hand in Hand mit der kirchlichen das Buch zuſammengeſtrichen habe.

Schiller ſtand damals auf der Höhe ſeines Ruhmes. Er lebte nur noch zwei Jahre und einige Monate, und in ſolchem Augenblicke hatte das Nationaltheater den Muth, ein neues Stück von ihm ſo umzuändern, ſeinen Namen wegzuſtreichen, und eine große Tragödie von ihm ſo aufzuführen, daß er gar keinen Theil daran zu haben ſchien, und ſicherlich auch nicht das kleinſte Honorar dafür erhielt, denn ein gedrucktes Stück war vogelfrei für die Bühnen! —

Aufſehen machte in jenem erſten Jahrzehnt unſeres Säculums Babo mit ſeinem kleinen Stücke „Der Puls", welchem man eine bedeutende, leider ausgebliebene Nachfolge zutraute. Und Holbein mit der dramatiſchen Bearbeitung Schiller'ſcher Balladen. Der Gang nach dem Eiſenhammer unter dem Titel „Fridolin" machte den Anfang und hielt ſich lange auf den Repertoiren. „Die Bürgſchaft" lag mit dem Tyrannen Dionyſius zu weit rückwärts für das Publicum. Bezeichnend iſt, daß Schiller auch im Epos dem Dramatiker vorarbeitete, eine ſchmerzliche Mahnung daran, daß gerade das deutſche Theater ſo tief betroffen wurde durch ſeinen frühen Tod.

VII.

Zu Anfang des Jahres 1814 verſchwindet der Joſephiniſche Titel „Nationaltheater“ vom Zettel, und es erſcheint ſtatt ſeiner die Bezeichnung „Theater nächſt der Burg“.

Es iſt nicht erſichtlich, aus welchem Grunde der Namenswechſel eingetreten iſt. Vielleicht aus einem politiſchen Inſtincte. Man war auf dem beſten Wege, Napoleon zu beſiegen, man ſah eine neue Zeit kommen, welche mit der nationaldeutſchen Beſtrebung Kaiſer Joſeph's wenig zu ſchaffen haben würde, man fand den Tendenztitel nicht mehr zupaſſend.

Wunderlich genug! Gleichzeitig mit dieſer Namensänderung tritt eine Aenderung in dem Inneren des Theaters ein, welche den neuen Namen „Burgtheater“ feſtiget und weiht. Wunderlich, weil die Namensänderung mit der inneren Aenderung in gar keinem Zuſammenhange ſteht. Ein Dramaturg tritt ein und übernimmt in beſcheidener Stellung die geiſtige Leitung, an welcher es ſeit Kaiſer Joſeph gefehlt, und welche er achtzehn Jahre lang ſegensreich führt. Dieſer Mann war Schreyvogel.

So wie das Nationaltheater ſeinen Aufſchwung dem Kaiſer Joſeph verdankte, und mit deſſen Ausſcheiden in Mattigkeit verfiel, ſo verdankt das Burgtheater ſeinen Aufſchwung von 1814 bis 1832 im Weſentlichen der dramaturgiſchen Thätigkeit Schreyvogel's, und nachdem er ungebührlich entfernt worden, verſank es ebenfalls in Mattigkeit, nur von den Arbeiten und Erwerbungen zehrend, welche Schreyvogel hinterlaſſen hatte.

Schreyvogel war ein geborener Wiener, welcher ſich in ſtiller Weiſe eine ſorgfältige Bildung angeeignet hatte in literariſchen Dingen. Er hatte ſich einige Jahre lang in Jena aufgehalten zu Anfang des Jahrhunderts, wo damals unter Goethe's und Schiller's Zuthun eine gründliche ſchöngeiſtige Cultur blühte; er war bei ſeiner Heimkehr 1802 auf kurze Zeit eingetreten in das Bureau des Nationaltheaters, und war bald wieder ausgeſchieden, vielleicht weil er noch zu jung war und noch keine rechte Stätte finden konnte zur Wirkſamkeit. Einer Kunſthandlung widmete er die nächſten zwölf Jahre, und in Beobachtung des Theaters, in ſorgfältiger Ausbildung ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geſchmacks bereitete er ſich vor zur Führung eines Amtes, welches reifere Manneskraft verlangt und einen geübten Blick.

Er wurde auch nicht zum ſogenannten Theaterſecretär ernannt, weil man eine große reformatoriſche und ſchöpferiſche Thätigkeit von ihm erwartet hätte; das Bedürfniß einer ſolchen empfand man kaum, und ſeine Stellung war gar nicht dazu angethan, ſo Beſonderes von ihm zu erwarten. Eine ſolide Thätigkeit aber trat mit ihm ein, geläutert durch hinreichende ſchönwiſſenſchaftliche Bildung, unbeirrt von gelehrtem Fachdünkel, welcher das täglich ſich erneuernde Leben gering ſchätzt, getragen von einem ruhigen Ernſte, welcher weiß, was er will.

So begann er unſcheinbar. Die Zeitverhältniſſe kamen ihm trefflich zu ſtatten. Eine Friedensaera nach den franzöſiſchen Kriegen breitete ſich vor ihm aus, die erſchöpfte Welt athmete auf, und war geneigt, ſich den Künſten des Friedens hinzugeben, und die Verwaltung des Theaters ſelbſt ſtreckte eben die Waffen und gab einer neuen Thätigkeit allen Raum. Ein Conſortium von Cavalieren nämlich, die Eſterházy, Schwarzenberg, Lobkowitz, Pálffy an der Spitze, hatte inmitten der Kriegsjahre die Direction geführt und hatte ſich erſchöpft. Nur ein Pálffy war übrig geblieben als Director des Burgtheaters und des Theaters an der Wien, ein äußerſt

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

freundlicher, gefälliger Herr. Er überließ dem neuen Dramaturgen gern die geiſtige Leitung, und ſo ſtand Schreyvogel einige Jahre lang auch die ſchöne, große Wiedner Bühne zur Verfügung, welche ſich für größere Stücke weit beſſer eignete, als der dürftige Raum des Burgtheaters.

Man ſagt wohl, es ſei Schreyvogel die erfolgreiche Leitung darum leichter gemacht worden, weil die ihm zufallenden Jahrzehnte ziemlich reich geweſen ſeien an dichteriſcher Production für das Theater, und weil ſich in dieſen Jahrzehnten ungewöhnlich viel Darſtellungstalente entwickelt hätten. Mag ſein; aber man muß auch zugeſtehen, daß er ſich hülfreich und einſichtig erwieſen hat für Förderung dramatiſcher Dichtung, für Auffindung und Ausbildung ſchauſpieleriſcher Talente.

Das größte dichteriſche Talent, welches ihm gleich in ſeinen erſten Jahren begegnete, war Franz Grillparzer. Dieſer ganz junge Mann überreichte ihm **1816** ein Foliomanuſcript auf grobem, grauem Papier. Darauf ſtand geſchrieben: „Die Ahnfrau". Der junge Mann war ſchüchtern, wortkarg, anſpruchslos. Er zeigte ſich weit entfernt davon, die Aufführung ſeines Manuſcripts für wahrſcheinlich zu halten. Aber Schreyvogel erkannte auf der Stelle die Klaue des Löwen. Ich habe dies erſte Manuſcript in der Hand gehabt, und ich wüßte kaum Etwas, was mir lehrreicher vorgekommen wäre für Erkenntniß des Dichters und für Erkenntniß des Dramaturgen. Schreyvogel hat Bemerkungen und Vorſchläge zur Aenderung an den Rand geſchrieben, welche den kundigen Blick des Dramaturgen deutlich an den Tag legen. Und der Dichter, obwohl ein ganz junger Mann, hat dieſe Bemerkungen gewürdigt, wie ein ganz reifer Charakter, der genau weiß, was er beachten und befolgen, und was er unbeachtet laſſen ſoll. Merkwürdig daran iſt auch, daß der landläufige Vorwurf der Schickſalstragödie, welcher die „Ahnfrau" wie ein Heuſchreckenſchwarm begleitet hat, am meiſten Nahrung erhalten hat durch einige eingeſchobene Aenderungen Schreyvogel's, der ſelbſt eben ſo wenig wie Grillparzer ein Anhänger der Schickſalsidee war im dramatiſchen Kunſtwerke. Grillparzer hat ſich auch gleich bei der erſten Auflage ſeiner „Ahnfrau“ nachdrücklich ausgeſprochen über dieſen Punkt. Seines Wiſſens — ſagt er — findet ſich in dem Stücke keine Spur von dem abgeſchmackten Irrglauben, den man ihm hat andichten wollen. Es ſei ihm nicht in den Sinn gekommen, Verbrechen durch Verbrechen entſühnen zu laſſen, und in der Verkettung von Schuld und unglücklichen Ereigniſſen, welche den Inhalt des Trauerſpiels ausmacht, ein neues Syſtem des Fatalismus darzuſtellen. „Shakeſpeare und Calderon“ — fährt er fort — „haben den abergläubigen Wahn finſterer Zeiten mit ungleich größerer Kühnheit zu poetiſchen Zwecken benutzt, als es in der „Ahnfrau“ geſchehen, ohne daß man ſie deshalb verketzert hätte. Das Schickſal ſpielt in der „Andacht zum Kreuz“ und in dem „Fegefeuer des heil. Patrik“ (beide von dem angeblich chriſtlichſten aller Dichter) eine mehr heidniſche Rolle, als in dem gegenwärtigen Stücke, worin eine Sünderin ihre geheime Unthat durch den quälenden Anblick der Schuld und der Leiden abbüßt, die ſie zum Theil ſelbſt über ihre Nachkommen brachte; eine Vorſtellungsart, welche dem jüdiſchen und chriſtlichen Lehrbegriffe eben nicht widerſpricht. Der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moraliſche Zurechnung nicht auf. Die Sophiſterei der Leidenſchaften, welche der Verfaſſer ſeinen tragiſchen Perſonen in den Mund legt, iſt nicht ſein Glaubensbekenntniß; ſo wenig als die zufällige Wahl eines märchenhaften Stoffes einen Beweis gegen die Orthodoxie ſeiner Kunſtanſichten abgiebt. Der Verfaſſer kennt die Schule nicht, zu der man ihn zu zählen beliebt, und er weiß nicht, mit welchem Rechte man einen Schriftſteller, der ohne Anmaßung und ohne Zuſammenhang mit irgend einer Partei zum erſten Mal im Publicum auftritt, Ungereimtheiten zur Laſt legt, die von Anderen, ſei es auch zu ſeinem Lobe, geſagt werden mögen.“

Umſonſt! Die Schickſalsidee, durch Werner's „Vierundzwanzigſten Februar" und durch Müllner's kurz vorher erſchienene „Schuld" in die äſthetiſche Debatte gebracht, war ein zu bequemes Thema für weiſe ſcheltende Kritik, als daß man „draußen im Reiche" von der Ablehnung des jungen Dichters Notiz genommen hätte. Er war hiermit einmal claſſificirt, und die Claſſennummer iſt ihm angeheftet geblieben, obwohl ſeine dramatiſchen Dichtungen gar nicht paßten in die Nummernclaſſe. Die deutſche Kritik hat ſich kaum je eine ärgere Blöße gegeben, als in der oberflächlichen Beurtheilung Grillparzer's. Noch heute weiß ſie es nicht, daß nach Goethe und Schiller keine dichteriſche Kraft im Drama unter uns aufgewachſen iſt, welche einen claſſiſchen Platz mit ſo gutem Grunde einzunehmen berufen iſt, als die Franz Grillparzer's. Eine Reihe von Jahren glaubte man, Heinrich von Kleiſt dieſen nächſten Platz vorbehalten zu dürfen. Aber die Reife der Zeit iſt entſcheidend für claſſiſche Anſprüche, und die Erfahrungen namentlich auf der Bühne, welche ein Prüfſtein des Beſtandes iſt, haben nicht für die Kleiſt'ſche Reife geſtimmt. Die krankhafte Ader der Abſonderlichkeit, welche all' ſeine Stücke durchdringt, iſt dem Publicum von Jahr zu Jahr ſichtlicher und ſtörender geworden. Noch in den erſten fünfziger Jahren fand das „Käthchen von Heilbronn" und ſelbſt der ſomnambüle „Prinz von Homburg" eine leidlich theilnehmende Zuhörerſchaft im Burgtheater; in den ſechsziger Jahren verlor ſelbſt das „Käthchen" mehr und mehr ſeine Anziehungskraft, und der „Prinz von Homburg" wurde als krankhaft und unſchön im Stich gelaſſen. Grillparzer's Stücke dagegen, nach Schreyvogel's Abgang zwei Jahrzehnte lang im Repertoire vernachläſſigt, erwieſen ſich ſämmtlich bei ihrer Wiederaufnahme als kräftig und tüchtig. Die bekannte „herbe Friſche", welche Tieck den Kleiſt'ſchen Werken als Charakteriſtik zutheilte bei der Herausgabe, paßt jetzt viel eher auf Grillparzer, beſonders wenn man die Worte umkehrt, und friſche Herbheit ſagt. Sie duftet ſtärkend aus Grillparzer's Dramen entgegen. Fein geſehene Wahrheit ſchlicht ausgedrückt und geſunde pſychologiſche Entwickelung in den Charakteren würzt Grillparzer's Compoſitionen, welche nie ohne Genialität und doch immer einfach ſind.

Er wurde der neue dichteriſche Halt des Burgtheaters von damals bis heute. Zwei Jahre nach der „Ahnfrau" brachte er die „Sappho", welche heute, fünfzig Jahre nach ihrer Entſtehung, faſt noch mächtiger und ſchöner wirkt als damals. Wenigſtens konnte ſie 1866 und 67 zahlreicher vor gedrängt vollem Hauſe aufgeführt werden, als da ſie neu war.

Sie iſt wunderbar ſchnell entſtanden. Auf dem Wege nach dem Prater hat ein Muſiker Grillparzer angetreten mit dem Vorſchlage, einen Operntext „Sappho" zu ſchreiben. Grillparzer hat Nein geſagt; der Name Sappho iſt aber befruchtend in ſeine Seele gefallen, und einſam in den Prater tief hinein wandelnd hat ſich ihm der Stoff entwickelt und gegliedert, dergeſtalt leicht, natürlich und vollſtändig, daß er bei der Rückkehr in die Stadt die ganze Tragödie vor ſich geſehen. Sogleich hat er ſich an's Schreiben gemacht, und in ein paar Wochen iſt das Stück fertig geweſen.

Welche Freude für Schreyvogel, der ſogleich an die Inſcenеſetzung gegangen. Die Melitta nur machte dramaturgiſche Schwierigkeiten, weil die junge Frau Korn in die banal-weiſen Rathſchläge der Collegen verſtrickt worden war. Grillparzer ſitzt bei der vorletzten Probe im dunklen Parterre und leidet ſehr von der declamirenden Melitta. Endlich tritt ſie ab und überraſcht ihn mit ihrer Nachbarſchaft im dunklen Parterre und mit der ſchüchternen Frage, ob er zufrieden ſei mit ihrer Auffaſſung. Er weicht aus mit der Antwort, und ſie ruft: Ich hab' mir's gedacht! ich ſelbſt bin gar nicht zufrieden; morgen werd' ich ſie ſprechen, wie ich mir's denke! — That's, und wurde die naive, hinreißende Melitta, welche im Angedenken der Wiener das Ideal dieſer liebenswürdigen Rolle geblieben iſt.

1821 erſchien die Trilogie „Das goldene Vließ" auf der Scene des Burgtheaters. Von dieſer Trilogie hat die deutſche Bühne außerhalb Wiens nur das dritte Stück „Medea" hie und da durch eine gaſtirende Schauſpielerin kennen gelernt. Schreyvogel führte die ganze Trilogie auf, und ſie ſteht ſeit 1857 wieder ganz im Repertoire des Burgtheaters.

1825 erſchien „König Ottokar's Glück und Ende" auf der kleinen Scene am Michaelerplatze. Das Schickſal Napoleon's hatte Grillparzer dabei vorgeſchwebt. Böhmiſche Empfindlichkeit hatte die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes erſchwert; aber Schreyvogel war in Behandlung ſchwieriger Cenſurfragen geduldig und zäh; er kam deshalb öfter zum Ziele, als ſeine nächſten Nachfolger, welche dies Stück und den 1828 folgenden „Treuen Diener ſeines Herrn" fallen ließen. Er war ſich offenbar wohl bewußt, daß eine große vaterländiſche Dichterkraft einem Theater Fundament und Weihe verleiht, und wie ein großes vaterländiſches Eigenthum gepflegt ſein ſoll. Er war ſich überhaupt bewußt, daß ſtarker und mannigfaltiger Inhalt einem Theater noththut, damit ſich das Inſtitut nicht zur bloßen Unterhaltung verflüchtige. Wenn man ſeinen Directionsjahren aufmerkſam folgt, ſo findet man, daß er in jedem Jahre bei aller Sorge für leichte Unterhaltung ſeines leichten Publicums eine Inſceneſetzung betreibt, welche über das Alltagsbedürfniß hinausgeht.

Gleich im Jahre ſeines Eintritts — 1814 — wird Schiller's „Wallenſtein", wenn auch in verkürzter Form, in's Repertoire eingeführt. Keine geringe Eroberung, wenn man der ſonſtigen Cenſurrückſichten gedenkt und ſich das Stück vergegenwärtigt, welches einen kaiſerlichen Feldherrn und ein kaiſerliches Heer in einer Handlung auf das kaiſerliche Hoftheater bringt, welche ſich um Abfall, Fahnenflucht, Verſchwörung und Empörung bewegt. Das „Lager" war in dieſer Zuſammenziehung übergangen, und die „Piccolomini" und „Wallenſtein's Tod" waren, wie der Zettel beſagt, auf fünf Acte „in die Kürze gezogen und für einen Abend eingerichtet von H. W*****".

In demſelben Jahre 1814 am 29. December wurde Schiller's „Maria Stuart" zum erſten Male aufgeführt.

1815 „Correggio" von Oehlenſchläger. Dies Stück hat ſich auf dem Burgtheater allein gehalten trotz ſeines unangenehmen Ausgangs, welcher den Helden unter einem Sack voll Kupfermünze verſchmachten und erliegen läßt. Der erſte Eindruck wird nirgend ſo reſpectirt, wie beim Wiener Theaterpublicum. Es iſt dies eben — auch heute noch! — ein geſchloſſenes Theaterpublicum, welches getreulich feſthält an ſeinen Traditionen. Hat ein Stück einmal gefallen, ſo bleibt ihm der gute Ruf unwandelbar treu. Noch fünfunddreißig Jahre nach der erſten glücklichen Aufführung ward dies ſchwächliche Stück mit günſtiger Vormeinung angeſchaut, als Korn zum letzten Male ſpielte und mit ſeinem Giulio Romano von der Bühne ſchied. Fünfunddreißig Jahre lang hatte er dieſelbe Rolle geſpielt. Sie ging an Fichtner über, und das Stück friſtete ſein Leben noch, wenn auch dürftiger, vor einem neuen, viel kritiſcheren Geſchlechte. Eine erſte Aufführung würde es heute, auch mit der beſten Beſetzung, kaum beſtehen.

In demſelben Jahre war „Der Rehbock" von Kotzebue neu, ein ſehr lascives Stück, welches dem damaligen Publicum ſehr gefiel und mit ſeinen üppigen Zweideutigkeiten keinerlei Anſtoß erregte. Ich führe dies an als ein Symptom des Zeitgeſchmacks. Das achtzehnte Jahrhundert war in den ſogenannten Natürlichkeiten ungemein nachſichtig, und dieſe Eigenſchaft lebte im Burgtheater fort beinahe bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Ein alter Oekonom des Burgtheaters verſprach ſich 1850 goldene Einnahmen, wenn der leider ob ſeiner Lüderlichkeit aus dem Repertoire geſtoßene „Rehbock" wieder gegeben werden dürfte. Wie ſehr dies aber dem Geſchmack unſerer Zeit widerſpricht, konnte ich recht deutlich an Schröder's „Klingsberg" erkennen, welcher an allen Ecken und Enden gemildert und verfeinert werden mußte bei einer Wiederaufnahme in den fünfziger Jahren, und dennoch als ſehr gröblich auffiel. Und dieſe zwei Klingsberg-Stücke ſind Wiener Stücke, denen Schröder einen völlig wieneriſchen Typus verliehen hatte! Die heutigen Wiener aber erſchraken über den freien Ton ihrer Väter und Mütter.

„Die Schuld" war 1813 neu geweſen und hatte durch klingende Verſe und einen ſpannenden Inhalt außerordentliches Glück gemacht. Dieſer günſtige Eindruck blieb den folgenden, an Zahl geringen Productionen Müllner's am Burgtheater treu. 1816 wurde ſein „König Yngurd" gegeben — Frau Schröder Brunhilde, Herr Heurteur Yngurd — und in dieſer günſtigen Strömung eine Zeitlang aufgenommen und getragen, als ob es ein dauerndes Repertoireſtück wäre. Dieſe Gunſt kam 1820 ſelbſt der „Albaneſerin" zu ſtatten, welche die Manierirtheit und innere Hohlheit der Müllner'ſchen Muſe ſchon damals einem Theile des Publicums ſichtbar machte. Solch ein Waſſerfall, der eine Zeitlang bewundert und plötzlich dünn wird, ja ſogar gänzlich aufhört, erſcheint eben in der Literargeſchichte von Zeit zu Zeit. Er iſt durch Pumpwerk entſtanden und hat keinen natürlichen Zufluß. Beſonders beim Theater iſt die Mode ein recht augenſcheinlicher Factor, und ich finde kein Zeichen, daß Schreyvogel durch Mode-Erfolge berauſcht oder getäuſcht worden wäre, wenn er auch Werth legte auf ein überraſchendes Originalwerk, wie „Die Schuld" immerhin war.

In demſelben Jahre 1816 ſetzte er Goethe's „Taſſo" zum erſten Male in Scene — Korn Taſſo, Rooſe Antonio, Adamberger Prinzeſſin; Julie Löwe, eine neue Größe, Sanvitale.

Daſſelbe Fräulein Julie Löwe war ihm einen Monat ſpäter hülfreich für das glänzende Gelingen ſeiner eigenen Arbeit, der „Donna Diana", welche am 18. November 1816 zum erſten Male aufgeführt wurde. Diana — Löwe, Don Ceſar — Korn, Perin — Rooſe. Dieſe Bearbeitung des Moreto'ſchen Stückes, in welcher ihm Molière und Gozzi vorausgegangen waren, hat Schreyvogel's literariſchen Namen „Carl Auguſt Weſt" dauernd eingeführt in unſere dramatiſche Literatur. „Ich habe bei der vorliegenden Bearbeitung“ — ſagt er in der Vorrede zur erſten gedruckten Ausgabe der „Donna Diana“ — „Gozzi's Veränderungen benutzt, aber mich im Ganzen ſo nahe an das ſpaniſche Original gehalten, als die Verſchiedenheit des Nationalgeſchmacks nur irgend zu erlauben ſchien. Insbeſondere habe ich geglaubt, dem Charakter der Prinzeſſin ſeinen urſprünglichen Adel wiedergeben zu müſſen, den er in der ſich zum Burlesken neigenden Manier des Gozzi zum Theil verloren hatte. Dagegen verdankt Perin (bei Gozzi „Gianetto“, im ſpaniſchen Original „Polilla“) der Hand des Letzteren mehrere glückliche Züge, die ich beibehielt. Auch Don Ceſar iſt, zum Theil nach Gozzi's Umriſſen, mehr ausgebildet worden.“

Schreyvogel ſpricht in den Vorreden zu ſeinen Bearbeitungen immer ſo einfach und beſcheiden. In Wahrheit ſind dieſe Bearbeitungen in vielem Betracht ſelbſtändige Arbeiten. Die „Verſchiedenheit des Nationalgeſchmacks“ war ihm ein feſter Leitſtern, nach welchem er, vom Original abweichend, ſelbſtändig vorging. Seine Vorreden zum „Leben ein Traum“ zeigen dies deutlich, und entwickeln darüber, wenn auch mit wenig Worten, beſtimmte Grundſätze.

Der große Erfolg dieſer „Donna Diana“ war ein ſehr folgenreicher für das Burgtheater, er begründete eine Geſchmacksrichtung für poetiſches, formell ſauber ausgearbeitetes Luſtſpiel, welchem das Publicum des Burgtheaters treu geblieben iſt. Süddeutſches Naturell, ſteter Wechſelverkehr mit Italien mag dieſe Richtung und Neigung unterſtützt haben. Sie iſt auch für den feineren Ton in jedem höheren Luſtſpiele einflußreich geblieben bis auf die heutige Zeit.

Der „Donna Diana“ war die Bearbeitung des Calderon'ſchen „Leben ein Traum von C. A. Weſt“ vorausgegangen. Sie hatte, im Theater an der Wien zuerſt aufgeführt, ebenfalls günſtige Wirkung gehabt, war aber in Form und Weſen nicht ſo charakteriſtiſch neu geweſen für das Burgtheater. Das Calderon'ſche Stück war ſchon im Jahre 1760 auf dem kaiſerlichen Stadttheater in Wien (Kärnthnerthor-Theater) dargeſtellt worden unter dem Titel „Das menſchliche Leben iſt ein Traum, in fünf Acten, aus dem Italieniſchen (La vita è un sogno) überſetzt und in deutſche Verſe gebracht von M. Jul. Friedrich Scharfenſtein", und Herr von Einſiedel hatte eine getreue Ueberſetzung des Calderon'ſchen Stückes einige Jahre vor der Weſt'ſchen Bearbeitung in Weimar zur Aufführung gebracht.

Schreyvogel ſagt mit Recht, daß eine Ueberſetzung unſerer Bühne nicht genügen könne. Er ſetzt ſogar hinzu: „Um dieſem Schauſpiele diejenige Form zu geben, worin es als ein bleibender Erwerb unſerer dramatiſchen Literatur betrachtet werden könnte, müßte es, nach der Idee des Originals, mit völliger Freiheit neu geſchaffen werden. Bis das geſchieht, mag die gegenwärtige Bearbeitung in der Geſtalt beſtehen, in welcher ſie Eingang auf den Theatern und bei dem großen Publicum gefunden hat".

Dieſe Bearbeitung iſt nach langer Pauſe 1866 im Burgtheater wieder aufgenommen worden, und es zeigte ſich, daß nach einem Zwiſchenraume von fünfzig Jahren der Geſchmack des Publicums dem Kerne des Stückes zugethan geblieben war, in der zweiten Hälfte aber ſchon ſtarke Kürzungen nöthig machte. Roſaura mit ihrem Vater und ihrem ungetreuen Liebhaber mußten ganze Scenen aufgeben, welche unerquicklich befunden wurden.

Schreyvogel ſelbſt ſpricht ſehr unbefangen über die Fehler Calderon's, und die Linien, welche er in ſeinen Einleitungen vorzeichnet für die Bearbeitung fremder Stücke, ſind gut und lehrreich. Man erkennt in ihnen den kundigen Dramaturgen, welcher den wahllos verhimmelnden Lobpreiſern älterer dramatiſcher Dichtungen überlegen iſt.

In ſolcher Weiſe errang Schreyvogel dem Burgtheater eine tonangebende Stellung, und da er nicht abließ, in dieſer ſchaffenden

Richtung fortzuſtreben — „Don Guttiere, der Arzt ſeiner Ehre", nach Calderon, folgte bald den obigen Bearbeitungen —, da er ferner in Nachholung claſſiſcher Stücke, welche das Nationaltheater liegen gelaſſen, unermüdlich war, und da er endlich die neue Production im deutſchen Drama raſch und ſorgfältig benutzte, ſo brachte er Beſtand, Leben und einen reichen Inhalt in das Repertoire des Burgtheaters. Kurz, er begründete einen wohlverdienten Ruf des Burgtheaters, welcher noch mehrere Directionen nach ſeinem Ausſcheiden mit den Zinſen dieſes Rufes verſorgte.

Von den nachzuholenden Werken ſetzte er, wie ſchon erwähnt, zuerſt „Maria Stuart" in Scene, und errang er 1819 auch Leſſing's „Nathan", ein Lehrbild der Toleranz, welches in den dreißiger, vierziger, ja in den fünfziger Jahren ſelbſt den erſten Eintritt kaum errungen hätte. Koch ſpielte den Nathan, Lange den Patriarchen, welcher nur als „Comthur der Hoſpitaliter" eingeführt werden konnte. Eben ſo war der Kloſterbruder unter dieſer Bezeichnung nicht geſtattet, ſondern erſchien — Coſtenoble — als Diener des Comthurs.

Von Shakeſpeare brachte er neu „Romeo und Julia" — 1816 (Korn — Romeo, Adamberger — Julia, Rooſe — Mercutio); „Heinrich den Vierten" in beiden Theilen (Anſchütz — Falſtaff); den „Kaufmann von Venedig" in ſelbſtändiger Einrichtung (Coſtenoble — Shylock); — und „Othello" in neuer eigener Bearbeitung (Anſchütz — Othello).

Auch für Heinrich von Kleiſt machte er wiederholte Anſtrengungen. 1821 verſuchte er unter dem Titel „Die Schlacht bei Fehrbellin" den „Prinzen von Homburg". Er verunglückte. Die Scene der Todesfurcht des Helden, unter allen Umſtänden höchſt mißlich durch das Preisgeben auch der Geliebten, erregte Mißfallen im Publicum. Auch „Die Familie Schroffenſtein" in der Holbein'ſchen Bearbeitung als „Waffenbrüder" fand nur einen unſicheren Boden. Uhland's „Ernſt von Schwaben" konnte ſich ebenfalls nicht halten wegen des mangelnden dramatiſchen Charakters.

Gegen Ende ſeiner Directionsführung brachte er noch „Wilhelm Tell" und zuletzt „Götz von Berlichingen". Obwohl auch dieſer keine geſchloſſene dramatiſche Form hat, welche für ein volles Intereſſe des Theaterpublicums erforderlich, ſo entbehrt er doch nicht trefflicher dramatiſcher Scenen und gewinnt durch urkräftige Sprache immer eine mannigfache Theilnahme. Die friſche, erquickende Geſinnung, welche den ſtörenden Scenenwechſel durchweht, hat allmälig das Publicum ausnahmsweiſe für dieſe Form in Tableaux gewonnen, und „Götz" hat ſich auf dem Repertoire behauptet.

Neue Dramatiker, die ihm zu ſtatten kamen, waren Houwald, Schenk, Raupach. Auch Clauren will genannt ſein wegen der Anziehungskraft, welche ſeine ſentimentalen Luſtſpiele trotz ihrer kleinen Manierirtheit eine Zeitlang ausübten. Vorübergehende Erfolge entſtehen zumeiſt aus einer geſchickten Manierirtheit, welche kitzelt, und ein Theaterdirector kann den Vortheil ſolcher Zugkraft nicht abweiſen, ſo lange die allgemeine Mode dafür iſt, und ſobald nicht gemeine Hülfsmittel im Spiele ſind. Eben weil ſie manierirt ſind, geht ihre Mode immer bald vorüber, und die allgemein gewonnene Einſicht in ihre Schwächen kommt der öffentlichen Geſchmacksbildung zu ſtatten. So ungefähr pflegte ſich Schreyvogel zu äußern, wenn er darauf hinwies, daß er ſieben Mal in der Woche zu ſpielen habe, und daß ohne ein bemerkenswerthes Talent die Wirkung ſolcher Clauren'ſchen und ähnlicher nicht courfähiger Productionen doch nicht entſtehen könnte. Ein täglich ſpielendes öffentliches Theater könne nicht ein Saal für Auserwähltes ſein; es ſei ein Markt. Dieſer dürfe nichts Gemeines und Unwürdiges bieten, aber er müſſe mannigfach und reichlich bieten. Aufmerkſam auf die edleren Regungen im Publicum, müſſe nur der Aufſeher des Marktes ſtets bedacht und beeilt ſein, die im Kern ſchwache oder ſchadhafte Waare bei Zeiten verſchwinden zu laſſen. Uebergroße principielle Strenge gefährde auch die Entwickelung neuer ſchöpferiſcher Talente, welche ſich zumeiſt erſt im Anſchauen ihrer Stücke läuterten.

Wenn man jetzt die Houwald'ſchen Stücke lieſt, ſo wundert man ſich freilich, daß ſolche weichliche und ſchwammige Compoſition das allgemeine Intereſſe habe gewinnen können. Und doch war dem ſo. „Das Bild" machte 1821 Furore. Die krankhafte Liebesſeligkeit des Malers Spinaroſa und für ihn rührte alle Frauenherzen, und die Theatererfolge bei den Frauen ſind die breiteſten. Den Frauen iſt das ſentimentale Drama die wichtigſte Staatsaction, und die Männer müſſen daran theilnehmen, wenn ſie nicht den Adel ihres Herzens verdächtigen wollen. Kleinere Stücke ſelbſt, wie „Fluch und Segen", „Der Leuchtthurm", „Die Heimkehr", füllten die Theater Jahre lang.

Eben ſo merkwürdig iſt, wie derlei Wirkungen allmälig aufhören. Oft ohne erſichtlichen Anſtoß. Der niederlauſitz'ſche Gutsbeſitzer von Houwald, ein wohlwollender Mann, iſt gar nicht ſonderlich behelligt worden durch kritiſche Widerſacher, ſondern es hat ſich nach einigen Jahren von ſelbſt ergeben, daß man an dieſer thränenweichen Markloſigkeit kein hinreichendes Gefallen mehr finde. Das bemerkt eine Theaterdirection ſehr bald, und die Stücke — ſind geweſen.

Von ſtrengeren Sehnen waren die großen Stücke, wie „Beliſar" von Eduard von Schenk. Sie waren auch in größerem Style geführt, und die mächtige Figur des berühmten Heldenvaters Eßlair ſtellte ſie auf Gaſtreiſen dem verſchiedenartigſten Publicum dar. Aber mit dem ſtattlich ausgerüſteten Heldenvater gingen ſie auch vorüber. Anſchütz, welcher dieſe Rollen im Burgtheater trug, übertraf vielleicht Eßlair in Nüancirung der Rede, hatte aber in Geſtalt und Weſen nicht das Heldenmäßige, welches für den Eindruck der Schenk'ſchen Rollen nöthig war. Die Stücke imponirten auch mit ihm eine Zeitlang, ſo lang eben dieſes Pathos in fernen

Staatsbegebenheiten Anklang fand. Der Anklang verringerte ſich, als man prüfte und wog, und den geiſtigen Inhalt, ſo wie die charakteriſtiſche Wahrheit nicht groß genug befand — die Stücke verſchwanden, obwohl Anſchütz-Beliſar und Schröder-Antonina noch vorhanden waren.

Einen viel breiteren Zeitraum großen Einfluſſes auf die Bühne hat Raupach behauptet. Seine erſte Blüthezeit fällt in die zwanziger Jahre. Seine „Fürſten Chawansky“ wurden gegen Ende 1819 durch Frau Schröder eingeführt, 1827 folgte „Iſidor und Olga“, 1829 „Der Nibelungenhort“. Letzterer hat ein paar Jahrzehnte Stand gehalten. Das dem Theaterpublicum neue Thema des vaterländiſchen Epos war ſehr deutlich und wirkſam dramatiſirt, und die Liebesſcenen zwiſchen Siegfried und Chriemhild boten einen ſtarken theatraliſchen Reiz in ihrer ſehr anſprechenden Naivetät. Hätte Raupach mit Siegfried's Tode geſchloſſen, das Stück wäre wohl dauernd auf dem Repertoire geblieben. Die kurze ſchließliche Erledigung der „Nibelungen-Noth“, welche viel breitere Ausführung braucht und auch in einer ſolchen für das Theater mißlich iſt durch das maſſenhafte Morden, entzog dem Stücke die künſtleriſche Geſchloſſenheit. Das Bleigewicht am Ende riß das wohlgeformte Bild mit ſich hinab. Die erſte Beſetzung der Hauptperſonen (Chriemhild — Sophie Müller, Siegfried — Löwe, Brunhild — Schröder, Hagen — Anſchütz) hatte der Einführung des Stückes die beſten Dienſte geleiſtet.

Auch das wichtigſte Luſtſpiel, welches Raupach gelang, „Die Schleichhändler“, eine zeitgemäße Verſpottung der Walter Scott-Manie, fiel noch in die Directionszeit Schreyvogel's — Januar 1830 — und er hatte ſomit alle Vortheile der Raupach'ſchen Laufbahn, welche erſt in den dreißiger Jahren niederging in Fabrikation trockener Luſtſpiele und in dürrer Dramatiſirung der Hohenſtaufen. Dies hiſtoriſche Thema, eine mächtige Vertiefung in den Streit zwiſchen Staat und Kirche vorausſetzend, verlangt an und für ſich eine Shakeſpeare'ſche Kraft, und enthüllte zu deutlich die ungenügende innere Welt Raupach's. Das Berliner Hoftheater, durch den proteſtantiſchen Standpunkt begünſtigt für Aufführung dieſer religiöſen Controverſe, gewann dadurch für einige Jahre den Schimmer eines ſtattlichen Inhaltes. Aber auch dort erwies ſich dieſe Repertoirebereicherung bald als ein bloßer Schimmer. Der wirklich poetiſche Inhalt gebrach, das eigentliche Publicum blieb kalt bei dieſen Staatsactionen ohne menſchliche Wärme, und die Theatermacht Raupach's verlief im Sande, weil nun völlig offenbar wurde, daß der dichteriſche Quell fehlte.

Ein Epiſodenſtück Raupach's aus der Hohenſtaufenzeit, „König Enzio", deſſen Reiz in merkwürdiger Begebenheit ruhte, kam noch auf's Burgtheater in der letzten Zeit Schreyvogel's.

Von den Stücken, welche unter ihm Erfolg hatten, iſt etwa noch „Vandyck's Landleben" von Kind, inſofern ein ſogenanntes Künſtlerdrama damit in Rede kam, und „Hans Sachs" von Deinhardſtein zu erwähnen. Der Leſer wird hinlänglich inne geworden ſein, daß jene Friedenszeit dem kundigen Theaterdirector eine reichliche Production von Stücken und mit ihnen Stoff genug bot zu ergiebiger Thätigkeit.

Wir haben nun zu betrachten, welch eine Fülle von ſchauſpieleriſchen Talenten für dieſe Zeit erwuchs, und wie Schreyvogel ſie zu finden, zu ſtellen, zu entwickeln und zu verwerthen wußte.

VIII.

Schauſpieleriſche Talente gediehen wirklich zu Schreyvogel's Zeit in erſtaunlicher Fülle. Als ob die von den Franzoſenkriegen erſchöpfte deutſche Welt all' ihre Fähigkeiten mit Bewußtſein der darſtellenden Kunſt anheimgegeben hätte.

Wirklich iſt auch der Friede nöthig für den Schauſpielberuf. Sammlung, ſtrenge Uebung, Aufmunterung durch ein unzerſtreutes Publicum ſind dem Schauſpieler unerläßlich. Eine bewegte politiſche Welt iſt dem Gedeihen der Schauſpielkunſt niemals günſtig. Das geſpielte Leben verliert ſeine Hauptreize, wenn das wirkliche Leben in hohen Wogen geht.

Schreyvogel fand eine gute Liebhaberin für das Luſtſpiel in Julie Löwe, und er fand eine außerordentliche tragiſche Liebhaberin — doch nein, das war ſie nie, — er fand eine außerordentliche Heroine in Frau Sophie Schröder; er fand endlich in ſeinen letzten Directionsjahren auch die erſehnte tragiſche Liebhaberin in Sophie Müller.

Er fand einen geſchmackvollen Liebhaber in Korn, einen feurigen in Löwe, einen liebenswürdigen in Fichtner.

Er fand für das ältere Fach einen Heldenvater in Anſchütz, einen Charakterkomiker in Coſtenoble, einen heiteren Vater in Wilhelmi.

Dazu die guten Reſte früherer Zeit Koch, Krüger, Rooſe — Herz eines Directors, was willſt du mehr?!

Die wichtigſte Schauſpielerin unter dieſen Talenten war Frau Sophie Schröder. Sie konnte nicht wie Cäſar von ſich ſagen: ich kam, ſah und ſiegte. Im Gegentheil: ſie kam, wurde geſehen, und ging. Ihr Aeußeres war auch in ihrer Jugend nicht vortheilhaft, und die kleine robuſte Geſtalt machte als Liebhaberin keinen vortheilhaften Eindruck in Wien.

Sie kam aus den deutſchen Oſtſeeprovinzen und hatte Fräulein Bürger geheißen. In Paderborn war ſie 1781 geboren worden, und war mit den Eltern, die beide Schauſpieler waren, nach Petersburg gekommen.

Den Vater hat ſie frühzeitig verloren, die Mutter, eine geborene Keilholz, hat ſie zur Schauſpielerin erzogen. Sophie ſelbſt nannte dieſe Mutter ein großes, halb verkommenes Talent.

Unter der Direction Stollmers, der eigentlich Smets hieß, hat ſie in Petersburg Kinderrollen geſpielt, und man erzählt von einer Scene bei Hofe, daß die Kaiſerin Katharina ſie ausgezeichnet habe. In Wahrheit wurde ſie während ihrer erſten Jugend mehr zu häuslichen Geſchäften verwendet, als zum Komödieſpielen. Eines Tags — ſie war vierzehn Jahr alt — ſtand ſie in der Küche und wuſch feine Wäſche, da ſtürzte Director Stollmers zu ihrer Mutter, und rief ihr zu: meine Frau hat ſoeben der Schlag getroffen, Sie müſſen ſogleich die Sophie hergeben, damit ſie die Rolle meiner Frau übernimmt, und auf die Probe kommt! — Sophie trocknete ſich die Hände, nahm die Rolle, und fing eilig an zu lernen. Nothdürftig mit ihr vertraut, erſchien das noch nicht völlig erwachſene Märchen zur Probe, und ſpielte Abends mit hohen Abſätzen und hoher Friſur, um ſtattlicher auszuſehen, und ſpielte tapfer.

Frau Stollmers-Smets erlag dem Schlaganfalle, und der Wittwer-Director heirathete noch in demſelben Jahre die blutjunge Sophie.

Mit noch nicht ſechszehn Jahren war ſie Mutter eines Sohnes, des ſpäteren Domherrn Smets, welcher als Dichter bekannt geworden iſt und mit ſeinen Gedichten Einfluß geübt haben ſoll auf Heinrich Heine. Er glich ſeiner Mutter ſehr, nur war er weit häßlicher. Er declamirte gern ſeine Gedichte, und that dies in der Vortragsweiſe ſeiner Mutter, das heißt in der äußerlichen Weiſe, eine Nachahmung, wie ſie der Holckiſche Jäger dem Wachtmeiſter verwirft in „Wallenſteins Lager". Dieſer am Rhein, meiſt in Köln lebende Domherr war ein Menſch von edlem Sinn, und hegte ſtets eine unbegrenzte Verehrung für ſeine Mutter. Er verehrte ſie ebenſo als Frau wie als Künſtlerin. Sie war bei aller Leidenſchaftlichkeit ihrer Neigungen ſtets eine ſorgfältige, tüchtige Hausfrau.

Ihr erſter Gatte, der als Schauſpieler ſeinen Namen Smets in den Namen Stollmers verwandelt hatte, ſtammte aus guter bürgerlicher Stellung, und iſt auch ſpäter von der Bühne zurück- und in ein politiſches Amt eingetreten. Er iſt für ihre allgemeine Bildung von Wichtigkeit geweſen.

Von Petersburg ging die Geſellſchaft nach Reval. Sophie ſpielte vorzugsweiſe naive Rollen und ſang in Operetten.

In Reval hatte Kotzebue, der ja aus Rußland zu uns kam, die junge Sophie geſehen, und er hat ſie nach Wien empfohlen. Ueber Stettin, wo ſie noch eine Zeitlang ſpielte, iſt ſie, achtzehn Jahre alt, zum erſtenmale nach Wien gekommen und hat als Frau Stollmers die Margarethe in Iffland's „Hageſtolzen" und ähnliche Rollen geſpielt.

Alles, was ich über dieſe ihre erſte Wiener Zeit geleſen, lautete dahin, daß ſie nicht beſonders gefallen habe.

Jedenfalls blieb ſie kaum ein Jahr in Wien und ging nach Breslau. Immer noch waren naive Rollen und Geſangsrollen ihr Fach; namentlich die Hulda im „Donauweibchen" ſpielte und ſang ſie den Breslauern zu Dank.

Ihre Ehe mit Smets-Stollmers wurde in Breslau aufgelöſt, und ſie geht 1801 nach Hamburg unter die Direction des berühmten Ludwig Schröder. Aber nicht von ihm ſtammt ihr Name, ſondern von einem Tenoriſten Schröder, welchen ſie 1804 heirathete. In dieſe erſte Hamburger Zeit nun fällt ihr Uebergang zum tragiſchen Fache. Vielleicht hat die Scheidung von Smets tiefere Gedanken in ihr geweckt — wenigſtens wird ſie oft melancholiſch genannt um jene Zeit —, vielleicht hat Director Schröder ſie darauf hingewieſen. Auch Kotzebue ſoll ſchon früher behauptet haben, daß ihr Talent am ſtärkſten in der Tragödie ſein werde — kurz, in dem Jahrzehnt von 1803 bis 1813 entwickelte ſie in Hamburg ihre tragiſchen Anlagen. Alle damals entſtehenden ſchönen Schöpfungen — Schiller ſchrieb ja von 1799 bis 1805 jedes Jahr eine neue Tragödie — brachten ihr wichtige Aufgaben. Als erſte tragiſche Rolle, welche ſie geſpielt, wird die Zimmermeiſters-Tochter genannt in „Julius von Saſſen", einem Stücke, das untergegangen iſt. Amalie in den „Räubern", Louiſe in „Cabale und Liebe", Beatrice in der „Braut von Meſſina", die Jungfrau von Orleans, die Turandot hat ſie damals in Hamburg geſpielt.

Sie ſtammt alſo wohl im Weſentlichen aus Ludwig Schröder's Schule, denn wir wiſſen ja aus dem Meyer'ſchen „Leben Schröder's", wie aufmerkſam dieſer ſich ſeiner Mitglieder angenommen in Unterweiſung, Bemerkungen und Winken.

1813 verließ ſie Hamburg. Sie hatte ſich auf der Scene als Patriotin compromittirt vor den Franzoſen, welche unter Davouſt Hamburg beſetzt hatten und ſo lange beſetzt hielten. Wunderlich genug ſoll dies durch eine ruſſiſche Cocarde geſchehen ſein, welche ſie in einem Kotzebue'ſchen Gelegenheitsſtücke: „Die Ruſſen in Deutſchland" auf der Scene getragen hatte, als Tettenborn eben vorübergehend mit Koſaken nach Hamburg gekommen war. Sie hatte ruſſiſche Jugend-Erinnerungen, und die Ruſſen waren damals unſere Verbündeten gegen die Franzoſen. Davouſt wollte ſie zwingen, mit der franzöſiſchen Tricolore aufzutreten, und da iſt ſie des Nachts entflohen.

Sie gaſtirte eine Zeitlang und ließ ſich in Prag nieder. Von da kam ſie 1815 zum zweitenmale nach Wien und wurde im Burgtheater engagirt.

Hier fand ſie wieder einen wichtigen artiſtiſchen Führer in Schreyvogel, und fand für große Stücke das ſchöne Theater an der Wien, welches — wie geſagt — damals unter einer Cavalier-Direction mit dem Burgtheater verbunden war.

Vierzehn Jahre dauerte dies Engagement, und erſt im vierten Jahre deſſelben — 1818 — iſt ſie in das Fach übergetreten, welches ſie zur großen Schauſpielerin gemacht hat, in das Fach der Heldenmütter. Denn weder als naives Mädchen, noch ſelbſt als tragiſche Liebhaberin, ſondern als Heldin und Heldenmutter ſteht ſie obenan in der deutſchen Theatergeſchichte.

Eine äußerliche Veranlaſſung hat ſie früh zum Uebergange in dies Fach getrieben. Sie hatte eine ſchwere Krankheit durchgemacht, und dieſe Krankheit hatte ihr Aeußeres ganz verändert. Sie war dick geworden, was allerdings eine mißliche Zugabe war für ihren kleinen Körper. So erſchien ſie eines Abends in raſch übernommener Stellvertretung der gaſtirenden, und plötzlich erkrankten Frau Stich vor dem überraſchten Wiener Publicum. Es geſchah in der Rolle der Elvira in der „Schuld“, und als Hugo von dem Gürtel ſprach, welchen er ihr um den „ſchlanken Leib“ binden wollte, da lachte das Publicum, eine Unart der Wiener, welche manches Stück und manchen Künſtler verſtört hat.

Zweimal hat dieſe Unart tief eingewirkt auf die Laufbahn der Schröder. Jetzt dahin, daß ſie die Liebhaberinnen aufgab.

Ihr zweiter Gatte Schröder ſtarb in demſelben Jahre 1818. Elf Jahre blieb ſie Wittwe, aber 1829, alſo achtundvierzig Jahre alt, heirathete ſie, von heftiger Leidenſchaft für den ſchönen Mann getrieben, den Heldenſpieler Kunſt. Schon nach wenigen Wochen erfolgte die Trennung dieſer Ehe, und in demſelben Jahre verließ ſie Wien.

Sie reiſte und gab zwei Jahre lang Gaſtrollen. 1831 trat ſie in's Münchner Hoftheater. 1833 kam ſie zum drittenmale nach Wien, trat im Joſephſtädter Theater auf und dann erſt in der Burg, ging aber wieder nach München zurück und kam erſt 1836 zum viertenmale wiederum als engagirtes Mitglied des Burgtheaters nach Wien.

Aus dieſer letzten Engagementszeit fehlt es nicht an Nachrichten, welche ſie als mißvergnügt ſchildern, als nicht ganz zufrieden mit der Theilnahme des Publicums, und ihren letzten Abgang nach einigen Jahren motivirt man mit einer peinlichen Scene. Die beinahe ſechszigjährige kleine Frau habe die Eliſabeth in „Maria Stuart“ geſpielt und bei Leiceſter's Rede im zweiten Acte:

„Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Nie warſt du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüſteter als eben jetzt —“

habe das Publicum wiederum über ſie gelacht. Im Innerſten empört, habe ſie da den Entſchluß gefaßt, von dannen zu gehen und hiemit von der Bühne abzutreten.

Achtundzwanzig Jahre noch hat ſie — anfangs in Augsburg, dann in München — in der Stille gelebt. 1859 zum Schillerfeſte nur iſt ſie auf höheren Wunſch noch einmal in München auf der Scene erſchienen und hat das „Lied von der Glocke“ vorgetragen. Bald darauf kam ſie auch noch einmal nach Wien und ſprach auch hier die „Glocke“ und Klopſtock'ſche Oden. Dann blieb ſie ganz in der Münchner Zurückgezogenheit, unterrichtete mitunter junge Schauſpielerinnen und ſchrieb, wie man ſagt, ihre Memoiren. Sind ſie geſchrieben, dann erſcheinen ſie jetzt hoffentlich im Druck.

Was war nun, fragen wir im Hinblick auf dies lange, reiche Leben, was war nun der Grundcharakter ihrer Kunſt und wodurch iſt ſie für uns die große Schauſpielerin geworden?

Ihr Grundcharakter war ſchwerer Ernſt, und durch den Vortrag in erſter Linie iſt ſie die große Schauſpielerin geworden.

Ihr Organ war ſonor, ihr Accent rein, ihre Eintheilung der Rede meiſterhaft. Sie ſtammte aus der guten Zeit, welche geſpannten Sinnes eine neue Literatur aufnahm, welche jedes ſchöne Wort begrüßte, welche die Bedeutung eines jeden Wortes genau würdigte. Eine ſolche Zeit ſpricht in ihrer Redekunſt ſo klar als möglich, ſie ſucht für jede Wendung des Satzes den entſprechenden Ton. Sie ſtammte ferner aus einer Zeit, welche neben der ideal aufſliegenden Literatur doch in der Schauſpielſchule von Schröder und Iffland einen realen techniſchen Boden hatte. Dieſen Boden durften damalige Schauſpieler nicht leicht verlaſſen in unverſtandener Ueberſchwenglichkeit. Leute wie Schröder und Iffland verlangten auch für die Ueberſchwenglichkeit Erklärung, Motivirung und ſtufenweiſen Gang.

Aus dieſen Einflüſſen iſt Sophie Schröder in ihrem Schauſpiel-Charakter hervorgegangen. Dieſer Charakter war nicht ſo blos ideal, wie jetzt oft behauptet wird; er ruhte auf einer ſehr realen techniſchen Grundlage; er holte ſich gar manche Begründung oder Ausſchmückung vom realen Felde.

Die nächſte Frage iſt: War ſie nur declamirend, oder war ſie zu ſehr declamirend, wie ihr neuerdings nachgeſagt wird?

Die letzte Frage wird ſein: Hatte ſie Leidenſchaft genug? Entwickelte ſie Schönheit genug?

Ich erinnere mich ihrer Iſabella ganz deutlich, und ich muß ſagen: Ihre Declamation drängte ſich nicht vor, löſte ſich nicht ab vom dramatiſchen Charakter. Sie ſprach ſchön, ſie ſprach, — man empfand es wohl — mit dem Bewußtſein, daß die Art des Sprechens eine Hauptſache wäre, aber ſie hielt die Verbindung mit dem dramatiſchen Gedanken und Gange unzweifelhaft feſt, ſie ſprach dramatiſch ſchön.

Die große Rede im erſten Acte der „Braut von Meſſina“ hätte vielleicht noch mannigfaltiger ſein können; es blieb vielleicht zu wünſchen übrig, daß noch ein ſtarker Puls geiſtiger Lebhaftigkeit hervorträte — aber dieſe Wünſche entſtanden wohl nur, weil man einer ſolchen Künſtlerin gegenüber alle erſinnlichen Anforderungen ſtellt. Im letzten Acte, bei dem Schrei: „Es iſt mein Sohn!“ vergaß man all' dieſe fragenden Verlangniſſe. Dieſer Schrei, allerdings rhetoriſch vorbereitet, war nicht blos rhetoriſch, er enthüllte die ganze Macht des dramatiſchen Momentes.

Ich ging aus dem Theater mit dem zweifelfreien Gedanken, eine claſſiſche Darſtellerin der Iſabella geſehen zu haben. Nur anfangs hatte ich bedauert, daß ihr nicht eine ſtattlichere äußere Erſcheinung verliehen war. Das Bedauern war indeſſen nicht lebhaft geweſen und wurde bald völlig vergeſſen.

Hatte ſie Leidenſchaft genug? Die Darſtellung der Iſabella giebt wohl Anhalt zur Beantwortung dieſer Frage, aber doch nur Anhalt. Mit dieſem Anhalt würde ich mir zu ſagen getrauen: Ja, ſie hatte Leidenſchaft genug. Ihre perſönliche Bekanntſchaft giebt mir weitere Anhaltspunkte mehrfacher Art. Sie war eine tief ernſthafte, ſtrenge Natur und hat mich in ihren Aeußerungen wohl an puritaniſche Leidenſchaften aus Cromwells Nähe erinnert. Nicht an die Leidenſchaft des Südens, wohl aber an die ſchonungslos leidenſchaftlichen Ausbrüche der Nordlandsrecken. Das beliebte Schlagwort älterer Leute heißt „dämoniſch“, wenn ſie von dieſen Schröder'ſchen Ausbrüchen ſprechen. Ich glaube, ſie haben nicht ganz Unrecht, aber auch kaum ganz Recht. Wir ſuchen im „Dämoniſchen“ ein gutes Theil wilder Phantaſie, weltſtürmenden, völlig unabhängigen Gedankens. Den gerade hab' ich nie wahrgenommen in ihr; ich habe ſie nie gedankenreich, nie ungeſtüm und dreiſt in der Gedankenwelt gefunden. Ihre Kraft war die eines ſtarken Willens, mächtiger, unnahbarer Entſchlüſſe. In dieſem Bereiche werden ſich auch ihre ſtärkſten Rollen finden, und man ſpricht gewiß mit Fug und Recht von ihrer außerordentlichen Lady Macbeth.

Eine rationell erwachſende Leidenſchaft beſaß ſie gewiß in ſtarkem Grade. Desgleichen die Leidenſchaft eines herben, ja harten Naturells. Schwerlich die einer warmen Gluth.

Und nun endlich: Beſaß ſie Schönheit genug? Man wird die Frage nicht mißverſtehen und an die blos äußerliche Schönheit der Erſcheinung denken. Dieſe beſaß ſie bekanntlich nicht. Sie war klein und mehr robuſt als ſchön gebaut. Auch im Antlitz waren ſtarke Knochen und eine kurze Naſe dem ſchönen Eindrucke nicht förderlich. Das Alles hindert nicht, im Ganzen und namentlich in der Bewegung des Körpers äſthetiſch ſchön zu wirken. Das vermochte ſie. Sie hatte eine ſo lange, ſo mannigfache und ſo gründliche Schule durchgemacht, daß ihr volles Ebenmaß der Haltung und des körperlichen Ausdrucks ganz und gar zu eigen war. Alle Schilderungen ihrer antiken Rollen ſtimmen darin überein, und ihre Iſabella hat es mir in allen Richtungen beſtätigt. König Ludwig I. von Bayern hat zu ihr geſagt: Schröder, Ihre Grazie liegt in Ihrem claſſiſch ſchönen Oberarme!

Was die Schönheit in mehr äußerlicher Bedeutung betrifft, in der Bedeutung, daß die bloße Erſcheinung gewinnend und liebenswürdig ſei, darüber iſt ſie ſelbſt beizeiten ſtreng gegen ſich geweſen im eigenen Zutrauen. Das alte Soufflirbuch des „Goldenen Vließes“ in der Abtheilung „Die Argonauten“ hat mir darüber einen merkwürdigen Aufſchluß gegeben. In dieſen „Argonauten“ iſt vielfach von dem, wenn auch wilden, Mädchenreize der Medea die Rede in den Liebesſcenen mit Jaſon. Mit Schrecken ſah ich, daß all' das geſtrichen war. Was auf Medea's Liebreiz nur irgendwie hindeutete, war ausgelöſcht. Das hatte Sophie Schröder nicht paſſend erachtet für ſich. Es blieb nun freilich unklar auf Koſten der Dichtung, woher denn wohl die Neigung Jaſon's ſtammte; aber die Darſtellerin der Medea war nun geſichert, daß man ihr Nichts von einer Liebhaberin zutrauen durfte. Ich habe deshalb gewiß auch in ihrem Sinne geſagt, daß ihre volle und reine Größe erſt begann, als ſie zum Fache der Heldin und Heldenmutter überging. Hier konnte ſich von ihrem durchwegs ſtrengen Naturell Alles vollſtändig geltend machen, hier konnte die ſeltene große Schauſpielerin entſtehen.

Das iſt ſie geweſen. Das ergiebt ſich für mich ſchon aus den geringen Erfahrungen, welche ich perſönlich von ihrer Darſtellung gewonnen habe. Das Weſen einer Heroine erſchien in ihr echt und natürlich und hoch erhoben durch ihre Darſtellungskunſt. Eine Anzahl ihrer ſtrengen Rollen wird in unſerer Theatergeſchichte immer Schröderiſch genannt werden, und Schröderiſch wird ſo viel bedeuten als claſſiſch.

In ihrem eigentlichen Fache ſteht ſie unerreicht und einzig da, ein Vorbild für die deutſche Schauſpielerwelt.

1868 iſt ſie in München geſtorben.

Merkwürdig genug finde ich in den Caſſenausweiſen des Burgtheaters, daß der Beſuch des Publicums bei dieſen ihren beſten Leiſtungen, wie Sappho und Medea, ſehr ſchwach geweſen iſt. Die Caſſenbücher zeigen von ſolchen Abenden die geringfügigſten Einnahmen, Einnahmen, wie ſie in den fünfziger und ſechsziger Jahren nur bei durchgefallenen Stücken, oder in den heißen Sommermonaten vorkommen. — Man ſagt, dies habe in der mangelhaften Bildung des Publicums gelegen, welches für ſchwer tragiſche Stücke nicht reif geweſen.

Allerdings war es mir noch im Jahre 1851 vorbehalten, den alten Lear im fünften Acte zu tödten. Dem Geſchmacke des Publicums zu Gefallen war er bis dahin am Leben geblieben. Der alte Herr mußte es möglich machen, nach ſolchen Erfahrungen und Erſchütterungen weiter zu exiſtiren, und Ludwig Tieck warnte mich lächelnd vor dem vermeſſenen Unternehmen, dieſen ſogenannten „Wiener Schluß“ in den Shakeſpeare'ſchen zu verwandeln.

Aber nicht blos die mangelhafte Bildung, ein Ergebniß der ſchlechten Schulen, welche das alte Syſtem zupaſſend fand, lag und liegt in Wien der Tragödie im Wege. Die ſanguiniſche, ich möchte ſagen die optimiſtiſche Beſchaffenheit des öſterreichiſchen Naturells entſchließt ſich ungern und ſchwer zu tragiſcher Betrachtung. Der Begriff einer „Unterhaltung“ iſt in Oeſterreich zu allgemein gleichbedeutend mit dem Begriffe „Theater“, als daß die zum Extrem ſchreitende Aufgabe im Denken und Fühlen dem Publicum genehm werden könnte. Man liebt es nicht, die Dinge tief ernſthaft anzufaſſen, und die Regierungsweiſe hat die ohnehin herrſchende Abneigung dadurch beſtärkt, daß ſie gründliche Prüfung aller höheren Fragen ſo lange ferngehalten hat von der Bevölkerung.

Uebrigens lag und liegt wohl auch ein gutes Korn äſthetiſcher Wahrheit darunter, daß man von der Kunſt befriedigende Eindrücke verlangt. Unreiſe Tragödien erregen ja wirklich nur peinliche Empfindungen, und es gehört eine durch religiöſe und moraliſche Fragen tiefer aufgeackerte Bevölkerung dazu, um das Tragiſche vom Traurigen zu unterſcheiden. Dieſe Aufackerung tritt erſt ſeit einigen Jahrzehnten an die Oeſterreicher heran, und ſie hat auch wirklich ſchon einen ſichtbaren Wechſel hervorgebracht, ſo weit er bei derſelben Generation mit dem Naturell vereinbar iſt.

Aber auch nach langer Erfahrung und nach dem Wechſel einer ganzen Generation werden die Oeſterreicher immer noch das beſte Publicum für das Luſtſpiel bilden, und das Sentimentale wird ihnen noch lange lieber ſein, als das Tragiſche. Für das Luſtſpiel übertreffen ſie an Empfänglichkeit und raſcher Auffaſſung alle deutſchen Stämme.

Von dieſen Neigungen iſt Sophie Schröder in Wien ſicherlich bis auf einen gewiſſen Grad betroffen worden.

Trotz Alledem ſteht Sophie Schröder im ſtolzeſten Andenken der Wiener. Obwohl ſie mehrmals von dannen gegangen, obwohl ſie die Direction ohne Fug mit dem Rücken angeſehen, hat auch die Direction dieſem ſtolzen Andenken ſtandhaft Rechnung getragen, und hat ihr bis zu ihrem Tode eine Penſion gezahlt, welche ſie durch ihr Weggehen juridiſch in Frage geſtellt hatte.

Sie war übrigens im praktiſchen Sinne für die Direction keineswegs ſo ausgiebig, wie man denkt. Ihr Rollenkreis war ſtreng, ſogar eng begrenzt, und ſie hatte ſelbſt in dieſem engen Kreiſe eine Schwäche, welche nicht zu überwinden war. Dieſe Schwäche lag eben darin, daß ſie auch in ihrer Jugend keine Liebhaberin geweſen.

Sappho war eine ihrer gefeiertſten Leiſtungen, und doch haben wir 1866 erfahren, daß ihr ein Hauptelement dafür fehlte. 1866 ſpielte Fräulein Wolter dieſe Rolle. Der ganze große Apparat correcter Declamation, über welchen Sophie Schröder verfügte, ihr Vortrag reichte gar oft nicht hinan an die Kraft, Feſtigkeit und Klarheit jener Künſtlerin, — und dennoch war der Eindruck der Rolle und durch die Rolle der Eindruck des ganzen Stückes viel ſchöner als damals. Das Blut der Liebe pulſirte in Frln. Wolter viel ſtärker, und dadurch wurden Rolle und Stück wärmer und ſchöner. Eine gewiſſe Berechtigung zum Geliebtwerden muß in Sappho vorhanden, die Darſtellerin der Sappho muß eine geweſene Liebhaberin ſein, um der Seele des Stückes gerecht zu werden.

Am deutlichſten kam dies in den zwanziger Jahren zu Tage. Da erſchien plötzlich in Sophie Müller ein ausgezeichnetes tragiſches Talent neben ihr auf dem Burgtheater und ſpielte in Raupach's „Nibelungenhort“ neben der Brunhild der Frau Schröder die Chriemhild. Sophie neben Sophie! Und die leidenſchaftlichen, in's Heroinenfach hineinragenden Scenen der Chriemhild übertrafen an intenſiver Wirkung die Scenen der Brunhild, weil eben Sophie Müller ihre Accente aus wärmerem Herzen heraufholte.

Leider führte dieſer Sieg auch zu ſchnellem, ſchmerzlichem Verluſte, er führte zum Tode der jüngeren Sophie. Sie ſchonte ſich zu wenig nach ſolch aufregender Rolle, ſie ſpielte bei offenen Fenſtern tief in die Nacht hinein Clavier, nachdem ſie Abends eine Chriemhild mit aller Hingebung dargeſtellt, ſie erkältete ſich dadurch, wurde heiſer, ſpielte weiter mit ſolcher Heiſerkeit, verfiel in ſchwere Krankheit und büßte mit dem Tode.

Ein ſchwerer Verluſt für die deutſche Bühne. Ganz Wien iſt darüber einſtimmig, daß ſie ein außerordentliches tragiſches Talent geweſen. Sie ſtammte aus Mannheim, war eine ſtattliche Erſcheinung, beſaß ein wundervolles Organ und war voll poetiſchen Eifers für ihre Kunſt. 1822 kam ſie nach Wien, 1829 erkrankte ſie, 1830 war ſie todt — ein Stern, welcher nur einige Jahre hindurch leuchten ſollte.

Korn ſpielte in den zwanziger Jahren den Partner der tragiſchen Heroine Sophie Schröder. Zum Erſtaunen der Wiener, welche ihren Korn hoch verehren, ja zum Erſchrecken der Wiener muß ich ſagen, daß dies kein günſtiges Zeichen iſt für das Enſemble jener Zeit. Korn war ein vortrefflicher Schauſpieler für Luſt- und Schauſpiel, aber er war unzulänglich für die Tragödie. Ein ſtets angekränkeltes Organ, Mangel an Schwung und innerer Begeiſterung, und eine feine, reſervirte, moderne Haltung ſchloſſen ihn eigentlich aus von tragiſchen Rollen. Es war ein wunderlich lahmendes Geſpann, Frau Schröder und Herr Korn als Medea und Jaſon; denn Letzterer hatte keine Ader von einem Heroen der Vorzeit.

Dagegen war eben jene feine, reſervirte, moderne Haltung ſeine trefflichſte Eigenſchaft für Schau- und Luſtſpiel. Das Vermeiden von Unſchicklichkeiten und das weite Bereich der empfehlenden Negative, kurz Alles, was zum geſelligen Tacte gehört, war ihm von Natur eigen. Ein elegantes Aeußere dazu, eine intereſſante Phyſiognomie und ein geſchmackvolles Verſtändniß für alle Details sceniſcher Wirkung machten ihn zum angenehmſten Typus einer Frackfigur. Er wußte vortrefflich zu ſchweigen und blos anzudeuten, ſo vortrefflich wie eine Schöne zu reizen weiß, indem ſie ihre Reize halb verſteckt und nur in ſchüchternem Maße enthüllt.

Wenn man den eigentlichen Inhalt ſeines Weſens bloßlegen wollte, da würde man erſtaunen über die Geringfügigkeit deſſelben an Wiſſen, Geiſt und Gemüth. Aber wie ſich Eines zum Anderen verhielt, das machte ihn anziehend.

Die ganze Macht der beſtechenden Form war ihm zugetheilt und hielt ihn vierzig Jahre lang in der verdienten Gunſt des Publicums. Ordentlich, fleißig, ſorgfältig und immer diplomatiſch war er außerdem ein anmuthiger Staatsmann des Theaters, wie es kaum einen zweiten gegeben. Geſchmack war die Summe ſeines Weſens, Vorſicht und Behutſamkeit die Leiterin all' ſeiner Schritte, „le semblant“ — unſer Wort „Schein“ iſt zu grob — das Ziel all' ſeiner Beſtrebungen.

Seydelmann erinnerte an einen Diplomaten, mit dem man ſich in Acht nehmen mußte, Korn an einen Diplomaten, der einen charmanten Eindruck machte. So angenehm, ſo verbindlich, ſo bequem!

Er hatte denn auch eine große Anzahl von Rollen, welche er unübertrefflich ſpielte, namentlich Cavaliere von reinſtem Waſſer, und er war natürlich auch ein Liebling der Cavaliere, welche im Burgtheater von jeher das entſcheidende Wort abgegeben.

Sehr verſchieden war von ihm Coſtenoble, ein demokratiſches Naturell. Trocken, faſt mürriſch, aber von poſitiver Komik in Luſtſpielcharakteren, von unerwarteter, aber eben ſo poſitiver Rührung in ernſteren gemüthlichen Aufgaben. Nirgend Uebertreibung, nirgend Flitter, ein Kloſterbruder im „Nathan“, der nicht zu übertreffen iſt.

Von Anſchütz, Löwe, Wilhelmi, Fichtner ſei die Charakteriſtik hinausgeſchoben auf die Zeit, welche ihre Talente voll entwickelte.

Mit ſolchen Darſtellungsmitteln und ſorgſamer Leitung hatte Schreyvogel das Burgtheater auf einen ungemeinen Höhepunkt gebracht zu Anfang des Jahres 1832.

Es war damals, trotz der tiefgreifenden Cenſurhinderniſſe, das beſte deutſche Theater.

Die Meinung vieler Wiener, daß es dies immer geweſen, iſt ein Irrthum. Vor Schreyvogel war das Berliner Theater unter

Iffland nicht nur wichtiger durch den Inhalt ſeines Repertoires, ſondern auch beſſer, und bis in die zwanziger Jahre hinein erhielt Graf Brühl dem Berliner Hoftheater den erſten Rang durch ſtylvolle, freigebige Bemühung für das große Schauſpiel. Aber in Berlin ging man in den zwanziger Jahren zurück, und in Wien ging man vorwärts unter Schreyvogel. Und dieſer Mann wurde 1832 durch den damaligen Oberſtkämmerer Grafen Czernin plötzlich und ſchnöde beſeitigt.

Schreyvogel war ernſt, kurz, zuweilen ſchroff. Er lebte und webte ganz in ſeiner Aufgabe. Nur während des Ferienmonats in Baden ruhte er aus vom Theater, und dort ſchrieb er alljährlich eine Novelle für das Taſchenbuch Aglaja. Das Gedeihen ſeines Inſtituts beſchäftigte ihn ſonſt früh und ſpät, und der Gewinn eines ſo zahlreichen Perſonals war das Ergebniß ſeiner raſtloſen Bemühung. Unnütze Störungen, zweckwidrige Befehle von Seiten der oberſten Direction machten ihn ungeduldig und entriſſen ihm mitunter herbe Aeußerungen. Die Schauſpieler aber ſind nie alle zufrieden mit ihrem Director, und ſind in der Unzufriedenheit und Klatſchſucht immer geneigt, ſolche Aeußerungen weiter zu tragen. Namentlich ſagte man dies damals jungen Liebhaberinnen nach, welche beim oberſten Chef gern gehört wurden. So kamen denn ſolche Aeußerungen zum Grafen Czernin. Ihm war der ernſthafte Schreyvogel mit ſeiner Logik bei theatraliſchen Streitfragen ſchon lange unbequem, und er war von ſeinen Herrſchaften gewohnt, mit einem unbequemen Beamten kurzen Proceß zu machen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß ein gewöhnlicher Herrſchaftsbeamter weniger bedeute, als der erprobte Leiter eines Kunſtinſtitutes, und daß beide nicht mit gleicher Elle zu meſſen ſeien. Er maß mit gleicher Elle, und jagte Schreyvogel fort, wie er einen ſeiner Beamten fortzujagen pflegte. Schreyvogel erhielt plötzlich, aller Welt unerwartet, ſeinen Abſchied, und wurde ſo roh behandelt, daß man ihm unterſagte, den vergeſſenen Regenſchirm aus dem Burgtheater zu holen. Er ſollte es nicht mehr betreten, und man rief ihm zu: „Der Regenſchirm wird Ihnen geſchickt werden“. So war er hinausgewieſen, der Schöpfer des damaligen erſten deutſchen Theaters, aus den Räumen dieſer Schöpfung. Der Aerger verzehrte ihn mit glühender Flamme, und warf ihn der harrenden Cholera in die Arme. Zwei Monate nach ſeinem Austritte war er todt.

Graf Czernin hat dabei Nichts weiter beabſichtigt, als einer Cavalierslaune zu dienen. Die Beſeitigung Schreyvogel's war ihm eine Bagatelle, und um darüber keinen Zweifel aufkommen zu laſſen, übergab er die Direction — Herrn Deinhardſtein.

IX.

Nur der bodenlos dreiſte Leichtſinn eines Cavaliers konnte ſolchergeſtalt einen Schreyvogel beſeitigen und einen Deinhardſtein für ihn einſetzen.

Ein hochwichtiges Kunſtinſtitut von unermeßlicher Bedeutung für Stadt und Reich wurde ohne Noth dem Zufalle, ja der offenbaren Lüderlichkeit preisgegeben.

Deinhardſtein entſprach dieſem Acte vollſtändig. Er war ſelbſt der bodenloſe Leichtſinn. Ein behaglicher Kumpan voller Schnurren und Späße, ohne genügende Bildung und ohne irgend einen inneren Halt. Es iſt gar charakteriſtiſch für jene Zeit, daß dieſer Mann bei den damaligen Wiener Jahrbüchern, einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift, eine Rolle ſpielen konnte. Als Illuſtration für dieſe Sorte wiſſenſchaftlicher Bildung will ich nur zwei Punkte erwähnen: „Benvenuto Cellini“, ein Stück von Deinhardſtein, wurde eingereicht. Es war von völliger Abgeſchmacktheit und die Behandlung des Künſtlers und der Kunſtintereſſen war des Themas ganz unwürdig. Dies mein' ich indeſſen nicht als erſten Punkt. Auch ein tüchtiger Mann ſtrauchelt zuweilen und ſchreibt ein ungeſchicktes Stück. Aber dies Stück ſpielte unter Franz I. in Frankreich und zwar vorzugsweiſe in der königlichen Reſidenz von — Verſailles! Man braucht nicht zu wiſſen, daß ein kleines Jagdhaus im Walde von Verſailles für König Franz I. nicht die Rolle von Fontainebleau oder Chambord übernehmen kann, aber wenn man franzöſiſche Geſchichte dramatiſirt, ſo muß man doch Kenntniß davon nehmen, daß Verſailles als Luſtſchloß und königliche Reſidenz erſt mehr denn hundert Jahre ſpäter von Ludwig XIV. gebaut und zur Reſidenz erwählt wurde. Oder wenn auch das zu viel verlangt iſt, ſo muß ein noch ſo leichter Autor doch den Irrthum, wenn er darauf aufmerkſam gemacht wird, als einen Irrthum anerkennen. Ich machte Deinhardſtein darauf aufmerkſam, und — wurde ausgelacht. Der zweite Punkt liegt in der Ueberſetzung franzöſiſcher Stücke, welche er unter dem Namen eines Dr. Römer im Burgtheater aufführen ließ. Die Franzoſen hatten zwiſchen 1830 und 1840 eine ſehr fruchtbare dramatiſche Production, und manche Stücke aus jener Zeit, zum Beiſpiel die „Cameraderie“ („Gönnerſchaften“) und das „Fräulein von Belle Isle“ („Leichtſinn und ſeine Folgen“ geiſtreich betitelt) ſind auf unſerem Repertoire verblieben. Dieſe beiden Stücke nahm ich in den fünfziger Jahren wieder auf und ich revidirte zu dieſem Zwecke die Soufflirbücher. Mein Erſchrecken bei dieſer Reviſion weiß ich kaum zu ſchildern. Solch eine Unkenntniß der fremden Sprache ſelbſt in der einfachſten Rede, ſolch eine Verballhornung des Sinnes, ſolch ein ſalopper und unrichtiger deutſcher Ausdruck — das Soufflirbuch eines Marktfleckentheaters, welches ſeine Manuſcripte in einer Vorſtellung der nahen Stadt heimlich und flüchtig nachſchreiben läßt, kann nicht ärger ſein. Und dies war das Soufflirbuch des Burgtheaters, und der Verfaſſer war der Director des Burgtheaters geweſen, eingeſetzt vom Grafen Czernin für den abgeſetzten Schreyvogel! — Die Cenſur galt in jenen Zeiten als Entſchuldigung für Alles, auch für Sprachfehler und ſinnloſe Reden. Weil ſie gräuliche Umänderungen nöthig machte, wurde dem Bearbeiter die ärgſte Schülerarbeit nachgeſehen.

Vom perſönlichen Gebahren dieſes Schreyvogel'ſchen Nachfolgers nicht zu reden. Die ganze Aufgabe der Direction war ihm ein Schwank. Wenn er am Vogelherde geſtört wurde, weil man in Wien nicht wußte, was man ſpielen ſollte, da rief er mit gedämpfter

Stimme: Wartet! Beunruhigt meine Rede nicht! Ungefähr wie Archimedes in Syrakus, als die Römer bei ihm eindrangen und ihn im Studium der Zerſtörungswerke gegen die Römer ſtörten. Wenn er weinſelig und lärmend Abends in's Theater kam zu ſeinem Sperrſitze, da wurde er wie oft! vom Publicum zur Ruhe verwieſen.

Dieſen Nachfolger gab Graf Czernin dem würdigen Schreyvogel.

Es iſt lehrreich, an dieſem Beiſpiel zu ſehen, was ein Director bedeutet. Alle möglichen Hülfsmittel kamen Deinhardſtein ohne ſein Zuthun in's Haus: er fand ein ausgezeichnetes Perſonal und zu den vorhandenen ſchönen Kräften waren eben neue wie Frln. Caroline Müller, Frln. Peche, Frln. Gley (die ſpätere Rettich) gekommen, kamen neue wie Karl Laroche; es entwickelten ſich während ſeiner Direction heimathliche Talente wie Bauernfeld und Friedrich Halm. Letzterer brachte ihm ein Zugſtück wie „Griſeldis". Bauernfeld, der mit dem leichten „Leichtſinn aus Liebe" ſchon unter Schreyvogel das Publicum gewonnen, gab ihm Stück auf Stück, darunter ſeine beſten. Die Franzoſen waren, wie geſagt, in voller Verve, und die Wiener Geſellſchaft kam auch dem nichtigſten franzöſiſchen Kram mit größter Theilnahme entgegen — und dennoch ging das Theater abwärts und verlor ſeinen Ruf.

Die beſte Armee unter günſtigſten Verhältniſſen wird eben Nichts ausrichten, und wird ſich erfolglos aufreiben, wenn ihr der Feldherr fehlt.

Man ließ die Maſchine arbeiten, wie es dem Tage gefiel und wie es den Herren Regiſſeuren bequem war. Irgend ein Princip, irgend ein leitender Gedanke war nicht vorhanden. Unterhaltung! war das Hauptwort. Koch, Caſtelli, Kurländer, Caroline Müller, die Schauſpielerin, Dr. Römer und ſonſt noch Berufene arbeiteten um die Wette an franzöſiſchen Ueberſetzungen, Einer immer ſchlechter als der Andere.

Ich war in den erſten Jahren der Deinhardſtein'ſchen Direction einmal in Wien und habe dieſem nichtigen Treiben im Burgtheater einige Wochen zugeſehen. Hr. v. Kurländer zeigte mir ſeinen kleinen Salon mit Möbeln aus weißem Holze, und erzählte mir glückſelig, wie hier die Crème der hohen Geſellſchaft die charmanten franzöſiſchen Stückchen anhöre, welche dann von Caroline Müller, Korn, Fichtner, Herzfeld ſo charmant geſpielt würden in der Burg. Und als ich ihm bemerkte, ich hätte den Tag vorher eines geſehen und hätte gefunden, daß es in beſſeres Deutſch überſetzt werden könnte, da drohte er gutmüthig mit dem Finger und rief: Ach, ihr ſeid eben Puriſten und Pedanten, ihr da draußen. Hier ſind wir natürlicher.

Was hätte mit dieſem reichen Perſonal bewirkt werden können! In Caroline Müller war eine Salondame comme il faut gewonnen worden, eine Frau von Verſtand und Esprit; in Frln. Peche eine reizende ſentimentale Liebhaberin, freilich mit böhmiſchem Accente; doch dafür war man damals nicht empfindlich, und den Mangel an geiſtigen Mitteln überſieht man bei talentvoller Jugend. In Laroche erſchien ein jüngerer Rival Coſtenoble's, in Frln. Gley eine Schauſpielerin von Geiſt und Bildung. Dazu neben Bauernfeld und Halm Grillparzer mit neuen Schöpfungen, Zedlitz, der ſich der Bühne zuwendete, eine einheimiſche Production mannigfaltigſter Art —

Haſt alle Theile in der Hand,
Fehlt leider nur das geiſtige Band!

Das war durchſchnitten vom Grafen Czernin.

Bauernfeld entwickelte in dieſer Zeit ſeine erſtaunliche Fruchtbarkeit. „Das letzte Abenteuer", „Das Liebesprotocoll", „Helene", „Bekenntniſſe", „Bürgerlich und Romantiſch", „Das Tagebuch", „Der Vater" kamen Jahr um Jahr und waren berechnet für die zahlreichen Talente des vorhandenen Perſonals. Man hat dieſer Fruchtbarkeit nachgeſagt, daß ſie ſich immer in demſelben engen Kreiſe des actuellen Lebens und immer mit denſelben Mitteln und Wendungen bewege. Aber iſt dies ein ſchwer wiegender Vorwurf für den Luſtſpieldichter? Die Gegenwart und ihre Eigenſchaften ſind ja das Feld, welches ihm zuſteht, und er erfüllt ſeinen Beruf, wenn er gerade dies — wenn auch enge — Feld wirkſam bebaut. Bauernfeld hat ſogar mehr als ihm gut war Neigung entwickelt, aus der Gegenwart herauszuſpringen und namentlich Stoffe und Situationen aus der älteren deutſchen Geſchichte — „Muſikus von Augsburg“, „Sickingen“, „Bauernkrieg“ — zu behandeln. Damit hat er nie ein Gelingen erreicht; er iſt ein durchaus moderner Schriftſteller. Selbſt ſein in den vierziger Jahren erſcheinender „Deutſcher Krieger“, den er in das Ende des dreißigjährigen Krieges verlegt hat, iſt er nicht eine bloße Verkleidung der gegenwärtigen Tendenzen? Hat er nicht lediglich dadurch in Wien großen Erfolg gehabt? Und iſt er nicht darum jetzt ſchon zu den Vätern verſammelt, weil altes Zeitcoſtüm und neues Gedankenweſen auf die Länge immer unharmoniſch erſcheinen? Das einfache Tagesluſtſpiel, Bauernfeld's Facharbeit, beſteht, ſo lange der Tag nicht gründlich wechſelt in einer neuen Epoche. Damit muß und kann ein Luſtſpieldichter zufrieden ſein. Und wir müſſen und können mit dem Luſtſpieldichter zufrieden ſein, wenn auch der Kreis ſeiner Mittel und Wendungen ein enger iſt, ſo lange er in dieſem Kreiſe mehrfach in's Schwarze trifft. Und das kann man Bauernfeld nicht abſprechen.

Er brachte jedenfalls einen Dialog, wie er ſeit Kotzebue auf der deutſchen Bühne gefehlt hatte. Ich weiß, daß die nachſprechende deutſche Kritik ſich bekreuzigt bei ſolchem Lobe Kotzebue's; aber ich weiß auch, daß dieſe Bekreuzigung aus Unkenntniß ſtammt. Weil vom höheren Standpunkte eine Oppoſition gegen den leichtfertigen Kotzebue mit gutem Fug angeſchlagen wurde, hat die Nachfolge nicht das Recht, die Oppoſition auch auf das zu erſtrecken, was mit ſeinen Fehlern Nichts gemein hatte. Ich fand noch zahlreiche Kotzebue'ſche Stücke auf dem Repertoire des Burgtheaters. Durch kritiſche Erziehung gegen ſie eingenommen, ließ ich die Mehrzahl fallen. Und ich glaube mit Recht, weil ſie im Stoffe veraltet, in der Motivirung lüderlich waren. Aber eine quaſi hiſtoriſche Charakteriſtik, wie die „Beiden Klingsberge“, ließ ich beſtehen, da auch das Publicum ſie beſtehen ließ, und in allen Kotzebue'ſchen Stücken, auch in denen, die ich verwerfen mußte, überraſchte mich eine ſchlagende Lebendigkeit des Dialogs.

Eine ganz ähnliche Ader pulſirt in den Bauernfeld'ſchen Stücken. Bauernfeld's Dialog iſt beſchränkter in ſeinem Kreiſe, er iſt deshalb oft nur gewandelt innerhalb derſelben geiſtigen Wendung und wird deshalb von Manchem manierirt geſcholten; aber zum Erſatz dafür iſt er auch oft gehaltvoller als der Kotzebue'ſche. Er erwächſt bei Bauernfeld aus beſtimmter Geſinnung und hat alſo zur Unterlage eine beſtimmte Grundanſchauung aller öffentlichen und aller höheren Dinge. Das giebt ihm einen beſtimmten Halt, alſo gerade das, was Kotzebue fehlte.

Für Wien und Wiens Haupttheater war ein ſolcher, noch dazu einheimiſcher Luſtſpieldichter unſchätzbar. Auf keinem deutſchen Theater iſt der Dialog ſo wichtig, als in Wien, eben weil das öſterreichiſche Publicum ein Luſtſpielpublicum iſt und ungemein raſch das Colorit und den bewegten Hauch eines Stückes aufzufaſſen pflegt. Dies Publicum wurde ſtets belebt durch Bauernfeld's Stücke, und dieſe Belebung kam und kommt dem Theater immer zu ſtatten. Gleichgültigkeit iſt ja das Schlimmſte, was einem öffentlichen Inſtitute begegnen kann; ſie allein tödtet jede Kunſt. Niemand mehr als Bauernfeld hat das Burgtheater vor der tödtlichen Gleichgültigkeit bewahrt.

Es iſt wahr, der Inhalt und Gang ſeiner Stücke hat oft etwas Wunderliches, er iſt oft unfaßbar wie ein Aal, nach welchem die Hände greifen. Es fehlt feſter Gang nach einem Ziel; die Dinge trödeln nicht ſelten nach allen Seiten, und die Abſichten, welche ein Stück gezeigt, verirren ſich wohl zu Abenteuerlichkeiten. Wie ſchade! — ruft man — warum nicht anders?! Aber geiſtig beſchäftigt iſt man doch, und bei längerer Betrachtung dieſes Autors kommt man zu dem Ergebniß: das ſteht nicht zu ändern; denn es liegt im eigentlichen Weſen Bauernfeld's.

Die innerliche Beſchaffenheit ſeiner künſtleriſchen Natur iſt kein feſter Kern, ſondern ſie iſt eine Art von Gallerte. Beweglich unter dem kleinſten Drucke, bereit in jede Form zu ſchlüpfen. Daher ſein Bedürfniß, jedes Stück umzuarbeiten. Wenn er eines vollendet hat, da muß man ſich ſorgfältig hüten, ihm eine eingehende Bemerkung zu machen; ſie erregt ſogleich alle erſinnlichen Zweifel an ſeinem Werke, ſie wird ſogleich jener „kleinſte Druck", welcher die „Gallerte" umgeſtaltet — er geht hinweg und arbeitet das Ganze um.

Am Ende iſt Etwas von dieſem Weſen nothwendig für den Luſtſpieldichter, welcher das Vergängliche der Lebensconventionen, oder doch das Wandelbare derſelben in ſich tragen muß, um es leicht, behaglich, lächerlich zu geſtalten, um es raſch zu geſtalten ohne den Nachdruck des ernſthaften Dramas. Ja, der ernſthafte Nachdruck ſchadet ſogar oft in Bauernfeld's Stücken. Er entſpringt eben nicht aus ſeinem künſtleriſchen Naturell, er entſpringt aus ſeiner politiſchen Abſicht und wirkt unharmoniſch für den leichten Ton ſeines Kunſtwerkes.

Jedenfalls iſt es für die Theaterdirection ein Glück, wenn in ihrer Stadt ein producirendes Talent ſich entwickelt, welches in gebildeter Weiſe und außerhalb der alltäglichen Routine die neuen Lebenselemente der Stadt dramatiſirt. Dadurch wird ja ein Theater das Organ, welches es ſein ſoll, das Organ des wirklich pulſirenden geiſtigen Lebens, und gewinnt von ſelbſt die Theilnahme aller gebildeten Einwohner. Um ſo höher ſteigt der Werth, wenn dieſe Stadt eine große Hauptſtadt iſt wie Wien. Die Lebenselemente einer Reichshauptſtadt ſtreben ja von ſelbſt über enge Kreiſe hinaus. Gerade auf dieſem Wege iſt Paris die Geburtsſtätte des modernen Schauſpiels geworden. Die deutſche Theaterproduction hat immer daran gekrankt, daß ſie nicht realen Boden genug hatte, aus welchem ihre Bäume wachſen konnten, daran gekrankt, daß ſie nicht unterſtützt wird von wahrhaft lebendigem Leben, ſondern daß ſie vorzugsweiſe in erträumten Gegenden und Stoffen Nahrung ſuchen muß.

Der zweite Dichter freilich, welcher in den dreißiger Jahren dem Burgtheater Unterhalt brachte, war hierin das blanke Widerſpiel Bauernfeld'ſcher Muſe. Der Actualität Bauernfeld's, wie der Diplomat die Wirklichkeit nennt, trat 1835 die unrealſte Phantaſie auf die Ferſen. Ein Dichter erſchien auf dem Burgtheater, welcher in den Geſchichtskreiſen von Aeneas bis Sampiero unbeachtete Geſtalten ſuchte und die Conflicte aus dem Finger ſog. Es war gewiß ein Zeichen von reichem Talent, daß er mit ſo weit abliegenden und ſo künſtlich erdachten Themen den Beifall des Theaterpublicums erringen konnte.

Dieſer Dichter war Friedrich Halm (Baron von Münch-Bellinghauſen), deſſen „Griſeldis" 1835 zum erſten Male im Burgtheater aufgeführt wurde. Am erſten Abende ſpielte Fräulein Peche die Griſeldis, und der Erfolg war zweifelhaft. Am zweiten Abende Frau Rettich, und der Erfolg war außerordentlich. Das Stück machte die Theaterrunde und erzwang ſich überall großen Beifall. Ich ſage abſichtlich „erzwang", denn es fand überall heftige Gegnerſchaft, und zwar in den gebildeten Kreiſen. Es verſchwand auch überall wieder gänzlich, nachdem es wie eine Sturmfluth überall hingedrungen war. Ganz ähnlich erging es einem zweiten Stücke deſſelben Autors, welches 1842 im Burgtheater erſchien, dem „Sohn der Wildniß". Das Talent der Faſſung errang ihm wiederum ſtarke Wirkung in allen Theatern, der Inhalt aber entzog ihm die Zuſtimmung der Gebildeten, entzog ihm die Dauer. Glänzende Hauptrollen für Gaſtſpieler verſchafften dieſen Stücken jeweilige Wiederkehr, aber das widerſpricht Obigem nicht, das iſt Meteorenthum. Oder vielmehr es war's, denn auch dieſe Gaſtrollen haben aufgehört. Repertoireſtücke der Nation werden nur ſolche, denen die gebildeten Kreiſe der Nation Theilnahme zuwenden. Und das iſt nur da der Fall, wo der Inhalt und die Form gleichmäßig anſprechen. Die Form allein bewirkt das nie. Deshalb hat unſere Literaturgeſchichte einen beſtimmten Abſchnitt errichtet für talentvolle Productionen, denen der Kern der Wahrhaftigkeit abgeht, und mit dieſem Kerne die Dauerhaftigkeit. Sie nennt dieſen Abſchnitt „Kunſtpoeſie“.

Da dieſer Autor mit neuen Productionen noch ſpäter in Rede kommt, ſo genügt es hier, ſeine Stellung charakteriſirt zu haben.

Für das Burgtheater war er vom Jahre 1835 an zehn Jahre lang bis in die Hälfte der Holbein'ſchen Directionszeit hinein eine weſentliche Hülfsquelle, obwohl außer „Griſeldis“ und dem „Sohn der Wildniß“ nur noch der 1836 erſcheinende „Adept“ einen länger dauernden Theatererfolg hatte. „Camoens“, „Imelda Lambertazzi“, „Ein mildes Urtheil“, „Sampiero“, „Maria de Molina“, „Verbot und Befehl“ haben auch im Burgtheater keine dauernde Stätte gefunden. „Sampiero“ und „Maria de Molina“ habe ich wieder aufzunehmen verſucht, „Sampiero“ ohne Erfolg, „Maria“ ohne zureichende Wirkung. Mit letzterem Stücke wollte ich es noch einmal verſuchen, indem ich die Rolle der Maria einer jüngeren Schauſpielerin anvertraute. Frau Rettich ſchien mir über die Jahre einer Liebhaberin, wenn auch einer bedingten Liebhaberin hinaus zu ſein. Das verwehrte Halm, welcher all' ſeine großen Frauenrollen für dieſe Künſtlerin ſchrieb, ſelbſt und in ungewöhnlicher Weiſe. Er wendete ſich an die oberſte Direction mit dem Verlangen, die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes nicht zu geben.

Friedrich Halm hat ſich, wie dies überhaupt in Wien herrſchende Neigung war, mit beſonderer Vorliebe dem Studium des ſpaniſchen Theaters gewidmet, und eine freie Bearbeitung nach Lopez de Vega „König und Bauer“ iſt lange gern geſehen worden.

Der „Adept“ iſt trotz zahlreicher Darſtellungen auf dem Burgtheater außer Wien nicht aufgekommen. Er behandelt eine Art von Fauſt-Thema, nicht ohne theatraliſches Verdienſt in den Hauptrollen, aber auch nicht ohne Banalität im Gedankengange.

Für das Burgtheater ſind die Halm'ſchen Stücke dadurch von längerer Bedeutung geworden, daß ſie — ihrer künſtlichen Empfängniß gemäß — eine künſtliche Declamation veranlaßt haben, welche in ihren Hauptträgern, namentlich in Frau Rettich, zu Manierirtheit des Vortrags führte. Kunſtpoeſie und Kunſttheater erzeugten einander in natürlicher Folge und es hat langer Anſtrengungen bedurft, den Schauſpielern wieder heraus zu helfen aus dem pointirten Singſang in einfache und natürliche Rede.

In dieſen dreißiger Jahren erſtand für das Theater noch ein producirendes Talent, und war namentlich für das Burgtheater ein ſicherer Gewinn. Denn es entſprang in einer Lebensſphäre, welche von ſelbſt Rückſicht nahm auf alle Cenſurſchwierigkeiten. Eine Prinzeſſin aus regierendem Hauſe trat anonym auf mit Schauſpielen. Prinzeſſin Amalie von Sachſen debutirte mit „Lüge und Wahrheit“; es folgte „Der Oheim“, „Der Landwirth“ und ſo fort Jahr für Jahr ein neues Stück. Welch eine ſichere Rente für den Director, da die Stücke auch dem Publicum willkommen waren! Die Kritik hat ſie etwas zu vornehm ignorirt. Es waren anſpruchsloſe und in der That angenehme Productionen. Ein reines Gemüth und ein anſprechendes Talent traten darin dem Zuſchauer freundlichen Auges entgegen. Der Stand einer Prinzeſſin hat die Verfaſſerin freilich wohl gehindert, das Leben und die Menſchen in voller Mannigfaltigkeit und auch in den Abgründen kennen zu lernen. Die Schatten der Gemälde ſind leicht, die Lichter zu unbeſchränkt; man lebt in einer abgeſonderten kleinen Welt. Aber für ein täglich ſpielendes Theater ſind auch ſolche Bilder werthvoll.

Auch Grillparzer zeigte ſich noch in voller Schöpfungskraft. 1831 hatte er die ſchöne Liebestragödie von Hero und Leander, „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (ein Titel wieneriſchen Geſchmacks, den ich nicht preiſen möchte), ein volles Seitenbild zu Shakeſpeare's „Romeo und Julie“, zur Aufführung gegeben. Leider fand das Gedicht nur in ſeiner erſten Hälfte volle Wirkung und verſchwand nach einigen Vorſtellungen vom Repertoire. Frau

Rettich ſpielte die Hero, Fichtner den Leander. Ich muß voraus ſetzen, daß es in der Darſtellung und Inſceneſetzung an etwa Weſentlichem gemangelt hat, denn ich habe zwanzig Jahre ſpäte das verlorengegangene Stück wieder aufgenommen und die ſchönſt wie dauerndſte Wirkung mit ihm erzielt. Man ſagt wohl zur Ent ſchuldigung, das Publicum ſei damals noch nicht reif geweſen fü ſolche claſſiſche Gabe. Aber das leuchtet mir nicht ein. Da Publicum war ſchon fünfzehn Jahre früher reif für die „Sappho“ un hatte unter Schreyvogel's Führung große Fortſchritte gemacht. Fra Rettich, eine norddeutſche Natur, brachte wohl für die Hero nich das freie und ſchöne Sinnenelement mit, welches unentbehrlich iſt fü dieſe Rolle der freien und ſchönen Hingebung, und außerdem habe die letzten Acte, über deren damalige Einrichtung ich mich unter richtet habe, nicht diejenige Inſceneſetzung gefunden, welche nothwendig iſt für die originell wandelnde tragiſche Entwickelung.

1834 brachte Grillparzer „Der Traum ein Leben“, ein Märchendrama ohne Märchen, inſofern es wie ein Märchen anmuthet, ohne doch ein Märchen zu ſein. Der Traum erſcheint dergeſtalt als Wirklichkeit, daß wir ihn bis auf die Höhe des Stückes für Wirklichkeit halten. Nur ein aufmerkſamſtes Publicum entdeckt am Wendepunkte, daß ihm ein Traum vorgeſpielt wird. In eilenden Verſen, ungemein angemeſſen für die vorüberhuſchende Traumwelt, ſtreut Weisheit goldene Worte ein, und das Erwachen iſt in ſeiner gerade aus dem Traumleben weiter geführten Wirklichkeit ſo natürlich und wohlthuend, daß der Zuhörer die moraliſchen Folgerungen freudig aufnimmt als poetiſche Grundſätze. Sie ſind auch poetiſch in dieſem Zuſammenhange und man trägt einen ſchönen Eindruck mit hinweg, wenn der Vorhang zum letzten Male gefallen iſt, und nennt das Stück gern einen öſterreichiſchen „Fauſt“. Denn einen Kampf der Menſchenſeele mit allen Verlockungen hat das Gedicht an uns vorübergeführt.

1838 erſchien ein Luſtſpiel von Grillparzer auf der Scene des

Burgtheaters, „Wehe dem, der lügt!“ Ein Luſtſpiel! Ganz Wien gerieth in Bewegung. Wie iſt das möglich bei dem ernſten Weſen Grillparzer's! Wie wird das ſein? Mit falſcher Spannung ging man daran, und eine falſche Wirkung blieb nicht aus. Grillparzer hatte den weiteſten Begriff des Luſtſpiels im Auge, den Begriff der Comödia, wie die Franzoſen jetzt noch jedes Stück Comédie nennen, welches heiter zu Ende geht. Wir ſind gewohnt, beim Worte Luſtſpiel nur an's Lachen zu denken. Dazu iſt in dieſem Stücke Grillparzer's gar keine Veranlaſſung. Auch ein halbthieriſcher Junker in demſelben iſt gar nicht dazu da. Das Publicum benutzte ihn aber dazu und verirrte ſich in dieſe vorgefaßte komiſche Wirkung, welcher denn alles Uebrige nicht entſprach.

Das Stück iſt als Theaterſtück ſehr ſchwer zur Geltung zu bringen. Vielleicht nur dann, wenn das Publicum voraus weiß, daß keine gewöhnliche Theaterwirkung erwartet wird, daß eine ſinnig folgende Theilnahme genügen, und bei dem glücklichen Ausgange befriedigt ſein ſoll.

Die Dichtung an ſich iſt ganz Grillparzeriſch: intim, eigen, ſinnvoll und wohlthuend. Die Beſetzung war auch nicht geeignet, den richtigen Eindruck hervorzubringen. Der rohe Junker paßte gar nicht für Lukas, einen Schauſpieler für Frack- und Militärrollen, aber durchaus nicht für Aufgaben origineller Charakteriſtik. Die Liebhaberin, eine ſehr ſchöne, unbefangene und doch ſelbſtändige Mädchennatur, war nicht für Frau Rettich, welche die Abſichtlichkeit ſchwer verbarg. Der grimme Vater des Junkers war für den gutmüthigen Wilhelmi ein wildfremder Charakter, und der ſchließende Biſchof von Chalons — „Domvogt“ auf dem Zettel — war in den Händen von Anſchütz der Gefahr preisgegeben, langweilig zu werden. Denn dieſer ſonſt ſo verdiente Künſtler hatte für gewiſſe Salbungsrollen nicht die geiſtige Gewandtheit, dem Tone eines Nachmittagspredigers weit genug aus dem Wege zu gehen.

Das Aufſehen dieſes Mißerfolges war außerordentlich. Wien ſprach lange Zeit nur davon, und die zahlreichen Verehrer Grillparzer's drangen ſeit der Zeit Jahr für Jahr darauf, das Stück in glücklicherer Beſetzung wieder vorzuführen. Ich bin dieſem Wunſche nie beigetreten, obwohl ich gar nicht bezweifle, daß bei dem jetzigen Publicum ein succès d'estime ſicher zu erreichen wäre. Ein ſolcher Achtungserfolg würde den greiſen Dichter doch nicht befriedigen, und die ganze Form des Stückes iſt nicht angethan, eine ſtärkere Theaterwirkung hervorzubringen. Die Nachwelt des Dichters wird nicht unterlaſſen, auch ſolch eine leiſere Wirkung zu ſuchen und das Andenken ihres vaterländiſchen Poeten in der Hingabe an ſolchen feineren Genuß zu feiern.

Auch Zedlitz wendete ſich in den dreißiger Jahren dem Theater zu. Er brachte „Kerker und Krone“, ein Taſſoſtück, und ein Luſtſpiel „Luſtſchlöſſer“ von beſcheiden alltäglicher Natur. Er zeigte bis an ſeinen Tod den lebhafteſten Antheil für das Burgtheater, und zwar in einer originellen Miſchung von hochpoetiſchen Abſichten und recht nahe liegender Unterhaltung. Noch in ſeinem letzten Lebensjahre war er mit einer Poſſe beſchäftigt, in welcher dichteriſche Schilderung Hand in Hand gehen ſollte mit ausgelaſſener Laune. Er hätte wohl in dieſen dreißiger Jahren nur Anregung und Leitung von einer kundigen Direction gebraucht, um ein intereſſanter Theaterſchriftſteller zu werden.

Taſſo war in jenem Jahrzehnt geradezu Mode: auch Raupach brachte ein Trauerſpiel „Taſſo's Tod“. Hier ſtarb Kern als Taſſo, bei Zedlitz Löwe. Keiner von Beiden war eine Taſſonatur, und die Dichter mochten klagen, daß deßhalb ihre Stücke vergänglich erſchienen.

Raupach brachte noch ein Schauſpiel „Die Geſchwiſter“, welches durch gute Schauſpieler eine kurze Lebenskraft erreichte, und lieferte ſchließlich einige Cromwellſtücke, welche vom Reize dieſes puritaniſchen Tyrannen lebten. Solche Theaterſilhouetten waren im Geſchmacke der Zeit. Draußen im Reiche marſchirte Friedrich der Große über die Bühnen, und es war ein Ereigniß, als Seydelmann bei ſeinem Gaſtſpiele dieſe Figur im „Tagesbefehl“ auch auf dem Burgtheater vorführen durfte.

Töpfer, früher ein zweiter Schauſpieler am Burgtheater, ſorgte Decennien lang für ſolche und ähnliche Theaterunterhaltung, wie die „Gebrüder Foſter“ nach dem Engliſchen, der „Pariſer Taugenichts“ nach dem Franzöſiſchen. Die Urſprungszeugniſſe ließ man damals gern weg auf dem Zettel, und Bouffé’s berühmte Rolle hat bei uns lange als Töpfer’ſche Erfindung figurirt. Ob auch die beliebte „Zurückſetzung“, welche Frau Crelinger mit ihren beiden Töchtern einführte, ſolch eine Nachſchöpfung oder ein Original war, iſt mir unbekannt.

Auch Frau Birch-Pfeiffer, mit „Pfefferröſel“ und „Sammtſchuh“ und ähnlichen Stücken grober Zeichnung ſchon lange auf den Theatern wirkſam, erſcheint in dieſer Periode auf dem Burgtheater, und zwar mit „Rubens in Madrid“. Herr Löwe entwickelte ſich als ausgeſprochenes Talent für all’ dieſe halbhiſtoriſchen Matadore, bei denen es auf gewiſſenhafte Zeichnung und tiefere Bedeutung nicht abgeſehen war. Theatercharaktere, wie man Theaterprinzeſſinnen ſagt. Nur Cromwell war an Herrn Laroche gekommen. Ein Publicum, welches vom Ernſt der Geſchichte noch wenig berührt iſt, nimmt beſonderen Antheil an der anecdotenhaften Hiſtorie und ihren herausfordernden Helden. Die „Königin von ſechszehn Jahren“, die ſchwediſche Chriſtine, war damals, obwohl nur zwei Acte lang, ein unverwüſtliches Zugſtück. Die Minauderien des Frln. Peche, welche für hiſtoriſch angeſchimmert gelten konnten, entzückten das Publicum.

Dazu gab es Theatercommißbrod wie Holbein’s „Doppelgänger“, Deinhardſtein’s „Garrick in Briſtol“ in Menge, kurz man ſollte meinen, bei ſo mannigfachem Vorrathe hätte es der Direction nicht fehlen können, ſich in Anſehen zu erhalten.

Es fehlte ihr aber dennoch. Man empfand von Jahr zu Jahr deutlicher, daß dies reich bemannte und reichlich belaſtete Schiff ohne Compaß ſegelte und richtungslos von den Winden hierhin und dorthin getrieben wurde. Ein großes Kunſtinſtitut muß einen Charakter haben, um in Autorität zu bleiben, und wenn die Direction ihm keinen zu verleihen weiß, weil ſie ſelbſt keinen hat, ſo iſt der Niedergang unvermeidlich. Die ſtörende perſönliche Haltloſigkeit Deinhardſtein's dazu und zahlreiche Unordnungen, welche dieſer Haltloſigkeit entſprangen, drängten zum Ende.

Man ſah ſich nach allen Seiten um, wo ein neuer Director zu finden wäre.

Bezeichnend für die Zeit iſt es in hohem Grade, auf wen die Wahl fiel, bezeichnend, weil es nur zu deutlich bekundet, was für Anſprüche man machte. Es fiel Niemand ein, nach einer Fähigkeit auszuſchauen, welche Geiſt oder Styl, oder irgend eine höhere Bedeutung des Theaters fördern könne. Bewahre! — Der Miniſter des Inneren ſelbſt, Graf Kolowrat, leitete die Wahl, und es ſchien für dieſelbe ein Mann am wünſchenswertheſten, welcher ſorgfältige Verwaltung einführen könnte. Alſo auch hierin ſchädigte Deinhardſtein. Seine wüſte Führung machte vor Allem das Bedürfniß rege nach Ordnung und Genauigkeit. So ward Herr v. Holbein berufen, der eine lange Theaterpraxis für ſich hatte.

Holbein hat denn auch den Abſichten entſprochen, welche ſeiner Wahl zum Grunde lagen: er hat Ordnung und Genauigkeit eingeführt. Der Mechanismus zog mit ihm ein, ſo weit es das Regiſſeur-Regiment, welches ſich unter Deinhardſtein gepflegt hatte, zuließ. Die Regie widerſetzte ſich Holbein's äußerlichem Formelweſen vielfach mit Recht. So wurde der Wagen gleichzeitig nach links und nach rechts gezogen, litt natürlich darunter, und kam doch nicht vorwärts. Die oberſte Direction ward nun zur Entſcheidung aufgerufen: Sie trat auf die Seite der Regiſſeure, aber ſie ſtand rathlos vor der großen Frage: Warum ſinkt denn das Theater, auch nachdem Ordnung eingeführt worden? Es blieb ihr unbekannt, daß ſeit Schreyvogel der ſchöpferiſche Geiſt abhandengekommen, und daß dieſe Kleinigkeit einem Kunſtinſtitute unerläßlich ſei. Man ſtudirte, man hielt Rath, und kam zu dem Reſultate: Intereſſante Stücke müſſen herbeigeſchafft werden, um das murrende Publicum wieder zufrieden zu ſtellen. Ich erinnere mich, daß hinaus in's Reich die Kunde drang: Jetzt hat man's gefunden, was helfen wird im Burgtheater, das Stück iſt entdeckt! Es heißt „Cäſario", und es wird einſtudirt, und man iſt des glücklichſten Erfolges gewärtig.

Dieſer „Cäſario" iſt ein mittelmäßiges Stück von Pius Alexander Wolff, und er ward aufgeführt am 10. Februar 1844, und zu ſchmerzlicher Ueberraſchung fiel er durch. Was nun? Geſchehen muß Etwas, denn die Mißſtimmung wird allgemein. Der alte Graf Moritz Dietrichſtein, welcher ſchon mehrmals die oberſte Direction in der Hand gehabt, trat wieder an die Spitze und hielt eine Anrede an die Mitglieder. Die herkömmlichen Redensarten ohne jeden greifbaren Inhalt gingen durch alle Zeitungen. Was konnte das helfen! Der alte Herr hatte recht gute Eigenſchaften: er hing treu am Inſtitut und er beſchützte die bewährten Hofſchauſpieler mit tendenziöſem Wohlwollen. Aber er hatte nur dunkle Vorſtellungen von den Bedürfniſſen eines lebendigen Organismus, er gehörte einer Zeit an, welche mit edler Declamation im Trauerſpiele, mit rührender Gemüthlichkeit im Schauſpiele zufrieden geweſen, er war ein Kind gegenüber den Anforderungen der neuen Zeit, welche nun auch in Oeſterreich einbrach. Erſt zornig, dann ſtarr vor Erſtaunen, dann unmuthig und verdrießlich, endlich verzagt ſtand er vor dieſen unbegreiflichen Verlangniſſen. Holbein, der längere Zeit in den Hintergrund gedrängt und der nun erſt wieder gefragt worden, zuckte die Achſeln und erklärte: „Auf politiſche Einflüſſe, ich ſag' es mit Stolz, verſteh' ich mich nicht, und ein Theaterdirector muß Nichts damit zu ſchaffen haben".

So geſchah's, und das Burgtheater ſelbſt verfiel. Und doch war das Holbein'ſche Jahrzehnt — 1840 bis 1850 — keineswegs arm an neuen Stücken. Ja, man erſtaunt bei näherem Zuſehen über die gar nicht unbedeutende Reichhaltigkeit der dramatiſchen Production, und fragt ſich erſtaunt: warum hat denn das gar nicht mehr zugereicht? Es hat doch eben an der gedanken- und geiſtloſen Führung gelegen, welche Nichts ordentlich zu verwerthen, und für das Ganze keinen Styl, keinen genügenden Geſammteindruck hervorzubringen gewußt hat.

Die Franzoſen lieferten dem Burgtheater die wirkſamſten Stücke: Scribe das „Glas Waſſer“ und die „Feſſeln“, Bayard „Er muß auf's Land“, Dumas „Liebe nach der Hochzeit“ und das „Fräulein von St. Cyr“ („Unſichtbare Beſchützerin“ titulirt). Sogar Ponſard's „Lucretia“ wird mit Intereſſe aufgenommen. Von den Einheimiſchen bringt Halm den „Sohn der Wildniß“, „Sampiero“, „Donna Maria de Molina“; ein „Spartacus“ von Weber, „Ziani und ſeine Braut“ von Hermannsthal finden Beifall und Lob. Bauernfeld bringt den „Deutſchen Krieger“, welcher das größte Glück macht, und „Großjährig“, eine Verſpottung des Metternich'ſchen Regiments, welche Furore macht. Daneben finden die jungen Deutſchen von draußen mannigfachen Zutritt: Gutzkow in einer ganzen Anzahl von Stücken („Werner“, „Die Schule der Reichen“, „Richard Savage“, „Ein weißes Blatt“); Freytag mit ſeiner „Brautfahrt Maximilian's“; Prutz mit „Moritz von Sachſen“, Laube mit „Monaldeschi“, Kuranda mit der „Letzten weißen Roſe“. Wirkſame Theaterſchriftſteller ferner liefern in dieſer Zeit ihre beſten Sachen: Benedix den „Doctor Wespe“ und den „Vetter“, Charlotte Birch-Pfeiffer die „Marquiſe von Villette“, „Mutter und Sohn“, „Dorf und Stadt“; Eduard Devrient die „Verirrungen“ und „Treue Liebe“; Lederer die „Kranken Doctoren“ und „Geiſtige Liebe“. Daneben wird Shakeſpeare in Bearbeitungen, freilich unhaltbarer Stücke, verſucht: Halm bringt „Cymbelin“ als „Kinder Cymbelin's“, und die „Luſtigen Weiber von Windſor“ verſuchen ihr zweifelhaftes Glück. Endlich kommt und verſchwindet wie überall die ſpaniſche „Dame Kobold“.

Eine große Anzahl obiger Stücke behauptet aber Stand, und dennoch tritt Verfall des Theaters ein. Kein Zweifel, das Publicum ſpürte, daß die Stücke Zufallsgaben waren, daß es eine Ernährung war von gefundenen Biſſen zu gefundenen Biſſen, daß aber ein organiſcher Ernährungs- und Lebensproceß fehlte. Alter Kram dazwiſchen neu gebracht, wie „Künſtlers Erdenwallen“ von Julius von Voß, verrieth immer wieder, daß veralteter Geſchmack am Ruder war. Und ſo war es. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß Holbein geringſchätzig auf unſere Productionen blickte. Er ſchrieb mir: „Ihre „Monaldeschi's“ und „Rococo's“ finden hier keinen Anwerth“. Der zufällige Rath eines Oeſterreichers brachte „Monaldeschi“ auf's Burgtheater. Der Rath ging dahin: Schicken Sie das Stück direct an den Miniſter Kolowrat; der ſpielt gern den Protector und den Widerſacher Metternich-Sedlnitzky'ſcher Cenſur; er thut was für ſeinen liberalen Ruf. Dieſen Rath befolgte ich, und der erſtaunte Holbein erhielt das Stück mit dem für die Scene viſirten Reiſepaſſe.

Das Jahr Achtundvierzig erlöſ'te die Direction von weiteren Gründen, warum die Theilnahme ſo ſichtlich abnehme für das ſonſt ſo beliebte Inſtitut. Unter ſolchen Staatswehen verſchwindet jedes Theater.

X.

Das Burgtheater unter Director von Holbein, ſowie unter zürnender Beihülfe des oberſten Directors Grafen Moritz Dietrichſtein war in ſtetem Niedergange 1848 bis dicht an den Abgrund gerathen.

Man nannte achſelzuckend dieſen Abgrund die 1848er Revolution, wie man gerne ſeine Schuld und Calamität auf große Ereigniſſe abladet. Dies Staatsereigniß machte aber nur den Abgrund ſichtbar. Man hatte ſeit ſechszehn Jahren daran gegraben, ſeit man den kundigen und tüchtigen Leiter des Inſtituts, Schreyvogel, leichtſinnigerweiſe vom Ruder und in den Tod gedrängt, das Ruder aber unfähigen Händen übergeben hatte.

Jetzt, im Frühjahre 1848, kam es auf, was Wien lange wußte, daß das Burgtheater dem öffentlichen Tadel nicht mehr Stand halten konnte. Holbein hatte ſich in ſein Zelt zurückgezogen wie Achilles vor Troja, und zeigte mit beiden Händen auf die oberſte Direction hin, welche ihn behindert habe an weiſen Maßregeln, und die oberſte Direction in Geſtalt des Grafen Moritz Dietrichſtein ging in bekümmerter wie gereizter Unruhe hin und her und blieb vor jedem Bekannten ſtehen, aus allen Taſchen Zeitungen hervorziehend und verzweiflungsvoll erzählend, wie dem claſſiſchen Inſtitute beiſpiellos mitgeſpielt werde. Es ſei gar kein Ende abzuſehen, und die bethörten Menſchen kämen auch ſchon lange nicht mehr ins Theater — —

Damals lernte ich dieſen alten Herrn näher kennen, welcher es in ſeiner Art vortrefflich meinte mit dem Burgtheater und noch vortrefflicher mit den Hofſchauſpielern. Die Art war nur bitterlich veraltet und es begriff der alte Herr ganz und gar nicht, was denn die Welt eigentlich wollte.

Ich war auf einen Brief von Louiſe Neumann nach Wien gekommen, welcher beſagte, daß endlich der Tag erſchienen ſei für Aufführung der „Karlsſchüler“, und daß ich herzueilen möchte, das Stück in Scene zu ſetzen. Dies habe ſeine Schwierigkeiten, denn der jüngſte von den Karlsſchülern, die ich finden würde, habe ein halbes Jahrhundert gelebt.

Ich hatte denn mit dieſen reifen Schülern das Stück in Scene geſetzt und mich bei dieſer Gelegenheit vollſtändig aufgeklärt über den inneren Zuſtand des Theaters. Es war mir ſeit fünfzehn Jahren nicht fremd. Im Jahre 1833 und im Jahre 1845 bei längerem Aufenthalte in Wien hatte ich mich — providentiellerweiſe, würde ein Frommer ſagen — nur um das Burgtheater gekümmert, obwohl meine Seele damals nicht die entfernteſte Ahnung davon hatte, ich könnte jemals Theater-Director oder gar Director des Burgtheaters werden. Ich war alſo jetzt ganz vorbereitet, alle Nuancen des ſchon lange bröckelnden Verfalls zu würdigen und dem Grafen Dietrichſtein Bemerkungen zu machen, welche ihn zwar ärgerten, am Ende aber doch intereſſirten, weil ſie ihm zur Erklärung dienten über die öffentliche Unzufriedenheit.

Ein Vorfall bei der ſtürmiſchen Aufnahme der „Karlsſchüler“ brachte mich ihm noch näher. Ein Theil des Publicums nämlich wollte die alte Sitte brechen, welche den Hervorruf der Schauſpieler unterſagte. Man rief Fichtner, welcher den Schiller ſpielte, mit ſolcher Ausdauer und ſolchem Ungeſtüm, daß die Behörden hinter dem Vorhange ſich keinen Rath mehr wußten. Der Kaiſer und der kaiſerliche Hof waren zugegen, die Volksſtimmung erwies ſich damals gebieteriſch — man fürchtete arge Auftritte und Ausbrüche. Ein Director war nicht zu ſehen, die Regieherrſchaft auf der Scene war in jener Zeit maßgebend, und die Regie zerfiel bei dem Vorfalle in zwei Parteien, hob ſich alſo ſelber auf. Fichtner, immer ein Muſter guter Burgtheaterſitte, wollte ſich nicht dazu hergeben, das alte Geſetz zu brechen, Löwe aber ſchrie in ihn hinein: „Hinaus, Fichtner, hinaus! Aufziehen laſſen! Hinaus! Der alte Zopf muß endlich einmal abgeſchnitten werden!“

Fichtner wendete ſich an mich mit der Frage, was ich über das Hinausgehen der Schauſpieler dächte. „Ich bin dagegen“ — ſagte ich — „und finde die alte Sitte vortrefflich, weil ſie der Parteinahme für einzelne Schauſpieler vorbeugt und die Aufmerkſamkeit auf das Kunſtwerk als Ganzes nicht zerſplittert durch perſönliche Demonſtrationen.“ — „O dann“, fuhr Fichtner fort, „gehen Sie noch einmal hinaus, vielleicht wird dadurch dem Lärmen ein Ende gemacht!“

Ich war nämlich als Autor ſchon vorher gerufen worden und war erſchienen trotz meiner Abneigung vor dieſer perſönlichen Einmiſchung des Verfaſſers. Der Sturm war ſo ſtark, daß man jedes Befriedigungsmittel ergriff. Ich mußte Fichtner alſo erwiedern: „Mich hat man ſchon gehabt, mich will man auch nicht, man will Sie“.

„Gehen Sie trotzdem!“ bat Fichtner und deutete auf Löwe's Pronunciamento, welches natürlich zuſtimmende und lärmende Theilnehmer um ſich geſammelt hatte.

„Aber“ — entgegnete ich — „wenn ich, den man nicht ruft, draußen erſcheine, ſo muß ich ja doch in Betreff Ihrer etwas Ablehnendes ſagen, und ich bin ja hier Gaſt, ich bin ja nicht Director —“

Während dieſer Worte wurde der Sturm im Hauſe Orcan, und von allen Seiten ſtürzten Leute herbei mit Botſchaft und Bitten, daß Etwas geſchähe; der kaiſerliche Hof ſei ja ausgeſetzt. Da entſchloß ich mich, den Director zu ſpielen, ließ aufziehen, ging hinaus bis an die Rampe und deutete an, daß ich ſprechen wollte.

Es wurde todtenſtill, und ich ſagte, daß ich ſtatt des Herrn Fichtner für die Auszeichnung dankte, welche man ihm zugedacht.

Ich trat zurück und es blieb todtenſtill. Was der fremde Mann da dem Publicum zu ſagen ſich erdreiſtet hatte, war ganz unpopulär. Aber nach einigen Secunden erhob ſich Beifall, und nach einer weiteren Secunde wurde er allgemein. Der ruhige Theil des Publicums hatte verſtanden, was ich gemeint, und unter dem unruhigen Theile beſannen ſich wohl auch die Meiſten, daß die Sitte gut wäre, welche man eben abſchaffen gewollt.

Der Hervorruf des Schauſpielers kehrte den ganzen Abend nicht wieder, die Sache war erledigt, die alte gute Burgtheaterſitte war erhalten.

So war ich aus dem Stegreif Director geweſen. Die nächſten Tage wollten mich ernſtlich dazu machen; ja ſie machten mich dazu. Niemand war überraſchter davon als ich ſelbſt. Saul ging aus, ſeines Vaters Eſel zu ſuchen, und er fand eine Krone. Aber was für eine Krone?! Eine recht mißliche. So erſchien ſie wenigſtens mir.

In den nächſten Tagen nämlich verſicherte mir Graf Dietrichſtein, es habe in höheren Kreiſen und auch bei ihm einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht, daß der fremde, recht ſcharf angezeichnete Liberale reſolut in den Sturm hineingegangen ſei, um etwas Unpopuläres zu vertreten, während die Berufenen den Kopf verloren gehabt. Es verlaute ferner von vielen Seiten, daß die Inſcenesetzung der „Karlsſchüler" einen ganz neuen Eindruck hervorgebracht habe unter den Schauſpielern, und daß endlich bei ſo unruhiger Zeit ein ruhig handelnder Führer dem Theater recht nothwendig geworden ſei. — Vertraulich ſetzte der alte Herr hinzu: „Mit den Zeitungen halte ich das nicht aus, da brauch' ich Einen, der ihnen die Spitze bietet, und Louiſe Neumann erklärt Sie wirklich für einen ausgezeichneten Menſchen, kurz, Sie ſollen Director des Hofburgtheaters werden!"

Dies wurde thatſächlich ins Werk geſetzt, und nur die Quelle meines Gehaltes bewirkte glücklicherweiſe eine Verzögerung. Graf Dietrichſtein wollte den Gehalt nicht aus der bedrängten Theatercaſſe zahlen, ſondern ihn aus kaiſerlicher Caſſe erheben. Die Vertreter der kaiſerlichen Caſſe hatten aber im Frühlinge 1848 noch dringendere Sorgen, als die Bezahlung eines neuen Theater-Directors, und der läſtige neue Poſten ging mit einem Fragezeichen von einer Finanzſtelle zur anderen.

Dies rettete mich. Es war ja klar, daß unter den damaligen Sturmpetitionen nicht die Schäferſtunde ſchlagen konnte für die Regeneration eines Theaters. Die Aufmerkſamkeit der Oeſterreicher war auf ganz andere Dinge gerichtet. Ich trug alſo ſelbſt auf Vertagung an und reiſte von dannen.

Die Unruhen ſteigerten ſich bekanntlich bis in den Spätherbſt hinein, und dies Directions-Thema gerieth von beiden Seiten in Vergeſſenheit.

Da kam gegen Ende des Jahres der Thronwechſel und mit ihm ein Wechſel der oberſten Hofämter. Graf Dietrichſtein ſchied aus. Graf Grünne vereinigte in der erſten Zeit mehrere dieſer Hofämter in ſeiner Hand, und er verſicherte mir in einem kurzen Briefe, daß er mich für den richtigen Mann halte zu dem Directions-Poſten. Er werde mich unterrichten, ſobald die Zeit gekommen wäre, auch an das Theater zu denken.

Unterdeſſen war Holbein aus ſeinem Zelte getreten und hatte die cenſurfreie Zeit benützt, Alles aufzuführen, was ſo lange verboten geweſen. Mit Siebenmeilenſtiefeln marſchirten die bis dahin unmöglich geweſenen neuen Stücke über die Burgbühne.

Den „Karlsſchülern" war „Maria Magdalena" von Hebbel gefolgt am 8. Mai. Schon neun Tage darauf kam Freytag's „Valentine". Bald darauf — mitten im Sommer — eine berufene Tragödie „Tiphonia“ vom Improviſator Langenſchwarz; ebenſo im heißen Sommer Ludwig Robert's „Macht der Verhältniſſe“, die draußen ſeit Jahrzehnten ſchon wieder vergeſſen waren. Drei Tage ſpäter „Bürgerthum und Adel“ von Töpfer, fünf Tage nach dieſem „Eine Familie“ von Frau Birch-Pfeiffer. Alsdann das erſehnte „Wallenſtein's Lager“ und ein poſitives Erſchrecken des Publicums vor dem Capuziner, und ſo fort in dieſer Haſt Neuigkeit auf Neuigkeit wie im vorigen Jahrhundert. — Im Winter 1849 „Judith“ von Hebbel, „Das Urbild des Tartüffe“ und „Uriel Acoſta“ von Gutzkow, „Ein neuer Menſch“ von Bauernfeld, „Herodes und Mariamne“ von Hebbel, „Michel Perrin“ — es war eine Orgie mit früher verſagten Speiſen.

Aber die Zeit war ſo, daß nur eine kleine Anzahl Leute Appetit hatte, und die Speiſen wurden reizlos angerichtet, ein großer Theil derſelben wurde verwüſtet.

Die beſſeren Sachen, welche der ſchleuderhaften Abmachung Widerſtand geleiſtet, habe ich ſpäter durch beſſere Beſetzung auffriſchen, durch ſorgfältige Inſceneſetzung wiederherſtellen müſſen.

So kam der Herbſt 1849 und mit ihm wiederum ein Wiener Brief an mich, der mich eilig citirte. Wie aus dem Innern des Kyffhäuſer hätte ſich die Sage verbreitet, ich ſei zum neuen Director des Burgtheaters auserſehen, und Holbein wollte das unmöglich machen dadurch, daß er Hals über Kopf meinen „Struenſee“ in Scene ſetzte ganz ohne Striche. Die Revolutions-Scenen in dieſem Stücke, unverkürzt dargeſtellt, würden den regierenden Herrſchaften die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Verfaſſer ſolcher Stücke ungeeignet wäre für ſolchen Poſten. Ich möchte alſo eiligſt kommen und das Stück mit den nöthigen Strichen ſelbſt in Scene ſetzen.

Ich kam. Aber nicht in der Abſicht, mein Stück zuſammenzuſtreichen. Ich hatte ſeit der „Karlsſchüler“-Aufführung und der Bekanntſchaft mit dem Grafen Dietrichſtein Zeit genug gehabt, zu überlegen, unter welchen Bedingungen allein es möglich ſei, in der Leitung des Burgtheaters Gutes zu ſtiften. Dazu ſchien mir denn eine billige Freiheit in der Wahl der Stücke und ein Anſchließen dieſer Bühne an die liberalen Bedürfniſſe der Zeit unerläßlich. Kann dein „Struenſee“ — ſagte ich mir — nicht unverſtümmelt gegeben werden, dann biſt auch du ſelbſt auf dem dortigen Directorſtuhle nicht am richtigen Platze. Oeſterreich war eine conſtitutionelle Monarchie geworden; ich meinte, ſolche Anſprüche könnten in organiſchem Zuſammenhange mit dem neuen Staate erfüllt werden, und ich ſetzte deßhalb den „Struenſee“ in Scene, wie er geſchrieben ſtand.

Holbein hatte mich zum Zuſchauen in ſeine Loge geladen und die Situation in dieſer Loge war recht pikant. Er hoffte auf ſtürmiſche, demonſtrative Aufnahme, welche mich in der Directions-Geburt erſticken ſollte, ich hoffte auf einen mäßigen, wohlthuenden Beifall.

Er ſiegte neben mir. Die Aufnahme war ſtürmiſch, demonſtrativ. Dennoch verließen wir Beide befriedigt die Loge. Ich nämlich war doch zu ſehr eitler Vater meines Kindes, als daß mir nicht der Beifall im Ganzen wohlgeſchmeckt hätte. Das gefährliche Zuviel ſchlug ich mir aus dem Sinne, weil ich in der That darüber ganz im Klaren war, daß eine ſolche Direction wirklich ein Neſſushemd wäre, wenn man mit ihr die brennenden Schmerzen einer überlebten Cenſur auf ſich nehmen müßte.

Zwei Tage darauf verkündigte mir Graf Lanckoronski, der neue Oberſtkämmerer und als ſolcher oberſter Hoftheater-Director, daß man ſich an hoher Stelle beifällig über „Struenſee“ ausgeſprochen, ſowohl über das Stück als auch über die Inſceneſetzung. Der ſtörende Tendenz-Applaus treffe den Verfaſſer nicht. Es ſei nur zu beklagen, daß Vorgänge und Reden aus dem Zuſammenhange

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 02174/034

geriſſen und für augenblickliche Zwecke gedeutet würden. Dieſe Beſchädigung eines Kunſtwerkes würde ſich wohl verlieren, wenn das Publicum allmälig inne würde, daß man ihm kein wirkſames Stück entzöge aus Furcht vor Tendenzbeifall.

Ich konnte nicht ſicherer geſtellt werden für die Zukunft, und Graf Lanckoronski begann nun auch ſeinerſeits die Unterhandlung mit mir.

Ich war unterrichtet, daß ich mir beſtimmte Punkte in den Inſtructionen ausbedingen müßte. Namentlich Friedrich Halm hatte mir eingeſchärft, daß ich die Stelle nicht annehmen ſollte ohne Zuſicherung von „Wahl der Stücke, Bildung des Repertoires, Beſetzung der Rollen“. Ohne dieſe Vollmachten ſei eine erſprießliche Wirkung nicht möglich.

Ich beſtand denn auch auf dieſen Punkten, und als mir meine Anſtellung eingehändigt wurde, ich aber in den Inſtructionen dieſe Vollmachten abgeſchwächt fand, gab ich die Anſtellung zurück und rüſtete mich zur Heimreiſe.

Einige Tage ſpäter erhielt ich das Anſtellungsdecret nochmals, und die dazugehörigen Inſtructionen brachten jene Vollmachten unverkürzt.

Ich muß mit Dank dem Grafen Lanckoronski ins Grab nachrühmen, daß er mir dieſe Zuſicherungen vierzehn Jahre lang bis an ſeinen Tod getreulich wie ein Edelmann gehalten hat, wie oft er auch unzufrieden war mit meinen daraus hervorgehenden Maßregeln.

Streitig war bis zum eigentlichen Abſchluſſe mein Titel geweſen. Das klingt wunderlich für einen Menſchen wie ich, der unter vielen Fehlern den der Titelſucht eben nicht hat. Aber hier bedeutete der Titel die Sache; ich brauchte ihn alſo. Ich verlangte Director zu heißen, und man wollte mich Dramaturg nennen. Ebenſo wollte man mich proviſoriſch nur auf zwei oder drei Jahre — ich weiß es nicht mehr genau — anſtellen. Gegen das Proviſorium hatte ich Nichts einzuwenden, wir kannten uns ja gegenſeitig nur ungenügend; aber ich verlangte fünf Jahre. — Dieſe Fragen über Titel und Zeitdauer wurden entſchieden durch die zwei wichtigſten Machthaber jener Epoche: der Titel durch den Fürſten Felix Schwarzenberg, die Zeitdauer durch den Grafen Grünne.

Ich ſuchte und erlangte zu dieſem Zwecke eine Unterredung mit dem Fürſten Schwarzenberg, welche ich bei anderer Gelegenheit ſchildern will, da ſie ſich breithin über Politik erſtreckte. Hier ſei nur erwähnt, daß ich ihn in einem ſaalartigen Zimmer fand, daß er in der Mitte deſſelben vor einem Schreibtiſche ſaß, daß er eine ſtarke Regalia-Cigarre in vollen Zügen rauchte und ſie mitten ins Zimmer warf, ehe ſie über die Hälfte abgeraucht war, und daß er mir in ſeinem ſchlanken Wuchſe und mit ſeinem etwas ermüdeten, aber intereſſanten Geſichte den Eindruck eines ſehr einfachen, natürlichen Menſchen machte. Er ſprach über Alles wie ein Naturaliſt im Gegenſatze zu Fachmännern, und wie ein „sabreur“, das Wort im Sinne des erſten Napoleon genommen.

„Was iſt Dramaturg?“ fragte er mich.

„Durchlaucht, das kann Ihnen kein Menſch in kurzen Worten ſagen.“

Da lachte er laut. Und als ich hinzuſetzte, daß eben deßhalb ein ſolcher Titel Nichts tauge, wo es ſich um Autorität zum Regieren handle, da unterbrach er mich mit den Worten: „Sie haben vollkommen Recht. Sie ſollen dirigiren, müſſen alſo auch Director heißen. Sprechen wir von etwas Anderem!“

Graf Grünne machte einen ganz anderen Eindruck. Im Commißmantel, bis an den Hals zugeknöpft, neigte er den fein geſchnittenen Kopf ein wenig nach vorne, um gleichſam anzudeuten: ich höre.

Er hörte ſehr gut, ſprach nicht Ein müßiges Wort und fragte nur poſitiv: „Warum wollen Sie gerade fünf Jahre?“

„Weil ich in den erſten Jahren genöthigt bin, mir ſehr viel

Feinde zu machen. Ich muß aufräumen, muß abſetzen. Nach zwei bis drei Jahren bin ich im Weſentlichen nur verhaßt — ſchaffen und mir Freunde erwerben kann ich erſt im vierten und fünften Jahre."

Er lächelte, nickte mit dem Kopfe und entließ mich mit den Worten: „Ich werd's dem Grafen Lanckoronski ſagen".

So wurde ich Director auf fünf Jahre.

XI.

Was fand ich bei meinem Eintritt? Ein ganz kleines Repertoire, ein ſehr kleines Perſonal und — zu unerwartetem Schrecken! — ein ſehr langes Verzeichniß von Stücken, welche nie mehr gegeben werden ſollten.

Mein Chef hatte ſolche Beſeitigung aller auch nur einigermaßen mißliebigen Stücke für nothwendig und möglich gehalten und mir die Auswahl erſpart, indem er eigenhändig rothe Kreuze angebracht auf einer langen Liſte. Mein Bureau-Amanuenſis, ein vom unteren Theaterdienſte emporgeſtiegener Veteran, des Namens Riſter, legte mir dies lange Blatt mit Todesurtheilen vor und fragte ſchüchtern: Wie ſoll denn das gehen, da wir ohnehin Nichts mehr zu ſpielen haben?

Ich antwortete ihm: Man ſtirbt nicht ſo leicht; jedenfalls wehrt man ſich nach Kräften, wenn's an's Leben geht, und ein lebensvolles Stück hat ein zähes Leben.

Dieſer Kampf um's Leben der Stücke hat mit dem erſten Tage meiner Direction begonnen und hat gedauert bis zum letzten Tage.

Die Repertoire-Sorge war wirklich groß und ſchwer. Etwa für vierzehn Tage waren fertig gemachte Stücke vorhanden, meiſt alter Sorte. In allen übrigen gähnten weite Beſetzungslücken. Man hatte nichts Fehlendes erſetzt, man hatte nicht gearbeitet, man hatte nur hie und da nothdürftig geflickt.

Allerdings nicht ohne Grund. Das Perſonal war unzureichend.

Seit zehn Jahren war Niemand von Bedeutung engagirt worden. Der Director hatte keinen Trieb dazu gehabt, die oberſte Direction ebenſowenig, und die Regieherrſchaft war an ſich ein ſchweres Hinderniß für neue Engagements. Sie war mit ihren Angehörigen und Hinterſaſſen eine geſchloſſene Phalanx. Angehörige waren nicht nur Verwandte, ſondern auch zupaſſende Schauſpieler, zupaſſend dadurch, daß ſie nicht ſtörten, daß ſie nicht in erſte Linie vordrängen oder gar überragen wollten. Jeder Regiſſeur deckte einen weiten Bereich von Fächern, er beherrſchte ein ganzes Kronland. Wenn ein neues Mitglied erſchien, da beeinträchtigte es gewiß, und am Ende konnte es gar erſetzen. Jedenfalls nahm es einen Platz weg, welchen man heute oder morgen für einen dankbaren Schützling brauchen konnte. Kurz, die Regieherrſchaft iſt der natürliche Gegner neuer Engagements, und ſie hatte den redlichſten Antheil an der Perſonal-Verarmung des Burgtheaters.

Ungefähr ein Dutzend guter, zum Theil ſogar ſehr guter Schauſpieler und Schauſpielerinnen fand ich vor. Aber die Mehrzahl war alt, die Minderzahl bejahrt.

Mit wenigen Ausnahmen kamen ſie mir alle freundlich entgegen, und ich durfte hoffen, ſie zu gemeinſamer Werkthätigkeit bereit zu finden.

Dieſe Hoffnung erfüllte ſich, ſo weit ſie die Tagesarbeit betraf. Ich theilte Stücke aus, ſetzte Proben an und muthete ihnen viel Arbeit zu in dieſem Kreiſe. So weit es die Kräfte bejahrter Leute hergaben, verſagten ſie keine Anſtrengung und bewährten den alten trefflichen Corpsgeiſt des Burgtheaters.

So weit aber dieſe Hoffnung eine höhere Mitwirkung betraf, ließen ſie mich vollſtändig im Stiche. Theils aus Unbedacht, theils aus eingeroſteter Bequemlichkeit, theils aus Unvermögen.

Die Mehrzahl war ohne literariſche Bildung; Manchem ſagte man nach, er läſe das ganze Jahr hindurch kein Buch. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war das ein Uebelſtand, wenn von Theilnahme an einer Direction die Rede ſein ſollte.

Ich theilte neue Stücke unter ſie aus und bat um Gutachten. Dieſe Aufgabe lehnten ſie ſämmtlich ab, und ich war nach einigen Monaten außer Zweifel, daß mein Gedanke einer gemeinſchaftlichen Thätigkeit im höheren Sinne unausführbar wäre. Ich mußte mich beſcheiden, ihre guten und braven Dienſte — ſo weit es die Mehrzahl von ihnen betraf — für den Tagesdienſt zu verwerthen.

Ich war alſo auf mich ſelbſt, auf mich allein angewieſen. Niemand ſtand neben mir als Veteran Riſter mit allen Nachweiſen früherer Vorgänge, Beſetzungen und Perſonalien. Er war meine Geſchichtsquelle.

Soll ich mich unter ſolchen Umſtänden eines Planes und idealer Grundſätze rühmen? Unter Umſtänden, welche mich, wie lange! nöthigten, um das tägliche Brod zu fechten? Ich kann es doch. Ich focht um's tägliche Brod, aber bei all dem Fechten ſuchte ich weiter zu blicken. Ich faßte ein feſtes Ziel in's Auge und beſchied mich eben, nur langſam, nur Schritt für Schritt an das Ziel gelangen zu können.

Dies Ziel war: ein Repertoire zu erreichen, welches jeder gebildete Mann vollſtändig nennen könnte. Darin ſollten enthalten ſein: alle Stücke, welche von Leſſing an Lebenskraft bewährt hatten auf dem deutſchen Theater, ferner von Shakeſpeare alle Stücke, welche die Compoſitionskraft wirklicher Stücke beſäßen und unter uns noch wirklichen Antheil finden könnten; endlich von den romaniſchen Völkern die wenigen Werke, welche charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten für uns ſind, wie „Phädra" zum Beiſpiel, wie „Donna Diana" und das „Leben ein Traum"; von den modernen Franzoſen aber alle diejenigen Converſationsſtücke, welche in der Form gut ſind und unſeren Sitten nicht widerſprechen.

Um dies Ziel zu erreichen, war es nöthig, das Perſonal ſo zu ergänzen, daß alle wichtigen Stücke beſetzt werden könnten. Wäre das nicht durchwegs bis zu einer gewiſſen Vollkommenheit möglich, dann wollte ich zunächſt auch mit mäßigen Kräften vorlieb nehmen, um die Lücken auszufüllen, und wollte mit aller Hingebung die herbeigezogenen jungen, zunächſt nur mäßigen Kräfte heranzubilden ſuchen. Die Stücke, das volle Repertoire wollte ich in erſter Linie erſtreben. Bietet man — meinte ich — dem Publicum reichen Inhalt, ſo zeigt es Nachſicht für Perſonalſchwächen und fühlt ſich durch den erhöhten geiſtigen Gehalt ſeines Schauſpielhauſes veranlaßt, die heranwachſende Jugend des Perſonals durch Aufmunterung fördern zu helfen.

Mein Ideal war, nach einigen Jahren jedem Gaſte aus der Fremde ſagen zu können: Bleibe ein Jahr in Wien und du wirſt im Burgtheater Alles ſehen, was die deutſche Literatur ſeit einem Jahrhunderte Claſſiſches oder doch Lebensvolles für die Bühne geſchaffen; du wirſt ſehen, was Shakeſpeare uns Deutſchen hinterlaſſen, wirſt ſehen, was von den romaniſchen Völkern unſerer Denk- und Sinnesweiſe angeeignet werden kann.

Ich habe dies Ideal nie aus den Augen gelaſſen. Ob ich's erreicht habe? In dieſer ſterblichen, mitunter recht ärgerlichen Welt klingt es vermeſſen, von Erreichung eines Ideales zu ſprechen. Aber wir haben uns manchmal eingebildet, ihm nahegekommen zu ſein. Den Ruhm des Burgtheaters nehme ich poſitiv in Anſpruch, daß es von 1850 bis 1867 unermüdlich und oft erfolgreich nach dieſem Ideale geſtrebt hat. Mit Mängeln behaftet ſind wir immer geblieben, und wir haben nicht Alles gleich gut aufführen können. Aber wir haben jenen großen Kreis, ich darf es ſagen, ziemlich gut ausgefüllt. Das Burgtheater hat ſeit einer Reihe von Jahren das umfaſſendſte Repertoire geboten, nicht nur in Deutſchland, ſondern in Europa. Das Théâtre français, unſer großer Rival, kommt wegen ſeines formell abgeſchloſſenen romaniſchen Weſens nirgends über romaniſche Grenzen hinaus und kann ſich Nichts aus der Fremde aneignen, wie wir es vermögen. Und ein anderer Rival iſt nicht verbanden. Die deutſchen Theater ſind darin ſämmtlich zurü geblieben, die engliſche Bühne iſt verfallen und die ſpaniſche wie d italieniſche ſind franzöſirt.

Natürlich hat ein Jahr das andere ausgleichen müſſen in Bez auf Vollſtändigkeit. Heute verſagt ein Mitglied für dieſe, morge ein anderes für jene Hauptrolle; das Material der Schauſpielkun beſteht aus Menſchen, welche Krankheiten und Schwächen unte werfen ſind, nicht aus Marmor und Erz. Dann mußte ein Haup ſtück vertagt werden. Aber es iſt immer nur vertagt geblieben, e iſt immer wieder eingerückt in die große Reihe. Und wenn Anſtänd oder Verbote eintraten, da mußten wir uns fügen. Aber wir fügte uns immer nur dem unwiderſtehlichen Drucke. Sobald ſich nur ei Luftloch öffnete, waren wir auch augenblicklich wieder da mit unſeren verbannten Kinde.

Das Hauptmittel für die Erreichung des idealen Zieles ode doch für Annäherung an daſſelbe waren mir vom erſten Tage an di Proben. Ich hatte auf den wichtigſten deutſchen Bühnen mein eigenen Stücke in Scene geſetzt und hatte dadurch das Probeweſe kennen gelernt. Ungenügend, ganz ungenügend hatte ichs gefunde auf allen deutſchen Theatern, und auf dem Burgtheater ebenfalls ungenügend in der Ausdehnung, ungenügend in der Beſchaffenheit. Oberflächlich und mechaniſch werden die Proben auf dem deutſchen Theater gehalten, und dies iſt ein Hauptgrund, daß unſer Theater ſelten Genügendes leiſtet. Eine Leſeprobe macht die Rollen-Inhaber mit dem Stücke bekannt. Dabei erläßt ſich gern Derjenige, welcher nur in einzelnen Acten beſchäftigt iſt, die übrigen Acte — er geht fort und lernt das Stück nur kennen, ſo weit es ihn angeht. Nach zwei bis drei Wochen wird die erſte Theaterprobe angeſagt. Die meiſten Mitglieder kommen und laſſen ſich einſtellen in den Rahmen, und haben aus der fernen Leſeprobe nur eine dunkle, unklare Vorſtellung von dem Stücke und von ihrem Verhältniſſe in demſelben. Die beſſeren Schauſpieler nur leſen das Buch noch einmal durch beim Studiren ihrer Rolle. Aber wie ungewöhnlich dies geweſen, das erſah ich aus dem Unwillen meiner Bureauleute über dies Abfordern der Bücher. Der oder die — hieß es — will ſchon wieder ein Buch haben vor der Probe, das giebt ja Unordnung! Es thäte ja noth, wir hätten mehr als drei Bücher! Sie waren ſehr erſtaunt, als ich erwiederte, daß dies auch noththäte, und daß ich es ſehr gern ſähe, wenn die Schauſpieler Bücher verlangten.

So beginnt die Inſceneſetzung mit Theilnehmern, welche ungenügend unterrichtet ſind über den feineren Zuſammenhang des Stückes, und nach drei bis vier Theaterproben kommt das Stück zur Aufführung. Es iſt gar keine Zeit vorhanden bei dieſen Theaterproben, über die groben Umriſſe hinauszukommen, und es iſt auf den meiſten Theatern auch kein Mann vorhanden, welcher die Fähigkeit hätte, über die groben Umriſſe hinaus belehrend und anordnend vorzugehen. Gute Regiſſeure ſind ſehr ſelten, und auch die wenigen guten Regiſſeure ſtehen ſelten auf der literariſchen Höhe, welche erforderlich iſt, um ein Stück in ſeinem geiſtigen Geflechte lebendig zu machen. Gemeinhin müſſen dieſe Regiſſeure auch noch ſelbſt mitſpielen, verlieren alſo dadurch auch noch die Freiheit der Führerſchaft. Dies Mitſpielen war geradezu Herkommen und Styl am Burgtheater. Die wichtigſten und am meiſten beſchäftigten Schauſpieler machte man zu Regiſſeuren.

Darin zu reformiren war mir eine gründliche Abſicht. Die franzöſiſche Form einzuführen, ſchien mir nicht rathſam. Es thut ſelten gut, Fremdes aufzupfropfen, und der deutſche Schauſpieler hat gegen dieſe franzöſiſche Form eine directe Abneigung. Die Franzoſen nämlich halten ſo lange Leſeproben, bis ihnen das Stück ganz geläufig iſt, und beginnen dann erſt Theaterproben. Das langweilt den deutſchen Schauſpieler bis zum Aeußerſten. Zwänge man ihn dazu, man würde ihm alle Luſt verleiden, und was iſt eine Künſtlerſchaft ohne Luſt! Ein Automatenthum.

Es blieb mir alſo Nichts übrig, als ſelbſt Regiſſeur zu werden und in ſorgfältiger Erledigung dieſer Aufgabe all das zu ergänzen, was die leidige Gewohnheit auf unſerer Bühne vernachläſſigt.

Je länger ich dieſe Aufgabe zu erfüllen trachtete, deſto klarer wurde mir es, daß ſie ganz und gar zum Amte eines artiſtiſchen Directors gehört, und daß ein artiſtiſcher Director abſolut ſelbſt Dramatiker ſein muß.

Es gehört eine dramatiſche Schöpfungskraft dazu, um ein Stück gut in Scene zu ſetzen, und die untergeordnete Fähigkeit der Anordnung genügt nicht. In heutiger Zeit gewiß nicht. Die heutige Zeit iſt ſehr reich an geiſtiger Thätigkeit und ziemlich arm an dramatiſcher Production. Wird dieſe Production dem heutigen Publicum nicht geiſtig vermittelt, ſo gewinnt ſie das Intereſſe des Publicums nicht, und das Theater verfällt.

Ein Theater — das erkannte ich in den erſten Wochen — iſt heutigentags nicht mehr vom Bureau zu dirigiren, die wichtigſte Arbeit der Direction muß auf der Scene geleiſtet werden.

Dieſem Syſteme verdanke ich drei Viertheile aller Erfolge. Truppen wie Schauſpieler werden belebt und wachſen, wenn der Führer immer mit ihnen iſt; wenn ſie den Plan der Schlacht und des Stückes genau kennen lernen; wenn ſie inne werden, wo die Schwächen des Terrains liegen, wo alſo doppelte Kraft aufgeboten werden muß; wenn ihnen gezeigt wird, wo die Entſcheidung gebracht werden muß mit allem Nachdrucke.

Um ſolch ein Führer zu ſein, muß man ſelbſt ein Stück ſchreiben können, muß man die Aufgabe des Schauſpielers annäherungsweiſe ſelbſt ausführen können. Das Erſte, um ein in Scene zu ſetzendes Stück nicht nur ſtreichen, ſondern auch ergänzen zu können. Das Zweite, um dem Schauſpieler den Weg zeigen, ihm an ſchwierigen Stellen vorangehen zu können. Dies Letztere braucht nicht in eigentlich ſchauſpieleriſcher Form zu geſchehen; aber es muß in voller praktiſcher Andeutung geſchehen. Nicht blos theoretiſch. Mit Theorie verwirrt man den Schauſpieler. Man kann begründen mit Theorie, aber der praktiſche Beweis darf nicht ausbleiben. Denn die Grundlage des ſchauſpieleriſchen Talentes iſt die Fähigkeit der Nachahmung. Nur deshalb muß ein artiſtiſcher Director denjenigen dramaturgiſchen Abſchnitt praktiſch inne haben, welcher ſich auf den Vortrag bezieht.

Meinem Plane gemäß begann ich mit Einſtudirung zweier wichtiger Stücke, welche durch gewaltigen Inhalt einen tieferen Eindruck machen ſollten, als irgend eine Tagesneuigkeit dies vermocht hätte. Die Orgie Holbein's hatte ja auch ſämmtliche Tagesneuigkeiten aufgezehrt. Der beengte Horizont meiner Vorgänger hatte mir zwei alte Neuigkeiten übrig gelaſſen von ſtattlichſter Bedeutung: „Fauſt" und „Julius Cäſar".

„Fauſt" war in ſogenannten unſchuldigen Scenen, wie das Liebesverhältniß mit Gretchen höflicherweiſe genannt wurde, vorüberhuſchend zum Vorſcheine gekommen. In usum Delphini („wie es für den Dauphin brauchbar iſt"), ſagte man einſt in Frankreich: in Wien hieß es: „wie es für die Comteſſen brauchbar iſt". Dieſe jungen Damen waren ſehr gefährlich für das Repertoire des Burgtheaters. — Ich kannte ſie noch nicht, tappte ohneweiters nach dem Ganzen und errang es bei meinem Chef, weil ich jung war.

Für Fauſt und Gretchen machte ich den Anfang mit neuen Engagements. Joſeph Wagner und deſſen Frau debutirten in dieſen Rollen. Joſeph Wagner iſt wohl auch kein Denker von Fauſt's Tiefe und Verzweiflung, aber wenn auch nicht der abſtracte Gedanke ſein Element iſt, die Verzweiflung iſt es. Für tiefaufgeregte Seelenzuſtände hat er einen wahrhaftigen ſtarken Ausdruck von leidenſchaftlicher Schönheit. Seine Frau, Bertha Unzelmann, eine Enkelin der berühmten Schauſpielerin, beſaß das Seelenleben Gretchens in ſchönſter Gattung. Sie war eine ſinnige, geiſtvolle Natur und machte als Gretchen außerordentliches Glück. Leider waren ihre phyſiſchen Mittel gering, ihr Organ war ſchwach und klanglos, und nur die Beſten des Wiener Publicums würdigten ihre Vorzüge auch in der Folge. Dem großen Publicum war ſie als erſte Liebhaberin nicht reizend genug, und Kränklichkeit nöthigte ſie auch bald in den Hintergrund. Sie ſtarb frühzeitig an einem Bruſtleiden, welches ihr die Entfaltung edler Geiſtesgaben auf der Bühne hartnäckig erſchwert hatte. — Für den Mephiſto konnte La Roche eintreten, wenn er auch eigentlich nur Eine Seite der Rolle, die des cyniſchen Schalks, zu vergeben hatte. Die dämoniſche Seite liegt ab von einem Naturell, welches trefflich geeignet iſt für Luſtſpiel und Schauſpiel.

Dies ganze Fach, das Fach des tragiſchen Charakterſpielers, war am Burgtheater ſeit langer Zeit unbeſetzt. Es vertheilte ſich unter die Matadore. Sogar der lebensluſtige Wilhelmi war lange gemißbraucht worden, Tyrannen zu tragiren, welche ihm höchſt wunderlich zu Geſichte ſtanden. Ich mußte alſo darauf bedacht ſein, in dieſer Richtung eine Kraft zu gewinnen oder zu erziehen.

Dazu bot ſich frühzeitig Gelegenheit, wenn auch nur Gelegenheit für mich; denn der Schauſpieler, welchen ich dafür in's Auge faßte, gehörte für das Publicum noch in ein ganz anderes Fach. Als ich über meinen Eintritt ins Burgtheater unterhandelte, gegen 1849, ſah ich ihn auf dem Burgtheater Rollen ſpielen wie den Schiller in den „Karlsſchülern". Er war als Gaſt von Hamburg gekommen und ſollte fürs Liebhaberfach engagirt werden. Er gefiel durch Friſche, Schärfe und Behendigkeit, und mich intereſſirte er beſonders darum, weil ich ihm den künftigen Charakterſpieler abzuſehen meinte. Sein Name iſt Dawiſon.

Mein Eintritt war eben abgeſchloſſen, und ich wollte juſt nach Leipzig abreiſen, um meine Familie zu holen, da wurde ich ſeinetwegen noch zu meinem Chef, dem Grafen Lanckoronski, citirt. Das Engagement Dawiſon's, welches ich als ſicher vorausgeſetzt, war zweifelhaft geworden. Holbein figurirte noch als ökonomiſcher Director, und er hatte Dawiſon's Forderung zu hoch befunden.

Dawiſon beſchwor mich, ſein Engagement durchzuſetzen, und wartete bei ſchlechtem Wetter unten in der Bräunerſtraße, bis ich vom Grafen wieder herunterkommen und ihm Beſcheid ſagen würde.

Ich erklärte meinem Chef, daß der junge Mann engagirt werden müßte, auch wenn er noch einmal ſo viel verlangte, als er verlangt habe. Er ſei ein unzweifelhaftes Talent, und das Perſonal des Burgtheaters müſſe um jeden Preis ergänzt werden durch junge Talente.

Graf Lanckoronski bewilligte das Engagement, und Dawiſon empfing unten die Nachricht mit der lebhafteſten Erkenntlichkeit.

Ich blieb einige Wochen aus, und als ich nach Wien zurückkam, fand ich ihn — todtgemacht. „Er liegt auf der Naſe“, ſagten die Schauſpieler. Mein erſtes Engagement erſchien als verunglückt. Er hatte während meiner Abweſenheit ſeine Debutrollen geſpielt, und derſelbe Schauſpieler, welcher als Gaſt ſehr gefallen, war als Debutant durchgefallen.

Als ich hörte, welche Rollen er geſpielt, war mir Alles klar. Er ſelbſt war über ſich ganz im Unklaren und meinte wohl eigentlich, Alles ſpielen zu können. Da hatte man ihm denn allerdings lauter ſchöne Rollen gegeben, aber vorzugsweiſe Wiener Rollen, das heißt Rollen, welche durch Lieblinge des Wiener Publicums große Geltung erlangt hatten, welche aber gerade ſpecifiſche Eigenſchaften der Wiener Lieblinge vorausſetzten. Dawiſon hatte nun gerade dieſe Eigenſchaften nicht, und ſo war er in die Grube getaumelt. Dies artige Diplomatenſtückchen war ſeit Jahren üblich geweſen, weil kein thatkräftiger Director die Zügel geführt.

Dawiſon ſelbſt war völlig entzwei; er hatte allen Muth verloren, und je bedeutender die Rolle war, die ich ihm bot, deſto dringender bat er, ſie nicht annehmen zu dürfen. Antonius im „Julius Cäſar“ war ihm ein unmögliches Wagſtück im Burgtheater. „Ja, lieber Freund“ — erwiederte ich —, „ich bin auch neu wie Sie, und muß auch wagen, Sie müſſen vorwärts und müſſen die Rolle ſpielen.“

Da kam ein wichtiges Intermezzo. Eines Abends finde ich ein neues Manuſcript in meiner Wohnung. Den Namen des Verfaſſers hatte ich vor Jahren flüchtig in Leipzig kennen gelernt. Dort hatte ich kleine Artikel von dieſem jungen Manne in die „Elegante Zeitung" aufgenommen. Sollte der ein Stück ſchreiben können?! Ich las ſogleich, las bis Mitternacht und reichte am anderen Morgen das Stück ein zur Aufführung. Es war der „Erbförſter" von Otto Ludwig.

Die Rolle des älteſten Sohnes, Andres, beſtimmte ich für Dawiſon. Als wir zur Leſeprobe kamen, zog er mich beiſeite und klagte nun in entgegengeſetzter Richtung: „Jetzt ruiniren Sie mich mit ſo kleiner Rolle!" Dabei zeigte er auf die paar Blätter, aus denen die Rolle beſtand.

„Dieſe paar Blätter werden Ihre Lorbeerblätter werden — Sie müſſen die Rolle ſpielen."

Und es wurde ſo. Mit dieſem Andres machte er einen Effect, der alles Andere in Schatten warf. Und nun konnte ich weiter mit ihm vorſchreiten.

Leicht wurde es noch immer nicht, und das Schickſal war immer noch tückiſch: im „Julius Cäſar" ſchlug er, hingeriſſen von Ekſtaſe, die Leiche des Cäſar-Anſchütz dermaßen auf den Bauch, daß die Folgen nicht ausbleiben konnten. Der todte Cäſar machte eine convulſiviſche Bewegung, welche ſich für keinen Todten der Welt ſchickt, auch nicht für Julius Cäſar, und welche ein ſchallendes Gelächter des Wiener Publicums erregte.

Dabei erfuhr ich, daß dies Publicum das Lachen abſolut nicht vergeſſen kann, der Moment ſei auch noch ſo feierlich.

XII.

Der „Erbförſter" machte das Aufſehen eines literariſchen Ereigniſſes. Otto Ludwigs's Name war unbekannt, und das Stück zeigte eine ganz neue, ganz eigenthümliche Kraft. Eine realiſtiſche Kraft, welche mit Romantik verquickt war. So wurden die Realiſten dafür eingenommen, welche nackte Wahrheit in der Dichtung wollen, und die Idealiſten, welche höhere Beziehungen verlangen, meinten in der romantiſchen Wendung des Stückes auch ihre Rechnung zu finden.

Das Trauerſpiel wirkte bis auf ſeinen Höhepunkt ungemein kräftig und erfriſchend. Die realiſtiſche Schilderung der Charaktere im Forſthauſe war geiſtig durchhaucht von fein menſchlichen Zügen; die Bewegung des Handlungsſtoffes war ganz natürlich, und der Athem der Romantik über Alledem erſchien anſpruchslos und reizend.

Eben deßhalb wurde das Stück auch vortrefflich geſpielt. Denn die Schauſpieler hängen ganz vom Dichter ab. Sie können keine guten Wirkungen erzwingen, wenn dem Dichter nicht der glückliche Zuſammenhang und der überzeugende Ausdruck gelungen iſt, und ſie wirken nur dann leicht und ſicher, wenn der Dichter ins Schwarze trifft. Anſchütz als Erbförſter erquickte durch ſolides, wohlthuendes, ganz und gar einfaches Spiel. La Roche gab in dem Waldläufer Weiler ein Meiſterſtück der Genremalerei, Dawiſon brachte die Wuth und das innere Entſetzen eines gemißhandelten Jünglings genial zur Anſchauung — bis zur Höhe des vierten Actes meinte man eine neuclaſſiſche Schöpfung vor ſich zu ſehen.

Von da an knickte das Stück, und am Ende verlor es all ſeine glückliche Macht. Warum? Der Inhalt des Stückes übertrieb ſich, und die früher angenehm colorirende Romantik wurde grell, wurde in *dieſen* Charakteren eine gemachte und unwahre Erhöhung.

Es überflog Einen der Eindruck: dieſer begabte neue Dichter muß erkrankt ſein mitten in der meiſterhaft geführten Arbeit. Wer ſpäter hörte, daß Otto Ludwig in der That von tiefer körperlicher Krankheit befallen war, der meinte wohl, darin den Aufſchluß zu finden.

Das war es aber nicht allein, was den Ausgang des „Erbförſter“ beſchädigte. Es war die literariſche Erziehung, welche Ludwig in der Jugend durchgemacht, die Erziehung, welche uns Allen angekränkelt worden iſt, die wir in den Zwanziger und Dreißiger Jahren unſere literariſche Jugend verlebt haben. Die Romantik der Novalis, Brentano, Arnim, Tieck war zu Anfang des Jahrhunderts durch die großen kritiſchen Talente der Gebrüder Schlegel emporgeſchwindelt worden gegen Schiller und Goethe, deren Ruhm unbequem wirkte auf junge Autoren. Beſonders gegen Schiller war ſie gemünzt. Dieſe Romantik, als Reaction zur Welt gebracht, war nie ganz geſund und hatte von Hauſe aus ſehr viel künſtlich Gemachtes in ihrem Inneren, künſtliche Religioſität, künſtlichen Naturſinn, künſtliche Liebe. Wer kennt ſie denn jetzt noch, die Productionen, welche in unſerer Jugendzeit für Ideale galten; wer kennt und lieſt noch Tieck's „Genovefa“ und „Kaiſer Octavianus“, und Arnim's „Gräfin Dolores“ und Brentano's „Gründung Prags“! Sie ſind verweht vom Staube der Zeit, wie alle Pflanzen verweht werden, die keine geſunden Wurzeln haben. Aber dieſe Männer und dieſe romantiſche Schule waren voll Geiſt und Bildung, und es war ihnen durch ihre kritiſchen Wortführer Schlegel gelungen, einen ſogenannten poetiſchen Canon zu gründen in der deutſchen Literatur. Dieſer Canon iſt eigentlich erſt durch das junge Deutſchland angegriffen werden, allerdings ungleich und oft ungenügend angegriffen werden, denn wichtige Wortführer des jungen Deutſchland ſtammten ſelbſt noch aus der romantiſchen Schule. Aber der Angriff war doch ſo weit wirkſam, daß die Autorität der blauen Romantik erſchüttert wurde und daß ſich neue Grundſätze anbahnen konnten, welche neuerdings realiſtiſch genannt werden. Otto Ludwig hatte in ſeiner Jugend dieſe blaue Romantik eingeſogen und hatte erſt in reiferem Alter die Berechtigung der realen Dinge in der Poeſie erkannt. Für Letzteres boten ſeine Eindrücke des heimathlichen thüringiſchen Kleinlebens Material in Fülle, denn er war immer arm und war vertraut mit allem Handwerkszeug der Kümmerniß, mit allen Athemzügen der Erholung von den Leiden des Lebens.

Aus ſolcher Ehe zwiſchen Romantik und realen Eindrücken des thüringiſchen Land- und Waldlebens iſt der „Erbförſter“ entſprungen. Er hat zwei Seelen, eine kranke und eine geſunde.

Das Stück erbaut ſein Gerüſt auf einer ganz intereſſanten Idee. Der Förſter hat den Wald aufgezogen, er betrachtet ihn deßhalb als ſein Eigenthum und will dem juridiſchen Eigenthümer nicht zugeſtehen, daß dieſer zerſtörend darüber verfügen könne. Das iſt intereſſant für ein Schauſpiel, aber nicht haltbar für eine Tragödie. Mitten in einer juridiſch geordneten Welt kann man dieſe Welt nur bis auf einen gewiſſen Grad leugnen, nicht total. Wer ſie total leugnen will und doch übrigens ganz mit derſelben Welt lebt, ja in innigem Familien-Zuſammenhange mit dieſer Welt lebt, der iſt ein Sonderling und man nennt ſein Leugnen eine Marotte. Sonderling und Marotte ſind geeignet für Luſt- und Schauſpiel, nicht fürs Trauerſpiel. Wenn es der Sonderling zum Aeußerſten treibt, ſo haben wir die Empfindung: er übertreibt. Und mit dieſer Empfindung beſteht keine Tragödie.

Hier waltet ſchon die kranke romantiſche Seele des Stückes; denn die Romantik verachtete die realen Verhältniſſe und trieb einen einfachen Forſtmann zu ſpitzfindigem Naturrechte, welches das Eigenthum leugnet unter gewiſſen Vorausſetzungen.

Wir aber, die wir im Theater ſitzen, gehen mit dem Erbförſter nur bis zu dem Punkte, wo er tragiſchen Ernſt macht mit ſeiner intereſſanten Vorſtellung vom Eigenthume. Zu dieſem tragiſchem Ernſte ſchütteln wir den Kopf, und unſere ernſte Theilnahme iſt dahin.

Kommt nun im letzten Acte gar das ganze romantiſche Spielzeug hinzu von der blauen Blume und von der Viſion der Tochter, und ſoll ſich dieſe Viſion der Tochter zuletzt beſtätigen durch den Tod der Tochter von Vatershand, dann ſchütteln wir den Kopf zweimal. Das Alles iſt künſtlich romantiſcher Nachdruck für ſonſt geſunde Forſtleute, und der Ausgang des Stückes wird für uns ein trauriger, nicht aber ein tragiſcher. Wir gehen hinweg mit dem Ausrufe: Wie ſchade!

So that auch das Wiener Publicum. Trotz Anerkennung vortrefflicher Eigenſchaften im Stücke und trefflicher Darſtellung des Stückes blieb das Publicum aus bei den ferneren Vorſtellungen.

Und trotz Alledem iſt das Stück eine Arbeit von Verdienſt und Kraft und Reiz. Nur übel verſtandene Romantik hat es verſtümmelt.

Ich ſetzte dies Alles Ludwig auseinander in einem langen Briefe und ſchlug ihm eine Umarbeitung vor. Wurde die falſche Romantik hinausgeworfen, ſo konnte ohne gar große Umgeſtaltung ein Schauſpiel entſtehen, welches unzerſtörbar auf dem deutſchen Theater blieb. Er ſah auch dies Alles ein, er ſtand bis auf einen gewiſſen Grad ſchon über ſeinem Werke — aber er konnte ſich doch nicht zur Umarbeitung entſchließen.

Die äſthetiſche Lehre, welche wir in der Jugend eingeſogen, wird in uns zur Glaubenslehre. Sie ganz zu wechſeln, wird uns ſo ſchwer, wie unſeren kirchlichen Glauben zu wechſeln.

Ich meinte übrigens, ein trotz ſeiner Gebrechen ſo talentvolles Stück verdiente auch von unſerer Seite ein Opfer, will ſagen ein Opfer der Caſſe. Beharrlich brachte ich alſo jedes Jahr den „Erbförſter“ wieder, der leider nur auf einigen deutſchen Theatern gegeben, und wieder verſchwunden war. Ich rechnete darauf, daß man allmälig die Uebelſtände als bekannt vorausſetzen und in den Kauf nehmen werde für außerordentliche Vorzüge. Ich rechnete ferner auf das große Gewicht, welches ein echtes Theater-Publicum wie das Wiener auf die Darſtellung legt. Nur in Wien kann ein Stück lange leben durch die einleuchtende Trefflichkeit der Darſtellung; draußen nicht. Und Anſchütz wurde als Erbförſter unübertrefflich gefunden. Ich theilte dieſe Meinung, ſoweit ſie ſein Spiel betraf; ſein Naturell fand ich nicht ſtreng genug für den Charakter. Aber das war meine Privatmeinung, das Publicum kannte und theilte ſie nicht; ich baute alſo hartnäckig auf den Theaterſinn des Publicums und führte das Stück immer wieder vor, obwohl Jahr um Jahr keine günſtige Wendung für die Caſſe eintrat.

Endlich gelang es doch; der Beſuch ſteigerte ſich, ich glaube wohl vorzugsweiſe darum, weil man den alten Herrn — Anſchütz war ſchon hoch bei Jahren — in der berühmten Rolle noch einmal ſehen wollte. Und ſo wurde der „Erbförſter“ wirkliches Repertoireſtück.

Meines Erachtens kann und ſollte der „Erbförſter“ wieder aufgenommen werden, ſobald ſich eine jüngere Kraft für die Hauptrolle eignet. Iſt ſie, wie ich wünſche, im Naturell ſtrenger, ſo wird ſie allerdings doppelte Schwierigkeit finden, gegen die Beliebtheit der Anſchütz'ſchen Weiſe aufzukommen, das Trauerſpiel ſelbſt aber wird in dieſer Einen Richtung wahrſcheinlicher werden. Denn ein weicher Erbförſter widerſpricht den letzten Wendungen zu ſehr und macht als Kindesmörder einen doppelt peinlichen Eindruck.

Zwiſchen „Fauſt“ und „Erbförſter“ waren noch andere Neuigkeiten gewonnen worden, Stücke und Schauſpieler. Das Dirigiren entwickelte ſich mir wie das Romanſchreiben: man drängt auf ein Hauptkapitel zu und unterwegs begegnet man einem Nebenkapitel nach dem anderen, und iſt am Ende ganz zufrieden mit ſolcher Verzögerung, weil man unterwegs verſtärktes Leben gewinnt und gehäufte Steigerung erreicht für das Hauptkapitel. Ich hatte als Hauptkapitel fortwährend die Inſceneſetzung des „Julius Cäſar" vor Augen, und dieſe fand große Schwierigkeiten, namentlich auch Perſonal-Schwierigkeiten. Denn ſolch ein maſſenhaftes Römerſtück machte größere Anforderungen, als die letzte Holbein'ſche Zeit mit ihrem Nachlaſſe zu befriedigen im Stande war. Es hatte den Anſchein, als ſei dies im erſten Halbjahre gar nicht möglich, und ich meinte ſehr unzufrieden ſein zu müſſen, gewann aber unterwegs recht weſentliche Dinge: ein paar dauernde neue Stücke und ein paar dauernde neue Schauſpieler.

Gutzkow hatte zum Jubeljahre Goethes 1849 ein Gelegenheitsſtück für Frankfurt geſchrieben, den „Königs-Lieutenant", und dafür wenig Dank geerntet, wie das zu gehen pflegt, wenn Gelegenheits-Arbeiten größeren Anſpruch machen. Sie ſollen raſch entſtehen, ſollen zahlreichen Zwecken des Augenblicks dienen und ſollen dann doch nicht raſch wieder vergehen, ja auch noch den Maßſtäben ewiger Kunſtwerke gerecht werden. Das iſt ſelbſt Goethe nicht gelungen mit größeren Compoſitionen, obwohl gerade er bekanntlich die Gelegenheit ſehr hoch ſchätzte für poetiſche Thätigkeit. Gutzkow's Arbeit enthielt jedenfalls mannigfache hiſtoriſche Elemente, welche für das Wiener Publicum werthvoll waren, da die Abſperrung Oeſterreichs vom deutſchen Dichterleben dem öſterreichiſchen Volke gar viel entzogen hatte von den intimen Reizen unſerer literariſchen Entwicklung. Ich meinte durch eine ſorgfältige Inſceneſetzung dieſen „Königs-Lieutenant" gefällig machen zu können. Ein neuer Schauſpieler bot ſich dar für die Hauptfigur; Jacob Lußberger, auch ein geborner Frankfurter. Er beſtand ziemlich gut, und das Stück, welches anderswo als Gelegenheitsſtück vorüberging und nur durch Gaſtrollen von Zeit zu Zeit wiedererweckt worden iſt, hat auf dem Burgtheater einen Platz im Repertoire erhalten.

Uebrigens war für Lußberger gerade die Frankfurter Herkunft ſehr lange ein ſchweres Hinderniß des Aufkommens. Der fränkiſche Stamm am Niedermain, und namentlich in Frankfurt, hat in ſeinem Dialekte einen ſingenden Naſalton zum Lieblingstone erwählt, welcher für die Bühne nicht geſucht wird. Der treffliche Frankfurter Komiker Haſſel, der dortige „Bürger-General", hat mir zwar in ſeiner würdevollen Laune einmal verſichert, dies ſei gerade der Ton, welcher von den alten Franken an die Franzoſen übergegangen, und juſt er habe die franzöſiſche Sprache zur Weltſprache gemacht. Aber dieſe geſchichtliche Anſchauung iſt vereinzelt geblieben und jedenfalls nicht ins Theater-Publicum gedrungen, denn Lußberger litt ſehr unter dieſem gemeinſamen Stammlaute alter Franken und moderner Franzoſen. Wie oft erlebten wir's, daß er eine ganze Scene vortrefflich geſpielt hatte — er war ein ſehr tüchtiger Schauſpieler — und am Ende derſelben ſchlängelte ſich dieſer fragliche Naſalton mit naiver Zudringlichkeit in's Schlußwort und verſtimmte das Publicum, welches ſchon bereit geweſen war zum Applauſe.

Was für Mühe gab ſich Lußberger auf mein Zureden, dies Heimchen loszuwerden! Umſonſt. Sein „Daheim" untergrub alle Mühe. Seine alte Mutter lebte bei ihm; er liebte ſie zärtlich und verkehrte zu Hauſe nur mit ihr. Natürlich in heimathlicher Redeweiſe. Und ſo conſervirte er ſich bei aller Gegenbeſtrebung dies Merkmal des Dialektes. Auf Unglück folgt Glück, pflegt man zu ſagen — die Mutter ſtarb, und Lußberger wurde freier und freier, endlich meinten wir geſiegt zu haben. Da — ach, auf Glück folgt auch Unglück, da, als wir den Sieg ſchon in Händen hielten, da — ſtarb Lußberger ſelbſt. Ein Herzſchlag raffte ihn in voller Manneskraft hinweg.

Das war mir ein ſchmerzlicher Verluſt. Lußberger war ein liebenswürdiger, ſolider Mann mit guter Schulbildung, mit unermüdlichem Bildungsſtreben, mit eiſernem Fleiße und mit jener geſunden ſchauſpieleriſchen Begabung, welche man Ifflandiſch nennt, einfach, wahr und reiflich erwogen. Frei vom Dialekttone, hatte er eine ſchöne Zukunft vor ſich im Fache der Väter und geſchmeidigen Charakterſpieler. Er beherrſchte auf der Scene ſein Material mit voller Sicherheit und hatte dadurch einen großen Vorſprung vor ſo vielen begabten deutſchen Schauſpielern, welche die Abhängigkeit vom Souffleur nicht loswerden können, eine Sklaverei, die nie ein volles ſchauſpieleriſches Kunſtwerk erreichen läßt. Darüber war Lußberger auch mit ſich ganz im Klaren, und ſein Streben war ein ſyſtematiſch geregeltes. Ich erinnere mich einer Streitſcene auf der Probe, welche dies deutlich an den Tag legte. Gereizt durch ein anderes Mitglied, welches den Souffleur abſolut nicht entbehren konnte, entwarf er dieſem ins Angeſicht voll Zorn ein Bild vom Schauſpieler, wie er ſein müßte. Er führte dies Bild mit voller Beredtſamkeit und Kenntniß in raſchem Redeſtrome binnen fünf Minuten dergeſtalt aus, daß es vom Stenographen ſofort in die Druckerei geſchickt werden konnte und ſich als ein erſchöpfendes Vademecum für Schauſpieler dargeboten hätte. Er beſaß alle Eigenſchaften für einen guten Regiſſeur.

Das zweite Stück und der zweite Schauſpieler, welche unterwegs gefunden wurden, waren „Der verwunſchene Prinz“ und Herr Meixner.

Der heitere „Verwunſchene Prinz“ wurde Gegenſtand einer ernſten Principienfrage. Dieſer Prinz iſt eigentlich eine Poſſe, und die Rigoriſten meinen, eine Poſſe gehöre nicht aufs Burgtheater. Im Wiener Sinne haben ſie auch Recht. Eine Wiener Poſſe iſt etwas viel Gröberes und Bunteres, als der literariſche Begriff Poſſe in ſich ſchließt. Dieſer nennt ein ausgelaſſenes Luſtſpiel eine Poſſe, und ein ausgelaſſenes Luſtſpiel iſt etwas ganz Anderes als eine Wiener Poſſe. Es kommt alſo ganz auf den Grad der Ausgelaſſenheit an, ob das Stück in einem Schauſpielhauſe zuläſſig iſt, welches den Anſpruch auf ein erſtes Schauſpieltheater ſtreng behaupten will. Und dies iſt eine feine Frage. Bei einer großen Anzahl unſerer Luſtſpiele ſagt der äſthetiſche Kritiker mit Recht: es iſt mehr Poſſe als Luſtſpiel! und es fällt uns doch nicht ein, das Stück vom Burgtheater zu weiſen. Die Grenzlinie iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, und ich habe immer gemeint, man ſoll ſich da vor Pedanterie hüten. Fröhlichkeit iſt ein gar gutes Ding. Man ſoll ihr nicht entgegentreten, ſo lange ſie nicht Neigung zeigt, trivial zu werden.

Die Franzoſen wiſſen recht gut, was ſie wollen, indem ſie auf ihrem ſtolzen Théâtre Français die alten Scapinſtücke mit gröbſter, ja gröblichſter Komik jede Woche aufführen. Es geſchieht nicht blos, um ihre claſſiſchen Luſtſpieldichter zu ehren, und neben Molière iſt ſchon Regnard nicht geradezu claſſiſch, und es kommen deren, die unter Regnard ſtehen. Sie wollen ungebundene, natürliche Friſche, ſie wollen derbe Heiterkeit, ja unmotivirte Luſtigkeit nicht ausgehen laſſen auf ihrer Scene; ſie wollen den oft verzwickten modernen Reſerven vornehmer Geſellſchaft einen Widerpart entgegenhalten, damit der Geſchmack nicht verſchrumpfe in künſtlicher wie ängſtlicher Convenienz.

Die Warnung vor Pedanterie in dieſer Richtung gilt beſonders für ein Theater, welches ſiebenmal in der Woche Schauſpiel giebt, alſo fröhliche Abwechslung dringend braucht. Dazu unſere dramatiſche Schöpfungskraft, welche im Luſtſpiele ſo gar ſparſam iſt und welche in ihren Luſtſpielen vorzugsweiſe nach dem Derben und Poſſenhaften neigt. Ein Theater wie das Burgtheater, welches nur Schauſpiel bringt, ſoll ferner auch den ganzen Umfang des Schauſpieles bringen. Zu dieſem Umfange gehört die Poſſe im feineren Sinne. Vom geſchichtlichen Herkommen im Burgtheater ſpreche ich da gar nicht. Dies Herkommen iſt nie rigoros geweſen, im Gegentheile, es iſt immer weit über das hinausgegangen, was ich meine. Poſſen wie die „Pagenſtreiche", welche ich auf dem Repertoire fand und für den Faſchingsſonntag ſtehen ließ, ſind viel ärger, als ich für zuläſſig erachte. Das iſt nicht ein ausgelaſſenes Luſtſpiel, das iſt eine ausgelaſſene Poſſe. Das ausgelaſſene Luſtſpiel, welches man literariſch Poſſe nennt, braucht eine volle Motivirung ſeiner Wirkungen und unterſcheidet ſich vom Luſtſpiele nur dadurch, daß den Wirkungen ein freierer und breiterer Raum gelaſſen wird.

In dieſem Sinne hielt ich und halte ich das Genre des „Verwunſchenen Prinzen“ für ganz zuläſſig. Seine heitere Wirkung hat es denn auch in vollem Maße gethan, und der Verfaſſer, ein anſpruchsloſer Mann in München, v. Plötz, hatte eine reine, ſchöne Freude daran, daß ſeine anſpruchsloſe Arbeit auf einem erſten Theater eingeführt wurde und wohl beſtand. Es war Nachfolge ſo fröhlich ſinniger Arbeit von ihm zu erwarten; aber der Tod, welcher einen Zahn auf unſere Dramatiker und guten Schauſpieler hat, raffte auch ihn bald darauf hinweg.

Herr Meixner gefiel, und es ward ein Charakter-Komiker gewonnen neben dem freien Komiker Beckmann, welcher ſo unvergleichlich war in der Freiheit der Komik und welchen der neidiſche Tod auch vorzeitig hinweggeriſſen hat.

Noch in einer anderen komiſchen Richtung verſuchte ich das Repertoire zu erweitern. In der Richtung nach Norden, möchte ich ſagen. Heinrich v. Kleiſt's „Zerbrochener Krug“ gehört ganz zur nordiſchen Komik. — Heinrich v. Kleiſt ſtand lange auf der Senatorliſte unſerer großen Poeten. Man meinte, es müſſe Alles dafür gethan werden, dem Publicum begreiflich zu machen, daß ihm einer der nächſten Seſſel nach Schiller und Goethe eingeräumt werde. Ich war ſelbſt dieſer Meinung und hatte vor, all' ſeine Dramen in Scene zu ſetzen. Wie weit ich damit gekommen bin, wird die Folge zeigen. Zuerſt brachte ich den „Zerbrochenen Krug“, der hier nie gegeben worden; eigentlich ohne Erfolg. Er erſchien zu nordiſch, zu kalt, zu gedacht, zu abſtract. Mehr Komik für den Denker als für den Zuſchauer. Der Unterſchied unſerer deutſchen Landsmannſchaften zeigt ſich da ſehr deutlich. Die märkiſche Landsmannſchaft, zu welcher Kleiſt gehörte, findet das Stückchen ihrem Geſchmacke zuſagend, ſie folgt ihm mit Behagen. Döring giebt auch den Dorfrichter Adam viel cyniſcher, ſchärfer und frecher als La Roche, und die Döring'ſche Charakteriſtik entſpricht dem märkiſchen Grundtone. Die norddeutſche Komik ſteht eben der Kauſtik viel näher als die ſüddeutſche. Aber auch im Norden muß dieſer durch die Romantiker berühmt gewordene „Krug“ geſtrichen werden bis auf die Knochen. Er iſt viel zu breit für die Scene. Und dem Süddeutſchen iſt ein Körper ohne Fleiſch ein mißlich Ding.

Endlich! — die Maiſonne ſchien ſchon glühend warm — kam ich an die Proben des „Julius Cäſar“. Dieſe Aufgabe wurde als das Staatsexamen des neuen Directors betrachtet, und alle Anſtrengungen eines ſo ſchweren Actes brachte ſie auch mit ſich. Die großen Volksſcenen waren in ſolcher Art eine Neuerung auf dem Burgtheater, und ich hatte ſie gegen den Regiſſeur durchzuſetzen. Das klingt auffallend, wenn ich den Regiſſeur nenne. Anſchütz wars, ein ſonſt friedlicher, ſeiner Kunſt ehrlich ergebener Mann. Unſer Streit war auch kein perſönlicher, er war ein Streit um Grundſätze. Alte und neue Schule ſtießen hiebei hart an einander. Anſchütz wollte nicht zugeben, daß die auf der Bühne Agirenden gar keine geſellige Rückſicht auf das Publicum nähmen. Er fand es reſpectwidrig, daß ſie dem Publicum ſogar den Rücken zukehrten. Ich dagegen erklärte mich als Gegner dieſer geſelligen Rückſicht und behauptete, die Scene habe alle Rechte eines Gemäldes. Ich verwies auf große hiſtoriſche Bilder, welche ihre Größe einbüßen würden, wenn alle Köpfe und Leiber en face oder auch nur halb en face erſcheinen müßten. So wenig im Converſationsſtück die Schauſpieler immer nach dem Publicum zugekehrt ſprechen dürften — und dies ſei ja ein charakteriſtiſcher Vorzug des Burgtheaters, daß es den Eindruck wirklichen Lebens durch natürlichen Verkehr auf der Bühne hervorbringe — ebenſowenig dürfe das im großen hiſtoriſchen Stücke geſchehen. Berufe man ſich auf höheren Styl im höheren Stücke, wie Anſchütz that, ſo meinte ich das zurückweiſen zu müſſen. Steifheit und unwahre Wendung möge Styl heißen, ich hielte dies aber für ſchlechten Styl und glaubte auch Styl zu erreichen durch Ordnung und Geſetz in der freien Bewegung.

Nach meinem Sinne eingerichtet, erſchien denn die große Volksſcene auf dem Forum und machte eine elektriſirende Wirkung.

Ich ſelbſt wurde bei der erſten Vorſtellung nicht viel gewahr von dieſer Wirkung, denn ein literariſcher Freund zog mich aus der Loge und demonſtrirte mir im Corridor, während das Publicum im Saale ſich für meine Inſceneſetzung erklärte, daß dies Alles nicht richtig wäre und dem wohlgeſchulten Wiener Publicum mißfällig werden müßte.

So wahr iſt es, daß wir in dieſem Leben jeden Erfolg bis auf Heller und Pfennig bezahlen müſſen.

XIII.

Der Erfolg der „Cäſar"-Vorſtellung war ein vollſtändiger. Er erwarb der Direction ein volles Zutrauen. Und dieſes Zutrauen hat mir das Publicum mit liebenswürdiger Nachſicht für all' meine Gebrechen bis zu meiner letzten Directionsſtunde im Burgtheater bewahrt. Ich bin dafür dem Wiener Publicum zu tiefem Danke verpflichtet.

„Julius Cäſar" gewann hiedurch eine feſte Dauer. Trotz warmer Sommerszeit konnte er bis zu den Ferien, bis Ende Juni, ſechsmal bei vollem Hauſe gegeben und nach den Ferien in demſelben Jahre ebenſo oft wiederholt worden. Ja, er übte ſeine Anziehungskraft einer Novität auch das nächſte Jahr aus und iſt alsdann Jahr für Jahr zahlreich wiederholt worden.

Ein römiſches Stück ohne Liebes-Intrigue, nur große Staatsereigniſſe darſtellend, und mit ſchwachem Schluſſe!

Wäre das in einer andern deutſchen Stadt, wäre das in Berlin möglich? Kaum. Man giebt dort auch „Julius Cäſar", aber er erſcheint nur nach langen Zwiſchenräumen. Und doch hätte Berlin einem ſtrengen Shakeſpeare-Stücke gegenüber gar Mancherlei voraus gegen Wien. Die Shakeſpeare-Muſe ſteht dem dortigen Publicum wirklich näher. Die norddeutſche Landesart iſt der engliſchen ſchon verwandter; die literariſche Bildung iſt zahlreicher verbreitet durch gute Schulen, und der proteſtantiſche Geiſt kommt der Shakeſpeare'ſchen Gedankenwelt vorbereitet entgegen, denn Shakeſpeare's Gedankenwelt entſprang ja der proteſtantiſchen Freiheit im Denken. Da wäre alſo doch Vorſprung genug, um den mangelnden Romanreiz eines ſtreng politiſchen Stückes leichter entbehren zu können. Noch mehr: das Wiener Publicum iſt zwar dem Berliner darin voraus, daß es die Schönheit eines Stückes raſcher und wärmer auffaßt, aber das Berliner folgt einer verſtändigen Compoſition ruhiger und überlegter, es erſchrickt deßhalb weniger vor conſequenten ſtarken Ausbrüchen einer ſolchen Compoſition; es hat Nerven, welche durch ſyſtematiſche Literarbildung ſtärker gehärtet ſind. „Othello" zum Beiſpiel, dasjenige Stück Shakeſpeare's, welches am folgerichtigſten motivirt und geführt iſt, wird in Wien immer bis auf einen gewiſſen Grad geſcheut und gefürchtet. Die Ausbrüche Othello'ſcher Art haben für das eigentliche Burgtheater-Publicum ſtets etwas Erſchreckendes und Bedenkliches und müſſen durch Shakeſpeare's Namen gedeckt werden. Das iſt in Berlin ganz anders. Die Folgerichtigkeit, wenn auch noch ſo grimmvoll, ſagt dem dortigen Sinne zu. „Othello" iſt in Berlin geradezu populär.

Und trotz aller dieſer Eigenſchaften des Näherſtehens würde ein Stück wie „Julius Cäſar" dort ſchwerlich eine ſo mächtige und andauernde Theaterwirkung machen, wie es ſie in Wien von 1850 an gemacht hat. Dazu iſt ein warmer Theaterſinn, iſt ein ſchöner Enthuſiasmus für ein großes neues Stück erforderlich, und der naive Reſpect des Wieners für eine Größe, welche ihm unerwartet entgegentritt. Dieſe naive Empfängniß iſt und bleibt eine unſchätzbare Eigenſchaft des Wiener Publicums. Sie bringt allerdings manchmal zur Verzweiflung, wenn ſie ſich durch Mangel an Kenntniß verleiten läßt, jede fremdartige Aeußerlichkeit heiter und luſtig zu begrüßen, und jedes Befremdliche kurzweg anzulachen oder gar auszulachen. Aber den eingebornen künſtleriſchen Grundton verleugnet das große Wiener Publicum nie. Es erkennt das Echte in der Kunſt immer und huldigt ihm ſtets mit Hingebung. Und gerade die Hingebung iſt ihm ſo eigenthümlich wie dem Pariſer Publicum. Ihr vorzugsweiſe verdankt es Wien, daß es noch ein gutes Schauſpiel haben kann, während die anderen deutſchen Städte es immer mehr entbehren müſſen. Dieſe Hingebung erhöht den Dichter und erhöht den Schauſpieler.

Für „Julius Cäſar" waren übrigens auch die Revolutionsgeſtöße, welche Wien kurz vorher erſchüttert hatten, eine Vorſchule geweſen zu geneigtem Verſtändniß. Die römiſche Revolution im Stücke weckte helle Erinnerungen. Namentlich die Volksſcenen thaten dies, indem ſie die Wankelmüthigkeit und den jähen Wechſel der Volksſtimmung zeigten.

Aber bei all dieſen Erklärungen erſcheint mir immer die große und dauernde Wirkung des Stückes höchſt merkwürdig, wenn ich es als Theaterſtück an meinem Auge vorübergehen laſſe.

Das Stück ſelbſt, von großem Geiſte geführt und eine der größten Compoſitionen Shakeſpeare's, leidet doch in unſerm heutigen Theater und für unſeren heutigen ausgebildeten Theatergeſchmack an manchem Uebelſtande und an einem ganz unwirkſamen letzten Acte.

Der Held Julius Cäſar handelt nicht, ſondern iſt nur Mittelpunkt der Handlung. Er verſchwindet ſogar ſchon inmitten des Stückes. Wir müſſen uns damit begnügen, daß ſein Geiſt erſichtlich fortwirkt.

Dies iſt eine Strecke lang meiſterhaft bewerkſtelligt. Sein Rächer Antonius entwickelt ſich in der großen Rede und in Beherrſchung der Volksmaſſen ſo mächtig, daß dieſen Scenen nichts Aehnliches in der ganzen Literatur Europas an die Seite zu ſtellen iſt.

Aber von da an werden wir inne, daß die einheitliche Triebkraft ausgeht. Die berühmte Zankſcene zwiſchen Brutus und Caſſius, die erwachende Nemeſis des beſeitigten Herrn, iſt als gut gedachte und gut geführte Scene wohl angethan, den Geiſt des Zuſchauers intereſſant zu beſchäftigen. Das künſtleriſche Bedürfniß des Zuſchauers jedoch befriedigt ſie nicht mehr. Sie kommt zu ſpät im dramatiſchen Organismus. Wir ſind ſchon auf der Höhe des Endes, und da genügt eine Scene nicht mehr, welche nur an unſer zuſtimmendes Verſtändniß gerichtet iſt. Wir brauchen da ein ſtärkeres, drangvolleres Moment. Da folgt die leibhafte Geiſteserſcheinung Cäſar's und ſtellt unſere erſchütterte Theilnahme wieder her. Wenigſtens einigermaßen.

Der letzte Act aber genügt uns nicht in ſeiner blos epiſchen Führung, und er hat theatraliſch ſchwere Mißlichkeiten. Wir haben uns darein ergeben, ſtatt des todten Cäſar einen neuen Helden zu erhalten, den Brutus. Das iſt auf der Bühne viel abſchwächender als im Leſen. Wir müſſen aber auch noch einen Concurrenten mit in den Kauf nehmen, den Caſſius, und ſchließlich müſſen wir zwei Sterbeſcenen dieſer zwei Helden von theatraliſch ſchlimmer Gleichmäßigkeit durchmachen. Das kühlt ab über die Gebühr.

Ich führe dies an, um auf den Unterſchied aufmerkſam zu machen zwiſchen der Theaterkritik und der Buchkritik. Letztere haben wir in faſt argem Maße über Shakeſpeare, eine wahrhaftige Theaterkritik über die Shakeſpeare-Stücke haben wir in ſehr geringem Maße.

Unſere Buchkritik über Shakeſpeare iſt bekanntlich ein unerſchöpflicher Born des Lobes, und ich will gar nicht ſtreitig machen, daß ſie unſerem literariſchen Geiſte reiche Hilfsquellen erſchließen hilft, wie überſchwenglich ſie ſich auch oft geberde, wie grundlos ſie auch oft folgere und thürme. Aber ich muß doch einmal darauf hinweiſen, daß dieſe Shakeſpeare-Kritik uns meiſt ganz irrthümlich berichtet über die Wirkung der Shakeſpeare-Stücke auf dem Theater. Ich wüßte kaum einen der Shakeſpeare-Erklärer, welcher darin eine Bedeutung hätte.

Gervinus am wenigſten. Er führt geradezu irre. Sein Urtheil über die Theaterwirkſamkeit Shakeſpeare's iſt eine völlige Merkwürdigkeit.

Wenn er ſagt: dies Stück empfiehlt ſich ganz beſonders für die Bühne, dann kann man ſicher ſein, es iſt nicht aufführbar. Und wenn er ſeine Bedenken äußert über die Aufführbarkeit, dann kann man ſich getroſt mit der ſceniſchen Einrichtung des Stückes beſchäftigen. Denn von dem Talente des Schauſpielers Shakeſpeare weiß Gervinus kein Wort. Wie oft überraſcht uns dies Talent bei der Inſceneſetzung! Es hat kein dramatiſcher Autor ſo viel ſceniſche Macht, die wir heute noch nicht mit all' unſerer Claſſificirung der Effecte hinreichend erklären können, als gerade Shakeſpeare. Er war auch darin ein Genie.

Aber er hatte eine ganz andere Bühne, als wir ſie haben, und ſeine Zuſchauer machten ganz andere Anſprüche, als die unſerigen ſie machen, und um über Theaterwirkung Etwas vorausſagen zu können, muß man eben eine plaſtiſche Phantaſie haben. Juſt dieſe aber geht zumeiſt Gelehrten ab. Sie ſind vorzugsweiſe Denker, nicht Künſtler. Und gerade Gervinus iſt völlig verlaſſen von jedem Atom plaſtiſcher Phantaſie. Man braucht nur ſeinen Styl anzuſehen, eine wahre Tortur für den Leſer, welcher irgend ein künſtleriſches Bedürfniß hat. Die Gedanken drängen ſich und ſtoßen ſich in dunkler Kammer. Gervinus ſieht ſie ſelber nicht; er hat nie eine Anſchauung und kann deßhalb auch keine geben.

Es gehört zu unſerem deutſchen Schickſale, daß eben ſolch ein Mann — reich an Kenntniſſen und unermüdlich im Fleiße, aber ohne jede plaſtiſche Fähigkeit — über unſere Poeten zu Gerichte ſitzt. Die Grund-Elemente der Poeſie, naive Anſchauung und glückliche Geſtaltung, ſind ſeinem Naturell verſagt, er muß ſeinem Weſen gemäß die Dichter nach Gedanken-Kategorien meſſen und muß alſo Poeten wie Goethe aufs Aergſte mißhandeln.

Bei einem Landsmanne wie Goethe thut das weniger Eintrag. Der ſteht unſerem Verſtändniſſe ſo nahe, daß unverſtändiger Tadel an uns abgleitet. Aber wenn der Kritiker ohne Augen über die Wirkung blos geleſener Dramen redet, dann muß er den Leſer irreleiten. Glücklicherweiſe iſt er durch den großartigen Geiſt Shakeſpeare's ſo eingenommen für dieſen Dichter, daß er auch das lobt, was er nicht ſieht, und ſo wird ſein reichlich geſammeltes Material immerhin werthvoll, ſeine raſtlos und unruhig combinirende Dialektik immerhin anregend, wenn man ſich durcharbeitet durch das Dornengeſtrüpp ſeiner Rede, und wenn man auf der Huth bleibt bei ſeinen Folgerungen. Aber vor ſeinen Verkündigungen der Shakeſpeare'ſchen Theater-Effecte möge Jedermann gewarnt ſein.

Was die Einrichtung des „Julius Cäſar" für unſere Scene betrifft, ſo bin ich ſehr vorſichtig zu Werke gegangen. Es war das erſte Stück, welches ich für die Aufführung redigirte, und da iſt man noch ſehr ſchüchtern. Längere Theaterführung macht in dieſem Punkte dreiſt, ja gewaltſam. Das unmittelbare Leben ſtellt gebieteriſche Forderungen, und die offene Scene mit dem anweſenden Publicum iſt unmittelbares Leben. Da hören alle erlernten Rückſichten auf; man will und muß beſtehen, und das Publicum da unten fragt nicht nach literariſcher Geſchichte, es fragt nur, ob das da oben dargeſtellte Stück ſeinen lebendigen Anſprüchen genügt.

Der Theater-Director Schröder, welcher das große Verdienſt hat, Shakeſpeare auf der deutſchen Bühne eingeführt zu haben, iſt am gewaltſamſten vorgegangen.

Die literariſche Kritik hat auf der anderen Seite den Beruf, das Original zu vertheidigen gegen die Abänderer, und dadurch die Abänderer in Schranken zu halten. Der geſchichtliche Verlauf ſtellt das Gleichgewicht her zwiſchen Beiden. Gebiert die Abänderung ein dauerndes Stück, dann wird die literargeſchichtliche Einwirkung wirkungslos; gelingt das nicht, dann wird der frevelhafte Theater-Director geſtäupt. Das Bedürfniß nach neuen Stücken zwingt ihn aber ſchon morgen wieder zu neuen Verſuchen; denn das lebendige Bedürfniß reſpectirt kein Verbot, es gehe von bürgerlicher Polizei aus oder von literariſcher Polizei.

„Julius Cäſar" bedarf in ſeinem Baue auch für unſere Scene keiner weſentlichen Veränderung. Nur im letzten Acte macht das sceniſche Arrangement eine Zuſammenziehung nöthig.

Einige Wochen nach dem „Cäſar", alſo mitten im Sommer, brachten wir „Roſenmüller und Finke", von Töpfer, zum erſtenmale. Ich machte keine Umſtände und legte es in ſo ungünſtige Jahreszeit, für welche man ſich ſonſt jeder Neuigkeit enthält, weil ich ein ſchlechtes Gewiſſen hatte mit dem Stücke. Unſere praktiſchen Luſtſpiele nehmen ſich in der Lectüre gar gröblich aus und gar bedenklich. Ehe das friſche Gelächter die leeren Stellen ausfüllt, erſcheinen ſie verzweifelt ordinär. Ich hatte auch noch zu wenig Praxis, um hinreichend zuverſichtlich zu ſein in dieſem Punkte. Und die erſte Aufführung gab meiner jungfräulichen Scheu vollſtändig Recht. Das jetzt ſo beliebte Luſtſpiel wurde am erſten Abende unzweideutig abgelehnt. Man hatte viel gelacht, ſchwieg aber gegen den Ausgang und ziſchte am Ende.

Dies will im Burgtheater ſagen: das Stück läßt ſich leidlich an, genügt aber doch den Anforderungen nicht, die wir zu ſtellen berechtigt ſind. Beim Schauſpiel und Trauerſpiel iſt dies ein Verdict, von welchem es keine Appellation giebt. Die Leute kommen da eben nicht zur zweiten Vorſtellung. Beim Luſtſpiele aber giebt es eine Appellation. Die Erheiterung iſt ihnen zu nothwendig. Man erzählt zu Hauſe: claſſiſch iſt das Stück nicht, es ſündigt vielfach, aber es unterhält doch. Kann man ſogar ſagen: es unterhält luſtig, dann ſchwinden alle Bedenklichkeiten und die Leute kommen zahlreich zu den Wiederholungen. Dann hat das Stück ſeinen kritiſchen Abweis erlebt, das Gewiſſen iſt beruhigt und es findet ſeinen praktiſchen Erfolg zu männiglicher Unterhaltung. So hat es ſich ereignet mit „Roſenmüller und Finke".

Ohne dieſen praktiſchen Ausgleich könnte auch kein Theater beſtehen; denn es werden gar wenig Stücke geſchrieben, welche der Kritik und dem Bedürfniſſe der Unterhaltung gleichmäßig genügen.

Einige Monate ſpäter verſchafften wir uns ſelbſt, Regiſſeure und Director, eine originelle Unterhaltung. Wir trachteten ein Stück aufzuführen, in welchem lauter ungeſtüme Jugend zu toben hat, und wir wollten einen großen Theil dieſer ungeſtümen Jugend durch alte Herren darſtellen laſſen. Theils fehlte wirklich noch die hinreichende Anzahl junger Schauſpieler, theils ſollte uns ſolch eine würdevolle Beſetzung als Paſſirſchein dienen. Wenn die Behörde ſähe, daß Papa Anſchütz einen wilden Jüngling ſpielen wollte, ſo war das, meinten wir, eine Zuſicherung, daß nichts Ungebührliches beabſichtigt würde.

Wir wollten Schiller's „Räuber" auf's Burgtheater bringen. Sie waren im Theater an der Wien gegeben worden, im Burgtheater aber nie. Die Cenſur war in früheſter Zeit dagegen geweſen, und eine unklare Scheu vor Rohheit gab der Cenſur Recht. Schreyvogel hatte meines Wiſſens keinen Verſuch gemacht; in Deinhardſtein's leichtes Weſen paßte ſolch ein urwüchſiges Stück gar nicht, und Holbein hätte wohl in den letzten zwei Jahren Gelegenheit dazu gehabt, er gehörte aber in eine Beamtenrichtung, welche mit Wagner im „Fauſt" vergleichen ſcheut, „weil ich ein Feind von allem Rohen bin". Regierungsrath v. Holbein war ein gewiſſenhafter und ehrenhafter Beamter, welcher in allen Verwaltungs-Angelegenheiten Sorgfalt, Strenge und Muth entwickelte; in allen Fragen aber. welche das Theater mit Politik in Berührung brachten, war er ängſtlich und zaghaft.

So lagen denn die „Räuber" Anno 1850 noch für das Burgtheater wie auf einer unnahbaren Inſel im fernen Ocean. Wir aber rüſteten eine Expedition, um dieſe Inſel zu erobern. Anſchütz ſtand als Schweizer auf dem Deck, Löwe als Spiegelberg, und ſo fort lauter erfahrene Jünglinge; Fichtner als Hermann der Baſtard ſtach beinahe ab. Die beliebte Form für zu hoch oder zu niedrig hängende Früchte, das Geſuch um eine Wohlthätigkeits-Vorſtellung, war unſere Flagge, und nicht ohne Zagen meldeten wir uns mit dieſem verwegenen Unternehmen bei unſerer Behörde. Als wir eintraten, flüſterte mir Anſchütz zu: Doctor! Wir erleben ein Unglück und werden mit Schimpf und Schande fortgejagt.

Ich muß vorausſchicken, daß unſer Chef, welcher zu Anfang für eine große Schaar von Stücken die rothen Kreuze gemacht, im Laufe des Jahres etwas milder geworden war. Er war ein Tory und ſtreng in ſeinen Grundſätzen, welche mit dem Liberaliſmus der Zeit wenig Gemeinſames hatten. Aber er war einer vorſichtigen, logiſchen und ehrlichen Beweisführung nicht immer unzugänglich; er war günſtig geſtimmt durch die Erfolge, welche dem Theater gelangen, und er handelte nicht gern gegen die Strömung, welche eben an oberſter Stelle herrſchte. Dieſe Strömung war im Jahre 1850 noch nicht ausgeſprochen anti-liberal. Man hatte noch zu viel aufzuräumen und vorzubereiten, ehe man an die Aufhebung einer Verfaſſung denken konnte, welche unter freiſinniger Form ganz Oeſterreich zuſammenhielt und der Verbeſſerung fähig war. Graf Lanckoronſki, ein Schwager Stadion's, ließ ſich damals wohl noch daran erinnern, daß ſein Schwager ſtarken Antheil habe an dieſer liberalen Verfaſſung und daß unter ſolchen Umſtänden wohl auch die „Räuber" —

„Die Räuber?!"

Von Schiller, wurde ſchüchtern hinzugeſetzt, um den bösartigen Titel zu entſchuldigen.

Er lächelte zu dem abenteuerlichen Jünglingswunſche der alten Herren, aber er ſchüttelte doch langſam das Haupt und zeigte wenig Luſt, ihn zu gewähren.

Es iſt merkwürdig, was dies erſte Stück Schiller's den Leuten zu ſchaffen gemacht, was für lodernde Sympathien, was für grimmige Antipathien es geweckt hat. Der ganz neue Kern eines Genies, welcher zum erſtenmale vor den Menſchen erſcheint, macht eben als ganz neu und unerhört den heftigſten Eindruck. War es nicht bei Goethe ebenſo geweſen? Sein „Götz von Berlichingen" ſetzte die ganze deutſche Welt in Bewegung. Nur war Goethe ein friedliches Naturell, Schiller aber ein kriegeriſches. Die „Räuber" alſo ſetzten in Flammen, während „Götz" nur in Bewegung geſetzt hatte. „Louiſe Millerin", wie „Cabale und Liebe" zuerſt hieß, war nicht minder arg, ſie griff bis zum Aufzucken ſchmerzhaft in die Wunden der Gegenwart, in Standes- und Regierungswunden, aber die Welt ſchrie nicht mehr. Sie kannte bereits dieſen neuen Kern einer genialen Kraft. Beim zweiten Stücke iſt der Schreck ſchon escomptirt, wie man in der Börſenſprache ſagt.

An den „Räubern" iſt dieſer Schreck immer haften geblieben. In Dresden lebte während der Dreißiger Jahre unſeres Jahrhunderts ein alter ruſſiſcher Fürſt, der konnte vierzig Jahre nach Erſcheinen der „Räuber" ſein Entſetzen über dies Stück nicht loswerden. Es hatte ſich zum Haß ausgebildet, er haßte die „Räuber" wie die Sünde, und ſo oft ſie in Dresden aufgeführt wurden, ſo oft wiederholte er folgende Worte: „Wenn ich Gott ſelber wäre und im Begriffe ſtünde, dieſe Welt zu ſchaffen, zugleich aber vorausſähe, daß die „Räuber" in dieſer Welt geſchrieben und mit Beifall aufgeführt werden ſollten — ich ließe dieſe Welt ungeſchaffen".

Zu unwilligem Erſchrecken des Dresdener Intendanten, des Herrn v. Lüttichau, hatte ich in den „Karlsſchülern" dieſe Worte dem Herzoge Karl in den Mund gelegt. Herr v. Lüttichau beſchwor mich, dieſe Uebertreibung zu ſtreichen. Sie hätte ihn lange genug von dem alten Ruſſen geärgert. Ich lehnte das aber lächelnd ab.

Jetzt kam die Strafe. „Die Räuber", welche ich nun brauchte, waren auf dem Punkte, lächelnd abgelehnt zu werden. Ein Mitglied meiner Behörde hatte dieſe ruſſiſchen Worte aus den „Karlsſchülern" kennen gelernt und citirte ſie in dieſem kritiſchen Augenblicke. Glücklicherweiſe ging dies Mitglied, welches wirklich ebenfalls einen tiefen Abſcheu hegte vor den „Räubern", in ſeiner anklagenden Beweisführung bis zum Aeußerſten: es malte die Folgen einer „Räuber"-Aufführung dahin aus, daß junge Leute in Mähren oder Böhmen dadurch veranlaßt werden könnten, auch heutigentags in die böhmiſchen Wälder zu ziehen und eine Räuberbande zu bilden —!

Das wirkte, wie jede Uebertreibung wirkt. Warum nicht gar!

rief der Chef, und gab die Erlaubniß zur Aufführung der „Räuber“ — freilich zunächſt nur für den Wohlthätigkeitszweck. Meine Sorge war nun, das Stück für immer zu gewinnen, indem ich es ſo zur Anſchauung brächte, wie es wirklich iſt, nämlich unter Hervorhebung ſeiner moraliſchen Folgerungen und ſeines moraliſchen Strafgerichtes. Ich ging alſo auch im letzten Acte ab von der herkömmlichen Mannheimer Einrichtung, welche den Franz am Leben erhält und nur in den Thurm werfen läßt. Aus dieſem Thurme hat er höchſt wahrſcheinlich Befreiung zu erwarten, nachdem der Majoratsherr Karl ſich dem Galgen überantwortet hat. Ich ließ ihn ſich erdroſſeln, wie's Schiller gewollt, und ließ dem Karl alle die moraliſchen Verſöhnungsworte, welche herkömmlich geſtrichen werden. Und ſo gelang es uns, durch nachdrückliche Betonung des geiſtigen Inhalts und durch kräftige Motivirung der Wildheit im Stücke einen Eindruck der Vorſtellung zu erreichen, welcher nicht roh war und dem Stücke eine dauernde Stätte gewann. Die „alten Herren“ halfen dazu weſentlich, indem die wilden Reden in ihrem Munde eine ſolide Begründung erhielten. Anſchütz arbeitete die große Rede von der Befreiung Roller's zu einem rhetoriſchen Meiſterſtücke aus, und Löwe's Spiegelberg wurde zum Cabinetsſtück eines lebensvollen Wichtes. Die jungen Kräfte, Wagner als Karl, Dawiſon als Franz, beflügelten ſich neben den Veteranen, und ſo entſtand eine Vorſtellung voll Ungeſtüm und Drang und doch ſo voll innerer Bedeutung, daß ſie auch jetzt noch nach Verwandlung der alten in junge Räuber eine Zierde des Repertoires iſt, nicht blos ein unverwüſtliches Zugſtück.

Man iſt in Karlsruhe neuerdings damit vorgegangen und einige Theater ſind nachgefolgt, das Stück im Rococo-Coſtüm zu geben. Ich ſehe darin keinen Gewinn. Im Gegentheil. Bekanntlich wurde das Stück gegen Schiller's Wunſch in die fernen Zeiten des allgemeinen Landfriedens zurückverlegt. Dalberg verlangte es. Das war übertrieben. Es aber modern zu machen für Schiller's

Jugendzeit und ihm das Coſtüm des ſiebenjährigen Krieges zu geben, weil die Schlacht bei Prag erwähnt wird, das heißt das Wort über den Geiſt ſetzen und dem Stücke ſchaden. Rococo-Coſtüm hat etwas Zierliches, Enges, Geputztes und iſt dem Inhalte der „Räuber“ gar nicht zuträglich. Die Rococokleider und die rohen, wilden Studenten in Leipzig ſtimmen nicht zuſammen. Franken, wo ein Theil des Stückes ſpielt, war im ſiebenjährigen Kriege ſo wenig vom Kriege berührt, daß das Walten einer ſolchen Räuberbande nicht wohl möglich war. Im dreißigjährigen Kriege dagegen war ganz Deutſchland ſo herrenlos und regierungslos, daß alle Phaſen des Stückes möglich ſind; eine Schlacht bei Prag gab's zufällig auch, und das Coſtüm iſt maleriſch, dem Inhalte entſprechend. Wir geben deßhalb die „Räuber“ in der Tracht des dreißigjährigen Krieges.

XIV.

Wenn ein Jahr um iſt, überzählt der Hausvater, was Alles geſchaffen worden iſt im Laufe deſſelben, und freut ſich dankbar, wenn die Thätigkeit groß geweſen und auf mancher Arbeit der Segen geruht hat.

Das Burgtheater hat es wahrlich in den letzten achtzehn Jahren an Arbeit nicht fehlen laſſen. Der Leſer wird es vielleicht mit Schrecken gewahr, daß wir immer noch nicht über dies Eine Jahr — **1850** — hinauskommen, und daß ich ihn auch jetzt noch nicht ſogleich in's Jahr **1851** hinüber laſſen kann.

Es ſind noch Neuigkeiten übrig, welche ſich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten haben — von Benedix „Eigenſinn" und „Die Hochzeitsreiſe", von Lederer „Häusliche Wirren" und von franzöſiſchen Bearbeitungen „Die Königin von Navarra". Moſenthal's „Deutſches Dichterleben" iſt auch über ein Jahrzehnt erhalten worden.

Außerdem muß ich des Syſtems gedenken, welches ich in der Einleitung bezeichnet habe, des Syſtems immerwährender neuer Inſceneſetzungen, durch welche das hiſtoriſche Repertoire von Shakeſpeare und Leſſing herab vollſtändig gemacht und vollſtändig erhalten werden ſollte.

Dieſe ſyſtematiſche Arbeit, welche unſer Theater vor allen deutſchen Theatern auszeichnet — nur Karlsruhe verfolgt ein ähnliches Ziel — hat uns unſchätzbare Anregungen und Ausbeute gewährt. Reicher poetiſcher Inhalt und Mannigfaltigkeit des Inhalts ſind eben ein Schatz, deſſen Werth unbeſchreiblich. Ein Stück, welches vor Jahren unfruchtbar vorübergegangen, findet plötzlich bei ſeiner Wiederkehr günſtige Witterung, es paßt plötzlich zur Stimmung des Tages, und ſeine früher unbeachteten Samenkörner ſchießen nun in Halme, Blüthen und Früchte.

Dadurch gerade wird das Theater ſo wichtig für geiſtige Entwicklung eines Volkes, daß es Anſchauungen, Gedanken und Folgerungen in unerſchöpflichem Maße auch an die große Zahl von Menſchen bringt, welche ſonſt weder Zeit noch Gelegenheit haben für ſolche Anſchauungen, Gedanken und Folgerungen. Wer ermißt, wie viele Genies unter dieſen Menſchen befruchtet werden durch ein Stück, durch eine Scene, durch ein Wort im Theater?!

Ueber dreißig neue Inſceneſetzungen brachte das Jahr 1850. Darunter „Medea", „Traum ein Leben", „Minna von Barnhelm", „Nathan", „Emilia Galotti", „Romeo und Julie", „Braut von Meſſina", „Fiesco", „Don Carlos", „Feſſeln", „Gönnerſchaften".

Von den neuen Stücken verdienen noch Lederer's „Häusliche Wirren" eine kurze Betrachtung. Sie haben wie ſeine „Geiſtige Liebe" etwas Specifiſches für die Wiener Welt.

Eine geringe Handlung, welche ſich intim und behaglich abſpinnt, iſt in Norddeutſchland nicht genügend, genügt aber in Wien, wenn der Dialog unterhält. Und doch beſteht ein franzöſiſches Stück mit geiſtvollem Dialoge in Wien nicht, ſobald ihm eine hinreichende Handlung fehlt.

Wie kommt das? Die Art des Dialoges entſcheidet. Der franzöſiſche mag noch ſo geiſtreich ſein, er beſchäftigt nur unſeren Verſtand, er beſchäftigt nicht unſeren ganzen Zuhörer. Der Dialog Lederer's aber hat etwas Heimathliches. Lederer ſtammt aus Prag und hat lange in Wien gelebt. Er iſt ganz anders als Bauernfeld, aber er hat mit dieſem doch gemein, daß er aus unſeren Gedankenkreiſen ſeine heiteren Wendungen aufwachſen läßt. Wir ſind alſo mit der Wurzel vertraut und jede Wendung erinnert uns an unſere geiſtigen Proceſſe. So erſcheinen uns die Worte voller als einem Fremden; ſie berühren hundertfach unſere Erinnerung, ſie haben Etwas von unſerer Geſchichte. Und darin iſt jedes Publicum egoiſtiſch: das Eigene iſt ihm viel intereſſanter als das Fremde.

Lederer iſt Jude, ſo viel ich weiß. Aber er iſt öſterreichiſcher Jude: die jüdiſche Witzesader, dem ſplitterrichtenden Talmudweſen entſpringend, iſt nur die Veranlaſſung ſeines Witzes, der Inhalt ſeines Witzes iſt ein öſterreichiſcher Inhalt, und deßhalb ſagt er uns zu, und wir lachen behaglich über ihn. Dieſe behagliche Wirkung erhält die „Häuslichen Wirren" auf unſerem Repertoire.

Ich freue mich ſtets, wenn ich nach Dresden komme, wo Lederer jetzt lebt, und dem talmudiſtiſchen Luſtſpiel-Autor erzählen kann, wie die Dinge im Burgtheater ſich geſtalten. Er kennt Alles, er wohnt eigentlich im Burgtheater; er iſt nur auf Reiſen ſeit ſo und ſo viel zwanzig Jahren. Er trägt auch noch den dunkelgrünen Rock, den er damals im Burgtheater getragen; Enthuſiaſten ſagen, er trage auch noch denſelben Hut —

Und nun endlich zum letzten wichtigen Ereigniſſe des Jahres 1850!

Dem Burgtheater fehlte die erſte tragiſche Liebhaberin. Frau Wagner konnte nur einen kleinen ſinnigen Theil dieſes Faches ausfüllen, und die älteſte Anſchütz'ſche Tochter Auguſte, Frau Koberwein, welche dies Rollenfach beſaß, war krank. Man hielt ſie für bruſtkrank und hatte wenig Hoffnung für ihre Geneſung, wenigſtens nicht für eine Geneſung, welche anſtrengende tragiſche Rollen ermöglichen könnte.

Es galt alſo umzuſchauen. Eine erſte tragiſche Liebhaberin iſt das Herz des Schauſpiels. Was kann ein Schauſpiel ſein ohne ſolches Herz?! „Was iſt das Leben ohne Liebesglanz!" ſagt heutzutage jeder Theatergänger mit Bewußtſein.

Ich kannte ein weibliches Talent, welches für meinen Geſchmack die wichtigſten Anforderungen erfüllte: Eine ſchöne Geſtalt, ein edles, jeglichem Ausdrucke edel folgendes Antlitz, ein weiches, wohlthuendes Organ, ein poetiſcher Sinn, eine reine, einfache Bildung. So viel auf einmal! Und davon wußte man in Wien Nichts?!

Dem iſt doch ſo. Es gehört dies in das Kapitel vom Nichtengagiren von 1840 bis 1850. Herr v. Holbein hatte die beſte Gelegenheit gehabt, dieſe Liebhaberin kennen zu lernen. Sie hatte unter ihm längere Zeit in Hannover geſpielt, ſie ſtammte aus Oeſterreich, ſie hatte Nichts ſehnlicher gewünſcht, als in's Burgtheater zu kommen. Er ſelbſt war von Hannover nach Wien übergeſiedelt als Director des Burgtheaters, aber die blonde Marie hatte er nicht berufen.

Sie hatte in Dresden ein Engagement gefunden und ſich dort einfach und ſchön entwickelt. Dort hatte ich ſie Jahr für Jahr geſehen, wenn ich mit einem neuen Stücke hinkam, und hatte immer erkannt, daß ſie ein Schatz ſei für das deutſche Schauſpiel, ein weibliches Herz, wie es dem Theater ſelten beſcheert wird.

Ich lud ſie gleich im erſten Jahre meiner Direction zu Gaſtrollen. Sie kam und ſpielte Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Julia, Louiſe in „Cabale und Liebe", Eugenie in Raupach's „Geſchwiſtern", Anna Hyde im „Billet", einem vorübergehenden Stücke der Frau Birch-Pfeiffer, und Eboli im „Don Carlos".

Sie gefiel, ohne jedoch eine größere Bewegung hervorzurufen.

Hatte ich mich getäuſcht und ſie überſchätzt? Ich war nicht der Meinung.

Das Ebenmäßige und Harmoniſche ſteigert ſeine günſtige Wirkung, je länger es betrachtet wird.

Die Venus von Milo im Louvre frappirt nicht ſogleich durch blendende Schönheit. Aber je länger man ſie betrachtet, deſto klarer und reiner tritt es in unſer Auge, und durch das Auge in unſere Empfindung, und durch die Empfindung in unſer Verſtändniß, daß die reine Schönheit vor uns ſteht.

Jenes Ebenmäßige und Harmoniſche war aber der Hauptvorzug dieſer Künſtlerin.

Darauf baute ich und verſuchte alſo, trotz nur mäßigen Erfolges im erſten Gaſtſpiele, ſie dauernd für das Burgtheater zu gewinnen.

Das ſchien unmöglich. Sie war feſt an Dresden gebunden, und der dortige Intendant, Herr v. Lüttichau, wußte ſo gut wie ich, was ſie bedeutete; er gab ſie nicht frei.

Da ſchloß ich mit ihr ein Gaſtſpiel ab, welches in jedem Frühjahre ſich erneuen ſollte. Es iſt ſchon Etwas, meinte ich, in jedem Frühlinge eine Reihe poetiſcher Eindrücke zu empfangen, echt und ſchön! Das Publicum gewinnt, die Schauſpieler gewinnen, das Theater gewinnt. „Ein großes Muſter weckt Nacheiferung und giebt dem Urtheile höhere Geſetze", ſagt der Dichter, und das gilt für die Schauſpielkunſt im höchſten Maße.

Und ſo iſt es geſchehen. Frau Bayer-Bürck kam wie „das Mädchen aus der Fremde" mit jedem jungen Jahre zu uns, und ihre Vorzüge wuchſen in den Augen des Publicums mit jeder Wiederkehr, und wir verdanken ihr ſchöne Genüſſe. Grillparzer's Liebesdrama von „Hero und Leander" knüpft ſeine Auferſtehung an Frau Marie Bayer, die Tochter eines hochverdienten Schauſpielers in Prag.

Hiemit ſcheiden wir vom erſten Jahre. Im zweiten Jahre verſuchte ich dem „Julius Cäſar" würdige Genoſſen zu bringen, „Heinrich den Vierten" und „Coriolanus", und verſuchte Luſtſpiele zu erwecken aus dem Nichts. Es wurden Preiſe ausgeſchrieben für die beſten Luſtſpiele, und die heiter ſein wollenden Vögel kamen an wie die Staare, wenn die erſten linden Lüfte wehen, wie die Staare in Schwärmen.

Es iſt ſehr wohlfeil, über ſolche Preisausſchreibungen zu ſpotten mit der Bemerkung: das nützt ja Nichts: denn die Muſe läßt ſich nicht commandiren, ſie läßt ſich nicht durch Geld verlocken, und beſtellte Arbeit iſt im Reiche der Muſen Nichts werth. Ja doch! Aber ein Luſtſpiel hat kein ſo ſchweres Gewiſſen, und ein Luſtſpiel iſt gar ſehr von der Gelegenheit abhängig. Es hat etwas von der wehenden Locke der vorüberfliegenden Göttin, welche raſch ergriffen ſein will.

Nun, man muß die Göttin Gelegenheit eben fliegen machen und dies verkünden, damit die Schriftſteller veranlaßt werden, aufzuſchauen und nach der wehenden Locke zu greifen. Viele ſchauen eben nur auf, wenn man ihnen zuruft: Habt Acht! Jetzt fliegt die Göttin vorüber, richtet euch auf!

Der General-Intendant Baron Münch hat ganz recht gethan, wiederum einen Preis auszuſchreiben für das beſte Luſtſpiel.

Es iſt auch gar nicht wahr, daß die Preisausſchreibung 1851 Nichts zu Stande gebracht habe. Sie hat ſehr Viel zu Stande gebracht, und das will ich jetzt erzählen. Vielleicht macht es den Poeten Muth zur heutigen Arbeit um Preis und Ruhm.

Die Preiscommiſſion erkannte ganz deutlich, daß Bauernfeld's „Kategoriſcher Imperativ" zweifelhaft ſei für vollen Erfolg auf der Bühne, weil ſein letzter Act nicht mächtig und wirkſam genug die aufgeworfene Frage löſt und ſchließt. Sie ſagte ſich aber: dies Stück hat allen anderen voraus literariſchen Ton. Und ſie war der Meinung, dieſe Eigenſchaft müſſe in erſte Linie geſtellt werden.

Darin hatte ſie auch Recht. Ein geringerer Theater-Erfolg iſt bei einem Preisſtücke viel eher zu verſchmerzen, als der Vorwurf, daß man ohne irgend einen höheren Geſichtspunkt das Alltägliche gekrönt habe. Letzteres geſchieht oft genug im Theater, eine Preiscommiſſion muß das Alltägliche grundſätzlich vermeiden.

Die zwei anderen Preisſtücke, über welche das Publicum entſcheiden ſollte, haben vollkommen ihre Schuldigkeit gethan für das Repertoire. Sie ſind zur Heiterkeit des Publicums oft und lange gegeben worden, und das eine ſteht jetzt nach ſechszehn Jahren noch im Repertoire. Iſt das was Geringes? Ein Theater-Director antwortet: O nein.

Dieſe beiden Stücke waren: „Der Liebesbrief", von Benedix, und „Das Preisluſtſpiel", von Mautner. Beide kämpften lange um die Palme unter lebhaftem Zudrange und lebhafter Aeußerung des Publicums. Iſt dies was Geringes? O nein. Lebhafte Theilnahme für ein Theater zu entzünden, iſt das preiswürdige Ziel jeder Theater-Direction. Und wie gründlich und heilſam wird bei ſolcher Wahlprüfung die Theilnahme des Publicums entzündet! Es hängt eine Entſcheidung davon ab, wie ſich das Publicum äußert, und das Publicum iſt ſich bewußt, daß es eine Entſcheidung zu geben habe, daß es alſo aufmerkſam ſein müſſe und gewiſſenhaft. Bezweifelt man, daß dies eine gute Bewegung in's Publicum bringt? Eine ſehr gute Bewegung bringt das. Der Geſchmack giebt ſich Rechenſchaft, er bethätigt ſich mit Bewußtſein. Iſt dies was Geringes?

Die Entſcheidung erfolgte zu Gunſten des „Preisluſtſpiels". Dies wurde nämlich noch ſtärker und noch länger vom Publicum beſucht als „Der Liebesbrief". Und nun begann das allerliebſte Proteſtiren gegen dieſe Entſcheidung. Dazu mußte ja wieder kritiſche Dramaturgie entwickelt, es mußte mit äſthetiſchen Waffen gefochten werden; die Unterſuchung, was zu einem guten Luſtſpiele gehöre, ward Tiſchgeſpräch. Eitel Gewinn für's Theater.

Am Ende wälzte ſich gar die Schlacht in's Reich hinaus. Jede Stadt wollte in der Lage ſein, den Wiener Wahrſpruch zu prüfen, jede Stadt wollte alſo die Stücke ſehen. Köln am Rhein machte einen Heidenſpectakel. Sonſt eine Stadt, die gar Nichts für's Theater thut, war ſie jetzt ganz aus dem Häuschen darüber, daß nicht ihr Benedix obgeſiegt hatte. Benedix lebte nämlich damals in Köln, und Köln tobte jetzt gegen Wien, wie einſt Theben gegen Athen. „Das iſt ungerecht von den Wienern" — ſchrie Köln — „ſie haben nur einen Wiener wählen wollen, denn „Das Preisluſtſpiel" hat uns viel weniger gefallen als „Der Liebesbrief"; „Der „Liebesbrief" iſt hundertmal beſſer, hoch „Der Liebesbrief"! Und im Kölner Theater, das ſonſt verrufen war wegen literariſcher Theilnahmloſigkeit, wurde jetzt Tag für Tag „Der Liebesbrief" aufgeführt, und nach jedem Actſchluſſe rief das Publicum einſtimmig: „Tuſch für Roderich Benedix! Tuſch!" Und der dortigen Theaterſitte gemäß mußte das Orcheſter dreimal am Abende — das Stück hat drei Acte — Tuſch blaſen für den kölniſchen Dichter, und das ganze Haus rief: „Hoch Benedix!" — Iſt das was Geringes? Ganz Deutſchland, um nicht zu ſagen ganz Griechenland, ergriff Partei in der Luſtſpielfrage. Was hatte je die Kölner verführt zu ſolcher Intimität mit dramatiſcher Literatur! Das Alles hatte die Preisausſchreibung gethan.

„Das Preisluſtſpiel" ſelbſt aber, heißt es, verdient ja doch kaum conſervirt zu werden in Betracht ſeines äſthetiſchen Werthes.

Das laſſe ich dahingeſtellt ſein. Ich geſtehe ſogar ein, daß die Schauſpieler vom Anfange an bis jetzt hartnäckige Gegner des Stückes waren und ſind, indem ſie die Sprache unflüſſig, feuilletonartig, undramatiſch nennen. Aber ich behaupte ebenſo hartnäckig: es muß doch ein eigener Reiz vorhanden ſein, wenn ein Stück ſich ſechszehn Jahre lang immer gut beſucht erhält! Und der iſt auch vorhanden. Er liegt in dem herzhaften Griffe nach dem Gelegenheits-Thema. Die Gelegenheit war bedeutend genug; ſie flugs zu ergreifen und zu verwerthen, brachte etwas Lebensvolles mit ſich, was nicht zu verwiſchen iſt. Die Preisausſchreibung ſelbſt zum Gegenſtande des Luſtſpiels zu machen, das war natürlich und praktiſch, und das Natürliche und Praktiſche hat immer eine gewiſſe Dauer. Ein inhaltreiches Thema des laufenden Tages friſchweg in leidlicher Faſſung auf die Bühne zu bringen, das war lange Zeit nur Sache der Franzoſen. Jetzt ſind wir auch darauf gekommen, und „Das Preisluſtſpiel" hat beigetragen, uns auf dieſen Weg zu bringen; das iſt wiederum nichts Geringes. —

Ich höre lachen. Warum lacht man? Weil ich mir ſo viel Mühe gebe um dies „Preisluſtſpiel“? O, man irrt ſich. Dies „Preisluſtſpiel“ iſt keineswegs mein Trumpf für Vertheidigung der Preisaufgaben. Ich habe einen Trumpf in petto, den Niemand erwartet.

Der Termin nämlich für Einſendung von Preisſtücken war vorüber. Seit vierzehn Tagen etwa nahm die Commiſſion kein Werbeſtück mehr an. Da kam ſolch ein unglücklicher Nachzügler. Er wurde an mich gewieſen. Und wer war dieſer ſorgloſe Mann, der zu langſam geſchlendert war? „Der geheime Agent“ war's, von Hackländer.

Er kam zu ſpät für die Preisgewinnung; aber er kam als Kind der Preisausſchreibung.

Er war entſtanden, weil der Preis den Verfaſſer gelockt oder doch veranlaßt hatte. Iſt das was Geringes?

Die damalige Preisausſchreibung hat alſo das beſte Luſtſpiel zuwege gebracht, welches neben Freytag's „Journaliſten“ ſeit zwei Jahrzehnten in Deutſchland geſchrieben worden iſt. Das iſt doch wahrlich der Rede werth und iſt einer Preisausſchreibung werth.

Vielleicht gelingt das wieder. Mit Einem Worte: man ſoll, unbekümmert um den Erfolg, immer und überall die Pforten öffnen für dramatiſche Production, und ſoll hinter den Pforten Preis und Ruhm in Ausſicht ſtellen. Das ſchadet Niemandem, höchſtens den Preisrichtern, und dieſe Curtiuſſe opfern ſich eben heldenmüthig. Es wird aber immer irgendwie nützen. Denn das Entgegenkommen iſt förderſam für jede ſchöpferiſche Thätigkeit.

XV.

Ich hatte alſo zwei große Shakeſpeare-Stücke in Vorbereitung für das zweite Jahr: „Heinrich den Vierten" und „Coriolanus". Am Schluſſe des Jahres fand ſich noch ein drittes ein: „Die Komödie der Irrungen". Den „Coriolanus" hatte Gutzkow für die Bühne eingerichtet, „Heinrich den Vierten" ſuchte ich für unſere Scene zu bewältigen. Letzteres iſt ein Unternehmen, welches wohl nie ganz gelingen kann. Man wird es aber immer wieder verſuchen, um eine ſo außerordentliche Original-Figur wie Falſtaff nicht verloren gehen zu laſſen für die Scene, und um den Heißſporn Heinrich Percy, ſowie den heiteren Prinzen Heinz geſpielt zu ſehen.

Bei dieſen Einrichtungsverſuchen kommen alle Grundſätze in Rede, die man zur Richtſchnur nehmen kann für Bearbeitung älterer und hochwichtiger Stücke. Ich muß deßhalb ausführlicher darüber ſprechen. „Heinrich der Vierte" von Shakeſpeare beſteht aus zwei Theilen, das heißt aus zwei Abtheilungen, von denen jede die Ausdehnung eines großen Stückes hat. Hierin liegt für unſer Theater die Hauptſchwierigkeit. Keiner dieſer beiden Theile genügt für ein volles Intereſſe unſeres Theater-Abends. Wie oft man's auch verſucht hat, ſie einzeln oder hinter einander zu geben, man hat nie eine zufriedenſtellende Wirkung erreicht.

Giebt man nur den erſten Theil, ſo fehlt der Schluß des Stückes, denn dieſer liegt im zweiten Theile. Außerdem verläuft auch noch das letzte Drittheil dieſer erſten Abtheilung reizlos im

Sande. Die Zuſchauer gehen unbefriedigt, ungeſpannt nach Hauſe und haben nicht die mindeſte Luſt, auch noch einen ähnlichen zweiten Theil zu ſehen. Bringt man nun doch noch dieſen zweiten Theil, ſo kommen ſie nicht mehr. Nur die Pietätsvollen kommen noch, und die literariſch Gebildeten. Dieſe reichen aber nicht zu für ein Theater-Publicum, ſie ſind eine verſchwindend kleine Minderheit, und wenn auch des anderen Tages in der Zeitung ſteht: „Dieſes außerordentliche Stück verſammelte geſtern Abend eine auserleſene Geſellſchaft im Theater und gewährte einen Hochgenuß“, ſo klingt das recht ſchön; aber Schauſpieler und Director ſchütteln den Kopf und rufen ihrerſeits: Oefters ſolche Siege, und wir ſind verloren!

Den zweiten Theil zuerſt und allein geben kann man natürlich auch nicht, denn es fehlt ihm Kopf, Hals und Bruſtkaſten, welche im erſten Theile ſtehen. Giebt man trotz Alledem und Alledem beide Theile nach einander, ſo entwickelt die zweite Abtheilung noch einen ganz aparten Fehler. Es breitet ſich darin eine Verſchwörung aus, welche der Verſchwörung in der erſten Abtheilung ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern. Das iſt die blanke Ermüdung für den Zuſchauer. Erſchöpft und matt kommt er zu den ſonſt nicht unwirkſamen Schlußacten, beſitzt keinerlei Kraft des Antheils mehr, und ſagt beim Nachhauſegehen zu ſeinem Nachbar: „Dieſe beiden „Heinrich“-Abende wollen wir doch einige Jahre aufmerkſam vermeiden“.

So iſt es unter Schreyvogel im Burgtheater ergangen, wo man beide Theile gebracht hat, ſo geht es in Berlin, wo man zuweilen den erſten Theil bringt und immer die Erfahrung macht, daß er kein volles Stück iſt und zuletzt langweilt. In Summa, „Heinrich der Vierte“ iſt immer ein zweifelhaft angeſehener Wanderer auf den Repertoiren geblieben.

Der Gedanke iſt deßhalb öfters aufgetaucht: Kann man denn nicht die ganze zweite Verſchwörung ſtreichen und die große Hälfte des erſten Theiles mit den Schlußacten des zweiten in Ein Stück zuſammenziehen? Schröder, glaube ich, hat ihn ſchon einmal ausgeführt.

Ich hatte ihn auch und ſtand längere Zeit zaghaft vor der Frage: Darf man das wagen?

Die beiden Abtheilungen ſind geſchrieben für das engliſche Publicum. Dies kann ſich durch breite Vorführung ſeiner Geſchichte entſchädigt fühlen für mangelnde dramatiſche Faſſung. Kann man das vom deutſchen Publicum auch erwarten? Nein. Ja ſelbſt in England ſind dieſe hiſtoriſchen Stücke „Hiſtorien" genannt, zum Unterſchiede von „Stücken", und haben ſelbſt dort die Scene nicht behaupten können, mit Ausnahme des „Dritten Richard". Soll es bei uns leichter ſein als in England, die engliſche Geſchichte in ungenügend dramatiſcher Form intereſſant zu finden auf dem Theater? Das glaubt nur ein Gelehrter. Grillparzer ſagte mir neulich von einem deutſchen Theater-Director, der die ganze Reihe von dieſen „Hiſtorien" auf ſein Theater gebracht: „Der Mann hat mir dadurch deutlich bewieſen, daß er kein guter Theater-Director iſt".

Das iſt vielleicht zu viel Mißtrauen. Dergleichen Experimente gehen auf kleinen Hofbühnen, die in auswärtigen Zeitungen als ſehr claſſiſch geprieſen ſein wollen, und denen ein volles, freies Publicum fehlt. In einer großen Stadt, vor einem ſelbſtſtändigen Publicum, welches weiß, was es will, geht das nicht. Ein ſelbſtſtändiges Publicum verlangt ein geſchloſſenes Stück und in dieſem ein geſchloſſenes Intereſſe. Berufung auf Literatur-Geſchichte hilft da nicht; man will Leben, das ſich ſelbſt erklärt und das hinreichend anzieht.

Da ſteht man denn vor der Frage: Soll man dieſe „Heinriche" mit ihrem Falſtaff, Percy und Heinz unberührt, das heißt unverändert laſſen? Dann bleiben ſie todt für unſere Bühne. Oder ſoll man ſie bearbeiten, und wie weit darf man ſich da vorwagen? Dies iſt die Streitfrage.

Ich ſtehe nicht auf Seite derer, welche Haro! ſchreien gegen die Bearbeitung eines alten dramatiſchen Poeten, der nicht mehr für unſere Theater-Bedingungen paßt, und ich glaube, daß ein kräftiges Talent durch volle Bearbeitung alter Stücke unſerem Theater mannigfachen Nutzen ſchaffen kann. Das unverletzte Stück Shakeſpeare's zum Beiſpiel liegt ja vor, und Jedermann kann es unverändert haben. Wem die Bearbeitung ein Aergerniß iſt, der braucht ſich ja nicht um das zu kümmern, was er eine Verballhornung nennt, ſie beſchädigt ja für ihn das Original nicht, ſie wendet ſich ja nur an die Theaterwelt.

Aber ich glaube nicht, daß ſolche volle Bearbeitung anzurathen ſei für Shakeſpeare's „Hiſtorien". Deren Inhalt iſt mehr Geſchichtsmaſſe als dramatiſche Maſſe, und es iſt obenein Maſſe einer Geſchichte, welche uns in ihrer damaligen Kriegsform zwiſchen weißer und rother Roſe ziemlich monoton anmuthet.

Ich glaubte alſo bei dieſen zwei „Heinrich"-Theilen nur zuſammenziehen und nur discret ändern zu dürfen. Wenn die zweite Verſchwörung ganz ausfällt, ſo entſteht ohne beſondere Gewaltſamkeit Ein Stück. Die Gegner rufen: Aber wie viel Uebergänge gehen verloren! Das iſt nicht ſo arg, wie die Pietät — und von ihrem Standpunkte ganz mit Recht — glauben machen will.

Viel wichtiger ſcheint mir die vorwurfsvolle Frage: Und haſt du nun mit deiner Amputation ein vollſtändiges Stück gewonnen?! — Ich habe nicht den Muth, Ja zu ſagen. Aber das wurde erreicht: die berühmten Figuren Falſtaffs, Heißſporns Percy und des luſtigen Heinz werden in einem Zuſammenhange vorgeführt, welcher ſich mit Intereſſe anſehen läßt.

Das Stück erhielt ſich im Burgtheater und beſteht noch. Ich finde die literariſchen Vorwürfe gegen ſolche Arbeit berechtigt, aber ſie überzeugen mich nicht, daß ſolche Zuſammenziehung für die Bühne unterlaſſen werden müſſe.

Man hat ſich gewundert, daß ich den Falſtaff an Anſchütz gegeben. Ich bin immer der Meinung geweſen, daß er ihm zugehörte, und bin es noch. In Leipzig hatte ich die Rolle von ihm geſehen, und er hatte mir ſehr wohl gefallen. Er beſaß den Studentenhumor, welcher der Rolle gebührt. Es iſt nicht der Humor des gewöhnlichen Komikers, welcher aus dem Falſtaff ſpricht. Falſtaff lebt und webt in humoriſtiſchen Folgerungen, nicht in unmittelbarer Komik.

Ich habe die beſte Gelegenheit gehabt, das am lebendigen Fleiſche zu ſtudiren. Als der alte Herr von dannen ging und die Rolle an Beckmann kam, da zeigte ſich's, daß dieſer rathlos vor der Rolle ſtand. Das war nicht ſeine Komik, und mit aufgezogenen Stirnrunzeln ſah er mich an.

Das Naturell genügte hier nicht; bewußter humoriſtiſcher Geiſt war hiezu nöthig.

Nachdem Beckmann die Rolle gelernt — es war in Karlsbad —, verpuffte er ſie im Vortrage wie ziſchende Raketen, die nicht in die Höhe gehen. Er gab ſich und dem Zuhörer nicht die Zeit, des humoriſtiſchen Kernes, der darin ruht, inne zu werden. Dieſer Kern braucht eine Geiſtes-Operation, und für dieſe muß man ſich und den Zuhörern Zeit laſſen. Es ſind nicht komiſche Späſſe, es ſind trockene Folgerungen einer humoriſtiſchen Lebensanſchauung. Das trockene Wort muß Zeit haben, von der feuchten Unterlage des Geiſtes — Humor heißt ja Feuchtigkeit — getränkt zu werden, und erſt wenn es vollgeſogen iſt, lacht der Zuhörer. Immer und immer wieder mußt' ich ihm in den Zügel fallen, und endlich mußt' ich's ihm vorleſen, weil er ſich unſicher fühlte. Herr Berſtl war der andächtige Zuhörer, auf welchen hin experimentirt wurde, und es war ihm ſtrenge verboten, aus bloßer Gefälligkeit zu lachen. Hätte ich Beckmann eine eigentlich komiſche Rolle vorleſen wollen, er würde mich ſchön ausgelacht haben; denn das verſtand er beſſer als ich. Dies Falſtaff'ſche Weſen aber verſtand er ſehr langſam — ein Zeichen, daß die Rolle nur mit Vorſicht einem eigentlichen Komiker überlaſſen werden darf.

Jetzt iſt die Rolle an Herrn Baumeiſter gekommen. Er iſt ſeinem Weſen nach trefflich geeignet dafür, aber ſeinem Vortrage nach gar nicht. Sein Vortrag iſt die Abkürzung in allen möglichen Formen; er iſt im Stande, die charmanteſten Sachen unbeſehen in die Taſche zu ſtecken. Er hat den Spaß davon empfunden, er hat aber gar keine Rückſicht darauf genommen, ob der Zuhörer auch genug merkt von dem Spaße. Falſtaff alſo, welcher durchaus breiten Vortrag braucht, kann ein Wunder wirkendes Exercitium für Herrn Baumeiſter werden.

Aufathmend von dieſer ſchlotternden Ungeſchloſſenheit einer „Hiſtorie", gingen wir an ein wirkliches Drama deſſelben Shakeſpeare, und zwar an eines ſeiner vorzüglichſten, an den „Coriolanus". Dies iſt von ſeinen drei römiſchen Stücken das einfachſte und am beſten componirte. Es ſteht in der Compoſition über „Cäſar" und ganz unvergleichlich über „Antonius und Kleopatra". Mit eiſerner Conſequenz und Alles eng und ſtreng zuſammenhaltend, führt hier der große Dichter ſein Thema durch, ein hohes Muſterbild in Form und Inhalt.

Für unſer jetziges Theater freilich hat die Form der erſten Acte große Schwierigkeiten. Shakeſpeare's Theater geſtattete dem Dichter ungemeine Freiheit. Da wurde nicht verwandelt, ſondern ein Pfahl, eine Tafel, ein Wegweiſer oder irgend ein allgemein bekanntes Zeichen deutete an: hier iſt freies Feld, hier iſt geſchloſſener Raum. Die Phantaſie des Zuſchauers — bei unſerer ſorgfältigen Ortsbezeichnung arg in Ruheſtand verſetzt — wurde damals geübt und blieb immer aufgeweckt. Sie ergänzte alles das, was äußerlich fehlte.

Deßhalb machten damals auch die erſten Acte im „Coriolan" Niemandem Kummer. Hier ſpringt nämlich die Scene wie ein Springer auf dem Schachbrette von Rom nach Corioli, von Rom auf's Schlachtfeld und wieder zurück nach Rom, daß wir faſt ſo viel Zeit für die Verwandlungen brauchten, wie für die Scenen ſelber, und daß unſer Publicum in Unruhe und Zerſtreutheit gerieth. Hier thut eine Vereinfachung dringend noth; auch die Gutzkow'ſche Einrichtung mußte für uns noch vereinfacht werden.

Das war nicht ganz leicht, weil Ein Punkt dem Auge und Ohre des Publicums mit einer gewiſſen Breite dargelegt werden muß und weil dieſer eine Punkt auf dem Schlachtfelde liegt. Jedermann weiß, wie mißlich alle Schlachtenpunkte ſind auf der modernen Scene und vor einem modernen Publicum, welches ſeiner Phantaſie gar Nichts mehr zumuthen und Alles mit ſtatiſtiſcher Genauigkeit vor ſich ſehen will. Wir übertreiben in der äußerlichen Genauigkeit bereits ebenſo, wie man zu Shakeſpeare's Zeit in der Einfachheit übertrieben hat.

Dieſer eine Punkt iſt der, als Coriolanus auf dem Schlachtfelde erſcheint. Hier muß breiter Raum für ihn geſchaffen werden. Der Ariſtokrat Coriolan muß hier dem Publicum voll in's Auge treten, wo er tapfer, in eminentem Grade tapfer iſt. Dies iſt der Moment, welcher den übrigens rückſichtsloſen Ariſtokraten tüchtig und jeder Aufopferung fähig zeigt. In der Schlacht enthüllt Coriolan ſeinen beſten Kern, und deſſen muß das Publicum vollſtändig inne werden, ſonſt ſchenkt es ihm ſpäter nicht die erforderliche Theilnahme.

Dies war beſonders in Wien nothwendig, wo das Pathos eines Ariſtokraten ſchwer verſtanden wird, wo der Geſichtspunkt eines Ariſtokraten kaum gewürdigt wird und wo die Rückſichtsloſigkeit eines Ariſtokraten nicht verziehen wird.

Ich ſuchte alſo alle grellen Farben zuſammen, um dieſe kurze Scene der aufopferungsfähigen Tapferkeit Coriolan's den Zuſchauern in die Augen zu drängen. Wenn er ſpäter ſchonungslos gegen das Volk auftritt, dann ſollte man ſich erinnern: er war und iſt auch ſchonungslos gegen ſich ſelbſt, ſobald ein großer Zweck vorliegt.

Es iſt eine Hauptaufgabe der Inſceneſetzung, das Wichtige in den Vordergrund zu ſtellen, das minder Wichtige nur deutlich zu machen und das Gleichgiltige im Schatten zu laſſen. Der Inſceneſetzer muß nachdichten. Das äußerliche Arrangement der Scene, Gruppirungen, Aufzüge, Putz, Schmuck und all dergleichen iſt wohl auch ſeine Sache, aber es iſt verhältnißmäßig Nebenſache. Die Motive des Stückes in Geltung zu bringen, das iſt Hauptſache.

Hierin ſuche man auch vorzugsweiſe die Erklärung, daß ein Stück an dieſem Orte gefällt und an jenem Orte nicht gefällt. Das liegt nicht blos an den Schauſpielern, das liegt vorzugsweiſe an der Inſceneſetzung. Tragt eine gute Rede ſchlecht vor, und ſie wirkt nicht; tragt eine mittelmäßige Rede gut vor, und ſie wirkt. Der Vortrag eines Stückes entſcheidet über die Auffaſſung des Stückes, und die Auffaſſung entſcheidet über die Wirkung.

Und trotz aller Anſtrengung ſolcher Art wurde mit der erſten Aufführung des „Coriolanus“ eine volle Wirkung nicht erreicht. Die freche Verhöhnung demokratiſcher Elemente, welche den „Coriolan“ auszeichnet, war dem Publicum innerlich zuwider, und es ließ den Beifall für gut geſpielte Scenen nicht heraus. Ja, ich wurde mit Vorwürfen überſchüttet, in unſerer Zeit ſolche Verhöhnung der Demokratie auf die Scene gebracht zu haben.

Ich nahm ſie ruhig hin. So ſehr ich überzeugt bin, daß ein Theater nicht beſtehen kann, wenn ſein Inhalt nicht weſentlich übereinſtimmt mit dem Sinne der Zeit, ſo feſt bin ich davon durchdrungen, daß die weiteren Geſichtspunkte der Kunſt nicht dem eben herrſchenden Parteiſinne geopfert werden dürfen.

Das Publicum ſoll nicht blos kurzweg genießen; es ſoll auch lernen, um in Folge der Bildung reichlicher zu genießen. Hat es wohlbegründete Stücke anſehen gelernt, welche ſeinem Parteiſinne augenblicklich nicht zuſagen, ſo lernt es ſie allmälig auch würdigen, eben weil ſie wohlbegründet ſind. Was es aber einmal zu würdigen verſteht, das wird ihm mit der Zeit auch ein Genuß. Und zwar ein künſtleriſcher Genuß, welcher feinere Nerven anregt, als der wohlfeile Genuß deſſen, was dem alltäglichen Verſtändniſſe zuſagt und dem gedankenloſen Behagen. So bildet ſich ein Publicum und ein Theater gleichzeitig und wechſelſeitig.

Das gelang allmälig auch mit „Coriolanus“. Ein paar Jahre war er nur mäßig beſucht. Nach ein paar Jahren war er gewürdigt und wurde gut beſucht, ja am Ende applaudirte man unbefangen jene Streitworte, welche man bei der erſten Vorſtellung am liebſten ausgeziſcht hätte.

Ich hatte auch jahrelang große Noth mit dem Enſemble des Stückes: es zeigte immer bei den tumultuariſchen Scenen grelle Lücken. Ich mochte probiren ſo viel ich wollte, ſie waren nicht zu ſtopfen. Ich wußte gar gut, woran das lag. Aber um dem abzuhelfen, mußte ich einem alten verdienten Schauſpieler die Rolle abnehmen. Er war in ſeiner Abhängigkeit vom Souffleur nicht im Stande, in ſtürmiſchen Scenen zur rechten Zeit einzufallen, denn der Lärm der Scene bedeckte die Stimme des Souffleurs, und auswendig die Worte zu behalten, vermochte er abſolut nicht. Immer hoffte ich, er werde durch öftere Vorſtellungen endlich der Worte Herr werden. Umſonſt! Da gab ich die Rolle in andere Hände, und nun gingen die Scenen vortrefflich — ich aber wurde heftig geſcholten von öffentlichen Stimmen, daß ich die alten verdienten Künſtler freventlich mißhandelte.

Die Aufgabe iſt eine der ſchwerſten an dem Theater, große Talente, welche alt geworden ſind und dem Alter gemäß an Gedächtniß, Organ und Beweglichkeit einbüßen, doch ſo zu ſtellen, daß ihr Talent noch angemeſſen verwerthet wird. Es iſt mir mehrfach gelungen, dieſe Aufgabe annähernd zu löſen. Aber auch wenn es ganz gelingt, wird man doch keinen Dank ernten, wohl aber Vorwurf und Anklage erleben, daß man die Alten nicht jung gemacht, daß man das Ganze nicht dem Einzelnen geopfert habe. Das muß man eben hinnehmen wie Regen und Wind.

Auf das dritte Shakeſpeare-Stück dieſes Jahres lege ich keinen Shakeſpeare-Werth. Es war „Die Komödie der Irrungen“, ein altes, verbrauchtes Thema von Verwechslungen und Mißverſtändniſſen. Ich habe es denn auch wieder fallen laſſen. Unſer Publicum konnte mit Recht nichts Beſonderes daran entdecken, und man thut nicht gut, den Reſpect für einen großen Poeten wohlfeilen Zweifeln auszuſetzen.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., war zum Beſuche in Wien und verlangte gerade dieſes Stück. Er war bekanntlich ein Shakeſpeare-Verehrer und pflegte auch im politiſchen Geſpräche in Shakeſpeare'ſcher Form zu ſagen: „Mein Schwager Rußland ſchreibt ſo und ſo". Ich kannte ſeine Phyſiognomie von Jugend auf und beobachtete ſie aufmerkſam, während er dieſer „Komödie der Irrungen" zuſah. Er lachte redlich; aber meine Beobachtung ſagte mir doch: er lacht nur pflichtgemäß für die Claſſik, welche da mit poſſenhaften Motiven Fangball ſpielt.

Der Spätherbſt 1851 brachte noch zwei Luſtſpiele verſchiedenſter Art: „Das Gefängniß" von Benedix und „Rococo" von Laube. „Das Gefängniß" mit ſeiner behaglichen Stoffeskomik machte unverfängliches Glück; „Rococo" daneben erlebte ein verfängliches Schickſal.

Es iſt keines meiner Lieblingsſtücke, und ich bin immer zu Widerſpruch geneigt, wenn man es lobt. Es braucht zu viele Hebel. Ich fand auch Ludwig Tieck immer über Gebühr dafür eingenommen. Nur eine Auszeichnung von ihm nahm ich dankbar hin. Er nannte eine Scene im vierten Acte ganz neu in der Luſtſpielliteratur. Da er ſich ein Fach daraus gemacht hatte, die ganze europäiſche Luſtſpielliteratur ſpeciell zu ſtudiren, ſo ſchmeichelte das meiner Eitelkeit. Es iſt die Scene im vierten Acte zwiſchen dem Marquis und dem Baron. Sie wollen ſich vertragen und Keiner will ausſprechen oder ausſprechen laſſen, worüber ſie ſich vertragen wollen.

Ich erwähne das hier, weil dieſe Scene das Schickſal des Stückes im Burgtheater entſchied. Das Stück hat wunderlicherweiſe immer auf Stadttheatern leichteren Erfolg gefunden, als auf Hoftheatern, obwohl es eine Intrigue behandelt, welche mit dem Hofe zuſammenhängt. Vielleicht eben deßhalb.

Im Burgtheater verhielt ſich das Publicum dem Stücke gegenüber ziemlich paſſiv bis zu jener Scene im vierten Acte. Sie ſchlug durch. Ein Beweis für mich und Tieck, welchem ich dieſen Erfolg mittheilte, daß dies Burgtheater-Publicum in der Luſtſpiel-Literatur wohl erfahren und wohl geſchult ſei.

Bis zu dieſer Scene laſtete eine ſchwere Luft auf dem Saale. Herr Dawiſon hatte ſie bei ſeinem Eintritt in die Scene erzeugt. Er ſpielte den Abbé von der Sauce. Es war nicht erreichbar geweſen, dieſe Figur als Abbé auftreten zu laſſen; ein ſolcher, wenn auch nur halbclericaler, Charakter hätte das Stück unzuläſſig gemacht. Der Abbé-Titel war alſo der Rolle genommen, ſie figurirte als ſimpler „Herr von der Sauce" auf dem Zettel, und ich hatte den Darſteller gebeten, in Erſcheinung und Weſen Nichts von clericalem Charakter einzumiſchen.

Solche Enthaltſamkeit paßte aber nicht zu ſeinem Talente, welches vorzugsweiſe der Darſtellung von Chargen zuneigt; ſie paßte nicht zu ſeinem ſteten Bedürfniſſe, auffallend hervorzutreten. In Betreff der eigentlichen Rolle hatte er ja auch nicht Unrecht, ärgerlich zu ſein über die Beſchränkung, kurz — er erſchien auf der Scene als der unverkennbare Typus eines ſchleichenden Weltgeiſtlichen, welchem heuchelnde Tartüfferie und jeſuitiſche Form auf hundert Schritte abgeſehen wurde. Auch das vorgeſchriebene Coſtüm hatte er ſich ſo abgeändert, daß es dem geiſtlichen Schnitte ſo nahe wie möglich kam.

Dies erſchreckte das Publicum, und es bildete ſich jene peinliche Atmoſphäre, in welcher man nur mit Bedenken Athem holt, unter allen Umſtänden aber ſchweigt. Das iſt natürlich bei einem Publicum, welches von Jugend auf daran gewöhnt worden iſt, keinen Geiſtlichen ſeiner Confeſſion auf der Scene zu ſehen, und welches gewöhnt worden iſt, ſolche Erſcheinung für Entweihung zu halten.

Der Capuziner in „Wallenſtein's Lager" übte zuerſt dieſelbe beängſtigende Wirkung.

So entſtand der anti-clericale Ruf dieſes Stückes, welchen es in dieſem Maße gar nicht verdient. Er wäre auch wohl wieder untergegangen, wenn nicht auf offener Kanzel gegen das Stück gepredigt worden wäre. Dadurch kam Agitation und Gegen-Agitation in Gang. Täglich gelangten anonyme Drohbriefe an die Direction, und für jeden Abend wurde lärmende Demonſtration gegen das Stück angekündigt.

Es war immer nicht wahr. Ganz unbehelligt und ruhig wurde das Stück neunmal innerhalb eines Monates gegeben. Aber ich ſelbſt litt ſehr darunter. Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn irgend ein Stück öffentliches Aergerniß giebt. Das iſt ja doch nicht die Beſtimmung eines Kunſt-Inſtitutes. Dies war aber noch dazu mein Stück und ich war Director. Ich ſah, wie mein Chef darunter leiden mußte. Er war ſo nobel, mir kein Wort des Vorwurfes zu ſagen. Er hatte das Stück nach der Lectüre zugelaſſen und machte nun Niemanden dafür verantwortlich als ſich ſelbſt. Gerade darum hielt ich es für meine Schuldigkeit, ſeinem Leiden ein Ende zu machen — ich ſetzte „Rococo" nicht mehr aufs Repertoire.

Das Stück iſt nie verboten worden, weder damals noch ſpäter. Ich ſelbſt nur habe mir es verboten. Heutigen Tages würde es viel harmloſer erſcheinen, und erſt neuerdings iſt mir die Wiederaufnahme angeboten worden. Aber ich habe nie eine Neigung gehabt, es wieder einzuführen.

XVI.

Das Jahr 1851 brachte die große Anzahl von fünfundzwanzig Neuigkeiten und gegen vierzig Neuſcenirungen. Die Theilnahme des Publicums wuchs in dem Maße, daß die durch Engagements und Ausſtattungen erhöhten Ausgaben reichlich beſtritten werden konnten. Außer den bereits angeführten Neuigkeiten iſt noch namhaft zu machen Schiller's „Turandot“, welche nicht dauernd zu halten war, „Adrienne Lecouvreur“ und der „Damenkrieg“, welche Beſtand fanden und von denen „Der Damenkrieg“ ein ungemein beliebtes Repertoireſtück wurde; endlich eine große Zahl kleiner Stücke, unter denen „Der Hauptmann von der Schaarwache“, „Der kleine Richelieu“, „Einer muß heirathen“, „Die Eiferſüchtigen“ bis heutigen Tages oft wiederholt wurden.

Unter den neu einſtudirten Stücken war „Iphigenie“, „Clavigo“, „Götz von Berlichingen“, „König und Bauer“, „Des Meeres und der Liebe Wellen“, „Ein treuer Diener ſeines Herrn“ und noch drei große Shakeſpeare-Stücke: „Hamlet“, „König Lear“ und „Der Kaufmann von Venedig“.

Es war mir darum zu thun, alle wichtigen Stücke in gleichem Geiſte eingerichtet und dem Ganzen eingereiht zu ſehen. Deßhalb ſetzte ich auch diejenigen ganz neu in Scene, welche nur mäßiger Ergänzung im Perſonale zu bedürfen ſchienen. Auch die älteren, längſt beſtehenden Shakeſpeare-Dramen, wie „Hamlet“, „Lear“, „Kaufmann von Venedig“, wurden in der Eintheilung des Textes neu redigirt und in den Proben wie neue Stücke behandelt.

Zunächſt die Krone Shakeſpeare'ſchen Talentes, „Hamlet". Hundertmal wohl habe ich dies zaubervolle Drama geſehen, und immer wieder haben die erſten drei Acte mich eingefangen in ihren tiefen Reiz. Wir erhielten in Joſeph Wagner einen Hamlet-Darſteller, den ich nirgends übertroffen, nirgends erreicht geſehen habe. Man kann den Hamlet geiſtreicher ſpielen, ja; aber Wagner's Hamlet wird dennoch tiefer wirken. Er giebt ihm ſeine ganze Seele hin, er ſpielt nicht mit ihm, wie ſo mancher Hamlet-Darſteller. Die Reize des Geiſtes, welche in der Rolle liegen, werden nicht das Ziel des Darſtellers, ſie werden nur die Begleitung eines ehrlich ſuchenden, eines ehrlich leidenden Menſchen. Dawiſon, welchen ich mit Wagner alterniren ließ im Hamlet, gewann ſich mit dieſer unerſchöpflichen Rolle ebenfalls ſein Publicum; aber es war die leichte Gattung des Publicums, welche mit leichteren und wohlfeileren Lockungen zufrieden iſt, das will hier ſagen: mit den intereſſanten Wendungen des Hamlet'ſchen Geiſtes. Das Urgermaniſche, welches im Hamlet liegt, war und iſt dem polniſch-jüdiſchen Weſen Dawiſon's immer verſchloſſen; die ſuchende Seele fehlt ihm. Er trachtet danach, dies durch ſuchenden Geiſt zu erſetzen, und das iſt oft recht unterhaltend, ſo lange es frei von Manier bleibt, aber es bedeutet eben viel weniger, als die Darſtellung eines vollen Menſchen mit reicher Innerlichkeit. Die Energie des Verſtandes war damals Dawiſon noch in intereſſantem Maße zu eigen, und ſie verlieh er denn auch ſeinem Hamlet. Das nach Wahrheit ſchmachtende Gemüth Hamlet's aber, welches ihn eben vom Thun und Handeln abhält, das fehlte — was für ein Hamlet entſteht da? Ein Hamlet, welcher den König im erſten Acte ſchon todtſtechen muß; denn die Energie iſt da, und die Hemmung derſelben iſt nicht da. So wird Hamlet eine Komödienfigur.

„König Lear" erſchien jetzt zum erſtenmale mit dem echten, tragiſchen Schluſſe. Es gelang trotz Tieck's Warnung, den alten „Wiener Schluß" zu beſeitigen, und Anſchütz, für jede claſſiſche Bedingung immer bereit, ſtarb zum erſtenmale im letzten Acte.

Der „Kaufmann von Venedig" endlich wurde in ganz neuer Eintheilung der Acte und Scenen gegeben. Die Scenen vor Shylock's Hauſe waren in einen Act zuſammengeſchoben und die zerſtreuten Freierſcenen waren ebenfalls aneinandergerückt. Dadurch wurde der Gang des Stückes ruhiger und geſammelter. Die Hauptänderung jedoch betraf den letzten Act. Bekanntlich ſchließt die große Gerichtsſcene Shylock's den vierten Act, und der fünfte Act erledigt in ſpieleriſcher Art auf Belmont, dem Landſitze Porzia's, die längſt reifen Liebeshändel. Unſere Shakeſpeare-Commentare preiſen das ſogar und machen aus der Noth eine Tugend. Die Noth iſt ein letzter Act, der noch abgeſpielt werden ſoll, nachdem das Hauptintereſſe des Stückes erledigt worden iſt. Sie nennen ein lyriſch-muſikaliſches Ausklingen im letzten Acte eine Tugend; denn es werde dem urſprünglich heiteren Stücke die heiter ſchöne Krone aufgeſetzt.

Das Publicum iſt andrer Meinung. Es pflegt aufzuſtehen und ſich zum Fortgang zu rüſten, wenn im vierten Acte die Shylock-Affaire zu Ende iſt. Dieſe Shylock-Affaire iſt ihm das Hauptintereſſe des Stückes. Umſonſt rufen die Commentare: die Shylock-Affaire iſt nur eine große Epiſode des Stückes. Das Publicum fragt nicht nach den Commentaren, ſondern folgt ſeinem Eindrucke.

Und dieſer Eindruck beruht auf unerſchütterlichen äſthetiſchen Geſetzen. Dies Mißverhältniß im „Kaufmann von Venedig" zwiſchen dem Luſtſpieltone und der grauſamen Shylock-Affaire iſt nicht wegzuleugnen; es iſt nicht wegzuleugnen, daß die Todesmarter des Shylock'ſchen Handels kein eingehender Accord zu einem Luſtſpiele iſt, daß die Gerichtsſcene um Leben und Tod einen viel ſtärkeren Effect macht, als alles Uebrige, und daß ein darauf noch folgender ganzer Act für den Zuſchauer nebenſächlich und überflüſſig erſcheint. Die letzten Acte ſind in keiner Aeſthetik dafür da, Nebenſächliches aufzuräumen; das Schwächere kann nicht wirkſam auf das Stärkere folgen; das Gebot der nothwendigen Steigerung im Drama läßt ſich nicht wegleugnen, und unſere Commentare thäten viel beſſer, dies einzugeſtehen, ſtatt aus der Noth eine Tugend zu machen.

Niemand beſtreitet, daß dieſer letzte Act mit ſeinen zahlreichen ſchönen Worten Werthvolles enthält; aber mit all ſeinem Werthvollen iſt er als letzter Act ein Compoſitions-Fehler.

Dieſen Fehler ſo unſcheinbar wie möglich zu machen, iſt die Aufgabe der ſceniſchen Einrichtung. Wir beginnen deßhalb im Burgtheater den letzten Act mit der großen Gerichtsſcene Shylock's. Sie füllt ihn zu drei Viertheilen aus. Die nur minutenlange Scene mit Abgabe der Ringe an die verkleideten Frauen folgt, und dann bringt uns unter Muſik eine Verwandlung in den nächtlichen Park von Belmont. Wir fühlen uns geſtimmt, die von Muſik durchklungene Ruhe und die ſchönen Worte des Liebespaares hinzunehmen, wir ſehen — nach ſcharfen Kürzungen des Textes — die ganze Geſellſchaft bei Fackelſchein aus Venedig ankommen, und in einigen Minuten geht die ſpieleriſche Auflöſung mit den Ringen an uns vorüber, ſo daß wir am Ende ſind, ohne des ſchwächeren Themas bis zur Störung unſeres Antheiles innegeworden zu ſein. So nehmen wir, weil der Acteinſchnitt fehlt und Alles raſch ſich abwickelt, den Eindruck eines heiteren Spieles mit hinweg und gedenken des Mißverhältniſſes in den Tönen der Accorde nicht mit beſonderem Nachdrucke.

Wer das Stück im Burgtheater geſehen nach dieſer Einrichtung — und ſechszehn Jahre lang habe ich wie Viele! darüber befragen können —, der geſteht immer zu, daß der Uebelſtand des letzten Actes leidlich verdeckt iſt und daß der Eindruck des Ganzen trotz der Shylock-Affaire ein anmuthiger und luſtſpielartiger ſei. Der Text iſt nur gekürzt, nicht verändert, und der Zweck unſerer Theaterform iſt erreicht durch bloße Aenderung der Folge in den Scenen und Acten.

Der ſchönſte Erfolg des Jahres aber und der wichtigſte wurde erreicht durch die Wiederaufnahme des Grillparzer'ſchen Liebesdramas: „Des Meeres und der Liebe Wellen".

Das Stück war 1831 neu geweſen und war nach vier Vorſtellungen in's Grab des Archivs geſunken. Ich hatte es 1849 in Wien zum erſtenmale geleſen. Es hatte mich entzückt und ich hatte es wie eine Perle in meiner Erinnerung bewahrt. Dies theilte ich Frau Bayer nach Dresden mit, als wir Briefe wechſelten über ihr zweites Gaſtſpiel, und ich forderte ſie auf, es zu leſen und mir zu ſagen, ob ſie nicht gerade ſo wie ich die Rolle der Hero für ſich geeignet fände. Sie hatte Ja! geſchrieben, und jetzt gingen wir bei ihrem Gaſtſpiele an die neue Inſceneſetzung des Stückes. Unter Achſelzucken des älteren Schauſpielergeſchlechtes. Mit den erſten drei Acten, hieß es, wird es gut gehen, mit den zwei letzten ſchlecht, wie damals!

Das war uns ein lehrreicher Wink. Wir wendeten alle Kräfte der Phantaſie auf die letzten Acte. Für den Schluß erbaute ich ein Treppenhaus im Tempel, um maleriſche Wirkung zu gewinnen für das Ende, eine auch äußerlich hilfreiche Wirkung für die Seele der Hero, welche aufwärts ringt nach Vereinigung mit der entflohenen Seele Leander's. Ich ließ mich nicht ſtören durch den Einwand, ob ſolch ein Treppenhaus anzubringen ſei für ein altgriechiſches Tempelgebäude — was wißt ihr denn von der Architektur jener älteſten, auch in Griechenland mythiſchen Zeit, und da wir doch nichts Feſtes wiſſen, was brauche ich ſchüchtern zu ſein, da die Idee des Kunſtwerkes, welches ich verſinnliche, maßgebend für mich iſt, maßgebender gewiß als ein archäologiſcher Zweifel.

Es beſtätigte ſich. Dieſe Scenirung kam der aufwärts drängenden Stimmung des Schluſſes ſehr zu ſtatten; der Schluß wirkte erhebend, und der Erfolg des Stückes war ungetheilt, war echt wie die Seele des Gedichtes.

Frau Bayer trug weſentlich dazu bei. Die griechiſche Anmuth und Ruhe war ihrem Körper und ihrem Tone in ſeltenem Grade zu eigen, und die ſchließliche Energie eines ſinnlichen Mädchencharakters trat doch überzeugend zu Tage! Keine Convention, kein Dogma macht dieſe Mädchennatur irre, ſie fühlt die Berechtigung ihrer Liebe ſo beſtimmt wie das Bedürfniß des Athemholens, ſie weiſt mit ſchmerzlichem Lächeln alle Abſchwächung ihres ſogenannten Fehles zurück, ſie weiß, daß ſie die Hälfte Leander's iſt und daß ſie zu ihm muß in's Reich der Schatten oder des Lichtes, gleichviel! nur dahin, wo er ſei.

Dies iſt allen Wienern unvergeßlich. Mir iſt es unvergeßlich, daß durch dieſen Triumph der Scene der dramatiſche Dichter Grillparzer für uns neu geboren wurde. Fünfundzwanzigmal iſt dieſe Liebes-Tragödie ſeitdem aufgeführt worden und es liegt die Zukunft weit vor ihr offen.

Die Anhänger Grillparzer's bildeten damals eine ſehr edle Gemeinde, aber nicht eine allzu große. Die beſten Männer gehörten zu ihr, vorzugsweiſe Männer, und zwar ältere Männer, welche mit dem Dichter aufgewachſen waren. Jetzt hatte der Dichter auch die Jugend entzündet, auch die Frauen; jetzt kam ein neues Geſchlecht an die Kenntniß des vaterländiſchen Poeten, und dies Geſchlecht iſt ſeit 1851 gewachſen und gewachſen, und alle folgenden Aufführungen ſeiner Stücke haben eine wunderbare Propaganda gebildet. Was Grillparzer verſäumt dadurch, daß er ſeine Schriften niemals geſammelt hat herausgeben laſſen, dies hat das Burgtheater nachzuholen verſucht. Freilich nur für Wien und fremde Beſucher.

Dennoch darf man ſich namentlich über dieſes Stück nicht täuſchen in Betreff der Theater jenſeit des Erzgebirges. Dies Stück iſt gründlich ſüddeutſch. Es ſetzt eine Naivetät der Sinnlichkeit voraus, welche dem deutſchen Norden ziemlich fremd iſt. Ein Verſuch der Frau Bayer giebt dafür einen Fingerzeig. Sie hat das Stück auf dem Dresdener Theater gerade ſo in Scene geſetzt, wie es im Burgtheater ſteht, und — die Aufführung iſt erfolglos geblieben. Die Auffaſſung iſt eben eine andere, das Publicum iſt ein anderes geweſen.

Um jene Zeit, da das Burgtheater ſich in Erfolgen und Hoffnungen wiegte, begannen leider ſchon die Perſonalverluſte, welche das Inſtitut von da an fünfzehn Jahre lang in erſchreckender Reihe und Fülle zu beſtehen hatte. Wenn man uns damals vorausgeſagt, daß wir durch den Tod verlieren ſollten: Wilhelmi, Lußberger, Lucas, Anſchütz, Frau Rettich und Beckmann, durch den Austritt obenein noch Dawiſon, Louiſe Neumann, Fräulein Seebach, Boßler, Goßmann, Scholz, Frau Fichtner und am Ende gar Karl Fichtner einbüßen ſollten — wir hätten den Beſtand des Inſtitutes für unmöglich erachtet.

Der erſte Verluſt trat mir jetzt nahe. Seit Wochen bemerkte ich, daß Papa Wilhelmi hinter den Couliſſen ſtill und trübſelig, auf der Scene aber unſicher und machtlos erſchien. Iſt es das Alter? Er war noch nicht hoch bejahrt, und der ſtattliche Mann war dem Anſcheine nach von der ſolideſten Conſtitution, eine Eiche, die manchem Sturme ſtehen konnte.

Eines Abends ſah ich ihn auf der kleinen Treppe ſitzen, welche neben dem Vorhange hinaufführt zu Garderoben. Man ſetzt ſich nicht leicht dahin, denn man iſt im Wege; die Stiege iſt ſchmal wie ein Menſch. Was iſt Wilhelmi? Er war in ſpaniſchem Coſtüm und ſaß da zuſammengekrümmt, den Kopf in den Schoß gebeugt. Ich fragte ihn. Er hob den Kopf, und ſein großes blaues Auge ſah mich an voller Schmerz und Pein. „Haben Sie Schmerzen?“ Er nickte. Aber wie immer lebensbedürftig und friſcher Stimmung nachſtrebend um jeden Preis, richtete er ſich gewaltſam auf in ſeiner reſpectablen Länge, legte mir die Hand auf die Schulter und flüſterte:

war ihm zugethan wie einem fröhlichen Vater, dem mein Herz angehört hatte von Anbeginn.

Das Burgtheater hatte in ihm eine ſeiner natürlichſten Stützen verloren. Seiner natürlichſten. Sein Naturell war unſchätzbar, war wie ein ſchlank und geſund aufgewachſener Baum, der keines Gärtners bedurft hat. Der ſorgloſe, lebensfrohe Vater des Luſtſpiels war dahin.

Er ſtammte aus der Lauſitz und war preußiſcher Officier geweſen, des Namens v. Pannwitz. Seine Heimath war nicht weit entfernt von der Anſchütz'ſchen. Der Name Wilhelmi war ſein angenommener Theatername, war aber allmälig ſein ganzer Name geworden, denn er hieß auch außer der Bühne für Jedermann nur Wilhelmi. Eines Duelles wegen flüchtig, war der junge Mann zum Theater gegangen und hatte in Prag eine dauernde Stätte gefunden. Von da war er ſchon 1822 an das Burgtheater gekommen, dem er alſo dreißig Jahre angehört hat, denn es war Frühling des Jahres 1852, als wir ihn begruben.

Er war ein hochgewachſener Mann mit lichtem, kurzgehaltenem Haar und wohlgebildetem, wohlgeröthetem Antlitze, von ſtattlicher Haltung, welche die Vorzüge eines früheren Officiers bekundete, ohne irgend eine Steifheit. Um ſeinen kleinen Mund ſpielte ein allerliebſtes Behagen, welches einen Scherz, eine feine Speiſe und ein gutes Glas Wein jederzeit willkommen hieß. Sein ganzes Weſen machte einen gar guten, freundlichen und kräftigen Eindruck. Er ſtrotzte in ſeiner guten Zeit — und das war eine lange Zeit — von fröhlicher Lebensfülle, und dieſe Lebensfülle machte ſich auf der Bühne dermaßen geltend, daß ſie im Stande war, ein ganzes Stück zu heben und zu halten. Wie oft, wenn er auftrat, ging die Empfindung durch's ganze Haus: „Ah, jetzt kommt der Rechte, jetzt geht's los, jetzt wird's lebendig!“ Nicht etwa, daß er mit Späßen und Witzen oder ſonſtigen Extravaganzen um ſich geworfen hätte. Durchaus nicht. Seine pulſirende Lebensfriſche war ſo kräftig, ſein

Ton war ſo ehrlich wahr und unmittelbar, daß Jedermann ſympathiſch von ihm angemuthet wurde und angeregt.

Er ging ſtark in's Zeug und übertrieb doch nicht. Seine Natur war eben ſtark, und deßhalb ſtanden ihm auch verwegene Aeußerungen und Wendungen harmoniſch zu Geſicht.

Alles das ſind Eigenſchaften eines Naturaliſten. War er alſo, weil ſein Naturell die Hauptſache war, weniger Künſtler? Das erſcheint mir ihm gegenüber faſt wie eine müßige Frage. Muß denn das Kunſtgebilde abſolut aus dieſer oder jener Eigenſchaft des Künſtlers ſtammen? Iſt das innere Enſemble des Künſtlers nicht die Hauptſache? Hört eine ſchöne Statue, ein ſchönes Gemälde darum auf, ein ſchönes Kunſtwerk zu ſein, weil wir erfahren, der Bildhauer oder Maler ſei kein Mann geweſen, welcher beweisführend über ſeine Kunſt zu ſprechen gewußt? Wenn das Ganze wohlgelungen da iſt, dann brauchen wir nicht pedantiſch zu fragen: Wie ſind die Theile zuſammengeſetzt worden? Das Talent ſchlägt immer und überall den Kunſtweiſen ein Schnippchen und lacht der Erklärungen. Dem Theater käme es ſehr zu ſtatten, wenn es weniger Künſtler von blos berechnender Schulweisheit und mehr Naturells und Talente wie Wilhelmi's ohne Schulweisheit beſäße. Es iſt nicht zu verachten, wenn man ſagen kann: Der Mann ſpielt recht gebildet. Es iſt aber noch beſſer, wenn man ſagen kann: Der Mann ſpielt vortrefflich; wie macht er's nur, worin beſteht nur eigentlich ſeine Kunſt?

Bleiſtiftzeichnung und gelehrte Raiſonnements waren allerdings Wilhelmi's Sache nicht, und er taugte auch nicht für feinere geiſtige Aufgaben. Aber er war ein verſtändiger Mann, der klar und ſinnvoll an ſeine Rolle ging und die Grundbedingung derſelben organiſch auffaßte. Innerlich Unzuſammenhängendes konnte er gar nicht brauchen, und wenn ſich der Rolle kein lebendiger Odem abgewinnen ließ, da erklärte er einfach — und nicht ohne Leidweſen, denn er ſpielte ſehr gerne — ſein Unvermögen für ſolche Aufgabe. Zu ſeinem Verſtande hatten ihm Natur und Erziehung ein feines, edles Gefühl verliehen, welches ihn oft ganz zarte Mitteltöne finden ließ in ſchwierigen oder delicaten Situationen. Kurz, er war ein künſtleriſches Naturell, welches nicht mit Theorien, wohl aber mit ganz guten geiſtigen Mitteln an die Compoſition ſeiner Gebilde ging.

Es iſt wahr — und darin liegt ein geringer Troſt für ſolchen Verluſt —, ſolche Talente des Naturells gehören ganz ihrer Zeit an. Sie erwachſen ganz aus den Gewohnheiten ihrer Zeit und werden leicht altmodiſch, wenn ſie an die Grenzſcheide von Zeitepochen gerathen. Der Geiſt iſt dauernder als die Sitte. Und ſo kann man zugeben, daß die Figuren, welche Wilhelmi trefflich darſtellte, von Kotzebue-Iffland'ſcher Factur waren, daß dieſe Figuren allmälig ausgegangen ſind und die heutigen Geſtalten anders geartet, in ihren Wendungen geiſtiger ſein mögen. Damit kann man ſich ein Wenig tröſten. Aber dabei bleibt es doch höchſt wünſchenswerth, daß wir Wilhelmis fänden zum Ausdrucke für unſere heutige Art. Denn aus lauter Geiſt beſtehen wir auch nicht, und die Kunſt braucht immerdar Fleiſch und Blut.

Für den Director war Wilhelmi ein wahrer Schatz. Nicht blos wegen ſeines Fleißes und ſeiner Hingebung an die Scene, auch wegen ſeiner perſönlichen Haltung. Es war kein egoiſtiſch-komödiantenhafter Zug an ihm, er blieb jeder Klatſcherei und Intrigue fern und zeigte ſtets volles Intereſſe am Gedeihen des Inſtitutes. Nach jedem neuen Stücke kam er zu mir, ſtets im blauen Frack mit blanken Knöpfen und mit aller Feierlichkeit einer Staatsviſite, um ſich gleichſam zu bedanken für die neue Inſceneſetzung, wie für Etwas, was dem Theater und den Schauſpielern zur beſonderen Ehre angethan worden. Er verleugnete nirgends die guten Manieren eines kleinen Edelmannes. Sein Andenken bleibt uns lieb und werth.

XVII.

Das Theaterjahr 1852 hatte unter der troſtloſen Ausſicht begonnen, daß unſere deutſche dramatiſche Production gar Nichts bieten würde. Ich hatte nicht ein einziges brauchbares Stück. Stücke genug! Alljährlich werden ungefähr dreihundert eingeſendet, die alle geleſen ſein wollen und von denen höchſtens zehn in nähere Betrachtung kommen können. Von dieſen zehn war damals nicht ein brauchbares übrig. Wer kennt dieſe Lage eines Directors! Nur von Juni bis September iſt das Theater allenfalls der Verbindlichkeit ledig, neue Stücke zu bringen; in den übrigen acht Monaten aber wird für jeden Monat wenigſtens ein neues Stück verlangt. Gefällt es nicht vollſtändig, ſo iſt eines zu wenig. Und wie ſelten gefällt ein Stück vollſtändig, wie oft gewinnt eine ganze Saiſon nicht ein dauerndes Stück!

Zeit und Publicum gähnen dem armen Director wie ein unermeßlich weiter, offener Rachen entgegen. Wie ihn füllen?! Und wenn die mühſam zurechtgemachte Speiſe einmal oder gar mehrmals nicht behagt, dann klappern drohend die Zähne des Rachens, dann ſchwindet unter dieſem Drohen der Beſuch des Theaters, dann zucken die Zionswächter im Angeſichte der höheren Inſtituts-Behörde erſt bedauernd die Achſeln, und dann verächtlich über die Unfähigkeit der Leitung, und endlich rufen ſie voll Entrüſtung: Hinweg mit dem Stümper!

Notoriſch iſt die deutſche dramatiſche Production abſolut unzureichend für ein erſtes Theater, welches drei Viertheile der producirten groben Waare nicht geben kann. Und doch rufen die nationalen Rigoriſten: Nichts Ausländiſches, beſonders nichts Franzöſiſches! Was würden ſie ſagen, wenn man ihnen folgte und die Theater zum Bankerotte, zum Schließen führte? Lieber untergehen — würden ſie tapfer rufen — als Fremdes benützen!

Sie ſind meiſt jung und wiſſen nicht viel von den Schwierigkeiten der Compoſition eines guten Stückes. Und am Ende hat ihr Eifer auch ſein Gutes. Sie verhindern, daß ſich die Theater blos auf fremde Krücken verlaſſen und daß wahrhaft Fremdes, welches die heimathliche Sitte zerſtört, aufgeführt werde.

Gegen England iſt man nachſichtiger wegen entfernter germaniſcher Verwandtſchaft. Auch nicht mit Unrecht. Und Shakeſpeare hat das große Ehrenbürgerrecht in Deutſchland.

Mit Shakeſpeare aber fand ich an anderer wichtiger Stelle Schwierigkeiten. Mein Chef, ein geborner Pole, war von franzöſiſcher Erziehung, und die Shakeſpeare-Poeſie war ihm ganz fremd, war ihm, wie früher allen Franzoſen, in vielen Hauptpunkten geradezu unbegreiflich.

Es iſt ja eigentlich auch heute noch ebenſo in Frankreich, obwohl eine ganze Partie franzöſiſcher Literatur Shakeſpeare anpreiſt, obwohl die Romantiker unter Victor Hugo's Anführung den „Schwan vom Avon" in Hymnen commentiren, ja ſelbſt ehrlich überſetzen. Victor Hugo's Sohn hat ihn neuerdings wirklich und wörtlich überſetzt. Trotz Alledem iſt und bleibt der „Schwan" wildfremd in Frankreich, wenigſtens befremdlich. Es iſt ein Samenkorn Shakeſpeare's unter literariſchen Franzoſen aufgegangen, aber es bleibt ein fremdes Pflänzchen. Das gebildete Publicum betrachtet es kopfſchüttelnd und ſteht feſt auf Voltaire's Standpunkt, daß der engliſche Poet ein Barbar ſei. Der romaniſche Formenſinn widerſtrebt gründlich dieſem weiten und freien Gange engliſcher Poeſie, und wenn ihn die Literaten bearbeiten, ſo müſſen ſie ihn — nicht blos für das Publicum, nein auch für ſich — umarbeiten, auf daß es formell franzöſiſch werde. Wie viel bei dieſer Umarbeitung über Bord geworfen werden muß von Shakeſpeare's Geiſt und weiter Abſicht, das ſtört ſie kaum, denn es bleibt ihnen verborgen, den Umarbeitern wie dem Publicum. Sie ſind eben aus ganz verſchiedenen Kirchenſprengeln, Shakeſpeare und die Franzoſen.

Nun, aus dem franzöſiſch-poetiſchen Kirchenſprengel war denn auch mein Chef, und mit gerunzelter Stirne hörte er's an, daß ich bei dem totalen Mangel an neuen deutſchen Stücken wieder ein Shakeſpeare'ſches bearbeiten müßte. Es wurde ihm zu viel, es wurde ihm zu arg. — Der beiſitzende Rath war derſelben Meinung, der ſchwärmte für Kotzebue. Namentlich die Rohheit, ja die Gemeinheit in dieſem Shakeſpeare wurde mir vorgehalten, und während ich draußen in der literariſchen Welt um Verführung franzöſiſcher Liederlichkeit gegeißelt ward, wurde ich hier innen im Schoße meiner Behörde bitterlich geſcholten, daß ich die engliſche Unflätherei auf die Hofbühne brächte. Was halfen meine literariſchen Auseinanderſetzungen, meine äſthetiſchen Beweisführungen, daß das Inſtitut ja auch eine literariſche Beſtimmung habe, und daß unſer jetziger Geſchmack mehr verlange, als die engen Grenzen einer Hofbühne zugeſtehen könnten -- „leider!“ — hieß es — „leider! ich finde es aber nicht angemeſſen, daß die ſchon vorhandenen Ausſchweifungen noch weiter ausgedehnt werden. Warum geben Sie nicht Corneille und Racine“?

Treibt den Teufel aus durch Beelzebub, den oberſten der Teufel! ſagt die Bibel. Bei jedem Theater iſt die Caſſe ein entſcheidender Factor, iſt der Beelzebub. Die ſprach hier glücklicherweiſe für mich. Zu Corneille und Racine ſchüttelte ſie unwillig das Haupt, den Shakeſpeare'ſchen Stücken aber nickte ſie zu, denn die füllten ſie. Und ſo blieb es denn bei einem neuen Shakeſpeare-Stücke, das ich einrichtete.

Ein neues franzöſiſches war auch eben geweſen, und zwar eines der beſſeren, das „Fräulein von Seiglière" von Sandeau, und das Schlachtenglück der erſten Aufführung hatte ihm nicht gelächelt. Es hatte keine hinreichende Wirkung gemacht. Der falſche Schluß des Stückes, das heißt ein ſcheinbarer Schluß, welchen es hat, war Miturſache geweſen, daß es nicht hinreichend günſtig aufgenommen worden war. Und das hatte wieder eine alte Wiener Unſitte verſchuldet, eine Unſitte, die noch heute ſorgfältig gepflegt wird. Man ſteht auf, wenn nur der Schluß des Stückes in Sicht kommt, und man geht fort, ehe er noch vollzogen iſt. Diesmal nun, bei dem ſcheinbaren Schluſſe des „Fräulein von Seiglière", gebar dieſer eilige Rückzug des Publicums ein weſentliches Mißverſtändniß. Der falſche Schluß nämlich iſt in dieſem Stücke der Sieg des Unpopulären; es erfolgt noch eine Wendung, durch welche das Populäre ſiegt und ein befriedigender Schluß eintritt. Ein Theil des Publicums nahm alſo den unpopulären Schluß mit nach Hauſe und erzählte dieſe mißliche Geſchichte daheim in der Familie. Dem ſittigen Theile des Publicums aber, welcher ziſchend über die Störung ſitzen geblieben war, hatte das Geräuſch den ſchließlichen Eindruck verdorben. Kurz, das Stück war ſchief angeſchrieben, und am andern Tage kamen nur wenig Leute zur Wiederholung. Ich kenne einen damals regelmäßigen Sperrſitz-Inhaber, der heute noch im Irrthume iſt über den Ausgang des „Fräulein von Seiglière". Er beſuchte nur erſte Vorſtellungen und hat nie erfahren, daß das „Fräulein von Seiglière" doch noch ihren Geliebten heirathet.

Trotz Caſſenproteſtes gab ich das Stück nicht auf, weil ich es für ein gutes Stück hielt, und ſetzte jahrelang die Wiederholungen fort vor ſchwach beſuchtem Hauſe. Nach fünf Jahren etwa, da das Stück hartnäckig wiederkam, ſammelte ſich allmälig ein neues Publicum für daſſelbe, und erſt nach zehn Jahren hatte es die Scharte des erſten Abends ausgewetzt. Sehr oft gelingt das gar nicht.

Dies Mißgeſchick mit einem Franzoſen kam dem Engländer zu ſtatten; die Lücke klaffte, es mußte mir ſchon darum wieder ein Shakeſpeare-Stück geſtattet werden.

Bei einem Haare hätte ich mit dieſem erſtrittenen Shakeſpeare Schiffbruch erlitten, in dieſem Schiffbruche aber auch meine ganze Autorität verloren vor meiner Behörde. All' meine claſſiſchen Beſtrebungen wären dann auf Jahre hinaus unzuläſſig befunden werden. So greift das Schlachtenglück in alle Lagen hinein! Ich werde dieſen Moment nie vergeſſen, wo Dawiſon die ſechs Worte ſprach, welche ich inſtinctmäßig immer gefürchtet hatte, und wo das Shakeſpeare-Stück in allen Fugen krachte und auseinanderzuberſten drohte. Ich hatte, wie geſagt, die Gefahr vorhergeſehen und nach Kräften vor- und nachgebaut, aber, wie es ſchien, doch nicht genügend.

Das Stück war „Richard der Dritte", und der Moment äußerſter Gefahr trat ein, als im vierten Acte nach ſo viel Nichtswürdigkeiten des Helden auch noch die Nachricht kam, daß er ſogar ſeine junge Gemahlin in's Jenſeits befördert habe. Ich hatte Dawiſon gebeten, die ſechs Worte nur zu flüſtern, weil ich ihre ſchlimme Wirkung fürchtete; aber obwohl er ſeinen Richard nur ſchwach ſprechen ließ: „Auch Anna ſagte gute Nacht der Welt" — ſo wogte doch das Meer des Publicums auf in grollender Unzufriedenheit, als ob vom tiefſten Grunde herauf ein Sturm es in die Höhe bäumte. Es war den Leuten zu viel Nichtswürdigkeit, es war der Moment des Scheiterns.

Glücklicherweiſe hatte ich in der Einrichtung des Stückes dafür geſorgt, und zwar mit unerbittlicher Beſeitigung jedes müßigen Wortes dafür geſorgt, daß der moraliſche Rückſchlag, das eintretende Unglück Richard's, auf dem Fuße folgte, deutlich folgte, Schlag auf Schlag folgte. Dadurch geſchah dem ausbrechenden Sturme Einhalt. Und da nun dieſe Rückſchläge auf das Genaueſte in Scene geſetzt waren und jede üble Nachricht für Richard raſch, prompt, klar, nachdrücklich in Scene trat — ein ungeſchickter

Schauſpieler konnte Alles verderben! — ſo wurde die üble Stimmung betroffen, betäubt, beſiegt und bis zum Schluſſe des Actes in Genugthuung verwandelt.

Am anderen Tage drückte auch ein wohlerzogener Kritiker der alten Wiener Schule offen und unumwunden ſeine Entrüſtung aus, daß man das Burgtheater entweihte durch ſolche Rohheiten, und daß dieſem Shakeſpeare-Treiben energiſch ein Ende gemacht werden müßte.

„Richard der Dritte" gehörte unter die „Hiſtorien", das heißt unter diejenigen dramatiſchen Arbeiten Shakeſpeare's, welche nicht nach dramatiſcher Compoſition trachten, ſondern mit hiſtoriſcher Schilderung in dramatiſcher Form begnügt ſind, dramatiſche Arbeiten alſo, welche nach unſeren Begriffen keine vollſtändigen Stücke ſind.

Der „dritte Richard" kommt unter dieſen Hiſtorien unſerem Begriffe eines vollen Stückes noch am nächſten. Seine Eroberung des Thrones, ſeine Haltung auf demſelben und ſein Untergang werden in folgerechten Scenen an uns vorübergeführt und werden nicht durch Abſchweifung oder Epiſodenweſen zerſtreut. Für unſere Bühne fehlt nur eine Zuthat des Dichters, welche bei uns ein Stück nicht entbehren kann — die Hoffnung. — Ein Böſewicht handelt unerbittlich vor uns mit all' ſeinen ſchlechten Mitteln, und er handelt ganz allein. Wir ſehen ein Gemälde, das nur Schatten hat und gar kein Licht. Das verträgt ein Kunſtwerk nicht; gewiß nicht auf der Bühne. Irgend ein Lichtſchimmer muß abgrenzen, muß im Gedichte die Möglichkeit der Hoffnung bedeuten, der Hoffnung, daß dieſer Böſewicht wirkſamen Widerſtand finden werde. Es genügt nicht, daß er am Ende erſchlagen wird, wir müſſen dies kommen ſehen. Dies Kommen iſt für uns die Lockung zur Theilnahme. Ohne dieſe Zuthat iſt das Bühnenſtück für uns wüſt und unerquicklich und kein Kunſtwerk.

Trotzdem iſt gerade dieſe Hiſtorie vom dritten Richard in England früher eine der populärſten geweſen! Das engliſche Publicum iſt robuſter. Es kommt freilich hinzu, daß Richard der Dritte in England ein hiſtoriſch populärer König iſt. Er hat für den Engländer einen Beigeſchmack von Demokratie, und ſeine Energie iſt unzweifelhaft. Energie hält in der geſchichtlichen Erinnerung am längſten vor — die Motive verblaſſen, die That bleibt ſichtbar durch Jahrhunderte. Das engliſche Publicum ſieht alſo dieſen Richard mit ganz anderen Augen als unſer Publicum, denn der Engländer weiß: der Böſewicht da oben iſt bei all ſeiner Grauſamkeit ein tüchtiger Herrſcher unſerer Inſel geweſen, er hat aufgeräumt unter dem egoiſtiſchen Adel, ſehen wir zu, wie er's gemacht hat!

Zu den wunderlichen Schrullen der Engländer gehört auch, daß dieſer energiſche Uebelthäter auf dem engliſchen Theater vielfach von einer Dame geſpielt wurde. Für uns ein Räthſel! Das feine Geſicht Richard's, welches er beſeſſen haben ſoll, mag dazu Veranlaſſung geweſen ſein. Am Ende wird auch dadurch das Ganze gemildert und wird mehr zur Komödie — was Alles unſeren Anforderungen an die Bühne widerſpricht.

Genug, ich ging bei der Bearbeitung davon aus, daß auf der Höhe des Stückes der Hoffnungsſtrahl wirkſam einfallen müßte, damit unſer Publicum die fortwährend geſteigerten Verbrechen hinnähme. Der Inhalt des Hoffnungsſtrahles liegt vor in Shakeſpeare's Hiſtorie, er iſt nur nicht nachdrücklich gefaßt und herausgehoben. Er liegt in Stanley's Hand, welcher ſeinen Pflegeſohn Richmond zum Sturze Richard's aus Frankreich ruft. Dies kommt erſt in den letzten Acten und kommt nur matt zu Tage, und dies verlege ich in den dritten Act und an ruhige Stelle, damit es voll aufgefaßt werden kann, und ich laſſe es poſitiv ausdrücken.

Allerdings hatte auch dies kaum zugereicht, wie der drohende Tumult im vierten Acte erwies. Es hatte nicht zugereicht, genügt hatte es aber doch, wie mir nach der Vorſtellung naive Zuſchauer erzählten. Dieſem Einſchube alſo, ſowie den rechtzeitigen und gewichtig erfolgenden Rückſchlägen gegen Richard, welche dadurch gewichtig wurden, daß man ſich des Einſchubs im dritten Acte erinnerte, war es zu danken, daß das Stück nicht unter der Entrüſtung gegen den Böſewicht begraben wurde.

Eine Scene in „Richard dem Dritten" gilt in allen Commentarien für außerordentlich genial. Es iſt die Werbung Richard's um Anna's Liebe. Sie haßt ihn als den Mörder der Ihrigen, ſie will ihn in's Antlitz ſchlagen und — wird ihm nach fünf Minuten ſo nahe gebracht, daß ſie ihm alle Ausſicht gewährt, ihn zu heirathen. Das Mittel, deſſen ſich Richard bedient, iſt die Eitelkeit des Weibes; er ſchmeichelt dieſer Eitelkeit mit leidenſchaftlichem Aufgebote. Er ſchwört, daß er ſie auf's Heftigſte liebe, und giebt ihr ſein Schwert in die Hand, auf daß ſie ihn todtſtechen möge für ſeine Frevel, wenn ſie ihn nicht erhören wolle: ſobald ſie aber das Schwert gegen ihn zückt, entwaffnet er ſie mit dem Zurufe: „Nur deine Schönheit reizte mich dazu!"

Natürlich glaubt zunächſt keine Frau an die Wahrheit dieſer Scene. Es iſt eben die geniale Scene einer „Hiſtorie", will ſagen einer Form, welche ſich nicht mit Motivirungen aufhält. In einem organiſchen Stücke iſt es Uebertreibung der Möglichkeit, weil es gewaltſam zuſammengedrängter Inhalt mehrerer Scenen iſt. Der denkende Zuſchauer ſagt dabei immer: Es iſt nicht wahr, aber es iſt mit genialer Dreiſtigkeit geführt, da es ſo „unter Einem" abgemacht werden ſoll.

Der letzte Act war eine kaum lösbare Aufgabe für den ſchmalen Raum des Burgtheaters. Beide Lager, das Richard's und das Richmond's, erſcheinen gleichzeitig; in beiden wird für das Publicum geſprochen, und Richard wie Richmond dürfen einander doch weder ſehen noch hören. — Wir löſten dieſe Aufgabe auch recht mittelmäßig, indem wir das kleine Theater der Länge nach durch eine Steinwand in zwei Hälften theilten. Die Helden mußten ſich ſehr vorſichtig geberden, um ſich nicht ſehen und hören zu müſſen. Später fanden wir eine treffliche Form, die allen Theatern zu empfehlen iſt.

Eine Schleier-Courtine, durch Wolkenhänge undurchſichtig gemacht, ſcheidet in der ganzen Breite des Theaters die Gegner. Richard iſt vorn, Richmond hinten. Aufziehen der Wolkenhänge und eintretende Beleuchtung macht die Schleier-Courtine durchſichtig, zeigt alſo beide Lager gleichzeitig und macht die Traumſcene ſehr wirkſam. Die Geiſter-Erſcheinungen ſind auf drei verkürzt, denn die endloſe Reihe in der „Hiſtorie" vernichtet die Wirkung.

Solchergeſtalt iſt das Stück eines der ſtärkſten Repertoireſtücke geworden und ſteht trotz ſeiner ſceniſchen Schwierigkeiten ſo feſt in Scene, daß ichs einmal Mittags um Eins bei einer Abänderung eingeſchoben habe ohne jegliche Probe, und daß es Abends ſo exact geſpielt wurde, als käme es friſch aus langer Probenreihe.

Meine Behörde zuckte die Achſeln über den Erfolg und ſprach wie Meiſter Anton: Ich verſtehe die Welt nicht mehr.

Zum Troſte für ſie kam plötzlich ein Hackländer'ſches Manuſcript. Freilich in der loſen Scenenreihe, welche dieſer angenehme Autor voll guter Laune hinwirft, ziemlich unbekümmert um die ſceniſche Verbindung. Er betrachtet mich dann ſchalkhaft lächelnd wie einen Schneider, der die offengelaſſenen Nähte zuſammennähen mag. Die Kleidung war wieder ſehr artig entworfen; ich nähte denn nach Kräften, und auf der Probe halfen mir die Mitglieder eine ganze Woche lang fertignähen, und als das Ganze des Abends präſentirt wurde, da ſagte das Publicum: Dies iſt charmant! — Die „Magnetiſchen Curen" hatten beſtanden und exiſtiren heute noch charmant.

Bei dieſer Gelegenheit wurde Frau Hebbel für eine Luſtſpielrolle geboren, welche ihr Niemand zutrauen wollte. Dieſe Rolle der Gräfin ſchuf ihr ein neues Fach.

Jahrelang haben die auswärtigen Theater gezögert, ſich an ein ſolches Converſations-Luſtſpiel zu wagen, welches nur mit dem Enſemble des Burgtheaters geſpielt werden und nur vor dem Converſations-Publicum des Burgtheaters beſtehen könne. Endlich haben es einige Theater gewagt und haben ganz wohl damit beſtanden.

So dürftig iſt die Unterſtützung, welche ein talentvoller moderner Dramatiker in Deutſchland findet, wenn er den Schauſpielern natürlichen Umgangston und den Zuſchauern Aufmerkſamkeit zumuthet für converſationelle Reize! Iſt es da ein Wunder, daß es an Stücken fehlt und daß unſere Luſtſpiel-Production ſo dürftig bleibt?

Das Gleichgewicht im Repertoire der Neuigkeiten war nun hergeſtellt: auf die grimme engliſche Tragödie war eine heitere deutſche Komödie gefolgt — aber was weiter? Wie weiter? Eine Reihe von Monaten lag noch vor uns, und wie regelmäßig ich auch jeden Tag ein neues Stück las, ein neues Stück fürs Burgtheater las ich nicht heraus. Der weite Rachen enthüllte ſeine Zähne! Womit helfen? Da die Gegenwart mit Unfruchtbarkeit geſchlagen iſt, wo wäre denn etwa in der Vergangenheit wieder ein Schatz zu heben? Wo? Da fiel mir ein, wie ich einſt als Student in Breslau eine Wendung meiner Studien erlebt. Ich hatte an der Straßenecke einen Theaterzettel angeſehen, und der Titel des Stückes hatte mich ſeit vielen, vielen Jahren — Bruder Studio hatte ganz andere Intereſſen! — zum erſtenmale wieder ins Theater gelockt. Dieſer Theaterabend hatte mich poetiſch angemuthet, ich war dadurch plötzlich wieder Theatergänger geworden wie in der Knabenzeit, ich war dadurch zum öffentlichen Schreiben über, ja für das Theater verleitet, ich war auf dieſem Wege aus einem Theologen ein nutzloſer Schriftſteller geworden. Wo iſt das Stück von jener Straßenecke, welches dich verführt hat? Iſt es nicht auf dem Repertoire? Nein. Es iſt verſchwunden. Eine banale Bearbeitung von Holbein hat es auf die Länge ungenießbar gemacht. Ich aber meinte damals eine Bearbeitung geſehen zu haben, welche dem Originale ganz nahe geſtanden. Ich fragte bei Anſchütz nach; er war ja eine Art Breslauer, er war noch fünf Jahre vor meiner Studienzeit am dortigen Theater und ſehr beliebt geweſen, man ſprach meiner Zeit noch warm von ihm. „Ja wohl", ſagte er, „wir haben einmal in Breslau das Original nach Kräften hergeſtellt, meine Frau hat die Titelrolle geſpielt und auch hier in Wien mit großem Glücke in derſelben debutirt. Dies Buch wird ſich wohl einige Jahre auf dem Breslauer Theater erhalten, und Sie werden die Vorſtellung nach dieſem Buche geſehen haben. Jetzt würde es wohl nicht mehr genügen, aber jetzt könnten wohl Sie dieſe romantiſche Perle für unſere Scene faſſen. Sie ſind ja mitten in lauter Juwelier-Arbeit" — ſetzte er mit ſeinem launigen Lächeln hinzu.

Das that ich. Es war das „Käthchen von Heilbronn", und in dieſer Einrichtung iſt es dann von Neuem wieder auf zahlreichen Bühnen erſchienen. Sie bleibt dem Original ſo treu als möglich und macht nur nach Tieck's Rathe den alten Waffenſchmied zum Großvater des Käthchen's, um einen Mißton am Schluſſe zu vermeiden, wenn die Liebſchaft von Käthchen's Mutter mit dem Kaiſer zum Vorſchein kommt. Ein Vater kann ſolche Liebſchaft leichter verzeihen als ein Gatte.

Es erlebte zahlreiche Aufführungen und wurde jedenfalls alljährlich am Katharinen-Tage gegeben, ein Feſtbeſtandtheil für junge und alte Katharinen.

Solche Verbindung der Theaterſtücke mit den Erinnerungen, Sitten und Gebräuchen des Landes habe ich principiell geſucht und zahlreich gefunden. Ich gehöre auch zu den Verbrechern, welche jeden dritten November gezüchtigt werden, weil Tags vorher wieder „Der Müller und ſein Kind" gegeben worden iſt. Ich finde das Stück, welches allerdings in meiner ſpeciellen Heimath ſpielt, gut geſchrieben, und würde es dem Allerſeelentage nie entziehen, ſowie ich am Allerheiligentage dem eingebürgerten Verlangen nach einer Geiſter-Erſcheinung regelmäßig genügt habe. Das große Publicum mußte dazu gewöhnlich „Hamlet" in den Kauf und mit dem Geiſte ſeines Vaters vorlieb nehmen. Seit obiger „Richard" geglückt war, konnten wir ja ſogar mit drei Geiſter-Erſcheinungen aufwarten, und das haben wir denn auch mehrmals gethan. Ein Theater, meine ich, muß eng und vertraulich mit dem Volke zuſammenhängen.

Sogar mein Chef wollte einmal dem Allerſeelentage den „Müller und ſein Kind“ entziehen. Ich erwiderte darauf, daß ich dies für einen revolutionären Schritt hielte. Er ſah mich finſter an; Spaß zu verſtehen, war nicht ſeine Gewohnheit. Ich ſetzte nun auseinander, daß es ja äußerſt erwünſcht ſein müſſe, wenn die Bevölkerung im Theater eine Art Feier ihrer Gedenktage finde. Dadurch werde ja das Theater in organiſcher Verbindung erhalten mit dem Publicum, und ich hielte eben das für eine conſervative Repertoire-Bildung, die Abſchaffung aber eben deßhalb für eine revolutionäre Maßregel.

Da lächelte er über die Umkehr unſerer ſonſtigen Stellung, in welcher er immer der conſervative Vertreter war, und — der alte Müller durfte weiter huſten am Allerſeelentage.

Endlich im Spätherbſte kam Hilfe, und ich rief Triumph. Es kam ein originales neues Stück, und zwar ein großes und ſehr bedeutendes — es kamen „Die Makkabäer“.

XVIII.

Nun zum Dresdener Pakete des Poſtboten, welches im Spätherbſte 1852 zu meiner angenehmſten Ueberraſchung „Die Makkabäer", eine neue fünfactige Tragödie von Otto Ludwig, enthielt.

Alle Kräfte wurden angeſtrengt, ſie würdig in Scene zu ſetzen. Das ungemein große Perſonal des Stückes war für uns nicht zu groß, wir konnten es ſtellen, und konnten es tüchtig ſtellen, und wir waren ſo glücklich, endlich ein bedeutendes einheimiſches Stück einſtudiren und vorführen zu können.

Aber dies Jahr hatte ſeine Tücken gegen große Unternehmungen des Burgtheaters — es brachte das heimathliche Stück in noch größere Lebensgefahr als das engliſche.

Betrachten wir das umfängliche Gebäude der „Makkabäer" in ſeinem Innern, und wir werden entdecken, worin und wodurch es Gefahr laufen kann.

Das Stück hat zunächſt eine höchſt gefährliche Eigenſchaft: es hat zwei Helden, Lea und Judah. Solche Fülle iſt ſehr mißlich. Wenn ein Mädchen zwei Liebhaber hat und beide zu lieben meint, ſo wird ſie wahrſcheinlich eine unglückliche Ehe ſchließen, oder ſie wird leer ausgehen.

Lea, die berühmte bibliſche Mutter der Makkabäer, iſt von Hauſe aus die Heldin des Stückes geweſen. Der älteſte Sohn Judah wächſt ihr aber im zweiten Acte hoch über die Schultern, und dieſer Act gehört außerdem zu dem Grandioſeſten, was unſere Dramatik aufzuweiſen hat. Die religiöſe Begeiſterung des jungen Juden für den Einen Gott, unſere chriſtliche Erbſchaft aus dem Judenthume, reißt unſere Herzen im Sturme mit ſich fort. Wir ſind Alle aufgeſäugt und auferzogen in dieſem Glauben: „Ich bin der Herr, dein Gott, und du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir"; wir nehmen Alle Partei, wir nehmen fanatiſch Partei gegen die Vielgötterei der Syrier, und der Beifall für Judah, wenn er das Götzenbild in den Staub ſtürzt, iſt der ungeheuerſte, welchen ich im Burgtheater erlebt habe.

Das Stück muß ihn bezahlen. Nun iſt Judah unſer Held, und doch trachtet der Dichter in den drei folgenden Acten nur danach, das Intereſſe für Lea oben zu erhalten. Wir fangen alſo im dritten Acte wieder von vorne an. Das iſt ein ſchwerer Uebelſtand. Und er wird noch erhöht durch die Einleitungsſcene für Lea, in welcher ſie wieder an den Gipfel des Stückes geſtellt werden ſoll. Wie geiſtvoll iſt ſie gemacht, und wie gefährlich iſt ſie doch auf der Bühne! Lea ſteht felſenfeſt unter den zerfahrenen Juden: ſie empfängt alle Nachrichten, die guten wie die ſchlimmen, in derſelben Ueberzeugungstreue, in der unwandelbaren Berufung auf das große Ziel. Mit ſchlagender Charakteriſtik ſind die Juden neben ihr gezeichnet in ihrer ſophiſtiſchen Manie, alle Grundſätze durch Erklärung zu zerfaſern, ein deutliches Bild ihres ſtaatlichen Unterganges — ſie allein haut jeden Knoten durch und ſteht unerſchütterlich auf ihrer Zuverſicht. Wenn man die Scene lieſt, ſo nennt man ſie meiſterhaft, und wenn man ſie auf der Bühne ſieht, ſo erſchrickt man vor ihr.

Das Theater-Publicum braucht zuerſt und zuletzt Einheit und Einfachheit, denn es iſt zuſammengeſetzt aus ſtarken und ſchwachen Capacitäten. Was der Verſtändige würdigt, das mißverſteht der Unbegabte, und der Unbegabte iſt naiver als Jener, er äußert ſich leichter als Jener, er hat die Maſſe für ſich, welche ihm beiſtimmt, er hat die Neigung jedes großen Publicums für ſich, die Spannung abzuſchütteln und ſich durch Heiterkeit zu erholen von der Anſtrengung des Zuhörens — er ſiegt im Theater, wenn die Auffaſſung der Scene ſchwierig wird, wenn die Einheit fehlt und die Einfachheit.

Solchergeſtalt kommt die Theilnahme für Lea nicht wieder in die Höhe. Judah aber iſt in zweite Linie getreten — das Stück hat den Mittelpunkt des Intereſſes verloren und lahmt dahin.

Der vierte Act giebt Lea die ſinnigſten Accente für Schmerz und Leiden. Wir nehmen ſie achtungsvoll auf, aber Lea iſt noch immer nicht unſere Heldin, und wir meinen deßhalb, nicht auf dem Hauptwege zu ſein; wir bleiben kühl.

Der letzte Act endlich macht uns klar, daß der Lea unſere ganze Theilnahme gebührt. Das Opfer im feurigen Ofen, in welchen ſie herzbrechend einen Sohn um den anderen ſtößt, damit dem einen, einzigen Gotte Gerechtigkeit widerfahre — dies erſchütternde Opfer, trefflich vom Dichter ausgeführt, gewinnt unſere ganze Hingebung für Lea, und wir ſcheiden voll Hochachtung von dem groß gedachten dichteriſchen Werke.

Aber wir behalten einen Zweifel übrig. Er lautet: Könnte es nicht noch größer ſein? Wir hatten uns nach dem zweiten Acte noch Gewaltigeres erwartet; in der Mitte ſind wir geſtört worden, und erſt zuletzt ſind wir wieder ganz und voll dabei geweſen.

Dies iſt das Ergebniß eines Stückes mit zwei Helden — eines Stückes, welches mit Recht Anſpruch macht auf den Titel einer großen Tragödie.

Welch Schickſal hatte nun die erſte Aufführung? Wenn ich das Innere richtig gezeichnet, ſo ahnt es der Leſer. Am Schluſſe des zweiten Actes, wie ſchon geſagt, ein unerhörter Erfolg, im dritten Acte eine völlige Niederlage. Die verwirrenden Nachrichten, das jüdiſche Markten um Worte, der fortwährende Widerſpruch — wurden ausgelacht.

Die letzten Acte hatten Mühe, dem Stücke nothdürftig wieder aufzuhelfen von ſolchem Falle. Es war vorauszuſehen: daheim erzählen ſie vorzugsweiſe von der ſpectakelhaften Judenſchule, die ausgelacht worden, und der Beſuch bleibt aus, das Stück iſt nicht zu halten auf dem Repertoire.

Da erkrankte am anderen Morgen Wagner-Judah, und das Stück konnte nicht ſogleich wiederholt werden. Dieſe Zwiſchenzeit benützte ich, die große verwirrende Scene des dritten Actes neu zu redigiren, das heißt zu vereinfachen und dieſe Vereinfachung zweimal, dreimal, viermal zu probiren, bis ſie wie urſprünglich gewachſen erſcheinen konnte. Das bewährte ſich bei der endlich erfolgenden zweiten Aufführung: man lachte nicht wieder. Aber der Erfolg ſtand noch weit aus; die erſte Aufführung hatte das Stück discreditirt. Mörderiſche Stichworte verfolgten es, wie: „Die Synagoge auf dem Burgtheater“, und wer iſt denn glücklicher als der Schauerträger des Publicums, wenn er Unglück berichten kann, wer iſt geſchäftiger?!

Da half uns die Preſſe redlich. Sie klärte auf, ſie würdigte, ſie pries das Preiſenswerthe. Namentlich Friedrich Uhl unterſtützte das Stück in nachdrücklicher Weiſe. So wurde es mühſam erhalten. Jeden Spätherbſt brachte ich es nach ſorgfältigen Proben wieder, und mit jedem Jahre wurde die abfällige Stimme leiſer, endlich verſtummte ſie, und die „Makkabäer“ wurden ein Feſtſtück.

Leider nur auf dem Burgtheater. Nur auf ein paar Bühnen ſonſt ſind ſie verſucht und dann für immer vergeſſen worden. Und doch ſteht der Inhalt den Bibel leſenden, jüdiſch ſtreng monotheiſtiſchen Proteſtanten, vor denen das Stück außerhalb Oeſterreichs aufgeführt worden iſt, noch viel näher als den Katholiken in Wien. Es verſchwand in Norddeutſchland wie ein Meteor.

Der arme Ludwig, von Krankheit und Dürftigkeit gepeinigt, hat es mir alljährlich geklagt, wenn er die kleine Rente von uns, wie er die Tantième nannte, dankbar quittirte, denn wir brachten das Stück mit unverbrüchlicher Regelmäßigkeit jedes Jahr.

Die jetzige Direction ſei daran erinnert, daß ſie die Monate hat vorübergehen laſſen, in denen ſeit fünfzehn Jahren die „Makkabäer" ſtets einen Abend gefunden zur Feier Otto Ludwig's und zur Unterſtützung für ſeine Hinterlaſſenen, für die Witwe und die Kinder. Sie ſei daran erinnert, daß unſer Publicum eines ſeiner würdigſten Repertoireſtücke nicht untergehen ſehen will.

Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle. Die Jugend des Jahres 1852 hatte nur Wünſche, das Alter dieſes Jahres brachte eine Fülle von Stücken. Gleich nach den „Makkabäern" erſchien Bauernfeld mit ſeinen „Kriſen", welche ſehr wohl gefielen.

Octave Feuillet hatte in zwei kleinen Arbeiten dies Thema der Kriſen entwickelt. In einer Novelle, genannt „La clef d'or", und in einem kleinen Drama, genannt „Une crise". Bauernfeld hat ſich dieſe Vorlagen angeeignet und ſie ſo breit ausgeführt, daß ſie einen Luſtſpiel-Abend füllen. Die Eltern namentlich, Papa Lämmchen und Frau Lämmchen, ſind von ihm zugethan, um die Behaglichkeit des deutſchen Luſtſpieles über die Gedankengrundlage Octave Feuillet's zu verbreiten. Das iſt ganz wohl gelungen, und es iſt ein Luſtſpiel entſtanden, welches ſeinen Platz im Repertoire behauptet hat. Dafür iſt immer maßgebend, wenn die Rollenbeſetzung gewechſelt werden muß und das Wohlgefallen am Stücke doch nicht wechſelt. Fräulein Neumann und Herr Fichtner, die erſten Vertreter der kritiſch Liebenden, haben uns verlaſſen, und die Fräulein Scholz, Beßler, Bognár, ſowie Herr Sonnenthal ſind für ſie eingetreten. Der Doctor, zuerſt Herr Dawiſon, dann Herr Lucas, iſt an Herrn Gabillon gekommen. Selbſt das allerliebſte Lämmchen Beckmann's hat ſich die ſüße Milch der Lammsnatur ein Wenig verwandeln laſſen müſſen durch Herrn Meixner, und das Stück iſt ungeſchwächt verblieben; es hat alle Kriſen überſtanden.

Ueberhaupt wurde in dieſem Jahre 1852 dem Luſtſpiele ſtark gefröhnt. Gefröhnt ſagte man, denn es wurde uns vorgeworfen. Der grimme „Richard" und die ſchweren „Makkabäer" können mich wohl veranlaßt haben, ungemein auf Ausgleichung und auf leichte

Erholung zu denken. Auch actueller Anſtoß war damals vorhanden nach der leichten Seite. Ich mußte oft den Vorwurf hören, das Repertoire würde zu ſchwer, und ich würde meine literariſchen Zwecke ſicherer erreichen, wenn ich ausgiebig auch für fröhliche Unterhaltung ſorgte. An oberſten Stellen ſähe man Beckmann ſo gern, und den vernachläſſigte ich. Das Alles war nicht unbegründet. Es fand auch in meinem Grundplane für das Burgtheater entſprechende Linien. Ich weiſe zurück auf das, was ich bei Gelegenheit des „Verwunſchenen Prinzen“ geſagt, und daß bei ſiebenmaligem Schauſpiele in der Woche auch das ausgelaſſene Luſtſpiel ſeine Stelle finden muß. Was hieß denn auch „Beckmann nicht vernachläſſigen“ Anderes, als das ausgelaſſene Luſtſpiel nicht vernachläſſigen! Es war alſo kein Fröhnen, es war erwogene Abſicht, welche damals zahlreiche ältere Luſtſpiele, wie „Die unglückliche Ehe“, „Die kranken Doctoren“, „Die Reiſe nach der Stadt“, neu ſcenirte, welche für Beckmann den „Vater der Debütantin“ hoffähig zu machen ſuchte durch ſtarke ſceniſche Aenderung, welche „Die Mördergrube“ einrichtete für ihn und Fräulein Wildauer, welche untadelhaft luſtige Stückchen, wie den „Freundſchaftsdienſt“ und „Er iſt nicht eiferſüchtig“, einführte. Wir ſuchten in dieſer Richtung auch claſſiſche Weihe, indem wir Shakeſpeare's „Viel Lärm um Nichts“ in der Holtei'ſchen Einrichtung auf das Sorgfältigſte in Scene ſetzten. Oder gehört es etwa nicht in dieſe Richtung? Spielt in den Shakeſpeareſchen Luſtſpielen nicht die bloße Clown-Komödie eine vordringliche Rolle? Um ſo vordringlicher, je weniger zumeiſt der Inhalt des Ganzen ein wirkliches Luſtſpielthema iſt? Die unſchuldige Hero wie im Trauerſpiele ſchmähen, verurtheilen, ſterben laſſen, das iſt recht grob-ernſthaft und gehört eben einer drei hundert Jahre alten Geſchmacksrichtung an, welche heute bei einem neuen Luſtſpiele nicht hingenommen, ſondern als grelle und geſchmackloſe Contraſtirung geſcholten würde.

Das Luſtſpiel muß ſich, ich wiederhole es, auch in einem erſten Theater frei bewegen dürfen. Fröhlichkeit, ſo lange ſie nicht in

Gemeinheit ausartet, iſt unter hundert Masken willkommen; ſie iſt Sauerſtoff im Theater, welcher die Lebenskraft erhöht. Gute Sitte und guter Geſchmack räumen immer auf im Repertoire der Ausgelaſſenheit; das Unziemliche wird ſtets ſofort zurückgewieſen, und das ganz Haltloſe verſinkt ſpurlos.

Die heiteren Neuigkeiten jenes Jahres haben ſich in reicher Anzahl bis heutigen Tages wirkſam erhalten. Leider haben ſie ihren komiſchen Quell verloren dadurch, daß Beckmann's Leben verſiegt und in die Erde geſunken iſt.

Schreiten wir in ein neues Jahr! **1853.** Dieſes Jahr erhielt ſeine Signatur durch Perſonalfragen. Schauſpieler wurden gewonnen, Schauſpieler wurden verloren, und heute fragt man ſich nicht ohne Grund: War der Gewinn am Ende ein Verluſt, und war der Verluſt wohl gar ein Gewinn? — Der Verluſt hieß Dawiſon.

Die Wahl der Dinge iſt unſer Schickſal. Der Orientale ſagt geradezu: Die Wahl, welche uns freigeſtellt ſcheint, iſt unſer Verhängniß.

Ich erinnere mich oft, daß ich einmal bei ſchönem Frühlingswetter in Thüringen zu einem Pferdemarkte ritt, um ſchöne Thiere zu ſehen und mir ein edles Pferd zu kaufen. Als ich ankam, wurde eine runde Graditzer Stute vorgeführt, und mein Begleiter lobte die hübſchen Formen des Geſtütpferdes. Gerade dieſe Formen waren aber nicht mein Geſchmack, und ich drängte weiter mit den Worten: „Dieſes Pferd kauf' ich gewiß nicht!“ Als wir aber Nachmittags den Markt verließen, hatte ich gerade dieſe Graditzer Stute gekauft. Die Reue blieb ſpäter nicht aus; mein erſter Eindruck war der richtige geweſen; ich hatte falſch gewählt und mich benachtheiligt — die Wahl der Dinge iſt unſer Schickſal.

Ich möchte nicht um die Welt Pferde und Künſtler in Einen Wahltopf werfen; ich will nur die räthſelhaften Einflüſſe betonen, welche ſo oft unſere Wahl leiten, und ich will nur ein Grundprincip ableiten aus jener thüringiſchen Erfahrung. Es lautet: Wenn man neue Schauſpieler ſucht und in Wahl zieht, ſo ſoll man ſich auf Nichts verlaſſen, als auf den erſten, allgemeinen Eindruck, welchen ſie auf uns machen. Iſt er ſympathiſch, ſo erwähle man flugs, wie viel auch Einzelheiten abrathen; iſt er unſympathiſch, ſo gehe man leer von dannen, wie viel Einzelheiten ſich auch hervordrängen zur Empfehlung. Der Total-Eindruck des Menſchen iſt und bleibt von der Bühne herab die Hauptſache. Selbſt der Böſewicht muß uns menſchlich wohlthuend anmuthen, wenn wir ſeine Darſtellung des Böſen lobend annehmen ſollen.

Als ich Herrn Dawiſon das erſtemal ſah, fand ich ihn ungemein begabt für die Schauſpielkunſt, aber er gefiel mir eigentlich nicht. Als ich ihn das letztemal ſah — vor einigen Jahren in Dresden — mißfiel er mir ganz. Ich fand, daß ſeine Begabung über die Kunſt hinweg zum Handwerk ausgebildet worden — dies iſt das Kennzeichen des Virtuoſenthums — und daß mir auch das mißfällig geworden, was er gut machte. Er machte es eben.

Dies ganze Jahr 1853 hindurch, das vierte ſeines lebenslänglichen Engagements, zerrte er fortwährend an uns herum mit der Sucht nach Sonderſtellung und privilegirter Auszeichnung, endlich mit dem Anſuchen um Entlaſſung, da ihm in Dresden eine noch günſtigere Stellung geboten würde, günſtiger dadurch, daß ihm dort ein großer Spielraum bliebe für Gaſtrollen.

Ich war innerlich gar nicht mehr abgeneigt, auf ihn zu verzichten. Sein virtuoſes Herausdrängen aus einem harmoniſchen Enſemble erſchien mir immer bedenklicher, ſein eitler Trieb nach Soloſpiel beſchädigte unſer Enſemble immer ärger. Uns aber in Wien, denen die Schauſpielkunſt eine edle Kunſt iſt, war doch und iſt das Enſemble das Ziel dieſer Kunſt. Das Endziel ſchauſpieleriſcher Beſtrebung iſt uns das ganze Gemälde, nicht aber die einzelne Figur. Das Stück als Kunſtwerk ſoll ganz hervortreten, und das gelingt nicht, wenn der einzelne Schauſpieler ſich ungebührlich vordrängt oder wohl gar aus dem Rahmen ſpringt.

Letzteres wurde mehr und mehr Herrn Dawiſon's Manie. Woher kam das? Aus dem innerſten Weſen ſeiner Perſönlichkeit. Ein Autodidakt, hatte er ſich mit lobenswürdigſtem Fleiße aus den gedrückten Verhältniſſen eines polniſchen Juden emporgearbeitet. Das „empor" war nun aber bis zur Krankhaftigkeit ſeine Loſung geworden, und die volle Bildung war ausgeblieben; denn dieſe lehrt auch Entſagung, dieſe erſtrebt und erringt das Gleichgewicht zwiſchen unſeren Wünſchen und Kräften. Unter dem immerwährenden „empor!" und „empor!" verſäumte er und verlor er die langſame und breite Entwicklung des inneren Menſchen, welche unerläßlich iſt für einen vollen Künſtler. Er war aufgeſchoſſen ohne moraliſches und künſtleriſches Rückgrat und verblieb deßwegen ohne Halt.

Dem entſprechend fiel er bei Widerwärtigkeiten — man erinnere ſich an ſeine hieſigen Debuts — in kläglichen Kleinmuth, und blähte ſich auf zu craſſem Hochmuthe, als er in die Periode des Gelingens kam.

Ich hatte ihn ungewöhnlich gefördert, über Gebühr ſogar, wie ſeine Collegen mit Recht mir vorwarfen. Ich brauchte vor Allem friſche, lebendige Kräfte, um das ziemlich ſchläfrig gewordene Enſemble aufzuwecken und zu beleben. Alte Rollen, die ihm zuſagten, neue, mit denen er überraſchen konnte, erhielt er in Uebermaß. Er hatte die brillanteſte Stellung bekommen und ein großes Publicum gewonnen. Nur ein kleiner Theil des Publicums blieb ihm gegenüber auf ſeiner Huth und lobte nur Einzelnes.

Zu dieſem kleinen Theile gehörte ich ſelbſt. Lange und aufmerkſame Beobachtung ſeiner Fähigkeiten und ſeines Weſens hatte mir ſchon nach den erſten Jahren klar gemacht, daß er kein Genie ſei, ſondern nur ein pikantes Talent, welches allmälig von mancher großen Rolle fernzuhalten und auf einen engeren Kreis zu beſchränken ſei, vorzugsweiſe auf Epiſoden. Jedenfalls ſeien ihm Rollen zu verſagen, welche einen Menſchen mit breit ausgeprägtem Naturell und mit langem Athem verlangen, desgleichen Menſchen mit ruhiger, tiefer Charakterkraft.

Unſere Claſſik namentlich liegt ganz außer ſeinem Bereiche. Er iſt kein Deutſcher, und der nationale Athem unſerer Dichter iſt ihm verſagt, er kann ihn in keinem Tone wiedergeben. Das Schiller'ſche Pathos wird bei ihm hohle Declamation, die Goethe'ſche Einfachheit ſtreift bei ihm an triviale Nüchternheit, unſere Romantik gar wird ihm melodramatiſche Pauke. Am erſten kommt er noch mit Leſſing zurecht, da dieſer vorzugsweiſe aus der Verſtandesthätigkeit heraus gearbeitet hat.

Wie viel iſt dadurch abgeſchnitten für unſer Theater! Shakeſpeare bot mehr für ihn, denn er charakteriſirt mit ſtarken Strichen, aber außer Richard, Shylock und Jago doch auch nur Epiſoden. Er freilich griff nach Allem und verlangte auch den Othello. Ich erwiderte: „Othello iſt im letzten Grunde ein Liebhaber, und das ſind Sie nicht; Othello iſt ein Löwe — wenn Sie ihn ſpielen, wird er ein Tiger, und dies verfälſcht das Stück“.

Ebenſo mußte er im Luſtſpiel eingeſchränkt werden. Sein Aeußeres ſchon machte ihn für viele Rollen unzulänglich, es verſagt ihm alle vornehmen Leute; er iſt unelegant, unruhig, haſtig, in den Bewegungen oft ungraziös. „Man ſieht ihm aber doch den Juden nicht an!“ hat Jemand in Dresden geſagt. — „Doch!“ hat Lederer erwidert, „er mauſchelt mit den Beinen.“

Ich möchte das Racen-Vorurtheil nicht unterſtützen; wir haben ja auch gerade in Wien ſchlagende Gegenbeweiſe: Sonnenthal iſt auch Jude, und wer vermißt an ihm vornehmes, feines Weſen?! Aber die Eigenthümlichkeit orientaliſcher Race gehörte zu Dawiſon's Nachtheilen und bildete ſeine Vorzüge. Seinen Fleiß, ſeinen behende ſuchenden Verſtand, die überraſchende Beweglichkeit ſeines Geſtaltens verdankt er ja offenbar ſeiner Herkunft.

So ungefähr dachte ich über ihn, da er mich um Entlaſſung quälte. Als Epiſodenſpieler war er mir ein Schatz für unſer Theater.

Wenn ich hätte hoffen dürfen, daß er ſich künſtleriſch beſchränken könnte, dann wäre ich hartnäckig gegen ſeine Entlaſſung geweſen. Aber dazu war gar keine Ausſicht mehr. Er fing bereits an, ſeine beſten Rollen zu übertreiben. Riccaut in „Minna von Barnhelm“ war eine prächtige Leiſtung geweſen für ſeine polniſch-franzöſiſche Zunge — jetzt ſprach er ſchon ſo geläufig Franzöſiſch, daß man ihn nicht mehr verſtand; er überfranzoſ'te den Franzoſen.

Ich befürwortete alſo ſelbſt bei meiner Behörde ſeine Entlaſſung und konnte ihm eines Abends ankündigen, daß er ſie in einigen Monaten erhalten würde. Das dauerte ihm noch zu lange, und um die Friſt abzukürzen, machte er mir eine Scene hinter den Couliſſen, die Scandal erregen und ſofortigen Bruch herbeiführen ſollte. Er ging mehrmals an mir vorüber, ſtieß Scheltworte aus und geſticulirte heftig. Ich ſprach mit Jemandem und wurde es gar nicht gewahr. Als man mich aufmerkſam machte, wußte ich auf der Stelle, wohin das abzielte. Ich ſchickte ſogleich nach Herrn Lucas; er hatte den Doctor in den „Kriſen“, welchen Herr Dawiſon an dieſem Abende ſpielte, auch ſchon geſpielt. Ich ließ ihn bitten, er möchte eiligſt kommen; binnen einer halben Stunde werde Herr Dawiſon ohnmächtig werden. Binnen einer halben Stunde wurde Herr Dawiſon auf der Scene ohnmächtig, und der Vorhang mußte fallen. Herr Lucas wurde ſofort als Stellvertreter angekündigt, wir ſpielten ruhig das Stück zu Ende, und des anderen Tages erließ unſer Chef die Ordre: Herrn Dawiſon nie wieder das Burgtheater betreten zu laſſen.

So verloren wir den Charakterſpieler. Einen Liebhaber aber und eine Liebhaberin gewannen wir in Herrn Gabillon und Fräulein Würzburg.

Als ich Fräulein Würzburg in Hamburg das erſtemal ſah, fand ich ſie jung und hübſch, aber auch ſie gefiel mir eigentlich nicht. Und hier war noch dazu mein Begleiter, welcher ſie ſchon länger kannte, derſelben Meinung, daß ſie keine richtige Liebhaberin wäre.

Dennoch ließ ich ſie gaſtſpielen. Da wurde ſie applaudirt; ein Enthuſiaſt in der „Preſſe“ ſprach von einer jungen Rachel, meiner Behörde gefiel ſie — ſie wurde engagirt.

Herr Gabillon erwies ſich auf der Bühne auch nicht als der Liebhaber, der geſucht wurde, aber er eignete ſich für einen Theil der Dawiſon'ſchen Rollen — er wurde ebenfalls engagirt.

Es bleibt dabei: die Wahl iſt unſer Schickſal oder, wie der Orientale ſagt: unſer Verhängniß.

XIX.

Das Contingent neuer deutſcher Stücke für 1853 war ausgiebiger als ſonſt, ausgiebig wenigſtens für den Caſſenerfolg, aber literariſch doch wieder unzureichend. Es lieferte drei Erfolge und unter dieſen Ein gutes Stück.

Den „Dolch“ von Raupach rechne ich nicht. Der ſterbende ſchleſiſche Dramatiker hatte ihn ſeiner Wittwe vererbt. Es war uns ein Act der Pietät, ihn aufzuführen. Weitere Bedeutung hatte er nicht und fand er nicht.

Die beiden wirkſamen Neuigkeiten waren „Mathilde“ von Benedix, und „Die Waiſe von Lowood“ von Frau Birch-Pfeiffer. Das gute Stück endlich waren Freytag's „Journaliſten“.

Roderich Benedix iſt ſehr ſchätzbar für die Theater-Directionen. Er gewährt ihnen alljährlich Lebensmittel; man nennt ſie Hausmannskoſt. Leider iſt er eben deßhalb von geringerer Bedeutung geworden für das literariſche Theater, denn er producirt zu leicht und zu raſch, und ſeine Stücke ſchlagen keine tieferen Wurzeln. Sein Erfindungstalent iſt ein in Deutſchland ſeltenes und ſollte uns zu einer redlichen Aufmerkſamkeit für ihn verpflichten. Gewohnheit, wie das Bedürfniß des Erwerbes verleiten und nöthigen ihn zur Haſt; vielleicht um dieſer Haſt willen ſind ſeine zahlreichen Arbeiten ſelten frei von Banalität. Vielleicht! Denn es giebt freilich ſchöpferiſche Naturen, die nur dann ſchöpferiſch ſind, wenn ſie ſich beeilen können. Benedix zum Beiſpiel iſt ſehr ſchwer dahin zu bringen, daß er Aenderungen an ſeinen Stücken vornehme. Leicht empfangen, leicht geboren, ſind ihm ſeine Kinder auch fertig, wenn ſie da ſind; er iſt immer ſchon inmitten einer neuen Geburt, wenn man ihm über ſein letztes Kind Betrachtungen aufnöthigen will.

Dennoch iſt es der Frage werth, ob uns und ihm nicht gedient wäre, wenn die Sorge des Erwerbes für ihn verringert werden könnte. Er trüge dann vielleicht ſeine Pläne ruhiger und länger unter dem Herzen. Wenn ſolch einem erfindungsreichen, um das Theater vielfach verdienten Autor endlich einmal eine geſicherte Lebensſtellung bereitet werden könnte, da erfüllte das deutſche Theater nicht nur eine Schuldigkeit, ſondern es verſchaffte ſich wahrſcheinlich auch ein Beneficium. Die erfindungsreichen Kräfte ſind ſo ſelten unter uns, daß wir ſelbſt erfinderiſch trachten ſollten, ſie zu pflegen und dadurch zu ſteigern. Er ſitzt in Leipzig und arbeitet wie ein Fabrikant für den Markt! Wie viel koſtſpielige und doch nutzloſe Anſtellungen ſind nicht gang und gäbe bei den deutſchen Hoftheatern! Die Intendanzen zumeiſt in erſter Linie, welche nur überflüſſigerweiſe repräſentiren und durch jeweilige Einmiſchung in den artiſtiſchen Gang nur ſchädigen.

Ein behaglicher Winkel für den Theaterdichter ließe ſich an zehn Orten finden. Aber „Alles brauchen ſie beim Theater, nur nicht Dichter!“ Dies vorlaute Wort eines Karlsſchülers iſt leider noch immer wahr. Der Quell des ganzen Theaters bleibt unbeachtet, und nur der Theaterkram findet Pflege und Aufmerkſamkeit. Die Recenſenten tragen täglich dazu bei mit ihrer drakoniſchen Strenge gegen die Dichter — Drako macht wohlfeil intereſſant! — und mit ihrem unerſchöpflichen Wortſchwall über Ausſtattung und auswendigen Plunder. Wie oft ſpotten ſie über die Einfachheit im Burgtheater und ahnen gar nicht, daß dieſe Einfachheit unſchätzbar iſt für das Weſen des Schauſpiels. Geht nur hinaus und betrachtet den Aufwand für äußerliche Dinge, welcher den Sinn zerſtreut hat für den Geiſt und Kern!

Benedix iſt auch immer frei geweſen von dieſer äußerlichen Koketterie, er hat immer nur innerliche Aufgaben bearbeitet. Nach einer wohlerworbenen gelehrten Erziehung in Leipzig iſt er Schauſpieler geworden und Schauſpiel-Director. Er iſt einer der Wenigen, welche über die Bildungsmittel der Schauſpieler geſchrieben, und gründlich geſchrieben haben über Redekunſt und Vortrag — er beſitzt alles Zeug, von einem behaglichen Winkel aus einem Theater gute dramaturgiſche Dienſte zu leiſten.

Die „Waiſe" der Frau Birch ſoll auch nicht unterſchätzt werden. Was ſo viel und ſo lange die Theilnahme des Publicums beſchäftigen kann, ohne doch geradezu niedrige Mittel aufzubieten, das darf man nicht höhniſch behandeln, wie es die Kritik vielfältig thut, das darf man nicht hochmüthig geringſchätzen. Eine Talenteskraft liegt darin immer vor.

Aber einem Director, welcher nicht blos für den Tag arbeiten will, konnte doch auch dieſes Stück keine Genugthuung ſein, keine Beruhigung für den Fortgang deutſcher Production.

Ich hatte es übrigens ſelbſt unterſchätzt, und ich laſſe mich bei dieſer Gelegenheit auslachen von den Wienern, indem ich eingeſtehe, daß ich ſehr zweifelhaft war, ob ich ihnen das Stück vorführen dürfte. Ich hatte es in Hamburg geſehen, wo es Furore machte — Fräulein Seebach, Jane Eyre; Fräulein Würzburg, Georgine — und dennoch war ich zweifelhaft. Die rohen Begebenheiten, die groben Contraſte, die hausbackenen Gedanken, welche mit Altklugheit überputzt waren, hatten mich eingeſchüchtert. Wird ein feineres Publicum nicht darüber lachen? hatte ich gedacht. Ich entſchloß mich erſt, als ich einen ganzen Act geſtrichen und den bunteſten Ueberputz von Weisheitsfloskeln ausgemerzt hatte. Und ich bin heute noch der Meinung, daß dies nöthig war für's Burgtheater. Solche Stücke ſind für's große Publicum geſchrieben; an dem Elite-Publicum unſerer erſten Vorſtellungen ſcheitern ſie oft durch Einzelheiten alltäglichen Geſchmacks, durch grelle Wendungen, welche aus dem ſtarken Romane eingeſchlüpft ſind. „Die Frau in Weiß" zum Beiſpiele, zur Familie der „Waiſe" gehörig, ging bei uns unter, während ſie draußen im Reiche gefiel.

Merkwürdig iſt der ſo ganz verſchiedene Erfolg, welchen „Mathilde" und welchen die „Waiſe" gefunden. Die „Mathilde" von Benedix, ein Familienvorgang von wichtigen innerlichen Fragen, machte anfangs ebenſo viel Glück wie die „Waiſe" und erlebte eine ganze Reihe ſehr beſuchter Vorſtellungen. Auf einmal verſagte die Zugkraft und das Stück mußte liegen bleiben, während die „Waiſe" ohne Aufhören anzog. Woher kommt das? Vielleicht daher: „Mathilde" lebt von grellen Familien-Conflicten, die grell entſchieden werden. Dieſe Entſcheidungen können im Publicum beſtritten werden, und ſie wurden beſtritten. Es wird alſo vorzugsweiſe der Verſtand in Anſpruch genommen, und das Intereſſe des Verſtandes erſchöpft ſich zeitiger im Publicum. Gewöhnliche Zuthat von Theaterballaſt giebt Benedix nicht; dafür iſt er zu puritaniſch. Frau Birch aber giebt ihren Stücken einen reichlichen Sinnencultus, und die Conflicte in der „Waiſe" wenden ſich nicht an den Verſtand, ſondern an das Gefühl. Sie ſind auch unbeſtreitbar: mit dem Schickſale einer gemißhandelten Waiſe geht Jedermann — es iſt am Ende auch hier die Einfachheit, welche ſiegt.

Aber was bedeuteten und was bedeuten ſolche Siege für den Werth und die Zukunft unſerer dramatiſchen Schöpfungskraft! Dieſe Schöpfungen ſind ja doch alle nur Futter für Pulver, wie Falſtaff ſagt. Wahrlich, die Sorge um unſere dramatiſche Schöpfungskraft hat mich während achtzehnjähriger Directionsführung nie verlaſſen, und ſie hat mich, wie oft! tief traurig gemacht. Ich geſtehe es hiemit öffentlich ein, daß ich das deutſche Theater für abſterbend halte, weil es ihm an Production und an Schauſpielern fehlt.

Die ſchwachen Productionen zu ergänzen, die Schauſpieler zu erziehen, iſt jetzt unabweisliche Aufgabe einer Directionsführung geworden. Heutigen Tages muß die Inſceneſetzung eine ergänzende

Schöpfungskraft ausüben, ſonſt können zwei Drittheile der heutigen Stücke nicht beſtehen. — Wie athmet man auf, wenn endlich einmal ein Stück kommt, das keiner Nachhilfe bedarf, und wie tief zieht man den Hut! Das fertige, feſte Stück flößt Niemandem ſo großen Reſpect ein, als dem Inſceneſetzer, und es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, durch immerwährendes Ergänzen verwöhne man ſich und taſte dann auch ans Gute. Durchaus nicht! Einem echten dramatiſchen Geiſte und Gefüge wagt man nicht einmal in Kleinigkeiten eine ändernde Berührung anzuthun, ſelbſt da nicht, wo alle Welt ruft: Hier iſt eine unſchuldige Verbeſſerung anzubringen. Ein voller Organismus weiſt jede Zudringlichkeit von ſelbſt zurück.

Aber wehe dem Theater, welches für die Ueberzahl ſchwacher Neuigkeiten keine ergänzende Kraft auf den Proben hat! Seht ſie nur an, die deutſchen Theater, wo die trockene Regiſſeur-Routine herrſcht! Von halben Erfolgen zu Mißerfolgen, von Mißerfolgen zu halben Erfolgen ſchleppen ſie ſich und verlieren dadurch einen dauernden Repertoire-Beſtand, ein organiſch theilnehmendes Publicum. Wie viel Stücke haben im Burgtheater Dauer gewonnen, welche nirgends ſonſt am Leben geblieben ſind! Und wie ſind die Theater alle durch ihre Mißerfolge geſunken!

Wie ſind ſie ferner geſunken durch die mangelnde Leitung der Schauſpieler! — Es iſt wahr, die neue Zeit mit ihrem Gleichheitsprincipe, welches die kernige, aparte Perſönlichkeit nicht mehr ſo pflegt, wie es ehedem möglich war, ſie verringert die Anzahl beſonderer Menſchen, welche auf der Bühne intereſſiren können. Es iſt wahr, die große Theilnahme an öffentlichen Dingen, die Parlamente mit ihren Rednern entziehen der geſpielten Welt einen großen Theil früherer Aufmerkſamkeit und nehmen zahlreiche Menſchenkräfte hinweg, welche ſonſt in den Schauſpielerſtand hineingeriethen. Einſt recrutirte er ſich aus unruhigen Geiſtern aller Art; jetzt findet eine große Anzahl dieſer unruhigen Geiſter Beſchäftigung in der Politik, und die Novizen für die Bühne ſind meiſtens blutjunge Geſchöpfe, welche eine leichte Carrière machen wollen, Geſchöpfe ohne irgend eine Phyſiognomie, von denen auch neun Zehntheile nie eine Phyſiognomie gewinnen.

Jetzt hundertmal mehr als ſonſt müſſen die Schauſpieler geleitet und erzogen werden. Und wer thut das? Wer kann das in den herkömmlichen Schablonen-Aemtern? Der Intendant ſitzt auf olympiſchem Throne und lächelt. Da unten, tief unter ihm, mag die Brut ſich geſtalten wie ſie kann. Kann ſie's nicht raſch, ſo wird ſie fortgejagt. So werden alle Jahre junge Talente ausgeſtoßen, denen kein Menſch tiefer in die Augen geblickt, ausgeſtoßen, weil nur die Gebrechen des Anfängers an ihnen zum Vorſcheine gebracht worden ſind. Wer ſoll ihnen in die Augen blicken? Wer verſieht das wichtigſte Amt am Theater, das Amt eines Pſychologen? Der Regiſſeur etwa? Er kämpft bis zur Erſchöpfung mit den äußerlichen Aufgaben der Inſceneſetzung, wenn er überhaupt kämpft. Er hat keine Zeit zur Erziehung, wenn er überhaupt Sinn dafür hat, Collegen zu erziehen, welche ihm ſelbſt Concurrenten werden können, und wenn er überhaupt Geiſt und Bildung genug hat, welche doch am Ende in eigenthümlichem Grade dafür nöthig ſind. So iſt es gekommen, daß jetzt zum Beiſpiel in Berlin tauſend Stimmen ſchreien: Es giebt keinen Nachwuchs im Schauſpiele, und das Theater liegt in den letzten Zügen!

Das kann man in Wien nicht ſagen. Im Burgtheater trägt der Nachwuchs ſeit Jahren das Repertoire. Aber nur wenn ſolche Erziehung redlich und kundig fortgeſetzt wird, kann das Burgtheater fortbeſtehen als eine Ausnahme vom Verfalle des deutſchen Theaters.

In ſolche Nachtgedanken fiel Freytag's Luſtſpiel wie voller Sonnenſchein. Das war ein Troſt für meine Productions-Sorgen! Es giebt alſo noch Geiſter, rief ich, die auf der Höhe unſerer Gedanken ſtehen und Talent genug haben für ein gutes Theaterſtück. Willkommen, ihr prächtigen „Journaliſten"! rief ich ſeelenvergnügt, und vergegenwärtigte mir das Weſen und die Laufbahn ihres Meiſters, meines ſchleſiſchen Landsmannes, um zu entdecken, wie er in dieſe luſtige Geſellſchaft gerathen wäre.

Tief hinten aus dem waſſerpolakiſchen Oberſchleſien war er nach Breslau gekommen, ein blonder, ſchlanker Deutſcher, und hatte emſig ſtudirt und dem Leben lächelnd zugeſehen. Ueber ſein erſtes Stück: „Maximilian's Brautfahrt", hatte er mir nach Leipzig geſchrieben: „Es macht die Rundreiſe auf den Bühnen mit recht zweifelhaftem Erfolge". So pflegen heutige Theater-Autoren von ihren Kindern nicht zu ſprechen, denn auch Privatbriefe müſſen für Reclame ſorgen.

Mit ſeiner „Valentine" kam er nach Leipzig, und wir erlebten zuſammen ein Theaterſtürmchen. Als der Stein mit dem Zettel in Valentinens Gemach flog, wackelte die Haltung des Publicums ſo unangenehm, daß bedenkliche Aeußerungen laut wurden und das Stück einen gefährlichen Leck bekam. Wir ſahen uns an, und er hatte die Ruhe eines curioſen Kopfſchüttelns, ja eines betrachtſamen Zuſchauerlächelns. Dieſe Ruhe behielt er auch, als wir nach der Vorſtellung erwogen, ob und wie der Leck zu ſtopfen ſei durch eine Aenderung. Wir meinten Beide, das Stück ſei für das Publicum doch verloren, und er behandelte dies Thema mit einem ſo natürlichen Gleichmuthe, daß er mir beneidenswerth erſchien. Die Götter hatten auch ein Einſehen, es ereignete ſich das Unerwartete, welches darin beſtand: daß wir uns Beide geirrt hatten. Das Unglück im Theater war nur der unruhige Schaum des Publicums geweſen, welcher aufgeziſcht hatte, und eine unſchätzbare Eigenſchaft manches norddeutſchen Publicums in Mittelſtädten enthüllte ſich unſeren Blicken. Man hört in dieſen Städten ſehr aufmerkſam zu und läßt ſich nicht irremachen durch ziſchenden Schaum. Die Leute bewahren ſich — recht im Gegenſatze zu den lärmenden, nachplappernden Großſtädten — ein eigenes Urtheil. Sie hatten daheim erzählt: dieſe „Valentine" iſt ein intereſſantes Stück, und Fräulein Unzelmann ſpielt ſinnig und fein die Titelrolle. Fein! iſt ein

Stichwort der Bildung in Sachſen. Als nun der Director zaghaft eine zweite Vorſtellung anſetzte, war das ganze Haus gefüllt und das Stück machte großes Glück. Das größte ſogar. Freytag ſah mich wieder an mit dem eigenen Blicke ſeines blauen Auges, welches voll launigen Hinterhaltes, und nun lachten wir Beide über die unnütze Sorge um den Stein.

Sein Gleichmuth war durch dieſe Freude ebenſowenig erſchüttert wie vorher durch Aerger; ſein Weſen iſt durchſchnittlich eben und ruhig.

Das nächſte Stück Freytags war „Graf Waldemar“. Es ließ das Publicum kalt. Ich hab' es an mehreren Orten geſehen, es wurde überall ungenügend geſpielt; denn für Alltags-Inſcenesetzung iſt es zu einfach und doch zu geiſtig. In Berlin ging es ſogar entzwei, weil der zu grelle letzte Act keinen kundigen Regiſſeur gefunden. „Graf Waldemar“ lebt nur in Wien, und zwar in guten Umſtänden.

Man warf dieſen Stücken einige Manierirtheit vor und baute auf den Autor keine beſondere Theaterhoffnung. Ich perſönlich hegte immer eine ſtarke Neigung für zahlreiche Scenen in dieſen Stücken und ließ mir gern vorwerfen: das ſei eine landsmannſchaftliche ſchleſiſche Sympathie. Ich hatte „Die Valentine“ auf unſerem Repertoire gepflegt, obwohl ich keinen richtigen Saalfeld und keine richtige Valentine ſtellen konnte — Herr Sonnenthal und Fräulein Wolter wären jetzt geeignet, Fräulein Baudius die nächſte Aſpirantin — ich hatte mir auch die größte Mühe gegeben, den „Grafen Waldemar“ möglich zu machen. Die Cenſur meiner Behörde aber ſagte hartnäckig Nein. Ein Graf ſoll eine Gärtnerstochter heirathen? In der Wirklichkeit mag's leider vorkommen, auf dem Burgtheater nie! — Ich werde ſpäter erzählen, durch welchen diplomatiſchen Gedanken ich die Mesalliance doch noch zu Stande gebracht.

Jetzt kam plötzlich — mir ſelber unerwartet, denn Freytag war jahrelang im Schatten geblieben — ein volles Luſtſpiel, ein modernes, ganz vortreffliches Luſtſpiel von ihm. Ein ſolches ſind „Die Journaliſten". Was ich immer gewünſcht, lag vor mir. Unſer heutiges Leben da angefaßt, wo es geiſtige Bedeutung hat, alſo in höherem Sinne und doch in leichter Form, in der heiter wohlthuenden Form des ehrlichen deutſchen Luſtſpiels. Wahrheit, volle Möglichkeit des Vorganges, reizend gehoben durch feinen Humor — Katzenhumor, wie Gutzkow ärgerlich von Freytag ſagt —, populär gehalten durch ſtarke Züge und kräftige Charaktere à la Piepenbrink — das war ein Feſt für mich, dieſe erſte Lectüre! Da war ja der Weg, da war ja das erreichte Ziel! Wir können alſo doch Stücke ſchreiben, wir können Luſtſpiele ſchreiben ohne Uebertreibung und Forcirtheit, das deutſche Theater kann alſo noch beſtehen und gedeihen, es braucht nicht zu ſterben!

Ach, jetzt nach vierzehn Jahren ſieht mir dieſe Freude aus wie ein Jugendtraum. Die Nachfolge iſt ausgeblieben, Freytag ſelbſt hat nicht mehr die Stimmung dafür gefunden. Er hat uns nur noch eine werthvolle Tragödie gebracht, aber eine römiſche: „Die Fabier". Wer gewinnt unſer Publicum heute noch für römiſche und griechiſche Intereſſen?! „Nackte Beine!" ſchreit der Wiener, und geht anderswohin. Und Freytag hat ſich in gelehrte Studien vertieft. Aller Ehren werth. Aber er kann Beſſeres. Wer ſchaffen kann, ſoll nicht blos lehren. — — Ich hoffe immer noch auf ihn. Er war ſtets voll ſchalkhaften Hinterhalts und wird uns vielleicht einmal plötzlich mit einem neuen Luſtſpiele überraſchen.

Iſt dieſe Hoffnung auf ihn und einige Wenige eitel, dann Ade, deutſches Theater!

Und bei einem Haare brachte ich „Die Journaliſten" gar nicht auf die Scene. Herr v. Hülſen in Berlin hatte ganz richtig geſagt: Die Journaliſten machen mir ſo ſchon Aerger genug, ich werd' ſie doch nicht gar noch anſäſſig machen auf dem Hoftheater! — und hatte das Stück abgewieſen, rundweg, baſta! Ein zweites Theater, die Friedrich-Wilhelmsſtadt, hatte es dann gegeben, und mit ſo durchſchlagendem und dauerndem Glücke, daß der Intendant des Hoftheaters — freilich erſt nach einer Reihe von Jahren — einſichtig erklärt hat, er ſei im Irrthum geweſen und wolle nun den Irrthum ausgleichen. Auch ſo ſpät hat er noch die beſten Früchte geerntet von der Aufführung des Stückes.

Wir ſchienen im Burgtheater auf denſelben Weg des langen Wartens gewieſen zu werden. Weil Wien ſo lange abgeſperrt geweſen von der Freiheit öffentlicher Stimmen, hat es eine noch tiefere Scheu als irgend eine andere Stadt bewahrt vor dem lauten Weſen der Journaliſtik, und das freilich oft üble Handwerk der anonymen Schreier, Ziſcher, Nager und Verleumder iſt dem Wiener nur zu leicht gleichbedeutend geworden mit dem Begriffe eines Journaliſten. Dies Handwerk iſt ja doch nur ein Bodenſatz des Standes. Wer möchte es unterlaſſen, vor ihm zu warnen, ihn zu bekämpfen! Aber der höhere Journaliſt hat eine edle Aufgabe. Je edler und tüchtiger ſie gelöſt wird, deſto vorſichtiger und anerkennender wird man auch in Wien unterſcheiden lernen zwiſchen den Marodeuren und den Feldherrn dieſes Federkrieg-Standes.

Solche Rangordnung verſuchte ich meinem Chef zu entwickeln, um die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes zu erlangen. Er ſchwieg. Das nächſtemal zog ich das gedruckte Manuſcript aus der Taſche und las eine Scene vor, in welcher „Schmock" charakteriſirt wird, bekanntlich nicht ſchmeichelhaft für den Journaliſtenſtand — das half. Nicht gern, aber die Bewilligung wurde ertheilt.

Fünfzehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Und nun vergleiche man unſere jetzige Wiener Welt mit der damaligen: Niemand, aber Niemand vom älteren Perſonal am Theater ſtimmte mir zu, daß dies Stück ein gutes Stück wäre und guten Erfolg haben könnte. Am Tage der erſten Aufführung um die Mittagszeit begegnete ich einem ſolchen Mitgliede in Gegenwart meiner Behörde. Dies Mitglied gehörte zu den literariſch gebildeten und war in ſtetem Verkehr mit Schriftſtellern, und dies Mitglied ſagte im Beiſein meiner Behörde: „Sie irren ſich mit dieſem Stücke, Herr Director! Dies Treiben und Reden der Journaliſten iſt den Wienern völlig fremd und unbekannt; dergleichen goutiren ſie alſo nicht, und Zeit wie Arbeit iſt verloren — —“

Ich war in dieſem Augenblicke wieder einmal eine recht bedenkliche Figur in den Augen meiner Behörde, und wenn dies Mitglied am Abende Recht behielt, dann — nun dann war doch wohl dieſen argen und geſchmackloſen Neuerungen endlich ein Riegel vorzuſchieben.

Ein altes Kirchenlied ſingt:

Der Tugend Weg iſt anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken,
Doch weiterhin führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzü — —

An jenem Abende wenigſtens gab's für mich Entzücken. Mit dem erſten Acte ſchon war das Glück des Luſtſpiels entſchieden. Dem Publicum war Nichts darin „fremd und unbekannt“, und es verſtand und „goutirte“ auch die feinſten Nuancen; das Stück wurde mit jubelndem Beifall aufgenommen.

Jetzt wiſſen wir's Alle, daß „Die Journaliſten“ zum Beſten gehören, was unſere dramatiſche Literatur in den letzten Jahrzehnten gebracht — die beiden erſten Hoftheater aber waren außer Zweifel, daß ſolch Unweſen nicht zuläſſig wäre. Habe ich Unrecht mit meiner Beſorgniß über die Lebensfähigkeit des deutſchen Theaters? Ich möchte dafür einſtehen, daß „Die Journaliſten“, wenn ſie heute im Manuſcripte ankämen, auch heute unter Achſelzucken abgewieſen würden von der Schwelle des Hofburgtheaters.

XX.

Unter den halben Erfolgen des Jahres 1853 war eine Bearbeitung des „Cymbelin" von Shakeſpeare, und die eines guten franzöſiſchen Stückes: „Lady Tartuffe", von Frau v. Girardin. Dieſe „Lady Tartuffe" hatte faſt noch weniger als einen halben Erfolg: ſie wirkte unangenehm. Ihre Zeit wird ſchon kommen — tröſtete ich mich — und man wird eine Charakteriſtik intereſſant, ja wohlthuend finden, welche jetzt bitter ſchmeckt, weil das ſchmeckende Publicum allzu lange gewöhnt worden iſt, in der Gemüthlichkeit allein alle Reize der Kunſt zu ſuchen. Und dieſe Zeit iſt gekommen: „Lady Tartuffe" iſt allmälig ein beliebtes Repertoireſtück geworden.

Den „Cymbelin" dagegen gab ich ſelber auf. Unter dem Titel „Imogena" hatten wir dieſe offenbar loſe Arbeit Shakeſpeare's gegeben. Frau Bayer hatte die Imogen ſehr gut geſpielt, und die Knaben hatten rauſchenden Applaus gefunden. Daſſelbe Stück alſo, welches etwa ein Jahrzehnt früher in einer Halm'ſchen Bearbeitung Nichts gemacht hatte, war jetzt zu ziemlicher Wirkung gebracht worden. Aber die Wirkung war hohl. In Wahrheit hatte ich den lebhafteren Effect im Vergleich zu Halm nur durch eine richtigere Beſetzung erzielt. Ich hatte die Knaben an Mädchen gegeben, und dadurch wurde die naive Courage derſelben wirkſam. Bei der Halm'ſchen Bearbeitung hatte man Männer dafür genommen und deßhalb gar keine Wirkung erreicht. Aber was bedeutete der Effect einer Scene, wenn das Ganze ohne Eindruck verbleibt? Und ſo war es. Man empfand, daß man eine willkürliche

Compoſition vor ſich hatte, welche kein tieferes und ſtärkeres Intereſſe in Anſpruch nehmen kann. Trotz des beliebten Gaſtes wurde der Beſuch bald mittelmäßig, und ich hielt es für richtig, das Stück mit dem Gaſte verſchwinden zu laſſen.

Unter den neu ſcenirten Stücken des Jahres war „Sappho“, „Egmont“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Der Nibelungenhort“, „Taſſo“, „Die Schuld“, „Das Urbild des Tartuffe“. Letzteres hatte ich neu beſetzt in den Nebenrollen, welche früher allzu ſchwache Darſteller gefunden, und ſo wurde es auf lange hin neu belebt. Müllner's „Schuld“, eine naive Anfrage an das Publicum, befremdete und ließ kalt. Ich konnte ſie auch nicht eben glücklich beſetzen und will nicht darüber abſprechen, ob eine nochmalige, beſſer ausgerüſtete Anfrage nicht eine beſſere Antwort finden könnte.

Zu guterletzt hab' ich aus dieſem Dreiundfünfziger-Jahre noch eine Begegnung zu erzählen, welche für das Perſonale des Burgtheaters eine nicht unwichtige Folge hatte. — Ich ſaß zur Sommerszeit in Karlsbad in meinem Erkerzimmer des „Polarſterns“, da trat eine junge Dame ein. Sie war ſchlank, hatte das Haar von der Couleur Cardoville Sue'ſcher Erfindung, hatte ein entſprechendes und ſprechendes blaues Auge und ein ſehr angenehmes Organ. Sie war Schauſpielerin und wollte für die Burg engagirt ſein. — „Was ſpielen Sie?“ — „Luſtſpielfiguren, Soubretten.“

Ich bat ſie, mir zu erzählen, was ſie bis daher erlebt hätte. Bei ſolcher Erzählung hat man reichliche Gelegenheit, das Weſen der neuen Bekanntſchaft zu beobachten.

Sie erzählte lebhaft, zuweilen mit haſtiger Leidenſchaftlichkeit, und als ſie auch in dieſer Erzählung bis auf mein Zimmer im „Polarſtern“ gekommen war und die Pauſe der Entſcheidung eintrat, ſagte ich langſam: Ihr Vortrag, mein Fräulein, hat mich auf andere Gedanken gebracht, als die Ankündigung ihres Faches erwarten ließ. So erzählt keine Luſtſpielfigur, keine Soubrette! — „Wie das?“ — Ich will ſagen, daß Sie mannigfache Fähigkeiten entwickelt haben, aber nicht gerade humoriſtiſche. Sie haben vorzugsweiſe einen ungemein rührenden Ton angeſchlagen, welcher auf Schauſpiel und Tragödie hinweiſt. Haben Sie nicht Neigung zum Tragiſchen? — „O ja!“ — Das ſollten Sie verſuchen. Gretchen ſollten Sie ſpielen. Haben Sie dazu keine Gelegenheit? — „O ja. Ich habe einen Engagements-Antrag nach Hamburg.“ — Nehmen Sie ihn an und trachten Sie tragiſche Rollen, namentlich Gretchen, zu ſpielen. Ueber's Jahr werd' ich nach Hamburg kommen, und wenn ſich meine Vormeinung beſtätigt, ſo werde ich Sie engagiren.

Dies ereignete ſich im Sommer 1853; im Verlaufe des Jahres 1854 werde ich von dieſer Reiſe nach Hamburg, welche ich einhielt, zu ſprechen haben.

In Wien begannen wir dies Jahr 1854 mit einem Stücke von Friedrich Hebbel. Es war ein Act der Selbſtverleugnung und der Billigkeit, welchen ich mir auferlegte, indem ich ein Stück von Hebbel in Scene ſetzte. Ich habe weder damals noch früher oder ſpäter Hebbel für einen Theaterdichter gehalten. Aber in Wien erhoben ſich Stimmen, welche vorwerfend über mich ſagten: Du ſuchſt nach allen Seiten um Vermehrung der gedichteten Dramen für die Bühne, du experimentirſt alle Jahre mit Shakeſpeare, warum den lebenden Dichter ausſchließen, der mit „Maria Magdalena“ und „Judith“ ſein Anrecht auf die Bühne dargethan?!

Das war ja berechtigt. Nichts ſtand im Wege, als mein tiefes Mißtrauen in Hebbel's Theaterwirkſamkeit. Konnte das nicht ein Irrthum ſein? Als Theater-Director muß man der Belehrung zugänglich bleiben, wie ein Miniſter.

Ich kannte Hebbel ſchon ſeit Anfang der Dreißiger Jahre. Damals ſchon, als ich die Zeitung für die elegante Welt redigirte und in dem Sinne des ſogenannten „jungen Deutſchland“ Schriftſteller anzog oder herbeizog, hatte er mir von Heidelberg aus ein Gedicht eingeſendet. Ich war ferner dabei, als mit ſeiner „Maria Magdalena“ ein erſter Verſuch der Aufführung gemacht wurde.

Dies geſchah in Leipzig und iſt mir unvergeßlich geblieben, weil es mir maßgebend wurde für die Charakteriſtik des Dichters, inſofern er auf der Scene erſcheint. Ich halte dies bürgerliche Schauſpiel von ihm für ſeine beſte dramatiſche Arbeit. Es hat wahres Leben, und in ſeiner einfachen Form kommt es von all ſeinen Stücken dem Bühnengeſetze am nächſten. Dies fand ich beſtätigt, als die Aufführung an uns, die wir ein kleines Publicum waren, vorüberging. Aber unauslöſchlich kam ein anderer Eindruck über mich in jener Vorſtellung, der Eindruck vernichtender Traurigkeit. Als der Vorhang zum letztenmale gefallen war, herrſchte in dem kleinen Zuſchauerkreiſe helle Verzweiflung. Wir gingen von dannen wie von einer Hinrichtung. Iſt dies der Zweck dramatiſcher Kunſt? Iſt dies ein Ziel der Bühne? Und war dies Mißtönen zufällig in dies Eine Werk des Dichters gedrungen, oder gehörte es zu ſeinem Weſen?

Wir waren aber Parteigänger für poetiſche Neuerung und trieben den leidenden Director dahin, daß er eine Wiederholung des Stückes anſetzte. Das Leipziger Publicum beſtand damals aus der Elite der Stadt, hörte ſehr aufmerkſam und war ſehr eingenommen für höheres Schauſpiel. Es wird gehört haben, ſagten wir, von dieſem beſonderen Stücke, es wird zahlreich kommen.

Der Director aber behielt Recht zum Schaden ſeiner Caſſe. Nie hab' ich ein ſo leeres Haus geſehen; es ſchien geradezu gar kein Zuſchauer vorhanden zu ſein. Mein Nachbar ſagte: Man kann mit Vogelſchrot in den Saal ſchießen, wie breit der auch umherſtreuen mag, man trifft keinen Menſchen. Namentlich war nicht Ein Frauenzimmer vorhanden. Der Fall iſt noch gar nicht dageweſen! ſtöhnte der Director. So abſchreckend hatte das Stück gewirkt.

In Wien war Hebbel während der ſtürmiſchen Jahre 1848 und 1849 auf das Burgtheater gekommen, und zwar mit zahlreicheren Stücken als irgend ein Dichter. Dieſelbe „Maria Magdalena" war gegeben worden und „Judith" und „Herodes und Mariamne" und „Der Rubin", die letzten beiden mit entſchiedenem

Mißerfolge. Die meiſten Vorſtellungen hatte „Judith" erlebt. Ich ſetzte ſie alſo ebenfalls im erſten Jahre meiner Direction aufs Repertoire. Wir ſpielten ſie aber in der beſten Theaterzeit — November — vor ſchwachem Hauſe. Ich gab ſie deßhalb nicht auf und wiederholte ſie ſechs Jahre lang, faſt immer mit geringem Ergebniß. Meine Behörde ſchalt mich deßhalb, und ich mußte ſie aufgeben. Bei günſtiger Gelegenheit 1859 im December nahm ich ſie nochmals auf, um dem Dichter gerecht zu werden; aber das Haus füllte ſich auch da nicht hinlänglich. Eben weil ich ihm ſonſt nichts Freundliches anthun konnte, hielt ich an einem Stücke feſt, welches doch ein gewiſſes Bürgerrecht erlangt hatte und welches mit zwei guten Kräften für Judith und Holofernes haltbar zu machen ſei — wenn auch nicht als ein richtiges Theaterſtück, aber doch als eine originelle Theaterſkizze. Man hatte bei der erſten Inſceneſetzung zu viel Unnützes und Folgenloſes darin gelaſſen; ich redigirte mirs zu dieſem Zwecke neu und wollte es in dieſem Winter mit Fräulein Wolter neu in Scene ſetzen.

„Maria Magdalena" fand ich ſchon abgeſetzt vom Repertoire, als ich eintrat, denn meine Behörde war von entſchloſſenſter Feindſeligkeit gegen dies Stück. Sie hätte eher das politiſch mißliebigſte Stück erlaubt, als dieſen „Gräuel", ſo tief war der „Abſcheu" vor demſelben, wie mein Chef ſich ausdrückte. — Da dies eine äſthetiſche Bedeutung hatte, wie ich aus Leipzig ſehr wohl wußte, ſo fand ich in mir ſelbſt keine Veranlaſſung, gegen eine uneinnehmbare Feſtung zu ſtürmen.

So war mein Verhältniß als Theater-Director zu dieſem Dichter. Ich fand ihn vom Burgtheater beachteter als von irgend einer Bühne, und fand ihn unter einem Theile des Wiener Publicums gefeierter, als dies irgendwo außerhalb Oeſterreichs der Fall war. Er hatte in Wien ſein Hauptquartier gefunden. Draußen — wie man in Wien ſagt — war er bekannt als eine etwas grelle Dichterkraft von geiſtvollem Radicalismus, bei deſſen Namen man Grabbe's

Namen mitzunennen pflegte. Die Literaten nahmen aufmerkſam, meiſt polemiſch Notiz von ihm, aber in den weiteren Kreiſen der Nation war er wenig bekannt, weil ihm die Anziehungskräfte für das große Publicum fehlen. Er hatte und hat in Wien eine reſpectable Gemeinde, vorzugsweiſe unter der ſtudirenden Jugend; er hatte und hat unter dem Theater-Publicum wenig Anhänger, und dieſe wenigen zeigten immer mehr Reſpect als Theilnahme.

Mir war von ſeinen dramatiſchen Arbeiten „Genovefa" im Sinne geblieben als poetiſch intereſſant. Dieſe wollte ich in Scene ſetzen. Nicht in Hoffnung auf volles Gelingen, aber als entſcheidenden Verſuch, ob ſeine Dichtung auf dem Theater beſtehen könnte.

Unter dem Titel „Genovefa" war die Erlaubniß unerreichbar, denn die heilige Genovefa durfte nicht aufs Theater gebracht werden. Ich kam alſo mit Hebbel überein, die Titelheldin Magellone zu nennen, und als „Magellona" erſchien das Stück.

Nun, dieſe erſte Inſceneſetzung eines Hebbel'ſchen Stückes wurde für mich eine aufklärende Offenbarung über ſeine Schöpfungsart. Ich erkannte zum erſtenmale deutlich, daß ſeine Stücke aus einem tiefen Grunde der Scene fremd ſind, daß Hebbel — wie ich neulich von Gervinus geſagt — gar keine plaſtiſche Phantaſie beſitzt, daß er beim Empfangen und Niederſchreiben ſeiner Stücke den Vorgang in dieſen Stücken gar nicht *geſehen* hat in ſeiner Einbildungskraft. Es iſt aber unerläßlich, daß der dramatiſche Dichter ſeine Vorgänge im Geiſte *ſieht*, ſonſt werden ſie eben nicht *Schauſpiele*. Hebbel's Stücke ſind zuſammen*gedacht*, ſie ſind von einem begabten, dichtenden *Denker* niedergeſchrieben, nicht aber von einem Dichter, der ein Künſtler iſt.

Das war eine Pein, als ich das Stück vor der erſten Probe las, zum erſtenmale daraufhin las, daß es als die Geſtalt an mir vorüberſchreite, welche ich ihm auf der Scene geben wollte! Das war eine Pein! Es entſtand keine Geſtalt; die einzelnen Theile bröckelten aus einander; unſicher wie nie ging ich an die Aufgabe.

Bei der Vorſtellung des Abends wurde mir das Alles ſonnenklar. Geiſt, Geiſt, aber keine Geſtalt! Darum nehmen ſich die Sachen ſo unvollſtändig aus auf der Scene: ſie ſind gar nicht für die Scene entſtanden. Das ihm wohlwollende Publicum geht bereitwillig an die geiſtigen Strahlen und weiß ſich nicht zu erklären, warum ſein Antheil ſo rettungslos ermattet. Warum? Die Kunſt lebt nicht vom Geiſte allein, ſie braucht einen wohlgefügten Körper zur Vergeiſtigung.

Das Stück erhielt ſich denn nicht, und was ſchlimmer: ich war für immer abgeſchreckt von dieſem dramatiſchen Dichter, weil ich zu gut wußte, daß ohne plaſtiſche Phantaſie kein Dichter der Erde auf der Scene beſteht.

263

Hebbel iſt viel günſtiger zu beurtheilen, wenn man ihn nicht in Beziehung ſetzt zur Bühne, für welche ihm eben eine Haupteigenſchaft fehlt — die Anſchaulichkeit. Er iſt ein dichtender Denker, welcher — vielleicht nicht ohne forcirten Eigenſinn — durchaus auf Eigenheit bedacht iſt. Ein dichtender Denker, nicht aber ein denkender Dichter. Ein ſolcher war Schiller. Und deßhalb wird Hebbel's Werth ſofort beeinträchtigt, wenn man mit der Frage um Künſtlerwerth an ihn tritt. In dieſer Frage wird ſtets zur Sprache kommen, daß er von der Schönheit nur mitunter vereinzelte Strahlen gefunden, daß er aber im Ganzen von der Schönheit verlaſſen war. Es wird zur Sprache kommen, daß er an die ſatyriſche Deviſe der franzöſiſchen Romantiker gemahnt: „Das Schöne iſt das Häßliche", und daß man den letzten und höchſten Zweck der Poeſie vergeblich in ihm ſucht: das Wohlthuende, das Verſöhnende, das Tröſtende, das Erhebende.

Er iſt für die Anregung da. Mag der Gegner auch ſagen: die Unverſchämtheit des Geiſtes iſt ziemlich wohlfeil! Solche Abfertigung iſt ungerecht. Der rückſichtslos Trachtenden giebt es wohl immer genug, aber der rückſichtslos Trachtenden, welche gleichzeitig ſtarke Fähigkeiten haben, wie Hebbel ſie hatte, deren giebt es immer nur Wenige, und die Wenigen ſind aufmerkſam zu beachten, denn ſie ſind — Entdecker.

Der lange Aufenthalt in der Hauptſtadt des deutſchen Südens, wo die künſtleriſche Anlage ebenſo vorherrſchend iſt, wie im deutſchen Norden die Verſtandesanlage vorherrſcht, hat übrigens ſichtbar eingewirkt auf Hebbel. Was er in Wien geſchrieben, iſt um einen ſtarken Grad milder und ſtrebt nach einer höheren Form. Namentlich ſein kleines Epos, und ſelbſt die dramatiſchen Arbeiten: „Die Nibelungen" und der nicht ganz vollendete „Demetrius", tragen eine weichere Signatur. Den eigentlichen dramatiſchen Gang eines Theaterſtückes finden ſie freilich auch nur in kleinen Partien. „Die Nibelungen" befreien ſich nicht hinreichend von der Grundlage einer Erzählung, und der Mißgriff des zweiten Actes, die unverſtändliche Epiſode aus der „Edda", beweiſt eben doch wieder, daß er ſeine Scenen gar nicht vor Augen hatte und ſich nicht ſelbſt Publicum war, was ein dramatiſcher Dichter ſein muß. Welch ein Publicum kann dies Sagengemiſch verſtehen! Und wie kann Unverſtandenes auf der Scene wirken! Simrock, Wackernagel, Pfeiffer und ſolche Führer der altdeutſchen Forſchung ſind ja das allein paſſende Publicum für Brunhildens Geburtswehen. Dagegen kam ihm für den „Nibelungen"-Stoff ſeine Ausdrucksweiſe in körnigen, unbeleckten Worten zu ſtatten, und ſein ruckweiſes Vorgehen in der Handlung befremdet weniger unter Recken, welche lange und dröhnende Schritte machen.

Hebbel war trotz Alledem viel verſatiler, das heißt viel geneigter zu unerwarteten Wendungen, als man ſeinen Schriften anſehen mag. Die Felsblöcke, welche er mit Bedacht hinſchrieb, waren nicht gar ſo hart, wenn man mit ihm ſprach; er war im Gegentheile oft überraſchend bereit, auf das einzugehen, was ihm nach ſeinen Schriften ganz fremd ſein ſollte, und Notizen anzunehmen, welche weit abführten von ſeinen vorgefaßten Meinungen. Das war beſonders der Fall in dramatiſcher und theatraliſcher Kunſt, welcher er in ſeinen letzten Jahren mehr zuſtrebte als früher, und ich habe ihn bei der Inſceneſetzung ſeiner Stücke allen Rathſchlägen zugänglich gefunden. So weit es ſein ſtarkes Selbſtgefühl zuließ, hatte er allmälig dem Gedanken Raum gegeben, die Kunſt der Scene ſei etwas Eigenthümliches, deſſen er ſich in noch höherem Grade bemächtigen könne.

Um ſo beklagenswerther war ſein vorzeitiges Abſcheiden von dieſer Welt, die ihm noch viel zu bieten hatte. Ich ſeh' ihn noch eines windigen Tages auf dem Glacis vor dem Schottenthore, wie er eilig daherkam in ſeinem wiegenden, halb fallenden Gange, und mit der ſchwankenden Neigung des Kopfes und der Arme gleichſam ruderte. Ich wußte Nichts von ſeinem Krankſein und wollte nur vorübergehend fragen: Wie geht's? Er aber blieb trotz des Windes ſtehen und machte mit ſeinem hellblonden Haupte, mit dem weißrothen Angeſichte und mit den großen himmelblauen Augen die ihm eigene Einleitung durch Neigen und Wimperſtarren, welche ein ſchweres Wort anzukündigen pflegte. Dies Wort lautete: er werde von Schmerzen geplagt und komme aus dem Dampfbade. Aber ſeinem Naturell gemäß, welches Muth und Unerſchrockenheit grundſätzlich auf den Hut ſteckte, ſetzte er hinzu: Wir werden den widerſpenſtigen Leib zur Raiſon bringen!

Das gelang leider nicht; ich hatte ihn zum letzten Male geſehen. Derſelbe Mann, welcher zeitlebens eine ſtarkknochige Natur darzuſtellen bemüht war, mußte an der ungewöhnlichen, überaus ſchmerzhaften Krankheit der Knochenerweichung in den Tod ſinken. —

— Um nicht ſo traurig zu ſchließen, will ich der Zeit vorgreifen und gegen meine obige Bemerkung jetzt ſchon nach Hamburg reiſen, um jene junge Dame von Karlsbad tragiſch ſpielen zu ſehen. Sie ſpielte wirklich das Gretchen und ſpielte es vortrefflich. Die Diagnoſe aus dem „Polarſtern“ war glücklich eingetroffen und das Gretchen kam an's Burgtheater noch im Laufe des Vierundfünfziger-Jahres. Die Wiener haben lange errathen, daß es Fräulein Seebach war. Sie mögen nun weiter rathen, welches junge, ſchlanke Mädchen ich damals in Hamburg außer Fräulein Seebach ſah und dem Alſterbaſſin an die Donau entführte?

XXI.

Auf die „Magellone“ hatten wir das Bedürfniß, einfache, verſtändliche, zum Herzen dringende Worte von der Bühne zu hören. Wir gingen an die Frage, ob Schiller's „Lied von der Glocke“ nicht darſtellbar wäre? Es war dies ſchon mehrmals probirt worden, ſogar von Goethe ſelbſt in Weimar; aber es war noch nirgends gelungen. Man hatte immer zu viel gethan, indem man zu viel Sprecher herausgehoben hatte. Dadurch war die Miſchform als ſolche in Kraft geblieben, und der dramatiſche Ductus, welcher für die Bühne nothwendig, war nicht zum Vorſchein gekommen. Vielleicht war er doch möglich, wenn der Glockengießer alleiniger dramatiſcher Führer, der Held des Ganzen würde? Seine Frau ſoll nur an wenigen Punkten mitſprechen, und ſeine Familie ſoll ſichtbar werden: ein Sohn, eine Tochter, Mägde und Geſellen. So wird die Familie der Mittelpunkt, aus welchem das Gedicht erwächſt, und der thatſächliche Glockenguß ſtellt ſich als dramatiſche Handlung dar mit allen ſpannenden Hinderniſſen und Beſorgniſſen. So könnte man eine theatraliſche Einheit gewinnen, und wenn im Hintergrunde der Werkſtatt bildliche Scenen erſchienen aus dem Inhalte des Vortrags, ſo wäre ein märchenhafter Reiz für jede Gattung des Publicums erobert. Muſikbegleitung dazu, wie ſie Lindpaintner gegeben — ſollte das nicht einen inhaltsreichen theatraliſchen Act gewähren? Wir verſuchten es in ſolcher Geſtalt und haben wirklich einen dauernden Repertoire-Act gewonnen.

Vierzehn Tage darauf wagte ich einen Verſuch in viel größerem Maßſtabe, nämlich den: das dritte römiſche Stück Shakeſpeare's, „Antonius und Kleopatra", auf unſere Scene zu bringen. Ich wüßte nicht, daß dieſer Verſuch ſchon auf irgend einem deutſchen Theater gemacht worden wäre; gelungen iſt er jedenfalls nicht, denn das Stück iſt dem deutſchen Repertoire fremd geblieben. Mühſam und ſorgſam hatte ich die Einrichtung des Buches vorbereitet für ein Gaſtſpiel der Frau Bayer. Eine ſo ſchöne Kraft kam alſo zu Hilfe für die Rolle der Kleopatra, und ich hatte ein Publicum zu erwarten, welches ſchon einigermaßen geübt war für Auffaſſung der Shakeſpeare'ſchen großen Schritte, und welches immer noch mit einiger Theilnahme dieſen befremdlichen Inſceneſetzungen folgte.

So folgte es auch diesmal. Eine Scene der Kleopatra, in welcher ſich ihr launiſcher Charakter ganz enthüllte und in welcher Frau Bayer ihr ganzes Talent entwickelte, gewann jubelnde Zuſtimmung.

Das Ganze aber errang nur einen Achtungserfolg. Die zerſtreute Scenenreihe des Stückes war wohl ſo zuſammengeſchoben, daß zur Noth der Zuſammenhang eines Theaterſtückes entſtand. Aber nur zur Noth. Es fehlte doch zu ſehr die Einheit im Gange, die geſchloſſene Kraft einer voll einhergehenden Fabel. Der Beſuch lieferte eine unabweisliche Kritik; er verringerte ſich von Vorſtellung zu Vorſtellung, und bei der vierten war er recht ſchwach.

Ich war nicht ſo raſch entſchloſſen, wie beim „Cymbelin", auf die Wiederaufnahme ohne den Gaſt zu verzichten, denn der Reichthum geſchichtlicher Bilder und eigenthümlicher Scenen iſt ja hier von viel größerer Bedeutung als dort; aber bei reiflicher Ueberlegung mußte ich das Stück doch aufgeben. Je länger ich das Theater und die Urſachen ſeiner Wirkung beobachtete, deſto klarer wurde es mir: ohne zwingende Einheit im Gange der Handlung feſſelt man kein Publicum, man mag noch ſo viel Reize aufbieten im Inhalte der Worte, ja im Zauber einzelner Scenen. Das

Publicum will und kann einen geſchloſſenen Schritt und Fortſchritt der Action nicht entbehren.

Hat doch der „Sommernachtstraum“, welchen wir in demſelben Jahre brachten, nie den vollen Zug eines beliebten Theaterſtückes erreicht! Das Burgtheater hat ſein Publicum daran gewöhnt, nur das geſprochene Schauſpiel in der ganzen Strenge ſeiner Form zu würdigen und zu lieben. Es verſchmäht innerlichſt alle die Miſchformen, welche an den Hoftheatern mit Opernmitteln gang und gäbe geworden ſind; es hat in dieſem Betrachte einen puritaniſchen Geſchmack.

Wahrlich, nicht zum Nachtheile der dramatiſchen Kunſt, nicht zum Nachtheile der Schauſpielkunſt! Dies Vermiſchen der Gattungen, dies Ueberladen mit Reizmitteln verſchiedenartiger Künſte hat den deutſchen Theatern keine geſunden Früchte getragen. Es iſt dadurch ein Rococo entſtanden, welches mehr dem überreizten Geſchmacke nach Abſonderlichem und Unzuſammenhängendem dient, als dem reinen Geſchmacke der einfachen Kunſtgeſetze. Dieſe einfachen Kunſtgeſetze aufrechtzuerhalten iſt die Lebensbedingung eines erſten Theaters, eines maßgebenden Schauſpiels. Ihre Kraft iſt unauslöſchlich. Man braucht nur zuweilen einen Blick zu werfen auf die Grundzüge der Aeſthetik, wie ſie Ariſtoteles vor zwei Jahrtauſenden kurz und bündig entworfen: dann wird man immer wieder von Ehrfurcht erfüllt vor dieſen Geſetzestafeln ſchöner Kunſt. Sie meſſen heute noch ganz richtig die neuen Trauerſpiele und Luſtſpiele, und ſie verurtheilen unbarmherzig all die verführeriſchen Miſchgattungen, welche durch Hof-Intendanzen eingeſchmuggelt worden ſind in die Schauſpielhäuſer.

Was hat man Alles ins Treffen geführt, um dieſe Miſchgattungen zu vertheidigen und zu empfehlen! Auch die Fahne der Gelehrſamkeit iſt aufgehißt worden für griechiſches Theater mit „Antigone“ und „König Oedipus“. Aber auch ſie entſchuldigt nicht den Verderb einfacher Kunſt. Antiquariſches Lehren iſt doch wahrhaftig nicht Aufgabe des Theaters, iſt nicht Aufgabe einer Kunſt, welche dem klaren Zwecke einer lebensvollen Erhebung oder Erheiterung nachzuſtreben hat. Und Muſik muß am Ende doch immer die Unkoſten tragen, daß die Gelehrſamkeit nicht langweile.

All ſolche Miſchgattungen mögen am Orte ſein in Operntheatern; im Schauſpielſaale, der die beſcheidene Kunſt des geſprochenen Wortes pflegt, ſind ſie es nicht. Da verwirren ſie den Maßſtab und den Anſpruch, und unſer echtes Burgtheater-Publicum iſt ganz im Rechte mit ſeinem puritaniſch ungünſtigen Vorurtheil.

Dies Moment alſo ſchon trat der vollen Hingebung an den „Sommernachtstraum" in den Weg. Der größere Theil unſeres Publicums ſchätzt und liebt Mendelsſohn's Muſik außerordentlich, aber er will ſie im Concertſaale hören, er will ſie nicht als Reizmittel eines Schauſpiels haben. Das Schauſpiel ſoll allein, ſoll ſelbſtſtändig wirken. Man nimmt eine gelegentliche Erhöhung des Schauſpiel-Effectes durch vereinzelten Zutritt einer kurzen muſikaliſchen Begleitung allenfalls hin; aber auch dieſer Zutritt muß ſelten ſein, muß ſparſam ſein. Die Uebermacht der Muſik im Schauſpielſaale weiſt man zurück, man will keine Miſch-Ehe.

Man empfindet ferner im „Sommernachtstraum", daß die Gegenſätze zwiſchen duftiger Elfenwelt und grob poſſenhaftem Clownweſen etwas zu grell ſind für den Schauſpielgeſchmack heutiger Zeit. Man empfindet das, wenn auch leiſe. Man macht daraus nicht einen vollen Tadel, aber indem man ſagt: dieſe Contraſte entſprechen wohl mehr einem Geſchmacke des ſiebzehnten Jahrhunderts — ſchwächt man ſich die unbefangene Theilnahme.

Endlich findet man die zwei ſich kreuzenden Liebespaare recht inſipid — will höflich ſagen „unerſprießlich", will gröblich ſagen „langweilig". Dieſen Liebespaaren hab' ich denn auch bei jeder Vorſtellung immer wieder einen Korb voll Worte abnehmen müſſen, und für jeden ſolchen Raub waren die Schauſpieler dankbar.

Unter ſolchen Beſchränkungen nur beſtand dies originelle Märchenſtück allmälig die Feuerprobe der Dauer, und es darf von Zeit zu Zeit, das heißt in längeren Zwiſchenräumen, gern geſehen wiederkehren. Das drollige kleine Elfenthum und die typiſche Komik der Handwerker haben ſich nach und nach Bürgerrecht erworben. Leider! wiederum leider! iſt der Matador dieſer Typen, iſt Zettel dahin! Zettel war eine der glücklichſten Rollen Beckmann's.

Neu kamen in dieſem Jahre 1854 noch Moſenthal's „Sonnwendhof", das „Luſtſpiel" von Benedix, der „Fechter von Ravenna", lauter erfolgreiche Aufführungen.

Neu einſtudirt wurden, „Glas Waſſer", „Don Guttiere", „Iphigenie", „Tell", „Clavigo" — —

„Clavigo" erinnert mich denn an die Einführung der tragiſchen Liebhaberin, welche ich im letzten Artikel eingeleitet habe, an die ſo einleuchtende, eindrucksvolle Darſtellerin der Marie Beaumarchais, an Marie Seebach. Sie ſpielte dieſe Rolle in überzeugender Art. Auch ihre Mängel wurden hier Vorzüge. Jeder Ton, jede Fiber in ihr gab das unglückliche, weil ſchwindſüchtige franzöſiſche Mädchen wieder.

Marie Seebach kam alſo im Frühjahre 1854 nach Wien und gaſtirte als Jane Eyre, Mathilde, Adrienne Lecouvreur und Gretchen. Sie wurde ſehr beifällig aufgenommen; ihr Gretchen machte Furore.

Man ſagte ſich: Endlich der Ton einer tragiſchen Liebhaberin, der ſchmerzlich ſüße Nachtigallenton! Darüber einigte ſich ſofort die allgemeine Stimme. Sie iſt wohl nicht ſchön genug für eine erſte Liebhaberin — ſagten Einige, gleichſam entſchuldigend — und die Hände ſind nicht angenehm und die Bewegungen oft zu jäh! — Aber man ſagte das nicht ſcharf; es ſollte nur ein Beitrag zur Charakteriſtik ſein, und die Entgegnung war auch ſogleich da, und ſie lautete: Dies iſt ja ſo vortheilhaft an ihr, daß der ganze Körper erſichtlich theilnimmt an allen Bewegungen der Seele und daß man an ihrem Rücken entlang ſogar die tragiſche Erſchütterung vibriren ſieht. —

Kurz, man meinte endlich eine echt tragiſche Liebhaberin gefunden zu haben, und ihr Engagement wurde nahezu einſtimmig willkommen geheißen.

Ehe ſie bei uns eintrat ins eigentliche Engagement, fand ſie denſelben Sommer noch Gelegenheit, den Wiener Beifall beſtätigt zu ſehen von einem mannigfachen deutſchen Publicum. In München nämlich fand das ſogenannte Muſtergaſtſpiel ſtatt, welches zahlreiche Beſucher aus allen Städten anzog, und da ſpielte ihr Gretchen wieder eine Hauptrolle, im Grunde die Hauptrolle.

Es war ein Zeitungswort, dieſes Wort „Muſtergaſtſpiel“, eine gefällige Variante für „Monſtregaſtſpiel“. Denn das Enſemble von lauter Größen iſt eben kein organiſches Enſemble, ſondern ein unvermitteltes Nebeneinander. Alſo kein Muſter. Geeigneter für Reclame, als für künſtleriſches Gedeihen. Schauſpieler, welche zum erſtenmale zuſammen ſpielen, weil die Trompete ſie zuſammengerufen, ſind ſchon deßhalb nicht geeignet, ein richtiges Enſemble des Stückes darzuſtellen. Sie ſind nicht an einander gefügt, nicht an einander gewöhnt, nicht für das Ganze „abgetont“, wie ein Kunſtausdruck ſagt. Hart, anſpruchsvoll, Jeder auf ſeinen Schein pochend, ſtehen ſie neben einander, und Jeder will ſich beſonders geltend machen, wenn auch auf Koſten des inneren Zuſammenhanges, auf Koſten des Ganzen. Niemand will zweite und dritte Stelle ſo einnehmen, wie ſie eingenommen werden muß, damit der richtige Schatten entſteht für das Gemälde, Jeder will Licht ſein.

Mit Einem Worte: ein gutes Enſemble läßt ſich nicht improviſiren. Jenes Gaſtſpiel mit lauter Größen war intereſſant für die Menge, aber nicht eigentlich künſtleriſch, und für unſer jüngſtes Mitglied, für Fräulein Seebach, war es ein Keim des Verderbens: die Idee des Virtuoſenthums wurde da in ihr geweckt.

Ich bemerkte es bald, als ſie nun in's Engagement eintrat. Der Kern eines guten Schauſpielers: im Ganzen eigen, aber für das Ganze hingebend zu wirken — dieſer Kern war angenagt in ihr. Sie drängte unruhig auf auszeichnende Rollen, und nur ſolche, und Nichts entwickelte ſich in ihr ſo lebhaft wie eben die Unruhe und krankhafte Begier, ihr Capitalfehler, welcher in erſter Linie gebeſſert werden mußte, wenn ihr zweifelloſes Talent ſich gedeihlich entwickeln ſollte. Denn dieſe Unruhe und krankhafte Begier verſtörten bald auch ihre beſten Leiſtungen und wurden in ihr die Todfeinde alles deſſen, was man Schönheit nennt im weiteren Sinne des Wortes.

Ich ſuchte und fand nun wohl zahlreiche Rollen für ſie, und darunter auch ſolche, in denen ſie Treffliches leiſtete. Die Desdemona in erſter Linie, die Agnes in Kleiſt's „Familie Schroffenſtein". Aber dies Kleiſt'ſche Stück von genialer Charakteriſtik mit geſuchter, unerquicklicher Handlung war nicht auf dem Repertoire zu erhalten, und „Othello" kann man nicht oft wiederholen, wenigſtens in Wien nicht. Ein neues Stück mit voller, neuer Rolle für ſie und mit voller Wirkung des Ganzen fand ſich nicht ein, und die Unruhe des Suchens für ſie hörte alſo nicht auf, eine immerwährende Nahrung für ihr queckſilberartiges Oscilliren. Endlich war Etwas gefunden! Ein eigener Unſtern aber ſtand über ihr — das Gefundene ging wieder verloren.

Ich hatte Shakeſpeare's „König Johann" eingerichtet für unſere Scene, ich hatte endlich die Cenſur überwunden trotz der leichtfertigen Mutter des Faulconbridge und trotz des „Legaten"; es kam zur Leſeprobe, und ſie las den Arthur außerordentlich ſchön. Da war eine neue Rolle! Was begegnete ihr aber? Damaliger Zeit hatte meine Behörde die unglückliche Maßregel ausgeführt, ſämmtlichen Journalen die Freikarten zu entziehen. Sie gebrauchten Repreſſalien und beſprachen das Burgtheater gar nicht mehr. Dies nöthigte mich, mit der Aufführung des „König Johann" ein wenig zu zögern, weil er bei der augenblicklichen Mißſtimmung eine große

Gefahr lief. Von ſolcher neuen Shakeſpeare-Vorſtellung hätten die Journale die Aufführung nicht beſprochen, aber das Stück hätten ſie erzählt. Und darin lag die Gefahr. Sie hätten es nicht erzählt nach unſerer Einrichtung, welche clerikale Klippen umſchiffte, ſondern ſie hätten den blanken Shakeſpeare abgedruckt. Wir lebten in der Zeit, welche am Horizonte ſchon den Vorſchatten des Concordates zeigte, die geiſtliche Partei hätte aufgeſchrieen über jenen blanken Shakeſpeare, den man im Burgtheater ſo peroriren ließe, und „König Johann" wäre verloren geweſen. Deßhalb wartete ich. Als aber die Feindſchaft der Journale nachließ und ich nun hervortreten wollte mit meinem Stücke, da war das Concordat nicht blos im Vorſchatten, ſondern in eigener perſönlicher Geſtalt am Horizonte heraufgeſtiegen und — die Inſceneſetzung des „König Johann" wurde unterſagt.

So gabs denn auch keinen Arthur für Fräulein Seebach.

Abgeſehen von Alledem kann aber überhaupt nicht geleugnet werden, daß ſie innerhalb ihres zweijährigen Engagements eher Rückſchritte als Fortſchritte machte in der Theilnahme des Publicums. Der Grund dieſes Niederganges lag in ihrem innerſten Weſen. Sie war durch jenen Ruck ins tragiſche Fach, an welchem ich ſelbſt Theil hatte, in eine Region gerathen, für welche ſie einige gute Eigenſchaften beſaß, für welche aber ihre innere Bildung nicht breit genug angelegt und entwickelt war. Die Haſt ihres Naturells, ſtets ein Widerſpruch für tragiſche Ausführung, war nicht hinreichend gemäßigt durch ernſte Studien. Es fehlte die Ruhe der Seele, welche bei aller Fähigkeit zur Leidenſchaft der tragiſchen Kunſt unentbehrlich iſt. Denn aus dieſer Ruhe quillt der Nachdruck, welcher das tragiſche Gebilde mit gewiſſen Merkmalen der Ewigkeit ſtempelt. Aus dieſem Mangel entſprang die Klage ſo vieler Zuſchauer: die Seebach macht mich nervös! Sie ſelbſt eben hatte ihre Rolle nicht über den Nervenreiz erhoben zur ruhigen Schönheit, welche auch dem Tode eine künſtleriſche Genugthuung verleiht. Hand in Hand mit dieſem Fehler ging eine peinliche Vortragsweiſe, welche auf den Zuhörer niederſchlagend wirkt. Sie „raunzte“, wie man in Wien ſagt; im nördlichen Deutſchland ſagt man: ſie „flennt“. Dieſer weinerliche Ton hat ihr zahlreiche Freunde allmälig entzogen, und als ſie ſich denn des Gaſtſpielens immer bedürftiger zeigte und der aufzuhängenden Lorbeerkränze, als ſie Gagenforderungen machte, welche über alle anderen Gagen weit hinausgingen, da gab man ſich Rechenſchaft: ob ſie denn überhaupt gehalten werden müſſe, ob ſie außer der Gretchen-Lage eine deutliche Zukunft verſpreche? Und die Rechenſchaft wurde mit einem Nein abgeſchloſſen.

So ging ſie. Ich fürchtete: nicht in weiter aufſteigende Laufbahn; und meine Furcht iſt wohl begründet geweſen.

Sie hat eigentlich ein ſchmales Fach, und richtige Selbſterkenntniß hätte ihr ſagen müſſen: Suche dich dauernd einzurichten da, wo du nur nach deinen beſten Kräften beſteuert wirſt, wo du für dein etwas fahriges Weſen immer genügende Anhaltspunkte, immer eine aufmerkſame und warnende Leitung findeſt — dann nur entwickelſt du dich als eine dauernde Specialkraft. Im Uebergreifen der Virtuoſenhaſt aber wirſt du deine eigentliche Kraft niederjagen.

Ach, Selbſterkenntniß iſt für uns Alle ſchwer zu haben, für Schauſpieler doppelt ſchwer, denn ſie müſſen in Illuſionen leben, um zu leben.

Alle die, welche aus dem Organismus unſeres Theaters hinaus getrachtet wie aus einer Hemmung, ſie ſind in die Irre gerathen und haben ſich — immer zu ſpät! — eingeſtehen müſſen: künſtleriſche Begrenzung iſt kein Verluſt, ſondern eine Sicherſtellung des Gelingens.

Die zweite Marie, das junge Mädchen, welches mit ihr von Hamburg kam, hat recht im Gegenſatze zu ihr den Weg der künſtleriſchen Beſchränkung erwählt und dadurch eine glückliche Laufbahn gewonnen. Es war Marie Boßler. Als ich ſie im Hamburger Thalia-Theater ſah, war ſie ganz jung, jung und biegſam in ihrer ſchlanken, hohen Geſtalt wie eine Gerte, jung und biegſam in ihrer Theaterkunſt. Ein griechiſch geformtes Haupt voll Anmuth und Adel, eine wohlthuende, noch etwas leiſe Stimme, Zurückhaltung in den Bewegungen, Erröthen mitten im Spiele, als ob die Dinge ganz ernſtlich gemeint wären — recht ein Erziehungsopfer für den Theater-Pädagogen, der ſich in mir ausbildete.

Sie trat bei uns auf in der „Jolanthe" des däniſchen Dichters, für welche ſie recht wie ein Backfiſch ſchwärmte. Die ans Tragiſche ſtreifende Empfindung der Rolle war noch mehr Ahnung in ihr als Empfindung. Die jungen Mädchen pflegen gern tragiſch angehauchte Rollen wie eine ideale Liebe und kommen ſich gar zu gewöhnlich vor, wenn ſie im gemeinen Luſtſpiele debutiren ſollen. Man ſoll ſie nicht ſtören. Auch das Publicum ſtörte die junge Debutantin nicht, ſondern applaudirte freundlich.

Wir ſahen aber bald, daß die beſten Eigenſchaften des jungen Mädchens im feineren Luſtſpiele zu verwerthen wären, und wiederum, recht im Gegenſatze zu jener tragiſchen Marie, folgte ſie ruhig allen Rollenverſuchen, bis ich den Mittelpunkt ihres Talentes erkannt hatte. Nirgends zeigte ſie eine ſtark hervortretende Eigenſchaft wie Jene, aber Alles, was ſie machte, erſchien harmoniſch. Die Liebhaberin, welche immer anmuthig, immer wohlthuend berührt, die Liebhaberin des feinen Luſt- und Schauſpiels wuchs in ihr heran, die Liebhaberin des Converſations-Stückes, wie es im Burgtheater und nur da gepflegt wird, ſo daß ſie gerade hier all ihre angenehmen Fähigkeiten entfalten konnte. Das iſt denn auch geſchehen. Ebenmäßig, ohne irgend einen Auswuchs, ſchritt ſie vorwärts und vorwärts, ſo in der Gunſt des Publicums wie in innerer Bedeutung, alſo auch in ihrer Kunſt. Bis zur Königin im „Don Carlos", recht der Jolanthe eingedenk, erhob ſie ſich in allmälig erhöhter Kraft, und ſie betrübte uns zum erſtenmale, als ſie ſich durch die Liebe aus dem Burgtheater entführen ließ in's glückliche Privatleben.

Sie war es denn auch, welche mir das diplomatiſche Mittel bot, Freytag's „Graf Waldemar“ für unſere Bühne zu erobern. Solch eine Gärtnerstochter konnte ich meinem Chef als diejenige bezeichnen, welche die Mesalliance des Grafen vor Jedermann entſchuldigte. Ich ſagte mit Ueberzeugung: „Excellenz, ſie iſt einfach, aber im Hintergrunde merkt man den Adel; man glaubt, daß ſie eine verkleidete Comteſſe ſein könne“. — „Nun, es mag ſein!“ hieß es endlich, und er lächelte faſt.

XXII.

Im Winter 1853 zu 1854 fiel ein Saatkorn in die Theater-Erde, welches beinahe ein Jahr keimen und dann ſehr umfänglich in Kraut und Unkraut ſchießen ſollte.

Ich pflegte täglich des Abends ein neues Stück zu leſen, weil die Geſchäfte am Tage keine Zeit dafür übrig ließen, der Hauſe neu eingehender Stücke aber ſo rieſengroß war, daß die tägliche Abminderung um wenigſtens Ein Stück gebieteriſch erſchien. — Eines Abends nach langer Vorſtellung im Theater war ich ſehr ſchläfrig, alſo ungeeignet für meine Aufgabe. Für ſolchen Fall gab es ein Auskunftsmittel zur Beſchwichtigung des Arbeitsgewiſſens. Es iſt nämlich ganz unglaublich, welche Sorte von Anfängerſtücken eingeſendet wird; es genügt ein Blick auf ſolch ein Schreibebuch, um die Prüfung zu erledigen, das Manuſcript in die Todtenkammer zu verweiſen. Ein ſolches Manuſcript fehlte nie unter dem ſogenannten „Einlauf", und ein ſolches wollte ich mir an jenem Abende erwählen. Ein hoher Stoß lag auf dem Tiſche. Ich warf ihn um, damit ich eine Anzahl Titel ſähe und danach wählen könnte. Ein ſchülerhaft geſchriebenes „Der Fechter von Ravenna" ſchaute mir entgegen. Du biſt's! dachte ich. Die Handſchrift nicht undeutlich, aber ungebildet. Perſonen? — Kaiſer Caligula! — Richtig! Jugendwerk eines Gymnaſiaſten, denn die Jugend geht gerne in ferne Länder und Zeiten; deutſche und römiſche Kaiſer liegen ihr beſonders am Herzen.

Das Stück wählte ich, um raſch fertig zu werden. Die erſte Scene ſchon ſtörte mich in meiner Erwartung. Die Faſſung war gut und ich mußte weiter leſen. Nach dem erſten Acte war ich munter, und es war mir klar, daß es die Abſchrift eines ungebildeten Abſchreibers, die Arbeit aber eines gebildeten Autors ſei. Wie heißt er? Ich ſchlug zurück nach dem Titelblatte — kein Name. Ich las bis tief in die Nacht hinein alle fünf Acte; denn ein Theaterſtück will in Einem Zuge geleſen ſein. „Ein ganzes Stück", murmelte am Schluſſe die Stimme, welche bei mir immer ohne mein Zuthun ſpricht, wenn ich Etwas ausgeleſen habe.

Eigentlich war ich aber nicht aufgeregt von der Lectüre; ich konnte ſchlafen. Ich hatte wohl den Eindruck eines formell fertigen Talentes empfangen, aber nicht den, daß ich ein Werk von tieferer Bedeutung geleſen hätte. So pflegt es zu gehen, wenn man nicht innerlich getroffen worden iſt, wenn nicht die Wirkung der Wahrheit in uns eingedrungen iſt. Dieſe macht dem Gemüthe ganz anders zu ſchaffen. Nicht einen Augenblick hatte mich der Mutterſchmerz Thusneldens zu der Meinung bekehrt, die arme Frau dürfe und müſſe ihren Sohn erſtechen, weil er kein Deutſcher ſein wolle. Nicht einen Augenblick! Das war herkömmlicher Gang des Theaterſtückes, welches Trauerſpiel werden ſoll und zu dem Zwecke eine ſtarke Kataſtrophe im letzten Acte braucht. Abſtracte Uebereinkunft der Schule, kein wahres Leben. Ich erinnere mich deutlich, daß ich es kaum für möglich hielt, das Stück mit dieſer grauſamen Kataſtrophe dem Publicum glaublich und wirkſam zu machen. Einen Abänderungs-Gedanken hatte ich dabei freilich nicht, denn das Stück war feſt gefügt, alle Claſſen der Schule waren ſauber und regelmäßig durchgeführt bis zur ſchulmäßigen Ermordung. Da — fiel mir ein — bei der guten Führung bis zum Morde glaubts das Publicum am Ende im Theater auch, daß wir hier abſolut grauſam ſein müſſen; denn die ſorgfältig ausgeführte Form iſt im Theater eine große Macht —

So denkend ſchlief ich ein. Die Aufführung konnte nicht nahe bevorſtehen, und deßhalb war ich wohl gleichgültiger. Wir hatten keinen Caligula, Dawiſon war ausgeſchieden. Uebrigens war die Beſetzung in einigen Hauptrollen angegeben, und dies mochte ſchuld ſein, daß ich nicht ſogleich oder doch wenigſtens nicht beſtimmt auf den Verfaſſer rieth. Die Beſetzung verrieth Unkunde: Joſeph Wagner war als Thumelicus bezeichnet. Kann das ein Autor wollen, der ſchon hat aufführen laſſen? Kaum. Im Intereſſe des Stückes hielt ich dieſe Beſetzung für ganz falſch und für einen gefährlichen Irrthum. Der tragiſche Liebhaber und Held, welchem man gewohnt iſt, ſeine ganze Theilnahme zu ſchenken, der kann doch nicht hier die Rolle des Ermordeten ſpielen, wo es ſich darum handelt, der Mörderin Recht zu geben! Dann wird ja er unſere ganze Theilnahme finden und nicht die Mutter. Letztere braucht aber unſere Theilnahme dringend. Wenn Wagner als Thumelicus ermordet wird, ſo ſind wir doppelt empört und verzeihen der Mutter gar nicht. Ich hatte ſofort an einen heldenmäßigen Naturburſchen gedacht, der kein großes Bündel von Bedeutung mit ſich trägt, deſſen Ermordung alſo nicht gar ſo tief angreift; ich hatte an den damals freilich noch wenig genannten Herrn Baumeiſter gedacht. Daß der Verfaſſer ſo beſetzen konnte, lenkte mich ab von dem naheliegenden Gedanken an Friedrich Halm, und ſo beſchäftigte mich Anfangs die Frage, wer dieſer anonyme Autor ſein möge, wenig oder gar nicht.

Erſt ſpäter, als im Herbſte 1854 die Inſceneſetzung naherückte und ich das Stück von Neuem las, erſt da wurde mir klar, daß Halm der Verfaſſer ſein müßte. Er ſelbſt verlautbarte nicht das Geringſte, und ſeine Umgebung, Frau Rettich an der Spitze, leugnete mit Aufgebot großer Mittel.

So kam die Aufführung am 18. October. Auffallend genug: vor leerem Hauſe. Das Publicum hatte wie ich bei Caligula an einen Gymnaſiaſten gedacht. Es wurde jeder Act mit Beifall aufgenommen, und der Erfolg ging wie an der Schnur. Die gute Form that ihre ganze Schuldigkeit. Die Ermordung machte dem kleinen

Publicum, welches einmal im Zuge war, keine beſondere Schwierigkeit; meine Sorge darum erſchien unnöthig.

Nun ging das Stück ſeinen glücklichen Weg; es machte nicht gerade große, aber es machte gute Häuſer. Man debattirte darüber pro und contra, wie das in Wien bei jedem neuen Stücke geſchieht; aber man debattirte kritiſch, reſpectvoll; einen eigentlich warmen Antheil hab' ich nirgends wahrgenommen. Die Frage um den Verfaſſer trat gleich in den Vordergrund. Darüber wurde mehr geſprochen, als über das Stück. Ich behauptete vor meiner Behörde, es müßte Halm ſein, fand aber überlegen lächelnden Unglauben, denn Halm ſelbſt habe ſich hoch und theuer juſt vor meiner Behörde verſchworen, daß er es nicht ſei. — Trotz öfterer Aufführungen meldete ſich der Verfaſſer nicht; ſeine Adreſſe blieb Dresden poste restante, ja er forderte die Tantième nicht ein beim Abſchluſſe des Vierteljahres. Dieſe ungewöhnliche Dichtergröße beſtürzte völlig.

Da brachte die Allgemeine Zeitung plötzlich die Bacherl-Anklage. Die Anlage des Stückes ſei Bacherl, einem bayeriſchen Schulmeiſter, entwendet, lautete ſie, und zwiſchen den Zeilen war zu leſen: ich ſei der Dieb, denn Bacherl habe ſein Stück dem Burgtheater eingereicht, und da ſei ihm der Stoff entwendet worden. Ich erinnerte mich gar nicht, daß je etwas Aehnliches eingeſendet worden, hielt die Beſchuldigung für ganz nichtig und antwortete geringſchätzig darauf, indem ich erzählte, wie das Manuſcript von Dresden aus an mich gelangt wäre. — Das war aber nur Oel in's Feuer. Bacherl's Verſe wurden abgedruckt und zeigten bei aller Jämmerlichkeit doch Anklänge an einzelne Worte im „Fechter". Nun erhob ſich in allen Zeitungen — außerhalb Oeſterreichs — Anwalt um Anwalt für die beraubte Unſchuld; es war ein Charivari ohnegleichen, welches mehr oder minder deutlich über mein Haupt losbrach.

Nun wird doch — dachte ich — der Verfaſſer hervortreten und dich erlöſen von der unverdienten Verfolgung? — Er ſchwieg.

Der Lärm wurde immer ärger; die Angelegenheit wurde eine Herzensſache für die Hunderte und Tauſende, welche ein Exempel ſtatuirt ſehen wollten an den Unterdrückern beſcheidener Talente unter den Schriftſtellern. Bayeriſche Stimmen verlangten Genugthuung, beſonders Entſchädigung für ihren Landsmann, denn ihm gebührten die Tantièmen; norddeutſche Stimmen verlangten ein Gottesgericht, ſo was man in Amerika ein Lynchverfahren nennt, und es regnete in Briefen und unter Kreuzbänden die gemeinſten Drohungen in mein Zimmer. Der Verfaſſer aber? — Schwieg.

Die ganze Wirthſchaft klingt heute wie unglaublich. Ein Schulmeiſter, deſſen Proben die unreifſte Schülerhaftigkeit zeigten, ſollte der rechtliche Inhaber eines reifen, talentvollen Stückes ſein: der talentvolle Verfaſſer des Stückes aber ſollte der Dieb eines Bettlers ſein. Und doch wurde das Alles grimmig ernſthaft betrieben, wie ein Glaubenskrieg. Welchen Thorheiten bleibt die Welt ausgeſetzt ſelbſt mit freier Preſſe, ja hier geradezu durch die freie Preſſe!

Wie konnte denn überhaupt die Myſtification entſtanden ſein? Sie iſt heute noch nicht aufgeklärt und könnte es wohl nur von München werden, wo das Hauptquartier des Aufſtandes war. — Mein Sohn hatte mir, als der Lärm am ärgſten tobte, in's Gedächtniß gerufen, daß ich einmal ein kleines, höchſt ſchülerhaftes Manuſcript gezeigt und aus demſelben einige Stellen vorgeleſen zum Beweiſe: was für albernes Zeug eingeſendet würde. Das ſei Bacherl geweſen. — Ich dachte und denke noch: Bacherl hat das damals noch ganz ſeltene Manuſcript des „Fechters“ in München vor Augen gekriegt und hat wirklich gemeint, es ſei ihm durch Bearbeitung eines ähnlichen Stoffes Gewalt angethan worden. Darauf hat er, abſichtlich oder unabſichtlich, ſeinen Kram durch einige ähnlich anklingende Worte aus dem „Fechter“ ähnlich gemacht und das guten Freunden gezeigt. Dieſe haben „Haltet den Dieb!“ geſchrieen, und literariſche Advocaten haben dann einen

Proceß zuſammengefädelt, der nicht geſchlichtet werden konnte, ſo lange der wirkliche Verfaſſer nicht hervortrat. Der fürchtete ſich aber offenbar vor dem Getümmel, und — ſchwieg weiter.

Ich mochte mich nicht entſchließen, Halm mit einem Worte anzugehen, obwohl ich in der längeren Beſchäftigung mit dem Stücke nicht im Geringſten mehr darüber in Zweifel war, daß er es geſchrieben. Er ſelbſt rührte und regte ſich nicht — ich blieb der Prügelknabe.

Der Sturm war denn auch wirklich ſchon im Niederſinken, als er endlich mit einer Erklärung auftrat, daß er der Verfaſſer ſei, und ſeine Quellen nannte. Unter dieſen Quellen war natürlich Bacherl nicht, und er erwähnte dieſes Spectakels mit keiner Sylbe. Aha! ſchrie man nun, er wagt nicht, darauf einzugehen! — Daran aber that er ganz Recht. Er that es nur zu ſpät. Wer in die Oeffentlichkeit geht, der geht in den Krieg, er mag ſich verkleiden wie er will, und er hat den Kriegsgebrauch zu reſpectiren, daß man ſich zu ſeinen Thaten bekennt, ſobald ſie einem Anderen zur Laſt gelegt werden.

Halm hat ein eigenes Unglück mit ſolchen thörichten Nachreden. Auch früher hat ihn ſolch Krähengeſchrei verfolgt. Und doch bieten ſeine Arbeiten gar keine Veranlaſſung zu ſolchem Mißtrauen. Sie tragen ſeine ſorgfältige Signatur ſo ausgeprägt, daß nur der bare Unverſtand an ihrer innerſten Echtheit zweifeln kann. So iſt denn auch von dieſem Bacherl-Lärm nicht Ein Ton übriggeblieben; der ganze Hexenſpuk iſt ſpurlos verſunken. Er hatte eben doch nicht ein Atom von Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Aber auch als Reclame für das Stück iſt er nicht einmal wirkſam geweſen. Hie und da an geringen Theatern iſt das Stück wohl deßhalb aufgeführt worden, aber eine eigentliche Propaganda entſtand nicht. Noch weniger eine dauernde Theilnahme. In Norddeutſchland machte das Stück keine beſondere Wirkung und verſchwand überall wieder. Sein Boden blieb das Burgtheater.

Hier wurde es auch am beſten dargeſtellt. Caligula, Thumelicus, Thusnelda, Lyciſca — Gabillon, Baumeiſter, Rettich, Würzburg — wurden ſämmtlich gut vertreten. An der Spitze Frau Rettich als Thusnelda.

Sie war ganz heimiſch in den Halm'ſchen Aufgaben und brachte alle Nuancen derſelben zur vollen Geltung. So waren denn dieſe Rollen auch die beſten dieſer wichtigen Schauſpielerin, weil ſich der Dichter ſtreng in dem Kreiſe bewegte, welchen die Schauſpielerin beherrſchte. Es ſind ſämmtlich rhetoriſche Aufgaben. Der wortreiche Ausdruck bedeckt in ihnen den Inhalt hoch und breit mit ſchön fließenden und wogenden Wellen.

In ſeinem erſten Stücke, der „Griſeldis", war Halm dem Mittelpunkte dramatiſcher Aufgabe am nächſten. Man kann die Textur der „Griſeldis" verwerfen, aber man muß anerkennen, daß hier innerliche Zuſtände wahrhaft berührt werden. Von dieſem Ausgangspunkte hat ſich Halm mehr und mehr entfernt und ſich durch ſein Talent verleiten laſſen, die dramatiſche Aufgabe ganz als Schachſpiel zu behandeln. Seine Figuren werden Schachfiguren wie König, Königin, Thurm, Laufer, Springer, Bauern. Sie ſprechen dem Spielgeſetze gemäß correct aus, was ihnen zukommt, und thun dies mit bemerkenswerther Virtuoſität. Aber ſie gehen nirgends weiter. Schiller ſpricht einmal des Breiteren über den Spieltrieb im Menſchen, und daran erinnert das Halm'ſche Drama. Es iſt deßhalb ganz das, was Seydelmann mit ſeinem ſchnalzenden Tone eine „Komödie" nannte — eine Bezeichnung, welche beim Theater feſt eingebürgert worden iſt. Man meint damit ein Stück, welches dem Uebereinkommen über ſchöne Täuſchung augenblicklich genügt, Niemanden aber ins Herz trifft; eine willkommene theatraliſche Uebung.

Frau Julie Rettich war ganz in dieſer Richtung ausgebildet worden. Ich weiß nicht, ob der Dichter allein Urſache war, oder ob ihre Eigenſchaften den Dichter beeinflußten. Ich weiß auch nicht, ob ſie ohne den Dichter eine weſentlich andere Richtung hätte nehmen können. Faſt möcht' ich's bezweifeln; denn ſtarke Geiſteskräfte, wie Julie Rettich ſie beſaß, drängen uns immer dahin, wo wir unſere Kraft am deutlichſten ausdrücken können. Und der deutlichſte Ausdruck ihrer Kraft war der rhetoriſche.

Julie Rettich war eine ſehr merkwürdige Erſcheinung. Perſönlich von großer Bedeutung, künſtleriſch vielfach herausfordernd zu Zweifel und Streit. Sie war von umfaſſender Bildung, von klarem, überlegenem Geiſte, von großer Energie des Geiſtes und Herzens, von unermüdlichem Fleiße und von muſterhafter Pflichttreue. Der Verkehr mit ihr war der anziehendſte, den man finden konnte. Sie war mit all dieſen Eigenſchaften eine Perle unter den Schauſpielerinnen, und man ſagte ſich immer: ſie hätte jede wichtige Lebensſtellung, ſelbſt die einer Herrſcherin, trefflich ausfüllen können. Trefflicher noch — ſetzte mancher Kunſtfreund hinzu — als die einer darſtellenden Künſtlerin. Dieſer letztere Zuſatz kam auch mir oft in den Sinn, wenn ich lange hinter der Couliſſe mit ihr geſprochen hatte und ſie gleich darauf draußen auf der Scene ſpielen ſah. Der Unterſchied war für mich, wie oft!, ſchlagend. Hinter der Couliſſe hatte ſie mich entzückt, draußen auf der Scene zerſtörte ſie mir ebenſo oft dieſen günſtigen Eindruck.

Woher kam das? Sie hatte viel mehr Geiſt als Talent. Und daraus entſteht in der Kunſt ein großes Mißverhältniß. Während ſie ſpielte, drängte ſich ihr Geiſt vor, um dem Talente zu helfen. Das wird ein Bruch in der Kunſtleiſtung, das giebt eine Disharmonie, welche wir ſogleich empfinden und welche wir Manierirtheit nennen, ohne daß wir oft wiſſen warum.

Die darſtellende Kunſt hat eben wie jede einzelne Kunſt ihre eigenen, ganz beſtimmten Geſetze. Sie will darſtellen; das Geſetz der Erſcheinung iſt ihr Hauptgeſetz. Dem muß ſich Alles unterordnen. Der Geiſt mag die Erſcheinung vorbereiten helfen, je reicher und tiefer, deſto beſſer; aber wenn es zur wirklichen Erſcheinung auf der Scene kommt, dann iſt die Fähigkeit der Darſtellung Eins und Alles, dann muß das Talent der Darſtellung unumſchränkt wirken, dann iſt die vordringlich ſichtbare Einwirkung des Geiſtes eine Vordringlichkeit, alſo eine Störung des Darſtellungsgeſetzes. Man wird dann an Bilder aus künſtleriſch unreifer Zeit erinnert, welche ſich durch einen aus dem Munde der Figuren ſpringenden Zettel erklären.

Wem ich mit dieſer Erklärung undeutlich bleibe, dem werde ich vielleicht deutlich durch Hindeutung auf eine andere Kunſt, auf die Muſik. Es tritt eine Sängerin auf; man iſt entzückt über ihren geiſtvollen Vortrag; man ſieht aus jeder Nuance, daß ihr Geiſt alle Geſetze und Formen gründlich verſteht. Plötzlich aber kommt eine Stelle, welche ſie recht nachdrücklich hervorheben will, und da ſingt ſie zu hoch. Schade! Nun, einmal iſt keinmal. Aber dies Zu hoch kehrt wieder und tritt faſt regelmäßig da ein, wo die Sängerin den geiſtigen Nachdruck bezeichnen will. Kurz, ihr muſikaliſches Talent iſt geringer als ihre Geiſteskraft, es unterliegt, wo die Geiſteskraft ſich geltend machen will. So war es mit Frau Rettich; ſie ſang oft plötzlich zu hoch, wenn ihr Geiſt ſich vordrängte; ihr Geiſt ſprang über die geſetzlichen Vorſchriften der Kunſt hinaus.

Hiezu kam, daß ſie eine andere nothwendige Bedingung der Erſcheinung nicht künſtleriſch beherrſchen konnte — die Bewegungen ihres Körpers. Die Grazien waren dafür ausgeblieben. Sobald der Affect eintrat, dann arbeitete der ganze Körper, rückſichtslos dem Geiſte folgend, faſt durchweg unſchön.

Es war nicht möglich, dieſe Uebelſtände zu beſeitigen. Der Geiſt iſt eine zu ſtarke Potenz, als daß er ſich unterordnen ließe, und die Grazie muß ja ebenfalls wie das Talent angeboren ſein. Wie oft entzückt ſie uns an Geſchöpfen, die geiſtig nichtig ſind! Kunſtgaben ſind eben unmittelbare Gaben des Himmels und erwerben laſſen ſie ſich nur bis auf einen mäßigen Grad.

Und dabei hatte Julie Rettich doch die Energie, an ſich umzuändern, was nur irgend erreichbar war, ſobald man ihr die Nothwendigkeit überzeugend auseinandergeſetzt hatte. Ich fand ſie zum Beiſpiel in einer ſingenden Unmanier, welche die letzten Worte des Satzes in die Höhe ringelte. Das war ihr eingeimpft werden durch die Declamationsſtücke, welche ſo lange im Burgtheater herrſchten und denen Halm's Verſe Vorſchub leiſteten. Ich machte ſie unerſchrocken darauf aufmerkſam. Sie wollte es nicht glauben. „Darf ich jedesmal, wenn der ſingende Aufſchlag kommt, mit dem Stocke aufſtoßen?" — „„Freilich!"" — Wir probirten „Iphigenie". Mein Stock ſetzte ſie in Verzweiflung; aber ſie arbeitete von da an unabläſſig an Beſiegung der Unart, und — ſie ſiegte.

Nun alſo! War dies hier möglich, dann — nein! Bei einer Einzelnheit, die außerdem den ruhigen Vortrag, ihre ſtärkſte Fähigkeit, betraf, war es möglich — aber das Mißverhältniß zwiſchen Geiſt und Talent war nicht umzuändern. Hätte ſie Talent und Körper ihrem Geiſte ebenbürtig machen können, ſie wäre eine unübertreffliche Künſtlerin geworden. Sie war ſelbſt mit dieſen Uebelſtänden eine ſtarke Stütze des Theaters und hatte Rollen, die ihr nie nachgeſpielt werden können. Namentlich ſolche, welche dem geiſtigen Verſtändniſſe allein heimgegeben ſind, wie die Prinzeſſin von Parma im „Egmont", die Gräfin Terzky in der Ueberredungsſcene.

Sie war überhaupt Meiſterin in der Rhetorik. In der Redekunſt kann der Geiſt viel eher die Zügel allein führen, als in der Darſtellungskunſt. Mit überlegener Fähigkeit wußte ſie die ſchwierigſte Rede ſo zu gruppiren, daß ihr die feinſte Gerechtigkeit widerfuhr. Da konnte ihr ſtarker Geiſt ſeine ganze Ueberlegenheit geltend machen.

Aus ſolchen Gründen lagen ihr die Halm'ſchen Rollen am vortheilhafteſten. Nun fehlt es allerdings auch in dieſen nicht an großen Affecten, bei denen jene Uebelſtände nicht verborgen bleiben konnten. Aber ſie ſtörten hier minder, weil man in dieſer Gattung von Stücken, welche ich oben als „Komödien“ bezeichnet habe, viel eher begnügt iſt mit der Macht des Wortes, und die wirkliche Leidenſchaft nicht erwartet, diejenige Leidenſchaft nicht erwartet, welcher das Talent die Bruſt zu öffnen hat. Gerade Julie Rettich konnte eine Thusnelda durchführen, weil man bei der Ermordung des eigenen Sohnes nicht an die volle Wahrheit glaubt, ſondern ſich mit dem Begriffe einer Komödie tröſtet. Solche Aufgaben bedürfen nicht, ja ſie vertragen kaum die Unmittelbarkeit des Darſtellungs-Talentes. Ebenſo war ſie in Aufgaben trefflich, welche eine didaktiſche Grundlage hatten. Als Caroline Neuberin war ſie von ſchlagender Kraft. Dieſe Theater-Regentin lebt und webt in geiſtiger Beſtrebung und verliert ſich in keine Leidenſchaft. In ſolchen Rollen blieb Geiſt und Talent der Frau Rettich in gleicher Linie, und da war ſie meiſterhaft.

Ein recht deutlicher Beweis, daß ihre überragende Geiſtesmacht ihre Darſtellung beſchädigte, zeigte ſich jedesmal, wenn ſie unwohl war und doch ſpielte. Da ſpielte ſie ſtets am reinſten; denn das Unwohlſein lähmte ihren Geiſt, er ließ die übrigen Darſtellungskräfte während des Spiels unbehelligt, und ſo entſtand die ſonſt oft vermißte Harmonie.

Wenn man will, iſt die ganze Frage um den Werth einer ſo geiſtvollen Schauſpielerin eine Frage um den Geſchmack. Nur das Ausgeglichene, nur das Harmoniſche iſt geſchmackvoll. Nur wenn im Menſchen alle edleren Fähigkeiten gleichmäßig ihre Schuldigkeit thun, entſteht das Geſchmackvolle. Das eben war für Julie Rettich ſo ſchwer; ihr Geiſt drängte all ihren übrigen Fähigkeiten voraus.

Auch was man ſo äußerlich hin Geſchmack nennt, Wahl der Farben, des Schnittes und gar des Putzes, war ihr deßhalb verſagt.

Und trotz Alledem, welch ein Verluſt iſt ihr frühzeitiger Tod! Welcher Schatz für ein Theater, eine Frau von ſo großer geiſtiger und moraliſcher Tüchtigkeit zu beſitzen! Sie war eine feſte Säule des guten Beiſpiels in gründlicher Beſchäftigung mit ihren Aufgaben, in geiſtig freier und großer Auffaſſung derſelben, in gewiſſenhafter Erfüllung auch der kleinſten Pflicht. Sie adelte den Schauſpielerſtand durch die Auffaſſung, welche ſie ihm widmete, durch die Hingebung an ſeine Grundidee, an die Grundidee eines edlen Berufes, welche ihn hoch erhebt über die hundertfachen perſönlichen Nichtigkeiten ſo vieler Schauſpieler. Sie gehörte an die Seite eines Directors, ſie wäre der Regiſſeur geweſen, den man zu wünſchen hat — ſie war eine erhöhte Caroline Neuberin. Denn ſie war gründlich im Stande, ein gutes Theater zu ſchaffen und zu leiten.

XXIII.

Das Jahr 1854 war an Erfolgen ſehr reich geweſen, und ich habe gar nicht Raum gefunden, bei Stücken zu verweilen, welche, wie Moſenthal's „Sonnwendhof“ und „Ein Luſtſpiel“ von Benedix, gefielen und ihre Anziehungskraft bis heute bewährt haben.

Eine kurze Weile aber muß ich noch ſtillſtehen bei einem Mißerfolge dieſes Jahres, weil der Fall ſo lehrreich war, daß er näher geſchildert zu werden verdient.

Er betraf die Bearbeitung eines franzöſiſchen Stückes. Bei dieſer Gelegenheit will ich einen Irrthum berichtigen, welcher ſich — wie ich höre — über die Bezahlung ſolcher Bearbeitungen nach dem Franzöſiſchen verbreitet hat. Dieſe Bearbeitungen, welche allerdings durchſchnittlich über den gewöhnlichen Begriff von Ueberſetzungen hinausgingen, ſollen im Burgtheater Tantième erhalten haben. Das iſt ganz unwahr, ſie wurden im Gegentheile mit einem recht ſchwachen Honorare abgefunden.

In Paris hatte ein Luſtſpiel: „Le gendre de Monsieur Poirier“, deſſen Hauptautor Augier, einer der tüchtigſten Dramatiker im heutigen Frankreich, einen gar nicht verſiegenden Succeß. Noch heute gilt dies Luſtſpiel in Frankreich für ungemein lobenswerth. Es wird immer wieder aufgenommen und erweiſt ſich immer wieder lebendig, ein Zeichen, daß die Compoſition einen gründlichen Reiz in ſich ſchließt für die Franzoſen. Ein herabgekommener Adeliger ſucht ſich in dem Stücke wieder aufzubringen durch die Heirath einer wohlhabenden Kaufmannstochter. Es iſt alſo ein Thema, das auch uns gar nicht ſo fern liegt, das alſo die Uebertragung in deutſche Verhältniſſe unter dem Titel: „Birnbaum und Sohn“ ganz wohl geſtattete.

Dies Thema aber fand als ſolches im Burgtheater keinen Anklang. Noch mehr: der Anklang wurde unbehaglich. Obwohl die öſterreichiſche Cavalierswelt eine ganz andere Staatsgruppe iſt, als die herabgekommene Adelswelt in dieſem Stücke, und von den Scenen des Stückes alſo gar nicht berührt wurde, ſo nahmen doch im Burgtheater zahlreiche Zuſchauer Partei für dieſe Adelswelt. Aus Gefälligkeit für unſeren Cavalier fühlten ſie ſich verletzt und offenbarten dieſen höflichen Schmerz durch ausdrucksvolles Schweigen. Solch ein Schweigen fällt wie Mehlthau auf Scenen, welche Wirkung im Publicum brauchen, um die Lebenskraft der Vorgänge anzuſchüren, und ſolches Schweigen iſt augenblicks anſteckend, es belegt die Stimmung eines ganzen Saales. Insbeſondere werden ſogleich die Schauſpieler lähmend berührt. Denn ſie bleiben nur lebendig, wenn ihnen Sympathie entgegenkommt. Verſagt ſich dieſe, ſo werden ſie ängſtlich, werden haſtig, werden trocken, und ſo vertrocknete denn mit ihnen das lebensvolle Stück zum Nichterfolge. Das begreift ſich ja leicht. Wie oft ſcheitert ein Theaterſtück an einer widerwilligen Vormeinung!

Nun aber folgte die Merkwürdigkeit: Die Journale hatten die Urſache der Mißlaune nicht entdeckt und trommelten Tags darauf zürnend auf das verfehlte Stück los; dieſelben Journale, welche das Thema des Stückes tagtäglich, ja in derſelben Nummer an anderer Stelle zu ihrem Lieblingsthema machten. Anno 1854 ereignete ſich das. So entſtehen die öffentlichen Mißverſtändniſſe. Offenbar hatten an jenem Abende journaliſtiſche Stellvertreter das Referat übernommen, und es war kein freier Kopf im Parterre geweſen, welcher über die übergefällige Stimmung des Burgtheater-Publicums hinausgeſehen hätte. Man kann im Theater bequem ſtudiren, wie wunderlich oft allgemeine Stimmung und politiſches Wetter gemacht wird oder entſteht.

Das Jahr 1855 war eine blanke Kehrſeite des erfolgreichen Jahres 1854: es errang gar keinen dauernden Erfolg, nicht Einen. Bei Schilderung des Fräulein Seebach habe ich ſchon erwähnt, daß kein neues Stück mit ihr gelang. „Charlotte Ackermann“ von Otto Müller und „Cäcilie“ von Prechtler boten ihr intereſſante Hauptrollen — umſonſt. Bauernfeld, Hackländer, Benedix, Birch-Pfeiffer, Töpfer, Allen verſagte in dieſem Jahre das Glück, und mit einem fremden claſſiſchen Stücke erlitten wir eine vollſtändige Niederlage.

Dies war ein ſpaniſches Stück von Lopez de Vega.

Der Sinn für ſpaniſche Stücke war in Wien viel mehr gepflegt worden, als in irgend einer deutſchen Stadt, ja in literariſcher Kritik gab Wien Ton und Maß an über ſpaniſche Literatur. Ferdinand Wolf, in unſerer Hofbibliothek angeſtellt, war eine der wichtigſten Autoritäten dieſes Faches. Die Wiener Dramatiker von Weſt-Schreyvogel bis auf Friedrich Halm haben ſich mit dem ſpaniſchen Drama angelegentlichſt beſchäftigt. Grillparzer ſelbſt nicht minder, nur mit dem Unterſchiede, daß er's immer nur als Studium betrieb und ſeine deutſche Dichternatur nicht unterordnete.

Dieſe ſpaniſche Neigung der Wiener Literaten hatte einen hiſtoriſchen Urſprung. Im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte waren ja die Beziehungen unſerer Dynaſtie zur ſpaniſchen die engſten; ſie gingen mannigfach über in die Bevölkerung, ſind heute noch erkennbar in einzelnen Ausdrücken und ſind in den Hofgebräuchen noch heute vorhanden.

Es war alſo natürlich, daß ich zahlreiche Vorwürfe hören mußte über meine Gleichgiltigkeit für das ſpaniſche Drama, über meine Unaufmerkſamkeit für ſpaniſch geartete Productionen. Dieſe Vorwürfe waren gerecht. Ich ſetzte und ſetze wenig Hoffnung auf das ſpaniſche Theater, inſoweit es Einfluß nehmen könne auf das

Gedeihen des heutigen deutſchen Theaters. Ich bin aus einem anderen Kirchſpiele, und ich bin dies mit Bewußtſein.

Ich beſtreite durchaus nicht, daß die ſpaniſche dramatiſche Literatur ſich durch Reichthum graziöſer Erfindung ausgezeichnet hat; ich gebe zu, daß die Kenntniß derſelben — erweiterte Kenntniß iſt ja immer von Nutzen — unſeren Dramatikern vortheilhaft ſein kann, namentlich in der Richtung des feineren Luſtſpieles. Aber auch nur in dieſer Richtung; die Gewandtheit in der Form iſt das Beſte der Spanier. In dieſe Gewandtheit der Form ſchließe ich den graziöſen Geiſt ein, welcher dramatiſche Ideen erfinderiſch auszubeuten und in anmuthige Conflicte zu leiten weiß. Aber wo es ſich um den gründlichen Inhalt handelt, da verſagt uns, meine ich, das ſpaniſche Drama. Es iſt auf ſeinem Grunde eng beſchränkt durch religiös-dogmatiſche Vorurtheile, welche ſich wie Naturgeſetze eingeniſtet haben in's ſpaniſche Leben. Dieſe beſchränkenden Vorurtheile veräſten und verzweigen ſich durch das ganze ſpaniſche Leben, und ſie kommen in ſpaniſchen Productionen auch da zur Blüthe, wo kein Menſch mehr an den Urſprung dieſer Blüthe denkt. Taube Blüthen für uns, deren kranken Urſprung wir oft auf dem Theater erſt daran erkennen, daß uns ihr Duft nicht behagt. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die religiöſen Geſetze eines Volkes ja Nichts zu thun hätten mit einem harmloſen Schauſpiele, welches mit keiner Silbe das religiöſe Dogma berühre. Ein ſchwerer Irrthum. Das religiöſe Geſetz iſt das Herz eines Volkes; aus dem Herzen aber kommt das Blut bis in das unſcheinbarſte Adergeflecht, und ſo wird die unſcheinbarſte Lebensbeziehung davon berührt und beſtimmt.

Die Lobredner ſpaniſcher Dramatik pflegen nachdrücklich darauf hinzuweiſen, daß Dichter wie Calderon ſich höchſt intereſſant befreit hätten vom kirchlichen Dogma, indem ſie phantaſtiſche Wendungen für ihre Heiligen erfunden und eine Symbolik ohnegleichen erdacht hätten. Dieſe Phantaſtik und Symbolik ſind eben

Folgen ihrer Kette, Folgen der dichteriſchen Gefangenſchaft. Der Gefangene verirrt und verliert ſich in Träume, und wenn er Talent hat, macht er aus dieſen Träumen Kunſtgebilde. Auf dem realen Boden unſerer Bühne ſind es künſtliche Gebilde. Auch wenn wir Katholiken ſind, iſt uns dieſe ſpaniſche Gedankenwelt eine fremde und enge, wir ſind durch unſere Literatur ihr längſt entwachſen.

So habe ich denn immer erlebt, daß unſere dramatiſchen Dichter, wenn ſie ſich dieſer ſpaniſchen Welt hingaben, der unſerigen entfremdet wurden und für unſer Theater entweder wirkungslos ſchrieben oder mit der bloßen ſogenannten „Komödien“-Wirkung zufrieden waren, mit der Wirkung formeller Fertigkeit, welche einen augenblicklichen Effect erzwingt, aber unſer Herz nicht trifft.

Wozu in eine Welt zurückgreifen, welche für den Inhalt unſerer Kunſt religiös wie politiſch überlebt iſt? Wozu Stücke neu in Scene ſetzen, die uns durch ihren Inhalt — mit wenigen Ausnahmen — fremdartig anmuthen?

Fremdartig? entgegnete man mir; iſt dein geprieſener Shakeſpeare nicht auch fremd für uns, und doch beſchäftigſt du uns ſo viel mit ihm!

Dem iſt nicht ſo. Der Inhalt Shakeſpeare's iſt uns nicht fremdartig. Gerade ſein Inhalt iſt uns unſchätzbar; er ſtammt aus einer Weltanſchauung, welche ſich durch kein Dogma beſchränken läßt und uns mit Offenbarungen beſchenkt, welche unſerem Sinne tief entſprechen. Was an ſeiner Form für unſere Bühne fremdartig geworden, das ſteht in zweiter Linie und wird von uns nicht verkannt; ſein poetiſcher Inhalt aber iſt für uns ein Quell unvergänglicher Freiheit des Gedankens und des Herzens.

So ungefähr lautete mein Raiſonnement im Streite mit denen, welche ſpaniſche Stücke begehrten für das Repertoire des Burgtheaters. Ich mußte ihnen aber unter allen Umſtänden doch einräumen, daß ich nicht berechtigt wäre, dem ſpaniſchen Drama eine Bühne ganz zu verſchließen, welche das ſpaniſche Drama ſo vielfach gepflegt hatte in früherer Zeit. Ich wollte mich nicht darauf berufen, daß unſere Zeit eben nicht mehr die frühere Wiener Zeit wäre, und ich ging an die Inſceneſetzung einiger ſpaniſchen Stücke. Mein eigenes Programm trieb mich auch dazu, denn es verlangte ja wenigſtens einen Repräſentanten, wenn nicht einige Vertreter einer ſo bedeutenden Dramatik auf dem Repertoire des Burgtheaters.

Zunächſt nahm ich „Don Gutierre“ wieder auf, von deſſen ſtarker Wirkung in früherer Zeit mir große Dinge erzählt wurden. Ich konnte nicht daran glauben. Das unheimliche Thema dieſes „Arztes ſeiner Ehre“, faſt in all ſeinen Wendungen unerquicklich für unſere Kunſtanſprüche, erſchien mir bei der Lectüre und auf den Proben durchaus nicht verſprechend.

Ich hatte „Othello“ noch nicht neu in Scene geſetzt, weil mich die allmälig erworbene Kenntniß des Wiener Publicums belehrte, daß „Othello's“ greller Inhalt bei dem hieſigen Geſchmacke einen ſchweren Stand haben müßte. Ein kundiger Freund beſtätigte meine Vormeinung; er hatte „Othello“ hier geſehen und ſagte: Die wilden Ausbrüche dieſer Leidenſchaft thun dem Publicum weh; es fügt ſich der gewaltigen künſtleriſchen Macht, aber es verleugnet nicht, daß es ihm eine Pein iſt.

Nun denn, rief ich, wird man ſchon beim „Othello“ zu der äſthetiſchen Frage aufgeſtachelt: ob die anatomiſche Ausbeutung einer widerwärtigen Leidenſchaft wie Eiferſucht nicht doch eine unglückliche Aufgabe ſei für die Kunſt — wie viel mehr wird dieſe äſthetiſche Frage ſich aufdrängen bei „Don Gutierre“, dem ſogenannten „ſpaniſchen Othello“!

Shakeſpeare's „Othello“ iſt ein Meiſterſtück intimer Charakterführung; in keinem ſeiner Stücke hat ſich Shakeſpeare ſo eng begrenzt, hat er ſo ganz und gar nur aus dem Mittelpunkte des Herzens herausgearbeitet.

„Und doch“ — ſagte der obige Freund — „haben die Wiener ſtets gewittert, daß Shakeſpeare den „Othello“ in ſeiner letzten

Lebenszeit geſchrieben, daß er melancholiſch und verbittert geweſen durch ſeine Lebenserfahrungen, durch ſeine abnehmende Geſundheit, und daß er darum einem peinlichen Thema ſeine zuſammengedrängte Kraft gewidmet habe.“

Wie ſoll vor dieſem Publicum — rief ich — „Don Gutierre“ beſtehen, welchem jene ſorgfältige Charakterführung abgeht, welchem die äußerliche Ehre das Motiv zur Grauſamkeit liefert!?

Nun, ich hatte mich nicht geirrt. Das Publicum kam nicht einmal in hinreichender Anzahl und — ließ das Stück fallen. Wir haben es gar nicht wiederholen können. Der Eindruck war peinlich und abſtoßend, wie ich mir gedacht.

Das liegt an der Darſtellung — ſchrieen die Spanier — das liegt an Löwe! Er verdirbt alle Anſchütz'ſchen Rollen, er iſt kein Gutierre, er verſagt immer, wo ſtarke innerliche Leidenſchaft walten ſoll, er bringt immer nur Strohfeuer, und außerdem iſt er zu alt für dieſe Rolle!

Das überzeugte mich nicht. Selbſt in dieſem ſpaniſchen Stücke — meine ich —, welches die eigentlich ſpaniſchen Verhältniſſe im Hintergrunde läßt und welches eine allgemeinverſtändliche Leidenſchaft im Vordergrunde abſpielt, ſelbſt in einem ſolchen webt und wirkt ein ſocialer Trieb und Geiſt, welcher uns fremd iſt und uns kalt anmuthet.

Verſuchen Sie es nur, hieß es, mit einem ſpaniſchen Stücke, das man hier noch nicht kennt und das alſo auch den Reiz der Neuheit nicht entbehrt!

Gerade die Neuheit fürchtete ich. An ein neues Stück geht man erſt recht mit heutigen Gedanken und Anſprüchen. Aber ich fügte mich und gab ein ſpaniſches Stück zum erſtenmale, welches in einer ſehr guten deutſchen Bearbeitung von Zedlitz vorlag, nämlich den „Stern von Sevilla“.

Hier entwickelten ſich die Uebelſtände einer uns weit abliegenden ſocialen Welt geradezu ſchreiend. Wie oft hatte ich das Stück vorgeleſen, und meine Zuhörer hatten ſich erbaut gezeigt! Ja, Vorleſen und Spielen ſind ſehr verſchiedene Dinge! Beim Vorleſen ſind wir gebildete Leute, welche ſich wohlerzogen in eine fremde Welt verſetzen laſſen; dem Spielen auf der Bühne gegenüber ſind wir Nichts als gegenwärtige Menſchen, welche den Standpunkt der heutigen Welt vertreten, Nichts weiter; ein Theil des Publicums, abhängig vom Nachbar. Wie gut wir auch wiſſen mögen: was da oben vorgeht, iſt ganz richtig, ſo waren die Dinge in jener Zeit — Nichts da! Die Stimmung des ganzen Publicums überwältigt uns in der erſten Scene, und wir ſtimmen bei, wenn das Publicum ſagt: Das paßt nicht mehr! Kurz, ein Theaterſtück muß der brutalen Gegenwart Stich halten, denn das Publicum iſt keine gewählte Geſellſchaft, es iſt nur der grobe lebendige Ausdruck der Gegenwart.

Ah, dann wären ja hiſtoriſche Stücke überhaupt nicht möglich! — O, doch! Sie müſſen nur in einem Geiſte geſchrieben ſein, den wir ohne Gelehrſamkeit verſtehen. Specialhiſtoriſche Studien müſſen nicht nöthig ſein. Das Fremde, in einem uns fremden Geiſte hingeſtellt, eine für uns ſpaniſche Welt — das wird ſchweigend abgelehnt oder gar verſpottet. Im Theater meint die Gegenwart immer allein Recht zu haben.

Der „Stern von Sevilla“ wurde verſpottet. Der ſpaniſche Feudalismus in ſeinem Verhältniſſe zum Königthum, welcher die ſogenannten „Mantel- und Degenſtücke“ durchdringt, iſt eine politiſch-hiſtoriſche Specialität, dem jetzigen Publicum unbegreiflich. Wenn alſo die Perſonen dem Könige gegenüber ſich reſignirt benahmen, wie es den damaligen Spaniern geziemte, ſo fand das jetzige Publicum ſolches Benehmen thöricht und wies es ab oder lachte.

Zedlitz ſelbſt täuſchte ſich über dieſe Niederlage. Er war ein eifriger und vielfach kundiger Theatergänger, aber dies ſocial-politiſche Moment im Theater der neuen Zeit entging ihm wie ſeinen Genoſſen, welche in einer ganz anderen Zeit gealtert waren. Er meinte ſpotten zu dürfen, daß Lopez de Vega im Burgtheater durchgefallen. So lag und liegt die Frage nicht. Lopez de Vega bleibt dabei ein großer Dichter. Die Frage liegt, ob ſein Theater unſer Theater ſein kann? Das Publicum hatte einfach Nein geſagt. Wir können und werden deßhalb den ſpaniſchen Dichter mit Intereſſe weiter leſen.

Ich habe nach dieſen Vorfällen das ſpaniſche Theater lange unberührt gelaſſen und mich erſt ſpät zu der Auswahl entſchloſſen, die mir für unſer heutiges Theater erſprießlich ſchien, um der hiſtoriſchen Tendenz unſeres Repertoires gerecht zu werden. Als ich das Stück intereſſant beſetzen konnte, habe ich die treffliche Weſt'ſche Bearbeitung der „Donna Diana" in Scene geſetzt, ein Stück, welches frei iſt von abliegender ſpaniſcher Specialität, und habe „Das Leben ein Traum" gebracht.

Letzteres beſchäftigt ſich in ſeinem Grundgedanken mit einem Thema, welches bei jedem Volke Antheil finden kann. Aber in dieſem Stücke war ich genöthigt, die zweite Hälfte ſtark zu verkürzen, weil ſie ſich in inſipide ſpaniſche Spitzfindigkeiten verirrt, die uns ſtörend vom Hauptthema ableiten.

So ſteht es mit unſerem jetzigen Spanien auf dem Burgtheater. Der jetzige ſpaniſche Intendant, ich will ſagen der ſpaniſch gebildete Intendant, wird vielleicht weiter entwickeln, was mir verſagt war.

Auch für die neuen Einſtudirungen machten wir uns in dieſem Jahre viel vergebliche Unkoſten. Wir wollten nicht blos ſpaniſche, ſondern auch ältere deutſche Stücke herſtellen, welche bei einem Theile des Publicums in Credit geblieben waren und deren Vernachläſſigung mir vorgeworfen wurde. Zum Beiſpiele „Menſchenhaß und Reue", da Fräulein Seebach ja der vielbeweinten Eulalie gerecht werden könne. Das Stück blieb auch diesmal nicht ohne Wirkung, nur war ſein Publicum nicht mehr groß genug, ſondern bald erſchöpft. Für die junge Generation hat ſchonungsloſe Kritik dieſem Stücke den Ruf verdorben. „Die deutſchen Kleinſtädter" ferner paßten gar nicht mehr, und ſelbſt die viel jüngeren „Schleichhändler" Raupach's verſagten. Die Unhaltbarkeit der „Familie Schroffenſtein", von Kleiſt, habe ich ſchon erwähnt, und auch ein Tendenzſtück: „Ein deutſcher Krieger", ſtreckte die Waffen, weil ſeine Tendenz überlebt war.

Beſtand fanden von neuen Inſceneſetzungen: „Traum ein Leben", „Feſſeln", „Gönnerſchaften" und „Othello". „Othello" ganz ſo wie oben angedeutet worden iſt: die claſſiſche Führung des dunklen Stoffes erzwingt Bewunderung, aber das hieſige Publicum will dieſe Claſſik nicht gar oft bewundern.

Von den eigentlichen Neuigkeiten dieſes Jahres — es klingt recht beſchämend für unſere Production und für unſere Klopffechter gegen franzöſiſche Bearbeitungen — ſind nur drei kleine franzöſiſche Stücke bis heute am Leben geblieben: „Eine Partie Piquet", „Gänschen von Buchenau" und „Der Freiwillige". Daneben nur Ein kleines deutſches Stückchen, der Erſtling eines neuen Autors aus unſerer Mitte: „Ein ernſter Heirathsantrag", von Siegmund Schleſinger.

Eilen wir denn aus dieſem mageren Jahre in's Jahr 1856 hinüber! Da winken uns mit den erſten Veilchen zwei junge Gäſte, die in unſeren Künſtlerkranz aufgenommen werden ſollen, ein Männlein und ein Weiblein, deutlicher geſagt: ein Jüngling und ein Mädchen, die noch Niemand kannte.

Beide kamen tief aus dem Norden. Mein Sohn hatte auf einer Bergfahrt nach dem Oetſcher einen Kunſtfreund von der preußiſch-ruſſiſchen Grenze her kennen gelernt und von dieſem gehört, daß dort in einer kleinen Stadt — ich glaube Elbing war es — ein junges Mädchen Komödie ſpiele, ſo geiſtvoll und reizend, wie er es auf ſeiner Reiſe durch ganz Deutſchland nicht wieder gefunden. Sie werde nächſtens in Hamburg gaſtiren, denn der Hamburger Director Maurice habe ſeine Augen überall und entdecke die Talente auch in den abgelegenſten Winkeln. Flugs ſchrieb ich nach Hamburg und bat Freund Heller um Bericht über den Ankömmling. Robert Heller beurtheilt und ſkizzirt die Schauſpieler ſo intim, ſein und echt, daß mir ein paar Zeilen von ihm ſtets von großem Werthe und Nutzen für das Burgtheater geweſen ſind. Er beſtätigte die günſtige Schilderung des kleinen pikanten Fräuleins, und ſo wurde ſie zum Gaſtſpiele geladen.

Den jungen Mann, welcher in Königsberg ſpielte, hatte Heinrich Marr, ein kundiger Diagnoſtiker, empfohlen. Aber ich mußte ihn unbeſehen feſt ergreifen, denn auf dem Wege nach dem Süden wollte er in einem Hoftheater auf Engagement gaſtiren. Ich wagte es. Er kam und — das Wagniß ſchien mißlungen zu ſein. Er trat als Mortimer auf und gefiel nicht.

Am Morgen nach dieſem Debut begegnete ich auf der damals noch beſtehenden Baſtei einem jungen Schauſpielerpaar — ich glaube, es war ein Brautpaar — und Beide drückten mir ihr inniges Bedauern aus, daß es wieder Nichts wäre mit dem neuen jungen Liebhaber und daß ich ihn nicht behalten könnte.

Ich ſchwieg. Die Perſon des jungen Mannes war mir angenehm; ich hoffte hartnäckig. Der tragiſchen Rolle ſollte eine Luſtſpielrolle folgen, „Der geheime Agent". Eine Fichtner'ſche Rolle! Natürlich genügte er da auch nicht; aber ich meinte nach dieſem zweiten Abende meiner Hoffnung noch ſicherer vertrauen zu dürfen, wenn es mir nur gelänge, einen fremden Rede-Accent zu vertreiben, der ihm eigen war. Ich war es gewohnt, mit ſolcher Hoffnung allein zu bleiben, ja mich verſpottet zu ſehen mit derſelben, was diesmal auch von meiner Behörde reichlich geſchah. Der Spott ſteigerte ſich ſogar zum Tadel, als ich ihm Rollen gab wie den Schiller, in den „Karlsſchülern", und das ſonſt beliebte Stück vor ſchwachem Hauſe abſpielte. Das kommt von ſolchen Beſetzungen! hieß es.

Dies iſt der ewig fehlerhafte Cirkeltanz beim Theater: es ſoll Nachwuchs erzogen werden, aber Rollen will man den jungen Leuten nicht anvertrauen; ſie ſollen ſchwimmen lernen ohne Waſſer.

Nun, ich blieb eigenſinnig anderer Meinung, und jener junge Mann, fleißig und geiſtig ſtrebſam, lernte ſchwimmen wie Einer, und wenn ich ihn jetzt nenne, ſo ſagt jetzt Jedermann: Ja, das glauben wir! — Es war Adolph Sonnenthal.

XXIV.

Das junge Mädchen, welches im Frühlinge 1856 zu uns kam, war Fräulein Goßmann.

Sie gefiel ſogleich und gewann alle Stimmen für ſich, denn ſie war ein allerliebſter Schalk, und aus ihrer Naivetät blitzten luſtige Geiſtesfunken hervor. Man ſah, es war keine gedankenlos aufgeſpielte Naivetät, ſondern die Darſtellerin wußte, welche Taſten ihres Claviers jedesmal exact anzuſchlagen wären, um die jedesmal beabſichtigte Wirkung zu erreichen. Eine junge Künſtlerin alſo, nicht blos ein Naturell. Hoffen wir, daß die künſtleriſche Thätigkeit im Einklange bleibe mit dem Naturell, denn ein naives Naturell darf vom Geiſte nur ſo viel verrathen, daß wir geiſtig angemuthet werden, nicht aber ſo viel, daß die Naivetät lediglich vom Geiſte gemacht erſcheint. Im letzteren Falle entſteht naive Manierirtheit.

Man kann nicht ſagen, daß Fräulein Goßmann in dieſen Fehler verfallen ſei; ihr friſches Naturell hat ihrem raſchen Geiſte immer entſprechend Widerpart gehalten. Sie iſt viel eher gefährdet worden durch das Bedürfniß, ausgezeichnet zu erſcheinen.

In der erſten Zeit ihres Engagements war ſie noch recht unabhängig von der äußeren Zuſtimmung und führte mit Charakterkraft Rollen durch, welche keinen beſonderen Beifall gewannen. „Wars recht?“ fragte ſie mich nach einem undankbaren Acte. — „„Ganz recht!““ — „Nun, dann bleib ich dabei, wenn ſie auch da unten nicht muckſen.“

Sie hatte in Geſinnung, Talent und Verſtand die beſte Anlage, eine charakteriſtiſche Künſtlerin zu werden. Zweierlei hat ſie beeinträchtigt. Erſtens ihr Organ, welches leicht ſpröde wurde und für breitere Anwendung ſich verſagte, und zweitens, wie ich ſchon angedeutet, der allmälig erwachende Trieb, Aufſehen zu erregen. Die widerſpenſtigen Stimmmittel verhinderten ſie an größeren Aufgaben, denen ſie übrigens gewachſen geweſen wäre, und der Trieb nach Aufſehen zerſtreute ſie und ließ ſie nach Aufgaben greifen, welche oberflächlich waren. Bei Alledem bewahrte ſie ſich immer eine edle Empfänglichkeit für das Beſſere, und ſie hätte zu einem eigenthümlichen Repertoire und dadurch zu einer charakteriſtiſchen Kunſtgröße gelangen können, wenn ſie Schriftſteller gefunden hätte für ihre beſondere Fähigkeit. In Frankreich wären Rollen für ſie gedichtet worden. Das iſt in Deutſchland überhaupt ſelten und gelang für ſie in zu geringem Grade. Bauernfeld's „Fata morgana", obwohl nicht für ſie geſchrieben, war ein Fingerzeig, er fand aber keine Folge. Das herkömmliche naive Repertoire iſt in neuerer Zeit immer dürftiger geworden, und es ſteckt zu ſehr in abgeſchmackten Stücken, als daß ihr mit demſelben hinreichend gedient ſein konnte.

So ſtockte allmälig ihr Fortſchritt. Wenigſtens empfand ſie, daß ein erſtes Theater den kleinen Purzelbaum-Stücken nicht Raum genug biete. Was denn auch richtig iſt. An einem erſten Theater müſſen ſolche Specialfächer ſich beſcheiden, und das wurde ihr ſehr ſchwer. Es wurde ihr ſehr ſchwer, weil ſie wirklich eine größere geiſtige Anlage hatte.

In dieſe Frage um Erweiterung ihrer Aufgaben, mit welcher ſie und ich täglich beſchäftigt waren, miſchte ſich plötzlich, wie ſie das zu thun pflegt, die Liebe, und da ſie mächtiger iſt als irgend was Anderes, ſo löſte ſie auch den Theater-Contract und führte zum Trau-Altare.

Solchergeſtalt iſt die Entwicklung eines Talentes unterbrochen worden, welches unzweifelhaft originell war.

Ich aber mußte von Neuem ſuchen, wo die junge „ingénue“ aufwachſen möchte, die uns Lachen und Weinen vorſpielen könne zum bloßen Behagen unſerer Herzen.

Wer ſucht, der findet. Wie landläufig iſt die Klage, daß es neuerer Zeit ſo ſehr an Talenten fehle für die Bühne! Wenn man die zehn Jahre anſchaut, von **1840** bis **1850**, ſo erſcheint die Klage freilich begründet. Man ſuchte eben nicht, und ſo erſchien kein neues Talent. Wie viele neue Talente ſind ſeit **1850** an uns vorübergegangen oder bei uns aufgewachſen! Dawiſon, Seebach, Boßler, Goßmann, Scholz, Sonnenthal, Lewinsky, Wolter, Schneeberger, um nur die für beſtimmte Fächer zu nennen, welche dem erſten flüchtigen Blicke begegnen. Und wie viel daneben, wenn man länger hinſchaut. Man muß nur nicht verlangen, ſogleich ausgeprägte Goldmünzen zu erhalten. Dies war das Verlangen einer anderen Zeit, welche in einem kleineren Kreiſe ſich bewegte. Jetzt muß man nicht Fertiges begehren, man muß Anlagen ſchätzen und abſchätzen, und dann muß man erziehen, um erfinderiſch das Enſemble auszufüllen, und es organiſch auszufüllen. Nicht Funde, nicht Lotteriegewinnſte muß man erwarten, wie müßige Leute thun, Erwerbungen muß man ſchaffen. Wenn man organiſch auszufüllen trachtet, wenn man alſo das Streben nach einem Enſemble, nach einem harmoniſchen Ganzen an die Spitze ſtellt, dann gewinnt man vielleicht weniger Glänzendes, aber man gewinnt das Paſſende, das Entſprechende. Die heutigen Talente haben ganz andere Eigenſchaften als die Talente einer früheren Zeit. Sie ſind eben — und das vergeſſen ältere Perſonen leicht — ſie ſind Kinder ihrer Zeit, und man muß ſie zunächſt verwenden für die Intereſſen und Aufgaben ihrer Zeit. Dann wachſen ſie naturgemäß zu ferneren Aufgaben empor. Die frühere Zeit war ſtark in Original-Figuren, und dem entſprachen auch die Talente, dem entſprachen die Stücke der älteren Zeit. Sie brachten Rollen für ſolche Original-Figuren. Unſere jetzigen Talente ſpielen die alten Stücke viel ſchwächer; dafür ſpielen die älteren Talente unſere jetzigen Stücke ſchwächer. Unſere Zeit iſt nivellirter und hat deßhalb weniger Originale, aber ſie hat mehr geiſtiges Leben.

Demgemäß muß man die Talente ſuchen und wählen, und demgemäß muß man ſie zu entwickeln trachten. Wir können in dieſem Sinne von unſerer Bühne nicht ſagen, daß es uns an Talenten gefehlt habe.

Aber die beweglichere neue Zeit hat ihre Unkoſten arg eingefordert beim Burgtheater! Wie viel Talente haben wir wieder abgeben müſſen! Namentlich die Heirath iſt für das Burgtheater eine äußerſt koſtſpielige Einrichtung geworden. Wie viel Liebhaberinnen hat ſie uns entführt! Und gerade nur uns. Unſer Theater muß doch überaus liebenswürdig geworden ſein!

Fräulein Goßmann gehörte uns noch, da meldete ſich eines Tages ſchon eine neue „ingénue“ auf meinem Bureau. Naive Rollen? — fragte ich erſtaunt — bei dieſer Länge? — Die junge Dame war ſehr hoch gewachſen und ſah etwas abgehärmt aus. Mitten im Winter kam ſie aus Hannover. Aber ſie machte einen wohlthuenden Eindruck; ſie war ungemein beſcheiden und anſpruchslos, war ſehr natürlich und hatte einen raſchen, liebenswürdigen Ausdruck dieſer Natürlichkeit. Vor allem Uebrigen war ihre Stimme anſprechend und liebenswürdig, ein weicher Alt.

Das Alles gewann mich, und ich ließ ſie ihrem Wunſche gemäß in einer naiven Rolle auftreten, obwohl mir ihre Erſcheinung und auch ihr ganzes Weſen auf ein anderes Rollenfach hindeutete. Ihr Weſen widerſprach indeſſen einer naiven Rolle nicht, und ſo ließ ich kopfſchüttelnd zu, daß ſie das Paraderößlein in „Ich bleibe ledig“ vorführe, jene kleine Caroline, welche ein deutſches Reich auswendig gelernt hat mit uralter Eintheilung. Sechszig Jahre ſind jetzt in der politiſchen Geographie Deutſchlands ein Uralter, kein Menſch kennt mehr „die hintere Grafſchaft Sponheim“, und das ganze Haus lacht über Etwas, was noch vor ſechszig Jahren eine ganz ernſthafte Sache war. So raſch werden politiſche Beſtimmungen komiſch! Ebenſo wunderlich geben wir das Stück: der Freiherr v. Biberſtein erſcheint mit ellenlangem Zopfe und entſprechender altmodiſcher Tracht mitten unter lauter modernen Figuren, eine Figur vom Maskenballe. Nun, diesmal erſchien denn neben ihm ein ſehr hochgewachſenes Töchterlein und ſagte exact das geographiſche und ſonſtige Penſum auf, und — Niemand rührte ſich im ganzen Hauſe, der hannoverſche Gaſt ſpielte die ganze Rolle durch ohne das geringſte Zeichen von Beifall. Sie iſt durchgefallen! ſagte man neben mir. Es war gerade ſo gegangen, wie mir's auf dem Bureau vorgeſchwebt hatte: die lange Figur widerſprach dem Rollenfache. Ich perſönlich hatte übrigens ſonſt Nichts an ihrer Leiſtung auszuſetzen, ſie hatte mir gefallen. Da — es iſt mir im Theater ſelten eine ſolche Ueberraſchung begegnet — da, als nach dem Schluſſe des Stückes der Vorhang ſchon eine kleine Weile gefallen war, da melden ſich aus dem Publicum ſchüchtern einige Beifallszeichen und ſie vermehren ſich und bleiben ohne irgend einen Widerſpruch, und es wird aufgezogen, damit ſich der Gaſt für dieſe Freundlichkeit bedanken könne. Sobald der Gaſt zu dieſem Zwecke auf der Scene erſcheint, applaudirt einſtimmig das ganze Haus. Erſichtlich war es alſo dem Publicum gerade ſo ergangen wie mir: das Rollenfach hatte ihm nicht zu der langen Figur der Schauſpielerin gepaßt, und deßhalb hatte man geſchwiegen, die Schauſpielerin ſelbſt aber hatte dem Publicum gefallen.

So war es. Auf dieſen Vorgang hin engagirte ich die junge Dame und führte ſie erſt in naiv-ſentimentale Rollen, dann in reinſentimentale, endlich in Rollen, welche dem Tragiſchen naherückten, und all das gelang: wir hatten eine allgemein ſympathiſche Frauenkraft gewonnen, ich machte die ſchönſten Pläne für die Zukunft mit ihr, ich ließ ſie das Gretchen ſtudiren, ich hoffte — es blieb beim Hoffen! Die für unſer Theater heilloſe Liebe miſchte ſich wieder darein und ſchnitt unſere Hoffnung ab wie eine Parze — Fräulein Scholz verheirathete ſich ebenfalls.

Ein Unglück kommt ſelten allein. Im December dieſes Jahres 1856 griff die verzweifelte Heirath nach unſerm beſten Schatze, nach Louiſe Neumann.

Sie hatte freilich nicht ganz Unrecht, wenn ſie auf meinen Aufſchrei ſagte: Seit 1839 bin ich hier, alſo ſeit ſiebzehn Jahren; mein Fach iſt und bleibt das naive Fach, wie ſehr Sie mich auch als bedürftiger Director in andere Fächer geführt, meine Laufbahn iſt in Wahrheit vollendet. — „Durchaus nicht!“ — Doch!

Umſonſt citirte ich Mademoiſelle Mars, die bis in die Nähe des Grabes im Théâtre Français durch ihre Liebhaberinnen entzückt habe. — Franzoſen! — erwiderte ſie lächelnd — und das Burgtheater ſteht nicht in Frankreich.

Kurz, ſie verließ uns. Außer Wilhelmi war mir Niemand ſo lieb und werth geweſen. Sie war ein Mitglied, wie es im Buche ſteht; nein! wie es nicht einmal im Buche ſteht. Nichts von Schauſpielerei, Nichts von Flitterweſen, Nichts von gemachtem Kram. Die ehrlichſte, einfachſte Hingebung an ihren Beruf; nicht nur die treueſte Pflichterfüllung, auch die liebenswürdigſte, welche ſelbſt ein Opfer nicht verſagte, ſobald das Gedeihen des Ganzen ein Opfer in Anſpruch nahm. Dazu eine Vertreterin guter Geſellſchaft, eine Vertreterin des Geſitteten, des Wohlanſtändigen, und ſchon deßhalb eine Perle für's Burgtheater. Sie war von Hauſe aus gut erzogen, und das hat ihr und uns die reichlichſten Früchte getragen, denn dadurch war ſie für die gute Geſellſchaft Wiens eine immer willkommene Erſcheinung, ein zartes, feines Band zwiſchen Publicum und Schaubühne, und dadurch wurde ſie für das Geſellſchaftsſtück — um das Converſationsſtück deutſch zu benennen — eine überzeugende Kraft. Und dieſen Schatz ſollten wir hingeben!

Scribe, der franzöſiſche Luſtſpieldichter, kam damals auf einige Tage nach Wien, und ich hatte das Vergnügen, dieſen Vater des bürgerlichen Luſtſpiels in's Burgtheater zu führen. Er war ein kleiner alter Herr mit weißem Haupte. Unter Karl dem Zehnten ſchon hatte er ſeine theatraliſche Laufbahn begonnen und die ganze Juli-Monarchie hindurch Stücke geſchrieben, die Republik hatte er überdauert und kürzlich noch „Mein Stern“ gebracht, eine heitere Verſpottung des Kaiſerſterns. Er war recht müde, aber gar nicht blaſirt, und er wollte beiläufig doch auch ſehen, wie man in Wien Komödie ſpiele. Auf meine Frage, ob er uns nicht wieder ein größeres Stück ſchenken werde, erwiderte er achſelzuckend: „Woher den Hintergrund nehmen? Wir haben keine „Geſellſchaft“ mehr“. Ich glaube, er war damals mit den „Feenhänden“ beſchäftigt, in denen eine Herzogin Putzmacherin wird und denen in Frankreich der Erfolg heftig beſtritten wurde. Aber er ſprach nie über Pläne, deren er immer ein Dutzend auf dem Webſtuhle hatte, denn man brachte ſie ihm von allen Seiten, damit er ſie auf ſeinem Webſtuhle verarbeiten möge. Wir konnten ihm keinen verrathen, denn er verſtand natürlich kein Wort Deutſch, und ich ſah nicht ohne Beſorgniß drein, daß er ſich langweilen werde. Ungemein höflich wie er war, verſicherte er lächelnd, daß er dem Spiele ganz gut folgen könnte auch ohne Verſtändniß der Worte. Er ſah mit voller Aufmerkſamkeit zu und erzählte mir nach dem Actſchluſſe, was er geſehen und gehört zu haben glaubte. Ein Luſtſpieldichter combinirt ſich ja aus einem Finger Hand und Fuß! Ich ſtörte ſeine Combination nicht durch Berichtigung und verwies ihn auf den zweiten Act. Unerſchütterlich aufmerkſam ging er auch an dieſen und ſchwieg vollſtändig während des Spiels. Plötzlich gerieth er in Bewegung und nach kurzer Friſt wendete er ſich zu mir und ſprach: Voilà une actrice! — Louiſe Neumann war aufgetreten.

Sie war formell franzöſiſch erzogen, und dieſe Formen hat ſie immer feſtgehalten. Ihr ſchwäbiſch angehauchtes Naturell — alemanniſch, von der Weſtſeite des Schwarzwaldes — blieb davon unverkürzt, ja unberührt, ſo daß der heitere Mutterwitz ſich in den Formen geſellſchaftlicher Decenz höchſt graziös ausnahm. Sie konnte ſtärkere Dinge ſagen als manche Andere, denn ſie klangen aus ihrem Munde und begleitet von ihrer ſonſtigen Haltung gar nicht ſtark, ſondern nur pikant, und ſie ſagte feine Dinge höchſt ausdrucksvoll, weil man empfand, daß ſie ganz genau wußte, was ſie ſagte. Ihre geſellſchaftliche Bildung wußte Alles paſſend einzuführen.

Als ich ſie 1845 das erſtemal ſah — ſie ſpielte die Floretta in der „Donna Diana" — da hat ſie mich wunderlich gefoppt oder doch verwirrt. Zu der hübſchen Figur und der lebhaften Phyſiognomie mit klugen Augen, ſchönen Zähnen und Händen hatte ihr die Natur ein ſchmales Stimmorgan gegeben, welches ein wenig auffiel. Damals wenigſtens — es hat ſich ſpäter mehr gefüllt — in dieſer wortarmen Rolle meldete es ſich ſpitz und ſcharf. Es frappirte mich, und nach der erſten Scene dachte ich: das iſt entweder ein curioſes Perſönchen, oder es iſt eine ſehr gute Schauſpielerin! Am Schluſſe des Stückes hielt ich ſie für eine ſehr gute Schauſpielerin.

Sie hatte in einem ganz anderen Sinne Geiſt als Fräulein Goßmann. Bei dieſer erſchien die geiſtige Kraft à la sauvage, brüsk herausfordernd; bei Louiſe Neumann erſchien dieſe Kraft leiſer, vorſichtiger, und erſt, wenn ſie des Terrains ſicher war, wagte ſie einen Sprung. Nur gerade ſo weit, als abſolut nothwendig war, und ihr ſchallendes Gelächter drückte den Stempel darauf, daß Alles harmlos gemeint wäre. Sie lachte vortrefflich. Kurz, das begabte Naturell war breiter und weicher in ihr, als bei Fräulein Goßmann, und die geſellige Zurückhaltung oder Ausgleichung war ſtets zur Hand, während der humoriſtiſche Geiſt der Goßmann ohne Rückhalt vorbrach.

Dieſe ſieben erſten Jahre meiner Direction, die Werbung um Lea, war ſie mir die getreueſte und feinſte weibliche Hilfe. Sie rieth und warnte grundehrlich. Immer beſcheiden, immer mehr fragend als ſagend, eigentlich immer naiv. Bei aller Weltklugheit blieb ihre Seele in allen Dingen naiv; eine unſchätzbare Eigenſchaft an einer Frau. Ueber Literatur, über Stücke, über Menſchen, wenn ſie noch ſo genau unterrichtet war, ſprach ſie nie mit der Beſtimmtheit eines Kenners, nie apodiktiſch. Auch da fragte ſie ſtets: Iſt dies nicht bei aller Vortrefflichkeit, die ich nicht verſtehe, doch von zweifelhaftem Werthe? Oder umgekehrt: Iſt dies nicht bei allem Tadel, den es erfahren, doch recht beachtenswerth? Sie mochte nie entſcheiden, auch ihr Urtheil wollte jung bleiben und belehrbar — ein naives Mädchen.

Wie ſträubte ſie ſich, aus ihrem engen Rollenkreiſe herauszugehen! Der bare Gegenſatz zu Dawiſon und Seebach. Und doch mußte ich ſie dazu drängen. Ich hatte eigentlich keine andere Luſtſpiel-Liebhaberin, und gerade ihr Weſen war ja vorzugsweiſe geeignet, die Luſtſpiel-Liebhaberin darzuſtellen auf einem Theater, welches einfache Natürlichkeit zum Ausgangspunkte der Darſtellung nimmt. Eben weil Nichts, auch nicht Eitelkeit oder Ehrgeiz, ſie aus der einfachen Natürlichkeit hinaustreiben konnte, eben deßhalb war ſie ja wie berufen, die Erweiterung ihres Rollenkreiſes anzuſtreben. Die Garantie war ja eben vorhanden, daß dies nur in folgerichtiger Weiſe geſchehen würde und daß ſie nirgends in die Wahl falſcher Mittel verfallen könnte. Mißtrauen in ihre Kraft, Zweifel an ihrer Begabung kamen bei jeder neuen Rolle, welche nicht blos naiv war, in Rede; ſie nämlich brachte das in Rede, und alle Wendungen wurden erwogen wie auf einer Goldwage. „Doctor, das kann ich nicht!“ war das dritte Wort, und dabei zeigte ſie von Rolle zu Rolle, daß ſie viel mehr konnte, als ſie ſich zugetraut. Wie ſchön ſpielte ſie die Priska in den „Kriſen", welche einen ſentimentalen Proceß durchzumachen hat, obwohl ſie gemeint hatte, gerade der ſtünde ihr nicht zu Geſichte. Wie Treffliches leiſtete ſie in der „Königin von Navarra", die ihr ſchrecklich war. Und hier hatte ſie auch Recht mit ihrem Schrecken; hier kamen Grenzpflöcke, welche ſie nicht überſchreiten konnte. Theils in der Sache ſelbſt, welche ſtärkere Ausdrucksmittel verlangt, als ſie beſaß, theils in der nicht eben organiſchen Führung der Rolle, welcher Virtuoſenzüge angeheftet ſind. Das Declamiren mit politiſcher Beweisführung vor Kaiſer Karl war für Louiſe Neumann eine künſtliche Zumuthung, über welche wir bei der Probe viel gelacht haben. Sie lachte mit, aber ſie hatte die ſchönſte Luſt, darüber zu weinen, und ſie ſchalt mich mit Recht, daß ich ſie in Wildniſſe führe, in denen ſie nicht durchkomme! Namentlich das enge Organ behinderte ſie. Und dennoch iſt ihr der größere Theil der Rolle nie mehr nachgeſpielt worden, und das Stück hat mit ihr den angenehmen Mittelpunkt verloren. Es wurde ihr ganz erreichbar, die naive Schalkhaftigkeit des naiven Mädchens zur liſtigen Spiegelfechterei der vornehmen Dame zu ſteigern.

Und all' dieſe anmuthigen Studien ſollten plötzlich ein Ende nehmen! Anmuthig, weil ſie ſo geſund entſtanden. Sie begannen mit den einfachſten Fragen wie bei Kindern. Bekanntlich fragen Kinder ſo ſchwer, daß der Weiſeſte in Verlegenheit kommt und ſich Rechenſchaft geben muß von Dingen, die ſich von ſelbſt verſtehen ſollen und ſich doch gar nicht von ſelbſt verſtehen. Gerade ſolche Fragen, aus naivem Grunde aufſteigend, ſind ein Segen bei Kunſtſtudien — ſie ſchützen vor Hohlheit und unwahrer Täuſchung.

All dies Grundelement guter Komödie im Burgtheater ſchien mir verloren zu gehen mit dem Ausſcheiden einer Louiſe Neumann — ach, es waren traurige Tage, als ſie ihre letzten Rollen ſpielte, und als ſie zum erſten- und letztenmale vortrat, um perſönlich zum Publicum zu ſprechen und Abſchied zu nehmen!

Eines der echteſten, der liebſten Blätter in der Geſchichte des Burgtheaters war vollgeſchrieben und mußte umgewendet werden. Und wir haben's doch getragen, aber fragt uns nur nicht, wie?!

XXV.

Die Ehebündniſſe, welche uns die beſten Liebhaberinnen entzogen, machten doch nur uns unglücklich und machten wenigſtens die Liebhaberinnen glücklich. Um dieſe Zeit aber ſchürzte ſich unter unſeren Augen das Bündniß einer unſerer Damen, welches uns und auch dieſe Dame unglücklich machen ſollte. Und was noch ſchlimmer: wir hätten's wohl verhindern können.

Ich fand am Burgtheater ein weibliches Talent erſten Ranges, und freute mich königlich auf deſſen mannigfaltige Entwicklung, welche mir vor Augen ſchwebte. Es hieß Mathilde Wildauer. Wie herkömmlich war ſie lange in ausdrucksloſen Liebhaberinnen hingehalten worden, ihr Talent für komiſche Charakteriſtik war aber endlich doch durchgebrochen. In einem localen Vaudeville namentlich, alſo in einer für das Burgtheater ungeſetzlichen Gattung, „Das Verſprechen hinter'm Herd" geheißen, hatte Fräulein Wildauer eine Darſtellungskraft niederländiſchen Genres entwickelt, welche auf dem ganzen deutſchen Theater nicht ihres Gleichen hatte. Jedermann mußte dieſe Leiſtung claſſiſch nennen. Auf dieſem Grunde erbaute ich meine Schlöſſer, welche Wildauer heißen ſollten. Rollen, welche ich ihr gab, wie die Katharina in der „Widerſpenſtigen", wie das Kammermädchen in der „Mördergrube", beſtätigten nach verſchiedenen Seiten meine Hoffnung vollſtändig: es ſtand ein komiſches Talent vor uns von echteſtem, geſundeſtem Urſprunge, von künſtleriſcher Kraft, von weit ausſehender Dauer. Denn es zeigte ſich von ſo unbefangenem Sinne in Bezug auf äußere Erſcheinung, es kleidete ſich als Nanderl ſo unbekümmert um modiſchen Reiz, daß die Laufbahn in's Fach der komiſchen Alten ausgeſteckt vor uns lag, wie Signalſtangen über Feld und Thal die Richtung einer Eiſenbahn feſtſtellen.

Die charakteriſtiſchen Farben, welche ſie wählte, waren wohl noch etwas zu gleichartig, Trotz, brüskes Schmollen, trockene Ironie, Zurückziehen der komiſchen Wirkung in einen engen Verſtandeswinkel kehrten noch ein wenig ſtereotyp wieder, aber als Farben ſelbſt waren ſie ſehr tüchtig, und Fräulein Wildauer war von geweckteſtem künſtleriſchen Verſtande: einmal in die Schaffung ſolcher Charaktere conſequent eingeführt, hätte ſie ohne Zweifel neue Farben und eine neue Miſchung derſelben zu Stande gebracht. Ich bin gründlich überzeugt, daß eine claſſiſche Kraft und alles Zeug zu einer claſſiſchen Künſtlerin in ihr vorhanden war. Und ſie wurde uns entzogen, wurde ſich entzogen durch eine Liebſchaft mit der Muſika. Sie wollte durchaus ſingen. Leider konnte ſie es auch, und leider that ihr meine Behörde, welche auch Behörde des Operntheaters war, allen Willen. Ich mochte einſprechen ſo viel ich wollte, ich mochte beweiſen ſo oft ich wollte, daß man nicht zween Herren dienen könnte, daß ihr großes Talent für's Burgtheater verloren ginge, ohne daß wahrſcheinlich etwas gleich Bedeutendes für die Oper entſtünde — ich wurde abgewieſen. Und ſo entſtand, was entſtehen mußte. Sie begnügte ſich auch in der Oper nicht mit dem Kreiſe, welchen ihr ſtarkes Talent beleben konnte, ſie wurde ganz Primadonna, erſchöpfte ſich in einer Richtung, welche nicht ihr natürliches Fach war, welche ſie alſo auch übermäßig anſtrengte, und zog ſich endlich noch in friſchem Lebensalter ganz von der Bühne zurück, weil naturgemäß Enttäuſchungen für ſie eintraten in einer Kunſt, welche ſie nur mit Anſtrengung erlernen, nur mit Anſtrengung üben konnte. Das, was ihr leicht war, was ihr von ſelbſt zufiel, was ihr vortrefflich gelang, was ihr bis zu hohem Alter treu geblieben wäre, was ihr einen unvergänglichen Künſtlernamen erworben hätte, das achtete ſie gering und warf ſie endlich mit dem mühſam Errungenen in den Abgrund. Damit wir das Nachſehen doppelt ſchmerzhaft hätten, wurde auch noch der Burgtheatercaſſe die Penſion zugetheilt dafür, daß wir die Schauſpielerin über ein Jahrzehnt völlig entbehrt und an die Oper abgetreten hatten. Ein volles Bild ſchädlichen Protectionsweſens und einer Verwaltung, welche außerhalb artiſtiſcher Grundſätze über artiſtiſche Kräfte verfügt. Der Kunſtverluſt iſt in dieſem Falle ſchreiend.

Eigentlich habe ich mich immer damit getröſtet, ja ich tröſte mich noch damit, daß dieſer Verluſt nicht unwiderruflich ſei. Jeden Tag kann Fräulein Wildauer wieder eintreten in's Burgtheater. Eine kundige Direction und das ganze Publicum werden ſie mit Jubel aufnehmen, und ſie kann die unterbrochene Laufbahn einer charakteriſtiſch komiſchen Schauſpielerin fortſetzen, ja mit gereifter Einſicht ſie zu einem glänzenden Ziele führen. Sie iſt in ihrer Geſundheit angegriffen, leider! Aber ſie beherrſcht alle Mittel für dies Schauſpielfach mit größter Leichtigkeit, es wird ſie das erneute Wirken im Schauſpiele nicht überanſtrengen, und die Genugthuung, welche ſie in ihrer echten Kunſt erleben wird, kann ihr Nervenleben kräftigen. Sie iſt hypochondriſch, nun — unſere beſten Komiker waren und ſind hypochondriſch und erfriſchen außer uns auch ſich ſelbſt durch den Humor, welchen die Kunſt befreit vom engen Gefängniſſe der Einſamkeit. Die Wirkung auf der Scene ſprengt ſolche Gefängnißthüren — Mathilde Wildauer möge dies leſen und ſich herzhaft entſchließen!

An neuen Stücken brachte dieſe Zeit „Graf Eſſex" von Laube, „Klytämneſtra" von Tempeltey, „Iphigenie in Delphi" von Halm, drei Trauerſpiele. Die gleichzeitigen Luſtſpiel-Neuigkeiten waren unbedeutend. Ja, auch das neue Frühjahr — 1857 — brachte zunächſt wieder zwei Trauerſpiele, „Sophonisbe" von Herſch und

„Brutus und ſein Haus“ von Roderich Anſchütz. Dann erſt kehrten heitere Schauſpiele ein, und zwei von ihnen wurden dauernd eingebürgert: „Die Grille“ von Frau Birch-Pfeiffer und eine Bearbeitung nach dem Franzöſiſchen, „Die Biedermänner“.

Von den Trauerſpielen iſt „Graf Eſſex“ am Leben geblieben. Es ſteht mir über das Stück kein Urtheil zu. Ich habe auch kaum die unbefangene Einſicht und empfinde keinen beſonderen Drang, den Tadel zu entwickeln, welchen es verdient.

„Klytämneſtra“, von Tempeltey, fand eine originell günſtige Aufnahme. Der Verfaſſer, ein junger Mann aus Berlin, hatte die vorliegenden griechiſchen Bauſteine mit glücklichem Talente aufgeſchichtet und das, was wir ein „Architekturſtück“ nennen, mit friſchem Sinne belebt. Solche Architekturſtücke bewerkſtelligen ihr Gerüſt mit hiſtoriſch bekannten Vorgängen und Leidenſchaften, und führen den Bau zu Ende in überkommenem Style. Wenn ihr Baumeiſter nicht ein Talent erſten Ranges iſt, ſo iſt keine Dauer zu erwarten von dieſer Form. Sie ſind zu claſſiſcher Uebung da, und jenem erſten Abende der „Klytämneſtra“ kam ein beſonderer Impuls zu Hilfe. Der junge Dichter, welcher nach den Actſchlüſſen vor dem Publicum erſchien, machte perſönlich einen gar lebendigen, angenehmen Eindruck, und man ſah es ihm an, daß der Erfolg ſein Herz ſchwellte wie eine Liebesgabe. So wollte man ihn wiederſehen und rief ihn nach jedem Actſchluſſe. Dazu geſellte ſich ein curioſes Ereigniß. Agamemnon, nur am Schluſſe des Actes erſcheinend, ſtürzte krank zuſammen; eine Ohnmacht überfiel Herrn Wagner. Das Stück, kaum angefangen, konnte nicht weitergeſpielt werden. Was thun? Es war ein Laufen und Fragen und Schreien ohnegleichen. Ich ſtand rathlos in dem Getümmel, ſollte befehlen und wartete ſelbſt. Vielleicht erholt ſich Agamemnon? Nein. Vielleicht giebt ſeine Rolle einen Fingerzeig? Ja. Die Rolle war ſehr kurz. Sie hatte nur noch eine Scene Erzählung. Wäre das nicht auch ohne Wagner zu bewerkſtelligen? Die ganze Stimmung im Publicum und auf der Bühne hatte durch den jungen, lebensluſtigen Dichter etwas Studentiſches. Er ſtand ganz erſtaunt da in dem Tumulte und verſpeiſte Eis; es ſchien ihm ganz unmöglich, daß ſein Stück ſchon am Anfange zu Ende ſein ſollte. Unmöglich! Es wird ſich ſchon was ereignen. So kam man auf ſtudentiſche Gedanken. Lußberger ſtand neben mir und beſtärkte mich in der dreiſten Idee, welche mir aufſtieg. Sie ging dahin, daß die ruhige Scene des Agamemnon von einem anderen Schauſpieler geleſen werden könnte. Man ſchreit. Im Frack? Nein, in Agamemnon's Coſtüm. Wer? — Herr Rettich lieſt ſehr gut vom Blatte, ſeine Frau ſpielt die Hauptrolle, er kennt das Stück, er iſt oben in der Loge, vielleicht übernimmt er die ſeltene Aufgabe? — Nach einigem Sträuben übernimmt er ſie wirklich, kleidet ſich raſch, läßt ſich dabei die Rolle vorleſen, lieſt ſie dann ſelbſt noch einmal und ſteht in kurzer Friſt da und iſt bereit. Der Regiſſeur kündigt dem Publicum an, welcher Ausweg erwählt worden ſei, um es nicht unverrichteter Dinge heimzuſchicken, und das Publicum applaudirt. Der Vorhang geht wieder auf, und Agamemnon ſitzt da und macht ſeine Mittheilung über den trojaniſchen Krieg, indem er ein kleines Papierheft zu Rathe zieht, offenbar Notizen aus dem Feldlager. Herr Rettich machte das ſehr geſchickt, und wer nicht hinſah oder wer kurzſichtig war, der fand gar nichts Auffallendes. Mit Beifall ging er ab, um hinter der Scene ermordet zu werden. Letzteres machte gar keine Schwierigkeit, und ſein Schrei hinter der Couliſſe war auch für Weitſichtige überzeugend. Kurz, die Vorſtellung rollte in gutem Geleiſe weiter bis zum Ende; der junge Dichter ſtürmte dankſagend hervor nach jedem Acte, es war ein glänzender Erfolg. Die ſtörende Epiſode hatte das Intereſſe eher erhöht als vermindert.

Die Wiederholungen gefielen auch, nur wurde das Häuflein Zuſchauer für die griechiſche Mythe immer dünner, und die ſprühende

Fackel löſchte allmälig ganz aus. Es war eben nur eine Fackel, wie das herkömmlich iſt bei Architekturſtücken.

Den nächſten Stoff ſuchte Tempeltey im deutſchen Mittelalter, und er wußte ihn nicht aufführbar zu geſtalten. In der „Klytämneſtra" war enge, ſtrenge dramatiſche Faſſung; hier war loſes Auseinander, Mangel an dramatiſcher Compoſition. Dies iſt das Geheimniß der Architekturſtücke und ihres ſcheinbaren Lebens: Bauſteine und Riß liegen vor, das fügt ſich auch mit mäßigem Talente. Kommt derſelbe Dichter aber hinaus in die freie Romantik, da fehlen alle die vorgezeichneten Linien und die ausfüllenden Werkſtücke, und die Verirrung in romantiſche Wildniß tritt ein, die auf dem Theater Untergang heißt.

Mahnt doch ein ganz neues Beiſpiel daran: Lindner, der Verfaſſer von „Brutus und Collatinus", zeigt eine ſo bedeutende Kraft in Ausbeutung des römiſchen Stoffes und der ihm innewohnenden Gedanken; er geht aber mit ſeinem zweiten Stück ebenfalls in unſer romantiſches Mittelalter und — verliert ebenfalls den dramatiſchen Halt.

Hoffentlich belehrt ihn dieſe Erfahrung. Und ſo ſcheint es nach der Notiz: ſein dritter Stoff ſei Katharina von Rußland. Dieſe Wahl würde beweiſen, daß er ein Bedürfniß der Concentration empfunden. Tempeltey aber hat geſchwiegen ſeit ſeinem „Ritte ins alte romantiſche Land". Doch nein! er hat noch eine Studie im Iffland'ſchen Genre gebracht, welche als Weg beachtenswerth, als Stück nicht mächtig genug war.

Es folgte bei uns „Iphigenie in Delphi" von Friedrich Halm. Auch dies Drama greift nach den Vortheilen des Architekturſtückes, für welches Charaktere und Handlung längſt aufgebaut ſind durch Tradition. Da iſt der Zweifel ausgeſchloſſen, und eine gewiſſe Weihe kommt entgegen; es handelt ſich nur um ein Mehr oder Minder der Kunſtfertigkeit. Iſt dieſe claſſiſch groß, wie bei Goethe's „Iphigenie", ſo bewahrt die Nation ſolche Arbeit in ihrer Literatur und, wenn irgend möglich, auch auf ihrem Theater als ein ſchätzbares Kleinod. Nicht zum Hausgebrauche, nur für die Feſttage und vorzugsweiſe zum edlen Beiſpiele. Das große Publicum erfährt Nichts davon, die Arbeit iſt zu vornehm, weil zu fern in Stoff und Gedanken. Die Gebildeten aber laben ſich daran, die geſchlechtsloſe Schönheit verehrend. Juſt die Geſchlechtsloſigkeit iſt ſolchen Werken eigen; denn ſie ſind nicht gezeugt, ſie ſind erworben durch das Studium des Schönen.

Iſt für dieſe Architekturſtücke die Kraft nicht claſſiſch groß, dann werden ſie Schul-Exercitien. Iſt die Kraft, wenn auch für Claſſicität nicht ausreichend, doch von formeller Schönheit gehoben, dann haben ſolche Stücke immerhin einen äſthetiſchen Werth für ein gutes Theater. Sie bieten edle Studien für das Publicum und für die Schauſpieler.

Ein ſolches Stück iſt dieſe „Iphigenie in Delphi", und in ſolcher Beziehung gehört ſie zum Werthvollſten, was Halm geſchrieben. Es fehlt ihr wohl zur claſſiſchen Größe der letzte Stempel, weil dem Verfaſſer die innere Macht eines bedeutenden Menſchen fehlt, aber das Talent des Verfaſſers rückt ſie doch in der Anmuth ihrer Faſſung ziemlich hoch hinauf.

Bei ſolchem Stoffe thut auch das weniger Eintrag, was bei den anderen Halm'ſchen Stücken der Begriff „Komödie" Abſchwächendes mit ſich bringt. An den Stoff der ſo entfernten griechiſchen Mythe legen wir nicht den Maßſtab lebensvoller Wahrheit; wir haben es ja mit Geſchöpfen zu thun, welche unſerem menſchlichen Bedürfniſſe weit entrückt ſind. Sie verkehren mit Halbgöttern und Göttern, das Ganze ruht über oder doch außer unſerem Lebenskreiſe, aus welchem das Drama auf unſerer Bühne erwachſen ſoll, um uns echt zu treffen. Die ſchöne Form iſt alſo hier von entſcheidender Wichtigkeit, und Halm hat ſein Talent ſchöner Form in dieſer „Iphigenie" am wohlthuendſten entwickelt. Und gerade für dieſe verdienſtliche Arbeit hat er am wenigſten Dank geerntet. Die Theilnahme des Publicums zeigte ſich in geringem Maße, das Stück verſchwand nach vier Vorſtellungen. Ich hätte es gern alle Jahre wieder gebracht, aber es trug ſeinen Todeskeim in der Beſetzung. Wie immer hatte der Dichter die mächtigſte Rolle, die der Elektra, für Frau Rettich beſtimmt, und gerade ſolche Rollen waren die gefährlichſten für dieſe Schauſpielerin. Griechiſche Welt mit ihrer unabweislichen Anforderung ſchöner Bewegung, und heftige Leidenſchaft dazu, welche zu heftiger Bewegung trieb — das waren die ſchlimmſten Klippen für Julie Rettich. Das Verſtändniß ihrer Aufgabe führte ſie zu allen Conſequenzen der Aufgabe, und ſo entſtand das Aeußerſte von kalter Leidenſchaft, die nur vom Verſtande zum Verſtande ſprach, und ſo entſtand eine Action des Körpers, welche den Augen wehe that. Ihr Gebahren mit der Axt wirkte zerſtörend auf die richtigſten Intentionen des Dichters. Fräulein Wolter könnte für dieſe Rolle ausgebildet werden, und dann wäre eine Wiederaufnahme des Stückes recht ſehr anzurathen.

1857 ſetzte, wie geſagt, die Architekturſtücke fort. Zuerſt kam „Sophonisbe“ von Herſch. Dieſer Stoff iſt einer der reichhaltigſten in der überlieferten tragiſchen Architektur. Jeder poetiſche Wandersmann erweckt mit einer „Sophonisbe“ trügeriſche Hoffnungen, und wie viele ſolche Wandersmänner kehren ein auf der deutſchen Bühne!

Herſch iſt durch ein zweites Stück, „Annelieſe“, ein Jahr ſpäter allgemeiner bekannt geworden. Es hat in Norddeutſchland, wohl zum Theil durch Erinnerung an den alten Deſſauer, Glück gemacht und hat ſich nur im Burgtheater zu dünn erwieſen. Fräulein Goßmann genügte auch bei uns der Hauptrolle nicht ganz, wie pikant ſie Einzelnes ſpielte. Man ſah an ſolchen Rollen, daß ihr Weſen doch nicht Fülle genug hatte, um ein Stück zu tragen, welches in der Hauptfigur die vollen Eigenſchaften eines weiblichen Weſens brauchte, voll in der heitern wie in der ſentimentalen Kraft. Ihre innere Structur erwies ſich bei ſolchen Hauptproben immer ein wenig ſplitterhaft.

In dieſer „Sophonisbe“ hätte Niemand die ältere Schweſter einer „Annelieſe" vermuthet. Sie war ganz ernſthaft in ihrer Architektur, und einmal im Zuge mit dieſer dramatiſchen Gattung — es gab eben augenblicklich keine andere! — hatte ich ſie meiner Behörde eingereicht wie eine Nothwendigkeit des Tages.

Mein Chef, welchem die Cenſur der Stücke oblag, war um jene Zeit durch ein Augenleiden am Leſen verhindert, war aber ſehr pflichtgetreu und fühlte ſich gepeinigt, die Erledigung eines Stückes verzögern zu müſſen. Er ließ ſich alſo vorleſen, und ausnahmsweiſe verrichtete ich einmal dieſes Amt bei zwei Stücken, die ich raſch befördert ſehen wollte. Das eine war jene „Sophonisbe", das andere eine Bearbeitung der „Faux bons hommes".

Zum Vorleſen ſind dieſe dramatiſchen „Architekturen" am beſten geeignet. Man kennt den Riß, man kennt die Bauſteine, man folgt dem Aufbau mit Leichtigkeit, und die ſogenannte „ſchöne Sprache" thut das Uebrige. Unter „ſchöner Sprache" hatte ſich in unſere poetiſche Dramatik ein hohles Verſeweſen eingeſchlichen, welches abgenützte Gedanken anſpruchsvoll vorträgt und durchſchnittlich des eigenen Tones und Charakters entbehrt — eine poetiſche Jahrmarktswaare für die nur äußerlich theilnehmende Partie des Publicums. Dieſer verſchwommene Geſchmack iſt in den letzten zehn Jahren allmälig außer Credit gekommen im Burgtheater.

Nun, ich las denn die afrikaniſche „Sophonisbe" mit aller nur erreichbaren Hingebung, und das Stück fand vollſtändigen Beifall. Solche Gattung von Stücken iſt älteren Beſuchern des Burgtheaters aus vornehmen Kreiſen wie der Kuhreigen, welcher an poetiſch geheißene Zeit der Jugend gemahnt. Die Leidenſchaften bewegen ſich höflich im Geleiſe altgewohnter Art, kein ſträflicher Gedanke erinnert an das Treiben der Gegenwart, es iſt durchweg ein angenehmes Spiel unverfänglicher Aufregung, für welches ein Hoftheater da ſein ſollte.

Mein Chef war in manchen Punkten ſeiner Geſchmacksrichtung weiter als ſein Vorgänger, Graf Moritz Dietrichſtein, welcher den regelmäßigen Klingklang ſolcher dramatiſchen Architektur höchlichſt verehrte: aber für ſolche unverfängliche Stücke aus der Vorzeit, welche auch nicht die kleinſte Wunde des Tages berührten, hegte auch er eine natürliche Vorliebe. Eine natürliche, weil der Standpunkt dieſer Herren ganz ihrer Stellung gemäß conſervativ ſein muß, wenn ihnen nicht ein beſonders lebhafter Geiſt das Bedürfniß entwickelt, irgendwie ſchöpferiſch vorzugehen. Am Ende iſt es ja auch in der Ordnung, wenn einmal zwei Directionen walten, daß die ſchöpferiſchen Ideen von der artiſtiſchen Direction ausgehen müſſen, und daß die Milderung und Mäßigung der oberen Direction zuſteht, wie im engliſchen Unter- und Oberhauſe. Das iſt ganz in der Ordnung, wenn nur das Unterhaus wirklich ſchöpferiſch vorgeht und wenn nur das Oberhaus wirklich nur mäßigend ausgleicht.

Am zweiten Abende las ich „Die Biedermänner“ und fiel gänzlich durch. Schon in der Mitte des Stückes hieß es: Hören Sie auf! Das iſt nicht auszuhalten, und dergleichen hält auch das Publicum des Burgtheaters nicht aus.

Nun kommt die Aufführung, dies unberechenbare Ereigniß, welches die Vorleſung ſo oft verſpottet. „Sophonisbe“ ging mit Mann und Maus zu Grunde. Die damalige tragiſche Liebhaberin, Frau Würzburg-Gabillon, beförderte die Afrikanerin mit Siebenmeilenſtiefeln in den Acheron hinab. Jedes Rollenfach verlangt eben beſtimmte Eigenſchaften, welche durch das Talent wirkſam gemacht werden. Eine unerläßliche Eigenſchaft der tragiſchen Liebhaberin iſt ein edles Gefühl, welches von ihr ausſtrömt wie der Hauch des Herzens. Wo dies fehlt, ſind alle Kunſtſtücke vergebens; die echte, liebevolle Milde des Herzens läßt ſich abſolut nicht künſtlich nachmachen. Ein Poet, dem ſie fehlt, kann kein rührendes Trauerſpiel ſchreiben; eine Schauſpielerin, der ſie fehlt, muß alle Aufgaben vermeiden, welche die Thräne erwecken ſollen.

Ich vermied ſtets äſthetiſche Recriminationen vor meiner Behörde. Sie erbittern nur und nützen doch zu Nichts für die Zukunft.

Jeder von uns kann nur das werden, wozu er die Anlage hat, und wie oft irrte ich ſelbſt in den Punkten, welche ich officiell verſtehen ſollte. Kein Wort alſo vor meinem Chef über das acherontiſche Schickſal der „Sophonisbe"! Aber die nachträgliche Niederlage wollte ich doch ausnützen für die vorläufige Niederlage meiner „Biedermänner". Ich erzählte alſo, daß ich an dieſen „Biedermännern" geändert und daß ich namentlich die Hauptfigur für Beckmann ausgearbeitet hätte. Ich wollte nicht verlangen, daß das Stück nochmals geleſen würde, aber ich könnte verſichern, daß eigentliche Cenſurbedenken in ſolchem Luſtſpiele nicht vorhanden wären. Die äſthetiſchen Bedenken bäte ich ſämmtlich auf mein Haupt zu laden.

Ich hatte in Wahrheit die Rolle für Beckmann ausgearbeitet. Uebertragungen aus fremder National-Literatur erheiſchen für das Theater diejenigen Aenderungen, welche dem Publicum das durchaus Fremde in Geſinnung und Geſchmack näherrücken. Nur dadurch kann man auf der Scene acclimatiſiren. Der Weg, welchen damals franzöſiſche Luſtſpieldichter einſchlugen — Barrière und Sardou an der Spitze —, indem ſie ſcharf geſchnittene Charaktere in erſte Linie ſtellten, war ja doch für uns annehmbar, die wir die größte Schwierigkeit bei franzöſiſchen Stücken in leichtfertiger oder unmoraliſcher Handlung finden. Die Charaktere können wir ſo modelliren, daß ſie das Abſtoßende der Fremdartigkeit verlieren. Und zu ſolcher Ausführung war Beckmann ſehr geeignet. Seine komiſche Atmoſphäre vertrieb aus den Rollen die widerwärtigen Miasmen, wenn man ihm in der Bearbeitung entgegenkam. In dieſem Sinne hatte ich Péronnet, die Hauptfigur der „Biedermänner", ihres fremdartigen Charakters zu entkleiden geſucht.

Kurz, das Schickſal der „Sophonisbe" trug mir die Zulaſſung der „Biedermänner" ein. Bekanntlich wurden ſie ein unverwüſtliches Repertoireſtück, und Jedermann kennt ſie. Wer kennt „Sophonisbe"?!

XXVI.

Das letzte jener Architekturſtücke, „Brutus und ſein Haus", von Roderich Anſchütz, welches der „Sophonisbe" auf dem Fuße folgte, kann ſich dieſer Einreihung in eine herkömmliche Kategorie am erſten entziehen. Es iſt am ſelbſtſtändigſten componirt und hält ſich am freieſten von überlieferten Formen und Gedanken. Roderich Anſchütz arbeitet erſichtlich aus eigenen dramatiſch-theatraliſchen Gedanken und verdient deßhalb größere Aufmerkſamkeit, als ihm bisher gewährt worden iſt. Schon dieſem römiſchen Stücke ſah man an, daß der Verfaſſer aus ſich heraus ſchaffen gewollt, und es fand ſich auch eine Scene vor, welche — mehr im romantiſchen Sinne — ganz neu hervorſprang zwiſchen den Quaderſtein-Verhältniſſen der römiſchen Urgeſchichte.

Roderich Anſchütz iſt ein Sohn unſeres berühmten Schauſpielers Heinrich Anſchütz; er iſt aufgewachſen in praktiſcher Kenntniß der Theater-Anforderungen, und das verleugnen ſeine Stücke nicht, wenn ſie ſich auch, wie hier, im alten Rom den Schauplatz ſuchen.

Der Brutus in dieſem Stücke iſt der ältere Brutus, iſt Junius Brutus, welcher die Tarquinier verjagt und die römiſche Republik gründet. Sein „Haus" ſind ſeine Söhne, welche ſich mit den Tarquiniern gegen Rom verſchwören, gegen das Rom des eigenen Vaters. Der Herzpunkt des Stückes iſt alſo die grauſame Lage eines Vaters, welcher ſein Vaterherz opfern ſoll, um ſeinem politiſchen Herzen zu genügen. Er ſoll befehlen, daß man ſeine Söhne hinrichte. — Dies bleibt für uns ewig eine peinliche und unnatürliche Frage, und weil ſie unnatürlich und peinlich, kann ſie, meines Erachtens, von der Kunſt nicht gelöſt werden und ſollte unaufgeworfen bleiben für die Kunſt.

Im erſten Monate nach einer Revolution, welche einen neuen Staat gegründet und das ganze Leben der Bürger auf die Geltung der Staatsform zuſammengedrängt hat, da mag dieſe Brutus-Rolle im Theater Zuſtimmung finden. Schon im zweiten Monate nicht mehr. Da drängt das Menſchenthum ſich ſchon wieder hervor und räumt dem Staatsthume nicht mehr ein, daß die Verleugnung des natürlichſten Gefühles ſchön erſcheinen könne. Nothwendig vielleicht, aber nicht ſchön. Und das blos Nothwendige iſt keine Aufgabe für die Kunſt. In letzter Spitze muß doch Alles, was die Kunſt hervorbringt, ein Element des Wohlthuenden in ſich tragen, und wie ſoll das erreicht werden, wenn das Herz ſchreiend Nein ſagt zu dem, was ihm vorgeſtellt wird? Namentlich wenn die Vorſtellung auf der Bühne geſchieht, wo das Herz viel unmittelbarer berührt wird, als bei jeder anderen Kunſt.

Die Statue des von Schlangen umrungenen Laokoon mag Gegenſtand des künſtleriſchen Streites ſein, und ein ſtrenger Sinn wie Leſſing's mag dafür geiſtvoll eintreten in den Streit — aber eine Statue appellirt auch ganz anders an unſeren Geſchmack, als ein Theaterſtück. Die ſchönen Linien, die Hauptaufgabe der Statue, können uns günſtig anmuthen trotz des grauſamen Schmerzes, welcher den gepeinigten Mann zerwühlt — bei dem gemarterten Menſchen auf der Bühne ſind ſchöne Linien der äußeren Erſcheinung nicht der wichtigſte Geſichtspunkt. Wenn auf der Bühne das moraliſche Leiden nur peinvoll und martervoll iſt, da wenden wir uns ab, weil wir auch nur peinvoll und martervoll berührt werden.

Wie talentvoll auch Roderich Anſchütz die alten Steine feſter Gedanken und Vorfälle bewegt hatte durch den lebensvollen Hauch einiger Scenen, er konnte dadurch die Mißlichkeit des Themas nicht vergeſſen machen. Und das fragliche Vaterthum im Stücke ſchlug ihm bei der Darſtellung noch eine beſondere Wunde. Naturgemäß verſagte der Vater Anſchütz, welcher den Brutus ſpielte, dem dichteriſchen Sohne Anſchütz. Dieſe unnatürliche, blos politiſche Grauſamkeit lag gar nicht im Weſen des alten Schauſpielers; man ſah, daß dieſe Brutus-Darſtellung ein Ergebniß des Schulſtudiums war, aber mit der freien Künſtlerkraft eines vorzugsweiſe bürgerlichen und milden Darſtellers Nichts zu ſchaffen hatte.

Da fehlte es denn nicht an Applaus, aber es war ſogenannter Familien-Applaus im guten Sinne des Wortes, und es fehlte an wahrer Theilnahme, alſo auch bald an Zuſchauern.

Roderich Anſchütz hat ſpäter den bereit liegenden Werkſtücken des Architektur-Dramas gänzlich entſagt und eine „Johanna Gray“ wie einen „Kunz von Kaufung“ gebracht, Productionen, welche beide der Rede werth ſind, obwohl die zweite gleich beim Auftauchen unterging. — Das geht wohl ſo, wenn eine neue Abſicht nicht gleich beim erſten Wurfe vollſtändig gelingt. Das Neue muß Glück haben, ſonſt wird es nach den Maßſtäben des Alten wohlfeil verurtheilt.

Roderich Anſchütz wollte einen hiſtoriſch populären Stoff, den ſächſiſchen Prinzenraub, auch populär dramatiſiren — ein Plan, welcher ja den mechaniſch in Jamben einherſtolzirenden hiſtoriſchen Stücken weit vorzuziehen iſt. Die Hauptwendung des Stückes aber, die Gefangennahme des Kunz, war nicht beſonders gerathen und ſprach nicht an. Dadurch wurde das Ganze niedergeriſſen. Denn das Populäre wohnt immer dicht neben dem Alltäglichen und gar nicht weit vom Gemeinen. Wenn dem Populären alſo der ganz treffende Ton an entſcheidender Stelle verſagt, dann iſt es kläglich verloren, da Niemand ſo gering ſein will, Alltägliches annehmbar zu finden. — Trotzdem war die Intention des Dichters lebenswerth, und da er mit der Theaterwirkung wohlvertraut iſt, ſo ſollte er ſeine Thätigkeit für die Bühne nicht einſtellen, wie er ſeit jener Zeit gethan. Denn auch ſeine „Johanna Gray" unterſchied ſich vortheilhaft von den üblichen hiſtoriſchen Stücken. Sie war nicht ohne eigenthümliche Charakteriſtik und nicht ohne intime Züge. Unſere Darſtellung konnte ihr aber leider nicht die nöthige Förderung bieten, denn nach Abgang des Fräulein Seebach war unſere untragiſche Sophonisbe auch unſere Johanna Gray.

Die völlig modernen „Biedermänner" gingen wie über Ruinen lachend über all jene Architekturſtücke hinweg, und lachend ging das Publicum mit ihnen wochenlang, monatelang. Ein greller Sieg des Intereſſes, welches im Reize der Gegenwart liegt.

Und gerade dies wird von deutſcher Theaterkritik am vielfachſten verkannt. Sie behandelt geringſchätzig, was ſich auf der Bühne mit der Gegenwart beſchäftigt, und verliert dadurch die wichtigſte Gelegenheit, dem Theater zu nützen. Brutus iſt ihr intereſſanter als Doctor Fiſcher. Auf dem Theater und beim Theater-Publicum iſt's umgekehrt. Ein Theater hat die größte Macht darin, daß es die Gegenwart anſprechend darſtellt. Dadurch gewinnt es das größte Publicum, dadurch nöthigt es ſeine Schauſpieler zur Wahrheit und ſein Publicum zur Würdigung wahrhaftigen Spieles. Denn bei den Stoffen der Gegenwart ſind alle Zuſchauer bis auf einen gewiſſen Grad urtheilsfähig: ob das, was dargeſtellt wird und wie es dargeſtellt wird, richtig und treffend ſei. Und von der Gegenwart ausgehend, führt ein Theater in richtiger Folge und aufſteigender Reihe ſein Publicum und ſeine Schauſpieler natürlich und geſund zu ferner liegenden Aufgaben wie zu höher liegenden Aufgaben. Ein ſo herangebildetes Publicum und ſo heraufgezogene Schauſpieler gehen an ein hiſtoriſches Schauſpiel einfach und ehrlich. Da iſt ein verbildetes Pathos und ein verkünſtelter Styl nicht mehr möglich, da erfolgt die nothwendige Steigerung des Vortrages und Styles in organiſcher Weiſe, ſie erfolgt unſerem Bildungsſtandpunkte angemeſſen, und das ganze

Theater bewahrt ſich den Ton der Wahrhaftigkeit, mit dieſem Tone aber die einzig treffende und dauernde Macht.

Auf den deutſchen Theatern hat man ſeit Jahrzehnten den umgekehrten Weg verfolgt, und gerade dadurch hat man das deutſche Theater gefährlich beſchädigt.

Das Schauſpiel der Gegenwart, das heutige Stück, nenne man's Converſationsſtück, Geſellſchaftsſtück oder ſonſtwie, iſt namentlich auf den deutſchen Hoftheatern als etwas Triviales vernachläſſigt worden, und gerade dadurch hat man die lebensvolle Theilnahme des Publicums verloren, hat man die Bildung der Schauſpieler verwirrt und insbeſondere die Schauſpieler zu geſpreizter Unnatur verleitet. Ein gelangweiltes Publicum und manierirte Schauſpieler ſind aber der Verfall des Theaters.

Einige junge Kritiker in den deutſchen Reſidenzſtädten wiſſen heute noch nicht, um was es ſich handelt, wenn ſie gegen das franzöſiſche Stück auf dem Burgtheater eifern und mich namentlich einen Förderer der Franzoſen ſchelten. Um die Franzoſen iſt es uns nicht zu thun, ſondern um das Schauſpiel der Gegenwart. Gelingt es deutſchen Dramatikern, wie zum Beiſpiele Freytag, Hackländer und einigen anderen, ſo iſt uns das hochwillkommen, zehnmal willkommener als das Stück eines Fremden, denn die heimathliche Seele ſteht uns ja zehnmal näher, und bei Franzoſen haben wir ja immer ein Quantum fremdartigen Elementes auszujäten.

Die Wiener ſind auch immer unberührt geblieben von dieſen ſchiefen Vorwürfen. Sie wiſſen zu gut, daß ihr Theater nicht leben kann ohne das Stück der Gegenwart. Auch die Wiener Dramatiker wiſſen das, und es entſtehen unter ihnen immer viel zahlreicher als irgendwo im deutſchen Reiche Talente, welche das moderne Schauſpiel anbauen.

Man hat wohl gefabelt, das Wiener Publicum ſei gemiſcht wie die Bevölkerung Oeſterreichs, und hat daraus gefolgert, daß franzöſiſche Stücke hier leichter Eingang fänden. Nichts kann falſcher ſein. Das Wiener Publicum und ſpeciell das Publicum des Burgtheaters iſt gründlich deutſch. In allen möglichen Schattirungen kann man das täglich im Theater beobachten. Es iſt deutſcher als das mancher norddeutſchen Stadt oſtwärts der Elbe, und wenn franzöſiſche Stücke hier Glück machen, welche dort abfallen, ſo liegt dies nicht daran, daß man hier mehr franzöſiſch geartet ſei als dort, ſondern es liegt daran, daß die Stücke hier beſſer geſpielt werden als dort und daß das Wiener Publicum nicht durch rohe Ueberſetzungen auf den Gedanken hingeſtoßen wird, fremde Waare vor ſich zu haben. Außerdem liegt der Erfolg dieſer Converſationsſtücke in Wien noch beſonders darin, daß der Sinn für lebensvolles Schauſpiel hier geweckt und lebendig erhalten iſt durch immer vorhandene entſprechende Nahrung, während in den deutſchen Hoftheatern ein künſtliches Weſen in Darſtellung und Auffaſſung ſich eingeniſtet hat.

Allerdings haben franzöſiſche Bearbeitungen unſerem Repertoire ſehr viel Stoff geboten, und ich will ſogleich in Einem Zuge bis in die neueſte Zeit herein eine Ueberſicht davon geben, damit dies ganze Thema erledigt werden kann.

Die Hauptſtücke dieſer Gattung waren: „Der Damenkrieg“, „Das Fräulein von Seiglière“, „Lady Tartuffe“, „Ein verarmter Edelmann“, „Vater und Sohn“, „Graf Hiob“, „Die öffentliche Meinung“, „Der Pelikan“, „Eine vornehme Ehe“, „Die Königin von Navarra“, „Feenhände“, „Die Biedermänner“, „Die guten Freunde“, „Der letzte Brief“, „Der Attaché“, „Die Geldfrage“, „Hageſtolze“, „Die Familie nach der Mode“, und von kleineren Stücken: „Mein Stern“, „Eine Partie Piquet“, „Weiberthränen“, „Der arme Marquis“, „Sand in die Augen“, „Nur Mutter“.

Wollten wir all dieſe Stücke, weil ſie aus dem Franzöſiſchen ſtammen, aus unſerem Repertoire ſtreichen, wir würden uns für arg beraubt anſehen. Was bedeutet es denn aber, daß all dieſe Stücke unverwüſtliche Repertoireſtücke geworden ſind? Es bedeutet doch wahrhaftig nicht, daß ſie fremd, ſondern daß ſie eingebürgert ſind. Das aber ſind ſie, weil ſie anſprechen, weil ſie wirkſame, und zwar gut wirkſame Stücke ſind. Und wenn ein Fremder ſie im Burgtheater ſpielen ſieht, ſo wird er bei gar vielen zugeſtehen, daß ſie gute Stücke ſind, von denen man leider in ſeiner Heimath gar Nichts wiſſe.

„Die öffentliche Meinung" („Les effrontés") und die Fortſetzung „Der Pelikan" („Le fils de Giboyer") von Augier ſtehen einer ſtrengen Kritik Rede und ſind bahnbrechend geworden für das moderne Schauſpiel ſocialer Politik. Feuillet's Arbeiten: „Ein verarmter Edelmann" (Le roman d'un jeune homme pauvre") und „Eine vornehme Ehe" („La tentation") muthen uns faſt an wie deutſche Stücke in dem ſoliden Feuillet'ſchen Weſen, welches ehrliche Grundſätze, gediegene Charakteriſtik und ſeine Reize zur Grundlage hat. Des jüngeren Dumas moraliſch excentriſche Stücke ſind grundſätzlich ausgeſchloſſen geblieben, und „Die Cameliendame" wie „Demi-monde" haben keinen Zutritt gefunden, wie ſtark die Reize der Compoſition und des Dialogs darin waren; ſie ſind ausgeſchloſſen geblieben, weil darin Sitten walten, die unſerem deutſchen Weſen widerſtreben. Sein „Vater und Sohn" aber („Le père prodigue") iſt in der Hauptſache frei davon, und ſeine „Geldfrage" („La question d'argent") iſt ganz frei von moraliſcher Bedenklichkeit. Die „Geldfrage" iſt ſogar ein Triumph ehrlicher Liebe und ehrlicher Menſchen, und „Vater und Sohn" iſt in ſeinen zwei erſten Acten vielleicht das Beſte und Liebenswürdigſte, was europäiſche Luſtſpiel-Literatur hervorgebracht hat an Reiz des Dialogs, an Reiz der Charaktere und der Handlung. Des jüngeren Dumas Dialog allein, an geiſtiger Anmuth von keinem Anderen erreicht, ſollte jedes Theater veranlaſſen, ein Stück dieſes Autors im Repertoire zu haben, damit das ſchreibende Geſchlecht einer ſolchen Anregung theilhaft würde.

In Sandeau's „Fräulein von Seiglière" ferner iſt keine Spur moraliſch bedenklichen Franzoſenthums, wohl aber bietet es intereſſante Menſchen und eine intereſſante Handlung. Daſſelbe gilt von der „Lady Tartuffe" der Frau v. Girardin. „Graf Hiob" („Le duc Job") von Laya iſt ſo intim ehrlich, daß er einen guten deutſchen Autor zum Vater haben könnte, und ſelbſt in der oft geſchmähten „Adrienne Lecouvreur" iſt von dem mißlichen Moralthema der Franzoſen Nichts zu finden. Was dieſem Stücke und der „Königin von Navarra" vorzuwerfen iſt, das berührt Compoſitions-Fragen, welche allen Nationen gemeinſam ſind. Beide Stücke haben intereſſante Scenen und Acte, aber ſie bauen ſich fortwährend neu auf und erinnern an Moſaikarbeit, welche im Drama als Ueberhäufung erſcheint. „Adrienne Lecouvreur" hat ferner einen Schluß, welcher in ſeiner tragiſchen Geſtalt überraſchend kommt. Die vorhergehenden vier Acte ſind keine Einleitung zu einer grellen Sterbeſcene, und das bleibt ein Fehler, wenn auch die Scene ſelbſt mit großem Talente geführt iſt. Dieſer Fehler iſt entſtanden, weil ein Converſationsſtück für Fräulein Rachel geſchrieben werden ſollte, man aber doch auch im Converſationsſtück ihre große tragiſche Darſtellungsgabe nicht unbenützt laſſen wollte.

Die Scribe'ſchen Luſtſpiele zu verwerfen, wäre ja doch einfache Thorheit. Wie viele Jahre vergehen, ehe eine ſo glückliche Komödie wie der „Damenkrieg" erfunden wird, und auch Meilhac's „Attaché" und beſonders Sardou's „Letzter Brief" („Les pattes de mouche") ſind ſo unbefangen europäiſch luſtig, wie man nur wünſchen kann. Sardou's Charakterzeichnungen in den „Guten Freunden" („Nos intimes"), in den „Hageſtolzen" („Les vieux garçons") und der „Familie nach der Mode" („La famille Benoiton") ſind wie die in Barrière's „Biedermännern" ungemein reichhaltig an neuen Typen, und zwar an komiſchen Typen — wer verſteht Etwas von Dramaturgie und ſchätzt Erfindungen ſolcher

Art gering?! Man ſucht in der Handlung das auszugleichen, was unſeren Sitten grell widerſpricht, und eignet ſich ſolchergeſtalt die Vorzüge an.

Die Erziehung zahlreicher ſchauſpieleriſcher Talente wäre ohne ſtetige Pflege des modernen Stückes nicht möglich geworden. Die jungen Leute kommen eigentlich alle künſtlich declamirend zum Theater. Unklare Romantik iſt ihre Deviſe. Läßt man ſie mit dieſer Unklarheit und Künſtlichkeit in's höhere Schauſpiel oder in die Tragödie eintreten und nur in dieſen höheren Gattungen fortarbeiten, ſo mag man im glücklichſten Falle ein Genie finden, wenn die natürliche Begabung eben außerordentlich iſt, in neunundneunzig Fällen unter hundert aber bringt man Unklarheit und Künſtlichkeit zu hohen Jahren. Man beſſert wohl an ihnen, doch weckt man nichts wirklich Lebensvolles. — Ganz andere Reſultate gewinnt man, wenn die jungen Leute ſogleich und oft genöthigt werden, in's moderne Stück einzutreten. Da deckt kein künſtlicher Mantel; ſie müſſen erſcheinen wie ſie ſind; Jedermann ſieht auf der Stelle, wo es fehlt, wo gelernt, wo ergänzt und wo vermieden werden muß. Die jungen Leute ſehen es ſelbſt. Das poetiſche Wort des höheren Stückes trägt ſie nicht, ſie müſſen das einfache Wort tragen, ſie müſſen etwas Geiſtiges aus ſich ſelbſt entwickeln. Das ſpornt an, ſich nach geiſtiger Hilfe umzuſehen. Sie lernen leſen, ſie ſuchen Geſpräche von einiger Bedeutung, ſie trachten nach Bildung. Bald entdecken ſie, daß das Publicum ganz ſtill wird und ſie aufmerkſam anhört, wenn ſie ihre Rede verſtändig gruppiren, wenn ſie geſammelt mit ihrem Geiſte darauf ruhen — das wirkt elektriſch auf ſie, und ſo gehen ſie ſelbſt ſelbſtſtändig und eifrig auf dem richtigen Wege weiter. Dieſer richtige Weg heißt: einfache Wahrheit von geiſtiger Kraft getragen. Sind ſie erſt feſt auf dieſem Wege, dann geht es ebenfalls von ſelbſt — denn die Jugend ſtrebt nach dem Idealen — an höhere Aufgaben, welche Gelegenheit bieten, Herz und Phantaſie in lebhafte Bewegung zu ſetzen, und nun wird dieſe Bewegung eine ſchöne Bewegung, denn ſie haben gehen gelernt, ſie gebrauchen all' ihre inneren Kräfte in organiſcher Ordnung.

Herr Sonnenthal, welcher als ungenügender Mortimer ankam, iſt ein recht deutliches Bild dieſer Schule. Ganz ſo wie ich ſie da beſchrieben, hat er ſie durchgemacht, und ſo hat er für das moderne Stück eine geiſtige wie formelle Ueberlegenheit gewonnen, für das höhere Stück aber einen ſchönen Ausdruck der Wahrhaftigkeit erreicht.

Indem man mit dem jungen Schauſpieler vom modernen Stücke ausgeht, ſchafft man ſich ferner treffliche Kräfte aus denjenigen Talenten, welche nicht zu den ſtark ausgeſprochenen Naturen gehören oder doch nicht zu den deutlich ausgeſprochenen. Starkes Weinen und ſtarkes Lachen freilich führt ſchnell zu beſtimmten Fächern, zum tragiſchen und zum komiſchen Fache. Aber für die feinere Sentimentalität und für die feinere Heiterkeit das „gemiſchte Fach" zu finden, das vermag man nur auf dem Wege des modernen Stückes. Auf dieſem Wege hat ſich eine ſo wohlthuende Kraft wie Fräulein Bognár ausgebildet, welche jetzt zum Gretchen hinaufreicht und doch die ſinnig ſentimentalen Geſtalten des Converſationsſtückes, auch wenn ſie fröhliche Züge tragen, anſprechend und wirkungsvoll darſtellt. Desgleichen nach der heiteren Seite Fräulein Baudius, die anfangs nach allen Richtungen irrlichterirte und nun eine ganz ſelbſtſtändige Kraft im geiſtigen Luſtſpiele geworden iſt. Die Behendigkeit, Gewandtheit und Dreiſtigkeit ihres Geiſtes hat ihr nun durch das moderne Stück ein junges Charakterfach abgegrenzt, in welchem ſie hervorragt. Auch Frau Gabillon, die ich im Tragiſchen immer tadeln mußte, hat im modernen Stücke ein Fach ſcharfer Damen gefunden, welches ſie feſt ausfüllt.

Von eben ſolcher Bedeutung wie für die Schauſpieler iſt das Stück der Gegenwart für das Publicum, ſobald die Auswahl der fremden Stücke auf unſere nationale Sitte und Empfindung ſorgfältige Rückſicht nimmt. Gepfefferte fremde Speiſe freilich ſchadet den Schauſpielern wie dem Publicum.

Ich ſehe im Repertoire des Burgtheaters für den Letzten dieſes Monats angekündigt: „Die Schuld einer Frau“. Dies iſt „Le supplice d'une femme“, ein real wirkſames Stück, welches vor zwei Jahren erſchien und einen ſtarken äſthetiſchen Lärm verurſachte durch ſeine Nacktheit modernen Conflictes. Die Darſtellung dieſes Stückes geht allerdings weit über mein Princip hinaus. Es behandelt ein Thema des Ehebruchs in derjenigen franzöſiſchen Form, welche für unſere Empfindung unangenehm einſchneidend und verletzend iſt. Der Ehebruch dauert ſchon über ſieben Jahre, und die Frucht deſſelben, das Kind, ſpielt eine Rolle — es ſucht ſeinen Vater. Dies Stück, welches das Burgtheater-Publicum wie moraliſcher Scandal anmuthen muß, habe ich dieſem Publicum nicht bieten zu dürfen gemeint; ich habe es ſtandhaft abgewieſen wie die „Cameliendame“.

Der jetzige Intendant iſt alſo in dieſem Punkte freiſinniger als ich. Iſt es wirklich Freiſinn, dann iſt die Erſcheinung merkwürdig genug neben ſeiner ſonſtigen, engeren Auffaſſung der Zuläſſigkeit. Iſt es aber nicht Freiſinn, dann — wird es wohl Confuſion ſein*).

---

*) Das Stück iſt — wohl in Folge obiger Bemerkung — von der Intendanz zurückgezogen und auf dem Burgtheater nicht aufgeführt worden.

XXVII.

Das Jahr 1856 hatte mir gerade wieder recht ſchmerzlich in Erinnerung gebracht, daß unſere dramatiſche Production in dieſer wichtigen Richtung, in der Richtung des modernen Schauſpieles, auf gar ſo wenig Augen geſtellt wäre in Deutſchland. Bauernfeld, ſo geeignet dafür, war der Gegenwart wieder durchgegangen auf eine hiſtoriſche Streifung, zu welcher er immer die größte Luſt hat, und bei welcher das Theater immer die eigentliche Kraft Bauernfeld's verliert. Bei aller ausgebreiteten hiſtoriſchen Kenntniß, welche er beſitzt und welche ihn zu hiſtoriſchen Stücken verführt, iſt der Kern ſeines Talentes doch durchaus dem modernen Leben angehörig, und er verliert wie Anteus ſeine Kraft, ſobald er den Fuß entfernt von dieſem ſeinen heimathlichen Boden. „Unter der Regentſchaft“ von ihm, aus der franzöſiſchen Geſchichte, war ohne Wirkung gegeben worden, und ein zweiter Matador der modernen Production verſagte uns nicht minder in dieſem Jahre, Gutzkow nämlich, von welchem wir im Frühjahre „Ella Roſe“, im Herbſte „Ottfried“ gaben, zwei Stoffe, welche an ſich unſerem Principe des Gegenwartſtückes ganz entſprachen. Und er verſagte in einer Weiſe, die mich viel tiefer niederſchlug. An Bauernfeld's Elaſticität verzweifelte ich keinen Augenblick, ich war ſicher, daß er ſich und uns binnen Kurzem mit einem heutigen Stücke entſchädigen würde; aber an Gutzkow's fernerer Thätigkeit für die Bühne fing ich an zu zweifeln.

„Ella Roſe" hatte einen ſcheinbaren Theater-Erfolg. Für uns Theaterleute war es nur ein ſcheinbarer. Uns ſtieg dabei die Beſorgniß auf, Gutzkow trete zurück aus der führenden Phalanx unſerer Dramatiker und wende ſich anderen Formen zu.

Das mußte mir beſonders einen traurigen Eindruck machen, der ich am beſten wußte, wie er in den Dreißiger Jahren der Erſte geweſen, welcher das „junge Deutſchland" dem Theater zugeführt hatte, und wie er im Principe ganz dazu angethan war, die lebendigen Intereſſen unſerer Zeit auf der Bühne wirkſam zu machen, das moderne Schauſpiel geiſtig zu heben.

Schon im Jahre 1834, als ich Reiſenovellen ſchrieb und er ſeine „Wally" noch im Kopfe trug, ſagte er mir plötzlich einmal in Leipzig: „Eigentlich müßten wir für die Bühne ſchreiben!" Und dabei entwickelte er die Macht, welche von der Bühne ausgehen könnte, ſobald ſie die Intereſſen der Gegenwart darſtellte. Ich ſchüttelte damals den Kopf. Obwohl ich von Jugend auf lebhafteren Antheil an der Bühne genommen als er, obwohl ich gleich nach der Studentenzeit der Bühne wirkſam nahegetreten und Stücke — natürlich unreife Waare! — zur Aufführung gebracht, obwohl ich alſo mehr als er berufen geweſen wäre, auf Theatergedanken zu gerathen, billigte ich doch damals in Leipzig ſeine Idee gar nicht. Ich meinte, unſere Ideale lägen viel zu fern von dem, was auf dem Theater möglich und wirkſam wäre. Wir ruderten in Politik und ſocialer Erweiterung; ich begriff nicht, was wir mit der Bühne gemein haben konnten, welche ja doch im Weſentlichen auf beſtehende Sitte und Anſchauung gewieſen ſei. Er ſah weiter als ich und beharrte auf ſeinem Gedanken, und ſo war er auch wirklich der Erſte von uns, welcher einige Jahre ſpäter mit einem Theaterſtück auftrat, mit „Richard Savage", welches ſogar die „Burg", die uns ſo fernliegende Burg, in den erſten Vierziger Jahren aufführte. Er fuhr fort mit ſeinem „Werner", und fand gerade im Burgtheater eine dauernde Stätte für dieſen „Werner", und dies Stück gerade bebaute klar ausgeſprochen das Feld, welches ich das „Stück der Gegenwart“ nenne. Er war alſo mit ſeinem Inſtinct und raſchem Talente ein richtiger Anführer geworden. Er hatte desgleichen mit einem Kaufmannsſtücke: „Die Schule der Reichen“, welches die Hamburger Kaufleute kaufmänniſch unrichtig gefunden und abgelehnt hatten und welches auf den deutſchen Theatern unbekannt blieb, im Burgtheater einen ziemlich lang dauernden Erfolg errungen; er war alſo trotz jungdeutſcher Richtung am erſten auf demjenigen Theater eingebürgert, welches dieſer Richtung am feſteſten verſchloſſen geweſen. Er hatte außerdem in „Zopf und Schwert“, im „Urbild des Tartuffe“, in „Uriel Acoſta“ werthvolle und dauernde dramatiſche Productionen gebracht, alle belebt und getragen vom Geiſte unſerer Zeit — und ihn ſah ich jetzt mit ſeiner „Ella Roſe“ ſichtlich im Abſchiednehmen!

Das Glück ſchien ihm abhanden gekommen zu ſein für die dramatiſche Form, das Treffen verſagte ihm wie dem Porträtmaler, deſſen Auge ſich zu viel in andere Richtungen vertieft hat. Er hatte mehrere Stücke abgefaßt im Laufe der letzten Jahre, „Antonio und Perez“, „Die Diakoniſſin“, „Lenz und Söhne“. „Antonio und Perez“ hatte ſich in Charakteriſtik, Handlung und Sprache allzu reichhaltig, alſo überladen erwieſen; „Die Diakoniſſin“ und „Lenz und Söhne“, beide in der Wahl des Stoffes unſerer Abſicht auf ein modernes Theater wohl entſprechend, waren durch ihn ſelbſt von den Bühnen zurückgezogen worden. Er hatte in der Ausführung der Stoffe den einfachen Weg nicht mehr gefunden, welcher voll intereſſirt; das empfand er ſelbſt und beſeitigte mißmuthig ſelbſt ſeine Arbeit. Nun kam er mit „Ella Roſe, oder: Die Rechte des Weibes“, alſo wiederum mit einem modern intereſſanten Thema, und diesmal kam er ſelbſt nach Wien, um die Inſceneſetzung zu leiten, die Aufführung anzuſehen.

Wir waren Alle beeifert, uns ihm willfährig zu erweiſen, wir hegten aber Alle die Beſorgniß, daß in dem Stücke ein Etwas läge, welches dem glücklichen Gelingen widerſtrebte. Die Schauſpieler ſuchten dies Etwas in der Sprache, welche, in ſchwerfälligen Sätzen einhergehend, den Ausdruck belaſtete. Literariſch entſchuldigte man das, weil eben das Banale des Ausdrucks vermieden war und Eigenthümliches geſagt ſein wollte, was ſich immer ſchwer einfügt in glattes Geleis. Aber auch literariſch konnte man zweifelhaft ſein, ob dies Eigenthümliche hinlänglich abgeklärt wäre, um aufgefaßt und gewürdigt zu werden. Moſt, nicht Wein! lautete eine Bemerkung, und ſie bezog ſich auch auf die Entwicklung des Themas, nicht blos auf die Sprache, ſie bezog ſich auch auf die Handlung, welche, unausgegohren, ſich nicht zum Schluſſe abklären kann. Geiſtiger Stoff in Fülle, aber in der Form nicht ſiegreich bewältigt — kurz, ich konnte den Eindruck nicht abweiſen: Gutzkow iſt auf dem Punkte, dem Theater zunächſt den Rücken zu kehren, weil er Uebergänge in ſich durchzumachen hat, welche Zeit brauchen, weil er dieſe Uebergänge durchgemacht haben muß, um ſeine Gedankenwelt wieder leicht dienſtbar zu haben für ſein Talent.

So kam die erſte Vorſtellung von „Ella Roſe“. Er ſah ſie in meiner Loge an. Dem Publicum war bekannt geworden, daß er da wäre, und es rief ihn ſchon nach dem erſten Acte. Ich muß jetzt eingeſtehen, daß ich den Wienern damals ſeinen Anblick eine Zeitlang ſchnöde entzogen habe. Zum Schluſſe ſollt ihr ihn haben, eher nicht! lautete meine Politik. Die zwei letzten Acte des Stückes waren die ſchwächſten, der letzte beſonders konnte wegen ſeiner Unklarheit keine Wirkung machen. Es war mir alſo darum zu thun, die Theilnahme für den Dichter als eine Theilnahme für das Gedicht erſcheinen zu laſſen. Sie werden klatſchen und rufen, dachte ich, auch wenn die letzten Acte weniger wirken, und wer kann nachweiſen, daß dies Klatſchen und Rufen blos dem Dichter gegolten, den man ſehen will, und nicht auch dem Gedichte?! Ich rieth alſo Gutzkow, bis zum Schluſſe des Stückes zu warten. Und dieſe Politik trug ihre Früchte. Bis zum vierten Acte wirkte das Stück ſelbſtſtändig, dann ſank die Wirkung; der Wunſch aber, den Dichter zu ſehen, ſank nicht, und ſo blieb der äußere Erfolg bis zum Schluſſe ein beifälliger. Die Nachricht am folgenden Tage vom Hervorrufe des Dichters nach jedem Acte that weiter ihre Schuldigkeit; es war der Ruf fertig, daß „Ella Roſe" gefallen habe, und wir konnten ſie eine Zeitlang wiederholen. Einſtimmig hieß es freilich im Publicum: die letzten Acte haben uns weniger gefallen; aber ein fertiger Ruf iſt bei einem Theaterſtück in Wien eine lang dauernde Anziehungskraft.

Im Herbſte deſſelben Jahres brachte ich auch „Ottfried" neu, ein bürgerliches Schauſpiel von Gutzkow. Es bewegt ſich ebenfalls um ein modernes, wohlgewähltes Thema und hat manche feine Züge von echter Wahrheit unſeres heutigen Lebens. Aber es wirkte nicht ſtark genug. Obwohl es den Vorzug größerer Einfachheit voraus hatte vor „Ella Roſe", ſo ſtand es dieſer doch nach an leidenſchaftlichem Drange.

Es war all dieſen Stücken anzuſehen, daß der Dichter ſie nicht mehr mit voller Liebe und Energie geſchaffen hatte, und wie ich befürchtet, ließ denn auch Gutzkow von da an ſeine Thätigkeit für das Theater ganz fallen. Es hat ſich ſpäter gezeigt, daß körperliche Beſchwerde ſchon lange ſeinen Geiſt verſtimmt hatte.

Er hat dieſe Beſchwerde überwunden, und es kommt vielleicht der Tag, wo er ſich der Bühne wieder zuwendet. Früher und deutlicher als irgend Einer hat er den Lebenspunkt erkannt, von welchem die dramatiſche Production ausgehen müſſe, um auf der Bühne und von der Bühne wirkſam zu werden.

Neu einſtudirt wurden in dieſen zwei Jahren an Stücken von größerer Bedeutung: „Macbeth", „Phädra", „Sappho", „Ottokar's Glück und Ende", „Das goldene Vließ" — „Macbeth", „Phädra" und „Sappho" ohne genügenden Erfolg. Die alten Kräfte, welche da an der Spitze ſtanden, waren nicht mehr geeignet, die Kraft der Hauptrolle darzuthun oder hinreichenden Reiz auszuüben. Es fehlte für „Macbeth" ein Träger der Titelrolle, und es fehlten die wirkſamen Trägerinnen für „Sappho" und „Phädra".

„Macbeth", allerdings nie ein ſtark anziehendes oder dankbares Stück im gewöhnlichen Schauſpielerſinne, weil nur unerfreuliche Leidenſchaften auftreten und die Liebe gar nicht mitſpielt, ſchien abſolut nicht mehr gelingen zu wollen. Ich halte dies Stück für eine der ſtolzeſten Compoſitionen Shakeſpeare's und kam immer wieder auf die Inſceneſetzung deſſelben zurück. Erſt ſpät iſt ſie mir gelungen mit Herrn Wagner als Macbeth und Fräulein Wolter als Lady Macbeth. Damals warf Herr Gabillon den Macbeth zu den Todten, wie es einige Jahre früher Herr Löwe gethan.

Meine wiederholten Verſuche, einen vortrefflichen Heldenſpieler, wie ja doch Herr Löwe geweſen, in's Fach der Heldenväter einzuführen, mißlangen total. Das Feuer hatte ſeine jungen Helden reizend belebt, für ältere Helden fehlte ihm der Kern eines ſtarken Menſchen.

Mit „Ottokar" und dem „Goldenen Vließ" gelang die Inſceneſetzung beſſer. Namentlich im „Ottokar" errang Wagner einen tieferen Erfolg, obwohl er die Leiſtung Löwe's in den erſten Acten nicht erreichen konnte. Der Ungeſtüm, die Rückſichtsloſigkeit, das genial despotiſche Weſen Ottokar's in den erſten Acten ſtanden ihm beiweitem nicht ſo zu Gebote wie Herrn Löwe; aber in der zweiten Hälfte des Stückes vertieft ſich der Charakter und wird innerlich intereſſant. Das war für Löwe unerreichbar geweſen, und das trat bei Wagner mächtig hervor. Zum Gedeihen des Stückes, welches nun erſt voll, nun erſt ein Ganzes wurde und dadurch feſtere Wurzeln ſchlug.

In neuen Rollen Herrn Löwe günſtig zu verwenden, gelang mir überhaupt ſelten. Er ſelbſt war durchaus widerwillig, wenn die Rolle nicht erſte Chancen darbot, und er hatte ſich von vornherein auf den Standpunkt der Unzufriedenheit geſtellt. Er konnte es nicht verwinden, daß er nicht mehr jung war, und machte die

Welt und namentlich die Direction dafür verantwortlich. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich ihn hätte wieder jung machen können! Als er im „Julius Cäſar“ den Caſſius erhielt, den er ſpäter meiſterhaft ſpielte, war er außer ſich. Antonius oder wenigſtens Brutus gebühre ihm! Umſonſt wies ich ihm nach, daß dies die jüngeren Römer wären. Als Paroli darauf warf er mir ſpäter den Garrick hin im „Garrick in Briſtol“. Er ſei ja nicht jung genug dafür! Sieben Jahre ſpäter aber verlangte er den Garrick zurück, denn er brauche ja nicht jung zu ſein.

Es war eine Engelsgeduld nöthig, und ich bin kein Engel. Obwohl ich kein Engel bin, ſo hab' ich mir doch ſo begabten alten Künſtlern gegenüber ſtandhaft die Geduld zur Bildungsaufgabe gemacht. Freilich ohne ſichtbare Wirkung. Ich fand, daß gerade er naturgemäß übel daran wäre, und dem Naturgemäßen muß man Rechnung tragen. Die Jugend, und zwar eine lange Jugend hatte ihn an große Auszeichnungen gewöhnt, und das Alter war nun karg für ihn. Das thut Jedermann weh; auch demjenigen, welcher die Bildungskraft hat, ſich zu reſigniren. Wer aber nicht die geiſtige und moraliſche Kraft hat zur Reſignation, der leidet doppelt. Und Herr Löwe hat ſie nicht. Sein Geiſt iſt viel kleiner als ſein Talent — ein blanker Gegenſatz zu Julie Rettich.

Er war eine ſehr ſtarke ſchauſpieleriſche Begabung, er war immer ehrgeizig, wohl auch eitel, und hatte nie ein höheres Princip für ſeine Kunſt gewonnen, als die Zufriedenſtellung ſeines Ichs. So mußte er um ſich ſchlagen, als die immer noch vorhandene, aber von den körperlichen Mitteln nicht mehr genügend unterſtützte ſchauſpieleriſche Begabung nicht mehr ſo reiche Früchte eintrug als früher. Andere Früchte lagen nicht im Bereiche ſeiner Fähigkeit, und „die Verzweiflung ſchlägt gar gern“, ſagt Grillparzer im „Traum ein Leben“.

Warum lagen andere Früchte nicht im Bereiche ſeiner Fähigkeit? Hatte er denn keine moraliſchen Anlagen? O ja, ſehr ſchöne ſogar. Aber wir haben nur, was wir mit Bewußtſein anwenden. Er hatte ſeine beſten Anlagen mit Bewußtſein nur in ſeiner Kunſt angewendet. Wohlwollen, Freude am Gelingen Anderer, Liebe, und wie alle unſere guten Regungen heißen, hatte er in ſeinen Rollen, wie oft! zur Geltung gebracht. Dadurch meinte er ſie hinlänglich bethätigt zu haben, und war ſorglos darüber, daß er ſie ſeiner Privatperſon erließ, wenn juſt ſtärkere Neigungen ein Genüge verlangten. Der Erfolg verwöhnt den Menſchen in ſeiner moraliſchen Kraft, und der Schauſpieler iſt am eheſten dem Irrthume ausgeſetzt, daß er ein großer Mann ſei, weil er auf der Bühne den großen Mann wirkſam ſpiele. Er hat auch nicht ganz Unrecht. Er zahlt ſeinen moraliſchen Beitrag an die Geſellſchaft reichlich dadurch, daß er in mächtiger Darſtellung tüchtiger Menſchen auf Tauſende wirkt, daß er Tauſende anregt zu moraliſcher Tüchtigkeit.

Deßhalb finden wir unter darſtellenden Künſtlern leicht eine ſo große Anzahl von Anmaßenden und Prahlern. Ihr Geiſt iſt nicht ſtark genug, ſich frei zu machen von den Wirkungen ihres Talentes, ſich frei zu machen von dem Scheine, welchen ihnen der Dichter verleiht in den Rollen.

Für manchen Schauſpieler iſt dieſer Mangel an Geiſt ſogar ein Vortheil. Nur wegen dieſes Mangels füllt er Fächer gläubig und täuſchend aus, welche ein nüchtern Denkender nicht ausfüllen kann. Löwe verdankt einen Theil ſeiner beſſeren Rollen, namentlich im Luſtſpiele, dieſer ihm innewohnenden gläubigen Sicherheit, daß er den gewöhnlichen Menſchenkindern weit überlegen ſei. Artiſtiſche Vorzüge ſind in der Schauſpielkunſt — ja auch in anderen Künſten — gar oft Honorare, welche der Künſtler lächelnd auszahlt für Privatſchulden ſeines Charakters.

Ich komme auf dieſen Gedankengang, daß das Talent ſich genüge und den Geiſt im Rückſtande laſſe, durch die oben erwähnten „Biedermänner“ und durch die Rolle des Vertillac, welche Herr Löwe in dieſem Stücke ſehr wirkſam ſpielt. Dieſer Vertillac iſt ehrgeizig, aufgeblaſen, lieblos, trocken. Wie ſpielte er das? Mit der ſicherſten Kraft des Talentes und unter fehlender Mitwirkung des Geiſtes. Das Talent gab eine feſt gezeichnete Anlage und führte ſie aus mit unerſchütterlicher Conſequenz. Alles war richtig und wurde nach einigem Stutzen vom großen Publicum anerkannt. Ein künſtleriſch aufmerkſamer Zuſchauer nur verſagte die volle Anerkennung. Warum? Er ſagte: Ich fühle mich von Uebertreibung angemuthet. Dieſe Uebertreibung war nur in geringem Grade vorhanden, aber vorhanden war ſie. Und worin lag ſie? Darin, daß dem ſtarken Talente des Schauſpielers der geiſtige Regulator fehlte. Hinreichender Geiſt bei ſolchem Talente hätte Nuancirungen angebracht, um dieſen Vertillac menſchenmöglich, um ihn glaublich zu machen und dadurch dreifach wirkſam. Ohne dieſen Geiſt wurde das Talent zum Handwerke. Kurz, dem Kundigen wird aus ſolchen Rollen Löwe's klar, daß ein Abſolutismus des Talentes vor ihm ſteht, welcher die entſprechende Geiſteskraft vernachläſſigt oder nicht beſitzt.

Dieſer Abſolutismus des Talentes hat Herrn Löwe übrigens treffliche Leiſtungen gewährt, denn für ſeine eigenthümlichen Rollen genügt die Zuthat ſeines Geiſtes. Das ältere Geſchlecht unſeres Theater-Publicums ſchwärmt für ſeinen Mortimer, ſeinen Grafen von Meran in Grillparzer's „Treuem Diener", und ſchwärmt mit Recht. Noch ſein Percival in „Griſeldis" und ähnliche Rollen waren berauſchend. Er war für glühende Leidenſchaft, für raſche Menſchen jeglicher Gattung, für dreiſte Ungezogenheit, für freche Herausforderung, für blendende Charakteriſtik mannigfacher Art ein Darſteller von genialem Talent.

Ich habe ihn 1833 zum erſtenmale geſehen und bin ganz derſelben günſtigen Meinung über ihn geweſen wie das Publicum. Dann hab' ich ihn 1845 wieder geſehen, und auch da noch in einigen ausgezeichneten Leiſtungen. Zwei Rollen aber fielen mir ſchon damals auf, welche ſeiner Fähigkeit Schranken ſetzten und welche breite

Schatten warfen auf ſein Talent. Die eine war Hamlet. Dieſe Leiſtung war von ſolcher Mittelmäßigkeit, daß ich erſchrak. Das Wiener Publicum ſchien dies übrigens zu wiſſen, denn in guter Theaterzeit war das Haus leer. Die vom Geiſte getriebene Natur Hamlet's erſchien völlig hohl; das ſtarke Talent Löwe's erwies ſich auch bei den ſonſt wirkſamſten Scenen machtlos, ja ſtörend. Man erkannte, daß hier Geiſt und Talent einander gar nicht deckten. Hier war der Geiſt viel zu klein; er verſchwand unter der Größe der Aufgabe, und ſo erſchien das Talent gleichſam ausgeſtellt, ja bloßgeſtellt, wie Etwas, das mit dem Leben der Rolle gar nicht zuſammenhing — der ganze Hamlet erſchien komödiantiſch. Ich habe ihn von Schauſpielern darſtellen ſehen, denen kein Menſch Geiſt nachſagen konnte, und doch wurde die Rolle intereſſant: von Kunſt zum Beiſpiele, der am Ende weniger Geiſt hatte als Löwe, und doch war Kunſt ein intereſſanter Hamlet. Woher kommt das? Vom Mißverhältniſſe. Kunſt jagte nicht mit ſeinem Talente hinaus bis über den Zuſammenhang mit ſeinem Geiſte, und ſo bewahrte er eine gewiſſe Harmonie zwiſchen Geiſt und Talent. Löwe aber ſpornte ſeine ſtarke Kraft, ſein Talent nur um ſo heftiger, je weniger er Hilfe fand bei ſeinem Geiſte, und ſo wurde die Disharmonie ſichtbar. Was er für Geiſt hielt und ausgab, war überhaupt viel mehr hurtige Lebendigkeit als Geiſt.

Die zweite Rolle war Monaldeschi. Wie als Ottokar war er in den erſten Acten der beſte Monaldeschi, den man ſehen konnte. Von dem Momente aber, wo der Geiſt des Abenteurers ſich nach Innen wendet, ſank er zuſammen und wurde unbedeutend. Er ſpornte ſein Talent auch da über Gebühr und beging im letzten Acte Etwas, das genau bezeichnend iſt für ihn. Bezeichnend für einen Schauſpieler, der für ſein Talent Nahrung ſucht ohne Rückſicht auf den Geiſt der Rolle. Monaldeschi enthüllt im letzten Acte eine Schwäche des Abenteurers: er ſcheut und erbebt vor dem ſicher herantretenden Tode. Er kämpft dagegen, weil er meint, die Furcht liege nur in den Nerven. — Das lag außer dem Gedankenkreiſe Löwe's, und die Ausführung iſt auch im gewöhnlichen Theaterſinne nicht dankbar. Was thut er? Er mißachtet Sinn und Vorſchrift des Buches und verwandelt die Todesfurcht in Hohn — mit Schrecken ſah und hörte ich ihn immerfort lachen. Dieſe Wendung lag ſeinem Talente nahe und war auch theaterwirkſam. Die Abſicht des Stückes mochte der Teufel holen! — Dergleichen thut nur ein Schauſpieler, welcher ſein Talent abſolut gebraucht und die geiſtige Einwendung geringſchätzt oder gar nicht kennt. So wird der abſolute Gebrauch gelegentlich ein Mißbrauch des Talentes.

Nun, das ſind Betrachtungen, welche einer vollen Charakteriſtik dienen ſollen. Sie ſollen keineswegs davon ablenken, daß Löwe zu den mächtigſten Schauſpielern unſerer Zeit gehört hat. Sie ſollen nur klar machen, daß ich übel daran war mit ihm, weil ich ihn alt vorfand. Ein alter Schauſpieler, deſſen Talent größer als der Geiſt, iſt ſehr ſchwer zu verwerthen. Der Geiſt iſt im Alter werthvoller als das Talent, denn das Talent des Schauſpielers braucht mannigfache phyſiſche Mittel, welche vom Alter angenagt und zerſtört werden. Trotzdem iſt es gelungen, noch manche Rolle von Löwe neu zu gewinnen.

Leider war er auch Regiſſeur. Das paßt nun gewiß nicht für ihn. Er verſteht nicht eine fremde Sprache, ſeine hiſtoriſche Bildung iſt unzulänglich, ſein Naturell iſt ungeduldig, heftig und ohne Liebe für ſorgfältigen Aufbau eines Kunſtwerkes, er tobt hinein, verwirrt und zerſtört. Dazu belaſtet ihn das leider ſo häufige Erbtheil deutſcher Künſtler: er iſt neidiſch auf Erfolge Anderer! Dieſe Eigenſchaft iſt natürlich Gift für ein Amt, welches fördern helfen ſoll.

Wir haben es indeſſen hier doch vorzugsweiſe mit ſeiner Kunſtfähigkeit zu thun, und deßhalb wiederhole ich, daß er trotz aller Einſchränkungen eine ausgezeichnete Kraft des Burgtheaters geweſen iſt.

XXVIII.

Neue Dichter, neue Stücke, neue Schauſpieler in großer Zahl! Sie ſtrömten uns in der That reichlich zu Anno 1858. Ein hiſtoriſches Schauſpiel fand freundliche Aufnahme, ein modernes Luſtſpiel und ein hiſtoriſches Schauſpiel wurden Repertoireſtücke, ein realiſtiſches Luſtſpiel blieb ſchwebend in Frage, ein poetiſches Idyll wurde verlacht, fünf neue Schauſpieler, drei weibliche und zwei männliche, traten in die Künſtlergeſellſchaft — es war ein abwechſlungsvolles, ein reiches Jahr, das Jahr Achtundfünfzig.

Das erſtgenannte, hiſtoriſche Schauſpiel, welches freundlich aufgenommen wurde, war „Heinrich der Löwe", von dem jungen Wiener Dichter Franz Niſſel, einem Sohne des Schauſpielers Niſſel, welcher ſich Korner nannte als Schauſpieler. Dieſer Stoff, der Kampf zwiſchen Heinrich dem Löwen und Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, iſt hundertmal erwählt worden. Der Welfe und der Staufe, der Niederſachſe und der Schwabe, der Norddeutſche und der Süddeutſche, dieſe zwei Hälften des deutſchen Vaterlandes, wie oft haben ſie ſich bekämpft und wie ſchwer ſind ſie in ein Kunſtwerk zu einigen! Niſſel war dem Stoffe formell ganz richtig nahe getreten, indem er ſich nicht, wie herkömmlich, Welf und Stauf als zwei Helden aufgebürdet, ſondern ſich für den einen entſchieden hatte. So war der ſchwächende deutſche Dualismus umgangen, Heinrich der Löwe war die Hauptfigur. Niſſel hatte auch, ein eigen ſuchender Poet, Scenen und Charakterzüge gefunden, welche Achtung und Theilnahme einflößten; aber den epiſchen Stempel, welchen all dieſe Kaiſerſtreite unſeres Mittelalters tragen, konnte er nicht verwiſchen. Der eigentliche Kampf iſt vor Schluß längſt entſchieden; Jahre ſind vergangen, ehe Heinrich der Löwe aus der Verbannung wiederkehrt und in einer Fehde fällt, welche nur mittelbar zuſammenhängt mit dem Kaiſerſtreite — das iſt gleichbedeutend mit Erſchlaffung des dramatiſchen Ganges und ſomit unſeres Antheils am Drama.

Wir kannten den Dichter ſchon durch ein Bauern-Schauſpiel, „Der Wohlthäter“, welches durch ſeine Charakteriſtik ſich hervorthut und ſorgfältigem Spiele eine lohnende Gelegenheit bietet. Dies ſorgfältige Spiel war ihm auf dem Burgtheater geworden, und ſo hatte es zwei Jahre vor dieſem „Heinrich dem Löwen“ einen guten Erfolg gefunden. Auf den übrigen deutſchen Theatern iſt ihm dies nirgends gelungen, ein recht deutliches und recht trauriges Zeichen, daß eine ſorgfältige und charakteriſtiſche Darſtellung auf den deutſchen Theatern eine Seltenheit geworden. Ich muß freilich hinzuſetzen, daß bei einer ſpäteren Wiederaufnahme „Der Wohlthäter“ auch bei uns nicht mehr zu ſo lebendiger Geltung gebracht werden konnte. Das ſpricht wohl für den ſchönen Enthuſiasmus unſeres Publicums, welcher einem neuen Poëm hingebend entgegenkommt, es deutet aber auch auf eine Schwäche des Stückes. Sie liegt darin, daß die Handlung etwas zu abſichtlich motivirt iſt durch die Charaktere; der nothwendige Fluß der Handlung leidet darunter; der unmittelbare Lebenshauch, welcher den Vorgang in Bewegung ſetzen ſoll, kommt nicht genügend zur Macht vor lauter charakteriſtiſcher Abſicht.

Einige Jahre ſpäter — 1862 — haben wir von demſelben Dichter eine hiſtoriſche Tragödie gebracht, „Perſeus von Macedonien“, und auch für dieſes ſein bedeutendſtes Werk lobende Anerkennung gefunden. Die Führung des Stoffes, National-Vertheidigung der Macedonier gegen die römiſchen Eroberer, hielt ſich ganz frei von todter Architektur, war belebt von natürlichen Analogien, welche den deutſchen Völkern zu denken gaben, entwickelte in Perſeus einen großartigen patriotiſchen Charakter und brachte einige Scenen großen Styles. Daß auch dieſes Stück auf die Dauer nicht zu erhalten war, liegt am ferngelegenen Stoffe. Dem heutigen Publicum ein macedoniſches Thema nahe an's Herz zu legen, dazu bedarf es einer erſten dichteriſchen Kraft, und zwar einer populären Kraft. Eine ſolche iſt allerdings Franz Niſſel noch nicht. Aber er iſt ein ſinniges Talent, welches unter glücklichen Umſtänden ein innerlich intereſſantes Drama zu ſchaffen vermag.

Das moderne Luſtſpiel, welches Repertoireſtück wurde, war „Cato von Eiſen“. Es hat eine ſehr lange, originelle Entſtehungsgeſchichte, welche ich in der nächſtens erſcheinenden Druckausgabe ausführlich erzähle und deßhalb hier nur andeute. Lußberger, immer emſig befliſſen, dem Theater neue Stoffe und Kräfte zuzuführen, ſchilderte mir eines Tages den Inhalt eines ſpaniſchen Stückes von Goroſtiza, welches den Titel führt: „Nachſicht für Alle“. Ich fand die Grundidee ſehr hübſch und fürchtete nur mit meiner ſpaniſchen Bedenklichkeit, ſie werde für uns nicht leicht zugänglich ſein in der ſpaniſchen Form. Das gab er zu, indem er weiter meldete, es ſei eine Bearbeitung verſucht worden, welche in der That nicht genüge. Aber, fuhr er fort, es iſt ein zweiter Autor ſchon damit beſchäftigt, das ganze Thema zu uns nach Deutſchland zu verlegen.

Dieſe Bearbeitung wurde mir ſpäter mitgetheilt. Sie genügte mir nicht, und ich lehnte ſie ab. Indem ich aber dieſe Ablehnung erklären und begründen mußte, und indem ich dies zu wiederholtenmalen that, weil der Autor ein Wiener war und der Verkehr mündlich gepflogen wurde, ergab es ſich von ſelbſt, daß ich bei dieſer Gelegenheit ſkizzirte, wie ich mir den Weg dächte, welcher einzuſchlagen wäre für eine ſelbſtſtändige Bearbeitung des Themas. Dies veranlaßte den Autor — Otto Prechtler —, mir vorzuſchlagen: Arbeiten wir gemeinſchaftlich! Das verſuchten wir; aber es gelang nicht. Mein

Eigenſinn paßte nicht zu ſolcher Thätigkeit. Ich hatte den erſten Act geſchrieben, Prechtler den zweiten, und ich meinte, ſie gingen nicht organiſch zuſammen, die beabſichtigten vier Acte würden zwei Seelen zeigen. Die Arbeit blieb liegen. Plötzlich ſchrieb ich einen zweiten und dritten Act zu meinem erſten und war damit um einen Act früher an den Schluß gekommen. Als er die drei Acte ſah, lachte Prechtler und ſagte: „Nun iſts ein Stück; aber es iſt das Ihrige!“ Ich wußte ſelbſt kaum, was es wäre, und gab es ohne Autornamen nur mit dem Paßviſum: „Die Grundidee nach Moreto“ auf die Scene. In der Druckausgabe wird man eine Ueberſetzung des ſpaniſchen Stückes beigefügt finden, und die literariſche Welt wird dadurch zu ihrem Urtheile ausgerüſtet ſein: ob ſolche Bearbeitung Anſpruch machen kann auf originalen Werth und ob ſie überhaupt lobenswerth.

Die Aufführung war eine der beſten im Burgtheater. All' unſere Erfahrungen im heiteren Converſations-Stücke konnten ſich geltend machen, und die Beſetzung hob das Ganze zu einer Muſterdarſtellung. Fichtner's Cato war eine Meiſterleiſtung, Beckmann's komiſcher Vater — bei den erſten Vorſtellungen noch in den Schranken der Charakteriſtik — war von der liebenswürdigſten Komik, Fräulein Boßler als Liebhaberin, Fräulein Goßmann als heiteres Perſönchen intereſſirten ungemein, und alle übrigen Rollen geſtalteten ein Enſemble von Abwechslung und Reiz. Achtzehnmal wurde das Stück im erſten Jahre gegeben, und es überſtand ſelbſt Fichtner's Abgang, da Sonnenthal die Rolle ein wenig anders, aber ebenfalls vortrefflich ausarbeitete.

Das gelingende hiſtoriſche Schauſpiel kam aus Preußen. Spanien und Preußen! — ſeltene Herkunft unſerer Erfolge. Es war „Das Teſtament des großen Kurfürſten“ von Guſtav zu Putlitz.

Dieſer liebenswürdige Schriftſteller beklagt ſich mit Recht darüber, daß er in Wien unfreundlich behandelt worden. Seine Stücke griffen ſelten vollſtändig durch. Das liegt großentheils am

Unterſchiede zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. Faſt immer geht Putlitz in ſeinen Arbeiten von einem artigen Gedanken aus, oft von einem feinen, und genügt damit im Norden, wo man die Gedankenwelt auch in der Kunſt ſehr hoch ſtellt. Im Süden vermißte man oft die Fleiſchesfülle, welche die Gedankenſkizze erſt zum Kunſtwerke ausführt. Und ſelbſt wenn unſer Publicum einem Putlitz'ſchen Stücke zugeſtimmt hatte — „Don Juan de Auſtria" zum Beiſpiele und „Um die Krone" — dann wurde der Erfolg zerriſſen von einer Kritik, welche jegliche Production lieblos und ſchonungslos behandelte.

Nur bei dieſem „Teſtament des großen Kurfürſten" war die Zuſtimmung des Publicums ſo beſtimmt, daß Putlitz auf der ganzen Linie ſiegte. Schöne Einfachheit in der Führung und intereſſante Wendung der Charaktere machten dies Schauſpiel durchweg gefällig, und es würde noch heute im Repertoire ſtehen, wenn ihm nicht die leidigen politiſchen Gegenſätze zwiſchen Preußen und Oeſterreich in den Weg getreten wären. Immer, wenn dieſe politiſche Verſtimmung ſcharf aufſprang in unſerem Staatsleben, da war es unmöglich, das preußiſche Thema des Stückes und die preußiſchen Verſicherungen der Liebe für Oeſterreich vorzuführen. Nur aus dieſem Grunde haben wir das Stück aus dem Repertoire verloren. Die Dichter zuerſt leiden an den Wunden vaterländiſchen Streites.

Das reale Luſtſpiel, welches in Frage ſchweben blieb, hieß „Drei Candidaten" von Schleich. Was heißt das: Es blieb in Frage ſchweben? Es konnte wiederholt werden, es kam alle Jahre wieder, und doch fragte man ſich jedesmal: Beſteht denn das Stück noch? Schleich iſt der Redacteur des Münchener „Punſch". Als ſolcher war er gewohnt, die realen Vorgänge unſeres öffentlichen Lebens raſch ſo zu geſtalten, daß ſie einen heiteren Effect machen. Dieſe Fähigkeit, von welcher Kotzebue reichlich Gebrauch gemacht, iſt werthvoll für das anſpruchsloſe Luſtſpiel, und Schleich hatte ſeine „Punſch"-Laune in die loſeſte Luſtſpielform eingeführt. Das war nur ein wenig gar zu ſehr aphoriſtiſch geſchehen. Das Abgeriſſene widerſpricht dem folgerichtigen Entwicklungsgange eines Dramas, und die Aushilfe für den endlichen Abſchluß des Stückes war ziemlich banal gerathen: ein Mädchen verkleidet ſich als Mann, und alle Welt muß ſich blind ſtellen, um ſie nicht zu erkennen. Theatermeiſter Weber mußte den tiefſten Ton der Leutſeligkeit, das heißt der Finſterniß anſtimmen mit ſeinen Lampen, um dieſen Schluß zu ermöglichen. Mit Einem Worte: trotz des modernen „Punſch“ waren die „Drei Candidaten“ altmodiſches Stückwerk in der Form. Sie lebten jedoch allenfalls von einigen modernſten Luſtſpielfiguren. Namentlich that ſich Beckmann rettend hervor durch einen Profeſſor der Turnkunſt. Er that Wunder mit ſeinem feiſten Leibe, und im Schweiße des Angeſichts verſicherte er nicht ohne Stolz, daß ſeine Jugend auf dem Breslauer Theater auch dem Ballete gewidmet worden ſei.

Ich gab das Stück und ſuchte es zu halten als eine Einleitung des heiteren Verfaſſers zu ferneren Luſtſpielen. Bis jetzt iſt es aber nur Einleitung geblieben. Schleich hat in ſeiner Heimath München mit Volksſtücken ſtarke Wirkung gemacht, ich hoffte deßhalb, er werde auch den Weg finden zu einem organiſchen Luſtſpiele. Was er mir aber an Manuſcripten ferner zugeſendet, das hatte merkwürdigerweiſe einen ganz anderen Charakter als dieſe „Candidaten“ und dieſe Volksſtücke. Es war einfach ernſthaft und zeigte manche gute Seite. Ein Zuſammendrängen ſeiner Eigenſchaften in einen Brennpunkt ſcheint dieſem Autor unerreichbar zu bleiben; er cultivirt immer nur vereinzelte Theile ſeiner Fähigkeit. Nur ſo erklärt ſich's wohl auch, daß dem Schänkwirthe des „Punſch“ jetzt in München ultramontane Neigungen nachgeſagt werden — er ſucht auf den verſchiedenſten Wegen ſeinen Mittelpunkt. Findet er ihn noch in der kurzen Spanne Reiſezeit, welche uns Sterblichen zugemeſſen iſt, dann finden wir vielleicht auch noch den realen Luſtſpieldichter in ihm, welchen wir erhofft.

Ich werde hiedurch an einen anderen Wanderer — von Schleich freilich ſehr verſchieden — erinnert, welchem wir in dieſen Fünfziger Jahren zweimal auf dem Burgtheater begegnet ſind, und welcher dann länger als ein Jahrzehnt in einem bewaldeten Hügel verſchwunden iſt. Ich meine Alfred Meißner, von welchem wir „Reginald Armſtrong“, ein frei und dreiſt entworfenes, nicht ganz zur Harmonie bewältigtes modernes Stück zu Anfang der Fünfziger Jahre, und den „Prätendenten von York“ inmitten der Fünfziger Jahre aufgeführt haben. Sie machten mir ebenfalls die Hoffnung rege, und der „Prätendent“ insbeſondere, daß ſich ein Compoſitions-Talent für die Scene entwickeln werde. Der „Prätendent“ hatte frappant erfundene Scenen. Daß er ſich nicht hielt, lag theils in dem noch zu loſen, allzu beweglichen Grundweſen des Autors, welches mit ſeinen Lichtungen durchſchimmerte, theils in der ſchwer vermeidlichen Gefahr eines Prätendenten-Stoffes. Sobald der Prätendent und das Publicum erfahren, daß dies Prätendententhum hiſtoriſch unecht iſt, erliſcht das Intereſſe, wenn der Dichter nicht ſeinem Helden mit ungewöhnlichen Gaben, namentlich mit ſtarker Charakterkraft, zu Hilfe kommen kann. Vielleicht kehrt Meißner noch einmal zurück über den bewaldeten Hügel, hinter welchem er uns wie ein grollender Wandersmann verſchwunden, und erſcheint wieder auf der Bühne.

Das poetiſche Idyll, welches 1858 auf dem Burgtheater erſchien, hieß „Ruth“ und war von Frau v. Binzer, welche unter dem Namen Ernſt Ritter ſchreibt. Auch die ſchon erwähnte „Caroline Neuberin“ iſt von ihr.

Dieſe „Ruth“ hat mich recht ſterblich gezeigt in meiner theatraliſchen Diagnoſe. Ich hoffte allerdings keine ſtarke Theaterwirkung, aber ich hoffte doch eine poetiſche Wirkung mit dieſem bibliſchen Drama zu erreichen, und ich hob Spott und Verhöhnung von der Tenne. Mehrmals ſchon hatte ich das Stück vorgeleſen und immer einen ſchönen Eindruck hervorgebracht, auch für mich ſchön, nicht blos einen banalen, wie mit „Sophonisbe“ — ich ſelbſt war gerührt und ergriffen beim Vorleſen. Ein großer Theil des Theater-Publicums, meinte ich, wird ſich eben ſo poetiſch angeweht fühlen. Aber Theater-Publicum iſt Markt: ein paar Unberufene äußern ſich ungeduldig, und allen Anderen wird die Stimmung verdorben. Im Handumdrehen bildet ſich die Meinung, das Einfache, welches da oben vorgehe, ſei zu einfach, alſo eine ungenügende Arbeit, und iſt man erſt auf dieſem Punkte, dann erhebt ſich der Zweifel, und der nächſte Nachbar des Zweifels, der wohlfeile Witz, wird laut, und das Theaterſtück iſt verloren.

In dieſem Falle gebe ich noch heute dem Publicum nicht Recht. Man erſieht aus dieſen meinen hiſtoriſchen Schilderungen, daß ich meiſt großen Reſpect zeige vor den Urtheilsſprüchen des Publicums; aber ich bin deßhalb doch keineswegs allen Verdicten gegenüber zu nachgiebig. Ich muß Grund ſehen, klaren Grund, wenn ich zuſtimmen ſoll. Bei dieſer „Ruth“ ſah ich den Grund des Nichtgefallens in einer gewiſſen Oberflächlichkeit, welche ſich ſelbſt belobt, indem ſie über Dinge lacht, deren poetiſcher Reiz ihr unverſtändlich. Die nächſte Erklärung liegt für mich im bibliſchen Stoffe, der vor einem katholiſchen Publicum erſcheint. Das Leſen der Bibel iſt dieſem Publicum viel ferner liegend als einem proteſtantiſchen; der altbibliſche Stoff hat für den Katholiken viel weniger Weihe und hiſtoriſchen Zauber, als eine nachchriſtliche Legende. Das Publicum brachte alſo dem Thema gar nicht die Stimmung entgegen, welche ich zum Beiſpiele als Proteſtant dem Thema entgegenbrachte, und dies einfache Idyll gerade bedurfte einer eingehenden Stimmung — ohne ſie mußte es untergehen.

Der Verſuch mit einer ungewöhnlichen Gattungsform, wie das dramatiſche Idyll auf der heutigen Scene iſt, war hiemit geſcheitert. Er verlangt zum Gelingen allerdings eine große Ruhe und Sammlung im Publicum und eine dichteriſche Kraft von mächtiger Schönheit.

Zwiſchen dieſen zahlreichen neuen Stücken erſchienen in dieſem Jahre zahlreiche neue Schauſpieler. Es ſtand plötzlich eine neue Hero, Julia, Louiſe, alſo eine neue tragiſche Liebhaberin vor uns. Hoch und ſchlank von Wuchs, mit großen blauen Augen, mit weichem, ſchönem Organ. Sie ſpielte echt und wahr; aus warmem, reinem Gefühl ſtieg Alles ungetrübt empor. Woher kommt ſie? Sie gemahnt uns ja wie eine längſt bekannte Erſcheinung? Das iſt ſie auch. Wir haben ſie in Kinder- und Knabenrollen geſehen, ſie iſt aufgewachſen am Burgtheater: es iſt Auguſte Rudloff. Einige Jahre iſt ſie „draußen“ geweſen und hat ſich ſo rein und wohlthuend ausgebildet. Aber ſo wie ſie plötzlich erſchien, gleich dem Mädchen aus der Fremde, ſo verſchwand ſie plötzlich wieder gleich dem Schiller'ſchen Mädchen. Und wiederum die uns ſo gefährliche Liebe entzog ſie uns. Ein engliſcher Lord hatte dieſen deutſchen Zauber verſtanden und führte ſie als Gattin über die See. Jetzt iſt er Statthalter auf unſerer Inſel Helgeland; unſere Inſel und unſere tragiſche Liebhaberin gehören leider ihm und nicht uns. Aber die Inſel und die Lady bleiben wenigſtens innerlich deutſch, und die Letztere folgt immer noch wie ein Kind des Hauſes den Schickſalen des Burgtheaters, welches ſie ihre Heimath nennt.

Von Hamburg ferner folgten mir — man ſchalt mich am Alſterbaſſin den „Rattenfänger von Hameln“ — zwei blutjunge Mädchen, die eine heiter, die andere ſentimental, um womöglich ihr Leben dem Burgtheater zu weihen. Die ſentimentale hat auch bis jetzt Wort gehalten; ſie heißt Friederike Bognár. Die andere hieß Regina Delia und iſt uns früh untreu geworden. Von friſchem Naturell, geiſtig begabt und mit herzhaftem Ausdrucke für naive Aufgaben, ſollte ſie eintreten für Goßmann'ſche Rollen, wenn unſere Ingénue unerwartet an Werkeltagen verſagen möchte. Das ſoll vorkommen, nicht blos bei Naiven. Aber von dem Momente an, da Fräulein Delia eingetreten war, kam es nicht mehr vor im naiven Fache, und dies veranlaßte Fräulein Delia, da ihr der Spielraum fehlte, von dannen zu gehen. Hymen, der feindliche Gott des Burgtheaters, miſchte ſich außerdem ein wie herkömmlich und verhinderte die Rückkehr — Regina Delia heirathete ebenfalls.

Neben dieſen jungen Damen ſtellten ſich zwei junge Männer ein: ein wohlbeleibter ſtattlicher und ein dünner kleiner. Jener machte ſeinen Weg, wie beleibte Figuren ihn zu machen pflegen, langſam — dieſer machte ihn als behendes Männlein raſch. Beide kamen an's Ziel.

Jener heißt Auguſt Förſter, ein Doctor der Philoſophie, welcher in Begeiſterung für darſtellende Kunſt die gelehrte Laufbahn vertauſcht mit der theatraliſchen. Von dem wohlerfahrenen Führer Franz Wallner, einem begabten Wiener Kinde, ſorgſam gefördert, hatte er ſeine neue Bahn jahrelang glücklich betreten, und Wallner rühmte ſich, einen der beſten Converſations-Liebhaber in ihm zu beſitzen. Die zeitig eintretende Fülle der Geſtalt entzog ihn dieſem Fache, und er kam zu uns mit der Abſicht, in ſeine Charakter- und Väterrollen überzugehen. Ein ſaurer und ſchwerer Uebergang. Er gelang nur leicht, wo der Liebhaberton anklingen durfte; in allem Uebrigen mußte er Schritt für Schritt erkämpft werden, und nur allmälig verſchaffte ihm die Bildung, der geiſtvolle Vortrag und die ſichere Einfachheit die nöthige Anerkennung. Erſt als Vater Anſchütz ausſchied und er an wichtige und dankbare Rollen deſſelben gelangte, erſt als er den Nathan ſpielen durfte und mit der berühmten Anſchütz'ſchen Rolle, dem Muſicus Miller, in „Cabale und Liebe" vollſtändige Wirkung machte, erſt dann konnte er für eingebürgert gelten, und nun erſt rechnete man ihm zahlreiche Converſations-Rollen, die er ſchon lange mit geiſtiger Macht geſpielt, als volles Verdienſt an. Er iſt durch große Arbeitskraft, durch alle Hilfsmittel höherer Bildung und durch treue Hingebung an ſeinen Beruf wie an die Intereſſen des Inſtitutes dem Burgtheater eine werthvolle Stütze geworden. In dem weiten geiſtigen Bereiche der Direction hat er mir unſchätzbare Dienſte geleiſtet, und in der Sorge und Arbeit für alles Wahrhaftige und Feinere unſerer Schauſpielkunſt iſt er mir ein Jahrzehnt hindurch getreulich zur Seite geſtanden, ſeinen eigenen Vortheil, wie oft! verleugnend, dem Verdienſte Anderer immer das Wort redend, ein gründlich ausgerüſteter Regiſſeur heutiger Zeit.

Das dünne, kleine Männchen aber, welches einige Monate nach ihm eintraf, im Frühlinge 1858, ſchien mir geeignet zu einem Sturmlaufe auf die Gunſt des Publicums.

Eines Tages ſtellte ſich mir ein junger Menſch vor, mit der Bitte, ihm ein Probeſpiel zu gewähren. Wozu? fragte ich, und betrachtete das dürftig ausſehende Menſchenkind im engen ſchwarzen Frack, mit blaſſem Antlitze. Nichts erſchien voll an ihm, als das dunkelblonde Haupthaar, welches dicht und üppig das Geſicht beſchattete. Wozu? — „Ich möchte nach Deutſchland hinaus an eine mittlere Bühne, und ein Zeugniß von Ihnen über dies Probeſpiel würde mir nützen.“ — Das wurde anſpruchslos und verſtändig geſprochen, und ich bot ihm zunächſt einen Seſſel, nach ſeiner offenbar kurzen Vergangenheit fragend. Er kam vom Theater in Brünn und hatte Charakter-Rollen bunteſter Miſchung geſpielt. — „Auch humoriſtiſche?“ — „Mit dem Humor ſteht es wohl zweifelhaft“, erwiderte er mit dem Lächeln einer Liebhaberin, die Abſchied nimmt von den verführeriſchen Rollen. Dieſe Reſignation, ſo ſelten bei den Künſtlern, intereſſirte mich, und ich ſprach nun länger, ſprach wohl eine Stunde mit ihm. Dieſe Stunde entſchied. Die kleine Geſtalt war mir in den Hintergrund getreten, das ganze Weſen ſprach mich an, flößte mir Zutrauen ein — ich bewilligte ihm ein Probeſpiel und beſtimmte dazu, gemäß dem Eindrucke, welchen er mir gemacht, die Rolle des Carlos im „Clavigo“.

Er ſpielte ſie allerdings noch mangelhaft, aber ich glaubte zu ſehen, daß hier nur Nachhilfe nöthig wäre, um ihn raſch auf eine gewiſſe Höhe zu bringen. Um mich deſſen zu verſichern, ging ich die Rolle privatim mit ihm durch und fand meine günſtige Meinung beſtätigt. Ich beſchloß, ihn zu engagiren. Wenn ich dazu einer Zuſtimmung bedurft hätte, ſo wäre das Engagement eines ſo unſcheinbaren jungen Menſchen unmöglich geweſen. Wenn je, ſo zeigte ſich hier, daß der artiſtiſche Director, wenn er ſchaffen ſoll, ein Engagements-Recht haben muß, wenigſtens auf ein Jahr. Das hatte ich und nahm ich hier in Anſpruch. Beweiſen konnte ich meiner Behörde nicht, daß hier ein Beruf vorläge, und ſie ſah mir kopfſchüttelnd zu. Die Frage war nun: wie den jungen Mann einführen? Beſcheiden oder zuverſichtlich? Beſcheiden in kleinen Rollen war das Natürliche. Aber ich war eingenommen für die klare Rede des jungen Mannes und ſah, daß er ſeinen Körper graziös bewegte und daß er beim Studium der Rolle leicht zu ſteigern war, ohne irgendwie künſtlich und unwahr zu werden in der Steigerung. Ich meinte, man könnte großes Spiel wagen mit der jungen Kraft — ich nahm die Rolle des Franz Moor mit ihm durch. Da iſt auch Feuer und Leidenſchaft nöthig; entwickelt er auch die, alsdann — er entwickelte ſie, es war mir zweifellos, daß die Fähigkeit für ein erſtes Fach vorhanden war, und ich kündigte ihm an: Sie ſollen als Franz Moor auftreten im Burgtheater!

Lärm und Vorwurf überflutheten mich, als das bekannt wurde. Entweihung, thörichtes, unerlaubtes Experimentiren mit einem kleinen Provinzſchauſpieler und ſolcher Anklagen mehr flogen wie Hagel rings um mich nieder. Sehr behaglich war mir auch nicht zu Muthe, aber der junge Franz Moor zeigte Courage ohne Uebermuth, ich fühlte mich berechtigt zu dem Wagniß, wir blieben Beide feſt, und der Tag kam. Der junge Mann war auch ein Wiener Kind; das werden ja doch, dachte ich, die Wiener zu ſchätzen wiſſen, wenn ohne Ahnenbrief und ohne Anſehen der Perſon dem jungen

Talente die Bahn geöffnet wird. Sie wußten es zu ſchätzen. Das Haus bis zum Giebel füllend waren ſie gekommen und horchten in Todtenſtille, und als der junge Franz ſeine erſte große Scene geſpielt — war Alles entſchieden. Einſtimmiger Beifall überſchüttete den jungen Schauſpieler, und eine erſte Kraft im Charakterfache wurde getauft an dieſem Abende mit dem Namen Joſeph Lewinsky.

XXIX.

Schiller's hundertjähriges Geburtsjahr, 1859, das Schiller-Jahr! Für das Burgtheater kann es gewiß ſo heißen. Keinem Dichter hat dies Theater ſo viel zu danken, kein Theater hat ſich der Feier Schiller's in Haupt und Gliedern ſo enthuſiaſtiſch gewidmet, als das Burgtheater. Als der Spätherbſt herankam und mit ihm das große Schillerfeſt, da hatte ich wirklich Noth, die laufenden Koſten des Werkeltages zu beſtreiten, denn Jung und Alt vom Burgtheater meinte, es ſei Sonn- und Feiertag und der Werkeltagdienſt habe zu ruhen.

Es wird auch mir jetzt ſchwer, chroniſtiſch aufzuzählen, was zehn Monate lang vor dem zehnten und elften November — bekanntlich iſt, wie bei Göttern und Halbgöttern, der Geburtstag unſicher — ſich im Burgtheater ereignete. Ich habe ja über das Wiener Schillerfeſt im Zuſammenhange mit dem Burgtheater zu berichten, weil das Theater und der Director innerlich und äußerlich mit den Triebfedern und den Aeußerungen dieſes Feſtes mannigfach verflochten waren.

Des Dichters Segen ruhte auf uns durchwegs in dieſem Jahre. Die Thätigkeit an ſich gedieh überaus, wir brachten zwanzig Novitäten, darunter zwölf größere und große Stücke, und die Hälfte davon hielt dauernd Stand.

Die erſte Neuigkeit des Jahres war „Montroſe" von Heinrich Laube, und an die erſte Aufführung derſelben knüpfte ſich eine weittragende Demonſtration des Publicums. Wir waren im vierten Jahre des Concordates — beim Theater empfanden wir das ſo tief, daß wir das Datum ſehr genau wußten, denn der herrſchende Geiſt ſpricht jede Stunde mit, macht ſich bei den unſcheinbarſten Dingen geltend in einem Theater von Bedeutung. Und dennoch wurde das Theater an jenem Abende von der Demonſtration des Publicums überraſcht.

Als Montroſe die Worte ſprach:

„Antworte, Robin: Bleibt nach dieſer Schrift
Der Covenant des Reiches Grundgeſetz?“
Robin:
„Er bleibt's.“
Montroſe:
„Dann iſt die Kirche
Beherrſcherin des Staats“ —

da bewegte ſich das Publicum wie von einem Sturmwinde ergriffen, und als Montroſe fortfuhr:

„Dies iſt das Reich
Des Judenthums im Alten Teſtament:
Es iſt die Prieſterherrſchaft Samuel's,
Und König Karl wird König Saul, gehetzt
Von jedem David, den ein Prieſter ſalbt.
Die Krone wird ein Spielball der Propheten,
Die hierzuland' aus allen Löchern kriechen,
Und ein verſchmitzter Kerl, der die Komödie
Der Frömmelei talentvoll ſpielt, verführt
Die öffentliche Meinung und dictirt
Dem Lande die Geſetze“ —

da ging ein hundertfaches Rufen durch's Haus, welches nur abgebrochen wurde, weil Wagner-Montroſe ohne Einhalt fortſprach:

„Bringt ein Staatsgrundgeſetz, das in ſich ſelbſt
Beruht, das eurer Kirche feſten Platz
Und volle Freiheit bietet — König Karl
Wird's unterſchreiben, ich ſteh' dafür ein.
Ein Grundgeſetz dagegen, das den Glauben

Zum Richter macht in weltlichem Verhältniß,
Werd' ich bekämpfen bis an meinen Tod.
Gebt Gott, was Gottes, doch dem Kaiſer, was
Des Kaiſers." —

Bei dieſem endlich erreichten Punkte aber hielt Nichts mehr den Ausbruch des Publicums zurück; wie ein Donner brach die Zuſtimmung los, daß der Saal erzitterte. Der größte Theil der Zuhörer war aufgeſprungen von den Sitzen und rief und ſchrie und klatſchte, und das Wort „Concordat" flog in der Luft herum — ich habe nie einen ſolchen Tendenzſturm im Theater erlebt. Und immer, wenn man die Leute erſchöpft glaubte vom Rufen, Schreien und Klatſchen und die Schauſpieler fortfahren wollten, ſammelte ſich der Ausbruch wieder zu neuer Kraft.

Ich ſelbſt ſaß in einer eigenthümlichen Verlegenheit da: ich ſelbſt hatte das geſchrieben, es war meine Meinung, und doch — um die volle Wahrheit zu ſagen — ich ſelbſt wie die Schauſpieler auf der Bühne wurden überraſcht von dieſer gewitterartigen Wirkung. Wir hatten in ſechs Proben dieſe Worte gehört und geſprochen, und Keinem von uns war eingefallen, daß die Tendenz hervorſpringen werde wie ein geharniſchter Krieger. Es iſt mit der Tendenz gar oft wie mit einer Neigung, die plötzlich entſteht. Man iſt ihrer gar nicht gewärtig, und ſie erhebt ſich mit einemmale wie ein Rieſe. So liegt in der Bevölkerung das Herz ruhig und ſtill, ein Wort wird aber deutlich ausgeſprochen, es trifft, und die Neigung des Herzens ſpringt auf mit elementariſchem Ungeſtüm.

So war's gekommen, und ich ſtand erſtaunt da, und ich, der Director des Theaters ſelber, war Urheber einer ſo bedeutungsvollen Demonſtration — und der Kaiſer ſaß in ſeiner Loge und ſah und hörte das Alles.

„Das kriegen wir nicht wieder zu hören!" ſagten die Leute beim Fortgehen, und man ſah mich an wie einen herausfordernden

Helden, der ich gar nicht war. Die Sache war mir wohl echt, die Anwendung war mir ganz unerwartet.

Mein Chef war krank und hatte der Vorſtellung nicht beigewohnt. Aber das Verbot wird nicht ausbleiben für die Wiederholung! hieß es von allen Seiten. Die Wiederholung war angekündigt für den folgenden Tag.

Ich wartete bis Mitternacht — es kam Nichts. Am andern Tage war „Montroſe" an allen Straßenecken angeſchlagen, und in's Theater kam keine Ordre, daß geſtrichen werden müſſe. Aus dem Theater nach meinem Bureau gehend, begegnet mir ein Herr aus der Umgebung des Kaiſers. Er lächelt, ich frage. — „Nichts geſchieht!" erwidert er. — „Und der Kaiſer hat nicht —?" — „O nein! Er ſoll geäußert haben, daß er jetzt recht deutlich wiſſe, wie Sie und die Wiener über das Concordat denken. Aber vom Streichen oder gar vom Beſeitigen der Stelle iſt gewiß keine Rede."

In der That erfolgte gar keine Einwendung. Dies iſt zumeiſt das Klügſte bei ſolchem Wetterleuchten im Theater. Beſonders in Wien. Hier ſind es immer nur die Beſucher der erſten Vorſtellungen, welche Tendenz ſuchen und heftig beklatſchen; bei den ferneren Vorſtellungen tritt die Compoſition des Stückes in all ihre Rechte. Am zweiten Abende wurde jene Stelle des Montroſe kaum bemerkt und ebenſowenig bei den folgenden Vorſtellungen. Wir gaben es zehnmal hinter einander, und es wurde nicht aus ſolch einem Tendenzgrunde abgebrochen, ſondern wegen Erkrankung eines Mitgliedes. Die Nemeſis kam erſt ſpät; ſie kam in Geſtalt eines Mißverſtändniſſes, aber ſie kam. Als ich das Stück ſpäter wieder anſetzte, wurde es irrthümlich vom Verbot betroffen. Wir waren nämlich in den franzöſiſchen Krieg gerathen und in politiſche Aufregung, welche Verfaſſung begehrte; vom Concordate war augenblicklich gar nicht die Rede. Jeden Abend ſpähte das Publicum nach tendenziöſen Worten und fand ſie oft in den harmloſeſten Stücken, und meinem Chef war geſagt worden, man möge vorſichtig ſein in der Wahl der Stücke, damit nicht ſo viel Gelegenheit geboten werde zu Tendenz-Applauſen. Er hatte, wie geſagt, die „Montroſe“-Demonſtration nicht erlebt, er hatte nur erfahren, daß eine ſtattgefunden, und als ich jetzt „Montroſe“ anſetzte, erklärte er mir, „Montroſe“ ſei nicht ferner zuläſſig. Vergebens machte ich bemerklich, daß jene Demonſtration ein ganz anderes Thema betroffen habe, als jetzt Zielpunkt des Publicums ſei, und daß dies nur bei der erſten Aufführung geſchehen und ſpäter bei neun Aufführungen ganz unterblieben ſei — vergebens! Die Conſtellation der Geſtirne war ungünſtig, „Montroſe“ blieb unterſagt.

Nach Jahren hatte ich einen neuen Chef, welcher von dieſen Schickſalen des Stückes Nichts wußte, welcher aber für das Stück eingenommen war. Wunderlicherweiſe wußte er auch nicht, wer der Verfaſſer. Er forderte mich auf, es wieder in's Repertoire zu bringen. Und nun konnte ich nicht. Der Cromwell-Darſteller war in Gedächtnißkraft und Energie gealtert, die Rolle war kaum noch geeignet für ihn; ich fürchtete aber, die Abforderung der Rolle würde den verdienten Veteranen kränken, und ſo zögerte ich und zögerte, bis ich ſelbſt die Rolle des Beſetzens aus der Hand geben mußte. Und ſo hat die Nemeſis das Stück in den Schatten gebracht.

Es folgten im Frühjahre „Die Sabinerinnen“ von Paul Heyſe, eine poetiſch ſchöne Arbeit, aber eine römiſche, für welche auch damals unſer weibliches Perſonal nicht völlig ausreichend war. Das Publicum wendete ſich eilig dem „Verarmten Edelmanne“ von Feuillet zu und dem „Grafen Waldemar“ von Freytag. Auch Weilen's „Triſtan“, eine romantiſche Studie, intereſſirte nur kurze Zeit; alle Aufmerkſamkeit drängte ſich auf die Novembertage, welche „Vor hundert Jahren“, ein Feſtſpiel zur Säcularfeier des Geburtsjahres Schiller's von Friedrich Halm, und das Fragment „Demetrius“ bringen ſollten.

Es war ein noch nirgends gewagter, kühner Verſuch, dies Fragment allein auf die Scene zu führen, aber der ſeltene Tag, meinte ich, geſtattete wohl einen ſeltenen Verſuch. Ich hatte am Burgtheater eingeführt, daß die Geburtstage Leſſing's, Goethe's, Schiller's und Shakeſpeare's immer durch Aufführung eines Stückes von dem Geburtstagshelden gefeiert wurden. Es geſchah dies ohne beſondere Ankündigung, unſerer Verehrung ein Genüge und den aufmerkſamen Literaturfreunden eine Veranlaſſung zur Theilnahme an ſtiller Feier. Trotz dieſer Unſcheinbarkeit wurde mir einmal zum Shakeſpeare-Tage die Aufführung eines Shakeſpeare-Stückes unterſagt. Der britiſche Dichter war nicht beliebt bei meinem Chef, und auch die ſtille Feier verdroß ihn. Das hatte indeß kaum Jemand außer mir bemerkt, und das Publicum, mehr und mehr unterrichtet von dieſen literariſchen Feiertagen — ſtille Feſte finden die wärmſten Anhänger — war allmälig daran gewöhnt. Ein bekanntes Stück von Schiller war alſo nicht feierlich genug für den hundertjährigen Geburtstag; was war natürlicher, als daß wir auf dieſe „Demetrius“-Perle ſeines Nachlaſſes geriethen und daß wir darauf rechneten, der ungewöhnliche Abbruch mitten im zweiten Acte werde in ſolcher Stimmung hingenommen werden und werde nur den Gedanken an den frühen Tod des großen Dichters wecken, an einen Tod, der eine ſeiner ſchönſten Arbeiten jählings unterbrochen habe.

Lebhaft hatten wir bis in den Nachmittag hinein den ſtürmiſchen polniſchen Reichstag probirt, und ich war eben erſchöpft nach Hauſe gekommen, da traten einige Schriftſteller bei mir ein und fragten mich, ob das Burgtheater und ich wohl bereit wären zu noch weiteren Anſtrengungen für die diesjährige, die hundertjährige Schillerfeier? Wie das? Mit Einem Worte: ob nicht diesmal eine Schillerfeier in größerem Style ermöglicht werden könnte?

Wenn ich jetzt zurückdenke an die Tage nach dem großen Schillerfeſte in Wien, an die Nachrichten aus Berlin, wo die Feier an Rohheit der Volksmaſſe ſo traurig zu Grunde ging, an den gerechten Stolz der Wiener, daß ſie, obwohl ſo lange äußerlich abgeſperrt von literariſcher Gemeinſchaft mit Deutſchland, den großen Dichter ſo großartig gefeiert, ſo maßvoll unter Umſtänden, welche zur Ausſchweifung geradezu verlockten, und doch ſo innig, ſo wahr, ſo enthuſiaſtiſch — dann ergreift mich tiefe Rührung. Und gar erſt, wenn ich zurückblicke auf die Entſtehung des großen Feſtes, auf die dürftigen Anfänge, o, wie dürftig und gering waren ſie, faſt hoffnungslos!

Zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß mich die Frage jener Schriftſteller unvorbereitet traf. Ich hatte nur an die Feier im Theater gedacht, und ich habe eigentlich keine Neigung für die Jubiläen, welche ſo gewiß feſtbedürftig aufgeputzt werden nach Verlauf von zwei Jahrzehnten und noch einem halben Jahrzehnt. Das war nun freilich hier ganz anders bei dem hundertjährigen Geburtstage unſeres geliebteſten Dichters; aber dennoch war mein Gedanke nicht über den künſtleriſchen Kreis einer Feier hinausgegangen.

Ich habe außerdem keine perſönliche Neigung für öffentliche Demonſtrationen, welche faſt immer die Uebertreibung ſachgemäß in ſich großziehen, und — was das Aergſte war — ich glaubte nicht, daß ein Dichterfeſt im Vaterlande ſo allgemeine Theilnahme wecken könnte. Die vielen künſtlichen Feſte in Deutſchland hatten mich abgeſtumpft. Ich bin kein Gegner derſelben geweſen, weil ich gar Nichts dagegen einwenden möchte, daß die Menſchen ihr Leben ſammeln auf allen möglichen Punkten und daß ſie wichtige Zwecke oder Perſonen feiern. Aber meine perſönliche Art hat keinen Zug für dergleichen. Dazu kam die Erinnerung an die hundertjährige Goethefeier 1849, welche doch eigentlich eindruckslos verblieben. Daß Schiller dem großen Publicum viel näher ſteht, wußte ich wohl, ebenſo daß er gerade in Oeſterreich von unermeßlicher Popularität; aber der Gedanke eines großen öffentlichen Feſtes war mir doch überraſchend.

Ich ſchwieg zunächſt und hörte die Meinungen der Männer, welche ſich ja mit der Idee ſchon beſchäftigt hatten und welche das erreichbare Material berührten, unter welchem das Burgtheater figurirte. Sie hegten übrigens ſelbſt keine gar großen Erwartungen und gingen davon aus, daß das Feſt wohl nur in engerem Kreiſe gefeiert werden könnte.

Dieſe Mittheilungen weckten erſt meine Phantaſie; der alte Zauberklang des Namens Schiller that das Seine, der Widerſpruch erhob ſich in mir gegen eine dürftige Feier in kleinem Kreiſe — „Größeres ſei doch nicht möglich!" war geſagt werden. „O doch", hieß es nun auf einmal, „für Schiller iſt in Wien das Größte möglich!" — „Aber wie? Wie ſollen wir das anfangen?" — „Wir nehmen die Adreßbücher und Schematismen und wenden uns an alle Corporationen mit der Anfrage." — „Und erhalten keine Antwort!" — „Wir verlangen keine, wir laden ſie zu einer Vorbeſprechung. Auf den Namen Schiller hören Alle; es werden Verſchiedene kommen, es werden ſich Vorſchläge melden, dieſe werden Anknüpfungen bieten, der Plan wird ſich bilden, wird ſich praktiſch erweitern, nicht blos theoretiſch wie unter uns Wenigen." — „Aber in dieſer Zeit tiefer politiſcher Aufregung, wird man uns Zuſammenkünfte geſtatten, Vorbereitungen zu einem großen öffentlichen Feſte?!"

Das wußten wir Alle nicht, aber wir hatten uns gegenſeitig aufgeregt und geſteigert; wir vereinigten uns zu den Aufforderungen in ſo großem Umfange.

Sie entſprachen unſeren kühnſten Erwartungen. Männer aus allen Kreiſen erſchienen, das Rad kam in's Rollen, und die Männer, welche an jenem Nachmittage bei mir geweſen, ſetzten einen Eifer, eine Arbeitskraft daran, fanden ſo nachdrückliche Unterſtützung von Seiten aller Zutretenden, daß ein Feſt von unerhörter Faſſung ſkizzirt werden konnte.

Und die Erlaubniß zur Ausführung? Ach! ſie lag noch im gefährlichſten Zweifel, als ſchon alle Vorbereitungen fertig waren. Der damalige Miniſter Herr v. Thierry ſagte zu mir, ich ſei als

Director des Burgtheaters eine officielle Perſon, welche die Verantwortlichkeit übernehmen müßte. Er war ein kleiner Mann, der fortwährend ſchnupfte und der mir kategoriſch eröffnete, ich müßte für alle Folgen einſtehen. — „Was wird das zu bedeuten haben, Excellenz, wenn ich für üble Folgen einſtehen ſoll? Nichts. Viel wichtiger iſt, daß Sie, wie Sie gethan, an meine Kenntniß des Wiener Publicums appelliren, weil ich als Theater-Director zehn Jahre lang Gelegenheit gehabt hätte, es zu ſtudiren. Sie fragen mich auf's Gewiſſen, ob bei der jetzigen aufgeregten Stimmung ein Feſt von ſolcher Ausdehnung, mit einem Zuge durch die ganze Stadt, mit Reden auf öffentlichem Platze vor Tauſenden von Zuhörern nicht ein übermäßiges Wagniß ſei? — Nein, erwidere ich, meines Erachtens iſt es in dieſem Falle kein übermäßiges Wagniß, weil es ein Dichterfeſt, weil es ein Feſt Schiller's iſt. Wir können mit Recht ſagen: die Regierung ſchenkt den Wienern großes Vertrauen, rechtfertigt ihr Wiener dies Vertrauen! — Und ſo weit ich die Wiener kenne, Excellenz, werden ſie's rechtfertigen. Sie hegen eine reine, tiefe Liebe für Schiller, es wird für ſie ein Ehrenpunkt ſein, das Feſt ihres großen Dichters rein und unbefleckt zu erhalten."

Dazu ſchüttelte er das Haupt.

Das Feſt verſank im Entſtehen. Nur eine Ausſicht blieb, die Ausſicht auf einen directen Weg zum Kaiſer.

Auf dieſen Weg ward all' unſere Hoffnung geſetzt, und wir hatten guten Fug zu dieſer Hoffnung. Wie oft in Theaterfragen, die ja leicht die wichtigſten Fragen des Staates berühren, hatte eine freie Entſcheidung unerreichbar geſchienen, und die freie Entſcheidung war jedesmal gewonnen worden, wenn es gelang, die Anfrage um ein liberales Zugeſtändniß an den Kaiſer ſelbſt zu bringen. „Wallenſtein's Lager" — um nur eines dieſer Beiſpiele anzuführen — war uns wieder entzogen worden wegen des Capuziners; es war gelungen, den Kaiſer ſelbſt zu fragen, und das „Lager" war unſer ſammt dem Capuziner. Und ſo geſchah's auch hier: unſere Hoffnung erfüllte ſich ganz; in aller Kürze und Einfachheit gewährte der Kaiſer die volle, unbeſchränkte Ausdehnung des Schillerfeſtes.

Vom Praterſtern aus zog der unabſehbare Fackelzug durch die Leopoldſtadt, durch die ganze innere Stadt bis zum Paradeplatze. Zwei Knaben, die Söhne des Grafen Franz Thun, trugen den Lorbeerkranz für Schiller, und die unermeßliche Menſchenmenge auf den Straßen, an den Fenſtern, auf den Dächern rief kein anderes Wort als Huldigung auf Huldigung für den großen Dichter, Jubelruf auf Jubelruf, wenn die Knaben mit dem Lorbeerkranze vorüberzogen. Die Wiener rechtfertigten vollſtändig das in ſie geſetzte Vertrauen, und auf dem Paradeplatze, wo wir ein koloſſales Standbild Schiller's aufgerichtet — Dank der raſch ſchöpferiſchen Kraft des Bildhauers Meixner —, wo die weite, freie Fläche bedeckt war von vielleicht dreißigtauſend Menſchen, und wo dieſe Dreißigtauſend in einer Ruhe harrten wie im Parterre des Burgtheaters, wo ich eine Rede zu ſprechen oder vielmehr zu ſchreien hatte, da vernahm man nicht einen Ruf, der was Anderes als Schillerfeier bedeutet hätte. Die Antwort auf meine Hochrufe kam wie Meeresbrauſen heran, aber rein und einſtimmig; Jubelruf auf Jubelruf für jede Eigenſchaft Schiller's, die genannt wurde, ſtieg in die Lüfte, und jeder Ruf war rein, rund, donnernd wie das reine Element der Liebe zum großen Dichter; das Echo von der Stadtſeite brachte die Rufe zurück wie eine harmoniſche Beſtätigung des einen geſammelten Sinnes für Friedrich Schiller.

Und ebenſo ohne die geringſte Störung verlief ſich die Menſchenmenge. Es war Alles gelungen, wie es die kühnſte Phantaſie ſich vorſtellen gekonnt, und voller Freude eilte ich am Morgen darauf zum Miniſter Thierry, der mich zu ſich berufen. Ich meinte eines Wortes der Zufriedenheit ſicher gewärtig ſein zu dürfen. Ich hatte mich geirrt; er hatte kein ſolches Wort, wohl aber die Forderung, daß die Schiller-Statue ſogleich beſeitigt werden ſollte, weil ſie zu Demonſtrationen Anlaß geben könnte.

Meine Begleiter, zwei vornehme Herren, verbeugten ſich; ich widerſprach. Das Feſt war auf mehrere Tage ausgedehnt; an dieſem Abende ſollte es im Sophienſaale literariſch gefeiert werden, die Elite von Wien war dazu angeſagt, die ganze Stadt wußte, daß Schillertage angekündigt waren, es wäre ein herausfordernder Mißklang, ein Mißtrauenszeichen auffälligſter Art geweſen, wenn am zweiten Tage das Standbild des Dichters beſeitigt worden wäre.

Es blieb denn Nichts übrig, als wiederum beim Kaiſer ſelbſt anfragen zu laſſen, und vom Kaiſer kam wiederum die Antwort: Die Statue Schiller's bleibt ſtehen.

Bekanntlich ſchenkte der Kaiſer den Platz ſelbſt zu einer dauernden Bildſäule des Dichters und gab ihm den Namen Schillerplatz.

Bekanntlich ſoll das neue Burgtheater auf dieſen Platz kommen.

Möge der Tag bald erſcheinen, an welchem wir Schiller und ſein Schauſpielhaus dort ſtehen ſehen! Wien hat die Schiller-Statue und ein neues Burgtheater verdient.

XXX.

Schillerfeſt und Burgtheater hingen auf's Engſte zuſammen. Man hat „draußen“ im Reiche gar keine Vorſtellung davon, wie die Schiller'ſchen Dramen hier die Seele der Anziehungskraft ſind, welche das Burgtheater auf das große Publicum ausübt, die Seele der Hochachtung, welche dem Burgtheater gezollt wird. Schiller's Worte im Burgtheater ſind den Oeſterreichern wie ein Evangelium. Man findet in Schiller's Worten die Wahrheit, die Würde, die Tugend und die Schönheit ganz und gar. Niemand bezweifelt ſie, Jedermann ſind ſie ein Genüge, eine Erhebung; man glaubt an ſie wie an eine moderne Offenbarung. Ein Schiller'ſches Stück in ungenügender Darſtellung begegnet heftiger Entrüſtung im Publicum. Da fühlt ſich Jeder berufen, ein Tempelwächter zu ſein.

Deßhalb war es ein Wagniß, das „Demetrius“-Fragment aufzuführen. Mit dem bloßen Anfange eines Stückes, mit dem grellen Abreißen des Stückes konnte Schiller compromittirt erſcheinen, und das hätte man nicht vergeben.

Allerdings bot die große Verehrung Schiller's doch auch eine Garantie. Gerade ein ſolches Publicum brachte ja eine Pietät mit, welche auch einem bloßen Fragmente gegenüber dankbar iſt. Gerade der jähe Schluß konnte eine elegiſche Stimmung wecken, konnte den Sinn hinüberlenken vom unvollendeten Kunſtwerke auf das vorzeitige Todesſchickſal des Dichters.

Darauf rechnete ich. Ich hoffte, das Publicum werde ſagen: So viel hat uns Schiller noch gegeben, ſeien wir dankbar, daß wir ſeine letzten Scenen auf unſerem Burgtheater ſehen können!

Und ſo lautete denn auch wirklich die Schlußmeinung des Publicums.

Wir ſchließen die Fragments-Vorſtellung natürlich mit dem Monologe der Marfa, die kleinen Zuſätze, welche noch vorhanden ſind, fallen laſſend. Jener Monolog iſt wenigſtens ein Schluß der großartigen Expoſition, welche uns Schiller voll gegeben: erſt den prachtvollen Reichstag zu Krakau, dann in Rußland die Mutter des Prätendenten und mit dem Patriarchen den Blick in die ruſſiſchen Verhältniſſe. Als Schluß einer Expoſition macht ſich auch der Abgang Marfa's theatraliſch wirkſam geltend. Man hat doch eine volle Einſicht, ein volles Intereſſe gewonnen; auf die Ausführung hat man ja von vornherein verzichtet.

Während der Vorbereitungen zum Schillerfeſte probirten wir unabläſſig den „Reichstag", welcher ja in erſter Linie zu den Vorbereitungen des Schillerfeſtes gehörte. Dieſe Reichstagsſcenen müſſen ſceniſch vollendet auftreten, dann wirken ſie außerordentlich. Sie enthuſiasmirten das Publicum. Die Shakeſpeare-Studien waren uns zu ſtatten gekommen, ein ſtürmiſches Enſemble ſo darzuſtellen, daß jeder Zuſchauer und Zuhörer den bloßen Theaterbegriff vergeſſen mußte. Dies iſt ja das Endziel eines guten Theaters: die Wirkung der Kunſt hervorzubringen, ohne daß die einzelnen Hilfsmittel der Kunſt bemerkt werden.

Zu einer der vorhandenen Fortſetzungen des Fragments konnte ich mich nicht entſchließen. Sie ſind zu ſchwach. Einer der Fortſetzer hatte mir geſchrieben: Sie ſind es Schiller ſchuldig, das Vorurtheil gegen mich fallen zu laſſen; denn hier handelt ſichs um Schiller! — Ich hatte ihm geantwortet: Eben deßhalb, weil es ſich um Schiller handelt, kann ich eine Fortſetzung nicht aufführen, welche dem Schiller'ſchen Anfang nicht gerecht wird.

Damit habe ich übrigens nicht ſagen wollen und will ich durchaus nicht ſagen, daß ein voller Schiller'ſcher Maßſtab an eine ſolche Fortſetzung angelegt werden müſſe. Eine nur leidliche Fortſetzung wäre mir ſehr willkommen geweſen, um das Schiller'ſche Fragment als organiſchen Theil eines ganzen Stückes dem Theater einzuverleiben. Wenn ſolche Fortſetzung nur allenfalls theatraliſch beſtehen kann hinter Schiller's glänzender Expoſition, dann erachtete ich ſie als einen Gewinn für die deutſche Bühne. Den Anſprüchen an Schiller brauchte ſie nicht Rede zu ſtehen.

Aber es iſt kaum Ausſicht vorhanden, daß wir je eine ſolche Fortſetzung erhalten werden. Die Arbeit iſt unter allen Umſtänden undankbar. Nicht gerade im Theater, aber gegenüber der Kritik. Wer von Talent hat die Entſagung, nur dem Theater zu nützen, ſich ſelbſt aber jedenfalls auszuſetzen, auch wenn er im Theater zur Noth befriedigte! Und wer ſich dem undankbaren Wagniſſe hingäbe, der müßte jedenfalls von der erſten Scene Schiller's anfangen, ſeine Fortſetzung einzuleiten, der müßte Schiller ändern und ſtreichen. Wer entſchließt ſich dazu!

Ich bin außer Zweifel, daß Schiller dieſe anderthalb Acte vielfach geändert hätte, wenn er zur Ausführung des ganzen Stückes gekommen wäre. Wie dieſes Fragment jetzt daſteht, iſt es auf ein Rieſenperſonal angelegt, welches keine Bühne der Welt ſtellen kann. Die Polen nehmen jetzt ſchon ein ganzes Perſonal in Anſpruch, und doch haben ſie nur einen epiſodiſchen Antheil an der Entwicklung des Ganzen zu erwarten; außer Marfa und dem Patriarchen fehlt die ganze ruſſiſche Welt noch, der Czar Boris Godunoff an der Spitze. Das hätte Schiller, der während ſeiner letzten fünf Jahre in fachmäßige Berührung mit dem Theater getreten war, der namentlich mit Iffland, damals Director in Berlin, in dieſem Betracht verkehrte, das hätte Schiller ganz gewiß berückſichtigt. Und er war von einer ſtaunenswerthen Energie gegen ſeine eigene Schrift, ſobald er mit ſeinem großen Compoſitions-Blicke ſeine Entwürfe anſah und endgiltig ausführte. Schonungslos pflegte er da vorzugehen gegen das Vorhandene. Ich erinnere nur an ſeine Umarbeitung des „Egmont", welche Diezmann in Leipzig in Druck gegeben. Da ändert Schiller Goethe reſolut, oft radical, und gegen ſeinen verehrten Freund Goethe war er ſicherlich noch viel ſchonender als gegen ſich ſelbſt. Gerade ſo wie mit dem „Egmont“ würde er mit dem „Demetrius“ vorgegangen ſein.

Wie leicht, wie ſcharf hatte er in dieſer „Egmont“-Reform Alles beſeitigt, was die dramatiſche Schwäche des „Egmont“ ausmacht! Dieſe Schwäche beſteht darin, daß die Gegenſätze im Stücke einander vorſichtig aus dem Wege gehen fünf Acte lang. Das Zuſammentreffen der Gegenſätze bildet aber das Drama. Nur ein einzigesmal, nur im vierten Acte, begegnen ſich Egmont und Alba. Freilich fielen bei der Schillerſchen Reform einige der hundert Vorzüge des Goethe-„Egmont“, welche eben in dem ruhigen Gange des Goethe-Stückes wurzeln, und Goethe ſelbſt ſchüttelte den Kopf zu ſolcher Dramatiſirung ſeines „Egmont“. Er war eben in erſter und letzter Linie nicht ſo dramatiſcher Componiſt wie Schiller, deſſen Dramen juſt durch ihre Compoſitionskraft der Schatz des deutſchen Theaters ſind. Wer aber ſo am „Egmont“ verfuhr, wie wäre der mit ſeinem Eigenthume, mit dem nur ſkizzirten „Demetrius“, umgeſprungen!

Das Schickſal hat ihn weggeriſſen. Nehmen wir Abſchied.

Bei dieſem Begriffe „Aenderungen“, welcher den Theater-Dirigenten alle Tage zudringlich antritt, drängt ſich ein Scribeſches Stück vor, welches wir in dieſem Jahre 1859 neu brachten. Es waren Standesänderungen nöthig, um den Zutritt des Stückes zu ermöglichen; vornehme Leute mußten minder vornehm auftreten. Es waren die „Feenhände“ — „Les doigts de fée“.

Das Stück behandelt ſehr dreiſt eine ſociale Frage: was ſollen hochgeborene Mädchen thun, wenn ſie nicht reich genug ſind und keinen Gatten finden, und keinen Anhalt finden in der Welt? — Sie ſollen arbeiten. — Das zu antworten hatte Scribe die Dreiſtigkeit in dieſen „Feenhänden“. Und das führte er gründlich durch in der Handlung dieſes Stückes, und dies Stück wurde auf dem erſten Theater Frankreichs, auf dem Théâtre Français, aufgeführt.

Nun muß man freilich nicht glauben, daß dies Théâtre Français ein ähnliches Publicum habe wie das Burgtheater, eine ähnliche Atmoſphäre von officiellem, ariſtokratiſchem, vornehmem, rückſichtsvollem Weſen. O nein! Es erhält zwar eine Subvention von der Regierung; aber Hofrückſichten beeinfluſſen es gar nicht. Sein Publicum iſt in keiner Richtung exclusiv, es iſt das Publicum der gebildeten Pariſer. Es hat zudem eine republikaniſche Schauſpieler-Verfaſſung, innerhalb welcher es ſich im Weſentlichen ſelbſt regiert durch Stimmenmehrheit ſeiner Sociétairs (ſo heißen die lebenslänglichen Mitglieder), und dieſe Verfaſſung bringt es mit ſich, daß es immer in unmittelbarer Berührung bleibt mit Sitte und Anſchauung der lebendigen franzöſiſchen Welt. Es geſtattet alſo eine viel freiere Wahl im Thema ſeiner Stücke, es geſtattet eine freiere Sprache als das Burgtheater. Aber auch für dies Théâtre Français war ſolch ein ſociales Thema wie in den „Feenhänden" immerhin ſpitz und ein wenig dornig. Die Schwierigkeit wurde dadurch erhöht, daß Scribe den franzöſiſchen Dramatikern zu lange lebte, wirkte und — reuſſirte. Der alte Herr brachte nach vierzigjähriger enormer Theaterthätigkeit immer noch wirkſame Stücke, welche dem jüngeren Geſchlechte den Raum beengten. Das junge Geſchlecht tadelte, ſchalt, verläumdete wohl auch die ungenügende Fähigkeit des alten Herrn. „Der Bindfaden" — „la ficelle" — war das Stichwort des Tadels. Man ſähe überall den „Bindfaden", an welchem die Scribe'ſchen Puppen durch die Acte hindurchgeleitet, an welchem die Acte ſelbſt zuſammengehalten würden. Das hat ſich ſpäter gerächt. Als er geſtorben war, kamen gröbere Compoſitionen an die Reihe, und ein Kritiker rief: Eh bien! den Bindfaden ſind wir los, aber was haben wir nun? Den „Strick" — „la corde".

Nun, dieſe Oppoſition gegen Scribe kam bei dieſen „Doigts de fée“ zum Ausbruche. Das dreiſte ſociale Thema bot den Anlaß, aber auch nur den Anlaß. Der Neid war die Grundurſache; die Aufnahme des Stückes wurde bei der erſten Aufführung heftig beſtritten. Das lockte mich nur, es kennen zu lernen. Scribe hatte in Folge der beſtrittenen Aufnahme wirklich Aenderungen gemacht; das gedruckte Buch enthielt ſie, und ich fand das Stück trotz der Pariſer Tonangebung, die ich ſeit lange kannte, intereſſant und unterhaltend. Das Publicum in Paris iſt auch dieſer Meinung geworden, und das Stück hat ſich gehalten.

Ich wollte es geben und ſtand mit dieſer Abſicht vor einer hohen Mauer im Burgtheater. Das arme vornehme Mädchen Helene, welche durch Arbeit ihr Leben ſichern will, iſt nicht mehr und nicht weniger als eine Herzogin. Dafür eine Erlaubniß zu hoffen, wäre Vermeſſenheit geweſen. Für unſere Zwecke, meinte ich alſo, iſt das Mädchen ebenſo gut, wenn ſie ein bloßes Edelfräulein iſt! Demgemäß degradirte ich die ganze Familie, und — das Stück kam zur Aufführung und gefiel trotz des Putzmachergeſchäftes, welches Helene errichtet hat.

Unter ſolcher Standesbeſchränkung nahmen auch wir in Wien theil an dem dreiſten ſocialen Thema eines Luſtſpiels, und das Samenkorn wird keimen bei unſeren Luſtſpiel-Poeten.

Praktiſch hat es ſich wie ein ſocialer Scherz ſchon fortentwickelt, als das Stück bei anderen Hoftheatern anklopfte. Die Herren Intendanten waren ſehr ungehalten, daß man einem Edelfräulein ſo Etwas zumuthen könnte. Jetzt kam die Standeserniedrigung beleidigend an den kleinen Adel: dieſen Herren mitten unter Herren „von“ war das Edelfräulein empfindlich. Was bei uns Rettung geweſen, war dort Verbrechen; dort hätte man allenfalls die arme Helene wieder zur Herzogin machen können; die Herzogin lag ferner, und mit ihr wurde die ganze Mesaventure chimäriſch.

Die Moral davon lautet: Sociale Luſtſpiele ſind ein wahrer Schatz für die Bühne, denn ſie führen in’s organiſche Leben des

Publicums, berühren alſo die Charaktere viel intimer, als dies bloße Situations-Luſtſpiele können. Aber ſie finden auch am ſchwerſten Zutritt und beleidigen das Publicum am leichteſten. Wandlungen des Lebens, welche erſt im Zuge begriffen ſind, haben auf der Bühne einen ſehr ſchweren Stand, denn das Publicum ſpaltet ſich in Parteien für das erſt Werdende. Es weint und lacht einträchtig nur über das Fertige, welches in die Gewohnheit der Menſchen übergegangen iſt.

Sind aber ſociale Luſtſpiele einmal durchgedrungen, dann ſind ſie von langer Dauer auf der Bühne, denn ſociale Reformen, welche durchgeführt worden ſind, haben eine ſehr zähe Lebenskraft.

Molière, der ſo oft fälſchlich empfohlen wird, iſt ganz beſonders lehrreich in der Theaterfrage vom ſocialen Luſtſpiele. Molière hat es trefflich verſtanden, ſeine Stücke durch ſociale Züge zu befruchten. Nur zu befruchten. Er verſuchte es nie, neue ſociale Verhältniſſe aufzuſtellen, aber er knüpfte ſeine Charaktere da an, wo ſie mit geſellſchaftlichen Schäden zuſammenhingen, und dadurch gelang es ihm, Charaktertypen zu ſchaffen. Zum Beiſpiele den Tartuffe. Zum Theile deßhalb genießt er in der franzöſiſchen Literatur ein ſo großes Anſehen, er, der franzöſiſche Schauſpieler, in der franzöſiſchen Literatur, wie Shakeſpeare, der engliſche Schauſpieler, in der engliſchen Literatur. Vielleicht weil ſie als Schauſpieler die ſocialen Schwierigkeiten des Lebens doppelt empfanden, hatten ſie in ſich die Fähigkeit des Ausdruckes dafür tiefer entwickelt.

Molière's Anſehen iſt noch im heutigen Frankreich außerordentlich. Nicht blos beim Bourgeois, welcher die Statue des Komödiendichters an der Straßenecke mit Behagen anſchaut, ſondern auch beim vornehmſten Literaten. Molière iſt eben Gründer der franzöſiſchen Komödie von ſocialem Charakter, und er vollbrachte dies mit nacktem realen Talente. Er lehrte nicht, ſondern er zeigte.

Er hat die gleichzeitigen Spanier und Italiener fleißig benützt — kein Franzoſe fragt danach. Sie ſind in dem Punkte der Aneignung oder, wie es jetzt heißt, der Annexion von weiteſtem Gewiſſen. Dumas der Vater hatte einmal die Naivetät, zu erklären: Ja, es iſt wahr, ich habe dieſe zwei Scenen meines Luſtſpiels einem alten Stücke blank entlehnt, aber in jenem alten Stücke machten ſie keine Wirkung, in dem meinigen wirken ſie gut. Ich habe alſo ein Recht gehabt, ſie mir anzueignen, und nun ſind ſie mein, denn ich hab' ſie zur Geltung gebracht. — Die Franzoſen widerſprachen nicht.

Ebenſowenig kümmerte man ſich bei Molière darum, woher er ſich verſorge. Dieſer Kummer iſt nur eine neidiſche Neigung in Deutſchland. Was in Frankreich der Landsmann verarbeitet und fertigbringt, das iſt des Landsmannes, das iſt ein nationaler Erwerb; kein literariſcher Commiſſär fragt nach dem Urſprungszeugniſſe. Deßhalb ſind wir auch jetzt mit dem literariſchen Eigenthumsvertrage ſo arg im Nachtheile. Wir ſelbſt denunciren jeden unſerer Landsleute, wenn er Etwas von Franzoſen entlehnt, den Franzoſen fällt das nicht ein. Zur Erleichterung dient ihnen freilich, daß ſie gar nicht kennen, was bei uns geſchrieben wird. Kommt doch einmal dem Franzoſen Etwas zu von unſerer Literatur, dann beleckt er es mit ſeiner nationalen Zunge ſo lange, bis der fremde Urſprung unkenntlich geworden und der Nachweis der Entlehnung kaum möglich bleibt. Solch ein literariſcher Vertrag zwiſchen einem nationalen Volke, wie die Franzoſen ſind, und einem kosmopolitiſchen Volke, wie wir ſind, wird ſtets die Wirkung haben, daß das kosmopolitiſche Volk alle Koſten zahlt, was wir denn auch redlich thun oder thun müſſen.

Ich komme auf Molière und unſer literariſches Verhältniß zu den Franzoſen, weil wir Anno Neunundfünfzig wieder einmal den Verſuch machten, ein Molière'ſches Stück neu in Scene zu ſetzen.

Von Zeit zu Zeit überſetzt ein Literat, der viel Zeit hat und nicht genug eigene Schöpfungskraft beſitzt, die älteren Stücke fremder Literatur in neues Deutſch und macht uns in den Zeitungen begreiflich, daß es ganz unclaſſiſch von uns ſei, die claſſiſchen Stücke hochgebildeter Völker auf unſerer Bühne zu vernachläſſigen. Namentlich die Luſtſpiele, da es uns doch an Luſtſpielen ſo ſehr gebreche. Namentlich Molière — ſetzt er hinzu —, der Vater des franzöſiſchen, ja des europäiſchen Luſtſpieles, verſchwinde auf ganz unverantwortliche Weiſe vom deutſchen Theater!

Das laſſen wir uns geſagt ſein und ſetzen wieder einmal ein neu überſetztes Stück von Molière in Scene, und rufen uns, wie ich oben verſucht, ſorgfältig in's Gedächtniß, daß Molière die größte Bedeutung habe für die Compoſition des Luſtſpiels, und ſind dann ganz erſtaunt, wenn die Wirkung ausbleibt auf unſerer Scene.

So ging es uns in dieſem Jahre mit dem „Geizigen“. Wir wiederholten ihn vor leerem Hauſe.

Woran liegt das? Man giebt ja doch dieſe Stücke heute noch im Théâtre Français regelmäßig, und die Franzoſen finden das gut und löblich. Ja, in ihrem eng nationalen Weſen leben die alten Theater-Traditionen noch; die Franzoſen ſind bewundernswerth conſervativ in ihren Künſten. Wir ſind es nicht. Wenn wir dieſe alten Stücke trefflich dargeſtellt im Théâtre Français ſehen, ſo müſſen wir uns ſehr ſtacheln mit literariſchen Sporen, um ihnen einigen Geſchmack abzugewinnen; eigentlich finden wir ſie inſipid, grob, veraltet. Alte, unverlöſchliche Linien der Luſtſpielwirkung erkennen wir wohl, aber es ſind uns nur Linien zu Studien. Der Inhalt, welchen ſie einkreiſen, iſt uns längſt fade geworden; wir wollen Luſtſpielverhältniſſe unſerer Tage. Das geht ſo weit, daß ſelbſt Krankheitsſymptome unſerer Tage in Molière's Form nicht mehr bei uns wirken. Die Frömmelei war in den Dreißiger und Vierziger Jahren ſehr ſichtbar in Deutſchland und ſehr verhaßt; man freute ſich in Leipzig wochenlang voraus, daß zum Neujahrstage Molière's „Tartuffe“ aufgeführt werden ſollte. Der Neujahrstag kam, „Tartuffe“ kam auch und — machte gar keine Wirkung.

Summa: ſchätzbares Material für Theater-Studien iſt noch lange kein Material für's Theater ſelbſt.

Der Sinn iſt aufzuſuchen, in welchem Leute wie Molière geſchrieben, der Sinn, durch welchen ſie ſo ſtark gewirkt. Nur wer den Sinn entdeckt und gleichzeitig Talent hat, wird durch dies Studium dem jetzigen Theater nützen. Er wird nicht die Prügelſcenen wiedergeben — der Stock wird überall abgeſchafft, und auf unſerem Theater ſollen Prügel einen luſtigen Eindruck machen! — ſondern er wird, wie Molière ſeinerzeit, Schwächen und komiſche Leidenſchaften heutigen Tages zu Ausgangspunkten nehmen, aber er wird uns nicht beweiſen wollen, daß der Geiz etwas Komiſches ſei, weil er es in roherer Zeit geweſen ſein mag.

Wer ſo vorgeht, der wird dann auch begreifen, daß zum Beiſpiele unſer kritiſches Vorurtheil gegen politiſche Luſtſpiele im Weſentlichen altmodiſch geworden und der Reviſion bedürftig iſt. Unſere Zeit iſt politiſch. Hier liegen alſo auch Neigungen und Schwächen, welche dem Luſtſpiele, dem Theaterſtücke gegenwärtigen Lebens, angehören und in demſelben ehrlich wirken können, nicht blos künſtlich. Ein heutiger Molière würde uns das nachdrücklich zeigen. Kurz, das Theater, und auf dem Theater insbeſondere das Luſtſpiel, hat es mit dem lebendigen Leben zu thun.

Hierin liegt auch die Lebensgefahr für unſere Hoftheater, welche ſich aus höfiſcher Tradition gegen neu pulſirendes Leben abzuſperren ſuchen. Gelingt ihnen dies, ſo gelingt ihnen auch ihr Tod.

Jedes Weſen hat ſeine eigenthümliche Lebensgefahr. Die der heute noch beſtehenden Hoftheater liegt in den Rococo-Principien, welche ſie ſich auferlegen zu höchſteigener Strangulirung.

XXXI.

Die Rolle des Cromwell und des Geizigen, welche 1859 in Rede gekommen ſind, führen zur Schilderung eines unſerer erſten Schauſpieler, des Herrn La Roche.

Um dieſe Zeit ſchon machte der unerbittlich nagende Zahn der Zeit auch an ihm ſeine Gewalt geltend. Unſcheinbar vielleicht für das Publicum, empfindlich für die Näherſtehenden. Nicht in Geſundheit und heiterer Lebensfähigkeit, durchaus nicht! La Roche hat eine jener unverwüſtlichen Naturen, welche bis in hohes Alter, wohl bis in höchſtes Alter ſtandhaft vorhalten. Jener Zahn machte ſich da geltend, wo er es immer thut: an unſerer ſchwachen Stelle, da, wo wir geſündigt haben unſer Lebenlang; da nagt er zuerſt wirkſam.

Eine Grundbedingung der Schauſpielkunſt iſt die Gedächtnißkraft — an ihr nagte jener neidiſche Zahn zuerſt wirkſam bei Herrn La Roche.

Die Gedächtnißkraft iſt für den Schauſpieler ſo wichtig, wie die Blutbeſchaffenheit für jeden Menſchen. Wenn die Worte dem Schauſpieler nicht ohne Schwierigkeit gegenwärtig ſind, ſo iſt er im Einzelnen wie im Ganzen gelähmt; er iſt dann wie ein Soldat, der ſchießen ſoll und der mit dem Laden nicht fertig wird.

Eine leider zahlreiche Gattung alter Schauſpieler ſteht neben der jungen Generation wie eine Armee mit Vorderladern und Kapſelaufſetzern neben einer Armee mit Hinterladern. Dieſe ſchießt zehnmal, ehe jene einmal ſchießt, und jetzige junge Schauſpieler, welche ſeſtes Memoriren ſo früh vernachläſſigen, können früh als todt betrachtet werden. Die alte Schießweiſe geht im heutigen Schauſpiele gar nicht mehr.

Es iſt nicht zu verkennen: die junge Generation der Schauſpieler, in einer geiſtig bewegten Zeit eingeſchult, hat im Lernen der Rollen einen großen Vorſprung. Keineswegs vor Allen. Wir hatten am Burgtheater Mitglieder der älteren Generation, welche in Gewiſſenhaftigkeit des Memorirens muſtergiltig waren, Anſchütz an der Spitze und Frau Rettich — die Frauen lernen immer gut — und Fichtner wenigſtens im beſten Willen, nur behindert, leider ſchwer behindert durch ſein hartes Gedächtniß. Aber der Vorſprung der Jüngeren iſt überaus einleuchtend vor einer großen und wichtigen Gruppe des älteren Künſtlergeſchlechtes, welche gewiſſenhaftes Memoriren von Hauſe aus geringgeachtet hat. Dieſe Gruppe ſchließt echte Darſtellungstalente in ſich, Namen vom beſten Klange in der Theaterwelt, Leute, welche ſich auf ihr Genie verließen und verlaſſen, welche die nothwendigen Hilfsmittel der Kunſt geringſchätzten und geringſchätzen, directe Erben der Extempore-Komödie.

Ich glaube, ſie ſind auf eine gewiſſe Periode des deutſchen Theaters, etwa auf die Jahre von 1815 bis 1830, zurückzuführen. Zahlreiche Talente, deren Entwicklung in jene Zeit fällt und die vorzugsweiſe aus Berlin ſtammen oder mit Berlin zuſammenhängen, haben faſt grundſätzlich das Memoriren obenhin behandelt und ſich auf die Inſpiration in der Schlacht verlaſſen, ſich wohl auch Etwas zugute gethan auf die Fähigkeit ſolcher Inſpiration, ganz wie in der Extempore-Zeit. Ludwig Devrient ſteht an der Spitze; er hat oft böſe Dinge geſprochen, wenn er, der richtigen Worte unmächtig, im Drange der Schlacht eilig vorwärts mußte. Döring desgleichen iſt viel zeitiger, als das Alter ihn dazu zwang, den Worten des Dichters aus guten Gründen ausgewichen, und La Roche ebenfalls. La Roche nicht in hohem Grade und nicht eben grundſätzlich, aber doch ſo, daß er ſeine reichen Darſtellungsgaben empfindlich abgeſchwächt hat durch Unſicherheit in den Worten. Er war es denn auch, gegen welchen Lußberger — wie ich früher erzählt — ſeine zornige Rede richtete, daß man keiner Rolle und keinem Stücke Genüge thun könne bei völliger Abhängigkeit vom Souffleur.

Mit aller Neigung nach dieſer ſogenannten genialen Richtung hat übrigens La Roche — zum günſtigen Unterſchiede von der Genialität Anderer — die Fähigkeit des Memorirens nie ganz eingebüßt. Das hat er mir einmal aus Aerger über mich nachdrücklich bewieſen. Ich hatte die Rollen des „Fräulein v. Seiglière" ausgetheilt, und er war unzufrieden, daß er nicht die Rolle des Marquis erhalten. Er ſtellte mich zur Rede, warum er ſie nicht erhalten? Ich erwiderte ihm, daß ich keinen Destournelles hätte außer ihm, wohl aber noch einen Marquis, und bei dieſer Gelegenheit beklagte ich mich, daß er ſich, ſeine Rollen und das Stück ſo oft im Stiche laſſe durch Mangel an Promptheit, Raſchheit und Feſtigkeit in den Worten, durch nothwendige Hingabe an den Souffleur. Wer den Souffleur abſolut brauche, der verliere die Beherrſchung der Scene. Um mich Lügen zu ſtrafen, kam er ſo ausgerüſtet auf die erſte Probe, daß er die Rolle des Destournelles vollſtändig innehatte. Ich hatte um Verzeihung zu bitten und that dies mit großem Vergnügen. Destournelles wurde gerade dadurch eine Meiſterrolle von ihm, die beſte neue Rolle, welche ich in achtzehn Jahren von ihm geſehen. Er konnte es alſo, und der Unterſchied von anderen neuen Rollen war blendend. Und doch emancipirte er ſich nicht vom Souffleur und ließ ſich durch das Bedürfniß des Souffleurs wie oft! ſeine trefflichen Eigenſchaften abſchwächen.

Dieſe trefflichen Eigenſchaften gruppiren ſich um eine äußerſt wohlthuende Lebenskraft, welche ſein Spiel ausathmet. Sie ſind eine ſchöne Wahrhaftigkeit, ein feiner Humor, wenn's noththut auch ein ſtarker Humor, ein warmes Gefühl in bürgerlichen Rollen, eine noble Haltung in vornehmen Rollen, ein draſtiſches Darſtellungstalent für chargirte Aufgaben, und für das Alles die ausdrucksvolle

Mimik eines ſchön geſchnittenen Kopfes und die Behendigkeit eines geſchmeidigen Körpers.

Dieſe Eigenſchaften, welche ihm durchweg leicht und natürlich zuſtehen, bilden in ihm das Enſemble eines erſten Schauſpielers, wie es ſelten vorkommt.

Seine Schwächen ſind am ſichtbarſten in der Tragödie. Theils fehlt ihm für die Tragödie der Schwung des Geiſtes, theils die Höhe des Vortrages. Er hatte ſich obenein — wahrſcheinlich in Weimar — einen manierirten Ton dafür zugelegt, der aus dem Bauche geholt wird und auch ganz bauchredneriſch wirkt. So weit es anging, hab' ich ihn von tragiſchen Aufgaben, die er in ehrlicher Selbſtkenntniß auch nicht liebte, ferngehalten, und leiſe Winke haben allmälig auch jenen manierirten Ton verſcheucht.

Trotz dieſes tragiſchen Mangels ſpielte er zwei Scenen des Königs Philipp ſehr gut: den Monolog zu Anfang des dritten Actes und die folgende Scene mit Alba und Domingo. Ein Zeugniß für die Umfänglichkeit ſeines Talentes und leider auch ein Zeugniß, daß er aus Bequemlichkeit nicht hinreichend gewuchert mit ſeinen Kräften, nicht einmal mit den erworbenen Kräften; denn jene Scenen des Königs Philipp waren erworbene. Noch ſtärker trifft ihn der Vorwurf, daß er die Anwendung der ihm verliehenen Gaben vernachläſſigt hat durch Geringſchätzung des Wortes. Er war für Luſt- und Schauſpiel ſo reichlich ausgeſtattet, daß er bei fleißiger geiſtiger Arbeit ein Garrick hätte werden können.

Seine Schwächen ſind ferner ſichtbar in mancher komiſchen Rolle, die er übertreibt. Da er andere fein-komiſche Rollen ohne irgend eine Uebertreibung ſpielt, ſo iſt jene Uebertreibung ein Mangel an geiſtiger Gewiſſenhaftigkeit. Er ſchlägt dem geiſtigen Einwande gar zu gern ein Schnippchen im Sinne der alten Genie-Komödie, welcher die grelle Wirkung werthvoller iſt, als die angemeſſene Wirkung. Namentlich mit den Beinen fällt er leicht in die alte grobe Komödie zurück, indem er übertrieben zittert und zappelt.

Die Rolle des Vaters in den „Feſſeln“ verdirbt er ſich durch unpaſſende Komik in einer Hauptſcene. Er hat entdeckt, daß die Frau des Admirals im Nebenzimmer iſt; dieſe Entdeckung iſt tief erſchreckend für den ſittſamen Kaufmann, und er beutet dieſen Schreck aus zu — grober Komik.

Ein feſter Halt im Geſchmacke geht ihm alſo mitunter verloren, und dieſer Mangel entſteht dadurch, daß ſein Geiſt nicht immer auf der Höhe unſeres Geſchmackes ſteht. Er hat einen lebhaften Geiſt, aber er hat ihn nachläſſig hinſchlendern laſſen ſein Lebenlang wie ſein Gedächtniß, er hat ihm niemals höhere Nahrung verabreicht, er hat kein Buch geleſen, ſondern ſich mit dem Abfalle geiſtiger Brocken begnügt, welche das Tagesgeſpräch liefert. Dadurch hat er ſeine lebhafte Geiſteskraft in untergeordneten Kreiſen belaſſen, und auf dieſe Weiſe iſt ihm außer dem Schwunge des Geiſtes, welchen ihm die Natur verſagt, auch die höhere Kraft des Geiſtes entgangen, welche ſeinen Anlagen erreichbar war, welche ſich aber nur durch Bildung entwickelt und ſteigert. Rollen von moderner, geiſtiger Bedeutung ſind ihm deßhalb vielfach entzogen geblieben. Man konnte ſie ihm nicht anvertrauen, wenn ſie Schlagfertigkeit vorausſetzen, wenn ſie die Atmoſphäre geiſtiger Ueberlegenheit nöthig haben.

Dies iſt der Punkt, wo er inmitten des heutigen Schauſpiels ſchon in's alte Regiſter fiel.

Und das iſt lediglich ſeine Schuld, denn er hat geiſtige Anlagen genug. Oder ſage ich da zu viel? Iſt es wirklich ſeine Schuld? Am Ende iſt es doch nur die Schuld ſeiner Jugendzeit und ſeiner Laufbahn. Er ſtammt aus Berlin und hat ſeine Theater-Carrière in der Reſtaurations-Epoche von 1815 bis 1830 gemacht. Der Aufſchwung unſerer Nation wurde in dieſer Periode niedergehalten, das geiſtige Leben wurde mehr und mehr gedämpft, und bei den Theatern war wenig oder nichts davon zu ſpüren. Die neuen Stücke von Houwald, Clauren, ſelbſt von Raupach bewegten ſich theils in trivialen, theils in ſchwächlich ſentimentalen, theils in trocken verſtändigen Bahnen; ein höherer und zugleich lebensvoller Geiſt war nicht vorhanden. Declamiren auf der einen Seite, Chargen auf der andern Seite bildeten das Schauſpieler-Programm. Unter dem Grafen Brühl in Berlin war die Declamirſchule in voller Blüthe, und der entgegengeſetzte Pol, Ludwig Devrient, war durch wüſtes Leben eigentlich von Hauſe aus gebrochen. Sein großes Talent, oder ſagen wir richtiger ſein Genie vermied mit gutem Inſtincte jedes Declamiren — er konnte es auch formell gar nicht, ſo viel ich von ihm weiß —, er packte die Situation und eignete ſich nur die Worte an, welche für die Situation entſcheidend waren. Was wird man, wenn man als junger begabter Schauſpieler da zuſieht und zuhört? Declamirt man? Gewiß nicht, wenn man echtes Talent hat. Man ſieht auf Devrient. Dieſer hat gar Viele veranlaßt, das Wort gering zu achten, und La Roche namentlich war auf dieſe Richtung angewieſen. Das Declamiren war und blieb ihm ſo fern, daß er es ſich nicht einmal ſo weit zu eigen gemacht hat, als es für manche getragene Partie einer Rolle nothwendig iſt. Er, ein ſo guter Schauſpieler, hat mich in großen Stücken oft in Verlegenheit geſetzt durch dieſen Mangel. In „Antonius und Kleopatra" kam die Beſchreibung des phantaſtiſchen Zuges auf dem Cydnus an ihn. Er, Kleopatra und wir litten bitterlich darunter.

Das Beiſpiel Devrient's hat ferner die jungen Schauſpieler veranlaßt, ernſte Beſchäftigung, ernſte Studien gering zu achten — die Weinſtube von Lutter und Wegener, wo Devrient täglich ſaß, war ja ein ſo wohlfeiles Beiſpiel! Gelehrte Schauſpieler nahmen ſich ſo trocken und hölzern aus neben dem Genie. Natürlich! Die Macht des Talentes iſt freilich die Hauptſache. Daß die Macht des Talentes vertieft und erhöht wird durch Bildung, das war kein Gedankengang für die damaligen jungen Schauſpieler. So entſtand die gangbare Sitte, das Wort „ein denkender Künſtler" als

Spottwort zu gebrauchen und ſich Tag für Tag in Theater-Stichworten herumzudrehen, Tag für Tag wie Richard Wanderer die bequemen Citate aus den Theaterſtücken zu wiederholen und ſich damit recht geiſtreich zu finden.

Dieſer Komödiantengeiſt figurirte auf unſeren Bühnen wie lange! als Geiſt und entband ſich ſelbſtgefällig von der Lectüre eines guten Buches und vom Trachten nach weiterer Bildung, und die mit ſtarkem natürlichen Talente Ausgerüſteten, wie La Roche, waren am eheſten in Gefahr, in dieſem Fuſelgeiſte aufzugehen, ſich um weitere Ausbildung nicht zu kümmern. Ihr Mutterwitz ſchaffte ihnen geiſtige Anerkennung in den Theaterkreiſen, und mit dieſer Anerkennung begnügten ſie ſich.

Glücklicherweiſe kam La Roche nach Weimar, wo der Goethe'ſche Einfluß noch waltete, obwohl der greiſe Dichter längſt vom Theater ausgeſchieden war. Dort hat er manche ernſte und gute Theaterſitte eingeſogen, welche ihn namentlich zum ernſten Regiſſeur gebildet hat, als welcher er im Burgtheater kräftig gewirkt, kräftiger als einer der anderen Regiſſeure. Leider aber auch ohne die hiſtoriſchen Kenntniſſe, welche für ſolches Amt unerläßlich ſind und welche nur Anſchütz beſaß.

Die kleine Stadt Weimar hat ihm aber nicht Veranlaſſung genug geboten, das dolce far niente des Geiſtes ganz zu unterbrechen. Die Zeit der Lernjahre war bei ihm vorüber; gründlich verändert man ſich nicht mehr, wenn man drei Jahrzehnte gelebt hat. Iſt es ihm doch nicht gelungen, Berliner Sprachreize los zu werden; er lebt heute noch auf geſpanntem Fuße mit Präpoſitionen, welche für eine Bewegung den Accuſativ verlangen. Er hängt feſt am Berliner Dativ und ſagt bei undeutlichem Souffleur ſtandhaft: „Ich gehe in der Stadt" für: „Ich gehe in die Stadt".

So iſt es gekommen, daß er trotz lebhaften und witzigen Geiſtes in der geiſtigen Strömung unſerer Zeit eigentlich nur die Blaſen kennt. Die Stichworte nimmt er auf, der Grund derſelben iſt ihm nur ungefähr deutlich. Das hat ihn von vielen modernen Rollen ausgeſchloſſen, welche man ihm zutrauen ſollte.

Er iſt außerdem ſehr launiſch. Herrſchbegierig in hohem Grade und deßhalb auch protectionsluſtig — Lord-Protector wurde er genannt — wird er leicht verſtimmt, wenn das Regiment nach einem feſten Principe vorgeht und ungern Ausnahmen geſtattet. Wenn nun gar neue Rollen — ſtets eine unbequeme Anſtrengung — in die Zeit ſolcher Mißlaune fallen, dann verleugnet er auch ſeine zahlreichen guten Eigenſchaften und wirft dieſe Rollen zu den Todten. Selbſt ſolche, die in ſeine alten Kategorien gehören. Im Jahre 1861 zum Beiſpiele brachten wir den „Winkelſchreiber“ neu. Der Kanzleirath darin gehört in ſein beſtes Genre, er ſpielte ihn aber wie ein Schüler. Das Stück gefiel und wurde oft gegeben — da fand er, daß eine Anſtrengung am Platze wäre, rüttelte ſich in die Rolle hinein und ſpielte ſie von der fünften Vorſtellung an vortrefflich.

Um es mit Einem Worte zu ſagen: er gehört zu den Epikuräern im deutſchen Schauſpielerſtande. Iſt denn das was Uebles? O nein. Stoiker und Epikuräer ſind Gegenſätze, welche überall erſcheinen und unſerer Natur nach erſcheinen müſſen. Sie ſind uns beim Theater um ſo willkommener, je ausgeprägter ihre Phyſiognomien ſind. La Roche iſt einer der begabteſten Vertreter dieſer epikuräiſchen Richtung. Licht und Farbe, Fleiſch und Blut, Heiterkeit und ſaftiges Leben treten mit ihm in die Scene — wir werden nie vergeſſen, wie viel erfriſchende, erquickende, meiſterhafte Rollen er uns ſeit fünfunddreißig Jahren vorgeführt, die Scene belebend und beherrſchend im Luſt- und Schauſpiele. Sein alter Klingsberg, ſein Cantal im „Fabrikanten“ und eine große Zahl anderer Rollen, allerdings meiſt in Stücken von mäßigem Werthe — aber auch ſein Muley Haſſan, ſeine noblen Herren im höheren Schauſpiele, ſeine feinen Cabinetsſtücke, ſeine dreiſt ausgeführten und mit überlegenem Humor ausgeſtatteten Chargen in großer Zahl werden immer muſtergiltige, kaum erreichbare Leiſtungen von ihm bleiben. Wir würden eine Hekatombe von wirklich blos „denkenden" Künſtlern opfern, wenn wir dem alten Herrn die fünfunddreißig Jahre vom Scheitel abſtreifen und ihn wieder jung machen könnten.

In ſeiner Domäne, im Luſtſpiele, tummelten wir uns in dieſen Jahren 1860, 1861, 1862 vorzugsweiſe herum. Die große Production ſchwieg, und ich verſuchte mannigfach die einheimiſchen Talente für die kleine Production im heiteren Genre. Wir brachten: „Mit der Feder", „Die Guſtel von Blaſewitz", „Mein Sohn", von Siegmund Schleſinger, welcher die beſte Anlage entwickelte für die weiter zu bildende Gattung der „proverbes" bei den Franzoſen. Seine kleinen Stücke ſind wirklich eine Weiterbildung dieſer aphoriſtiſchen Form, welche gleichſam nur anfragt. Schleſinger antwortet auch auf die geiſtvollen Fragen, welche er aufwirft in dieſen Aufzügen von höchſtens drei Viertelſtunden. Leider hat ihn die Journaliſtik allmälig ganz eingefangen und ihn mit ihrem Ausſaugeſyſtem vom Theater abgezogen. Hoffentlich nicht für immer.

Ein recht gelungenes Stückchen dieſer Viertelſtunden-Gattung brachte Hollpein, ſeines Zeichens ein Maler, mit: „Experimentirt", und auch der „Familien-Diplomat", von Arnold Hirſch, verſuchte glücklich, eine neue Figur für Beckmann zu ſchaffen.

Der Luſtſpiel-Löwe dieſer Jahre aber kam uns merkwürdigerweiſe aus dem römiſchen Alterthume. Wer hätte im Plautus oder Terenz ein neues Luſtſpiel geſucht für uns! Ich war ausgegangen, um eine jugendliche Liebhaberin zu ſuchen, und fand mit ihr in Breslau den „Winkelſchreiber". Dieſer mir ganz neue Titel ſtand auf dem Theaterzettel, und unter dem Perſonale desſelben figurirte ein Fräulein Baudius, welches ich ſehen wollte. Letzteres wurde mir nicht leicht; ich ſah Act für Act zu, und ſie erſchien nicht, das Stück hatte vier Acte, und der vierte Act neigte zum Ende und ſie erſchien nicht. Es war natürlich, daß mir das Stück zu lang vorkam.

Dies realiſtiſche Luſtſpiel von einem neuen Verfaſſer — Winterfeld — nach der römiſchen Grundidee geſchickt einfach aufgebaut in unſerer heutigen Bürgerlichkeit, wurde von Deſſoir in Breslau eingeführt. Deſſoir iſt ein wichtiger Tragödienſpieler, und er ſpielte dieſen Winkelſchreiber wie immer mit Geiſt, aber ohne den cyniſchen Humor, welcher für dieſe Rolle unentbehrlich iſt. Die Wirkung war mäßig, aber — was für mich die Hauptſache — das heikle Thema, die Suche nach einem Vater, ſtörte meine munteren Landsleute, die Schleſier, nicht, und ſo durfte ich hoffen, es werde auch die Oeſterreicher nicht ſtören. Ich beſetzte es im Zuſehen und ſtrich im Zuſehen einen ganzen Act — da kam die Schlußſcene und nun endlich auch Fräulein Baudius mit dem außerordentlichen und noch dazu ſchüchternen Ausrufe: „Mein Vater!“ Zu Weiterem ließ ihr der Vorhang keine Zeit, und ich war zum erſtenmale in der Lage, nach zwei Worten eine jugendliche Liebhaberin zu beurtheilen. Figur, Gang, feines Antlitz, ſchöne Augen und der Klang dieſer zwei Worte hatten dennoch für mich hingereicht, und ich kam mit einem neuen Engagement und einem neuen Stücke nach Wien zurück.

Mit ſchüchterner Beſorgniß reichte ich das Stück ein bei meiner Behörde. Die Beſorgniß war nur zu begründet. Für ein junges Mädchen den Vater zu ſuchen auf dem Burgtheater, und ihn unter ſo erſchwerenden Umſtänden zu ſuchen, jeglicher Familien-Moral zum Hohne, allen „Comteſſen“ zum Entſetzen, das war nicht nur ein Wagniß, es war ein Attentat.

Es wurde auch als ſolches angeſehen. Umſonſt hatte ich die ſchönſten Dinge geſagt in meinem Geleitſchreiben über die unerläßlichen Bedingungen eines realen Luſtſpiels, über den Charakter eines erſten Theaters, welches doch nicht ganz für die Bedürfniſſe von noch nicht verheiratheten Comteſſen eingerichtet werden könnte — ich wurde ſehr unſanft angefahren, und mein Geſchmack erſchien bei dieſer Ablehnung des „Winkelſchreibers“ in einem recht traurigen Lichte. Solche Unanſtändigkeiten auf's Burgtheater zu bringen, ſei ein Zeugniß von — ſchweigen wir darüber! hieß der Schluß. Ich wurde geſchont in den Vorwürfen, aber das Stück flog in Dante's Hölle.

Ich ſchämte mich, blieb aber bei meiner unanſtändigen Vorliebe für dies römiſche Stück und wartete auf eine günſtige Gelegenheit. Es ſchien mir ſehr wünſchenswerth, unter all dieſen gebrochenen Tönen des modernen Luſtſpiels einmal die vollen Farbentöne der Komik zu bringen, damit das Publicum nicht verlernte, über echt komiſche Dinge zu lachen, welche der heidniſch-römiſchen wie der chriſtlich-germaniſchen Zeit gemeinſchaftlich ſind und bleiben. Nichts iſt nachtheiliger beim Theater als Ueberbildung und Ueberfeinerung des Publicums. Des „Gedankens Bläſſe“ und der Sittſamkeit oft ſo dürre Convenienzen dem Publicum „angekränkelt“ zu haben, iſt „draußen“ für manches abſolut anſtändige Hoftheater Vergiftung geworden. Das geſund Natürliche will im Luſtſpiele ſein Recht, ſonſt wird dem Luſtſpiele das geſunde Blut verdorben.

Ich mußte lange warten. Aber der erſte Rath neben meinem Chef unterſtützte mich immer wirkſam, wenn das Ziel meines Strebens ein Luſtſpiel war, und mit ſeiner Hilfe fand ſich endlich der glückliche Moment — der „Winkelſchreiber“ wurde freigegeben, er durfte auftreten, und er that, wie Jedermann weiß, ſeine Schuldigkeit außerordentlich. In ſeiner Kürzung und in der Darſtellung mit vollen komiſchen Farben iſt er ein unverwüſtliches Repertoireſtück geworden.

Und zwar nur im Burgtheater. Man ſucht ihn „draußen“ vergebens. Wo das feine Luſtſpiel fehlt, hat dies derbe Luſtſpiel nicht ſo glücklich wirken können, weil das geſchulte Publicum fehlt. Die Schulung allein verleiht einem Publicum Geſchmack und Tact für verſchiedenartige Gattungen.

Freilich haben wohl auch „draußen" die richtigen Talente gefehlt zur Darſtellung. Herr Meixner und Beckmann waren bei uns wie geſchaffen für Knifflich und Adam. Die immer etwas laute und vordringliche Komik Herrn Meixner's war da, wo ſie verhalten bleibt und doch als Unverſchämtheit unverkennbar zum Grunde liegen muß, ſie war für dieſen cyniſchen Winkelſchreiber geradezu claſſiſch.

XXXII.

Eine Theater-Direction hat in erſter Linie danach zu trachten, daß ihr Repertoire mannigfaltig ſei, mannigfaltig in der Gattung: heute Tragödie, morgen Komödie; und innerhalb dieſer wechſelnden Gattungen auch Abwechſelung der Dichter.

Dadurch wird der Antheil des Publicums lebendig und, was von beſonderer Wichtigkeit, er wird friſch erhalten. Neigung zu Manierirtheit wird vermieden, denn das Friſche iſt ein Gegenſatz zum Manierirten, und die immer träge machende Hingabe an Modeformen wird unterbrochen. Das Urtheil endlich wird immer wieder erweckt, und nur ein immer waches Urtheil errettet die Schauſpieler vor dem Schlendrian, zu welchem ſie alle neigen.

Das Berliner Hoftheater war vor einem Jahrzehnt ſchon ſtark im Niedergange begriffen. Es meinte dies dadurch leugnen zu können, daß es in der Woche fünf bis ſechs claſſiſche Stücke gab und auf ſo claſſiſche Leiſtung pochend hinwies. Man fällt aber nicht blos über Holzſtufen abwärts, man fällt auch über Marmorſtufen, und zwar über letztere noch empfindlicher. Allwöchentlich fünf bis ſechs claſſiſche Stücke geben, heißt die Claſſik mißbrauchen, heißt den Sinn für das Beſte abſtumpfen.

Die Folge war und iſt, daß ein ſolches Repertoire bei der Ueberſättigung und Theilnahmloſigkeit ankommt. Dann ſucht die Direction verzweiflungsvoll nach Reizungen, geräth in die Auswahl ſeichteſter Machwerke, verliert das beſſere Publicum und überantwertet den ſogenannten Muſentempel am Ende willenlos der alltäglichen Unterhaltung. Und auch dieſe kann ſie nicht mehr gewähren, denn ihre Schauſpieler ſind durch Eintönigkeit langweilig geworden.

Dieſer Niedergang entſteht immer, wenn in der Bildung des Repertoires Princip und Grundſatz ſinniger Abwechslung fehlen. Man kann es diätetiſche Abwechslung nennen; die geiſtigen Nahrungsmittel ſind eben auch Nahrungsmittel.

Von großer Hilfe dabei iſt es, wenn eine Nation Mannigfaltigkeit unter ihren Dichtern beſitzt. Unſer germaniſcher Individualismus iſt da unſchätzbar. Ich brauche einmal dies mundzerreißende Wort, weil „Eigenperſönlichkeit“ ungewöhnlich iſt, und weil „Eigenthümlichkeit“ nicht ſo ſpecifiſch verſtanden wird.

Unſere tiefe Neigung, eigenthümlich zu ſein, hat unſere politiſche Staatsbildung immer erſchwert, aber ſie hat unſerer Poeſie immer genützt. Ich glaube, wir ſind unter allen Völkern am reichſten in der Mannigfaltigkeit unſerer Poeten. Leſſing, Gellert, Klopſtock, Goethe, Wieland, Schiller, Jean Paul — welch eine Grundverſchiedenheit unter dieſen Männern innerhalb einer Periode von dreißig bis vierzig Jahren!

Bei all unſerer germaniſchen Verwandtſchaft mit den Engländern zeigt ſich hier die normanniſche Signatur auf jener Inſel. Dort ſind die Poeten beiweitem nicht ſo verſchieden von einander wie unter uns. Zur Zeit Shakeſpeare's hatten die Engländer doch eine erſtaunliche Anzahl von Poeten; ihr letztes Drittheil des ſechszehnten Jahrhunderts und ihr erſtes Drittheil des ſiebzehnten ſtrotzten namentlich von dramatiſchen Dichtern, und nun leſe man nur die Inhaltserzählung dieſer Dramen, welcher Mangel an beſonderer Phyſiognomie, welche Familien-Aehnlichkeit bis zum Auftreten Ben Jonſon's, des Realiſten!

Ganz anders bei uns. Auch unſere Theaterdichter ſind immer auffallend von einander verſchieden geweſen und geblieben. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſchrieben gleichzeitig für unſer Theater: Goethe, Schiller, Iffland, Kotzebue — alle Vier grundverſchieden von einander. Und jetzt! Wie berechtigt wir klagen über Mangel an Production, über Mangel an Verſchiedenheit der Production dürfen wir nicht klagen. Grillparzer, Halm, Bauernfeld, welche Verſchiedenheit zwiſchen dieſen gebornen Oeſterreichern, alſo Süddeutſchen — Freytag, Gutzkow, Laube, welche Verſchiedenheit zwiſchen dieſen Oſtdeutſchen — Benedix, Moſenthal, Hackländer, welche Verſchiedenheit zwiſchen dieſen aus der Mitte und dem Weſten Deutſchlands Stammenden!

Ich werde daran erinnert durch zwei Stücke, welche 1861 und 1862 die Saiſon einleiteten: „Die Fabier“, von Freytag, und „Die deutſchen Komödianten“, von Moſenthal.

Freytag's „Fabier“ waren eine ungemeine Ueberraſchung. Der Verfaſſer moderner Stücke, welcher ſo behaglich zu wohnen ſchien in den Gedankenneſtern unſerer heutigen Zeit, reicht uns plötzlich ein ſo großes römiſches Stück, und eines aus dem früheſten Rom! Die Kataſtrophe der größten Cavalier-Familie der jungen Roma. Und wie ſorgfältig geordnet, wie entſchloſſen geführt, wie milde und ruhig in Bildung der unerwarteten Geſtalten aus dem Kreiſe der Landleute, von denen die Architektur-Dichter nie Etwas melden! Geſtalten, welche Wandel und Uebergang andeuten im römiſchen Staatsleben. Dazu weich und anſprechend die eine junge Frauengeſtalt; kurz, ein Stück in allen Wendungen eigen. Gar keine herkömmliche Architektur, und doch ein voller, ſchöner Bau.

Ich las dieſe „Fabier“ mit reichem Genuſſe, aber ohne Hoffnung für die Scene. Nicht blos hoffnungslos wegen des letzten Actes und ſeiner Zerſtörungsſchlacht, welche für ſolche Stammestragödie wohl unerläßlich ſein mag, welche jedoch für unſere Bühne ſchwer darſtellbar und kaum wirkſam zu machen iſt. Nicht blos deßhalb hoffnungslos; denn ich las fortwährend mit der Empfinrung: das Alles in ſeiner milden, ſchönen Führung, in ſeinem mäßigen, oft ſchönen Ausdrucke hat für dich und deinesgleichen einen angenehmen, edlen Reiz, und dieſen kann es auch bei guter Darſtellung auf der Bühne ausüben — aber das Theater-Publicum für dieſe in leiſen Zügen gemalte alte Welt iſt ein kleines, namentlich darum, weil Anfang und Mitte des Stückes ein anderes Publicum brauchen, als das Ende des Stückes. Bis gegen das Ende des Stückes folgt der beſſere Theil des Publicums theilnahmsvoll, die nothwendige Schlacht am Ende aber, in der Grundform doch nur epiſch, fühlt dies Publicum ab. Nach Hauſe kommend, loben ſie es wohl, aber ſie eifern nicht dafür, und der Beſuch verſiegt. Denn die vom Schlacht-Act Unterhaltenen haben wenig Befriedigung in den erſten vier Acten gefunden. Und wäre dies Alles beſſer, würde auch die wirklich ſchöne Arbeit allgemein erkannt und anerkannt, es iſt heutigen Tages unmöglich, für das fernliegende römiſche Thema ein großes Publicum zu gewinnen.

Das war — wie paradox dies klingt — viel eher möglich vor 1848, ehe die politiſche Gedankenwelt ſich ſo verbreitete. Durch dieſe Verbreitung iſt nicht blos ein Haſchen und Bedürfniß nach politiſchem Thema und Schlagworte entſtanden, o nein! es iſt auch eine Sättigung entſtanden mit Staatsgedanken. Wenn man im Theater dieſe Staatsgedanken nicht in beſonders glücklicher Faſſung wiederfindet oder in naheliegenden Verhältniſſen, dann fühlt man ſich nicht mehr wie vor 1848 ſo angezogen durch den Inhalt. Damals war ſolch ein Inhalt überraſchend, und man hatte mehr Zeit zu innerer Verarbeitung deſſelben. Jetzt iſt die Zeitungs-Lectüre verhundertfacht, jetzt fehlt es den Leuten gar nicht an geiſtigem Nahrungsſtoffe, jetzt wollen ſie ihn reizender verarbeitet haben im Theater, wenn er ſie locken ſoll, jetzt iſt ihnen der Umweg über Athen und Rom zu weit. Je mehr ein Volk theilnimmt an ſeinem Staatsleben, deſto mehr verlangt es im Theater naheliegendes Leben, ein Spiegelbild ſeiner Zeit.

Ich ſchloß meine Lectüre der „Fabier“ mit dem Gedanken: du wirſt ſie nicht geben können.

Aber das äſthetiſche Gewiſſen iſt ſo unerbittlich wie das moraliſche. Es ließ mir keine Ruhe, ich forderte den Unwillen jener zahlreichen Kreiſe im Burgtheater wiederum heraus, welche mit Schrecken von einer römiſchen Tragödie hören — ich ſetzte die „Fabier“ in Scene. Und zwar mit viel größerem Genuſſe, als ich für die Zuſchauer erwarten durfte. Das Eingehen in alle Fugen einer guten dichteriſchen Arbeit, welches die Inſceneſetzung mit ſich bringt, trägt auch einen dichteriſchen Lohn in ſich. Man bereichert, man erhebt ſich ſelbſt und die Schauſpieler, und der ärgerliche, oft ſo niedrige Alltagskram des Komödianten-Weſens ſinkt wie Nebel unter die Bergeshöhen, auf denen man wandelt. Deßhalb iſt es für die Schauſpieler ſo wichtig, daß ſie alljährlich einigemale an ein höheres Einſtudiren gelangen, und daß ſie dabei geführt werden auf den Proben wie von einem Prieſter ihrer Kunſt, der das poetiſche Heiligthum zu erklären verſucht. Dadurch nur wird der Schauſpieler ſich eines höheren Künſtlerthums bewußt und iſt Tags darauf in einer gewöhnlichen Komödie ein edlerer Menſch, gefeit gegen die Gefahr, dem Alltagsweſen zu verfallen, wohl gar der Gemeinheit. Die Abwechslung in den Stoffen und Formen iſt für ihn eben ſo wichtig wie für das Publicum.

Die Wirkung des Stückes war ungefähr ſo, wie ich vorausgeſehen. Sie war günſtig und beſtand ſelbſt den letzten Act. Aber die Wiederholung fand vor einem kleinen Publicum ſtatt, und dieſer ſchwache Beſuch wiederholte ſich bei der dritten Vorſtellung. Dazu kam eine Stelle über Werbung zum Soldatenſtande, welche tendenziös auf ungariſche Verhältniſſe gedeutet und durch Beifall hervorgehoben wurde. Sie trug uns eine Warnung ein, und da der Caſſenausweis mir keinen Anhalt gab zu Widerſpruch, ſo mußte das Stück zunächſt verſchwinden.

Ich habe es ſpäter wieder in's Vorbereitungs-Repertoire geſetzt und wollte es wieder aufnehmen. Mein Abgang hat mich daran verhindert. Mögen meine Nachfolger deſſen eingedenk ſein! Es iſt eine reiche Gabe für den beſſeren Theil des Publicums und eine Genugthuung für Freytag, der in ſeinem Buche über die Theorie der Tragödie ſich um dramatiſche Dichtung noch beſonders verdient gemacht hat und „draußen" auf keiner Bühne ſeine Stücke ſo gepflegt findet, wie auf dem Burgtheater. Auch die „Fabier" ſind nur an wenig Bühnen verſucht worden und ſind auf Nimmerwiederkehr verſchwunden. Im Burgtheater ſteht ihr Perſonal noch, und ſie können jederzeit binnen einigen Wochen wieder aufgeführt werden.

Die Saiſon-Eröffnung des nächſten Jahres (1862) fand ſtatt — wie geſagt — mit Moſenthal's „Deutſchen Komödianten". Welch ein Unterſchied! Freytag ſorglos, goethiſch, fein; Moſenthal ſorglich, der Popularität nachgebend, lehrſam.

Moſenthal hat in zwei Richtungen das Theater offen gefunden: in der Schilderung literar-hiſtoriſcher Situationen und in der Schilderung des Bauernlebens. In der erſten Richtung hat er unſeren Balladenkönig Bürger dramatiſirt im „Deutſchen Dichterleben" und die Entſtehung des deutſchen Schauſpieles tragikomiſch zu conterfeien geſucht in den „Deutſchen Komödianten".

Im „Dichterleben" kämpft er gegen den unvermeidlichen Uebelſtand, daß die dramatiſche Lebensgeſchichte Bürger's einen ganz anderen Menſchen zeigt und zeigen muß, als derjenige Bürger iſt, welcher in unſerem poetiſchen Gedächtniſſe lebt. Der auf prächtigem Strom von Vers und Reim daherbrauſende Balladen-Bürger, unerreicht in ſeinem natürlichen rhythmiſchen Falle, lebt in uns als ein Glückskind des Talentes. Sein Lebensbild im Drama dagegen nöthigt uns, häusliches und moraliſches Elend durchzumachen. Das ſtört uns wie ein äſthetiſcher Widerſpruch, und da wir im dramatiſchen Lebensbilde Unangenehmes und Peinvolles eintauſchen müſſen für das in uns lebende erquickende Weſen des Balladen-

Bürger, ſo finden wir die dramatiſche Aufgabe undankbar. Daran krankt dies Stück in ſeiner Tiefe.

Sorgſam hat Moſenthal uns zu entſchädigen geſucht, daß er den Hainbund herbeizieht und uns literar-hiſtoriſche Silhouetten bietet, daß er uns belehrt, daß er die Doppelneigung Bürger's zu zwei Schweſtern poetiſch zu erklären ſucht, daß er endlich — ſeinem eigentlichen Berufe gemäß — das Volk herbeizieht, um bei Anhörung der „Lenore" die Entſtehung des Volksdichters zu enthüllen. Freilich iſt es nicht die Entſtehung des Volksdichters, das wäre organiſch, ſondern es iſt die Wirkung des Volksdichters in einem einzelnen Momente, und das iſt nur epiſodiſch. Das Ganze iſt immerhin eine redliche Arbeit. Es fehlen ihr jedoch die Schwingen, welche ſie aus dem unteren Dunſtkreiſe ſo weit erhöben, daß wir von dem Dichterſchickſale eine Erquickung von dannen trügen.

Derſelbe Fehl haftet an den „Deutſchen Komödianten". Wir werden auch hier durch die geſchichtlichen Dürftigkeiten des deutſchen Schauſpieles geführt, und zwar richtig geführt an der Hand poetiſcher Abſichten. Aber der Theologe Ludovici, welcher Schauſpieler wird und als ſolcher zu Grunde geht, iſt über die Mittel zu ſeinem Ziele unklar, und was er ſchließlich in der Erſchöpfung vor ſeinem Tode für Klarheit hält, die Entdeckung Shakeſpeare's, das leidet an zwei ſchweren Gebrechen. Erſtens iſt der national-deutſche Komödiant am Ende genöthigt, von einem nichtdeutſchen Dichter die Errettung zu hoffen, was ziemlich niederſchlagend wirkt, und zweitens iſt dieſe ſchließliche Moral des Stückes denn doch zu nebelhaft für das Schlußbedürfniß eines Theaterſtückes und eines Theaterpublicums. Eine literar-geſchichtliche Auskunft für das Parterre iſt mehr originell als genügend.

Das hiſtoriſche Thema iſt alſo auch hier an ſich nicht ausreichend, oder es iſt doch nicht ausreichend bewältigt für einen kräftigen poetiſchen Eindruck. Beide Stücke leben von anſprechenden Details.

Die zweite Richtung Moſenthal's, das Bauernſtück, zeigt ihn viel ſtärker. Hier iſt er eine Specialität, und eine ſolche hat das Theater immer hochzuhalten. „Deborah", „Der Sonnwendhof" und „Der Schulz von Altenbüren" ſind die hiehergehörigen Stücke.

Was er außerhalb dieſer beiden Richtungen für's Theater gebracht, iſt ohne Phyſiognomie und nicht ohne Banalität, oder richtiger geſagt: außerhalb jener Kreiſe iſt er im Geſchmacke unſicher.

„Deborah" war ſein erſtes Stück und enthält ſeinen ſtärkſten Kern. Dieſer ruht in dem Bedürfniſſe des Kampfes gegen ſociale Vorurtheile unter Herbeiziehung des Volkselementes. Hier iſt es Verfolgung und Verachtung der Juden in den Bauernkreiſen. Eine heroiſche Jüdin kämpft den Kampf durch bis zur Höhe reiner Entſagung, und in dieſer äſthetiſch klaren und ganz durchgeführten Abſicht liegt Werth und Kraft des Stückes. Es hat ſich bewährt, indem es auf allen Bühnen Zutritt, Wirkung und Dauer gefunden.

Die Staffage bietet Anlaß zu Ausſtellungen. Den Bauern der Steiermark im vorigen Jahrhundert werden Siege über das Vorurtheil zugedacht, welche ſie ſchwerlich erfochten haben. Aber gerade hierin zeigt dies Stück, wie wenig die bloße Richtigkeit in hiſtoriſchen Dingen bedeutet auf der Scene. Wenn das pſychologiſche Leben richtig gezeichnet iſt, da ſtört die nicht ganz richtige hiſtoriſche Notiz nur in geringem Grade, ſo wie umgekehrt die hiſtoriſche Richtigkeit gar Nichts hilft, wenn das pſychologiſche Moment kein wahres Leben ausathmet.

Die realiſtiſche Zeichnung und Gruppirung der Bauernfiguren in ſolchem Gegenſatze zum tragiſchen Pathos eines verfolgten Stammes war neu auf dem Theater und wirkte ſehr förderlich, wie viel auch geſpottet wurde über das Zehrgeld von kleinen Mitteln, welche der Autor ausbeutet, wie Glockengeläute, Schuljugend und Witterungswechſel. Realiſtiſche Dichtung braucht ja eben die Beſtandtheile des realen Lebens. Machen ſie ſich allzu breit, ſo erſcheinen ſie nichtig, treten ſie ſparſam auf, ſo helfen ſie die Täuſchung erhöhen.

„Deborah“ war immer abgewieſen worden vom Burgtheater. Der verſtorbene Graf Dietrichſtein war entſetzt über meine Ketzerei, als ich erklärte, daß dies nicht zu billigen ſei. „Ein Judenſtück!“ — Haben Sie nicht Maurenſtücke genug zugelaſſen ohne Scrupel? — „Oh!“ — Die Judenfrage liegt uns viel näher als der Untergang der Mauren in Spanien.

Als ich ſpäter officiell dafür einſchritt, wurde mir entgegnet: Es iſt nicht mehr neu, wir haben alſo keine Veranlaſſung, es zu geben.

Das widerſprach meinem Princip, im Burgtheater all das zu bieten, was ſich eingebürgert im deutſchen Repertoire, und ſo alljährlich eine Vollſtändigkeit des hiſtoriſchen Repertoires vorzuführen. Ich kam unverdroſſen immer wieder auf die Frage zurück, und 1864 endlich ermüdete der Widerſtand — „Deborah“ ward eingereiht.

Künſtleriſch werthvoller noch iſt der „Sonnwendhof“. Er braucht gar keine zweifelhaften hiſtoriſchen Hilfsmittel, braucht keine Glaubens- und Racenfeindſchaft, und entwickelt in ſchlicht menſchlichen Gegenſätzen unter Bauern ſein ganzes hinreichend anziehendes Leben.

Daß man in dieſen Bauernſtücken nur Käs und Butter zu verſpeiſen kriege und gar kein Fleiſch, mag richtig ſein. Aber ich habe ſchon oben behauptet, daß die Abwechslung in der Nahrung ihr Gutes habe.

Sein neueſtes Bauernſtück, „Der Schulz von Altenbüren“, ſteht zurück gegen obige zwei Stücke, weil der Verfaſſer den Gegenſatz zwiſchen Bauer und Bürger überſpitzt und dadurch abgebrochen hat. Einen modernſten Menſchen ſtellt er einem weſtfäliſchen Bauer gegenüber, welcher nicht ein Bauer unſerer Zeit iſt, ſondern ein Bauer des Mittelalters, und als ſolcher ſchwere Abſonderlichkeiten des Mittelalters vertritt. Da treffen ſich die Kämpfenden nicht, und treffen deßhalb auch uns nicht. Der moderne Menſch ſpricht nun umſonſt unſere Gedanken aus. Sie ſtehen in keinem richtigen Verhältniſſe zu den Gedanken des Bauers und erſcheinen alſo nicht organiſch dramatiſch, ſondern nur declamatoriſch.

Dieſer Fehlgang in einem Stücke iſt ein Fehlgang, welchem man als Theater-Director auch bei der Wahl neuer Mitglieder ſchwer ausgeſetzt iſt. Wie leicht täuſchen uns die blos declamatoriſchen Talente! Wir engagiren ſie, und wenn ſie dann innerhalb des dramatiſchen Organismus wirken ſollen, da treffen ſie nicht, da zeigen ſie ſich leblos.

Das geſprochene Wort allein thut's nicht; das Wort muß entſprungen ſein aus dem innerſten Geſlechte des Charakters und der Handlung. Ohne dieſen Urſprung fehlt ihm der Lebenspuls.

Den wirklichen Lebenspuls zu erkennen iſt die Hauptaufgabe eines Schauſpiel-Directors. Das gilt für Stücke und für Schauſpieler.

Es iſt aber eben ſo gefährlich, ſich von blos gelehrten Schauſpielern täuſchen zu laſſen, als — Talente zu überſehen, bei denen die Hilfsmittel des Vortrages noch gar nicht entwickelt ſind und die doch ein ſtarkes dramatiſches Leben in ſich bergen.

In dieſem Jahre 1862 trat ein neues Mitglied in's Burgtheater, welches vielleicht durch Zufall aus dem Zauberſchlafe erweckt worden war. Ich hatte ganz zufällig die Schlafende geſehen und hatte gemeint: wenn dieſes Mädchen erweckt wird, ſo wird ſie vielleicht wie eine Prinzeſſin ſprechen.

Einige Jahre vor 1862 war ich eines Abends im Carltheater, um ein kleines Stück zu ſehen, das ich nicht kannte. Da tritt ein Mädchen in grauem Seidenkleide auf die Scene und frappirt mich. Wer iſt ſie? — „Das ſcheint mir recht gleichgiltig,“ ſagt meine Nachbarin, „denn ſie ſpielt ja ſchlecht!“ — Ja, ſag' ich, und ſtehe unwillkürlich auf in der Loge, als ob ich ſie ſo beſſer ſehen wollte und könnte — aber das Mädchen hat ein Etwas! flüſtere ich vor mich hin.

Ich hatte den Eindruck vornehmer Schönheit von dem Mädchen, und daß hinter dem, was ſich da zeige, eine Kraft liegen könne, irgend eine ſeltene Kraft. Sie ſprach abſcheulich mit einem faſt verborgen bleibenden guten Organe. Die Töne ſonderten ſich nicht klar zu Worten. Aber der griechiſche Kopf ſprach für mich. Sie war ſteif; aber ihre geringen Bewegungen waren edel — ich blieb dabei: dahinter liegt eine Kraft! „Der Inſtinct ſagt's", lachte meine Nachbarin. Wohl möglich! erwiderte ich.

Die junge Dame ſpielte zweite, dritte Liebhaberinnen, und auf meine Nachfrage erfuhr ich, daß ſie von Niemandem beachtet werde. Ich ließ ſie zu mir bitten, und ſie kam. Eine lange Unterredung beſtärkte mich in meinem günſtigen Vorurtheile und bildete dies Vorurtheil dahin aus: ſie ſei für große, ernſte Rollen geeignet. Das Reſultat der Unterredung war, daß ſie in einigen ſolchen Rollen auf einem Provinz-Theater als Gaſt auftreten ſollte, damit ich ſie ſehen könnte. So geſchah's. Als ſie aber zu dem Zwecke nach Brünn reiſte, konnte ich durchaus nicht fort von Wien und mußte einen kritiſchen Kunſtfreund erſuchen, meine Stelle zu vertreten. Er war der Einzige, welcher ſich ebenfalls für ſie intereſſirte und meine günſtige Vormeinung theilte, Rudolph Valdeck war es. Er berichtete nach ſeiner Rückkehr, daß unſere Hoffnungen ſich beſtätigt hätten in dieſen Gaſtrollen. Fehler und Gebrechen wären noch in großer Zahl vorhanden, aber ein großes Talent wäre ſicher da. Unterricht und Leitung nur fehlten. Und zwar wäre es, wie wir geahnt, ein Talent für tragiſche Aufgaben.

Flugs trug ich dies meinem Chef vor und bat um Erlaubniß, ſie engagiren zu dürfen. Das wurde mir abgeſchlagen und obenein mit ſo abſoluten Gründen, daß auch meine Befugniß zu ſelbſtſtändiger Abſchließung eines Jahres-Engagements ihre Kraft verlor.

Ich mußte mich tröſten über den Verluſt der Zeit, die freilich bei jungen Liebhaberinnen unſchätzbar. Denn es blieb für mich nur eine Frage der Zeit; ich meinte ſicher ſein zu können, daß dies Talent ſiegreich hervortreten werde, falls ſie an gute Lehre komme.

In Berlin iſt ein guter Lehrer, der frühere Theater-Director Hein; an ihn und Frau Glaßbrenner kam ſie, und ich harrte hier des günſtigen Augenblicks, ihr wenigſtens ein Gaſtſpiel auf der Burg zu erobern. Das war leichter zu haben als ein Engagement, und das Talent, meinte ich, werde dann ſchon das Uebrige beſorgen.

Zwei Jahre vergingen, ehe der Augenblick eintrat. Er trat aber ein, und ſie gaſtirte als Adrienne Lecouvreur, Jane Eyre, Maria Stuart und Gräfin Rutland und — wurde engagirt. Es war **Fräulein Charlotte Wolter.**

Die Rollen, welche ſie „draußen“ einſtudirt, zeigen auch jetzt noch manche Spuren der Anfängerſchaft; unter den Rollen aber, welche ſie in den folgenden fünf Jahren hier bei dem ſorgfältigen Probiren auf dem Burgtheater ausgearbeitet, kamen ſolche zum Vorſchein wie Sappho, wie die Gräfin Orſina, welche den Stempel eines ſtarken tragiſchen Naturells an der Stirne tragen. Die ſo lange geſuchte tragiſche Liebhaberin war gefunden.

Ich ſchreibe dies nicht ohne tiefe Beſorgniß, daß der Fund wieder verloren gehen könne. Die fehlende Vorbildung muß durch unabläſſige Studien der Künſtlerin, muß durch aufmerkſamſte Führung von Seiten des Leiters nachgeholt werden. Es iſt ſchwer, das ſpäter dauernd einzuprägen, was man in der Jugend nicht gelernt hat: die geſetzlich klare Rede. Und doch iſt ſie die unerläßliche Grundbedingung einer darſtellenden Künſtlerin. Die mächtigſten Ausbrüche tragiſcher Begabung werden mit der Zeit unwirkſam oder doch unrein wirkſam, wenn die Grundlage der reinen Rede fehlt.

Von dieſem Gedanken muß Fräulein Wolter durchdrungen ſein, wenn ihre Laufbahn auch ferner eine aufwärtsgehende werden ſoll.

XXXIII.

Das Jahr 1863 war das Jahr der großen Trauerſpiele; das Burgtheater brachte drei neue: „Die Nibelungen" von Hebbel, „Richard der Zweite" von Shakeſpeare und „Andreas Hofer" von Immermann. Und „Narciß" von Brachvogel, ebenfalls ein Trauerſpiel, folgte ſchon im April des folgenden Jahres.

Von neuen Schau- und Luſtſpielen aber erſchienen unter Anderem: „Hans Lange" von Paul Heyſe, „Eglantine" von Mautner, „Pitt und Fox" von Gottſchall. Wie man ſieht, eine höchſt ausgiebige Ernte.

Und faſt alle dieſe Stücke blieben am Leben, wenn auch nicht alle mit gleicher Lebenskraft. Die Trauerſpiele, welche bei uns des Klimas wegen den Keim der Schwindſucht am zeitigſten in ſich entwickeln, mußten vorſichtig behandelt werden und durften keine großen Sprünge machen. Vermittelſt dieſer Vorſicht ſind ſie gefriſtet worden.

„Aber dies gilt doch nicht von den „Nibelungen"!" wird man rufen. Es gilt doch auch ein wenig von den „Nibelungen". Sie zeigten bei der zweiten Vorſtellung ein arg hippokratiſches Geſicht im zweiten Parterre, und es bedurfte des lebhaft aufſpringenden Rufes von der außerordentlichen Chriemhilde des Fräulein Wolter, um ſie aufzubringen.

„Nun denn überhaupt" — höre ich manchen höheren Leſer dieſer Schilderungen rufen — „nun muß es doch einmal geſagt werden: Iſt es denn nicht ein trauriger Mißbrauch des Theaterweſens, daß etwas mehr oder weniger Beſuch über das Schickſal eines Stückes, ja eines poetiſchen Werkes entſcheiden ſoll?! Iſt es nicht? Dies ewige trockene Berichten, als ob es ewige Richterſprüche wären: „dies und jenes Stück mußte verſchwinden, weil das große Publicum verſchwand", iſt ja doch das Eingeſtändniß kläglich äußerlicher Rückſichten, namentlich der Rückſichten auf die Caſſe. Ein Theater wie das Burgtheater iſt ja ſubventionirt, damit es nicht ſo ſclaviſch Rückſicht zu nehmen braucht auf die Caſſe, und das ſogenannte große Publicum iſt ja doch nimmermehr die erſte und letzte Inſtanz für poetiſchen Werth oder Unwerth!"

Das klingt Alles richtig; es iſt aber nicht Alles, und iſt auch nicht ganz richtig.

Ein Theater hat es mit der ganzen Oeffentlichkeit zu thun, und wenn dieſe ihre Zuſtimmung verſagt, ſo iſt dies unter allen Umſtänden eine Entſcheidung. Das Reſultat wenigſtens liegt alsdann vor: die volle Wirkung des Stückes fehlt. Man ſoll ſich nicht gleich unterwerfen, heißt es. Gut. Man geht auch an die Prüfung. Man fragt: Wenn nicht die volle Wirkung eingetreten iſt, welche Wirkung iſt erſichtlich geworden? Hat vielleicht der feinere Theil des Publicums laut oder leiſe Partei ergriffen für das Werk? Man wiederholt das Werk. Zeigt ſich bei dieſer Wiederholung, daß ein edler Theil des Publicums dem Stücke treu bleibt, dann verſucht man Rettungsmittel, dann ſchont man auch die Caſſe nicht und bringt nach einiger Zeit das Stück wieder, und zwar zu günſtiger Zeit, und iſt zufrieden auch mit ſehr mäßigem Beſuche. Man hofft, es werde allmälig ſteigende Einſicht ſich ausbilden und Proſelyten machen für das Stück. Das kann man, und das thut man; man kann es aber nur thun, wenn das wichtigſte Lebensorgan eines Stückes, wenn das eigentlich dramatiſche Herz vorhanden iſt. Fehlt dies, dann retten alle ſonſtigen äſthetiſchen Vorzüge ein Stück nicht vom Tode. Und dann fallen ſehr bald auch diejenigen ab, welche die ſchöne Sprache und dieſen wie jenen ſchönen Zug gelobt und welche auf das grobe Publicum geſcholten haben. Ihr abſtractes Lob erſtirbt ihnen auf der Zunge, wenn ſie bemerken, daß die eigentlich dramatiſchen Wirkungen abſolut nicht eintreten.

Und dies iſt es faſt immer, woran ein Stück ſcheitert: faſt immer iſt es ein Lebensorgan, an welchem es gebricht, wenn ein neues Stück verſagt. Der Vorwurf gegen die Caſſe iſt zumeiſt nichtig. Die Caſſe iſt nur ein Symptom. Das leere Haus entmuthigt die Enthuſiaſten für ein Stück; es entmuthigt die Schauſpieler, die Vorſtellung an ſich ſinkt zuſammen, und kein Mittel der äſthetiſchen Apotheke rettet vom Tode.

Dieſe Vorwürfe haben Etwas von den Vorwürfen gegen Feldherr und Heer, wenn die Schlacht verloren iſt. Ihr hättet eben nicht weichen ſollen, heißt es — und wenn ihr abſolut mußtet, dann hättet ihr euch gleich wieder ſtellen ſollen, und wie die theoretiſchen Recepte alle heißen, welche den niederwerfenden Sturm eines Unterganges eben nicht kennen, einen Sturm, welcher das Tüchtige mit dem Untüchtigen verſchüttet. Theater-Erfolge ſind immer Ergebniſſe von Schlachten.

Das Theater, ein Staat im Kleinen, kann ſich wie der Staat der Majoritäts-Herrſchaft nicht entziehen. Dabei hat man doch nicht zu fürchten, daß alles unſcheinbar Gute, was die Menge nicht erkennt, verloren gehe. Die Rückſicht auf Beſuch und Caſſe hört für eine gewiſſenhafte Direction immer auf bei Stücken, welche ſich den Stempel der Claſſicität erworben haben. Da wägt man doch die Stimmen und zählt ſie nicht. Und was claſſiſch werden kann, das geht für eine aufmerkſame, literariſch geſchulte Direction auch nicht verloren, weil es ſchwach beſucht wird — die Leſer werden ſchon zehnmal in dieſen Schilderungen bemerkt haben, daß juſt aus dieſen Geſichtspunkten Wiederaufnahmen verſucht werden und bis auf einen gewiſſen Grad auch gelingen können.

Wie ſtand es nun mit den „Nibelungen“? Trotz lebhaften

Drängens von Seiten der zahlreichen Hebbel'ſchen Anhänger hatte ich nicht geeilt mit Vorführung der neuen Arbeit des Dichters. Theils weil ich wirklich keine Vorliebe habe für Hebbel'ſche Dramen, denen nach meiner Anſicht die Anſchaulichkeit abgeht für die Scene, theils weil auch in dieſer Arbeit ſchwere ſceniſche Bedenken mir entgegentraten, namentlich der aus der „Edda" entnommene zweite Act, unverſtändlich für das Publicum und deßhalb unwirkſam, und der letzte Act, welcher den Schluß zerſplittert. Endlich weil ich die tragiſche Liebhaberin nicht hatte für die Rolle der Chriemhilde und meines Erachtens doch der irgend mögliche Theater-Erfolg von der tragiſchen Gewalt dieſer Figur im letzten Acte abhängig war.

Ich ließ alſo auf mich ſchelten und wartete. Erſt als Fräulein Wolter eingetreten war, ging ich an dies Werk.

Hebbel lebte noch und nahm an der Inſceneſetzung theil. Er und ſeine Frau, welche die Brunhilde ſpielte, erſchienen ſehr ſicher über das Außerordentliche des zweiten Actes. Das war natürlich. Er hatte gar keine Kenntniß vom Leben im Publicum; er hatte nur literariſche Nerven, und mit dem Publicum ſtand ſein poetiſches Nervengeflecht in gar keiner Verbindung. Ich ſtörte nicht in dieſem Edda-Thema und ließ Beide walten. Als aber im folgenden Acte der Hochzeitszug kam, da zeigte ſich's zur Verwirrung der Schauſpieler, daß der Dichter mit geiſtigem Auge gar nicht geſehen hatte, was da vorgehen ſollte. Der Zug fiel aus einander, weil die langen Zwiſchenreden ganz unvereinbar waren mit einem Zuge — da mußte ich eintreten, ändern und ordnen. Als es geordnet war, ſtimmte auch Hebbel zu. Im letzten Acte ſtimmte er jedoch nicht zu, als ich ſagte: „Hier muß eine ganze Verwandlung heraus, damit der Schluß ein Schluß werde".

„Das iſt unmöglich!" rief er.

„Ueberlaſſen Sie mir's, Ihnen die Möglichkeit morgen probeweiſe vorzuführen?"

„O ja."

Ich ſtrich alſo, ſetzte zu, um die Verbindungen herzuſtellen und den Nachdruck zu erreichen; änderte die Rollen, unterrichtete die Schauſpieler über den neuen Zuſammenhang und führte am anderen Tage den neuen Schluß vor. Hebbel war nun ganz einverſtanden und äußerte ſich dankbar.

Jetzt kam die Vorſtellung unter wahlloſem Applauſe für jeden Act. Das wahre Ergebniß lautete aber dahin, daß der zweite Act, der unverſtändliche Erda-Act, durchgefallen war, daß der epiſch verbliebene Grundcharakter des Stückes vielfach ermüdet hatte, und daß der letzte Act durch Energie der Chriemhilde in den Schlußſcenen ſtark gewirkt hatte.

Die zweite Vorſtellung war, wie ſchon geſagt, nicht vollſtändig beſucht. Nun kam aber der Ruf der Welter-Chriemhilde, und der Beſuch hob ſich auf hinreichende Höhe. Nie auf ausgezeichnete Höhe. Das bürgerliche Publicum kam niemals vollzählig. Bei dieſem that der epiſche Gang in ſchwerer Sprache und Raupach's „Nibelungenhort“ immerdar Eintrag. Dieſer „Nibelungenhort“ hatte das große Publicum gehabt durch ſeine erſten drei Acte und beſonders durch die Scenen zwiſchen Siegfried und Chriemhilde, Liebesſcenen, welche mit unzweifelhaft ſtarkem theatraliſchen Talente behandelt ſind und welche eine allgemein günſtige Wirkung gemacht hatten.

Noch ſchwieriger ging es mit dem neuen Shakeſpeare-Stücke, mit „König Richard dem Zweiten“. Es gehört zu den „Hiſtorien“ und iſt alſo kein dramatiſch componirtes Stück. Dies war ein kaum beſiegbares Hinderniß bei dem dramatiſch geſchulten Publicum des Burgtheaters. Dies Publicum ließ ſich abſolut nicht einreden, in dieſen Forderungen eine Nachſicht üben zu müſſen, weil der berühmte Shakeſpeare Verfaſſer des Stückes wäre. Bei allem Reſpect vor dem großen Namen blieb es auf ſeiner dramatiſchen Forderung ſtehen.

Wie vielfach, wie lebhaft war gerade dies Publicum herangezogen und auch angezogen worden durch ſo zahlreiche Shakeſpeare-Aufführungen! Das Repertoire des Burgtheaters enthielt ſiebzehn Shakeſpeare-Stücke, und alle ſo feſt und bereit, daß jedes in jeder Woche gegeben werden konnte. Das Publicum war alſo mit dieſem Dichter vertrauter als irgend eines — umſonſt! Es bewies ihm nicht die geringſte Deferenz, es entſagte auch ihm gegenüber ſeinen dramatiſchen Anforderungen nicht um ein Iota. Im Gegentheile, es wurde von Jahr zu Jahr ſtrenger. Es ſagte nicht gerade wie einſt Goethe: „Shakeſpeare und kein Ende!“ aber es ſagte doch unverblümt: Allzuviel iſt ungeſund. Es ließ „Richard den Zweiten“ ohne Zeichen beſonderer Theilnahme an ſich vorübergehen.

Der erſte Act bekanntlich iſt dramatiſch. Der ſo raſch eingeleitete und ſo entſchloſſen verhinderte Zweikampf intereſſirte auch. Der König wird gut eingeführt. Die Figur Gaunt's im zweiten Acte iſt ebenfalls ganz geeignet, Glück zu machen, und da König Richard conſequent die Spitze bietet, ſo folgt man ihm aufmerkſam. Aber von da an verläuft das Drama in's Epos. Ohne hinreichenden Kampf erliegt der König und ſpricht nur viel, wenn auch ſchön. Es folgt die große Abdankungsſcene, welche ſo prächtige Sachen enthält, aber ſo ungenügend geſammelt iſt zu ſceniſchem Eindrucke. Hier, und eigentlich nur hier, war ich mit der Bearbeitung leiſe eingeſchritten, blos leiſe. Ich hatte Nichts zugethan, ſondern hatte nur zerſtreute Worte Shakeſpeare's aus anderen Scenen in Eine Scene zuſammengetragen. Der Biſchof von Carlisle iſt vorhanden als Parteigänger für Richard; er ſagt auch das Nöthige, aber er ſagt es vereinzelt in mehreren Scenen und deßhalb kraftlos. Dieſe ſeine Worte legte ich alle in die Abdankungsſcene, um doch einen geſchloſſenen Widerſtand zu haben für den wiederum blos ſchön ſprechenden König — und erreichte damit die Hauptwirkung des Abends. Der letzte Act mit dem geiſtvollen Monologe Richard's erweckte noch eine aufflackernde Theilnahme, mehr nicht.

Das Ganze fand nur einen succès d'estime. Wir wiederholten das Stück vor mäßig beſetztem Hauſe und erhielten es durch Schonung.

Wenn ich vergleiche, wie jetzt — im Frühjahre 1868 — der beim Falle des Concordats endlich zugelaſſene „König Johann" hingenommen wurde, ſo drängt ſich der Gedanke unabweislich auf: Dies iſt nicht mehr daſſelbe Publicum! Nie hätte ich eine Shakeſpeare-Hiſtorie ungeſtraft ſo bringen dürfen mit ihrem ganzen Wortſchwalle, mit ſo gar nicht ergänztem dramatiſchen Gange, mit einem inconſequenten Könige, alſo ohne Mittel- und Anhaltspunkt, nie! Daneben war ja „König Richard" ein ſympathiſches Drama. Und „Richard" wurde kühl aufgenommen, „Johann" wurde unter mehrfachem Applauſe hingenommen wie irgend ein anderes Theaterſtück. Gar kein Urtheil machte ſich geltend, gar kein Für und Wider, die Stadt Wien hat gar nicht erfahren, ob und wie das Stück gewirkt hat — die Unklarheit iſt eingekehrt, das Publicum erſcheint incompetent.

Dies iſt der Unterſchied zwiſchen einem geſchulten Publicum, wie es bis zum Winter 1867 im Burgtheater beſtand, und einem zufälligen Publicum, wie es ſich jetzt im Burgtheater zuſammenfindet. Binnen einem halben Jahre iſt das alte, geſchulte, an Tradition ſo reiche Publicum aufgelöſt worden.

Innere und äußere Gründe haben das zuwege gebracht. Zu den inneren Gründen gehört eine neue Ober-Direction, welche die geiſtige Leitung auf den Proben der banalen Geſchäftsführung überlaſſen hat, den Handgriffen der Routine. Dadurch ſind die Schauſpieler, ſind die Vorſtellungen raſch verändert worden, und das fein gewöhnte Publicum hat das raſch empfunden und hat innegehalten im Zudrange. Gerade um dieſelbe Zeit iſt ein äußerer Grund wirkſam geworden: die Einführung von Vormerkungen zu geſperrten Plätzen. Dadurch iſt weiteren Kreiſen, die ſonſt nicht in's Theater drangen, der Zutritt ermöglicht worden. Dieſe Kreiſe verſorgen ſich nun beizeiten mit Plätzen ohne Rückſicht auf beſondere Auswahl der Stücke, und wenn nun die Intimen von früher doch einmal wieder zuſchauen wollen, ob ihr altes Schauſpiel ſeine frühere Phyſiognomie zurückerhalten habe, da finden ſie alle Plätze vergeben, zucken die Achſeln und verzichten am Ende ganz — ſo entſteht ein zufälliges Publicum, und die traditionellen alten Maßſtäbe der Kritik verſchwinden, mit ihnen das alte Burgtheater.

Das dritte Trauerſpiel war „Andreas Hofer", wie Immermann's „Trauerſpiel in Tirol" auf dem Theaterzettel heißt.

Ein vaterländiſches großes Stück war ſo lange mein Wunſch! Die Bühne iſt ja am mächtigſten, wenn ſie vaterländiſche Dinge vorführen und ausſprechen kann. Jahrelang hatte ich um die Erlaubniß geworben für dieſen „Hofer" — vergeblich! Da war der Pater Haspinger, da war der Schurke Kolb, geiſtlich verdächtig, wie ſehr ich ihn verkleidete, da war Dieſes und Jenes Grund zur Abweiſung — in Wahrheit blieb es die Scheu vor der Unmittelbarkeit. Solch ein Stück erſchien zu unmittelbar. Nur Nichts direct ausſprechen auf der Scene, was politiſch oder auch nur ſonſtwie treffen könnte! Selbſt nicht patriotiſch. Das hat ſeine Conſequenzen. Wird heute das allenfalls Zuläſſige ausgeſprochen, ſo will morgen auch das kaum Zuläſſige, übermorgen das Unangenehme ausgeſprochen ſein. Dazu iſt die Bühne überhaupt nicht da, am wenigſten die Hofbühne. Nur nichts Directes!

Dieſe Rückſichten, der bare Gegenſatz zum Zwecke eines erſten Theaters, waren tief eingewurzelt. Es war und iſt ein Standpunkt der abonnirten Logen, welche nach Tiſche um Gotteswillen nicht erinnert ſein wollen an etwas Wirkliches, wozu man den Kopf ſchütteln oder wovor man gar erſchrecken müßte. Das iſt ja auch keine Poeſie! Die Poeſie war eine verſchleierte Prinzeſſin geworden aus fernen, fernen Zeiten und fernen, fernen Landen.

Da ſtarb mein langjähriger Chef, ein geborener Pole, und mein neuer Chef, endlich ein geborener Deutſcher, nahm lebhaften Antheil an dem Tiroler Trauerſpiele und gab ſofort die Erlaubniß.

Der verſtorbene Chef, Graf Lanckoronski, hatte übrigens die guten Eigenſchaften, welche ich zu Anfang dieſer Schilderungen an ihm preiſen konnte, ſtandhaft bewährt. Meinen Inſtructionen gemäß überließ er mir die artiſtiſche Leitung unverkürzt. Er war hundertmal unzufrieden mit meinem Geſchmacke in Wahl der Stücke und in Beſetzung der Rollen, und er verhehlte das gar nicht, aber er ſetzte ſtets hinzu: dies iſt Ihr Fach und Ihre Verantwortung, ich greife da nicht ein. — Er war ferner unzugänglich für irgend eine Klatſcherei und Verhetzung; er wies jeden unbegründeten Anſpruch auf Vergünſtigung weit ab, und er war endlich immer beſtrebt, gerecht zu ſein. Ich appellirte nie vergeblich an ſeinen edleren Sinn, wenn Heftigkeit unbillig handeln wollte — ich verlor in dieſem Manne meine ſicherſte Stütze.

Mein neuer Chef, Fürſt Vincenz Auersperg, gehörte ſelbſt zur Landesvertheidigung in Tirol, er erlaubte nicht nur, er förderte lebhaft Immermann's „Andreas Hofer“.

Wie war nun, wie iſt dies Stück? Karl Immermann hat es geſchrieben in früher Zeit und das Theater dabei gar nicht im Auge gehabt. Später, als er dem Theater nähergetreten, hat er mit einigen Strichen und Linien ſeine Arbeit der Bühne näher zu bringen geſucht, und ſo lag ſie unter dem neuen Titel „Andreas Hofer“ vor mir.

Es fehlt ihr zum Bühnenſtücke immer noch das oben erwähnte dramatiſche Herz, ſie hat immer noch einige Aehnlichkeit mit einer Shakeſpeare-Hiſtorie. Manchen Abend hab' ich vor ihr geſeſſen und habe erwogen, wo und wie weit geändert werden dürfe, um ſie, wie der Oeſterreicher ſagt, „ſchneidiger“ zu machen. Aber das konnte nur mit großer Dreiſtigkeit geſchehen, und — Immermann war todt. Und er war erſt einige zwanzig Jahre todt. Ja, wären es zweihundert Jahre geweſen! Man iſt viel dreiſter, wenn uns Jahrhunderte vom Autor trennen, aber wenn man ihn ſelbſt noch gekannt, da iſt man ſcheu, da hört man ſeine Klage über Gewaltſamkeit, die ihm angethan würde.

Ach, wie leicht wäre es geweſen, wenn ich mit ihm hätte darüber ſprechen können! Er war ſo verſtändig und war ſo praktiſch geworden in der zweiten Hälfte ſeines Lebens. Es wurde ihm in den letzten Jahren klar und klarer, daß er verführt worden ſei durch die romantiſche Kirche, und daß er ſelbſt eigentlich gar keine gläubige Seele geweſen ſein Lebenlang. Er war im Grunde ein ſehr klarer Kopf, dieſer Juriſt in Düſſeldorf.

Im Jahre 1839 kam ich auf einer Reiſe nach Holland durch Düſſeldorf und lernte ihn kennen. Ein ſtattlicher Mann war er, mit ausgebildetem Antlitze, prompt und ſtark in der Rede, nachdrucksvoll in allen Behauptungen, und doch geneigt, allen heiteren Fragen des Lebens ihr fröhliches Recht angedeihen zu laſſen. Er kam mir viel mehr entgegen, als ich, ein junger, ausgelaſſener Schriftſteller, anſprechen durfte; er zeigte eine unerwartete Neigung für die dreiſte Natur des jungen Deutſchland. Sein Freundſchaftsverhältniß zu Heine, aus dem gemeinſchaftlichen Zorne gegen Platen erwachſen, wurde lebhaft von ihm betont, lebhafter, als es eigentlich ihren beiden verſchiedenartigen Naturen zuſtand, und in all' den ausführlichen, lebendigen Geſprächen, welche wir damals einige Tage lang führten, zeigte Immermann das Bedürfniß, lebensvoll einzutreten in die Literatur der Gegenwart. Natürlich kam da auch das Theater in Rede, dem er eigentlich näher ſtand als ich. Er hatte aus freiem künſtleriſchen Antriebe einige Zeit das kleine Düſſeldorfer Stadttheater geleitet und manches phantaſtiſche Stück in Scene geſetzt. Deutlich zeigte ſich's, daß er die Direction des Berliner Hoftheaters gewünſcht hatte und wünſchte. Bitter und ſcharf ſprach er über die unkundige, hofmäßige Intendanzenwirthſchaft, und ich ſah, daß er eigentlich die Theaterführung in Düſſeldorf wohl nur übernommen hatte, um dem Hoftheaterweſen darzuthun, wie viel ein echter Geiſt aus einem Theater machen könnte, auch aus einem kleinen und auch mit den kleinſten Mitteln. Er war nicht im Geringſten verblendet von dem Preiſe, welchen Literaten und Schauſpieler ſeinem Düſſeldorfer Theater bereitet und verbreitet hatten; er geſtand zu, daß Vieles unzureichend geweſen, was man ſeiner Bühne rühmend nachgeſagt, und daß er auch in der Scenirung blos literariſcher Stücke deutlich erfahren habe: dies ſeien eben nur Uebungs-Experimente geweſen, und Aufklärungen über literariſche Träume, die Traumhaftigkeit derſelben habe ſich auf der Scene nur zu ſehr dargethan.

Bei Feſthaltung höherer poetiſcher Abſicht hatte er aus der Praxis nüchterne Lehren gezogen und wäre trefflich geeignet geweſen, ein erſtes Theater zu übernehmen und zu führen. Er ſprach ſehr gut, war eine talentvolle, geharniſchte Perſönlichkeit und wäre für die Schauſpieler ein unſchätzbarer Führer geworden. Was er in romantiſcher Befangenheit früher als Theaterſtücke herausgegeben, wie „Cardenio und Celinde“ und „Die Opfer des Schweigens“, das ſah er jetzt ziemlich unbefangenen Blickes an und wies auf kleine Sachen hin, wie „Die ſchelmiſche Gräfin“, um darzuthun, daß ja auch früher ſchon der Sinn für das heutige Theaterſtück in ihm lebendig geweſen.

Wie leicht wäre es geworden, mit dem ſo gearteten Manne das „Trauerſpiel in Tirol“ hieb- und ſchußfeſt zu machen!

Das Stück kam leider damals zwiſchen uns gar nicht zur Sprache — er ſchrieb am „Münchhauſen“, und wenn ich ihn aus dem Schwurgerichte abholte und er ſeinen ſchwarzen Richtertalar auszog, um mit uns nach Neuß zu fahren, wo eine ſchmucke Wirthin den beſten Rheinlachs am beſten zu ſerviren verſtünde, da dachten wir an kein Trauerſpiel, ſondern da kehrte der ſaftvolle Magdeburger, der er war, ſeine ſinnlich behagliche Seite hervor und ſchilderte uns, was für Schwänke er im Kopfe trüge für Münchhauſen und deſſen Tochter Emerentia im Gegenſatze zu ſeinem Meiſterſtücke, dem „Oberhofe", deſſen kernige Schilderung er während ſeiner langen Dienſtzeit im rheiniſchen Weſtfalen erworben hatte. Nicht lange nachher ſchickte er Heine und mir die erſten Bände ſeines „Münchhauſen" nach Paris, und ehe wir uns deſſen verſahen — war er plötzlich todt. Der rüſtige, kräftige Mann!

In ihm iſt einer der wenigen Poeten geſtorben, welcher dem deutſchen Theater ein bahnbrechender geiſtiger Führer hätte werden können. Er hatte wohl noch manches Schlingkraut um ſich aus alter romantiſcher Zeit, aber ſein Geiſt war frei geblieben, und eine große Theaterpraxis hätte ihn von poetiſchen Schmarotzerpflanzen, welche die öffentliche Schaubühne nicht verträgt, gänzlich befreien können.

Gerade wegen dieſer perſönlichen Bekanntſchaft war ich jetzt ſchüchtern vor ſeinem Stücke und wagte keinen tieferen Eingriff, um ein feſtes Theaterſtück daraus zu machen.

Der gute Inhalt trug uns doch unter ſorgfältiger Darſtellung einen Ehrenerfolg ein, und wir haben von Zeit zu Zeit das Trauerſpiel wieder bringen können. Es kann alſo auch in Zukunft erhalten bleiben, wenn die Direction ihm Aufmerkſamkeit und Pflege widmet. Die uns naheliegenden Verhältniſſe und Namen üben ja doch — auch bei ſkizzenhafter Behandlung des dramatiſchen Ganges — einen erweckenden Einfluß auf unſere Theilnahme. Wenn von Innsbruck, Meran und vom Paſſeierthale, von Hofer, Speckbacher und Pater Haspinger die Rede iſt, da werden wir doch viel leichter getroffen, als wenn das Forum romanum und Antium oder Cominius und Aufidius an unſer Ohr klopfen.

XXXIV.

„Narciß", „Hans Lange", „Eglantine", „Pitt und Fox", die weiteren Original-Neuigkeiten von 1863 und 1864, beſtätigen recht deutlich meine frühere Behauptung: daß die Perſönlichkeiten unſerer Dramatiker ungemein verſchieden von einander ſind.

Man ſkizzire ſich nur die Charaktere und Schreibarten der ſechs deutſchen Schriftſteller, welche im Laufe eines Jahres unſer neues Repertoire gebildet, und ſtelle ſich daneben ſechs lebende franzöſiſche Theater-Autoren zuſammen. Wie einleuchtend wird ſich herausſtellen, daß die ſechs Franzoſen eine auffallende Familien-Aehnlichkeit tragen in Wahl der Stoffe, in Form der Faſſung, im Gang der Rede: daß aber die ſechs Deutſchen, hier alſo Hebbel, Immermann, Brachvogel, Heyſe, Mautner, Gottſchall, grundverſchieden von einander erſcheinen.

Hebbel, aus dem frieſiſchen Holſtein, breitſpurig ohne Sorge um irgend eine Zier einhergehend, ſucht nach unbehauenen Felsſtücken für ſeinen Ausdruck, iſt um Schönheit nicht nur unbekümmert, ſondern ſucht nach Gelegenheiten, dieſe Unbekümmertheit nachdrücklich zu bethätigen. „Echtheit geht vor!" kann man herausleſen, und: „Schwächliche Nachfolger mögen unſere Originale zur Schönheit herausbürſten und putzen!"

Er ſtammt aus germaniſchen Urkreiſen, welche von den Ständen und Formen der mittelalterlichen und modernen Welt eigentlich nie berührt worden ſind. Er erwächſt aus dem Volke kleiner Oriſchaften, wo die Natur wenig kleine Reize zeigt, wohl aber eintönige große Verhältniſſe, das ebene, weite Marſchland und das nahe Meer. Er kommt aus der gelehrten Schule und ohne näheren Verkehr mit der geſelligen Welt an die literariſche Thätigkeit — muß nicht dieſe Thätigkeit immer etwas Abgeſondertes behalten, muß ſie nicht immer Etwas behalten, was an den Bauer erinnert, der in aller Biederkeit mißtrauiſch und liſtig bleibt unter den Städtern, muß ſie nicht immer Etwas behalten, was an den einſamen Zuſtand des dichteriſchen Denkers erinnert? Muß ſie nicht auf dem Theater der Städter Fremdartiges und Unzugängliches entfalten?

Wie anders Karl Immermann, der Bürgersſohn! Er geht aus den Stadtkreiſen hervor, aus den engen Geſetzen der preußiſchen Beamtenwelt, welcher ſein Vater angehörte, welcher er ſelbſt angehören ſollte. Dabei iſt er mit allen Eigenſchaften und Trieben eines Lebemannes angethan, wächſt auf inmitten des fruchtbaren mittleren Norddeutſchland, wo das niedrige Harzgebirge mit ſeinen Wäldern den Sinn weckt für beſcheidene Naturreize, wo auf Schule und Univerſität, in Magdeburg und Halle, der Franzoſenhaß gegen den Eroberer Napoleon zeitig genährt wird. Immermann geſellt ſich auch zu den freiwilligen Kriegern als ſiebzehnjähriger Jüngling, und wir können das „Trauerſpiel in Tirol" in ihm wachſen ſehen, wie man das Gras wachſen ſieht. Nach ſeiner Rückkehr auf die Univerſität tritt er in die Kämpfe, welche das Wartburgfeſt erregt, und tritt als eigenſinniger Erbe des engen Staatsdienſtes auf die unpopuläre Seite, ein harter Kopf, der ſelbſtſtändig Recht haben will. Trotzdem ſchließt er ſich der romantiſchen Schule an, welche innerlich der Wartburgfeier und der Burſchenſchaft nahe ſtand. Er giebt ſich jahrzehntelang jener künſtlich idealen Poeſie hin, welche geſuchte Studien, Stoffe und Formen pflegt. Und wiederum im Gegenſatze hiezu tritt er in die trockene Regierungslaufbahn eines Juriſten, in die ſtrengen Verhältniſſe eines auf dem Buchſtaben der

Verordnung ruhenden Staates. Welch eine perſönliche Stärke gehörte dazu, um in dieſen Gegenſätzen nicht verwirrt, nicht zerrieben zu werden. Er wurde es nicht: er blieb ſelbſtſtändig ſtrebend. Und nun unterſtützte ihn das Glück: es brachte ihn in die weſtlichen Lande, wo alte Reichsſitte lebendig geblieben im Gemeindeleben, wo öffentliches Gerichtsverfahren galt, wo ihn ſein Amt in Verkehr ſetzte mit den freimüthigen Menſchen Weſtfalens und der Rheinlande. Er kommt endlich nach Düſſeldorf, wo eine alte Malerſchule Traditionen der Bildlichkeit pflegt — er wird ſo allmälig der künſtlichen Poeſie entrückt, und ſeinem geſund verbliebenen Auge drängt ſich die Bemerkung auf, daß auch die realen Dinge poetiſch zu verwerthen ſind. Er ſchreibt Bücher wie die „Epigonen", welche einen Abſchluß ſeiner Vergangenheit, welche ſeinen Uebergang zur lebendigen Zeit bekunden; er geräth an's wirkliche Theater, er lebt auf im Mannesalter. Welch ein breites Stück deutſcher Geſchichte, mannigfaltig deutſcher Geſchichte ſtellt ſich in dieſem Manne dar! Was hatte er Alles ſeinen Schauſpielern zu ſagen, als er im kleinen Düſſeldorfer Theater wunderliche Stücke und daneben ganz praktiſche Stücke in Scene ſetzte. Unerbittliches Schickſal! Als er auf dem Punkte angelangt war, die verſchiedenartigſten Erfahrungen in gereiftem Sinne neu und deutlich in ſeiner Schrift auszudrücken, da reißt ihn ein Schlagfluß hinweg aus unſerer Welt.

Wie lehrreich erſcheint ſein Bild dem deutſchen Theater! Kaum Ein Stück bleibt von ihm auf dem deutſchen Repertoire, aber mancher Schauſpieler verbreitet und vererbt Lehren von ihm, mancher Dichter lernt aus ſeinen Studien.

Dicht hinter dieſem Manne, welcher durch ſo viel Bildungs-Elemente geläutert worden, erſcheint auf dem Burgtheater das Stück eines ganz neuen Dramatikers, Brachvogel geheißen. Da fehlt noch alle Läuterung, da brauſt der erſte Gährungsproceß, und nicht ein Hauch erinnert an Immermann. „Narciß“ iſt der Titel des Stückes. Nicht Narciß aus dem Alterthume, ein Neffe Rameau's aus der Orgienzeit Frankreichs, welche den Toaſt ausbringt: „Nach uns die Sündfluth!“ Die Sündfluth kam in Geſtalt der Revolution.

Dieſer „Narciß“ trägt Züge ſtarken Talentes, geiſtiger Rohheit und doch auch geiſtigen Bedürfniſſes, welches in die Tiefe will, aber von der Phraſe aufgehalten wird. Brachvogel iſt eine blutvolle ſchleſiſche Natur, ganz im Gegenſatze zu Hebbel und Immermann ohne Spur gelehrter Erziehung, im Style oft voll Bombaſt und Schwulſt, im Ziele dagegen oft hell und ſchneidend auf modernſociale Ideen losgehend — ein begabter Naturaliſt.

Er bringt nach „Narciß“, welcher die Einleitung zur Revolution in Frankreich blutrünſtig darſtellt, ein Drama aus dem Mittelalter: „Adelbert vom Babanberge“. Ein Jude trägt hier die Unkoſten der Verzweiflung, welche Brachvogel's Stücke kennzeichnet. Die erſten Acte ſind von packender dramatiſcher Kraft: die Folge fällt ab. Ein ferneres Stück: „Salomon de Caus“, ſucht neben Richelieu den Erfinder der Dampfkraft tragiſch darzuſtellen, und als die Bühnen daran vorübergehen, wendet er ſich ärgerlich dem Romane zu. Er ergreift die größten Themata, behandelt ſie leicht und dreiſt, findet aber immer einige Situationen für ſeine frappante Macht der Erfindung, wirft dazwiſchen ein Drama: „Der Trödler“, welches zweiten Theatern einen willkommenen grellen Stoff ſocialer Natur bietet, und trifft neuerdings mit der „Prinzeſſin von Montpenſier“ wiederum den intereſſanten Gang eines Theaterſtückes, welches originell genug in die aufwachſende Herrſcherjugend Ludwig's des Vierzehnten die demokratiſche Neigung einer ſtolzeſten Prinzeſſin zu verweben weiß.

Auch hier ſpringen mitten in aufgebauſchter Rede einzelne treffende Reden empor, und mitten in verwirrt ſich anlaſſender

Handlung zeigt ſich ein weit ausholendes Talent der Compoſition, welches den Plan behauptet. Es iſt überall bei ihm dreiſter, mitunter wüſter Naturalismus, welcher aber ſtarke Athemzüge hat für den Bruſtkaſten des Theaters.

Wir brachten „Narciß“ ſpäter als andere Theater, weil meine Behörde abgeſchreckt wurde durch dieſe Athemzüge der Revolution, welche in dem Stücke bemerklich ſind, und durch kecke, unhiſtoriſche Motive, welche der Autor ſich herausnimmt, indem er auf ſein naturaliſtiſches Recht der Erfindung pocht. Auch die peinliche Stellung, welche der legitimen Königin angewieſen iſt, war lange ein Grund der Ablehnung. Maitreſſen überhaupt, alſo auch die Pompadour, wurden früher auf dem Burgtheater nicht zugelaſſen, und es war ein Ereigniß vor 1848, als man mit der „Marquiſe v. Villette“ eine Ausnahme geſtattete. Wie vorſichtig und behaglich war aber dort die wohlerzogene Maintenon neben dieſer wilden Marquiſe v. Pompadour Brachvogel's! Es vergingen Jahre, es bedurfte immer wiederkehrender Einreichung, ehe dieſem „garſtigen“ Stücke — und das iſt es auch im äſthetiſchen Sinne — der Zutritt erlaubt wurde.

Der Erfolg, welcher überall ein glänzender geweſen, war im Burgtheater viel weniger günſtig. Der grelle Geſchmack wurde nur mit einigem Widerſtreben hingenommen. Aber die Gewalt der Compoſition erwies ſich doch auch bei uns auf die Länge ſiegreich: das Stück hat ſich auf dem Repertoire erhalten.

Ebenſo und viel leichter die ſpätere „Prinzeſſin von Montpenſier“, welcher die entſprechende naturaliſtiſche Kraft des Fräulein Wolter Lebenskraft verlieh. In Ermanglung ſolcher zupaſſenden ſchauſpieleriſchen Begabung iſt dies Stück „draußen“ raſch vorübergegangen.

Nun kam „Hans Lange“. Der Verfaſſer deſſelben, Paul Heyſe, iſt wieder ein barer Gegenſatz zu Brachvogel. In Heyſe wohnen alle feinen Reize der poetiſchen Bildung, und wenn Etwas fehlt, ſo iſt es die letzte Gewalt einer ſtarken Natur.

Wenn man ihn ſieht und hört, dieſen Dichter mit dem ſchönen Rafaelskopfe, mit der wohlklingenden, fließenden Rede, mit dem ganzen Zauber eines liebenswürdigen Menſchen, da findet man's begreiflich, daß er mit ſeinen poetiſchen Arbeiten zahlreiche Anhänger gewinnen muß, namentlich unter den Frauen. Er hat auch eine Stellung gefunden, wie Giulio Romano, der Schüler Rafael's. Alles, was er bringt, iſt geiſtvoll empfangen und künſtleriſch durchgeführt.

In ſeiner Thätigkeit für die Bühne thut ihm vielleicht die vorherrſchende Anmuth und Feinfühligkeit ſeiner Natur einigen Abbruch. Die Bühne verlangt ſtarke, männliche Züge, ſcharfe Umriſſe, rückſichtsloſes Wollen. Ich will nicht ſagen, daß dies Heyſe unerreichbar ſei; er iſt zum Beiſpiele in „Hans Lange" den Erforderniſſen eines Theaterſtückes ganz nahe gekommen. Aber er iſt, wie mir's ſcheint, bis jetzt durch ſeine Bildung noch zu tief im Eklekticismus verblieben, in der Neigung des vielfältigen Auswählens ſeiner Stoffe. Bald im alten Rom, bald im Mittelalter, bald in der Rococo-Zeit erbaut er ein Stück. Jeder Stoff, jede Zeit hat eigene Bedingungen; ein Dichter muß ſehr ſtark ſein, wenn er der Concentrirung ſeiner Fähigkeiten entbehren kann. Wir wiſſen's noch nicht, und Heyſe ſelbſt weiß es noch nicht, in welcher Gattung von Stoff und Form er all' ſeine Eigenſchaften zur vollen Geltung bringen mag als Dramatiker. Bei ſeinem unabläſſigen Streben wird er wohl einen feſten Ausgangspunkt finden, und dann kann er uns jeden Tag mit einem Kernſchuſſe überraſchen.

„Hans Lange" hat überall Glück gemacht. Auch bei uns. Warum er uns nicht dauernd verblieben, das iſt ſchwer zu ſagen. Er war dem Publicum wohlgefällig geweſen, aber nicht mächtig genug. Man ſprach nicht ungünſtig davon, aber man machte keine

Propaganda dafür; man empfand wohl, daß noch Etwas fehlte. Was denn? Vielleicht das, was Heyſe's Theater-Arbeiten bis jetzt überhaupt gefehlt hat: der letzte Wille, der unzweifelhafte Nachdruck, der Stempel der Nothwendigkeit und der Erledigung.

Ich habe manchmal den Gedanken, Heyſe ſchreibe ſeine Stücke zu raſch. Die Fähigkeit der Hervorbringung in ihm iſt ſehr lebhaft, ſein Talent iſt für alle Formen geſchmeidig, und er behandelt ein Theaterſtück wie eine andere Schrift, indem er ſeiner natürlichen Fruchtbarkeit unverweilt nachgiebt, das Stück in die Welt ſetzt und es den Theatern überliefert, friſch, wie es aus der erſten Regung entſtanden iſt. Ein Theaterſtück darf aber nicht behandelt werden wie jede andere Schrift, ſondern es will reiflich ausgetragen ſein. Je tiefer ſein Organismus athmet, deſto tiefer dringt es in den Zuhörer, deſto länger macht es ihm zu ſchaffen, deſto nachdrücklicher ſpricht der Zuhörer von ihm, deſto mehr macht er Propaganda für daſſelbe. Das Glückliche erobert ein Theater-Publicum, doch nur das Reife feſſelt es.

Ich weiß freilich nicht gewiß, ob Heyſe warten kann. Es giebt reichbegabte Menſchen, welche ſich der in ihnen wachſenden Früchte ohne Zögern entledigen müſſen, weil hinter dieſen Früchten ſchon wieder neue entſtehen. Solche Talente müſſen, um am günſtigſten für die Bühne zu ſchreiben, das Luſtſpiel erwählen — wenn ſie luſtig ſein können, wenn ihnen Laune und heitere Charakteriſtik zu Gebote ſtehen.

Mit „Hans Lange" hat Heyſe ſchon eine unerwartete Wendung verſucht, und zwar recht glücklich. Er hat die appiſche Straße der „Sabinerinnen", er hat die ritterzeitlichen „Herren von der Eiche" mit ihrem Burg-Pathos verlaſſen und hat die realiſtiſche Charakteriſtik für einen Theil ſeines Stückes ergriffen. Die Figuren im Bauernhauſe ſind ihm auch trefflich gelungen — warum ſollte er auf dem Wege nicht weiterſchreiten! Ja, er hat es auch ſchon gethan; er hat ein Schauſpiel, „Colberg", gebracht, welches vaterländiſches Heldenthum aus dem Franzoſenkriege behandelt. Ein ganz richtiger, willkommener Stoff, welchen die Theater im deutſchen Norden mit großem Beifalle begrüßt haben. Aber er hat es wiederum gethan, wie ich oben angedeutet: zu raſch, zu kurz angebunden. Das Stück iſt nicht ausgetragen im Mutterſchoße.

Mautner's „Eglantine" iſt ein eben ſo leichtes Kind. Und doch ſind auch dieſe beiden Verfaſſer wieder grundverſchieden von einander. Heyſe iſt reich an Talent, und ſeine Arbeiten können nur gediegener werden, wenn ſie langſamer entſtehen. Dem Verfaſſer der „Eglantine" ſteht jedoch im glücklichen Falle nur das Formengerüſt eines Theaterſtückes zu Gebote. Er thut ganz wohl, raſch Hand an's Werk zu legen, wenn ihm eine Situation vorſchwebt. Das Warten auf tieferen Inhalt würde ſeinen Stücken kaum nützen.

Er geht von einer Situation aus und gruppirt um ſie; und daran thut er ganz Recht. Wollte er von einem eigentlichen Stoffe ausgehen und die Situationen aus demſelben organiſch entwickeln, ſo würde ihm ſeine Fähigkeit die Hilfsmittel verſagen.

Das Verhältniß einer Künſtlerin zu einem vornehmen Manne und eine äußerliche Täuſchung, welche das Verhältniß zerſtört — das iſt die Situation, von welcher „Eglantine" lebt. Kritik und Publicum haben dies überall herausgefunden, auch in Wien, wo dies leicht befrachtete Stück Zugſtück geworden. Außer Wien hat es nirgends beſtanden, und auch in Wien hat es bei aller Zugkraft nur eine geringe Schätzung gefunden. Die Darſtellung der Künſtlerin durch Fräulein Wolter und der abgeriſſene Zettel in der Intrigue haben in Wien den Erfolg hervorgebracht. Man ſuchte ein Stück Lebensgeſchichte der darſtellenden Schauſpielerin hinter dem Schickſale jener Eglantine, und man fand ſich hinlänglich intriguirt durch jenen abgeriſſenen Zettel.

Letzteres iſt auch nicht zu verachten als Spannungsmittel; jede Kunſt braucht ihr Handwerkszeug, und auch das Bedeutende verliert die Anziehungskraft, wenn die Hilfsmittel des Handwerks fehlen. Man nennt ſie artigerweiſe Technik. Was iſt denn auch gutes Malen, was iſt denn die wirkſame Behandlung der Farben anders als Handwerk, artig ausgedrückt Technik?

Rudolph Gottſchall, der Verfaſſer von „Pitt und Fox", hat mit Heyſe die raſche Production gemein und verſchmäht wie Mautner das Handwerkszeug nicht, und doch iſt auch er wiederum grundverſchieden von Beiden. Er hat Etwas vom Converſations-Lexikon: Lyrik, Literatur-Geſchichte, Drama, Kritik, Journaliſtik, Berichterſtattung in zahlreichen Journalen über einen und denſelben Gegenſtand — Alles iſt ihm gleichzeitig geläufig, und bis auf einen gewiſſen Grad gut geläufig. Er iſt ſehr fleißig, ſehr flüſſig, zu mancherlei Hervorbringung fähig. Noch in friſchem Mannesalter ſtehend, wird er die Löſung ſeiner literariſchen Lebensfrage darin ſuchen müſſen und finden: ob er einen echten Kern beſitzt und ob er dieſen Kern mit innerer Ruhe entwickeln kann?

„Pitt und Fox" waren ſchon jahrelang vorhanden, ehe ſie im Burgtheater aufgeführt wurden, und die Verzögerung lag an mir. Dies Gebahren mit wichtigen hiſtoriſchen Staatsmännern erſchien mir zu leichtſinnig für unſere Bühne; ich meinte, unſer Publicum würde es nicht annehmen. Erſt als Sonnenthal ſo weit entwickelt war, daß ich ihm den Fox geben konnte, entſchloß ich mich zur Scenirung, weil ich in ſeinem gehaltvollen Weſen eine erhöhende Unterlage fand für die ausgelaſſene Figur des berühmten Miniſters. Der Verfaſſer geſtattete einige weitere Milderungen, und ſo machte das Stück gutes Glück.

Der Griff als Griff nach einem Luſtſpielſtoffe iſt gewiß rühmenswerth, und wenn man auch bedauern mag, daß die Gegenſätze gar zu grell und bisweilen der Caricatur ähnlich gerathen ſind, ſo muß man doch vom Standpunkte des Theaters zugeſtehen, daß das Material erfindungsreich angefaßt und behende ausgebeutet iſt.

Gottſchall hat früher in Stücken wie „Die Roſe vom Kaukaſus“ den lyriſchen Ergüſſen zu viel Spielraum gewährt, iſt aber neuerdings in Stoff und Behandlung überraſchend geſchickt den Bedürfniſſen der Scene nahegerückt. Selbſt in ſeiner „Katharina Howard“, welche durch Ungleichartigkeit ihrer Theile und vielleicht auch durch machtloſe Darſtellung des achten Heinrich keine Dauer bei uns fand, zeigte ſich ein Trachten nach wirklichem Lebenspulſe. Er iſt ein ſehr aufmerkſamer Beobachter für Motive und Technik und lernt ſehr ſchnell; es iſt gar wohl möglich, daß er noch ein wichtiger Producent wird für's deutſche Theater. In einem Stücke: „Die Diplomaten“ — Alberoni in Spanien —, welches mit „Pitt und Fox“ einige Verwandtſchaft hat, ging die Leichtfertigkeit noch über „Pitt und Fox“ hinaus; aber ſeine letzte Arbeit, „Der Nabob“, beſchäftigt ſich ſorgfältig mit einem reichhaltigen Thema. Lord Clive, der oſtindiſche Held, iſt dieſer Nabob, und ſein Proceß vor dem engliſchen Parlamentsgericht in London, in welchem ſein Heldenthum und ſein Geldnehmen in Oſtindien einander die Wage halten, bietet eine intereſſante Aufgabe. Es wäre ſchade, wenn ſich Gottſchall nicht die Muße erzwänge, dem Drama all' die tieferen Reize abzugewinnen, welche namentlich in ſolchem, allerdings nicht leicht intereſſant zu machenden Helden und in ſolchen Vorgängen ruhen.

All' dieſe deutſchen Dramatiker, welche ſich auf dem Burgtheater binnen einem Jahre zuſammenfanden, gehören zu ganz verſchiedenen Regimentern, zum Fußvolke, zur Reiterei, zum ſchweren Geſchütz, zur Genie- und zur Verpflegungstruppe. Welch ein volles Bild unſeres Reichthums an Eigenthümlichkeit und Eigenſinn! Und jetzt, da ich ſchließen will, ſeh' ich in demſelben Jahre noch einen ganz neuen Kriegsmann zum erſtenmale auftreten, Moritz Hartmann, einſt lyriſcher Dichter und liberaler Flüchtling, welcher ſo lange die harten Stiegen des Exils getreten. Nothgedrungen hat er lange nur die fränkiſche Bühne geſehen, und heitere Bilder ſind ihm eingeprägt worden von der Scene. In einem zweiactigen Luſtſpiele, „Gleich und Gleich“, hat er dieſe Eindrücke eingerahmt, aber der ernſte Dichter hat dem Thema doch einen gelehrten Untergrund gegeben, auf welchem Sonnenblicke des Spottes und der Satyre ſpielen können. Die dichteriſche Feder iſt ſchärfer und ſpitzer geworden, je länger der Flüchtling erfahren hat, auf welchen weiten Umwegen die Welt zu ihren Idealen marſchirt, ach, marſchiren muß. Das Stückchen machte mit ſeinen gelehrten und abſtracten Frauenzimmern eine heitere Wirkung, und wir hoffen, daß dieſe angenehme Antrittsviſite einen weiteren Verkehr eingeleitet habe.

Solch ein mannigfaltiges Jahr, mannigfach an dichteriſchen Perſönlichkeiten, Stoffen und Formen, iſt doch ſehr anregend, und ein ſchöpferiſches Theater bietet doch eine außerordentliche Fülle von geiſtigem Sauerſtoffe. Machen wir uns klar, daß dies in ſolchem Maße nur auf dem deutſchen Theater erreichbar iſt.

Aus dieſer tiefen Verſchiedenheit der Autoren ergiebt ſich, daß unſer deutſches Theater zu einem viel größeren Inhaltsreichthume, zu einer viel größeren Mannigfaltigkeit der Formen berufen iſt, als das franzöſiſche, welches ſeiner Schablone ſo ſicher iſt — daß unſer Theater aber auch viel ſchwerer in Gang zu bringen und im Gange zu erhalten iſt, weil die allgemein giltige Form ſo ſchwer entſteht bei ſo verſchiedenartigen Künſtlern, bei ſo eigenſinniger Geringſchätzung der unleugbar nöthigen Theaterform.

Dieſe Theaterform, oder richtiger dieſe Form des Theaterſtücks, iſt ja nicht ein Werk des Zufalls oder der gedankenloſen Ueberlieferung. Das Bild, die Statue, das Epos, der Roman, das Gedicht und jede Kunſtform haben ja tief liegende Geſetze, innerhalb welcher allein ſie ihre Wirkung erreichen. So iſt es auch mit dem Theaterſtück, und doch wird deſſen Technik faſt durchgängig von unſerer Kritik über die Achſel angeſehen! Wohl uns, wenn unſere ſelbſtſtändigen und charaktervollen Dichter ihre eigene Auffaſſung der Form im Sinne dieſer techniſchen Geſetze geltend machen. Wir werden dann das reichſte Theater der Welt haben. Wehe uns aber, wenn unſere Charakter-Eigenheit dieſe nothwendigen Geſetze immer wieder despotiſch mißachten will. Wir werden dann ein ſehr armes Theater haben und vom Auslande borgen müſſen bei allem vaterländiſchen Ueberfluſſe an dichteriſchen Originalen.

XXXV.

Das heitere Converſationsſtück und wirkliche Luſtſpiele belebten das Jahr 1864. Feuillet's „Vornehme Ehe", die ſchon genannten „Pitt und Fox", „Hans Lange", „Gleich und Gleich", kleine Einacte von Siegmund Schleſinger, „Die Dienſtboten" von Benedix und der unglaublich einfache „Geadelte Kaufmann" von Görner füllten die Saiſon.

Sollte man's glauben, daß ſelbſt einfache, unpolitiſche, ganz moraliſche Luſtſpielſtoffe jahrelang nicht zugelaſſen wurden! Und doch iſt dem ſo. Und zwar um ſocialer Principien halber. Solch eine Streitfrage legte ſich zurückſtauend vor das kleine niederländiſche Gemälde: „Die Dienſtboten", und es vergingen mehrere Sommer und Winter, ehe die Stauung beſeitigt werden konnte.

Die harmloſen „Dienſtboten" zurückgewieſen? Ja. Und zwar aus Gründen, welche nicht unwichtig, welche wenigſtens charakteriſtiſch ſind. Hier folgen ſie:

Sie entſprießen dem Gedanken oder doch der Gewohnheit, daß ein Hoftheater im Grunde nur für ein excluſives Publicum vorhanden ſei. Wie oft, wenn ich mich auf Geſchmack und Urtheil des großen Publicums berief, wurde mir entgegnet: „Das Publicum hat Sie gar nicht zu kümmern!" — Und hier mit dieſen „Dienſtboten" ſtieß ich auf eine Anſchauung deſſelben Gedankens. Es war meine Schuld, daß ich überraſcht war; denn die Ablehnung dieſes Stückes war folgerichtig. Das Hoftheater ein ganzes Stück lang —

wenn auch nur ein einactiges — der Dienerſchaft eines Hauſe allein zu überlaſſen, das — das erſchien unanſtändig. Vielleich nicht geradezu gemein, aber unanſtändig. Dafür, hieß es, iſt ei ſolches Theater nicht da!

Ich war verblüfft. Für die Kunſt iſt Alles da! wollte ic ſagen, aber ich bemerkte ſpät genug, daß ich eben einem Gedanken oder Gewohnheitskreiſe gegenüberſtand, welcher aus einem Schloßtheater Ludwig's XIV. das Weſen und den Charakter auch eines heutigen Hoftheaters ableitete, und daß all' meine äſthetiſche Beweisführung unwirkſam verbleiben müßte. Ich flüchtete zu einem Beiſpiele, von dem ich Wirkung verhoffte; ich berief mich auf niederländiſche Bilder mit den gewöhnlichſten Bauernfiguren. Die hänge man ja doch auf in Galerien und vornehmen Salons als Kunſtwerke — — „Aber dieſe Bauernfiguren ſprechen nicht!“ lautete die Entgegnung.

Das mußte ich zugeſtehen und war geſchlagen. Es dauerte, wie geſagt, mehrere Jahre, ehe dies Vorurtheil verblaßte. Als Symptom iſt es gewiß intereſſant. Es gehört zu den zahlreichen Conſequenzen eines Kunſt-Inſtitutes, welches einen ſpecifiſch ſocialen Charakter geltend macht.

Viel natürlicher war's, daß der folgende Chef den „Geadelten Kaufmann“ beanſtandete. Ich hatte das ebenfalls lange gethan. Eine ordinäre Komödie mit ſo viel Trivialität erſcheint in der Lectüre geradezu unmöglich für ein erſtes Theater. Dreimal hatte ich das Buch beiſeitegelegt unter Kopfſchütteln. Aber die Theaterberichte aus allen Städten meldeten fröhlichen Erfolg dieſer Komödie.

Ganz ebenſo erging es mir ſpäter mit den „Zärtlichen Verwandten“ von Benedix. Mehr als dreimal ſchob ich ſie von mir, weil ich die alltäglichen, übertriebenen und abgebrauchten Figuren und Scenen gar zu abgeſchmackt fand für's Burgtheater. Und auch von dieſem Stücke meldeten die Zeitungen aus allen Windroſen Erfolg auf Erfolg.

Nun, ein Theater-Director muß wie ein Regent die einſtimmige öffentliche Meinung reſpectiren: er muß ſich täglich ſagen: Man lernt nicht aus, und jede Theorie muß immer wieder neu bei der Praxis in die Lehre gehen!

Wir haben — nachdem ich die Manuſcripte ſo weit als möglich zuſammengeſtrichen — beide Stücke gegeben und haben mit beiden vollſtändiges Theaterglück gemacht.

Beim Luſtſpiele darf man um des Himmels willen nicht vornehm ſein wollen. In Luſtſpielen, welche von Praktikern herrühren, wie hier von Görner und Benedix, muß man wagen, va banque zu ſpielen. Denn da liegen oft Momente verborgen von populärer Wirkung, welche die Stimmung auch eines vornehmen Publicums gewinnen und dadurch die Beleuchtung des ganzen Bildes verändern. Das Bedürfniß der Heiterkeit iſt ganz außerordentlich in einem Theater-Publicum. Dies Bedürfniß iſt ſelbſt grauſam gegen die Bildung. Es verſchlingt Trivialitäten, wenn dies unter vollem Lachen geſchehen kann. Der römiſche Ruf: „Schafft Brod und Spiele!“ iſt ewig.

Je leichter obenein ein Publicum lacht, deſto vorſichtiger muß der Theater-Director ſein mit Zurückweiſung von Luſtſpielen; denn es iſt unſchätzbar, fröhliche Unbefangenheit im Theater-Publicum zu erhalten. Zwei Drittheilen des Publicums iſt die Erweckung völliger Heiterkeit eine Haupteigenſchaft der Kunſt. Und wer gut lacht, der weint auch gut, der gehört auch zum beſten Theile des Publicums im Schau- und Trauerſpiele.

Es iſt dies eben die freie Hingebung an das Spiel, das Grundelement aller Kunſt, und eine ſolche Hingebung iſt die Grundbedingung eines lebensvollen Theaters.

Kein Publicum lacht ſo leicht und ſo gut wie das Wiener. Ich werde nie die Aufführung des „Marktes von Ellerbrunn“ vergeſſen, welche ich einmal im Dresdener Hoftheater geſehen. Während des ganzen Abends lachte im ganzen Hauſe kein Menſch. Natürlich ſpielten auch die Schauſpieler demgemäß. Wie es in den Wald hinein ſchallt, ſo ſchallt es heraus. Wenn die da unten keine heitere Wirkung melden, da werden ſie oben auch trocken und trockener. Ich war alſo der Meinung, das Stück ſei durchgefallen, denn dasſelbe Stück wird im Burgtheater luſtig geſpielt und luſtig aufgenommen. Keineswegs! Ich irrte mich. Das Publicum war zufrieden; es ſchien nur gar nicht daran gewöhnt zu ſein, daß man laut lachen müſſe, um ſich luſtig zu unterhalten.

Hier kommen wir auf einen Punkt, wo wir der alten ſtrengen Cenſurzeit eine gute Seite abgewinnen. Weil dem Burgtheater ſo lange alles Moderne vorenthalten wurde, entſchädigten ſich Repertoire, Schauſpieler und Publicum durch ſorgfältigſte Ausführung und aufmerkſamſte Hinnahme alter Stücke, namentlich alter Luſtſpiele. Man lernte die Citrone auspreſſen. Unſchuldige Heiterkeit war nicht verboten, und ſo cultivirte man ſie geradezu mit Raffinement. Das iſt wichtig geworden und geblieben für das Luſtſpiel im Burgtheater; es wird da ausgeführt und ausgekoſtet bis in die kleinſte Faſer.

So haben denn auch die ärgſten Neider immer zugeben müſſen, daß im Burgtheater das Luſtſpiel gut ſei, weil — weil es gut geſpielt werde.

Der Tragödie im Burgtheater hat man nie ſo viel Lob nachſagen mögen, obwohl Sophie Schröder ſo lange hier war, obwohl Anſchütz und Julie Rettich feſte Stützen der Tragödie hießen. Warum nicht? Das Publicum in Wien iſt wirklich ſehr lange kein Tragödien-Publicum geweſen. Der Unterhaltung nachſtrebend, hatte es keine Luſt und hatte es wenig Uebung, ſich in Schmerz zu vertiefen, den Schmerz in ſeiner läuternden Bewegung zu ſchätzen. Ein leichter Katholicismus, welcher das Gewiſſen immer wieder leicht beruhigt, erzieht nicht für die Tragödie. Man findet ſich ab mit ſentimentaler Rührung und hat kein Verlangen nach gleichzeitiger Erhebung. Dazu kam, daß man jahrzehntelang kein Tragödienherz gehabt im Schauſpieler-Perſonale. Selbſt Sophie Schröder hatte mehr die Größe und die Gewalt, als das Herz der Tragödie, und namentlich tragiſche Liebhaber und Liebhaberinnen fehlten. Korn war ein trefflicher Luſtſpielſchauſpieler, nie ein tragiſcher Liebhaber. Auch Löwe war eigentlich keiner bei all ſeinen glänzenden Eigenſchaften. Dieſe Eigenſchaften waren eben glänzend, aber niemals tief. Der tiefe tragiſche Schmerz hat ſeine Seele nie berührt, Löwe hat ihn alſo auch nie den Zuhörern mittheilen können. Nur Sophie Müller, welche ich leider nicht gekannt, hat, allen Schilderungen nach, ein tragiſches Herz, einen tragiſchen Ton beſeſſen. Sie wurde bekanntlich nach wenigen Jahren in den Tod geriſſen. Ihre Nachfolgerin Gley-Rettich hatte wohl alle geiſtigen Mittel, aber die unmittelbar künſtleriſche Macht einer tragiſchen Liebhaberin war ihr verſagt. Sie ſchilderte ſchmerzliche Leidenſchaft, aber ſie ſtellte ſie nicht dar. Anſchütz hatte einige Rollen, in denen er hochtragiſche Scenen traf. Zum Beiſpiele die große Scene des zweiten Actes im „König Lear", und wohl auch die letzte Scene. Was dazwiſchen lag, ſowie die Mehrzahl ſeiner ſonſtigen tragiſchen Rollen außerhalb der bürgerlichen Sphäre war immer reif und werthvoll, aber es entbehrte der Höhe. Figur und Sinnesart unterſtützten ihn dazu nicht hinreichend. Die Sinnesart war bürgerlich und der poetiſche Ausdruck war ein ſchulmäßig gebildeter, nicht ein direct aus ſeinem Weſen entſproſſener. Man achtete das, man mußte es loben, aber den erwarteten Eindruck idealer Poeſie empfing man nicht.

So erklärt ſich's, daß die Tragödie in zweiter Linie blieb. Das letzte Jahrzehnt iſt darin weiter gekommen. Nicht blos darum, weil alle übrigen deutſchen Theater zurückgeblieben ſind und uns die Behauptung des erſten Platzes erleichtert haben. Nicht blos darum. Der Sinn der Bevölkerung iſt in ſeiner Tiefe viel mehr bewegt worden als früher, das Publicum iſt ernſter und nachdenklicher, die Jugend iſt bedeutender geworden. Und auch die tragiſchen Schauſpieler — zum Theil ſchwächer in Behandlung der redneriſchen

Form — ſind im Naturell echter tragiſch. Herrn Wagner iſt Mangel an geiſtiger Bewegung vorzuwerfen, aber ſeine tragiſche Leidenſchaft iſt ſtärker als die ſeiner Vorgänger. Fräulein Wolter hat ebenfalls eine unleugbar ſtarke tragiſche Gewalt, und Lewinsky iſt hinzugekommen, ein Charakterſpieler in der Tragödie, an welchem es weit zurück im Burgtheater ganz gefehlt. La Roche, ein treffliches Luſtſpiel-Naturell, war ja nie ein tragiſcher Charakteriſtiker.

Darin alſo ſind wir höher gerückt, und im Luſtſpiel haben wir die Ueberlegenheit bewahrt. Namentlich in den erſten Sechsziger Jahren, als die alten Herren noch alle thätig waren.

Mit wenigen Ausnahmen gehörte das ganze männliche Perſonal zu Trägern und Werkzeugen des Luſtſpieles. Hiebei verwerthete es ſich hundertfach, daß man bei Engagements immer vorzugsweiſe auf lebensvolle Perſönlichkeiten Rückſicht genommen und weniger auf fachmäßige Schulkenntniß. Das kam dem Luſtſpiele zu ſtatten, das Luſtſpiel-Contingent war äußerſt zahlreich. Nicht nur Fichtner und La Roche in erſter Linie, auch Löwe hatte ſcharfe Luſtſpielrollen, auch Anſchütz war gediegenen Humors. Alsdann Beckmann, der Hauptfeuerwerker; neben ihm Meixner, Baumeiſter, Arnsburg, Sonnenthal, Förſter, Gabillon, Lewinsky in alten Knaben, und jüngſte Leute, wie Schöne, Hartmann und Kraſtel; Franz Kierſchner in kleineren Chargen, ja Mitglieder dritter Kategorie ſtellten ihren Mann im Luſtſpiele, Schmidt in natürlicher Laune, Stein in derben Epiſoden.

Wo war je ein deutſches Theater in ſolchem Umfange ausgerüſtet für das Luſtſpiel! Die alten Herren in ihrer gefeſteten Macht ausgebildeter Perſönlichkeiten, in ihrer Macht langjähriger Uebung und Erfahrung, welche alle Neigungen des Publicums zu gewinnen wußten, und unter dieſen älteren Mitgliedern ein Mann wie Fichtner, ein Künſtler im Luſtſpiele ohnegleichen! Es vergehen oft Generationen, ohne daß der Bühne ein ſolches Talent ausgebildet wird — ein Talent von ſo künſtleriſcher Strenge und Feinheit, und gleichzeitig von ſo reiner Liebenswürdigkeit, von ſo anſpruchsloſem und doch ſo wohlthuendem Humor. Neben dieſen älteren Kräften aber ein Zuwachs junger Männer, welche Sinn und Geiſt der neuen Zeit mitbrachten und in täglicher Uebung, ich darf ſagen in täglicher Anleitung dieſen Geiſt entfalten lernten unter der täglichen Controle eines feſt geſchloſſenen und dabei lebhaften Publicums.

Man hat es geradezu ſehen können, Schritt für Schritt ſehen können, wie alte und neue Zeit da harmoniſch in einander übergingen, wie eine junge Kraft gleich der Sonnenthal's die Grundlagen Fichtner'ſchen Talentes ſich allmälig aneignete und doch ſelbſtſtändig im geiſtigen Lebenskreiſe heutiger Welt eine ganz neue Figur aus ſich geſtaltete. Rollen des ganz alten Repertoires wurden da nie erreicht, denn ſie gehörten in den eigentlichen Lebenskreis Fichtners; in Rollen neuerer Zeit wuchs ihm Sonnenthal dagegen bald bis an die Schultern, und in Rollen neueſten Datums — zum Beiſpiele im „Geheimen Agenten", im Konrad Bolz aus den „Journaliſten" — war er ebenſo groß und war ganz anders. Die Uebung in moderner Geiſteswelt brachte da ein neues, ein modernes Colorit.

Der Wiener, welcher dieſe Uebergänge und Entwicklungen mit aufmerkſamem Auge angeſehen — und wie viele ſolche Wiener giebt es! denn Wien iſt jetzt der einzige Ort geweſen, in welchem ein mitſchaffendes Theater-Publicum vorhanden geblieben iſt — ſolch ein Wiener hat eine dramaturgiſche Periode durchgelebt, welche für Erziehung und Erhaltung eines erſten Theaters unſchätzbar iſt. Dies war damals ein Luſtſpiel, wird er noch in ſpäten Tagen ſagen, und leider müſſen wir jetzt ſchon hievon wie von vergangener Zeit erzählen. Aeußere Störungen und der unerbittliche Tod haben den reichhaltigen Kreis geſprengt.

Der Tod hat uns auch Beckmann entriſſen.

Die wirklich komiſche Kraft wird am höchſten geſchätzt von der Welt, gewiß am lebhafteſten. Die Mehrzahl der Menſchen hat inſtinctmäßig das Bedürfniß, aufgeheitert zu werden. Jedermann ſtrebt nach Glück, und heitere Stunden ſind für Jedermann ein Erſatz für Glück. Es giebt alſo nichts Populäreres als einen wirklichen Komiker.

Beckmann war einer. Er war ein komiſcher Künſtler, er war ein komiſcher Schauſpieler. Ob er in dem Maße als Schauſpieler begabt war, wie er es als Komiker war — das iſt allerdings eine weitere Frage. Er war immer Beckmann, heißt es. Das Kleid, die Maske, welche er trug, der Charakter, welchen er darſtellen ſollte, mochten ſein wie ſie wollten, er war immer Beckmann, ſetzt man hinzu.

An dieſem Vorwurfe iſt etwas Wahres. In jedem Kleide, in jeder Maske, in jedem Weſen drängte er zu dem Beckmann hin, welcher im Beckmann'ſchen Weſen komiſche Wirkung machte. Es gelang ihm kaum, ja er verſuchte es ſelten, verſchiedenartig zu charakteriſiren. Es lag nicht ganz außer ſeiner Fähigkeit, aber es überſtieg die Enthaltſamkeit, deren er fähig war. Oft war ſeine Rolle ganz charakteriſtiſch angelegt auf der Probe, ja zuweilen ſogar ausgearbeitet, und oft ſpielte er ſie auch den erſten Abend charakteriſtiſch — wenn ſie in ſolcher Charakter-Begrenzung hinreichend wirkte. Hinreichend für ſeinen Hunger und Durſt nach komiſchem Effecte. Aber wenn dieſer Effect ihm nicht ſättigend genug ſchien, da warf er die Charakterkunſt wie die Büchſe in's Korn und rief flugs ſeinen Beckmann zu Hilfe, dieſer Beckmann mochte zum Charakter paſſen wie die Fauſt auf's Auge, um nur den fehlenden Effect einzuholen. „'s war nöthig, Doctor!“ ſagte er ſehr ernſthaft, wenn ich zu ihm trat und er Vorwürfe erwartete. Er that's aber auch, wenn's nicht nöthig war, wenn Stück und Rolle gefallen hatten; er begnügte ſich bei den Wiederholungen nicht mit ſolchem charakteriſtiſchen Erfolge, er befreite ſich auch alsdann mehr und mehr von den Schranken, welche der Rollencharakter dem Beckmann auferlegte, und ein Fetzen nach dem anderen flog in die Luft, bis bei der zehnten Vorſtellung der unverſtellte Beckmann daſtand und als ſolcher jede Beckmann'ſche Wirkung machte, weit über die Grenzen der Rolle und des Stückes hinaus. Den alten Herrn v. Eiſenſtein zum Beiſpiele in „Cato von Eiſen“ brachte er in den erſten Vorſtellungen ganz charakteriſtiſch, allmälig aber wiſchte er alle beſonderen Züge radical aus und war zuletzt ein allerdings höchſt komiſcher Beckmann, aber gar nicht mehr der alte Herr v. Eiſenſtein.

Darin war er ganz wie ein Clown. Er ſuchte und brauchte um jeden Preis großes Gelächter. Im Mittelalter, das noch keine Hofſchauſpieler kannte, wäre er gewiß ein Hofnarr geworden. Er hatte dafür die ausgeſprochenſte Fähigkeit und auch die ſtärkſte Neigung. Die regierenden und vornehmen Herren waren ja auch heutigen Tages immer und überall befliſſen, ihn in ihrer Nähe zu haben, und er war äußerſt befliſſen, in ſolche Nähe zu kommen. Er verſicherte zwar immer, wenn er aufgefordert wurde zu komiſchen Vorträgen, daß er leider gar keine Hilfsmittel, nicht einen lumpigen Zettel bei ſich habe: aber wenn er nun in Schuß kam, da zog er, wie Falſtaff, unbekümmert um die kleine Lüge, aus allen Rocktaſchen die Zettel hervor, auf denen die Schwänke und Witze ſkizzirt waren, welche er mit Meiſterſchaft vortrug, völlig ein Herr v. Kreuzquer in den „Pagenſtreichen“, den er wie ein vollendeter Taſchenſpieler darſtellte.

Laſſe man ſich jedoch durch dieſe Ausſtellungen nicht verleiten, ſeine ſchauſpieleriſche Begabung geringzuſchätzen. Er beſaß ſie in hohem Grade. Er verleugnete ſie nur vielfach — aus Eitelkeit, aus Furchtſamkeit, aus Mangel an Charakterkraft.

Aus Eitelkeit, weil es ihm unerträglich war, auf der Scene nicht den entſcheidenden Ton angeben zu dürfen. Aus Furchtſamkeit, weil er ſeinen Ruf, ſeine Bedeutung bedroht glaubte, ſo lange er auf der Scene nicht der Hahn im Korbe wäre und in enger Begrenzung erſcheinen müßte. Aus Mangel an Charakterkraft, weil er eben nicht den feſten Sinn beſaß, ſich mit dem zu begnügen, was irgend eine Entſagung heiſchte. Seien wir billig! Iſt denn auch feſter Sinn vereinbar mit der Fähigkeit, welche er beſaß? Dieſe Fähigkeit beſtand ja vorzugsweiſe darin, auseinanderzugehen in leichter Anwendung ſeines flüſſigen, witzigen Geiſtes. Wäre er feſten Sinnes geweſen, ſo hätten ja eben die hundert Späße nicht heraus gekonnt, die ihm aus allen Knopflöchern ſprangen.

Die komiſche Kraft in ihm beſtand übrigens nicht aus dem groben Material eines urwüchſigen Komikers, der nur den Mund zu öffnen braucht, um Lachen zu erregen. Sie beſtand aus einer feinen Miſchung. Er war nicht nur behaglich, wie es der Komiker iſt, in ſeiner Komik war immer ein Funke Geiſt. Er war in der Behaglichkeit immer darauf bedacht, Salz zu gewinnen und ſein ausſtrömendes Behagen mit dem Salze zu würzen. Er war immer auf den einzelnen Witz bedacht, und gerade deßhalb wurde er ein ſo guter Unterhalter auch außer der Scene.

In dieſem Sinne war er auch felſenfeſt in wörtlicher Kenntniß ſeiner Rollen. Hinter den Couliſſen war er ununterbrochen mit ſeiner Rolle beſchäftigt, und nur mit ſeiner Rolle. Das Wort, das genaue Wort war ſeine Wehr und Waffe. Auch alle Extraſpäße waren genau notirt in ſeinen Rollen.

Er ſtammte aus Breslau. Sein Vater war Töpfer und hatte ſeine Werkſtatt in der Taſchengaſſe, dicht bei der ſogenannten „kalten Aſche", dem alten Breslauer Theater. Frühzeitig kroch Fritz da jeden Abend hinein, frühzeitig brachte er ſich da zu kleinen Hilfsämtern. Zunächſt als Handlanger, denn der Handwerkersſohn griff Alles geſchickt an — lange nicht als Schauſpieler. Aber aufgeweckten Geiſtes, ſah er ſpannend wie ein „Schießhund" aus der Couliſſe zu, und als einmal eine kleine Lücke entſtand, ſagte er blinzelnd zum Regiſſeur: „Die könnt' ich ſchon ausfüllen". Hinaus alſo! Und wie ein Schießhund ſprang er ein. Da zeigte ſich's denn, daß der friſche, exacte Burſche am Platze war und ſich auch den Platz bald erweitern konnte.

Er kam von da nach Berlin an's Königsſtädter Theater, welches damals das Luſtſpiel des Tages einführte, indem es ſich die komiſchen Figuren von der Gaſſe holte. In dieſem Luſtſpiele des Tages fand er ſeinen eigentlichen Beruf: die wirklichen Figuren und Vorgänge mit witziger Illuſtration hinzuſtellen. Glaßbrenner, der erſte Erfinder Berliner Volksfiguren und literariſcher Berliner Witze, wurde ihm eine wichtige Hilfskraft, indem er ihm namentlich den Eckenſteher Nante ſchuf und ſchaffen half, die erſte populäre Volksfigur, welche für alle Beckmann'ſche Fähigkeit erwünſchte Gelegenheit bot. Dort und ſo wurde er ein erſter Komiker.

Das war in den Dreißiger Jahren. Wir jungen Schriftſteller waren damals vielfach darauf bedacht, ihm Nahrung zuzuführen, weil er modernen Geiſt in die Theaterkomik brachte. Ich ging einmal im Sommer 1839 zu Paris den Boulevard entlang und ſah am „Vaudeville", welches damals am Boulevard ſein Haus hatte, ein kleines, neues Stück angekündigt mit Arnal. Bei Arnal dachte ich an Beckmann und ging in's Haus. Das neue Stückchen war „Passé minuit", und Arnal war überwältigend komiſch. Von der Logenſchließerin erkaufte ich ein Exemplar, überſetzte es flugs, die Handlung in unſere Heimath nach „Beuthen an der Oder" verlegend, und ſchickte es Beckmann unter dem Titel: „Nach Mitternacht" an die Königsſtadt nach Berlin. Dreißig Jahre lang hab' ich davon gelitten! Er war freilich ſehr komiſch darin, aber er ſpielte die Rolle durchaus nicht ſo, wie ich es haben wollte. Ich verlangte paſſive Komik, da der ſtörende nächtliche Beſucher die active Aufgabe hatte. Das war Beckmann nicht möglich; in paſſiver Komik fühlte er ſich gedrückt; er mußte vordringen können, er mußte die „Initiative" haben auf der Scene, den Angriff, die Herausforderung mit Späßen, ſonſt verlor er Laune und Muth. Beides verlor er auch unfehlbar, wenn ein neues Stück nicht „einſchlug", wenn ſeine Rolle nicht „packte". Da wurde er ganz Haſenfuß, ſtöhnte „sauve qui peut" und gab eingeſchüchtert die Schlacht auf.

1845 fand ich ihn im Theater an der Wien und gewann eine Einwirkung auf ſeine fernere Laufbahn. Der damalige Chef des Burgtheaters, Graf Moritz Dietrichſtein, der ein gewiſſes Zutrauen in meine Theaterkenntniß zeigte, geſtand mir zu, daß eine Verſtärkung der komiſchen Kräfte — deren Hauptvertreter damals Wothe — wohl wünſchenswerth ſei, daß er aber doch nicht den Muth habe, den Poſſenſpieler aus der Vorſtadt hereinzunehmen. Ich ſetzte ihm auseinander, daß Beckmann Fähigkeiten genug habe, nicht blos Poſſen zu ſpielen, und daß er für das Burgtheater ſehr erfriſchend ſein würde. Nach wiederholter Unterredung ſagte Graf Dietrichſtein: Sie werden Recht haben, und ich werd' ihn engagiren. 1846 trat er ein und gehörte uns zwanzig Jahre lang zu unvergeßlicher Erheiterung.

Im Juni 1866 verſprach er mir trotz des ausbrechenden Krieges, vor dem er ſich ſehr fürchtete, mit mir nach Karlsbad zu gehen. Im letzten Augenblicke übermannte ihn die Furcht, er verzichtete auf das Mineralwaſſer, welches ihn ſo oft ſchon von ſeinen Leiden befreit, er blieb zurück, und — ich ſollte ihn nicht wiederſehen. Vielleicht hätte Karlsbad die Kataſtrophe abgewendet! Als ich zurückkam, lag er im Sterben, und zwar unter grimmigen Schmerzen.

Welch ein Hohn des Schickſals! Er, der weichſte, wehleidigſte Menſch, zu ſolcher Marter verurtheilt, er, der ſo viel Tauſenden das Leben erfriſcht, mußte unter ſo furchtbarer Pein aus dem Leben ſcheiden!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51609-6
LAUBE,H. FN. 0217S/035

XXXVI.

Im Damenperſonale war das Luſtſpiel-Contingent viel ſchwächer. Der Humor iſt ja wohl immer ſpärlicher vertheilt unter Frauen, denn er ſetzt Gegenſätze im Innern voraus, welche für die Weiblichkeit nicht ohne Gefahr ſind.

Die bejahrten Burgtheaterfreunde ſprechen mit Entzücken von der humoriſtiſchen Kraft der älteren Frau Koberwein. Ich habe ſie leider nicht mehr geſehen. Seit ich das Perſonal genauer kenne, waren Frau Haizinger mit ihrer Tochter Louiſe Neumann und Fräulein Wildauer die Anker für das Luſtſpiel. Und Fräulein Wildauer entwich uns leider frühzeitig. Sonſt war und iſt im Damenperſonale der ausgeſprochene Humor ziemlich ſchwach vertreten. Frau Fichtner war nicht ohne ſarkaſtiſche Laune; Frau Hebbel iſt ferner, den Meiſten unerwartet, für eine beſtimmte Gattung von Parodie und Charge wirkſam geworden; Fräulein Graſenberg zeigte Anlage für komiſche Naturmädchen (Franzl im „Sonnwendhofe“): Fräulein Kratz entwickelt merkwürdigerweiſe faſt nur dann Humor, wenn ſie in Hoſenrollen ſpielt — ein Zeichen, glaube ich, daß ſie eine humoriſtiſche Zukunft in älteren Rollen hat, und Fräulein Baudius wird in Rollen von geiſtvoller Laune, beſonders wenn ſie ein wenig Malice vertragen, eine Specialität werden. Die übrigen Damen ſind mehr im Converſations-Stücke als im eigentlichen Luſtſpiele von Bedeutung. Nur Fräulein Bognar gewinnt auch einen rein heiteren Ton, und Fräulein Wolter hat auch humoriſtiſche Wallungen.

Das ſtärkſte Naturell lebensvoller Luſtigkeit beſitzt Frau Haizinger, ein Naturell von unverwüſtlicher Lebenskraft.

Ich habe ſie ſchon als Student, ſchon vor vierzig Jahren, geſehen. In Halle. Damals war ſie ſechsundzwanzig Jahre alt und war eine blendende Schönheit. Sie ſang in der Oper, ſie ſpielte im Trauer-, Schau- und Luſtſpiele, wie dies in ökonomiſcher Zeit und bei reich ausgeſtatteter Begabung Sitte war. Man wird jetzt lächeln, wenn ich ſage: Maria Stuart war die erſte Rolle, welche ich die gefeierte Frau Amalie Neumann-Haizinger habe ſpielen ſehen. In einer verlaſſenen Kirche — ich kann nicht dafür, das rationaliſtiſche Halle mag es verantworten — war das Theater aufgeſchlagen, und Bruder Studio ſtrömte in hellen Haufen auch zur Probe hinein und machte der ſchönen ſüddeutſchen Blondine die Cour. Es war mitten im Sommer, und es herrſchte große Hitze. Geiſtreich beklagten wir darüber die junoniſche Königin von Schottland, und ſie liſpelte erwidernd: „Auch dieſer Kelch wird vorübergehen!" und blickte dabei mit jenem Lächeln, das ihr bis jetzt treu geblieben iſt, auf die bärtigen Jünglinge, unter denen nicht ein Frack zu finden war.

Gebt Acht! — hieß es — die iſt morgen im „Sprudelköpfchen" noch patenter — dies war der damalige officielle Ausdruck — als heute in der Schiller'ſchen Tragödie!

Die Luſtſpieldame wurde alſo gleich entdeckt, noch ehe ſie geſpielt hatte.

Amalie Morſtadt, verehelichte Neumann und Haizinger, 1800 in Karlsruhe geboren, figurirte ſchon als Backfiſchchen auf der Bühne und hat ihre ſchauſpieleriſche Ausbildung offenbar ganz naturaliſtiſch und vorzugsweiſe aus eigenen Kräften gewonnen. Am kleinen Hoftheater in Karlsruhe ſich entwickelnd, iſt ſie von eigentlicher Theaterſchule unberührt geblieben. Ein wenig zu ihrem Nachtheile, aber auch ſehr zu ihrem Frommen. Zum Nachtheile darin, daß ſie ſich die Kunſt des Sprechens nur durch Praxis hat aneignen müſſen. Aus ihrem guten Organe wäre noch viel mehr zu machen geweſen, wenn man ſie zeitig darauf aufmerkſam gemacht hätte, daß der Ton von Innen nach Außen gebildet werden müſſe, nicht von Außen nach Innen. Zu ihrem Frommen aber darin, daß ſie von jeder Manierirtheit frei geblieben iſt.

Sie hat frühzeitig in Gaſtſpielen ihr großes Talent geübt und namentlich in Berlin mit großem Glücke geſpielt. Dort ſteht ſie auch noch heute im beſten Angedenken; das friſche, herzhafte, süddeutſche Weſen, der alemanniſche, ſchwäbiſch angehauchte Ton voll freier Natürlichkeit iſt den dortigen Norddeutſchen ein unvergeßlicher Zauber geweſen.

Als Mitglied iſt ſie erſt 1845 ins Burgtheater getreten, und ſie wurde hier in den erſten Jahren unter der Regieherrſchaft nicht ſonderlich gefördert. Sie geht aus dem Rahmen hinaus! ſagte man, indem man ihr fröhlich natürliches Gebahren zum Vorwande nahm, und ihre unnachahmlichen jauchzenden Töne, wenn eine luſtige Kataſtrophe eintritt. Der wahre Grund lag aber in dem ſtillen Geſtändniſſe: ſie zieht die Aufmerkſamkeit zu ſehr auf ſich und zieht ſie ab von „unſeren“ komiſchen Alten; ſie nimmt ferner Rollen in Anſpruch, welche *wir* brauchen.

Ein Körnchen Wahrheit lag übrigens in jenem Vorwurfe vom „Rahmen“. Sie läßt ſich gehen, wie es ihre Lebensfülle mit ſich bringt; ſie iſt nicht ängſtlich mit Stichworten und überſpringt ſie zuverſichtlich, ſie hat endlich — und das iſt oft ſehr komiſch — keinerlei Sorge um Localſinn und geht vergnügt durch die Wände ab, ſtatt durch die Thür. Das iſt aber auch Alles. Dies Körnchen Wahrheit geht unter in dem Vorzuge der Frau Haizinger, welcher gerade hiebei berührt wird. Ihr Grundvorzug beſteht nämlich darin, daß ſie ſich bis in ihr Alter die friſcheſte Natürlichkeit bewahrt hat, daß ſie immer unmittelbar lebendig erſcheint, niemals abgedämpft durch irgend eine abſtracte Schauſpielerformel. Und ihre Natürlichkeit, ihre Lebendigkeit ſind zündend; die Lebenskraft, welche von ihr ausſtrömt, iſt echt, iſt unverfälſchtes Quellwaſſer. Sie iſt vielleicht nicht ſo ſehr humoriſtiſch als fröhlich. Der Zuhörer fühlt ſich belebt und erfriſcht, er vergißt den künſtlichen Begriff eines Theaters, er ruft ihr zu, er jauchzt mit ihr, wenn ſie jauchzt. Und ſie thut das oft. Darin iſt ſie dem verſtorbenen Wilhelmi nahe verwandt. Der erweckende Luftzug des wahren Talentes tritt mit ihr auf die Scene und verbreitet ſich im ganzen Hauſe. Ach, dieſe Kraft eines ſtarken Naturells wird leider immer ſeltener auf dem Theater! Iſt denn wirklich die Begabung ſo ausgeſtorben? Oder wird ſie geknickt durch lauter Bildung?

Es iſt wahr, dieſe Art von Schauſpielern iſt durchſchnittlich nur begabt, ſie belaſtet und zerſplittert ſich den Sinn nicht durch Studien, ſie macht ſich nicht viel Gedanken außerhalb ihres Berufs. Frau Amalie widmet ihre Mußezeit mit glücklichem Inſtincte dem „Fabuliren", wie die Frau Rath, Goethe's Mutter, gethan. Sie intereſſirt ſich für alle Vorgänge, ſie lieſt alle Gattungen von Romanen. Die Fabel iſt ja der ewige Reiz des Künſtlerlebens; wer ſich ihr hingeben kann unbefangen und ganz, der erhält ſich den Zauber der Darſtellung. An alles Mögliche glauben, mitunter auch an das Unmögliche, das gehört zum Odem eines Künſtlers, welcher einen zuverſichtlichen Eindruck machen will durch ſeine Darſtellung, durch ſeine Täuſchung. Er ſoll uns ja täuſchen, und je weniger er ſelbſt an ſeiner Wahrhaftigkeit zweifelt, deſto beſſer täuſcht er uns.

In dieſer Zuverſicht liegt die Hauptmacht der Frau Haizinger, und wenn dennoch ein Zweifel in ihr aufſteigt, ob wohl die Dinge, welche ſie vorträgt, gar zu romanhaft ſeien, da lacht ſie auf mit jener abſoluten Ehrlichkeit und Ungebundenheit des Lachens, daß alle Welt mitlachen muß. Wird dadurch auch manchmal die romanhafte Täuſchung zerſtört, indem man daran erinnert wird, es ſei ja doch Komödie, was man da vor ſich habe, nun, ſo läßt man ſich das auch gefallen, denn für anſteckende Fröhlichkeit iſt Jedermann dankbar.

Ein anderes wichtiges Mitglied des weiblichen Perſonals, werthvoll für ältere Charakterrollen im Converſationsſtück und im Luſtſpiele, kündigte mir gegen Ende des Jahres 1864 ſein Ausſcheiden an. Es war Frau Fichtner. Ich hatte ſie in ihrer Jugendzeit wenig oder gar nicht geſehen, aber ich glaube vollſtändig der vielfachen Verſicherung, daß ſie eine intereſſante Luſtſpiel-Liebhaberin geweſen mit ihrem klaren Verſtande und ihrer ſicheren künſtleriſchen Haltung. Ich weiß nicht genau, war ſie die Braut oder war ſie die junge Frau Fichtner's, als ich 1833 zum erſtenmale im Burgtheater war und dies blonde Paar zum erſtenmale ſah, ein Paar, ſo friſch und roſig wie der junge Mai. Im Publicum hörte ich lauter wohlwollende Bemerkungen über das intime Verhältniß dieſer beiden jungen Leute, die Heirath des Fräulein Koberwein und Fichtner's war das allgemeine Geſpräch im Parterre. Zum erſtenmale trat es mir damals nahe, wie familienhaft Publicum und Schauſpieler im Burgtheater zu einander gehörten.

Die Vorzüge der ſpäteren Frau Fichtner waren unſcheinbar. Ich muß mir ſelbſt vorwerfen, daß ich ſie nur langſam bemerkt habe in ihrer ganzen Bedeutung. Sie waren ſolid und werthvoll. Klar vorbereitet über das ganze Stück und über ihre Aufgabe in demſelben kam die Dame auf die Probe; mit feſten Strichen legte ſie ihre Rolle an und führte ſie dieſelbe durch. Als ich darüber aufgeklärt war, ging ich an die Erweiterung ihres älteren Faches, in welches ſie noch kaum eingeführt war, und gab ihr die Herzogin-Mutter im „Geheimen Agenten". Das war ein großer Gewinn. Ein wenig vorſichtig ging ſie daran, weil ſie von den ſtrengen Convenienzregeln des Burgtheaters faſt gar zu ſehr durchdrungen und dadurch geradezu beengt war. Sie fürchtete bei jedem lebhaften Schritte die hergebrachte Linie zu überſchreiten; war der Schritt aber einmal feſtgeſtellt auf der Probe, dann that ſie ihn zuverſichtlich und tüchtig. Die ganze Leiſtung jener Herzogin-Mutter wurde eine treffliche und iſt nie überholt worden. Eine

Darſtellerin älterer Damen mit beſtimmten Anſichten, mit eigenem Charakter, ja mit eigenſinniger Hartnäckigkeit, mit ſchlagfertiger Aeußerung, mit wirkſamem ſarkaſtiſchen Tone ſtand fertig da, wie ſie in ſo ſcharfer Nuancirung und mit dergeſtalt-ſolider Zuverläſſigkeit ſelten in dieſem Rollenfache zu finden iſt. Leider wurde ſie bald durch Kränklichkeit jedem anſtrengenden Dienſte entzogen. Und der volle Theaterdienſt nimmt viel mehr die phyſiſchen Kräfte in Anſpruch, als die Zuſchauer ahnen. So entwich uns dieſe charakteriſtiſche Kraft nur zu bald. Ich erwähne dabei nicht einmal der beſonderen Nervenſchwäche, welcher Frau Fichtner unterworfen war. Donnerwetter und Schießen konnte ſie niemals vertragen, ſie war alſo von allen Stücken ausgeſchloſſen, in denen es donnert und knallt. Immer ſteigendes Nervenleiden verurſachte es, daß ſie noch bei guten Jahren den Penſionsſtand ſuchte. Und ach, dabei vernahm ich zum erſtenmale in beſtimmter Form, daß auch ihr Mann, daß auch Karl Fichtner zurücktreten wollte. Er hatte es oft angedeutet, indem er auf ſein verſagendes Gehör und Gedächtniß klagend hinwies — jetzt wurde es alſo ſchwerwiegender Ernſt.

Der Abgang Fichtner's war der größte Verluſt, welchen das Burgtheater erleiden konnte. Er war ein Mittelpunkt der Kunſt, ein Mittelpunkt der Liebe im Burgtheater.

Solch ein Verluſt iſt nicht zu erſetzen. Ein voller Erſatz iſt freilich bei keiner ausgebildeten Künſtlerperſönlichkeit möglich. Sie kommt nicht wieder, denn ſie iſt das Ergebniß eigener Anlagen, eigener Studien, eigener Erfahrungen. Das Alles gehört einem Menſchen. Verſchwindet dieſer Menſch, dann iſt es eine Täuſchung der hoffnungsbedürftigen Mitlebenden, er werde erſetzt werden. Sein Fach wird wieder beſetzt, vielleicht auch gut wieder beſetzt; aber er ſelbſt verſchwindet, nur die Erinnerung an ihn bleibt, und dieſe kann als Beiſpiel fortwirken. Der Neue, welcher an ſeine Stelle tritt, ſei er auch vortrefflich, iſt ein Anderer.

Und gerade Fichtner war ein Typus deſſen, was ſchön und lieb am Weſen des Burgtheaters, ein Urbild des anmuthigen Schauſpielers, welcher milde Schönheit, liebenswürdige Menſchlichkeit darſtellt innerhalb beſtimmter Grenzen.

Dieſe Grenzſchranken waren für ihn aufgerichtet zwiſchen ausgelaſſenem Luſtſpiele und höherem Trauerſpiele. Alles, was innerhalb dieſer Schranken liegt, fand in Fichtner einen vollendeten Schauſpieler.

Und er war ſo ganz ein Burgſchauſpieler, weil er ſeine ganze Entwicklung langſam und allmälig durchgemacht hatte unter all den Einflüſſen, welche dem Burgtheater eigenthümlich ſind. — Vom Theater an der Wien war er herübergekommen, ein ſchmächtiger junger Menſch ohne Halt und Feſtigkeit, welchem der vorlaute Spott noch öfters nahetrat. Langſam und allmälig hatte ſich ſein Talent entwickelt, aber ſtetig, regelmäßig, gleichmäßig in allen Theilen ſeiner Fähigkeit. Und deßhalb harmoniſch. Alles an ihm war Talent; der Geiſt und die Leidenſchaft ordneten ſich bereitwillig unter, und da die innerſte Natur von Hauſe aus rein und gut geweſen, in aller Folge rein und gut verblieben war, da die körperliche Erſcheinung endlich von ſeltenem Ebenmaße, durchweg von den Grazien begünſtigt war, ſo erwuchs in ihm eine künſtleriſche Perſönlichkeit ohnegleichen.

Man hat wohl gefragt, ob ſeine geiſtige Kraft eben ſo groß geweſen ſei, wie die ſeines Talentes? Die Frage iſt da faſt müßig, wo uns volle Harmonie im Kunſtwerke entgegentritt. Sie iſt erſt berechtigt, wenn es ſich um die Größe des Kunſtwerkes handelt, und Fichtner entſagte nur zu gern Aufgaben, welche ihm über ſeine Begabung hinaus zu liegen ſchienen. Er war ganz Künſtler. In einem ſolchen ſind alle Theile der Begabung, namentlich Geiſt und Talent, unſcheinbar wie untrennbar verbunden; der Geiſt iſt einverleibt, das Talent iſt vergeiſtigt. Fichtner iſt, um es recht einfach auszudrücken, ein verſtändiger Mann, welcher bei der vorliegenden

Aufgabe immer ſehr gut wußte, was der Geiſt derſelben bedeutete und forderte.

Als praktiſcher Nachweis für dieſe Frage um den Geiſt mag Folgendes dienen: Wenn Zweifel herrſchten über die Wirkungsfähigkeit eines neuen Stückes oder auch eines neuen Menſchen, da wendete ich mich am liebſten an die Männer des Talentes, wie Fichtner, mit einer Anfrage. Was die Leute von blos geiſtiger Bildung zu ſagen hatten, das genügte mir ſelten; ich hatte das Bedürfniß nach einem Urtheile, welches aus einem ganzen, aus einem künſtleriſchen Menſchen heraustritt. Und das hat ſich mir immer bewährt. Solche Menſchen zeichnen ſich allerdings nicht aus durch geläufiges Reden über Theorien; ihre geiſtige Kraft iſt eben tief verwachſen mit ihrem Talente, und gerade darum iſt ihr Talent ſo mächtig, und gerade darum ſind die theoretiſchen Redner gewöhnlich ſo ſchlechte Muſikanten, weil ſie nur geiſtreich über das Spiel zu ſprechen, im Spiele ſelbſt aber den Geiſt nicht einzuverleiben wiſſen. Einverleibt iſt der Geiſt eben nur beim wahren Künſtler. Und ein ſolcher war Fichtner.

Wenn ich ſelbſt dieſe oder jene Leiſtung Fichtner's niedriger ſtelle, weil mir der Geiſt in derſelben nicht ſcharf und leuchtend genug wiedergegeben erſcheint, ſo iſt dies eine Abſtufung, welcher jedes Talent, auch das größte, ausgeſetzt iſt. Jedes Talent hat ſeine ſtärkeren und ſchwächeren Seiten, und im Fichtner'ſchen Talente ſtand der rein geiſtige Nachdruck nicht ſo hoch, als der herzliche, der liebenswürdige und der heitere Nachdruck. Deßhalb entbehrte er des geiſtigen Nachdruckes keineswegs.

Das iſt aber Alles Splitterrichterei, wenn man Fichtner ſchildern will. Man ſtelle ſich ihn vor als Naturburſchen, als jungen Liebhaber, als luſtigen Liebhaber, als ehrlichen, herzlich tüchtigen Ehemann, als gepeinigten und in ſeiner Pein fein komiſchen Ehemann, als unbekümmerten, fröhlichen Lebemann, als edlen Dulder, welchem das Herz bricht, aber nicht das Wohlwollen für die Menſchen, als Mann von warmer Begeiſterung, als komiſchen Pedanten, als entrüſteten Verfechter der Wahrheit — wie lange könnte ich aufzählen! Und nun vergegenwärtige man ſich dieſe ſchöne Geſtalt von Mittelgröße, dieſes edel geſchnittene Antlitz mit guten oder mit lachenden Augen, dies milde, nach allen Richtungen hin ausgiebige Organ, dieſe Grazie in allen Bewegungen, auch in den ausgelaſſenſten, dieſe wohlgebildete, ſo beredtſame Hand, und all' dieſe Eigenſchaften immer in wohlthuender Bewegung durch ein Temperament, welches jeder Regung geſchmeidig angepaßt und hingegeben war, dem ſchnurrigen Naturburſchen wie dem gemüthlichen Freunde, dem tüchtigen wie dem komiſchen Ehemanne, dem luſtigen Lebemanne wie dem ſanften Dulder, dem begeiſterten Enthuſiaſten wie dem bornirten Kauze — das war ein Schauſpieler, wird man rufen, wie er der Kunſt nur in glücklichſter Stunde geſchenkt werden konnte. „So miſchten ſich die Elemente in ihm", daß Alles an ihm zur Anmuth und zur Wohlthat wurde.

Als er ſchied und die Ovationen ihn überſchütteten und man ringsum hörte: Alles, was Fichtner geſpielt, hat er ſchön geſpielt — da rief ein Neidhammel im höchſten Aerger: Und warum? Weil er nie eine undankbare Rolle geſpielt. Auch nicht die kleinſte von den kleinen, die er übernommen, war undankbar!

Der Mann hatte Recht, aber gegen ſeine Abſicht. Alle Rollen wurden in Fichtner's Händen dankbar. Sie waren in ſeine Liebenswürdigkeit getaucht, ſie waren belebt durch ſeinen Künſtlerſinn. Und hier ſieht man's, was Künſtlerſinn bedeutet und bedeuten ſoll: was er angreift, ſoll er weihen und erheben. Die Kunſt iſt eine Läuterung. Das Schlimme macht ſie deßhalb nicht gut; ſie macht es bedeutend, ſie zeigt es als treffenden Schatten einer lichten Sonne.

Fichtner hatte auch eine klare Empfindung darüber, daß er in der Wahl der Rollen eine gewiſſe Grenzlinie nicht überſchreiten dürfe. Eine volle Schattenrolle war nicht für ihn, er hatte zu viel Sonne.

In Betreff dieſes Punktes war ich zuweilen anderer Meinung als er. Es war herkömmlich, daß jede abſonderliche Rolle, für welche kein Vertreter irgend eines Faches paſſen wollte, an Fichtner gewieſen wurde. Neben ſeinem großen Fache jeglicher Liebenswürdigkeit wurde noch ſeine reiche Geſtaltungsfähigkeit in Anſpruch genommen. Man wußte, daß eine unberechenbare Figur unter ſeinen glücklichen Händen immerhin intereſſant werden und jedenfalls die Widerwärtigkeit verlieren würde. Da verneinte er nun manchmal, was ihm angeſonnen wurde. Zum Beiſpiele den Hofmarſchall Kalb. Ich bin nicht ganz im Reinen, ob da eine kleine Schwäche der Eitelkeit mitſpielte — von welcher er ſonſt gänzlich frei war — oder ob es tiefer künſtleriſcher Inſtinct war, den man durchaus reſpectiren muß. Ich neige zu dem Glauben, daß er noch viel mehr gekonnt hätte, als er ſich zutraute, wenn er frühzeitig auch mitunter an herbe Charakteriſtik gebracht worden wäre.

So wie er geworden war unter den Aufgaben eines Repertoires, welches bis 1848 beſchränkt und namentlich in enge Bürgerlichkeit eingeengt wurde, war der große Umfang ſeines Talentes durch folgende Endpunkte begrenzt: im ernſten Drama durch die ideale Tragödie, im Luſtſpiele durch Nichts. Das ältere Wiener Publicum wird mir Unrecht geben, wenn ich in der idealen Tragödie eine Begrenzung für ihn finde; es war auch da in Allem erbaut von ihm. Und er hatte auch in der idealen Tragödie treffliche Rollen. Ich nehme nur diejenigen Rollen aus, welche rein idealen Schwung des poetiſchen Gedankens erheiſchen. Dieſen idealen Schwung verwandelte er in einen herzlichen. Es war ein Schwung des Gemüthes, nicht auch des Geiſtes. Er ſpielte in den erſten Fünfziger Jahren aus Gefälligkeit noch einmal den Don Carlos, und dies war ein Don Carlos früherer Zeit. Nicht wegen Mangels an jugendlichem Ausſehen und Weſen — dies blieb ihm ja treu wie einem Halbgotte bis zu ſeinem Abgange -- ſondern wegen Mangels an Idealiſmus.

Dieſer geiſtige Hauch, welcher über alle Bedingungen des realen Lebens hinausweht, war ihm kaum erreichbar. Und ein geiſtiges Etwas, welches ſchonungslos über die Convenienzen des geſellſchaftlichen Lebens hinwegſpringt, verſagte ihm auch bei Converſations-Rollen, ſobald ſie dies unverſchämte Etwas abſolut brauchten. Zum Beiſpiele beim Marquis v. Auberive in der „Oeffentlichen Meinung“. Das Publicum übrigens war auch da nicht von meinen Anſprüchen, es war von der allerdings blendenden Erſcheinung des alten Marquis ſo befriedigt, daß es die unzureichend geſchärften Worte dankbar hinnahm.

Nach der heiteren Seite gab es keine Grenze für ihn, als die des Geſchmackes. Sein wohlthuender Humor war unerſchöpflich. Er konnte ſo fröhlich und ſo komiſch ſein, wie es ſein Tact nur zuließ.

Das Maßhalten war ſein claſſiſcher Vorzug, und durch ihn adelte er die ausgelaſſenſte Rolle.

Solch ein außerordentliches Talent zu verlieren — außerordentlich durch die ihm innewohnende Liebenswürdigkeit —, war ein unbeſchreiblicher Verluſt für das Burgtheater. Er trat zurück, weil er müde war nach vierzigjähriger Thätigkeit, weil ihm trotz größten Fleißes das erſchöpfte Gedächtniß unüberwindliche Schwierigkeiten machte. Wie oft kam er auf die Probe, fertig wie immer mit der ganzen Anlage der Rolle, fertig auch mit Einlernung der Worte, und nun beim Eintritt in das Getümmel des Stückes blieben ihm doch die Worte aus, und das Blut ſtieg ihm zu Kopfe, und der Mißmuth über ſein Unvermögen brach aus. Geholfen aber konnte ihm nicht werden, der Souffleur war für ihn nicht vorhanden, ſchon darum nicht, weil ein Ohr für immer ſchwerhörig geworden und der Blutandrang ihm nun auch den Gebrauch des anderen beſchränkte. Dann rief er wohl verzweiflungsvoll aus: Meine Zeit iſt um!

Er hat ſie redlich benützt. Das Wiener Publicum, das Burgtheater, das deutſche Theater iſt ihm zu ſtetem Danke verpflichtet; er hat ſeine Zeit beglücken, er hat ſeine Kunſt fördern helfen als einer der Erſten in ſeiner menſchlichen Einfachheit, in ſeiner künſtleriſchen Tüchtigkeit — möge ihm die Muße den Lebensabend freundlich vergolden!

XXXVII.

Gegen Ende dieſes Jahres 1865 verließ uns auch der Neſtor unſeres Schauſpiels — Heinrich Anſchütz ſank in's Grab. Hoch betagt, reich an Ehren, tief betrauert.

Seit 1821, alſo vierundvierzig Jahre, hatte er dies Haus am Michaelerplatze tragen helfen, eine kunſtreiche, unerſchütterliche Granitſäule. Wirklich war er das granitene Fundament des höheren Schauſpiels geweſen für und für. An Widerſachern hatte es auch ihm nicht gefehlt, denn „die ſchlecht'ſten Früchte ſind es nicht, woran die Wespen nagen". Namentlich in den Vierziger Jahren war er durch den bekannten Spott und Hohn Saphir's verfolgt und als Patron der Hausmeiſter carikirt worden, weil er durch ſeine breite, langſame Sprechweiſe dafür ſorge, daß die Theaterabende erſt nach zehn Uhr zu Ende gingen und den Hausmeiſtern dadurch die Sperrkreuzer der heimkehrenden Theatergänger geſichert würden. Anſchütz ſelbſt hat mir mehrmals mit überlegener Ruhe erzählt: „Der garſtige Mann ſaß öfters ganz vorn auf einem Sperrſitze, die Uhr in der Hand, und zeigte die Uhr rechts und links, um nachzuweiſen, wie viel Zeit ich ungebührlich in Anſpruch nähme. Ich mußte es ſehen und ſah es; aber es hat mich nicht irregemacht".

In der That hatte Anſchütz während der Vierziger Jahre weniger Gelegenheit, hervorzutreten, als er während der folgenden Jahre unter meiner Direction gehabt hat, und man ſchilderte mir ihn 1849, da ich eintrat, als einen Greis, der ſehr nachgelaſſen habe in Kraft und Friſche. Ich theilte dieſe Anſicht gar nicht, obwohl ich über den Kern ſeiner Wirkſamkeit ganz andere Geſichtspunkte hatte, als ſeine Verehrer mir einräumten, und er iſt von mir in ſeinen alten Tagen die fünfzehn Jahre lang ungemein und nachdrücklich in Anſpruch genommen worden. Er hat ſehr viel geſpielt, mehr als in den vorhergehenden fünfzehn Jahren, und er hat Stand gehalten wie ein Jüngling.

Es gehört zu den abgeſchmackten Halbwahrheiten, daß ich die verdienten älteren Mitglieder zurückgeſetzt hätte. Solcher Thorheit habe ich mich nicht ſchuldig gemacht, vorhandene außerordentliche Kräfte nicht zu benützen. Ich habe ſie im Gegentheile ſtärker benützt, als die mir vorausgehende Direction gethan. Nur habe ich ſie vielfach anders benützt, als die Verehrer um jeden Preis gewünſcht, ich habe ſie beſchäftigt im Zuſammenhange und Einklange mit unſerer Zeit, im Zuſammenhange und Einklange mit ihren gealterten Fähigkeiten. Zum nachwachſenden Perſonale und zu neuen Aufgaben mußten ſie in ein neues Verhältniß treten. Das verkennt der oberflächliche Zuſchauer leicht, deſſen Glaubensbekenntniß die bloße Gewohnheit. Man verderbt, ja man vernichtet alte bewährte Kräfte am ſicherſten dadurch, daß man ſie in hergebrachter Breite wirken und ihnen auch alle die Aufgaben läßt, für welche friſche Kräfte nöthig geworden ſind; man zerbröckelt ſie, wenn man ſie nicht veranlaßt, neue Schöpfungen zu verſuchen, welche dem älteren Standpunkte ihrer Kräfte angemeſſen ſind. Letzteres erfriſcht ſie am meiſten, und das iſt mir bei Anſchütz und Fichtner oft in überraſchender Weiſe gelungen. Fichtner zum Beiſpiele hat mich in dieſen fünfzehn Jahren um Nichts ſo oft gebeten als darum, ihn — doch etwas weniger in Anſpruch zu nehmen. Jeweilige Verſtimmung dieſer älteren Mitglieder iſt vorzugsweiſe aus der Geldfrage entſtanden, auf welche ich nur einen ganz beſchränkten Einfluß hatte. Ihre Gehalte ſtammten aus wohlfeilerer Zeit, und es war natürlich, daß ihnen die hohe Gage junger Mitglieder wie Ueberſchätzung erſchien. Die Preiſe waren eben geſtiegen. Eben ſo natürlich war es aber auch, daß die oberſte Direction bei voller Würdigung älterer Mitglieder ſich nicht beeilte, den Gehalt da zu erhöhen, wo ſie des Beſitzes ſicher war. Der Etat geſtattete es nicht, da man die neuen Kräfte nicht wohlfeil haben konnte.

Anſchütz namentlich mußte einen Theil ſeines Faches aufgeben, und das wirkt nie erheiternd. Ich fand ihn noch im Beſitze aller älteren Helden, da Löwe ihn hierin nirgends erſetzen gekonnt, weder im Othello, noch im Macbeth, noch im Tell. Rollen aber, welche eine noch grünende Männlichkeit verlangten, wie Theſeus in der „Phädra", der in Liebesfrage ſteht mit ſeiner Gattin, paßten durchaus nicht mehr für ihn. Dafür kam neu der Erbförſter an ihn, Mattathias in den „Makkabäern" und eine große Anzahl ähnlicher Rollen.

Worin beſtand nun das Charakteriſtiſche des Anſchütz'ſchen Weſens? Er ſtammte aus einem Bürgerhauſe, welches aus der Lauſitz nach Leipzig übergeſiedelt war. In der kleinbürgerlichen Welt wurzelte ſeine Erziehung und in der guten Schulbildung ſächſiſchen Unterrichts ſeine wiſſenſchaftliche Grundlage; in der begeiſterten Hingabe an poetiſche Claſſiker aber erbaute ſich ſeine ideale Welt. Goethe und Schiller ſtanden in voller Blüthe, als er ein junger Menſch war; Schiller's Tod erſchreckte die Welt, als Anſchütz ein angehender Jüngling war. Die von 1799 bis 1805 alljährlich erſcheinenden neuen Tragödien Schiller's von „Wallenſtein" bis zum „Tell" waren noch friſch und neu, als der Gymnaſiaſt Heinrich Anſchütz an die Lectüre derſelben kam, und auch der angehende Student wußte und ſah den noch rüſtigen Goethe in der Nähe. Weimar war nur zwölf Meilen weit. Während des Sommers kam Goethe in's Bad Lauchſtädt, nur einige Meilen von Leipzig, und da hinüber ritten die Leipziger Gymnaſiaſten, den großen Dichter auf der Promenade oder im Theater zu ſehen, wo ſeine weimar'ſchen Künſtler ſpielten. Es war kein Wunder, daß Neigung zur Kunſt früh in Anſchütz erwachte, beſonders Neigung zu Vortrag und Declamation — er unterbrach die begonnene wiſſenſchaftliche Laufbahn und ging zur Bühne.

Er brachte alſo dieſer Laufbahn eine wiſſenſchaftliche Grundlage zu und ein ideales Streben. In Nürnberg begann er, und doch im Norden, in der Provinz Preußen, verbrachte er ſeine Lehrzeit, wenn man bei ihm von Lehrzeit ſprechen darf. Er hatte frühzeitig etwas Geſetztes und Reifes und ſpielte auch in ſeiner Jugend nicht das eigentliche Fach der jugendlichen Liebhaber. Junge Helden, gute Charaktere waren ſeine Anfänge, und die Ausbildung des Vortrages iſt ein Ausgangspunkt für ihn geweſen.

Die weimar'ſche Schule hat ihm offenbar da vorgeſchwebt, der erhöhte poetiſche Vortrag nämlich, welcher von Goethe gepflegt und eine Declamations-Schule geworden, ſpäter wohl auch in eine Declamir-Schule ausgeartet iſt.

Ich halte es für ſchwer nachweisbar, daß dieſe Schule von Goethe ſelbſt ausgegangen ſei; ſie iſt wohl nur unter ſeiner Oberaufſicht entſtanden. Obwohl er ſo lange Director geweſen, war er doch nie eigentlich ein Mann des Theaters. Man wird das nie, wenn man nicht ſelbſt gründlich ein dramatiſches Naturell iſt, und das war Goethe nicht. Auf dem beſten Wege zur dramatiſchen Form, im „Clavigo", wo große Scenen und der ganze vierte Act in echt dramatiſcher Form entſtanden, ließ er ſich durch Merck abſchrecken, und er iſt nie wieder in dieſen dramatiſchen Gang zurückgekehrt. Er hatte in ſeinem umfaſſenden Genius auch für dieſe Form große Anlagen, aber ſeine Hauptneigung lag da nicht. Er hätte ſich ſonſt gewiß nicht durch Merck's Spöttereien vom dramatiſchen Wege abwenden laſſen.

So kam es, daß der unmittelbare Ton, der ſtreng dramatiſche Ton ihm nicht im Vordergrunde ſtand, als er das Theater leitete. Der erhöhte Ton wurde Hauptſtreben. Die Anknüpfung an die alte Götterwelt war ja gäng und gäbe in der Poeſie; das Altclaſſiſche der griechiſchen Welt war geläufig wie eine Claviatur, ſie brachte von ſelbſt eine Steigerung des Tones mit ſich. Man ſpricht von Zeus Kronion nicht in gelaſſener Rede, und man ſchrieb keine Proſa. Der Vers war unerläßlich. Ihn getragen und ſchwunghaft zu ſprechen war Hauptaufgabe; den Rhythmus ſchön zu betonen war ſtetes Ziel — und ſo entſtand wie ein poetiſches Naturproduct die ſogenannte weimar'ſche Schule, ein Geſchenk der claſſiſchen Stimmung viel mehr als das Product eines dramatiſchen Directors, ein Geſchenk der Schönheit für uns, wie die unſterblichen Meiſterwerke Goethe's und Schiller's aus jener Zeit für uns waren und ſind.

Schiller ſelbſt übrigens, obwohl in der pathetiſchen Rede viel hingebender und klangvoller als Goethe, war auf dem Theater nicht ſo hingebend an die blos rhythmiſche Vortragsweiſe. Das entnehme ich aus kleinen Notizen, welche aus einigen Theaterproben auf uns gekommen ſind. Schiller hielt dieſe Proben auf der weimar'ſchen Bühne und erwies ſich bei dieſer Gelegenheit abweichend von der eingeführten weimar'ſchen Art. Eben weil er im Innerſten viel mehr Dramatiker war als Goethe, drang er auch beim Einſtudiren viel mehr auf dramatiſche Einſchnitte, auf Abſonderung in der Rede, auf klare Ausſcheidung des Bedeutenden, auf Unterbrechung der blos muſikaliſchen Declamation. Ich glaube wohl, daß die weimar'ſche Schule eine ſchärfere Phyſiognomie erhalten hätte, wenn ihm ein längeres Leben beſchieden geweſen wäre.

Dieſe Declamations-Schule nun verbreitete ſich gerade durch die überall mit Begeiſterung aufgenommenen Schiller'ſchen Stücke über das deutſche Theater. Zu einiger Beunruhigung für Männer wie Schröder und Iffland. Und dieſe Beunruhigung hatte guten Grund. Die natürliche Rede, die einfache Rede war bedroht. Man kann die getragene rhythmiſche Rede pflegen, ohne die einfache Rede zu verlieren. Iffland fürchtete dieſen Verluſt. Bekannt iſt ja, wie er ſich über die „Jungfrau von Orleans“ äußerte. Der Krönungszug war ihm ein Gräuel; er ſprach darüber, wie wir jetzt über Opernprunk ſprechen.

Pomp in der Rede, Pomp auf der Scene, das war dem damaligen Director des Berliner Hoftheaters eine ſchwere Gefahr. Dieſe Gegenſätze ſind weniger bekannt geworden, weil die Schröder-Iffland'ſche Richtung ſich nicht ſchriftſtelleriſch geäußert hat; die geiſtig bedeutenderen Schauſpieler jener Zeit aber wußten gar wohl davon, und die Tradition dieſes Zwieſpaltes war unter den Veteranen der deutſchen Bühne noch vor zwanzig Jahren lebendig. Jetzt ſtirbt ſie aus; das moderne Theater bewegt ſich in anderen Gegenſätzen.

Heinrich Anſchütz iſt auch darum wichtig geworden für die deutſche Bühne, weil er in beide Richtungen eingeführt wurde, in die weimar'ſche und in die Schröder-Iffland'ſche, weil er ein lange lebender und wirkender Vertreter beider Richtungen geweſen iſt. Iffland dirigirte noch in Berlin, als der junge Anſchütz durchreiſte, um nach Königsberg und Danzig zu gehen; die Schillerſchen Stücke waren die Feſtſtücke, die Iffland'ſchen die Werkeltagsſtücke des Repertoires; der junge Schauſpieler mußte die ſo verſchiedenartige Vortragsweiſe in ſich zu vereinigen trachten. Das hat Anſchütz zuwege gebracht, und dies beſonders macht ihn zu einer ſo bedeutungsvollen Figur in der Geſchichte des deutſchen Theaters. Nach den franzöſiſchen Kriegen finden wir ihn jahrelang am Breslauer Theater, und dort hat ſich dieſe Aufgabe einer Vermittlung zwiſchen poetiſcher und proſaiſcher Vortragsweiſe deutlich in ihm bewerkſtelligt. Als Repräſentant ſolcher Vermittlung kam er 1821 an's Burgtheater.

Hier hat er das bürgerliche Weſen ſeiner Herkunft und die poetiſche Begeiſterung ſeiner Jugend verwerthet, hier hat er für beide Richtungen, für die Schröder-Iffland'ſche und für die weimar'ſche, wohlthuend gewirkt, indem er die proſaiſche Vortragsweiſe an geeigneten Stellen bedeutender gemacht hat, als ſie gemacht zu werden pflegte, und indem er die poetiſche Vortragsweiſe aus der blos muſikaliſchen Singweiſe dadurch erlöſte, daß er ſie zum klaren Ausdrucke des Sinnes nöthigte.

Anſchütz hat ſich ganz fern zu halten gewußt von der Ausartung der weimar'ſchen Schule, welche ſo viel Verſchwommenheit in die Theaterſprache gebracht, den Sinn verwiſcht und das hohle Tragiren verſchuldet hat. Er wurde ein notabler Declamator, aber ein guter. Er trachtete nach Weihe und Schwung, aber nur auf dem Wege des Sinnvollen; er erklärte den Gedanken mit logiſcher Sicherheit, er gruppirte die Rede mit ordnendem Verſtande und warf den ſtarken Hauch des Schwunges nur dahin, wohin er gehörte.

Vierzig Jahre lang galt er für die Hauptſtütze der Tragödie im Burgtheater. Und er war es auch. Er war der Träger des Wortes, des bedeutungsvollen Wortes, er war der Träger des Ernſtes und der Gewiſſenhaftigkeit, der Gewiſſenhaftigkeit für Sinn und Geiſt des ernſten Stückes. Er ließ nie mit ſich markten über Würde und Wichtigkeit des Theaters, des Schauſpielers und der ſchauſpieleriſchen Aufgabe. Sie war ihm heilig. Der ſolide Sinn bürgerlicher Erziehung, die Grundlage wiſſenſchaftlicher Bildung blieben ihm treu ſein Lebenlang.

Er war ebenſo, als ein Erbe der Schröder-Iffland'ſchen Charakteriſtik, eine Hauptſtütze des bürgerlichen Schauſpieles. Seine Väter waren gediegene Bürger. Erhoben ſie ſich, wie im letzten Acte von „Cabale und Liebe", bis zur Frage um Leben und Tod, ſo waren ſie geradezu vortrefflich. — In den großen Figuren der Tragödie war er einigermaßen beeinträchtigt durch ſein Aeußeres, weil ihm die imponirende Erſcheinung verſagt war. Er war von kräftiger Mittelgröße, aber Hand, Bein und Hals ſahen kürzer aus, als die Schönheitslinie verlangt.

Durch reiflich ausgebildete Haltung beſiegte er wohl ſolchen Mangel an Schönheit der Geſtalt, aber es blieb immerhin ein Mangel für den Eindruck der Größe, welchen man für ſolche Rollen verlangt. Im bürgerlichen Schauſpiele dagegen ſtellt man kein ſolches ideales Verlangen an das Aeußere des Schauſpielers, und da traten all' ſeine Vorzüge in volles Licht: ein ausdruckvoller Kopf, ein ſonores Organ, eine klare, nachdruckvolle Rede, ein warmes Herz, ein ehrliches Gemüth, eine begeiſterte Hingebung an edle Zwecke. Vielleicht that er mitunter zu viel in techniſcher Ausführung der gemüthlichen Scenen, das heißt: er verrieth zu deutlich, daß es eine techniſche Ausbildung und Ausführung war. Er nahm zu viel Zeit dafür in Anſpruch, er breitete ſich zu ſichtlich aus in Gemüthlichkeit und Rührung und ſtreifte dadurch an Manier, inſofern Manier ein zu ausgefahrenes Geleiſe iſt. Aber das war doch immer nur ein Fehler von Momenten. Seine ganze Leiſtung verirrte ſich nicht leicht, ſondern fand immer auch aus ſolchen Momenten heraus den feſten Schritt in den Gang hinein, welchen die Rolle erheiſchte.

Endlich hatte er auch noch in ſeiner tüchtigen, kerngeſunden Natur eine ſtarke Begabung für's Luſtſpiel. Er konnte von der angenehmſten Heiterkeit ſein, er beſaß den Kitzel eines Humors, welcher die fröhliche Regung weckt im Zuhörer und welcher den Gegenſatz luſtig aufſtachelt zwiſchen Bildung und Naturtrieb. Er lachte frank und frei aus vollem Halſe, er war im Stande, ganze Rollen wirkſam zu ſpielen, deren Grundcharakter in vollem Lachen beſteht, im Lachen ohne Veranlaſſung, zum Beiſpiele den Bauer Wählig in „Karl der Zwölfte auf Rügen".

Welch ein Umfang ſchauſpieleriſcher Fähigkeit! Was für ein Schatz für das Theater mußte ein ſolcher Mann ſein! Und das war er auch. Selbſt hohes Alter ſchwächte ſeine Kraft kaum merklich. Als ihm in den letzten Jahren zum erſtenmale das Gedächtniß verſagte, nur für den Augenblick und nur für ein Wort verſagte, da war er außer ſich, der gewiſſenhafte, immer gründlich vorbereitete alte Herr, welcher im Gegenſatze zu den ſogenannten Genies immer Herr ſeiner Rolle war bis auf den letzten Buchſtaben, ein getreuer Künſtler in ſeinem Berufe.

Er ſpielte auch ſtandhaft bis zu dem Tage, wo die Kraft der Füße plötzlich zu verſagen anfing und er ſich niederlegen mußte.

Seine Zeit war um, und das Ende trat an ſein Haupt und Herz. Wir begruben in ihm beim Jahreswechſel von 1865 zu 1866 den würdigen Vertreter eines breiten Abſchnittes von deutſcher Theatergeſchichte, eines Bindegliedes zwiſchen alter und neuer Zeit; wir begruben in ihm einen kernhaften Ehrenmann, einen Künſtler von echtem Schrot und Korn.

Dieſe beiden Veteranen, welche zu Anfang und zu Ende des Jahres 1865 ausſchieden, Fichtner und Anſchütz, waren nicht nur die erſten Kräfte, ſie waren auch die beſten Mitglieder. Pflichtgetreu im ſtrengſten Sinne des Wortes, beſcheiden bei größten Leiſtungen, bereit zu jeder Anſtrengung, wenn das Wohl des Ganzen in Rede kam, kurz in Allem hingebend an die guten Traditionen des Inſtituts.

Solche Hingebung an das geſchichtliche Leben einer Corporation iſt faſt immer verbunden mit dem redlichen Triebe nach Schöpfung. Productive Menſchen ſind immer hingebende Kameraden, bereitwillige Opferer. Selbſtſucht und Eigennutz ſind ihnen fremd; ſie ſind des Enthuſiasmus fähig, weil ſie warme Künſtler ſind, und ſie ſind eben Künſtler, weil ſie ſich enthuſiasmiren können für Gutes, Tüchtiges und Schönes.

Das alte Burgtheater verlor in dieſen beiden Männern ſeine edelſten Träger.

Das wurde nur zu bald deutlich; denn ein Unglück kommt ſelten allein — von dieſem Jahre an datirt ein Zerbröckeln alter traditioneller Principien unſeres Inſtitutes.

Der langjährige oberſte Director, Graf Lanckoronski, welcher ſich keiner beſonderen Popularität erfreut hatte, war doch in dieſen traditionellen Principien eiſenfeſt geweſen und hatte dadurch dem Inſtitute ungemein genützt. Er geſtattete keinerlei perſönliche Begünſtigung und Bevorzugung, er hielt das Geſetz aufrecht für Hoch und Niedrig, das Burgtheater war ein kleiner Staat von unwandelbarer Ordnung.

Der neue Chef, Fürſt Vincenz Auersperg, war ein guter, überaus liebenswürdiger Mann. Der perſönliche Verkehr mit ihm war für uns Alle ein Vergnügen durch die wohlthuende Leutſeligkeit, welche ihm, wie der Mehrzahl öſterreichiſcher Cavaliere, in hohem Grade eigen war.

Aber ſeine Herzensgüte machte ihn zugänglich für alle Einflüſſe. Das Geſetz trat in den Hintergrund, die Gunſt in den Vordergrund. Dies iſt nirgends ſo gefährlich wie im Schauſpielerſtaate. Der Schauſpieler iſt mehr als irgend ein Künſtler auf die Gunſt des Tages angewieſen, denn ſeine Leiſtung bleibt nicht beſtehen wie die des Malers, Bildhauers, Dichters; ſie iſt der bloßen Erinnerung überantwortet. Schauſpieler, welche nicht um Gunſt buhlen, ſind doppelt würdige Charaktere. Es fehlte uns jedoch nicht an ſolchen, welche auf dieſe Würde keinen Anſpruch machten, ſondern auf Koſten des Ganzen ihren Vortheil ſuchten. Sie fanden leider jetzt Gehör. So wurden unſere traditionellen Geſetze durchlöchert, es wurden beſondere Urlaube bewilligt, es wurden Monopole auf Rollen zugeſtanden, ja es wurde Einzelnen ſogar eingeräumt, Stücke zu beſtimmen, welche nur für ſie einſtudirt und in Scene geſetzt werden ſollten, lauter Dinge, die bis dahin unerhört geweſen am Burgtheater.

Ich hatte nicht die geringſte Luſt, an ſolcher Auflöſung einer guten Ordnung theilzunehmen, und bat um meine Entlaſſung.

Die Regierungsform mit einer oberſten Direction und einer untergeordneten artiſtiſchen Direction iſt meines Erachtens eine gute. Jene herrſcht, dieſe regiert. Letztere regiert in beſtimmt formulirtem Kreiſe innerhalb ihrer artiſtiſchen Vollmachten. Dies halte ich für beſſer als das Syſtem der ſogenannten Intendanzen bei den deutſchen Hoftheatern, weil dieſe Intendanzen ſich die Einmiſchung in Alles vorbehalten, auch in das rein Artiſtiſche. Letzteres iſt aber ein Fachberuf, welcher gewiſſe Kenntniſſe, Fähigkeiten und Fertigkeiten in ſich ſchließt. Sich in den Fachberuf einmiſchen ohne die nothwendigen Kenntniſſe, heißt den Dilettantismus in der Kunſt zum Herrn machen und den Mißerfolg heraufbeſchwören. Denn abgeſehen von verfälſchten Maßregeln, tritt dieſer Mißerfolg ſchon da immer ein, „wo Zwei regieren", wie Shakeſpeare nachdrücklich ſagt im „Coriolanus".

Die Entlaſſung wurde mir damals noch nicht bewilligt, und die in der That verſöhnliche und liebenswürdige Natur meines Chefs veranlaßte mich, ein Compromiß einzugehen, welches mir nur die wirklich unerläßlichen Befugniſſe ließ. Ich arbeitete nach Kräften weiter, aber eigentlich war ich von da an verſtimmt, denn der Organismus des Inſtituts war beſchädigt.

Das junge Geſchlecht von Künſtlern nur, welches unter mir herangewachſen, und das Intereſſe am Burgtheater ſelbſt ließen mich ausdauern. Das Intereſſe am deutſchen Theater überhaupt. Denn das deutſche Theater hatte außer dem Burgtheater kaum noch irgendwo, oder wenigſtens doch nur an kleinen Orten eine gedeihliche Stätte. Ich hielt es ſchon deßhalb für eine Pflicht, auf dem wichtigen Poſten zu bleiben, ſo lange ich nur einigermaßen förderſam wirken könnte.

Unter dieſem jungen Geſchlechte des Burgtheaters ſind ſchöne Talente und tüchtige Menſchen, denen es ehrlich zu thun iſt um ihre Kunſt, und die meiner Thätigkeit bereitwillig entgegenkamen.

Ich habe die Meiſten von ihnen ſchon gelegentlich erwähnt und will jetzt am Ende dieſer Schilderungen nur in flüchtiger Porträtirung andeuten, daß ſie fachmäßig gewählt waren und bereits eine volle Schauſpielgeſellſchaft bildeten, welche das Inſtitut auf ihre Schultern nehmen konnte.

Die älteſten von ihnen, Herr Meixner und Herr Baumeiſter, ſind ſchon 1850 und 1852 eingetreten. Beide vertreten die heitere Richtung. Herr Meixner in ſtark ausgeſprochen komiſcher Kraft und mit bemerkenswerther Fähigkeit, ſcharf und conſequent zu charakteriſiren. Ein gallichtes Temperament treibt ihn wohl leicht zu grellen Farben und zum Hervordrängen aus dem Enſemble. Er war der Einzige, welchem das Sprechen in's Publicum ſtatt zu den Mitſpielenden nicht völlig abzugewöhnen war. Aber dies ätzende Etwas ſeiner Natur unterſtützte ihn doch auch zur Zeichnung und Färbung von Figuren wie Giboyer, welche milderen Komikern nicht erreichbar ſind. — Herr Baumeiſter hat als kopfſchüttelnder Liebhaber begonnen und allmälig ſeine Entwicklung gefunden in fröhlichen Lebemännern und behaglichen Charakteren, welche ein gefälliges Herz haben und gute Laune. Er iſt ſchauſpieleriſch ſehr wohl begabt und ſchwächt ſeine angenehmen Wirkungen nur zuweilen dadurch, daß er wunderlich abkürzt, wo er ſich ausbreiten ſollte. Sein Talent hat eine kurz witzige Neigung zum Aphoriſtiſchen.

Ebenfalls ſeit **1850** iſt Herr Joſeph Wagner da, welcher über ein Jahrzehnt lang Liebhaber und junge Helden mit fortreißender Begeiſterung geſpielt hat und dann langſam in's Fach der Heldenväter übergeleitet worden iſt. Langſam, weil die ihm eigene Gluth tragiſcher Leidenſchaft, ſo ſelten in heutiger Zeit!, für das ältere Fach nur in großen Scenen, wie die Verzweiflung König Lear's, ausſtrömen kann, ſonſt aber vorzugsweiſe ruhiger Motivirung weichen muß. Dieſe ruhige Motivirung aber wird den Darſtellern heftiger Gefühle immer ſchwer.

Von 1856 an hat ſich ein Kreis junger Talente geſammelt, in welchem Herr Sonnenthal, Herr Lewinsky und Fräulein Wolter am hellſten glänzen. Sonnenthal als geiſtvoller Liebhaber, begabt mit wohlthuender Liebenswürdigkeit, mit Feinheit des Herzens und mit den Formen eines edlen Weſens, der erſte Schauſpieler in dieſem reichen Fache, welchen Deutſchland jetzt beſitzt.

Lewinsky entwickelt das volle Trachten eines ſoliden Charakterſpielers, welcher unter eiſernem Fleiße literariſcher Bedeutung nachſtrebt in ſeiner Kunſt und nie daran glauben wird, ausgelernt zu haben. Förſter hat die reiche Bildung eines begabten Menſchen, der für ſeinen künſtleriſchen Beruf zu jeder Arbeit, zu jeder Hingebung bereit iſt, und der für den deutſchen Schauſpieler durchweg die höhere und höchſte Bedeutung in Anſpruch nimmt. Die Jüngſten aber, Hartmann, Kraſtel, Schöne, ſind ausgeſtattet mit allen guten Eigenſchaften einer Jugend, welche Ideale im Herzen trägt und ſich nie genug thut. Hartmann für anmuthige, geiſtig bewegte Liebhaber. Kraſtel für feurige und leidenſchaftliche, ein Nachfolger des alternden Wagner. Schöne für jene ehrliche und beſcheidene Komik, welche uns lachen macht ohne Abſichtlichkeit und welche uns lachen macht unter herzlichem Wohlwollen.

Die jungen Damen endlich umfaſſen den ganzen Umfang weiblicher Liebenswürdigkeit und künſtleriſchen Reizes. Fräulein Wolter iſt das ſtarke Naturell der Leidenſchaft, welches ſich der artiſtiſchen Leitung bedürftig weiß und unter artiſtiſcher Leitung dramatiſche Wirkungen erreicht von eminenter Gewalt. Fräulein Degnar die anſprechende Weiblichkeit, welche ſich im Luſt-, Schau- und Trauerſpiele gleich wohlthuend ausprägt. Fräulein Baudius die junge Weltdame, welche, ſelbſt geiſtreich, mit den geiſtigen Hilfsmitteln einer Rolle behende zu ſpielen verſteht und das moderne Stück charakteriſtiſch zu beleben weiß. Endlich Frau Hartmann-Schneeberger mit der gewinnenden Natürlichkeit eines unbefangenen fröhlichen Weſens, welches echt empfindet und welches dieſe Empfindung einfach ausdrückt.

XXXVIII.

Die neuen Stücke, welche in den drei Jahren 1865, 1866 und 1867 gegeben wurden, ſind großentheils ſchon erwähnt bei Gelegenheit der früher beſprochenen Autoren. Ich habe alſo vom kühnen „Wildfeuer", von der theater-romantiſchen „Pietra" und von der modern-romantiſchen „Katharina Howard" nur die Titel anzuführen.

Doch nein! Bei „Wildfeuer" müſſen wir verweilen, um die ſchon angedeutete Halm'ſche Richtung ganz zu charakteriſiren. „Wildfeuer" iſt ein Höhepunkt dieſer Richtung, ein Höhepunkt deſſen, was eben die Literar-Geſchichte „Kunſtpoeſie" nennt, und was ſie in allen Zeiten abſondert von den Dichtern der Nation, ein Höhepunkt der talentvollen Unwahrheit. Ein erwachſenes Mädchen hält ſich für einen Mann, und ihr Liebhaber braucht ſo und ſo viel Stationen, um zu entdecken, daß ſie im Irrthume ſei, er aber nicht mit ſeiner Neigung. Welch verkünſteltes Spiel ſtarker poetiſcher Begabung!

Natürliche Poeſie, nationale Poeſie wird immer und wird mit Recht höher geſtellt, als dieſe Kunſtpoeſie. Jene ſtrömt aus dem Herzen, der Kopf regelt ſie nur. Kunſtpoeſie kommt aus dem Kopfe, und macht nur Zwangsanlehen beim Herzen. Sie erreicht mit dieſem Anlehen höchſtens ein wärmeres Colorit, nicht aber Herzenswärme.

Daraus erklärt ſich's, daß unter Halm's früheren Stücken die beſſeren wohl rauſchende Erfolge erringen konnten, daß ihnen aber eine ächte warme Theilnahme, eine erquickende Wirkung, die Zuſtimmung der Kritik und eine wirkliche Dauer verſagt blieben. Sie ſtammten nicht aus den Gefühlen und Gedanken unſerer Nation. „Griſeldis", „Sohn der Wildniß" und dies „Wildfeuer" könnten gerade ſo wie ſie ſind engliſch oder franzöſiſch geſchrieben ſein. Kunſtpoeſie braucht kein Vaterland, ſie entbehrt aber auch deßhalb die tiefere Theilnahme des Vaterlandes.

Jene Stücke verdanken ihre Theatererfolge und ihr Intereſſe dem ſchönen Talente der Form, welches Halm in ungewöhnlich hohem Grade zu eigen iſt, und welches er mit reiflicher Ueberlegung, mit gewandter Ueberlegenheit handhabt. Er hat ſeine künſtlichen Stoffe immer mit künſtleriſcher Kraft componirt.

Das hat ihn wohl auch verleitet, zuweilen die Macht ſeiner techniſchen Mittel zu überſchätzen. Es exiſtirt zum Beiſpiel ein Stück von ihm „Verbot und Befehl", welches einen deutlichen Einblick gewährt in ſeine Werkſtatt. Er nennt es Luſtſpiel. Darin wird im erſten Act ein Mißverſtändniß aufgebaut aus leichten Latten, und der Componiſt verläßt ſich nun auf die hierdurch errichtete Spannung dergeſtalt, daß er uns ein Paar weitere Acte fortzuziehen meint im bloßen Vertrauen auf jene äußerliche Spannung. Das gelingt nicht, weil das Spiel der weiteren Acte ſich zu breit macht im Verhältniſſe zur Grundlage, und das ganze Stück zerbricht.

Ich führe dies Beiſpiel an zum Beweiſe: daß ſolche künſtliche Compoſitionen ſogleich im Ganzen verloren ſind, wenn ein Paar Latten des Gerüſtes brechen. Das Gerüſt ſteht in erſter Linie, der Inhalt in zweiter.

Bei einem Luſtſpiele rächt ſich denn das am Erſten. Da hilft die ſchöne Rede nicht, man verlangt die heitere Seele, das heißt etwas Innerliches; man verlangt das, was wir Humor nennen. Der Humor aber läßt ſich nicht componiren.

Die Kunſtpoeſie bildet deßhalb gern Miſchgattungen, welche nicht Tragödie und nicht Luſtſpiel zu ſein brauchen. Halm's Stücke heißen zumeiſt „dramatiſches Gedicht“.

Dieſe Poeten verpflichten ſich heiter, irgend ein kurioſes Thema aus der Luft zu greifen — Wildfeuer iſt ein ſolches — und aus demſelben ein wirkſames Theaterſtück zu machen. Ob dieſe Effecte unerquicklich und ärgerlich werden, wie im „Sohn der Wildniß“, wo ein Mädchen den Mann hofmeiſtert, oder wohl gar peinlich und marternd, wie in „Griſeldis“, das ſteht außer Sorge. Es handelt ſich um Wirkung überhaupt, nicht abſolut um gute und ſchöne Wirkung.

Die ſchöne Wirkung iſt eben auch nur zu erreichen, wenn Inhalt und Form einander harmoniſch decken. Sie decken ſich aber nur dann harmoniſch, wenn Kopf und Herz gleichmäßig betheiligt ſind bei der Geburt eines Kunſtwerks. Sie decken ſich nicht bei bloßer Kopfarbeit.

Daraus erklärt es ſich, daß ſo gut componirte und wirkſame Stücke allmälig ganz wieder verſchwinden können von den Repertoiren. Sie haben kein Herz, und deßhalb keine volle Lebenskraft.

Daraus erklärt es ſich, daß die Kritik immer kühl verblieben iſt, ja oft unwillig wegwerfend ſich geäußert hat gegenüber dieſen Stücken. Sie thut das, oft nur inſtinctmäßig, jederzeit bei den Arbeiten der ſogenannten Kunſtpoeſie, weil dieſe Gattung Poeſie das Merkmal der Spielerei an ſich trägt und in das Leben der Nation nicht eingreift.

Ich möchte nicht alle Vorwürfe, welche in unſerer Literatur mit Recht feſtſtehend geworden ſind gegen Kunſtpoeſie, ich möchte nicht alle auf Friedrich Halm bezogen ſehn. In Deutſchland thut man das. „Griſeldis“ und der „Sohn der Wildniß“ wurden bei ihrem Auftreten geradezu mit Grimm und Hohn behandelt von der Kritik. Dabei ſpielte gewiß der Neid eine Rolle. Man ärgerte ſich über die große Theaterwirkung, man ärgerte ſich über das Talent Halms, welches er mißbrauchte. Und man unterließ dabei, das Talent hervorzuheben. Es gehört zu den größten dramatiſchen Talenten, welche wir beſitzen.

Zu den Kunſtpoeten gehört er allerdings. Betrachten wir, um dies feſtzuſtellen, ſeine Stücke unter zwei Geſichtspunkten, unter dem der Dauer und dem des Inhalts.

Ich nahm als Theaterdirector jene beiden Hauptſtücke von ihm, „Griſeldis" und den „Sohn der Wildniß", wieder ins Repertoir, und ſuchte ſie alljährlich wieder aufzuführen. Was zeigte ſich? Auch hier in Wien, wo dieſe Stücke den größten Erfolg gehabt, fragte mich alle Welt: „Was wollen Sie jetzt noch mit dieſen Stücken?" Der Beſuch im Hauſe war ziemlich genügend für die Caſſe, aber die Lücken, welche er zeigte, waren einmal wie das anderemal immer im erſten Parterre. Das große Publicum kam noch, das Publicum des erſten Parterres blieb aus. Welch ein Unterſchied von den Grillparzer'ſchen Stücken! Sie waren viel älter, ſie waren viel länger ausgeblieben als die Halm'ſchen, ſie konnten vergeſſen ſein. Waren ſie's? Keineswegs! Und bei ihrer Wiederaufnahme lobte mich die ganze gebildete Welt, und das erſte Parterre war übervoll, und der Beſuch und der Beifall waren ſtärker, als da die Stücke neu und jung waren. Zu welchen Folgerungen führt das? Grillparzer's Stücke ſind Vollgeburten eines echten Dichters, und alle Gebildeten wiſſen, ſie werden beim Anhören und Anſchauen derſelben einen ächten Genuß, ſie werden eine Erquickung finden. Halm's Stücke dagegen ſind trotz großer Theatererfolge für den Gebildeten von zweifelhaftem Werthe geworden; er verhält ſich ihnen gegenüber paſſiv.

Dieſe Erfahrung iſt eingetreten, obwohl man das Talent Halm's nicht läugnen kann. Der Urſprung der Stücke hat die Entſcheidung gegeben, man hat allmälig entdeckt, daß hier die Quelle nicht ganz echt iſt, und daß man es nur mit Kunſtpoeſie zu thun hat. Dieſe hat eben kürzere Dauer.

Fragen wir nun zweitens näher nach dem Inhalte. Ich habe oben geſagt, Kunſtpoeſie habe kein Vaterland, und entbehre deßhalb auch die Theilnahme des Vaterlandes. Paßt denn das auf Halm, auf den Verfaſſer des „Sampiero“ und des „Fechters von Ravenna?“ Beide Stücke beſchäftigen ſich ja doch nachdrücklich mit dem Vaterlande! Es paßt doch. Der Ruf „Corſika! Corſika!“ wurde dem „Sampiero“ gefährlich; man fand Uebertreibung in den grellen Wendungen des Stoffes und in den patriotiſchen Aeußerungen. Das Stück hatte keine wahrhaftige Empfängniß gehabt im Schooße des Dichters, der vaterländiſche Stoff war nur Kleid verblieben und nicht Fleiſch und Blut geworden.

Ich nahm das Stück wieder auf, und ſpielte vor leeren Bänken. Das patriotiſche Thema paßte nicht für dieſen Poeten, und errang ihm deßhalb auch keine Theilnahme.

Aber der „Fechter von Ravenna!“ Wie deutſch! Die Mutter erſticht ihren Sohn, weil er kein Deutſcher ſein will! Was will man mehr an Patriotismus? Weniger wäre mehr. Man will nicht ſo viel. Dies zu Viel iſt ein Symptom, daß das Stück nur im Kopfe entſtanden iſt. Kopfpoeſie wird im Trauerſpiele immer grauſam. — Nein, dieſe Stücke widerſprechen dem nicht, daß Kunſtpoeſie kein Vaterland braucht, und deßhalb auch nicht die Theilnahme eines Vaterlandes findet.

„Wildfeuer“ hat außerhalb Oeſterreichs keine Stätte gefunden, und es hat im Burgtheater nur das obige „große Publicum“.

„Edda“, von Weilen, iſt noch beſonders zu nennen, da von dieſem Dramatiker blos Studien mittelalterlicher Romantik — „Triſtan“ und „Heinrich von der Aue“ — erwähnt worden ſind, Weilen aber mit bewußter Abſicht von dieſer Richtung abgegangen iſt und ſich neuerdings Themen erwählt hat, welche mit der heutigentags vorherrſchenden Gedankenwelt im Zuſammenhange ſtehen. Es ſind auch noch geſchichtliche Stoffe, dieſe „Edda“ und „Drahomira“, aber ſie ſind mit der Abſicht gewählt, Ideen zu verkörpern, welche ein dauerndes, auch heute noch pulſirendes Leben haben. In der „Edda", einer frieſiſchen Frau inmitten des dreißigjährigen Kriegstumultes, iſt es die Frage um Heimath und Vaterland; in der „Drahomira", einer altböhmiſchen Fürſtin, iſt es die Frage um Religion und Mutterliebe. Beide Stücke haben vor dem Publicum beſtanden und dem ſtrebenden Verfaſſer Anerkennung erworben. Man folgt mit Aufmerkſamkeit und Aufmunterung einem Schriftſteller, welcher ernſt und eifrig der Entfaltung ſeines Talentes nachtrachtet.

Der Hauptzug in den Neuigkeiten dieſer Jahre war der, welchen das politiſche und ſociale oder das ſocial-politiſche Stück mit ſich bringt. Das Drama der Gegenwart, von welchem ſo oft die Rede geweſen in dieſen Schilderungen, trat auf den Plan und behauptete den Plan. Der Gegenwart auch in hiſtoriſchen Stücken, inſofern das Thema auch eines hiſtoriſchen Stoffes noch voll und ganz ein Thema der Gegenwart iſt.

Die Erfolge haben gezeigt, daß dieſe dramatiſche Richtung die Theilnahme des Publicums in ungemeinem Grade weckt und daß unſer Theater juſt durch dieſe Stücke eine Lebenskraft entzündete von unzweifelhafter Echtheit.

Der Mißverſtand liegt nahe, daß dieſe Richtung vorzugsweiſe von Stich- und Schlagworten des Tages leben, den Beifall alſo in zufälligen Einzelheiten veränderlicher Art ſuchen wolle und könne.

Das wäre ein Mißgang, und dieſem ſind wir nicht verfallen. Die Compoſition als Ganzes war ſtets entſcheidend für den Erfolg. Die äſthetiſche Genugthuung blieb ſtets unerläßlich. Sie war nur erleichtert durch den Charakter des Stoffes, welcher einen allgemein verſtändlichen realen Boden darbot — einen Boden, auf welchem man die Wahrheit der Motive, die Folgerichtigkeit der Charaktere, die Angemeſſenheit der Rede leicht und ſicher beurtheilen konnte, da Motive, Charaktere und Worte aus dem wirklichen Leben geſchöpft waren.

Dies moderne Drama wurde durch einige franzöſiſche Bearbeitungen: „Pelikan", „Hageſtolze", „Familie nach der Mode", und durch zwei neue Stücke: „Aus der Geſellſchaft" und „Der Statthalter von Bengalen", vertreten.

Der „Pelikan" — „Le fils de Giboyer“ von Augier — iſt an Geiſt und Compoſition das bedeutendſte von dieſen Stücken, und es brach die Bahn für die ganze Gattung. Es ſchildert die franzöſiſche moderne Geſellſchaft in ihren feineren Kämpfen zwiſchen abſterbendem Adel, eitlem Bürgerthume, begabtem, aber gewiſſenloſem Literatenthume, gemeiner Speculation und reiner Jugend und bringt dieſe Schilderung nirgends abſtract, ſondern durchweg in ſceniſcher Fülle und unter aufſteigendem dramatiſchem Intereſſe, gewürzt durch einen geiſtſprühenden Dialog. Kurz, es iſt, wie ſchon früher geſagt worden, eines der beſten Stücke neueſter Zeit.

Es wurde in ſo ſorgfältiger Bearbeitung auf dem Burgtheater dargeſtellt, wie wohl auf keinem deutſchen Theater ein geiſtvolles Converſationsſtück dargeſtellt werden kann, und hat eine unverwüſtliche Anziehungskraft behauptet.

„Die Familie nach der Mode" („La famille Benoiton“) iſt von viel gröberer Factur, iſt aber reich an intimen Zügen des modernen Lebens. Der Conflict zwiſchen einem Ehepaar heutiger Sorte iſt auch von tieferer Bedeutung und wurde durch das meiſterhafte Spiel des Herrn Sonnenthal und des Fräulein Wolter der Haltpunkt des Ganzen. Ich habe die hundert und ſo und ſo vielte Vorſtellung dieſes Stückes in Paris geſehen und kann in voller Unbefangenheit ſagen: es wird bei uns in der Hauptſache beſſer geſpielt. Das hat eine weitere Bedeutung, inſofern es den oberflächlichen Vorwürfen gegen Benützung franzöſiſcher Stücke entgegentritt. Wenn fremde Stücke roh und äußerlich nachgeſpielt werden, dann haben die Vorwürfe gegen ausländiſche Stücke nur zu vielfach Recht. Wer mag die gedankenloſe Uebertragung fremder Sitte, auch der gemeinen Sitte in Schutz nehmen! Dieſer Vorwurf hat uns aber im Burgtheater nie getroffen. Wir haben uns franzöſiſche Stücke immer nach Kräften zu eigen gemacht durch vorſichtige Auswahl, durch Ausmerzung des Wildfremden und Unnöthigen, durch Ausarbeitung alles deſſen, was uns naheliegt. Nie habe ich das mit ſo lebhaftem Genüge empfunden, als da ich dieſe „Familie Benoiten" in Paris geſehen. Jener Eheconflict wird nichtig und beiläufig in Paris dargeſtellt, er gewinnt gar keine Bedeutung — bei uns erſcheint er fein, tief, von ſchlagender Wahrhaftigkeit und als das herrſchende Auge des Ganzen. Das ganze Stück iſt dadurch bei uns veredelt und gehoben.

„Die Hageſtolze" („Les vieux garçons") ſind als ſociale Schilderung moderner Egoiſten werthvoll. Die Charakterzeichnung kann und wird manchem deutſchen Autor eine ergiebige Anregung werden.

„Aus der Geſellſchaft" war zuerſt nur ein zweiactiges Stück. Es frappirte mich durch ſein Thema: ein offenbar hieſiger Fürſt ſollte eine Gouvernante heirathen, und heirathete ſie. Die Zulaſſung ſolchen Themas für das Burgtheater ſchien unerreichbar, denn dies Theater iſt im Weſentlichen ariſtokratiſch. Ein hoher Cavalier ſteht immer an der Spitze und entſcheidet über die Zuläſſigkeit neuer Stücke, faſt ſämmtliche Logen ſind im Abonnement des hohen Adels — man kann eher eine mißliebige politiſche Tendenz zugänglich machen, als eine ſociale, welche die Standesunterſchiede der vornehmen Kreiſe herausfordert. Ich war in Verlegenheit. Von Jugend auf indeſſen daran gewöhnt, das Princip meiner Aufgaben ſtreng innezuhalten, auch auf Koſten meines Wohlbehagens innezuhalten, fühlte ich mich doch verpflichtet, das Stück einzureichen, obwohl es mir nicht ſonderlich gefiel. Es war mir als Compoſition zu dünn und in Einzelheiten zu grell.

Man mißverſtehe mich übrigens nicht mit dem Worte Princip. Ich meine hier nicht ein politiſches oder ſociales Princip, ich meine ein äſthetiſches, meine das Princip der Theaterleitung, welches ich mir ausgebildet.

Das Theater iſt mir ein voller, wahrer Spiegel des Lebens;

es ſoll alſo auch nicht zurückweichen vor einem Spiegelbilde, welches uns augenblicklich unbequem iſt. Nur echt und wahr ſoll dies Bild ſein. Die Wahrheit ſorgt für ſich ſelbſt, beſſer als wir kurzſichtigen Patrone es vermögen. Und auch in der Kunſt iſt Nichts nöthiger und förderſamer als Wahrheit. Hat ein Stück einen wahrhaftigen Stoff künſtleriſch bewältigt, dann darf man unbekümmert ſein um Meinungsſätze. Es lebt und dauert als Kunſtwerk trotz aller entgegenſtehenden widerwilligen Meinungen. Das Schelten der Parteimeinung verfängt nicht gegen ein Kunſtwerk, denn ein wirkliches Kunſtwerk iſt bereits eine Läuterung der Meinungen. Die Kunſt macht reif, was die Discuſſion unreif beläßt.

Umgekehrt ebenſo: iſt der Stoff des Stückes und die Tendenz deſſelben übertrieben, alſo nicht ganz wahr, dann entſteht auch kein Kunſtwerk, und das tendenziöſe Machwerk hält nicht Beſtand. Weder die Ariſtokratie alſo, noch die Demokratie, noch ſonſt eine Kratie hat zu hoffen oder zu fürchten, daß ein Theaterſtück für oder gegen ſie Leben gewinne, wenn es nicht in der Wahrhaftigkeit und in künſtleriſchem Maße beruht.

Von dieſem Grundſatze ausgehend, habe ich mich immer für verpflichtet erachtet — ganz ohne Voreingenommenheit für irgend eine Tendenz —, jedes Stück einzureichen, welches mir äſthetiſch haltbar erſchien.

Ich hielt dies Bauernfeld'ſche nicht für ſtark, aber nicht für unhaltbar, und reichte es alſo ein.

Mein Chef folgte ebenfalls einem Principe. Er erachtete es für ſeines ariſtokratiſchen Ranges unwürdig, ein Stück blos deßhalb abzuweiſen, weil es ariſtokratiſche Gefühle verletzte: er bemerkte alſo nur, daß die überall eingeſtreuten franzöſiſchen Brocken nicht in gute Geſellſchaft paßten.

Daraufhin ſchlug ich dem Verfaſſer vor, dieſe Brocken zu beſeitigen; wäre dies geſchehen, ſo wollte ich das kleine Stück im Frühherbſte aufführen. Ich wählte dieſe Zeit, weil da der Adel auf dem Lande iſt und Aergerniß vermieden würde.

Ich erhielt aber das Stück nicht wieder zurück. Erſt im Spätherbſte fand es ſich wieder ein, und zwar um zwei Acte verlängert. In ſolcher Ausführung war es noch empfindlicher geworden, aber ich hatte auch jetzt meinem Principe gemäß kein Recht, es abzuweiſen: es erſchien mir nicht unwahr. Mein Chef ging aus Stolz nicht weiter ein auf neue Prüfung, und ſo kam ein Stück im Burgtheater zur Aufführung, welches ein bisher unzuläſſiges Thema freimüthig und dreiſt behandelte. Das Publicum erklärte ſich beifällig dafür, und — was ich ſelbſt bezweifelt hätte — auch auf anderen deutſchen Theatern fand es eine nicht ungünſtige Aufnahme. Trotz ſeiner leichten Structur muß es alſo doch eine innere Lebensfähigkeit haben, welche über die beſonders hier in Wien hervortretende Tendenz hinausgeht: denn auf den deutſchen Theatern hat gerade dieſe Tendenz geringere Anziehungskraft.

Meine Vormeinung über innere Wahrhaftigkeit des Stückes hat ſich dadurch wohl beſtätigt. Die Vormeinung vieler Wiener aber wird ſich in obiger Darſtellung, wie und warum das Stück auf's Burgtheater gekommen, nicht beſtätigt finden, die Vormeinung nämlich, als ob gerade der Tendenz wegen die Zulaſſung des Stückes von mir betrieben worden ſei. So kurz und parteiiſch bemeſſen ſind meine Abſichten nie geweſen.

Nun kam der „Statthalter von Bengalen“ hinzu. Jetzt ſchien es unzweifelhaft, daß die Direction einen tendenziöſen Weg wandle. Und doch war dem nicht ſo. Es war derſelbe Weg, den ich immer gewandelt: wahrhaftigem Leben nachzutrachten für die Darſtellungen auf der Bühne. Es vergehen oft viele Jahre, ohne daß gerade Stoffe gewählt und zu wirkſamen Stücken ausgebildet werden, welche juſt herrſchenden Tendenzen entgegenkommen. Wie ich oben geſagt: das iſt nicht ſo leicht, wie man denkt. Die tendenziöſe Abſicht genügt nicht; das künſtleriſche Gelingen muß dazutreten. Und das tritt eben nicht hinzu für bloße Partei-Tendenz. Das künſtleriſche Gelingen ergiebt ſich erſt, wenn Tendenz und Talent im Kernpunkte der Aufgabe zuſammentreffen. Dann aber läutert das Talent von ſelbſt die parteiiſche Tendenz.

Das ſind die kurzſichtigen Leute von beiden Parteiflügeln, es ſind die links und rechts parteiiſch Tendenziöſen, welche beim zufälligen Nebeneinander einiger Stücke von politiſcher und ſocialer Gattung die Schleuſen des Willkommenen oder Unwillkommenen alle geöffnet und eine Sündfluth heranwogen ſehen. Die Kunſtwelt hat ſehr feſte Grenzen und hat viel ſtrengere Geſetze, als der Dilettant meint.

Selbſt dieſer „Statthalter von Bengalen“ traf dahin, wohin er gar nicht gerichtet geweſen war. Die Analogie, welche die engliſche Zeit der Junius-Briefe darbot, ging viel weiter, als das damalige öſterreichiſche Miniſterium in Frage brachte. Das Miniſterium wurde nur in einigen Punkten getroffen; es war alſo ein Irrthum, die Entſtehung des Stückes nur in der Tendenz gegen ein Miniſterium zu ſuchen.

Freilich gehörte meine ganze Unbefangenheit dazu, gerade zur Zeit eines ſolchen Miniſteriums ein ſolches Stück einzureichen. Aber ich muß zum Preiſe des damaligen oberſten Directors hinzuſetzen, daß er das Stück eben ſo unbefangen aufnahm. Er erkannte natürlich auf der Stelle das für den herrſchenden Moment Unzukömmliche, aber er erkannte auch auf der Stelle, daß das Stück in ſeinem Kerne objectiv ſei und nicht von parteiiſcher Tendenz. Und ſo entſchied er ganz richtig: Das Stück iſt nicht opportun, iſt aber nicht abzuweiſen. Ich wartete geduldig auf den Eintritt opportuner Lage, und als das Miniſterium abgetreten war, erſchien ich mit neuer Anfrage. Sie begegnete keinem Hinderniſſe mehr, und der „Statthalter“ erſchien auf der Scene.

Die Darſtellung dieſer Stücke, durchweg von unſeren jungen Talenten getragen, hob unſer Theater außerordentlich. Es wurde nun auch den Mißwilligen klar, daß der ſorgſam erzogene Nachwuchs des Burgtheater-Perſonals fähig ſei, moderne Stücke, welche in

Wahrheit wurzeln, vollſtändig darzuſtellen, und daß unſer Theater trotz ſo ſchmerzlicher Verluſte, wie ſie binnen zwei Jahren über dasſelbe hereingebrochen und ihm Fichtner, Anſchütz, Julie Rettich und Beckmann entriſſen hatten, lebens- und kriegsfähig geblieben wäre durch eine junge Garde, und daß dieſe junge Garde hinreichend ausgerüſtet ſei mit Talent, Geiſt und Fleiß, um die Feldzüge des Burgtheaters weiterzuführen.

Eine ſcharfe Probe trat ſogleich noch 1867 an uns heran. Eine große römiſche Tragödie, „Brutus und Collatinus", ſollte aufgeführt und es ſollte dargethan werden, daß dieſe junge Garde nicht blos das Converſationsſtück beherrſchte.

Dieſe Probe war darum ſehr willkommen, weil ſie dem Irrthume entgegentreten konnte, als würde in der Vorliebe für moderne Stücke das übrige weite Reich dramatiſcher Poeſie, welches in der Geſchichte und im freien Fluge erfinderiſcher Phantaſie ſich ergeht, von uns gering geachtet. Ein freilich ſehr wohlfeiler Irrthum! Als ob ſolche Verarmung mit irgend welchem äſthetiſchen Verſtande vereinbar wäre! Die ganze Welt gehört der dramatiſchen Kunſt. Dieſe Kunſt wird aber im Stoffe jeglichen Zeitalters unter dem Grundſatze gedeihen, daß Wahrhaftigkeit in den Charakteren pulſiren ſolle und in den Handlungen, welche von den Charakteren erzeugt werden. Und die Darſtellung jeglichen Dramas wird dadurch gewinnen, daß die Schauſpieler auch an den Vortrag hoher und ferner Dinge mit der geſchulten Abſicht gehen, Sinn und Bedeutung zunächſt einfach und klar aufzufaſſen und dann erſt an die Erhöhung des Tons, an die Steigerung der Empfindung bis zu poetiſcher Höhe vorzudringen. So kann auf unſerem Wege die Darſtellung auch des erhöhten Dramas nur gewinnen, ſie kann das wiedergewinnen, was durch unklares, oft ſinnloſes Declamiren auf den deutſchen Theatern ſeit Jahrzehnten verlorengegangen iſt.

Dieſe Probe mit „Brutus und Collatinus" war aber doppelt ſchwer, weil die verdienſtliche Compoſition des Stückes an dem

Uebelſtande leidet, einen doppelten Stoff bezwingen zu wollen. Mit dem Tode der Lucretia und der Vertreibung der Tarquinier iſt im dritten Acte der Grundſtoff erledigt, und doch geht das Stück noch an die Ausführung der erſten republikaniſchen Zeit, an den Rücktritt des Collatinus und an das Schickſal des Brutus, welcher ſeine eigenen Söhne dem jungen Staate opfert. Dafür, für einen zweiten Theil der Tragödie die Theilnahme des Publicums noch rege zu erhalten — das iſt eine ſehr ſchwere Aufgabe des Schauſpielers und der Inſceneſetzung.

Wir haben die Aufgabe gelöſt, wir haben die Probe ſiegreich beſtanden: das Stück errang einen vollen, einen tiefen Erfolg.

So meinten wir denn höchlich zufrieden ſein zu dürfen mit uns, da erfuhren wir — es war im September —, daß all unſer Arbeiten und Trachten für mißlich erachtet und gering geſchätzt würde. Ein neuer Wechſel in der oberſten Direction ſchob zur Seite, was achtzehn Jahre lang mit ſo viel Eifer und ſo viel gutem Glücke erſtrebt und erreicht worden war.

Erwarten wir, ob auch die Zukunft uns der Selbſttäuſchung zeihen und ob ſie beſtätigen wird, daß der ſorgſam gepflegte Organismus eines dramatiſchen Kunſt-Inſtituts wirklich etwas ſo Geringes iſt, um wie ein Handſchuh gewechſelt zu werden.

Der bisherige Oberſtkämmerer und als ſolcher oberſter Director der Hoftheater, Fürſt Vincenz Auersperg, war geſtorben; der neue Oberſtkämmerer hatte die Theaterleitung abgelehnt, und ſie war an das Oberſthofmeiſter-Amt übergegangen. Der Herr Oberſthofmeiſter aber hatte ebenfalls gewünſcht, nicht unmittelbar mit dem Theater in Berührung zu kommen, und um dieſem Wunſche zu genügen, war eine neue Stelle geſchaffen worden. Sie hieß Intendanz, und in dieſe Stelle war als Intendant Freiherr v. Münch-Bellinghauſen, bekannt unter dem Schriftſtellernamen Friedrich Halm, eingetreten.

Er alſo war jetzt mein nächſter Vorgeſetzter, und bei ihm meldete ich mich von Karlsbad aus nicht ohne den Ausdruck der Freude, daß ich nun unmittelbar mit einem dramatiſchen Poeten zu verhandeln haben würde.

Ich erhielt zur Antwort, daß er ſich freue, mich nicht zum Gegner zu haben. Warum hätte ich das ſein ſollen?! Das Weitere des Briefes klärte mich darüber auf. Das Weitere beſagte: er müſſe mir alle die Vollmachten entziehen, welche ich früher als artiſtiſcher Director innegehabt, nämlich die Wahl der Stücke, die Bildung des Repertoires, die Beſetzung der Rollen und die Befugniß zu einjährigen Engagements. Alle dieſe Befugniſſe müſſe er für ſich in Anſpruch nehmen, um genügende Macht und Bedeutung zu haben, da über ihm noch eine herrſchende Inſtanz, das Oberſthofmeiſter-Amt, walte.

Es war einleuchtend, daß nach Abgabe dieſer Vollmachten die artiſtiſche Direction inhaltslos geworden und caſſirt ſei. Jegliche Gelegenheit, ſchöpferiſch zu wirken, war ihr entzogen. Was bleibt aber an einer Theaterleitung, wenn ſie nicht ſchöpferiſch wirken kann? Der widerwärtige Bodenſatz des Theaterweſens, widerwärtig ſchon ſo lange man mit einem gewiſſen Anſehen regiert, unerträglich aber, wenn man dies Anſehen aufgeben und den ungemeſſenen Anſprüchen machtlos gegenüberſtehen ſoll. Ein Director ohne entſprechende Befugniß kann auch in der untergeordneten Sphäre, welche ihm überlaſſen bleibt, nicht gedeihlich wirken, weil ihm der Reſpect entzogen iſt und weil das Hin- und Herlaufen der Schauſpieler von einer Inſtanz zur andern, das erfolgreiche Verklatſchen und Intriguiren, weil mit Einem Worte die formelle Anarchie in Blüthe kommt.

Hierin liegt der Grundfehler bei den meiſten Hoftheatern mit Intendanz. Der Intendant nimmt alle Befugniſſe an ſich, nicht nur die Befugniſſe der oberſten Herrſchaft, welche ihm zuſtehen, ſondern auch die Befugniſſe zur Regierung in allen Zweigen, die Detail-Regierung. Ohne Fachkenntniß aber und ohne fleißige Hingebung an die Arbeit der Zweigregierung, beſchädigt er alle Zweige, und was wird aus dem Baume, wenn alle Zweige beſchädigt werden? Ein verkrüppeltes Gewächs. Die Alles in ſich begreifenden Intendanzen der deutſchen Hoftheater tragen aus ſolchen Gründen die Schuld des Theaterverfalls.

Dieſen Gedankengang entwickelte ich bei meiner Rückkehr dem neu ernannten Intendanten. Er berief ſich darauf, daß er ja ſelbſt nicht Chef wäre und auch den artiſtiſchen Gang zu verantworten hätte, dieſen artiſtiſchen Gang alſo auch ſouverän leiten müßte. Kurz, es waren eben aus den früheren zwei Inſtanzen jetzt drei Inſtanzen geworden zur Freude bureaukratiſcher Stellenhäufung, und die artiſtiſche Direction war als dritte verurtheilt, ſich mit den Befugniſſen einer Ober-Regie zu begnügen.

Dieſe Begnügſamkeit war mir nicht angemeſſen. Sie war weder meiner Vergangenheit an dieſem Inſtitute angemeſſen, noch meinem Charakter, noch meiner urſprünglichen Anſtellung. Ich war vor achtzehn Jahren nur eingetreten, um als artiſtiſcher Director ſchaffend zu wirken; ich hatte trotz unbeſchreiblicher Hinderniſſe achtzehn Jahre — ſelbſt nach dem Zeugniſſe meiner Gegner — ſo gewirkt; ich hatte kein Intereſſe an einem Theater-Amte, als das literariſch-künſtleriſcher Wirkſamkeit, und ich mußte endlich die neue Einrichtung als ein Mißtrauensvotum gegen meine Wirkſamkeit empfinden. Da blieb mir denn Nichts übrig, auch gegenüber allen Verſicherungen, es ſei nicht auf ein Mißtrauensvotum und nicht auf meinen Abgang abgeſehen, als in der That abzugehen.

Dies Alles ſetzte ich dem neuen Chef, dem Herrn Oberſthofmeiſter Fürſten Conſtantin zu Hohenlohe, auseinander. Er iſt ein junger Mann mit angenehmen Umgangsformen, welcher mir eröffnete, daß er vom Theater Nichts verſtehe, und daß er mit der unmittelbaren Leitung deſſelben Nichts zu thun haben wolle. Deßhalb habe er das neue Zwiſchenamt einer General-Intendanz errichtet, und den notablen dramatiſchen Dichter Friedrich Halm —

Baron von Münch-Bellinghauſen — mit dieſem Amte betraut. Uebrigens wünſche er wie Jedermann, daß meine Thätigkeit dem Hofburgtheater erhalten bleibe. Er finde auch meine Beweisführung in Betreff meiner Vollmachten ganz richtig, und werde ſogleich einen Compromiß anbahnen mit dem neuen Herrn General-Intendanten, einen Compromiß, welcher mir die wichtigſten meiner Vollmachten, namentlich das Recht der Rollenbeſetzung, wieder verleihen ſolle.

Am andern Tage hatte ich dann eine Zuſammenkunft mit dem Herrn General-Intendanten, in welcher dieſer Compromiß formulirt werden ſollte. Das erwies ſich unmöglich. Baron Münch behauptete noch ſtarrer als er früher gethan ſeinen Anſpruch auf ausgedehnteſte Souverainetät. Er müſſe der Herr ſein auch über die kleinſte Anordnung, auch über die geringſte Beſetzung — das war ſein Refrain.

Mit Einem Worte: die artiſtiſche Direction ſollte in eine bloße Oberregie verwandelt werden.

So bat ich denn zum zweiten Male um meine Entlaſſung. Ich wurde nun noch einmal ſchriftlich befragt, ob ich mich wirklich nicht den neuen Inſtructionen fügen wollte, und nachdem ich dieſe formelle Frage mit einem formellen Nein beantwortet hatte, erhielt ich jetzt meine Entlaſſung.

Einige Zeit nach meinem Austritte hatte einer meiner Freunde eine längere Unterredung mit dem Herrn Fürſten zu Hohenlohe über dies Thema, und da erklärte der Letztere unumwunden: „Es mußte ein Ende gemacht werden damit, daß der artiſtiſche Director das Burgtheater zu liberalen politiſchen Stücken mißbrauchte, wie „Statthalter von Bengalen" und „Aus der Geſellſchaft".

Dieſe Aeußerung war erſichtlich ernſt gemeint: Baron Münch hatte mir ſchon, als ich noch im Amte war, officiell aufgetragen, jene Stücke vom Repertoire auszuſchließen.

Hierdurch wurde alſo doch ein politiſcher Grund ſichtbar. Man hatte nicht an einen ſolchen geglaubt, weil um dieſelbe Zeit ein liberales Miniſterium eingeſetzt worden war. Mich ſelbſt überraſchte er nicht; ich hatte nur zu oft erfahren, daß die Hoftheater-Intendanzen von einer alten Tradition nicht laſſen können, welche den Todeskeim der Hoftheater in ſich birgt. Dieſe Tradition lautet: das Hoftheater iſt nur für den Hof da, das Publicum, oder die Nation, oder wie man ſonſt die zuſchauende Maſſe nennen mag, iſt ein gleichgültiges Ding. Eine Tradition, welche eben ſo dem Hofe wie dem Theater ſchadet. — Es kam nicht darauf an, daß Baron Münch das Verbot jener Stücke zunächſt nicht aufrecht erhalten konnte vor der ſtürmiſch auftretenden öffentlichen Forderung. Das ſonſt ſo artige Publicum des Burgtheaters demonſtrirte nämlich Wochen, ja Monate lang in unerhörter Weiſe gegen ſolchen Wechſel der Direction. Es kam nicht darauf an, daß man dem Sturme eine Zeitlang nachgab und jene Stücke noch aufführte; ein Theaterpublicum wechſelt allmälig, und hat auf die Länge keine Macht gegen das Verſchwinden von Stücken. Meine Stücke verſchwanden nach und nach ganz vom Repertoire. Jetzt, da ich dies ſchreibe, iſt ungefähr ein Jahr lang kein einziges mehr gegeben worden. Ja, ein neues Stück von mir, welches „Böſe Zungen" geheißen, trieb die neue Intendanz zu einer ganz neuen herausfordernden Maßregel. Baron Münch hatte daſſelbe angenommen, weil er ſich, wie er ſchrieb, große Wirkung davon verſprach. Die nachfolgende Ueberlegung oder höherer Befehl hatten ihm aber klar gemacht, daß die Aufführung eines neuen Stückes von mir ein Fehler wäre, und als die Cenſur des Miniſteriums die „Böſen Zungen" zuläſſig befunden hatte, ſchrieb er mir den berühmt gewordenen Abſagebrief. Der Kern deſſelben war: einem Gegner der herrſchenden Direction kann das Theater nicht eingeräumt werden zur Aufführung eines neuen Stückes.

Baron Münch ſelbſt, welcher als Friedrich Halm da in eine mißliche Situation gerathen iſt, und mit welchem ich obenein ſeit dreißig Jahren befreundet geweſen, hat in dieſer jähen Entwickelung eine vielen Leuten befremdliche Rolle übernommen. Wer ihn näher kennt, erklärt ſie ſich dadurch, daß Baron Münch von Jugend auf in bureaukratiſchem Dienſte aufgewachſen iſt. Er ſteht ſeinem vierzigjährigen Amtsjubiläum nahe, und Sinn wie Weſen des Bureaukratismus iſt ihm gründlich eingelebt. Auch einer Kunſtanſtalt gegenüber iſt ihm dieſer Sinn und dieſes Weſen Eins und Alles. Er übernimmt die Aufgabe, zu welcher er befohlen wird, und geht an die Thätigkeit wie ein Beamter, welcher dem Untergebenen keinen Hauch von Selbſtſtändigkeit einräumt, ja ſeiner hierarchiſchen Erziehung gemäß gar nicht einräumen kann. Der Organismus eines künſtleriſchen Inſtitutes, welcher in gewiſſen Bereichen eigen ſchaffende Factoren braucht, iſt ihm fremd, und das Selbſtgefühl eines ergrauten Beamten bringt ihn leicht über die Sorge hinweg: ob er auch ſelbſt hinreichende ſpecifiſche Fähigkeit für die neue Aufgabe beſitze. Er erklärte mir denn völlig naiv, daß er mich zwar augenblicklich für den beſten Director des Burgtheaters hielte, daß er aber doch Generalintendant geworden, und als ſolcher zuerſt und zuletzt auf Behauptung jeglicher Machtvollkommenheit verharren müſſe, auch wenn deßhalb das Theater meiner weiteren Mitwirkung entbehren ſollte.

Es liegen Nachrichten in Menge vor, welche für dieſen Directionswechſel noch andere Erklärungen aus perſönlichen Motiven beibringen. Dergleichen zu erörtern ſcheint mir aber an dieſer Stelle unangemeſſen. Man hat es vielfach und nachdrücklich ausgeſprochen, daß ein ſolches Umſpringen mit den Kunſtintereſſen eines großen Inſtitutes etwas Erſchreckendes habe, da dieſe Kunſtintereſſen ſelbſt gar nicht in Betracht gezogen würden. Man hat erſtaunt gefragt: wie das geſchehen könne unter dem Widerſpruche aller namhaften Kreiſe des Publicums, der hohen und höchſten ebenſo wie der mittleren und allgemeinen? Darauf antwortet man: die ganze Situation erklärt ſich dadurch, daß der Kaiſer nicht eingreift in den Reſſort ſeiner oberſten Hofbeamten, auch dann nicht, wenn die Maßregeln derſelben ſeinen Beifall nicht haben. Der Herr Oberſthofmeiſter wird alſo nicht geſtört in ſeinen Handlungen, und übernimmt ſelbſtverſtändlich allein die Verantwortung derſelben.

Was bedeutet dieſe Verantwortung? Wer weiß es! Es kommt auf das Gewiſſen Deſſen an, welcher handelt, und es kommt auf den Charakter der Zeitepoche an, in welche ſo zuverſichtliche Handlungen fallen. Graf Czernin hat den Schreyvogel beſeitigt, und durch die leichtfertige Einſetzung Deinhardſteins das Burgtheater tief beſchädigt. Weiß Jemand, daß des Grafen Czernin Gewiſſen hierdurch beunruhigt worden ſei? Kaum. Das Gewiſſen ſetzt ja doch ein Wiſſen voraus. Wird dies Wiſſen oft vorhanden ſein, wenn zur Uebernahme einer Regierung keinerlei Fachkenntniß gefordert wird? Jene leichtfertige Handlungsweiſe gegen Schreyvogel fiel in eine anſpruchsloſe Zeitepoche. Erſt nach zwanzig Jahren wurde ſie verurtheilt, als die tauben Früchte des Theaters für Jedermann reif waren, und zu der Nachfrage drängten: wer hat denn ſo kranke Bäume gepflanzt?

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! ſagt die Schrift, und damit müſſen wir uns beſcheiden.

Der Zweck dieſes Buches bringt es mit ſich, daß ich das eben ablaufende Jahr der neuen Burgtheater-Direction, 1867 — 1868, noch ſchildre, und die Beſchaffenheit der neuen Früchte noch andeute. Ich werde das ſo unbefangen wie möglich thun, aber auch ſo rückſichtslos wahr, wie es meiner Anſchauung entſpricht. Denn ich will dem Inſtitute nützen.

XXXIX.

Ich bin der Letzte, welcher gegen einen Directionswechſel Etwas einzuwenden hat. Ein alter Practikus hat einmal geſagt: man muß keinen Theaterdirector länger als ſechs Jahre im Amte laſſen. Denn nach ſechs Jahren iſt ſeine Originalität und Productionskraft erſchöpft; er copirt ſich ſelbſt, und beeinträchtigt die Entwickelung des Inſtitutes, welches friſche Säfte vonnöthen hat.

Der alte Practikus hat gar nicht Unrecht, und ich perſönlich war ſchon lange geneigt, und war ſchon einige Male poſitiv auf dem Punkte, aus eignem Bedürfniſſe zurückzutreten, und einer friſchen Kraft Platz zu machen.

Wenn ich alſo eine verſprechende Perſon mit gutem Princip hätte auftreten ſehn, damit ich ihr Raum gäbe für neue Wirkſamkeit, ich hätte es wahrlich mit ganzer Bereitwilligkeit gethan. Ja, ich kann ehrlich hinzuſetzen: mit Freude hätte ich dem neuen Director alle Erfahrungen und erprobten Hilfsmittel zu Dienſt geſtellt, damit das Inſtitut gedeihe und weiter wachſe. Denn man liebt ſolch ein Inſtitut wie man ein Kind liebt, das man erzogen hat, und deſſen gute Entwickelung Einem am Herzen liegt.

Aber dieſer Wechſel widerſprach Alledem. Für die Behörde war augenblicklich kein Bedürfniß des Wechſels vorhanden, denn das Inſtitut war im Gedeihn, es hatte die allgemeine Stimmung für ſich, und der immer nothwendige und wohl auch berechtigte Tadel ging nur auf Einzelnheiten, deren Verbeſſerung aufmerkſam erſtrebt wurde.

Und welche Perſon, welches Princip wurde eiligſt an die Stelle geſchoben? Eigentlich keine Perſon und kein Princip.

Baron Münch, als dramatiſcher Dichter Friedrich Halm genannt, beſaß und beſitzt als Dramaturg gar keine Phyſiognomie, und nachdem er an meine Stelle getreten, enthüllte er ſein Princip dahin, daß er in jedem Tagesbefehle anordnete: es ſoll Alles fortgeführt werden wie unter Laube.

Wozu alſo der Wechſel? Dazu: Man hatte im Grunde gemeint, es ſollte nur die Herrſchaft geändert, die mühſame Ausführung aber von mir weiter geführt werden. Als ob das ginge, ſelbſt wenn ich mich dazu hergegeben hätte! Unreife Vorſtellung von einem Organismus, der nur eine herrſchende Seele haben kann; unreife Velleitäten politiſcher Wallung, nicht einmal eines politiſchen Syſtems!

Ein kundiger Mann ſagte: „Es iſt dies ein Hineintaſten von Dilettanten, welche die Folgen nicht überſehn, denn auch Münch-Halm iſt ein bloßer Dilettant als Director. Man verwechſelt, wie herkömmlich, den Titel mit der Fähigkeit".

Baron Münch war berufen worden, und er hatte ſich berufen laſſen, nicht weil er nebenher als Friedrich Halm dramatiſcher Dichter war — jeder Laie weiß ja, daß ein dramatiſcher Dichter nicht Dramaturg zu ſein braucht —, ſondern weil ſeine Rangſtellung paßte für das neue Amt, und weil man einen gefügigen Mann ohne literariſche Grundſätze zu brauchen meinte.

Die Inſceneſetzung ſelbſt ſeiner eignen Stücke war nie ſeine beſondere Fähigkeit. Dieſe dramaturgiſche Aufgabe hatte er immer praktiſchen Leuten überlaſſen. Obenein hat er vorzugsweiſe Stücke geſchrieben, welche phantaſtiſchen Boden haben; der ganze Pragmatismus des Theaters, welcher mit hundertfachen Realitäten zu rechnen hat, iſt ihm fremd. Endlich hat er immer zurückgezogen gelebt, faſt einſiedleriſch, und kennt weder das deutſche Theaterperſonal, noch iſt ihm der dornenvolle Verkehr mit Schauſpielern geläufig — er kennt Bücher, er war und iſt aus der Hofbibliothek.

Nun regiert er Theater.

In welcher Weiſe? — Das deutſche Theater hat eine ſchwache literariſche Production, es hat einen geringen Vorrath an darſtellenden Talenten, es hat — namentlich in Wien — ein anſpruchsvolles, Leben verlangendes Publicum. Der Leiter des Theaters muß für all Das helfend eintreten, muß alſo einige Fähigkeit haben für dieſe Hilfsleiſtung. Er muß zunächſt alle Stücke ſelbſt in Scene ſetzen, er muß die Schauſpieler leiten und erziehen.

Dies hatte ich nach Kräften gethan, und an dieſe Thätigkeit waren Dichter, Schauſpieler und Publicum gewöhnt. Das Alles aber iſt unter der Würde und wohl auch unter der Fähigkeit des General-Intendanten. Er leitet nur vom Bureau. Er ernennt eiligſt einen früheren Schauſpieler, der als ſolcher noch dazu in ungünſtiger Wiener Erinnerung ſteht, zum nominellen Director, und führt ihn am Leitſeile. Die Schauſpieler fühlen ſich ſolchem Quaſi-Director überlegen, und die Herrſchaft auf der Scene zerfließt. Die neuen Stücke und neuen Inſceneſetzungen werden oberflächlich in die äußerlichen Formen geſchoben, wie ſie hergebracht ſind bei den meiſten Intendanztheatern, ſie kommen zum Vorſchein ohne jegliche Signatur und Ausarbeitung, ſie bleiben wirkungslos für das Publicum, wirken entmuthigend auf die Schauſpieler, welche die maßgebende Leitung vermiſſen, und das Ganze taumelt dem Verfalle zu.

Das Jahr vom Herbſte 1867 bis zum Herbſte 1868 hat das in einer Schnelligkeit dargethan, welche auch mich überraſcht: Die alten Vorſtellungen verfielen, die neuen Vorſtellungen fielen durch, das alte geſchloſſene, im Urtheile fein geübte Publicum zog ſich zurück, und ein neues, ungeſtaltes zog ein.

Unter den neuen Stücken war Halm's „Begum Somru" das wichtigſte. Es wurde vom Publicum parteiiſch ungünſtig behandelt; man ließ den Dichter entgelten, was man dem neuen Intendanten vorwarf: einen unnöthigen und unpopulären Wechſel der Direction herbeigeführt zu haben. Die Wiederholungen des Stückes, welche der Intendant mit Recht ſtandhaft fortſetzte, haben die Stellung des Stückes wohl einigermaßen verbeſſert, es iſt aber doch zweifelhaft geblieben, ob das Stück einen Platz im Repertoire behaupten könne.

So wird man oft gerade da geſtraft, wo man Aufmunterung verdient hätte. Halm hat in „Begum Somru" der blos virtuoſen Dramatik den Rücken gekehrt, und einen beſſeren Weg betreten. Der Inhalt iſt hier wahrhaft, lebensvoll und wichtig. Auch die Form, bei Halm ſtets von anmuthiger Vollendung, geberdet ſich nicht despotiſch und verläßt die Linien nirgends, welche das Weſen des Inhalts ſachgemäß vorſchreibt.

Eine indiſche Fürſtin (Begum) hat in dieſem Stücke ein Liebesverhältniß mit dem Engländer Dyce, und wird von ihm betrogen. Der ganze Apparat engliſcher Annexionen in Indien ſpielt da mit hinein, und Warren Haſtings, der engliſche Chef, ſchreitet wie das Schickſal näher und näher, bis die Liebeskataſtrophe der Begum ſo weit gediehen iſt, daß ſie mit der Kataſtrophe des Landes zuſammenfallen kann. Der Landsmann Dyce wird geopfert, die um ihren Liebesglauben betrogene Fürſtin tödtet ſich, das Land verfällt der oſtindiſchen Compagnie.

Dieſer an ſich reichhaltige Vorgang wird belebt durch die Liebesintrigue des Dyce mit einer Sclavin der Begum, Schirin, und durch die draſtiſche Entdeckung dieſer Liebesintrigue.

Man ſieht, das Thema war wohl gewählt und gegliedert, Halm war gründlich abgegangen von der Art ſeiner früheren Compoſitionen, und hatte ſich der breiteren, mannigfach charakteriſtiſch die Menſchen wie die Vorgänge entwickelnden Form zugewendet, welche in unſrer dramatiſchen Literatur natürlich und claſſiſch geworden iſt. Möge es ihn nicht irre machen, daß die Einführung des Stückes nicht glücklich gediehen iſt. Sein Uebergang zu geſünderer Form wird nicht ohne Lohn bleiben.

Frau Rettich hat das Stück zuerſt in Berlin als Gaſt gebracht, und keinen vollen Erfolg damit erzielt, weil die Ueberraſchung der Liebenden, Schirin und Dyce, Anſtoß gegeben, und weil der damalige letzte Act keine Befriedigung gewährte. Frau Rettich ſelbſt war auch nicht geeignet, einer um Liebe verzweifelnden etwa dreißigjährigen Frau den günſtigſten Ausdruck zu verleihn. Jene Ueberraſchung der ſchlafenden Liebesleute hat im Burgtheater keine Störung veranlaßt, und Halm hat den letzten Act glücklich umgearbeitet. Der jetzige, tragiſche Schluß iſt eine gründliche Verbeſſerung. Den ſchlechten Dyce zuletzt auch noch feig und das Ganze ohne eigentliche Kataſtrophe ausgehen zu ſehn, wie es in der Berliner Aufführung der Fall geweſen, mußte den Geſammteindruck ſchädigen.

Zu bemängeln bleibt am Stück wohl noch, daß die Begum gar keinen nationalen Zuſammenhang mit ihrer Heimath zeigt, daß ihr Sitte, Vaterland und Staat gar Nichts bedeutet, und daß ihr die Liebe eines nichtswürdigen Patrones Alles iſt. Da dieſer Patron in allen Beziehungen nichtig, ſo leidet ſie ſelbſt unter dem Rückſchluſſe von ſolchem Geliebten auf die Liebende. Wie viel bedeutet ſie ſelbſt, wenn ein Wicht ihr Alles bedeutet? Hier hängt der Autor noch in den Schlingen der alten Vorliebe für Capricen, und verliert dadurch an der Größe des Schluſſes, welcher im Tode Befriedigung und Erquickung gewähren kann, ſobald der ſterbende Menſch für einen großen Zweck ſtirbt.

Halm mag ſich auf „Othello“ berufen und auf die tragiſche Berechtigung jeder Leidenſchaft, und jedenfalls iſt ſolcher Schritt eines begabten Poeten zur Einfachheit und Wahrhaftigkeit von großem Werthe. Er läßt uns hoffen, daß ſeine fernere Production ſich von der blos künſtlich poetiſchen Marotte, vom Kuhreigen einer lediglich erträumten Welt ganz emancipiren, und uns noch ganz geſunde Dramen ſchenken werde. Die deutſchen Theater werden ihn darin beſtärken, und werden ihren eigenen Vortheil finden, wenn ſie „Begum Somru“ ihrem Publicum vorführen.

Der Sturz des Concordates geſtattete in dieſem Jahre endlich die Wiederaufnahme des „Königs Johann“, welchen ich des Verbotes wegen damals nicht über die Leſeprobe hinausgebracht hatte.

Das Stück konnte jetzt gegeben werden, hat aber keinen klaren Eindruck gemacht.

Das war vorauszuſehen, ſobald das Originalſtück nicht einige Zuthat in der Compoſition erhielt. Die „Hiſtorien“ Shakeſpeares ſind eben unverändert keine Theaterſtücke für uns, wenigſtens nicht vor einem lebensvollen Publicum, wie es in Wien den Ton angiebt.

In dieſen „Hiſtorien“ iſt der hiſtoriſche Vorgang und die Charakteriſtik der vorherrſchende Geſichtspunkt, die dramatiſche Compoſition ſteht in zweiter Linie, und tritt mitunter ganz zurück. Es fehlt alſo der durchſtrömende, geſchloſſene Zug der Handlung. Es geſchieht Viel, aber das Geſchehen ſteht im Vordergrunde, das Handeln, die eigentliche Macht des Dramas, die perſönliche Entwickelung des Menſchen durch folgerichtige Thätigkeit, der eigentliche dramatiſche Quell des Geſchehens bleibt meiſt verdeckt. Wir ſind deßhalb zweifelhaft, für wen wir uns intereſſiren ſollen, und im Theaterſtück müſſen wir uns für Perſonen intereſſiren; wir zerſplittern unſre Theilnahme auf Partien, auf einzelne Scenen — wir bleiben ohne den Eindruck einer geſammelten Handlung.

Dazu hatte die Inſceneſetzung auch noch das Nächſtliegende verabſäumt: ſie hatte auf den Proben nicht wahrgenommen, daß die Perſonen viel zu viel Unklares und Schwülſtiges ſprechen, und daß ſie davon befreit werden mußten, wenn ſie nicht ſämmtlich ihre Reden abſtumpfen und wirkungslos machen ſollten. Hätte das Stück nicht den Namen Shakeſpeares an der Stirn getragen, ſo wäre die Aufführung an dem überbauſchenden, krauſen Bombaſt zu Grunde gegangen.

König Johann gehört nicht zu den beſſeren Stücken Shakeſpeares, und man hat deßhalb auch früher die Echtheit deſſelben angezweifelt. Der Unterſchied im Ausdrucke iſt neben „Hamlet“, „Macbeth“, „Othello“ ein ſehr großer. Der Dichter des „Königs Johann“ ſteckt noch tief in der Modeform der Eliſabeth-Zeit, welche über keine Rede, über kein Wort glatt hinweg kann, ſondern Analogien ſucht, Vergleiche herbeizieht, über Witzſtecken ſtolpert, kurz nach unſern Begriffen ſchwülſtig, geſucht, geſchmacklos wird. Jede Einfachheit geht verloren, jeder Nachdruck mit ihr. Die Gedanken, im eigentlichen Shakeſpeare ſpäterer Periode ſo fein und ſo groß, ſo unſcheinbar oft und doch ſo mächtig — ſie verkrüppeln hier faſt alle im Entſtehen durch überbreite Ausführung, oder ſie erſaufen im Wortſchwall. Faſt alle, denn die Klaue des Löwen iſt wohl einige Male ſichtbar, und zwar in denſelben Wendungen, welche in ſpäteren Stücken bündiger zum Vorſchein kommen, zum Beiſpiele „Ungeduld hat ihr Vorrecht".

Kommt nun hinzu, daß alle endloſen Reden nicht unterſtützt werden von dramatiſcher Spannung, ſondern im Grunde immer monologiſch erſcheinen, wenn ſie auch in Gegenwart andrer Perſonen geſprochen werden, ſo ergiebt ſich die kaum überwindliche Schwierigkeit, mit ſolchen Reden ein Theaterpublicum wirklich zu treffen. Oder ſind denn die großen tragiſchen Reden Conſtanzens etwas Anderes als Monologe? Erſcheinen ſie nicht wie Bravour-Arien? Auf den Gang der Handlung üben ſie nicht den geringſten Einfluß; ja, wir wiſſen's vorher, daß ſie gar keine Wirkung haben können, daß nur die Mutter ihre Schuldigkeit thun muß. Wenn wir's uns ganz überlegen, ſo kommen wir ſogar zu dem Reſultate: die Figur der Conſtanze kann ausgeſchieden werden aus dem Perſonal, ohne daß in den Vorgängen das Mindeſte verändert wird. Sie hat nur zu klagen. Solche Bemerkung iſt aber vernichtend für den dramatiſchen Begriff und für den armen Schauſpieler, welcher außerhalb des organiſchen Verbandes einen blos declamatoriſchen Effect ſuchen und erzwingen muß. Im Laufe der Acte kommt man ſelbſt beim Baſtard Faulconbridge, einer vortrefflich gedachten Hauptfigur, auf den Gedanken, ob ſie denn eigentlich nöthig ſei, ob ſie nicht durch einen Botenläufer erſetzt werden könne. Er ſpricht zu Allem mit, aber er gewinnt nirgends einen Einfluß auf die Handlung. Hier ſtehen wir eben vor einem innerſten Gebrechen einer „Hiſtorie", welche den Vorgang in Begebenheiten und Geſchehniſſen vorüberführt, und nicht in Entwickelung der handelnden Perſonen. Und deßhalb haben die Schauſpieler einen ſo troſtlos ſchweren Stand in ſolcher „Hiſtorie", deßhalb hat die Inſceneſetzung ſolch einer Halbform vor allem Uebrigen darauf zu achten, daß die ohnehin in die leere Luft ſprechenden Schauſpieler nicht auch noch breit und redſelig zu ſprechen haben. Herr Baumeiſter, welcher den Baſtard zuerſt gut ſpielte, war zuletzt ohne Athem, Stimme und Wirkung, die leere Luft hatte Alles verzehrt.

Das Stück iſt reich an Stoff und Gegenſätzen und Charakteren. Eine talentvolle Bearbeitung, welche ſich zu Veränderungen im Gange entſchließt, zu ſichtlicher Motivirung in der Scenenfolge, könnte wohl ein Repertoireſtück für unſre Bühne gewinnen aus dieſer bloßen Hiſtorie.

Am Schluſſe der Saiſon brachten die Schauſpieler endlich der Direction eine Vorſtellung zu Hilfe, welche die warme Theilnahme des Publicums gewann. Sie hatten für ſich das Fragment von Grillparzers „Eſther" einſtudirt, und gaben es im Operntheater zum Beſten eines Wohlthätigkeitszweckes. Es fand enthuſiaſtiſche Aufnahme, und ging dann in's Burgtheater über.

Wir hatten ſchon vor Jahren Grillparzer die Erlaubniß abgerungen, dies Fragment aufzuführen. Sehr ungern gab er ſie. Er liebt es nicht mehr, an die Oeffentlichkeit gezogen zu werden, und war herzlich froh, als die Beſetzung Schwierigkeiten zeigte, und das Unternehmen liegen bleiben mußte. Eine Schauſpielerin nämlich hatte ſich die Rolle der Eſther von ihm erbeten, welche ich ungeeignet fand für dieſe Aufgabe; er aber wollte ſich den Aerger erſpart ſehn, ſein halb gegebenes Verſprechen zurück zu nehmen.

Jetzt war dies Hinderniß veraltet, die Schauſpieler beriefen ſich auf die frühere Erlaubniß, und wir ſahen im Opernhauſe den Vorhang aufgehen zu dem zweiactigen Drama, ihm, dem alten Herrn, zur Sorge, uns Allen zu großer Freude. Trotz der Mittagszeit war das Opernhaus voll. Die Wiener wiſſen es zu ſchätzen, wenn ihr größter Dichter eine Spende zuläßt, und ſie hörten, ſie hörten in einer Stille, daß auch nicht eine Sylbe verloren gehen konnte.

Am Hofe zu Suſa ſind alle Parteien in Verwirrung, weil ſich der König von ſeiner eigenſinnigen Gemahlin geſchieden hat. Was ſollen ſie thun? Was wird geſchehen? Auf welcher Seite iſt Gewinn zu erwarten? Letzteres fragt beſonders Haman, ein hoher Staatsbeamter, ein Muſterbild von diplomatiſcher Vorſicht und Eigennützigkeit. Sich nirgendhin vergeben, Alles einleiten, für gar Nichts Verantwortlichkeit übernehmen, für Alles aber ſich den Lohn ſichern, wenn der Erfolg eintritt — das iſt ſein Weſen, reiflichſt vom Dichter gezeichnet, reiflich von Lewinsky dargeſtellt. In dieſem Sinne hat Haman veranſtaltet, daß die ſchönſten Mädchen des Reichs an den Hof gebracht und dem Könige zur Wahl vorgeſtellt werden. Er wird ja dann die neue Königin geſchaffen haben, und allen Dank ernten.

Der König dagegen hat in einer großen Rede — meiſterhaft vorgetragen von Sonnenthal — ſich zornig ausgeſprochen, daß er bei all ſeiner Macht ein Sclave ſeiner Sclaven wäre, denn er müßte durch ihr Auge ſehn, durch ihr Ohr hören, und ſie zeigten und böten ihm ſtets Falſches, ſie ſuchten ihren Vortheil, nicht das Wohl des Volkes, nicht das Wohl des Königs, welcher wirkungslos ſei mit aller Liebe und mit allem Drange, ſeine Liebe zu bethätigen.

Bei dieſer Stimmung hat die bloße Mädchenſchau wenig Ausſicht auf eine Wahl. Ja, der Unmuth des Königs wird durch dieſelbe nur geſteigert, und zu Hamans Verzweiflung will er auch das letzte Mädchen von dannen ſchicken — da gewahrt er, daß dies Mädchen ſelbſt gar nichts Anderes will, als fortgeſchickt zu werden.

Es iſt Eſther, eine Jüdin, natürlich, klug, faſt weiſe. — Dieſe Weisheit wäre eine Gefahr für den Charakter des jungen Mädchens, wenn der Dichter nicht ein Poet erſten Ranges iſt. Grillparzer hat ſeine größte Kraft darin bewieſen, daß die Reden Eſthers nur an Weisheit ſtreifen, und mit der Jugend vereinbar ſind. Sie entſpringen nicht aus bewußter Erfahrung, ſie entſpringen aus einem glücklich begabten Naturell, welches neben Mardochai, einem jüdiſchen Philoſophen, aufgewachſen iſt. Eſther hat Logik eingeſogen ohne Abſicht, und ſo iſt ſie jetzt verſtändig vor dem Könige ohne Abſicht, und da ſie übrigens gut und liebenswürdig, und da der König ebenfalls gut und liebenswürdig, ſo finden ſich in einer langen Scene — ein Meiſterſtück von feiner, echter Liebesſcene! — die beiden Menſchen dergeſtalt zu einander, daß Jedermann im Publicum innerlich zuſtimmt und ruft: Ja, ſo entſteht wahre Liebe, die Beiden lieben ſich, ſie gehören zu einander, ſie ſind König und Königin — und ſo fällt der Vorhang unter enthuſiaſtiſcher Zuſtimmung des ganzen Hauſes; das Fragment iſt zu Ende.

Das Fragment? Iſt es denn eines? Ich finde, die Vorſtellung hat erwieſen, daß es ein Stück iſt, nicht blos ein Fragment. Einige breitere Vorbereitungen im erſten Acte, welche allerdings für ein längeres Stück angelegt ſind, brauchen nur abgekürzt zu werden, und es entſteht auch die wünſchenswerthe Symmetrie, und ein zweiactiges Stück iſt abgerundet. Es liegt da ſeit langen Jahren beim Dichter als Fragment, weil der Dichter klar oder unklar empfunden hat, daß er ſich mit dieſer großen, und was die Hauptſache iſt, mit dieſer abſchließenden Liebesſcene die Fortſetzung erſchwert, wenn nicht vergeben hat. Ich meine: vergeben. Die höchſte Karte iſt ausgeſpielt, was kann nun kommen? Prüfungen? Rückgänge? Weil ſie eine Jüdin iſt, und die Juden fremd und verachtet waren? Das wird bei dem Sinne des Königs abfallend, nicht ſteigernd erſcheinen. So wie König und Eſther angelegt ſind, müſſen ſie ſchließlich doch vereinigt werden, oder es muß ein Trauerſpiel entſtehn, deſſen wohlthuende Macht nicht abzuſehen iſt nach dem, was vorliegt. Hofintriguen, Verhetzung der beiden Hauptperſonen, ſchmerzliche Trennung, welche nur auf gemachten Motiven beruht, alſo kein gutes Trauerſpiel. Das verlängerte Schauſpiel aber wird die Höhe dieſer Liebesſcene kaum wieder erreichen können, und wenn es ſie wieder erreicht, ſo wird die Steigerung fehlen, und wir werden den mühſamen Weg bedauern, der nur an daſſelbe Ziel führt.

In dieſem Gedankengange wird wohl die Erklärung zu finden ſein, daß Grillparzer die Arbeit hat liegen laſſen als Fragment. Wie dem auch ſei, der alte Herr legt ſchwerlich nochmals die Hand an dieſes Werk, und ſo thun wir Recht, wenn wir uns die reizende, mit vielfältiger Weisheit bedachte Gabe als zweiactiges Drama aneignen. Sie iſt eine ſchöne Bereicherung der Literatur und des Repertoires.

Es iſt dieſer König eine vortreffliche Kunſtleiſtung Sonnenthals, und ich mußte mir eingeſtehen: es war gut, daß wir damals gehindert wurden an der Inſceneſetzung dieſer Eſther, Sonnenthal wäre noch nicht ſo vollſtändig ausgebildet geweſen für dieſe Rolle, wie er es ſeit der Zeit geworden, nicht ganz ſo ausgerüſtet, die Rolle in allen Theilen, in den rhetoriſchen, wie in der allmäligen Enthüllung der Gefühle vollendet darzuſtellen. Auch Fräulein Bognar traf Haltung, Sinn und Kern der Eſther in glücklichem Grade.

Alles Uebrige, was dieſes Theaterjahr gebracht, iſt wie Spreu vor dem Winde in die Luft der Vergeſſenheit geflogen — es war eine unfruchtbare Saiſon. Und nicht blos unfruchtbar, ſie war verwüſtend. Namentlich ſind die Schauſpieler ſämmtlich zurückgegangen; einzelne unter ihnen, und zwar unter den erſten, welche fortwährender Aufmerkſamkeit bedurften, ſind dem Untergange nahegebracht — das Burgtheater, die letzte Halteſtätte des leider planlos hintaumelnden deutſchen Theaters, treibt wie ein ſteuerloſes Floß auf den gefährlichen Wellen des Zufalls und iſt in Gefahr verloren zu gehen.

Ich kann wohl mit Zuſtimmung des ganzen alten Burgtheater-Publicums fragen: wo lag die Nothwendigkeit eines Wechſels, für deſſen Gelingen ſo wenig ſachgemäße Sicherſtellung vorhanden war?

Möge bald eine friſche Kraft zur Leitung gefunden werden, um einem Niedergange Einhalt zu thun, welcher nicht blos für Wien, ſondern für das ganze deutſche Schauſpiel ein Unglück iſt.

Die Erfüllung dieſes Wunſches würde freilich in gefährlicher

Weiſe vertagt, wenn die allgemeine Wiener Stimme Recht behielte in Erklärung der Abſichten, welche bei dieſem Directionswechſel im Hintergrunde obgewaltet. Dann wäre ſelbſt Baron von Münch nur als Schwelle benützt worden für den Einzug eines Intendanzweſens, wie es an kleineren deutſchen Hoftheatern verwüſtend graſſirt hat. Dann folgte auf den Münch'ſchen Marasmus die galoppirende Schwindſucht.

Jenes alsdann zum erſten Mal in die Burg einziehende Intendanzweſen iſt innerlich ganz ohne Intereſſe für das deutſche Schauſpiel, es hat nur die Tamtam-Schläge der Zeitungen vor Augen. Dem Grundcharakter des Burgtheaters läuft es ſchnurſtracks zuwider, indem es alle erſinnlichen Mittel äußerer Blendung herbeizieht, und das Einfache zerſtört, alſo gerade das zerſtört, wodurch das Burgtheater Burgtheater geworden iſt.

Das einfache Wort, das intime Schauſpiel, die keuſche Claſſicität, welche jedem ſinnigen Menſchen verſtändlich — ſie ſind die Grundelemente des Burgtheaters. Dafür hat es Kaiſer Joſeph gegründet. Für die Erhaltung dieſes Inſtituts ſollen die regierenden Herren eintreten.

Hoffentlich werden die alten, echten Freunde des Burgtheaters wieder Einfluß gewinnen an entſcheidender Stelle, und werden die Wahl dahin lenken helfen, wo neben der Friſche auch Liebe fürs deutſche Schauſpiel wohnt und wo das Bedürfniß dauernder Schöpfung waltet. Nur dann kann der deutſchen Bühne ihr einfacher Tempel im Burgtheater wieder erworben werden.

Ich perſönlich, in Jahren vorgerückt, ſtehe dabei ganz außer Frage. Ich habe denn auch Nichts mehr hinzuzuſetzen als das Geſtändniß, daß ich mit tiefem Schmerze vom Burgtheater geſchieden bin. An dieſem Schmerze hat die Beſorgniß den größten Antheil gehabt: es werde das ſo eigenthümliche Inſtitut nun wie ſo manches deutſche Intendanztheater einer blos äußerlichen Führung überliefert werden.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das norddeutſche Theater.

Das

Norddeutſche Theater.

Ein neuer Beitrag
zur
Deutſchen Theatergeſchichte.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Ich habe mein Buch über „das Burgtheater“ einen „Beitrag zur deutſchen Theatergeſchichte“ genannt, und möchte nun in dem folgenden Buche dieſen Beitrag vervollſtändigen, indem ich überſichtlich die Entwickelung des norddeutſchen Theaters ſkizzire, die charakteriſtiſchen Formen und Gebräuche des norddeutſchen Theaters aber ſchildere.

Die ſich von ſelbſt aufdrängenden Vergleiche mit den charakteriſtiſchen Formen des Burgtheaters, eines Haupttheaters in Süddeutſchland, werden es wohl bis auf einen gewiſſen Grad klar machen: wie unſer ganzes deutſches Theater beſchaffen ſei. Oder um beſcheidener zu ſprechen: wie es mir erſcheint, der ich im Norden und im Süden unſeres Vaterlandes mit unſerer Bühne lange Zeit und gleichſam officiell beſchäftigt geweſen bin.

Den Mittelpunkt für das Norddeutſche Theater ſoll die Leipziger Bühne bilden, welche ich anderthalb Jahre dirigirt habe. Sie iſt nicht gerade ein Typus des norddeutſchen Theaters; einen ſolchen giebt es überhaupt nicht, denn die Haupttheater in Norddeutſchland, die von Berlin, von Hamburg und von Dresden, unterſcheiden ſich mannigfach von einander. Aber was ihnen gemeinſchaftlich iſt, das findet ſich auch in Leipzig. Es iſt dies ein ruhigeres, beſonneneres, etwas langſameres Weſen, Auffaſſen und Aufnehmen, als wir's in Süddeutſchland finden. Im Norden wird ein ſtärkerer Accent auf den Inhalt gelegt, im Süden auf die Form; im Norden ſteht der Charakter in erſter Linie, im Süden das Talent.

Ich meine, dies werde ſich in dem folgenden Buche deutlich herausſtellen. Und da Beides, Charakter wie Talent, nöthig iſt für eine volle Kunſt, ſo liegt der Schluß nahe: wir ergänzen auch hierbei einander wohlthätig im Norden und Süden des Vaterlandes, und wollen froh ſein, daß wir eng zu einander gehören.

Wien, im November 1871.

Heinrich Laube.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Die Neuberin. Leſſing. Das Hamburger Theater. Schröder. Der alte Schmidt. Lenz. Baiſon. Maurice. Das Berliner Theater. Iffland. Graf Brühl. Die Bethmann. 3

II.

Ludwig Devrient. Goethe und Graf Brühl. Das Wolff'ſche Ehepaar in Weimar. Düring — Stich — Crelinger. Das Privatleben der Schauſpieler. 16

III.

Eduard Devrient. Die Berliner Intendanz. Seydelmann. Gern. Charlotte v. Hagn. Einfluß Friedrich Wilhelm's IV. auf die Bühne. Th. v. Küſtner. Hülſen. 34

IV.

Das Weimar'ſche Theater. Goethe als Theater-Director. Schiller's Antheil. 50

V.

Das Weimar'ſche Theater unter Goethe. Oppoſition gegen Goethe. Schiller's Tod. Goethe's Rücktritt vom Theater. Nachwirkungen. 66

VI.

Die kleinen Hoftheater und die deutſchen Stadttheater. Eßlair. Lenz. Sophie Schröder. Das Dresdener Hoftheater. L. Tieck. Shakeſpeare auf der deutſchen Bühne. Emil Devrient. Dawiſon. Bayer-Bürck. 80

VII.

Die kleinen Hoftheater. Immermann in Düſſeldorf. Das Leipziger Theater. Küſtner. Schmidt. v. Witte. 101

Seite

VIII.

Das Leipziger Theater. v. Witte. Ein Programm. Ein Vortragslehrer. 118

IX.

Vorbereitung der „Demetrius“-Aufführung in Leipzig. Die Leſeprobe. Die Theaterproben. Schauſpieler und Dramaturg. 133

X.

Zwiſchenvorhang. Zwiſchenactsmuſik. „Demetrius.“ v. Leman. Mittell. Engelhardt. Günther-Bachmann. Delia. „Wildfeuer.“ „Schach dem König.“ 150

XI.

„Minna von Barnhelm.“ Frau und Herr Mitterwurzer. „Die Makkabäer.“ „Der Sommernachtstraum.“ Die großen und die kleinen Schauſpielhäuſer. Ein Theater-Publicum. . . 167

XII.

Clara Ziegler. Kruſe's „Gräfin“. 183

XIII.

„Die Harfenſchule“, von Brachvogel. „Iſabella Orſini“, von Moſenthal. „Aſchenbrödel in Böhmen“, von Hans Hopfen. „Advocat Hamlet.“ „Marion“, von Paul Lindau. Richard Kahle. „Wilhelm Tell.“ 200

XIV.

Die Tellvorſtellung. Eine „geſinnungsvolle“ Kritik derſelben. Attentat eines Schauſpielers auf einen Schriftſteller. Entlaſſung des Schauſpielers. Theaterſcandal. 217

XV.

„Egmont.“ Schiller's Bearbeitung. Coriolanus. Björnſtjerne-Björnſons Dramen. „Hans und Grete.“ Sperrung des Theaters. 233

XVI.

Rücktritt des Directors. Penſionsverhältniſſe. Kritik. Tragiſche Schuld. Abſchied. 250

Das norddeutſche Theater.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Die Neuberin. Leſſing. Das Hamburger Theater. Schröder. Der alte Schmidt. Lenz. Baiſon. Maurice. Das Berliner Theater. Iffland. Graf Brühl. Die Bethmann.

Die Gründung und erſte Entwicklung des deutſchen Theaters hat ihre Stätte in Norddeutſchland gehabt. Das hängt mit der Reformation zuſammen, welche die allgemeine Bildung raſch gefördert und mit ihr das Bedürfniß geiſtiger Unterhaltung verbreitet hat. Was in Wien erſt Kaiſer Joſeph erzwingen mußte, das entſtand in Norddeutſchland von ſelbſt, weil das große Publicum unterrichteter war, und in ſeinen Vorkenntniſſen mehr Befähigung hatte, ein ernſtes Drama zu verſtehen und zu ſchätzen.

Eine andere Frage iſt es, ob das norddeutſche Publicum künſtleriſch eben ſo begabt iſt als das ſüddeutſche.

Es iſt bekannt, daß die Schauſpielerin und Theater-Directorin Caroline Neuber, die Neuberin genannt, eine energiſche Frau aus dem ſächſiſchen Voigtlande, den Hanswurſt von der Leipziger Bühne verbannte. Dies war ein Signal, daß höheres Schauſpiel alleinherrſchend werden ſollte.

vorherrſchend jedenfalls. So wenigſtens faßte es Leſſing auf, der wichtigſte Mann für die Gründung des deutſchen National-Theaters. Er lebte damals als Studioſus in Leipzig, wo Gottſched dieſen Kriegsact gegen die extemporirte Poſſe veranlaſſen half. Gottſched hatte nur die declamatoriſch-heroiſche Tragödie franzöſiſchen Styles im Auge, Leſſing aber ſah weiter und ſprach ſehr bald ſeinen Zweifel aus, ob die Bühne „Hänschen“ überhaupt entbehren könnte. „Hänschen“ würde ſich nur etwas gebildeter halten müſſen.

Unter allen Umſtänden aber war dieſer Act gegen den Hanswurſt, das heißt gegen die extemporirte, rohe Komödie von großer Bedeutung für das deutſche Theater, und Leipzig kann den Anſpruch erheben, daß von ſeiner Mitte aus eine entſcheidende Wendung unſerer Theater-Entwicklung ausgegangen ſei.

Aus ſeiner Mitte kam denn auch der Mann, welcher das Geſetzbuch entwarf für das deutſche Original-Schauſpiel; derſelbe Studioſus Gotthold Ephraim Leſſing, ein Paſtorsſohn aus Kamenz in der Oberlauſitz, welcher in Hamburg ſeine Recenſionen ſchrieb. Die Sammlung derſelben heißt Dramaturgie und iſt noch heute das Beſte, was unſere Literatur in dieſem Fache aufzuweiſen hat.

Zum Theile dadurch wurde Hamburg frühzeitig ein Hauptort für das deutſche Theater.

Vorher waren kleine Reſidenzen in Norddeutſchland die Brut- und Pflegeſtätten des deutſchen Theaters: Schwerin in Mecklenburg, Braunſchweig und, allen übrigen voraus, Gotha. Hier wirkte Eckhof, einer der beſten Schauſpieler in jener anfänglichen Epoche.

In Süddeutſchland hielt nur Mannheim gleichen Schritt mit den Anſtrengungen für eine gründliche Organiſation.

Hamburg, wie geſagt, überholte alle durch die kritiſche Beihilfe Leſſing's, eine wirkliche Beihilfe, weil Leſſing's Kritik die Splitterrichterei vermied, und den Aufbau zum Zielpunkte nahm. Er ſuchte für den noch wüſt umhertaſtenden Theaterſtaat Geſetze aufzufinden, allgemein giltige Geſetze. Er wurde unſer Ariſtoteles.

Lange konnte er dies allerdings nicht treiben, weil eine gründlich wirkſame Theaterkritik wie Theaterführung immer ſo viel perſönliche Intereſſen der Schauſpieler und des Publicums berührt, daß Parteiung entſteht und jegliche verletzte Eitelkeit maßloſen Widerſtand erhebt. Solche Theater-Reformen ſind immer Feldzüge, und endigen immer mit Kataſtrophen. Auch Leſſing mußte abbrechen, weil die Schauſpieler die Wahrheit, die Theaterdichter das Urtheil nicht vertrugen; aber ſein Feldzug erwies ſich hinterher als ein ſiegreicher; denn die von ihm gefundenen und begründeten Grundſätze blieben beſtehen, ja ſie wurden Geſetzbuch für das deutſche Theater.

Hamburg ſelbſt hatte außerdem noch das Glück, den abziehenden Geſetzgeber nach kurzer Zwiſchenzeit erſetzt zu ſehen. Nicht durch einen Mann gleicher Beſchaffenheit, wohl aber — und dies war ein Vortheil — durch einen großen Schauſpieler, welcher Leſſing zu würdigen und deſſen Theorie zu bethätigen wußte. Die Praxis trat in Hamburg unmittelbar in die Fußſtapfen der Theorie. Der Mann war Ludwig Schröder. Talentvoll und in ſeltenem Grade ſchöpferiſch, hat er das deutſche Theater außerordentlich gefördert. Neben Leſſing iſt er der wichtigſte Mann in der Begründung deſſelben. Seine Lebensgeſchichte von Meyer giebt Auskunft darüber, wie ſeine Bearbeitung und Einführung Shakeſpeare's, wie ſeine erſtaunliche Productivität immer geleitet und beherrſcht wurde von guten Abſichten und zweckmäßigen Grundſätzen.

Auch er ſah ſich darauf angewieſen, in einzelnen Feldzügen zu wirken, weil die Parteiung eine gedeihliche lange Dauer unmöglich machte. Er ging nach Wien, und half weſentlich zum Aufbau des Burgtheaters, und kehrte, auch in Wien durch feindliches Parteiweſen der Regie verdrängt, doch wieder nach Hamburg zurück, nochmals die dortige Direction übernehmend, obwohl er alle Uebelſtände Hamburgs vollſtändig kannte. Der Trieb des Schaffens ſpottet immer eine Zeitlang aller offenkundigen Hinderniſſe, und verſucht wenigſtens eine Zeitlang zu ſchaffen. So Schröder in Hamburg, obwohl er vorher wußte, daß keine ſichere Dauer zu erringen wäre.

Er trat denn auch 1798 völlig zurück, ehe noch von Altersſchwäche bei ihm die Rede war. Hamburg aber war durch ihn bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das bedeutendſte und ſchöpferiſcheſte Theater Norddeutſchlands geworden.

Selbſt als Greis ließ er ſich während der franzöſiſchen Kriegsepoche 1811 noch einmal verleiten, das geſunkene

Hamburger Theater zu übernehmen. Der alte Schaffenstrieb konnte nicht zur Ruhe kommen. Diesmal koſtete er ihn Vermögen und Geſundheit; die Kriegszeit ließ ein Gedeihen der Bühne nicht zu; zerrüttet zog er ſich zurück. 1816 iſt er zweiundſiebzig Jahre alt geſtorben.

Mit ihm verlor Hamburg die Führerrolle in Norddeutſchland. Aber es bewahrte ſich in ſeinem Stadttheater noch lange eine achtungswerthe Stellung, und die guten Schröderſchen Traditionen auf der Scene wie im Publicum hielten noch lange vor. Namentlich unter der Direction des ſogenannten „alten Schmidt", eines originellen, tüchtigen Theaterführers. Eine Menge charakteriſtiſcher Anecdoten von ihm haben ihn überlebt und ſind noch heute Unterhaltungsſtoff in den Schauſpielerkreiſen. Alle gipfeln in der unerſchütterlichen Strenge für einfache, wahrhaftige Darſtellung und für ein gediegenes Enſemble. Eine manierirte Effectſpielerin zum Beiſpiele hat eben ihre übertriebenen „Drucker" losgelaſſen bei ihrem Abgange, und tritt unter rauſchendem Applauſe in die Couliſſe, von welcher aus Director Schmidt zugeſehen. Freudeſtrahlend über den ſie begleitenden Beifall ruft ſie ſiegesvoll dem alten Herrn die Frage zu: „Nun, Director, wie habe ich geſpielt?" Und der alte Schmidt antwortet unbefangen: „Niederträchtig". Im vierten Acte der „Jungfrau von Orleans", als bei den Donnerſchlägen und der Verfinſterung der Scene Alles entſetzt von der Bühne eilt, bleibt der Erzbiſchof, ein harthöriger Statiſt, unerſchütterlich ſtehen und hindert den Fortgang der Scene. Umſonſt ruft man ihm aus den Couliſſen zu: Abgehen! Abgehen! Er bleibt felſenfeſt ſtehen, und die Lächerlichkeit zieht herauf wie eine drohende Wolke. Da ſchreitet Vater Thibaut, der alte Schmidt, die Wuth im Herzen, hinaus und ſagt mit gepreßter Stimme: „Darf ich Eurer Eminenz meinen Arm anbieten?“ Dabei faßt er den hartnäckigen Kirchenfürſten krampfhaft am Arme, und führt ihn reſpectvoll hinweg, die Wolke der Lächerlichkeit glücklich zerſtreuend. — Er war ſtets auf der Bühne, bei der Probe wie bei der Vorſtellung, und leitete Alles bis in das unſcheinbarſte Detail, die Richtigkeit und Würde ſeiner Kunſt wie ein Argus behütend, den Sinn und Geiſt der Stücke wie jeder Rolle mit gutem Verſtande aufrechthaltend. Aus ſeiner Schule gingen denn auch gediegene Darſteller hervor, wie der alte Weiß, ein kleiner lahmer Mann, welcher auf dem Berliner Hoftheater die einfachen, ehrlichen Formen der Darſtellung ſtandhaft feſthielt, als dort ſchon zahlreiche moderne Manierirtheiten hereinbrachen.

Einer der letzten Träger dieſer guten Hamburger Schule, welche namentlich ans Burgtheater einzelne tüchtige Kräfte, wie Coſtenoble, abgegeben, war der Lievländer Lenz, ein Heldenvater Eßlair'ſchen Genres, den ich noch vor dreißig Jahren ſpielen geſehen, als er, dem Erblinden nahe, ſeinen Rücktritt feierte unter pietätvollem Beifalle des Hamburger Publicums. Die Aelteren dieſes einſt ſo ſoliden Publicums ſagten damals: Mit Lenz tritt der Letzte ab von jenen geſunden Darſtellern, welche natürliche Tüchtigkeit und Herzlichkeit ohne Flitter und Prunk in deutſcher Weiſe auszudrücken wiſſen.

Der recht intereſſante Schauſpieler Baiſon machte noch den letzten Verſuch, dem Hamburger Stadttheater die einſt hohe Bedeutung wieder zu gewinnen. Es war umſonſt; der Tod raffte ihn plötzlich hinweg, und die früher ſorgſam verweigerte, jetzt doch bewilligte Errichtung eines Concurrenz-Theaters gab dem berühmten Hamburger Stadttheater den Todesſtoß.

Der kaufmänniſch gefeierte Begriff der Concurrenz mag auch bei Kunſtanſtalten ſeinen Werth haben, wenn gewiſſe Vorbedingungen vorhanden ſind. Unter dieſen Vorbedingungen iſt eine der erſten: ein hinreichend großes Publicum. Ob dies vorhanden ſei für ernſtes Schauſpiel in einer Handelsſtadt, welche bis in den ſpäten Abend hinein arbeitet, und dann nur leichter Unterhaltung bedürftig iſt, das haben die zahlreichen neuen Directionen des Hamburger Stadttheaters bis jetzt ſämmtlich verneint.

So iſt denn ſeit mehr als zwanzig Jahren Hamburg im norddeutſchen Theaterleben nur dadurch bemerkbar geworden, daß ſich im dortigen Thalia-Theater ein leichtes Unterhaltungs-Schauſpiel, ein Luſtſpiel-Theater ausgebildet hat, welches von den Hamburgern gelobt und ſtark beſucht wird, und welches unter dem ſehr rührigen und geſchickten Director Maurice ungemein viel neue junge Schauſpieler zum Vorſcheine gebracht hat. Man rühmt die Ordnung und Sorgfalt der Leitung und das immer fleißig vorbereitete Zuſammenſpiel. Das iſt immerhin ein gutes Beiſpiel, wenn man auch ſagen muß, daß dieſes eingeübte Zuſammenſpiel nur mechaniſch eingeübt iſt, und des geiſtigen Fluidums entbehrt. Um dieſes Mangels willen übt das Thalia-Theater nicht den Einfluß aus, welchen es auf die meiſt nachläſſiger geführten deutſchen Theater ausüben könnte kraft ſeiner ſorgſamen Führung.

Berlin brachte im vorigen Jahrhundert dem Aufbau eines deutſchen National-Theaters keine nennenswerthe Unterſtützung, obwohl es ſchon damals die wichtigſte Hauptſtadt in Norddeutſchland war. König Friedrich der Große, welcher Berlin dazu machte, nahm nur Intereſſe an franzöſiſcher Literatur, und gewährte dem ſich entwickelnden deutſchen Schauſpiele gar keine Aufmerkſamkeit. Leſſing lebte längere Zeit in Preußen, in Breslau, in Berlin, in Potsdam und ſchrieb ſeine „Minna von Barnhelm“ ſogar in wohlwollend preußiſchem Sinne, aber irgend eine Anerkennung dafür fand er in Berlin nicht. Wie jeder andere Autor mußte er ſich damit begnügen, daß die Döbbelin'ſche Truppe ſeine Stücke mit mittelmäßigen Kräften aufführte, nachdem ſie durch Aufführung an anderen Orten empfohlen waren. Das Berliner Publicum allerdings erwies ſich einſichtsvoll und entgegenkommend für Leſſing's Productionen.

Unter den damaligen Verhältniſſen waren in Reſidenzen eben nur die Höfe maßgebend für alle öffentlichen Unternehmungen, und ſo entwickelte ſich denn auch das Theater in Berlin erſt zu größerer Bedeutung, als es Hoftheater und als Iffland Director deſſelben wurde. 1796 übernahm er die Direction der „Nationalbühne“ — ſo lautete damals überall der beliebte Titel — in Berlin, und er hat ſie mit Umſicht und Tüchtigkeit geführt. Namentlich iſt er in lebendigen Verkehr getreten mit Goethe und Schiller, obwohl die ihm eigene Richtung des bürgerlichen Dramas in den literariſchen Schatten geſtellt wurde durch die dramatiſchen Dichtungen dieſer großen Poeten, und obwohl er nicht unbegründete Bedenken trug, daß äußerlicher Pomp, wie der Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans", das Publicum an äußerlichen Aufwand gewöhnen und der Hingabe an innerliche Conflicte entwöhnen könnte. Trotzdem ſehen wir ihn ſtets befliſſen, die Schiller'ſchen Stücke ſo raſch und ſo gut als möglich darzuſtellen. Für den „Wallenſtein" zum Beiſpiel wurde auch ſeine Inſceneſetzung von Wichtigkeit, da er im Heldenſpieler Fleck den beſten Darſteller des Friedländers bieten konnte. Ja er war lebhaft thätig dafür, daß Schiller nach Berlin berufen würde.

Bemerkenswerth iſt es, daß die Schiller'ſchen Stücke im damaligen literariſchen Berlin eine überaus ſtrenge, ja abfällige Kritik erdulden mußten. Belletriſtiſche Zeitſchriften waren in jener Zeit die entſcheidenden Tribunale, und eine ſolche, „Der Freimüthige" in Berlin, ging mit dem armen Schiller und ſeinen „Excentricitäten" wie mit Geſchmackloſigkeiten wegwerfend ins Gericht. Das Publicum war glücklicherweiſe anderer Meinung.

Leider fiel Iffland's Berliner Direction in die 1806 über Preußen hereinbrechenden Franzoſenkriege, welche bis an ſeinen Tod (1814) dauerten. Auch in den Jahren, welche keine unmittelbaren Kriegsjahre für Preußen waren (1808 bis 1812), drückte franzöſiſche Invaſion und brutale Einmiſchung das bürgerliche Leben fortwährend dergeſtalt, daß kein freies Aufathmen, kein Behagen, kurz kein Zuſtand einkehren konnte, welcher dem Gedeihen eines Theaters nothwendig iſt. Iffland hat dabei immer gethan und erreicht, was nur immer zu thun und zu erreichen war, und für Berlin eine gute, ihn überdauernde Tradition der Schauſpielkunſt gegründet.

Seine Nachfolger haben lange von dieſer Tradition gelebt, und man kann nicht ſagen, daß Einer von ihnen Etwas zugethan hätte in der organiſchen Bildung der Schauſpielkunſt. Graf Brühl, welcher die nun folgenden Friedensjahre in langer Folge für ſich hatte, war thätig, aufmerkſam und gewiſſenhaft. Er ſuchte das Theater in Verbindung zu erhalten mit den literariſchen Größen, insbeſondere mit Goethe, und führte einen gewiſſen großartigen Styl ein. Es wurde beſonders viel gethan für die äußerlichen Dinge des Theaters, für Coſtüm, Decoration und Requiſiten. Die Coſtüme namentlich wurden mit möglichſter hiſtoriſcher Treue entworfen und wurden in den Kunſthandel gegeben. Ich habe als junger Gymnaſiaſt dieſe colorirten Könige und Helden und intereſſanten Damen voll Bewunderung copirt und bin überzeugt, daß hiedurch eine ſtarke Einwirkung auf das Coſtümweſen des deutſchen Theaters ausgeübt worden iſt. Eine gewiſſe Feierlichkeit herrſchte damals am Berliner Hoftheater, und die Regierung deſſelben athmete einen ſchweren Ernſt. Ohne Zweifel wurde dadurch das Anſehen des Theaters gehoben, und die Brühl'ſche Epoche gilt noch heute für die würdigſte und vornehmſte. Graf Brühl empfand auch das Bedürfniß, höheren poetiſchen Zwecken gerecht zu werden, und ſein Briefwechſel mit Dichtern entſpricht ganz dem Ernſte ſeiner ſonſtigen Directions-Grundſätze. Namentlich an Goethe ſchrieb er mit einer außerordentlichen Deferenz über theatraliſche Dinge. Leider handelte es ſich dabei um künſtliche Productionen des alten Dichterfürſten, der trotz langer Theaterführung nie eine beſondere Fähigkeit gezeigt hat für die eigentliche dramatiſche Macht der Bühne. Da machen denn die hingebenden Aeußerungen des Grafen Brühl mehr den Eindruck eines begeiſterten Dilettanten, als den eines kundigen Führers. Ueberhaupt ſucht man in dieſer lang andauernden Brühl'ſchen Führung vergebens nach Spuren irgend einer innerlichen Schöpfungskraft, irgend einer befruchtenden geiſtigen Potenz. Styl! Styl! Stattliche Formen! Große Abſichten! Würdiges Weſen! Das waren die Loſungsworte, denen man nachſtrebte. Gewiß ſehr verdienſtliche Worte und ein ſehr lobenswerthes Streben.

Ein Theaterführer iſt wie ein Heerführer darauf angewieſen, daß ihm talentvolle Generale und brave Truppen zu Gebote ſtehen. Kann er ſie ſelbſt ſchaffen und heranbilden, um ſo beſſer, um ſo rühmlicher. Weiß er ſie wenigſtens zu ſchätzen und zu erhalten, ſo iſt auch dies reinen Lobes werth.

Graf Brühl verdient dieſes reine Lob. Er hat ſeine Schauſpielkräfte zu ſchätzen und zu pflegen gewußt. Und das gute Glück hat ihm einige Talente erſten Ranges geſchenkt. Die jetzt ſchon ausſterbenden Berliner Theaterfreunde ſprachen immer voll Entzücken von ihrer Bethmann, welche offenbar eine darſtellende Künſtlerin vom ſchönſten Naturell geweſen iſt. Varnhagen konnte nicht Worte genug des Lobes für ſie finden. Nun muß man wohl ſtets ſtarke Procente abziehen, wenn die älteren Leute von den Künſtlern aus ihrer Jugendzeit erzählen. Die Jugend vergoldet Alles, und die Erinnerung windet aus natürlicher Selbſtliebe auch noch prächtige Kränze um die vergoldeten Bilder. Aber ein ſach- und fachgemäßes Nachfragen verſchafft doch ziemliche Klarheit, ja beinahe Sicherheit; wie der Geſchichtsforſcher zur Klarheit und Sicherheit kommt, wenn ihm verſchiedenartige Quellen zu Gebote ſtehen. Varnhagen unterließ nie, auch immer die eigenthümlichen Urtheile ſeiner Gattin Rahel mit anzuführen, und das letzte Contingent der alten Habitués vom Gendarmenmarkte, der würdige Buchhändler-Veteran Duncker, welcher neunzigjährig jüngſt erſt verſtorben, der ſogenannte Theater-Rieſe und Freund Teichmann, welche nun ſämmtlich abgeſchieden ſind, haben mir jene Bethmann, geborene Flittner, früher verheirathete Unzelmann, ſo ausführlich wie mannigfaltig geſchildert, daß ich ihnen getroſt nachſprechen kann: ſie war eine geniale Künſtlerin. Vor allen Dingen iſt ſie einfach und wahrhaftig geweſen bei voller Fähigkeit zum Charakteriſiren. Ich weiß deßhalb kaum zu ſagen, was für ein Fach ſie geſpielt. Sie hat alle Fächer vertreten. Bald aus dieſem, bald aus jenem Fache wird eine Rolle von ihr als vortrefflich bezeichnet. Naiv und zärtlich, ſentimental und tragiſch hat ſie ſchöne und intereſſante Weiblichkeit darzuſtellen gewußt. In den erſten Vierziger Jahren wurde ein Stück von mir, „Monaldeschi“, im Berliner Hoftheater aufgeführt, und ich hatte die Rolle der Königin Chriſtine nicht der Frau Crelinger zugetheilt, weil ich keinerlei declamatoriſchen Heroismus für dieſe verſchrobene Königin wollte; ich hatte ſie einer Luſtſpiel-Schauſpielerin anvertraut, dem Fräulein Charlotte v. Hagn, welche von beweglichem, pikantem Geiſte war, und mir deßhalb geeignet ſchien, dieſe launenvolle ſchwediſche Fürſtin recht in weiblicher Natürlichkeit darzuſtellen. Das gelang denn auch in den erſten Acten recht gut — „Wie die Bethmann! wie die Bethmann!“ riefen applaudirend die älteren Herren. Und unter dieſen älteren Herren waren Varnhagen und Alexander v. Humboldt.

Dieſe Bethmann, in der Theater-Geſchichte wenig bekannt, wurde mir viel öfter und viel wärmer geprieſen, als der berühmte Schauſpieler jener Berliner Zeit, welcher aller Welt bekannt iſt, und für den Glanzſtern des Berliner Theaters gilt.

II.

Ludwig Devrient. Goethe und Graf Brühl. Das Wolff'ſche Ehepaar in Weimar. Düring — Stich — Crelinger. Das Privatleben der Schauſpieler.

Jener Glanzſtern des Berliner Hoftheaters war Ludwig Devrient. Er hat den Ruf eines glänzenden Genies in der deutſchen Schauſpielerwelt, und doch iſt es ſchwer, wenn man näher zufragt, dieſen Ruf zu beweiſen. Wenn man näher zufragt! Das heißt: wenn man in *allen* Kreiſen nachfragt. Ich habe namentlich in den Kreiſen feinerer Bildung in Berlin oft geringſchätzende Urtheile über Ludwig Devrient hören müſſen, und wenn ich ihnen die große Wirkung entgegenſtellte, welche ja doch Devrient's Spiel notoriſch überall errungen, da entgegneten ſie: „Ja, ja doch! Aber er war immer ungleich, ſelten vollſtändig, oft gewaltſam, und ganz gut nur in kleineren Aufgaben ſtarker Sentimentalität, wie im „Armen Poeten“, und grotesker Komik, wie im „Schneider Fips“. Bei großen Charakteren gab es wohl auch außerordentliche Scenen, aber daneben gar oft Lücken“. Fürſt Pückler namentlich, welchen ich gründlich ausgeforſcht über

Devrient, ſprach am ungünſtigſten über ihn. Vielleicht weil vornehme Leute von franzöſiſcher Bildung überhaupt ſelten geeignet ſind, unſere poetiſchen Ausbrüche ſtarker Kraft unbefangen aufzufaſſen. Conventionelle Formen ſtehen ihnen im Vordergrunde, und die Verletzung derſelben heißt ihnen Rohheit. Sie haben durch ihre franzöſiſche Erziehung unſeren nationalen Sinn verloren, welcher ohne Weiteres, ich möchte ſagen inſtinctmäßig erkennt, was Macht deutſcher Poeſie iſt. Beim Fürſten Pückler kam hinzu, daß er ſo lange in England gelebt und — wie aus den „Briefen eines Verſtorbenen“ zu erſehen iſt — das engliſche Theater mit großer Aufmerkſamkeit und Theilnahme beobachtet hatte. Berühmte Rollen von Devrient alſo, wie König Lear und Falſtaff, ſtießen bei ihm auf engliſches Vorurtheil, und es war mir deßhalb nicht vollgiltig, daß er dieſe Leiſtungen Devrient's abſprechend behandelte. Insbeſondere vermißte er den höheren königlichen Ductus im Lear und den Fion des kleinen Edelmannes im Falſtaff.

Aber auch wenn ich das Vorurtheil in Abrechnung brachte, die Summe des Werthes, welchen er Devrient zugeſtand, war auffallend gering neben der Schätzung, welche man allgemein dem Talente Devrient's zuerkennt.

Ich ſelbſt kann aus eigener Anſchauung Nichts über ihn ſagen. Ich habe ihn nicht geſehen, auch wenn ich ihn geſehen habe. In den erſten Zwanziger Jahren bin ich im Berliner Theater geweſen, und er mag wohl in Stücken geſpielt haben, welche ich angeſehen. Aber ich war ein unreifer Gymnaſiaſt, welchem Devrient's Name und Ruhm unbekannt waren und welcher ihn nicht bemerkte.

Er war von Breslau nach Berlin gekommen, und nach mehrfachen Zeugniſſen fällt ſeine Blüthe in die Breslauer Zeit. Dort war er körperlich noch friſch. 1815 kam er nach Berlin; dort iſt er ſiebzehn Jahre lang engagirt geweſen und 1832, noch nicht fünfzig Jahre alt, geſtorben. Unregelmäßige Lebensweiſe, beſonders der übermäßige Genuß ſtarker Weine, hat ſeine Geſundheit untergraben, ſeine geiſtigen Kräfte geſchwächt. In Breslau hat man nicht darüber geklagt, daß er ſeine Rollen nicht feſt innegehabt, in Berlin aber wurde die Unſicherheit ſeines Gedächtniſſes gar oft ſtörend, die Hinfälligkeit ſeines Weſens gar oft peinlich.

Er ſtammte aus einer Kaufmannsfamilie in Berlin, und die drei Brüder Karl, Eduard und Emil Devrient, welche ſämmtlich namhafte Kräfte am deutſchen Theater geworden ſind, waren ſeine Neffen. Die Familie ſoll aus Holland eingewandert ſein, und der Name de Vrient wäre alſo nicht franzöſiſch auszuſprechen, wie er ausgeſprochen wird. Vielleicht iſt er nur darum franzöſiſch gerathen, weil die zahlreiche franzöſiſche Colonie in Berlin die Gewohnheit herbeigeführt hatte, die fremden Namen franzöſiſch auszuſprechen.

Der junge Ludwig, welcher 1784 in Berlin zur Welt gekommen und frühzeitig die Mutter verloren hatte, iſt ein trotziger, wilder Knabe geweſen. Frühzeitig ſchon iſt er dem elterlichen Hauſe entlaufen. Wieder eingefangen, ſollte er Handlungsdiener werden. Er hatte aber wohl zu Nichts weniger

Anlage, als zur kaufmänniſchen Laufbahn. In ſeinen letzten Lebensjahren war der Sinn für Ordnung in Geldangelegenheiten dermaßen in ihm zerrüttet, daß man ſeinen Caſſenbeſtand in der Ofenröhre oder einem alten Topfe zu ſuchen hatte. Er hielt es denn auch nicht aus in dieſer mercantilen Atmoſphäre und wurde nach Potsdam gebracht zu einem Poſamentirer, damit er deſſen Handwerk erlerne. Von da entlief er zum zweitenmale, und ließ ſich bei der Artillerie anwerben. Das paßte ihm natürlich auch nicht; er wurde frei gemacht und ſeinem Bruder mitgegeben zu einer Geſchäftsreiſe nach Rußland. Auch hier machte er tolle Streiche, mußte zurück und gerieth nach Leipzig, wo ſein Schickſal entſchieden wurde. Er ſah da im Theater den berühmten Schauſpieler Ochſenheimer und faßte den Entſchluß, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Unter dem Namen Herzfeld trat er in Gera zum erſtenmale auf, und zwar als Bote in der „Braut von Meſſina". Mit dieſer Lang'ſchen Truppe wanderte er von Gera aus weiter, und ſpielte in den kleineren ſächſiſchen Städtchen ein Jahr lang. 1805 fand er eine Anſtellung im Hoftheater zu Deſſau. Hier zeigte ſich's zum erſtenmale, daß ſeiner Unruhe ein guter Kern innewohnte; denn obwohl er gefiel, wurde er auch dort wieder zweifelhaft, ob er bleiben und die begonnene Laufbahn fortſetzen ſollte. Und zwar wurde er darum an der begonnenen Laufbahn zweifelhaft, weil er ſich nicht hinreichendes Talent zutraute. „Ich bin nur eine Copie meiner Vorbilder, ich kann nichts Eigenes liefern!" rief er aus. Ein Freund trieb ihn zu einer entſcheidenden Probe, indem er ihn veranlaßte, eine Rolle zu ſtudiren, welche er noch von Niemandem ſpielen geſehen. Das that er, und der Kanzler Fleſſel aus dem Iffland'ſchen Stücke „Die Mündel“ wurde gewählt. Der Erfolg war außerordentlich günſtig, und nun faßte er Vertrauen und widmete ſich ganz der Schauſpielkunſt. Von da an ſpielte er unter ſeinem eigenen Namen und verheirathete ſich mit 21 Jahren. Leider ſtarb ſeine Frau im erſten Wochenbette, und er verfiel allmälig wieder in ein regelloſes Leben. Es nöthigte ihn, heimlich von dannen zu gehen.

In Breslau tauchte er 1809 wieder auf, und hier entwickelte ſich nun in ſechsjähriger regelmäßiger Thätigkeit ſein außerordentliches Talent. Der Umfang deſſelben wird am deutlichſten mit Angabe von Rollen bezeichnet; er ſpielte den König Lear, Franz Moor, Coke (in der „Parteienwuth“), den Schneider Fips, den Kakadu und den Rochus Pumpernickel. Aus dieſer ſeiner Breslauer Zeit haben wir Zeugniſſe, zum Beiſpiele von Anſchütz, daß er ſorgſam und fleißig mit ſeinen Rollen beſchäftigt geweſen. Am 1. April 1815 debutirte er im Berliner Hoftheater mit Franz Moor.

Was bedeutete er nun eigentlich? Denn der tiefe Eindruck, welchen er zurückgelaſſen, zeigt, daß er in der deutſchen Theatergeſchichte große Bedeutung gehabt.

Er bedeutete wohl die gewaltige Kraft des lebensvollen ſchauſpieleriſchen Genius. Er traf, er ergriff, er riß fort, er enthuſiasmirte. Wodurch? Durch Unmittelbarkeit des Ausdruckes.

Das iſt zu entnehmen aus der Art, wie von ſeinen Erfolgen berichtet wird. Nicht die Form, nicht die Schönheit der Rede oder ähnliche Vorzüge werden von ihm geſchildert, nein! im Gegentheil, ſein Vortrag war in rhetoriſcher Form immer ungenügend. Aber der gewaltige Ausbruch in einzelnen Situationen, die überwältigende, plötzlich hervorbrechende Macht eines ſtarken Naturells ſtehen immer im Vordergrunde, wenn von ihm erzählt wird. „Meine Gemahlin ſollſt du nicht ſein — meine Maitreſſe ſollſt du werden“, dieſe Worte des Franz Moor hat er in einer ſo durchbohrenden Weiſe hervorgeſtoßen, daß der Zuhörer im Innerſten getroffen und erſchüttert worden iſt.

Ein mächtiges Naturell im Ernſten wie im Heiteren iſt er geweſen. Die Gegner nannten ihn deßhalb auch einen Naturaliſten und warfen ihm vor, daß er nur im Bereiche roher Leidenſchaft was vermocht habe, daß ihm alle Charakter-Rollen verſagt geweſen, welche Bildung und Haltung erfordert hätten. Schon am Carlos im „Clavigo“ ſei er geſcheitert, desgleichen am Marinelli. Heute würde man ihn wohl einen Realiſten nennen.

Jedenfalls iſt kaum die Hälfte deſſen, was in ihm lag, zur Wirkſamkeit gelangt. Theils weil er durch liederliches Leben, zuletzt durch den Trunk, ſeine Kräfte abſchwächte und erſchöpfte, theils weil er unter die Regierung einer neumodiſchen Hof-Intendanz gerieth, für welche ſein Talent eine unciviliſirte Ungeheuerlichkeit war. Sie dämpfte ihn ſo viel als möglich, ſie hielt ihn zurück, ſie ſchränkte ihn ein.

Vielleicht nicht in klarer Abſicht, vielleicht nur unwillkürlich, weil ſein dämoniſches Weſen ſie erſchreckte, und weil es ſo gar nicht in Einklang zu bringen war mit dem äſthetiſchen Dilettantismus, welchen Graf Brühl im Verkehre mit Goethe und Weimar eingeſogen hatte. Es war etwas ganz Anderes, wenn große Talente der realiſtiſchen Schauſpielkunſt nach Weimar ſelbſt kamen und vor Goethe ſelbſt ſpielten. Er war ein ſo reicher Poet, daß er die künſtleriſche Macht derſelben immer dankbar aufnahm, auch wenn ſie gar nicht in den ſchauſpieleriſchen Codex paßte, welchen er auf ſeiner Bühne eingeführt. In Wahrheit war ihn dieſer Codex nur ſo allmälig entſtanden, weil ihn zunächſt nur das am Theater intereſſirt hatte, was ihm nahe lag: Plaſtik und Harmonik. Er hätte gar Nichts dagegen gehabt, wenn Jemand neben ihm geweſen wäre, der dieſen Codex erweitert hätte, wenn ihm Talente zugekommen wären mit der unmittelbaren Begabung für ſolche Erweiterung. Dieſe Kraft der Freiheit lag aber gar nicht im Bereiche eines bloßen Adepten, wie Graf Brühl einer war, welcher noch obenein durch Hofſitte und Hofton eingeengt wurde, und deßhalb die wilden Ausbrüche eines Schauſpielers auf der Hofbühne doppelt peinlich empfand. Thatſächlich iſt, daß Devrient zum Spielen von Rollen nicht gelangen konnte, welche ihm ſo nahe lagen wie Jago und Mephiſto, und daß er Richard den Dritten erſt ſpielen konnte, als er ſchon völlig gebrochen und oft nicht im Stande war, eine Rolle bis zu Ende zu ſpielen. Dies Abbrechen der Vorſtellung, weil Devrient nicht weiter ſpielen konnte, war denn auch wirklich ein triftiger Grund für die Direction, ihn von mancher großen Aufgabe fernzuhalten.

So iſt es gekommen, daß Ludwig Devrient nur wie ein Meteor erſcheint am Berliner Theater. Zu organiſcher Einwirkung auf das Weſen dieſes Theaters iſt er nicht gelangt, wenn er auch durch ſein Beiſpiel die völlige Umwandlung des gut charakteriſtiſchen Iffland'ſchen Spielweſens in den ſogenannten claſſiſchen „Styl" einigermaßen aufgehalten hat. Nur einigermaßen aufgehalten. Die Brühl'ſche Abſicht, die alte Schauſpielſchule von Eckhof, Schröder, Iffland zu verdrängen und, wie Brühl und mancher Literaturfreund wohl meinte, zu erhöhen, dieſe Abſicht wurde ſiegreich durchgeführt: Berlin wurde der Hauptſitz des rhetoriſchen, des declamatoriſchen Schauſpiels, des kalten Schauſpiels. Die Machtvollkommenheit der neuen Intendanz, welche als bureaukratiſche Behörde auch überall in den künſtleriſchen Organismus eingedrängt wurde, wies alle künſtleriſchen Einflüſſe weiter und weiter zurück, und da die Oper, mehr und mehr große Oper werdend, von derſelben außen ſtehenden Behörde geleitet wurde, ſo verpflanzte ſich der äußerliche Operngeſchmack ebenfalls mehr und mehr ins Schauſpielhaus.

Das bemerkte ſelbſt Goethe, welchem übrigens die Deferenz des Grafen Brühl wohl ſchmeichelte. Es finden ſich in ſeinen Briefen ironiſche Andeutungen, welche ſich gegen die übertriebene Sorgfalt für äußerlichen Prunk richten.

Vom Goethe'ſchen Theater in Weimar hatte ſich Graf Brühl zwei Hauptvertreter der kühlen rhetoriſchen Richtung geholt: das Wolff'ſche Ehepaar. Pius Alexander Wolff, ein gebildeter Mann, war durch ſeine Bildung ganz beſonders geeignet, dieſe Umwandlung des Iffland'ſchen Theaters zu fördern. Die Regieſtelle, welche ihm verliehen wurde, gab ihm dazu immerwährende Gelegenheit.

Wolff hatte ungenügende äußere Mittel, namentlich war ſein Organ nicht zureichend für größere Aufgaben und ſein Temperament nicht angethan für leidenſchaftliche Rollen. Eine Schilderung ſeines Weſens aus der Zeit, da er noch Weimar angehörte, ſagt von ihm: „Er ſpielt junge Helden und Liebhaber, auch Charakter-Rollen. In ſeinem Spiele ſpricht ſich eine mehr als gewöhnliche Bildung aus, und der gute Anſtand hört keinen Augenblick auf, ſein Begleiter zu ſein. Man merkt es jedesmal, daß er ſeine Rollen im ſtrengſten Sinne des Wortes ſtudirt habe, und bedauert nur, daß die Natur ihn etwas ſtiefmütterlich behandelte, indem ſie ihm Kraft und Fülle verſagte, noch mehr aber, daß ſein reiner Kunſtſinn augenſcheinlich durch die Weimar'ſche Schule mißleitet wurde. Auch er iſt bereits dahin gebracht, die verſchiedenſten Charaktere blos durch das Coſtüme zu diſtinguiren und Leben ertödtendes Wortgepränge vertönen zu laſſen; auch er überläßt ſich leeren, nichtsſagenden Bewegungen, welche mehr den Tanzmeiſter als den darzuſtellenden Charakter verrathen. Uebrigens fehlt es ihm, wie ſchon erwähnt, für das hohe Trauerſpiel durchaus an Kraft und Leben, und ſelbſt ſein Ton verräth Kränklichkeit. Einzelne Rollen dieſes jungen Mannes, als z. B. ſein Taſſo, bewеiſen deutlich, was unter anderen Umſtänden aus dieſem gebildeten Manne hätte werden können".

Wolff ſtammte aus Augsburg und hieß eigentlich von Leitershofen. Er ſtudirte katholiſche Theologie und entſagte ihr, weil ſeine Neigung den Künſten zugewendet ward. Muſik und Malerei beſchäftigten ihn zuerſt, dann kam das Liebhaber-Theater an die Reihe, und endlich — 1804 — die Reiſe zu Goethe nach Weimar, wo er mit kleinen Rollen begann. Er wurde die Veranlaſſung, daß „Torquato Taſſo" auf die Bühne kam; Goethe ſcheint dies urſprünglich nicht beabſichtigt zu haben. Erſt die leiſe, feine Art dieſes gebildeten jungen Schauſpielers, welcher ihm für die Hauptrolle geeignet erſchien, hat die Inſceneſetzung dieſes nicht eben theatraliſchen Stückes zuwege gebracht. So wurde Wolff denn der erſte Taſſo-Darſteller und litt unter den Vorwürfen, welche dieſem Drama als einem Buchdrama gemacht wurden. 1808 verheirathete er ſich mit Fräulein Malcolmi und gaſtirte ſchon 1811 mit ihr in Berlin, mit geringem und ſehr beſtrittenem Erfolge. Damals dirigirte noch Iffland, und dieſe beiden Vertreter der Weimar'ſchen Schule wurden zu blaß, kühl und kraftlos befunden. 1816 debutirte er als neues Mitglied in Berlin mit dem Hamlet, ſeine Frau mit der Phädra.

Bekanntlich ſchrieb er auch Stücke, von denen ſich „Precioſa" durch Weber's ſchöne Muſik am Leben erhalten hat. Sie hatte — ohne dieſe Muſik — zehn Jahre auf Annahme warten müſſen. Iffland war nicht der Meinung geweſen, daß ſie als Stück die Koſten einer Aufführung verdiente.

Die literariſche Kraft, welche Wolff für ſeine dramatiſchen Productionen entwickelte, war nicht ſtark. Wie die meiſten ſchriftſtellernden Schauſpieler benützte er mit mäßiger Geſchicklichkeit bereits vorhandene Stücke, Scenen und Figuren. Der Schloßvogt Pedro zum Beiſpiele, die derb-komiſche Figur in der „Precioſa", iſt getreu aus einem alten Stücke copirt.

Ein werthvolles Mitglied der deutſchen Bühne iſt er übrigens unter allen Umſtänden geweſen, ein Vorgänger Seydelmann's und all derjenigen Schauſpieler, welche den wohlthuenden Eindruck geiſtiger Begabung auf den Zuſchauer machen, und die Achtung vor dem Komödienſpiel weſentlich erhöhen. Weil ihnen die volle Kraft urſprünglichen Darſtellungstalentes abgeht, werden ſie beſonders von den Schauſpielern — dieſen „abgekürzten Chroniken des Zeitalters" (vor Erfindung der Journaliſtik) — geringſchätzig beurtheilt. Für das Theater ſelbſt aber ſind dieſe Volontäre ſehr werthvoll, denn ſie nöthigen die traditionelle Routine neben ſich doch immerhin zu einiger geiſtigen Anſtrengung. Wolff ſelbſt verfällt nur darum einer ſtrengeren Kritik, weil ſeine Art zuſammentraf mit Einführung einer neuen Schule — der Weimar'ſchen — und weil die Gebrechen dieſer Schule juſt ſeinen eigenen Gebrechen Vorſchub leiſteten.

Seine Frau hat ihn lange überlebt. Er ſtarb 1828 im beſten Mannesalter an der Halsſchwindſucht. Sie war ein Theaterkind, und hatte wohl ein ſtärkeres Talent. Ich habe ſie noch geſehen, aber nur in älteren Luſtſpielrollen, und habe ſie ſehr angenehm gefunden trotz ihres klangloſen Organs.

Berliner Kenner geben denn auch zu, daß dieſe ihre letzte Periode die günſtigſte geweſen ſei in ihrem Berliner Engagement. In tragiſchen Rollen iſt ſie gegen das Andenken der allgemein verehrten Bethmann nie aufgekommen. Was ich von ihr geſehen, athmete eine ſehr anmuthige, reife Bildüng. Je länger ſie in Berlin war, deſto weiter ſind auch die künſtlichen Manieren der Weimar'ſchen Zeit von ihr zurückgewichen. War doch er ſelbſt beim Uebergange ins ältere und ins Charakterfach freier geworden und hatte Rollen wie den alten Feldern in „Hermann und Dorothea" mit wirklichem Erfolge geſpielt, nicht blos mit jenem Achtungserfolge, welchen die doctrinären Kritiken ſo lange mühſam aufrechterhalten mußten gegen die natürliche Stimme des Publicums.

Im Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel findet ſich über den Weggang des Wolff'ſchen Ehepaares von Weimar folgende charakteriſtiſche Aeußerung Goethe's: „Brühl hat uns Wolffs weggenommen, welches kein gutes Vorurtheil für ſeine Direction erregt. Es iſt zwar nichts dagegen zu ſagen, wenn man gebildete Künſtler ſich anzueignen ſucht; aber beſſer und vortheilhafter iſt es, ſie ſelbſt zu bilden. Wär' ich ſo jung wie Brühl, ſo ſollte mir kein Huhn auf's Theater, das ich nicht ſelbſt ausgebrütet hätte".

Dabei wollte er doch ſelbſt Fräulein Düring von Berlin wegholen, wo die ſchönen Mittel dieſer jungen Dame Aufſehen erregten. Dieſes Fräulein Düring iſt die als Madame Stich und Crelinger berühmt gewordene Schauſpielerin, und ihre Anlagen entſprachen allerdings ganz beſonders den Weimar'ſchen Anſprüchen: eine ſchöne, hohe Geſtalt, ein edles Antlitz, ein wohlklingendes Organ und eine Haltung des Körpers, welche ſich für antike Stellung und Bewegung vorzugsweiſe eignete.

Und das Alles war aus der Volksmaſſe aufgetaucht. Man erzählt, daß dies junge Mädchen Apfelſinen — ſo nennt man im Norden, was im Süden Orangen heißt — zum Verkauf umhergetragen habe. Sie hat ſich 1812 Iffland vorgeſtellt mit dem Wunſche, engagirt zu werden, und Iffland iſt mit großer Lebhaftigkeit dieſem Wunſche entgegengekommen. Er gehörte zu den Directoren, welche mit faſt leidenſchaftlicher Vorliebe junge Talente aufnehmen und zu fördern ſuchen, ja darin leicht zu viel thun und zu viel erwarten. So fand man auch damals in Berlin, daß er zu viel in Anſpruch nähme für die junge Anfängerin, welche er in den „Hageſtolzen" als Margarethe auftreten ließ, nachdem er ihr ſelbſt die Rolle einſtudirt hatte, und daß er ihr ſodann gleich eine tragiſche Rolle anvertraute. Sie war ihr natürlich nicht gewachſen, beſtätigte aber für Iffland, daß ſie tragiſches Talent beſäße, und er würde ſie wohl raſch auf die Höhe gebracht haben, wenn nicht neue Kriegsjahre hereingebrochen wären, und wenn ihn nicht ſelbſt der Tod hinweggerafft hätte. Statt ſeiner nahm ſich die Bethmann ihrer an und ſtudirte ihr unter Anderem das „Mädchen von Marienburg" ein; die Bethmann that noch mehr für ſie: ſie ſtarb, und hinterließ ihr einen Theil ihres großen Repertoires. So begründete ſich die Stellung des Fräulein Düring, welche den gewandten

Luſtſpiel-Schauſpieler Stich heirathete und als Madame Stich eine berühmte Schauſpielerin wurde.

Ein tragiſches Ereigniß dieſer Ehe trug viel dazu bei, ihren Namen überall bekannt zu machen. Sie gerieth in den Verdacht, die Liebeswerbung eines Grafen Blücher zu begünſtigen, und ihr Gatte Stich kehrte eines Abends, an welchem er zu ſpielen hatte, unerwartet früh in ſeine Wohnung zurück. Dort traf er den Grafen Blücher; eine heftige Scene folgte, und Stich wurde erſtochen von Blücher.

Schon das Wort Stich, welches eine traurige Doppelrolle hiebei ſpielte, gab Veranlaſſung, daß dies Ereigniß in allen naheliegenden Wendungen für die Oeffentlichkeit ausgebeutet wurde. Die öffentliche Entrüſtung war auch übrigens außerordentlich, und die ſtrengen Richter meinten, dieſe Dame könne und dürfe nie wieder auftreten.

Als ſie nach langer Pauſe zum erſtenmale doch wieder auftrat, brauſte ihr ein Sturm von Unwillen und Zorn entgegen. Sie ertrug ihn ſtandhaft, und die üble Angelegenheit ging nun in die theoretiſche Frage über, ob das Publicum ein Recht habe, die perſönlichen Verhältniſſe des Schauſpielers der Kritik zu unterwerfen?

Eduard Devrient ſagt in ſeinem gut geſchriebenen vierten Bande der „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“: Ja! „Das große Publicum“ — ſagt er — „bleibt zum Glück immer noch des Glaubens, daß die weſentliche Grundlage aller menſchlichen Dinge die Sittlichkeit ſei. Und ſo gern das Theater-Publicum den Schauſpieler hat, auf den es in gewiſſer Beziehung herabſehen kann, ſo richtet ſich doch in auffallenden Fällen, welche die Schranken der bürgerlichen Sitte durchbrechen, ſein Urtheilsſpruch ſtreng und ernſthaft auf. So wenig das Publicum von einem Prediger hält, der da verlangt, man ſolle ſich nach ſeinen Worten, nicht nach ſeinen Thaten richten, ſo wenig es einen öffentlichen Richter duldet, der, wenn er auch die gerechteſten Urtheile fällt, doch in ſeinem Privatleben ſelbſt unredlich handelt, ebenſowenig will es dulden, daß der Künſtler, der ihm die Menſchheit darſtellt, ſich gegen deren Würde gröblich vergeht. Das Publicum hat zudem ein ſehr ſicheres Gefühl davon, daß jede Kunſtleiſtung die Blüthe der Perſönlichkeit iſt, und wird in ſeinem Genuſſe geſtört, wenn es dieſe verachten muß. Und weil denn alſo der Wunſch, den Künſtler perſönlich achten zu können, dieſer Strenge zu Grunde liegt, ſo hat der Künſtler ſich derſelben viel mehr zu freuen, als der Nachſicht jener äſthetiſchen Maximen, welche die Kunſtproduction vom ſittlichen Boden ganz verlegen will.“

Als ob der Prediger und der Richter, welche ihre Worte und Thaten unmittelbar zu vertreten haben, in ſolche Vergleichung mit dem Schauſpieler zu ſtellen wären, welcher Gute wie Böſe darzuſtellen hat ohne Bezug auf ſeine Privatperſon!

Die ganze Auffaſſung fließt aus dem Grundſatze dieſes Theater-Hiſtorikers: der Schauſpieler müſſe als ſolcher vollſtändig bürgerlich emancipirt ſein. Dieſem Gedanken opfert Eduard Devrient die höheren Kunſtrückſichten. Wer hat denn heutigen Tages gegen jene vollſtändige Emancipation des

Schauſpielers noch Etwas einzuwenden? Niemand. Theoretiſch Niemand. In der Praxis wird ſich die unabweisliche Erfahrung immer geltend machen, daß die Künſtler ſtets eine Ausnahmsſtellung in der bürgerlichen Geſellſchaft haben, weil ſie eine eigene, mannigfaltige Gemeinſchaft bilden, weil ſie auf Gefallen und Nichtgefallen, auf das Urtheil des Tages angewieſen ſind, weil ſie endlich berufsmäßig ein tägliches Exercitium der Leidenſchaften vornehmen müſſen. [illegible] mannigfaltige Gemeinſchaft, das Gefallen und Nichtgefallen und die Abhängigkeit vom Tagesurtheile werden immer Neid und Haß mit ſich bringen, werden immer Eigenſchaften entwickeln, welche im bürgerlichen Leben unentwickelt bleiben. Deßhalb wird die bürgerliche Familie auch immer vorſichtig bleiben im Verkehre mit Künſtlern, welche unter anderen Bedingungen leben, als die bürgerlichen Familien. Dieſer Punkt wird alſo dadurch nicht geändert, daß man das Publicum geradezu auffordert, die Schauſpieler auch auf der Bühne Vorfälle ihres Privatlebens entgelten zu laſſen. Im Gegentheile! Wenn nämlich dieſer Maßſtab grundſätzlich ſein ſoll, dann wird der Verleumdung Thor und Thür geöffnet, dann wird die Ausnahmsſtellung der Schauſpieler geradezu ſanctionirt.

Die Berufung auf die Sittlichkeit des Individuums iſt auch ſchief. So predigerhaft auf die Künſte angewendet, beſeitigt ſie Maler und Bildhauer, welche nackte Geſtalten brauchen, um ſie zu bieten, beſeitigt ſie Dichtungen, welche große Verhältniſſe, welche das ganze Leben bieten und weit über den Maßſtab ſolcher Sittlichkeit hinausragen. Die Sitte iſt gar verſchieden in der Welt und Weltgeſchichte, und ein edler Kern wird gar oft verkannt von einer bloßen Convention der Sittlichkeit. Dies Thema iſt in unſerer Aeſthetik lange erledigt, und es iſt nicht rathſam, die Kriterien der Geiſtlichkeit und Polizei wieder bei der Schauſpielkunſt einzuführen. Der Schauſpieler iſt Künſtler und kann verlangen, daß ſeine Leiſtung wie die Leiſtung des Dichters, Malers und Bildhauers angeſehen werde, ohne Rückſicht auf ſein Privatleben. Er iſt dadurch auch höher geſtellt, als ihn Devrient ſtellt, wenn er ihn der Polizei des Publicums überantworten will.

Madame Stich überſtand denn auch dieſes Sittengericht, und die ſpätere Zeit vergaß es vollſtändig, zudem da ihre zweite Verheirathung den Namen Stich zurückdrängte und ihr neuer Name Crelinger mit ihrer ſtärkeren Rollenperiode zuſammenfiel. Man hält nämlich ihre Künſtlerſchaft höher in den Rollen reiferen Alters, als in denen, welche jugendliche Leidenſchaft athmen ſollen. Sie war am ſtärkſten, wenn ſie in mäßiger Regung ſchön ſprechen konnte; ſie gehörte ganz zur rhetoriſchen Richtung, und der Schritt zu irgend einer ſtrengeren Charakteriſirung wurde ihr ſehr ſchwer. Ebenſo das Einordnen in das Enſemble. „Ein anſchmiegendes Zuſpiel war ihr nicht eigen, ſie neigte in ihrem Spiele zu einer ſtatuariſchen Abſonderung“ — ſagt Eduard Devrient ſehr richtig.

Die Liebhaber und jugendlichen Helden neben ihr, Rebenſtein und Krüger, huldigten derſelben Richtung, namentlich Krüger war ein förmlicher Sänger im Vortrage ſeiner Reden.

Da nun die Theaterdichter jener Zeit, wie Houwald und Raupach, ganz in ſolcher Weiſe tragiſch producirten, ſo verlor nach Devrient's Tode das höhere Schauſpiel allmälig jede eigenthümliche Charakterzeichnung und wurde eine Declamation. Das machte ſich ganz harmoniſch mit der ſorgfältigen Coſtümirung und Decorations-Sauberkeit, und die 1828 zu Ende gehende Intendanz-Zeit des Grafen Brühl ſchloß mit einem Schauſpielweſen, welches für ſehr ſtattlich galt, alle ſtärkeren und tieferen Eindrücke auf das Publicum aber verloren hatte.

Wie viel daran die Einführung der Intendanz ſelbſt Schuld' trug, inſoferne dieſe Berliner Intendanz ſich ganz als äußerliche Behörde conſtituirte und die Einwirkung ſachverſtändiger Männer ausſchloß, darüber ſpricht Eduard Devrient in ſeinem vierten Bande treffliche Worte. Er weiſt nach, daß ſolches Herausdrängen der Sachverſtändigen aus der Leitung der Theater, wie ſie von unten an bei allen Hoftheatern Mode wurde, das deutſche Theater tief beſchädigt hat.

In Berlin ſelbſt gab ſich eine Reaction dadurch kund, daß ein zweites Theater, das Königſtädter, eröffnet wurde, in welchem wenigſtens das Luſtſpiel dem ſteifen Banne der Hof-Intendanz entzogen werden könnte. Dort wirkte der Komiker Schmelka, und dort entwickelte ſich Beckmann.

III.

Eduard Devrient. Die Berliner Intendanz. Seydelmann. Gern. Charlotte v. Hagn. Einfluß Friedrich Wilhelm's IV. auf die Bühne. Th. v. Küſtner. Hülſen.

Eduard Devrient, ein geborner Berliner und ſchon unter Brühl Mitglied des Berliner Hoftheaters, ſagt aus, daß Berlin zu Ende der Brühl'ſchen Intendanz eine vollſtändige Verwirrung aller theatraliſchen Grundſätze, ſowohl in der Verwaltung als in der künſtleriſchen Thätigkeit, vor ſich geſehen habe. Die Oper war dem maßlos fordernden Spontini ausgeliefert worden, und dieſer, von Oben gegen den Intendanten ſelbſt bevorzugt, hatte durch Förderung jeglichen Pomps nicht nur die Finanzen zerrüttet, ſondern auch den Sinn überhaupt auf äußerliche Glanzmittel verzogen. „Die Autorität künſtleriſcher Leitung war durch die Suprematie des Beamtenthums darniedergedrückt. Die Regiſſeure waren faſt zu bloßen Inſpicienten heruntergekommen, die gemeinſame künſtleriſche Thätigkeit hatte keinen Mittelpunkt mehr, um den ſie in Uebereinſtimmung hätte zuſammenhalten können, ſie fuhr nach willkürlichen Richtungen aus einander. Ein erfreuliches Zuſammenſpiel kam nur noch bei Vorſtellungen zu Stande, in denen der Zufall gleichgeſtimmte Spieler zuſammenbrachte, die aus eigenem Antriebe auf ein freiwilliges Verſtändniß eingingen. Bei perſonenreichen Stücken konnte das ſchon nie der Fall ſein. Die Meiſter, welche im alten, echten ſchauſpieleriſchen Geiſte die Tradition der früheren Kunſtperiode in Achtung erhalten hatten, waren nicht mehr, oder ihr Einfluß war gelähmt. Alle älteren Mitglieder, die in künſtleriſch belebter Atmoſphäre erwachſen waren, ſteckten mit ihrem Mißmuthe die jüngeren an, die Freude und Begeiſterung an der Geſammtthätigkeit war erlahmt. Der Abſolutismus der Intendanz hatte die Schauſpieler darauf reducirt: nichts zu lieben als ſich ſelbſt, und auf dieſem Wege ſollte ſich von hier an eine in der Kunſtgeſchichte noch nicht dageweſene künſtleriſche Demoraliſation entwickeln.“ — „Das Publicum, das dieſen allgemeinen Wirrwarr natürlicherweiſe empfand, war in hohem Grade unzufrieden, das Perſonal, beſonders das des Schauſpieles, das ſeine Wirkſamkeit und ſein Anſehen ganz heruntergebracht ſah, war voll Unmuth und ſammelte ſich ſogar zu officiellen Beſchwerden gegen die Beamtenherrſchaft der Intendanz.“ — „Die Leitung der Kunſtthätigkeit war aus ihrem Mittelpunkte in das Bureau, alſo außerhalb ihres Kreiſes, verlegt worden; dem Körper der Schauſpielkunſt war damit das Herz ausgeſchnitten, der natürliche Zuſammenhang ſeines Blutumlaufes unterbrochen.“

Dieſe Anklage gegen die Hoftheater-Intendanzen, welche als unkünſtleriſche Behörden das deutſche Schauſpiel beſchädigt und zerrüttet, führt Devrient mit unabweislicher Kraft durch, indem er die von Berlin ausgehenden Fehler an allen übrigen Hoftheater-Intendanzen nachweiſt.

Bekanntlich iſt er ganz dafür eingenommen, daß Schauſpieler die Leitung der Theater haben ſollen, und dieſe Kenntniß ſeiner Vormeinung könnte dieſe ſeine grundſätzliche Feindſchaft gegen die bureaukratiſchen Intendanzen erklären und abſchwächen. Das geſchähe aber hiebei mit Unrecht. Er lobt die Leitung des Burgtheaters durch Schreyvogel in hingebender Weiſe und geſteht, daß „Schreyvogel's dramaturgiſche Wirkſamkeit Alles geleiſtet, was von einer ſolchen gefordert und erwartet werden“ könne, und daß ſie „als durchaus muſterhaft zu betrachten“ ſei. „Schon darum, weil er, das Weſen der Dramatik richtig erkennend, die Förderung der Schauſpielkunſt als ſeinen vornehmſten Zweck betrachtete, die Literatur nur als ein Mittel zu dieſem Zwecke; wohl wiſſend, daß im Erfolge dann die Schauſpielkunſt wieder der Förderung der Literatur diene. Er zeichnete ſich hierin vor allen Literaten-Directoren aus, daß ihm nicht darum zu thun war, eine Reihe merkwürdiger Experimente mit Aufführung von Gedichten, die man noch nicht gewagt, zu machen; ihm war die Harmonie der Spielweiſe, das Wachsthum und die Entfaltung der ſchauſpieleriſchen Talente und damit das Gedeihen des Theaters auf die Dauer ſeine wichtigſte Aufgabe. Mit großem Tacte leitete er dafür die Zuſammenſetzung des Kunſtperſonals und die Beſchäftigung der einzelnen Talente; er bot ihnen ſolche dichteriſche Stoffe und in ſo geſchickter Einrichtung, daß ſie ſich derſelben zu bemächtigen und daran zu wachſen im Stande waren.“

Durch dieſe trefflichen Worte für Schreyvogel verleiht Devrient ſeiner Anklage gegen die bureaukratiſche Regierung der Theater einen großen Nachdruck.

In Berlin ſelbſt trat mit dem Ausſcheiden Brühl's keine Aenderung ein in der Art des Theater-Regiments. Die Intendanz mit ihren bureaukratiſchen Formen blieb beſtehen und beſteht heute noch. Graf Redern ward 1828 Brühl's Nachfolger. Er war ein höflicher Mann mit einer reſpectablen muſikaliſchen Bildung, alſo ganz geeignet, die Oper verſtändig zu fördern. Im Schauſpiele ging keine weſentliche Veränderung vor, als etwa die, daß die Gegenſätze zwiſchen alter ſchauſpieleriſcher und neuer declamatoriſcher Schule ſich ein wenig abſtumpften. Die letztere, die declamatoriſche Schule, ſog ihre Nahrung aus den wie eine Ueberſchwemmung eintretenden Hohenſtaufen-Tragödien Raupach's, welche die Dreißiger-Jahre mit Stoff anfüllten. Dieſer Stoff war nicht mehr ſo poetiſch, wie ihn Schiller gebracht, er war innerlich trocken und wendete ſich höchſtens in Nebenfiguren der Charakteriſtik zu, wenn auch nur ein Todtengräber oder ein ähnlicher Patron zur charakteriſtiſchen Figur erhoben wurde. Aber politiſcher Inhalt, Kampf zwiſchen der Kaiſer- und Kirchenmacht kam dazu, die ſingende Declamation unpaſſend zu machen. Ueberhaupt iſt vom Standpunkte des Theaters zu banal geeifert worden gegen Raupach's Dramatiſirung der Hohenſtaufen. Das Thema war gar ſehr der Rede werth und die Abſicht wahrlich zu loben, uns vaterländiſche Geſchichte für die Bühne auszuarbeiten, namentlich den großen Kampf zwiſchen Staat und Kirche darzuſtellen. Wien, München, Dresden, die zunächſt größten Hoftheater, ließen ſolche Stücke gar nicht zu, weil die Höfe katholiſch waren, und Berlin erfüllte einen hiſtoriſchen Beruf, als es ſolche Stücke dem Publicum darbot. Das Berliner Hoftheater erhielt dadurch eine Bedeutung, die nicht zu unterſchätzen war. Ich erinnere mich ſehr deutlich, mit welchem Ernſte dieſe Stücke politiſchen Inhalts aufgenommen und beſprochen wurden, während das wirkliche politiſche Leben der Hauptſtadt gleich Null war. Nur die dichteriſche Kraft Raupach's war zu gering, um den geſchichtlichen Inhalt hinreichend zu beleben. Die Stücke verblieben entweder bloße Staatsactionen, und konnten als ſolche keine Wurzel im Publicum faſſen, oder ſie wurden bei abſonderlichen Epiſoden, wie „König Enzio“, gewöhnliche Ritterſtücke. Raupach verdarb auch ſicherlich den Theil poetiſcher Kraft, welcher ihm erreichbar ſein mochte, durch handwerksmäßige Vielſchreiberei. Er ſchrieb in zwanzig Jahren gegen ſechszig Stücke, alſo jedes Jahr drei. In dem Einen Jahre 1830 wurden von ihm auf dem Berliner Hoftheater ſieben neue Stücke aufgeführt: drei Trauerſpiele — darunter zwei Hohenſtaufen-Stücke —, ein Schauſpiel und drei Luſtſpiele. Auch der wichtigſte Schauſpieler, welchen Berlin unter der Redern'ſchen Intendanz gewann, Seydelmann, mußte ſeine Kraft in ſolch einem Hohenſtaufen-Drama verſuchen. Die Figur Friedrich's des Zweiten, dieſes aufgeklärten, geiſtvollen ſchwäbiſchen Kaiſers, wäre wohl angethan geweſen, dieſem geiſtvollen Schauſpieler Stoff zu bieten für eine charakteriſtiſche Figur. Aber hiebei zeigte ſich's nur zu deutlich, daß der Dichter nicht die Macht beſeſſen, ſeiner Figur wirkliches Leben einzuhauchen, und daß der moderne Schauſpieler nicht im Stande war, die langen äußerlichen Reden wirkſam zu machen.

Seydelmann war ein vortrefflicher Sprecher für ein vom Geiſte getränktes Wort, für eine gedankenvolle Rede. Er verlor aber all ſeine Kraft, wenn die Rede declamatoriſch verſchwommen wurde und wenn romantiſcher Aufſchwung eintreten ſollte. Er war ein ganz moderner Realiſt, und zwar in einem mäßigen Kreiſe. Geiſtige Kraft mußte die Hauptſache bleiben für ſeine Geſtalten, für ſeine Scenen. Seine ſorfältig geſammelten Darſtellungsmittel reichten bis zu einer zuſammengeſetzten Figur wie Cromwell, deſſen Leidenſchaftlichkeit eng mit dem Verſtande zuſammenhing, wohl auch wie Jago, welcher ſeine Bosheit verſtändig zu raffiniren ſucht. Darüber hinaus in der Tragödie reichte er nicht, weil ihm Organ und Naturell die Ausdehnung in Wärme und Gluth verſagt hatte. Im Schau- und Luſtſpiele war er überall von großem Werthe, wo ein vornehmer Mann darzuſtellen, eine künſtliche, etwas enge Charakteriſtik auszuarbeiten war und der Humor nicht über ſarkaſtiſche und ſatyriſche Regungen hinauszureichen brauchte.

Innerhalb dieſer Grenzen war er vortrefflich, über dieſelben hinausgetrieben war er mittelmäßig. Daraus erklärt ſich's, daß faſt alle Schauſpieler der Meinung ſind, er ſei überſchätzt worden. Sie fragen zuerſt und zuletzt nach der unmittelbaren ſchauſpieleriſchen Begabung, nach dem unmittelbaren Talente, und würdigen die geiſtigen Hilfsmittel gerne zu gering.

Er ſtammte aus der ſchleſiſchen Grafſchaft Glatz und hatte die erſte Hälfte ſeiner theatraliſchen Laufbahn mühſelig zurückgelegt. Sein Vater, ein kleiner Kaufmann, und ſeine körperlichen Mittel ſprachen gegen dieſe Laufbahn. Seine Sprachwerkzeuge waren ungelenk, und er mußte ſie wie Demoſthenes ſchmiegſam machen. Seine Mundbildung und ſein Redeton behielten auch immer etwas Gewaltſames: der Mund mußte ſich weit öffnen, um einem dicken Tone Raum zu gewähren. Um ſo nachdrücklicher wirkte dann auch allerdings dieſer vorbereitete Ton. Sein Aeußeres war eine kleine Mittelgröße mit einem Geſichte ohne Liebreiz. Natürlich gelangen ihm alſo die Liebhaber, welche der Anfänger nicht vermeiden konnte, ganz und gar nicht. Erſt unter Holbein in Prag ward ihm das Charakterfach und hiemit der Weg zur Wirkung eröffnet. Das geſchah 1820; er war damals 27 Jahre alt. Kaſſel, Darmſtadt, Stuttgart wurden ſeine nächſten Engagements. Um das Jahr 1830, alſo zehn Jahre nach dem eigentlichen Beginne ſeiner Entwicklung, gaſtirte er in Breslau, und da ſah ich ihn zum erſten Male. Er war damals ſchon in ſeiner Richtung ganz fertig, und hat ſich in Berlin, wo er 1835 mit großem Beifalle gaſtirte und 1838 als Mitglied eintrat, in keinerlei Beziehung verändert.

Er war in Berlin ganz an dem Orte, welcher für ſeine Fähigkeiten am empfänglichſten war. Man ſchätzt dort rein geiſtige Fähigkeiten beſonders hoch, und vermißt weniger als anderswo das ſogenannte künſtleriſche Fleiſch. Die Gebildeten alle, die Profeſſoren an der Spitze, waren für ihn, und ſeine Rollen waren Gegenſtände der dramaturgiſchen Debatte — einer Debatte nach Art der Shakeſpeare- und Goethe-Commentare, welche das Gebotene in die unbegrenzte Gedankenmöglichkeit ausſpinnen und zerfaſern. Die älteren Theater-Doctrinäre erinnerten an Wolff und ſuchten Vergleiche, für Wolff größere poetiſche Feinheit behauptend, für Seydelmann nachdrücklichere geiſtige Kraft zugebend.

Immerhin kam dieſe Theilnahme dem beſſeren Theaterſinne zugute. Leider dauerte ſein Leben nur noch fünf Jahre, während welcher er oft durch Kränklichkeit zum Pauſiren genöthigt wurde. Eine Krankheit des Herzens tödtete ihn 1843 im Frühjahre. „Da haben ſie mir denn ſo oft das Herz abgeſprochen“, ſagte er kurz vor dem Tode, „und nun zeigt ſich's gar ſchmerzlich, daß ich doch eins habe.“

Seydelmann iſt beſonders einflußreich geweſen auf die junge Schriftſtellerwelt, welche durch ihn mit Staunen erkannte, daß von der Bühne herab das nüchterne Wort eine große Macht ausübe. Das unmittelbar treffende Wort. Durch die romantiſche wie durch die declamirende Schule war dieſe Wirkung guter Schauſpieler, eines Eckhof, Schröder, Iffland, der jungen Welt faſt unbekannt geworden. Es wurde gleichſam in Bogen geſchoſſen, und der Gedanke kam immer nur auf ſchönem Umwege zum Zuhörer. Zum erſten Male kam er nun aus dem Munde Seydelmann's gerade aus und traf viel ſchärfer. So war Seydelmann wirkſam für eine Ernüchterung der überſchwenglich gewordenen Theaterſprache.

An entſprechenden jungen Talenten fehlte es aber neben ihm; der alte Weiß war ſein beſter Partner, und der gute Komiker Gern im Luſtſpiele, welcher bei ſtarker Fülle komiſcher Kraft einfach verblieben war. Aber wenn auch entſprechende junge Talente vorhanden geweſen wären, ein Enſemble neuer Art hätte ſich doch nicht gebildet, es fehlte eine künſtleriſche Führung an der Spitze. Ohne eine ſolche bleiben die beſten Beſtandtheile vereinzelt. Eine junge Dame zum Beiſpiele war vorhanden, welche in einem neuen Enſemble trefflich zu verwerthen geweſen wäre, Charlotte v. Hagn. Schön und von lebhaftem Geiſte, welcher raſch pikanten Wendungen folgte, hätte ſie intereſſante Aufgaben zu löſen vermocht, wenn man die Aufgaben für ſie geſucht hätte. Gerade dies aber, das Suchen und Entdecken, fehlt gänzlich beim bureaukratiſchen Theater-Regimente, und ſo ließ man dieſe für's Luſt- und Schauſpiel begabte Dame lange Zeit tragiſche Rollen ſpielen, und begnügte ſich im Luſtſpiele mit dem herkömmlichen Rollenſchlendrian für ſie. Ein gewandter Bearbeiter fremder Stücke, namentlich italieniſcher, C. Blum, erkannte den Fehler und ſetzte für ſie einige zwei- und dreiactige Stücke zuſammen, welche ihr Gelegenheit boten zur Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit. „Die Herrin von der Elſe" hieß das beſte, und da war ſie denn auch ſehr anmuthig, aber dieſe für ſie geſchriebenen Aufgaben blieben doch nur oberflächlich.

Im Ganzen war die bis 1842 dauernde Intendanz des Grafen Redern eine anſtändige. Was ſich darbot an Werken und Künſtlern, das ſuchte man zu erwerben und im ausgefahrenen Geleiſe zu verwerthen. Eine wirklich ſchöpferiſche Kraft machte ſich nirgends bemerklich, ſie fehlte. Der alternde König Friedrich Wilhelm III. würde ihr allerdings nicht eben förderlich geweſen ſein. Er war zwar ein ſtandhafter Theaterfreund und beſuchte es jeden Abend, aber er war Neuerungen nie zugethan, und am wenigſten in dieſem ſeinem letzten Jahrzehnt. Das hohe Alter will leichte Unterhaltung; kleine Ballette und Luſtſpiele waren ihm zuletzt das Liebſte, und ſo wurde gegen Ausgang der Dreißiger-Jahre, als die Raupach'ſchen Staatsactionen verſiegten, das Berliner Hoftheater ſtiller und ſtiller. 1840 kam Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron, und man war gewärtig, daß unter einem ſo geiſtvollen Herrn das Theater einen großen Umſchwung erleben würde. Es erfolgten ja auch Berufungen und Auszeichnungen wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Größen, aber das Theater wurde daran nicht betheiligt. Sehr bald zeigte ſich, daß der König kein eigentlicher Theaterfreund im gewöhnlichen Sinne war, und daß er Abſonderlichkeiten veranlaßte. Griechiſche Tragödien mit Muſik — „Antigone“, „Oedipus“ — wurden aufgeführt, Tieck'ſche Märchen, bei denen früher Niemand an's Theater gedacht, wurden in Scene geſetzt.

Der Schaffenstrieb derjenigen, welche keine Schaffenskraft, aber doch das Bedürfniß der Thätigkeit haben, richtet ſich immer auf das Abſonderliche. Es fehlt ihnen die Ruhe und Geduld, welche einem zeugungsfähigen Organismus innewohnt, es fehlt ihnen die klare Vorſtellung deſſen, was ſie hervorbringen wollen. Je mehr blos geiſtigen Fluidums ſie beſitzen, deſto weiter und phantaſtiſcher werden ihre abſonderlichen Pläne ſchweifen.

So ſtand es mit König Friedrich Wilhelm IV. Er war voll geiſtigen Fluidums, überſprang aber faſt überall die organiſchen Wege, und erreichte deßhalb faſt nirgends eine dauernde Schöpfung. Das gemeine Weſen des Theaters, der geſchichtlich entwickelte Organismus deſſelben intereſſirte ihn nicht; ſollte alſo mit dieſem, für ihn trivialen Theater Etwas geſchehen, ſo ſollte es wenigſtens etwas Apartes werden, das auf einen Reiz ausginge für hochgebildete Leute. Griechiſche Tragödie zum Beiſpiele mit moderner Muſik. Das iſt neu für's Schauſpiel, neu für die Oper, und es entſteht eine Zwittergattung von beiden, welche Feinſchmecker abſonderlich unterhalten mag.

Dieſen Zweck hat es auch erreicht. Sogar das mittlere Publicum hat dieſe Vorſtellungen dankbar aufgenommen. Es war dankbar dafür, daß man ihm zur Bekanntſchaft mit dem griechiſchen Drama verholfen, und daß man die wahrſcheinliche Langeweile dieſer Bekanntſchaft durch beigegebene ſchöne Muſik ihm faſt ganz erſpart hat. Sogar der Werth des tragiſchen Pathos im griechiſchen Drama iſt Vielen dadurch vermittelt worden, was ja auch vom Standpunkte äſthetiſcher Bildung dankbar hinzunehmen iſt.

Kurz, ich möchte durchaus nicht ſagen, daß dieſe Opern-Aufführung griechiſcher Tragödien, obwohl ſie gewiß mit den griechiſchen Aufführungen wenig Aehnlichkeit hat, daß dieſe moderniſirten griechiſchen Spiele ohne Erfolg geweſen wären. Aber für's deutſche Theater waren ſie von keinem Erfolge; das deutſche Theater haben ſie gar nicht gefördert, ſondern aufgehalten. Meinte man, die Recitation dieſer Donner'ſchen Ueberſetzung, welche meilenweit entfernt iſt von ſchöner deutſcher Versſprache, habe doch den Vortrag der deutſchen Schauſpieler geübt? Ich hab' es auch zuweilen gedacht, daß dies grammatikaliſche Ordnen von Felsſtücken dunkel gefügter Sätze die ſinnvolle Betonung und die Geſchmeidigkeit der Zunge bei den Schauſpielern fördern könnte. Aber es war nicht ſo. Ich habe hinterher den König Kreon gute deutſche Rollen eben ſo tadelnswerth ſprechen hören, wie er ſie vor der cyklopiſchen Uebung mit König Kreon geſprochen hatte. Der unklare Text hatte nur eine mechaniſche Bewältigung möglich gemacht. Lange Monate, im Ganzen Jahre waren indeſſen dem fruchtbaren Studium deutſcher Stücke entzogen, und die Schauſpieler waren verſtört worden. Sie hatten ſich ihre Stimmorgane ausgeweitet, ſie mußten ſich erſt wieder einrichten für flüſſige deutſche Sätze, welche jenen Aufwand nicht vertrugen, ſie mußten ſich gewaltſam wieder an einfachere und doch lebendigere Formen gewöhnen, welche fernab liegen von den Rhythmen einer griechiſchen Oper.

Was man den „Jon"- und „Alarkos"-Aufführungen in Weimar vorgeworfen, das mußte hier als viel ſtärkerer Vorwurf auftreten. In dem kleinen Weimar konnte Goethe in's auslachende Parterre rufen: „Man lache nicht!" In dem kleinen Weimar war das eine Uebung, welche, von Dichtern geleitet und an deutſchen dichteriſchen Productionen vorgenommen, immerhin eine organiſche Beziehung gewinnen konnte für das deutſche Theater, und es kam nicht darauf an, ob das kleine Publicum ſich wieder einmal langweilte. Die regierenden Dichter machten bei der Inſceneſetzung Erfahrungen, welche irgendwo wieder ausſtrahlten. Das war etwas ganz Anderes, als wenn in den großen Städten die ganze Saiſon und die große Bevölkerung in Beſchlag genommen wurden für dieſe Experimente unter Zuthun von blos wiſſenſchaftlichen Kräften, welche ſonſt dem Theater Nichts zu bieten hatten.

Nicht minder als der Schauſpieler wurde das Publicum, wurde der deutſche dramatiſche Schriftſteller verſtört. Das Publicum ſah all ſeine Aufmerkſamkeit auf fremde Sitten, fremde Formen gelenkt und verwirrte ſich in den Maßſtäben; der deutſche Schriftſteller ſah ſich zurückgeſtellt, weil dieſe Galvaniſirungs-Verſuche alle Zeit und Kraft in Anſpruch nahmen. Mit Einem Worte: derlei künſtliche Experimente einer bloßen Reproduction haben nur in engen Kreiſen ihre Berechtigung. In Schulen und Geſellſchaften mögen ſie am Orte ſein, nicht in den öffentlichen Kunſtanſtalten, auf deren lebensvolle Thätigkeit eine ganze Nation angewieſen iſt.

Als dieſe Opernhilfe endlich neueren Stoffen ſich zuwendete, deren Gedankengang uns näher lag, da erhob ſich auch die Oppoſition. Trotz der ſchönen Muſik Mendelsſohn's machte Racine's „Athalie" einen ungünſtigen Eindruck, weil man eine pietiſtiſche Tendenz zu erkennen glaubte. Die neugierige Wißbegier gegenüber den uns wildfremden griechiſchen Stoffen und Formen war geſtillt, und die mit Muſik überfüllte bloße Reproduction eines fremden Werkes erregte Mißtrauen, weil da die wildfremden Formen für die neugierige Wißbegier fehlten und der uns näherliegende veraltete Sinn des Dramas mißfällige Vergleiche weckte. Der Reiz hatte alſo nur im völlig Fremden beſtanden, und ein völlig Fremdes wird für jegliche Kunſt immer unfruchtbar bleiben, wird immer nur Curioſität erwecken.

Dieſe Curioſität ſelbſt reichte nicht aus für die aufgeführten Tieck'ſchen Märchen. Selbſt die höfliche Reſidenz fand den geſtiefelten Kater, der auf der Bühne herumſprang, mißlich. Wenn Immermann ſo was in Düſſeldorf verſucht hatte, ſo war das wie oben in Weimar der Verſuch in einer kleinen Stadt, der Verſuch eines ſuchenden Dichters. Immermann war hinterher ganz im Klaren, daß man beſſer thäte, nicht auf ſo phantaſtiſchem Wege die Zeit zu verlieren.

In Berlin folgte natürlich dieſen langen und koſtſpieligen Abſchweifungen eine gewiſſe Oede des Theaters, und der eingetretene Wechſel in der Perſon des Intendanten war erwünſcht. Der neue Intendant, Theodor v. Küſtner, war ein erfahrener Praktiker und brachte durch neue Engagements und fleißiges

Einſtudiren neuer Vorſtellungen wieder Leben in die abgeſtandenen Gewäſſer.

Er hatte einen ſchweren Stand. Das Publicum wußte nicht mehr, was es wollen ſollte. Der Sinn für einfaches, ehrliches Schauſpiel war ſeit dem Tode Iffland's irregemacht worden durch allerlei Vornehmthuerei; der kritiſche Ton, in Berlin ohnedies vorherrſchend, hatte ſich geſteigert durch die politiſche Spannung, welche in den Vierziger-Jahren herrſchte. Theoretiſche Speculation machte ſich überall breit, und auf dem äſthetiſchen Felde am breiteſten, weil ſie da die Cenſur nicht behinderte; die Kunſtwerke der Zukunft, getränkt von allen erſinnlichen ſocialen Reformen, ſtanden rings am Horizonte, eine Fata morgana neben der anderen, und die gewöhnlichen Theaterſtücke erſchienen daneben wie zurückgebliebene Handwerksarbeit. Unter ſolchen Umſtänden wird ein Publicum blaſirt, beſonders wenn es von Hauſe aus mehr Anlage hat zu Verſtandesfolgerungen als zu künſtleriſcher Schöpfung. Die griechiſchen Experimente trugen nun auch ihre Früchte: man war auf „Apartes“ geſtellt worden, und ſtimmte jetzt leicht den abſtracten Kritikern bei: es fehle doch im Theater allmälig ganz an Nahrung für den eigentlich Gebildeten!

Küſtner kämpfte dabei tapfer und verſtändig; aber die große Laſt einer General-Intendanz mit Oper und Ballet ließ ihm nicht Muße genug für intimere Führung des Schauſpiels, und die Regiſſeure waren alt wie er, ſie hatten nicht mehr Leben genug zum Schaffen. Der alte Weiß noch am erſten, aber Stawinsky neben ihm, ein übrigens ſehr kundiger

Mann, war übermüdet vom langen Dienſte, und ſo fehlte es denn durchwegs an einer höheren Leitung.

Trotzdem war das Berliner Hoftheater unter Küſtner regſamer und praktiſcher geführt, als unter den vorhergehenden Intendanten. Gerade darin lag jedoch der Keim des Todes für Küſtner. Sein Ohr war nicht offen für all die Protectionen, welche dieſer und jener wichtige Herr am Hofe verlangte, und da ſeine Perſönlichkeit überhaupt nicht angethan war, Figur zu machen als Hofmann, ſo gelang es den Widerſachern, den König dahin zu bringen, daß er den immerhin noch rüſtigen Mann penſionirte.

Die neue Wahl fiel auf einen Lieutenant in der Garde, auf Herrn v. Hülſen, der auf Liebhaber-Theatern ſich bemerklich gemacht haben ſoll. Der König hatte eben, wie ſchon geſagt, kein Intereſſe für's Theater und hielt es offenbar nicht für nöthig, daß eine ſpecielle Kunſtverſtändigkeit an die Spitze zu bringen wäre. Man erzählt, daß er lachenden Mundes die neue Wahl getroffen habe.

Herr v. Hülſen hat ſich denn auch zum energiſchen Verwaltungs-Chef der Berliner Hoftheater-Inſtitute ausgebildet, und ſeine Thätigkeit insbeſondere der Oper und dem Ballet gewidmet. Das Schauſpiel gilt für verfallen.

IV.

Das Weimar'ſche Theater. Goethe als Theater-Director. Schiller's Antheil.

Das Weimar'ſche Theater hat den größten Einfluß auf das deutſche Theater ausgeübt, einen noch größeren als das Hamburg'ſche durch Leſſing und Schröder, weil es aus der dichteriſchen Höhe Goethe's und Schiller's hervorgegangen iſt, und deßhalb dem Publicum noch höher und wichtiger erſchien als das, was ein großer Kritiker und ein großer Schauſpieler gelehrt hatten. Leſſing's ſchriftſtelleriſche Bedeutung war der Elite des Publicums wohl deutlich, dem großen Publicum aber nicht. Nun kam die Weimar'ſche Schule auf den Schwingen der beiden anerkannt größten deutſchen Dichter, und hatte dadurch eine ſiegreiche populäre Macht voraus.

Eduard Devrient hat in ſeinem dritten Bande vortrefflich über die Weimar'ſche Schule geſchrieben. Auch ſeine grundſätzliche Vorliebe, daß nur ein Schauſpieler der richtige und fruchtbare Theaterleiter ſein könne, und daß die Literaten-Directionen Nichts taugen, beeinflußt hiebei ſein Urtheil nur inſoweit, als die Beeinfluſſung richtig iſt. Man kann jeden des Wiſſens Bedürftigen auf dieſe geiſtvolle Beurtheilung der Weimar'ſchen Schule verweiſen.

Ob und wie ſich die Hamburg'ſche und Weimar'ſche Schule vereinigen laſſen, das iſt eigentlich der Inhalt alles deſſen, was ſeit Anfang des Jahrhunderts die ehrlichen und denkenden Freunde des deutſchen Theaters beſchäftigt.

Die Einleitung zu dieſem Weimar'ſchen Theater waren Dilettantenſpiele, welche der junge Hof jahrelang in Tiefurt, Ettersburg und Belvedere veranſtaltete. Dieſer Hof war geiſtig belebt durch die ältere Herzogin Amalia, die Freundin Wieland's, durch den jungen Herzog Karl Auguſt und durch die literariſchen Kräfte, welche ſich damals ſchon zu ſammeln anfingen. Goethe war unter dieſen die Hauptperſon, und er ſtand damals in der Blüthe ſeiner genialen Lebensfähigkeit. Er kam im Spätherbſte 1775 nach Weimar. Der Schloßbrand hatte im Jahre vorher auch das Theater-Gebäude vernichtet, und die lebensluſtige Hofgeſellſchaft mußte ſelber und mußte auf improviſirten Räumen ſpielen, wenn ſie ſich theatraliſch unterhalten wollte. Letzteres wollte ſie, und Goethe wurde dafür der erfinderiſche Poet. Er verſuchte alle erſinnlichen Spiele, er erweckte das alte Faſtnachtsſpiel, das Schäferſpiel, das Stegreifſpiel, und deckte alle Lücken durch ſeine Improviſationen.

Dadurch wurde der Keim gelegt zu einem Theater, welches auf ungebahnten Wegen unbekannten Zielen zuſtreben könnte.

Dies üppige Dilettantenſpiel hörte auf, als Goethe Staatsgeſchäfte übernahm. Als er aber zu Anfang der Neunziger-Jahre von den Staatsgeſchäften zurücktrat, und der Herzog nach einem neuen Amte für ihn umſchaute, da mochte er ſich jener Dilettantenſpiele erinnern, für welche Goethe eine ſo große Begabung entwickelt hatte. Es entſtand ihm der Gedanke, ein Hoftheater zu errichten und Goethe an die Spitze zu ſtellen. Der Contract mit der Bellomo'ſchen Geſellſchaft, welche bis daher im neuerbauten Schauſpielhauſe geſpielt, ging 1791 zu Ende, und es begann nun das Hoftheater unter Goethe.

Die Erinnerungen und Eindrücke des Liebhaber-Theaters in den Sälen und Hainen von Tiefurt und Ettersburg tauchten nun alſo wohl in Goethe auf? Wahrſcheinlich. Gewiß inſofern, als er allerlei poetiſche Phantaſien für darſtellbar erachtete, ohne Rückſicht auf herkömmliche theatraliſche Form, ohne Rückſicht auf ein mannigfaltiges Publicum.

Dieſe Punkte ſind wenigſtens ſtets ſichtbar geblieben in ſeiner Theaterleitung. Namentlich hat er immer nur ein auserwähltes Publicum vor Augen gehabt, wie es die Hof- und literariſche Geſellſchaft in Tiefurt und Ettersburg dargeboten hatte.

Die erſte Zeit der Goethe'ſchen Direction verrieth indeſſen von Alledem Wenig oder gar Nichts. Er war nicht mehr der überſchwenglich fruchtbare Jüngling, er war ein reifer Mann, welcher eben aus ernſthaften Staatsgeſchäften trat, und er war — das möge man nicht vergeſſen! — mit all ſeinem Talente dem eigentlichen Theater nie nahe geweſen. Ein einzigesmal, eine kurze Zeit nur, hatte er ſich der Form genähert, welche ein dramatiſches Theaterſtück braucht. Das war die Zeit, als er lebhaft mit Darmſtadt verkehrte und den „Clavigo" ſchrieb. Wäre er damals ungeſtört verblieben, ſo iſt es wohl möglich, daß ſein reicher Genius auch die dramatiſche Form ſich vollſtändig angeeignet hätte, denn im „Clavigo" zeigen ſich dafür die beſten Fähigkeiten. Aber bekanntlich verſtörte ihn darin Merck, indem er ſolche Arbeit als gewöhnliche Waare bezeichnete, welche auch geringere Leute machen könnten, welche er alſo auch ſolchen Leuten überlaſſen ſollte. Das that Goethe leider, und offenbar völlig. Er hat den dramatiſchen Ductus des „Clavigo" nie wiedergefunden, er hat kein einziges eigentlich dramatiſches Stück mehr geſchrieben. „Iphigenie" widerſpricht dem noch am erſten und doch auch nur leiſe; das chriſtliche Griechenthum vermeidet, in epiſchen Ausführungen ſo viel als möglich retardirend, das dramatiſche Leben. „Egmont" bringt es nur in der Einen Scene zwiſchen Alba und Egmont zum wirklichen dramatiſchen Zuſammenſtoße, und Schiller hatte nicht nur ganz Recht, daß „Egmont" umgearbeitet werden müſſe, ſondern Goethe ſelbſt gab zu, daß dieſe Umarbeitung wünſchenswerth wäre. Er hatte das Stück aufführen laſſen und hatte erfahren, daß die Theaterwirkung ausblieb. „Taſſo" hielt er ſelbſt für unaufführbar, und „Fauſt" natürlich auch. Daß dieſer endlich für die Bühne gewonnen worden, verdankt er ſeinem unſterblichen Inhalte in reizender Form, aber wahrlich nicht ſeiner dramatiſchen Form. Und die Stücke: „Groß Kophta“ und „Die natürliche Tochter“, welche er als Theater-Director ſchrieb und in Scene ſetzen ließ, ſtellten es außer Zweifel, daß die große Goethe'ſche Macht nicht auf dem Theater ſichtbar werde.

Gewiß hatte er eine Empfindung von dieſem Mangel, als er die Theaterleitung begann, und hatte deßhalb kein ſtarkes Intereſſe für die übernommene Aufgabe. Gewiß ferner rühren die Fehler ſeines Syſtems, welches er ſich als geiſtvoller Mann entwarf und in welches er ſich allmälig hineinlebte, alle nur daher, daß der dramatiſche Ductus nicht mehr in ihm pulſirte.

Er führte zunächſt das Theater wie ein großer Herr: er ging auf Reiſen und ließ ſeine Geſellſchaft nach Lauchſtädt gehen, ohne ſie zu begleiten; er überließ den Regiſſeuren („Wöchner“ genannt, weil jeder nur eine Woche zu amtiren hatte) und ſeinem Directions-Amanuenſis Kirms die beſcheidene Führung. Dieſer Hofkammerrath Kirms war von Anfang bis zu Ende der ſechsundzwanzigjährigen Goethe'ſchen Theaterleitung ſein ökonomiſcher Director, welcher mit geſundem Menſchenverſtande und unermüdlichem Fleiße Alles beſorgte, was dem Inſtitute nöthig war, ein unſchätzbarer Generalſtabs-Chef für den zunächſt bequemen Feldherrn. Dieſer Feldherr machte auch damals gar kein Hehl daraus, daß er ohne große Anſtrengung vorgehen wolle; er ließ das alte Bellomo'ſche Repertoire beſtehen und nannte es „von Bedeutung“, ja er ſchreibt gravitätiſch nieder: „Ein Director ſpielt Alles, ohne zu prüfen; was fällt, hat doch den Abend ausgefüllt; was bleibt, wird ſorgfältig benützt". — „Die Oper", fährt er fort, „iſt das ſicherſte und bequemſte Mittel, das Publicum anzuziehen und zu ergötzen." Dabei war er denn auch behaglicherweiſe immer zufrieden mit ſeinem Theater, und wir leſen ſtets in ſeinen Tages- und Jahresheften die unter Variation wiederkehrende Kritik: „Das Theater bildet ſich ganz wohlthätig aus".

Allmälig erſt nahm er näheren Antheil, und da konnte es denn nicht ausbleiben, daß ein Mann von ſeiner großen Fähigkeit und von ſeiner überlegenen Anordnung der Gedanken und Dinge ſyſtematiſch eingriff. Wie er dies that, das hat dem Weimar'ſchen Theater den eigenen Charakter verliehen, hat ihm wichtige Fehler eingeimpft und große Vorzüge erſchaffen. Er that es von dem künſtleriſchen Standpunkte aus, welcher ihm beſonders eigen war, ohne Rückſicht auf Theater-Tradition, auch wo ſie gut war. Ein Theatergänger war er ja nie geweſen, und beſondere Aufmerkſamkeit hatte er der Theater-Entwicklung nicht geſchenkt. Er ſchöpfte alſo nur aus ſich, als er anfing, zu ſyſtemiſiren, und was fand er in ſich? Eine tiefe Neigung zum Maleriſchen, welches er ja lange für ſeinen Beruf gehalten hatte, das Bedürfniß ruhiger Harmonie und natürlich das ſtärkſte Verlangen, dem dichteriſchen Worte vollen Raum zu gewinnen.

Aus dieſen Grundzügen erwuchs ihm nach und nach das Weſen einer literariſchen Theaterſchule, in welcher das dramatiſche Moment eine untergeordnete Rolle ſpielte.

Die größte Sorgfalt widmete er der Leſeprobe. Das Wort, den Sinn und Vortrag deſſelben feſtzuſtellen, war ihm die Hauptſache. Gewiß mit Recht. Schröder hatte das ſchon gewußt und gethan. Goethe führte das weiter, dehnte dieſe Thätigkeit aus. Ob in der rechten Weiſe, das iſt eine andere Frage, iſt die Frage, welche die Schwäche ſeines Syſtems in Rede bringt. Wenn der Vortrag übermäßig lange allein geübt und immer nur im declamatoriſchen Sinne geübt wird, dann weitet er ſich übermäßig aus und überdeckt auf der Scene und im Enſemble das, was das Drama zum Drama macht, die Handlung. Das Wort iſt für das Drama das wichtigſte Hilfsmittel, aber es iſt nur ein Hilfsmittel. Die Gegner der Weimar'ſchen Schule ſagten deßhalb: Dieſe Schule unterdrückt das Drama, und giebt uns ſtatt deſſen die bloße Declamation deſſelben.

Kam nun nach zahlreichen Leſeproben das Stück auf die Bühne zur Theaterprobe, dann richtete Goethe all ſeine Aufmerkſamkeit auf die Erſcheinung der Schauſpieler. Hier legte er zuerſt und zuletzt den Hauptaccent auf das Maleriſche, welches ihm das Wichtigſte war. Das Wichtigſte! In dieſem Superlativ iſt Alles geſagt. Wer möchte leugnen, daß es wichtig iſt, aber wenn es das Wichtigſte werden ſoll, dann wird das Drama beſchädigt.

Er ging ſo weit, die Stellung der Schauſpieler mit Kreideſtrichen zu bezeichnen, welche ſie genau einhalten mußten. Das hat beſonders viel Spott hervorgerufen. Meines Erachtens übertriebenen, wo es ſich um große Enſemble-Scenen handelt, in welchen durch falſche Stellung der Einzelnen Störung entſtehen kann. Grundſätzlich viel bedeutender iſt es, daß er die Schauſpieler nöthigte, möglichſt en face gegen das Publicum zu verbleiben und, wenn eine Wendung nöthig, dieſe nie über eine Viertelwendung in's Profil auszudehnen. Dem Publicum den Rücken zuzuwenden, war abſolut verboten.

Dies Geſetz galt für eine werthvolle Errungenſchaft der Weimar'ſchen Schule. Der alte Anſchütz, welcher von Leipzig aus öfters nach Weimar gekommen und der Weimar'ſchen Geſetze immer eingedenk war, hielt es ein halbes Jahrhundert ſpäter noch für beachtenswerth. Wie ich in meinem Buche: „Das Burgtheater“ erzählt habe, that er 1850 noch Einſpruch, als ich bei der Inſceneſetzung des „Julius Cäſar“ das römiſche Volk gegen den Marc Anton auf der Rednerbühne vorgehen ließ, ohne Tadel darüber, daß es dem Publicum den Rücken zukehrte.

Nun, dieſes Geſetz lehrt am deutlichſten, daß Goethe das dramatiſche Moment unterordnete. Nicht einmal das Maleriſche war hiebei maßgebend geblieben: meiſterhafte hiſtoriſche Bilder zeigen dem Beſchauer den Rücken einzelner oder vieler Perſonen. Das Statuariſche allenfalls hat mitgeſprochen. Vorzugsweiſe wohl der verkürzte Begriff des Anſtändigen, des Hofmäßigen, ein Reſt der conventionellen franzöſiſchen Tragödie, welche Karl Auguſt hochhielt und welche Goethe reſpectirte.

Die Conſequenzen davon waren ungemein weit; eine gewiſſe Steifheit wurde herkömmlich, die lebendige Bewegung einer dramatiſchen Handlung wurde grundſätzlich ausgeſchloſſen.

Auf unſerem jetzigen Standpunkte, welcher das Spielen ins Publicum fehlerhaft findet und Alles vermieden ſehen will, wodurch das Spiel als blos conventionelles Spielen verrathen wird, erſcheint dies Geſetz gar wunderlich veraltet, und gemahnt an die chineſiſchen Bilder ohne Perſpective. Es war aber Goethe ſo vollſtändig Ernſt damit, daß er, Kunſt und Anſtand an die Spitze ſeiner Regeln für die Schauſpieler ſtellend, geradezu ſagt: „Die Schauſpieler ſollen nicht aus mißverſtandener Natürlichkeit unter einander ſpielen, als wenn kein Dritter dabei wäre“.

Dies war ein poſitiver Rückſchritt gegen Leſſing und Schröder.

Ich bin überzeugt, Goethe wußte um dieſe Errungenſchaft des deutſchen Theaters gar nicht. Er hatte ſich um das eigentliche Theater gar nicht gekümmert, er hatte es wenig geſehen, am wenigſten da, wo die Hamburg'ſche Reform gut vertreten war. Er machte als gebildeter Lebemann und als Kenner ſchöner Erſcheinung die Anforderung an ſeine Schauſpieler, daß ſie ſich gefällig präſentiren ſollten, und die Conſequenz dieſer Anforderung führte ihn, der gern claſſificirte und ſyſtemiſirte, allmälig zu ſolchen Vorſchriften, welche über der zierlichen Präſentation der Schauſpieler die wichtigere und ſelbſt maleriſch reichere dramatiſche Aufgabe beſeitigten.

Genau und ſtreng wie ein Mann, der aus der Staatslaufbahn in die Direction eines Theaters übertrat, führte er überhaupt die Regierung ſeiner Schauſpieler. Die erſten Mitglieder mußten Statiſtendienſt leiſten. Gehorſam war die unwandelbare Parole. Er gab widerſpenſtigen Damen Stubenarreſt und ſtellte Wache vor ihre Thür; Männer ließ er auf die Wache abführen. Selbſt Schiller, der ſpäter Zutretende und eigentlich Mildere, war in dieſem Punkte mit Goethe einverſtanden. Er ſchreibt ihm einmal: „Ich will mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu thun haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt nichts auszurichten; es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen: den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe“.

Dieſe Maximen wichen ſogleich zurück, wenn Goethe es mit einem Schauſpieler von Bedeutung zu thun hatte: aber deren konnte der zur Sparſamkeit genöthigte Status des kleinen Weimar'ſchen Theaters nicht leicht haben. Das gute Glück, welches beſonders talentvolle Anfänger zuführte, war dazu nöthig. Und das trat nur ſelten nahe. Zwei Mädchen und ein junger Mann ſtellen es dar in der langen Directionszeit Goethe's: Chriſtiane Neumann, die Jagemann (ſpätere v. Heigendorf) und Wolff. Da finden wir denn auch ganz den Poeten Goethe wieder, welcher für glückliche Gaben empfänglich und dankbar, für redliches Streben milde und hilfreich war. Das glücklich begabte Mädchen Chriſtiane Neumann war ihm ungemein lieb und werth, ihr früher Tod war ihm ein tiefer Schmerz, und ihr war das Gedicht „Euphroſyne“ gewidmet. Unter dieſem Namen lebt ſie denn auch heute noch fort.

Was den Preis der übrigen Theatergrößen, der Graff, Oels, Haide ꝛc. betrifft, welcher die zahlreichen lobſingenden

Memoirenſchriften durchweht, da iſt Vorſicht im Urtheile wohl angebracht. Schiller hat einmal im Unmuthe dies Perſonal ein „mittelmäßiges“ genannt; im Verhältniſſe aber zu den geringen Geldmitteln, welche Goethe und Kirms zu Gebote ſtanden, müſſen wir anerkennen, daß es ein geſchickt gewähltes und ſorgfältig geführtes Perſonal war. Fräulein Jagemann war unzweifelhaft ein ſehr ſchönes Talent, und zwar gleich ausgezeichnet in der Oper wie im Schauſpiele; was erhielt ſie an Gage? Sechshundert Thaler. Auch im Vergleiche mit den damaligen Gagenſätzen an anderen Bühnen eine überaus beſcheidene Summe. Unter den damaligen Schauſpielern war dies auch bekannt genug, und es fehlte nicht an übler Nachrede, welche den zähen Kirms reichlich bedeckte. Er wäre gar nicht zäh mit Vorſchüſſen, hieß es, damit er die Mitglieder in Schulden verwickelte und ſie am Fortgehen aus der Sklaverei verhinderte.

Entſchädigt wurden ſie aber wirklich durch die ſorgfältige Führung, welche ihnen Goethe angedeihen ließ, als er nach Ablauf der erſten Jahre ſeinem Theater einen wärmeren Antheil ſchenkte. In den Leſeproben beſonders gab er ſich vollſtändig hin, und von der Zeit an, da Schiller hinzutrat, beſchäftigte er ſich unter verdoppeltem Eifer mit dem Perſonale. „Madame Teller,“ ſchreibt er an Schiller, „las geſtern die Herzogin inſoweit gut, daß ſie nichts falſch las, aber zu matt und leſeprobenmäßig. Sie verſichert, auf dem Theater würde das Alles ganz anders werden. Da dies faſt eine allgemeine Schauſpieler-Marotte iſt, ſo kann ich ſie ihr nicht beſonders zurechnen, obgleich dieſe Albernheit hauptſächlich Urſache iſt, daß keine bedeutende Rolle recht eingelernt wird, und daß nachher vom Zufall ſo viel abhängt.“

Solche und ähnliche treffende Bemerkungen datiren aus der Zeit, welche Schiller in Verbindung brachte mit Goethe's Theater. Von da an erſt datirt überhaupt die Bedeutung des Weimar'ſchen Theaters, welches vorher ohne irgend einen bemerkenswerthen Erfolg geblieben war. Kein Goethe'ſches Stück hatte, wie man in der Theaterſprache ſagt, reuſſirt; jetzt aber mit „Don Carlos“ und dann mit „Wallenſtein“ kam das an die Reihe, was durch Inhalt und Form die ganze Nation in poetiſche Bewegung ſetzte, jetzt kam es an die Reihe, in Scene geſetzt von den beiden größten Dichtern, jetzt ſchaute alle Welt auf und blickte auf das Weimar'ſche Theater. Und unter dieſen Umſtänden wurde nun auch, geweiht durch zwei ſolche Männer, das von Bedeutung, was man ein neues Theaterſyſtem nannte.

Ich brauche wohl nicht einzuſchalten, daß die Goethe'ſchen Stücke hier immer nur als Theaterſtücke in Rede kommen, und daß dabei die Charakteriſtik und Gedankenwelt eines „Egmont“ aufs Höchſte geſchätzt werden kann, höher ſelbſt als Schiller's Charakteriſtik.

Sehr merkwürdig iſt es, wie dieſe beiden Dichter ſelbſt durch die Theaterführung verwandelt wurden. Goethe hatte ſeine „Iphigenie“, Schiller ſeinen „Don Carlos“ zuerſt in Proſa geſchrieben; von Schiller exiſtirt eine Aeußerung, daß der Jambus ſehr mißlich ſei für die Bühne, weil er den

Vortrag „genire“ — und nach einigen Jahren finden wir ſie inmitten eifrigſter Beſchäftigung, den Vers zur Hauptſache auf dem Theater zu ſtempeln, hören wir von Goethe, daß er ein wirkungsloſes Stück nur darum mit großem Zeitopfer einſtudirt, weil die „Versmaße“ deſſelben ihn höchlich intereſſirten. Scandiren! ſcandiren! war das Loſungswort geworden, und man erzählt, daß Goethe bei einer Leſeprobe den Arm einer Dame genommen und auf- und niedergezogen habe, um ihr den Scandirungstact eindringlich zu machen.

Bei manchen Leſeproben laſen die beiden Dichter ſelbſt das ganze Stück, und zwar geſangartig, übertrieben pathetiſch. Auch der Herzog Karl Auguſt, der Verehrer des franzöſiſchen Tragödien-Pathos, wohnte zuweilen einer ganzen Leſeprobe bei, und erhöhte durch ſeine Gegenwart den Reſpect vor dieſem feierlich hochtrabenden Vortrage. Goethe überſetzte ja auch „Mahomed“ und „Tancred“, und es muthet uns jetzt ganz wunderlich an, wenn er, der ſo viel Beſſeres konnte, an Brühl von dieſer Arbeit ſchreibt wie von einer Production, welche eines gebührenden Lohnes gewärtig ſei.

Unter den älteren beſſeren Schauſpielern im Norden war förmlicher Schrecken ausgebrochen vor dieſer Scandirungs-Epidemie. Die Bethmann in Berlin ließ ſich ihre Jambenrollen ohne Versabtheilung, alſo wie Proſa ſchreiben, um nicht mit Verletzung des Sinnes in den Versgeſang zu verfallen. Sie war die erſte Jungfrau von Orleans in Berlin, und ihre Rolle, ſo wie das Stück machten Furore. Schiller aber, welcher ſie ſah, war bereits von ſeiner früheren Bedenklichkeit über den „genirenden“ Jambus ſo weit entfernt, daß er dieſe treffliche Schauſpielerin als Jeanne d'Arc zu natürlich fand, und ihr mehr Schwung und tragiſchen Styl wünſchte.

Bei dieſem Stücke kam übrigens in Weimar zum Vorſcheine, daß ſein poetiſches Pathos gar nicht zuſammentraf mit dem Pathos des Herzogs und des Hofes. Der Herzog ſpottete über dieſe keuſche Jungfrau, die er nur als Voltaire'ſche Pucelle für zuläſſig erklärte. Der Hof lachte mit über das idealiſtiſche Bauernmädchen, und Schiller ſelbſt war nahe daran, die Aufführung des Stückes in Weimar rückgängig zu machen. Da kam die Kunde von der enthuſiaſtiſchen Aufnahme, welche das Stück in Berlin gefunden. Man gab es nun auch in Weimar, und es machte eben ſolches Glück — betroffen ſah man ſich an. Schiller hatte das Stück zuerſt in Jena ſelber in ſeinem Hauſe vorgeleſen, und der Eindruck war kein günſtiger geweſen. „Das Publicum! Ja das Publicum!“ rief man kopfſchüttelnd.

Die Frage um das Publicum hatte bis zu den großen Wirkungen der Schiller'ſchen Stücke eine wunderliche Rolle in Weimar geſpielt. Das heißt: gar keine. Goethe achtete nicht darauf; er ließ ſogar einmal jede laute Aeußerung des Beifalles oder Mißfallens geradezu verbieten. Selbſt die Kritik Böttiger's, welcher eine ganze Broſchüre vorbereitet hatte über das Weimar'ſche Theater, wies er kategoriſch zurück. „Wenn ſie gedruckt wird“, rief er, „dann leg' ich meinen Poſten nieder!“ Und ſie wurde nicht gedruckt. Als der „Alarkos“ von Schlegel vorbereitet wurde, ſchrieb ihm

Schiller, welcher ſich mit dem Stücke beſchäftigt hatte: „Wir werden durchfallen!“ Goethe antwortete: „Ich glaub' es auch. Aber am Gelingen oder Nichtgelingen nach Außen liegt gar nichts“. Und nun folgt jene Aeußerung über Sylbenmaße, welche wörtlich lautet: „Was wir dabei gewinnen, ſcheint mir hauptſächlich das zu ſein, daß wir dieſe äußerſt obligaten Sylbenmaße ſprechen laſſen und ſprechen hören“.

Soll man dieſe Geringſchätzung der öffentlichen Stimme damit erklären, daß ja wirklich ein ſtarker Geiſt ſeine Selbſtſtändigkeit wahren muß gegen Jedermann, auch gegen die öffentliche Meinung? Daß ja nichts Neues, nichts Beſſeres entſtünde, wenn immer demüthig das Herkömmliche allein reſpectirt würde? Gewiß liegt hierin ſchon eine gewiſſe Erklärung des Goethe'ſchen Verfahrens. Er hatte immer und hat immer nur ſeinen eigenen dichteriſchen oder wiſſenſchaftlichen Zweck im Auge gehabt, und bei ſeinen Productionen nie nach Popularität gefragt.

Hier beim Theater aber zeigt ſich an dieſem Punkte, daß ſeine Anſchauung und ſein Verfahren nicht am Orte war, daß er das Weſen eines Theaters unrichtig anſah, indem er es für ſeinen Geſchmack allein geſtalten zu dürfen glaubte. Die kleine Hofſtadt hatte ihn verwöhnt, und der Charakter eines Liebhaber-Theaters im höheren Sinne hatte ſich bei ihm eingeniſtet. Dazu kam, daß er bei der Nichtentwicklung ſeines dramatiſchen Talentes das Bedürfniß durchgreifender, dramatiſcher Wirkung gar nicht empfand. Er war ſich bewußt, all ſeine dem Publicum überlegene äſthetiſche Bildung in Anwendung gebracht zu haben und noch täglich in Anwendung zu bringen; was war natürlicher, als daß er wie Archimedes meinte: Laſſ' dir deine wohlberechneten Kreiſe nicht ſtören durch den zudringlichen Haufen.

Wäre Schiller nicht zu ihm getreten mit der Macht ſeiner populär poetiſchen Stücke, das Goethe'ſche Theater Weimars wäre eine äſthetiſche Eigenthümlichkeit verblieben, und hätte keinen größeren Einfluß ausgeübt auf das deutſche Theater.

Das empfand er auch, als zu Anfang des Jahrhunderts Drama auf Drama Schiller's die große und ſchöne Bewegung in das Theater trug, und er empfand es neidlos wie ein großer Menſch. Sogar die Bearbeitung „Egmont's“ überließ er ihm, und hatte nur Dank und Liebe für den gefundenen Freund, welchem er die Ueberlegenheit im Dramatiſchen freundlich zuerkannte.

V.

Das Weimar'ſche Theater unter Goethe. Oppoſition gegen Goethe. Schiller's Tod. Goethe's Rücktritt vom Theater. Nachwirkungen.

Neben ſeinem einſeitigen Anſtands- und Scandirſyſtem bewahrte ſich Goethe eine merkwürdige Unbefangenheit, ſobald die theatraliſche Erſcheinung nicht innerhalb ſeines Weimarſchen Lehrkreiſes entſtand. An einen fremden gaſtirenden Schauſpieler von ausgeſprochenem Talente legte er durchaus nicht ſeinen Weimar'ſchen Maßſtab. Er ſah Iffland mit großem Vergnügen und iſt des Lobes voll über ihn. Und doch ſpielte Iffland gar nicht weimariſch. Devrient meint zwar, Iffland hätte eine Art Uebergang gebildet von der Hamburgſchen Schule, doch das will nicht viel ſagen. Iffland gehörte zu der einfachen Richtung, welche die Charakteriſtik anſtrebte, und von der Vers-Scandirung und der Viertelprofils-Stellung nicht die mindeſte Notiz nahm.

Auch Schiller, der freilich auch ſonſt nicht ſehr erbaut war von der zureichenden Kraft des Weimar'ſchen Theater-Perſonales, richtete ſeinen Blick nach Außen, als „Wallenſtein" in Weimar aufgeführt werden ſollte, und erſah ſich Schröder für die Titelrolle, da ihm Graff nicht genügte. Es ſtörte ihn gar nicht, daß dieſer Schröder ja gerade das Haupt jener Hamburg'ſchen Schule war, welche die Versſprache ganz im Gegenſatze zu Weimar behandelte, und das ſcandirende Pathos für dieſelbe grundſätzlich ausſchloß. So ſehr war ihm darum zu thun, daß er Schröder ſchmeichelte im Prologe zu „Wallenſtein“. Denn folgende Worte, an Iffland's Gaſtſpiel in Weimar erinnernd, galten Schröder und ſollten ihn locken:

> „Ein edler Meiſter ſtand auf dieſem Platz,
> Euch in die heitern Höhen ſeiner Kunſt
> Durch ſeinen Schöpfer-Genius entzückend.
> O! möge dieſes Raumes neue Würde
> Die Würdigſten in unſ're Mitte zieh'n,
> Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
> Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
> Ein großer Meiſter (ein großes Muſter) weckt Nacheiferung
> Und gibt dem Urtheil höhere Geſetze.“

Sie waren alſo Beide, Goethe wie Schiller, durchaus nicht befangen in dem Schulſyſteme, welches Goethe eingeführt hatte, ſondern erhielten ſich wie echte Poeten volle Empfänglichkeit für das echte Talent. Sie blieben ſchöpferiſche Menſchen, welche ſich auch nicht durch ſich ſelbſt abſperren ließen von dem, was ſich außer ihnen bewegte. Letzteres bleibt den Schülern überlaſſen. Ich meine immer Goethe ſelbſt lächelnd ſagen zu hören: „Mein Gott, man thut in ſeinem Kreiſe, was ſich eben darbietet und was man kann. Wenn die Leute neben uns daraus Ketten ſchmieden und die weitere Ausbildung durch mißverſtandene Anfangsregeln hemmen, ſo iſt das nicht unſere Schuld. Die Anfangsregeln waren nöthig von unſerem

Standpunkte; hat man einen erweiterten Standpunkt und neue Hilfsmittel, ſo ſoll man ſie nützen und damit ſeine Schuldigkeit thun, wie wir die unſrige gethan“.

Die Oppoſition gegen das Weimar'ſche Syſtem ſtieg indeſſen während der erſten Jahre des Jahrhunderts viel höher und ſchärfer auf, als wir jetzt ahnen. Die alten Freunde des nach Leſſing und Schröder begründeten deutſchen Schauſpieles waren außer ſich über dieſen Irrweg, außer ſich, weil er gerechtfertigt ſchien durch die Autorität der zwei erſten Poeten Deutſchlands, welche auch von ihnen als die beiden erſten Dichter des Vaterlandes verehrt wurden. Das berechtigte Anſehen der beiden Männer verführte, wie ſie meinten, in der Theaterfrage die ganze Jugend, welche den großen Männern zujauchzte, auch wo ſie irrten, verführte ſo viel edle Naturen, die Nichts vom Theater verſtanden, die aber wohl in der Weimar'ſchen Reform die ſchöne große Welt einer erhabenen Poeſie erkannten.

In dieſem Sinne iſt eine Oppoſitions-Schrift 1808 in Leipzig erſchienen. Sie führt den Titel: „Saat von Goethe geſäet dem Tage der Garben zu reifen. Ein Handbuch für Aeſthetiker und junge Schauſpieler. Weimar und Leipzig“.

Der Ton in dieſem Büchlein kommt uns unerhört vor, die wir uns daran gewöhnt haben, über Goethe und das damalige Weimar'ſche Theater mit Bewunderung ſprechen zu hören. Ich will deßhalb einige wörtliche Auszüge mittheilen, weil die bloße Schilderung dieſes Oppoſitions-Tones das heutige Publicum nicht hinreichend unterrichten würde.

Die Weimar'ſche Theater-Geſellſchaft hatte in Leipzig eine lange Reihe von Gaſtvorſtellungen gegeben. Darüber giebt das Büchlein Recenſionen und ausführliche dramaturgiſche Betrachtungen.

„Täglich lieſt man die räthſelhaften Worte, wie dieſe oder jene Bühne ſich allmälig der Vollkommenheit nähere, indem ſie der neueren Manier huldige, andere hingegen dem Untergange zueilten, indem ſie hartnäckig von keiner Manier etwas wiſſen wollen, oder, was noch ſonderbarer klingt, daß dieſe oder jene Bühne zwar brave Mitglieder zähle, ſolche aber in einer ſchlechten Schule gebildet wären, ſich nicht vom Realen entfernen, noch das hohe Ideale ergreifen könnten.“

„Schiller und Goethe ſind diejenigen Männer, welche unſtreitig das deutſche Theater auf ſeine höchſte Stufe hätten bringen können, welche anfänglich dieſe Tendenz auch ahnden ließen, und ſchon blos dadurch zum Stolz der Nation erhoben. Schiller's merkwürdigem Genie beſonders wäre es möglich geweſen, das dramatiſche Gebiet, dem er bekanntlich ſeine meiſten Kräfte widmete, ſo unendlich zu erweitern; Schiller war ganz für die tragiſche Kunſt geboren, ganz ſeines britiſchen Vorbildes würdig. Allein ſeine Verbindung mit Goethe, ihre gemeinſchaftliche Bildung oder Verbildung des Weimar'ſchen Hoftheaters, nebſt ihren gemeinſchaftlichen Xenien machte jede Hoffnung zu Schanden, und die, wenngleich unſterblichen Meiſterwerke beider merkwürdigen Männer ſind, wenn dem Unweſen nicht mit Kraft entgegengearbeitet wird, mit dem Untergange der deutſchen Bühne erkauft.“

„Schiller, der das Trauerſpiel durch die Einführung der alten griechiſchen Tragödie mit dem Chore auf eine höhere Stufe der Dichtkunſt erhob, konnte demohngeachtet doch nicht im Ernſte verlangen, daß das ganze dramatiſche Gebiet ſich auf die Darſtellung des gigantiſchen Schickſales beſchränken ſollte, „welches den Menſchen erhebt, indem es den Menſchen zermalmt“. Dennoch aber ſchien Schiller dies behaupten zu wollen und gab das Signal zu einer unſeligen dramatiſchen Revolution durch den bekannten, von der Menge aber mißverſtandenen ſcharfen Gedanken: „Was kann denn der Miſère Großes begegnen!“ — „Nur Göttern, Halbgöttern, Heroen, höchſtens noch den Göttern der Erde, den Fürſten, ſollte das dramatiſche Himmelsthor offen ſtehen. Das konnte doch wol einem Schiller nicht Ernſt geweſen ſein, deſſen Genius es nicht verborgen war, daß gerade das Kleinere, was der von ihm ſogenannten Miſère begegnen kann, die zarten Fädchen nämlich, die das kunſtvolle Gewebe des Lebens bilden und blos von gewöhnlichen Menſchen überſehen werden, der höchſte Vorwurf des Dramas, ſowie der Poeſie überhaupt ſei.“

Dazu habe Goethe verführt mit ſeiner Paſſion für's Griechenthum und mit ſeiner geringen Befähigung für's Drama. So ſei ein krankhafter Idealismus entſtanden, welcher auch der Schauſpielerkunſt eingeimpft werden ſolle. „Jeder Charakter auf der Bühne muß nicht blos etwa veredelt (welches ja ſchon die dummen Realiſten lehren), ſondern vergöttert oder wenigſtens doch verheldet werden,“ wie der Weimar'ſche Kunſtausdruck laute.

Und nun geht das Büchlein in die ſatyriſche Form über und bringt die „Geheimen Statuten oder Theatergeſetze und Regeln des löblichen Idealiſten-Ordens“ in Weimar. Die „erſte Conjugation auf al (ideal) laute: Hohes Trauerſpiel. Sowohl das nach Schiller mit dem gigantiſchen Schickſale ausſtaffirt und dem griechiſchen Chor umgeben, als das nach Goethe mit den franzöſiſchen Marionetten-Figuren und den erbärmlichen Convulſionen. Erſte Regel: In dieſem göttlichen Genre, welches mehr für den Himmel und die Himmliſchen als für die Erde und ihre Bewohner iſt, ſind erſtlich die Schritte der ſpielenden Perſonen auf das genaueſte abzumeſſen und womöglich von dem Theatermeiſter mit dicker Kreide zu markiren. Zweite Regel: Jede ſpielende Perſon, gleichviel welchen Charakter ſie darſtellen ſoll (um Charaktere bekümmern wir uns überhaupt ganz und gar nicht, wie man bald ſehen wird), muß etwas Menſchenfreſſerartiges in der Phyſiognomie zeigen, wodurch man ſogleich an ein hohes Trauerſpiel erinnert wird. Ferner müſſen ſich ſämmtliche Perſonen ſo langſam und feierlich bewegen, als wenn ſie bereits hinter der Bahre des- oder derjenigen hergingen, ſo im fünften Acte unvermeidlich ſterben muß. Dritte Regel: Jedes Spiel, jede Geſticulation, jeder Ausdruck der Stimme, wodurch ein Charakter nuancirt oder ſcharf bezeichnet werden könnte, iſt bei Gefängnißſtrafe verboten. Im hohen Trauerſpiele muß ſich Alles, Vater und Sohn, Greis und Jüngling, Mann und Weib, gleichförmig regen und bewegen. Die heterogenſten Charaktere müſſen ſich ſo ähnlichen, wie ein Ei dem anderen, und es wird blos der Idee, das iſt der Phantaſie des Zuſchauers anheimgeſtellt, ſich die nöthige Verſchiedenheit hinzuzudenken. Nicht die kleinſte Bewegung (man wiederholt es hier), welche eine Charakter-Eigenheit oder eine hervorſtechende Leidenſchaft verrathen könnte, iſt den ſpielenden Perſonen unter keinerlei Vorwand erlaubt; überhaupt ſollen dieſe *ſprechen*, aber nicht *ſpielen*, und als Ziel der höchſten Vollkommenheit wird es betrachtet, wenn es den ſpielenden Perſonen einſt gelingen ſollte, jede Vorſtellung in eine *Leſeprobe* in völligem Coſtüme zu verwandeln. Auch haben wir zur Beförderung der göttlichen *Monotonie* für zweckmäßig erachtet, dem weiblichen Perſonal hiemit auf das ſtrengſte einzuſchärfen, ſo tief als immer thunlich zu ſprechen, und ſich ſo der männlichen Stimme beſtmöglich zu nähern. Die Damen werden, wie wir hoffen, um ſo leichter in dieſem Punkte nachgeben, weil umgekehrt das *Heraufſtimmen* des männlichen Tones zu dem ihrigen erſt durch gewiſſe phyſikaliſche Experimente bewirkt werden kann, welche ſehr mißlich zu unternehmen ſind, und womit ſogar den Damen ſelbſt nicht gedient ſein kann.- Vierte Regel: Es iſt beſonders Rückſicht darauf zu nehmen, *wo*, das heißt in welcher Gegend die tragiſche Handlung vor ſich geht. Geſchähe dies in unſerem lieben Griechenland, ſo haben die gräciſirten Darſteller ſich beſonders zart zu benehmen und dürfen ſich in keinem Falle mauſig machen. Hier ſind nun folgende verſchiedene Fälle ſorgfältig zu beachten: A. Sollte es die Grauſamkeit und Unbarmherzigkeit des Dichters mit ſich bringen, daß eine oder die andere Perſon ein Giftfläſchchen leeren müßte, ſo ſoll dies mit allem erdenklichen Anſtand geſchehen. Eine kleine Verzerrung des Geſichtes, ohngefähr als wenn Kinder ein Rhabarbertränkchen zu ſich nehmen ſollen, läßt ſich nun einmal nicht gut verbieten, übrigens aber wird die höchſte Ruhe empfohlen, alldieweil die Griechen ihr Gift wie unſere Damen Eis nehmen, das heißt mit der größten Bequemlichkeit. B. Umarmungen, wenn ſolche auch noch ſo ſehr dem Ganzen angemeſſen wären, es ſei nun zwiſchen Vater und Kind, Mann und Weib, oder Liebhaber und Geliebter, dürfen im Griechiſchen durchaus nicht vorfallen. Es iſt vielmehr in dieſem Lande eine Hauptregel, ſich drei Schritte vom Leibe zu bleiben, wodurch nebenher noch für die Oekonomie des Theaters geſorgt und die Gewänder hübſch geſchont werden. C. Die Schauſpieler haben ſich in Griechenland von ihrem Thun und Laſſen durchaus keine Rechenſchaft zu geben, ſondern ihre Geſchäfte wie die italieniſchen Sängerinnen bei Bravour-Arien blos und allein mit Parterre, Logen und Galerie abzumachen. Wenn auch zehnmal Liebeserklärungen und dergleichen vorfallen ſollten, ſo ſchwöre der Liebhaber ſeine Treue dem Parterre" — — „hiebei iſt noch zu bemerken, daß man jedem Schauſpieler, ſowie jeder Schauſpielerin ſoviel Diſcretion zutraut, fein zurückzutreten, wenn der Nebenſchauſpieler das Parterre haranguirt"; es gehe ſie ja gar Nichts an, und ſie „dürfen umſoweniger darauf hören, da ſie die Antwort im voraus auswendig gelernt haben".

Folgt die Vorſchrift, wie Verſe zu ſprechen ſeien: „gewiſſenhaft zu ſcandiren oder vielmehr nach einer gewiſſen eintönigen Melodie (die ſich nur mündlich mittheilen läßt) abzuſingen“. Als Meiſter darin, beſonders im Zerſetzen der Perioden, wird Herr Graff empfohlen. „Auf den Sinn kommt durchaus nichts an, und es gereicht vielmehr zur höchſten poetiſchen Schönheit, ſolchen nach Möglichkeit zu zerſetzen.“ Auch ſei es keinem tragiſchen Schauſpieler erlaubt, ſogleich ſeine Rede anzufangen, wenn ſein Nebenſpieler geendet. Die tragiſche Achtung verlange da immer eine große Pauſe, ein Zurücktreten, dann eine Vorwärtsbewegung, und nachdem der Schauſpieler „nach Befinden den rechten oder linken Arm in die Höhe gehoben und einen gräßlichen Blick um ſich her geworfen, ſtimmt er erſt den Geſang an“.

Das Alles ſei angemeſſen zu übertragen, wenn auch das Stück in Proſa geſchrieben wäre, was ſelten vorkäme. Der Schauſpieler habe durch „künſtlichen Geſang und Predigermanier ein immer wiederkehrendes Metrum ſelbſt in dieſe Proſa einzuführen“.

Im bürgerlichen Schauſpiele könne eine Milderung dieſer Regeln eintreten, aber nur eine Milderung, der ideale Anſtand müſſe auch da gewahrt bleiben. „Das regelmäßige Aufheben und Senken der Arme darf auch da nicht vergeſſen werden, welches freilich ſo leicht nicht iſt, als ſich Mancher einbilden mag, worin man ſich aber durch das Beſuchen guter Marionetten-Theater unſtreitig ſehr bilden kann.“ Der „Kanzelmanier“ müſſe man ſich überall nähern, „um ſo dereinſt Kirche und Theater völlig mit einander auszuſöhnen“.

Das Luſtſpiel als eine Zwittergattung ſei der Farce zu nähern und durch Caricatur zu erhöhen, durch ideale Caricatur.

„Falſche Bäuche, Höcker, Stirnen und Lenden ſind hier von unzuberechnendem Werthe. Eine große Hilfe hat der Schauſpieler an den alten Masken, welche gewöhnlich Alles übertreffen, was die lebhafteſte Phantaſie ſich nur vorzuzaubern im Stande iſt.“ („Die Brüder, nach Terenz mit Masken“ waren auch in Leipzig gegeben worden.)

Dieſen Ton der Verſpottung und Verhöhnung verläßt der Autor endlich und geſteht ein, daß dieſe argen Geſetze wohl nicht in ihrer ganzen Ausdehnung befolgt worden ſeien vom Weimar'ſchen Theater, daß aber die „Grundzüge“ wirklich „in der Darſtellungsmanier der neuen Schule überall durchſchimmerten, ja daß die meiſten Regeln den Hauptandeutungen nach von den hoffnungsvollen Zöglingen des Goethe'ſchen Kunſtſeminars ziemlich genau befolgt würden“.

„Warum aber nur ziemlich genau? höre ich meine Leſer fragen. Hier die Erklärung. Es konnte dem in ſo vieler Hinſicht verehrungswürdigen Stifter dieſer Schule nach reifer Beſinnung nicht entgehen, daß jene im erſten Taumel der Neuerungsſucht zu Grunde gelegten Regeln und Vorſchriften nicht nur blos denen der altfranzöſiſchen Schule (die er ſammt der liebenswürdigen Haupt- und Staatsaction wieder herzuſtellen eifrig ſich beſtrebt) conform waren, ſondern ſogar noch eine Traveſtie derſelben enthielten, weßhalb er ſich denn zu einigen ſtillſchweigenden Modificationen dieſer Vorſchriften entſchließen und ein gewiſſes Moderations-Syſtem einführen mußte“. Das ſei denn weder kalt noch warm geworden, und die armen Zuſchauer hätten nie recht gewußt, wann ſie weinen, wann ſie lachen ſollten.

Weil das Gemiſch von Manieren aber von einem ſo wichtigen Manne wie Goethe ausgegangen, habe es im deutſchen Theater ein „unſeliges Schisma“ bewirkt, welches tiefen Schaden hervorgebracht.

Er giebt dann eine Charakteriſtik aller einzelnen Weimar'ſchen Schauſpieler und eine Beſprechung aller Vorſtellungen — ſie haben bei zweimaliger längerer Anweſenheit ihr ganzes Repertoire in Leipzig vorgeführt — um an den einzelnen Perſonen und Aufführungen nachzuweiſen, daß ſein Tadel der Schule wohlbegründet ſei.

Als ſolche Oppoſition in ſo herausfordernder Weiſe gegen Weimar auftrat, war Schiller ſchon todt. Er wurde nur inſofern mitberührt, als es hieß: er ſei durch Goethe in die gräciſirende Richtung hineingezogen und zur „Braut von Meſſina“ veranlaßt worden. Uebrigens ſchrieb man ihm keinen beſonderen Einfluß zu auf das Weimar'ſche Syſtem. Seine Verbindung mit Weimar und ſein Aufenthalt in Weimar fällt in die fruchtbarſte Zeit ſeiner dramatiſchen Production, und dieſe Production nahm ihn ganz in Anſpruch. Er war allerdings bei der Inſceneſetzung ſeiner Stücke zum Oefteren thätig und vertrat auch Goethe zuweilen bei den Proben, aber es ſind keine beſonderen Zeugniſſe vorhanden, daß er das theatraliſche Syſtem Goethe's gebilligt oder mißbilligt hätte. Im Verlangen nach großem Pathos ſtimmte er ihm bei, wie wir geſehen haben. Sein früher Tod wurde von aller Welt als ein National-Unglück betrachtet, welches zunächſt das deutſche Theater beträfe, und Weimar insbeſondere erſchien aufs tiefſte betroffen von dieſem Verluſte. Goethe perſönlich in hohem Grade. Die erſte Zeit nach Schiller's Tode war denn auch Goethe thätiger als je für die Weimar'ſche Bühne, die Trauer über den Verluſt des großen Dichters und Freundes auszudrücken, und all das zu halten und zu fördern, was Schiller für die Bühne hinterlaſſen hatte.

Dieſer Eifer ließ indeſſen naturgemäß nach, und als die große Hilfe neuer Stücke von Schiller ausblieb, da ſank allmälig die Spannkraft Goethe's und des Weimar'ſchen Theaters, und Leben wie Bedeutung der Weimar'ſchen Bühne verſchwand zuſehends. In der Sache ſelbſt war es kein großes Ereigniß mehr, als Goethe 1817 zurücktrat; in der Veranlaſſung aber, welche ihm zu ſeinem Rücktritte geboten wurde, war es ein Scandal. Jedermann weiß, daß Goethe ein Stück, den „Hund des Aubry“, nicht aufführen laſſen wollte, weil ein Pudel darin eine wichtige Rolle ſpielte, und daß der Herzog Karl Auguſt die Aufführung befahl. Nicht Jedermann weiß, daß die Entfernung Goethe's längſt geplant war, und daß die beſte Schauſpielerin, Jagemann, den Plan entworfen und die Ausführung geleitet hat. Als Geliebte des Herzogs war ſie Frau v. Heigendorf geworden und fühlte das Bedürfniß, ſich und das Theater der Goethe'ſchen Oberherrlichkeit zu entledigen. Wie ſehr Goethe ſeit Jahren ſchon von dieſem Verhältniſſe gelitten, daß ein Mitglied ſeiner ſtreng geführten Bühne dergeſtalt Vertraute des regierenden Herrn war, hat noch Niemand geſchildert. Ich meine, es ſei für den ſchon alten Herrn eine wahre Erlöſung geweſen, das läſtig gewordene Joch abſchütteln zu können.

Von nun an aber ſank natürlich das Weimar'ſche Hoftheater in den Schooß der Mittelmäßigkeit, obwohl die dort regierenden Herren, namentlich in neuerer Zeit, immer beſtrebt waren, die hohen Traditionen der Weimar'ſchen Heroenzeit in Ehren zu halten. Die kleinen Mittel des kleinen Staates und der kleinen Stadt hatten zu einer hohen Stellung nur zureichen können, ſo lange hohe Geiſter ihre Kraft einſetzten. Und was man auch am Goethe'ſchen Theater-Regimente ausſtellen mag, beſtreiten kann man nicht, daß der große Dichter im Verlaufe der ſechsundzwanzigjährigen Theater-Direction ſeine Kräfte ſtandhaft eingeſetzt hat für die Aufgaben, welche ſeinem Talente nicht einmal vorzugsweiſe angemeſſen waren. Der deutſchen Schauſpielkunſt iſt dadurch vielleicht geſchadet worden, dem deutſchen Theater aber iſt dadurch großer Segen entſproſſen: die Beſten des Volkes ſind dafür erregt worden, hohe Ziele ſind am Horizonte erſchienen für das Theater, das bloße Handwerk des Talentes iſt in den Schatten getreten, die Weihe poetiſcher Größe iſt gewonnen worden für die Vorgänge auf der Bühne.

Ja, die hohle Declamation, die ſteifen, gezierten Manieren, der kalte Formalismus ſind durch die Weimar'ſche Schule geradezu geweiht worden und haben auf dem deutſchen

Theater, abſonderlich auf dem norddeutſchen, Leben und Wahrheit des Dramas niedergehalten. An Berlin kann man das nur zu deutlich nachweiſen, wo trotz des Gegengewichtes von Ludwig Devrient mit der Stich-Crelinger die kalte Manier dauernd an die Reihe kam. An Dresden werden wir es nur zu ſichtlich erkennen, wo es in leiſerer und oft graziöſer Art bis auf unſere Zeit ein beliebtes Scheinleben gefriſtet. Aber trotz Alledem und Alledem hat die Einwirkung der großen Dichter dem deutſchen Theater einen höheren Geiſt eingehaucht, den Sinn geweckt für den Adel und die Macht unſerer Sprache, und den für jede Kunſt unerläßlichen Grundſatz eingebürgert: daß der Stoff, welchen ein Kunſtwerk bietet, beherrſcht erſcheinen muß.

VI.

Die kleinen Hoftheater und die deutſchen Stadttheater. Eßlair. Lenz. Sophie Schröder. Das Dresdener Hoftheater. L. Tieck. Shakeſpeare auf der deutſchen Bühne. Emil Devrient. Dawiſon. Bayer-Bürck.

Die große Anzahl deutſcher Herrſcherſitze, in politiſcher Rückſicht oft beklagt, hat in Kunſt und Wiſſenſchaft vielfache Förderung gewährt. Auch beim Theater. Der Unterſchied von Frankreich iſt hierin in die Augen ſpringend. Die franzöſiſchen Provinzſtädte bedeuten in Entwicklung der Künſte und namentlich des Theaters gar nichts; unſere Städte aber bedeuten ſehr viel. Ihre Aufzählung iſt deßhalb unerläßlich zur geſchichtlichen Darſtellung, denn jede einzelne Stadt liefert neue Punkte zur Charakteriſtik.

Die kleinen Hofſtädte Schwerin, Braunſchweig, Gotha ſind wichtig geworden in den erſten Stadien des deutſchen Theaters; die kleine Hofſtadt Weimar wurde hochwichtig, als unſer Theater ſchon feſte Grundlagen und Formen hatte; Braunſchweig bewährte ſich neuerdings unter Klingemann durch Ordnung und durch kundigen Eifer. Goethe's „Fauſt" wurde hier 1829 zum erſten Male aufgeführt, und zwar ſoll der leichtfertige Spott des jungen Herzogs Karl die Veranlaſſung zu dieſem Wagſtück geweſen ſein. Er beſchuldigte Klingemann, den Goethe'ſchen „Fauſt“ darum liegen zu laſſen, weil er ſich vor der Concurrenz mit ſeinem eigenen fürchtete. Der Klingemann'ſche „Fauſt“ war damals noch an vielen Orten auf dem Repertoire. Dieſe thörichte Beſchuldigung trieb Klingemann dazu, den Goethe'ſchen, von welchem man bis dahin nur Scenen dargeſtellt hatte, als ganzes Theaterſtück einzurichten und aufzuführen.

Auch Hannover that ſich in den Zwanziger Jahren hervor unter Holbein's Leitung, welcher tüchtige Kräfte — Frau Renner, Herrn Leo, Paulmann — zu gewinnen und zu benützen verſtand. Neuerer Zeit widmete der jetzt vertriebene König dem Theater ungemein reiche Beiſteuer. Selbſt Kaſſel ſammelte eine Zeitlang hervorragende Talente und ſah nur deren Benützung conſequent gehindert durch die willkürliche Cenſur des Kurfürſten.

Von den Stadttheatern wären nur noch Breslau und Frankfurt am Main zu erwähnen, welche kurze Epochen von einiger Bedeutung errungen haben durch einige gute Schauſpieler. Breslaus beſte Epoche fällt in die zwei erſten Jahrzehnte des Jahrhunderts, als die Directoren Profeſſor Rhode und Regierungsrath Streit mit Ernſt und Geſchick das Scepter führten. Da fanden ſich auch, wie immer bei guter Führung, tüchtige Schauſpieler zuſammen, Julius, Becker, Schmelka, Nagel, Leo, zuletzt Anſchütz und Ludwig Devrient. Aber wie überall verſäumte die Stadt, ihr Inſtitut hinreichend zu unterſtützen, und überließ es der Geldſpeculation, welche es den Zufällen überlieferte. Und dieſe Zufälle geſtalten eben nichts Dauerndes.

Frankfurt iſt darin ſorgfältiger geweſen, hat es aber doch auch nie zu einer maßgebenden Stellung bringen können. Eines der ſchönſten Talente dagegen hat es lange beſeſſen, Caroline Lindner, eine leider frühzeitig ſtark werdende Dame, welche im naiven, heiteren und ſentimentalen Fache eine bezaubernde Kraft des Naturells beſaß und unter die beſten deutſchen Schauſpieler einzureihen iſt. Ein tapferer Schauſpieler alter Schule ferner, Weidner, hat lange vorgehalten, und ein guter Komiker, Haſſel, desgleichen.

Eine Führung aber in größerem Sinne hat Frankfurt nie erreicht, obwohl ſeine wohlhabenden Bürger immer gern geſorgt und beigeſteuert haben für ihr Stadttheater.

In Süddeutſchland behauptete, Frankfurt voraus, Mannheim unter immer erneuten Anſtrengungen ſeinen wichtigen Platz, welchen es ſich unter Dalberg und Iffland errungen. Es beſteuerte ſich ſelbſt für Dotirung ſeiner Bühne, als die Staatshilfe geringer wurde, und that ſich wenigſtens immer durch Fleiß hervor neben den Reſidenzſtädten München, Stuttgart, Karlsruhe und Darmſtadt. Ja, in dem ausgebrochenen Schisma zwiſchen Hamburger und Weimar'ſcher Schule erhielt ſich ſein Theater eine reſpectable Mittelſtellung oder Vermittlungsſtellung. In den ſüddeutſchen Reſidenzen fehlte es nicht an reichlicher Geldunterſtützung von Seiten der Machthaber, aber es fehlte an Leitung. Nach dem Berliner Muſter war dieſe Leitung überall in die Hände von vornehmen Herren gegeben, welche fachmäßig Nichts verſtanden. So hatte das reich dotirte Stuttgart immer nur zeitweilig einige Bedeutung, wenn eben ein paar gute Schauſpieler engagirt waren, und Darmſtadt förderte nur die Oper, weil der Fürſt nur für das muſikaliſche Drama Intereſſe und ſelbſt Talent hatte. München blieb ebenfalls lange zurück, theils wegen ſeines ſtark ausgeprägten Confeſſionsweſens, welches den freieren Stücken im Wege ſtand, theils wegen des neuen Theaterbaues, deſſen Bühne für das Schauſpiel zu groß iſt. Es fehlte ihm nicht an einigen ausgezeichneten Talenten: der an Figur zwar kleine Urban war doch ein vorzüglicher Liebhaber, und eine große Kraft im Fache der Heldenväter, Eßlair, hatte hier in ſeiner letzten Lebenszeit eine Heimath gefunden. Auch Sophie Schröder gehörte eine Zeitlang dem Münchener Theater.

Eßlair ſtammte aus Oeſterreich und hatte am Theater zu Prag, welches unter Liebich eine ausgezeichnete Pflanzſchule war, zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſeine Ausbildung erhalten. In den ſüddeutſchen Städten Stuttgart, Mannheim und zuletzt in München fand er ſeine dauernden Engagements, aber als erſter ſtändiger Gaſtſpiel-Schauſpieler war er, ſo wie Amalie Haizinger aus Karlsruhe, in ganz Norddeutſchland bekannt und geehrt. Ich ſelbſt habe ihn noch geſehen. Er erſchien mit ſeiner großen Geſtalt, ſeinem markigen Organ, ſeiner würdigen und nachdrücklichen Repräſentation als Ideal eines Heldenvaters. Das ſtete Gaſtiren wird an ihm zuerſt des Virtuoſenthums verdächtig und mit

Recht verdächtig, da das immer wiederkehrende Einzelſpiel die Fühlung mit einem Enſemble aufhebt, und da das Bedürfniß ſteter Auszeichnung zu künſtlichen Hilfsmitteln verleitet. Er blieb denn auch nicht frei von dieſen Gefahren, und es iſt eine ſtehende Notiz beim deutſchen Theater geworden, wie er in Nachahmung Talma's, den er in Paris geſehen, den Schluß des Wallenſtein'ſchen Traumes geſprochen: „Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag" mit allem Aufwande von kräftiger Bedeutſamkeit, und dann wegwerfend, proſaiſch, kaum verſtändlich: „Und Roß und Reiter ſah man niemals wieder".

Seine Mittel gehörten zu den ſchönſten, welche auf der Bühne wirken können — Lenz in Hamburg hatte einige Aehnlichkeit mit ihm — und für Norddeutſchland war ſein wiederkehrendes Gaſtſpiel ein recht weſentlicher Vortheil. Er ſtand außerhalb des Schismas zwiſchen Weimar und Hamburg. Das mächtige Pathos ſeiner alten Helden mochte an Weimar erinnern, und doch war es nicht weimariſch. Das Wort und der Vers waren ihm nicht Selbſtzweck; ſein Vortrag zielte immer auf dramatiſchen Sinn. Außerdem aber hatte er ſtarke Rollen im bürgerlichen Kreiſe, in Iffland'ſchen Stücken, und die Einfachheit ſeines Auftretens, die Herzlichkeit und Wärme in den Scenen der Empfindung ſtellten ihn zur Schröder'ſchen Richtung, zur Darſtellung von Menſchen, wie man mit Betonung zu ſagen pflegte, um die hinaufgeſchraubten Schattenweſen der gegneriſchen Schule zu tadeln.

In den größeren Aufgaben der Heldenväter, welche man vorzugsweiſe die poetiſchen nennt, fehlte es ihm vielleicht an einem tieferen Hintergrunde. Ein „Beliſar" von Schenk, welcher damals eine Zeitlang durch ihn auf der Bühne gehalten wurde, machte nicht die Anforderungen eines Wallenſtein oder Lear. In dieſen geheimnißvolleren Aufgaben aber erſchien Eßlair, wie Tieck ſehr gut ſagt, zu „hell".

Eben ſo wichtig, vielleicht noch wichtiger war ein weiblicher Gaſt auf den norddeutſchen Theatern, welcher öfters von Wien und von München aus einkehrte und trotz alles Schismas große Erfolge gewann, unbeſtritten gewann — Sophie Schröder. Sie war auch declamatoriſch, und konnte doch durchaus nicht der Weimar'ſchen Schule zugezählt werden. Ihre Anfangsſtudien in Hamburg widerſprachen dem. Sie declamirte nie auf den bloßen Klang hin, ſondern ſtets auf den Sinn, ſie war nicht eben ſtark in der Charakteriſtik, aber ſie beabſichtigte Charakteriſtik.

Dieſe Gäſte und Ludwig Devrient in Berlin, der entgegengeſetzte Pol alles Weimar'ſchen Weſens, waren die Hauptgeſtalten auf dem norddeutſchen Theater, welche den Weimar'ſchen Ueberſchwang aufhielten.

Zudem bildete ſich in Dresden eine Oppoſition gegen Weimar, eine theoretiſche wenigſtens, welche zur Praxis berufen wurde. Es war ein Dichter, welcher die volle Abſicht hatte, dieſe Oppoſition zu bethätigen, Ludwig Tieck.

Der ſächſiſche Hof in Dresden hatte von lange her die Kunſt ausgiebig gefördert, aber nicht gerade die Schauſpielkunſt. Die Malerei durch die vortreffliche Bildergalerie, die Muſik durch Kirchenmuſik und italieniſche Oper. Weil das regierende Haus inmitten eines ganz proteſtantiſchen Landes katholiſch verblieben, ſo ſchienen auch die künſtleriſchen Neigungen dieſes Hauſes mit Vorliebe den in Italien beſonders heimiſchen Künſten zugewendet. Cenſur-Rückſichten ſpielten auch, wie in München und Wien, dem Schauſpiele gegenüber eine arg einſchränkende Rolle. Die ganze Schauſpiel-Literatur rührte ja von proteſtantiſchen Dichtern her, und die meiſten Stücke mußten geſäubert werden. So kam es, daß für das Schauſpiel bis zum Ausgange des franzöſiſchen Krieges in Dresden nichts Beſonderes geſchah. Die Secondaſchen Geſellſchaften, nur nothdürftig vom Hofe unterſtützt, verſorgten Dresden und Leipzig zugleich mit theatraliſchen Vorſtellungen, und erſt die ruſſiſche Statthalterſchaft, welche 1814 in Dresden waltete, nahm als Staatsgewalt das Theater in die Hand. 1816 endlich wurde das Theater in Dresden wirkliches Hoftheater.

Die Weimar'ſche Schule machte ſich hier weniger bemerklich als in Leipzig; gute Schauſpieler, wie Helwig, Julius, Werdy, Burmeiſter, gehörten zur einfachen, natürlichen Richtung. Erſt als Frau Vohß, eine ſchon in Weimar allzu weinerliche Mittelmäßigkeit, von dort nach Dresden kam und Frau Werdy wurde, und als Frau Schirmer ſich von ihr Weimar'ſche Declamation mit Weimar'ſchen Geſangsnuancen aneignete, machte die neue Schule Propaganda. Scharfe Schauſpieler wie Pauli hielten ihr indeſſen immer noch kräftigen Widerpart, und als 1824 Herr v. Lüttichau Intendant wurde und Ludwig Tieck zum Dramaturgen ernannte, da konnte man einer gegen Weimar grundſätzlich auftretenden Schauſpiel-Entwicklung entgegenſehen.

Tieck ſtammte aus Berlin, und ſeine Jugend fiel in die dortige Iffland'ſche Epoche. Als junger romantiſcher Dichter hatte er zwar an Iffland's Production alles Mögliche auszuſetzen, und die Phantaſieloſigkeit der Iffland'ſchen Direction war ihm und allen Romantikern ſehr zuwider. Aber Tieck, abweichend von den meiſten ſeiner dichteriſchen Genoſſen, hatte ſich frühzeitig für die Schauſpielkunſt ſelbſt intereſſirt, er hatte den charakteriſtiſchen dramatiſchen Vortrag ſelbſt geübt und bis zur Vollendung an ſich ſelber ausgebildet; er hatte die dramatiſche Literatur Europas, und zwar mit Vorliebe die Literatur des Luſtſpieles, ſorgfältig ſtudirt, er hatte ſich hingebend mit Shakeſpeare beſchäftigt, und in Alledem war es ſchon gegeben, daß er der Weimar'ſchen Schule nicht zuſtimmen konnte.

Jetzt war eine Gelegenheit geboten, dem alten Neide und Grolle der Romantiker gegen Schiller eine Genugthuung zu verſchaffen.

In Berlin und Jena hatten dieſe Romantiker zu Anfang des Jahrhunderts zahlreich vereinigt gelebt, die Schlegel an der Spitze, und hatten ſchwer gelitten unter den Erfolgen der neuen Schiller'ſchen Stücke, welche vom Weimar'ſchen und Berliner Theater aus alle Welt berauſchten. Eifrig, wenn auch vorſichtig, hatten ſie die Schwächen dieſer Stücke nachgewieſen, aber Niemand hatte auf ſie gehört.

Jetzt konnte endlich Tieck in praktiſcher Art nachweiſen, daß dieſe ſchönredneriſchen Jamben das Drama verſchleppt hätten durch übermäßige lyriſche Zuthat, und daß die Weimar'ſche Schule höchſt fehlerhaft geworden. Geworden! Denn Goethe ließen die Romantiker gern aus dem polemiſchen Spiele; er war ihnen als echter Poet zu groß, ihn konnten ſie nicht wie Schiller einen blos rhetoriſchen nennen. Tieck wußte auch recht gut, daß die Weimar'ſche Schule nur durch den populären Erfolg der Schiller'ſchen Stücke ihre Bedeutung erlangt hatte.

Wie geſchah das? Man muß ſagen, daß Tieck dieſe Aufgabe mit Maß und Billigkeit erledigt hat. Seine Theater-Recenſionen, welche er in Dresden geſchrieben und unter dem Titel: „Dramaturgiſche Blätter“ geſammelt hat, ſprechen immer ſchonend über dieſe Scheidepunkte, inſoweit die Dichter ſelbſt dabei in Rede kommen.

Deſto unumwundener ſprach er mündlich. Sein Haus war ein Mittelpunkt der Geſelligkeit in Dresden, und er las faſt jeden Abend vor. Da fehlte es nie an ſcharfen Aeußerungen, welche er ſo beiher leicht hinwarf. Indem er aber beiher behauptete, unterließ er nie, ſeine äſthetiſche Gründe anzuführen.

Er war von kleiner, breitſchulteriger Geſtalt, von Jugend auf gichtkrank, und die Gicht hatte ſeinen Oberkörper ganz ſchief gezogen, ſo daß eine Schulter höher erſchien und daß der ſchöne Kopf mit dem dunklen, geiſtvollen Auge ſeitwärts ſtand. Der ausdrucksvolle Blick kam immer von der Seite oder von unten. Sein Organ, durch täglichen Vortrag geübt, war leicht anſprechend und angenehm, der Vortrag ſelbſt einfach und natürlich. Mancher warf ihm wohl vor, daß er die Frauenrollen zu künſtlich markirte mit hoher Stimme. Dergleichen iſt nie ganz zu vermeiden, wenn man, wie er — dramatiſchem Vortrage angemeſſen — die Perſonen-Namen nicht nennt innerhalb der Scene, und durch abwechſelnde Stimmlage die verſchiedenen Perſonen bezeichnen will. Er las im Ganzen ſehr gut und zweckmäßig. Auf die hundertmal an ihn gerichtete Anfrage, ob ihn denn die Vorleſung ſolch eines langen, nie durch einen Strich gekürzten Stückes nicht übermäßig anſtrenge, pflegte er zu antworten: „Gar nicht! Es iſt dies auch meine Leibesbewegung, da mir die Gicht das Ausgehen nicht geſtattet“.

Im Verkehre mit Schauſpielern bezeichnete er wohl die gegneriſche Schule nicht namentlich, aber ſeine gegneriſchen Grundſätze ſprach er ſehr nachdrücklich aus.

Er hatte nur Einen gemeinſchaftlichen Punkt mit der Weimar'ſchen Schule: die Sorgfalt für das Wort, die Sorgfalt für die geſprochene Rede auf dem Theater. Aber ſeine Sorgfalt für das Sprechen unterſchied ſich gründlich von der in Weimar gelehrten und geübten Sprechweiſe. Er haßte die ſingende Declamation, er verlangte ſtreng, daß die Rede einfach und angemeſſen, klar, aber charakteriſtiſch aus dem dramatiſchen Grunde emporwachſe. Nicht losgelöſt wie etwas Selbſtſtändiges hat ſie dahinzufliegen in gleichmäßiger Cadenz, nein, dem Sinne genau entſprechend hat ſie zu wandeln.

Dieſe Sorgfalt für die geſprochene Rede war zuletzt ſein Ein und Alles. Ich habe kurz vor ſeinem Tode in Berlin noch einmal eine dreiſtündige Unterredung mit ihm gehabt. Er brach ſie nicht ab trotz ſeiner Gichtſchmerzen, die ihn Zeit ſeines Lebens fortwährend gepeinigt, und er ging auch nicht ab von dem Thema: deutſches Theater. Das intereſſirte ihn über Alles, und es war rührend anzuhören, daß er ſelbſt von ſeinen Schwächen ſprach, welche ſein erfolgreiches Wirken als Dramaturg in Dresden verhindert, eben ſo verhindert hätten, wie die thörichte Herrſchaftsſtellung eines unliterariſchen Intendanten es gethan. Es ſtärkte ihn ſichtlich meine Verſicherung, daß das deutſche Schauſpiel keineswegs unterginge und daß ſeine guten Lehren beachtet würden. „Nur eine“, ſtöhnte er, „nur eine halten Sie aufrecht: Sprechen lernen! Es iſt noch meine letzte Klage, daß unſere Schauſpieler nicht ſprechen lernen.“

Shakeſpeare's dramatiſche Art war ihm die Grundlage. Daß er, dem romantiſchen Zuge folgend, auch die ſpaniſchen Stücke gepflegt ſehen wollte, das hat ſein Syſtem des Vortrages nicht eigentlich beirrt. Nur ſein Anſehen hat es geſchwächt, weil er mit dieſen Stücken immer durchfiel und weil er auf dieſem künſtlichen Boden, welcher dem Shakeſpeare'ſchen geradezu widerſprach, ſeine Lehre mit Abſonderlichkeiten überhäufte, ſeine Hörer verwirrte.

Sobald er auf den Shakeſpeare'ſchen Boden zurückkehrte — und das geſchah immer — lehrte er für unſere Schauſpieler immer Nützliches. Auf dieſem Boden ebnete er auch wirklich den Fortſchritt über die Weimar'ſche Schule hinaus, und führte uns einem Punkte zu, auf welchem eine Vereinigung des hoch getragenen poetiſchen Vortrages mit dem nüchtern charakteriſtiſchen Vortrage erreichbar iſt.

Es iſt nicht zu verkennen, daß Goethe und Schiller in der Behandlung Shakeſpeare's für unſere Bühne auf einer Anfangsſtufe verblieben ſind. War es der Widerſpruch Shakeſpeare's gegen das Weimar'ſche Syſtem, welchen Goethe herausfühlte, war es der Hofton und der franzöſiſche Geſchmack des Herzogs, welche Goethe und Schiller zurückhielten, gewiß iſt, daß unſere beiden großen Poeten von Hauſe aus und innerlich ein ganz anderes, viel intimeres Verhältniß zum großen britiſchen Poeten hatten, als ſie bei Handhabung des Theaters zeigten. Goethe's Einrichtung von „Romeo und Julie“ für die Bühne beſeitigte weſentliche Punkte des Stückes und machte Zuſätze für unweſentliche; Schiller's „Macbeth“ veränderte und ſchwächte ohne Noth; ja bei einer Redigirung des „Othello“ für die Aufführung ſehen wir Schiller die erſten Scenen des vierten Actes ganz ſtreichen. Sie enthalten die künſtlichen Beweiſe Jago's für die Untreue der Desdemona, Beweiſe, welche Othello in die höchſte Wuth verſetzen und endlich in Ohnmacht niederwerfen. Schiller fand ſie zu grell und peinlich — was ſie freilich ſind — und wollte den Act angefangen ſehen mit dem ohnmächtig daliegenden Othello. Die ganze Motivirung ſollte alſo verſchwinden!

Leider ſchwächte Tieck ſeinen Einfluß in Betreff Shakeſpeare's durch Uebertreibung, in welche ihn wohl der Widerſpruch hineingehetzt. Die Uebertreibung entſtand daraus, daß er die eigentliche Wirkung der Bühne nie genau kannte, daß er das Verhältniß zwiſchen Bühne und Publicum nie zu würdigen wußte, und daß er dem Publicum gegenüber eigenſinniger Literat verblieb. „Sie ſollen's lernen!“ iſt ein ganz gutes Wort, aber ein Publicum läßt ſich nie zum Lernen zwingen, es läßt ſich nur zum Lernen führen, und zwar muß dies Führen unſcheinbar geſchehen. Dann lernt auch der Führer, und entdeckt allmälig, ob er nicht im Begriff ſtehe, zu weit führen zu wollen.

Tieck verlangte kurzweg, es dürfte kein Wort geſtrichen werden im Shakeſpeare, er müſſe „unbeſchränkt bewundert“ oder ganz „ignorirt“ werden. Die alte engliſche Theaterform dazu mit Wegweiſern! ſtatt der jetzigen Verwandlungen — damit war geſagt: er iſt ein Literat und kein Dramaturg, und ſobald dies einmal klar war, hatte auch ſein unmittelbarer Einfluß auf das Theater ein Ende. Nun wies man nach: er hat ja auch nie ein Stück ſchreiben können, er hat immer phantaſtiſche, für's Theater unmögliche Märchenſpiele producirt. Er kann bei allem guten Vorleſen dem Schauſpieler nicht ſagen, wie er ſeine Rolle ſprechen ſoll, denn der Schauſpieler würde ausgelacht, wenn er ſie ſpräche, wie Jener ſie lieſt. Und wenn Tieck auf dem Theater ſitzt und in Scene ſetzen ſoll, da weiß er ſich keinen Rath!

Dieſe Mißwendung in dem dramaturgiſchen Amte Tieck's trat leider zeitig ein, und er hat jahrelang in dieſem Amte geſeſſen, ohne etwas Weiteres zu thun, als daß er einige neue Stücke las. Selbſt ſein Urtheil über dieſelben wurde mißtrauiſch hingenommen. Devrient meint, es habe an einer ſchauſpieleriſchen Mittelsperſon zwiſchen ihm und dem Theater gefehlt, und es ſei ein tödtlicher Uebelſtand geweſen, daß der Hof-Intendant für die dramaturgiſchen Streitfragen die entſcheidende Inſtanz geworden ſei. Denn dieſer Hof-Intendant habe ſeinem Amte gemäß gar keine Kenntniß und entſprechende Bildung beſeſſen für ſolche Entſcheidung.

Das mag ſein. Die Hauptſache aber, welche daraus hervorleuchtet, beſteht darin, daß Tieck nur ein dramaturgiſcher Rathgeber, nicht aber ein wirklicher Dramaturg ſein konnte. Zwei Seelen lebten, ach! in ſeiner Bruſt: die phantaſtiſch-romantiſche, der bekannte Paradiesvogel ohne Füße, der alſo immer fliegen mußte und ſich abſolut nicht niederlaſſen konnte, welches Letztere denn doch für eine feſte Theaterführung unerläßlich iſt — und die gute dramatiſche Einſicht, welche er ſich durch Studium und Vorleſen erworben hatte. Dieſe beiden Seelen gediehen nie zu einer organiſchen Einigung in ſeinem Weſen. Zeuge deſſen, daß er nie ſelbſt ein Theaterſtück ſchreiben gekonnt. Sein Lebenlang mit poetiſchen Möglichkeiten dilettirend, verlor er die männliche Kraft, eine typiſche Compoſition auszubilden, eine gegliederte Handlung — ſei's in der Schrift, ſei's im Leben — durchzuführen. So mußte es kommen wie es kam, daß er nur eigenſinnig erſchien, nicht aber energiſch, daß er mit Vorliebe paradoxe Behauptungen ausſprach über Stücke und Rollen, welche ihn bei den Schauſpielern und durch ſie beim Publicum discreditirten. Zum Beiſpiel, daß im „Hamlet" der König die beſte Rolle ſei. Das wurde ein Stichwort für das Theater-Perſonal, welches immer nach Verſpottungsmitteln ſucht, um ſich zu rächen. Es ſucht ſich an feſten Autoritäten dafür zu rächen, daß die Autorität des Schauſpielers an jedem Abende gefährdet iſt. Ein ähnliches Stichwort wie der „vortreffliche" König in „Hamlet" wurde Tieck's Ausſpruch, daß die ſpaniſche Komödie: „Dame Kobold" ein muſterhaftes Luſtſpiel ſei. Das ſonſt ſo friedliche Dresdener Publicum war bereits ſo verhetzt, daß es „Dame Kobold" nicht ſtill durchfallen ließ, ſondern gegen alles Herkommen auspochte.

Kurz, da ihm Macht und Erfolg fehlte, ſo wurde er als unpraktiſcher Theoretiker am Ende ganz zur Trophäe des Triumphs gemacht für die praktiſche Mittelmäßigkeit, als ſollte grell der Gegenſatz aufgeſtellt werden für Weimar, wo die viel einſeitigere Theorie Goethe's triumphirte, weil ſie in Goethe's männlichen Händen Macht entwickelte und durch Schiller's Unterſtützung Erfolge gewann. Schon 1830 zog ſich Tieck zurück vom Dresdener Hoftheater, wenn er ihm auch nominell noch länger als Dramaturg angehörte.

Alles zuſammengefaßt iſt wohl zu ſagen, daß der Mangel ſeiner dramaturgiſchen Macht in dem Einen Punkte verborgen lag: er unterſchätzte die für's Theater nothwendige geſchloſſene Form des Dramas. Dafür hatte er nicht nur kein Talent, er hatte für dieſelbe geradezu kein Auge. Loſe, loſe, noch ſo loſe mochte es einhergehen im Drama, das ſtörte ihn gar nicht. Mit naiver Unbefangenheit erklärte er die ſogenannten „Hiſtorien“ von Shakeſpeare, welche ohne dramatiſche Steigerung und Schließung trotz ihres reichen Inhaltes zerflattern, für die beſten Stücke, und wie eine Kleinigkeit ſtellte er die Forderung auf: wir ſollten zur äußeren Form des alt-engliſchen Theaters zurückkehren. Da brauchten wir keine Verwandlungen mehr für den immerwährenden Ortswechſel, denn da bedeute dieſes Zeichen Wald und jenes Zeichen Zimmer; die ſtörende Tiefe unſeres Theaters verſchwände, es würde breiter und nur einige Schritte tief. Dieſer Vorſchlag war ſo lebendig in ihm, daß er die Shakeſpeareſchen Stücke auch bei uns auf ſolchem ſchmalen Podium geſpielt ſah und die Klagen über unaufhörliche Verwandlung lächerlich fand. Es war ſtets ein träumeriſches Etwas in ihm thätig, und dieſes ſprach überall in ſeine Theater-Forderungen hinein. „Fixe Ideen“ nannten dies die Schauſpieler. Eben ſo „fix“ war ihm der Begriff oder doch das Wort „Ironie“, für welche er in jedem Theaterſtücke eine Gewähr forderte. Dieſe Forderung gehörte in die romantiſche Aeſthetik und war ſpeciell von Solger gelehrt worden. Sie ruht auf einem feinen poetiſchen Grunde: die Ueberlegenheit des Dichters über die Verwirrungen ſeiner Welt, der Welt überhaupt ſoll ſichtbar werden. Aber ſo wie er dies von jedem Theaterſtücke forderte, ſo wurde es eine Manierirtheit, welche man leichten Kaufes verſpottete.

Außerhalb dieſes Zauberkreiſes von ſogenannten „fixen Ideen“ bieten ſeine „Dramaturgiſchen Blätter“ das Beſte und Reichſte, was ſeit Leſſing über das Theater geſchrieben worden iſt.

Meines Erachtens hat Tieck dem deutſchen Theater weſentlich genützt. Niemand kann leugnen, daß er ein feiner, erfahrener Geiſt war, und ſo ſind ſeine Anſichten über Theater und Schauſpielkunſt für aufmerkſame Dramatiker, Dramaturgen und Schauſpieler wichtig.

Es war aber von großer Wichtigkeit, daß ein Mann wie er, ein Mann von literariſcher Autorität, ſo früh und mit ſo guten Gründen der Weimar'ſchen Einſeitigkeit entgegentrat. Tieck hat literariſch am meiſten dazu beigetragen, daß für unſere Theaterſtücke und für unſere Schauſpielkunſt eine breitere Grundlage geſucht und erſtrebt wurde, als die Weimar'ſche Schule zugeſtanden hatte.

Wunderlich genug wurde das in Dresden ſelbſt, alſo unter ſeinen Augen, am wenigſten ſichtbar. Hier bildete ſich in den Dreißiger und Vierziger Jahren eine Spielweiſe aus, welche der Weimar'ſchen Declamations-Richtung naheſtand, wenigſtens viel näher als irgend einer anderen Richtung. Die Charakteriſirung trat mehr und mehr zurück, ungeſtörte, leiſe Harmonie wurde der entſcheidende Geſichtspunkt.

Der Charakter der Stadt ſtimmt zu dieſer Richtung. Ein gewiſſer höflicher Sinn der Bevölkerung zeigt ſich dort immer geneigt für künſtleriſche Beſtrebungen, wenn ſie artig und formell bedächtig ſind. „Weil ich ein Feind von allem Rohen bin“, ſagt Famulus Wagner im „Fauſt“, und ſchildert damit einen Grundzug des Dresdeners, beinahe des Sachſen überhaupt in deſſen artiſtiſchem Glaubensbekenntniſſe. Selbſt die Maler in Dresden, für welche eine Akademie beſteht, haben ſich durchſchnittlich dieſem Grundzuge eingeordnet, und ſind vielleicht deßwegen in neuerer Zeit zurückgeblieben neben den anderen Malerſchulen, welche frei, kräftig und dreiſt erfinderiſch vorgegangen ſind.

Es war alſo dem Geſchmacke des Ortes ganz entſprechend, daß ſich ein graziöſes männliches Talent ſeiner Bühne bemächtigte. Emil Devrient war dieſes Talent.

Er iſt ein Neffe Ludwig Devrient's. Drei dieſer Neffen, die Brüder Karl, Eduard und Emil, haben ſich — wie ſchon geſagt — ſeit beinahe fünfzig Jahren auf der deutſchen Bühne bemerklich, zwei derſelben haben ſich um ſie verdient gemacht. Emil als Schauſpieler, Eduard als Director und Geſchichtſchreiber. Karl, der Aelteſte von ihnen, galt während ſeiner jungen Jahre in Dresden für den Begabteſten an ſchauſpieleriſchen Eigenſchaften, an Kraft und Ausgiebigkeit des Organs und an feurigem Schwunge. Seine Entwickelung iſt aber dadurch zurückgeblieben, daß ihm die Sicherheit des Gedächtniſſes verſagt hat und er vielleicht deßhalb in eine manierirte Detailmalerei verfallen iſt.

Emil begann wie Eduard als Sänger. Im Jahre 1827 habe ich ihn zum erſtenmale in Leipzig geſehen. Er ſpielte den Tellheim.

Eine ſchlanke Figur, ein ſprechendes, großes Auge und ein vornehm discreter Redeton, welcher freilich immer einen naſalen und gutturalen Beigeſchmack, aber durch eine ſaubere Beherrſchung einen gewiſſen Reiz hatte. Beſonders für die Frauenwelt. Der Schauſpieler für die Frauen iſt er denn

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

auch immer geblieben, und wer das Theater-Publicum genau kennt, der weiß auch, daß der Geſchmack der Frauen für Stücke und Künſtler von großem Einfluſſe und von erſtaunlicher Treue iſt.

Vierzig Jahre lang habe ich ihn von Zeit zu Zeit wiedergeſehen und ſeiner virtuoſen Ausbildung vollſtändig folgen können. Die formelle Schönheit iſt durchwegs ſein Zielpunkt geweſen. Inſofern hat er immer ſeinem ganzen Weſen nach der Weimar'ſchen Richtung angehört. Die Erſcheinung und der Klang des Wortes waren der Mittelpunkt ſeiner Schauſpielkunſt, und erſt als er die Gaſtſpiel-Laufbahn in ausgedehnter Weiſe erwählte, hat er in ſeine Darſtellungskunſt eine Anzahl belebender Hilfsmittel aufgenommen, welche Charakteriſtik anſtreben, wenigſtens äußerliche Charakteriſtik. Das iſt nie tiefer gegangen, und der Uebergang in älteres Fach, welchen er einmal ernſtlich in Dresden anfing, iſt darum in ſeinen Anfängen verblieben und verſiegt. Es vertrug ſich ſolche Wandlung nicht mit einem Ideale, welches nur in ſchöner Erſcheinung und ſchönem Wortklange beruhte. Ganz wie eine Zeitlang Goethe, pflegte er noch im Alter einem Schüler zu ſagen, daß die körperliche Stellung und Bewegung die Hauptſache wäre für den Schauſpieler.

Welch eine Begabung hat dazu gehört, mit ſo beſchränktem Formalismus bis in unſere Tage herein, welche viel breitere und mannigfaltigere Anſprüche an den Schauſpieler machen, eine erſte Stellung und Anziehungskraft auf unſerer Bühne zu behaupten! Und die hat er behauptet, wenigſtens in Norddeutſchland. In Süddeutſchland, ſpeciell in Wien, hat er nie volle Wirkung erreicht. Man fand ihn zu kalt, zu gemacht. In Norddeutſchland hat aber die Weimar'ſche Richtung viel mehr Anhang und Dauer gefunden, als in Süddeutſchland; dort hat die graziöſe äußere Form und die correcte zierliche Betonung es nicht vermiſſen laſſen, daß wahrhaftiges inneres Leben und volle Hingebung an die Leidenſchaften des Herzens ſchwach oder gar nicht zum Vorſchein kommen.

Für das Dresdener Theater hat Emil Devrient wohl dreißig Jahre lang den Ton angegeben, den gedämpften, ſogenannt anſtändigen Ton, und das virtuoſe Alleinſpiel im Enſemble eingeführt, wodurch jede belebende Ausbreitung der Mitſpielenden und nun gar der Maſſen zurückgedrängt und unſcheinbar gemacht wird. Eine feine Langeweile iſt die unausbleibliche Folge davon; das Trauerſpiel wird kalt, und das Luſtſpiel wird trocken. Ohne ein herzliches Lachen — ſtarkes Gelächter iſt ja auch kaum ſchicklich! — wird es abgeſpielt.

Der Eintritt Dawiſon's in das Dresdener Hoftheater brachte wohl einige Störung in dieſe ſanfte Harmonie. Solch ein greller Charakterſpieler aber konnte Devrient's Einfluß kaum beſeitigen, eben weil er grell war und nicht gediegen. Der gute Geſchmack des älteren Publicums, auch wenn Einige einen ſtärkeren Lebenspuls gewünſcht, mußte ſich am Ende doch für Devrient erklären, denn geſchmackvoll war er doch zumeiſt, und ſo verblieb dem Theater dieſer Stempel der artigen Paſſivität. Männliche Talente kamen neben ihm nicht auf, und das poetiſch ſchöne Talent der Frau Bayer-Bürck,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ein Talent von lebensvoller Schönheit, war nicht allein im Stande, den languiſſanten Styl zu verändern, die zierlich ſchleppende Art zu beflügeln.

So war bei ſeinem Rücktritte kein Nachwuchs großgezogen, ja es war gar keiner vorhanden, und ſo fiel denn das Theater, da auch Dawiſon in ſchwerer Erkrankung ausgeſchieden war, wie ein Luftballon zuſammen, welchem das Gas entweicht. Ohne irgend eine dramaturgiſche Leitung geht es den mittelmäßigen Gang mit den mittelmäßigen.

VII.

Die kleinen Hoftheater. Immermann in Düſſeldorf. Das Leipziger Theater. Küſtner. Schmidt. v. Witte.

So war das norddeutſche Theater beſchaffen Anno 1869, als ich die Direction des Leipziger Stadttheaters übernahm, und dort verſuchen wollte, ob nicht auch in einer mittleren norddeutſchen Stadt ein gutes Schauſpiel zu begründen wäre.

Die Unterſchiede der Schulen waren allmälig verwiſcht, aber der Reſpect vor klingender Declamation, vor ſchönen Stellungen war noch vorherrſchend in dem älteren norddeutſchen Publicum. Eben ſo hatten die reiſenden Virtuoſen als Gaſtſpieler den Sinn für ein innerlich zuſammenhängendes Ganzes arg zerrüttet. Keine Stadt Norddeutſchlands bot mehr ein wohlthuendes Beiſpiel im Schauſpielweſen, nicht Berlin, nicht Hamburg, nicht Dresden, die wichtigſten norddeutſchen Theater-Orte. Die weniger wichtigen waren durch ihr zu kleines Publicum arg beſchränkt in der Erwerbung ausgezeichneter Darſtellungskräfte, da ſelbſt die recht ſtattlichen Zuſchüſſe von Seiten der kleinen Höfe nicht mehr hinreichten, um großen Städten Concurrenz zu machen. Sonderbarerweiſe ſuchten und ſuchen denn auch ſeit längerer Zeit die kleinen Hoftheater nicht durch ſorgfältige Einübung ihrer mittleren Kräfte ein verhältnißmäßig gutes Enſemble auszubilden, nein, ſie zeigen nur das Bedürfniß, Aufmerkſamkeit für ſich zu erzwingen. Sie geben mit Vorliebe Stücke, welche als Buchdramen ausgeſchloſſen bleiben von den größeren Bühnen. Dieſe größeren Bühnen ſind abhängiger vom Publicum, und können nicht ſo leicht mit Dramen experimentiren, welche in der dramatiſchen Compoſition Lücken und Gebrechen haben. Die kleineren Hofbühnen können das vor ihren beſcheideneren Zuſchauern; wenn ſie es auch nicht mehr in dem Maße können, wie es Goethe mit dem „Alarkos" und „Jon" und mit den römiſchen Masken verſuchte. Dieſe beſcheideneren Zuſchauer werden doch wenigſtens entſchädigt durch neue Stoffe, welche man anderswo nicht kennt, und ſo möchte man faſt ſagen, es iſt gar nicht ſo übel, daß jetzt in Weimar und Meiningen immer wieder ſolche zweifelhaft dramatiſche Stücke in Scene geſetzt werden. Verſuchsſtationen! Am Ende gelingt doch hie und da ein ſolcher Verſuch, und wenn auch die Schauſpielkunſt nicht gewinnt, ſo gewinnt doch vielleicht hie und da ein Dichter. Er ſieht ſein Werk endlich einmal verkörpert, und entdeckt, daß die Bühne wirklich ſtrengen Geſetzen der Compoſition unterthan, und daß es rathſamer iſt, dieſen Geſetzen nachzutrachten, als ſich in bloßen Klagen zu ergehen über ungerechte Zurückſetzung.

Wenn ich ſage, daß ich ein „gutes Schauſpiel begründen" gewollt in Leipzig, ſo ſtand mir nicht in erſter Linie, ſolche lückenhafte Stücke zu Ehren zu bringen. Die Abſicht war nicht ausgeſchloſſen, dieſe oder jene poetiſche Arbeit, welcher es an formeller Geſchloſſenheit fehlt, in Scene zu ſetzen, ſobald ſie übrigens weſentliche Vorzüge darbiete. Aber dieſe Abſicht blieb mir in zweiter Linie.

Alſo auch Immermann's Beiſpiel ſtand mir keineswegs als Vorbild vor Augen.

Immermann hat in Mitte der Dreißiger Jahre auch in einer mittleren Stadt, in Düſſeldorf, das intereſſante Wagniß verſucht, ein Theater zu errichten, welches höchſten poëtiſchen Zwecken dienen ſollte. Unter außerordentlicher Anſtrengung hat er dies einige Jahre betrieben und es dann fallen laſſen müſſen, weil die Geldkräfte nicht zureichten.

War Letzteres wirklich der einzige Grund des Aufhörens? Nein. Es war ein Grund, ſogar ein Hauptgrund, und Immermann hatte ganz Recht, zu ſagen: Es ſei empörend, „daß unter 36 Fürſten Deutſchlands ſich keiner fand, der ein complet eingerichtetes Theater mit claſſiſchem Repertoir und einer ſchon feſtſtehenden Tradition und Regel mit geringen Koſten ſich erkaufen mochte, ohne daß die mehreren Millionen, welche das Capital der Rheiniſchen Optimaten bildeten, nicht für das Deficit aufkamen!“ Dennoch lag der Mangel an Beſtand und Dauer tiefer.

Das, was er „hochpoetiſch nannte, hatte ihn theils im Stiche gelaſſen, theils zu unverhältnißmäßig großen Ausgaben für Ausſtattung getrieben, und nur das verächtlich angeſehene „Gewöhnliche“ hatte gute Dienſte geleiſtet.

Ich habe 1839, zwei Jahre nach dem Schluſſe ſeiner Bühne, Immermann ausführlich über dieſes Thema geſprochen, und habe ihn ſehr billig in ſeinen Aeußerungen gefunden. Offenherzig geſtand er ein, daß die vielen Experimente mit poetiſchen „Buchſtücken“ Uebertreibung geweſen, und daß er nach ſo durchgemachter Schule wohl anders vorgehen würde, wenn er an größerem Orte ein Theater zu führen hätte.

Jammerſchade iſt es, daß ihm dazu nicht Gelegenheit geboten worden, daß namentlich Berlin, damals unter der Intendanz des Grafen Redern, nicht den Verſtand gehabt, eine ſolche dramaturgiſche Kraft zu verwerthen. Er beſaß Energie, Geiſt, poetiſche Bildung und hatte eine ſaure Vorſchule hinter ſich.

Immermann hatte als echter „Epigone“ im dramaturgiſchen Punkte eine Aehnlichkeit mit Tieck und einige Aehnlichkeit mit Goethe.

Mit Tieck, inſofern er die Jugend-Eindrücke der romantiſchen Schule, die abſolut lyriſchen Eindrücke, welche auf der Bühne herzlich wenig bedeuten, durchaus nicht los werden konnte. Dann, inſofern er wie Tieck die Pflicht des Schauſpieles als eines Schauſpieles für das Publicum nicht genügend würdigte, und daß er auf der anderen Seite das Recht der Schauſpielkunſt unterſchätzte — ein Recht, welches die Schauſpielkunſt der Dichtkunſt gegenüber anzuſprechen hat.

Beweis hiefür ſind Aeußerungen Immermann's, welche Aeußerungen Tieck's völlig entſprechen. Tieck hatte den König im „Hamlet“ für die beſte Rolle des Stückes erklärt und damit bekundet, daß er die Rollen nur vom Standpunkte der Dichtkunſt, aber ganz und gar nicht vom Standpunkte der Schauſpielkunſt zu betrachten verſtehe. Immermann ſchreibt ganz eben ſo nach einer Aufführung des „Kaufmann von Venedig" wie folgt: „Shylock iſt die Rolle, die von den Schauſpielern für die bedeutendſte gehalten wird, und die ſie zu Gaſtrollen wählen. Ich kann hiemit nicht ſympathiſiren, ich glaube, daß Baſſanio, Porzia, ja ſelbſt Antonio, Lorenzo, Jeſſica, Neriſſa im Grunde eben ſo dankbare Rollen ſind".

Was iſt dieſer Ausſpruch anders als ein ſchreiendes Zeugniß, daß Immermann die Schauſpielkunſt völlig verkannte? Im Uebrigen ging er Goethe nach. Er äußert geradezu ſeine Bewunderung der Weimar'ſchen Schauſpieler, die — er nie geſehen, und der Goethe'ſchen Theaterſchule, welche er in einigen Hauptpunkten, im Vortrage der Verſe und in Betreff der äußeren Haltung, fortſetzte.

Shakeſpeare machte ihm jetzt noch Schwierigkeiten, wie er ſie in Weimar gemacht, und die Spanier lagen ihm eigentlich näher. Siehe Romantik! Er führte Calderon's „Wunderthätigen Magus" auf mit größtem Aufwande an Zeit und Geld und war ehrlich genug, hinterher zu geſtehen, daß nicht die Poeſie des Stückes die entſprechende Wirkung hervorgebracht, ſondern die bunte Aeußerlichkeit der Scenirung. „Der Schiffbruch, der wandernde Berg, der fliegende Teufel, die Engel und der Erzengel in bengaliſchem Lichte, kurz alle die hors d'oeuvre, die ich anzubringen gewußt hatte."

Das ließ er ſich indeſſen geſagt ſein und kam dem

Publicum nun einmal bei Aufführung der „Räuber“ dergeſtalt entgegen, daß er am Schluſſe des zweiten Actes eine Schlachtſcene einlegte mit Zuziehung von einigen fünfzig Soldaten. Tirailleurgefecht, Schlacht, Rückzug der Soldaten wurden ausführlich über Schiller hinaus dargeſtellt.

Dann wieder ſtudirte er doch monatelang Tieck's „Blaubart“ ein, welcher ſeine Wirkung machte auf — die Maler und die Freunde Tieck's, ſonſt aber ſo mißliebig aufgenommen wurde, daß er in der Oppoſition des Comités das Theater einer Kataſtrophe nahebrachte.

Mit Einem Worte: dies Düſſeldorfer Theater war eine gar merkwürdige Miſchung von überſchwenglich intereſſanten Verſuchen und alltäglichen Zugeſtändniſſen.

Es fehlte die Baſis einer hinreichend großen Stadt, und es fehlte ein klares Syſtem des Leiters.

Immermann war wie Goethe kein voller Dramatiker. Eine Menge von Stücken hat er geſchrieben, aber auch von den aufgeführten hat keines Stand gehalten auf der Bühne. Selbſt „Hofer“ nicht, welcher ſeines ſchönen Themas willen hie und da, und ſtets unter neuer Bearbeitung, hervorgeſucht wird. Der echte dramatiſche Zug fehlt auch ihm. Und weil Immermann keinen vollen dramatiſchen Trieb hatte, verſchwendete er ſeine nach mancher Seite hin vortreffliche Begabung — er las gut vor, er ſetzte mit Energie in Scene — an dramatiſch undankbare oder gar unmögliche Aufgaben.

„Die Düſſeldorfer Bühne war“ — ſchreibt er nach dem Schluſſe derſelben an Halm — „ich darf dies wohl ausſprechen, eine poetiſche; leider ſah ſie ſich auf poeſieloſen Boden gepflanzt. Zweierlei iſt an dem Verfalle des deutſchen Theaters ſchuld: erſtens, daß es ſich außer Contact mit der Literatur und dem Ideenkreiſe des Kernes der Nation geſetzt hat; zweitens, daß die Darſtellung ſelbſt allen Begriff der Schule und der Kunſt verloren und die Idee von der Nothwendigkeit eines bis in das Kleinſte harmoniſchen Ganzen kaum noch in der abgeſchwächteſten Erinnerung kennt. Beiden ſuchte ich entgegenzutreten durch ein von einer geiſtigen Aufgabe zur andern fortſchreitendes Repertoire und durch eine Didaskalie, welche jeder Willkür der Schauſpieler den Weg vertrat, ja ſelbſt den Schein der Pedanterie und der Sylbenſtecherei nicht ſcheute, weil mir überhaupt in einer Darſtellung nichts unwichtig iſt. So kam es denn, daß in Düſſeldorf eine Reihe von Dichtungen ſich verkörperte, deren Aufführung man an anderen Orten für unmöglich hält, und daß in unſeren guten Darſtellungen (denn wir hatten freilich auch herzlich ſchlechte) der Bediente und Anmelder an ſeinem Platze ebenſo gut ſpielte wie der Held und die erſte Liebhaberin an den übrigen."

Die für unmöglich gehaltenen Stücke ſind auch in Düſſeldorf oder trotz Düſſeldorf unmöglich geblieben, und über den „Verfall des Theaters" klagt jedes Jahrzehnt. Unſer Leipziger Opponent gegen Weimar nannte 1808 ſogar das Immermann'ſche Ideal, das Goethe'ſche Theater, einen Verfall. Es ſteht damit wie mit der verlorenen „goldenen Zeit" im „Taſſo", von welcher die Prinzeſſin ſagt: ſie war nie, oder die Guten können ſie immer wieder ſchaffen. Das ältere

Geſchlecht klagt ſtets über den Untergang ſeiner Ideale, das jugendliche Geſchlecht dagegen hofft ſtets, weil es neue Ideale entſtehen ſieht.

Im Ganzen war Immermann's Unternehmen ein wohlberechtigtes neben dem äußerlichen, führerloſen Betriebe der großen Theater in Deutſchland; es war ein werthvoller literariſcher Dilettantismus, welcher nicht ohne gute Anregungen vorübergegangen iſt. Seine Schauſpieler — natürlich nur Kräfte zweiten Ranges — haben überallhin die Tradition einer ſorgfältigen Schulung, welche Immermann zu verdanken war, mitgebracht, und haben überall den nothwendigen Ernſt verbreitet für eine Kunſt, welche nur zu leicht ausſchweift und ſich im Leichtſinn verflüchtigt.

Ich hatte, wie geſagt, keine Düſſeldorfer Abſichten mit Leipzig und ſagte dies von vornherein meinem Publicum. Ein Theil deſſelben war gar nicht angenehm überraſcht von meinem nüchternen Programme.

Nicht mit Außerordentlichem wollte ich beginnen, ſondern das Ordentliche wollte ich ſorgfältig aufbauen.

Gute Stücke gut darſtellen, halte ich für das Ordentliche.

Das Experimentiren mit Stücken, die keine guten Stücke ſind, mit Stücken von aparter Poeſie, kann meines Erachtens nur dann eintreten, wenn Haushalt und Regiment ganz hergeſtellt ſind. Dann erſt kann man an Luxus denken.

Gute Stücke ſind zwei Drittheile jedes Theater-Erfolges. Siehe Weimar ohne Schiller und Weimar mit Schiller!

Schauſpieler kann man allenfalls bilden, und jede Zeit findet darin die ihr entſprechenden Talente. Auch die heutige hat ſie. Nur daß wir viel mehr brauchen als früher, weil der größere Reichthum des Landes es viel mehr Orten als früher möglich macht, gute Kräfte hoch zu bezahlen. Gute Stücke aber kann man nicht bilden, die müſſen geſchenkt werden.

Ich empfand auch nur Schreck, als ich überall hörte und las von der entſtehenden „Muſterbühne“ in Leipzig.

Es iſt der ſchlimmſte Fehler des deutſchen Theaterweſens, daß es immer und überall durch extreme Aeußerungen hin und her geſchleudert wird, durch extreme Lobpreiſung, wenn der weg- und mittelloſe Idealismus nur einen Fußſteig, nur die Kraft eines Fingers erſpäht; durch extreme Forderung und Geringſchätzung, wenn Brauchbares geboten wird, und eine organiſche, aber langſame Entwicklung in Ausſicht ſteht.

All unſere dramatiſchen Dichter, Schiller nicht ausgenommen, ſind mit Schmähungen überhäuft worden, und die blos brauchbaren Stücke, welch jahrzehntelang die Möglichkeit eines Repertoires erhalten haben, galten und gelten immer noch als Verbrechen. Der Verfaſſer eines neuen Stückes muß unter allen Umſtänden Spießruthen laufen; man haut höflicher, wenn das Stück gefällt, man haut grauſam, wenn es nicht gefällt, gehauen wird jedenfalls. Man ſpricht von Erbärmlichkeit, wenn einer Bühne oder Vorſtellung Etwas mißlingt, man ſpricht gleich von Muſtervorſtellung, wenn eine Beſſerung des vorhandenen mittelmäßigen Zuſtandes möglich erſcheint.

Worin liegt das? Dem Franzoſen ſind wir an allgemeiner und gründlicher Bildung überlegen, und doch ſind die Franzoſen ihren Künſten und insbeſondere ihrem Theater gegenüber viel nachſichtiger, wohlwollender und deßhalb viel förderſamer als wir. Sie behandeln ihre dramatiſchen Dichter, auch wenn dieſen ein Stück mißlungen iſt, mit aufmunternder Schonung, ſie zeichnen Alles aus, was ſich mit Kunſt beſchäftigt; der Titel „artiste“ iſt ein Orden, den Jedermann durch Artigkeit anerkennt. Das geht hinab bis zur geringſten, auch nur handwerksmäßig künſtleriſchen Beſchäftigung. Warum? Weil die Franzoſen jede formelle Fähigkeit ſchätzen, wohl auch überſchätzen, weil ſie die Form überhaupt ſo hoch achten. Für unſeren Sinn gehen ſie darin zu weit; es thäte uns aber doch recht gut, wenn wir über die Wichtigkeit des Inhaltes die Wichtigkeit der Erſcheinung dieſes Inhaltes, will ſage die Wichtigkeit der Form nicht ſo hochmüthig hintanſetzten! Dieſer rohe Hochmuth hat die Entwicklung unſerer Künſte immer beeinträchtigt, hat unſerer dramatiſchen Kunſt nur zu oft Talente entzogen, deren gedeihliche Ausbildung gleich auf den erſten Stufen abgeſchreckt worden iſt, hat uns Theater zerſtört, die auf richtigem Wege waren, und, weil ſie auf richtigem Wege waren, nicht mit beſtechenden Großthaten beginnen konnten.

Ich ſage dies Alles bei Gelegenheit übertriebenen Lobes, welches mir unter dem Ausdrucke „Muſterbühne“ entgegenkam. Das übertriebene Lob fließt aus derſelben Quelle wie der übertriebene Tadel. Es iſt Mißachtung der künſtleriſchen

Form. Wer eine Vorſtellung hat von der allmäligen Gliederung und Ausbildung, von dem nothwendigerweiſe langſamen organiſchen Gange eines Kunſt-Inſtituts, der konnte nicht im vorliegenden Falle — bei Beginn einer Direction! — gleich von Muſterbühne faſeln.

Am 1. Februar 1869 begann ich, alſo mitten in der Saiſon, bis zum letzten Januar hatte mein Vorgänger geſpielt; ich hatte alſo nicht einmal Platz zu Vorbereitungen gehabt und hatte eben ſo wenig Gelegenheit, mitten in der Saiſon ein Perſonal nach meinem Bedürfniſſe zu engagiren — und trotz Alledem wurde ſogleich Muſterhaftes verkündigt. Ich mußte alſo ſogleich erkennen, daß mir extremes unkünſtleriſches Weſen zu leiden geben würde.

Das Leipziger Theater hatte ſich im vorigen Jahrhundert unter Direction der Neuberin hervorgethan durch die Vertreibung des Hanswurſtes, welche Gottſched durchſetzte, und durch den energiſchen Verſuch, aus der extemporirten Komödie herauszukommen in die „auswendig gelernten Vorſtellungen“, wie die zurückgedrängten freien Komödianten ſpottweiſe das entſtehende literariſche Theater nannten.

Dieſen wichtigen Anſtoß mit Auszeichnung weiterzubilden, war der mittelgroßen Stadt verſagt, welche das Theater nicht durch Zuſchüſſe unterſtützen konnte. Es war nichts Leichtes, unter Verzichtleiſtung auf das populäre komiſche Element ein Theater mit literariſchen Stücken am Leben zu erhalten bei Ermangelung einer dramatiſchen Literatur. Die überſetzten franzöſiſchen Heldenſpiele, die mittelmäßigen Nachahmungen derſelben und die kühlen „Staatsactionen“ konnten denn auch natürlicher- und glücklicherweiſe nicht verhindern, daß der Hanswurſt an allen Ecken und Enden wieder hervorkroch. Will ſagen die populäre Komik, wenn auch nicht wieder in der Hanswurſt-Livree.

In dieſen Uebergangszeiten bis nahe an den Anfang unſeres Jahrhunderts tritt das Leipziger Theater nirgends mehr in den Vordergrund.

Durch die Seconda'ſchen Geſellſchaften für Oper und Schauſpiel welche vom Hofe in Dresden unterſtützt wurden, und Dresden wie Leipzig verſahen, kam das Leipziger Theater zu beſſeren Kräften, als ihm erreichbar geweſen wäre, wenn es ſich durch Leipzig allein hätte erhalten ſollen. Ein gefeierter Name unter den Schauſpielern in Leipzig war damals Opitz, neben ihm Chriſt, Ochſenheimer, Burmeiſter, Helwig und Chriſt's Tochter, die ſchon erwähnte Frau Schirmer.

Die Manier, in welcher dieſe Leute geſpielt, erlitt einen heftigen Stoß, als 1807 zum erſtenmale die Weimaraner ihre Gaſtſpielſaiſon nach Leipzig verlegten und 1808 wiederholten. Ein Theil des literariſch gebildeten Publicums kam der Schule großer Dichter mit Bereitwilligkeit entgegen, und die Jugend natürlich, welche immer dem Neuen beitritt, zudem wenn es ſich unter ſo großer Fahne einſtellt, applaudirte mit Macht. Man lobte ſelbſt, nachdem man ſich von der Anſtrengung des Zuhörens erholt, Wolff's Taſſo.

Erfahrene Theaterfreunde, welche den Einflüſſen Leſſing's und Schröder's mit Aufmerkſamkeit gefolgt waren, und die ſchauſpieleriſchen Vorzüge eines Opitz, Chriſt, Ochſenheimer, Burmeiſter und Helwig zu ſchätzen wußten neben den meiſt ſchwächeren Weimar'ſchen Schauſpielern, erhoben eine ſcharfe Oppoſition. Wir haben geſehen, bis zu welchem Grade.

Die Kriegszeiten geſtatteten wohl keinen weiteren Austrag des Streites, deutlich genug aber zeigte ſich's, daß die Mehrheit des Publicums auf die Weimar'ſche Seite trat.

Als nach Beendigung des Krieges in Dresden ein ſelbſtſtändiges Hoftheater entſtand, hatte auch Leipzig daran zu denken, ein ſelbſtſtändiges Stadttheater zu errichten. Der Umbau des Schauſpielhauſes wurde vorgenommen, und ein geborner Leipziger, der Dr. jur. Theodor Küſtner, aus einem angeſehenen Handlungshauſe, übernahm die Direction. Muſtertheater! rief man auch damals, und in der That war es das ſchöne Beſtreben des jungen gebildeten Mannes, ſeiner Vaterſtadt ein edles Kunſt-Inſtitut zu gründen. Er hat vom 26. Auguſt 1817 an, dem Tage der Eröffnung, elf Jahre lang — bis zum 11. Mai 1828 — Zeit, Kraft und Vermögen in unverdroſſener Hingebung darangeſetzt, ein gutes Theater zu erhalten.

Das iſt ihm auch im Weſentlichen gelungen. Er erwarb und erhielt ſich einen Kreis junger, friſcher Talente und wußte ihn durch aufopfernde Betriebſamkeit zu erhalten. Literariſch vorgebildet, verſtand er es, alles Beſſere, was die Tages-Literatur bot, raſch zu erlangen und aufzuführen, ſogar in Ausſtattungen vorzuführen, welche die Geldkräfte eines mittleren Stadttheaters überſtiegen. Eine höhere dramaturgiſche

Leitung fehlte wohl, aber es fehlte nicht an einigem Erſatze derſelben: in ſtetem Verkehre mit allen gebildeten Kreiſen der Stadt und ſelbſt immer in geſpannter Aufmerkſamkeit für den literariſchen Entwickelungsgang des Dramas, belebte er fortwährend ſeine Regiſſeure und Mitglieder, und brachte dadurch eine Inſceneſetzung zuwege, welche verſtändig genug und ſchauſpieleriſch praktiſch war. Man experimentirte literariſch mit ſchauſpieleriſchem Maße, und das geſunde Fachmäßige behielt immer die Oberhand. Eine viel beſſere Theaterregierung als die bureaukratiſche an den Hoftheatern.

Seine beſten Mitglieder waren verſchwägert, Genaſt und Emil Devrient hatten die beiden Schweſtern Böhler geheirathet, und ſo ſtand ein Familienleben im Mittelpunkte, an welches ſich ein feiner Liebhaber, Stein, eine ſtattliche Mutter, Frau Miedke, anſchloſſen, geführt von kundigen Regiſſeuren, Wohlbrück und Ziethen.

Man kann nicht ſagen, daß dieſes Theater irgendwie ſchöpferiſch hervorgetreten wäre, aber es war fleißig, vielfach tüchtig und unter den einſchränkenden Bedingungen eines nicht zahlreichen Publicums lobenswerth.

Eduard Devrient ſagt darüber: „Das Leipziger Schauſpiel brachte Vorſtellungen, die dem damals ſinkenden Berliner Schauſpiel als Muſter vorgerückt wurden". Er muß aber hinzuſetzen: „Nun hätte man doch glauben ſollen, daß Leipzig aufs Aeußerſte bemüht geweſen wäre, den Beſitz eines ſtabilen Theaters von ſo erfreulicher Beſchaffenheit ſich zu bewahren. Keineswegs. Alle die Uebel und Hinderniſſe, welche das

Gedeihen der Stadttheater im Allgemeinen bis auf den heutigen Tag verhindert haben, traten hier auf das Beſtimmteſte hervor. Auch das Leipziger Stadttheater wurde von Regierung und Magiſtrat lediglich als eine Vergnügungs-Anſtalt betrachtet, die man aufs Beſte ſchröpfen oder ihr doch nicht das Geringſte ſchenken müſſe. Ein Grundſatz, der von jeher alle Unternehmer ſolcher Theater ihrerſeits in die Nothwendigkeit getrieben hat, auch auf nichts als ihren Gewinn bedacht zu ſein.

„Küſtner hatte in der That in ſeiner Theaterführung dies Verfahren verſchmäht, er hatte ſeine Freude und ſeinen Stolz darin geſucht, ſeiner Vaterſtadt ein gutes Theater zu ſchaffen. Er hatte die Einnahme auf das Höchſte ausgebracht, und dieſelbe uneigennützig gänzlich wieder auf das Theater verwendet, auch 1822 einen Penſionsfonds geſtiftet; er hatte bedeutende Summen für bauliche Verbeſſerungen des Schauſpielhauſes ausgegeben, die der Stadt allein zugute kamen. Dagegen nun hatte die Regierung das Unternehmen mit einem Conceſſionsgelde von 500 Thalern, die Stadt es mit einer Hausmiethe von 2500 Thalern belaſtet. Erſt ſpät erlangte Küſtner eine Verminderung um die Hälfte; und endlich, nachdem ungünſtige Conjuncturen der Direction bedeutende Verluſte gebracht, ſcheiterte ihr Fortbeſtand doch an dem kleinlichſten Streite um die Theatermiethe. So beſchloß Küſtner ſein Unternehmen am 11. Mai 1828, und Leipzig büßte ein Theater ein, das es mit allen ſpäter gebrachten Opfern nicht wieder hat zurückerkaufen können.“

Alltäglicher Theaterbetrieb dauerte nun bis in die Vierziger Jahre. Da trat wieder ein patriotiſcher Leipziger, Dr. Schmidt, in die Direction, und machte große Anſtrengungen, ein gutes Theater herzuſtellen. Das gelang auch wohl anderthalb Jahre lang unter ſorgſamer, energiſcher Regieführung Heinrich Marr's. Ich unterſtützte die Direction damals durch wohlwollende Kritik im „Tageblatte“, und ſah mit großem Vergnügen, daß die Gebildeten Leipzigs eine lebhafte Theilnahme bewieſen. Aus den ſtillſten Wohnungen kamen unſcheinbar ausſehende Leute mit erſichtlich würdigem Antheile regelmäßig ins Theater, Leute, welche früher nie dorthin gekommen waren; ich ſah mit Erſtaunen, welch eine große Anzahl wohlunterrichteter, für Edles theilnehmender Menſchen des ſchlichten Mittelſtandes dieſer Ort barg, und ich hielt ein gutes Theater an ſolchem Orte für geſichert.

Da wendete ſich plötzlich das Blatt. Die Einnahmekraft des Hauſes geſtattete dem Director nicht, einige Mitglieder zu behalten, welche geſteigerte Gage verlangten, es trat eine nicht eben große Schwächung des Perſonales ein, und im Handumkehren ließ die Fluth des Beſuches nach. Die ſtillen Leute verſchwanden wie nach einem Naturgeſetze, die Ebbe war da und blieb da. Vergeblich waren Dr. Schmidt's Verſuche, durch Hilfe der Stadt den Etat ſeiner Ausgaben zu mindern, und ſo fand ihn das theatergefährliche Jahr 1848, welchem er erliegen mußte.

Schwieriger, recht undankbarer Theaterbetrieb des Directors Wirſing folgte, und erſt die Direction des Herrn v. Witte erreichte es, durch geſchickte Abwechslung im Repertoire der immer mehr ſich ausdehnenden und an Bewohnerzahl raſch wachſenden Stadt höhere Einnahmen abzugewinnen. Auch das neugebaute ſchöne und große Theater füllte ſich, und Leipzig wurde ein Theaterplatz mit ziemlich großen Verhältniſſen.

Da bot mir Herr v. Witte in überraſchender Weiſe an, in ſeine Directionsſtelle einzutreten. Er zog ſich ganz zurück, und ich übernahm ſie am 1. Februar 1869.

Ich übernahm ſie auf die Erfahrung hin, welche ich während der erſten anderthalb Jahre unter der Schmidt'ſchen Direction gemacht hatte. Eine Stadt, meinte ich, welche für ein gutes Theater eine ſo zahlreich theilnehmende Bevölkerung hat, und welche auch in den ſchlichteſten Bürgerkreiſen einen ſo feſt unterſcheidenden Sinn zeigt für Gutes und weniger Gutes — eine ſolche Stadt, meinte ich, muß bei conſequentem Streben für ein gutes Schauſpiel auch die Dauer eines guten Schauſpieles möglich machen.

Und ich habe mich darin nicht getäuſcht. Dieſer Kern des Leipziger Publicums, zahlreicher und ausgebreiteter als in mancher anderen Stadt, iſt mir mit Vertrauen entgegengekommen, iſt mir unwandelbar treugeblieben, ja iſt fortwährend gewachſen. An den gebildeten Bürgern Leipzigs liegt es wahrlich nicht, wenn Leipzig kein gutes Theater erhält.

VIII.

Das Leipziger Theater. v. Witte. Ein Programm. Ein Vortragslehrer.

Herr v. Witte, mein Vorgänger in der Leipziger Direction, iſt ein gebildeter Mann. Ueberhaupt herrſcht bei den meiſten mittleren Theatern Deutſchlands viel mehr Bildung und guter Sinn, als die ſtehenden Redensarten vom „Verfall des Theaters“ vermuthen laſſen. Und zwar unter den Directoren wie unter den Schauſpielern. Als Verfaſſer von Theaterſtücken, als Theater-Kritiker und als Theater-Director bin ich ſeit langer Zeit in der Lage geweſen, die Perſonalien und Stimmungen des ſo mannigfach vertheilten deutſchen Theaters kennen zu lernen, und ich kann und muß der Wahrheit die Ehre geben, indem ich das landläufige Schelten auf's deutſche Theater als ein übertreibendes bezeichne. Die nachgebetete Phraſe ſpielt dabei eine Hauptrolle.

Herr v. Witte hatte eine ganz genaue Kenntniß davon, was zu einem guten Schauſpiele erforderlich ſei; auch verſtand er ſelbſt eine ſachgemäße Inſceneſetzung. Sie mit einiger Regelmäßigkeit auszuführen, geſtattete ihm, wie er ſagte, ſein Geſundheitszuſtand nicht. Sein Nervenleben werde peinlich überreizt, wenn er die allerdings aufregende Arbeit gründlicher Proben in die Hand nehme. Einen Dramaturgen oder Regiſſeur, der all ſeinen Forderungen entſpreche, finde er aber nicht, und doch ertrage er es nicht länger, einem mittelmäßigen Schauſpiele, welches ſeinen Directions-Namen führe, müßig zuzuſehen. Mir ſchenkte er das Zutrauen, daß ich der Dramaturg ſein könnte, welchen er wünſchte, und deßhalb böte er mir die Direction an, weil ich doch wohl eine abhängige Dramaturgenſtelle in Leipzig nicht annehmen würde.

So ſprach er zu mir in Karlsbad, wo ich mit ihm zuſammentraf, und ſo wurde mir, völlig unerwartet, die Leipziger Direction in den Schooß gelegt. Sein Pacht galt noch für beinahe ſechs Jahre und wurde auf mich übertragen.

Daß obiger Grund der einzige Grund ſeines Rücktrittes wäre, wollte die Welt nicht glauben. Sie meinte, der Reiz für die Neugierde ſei ein Jahr hindurch völlig ausgenützt, der Reiz nämlich eines ganz neuen, großen und ſchönen Theater-Gebäudes, und die Erſchöpfung des Publicums ſtehe nun bevor. Für dieſe bevorſtehende Abſchwächung habe Herr v. Witte nicht Kraft und Kern genug in ſeinem Perſonale wie in ſeiner Führung, und deßhalb trete er als kluger Mann beizeiten zurück. So ſprachen Leipziger, und es war auffallend, daß ſie dem blos äußerlichen Reize ſo viel Werth beilegen konnten für das Leipziger Publicum. Eine gewiſſe Unbeſtändigkeit ſchimmerte da hindurch, und erinnerte an die guten anderthalb Jahre der Schmidt'ſchen Direction, welchen ſo plötzlich magere Jahre folgten.

Herr v. Witte, welcher nicht ohne diplomatiſches Air, lächelte kopfſchüttelnd zu dieſen Vermuthungen und ſagte nur: „Ja, die Leipziger!“ Das Publicum allerdings ſchien eine Haupturſache zu ſein, um welcher willen er ſich fortſehnte. Neigung zu Klatſch, welcher in mittleren Orten eine ganz andere Gewalt ausübt, als in großen Städten, ja Neigung zu boshaftem Klatſch wird Leipzig nachgeſagt, und das iſt gewiß eine große Gefahr für ein Theater, welches ſeiner Natur nach perſönlicher Hetzerei arg ausgeſetzt iſt, und Nichts ſo dringend bedarf als Verträglichkeit. Herr v. Witte hatte von wühlender Oppoſition ſehr zu leiden gehabt, man hatte „Flugblätter“ gegen ihn anonym ausgegeben in unerbittlicher Folge, man hatte das Privatleben in übelſter Weiſe hineingezerrt in die Theater-Polemik. „Ich räche mich an den Leipzigern“, ſagte Herr v. Witte mit leiſer Stimme, „indem ich Sie, Doctor, zu meinem Nachfolger mache.“

Er wollte damit ſagen, daß man von mir eine gute Direction erwartete, und daß ſeine Rache eine edelmüthige wäre.

Eine gute Direction! Ich habe ſchon erwähnt, daß ein Theil des Publicums nicht erbaut war von dem Programme, mit welchem ich aufgetreten, und in welchem ich keineswegs eine Muſterbühne verſprochen hatte.

Laſſen wir bei Seite, was einem Pachttheater in einer wohlhabenden Mittelſtadt immer fehlen muß, um die Anſprüche an eine Muſterbühne zu befriedigen; laſſen wir bei Seite, daß große Geldkräfte und ein großes Publicum immer bis zu einem gewiſſen Grade nöthig ſind, um ein erſtes Schauſpiel in einer unanfechtbaren Vollkommenheit und in einer unerſchütterlichen Stätigkeit herzuſtellen. Sprechen wir zunächſt nur von der äſthetiſchen Frage, welche ich zu beantworten verſuchen wollte, indem ich ſolch eine Direction übernahm.

Wie verhielt ich mich zu den Schul- und Streitfragen, welche im norddeutſchen Theater verfochten worden waren ſeit beinahe einem Jahrhundert? Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln darzulegen geſucht, daß die Unterſchiede zwiſchen dieſen Schul- und Streitfragen allmälig verwiſcht worden, daß aber in Norddeutſchland die Vorſchriften der Weimar'ſchen Schule immer noch in einiger Giltigkeit ſind. In einiger Giltigkeit. Das will ſagen: ein gewiſſer Reſpect, wenn auch zumeiſt ein unklarer Reſpect vor idealen Formen, welche man von der Schauſpielkunſt fordern dürfe, herrſcht noch vor im norddeutſchen Theater-Publicum. Wie dieſe Formen ausſehen ſollen, darüber waltet Ungewißheit und mitunter Streit. Schöne Declamation und ſchöne Bewegungen des Schauſpielers können mit Sicherheit auf Auszeichnung von Seiten des Publicums rechnen, und wenn ein charakteriſirender Schauſpieler von großem Talente den großen unbefangenen Theil des Publicums zu ſtarken Beifallsäußerungen fortreißt, ſo wird das feinere Publicum immer hinterher ſeinen Zweifel äußern, ob ſolche Schauſpielerei nicht die Grenzlinie des Zuläſſigen überſchreite und das Weſen der idealen Schönheit verletze.